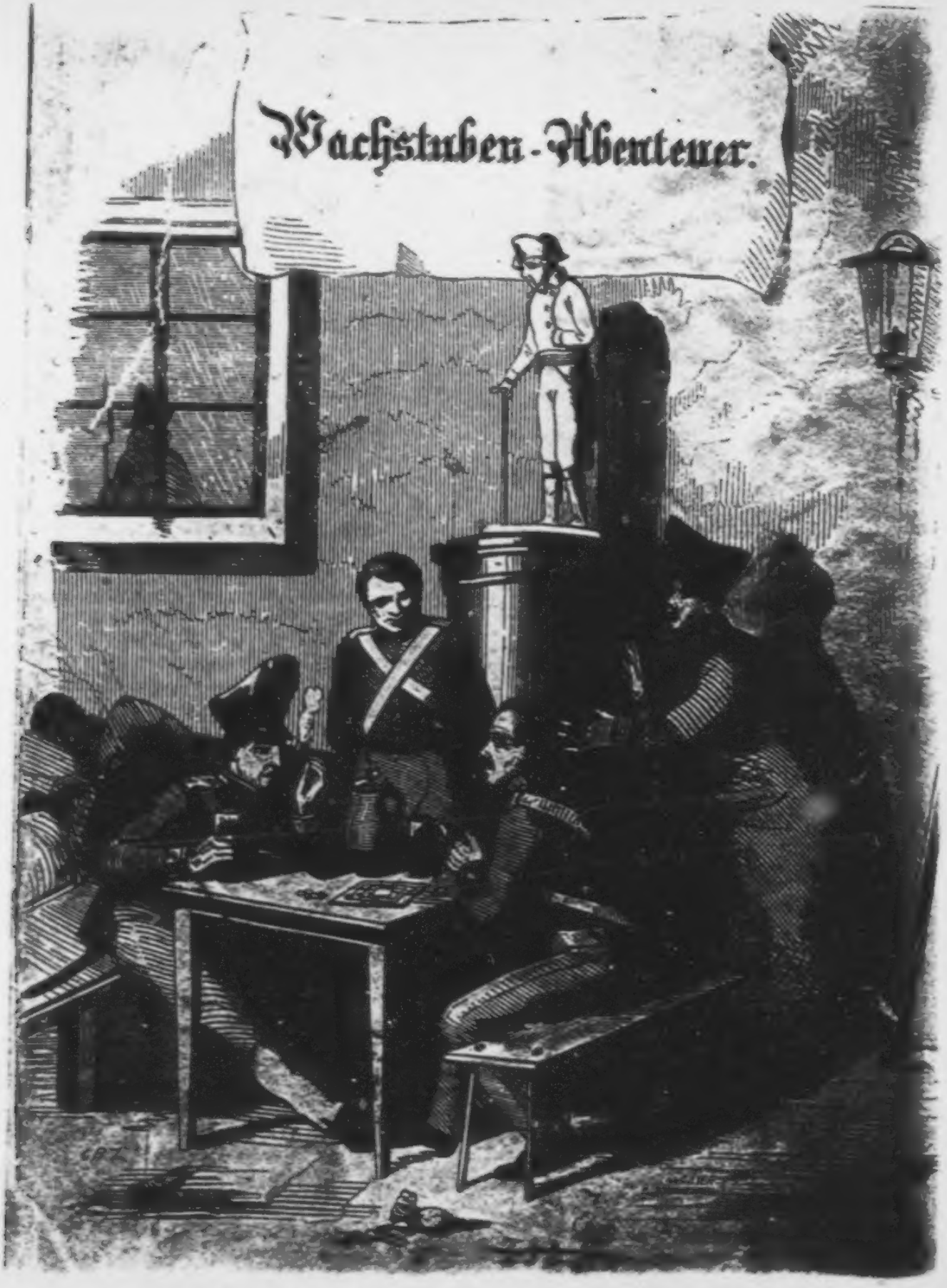
Wachstuben-Abenteuer.

Wachtſtubenabenteuer.

Von

F. W. Hackländer.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1845.

Erſtes Capitel.

Der Leſer lernt das Innere einer Unteroffizier-Wachtſtube kennen und macht die Bekanntſchaft des commandirenden Bombardiers.

Man muß ſich in die Myſterien einer Wachtſtube nicht zur Zeit des Sommers einweihen laſſen, wenn draußen Alles grünt und blüht, und der Geruch der Birke oder der Duft des Graſes neugierig zu den Fenſtern hereinſäuſelt, um von den ſchweren Dämpfen im Innern des Locals gleich erſtickt und vertilgt zu werden. Man muß ebenfalls nicht lüſtern ſeyn, dieſem Orte einen neugierigen Blick zu ſchenken in den Vormittagsſtunden, wo die alte Wache ſich damit beſchäftigt, das Local und die Geräthſchaften für die neue, die Mittags einzieht, in beſtmöglichen Stand zu ſetzen. In dieſem Augenblick würde der Staub, der von dem arbeitenden Beſen aufwirbelt, im Einklange mit ſeinen Verwandten, die aus den Uniformen und Mänteln der Soldaten hervorkommen, ſelbſt Einem, der an dergleichen Sachen gewöhnt iſt, den Athem verſetzen. Auch wenn Alles nach militäriſchen Begriffen reinlich geputzt und geſäubert iſt, wenn von den Bänken und Tiſchen

die kleinen Häufchen übrig gebliebener Tabackasche fortgeblasen sind, wenn der Ofen als Vulkan in Thätigkeit nicht mehr von Aschenhaufen umgeben ist, die gleich ausgebrannten Kratern um ihn herliegen, so ist doch in solchen Augenblicken die Wachtstube noch nicht befähigt, einen anständigen Besuch zu empfangen.

Die neue Wache ist eben eingezogen und macht es sich bequem. Der Commandant schreibt seinen Meldezettel oder bereitet sich seinen Kaffee und wird in diesen Geschäften jeden Augenblick von meldenden Soldaten oder visitirenden Offizieren gestört. Er muß seine Posten besichtigen, hat die verschiedenen Localitäten zu übernehmen, die zu seiner Wache gehören, und auf diese Art vergeht ihm der Nachmittag eines Wintertags. Wir nehmen an, daß das Local, von dem wir die Ehre haben, zu erzählen, zu einem detaschirten Fort, das sich eine kleine Viertelstunde von der Stadt befindet, gehört. Die Wachtstube ist ein bombenfestes Gewölbe, dessen einzige fensterartige Oeffnung eine enge Schießscharte ist, die noch obendrein durch grünes trübes Glas geblendet wird. Da die Kälte es nicht erlaubt, wie an einem schönen Sommerabend die Thür zu öffnen, so ist hier die Nacht schon längst eingetreten, während draußen noch die Sonne ihre letzten Strahlen über die fernen Berge schießt. Rings ist die Gegend verschneit und die Schildwache vor dem Fort wickelt sich fester in ihren Mantel und läuft auf und ab, um sich zu erwärmen. Dabei hat sie an diesem Ort nicht nöthig, mit besonderer Aufmerksamkeit auf herumwandelnde Patrouillen oder Runden zu achten; denn erstere haben in dieser entlegenen Gegend nichts zu thun, und der Offizier, der letztere zu versehen hat, trat heute Mittag auf dem Paradeplatz zum Wachtkommandanten und sagte ihm so herablassend wie möglich: „Sie, Unteroffizier, halten Sie Ihre Wache gut in Ordnung, 's ist verflucht kalt, ich komme vielleicht, den Posten untersuchen, ohne in die Wachtstube zutreten, ich bin dann so zwischen eins und zwei da gewesen.“

Der Offizier, der so zu seinem Untergebenen spricht, hat wahrscheinlich erst vor Kurzem die Epauletten erhalten, und da auf der Kriegsschule Unteroffiziere seine Cameraden waren, hat er sich noch nicht so an den kolossalen Unterschied der Stände gewöhnt und gedenkt noch der Zeit, wo ihm der Offizier der Runde ein Gleiches sagte. — „Sie haben mich also verstanden, Unteroffizier? zwischen eins und zwei Uhr!“ — „Zu Befehlen, Herr Lieutenant!“

Durch das Bewußtseyn, nicht überrascht zu werden, ist nun auf der Wachtstube des detaschirten Forts die vollkommenste Sicherheit und Sorglosigkeit eingetreten. Zwischen den dicken Mauern wird seit Beginn der kalten Witterung täglich auf das Fürchterlichste geheizt, denn Holz und Kohlen bekommt jede Wache so ziemlich genug geliefert und daran etwas zu sparen, würde sich ein gewissenhafter Wachtkommandant als einer Sünde fürchten. Im Gegentheil, es findet nicht selten eine gewisse Verschleuderung des Brennmaterials statt. Da wird zuweilen eingeheizt, daß die Fliegen vor Hitze von der Wand fallen müssen, und alsdann die Thüre geöffnet, um auch draußen der kalten Welt etwas zukommen zu lassen. Da aber durch ein solches Verfahren doch je zuweilen der Kohlen- und Holzvorrath früher erschöpft wird, als nöthig, so nimmt man zu allerhand unerlaubten Fouragierungen die Zuflucht, wovon wir später reden werden.

Es ist Abends sechs Uhr; die neuen Posten sind so eben aufgezogen und die alten, vor Kälte ziemlich steif gewordenen, treten in das Gewölbe und lassen sich auf einer der hölzernen Bänke nieder, um die Eisentheile ihrer Gewehre und Säbel, die von der Hitze anlaufen, mit dem Mantel abzuputzen, damit sie nicht rostig werden. Der Ofen pfeift und summt und verbreitet eine ziemliche Hitze um sich. Vor demselben steht eine Bank, und auf ihr liegt der Wachtkommandant lang ausgestreckt. Er hat den Tschako als Kopfkissen

unter ſein Haupt gerückt, das Lederzeug gelöſt, und die Patrontaſche und den Säbel auf die Seite geſchoben, damit dieſe Gegenſtände, die, wenn ſie ordonnanzmäßig befeſtigt werden, auf ſeinem Rücken befindlich ſind und ihn ſehr geniren würden, ihn in ſeiner bequemen Lage nicht hindern.

Der Wachtkommandant iſt ein junger Menſch von vielleicht fünf und zwanzig Jahren und ſeines Ranges Bombardier bei der Fußartillerie. Er trat, wie viele ſeines Gleichen, vor einigen Jahren ein, mit der feſten Abſicht, ſich die Epauletten zu verdienen; doch ging es ihm wie manchem Andern, anſtatt in ſeinen Nebenſtunden zu ſtudieren und ſich die nöthigen Kenntniſſe anzueignen, zog er es vor, ſich in ſeiner eigenen feinen Uniform auf den Straßen und den Kaffeehäuſern zu zeigen. So verlebte er ſein erſtes und zweites Jahr und als endlich die Zeit kam, wo er das Examen ablegen ſollte, nach deſſen Beſtehung er in die Kriegsſchule aufgenommen werden konnte, hatte er die wenigen Kenntniſſe, die er mit in den Militärſtand gebracht, rein vergeſſen. Andern, die ſich in gleichem Falle befanden, waren in dieſem kritiſchen Zeitpunkt die Augen aufgegangen, und weil ſie nun vernünftig genug waren, einzuſehen, daß ſie, da ſie bei dem täglichen ſchweren Dienſt genug zu thun hatten, das Fehlende nicht nachholen würden, ſo ergaben ſie ſich in ihr Schickſal, und verließen, wenn ſie andere Ausſichten hatten, den Militärſtand.

Nicht ſo der Bombardier Tipfel, der in dem detaſchirten Fort auf der Ofenbank ſeinen Wachtverpflichtungen obliegt. Die Natur hat ihn bei einer ziemlichen Körperfülle mit einer guten Doſis Gleichgültigkeit ausgeſtattet, ſo daß es ſchwer war, ihn zu einem Entſchluß zu bringen. Ehe es ihm in den Sinn gekommen war, ſeine Stirne mit militäriſchen Lorbeern zu ſchmücken, war er Schreibergehülfe bei einem Advokaten geweſen, und hatte da bei der Langeweile, die ihm das Copiren der Proceßakten verſchaffte, langſam

die Idee in sich verarbeitet, die Feder aus der Hand zu legen und die Lunte zu ergreifen. Obgleich ihm sein Prinzipal diesen Schritt sehr widerrathen hatte und ihm unter Anführung der traurigsten Beispiele die Zukunft vor Augen gestellt, daß er es doch nie zum Offizier bringen würde, und also sein Leben als Unteroffizier oder höchstens als Feldwebel verbringen müßte, so war doch Tipfel gerade durch sein Phlegma nicht der Mann, sich von einem einmal vorgenommenen Schritte abbringen zu lassen. Er wurde also Kanonier, avancirte zum Bombardier, und als die Zeit endlich kam, wo ihm der Abtheilungskommandant die Gewissensfrage vorlegen ließ, ob er sich mit Kenntnissen wohl so gerüstet glaubte, um vor dem Auge des Brigadecommandeurs das nöthige Examen abzulegen, so ging er drei Tage mit sich selbst zu Rath und hatte alsdann, wie schon oben bemerkt, die traurige Entdeckung gemacht, daß ihm von seinen früheren Kenntnissen nichts geblieben war.

Anstatt nun aber zu seinem vorigen Geschäft zurückzukehren, nahm Tipfel auf's Neue drei Jahre Dienst an, und faßte den, für seine unendliche Faulheit wenigstens merkwürdigen Entschluß, einen Versuch zu machen, ob es nicht gelingen könnte, das Fehlende nachzuholen. Diesem Vorsatz getreu, sehen wir ihn auf der Ofenbank liegen, sein dickes rothes Gesicht etwas gegen das Feuer gekehrt, und mit beiden Händen ein Buch haltend, aus dem er auswendig lernt. Es sind Kohlrausch's Geschichtstabellen, dessen erste Abtheilung er seinem Gedächtnisse einzuprägen versucht.

Die Soldaten, die um ihn her sitzen und aus ihren kurzen irdenen Pfeifen einen nichts weniger als wohlriechenden Taback rauchen, mögen den Bombardier Tipfel gut leiden, weil er bei seinem Gleichmuth sehr gutmüthig ist und selten zu dem Entschluß kommen kann, ein böses Wort gegen seine Untergebenen zu gebrauchen. Außer dieser Gutmüthigkeit und seinem Phlegma, die ihm nicht erlaubten, auffahrend

und heftig zu werden, iſt auch noch eine andere Urſache vorhanden, welche ihm gebietet, ſeine Untergebenen mit der größten Nachſicht und Güte zu behandeln, um ſie bei guter Laune zu erhalten. Durch ſeine Anſtrengungen beim Auswendiglernen iſt ihm der Tſchako etwas auf die Seite gerückt und faſt im Begriff auf den Boden zu fallen. Anſtatt ſein ſchweres Haupt zu erheben und ſein Kopfkiſſen wieder in die richtige Lage zu bringen, hält er es mit dem Hinterkopfe krampfhaft feſt, und die Anſtrengung, die ſich in ſeinen Geſichtszügen malt, gibt genugſam zu erkennen, daß er damit keine leichte Arbeit hat. Endlich aber rutſcht der Tſchako immer mehr auf die Seite, und da er nicht mehr im Stande iſt, ihn feſtzuhalten, ſo läßt er ihn gleichmüthig auf den Boden rollen, wo dann einer der Kanoniere alsbald in pflichtmäßigem Dienſteifer herbeiſpringt und ihm denſelben unter den Kopf ſchiebt.

Ohne dieſen zu verdrehen, murmelt er zwiſchen den Zähnen ſeinen Dank und fügt hinzu: „Höre Du, Alter, ſey doch ſo gut und rücke die Bank einen Fuß vom Ofen weg, es wird mir zu warm — ſo — noch ein Bischen weiter — jetzt iſt's recht! Danke, Männeken!“ —

Ich muß hier beifügen, daß Tipfel eine Zeitlang in Norddeutſchland gelebt hatte und es liebte, wenn ihn die Leute für einen Berliner anſahen. Nach dieſer kleinen Dienſtleiſtung rückten die Soldaten näher um den Ofen und legten neues Holz und Kohlen zu, was der Bombardier geduldig mit anſah, ob ihm gleich die Hitze ein Bischen zu groß wurde, ſo daß er ſich in kurzer Zeit wieder einige Zoll vom Ofen wegrücken ließ. Da aber die Wachtſtube ſehr klein war, ſo war er mit dieſen Manövern bald am Ende derſelben, und nachdem der gute Bombardier einen ſchwachen Verſuch gemacht hatte, ſeine Untergebenen dahin zu bringen, daß ſie die Thüre ein wenig öffneten, wogegen ſich aber dieſe einſtimmig erklärten, zwickerte er freundlich

mit ſeinen kleinen Augen und ließ auf ſeinem Geſicht ein Lächeln erſcheinen, wie es wohl der ſelbſtgefällig thut, der einen klugen Einfall hat. Bei dem Bombardier Tipfel war ein ſolcher ebenfalls Veranlaſſung zu dem freundlichen Geſicht, das er machte, denn er wandte ſich gegen den Ofen und rief einen der Kanoniere namentlich an:

„Lieber Schulten,“ ſagte er ſo artig wie möglich, „Du könnteſt mir einen großen Gefallen erzeigen; willſt Du das wohl thun?“

„Jo,“ antwortete der Kanonier in ſeiner niederrheiniſchen Mundart, „wat ſoll ik dohn? Ik heff ehnen nok nix afſchloon, Bombardier.“

„Ich weiß das, liebs Männeken,“ entgegnete dieſer, „ſey alſo ſo gut und ſetz Dich hier neben mich auf die Erde — ſo — nun nimm dieſes Buch.“ Der Kanonier that, warum er gebeten worden, und nahm Kohlrauſch's Geſchichtstabellen zur Hand. „Es iſt mir nämlich hier viel zu heiß,“ erörterte Tipfel, indem er dann dem Kanonier die Bewegung vormachte, mit der er das Buch handhaben ſollte, um ihm friſche Luft zuzufächeln und die zudringlichen Fliegen zu entfernen, die ſich in dieſen Gewölben immer aufhalten. Schulten that lachend, wie ihm befohlen, und lachend fiel das Corps der andern Soldaten hinter dem Ofen ein. Auch über das Geſicht des Bombardiers Tipfel ergoßen ſich einige Strahlen des ſeligſten Entzückens und er murmelte das, was er eben auswendig gelernt hatte, behaglich vor ſich hin. Doch die angenehme Lage, in der er ſich befand, ließ ihn nicht lange das beſchwerliche Geſchäft des Memorirens fortſetzen. Wie eine ſehr defekte Straßenorgel bei dem eifrigſten Drehen noch hie und da einen Ton des Liedes von ſich gibt, ſo auch der Bombardier. Er lallte noch einigemal mit ſchwerer Zunge und entſchlief ſanft. Schulten, der dies auch bald merkte, ſenkte Kohlrauſch's Geſchichtstabellen und wandte ſich darauf gegen ſeine Cameraden, von denen einer gerade im Begriff war, eine ſchaudervolle Geſpenſtergeſchichte zu erzählen,

indem er ihnen mit den Augen zuwinkte und leiſe ſagte: „Bſt! bſt! Bombardier ſchlöpt.“

Ja, er ſchlief wirklich. Vergeſſen war die Aufgabe, die er ſich geſtellt, in ſeinen leeren Kopf alle die Gegenſtände hineinzubringen, die zu einem militäriſchen Examen nöthig ſind. Vergeſſen waren die Geſchichtstabellen und ſelbſt im Traum mußte ihm etwas ganz Anderes vorſchweben, denn er ſchmatzte zuweilen mit dem Mund, als genöße er ein gutes Bier und darauf zog er die Luft an ſich, als rauche er eine Pfeife dabei. Die Kanoniere wollten den Schlaf ihres Vorgeſetzten nicht ſtören, Schulten war hauptſächlich hiefür geſtimmt, denn er hatte an der Wedelei mit dem Buche nicht viel Geſchmack gefunden und gebrauchte es, da er es jetzt einmal in der Hand hatte, ſo profan wie möglich, denn mit den vier Ecken deſſelben kratzte er ſich auf ſeinem Kopfe oder an andern Theilen ſeines Körpers, wo er ein Bedürfniß hiezu verſpürte.

Die feierliche Stille, welche ſeit dem Entſchlafen des Bombardiers auf dem Fort ruhte, ſollte indeſſen nicht lange dauern. Der Himmel hatte ſich ſchon beim Untergang der Sonne leicht getrübt, und der Kanonier, der von vier bis ſechs die Wache gehabt hatte, erzählte, daß der Himmel ganz mit Schafheerden bedeckt geweſen, daß die Sonne blutroth untergegangen und nach dieſen untrüglichen Anzeigen in der Nacht noch ein Schneeſturm zu gewärtigen ſey. Und er hatte ſich nicht getäuſcht. Denn bald machte ſich der Wind bemerkbar und heulte und rauſchte um das Fort herum, und da es in einer Ebene lag, ziemlich entfernt von der Stadt, ſo konnte das Wetter an den freiſtehenden eckigen Werken ſeine ganze Tücke ausüben, was es denn auch nicht unterließ. Man hörte den Sturm langſam näher kommen, wie er ſich zuerſt mit den Birken, die auf dem Glacis des Forts ſtanden, beſchäftigte, dann wie eine kluge Armee die kleine Feſtung langſam zu umzingeln ſchien, und plötzlich von allen Seiten heulend

und tobend gegen ſie hereinbrach, ſo daß es auf den Schießſcharten der äußern Mauer ordentlich pfiff, und zwiſchen den tiefen brummenden Tönen, die der Wind in den langen Thorwegen verurſachte, trillerten oben auf den Thürmen die Windfahnen auf's kräftigſte.

Die Soldaten ſaßen in der Wachtſtube ruhig bei dem Ofen und lauſchten aufmerkſam dem Toben des Sturmes. Schulten meinte: Der Düvel ſey los, und alle dachten fröſtelnd an die nächſten Stunden, wo auch ſie, draußen auf dem Poſten ſtehend, dem Unwetter preisgegeben ſeyn würden.

Da hörte man plötzlich, wie die äußere Barriere des Forts eilig geöffnet wurde; dann kamen Fußtritte über den Hof und die Soldaten, die emporſchracken und nichts anders glaubten, als es ſey die Runde, die ſie ſo unvermuthet überfalle, rückten eilfertig ihr Lederzeug zurecht, und dann ſprang Schulten auf den Bombardier zu und fing an, ihn auf's Kräftigſte zu rütteln. Jetzt öffnete ſich aber auch ſchon die Thüre und die Soldaten erkannten unter dem beſchneiten Tſchako, der hereinſah, das Geſicht ihres Cameraden, der ihnen eilig meldete: es komme Jemand auf das Fort zu, der ganz genau wie ein Offizier ausſehe.

Der feſte bleierne Schlaf des Bombardiers war jetzt auch der kräftigen Fauſt Schulten's gewichen, und nachdem er noch einmal heftig mit den Lippen geſchmatzt, als wolle er den Bierkrug, der ihm vielleicht im Traume vorſchwebte, bis auf den Grund leeren, riegelte er ſeine ſchweren Augenlieder auf und fragte ſo freundlich wie möglich: „Nu, Männeken, was gibt's denn?“

Doch kaum hatte ihm Schulten zugerufen, daß ſich die Runde dem Fort nähere, ſo fühlte ſich Tipſel gänzlich erwacht, und verſuchte es, mit einem gewaltigen Satz auf die Beine zu ſpringen. Doch gelang ihm dies nur halb und er kam auf die Bank zu ſitzen, wo er ſich ſo ſchnell wie möglich daran machte, ſein Lederzeug in Ordnung

zu bringen. Er war aber mit dieſem Geſchäft noch nicht zu Ende, als die äußere Barriere wieder knarrend aufging und ihn die herannahenden Tritte überzeugten, daß ſich die gefürchtete Runde innerhalb des Hofes befinde. Wenn ſich in dieſem Augenblicke ſeine dicken Finger ſo viel als möglich beeilten, um mittelſt des ordonnanzmäßigen Knotens Patrontaſche und Säbel auf dem Rücken zu vereinigen, ſo hielt er doch plötzlich in dieſer Arbeit ein, denn eine Stimme, welche die ſtolpernden Schritte im Gange draußen accompagnirten, überzeugte ihn, daß ſie keiner Runde angehörte.

„Himmelſakerment!“ fluchte es draußen, „ſoll man ſich denn in dieſem verwünſchten Rattenneſt Arm und Beine brechen? He, Tipfel, laß doch einmal leuchten!“ Doch wenn auch Jemand minder langſam in ſeinen Entſchlüſſen und Befehlen geweſen wäre, als der Bombardier Tipfel, ſo hätte er doch dieſem Befehle nicht Folge leiſten können; denn kaum waren die Worte verhallt, ſo öffnete auch der Sprecher, ohne Hals und Bein gebrochen zu haben, von ſelbſt die Thüre und warf darauf einen beſchneiten Mantel ſo haſtig von ſich, daß die Schneeflocken im ganzen Gewölbe herumſtoben in die Geſichter der Kanoniere, die ſich raſch abwandten und auf den heißen Ofen, der davon zu ziſchen begann.

Zweites Capitel.

Worin ein junger Freund des Commandirenden erſcheint, und welches daher von kleinen militäriſchen Vergehen handelt; auch wird in dieſem Capitel gezeigt, wie ſchön es iſt, wenn Offiziere und Unteroffiziere in gutem Einverſtändniſſe leben.

Der Eingetretene war ein junger Mann, wohl jünger als der Bombardier Tipfel, und wie man auf den erſten Blick ſah, von einem ganz andern Temperament als dieſer. Der Bombardier hatte nicht ſobald erkannt, daß es keine Runde ſey, die ihn bedrohe, als er die Arbeit, ſein Lederzeug zuſammenzubinden, weder zu Ende brachte, noch den halbgeſchürzten Knoten auflöſte, indem er wahrſcheinlich bei ſich ſelbſt dachte, daß dieſe beiden Armaturſtücke, die ſich nur mit Mühe auf ſeinem dicken Rücken vereinigen ließen, ſich ohne ſeine Hülfe bald wieder trennen würden. Er ließ ſich langſam auf die Bank nieder und lächelte vergnügt, als er ſeinen Beſuch jetzt genauer beſichtigte, ohne ſich die Mühe zu nehmen, ein Paar Schneeflocken zu entfernen, die ſich ſeinen auf dicken Wangen niedergelaſſen hatten, und da ſehr

langsam schmolzen. Der Eingetretene trug ebenfalls die Uniform der Artillerie, d. h. er trug grade das, was man bei den Offizieren Interimsuniform, bei den Gemeinen aber Jacke zu nennen pflegt, ein Gewand mit kurzem Schoos und vorn auf der Brust mit einer Reihe Knöpfe. Da diese Jacke sowohl wie seine Beinkleider von feinem Tuche waren und dem wohlgewachsenen Manne recht gut angepaßt, so bildete er einen angenehmen Contrast mit dem Bombardier Tipfel, der der Bequemlichkeit halber sich die weiteste Uniform hatte geben lassen, die nur auf der Kammer zu finden war. Der Andere war von der reitenden Artillerie und hatte freilich gegen alle Vorschrift den schönen zierlichen Säbel an einer feinen glänzenden Kuppel hängen. Auch waren die kleinen weißen Bänder, die er als Zeichen seiner Bombardierschaft auf den Achseln trug, nicht von Zwirn, sondern von Silber, ganz wie die der Herren Offiziere, ein Verbrechen, das im Falle der Entdeckung schwer bestraft worden wäre.

„Guten Abend, lieber Tipfel, sagte der junge Mann, und warf sich neben ihn auf die Bank hin, „ thut mir leid, daß ich Dich gestört habe, Du hast wahrscheinlich geschlafen, liebes Herz?“

„Ah, bitte recht sehr,“ entgegnete Tipfel, und machte einen Versuch, sich der Geschichtstabellen zu bemeistern, die Schulten in der Verwirrung neben den Ofen in die Asche hatte fallen lassen. Doch da er, ohne sich gar zu sehr anzustrengen, sie nicht erreichen konnte, zeigte er nur darauf hin, und sagte: „Siehst Du denn nicht, Freund Robert, daß ich memorirt habe?“

„Gott,“ sagte der Andere laut lachend, „Du hast also memorirt? Na, beruhige Dich nur, ich will Dich nicht examiniren. Ich habe in der That ganz andere ernste Dinge mit Dir zu sprechen. Ich habe gestern ein Abenteuer gehabt, sieh, Tipfel, ein Abenteuer; daß ich Dir jetzt Alles ausführlich erzähle, ist ein Beweis, wie sehr ich Dich liebe.“

Tipfel ſchien dieſen Grund gerade nicht bemerkenswerth genug zu finden, daß man ſeine Ruhe hätte zu ſtören brauchen und entgegnete deshalb: „So, ein Abenteuer? und darum kommſt Du daher, mich zu ſtören? Das hat wahrſcheinlich noch ſeine Nebenurſachen.“

„Ja, die hat's, Bruder Tipfel,“ ſagte Robert,“ ich komme hieher, um von Dir einen ungeheuren Dienſt zu verlangen.“

„So,“ entgegnete Tipfel, und ſah ihn zweifelhaft an;“ ich will Dir gern Alles zu gefallen thun, was ich kann; aber,“ fügte er leiſer hinzu, „wenn es Dir an Geld fehlen ſollte, da ſoll mich der Teufel holen, wenn ich Dir helfen kann.“

Lachend ſagte darauf der Andere: „Sey nur ruhig, ich weiß ſehr gut, daß Du beſtändig ſelber auf dem Trockenen ſitzeſt, und kannſt Dir wohl einbilden, daß ich den Schuhmacher nicht beſuche, wenn an meiner Uhr etwas zerbrochen iſt.“

Einen Augenblick ſah ihn Tipfel an, als ſuche er den Sinn dieſes Vergleichs, dann ſchien ihm plötzlich ein Licht aufzugehen: er lächelte aber nur ein ganz klein wenig und ſagte darauf: „War nicht ganz ſchlecht!“

„Jetzt aber höre mein Abenteuer,“ ſagte Robert, und nahm ſeinen Säbel zwiſchen die Beine, um die Arme und den Kopf darauf zu ſtützen.

„Warte noch einen Augenblick, Männeken, ehe Du anfängſt,“ entgegnete Tipfel, und darauf wandte er ſich zu den Kanonieren, denen er ſagte: „Na, ſeyd doch ſo gut und gebt mir die Bank her, worauf Ihr ſitzt, könnt Euch ja ſo lange auf dem Tiſch placiren. Und Du, Schul:en, da haſt Du meine Pfeife, ſtopf ſie mir, mein Taback liegt in der Schublade. So, ſetze die Bank hier neben die andere.“

Die Kanoniere thaten, wie ihnen befohlen war, und darauf ließ ſich Tipfel den Mantel ſeines Freundes zuſammenwickeln, den

er als Kopfkiſſen an das Ende der Bank legte, ſtreckte ſich nicht ohne Mühe lang darauf aus und machte ein recht vergnügtes Geſicht, als ihm Schulten die Pfeife in den Mund geſteckt hatte, und auf den Taback ein brennendes Papier gelegt.

Der junge Mann hatte allen dieſen Vorbereitungen unter lautem Lachen zugeſehen, ſetzte ſich dann dicht neben ſeinen bequemen Freund und bat um geneigtes Gehör. Tipſel that einige mächtige Züge aus ſeiner Pfeife und ſagte darauf ſehr herablaſſend: „Ja, Männeken, jetzt wollen wir Dich anhören.“

„Du weißt,“ begann Robert mit großer Lebhaftigkeit zu erzählen,“ daß ich vorgeſtern auf vierundzwanzig Stunden in Arreſt kam, weil ich mir mit meinem Vetter Eduard den, auf Ehre! ganz unſchuldigen Spaß gemacht hatte, meinem Pferd die Füße roth zu färben. Sieh, es war Sonntag Nachmittag, es kam Niemand, der mit uns Whiſt ſpielen wollte, und Du weißt ſehr gut, daß mein Vetter Eduard der ungeheuer ſchlechteſte Piquetſpieler iſt, den es auf Gottes weiter Erde nur gibt. Ecarté kann er auch nicht, und was ſollen wir mit einander häufeln und uns das Geld abgewinnen, da es der Glückliche doch dem Andern wieder pumpen müßte, und wahrſcheinlich nie etwas davon zurückbekäme. Ich hatte auf der Guitarre ſchon alle meine Arien abgeklimpert, und die beiden Putzmacherinnen, die uns gegenüber wohnen, waren ausgegangen, der Teufel mag wiſſen, wohin, und ſo gab es alſo auch nichts zu kokettiren. Vetter Eduard, Du kennſt ihn ja, er iſt gleich melancholiſch geſtimmt, legte ſchon ſeinen Kopf in die Hand und wir grübelten zuſammen nach, womit wir uns amüſiren könnten; da hatte er plötzlich den ganz delicioſen Einfall, einmal den Verſuch zu machen, wie meinem ehrwürdigen Rappen, anſtatt er vier weißen Füße, die er hat, wohl dergleichen von rother Farbe ſtehen würden. Ich fand dieſe Idee ganz famos, mein Burſche

mußte Zinnober holen, und wir gingen in den Stall und salbten meinem Rappen die Beine brennend roth."

„Es sah gar nicht schlecht aus, ich versichere Dich, und wir standen gerade in gehöriger Entfernung, um den Totaleffect, den das Ganze machte, besser übersehen zu können, als plötzlich die Stallthüre aufging. Ich dachte an gar nichts Böses, weshalb Du Dir meinen Schrecken denken kannst, als der Wachthabende, der uns bis dahin gar nicht bemerkt, in die Stallgasse flog und meldete: „Auf Stallwache, Herr Hauptmann, ein Unteroffizier und drei Mann, hundert sechs und dreißig Pferde, wovon zwei krank."

„Denke Dir, Tipfel, diesen schrecklichen Augenblick! Ich sprang rasch zu meinem Pferde in den Ständer, nahm mein Sacktuch heraus und fing an zu reiben, was das Zeug hielt. Mein Vetter Eduard, der lange unbehülfliche Mensch, der obendrein nur Infanterist ist, konnte mir nicht einmal helfen, und schon kam der Hauptmann Dampfschiff nach und nach näher. Du weißt wohl, die ganze Batterie nennt ihn so, weil er immer von sich bläst und schnaubt, und weil er mit so großem Getöse Athem holt. Also Kapitän Dampfschiff kommt näher, und obendrein muß ich hören, daß er sich gerade in sehr schlechter Laune befindet, denn er bläst stärker als sonst, und hat an Allem was auszusetzen. — „Puh, Unteroffizier!" sagte er, „die Streu da scheint mir auch noch sehr naß zu seyn. Puh! puh! Habens wahrscheinlich vergessen, sie gehörig ausbreiten zu lassen!" — „Entschuldigen, Herr Hauptmann," entgegnete der Wachtkommandant. — „Puh, puh! schweigens nur," sagte der Kapitän darauf, und jetzt ist er an meinem Ständer."

„Nun, lieber Tipfel, laß mich keinen Versuch machen, sein Gesicht in jenem Augenblicke zu schildern. Er blies die Backen auf, und da er zu gleicher Zeit vor Zorn und Wuth roth im Gesicht wurde, so verschwanden seine kleinen Augen gänzlich. — „Puh! puh

Bombardier!“ schrie er, „was soll denn das heißen? Sind Sie des Teufels? Puh des Teufels? oder sind Sie verrückt? Was soll das heißen? und was macht die Infanterie in meinem Pferdestall?“ — Da ich solche Fragen doch unmöglich alle auf einmal beantworten konnte, so beantwortete ich gar keine, und stotterte nur etwas so ungefähr wie: „Entschuldigen, Herr Hauptmann — kleiner Spaß — bitte recht sehr“ — und erwartete geduldig mein ferneres Schicksal.“

„Die Unmasse von Luft, die der große Zorn in den Augen des Hauptmanns Dampfschiff aufgejagt hatte, ließen ihn nicht, wie es sonst wohl seine Art ist, eine große Rede halten, sondern er diktirte mir kurz meine Strafe, die aber noch ziemlich gelinde ausfiel, und ich mußte meinem Roß die Beine wieder abwaschen, und dann händigte mir der Wachtmeister eine Verpflegungskarte auf Nro. Sicher ein, wo ich mich, so gut es gehen wollte, vier und zwanzig Stunden zu amüsiren hatte.“

Hier unterbrach sich Robert einen Augenblick, und Tipfel, der indessen mit dem vergnügtesten Gesichte von der Welt zugelauscht hatte, wandte, ohne den Kopf zu bewegen, seine Augen ein wenig auf die Seite, und fragte mit einer Stimme, die so dick und faul aus dem Munde heraus kam, als bestänben alle Worte aus viereckigen Klötzen: „So, das ist das ganze Abenteuer?“ Der Gefragte seufzte etwas Weniges, und entgegnete darauf: „Ach, nein, lieber Tipfel, ich habe Dir diesen kleinen Streich nur als Einleitung erzählt. Ich bekam also dafür vier und zwanzig Stunden Arrest.“

„Und das mit Recht,“ schaltete der dicke Bombardier ein, „denn ich muß Dir gestehen, Du hast wirklich schon bessere Witze gemacht.“

„Du kannst Dir denken,“ fuhr Robert nach einer kleinen Pause fort, „daß es übrigens eine verfluchte Geschichte war, an einem Sonntagnachmittage, wo es entsetzlich kalt ist, und wo im Theater eine meiner Lieblingsopern: Zampa, gegeben wurde, nach Nro. Sicher wandern

zu müſſen. Ich zog meine dickſten Reitſtiefel an, eine weite Reithoſe darüber und ließ ein Fläſchchen, das einen halben Schoppen Rhum enthielt, zwiſchen Stiefel und Strumpf hinabgleiten, um es vor dem Beherrſcher des Militärarreſthauſes, auch Rattenkönig genannt, zu verbergen. Das gelang denn auch vollkommen. Des Rattenkönigs Majeſtät fuhr mit ſeinen beiden Händen zur Unterſuchung nur ſehr oberflächlich an meinem Leib herunter, und als er in die verdächtige Gegend kam, wo die Stiefel anfingen, verurſachte ihm das Bücken einen ſo heftigen Huſten, daß er ſich alles Viſitirens enthalten mußte. Da wir auch alte Bekannte ſind, ſo brachte er mich in's erſte Stockwerk, wo ſeiner Verſicherung nach den ganzen Tag eingeheizt worden war. Doch es war bodenlos kalt da, und als ich ihm hierüber meine beſcheidenen Vorſtellungen machte, wurde er auf einmal ganz zornig, ſchlug mir die Thüre vor der Naſe zu, und ich hörte ihn noch im Gange huſten und murmeln: He, he! Grünſnabel! Grünſnabel! wollen Alles beſſer wiſſen, wie alte erfahrene Leute! he! he! Dann flogen noch einige Thüren krachend zu, und ich war einſam und allein. Sieh, es fing ſchon an dunkel zu werden, als ich einkachotirt wurde; es war bald ſechs Uhr, und das Theater mußte gleich beginnen. Da fiel mir dann der betrübte Contraſt zwiſchen hier und dort recht ſchwer auf's Herz. Hier bei der Kälte, daß einem die Zähne klapperten, eine Finſterniß, die man mit den Händen greifen konnte, dort der lampenerhellte, glänzende Raum, behaglich erwärmt und angefüllt mit der bunten Maſſe vergnügter Menſchen, die ſcharren und plaudern, klopfen und lachen. Das Parterre, wo hie und da Einer eine lächerliche Aeußerung macht, die ein Anderer auf dem Paradies mit dem Geſchrei irgend eines Thiers beantwortet; ach, das ganze ergötzliche Vorſpiel zu jedem Stück, das mit einem allgemeinen Klopfen auf dem Boden nach dem Takte der großen Regimentstrommel endigt, hatte jetzt wahrſcheinlich angefangen, und ich ſaß hier

in Ketten und Banden. Der Kapellmeiſter trat jetzt vor ſeinen Stuhl und ſchraubte ihn, um Zeit zu gewinnen, da er noch nicht gleich anfangen wollte, etwas in die Höhe, und jetzt, ja, jetzt, Tipfel trat auch ſie in ihre Loge.“

Dieſe letzten Worte hatte Robert Mann mit erhöhter Stimme geſprochen, beugte ſich etwas tiefer auf ſeinen faulen Freund herab, um zu ſehen, was dieſes Räthſelwort für eine Wirkung auf ſeinem Geſicht hervorbringe. Doch war dieſelbe eben nicht ſehr bedeutend. Tipfel ſpitzte ſeinen Mund wie ein Karpfen, blies mit der größten Ruhe ſeinen Tabak kunſtreich, zu runden Ringen geformt, in die Luft, und fragte dann höchſt proſaiſch und gleichgültig: „Sie? Wer iſt das? Sie?“

„Großer Gott!“ fuhr der junge Mann lebhafter fort, „Tipfel, Du biſt gräulich und vernachläſſigt; kannſt Du denn nicht denken, wer ſie war? Sie, die ich mit dieſem allgemeinen Ausdruck benenne? und die ſelbſt unter dieſem unklaren Begriff ewig in meinem Herzen leben würde?“

„Vielleicht eine der beiden Putzmacherinnen, mit welchen Du und der Vetter Eduard kokettirſt?“

„Ah, Tipfel, ich bitte Dich! Sie war ja auf der erſten Gallerie.“

„Na,“ entgegnete der Andere, „ich verſichere Dich, daß mich Deine Erzählung ſchon gehörig ennuyrt. Quäle mich daher nicht noch unnöthig mit Fragen.“

Der junge Mann ſtieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr fort: „Sie, die ich meine, Sie, die ich liebe und anbete, iſt die Tochter des Generals von P.“

Bei dem Namen dieſes hohen Vorgeſetzten nahm Tipfel die Pfeife aus dem Munde und ſah den Erzähler ſo ſonderbar lächelnd an, als wollte er damit ſagen: es ſcheine mit ihm nicht ganz richtig zu ſeyn. Doch dieſer ließ ſich nicht ſtören, ſondern fuhr fort:

„Ja, ich hatte mich ſchon lange in das Mädchen ſterblich verliebt.

Was habe ich nicht Alles gethan, um ihre Aufmerkſamkeit zu erregen? Habe ich nicht im vorigen Sommer alle Bälle, alle Kirchweihen rings herum beſucht, ja, jeden Ort, wo es nur die kühnſte Phantaſie für möglich halten konnte, daß der General mit ſeiner Tochter da ſeyn würde! Ich habe die Empfehlungsbriefe aus meinem Koffer hervorgeſucht, alle die außerordentlichen Empfehlungsbriefe von meiner Mutter, mit denen ich vor zwei Jahren hier ankam. Sie waren vom Liegen ganz gelb geworden. Doch da ſie vor zwei Jahren von dieſem Monat datirt waren, ſo habe ich es gewagt, ſie abzugeben, in der Hoffnung, die Leute würden die Jahreszahl für einen Schreibfehler anſehen."

„Durch dieſe Briefe nun wurde ich in langweilige Theevisiten eingeladen und habe ſo einige Duzend ſchrecklicher Abende verlebt, ehe mir einmal gelang, die ſchöne Auguſte zu ſehen und zu ſprechen. Ja, Tipfel, ich habe ſie geſprochen. Es war freilich nur ſehr wenig. Als ich ihr nämlich vorgeſtellt wurde, fragte ſie, ob ich ſchon lange hier ſey? Und dann kam der Papa und führte ſie an den Flügel, wo ſie eine Arie von Bellini ſingen mußte. Sieh, Tipfel, dieſer Geſang hat mich gänzlich verliebt gemacht. Doch wo bin ich eigentlich hingerathen?"

„Ich ſaß alſo im Arreſt, und nachdem ich mir zu meiner größten Qual mein trauriges Kerkerloch mit den ſchönſten Bildern bevölkert hatte, und mich darauf recht unglücklich fühlte, zog ich die Flaſche mit dem Rhum aus meinem Stiefel hervor, trank ihn bis auf den letzten Tropfen aus und fiel bald darauf in einen tiefen Schlaf. Als ich wieder erwachte, war es ſchon heller Tag, und dann wurde es bald Mittag, zwei, drei, vier Uhr, und als ſich mein Kerker wieder anfing zu verdunkeln, öffnete ſich meine Thüre, und ich war wieder ein freier Menſch. Nachdem ich mich dem Ratterkönig auf's Beſte empfohlen, ging ich in die Kaſerne und zog mich anders an."

„Ich habe mich nie mit größerem Behagen recht fein herausgeputzt, als nach ſo einer Gefängnißnacht, des Contraſtes halber. Es iſt ein göttliches Gefühl, Tipſel, wenn man ſich dann ſo recht tüchtig gewaſchen hat, da wird's Einem ſo recht heiß und behaglich, ja man glaubt, man könne die Welt auswärmen. Ich ſchlendere alſo herum, es war ſo ein recht angenehmer Abend, das heißt, für meine damalige Hitze grimmkalt — und es lag ſo auf den Straßen bis hoch in die Mitte der Häuſer ein feiner Duft, ein halb gefrorener Nebel Ich habe das ſehr gern. Dann ſehen die Leute von Weitem ſchon ſo groß aus, die Wagen rollen ſo dumpf und man hört den Gang der Menſchen ſo genau; es iſt, als wenn Alles ein Echo hätte, und dabei brennen die Straßenlaternen dunkelroth und werden in der Entfernung immer röther und kleiner. Ich lief dann herum, Straßen auf und ab, ohne eigentlichen Zweck, ja doch, damit ich nicht lüge, ich ging auch ein paarmal an ihren Fenſtern vorbei, es war Geſellſchaft oben. So mochte es acht Uhr geworden ſeyn, der Himmel hatte ſich etwas umzogen, und es fing ganz leicht an zu ſchneien; auch war es nicht mehr ſo kalt wie früher.“

„Da ich keinen Mantel bei mir hatte, ſo wollte ich mich gerade nach Hauſe begeben, als vor mir aus einer Seitengaſſe ein Menſch auftaucht, den ich, ſo bald er in meine Straße einbiegt, an ſeinem Mantel, ſeinem weißen Federbuſch und Säbel für einen Offizier erkenne. Dieſe Entdeckung hätte mich weiter nicht neugierig gemacht, wenn der Gang dieſes edlen Kriegsmannes nicht von außerordentlichen Erſcheinungen begleitet geweſen wäre. Weißt Du, er marſchirte gerade ſo, wie bei einer Belagerung der erſte Ingenieur, wenn er die Laufgräben traſſirt, was man ſo nennt im Zickzack gehen.“

„Anfänglich bildete ich mir ein, er ſuche irgendwo die Nummer eines Hauſes, und ſey nicht recht mit ſich einig, auf welcher Seite ſie zu finden ſey. Ich wollte ſchon näher eilen, und ihn unterrichten,

daß ſich die ungeraden Nummern links, die geraden rechts an der Straße befänden, als er ſich an den Ständer einer Gaslaterne lehnte, und ich durch die ſonderbaren Bewegungen, die er dabei machte, deutlich einſah, daß der Hoffnungsvolle etwas Weniges bekneipt ſey. Weißt Du, lieber Tipfel, er ſtreckte die Beine weit von ſich ab, ließ den Kopf auf die Bruſt herunterhängen und ſtieß einige ſonderbare Töne aus. Schon wollte ich mich ſachte vorbeiſchleichen, als er langſam ſeinen Kopf erhob und meiner anſichtig wurde. Der Aermſte dachte in dieſem Augenblicke wahrſcheinlich, er ſey auf dem Exerzierplatz, und mit dieſer Idee mochte ſich wohl der Wunſch vereinigen, mich zur Beihülfe näher zu rufen, denn er raffte ſich ſchwankend auf, wobei ſeine Knie ſich nach vorn beugten, als wollte er mir zu Füßen fallen, während die Spitze ſeines gewaltigen Hutes ſich leicht an den Laternenpfahl anlehnte. Wenn ich auch jetzt an ſeiner Uniform nicht geſehen hätte, daß er gleichfalls dem edlen Corps der Artillerie angehöre, ſo hätte ich es doch ſeinen Worten angemerkt."

„Batterie, Batterie, haalt!" murmelte er erſt leiſe, und ſchrie dann das Commandowort laut.

„Doch da ich keine Luſt hatte, mich mit ihm abzugeben, ſo wollte ich langſam meiner Wege ziehen."

„Daß Euch das Himmel—Saker—Batterie—haalt!" ſchrie er wieder, und da er hinzufügte: „Es iſt wahnſinniges Volk, ganz wahnſinniges Volk — wahn—ſin—nig!" ſo erkannte ich an dieſem Ausdruck augenblicklich unſern lieben Lieutenant Schüler und trat näher."

„Er betrachtete mich eine Zeit lang ſtillſchweigend mit ſo ſchwerfälligen Augen, denen man wohl anſah, daß ihr Eigenthümer des Guten viel zu viel gethan hatte. Dann ſchien er mich zu erkennen. Er machte eine Geſichtsverdrehung, die wie Lachen ausſehen ſollte;

doch da ihm dies nicht recht gelingen wollte, so versuchte er seine Augenbrauen finster zusammen zu bringen und sagte mir:

„Sie, wahnsinniger Mensch, warum — folgen — Sie — nicht — 'm Befehl 'res Vorg'setzten und machen — — mit Ihrem Geschütz Haalt, wenn ich commandire?"

„Ich konnte mich bei diesem Anblick und dieser Rede des Lachens nicht enthalten, in das auch er, nach einigen vergeblichen Versuchen die finstere Miene beizubehalten, einstimmte. „Herr Lieutenant, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Er lehnte seine ganze Figur wieder an den Laternenpfahl und vertraute mir unter oftmaligem schweren Schlucken, daß er auf heute Abend um acht Uhr zum Thee eingeladen sey, zum Thee in einem Hause, wo er der Gouvernante sehr den Hof mache, und wo er also auf keinen Fall fehlen dürfe. Ich machte ihm meine bescheidenen Vorstellungen über den Zustand, in dem er sich gerade befände, eine Thatsache, die er eingestand, mir aber dabei versicherte, es sey nicht das Erstemal, daß er sich unter ähnlichen Verhältnissen bei einem Thee auf das Feinste benommen, und gar keinen Verdacht erregt habe. Es sey nur eine Hauptschwierigkeit zu überwinden, nämlich die, zur rechten Thüre hereinzukommen, dann nach allen Seiten zu eine Verbeugung zu machen und ohne Aufsehen nach einem Sessel zu gelangen, wo er dann einige Stunden ruhig sitzen bleiben könne. Einen Freund, der für heute Abend versprochen, ihm über diese Klippen hinwegzuhelfen, habe er verfehlt, und also möchte ich ihm den Gefallen thun, und ihn nach dem bezeichneten Hause hinbegleiten."

„Was sollte ich machen? Meine leisen Einreden, daß er sich doch in einem etwas gar zu erheiterten Zustande befinde, beantwortete er mit seiner gewöhnlichen Phrase: ich sey ein wahnsinniger Mensch, und ich zog also mit ihm von dannen. Unterwegs wandte ich meine ganze Ueberredungskunst an, und brachte es endlich so weit, daß er

ſich von mir an einen Brunnen führen ließ, wo ich ihm von dem eiskalten Waſſer ins Geſicht ſpritzte und ihn dann ſo lange aufhielt, bis er mir durch die That bewies, daß er im Stande ſey, eine ziemliche Verbeugung zu machen. An dem Brunnen im Schneegeſtöber fing mich die Sache an ſehr zu amüſiren, und Du hätteſt den guten langen Kerl ſehen ſollen; ich hatte ſeinen Mantel auf die Schulter genommen, denn ich hoffte, daß die kalte Nachtluft wohlthätig auf ihn einwirken würde, was dann auch der Fall war. Schon nach einigen Proben, die anfangs ſehr mißglückten, konnte er ſeinen Federhut mit Anſtand unter den Arm nehmen; ich ſetzte mich auf den Brunnenrand; er machte mir ſeinen Bückling und that dann, wie wenn er in anderer Richtung fortgehen wollte."

„So einſtudirt, gelangten wir bald an das bezeichnete Haus, und hielten dort im Thorweg noch eine Generalprobe. Dann brachte ich ſeine Toilette in Ordnung, ging als ſein Diener mit ihm in das Haus, wobei ich den Mantel über den Arm geſchlagen hatte, machte ihm die Thüre des Vorzimmers auf, ſchob ihn in Gottes Namen hinein, und ſah, wie er hier mit Beihülfe eines Bedienten in ziemlich gerader Richtung auf die Salonthüre losſteuerte."

Den dicken Bombardier hatte dieſe Geſchichte augenſcheinlich ſehr ergötzt. Zuweilen flog ein leiſes Lächeln wie ein Blitz über ſein Antlitz. Er lachte einige Male ſogar laut, und als ſein Freund am Schluß des oben Erzählten von ſeinem Platze aufſtand und die ſteife Haltung und den ſchwankenden Gang des Offiziers ziemlich gut nachbildete, ließ der Bombardier Arme und Beine von der Bank herunter hängen, warf den Kopf hinten über und brach in ein fürchterliches Gelächter aus. Wie eine Kugel, die von der Höhe eines Berges hinabrollt, ſich unaufhaltſam in die Tiefe fortbewegt, ſo ging es dem Bombardier Tipfel mit ſeinem Gelächter. Er begann in den höchſten Tönen und lachte durch einige Octaven hinunter, bis ihm

der Athem ausging und er mit einem gelinden Baßgemurmel aufhören mußte, wobei er beſtändig ausrief: „Das iſt ein famoſes Abenteuer! Hahaha! Außerordentlich famos! Auf Ehre, ganz famos! Hahahaha!“

Drittes Capitel.

Von Verlegenheiten, in die man gerathen kann, wenn man eine Hinterthür benützt; — bedenkliche Lage für einen Bombardier der reitenden Artillerie.

Anfänglich hatte Robert eben so herzlich mitgelacht, doch schien sich bald seine Lust zu vermindern, und er verzog das Gesicht unangenehm, wie Jemand, der eine schmerzliche Erinnerung hat. Dann ließ er sich wieder auf seine Bank nieder, rüttelte seinen dicken Collegen, der die außerordentliche Luftverschwendung bei seinem Gelächter durch ungeheure Athemzüge wieder einzubringen suchte, und sagte in einem Tone, der traurig seyn sollte:

„Ach, lieber Tipfel, nimm mir mein langweiliges Geplauder nicht übel. Du weißt, wenn ich einmal anfange, so kann ich kaum ein Ende finden. Das, was ich Dir so eben erzählte, ist auch nicht mein Abenteuer, sondern die Sache fängt jetzt erst an, recht pikant zu werden. Waffne Dich also mit Geduld und höre, was mir passirte, nachdem ich mich aus jenem Vorzimmer zurückgezogen."

„Die Thüre hatte sich hinter meinem würdigen Lieutenant geschlossen, und es war mir sehr trostreich, von dem Salon her ein

leichtes Lachen zu vernehmen, woraus ich dann abnahm, daß die ſonderbare Verfaſſung ſeiner Perſon, die nothwendig bemerkt werden mußte, nur eine allgemeine Heiterkeit hervorgerufen hatte. Ich ſtieg die erleuchteten Treppen hinunter, und erſt als ich unten in der Hausflur angekommen war, bemerkte ich, daß ich vergeſſen hatte, den Mantel meines Vorgeſetzten oben abzugeben und ihn noch auf dem Arm trug. Da ich keine Luſt hatte, wieder umzukehren, und es auch draußen recht kalt war, ſo nahm ich den Mantel um meine Schultern, wickelte mich feſt hinein, und ich verſichere Dich, daß ich ganz wie ein Offizier ausſah. Die Wache vor dem Haus — es war wahrſcheinlich ein Rekrut — zog trotz dem, daß der Zapfenſtreich vorbei war, das Gewehr an, ſo wie ich an die Hausthüre trat. In demſelben Augenblick, als ich mich auf die Straße begeben wollte, ſah ich einen weißen Federbuſch, der auf dem Kopfe einer Figur prangte, die ebenfalls in einen Offiziersmantel gewickelt war, auf mich zukommen. Da ich aus leicht denkbaren Gründen gerade keine Luſt hatte, in der Hausthüre eine neue Bekanntſchaft anzuknüpfen, ſo zog ich mich wieder zurück, bei den Treppen vorbei, und ließ den Federbuſch, der wahrſcheinlich auch einem verſpäteten Gaſt gehörte, die Treppen hinanſteigen. Jetzt war die Luft vor mir wieder rein und ich wollte mich alles Ernſtes fortbegeben, als mir, ich weiß nicht wie, die Idee kam, einer andern offenen Thür zuzuwandeln, die wahrſcheinlich in den Garten führte. Es ſtiegen in mir ſo dunkle, ahnungsvolle Bilder von irgend einem Abenteuer auf."

„Du dachteſt wahrſcheinlich an Sie," ſprach Tipfel, und zwang ſein dickes Geſicht zu einem Lächeln, das verſchmitzt ausſehen ſollte.

„Ja, ich dachte an Sie," ſagte Robert, „und da ich eine ſehr lebhafte Einbildungskraft habe, ſo kann ich mich beim Eſſen einer Holzbirne leicht überreden, es ſey eine ſaftige Orange. Ich ging alſo durch die Hinterthüre hinaus, eine breite Treppe hinab und kam

in einen großen Garten, der nicht übel angelegt zu seyn schien, aber jetzt in seinem Winterkostüm recht traurig aussah. Die kleinen Beete waren fußhoch mit Laub bedeckt, und die kahlen Aeste der Bäume schauten aus ihren Strohmänteln so frierend in die Luft, daß es mir ordentlich leid that. Ohne Zweck und Absicht ging ich, so langsam es mir die Kälte erlaubte, durch die Baumgänge, blieb hie und da bei einer verödeten Laube stehen und bedauerte recht sehr die armen weißen Figuren, die so nackt da standen ohne Schutz gegen den rauhen Nordwind."

„So hatte ich bald das Ende des Gartens erreicht und kam an ein breites Gitterthor, das ich langsam öffnete und hindurchging. Es führte auf eine stille Straße, die längs der Wallmauer hinlief, und ich versichere Dich, es war hier recht öde und feierlich. Es brannten hier keine Gaslampen, und nicht einmal der Schein erhellter Fenster sah mich freundlich an. Rings um mich war Alles schwarz und finster, hinter mir der Garten und vor mir die zackige Wallmauer mit ein paar alten, schwarzen Thürmen. Da ich obendrein nicht wußte, wo ich mich befand, so hatte ich schon das Gitterthor wieder in die Hand genommen, um zurückzukehren, als ich plötzlich das Rollen eines Wagens vernahm, der sich hierher zu bewegen schien. Meine natürliche Neugierde veranlaßte mich, stehen zu bleiben, so wie auch der Gedanke, mich hinten auf diesen Wagen zu schwingen, der doch wahrscheinlich einem belebteren Stadttheile zueilte, und mir so die Mühe zu ersparen, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Jetzt bog der Wagen links um die Ecke, ich sah, daß sich Jemand zum Schlag herauslehnte, darauf hörte ich den leisen Ton einer Klingel, wie sie sich in herrschaftlichen Wagen befindet, um den Kutschern ein Zeichen zu geben, und dicht vor meiner Nase hielt der Wagen."

„Ich hatte den Kragen meines Mantels in die Höhe geschlagen, um mich unkenntlich zu machen, und freute mich jetzt sehr darüber,

denn ich glaubte, irgend ein Bewohner des Hauſes und Gartens habe die Idee, hier hinten auszuſteigen und möchte mich vielleicht über meine Erſcheinung zur Rede ſtellen, weßhalb ich mich denn auch ſanft bei dem Gartenthor vorbeidrücken und meiner Wege gehen wollte. In dieſem Augenblicke ſchaute dieſelbe Perſon wieder zum Schlage heraus — denke Dir, Tipfel, es war ein Frauenzimmer — und rief mich bei Namen."

Bei dieſer unerwarteten Wendung hob der Bombardier ſeinen Kopf in die Höhe und ſagte ſo erſtaunt wie möglich: „Dich bei Namen?"

„Nun ja," fuhr Robert fort, „ſie rief mich bei meinem Vornamen, oder rief wenigſtens meinen Vornamen. Robert! Robert! rief's; biſt Du's? und ich entgegnete natürlich eben ſo leiſe: Ja! Darauf zog die Dame den Kopf wieder zurück und ich hörte deutlich, wie ſie zu Jemand Anderm ſagte: Er iſt da! Dieſes Andere war ebenfalls ein Frauenzimmer, das hörte ich an dem Tone der Stimme, mit der es lachend zur Antwort gab: Nun ſo öffne den Schlag."

„Jetzt ſah ich, wie die Dame, die zuerſt geſprochen, einen Arm herausſtreckte und mit ihrer Hand nach dem Griff des Wagenſchlages angelte, ohne ihn erreichen zu können. Dienſtfertig ſprang ich hinzu, öffnete den Wagen, und da man mich, nämlich mich als Robert, bat, einzuſteigen, ſo ſäumte ich auch keinen Augenblick, ſprang hinein, warf die Wagenthüre hinter mir zu und fiel auf eins der weichſten Kiſſen, auf welchem ich in meinem Leben geſeſſen."

„Alſo es war kein Fiakerwagen?" ſchaltetete Tipfel fragend ein.

„Es waren weiche Kiſſen von Seide, und ebenſo war der Wagen ringsum gepolſtert. Doch unterbrich mich nicht, denn es paſſirte in dem Augenblick ſo viel hintereinander, daß ich nicht Zeit habe, mich mit Einzelnheiten aufzuhalten. Kaum ſitze ich alſo in dem Wagen, und ſchaue ganz verblüfft über dieſen plötzlichen Wechſel auf das

Gartenthor, das mir der Eingang zu einem ſo ſüßen Abenteuer geworden, als dort plötzlich eine andere Geſtalt auftaucht, die, den Wagen erblickend, raſch auf ihn zuſtürzt. Im gleichen Augenblicke ziehen die Pferde an, ich ſehe nach jener Perſon, die neben dem Wagenſchlage herſpringt und erkenne, daß es ein Bedienter in eleganter Livree iſt, der nach einigem vergeblichen Rufen: man möchte halten, mir ein Brieſchen hinaufreicht, und dann hinter dem raſch fortrollenden Wagen zurückbleibt.“

„Ich ſitze alſo da, natürlich ſtumm wie ein Fiſch, und harre mit etwas Schrecken auf die Entwicklung dieſer merkwürdigen Geſchichte. Die Dame, die neben mir ſitzt, ja, Tipfel, und die mir ſo nahe ſitzt, daß ich ihre Athemzüge an meinem Geſicht ſpüre, ſeufzt und ſagt dann leiſe: „Ach, lieber Robert, wie froh bin ich, daß Du gekommen biſt. Pauline hat ſchon geglaubt, es würde Dir unmöglich ſeyn, abzukommen.“ — „Ja, das habe ich geglaubt,“ ſagte jetzt die Andere, die mir auf dem Rückſitz gegenüber ſaß, „denn ich kenne den alten Herrn, und weiß, daß, wenn er zufällig die Idee gehabt hätte, heute Abend eine Partie Piket zu ſpielen, Sie gewiß nicht losgekommen wären.“ —

„Denke Dir nun, daß ich von Allem dem nichts verſtand, daß ich natürlich nicht wußte, wer die beiden Mädchen waren, und wer der andere Robert und der alte Herr. Sprechen durfte ich auch nicht, oder ich mußte gleich ſagen: Meine Damen, Sie befinden ſich auf einem ſtarken Holzwege, und das wäre doch das Nobelſte geweſen. Aber ich hatte augenblicklich nicht den Muth dazu. Die Kleine neben mir überhob mich auch während zehn Minuten der Verlegenheit, ihr eine Antwort geben zu müſſen, denn ſie plauderte in Einem fort, ſtellte mir Fragen und beantwortete ſie ſelbſt. Ach, und unſere Hände hatten ſich gefunden, und jedesmal, ſo oft ſie die meinige ſanft gegen ihr Herz drückte, war's mir, als bekäme ich eine heftige Ohrfeige. Doch,

was ſoll ich Dir all' dieſe Qualen lange erzählen. Genug, nachdem mir der glückliche Gedanken gekommen war, den Brief, den man mir gegeben, der Dame unter der Rubrik zu überreichen, als ſey ich der unmittelbare Abgeſandte, öffnete ich den Wagenſchlag, um, im Fall die Sache verwickelt werden könnte, — denn auf dem Bocke ſaß ein ſehr handfeſter Kutſcher — alſogleich den Weg zur Flucht ergreifen zu können. Hierauf geſtand ich Alles."

„In den erſten Sekunden nach meiner Erklärung, daß ich nicht der gemeinte Robert ſey, ſondern nur einen Brief zu übergeben habe, ſchloß ich die Augen und begann, um alle Zeichen des entſetzlichen Schreckens, den dieſe Nachricht auf die Beiden ausüben mußte, nicht mitzugenießen, zu zählen von Eins bis Hundert und rückwärts — in ſolchen Fällen ein ſehr probates Mittel. Die Sache wurde indeſſen nicht ſo ſchlimm, wie ich erwartet hatte. Die Dame neben mir ſtieß anfänglich einen gelinden Schrei aus und fuhr ſo haſtig in die andere Ecke, daß ich glaubte, ſie würde den Wagen auseinander brechen. Dann merkte ich an ihrer ſchluchzenden Stimme, daß ſie einige Thränen fallen ließ; doch war ich mit meinem Abwärtszählen noch nicht bis zu den Fünfzigen gelangt, als die Andere mir gegenüber in ruhigerem Tone ſagte: „Nun, liebe Sophie, ſey nur ſtill, der Herr iſt ja einer von Robert's Bekannten, und wird uns gewiß nicht verrathen." —

„Darauf wandte ſie ſich an mich mit der Frage: ob ich nicht wiſſe, was meinen Freund abgehalten oder was in dem Briefe ſtehe. Zu gutem Glück fiel mir der alte Herr und die Piketpartie ein, und ich log alſo auf das Unverſchämteſte: Jener ſey in der That das Hinderniß geweſen und der Brief, deſſen Inhalt ich nicht kenne, würde ein Mehres beſagen."

„Fräulein Sophie beruhigte ſich auch darauf, und bat mein Gegenüber, aus der Seitentaſche des Wagens das kleine Feuerzeug

zu nehmen, um den Brief lesen zu können. Bei dieser Aufforderung vermuthete ich, daß den Damen neben Lesung des Billets ebenfalls darum zu thun wäre, den ihnen bis jetzt unbekannten Spiegel meiner Seele zu sehen. Da ich nun, Gott sey Dank! keine Ursache habe, mich meines Gesichts zu schämen, so schlug ich meinen Mantelkragen zurück, zog aber den untern Theil dieses Gewandes fest um mich zusammen, denn ich wußte nicht, ob es gerathen sey, den Damen mein Bombardierkollet zu zeigen."

„Jetzt zündete das Schwefelhölzchen, und mein Blick belehrte mich, daß die Augen meiner beiden Unbekannten beim ersten Schimmer neugierig auf mir ruhten. Doch, Gott im Himmel! welchen Streich hatte mir meine Einbildungskraft gespielt! Du wirst doch auch gedacht haben, wie ich Dir von dem süßen Athem und dem Händedrücken erzählte, meine Nachbarin sey ein junges, hübsches Mädchen gewesen. Denke Dir nun also meinen Schrecken, als ich in das Gesicht einer alten Jungfer von ungefähr Sechsunddreißig sehe."

„Meine Lage wäre jetzt in Wahrheit wohl recht schrecklich geworden, wenn mich nicht ein Blick auf mein Gegenüber überzeugt hätte, daß dieses im Stande sey, dem verwickelten Abenteuer etwas Interessantes beizumischen. Denn dieses war nämlich ein junges, hübsches Mädchen, hatte reiches, blondes Haar, blaue Augen und ein allerliebstes Stumpfnäschen, das dem Gesichte etwas Munteres, ja sogar etwas Keckes gab. Natürlich waren Beide auf das Eleganteste gekleidet. Nachdem wir uns so gegenseitig betrachtet, übergab ich meinen Brief, nach einem vergeblichen Versuch, die Adresse zu lesen. Er wurde geöffnet, und während mein Gegenüber das Licht hielt, las die Andere ungefähr Folgendes:

„Süße Sophie! Perle Deines Geschlechts! Und wenn ich Dich zehntausendmal um Verzeihung anflehte, daß ich mein Versprechen nicht hielt und selbst gekommen bin, so kannst Du mir doch auf

Ehre nicht leicht verzeihen. Papa hat einmal wieder ſeine böſe Laune und läßt mich nicht fort. Gott, ich ſitze hier und muß Piket ſpielen, während Du — o, auf Ehre! der Gedanke macht mich ganz raſend! Holde Sophie! Du kennſt meine unermeßliche Liebe zu Dir, und kannſt Dir meinen Schmerz denken, Dich in dieſem Augenblick nicht ſehen zu können. Wirſt Du es mir übel nehmen, wenn ich nachſtehende Bitte gegen Dich ausſpreche? Wenn ich Dich bitte, auf den alten Schloßplatz zu fahren und dort in die große Bude der Wachsfiguren zu treten, wo gegen halb zehn Uhr Dein Robert Dich erwarten wird."

„Poſtſcriptum. Ich bin nämlich überzeugt, daß um die angegebene Stunde ſonſt Niemand dort ſeyn wird. Der Ueberbringer dieſes Briefes wird Euch hingeleiten.

Dein Robert."

Viertes Capitel.

Welches als Fortsetzung des vorigen zur Verwicklung der Geschichte wesentlich beiträgt, ohne die Neugierde des Lesers zu befriedigen, ein Capitel wie unzählige andere, — enthält auch etwas Wachtdienst.

„So lautete der Brief, und ich versichere Dich, daß ich mir den Zipfel meines Kragens in den Mund stopfen mußte, um nicht während des Lesens laut aufzulachen. Die kleine, blonde Pauline hielt das Wachskerzchen an ihren Mund, um es auszublasen, und als sie mein verstecktes Lächeln bemerkte, glitt auch über ihre Züge ein sonderbarer lustiger Ausdruck. Dann blies sie das Licht aus und wir saßen wieder im Dunkeln. Ich also war der Ueberbringer des Briefes und nun vom Schicksal und meinem Vorwitz gezwungen, die Damen auf den Schloßplatz nach der Wachsfigurenbude zu begleiten. Mein Gegenüber klopfte dem Kutscher und gab ihm Befehl dorthin zu fahren. Als sie bei diesem Manöver sich aus dem Wagenfenster bog und mich berührte, — o Zipfel! wie wurde mir da zu Muthe! Die Dame neben mir, der jene harte, hölzerne Hand

und wahrſcheinlich auch als Fortſetzung von derſelben ein eben ſolcher Arm und Körper gehörte, denn ihr Geſicht ſah mager genug aus — ſagte mir jetzt: „Alſo Sie kennen Robert? Ich habe Sie nie in ſeiner Geſellſchaft geſehen.“

„Als ich ihr darauf erwiederte: Robert ſey einer meiner genaueſten Freunde, log ich wahrhaftig nicht, denn ich meinte mich ſelbſt. Doch hätte mich dieſe Verſicherung faſt auf's Neue in Verlegenheit gebracht, denn die Dame war auf dem beſten Wege, mich über den unbekannten Robert ein Langes und Breites auszufragen, als zu meinem guten Glück der Wagen das Pflaſter erreichte, und das laute Raſſeln auf demſelben unſere Converſation unterbrach.“

„Aber ich war an dem Abende wirklich zu lauter Qualen verdammt. Kaum dieſem Verhör entgangen, zu welchem Zweck ich mich nebenbei auch noch zum Schlage hinauslehnte, um zu ſehen, ob wir nicht bald auf dem alten Schloßplatz wären, fiel mir plötzlich ein: Gerechter Himmel! Du wirſt mit den Damen an der Bude ausſteigen, Du wirſt Billete für ſie kaufen müſſen, und haſt höchſtens einige wenige Groſchen in Deiner Taſche. Sieh, das war für mich der ärgſte Schlag, der mich hätte treffen können. Wenn der liebenswürdige Robert, den aber vorher beſſer der Teufel geholt hätte, in der Bude erſchien, ſo wurde ich natürlich entlarvt, aber die Sache behielt immer etwas Poetiſches, und ich war dann überzeugt, daß mich die Augen der kleinen Blondine mit noch größerem Intereſſe würden angeſehen haben. Aber ſo auf das Allerproſaiſchſte abzutreten und am Eingang der Bude ſagen zu müſſen: Meine Damen, ich bin ein Lump ohne Geld, der Gedanke war ſchrecklich für mich.“

„Doch es kam beſſer, als ich gedacht hatte. Wie ein Verbrecher, der zum Richtplatz geführt wird, ſpähte ich nach der Wachsfigurenbude, ob ſie nicht vielleicht ſchon geſchloſſen ſey. Jetzt fuhr der Wagen auf den alten Schloßplatz, jetzt waren wir bei der Bude. Denk

Dir meine Freude, Tipfel, ſie war verſchloſſen und finſter.“ Die Perle des weiblichen Geſchlechts neben mir wurde dies verſchloſſene Bretterhaus mit weniger Freude gewahr, als ich. Sie ſtieß einen leichten Seufzer aus, und als der Kutſcher, dem Befehle gemäß, den man ihm gegeben, ſtille hielt, fragte ſie die kleine Pauline: was nun zu machen ſey? Doch dieſe hatte noch nicht antworten können, als aus dem Schatten der Bäume, die um die Bude ſtanden, eine Geſtalt an den Wagenſchlag trat, glücklicher Weiſe nicht an meine Seite, die dann auch die holde Sophie alsbald für ihren Geliebten zu erkennen ſchien. Sie erhob ſich mit einem leiſen Schrei und machte eine Bewegung, als wollte ſie durch das geöffnete Wagenfenſter flattern. Doch wäre dies bei der Maſſe von Mänteln und Shawls, die ſie um ſich gehangen hatte, mit einiger Schwierigkeit verknüpft geweſen, weshalb ſie ſich damit begnügte, ihre beiden Arme unter dem Ausruf: „O mein ſüßer Robert!“ hinauszuſtrecken.“

„Die Stimme, mit der dieſer Treffliche ihr zur Antwort gab: „Ja, ich bin's, meine holde Angebetete!“ paßte genau zu dem abgeſchmackten Briefſtyl von vorhin. Ich verhielt mich in dieſem Moment natürlich ſo ruhig als möglich, denn ehe ich das Weite ſuchte, wollte ich gern noch einen Verſuch machen, mich bei der kleinen Blondine zu entſchuldigen, und dieſe Hoffnung gründete ich auf die Vorausſetzung, das zärtliche Paar würde noch einige Worte allein zu ſprechen haben und deshalb genöthigt ſeyn, den Wagen zu verlaſſen, denn ſie konnten doch unmöglich der armen Pauline zumuthen, in die finſtere Nacht hinaus zu ſpazieren. Ich hatte mich auch nicht getäuſcht. Der Edle öffnete den Wagen und fragte: ob ſonſt noch Jemand da ſey, worauf ihm Fräulein Sophie beim Ausſteigen die Antwort gab: „Ja, Pauline und der“ — — Die Nennung meiner werthen Perſon, als Ueberbringer des Briefes, verſchwamm in einem langen Kuß und das Pärchen ſpazierte davon.“

„Kaum war ich ſicher, daß ſie nicht mehr in der Nähe des Wagens waren, ſo faßte ich das kleine Händchen Paulinen's und ſagte ihr ſo ſanft und ſchmeichelnd wie möglich:

„Mein Fräulein, zürnen Sie mir nicht, ich habe Sie, ohne es zu wollen, betrogen.“

„Bei dem letzten Worte zuckte ſie mit der Hand, als wollte ſie ſie fortziehen, und unterdrückte einen gelinden Ausruf, wobei ſie eine Bewegung machte, als wollte ſie aus dem Wagen ſpringen. Ich ließ aber das kleine warme Händchen nicht los und erzählte ihr haarklein, wie ich dazu gekommen ſey, die Rolle des Briefträgers zu übernehmen. Das Mädchen ſchien durch meine Berichte ganz verwirrt zu werden, und wenn ſie früher dem Unbekannten, weil er mit jenem Briefe kam, ruhig gegenüber ſaß, ſo ſchien ſie jetzt doch die trauliche Nähe mit dem fremden Menſchen etwas zu incommodiren.“

„Aber, mein Gott,“ ſagte ſie, „das iſt doch ſonderbar und unangenehm; was wird Sophie ſagen?“ worauf ich ihr die Verſicherung gab, daß ich nicht große Luſt hätte, das Letztere abzuwarten, und daß mir überhaupt nicht viel daran gelegen ſey, was jene würdige Dame ſagen würde. — „Doch Ihnen, mein Fräulein,“ fuhr ich fort, indem ich den Wagenſchlag leiſe öffnete, „möchte ich nicht gern eine unangenehme Erinnerung an mich hinterlaſſen. So ſchmerzlich es mir iſt, ſie durch meinen Vorwitz betrübt zu haben, ſo preiſe ich doch mein Glück, das mich Ihnen gegenüber eine ſo angenehme Stunde erleben ließ.“ — Bei dieſen letzten Worten ſtand ich ſchon auf der Erde, hielt aber noch immer ihr Händchen feſt. Dann drückte ich es feurig an meine Lippen und entfernte mich mit den Worten Lionel's in der Jungfrau von Orleans: „Dieſen Kuß zum Pfande, daß ich Dich wieder ſehe!“

„Es war ſehr gut, daß ich im gleichen Augenblick auch ſchon im Schatten der Bäume war, denn das zärtliche Paar näherte ſich

dem Wagen, und ich glaubte aus manchen Aeußerungen des Erstaunens von Seiten des jungen Herrn wahrnehmen zu können, daß sich das geheimnißvolle Dunkel meiner Person aufgehellt hatte. „Oh, oh! ich bitte Dich, mein Leben," sagte der Zärtliche, „nein, das ist zu arg, so ein — — Mensch." — Darauf rief er ein paarmal laut: „Georg! Georg!" so heißt wahrscheinlich einer seiner Freunde, und er dachte vielleicht, ich würde meine Rolle noch beibehalten und, dem Rufe gehorsam, auf ihn zustürzen. — Aber weit gefehlt, ich hütete mich schon, hatte mich dicht an einen Baumstamm gedrückt, und blos meinen rechten Arm unter dem Mantel etwas gelüftet, um im Nothfalle mit einer kräftigen Ohrfeige dienen zu können. Aber der Treffliche stellte keine Nachforschungen nach mir an, er schob die Perle in den Wagen und wünschte ihr unter den zartesten Ausdrücken eine sanfte, gute Nacht, wobei er die Hoffnung aussprach, sie morgen wieder zu sehen. Dann schloß er den Schlag und entfernte sich eilig."

„Der Wagen setzte sich jetzt in Bewegung und Du kannst Dir leicht denken, daß ich mich in gleicher Richtung mit ihm unter den Bäumen fortbewegte, denn ich wollte doch wenigstens wissen, wo die kleine Blondine wohne. In wenig Augenblicken hatten wir den alten Schloßplatz hinter uns, die Pferde zogen rascher an und ich sah nun wohl, daß ich mit der Kutsche keinen gleichen Schritt halten konnte. Da tauchten plötzlich alte Erinnerungen aus meiner Kindheit in mir auf, wie ich so oft ohne Absicht und Ursache hinten auf den Wagen geklettert und mit fortgefahren sey. Es ist gut, wenn man in seiner Jugend etwas lernt, oder" — fügte der Erzähler mit einem Seitenblick auf seinen Collegen hinzu — „wenn man nicht so dick ist, wie gewisse Leute. Denn Du, lieber Tipfel, hättest auf dem Trittbrett der Kutsche, wo ich mich im nächsten Augenblicke befand, keinen Platz gehabt. So rollten wir denn dahin, ich noch vor einer

halben Stunde joli coeur, jetzt hinten auf als Bedientenſeele. Die Pferde liefen gut, jetzt bogen wir in eine Hauptſtraße ein, die Gaslampe ſchien ſo hell, daß ich meinen Mantelkragen und die glänzenden Knöpfe, ſo gut es ſich thun ließ, verdecken mußte. Obendrein machten ſich hie und da ein paar Gaſſenbuben einen ſchlechten Witz und riefen dem Kutſcher zu: Hinten auf! hinten auf! worauf dieſer auch einige Male mit der Peitſche herumfuhr, aber glücklicher Weiſe ohne mich zu treffen.“

„Bald kamen wir wieder in dunklere Straßen, jetzt auf den freien Platz bei der Peterskirche und dort vor einem anſehnlichen Hauſe — über der Thüre ſtand Nummer zehn — an welchem ich auf meinen Entdeckungsreiſen durch die Stadt oft vorbeigeſtrichen bin, hielt der Wagen. Ich ſprang herab, und nachdem ich geſehen, daß die beiden Damen in's Haus gingen, und daß der Kutſcher mit ſeinen Pferden in den Thorweg einfuhr, entfernte ich mich, an nichts wie an die kleine Blondine denkend, deren Bild von jenem Abend an unvertilgbar in meinem Herzen ſteht.“

Hier ſchwieg der Erzähler und faßte den großen ſteinernen Waſſerkrug, um mit einem friſchen Trunk ſeine trocken gewordene Zunge wieder anzufeuchten. Tipfel hatte den letzten Theil der Erzählung nicht mit dem Wohlgefallen und dem ſichtlichen Behagen angehört, wie den Anfang derſelben. Auch geſtand er ſeinem leichtſinnigen Collegen, daß er ſich einen ganz andern Ausgang erwartet habe, entweder eine ſolide Prügelei mit jenem dummen Kerl, oder ein ebenfalls ſolides Nachteſſen mit den beiden jungen Damen. Die drei Kanoniere in der Wachtſtube, die, obgleich ſie der Erzählung ebenfalls zugehorcht, doch wenig davon verſtanden hatten, kauerten vor dem Ofen und Schulten ertheilte ihnen Anweiſung, wie ſie die Rinde ihres Commisbrodes durch Röſten genießbarer machen konnten. Darauf verzehrten ſie das gemeinſchaftlich zubereitete Abendbrod, und nun

erhob ſich Schulten, ſchob das Lederzeug auf der Bruſt etwas auseinander, öffnete dann die untern vier Knöpfe ſeiner Uniform, und begann mit derſelben Anſtrengung, als zöge er aus einem tiefen Brunnen den Eimer herauf, einen langen Strick aus ſeinen Beinkleidern hervorzuzerren, an dem ein lederner Beutel von ziemlicher Größe hing.

Nachdem er dies Futteral geöffnet, zog er eine ſilberne Uhr heraus, die, ihrem Umfange nach zu urtheilen, wenigſtens vier Gehäuſe haben mußte. Er löſte auch wirklich drei Kaſten von Horn, Kupfer und Silber von ſeiner Zwiebel, wie er die Uhr nannte, ab, 'eh' er einen prüfenden Blick darauf werfen konnte; dann trat er vor ſeinen Wachtkommandanten hin und ſagte: „Bombardir, ſechs Ohr! wer möten aplöſen!“

Nachdem ſich auf dieſe Aufforderung Bombardier Tipſel durch einen Blick auf ſeine eigene Uhr überzeugt, daß er noch anderthalb Minuten bis ſechs Uhr Zeit habe, benutzte er dieſe Friſt, um ſeine Glieder durch ſtarkes Recken und Dehnen zum Momente des Aufſtehens vorzubereiten. Er drehte aus lauter Faulheit ſeinen Körper auf eine gar merkwürdige Art, wobei er mit dem Kopfe nicht ſelten den Boden der Wachtſtube berührte. Doch zeigte der zufriedene Ausdruck in ſeinem Geſichte deutlich an, daß er mit dieſer Leibesübung ganz zufrieden ſey.

Jetzt war es vollkommen ſechs Uhr geworden und Tipſel befahl die Ablöſung. Schulten, den die Reihe traf, von ſechs bis acht vor dem Fort auf Poſten zu ſtehen, zog aus ſeiner Uniformtaſche eine ziemliche Flaſche voll Branntwein heraus und that acht gewaltige Züge daraus, gerade acht, um, wie er ſagte: vor jedwede Vierdelſtunde en te han. Dann band er ſich ein buntes Kattuntuch um Mund und Naſe, was, wenn auch nicht erlaubt, doch von dem Bombardier Tipſel geduldet wurde.

Auch eine andere Unregelmäßigkeit ließ ſich ſowohl der Ablöſende,

als der Abgelöſte zu Schulden kommen, denn als es draußen von allen Kirchen ſechs Uhr geſchlagen hatte, verließ der draußen ſeinen Poſten und kam in die Wachtſtube, um ſich drinnen beim warmen Ofen ablöſen zu laſſen. Hier unter den Augen ihres würdigen Chefs übergaben ſich dieſe wachſamen und trefflichen Kriegsmänner den Poſten mit der wichtigen Meldung, daß nichts vorgefallen ſey, und daß die Feſtung und das Schilderhaus noch auf dem alten Fleck ſtehen.

Schulten wickelte ſich hierauf in den uralten Wachtmantel, eigentlich waren es zwei, die auf einander genäht waren, da die rollende Zeit in den urſprünglichen ſo viel Löcher geriſſen, daß er nur durch einen vollkommen neuen Ueberzug wieder geflickt werden konnte. Jetzt zog Schulten ſein Heldenſchwert heraus, tauchte einen Zipfel des Mantels, dem man anſah, daß er ſchon oft zu dieſem Zwecke gedient hatte, in die Oellampe und ſchmierte ſeine Klinge mit dieſer ſchmutzigen Fettigkeit, damit ihr die Näſſe draußen nicht ſchade. So gerüſtet zog Schulten hinaus und trat ſeinen Poſten an. — Vaterland, Du kannſt ruhig ſchlafen, Deine Heldenſöhne wachen!

Fünftes Capitel.

Souper in der Wachtstube; kleine Charakterzüge des commandirenden Bombardiers Tipfel; rührender Freundschaftsbeweis.

Nachdem der Bombardier Tipfel auf die so eben angedeutete Art für die Bewachung des ihm anvertrauten Forts Sorge getragen, erhob er sich ganz von seiner Bank und lud seinen Bekannten zum Abendessen ein, was dieser nicht abschlug. Zu diesem Zwecke ließ der Bombardier einen Korb aus der Ecke hergeben und begann die Geräthschaften und Materialien auszupacken. Zuerst kam eine rostige Kaffeemaschine, d. h. es war nur ein blecherner Topf, um welchen eine kleine Rinne angebracht war, die mit Spiritus gefüllt wurde. In Ermanglung desselben schüttelte der Bombardier aus einer runden, platten Flasche Kornbranntwein hinein. Darauf packte er einige Eier aus, ein Papier, worin Butter gewickelt war, ein anderes mit Wurst, ein paar ziemlich schmutzige Messer und eine Gabel mit verbogenen Zinken; ferner noch Brod, in einer kleinen Düte gemahlenen

Kaffee und Zucker. Als alle dieſe Gegenſtände aufgeſtellt waren, begann er das Nachtmahl zuzubereiten. Das Waſſer in dem blechernen Topfe wurde zum Sieden gebracht, und nachdem die Eier darin gekocht waren, nahm er ſie heraus und ſchüttete in daſſelbe Waſſer den Kaffee, den er mit der Gabel tüchtig umrührte.

Zipfel befand ſich bei dieſer Arbeit recht glücklich. Da überhaupt ſeine liebſten Beſchäftigungen die waren, wo er ſich nicht vom Platz zu bewegen brauchte, ſo hatte ihm von jeher, neben dem Eſſen ſelbſt die Zubereitung deſſelben am meiſten Freude gemacht. Er erzählte ſeinen Cameraden oft, daß eine jüngere Schweſter von ihm einſt einen kleinen Kochheerd gehabt, mit dem er ſich ſtunden-, ja tagelang vergnügt habe, und es ſey im ganzen Hauſe Niemand geweſen, der einen Pfannenkuchen ſo ausgezeichnet habe zubereiten können, wie er auf dem kleinen Kochheerde. Solche Erinnerungen konnten ihn ganz begeiſtern, und er ſprach dann, wider ſeine Gewohnheit, eifrig und viel, beſonders wenn er, wie heute Abend, mit der Zubereitung ſeines Nachtmahls beſchäftigt war.

„Ja, ja, Männeken," ſagte er zu Robert, der in der Wachtſtube ruhig auf- und abging, „ich verſichere Dich, das macht mir eine ungeheure Freude, wenn ich meine kleinen Sächelchen ſelbſt kochen kann, ja, ja. Weißt Du, die Commisweiber ſind ſo entſetzlich ſchmutzig und dat gefällt mir nich."

Bei dieſen letzten Worten wiſchte der Bombardier das Meſſer, mit dem er die Butter geſchnitten, an einem Zipfel ſeiner Uniform ab, um mit dieſem Inſtrument die Gabel aus dem Kaffee herauszufiſchen, die ihm unglücklicher Weiſe hineingefallen war. Während er nun auf eine ſo luxuriöſe Art ſein Souper zubereitete, hatten ſeine Untergebenen gleichfalls Anſtalten getroffen, für das ihrige zu ſorgen. Einer der Kanoniere hatte ſich nämlich hinausgeſchlichen und kam jetzt wieder in die Wachtſtube, wobei er den Tſchako, der

ganz mit Kartoffeln angefüllt war, unter dem Arm trug. Er zeigte sie lächelnd den beiden andern Kanonieren, und aus seinen Aeußerungen, mit denen er das that, ließ sich deutlich abnehmen, daß er gerade kein Geld dafür ausgegeben, sondern sie vielmehr von einem der Aecker, die um das Fort herumliegen, eigenmächtig mitgenommen.

Diese Kartoffeln wurden nun der Reihe nach an dem Wachtmantel des Bombardiers, der in einer Ecke hing, sorgfältig von ihrem Schmutze befreit, und darauf in die heiße Asche unter dem Ofen gelegt, worauf die Kanoniere abwechselnd davor hinknieeten und mit mehr Sorgfalt darauf Acht gaben, als sie früher auf die Bewachung des Forts verwendet hatten.

Tipfel ersuchte seinen Bekannten, jetzt Platz zu nehmen und Beide thaten dem Kaffee, den Eiern, so wie dem Butterbrod, alle erdenkliche Ehre an. Als der Hunger Tipfel's einigermaßen gestillt war, hatte er die Gefälligkeit, über die erzählten Abenteuer seines Freundes noch einmal zu lächeln und versicherte, daß er sie höchst angenehm finde.

„Aber, Männeken," sagte er, „Du hast mir vorhin von einem Dienst gesprochen, den ich Dir leisten soll, und ich bin so sehr Dein Freund, daß ich Dich sogar auffordere, mir diesen Dienst zu nennen, denn wenn es in meinen Kräften steht, will ich Dir gern helfen."

Der junge Mann, dem man während des Essens nicht angemerkt hatte, daß ein tiefer Kummer seine Seele beenge, legte jetzt das Messer mit einem gelinden Seufzer hin, wischte sich den Mund mit dem roth und weiß karrirten Taschentuch des Bombardiers Tipfel ab, welches derselbe als Tischtuch vor sich ausgebreitet hatte, und entgegnete:

„Ja, lieber Freund, ich habe das wahrhaftig nicht vergessen. Siehst Du, seit vorgestern, wo mir das merkwürdige Abenteuer

paſſirte, bin ich um das Haus des hübſchen blonden Mädchens herumgeſchlichen, ohne ſie zu ſehen. Ich hatte einen Brief bei mir, den ich ihr geſchrieben, verſichere Dich, Tipfel, einen Muſterbrief. Aber es war mir nicht möglich, auch nur eine Seele aus dem Hauſe zu ſehen, der ich mein Vertrauen hätte ſchenken mögen. Der Kutſcher, der uns den Abend gefahren, ging wohl einige Mal aus und ein, aber der Kerl hat ſo ein infam patziges Geſicht, daß ich es nicht wagte, ihn anzureden. Auch ſah er mich ſo einige Mal von der Seite an, als wenn er ſich meiner erinnerte, und deshalb mußte ich jedesmal unverrichteter Dinge abziehen. Meinem Burſchen, Du kennſt das Hornvieh, konnte ich den Brief unmöglich anvertrauen, und da komme ich denn rathlos zu Dir."

„Hm, Männeken," ſagte Tipfel, „aber Du hätteſt ja in's Haus gehen können. Weißt Du, wie wir ſchon oft gethan, und Dich nach einem ſichern Herrn Müller erkundigen."

„Ganz recht," verſetzte Robert, „aber wenn mich die Aeltere geſehen hätte; denn ich fürchte doch, die traut mir nicht recht, und hätte einen Brief an die kleine Blondine gewiß unterſchlagen."

„Ja, was iſt da zu machen?" ſagte Tipfel.

„Ach, lieber Freund," entgegnete Robert, „ſie nicht wieder zu ſehen, wäre ſchrecklich."

„Sie," lächelte Tipfel, „wer iſt denn die Sie? etwa die Tochter des Generals von P.?"

„Ach," ſprach der junge Mann, „wie kannſt Du jetzt nur ſchlechte Witze machen? Wer kann ſie denn anders ſeyn, als das liebe blonde Mädchen, die kleine Pauline?"

„Nun, Männeken," ſpöttelte der Bombardier, „es war mir nur wegen der Conſequenz."

„Ja ſo," fuhr der Andere fort, „na laß nur gut ſeyn und höre mich. Meinen Brief muß ſie erhalten und heute noch, aber

in dem Wie? beſteht der Dienſt, den Du mir leiſten ſollſt. Du biſt mein Freund, Tipfel, und wirſt mir den Gefallen ſchon erzeigen. Es iſt jetzt ſieben Uhr, hieher auf das Fort kommt weder Patrouille noch Runde, alſo kannſt Du es ſchon wagen, Deine Wache zu verlaſſen. Ich bleibe für den Nothfall da, und werde Deine wichtigen Geſchäfte hier ſchon verſehen können."

Bei dieſer Aufforderung legte der Bombardier Meſſer und Gabel hin und ſah ſeinen Freund mit ſeltſam erſtaunten Blicken an. Dieſe Zumuthung hatte der gute Tipfel nicht erwartet. Seine Wache zu verlaſſen und in die Stadt zu gehen, erſchien ihm ſo ſehr dienſtwidrig, daß er erſt langſam, dann immer heftiger mit dem Kopf ſchüttelte, und endlich, ſo beſtimmt es ihm möglich war, ſagte: „Das geht gewiß nicht an."

Neben dem Gedanken, ſo ganz gegen ſeine Inſtruction als Wachtkommandant zu fehlen, lag der Hauptgrund dieſer entſchiedenen Weigerung in dem unangenehmen Wetter draußen, denn der Wind pfiff und heulte noch immer um das Fort herum. Und dann der weite, lange Weg zur Stadt, das war ja das Einzige, was dem guten, dicken Bombardier das Wachehalten überhaupt ſo unangenehm machte; denn wenn er einmal auf ſeiner Wachtſtube feſtſaß, wenn er ſich an dem Feuer durchwärmt, und ſeinen Korb unterſucht hatte, daß ihm nichts zum Kaffee Nachmittags, Abends zum Nachteſſen, ſo wie Morgens zum Frühſtück fehlte, wenn er die Pfeife und den Taback nicht vergeſſen und ein Buch bei der Hand hatte, etwa wie Kohlrauſch's Geſchichtstabellen, womit er ſein Gedächtniß kitzelte, oder im Nothfall auch nur einen Roman von Spieß oder Cramer, um die Zeit todtzuſchlagen, ſo war es ihm ſehr gleichgültig, ob ſeine Wache vierundzwanzig Stunden, achtundvierzig oder gar noch länger gedauert hätte. Ja, es war ſchon einige Mal vorgekommen, daß ein Camerad, der ihn ablöſen mußte, einen gut verſehenen Korb mit

auf die Wache nahm, und mit Hülfe deſſelben den Bombardier überredete, ſtatt ſeiner noch einmal vierundzwanzig Stunden dazubleiben, was er denn auch gern gethan.

Der Capitän, der von dieſer ſeltenen Leidenſchaft Tipfel's für das Wachehalten in Kenntniß geſetzt wurde, hatte einmal die Erlaubniß gegeben, ihn ſo lange auf der Wache zu laſſen, als er freiwillig durch Uebereinkunft mit ſeinen Cameraden dabliebe, und der dicke Bombardier hatte ohne Widerſtreben fünf Tage lang den Dienſt verſehen, und verſicherte am ſechsten, er befinde ſich recht wohl dabei; wahrſcheinlich hätte er es auch noch Monate lang ausgehalten, wenn nicht an demſelben Tage eine Inſtruction von der Commandantur gekommen wäre, welche den Wachthabenden auf dem Fort auf das Strengſte befahl, viermal in der Nacht ſämmtliche Werke zu unterſuchen. Dieſe Zumuthung fand denn der Bombardier Tipfel etwas zu hart, und verließ deshalb am ſechsten Tage traurig den Ort, wo er ſo glücklich geweſen.

Nach Erzählung dieſer Thatſache kann ſich Jeder leicht denken, mit welchem Erſtaunen Tipfel die Forderung ſeines Freundes erfuhr, und wie ſtandhaft er ſie anfänglich zurückwies.

Doch Robert ließ ſich nicht ſo leicht abſchrecken, und wandte alle Künſte der Verführung an, um ſeinen Freund zu überreden. Lange war Alles umſonſt, doch als ihm endlich der junge Mann ſagte, er ſolle eine von den Wachtmannſchaften mitnehmen, dem er einige gültige Zettel, lautend auf Rüdesheimer und weſtphäliſchen Schinken, zwei Sachen, die Tipfel gern zu frühſtücken pflegte, einhändigen wollte, ließ er ſich erweichen und verſprach die Commiſſion zu übernehmen. Darauf legte er ſein Lederzeug ab, welches ſich der Andere mit Hülfe der Kanoniere umhing, wickelte ſich in ſeinen Wachtmantel, ermahnte jeden der Kanoniere in einer beſondern Rede, ſie möchten doch um's Himmels willen keinen Unfug treiben, und

erklärte ſich darauf unter einigem Geſeufze zum Fortgehen bereit Robert hatte ſich unterdeſſen an den Tiſch geſetzt und ſchrieb auf ein Blatt Papier:

„Da ich Ihre Rechnung vom 1., v. M. unglücklicher Weiſe verlegt habe, ſo muß ich um eine neue bitten, ehe ich die kleine Summe bezahlen kann. Zugleich bitte ich, dem Ueberbringer zwei Flaſchen Rüdesheimer und drei Pfund weſtphäliſchen Schinken mitzugeben. Er wird Ihnen den Betrag dafür einhändigen.

Bombardier R.“

„Notabene. Da es mir ſchon einige Male paſſirte, daß die Kanoniere von dem Geld, das man ihnen mitgab, verloren, ſo bitte ich, mir morgen früh die Rechnung zu ſchicken, wo ich alsdann nicht ermangeln werde.“

Er händigte dieſen Zettel, ſo wie ein zierlich zuſammengefaltetes Billet dem Bombardier Tipfel ein, welcher das letztere, um es nicht zu beſchmutzen, in einen alten Patrouillenzettel wickelte und in die Taſche ſteckte. Dann nahm er einen der Kanoniere mit und trat ſeinen ſchweren Gang an.

Sechstes Capitel.

Aus welchem junge Militärs erſehen, wie ſie es nicht machen ſollen, indem darin Wachtdienſt-Vergehen von der gröbſten Art vorkommen. — Myſterien einer Dachkammer und Anleitung zum Copiren ſchwieriger Actenſtücke.

Draußen flogen die Schneeflocken und heulte der Wind: man konnte keine drei Schritte vor ſich ſehen. Aus der Stadt blickte hie und da der Schimmer eines Lichts durch Schnee und Nebel, wie ein blutrother Punkt hervor; es war ein ſehr ſchlechtes Wetter; ſogar das Geſumme und Gemurmel auf den Straßen, das man ſonſt durch die Stille der Nacht auf weite Entfernungen hört, wurde durch die fallenden Flocken und den liegenden Schnee zu einem kaum vernehmbaren Geräuſch gedämpft. Tipfel ſagte an der Barrière des Forts ſeinem Freunde noch einmal: er ſolle nur bedenken, wie er ſich jetzt für ihn aufopfere und welchen ungeheuren Dienſt er ihm aus purer Freundſchaft leiſte. Dann zog er ſeinen Mantel feſter um ſich und ging der Stadt zu. Schulten, der für dieſen beſondern

Fall als der umsichtigste und brauchbarste Mann der Wache wieder von seinem Posten abgelöst worden war, begleitete seinen Chef.

So zogen sie feierlich und langsam dahin, hatten bald das Fort mit seinen Außenwerken und dem Glacis hinter sich und schlugen einen kleinen Feldweg ein, der sie in wenig Augenblicken auf die Chaussée führte, wo sie bald das erste Thor der Stadt erreichten. Vor demselben stand der Bombardier einen Augenblick still und rief den Kanonier beim Namen.

„Höre, Schulten," sprach er, „wenn Du nicht ein langgedienter Kerl wärst, würde ich Dir nicht anvertrauen, daß mir das Verlassen meiner Wache doch etwas sehr gewagt vorkommt, und mir eine Ahnung vorschwebt, als führe die Sache zu keinem guten Ende."

Schulten, der dagegen schon im Geiste einen kleinen warmen Kramladen vor sich sah, wo er den Rüdesheimer und Schinken abholen sollte, und der dabei in dem Gedanken schwelgte, daß für ihn unentgeldlich ein solider Bitterer abfallen würde, entgegnete: „Bombardeir, heft nix ze seyn. Sed doch schon de mehrmolen von Wachen ablopen."

Nach dem Austausch dieser Gefühle traten Beide in die Stadt. Das düstere Feld draußen mit dem Schneegestöber und die ganze traurige und schmutzige Winterlandschaft hatte wohl den Bombardier so bedenklich gestimmt, denn als er jetzt die Straßen zwischen den erleuchteten Häusern dahin wandelte, als er die Menschen sah, die lustig bei einander vorbeistrichen und aus den zahlreichen Bierhäusern und Weinkneipen munterer Lärm an sein Ohr schlug, begann er aufzuthauen und machte sich allerhand Gedanken, wie er wohl am Besten und Zweckmäßigsten jenen Brief an seine Adresse bringen könne. Dabei fiel ihm plötzlich ein, daß sein Erscheinen in der groben Dienstuniform wohl nicht dazu geeignet wäre, ihn für einen Liebesboten zu halten, weshalb er den Entschluß faßte, sich sogleich

zu einem Bekannten zu begeben, um ſich von dieſem einen bürgerlichen Anzug zu leihen, wie er es ſchon oft gethan.

Bei der nächſten Straßenecke, unter einer groſſen Laterne, zog Tipſel ſeine beiden Schreiben heraus, wovon er jedes beſonders eingewickelt hatte, und übergab dem Kanonier das eine, auf Rüdesheimer und Schinken lautend, und ſteckte das andere wieder in die Taſche.

Der Freund Tipſel's, welchen er nun zu obigem Zwecke aufſuchte, war Schreiber bei einem Advokaten, und wohnte in einem abgelegenen, engen Gäßchen, im fünften Stock eines kleinen Hauſes. Der Bombardier überzeugte ſich erſt von der Straße aus, daß ſein Bekannter wirklich zu Hauſe ſey, denn ein ſchwacher Schein erhellte die kleinen Fenſter, ehe er die ſchwierige Arbeit unternahm, fünf ſchlechte Treppen hinaufzuklettern Mit einiger Anſtrengung gelangte er hinauf bis unter das Dach und klopfte an die Thüre. Neben der Ausſicht, ſich ſeinem Freund zu Liebe hier umkleiden zu können, hatte auch Tipſel daran gedacht, daß ſein anderer Freund, der Schreiber, beſtändig einen guten Taback vorräthig habe, und er hatte ſich ſchon beim Hinaufklettern der fünf Treppen dem ſüßen Gedanken überlaſſen, ſich dort oben einige Augenblicke auf's Bett legen zu können und bei einer guten Pfeife Taback von den gehabten und noch zu erwartenden Mühſeligkeiten eine halbe Stunde ausruhen zu können. Um ſo unangenehmer war es daher dem Bombardier, als, nachdem er auf drei verſchiedene Arten an die Thüre geklopft hatte, — nämlich zuerſt leiſe mit dem Zeigefinger, dann mit einer Fauſt und endlich mit beiden Fäuſten zugleich — von Innen keine Antwort erfolgte.

Da ſich Tipſel von früher her erinnerte, daß die Thüre verſchiedene Spalten hatte, durch welche man bequem das Innere des Zimmers überſehen konnte, ſo fuhr er mit ſeinem Kopfe nach allen

Richtungen bei derſelben vorbei, ohne aber nur den kleinſten Lichtſtrahl zu erſpähen. Entweder hatte ſich Tipfel getäuſcht, als er unten Licht zu erſpähen glaubte, oder der Schreiber hatte die Thüre von inwendig mit etwas verhängt, um neugierige Blicke von dem Eindringen in ſein Heiligthum abzuhalten. Letzteres ſchien dem Bombardier am wahrſcheinlichſten, und da er wußte, wie ſich bei ähnlichen Gelegenheiten ſein Freund ſchon gegen ihn benommen, ſo beugte er ſich mühſam bis zum Schlüſſelloch herunter, und rief mit gedämpfter Stimme hinein:

„He, Du! ich bin's, Tipfel! Mach' mir doch in's Teufels Namen auf! Ich habe dringend mit Dir zu ſprechen. Brauchſt Dich doch vor mir nicht zu geniren.“

Anfänglich erfolgte auch hierauf in dem Zimmer keine Bewegung. Dann aber hörte man eine Stimme leiſe murmeln, ein Stuhl wurde gerückt, und das oben erwähnte Tuch an der Thüre eine Handbreit zurückgezogen und dann von Innen herausgefragt: „Aber was haſt Du denn eigentlich vor, daß Du mich im Arbeiten ſtörſt? Laß mich in Ruhe. Ich habe von einem äußerſt verwickelten Aktenſtück eine Copie zu nehmen. Wenn Du alſo nicht ſehr preſſirt biſt, laß mich in Frieden.“

„Ja, aber lieb' Männeken,“ erwiederte der Bombardier, durch die Ausſicht auf eine warme Stube und eine Pfeife Taback, die ihm doch noch werden konnte, ſichtlich erheitert, „es preſſirt ſehr, ich verſichere Dich. Ich bin expreß von der Wache draußen auf dem Fort hereingelaufen, und muß Dich nothwendig ſprechen. Mach' nur auf.“

Der drinnen gab hierauf anfänglich keine Antwort, ſondern zog ſich von der Thüre zurück, und es war, als habe ihn ein gewaltiger Bruſtkrampf überfallen, denn er fing an laut zu huſten, darauf zu pfeifen und dazwiſchen ſchien es dem Bombardier Tipfel, als würde

ein Stuhl oder irgend ein anderes Möbel bei Seite gerückt, worauf ſich denn endlich die Thüre öffnete und ihm der Eintritt geſtattet wurde.

Trotz dem die Dachkammer des Schreibers eben nicht mit Eleganz und Luxus angefüllt war, wozu auch dies Local nicht paßte, denn die Wand der einen Seite neigte ſich ſo ſchief unter das Dach hinab, daß, wenn ſelbſt die Beleuchtung aus mehr als einer Talgkerze beſtanden hätte, ſie doch nicht im Stande geweſen wäre, den hinterſten Raum zu erhellen, war doch etwas in dem Gemach, was der Bombardier Tipfel mit vielem Wohlbehagen betrachtete, nämlich auf dem Tiſch in der Mitte des Zimmers ſtanden ein paar Teller mit kaltem Fleiſch und Kartoffelſalat, ſo wie auch ein großer Waſſerkrug, der aber mit Bier angefüllt war. Der Beſitzer all' dieſer Herrlichkeiten, der ſich, wie ohne Abſicht, beim Eintritte Tipfel's in eine Ecke des Zimmers zurückzog, wo er hinter einem großen Vorhang ſeine Kleiderſchätze verwahrte, ſchien auch jetzt noch nicht über das unvermuthete Erſcheinen des Bombardiers ſehr erfreut. Dieſer aber, der ein ſehr argloſes Gemüth hatte, ſah ſich auf dem Tiſch nach jenen Akten um, von welchen eine Copie zu nehmen ſein Freund gerade beſchäftigt geweſen war. Und da er nichts davon bemerkte, ſo erkundigte er ſich theilnehmend: wo ſich denn ſein Schreibpult befände? — eine naſeweiſe Frage, die der Schreiber nur durch einen verlegenen Blick hinter ſich nach dem Vorhang beantwortete.

Tipfel warf ſich auf einen Stuhl nieder, und nachdem er den Inhalt des Waſſerkruges mit vieler Tiefe unterſucht, entdeckte er ſeinem Freunde mit ſo wenig Worten als möglich, was ihn hierher führe, und welchen unendlichen Gefallen er ihm erzeigen würde, wenn er ihm auf einig eStunden einen ziemlichen bürgerlichen Anzug leihen würde.

Wenn auch, wie geſagt, der Schreiber ſeinem Freunde ſchon einige Male ſolchen Liebensdienſt erwieſen, ſo ſchien ihn doch heute

Abend die Bitte nicht wenig in Verlegenheit zu ſetzen. Er machte einige Ausreden, die aber der Bombardier, den Waſſerkrug beſtändig in der Hand haltend, mit einem leichten Lächeln und den Worten zu widerlegen ſuchte: „Na, Männeken, es wird ſchon gehen.“

„Nu, ja,“ entgegnete der Andere mit einiger Ueberlegung, „ich will Dir den Anzug geben. Packe alſo die Sachen in Deinen Mantel und mach', daß Du fortkommſt.“

„Ja, Männeken,“ entgegnete Tipſel, „Du kommſt mir ſehr ridikül vor. Wo ſoll ich mich denn eigentlich anziehen? Du weißt ja doch, daß ich heute Abend nicht in die Kaſerne gehen kann, denn wenn mich der Feldwebel irgendwo ſähe, ſo ſäße ich morgen, weil ich von der Wache gegangen, mindeſtens drei Tage auf's Holz. Denke Dir drei Tage ohne Bett, wo man nichts bekommt, wie Waſſer und Brod.“

„Was?“ entgegnete ihm der Schreiber, „Du willſt Dich doch nicht hier bei mir aus- und anziehen?“

„Es wird wohl nicht anders zu machen ſeyn, Männeken,“ ſagte Tipſel, worauf der Andere haſtig im Zimmer auf- und ablief und in nicht geringer Verlegenheit zu ſein ſchien. „Wenn es Dich aber genirt,“ fuhr der Bombardier fort, „mich in meiner ganzen Schönheit zu ſehen, ſo laß mich nur hinter den Vorhang treten. Ich will mich da ſchon allein behelfen.“

Bei dieſer Zumuthung ſprang der Schreiber wie ein gereizter Löwe mit einem Satze vor den Vorhang, und rief ſo haſtig und ausdrucksvoll: „Nein, nein! das geht nicht!“ daß es ſelbſt den gleichmüthigen Tipſel aufmerkſam machte, und allerlei Ideen bei ihm aufſtiegen. Doch da er viel zu faul war, über irgend etwas nachzudenken, es auch gerade auf dem benachbarten Kirchenthurm drei Viertel auf Acht ſchlug, ſo that er einen neuen Zug aus dem Bierkrug und verſicherte: es falle ihm gar nicht ein, ſich hinter dem

Vorhang zu amuſiren, und wenn es ihm lieber wäre, wolle er ſich mitten in der Stube, ja ſogar im Nothfalle oben auf dem Tiſche aus- und anziehen.

Nachdem der Schreiber eine Zeitlang mit ſich ſelbſt gekämpft, ſiegte doch ſeine Freundſchaft für den Bombardier, und er verſprach ihm die Kleider unter der Bedingung, daß das Licht ausgelöſcht würde, und er ſich im Dunkeln aus- und anziehen müſſe, was dieſer denn auch nach vielen Einreden zu thun verſprach.

Bei dieſen Verhandlungen hätte ein ſehr feines Ohr hinter dem Vorhang ein leiſes Kichern hören können, doch jede der beiden handelnden Parteien war ſo mit ſich ſelbſt beſchäftigt, daß ſie auf dergleichen nicht Acht gab. Der Schreiber ging nun zu ſeinem Kleiderſchatz und warf hinter dem Vorhang her eine alte ſchwarze Hoſe, einen ſonſtigen ſchwarzen Frack, der aber ſehr fadenſcheinig geworden war und eine entſchiedene Vorliebe für die braune Farbe zeigte; dann eine geweſene Sammetweſte, löſchte darauf das Licht und war dem Bombardier bei'm Aus- und Anziehen behülflich.

Das unentbehrlichſte Kleidungsſtück war nach zweimaligem Aus- und Anziehen — denn man hatte in der Dunkelheit das Vordertheil hinten genommen — glücklich placirt worden, als es ſich fand, daß dem dicken Bombardier die Weſte ſeines Freundes zu klein ſey, worauf dieſer in Gedanken ſeine Kleidervorräthe durchgieng und ſich erinnerte, noch eine alte weiße Weſte zu beſitzen, die von ſeinem Vater ſelig herſtammend, auf jeden Fall weit genug wäre. Nach einigem Umhertappen wurde dies Kleidungsſtück wirklich gefunden, und der Bombardier betaſtete ſie ſorgfältig, um ſie nicht verkehrt anzuziehen. Er hatte glücklich ein Aermelloch erwiſcht und ſagte, wie er mit einem Arm hindurchfuhr: „Ich verſichere Dich, Männeken, Dein Alter muß die Weſte in ſeiner früheſten Jugend

haben machen laſſen, denn ſie hat einen ganz ſonderbaren Schnitt, auch vermiſſe ich die Knöpfe und" —

„Nun ja, mach' nur fort," ſagte der Andere, „ſie iſt freilich nicht von dieſem Jahr, aber auf jeden Fall weit genug für Dich."

„Na, höre," entgegnete Tipfel, „was das betrifft, brauchſt Du auch nicht ſo ſehr ſtolz zu ſeyn" — hier machte er eine verzweifelte Anſtrengung, das andere Aermelloch zu erreichen — „zu weit iſt ſie mir gerade auch nicht."

„Thu' mir den Gefallen, und ſey nur nicht ſo entſetzlich faul, ſie iſt Dir weit genug, fahr' nur mal hinein."

Der Bombardier that, wie ihm geheißen, ſchlüpfte durch das andere Aermelloch, und that ſich ſolche Gewalt an, das fragliche Kleidungsſtück an ſeinen Körper zu bringen, daß ſich ſeine Anſtrengungen durch ein lautes Krachen kund thaten, das einem geübten Ohr deutlich verrieth, die Weſte müſſe von unten bis oben zerriſſen ſeyn.

„Du biſt doch ein ſchrecklich ungeſchickter Menſch," brummte der Schreiber, „was iſt nun da wieder zu machen?"

„Das Beſte wäre wohl," entgegnete Tipfel kleinlaut: „wenn Du ein bischen Licht machen wollteſt, damit wir den Schaden in der Nähe beſehen; denn," ſetzte er zögernd hinzu, „Dein Wort in Ehren, daß die Weſte von Deinem Alten iſt, und das ſind ſchon einige Jahrzehenten her, aber der Schnitt an der Weſte, da greif' nur hin, iſt wirklich gar ſonderbar."

„Wie wird es denn ſonderbar ſeyn!" verſetzte der Andere ärgerlich, indem er das Kleidungsſtück mit der Hand befühlte.

„Na, Männeken," entgegnete der dicke Bombardier, „ſo 'ne Weſte iſt mir nie vorgekommen; ja wahrhaftig, die hat ja Schnürlöcher. Du! Du! Du! O Du Copiſt verwickelter Aktenſtücke!" Dabei lachte er wie wüthend.

„Halt Dein Maul,“ rief der Andere mit leiſer Stimme: „Verfluchte Geſchichte mit dem Kerl! Gib das Ding her. Könnteſt auch wohl ohne Weſte gehen.“

„O, Männeken,“ ſprach der Bombardier, „bei der Jahreszeit. Suchet ſo werdet Ihr finden. Aber das Beſte wäre auf jeden Fall, wenn Du ein bischen Licht machen wollteſt.“

Der Schreiber war aber hierzu nicht zu bringen, ſondern trieb Tipfel an, ſeine Toilette zu beendigen; indem er ihm ſtatt des zerriſſenen Kleidungsſtückes eine wirkliche Weſte einhändigte.

Das Bild, welches Tipfel jetzt zum Beſten gab, war wirklich lächerlich, und nachdem der Schreiber von einem Schranke herunter einen alten Hut mit kaum fingerbreiter Krämpe herabgeholt, und ihn dem Bombardier eingehändigt hatte, war die Umwandlung vollendet.

Es ſchlug gerade acht Uhr, als Tipfel den letzten Zug aus dem Waſſerkruge that, ſich darauf von ſeinem Freunde beurlaubte, und mit dem Verſprechen, die geliehenen Sachen in höchſtens einer Stunde wieder zu bringen, ſeinen Weg die dunkeln fünf Treppen hinabſuchte.

Siebentes Capitel.

Welches theils vor, theils in dem Hause Nro. 10. auf dem Petriplatze spielt. Es erscheint eine Person, die nicht genannt seyn will und welche den Bombardier Tipfel zum Bedienten annimmt.

Es war recht kalt und unfreundlich auf der Straße, und nachdem Tipfel viele vergebliche Versuche gemacht hatte, den alten Frack über seinem Bauche zusammen zu knöpfen, oder wenigstens die Hände in die Hosentasche zu stecken, eilte er, so schnell es ihm seine Körperfülle erlaubte, auf dem Schnee die Straße hinab gegen den Petriplatz zu, an dessen Ecke ihn Schulten laut erhaltenen Befehls erwartete. Der Kanonier saß auf einem Eckstein, hatte seine Arme unter den Mantel gesteckt und vor sich in den Schnee die beiden befohlenen Flaschen Rüdesheimer gestellt, so wie ein Päckchen mit grauem Papier umwunden, welches wahrscheinlich den Westphälinger enthielt.

Schulten erfreute sich nicht wenig beim Anblick seines Vorgesetzten, und als dieser, um sich zu dem vorhabenden Abenteuer zu

ſtärken, einige gute Züge aus einer der Flaſchen that, und ein großes Stück Schinken dabei verzehrte, wobei er aber, um ſich zu erwärmen, von einem Bein auf das andere ſprang, machte der Kanonier die höchſt treffende Bemerkung: der Herr Bombardier gliche ſehr einer ſchwarzen Krähe, wenn ſie im Winter auf den Schneefeldern umherhüpfe. Dabei erzählte er auch, daß ihm der Kaufmann, dem er ſchon lange bekannt ſey, Alles auf ſein ehrlich Geſicht gegeben habe, nachdem er geſagt, wer ihn ſende, und daß er des Schreibens nicht einmal nöthig gehabt hätte.

Mit dem letzten Biſſen im Munde ſchritt nun Tipfel auf dem nicht allzugroßen Platze umher, um ſich wie ein kluger Feldherr die Feſtung, die er zu allarmiren gedachte, das Haus Nr. 10, in der Nähe zu betrachten, damit er einen guten Operationsplan entwerfen könne. Endlich hatte er es gefunden, und ſtellte ſich einige Schritte davor, um ſich von deſſen Eingängen, wobei er aber mehr an den Ausgang dachte, zu überzeugen.

Das Gebäude hatte eine recht anſehnliche Höhe, eine Hausthüre und daneben einen großen Thorweg, für welch' letztern ſich Tipfel augenblicklich entſchied, da er die größte Breite hatte.

Ob der Bombardier wirklich perſönlichen Muth beſaß, darüber waren ſeine Kameraden noch nicht einig geworden, doch ſprachen ihm die meiſten derſelben eine gute Portion dieſer edlen Eigenſchaft zu, wogegen aber Andere behaupteten, Tollkühnheit und Unerſchrockenheit, die ihr dicker Freund meiſtens an den Tag legte, rührten von ſeiner unerhörten Gleichgültigkeit her, und er ſey viel zu faul, wenn er einmal einen Schritt vorwärts gethan, wieder zurückzugehen, um ſich nochmals zu beſinnen, weil er dann neben der Mühe des Bedenkens ſelbſt, auch den zurückgethanen Schritt wieder vorwärts thun müſſe.

Das Haus, wie der ganze Platz, war in nächtliches Dunkel

und Stille gehüllt. Der Petriplatz war ziemlich entlegen, und außerdem befanden ſich nur wenige Privathäuſer hier. Eine Seite des Platzes nahm die Petrikirche ein, eine andere das dazu gehörige Kloſter, an der dritten vereinigten ſich mehrere Straßen, die in die Stadt führten, und nur auf der vierten ſtanden einige zwanzig große Häuſer, meiſtens von reichen Leuten bewohnt, die keine öffentlichen Geſchäfte trieben und deren Bewohner die Stille und Ruhe des Platzes dem geräuſchvollen Treiben anderer Straßen vorzogen.

In dem Hauſe Nr. 10 waren vier Fenſter der erſten Etage erleuchtet, und in dem Thorweg ſchimmerte ein ſchwaches Licht, das ſich in einem Parterrezimmer, vielleicht in der Küche befand, und gegen dieſen Schein wandte ſich Tipfel, mit dem Vorſatz, das Innere dieſes Zimmers vorher zu überſehen, um dort vielleicht Jemand zu finden, der ihm behülflich ſeyn könnte, ſeinen Brief an die richtige Adreſſe zu bringen.

Es war wirklich die Küche, aus welcher der Lichtſchein kam, und Tipfel blickte durch die Fenſter aufmerkſam in dies Gemach, und labte ſeine Augen an einem mächtigen Feuer, das auf dem Heerde brannte, auf welchem mehrere Töpfe und Pfannen ſtanden, aus denen mit einem ſüßen, heimlichen Gemurmel allerlei Dämpfe in die Höhe ſtiegen. Der Bombardier verſenkte ſich bei dieſem Anblick in Betrachtungen und erſchöpfte ſich in glühenden Phantaſieen, was wohl in jedem dieſer Keſſel ſeyn könne. Hinten aus dem großen Topfe glaubte er durch die Fenſterſcheiben den ſüßen Geruch von aufgeplatzten, mehligen Kartoffeln zu genießen; daneben in der kleinen Pfanne konnten praſſelnde Bratwürſte liegen, oder war es vielleicht irgend ein Geflügel. Doch nein, Tipfel entſchied ſich für Bratwürſte, es war ſein Lieblingsgericht. Auf dem Anrichttiſch ſtand Salat, Eſſig und Oel daneben, ſo wie geſchnittenes Brod, zierlich geformte Butter und ein appetitliches Stück Schweizerkäſe.

Doch fehlte die Herrscherin dieses Zaubergartens. Tipfel spähte vergeblich umher nach der Fee mit weißer Schürze und Kochlöffel. Es war keine lebende Seele in der Küche zu sehen. Was war zu thun? Der Bombardier hielt es für's Beste, auf die Straße zurückzukehren, und nachdem er noch einen schwärmerischen Blick auf die Töpfe und Kessel geworfen, trat er unter den Thorweg, um hier noch einige Augenblicke zu warten, bis sich in der Küche Jemand zeigen würde.

Er hatte noch nicht lange hier gestanden, als er bemerkte, daß ein Mann, in einen Mantel gewickelt, auf der Straße dicht vor dem Hause Nr. 10 auf- und abging. Jetzt kam er auch bis an den Thorweg, betrachtete den Bombardier von der Seite, ging aber immer bei ihm vorbei, nachdem er jedesmal einige Augenblicke unschlüssig zu seyn schien, ob er ihn anreden solle. Dem Bombardier war diese Erscheinung gerade nicht angenehm, denn er fürchtete einen Aufpasser, der ihm Ungelegenheiten machen könne, weshalb er beschloß, sich so sorglos als möglich zu stellen, um Jenen zu täuschen, daher lehnte er sich an den Thorpfosten und pfiff leise eine Melodie vor sich hin. Wirklich schien er auch den im Mantel hierdurch auf den Glauben zu bringen, als sey er berechtigt, hier zu stehen. Denn dieser kam auf ihn zu und fragte ihn ganz leise: „Liebster Freund, Sie gehören wahrscheinlich in dies Haus?“

„Das nicht,“ entgegnete Tipfel mit vieler Ruhe, „aber ich habe hier in der Küche gute Bekannte.“ Damit spielte er auf Kartoffeln und Bratwürste an.

„Sagen Sie, mein Bester,“ sprach der Andere,“ würde es Ihnen vielleicht darauf ankommen, einen Thaler zu verdienen und mir einen großen Dienst zu erweisen?“

„O, warum das nicht? Ich würde wohl,“ sagte Tipfel.

„Nun denn, sehen Sie, lieber Freund,“ entgegnete der im Mantel, „es ist mir von äußerster Wichtigkeit, Jemand aus diesem

Hauſe zu ſprechen. Ich geſtehe es Ihnen, eine Dame; doch darf ich es Umſtände halber nicht wagen, ohne die größte Vorſicht in's Haus zu treten."

„Sehr ſchön," antwortete Tipfel, dem plötzlich ein Gedanke kam, „aber ſagen Sie nur, ſoll ich aus der Küche Jemand herbeirufen?"

„Ja, ja, mein Beſter," ſagte der im Mantel, „thun Sie ſo. Gehen Sie nur ohne Furcht in die Küche, ſchlagen Sie die Thüre zu oder machen ſonſt ein Geräuſch, und wenn die Köchin hereinkommt, mein Lieber, ſagen Sie ihr nur, der Herr S . . ., verſtehen Sie wohl, Herr S . . ., warte draußen."

Tipfel rieb ſich die Hände vor Vergnügen, denn er bedachte wohl, er könne es jetzt getroſt wagen, in die Küche zu gehen, und beſchloß, im Nothfall ſich für den Bedienten des Herrn S. auszugeben. Er bat dieſen, nur leiſe unter den Thorweg zu treten, und ging darauf wieder an das Küchenfenſter. Es war Niemand da. Tipfel wagte ſich einige Schritte weiter und fand eine Thür, die auf eine kleine Treppe führte, über welche er in die Küche ſelbſt gelangte. Hier ermangelte er nicht, ein kleines Geräuſch zu machen, indem er die Thüre hinter ſich zuwarf, mit den Füßen ſcharrte und einige Mal bedeutungsvoll huſtete. Auch that dies Manöver alsbald die gewünſchte Wirkung, denn er ſtand noch keine Minute da, ſo hörte er von der andern Seite eine Thür öffnen, es näherten ſich Schritte, und ein hübſch gekleidetes Dienſtmädchen trat in die Küche und blieb beim Anblick des Bombardiers überraſcht ſtehen. Tipfel ſchwenkte ſeinen Hut, machte einen zierlichen Kratzfuß und berichtete, daß Herr S. draußen warte, worauf das Dienſtmädchen ſogleich freundlich wurde, ihn bat, ſich niederzuſetzen, und augenblicklich wieder verſchwand.

Tipfel hatte jetzt Muße, ſich Töpfe und Pfannen anzuſehen, und freute ſich innerlich, als ihm ſein Geruchsſinn ſagte, daß er ſich

früher in Betreff der Kartoffeln und des Gebratenen nur in so fern geirrt, als Letzteres keine Bratwürste, sondern irgend ein feines Geflügel war.

Jetzt kam auch das Dienstmädchen wieder, schlüpfte durch die Küche in den Thorweg und kehrte in wenig Augenblicken mit dem Herrn im Mantel zurück, worauf sie eben so schnell mit ihm durch die andere Thüre wieder verschwand. So viel der Bombardier von seinem unbekannten Herrn in diesem Augenblicke sehen konnte, fand er, daß dessen Gesicht, so wie die ganze Figur ihm nicht sehr behagte. Sie war in den Augen des feisten Bombardiers von einer unwürdigen Magerkeit, und eben so ärgerte sich auch Tipfel über die unordonnanzmäßige Beschaffenheit des Kopfes. Ein röthlicher Backenbart zog sich um das spitze magere Kinn, und lange braune Haare bedeckten, sorgfältig geringelt und gekämmt, beinahe die unförmlich großen geistlosen Augen. Beim Vorbeischreiten hatte der Fremde im Mantel seiner Seits den Bombardier etwas näher ins Auge gefaßt, und ein spöttischer Blick schien die ärmliche Toilette des Bombardiers zu bedauern.

Tipfel stand allein in der Küche, und wußte jetzt fast eben so wenig, seinen Brief an die Behörde zu bringen, wie früher. Sollte er das geräuschvolle Manöver von vorhin noch einmal probiren? Doch er hatte es nicht nöthig, denn nach wenig Augenblicken kam das Dienstmädchen allein zurück und begann sich eifrig mit ihren Töpfen und Kesseln zu beschäftigen, wobei sie mit dem Bombardier ein herablassendes Gespräch anknüpfte.

„Ist Er schon lange bei dem Herrn S.?“ fragte sie schnippisch, und hob den Deckel von der Bratpfanne, so daß Tipfel, der dabei stand, in einem Meer von Duft und Wonne schwamm und kaum die Worte hervorbringen konnte: „Passirt so, noch nicht gar lange.“

Darnach beschäftigte sie sich mit ihren Tellern, Messern und

Gabeln, ſo daß ein unerhörtes Geklapper entſtand, während ſie obendrein die letzte Arie aus der Nachtwandlerin ſang, und dabei die Worte:

Ei ſo komm doch ꝛc. ꝛc.

einige Dutzend mal mehr als nöthig wiederholte.

Der Bombardier ſah bei dieſem Lärmen nicht ein, wie es ihm möglich ſey, ſich auf eine feine Art ſeiner Privatbotſchaft zu entledigen. Er hatte ſeinen Brief aus der Taſche gezogen, den Patrouillenzettel ſorgfältig davon abgewickelt und wollte eben die Adreſſe betrachten, als ſich mit einem Male die Thüre öffnete und ein Mädchen hereinhüpfte, ſo ſchön und freundlich anzuſehen, daß Tipfel mit offenem Munde daſtand und ſich in allerlei ſeltſame Phantaſien vertiefte. Doch jetzt ſah er mit einem Male, daß um das runde friſche Geſichtchen die ſchönſten halbblonden Locken niederfielen. Er hörte, wie das Küchenmädchen, nachdem ſie noch einmal: Ei, ſo komm doch! geſungen, ſich mit der Frage an die Dame wandte: „Was befehlen Fräulein Pauline?“ und er wußte jetzt, wen er vor ſich habe.

„Wo iſt denn die Tante?“ fragte die junge Dame, und die diplomatiſche Köchin verzog ihr Geſicht zu einem ſonderbaren Lachen und präſentirte den Bombardier mit einem vielſagenden Blick als den Bedienten des Herrn S. Jetzt war der entſcheidende Augenblick gekommen. Die Köchin hatte in der Nebenkammer etwas zu thun, und Fräulein Pauline wandte ſich zum Fortgehen. Da trat der Bombardier feſten Fußes vor ſie hin, machte eine der zierlichſten Verbeugungen, die je ausgeführt wurden, und ſagte dem überraſchten Mädchen ungefähr Folgendes:

„Mein Fräulein, Sie entſchuldigen, ein Mißverſtändniß, ich bin nicht der Bediente des Herrn S., vielmehr bin ich der Diener des Herrn, der vor einigen Abenden das Glück hatte, ſeltſamer Weiſe mit Ihnen zu fahren. Er iſt untröſtlich, Sie nicht wieder zu ſehen, und

hat es deßhalb gewagt, Ihnen einige Zeilen zu ſchreiben, die Sie vielleicht die Güte und Gnade haben anzunehmen. Gewiß, mein armer Herr iſt untröſtlich, Sie bis jetzt nicht wieder geſehen zu haben."

Tipfel hatte in ſeinem Leben keine ſo lange Rede gehalten, und ſchwieg ganz erſchöpft ſtill, um ſeine Lungen durch einen tiefen Athemzug zu reſtauriren; ein Athemzug, der einem ſchmerzlichen tiefen Seufzer glich, wofür ihn auch die junge Dame halten mochte, denn ſie betrachtete den treuen Diener keineswegs mit einem böſen Blick. Als nun Tipfel noch hinzufügte, daß ſein armer junger Herr in Verzweiflung ſey, und er beſtändig in Furcht lebe, ſeine Kühnheit von neulich Abends habe Fräulein Pauline erzürnt, verwandelte ſich ihr ernſtes Geſicht in ein halb freundliches, und ſie nahm wirklich den ihr dargebotenen Brief. Doch ſind wir feſt überzeugt, ſie that es nur in der reinen Abſicht, um den armen treuen Diener nicht zu kränken, und wird den Brief wahrſcheinlich, als ſie jetzt die Küche verließ, ungeleſen verbrannt haben.

Achtes Kapitel.

Die handelnden Perſonen mehren ſich und ſpielen theils angenehm, theils — unangenehm mit. Von der verwerflichen Eitelkeit der Dienſtboten. Schreckliche Verwechslungen und wie ſelbſt der Unſchuldigſte in Verdacht kommen kann.

Nachdem Tipfel auf ſo glänzende Art ſeinen Auftrag vollführt, wandte er ſich gegen das Küchenmädchen, das unterdeſſen wieder eingetreten war, und manöverirte, mit demſelben ſprechend, gegen die Thüre, um einen ſchicklichen Moment zu erwiſchen, wo er das Haus verlaſſen könne, ohne ſeinen Gebieter, den Herrn S., wieder zu ſehen. Doch das Schickſal beſchloß es diesmal anders. Kaum war nämlich Fräulein Pauline fort, ſo trat von der andern Seite ein Mann ein, der den Bombardier Tipfel mit einem forſchenden Blick betrachtete, ſich darauf gegen das Küchenmädchen wandte, und während er ſeinen Mantel abwarf, dieſe in ſehr ernſtem Tone fragte: „Wer iſt der Menſch da, und was will er?“

Tipfel machte bei dieſer Bezeichnung ſeiner Perſon vermittelſt eines ſehr allgemeinen Ausdrucks ein ſonderbares Geſicht, und konnte es nicht unterlaſſen, den Frager etwas näher anzuſehen. Dieſer war ein ältlicher Herr von ſehr ſolidem und geſetztem Aeußern; er trug einen braunen Ueberrock bis unter das Kinn zugeknöpft, hatte an den Füßen Pelzüberſchuhe und um ſeinen Hals ein dickes ſchwarzſeidenes Tuch geſchlungen, in welches er von Zeit zu Zeit ſeinen Kopf bis zur Naſe vergrub. Trotz der barſchen Frage, die er gethan, war doch ſein Geſicht nichts weniger wie unfreundlich zu nennen, und jetzt, als ihm beide Theile die Antwort ſchuldig blieben, ſah er das Küchenmädchen mit einem halb ſpöttiſchen Lächeln an, nnd wiederholte ſeine Frage von vorhin, während er ſich die Pelzſchuhe ausziehen ließ, mit dem Zuſatze: „Wahrſcheinlich Dein Schatz, Marie, he?“

Hätte nur in dieſem Augenblicke Tipfel ein ſtattlicheres Anſehen gehabt, ſo hätte die ungeheure Eitelkeit des Mädchens ihre Gebieterin in keine Ungelegenheiten gebracht. Aber wer des Bombardiers Anzug, incluſive Hut und beſchmutzte Stiefel ſah, der konnte der Köchin ſo arg nicht darüber zürnen, daß ſie den Kopf erhob, den Bombardier etwas geringſchätzig von der Seite anblickte, und mit ſpöttiſchem Ausdruck ſagte:

„Na, hören Sie, Herr Regierungsrath, ſo ein Schatz, das ſollte mir noch abgehen;“ — eine Geringſchätzung ſeiner Perſon, die ſelbſt den gleichmüthigen Bombardier etwas aus der Faſſung brachte und ihn für den Augenblick vergeſſen ließ, daß der eingetretene Herr vielleicht gerade eben der ſey, vor deſſen Auge zu erſcheinen der Herr im Mantel nicht für gut befunden hatte. Er zupfte deshalb, im Gefühl des gekränkten Stolzes, an ſeiner ſtrickartigen ſchwarzen Halsbinde und ſagte:

„Mein Herr, Sie irren ſich ſehr; ich ſtelle hier nicht den Schatz dieſer Perſon vor, ſondern“ —

Doch jetzt ſah Marie ein, daß der Bediente des Herrn S. im guten Zuge ſey, ihre Gebieterin, und ſomit auch ſie zu verrathen, weshalb ſie ihm raſch einen Wink gab und zu dem Herrn ſagte: „O, Herr Regierungsrath, es iſt nur ein armer Menſch, der zuweilen etwas zu eſſen hier bekommt!“

Die Unbeſonnene! So etwas konnte doch unmöglich ein königlicher Bombardier auf ſich ſitzen laſſen. Zipfel ſtreckte ſich auch alsbald in die Höhe, fühlte einen gelinden Zorn und ſagte mit vieler Mäßigung:

„Herr Regierungsrath, dieſe Küchenperſon da hat ſich unterſtanden, Sie zu belügen. Nachdem ich die Ehre hatte, Ihnen zu vermelden, daß ich nicht ihr Schatz bin, füge ich hinzu, daß ich noch viel weniger ein armer Menſch bin, der hier zu eſſen bekommt, ſondern ich fungire vielmehr hier als ein Bedienter eines Herrn S., der, der“ —

Kaum hatte der Bombardier eines Herrn S. erwähnt, als der alte Herr plötzlich in die Höhe fuhr, wobei man deutlich ſehen konnte, das der freundliche Ausdruck ſeines Geſichts gänzlich verſchwunden war. Er zog ſeine Augenbrauen ſo ſichtbar zuſammen, daß es ſchien, als bringe er abſichtlich ſein Geſicht in den Ausdruck des Zorns, um das Dienſtmädchen zu erſchrecken: und fragte mit ſehr ernſtem Tone: „der Herr S., wer iſt der Herr S.? Ich will doch nicht hoffen“ —

Jetzt verlor die diplomatiſche Köchin plötzlich ihre ganze politiſche Haltung; ſie fuhr mit dem Zipfel ihrer Schürze nach den Augen und ſtotterte: „Ach, Herr Regierungsrath — ich weiß doch nicht — ich kann doch nicht — was ſoll ich ſagen?“ worauf der alte Herr ſeinen Hut auf dem Kopfe feſt drückte und mit der andern

Hand über das Kinn fuhr, als wolle er über etwas nachdenken. Sodann ging er ſtillſchweigend durch die Thüre und man hörte ihn die Treppe hinaufſteigen.

Tipfel hatte dieſer kleinen Scene mit nicht geringem Schrecken zugehört, und er begann ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen, daß er nicht lieber das Maul gehalten und ſeinen Zorn niedergekämpft habe, als wie den Verräther zu machen. Doch kamen dieſe guten Vorſätze jetzt zu ſpät, und das Räthlichſte, was er thun konnte, ſchien ihm, ſich langſam nach der Thüre zurückzuziehen, die unter den Thorweg führte. Aber die Köchin hatte nicht ſobald ſeine Abſicht bemerkt, als ſie ihm in den Weg ſprang und ihm freilich mit etwas anders geſtellten Worten ſagte: daß nur über ihre Leiche der Weg in's Freie gehe. Darauf ſchluchzte ſie ſehr vernehmlich und Tipfel hörte deutlich die Worte: „So ein lumpiger Bedienter verräth ſeinen Herrn! O Gott! o Gott! was ſollen die Fräuleins von mir denken? Was wird der alte Herr ſagen und der Herr S.?“

Ueber dies Letztere verſchaffte ihr die nächſte Minute gehörige Auskunft, denn man hörte Schritte die Treppe herab kommen, der alte Herr öffnete die Thüre, und da er ſeinen Hut tief in den Kopf gedrückt, ſeine Augenbrauen wieder ſo finſter wie möglich zuſammengezogen, auch den untern Theil ſeines Geſichts tief in die Halsbinde vergraben hatte, ſo glich er einem Vermummten der heiligen Vehme, der ein armes Schlachtopfer zum Richtplatz führt. Dies arme Schlachtopfer war der Herr S., der mit einer Armenſündermiene hinter dem alten Herrn drein kam. Er hielt ſeinen Hut in der Hand und ſeine waſſerblauen großen Augen ſchienen ſich in die Steine des Fußbodens verliebt zu haben.

Der Regierungsrath gab dem Küchenmädchen mit kurzen Worten zu verſtehen, daß ihre Gegenwart hier unnöthig ſey, und als dieſe das Gemach verlaſſen, wandte er ſich gegen den Herrn S. und

ſagte ihm in ſehr ernſtem Tone: „Herr Auditeur, es thut mir leid, Ihnen hier in Gegenwart Ihres Bedienten wiederholen zu müſſen, was ich Ihnen ſchon früher unter vier Augen ſagte. Ich kann ein Verhältniß mit meiner Schweſter: die beinahe Ihre Mutter ſeyn könnte, weder billigen, noch viel weniger erlauben, zu Ihrem eigenen Beſten, Herr Auditeur, und muß Sie alſo nochmals dringend bitten, Ihre Beſuche meines Hauſes in dieſer Abſicht nicht weiter fortſetzen zu wollen.“ Hier ſchöpfte der alte Herr tief Athem und es war, als habe er ſein Geſicht unten und oben nur verhüllt, um dieſe Worte mit gehörigem Ernſt und halbem Zorn ſprechen zu können; denn er ſchien ſich vor ſeiner eigenen Gutmüthigkeit zu fürchten. Sobald er nun alſo ſeinen Willen kund gethan, nahm er ſeinen Hut ab, reckte Kinn und Mund aus dem umſchlingenden Halstuche, und ſetzte mit freundlichem Geſichte hinzu: „Wie geſagt Herr Schmidt, es thut mir ſehr leid. Ich bin kein harter Mann, aber — nun ja, Sie wiſſen's ſchon. Wenn ich Ihnen ſonſtwo dienen kann, ſtehe ich gern bereit.“

Herr Schmidt hatte noch nicht aufgehört, mit den Steinen des Fußbodens zu liebäugeln; nur ein einziges Mal, als ſeines Bedienten erwähnt wurde, hob er den Kopf und warf dem Vorbarbier einen forſchenden Blick zu. Als aber der alte Herr geendigt hatte, machte der Auditeur zum Zeichen des Einverſtändniſſes eine tiefe, ſtumme Verbeugung, wobei er ſeine Hand auf das Herz legte, den Kopf auf die Bruſt herabſinken ließ, eine Verbeugung, welche, im Verein mit ſeiner Jammermiene, ungefähr ausdrücken wollte: Mein Herz iſt gehorchen, ich ſenke mein Haupt in Betrübniß. Darauf machte er eine lange Pauſe, ſtrich ſich dann mit der dünnen weißen Hand die Haare aus dem Geſicht, und ſagte mit ſüßer Stimme:

„Beſter, geehrteſter Herr Regierungsrath, Sie ſprachen vorhin

von meinem Bedienten, und ſahen mich erſtaunt darüber. Dort, jene Perſon?"

„Nun ja," entgegnete der alte Herr, „iſt das nicht ihr Diener? Höre Du" — wandte er ſich an Tipfel, „biſt du denn nicht der Diener des Herrn Auditeur da?" wogegen der Diener ſtatt aller Antwort mit dem Kopfe ſchüttelte und die Achſeln zuckte, eine Pantomime, die der Regierungsrath auch gegen den Herrn Schmidt ausübte. Doch dieſer, der Herr Auditeur, der nun zu ſeiner großen Zufriedenheit Jemand fand, an dem er ſeinen Zorn auslaſſen konnte, warf den Kopf zurück und fragte genau in demſelben Tone, als ſey er bei ſeinem Militärgericht beſchäftigt, einen armen Soldaten über einen Subordinations-Fehler auszuforſchen: „Wer iſt der Dummkopf?"

Tipfel würde ihm wahrſcheinlich eine paſſende Antwort ertheilt haben, wenn nicht ſchon vor dieſer Frage der ferne dumpfe Ton eines Kanonenſchuſſes an ſein geübtes Ohr geſchlagen wäre. Aufmerkſam lauſchte er, die Worte des Auditeurs gänzlich überhörend —

Bumm! richtig es fiel ein zweiter Schuß, jetzt ein dritter. Auch der Regierungsrath hörte die Schüſſe und wandte ſich fragend an den Auditeur, worauf dieſer gleichgültig antwortete: „Wahrſcheinlich ein Kettengefangener entſprungen. Das wird wieder auf allen Wachen Allarm geben, und iſt alsdann des Patrouillirens auf den Straßen kein Ende."

Tipfel war bei jedem der Schüſſe bleicher geworden; denn ihm fiel deutlich ein, daß ſich jetzt von allen Thoren größere und kleinere Patrouillen draußen nach den Forts begeben, um dieſe genau zu unterſuchen, da es ſchon mehrmals vorgekommen, daß ſich die entſprungenen Gefangenen in den Kaſematten und verdeckten Gräben tagelang aufgehalten. Ihm fiel ferner ein, daß die Thore geſchloſſen

würden und Niemand hinaus dürfe. Alles das bestürmte sein Herz dermaßen, daß er den Respekt gegen einen königlichen Regierungsrath und Auditeur gänzlich bei Seite setzte.

„O Himmel tausend Sakerment! Meine Wache!“ fluchte er, riß die Küchenthüre auf, stürzte in den Thorweg und von da in's Freie. Hastig sprang er gegen die Ecke des Platzes, wo er den Kanonier Schulten gelassen. Doch dieser war verschwunden, und Alles wüst und leer. Vom Boden glänzte ihm etwas entgegen, es war eine der Weinflaschen, aber Schulten hatte sie ausgetrunken; die andere war gar nicht zu finden. Auch zeigten dem Bombardier hie und da auf dem Schnee zerstreute Stücke grauen Papiers deutlich an, daß Schulten seinem Landsmann, dem Westphälinger, ebenfalls den Garaus gemacht. Auch den Kanonier mußten die drei Schüsse fortgetrieben haben, denn er hatte in der Eile auf dem Stein einen kleinen Zettel liegen laßen, wahrscheinlich die Anweisung auf den Rüdesheimer und den Schinken, den köstlichen Zettel, dessen Resultate hier vergeudet worden waren, ohne daß der unglückliche Bombardier mit gemächlicher Ruhe davon genossen hätte. Mechanisch riß er das Papier auseinander, hielt es gedankenlos gegen den Mond und las:

„Mein Fräulein!

Werden Sie einem Unbesonnenen zürnen, der, nachdem ihn neulich Zeit und Umstände getrieben, eine der glücklichsten Stunden seines Lebens in Ihrer Nähe zu verbringen —“

Das las Tipfel und griff an seine Stirn, um zu erfahren, ob er wache oder träume; er griff an seine Stirn, ja, die brannte fieberhaft ob all dem Schrecklichen, was ihm heute Abend passirt und noch passiren würde; er griff in seine Brust, und hier fror

es ihn erbärmlich durch den dünnen Frack; er faßte an ſeinen Magen, der war hungrig und leer. Dann warf er noch einen Blick in das Papier, in den Brief ſeines Freundes, den er unglücklicher Weiſe verwechſelt und an deſſen Stelle er dem hübſchen blonden Mädchen die Anweiſung auf Rüdesheimer und weſtphäliſchen Schinken eingehändigt hatte. Dann ſchlug er ſich abermals vor die Stirn und trabte ſchwerfällig nach der Gaſſe, wo ſein Freund, der Schreiber, wohnte, um da auf's Geſchwindeſte ſeine Uniform wieder anzuziehen.

Er ſtürzte vor das Haus und ſah nach dem fünften Stock empor, aber es war da oben kein Licht zu ſehen. Was ſollte der Aermſte machen? Seine Uniform mußte er doch wieder haben. So raſch als möglich kletterte er die Treppe hinauf und klopfte erſt leiſe, dann immer lauter an die Thüre der Dachkammer. Doch es öffnete Niemand. Tipfel trommelte in ſeiner Angſt mit Händen und Füßen gegen die Bretter, fluchte dabei ganz entſetzlich und rief ſeinen Freund beim Namen. Kurz, er vollführte einen ſolchen Spektakel, daß ſich bald die Bewohner der untern Stockwerke darüber empörten. Im vierten Stock öffnete ſich eine Thüre, und ein altes Weib in einem ächten Hexennegligée leuchtete die Treppe hinauf und erkundigte ſich mit einer kreiſchenden Stimme, was für ein Hallunke, Spitzbube oder Mörder da oben ſein Weſen trieb? Aus dem dritten Stock herauf fluchte eine tiefe Baßſtimme: wenn der Lärm dort oben nicht aufhöre, ſogleich auf die Polizei zu gehen. Dazwiſchen ließen ſich mehrere Kinderſtimmen im höchſten Diskant vernehmen, ein paar Hunde bellten, und durch all' den Lärm hörte Tipfel von unten ein paar ſchleppende Pantoffeln die Treppe heraufklappern, die ohne Zweifel der Hauswirthin gehörten, einer alten ſtämmigen Dame, die im Erdgeſchoß einen Specereiladen dirigirte.

Der Bombardier hatte beim Ersteigen der Treppen seinen Frack ausgezogen, um mit dem Umkleiden schneller fertig zu werden, doch hatte sich ja Alles gegen ihn verschworen. Da stand er vor der Thüre rathlos und thatlos. Sollte er sich mit dem Rücken gegen die morschen Bretter fallen lassen und so das Zimmer erstürmen; er hätte es wahrhaftig gethan, wenn nicht das Haus in allen seinen Stockwerken schon durch sein Hämmern an der Thür in den größten Aufruhr gekommen wäre. Die klappernden Pantoffeln hatten schon die Belletage erreicht und die Baßstimme erwähnte immer häufiger der Polizei, woraus dann der arme geängstigte Bombardier für das Gerathenste hielt, sich so schnell als möglich zum Rückzug anzuschicken. Er polterte die vierte Treppe hinab, gegen das alte Weib, welches beim Anblick des Menschen in Hemdärmeln laut kreischend die Flucht ergriff und in Einem fort schrie: „Ein Dieb! haltet den Dieb!“ Die Baßstimme unten vereinigte sich mit dem Ruf, und der Eigenthümer derselben ergriff, als Tipfel bei ihm vorbeirennen wollte, einen Aermel des unglücklichen schwarzen Fracks. Doch Tipfel, in seiner Todesangst, ließ nicht los, und da er schon auf der dritten Treppe war, so hätte er also unfehlbar durch die Schwere seines Körpers seinen Frack mit der daran hängenden Baßstimme hinuntergerissen, wenn der Mann im dritten Stockwerk nicht klüglicher Weise mit dem einen Arm das Treppengeländer erfaßt hätte. So aber wurde der Lauf des dicken Bombardiers für den Augenblick durch den schwarzen Frack gehemmt und der Aermste schwebte, im wahren Sinne des Wortes, über einem Abgrund, in dessen Tiefe die dicke Hauswirthin, mit Licht und Feuergabel bewaffnet, lauerte. Wer weiß, zu welchem Ende dies geführt hätte, wenn nicht der Frack auf einmal mit einem lauten Krachen auseinander gerissen wäre, worauf Tipfel in möglichster Geschwindigkeit die Treppe hinabrollte. Doch kam dies

glücklicher Weiſe ſo unerwartet für die Untenſtehenden, daß Alles, was im Begriffe war, den Dieb feſtzuhalten, die dicke Hauswirthin an der Spitze, auf die Seite ſprang, und dem armen Tipfel geſtattete, ſchleunigſt das Haus zu verlaſſen.

Neuntes Capitel.

Von den ſchrecklichen Folgen, die das Entſpringen eines Kettengefangenen haben kann. Der Bombardier Tipſel geräth in Verzweiflung, will zum Selbſtmörder werden und begeht in der Todesangſt den erſten geſcheidten Streich ſeines Lebens, in deſſen Folge er arretirt wird.

Auf der Straße angekommen, wandte ſich Tipſel raſch um die nächſte Ecke und lief um ſo ſchneller, als er aus dem Hauſe ſtürzend, auf einen Menſchen geſtoßen war, der ihn aufzuhalten ſuchte und der ihm jetzt nachzurennen ſchien.

„Halt doch, halt doch!“ rief es hinter ihm. „Zum Teufel, ich bin's ja! Halt doch, Tipſel!“

Vergebens. Der Dämon, der heute Abend alle Schritte des armen Bombardiers begleitet hatte, ließ ihn die Stimme ſeines Freundes, des Schreibers, verkennen, und je mehr dieſer ſchrie, um ſo ſchneller rannte Tipſel, und da er dabei in alle Nebengäßchen hineinſprang, überhaupt ſo oft um eine Ecke ſegelte, wie nur möglich, ſo hörte er bald nichts mehr und blieb einen Augenblick ſtehen, um

Athem zu schöpfen und seinen Frack wieder anzuziehen, den er bis jetzt wie eine Husarenjacke auf dem Rücken getragen hatte. Ach, es war nur noch der Theil eines Frackes, ein Aermel war ganz ausgerissen und die Hälfte des Kragens, so wie das linke Vordertheil fehlten ebenfalls.

Aber trotzdem mußte sich Tipfel entschließen, das Gewand so gut wie möglich anzuziehen, denn da es seither noch kälter geworden war, fror es ihn ganz erbärmlich. Jetzt schlug es auf den Kirchen neun Uhr, und das letzte schreckliche Unglück, daß man ihn für einen Dieb gehalten, hatte ihn gar nicht mehr daran denken lassen, daß er Wachthabender sey, und noch dazu auf einem Fort, das wenigstens eine gute halbe Stunde von dem Platz entfernt lag, wo er sich gerade befand. Aber die Nothwendigkeit schärfte seinen Verstand, und er entwarf schnell einen Operationsplan, um ungefährdet auf sein Fort zu entkommen, wo er dann seinen Freund in die Stadt schicken konnte, um seine Uniform zu holen.

Da die Thore der Stadt jetzt verschlossen waren, so ließ er seine Gedanken auf den Wällen umherspazieren, um einen Ort zu finden, wo er über Wälle und Gräben das Freie gewinnen konnte. Glücklicher Weise fiel ihm ein, daß nach der Richtung, wo sein Fort lag, sich die Bastion befand, wo das Geniecorps der Garnison zur Uebung eine Descente in den Hauptgraben gelegt hatte, und wo er also die zwanzig Fuß hohe Mauer nicht hinabzuspringen brauchte. Er wandte sich eilig dorthin und schlüpfte dicht an den Häusern vorbei, um den Patrouillen oder der Polizei, die heute Nacht wegen dem entsprungenen Gefangenen überall umherstreifte, nicht in die Hände zu fallen. Hierin begünstigte ihn auch das Glück und er hatte bald die belebtern Straßen hinter sich und bog in die ärmlicheren Stadtwinkel ein, wo Milchverkäufer, Gemüsehändler und dergleichen Leute in kleinen Häusern wohnten, die meistens in Gärten standen,

welche an den ersten Wallgang stießen. Da Tipfel schon sehr oft in diesem Theile der Festung den Dienst eines Wallaufsehers verrichtet hatte, so kannte er glücklicher Weise alle Eingänge, Gräben und Wälle auf's Genaueste. In kurzer Zeit stand er vor einem hohen Gitterthor, über welches er nicht ohne große Anstrengung hinwegkletterte. Dann stieg er eine schmale steinerne Treppe hinauf und befand sich auf dem ersten Walle. Da er sehr wohl wußte, daß die Wachen an den Pulverthürmen von allen Seiten diese Werke genau übersehen konnten, und besonders heute Nacht, wo der weiße Schnee alle dunkeln Gegenstände scharf hervortreten ließ, so drückte er sich dicht an die Brustwehren und schlüpfte, wo er konnte, von einer Schießscharte zur andern.

So gelangte er auf die sogenannte Exercirbastion, wo die schweren und leichten Festungsgeschütze stehen, an denen in schönen Vormittagsstunden die Artillerie zu ihrem Nutzen und Vergnügen sich einige Stunden mit der praktischen Erlernung des Ladens, Richtens und Abfeuerns beschäftigen darf. Erschöpft lehnte sich Tipfel hier an einen colossalen Vierundzwanzigpfünder, der durch seine gemauerte Schießscharte gleich einem eisernen Zeigefinger spottend nach der Gegend wies, wo das Fort des Bombardiers lag, jene heimliche, trauliche Wachtstube, die er einem Freunde zu Liebe verlassen hatte, um sich in tausenderlei Gefahren zu stürzen, die noch nicht beendigt waren.

So überaus unangenehm auch die Exercirstunden waren, die Tipfel hier schon verbracht, besonders wenn der Wind recht kalt und scharf über die Brustwehr der Bastion blies, so daß er oft vor Zähnegeklapper das Commando nicht geben konnte, so wünschte er sich doch sehnlichst einen jener Augenblicke zurück, ja sogar den, wo er wegen eines Fehlers vier und zwanzig Stunden Arrest erhalten hatte. Ach, damals wußte er doch, was ihm bevorstand, damals konnte er doch die Bastion auf einem schönen geebneten Wege verlassen, aber heute,

wenn er auch wirklich glücklich durch die Descente in den Hauptgraben kam, ſo hatte er doch noch eine Lunette zu erklettern, noch ein paar Reihen Palliſaden zu überſpringen, und konnte, was das Allerſchlimmſte war, noch an allen dieſen Orten von irgend einer Patrouille aufgegriffen werden. Obendrein ſchimmerte im Hintergrunde noch die ſchreckliche Ungewißheit, ob nicht vielleicht ſeine Wache unterſucht worden ſey, ſeine Abweſenheit entdeckt, und nicht ſchon an die Commandantur ein Meldezettel abgegangen mit den Worten, daß der Wachtkommandant vom Fort IV. heimlicher Weiſe ſeinen Poſten verlaſſen und ſich der Deſertion ſehr verdächtig gemacht habe. Dabei ſchwebte ihm ſo etwas von Degradation vor, ein graues Gemiſch von ſechs Wochen Arreſt, vom Verluſt der Nationalkokarde, ſo daß der arme geängſtigte Menſch, beſonders da er wohl wußte, daß weder Pulver noch Blei auf der Baſtion war, einen Augenblick bei ſich überlegte, ob er ſich nicht lieber mit dem Vierundzwanzigpfünder erſchießen ſolle, um ſo ſeinen Leiden auf einmal ein Ende zu machen.

Doch ſeine beſſere Natur ſiegte, er ſuchte und fand bald den Eingang der Descente und rutſchte durch den finſtern, ſteil abwärts ziehenden Gang raſch in den Hauptgraben. Hier wand er ſich an der Feſtungsmauer links, um dort, wo ſich der vorſpringende Winkel der Lunette am meiſten dem Hauptgraben nähert, in die Höhe zu klettern. In der hohen Mauer des Hauptwalles befinden ſich mehrere Eingänge, welche in Kaſematten und Minenwege führen, und wo zur Friedenszeit allerlei Vorräthe der Artillerie aufbewahrt werden. Dieſe Eingänge ſind mit ſtarken eiſernen Thoren und vermittelſt eines eiſernen Querbalkens verſchloſſen.

Als ſich der Bombardier hier von hohen Feſtungswerken umgeben ſah in ſo ſpäter Stunde der Nacht, wo Alles weit umher ruhig und ſtill war, auf dem Grunde des tiefen Grabens, wohin weder der Lärm der Landſtraße, noch das geräuſchvolle Treiben

der Stadt bringen konnte, trat ihm plötzlich der Gedanke an jenen entsprungenen Kettengefangenen, wie ein Gespenst vor die Seele. Wie, wenn auch dieser, da er vielleicht nicht über die Werke hinauskonnte, hier in den Gräben umherirrte, wenn er ihm zufällig begegnete, und wenn der Verbrecher vielleicht über ihn herfiele und ihn todt schlug! denn von einem solchen Kerl, der in der Verzweiflung war, ergriffen zu werden, ließ sich Alles erwarten. Daß es ein schwerer Verbrecher, wahrscheinlich ein Mörder war, hatte Tipfel an dem Signal gehört, das durch drei Kanonenschüsse gegeben wurde, indem für entsprungene Militärsträflinge nur ein Schuß gethan wird, für geringere Verbrecher zwei.

Auch gesellte sich zu diesen Phantasien noch ein anderer schrecklicherer Gedanke, daß man ihn, den armen unschuldigen Bombardier, im Fall er ergriffen würde, am Ende gar für den entlaufenen Mörder halten könne.

So schlich er an der Festungsmauer dahin, scharf umherspähend, und blieb plötzlich wie angefesselt stehen. Vor ihm, keine hundert Schritte, sah er in der Hauptmauer einen jener Eingänge, von dem wir eben sprachen, und wenn ihn das Dunkel der Nacht nicht getäuscht, erblickte er eine Gestalt, die von der andern Seite der Mauer herschlich, in jenen Eingang hineinschlüpfen. Das war der entsprungene Mörder, ertönte es plötzlich durch seinen ganzen Körper, und er fühlte, wie eine Gänsehaut ihn bedeckte. Er war ohne Waffen, ja sogar ohne Stock; was sollte er thun? Sollte er umkehren, denn wenn er vorwärts ging, mußte er bei jenem Eingange vorbei, der Verbrecher sah ihn, stürzte wie ein wildes Thier aus seiner Höhle auf ihn los und — die Blüthe deutscher Bombardierschaft war nicht mehr.

Es ist vielleicht jedem von unsern Lesern schon vorgekommen, daß sich in solchen Augenblicken, wie der eben beschriebene, der

vorhandene Muth krampfhaft zu einer unbegreiflichen Höhe steigert. Wir nehmen an, es fürchte ſich Jemand vor Geſpenſtern, er geht ſchon in Gedanken einem ſolchen Weſen hundert Stunden aus dem Wege. Da ſteht er in einer ſchönen Nacht etwas Unbegreifliches neben ſich auf der Straße wandeln; es iſt vielleicht eine ſchattenhafte Geſtalt, die über den Boden dahin gleitet, ſtatt ſolide mit den Füßen aufzutreten. Hätte er vorher gewußt, daß ihm auf jenem Wege etwas der Art begegnen würde, ſo würden ihn vielleicht die Schätze Indiens nicht vermocht haben, dahin zu gehen. Aber jetzt übermannt ihn die Furcht, es zuckt durch ſeinen Körper eine unbeſchreibliche Wuth, ſich an jenem Weſen zu rächen, das ihn in Furcht verſetzt, und auf einmal ſtürzt er willenlos auf das Geſpenſt zu, mit dem feſten Vorſatz, ihm den Hals umzudrehen. Da es keine Geſpenſter gibt, wird er wahrſcheinlich an eine weiße Thür oder an einen harmloſen Menſchen rennen, und jetzt iſt auch ſein Muth ſchon wieder verraucht und er begibt ſich nach einer kurzen Entſchuldigung eilig nach Hauſe, nicht ohne ſich einige hundert Mal ängſtlich umzuſehen.

Genau ſo erging es dem Bombardier Tipfel. Nachdem eine plötzliche Furcht in ſeinem Körper alle Ideen von Muth wie ein raſendes Feuer aufgezehrt, fühlte er plötzlich ein krampfhaftes Zucken in ſeinen Händen und den feſten Vorſatz in ſeiner Seele, ſich von jenem Verbrecher nicht den Schädel einſchlagen zu laſſen, ſondern ihm vielmehr im Fall der Noth ein Aehnliches zu thun. Auf den Zehenſpitzen ſchlich er dem Eingange zu, Schritt vor Schritt ſtehen bleibend und horchend. Jetzt hatte er ihn erreicht, und ſein Ohr an die Mauer legend, hörte er leiſe tappende Schritte, die von der gemauerten Wendung des Ganges wiederhallend, ſich nach Innen zu verlieren ſchienen. Wie ein gereiztes Thier ſprang jetzt Tipfel vor die Oeffnung, warf die Thorflügel zu und ſchob den

Querbalken davor. Doch, wie schon gesagt, nach dieser That war sein Muth und seine Kraft plötzlich dahin, und er mußte sich einen Augenblick an dem Gitter halten, um nicht umzufallen. Jetzt kamen die Schritte aus dem Innern des Ganges eilig näher, Tipfel konnte die Gestalt eines Menschen unterscheiden und sprang zu seinem guten Glück zurück, denn der entflohene Mörder — er war es wirklich — warf ein Stück Eisen mit solcher Gewalt gegen ihn, daß es ihm unfehlbar würde den Kopf zerschmettert haben. Doch so fuhr es klirrend durch das Gitter bis in die Mitte des Grabens.

Obgleich der Bombardier von dem Eingesperrten nichts mehr zu fürchten hatte, indem das Thor so stark und gut verschlossen war, daß jener es unmöglich aufbrechen konnte, so überwältigte ihn doch die Furcht, und er kletterte mit größter Anstrengung an dem Walle der Lunette empor. Jetzt war er fast oben, warf schaudernd einen Blick zurück in den dunkeln Graben und konnte noch deutlich die Oeffnung jenes Gewölbes entdecken, die von hier wie ein schwarzer Flecken in der Mauer aussah. Es graute ihm, wenn er an den Menschen dort unten dachte, den er gleich einem wilden Thiere eingesperrt, der nun wahrscheinlich in stummer Verzweiflung an den Eisenstäben rüttelte und ihm gewiß tausende von Flüchen nachsandte. Es war ihm auch, als hörte er von unten die dumpfe Stimme des Mörders und rasch schlüpfte er an eine Schießscharte der Lunette, um von dort an einen der Außengräben zu gelangen, als er plötzlich durch ein lautes: „Halt! wer da?“ das aus dem Munde eines Postens kam, der bei den Kugelhaufen auf der Lunette stand, aufgehalten wurde. „Halt! wer da!“ wiederholte der Soldat, als Tipfel keine Antwort gab, und schlug das Gewehr an.

„Gut Freund,“ entgegnete der Bombardier, und trat näher, indem er sich nicht wenig freute, einen Cameraden gefunden zu

haben, mit dem er über ſein eben beſtandenes Abenteuer plaudern konnte. Doch der Poſten, ein einfacher Infanteriſt, nahm die Sache anders. „Stehe!“ ſchrie er, „oder Gott verdamm mich, ich ſchieß' Dich über den Haufen.“

Jetzt fiel es aber auch dem armen Tipfel plötzlich wieder ein, daß er nicht in der unſchuldigen Bombardier-Uniform daſtand, ſondern in ſeinem zerriſſenen ſchwarzen Frack, der bei dem Durchſchlüpfen zwiſchen den Schanzen und über Palliſaden noch mehr zerſetzt worden war. Den Hut mit der ſchmalen Krämpe hatte er bei dem eiligen Lauf ganz verloren.

Nachdem ſich der Bombardier ſtillſchweigend von oben bis unten ſelbſt betrachtet, blieb er nicht lange in Zweifel, für was ihn der Poſten auf der Lunette eigentlich halte, und er erkannte mit Schrecken, daß es jetzt heiße: bis hieher und nicht weiter. Der Infanteriſt ließ ihn gewiß nicht wieder laufen, und wenn er ihm auch ſeine unglückliche Geſchichte noch ſo klar auseinanderſetzte. Es war alſo nichts Beſſeres zu thun, als ſich ruhig auf einen Kugelhaufen zu ſetzen und ſich alsdann, dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nach, mit der nächſten Ablöſung auf die Hauptwache bringen zu laſſen. Vor ſich erblickte er die ſchneebedeckte Landſchaft, in welcher ſich wie ein dunkler Fleck das Fort Nro. IV. mit ſeinen Außenwerken und den es umgebenden Bäumen zeigte. So nahe dem rettenden Lande mußte er Schiffbruch leiden.

Jetzt begannen die Uhren der Stadt die zehnte Stunde zu ſchlagen und bald darauf wurde auf dem Wallgange der einförmige Schritt der Ablöſung hörbar. Jetzt öffnete der Gefreite das kleine Gitterthor, das auf die Lunette führte und trat in das Werk.

„Halt! Wer da?“

„Ablöſung!“

„Ablöſung vor! Auf dem Poſten iſt Alles in Ordnung; nur

habe ich eben einen Menſchen arretirt, der auf höchſt verdächtige Art aus dem Hauptgraben auf die Lunette geklettert iſt. Mir ſcheint," ſetzte die Schildwache leiſer hinzu, „es iſt der entſprungene Kettengefangene," worauf ſich der Gefreite ſehr in die Bruſt warf, und wahrſcheinlich ſchon in dem Gedanken ſchwelgte, daß ihm nächſtens das allgemeine Ehrenzeichen nicht entgehen könne. Tipfel betrachtete ſich den Gefreiten etwas genauer, und als er ſah, daß es ein alter Soldat ſey, mit gewaltigem Schnurrbart und mit einem ſtrengen, Ehrfurcht gebietenden Unteroffiziersgeſichte, machte er gar keinen Verſuch, den wahren Stand der Dinge zu erzählen, indem er doch wohl wußte, daß ihm dies hier gar nichts helfen würde, ſondern ließ ſich vielmehr in ſtiller Ergebung auf die Hauptwache bringen, wo er ſogleich in das Zimmer des wachthabenden Offiziers geführt wurde.

Zehntes Capitel.

Worin der Leſer den Unterſchied einer Offizier-Wachtſtube von der im erſten Capitel beſchriebenen kennen lernt.

Die Offizierſtube der Hauptwache war Abends bei Kerzenſchein ein heimliches und ſehr angenehmes Gemach; daß ſich nur ein Fenſter in demſelben befand, welches noch obendrein ſtark vergittert war, hatte alsdann nichts zu ſagen. Die vier weißgetünchten Wände waren bis auf eine kleine Stelle leer, eine Stelle, welche von Weitem wie ein dunkler Oelfleck ausſah. Doch fand ſich bei näherem Betrachten, daß dieſer Fleck kein Fleck, ſondern vielmehr eine Lithographie war, die einen Infanteriſten in Paradeuniform darſtellte, welcher von ſeinem Herrn Lieutenant zum Präſentiren abgerichtet wurde. Dies Bild war von einem Portepée-Fähnrich geſtiftet worden, der das Gelübde gethan hatte, die Wachtſtube mit einem nützlichen Möbel zu ſchmücken, ſobald ihm die Seligkeit der Epauletten zu Theil würde. Anfänglich hatte er an die Stiftung eines Armſeſſels gedacht, doch war er aus

verſchiedenen Umſtänden ſo heruntergekommen, daß er am Ende nichts Wenigeres zu ſchenken wußte, als das Bild eines Lieutenants.

An den übrigen Wänden des Zimmers befanden ſich verſchiedene Nägel und Haken, an welchen allerlei luxuriöſe und nützliche Gegenſtände hingen, als: ein alter Wachtmantel, ein länglicher Eßkorb, eine Guitarre mit einem verſchoſſenen himmelblauen Bande, eine Reitpeitſche, eine beſchmutzte Wachtinſtruction, ein ſtark gebrauchtes Handtuch, an welchem unten ein zerſprungener Spiegel feſtgemacht war. Auf einem Eckti[illegible]chen befand ſich ein großes blechernes Dintenfaß, das aber ausſah, wie eine alte verſchüttete Stadt, denn es war ſo mit Tabakaſche bedeckt, daß nur hie und da noch ein kleiner Rand des Bleches hervorſah. Unter ihm lag eine einzige halbe Oblate, die letzte eines zahlreichen Geſchlechts, die ſchon ſeit Jahren wie ein Heiligthum unantaſtbar war. Hier thronte auch auf einem unordentlich umherliegenden Spiel Karten eine beſtaubte Bibel — ein Geſchenk der Elberfelder Miſſions- und Bibel-Geſellſchaft. Dieſem Eckti[illegible]chen gegenüber ſtand links vom Eingang ein mit Leder überzogenes Sopha, deſſen Naturfarbe ſehr in's Dunkle übergegangen war, und welches mit der Zufriedenheit und Glückſeligkeit des Alters glänzte. Vor dieſem Sopha ſtand ein viereckiger Tiſch, um welchen theils auf alten defekten Stühlen, theils auf dem eben beſchriebenen Wachtdivan ſelbſt fünf bis ſechs junge Helden ſaßen, die bei Bier und Tabak die Zeit mit geiſtreichen Geſprächen verbrachten.

Der wachthabende Lieutenant, eine kleine runde, ſehr geſund ausſehende Figur, mit dünnen blonden Haaren und einem kaum bemerkbaren, weißblonden Barte, ſaß als der Wirth auf einem der Stühle und machte die Honneurs, d. h. er ſchenkte die Biergläſer voll und brannte die Fidibuſſe an, wo es verlangt wurde. Neben ihm lag in der Ecke des Sophas ein unendlich dürrer Menſch, es war ein Fähnrich mit ſo langen Beinen, daß ſie auf der andern

Seite des Tiſches noch hervorſahen. Er hatte den Kopf melancholiſch in die Hand gelegt und ſah nachſinnend zur Decke empor. Neben ihm in der andern Ecke ſaß ein Cavallerieoffizier mit ſchwärzlichem Haar und Bart, der ſich vergebens bemühte, eine Arie aus den Hugenotten, von welcher er unaufhörlich verſicherte, daß ſie ganz gottvoll ſey, wieder in's Gedächtniß zu bekommen.

Ihm gegenüber waren zwei andere Lieutenants in einen ſehr intereſſanten Streit verwickelt. Sie hatten einen Bierkrug zwiſchen ſich und waren beſchäftigt, den eingebrannten Stempel „Selters“ zu leſen, von dem der Eine behauptete: dies Wort würde Selter, das t wie t ausgeſprochen und ohne s geleſen, worauf der Andere verſicherte: es heiße Selzers, das t wie z und mit s ausgeſprochen. Da ſie ſich hierüber nicht vereinigen konnten, ſo wandte ſich Einer an den langen jungen Fähnrich und trug ihm den Streit vor, worauf dieſer, ohne die Augen zu ſenken, oder ſeine Stelle etwas zu verändern, mit vieler Würde dahin entſchied: Jeder könne leſen, wie es ihm am beſten gefiele, ein Ausſpruch, der von allen Anweſenden mit einem lauten Gelächter verehrt wurde.

„Ausgezeichnet,“ ſagte der Wirth. „Ganz witzig,“ meinte der mit dem ſchwarzen Bart, und einer der Mineralwaſſerkrugunterſucher ſagte laut lachend: „Ein unvergleichlicher Kerl, der Eduard!“

In dieſem Zuſtande der Heiterkeit befand ſich die Offizierſtube der Hauptwache, als man draußen Gewehre aufſtoßen hörte, und der Gefreite der Ablöſung mit der Meldung hereintrat: er habe auf der Lunette Nro. XXIV. ſo eben einen höchſt verdächtigen Menſchen aufgegriffen, und wenn er es wagen dürfe, vor ſeinem Vorgeſetzten eine Meinung auszuſprechen, ſo vermuthe er faſt, es ſey der entſprungene Kettengefangene.

Dieſe Meldung wirkte ſehr überraſchend auf die verſammelten Offiziere. Zuerſt ſahen ſich Alle mit dem Ausdruck des höchſten

Erſtaunens an; dann baten ſie den wachthabenden Offizier, den Delinquenten doch gleich hereinkommen zu laſſen, und der lange Eduard meinte, man ſolle ein förmliches Verhör mit ihm anſtellen, ſie würden das eben ſo gut können, wie der Herr Auditeur, worauf man den Gefreiten beauftragte, den Verhafteten eintreten zu laſſen.

Aller Augen waren nach der Thür gerichtet. Man ſtellte ſich unter dem Gefangenen einen hagern, wild ausſehenden Kerl vor, mit eingefallenem, bleichem Geſicht, borſtigen Haaren und zerriſſenen Ketten an Füßen und Armen, und war daher nicht wenig überraſcht, als der dicke Bombardier eintrat, ſich ſo gut wie möglich verneigte und alle mit ſeinem gutmüthigen Geſicht der Reihe nach ziemlich verlegen anſtarrte.

Die Erſcheinung des armen Tipfel hatte etwas höchſt Lächerliches. Der zerfetzte Anzug, der ihm überall zu klein war, der zerriſſene Frack, dem der linke Aermel fehlte und ſtatt deſſen ein ziemlich ſchmutziges Hemd hervorſah, — wir wollen übrigens damit nicht andeuten, daß die Wäſche des Bombardiers in keinem guten Zuſtande geweſen ſey, ſondern Alles auf den ſonderbaren Weg ſchieben, den er heute Abend gemacht, — kurz, dem ganzen verdächtigen Aeußeren wurde aber durch das gar zu gutmüthige Geſicht alles Pikante weggenommen.

Nachdem der Wachthabende ſeinen Tſchako, den er der Bequemlichkeit halber abgelegt, wieder aufgeſetzt hatte, und ſich ſeine Freunde um ihn gruppirt, begann das Verhör, indem man dem Bombardier die Frage ſtellte: wer er ſey, worauf Tipfel alle ſeine Abenteuer von heute Abend, ſeit er das Fort verlaſſen, mit größter Genauigkeit erzählte, wobei er aber, wie es ſich von ſelbſt verſteht, als ein verſchwiegener Menſch, keinen Namen von Straßen oder Perſonen nannte.

Schon gleich zu Anfang ſeiner Erzählung ſahen ſich die Offiziere enttäuſcht und es mochte ihnen gar nicht gefallen, daß des Bombar-

diers einziges Verbrechen darin beſtand, ſeine Wache verlaſſen zu haben. Als er aber von dem Hauptgraben erzählte, von dem Kerl, den er dort eingeſperrt, geriethen die Krieger in das ſichtlichſte Erſtaunen und konnten ſich nicht enthalten, als der Bombardier geendigt hatte, in einen lauten Ausruf des Beifalls auszubrechen. Der Wachthabende ging mit großen Schritten auf und ab, zuckte mehre Male die Achſeln und meinte, es thue ihm ſehr leid, daß er über den Dienſtfehler des Bombardiers nicht ganz die Augen zudrücken könne. Doch wolle er in ſeinem Bericht an die Commandantur die Sache in's möglichſt beſte Licht für ihn ſtellen.

Der lange Eduard, der bei der Erzählung ſichtlich nachdenkender als zuvor geworden war, öffnete jetzt den Mund und erkundigte ſich nach dem Namen des Freundes, für den Tipfel alle dieſe Leiden ausgeſtanden, worauf der Bombardier auf ihn aufmerkſam wurde und ſich erinnerte, ihn ſchon öfter geſehen zu haben. Plötzlich fiel ihm die Stallgeſchichte ein, die ihm ſein Freund erzählt hatte, und wo ein langer Vetter Eduard behülflich geweſen war, dem Rappen die Beine roth zu färben. Er nannte ihm deshalb den Namen ſeines Freundes, der auf jeden Fall den Wachtdienſt an ſeiner Stelle in der größten Angſt verſah, und bat den Vetter Eduard, auf das Fort Nro. IV. zu gehen, um dort durch Erzählung der Abenteuer der heutigen Nacht einigen Troſt zu bringen.

In Betreff des Verbrechers that der wachthabende Offizier alle Schritte, die ihm in einem ſolchen Falle vorgeſchrieben waren. Er behielt den Bombardier in ſeiner eigenen Stube und ließ den Eingang zu der Caſematte des Hauptgrabens, worin der Entſprungene eingeſperrt war, mit einem doppelten Poſten verſehen. Dann ſchickte er einen Gefreiten hinaus auf das Fort Nro. IV. und ließ den Bombardier von der reitenden Artillerie, der dort commandirte, ablöſen und freundſchaftlich zu ſich einladen, welch' letztere Maßregel es denn un-

nöthig machte, daß ſich der lange Eduard durch die kalte Nacht auf das entlegene Fort bemühte. Dafür aber trabte dieſer Treffliche eigenfüßig in die Stadt und holte alle Beſtandtheile zu einem guten Punſch, der denn auch alsbald mit Beihülfe der drei andern Offiziere unter ſeiner unmittelbaren Aufſicht gebraut wurde. Der wachthabende Lieutenant aber ſetzte ſich an den Tiſch, nahm einen großen Bogen vor ſich und machte der Commandantur eine wichtige Meldung über das Vorgefallene.

Daß ihn dieſer Bericht viel Kopfzerbrechens koſtete, ſah man an der Anſtrengung, ja, ich möchte ſagen, Wuth, mit der er das obere Ende ſeiner Feder zerkaute. Vielleicht wäre er auch nicht ſo bald damit zu Stande gekommen, oder wäre er nicht ſo trefflich ausgefallen, wenn ihm nicht ſämmtliche Gäſte der Offizierwachtſtube, mit Ausnahme des langen Eduards geholfen hätten. Selbſt der Bombardier Tipfel half an ſeinem eigenen Todesurtheil und endlich lag es gerundet auf dem Tiſch.

Der Leſer wird uns verzeihen, wenn wir ihn mit dieſem merkwürdigen Actenſtück verſchonen.

Bald kam der lange Eduard zurück in Begleitung eines Laufbuben, der mehrere Flaſchen Rhum, Zucker und Citronen trug. Auch die Ablöſung vom Fort Nro. IV. ſtellte ſich ein und brachte den Bombardier von der reitenden Artillerie mit, für den Tipfel zum Opfer geworden war, und in dieſem Betracht ereignete ſich eine wirklich rührende und herzbrechende Scene. Bombardier Robert verlangte ausdrücklich, mit in das Protokoll aufgenommen zu werden, wogegen Tipfel feierlichſt proteſtirte. Da Keiner nachgeben wollte, ſo entſchied ſich der Wachthabende dahin, daß der Bombardier Robert nicht in's Protokoll verzeichnet würde, indem der Stadtkommandant Oberſt von Lunte, ſchon von ſelbſt die Lunte riechen und die Bekanntſchaft dieſes guten Freundes zu machen ſuchen würde.

Eilftes Capitel.

Handelt von verſchiedenen angenehmen und geiſtreichen Geſprächen, wie ſolche in einer Offizier-Wachtſtube geführt werden, ſowie von ſinnreichen Militärſtrafen.

Nachdem auf dieſe Weiſe die Dienſtgeſchäfte vor der Hand beſorgt waren, gruppirte ſich Alles um den Tiſch, auf welchem der Punſch dampfte; der Wachthabende von der Infanterie war artig genug, auf eine gute Laune des Oberſt von Lunte anzuſtoßen.

Die Hauptwache einer großen Stadt ſo zu verſehen, daß der Ablöſende am nächſten Morgen dem Abgelöſ'ten nicht bei Uebergabe der Parole zuflüſtert: „Lieber Bruder, es thut mir verdammt leid, aber die alte Lunte hat auf Stubenarreſt für Dich angetragen, iſt keine Kleinigkeit. Die gewöhnlich vorkommenden Sachen, wie Viſitir- und Haupt-Runden, Patrouillen ꝛc. ſind ſo ziemlich ein gewieſener Weg. Da aber die Hauptwache bei nächtlichen Aufläufen," bei Wirthshaus-Scandalen und dergleichen, Mannſchaft zum Einſchreiten abzugeben hat, ſo muß der Wachthabende genau wiſſen, wie weit er gehen darf, um nicht aus dem Takt zu fallen. Sogar bei den Run-

den kommt es viel auf die betreffenden Offiziere an, ob der Wachthabende sehr aufpassen muß oder nicht. Um dieses Thema drehte sich auch das Gespräch der Punschgesellschaft, und der lange Eduard meinte, ihm sey als Rundenführer Niemand widerwärtiger, als die Artillerieoffiziere, indem keine diensteifriger und genauer seyen, sowie strenger im Anzeigen der allenfalls vorgefallenen Fehler; ein Vorwurf, gegen den sich Robert feierlich verwahrte, wobei er versicherte, bei einer Wache, die er mit seinen Artilleristen habe, wo er wisse, daß Infanterie visitire, mache er sich jedes Mal auf drei Tage Arrest gefaßt.

Der Wachthabende dagegen meinte, man könne dies nicht so sehr der Infanterie beimessen, als der Leidenschaft der Artillerieoffiziere für das Arrestgeben; eine Behauptung, der Tipfel mit einem vielsagenden Blick gegen den Himmel beipflichtete.

„Ich hab's," rief plötzlich der Cavallerieoffizier mit dem schwarzen Bart, „die famose, ganz gottvolle Stelle aus den Hugenotten, so geht's, so geht's!

Dum, dum, dum, dum,
Dem Edlen von Saint Bris
Bring' den Brief alsogleich,
Also sprach mein R—i—i—i—i—ter!

Wirklich famos!"

„Ja," meinte der lange Eduard, „'s ist nicht ganz schlecht. Doch der Chor im vierten Act, ja, darüber geht gar nichts. Wißt Ihr — — Um Mitternacht! — Das hört grandios auf. —"

„Apropos, Eduard," sagte ein Anderer, „hast Du Deinen großen Hund noch? Das ist ein Capitalkerl, und auf den Mann dressirt, famos!"

„Da will ich Euch eine Geschichte erzählen von einem Rattenfänger," sagte der Wachthabende, „von einem Rattenfänger, der einem Freunde von mir gehört, und der gar keinen Namen hat."

„Wie, der Freund?“

„Nein, der Rattenfänger. Mein Freund iſt bei der Eiſenbahn angeſtellt, und ſo heißt der Rattenfänger bloß der Eiſenbahnhund, oder der Tunnelhund, wie man will. Ich verſichere Euch, der Hund iſt auf die Katzen, auf die Katzen ſage ich, nun wie jeder Hund. Neulich gehen wir ſpazieren, mein Freund, ich und der Eiſenbahnhund. Wenn der letztere nur eine Idee von einer Katze wittert, ſtöbert er ihr halbe Stunden nach. Endlich kommt ihm eine in Wurf. Anfänglich ſtellt ſie ſich, der Tunnelhund wüthend über ſie her, ſie retirirt in ein Haus, der Hund ihr nach und Beide gerathen in eine Stube, wo eine Familie am Mittagseſſen ſitzt. Ihr könnt Euch denken, daß es da heißt: Thüre zugemacht und auf den Hund losgeſchlagen. Es entſtand ein erbärmliches Geheul; wir ſtehen unten und rufen dem Eiſenbahnhund, endlich prrdautz! kling, kling! und was denkt Ihr? Der Hund ſpringt Euch durch die Scheiben auf die Straße. Mein Seel, das iſt doch viel!“

„Ja, außerordentlich,“ meinte ein Anderer, der ſich durch eine auffallende Stumpfnaſe auszeichnete, unter welcher der Schnurrbart zu zwei kleinen Punkten zuſammengeſchoren war, die von Weitem wie engliſch Pflaſter ausſahen. „Aber kennt Ihr die Geſchichte mit dem Hund, dem Thaler und den Hoſen des Handwerksburſchen?“

„Ich bitte Dich,“ entgegnete der lange Eduard. „Das ſteht ſchon im Meidinger.“

Unterdeſſen hatte ſich der Bombardier Robert etwas in die Ecke der Wachtſtube zurückgezogen, wohin ihm Tipfel gefolgt war und ihm die fehlgeſchlagene Expedition ziemlich aufrichtig meldete. Nur verſchwieg er die Verwechslung der Billets, als zu proſaiſch und wohl wiſſend, daß durch Eingeſtehen einer ſolchen Blamage der große Dienſt, den er ſeinem Freunde geleiſtet, in deſſen Augen allen Werth verlieren würde.

„Es iſt eine ganz verfluchte, verfluchte Geſchichte,“ meinte Robert, „daß Du, unglückſeliger Kerl, da von der Wache erwiſcht werden mußteſt. Wenn es nur einen Ausweg gäbe!“

„Ja,“ ſagte Tipfel, „einen Ausweg weiß ich nicht; aber eine Einkehr in Nro. 7½ auf circa ſechs Wochen! 's iſt ſchrecklich.“

Beide ſchwiegen betrübt ſtill und ließen die Köpfe hängen. Doch ſchien dem Bombardier Robert ein großer Gedanke gekommen zu ſeyn.

„Tipfel,“ ſprach er, „alter Junge, Du haſt Dich für mich geopfert; ich will etwas für Dich thun, was Dir freilich nicht groß erſcheinen mag, aber es zerreißt den ganzen Fortgang meines Abenteuers, von dem ich mir viel Schönes verſprochen.“

„Ich bitte Dich,“ ſagte Tipfel, der zum erſten Mal in ſeinem Leben in einen gelinden Zorn zu gerathen ſchien; „bleib Du mir mit Deinen ungeſchickten Abenteuern vom Leibe.“

„Morgen,“ fuhr der Andere entſchloſſen fort, „gehe ich in das Haus auf dem Petriplatz Nro. 10 und laſſe mich bei dem alten Herrn melden, von dem Du geſagt haſt, man habe ihn Regierungsrath genannt Ich erzähle ihm offenherzig die ganze Geſchichte und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht gerührt würde und ein gut Wort einlegte.“

„Was hilft mir das Gerührtſeyn, und bei wem ſoll er ein gutes Wort einlegen?“ meinte Tipfel.

„So Herren,“ entgegnete Robert, „haben allerlei Bekanntſchaften. Abends im Wirthshauſe oder in der Geſellſchaft kommt er vielleicht mit dem Capitain oder mit dem Major oder gar mit Schippenbauer zuſammen.“

„Ja,“ ſeufzte Tipfel, „gerade Schippenbauer macht mir Angſt, oh, wenn der Alte noch da wäre!“

„Ja freilich,“ antwortete Robert, „der Alte würde ſagen: Ordnung muß ſind, aber dumme Streiche kann ich verzeihen. Doch Schippenbauer wird Dich auch nicht freſſen. Wer weiß, der Regierungsrath ſpricht vielleicht mit ihm, und die Sache kann noch gut gehen.“

„He, Ihr Herren da hinten!“ rief der Wachthabende, „warum ſondert Ihr Euch ſo ab. Eduard, ſchenkt Euerm Vetter einmal ein. Die Artillerie ſoll leben!“

Dieſe ausgezeichnete Behandlung Seitens des regierenden Infanterielieutenants gegen den unglücklichen Artilleriſten verſetzte letzteren in eine ganz gerührte Stimmung und brachte ihn dem luſtigen Kreiſe immer näher.

„Meine Herren von der Artillerie,“ fing der Cavallerieoffizier wieder an, „ſagen Sie mir doch, was eigentlich aus dem famoſen Oberſten von T. geworden iſt. Man ſagt, er habe eigentlich ſeinen Abſchied bekommen, ſtatt ihn zu nehmen.“

„Hierüber, Herr Lieutenant,“ entgegnete der Bombardier Robert, „kann Ihnen mein Freund Tipfel die beſte Auskunft ertheilen, der gerade damals als Schreiber auf dem Brigadenbureau beſchäftigt war.“

Tipfel rückte ſich etwas in die Höhe und meinte, in die Geheimniſſe des Geſchäfts habe er nicht dringen können; doch ſey er auch überzeugt, daß der Oberſt von T. ſeinen Abſchied nicht freiwillig genommen. „Sehen Sie, meine Herren, der Alte — Sie verzeihen den Ausdruck — war für uns Soldaten einer der beſten Offiziere, die es geben konnte; aber, ohne etwas Reſpectwidriges ſagen zu wollen, mit den Herren Offizieren konnte er nicht auskommen, namentlich war das gelindeſte, allergeringſte Widerſprechen genug, um ihn in Harniſch zu verſetzen, und wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen einen kleinen Beleg geben, daß er ſeine Offiziere, namentlich wenn er ein kleines Vorurtheil gegen ſie hatte, wie es bei einem

Lieutenant, Namens Werthen, ſchon der Fall war, nicht immer ſchonend, ja, ich möchte ſagen, gerecht behandelte."

„Lieber Bombardier," unterbrach der lange Eduard den Sprecher, „nur keine Geſchichte aus dem Meidinger."

„Schweig ſtill," unterbrach ihn der Wachthabende; „der Bombardier verſteht Deinen Meidinger Witz nicht."

„Eduard theilt nämlich," erläuterte der Bombardier Robert, „alle Anekdoten, die man erzählt, in zwei Claſſen ein, ihm bekannte oder unbekannte, und die erſtere, deren Zahl Legion iſt, nennt er aus Meidingers Grammatik entſproſſen, was ſo viel ſagen will, als ſie ſey alt und verbraucht; eigentlich ein ſehr ſchlechter Witz."

„Zugegeben," ſprach gähnend der lange Eduard; „nur kann ich nicht umhin, Dir zu bemerken, daß Deine Erklärung ungeheuer Meidinger iſt."

„Silentium!" rief der Wachthabende. „Laßt den Bombardier erzählen. Alſo der Lieutenant Werthen . . ?"

„Ja," fuhr Tipfel fort, „der Lieutenant Werthen hatte die leidige Gewohnheit, weder vor ſeinem Capitän, noch vor dem Major, ja nicht einmal vor dem Alten ſtillſchweigen zu können. Nun hatten wir einmal auf der Heide ein Schießen mit Kugeln; es wurde nach einer Scheibe auf ſechzehnhundert Schritte ricochetirt, und da auf die große Entfernung die Kugeln ſehr weit gingen, ſo waren die Diſtanciers über die Scheibe hinaus aufgeſtellt."

„Was ſind Diſtanciers?" fragte der Cavallerieoffizier.

„Diſtanciers," fuhr Tipfel fort, „ſind die zu beiden Seiten der Scheibe rückwärts aufgeſtellten Leute, welche verhindern ſollen, daß Jemand in die Schußlinie läuft. An dieſem Morgen aber war der Alte ungeheuer ſchlecht gelaunt. Er ritt auf der ganzen Heide brummend und fluchend umher und bei jeder Batterie, die er unterſuchte, gab's Naſen die Hülle und Fülle. Dabei war er von einer

ſchrecklichen Geſchwindigkeit und ſein weißer Federhut wackelte jetzt hinter uns, jetzt weit vor uns. Endlich fällt es ihm ein, nachzuſehen, ob die Diſtanciers auch recht wachſam auf ihren Poſten ſeyen, und wie wir ihn da hinausreiten ſahen, bedauerten wir ſchon die Unglücklichen, an welchen er etwas auszuſetzen hätte und deren Zahl nicht gering ſeyn würde. Bald hörten wir ihn auch ſchon auf circa tauſend Schritt ſchreien und lärmen: „Hoho! Er Millionenhund! Weeß Er nich, deß Er uf Poſten is und den Tſchako nicht abnehmen darf!“ und dann dumpfer und undeutlicher: „Wer hat Ihm gelehrt, ſich uf die Erde ſetzen, wenn Er uſpaſſen ſoll!“ und ſo hörten wir ihn weiter und ferner, bis er unſern Blicken entſchwand, einem dahinziehenden Ungewitter vergleichbar. Endlich, am Ende der Diſtancierslinie, ja faſt am Ende der Heide,“ . . . .

„Wo die letzten Häuſer ſtehen,“ ſchaltete Eduard ein.

„Lag, wie wir ſpäter hörten, ein Kanonier hinter einem Hügel und war, ermüdet von dem weiten Marſch und dem heißen Wetter, eingeſchlafen Der Unglückliche hört den Oberſten nicht heranreiten und wird von einem gelinden Hieb erweckt, den ihm der Alte mit der flachen Klinge irgend wohin applicirt. Natürlich, aufſpringen und in den größten Schrecken gerathen, war das Werk eines Augenblicks. „Ei, ſieh doch, ſieh doch!“ brüllte der Alte, „von welcher Batterie, mein Sohn? Oh, er nirnutziger Millionenhund!“ und bei dieſen Worten gab er ihm einen Schlag oben auf dem Tſchako, daß ihm derſelbe über Augen und Ohren herunter fuhr. — „Von der zwölfpfündigen Batterie Nro. 4, Herr Oberſt.“ — „Und wat für ein Lieutenant commandirt den Zug, der die Ehre hat, ihn zu beſitzen?“ — „Der Herr Lieutenant Werthen, zu Befehl des Herrn Oberſt.“ — „Oho,“ lachte der Alte grimmig, „nit zu meinem Befehl, ſonſt wär' es änderſt; aber komm er mit, mein Sohn, ick will ihn eigenhändig zu der Batterie bringen; und da ick Eile habe,“ ſetzte

er laut lachend hinzu, „und er von wegen ſeinem Tſchako nicht viel zu ſehen ſcheint, ſo will ick mir die Mühe machen und ihn mitnehmen. Komm er her, mein Sohn!“ Dabei faßt er den Aermſten mit der Hand in die Halsbinde, ſetzte ſein Pferd in Trab und ließ ihn neben her ſpringen, wobei der Kanonier, da das Pferd ziemlich groß und die Figur des Alten bekanntermaßen coloſſal war, kaum mit den Fußſpitzen die Erde berührte. Auf dieſe Art näherten ſie ſich in Kurzem der Batterie, in welcher wir ſtanden und mit Schrecken die Scene erwarteten, die jetzt kommen würde. Der Lieutenant Werthen, der den Mann ſeines Zuges ſchon von Weitem erkannte, ärgerte ſich nicht ſchlecht über den Anblick, faltete die Arme über einander und ſtampfte mit dem Fuße. Jetzt war der Alte ſo nahe, daß er die Batterie überſehen und den Lieutenant Werthen erkennen konnte, der ſtillſchweigend zuſah, wie die Sache ſich entwickeln würde. „Oho! oho!“ ſchrie der Alte, und ſein ohnedies rothes Geſicht wurde vor Zorn noch röther; „da iſt ja die liebenswürdige Batterie, die ſolche Kanoniere uſzieht — — — Herr Lieutenant Werthen, halten Sie dat Maul, ick kann dat Widerſprechen nit leiden!“

„Das iſt ſtark,“ meinten die Offiziere, „und der Lieutenant Werthen hatte nichts geſagt?“

„Nicht eine Sylbe,“ entgegnete Tipfel, „aber Sie können ſich denken, daß er die Sachen nicht ſo hingehen ließ. Wie der Oberſt in der Batterie abgeſeſſen war, verlangte der Lieutenant Werthen zum Inſpekteur gehen zu dürfen, um ihm den Vorfall zu melden, worauf ihm der Alte entgegnete: „Mein lieber Herr Lieutenant Werthen, dat will ik Ihnen von Herzen gern erloben; nur ſo viel ſage ik Ihnen, da oben kennen ſie den alten von T. ſchonſt und fangen keinen Streit wegen ſo einer Lappalie mit ihm an.“

„Im Ganzen eine famoſe Geſchichte,“ meinte der Cavallerieoffizier; „aber ich wäre doch nicht bei dem Regiment geblieben.“

„Und warum nicht?“ fragte der Wachthabende. „Cuionnirt wird man doch ſo viel wie möglich; und bei dem alten von T. hatte man doch den Vortheil, daß er gerade und ehrlich zu Werk ging, und man nicht zu fürchten hatte, er werfe Einem bei den oberſten Behörden Steine in den Weg von wegen dem Avancement.“

„Nein, das thut er nicht,“ entgegnete Tipfel, „und der Lieutenant von Werthen, von dem ich eben erzählte, wurde bald nachher Abtheilungsadjutant und erhielt eine gute Zulage, die er brauchen konnte.“

„Du, Eduard,“ lachte der Wachthabende, „möchteſt Du nicht auch Abtheilungsadjutant werden?“

„Von wegen der Zulage,“ ergänzte Robert.

„Meidinger,“ entgegnete der lange Eduard verächtlich.

Und Tipfel fuhr fort:

„Doch haben ſeine ewigen Neckereien mit dem Offiziercorps ſeinen Abſchied zuwege gebracht. Er hatte nämlich die vielleicht, wenn es erlaubt iſt zu ſagen, nicht ganz unrichtige Idee, daß die Haupt- und liebſte Beſchäftigung der Herren Lieutenants ſey, ihre Untergebenen zu malträtiren, und kleine Aergerniſſe, als langweiliges Avancement, oder kurzweilige Naſen von oben herab, an ihnen auszulaſſen.“

„Ei, ei, Herr Bombardier,“ meinte der Wachthabende, „das ſind gefährliche Anſichten. Wenn man auch zuweilen bei ſchlechter Laune etwas ſchärfer exercirt, wie ſonſt, ſo iſt doch das Malträtiren, Dank den neueſten Beſtimmungen, gänzlich aus der Mode gekommen.“

„Den Beſtimmungen nach wohl,“ meinte der Bombardier Robert. „Doch ſieht der unparteiiſche Beobachter auf dem Exercierplatz hie und da Scenen, welche ſehr an's Mittelalter ſtreifen. So iſt das Zurückbiegen der Schulterblätter, indem man dem betreffenden

Rekruten mit dem Säbelgefäß, freilich ganz ſanft auf den Rücken klopft, nicht zu verachten, und wenn man Mittags zwiſchen zwei und drei im Sommer ein Glied gegen die Sonne ſchwenken läßt und fünf Minuten lang ſtill ſtehen, na, da muß ich danken."

„Freilich," ſagte der Cavallerieoffizier," es gibt ſo kleine Kunſtgriffe, auch in der Reitbahn, wo man mit der Peitſche, ſtatt das Pferd zu treffen, aus Verſehen anderswohin ſchlägt, oder beim Aufſitzen die Kerls in der dritten Stellung verharren läßt, bis ſie ſchwarz werden."

„Ich habe einen Unteroffizier gekannt, ſagte der lange Eduard, „das war ein infamer Kerl, der hatte ſeiner Corporalſchaft das Tabakkauen auf das Strengſte unterſagt, und wenn er beim Exerciren einen Kerl traf, der ſich dies unſchuldige Vergnügen machte, wie glaubt Ihr wohl, daß er ihn beſtrafte?"

„Nu," meinte der Cavallerieoffizier, „ſie mußten die Geſchichte ausſpucken."

„Weit gefehlt," entgegnete der lange Eduard, ſelbſt gefällig lächelnd, „er zwang ſie, die ganze Geſchichte hinunterzuſchlucken."

„Brr!" ſagte der Wachthabende, und ſelbſt der Gleichmüthige Bombardier Tipfel ſchüttelte ſich.

„Die wirklich immenſe, mit Reſpekt zu ſagen, Grobheit unſers alten T.," ſagte Bombardier Tipfel, „hatte bei Naſen, die von oben herunter kamen, in der Brigade den Vortheil, daß die Beſtrafungen gelinder wurden, je mehr ſie in den untern Regionen anlangten."

„Was anderwärts umgekehrt iſt, ſchaltete der lange Eduard ein.

„Ja wohl," fuhr Tipfel fort, „der alte von T. konnte für einen fehlenden Knopf ſechs Wochen Arreſt dictiren. Der Major zeigte dies bei der Parole mit den Worten an: daß ſich vielleicht

bei der bekannten Gnade des Herrn Obersten die Strafe auf acht Tage mildern könnte, und der Capitän meinte alsdann: obgleich der Betreffende ein ungeheurer Himmelsakrementer sey, so würde er vielleicht, wenn's gut ginge, diesmal mit drei Tagen davon kommen, worauf der Zugführer dem Manne vor Auseinandergehen sagte: „Wenn Dir auch der Herr Oberst den Arrest ganz schenkt, wie zu erwarten stehen, so kannst Du Dich doch von mir auf eine Strafwache gefaßt machen. — Und so geschah es auch in den meisten Fällen."

„Ja," lachte der Offizier mit der Stumpfnase, „da will ich Euch eine ganz außerordentliche Geschichte erzählen, von der vielleicht der lange Eduard behaupten wird, daß sie ganz Meidinger sey; aber das thut nichts."

„Es ist eigentlich keine Geschichte, die du erzählen willst," meinte der Fähnrich; „ich kenne sie ganz wohl; man kann es einen allgemeinen Vorgang nennen; doch wenn du es gut erzählst, so ist es nicht schlecht."

Zwölftes Capitel.

Die Erzählung des ſtumpfnaſigen Offiziers handelt von Naſen in aufſteigender Potenz.

„Denkt Euch alſo,“ erzählte der Lieutenant mit der Stumpfnaſe, „es iſt eine große Parade, die der commandirende General über einige Regimenter Infanterie und Cavallerie, über Artillerie und Ingenieurs abhält. Das Frontreiten lief glücklich ab. Es hat Niemand mit dem Kopf gewackelt und es ſind nur Wenige ohnmächtig geworden. Parademarſch! mit Zügen rechts ſchwenkt, marſch! Drumm drumm, drumm drumm! Es geht ganz famos. Die Züge kommen ganz gut vorbei. Jetzt wird Compagnienweiſe aufmarſchirt; da iſt auch nichts zu erinnern; aber jetzt kommt die neue heilloſe Paradeerfindung, der Bataillonsvorbeimarſch. Ich ſage Euch, da muß man ungeheuer aufpaſſen. Wenn Ihr da nicht auf dem Flügel einen Kerl habt, den zehn Pferd nicht aus dem Gleis bringen, ſo iſt's unmöglich. Und in die Mitte hinein

gehört auch ein Unteroffizier, der nicht von Stroh iſt. So einer wie der Tabaksſchlucker, von dem Eduard erzählte, einer, vor dem die Kerls zittern, wenn er ſie nur ſchief anſieht. Nun geht's los. Ihr habt eine ganz ausgezeichnete Richtung. Aber zu anzig Schritt von dem General liegt vielleicht ein Maulwurfshaufen, einer tritt mit dem Fuß hinein — und das ganze Bataillon kommt in einem ſtumpfen Winkel vorbei. Jetzt iſt die Parade zu Ende. Die Leute gehen auseinander und der Commandirende, der mit der Haltung der Truppen ganz zufrieden iſt, ſagt dem betreffenden Brigade-, Diviſions- und anderen Generalen einige ſchmeichelhafte Worte. „Meine Herren, ich bin mit den Leiſtungen der Truppen vollkommen zufrieden!“ Ungefähr ſo. „Ich habe an den Anzügen nichts auszuſetzen gehabt; die Haltung war ſicher, die Griffe wurden mit Schnelligkeit und Präciſion ausgeführt, und das Schwenken ſo wie der Vorbeimarſch ließ nichts zu wünſchen übrig. Nur Herr Oberſt, vom 16.“ ſo wendet er ſich an einen derſelben, „Ihr Füſilierbataillon hat beim großen Vorbeimarſch einen kleinen Winkel gemacht. Aber die Leute haben ſich Mühe gegeben und man muß dem Terrain die Schuld beimeſſen. Ich bitte zum Beweiſe meiner Zufriedenheit den Leuten einige Tage Ruhe zu gönnen und ſie nicht zu beſchäftigen. Nochmals meine Herren, ich bin ganz zufrieden und werde im Rapport an Seine Majeſtät den König den wirklich guten Zuſtand des Armeecorps zu rühmen wiſſen.“ So reitet er davon und der Diviſionsgeneral, unter dem das 16. Regiment ſteht, wiederholt die ſchmeichelhaften Aeußerungen des Commandirenden und ſetzt am Schluß hinzu: „Es thut mir nur leid, daß gerade Ihr Füſilirbataillon, Herr Oberſt, den kleinen Fehler gemacht. Ich verſichere Sie, gerade bei Ihrem Regiment, das ſich ſonſt durch muſterhafte Haltung auszeichnet. Aber das Terrain war ſehr ungünſtig. Guten Appetit, meine Herren.“ Der Brigadier, der das 16. und 17. Regiment commandirt, erklärt

ſich ebenfalls mit der Parade im Allgemeinen zufrieden, nur meint er, der Fehler mit dem Füſſilirbataillon hätte nicht paſſiren ſollen, und es ſey ihm ſehr ärgerlich, daß ſolches gerade bei ſeiner Brigade vorgekommen. „Ohne Ihnen einen Vorwurf machen zu wollen, ſagt er am Schluß, „ſo muß ich Sie recht ſehr bitten, den Vorbeimarſch im Bataillon recht fleißig zu üben. Wenn auch der Commandirende gütig genug war, die ganze Schuld auf's Terrain zu ſchieben, ſo bemerkte ich doch ſchon von Anfang an ein Schwanken n der Linie, die mich ahnen ließ, daß wir krumm vorbeikämen. Nochmals geſagt, Herr Oberſt, es iſt mir wirklich ſehr ärgerlich, daß gerade Ihr Füſſilirbataillon das einzige war, was nicht genau Achtung gab. Adieu, meine Herren!“ Der Oberſt vom 16. reitet nachdenkend in die Caſerne zu den drei Bataillonscommmandanten, die ſich eben über die gehabte Parade unterhalten und den Chef umringen, um das Geſammturtheil des Commandirenden zu erfahren. Doch will ihnen das ernſte Ausſehen des Oberſten nicht gefallen. „Meine Herren,“ begann er ziemlich gereizt, ich bin überzeugt, daß Sie nicht erwarten, der Commandirende würde aus Artigkeit gegen uns grobe Mängel und Fehler nicht entdeckt haben; aber daß es gerade eins meiner Bataillons ſeyn muß, das ſich durch ſchlechte Haltung und noch ſchlechteren Vorbeimarſch auszeichnet, thut mir wirklich in der Seele leid. Ja wohl, Herr Oberſtwachtmeiſter N., ich muß es Ihnen leider bekennen, Ihr Füſſilirbataillon hat das ganze Armeecorps um den Ruhm einer vollkommen guten Parade gebracht. Aber haben Sie denn um Gotteswillen nicht bemerkt, wie ich Ihnen beſtändig gewinkt, denn ich ſah ganz gut, daß Ihr Bataillon ſchon beim Antreten ſeine Haltung verlor und in eine complette Schlangenlinie aufgelöſt war. Sie, meine Herren, hören nichts von den Artigkeiten, die ich mir vom Commandirenden, vom Diviſions- und Brigadegeneral muß ſagen laſſen. In acht Tagen iſt Seine Majeſtät

der König von der ſchlechten Haltung meines Regiments unterrichtet und das kann meinem Avancement gerade nicht zuträglich ſeyn. Morgen früh um acht Uhr tritt das Füſſilirbataillon zum Parademarſch an, nachdem daſſelbe vorher in Compagnien geübt wurde.“ — Der Commandant des Füſſilirbataillons nimmt ſeine Capitäns bei Seite. Er ſteckt die rechte Hand unter die Uniform und man ſieht ihm an, daß er einen großen Grimm mühſam verbeißt. „Sie werden mir das Zeugniß geben, meine Herren, fängt er endlich an und klopft dabei mit dem linken Abſatz heftig auf den Boden, „daß ich mir beſtändig Mühe gab, das Bataillon im beſten Stand zu erhalten. Was aber kann der Major machen, wenn er von ſeinen Offizieren nicht unterſtützt wird! Was ich ſo oft ſagte, wiederhole ich. Sie waren zu bequem, meine Herren, und haben den Parademarſch viel zu wenig geübt. Aber glauben Sie nicht, daß ich ein ewiger Krittler bin, der ohne Noth ſchilt und immer etwas auszuſetzen findet. Haben Sie denn meine Bewegungen mit dem Säbel nicht verſtanden? Haben Sie nicht geſehen, wie heftig ich Ihrem rechten und Ihrem linken Flügel winkte, indem ſchon beim Anmarſch die Compagnien ſich in vollkommener Auflöſung befanden? Aber da hilft nichts mehr. Die Herren geben ſich keine Mühe und das weiß der Soldat und marſchirt vorbei, daß es eine Schande iſt. Was glauben Sie, daß der Commandirende geſagt hat? Er war durch Ihren Fehler mit der ganzen Parade unzufrieden und will es ſich noch überlegen, ob er nicht die ſchlechte Haltung des 16. Regiments Seiner Majeſtät dem König anzeigen ſoll. Sie Herr Hauptmann,“ wendet er ſich an einen, den er nicht leiden kann, „tragen mit Ihrer Compagnie die größte Schuld. Ich habe beſtändig mit Ihnen zu kämpfen, denn Ihre Mannſchaft zeichnet ſich beſtändig durch Malproprität und Nachläßigkeit aus. Merken Sie ſich das und nehmen Sie Ihre Leute beſſer zuſammen. Morgen früh um 6 Uhr tritt das

Bataillon zum Parademarsch an, nachdem es sich vorher in Compagnien und Zügen fleißig geübt hat.“ Damit dreht er sich um und geht ab. Die drei Capitäns gehen wüthend auf ihre Compagnien los und namentlich der, der die letzte Nase empfing. Er legt die Hände auf dem Rücken zusammen, beißt die Lippen auf einander und spaziert zwischen der Compagnie und den Unteroffizieren eine Zeit lang stillschweigend auf und ab. Alsdann tritt er bei Seite und ruft die Herren Offiziere. „Meine Herren, ich habe es mir immer zum Gesetz gemacht, Ihre Unaufmerksamkeiten und Fehler nicht vor den Leuten zu rügen, damit Ihr Ansehen nicht leidet. Aber, meine Herren, nachdem was heute vorgefallen,“ — dabei ringt er verzweiflungsvoll die Hände, — „könnte man es mir nicht übel nehmen, wenn ich Officiere und Mannschaft über einen Kamm scheere: denn Sie allein tragen die Hauptschuld, meine Herren. Ei freilich, es ist viel leichter die Caffeehäuser zu besuchen und sich durch Vergnügungen zu wälzen, als den Dienst in der Compagnie zu versehen. Wissen Sie denn das Endresultat unserer heutigen Parade? Ja, meine Herren, und durch Ihre Schuld, denn was kann der Capitän thun, wenn ihn die Offiziere nicht unterstützen? O Gott im Himmel, es ist meine Compagnie gewesen, die höchst malproper aussah, die keinen Tritt hatte, die das Gewehr zum Erbarmen trug, kurz, die die ganze Parade verdarb, daß der Commandirende im höchsten Zorne fortgeritten ist, können Sie sich denken. So ein Schandmarsch sey ihm in seinem Leben nicht vorgekommen, obendrein da das Terrain das günstigste von der Welt gewesen sey. Er will Untersuchung anordnen und ich muß das Ganze büßen, meine Herren. Aber die Compagnie soll ein Donnerwetter regieren. Kommen Sie, meine Herren. Und Sie mein Herr Lieutenant, wendet er sich an einen, den er ebenfalls nicht ausstehen kann, „daß Ihr Zug der schmählichste war, hat mich gar nicht gewundert.

Rechts und links ſchwenkt, formirt den Kreis! Feldwebel, leſen Sie mir die Leute vor, deren Anzug heute Morgen vor dem Ausrücken Veranlaſſung zur Klage gab. Ich will Euch ſchuhriegeln, daß es eine Freude iſt.“ Nun lieſt der Feldwebel eine Reihe von Namen vor, Unglückliche, die gegen das allerhöchſte Geſetz der Kleinlichkeit gefrevelt haben, ſey es durch einen abgeriſſenen Knopf, oder durch eine ſchlecht umgebundene Halsbinde, oder durch einen loſe aufgeſchraubten Flintenſtein, oder durch einen Roſtflecken am Bajonett und die, wenn die Parade gut ablief, mit einem Verweis davongekommen wären. Jetzt aber wirft der Capitän mit Arreſt um ſich, daß es eine Freude iſt. Jener bekommt 24 Stunden, dieſer 3 Tage, ſogar ein unglücklicher Unteroffizier, den der Capitän beſonders auf dem Strich hat, wird, weil er einen eigenen blendend weißen Kochgeſchirr-Ueberzug hat, weil er nur von etwas feinerer Leinwand iſt, als die andern zu acht Tagen verdammt. Morgen früh um vier Uhr ſteht die Compagnie da im Paradeanzug, vollkommen bepackt und die Herren Lieutenants werden die Gnade haben, ihren betreffenden Zügen heute Nachmittag noch etwas Parademarſch beizubringen.“ Damit dreht der Chef ſeiner Mannſchaft den Rücken und jeder Offizier nimmt ſeinen Zug freundſchaftlich bei Seite, der, welcher vom Capitän ausnahmsweiſe einen Verweis erhielt, ein junger Tyrann, ſtellt ſich mit ausgeſpreizten Beinen vor ſeine vier Unteroffiziere und betrachtet ſie kopfſchüttelnd. „Na, das muß ich ſagen,“ eifert er, „ich hab eine ſchöne Bande beiſammen. Unteroffizier Adam, Ihre Luderei iſt Gott ſey Dank ſtadtkundig, aber, Herr, ich will Sie ſchuhriegeln, daß Sie den Verſtand verlieren ſollen. Und Sie, Unteroffizier Schnabel der mit ſeinem Maul immer voran iſt, thun Sie lieber ihre Pflicht,' als daß Sie ſich immer mit ſchlechtem Weibsvolk herumtreiben. Mich ſoll der Teufel holen, wenn ich Ihnen nur noch das Geringſte durch die Finger ſehe. Und was Sie betrifft Sergeant Kuhbach,“

ſagt der junge Herr zu einem alten Manne, der die goldene Schnalle für zwanzigjährige Dienſtzeit trägt, „daß ein alter Eſel, wie Sie, ſeine Corporalſchaft nicht beſſer im Zaume hält, das muß mich nur wundern. Aber wiſſen Sie was, Herr Unteroffizier Kuhbach, kümmern Sie ſich nicht ſo viel um das Marketentergeſchäft Ihrer Frau, die, nebenbei geſagt, der Teufel mit ihrer ganzen Wirthſchaft holen ſoll.“ Hiebei muß ich bemerken, daß der junge Lieutenant der Frau des Unteroffiziers Kuhbach viel Geld ſchuldig iſt und daß der Gemahl die Rechnungen und allenfallſige Mahnbriefe ſchreibt. „Wißt Ihr,“ fährt der Erboſte fort, „daß Seine Excellenz, der commandirende General, ſchon während der Parade in die höchſte Wuth gerathen iſt. Alles ging unter dem Affen, unter dem Luder, namentlich bei unſerer Diviſion, und der Commandirende ſagte beim Wegreiten, daß ihm ein ſolches Schandregiment wie das unſrige noch nicht vorgekommen und daß er es zu einem Strafregiment machen wolle, wenn es möglich ſey. Es iſt jetzt zwei Uhr. Um viere ſteht der Zug vollkommen bepackt da, Paradeanzug. Euch ſoll die Schwernoth in den Magen fahren. Abmarſchirt.“ Der Commandant der vierten Corporal, Sergent Kuhbach, geht nachdenkend die Treppen hinauf in die Stube ſeiner Mannſchaft. Er erinnert ſich, daß er dreiundzwanzig Jahre dient, und daß [redacted] in dieſen dreiundzwanzig Jahren nur ein einziges Mal beſtraft [redacted]e, und das war gerade an ſeinem Hochzeitstage, al[redacted] die [redacted]vermählte prügelte, nachdem ſie ihm unter Thränen geſtanden, daß von einer früheren Liebe ein zarter Sprößling vorhanden ſey. Damals wüthete und tobte der Sergent Kuhbach ganz entſetzlich, wofür ihm der Offizier du jour eine Strafwache gab. — Aber daß er ein alter Eſel ſey, hatte bis jetzt noch Niemand gewagt ihm zu ſagen. „Muß ich denn“, murmelte er zwiſchen den Zähnen, „mit einer ſolchen Schweincorporalſchaft geſtraft ſeyn, mit Kerls, die Haupturheber ſind, daß ein

ganzes achtbares Armeecorps Seiner Majestät dem König als eine regellose Bande geschildert wird!“ — Sergent Kuhbach dachte an Selbstmord, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn er nicht zufälliger Weise auf der Treppe einen seiner Leute verwischt hätte, der ihm als die größte Schmierfinke bekannt war. Der Aermste kam gerade von seinem verspäteten Mittagessen aus der Küche und war recht sinnig damit beschäftigt, den gebrauchten schmutzigen Löffel an dem Unterfutter seiner Dienstmütze zu reinigen. Laßt uns schweigen über den Ausbruch des sergentlichen Zorns, der nun erfolgt. Aber Kuhbach verschaffte so seinem Grimm einigermaßen Luft und konnte ziemlich gesammelt und ruhig in dem Zimmer seiner Corporalschaft erscheinen. Hinter ihm fliegt die Thür krachend in's Schloß und dies Getöse, verbunden mit dem Anblick des Vorgesetzten, schnellt die Soldaten aus ihren Betten empor. „So, so, Ihr Himmelsakermenter!“ ruft der Sergent, „liegt Ihr wieder auf Euern faulen Bäuchen, wenn ringsherum der Teufel los ist. Hat sich denn der Herr Capitän umsonst die Lunge ausgeschrieen, um Euch Viehvolk die saubere Geschichte von heute Morgen klar zu machen. Nein, es ist unbegreiflich und unglaublich, warum wird nicht geputzt und lakirt, oder glaubt Ihr Himmelhunde, mit einer so verhunzten Parade sey es abgemacht! oh, wartet, oh wartet! Angezogen, aufgepackt! und wessen Lederzeug [redacted] Flecken hat oder bei wem nicht auf's Sauberste lakirt ist in Z[redacted] einer halben Stunde, den melde ich dem Herrn Capitän als einen Vaga[redacted]nden und er soll drei Tage brummen oder ich will Sergent Schweinepelz heißen. So was ist zu arg!“

Die Soldaten nun, die von Morgens vier bis Mittags zwei im Dienst der Parade waren, fangen natürlich an zu putzen und zu wichsen und nicht blos die vierte Corporalschaft des Sergenten Kuhbach, nicht bloß die Compagnie, in welcher er dient, nicht blos das

16. Regiment, ja nicht blos die Brigade, zu welcher das 16. Regiment gehört, nein, das 16. Armeecorps ist in der emsigsten Bewegung. Sämmtliche Divisionen, sowie die Commandeurs der Artillerie und des Geniecorps haben ihren Truppen zu verstehen gegeben, daß die Parade sehr schlecht gegangen sey. Leider kann der commandirende General den Obersten vom 16. nicht leiden, und hat die ganze Schaale des Zorns auf dessen Haupt ausgegossen. Aber alle Divisions- und Brigade-Generäle, alle Obersten, alle Majors, alle Capitäns, alle Lieutenants und alle Sergenten Kuhbachs sind auf's Festeste überzeugt, daß der Soldat durchaus seine Pflicht nicht gethan hat und daß der commandirende General aus übergroßer Gnade nur das 16. Regiment als das fehlerhafte dargestellt habe."

„Ja ja, Gott verdamm' mich!" lachte der Cavallerieoffizier, „so geht's;" und die Andern pflichteten bei.

„Die drei bis vier Tage Ruhe, die der Commandirende dem Armeekorps gegeben hat, werden dazu benutzt, um den Parademarsch fleißig zu üben, und es ist eine Bewegung in allen Garnisonen, als wenn der Feind vor dem Thor stünde. Am Abend dieses denkwürdigen Tages erzählen sich die Soldaten auf der Wache von der verunglückten Parade."

„Siehst Du," sagt einer zum andern, „in unserer Compagnie ging es so ziemlich her; aber die vierte vor uns und die sechste nach uns, da soll's schauderhaft gewesen seyn. Das ganze Füsilierbataillon hatte keinen Tritt."

„Und erst bei den Dragonern und Uhlanen," sagt ein Anderer; „es weiß kein Mensch, was es heute Morgen mit der Parade gewesen ist; aber es soll Alles schrecklich gegangen seyn."

„Ihr könnt Euch denken," meint ein Dritter, „daß der Commandirende nicht schlecht getobt hat. Herr Gott's Donnerwetter! ist der auf seinem Pferd umhergefahren."

„Wißt Ihr auch?“ ſagte ein Vierter, „daß der Brigadegeneral und der Oberſt vom 16. Regiment Stubenarreſt haben?“

„Ja,“ ſetzte der Erſte hinzu, „eben ſo wie vier Hauptleute und ſechs Lieutenants.“

„So,“ fragte ein Anderer, „die hat er alle in Arreſt geſchickt?“

„Ei freilich,“ entgegnete jener, „und Einige ſollen Standrecht haben; es iſt eine verfluchte Geſchichte!“

So erzählte der Lieutenant mit der Stumpfnaſe in der Offiziers-wachtſtube und erregte allgemeine Heiterkeit. Sogar der lange Eduard nickte beifällig und meinte, wenn er auch ſchon beſſere Geſchichten gehört habe, ſo ſey darum doch die eben erzählte nicht ganz ſchlecht.

Dabei wurde den Punſchgläſern fleißig zugeſprochen, und die Geſellſchaft befand ſich in einem Zuſtand angehender Erheiterung, als dieſe plötzlich durch einen lauten Ruf von außen unterbrochen wurde.

„Heraus——s!“

Dreizehntes Capitel.

Wachtstuben-Abenteuer unangenehmer Art.

Draußen vor der Hauptwache hatte ſich während der friedlichen Unterhaltung im Innern unterdeſſen allerlei begeben.

Wir wollen nicht von ganz gewöhnlichen Dingen ſprechen, als abgehende und ankommende Patrouillen, mit denen der Poſten unter dem Gewehr ſchon fertig werden kann, ſondern es war kurz nach eilf Uhr, als ein Weib mit aufgelöſtem Haare heulend auf den wachthabenden Poſten zuſtürzt, und den Offizier der Wache zu ſprechen verlangt. Der Soldat will ſie nicht heran laſſen; aber ſie ſchreit immer ungeſtümer, und läßt ſich nicht abweiſen. Was ſoll er am Ende machen? das Weib läßt ihn nicht los, und ſo ruft er das ſchreckliche Wort: heraus! das, wie die Poſaune des letzten Taegs, an die Ohren der Wache ſchlagend, einen ungemeinen Knäul von Patrontaſchen, Beinen und Tſchakos hervorbringt, aus dem ſich die Wache vor dem Poſten langſam formirt.

„Stille geſtanden! Gewehr auf! Richt Euch!“ commandirt der wachthabende Offizier, und fragt darauf leiſe den Unteroffizier neben ſich: „Aber zum Teufel wo iſt denn die Runde? oder weshalb hat der Eſel denn herausgerufen?“

„Herr Lieutenant,“ meldete nun der Poſten unter dem Gewehr, — es iſt ein Rekrut — wobei er krampfhaft links ſchielt, „dieſe Weibsperſon will den Herrn Commandirenden ſprechen, und da habe ich mir nicht anders zu helfen gewußt, als die Wache unter's Gewehr zu rufen.“

„Ihn ſoll das Donnerwetter regieren!“ erklärt ihm der wachthabende Offizier, „wenn er wegen einer ſolchen Dummheit einen Skandal aufſchlägt. Wo iſt das M—, die Perſon?“

„O Jeſus, Herr Lieutenant,“ entgegnete die Frau, „hier bin ich ja, und will ja gar nichts als Schutz und Hülfe, was ich als ehrliche Bürgersfrau von jeder königlichen Wache anſprechen kann.“

„Und was will ſie denn?“

„Ach, ſehen Sie, Herr Lieutenant, da iſt mein Kerl zu Haus, mein Mann wollte ich ſagen, der beſäuft ſich jeden Abend, den Gott werden läßt, und ſtatt nun nach Haus zu kommen und ſich ruhig zu Bett zu legen, was thut der Unmenſch? da prügelt er mich und die armen Würmer, die obendrein hungrig zu Bett gegangen ſind.“

„Ja, das iſt freilich ſehr ſchlimm,“ meint der Wachthabende; „aber was kann ich dazu thun?“

„O, Herr Lieutenant,“ jammert die Frau, „Du, mein Jeſus! was Sie dazu thun können? mir eine Wache mit in's Haus geben. Das deponirt den beſoffenen Kerl und er kriegt einmal Reſpect.“

Der Wachthabende wollte aber von dieſem Vorſchlage nichts wiſſen, und ſuchte dem Weib auseinander zu ſetzen, daß es gerade nicht das Geſchäft der Wache ſey, ſich in dergleichen häusliche Zwiſte zu miſchen; wogegen die Frau jammerte und klagte, und hoch und

theuer ſchwor, daß, wenn ſie jetzt nach Haus käme, der Kerl ſie todt ſchlagen würde.

Da nun der Offizier bei ſeiner Weigerung blieb, eine Wache mitzugeben, ſo bat ſie um die Vergünſtigung, die Nacht auf der Wachtſtube zubringen zu dürfen, wogegen aber der Commandirende, wie ſich von ſelbſt verſtand, wieder eben ſo viele Schwierigkeiten machte, und ihr mit allen möglichen Vernunftgründen auseinander zu ſetzen verſuchte, daß er ſie unmöglich auf die Wache nehmen könnte, wenn ſie nicht in Folge eines Vergehens arretirt worden ſey.

„So! ſo!“ ſchrie nun ihrerſeits das Weib, „alſo wenn ich geſtohlen hätte, oder mich ſonſt wo herumgetrieben, dann thäte mir der Herr Lieutenant erlauben, auf der Wache zu bleiben, aber wenn der Herr Lieutenant auch weiß, daß ich als ehrliche Bürgersfrau, ja als brave rechtſchaffene Frau von meinem Kerl zu Haus todt geſchlagen werde, darum bekümmert ſich die königliche Wache nix. O Gott, o Gott! Herr Lieutenant, aber ich bitt' Sie, laſſen Sie mich nur eine Stunde in der Wachtſtube bleiben, bis der Kerl zu Haus eingeſchlafen iſt.“

So viel Bitten und Flehen vermochte am Ende die weiche Seele des Infanterieoffiziers nicht zu widerſtehen.

„In's Teufels Namen denn!“ ſagte er. „Nehmet ſie auf Eure Wachtſtube, Unteroffizier Kümmerlich; aber paßt auf, es geſchieht mir ein Streich damit, ich kenn' ſolche Geſchichten. — Gewehr ab! auseinander treten!“

So war denn die Ruhe wieder hergeſtellt und die Gemeinen, ſo wie der Offizier zogen ſich in ihre Wachtſtuben zurück, um die verſchiedenen unterbrochenen Unterhaltungen fortzuſetzen. Der lange Eduard hatte den Moment benutzt, etwas neuen Punſch zu brauen, auch einige Pfeifen geſtopft und der wachthabende Offizier wollte

eben die Geſchichte zum Beſten geben, die draußen paſſirt, als ein neuer Lärm die Unterhaltung ſtörte.

Es war eine Mannsſtimme, die vor der Wachtſtube laut wurde und wie es ſchien einen Streit mit dem Poſten unter dem Gewehr hatte.

„Werden's mir doch wohl erlauben, Herr Soldat,“ ſchrie er, „den Herrn wachthabenden Commandeur zu ſprechen, und des kann ich als königlicher Unterthan, der ſeine Steuer bezahlt, verlangen.“

„Du!“ rief der lange Eduard, indem alle aufſprangen, „die Geſchichte müſſen wir mit anhören. Kommt hinaus!“

Und Alle eilten vor die Thür.

Vor dem Poſten ſtand ein kleiner ſchwächlicher Mann. Trotz des kalten Wetters hatte er Nankinghoſen an und der halbzugeknöpfte langſchößige ſchwarze Frack ließ deutlich ſehen, daß er keine Weſte trug. Einen alten Filzhut trug er auf dem Hinterkopf hängend, und während er mit der rechten Hand in der Luft herum focht, hielt er ſich mit der linken am Schilderhäuschen feſt, um nicht umzufallen, denn er war außerordentlich betrunken.

„Herren Lieutenant von der Wacht,“ ſagte er mit lallender Zunge, „mir iſt meine Gemahlin davon gelaufen — und ein undeutliches Gerücht — hat mir g'ſagt, ſie ſey hier in der königlichen Wachtſtube. — Ich bin ein ehrſamer — und ſolider Schneidermeiſter, und komme zu fragen — ob meine Gemahlin hier auf der Wachtſtube iſt. Sollte dieß undeutliche Gerücht wahrſagen, ſo möchte ich wiſſen, was ſie begangen hat, um auf die Wachtſtube geſchleppt worden zu ſeyn.“

„Wenn Ihr,“ entgegnete lachend der Wachthabende, „von einem Weibe ſprecht, die vor einer halben Stunde hieher gelaufen kam, weil ſie ihren beſoffenen Mann fürchtet, der ſie beſtändig prügelt, ſo ſeyd Ihr recht, und ich rathe Euch, ruhig nach Hauſe zu gehen.“

„So, Herr Lieutenant von der Wacht,“ ſchluchzte der Schneidermeiſter, „alſo meine Frau Gemahlin — iſt auf die Wachtſtube perſchwadirt worden. O Gott, o Gott! was muß ich erleben. Weib, Du haſt mir betrogen!“

Und bei dieſen Worten faßte er mit beiden Händen das Schilderhaus, und begann daran wie wüthend zu rütteln. Doch bald faßte er ſich wieder, rückte den Hut etwas auf die Seite, und näherte ſich mit ſchwankendem Schritt dem Wachthabenden.

„Herr Lieutenant,“ ſagte er, „ich verlange das Weib zurück, das Sie mit Gewalt in der Wachtſtube feſthalten. — Ich bin eine ehrſame Frau und eine ehrſame Frau ſoll nicht mit Gewalt von den Soldaten auf der Wachtſtube feſtgehalten werden. O Gott, o Gott! Aber es iſt noch Gerechtigkeit im Land.“

„Hör' er,“ ſagte der Wachthabende jetzt ärgerlich, „mach' er, daß er mit ſeinem Geſchwätz jetzt fortkommt, und nehm er ſein Weib mit nach Haus; verdammt, wer ſich mit ſolchem Packe einläßt.“

„So, ſo, Herr Lieutenant,“ lachte der Schneider höhniſch, „jetzt ſoll ich die Frau noch mit nach Haus nehmen, nachdem ſie eine halbe Stunde bei dem Soldatenvolke auf der Wacht war. O nein! ich laſſe mir ſcheiden!“

Und dabei fing er an bitterlich zu weinen und ſchluchzte laut auf.

„Meinen Sie ja nicht, Herr Lieutenant, daß ich die Sache ſo hingehen laſſe. O nein, es gibt noch Gerechtigkeit im Land. O Gott! einer ehrſamen Frau Gewalt anthun. O Loiſe, Loiſe, warum haſt du mir das gethan! Aber es muß geſchieden ſeyn!

Der Wachthabende ſtand bei dieſer Scene wie auf Kohlen, denn bei dem Geſchrei war die halbe Wache aus der Thür geſchlichen und umſtand neugierig den betrübten Schneider.

„Das hat man davon,“ ſagte der Wachthabende leiſe, „wenn

man gutmüthig ist. Jagt mir das Weib aus der Wachtstube, und dann packt Euch Eurer Wege."

Auf diesen Befehl wurde Louise herausgeführt, und dem Gemahl übergeben, der aber nichts von ihr wissen wollte und anfänglich auf seinem Vorsatze beharrte, sich scheiden und der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen. Doch wäre wahrscheinlich die Sache noch gütlich beigelegt worden, wenn nicht plötzlich in der Straße vor der Wache eine Gestalt sichtbar geworden wäre, die mit festem Schritt näher kam.

„Halt, wer da?" rief der Posten.

„Ronde!" antwortete es.

„Was für Ronde?"

„Hauptronde."

„Heraus!"

Alles stürzte an die Gewehrpfosten, während der Schneider noch wüthender als vorher lärmte.

„Richt Euch! Gewehr auf! Präsentirt's Gewehr! Ein Gefreiter und zwei Mann vom linken Flügel vor zum Examiniren der Ronde. — Marsch!"

„Halt, wer da?" sagte der Gefreite, der mit zwei Mann vorgetreten ist.

„Hauptronde."

„Wer hat die Hauptronde?"

„Major von Z.

„Parole?"

„Stockholm."

„Herr Lieutenant die Ronde ist richtig," ruft der Gefreite, und der Wachthabende erwiedert:

„Avancir, Ronde!"

Der Major von Z. war als Ronde nicht sehr beliebt. Er war von einer entsetzlichen Pünktlichkeit und hatte leicht was

auszuſetzen. Gegen das Heraustreten der Wache war diesmal nichts zu erinnern. Sie war, Dank ſey es dem Schneider-Intermezzo! zeitig genug da geweſen und auch der Gefreite, der die Ronde examinirte, hatte ſeine Schuldigkeit gethan. Und ſomit wäre der Major von Z. befriedigt abgezogen, wenn nicht der unglückſelige Schneidermeiſter lauter als je nach Gerechtigkeit geſchrieen hätte.

„Ja, was iſt denn da los?“ fragte Major von Z.

„Oh, Herr Oberſtwachtmeiſter,“ entgegnete der Lieutenant der Wache, „eine unangenehme lächerliche Geſchichte mit einem Schneider, der ſeine Frau prügelt, und welche deshalb Schutz bei der Wache ſuchte.“

Der Schneider, welcher auf das Geſpräch aufmerkſam geworden war, taumelte näher und ſagte ſchluchzend: er ſuche nur Gerechtigkeit, aber von Prügeln und Schutzſuchen ſey gar keine Rede. Man habe ſeine Frau in die Wachtſtube perſchwabirt und er müßte ſich ſcheiden laſſen.

„Ah, Herr Lieutenant,“ ſagte leiſe der Major zu dem Wachthabenden, „was ſind das für Sachen?“

„Ich verſichere Sie, Herr Oberſtwachtmeiſter,“ entgegnete jener, „es iſt kein wahres Wort daran; das Weib kam unter dem Vorwande, ihr Mann prügelte ſie zu Haus, mich bittend, ich möge ihr erlauben, ein paar Stunden auf der Wachtſtube zu bleiben.“

„Was Sie doch natürlicher Weiſe nicht erlaubten?“ ſagte der Offizier von der Ronde.

„Allerdings,“ antwortete der Lieutenant, „hätte ich mich nicht ſollen erweichen laſſen; aber das Weib jammerte ſo arg, daß ich am Ende zugab ....“

„Was Sie durchaus nicht hätten thun ſollen, Herr Lieutenant,“ ſagte der Major.

Und der Schneider jammerte dazwiſchen: „Gerechtigkeit! nur Gerechtigkeit! aber es muß geſchieden ſeyn.“

„Wie heißt er?“ fragte der Major, „und wo wohnt er?“

„Dem Herrn Oberſtwachtmeiſter zu dienen, heiße ich Kaspar Müller und bin wohl keſtallter Schneidermeiſter in hieſiger Stadt, Sanct-Annenſtraße Nro. 40, vier Treppen hoch, hinten, zu dienen.“

„Seinem Anſehen nach,“ antwortete der Offizier der Ronde, „ſcheint er eher wohlbeſtallt im Wirthshaus als auf ſeiner Schneiderbank zu ſeyn, und ich merke ihm an, daß er einen ungeheuren Rauſch hat.“

„Kummer, Kummer, Herr Major,“ ſeufzte der Schneider. „O Loiſe! Aber es muß geſchieden ſeyn.“

„Scheer er ſich jetzt ruhig nach Hauſe und leg er ſich zu Bett,“ erwiederte der Offizier; „nehm er ſein Weib mit und hüt er ſich künftig, bei den Wachtpoſten Skandal zu treiben, ſonſt wird er eingeſteckt. Verſtanden?“

Der Schneider wollte noch einige Einwendungen machen und ſprach noch Verſchiedenes von Gerechtigkeit und ſich ſcheiden laſſen doch mochte ihm die ſtrenge Art des Majors verdächtig vorkommen, und er ſchlich ſich am Ende mit ſeiner Frau von dannen.

„Mir thut es ſehr leid,“ ſagte der Major, zu dem wachthabenden Offizier, „daß ich dieſe Sache der Commandantur melden muß; aber ſolche Unordnungen ſollen auf den Wachen nicht geduldet werden. Ich will dabei erwähnen, daß Ihre Wache ſehr gut in Ordnung war; aber meine Schuldigkeit muß ich thun. Gute Nacht, Herr Lieutenant!“

Dieſer unangenehme Auftritt hatte ſowohl auf die Stimmung des Offiziers der Wache, als auch auf die der Gäſte einen ſchlimmen Einfluß. Keinem wollte der Punſch mehr recht ſchmecken. Der lange Eduard zog ſeine Uhr hervor und meinte, es ſey Ein Uhr und alſo Zeit zum Nachhauſegehen, und der Cavallerie-Offizier, der einen Witz machen wollte, fügte hinzu: „Ja es muß geſchieden ſeyn!“

So trennten sich alle und gingen eilfertig durch die naßkalte Novembernacht ihrer Wohnung zu. Der lange Eduard meinte unterwegs, es sey ein schlecher Witz gewesen mit dem Schneider, und einen der andern Offiziere hörte man noch durch mehrere Straßen singen:

Dem edlen Commandant
Bringt den Rapport alsogleich
Der Hauptmann von der No—o—o—o—nde.
Bum! Bum!

Mag es seyn, daß die Laune des commandirenden Lieutenants sich durch den Vorfall etwas getrübt hatte, oder war es wirklich die Strenge des Dienstes, die er zum Vorwand nahm, indem er dem Bombardier Robert bedeutete: daß er sich ebenfalls gefälligst nach Haus verfügen möge und dem Bombardier Tipfel versicherte: es thue ihm wirklich sehr leid, aber er könne nicht anders und müsse ihn bitten, sich in der allgemeinen Wachtstube drüben ein Nachtlager aufzusuchen; was denn auch Tipfel alsbald, für das genossene Gute dankend, that.

Gott, aber welchen Unterschied fand er dort in Vergleich mit seiner stillen heimlicheen Wachtstube auf dem Fort Nro. 4. hier auf der Hauptwache, wo sich circa vierzig Mann von allen möglichen Waffengattungen befanden: Infanterie und Dragoner, Husaren und Pionniere, Alles durcheinander, das Bouquet der verschiedenartigsten schlechten Tabake, die hier geraucht wurden, dazwischen Geschnarch und Gestöhn, und der Boden ganz naß von dem feuchten Schnee, der an den Schuhen hereingetragen worden, alle Pritschen besetzt, sogar nicht einmal ein Stuhl frei, auf dem der unglückliche Bombardier die Nacht hätte zubringen können!

In der Ecke spielten ein Paar Husaren Karten und schlugen mit den Fäusten auf den Tisch, daß es dröhnte. Der commandirende Unteroffizier von der Infanterie saß in stiller Majestät am Ofen, in

den vier Haimonskindern lesend und bekümmerte sich nichts um den unglücklichen Collegen. So war der arme Tipfel ganz einsam und hätte sich nicht einmal niedersetzen können, wenn nicht der Soldat von der Lunette Nro. 24, der ihn arretirt hatte, ihm ein Lager auf einer Pritsche verschaffte, wo sich Tipfel hinstreckte, eingekeilt zwischen einem Infanteristen und einem Dragoner, — — — — eine Rose zwischen Dornen.

Vierzehntes Capitel.

Ein sehr kurzes Capitel, aber mit sehr langen und sehr traurigen Folgen.

„Parole: Lissabon.

Commandantur Befehl.

Gestern Abend hat sich der Fall ereignet, daß der Wachthabende des Forts Nro. 4., Bombardier Tipfel von der sechspfündigen Fußbatterie Nro. 21., auf wirklich sehr unverantwortliche und nicht zu entschuldigende Weise sein Fort und seine Wache verließ, und später auf der Lunette Nro. 24 arretirt wurde, als er eben im Begriffe stand, sich in Civilkleidern aus der Stadt zu schleichen: weshalb sich der betreffende Bombardier eines Desertionsversuchs sehr verdächtig gemacht hat.

Als Mitschuldiger höchst verdächtig ist der Bombardier Robert von der reitenden Batterie Nro. 2., der allem Anscheine nach dem genannten Bombardier Tipfel zu der vorgehabten Desertion behülflich

hat ſeyn wollen. Beide ſind deßhalb ihrer Brigade anzuzeigen, reſpective zu übergeben, welche die kriegsrechtlichen Unterſuchungen einzuleiten hat.

Auf die Anzeige des Major v. Z. als Hauptronde wird dem wachthabenden Lieutenant bei der Hauptwache ein Stubenarreſt von acht Tagen erkannt, weil er unbefugter Weiſe Leute auf ſeine Wache genommen, die durchaus nicht dahin gehören.

Gezeichnet:
Oberſt v. Luete."

Brigadebefehl.

„Laut Anzeige der Hochlöblichen Commandantur iſt der Bombardier Zipfel von der ſechspfündigen Fußbatterie Nro. 21. von der Hauptwache zu übernehmen und nebſt dem Bombardier Robert von der reitenden Batterie Nr. 2 in Gewahrſam zu bringen.

An die zweite Abtheilung.

Gezeichnet:
Der Brigadier."

Abtheilungsbefehl.

„Der Bombardier Zipfel von der Fußbatterie Nro. 21 und der Bombardier Robert von der reitenden Batterie Nro. 2. ſind laut Commandantur- und Brigadebefehl ſogleich in Gewahrſam zu bringen. Auch ſind die Nationale's und Führungsliſten dieſer Leute dieſſeitigem Commando ſogleich abzugeben, welches den betreffenden Batterien anheim ſtellt, gemäß der bisherigen Aufführung, dieſe beiden Bombardiere entweder in Stuben- oder Caſernenarreſt zu behalten, oder ſie in das allgemeine Arreſtlokal abzuliefern.

An die ſechspfündige Fußbatterie Nr. 21. und die reitende Batterie Nro. 2.

Gezeichnet:
Dampfſchiff,
Major und Abtheilungs-Commandeur."

Batteriebefehl.

„Der Bombardier Tipfel hat ſeine guten Kleider auf die Kammer zu liefern und iſt im ſchlechteſten Anzug augenblicklich in's Arreſtlokal abzuführen. Nationale und Führungsliſte ſind ſogleich an's Abtheilungscommando abzugeben.

„Gezeichnet:“

Geheimer Befehl.

„Den Bombardier Tipfel ſoll der Teufel regieren, und da er ein Mann iſt, den ich nie habe ausſtehen können, der ſich unterſteht, in einer feinen Uniform herumzufegen, wie ſie ſein Capitän trägt, und der ſich ſogar in anſtändigen Caffeehäuſern blicken läßt, ſo ſoll ihm die Führungsliſte möglichſt geſchärft werden. Auf dieſe Art werden wir den Mann vielleicht los.

Nicht gezeichnet, aber mündlich.“

Am Abende dieſes Tages, wo vorſtehende Befehle erlaſſen wurden, ſaßen der Bombardier Tipfel und der Bombardier Robert einträchtiglich bei einander in Nro. 7½ im Unterſuchungsarreſt, unter den Befehlen des Rattenkönigs Majeſtät, welcher ihnen bei ihrem Einzug eröffnete, daß morgen früh um acht Uhr ein vorläufiges Verhör mit ihnen angeſtellt werden würde.

Fünfzehntes Capitel.

Außerhalb der Wachtſtube; ein unmilitäriſches Capitel, das zu den vorangehenden gar nicht paßt, in welchem aber dennoch der Leſer alte Bekanntſchaften erneuert.

Der Tag, der auf die denkwürdige Nacht folgte, war eben ſo verſchieden von derſelben, wie das Local, in welches wir den Leſer jetzt einzuführen gedenken. Als wollte die Natur über das Unglück der beiden Bombadiere weinen und klagen, ſo hatte ſich das Wetter nach Mitternacht geändert. Auf den Schnee hatte es geregnet, und ein heftiger kalter Wind fegte durch die Straßen, heulte an den Häuſern umher und fuhr pfeifend durch die Schornſteine hinab und hinauf, auf den Heerden die ausgebrannten Kohlen durchnäſſend und aufwirbelnd. Es war, wie die Schildwachen, die zwiſchen zwölf und ein Uhr den Dienſt hatten, verſicherten, ein Hundewetter geweſen.

Nach ein Uhr aber legte ſich der Sturm; der graubedeckte Himmel wurde hie und da heller, bald drang ein einzelner Stern hervor, dann mehrere, die Luft wurde reiner und kälter, und als

bei der frühſten Morgendämmerung die Dienſtmädchen an den Brunnen gingen, waren Straßen und Bäume mit weißem Reif bedeckt und die Erde knitterte und knatterte unter ihren Fußtritten.

Dazwiſchen begannen von allen Thürmen die Glocken zu läuten, denn es war Sonntag und ihm zu Liebe hatte ſich die geſtrige ſchmutzige Erde wahrſcheinlich ſo reinlich und freundlich aufgeputzt; — — wirklich, ſo ein Wintermorgen, kalt und ſtrahlend, hat etwas ſehr Angenehmes und Freundliches, beſonders wenn man ihn aus dem geheizten Zimmer auf Straßen, Feld und Wald ſo ſtreng und gewaltig herrſchen ſieht.

Die Leute auf der Straße trippeln eilig vorüber, die Hände in den Taſchen oder unter die Tücher geſteckt, Naſe und Wangen ſanft geröthet und den Hauch des Mundes wie eine dicke Wolke von ſich blaſend.

Die großen Kirchenglocken brummen ernſt dazwiſchen und die kleinen accompagniren ſie, luſtig, leichtſinnig und wohlgemuth. Dazu ein freundliches Zimmer; an den großen Spiegelſcheiben rollen langſam die Waſſertropfen herab, im weißen Marmorkamin kniſtert luſtig ein Feuer; auf dem Tiſche ſteht das Caffeeſervice, in den Taſſen dampft der braune Trank, heiß und ſüß, angenehm im Gegenſatz zu der bitteren Kälte draußen.

In einem ſolchen Zimmer befinden wir uns, der Boden iſt mit weichen Teppichen belegt, an den Wänden hängen Gemälde in ſchweren goldenen Rahmen und das Licht, das von dem weißen Reif draußen gar zu heftig abprallen und den Augen wehthun würde, wird gemildert durch ſchwere Vorhänge, die, von dunkelm Seidenſtoff in hellen weiß geſtickten Mouſſelin übergehend, gerade ſo viel Licht hereinlaſſen, als eben nöthig iſt.

Der heimlichſte Platz in dem Gemach hier iſt die Kaminecke,

und vor demſelben ſteht ein großer roth ſammtener Fauteuil, der den Rücken in's Innere des Zimmers kehrt und von dem wir im Augenblick nicht wüßten, ob Jemand darauf Platz genommen hätte, wenn wir nicht zwei kleine Damenfüße ſähen, die auf der meſſingenen Stange, die das Kamin umgibt, im Takt auf- und nieder treten, begleitet von einem unterdrückten Lachen, das zuweilen hörbar wird.

An dem Caffeetiſch ſitzt eine Dame, in ein ſehr jugendliches weißes Morgenkleid gehüllt, von welchem das etwas ältliche Geſicht nicht ſehr günſtig abſticht, eben ſo wenig wie von dem Kopfputz, der aus einem bunten oſtindiſchen Tuch beſteht, turbanartig um den Kopf geſchlungen, und das einzige Gute hat, daß er den wahrſcheinlich nicht zu üppigen Haarwuchs der jungen alten Dame gründlich verſteckt.

„Aber ich bitte Dich, Pauline, wie kann man nur ſo unaufhörlich über dergleichen Kindereien lachen! Ich verſichere Dich, Deine Luſtigkeit thut mir ordentlich weh.“

Ein neues unterdrücktes Lachen aus dem Fauteuil war die Antwort.

„Es iſt eigentlich ganz traurig,“ fuhr die andere Dame fort, „daß wir ſo unglücklich waren, ſtatt in lieber Geſellſchaft“ — hier ſeufzte ſie tief aus — „durch einen ſonderbaren Zufall mit ſo einem gemeinen Menſchen fahren zu müſſen.“

„Oh, Tante Sophie,“ ſprach jetzt die Stimme aus dem Lehnſtuhl, „man kann doch eigentlich ſo genau nicht wiſſen, ob der Soldat ein gemeiner Menſch war. Wer weiß, er kann von ganz ordentlicher Familie ſeyn! Meine beiden Brüder haben ja auch gedient, und ſogar der Herr Auditeur, liebe Tante, war eine Zeitlang Soldat.“

„Alles mit Unterſchied“ meinte die Tante. „Aber wie der

Menſch ſchon in den Wagen hineinſtieg, hat mich ſogleich etwas Unheimliches angeweht.“

„Ach,“ entgegnete Pauline ſpöttiſch, „Sie haben doch eine Zeitlang recht zärtlich mit dem lieben Robert geſprochen, eh' ich Licht machte.“

„Das wohl,“ ſagte die Tante; „aber wie geſagt, es war mir von Anfang an unheimlich, und guter Gott im Himmel! erſt den Schrecken als ich das fremde ordinäre Geſicht ſah.“

Bei dieſen Worten drehte Pauline ihren Fauteuil etwas raſch zur Hälfte herum.

„Nun, das muß ich ſagen, liebe Tante, von einem ordinären Geſicht hab' ich doch nun gewiß nichts geſehen. Daß es mich auch ein wenig erſchreckt hat, einen fremden Menſchen vis-à-vis zu ſitzen, iſt wohl wahr; aber nachdem ich erfuhr, daß es nur eine Verwechslung war, war mir das vis-à-vis des ordinären Geſichts eben ſo lieb, wie manches andere.“

„Behüt mich Gott,“ entgegnete die Tante, „was Du für Grundſätze haſt. Einen ganz gewöhnlichen unbekannten Soldaten einem Freunde Deiner Tante, ja unſeres Hauſes gleich zu ſtellen.“

„Was die Freundſchaft unſeres Hauſes anbelangt,“ lachte Pauline, „ſo iſt der Herr Auditeur Schmidt noch weit davon entfernt. Papa, das wiſſen Sie wohl, kann ihn nicht leiden, weil,“ hier ſtockte ſie.

„Nun, weil, weil ....“

„Nun ja, weil er Ihnen den Hof macht,“ lachte die Nichte. „Sie wiſſen, er hat es hundertmal ſelbſt geſagt. Ich will Ihnen gegenüber dabei nichts Böſes denken, liebe Tante; aber es iſt ſo, weil er Ihnen den Hof macht.“

„Nun, iſt es ein Verbrechen, mir den Hof zu machen?“ entgegnete die Tante, etwas pikirt.

„Das will ich wieder nicht gesagt haben," lachte die Kleine im Fauteuil; „aber, nun erlassen Sie mir das, Tante."

„Nein" antwortete diese heftiger, „ich erlasse Dir nichts. O Gott, ich will doch sehen, wie das Kind meines eigenen Bruders gegen mich, Ihre leibliche Tante, denkt."

Dabei zog sie ein weißes Taschentuch aus ihrem Morgenkleid und avancirte damit gegen die Augen.

Pauline hatte ihren Fauteuil wieder an's Kamin gedreht und stampfte auf der messingenen Kaminstange eifriger als früher.

„Bekomme ich keine Antwort, Pauline?"

„Nein, Tante, denn ich will Ihnen nichts Unangenehmes sagen."

„Aber ich will wissen, weshalb es ein Verbrechen ist, mir den Hof zu machen."

Dies Letzte sagte sie mit schluchzender Stimme.

„Nun denn," entgegnete die Kleine gereizt; „aber ich will keine Scene haben, weil der Herr Auditeur Schmidt ein paar Jahre älter ist als ich, und Sie die ältere Schwester meines Vaters sind."

„Also endlich hab' ich es heraus," schluchzte die Tante laut auf. „Auch Du verschwörst Dich gegen mich und fällst von mir ab."

„Nein, ich verschwör, mich gar nicht gegen Sie, Tante Sophie; und falle auch gar nicht von Ihnen ab; aber Sie haben mich ja forcirt, Ihnen etwas Unangenehmes zu sagen."

„O Gott, o Gott!" jammerte die Tante; „jetzt begreife ich, warum der Bruder den Herrn Schmidt gesehen hat. Ja, ich bin hier im Haus verrathen und verkauft."

Nach dieser Anklage flog der Fauteuil wieder herum, aber noch viel hastiger als das erste Mal und die Kleine fragte sehr scharf:

„Was wollen Sie damit sagen, Tante?“

„Schändlich, schändlich!“ jammerte diese.

„Was ist schändlich? Ich bitte recht sehr, Tante, erklären Sie sich darüber. Ich habe Ihnen nichts gethan, was schändlich ist.“

Bei diesen Worten machte die Kleine Miene, aus ihrem Fauteuil aufzustehen und die Tante, die wohl einsah, daß sie zu weit gegangen und welche die Bundesgenossin nicht verlieren wollte, lenkte ein, indem sie statt aller Antwort noch lauter zu schluchzen anfing. Ueber das Gesicht der Kleinen fuhr ein leichtes Lachen; sie drehte ihren Fauteuil wieder langsam gegen das Kamin und strich mit der Schaufel die glühenden Kohlen zusammen.

Es trat eine lange Pause ein, welche draußen von den Kirchenglocken, die in allen Tönen klangen, ausgefüllt wurde.

Endlich trocknete die Tante die Augen und rief mit leiser Stimme: „Pauline!“

„Was befehlen Sie, Tante?“

„Ja ich sehe ein,“ fuhr jene fort, „daß ich Dir Unrecht gethan habe; Du bist nicht im Stande, mich zu verrathen.“

„Nun,“ sagte die Andere, „das käme darauf an, liebe Tante, aber bis jetzt habe ich es gewiß nicht gethan.“

„Und wirst es auch nicht thun?“

„Ich glaube nicht, Tante.“

„Nun ja, siehst Du, mein Kind, es ist eigentlich Unrecht, daß wir Beide uns entzweien, und das wegen einem so ganz ordinären Menschen.“

Die Kleine wandte etwas heftig den Kopf herum: „Liebe Tante, ich habe Ihnen das schon einmal gesagt, ich mag das nicht leiden. Der junge Mensch hat sich recht artig benommen, und gar nicht ordinär.“

„Ei, ei, Pauline,“ ſagte die Tante mit einem Geſicht, das ſchelmiſch ausſehen ſollte; „Du nimmſt Dich ja des Soldaten ſo eifrig an, daß ich gar nicht weiß, was ich davon denken ſoll.“

„Liebe Tante,“ entgegnete die Kleine lachend, „denken Sie darüber, was Ihnen beliebt; aber der junge Mann hat mir nun einmal nicht ſchlecht gefallen.“

Bei dieſen letzten Worten ſchaute ſie links über das Fauteuil, um das Geſicht der Tante zu beobachten, welche in der That ziemlich verwundert ausſah.

„Ich möchte auch einmal ein Abenteuer haben, liebe Tante, und werden Sie mir da auch beiſtehen?“

„Gott ſoll mich bewahren,“ entgegnete dieſe erſchrocken, „Du haſt wirklich leichte Ideen, Pauline. Auch Abenteuer haben! Wer hat denn ſonſt noch Abenteuer?“

„Nun Sie, liebe Tante,“ lachte die Andere. „Ich habe mich nun einmal darauf capricirt, den kleinen Soldaten ſcharmant zu finden. Und da ich Sie ſo oft begleitet habe, ſo werden Sie mir einen ähnlichen Dienſt nicht abſchlagen.“

Bei dieſen letzten Worten preßte die Kleine ihr Sacktuch an den Mund, um nicht laut aufzulachen; denn man ſah von dem beſtürzten Geſicht der Tante, daß ſie die Neckerei für Ernſt nahm.

„Aber ſo ſage mir doch um Chriſti willen, was ſoll es denn mit dem Soldaten? haſt Du ihn früher ſchon geſehen? und biſt Du näher mit ihm bekannt?“

„Sie wiſſen ja, liebe Tante, daß geſtern Abend ſein Kammerdiener da war.“

„Ein ſauberer Kammerdiener,“ grollte dieſe. „Und was weiter?“

„Nun er hat mir ein Billet-doux von ſeinem Herrn überbracht.“

„Ein Billet-doux, Pauline, ich kenne Dich ja gar nicht mehr.“

„Hier iſt es, liebe Tante.“

Bei dieſen Worten ſtand ſie auf und legte ein kleines Papier auf den Tiſch.

„Nun, das muß ich ſagen,“ entgegnete die Tante, indem ſie es in die Hand nahm, „der Liebesbrief ſieht ziemlich ſchmutzig aus.“

„Nun ja, von ſo gemeinen Menſchen,“ lachte Pauline, „aber leſen Sie nur.“

Die Tante hatte das Papier mit den Fingerſpitzen angefaßt und verſuchte es behutſam zu entfalten, um ſich nicht ſchmutzig zu machen. Sie hatte aber auch nicht Unrecht daran, denn der Kanonier Schulten war gerade nicht ganz ſäuberlich damit verfahren. Mit großem Erſtaunen las ſie:

„Da ich Ihre Rechnung vom 1. v. M. unglücklicher Weiſe verlegt habe, ſo muß ich um eine neue bitten, ehe ich die kleine Summe bezahlen kann.“

„Mir ſteht der Verſtand ſtill,“ unterbrach ſich die Tante.

„Mir auch,“ entgegnete Pauline, „aber leſen Sie nur weiter.“

„Zugleich bitte ich, dem Ueberbringer zwei Flaſchen Rüdesheimer und drei Pfund weſtphäliſchen Schinken mitzugeben; er wird Ihnen den Betrag dafür einhändigen.

Bombardier Robert.“

Die Tante ſah ihre Nichte fragend an und ſchüttelte den Kopf.

„Und das iſt von ihm an Dich?“

„Ja, liebe Tante, das iſt von ihm an mich. Es kommt, wie Sie ſehen, noch ein Notabene.“

Die Tante las weiter:

„Da es mir ſchon einige Mal paſſirt iſt, daß die Kanoniere von dem Geld, das man ihnen mitgab, verloren, ſo bitte ich, mir morgen früh die Rechnung zu ſchicken, wo ich alsdann nicht ermangeln werde ....“

„Ach, geh doch;“ lachte die Tante, „das muß ein Miſtverſtändniß ſeyn. Der Brief iſt auf keinen Fall an Dich gerichtet.“

„Aber der Herr Kammerdiener hat ihn mir übergeben und hat hinzugeſetzt: er ſey von ſeinem Herrn an mich und er wolle mich darin um Verzeihung bitten, für die unangenehme Stunde, die er mir verurſacht.“

„Oh, das iſt, wie geſagt, ein Mißverſtändniß,“ entgegnete die Tante; „aber die Verwechslung iſt drollig,“ und dabei lachte ſie laut auf.

Pauline ſtimmte luſtig mit ein, und Beide bemerkten im erſten Augenblick in ihrer Fröhlichkeit nicht, daß ein Bedienter eingetreten war, der den Herrn Auditeur Schmidt anmeldete, welcher die Damen in einer geheimen und dringenden Angelegenheit zu ſprechen wünſchte.

Sechszehntes Capitel.

Der Leser wohnt einem halbmilitärischen Verhör bei und ersieht, wie ein verspäteter Empfehlungsbrief manchmal doch noch zur rechten Zeit wirken kann.

Man kann sich bei dieser Meldung das Erstaunen der Tante und ihrer Nichte leicht denken; denn der Herr Auditeur Schmidt hatte, wie wir aus den vorhergehenden Capiteln erfuhren, es noch nie gewagt, sich öffentlich im Hause des Regierungsrathes zu zeigen. Pauline, die den Liebesbrief des Bombardier Robert eiligst versteckt hatte, meinte nach einem augenblicklichen Nachdenken: der Herr Auditeur werde zum Papa wollen, um sich über sein gestriges unangenehmes Rencontre mit demselben zu entschuldigen. Der Tante aber fuhr es wie ein Blitz durch die Glieder, sie seufzte tief in sich hinein und dachte: „O Gott, der stürmische junge Mann! Er wird es wagen, und — o Seligkeit! förmlich bei dem Bruder um meine Hand anhalten!“

Wir werden aber bald sehen, daß sich die beiden Damen geirrt hatten.

Der Herr Auditeur Schmidt war unterdessen schüchtern eingetreten und hatte sich befleißigt, den Damen in der feinsten Toilette aufzuwarten. Zur Hauptfarbe seines Anzuges hatte er schwarz gewählt, wahrscheinlich um die Trauer seines Herzens zu bezeichnen. Sein fahles blondes Haar war platt um den Kopf gelegt und seine großen wasserblauen Augen bedeckte er hie und da mit den Augenlidern, dadurch wie er glaubte, ein gewisses Schmachten ausdrückend.

„Meine Damen," lispelte er, „indem ich Sie um Verzeihung bitte, die Ruhe Ihres schönen Morgens gestört zu haben, setze ich zu meiner Entschuldigung hinzu, daß nur ein wichtiges und dringendes Geschäft, mich veranlaßte, einem harten Befehl —" hier seufzte er tief auf, — „der mich fern von diesem Hause bannt, ungehorsam geworden zu seyn."

Die Tante erröthete bei diesen Worten sichtlich und blickte verwirrt zu Boden, wogegen die Nichte recht laut und unbefangen fragte:

„Ein Geschäft mit uns, Herr Auditeur? Ihre Geschäfte erstrecken sich ja sonst nur auf das Militär."

„Es kommt auch Militär darin vor, mein Fräulein."

„So," sagte die Tante, schmerzlich enttäuscht.

Und an ihrer Stelle wurde die Nichte befangener, und bemerkte sogar etwas kleinlaut:

„Sonderbar, in einem Geschäfte mit uns Militär! Ei! dürfte ich bitten, Platz zu nehmen?"

Der Auditeur ließ sich nieder, und nickte mit dem Kopf, wobei er sich wie entschuldigend verbeugte und eine Secunde lang seinen Hut vor das Gesicht hielt.

„Sie verzeihen, meine Damen," sagte er, „daß ich so weit ausholen muß, wie nöthig ist. Sie haben vielleicht zufällig gehört, daß es gestern einem Kettengefangenen — das heißt, es war eigentlich nur ein Militär-Sträfling — gelungen, wenn auch nur

für wenige Stunden, aus seinem Gefängniß zu entfliehen. Als zu gleicher Zeit, durch die Allarmschüsse aufmerksam gemacht, die Wachen auf den Außenwerken sorgfältiger als gewöhnlich ihre Posten übersahen, wurde bei einem derselben ein Mensch entdeckt und in dem Augenblick angehalten, als er verdächtiger Weise durch eine Schießscharte in's Freie schlüpfen wollte. Es ergab sich, daß dieser Mensch der Wachthabende einer der kleinen Festungen war, die um die Stadt herumliegen; er war in Civil und hat sich der Desertion sehr verdächtig gemacht, ist auch von seinem Capitän als ein Mann prädicirt, der eines schlechten Streiches wohl fähig ist."

„Aber Herr Auditeur," unterbrach ihn Pauline, „was können wir mit einem Deserteur zu schaffen haben?"

„Darf ich ganz unterthänigst bitten," entgegnete dieser, „mich in meinem Berichte fortfahren zu lassen. Also dieser Mensch wurde arretirt, auf die Hauptwache gebracht und als man ihn befragt: weshalb er seine Wache verlassen und statt in Uniform sich in einem sehr fatalen Civilanzuge auf den Wällen der Stadt habe betreffen lassen, gab er leichthin zu Protokoll: er habe in der Stadt ein dringendes Geschäft gehabt. Mir wurde heute Morgen das unangenehme Geschäft, den Verhafteten, nebst einem andern Bombardier, der sehr verdächtig ist, bei dem Desertionsversuch mitgewirkt zu haben, in's Verhör zu nehmen, und ich inquirirte namentlich auf den angeblichen Beweggrund oder vielmehr das wichtige Geschäft, das den Mann veranlaßt, seine Wache schnöder Weise zu verlassen. Denken Sie sich aber, meine Damen, daß es mir beim ersten Anblick des einen Verhafteten vorkam, als habe ich ihn gestern Abend hier in Ihrem Hause gesehen. Auf meine Anfrage darüber, betheuerte er hoch und heilig, ich müsse mich irren, er kenne Ihr Haus gar nicht, was ich denn am Ende" — setzte er mit einem vielsagenden Blick hinzu — „vielleicht glauben könnte." Die Tante

und die Nichte ſahen ſich bei dieſen Worten eine Sekunde lang verlegen an. „Im Verlaufe des Verhörs nun,“ fuhr der Auditeur fort, „wurde es natürlicher Weiſe nicht ſchwer, aus den Angaben zu erſehen, daß dieſelben falſch ſeyen. Und wenn wir wirklich zu Gunſten der Verhafteten eingeſtehen müſſen, daß der Sache mehr ein unüberlegter Streich, als Deſertionsverſuch zu Grund liegt, ſo mußten wir doch, um die Acten zu arrondiren, und —“ ſetzte er mit einem lauernden Blick hinzu, „den armen Soldaten zu helfen, der Sache auf den Grund ſehen. Die Angabe des Einen aber, wo er geweſen, war, wie geſagt, ſo unhaltbar und unglaubwürdig, daß ſie, einem hohen Kriegsgerichte gegenüber, den Verdacht der Deſertion ſchärfen müſſen. Ich rieth ihm mehrmals, offen und ehrlich zu geſtehen und Zeugen herbeizubringen, aber vergebens.“

Die kleine Pauline, die unterdeſſen in der größten Spannung da ſaß, athmete tief auf und ſagte:

„Nun ja, und was weiter?“

„Ich ſchloß mein Verhör,“ fuhr der Auditeur fort, „und nahm dagegen die Kanoniere bei Seite und einer derſelben, nachdem ich ihm verſichert, daß ſeine Ausſagen den Bombardier von der Feſtungsſtrafe retten würden, erzählte mir eine ganz ſonderbare Geſchichte.“

„Eine ſonderbare Geſchichte?“ fragte die Tante.

„Ja, meine Gnädige, in der That, ſonderbar. Der Kanonier will den Bombardier in die Stadt begleitet haben. Dort habe derſelbe ſeine Uniform mit Civilkleidern vertauſcht, indem er von ſeinem Freund, dem andern Bombardier, der unterdeſſen das Fort hütete, ein Billet-doux zu beſorgen gehabt, ein zartes Geſchäft, meine Damen, das, wie Sie einſehen werden, ſich in der groben Uniform nicht gut abmachen läßt.“

Dieſe letzten Worte hatte der hellblonde junge Mann außerordentlich langſam und betonend geſprochen.

„Das iſt in der That merkwürdig,“ meinte die Tante, „einen Liebesbrief.“

Und dabei wollte ſie lachen; aber ein Blick auf ihre Nichte, die in dieſem Augenblick purpurroth geworden war, warf ihr Geſicht wieder in ſehr ernſte und nachdenkende Falten. Auch der Auditeur hatte das Erglühen des ſchönen jungen Mädchens bemerkt, und ſpielte den Verwirrten und Verlegenen, wobei er ſich aber geberdete, wie ein Fiſch, der auf trockenen Sand gelegt iſt; denn er ſchloß ſekundenlang die Augen und ſchmatzte dabei mit den Lippen, als ſchnappe er nach Luft.

Die Scene war etwas peinlich und wurde durch die inquiſitoriſche Feierlichkeit des Auditeurs noch unangenehmer. Ein Anderer an ſeiner Stelle würde die Sache lachend vorgetragen haben, und man hätte ihm wahrſcheinlich lachend das ganze Abenteuer eingeſtanden.

„Ja, meine Damen, ein Liebesbrief,“ fuhr er leiſe fort, „und dieſer Liebesbrief ſey von dem Verhafteten — — hier in Ihrem Hauſe abgegeben worden.“

„Mein Gott!“ ſchrie die Tante auf, und affectirte einen großen Schrecken. „Ein gemeiner Soldat mit einem Liebesbrief in unſerem Hauſe. O Gott, Pauline!“

„Nun ja, liebe Tante,“ ſagte dieſe, welche ſich wieder gefaßt hatte, „was denn weiter? Sie wiſſen ja darum.“

Der Auditeur ſah bei dieſen Worten die Tante mit einem langen ſchmerzlichen Blicke an, ſo daß ſie auffuhr, und die arme Pauline mit einer Fluth von Vorwürfen überhäufte, wobei ſie ihr nochmals auf's Heftigſte auseinander ſetzte, von welch' ſchlimmen Folgen die Begegnung mit jenem gemeinen Soldaten für ſie werden könnte,

und daß ſie im Begriff ſey, ſich vor der ganzen Welt zu compromittiren.

Der Auditeur, aufmerkſam geworden, warf hie und da eine Frage ein, und hatte bald die ganze fatale Wagengeſchichte heraus, welche wir dem verehrten Leſer im 4. Capitel ſo ſchön und ausführlich erzählten.

Nachdem ſich der gewaltige Sturm der Gefühle wieder etwas gelegt, fragte die Tante kleinlaut, was nun in dieſer böſen und fatalen Sache zu thun ſey? worauf der Auditeur ſein Haupt nachdenklich ſenken ließ und dann verſicherte, die Sache ſey ſchon ſehr weit gediehen und daher auf's Unangenehmſte verwickelt.

„Ja, ſehen Sie, meine Damen, ich muß meine Acten ſchließen und ſie dem Kriegsgericht vorlegen — eine fatale, fatale Geſchichte; — doch wiſſen Sie was," fuhr er nach einigem Beſinnen fort, „ſo wird es gehen. Ich beſeitige das Verhör des Kanoniers, der Bombardier wird der Deſertion angeklagt und was ſchadet das ſo einem Kerl, wenn er auch ein paar Jahre unter die Sträflinge kommt. Der Andere erhält vielleicht ſechs Wochen Arreſt, und wird ſich," ſetzte er mit einem ſüßen Blick auf die Tante hinzu, „künftig in Acht nehmen, ſich achtbaren Perſonen auf eine ſo leichtſinnige Art zu nahen."

Die Tante ſah verwirrt in ihre Caffeetaſſe. Doch Pauline war heftig aufgeſtanden, und ſah den Mann des Geſetzes mit einem ziemlich verächtlichen Blick an.

„Und wenn der Bombardier ſich ausweiſen kann, wo er geweſen, und ein hohes Kriegsgericht einſieht, daß die jungen Leute nur einen leichtſinnigen Streich gemacht haben? wie iſt dann ihre Strafe?"

„Alsdann," meinte der Gefragte, „kommen ſie ziemlich leicht davon. Der Wachthabende erhält vielleicht einen drei- bis vier-

wöchentlichen leichten Arreſt und der Andere, dem man eigentlich nichts anhaben kann, wird von ſeinem Capitän mit ein paar Tagen Einſperrens geſtraft."

„Ich danke Ihnen recht ſehr, Herr Auditeur," entgegnete das junge Mädchen, und wollte mit einer leichten Verbeugung das Zimmer verlaſſen

„Wo willſt Du hin, Pauline?" rief die Tante.

Und der Herr Schmidt, der raſch aufſtand, fragte:

„Ei, Fräulein Pauline, was ſoll das bedeuten?"

„Nicht viel," entgegnete das Mädchen, „nicht viel, liebe Tante. Ich will nur dem Papa die ganze Geſchichte erzählen, ganz aufrichtig erzählen und ihn recht herzlich und dringend bitten, ſich für die jungen Leute zu verwenden."

„Oh," ſagte der Auditeur.

Und die Tante fuhr von ihrem Stuhl in die Höhe.

„Um Gotteswillen!" ſagte ſie, „Du willſt mich dem Papa verrathen?"

„Gewiß nicht," entgegnete Pauline. „Ich werde Sie ganz aus dem Spiele laſſen und Alles auf mich nehmen. Ich kann dem jungen Bombardier auch wohl ſonſt wo begegnet ſeyn. Daß er es gewagt hat, an mich zu ſchreiben, iſt nicht meine Schuld. Und ſollte auch der Papa ernſtlich böſe auf mich werden, ſo wäre mir das doch weit lieber, als das Unglück zweier Menſchen auf dem Gewiſſen zu haben."

„Aber Herr Auditeur," jammerte die Tante, „das geht durchaus nicht, das dürfen wir nicht zugeben. Ich kenne meinen Bruder. Er wird am Ende mit den Leuten ſelbſt ſprechen, und ſo gemeine Menſchen machen ſich zuletzt gar nichts daraus, mich Unglückliche zu verrathen."

„Hören Sie, liebe Tante," ſagte Pauline. „Wenn Papa wirk-

lich zu den gemeinen Menſchen hinginge und ſie ihm die Geſchichte erzählten, wie ſie wäre, um ſich von der entſetzlichen Strafe zu befreien, ſo könnte man es doch keinen Verrath nennen; aber meinetwegen ich will ſchweigen, doch der Herr Auditeur ſoll ein anderes Mittel erſinnen, denn ich will nicht, daß ſie für einen ſolchen Spaß hart beſtraft werden."

„Mein Fräulein," entgegnete Herr Schmidt ſehr ernſt, „es thut mir wirklich leid, wenn Sie ein ſolches Vergehen einen Spaß nennen können. Das Verlaſſen der Wache iſt beim Militär eines der furchtbarſten Verbrechen."

„Nun ja, in Kriegszeiten," meinte das junge Mädchen; „aber beſinnen Sie ſich, Herr Schmidt, oder ich gehe zu Papa."

Dies Beſinnen ſchien dem Auditeur ſchwer zu werden; denn als Gerichtsperſon in dermaligen mageren Zeiten mochte er einen ſo fetten Biſſen, wie Wache verlaſſen, mit einem gelinden Anflug von Deſertion, nicht gern fahren laſſen; ebenſowenig wie er Urſache zu haben glaubte, den Andern zu ſchonen, der ſich, ein ganz gewöhnlicher Bombardier, erkühnt hatte, der holden Angebeteten zu nahen. Doch ſollte ihn diesmal eine neue Verlegenheit der ganzen Mühe des Beſinnens überheben; denn auf dem Gange draußen wurde eine Stimme laut, bei deren Klang die drei Anweſenden einſtimmig ausriefen:

„Um Gotteswillen, der Bruder! der Papa! der Herr Regierungsrath!"

„Was iſt zu thun?" ſagte der Auditeur.

„Ja," meinte die Tante verſchämt, „was iſt zu thun? was ſagen wir dem Bruder?"

„Sagen Sie ihm, Herr Auditeur," ſprach das junge Mädchen ernſt und nachdrücklich, „ſagen Sie ihm, Sie hätten ſeine Ermahnung zu Herzen genommen, indem Sie einſehen, daß er ihr Beſtes

damit bezwecke, und Sie seyen hieher gekommen, um der Tante diese Erklärung zu machen."

Indem trat der Regierungsrath ein, und sein Gesicht, das, wie es bei ihm gewöhnlich der Fall war, einen sehr freundlichen und lachenden Ausdruck hatte, umzog sich wieder ernst und finster, so wie es den Auditeur Schmidt ansichtig wurde. Doch ließ ihm Pauline nicht Zeit, diese verdrießliche Miene in Worten zu übersetzen, sondern sie nahm den Papa rasch bei Seite. Hinter dem Regierungsrath war in der geöffneten Thür eine Sekunde lang eine andere Person sichtbar geworden, die aber, wie sie den Auditeur Schmidt bemerkte, aufs Schleunigste wieder verschwand.

„Ja, wenn es so ist," sagte der Regierungsrath leise, „à la bonheur! das lasse ich mir gefallen. Herr Auditeur, ich wünsche Ihnen guten Morgen. Aber," — er sah sich nach der Thür um — „wo ist denn mein junger Verbrecher geblieben?"

„Ein Verbrecher, Papa," lachte Pauline.

„Und was für ein Verbrecher?" meinte der Regierungsrath, „der noch obendrein seinem Gefängniß entsprungen ist! Denkt Euch nur, vor einer halben Stunde wird mir ein junger Mann gemeldet, der mich dringend zu sprechen wünschte. Es kommt ein Militär herein, ich versichere Euch, ein recht hübscher Bursche, und ich weiß nicht, er hat mir ein Gesicht, das mir ganz bekannt vorkam. Er überreicht mir einen alten, ganz gelb gewordenen Brief, und wie ich ihn aufmache, denke ich, mich soll der Schlag treffen, ist er von dem alten Hauptmann Robert, der vor zwei Jahren gestorben ist, und der mir seinen Neffen empfiehlt, welcher zum Militär gehen will. Ich sehe das Datum an, und parbleu der Brief ist über zwei Jahre alt. Ich lasse mir die Sache erklären, und da kommt eine ganz tolle Geschichte zum Vorschein. Aber," unterbrach

er ſich, „wo iſt denn der junge Mann hingekommen, ich habe ihn Euch vorſtellen wollen. — Ja ſo, ja ſo!“ lachte er, daß ihm die Thränen in die Augen traten. „Er hat den Herrn Auditeur Schmidt durch die Thürritze bemerkt, und iſt davon gelaufen. Nun, Sie werden ein Auge zudrücken und ihn nicht geſehen haben. So kommen Sie nur herein!“ rief er zur Thür hinaus. „Sie ſind unter meinem Schutz, und der Herr Auditeur Schmidt wird Sie gar nicht bemerken.“

Dieſer Letztere hatte bei der luſtigen Erzählung des Regierungsraths die beiden Damen überraſcht angeſchaut, und die kleine Pauline war ſichtlich verlegen geworden.

Wir wollen den Leſer nicht länger in Zweifel laſſen, ſondern ehrlich geſtehen, daß es der Bombardier Robert war, der nun eintrat und ſich ziemlich verlegen nach allen Seiten verbeugte. Auf welche Art er ſeinem Arreſte entkommen, verſprechen wir in den nächſten Capiteln zu erklären.

Der Bombardier ſah gar nicht übel aus. Er hatte das ſchon beſchriebene ſeine Collet an, und ein ungemein blank geputzter Säbel hing an einer weiß lakirten Kuppel, die, recht feſt um den Leib geſchnallt, eine zierliche Taille erkennen ließ.

Der Auditeur Schmidt verſuchte gnädigſt zu lächeln, was ihm aber gar nicht gelingen wollte, um ſo weniger, als er zu ſeinem Aerger bemerken mußte, daß ſchon nach einigen Minuten der gewandte junge Mann Gnade vor den Augen der Tante gefunden zu haben ſchien.

Pauline war eben ſo einſylbig wie der Auditeur, nur aus andern Gründen, und der Regierungsrath lachte in Einem fort über die tolle, tolle Jugend.

„Aber hören Sie, lieber Herr Auditeur Schmidt,“ wandte er ſich an dieſen, „helfen wir den Aermſten ein Bischen aus ihrem

Arreſte. Sie können viel dazu thun. Aber Sacre Dieu, ich habe Euch den jungen Menſchen nur eine Sekunde lang vorſtellen wollen, denn ſein Onkel, der alte Hauptmann, war einer meiner allerbeſten Freunde. Doch jetzt iſt es genug. Ich will einmal den militäriſchen Tyrannen ſpielen," wandte er ſich an den Bombardier, „und befehle Ihnen hiermit, ſich bis auf Weiteres augenblicklich in Arreſt zu verfügen." —

Siebenzehntes Capitel.

Cameradschaftliche Begegnungen und seine Bestechungsversuche, die zum gewünschten Ziele zu führen scheinen.

Wir sehen uns in die traurige Nothwendigkeit versetzt, den geneigten Leser nicht nur aus dem freundlichen Local, das wir so eben zu bewohnen das Vergnügen hatten, in ein minder angenehmes zu versetzen, sondern müssen uns sogar erlauben, einen Tag rückwärts zu schreiten, so wie vom warmen, mit Teppich belegten Zimmerboden auf eine rauhe schneebedeckte Straße und dort drei Gestalten folgen, die im Dämmerlichte vor uns herwandeln.

Die eine dieser drei ist in voller Uniform, den Tschako auf dem Kopfe, den Säbel an der Seite und an den Stiefeln klirrende Sporen. Die beiden andern stecken in abgetragenen, verschossenen Jacken, eben solchen Beinkleidern, und haben statt des Tschako's eine leichte Dienstmütze auf dem Kopfe.

Obgleich der eine von sehr dickem, sogar etwas feistem Aeußern, in Folge dieser Leibesbeschaffenheit, sehr langsam fortwandelt, so scheint doch der andere absichtlich zu zögern, und es ist, als wollten sie sich dem Ziele, dem sie unfehlbar entgegen gehen, so langsam wie möglich nahen.

Dieses Ziel war aber auch unangenehm genug; denn es war das ehemalige Nonnenkloster zur heiligen Agatha, ein Asyl unglücklicher Schwestern, jetzt zu einem stillen, heimlichen Militärarrest umgewandelt, ein Asyl für unglückliche Jünglinge.

Von Außen sah das Gebäude recht düster und unheimlich aus. Es hatte, Dank seiner früheren Bestimmung! nur sehr wenige und sehr enge Fenster, und diese waren obendrein noch mit hölzernen Kasten versehen, welche von Weitem fast wie colossale Schwalbennester aussahen.

Eine Thür öffnete sich knarrend vor den drei Ankömmlingen und schließt sich eben so hinter denselben wieder zu. Sie befinden sich in einem dunklen Gang, in welchem links eine halb geöffnete Thür ist, aus der Waffengeklirr und menschliche Stimmen hervortönen. Der Gang, so wie die beiden Thüren, hat so etwas unheimlich Solides, Alles ist aus gehauenem Stein und die Thüren aus schwerem Eichenholz, mit Eisen beschlagen. Obendrein herrscht eine dicke Luft in dem Gebäude, und an den Wänden des Ganges trieft die Feuchtigkeit herunter.

Die halb geöffnete Thür führt in die Wachtstube des Arrestlokals und der regierende Unteroffizier derselben — er ist von der Infanterie — läßt augenblicklich Licht anzünden, um die Arrestzettel zu untersuchen, die ihm der Begleiter der Bombardiere einhändigt.

Der Infanterist ist einer von den Leuten, die man mit dem gewöhnlichen militärischen Ausdruck: „Commißunteroffiziere“ benennt, die nie einen Faden Leinwand oder Baumwolle auf dem Leibe ge-

tragen haben, der nicht von der Kammer geliefert wurde, und deren ganzes Leben nach der Dienstvorschrift für Unteroffiziere eingerichtet ist.

Er entfaltete den ersten Zettel und las:

„Bombardier Schlipfel von der —"

„Tipfel, muß ich bitten," wandte dieser ein, wofür ihm der Unteroffizier von der Infanterie einen bösen Blick zuwarf.

„Auf Befehl der Commandantur," las er weiter, „wegen eines Desertionsversuches von seiner Batterie in Untersuchungsarrest geschickt." — „Also Deserteur!"

„Hören Sie," entgegnete Tipfel, äußerst gleichmüthig, „wenn mir nur das Geringste daran gelegen wäre, was ein Unteroffizier von der Infanterie über mich denkt, so würde ich mich wegen des Deserteurs gelegentlich zu revangiren wissen; aber so . . . ."

„Der Arrestant wird gebeten, das Maul zu halten," sagte der Wachthabende. „Hat hier durchaus nicht zu schwadroniren."

Dann öffnete er den zweiten Zettel.

„Bombardier Robert, verdächtig bei dem Desertionsversuch mitgewirkt zu haben; ebenfalls in Untersuchungsarrest." — „Müller," wandte er sich an einen der Infanteristen, „ruft den Inspector; er soll die Arrestanten einschließen."

Darauf, ohne die Beiden eines ferneren Blicks zu würdigen oder ohne sie zum Sitzen einzuladen, wie es wohl cameradschaftlich gewesen wäre, setzte er sich an seinen Tisch und schrieb Namen und Charge der Arrestanten in's Wachtbuch. Tipfel, der ihm nahe stand, schaute in's Buch und bemerkte nach einer Weile in seiner trockenen Manier:

„Ich glaube, man schreibt Bombardier, nicht Pompardier," worüber der Bombardier Robert in ein unmäßiges Gelächter ausbrach und an den Tisch lief, um die Orthographie des Infanteristen zu bewundern.

Aber man hätte diesen sehen sollen, wie er, von der unerhörten Frechheit gereizt, aufsprang und die Bombardiere zur Rede stellte, welche ihm indessen kein Wort schuldig blieben, und wer weiß, welchen Ausgang die Sache noch genommen hätte, wenn nicht in diesem Augenblicke auf den Steinplatten des Ganges schlürfende Tritte zu vernehmen gewesen wären, so wie ein leichtes, trockenes Hüsteln, welches des Rattenkönigs Majestät anzeigte.

„He! he!“ lachte er hämisch, nachdem er eingetreten war, „ein Paar Grünſ'näbel von der Artillerie; freue mich sehr, Dero werthe Bekanntſchaft zu machen. Werden's bei mir gut haben; he! he! besonders wenn ſie gleich den Unteroffizier von der Wache anfangen zu zanken. Sollen unter das Dach, unter das Dach! He! he! wo man die Engel pfeifen hört.“

„Haben Unterſuchungsarreſt,“ murmelte der Infanteriſt, „Deſertion!“

„Ei, ſieh da, ſieh da, Deſertion!“ lachte der Alte, und ſein Geſicht verzog ſich unter der weißen Nachtmütze zu einem ſcheußlichen Lachen. „Unterſuchungsarreſt! freut mich, freut mich! finden da ſehr gute Geſellſchaft! He! he!“

Damit machte er einen großen Bund Schlüſſel los und ſchritt auf eine ſchwere Thür im Hintergrund der Wachtſtube zu, die er langſam und mit Mühe aufſchloß.

Ehe er aber die beiden Riegel, welche dieſelben verſchloſſen, unten und oben zurückſchob, wandte er ſich grinſend zu den beiden Arreſtanten.

„Hätte ja bald vergeſſen,“ lachte er, „die Herren zu unterſuchen, ob ſie auch verbotene Sachen bei ſich führen. Eßwaaren, Trinkwaaren, Bücher. Wollen gleich nachſehen, hehe!“

Dabei fuhr er dem dicken Bombardier mit ſeinen dürren Fingern am Leibe herum und ſuchte emſig nach den verboten Gegenſtänden.

„Herr Unteroffizier von der Infanterie," sagte er dann, „wollen bei dem andern Arreſtanten ein Bischen nachſehen' Hehe!"

Dieſer trat auf den Bombardier Robert zu, um der Aufforderung Genüge zu leiſten. Doch dieſer ſagte ihm ſo ruhig wie möglich, aber mit ſehr zorniger Stimme:

„Herr, bleiben Sie mir drei Schritte vom Leib; wenn ich einmal unterſucht werden muß, ſo ſoll es dort jener würdige Mann thun; aber Ihre Finger ſollen mir nicht an den Leib kommen."

„Was ſoll's?" meinte der Rattenkönig, als der Unteroffizier ein gelindes: „Himmelſakerment!" zur Antwort gab.

„Nun ja," entgegnete der ſchlaue Bombardier, „ich mein' nur, man kann ſich das Unterſuchen, was ſicher eine ſehr unangenehme Sache iſt, allerdings von einem würdigen gedienten Sergenten gefallen laſſen, von einem Manne, der das Kreuz hat und diverſe Orden; aber die Finger eines ſolchen — — ſollen mich nicht anrühren."

„Freilich, hehe!" lachte der Rattenkönig, „ein alter gedienter Sergent, Sie, Grünſ'nabel, war in Rußland und bei Waterloo."

„Vor Ihnen haben wir Alle ſehr großen Reſpect," entgegnete der Bombardier Robert, „das muß man ſagen; von Ihnen läßt man ſich ſchon was gefallen."

Jetzt kam die Reihe des Gefallenlaſſens an den Sprecher, und der Inſpector unterſuchte ihn etwas genauer, denn er war nicht ſo dumm, daß er die Elogen des Bombardiers für baare Münze genommen hätte. Er unterſuchte ſein Collet, ließ die Hände langſam an den Beinen herunter gleiten, und als er unten an die Stiefel kam, huſtete er laut und zornig auf.

„Hehe!" ſchrie er, „hab' mir's gedacht, hab' mir's gedacht! hatte der Grünſ'nabel eine Flaſche mit S'naps. Was ſagt das Reglement? He!"

Der Bombardier Robert griff wie verwundert an ſeinen Stiefel und rief:

„Hol' mich der Teufel! das hab' ich gar nicht gewußt. Das muß noch vom geſtrigen Exerciren in der Taſche geſteckt und durchgerutſcht ſeyn!“

„So, ſo,“ meinte der Rattenkönig giftig, „muß durchgerutſcht ſeyn? Wollen's zu uns nehmen.“

„Wenn ich Ihnen ein Vergnügen damit machen kann,“ entgegnete der Bombardier.

„Mir ein Vergnügen machen? Hehe!“ lachte der Inſpector. „Wollen's deponiren! Und jetzt marſch in die Klauſe. Haben die Herren Brod bei ſich? oder wie werden's zu Nacht ſpeiſen?“

„Der Herr Inſpector,“ entgegnete der Bombardier Robert, „wird wohl ſo gut ſeyn, uns etwas Eſſen zukommen zu laſſen, wie's das Reglement vorſchreibt.“

„Ganz natürlich,“ meinte dieſer und etwas freundlicher, „wie es das Reglement vorſchreibt, hehe! Eſſen, aber keine geiſtigen Getränke. Jetzt kommen Sie hinein!“

Die Beiden folgten dem Rattenkönig, der ſie aus der Wachtſtube durch die eben geöffnete Thür in einen andern Gang führte, der von einem trüben Licht erhellt war, und an deſſen Ende ſich das Unterſuchungsarreſtlocal befand.

„Soll ich Ihnen einen Mann aus der Wachtſtube mitgeben?“ rief der Infanterie-Unteroffizier dem Inſpector nach, doch dieſer entgegnete:

„Hehe! fürchte mich nicht, ein alter, gedienter Sergeant, hehe!“

Kaum waren die Drei in dem Gang allein, ſo wandte ſich der Bombardier Robert an den Rattenkönig und ſagte ſo ehrerbietig wie möglich, indem er ihm ein kleines zuſammengewickeltes Papier in die Hand gab:

„Sie werden mir erlauben, Herr Inſpector, Ihnen auf das Nachteſſen, Frühſtück ꝛc. einen Vorſchuß zu thun; auch," ſetzte er hinzu, „möchten wir um Alles in der Welt nicht in Ihren Augen, in den Augen eines gedienten Sergenten, als Deſerteurs daſtehen. Wir ſind ganz harmloſe Menſchen, haben uns einen kleinen Spaß erlaubt. Nun, das Verhör morgen früh wird's ausweiſen. Sie ſind ein gebildeter Mann, der einen luſtigen Streich ſchon verſteht."

Der Rattenkönig fühlte ſich durch dieſe Anrede und das Papier in ſeiner Hand ungemein geſchmeichelt. Er huſtete viel gelinder und meinte, indem er die Beiden in das Unterſuchungsarreſtlocal eintreten ließ: „Wollen ſchon ſehen, wollen ſehen, was zu machen iſt."

Nachdem er die Thür hinter ihnen verſchloſſen, wickelte er das Papierchen auseinander und war freudig überraſcht, als ihm ein Goldſtück entgegen funkelte.

„Ei, ei!" murmelte er, „fünf Thaler, zwanzig Silbergroſchen! der Grünſnabel muß von guter Familie ſeyn, von einer guten Familie."

So geſtimmt, trat er in die Wachtſtube, und dem Unteroffizier von der Infanterie, der ihm, noch immer ſehr gereizt, ſagte: — „Hören Sie, Herr Inſpector, das ſind ein Paar Himmelſakermenter. Die beiden Kerls ſollte man krumm ſchließen dürfen," entgegnete er: „Mein lieber Herr Unteroffizier, man muß es, wie ich, verſtehen, die Leute nach ihrer Bildung zu behandeln. Grob ſeyn, hilft nicht immer. Hehe! Merken Sie ſich das, Herr Unteroffizier. Die Commandantur will nicht, daß man die Arreſtanten grob behandelt. Hehe! und ich auch nicht, der Inſpector."

Damit ſchlug er die Thür der Wachtſtube hinter ſich in's Schloß, daß ſie klirrte, und der Unteroffizier von der Infanterie ſchaute ihm überraſcht und erſtaunt nach.

Achtzehntes Capitel.

In welchem der Leser das Innere eines Untersuchungs-Arrestlokals kennen lernt und in Kurzem die Schicksale der dort Eingesperrten erfährt. — Später wird soupirt.

Wenn wir in den letzten Capiteln eines Buches, welches Wachtstubenabenteuer heißt, den geneigten Leser bitten, in ein Untersuchungsarrestlocal zu treten, so können wir dagegen versichern, daß es mit einer Wachtstube viel Aehlichkeit hat, oder daß es vielmehr die richtige Mitte zwischen beiden Localen angibt. Von dem Arrestlocal hat es den Namen und das freilich sehr Unangenehme, daß die Bewohner ihrer Freiheit beraubt sind, und mancher durch eine mit Verhören reich besetzte Zukunft das Gefängniß in schlimmer und schlimmster Zeit vor sich sieht. Dagegen aber findet man im Untersuchungsarrestlocal nichts von jenem traurigen Absperrungssystem, wie im mittlern oder strengen Arrest. Die Leute haben eine gute

Pritsche, wie auf der Wachtstube, und können vom Inspector des Locals, versteht sich für ihr gutes Geld, alle möglichen militärischen Leckerbissen haben, als da sind: Kartoffeln mit Zwiebelsauce, Sauerbraten, Schinken und geräucherte Würste.

Daß weder bei diesen Speisen auf sorgfältige Zubereitung noch übergroße Reinlichkeit, so wie in dem Locale selbst der geringste Comfort zu suchen ist, kann man sich leicht denken. Das Gefängniß zur heiligen Agatha war ein mittelgroßes Gewölbe, und die Alterthumsforscher, die hier zuweilen eingesperrt waren, — denn es gibt auch deren beim Militär — behaupteten, es sey ehedem eine kleine an die Kirche anstoßende Capelle gewesen. Ein dicker Pfeiler in der Mitte trug die massive, vom Lampenlicht und allen möglichen Ausdünstungen geschwärzte Decke. An zwei Wänden waren lange hölzerne Pritschen, auf welchen die Insassen des Locales, in Gruppen bei einander liegend, der Unterhaltung pflogen. Ungefähr sechs Fuß vom Boden, so daß man nicht daran reichen konnte, hingen zwei Lampen, von denen man befürchten mußte, das sie jeden Augenblick erlöschten.

Ausgänge hatte dieses Gemach zwei, den, durch welchen unsere Bombardiere eingetreten waren, und welcher mit der Wachtstube in Verbindung stand, so wie eine kleine eiserne Thür, die sich auf der andern Seite befand, und welche, wie wir später sehen werden, von dem Inspector benützt wurde.

Als die beiden Bombardiere in das Gewölbe traten, wurde die ziemlich lebhaft geführte Unterhaltung einen Augenblick unterbrochen und es dauerte eine Zeitlang, bis die Ankömmlinge und die älteren Gäste sich gegenseitig vorgestellt waren. Dieses Geschäft übernahm ein alter Unteroffizier von der Artillerie, der sich hier seit vier Wochen mit Verdacht der thätlichen Vergreifung an einem Vorgesetzten befand.

Man kann sich leicht denken, daß den Bombardieren Tipfel und Robert ein guter Platz eingeräumt wurde, denn die Geschichte des Ersteren, von dem entlaufenen Sträflinge bis zu seiner eigenen Arrestation auf der Lunette, war auch in diese finsteren Gewölbe gedrungen.

„Donnerwetter!" meinte der alte Unteroffizier von der Artillerie, „ich hätte den Kerl sehen mögen, wie ihm das Gitter vor der Nase zufuhr! Tipfel, Sie haben verdammt viel Geistesgegenwart."

„Ich rühme mich dessen," meinte der also Belobte. Nachdem er seinen dicken Körper bei dem Zwielicht, das in dem Gewölbe herrschte, so gut wie möglich auf der harten Pritsche zurecht gelegt hatte, erzählte er auf allgemeines Verlangen seine gestrige Geschichte von A bis Z; aber als discreter Mensch, wie sich von selbst versteht, mit Hinweglassung aller Personen- und Straßen-Namen.

Die anwesende Gesellschaft bestand, außer dem alten Unteroffizier, aus einem Feldwebel der Infanterie, dem man nachsagte: er sey mit den Lazarethgeldern in gar zu vertrauliche Bekanntschaft gerathen, aus einem Tambour, einem sehr liederlichen Subjekte, der gegen zwei Silbergroschen täglich einem Cameelführer seiner Bekanntschaft die Trommel ausgeliehen, dann noch aus zwei Infanteristen, einem Dragoner und einem Pionnier, Leuten, die sich wegen unbedeutender Kleinigkeiten hier befanden.

„Wenn ich mir die Sache recht überdenke," meinte der Feldwebel, „so kommt Alles darauf an, wie Ihr Wachtmeister das Nationale eingerichtet hat. Ich kenne das. Will der Ihnen einen Stein in den Weg werfen, und bekommen Sie einen Auditeur, der den Teufel im Leib hat, so stecken Sie in vier Wochen in der rothen und grauen Jacke."

„Oder," sprach der Tambour, mit einer äußerst verfossenen

und heiſern Stimme, „Sie bekommen ſechs Wochen ſtrengen Arreſt, was am Ende noch ſchlimmer wäre.“

„Hol' Dich der Teufel, Trommler!“ rief der alte Unteroffizier, „will doch lieber ſechs Wochen Latten haben, als das verfluchte graue Camiſol.“

„Erlauben Sie, lieber Herr Unteroffizier, haben Sie ſchon Latten gehabt?“ fragte der Tambour, und als jener die Frage verneinte, fuhr er fort: „Sehen Sie, da kann ich mit ſprechen. Ich habe mal acht Tage Latten gehabt, und obgleich ich nach dem Reglement alle drei Tage mein Bett bekam, war ich doch ſo hin, ſo hin, daß der Doctor zu einem Cameraden von mir geſagt haben ſoll: Paſſen Sie auf, das arme Luder wird d'rauf gehen!“

„Nun,“ antwortete der Unteroffizier, „dann in's Teufels Namen lieber hin ſeyn; aber nur nicht das verfluchte Camiſol.“

„Wenn man Ihnen die Ohrfeige beweiſen kann,“ meinte der Feldwebel hämiſch, „ſo könnt's Ihnen auch paſſiren, daß Sie Ihre Treſſen los würden.“

„Ich weiß von keiner Ohrfeige,“ entgegnete der Andere, „die Geſchichte beruht auf einem ungeheuren Mißverſtändniß.“

„Wie iſt denn die Geſchichte, lieber Herr Unteroffizier?“ fragte Tipſel.

„Ganz verflucht einfach,“ entgegnete dieſer; „ſehen Sie, da kriege ich wegen ſo einer Lumperei acht Tage Arreſt. Und wie das vorbei iſt, gehe ich zum Capitän, um mich zurückzumelden. Er iſt zu Haus; aber die Ordonnanz und der Bediente ſind nicht da. Ich trete in ſein Zimmer, mach' die Thür hinter mir zu, und weiß der Teufel, bleib' mit einem Knopf des Collets an dem Riegel hängen, ſo daß der ſich von ſelbſt zuſchiebt. Darauf fährt der Capitän wie das böſe Gewiſſen in die Höhe und ſchreit mir entgegen: Herr, warum ſchließen Sie die Thür ab? Bei dieſem Aufſpringen wirft er ein

Buch herunter, ich ſpringe hinzu, um es aufzuheben. In dem Augenblick ſchreit er wüthend auf und da muß der Teufel ſeinen Bedienten durch eine andere Thür hereinführen. Und nun ſitz' ich hier, daß ſich Gott erbarme!"

Alle lachten bei dieſer Erzählung laut auf, und der kleine Tambour, der noch immer in Erinnerung an die acht Tage Latten zu ſchwelgen ſchien, begann das ſtufenweiſe Erſtarren des Körpers auszumalen, wenn man einmal zwei Stunden lang auf den ſpitzen Brettern gelegen hat, und am ganzen Körper keine Stelle mehr iſt, die nicht entſetzlich weh thut.

„Weiß einer von den Herren," ſprach der Vater Feldwebel nach einer kurzen Pauſe, „auf welche Art der Sträfling geſtern entkommen iſt? Es ſoll ein ganz gewandter Kerl ſeyn."

„Das iſt er auch," meinte der Dragoner, der heute gekommen war. „Er hat ſich während der Arbeit ſo leiſe und geſchickt von dem Wall hinabgelaſſen, daß kein Menſch etwas gemerkt."

„Als ich noch Unteroffizier war," ſagte der Feldwebel, „lagen wir in der kleinen Feſtung F. und bekamen einen neuen Commandanten, auf den man das Sprichwort mit den neuen Beſen, die ſcharf kehren, famos anwenden konnte. Da war des Wachethuns und Patrouillirens kein Ende, und da es bei dem früheren Commandanten, einem alten Herrn, mehrmal vorgekommen war, daß Kettengefangene und Sträflinge entwichen, ſo ſetzte der neue ſeinen Kopf darauf, daß dergleichen nicht mehr geſchehe. Da wurde die ganze Nacht viſitirt und wo wir ſonſt zwanzig Mann Wache zu einer Feſtungsarbeit gaben, mußten wir von da an vierzig ſtellen. Wir hatten aber auch Kerls unter den Kettengefangenen, wir, da konnte einem von dem blaßen Anſehen Angſt werden. Drei Viertel von ihnen hatten große eiſerne Hörner an den Kopf geſchmiedet, worin Glocken hingen. Nun war eine große

Parade vor dem Inſpekteur und da der Commandant den Kettengefangenen keinen Tag Ruhe gönnen und auch die zu den Arbeiten nöthige Mannſchaft nicht zu Hauſe laſſen wollte, ſo befahl er, daß ſie auf einer kleinen Schanze Ziegelhaufen aufſetzen ſollten, indem dieſelbe ſo mit hohen Mauern und Waſſergräben umgeben war, daß man an ein Entweichen daſelbſt gar nicht denken konnte. Morgens in aller Frühe wurden vierzig Gefangene hintransportirt, in die Schanze eingeſchloſſen und von ungefähr zwölf Mann bewacht, die ſich um das Feſtungswerk herum vertheilten. Oben wurde unter Aufſicht eines Pionnierunteroffiziers ein Ziegelhaufen abgebrochen, die Ziegel abgeputzt und daneben wieder aufgeſetzt. Nachmittags, als die Parade vorbei war, ſchickt der Commandant noch zwanzig Mann hinaus, um die Gefangenen heimzubringen, und was glaubt Ihr, als ſie einzeln die ſchmale Treppe hinunterkommen und abgezählt werden, ſind es ſtatt vierzig nur neununddreißig, und es fehlte der ſchlimmſte der ganzen Bande. Ehe man die Sache meldet, wird die ganze Schanze unterſucht, daß keine Maus unentdeckt bleiben konnte, was ganz leicht war, da das Ding nichts wie viereckigte nackte Mauern hatte und oben einen ebenen Platz, auf welchem der noch dampfende neu aufgeſetzte Ziegelhaufen ſtand. Man findet nichts. Jetzt macht man die Meldung und der Commandant kommt wüthend herangeritten. Er läßt ein Bataillon ausrücken und unnöthiger Weiſe die ganze Umgegend unterſuchen, auf der meilenweit kein Baum und Strauch zu ſehen iſt. Man findet nichts. Die Gensd'armerie ſtreift wochenlang im Land herum, der Kerl wird nicht gefunden."

„Das iſt merkwürdig," meinte Tipfel, „und hat man nie mehr eine Spur von ihm entdeckt?"

„Ei freilich," lachte der Feldwebel. „Als man einige Tage ſpäter auf die Schanze hinauf kam, fand man in dem neu aufge-

ſetzten Ziegelhaufen ein Loch, zu welcher ein Menſch hinausgekrochen ſeyn konnte, und kam ſo der Sache auf den Grund."

„Nun," ſagte der alte Unteroffizier, „das iſt wirklich nicht ſchlecht."

„Ei, das glaub' ich," entgegnete der Feldwebel. „Denkt Euch, daß ſich der Kerl während der Arbeit einmauern läßt, und es zwiſchen den heißen glühenden Steinen eine Nacht und vielleicht einen ganzen Tag lang aushält. In ſeinem Leben hat man ihn nicht wieder geſehen."

Ein Geräuſch an der kleinen eiſernen Thür unterbrach die Unterhaltung, und der Inſpektor erſchien mit einer ſehr robuſten Magd, ſich nach den Wünſchen der Gefangenen zu erkundigen. Der Feldwebel beſtellte ſich einen Kartoffelſalat mit Schinken, und wurde dafür am Höflichſten behandelt. Der alte Unteroffizier bat um eine geräucherte Wurſt, welche ihm die robuſte Magd mit einer Hand einhändigte, während ſie die andere zum Empfang des Geldes hinreichte. Der kleine Tambour wünſchte für drei Pfennige Butter, bekam aber den Beſcheid: er ſolle ſein Brod trocken genießen; „denn," ſetzte der Rattenkönig, höniſch lachend, hinzu: „es ſchläft ſich auf Butter gar ſchlecht, hehe, mein lieber Herr Tambour. Ueberhaupt ſollten Sie ſich das gute Eſſen etwas abgewöhnen. Es iſt mir nur leid um die ſchöne heiſere Stimme."

Mit deſto größerer Artigkeit wurden aber unſere beiden Bombardiere behandelt, welche die Beſtandtheile ihres Abendbrods ganz dem Inſpektor anheim ſtellten, und ſich alsdann in den Hintergrund des Zimmers zurückzogen und ein eifriges Zwiegeſpräch mit einander hielten.

„Wo haſt Du denn Deinen Empfehlungsbrief?" fragte Tipfel ſeinen Collegen. „Wir müſſen wahrhaftig für die Nacht eine an-

dere Lagerſtätte bekommen, denn hier in dem verfluchten Loch bin ich bis morgen ein Kind des Todes. Bedenk doch, lieb Männeken," ſetzte er zärtlich hinzu, „ich habe die ganze vorige Nacht nicht geſchlafen. Na nu, ſorg ein Biskeu."

„Wenn mich der lange Eduard nicht angeführt hat," entgegnete Robert, indem er aus ſeiner Taſche ein kleines Briefchen herauszog, „ſo kann es nicht fehlen. An Fräulein Nannette M." las er. „Aber wenn der verfluchte Rattenkönig die Magd nur einen Augenblick allein hereinkommen ließ."

„Weißt Du was, Robert," entgegnete der dicke Bombardier, „ich ſtelle mich an die Thür und ſchick Dir Dein Eſſen dort hinten in den Winkel hinein, und dann applicirſt Du der Magd das Billet auf Deine gewohnte feine Manier."

Geſagt, gethan. Tipſel trat dem Rattenkönig entgegen, nahm ſeinen Teller raſch in die Hand und befahl der Magd, den andern ſeinem Freunde dort hinten zu bringen. Gleich darauf kam ſie wieder zurück und hatte die linke Hand unter der Schürze verſteckt. Tipſel ſetzte ſich neben ſeinen Freund, der ihm zuflüſterte: es iſt Alles in Ordnung, und Beide fielen heißhungrig über einen ganz erſchrecklichen Häringsſalat her, den ihnen der Rattenkönig mit einem großen Stück Schinken aufgetiſcht hatte. Dazu accompagnirte draußen eine raſſelnde Trommel, denn es war neun Uhr, und der Zapfenſtreich wurde an allen Enden der Stadt verkündet.

Neunzehntes Capitel.

In welchem als eigentliches Schlußcapitel alles Mögliche geschieht, die Geschichte zu einem vernünftigen Ende zu bringen.

Nachdem auf die eben beschriebene Art das Souper in dem Untersuchungsarrestlokal beendigt war, wurden verschiedene Toiletten gemacht, um die lange Nacht auf der harten Pritsche so gut als möglich hinzubringen. Die meisten zogen ihre Jacken oder Uniformen aus, und applicirten sie unter den Theil des Körpers, der bei jedem seiner Individualität nach durch das harte Holzlager am meisten litt. Der wohlgenährte Feldwebel machte ein Kopfkissen daraus; der alte Unteroffizier, der sehr dürre Lenden hatte, legte sie diesem Theile seines Körpers unter und der arme heisere Tambour, den es beständig fror, kauerte wie ein Igel unter dem kurzen und sehr schmalen Kleidungsstück zusammen, nachdem er vorher seine Stiefel ausgezogen hatte und die halb herabgestreiften Bein-

kleider unten um die Füße herumgeſchlagen, um ſie auf dieſe Art beſſer zu erwärmen.

Unſere beiden Bombardiere hielten noch ein kleines Zwiegeſpräch über das Gelingen des Empfehlungsbriefes an Nanette, welches die wirklich gar nicht üble Tochter des Rattenkönigs war, und die, der lange Eduard etwas näher zu kennen ſchien. Seine Empfehlung ſollte dahin wirken, durch ſie den Papa zu bewegen, den beiden Bombardieren für dieſe Nacht ein beſſeres Lager zu verſchaffen.

„Weißt Du was, Tipfel," flüſterte Robert, „nimm den Schemel da und ſteig an die Lampe hinauf und thu, als wollteſt Du ſie ein Bischen putzen; löſch ſie aber als wie ungeſchickter Weiſe aus, das wird Dir nicht ſchwer fallen, damit kein Licht mehr auf die kleine Thüre fällt. Dann leg Dich auf die Pritſche und thu, als ob Du einſchlieſeſt."

Der dicke Bombardier thut, wie ihm geheißen, ſtecherte mit einem alten Nagel, den er aus der Pritſche herausgeriſſen, in der Lampe und löſchte ſie glücklich aus.

Die andern Gefangenen merkten es kaum, außer dem kleinen Tambour, der zähneklappernd unter ſeiner Montirung hervorjammerte: „O Gott, ſo im Halbdunkel iſt das ſchwarze Gewölbe noch ſchauerlicher als ſonſt." Und der alte Unteroffizier brummte halb im Schlaf: jetzt könnten wir verflucht ſchöne Geſpenſtergeſchichten erzählen, wodurch der durch das Zwiegeſpräch erweckte Feldwebel meinte: er ſey gar kein Freund davon und wolle ſchlafen.

Der dicke Bombardier kletterte auf die Pritſche hinauf, kroch ſo gut wie möglich in ſich zuſammen und that, wie ihm befohlen, als wenn er ſchliefe. Doch leiſtete er dieſer Weiſung ſo pünktlich Gehorſam, daß ihm das ſchwarze Gewölbe bald nur noch in dunkeln

Umriſſen vorſchwebte. Das leiſe Stöhnen des Tambours ſchlug ferne wie aus einer andern Welt an ſein Ohr und ſelbſt als er meinte, er höre ein Geräuſch, wie wenn ſich die kleine Thür öffne, war er nicht im Stande, die ſchweren Augenlider aufzuriegeln. Aber er hatte auf dem entſetzlich harten Lager halb ſchlafend, halb wachend die furchtbarſten Träume. Bald hatte ihn der Kettengefangene hinten an ſeinem ſchwarzen Frackſchoos erwiſcht, und zog ihn langſam hinter das Gitter, in welchen er ihn eingeſperrt, durch, wobei der unglückliche Tipfel lang und breit und platt wurde, wie gewalztes Eiſen. Jetzt befand er ſich auf der Lunette und er fühlte, wie es ihn fror. Von der Ebene herüber, in welcher ſein Fort lag, wehte ihn ein kalter Wind an. Der Infanterieposten rief: halt, wer da! umſonſt verſuchte der Unglückliche zu ſprechen, er brachte die Lippen nicht von einander! er verſuchte zu entfliehen, ſein Fuß wurzelte im Boden. Halt, wer da! hört er den Poſten auf's Neue rufen. Und er fühlte, wie man ihm das Bayonet auf die Bruſt ſetzte. Und dabei wußte er ganz genau, daß wenn er beim dritten: halt, wer da! keine Antwort gab, er von der verfluchten Spitze aufgeſpießt ward, wie ein Schmetterling.

In dieſer Verzweiflung nahm er alle ſeine Kraft zuſammen und that einen gellenden Angſtſchrei, worauf er erwachte und die Stimme ſeines Freundes neben ſich hörte, der ihm zornig zuflüſterte: „So ſchweig' doch, Cameel, mit Deinem verfluchten Geſchrei. Alles iſt in der ſchönſten Ordnung, das Mädchen wartet draußen. Jetzt brüllt der Kerl, als wenn er am Spieße ſteckte, und weckt die andern alle auf.“

Wirklich regten ſich die Gefangenen auf der Pritſche neben Tipfel und ſtöhnten und jammerten im Schlaf auf die herzbrechendſte Weiſe.

„Um ſo einer elenden Trommel willen!“ ſchluchzte der Tambour, „muß ich hier krumm liegen.“

Der Feldwebel ſeufzte und meinte: „O Gott, wenn der Menſch manchmal eine Woche ſeines Lebens noch einmal verleben könnte!“

Und der Dragoner winſelte: „Wenn meine Mutter wüßte, wie's mir hier ergeht! O Gott und die Annalieſe!“ dabei ſeufzte er tief auf.

Und der Huſar neben ihm ſeufzte ebenfalls, und es war ein Geſeufze und Geſtöhne in dem Arreſtlocal, als bräche der jüngſte Tag heran.

Unterdeſſen war die andere Lampe auch erloſchen und es ward ſtockfinſter in dem Gewölbe. Nach und nach beruhigten ſich indeſſen die Gemüther wieder und Tipſel, der mühſam aufgeſtanden war, wollte ſeinen Freund eben verſichern, daß er wie gerädert und an allen Gliedern zerſchlagen ſey, als ihm dieſer befahl, gefälligſt das Maul zu halten und ihn langſam mit ſich fortzog. Die kleine eiſerne Thür ſtand offen und wurde, als die Beiden hindurchgegangen waren, wieder leiſe hinter ihnen zugemacht.

Tipſel athmete friſche Luft und folgte tappend ſeinem Freunde, der vor ihm herging und den er bei der Jacke feſthielt. Jetzt ſtiegen ſie eine Treppe hinauf, und oben öffnete ſich ein kleines Zimmer, bei deſſen Anblick dem dicken Bombardier das Herz vor innerſter Wonne ſelig erbebte. Es war freilich nur ein kleines Gemach mit weißen Kalkwänden; aber in der Mitte ſtand ein gedeckter Tiſch mit Flaſchen und Gläſern, und rechts und links von der Thür befanden ſich zwei ſehr gute Militärbetten, Strohſäcke mit Matratzen, weißen Leintüchern und wollenen Decken. Dazu die behaglichſte Wärme in dem kleinen Gemach. Ach, das Ganze war ſo rührend und ſelig für den dicken Bombardier, daß man es wohl begreiflich finden konnte, wie er mit über den Bauch gefalteten Händen ſtrahlend an das kleine Tiſchchen trat, die Augen weit aufgeriſſen und in Entzücken ſchwimmend, wie ein Kind bei der erſten Weihnachtsbeſcheerung.

Es dauerte auch eine Zeit lang, bis er zu sich selber kam und eine ziemlich gelungene Verbeugung machen konnte, als ihm Robert ein sehr gesund aussehendes, rundes Mädchen, als Fräulein Nannelette M. und als den Schutzengel vorstellte, der sie aus der Hölle drunten, in den Himmel versetzt.

Bei diesen letzten Worten lachte die kleine Person schalkhaft, und der Bombardier Robert räusperte sich gelinde. Das Mädchen war gar nicht übel und der Bombardier Tipfel gestand sich gerührt, er habe nie geglaubt, daß der lange Eduard so honnette, solide Bekanntschaften habe. Auch dankte er in den bestgesetzten, zierlichsten Worten für den Antheil, den das Fräulein an ihren beiderseitigen Schicksalen nehme, worauf sie erwiederte: daß es ihr ein großes Vergnügen mache, einem so artigen Herrn, wie dem Bombardier Robert, einen Gefallen erzeigen zu können.

Nach diesen Worten empfahl sich das Mädchen, Robert begleitete sie zur Thür hinaus, und Tipfel meinte bei seiner Zurückkunft, er habe eigentlich viel länger draußen verweilt, als gerade nöthig gewesen, worauf der Andere lachend entgegnete:

„Lieber Tipfel, wenn Du wüßtest, welche ungeheuren Opfer ich Dir und meinem Herzen bringe, Du würdest zerknirscht zu meinen Füßen hinstürzen. Ach, Eduard und Pauline mögen mir verzeihen," setzte er seufzend hinzu.

Tipfel genoß einige Gläser Wein, so wie ein paar Schnitten kalten Braten, und meinte dann, es sey Zeit, zu Bett zu gehen, womit auch Robert einverstanden war.

Wer je in einem Arrestlocal schmachtete, und sich in einer kalten Novembernacht auf der Pritsche krümmte, dabei jede Viertelstunde schlagen hört, und sich bei jedem Schlage anders wendet, weil ihm die Seite, auf welcher er eben ruhte, ganz erstarrt und steif geworden ist, wer das Frösteln kennt, das langsam den Rücken hinab-

ſchleicht, bis in die Füße und Fingerſpitzen, das den befällt, der mit hungrigem Magen auf dem nackten Holz ohne Mantel oder Decke liegt, und wer ſo eine ganze lange Winternacht vor ſich ſieht, der kann das ſelige Gefühl ermeſſen, mit dem ſich der Bombardier Tipfel auf der weichen Matratze ausdehnte, und ſich in die dicken Teppiche einwickelte. Er vergrub ſich bis an die Naſe hinein, und man ſah nur noch ſeine wenigen Haare und ſeine vor Vergnügen funkelnden Aeuglein.

Auch der Bombardier Robert hatte ſich niedergelegt, doch mit viel weniger Behagen und lange nicht mit der ſtillen Seligkeit Tipfels. Fürchtete er in der Nacht von dem Rattenkönig oder dem Unteroffizier der Wachtſtube aufgeſtört zu werden? Genug, er legte ſich nicht, was man ſo nennt, recht feſt in's Bett, ſondern vielmehr wie Jemand, der auf ſeiner Hut iſt, und im Nothfalle augenblicklich herausſpringen kann.

Es dauerte nicht lange, ſo entſchlief Tipfel und träumte wieder, aber viel ſeliger als vorhin auf der Pritſche. Doch als er am andern Morgen aufwachte, verſicherte er ſeinem Freunde: er wiſſe nicht, was es geweſen ſey, aber es ſey ihm, als habe ſich die Thür geöffnet und als habe er neben ſich einige Male lachen und flüſtern gehört. — —

Wir wiſſen nun aus einem der letzten Capitel, daß die beiden Arreſtanten vor dem Auditeur Schmidt ein Verhör zu beſtehen hatten. Nach Beendigung deſſelben verſchaffte die Tochter des Inſpectors, welche eine innige Theilnahme an dem Bombardier Robert zu nehmen ſchien, dieſem ſeine eigene gute Uniform durch einen dienſtbaren Geiſt aus der Caſerne; denn der leichtſinnige junge Menſch, der ſeine Empfehlungsbriefe, als er vor zwei Jahren zur Brigade kam, nicht abgegeben hatte, erinnerte ſich glücklicher Weiſe deſſen an den Regierungsrath, wodurch er hoffte, einen guten Fürſprecher zu

erlangen, was ihm denn auch, wie wir bereits erfahren, eigentlich unverdienter Weise gelang.

Diese Fürsprache wurde so kräftig angewandt, daß noch an demselben Sonntage ein Brigadebefehl an den Arrestinspector kam, worin er angewiesen wurde, den beiden Bombardieren ein Untersuchungsarrestlocal anzuweisen, wie das war, in welchem sie sich durch die Milde und Gefälligkeit der Inspectorstochter schon befanden Locale, welche für allenfallsige Verbrecher mit Epauletten bestimmt sind.

Der Aujiteur Schmidt ließ sich durch das Zureden der Tante, und wir wollen es gestehen, auch durch die Fürbitte Paulinens bewegen, die beiden jungen Leute gnädig zu behandeln. Hatte der Bombardier Robert den Inspektor schon durch die fünf Thaler zwanzig Silbergroschen für sich eingenommen, sowie die Tochter durch den Empfehlungsbrief des langen Eduards, und durch eigene Liebenswürdigkeit, so stieg er doch noch unendlich mehr in der Achtung des Rattenkönigs, als ihm an einem der nächsten Tage der sehr bekannte und verehrte Regierungsrath in eigener Person einen Besuch machte, bei welcher Gelegenheit die unschuldige Ursache als Unheils, Tipfel vorgestellt wurde. Der Regierungsrath lachte herzlich über die drollige Figur des dicken Bombardiers und ließ sich von demselben mit vieler Weitschweifigkeit seine militärische Carriere erzählen.

Tipfel war klug genug, dem vielvermögenden Manne gegenüber durchblicken zu lassen, daß es ihn doch sehr gereue, die ehrsame Laufbahn eines Advokatenschreibers verlassen zu haben, und der Regierungsrath war dagegen gütig genug, dem dicken Bombardier zu versichern, daß sich vielleicht dieser übereilte Schritt wieder gut machen ließe.

„Parbleu!“ sagte er, „Ihr jungen Leute träumt da von Heldenthaten, baut Euch ungeheure Luftschlösser, und meint, wenn

Ihr das zweierlei Tuch auf dem Leib habt, da braucht Ihr nur in die Welt hineinzurennen, alle Würden bleiben an Euch hängen und alle Herzen öffnen ſich vor Euch. Aber dem iſt nicht ſo, Sacre Dieu, dem iſt nicht ſo. Und auch Sie, mein junger Robert, haben, ſcheint mir, Ihre Carrière bis jetzt verfehlt. Müſſen was anders anfangen. Ich werd' mir's überlegen. Nun aber Adieu."

Damit eilte er zum Zimmer hinaus und ſagte auf der Treppe auch zu dem Bombardier Robert, der ihn begleitete: Apropos, bald hätt' ich's vergeſſen. Meine Damen laden Sie auf heut über acht Tag zu Tiſch ein. Punkt zwei Uhr wird bei mir geſpeist. Sie werden bis dahin längſt wieder frei ſeyn. Adieu."

Der Bombardier Tipfel fiel dem eintretenden Cameraden um den Hals und ſagte ſehr gerührt:

„Ja, Robert, ich werde in meinem Leben kein guter Soldat. O, wenn mir doch wieder geholfen würde, daß ich Aktenſtücke copiren könnte. Ich verſichere Dich, ich habe das faule Leben ſatt, und möchte wieder arbeiten, recht arbeiten."

Ob dem Bombardier Tipfel dieſer fromme Wunſch ſeines Herzens in Erfüllung gegangen iſt, verſprechen wir dem geneigten Leſer auf's Schleunigſte mitzutheilen, ſobald wir etwas Gewiſſes darüber erfahren haben.

Zwanzigſtes Capitel.

Ein äußerſt kurzes Capitel, aber das angenehmſte für die Helden des Buches und in welchem obendrein von dem Leſer Abſchied genommen wird, indem man ihm beweiſt, daß es noch Gerechtigkeit auf Erden gibt.

Commandanturbefehl.

Nachdem ich aus den Verhören eines wohllöblichen Kriegsgerichtes gegen die Bombardiere Tipfel und Robert erſehen, daß die Entfernung des Erſteren aus ſeiner Wachtſtube vom Fort Nro. 4. in der Nacht vom 10. auf den 11. ds. nur in leichtſinniger Weiſe geſchah und ein Deſertionsverſuch dabei durchaus nicht ſtatt fand, übergebe ich das Urtheil des wohllöblichen Kriegsgerichts vom 16. mit Gegenwärtigem einer königlichen Artilleriebrigade zur gefälligen Vollſtreckung.

Gezeichnet
der Commandant.

Brigadebefehl.

Die Bombardiere Tipfel und Robert ſind ſogleich aus dem Unterſuchungsarreſt abzuholen und hat der Erſtere außer der ſchon beſtandenen Strafzeit noch einen achttägigen Arreſt abzuſitzen, für welchem aber derſelbe während dieſer Zeit zu Caſernendienſten verwendet werden kann. Auch iſt Bombardier Tipfel vom heutigen Tage an, von der ſechspfündigen Fußbatterie Nro. 21 zu der zwölfpfündigen Batterie Nro. 10 verſetzt, und iſt dem Commando der Batterie Nro. 21 durch den reſp. Abtheilungscommandeur einzuſchärfen, bei künftig abzugebenden Nationalen ſich der größten Gewiſſenhaftigkeit zu befleißigen. Bombardier Robert aber iſt augenblicklich gänzlich auf freiem Fuß zu ſetzen.

Gezeichnet:

Der Brigadecommandeur.

Wachtſtubenabenteuer.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1853.

Inhalt.

Seite.

Erſtes Kapitel.

Worin der geneigte Leſer eine Poſt-Wachtſtube kennen lernt und vielleicht eine alte Bekanntſchaft erneuert 1

Zweites Kapitel.

Handelt von Redakteuren und Buchhändlern, und zeigt, wie wenig Poeſie überhaupt bei den Menſchen zu finden iſt 12

Drittes Kapitel.

Der Packmeiſter Doſe erhält einen ehemaligen Untergebenen zum Vorgeſetzten, und was ſich weiter dabei ereignet 23

Viertes Kapitel.

In Folge eines Austauſches militäriſcher und anderer Erinnerungen findet ſich der Packmeiſter Doſe ſehr aufgeregt, der Poſtſchreiber Tipfel aber ſehr ſchläfrig 32

Fünftes Kapitel.

Worin Einiges von dem vergangenen Leben des Packmeiſters vorkommt, ſowie auch, welch großen Entſchluß derſelbe faßt. Der geneigte Leſer macht ſchließlich die Bekanntſchaft eines bayonnetfechtenden Poſtmeiſters 43

Sechstes Kapitel.

Ein kurzes, aber doch wichtiges Kapitel — handelt von einer Bürgerwehr-Wachtſtube 55

Siebentes Kapitel.

Der Packmeiſter Doſe zieht ruhig ſeines Weges, wird aber für ein ganzes Armee-Corps gehalten und veranlaßt einen fürchterlichen Alarm . 63.

Achtes Kapitel.

Enthält sehr viel Lehrreiches über das Fraterniſiren, ſowie das politiſche Glaubensbekenntniß des ehemaligen Unteroffiziers Doſe, artig in ein Gleichniß gekleidet 73

Neuntes Kapitel.

Fortſetzung des Fraterniſirens und in Folge davon eine Mittheilung aus den Poeſieen des Packmeiſters, ſowie eine Geiſtergeſchichte, welch letztere den wachthabenden Schneider auf's Tiefſte erſchüttert . . 86

Zehntes Kapitel.

Enthält die Beſchreibung eines Bürgerwehr-Balles mit volksthümlicher Quadrille, auch ſonſt noch viel Lehrreiches. — Später wird getrommelt 98

Eilftes Kapitel.

Vom unglücklichen Kehraus des Bürgerwehr-Balles und von der Ankunft eines wirklichen Infanterie-Lieutenants, in deſſen Folge der ſchlagfüſſige Seminariſt und der Packmeiſter Doſe arretirt werden, — kurz aber wichtig für Beamte der öffentlichen Macht 112

Zwölftes Kapitel.

Wachtſtube auf dem Rathhauſe mit Souper. Die bewaffnete Macht unterſucht den einen ihrer Gefangenen, worauf der Packmeiſter entlaſſen wird und die Bekanntſchaft einer Dame in ſchwarzem Mantel macht 118

Dreizehntes Kapitel.

Worin ſich einige Freunde wieder finden, die ſich bekannte und unbekannte Geſchichten erzählen. — Sehr viel Meidinger! 133

Vierzehntes Kapitel.

Jeodor Doſe macht auf der Rathhaus-Wachtſtube eine Meldung. In Folge derſelben erfährt man, daß der Seminariſt entflohen und der Schneider arretirt iſt. — Militäriſche Beſetzung des Marktplatzes und große Entwicklung der bewaffneten Macht 145

Fünfzehntes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen in der Wachtſtube des alten Spritzenhauſes. — Der Dragoner-Offizier macht ſeltſame Entdeckungen und kommt in den Grünen Baum, ohne vor der Hand auf einen grünen Zweig zu kommen 154

Erſtes Kapitel.

Worin der geneigte Leſer eine Poſt-Wachtſtube kennen lernt und vielleicht eine alte Bekanntſchaft erneuert — gewiß etwas Seltenes für ein erſtes Kapitel.

Es iſt in den meiſten großen Poſthöfen ein Winkel, ein heimliches Plätzchen, das der oberflächlichen Beſchauung fremd bleibt und das ſich nur dem Blicke eines Eingeweihten in ſeiner ganzen Anmuth und Lieblichkeit offenbart. Es iſt dies nicht des Paſſagier-Zimmers troſtloſe Einſamkeit mit vier grau angeſtrichenen Wänden, einem faſt durchgerutſchten ledernen Sopha, einem übermäßig großen Ofen mit übermäßig kleinem Feuer darin, mit einem trübe glimmenden, herabgekommenen Talglicht und einem verdrießlich ausſehenden, ebenfalls herabgekommenen Kellner. Nein, es iſt nicht dieſer Schreckens-Aufenthalt für alle unglücklichen Reiſenden: der Platz, den wir meinen, iſt die Poſt-Wachtſtube, ein gerade nicht beſonders großes Gemach, gewöhnlich hinter der Packkammer gelegen und auf der anderen Seite an die Expeditions-Zimmer ſtoßend. Der Eingang zur Packkammer beſteht in der Regel aus einer Glasthüre, in der ſich oben ein Fenſterchen öffnen läßt und vermittelſt deſſen der Wachthabende und Aufſichtführende ſich mit den Packknechten zu verſtändigen im Stande iſt.

Dieſe Poſt-Wachtſtube kann ſich nur des Abends ſehen laſſen. Sie erhielt bei ihrer Erſchaffung kein Fenſter und iſt deßhalb nur wohnlich und traulich, wenn der Talglichter Schein die Wände erhellt. Dieſe Wände ſind geſchmückt mit einem Poſt-Reglement, einem Brief- und Paket-Tarif und einigen großen Nägeln, an welchen hier Rock und Mütze des Wachthabenden, dort eine überaus lange Papierſcheere und ein Knäul Bindfaden hängt.

Von dem Ameublement und ſonſtiger Verzierung läßt ſich nicht viel ſagen; ſie beſtehen aus einer alten hölzernen Kiſte, die als Heu-, Stroh- und Papierkorb dient, ferner aus einem wackeligen Tiſche, aus einem großen ledernen Lehnſtuhle und endlich aus dem Portrait des General-Poſt-Directors Excellenz.

Es iſt Abends zehn Uhr. Der Poſthof, der noch vor einer Viertelſtunde mit Wagen, mit ſchüttelnden, ſchnaubenden Pferden, mit ungeduldig ſchreienden Conducteuren, mit ſchluchzenden und lachenden Paſſagieren angefüllt war, hat ſich nun nach allen Richtungen entleert. Die Poſtillone auf ihren Pferden blaſen, die Poſtuhr ſchlägt langſam und feierlich zehn Mal, der expedirende Secretär ruft ſein „Fertig!“, die Wache haltenden Hunde auf den Wagendächern kläffen, als ſähen ſie ſich jetzt ſchon durch eine Legion Räuber beunruhigt, und ſo ſchwankt einer der ſchweren Kaſten nach dem anderen durch das Thor, der Eine hierhin, der Andere dahin. Man hört eine Zeit lang das Klatſchen der Peitſchen, das Rollen der Räder, auch vielleicht das ſchmetternde Horn des Poſtillons, der durch die finſteren Straßen reitend und an den Fenſtern hinauf blinzelnd in einer gewiſſen Dachkammer ein Licht erblickt — dem gilt ſein Blaſen; für ſie, die droben wacht, ertönt durch die ſtille Nacht das Lied:

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus — Ade!

Auf dem Poſthofe, von dem wir zu ſprechen die Ehre haben, wurde es mittlerweile ruhig und ſtill; die Uhr ſchlägt ein Viertel auf Eilf, und der wachthabende Packmeiſter kann bis Mitternacht, wo wieder einige Pack- und Eilwagen abgehen, ruhig träumen. Seine Geſchäfte ſind beſorgt; in der anſtoßenden Packkammer liegen ſämmtliche Pakete, groß und klein, wohlgeordnet nach den verſchiedenen Stationen neben einander, und die dazu gehörigen Begleitſchriften und Frachtbriefe, ebenſo ſorgfältig geſchichtet, neben ihm auf dem Tiſch.

Der Wachthabende hier iſt ein Mann an die vierzig Jahre, groß und ſchlank, faſt mager zu nennen. Er trägt eine graue Militärhoſe, darüber das blaue Collet der Poſt-Conducteure, und auf der Bruſt neben dem ſilbernen Adler an den drei Ketten hat er die goldene Schnalle, wodurch wir die Gewißheit erhalten, daß er fünfzehn Jahre lang in irgend einem Regiment oder einer Artillerie-Brigade gedient. Wir wiſſen nicht, woher es kommt, aber es iſt etwas außerordentlich Würdevolles in der ganzen Haltung und den Bewegungen dieſes Mannes, ja, in ſeiner Art, zu ſitzen, wie er den Kopf aufſtützt, wie er das ernſte, nachdenkende Haupt in die Hand gelegt hat. Da gibt er uns auf dem alten Lehnſtuhle ſo ein bekanntes Bild: der linke Fuß, etwas zurückgezogen, erreicht faſt die Sproſſen des Stuhles, der rechte, auf ein mächtiges Paket in ſchwarzem Wachstuche aufgeſtellt, zeigt uns ein außerordentlich ſpitzes Knie, ſo ſpitz, daß es ſeine Bekleidung zu durchbohren droht, was auch unfehlbar geſchehen müßte, wenn die Hoſen mit Steegen verſehen wären. So aber ziehen dieſe ſich durch die ungeheure Anſtrengung nur unten krampfhaft in die Höhe und zeigen über einem Paar blank gewichster Stiefel die hierzu gehörigen, aber ſehr fuchſigen Schäfte. Er hält ein außerordentlich großes Buch, eine Art Foliant, auf den

Oberſchenkel geſtützt, mit der rechten Hand aufrecht; und der Kopf, den, wie wir ſchon bemerkten, die linke Hand unterſtützt, iſt den großen Blättern des Buches zugewendet.

Der Mann ſcheint eifrig zu leſen; doch iſt dies eigentlich zu wenig geſagt: er ſcheint, verſunken in ſeine Lectüre, ſonſt für nichts in der ganzen weiten Welt in dieſem Augenblicke Intereſſe zu haben. — Und dieſes Geſicht, es paßt vollkommen zu der ganzen nachdenklichen Haltung des Körpers. Die hohe Stirn, deren Gränzen nach oben wegen Haarmangels nicht mehr genau zu beſtimmen ſind, und die ſich wie eine Waldlichtung faſt bis zu den buſchigen Abhängen des Hinterkopfes ſanft hin verliert, endet nach unten in ein Paar dichter Augenbrauen, welche finſter die ernſten, aber gutmüthigen Augen überſchatten. Die Naſe iſt lang und ſpitz und wendet ſich drehend den Zeilen zu, bald nach rechts, bald nach links, den leſenden Augen folgend. Der Schnurrbart iſt gewöhnlich militäriſch verſchnitten, doch verrathen die Spitzen deſſelben eine kühne Neigung nach aufwärts; der Mund iſt feſt zuſammengekniffen, wahrſcheinlich in Folge der ſchlechten Lectüre.

Jetzt erinnern wir uns auch plötzlich, wem dieſes ganze Bild ähnlich ſieht. Ja, es iſt Don Quixote, wie er den Amadis von Gallien lieſt. — Doch der Wachthabende zerſtört uns dieſes Bild im Augenblicke wieder, indem er das Buch zuſammenklappt, es neben ſich auf den Tiſch legt, dann die Talgkerze in dem eiſernen Leuchter putzt und auf ſeine Taſchenuhr ſieht, welche halb Eilf anzeigt. Darauf erhebt er ſich, legt ſeine Hände auf den Rücken zuſammen und geht mit großen Schritten in dem kleinen Gemache auf und ab. Der Raum in der Wachtſtube iſt ſo beſchränkt, daß der Packmeiſter nach dem vierten Schritt jedes Mal wieder umkehren muß.

Obgleich ſich der zuſammengekniffene Mund etwas geöffnet hat, obgleich die Augenbrauen nicht mehr finſter und drohend herab hangen, ſo lagert doch noch ein tiefer Ernſt und eine gewiſſe Schwermuth auf den Zügen des langen Mannes. An der Glasthür zur Packkammer bleibt er endlich ſtehen, ſchlägt die Arme über einander und blickt nachdenkend auf den großen Haufen von Paketen und Kiſten aller Art. „Das habe ich mir früher alles ſo praktiſch und ſchön gedacht,“ ſagt er nach einer längeren Pauſe mit leiſer Stimme, „ſo den Vermittler der ganzen Welt zu machen, und wenn man gewiſſer Maßen Phantaſie hat, ſo kann man ſich bei dem Anblick dieſer kleinen ſchwarzen und grauen Dinge gewiſſer ſeltſamer Gedanken nicht erwehren; da gehen Zettel und Briefe durch meine Hand und fließen in alle Welt hinaus — dem Einen bringen ſie Luſt und Freude, dem Anderen Kummer und Schmerz. Und doch iſt nichts reell Poetiſches dabei! Es iſt ein höchſt langweiliges, trübes Leben! Ja, wenn man den Poſtdienſt ſo von Weitem anſieht — die dahin eilenden Wagen; der Conducteur, in ſeine Ecke gedrückt, raucht eine der vortrefflichen Cigarren ſeines Paſſagiers; oder der Ruhetag in einer fremden Stadt, wo man behaglich und wohlgemuth einherſpaziert und all das Merkwürdige mit Muße anſchaut, ja, das ſind die Lichtſeiten davon, und an die dacht' ich nur, als ich den Rock mit dem ſchwarzen Kragen auszog, als ich den Säbel abſchnallte und von meinem Geſchütze, der Minerva, Abſchied nahm. Jetzt iſt Alles ganz anders geworden, und als ich noch im Eilwagen fuhr und zuweilen, wie es ſich gerade traf, über eine Chauſſee kam, durch ein luſtiges Manöver hindurch, und rechts und links die weißen Staubmaſſen aufwirbelten, da wollte mir die Sehnſucht ſchier das Herz zerbrechen, wenn ich ſo aus den dichten Rauchwolken hindurch in weiter Ferne an irgend einem Waldſaume

das Glänzen der Geſchützrohre ſah, oder wenn quer vor mir über die Landſtraße hinweg eine reitende Batterie dahinflog. — Ja, es gibt auf dieſer Welt nichts Schöneres, als eine reitende Batterie, und es war mir in ſolchen Augenblicken, als zög' es mich Nachts zu dem Kutſchen-Fenſter hinaus und als gehörte ich immer noch dazu und ſei nur zufällig zu ſpät gekommen; — was aber während meiner Dienſtzeit nie vorgekommen," ſetzte er mit großer Wichtigkeit hinzu und ſtrich ſich mit der rechten Hand über die Augen.

Draußen wurde in dieſem Augenblicke die äußere Thür der Packkammer geöffnet, und der Conducteur, der einen der Zwölfuhr-Wagen zu fahren hatte, kam in die Wachtſtube, um mit dem Collegen noch eine halbe Stunde zu plaudern. Hinter dem Conducteur drein kam deſſen Hund, ein kleiner, wachſamer, poſſierlicher Spitz, der in der Packkammer nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als ſämmtliche Pakete zu beſchnüffeln, über eine große Kiſte leicht und gewandt hinwegzuſetzen und ſich alsdann auf den Boden nieder zu kauern, um eine Jagd zu beginnen, deren nähere Beſchreibung wir für vollkommen überflüſſig halten.

„Sie ſind ja heute außerordentlich früh!" nahm der Packmeiſter das Wort, nachdem er ſeinen Sitz im Lehnſtuhl wieder eingenommen. „Erſt halb Eilf und ſchon im Poſtgebäude!"

„Ja, ja," meinte der Andere, „wenn man ſo um zwölf Uhr fort muß, ſo iſt gar nichts anzufangen. Legt man ſich zu Haus aufs Bett, ſo wird man ſo ſchläfrig, daß man Mühe hat, ſeine fünf Sinne wieder zuſammen zu ſuchen; im Wirthshaus verzehrt man nur ſein Bischen Geld, und da komme ich lieber hieher, um mit Ihnen ein Stündchen zu verplaudern."

„Das iſt mir ſehr angenehm," entgegnete der Wachthabende. „So die Zeit zwiſchen zwei Poſtwagen iſt ziemlich langweilig. Da

liegt schon Alles geordnet, dort die Pakete, hier meine Frachtbriefe, und wenn es auf diese Art nichts mehr zu thun gibt, da wird einem auch die Zeit recht lang.«

»Aber Sie lesen zuweilen,« sagte der Conducteur, »und haben immer so absonderlich merkwürdige Bücher. Was ist denn das da wieder?« — Bei diesen Worten zeigte er auf den dicken Folianten, den der wachthabende Packmeister auf den Tisch gelegt.

»Das ist der höllische Proteus,« antwortete dieser wichtig, »ein sehr anständiges und lehrreiches Buch, handelt von Geistern und Gespenstern und deren Beschwörung. Man kann außerordentlich viel Gutes daraus lernen.«

»Ist keine Lectüre für mich,« meinte der Conducteur. »Ich hasse dergleichen Geschichten von Geistern und Gespenstern. Warum soll man es sich absichtlich grauselich machen? Wenn man so Nachts allein fährt, hat man ohnedies seine curiosen Gedanken — so über eine Haide hinweg, wenn der Mond recht hell scheint, wo man Meilen weit sieht und der Wagen so dumpf rollt.«

»Ja, ja,« nahm der Wachthabende nachdenkend das Wort, »und wenn so plötzlich querfeldein ein Reiter kommt, so nebelig und federleicht, und flattert nur so auf dem Boden dahin, und kommt immer näher und näher und dicht an Ihr Wagenfenster, und wenn er Sie gerade grüßen will, so fällt ihm ein, daß er keinen Kopf mehr hat.«

»Das sind ja gräuliche Possen! Laßt die Geschichten unterwegs.«

»Aber sie sind voll Poesie, und nach solchen Phantasieen, wenn mein Gemüth dergestalt aufgeregt war, habe ich meine schönsten Gedichte gemacht.«

»Apropos, was Ihre Gedichte anbelangt,« bemerkte der Conducteur, der augenscheinlich froh war, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu leiten, »so werde ich heute mit einem Bande

fertig. Wollen ſie dieſelben jetzt drucken laſſen, wie iſt's damit? Das kann ich Sie verſichern, ſobald ſie heraus kommen, kaufe ich ſie, und wenn ſie auch einen ganzen Gulden koſten.«

Bei dieſen Worten überflog die Züge des wachthabenden Packmeiſters ein trübes Lächeln; doch nur einen Augenblick blitzte dieſes Lächeln auf ſeinem Geſichte auf, und dann erſchien daſſelbe finſter, kalt und abſtoßend. — »Das iſt eine Geſchichte,« ſagte er nach einer Pauſe und zog die Mundwinkel ernſt in die Höhe, »woran vor der Hand nicht mehr gedacht wird. Ich verſichere Sie, lieber Conducteur, es iſt keine Poeſie mehr auf Erden, kein Gefühl mehr für das Gute und Schöne.«

»Ah,« entgegnete dieſer und ſchaute den Packmeiſter mit ziemlich dummem Geſichtsausdrucke an, »iſt das wirklich wahr?« — Er wußte nämlich nicht, was er Anderes antworten ſollte.

»Keine Poeſie mehr,« verſetzte der Packmeiſter und machte eine horizontale Bewegung mit der Hand, wodurch er augenſcheinlich ausdrücken wollte: die Sache iſt abgemacht!

Es entſtand hiedurch eine längere Pauſe, und nach derſelben legte der Conducteur ſein rechtes Bein auf das linke, ſchlug die Arme über einander und ſah den gegenüber Sitzenden feſt an. Der Spitz machte es gerade ſo, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſeine Beine nicht über einander ſchlug, ſondern ſie der größeren Bequemlichkeit halber weit von ſich ab ſtreckte. — »Ich möchte nur wiſſen,« ſagte jetzt der Conducteur, »weßhalb Sie ſich in der That überzeugt haben, daß keine Poeſie mehr auf Erden iſt? Ich kann das nicht glauben; denn wenn ich ſo ein Zeitungsblatt durchleſe oder bei den Bücherläden vorbeifahre, ſo ſehe ich eine ſolch ungeheure Menge von Poeſie, daß es mir oft ganz übel zu Muth werden könnte.«

Das trübe Lächeln auf den Zügen des Packmeiſters verwandelte ſich nach dieſen Worten in ein mitleidiges. Er zog ſeine Achſeln in die Höhe und entgegnete: „Wenn ich vorhin ſagte, es ſei keine Poeſie mehr auf Erden, ſo wollte ich darunter verſtanden haben, es ſei kein Gefühl für Poeſie mehr vorhanden.“

„Ja ſo! ja ſo! — Bei den Leuten im Allgemeinen, was man Publikum nennt, da mögen Sie gewiß Recht haben; aber bei denen, die ſich mit Poeſie abgeben müſſen, bei den Zeitungsſchreibern und Buchhändlern, da muß doch noch ein ſchönes Stück Poeſie zu finden ſein.“

„Wie ſehr Sie namentlich in letzterem Punkte Unrecht haben, will ich Ihnen beſtens beweiſen, wenn Sie nämlich Zeit haben, mich anzuhören.“

Statt aller Antwort zog der Conducteur aus ſeiner Taſche ein lebernes Uhren-Futteral heraus, eine dicke, unbehülfliche Maſchine, aus welcher nur das Zifferblatt hervor ſah, warf auf letzteres einen prüfenden Blick und entgegnete: „Ich habe noch volle achtundzwanzig Minuten Zeit.“

„Von jeher,“ ſagte der Packmeiſter, „fühlte ich einen Drang zu etwas Höherem in mir und haßte alles Gemeine. Schon in jenen Tagen, wo ich zum Militärdienſt tauglich befunden wurde und wo ſich alle die Anderen entſetzlich fürchteten, man möge ſie zur Artillerie einſchreiben, meldete ich mich gerade zu dieſer Waffe und war ſtolz darauf, als man mich derſelben zutheilte. Ich war Artilleriſt mit Leib und Seele, und in einem halben Jahre erreichte ich das Höchſte, was Recruten-Ehrgeiz verlangen kann — ich wurde zur reitenden Artillerie verſetzt. Ich weiß noch ganz genau, wie Tages vorher, als es ſo halb und halb bekannt geworden war, wir ſollten die tüchtigſten Leute zur reitenden Batterie abgeben und ich ſei unter dieſen, wie ich mir damals einen

Schleppſäbel borgte und mit demſelben klirrend durch die dunkeln Straßen ſchritt. — Es war das ein ſchöner Moment!«

»Aber da bekamen Sie ja ein Pferd zu putzen?« meinte der Conducteur.

»Freilich zu putzen,« fuhr der Packmeiſter fort. »Aber auch eins zum Reiten,« ſetzte er ſtolz hinzu. — »Nun ſtudirte ich aufs Eifrigſte den Leitfaden für Artillerie-Wiſſenſchaften, exercirte mit einer wahren Begeiſterung und hatte in kurzer Zeit meinen Dienſt inne, wie der älteſte Kanonier. Bald wurde ich auch Bombardier, die erſte Stufe auf der Leiter zur höchſten Macht. Ich hoffte es zum Offizier bringen zu können, doch andere Umſtände ließen mich nicht weiter daran denken. Ich ſah leider ein, daß meine Schulbildung in der Jugend nicht der Art vorbereitet worden ſei, um ſie als Fundament zu einem dereinſtigen Examen betrachten zu können. Ich dachte nicht weiter an die Epauletten und beſchloß, es zu machen, wie jener große Römer ſo treffend ſagte: Aut Caesar, aut nihil! das heißt auf Deutſch: Lieber ein großer Unteroffizier, als ein kleiner Lieutenant. — Und alſo geſchah es, und ich kann mit großem Stolze ſagen, daß ich meinen eigenen Erwartungen entſprach und denen meiner Vorgeſetzten. Orden und Ehrenzeichen konnte ich freilich dafür keine bekommen, aber allen, die damals bei der Brigade waren, wird der große Moment unvergeßlich ſein, als wir bei einer Schießübung nach einer Rotonde mit fünfzigpfündigen Bomben warfen und ich das Glück hatte, nicht nur unter acht Schuß ſechs hinein zu bringen, ſondern als obendrein das Unglaubliche geſchah, daß mein vierter Wurf die Flaggenſtange mitten in der Rotonde herab riß. — — — — Da ritt unſer alter Oberſt von T. — Gott mög' ihn ſelig haben! er konnte ſehr grob ſein, und hatte das in derſelben Viertelſtunde an einem unglückſeligen Lieutenant bewieſen, aus deſſen Mörſer-

Batterie eine Bombe zwiſchen die Diſtanz flog, die ſtatt mit Ausſtoß mit Springladung verſehen war — da alſo ritt der alte T. auf mich zu, nahm ſeinen Federhut ab und ſagte: „Nu, et is nur gut, datet neben ſolche Offiziere noch ſo reſpectable Unteroffiziere gibt!“ Und darauf reichte er mir die Hand, und ich muß Ihnen geſtehen, liebſter Conducteur, was mir nie geſchah, geſchah mir in dieſem Augenblicke: mir liefen ein paar Thränen über die Backen herab.“

„Ja, das war auch ſehr ſchön,“ entgegnete der Andere; „das hätte mich auch unſinnig gefreut.“

„Ob! — Und wie!“ gab der Packmeiſter zur Antwort; „ich erfand mir auch für jenen glorreichen Tag ein eigenes Erinnerungszeichen, über das Manche freilich damals gelacht; doch hat mich dieſes Lachen nie geſchmerzt. Ich machte mir nämlich von weißem Leder einen kleinen Stern und ſchrieb darauf hin:

Unter acht Wurf ſechs geglückt —
Mir der Oberſt die Hand gedrückt —
Die Kameraden mich ſtolz angeblickt.

Dann kam Datum und Jahreszahl, und dieſen Stern nähte ich mir innerhalb des Collets gerade auf die Stelle, wo man einen Ordensſtern zu tragen pflegt. Jener Händedruck hatte mich geadelt; mein eigenes Bewußtſein gab die Erlaubniß, mich ſelbſt, wenn auch unſichtbar für Andere, zu decoriren.“

„Da hatten Sie vollkommen Recht,“ ſagte der Conducteur mit wichtiger Miene; „wenn das während eines Krieges geſchah, ſo konnte Ihnen das allgemeine Ehrenzeichen doch nicht entgehen.“

„Das dachte ich auch,“ antwortete der wachthabende Packmeiſter, ſetzte aber mit trüber Stimme hinzu: „Leider war's Friedenszeit, und ich mußte den ſchwarzen Kragen ablegen, ohne den ernſtlich gemeinten Kanonenſchuß zu erleben.“

Zweites Kapitel.

Handelt von Redacteuren und Buchhändlern, und zeigt, wie wenig Poesie überhaupt bei den Menschen zu finden ist.

„Doch bin ich ganz von dem Faden meiner Erzählung abgekommen,“ fuhr der Packmeister nach einem Augenblicke tiefen Nachsinnens fort. — „Also von der Poesie der Redacteure und Buchhändler sprachen wir?“

„Die keine Poesie verständen,“ ergänzte der Conducteur.

„So war's! — Als ich nun sah, daß ich wohl Zeit meines Lebens Unteroffizier bleiben würde, nahm mein Geist eine andere Richtung, und ich begann in meinen Freistunden mich mit poetischen Gedanken zu befassen. Mein erstes Gedicht galt meinem Pferde; es waren da sehr schöne Reime anzubringen: Pferd — Werth — ehrt — mehrt — nährt und Heerd. Es war dies kein unsauberes Stück Arbeit, doch hatten wir damals bei der Batterie einen naseweisen Freiwilligen — H. hieß er, ein vorlauter Bursche, sonst ein guter Kerl — der nannte mein Gedicht, als ich mich ihm anvertraute und es ihm vorlas, eine Pferds-Poesie, was mich sehr darniederdrückte; doch schreckte mich das nicht ab, auf dem einmal betretenen Wege fortzufahren. Ich machte Gedichte über alles Mögliche; ich schrieb sie sauber

ab und hatte bald zwei ganze Bände beisammen, die ich beständig bei mir führte, den einen Band in dem linken Pistolen-Halfter, den anderen in dem Mantelsack, weßhalb der Herr Hauptmann, wenn er gut gelaunt war, mein Pferd, den Cato, nur Pegasus nannte. — Darauf kam eine stille betrübte Zeit: ich verließ die Batterie-Brigade, ich hatte fünfzehn Jahre gedient und bekam eine Stelle als Post-Conducteur. Anfänglich kam mir dies sehr poetisch vor, das beständige Hin- und Herfahren in dem gut gepolsterten Eilwagen. Doch es war viel Geschrei und wenig Wolle; vorn getrommelt und hinten keine Soldaten.«

»Das weiß Gott!« seufzte der Andere; »es gibt gar keine Trinkgelder mehr. Wenn man gegen so einen Passagier noch so artig ist, wenn man ihm Nachtsack und Hutschachtel noch so bereitwillig erlaubt in das Cabriolet zu nehmen, daß man selbst kaum sitzen kann, wenn man ihm einmal ums Andere Feuer für Cigarren und Pfeife macht, 's ist Alles einerlei: einen höflichen Dank, aber kein Trinkgeld.«

»Ja, ja,« bekräftigte der Packmeister düster, »wie ich vorhin gesagt: es hat alle Poesie aufgehört.«

»Jetzt haben Sie aber einen angenehmen Posten,« fuhr der Conducteur fort; »nicht mehr das ewige Herumrutschen auf der Chaussee, nur hie und da eine kleine Wache, und einen besseren Gehalt.«

»Allerdings,« entgegnete der Packmeister; »aber dafür auch die langweiligste Beschäftigung, die man sich denken kann: Pakete zu ordnen und einzuschreiben den ganzen lieben Tag hindurch. Anfänglich hat es mich amüsirt, die Frachtbriefe zu lesen und dann darüber nachzudenken, was wohl in den Paketen sein könne, namentlich zur Weihnachtszeit. Da kommen vier Mal so viel als sonst, groß und klein, leicht und schwer, die meisten mit gestickten

Sachen und ähnlichen Schnurrpfeifereien. — — Aber laſſen Sie mich wieder auf meine Gedichte zurückkommen: als ich nun Conducteur war, hatte ich keine Zeit, etwas dafür zu thun, und erſt als ich nach C. in die Packkammer verſetzt wurde, fand ich Luſt und Muße, die beiden Bände nochmal ſauber abzuſchreiben, ſie wieder durchzuſehen und zu corrigiren. Ich hatte jetzt den großen Entſchluß gefaßt, damit vor die Oeffentlichkeit zu treten, und wandte mich zu dieſem Zwecke an den Redacteur eines geachteten Blattes, der zuweilen Gedichte abdruckt. Ich ſandte ihm aus beiden Bänden eine Auswahl zu, ich verſah ſie mit lieblichen und paſſenden Motto's. Denn ich wußte, der Redacteur liebte dergleichen; und als ich nun ſehr lange Zeit vergeblich auf eine Antwort gewartet, ging ich eines Tages hin, dem Redacteur einen Beſuch zu machen. Ich traf ihn in ſeinem Studirzimmer. Es war ein kurzer dicker Mann mit einem rothen Schlafrock, einer ziemlich langen Naſe und auf derſelben einer Brille, durch welche er mich einen Augenblick anſah und alsdann meine Verbeugung mit einem kurzen Kopfnicken beantwortete. Er rauchte eine lange Pfeife und beſchäftigte ſich gerade damit, im Zimmer mit großen Schritten auf und ab zu gehen. Ich theilte dieſe Beſchäftigung und lief ebenfalls mit auf und ab. Als wir auf ſolche Art das Zimmer vier Mal gemeſſen hatten — ich brauchte dazu ſechszehn Schritte, kleiner als meine gewöhnlichen, denn der Redacteur hatte ſehr kurze Beine, — da faßte ich mir endlich Muth und ſagte, ich ſei gekommen, mich nach dem Schickſal meiner Gedichte zu erkundigen.« — »Ja ſo! Ihre Gedichte!« verſetzte der Redacteur; »ja, ich habe ſie freilich geleſen, über Felddienſt im Allgemeinen — recht gut, über Behandlung der Pferde — mit vielem Gefühl geſchrieben; dann die vernagelte Kanone — enthält viel Poeſie.« — Ich verbeugte mich unendlich geſchmeichelt. — »Aber,« fuhr er

fort, »dieſe Gedichte befinden ſich in ſo ſchöner chronologiſcher Ordnung, daß es Schade wäre, ſie aus ihrem Zuſammenhange herauszureißen, wirklich Schade. Die Poeſien ſind recht gut, aber wenn Sie meinem Rathe folgen würden, ſo ſollten Sie keines davon einzeln abdrucken laſſen, Sie ſollten das Ganze einem Buchhändler anbieten. Gewiß, das wäre beſſer!« — Bei dieſen Worten waren wir auf unſerem Zimmer-Spaziergange in die Nähe eines Schreibtiſches gekommen, und da nahm er ein Paketchen in die Hand, das ich augenblicklich als meine Gedichte erkannte. Ich muß geſtehen, wenn ich auch gar zu gern einzelne der Gedichte in dem geachteten Journale abgedruckt geſehen hätte, namentlich die vernagelte Kanone, ſo nahm ich doch das Wort des Redacteurs, meine Gedichte ſogleich geſammelt erſcheinen zu laſſen, als baare Münze, und das ſchmeichelte mir. Ich kannte damals noch nicht die Argliſt der Menſchen. Als wir nun wieder an ſeine Zimmerthür gelangt waren, drückte er mir mit ungemeiner Geſchwindigkeit jenes Paketchen in die Hand, nickte abermals mit dem Kopfe, und ich befand mich auf dem Gange, ohne eigentlich zu wiſſen, wie das ſo ſchnell gekommen ſei. — — —

»Ein Buchhändler alſo! Ich hatte mit ſolchen Herren noch nie zu thun gehabt, beſaß aber einen großen Reſpekt vor ihnen. Wir hatten bei der Batterie einen einjährigen Freiwilligen, der war Buchhändler-Gehülfe und außerordentlich beleſen. Er lieh uns ſchöne Bücher, war ſelbſt voll Poeſie, konnte aber den Dienſt nicht lernen. Auch hatte er krumme Beine, ſchielte ein wenig und wurde deßhalb zur Infanterie verſetzt. — Doch genug davon! Ich hatte alſo beſchloſſen, einen Buchhändler aufzuſuchen, und verſchaffte mir zu dem Zwecke eine Adreſſe. An den bedeutendſten wandte ich mich natürlicher Weiſe zuerſt, der wohnte in einem großen, prächtigen Hauſe. Doch konnte ich hier nicht einmal bis

ins Vorzimmer gelangen. Ein langer, magerer Bedienter, der ſehr ſchwer zu hören ſchien, verſicherte mir mehrere Male, ſein Herr ſei ausgegangen, und als ich ihm bei einem weiteren Beſuche anvertraute, ich ſei nicht blos Poſt-Conducteur, ſondern auch wirklicher Dichter, und wünſche angelegentlich gedruckt zu werden, da machte der Bediente ein ungeheuer langes Geſicht und verſicherte mir hoch und theuer, ſein Herr habe plötzlich verreiſen müſſen und werde auch in den nächſten zehn Jahren wahrſcheinlich nicht zurückkehren.

„So lange zu warten, hielt ich für unnöthig und beſchloß, einige Stufen tiefer hinab zu ſteigen und mich an einen jungen ſtrebſamen Buchhändler zu wenden, der dafür bekannt war, daß er aufkeimende Talente gern unterſtütze, der keinen Livree-Bedienten beſaß und auch kein Geld, um ſo große Reiſen zu unternehmen. Zu dem Manne ging ich alſo eines Tages hin. Meine beiden Bände Gedichte, ſauber in blaues Papier eingeſchlagen, trug ich unter dem Arme. Ich hatte mich in Civil-Kleidung geworfen, damit der Buchhändler nicht auf die Idee kommen ſollte, als hätte mein Beſuch den Zweck, ihm irgend etwas Poſtliches zu überbringen. Er hatte ſein Bureau in einem Hinterhauſe, unten roch es ſehr gut nach friſch gedrucktem Papier, und ich ſtieg eine hühnerleiterartige Treppe hinauf zum Comptoir. An der Thür deſſelben machte ich Halt, zog meinen Hemdkragen ans Tageslicht, drehte den Schnurrbart etwas in die Höhe und klopfte an.

„Herein! hieß es.

„Ich klopfte aus Beſcheidenheit zum zweiten Male, und erſt als drinnen nochmals Herein! gerufen wurde, öffnete ich die Thür und trat in das Zimmer.

„Der Buchhändler ſaß an ſeinem Pulte; ein kleiner, blaſſer,

wackeliger, aber noch junger Herr mit einer ſpitzen Naſe und nur wenig Haar. Er hörte zu ſchreiben auf, wie er meiner anſichtig wurde, hüpfte von ſeinem Drehſtuhle herunter, fuhr ſich mit der rechten Hand durch ſeine Haarreſte und wünſchte zu wiſſen, womit er dienen könne. Der Mann hatte eine recht unbedeutende Stimme, überhaupt keine imponirende Perſönlichkeit, und das machte mir Muth, mit drei großen Schritten auf ihn zuzugehen und ihn freundlich lächelnd zu betrachten, während ich ihm meine beiden Bände Gedichte übergab. Der Buchhändler — er reichte mir, unter uns geſagt, höchſtens bis zum vierten Uniformsknopfe — nahm die Bücher aus meiner Hand, fuhr ſich mit den fünf Fingern abermals durch die Haare und blickte dabei angelegentlich nach einer Ecke des Zimmers. Da er Letzteres während unſerer Unterredung ſehr häufig that, ſo ſah ich auch einmal verſtohlen dahin und bemerkte einen Spiegel, in welchem er jeden Augenblick ſein Geſicht betrachtete. Doch war dies nicht der Mühe werth.«

»So freundlich der Mann Anfangs war, ſo nahm doch ſein Geſicht plötzlich etwas Peinliches und Befangenes an, als er das blaue Papier herunter nahm und den Titel meiner Werke las: Kanonenlieder. Doch als er meines Namens anſichtig wurde, erheiterte ſich ſeine Phyſiognomie wieder etwas, und er ſagte: das wäre nicht ſo übel, Kanonenlieder klingt ganz gut, und der Name, den Sie da gewählt, iſt auch nicht ſchlecht — Kanonenlieder von Feodor Doſe. — Dabei blickte er abermals in den Spiegel, um den pfiffigen Ausdruck ſeines Geſichtes zu bewundern, mit welchem er mich fragte: aber haben Sie auch Erlaubniß, dieſen Namen auf den Titel zu ſetzen?«

»Meinen eigenen Namen? fragte ich erſtaunt.«

»Der Buchhändler ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe und gab

mir zur Antwort: der Mann hier, um den es ſich handelt, iſt längſt geſtorben, war überhaupt wohl nur ein Phantaſie-Bild — eine Erfindung.«

»Bei dieſen Worten ſtand ich wie erſtarrt. Ich wußte wohl, daß jener vorwitzige Freiwillige, von dem ich Ihnen vorhin erzählt, Einiges über mich hatte drucken laſſen, doch nur die Wahrheit, das muß ich anerkennen. Und jetzt wollte es dieſer knuſperige Buchhändler wagen, mich ſelbſt mir gegenüber für eine Erfindung, für ein Phantaſie-Bild zu erklären! Herr! rief ich in voller Entrüſtung, halten Sie mich für einen Narren? ſehe ich aus wie ein Phantaſie-Bild, wie eine Erfindung?«

»Er betrachtete mich lächelnd von oben bis unten, und dann blinzelte er ſeinem Spiegelbilde zu, als wollte er ſagen: warte, dem wollen wir ſchon imponiren! Darauf hüpfte er wieder auf ſeinen Drehſtuhl hinauf, kratzte ſich mit einer Feder an der Naſe herum und ſagte ſanft lächelnd: Sie wollen mich zum Beſten haben, Herr . . . Ihren Namen weiß ich nicht.«

»Feodor Doſe, verſetzte ich würdevoll und groß.«

»Darauf ſchüttelte er mit dem Kopfe und entgegnete: Sie wollen einen Spaß mit mir machen. Feodor Doſe, Artillerie-Unteroffizier, ſtarb als Eckenſteher in Berlin. So ſtand es vor nicht langer Zeit in unſeren geachtetſten deutſchen Journalen zu leſen.«

»Das war zu viel! Herr Buchhändler, ſagte ich ihm, ich bekümmere mich den Teufel um Ihre geachteten deutſchen Journale; aber Sie können mir glauben, daß ich weder Eckenſteher war noch geſtorben bin.«

»Nun, es iſt ja gut, es iſt ja gut! gab er mir hierauf zur Antwort und erſchrak vor ſeinem eigenen Bilde im Spiegel, das ſehr ängſtlich und kläglich ausſah; denn ich war ihm bei den

eben gesprochenen Worten sehr nahe getreten. Lassen Sie's nur gut sein, ich will ja Alles glauben, was Sie nur wünschen. Vertrauen Sie mir Ihr Manuscript ein paar Tage an, und lassen Sie mir Ihre Adresse da, vielleicht läßt sich etwas machen. Doch muß ich mir die Sache reiflich überlegen.«

»Was konnte ich thun? Ich vertraute ihm meine Manuscripte an und empfahl mich anscheinend sehr ruhig, obgleich mich die ganze Geschichte sehr erschüttert, aufs Tiefste gekränkt hatte. Ich wartete drei bis vier Tage, dann erhielt ich nicht blos einen Brief des Buchhändlers, sondern auch meine Gedichte zurück.«

»Ah!« sagte der Conducteur im bitteren Tone getäuschter Erwartung.

»Ja, meine Gedichte zurück,« fuhr der Packmeister mit tiefem Seufzer fort, »und mit welchem Briefe dazu! — Hier habe ich ihn, ich will Ihnen denselben vorlesen.« — Bei diesen Worten zog er einen blauen Umschlag aus der Tasche und entfaltete ein gelb gewordenes Papier, welches darin verborgen war.

»Verehrter Herr!« so schrieb er an mich, »Sie beehrten mich mit der Uebergabe Ihrer Gedichte, und indem ich Ihnen für dieses Zutrauen danke, sehe ich mich veranlaßt, Ihnen dieselben aus verschiedenen Gründen anbei zurück zu geben. Die unterzeichnete Buchhandlung ist erstens im gegenwärtigen Augenblicke durch eingegangene Verbindlichkeiten so beschäftigt, daß sie etwas Weiteres zu unternehmen außer Stande ist.« — »So heißt es immer bei den Buchhändlern,« unterbrach sich der Vorleser. — »Zweitens,« fuhr er zu lesen fort, »habe ich nach reiflicher Durchsicht der mir übergebenen Gedichte gefunden, daß sich dieselben in dieser Gestalt noch nicht recht zum Drucke eignen, es müßte noch bedeutend geändert und gefeilt werden. Der angenommene Name« — diesen Satz las der Packmeister im Tone höchster Entrüstung zwei Mal

— „berechtigt zu Erwartungen, die in den vorliegenden beiden Bänden leider nicht erfüllt werden. Feodor Doſe, als ein hochpoetiſches Gemüth bekannt, voll Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, würde, wenn er noch lebte, gewiß nicht Gedichte, wie z. B. Nr. 10 „„Mittelarreſt““ oder Nr. 12 „„Das verlorne Hufeiſen““ anerkennen wollen. Mein Rath wäre, zu einem unſerer deutſchen geachteten Journale zu gehen und daſſelbe um Aufnahme eines oder des anderen dieſer Gedichte zu erſuchen. Mich damit ꝛc.“

„Das heißt Jemanden von Pontius zu Pilatus ſchicken,“ ſprach ärgerlich der Conducteur. „Und haben Sie nie Schritte gethan, um dieſem Buchhändler zu beweiſen, daß Sie der echte und wirkliche Doſe ſind?“

„Ich that ſo,“ antwortete der Packmeiſter mit gebeugtem Haupte. „Ich wandte mich ſogar an einen Advocaten, der mir aber erklärte, daß ſich da nichts machen ließe. Wenn es ſich um die Erbſchaft irgend welcher Realitäten handelte, meinte er, ſo würde es nicht ſchwer ſein, die Identität Ihrer Perſon zu beweiſen; aber ungleich ſchwerer wird es ſein, den Beweis zu führen, daß Sie mit jenem anderen Doſe, deſſen Thaten und Abenteuer beſchrieben wurden, ein und daſſelbe Individuum ſind.“

„Für dieſen Ausſpruch mußte ich dem Advocaten fünfundzwanzig Silbergroſchen bezahlen und ging zerknirſcht und melancholiſch nach Hauſe. — Von meinen früheren Kameraden hat ſich bisher an die äußerſte Gränze bis jetzt keiner verloren, der für mich zeugen könnte. Und was würde mir auch ein ſolches Zeugniß nützen! — Jenem ſchändlichen Buchhändler gegenüber gar nichts! — — — Gedichte zu verſchmähen, in welchen „Die vernagelte Kanone“ vorkommt! Ich habe mich aber furchtbar an ihm gerächt, indem ich ein Seitenſtück dazu ſchrieb: „Der vernagelte

Buchhändler.“ Doch was half's? Es koſtete mich acht Silbergroſchen Inſertions-Gebühr, und er hat's gewiß nicht geleſen. Das iſt der Fluch der Poeſie, das iſt der Fluch eines großen Namens.“

Der Packmeiſter ſtützte ſeinen Kopf in die Hand und ſchwieg tief erſchüttert ſtill. Auch der Conducteur ſprach eine Zeit lang gar nichts, und der Spitz war das einzige Weſen, welches die peinliche Pauſe, die nun entſtand, dadurch unterbrach, daß er ſich erhob, ſich lang ausſtreckte, dann den Kopf ſchüttelte und hierauf mit dem Schweif anhaltend wedelte, was ſo viel ſagen wollte, als: er fange an, es hier langweilig zu finden, und wünſche eine angemeſſene Unterhaltung.

„Apropos!“ ſagte der Conducteur nach einer längeren Pauſe, „da fällt mir eben ein, ich erfuhr vorhin auf der Brief-Expedition, daß einer Ihrer früheren Kameraden hieher als Poſt-Secretär ernannt wurde, ein ſicherer Bombardier Tipfel. Haben Sie ihn nicht gekannt?“

„Tipfel?“ verſetzte der Wachthabende nach einigem Ueberlegen, während er an die Zimmerdecke blickte, „Tipfel? — Ja, ich erinnere mich! Er war bei der Fuß-Artillerie, eine Offiziers-Pflanze, war vordem Schreiber bei einem Advocaten.“

„Und wird ſo plötzlich Secretär?“

„Protectionen! — Wird irgend einen Bekannten haben, der ihn gut empfohlen hat. — Und kommt hieher? Ei, ei!“

„Kann man mit ihm leben, läßt er ſich ordentlich an?“ fragte der Conducteur.

„So viel ich von ihm weiß,“ entgegnete Doſe „iſt er einer der ruhigſten, ja, faulſten Menſchen, die es nur geben kann, einer, der nicht zwei Schritte geht, wenn das nicht abſolut

nothwendig iſt, und der gewiß nicht unnöthig von ſeinem Stuhle aufſteht. Er war eine Zeit lang Schreiber bei der Geſchütz-Reviſions-Compagnie. Das Schreiben machte ihm keine Mühe, das konnte er einen ganzen Tag aushalten; aber alle körperlichen Bewegungen haßte er; wenn ihm ein Blatt Papier herabfiel, ſo ſchrieb er lieber ein neues, als daß er ſich gebückt hätte, um das alte aufzuheben. — So, ſo! der kommt hieher? Nun, den Dienſt wird er uns nicht ſauer machen, dafür kann ich einſtehen.“

Drittes Kapitel.

Der Packmeister Dose erhält einen ehemaligen Untergebenen zum Vorgesetzten, und was sich weiter dabei ereignet.

Es ist immer von großer Wichtigkeit und gibt vielfachen ergötzlichen Unterhaltungsstoff, wenn man vom Wetter reden kann. In einem Zwiegespräch ist ein solches Thema freilich oft nicht nothwendig und nicht einmal unterhaltend; für den Erzähler einer kleinen Geschichte aber, wie vorliegende, ist es äußerst wichtig, seinem Leser vom Wetter sprechen zu dürfen, namentlich zu Anfang eines Kapitels, welches im Freien beginnt. Wir erlauben uns also, davon zu sprechen.

Der geneigte Leser, der dem Erzähler gefolgt ist, befindet sich in diesem Augenblicke in jener unangenehmen Wetter-Uebergangsperiode, wo der überwundene Winter, indem er dem siegreich einherziehenden und mächtig andringenden Frühling fliehend den Rücken kehrt, sich noch manchmal umwendet, um seinem Verfolger kalte Schnee- und Regenschauer in das Angesicht zu werfen, und wo die entfesselten Winde, noch ungehorsam dem neuen Herrscher, auf eigene Faust marodiren, die Leute plagen und den größtmöglichen Unfug treiben. Mit anderen Worten: es ist zu Ende März, und der unglückliche Reisende, der um diese Zeit

unterwegs iſt, ſieht ſich genöthigt, alle Waffen bei ſich zu führen, die zur Vertheidigung gegen des Wetters Ungeſtüm nur erdacht ſind. Gegen die Kälte dienen ihm Paletot und Mantel, gegen das Schneewaſſer braucht er Fußſack und Ueberſchuhe, gegen die himmliſchen Waſſer, die ihn auf ſo vielerlei Arten beläſtigen, Regenſchirm und Wachstuch-Ueberzieher.

Und mit allen dieſen Geſchichten verſehen ſitzt der leidende, geduldige Reiſende zu Sechs in einem Wagenkaſten, dicht zuſammengepreßt, faſt ohne alle Regungs- und Bewegungsmöglichkeit. Die Fenſter des Wagens ſind verſchloſſen; denn wenn auch vom Himmel herab hier und da einige freundliche Sterne glänzen, ſo dauert dies doch um dieſe Jahreszeit nicht lange. Man hört den Wind hinter ſich drein brauſen, man ſieht den Poſtillon ſich niederducken und ängſtlich ſeinen Hut feſthalten, während ſein weiter dunkler Mantel in die Höhe flattert. Schnee und Regen peitſchen den Wagen und klatſchen ſauſend und klirrend an Fenſter und Lederdach. Die Pferde ziehen ihre Schweife ein, und im Augenblicke trieft das ganze Geſchirr, Wagen, Pferde, Poſtillon, als ſeien ſie eben aus dem Waſſer gezogen worden. Die Paſſagiere ſitzen in einem entſetzlichen Qualm, das Waſſer der Kleider und Pelze löst ſich durch die Hitze in Dämpfe auf, dazu der Athem der vielen Menſchen in dem kleinen Raume, ſowie Tabaksqualm, der ſich von heute Nachmittag, wo bei offenem Fenſter und gutem Wetter geraucht werden durfte, feſtgeſetzt hat — es iſt ein qualvoller Aufenthalt. Durch die lange Fahrt den ganzen Tag über ſind die Glieder wie gelähmt; da wird von allen Sechſen kein Geſpräch mehr gehört, da ſitzen ſie ſtumm mit der Geduld der Verzweiflung neben einander; die Zähne ſind auf einander gebiſſen, der Körper folgt faſt willenlos den Stößen des Wagens. Nur das Auge iſt frei, und das Auge ſchaut gierig

um ſich und ſucht durch die angelaufenen Scheiben ins Freie zu bringen. Man hat die letzte Station hinter ſich, und wenn ſich jetzt rechts und links die Häuſer am Wege mehren, und nach und nach große ſtädtiſche Gebäude auftauchen, ſo hat man die Hoffnung, bald erlöst zu ſein. Jetzt zittert ein Licht bei den trüben Wagenfenſtern vorbei und ſcheint röthlich und dunſtig wie der Mond, wenn er einen Hof hat; jetzt ſieht man auf der anderen Seite auch eins, und nun auf dieſer Seite wieder eins, und drüben mehrere. — Gott ſei Dank! da huſcht ein großes Gebäude vorbei mit vielen erleuchteten Fenſtern — eine Fabrik. Man hört einen tiefen Seufzer der Befriedigung von einem Paſſagier, der die Gegend kennt. — „Iſt das die Stadt?“ fragen die anderen Fünf. — „Ja, wir ſind ſogleich da,“ iſt die tröſtliche Antwort. Und dieſes Wort löst plötzlich die Zungen der bisher in ſtummes und trübes Nachſinnen verſunken geweſenen Geſellſchaft. — Das war ein abſcheulicher Weg — und eine lange Station, und dabei ſo enge, ſechsſitzige, miſerable Menſchenquälungs-Anſtalten! — Meint denn die Poſt, man würde ſich das immer ſo gefallen laſſen? — Man ſollte von allen Seiten und kräftig auf Abſchaffung dieſer Marterkarren antragen. — „Aber die Poſt kann dies mit Einem Male nicht ändern,“ verſetzt eine fette Stimme, die man bisher nicht gehört. Doch wird die fette Stimme übertönt von dem allgemeinen Rachegeſchrei, und wenn man allen dieſen Ausrufungen und Verwünſchungen Glauben ſchenken wollte, ſo könnte man erwarten, daß, ſobald der Wagen ankommt, nicht nur der Poſtmeiſter ein Opfer dieſer Volkswuth würde, ſondern ſeine ſämmtlichen Secretäre ſchmählich enden müßten zum abſchreckenden Beiſpiele für andere. — Aber der Menſch vergißt die ausgeſtandenen Leiden ſo ſchnell!

Jetzt klappern die Hufe der Pferde auf dem Pflaſter, der

Wagen rollt dumpf raſſelnd durch die Straßen, und die Poeſie dieſer Töne — Poeſie für arme Reiſende nämlich — beſänftigt offenbar die empörten Gemüther. Dort iſt der Gaſthof zum Adler, wo der Eine einkehren wird, hier das große königliche Hotel, wo der Andere ſchon ſeine Zimmer beſtellt hat. Dieſer denkt an ſeine Familie, die ihn erwartet, oder an Freunde, die er wieder ſehen wird. Jenem ſchwebt eine lange Speiſe- und Weinkarte vor Augen, und auf ſolche Art werden die wilden Gedanken friedlich und freundlich. Der Poſtmeiſter wird nicht zerriſſen, ſämmtliche Secretäre nicht gehängt, ja, der Conducteur erhält von dem Einen oder dem Anderen noch ein anſtändiges Trinkgeld, und nur ein einziger Paſſagier — er ſaß rückwärts in der Mitte — ein blutdürſtiger „Reiſender in rothen Weinen,“ verlangt das Beſchwerdebuch und ſchreibt hinein: „Der ganz gehorſamſt Unterzeichnete erlaubt ſich, Eine verehrliche Poſtverwaltung geziemendſt darauf aufmerkſam zu machen, daß zur Winterzeit, wo der Reiſende durch Mäntel und Fußſäcke eingeengt iſt, wohl die ſechsſitzigen Wagen zu beſeitigen und dafür vierſitzige zu nehmen ſein dürften.“ — Dieſer Mann iſt der Einzige, der für die Leiden ſeiner Mitmenſchen wirkt, und wenn er nachher in ſeinem Gaſthofe dem Oberkellner davon erzählt und demſelben verſichert, die Seite des Beſchwerdebuches werde der Poſtmeiſter nicht hinter den Spiegel ſtecken, ſo zittern der Oberkellner und zwei Unterkellner, und das Stubenmädchen, das ſpäter davon hört — ihr Schatz iſt wirklicher ſchmierender Poſtgehülfe — erkundigt ſich erſchreckt, ob in einem ſolchen Falle wohl das ganze Poſtperſonal entlaſſen werden könnte.

Alſo der Poſtwagen kam glücklich an, hatte auch nur zehn Minuten verſäumt; es war faſt ein Viertel vor zwölf Uhr. Der Poſtillon, der vom Pferde herunter ſteigt, erſucht den Stallknecht,

der ihm ausſpannen will, ein wenig auf die Seite zu treten. „Wenn du da ſtehen bleibſt, mußt du erſaufen,“ ſagt er, und nun beugt er ſeinen Kopf etwas auf die Seite, und aus der breiten Krämpe des lackirten Hutes fließt das Regenwaſſer wie eine kleine Cascade auf den Boden. Dann überſieht er kopfſchüttelnd den unendlichen Schmutzüberzug, womit Pferde und Geſchirr bedeckt ſind. Der dienſtthuende Poſtſpitz iſt ganz dunkelbraun geworden, und ſeine Haare ſtarren vor Schmutz und Waſſer. — „Das könnte einem 's Leben verleiden,“ meint der Conducteur, „ſo ein Hundewetter!“ Und dabei bemüht er ſich, die Brief-Pakete aus dem Kaſten unter dem Sitz hervorzuziehen. „Leuchtet doch einmal ordentlich daher,“ ruft er dem Packknecht zu. Aber da iſt ſchwer leuchten: die Pferde dampfen, daß ſie faſt unſichtbar ſind, der Poſtillon hat ebenfalls einen Dunſtkreis um ſich, und die Paſſagiere, die noch allerlei in dem Wagen zu ſuchen haben, treten zu wiederholten Malen zwiſchen den Conducteur und die Laterne.

„Haſt du nicht acht Paſſagiere?“ fragt den Ankommenden nun der andere Conducteur, deſſen Bekanntſchaft wir im vorigen Kapitel im Wachtzimmer gemacht haben.

„Verſteht ſich!“ entgegnet er verdrießlich. „Zwei im Cabriolet, ſechs im Wagen.“

„Aus dem Wagen kamen aber erſt fünf; haſt du denn unterwegs einen verloren?“

„Ei was, dummes Zeug!“ meint der Angekommene, „es wird noch einer drin ſtecken“ — „Richtig! ja, der wird's ſein.“ — „Ich habe auch einen neuen Poſt-Secretär mitgebracht, ein wenig dick und unbeweglich, hat faſt den ganzen Tag über geſchlafen, und als wir zum Mittageſſen anhielten, ließ er ſich etwas Kaltes in den Wagen hinein geben. Der wird Euch keine

überflüſſige Arbeit machen.« — Mit dieſen Worten trat der Conducteur an den Schlag ſeines Wagens, taſtete mit der Hand hinein, und als er höchſt wahrſcheinlich ergriffen, was er geſucht, wandte er ſich lächelnd zu ſeinem Kollegen um und ſagte: »Es iſt ſchon ſo, er iſt wieder feſt eingeſchlafen.« — »He! Herr Secretär!« ſchrie er in den Wagen hinein, »wollen Sie nicht gefälligſt aufwachen? Wir ſind angekommen, Sie können ausſteigen.«

»Ja ſo, Männeken,« gab die fette Stimme, die wir ſchon während der Fahrt einmal gehört, von ſich, »wir ſind wirklich angekommen? in L. angekommen? Nun, das freut mich! Wenn ich nur ſchon aus dem Wagen wäre!«

»Das Beſte wird ſein,« ſagte lachend der Conducteur, »Sie verſuchen es einmal und gehen mit Ihren Füßen voran.«

»Richtig, Männeken!« erwiederte die fette Stimme. Und dann hörte man, wie der Beſitzer derſelben ſich mit einigermaßen ſchwerem Athem abmühte. Das Reſultat dieſer Bemühungen waren denn nun auch zwei unförmliche Beine, die jetzt am Schlage zum Vorſchein kamen; unförmlich, weil ſie mit großen Filzſtiefeln verſehen waren. »Seien Sie doch ſo gut, Männeken,« ſagte darauf der Beſitzer der fetten Stimme und der unförmlichen Beine, »und ziehen Sie mir meine Filzſtiefel ein Bißchen aus, dann wird ſich die Sache ſchon nach und nach machen.«

Und ſo geſchah es. Die Filzſtiefel wurden beſeitigt, die daraus befreiten umhertappenden Füße auf das Trittbrett des Wagens dirigirt; dann wurden zwei dicke Kniee ſichtbar, und ſomit wäre Alles gut gegangen, wenn der corpulente Paſſagier es nicht in dieſem Augenblicke für rathſamer gehalten hätte, ſtatt vorwärts rückwärts aus dem Wagen zu ſteigen, zu welchem Ende er ſich gewaltſam herum drehte und dadurch einen anderen Theil ſeines Körpers zum Vorſchein brachte, der ſo koloſſal war, daß

beide Conducteure ſo wie der Stallknecht in ein unauslöſchliches Gelächter ausbrachen.

Jetzt hatte dieſer letzte Paſſagier das Pflaſter des Hofes erreicht, und als er ſich nun in ſeiner ganzen Größe und Breite da aufpflanzte, ſchien er geneigt, jenes Lachen nicht ungnädig zu nehmen, ja, es ſogar mit ſeinem eigenen freundlichen Lächeln zu begleiten. Doch blieben ſeine Züge hierbei auf halbem Wege ſtehen, ſein Mund ſperrte ſich verwunderungsvoll auf, und er ſagte: „Ei, der Tauſend, wer hätte das gedacht!“

Nun hatte aber Niemand anders dieſen höchſten Grad der Verwunderung und Theilnahme erregt, als der Packmeiſter Feodor Doſe, der in ſeiner ganzen Länge vor den erſtaunten Augen des neuen Secretärs unter der Thür der Packkammer erſchien.

Auch Doſe ſchien nicht minder gerührt. Er fuhr mit der Hand über ſein langes, dürres Geſicht, und auf ſeinen Zügen malte ſich eine wehmüthige Freude, als er ſo plötzlich dem alten Kameraden gegenüber ſtand.

„Doſe!“ ſprach der frühere Bombardier, jetzt Secretär Tipfel: „das hätte ich nicht erwartet, Sie hier zu finden. Wie ſind denn Sie hieher ans Ende der Welt verſchlagen worden?“

„Das kam ſo nach und nach,“ entgegnete wehmüthig der Packmeiſter. „Zuerſt fuhr ich aus der Reſidenz ab und zu, dann ſchickte man mich weiter weg, und zuletzt avancirte ich hieher als Packmeiſter. Es iſt das freilich eine Beförderung; aber unſer einer mit einem poetiſchen Gemüth iſt doch mehr an die großartigen Einrichtungen der Reſidenz gebunden und fühlt ſich hier ſo unter den Bauern — unter uns geſagt — durchaus unbehaglich, ganz und gar nicht an ſeinem Platz. — Aber kommen Sie doch von dem naſſen Boden hinweg; in der Packkammer iſt es behaglich warm, da können wir uns gegenſeitig unſere Freude

bezeugen. — Da ist die Thür, Sie haben den Vortritt, Herr Post-Secretär.« — Damit salutirte der Packmeister seinem ehemaligen Kameraden und Untergebenen, jetzt seinem Vorgesetzten. Das ist der Lauf der Welt, und obgleich Dose innig überzeugt war von der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit der Behörden, welche diese Stellen zu besetzen pflegen, und er hieraus blos auf große, ihm bisher unbekannt gebliebene Eigenschaften des Bombardiers Tipfel schloß, so war doch sein an sich schon gekränktes Gemüth durch diese Anstellung noch tiefer verletzt.

Da saßen nun die Beiden in der Packkammer einander gegenüber, als der Mitternachts-Wagen endlich abgefahren war, und hatten nun Muße genug, sich über vergangene Zeiten zu unterhalten. Der Bombardier behauptete, den Tag über so durch einander geschüttelt worden zu sein, daß ihm noch lange kein Schlaf in die Augen komme; die Wahrheit aber war, wie wir bereits wissen, daß er während der Fahrt, mit Ausnahme der Essenszeit, im Ganzen nicht eine halbe Stunde gewacht.

Ein schläfriger Kellner aus der Passagierstube, den Dose herbei gerufen, brachte ein paar Gläser Punsch und ließ alsdann die beiden Waffengefährten allein. Der Postillon war begreiflicher Weise noch ausgegangen. Der Conducteur nebst Postspitz, welche vorhin Dose noch Gesellschaft geleistet, schaukelten im eben abgefahrenen Wagen, und auf diese Art herrschte in der Packkammer Ruhe und Friede.

Der neue Postschreiber Tipfel hatte den Lehnstuhl seines Freundes eingenommen, sein Haupt hatte er auf das Seitenpolster gelegt; seine Füße hatten ihre Stützpunkte gefunden auf einem Paket in Wachspapier, in welches die nägelbeschlagenen Absätze nach und nach ein paar Löcher bohrten, was übrigens in diesem Falle weiter nichts zu sagen hatte; denn wie es auf

dem Begleitſchein hieß, ging die Verpackung auf Gefahr des Abſenders.

„Ja, ja, ſo geht's!“ ſprach der Secretär nach einer längeren Pauſe, während welcher er den Inhalt des Punſchglaſes näher unterſucht. „Da bin ich denn wieder in einem ſcheinbar ſehr ruhigen Hafen eingelaufen, einem ähnlichen, wie ich damals leichtſinniger Weiſe verließ, als ich Soldat wurde.“

„Ganz richtig,“ bemerkte der Packmeiſter Doſe, „Sie waren Schreiber bei einem Advocaten und wollten Offizier werden.“

„Wie ſo Mancher,“ entgegnete Tipfel. „Aber Viele ſind berufen und Wenige auserleſen. Ich glaube, ſo heißt der Spruch.“

„Wenige, ſehr Wenige,“ ſagte Doſe melancholiſch. — — — „Es iſt mir noch wie heute, als Sie zur Batterie kamen, und der kleine H. und der weißköpfige R., und wo wir dazumal achtzehn Offiziers-Pflanzen bei der einzigen Batterie hatten. Dadurch waren ſämmtliche Unteroffiziere der Batterie geplagt und kamen in Schaden, bis auf den Unteroffizier Linkſen, deſſen Frau als Marketenderin fungirte und von euch ein ſchönes Geld verdiente.“

„Das iſt wahr,“ antwortete Tipfel, „wenn ſie überhaupt Geld bekam, das heißt: pünktlich ihr Geld bekam. Doch mußte ſie oft lange Zeit warten.“ — Der geweſene Bombardier ſchaute angelegentlich an die Decke; nicht als ob er ſich an etwas erinnern wollte, ſondern als ob er die wenigen Gedanken, die ſich bei ihm verſammelten, wieder zu verabſchieden gedächte. — —

Viertes Kapitel.

In Folge eines Austauſches militäriſcher und anderer Erinnerungen findet ſich der Packmeiſter Doſe ſehr aufgeregt, der Poſtſchreiber Lipſel aber ſehr ſchläfrig.

„Leſen Sie auch hier zuweilen Zeitungen?“ fragte nach einer Weile der neue Poſtſchreiber.

„Selten,“ entgegnete Doſe, „ja, ſo gut wie gar nicht; wenn ich darin was ſuche, ſo ſind es die Anzeigen, und da freue ich mich jedes Mal, wenn ich einen bekannten Namen finde und mich ſo der alten guten Zeit erinnern kann. Es war doch damals eine glückliche, höchſt vergnügte Zeit.“

„Was! ſo lange wir dienten?“ fragte faſt erſchrocken der dicke Poſtſchreiber.

Doſe nickte traurig mit dem Kopfe, dann fuhr er ſich mit der Hand über die Augen, und etwas, woran er in dieſem Augenblicke gedacht, brachte ein ſchmerzliches Lächeln auf ſeinem mageren Geſichte hervor. — „Was macht denn die Minerva?“ fragte er endlich.

„Die Minerva?“ wiederholte der Poſtſchreiber und kniff dabei das linke Auge zu, augenſcheinlich in der Abſicht, nachdenklich auszuſehen. „War das ein Schatz von Ihnen?“

„Das war mein Geſchütz,“ ſprach Doſe mit ziemlich entrüſtetem Tone, „und, wenn Sie wollen, als ſolches auch mein Schatz.“ — „Aber man kann Ihnen dergleichen nicht übel nehmen,“ fuhr er lächelnd fort, „denn ich glaube, Sie haben in Ihrer ganzen Dienſtzeit nicht zehn Mal exercirt.“

„Ja, das iſt wahr,“ entgegnete ſchmunzelnd der geweſene Bombardier. „Wenn die Andern draußen in der Kälte ſtanden oder in Schnee und Regen, da war ich droben bei meinem Feldwebel. Es war im Grund ein guter Kerl, der alte dicke Löffel, und wenn wir ſo recht fleißig waren, dann machte er gegen zehn Uhr ſeinen Wandſchrank auf, rief uns zu: Batterie Halt! Im Avanciren protzt ab! — Mit Kartätſchen geladen! — Feuer! Und dann warfen wir Feder und Papier bei Seite, und Jeder bekam einen ſoliden Bitteren und ein Stück Brod und Käſe. — Das waren die Sonnenblicke meines Militärlebens.“

„Tipfel, Tipfel!“ ſagte der Packmeiſter. „Und bedenken Sie nun, jetzt ſind Sie Poſtſchreiber geworden; Sie haben wahrhaftig mehr Glück als Ver — — gnügen.“

„Hatten auch unſere großen Plagen: die Wachen. Damit beſtrafte uns der dicke Löffel, wenn wir etwas angeſtellt hatten. Sie wiſſen, er hatte ſo eine dünne, heiſere Stimme; wenn er mich alſo auf dem Strich hatte, mußte ich ihm auf den Compagnie-Befehl ſetzen: Zur Wache auf Fort Nr. 4 — Bombardier Tipfel. Und wenn ich ihn erſchrocken und fragend anſah, ſetzte er lächelnd hinzu: Das macht geſund und verdünnt das Blut. Leider darf ich ſelbſt keine Wache thun, deßhalb bin ich auch wahrhaftig ſo gefährlich im Zunehmen begriffen. — Was konnte der aber im Eſſen nicht alles ertragen! — Apropos, Männeken!“ unterbrach hier der Secretär den Strom ſeiner Rede, „da wir gerade vom Eſſen reden, ſo kann ich Sie verſichern,

daß ich einen Mordhunger habe; wäre nicht irgendwo etwas aufzutreiben? In dem Falle plaudere ich gern noch ein paar Stunden mit Ihnen; denn morgen," setzte er seufzend hinzu, "fängt das Geschäft an, und da wird's genug zu thun geben."

Der Packmeister rief abermals den schläfrigen Kellner; doch war dieser junge Mann so schlaftrunken, daß er kaum auf seinen Füßen stehen konnte, und als ihm Tipfel endlich verständlich gemacht hatte, er solle etwas kaltes Fleisch und Brod bringen, irrte er wie eine geängstigte Fliege an den Wänden vorbei, und es war ihm längere Zeit unmöglich, die Oeffnung, zu welcher er hereingekommen, wieder zu erkennen. Dose half diesem mangelnden Bewußtsein auf etwas soldatische Art nach, wodurch der Kellner einiger Maßen erschrak, aber vollständig aufwachte und hiedurch im Stande war, das Verlangte schnell herbei zu bringen.

Tipfel hatte unterdessen über etwas eifrig nachgedacht und sagte jetzt: "Ich habe mich besonnen wegen der Minerva."

"Nun?" fragte Dose gespannt.

"Die Minerva," fuhr der Postschreiber fort, "wurde der Geschütz-Revisions-Compagnie übergeben, welche ihr Gestell für sehr wackelig erklärte. Da sich auch herausstellte, daß man ihr, um sie zum Felddienst beizubehalten, ein neues Zündloch einschrauben müsse, so wurde sie bei Seite gestellt und dient jetzt als Exercir-Geschütz."

"Was?" rief der Packmeister wahrhaft entrüstet aus. "Die Laffette der Minerva sei wackelig gewesen? Ich habe sie doch aus meinen Händen gegeben als eine der solidesten Laffetten der ganzen Monarchie. — Die Minerva — Nr. 4 — der Stolz der Batterie! Es gab nichts Untadelhafteres als dieses Stück mit Bespannung."

"Ja, sie hatte aber ein Unglück bei dem letzten Manöver,"

fuhr der Bombardier mit kaum vernehmlicher Stimme fort, denn er kaute an einem übergroßen Stück Kalbsbraten. »Die Batterie ſollte über einen Graben ſetzen, und weiß der Himmel, wie das kam — kurz und gut, das Geſchütz warf um.«

»Mein Geſchütz!« rief ſchmerzvoll der Packmeiſter.

»Die Deichſel brach, ein Rad auch, das weiß ich; das Stangen-Handpferd wurde bedeutend verletzt.«

»Der Kosmus?«

»Ich glaube, Männeken, daß er ſo hieß. — Kurz, es war ein Unglückstag; auch der Geſchützführer ſtürzte mit ſeinem Pferde, und dadurch verletzte es ſich ſo, daß es ausrangirt wurde.«

»Mein Cato ausrangirt!« ſagte Doſe und faltete, von tiefem Schmerz erfüllt, ſeine Hände. »Das erſte Dienſtpferd der Chriſtenheit! Es geht zurück mit der Monarchie. Das ſind böſe Vorzeichen!« — Bei dieſen Worten ſank der Packmeiſter zerknirſcht auf ſeiner Kiſte zuſammen und hätte wahrſcheinlich ſein Haupt verhüllt, wenn die Schöße ſeines Rockes nicht ſo gar kurz geweſen wären. — »Und wie lange kam der Geſchützführer dafür aufs Holz?« fragte er ſodann nach einer längeren Pauſe mit tiefer Stimme.

»Ich glaube, er wurde gar nicht beſtraft,« entgegnete Tipfel, »denn man ſah die Sache als ein Unglück an.«

»Als ein Unglück?!« wiederholte Doſe und blickte an die Decke empor, als wollte er ſagen: Hörſt du es auch, Herr des Himmels und der Artillerie! — — Und nach einer längeren Pauſe ſetzte er noch hinzu: »Zur Zeit unſeres Oberſten von T., dem Gott im Himmel ein großes Commando verleihen möge, wäre das unter drei Tagen nicht abgegangen nebſt einem Schlag auf den Czako und einigen Tauſend-Millionen-Hunden. Da hat ſich viel verändert!«

„Ja, ſehr viel,“ antwortete Tipfel, „wir wollen ſpäter darüber ſprechen.“

„Das kommt davon,“ fuhr Doſe fort, „weil man es den gedienten Unteroffizieren ſo leicht macht, den Dienſt zu verlaſſen und eine Civil-Anſtellung zu bekommen. Hätte der Major freundſchaftlich zu mir geſagt: Doſe, Er iſt ein Narr! bleib' Er bei der Batterie, ſolche Leute kann man nicht entbehren! — ich wäre wahrhaftig nicht fortgegangen, Nro. 4 wäre nicht geſtürzt, Kosmus und Cato hätte man nicht ausrangirt, und die Minerva wäre nicht wackelig geworden! Aber da waren wir überflüſſig, da wurden die ſchönen Batterieen demobil gemacht, da hieß es: man muß die jungen Leute avanciren laſſen. — Gott der Gerechte! Und wir gingen damals mit Vergnügen fort! Wenn man ſo, wie unſer eins, etliche zwanzig Pferde unter Commando gehabt hat, und mit ſeinem Geſchütz als unumſchränkter Herr auf einem Dorfe allein lag, ſtets zu Gaſt gebeten vom Bürgermeiſter, vom Schulmeiſter, ja, zuweilen vom Pfarrer, und ſoll dann zurück in die Kaſerne mit leerer Protze, ohne Kugel- und Kartätſchwagen, das kommt einem ſchwer an. Unterſchrieb ich doch damals meine Rapporte: Feodor Doſe, Geſchützführer der vierten reitenden Batterie, zweite Abtheilung, ſiebente Brigade, Commandirender in Niederbühl. — Das war gerade ſo, als wenn der öſterreichiſche General ſchreibt: Commandirender in Siebenbürgen. — Und nun ſollte ich gar nichts mehr ſein, vielleicht noch mein Geſchütz verlieren; denn es hieß damals, wir ſollten nur vier Stück beſpannt haben. Es wäre mein Tod' geweſen, bei der Batterie zu Fuß herum zu laufen; deßhalb zeigte ich auf meine ſilberne Schnalle und wurde alsbald Poſt-Conducteur.“

Der geweſene Bombardier vertilgte mit großer Aufmerkſamkeit die Reſte von Brod und Kalbsbraten, und nagte dabei die

Knochen ſo rein ab, daß eine Maus nach ihm nicht ſatt geworden wäre. Als dieſes Geſchäft beendigt war, ſtieß er einen tiefen, nachdenklichen Seufzer aus, wälzte ſich in dem Lehnſtuhl auf die rechte Seite, wodurch ſich der Riß in dem Wachstuch-Paket unter ſeinen Füßen bedeutend vergrößerte. — „Seien Sie froh,“ ſagte er nach einiger Zeit, „daß Sie von der Batterie weg ſind! Es hat ſich doch viel geändert. • Später mehr davon.“

„Recht ſo!“ entgegnete Doſe mit kummervollem Geſicht, „das erfährt man alles noch früh genug. Aber ſagen Sie mir jetzt vor allen Dingen, lieber Tipfel, wie ſind Sie eigentlich zur Poſtſchreiberei und hieher gekommen? Allen Reſpekt vor Ihren Kenntniſſen, aber dazu gehört doch ein Bischen Protektion.“

Bei dieſen Worten kniff der dicke Bombardier liſtig lachend ſein linkes Auge zu, und er lachte dabei in der That mit dem ganzen Körper, denn dieſe ſchwere Maſſe zitterte dergeſtalt, daß der Lehnſtuhl bedeutend ſchwankte. „Viel Letzteres,“ ſagte er, nachdem er wieder zu Athem gekommen, „viel Protektion. Ich habe dieſe Stelle dem dümmſten Streich meines ganzen Lebens zu verdanken, einer ſehr unüberlegten Handlung, die aber durch Zuſammentreffen verſchiedenartiger Umſtände zu einer außerordentlich famoſen wurde. Schade, daß Sie nie Zeitungen leſen, ſonſt hätten Sie da vor einem halben Jahr ungefähr eine Geſchichte leſen können, wie durch die Kaltblütigkeit, durch die Energie, durch das taktvolle Benehmen eines Bombardiers der Fuß-Artillerie ein entſprungener Ketten-Gefangener wieder beigebracht wurde.“

„Davon habe ich gehört,“ erwiederte Doſe. „Es hat mir's ein Poſt-College erzählt, der hier durchkam.“

„Nun denn,“ ſagte Tipfel und richtete ſeinen Kopf mit der größten Anſtrengung in die Höhe, welcher durch dieſe, bei der

Lage des Bombardiers ſehr verdrehte Stellung ſich tief roth färbte: »dieſer kaltblütige, energiſche Mann mit dem taktvollen Benehmen war Niemand anders, als — ich ſelbſt.«

»Sie?« rief erſtaunt Doſe. »Es hieß aber doch bei der Geſchichte, der Bombardier, dem dieß geſchehen, ſei bei dieſer Gelegenheit von ſeiner Wache gelaufen.«

»Nun ja, zufällig.«

»Und habe deſertiren wollen,« fuhr der unerbittliche Doſe fort.

»Ach was, Narrenpoſſen!« verſetzte Tipfel. »Sehe ich aus wie Jemand, der deſertiren will? — Aber Sie haben Recht, Doſe: man hat damals ſo was geſagt. Ich wurde auch mit einem guten Freunde gehörig eingeſteckt, und nur unſerer genauen Bekanntſchaft mit hochgeſtellten Perſonen hatten wir's zu danken, daß wir mit ein paar Tagen Arreſt glücklich davon kamen.«

»Ei der Tauſend!« entgegnete Doſe. »Und dieſe hohen Perſonen halfen Ihnen weiter?«

»So iſt's,« gab der ehemalige Bombardier mit wichtiger Miene zur Antwort und verſuchte ſeine ſtrickartige Halsbinde etwas in die Breite zu ziehen, was ihm aber nicht gelang, da ſie von ſeinem feiſten Unterkinn augenblicklich wieder herab rutſchte. — »Wir waren bei dieſem Unternehmen unſer zwei betheiligt, ich und einer meiner Bekannten, ein ſcherer Bombardier Robert, von der reitenden Artillerie, unter uns geſagt, ein verfluchter Kerl; lief allen Mädchen nach und hatte erſtaunliches Glück bei ihnen. Nun ſehen Sie, bei ſo einer Geſchichte kam es vor, daß ich ihm zu Lieb meine Wache verließ — gewiß nur ihm zu Lieb! das konnte mir die ganze Batterie bezeugen — und ich ſehe auch wahrhaftig nicht aus wie Jemand, der einen ruhigen Poſten, wie ſo eine Wache, freiwillig verläßt. — Ich half ihm alſo, und dabei wurden wir erwiſcht und eingeſteckt.

Dieſe Liebesgeſchichte betraf aber die Tochter eines Mannes von großem Einfluſſe; Robert, der verfluchte Kerl, wußte ſich obendrein einen Empfehlungsbrief an den Vater des Mädchens zu verſchaffen, und dadurch kam er in's Haus hinein und ich aus dem Unterſuchungs-Arreſt heraus. Ja, noch mehr; jener Herr empfahl mich der Poſt-Verwaltung, und da bin ich nun hieher geſchickt worden, als wohlbeſtallter Sekretär.«

»Das ſind merkwürdige Geſchichten,« ſprach Doſe lächelnd. »Das heiße ich Glück haben! — Und der Andere?«

»Der Bombardier Robert wurde aus zweierlei Gründen aus C. fort nach der Hauptſtadt geſchickt, und das hatte der Papa ſehr gut arrangirt. Erſtens ſollte er dem jungen Mädchen aus den Augen kommen und zweitens was Tüchtiges lernen, um bald Offizier zu werden. Er iſt jetzt auf der Artillerieſchule und wird nächſtens ſein Examen machen können.«

»Alſo doch dabei geblieben? Das iſt recht von ihm.«

»Ja, er hatte alle guten Ausſichten,« entgegnete Tipfel. »Ich ſprach vorhin von Veränderungen, die bei uns vorgefallen.«

»Nun, was die Veränderungen anbelangt,« verſetzte Doſe verſtimmt, »die werden ihm nicht viel helfen.«

»Im Gegentheil,« antwortete der ehemalige Bombardier; »ihm können dieſe Veränderungen wohl nützen, uns freilich nichts. — Aber leſen Sie denn gar keine Zeitungen?«

Doſe ſchüttelte betrübt ſein dürres Haupt.

»Ja, in dem Falle wundert es mich nicht, wenn Sie nichts erfahren,« verſetzte Tipfel. »Da unten iſt einiger Maßen der Teufel los; man ſpricht davon, und mit vieler Gewißheit, daß nächſtens die vierte, die ſechste, die ſiebente und achte Brigade mobil gemacht werden.«

Bei dieſen Worten hätte man das Geſicht, die Haltung des

ehemaligen Unteroffiziers ſehen ſollen! Seine Augen, die weit aufgeriſſen ſchienen, funkelten in höchſter Freude, ſein etwas zuſammengeſunkener Körper richtete ſich ſtraff in die Höhe, er erhob ſich langſam von der Kiſte, ſtellte ſich aufrecht hin; den kleinen Finger der Linken an die Hoſennaht haltend, fuhr er mit der Rechten militäriſch grüßend an ſeine Stirn. Dabei ſah er ſeinen Kameraden mit einem unausſprechlichen Blicke an, und nachdem er ihn dergeſtalt ein paar Sekunden lang fixirt, ſprach er mit tiefer, etwas zitternder Stimme: „Herr Poſtſchreiber, Sie ſind als ſolcher mein Vorgeſetzter, und ein Vorgeſetzter darf um Alles in der Welt einem Untergebenen keine Unwahrheit ſagen, und ich bitte Sie nochmals, wiederholen Sie mir das Wort von vorhin und ſagen Sie mir: iſt es gewiß und wahrhaftig wahr, daß die Brigaden mobil gemacht werden?“

Tipfel war nicht wenig erſtaunt über das ſonderbare Benehmen des Packmeiſters; doch beeilte er ſich, ihm eine Antwort zu geben; denn Doſe blieb aufrecht vor ihm ſtehen, die Hand an den Kopf haltend, in der allermilitäriſchſten Haltung, mit einem erwartungsvollen, faſt ängſtlichen Ausdruck in den Geſichtszügen. „Allerdings iſt es wahr, was ich vorhin geſagt,“ verſicherte Tipfel; „die Batterieen werden mobil gemacht und ziehen aus mit gefüllter Protze und Kartätſchwagen; ja, was noch mehr iſt: dieſe Kugeln und Kartätſchen werden wahrſcheinlich nächſtens gebraucht werden.“

„Und das iſt wahr, wirklich wahr?“ rief der ehemalige Unteroffizier, und ſein Auge leuchtete vor Freude und Luſt.

„Gewiß; die Befehle zur Mobilmachung ſind ſchon an das General-Commando gelangt.“

„Hurrah!“ ſchrie nun Doſe und warf ſeine Hände jubilirend in die Höhe; „abermals Hurrah! und zum dritten Mal

Hurrah!« Und das ſchrie er nicht ſchüchtern hinaus, ſondern ſo laut und kräftig, daß der wachthabende Sekretär nebenan erſchrocken ſein Fenſter öffnete, mit dem Kopfe heraus fuhr und fragte, ob eine Räuberbande in die Packkammer eingebrochen ſei.

Dieſe Frage beruhigte den aufgeregten Packmeiſter einiger Maßen und ließ ihn erwachen aus ſeinem Freudenrauſche. Er ſetzte ſich wieder auf die Kiſte nieder; doch konnte er ſich nicht enthalten, mehrere Signale zum Angriff und heftigen Feuern vor ſich hin zu brummen und dazu mit den Füßen den Sturmmarſch zu trommeln, wie er es bei Manövern von der Infanterie gehört.

Tipfel hatte ſtill lächelnd dieſem Paroxysmus zugeſchaut und bildete ſich dabei ein, Voſe fühle gerade wie er ſelbſt und freue ſich ſo unſinnig, weil er, in Anbetracht, daß es da unten bald losgehen würde, ſich glücklich ſchätze, hier in der entfernten Gränzſtadt bei dem ruhigen Poſtdienſt ſo weit vom Schuſſe zu ſitzen. Er hatte gar keine Ahnung davon, welche Kampfbegierde in der Bruſt des ehemaligen Geſchützführers wogte. — »Hier iſt ein ganzes Paket Zeitungen,« ſagte der Poſtſchreiber nach einer Pauſe, »ich habe ſie zufällig mitgenommen, und Sie können daraus den Gang der Begebenheiten leſen; es iſt eine merkwürdige Geſchichte, ganz unglaublich.«

»Geben Sie her!« bat eifrig der Packmeiſter.

»Da ſind ſie, legen Sie's nur hin bis morgen, es iſt jetzt wahrhaftig Zeit, daß man ſich nach einem Bette umſieht. Der Kalbsbraten iſt verſchwunden, der Punſch ausgetrunken. — — Ich habe gut gegeſſen und gut getrunken, Männeken, jetzt iſt es nicht mehr als billig, daß man nach dieſen Anſtrengungen dem ermatteten Körper einige Ruhe gönnt.«

Doſe fand dieſes Begehren des Kameraden vollkommen gerechtfertigt; der ſchlaftrunkene Kellner aus der Paſſagierſtube wurde zum dritten Male herbei beſchieden, und da neben dem Poſtgebäude glücklicher Weiſe der erſte und beſte Gaſthof des Ortes lag, ſo hatte Tipfel nicht weit zu gehen und lag ſchon eine Viertelſtunde ſpäter in ſeinem Bette, ſchlief den Schlaf des Gerechten und ſchnarchte dazu, daß es klang, als ſeien ein Dutzend Schreiner beſchäftigt, die hartnäckigſten und dickſten Mahagoni-Blöcke zu durchſägen — lauter Aſtknollen.

Fünftes Kapitel.

Worin Einiges von dem vergangenen Leben des Packmeisters vorkommt, sowie auch, welch großen Entschluß derselbe faßt. Der geneigte Leser macht schließlich die Bekanntschaft eines bayonnetfechtenden Postmeisters.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß Feodor Dose unverheirathet war; wer den Charakter und die erhabenen Gesinnungen, sowie das hochpoetische Gefühl dieses merkwürdigen Mannes etwas näher in's Auge gefaßt, wird unsere Ansicht vollkommen theilen, daß ein solch hochstrebender Charakter nicht dazu geschaffen ist, die Fesseln des Ehestandes zu tragen, ja, nicht einmal die Rosenketten der Liebe zu dulden. Dose hatte bei seinem fünfzehnjährigen Militärleben sowohl in dem Garnisons-Orte den Eroberungs-Versuchen unternehmender Köchinnen und beutelustiger Dienstmädchen siegreich widerstanden, als auch in den Cantonirungs-Quartieren den wirklich stattgehabten Anträgen einer Schulmeisters-Tochter und einer unversöhnlichen Steuerbeamten-Wittwe, die ihn als zweites Opfer zu einem langsamen Martertode liebevoll erkoren hatte. Als Dose den Militärstand verließ, war er vollkommen frei; kein weibliches Auge weinte ihm sanfte Thränen nach; seine Erinnerungen drückte nichts als eine leichte, aber dennoch verdrießliche Geschichte mit einer tugendhaften

Wäſcherin, deren Schlingen und Banden er ſich nur durch den bündigen Ausſpruch des franzöſiſchen Geſetzbuches entzog, unter deſſen Schutze er gelebt, geliebt und geſündigt.

Wir wollen aber mit dem eben Geſagten den geneigten Leſer durchaus nicht auf die Vermuthung bringen, als ſei Doſe ein Weiberfeind, ein Verächter des ſchönen Geſchlechts geweſen — im Gegentheil: Doſe war galant, unternehmend, feurig, zuvorkommend; aber bei all dieſen Punkten, die zur Angriffs-Theorie gehören, vergaß er das Hauptaugenmerk eines klugen Soldaten nicht und wußte ſich beſtändig einen klugen Rückzug offen zu halten. — Darauf fuhr er mit dem Eilwagen, wie wir bereits wiſſen; er reiste Tag und Nacht; er machte den edlen, fürſorglichen Ritter bei allen Damen, die ſich ſeinem Schutze anvertrauten, er betrachtete ſie als ein ihm übergebenes Heiligthum, als unverletzlich, kurz, wie alle übrigen ihm anvertrauten Poſtſtücke und Briefe, die man ebenfalls nicht angreifen darf, nicht unterſuchen, nicht durchleſen. Doſe war zartfühlender Conducteur in der weiteſten Bedeutung des Wortes; ja, er ſtellte eines Tages den Antrag, die Poſt-Verwaltung möge ihm geſtatten, die Hemm-Maſchine ſeines Wagens ändern zu dürfen, indem er durch unvorſichtigen Gebrauch derſelben — ſie war nämlich neben ihm unten am Sitze angebracht — in unangenehme, leicht zu mißdeutende Berührungen mit ſeinen weiblichen Paſſagieren gerathen könne. Wir bezweifeln übrigens, ob die Poſt-Behörde dieſes Zartgefühl verſtanden, und glauben, daß die Hemm-Maſchine an ihrem alten Platze blieb.

Da wurde Doſe zum Packmeiſter befördert und kam hieher in dieſe entlegene Gränzſtadt. Anfänglich verſprach er ſich von eben dieſer nahen Gränze eine Menge romantiſcher und hochpoetiſcher Abenteuer, Schleichhändler-Romane, welche den Räuber-

Geschichten so ähnlich sind, und dergleichen mehr. Doch fand er sich hierin, wie so oft im Leben, bitter getäuscht, und das Städtchen — sein jetziger Aufenthaltsort — gehörte zu den allerprosaischsten des Landes. Auch war die Lage durchaus nicht so malerisch, wie Dose's Phantasie dieselbe für eine Gränzstadt unbedingt verlangte. Da war kein wilder Wald mit tiefen Schluchten, durch welche die Schmuggler, gefolgt von riesenhaften Hunden, auf und nieder kletterten; da war nichts wie nüchterne Fruchtfelder, und was sie hier einen Wald nannten, das war eine Gruppe von sechs Birken und einem Tannenbaum, in dessen Schatten die Honoratioren des Sonntags ihren Kaffee zu trinken pflegten.

Dose war hieher gekommen mit dem guten Vorsatze, Land und Stadt umher wunderschön zu finden. Er langte zur selben Nachtstunde an, wie gestern der Bombardier Tipfel, und als der Packmeister am ersten Morgen seines Hierseins erwachte, fand er, daß der eben erwähnte Vorsatz gänzlich unausführbar wäre. Wir können nicht verschweigen, daß Dose's Gemüth hierüber sehr betrübt war; sein Geist brauchte Nahrung, seine Augen mußten etwas Schönes, Malerisches sehen, sein poetisches Gefühl drohte bei dieser Fruchtfelder- und Birken-Prosa unterzugehen.

Dieses Gefühl, verbunden mit der Erinnerung an seine früher so angenehm verlebte Militärzeit, hatte ihm bald seinen jetzigen Aufenthalt, ja, seine Stellung unbehaglich gemacht. Nur die Frage: was beginnen, wenn er den Postdienst verließ? war ihm bis heute zu beantworten unmöglich gewesen. Da brachte der harmlose Tipfel mit seinem Bericht von der Mobilmachung der so geliebten Artillerie-Brigade den ehemaligen Unteroffizier auf einmal mit sich selbst in's Klare.

Am andern Morgen schritt Dose mit weiten Schritten in

der Packkammer auf und ab. Er war in der Nacht wo möglich um einen Zoll gewachsen. Zuweilen blieb er vor den Paketen stehen, die so hübsch geordnet auf Haufen dalagen, wandte sich aber alsbald wieder verächtlich davon ab, drehte sich auf dem Absatz herum, spuckte gelind' auf die Seite und sagte zu sich selber: »Das Vaterland ruft!« — Und wie wir schon Eingangs dieses Kapitels dem geneigten Leser versicherten, so fesselte den Packmeister nicht das Geringste an die kleine Gränzstadt, was ihn verhindert hätte, diesem Rufe Folge zu leisten.

Der neue Post-Sekretär hatte sich, weil er heute seinen Dienst antreten mußte, ziemlich frühzeitig und seufzend dem Bette entwunden und sortirte im Nebenzimmer Briefe und schrieb Begleitscheine für die abfahrenden Condukteure, daß es eine Lust und Freude war. Sein stilles, harmloses Gemüth hatte mit großem Wohlgefallen das einsame, geräuschlose Städtchen begriffen und war glücklich, ein Asyl gefunden zu haben, wo er ungeplagt von dem Geräusche der Welt, still betrachtend leben, d. h. essen, trinken und schlafen konnte.

Dose hatte schon mehrmals einen Schritt an den Schalter gethan, um dem Freunde mitzutheilen, was ihm auf dem Herzen liege. Doch hatte ihn bis jetzt der Respekt vor dem Vorgesetzten abgehalten, den ehemaligen Kameraden anzurufen. Glücklicher Weise aber für ihn legte der Sekretär in diesem Augenblicke die Feder nieder, rutschte äußerst langsam von seinem Stuhle herunter und trat an das Fenster, welches in die Packkammer führte. Dose näherte sich alsbald und bat ihn, einen Augenblick in das Nebengemach zu treten. Tipfel gehorchte, wenn auch langsam, und als er sich in dem Wachtzimmer auf den großen Lehnstuhl niedergelassen, theilte Dose dem auf's höchste überraschten Postschreiber seinen Entschluß mit, den Civildienst zu verlassen und

zur Batterie zurück zu kehren. Dieser, der so etwas gar nicht begreifen konnte, sah ihm besorgt in die Augen, ob sich nicht dort eine Spur aufkeimenden Wahnsinns entdecken ließe. Aber der Blick des ehemaligen Unteroffiziers war ruhig, groß, edel. „Das Vaterland ruft," sagte er, „und seinem Dienste auf dem blutigen Feld der Ehre werde ich mich treu und gewissenhaft widmen."

Dagegen ließ sich nun nichts einwenden; Tipfel war überhaupt viel zu faul, um sich die Mühe zu geben, Jemanden von einem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen; ja, nicht einmal sich selbst mochte er bei ähnlichen Veranlassungen Vorstellungen machen, und so kam es denn oft, daß man bei ihm für Charakterstärke ansah, was eigentlich nur übermäßige Faulheit war.

„Noch im Laufe des heutigen Morgens," fuhr der Packmeister fort, „werde ich mich zum Herrn Postmeister begeben, um demselben meinen Entschluß kund zu thun. Ich bin überzeugt, es wird ihm schmeicheln, daß einer seiner Beamten sich zum bevorstehenden Kriege bei der Armee meldet. Und wenn er auch hieran keine große Freude hätte, so läßt er mich dennoch gern ziehen. Ich war ihm beständig ein großer Dorn im Auge, und es machte ihm einen großen Strich durch eine gewisse Rechnung, als ich hieher versetzt wurde; denn meinen Posten hatte er einem seiner Schützlinge versprochen."

Tipfel, der den Entschluß des Packmeisters, seinen so behaglichen und angenehmen Postdienst zu verlassen, für das größte Unglück ansah, das den ehemaligen Kameraden nur treffen könnte, hielt es für seine Pflicht, ihn wo möglich von dem Abgrunde zurückzuziehen, in welchem er mit gleichen Füßen springen wollte, und hätte ihm zu dem Zwecke gern kräftige Gegenvorstellungen gemacht. Doch lag er zu behaglich in dem alten Lederstuhle, und es wäre in diesem Augenblicke wahrhaftig zu parteilich gegen

ſeinen Geiſt geweſen, ihn ſo ſehr anzuſtrengen, während der Körper behaglich ausruhte. Deßhalb begnügte er ſich mit der einfachen Frage: „Aber, Doſe, haben Sie das ſich auch reiflich überlegt?“

„Das werden Sie ſogleich ſehen,“ erwiederte ſehr ernſthaft der Packmeiſter. „Es iſt die Stunde, wo man den Poſtmeiſter ſprechen kann, und ich werde die Sache noch heute am Morgen in's Reine bringen, damit meiner Abreiſe — noch heute Abend — nichts entgegen ſteht.“

Der Poſt-Sekretär hatte ſchon die Augen zu einem kleinen Schlafe geſchloſſen, ſonſt würde er ſich doch wohl laut verwundert haben. So aber begnügte er ſich mit einem gelinden Grunzen, welches vielleicht auch etwas heißen ſollte, was aber kein Menſch im Stande war, zu verſtehen.

Doſe ließ ſich unterdeſſen bei dem Poſtmeiſter anmelden und wurde auch ſogleich vorgelaſſen.

Dieſer war ein kleiner dicker Mann mit gewaltigem Bauch, den er des Morgens in einen rothſeidenen Schlafrock gehüllt hatte. Er war vordem Hauptmann bei der Infanterie geweſen, und da er dieſe Waffenart für die erſte unter allen anderen hielt, ſo wählte er auch ſeine Beamten möglicher Weiſe darunter aus und war durchaus nicht zufrieden damit, daß man ihm zu Conducteuren, Wagenmeiſtern und dergleichen ſo viele Unteroffiziere von der Artillerie einſchob. Der Poſtmeiſter hieß Dachſinger, eigentlich Freiherr von Dachſinger, obgleich weder auf der genaueſten Poſt- noch Flurkarte die Güter verzeichnet waren, welche das Glück hatten, ihre Namen dem Namen des Poſtmeiſters abgeben zu dürfen. Deſſen ungeachtet hieß die Poſtmeiſterin gnädige Frau und der ſechsjährige Sprößling der kleine Herr Baron. Wir müſſen aber dabei geſtehen, daß letztere Benennung

nicht vor den Augen des Vaters gebraucht werden durfte; überhaupt war der Poſtmeiſter ein aufgeklärter Mann, ſehr bekannt mit ſeinem Dienſt und deßhalb außerordentlich geſchätzt von ſeinen Vorgeſetzten. Da aber kein Menſch auf dieſer Welt vollkommen iſt, ſo hatte auch der Herr v. Dachſinger zwei Paſſionen, zwei ſchwache Seiten, zwei Stellen, wo er ſterblich war. Das war erſtens eine Leidenſchaft für Singvögel aller Art, und zweitens eine ihm von der Infanteriezeit nachgebliebene Liebhaberei für das Bayonnetfechten. Letztere Kunſt hielt er für die größte und wichtigſte auf Erden. Sein Bedienter, ein ehemaliger Infanteriſt, mußte des Poſtmeiſters Sohn darin unterrichten, und nebenbei gehörte es zu des Vaters liebſten Studien, wenn er ſich ebenfalls dieſem angenehmen Zeitvertreib widmen konnte.

Herr v. Dachſinger hielt das Bayonnetfechten für die beſte aller Vertheidungsarten, und er war faſt daran, zu glauben, dieſelbe könne, wie einen Säbelhieb oder Lanzenſtich, beinahe eine feindliche Kugel abwehren. Er hatte ſchon einmal daran gedacht, bei der General-Poſt-Direktion darauf anzutragen, ſämmtliche Condukteur-Stellen mit des Bayonnetfechtens kundigen Leuten zu beſetzen, um etwaigen Raubanfällen kräftig begegnen zu können; nebenbei aber auch, um es einem Artilleriſten oder Cavalleriſten unmöglich zu machen, eine Condukteur-Stelle zu erhalten.

Der Poſtmeiſter war, als Doſe ſich anmelden ließ, gerade im Begriff, ſeinen Singvögeln ein Frühſtück zu reichen, und er ließ den Packmeiſter augenblicklich eintreten. Dabei rauchte der Herr v. Dachſinger aus einer langen Pfeife, wie er beſtändig zu thun pflegte, und dieſe ſehr lange Pfeife hatte einen doppelten Zweck: denn wenn er auf und ab ging oder mit Jemand ſprach, ſo gebrauchte er ſie nebenbei, um die Griffe des Bayonnetfechtens mit derſelben durchzumachen.

Sobald Doſe eintrat, nahm der Poſtmeiſter eine Stellung zur Abwehr ein, indem er die Pfeife vor die Bruſt hielt, das Mundſtück nach oben. Doſe trat militäriſch grüßend näher, worauf der Poſtmeiſter dieſen günſtigen Moment nicht vorbeigehen laſſen konnte, ohne gegen die Bruſt des Untergebenen einen Ausfall zu machen. Aus der erſten Stellung ging er in einen Quartſtoß über, ſprang darauf in eine kunſtgerechte Abwehr, nahm alsdann die zweite Stellung an und ſchulterte hierauf ruhig ſeine Pfeife.

Dieſe Manöver, die Doſe längſt kannte, waren nicht im Stande, ihn einzuſchüchtern, ja, ſie ermuthigten ihn; denn er wußte, daß der Poſtmeiſter ſich bei ſolchem Benehmen in recht guter Laune befand.

„Der Herr Poſtmeiſter werden verzeihen,“ ſagte der Untergebene, „ich bin gekommen, um eine große Bitte vorzutragen.“

Herr v. Dachſinger that ein paar mächtige Züge aus der Pfeife und nahm dieſelbe alsdann leicht zur Abwehr vor ſich hin.

„Der Herr Poſtmeiſter werden wiſſen,“ fuhr der ehemalige Unteroffizier fort, „daß da unten im Lande, wenn ich mir erlauben darf, mich ſo auszudrücken, der Teufel los iſt.“

„Ja, allerdings!“ rief der alſo Angeredete, und machte dabei einen wüthenden Ausfall mit Terzſtoß nach links.

„Die Armee wird auf den Kriegsfuß geſetzt, die Artillerie-Brigaden mobil gemacht, und man verlangt nach tüchtigen und langgedienten Unteroffizieren.“

„Ja, es wird was geben,“ verſetzte eifrig der Herr v. Dachſinger, „und dann paſſen Sie auf, mein lieber Doſe, welchen unſäglichen Nutzen es haben wird, daß unſere Infanterie ſo vertraut mit dem Bayonnetfechten iſt. Die feindliche Cavallerie wird hiedurch ganz unſchädlich. Haben Sie mich ſchon geſehen mit

zwei Reitern fechten? Ich glaube, ich habe das einmal ausgeführt, so lange Sie da sind; sich zwei Husaren vom Leib zu halten, ist keine Kleinigkeit. Ohne Schuß — wohl verstanden! Denn mit Schuß nehme ich es mit dreien auf. — Haben Sie mich damals fechten sehen?«

»Zu Befehlen, Herr Postmeister,« antwortete Dose. »Ich erinnere mich dieses Ereignisses.«

»War freilich nur kleine Arbeit,« fuhr der Chef fort. »Keine gewandten Leute, keine flüchtigen Pferde; aber doch sah man deutlich den Segen dieser Fechtart.«

Dose pflichtete den Worten des Vorgesetzten eifrigst bei, obgleich der Vorfall, den derselbe erwähnte, ihm damals keinen überaus günstigen Begriff von dem Bayonnetfechten beigebracht hatte. Zwei Postillone, ehemalige Train-Soldaten, auf halb lahmen und ganz blinden Pferden hatten natürlicher Weise mit der größten Schonung und Vorsicht gegen ihren Vorgesetzten manövrirend mit diesem gefochten.

»Man wird das erleben,« sagte ernst der Postmeister, nachdem er seine Pfeife geschultert, »man wird noch so weit kommen, der Artillerie ebenfalls die Gewehre wieder zu geben und sie ebenso genau in dieser Fechtart zu unterrichten, wie in dem Bedienen ihrer Geschütze. — — — Aber was haben Sie von mir gewollt? — Lassen Sie hören!«

»Ich erlaube mir, dem Herrn Postmeister zu sagen, daß ich gehört, man suche, namentlich bei der Artillerie, alte, gediente Unteroffiziere für den Dienst wieder zu gewinnen; deßhalb geht meine unterthänige Bitte an den Herrn Postmeister, mir einen vierzehntägigen Urlaub nicht verweigern zu wollen, damit ich nach C. reisen kann zu meiner Brigade und dort den Versuch machen, ob man mich wieder aufnimmt und einstellt.«

»Ah!« erwiederte ihm raſch der Poſtmeiſter und berührte mit einem Quartſtoß ſanft die Bruſt ſeines Untergebenen; »das nenne ich mir einen löblichen Vorſatz!«

»Und werden mir der Herr Poſtmeiſter dieſen Urlaub nicht verweigern?«

»Wo denken Sie hin! das hieße ja gefrevelt gegen den Wunſch Sr. Majeſtät unſeres allergnädigſten Königs; ſolche wackere Männer zurückzuhalten, wäre ja eine Sünde!«

Herr v. Dachſinger dachte neben dieſen Worten, die ihm wirklich von Herzen kamen, auch daran, wie angenehm es ſein würde, alsdann die Packmeiſtersſtelle mit einem des Bayonnetfechtens kundigen Infanterie-Unteroffiziere beſetzen zu können.

Er ſchulterte ſeine Pfeife und ging einige Mal im Zimmer auf und ab, immer dicht an den Wänden und tief in Gedanken. Plötzlich aber traverſirte er das Zimmer und trat vor den Packmeiſter hin, die Pfeife hoch gehalten, zum Anſchlag bereit, wie es ein vorſichtiger Tirailleur zu machen pflegt, der ſich einem verdächtigen Gebüſche naht. »Teufel, Teufel!« ſprach er nach einer Pauſe, »da fällt mir eben ein, daß es mir unerklärlich iſt, woher Sie ſo genau wiſſen können, daß es drunten im Lande einigermaßen Spektakel gibt. Wir halten doch hier ſo gut wie gar keine Zeitungen, und außerdem war ich bemüht, keine Nummer auszugeben, worin ſich etwas befindet, das den Leuten ihre Köpfe aufregen könnte. — Haben Sie Briefe?«

»Das nicht,« entgegnete Doſe etwas beunruhigt. »Doch traf geſtern einer meiner Bekannten hier ein, der neuernannte Poſt-Sekretär.«

»Und der hat Ihnen dieſe Neuigkeit mitgebracht?« erwiederte eifrig der Vorgeſetzte, wobei er ſeine Pfeife mit beiden

Händen raſch und ſo eilfertig und heftig erhob, als parire er einen kräftigen Säbelhieb. „Ich muß mich da vorſehen!“ ſagte er. „Zum Teufel auch! das könnten wir hier brauchen, wenn die Poſt-Sekretäre ſelbſt ſich unterfingen, dergleichen Nachrichten zu verbreiten! Tipfel iſt von der Artillerie; ich möchte ſagen, leider, und läßt ſich deßhalb leicht zu raſchen Handlungen hinreißen. Wäre er Infanteriſt, ſo würde er das Bayonnetfechten ſtudirt haben, und dieſe Kunſt, mein lieber Doſe, gibt dem Mann etwas Verſchloſſenes, etwas Umſichtiges; ſie wird bei einem braven Soldaten zur Leidenſchaft und geht ſo zu ſagen in Fleiſch und Blut über. Ein echter Bayonnetfechter iſt immer gerüſtet, er ſchaut beſtändig rechts und links!“ — Der Poſtmeiſter that alſo. — „Ja, zuweilen hinter ſich!“ — Er wandte ſeinen Kopf mit einer erſchrecklichen Geſchwindigkeit um. — „Er iſt immer auf ſeiner Hut, ſtets fertig zum Ausfall nach rechts, nach links, nach vorwärts, nach rückwärts. — So!“ — Und während Herr v. Dachſinger das ſprach, ſprang er mit einer merkwürdigen Behendigkeit in die Höhe, ſtieß mit der Pfeife nach allen Seiten, ſo daß Doſe einen Schritt zurücktrat, wandte ſich dann plötzlich um, um einen Feind hinter ſich niederzuſtechen, wobei aber die Tabaksaſche umherflog und der rothſeidene Schlafrock maleriſch umherwallte.

Doſe kannte dieſe Ausbrüche ſeines Chefs und blieb vor ihm ſtehen mit einer unerſchütterlichen Ruhe.

„Ich werde,“ fuhr Herr v. Dachſinger nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, in welchem er Athem ſchöpfte, fort, „dem Herrn Tipfel den Rath geben, einigen Unterricht bei mir zu nehmen. Sie, lieber Doſe, haben das leider verſäumt. Nun, Sie müſſen ſehen, wie Sie ſich ohne Bayonnetfechten durch dieſes Leben zu ſchlagen im Stande ſind. Ihren Urlaub ſollen Sie haben, dazu ein Empfehlungsſchreiben an den mir unbekannten

Chef Ihrer Brigade, ſowie die Erlaubniß, bei Ihrer Reiſe den Packwagen zu benutzen. — Gehen Sie mit Gott, und ſollten Sie je in den Fall kommen, irgend einem jungen Manne, der zum Militär eintreten will, einen heilſamen Rath geben zu müſſen, ſo denken Sie an mich, und haben Sie Selbſtüberwindung genug, dieſem jungen Manne zu verſichern, daß das Bayonnet die erſte aller Waffen iſt. — Leben Sie wohl!«

Doſe ergriff gerührt die dargebotene Hand ſeines Chefs, hatte Takt genug, den Singvögeln rings umher zum Abſchied einen wehmüthigen Blick zu ſchenken, dann wandte er ſich echt militäriſch um, und ſah, während er abging, wie Herr v. Dachſinger es nicht unterlaſſen konnte, mit der Pfeife einen ſo wüthenden Stoß nach ſeinem Rücken zu führen, daß ihm im Falle des Ernſtes das Bayonnet mindeſtens drei Zoll vorn zur Bruſt heraus gedrungen wäre.

Der Packmeiſter traf nun ſeine Anſtalten zur Abreiſe; er ließ unter der Obhut Tipfel's die Reichthümer, ſo er ſich im Poſtdienſt erworben, als ein paar lange Pfeifen, Filzſchuhe, wenige Civilkleider und Poſtuniformen, Schiller's Gedichte und den hölliſchen Proteus. Seine Leibwäſche packte er in einen kleinen Mantelſack, das Manuſcript ſeiner eigenen Gedichte in eine Putztaſche, und Abends um acht Uhr — der Packwagen ging erſt um Neun — zog Doſe mit einem gewiſſen behaglichen Schauer ſeine Unteroffiziers-Uniform der ſiebenten Artillerie-Brigade, die er wie eine Reliquie aufbewahrt hatte, an. Dann umarmte er den Bombardier Tipfel, welcher den Verſuch machte, ſehr betrübt auszuſehen, ſtieg zu dem Conducteur in das Cabriolet des Gepäckwagens und raſſelte mit demſelben zum Thore hinaus.

Sechstes Kapitel.

Ein kurzes, aber doch wichtiges Kapitel — handelt von einer Bürgerwehr-Wachtſtube.

Der April hat ſeine Launen — ein wahrer Spruch, den keiner der geneigten Leſer bezweifeln wird. Es gibt Monate dieſes Namens voll Aprilwetter, die ſich in der angenehmen Abwechſelung zwiſchen Regen und Schnee, Hagel und Froſt gefallen. Es gibt aber auch wieder andere, welche als Vorboten des Frühlings ein ſüßes Geſicht machen, welche Blumen und Gräſer verführen, ihre Köpfe neugierig emporzuſtrecken, und welche die Lerchen veranlaſſen, jubilirend in die Höhe zu ſteigen, als ſei es Mai und Juni und niemals Winter geweſen.

So gelaunt war der April, in welchem wir uns erlauben, im Verlauf unſerer Abenteuer den Leſer in eine herrliche Gegend zu führen, wo an den grünen Ufern des Rheines ſich am Fuß dunkler, ſteiler Felſen ein Städtchen hinſchmiegt, ein Städtchen von wenig neuen Häuſern und vielen alten, mit ſpitzen Giebeldächern, ſeltſam geformten Schornſteinen und weiten Einfahrten, die für das jetzige Leben nicht recht mehr zu paſſen ſcheinen. Rings herum laufen Mauern, theils gut erhalten, mit Zinnen verſehen, theils eingeſtürzt und ſich alsdann nur wenige Fuß über

den Boden erhebend. Dieſe Mauern umfangen das Städtchen wie mit einem ſteinernen Gürtel, und da ſie hinter den Häuſern zuſammen laufen und ſich zu einem alten Schloſſe, das droben auf der Bergwand liegt, hinaufziehen, ſo ſieht es gerade aus, als ſei es eine Zierde, welche die alte Ruine droben an zwei gewaltigen ſteinernen Ketten recht kokett in das Thal herabhangen laſſe.

Die Schloßruine iſt von ziemlichem Umfange, aber Alles an derſelben bunt und maleriſch über einander geſtürzt. Thürme, von der Gewalt des Pulvers geſprengt und von Alter geſchwärzt, beſtehen nur noch aus großen Steinbrocken, durch uralten Mörtel und Kalk verbunden. Die Gräben ſind ausgefüllt mit dem Schutt der Mauern, und von den Schloßgebäuden, die hier exiſtirt haben, ſteht nur noch ein einziger hoher Giebel, der vor dem Falle durch eine rieſenhafte Eiche geſchützt iſt, die, unter ſeinem Schutze emporgewachſen, nun ihm wieder als Schutz und Stütze dient. Dazwiſchen wuchert überall Strauchwerk, Unkraut und Epheu, welch letzteres in langen Linien über die Steinhaufen zieht und ſich hier und da an einem noch ſtehen gebliebenen Mauerwerk emporrankt.

Nach dem Städtchen, dem Rheine zu, fällt die Bergwand ziemlich ſteil ab, und iſt hier wenig von ehemaliger Fortification zu ſehen; nach dem Lande zu aber, das faſt eben bis zu den Thoren des Schloſſes liegt, ſind die oben erwähnten früher tiefen Gräben, ſowie Ueberreſte von Brückenpfeilern, ein Stück Thorbogen und neben demſelben ein ziemlich erhaltenes Gewölbe, das man reſtaurirt hatte, indem man es mit einem einzigen kleinen Fenſter verſehen, ſowie mit einer Thür, die man ſogar verriegeln konnte. Wegen des ſchönen Wetters aber, von dem wir vorhin ſprachen, ſteht dieſe Thür weit offen und zeigt ein ziemlich kahles

Gemach, dunkle Steinwände, an denen als einzige Verzierung eine ſchlechte Lithographie prangt, die einen Mann vorſtellt, auf dem Kopfe einen Schlapphut mit großer Feder, angethan mit einer Blouſe, an den Füßen Waſſerſtiefel mit dicken Sohlen, einen Säbel an der Seite, Piſtolen und Dolch im Gürtel. An Möbeln ſind hier ein Tiſch und einige Stühle vorhanden.

Obgleich glänzender Sonnenſchein auf Berg und Thal lag und die erwachte Natur tief im Frieden athmete, ſah man doch auf dem freien Platze vor der Ruine und jenem alten Gewölbe ſeltſame kriegeriſche Vorkehrungen. Da befanden ſich Leute in Gruppen von acht bis zehn Mann, die von anderen Leuten geplagt wurden, jene zierlichen Wendungen zu machen, welche man Links- und Rechtsum nennt. Da waren Andere, die ſich verzweifelte Mühe gaben, ſich gerade zu ſtrecken, die Bruſt heraus und den Bauch hinein zu drücken, die Naſe ſehr hoch zu halten und krampfhaft ein Gewehr zu faſſen, das ihren Bewegungen ſo gar nicht gehorchen zu wollen ſchien. Es war dies eine eigenthümliche Spielerei, die aber mit großem Ernſt und mit ſeltener Gutmüthigkeit betrieben wurde, mit einer Gutmüthigkeit, welche das vortrefflichſte Zeugniß ablegte von dem guten kameradſchaftlichen Verhältniß, in dem Commandirende und Commandirte zu einander ſtanden. Man ſah den guten Willen an den entſetzlich geſtreckten Beinen, an der furchtbar herausgedrückten Bruſt, an der Höhlung, die hiedurch hinten auf dem Rücken entſtand, ſowie namentlich an den Schweißtropfen, die zahlreich von den Geſichtern der Betheiligten herab floſſen. Aber trotz allen dieſen Leiden bemerkte man auch deutlich eine ungeheure Genugthuung in den Mienen dieſer alten Recruten, das Bewußtſein, für eine wichtige Sache zu exerciren, und dazu die freudige Hoffnung, morgen vielleicht ſelbſt nach freier Wahl als Commandirender dort zu

ſtehen. Dieſe Ausſicht ließ auch eine ſtrenge Disciplin nicht zur gehörigen Reife gedeihen. Wohl fuhr hier und da einer der Exercirmeiſter mit einem gutgemeinten »Kreuzdonnerwetter« dazwiſchen, doch hatte dieſer Ausdruck oftmals nur den einzigen Erfolg daß der alſo Angeredete im Gliede den Kopf herumdrehte und leicht erwiederte: »Dös Schimpfen könne Se ſich verſpare, Herr Rottemöſter!«

Das ging denn ſo eine Zeit lang fort, dann aber nahm das Exerciren für heute, wie Alles auf dieſer Welt, ein Ende, worauf die vierzig Mann, die dieſes Geſchäft betrieben hatten, eine impoſante Macht bildend, als Bataillon in einer Linie mit zwei Gliedern aufmarſchirten. Ungefähr zwölf Offiziere und Unteroffiziere vertheilten ſich zwiſchen und hinter der Front, und ein junger Mann von etwa ſechsunddreißig Jahren mit großem, blondem Bart, Schlapphut und Hahnenfeder, ſtellte ſich als Major vor der Front auf, zu ſeinen beiden Seiten zwei Hauptleute ohne Compagnieen und hinter dieſen zwei Adjutanten, natürlicher-Weiſe unberitten, aber mit vielverſprechenden Sporen an den Abſätzen.

»Bataillon — ſtillgeſtanden!«

Das Bataillon rührte ſich nicht, d. h. es ließ trotz dieſes Commando-Wortes keine Aenderung in dem harmloſen Natur-Zuſtande eintreten, in welchem es ſich vorher ſchon befunden. Dort kratzte ſich Einer am Kopfe, hier Einer anderswo; Der nahm das Gewehr auf die rechte Schulter, weil ihn die linke ſchmerzte, Jener hatte es ſogar bei Fuß geſtellt, da er im Augenblicke beſchäftigt war, ſeine Naſe zu putzen.

Der Major vor der Front überſchaute das Bataillon mit Wohlgefallen; er blickte die beiden Hauptleute an als wollte er ſagen: Seht hin und erſtaunt. Er rückte den Hut noch etwas

weiter auf das rechte Ohr, legte die Hände auf dem Rücken zusammen und sprach: „Bürger und Wehrmänner! Der lobenswerthe Eifer, mit welchem ihr die Muskete in die Hand nahmet und euch in Reih' und Glied stelltet, um einer verwilderten Soldateska zu zeigen, daß der freie Mann in wenig Tagen das erlernt, wozu der Geknechtete Jahre braucht, ist, wie wir alle sehen, von bestem Erfolge gekrönt worden. Ihr steht da, obgleich an Zahl gering, doch eine Achtung gebietende Macht, eine Hand voll Krieger, mit der ich, euer Major, unter dem Bewußtsein der gerechten Sache, gegen ein ganzes Regiment Söldner mich aufzustellen anheischig machen würde. Es lebe das Bataillon!“

„Hoch!“ schrieen die vierzig Mann.

„Es lebe der Herr Major!“ schrieen die beiden Hauptleute.

„Hoch!“ antwortete das Bataillon.

„Es leben die Hauptleute!“ schrie der Major.

„Hoch!“

„Es leben die Lieutenants und Unteroffiziere!“ rief nun der Flügelmann.

„Hoch!“ schrieen der Major, die Hauptleute und die übrige Mannschaft, wobei der kleine Tambour auf seiner Trommel wirbelte und lauter als alle Uebrigen schrie, bis er braun und blau im Gesicht wurde.

„Bürger und Wehrmänner!“ fuhr hierauf der Major fort, „es liegt uns heute noch die Pflicht ob, stellvertretende dritte und vierte Hauptleute, einen Bataillons-Schreiber und zwei Feldwebel zu erwählen. Hierzu ist heute Abend Versammlung im Grünen Baum.“

„Sehr gute und billige Weine,“ schallte eine tiefe Stimme, die dem Wirthe zum Grünen Baum anzugehören schien, aus dem Bataillon.

„Wir sind jetzt fertig," nahm wieder der Major das Wort, „das Bataillon kann in die Quartiere zurücktreten; nur wünschte ich, daß die zweite Compagnie noch ein wenig Wachtdienst übte und einen Unteroffizier und drei Mann hergäbe zu der so nothwendig befundenen Besetzung des alten Schlosses."

„Aber, Herr Major," ließ sich eine Stimme aus dem Bataillon vernehmen, „ich glaube, wir könnten das alte Schloß ohne Wache lassen. Da trägt uns Niemand einen Stein weg."

„Die Landes-Vertheidigungs-Commission," versetzte würdevoll der Commandant, „hat den Befehl dazu gegeben, und dieser Befehl ist nicht ohne Grund. Irgend ein Feind könnte sich des alten Schlosses bemächtigen, sich da festsetzen und so unsere freie und getreue Stadt dominiren."

„Ach, gehen Sie doch, Herr Major!" ließ sich eine andere Stimme vernehmen: „das glauben Sie ja selbst nicht. Ich für meine Person habe auch keine Zeit, heute Wache zu stehen."

„Ich auch nicht! — Ich auch nicht!" schrie ein Dutzend anderer Stimmen.

Und die Hauptleute und Lieutenants zuckten die Achseln.

„Es wäre am besten," flüsterte einer der Adjutanten seinem Chef zu, „daß man, wie auch gestern, Freiwillige zur Wache aufriefe. Es ist viel im Felde und in den Weinbergen zu thun; wenn wir streng sind, so spielen die Leute morgen nicht mehr mit."

„Meinetwegen!" entgegnete der Major. „Also Freiwillige zur Wache vor! Ein Unteroffizier oder Gefreiter mit drei Mann!"

„Meister Kaspar! Meister Kaspar!" schrie es durch die Reihen des Bataillons.

„Wird man von der Bataillons-Kasse verköstigt?" fragte eine feine Stimme aus der hintersten Reihe des linken Flügels.

„Das versteht sich von selbst,“ antwortete der Major. „Es wird das gehalten wie immer — aus der Kriegs-Kasse.“

„Dann lasse ich mir's gefallen!“ erwieberte die feine Stimme. Und der Träger derselben, ein kleiner, etwas gebrechlicher Mann, wand sich durch die Reihen des Bataillons und trat vor die Front.

Dies war Meister Kaspar, seines Zeichens ein Schneider. Doch war ihm der Patriotismus in das Geschäft geschlagen, und seine Kunden, obgleich sehr zufrieden mit seinen hochherzigen und edlen Gesinnungen, waren es nicht mit den langen Stichen seiner Nähte und wandten in ihrer Engherzigkeit ihre Kundschaft einem reactionären Collegen zu, während aber ihr Herz warm und brüderlich für Meister Kaspar zu schlagen fortfuhr.

Die Folge hiervon war, daß Meister Kaspar nach und nach verlumpte, und dadurch entwickelte sich bei ihm ein immer größerer Patriotismus, ja, eine wahre Blutgier, weßhalb er denn auch gern die Wache im alten Schlosse bezog, auf einen Feind hoffend, der sich ihm zur Vernichtung entgegen stellen werde.

Die noch fehlenden drei Mann zur Wache wurden aus dem kleinen Tambour recrutirt, aus dem Kuhhirten-Substituten, der zu gleicher Zeit sein Vieh und einen zu erwartenden Feind beaufsichtigen konnte, und endlich aus einem Schreiber-Gehülfen des Notars, der augenblicklich nichts zu thun hatte und das Wachtbuch besorgen sollte, wofür er nicht auf Posten zu ziehen brauchte.

So war dieser Landestheil vor Ueberfall vollkommen geschützt, und der Major schickte sein Bataillon beruhigt nach dem Städtchen zurück. Das Gewehr wurde geschultert, die Arme brüderlich verschränkt, und so zogen sie hinab in langer Linie, eine Fahne voran, und sangen:

Gebt nur eure rothen Räubermäntel her!
Das gibt rothe Hosen für ein freies Heer.
Wir brauchen keine Fürsten und keinen Adel mehr:
Alles sei verschmolzen zu einem freien Heer.

Je mehr sich der Lärm ins Thal hinab zog, desto ruhiger wurde es droben auf der Schloßruine. Meister Kaspar zog sich mit dem jungen Schreiber in das Gewölbe zurück, der Tambour tremulirte melancholisch auf seiner Trommel, und der junge Kuhhirt hatte auf einem kleinen Vorsprunge, wo er weit in das Land hinein sehen konnte, den Posten bezogen. In der Hand hatte er die Muskete, und er untersuchte sorgfältig die Schärfe des Bayonnets.

Parole war: Frankfurt am Main! das Feldgeschrei: Halt oder stirb!

Siebentes Kapitel.

Der Packmeister Dose zieht ruhig seines Weges, wird aber für ein ganzes Armee-Corps gehalten und veranlaßt einen fürchterlichen Alarm.

Mittlerweile hatte es sich gefügt, daß der Unteroffizier Dose den Packwagen, in dem er zwei Nächte und einen Tag gefahren war, verließ und des schönen Wetters halber, auch weil die Fahrstraße beständig im Zickzack bergauf und bergab lief, zu Fuß seinen Weg fortsetzte, um, das Land so gerade wie möglich durchschneidend, desto eher die Ufer des Rheines zu erreichen. Er wandelte so im Sonnenglanze dahin, voll schöner Hoffnungen, voll kühner Plane für die Zukunft. Seit er unterweges war, hatte er es für nothwendig gefunden, sich ernstlich mit politischer Literatur zu beschäftigen, und sah nun, daß im Vaterlande, noch mehr aber in den Nachbarstaaten desselben sich Manches veränderte.

Nicht ein einziges Mal beschlich ihn der Gedanke, es sei doch vielleicht von einem so alten Menschen leichtsinnig, eine gesicherte Existenz verlassen zu haben, um auf's Gerathewohl zu seiner Batterie zurück zu kehren, ungewiß, ob dort ein Platz für ihn offen sei oder nicht. — Aber zurückgewiesen konnte Feodor Dose nicht werden, dessen war er fest überzeugt! Ihm graute nur vor dem Gedanken, daß man ihn vielleicht einer Munitions-

Colonne oder einer Fuß-Batterie zutheilen könnte. — Einer Fuß-Batterie! Der Gedanke allein machte ihn nachſinnend und verdüſterte auf einen Augenblick ſein Gemüth. Er ſollte den Schleppſäbel ablegen und die Cartouche, er ſollte Leute commandiren mit weißleinenen Hoſen ſtatt dem glänzenden Lederbeſatz, Fuhrleute mit Käſemeſſern an der Seite?! — O nein! So hart würde ihn das Schickſal nicht beſtrafen. Er hatte von jeher gegen das Marſchiren eine Antipathie gefühlt, und ſein heutiger ziemlich langer Spaziergang über endloſe Haiden und Felder war nicht im Stande, dieſelbe zu vermindern.

Man hatte ihm am Morgen geſagt, bei rüſtigem Ausſchreiten werde er zu guter Zeit Nachmittags den Rhein erreichen, um alsdann auf einem Dampfboote bequem weiter hinab fahren zu können, und obgleich er ſehr große Schritte gemacht, auch zur Mittagsſtunde nur ein wenig geraſtet, ſo begann ſich doch ſchon die Sonne zu ſenken, und er ſah noch immer nichts vor ſich, als eine weite, wellenförmige Ebene. Wenn es möglich geweſen wäre, daß Doſe's Muth ſich hätte vermindern können, ſo wäre das vielleicht geſchehen. Aber unverdroſſen ſchritt er darauf los — und ſo mochte es drei Uhr Nachmittags geworden ſein, als er einem Bauer begegnete, der ihm auf ſein Befragen einen dunklen Streifen am Horizont zeigte, das Ziel ſeiner Wünſche — das erſehnte Rheinthal.

Nachdem Doſe noch eine halbe Stunde weiter gewandert war, ſo daß er in der That erkennen konnte, vor ihm erleide das bisher einförmige Terrain eine Unterbrechung durch Felſen, Wald und Schluchten, als er ferner zu ſeiner unausſprechlichen Freude gerade vor ſich die Ruine eines alten Schloſſes entdeckte, das Wahrzeichen des romantiſchen Rheinſtromes, da ſchwoll ſein Herz an, von einer unausſprechlichen Freude erfüllt. Vergeſſen

war der langweilige Postdienst mit Paketen, Adressen und Deklarationen, vergessen jenes einsame Gränzstädtchen, verblichen die Bilder all der Pack- und Postwagen, und alte, süße Erinnerungen stiegen in seiner Brust empor; er sah in seinem Geiste die Rheinstädte, die er lustig und wohlgemuth durchzogen, er sah den Wein im grünen Römer blinken, vor seinem Ohre vorbei klirrte und rasselte die alte Batterie, die Pferde schnaubten und schüttelten sich, in den engen Gassen dröhnten die schweren Stücke auf dem Pflaster, neugierige Mädchengesichter blickten aus alten, grauen Häusern vor, er selbst — Dose, der Geschützführer, hatte stolz die rechte Hand auf die Hüfte gestemmt und zog ein wie ein römischer Triumphator, während die Kanoniere sangen:

Friedrich Wilhelm saß im Wagen,
Zog mit uns in's Feld,
Ueber sieben Jahr wollen wir Frankreich schlagen,
Lustig und fröhlich sein, Juchhe!
Lustig und fröhlich sein.

Diese Erinnerungen überwältigten den langen Feodor; er ließ sich am Rande eines kleinen Grabens nieder, und da er sich dabei zufällig auf etwas Hartes setzte, so erinnerte er sich seiner Gedichte, die er in die Tasche gesteckt hatte, zog sie hervor und las mit Begierde, zum Gott weiß wie vielten Male, sein vortreffliches, nie genug gewürdigtes Gedicht: Auf der Wacht.

Während Dose so, halb liegend halb sitzend, in seiner Vergangenheit wühlte, saß ihm auf einer Entfernung von einer halben Stunde der Posten der alten Schloßruine gegenüber und beschäftigte sich sehr mit der Gegenwart. Dießmal war der kleine Tambour aufgezogen und verzehrte, die Trommel neben sich, ein großes Stück Brod mit Käse. Dabei hielt er scharfen Lugaus, und so kam es denn, daß er, von der Sonne begünstigt, endlich

die glänzenden Knöpfe von Doſe's Uniform entdeckte. Der Tambour ſchrak ordentlich zuſammen, dann nahm er ſeine Trommel auf, ſchlug einen kleinen Wirbel, worauf augenblicklich der Wacht-Commandant erſchien mit dem Schreiber und dem Kuhhirten.

Richtig, es ließ ſich nicht läugnen, daß ſich dort über die Ebene heran etwas Verdächtiges bewege. Meiſter Kaspar, der früher viel in Uniformen gearbeitet, ſtrengte ſeine Augen übermäßig an, dann erbleichte er gelinde, machte mit der Hand ein Zeichen zum Stillſchweigen, und ſagte: „Artillerie!“ Doch erholte ſich der Schneider bald wieder von ſeiner erſten Beſtürzung und traf ſeine Anſtalten wie ein kluger Feldherr. Der Lauerpoſten wurde in das Gemäuer zurückgezogen, der Schreiber verfaßte einen Bericht an das General-Commando drunten im Städtchen, und der Gehülfe des Kuhhirten wurde beauftragt, dieſe Depeſche in der ſchnellſten Gangart dem Commandirenden zu überbringen.

Der Bericht lautete ungefähr: „Schloß Steineck, am 4. April. Auf Poſten bis vor wenigen Augenblicken nichts Neues, gegenwärtig aber Entdeckung eines verdächtigen Feindes, der gegen uns heranzieht. Zahl und Stärke ſind unmöglich anzugeben, da ſich bis jetzt erſt die Vorpoſten entwickelt haben. Der unterzeichnete Wacht-Commandant hat ſich aber durch den Augenſchein überzeugt, daß ſich bei dem heranziehenden Armee-Corps auch Artillerie befindet.“

Wir müſſen geſtehen, daß der Kuhhirt dieſe Depeſche zitternd dem Major überbrachte, daß der Major ſie bebend las, daß die Hauptleute ſchauderten, und daß ſämmtliche Lieutenants einen wehmüthigen Blick gegen den blauen Abendhimmel richteten, einen Blick, in dem deutlich zu leſen war: „Herr, dein Wille geſchehe!“

Darauf wirbelte der ältere Tambour dumpf und geheimnißvoll das Zeichen zum Appel durch die Straßen des Städtchens, auf welche ſich ſchon die Abendſchatten niederließen. Das Bataillon trat nicht vollzählig zuſammen; aber durch die Reihen deſſelben ging die Schreckenskunde von dem, was droben geſchehen. Man geſtand ſich achſelzuckend, daß Meiſter Kaspar jetzt ſchon viele Chancen habe, für das Vaterland gefallen zu ſein. Man ſteckte die Köpfe zuſammen und beſchloß, dem Feinde, der mit ſo großer Uebermacht daher komme, ſpähend entgegen zu gehen, und dieſes Geſchäft ſollte von dem Major und den Hauptleuten in eigener Perſon vollführt werden. Hiermit war die übrige Mannſchaft vollkommen zufrieden, beſchloß aber, auf alle Fälle beiſammen zu bleiben, erwählte den Grünen Baum zum Hauptquartier und verſchanzte ſich dort — — hinter Flaſchen und Gläſer.

Der Major und die beiden Hauptleute ſtiegen den Schloßberg hinan, und es war, als ſeien ſie von einem gleichen Gefühle beſeelt, denn ſie nahmen ſtillſchweigend die rothen Federn von ihren Hüten, ſteckten die gleichfarbigen Schärpen ſorgfältig in die Taſche, und nahmen den bis daher ſo martialiſch umgeſchnallten Degen leicht in die Hand, wie eine Sache, deren man ſich bei vorkommender Gelegenheit zu entledigen veranlaßt ſehen könnte.

Der Wacht-Commandant droben hatte ſeine beiden Untergebenen zu ſich in die Wachtſtube genommen und ſich darin verſchanzt ſo gut wie möglich, den Tiſch vor die Thüre gerückt, Bänke und Stühle darauf geſtellt, vor allen Dingen aber die Lithographie von der Wand entfernt, welche jenen wildausſehenden Mann mit dem großen Bart und Hut vorſtellte. Es war von Meiſter Kaspar nicht vorſichtig, ſich ſo der Gefahr bloß zu ſtellen, im eigenen Hauſe gefangen zu werden. Doch war der

Moment zu überwältigend für ihn; er verlor ſeine gewöhnliche Umſicht, er verläugnete in dieſem Augenblicke ganz und gar ſein Feldherrn-Talent. Der Schreibergehülfe ward in eine ſchießſchartenähnliche Oeffnung geſtellt, die ſich neben dem Eingange befand, der Tambour an das einzige Fenſter des Gewölbes, durch welches man hinab auf den Rhein und das Städtchen ſehen konnte. Der Erſte ſollte den anrückenden Feind beobachten, der Zweite nach der ſehnlichſt erwarteten Hülfe ausſpähen. Beide ſahen aber längere Zeit gar nichts; nur hörte der Tambour mit ſeinem geübten Ohr drunten einen leichten Trommelwirbel, dann aber war und blieb Alles ſtill. Kein Waffengeklirr erfreute das Herz der Belagerten, keine muthigen Stimmen den Berg Heranſteigender, Stimmen ihrer Freunde, ihnen Troſt und Hülfe bringend.

Der Schreiber hatte ſein Auge feſt an die Schießſcharte gelegt und hielt ſeine Hände auf dem Rücken. Auf einmal fing er an, mit den Armen wie ein Telegraph zu arbeiten; auch ſpreizte er die Finger weit von einander und ſchloß ſie krampfhaft wieder zuſammen.

„He!“ ſagte der Wacht-Commandant.

„Er kommt,“ flüſterte der Lauerpoſten.

„Und keine Hülfe!“ rief der unglückliche Schreiber. — „Was ſehen Sie?“

„Keine hundert Schritte von hier ſind ihre Tirailleurs; gerade vor mir iſt einer, der ohne viel Beſinnens direct auf uns zu ſchreitet; wenn ich nicht irre, trägt er das Gewehr in der Hand, wie einen Spazierſtock.“

„Vielleicht entdeckt er unſern Aufenthaltsort nicht,“ meinte der Wacht-Commandant. „Und gewiß, ſo wird es ſein. Der Feind wird keine Beſatzung in dem alten Schloſſe vermuthen und ruhig den Weg nach der Stadt verfolgen. Wer weiß,“ ſetzte er

mit gläubigem Herzen hinzu, »vielleicht iſt es gerade unſer Glück, daß wir uns hier oben ſo bloßgeſtellt befinden: wir werden überſehen und nicht mitgefangen und mitgehangen.«

Aber das Schickſal wollte es anders. Die Geſtalt draußen, die der Lauerpoſten für ein Stück feindlicher Tirailleurkette hielt, war Doſe, der mit dem beruhigtſten Gemüth auf die Ruine zuſchritt, einzig in der Abſicht, bei derſelben vielleicht einen Weg zu finden, der ihn zur Stadt hinabführe. Obgleich er ſich dicht vor der Wachtſtubenthüre befand, ſo war es doch bereits zu dunkel, um etwas dergleichen erkennen zu können. Da ſtieg der unglückſelige Tambour von ſeinem Fenſter herab, um ebenfalls nach dem Feinde zu ſpähen, und vergaß ſeine Trommel, die er hinter ſich auf den Boden gelegt. Er ſtolperte ſo heftig darüber hin, daß er mit dem Bauch auf die Rundung fiel, vorn das Uebergewicht erhielt und nun durch ſein eigenes Inſtrument wie durch eine Walze ſo unaufhaltſam vorwärts gerollt wurde, daß er, mit unwiderſtehlicher Gewalt zwiſchen die Beine des Wacht-Commandanten getrieben, auch den Meiſter Kaspar zu Fall brachte, was alles zuſammen einen ſeltſamen und unerhörten Spektakel verurſachte.

Doſe blieb augenblicklich ſtehen und horchte. So geſund ſeine Phantaſie war und ſo muthig ſein Herz, ſo ſtutzte er doch über dieſe ſeltſamen Töne, trat aber dennoch ein paar Schritte näher und kam nun ſo dicht an das Gewölbe heran, daß er die Thüre an demſelben entdeckte.

Das alles ſah der Schreiber drinnen an ſeiner Schießſcharte. Er bemerkte, wie der Feind einen Augenblick im Begriffe war, wieder umzukehren. Aber auch nur einen Augenblick. Im nächſten ſprang der Lauerpoſten bis an die entgegengeſetzte Wand des Gemaches, dann ertönten langſam und feierlich drei heftige Schläge an die Thüre.

„Es iſt Alles vorbei!“ ſagte Meiſter Kaspar, indem er rathlos um ſich ſchaute. „Wir haben uns lange genug gehalten. Was hilft alle fernere Gegenwehr? Ich muß das Schloß übergeben. Tambour, ſchieb den Riegel zurück!“

Dies geſchah, und dann wurde die Thüre von außen langſam aufgedrückt, worauf die Wachthabenden einen ſehr langen Mann vor derſelben bemerkten, der ſich aber hütete, in das dunkle Gemach einzutreten.

„Wer iſt da?“ rief Der draußen.

„Eine ſchwache Beſatzung,“ antwortete Meiſter Kaspar. „Nur drei armſelige Mann, die ſich aber ein wahres Vergnügen daraus machen, vor einem ſo tapferen Feinde das Gewehr zu ſtrecken.“

„Was Beſatzung? Was Gewehr ſtrecken?“ ſagte der Andere. „Ich glaube, meine Herren da drinnen, es wäre am allerbeſten, wenn Sie ein wenig Licht machten, daß wir im Stande wären, uns gegenſeitig anzuſchauen.“

„Der Beſiegte muß dem Sieger gehorchen,“ dachte Meiſter Kaspar und nahm aus ſeiner Weſtentaſche ein Streichhölzchen, rieb es auf ſeinem fadenſcheinigen Beinkleid, zündete dann eine Talgkerze an und beleuchtete ſo das Gemach.

„Ei der Tauſend!“ verſetzte Doſe ſonderbar lächelnd, als er die drei Geſtalten bemerkte. „Iſt das hier vielleicht eine Räuberhöhle?“ — Er hätte ſich wahrhaftig glücklich geſchätzt, wenn es ſo geweſen wäre. Denn mit welchen Gedichten würde er in einem ſolchen Falle ſein Manuſcript bereichert haben! Aber ſchon im nächſten Augenblicke klärte ſich auf, wen er vor ſich habe, und der ehemalige Unteroffizier trat lachend und wohlgemuth in die Wachtſtube.

Die Barrikade, aus Tiſchen und Stühlen beſtehend, die beim Oeffnen der Thüre leicht bei Seite geſchoben worden war,

wurde jetzt hinweggeräumt. Doſe ließ ſich auf einen der Stühle nieder, wobei er aber ein gewaltiges Stück Holz, das ihm zum Spazierſtock diente, zwiſchen die Beine nahm.

Hatte ſich der Schneider ſchon vorhin gewundert, daß ſich der Sieger ſo ruhig niederließ, ſo ſtieg ſein Erſtaunen auf's Höchſte, als ihn Doſe nun fragte, wie weit es zur Stadt hinab ſei und ob ſich dort ein gutes Gaſthaus befinde. Ja, ſein Erſtaunen verwandelte ſich langſam in Verwunderung, als ihm der Schreibergehülfe meldete, man ſehe vom Feinde nichts mehr, und dieſe Verwunderung wurde zu einem leichten Anfluge von Muth, als ihm der Tambour in's Ohr flüſterte, er höre Leute den Berg heraufſteigen.

„Bah! eine Räuberhöhle!“ ſagte Meiſter Kaſpar, indem er ſich langſam nach dem Eingange zurückzog: „ſehen wir vielleicht wie Räuber aus? Es iſt in der That weit verdächtiger“ — dabei hatte er die Thüre erreicht, — „wenn man ſo allein im Lande herumſtreicht, freilich ohne Waffen, aber mit verdächtigen Knotenſtöcken in der Hand.“

Doſe, in der Argloſigkeit ſeines Herzens, verſicherte, ihn nicht zu verſtehen, und wandte ſich nun an den kleinen Tambour, um die gewünſchte Auskunft zu erhalten. Doch entſchlüpfte ihm dieſer ebenſo, wie der Wacht-Commandant, nicht ohne ſeine Trommel mitzunehmen. Ihnen folgte behende der junge Schreiber, und alle drei zogen ſich etwas von dem Gewölbe zurück den Schritten entgegen, die man jetzt deutlich ankommen hörte.

Es waren der Major, die Hauptleute und Lieutenants. Meiſter Kaſpar, der immer noch etwas ſchwer athmete, meldete mit großer Geläufigkeit, wie er einen Hinterhalt gelegt habe und wie er vermittelſt deſſelben einen wahrſcheinlich zu weit vorgeſchobenen Poſten glücklich eingefangen.

„Wie ſtark iſt dieſer Poſten?“ fragte ängſtlich der Major.

„Freilich nur ein einziger Mann,“ entgegnete der tapfere Schneider, „der aber bei ſeiner Körperlänge für drei gelten könnte.“

„Ein einziger?“ ſagte der Major mit viel lauterer Stimme, worauf die Hauptleute „Hm! hm!“ machten und die Lieutenants ſich ziemlich laut räuſperten. Ueberdieß war es merkwürdig, ja, rührend anzuſehen, wie dieſe Tapferen in ſeltener Uebereinſtimmung handelten. Denn kaum hatte der Wachthabende ſeinen Bericht geendigt, ſo wurden, wie auf Commando, die Säbel wieder feſter geſchnallt, die Schärpen umgelegt, und ſtolz flatterten abermals die rothgefärbten Hahnenfedern von den grauen Schlapphüten.

Achtes Kapitel.

Enthält ſehr viel Lehrreiches über das Fraterniſiren, ſowie das politiſche Glaubensbekenntniß des ehemaligen Unteroffiziers Doſe, artig in ein Gleichniß gekleidet.

Wie wir dem geneigten Leſer ſchon im vorigen Kapitel berichteten, hatte ſich Doſe, ſeit er den Poſtdienſt verlaſſen, ſo viel als möglich mit Politik beſchäftigt, und da er nachgeholt, was er bis jetzt verſäumt, ſo wußte er nun ganz genau, welches Gewand in Frankreich Mode geworden und wie ſehr man ſich in Deutſchland bemühte, die alten, ehrwürdigen Kleider nach jenem Schnitte umändern zu laſſen. Ferner hatte er einen ſchwachen Begriff von den Wünſchen des Volkes und eine dunkle, aber ſehr traurige Idee von der Bürgerwehr.

So ſaß er da in der Wachtſtube des alten Schloſſes, allein gelaſſen von den Bewohnern, und war als feinfühlender Mann ſchon im Begriffe, aufzuſtehen und ſich zu entfernen, als er mit Einem Mal Waffengeklirr vernahm und vor ſeinen Augen eine Geſellſchaft auftauchen ſah in für ihn unerklärlichen und nicht zu begreifenden Anzügen.

Der Major hatte ſeine ganze Faſſung wieder gewonnen,

warf ſich in die Bruſt, ſah den Unteroffizier ſcharf, ja, drohend an und ſagte: „Mein Freund, woher des Weges?“

Doſe ſchaute verwundert um ſich, grüßte aber deſſen ungeachtet militäriſch und entgegnete: „Ich habe geglaubt, nicht ſehr weit von C. entfernt zu ſein. Sollte ich aber zufällig in ein fremdes Land gerathen ſein? Ich muß dieß vorausſetzen, da ich die Herren vor mir in Uniformen ſehe, die mir durchaus nicht bekannt ſind.“

„Aber wir kennen die Ihrige,“ gab der Major würdevoll zur Antwort und hob die Naſe in die Höhe.

„Das will ich meinen und hoffe es!“ verſetzte Doſe mit leuchtendem Blick. „Iſt ſie doch genug bekannt, meine Uniform, königliche Artillerie, ſiebente Brigade, der Rock meines Herrn und Königs — Gott ſoll ihn erhalten! Aber,“ ſetzte er treuherzig lächelnd hinzu, „nehmen Sie mir nicht übel, das Geſchmuck, das Sie tragen, iſt mir, wie geſagt, völlig unbekannt. Habe ich vielleicht die Ehre, eine Schützen-Compagnie vor mir zu ſehen?“

„Bürgerwehr!“ ſprach ſtolz der Major. Und die Lieutenants hinter ihm hoben ſich in die Höhe, um den vorwitzigen Frager anſchauen zu können. „Bürgerwehr!“ wiederholte der Commandant, „und ich, der Major, frage deßhalb, wer Sie ſind und woher Sie kommen. — Vielleicht Deſerteur?“ ſetzte er mit lauerndem Blicke hinzu.

„Deſerteur!“ wiederholte Feodor Doſe und erhob ſich halb vom Stuhl, während er mit ſeiner Hand den ſtarken Knotenſtock feſt umſchloß. „Bürgerwehrmann, nehmen Sie ſich in Acht! Ich muß geſtehen, daß ich große Luſt in mir verſpüre, Sie für dieſe Beleidigung auf die ſchöne rothe Feder zu ſchlagen, mit

Abſicht nur auf die Feder; wenn ich zufälliger Weiſe etwas tiefer treffe, kann ich nicht dafür. — Deſerteur!?«

»Sie brauchen ſich deßhalb nicht zu ereifern,« verſetzte der Major, indem er einen Schritt zurücktrat, »es ſollte das keine Beleidigung für Sie ſein.«

»Mich Deſerteur nennen und keine Beleidigung?«

»Es gibt Umſtände,« antwortete der Commandant der Bürgerwehr, »wo man berechtigt iſt, ſeine Ueberzeugung zu ändern, wo man einen Weg verläßt, den man bisher gewandelt, da man einſieht, daß er zur Unterdrückung ſeiner Mitmenſchen, zum eigenen Verderben führt.«

»Das verſtehe ich nicht,« ſagte Doſe. Und er ſprach nicht Unwahrheit.

Der Major war ein tapferer Mann, obgleich kein Diplomat. Er war das Schwert und der Arm; aber der Mann, welcher der Waffe die gehörige Richtung gab, ſein erſter Adjutant, drängte ſich jetzt zum guten Glücke vor, um die gefährlich werdende Unterhaltung aus den Händen des kühnen, aber etwas unüberlegten Chefs zu nehmen.

»Mein lieber Herr Unteroffizier,« ſagte er mit lächelnder Miene, »wir ſehen Ihre Uniform, wir kennen ſie, wir achten dieſe Uniform; wir ſehen Ihr Geſicht, ein offenes, ehrliches Geſicht — Zutrauen einflößend, wir kennen Ihr Inneres durch dieſes Geſicht, wir heißen Sie an den Ufern des Rheines freudig willkommen.«

Doſe nickte mit dem Kopfe und dachte: »Der Mann drückt ſich etwas poetiſch und blumenreich aus, aber durchaus nicht unfreundlich. Hören wir ihn ruhig zu Ende.«

»Mein lieber Herr Unteroffizier,« fuhr der Sprecher fort, »Sie ſind querfeldein daher gekommen, Sie reiſen in Urlaub,

in Geſchäften, was weiß ich! Sie haben uns überraſcht — angenehm überraſcht. Wir freuen uns, Sie zu ſehen, Sie, ein Soldat gerade wie wir, wenn wir auch von dem gewaltigen Kriegsheer Sr. Majeſtät vielleicht nur eine ſchwache Copie ſind — nur Bürgerwehr. Dort ſteht unſer Chef; Sie werden mich vollkommen verſtehen. Wir haben unruhige Zeiten, keine Beſatzung, deßhalb bewaffnet ſich der Bürger, um Deutſchland zu ſchützen, ſeinen heimatlichen Herd, Weib und Kind. Natürlich liegt es in dieſem Falle auch in unſerem Intereſſe, die Polizei zu handhaben; daher die Fragen unſeres Chefs an Sie. — Aber wie geſagt, Sie ſind uns auf alle Fälle willkommen, es ſteht Ihnen jedes unſerer Häuſer zu Gebot, Jeder von uns wird ſich eine Ehre daraus machen, Sie bei ſich zu beherbergen.«

Die Lieutenants nickten ſich bedeutſam zu, Meiſter Kaspar ſchaute mit einer wahren Verehrung auf den Adjutanten, und der Major, nachdem er einige Male verlegen gehuſtet, ſagte: »In der That, es iſt ſo, mein lieber Herr Unteroffizier. Wir treiben das Kriegshandwerk, es macht, wie Sie wiſſen, den ſanfteſten Menſchen rauh und unbeugſam. Aber, mein lieber Herr Unteroffizier, Sie ſind uns willkommen, wahrhaftig, ſehr willkommen. Verlaſſen wir dieſe Wachtſtube, folgen Sie uns hinab in den Grünen Baum, das ganze Bataillon wird ſich freuen, einen tapferen Kameraden kennen zu lernen.«

Doſe war zu gut für dieſe Mittheilung, hatte auch zu lange als harmloſer Packmeiſter in jenem Gränzſtädtchen gelebt, um nicht Alles zu glauben, was man ihm mit offener, ehrlicher Miene ſagte. Er nahm die dargebotene Hand des Majors, er nickte dem Adjutanten und den Offizieren freundlich zu, und ſeine Begriffe über die Bürgerwehr begannen ſich bedeutend zu verbeſſern. Der Mann vor ihm hieß nun einmal Major, wenn

auch nur Major der Bürgerwehr. Er trug einen Offiziers-Säbel, er mußte alſo doch wohl irgend ein Recht auf dieſe Charge haben. Doſe dachte an die Freicorps während der vergangenen Feldzüge, an den tapferen Schill, der auch Major war; er fühlte in ſeinem Herzen, wie es doch rührend und ſchön ſei, daß dieſe Männer Haus und Hof verließen, um an der Seite des wirklichen Militärs freudig gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu ziehen. Er vergaß die barſche Anrede von vorhin, er vergaß ſogar den Deſerteur und ſagte, indem er ſich in ſeiner ganzen Länge aufrichtete, indem er militäriſch grüßend daſtand und den Knotenſtock wie einen Säbel an die linke Seite hielt: „Herr Oberſtwachtmeiſter, Feodor Doſe, früher Unteroffizier in der reitenden Batterie Nro. 4, und jetzt Packmeiſter in L., kommt in Urlaub von dort, um bei bevorſtehender Mobilmachung in irgend eine Batterie wieder einzutreten.“

Der Major ſtand ſinnend da. Noch nie war er, ein Demokrat vom reinſten Waſſer, ſo ſchön militäriſch gegrüßt worden. „Herr Oberſtwachtmeiſter“ hatte man zu ihm geſagt. Es zuckte ſeltſam in ſeinem Herzen, und wenn er dachte, daß in vier Wochen eine neue Wahl ſei, wo er vielleicht wieder zum Hauptmanne, zum Lieutenant oder gar zum Musketier herabzuſteigen habe, da ſprach es in ihm, das einmal feſt Beſtehende ſei doch ſchön, und wenn er plötzlich wirklicher Major geworden, ſolle ihn der Teufel holen, wenn nicht ein heiliges Kreuzdonnerwetter allen den Kerlen auf die Köpfe fahren werde, die mit dem Vorhandenen nicht zufrieden ſeien.

Glücklicher Weiſe ſind alle Gedanken unſichtbar. Deßhalb ahmten die Hauptleute und Lieutenants ihren Chef nach, indem ſie dem Unteroffizier Doſe die Hand reichten, und es war ein Händebrücken und Fraterniſiren, ſo ſüß und lieblich anzuſehen,

daß ſogar der wachthabende Schneider es nicht unterlaſſen konnte, herbei zu kommen, Doſe's Fauſt zu ſchütteln, dabei ſprechend: „Und wir konnten uns einen Augenblick feindlich gegenüber ſtehen?“

Der Major mahnte endlich zum Aufbruch nach dem Städtchen, um einen heiteren Abend im Kreiſe ſeines Bataillons und in dem Schatten des Grünen Baumes zuzubringen. Doch Doſe bat ehrerbietigſt, aber dringend, hier oben in der heimlichen Wachtſtube zu bleiben. „So gut wie heute,“ ſagte er feierlich, „iſt es mir ſchon lange nicht geworden. Gott, welche Poeſie! Eine Wachtſtube in den Räumen eines alten Schloſſes! Es ſitzt ſich ſo behaglich hier in dieſem ſtillen Gemäuer, und wenn man zum Fenſter hinausſchaut, ſo ſieht man, wie ſo wunderbar lieblich der Rhein funkelt im ſilbernen Mondesglanze.“

Der Major aber war für den Grünen Baum. Nicht ſo der diplomatiſche Adjutant, der auch jetzt wieder in's Mittel trat und ſeinem Vorgeſetzten einige Worte zuflüſterte. „Richtig! richtig!“ verſetzte hierauf der Commandirende; „es geſchehe alſo nach Ihrem Wunſche, Herr Kamerad.“ Worauf er zwei Lieutenants vorläufig zur Ehren-Geſellſchaft bei Doſe commandirte und ſich alsdann in Begleitung ſeines übrigen Stabes den Berg hinab begab.

Der Adjutant hatte auch dieſes Mal vollkommen Recht. Seine Abſicht war, den vortrefflich ausſehenden Unteroffizier für die gute Sache zu gewinnen, ihn wenigſtens zu vermögen, daß er eine Zeit lang bleibe, um das Bataillon in militäriſche Zucht zu nehmen. Welcher Triumph, wenn das gelang! Selbſt die Kreisſtadt hatte einen ſolchen Exerciermeiſter nicht aufzuweiſen. Die behalfen ſich mit einem halbblinden und ſehr lahmen Feldwebel von der Landwehr-Infanterie. Hier aber hatte man einen Artilleriſten; auf dem Rathhauſe befanden ſich zwei alte

eiſerne Kanonen, und es war ſchon lange der glühende Wunſch des Adjutanten geweſen, das alte Schloß droben zu befeſtigen. Weßhalb aber dieſer umſichtige Kriegsmann darauf antrug, den ehemaligen Unteroffizier vor der Hand droben auf dem alten Schloſſe zu laſſen, war leicht begreiflich. Im Bataillon drunten gab es wilde, unvorſichtige Gemüther, die beim Anblicke der Uniform in ihren Reden wahrſcheinlich keine Mäßigung gekannt und den guten Vorſatz des Fraterniſirens durch ihre böſen Worte ſo leicht zu nichte gemacht hätten. Die mußten inſtruirt und ihnen vorgeſtellt werden, wie wichtig es ſei, den Unteroffizier da zu behalten.

Die Abweſenheit des Majors dauerte übrigens nicht lange, und bald erſchien er wieder droben in der Ruine, nur gefolgt von ſeinen Hauptleuten. Zugleich aber erſchien mit ihm ein Kellner und Hausknecht des Grünen Baumes, zahlreiche Flaſchen tragend und Schüſſeln mit vielem kalten Fleiſche, ſowie auch Brod.

Wir müſſen geſtehen, daß Doſe einen tüchtigen Zug that und ſich überglücklich fühlte. Er ſchaute vergnügt an den Wänden des Gewölbes empor. „Die Wachtſtube eine Ritterburg!“ murmelte er in ſich hinein, und vor ſeinem Geiſte ſtiegen alte, vergangene Zeiten auf, und er dachte, wie hier die Schloßknechte geſeſſen in Wehr und Waffen, wie ſie vielleicht Landsknecht geſpielt oder geknöchelt, und wie dazu die rothe Gluth einer Pechfackel geleuchtet. Dann war es ihm ordentlich, als höre er draußen einen lang gezogenen Hornton, als vernehme er, wie man die Zugbrücke niederlaſſe, wie eine klirrende Reiterſchaar donnernd darüber hinſprenge, und wie im Scheine bleicher Wachsfackeln die zarte Herrin des Schloſſes, gefolgt von Pagen, langſam die Treppen herabſchreite, dem Gemahl entgegen, der vergnügt heimkehrte von Schlacht und Sieg.

Wie war er bei ſolchen Gedanken ſo glücklich, den Poſtkittel ausgezogen zu haben und wieder jenem luſtigen, glänzenden Stande anzugehören, der noch allein mit der alten vergangenen Ritterzeit einige Aehnlichkeit hatte!

Dazu nöthigte der Adjutant fleißig zum Trinken. Alles griff herzhaft zu, und man befand ſich bald in einem gemüthlichen, etwas erheiterten Zuſtande. Der Major konnte es nicht unterlaſſen, das Geſpräch auf die großen Fragen des Tages zu bringen, um dem politiſchen Glauben des Unteroffizirs auf den Zahn zu fühlen. Doch fuhr er erſchrocken zurück, denn er fand in Doſe einen ſo großen Reaktionär, einen ſo furchtbaren Vertheidiger alles Beſtehenden, daß ihm die Haut ſchauderte. Feodor war aufs kleinlichſte gegen alle Aenderungen; ja, er ging ſo weit, zu behaupten, es ſei traurig, daß man bei den Geſchützen die Percuſſion eingeführt. Der alte Luntenſtock in ſeiner Einfachheit ſei viel ſicherer geweſen und habe auch neben dem Abfeuern des Geſchützes noch ſonſt auf verſchiedene praktiſche Art dienen können. Aber, ſchloß er, ich nehme ſogar die Percuſſion dankbar und gläubig hin, denn ſie kommt von oben, und was Se. Majeſtät der König thut, das ziemt einem braven Soldaten nicht, zu bekritteln. Se. Majeſtät der König, da wir gerade von ihm ſprechen, er lebe hoch! noch einmal und abermals hoch!

Doſe ſchrie für ſeine Perſon dieſes Hoch ſo kräftig hinaus, daß er unmöglich bemerken konnte, wie die ihm gegenüber Sitzenden ziemlich ſtumm blieben. Da ſie aber ihre Mäuler vor Erſtaunen weit aufriſſen, ſo vermuthete er, ſie hätten das Ihrige bei dem Toaſte ebenfalls gethan, und ſetzte ſein Glas ruhig vor ſich nieder.

Der Adjutant bemühte ſich, der Unterhaltung eine andere

Wendung zu geben, und ſprach von dem Nachbarſtaate im Weſten und von den großen Veränderungen, die ſich dort begeben. „Was meinen Sie, Herr Kamerad,“ ſagte er, „wie wird das dort werden, und welchen Einfluß können dieſe Umwälzungen auf uns haben?“

Doſe ſchaute ſchwärmeriſch an die Decke, that einen langen Zug aus ſeinem Glaſe und lächelte fein. „Das wird enden,“ entgegnete er, „wie alle dergleichen Geſchichten endigen, zum großen Schaden derer, die es angefangen. Es iſt übrigens ſchwer, ſich mit kurzen und klaren Worten darüber auszuſprechen; nur iſt mir auf meinem heutigen Marſche, als ich ſo allein über die Felder zog, ein poetiſches Gleichniß eingefallen, das mir hieher nicht ſchlecht zu paſſen ſcheint.“

„Laſſen Sie hören,“ ſagte der Adjutant.

„Ich muß vorausſchicken,“ erwiederte Doſe, und er ſtrich ſeinen langen Schnurrbart horizontal aus einander, „daß ich in Gleichniſſen nicht gerade ſtark bin, und wenn das meinige Ihnen unpaſſend erſcheint, ſo kann ich nichts dafür. Aber Sie ſollen es genießen.“

„Sehen Sie, da war eine Wittwe, die commandirte ihr Hausweſen und zu gleicher Zeit zwei Töchter, welche unter anderen ſehr guten Eigenſchaften die außerordentlich ſchlechte hatten, nie frühzeitig aufſtehen zu wollen. Sie mochten gern lange ſchlafen, was ein großer Fehler iſt, meine Herren. Denn man ſagt nicht umſonſt, um etwas zu erlangen oder Jemanden zu überliſten, müſſe man früh aufſtehen.

Die Mutter aber war ſtreng und hatte einen Hahn. — Vergeſſen Sie das nicht, meine Herren, einen Hahn, wie Die da drüben auch einen gehabt haben. — Dieſer Hahn nun war die lebendige Uhr der Wittwe und ſo der Plagegeiſt der Töchter.

Denn ſobald dieſes Thier bei des Morgens früheſter Frühe ſein majeſtätiſches Krähen anhub, vielleicht um vier, fünf Uhr, ſo jagte die Wittwe ihre Töchter vom Bette empor. Ich weiß nicht, welches Mittel ſie anwandte, ob ſie ihnen die Bettdecke wegzog, oder die Waſſerflaſche gebrauchte. Genug, ſie mußten heraus und gingen, den Hahn verwünſchend, an die Arbeit. Der Hahn war ihnen nun ein Dorn im Auge, und ſie fingen an, zuerſt über ihn zu murren, über ihn, den ewigen Ruheſtörer, zu klagen, und endlich verſchworen ſie ſich gegen ſein Leben. Wenn der Hahn nicht mehr da iſt, ſprachen ſie, ſo werden wir es gut haben: wir werden ſchlafen können, ſo lange wir wollen, wir werden ein gemächliches Leben führen; darum nieder mit dem Hahn! à bas le Hahn! — er iſt an allem Unheil ſchuld. — Und darauf wurde er umgebracht, und die Mädchen frohlockten ein paar Nächte, denn die Mutter verſchlief ſich, und auch ſie konnten ruhen bis an den hellen Tag.«

»Sehen Sie,« ſprach lächelnd der Major, »wie hatten ſie ſo recht, den Hahn abzuſchaffen!«

»Nur Geduld!« gab feierlich der Unteroffizier zur Antwort. »Das Glück währte nur eine kurze Zeit. Die Wittwe, die bis jetzt bei Tagesanbruch von dem Hahne geweckt wurde, fing nun an, oft ſchon um Mitternacht oder um ein, zwei Uhr aus dem Schlafe zu erwachen, und dann behauptete ſie, der Tag breche an. Bettdecke oder Waſſerflaſche ſpielte, die armen Mädchen mußten heraus, mußten ſchon mitten in der Nacht an die Arbeit gehen und waren nun erſt recht geſchunden und geplagt. Vergebens baten ſie die Alte, doch einen neuen Hahn anzuſchaffen, ſie wollten ja gern dem erſten Rufe deſſelben folgen — die Mutter war nicht zu bewegen. Sie regierte fortan ohne Hahn, aber zum Kummer, zur Verzweiflung des ganzen Hausweſens.«

„Das Gleichniß wäre nicht ſchlecht,“ ſagte ernſt der Major, „aber es paßt nicht, mein lieber Unteroffizier. Der alte Hahn iſt verſchwunden und auch die Mutter wird ihr despotiſches Regiment nicht fortſetzen können; die Töchter, Knechte und Mägde, das Volk wird ſeinen Willen kundthun, und, um mit Ihren Worten zu ſprechen, Bettdecke und Waſſerflaſche werden nimmer ſpielen.“

„Zugeſtanden!“ erwiederte Feodor Doſe groß und würdig. „Sie haben recht, die alte Mutter iſt zu ſchwach, um das Hausweſen, das, wie der Herr Oberſtwachtmeiſter eben ſagte, ſich empörte, fortan im Zaume zu halten. Sie wird überwältigt, man wirft ſie aus ihrem Schlafzimmer, es herrſcht eine neue Zeit des Glücks und des Vergnügens. Jeder thut, was er mag und will. Die Vorräthe des Hauſes werden verzehrt in Saus und Braus, die Knechte und Mägde trinken den beſten Wein und kümmern ſich den Teufel um die Befehle der beiden Töchter. Die Gänſemagd ſetzt ſich einen großen Hut mit Federn auf und liegt den ganzen Tag auf einem Kiſſen am Fenſter, um dem Kuhjungen zuzuſchauen, der das beſte Pferd des Stalles ſpazieren reitet. Die Mutter iſt geſtorben in Kummer und Jammer, das ganze Haus droht zu Grunde zu gehen. Da erſcheint irgend ein weitläufiger Anverwandter der Familie, der von dem Spektakel gehört hat, und kommt ins Haus, um ſich die Geſchichte in der Nähe anzuſehen. Er trägt beſtändig die Hände auf dem Rücken und hat hinter ſeinem Rock etwas verborgen, was er erſt enthüllen will, wenn es Zeit iſt. Er geht durch die Ställe, durch die Küche, beſieht ſich Keller und Speiſekammer, iſt leutſelig und freundlich, und ſagt, als Vetter habe er das Recht, im Hauſe ein Bischen mitſpielen zu dürfen, und wenn ihnen das genehm wäre, ſo wäre es ihm auch recht. Sie ſind damit zufrieden, ſie laſſen ihn mitſpielen, und ſo ſteigt er,

immer die Hände auf dem Rücken, aus dem Keller in die Küche, aus der Küche in den ersten Stock und setzt sich dort ruhig auf ein Sopha nieder. Da zieht er zum ersten Male die Hände hinter dem Rücken hervor, und zugleich das, was er unter dem Rock verborgen hat. Und was ist das? — Ein tüchtiger, solider Farrenschwanz. Und den nimmt er leicht in die rechte Hand und versucht ihn an der Gänsemagd, die immer noch im Fenster liegt, und spricht: Canaille, du gehörst in den Stall! Und sie eilt erschrocken hinab zu ihren Gänsen und klagt ihnen ihr Leid, sowie auch dem Kuhhirten, der entrüstet hinaufsteigt und über verletzte Volks-Souverainetät klagt.«

»Aber der Farrenschwanz ist fest und wird mit schöner Kraft geführt. Hageldicht fallen die Streiche, und wo sich nur ein Kopf ungebührlich in die Höhe hebt, da saust der Farrenschwanz nieder und gebietet solchergestalt Ordnung und Ruhe in dem empörten Hause. Darüber freuen sich die Nachbarn, klatschen in die Hände und sagen: Der Vetter versteht es, das Haus seiner Verwandten in Ruhe zu bringen, und da er es versteht und den Farrenschwanz so majestätisch führt, bleibe er wohl da, uns für die Zukunft eine gute Lehre, allen unseren Töchtern aber, die nicht früh aufstehen wollen, zum abschreckenden Exempel. — In dem Hause selbst aber wird es sehr ruhig, und nur, wenn die also zur Ruhe Gebrachten allein sind und den Farrenschwanz nicht sehen, seufzen sie vielleicht: Oh, wenn der alte Hahn noch lebte, oh, wenn noch die sanften Strafen der Bettdecke und der Wasserflasche regierten!«

»Das ist meine Ansicht!« sagte stolz der Unteroffizier und schlug mit der Faust auf den Tisch; »so wird es kommen, so wahr ich Feodor Dose heiße! Dieses Gleichniß habe ich theilweise erfunden, und ich bin stolz darauf. Wir hatten einst einen wür-

digen Chef — Gott hab' ihn ſelig! — der ſagte: Meine Brigade halten drei Dinge in Ordnung; das iſt erſtens Ordnung, zweitens Ordnung und drittens Ordnung. Und Ordnung muß ſein; denn wenn es auch anders eine Weile gut thut, ſo kommt doch am Ende der Vetter mit dem Farrenſchwanz; das iſt nun einmal der Lauf der Welt.«

Neuntes Kapitel.

Fortſetzung des Fraterniſirens und in Folge davon eine Mittheilung aus den Poeſieen des Packmeiſters, ſowie eine Geiſtergeſchichte, welche letztere den wachthabenden Schneider auf's Tiefſte erſchüttert.

Die Zuhörer ſchwiegen ſämmtlich ſtill und hatten über dieſe Erzählung des Unteroffiziers ihre eigenen Gedanken. Der kluge Adjutant, welcher einſah, daß bei ſo verſchiedenen Meinungen und Anſichten aus einem fortgeſetzten Geſpräche über das gleiche Thema nicht viel Erſprießliches herauskommen könne, änderte die Unterhaltung und haranguirte zu gleicher Zeit den Unteroffizier, indem er ihn bat, aus ſeinem vergangenen Militärleben Einiges zum Beſten zu geben, — ein Vorſchlag, den die Anderen ſehr unterſtützten, beſonders aber Meiſter Kaspar, der Wachthabende, auf den die Geſchichte von dem Farrenſchwanz offenbar einen großen, aber keineswegs angenehmen Eindruck hervorgebracht.

Feodor Doſe erklärte ſich gern bereit, in ſeine Vergangenheit zurück zu greifen und daraus irgend etwas zum Beſten zu geben. Er ſchliff nachdenkend mit dem Finger auf dem Rande des grünen Weinrömers, daß es einen klagenden Ton gab, wie der Seufzer eines gequälten Kobolbes. — „Wie gern möchte ich

vor Ihren Augen ein luſtiges, lebendiges Manöverbild aufrollen!« ſagte er nach einer Pauſe. »Aber das Gemüth des Menſchen, namentlich ein poetiſches wie das meinige, iſt abhängig von äußeren Eindrücken. Ich muß Ihnen geſtehen, mein einſamer Spaziergang von heute, die romantiſche Lage des alten Schloſſes, das geiſterhafte Licht des Mondes, wie es ins Rheinthal hinabwogt und überall alte Trümmer erleuchtet, hat mich feierlich geſtimmt, und ich bin nur im Stande, Ihnen mit einer ernſten, ja, einigermaßen unheimlichen Geſchichte zu dienen.«

Doſe ſah bei dieſen Worten fragend um ſich her. Der Major nickte huldvoll mit dem Kopfe, die Offiziere murmelten ihren Beifall, und Meiſter Kaspar, den ein gelinder Schauder überſchlich, rückte näher zu dem jungen Tambour, der ſich auf ſeine Trommel geſetzt hatte.

Zuerſt wurden die Gläſer voll geſchenkt, worauf Doſe das ſeinige leer trank und dann einen Augenblick in tiefen Gedanken vor ſich hinſtierte, mit einem Blicke, der durch die Mauern und über das Rheinthal weit weg in fremde Gegenden zu dringen ſchien.

»Vor langen Jahren, begann er alsdann — ich war noch ein junger Menſch und kürzlich Bombardier bei einer reitenden Batterie geworden, — da hatten wir die alljährlichen Manöver bei W. Dort iſt eine große Haide, viele Stunden lang, viele Stunden breit; der Boden beſteht aus Sand, iſt nur hie und da mit magerem Gras und Geſtrüpp bedeckt, und die ganze Fläche eingefaßt mit verkrüppelten Tannen und Eichen; denn es wächst hier nichts Geſcheidtes. Auf dieſer Haide nun wurden — wie bemerkt — alljährlich die großen Schießübungen abgehalten; da waren Kugelfänge, Scheiben, kleine Schanzen, und da wurde geſchoſſen mit vollen glühenden Kugeln, ſowie geworfen mit Granaten und Bomben, daß einem das Herz im Leibe lachte.

Die ganze Geſchichte ſchloß nach circa ſechs Wochen mit großen Manövern und Paraden, welche letztere meiſtens von dem General-Inſpektor der Artillerie, dem Prinzen A., abgehalten wurden. Ich ſehe noch, wie heute Se. Königliche Hoheit durch die Glieder reiten: er war ein großer Mann und der Einzige, der eine Generals-Uniform der Artillerie trug; er galoppirte auf einem prächtigen Pferde daher, ſo daß ſein weißer Federbuſch im Winde flatterte. Auf der Bruſt hatte er unter Anderem einen viereckigen Stern, der wegen ſeiner ſeltſamen Geſtalt meine Phantaſie ſehr beſchäftigte. Der General-Inſpektor hatte immer eine große Suite hinter ſich, Adjutanten, Stabs-Offiziere, Ordonnanzen von allen Graden bis zu Unteroffizieren und Bombardieren der reitenden Artillerie herab, und zu den Letzteren hatte ich einſtmals das Glück commandirt zu werden. Es war dies ein ſehr angenehmer Dienſt, und wurden dazu nur intelligente junge Leute genommen; namentlich mußte man fertig mit der Feder umzugehen wiſſen; denn oftmals wurde man nach der Parkhütte geſchickt, — Gott! ich ſehe ſie noch vor mir, wie geſtern, mit ihrem ſpitzen Dache und der Wetterfahne, die eine Kanone vorſtellte — wie geſagt, dahin ging es oft, um Befehle mehrere Male abzuſchreiben, die dann an die Abtheilungen und Batterieen gegeben wurden. Wenn die Paraden beendigt waren, ſo ritten wir ebenfalls mit nach W., wo Se. Königliche Hoheit der General-Inſpektor, ſein Hauptquartier hatte.«

»Nennt man den General-Inſpektor nicht Excellenz?« fragte der Major der Bürgerwehr, »wie alle anderen commandirenden Generale?«

»Gott bewahre!« entgegnete wichtig der Unteroffizier; »der andere Titel geht vor. Es ſoll in dem Falle einmal eine gute Geſchichte mit Sr. Majeſtät dem höchſtſeligen Könige paſſirt ſein,

welchen nämlich ein einiger Maßen ängſtlicher Offizier, der eine Meldung zu machen hatte, mit »Excellenz« ſtatt mit »Majeſtät« anredete, worauf der König entgegnete: Laſſen wir das, Herr Major — habe nicht die Excellenz, bin vom General-Major zum König avancirt. — Aber weiter! Die Ordonnanzen mußten alſo mit in's Hauptquartier, um vom General-Commando allenfalſige Befehle, ſowie auch bedeutende Naſen an die verſchiedenen Batterieen zu überbringen. Namentlich an letzteren hatte man oft ſtark zu tragen. So traf es auch mich eines Tages, daß ich hinter der Suite drein trabte, mußte aber ſtark zurück bleiben, denn die Pferde der Offiziere gingen mir zu ſchneidig, obgleich mein Roß — es war damals der Pluto — nicht zu verachten war. Der General-Inſpektor wohnte in dem erſten Gaſthofe — den Namen habe ich vergeſſen, — und da trieben wir uns denn in der Nähe umher, bis wir abgefertigt wurden und unſere Befehle erhielten. Ich war für die zweite Abtheilung commandirt, und unſer Major, der ebenfalls da war, ſagte zu mir: Bombardier Doſe, Sie ſind ein geſcheidter junger Mann und zuverläſſig. Wenn Sie auch den Abtheilungs-Befehl haben, ſo reiten Sie doch nicht ab, ich bleibe heute in der Stadt und habe Ihnen privatim noch etwas für das Abtheilungs-Commando mitzugeben, eine Sache, über die ich erſt mit Sr. Königlichen Hoheit ſprechen muß. Und wann das geſchehen wird, weiß ich nicht recht zu beſtimmen. Alſo kommen Sie nach zehn Uhr wieder daher, aber ohne Pferd. Verſtanden? — Zu Befehl, Herr Oberſtwachtmeiſter!«

»In der alten Stadt W. war es an dieſem Abend recht luſtig, weßhalb ich über den erhaltenen Befehl durchaus nicht mißvergnügt war. Vor dem Hotel ſtand eine Muſikbande, auf den Straßen wogten zahlreiche Menſchen, die Artillerie-Kaſerne

war illuminirt, ſowie auch die Artilleriſten, vom Kanonier bis zum Feldwebel aufwärts. Nach zehn Uhr ging ich wieder zum Gaſthofe hin, ſtellte mich an die Hausthüre und wartete. Es verging eine Viertelſtunde und noch eine; endlich gegen eilf Uhr kam der Major heraus, und wenn er ſchon im gewöhnlichen Zuſtande wegen ſeines heftigen Athmens und von dem beſtändigen Vonſichblaſen den Namen »Dampfſchiff« erhalten hatte, ſo konnte er denſelben heute Abends mit doppeltem Rechte führen. Er war etwas echauffirt, lachte mich freundlich an und puſtete beſtändig vor innerlicher Gluth. Jetzt reiten Sie nach Hauſe, ſagte er, puh! nehmen dieſen Brief an Hauptmann S., machen ihm mein Compliment, puh! und ſagen ihm, es ſei Alles in Ordnung. — Zu Befehl, Herr Oberſtwachtmeiſter! entgegnete ich. Nur möchte ich ganz gehorſamſt gebeten haben, auf dem Briefe ſelbſt zu bemerken, daß ich erſt um eilf Uhr von hier abgeritten; es könnte mir ſonſt wegen des Abtheilungs-Befehls Unannehmlichkeiten machen. — Da haben Sie Recht, entgegnete er. Ich reichte ihm meinen Bleiſtift, und er ſchrieb auf die Adreſſe: Der Ueberbringer iſt um eilf Uhr von W. abgeritten.«

»Nun war Alles in beſter Ordnung; ich holte den Pluto aus der Kaſerne, nahm einen leichten Abſchiedstrunk und ritt im Schritt durch die noch belebten Straßen. Hinter dem dunklen Feſtungsthor aber, das ſich knarrend auf- und zubewegte, war es einſam und ſtill. Die ſternenhelle Sommernacht mit untergehendem Mond warf ein ungewiſſes Licht über alle Gegenſtände rings umher. Es gehörte ein geübtes Auge dazu, um die aus- und einſpringenden Winkel der dreifachen Feſtungswerke zu erkennen, durch welche ich reiten mußte. Bald hatte ich die letzte Brücke hinter mir; ein Infanterie-Poſten, der auf

dem Glacis bei den Paliſſaden ſtand, ſagte mir gute Nacht, und ich trabte durch die lange Allee dem Flüßchen L. zu, das eine halbe Stunde vor der Feſtung vorbeifließt. Links auf der Wieſe ſtanden die eilf Bäume, wo die eilf Offiziere des Schill'ſchen Corps erſchoſſen wurden, und als ich ſie ſo im ungewiſſen Dämmerſchein erblickte, konnte ich ein gewiſſes, wehmüthiges, aber doch ſehr poetiſches Gefühl nicht unterdrücken. Hinter dem Fluſſe ſtieg der Weg ziemlich ſtark aufwärts, beſtand auch aus tiefem Sande, weßhalb ich langſam reiten mußte. Die Nacht war lauwarm und wunderbar ſchön.«

»Ein feiner Duft lag über der ganzen Landſchaft, wenigſtens dort drunten in der Niederung, und zeigte alle Gegenſtände wie durch durchſichtige graue Schleier. Je höher ich aber aufwärts ſtieg, deſto klarer wurde es, und als ich die Höhe erreicht hatte und durch einen dichten Tannenwald ritt, konnte ich ziemlich deutlich und weit vor mich hinſehen. Mein Pferd ging im Schritt; ich hatte ihm die Zügel auf den Hals gelegt, und mein Geiſt beſchäftigte ſich mit einem Gedichte, eigentlich mit einer neuen Gattung von Poeſie, welche ich erfunden und die mir einen großen Ruhm verſchaffen ſollte. Es war nämlich der Verſuch, den Reim, ſtatt ihn hinten anzubringen, vorn zu ſetzen.«

»Sie ſind alſo Dichter?« fragte lächelnd der Adjutant.

Der Unteroffizier griff an ſeine Rockſchöße, wo er die beiden Manuſkripte verwahrt, und erwiederte: »Schwache Verſuche, Herr Lieutenant, poetiſche Gedanken, die ich mir von Zeit zu Zeit aufſchrieb.«

»Schon gedruckt?«

Doſe's Augen funkelten bei dieſer Frage. »Bis jetzt noch nicht,« gab er zur Antwort. »Die Zeiten ſind ſchlecht; die Buchhändler unterſtützen keine Talente mehr.«

„Dafür ließe ſich vielleicht Rath ſchaffen, meinte nachdenkend der Adjutant, der ſichtlich erfreut war, endlich die ſchwächſte Seite ſeines Gegenübers entdeckt zu haben.“

Doſe's Hand fuhr zitternd in ſeine Rocktaſche, ergriff Band eins und zerrte ihn hervor.

„Und den ſchönen Gedanken der vorn gereimten Verſe ließen Sie wieder fallen, beſter Herr Unteroffizier? „ſagte ſchmeichelnd der Adjutant. „Finden wir von dieſer neuen und wirklich intereſſanten Gattung nichts in Ihren geſammelten Gedichten?“

„Nur ein einziges,“ entgegnete Feodor, „indem er die Augenbrauen in die Höhe zog. Nur ein einziges, Seite 44, alſo heißend:

Sehnſucht an Daphne.

Komm, ſchwingende Turteltaube, in den
Dom, wo die Säulen ſtehen, wo auch
Fromm die chriſtlichen Seufzer flöten,
Rom-mantiſch der Weihrauch verfächelt!
Vom Roſenſtrauch nicht lächelt der Ahorn —
Drum ſchließ' mein Lied, gereimt hinten und vorn!

Als er dies geleſen, ließ der Unteroffizier das Buch ſinken und ſah forſchend im Kreiſe umher.

Der Adjutant applaudirte laut und geräuſchvoll und nahm das Manuſkript mit einer gewiſſen Ehrfurcht aus den Händen des Unteroffiziers. „Laſſen Sie mir es einen halben Tag,“ ſagte er, „alsdann ſollen Sie eine und, wie ich glaube, befriedigende Antwort haben.“

Feodor war überglücklich. Ihm ſchwindelte vor der Höhe, zu welcher er erhoben werden ſollte. Nicht mehr geheimer Dilettant, ſondern wirklich gedruckt werdender Dichter! Er ſchien in dieſem wichtigen Augenblicke für ſonſt nichts mehr Sinn zu haben, und wollte ſich gerade über ſeine Werke in ein Langes und

Breites auslaſſen, als ihm Meiſter Kaspar ſagte: »Verzeihen Sie, Herr Kamerad, — aber die Geſchichte! Sie ritten gerade durch den dunkeln Wald — Gott! ich glaube, es kommen Räuber vor.«

»Ja, ja, die Geſchichte!« riefen auch die Anderen Anweſenden. Und Doſe ſah ſich gezwungen, fortzufahren.

»Der Wald,« begann er alſo wieder, »mündete auf jene weite Haide, von der ich ſchon geſprochen. Ich mußte ſie bei meinem nächtlichen Ritte entfernt vom Artillerie-Parke quer durchreiten, um zu unſeren Quartieren zu gelangen. Dieſen Weg hatte ich ſchon oft gemacht und kannte alſo die Richtung, welche ich zu nehmen hatte, genau. Es war dies ein beſonders öbes Stück der Haide, entfernt von jeder menſchlichen Wohnung. Hier zog ſich der Tannenwald am weiteſten zurück. Wenn ich ſo Morgens zu den Schießübungen ritt, ſo hatte ich oftmals ein kleines Kreuz bemerkt; in den weichen Boden eingeſunken, ragte es kaum noch zwei Fuß über denſelben empor. Dichtes Moos war um den grauen Stein gewachſen, und wenn man es abkratzte, wie wir einſtmals gethan, ſo las man einen Namen, eine Jahreszahl, und der Name gehörte einem vormals berüchtigten Wilddiebe, und das Datum zeigte den Tag an, wo man ihn auf dieſer Stelle erſchoſſen gefunden.«

»Ich verließ alſo den Weg durch den Wald, und als ich auf die Haide kam, trabte ich leicht weg. Ich weiß nicht, ob von Euch Herren ſchon Jemand nächtlicher Weile über eine Haide geritten iſt. Es beſchleicht einen dabei ein unheimliches Gefühl. Der Hufſchlag des Pferdes klingt hohl, als ritte man über einen Keller, und dann iſt der geringſte Hauch des Nachtwindes ſo auffallend bemerkbar, ſtreicht geſpenſterhaft über die Fläche daher, lüpft leicht die Mähne des Pferdes, fährt einem ſanft durch's Geſicht, als thue das eine unſichtbare Hand, und neckt am Bo-

den die dürren Sträucher und Gräſer, mit denen er ſo geheimnißvoll und doch hörbar flüſtert.«

»Brrrr!« machte der wachthabende Schneider.

»Der Mond, obgleich am Untergehen, warf einen hellen Schein über die Haide vor mir. Rechts neben mir konnte ich die einzelnen Tannen erkennen, gerade aus dem Horizont ſogar den dunklen Streifen, wo ſich hinter Gebüſchen und Bäumen unſer Quartier befand, das doch noch eine gute Stunde entfernt war. Hierbei muß ich bemerken, daß ich an dem Abend durchaus nicht unheimlich aufgeregt war; ich dachte nur an meine Poeſie. Der einzige Gedanke, der meine Phantaſie unterbrach, war der: jetzt wirſt du bald halben Wegs geritten ſein, ſogleich mußt du das Kreuz ſehen — — — — da, mit Einem Male ſah ich nun das Kreuz, nicht viel über hundert Schritte vor mir. Aber dieſes Kreuz, heute Morgens kaum zwei Fuß aus dem Boden emporragend, war gewachſen und ſtand jetzt wenigſtens ſechs Fuß über der Erde empor.«

»Der Teufel!« ſagte der Major der Bürgerwehr.

Meiſter Kaspar aber und der Tambour ſchloſſen ihre Glieder mit einer Genauigkeit, wie ſie es auf dem Exercirplatze niemals gethan.

»Das Kreuz war gewachſen,« fuhr Doſe fort, »und nun müßt Ihr mir zugeben, daß es in jedes Menſchen Bruſt ein unheimliches Gefühl hervorzurufen im Stande iſt, wenn ſteinerne Kreuze, die lange Jahre auf einſamer Haide ruhig geſtanden, nun in der Mitternachtsſtunde plötzlich emporſchießen, wie Spargeln im Frühjahr. Ruhig nahm ich den Zügel meines Pferdes in die linke Hand, während ich mit der rechten meinen Säbel etwas lockerte und mich dann verſicherte, daß meine Piſtole in dem Holfter ſtak. War es nun dieſer plötzliche Zügeldruck,

den der Pluto ſpürte, oder was Anderes, genug, er hob die Naſe in die Luft, ſchüttelte den Kopf zweifelnd wie ein Menſch hin und her, und fiel vom Trab in einen langſamen Schritt.«

»Da ich um mich her freie Ebene hatte, ſo konnte ich mit der größten Bequemlichkeit das geſpenſtige Kreuz auf eine halbe Meile umreiten. Aber ein Unteroffizier von der Artillerie geht dem Teufel nicht aus dem Wege. Deßhalb drückte ich dem Pluto die Schenkel feſt an und ritt gerade aus. — Ihr werdet heute gerade ſo gut überzeugt ſein, wie ich es damals war, daß ein Kreuz unmöglich wachſen kann; ſo fand ich es denn auch, als ich näher ritt, obgleich das, was ich fand, nicht weniger ſeltſam, ja unheimlich war. Der Stein war begreiflicher Weiſe nicht höher geworden, aber auf ihm hockte eine menſchliche Geſtalt, die auf Augenblicke ruhig ſaß, um gleich darauf die ſonderbarſten Stellungen anzunehmen, Bewegungen zu machen, wie ein wahnſinnig gewordener Telegraph. Bald ſah ich, daß das Ding vor mir einen Kopf hatte, bald ſchien dieſer von den Schultern verſchwunden zu ſein. Jetzt ſtreckte es den rechten Arm aus, jetzt den linken, darauf das Bein der gleichen Seite, dann wieder das andere. — Pluto fing an, ängſtlich zu werden. Er öffnete ſeine Nüſtern, zog heftig die Luft an ſich und drehte ſich nach allen Seiten, ohne von der Stelle zu gehen. Das machte mich ärgerlich. Ich nahm mich ſcharf zuſammen, gab ihm ein paar kalte Eiſen hinter den Bauchgurt, und nun machte er ein paar Sätze vorwärts, um darauf wie feſtgenagelt mit weit vorgeſtrecktem Halſe ſtehen zu bleiben. Unterdeſſen war ich aber ſo nahe gekommen, daß ich deutlich ſehen konnte, vor mir auf dem Kreuze ſitze ein Weſen von menſchlicher Geſtalt. Ich zog meine Piſtole hervor, richtete mich in den Bügeln empor und rief ein lautes und kräftiges: Wer da?« — — —

„Da drehte die Geſtalt auf dem Kreuze ihren Kopf herum, zeigte mir ein eingefallenes, blaſſes und hageres Geſicht, wahrhaft geſpenſtig leuchtend in den letzten Strahlen des Mondes, und ſchlug eine laute Lache auf, ein ſchrillendes Gelächter — hi! hi! hi! hi! hi! — Das war zu viel für Pluto: er, eines der gehorſamſten und ruhigſten Pferde der ganzen Artillerie, warf ſich plötzlich herum, that einen gewaltigen Riß und flog mit mir in wilden Sätzen über die Ebene dahin. Eine gute Viertelſtunde brauchte ich, ehe ich ſeiner wieder vollkommen Herr geworden. Und als ich ihn darauf umwandte, um das Kreuz wieder aufzuſuchen, ging gerade der Mond am Horizont unter, und es wurde ſo dunkel, daß ich nur wenige Schritte vor mich hinſehen konnte. Ich mußte das Abenteuer auf ſich beruhen laſſen und froh ſein, als es mir nach einer Stunde Umherſchweifens gelang, endlich glücklicher Weiſe den Weg aufzufinden, der mich nach meinem Beſtimmungsort führte.“

Damit ſchwieg der Erzähler und blickte ſtolz im Kreiſe umher. Jedes Auge war feſt auf ihn geſpannt, aber Niemand wagte es, die Stille zu unterbrechen, als der Schneider, der ängſtlich fragte: „Und das ſeltſame Weſen auf dem Kreuze war wirklich ein Geſpenſt? — Sie haben nichts mehr darüber gehört?“

Doſe lächelte ſanft vor ſich hin und ſagte: „Es ſei ferne von mir, daß ich Sie in einer unangenehmen Gewißheit laſſe, da ich Ihnen zu beweiſen im Stande bin, daß jenes allerdings unheimliche Weſen nichts Uebernatürliches an ſich hatte.“

„Ah!“ machten die Zuhörer. Und Meiſter Kaspar ſetzte leiſe hinzu: „Gott ſei gedankt, daß es ſo geendigt! Das hätte mir eine böſe Nacht verurſacht.“

„Den anderen Morgen,“ fuhr Feodor Doſe fort, „erzählte ich das gehabte Abenteuer meinem Hauswirthe und erfuhr, daß

ſich jene Geſtalt öfters ſehen laſſe, daß ſie aber kein Geiſt ſei, ſondern der wahnſinnige Sohn eines benachbarten Schullehrers, der ſich zuweilen in Mondſchein-Nächten auf jenes Kreuz ſetze, um ſo lange jene beſchriebenen ſonderbaren Bewegungen zu machen, bis der Mond untergegangen. — Die Liebe, ach! die Liebe,« ſetzte der Unteroffizier träumeriſch hinzu, »hat ihn ſo weit gebracht. — —«

Indeſſen war es ſpät geworden, die Weinkrüge geleert, und der Major der Bürgerwehr machte den Vorſchlag, jetzt nach dem Städtchen zurückzukehren, welcher bereitwilligſt angenommen wurde. Die Geſellſchaft ſtolperte den Berg hinab. Doſe wurde durch den freundlichen Adjutanten in ein gutes Quartier gebracht, und auf der alten Schloßruine blieb Niemand zurück, als die Wache.

Meiſter Kaspar aber horchte, bis die letzten Schritte unten im Städtchen verklungen, bis der Nachtwächter die eilfte Stunde geblaſen; dann zog er den Poſten vor dem Gewehr ein, verrammelte die Thür mit den vorräthigen Mobilien und legte ſich zum Schlafen nieder. Doch wollte der Schlummer lange nicht kommen, und als er endlich die müden Augen des Schneiders ſchloß, träumte dieſem von ſchrecklichen Geſpenſter-Geſchichten, von ſeltſamen Geſtalten ohne Köpfe, aber mit ſechs Paar Beinen und Armen. Er verbrachte eine ſehr unangenehme Nacht und ſchwur hoch und theuer, ſobald nicht wieder auf Wache zu ziehen.

Zehntes Kapitel.

Enthält die Beſchreibung eines Bürgerwehr-Balles mit volksthümlicher Quadrille, auch ſonſt noch viel Lehrreiches.— Später wird getrommelt.

Der Adjutant der Bürgerwehr wußte nicht nur das Bataillon zu lenken, ſondern auch die ganze Stadt handelte nach ſeiner Angabe. Es war ihm vor allen Dingen darum zu thun, den tüchtigen Unteroffizier, der ſich ſo zufällig hier eingefunden, ſo lange als möglich da zu behalten, ihn zuerſt als Exerzirmeiſter zu gebrauchen und ihn vielleicht nach und nach für ſeine Sache zu gewinnen, d. h. nach links herüber zu ziehen. Da aber Doſe, wie wir wiſſen, in ſeinen Anſichten völlig rechts überhing, ſo mußte ſich die ganze Stadt auf's Beſte zuſammen nehmen, um ihm ihre wirklichen Geſinnungen nicht zu verrathen. Dem Unteroffizier wurde erklärt, es handle ſich nur darum, um bei einem wahrſcheinlich ausbrechenden Kriege eine kleine Macht zu bilden, die im Stande ſei, Geſetz und Ordnung aufrecht zu erhalten, und er thue ein gutes Werk, wenn er ſich im Hinblick auf dieſe lobenswerthe Abſicht der Organiſation der Bürgerwehr eine kurze Weile annehme.

Der Adjutant des Bataillons handelte nach den Befehlen und im Einverſtändniß mit einer unſichtbaren höheren Behörde,

der Alles daran gelegen war, ſich bei der Artillerie einige geheime Freunde zu erwerben.

Doſe aber, den es drängte, ſobald als möglich nach C. zu kommen, war nicht leicht zum Dableiben zu vermögen, und der Unteroffizier würde den beſten Worten, dem vortrefflichſten Quartier nicht nachgegeben haben, hätte man dem Dichter nicht auf's Beſte geſchmeichelt, indem man ihm das hier erſcheinende Lokalblatt zur Verfügung ſtellte, und am anderen Tage ſchon „Die vernagelte Kanone“ darin abdruckte. Das war zu viel für Feodor's empfängliches Gemüth. Er ſah ſich zum erſten Male gedruckt. Da war ſein Lieblings-Gedicht, überſchrieben: „Die vernagelte Kanone“, unterſchrieben: „Feodor Doſe.“ Ja, er war ſo vom Glück berauſcht, daß der Adjutant es noch am ſelben Abend wagen konnte, ihm mit ſüßen Worten Einiges von einem geſammten freien Deutſchland einzugeben, was Doſe wie eine unbekannte Medicin hinnahm, die allerdings unangenehm ſchmecke, aber vielleicht von beſſerer Wirkung ſein könne. Zu gleicher Zeit legte ihm der Adjutant ein Schreiben aus C. vor, worin es hieß, der Befehl zur Mobilmachung ſei noch nicht eingetroffen, mithin habe der Unteroffizier vollkommen Muße, noch eine Zeit lang in der Stadt zu bleiben. Da das Intelligenzblatt am anderen Tage Doſe's „Sehnſucht an Daphne“ brachte, und der Dichter nicht umhin konnte, ſich glücklich zu preiſen, daß der glühendſte Wunſch ſeines Lebens jetzt endlich in Erfüllung gegangen, daß ſich jetzt endlich die Preſſe für ihn geöffnet, ſo nahm der Adjutant hierbei Veranlaſſung, von einem geheimen Befehle zu ſprechen, der es Militärperſonen überhaupt verböte, etwas drucken zu laſſen, und ging dann ſehr geſchickt auf Preß-Verhältniſſe im Allgemeinen über, nannte das Beſtehende eine Knechtſchaft, und wußte die Ideen des armen Unteroffiziers für eine freie Preſſe zu erwärmen.

Wenn nun Doſe als Menſch aus zwei Elementen, einem militäriſchen und einem poetiſchen beſtehend, ſich unter dem Einfluſſe des letzteren einer gewiſſen Weichheit hingab, ſo war er als Unteroffizier, um uns bildlich auszudrücken, wie von engliſchem Gußſtahl und ließ dieſe Schärfe und Härte das ganze Bataillon empfinden, wenn er es droben vor dem alten Schloſſe in den Anfangsgründen der edlen Kriegskunſt unterwies. Die Ritterburg hatte gewiß zu den Zeiten des wildeſten Fauſtrechtes nicht ſo viele ſchlimme Worte gehört, als in dieſen Tagen. Doſe ſchien ſeine Kreuzdonnerwetter, ſeine Millionen- und andere Hunde während der Poſt-Dienſtzeit bei ſich ſelbſt niedergelegt zu haben, um ſie jetzt mit den reichlichſten Zinſen wieder auszugeben. Die gute Bürgerwehr hatte bis jetzt keine Ahnung davon gehabt, welche Feinheiten im einfachen Rechts- und Linksum verſteckt lägen, — zierliche Nüancen, die Doſe ſich bemühte, zu Tage zu fördern. Seine Leidenſchaft war, die Wendungen nach Zählen machen zu laſſen, und damit »zwiebelte« er die Bürgerwehr, daß ihr Hören und Sehen verging.

Bald ließen ſich auch deutliche Beweiſe großer Unzufriedenheit wahrnehmen, und wenn nicht Doſe mit einem fürchterlichen Eide geſchworen hätte, dem, der das Maul aufthue, ſobald er ſtillgeſtanden! commandirt, den Schädel einzuſchlagen, ſo würde er eines Tages einen offenen Ausbruch der Meuterei erlebt haben. So aber begnügten ſich die Bürgerwehrmänner mit häufigem Krankſein, und Doſe hatte noch nicht vier Tage lang ſeine Zuchtruthe geſchwungen, ſo beſtand das Bataillon auf dem Exerzirplatze nur noch aus dem Major, den Hauptleuten, den Lieutenants und einem halben Dutzend unverwüſtlicher Musketiere.

Der Adjutant war in Verzweiflung; er hatte mit Vergnügen die Fortſchritte bemerkt, welche die Mannſchaft gemacht, und

mußte jetzt ſehen, wie die Luſt an der ganzen Bürgerwehr ſo auffallend und unaufhaltſam abnahm. Sogar die abendliche Beſprechung im Grünen Baum war nicht im Stande, die tapferen Kämpfer freundſchaftlich zu verbinden; es bildeten ſich Gruppen an verſchiedenen Tiſchen, man ſah auch hier eine Rechte und eine Linke, man ſprach von Tyrannei, flüſterte von erneuter Knechtſchaft, und ein paar verwegene Intriganten bearbeiteten das Bataillon und ſchlugen Neuwahlen vor, um andere Männer an's Ruder zu bringen, denen es Ernſt ſei mit dem wirklichen Fortſchritt, mit der Freiheit, mit der — Ordnung.

Der Adjutant ſah ein, daß er falſch manövrirt, daß Bürgerwehr nimmer zu wirklichem Militär heranzubilden ſei, und daß ihm das Schreckliche bevorſtehe, ſeine Popularität zu verlieren. Er hatte einen feierlichen Appel anſagen laſſen; derſelbe wurde ſchwach beſucht. Er hatte Bürgerwehr-Lieder gratis vertheilt und nichts Beſonderes damit bezweckt. Er hatte die Anfertigung der neuen Fahne beſchleunigt; das Bataillon war ſehr unvollzählig erſchienen, um ſie zu übernehmen. Er hatte ſo große Hoffnungen gehegt, ſo Schönes zu erringen geglaubt durch die Anweſenheit des Artillerie-Unteroffiziers — Alles umſonſt! Er hatte für die erhabene Sache nichts gewonnen, für ſich ſelbſt viel verloren; er mußte zu einem energiſchen Mittel ſchreiten, um ſeine Stellung wieder zu gewinnen; er wollte die Frauen und Mädchen des Ortes in's Intereſſe ziehen, um auf die Männer zu wirken, er wollte einen Bürgerwehr-Ball veranſtalten; und er hatte das richtige Mittel gefunden — dieſe Idee fand allgemein Anklang.

Das Lokal des Grünen Baumes, ein ziemlich großer Saal mit ein paar Nebenzimmern, wurde feſtlich dekorirt mit rothen Fahnen, mit grünen Guirlanden und den Waffen des Bataillons,

mittels welcher man an der kleinen Seite des Saales eine große Trophäe errichtete, die ſich im Glanze von ein paar Dutzend Talgkerzen recht ſtattlich ausnahm. Die Muſik des Städtchens, beſtehend aus einem Contrebaß, zwei Violinen und einer Clarinette, wurde durch die beiden Tambours verſtärkt und befand ſich auf einer Tribune, die gebildet worden, indem man Bretter über einige Fäßer gelegt.

Wir müſſen geſtehen, daß die Idee des Adjutanten im Städtchen allgemeinen Anklang gefunden hatte. Die weißen Kleider wurden hervorgeſucht, mit rothen Schleifen verziert, zwei Damen erſchienen ſogar in bluthrothen Taffet gekleidet; und wir können es leider nicht verſchweigen, daß ſich während des Nachmittags die Muſik abquälte, die Marſeillaiſe zu ſpielen — freilich in ſehr langſamem Tempo — denn mit dieſer Melodie ſollte der Bürgerwehr-Ball durch eine Polonaiſe eröffnet werden.

Doſe war abgenutzt, Doſe war eine gefallene Größe. Man duldete ſeine Uniform nur noch, weil er feierlich erklärt hatte, er reiſe morgen ab, indem er mit einer ſolchen „Schwefelbande,“ die keinen Drang zur Subordination in ſich fühle, nichts mehr zu ſchaffen haben wolle. So ſchnell ändern ſich Zeiten und Menſchen. Wir können dabei nicht verſchweigen, daß neben dem Unteroffizier Doſe auch der Poet Feodor Doſe auf's Tiefſte gekränkt worden war. Der Erſtere hatte es nämlich für nöthig befunden, den Drucker des Intelligenzblattes, der mit ſehr roſtigem Gewehr angetreten war, einen unſauberen Schmierfinken zu nennen, woraus das Schreckliche entſprang, daß am folgenden Tage eine Recenſion erſchien, welche das berühmte Gedicht: „Die vernagelte Kanone,“ für den miſerabelſten Schund erklärte.

Trotz allem dem hielt es der umſichtige Adjutant doch für klug, nicht gerade in offener Feindſchaft von dem Unteroffizier zu ſcheiden.

Es konnten Zeiten kommen, wo — — und darum beſchloß er, wenigſtens für ſeine Perſon, Doſe bis zum letzten Augenblick auf's Freundſchaftlichſte zu behandeln. Er ertheilte dem Drucker von Bataillons wegen eine tüchtige Naſe, er lud den geſchmähten Dichter dringend zum Bürgerwehr-Balle ein, und Doſe verſprach zu kommen.

Aber nicht blos innerhalb der Stadtmauern beſchäftigte man ſich eifrig mit den Vorkehrungen zu dieſem Feſte — nein, auch von auswärts kamen Theilnehmer und Theilnehmerinnen, letztere meiſtens in harmloſe Landfuhrwerke gepackt, mit aufgewickelten Haaren, auf dem Schooße ein großes Paket, worin ſich das weiße Ballkleid befand, ſowie Strümpfe und Schuhe. Das auswärtige männliche Geſchlecht beſtand meiſtens aus ſehr geſinnungstüchtigen Mitgliedern eines Seminars auf der anderen Rheinſeite, blutdürſtigen jungen Leuten mit großen, drohenden Bärten und keck aufgeſtülpten Schlapphüten. Dieſe fuhren in einem Boote über den Rhein, ſie hatten zwiſchen ſich eine große rothe Fahne aufgeſteckt und ſangen:

Wenn die Fürſten fragen: was macht Hecker doch?
Könnt ihr ihnen ſagen: dieſer hänget hoch —
Aber nicht am Galgen, nicht an einem Strick,
Sondern an der Spitze — freier Republik!

In dem Tanzſaale ſelbſt hatte man eine gleiche Lithographie, wie eine droben in der Wachtſtube prangte, aufgehängt, hier aber umgeben von einem Kranze von Eichenlaub, deutſcher Männer Kraftſymbol und Lieblingsbaum, bis zu ſeinen Früchten, den Eicheln, die man im Naturzuſtande roh, ſonſt aber auch gebrannt und gemahlen als Kaffee verzehrt.

Obgleich der Zutritt in den Tanzſaal Nachmittags Niemandem mehr geſtattet war, ſo hatte doch Doſe, der im Grünen

Baum wohnte, hiervon eine Ausnahme gemacht, um ſich die Dekorationen, an welchen man den ganzen Tag über gehämmert, mit Muße anzuſehen. Manches kam ihm hier ſonderbar vor, und er ſchüttelte bedenklich ſein langes Haupt. Unter Anderem vermißte er die Landesfarben, ſowie das Portrait ſeines Königs und Herrn, und ſah dafür eine miſerable Lithographie, die einen Mann darſtellte, der einem Räuberhauptmanne wie ein Ei dem anderen ähnlich ſah. Doſe beſchloß trotz allem dem, den Ball zu beſuchen.

An der Haupt-Eingangsthür befanden ſich zwei Schildwachen mit Säbel und Muskete aus der Bürgerwehr, neben ihnen der Kaſſier des Bataillons hinter einem Tiſchchen, auf welchem ein tiefer Suppenteller ſtand, beſtimmt, das Eintrittsgeld und patriotiſche Gaben im Empfang zu nehmen, die geſpendet würden zum Beſten der guten Sache, ſowie auch, um das rothe Baumwollenzeug für die Fahnen zu bezahlen. Wir müſſen geſtehen, daß ſich der Teller mit Silbergeld füllte. Der Kaſſier ſaß ſtolz auf ſeinem Stuhle, mit einer weißen Halsbinde; er trommelte ſelbſtgefällig mit den Fingern auf den Tiſch, und machte hie und da den beiden Schildwachen ein geheimes Zeichen, ſich gerade zu ſtellen und das Gewehr anzuziehen, wenn nämlich Jemand kam, von dem anzunehmen war, daß er wenigſtens einen halben Thaler opfern würde.

Der Ball begann um ſieben Uhr mit dem Aufſpielen des marſeiller Liedes, bei deſſen Klängen ſich die ganze Geſellſchaft feierlich durch den Saal und die beiden Nebenzimmer bewegte. Es wurde dieß natürlicher Weiſe als Polonaiſe betrachtet, und dieſe ward angeführt von einem dicken, bleichen, ſchlagflüſſigen Seminariſten, der rothes Haar, und Halsbinde, ſowie Uhrband von derſelben Farbe trug. Er blickte ſtolz um ſich her, hatte

ſeine Arme beſtändig halb gebogen und hob ſie bei jedem Schritte ein paar Zoll empor, ungefähr ſo, wie es ein junger fetter Pelikan mit ſeinen Flügeln zu machen pflegt, ehe er ſich vom Boden erhebt.

Der Seminariſt war Mitglied mehrerer geheimen Geſellſchaften; er warb für die Freiheit bei allen Veranlaſſungen, und da er durch aufopfernden Lebenswandel ſehr verſchuldet war, ſo ſchwärmte er unmäßig für das Gleichheits-Prinzip. Er gehörte zu den Feſtordnern, ebenſo wie der Major, die Hauptleute, die Lieutenants, der Wachtmeiſter, Bataillonsſchreiber und Kaſſier, ſowie noch eine andere, ſehr dürre Perſönlichkeit, der Tanzmeiſter des Ortes, ein heruntergekommener Barbiergeſelle und wüthender Demokrat. Alle dieſe Feſtordner trugen rothe Binden am Arm, tranken ihren Wein auf Koſten der Bataillons-Kaſſe und gaben ſich ein unerhörtes Anſehen.

Nach der Polonaiſe rief der feſtordnende Tanzmeiſter eine Quadrille aus, — ein fremdes Wort, wofür ihn der ſchlagflüſſige Seminariſt mit einem furchtbaren Blick beſtrafte. Dann brüllte der Letztere: „Ein Vierertanz, ihr Bürger!“ und ſtellte ſich als erſtes Paar auf. Sein Gegenüber war der Major, neben dieſem der Adjutant, rechts zwei Hauptleute, links zwei Lieutenants; neben dem Seminariſten befand ſich der Drucker des Intelligenzblattes. Und ſo ſtand hier eine vornehme, eine Honoratioren-Quadrille. Der Seminariſt warf ſich in die Bruſt, blickte ſtolz auf den Tanzmeiſter und bedeutete ihm, zu ſchweigen, er ſelbſt wolle die Touren anrufen.

Die Muſik begann, die üblichen Verbeugungen gegen die Damen wurden gemacht, wobei der Major zierlich mit dem Fuße hintenaus kratzte, der Adjutant die Hand auf's Herz legte, der Schlagflüſſige gleichgültig den Kopf neigte und die Backen auf-

blies, und jeder der Hauptleute und Lieutenants ſchon jetzt den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand in die Weſtentaſche vergrub, wo ſie bis zur Beendigung des ganzen Tanzes verblieben. Der Drucker allein hatte kein Compliment zu Stande gebracht; denn in dem Augenblicke, wo er dazu ſeinen Mund lächelnd ſpitzte, wie ein Karpfen, entdeckte er Feodor Doſe's Geſicht gerade ſich gegenüber, weßhalb er ſtatt jedes Complimentes ingrimmig auf die Seite ſpuckte.

„Die Sklavenkette!“ brüllte nun der Seminariſt, was ſo viel heißen ſollte, als: Chaine anglaise. Und Alles gerieth in die lebhafteſte Bewegung. Damen und Herren wanden ſich durch einander, die Kleider rauſchten, und die Muſik jammerte irgend eine luſtige Melodie.

„Schützt die Damen!“ hieß es wieder, und Alles beugte ſich zierlich vor- und rückwärts, nach rechts und nach links.

„Die freie deutſche Fauſt!“ erſcholl ein neues Commando. Und trotz dieſer deutſch-patriotiſchen Ueberſetzung wurde doch das ſanfte Tour de mains nach altherkömmlichen Regeln ausgeführt. So ging es fort, und der ſchlagflüſſige Seminariſt gab den verſchiedenen Commandoworten durch die Art, wie er ſie ausſprach, eine mannigfaltige und nicht zu verkennende Bedeutung. Oft lispelte er leiſe, wenn er ſagte: „Die Kette der Damen“, oder „Promenade“, was ihm zu überſetzen für überflüſſig erſchien. Bald aber zuckten ſeine Arme, als wollte er jetzt gerade zur Decke hinaufſliegen, und ſein Maul öffnete ſich weit, wenn er z. B. rief: „Zwei kühn voran!“ oder „Jagt nach rechts und nach links!“ oder „Bewaffnet die rechte und linke Hand!“

Der Glanzpunkt der Quadrille war übrigens, als er in der Tour Cavalier seul endlich mit herausforderndem Blicke rief: „Der freie deutſche Mann allein!“ und anmuthig vortänzelte,

die Naſe hoch, das Geſicht bläulich, das rothe Uhrband ſtolz um den Finger gewickelt. Es war dieß ein großer Moment und wurde mit einem allgemeinen Händeklatſchen begrüßt, das Jeden mit Ausnahme des Tanzmeiſters zu freuen ſchien, der vor Neid hätte berſten mögen, daß ihm dieſe geſinnungstüchtigen und volksthümlichen Veränderungen nicht eingefallen.

Doſe, dem dieſe ganze Geſchichte ſehr unbehaglich zu werden anfing, hätte ſich gern aus den Zimmern zurückgezogen; doch da er heute Vormittags einen großen Spaziergang gemacht, um von der Spitze eines benachbarten höheren Felſens ſehnſuchtsvoll das Rheinthal hinabzublicken, ſo begann er jetzt ziemlichen Hunger zu verſpüren und mußte ſich ſchon entſchließen, hier zu bleiben und bis zur Pauſe zu warten, da heute Abend ſonſt im ganzen Hauſe nichts zu erhalten war. Doch zog er ſich in das hinterſte Zimmer zurück, ſetzte ſich da in eine Ecke und verſank in Träumereien.

Der Kaſſier vorn an der Thür hatte ſeine Einnahmen ziemlich beendigt, denn es kam keine Seele weiter, um ihr Schärflein darzubringen, weßhalb er die Silbermünzen in dem Suppenteller mit ſeinem Schnupftuch bedeckte und ſich etwas zu eſſen bringen ließ. Er verzehrte mit großem Appetit die Kalbs-Cotelette, die man ihm gebracht, ſetzte den gebrauchten Teller auf ſein Schnupftuch, und machte mit übrig gebliebener Sauce ein Kreuz auf dieſen oberſten Teller, um damit anzuzeigen, daß man unter demſelben Schnupftuch und Geld als unverletzliches Eigenthum zu betrachten habe. Dann erhob er ſich in der ganzen Würde ſeines Amtes und ſchritt in den Tanzſaal, ſtolz erhaben, den Oberkörper auf den Hüften wiegend, den Kopf in der weißen Halsbinde drehend. Die beiden Schildwachen, obgleich heute Abend als Musketiere fungirend, waren nichts deſto weniger

freie Bürger der Stadt, und ſie ſahen dieſes Aufpoſtenſtehen als eine große Gefälligkeit ihrerſeits an, die aber nothwendiger Weiſe ihre Gränzen haben müſſe. Deßhalb ſtellten ſie nach Abgang des Kaſſiers ihre Gewehre in die Ecke, ſtülpten den Hut darauf und fingen ebenfalls an, zu ſoupiren, ſo lange draußen noch der Tanz wogte und in der Küche noch etwas Gutes zu haben war.

Jetzt näherte ſich die erſte Abtheilung des Balles ihrem Ende und ſchloß mit einem Vernichtungs-Galopp, aus dem man deutlich die Klänge eines bekannten Volksliedes heraushörte. Dann traten die Paare aus einander, man ließ ſich an den noch leer ſtehenden Tiſchen nieder, Alles rief nach Wein und Speiſen. Alles, ſagen wir, mit Ausnahme des Kaſſiers; nicht, weil dieſer ſchon ſoupirt hatte, ſondern weil er, an die Eingangsthüre zurückkehrend, dort weder Teller noch Geld mehr vorfand und verzweiflungsvoll nach ſeiner Kaſſe ſchrie. Die beiden Schildwachen, die befragt wurden, ſchauten ſich überraſcht an und verſicherten, nicht das Geringſte zu wiſſen. Sie wären nicht vom Platze gewichen, wie der Herr Kaſſier, ſie hätten im Uebermaß des Pflichtgefühls ſogar ſtehend ihr Abendbrod verzehrt, und überhaupt hätte man ihnen keinen beſtimmten Auftrag gegeben, über einen Teller zu wachen, der mit zwei Sauceſtrichen verſehen geweſen wäre.

Es war ziemlich viel Geld in dem Teller vorhanden geweſen, und das ſeltſame Verſchwinden deſſelben wurde bald im ganzen Saale bekannt und machte keine geringe Beſtürzung. Der Major ſchaute vornehm verweiſend aus, der Adjutant mißtrauiſch, der ſchlagflüſſige Seminariſt wüthend und der arme Kaſſier höchſt unglücklich. Der Seminariſt, dem die fremde Uniform Doſe's ſchon lange ein Dorn im Auge geweſen, machte ſich in feindſeligen Ausdrücken Luft, ſprach von den Livreen der Tyrannen,

ſowie ähnliches ungereimtes Zeug, und beruhigte ſich erſt wieder, als die lange Geſtalt des Unteroffiziers im Tanzſaale ſichtbar wurde, der aus ſeinem Winkel hervorkam, um ſich nach dem allgemeinen Lärmen zu erkundigen.

Zwei Schildwachen bei einer Kaſſe und dieſe Kaſſe verſchwunden, das verurſachte ihm ein niederdrückendes Gefühl. Wenn die beiden Musketiere auch nur der Bürgerwehr angehörten, ſo waren ſie doch von ihm, von Feodor Doſe, commandirt worden, und das warf einen Schatten über ſein Gemüth. Er wandte ſich um, die Arme verſchränkt, und befand ſich gerade vis-à-vis dem jungen Schlagflüſſigen, der ihn etwas herausfordernd von oben bis unten anſah. Doſe erwiederte dieſen Blick, war aber ſchneller damit zu Ende, denn der Seminariſt war von ſehr kleiner Geſtalt.

Der Unteroffizier zuckte gleichgültig die Achſeln und wandte ſich der Thüre zu, als wolle er hinausgehen. Der Andere trat ihm in den Weg. „Herr,“ ſagte er, „Sie wiſſen wahrſcheinlich nicht, was vorhin an der Thüre geſchehen iſt! Man ſchleicht ſich nicht ſo aus dem Zimmer, wenn Kaſſen ſpurlos vom Tiſche verſchwinden. Man bleibt da, bis die Sache gehörig unterſucht iſt.“

Doſe erblaßte vor ungeheurer Wuth, denn er begriff die Rede des ſchlagflüſſigen Seminariſten. Seine rechte Hand zuckte in der Luft, und wenn nicht der Adjutant dazwiſchen geſprungen wäre, ſo hätten ſich die Finger im nächſten Augenblicke ſehr unangenehm mit der rothen Halsbinde beſchäftigt.

„Schämen Sie ſich!“ ſagte der Adjutant zu dem jungen Manne. „Was iſt das für eine Aufführung? Auf dieſe Art dient man unſerer Sache nicht. — Beſter Herr Unteroffizier, hören Sie nicht auf dieſen unvorſichtigen jungen Menſchen!“

„Eindringlinge und Spione,“ entgegnete der Schlagflüſ-

ſige ... und jetzt konnte ihn die Perſon des Adjutanten nicht mehr beſchützen. Doſe reckte ſich etwas Weniges in die Höhe, beugte ſich dabei faſt über den Adjutanten herüber, und ſtreckte den Seminariſten mit einem einzigen Schlage zu Boden. Dann athmete er tief auf, zog ſeine Uniform um die Taille ein wenig herunter und blickte fragend rings umher.

Obgleich ſich der Seminariſt im nächſten Augenblicke wieder auf die Beine half und der Adjutant behauptete, Jener ſei nur ausgeglitſcht, ſo begann ſich doch in dem Saale ein unangenehmer Tumult zu erheben, aus dem heraus man deutlich die Worte vernahm: „Werft ihn die Treppe hinab, werft ihn auf die Straße!“ — Wer weiß auch, wie dieſer Tumult geendigt hätte, wahrſcheinlich mit einer ſehr ſoliden Schlägerei, denn Doſe liebäugelte ſchon mit einem Stuhle in ſeiner Nähe, der ſehr feſte Beine zu haben ſchien, als der Wirth zum Grünen Baum haſtig zwiſchen die Streitenden ſtürzte, indem er ausrief: „Kein Wort weiter, Ihr Herren, die Kaſſe iſt wiedergefunden!“ Ihm folgte der entzückte Kaſſier mit einem großen Zuber voll ſchmutzigen Spülwaſſers, in das er, obgleich es ſehr unangenehm roch, mit innigem Entzücken ſeine Naſe ſteckte.

Die Sache mit der verſchwundenen Kaſſe war bald aufgeklärt. Ein Dienſtmädchen des Hauſes hatte die, wie ſie glaubte, leeren Teller in die Küche genommen, ſie dort in Waſſer verſenkt und ſtehen laſſen, und erſt, als man die Teller wieder gebrauchte und abſpülte, fand ſich die ganze Beſcherung, an der nicht ein Groſchen fehlte. Der überglückliche Kaſſier predigte nach allen Richtungen Verſöhnung, ſagte dem jungen Seminariſten einige paſſende Worte und führte den Unteroffizier in das hintere Zimmer, wo er ſich mit ihm bei einer Flaſche Wein feſtſetzte.

Doſe's Gemüth war tief erſchüttert; er fing an, die Ge-

ſellſchaft zu erkennen, in der er ſich befand, er fing an, hier in dieſem Kreiſe für ſeine Uniform, für ſeine Treſſen zu erröthen. Er war auf dieſe Art ein einſylbiger Geſellſchafter, weßhalb ihn der Kaſſier bald verließ und in den Tanzſaal zurückkehrte. Feodor ſtützte die Hand auf ein Fenſtergeſims, legte den Kopf darauf und hatte ſchmerzliche Gedanken. Wie ein wilder, wüſter Traum erſchien ihm ſein Aufenthalt hier in dem Städtchen, und er konnte oft nicht begreifen, was ihn hier zurückhalte. Ach! die Kinder ſeiner Muſe hatten es gethan, ſeine Poeſieen. Aber auch dieſer Zauber feſſelte ihn nicht mehr an den Ort, er ſollte ihm kein Capua werden, er wollte ihn morgen mit dem erſten Blicke des jungen Tages verlaſſen. Hatte er doch ſein Manuſcript wieder, hatte er es doch durch einige vortreffliche Lieder vermehrt, ja, er hatte ſogar einen Freiheitsgeſang gemacht. Aber dieß war ein harmloſes Lied, denn es waren die Ergüſſe eines Unteroffiziers nach eben beſtandenem dreitägigem Mittel-Arreſt.

Horch! was war das? Täuſchte ſich Doſe oder vernahm er wirklich den luſtigen Schlag einer Trommel?

Eilftes Kapitel.

Vom unglücklichen Ausgang des Bürgerwehr-Balles und von der Ankunft eines wirklichen Infanterie-Lieutenants, in dessen Folge der schlagflüssige Seminarist und der Packmeister Dose arretirt werden, — kurz, aber wichtig für Beamte der öffentlichen Macht.

Nein, Dose täuschte sich nicht! Um vor dem Lärmen der Tanzmusik im benachbarten Saale besser hören zu können, öffnete er ein klein wenig das Fenster, an dem er allein saß, und lauschte. Richtig! da klang es wieder, schon näher und deutlicher, aber immer noch fern auf der Landstraße. Rataplan — Rataplan — plan — plan!

Trommelschlag und Hundegebell hört man in der Nacht sehr weit, wenn man nicht gerade einen Cotillon tanzt. Aus dem letzteren Grunde schien man auch drinnen im Tanzsaale nichts zu vernehmen; der Contrebaß grunzte, die Violinen quiekten, und die Clarinette jammerte dazwischen immer fort ohne Aufhören, nur zuweilen übertönt von dem Gestampfe der Tanzenden.

„Ei," dachte der Unteroffizier, „was kann das sein? Warum der Marsch einer Infanterie-Colonne bei so später Nacht?" — Es mochte eilf Uhr sein. — Er lauschte abermals, doch hatte der Trommelschlag aufgehört, und es schien draußen ganz ruhig zu sein. Doch nur eine halbe Viertelstunde lang; dann vernahm

Feodor mit ſeinem ſcharfen geübten Ohr Tritte vieler Menſchen, die ſich auf der Landſtraße in gleichem Schritt zu nähern ſchienen. Er ſchüttelte den Kopf. Was konnte das bedeuten? — Stand die Ankunft des Militärs vielleicht im Zuſammenhange mit einigen Bewohnern des Städtchens oder vielleicht gar mit dem Feſte ſelbſt? — Was war zu thun? — Sollte Doſe ſich auf ſein Zimmer begeben oder da bleiben, wo er war, hier die Dinge, die da kommen ſollten, ruhig abwarten? — Er beſchloß das Letztere und blieb.

Es war, als ſeien am heutigen Abend, vielleicht wegen des Feſtes, weder Nachtwächter noch Hunde auf der Straße; denn die erſteren machten keine Meldung, und die letzteren bellten nicht einmal dem heranziehenden Militär entgegen, weßhalb es denn auch begreiflich war, daß man im Tanzſaal hiervon keine Ahnung hatte. Hier wurde ſtark getanzt, gehörig dazu getrunken und viel gelärmt. Man erging ſich in heftigen Redensarten, in ſehr excentriſchen Toaſten, und namentlich zeichnete ſich der ſchlagflüſſige Seminariſt bei allem dem aus. Er hatte eben eine Rede gehalten zu Ehren der rothen Fahne, in welcher außerordentlich viel Worte, wie: entwürdigende Knechtſchaft, verdumpfende Unterdrückung und dergleichen, vorkamen. Er hatte dieſe Rede in der Nähe der Thüre gehalten, hatte ſie hauptſächlich an die beiden Bürgerwehrmänner gerichtet, die dort auf Poſten ſtanden, und war ſchließlich daran, ſie zu dem baldigſt bevorſtehenden Kampfe auf's beſte zu ermahnen, daß ſie mit Gut und Blut vertheidigen möchten die rothe Fahne und den heimiſchen Herd — als ſeine Naſe plötzlich lang und ſpitz wurde, ſeine Wange von ziemlichem Roth in tiefe Bläſſe übergingen und er mit gläſernem Blick durch die Thüre auf den Gang hinausſchaute, als bemerke er dort ein Geſpenſt.

Und dort erſchienen auch in der That Geſpenſter, aber nicht, wie man ſie ſich gewöhnlich vorſtellt, in langen, weißen Gewändern mit eingefallenen Wangen; ſondern die Geiſter hier, die ſich ruhig und ſtill hinter den beiden Bürgerwehrmännern aufpflanzten, hatten blaue Röcke, weißes Lederzeug, und blanke Pickelhauben auf den Köpfen. Auch ſahen ihre Geſichter ſehr von dieſer Welt aus; ja, ſie lächelten ſehr freundlich, als ſich ihre Kameraden mit den Schlapphüten nun ebenfalls umwandten und vor lauter Ueberraſchung die Gewehre ſinken ließen.

Der Seminariſt ſtürzte in das Tanzgewühl zurück, riß die Paare aus einander, und ein Wort, ein Fingerzeig reichte hin, um ſämmtliche Mitglieder des Feſtes in Kenntniß zu ſetzen von dem, was ſich draußen begeben. Die Muſik brach mit Einem Male ab, und die Künſtler ſelbſt, indem ſie ihre Inſtrumente im Stiche ließen, ſuchten ein Aſyl unter dem ſchützenden Gerüſte.

Jetzt erſchien ein Offizier der Infanterie in dem Saale, gefolgt von einigen Mann, das Gewehr im Arm, und ſchritt langſam durch die erſtaunten und erſchreckten Gruppen. Der Erſte, der ſich ſo weit wieder ſammelte und faßte, um eine ſehr ehrerbietige Frage zu ſtellen, war der Wirth zum Grünen Baum, der ſich als ſolcher vorſtellte und nach den Befehlen des Offiziers fragte. In dieſem Augenblicke machte der Bataillons-Adjutant ſowie der ſchlagflüſſige Seminariſt einen vergeblichen Verſuch, durch die Thüre zu entwiſchen. Die beiden Schildwachen wieſen ſie zurück, worauf ſich die Erſchrockenen in die dichteſte Gruppe der Umherſtehenden verloren und langſam gegen das hintere Zimmer manövrirten, um dort vielleicht zu entkommen.

Der Gaſtgeber zum Grünen Baum wandte ſich alſo an den Lieutenant und fragte ihn, womit er dienen könne.

„Mein lieber Mann,“ ſagte dieſer, „ich bin durchaus nicht

gekommen, um Ihr heiteres Fest zu stören; ja, ich betrachte sogar mit einigem Interesse diesen Saal, denn ich hoffe hier unter Anderem die Bekanntschaft zweier Herren zu machen, des Herrn Aktuar D. und des Herrn Seminaristen W. Sollten sich diese Beiden vielleicht hier befinden?«

Der Lieutenant war ein kleiner, untersetzter Mann mit sehr lebhaften Augen, einem außerordentlich freundlichen Gesicht und sehr großem Schnurrbart. Er that ganz, als wenn er hier zu Hause wäre, legte die Hände auf den Rücken und schritt langsam auf und ab.

»Der Herr Aktuar D.?« murmelte erschrocken die Menge.

»Unser Adjutant?« setzten einige Andere leise hinzu.

»Sind diese Beiden nicht hier?« fragte der Lieutenant. »Oh, sie befinden sich gewiß hier.«

»Sie waren hier,« entgegnete der Wirth, der mit großer Geistesgegenwart eine Serviette erwischt und sie um den linken Arm gehängt hatte. Es war ihm in diesem Augenblicke Alles daran gelegen, nur als Gastgeber des Grünen Baumes zu erscheinen. Er stand demüthig gebeugt wie sein Oberkellner. — »Sie waren hier noch vor wenig Minuten.«

»In dem Falle sind sie auch noch hier,« versetzte unerschütterlich der Lieutenant. »Dort, wo ich hereinkam, sind sie nicht hinaus.«

»Aber der Saal hat zwei Thüren,« entgegnete der Wirth.

»Auch dafür ist gesorgt, mein lieber Mann,« fuhr der Offizier ruhig fort. »Ich bitte also nur, gefälligst Ihre Stimme erschallen zu lassen und die Namen der beiden Herren zu rufen.«

Dagegen war nicht viel einzuwenden, und die übrige Ball-Gesellschaft, sehr glücklich darüber, daß sie selbst von solchen Unannehmlichkeiten verschont geblieben, öffnete rasch ihre Reihen,

drehte ſich rechts und links, ſchaute hinter ſich und trat endlich ſo auffallend vor zwei Herren in der hinterſten Ecke des Saales zurück, daß der Offizier augenblicklich wußte, er habe die Rechten vor ſich. Er redete ſie überaus freundlich an, bedauerte, ihr Vergnügen ſtören zu müſſen, da er einige Worte mit ihnen zu ſprechen habe, und übergab ſie einem Unteroffizier und zwei Mann, die ſie augenblicklich hinweg führten.

Hier war für Doſe, der ſich ruhig im hinteren Zimmer hielt, der große Moment gekommen, wo ein hartes Schickſal, wenn es gut gelaunt war, ruhig an ihm vorüber gehen, oder wo ihn das Verhängniß erfaſſen und zu Boden werfen konnte.

Das Verhängniß war da in Geſtalt des commandirenden Lieutenants, der ſchon im Begriff war, ſich nach gethaner Arbeit auf dem Abſatz herum zu drehen und das Haus zu verlaſſen, wenn ihn nicht Doſe's unerbittliches Schickſal veranlaßt hätte, ein paar Schritte vorzugehen, um einen Blick in das hintere Zimmer zu werfen.

Der Gaſtgeber mit der Serviette auf dem Arm war an ſeiner Seite und machte keine Bewegung den Offizier zurück zu halten, denn er ſah ſchadenfroh, was da erfolgen würde.

Doſe hätte ſich hinter die Thüre verſtecken können; doch ſein offenes und edles Gemüth dachte nicht daran. Er richtete ſich in ſeiner ganzen Größe empor und ſchaute dem erſtaunten Offizier feſt in die Augen.

„Was iſt das?“ fragte der commandirende Lieutenant, und ſein freundliches Geſicht überzog ſich zum erſten Mal mit einem finſteren Schatten. — „Herrrr! wie kommen Sie daher?“

Ehe aber Doſe antworten konnte, nahm der boshafte Wirth das Wort und ſagte: „Herr Unteroffizier Doſe, ſeit einiger Zeit Exercirmeiſter des Bataillons, einer unſerer beſten Freunde.“

Der also Vorgestellte zuckte die Achseln und meldete darauf dienstlich dem Offizier, daß er auf dem Wege sei, sich nach C. zu begeben, um dort bei der erwarteten Mobilisirung der Artillerie-Brigade eine passende Stelle zu finden.

„Schon gut!“ sagte immer noch finster der Infanterie-Offizier, indem er auf seinen blonden Schnurrbart biß. „Unteroffizier, Sie werden diesem Sergeanten folgen; das Weitere wird sich finden. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wegen des verfluchten Fraternisirens nicht einmal ein Exempel statuirt würde. Beim Zeus! Ein Unteroffizier der Artillerie ist Exercirmeister dieses berüchtigten Bataillons und sitzt harmlos und vergnügt unter der rothen Fahne. Herrrr! wenn Ihnen das nicht Ihre Tressen kostet, gibt es keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt.“ — Damit drehte sich der Lieutenant jetzt wirklich auf dem Absatz herum und schritt stolz durch den Saal, wo ihn die Anwesenden ehrerbietigst grüßten.

Dose, der, gefolgt von einem Sergeanten und zwei Mann, hinter ihm drein ging, sah manche schadenfrohen Blicke auf sich gerichtet. Ja, der Drucker des Intelligenzblattes, der ihm den Schmierfinken noch lange nicht vergessen hatte, murmelte ihm halblaut nach: „Nun, Gott befohlen, das gibt jedenfalls neue Poesieen!“

Zwölftes Kapitel.

Wachtſtube auf dem Rathhauſe mit Souper. Die bewaffnete Macht unterſucht den einen ihrer Gefangenen, worauf der Pachmeiſter entlaſſen wird und die Bekanntſchaft einer Dame in ſchwarzem Mantel macht.

Die Infanterie-Abtheilung, welche ſich ſo unverhofft dem Städtchen genähert und den Bürgerwehr-Ball mit einem ſo traurigen Kehraus geendigt, beſtand aus einem Zuge und wurde bei dieſer Veranlaſſung ausnahmsweiſe von zwei Offizieren befehligt. Den jüngeren, welcher den Adjutanten und den Seminariſten verhaftet, lernten wir bereits kennen; der andere marſchirte aber vor das Rathhaus der Stadt, auf dem Marktplatze gelegen, wo er die Soldaten den Torniſter ablegen ließ und nach Einem von der Behörde ſchickte, um nach Vorſchrift Wein und Brod zu requiriren.

Der Commandirende wollte für die Hälfte der Nacht ſeine Mannſchaft nicht einquartieren, und auch der Soldat, der wußte, daß er morgen ſehr frühzeitig abmarſchiren ſollte, blieb lieber hier in den Kleidern bei ſeinen Waffen und einem guten Glaſe Wein, um bei der Reveille gleich bereit zu ſein. Für den Adjutanten und den Seminariſten hatte man ein Zimmer im Rathhauſe geöffnet, an dieſem ein kleineres für Doſe, und der

commandirende Offizier hatte sein Hauptquartier im Sitzungssaale des Gemeinderathes aufgeschlagen.

Der stolze Name eines Saales war übrigens unpassend für dieses Gemach. Es war nichts mehr und nichts weniger, als ein mäßig großes Zimmer mit dunklen Tapeten, einer alterthümlichen Decke von fast schwarz gewordenem Eichenholz und zwei hohen Fenstern, in denen man noch Ueberreste von Glasmalereien bemerkte. Das Ameublement bestand aus einem Tische, der in der Mitte stand und mit einem grünen Tuche behängt war, ferner aus Stühlen mit hoher Lehne, gewundenen Füßen und Armen, Sitz und Rücken mit Leder überzogen, das, dunkelbraun und glänzend, Zeugniß ablegte von langjährigem Gebrauch und von den vielen Stunden, welche die Väter der Stadt, auf das Wohl der Bürgerschaft bedacht, hier auf diesen Sitzen zugebracht hatten.

Der alte Rathhausdiener hatte zitternd und zagend dieses Zimmer aufgeschlossen; er hatte zwei Talgkerzen angezündet und in dem Steinkamin aus trockenem Holz und Reisig ein Feuer angemacht. Seine Schlüssel hatten heftig geklappert, als er den Adjutanten des Bürgerwehr-Bataillons und den Seminaristen eingeschlossen, sowie Dose in Sicherheit gebracht. Er war aber jetzt erstarrt vor Schrecken, als ihm der ältere Infanterie-Offizier befahl, den gewichtigen Schlüsselbund auf den grünen Tisch niederzulegen.

„Verzeihen Sie, Herr Hauptmann,“ hatte er gesagt und den Lieutenant in der Angst seines Herzens also avanciren lassen, „verzeihen Sie, aber es sind auch die Schlüssel des Archivs darunter, sowie die zu den Zimmern der Steuer-Abtheilung.“

Und hierauf hatte ihm der Lieutenant nur ein einziges Wort erwiedert: „Dahin!“ sprach er, indem er mit dem Finger

auf den grünen Tisch deutete. Worauf der gewichtige Schlüsselbund rasselnd auf den bezeichneten Platz niedergelegt wurde.

Der ältere Lieutenant, der bis jetzt allein in dem Rathhauszimmer war, hatte es sich so bequem wie möglich gemacht. Er war von sehr langer Gestalt, ziemlich schmächtig, hatte hellblondes Haar und so gut wie gar keinen Schnurrbart. Er probirte mehrere Sessel, ehe er einen fand, der ihm bequem genug war; dann streckte er sich in demselben aus, legte die langen Beine auf einen anderen Stuhl und schob seine Hände in die Hosentaschen, wobei er sagte: »Das Ganze hier ist eigentlich ein sehr schlechter Witz, schon oft da gewesen und mir über alle Maßen unangenehm.«

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und der jüngere und kleinere Offizier mit dem freundlichen Gesichte und dem großen Schnurrbarte trat lächelnd herein, schritt auf seinen Vorgesetzten zu und meldete, die Hand dienstmäßig emporgehoben: »Ohne Schwierigkeit arretirt Aktuar D., Seminarist W., ferner in Verhaft gebracht einen Unteroffizier von der Artillerie, der sich unter sehr verdächtigen Anzeichen hier aufgehalten. — Beim Zeus! er scheint sich hier umhergetrieben zu haben wie saures Bier.«

»Ein Unteroffizier von der Artillerie?« fragte der Andere und senkte nachdenkend sein blasses Gesicht. »Davon steht eigentlich nichts in unserem Befehl. Und der Unteroffizier hat sich hier umhergetrieben?«

»Ich erwischte ihn im Tanzsaal, wo er famos ruhig unter einer blutrothen Fahne saß, und nahm ihn fest, als ich vernommen, er halte sich hier seit einiger Zeit als Exercirmeister des Bataillons auf. — Beim Zeus! das schien mir sehr wichtig.«

»Lieber Worimann,« antwortete der ältere Offizier, indem er den Kopf melancholisch auf die Hand stützte; »wollen Sie mir

einen großen Gefallen thun? — Aber Sie müſſen mir meine Bitte nicht übel nehmen.«

»Mit Vergnügen! — Sprechen Sie doch! — Beim Zeus! ich will alles thun, was Sie wünſchen.«

»So laſſen Sie die beſtändigen Betheurungen weg, ſchwören Sie nicht immer beim Zeus. Das iſt, auf Ehre! altmodiſch und ſchon hunderttauſend Mal da geweſen, alle dieſe Zuſätze: auf Ehre! auf Seele! auf Größe! auf Taille! thun keine Wirkung mehr.«

»Sie kommen vielleicht ſchon im Meidinger vor?« ſagte lachend Wortmann.

»Mehr als das,« entgegnete ruhig der ältere Lieutenant, »Meidinger's Urgroßvater, wie ich aus einer alten Handſchrift erſehen, hatte es ſich angewöhnt, beſtändig zu ſagen: auf Ehre! oder meinetwegen auch: beim Zeus! Aber ſchon der Sohn, demnach der Großvater unſeres Meidinger, ſtrich das als gänzlich veraltet.«

»Nun, meinetwegen! Ich kann auch, beim ... Ja, ſo! — ich kann auch ohne dieſe Beiworte leben! Darum keine Feindſchaft — auf Seele!«

Der lange Lieutenant hob melancholiſch den Kopf empor und lächelte traurig. Dann ſagte er nach einer Pauſe: »Was meinen Sie, lieber Wortmann, werden wir ein kleines Souper bekommen, oder laſſen uns die Demokraten verhungern?«

»Demokraten!« lachte der Andere. »Im Gegentheil, es ſind ganz gut geſinnte Bürger. Der Bataillons-Chef der Bürgerwehr zeigte mir den Weg hieher, während er mich ſeiner Freundſchaft verſicherte; und der Gaſtgeber zum Grünen Baum ſagte: ihn ſolle der Teufel holen, wenn er nicht mein unter-

thänigſter Diener ſei — beim Jupiter! er will das mit einem ſoliden Nachteſſen beweiſen, das gleich ankommen ſoll.«

»Schön!« verſetzte der lange Offizier. »Vorher aber, glaube ich, könnte es nichts ſchaden, wenn wir ein paar freundſchaftliche Worte mit dem Unteroffizier der Artillerie wechſelten. Dieſer Herr muß doch einige Papiere bei ſich haben, ein »Vorzeiger dieſes« — oder ſo etwas.«

»Richtig! — Laſſen wir ihn kommen! Hier ſehe ich einen Glockenzug, ich hoffe, daß der Rathhausdiener auf dieſen Klang dreſſirt iſt.«

»Ziehen Sie nur nicht zufällig an der Feuerglocke! Es wäre wirklich neu und komiſch, wenn wir ihnen ſelbſt die Sturmglocke läuteten. Das wäre in der That ganz neu.«

»Unbeſorgt!« antwortete Lieutenant Wortmann, indem er an der Klingel zog, die einen ſchrillenden Ton von ſich gab; worauf augenblicklich der Rathhausdiener erſchien.

»Haben Sie drunten eine Wache eingerichtet?« fragte der lange Offizier ſeinen Kameraden.

Worauf dieſer entgegnete: »Das verſteht ſich von ſelbſt; es iſt vor dem Rathhauſe eine alte Baracke, unter der eine invalide Feuerſpritze ſteht. Das Ding habe ich zur Hauptwache erhoben. Unteroffizier Schmitz I. iſt da mit ſechs Mann, ein Poſten vor dem Gewehr, einer bei den Gefangenen.«

»Sehr gut!« antwortete der lange Offizier. Darauf wandte er ſich an den Rathhausdiener. »Nehmt Eure Schlüſſel,« ſagte er zu dieſem, »und bringt den Unteroffizier von der Artillerie da her. — Verſtanden?«

»Ja wohl, Herr Hauptmann,« erwiederte der ſtädtiſche Beamte. Dann ging er, mit dem Schlüſſel bewaffnet, eiligſt zur Thüre hinaus.

Es dauerte auch nicht lange, so kam er wieder zurück; vor ihm her schritt Dose; er hatte den Kopf erhoben: er war noch groß im Unglück.

Der ältere Offizier änderte seine Stellung in so weit, als er den Oberkörper etwas erhob und den einen Fuß vom Stuhle herabgleiten ließ. Lieutenant Wortmann dagegen zog seine Schärpe glatt und hatte die Pickelhaube aufgesetzt.

„Mein Freund," sprach der Erstere zu Dose, der kerzengerade vor ihm stand, „man hat Sie in einer sehr sonderbaren Verfassung angetroffen, auf einem demokratischen Bürgerwehr-Balle, unter der rothen Fahne sitzend. Herr, das ist sehr verdächtig. Wir haben es deßhalb für unsere Schuldigkeit gehalten, Sie festzunehmen und nach C. zu bringen. Wenn Sie übrigens etwas zu Ihrer — Rechtfertigung hier angeben können, so werden wir gern jede Notiz davon nehmen."

Dose verbeugte sich und versicherte, er müsse allerdings gestehen, daß der Schein gegen ihn sei. „Doch nur der Schein," setzte er mit fester Stimme hinzu. „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo das Schicksal roh und kalt ..."

„Lassen Sie Ihre Citate!" antwortete der Lieutenant. „Haben Sie Papiere bei sich?"

„Allerdings," entgegnete der Unteroffizier einigermaßen gekränkt, indem er eine große Brieftasche herauszog und daraus den Urlaubspaß nahm, den er von dem Herrn Postmeister Dachsinger erhalten.

„Dieses Papier ist ziemlich in Ordnung," sprach der lange Offizier, „und ich will auch zugeben, daß die Absicht recht lobenswerth ist. Aber warum begaben Sie sich nicht nach C., sondern blieben hier in dem verrufenen Neste liegen?"

„Das Städtchen lag auf meinem Wege, und ich hatte keine Idee davon, daß es verrufen sei. Als ich vor einigen Tagen ankam, exercirte man droben die Bürgerwehr, und da die Leute ihre Sache herzlich schlecht machten, so hielt ich es anfänglich für ein gutes Werk, ihren Eifer zu unterstützen.“

„Der Teufel auch!“ sagte der Lieutenant Wortmann.

„Sie sagten: anfänglich,“ fuhr der andere Offizier fort. „Später aber änderten Sie Ihre Ansichten?“

„Erst gestern erfuhr ich Manches, was mir verdächtig vorkam. Und ich hatte die Absicht, morgen früh abzureisen.“

„Das könnte glaubwürdig klingen, aber man wird Sie fragen, warum Sie gewartet, bis Sie von uns unter sehr erschwerenden Umständen gefunden wurden. Wenn man Sie nicht eine Zeit lang in den Arrest schickt oder dergleichen, so werden Sie wenigstens Ihre Anstellung im Postdienst verlieren. Ganz unmöglich aber wird es in jetziger Zeit sein, Sie bei einer Batterie einzutheilen.“

Dose war durch diese Worte wie vernichtet. Er, einer der loyalsten Unterthanen, conservativ bis zum Exceß, Soldat mit Leib und Seele, sollte also seiner Treue verdächtig aus dem Postdienst gestoßen werden, aus den Reihen der Armee gestrichen und fortan ein schmachbeladenes Leben führen! — Das war zu viel auf einmal. Er griff an seine Stirne, die sich mit kaltem Schweiß bedeckt hatte. Er nahm mit zitternder Hand seinen Paß aus den Händen des Offiziers zurück, er versuchte es, ihn in seine Brieftasche zu legen; aber seine Finger bebten dergestalt, daß sie keinen Gegenstand zu halten vermochten, weßhalb der Paß und die Brieftasche auf den Boden fielen, und letztere alsbald mehrere Papiere und Briefe zeigte, die sie enthielt.

„Ah! Sie haben sonst noch Briefschaften?“ sagte aufmerksam der Lieutenant Wortmann. „Lassen Sie einmal sehen!“

Dose bückte sich, hob Alles auf und legte es mit einem tiefen Seufzer auf den Tisch.

Der Lieutenant Wortmann nahm die Papiere in die Hand und blätterte sie langsam durch. Es war Schriftliches sowie Drucksachen. Letztere entfaltete er angelegentlich, warf einen leichten Blick hinein, dann flog ein Lächeln über seine Züge. Er reichte Blatt für Blatt dem anderen Offizier.

„Das sind ja Gedichte,“ bemerkte dieser.

„Von mir,“ entgegnete Dose mit leiser Stimme.

„Die vernagelte Kanone, Sehnsucht an Daphne — was Teufel! Sie sind Poet?“

„Schwache Versuche,“ Herr Lieutenant.

„Und hier ein Freiheits-Gesang. Ah! das ist verdächtig!“

„Nach dem Arrest!“ las der Offizier weiter. „Mir scheint, Sie haben für die Zukunft gedichtet.“

„Prophetisch!“ sagte Dose mit tiefer Stimme und zuckte in stummer Verzweiflung die Achseln.

„Hier ist ein Brief,“ fuhr Lieutenant Wortmann fort. — „Sehen Sie einmal, die Adresse sollten wir wahrhaftig kennen. — Sr. Hochwohlgeboren, dem Herrn Robert, wahrscheinlich bei der 7. Artillerie-Brigade.“

„Lassen Sie doch sehen!“ rief eifrig der andere Offizier, indem er zum ersten Mal von seinem Gleichmuthe zu kommen schien. „Ganz richtig, an Robert. — Zum Henker! von wem ist der Brief, und wie kommt er in Ihre Hände?“

„Er ist nicht verschlossen,“ sprach traurig der Unteroffizier. „Ich bitte, ihn zu lesen, vielleicht spricht er für mich.“

Der Offizier öffnete das Papier und las: „Lieber Freund!

Ueberbringer und Vorzeiger dieſes iſt die poetiſche Doſe, von der du wahrſcheinlich ſchon bei der Brigade reden hörteſt, einer der tüchtigſten Unteroffiziere und von ſo muſterhaften patriotiſchen Geſinnungen, daß er, von einer Mobilmachung hörend, den Poſtdienſt verließ, um bei irgend einer Brigade wieder einzutreten. Thu für ihn, was du kannſt, er hat nur den einzigen großen Fehler, daß er es nämlich nicht unterlaſſen kann, Gedichte zu machen. — Mir geht es ordentlich. Das Neſt, wo ich mich befinde, iſt klein, aber ruhig, das Brod iſt ordentlich, auch ſind zwei Metzger im Ort, weßhalb ich die Hoffnung habe, täglich friſches Fleiſch zu eſſen. Unterweges hieher lernte ich ein Gericht kennen, das man Katzengeſchrei nennt und das dir ſchmecken wird. Man ſchneidet kalten Kalbsbraten in eine Pfanne, thut Zwiebel, etwas Speck und Butter dazu, läßt das Ganze braten und bringt es ſiedend mit der Pfanne auf den Tiſch. Es prazelt und ſingt noch eine Zeit lang, daher kommt der Name Katzengeſchrei. — Nun Ade, lieber Robert, behalte lieb deinen Freund Tipfel, Poſt-Sekretär.«

»Tipfel,« ſagte nachdenkend der Lieutenant, nachdem er geleſen, »Tipfel — der Name iſt mir nicht unbekannt. Erinnern Sie ſich, wir haben ihn zuſammen kennen gelernt.«

»Er war Bombardier bei der ſiebenten Brigade,« erwiederte Doſe, »ein etwas dicker, ſehr ruhiger Mann.«

»Richtig! richtig!« rief der ältere Lieutenant. »Wir waren Abends in C. auf der Hauptwache, es ſind ſchon einige Jahre her — ich war damals noch Fähnrich, — da wurde dieſer Tipfel als Arreſtant gebracht, weil er ſeine Wache verlaſſen. Robert hatte damals bei allen tollen Streichen die Hand mit im Spiele.«

»Der Herr Lieutenant kennt alſo Herrn — — Robert?« fragte ſchüchtern der Unteroffizier.

„Ob ich ihn kenne! Er iſt mein Vetter.“

„Gott ſei Dank!“ fuhr Doſe tief aufathmend fort; „dann wird dieſes Empfehlungsſchreiben auch vielleicht einigermaßen empfehlend für mich wirken, und Sie, Herr Lieutenant, werden zu der Anſicht kommen, daß ich nur unwiſſentlich gefehlt, und daß ich, wie ich Ihnen auf meine Ehre verſichern kann, keine Ahnung davon hatte, in welche Hände ich gerathen.“

Es lag ſo viel Ehrliches und Treuherziges in den Mienen Doſe's, und das Schreiben Tipfel's hatte ſo zu ſeinen Gunſten gewirkt, daß der Lieutenant Wortmann die Achſeln zuckte und mit einem Blick auf ſeinen Kameraden ſagte: „Allerdings, in Anbetracht dieſes Schreibens ...“

„Könnten wir vielleicht das Unſrige thun,“ fuhr der andere Offizier fort, „um Ihre unangenehme Sache nicht noch mehr zu verwickeln. Hier ſind Ihre Papiere, mein Freund, laſſen Sie ſich dieß eine Lehre ſein.“

„Und beherzigen vor allen Dingen das Sprüchwort,“ ſetzte Lieutenant Wortmann bei: „Sage mir, mit wem du umgehſt, ſo will ich dir ſagen, wer du biſt.“

„Ganz Meidinger,“ murmelte der andere Offizier, machte Doſe ein leichtes Zeichen mit dem Kopfe und ſenkte alsdann denſelben wieder in die Hand.

Wer war froher als Feodor! Auf's Tiefſte bewegt, packte er ſeine Papiere und ſeine Brieftaſche, verſorgte dieſelben zwiſchen dem dritten und fünften Knopf der Uniform, machte auf's zierlichſte Linksum kehrt! und ging durch die Thüre des Sitzungsſaales. Er kam ſich wie neugeboren vor und ſtieg mit wahrhaft ſeligen Gefühlen die Treppen des Rathhauſes hinab; er eilte durch die Straßen dahin wie Jemand, der ſchon zehn Jahre geſeſſen und nun plötzlich wieder einmal den glänzenden Nachthimmel, Häuſer,

Bäume und lebende Weſen ſieht, ſeien es auch nur Hunde und Katzen. Wie hatte ihm geträumt von ſchwerem Gefängniß, von einer unendlichen Reihe dunkler Arreſttage, ja, vom Verluſte der National-Kokarde und von der grauen Maus!

Obgleich die Nacht etwas kühl war und ſchon nahe an Mitternacht, ſo drängte es den Unteroffizier doch nicht nach Hauſe. Er ging bei den Thüren des Gaſthofes zum Grünen Baum vorbei, der Ball ſchien durch das unangenehme Ereigniß plötzlich beendigt worden zu ſein, die Fenſter ſtanden offen, im Tanzſaale brannte ein einſames Licht, und nur aus dem hinteren Zimmer erſchollen Stimmen; dort hatte ſich ein ſolider Reſt zurückgezogen, um die ſchreckliche Begebenheit zu beſprechen. Doſe ging weiter, der Landſtraße zu; rechts ſchob ſich das Waſſer des Rheines eine einzige dunkle Maſſe, hier und da mit Lichtſtreifen durchzogen, langſam vorüber.

Der Unteroffizier durchſchritt das verfallene Stadtthor; draußen lagen nur einige Häuſer, unter andern das Poſtgebäude. Hier war noch Leben; aus der geöffneten Stallthüre glänzte noch Licht hervor, und eine Laterne, die dort herausſpazierte, wandelte nach dem Hauptgebäude und verſchwand hinter demſelben. Vor dem Hofthor ſtanden einige Stallknechte, die Schnellpoſt erwartend, die jeden Augenblick eintreffen konnte. Doſe's poetiſches Gemüth liebte dieſes nächtliche geſchäftige Treiben; er hörte ſo gern das weither durch die Nacht tönende Poſthorn, er ſah ſo gern den verſchloſſenen Wagen anhalten, ihn öffnen und herausſteigen die verſchiedenen Menſchen, die mit ſo mannigfaltigen Abſichten und Wünſchen zuſammen gekommen waren, eine Strecke mit einander fuhren, ſich kennen lernten, um ſich am Ende der Station vielleicht auf Nimmerwiederſehen zu trennen.

Auf dem Poſthofe, ſo lange er noch im Dienſte war, hatte

er selten die Ankunft eines Wagens versäumt. Er hatte die Physiognomie der Aussteigenden studirt und sich aus denselben lange fabelhafte Geschichten zusammengesetzt.

Dose brauchte nicht lange auf die Ankunft des Eilwagens zu warten. Bald hörte man das Signal des heranfahrenden Postillons, zuerst weit weg in einzelnen Tönen, dann immer näher, die ganze Lieblichkeit der vorgetragenen Melodie. Hierauf hörte man das Schnauben der Pferde, das Rasseln der Ketten, dann das Rollen der Räder und wenig Augenblicke später hielten die vier dampfenden Pferde mit dem schweren Wagen vor dem Postgebäude. Der Conducteur warf aus dem Cabriolet-Fenster mehrere lederne Brieftaschen in die Hände des geschickt auffangenden Post-Officianten, dann drückte er den Schlag auf, sprang hinaus und öffnete die Thüren des inneren Wagens. Ein Postillon mit blauer Blouse, eine gestrickte Schlafmütze auf dem Kopfe, war mit der brennenden Laterne erschienen und hielt sie nun so hoch wie möglich, um den Aussteigenden einiges Licht zu verschaffen, vielleicht aber auch, um sich zu eigenem Vergnügen die Gesichter der Passagiere anzuschauen.

Dose hatte sich hinter diesen Stallknecht postirt.

Der Wagen war sehr angefüllt. Als er anhielt und die darin Sitzenden sich zum Aussteigen anschickten, klirrte und glänzte es bedeutend im Innern; dann entwickelte sich aus diesem Glanze und Klirren die Gestalt eines Husaren-Offiziers mit Säbel und Säbeltasche, ferner die eines Dragoners, während aus dem Cabriolet ein Hauptmann von der Artillerie mit einem Lieutenant heraus-gesprungen waren.

»So eine nächtliche Fahrt ist unangenehm, wer weiß, wie sehr!« rief der Artillerie-Hauptmann, ein ziemlich großer Mann, indem er sich streckte.

Der Lieutenant der Artillerie eilte lachend an den Schlag des inneren Wagens, wo ſich die Cavallerie auffallend bemühte, einigen noch darin ſitzenden Perſonen das Ausſteigen zu erleichtern.

Doſe ſah beim Schein der Laterne ein kleines Füßchen aus dem dunklen Wagen hervortauchen, dann fiel ein neidiſches Kleid herab, und im nächſten Augenblicke ſtand die Beſitzerin deſſelben, eine Dame, in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, vor dem Wagen auf der Erde. — Der Dragoner ſchien ſie ſo gut wie möglich unterhalten zu haben. Er ſtellte ſich wenigſtens zwiſchen ſie und den Huſaren, richtete das lauteſte Wort an die Dame und verſicherte auf Ehre, es ſei erſt zwölf Uhr, der Wagen fahre erſt um fünf Uhr weiter, und ſie habe deßhalb vollkommen Zeit, ein paar Stunden auszuruhen. „Es gibt doch wahrhaftig einen Gaſthof in der Nähe!“ rief er mit Ungeduld aus. Iſt Niemand da, der uns hinführt?“

Dieſelbe Frage hatte bereits der Hauptmann der Artillerie gethan, und Doſe hielt es nun für ſeine Pflicht, ſich bei dem Vorgeſetzten zu melden.

„Ei der Tauſend!“ rief der Artillerie-Offizier; „habe nicht gewußt, daß hier Artillerie liegt. Oder woher ſonſt des Weges, Unteroffizier?“

„Herr Hauptmann,“ meldete Doſe, „ich bin im Begriffe, nach C. zu reiſen, um mich dort zum Wiedereintritt zu melden.“

„Richtig, richtig, mein Lieber, es wird mobil gemacht, werr weiß, wie bald! Haben Sie gute Papiere und können ſich ſonſt ausweiſen, ſo melden Sie ſich in C. bei Hauptmann Stengel, reitende Batterie Nr. 8; ich kann tüchtige, gediente Unteroffiziere brauchen, werr weiß, wie ſehr! — Jetzt aber vor allen Dingen: wiſſen Sie ein Obdach hier in der Nähe? Ich möchte was zu

Nacht ſpeiſen, und die Herren Kameraden auch — wer weiß, wie bald!«

Doſe war entzückt und ſchrieb ſich den Namen des Hauptmanns Stengel in das Innerſte ſeines dankbaren Herzens. »Ein Gaſthof,« ſagte er dann, »iſt nicht weit von da, doch wird derſelbe ziemlich überfüllt ſein, da heute dort ein Ball Statt fand. An Schlafzimmern wird's überhaupt ſehr fehlen, denn dieſe wurden ſchon ſeit einigen Tagen von Auswärtigen beſtellt.«

»Ah! es denkt Niemand von uns an's Schlafen,« erwiederte der Hauptmann, »nur ein Obdach, eine Flaſche Wein und dergleichen.«

Doſe dachte einen Augenblick nach. »In dem Falle,« verſetzte er, »werde ich mir erlauben, dem Herrn Hauptmann die Meldung zu machen, daß vor einer Stunde ein Zug Infanterie eintraf; die Herren Lieutenants deſſelben befinden ſich auf dem Rathhauſe in einem ſehr angenehmen Zimmer.«

»Infanterie!« rief der Huſaren-Offizier, der hinzu trat. »Was macht Infanterie hier? — Sind ſie vielleicht ebenfalls von C.?«

»Ich glaube ſo,« entgegnete Doſe.

»Deſto beſſer!« ſagte der Artillerie-Hauptmann. »Da wollen wir die Herren Kameraden aufſuchen, und einen Trunk und einen Biſſen werden ſie für uns ſchon übrig haben. — Gehen wir, meine Herren!«

»Du gehſt natürlich nicht mit,« ſprach der Huſar zu dem glücklichen Dragoner, »der eigenhändig einige pappdeckelne Schachteln von dem Conducteur in Empfang nahm und dieſelben ſo ſanft wie möglich auf den Boden niederſetzte.«

Die Dame ſtand einige Schritte davon in ihren ſchwarzen Mantel gewickelt, den dichten Schleier vor dem Geſichte.

„Geht nur voraus,“ entgegnete der Dragoner-Offizier; „ich finde das Rathhaus schon ohne euch, und werde mich zuerst bemühen, Madame für einige Stunden ein Quartier zu verschaffen. — Darf ich um Ihren Arm bitten?“

„Ich danke Ihnen recht sehr, Herr Lieutenant,“ erwiederte die Verschleierte. „Ich bitte recht sehr, Sie wollen Ihre Herren Kameraden nicht verlassen.“

„Ah!“ meinte der Dragoner einiger Maßen verblüfft. „Aber es würde mir eine große Ehre sein.“

„Ich danke wirklich,“ sagte die Dame trocken, und fügte leise hinzu: „Was würde man von mir denken!“

„Sie haben Recht,“ entgegnete der Offizier nach einer kleinen Pause. Es schien ihm ein Gedanke zu kommen. „So werden Sie mir wenigstens erlauben, daß ich diesen braven Unteroffizier bitte, Sie in den Gasthof zu begleiten. — Und ich werde Nachricht von Ihnen erhalten,“ setzte er flüsternd hinzu.

Die Dame warf forschend einen Blick auf Dose, der vortrat. Mochte sie nun plötzlich ein Zutrauen zu ihm fassen oder einen anderen Grund haben, genug, sie verbeugte sich leicht vor dem Dragoner-Offizier und schritt dem Thore zu. Dose folgte ihr, ebenso die Offiziere: denn man hatte vom Grünen Baum nur noch eine kurze Strecke zum Rathhause, daher konnten sie bis zum Gasthofe alle mit einander gehen.

Vor der Thüre desselben sagte der Dragoner zu dem Unteroffizier mit leiser Stimme: „Sie werden mir Nachricht geben, mein Freund; ich bin nicht undankbar.“

Dreizehntes Kapitel.

Worin ſich einige Freunde wieder finden, die ſich bekannte und unbekannte Geſchichten erzählen. — Sehr viel Meidinger!

Der Sitzungsſaal im Rathhauſe oder, was er für den heutigen Abend war, die Wachtſtube für die beiden commandirenden Lieutenants, hatte ſich unterdeſſen ſehr angenehm verändert. Der Wirth des Grünen Baumes war mit ſeinem Oberkellner erſchienen, und eine handfeſte Magd des Hauſes trug auf ihrem Kopfe ein Souper wenigſtens für zwölf Mann; an dem dazu gehörigen Getränke hätten ſich noch mehr ſättigen können. Der Wirth deckte den Tiſch, und während er Alles auf's Beſte aufſtellte, war ſein geſchmeidiges Weſen, ja, wir können ſagen: ſeine Liebenswürdigkeit, über alle Beſchreibung erhaben. Sein Betragen war ſo unterwürfig, daß es bei einem Polizei-Beamten Verdacht erregt hätte. Die harmloſen Offiziere aber ſahen darin nur die Wirkung ihres energiſchen Auftretens, unterſtützt vom Glanz der Bayonnette. Er verſuchte während des Servirens das Geſpräch öfters auf den unglücklichen Vorfall zu lenken, der ſich in ſeinem Hauſe begeben, und wenn man ihm Glauben ſchenken wollte, ſo war jener Abend bis zur Ankunft der Soldaten der unglücklichſte Tag ſeines Lebens. Ferner war er in Verzweiflung über

die ſchreckliche Ausſchmückung ſeines Saales. Er haßte den Mann auf der Lithographie mit dem Federhute und den hohen Stiefeln, und was die rothe Farbe der Fahnen anbelangte, ſo war er in dieſem Punkte ein vollkommener Ochs; denn er behauptete, er habe ſich beim Anblick derſelben nie einer geheimen Wuth erwehren können. Auch von den beiden Gefangenen redete er, doch alsdann zitterte ſeine Stimme, und er blickte unter den Augenbrauen forſchend die Offiziere an. Er behauptete, den Seminariſten gar nicht gekannt zu haben, und was den Aktuar anbelange, ſo ſei derſelbe ſo ſelten in den Grünen Baum gekommen, daß er, der Wirth, jeden Augenblick im Stande ſei, ihn mit einem Anderen zu verwechſeln.

Die beiden Lieutenants ließen ſich dieſes Geſpräch inſofern gefallen, als während deſſelben eine gute Schüſſel um die andere aus dem Korbe der Magd hervorkam. Das Souper für das Comité der Ballgeſellſchaft ſchien nicht zum Ausbruche gekommen, vielmehr hieher gewandert zu ſein. Doch wollen wir dem geneigten Leſer nicht verſchweigen, daß die Hauptſtücke ſich in ihrer Ausſchmückung theilweiſe ſehr geändert hatten. Zu Anfang waren ſcharlachfarbene Rüben und blutrothes Eingemachtes aller Art auf Salaten und Fleiſchſpeiſen vorherrſchend geweſen, hatten aber jetzt ſanft grüner Peterſilie und unſchuldig weißem Meerrettig Platz gemacht. Ja, bei dem Haupt-Tafelſtück, einem Wildenſchweinskopf, der ſtatt in Sulz in einem Hermelin prangte, kunſtreich à la majonaise mit Trüffelſtücken zuſammengeſetzt, trieb der Wirth die Selbſtverläugnung ſo weit, daß eben dieſer Schweinskopf einen zu anderem Zweck beſtimmten kleinen Schlapphut trug und ſich mit zwei rothen Fahnen im Maul präſentirte.

Die beiden Freunde ließen ſich vor der beſetzten Tafel nieder und thaten den aufgeſtellten Gerichten alle mögliche Ehre an;

doch ſahen Beide den unglücklichen Moment kommen, wo ſie vom ferneren Angriff abſtehen mußten, und das zu einer Zeit, wo noch ſo viele friſche Truppen auf dem Tiſche ſtanden. Indeß half ihnen das gütige Schickſal aus dieſer Verlegenheit; denn kaum hatte der Lieutenant eine vortreffliche Schüſſel geſulzter Salme im völligſten Unvermögen ſeufzend auf die Mitte des Tiſches geſchoben, als man auf der Treppe draußen laute Stimmen, klirrende Schritte und das Raſſeln von Säbeln hörte. Es war dies ein eigenthümlicher, ja, faſt beklemmender Moment. Woher dieſes militäriſche Getöſe? Konnte nicht die Bürgerwehr benachbarter Orte aufgeſtanden worden ſein, den Zug drunten überfallen haben und nun im Begriffe ſtehen, die Gefangenen zu befreien und die Offiziere an deren Stelle zu ſetzen? — Schauderös! Die beiden Lieutenants langten nach ihren Pickelhauben, drückten die Degen feſter an ſich und waren entſchloſſen, im Nothfalle Leben und Souper bis auf den letzten Bluts- und Weintropfen zu vertheidigen.

Da wurde die Thüre geöffnet, und ein ungeheures Gelächter drang in das Sitzungs-Zimmer.

„Na, das muß ich ſagen,“ rief der Artillerie-Hauptmann, „die Herren Kameraden laſſen ſich's wohl ſein, werr weiß, wie ſehr! — Schau! ſchau! — O — o — o — oh! An Flickmaterial fehlt's nicht!“ — Damit ließ er ſeine Augen vergnügt auf dem Tiſche umherſpazieren.

Auch der Artillerie-Lieutenant ergoß ſich in Ausrufungen der Freude, doch gemäßigter als ſein Chef. Die Cavallerie aber ſetzte luſtig in das Zimmer hinein, und der Huſar rief: „Aber das nenne ich, auf Taille! ein ungeheueres Zuſammentreffen. Unſer lieber Freund, der lange Eduard!“

Lieutenant Wortmann hatte pflichtſchuldigſt ſeinem Vorge-

ſetzten, dem Artillerie-Hauptmann, ſalutirt, wogegen der lange Eduard ein paar vergebliche Anſtrengungen machte, um ſich von ſeinem Stuhle zu erheben. Doch bat ihn der Hauptmann, ſitzen zu bleiben, worauf er augenblicklich wieder in ſeinen Lederſtuhl zurückfiel.

„Hat man je ſo etwas geſehen?“ rief der Dragoner-Offizier. „Treffen wir uns hier zufällig in dieſem elenden Neſte! — Aber was macht ihr hier? was thut die Infanterie drunten? — Was habt ihr auf dem Rathhauſe zu ſchaffen?

„Vor allen Dingen,“ entgegnete ruhig und wichtig der ältere Infanterie-Offizier, „laßt euch an dem Tiſche nieder und haut ein. — Lieutenant Wortmann, machen Sie die Honneurs. Ich freue mich wahrhaftig, euch zu ſehen.“

„Ja, ja, ſetzen wir uns!“ ſagte der Hauptmann von der Artillerie und that alſo. Seinem Beiſpiele folgten die Anderen, und der Dragoner meinte, es ſei hohe Zeit zur Abfütterung.

Während nun die neu Angekommenen dem aufgeſtellten Souper alle Ehre anthaten, erzählte der lange Eduard mit kurzen, aber beſtimmten Worten, daß er hieher beordert ſei, ein paar Verhaftungen vorzunehmen, und daß Wortmann und er ſich dieſes Auftrages beſtens entledigt.

„Ei, ei! Verhaftungen!“ verſetzte der Dragoner; „politiſche Arreſtanten! Haben ſich wohl nicht zur Wehr geſetzt, euch das Einfangen nicht ſauer gemacht?“

„Durchaus nicht!“ meinte Wortmann. „Sie ergaben ſich alsbald in ihr Schickſal. Wird auch nicht zu traurig ſein, dieſes Schickſal; ſcheinen mir ein paar kleine, unbedeutende Lichter; wenigſtens dumm genug ſehen ſie aus. — Du lieber Gott! ich begreife nicht, wie man auf ſolche Schwätzer Gewicht legen kann.“

»Die Zeiten haben sich geändert,« sprach mit vollen Backen kauend der Artillerie-Hauptmann, »man muß jetzt Alles beobachten. Früher ließ man dergleichen oft sagen, was sie wollten.«

»Kennt ihr die famose Geschichte,« rief der Husar, »von jenem Handlungs-Reisenden, der ein unbändig loses Maûl hatte?«

»Deren gibt es sehr viele,« entgegnete trocken der Artillerie-Lieutenant.

»Aber in politicis,« fuhr der Husar fort. »Und dieser Kerl konnte unbelästigt thun und reden, was er wollte.«

»O Gott!« seufzte der lange Eduard. »Haben Sie es sich denn noch nicht abgewöhnt, immerwährend die alten Geschichten zu erzählen?«

»Nimm dich mit Eduard in Acht,« versetzte lachend der Dragoner, »du magst ihm erzählen, was du willst, er hat es alles schon im Meidinger gelesen.«

»Die eben angefangene Anekdote,« erwiederte der ältere Infanterie-Offizier, »steht schon in der ersten Ausgabe.«

»Aber ich kenne sie nicht,« sagte treuherzig und tief aufathmend der Artillerie-Hauptmann.

Der lange Eduard warf ihm einen Blick zu, der einigermaßen verächtlich aussah. Dann wandte er sich zu dem Husaren und sprach: »Ich kann Sie versichern, es steht in der ersten Ausgabe. Der Handlungsreisende hatte in seinem Paß irgendwo ein kaum bemerkbares Zeichen, und als er eines Tages wegen sehr unziemlicher Reden auf die Polizei geladen wurde, entließ ihn der Commissär, als er jenes Zeichen gesehen, mit einem freundlichen Lächeln. — Sie können gehen, sagte er, Sie sind in Ihrem Passe als unschädlicher Schwätzer bezeichnet. — Ganz Meidinger!«

»Aber nicht ſchlecht,« entgegnete der Hauptmann der Artillerie, indem er ſich ein großes Glas Wein eingoß.

»Jetzt wiſſen Sie, meine Herren, was wir hier machen,« ſagte Lieutenant Wortmann. »Nun iſt die Reihe an Ihnen; weßhalb ſehen wir hier ſo unverhofft Artillerie und Cavallerie?

»Ah, der Teufel! das iſt ſehr einfach!« meinte der Artillerie-Hauptmann von Stengel; »Mitglieder der großen Remonte-Commiſſion. Wir haben das Land bereist und uns nach Pferden umgeſehen.«

»Alſo glaubt man wirklich, daß es losgeht?« fragte der lange Eduard.

»Keine Frage mehr!« entgegnete der Hauptmann, indem er ſich ſeinen langen blonden Schnurrbart abwiſchte. »In vier Wochen ſind wir mobil und dann geht's in's Feld. Ah! ich freue mich darauf.«

»Da haben Sie's gut, Herr Kamerad,« ſagte der Huſar. »Ein Hauptmann der Artillerie iſt ein wirklich Commandirender, wie der Chef des Armee-Corps. Reſpekt vor einer reitenden Batterie! Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes ſein.«

»Nun, ihr Herren habt euch nicht zu beklagen,« meinte Eduard. »Schon beim Regiment zu Pferde immer beweglich, könnt ihr es aushalten, habt ihr aber gar das Glück, zu Ordonnanz-Offizieren gemacht zu werden und in der großen Suite mitzureiten, ſo gibt's Arbeit und Ehren genug.«

»Das iſt wahr,« verſetzte der Dragoner. »Als Galoppin verwendet zu werden, danach habe ich ſchon oft getrachtet; aber mir iſt es noch nie ſo gut geworden. — Da unſer Freund, auf den haben ſie es förmlich abgeſehen.«

»Es iſt wahr,« entgegnete der Huſar, indem er ſeinen

Schnurrbart in die Höhe drehte, „darin habe ich Glück gehabt. War ich doch bei den letzten großen Manövern beſtändig in der Allerhöchſten Suite. Apropos! da paſſirte uns eines Tages eine ganz ungeheure Geſchichte.“

Der lange Eduard ſchaute unruhig empor.

„O unbeſorgt!“ lachte der Erzähler, der dieſen Blick ſah, „zehn Flaſchen Champagner, daß die Geſchichte neu iſt! Eines Tages reiten wir alſo los, der commandirende Herr auf ſeinem ſtarken Pferde voraus, aber ſchneidig wie ein junger Huſaren-Offizier. Die ganze Suite zog ſich artig aus einander. Natürlicher Weiſe konnte ich mich auf meinen Rappen verlaſſen und war ſo weit vorn, als es der Anſtand erlaubte. Von den alten Stabs-Offizieren puſteten manche ganz gewaltig, aber das half alles nichts, vorwärts ging's über Gräben und Hecken. Auf einmal parirt der Herr vorn an der Spitze ſein Pferd, bumms! da ſtanden wir; neben uns im Graben liegt ein Artilleriſt, ſehr bleich, marode, mit geſchloſſenen Augen.“

„Natürlich muß es immer ein Artilleriſt ſein!“ ſagte einigermaßen pikirt der Hauptmann von Stengel.

„Es war in der Nähe einer Batterie,“ entgegnete der Huſar fortfahrend. — „Was macht der Mann da? rief Se. Majeſtät, er ſcheint krank zu ſein; man mache ihm vorn den Kragen auf! — Nun ſtand, wie ſchon geſagt, nicht weit davon eine Batterie — natürlich eine Fußbatterie,“ ſetzte der Erzähler lächelnd hinzu. „Kaum ſah nun der Hauptmann derſelben das ganze hohe und zahlreiche Gefolge unten am Graben halten, ſo ſetzte er ſein Pferd in Galopp, was das gute Thier auch nach einigem Widerſtreben that, und kam in Carriere auf uns zu. Auf tauſend Schritt Diſtanz hob er ſchon die Hand zum Gruß empor.“

„Starke Entfernung,“ meinte nachdenkend der Artillerie-Lieutenant. — „Tauſend Schritt — ein halber Zoll Erhöhung.“

„So kam er heran, parirte neben dem Graben ſein Pferd gar nicht ſchlecht, daß ich einen Augenblick denke, der Gaul bricht ſein Kreuz und der Hauptmann kommt zu Fuß vor Sr. Majeſtät an. — Nun? fragten Allerhöchſtdieſelben. — Maj—ſſteet! meldet der Artillerie-Offizier mit unglaublich ſcharfer Betonung und großer Anſtrengung, d'rrrr Mann hat hundert und zwanzig Pflaumen gegeſſen! — Ah, das iſt viel! entgegnete der Herr, indem er ſein Pferd wieder in Galopp ſetzte. Dann laſſen Sie ihm hinten aufmachen. — Ihr könnt euch denken, daß ſich das ganze Gefolge mit einem geheimen, aber unauslöſchlichen Gelächter entfernte. — — — — Nun, Eduard, habe ich gewonnen oder verloren?“

„Ei, mein Freund,“ verſetzte ruhig der Angeredete, „gedruckt las ich dieſe Geſchichte noch nicht, aber es wäre möglich, daß Meidinger ſie gekannt und nicht pikant genug zur Aufnahme gefunden hätte. — Aber ſie iſt nicht ganz ſchlecht.“

„Eduard wird immer ſchärfer,“ meinte lachend der Huſar; „bald fange ich an, mich zu fürchten, in ſeiner Gegenwart die beſte Geſchichte zu erzählen.“

„Das macht das Alter,“ ſagte lachend der Dragoner-Offizier. „Eduard wird bedächtig, die Zeiten liegen hinter ihm, wo er ſeinem Vetter Robert half, die Beine von deſſen Rappen roth zu färben.

Sein Herbſt iſt gekommen;
Die Blätter fallen ab von den Bäumen.“

Bei dieſen letzten Worten legte der alſo Sprechende ſeine Hand ſanft auf das Haupthaar des langen Eduard, das freilich

nicht mehr in jener Fülle üppiger Locken prangte, wie damals, als er das Porteepee erhielt und Fähnrich wurde.

Mittlerweile war dem Souper alle Ehre angethan worden; der Hauptmann von Stengel lehnte ſich beruhigt in den alten Lederſtuhl zurück, und ſein Lieutenant in derſelben Stellung blickte nachdenkend in die Höhe; er war in ein tiefes Nachſinnen verſunken über eine neue Art Brandröhren für Bomben und Granaten. Die Unterhaltung gerieth demgemäß in's Stocken und wurde nur nach einiger Zeit wieder aufgefriſcht durch einen tiefen Seufzer des Dragoner-Offiziers, während er unruhig und erwartungsvoll nach der Thüre blickte.

Der Huſar aber, der dieſen Blick bemerkte und wie in früheren Zeiten immer noch für die Hugenotten ſchwärmte, wandte ſich an ihn und ſang mit Beziehung auf die nächtliche Fahrt im Eilwagen:

Sagt, wer war denn dieſe Schöne?

Worauf der Artillerie-Hauptmann lächelnd ſein Haupt umwandte und dieſelbe Frage, ohne zu ſingen, in guter Proſa von ſich gab.

Der Dragoner zuckte ſeufzend die Achſeln. „Weiß ich's denn?“ ſagte er; „ſie kam in D. zu uns, als es ſchon recht dunkel war, ich konnte ihr Geſicht nicht ſehen.“

„Aber du haſt Routine in dergleichen und ſprachſt mit ihr ſo angelegentlich, daß du wenigſtens wiſſen mußt, ob ſie jung oder alt iſt.“

„Ich vermuthe allerdings das Erſtere,“ antwortete der Dragoner, indem er mit der Hand durch das Haar fuhr. „Es wehte mich der Hauch der Jugend an.“

„Die Alten brennen auch viel langſamer,“ warf träumeriſch der Artillerie-Lieutenant dazwiſchen, denn er dachte an die Brandröhren.

„Der Teufel auch, lieber Herr Kamerad!“ antwortete einigermaßen pikirt der Dragoner, „wer hat Ihnen denn anvertraut, ob die junge Dame ſchnell oder langſam, oder ob ſie überhaupt entbrannte?“

„Wa—a—s?“ fragte erſtaunt der Artilleriſt.

Doch der Huſar kam ihm zu Hülfe. „Na,“ ſagte er lachend, du willſt doch uns nicht abläugnen, daß da eine kleine Geſchichte arrangirt wurde? Eigentlich hätte der Platz gegenüber mir gebührt; ich hatte Nr. 3. Aber ich bin ein viel zu guter Kerl für dieſe Welt. Es wäre anſtändig von dir, wenn du ein Bischen bekennen wollteſt.“

„Ja, ja, bekennen,“ entgegnete Herr von Stengel, „wer weiß, wie ſehr! Ah, der Teufel, das war 'ne ſchöne Gelegenheit — an Flickmaterial fehlt's nicht!“

„Wie weit kamſt du mit ihr?“ fragte der Huſar mit Pathos. „Ich drücke ab, oder — bekenne.“

Der lange Eduard hatte melancholiſch ſein Haupt in die Hand ſinken laſſen; jetzt erhob er es plötzlich und ſagte mit ſanfter, leiſer Stimme: „Ich bin einmal in Schwaben gereist im Eilwagen, natürlicher Weiſe bei Nacht. Mir gegenüber ſaß eine Beamten-Tochter, ſie gehörte zur ſechsten Rangklaſſe, denn man brachte ſie mit einer Meſſing-Laterne auf die Poſt, in welcher zwei Wachskerzen brannten. — Das iſt nämlich dort das Unterſcheidungszeichen; in China leiſten Knöpfe und Pfauenfedern denſelben Dienſt. Auch hatte die Beamten-Tochter einen offiziellen Liebhaber, der ſie an den Eilwagen begleitete. — Sie kam mir gegenüber zu ſitzen, und in ſolchen Fällen — das könnt ihr mir glauben — bin ich der diskreteſte Menſch, den es gibt. Ich ſchränkte meine langen Füße ein, ſo gut wie möglich; ich haſſe alle Zudringlichkeit. Endlich aber konnte ich es nicht mehr

aushalten, ich mußte mir etwas Luft verſchaffen und war glücklich, auf kein Hinderniß, keinen Widerſtand zu ſtoßen. Da ich demnach zu meinem großen Erſtaunen entdeckte, daß der Platz vor mir frei und unbenutzt war, ſo ſah ich mich endlich veranlaßt, meine ziemlich langen Beine ſo weit als möglich auszuſtrecken, und ſchlief ſo herrlich die ganze Nacht.«

»Und die Beamten-Tochter?« fragte neugierig der Huſar. »Hatte ſie gar keine Füße?«

»O ja,« antwortete der lange Eduard nach einer Pauſe ſchwärmeriſch, »ſie hatte ſogar zwei. Um aber nicht in unangenehme Berührung zu kommen, hatte ſie dieſelben auf den Sitz heraufgezogen und ſaß die ganze Nacht darauf.«

»Teufel!« ſagte lachend der Dragoner, »das nenne ich eine ſonderbare eigennützige Idee.«

»Und ich,« antwortete der Erzähler, »nenne es ſchwäbiſchen Heroismus; denn die arme Perſon brauchte am anderen Morgen eine gute Zeit, um nur wieder vernünftig auftreten zu können. Sie verſicherte mich auch im Laufe des Tages, ſie ſei ganz krämpfig geworden.«

»So, das hat ſie Ihnen anvertraut? — Alſo wurdet ihr ſpäter gute Freunde?« meinte lachend der Huſar.

»Nachdem ſie meine Unwiderſtehlichkeit eingeſehen,« ſagte der Dragoner.

»Darüber ſchweigt die Geſchichte,« antwortete der lange Eduard.

Hier wurde die Unterhaltung für einen Augenblick unterbrochen, denn man hörte draußen im Gange haſtige Schritte. Dann öffnete der Rathhausdiener ſchnell die Thüre, und der Unteroffizier Doſe trat ein, nicht mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe,

ſeiner bekannten Sicherheit, ſondern etwas bleich, aufgeregt und mit ſchnellen Schritten.

Der Dragoner-Offizier erhob ſich vom Tiſche, um die Meldung Doſe's, die, wie er glaubte, ihn allein anginge, in Empfang zu nehmen.

Vierzehntes Kapitel.

Fedor Doſe macht auf der Rathhaus-Wachtſtube eine Meldung. In Folge derſelben erfährt man, daß der Seminariſt entflohen und der Schneider arretirt iſt. — Militäriſche Beſetzung des Marktplatzes und große Entwickelung der bewaffneten Macht.

Unteroffizier Doſe ſchien den fragenden Blick des Dragoner-Offiziers nicht zu verſtehen, ſondern wandte ſich zum Tiſche und trat dicht vor den commandirenden Infanterie-Lieutenant in der dienſtlichſten Haltung, den Kopf aufrecht, den kleinen Finger an der Hoſennaht.

Der lange Eduard blickte kaum in die Höhe; doch Lieutenant Wortmann fragte eifrig, was es gebe.

„Es ſind ja heute Abend,“ ſprach haſtig Doſe, „während des Bürgerwehr-Balles zwei Leute verhaftet worden, angeblich Aktuar D. und Seminariſt W.“

„So iſt es,“ erwiederte Lieutenant Wortmann. „Warum angeblich? Die Verhafteten ſitzen in gutem Gewahrſam hier an.“

„Das iſt unmöglich,“ fuhr der Unteroffizier fort; „ich kenne die Beiden zu genau; der Aktuar iſt Adjutant des Bataillons hier, ich habe ihn faſt täglich geſprochen, und mit dem Anderen kam ich in noch nähere Berührung. Ich muß alſo wohl Beide kennen.“

„Nun, und was weiter?“ fragte der Infanterie-Offizier.

„Oh, Herr Lieutenant, verzeihen Sie mir,“ fuhr Doſe mit ängſtlichem Geſichte fort, „wie Sie wiſſen, befand ich mich gerade im hinteren Zimmer des Gaſthofes, als vorn die Verhaftung und — Verwechslung vor ſich ging. Hätte ich es geſehen, ſo würde ich es gewiß nicht geduldet haben.“

„Der Unteroffizier ſpricht von einer Verwechslung,“ ſprach der lange Eduard. „Er ſoll ſich deutlich ausdrücken.“

„Nun, was haben Sie denn zu melden?“

„Ich habe alſo zu melden,“ ſagte der Unteroffizier mit dem gemeſſenſten Tone, „daß ſich der Aktuar D. und der Seminariſt W. in Freiheit befinden. Der Letztere iſt eben über den Rhein ſpedirt worden, der Erſtere muß irgendwo im Gaſthofe zum Grünen Baum verſteckt ſein.“

„Alle Teufel!“ fluchte der Lieutenant Wortmann. „Unteroffizier, wenn Sie recht geſehen haben, wen haben wir dann hier im Gefängniſſe?“

„Vielleicht Niemanden,“ meinte der Artillerie-Hauptmann. „Dieſe Demokraten ſind pfiffig, werr weiß wie ſehr! an Flickmaterial fehlt's ihnen auch nicht, und ſo hilft einer dem anderen. Ah, das iſt eine wahre Schwefelbande!“

„Das Ding muß unterſucht werden,“ verſetzte Lieutenant Wortmann, „und ſogleich!“ — Er zog die bewußte Klingel, und der Rathhausdiener erſchien. „Wo ſind die beiden Gefangenen?“ fragte der jüngere Infanterie-Offizier alsdann.

„In ihrem Zimmer, zu Befehl des Herrn Lieutenant.“

„Gut! Was meinen Sie —“ er wandte ſich an ſeinen älteren Kameraden — „ſollen wir nicht ein wenig zu ihnen gehen und ſie inſpiciren? Wenn der Unteroffizier Recht hätte, es wäre eine verdrießliche Geſchichte.“

„Ich halte es für beſſer, wenn wir ſie hieher kommen laſſen,“ entſchied der lange Eduard. „Es iſt doch bequemer.“

„Nun, meinetwegen!“ meinte Wortmann. „Doch will ich ſelbſt mit gehen und ſie hieher holen; ich kann die Geſchichte nicht glauben.“

Dieſen Moment hatte der Dragoner-Offizier benutzt, um eine kleine leiſe Frage an den Unteroffizier zu ſtellen.

„Nro. 16,“ hatte Doſe ebenſo leiſe geantwortet, nicht ohne eine gewiſſe Verlegenheit verbergen zu können.

Darauf war der Cavallerie-Offizier vollkommen geräuſchlos und unbemerkt entſchwunden.

Einen Augenblick nachher erſchien der Infanterie-Offizier mit den beiden Arreſtanten. Sie ſahen ſehr niedergeſchlagen aus, und der ältere von ihnen ſchien ſogar den Verſuch machen zu wollen, ſeinen trockenen Augen einige Thränen zu entpreſſen. Doch wollte dieß nicht recht gelingen.

Doſe fuhr zurück, als er die beiden Arreſtanten ſah.

Der lange Eduard, der die ganze Würde des Augenblicks fühlte, richtete ſich in ſeinem Lehnſtuhle empor, winkte den beiden Demokraten, näher zu treten, zog ſein Taſchenbuch heraus, als handle es ſich um ein Protokoll, und fragte mit ſehr würdevoller Stimme: „Wer von Ihnen iſt Aktuar D.?“

Die beiden Gefangenen ſahen einander an und gaben keine Antwort.

„Oder der Seminariſt W.?“ fuhr Inquirent fort.

Auch dieſes Mal gab keiner eine Antwort, und Doſe, der kaum an ſich zu halten im Stande war, wollte eben vortreten, als der ältere der Arreſtanten mit recht kläglicher Geberde die Hände faltete und ſagte: „Ach, Herr Jeſus, beſter Herr Lieutenant, ich ſitze jetzt ſchon ſeit zwei Stunden in dem dunklen Zimmer

und möchte wiſſen, was ich eigentlich verbrochen habe. Es iſt hart, wenn man unſchuldiger Weiſe nicht ruhig in ſeinem Bette ſchlafen kann, und dann fürchte ich mich auch im Finſtern, und ich habe das Recht dazu.«

»Der hat ein Recht, ſich zu fürchten,« ſagte lachend der Huſaren-Offizier. »Ich möchte wiſſen, wer ihm dieſes Recht gegeben hat.«

»Ja, ich habe dieſes Recht,« fuhr der Gefangene weinerlich fort, »und ich bin nicht blos Bürgerwehrmann, ſondern auch meines Zeichens ein Schneider; und ich möchte wiſſen, was ich verbrochen habe.«

»Ein Schneider!« rief Lieutenant Wortmann entrüſtet.

»Das iſt 'ne ſchöne Geſchichte,« ſagte lachend der Artillerie-Hauptmann, »da haben Sie ſtatt eines Aktuars einen Schneider eingefangen.«

»Das iſt am Ende ganz gleich,« entgegnete Lieutenant Wortmann. »Mit gefangen, mit gehangen. Warum hat er ſich nicht früher gemeldet, warum hat er nicht geſagt, wer er iſt!«

»Ach, du gütiger Gott!« jammerte Meiſter Kaspar, »das habe ich auf dem ganzen Herweg gethan; ich habe dem Unteroffizier, der uns begleitete, geſagt: Ich bin nicht der Rechte, ihr habt wahrhaftig den Falſchen erwiſcht. Ach, es hat ja Alles nichts geholfen! Er lachte mir unter die Naſe und ſagte: Das wäre ſchon gut, in ſolchen Fällen wäre Alles unſchuldig, und Keiner wollte der Rechte ſein.«

Der lange Eduard hatte ſein Haupt wieder auf die Hand geſtützt, blickte melancholiſch in die Höhe und fragte den Unteroffizier, ob er die Leute kenne.

»Allerdings,« ſagte Doſe, »der Eine iſt der Schneidermeiſter Kaspar und der Andere ein Schreibergehülfe.«

Lieutenant Wortmann preßte die Zähne auf einander, ihn ärgerten vor Allem die lachenden Blicke des Artillerie-Hauptmanns und des Huſaren-Offiziers. „Haben dieſe Leute,“ fragte er nach einer Pauſe, „irgend eine Aehnlichkeit mit jenen beiden Anderen?“

„Nicht die geringſte,“ entgegnete Doſe; „der Aktuar iſt faſt um einen Kopf größer als der Schneider, und der Seminariſt hat etwas Aufgeſchwollenes; er iſt wenigſtens zweimal ſo dick wie der Schreibergehülfe.“

„Das iſt eine Verhöhnung aller öffentlichen Gewalt!“ ſprach ſehr erboßt Lieutenant Wortmann, und ſeine Augen glänzten, aber nicht, wie früher, vor Vergnügen. „Der Wirth zum Grünen Baum hat mir dieſe Beiden bezeichnet. An ihn werde ich mich halten.“

„Das zieht der Wirth gerade in Abrede,“ erlaubte ſich Doſe zu ſagen. „Ich hörte vorhin zufällig eine Unterredung, worin er verſicherte, er habe zu Niemand geſagt: das iſt Der oder Der, ſondern der Herr Lieutenant hätten ſich die Beiden da — —“ hier ſtockte Doſe.

„Nun?“ rief Wortmann.

„Als paſſend ſelbſt ausgeſucht,“ entgegnete der Unteroffizier mit einem ſtarken Achſelzucken.

„Bei meiner armen Seele,“ rief der Infanterie-Offizier ganz erhitzt, „das ſoll ihnen nicht ſo hingehen! Sie glauben alſo, Unteroffizier, daß der Aktuar noch in der Stadt iſt?“

„Ich möchte ſogar behaupten,“ erwiederte Doſe, „daß er ſich im Grünen Baum verſteckt hält.“

„Und der Andere?“

„Der iſt längſt über den Rhein hinüber, da hilft kein Nachſetzen.“

„Aber den Einen müſſen wir haben!“ ſagte Lieutenant

Wortmann. „Das iſt doch auch Ihre Anſicht?“ wandte er ſich an den langen Eduard.

„Allerdings,“ entgegnete dieſer; „aber man muß dabei vorſichtig zu Werke gehen. Glaubt mir, ich pflege eine Sache genau zu überlegen. Vor allen Dingen führt mir den ehrlichen Schneider und den vortrefflichen Schreiber in's Gewahrſam zurück, und zugleich mit den Beiden ſperrt mir den braven Rathhausdiener ebenfalls ein. Darauf befehlt dem Poſten, der draußen vor dem Fenſter ſteht, ſo wie Einer die Naſenſpitze hervorſteckt oder ein Wort auf die Straße ſpricht, angeſchlagen — Feuerrrr!“

Der Schneider fuhr zuſammen, als empfinde er ſchon irgendwo eine Kugel.

„Iſt das geſchehen,“ fuhr der Wachthabende fort, „ſo werden wir weiter ſehen. Unteroffizier Doſe, thun Sie mir den Gefallen und ſchließen Sie die Gefangenen ein.“

„Haltet euch ruhig, ihr Leute,“ ſagte der Artillerie-Hauptmann, „ſonſt könnte es euch ſchlimm gehen, werr weiß wie ſehr!“

Doſe nahm die Schlüſſel ſowie ein Licht vom Tiſche und brachte die Gefangenen in ihr Zimmer. Er unterließ nicht, die Fenſter zu unterſuchen und, als er Alles in Ordnung gefunden, den Arreſtanten zu ſagen, ſie möchten ſich um ihrer eigenen Seligkeit wegen ruhig verhalten und ſich unter keiner Bedingung dem Fenſter nähern. „Denn der Poſten draußen,“ fügte er wichtig bei, „hat einen verzweifelt ſcharfen Befehl, und ſeine Muskete iſt vortrefflich geladen.“ — So unterrichtet, zogen ſich die drei Unglücklichen in die Ecke des Gemaches zurück, welche am weiteſten von dem Fenſter lag, und kauerten ſich dort zuſammen wie erſchreckte Schafe, wenn draußen vor der Hürde ein Wolf umgeht.

Doſe kehrte in die Wachtſtube zurück.

Der lange Eduard hatte indeſſen ſeine Anſicht auseinander

geſetzt, welche dahin ging, ſich eine halbe Stunde ruhig zu verhalten, alsdann den Gaſthof zum Grünen Baum zu umſtellen und ſich ſo des Aktuars zu bemächtigen.

Doſe näherte ſich dem Tiſche und meldete, während er die Schlüſſel vor den commandirenden Offizier niederlegte, daß die Gefangenen beſtens eingeſchloſſen ſeien. Darauf erlaubte er ſich eine Bemerkung. „Herr Lieutenant,“ ſprach er, „drunten auf der Wache iſt ein ewiges Ab- und Zugehen von Leuten aus der Stadt; man kann nichts dagegen ſagen, ſie ſprechen mit den Soldaten, wenden ſich auch wohl an den Unteroffizier der Wache und wollen offenbar erfahren, ob es hier oben bereits entdeckt, daß man die Falſchen verhaftet. Ich erlaube mir, zu ſagen, daß man ſie vor allen Dingen in dieſer Unwiſſenheit erhalten muß. Das Volk hier hält gegen uns feſt zuſammen, ſie treiben ſich da unten blos herum, um jede Bewegung der Truppen zu erſpähen, und werden, ſobald Sie eine ſtarke Patrouille abſchicken, augenblicklich voraus eilen und den Grünen Baum in Allarm bringen.“

„Die Anſicht iſt ſehr richtig,“ erwiederte der Artillerie-Hauptmann. „Gut gedacht, Unteroffizier! Ihr Betragen gefällt mir, vergeſſen Sie in C. nicht: Hauptmann von Stengel.“

„Ich finde auch, daß er Recht hat,“ meinte Lieutenant Wortmann. „Doch iſt hier eine Schwierigkeit: ich kenne das verfluchte Terrain nicht.“

„Aber ich kenne es,“ verſetzte Doſe, indem er ſich ſtolz aufrichtete. „Dürfte ich mir erlauben, einige Anordnungen vorzuſchlagen, ſo glaube ich verſprechen zu können, daß wir ohne Lärm, ohne das geringſte Aufſehen den Grünen Baum umſtellen können.“

„Laſſen Sie hören!“

„Das Rathhaus, in dem wir uns befinden, liegt am Marktplatze; auf denſelben münden drei Straßen, geradeaus führt zum Grünen Baum, rechts und links in die Stadt. Dieſe drei Wege nun müſſen in aller Stille beſetzt werden, und man muß im Augenblicke, wo ich mit der Patrouille abmarſchire, jeden Anderen zurückweiſen, damit mir Keiner vorauslaufen kann.“

„Sehr gut!“ bemerkte Lieutenant Wortmann.

„Auf Befehl des Herrn Lieutenants,“ fuhr Doſe fort, „werde ich mich alſo drunten in die Wachtſtube begeben und den Unteroffizier inſtruiren, daß ich die Patrouille führen werde.“

„Ich werde Sie begleiten, damit er Ihnen glaubt,“ ſagte der jüngere Infanterie-Offizier; „der Schmitz iſt von altem Schlag und geht gern ſicher.“

Doſe erlaubte ſich, eine zuſtimmende, wenn auch nicht ganz militäriſche Verbeugung zu machen.

„Ferner will ich, ſpazieren gehend, an drei Straßen Doppelpoſten aufſtellen, die Niemanden als die Patrouille paſſiren laſſen,“ fuhr Lieutenant Wortmann fort. — „Gehen wir! — Aber Sie haben keine Waffen!“ wandte er ſich an den Unteroffizier.

Dieſer ſchaute im Zimmer umher, als ſuche er etwas, das ihm dienen könne.

Doch meinte der Huſaren-Offizier lachend, dem ſei abzuhelfen, und er wolle gern zu der famoſen Geſchichte ſeinen Säbel herleihen.

Doſe erſtarrte vor Glück und Ueberraſchung. Er, vor ein paar Stunden noch Arreſtant und auf dem Wege zu ſchlimmen Dingen, hatte ſich ſeinen Vorgeſetzten nützlich zu machen gewußt, er ſollte dazu helfen, einen wichtigen Gefangenen beizubringen, und dazu einen Offiziers-Säbel führen. Er ergriff mit zitternder Hand die feine Kuppel, und nachdem er die Säbeltaſche los-

geſchnallt und die Kuppel mit einiger Anſtrengung befeſtigt, löſte er ehrfurchtsvoll das ſilberne Porteepee von dem Griffe und legte es auf den Tiſch. Hierauf zog er ein paar weiße waſchlederne Handſchuhe an, brachte den Säbel gerade an die linke Seite und trat vor den commandirenden Infanterie-Offizier, wobei er ſich fertig zum Dienſt meldete. Doſe machte alle dieſe Bewegungen ſo correct und gut militäriſch, daß namentlich der Artillerie-Hauptmann ſeine Freude an ihm hatte.

„Der Offizier-Säbel iſt eine gute Vorbedeutung,“ ſagte er; „wenn wir in den Krieg kommen — ho! — da kann Ihnen das Porteepee noch werden; werr weiß wie bald!“

Damit ſchloß ſich die Thüre hinter den Beiden; ſie gingen einen finſteren Gang hinab, dann eine Treppe und traten darauf zur Thüre des Rathhauſes hinaus auf den Marktplatz.

Fünfzehntes Kapitel.

Fortſetzung des Vorigen in der Wachtſtube des alten Spritzenhauſes. — Der Dragoner-Offizier macht ſeltſame Entdeckungen und kommt in den Grünen Baum, ohne vor der Hand auf einen grünen Zweig zu kommen.

Das Lokal, in welchem Unteroffizier Schmitz I. als Wachthabender regierte, war natürlicher Weiſe nicht ſo behaglich eingerichtet, als das der commandirenden Lieutenants. Doch hatte auch hier Natur und Kunſt Einiges gethan. Das ehemalige Spritzenhaus der Stadt, dicht beim Rathhauſe gelegen, war zur Wachtſtube umgewandelt worden; man hatte einen Tiſch, ſowie ein paar Stühle hereingeſchafft, hatte einige Bretter über den defekten Kaſten einer alten Feuerſpritze gelegt, die im Winkel ſtand, und ſo eine Art Pritſche gebildet; man hatte vor die offen ſtehenden vergitterten Fenſter, an denen die Läden fehlten, ein paar Mäntel kunſtreich befeſtigt, und als nun auf dem Tiſche ein Talglicht angezündet war, als Papier, Feder und Dinte gebracht worden, ſetzte ſich der Unteroffizier Schmitz I. in ſtiller Majeſtät vor dieſen Tiſch und ſchrieb auf einen weißen Bogen Papier:

„Wache im Spritzenhauſe. Auf Wache ein Unteroffizier und ſechs Mann. Neues wurde mir von dem vorigen Wacht-Commandanten nichts übergeben, da ein ſolcher nicht vorhanden.“

Darauf hatte der Commandirende zu Nacht gespeist, und wir müssen gestehen, daß sich auch hier der Wirth zum Grünen Baum ins Mittel geschlagen und mit dem Wachthabenden fraternisirt, indem er ihm ein paar Flaschen ordentlichen Weines, sowie einen kunstreich verzierten Kartoffel-Salat und kalten Kalbsbraten vorgesetzt.

Unteroffizier Schmitz war aber nicht der Mann, der sich durch solche Beweise von Zuneigung im Geringsten rühren ließ. Er hatte dem Kellner, der ihm dies alles gebracht, würdevoll gedankt und ihn darauf so freundlich wie möglich zur Thüre hinaus begleitet. Dabei war Schmitz I. ein vorsichtiger Soldat, der aber schreckliche Begriffe von den Demokraten im Allgemeinen hegte. Er ließ den Härings-Salat und den Kalbsbraten unberührt stehen, das heißt, er für seine Person aß nicht eher davon, als bis zwei Mann der Wache, die mit lüsternen Blicken den Tisch anschauten, die Gerichte tief und genau untersucht hatten und sich hierauf keine verdächtigen Symptome einstellten; als die beiden Musketiere pudelwohl blieben und nur ein großes Verlangen nach mehr an den Tag legten, ließ sich der commandirende Unteroffizier herbei, die Speisen nun ebenfalls selbst und nicht ohne Gründlichkeit zu versuchen. Was den Wein anbelangte, so verließ er sich auf seine Nase und Zunge, und da er auch hierin nichts Verdächtiges entdeckte, so hatte er bald eine Flasche geleert und begab sich mit gutem Willen an die zweite.

Die Soldaten draußen, die man ebenfalls nicht vergessen hatte, lagerten auf den Treppen des Rathhauses und dachten nur zuweilen fröstelnd an die Kaserne in C., wo so viele gute vortreffliche Betten in diesem Augenblicke leer standen.

Dose hatte die Wahrheit gesagt: es trieben sich immer einige von den Bürgern auf dem Marktplatze und zwischen den

Soldaten umher. Doch konnte man nichts dagegen machen, da ſie ein gänzlich unverdächtiges Syſtem des Fraterniſirens beobachteten. Wenn ſie ſich zuweilen Fragen erlaubten, ſo betrafen dieſelben begreiflicher Weiſe die beiden Gefangenen droben und ihre etwaige Beſtimmung für morgen.

Jede Compagnie, ja, faſt jeder Zug hat ſeinen Spaßmacher, der von allen Kameraden als ſolcher anerkannt wird und dem kein Anderer zu widerſprechen wagt. Der, welcher ſich nun hier auf dem Rathhausplatze befand, verſicherte den Fragenden, die beiden Gefangenen würden morgen nach C. transportirt, müßten dort ein leichtes Verhör beſtehen und kämen alsdann unbedingt in die Demokraten-Mühle. „Wißt ihr, ſagte er, „in die, welche im Hofe der Kaſerne von St. Agatha ſteht; zur linken Thüre werden ſie hineingeführt, und wenn ſie umgearbeitet ſind, fallen ſie rechts wieder heraus.“

„Und wie werden ſie umgearbeitet?“ fragte ein neugieriger Soldat.

„Das kann ich ſo genau nicht angeben, denn ich habe nicht in das Innere der Maſchine ſehen können; aber man wirft allerlei zu ihnen hinein, Prügel, Ketten, Orden oder Geld. Eins davon hilft gewiß.“

„Lieber Freund,“ ſagte einer der Bürger, der mit den Soldaten ſprach, „was machen die beiden Gefangenen droben? ſind ſie ruhig, lamentiren ſie, haben ſie ein Verhör beſtehen müſſen?“

„Das weiß ich alles nicht,“ entgegnete der Andere. „Nur vorhin blickte ich zufällig zum Schlüſſelloch hinein, und da ſah ich — es hat mich erſchreckt.“

„Nun, was ſahen Sie?“

„Es iſt wahrhaftig beſſer, ich ſage es nicht.“

„Aber wir bitten Sie darum!“

»Nun meinetwegen denn, wenn euch ein Gefallen damit geschieht — aber es ist eine finstere Geschichte; als ich nämlich so hineinsah, bemerkte ich — nicht das Geringste, denn es war ganz dunkel in dem Zimmer.«

»Ah!« machten die Zuhörer verblüfft, und die Soldaten lachten so laut, daß es über den Marktplatz hinschallte und Unteroffizier Schmitz I. vor die Wachtstube trat, um zu sehen, was es gäbe.

Dieser Moment schien den Bürgern besonders günstig, mit dem Wachthabenden ein paar Worte zu sprechen. Doch wurden sie nicht besonders gnädig angehört, vielmehr zuckte der Unteroffizier statt aller Antwort mit den Achseln und blickte alsdann zum Sternenhimmel empor, der sich in selbiger Nacht klar und heiter über Alle ausspannte.

In diesem Augenblicke traten Lieutenant Wortmann und Dose aus der Thüre des Rathhauses, worauf die Bürger sich sogleich in den tieferen Schatten hinter dem Spritzenhause zurückzogen. Feodor Dose hatte aber diese Bewegung deutlich gesehen und war auf seiner Hut. Ohne sich den Anschein zu geben, als achte er besonders darauf, sah er recht gut, wie die Bürger — es waren ihrer zwei — um das Spritzenhaus lugten.

Lieutenant Wortmann that, wie verabredet, und besetzte, spazieren gehend, die Straßen, die auf den Marktplatz mündeten. An zweien standen bereits die Doppelposten, da bemerkte Dose, wie die beiden Bürger, diese Manöver verstehend, langsam hinter dem Spritzenhause her durch die dritte Straße davon schleichen wollten. Mit Einem Sprunge kam er ihnen zuvor, pflanzte sich mitten in ihrem Wege auf und rief ihnen ein lautes: »Zurück!« entgegen. Die Beiden blieben dicht vor dem Unteroffizier, wie fest gebannt, stehen, und Dose sah zu seiner

Genugthuung, daß er es mit zwei guten Bekannten zu thun habe, mit dem Major des Bürgerwehr-Bataillons und mit dem Drucker des Intelligenzblattes, zwei politischen Größen hiesiger Stadt.

Es hatte aber noch Keiner dieser Drei Zeit gehabt, sich zu verständigen, als Lieutenant Wortmann auch an der dritten Straße die beiden Posten aufstellte und ihnen bis auf Weiteres den Befehl gab, Niemanden zu gestatten, den Marktplatz zu verlassen. »Sollte man Gewalt anwenden wollen,« setzte er ruhig hinzu, »so habt ihr oben an eurem Gewehr wohl ein paar Zoll kalten Eisens für einen guten Freund übrig.«

Als diese Angelegenheit besorgt war, ersuchte Dose die beiden Herren höflichst, sich in der Nähe der Wachtstube aufhalten zu wollen; »denn,« sagte er, »der Befehl ist streng, und wenn Sie vielleicht den Versuch machten, in eines der umliegenden Häuser zu schlüpfen, so thäte es mir leid, wenn Ihnen irgend ein Unglück passirte.«

»Sie haben ganz recht,« setzte Lieutenant Wortmann hinzu, »ich hätte das bald vergessen. — Unteroffizier Schmitz, lassen Sie diese beiden Herren beaufsichtigen und stellen Sie einen Posten vor die Thüre des Rathhauses, es darf Niemand hinein.«

Die Absperrung des Marktplatzes hatte sich übrigens recht praktisch erwiesen und ein ziemliches Resultat geliefert: ungefähr ein Dutzend der gesinnungstüchtigsten Bürgerwehrmänner sah man hier plötzlich eingeschlossen, ein artiges kleines Beobachtungs-Corps, und wenn sich auch die meisten geduldig in ihr Schicksal ergaben, so waren doch ein paar, die anhuben zu sprechen von dem Rechte freier Bürger, sich zu versammeln, und was dergleichen mehr war, — Aeußerungen, die aber plötzlich und energisch unterdrückt wurden. Auf welche Art, konnte man nicht sehen, da es auf dem Marktplatze zu dunkel war.

Lieutenant Wortmann hatte unterdessen aus sechszehn Mann eine Patrouille gebildet, die vom Unteroffizier Dose hinweggeführt wurde. Er nahm nicht den geraden Weg zum Grünen Baum, sondern die Straße links, zog sich dann wieder rechts zu dem Gasthofe hin und manöverirte so klug und vorsichtig, daß dieser in weniger als einer Viertelstunde förmlich umstellt war. Die Soldaten hatten den Befehl, Jedermann hinein, aber Niemanden heraus zu lassen. — —

Der Dragoner-Offizier hatte, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, die Wachtstube im Rathhause verlassen, nachdem Dose eingetreten war. Er war so geräuschlos wie möglich davon geschlichen. Seinen Säbel hakte er wohlweislich los und stellte ihn in eine Ecke des Zimmers. Er ging über den Corridor die Treppen hinab, und als er auf den Marktplatz kam, blickte er scharf um sich, um den Weg nach dem Grünen Baum nicht zu verfehlen. Der Dragoner-Offizier war ein tapferer, unternehmender junger Mann; er hatte droben gehört, daß man den Unrechten zum Gefangenen gemacht, daß der Rechte wahrscheinlich noch im Gasthofe versteckt sei, und da es unsere Pflicht als Erzähler ist, von unseren Bekannten nur Gutes zu sagen, so sprechen wir die Vermuthung aus, er habe sich blos nach dem Grünen Baum begeben, um jenen Gefangenen ganz allein zur Haft zu bringen. Er benahm sich auch vollkommen so, wie Jemand, der einen Anderen überraschen will; er schlich so leise wie möglich an der einen Häuserreihe dahin, und als er in die Nähe des Gasthofes kam, blieb er irgendwo im tiefen Schatten stehen, um sich die Gelegenheit anzuschauen.

Der untere Stock des Grünen Baumes, namentlich die hinteren Schenkzimmer waren noch von Lichtern erhellt, auch sah man zuweilen Jemanden an das Fenster treten und auf die

Straße hinausschauen. Die Hausthüre stand weit offen, und der Offizier, der sich in der Verlängerung des Ganges aufstellte, bemerkte, daß im Hintergrunde desselben die Treppe war, schwach beleuchtet von einer ersterbenden Oellampe. Das Haus war, wie gesagt, in den unteren Räumen noch voll Leben, im Hofe nebenan knurrte zuweilen die gewaltige Stimme des Kettenhundes, und der Offizier überlegte, daß es einiger Maßen zu unangenehmen Begegnungen führen könnte, wenn er sich so allein und unbewaffnet in dieses Hauptquartier der Demokraten einschliche, um — — eines ihrer Häupter gefangen zu nehmen. Doch gerade das Gewagte des Unternehmens trieb ihn an, es zu bestehen; ihm war ein aufregendes Abenteuer lieber, als eines, das so ganz glatt und eben abzugehen verspricht. Er avancirte im dichten Schatten an die Thüre, erstieg eilig die Treppe und tauchte leise und geräuschlos in den dunklen Gang bis zur Haupttreppe, wo die trübe Oellampe brannte, die er aber sogleich auslöschte.

Die Treppen hinauf zu steigen, hatte er weiter keine Schwierigkeiten; er faßte das Geländer, um seinen Schritt zu dämpfen, ließ es aber los, da dasselbe, alt und morsch, zu krachen anfing. Die Stiege wandte sich rechts herum, dann befand er sich im ersten Stock. Hier stand der Offizier auf einem kleinen Vestibül, auf welches zwei lange Gänge im rechten Winkel mündeten, an denen die Gastzimmer lagen; wenigstens waren alle Thüren numerirt. Der Dragoner bemerkte dies alles beim Schein einer Talgkerze, die auf einem Tischchen neben der Treppe stand; doch gab sie nur eine zweifelhafte Helle, denn sie war in den messingenen Leuchter hineingebrannt, und die trübe, röthliche Flamme glänzte oben durch ein paar Oeffnungen, wie das Licht auf einem Leuchtthurme. Für den unternehmenden jungen Mann war dies in der That eine leitende Helle, denn er konnte mit

Einem Blick das ganze Terrain übersehen. Neben dem Tischchen war eine Thüre mit »Hier« bezeichnet; unter diesem »Hier« befand sich ein großes Loch, durch welches man bequem auf die beiden Gänge blicken konnte. Das alles überdachte der Dragoner, denn ihm war ein Versteck höchst erwünscht, da er in diesem Augenblicke zu vernehmen glaubte, wie der Schlüssel in irgend einer Thüre herumgedreht würde. Im Nu war er eingetreten, schob einen schützenden Riegel vor und rekognoscirte. Wenn er seine Augen anstrengte — und das that er, — so konnte er die weißen Zahlen auf den Thüren lesen. Links von ihm am Ende des Ganges mußte sich Nro. 1 befinden, vor ihm war 8, 9, 10, also rechts die sechste Thür mußte 16 sein.

Er sah diese Thüre, ohne die Nummer lesen zu können.

In Betreff des Schlüsselumdrehens hatte er sich nicht getäuscht. Es war hier oben so still, daß er das Knarren des Schlosses deutlich hören konnte; er ließ seinen Blick über beide Gänge gleiten, um zu sehen, welche Thüre geöffnet würde. — — — Ah! Nro. 16 ließ jetzt einen kleinen Lichtspalt auf den Corridor fallen. Das traf sich auffallend günstig; oder war sonst hier etwas vorgefallen? — Kam er vielleicht zu spät? Wir müssen gestehen, daß er in größter Spannung auf jene Thüre blickte, die sich langsam öffnete.

Noch eine Sekunde, und — sie trat heraus, die Dame, die ihm gegenüber im Eilwagen gesessen; sie hatte ihr schwarzes Kleid an, und nur den Mantel und den Hut mit dem Schleier abgelegt. Sie hielt das Licht vor sich, die Hand zwischen dem Gesicht und der Flamme, und spähte aufmerksam auf den leeren Gang hinaus. Der Dragoner-Offizier, von dem Schein geblendet, konnte auch jetzt ihre Züge noch nicht erkennen. Sie ging langsam

nach der Treppe, gewiß in der Abſicht, das Stubenmädchen zu rufen, um ſich zu erkundigen, wie viel Uhr es ſei, gewiß nur in dieſer Abſicht. Als ſie nahe an dem Tiſchchen angekommen war, ließ ſie langſam die Hand mit dem Lichte ſinken, — ein Augenblick, dem der junge Mann mit der größten Spannung entgegen ſah. — Wenn man eine angenehme Stimme hört, einen elaſtiſchen Körper ſieht, ſo hegt man die ausſchweifendſten Erwartungen von der Form und der Geſtalt des dazu gehörigen Geſichtes. So erging es dem Dragoner-Offizier. Er konnte nicht erwarten, bis die Hand mit dem Lichte niederſank, bis der tiefe Schatten verſchwunden war von dem Geſicht ſeiner Dame. Waren die Augen blau oder braun? — Der ſanften Stimme nach mußten ſie blau ſein, die Lippen dagegen roſig und ſchwellend. — Jetzt wichen alle Schatten. — Was war das? — Die Augen waren nicht blau, ſondern grau, die Lippen nicht friſch und ſchwellend, ſondern trotz ihrer Dünne faltig und zuſammengekniffen, das ganze Geſicht vertrocknet und unbedingt einer ſehr alten Jungfer angehörend.

Mochte nun der Dragoner-Offizier bei dieſer ſchrecklichen Täuſchung einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen, oder mochten ſeine Augen durch das erwähnte runde Loch geſpenſtig auf den Gang hinaus geblickt haben, — genug, die Dame blieb auf einmal zuſammenfahrend ſtehen, blickte entſetzt vor ſich hin, horchte einen Augenblick aufmerkſam und kehrte alsdann mit eiligen Schritten in ihr Zimmer zurück, machte haſtig die Thüre hinter ſich zu, und der Dragoner-Offizier vernahm mit großer Befriedigung, wie ſie den Schlüſſel zweimal im Schloſſe herumdrehte.

»Dem wäre ich glücklich entgangen!« ſeufzte er. »Dieſes Abenteuer hat nicht ſchön geendigt, und doch iſt noch nichts ver-

loren; ich ſchleiche zu meinen Kameraden zurück, die mich kaum werden vermißt haben, und entgehe ſo allen Spöttereien.«

Darauf war er im Begriffe, den Riegel von der Thüre zurück zu ſchieben, als er drunten die Stimme des Wirthes vernahm, dieſelbe Stimme, die ihn auf dem Rathhauſe ſo ſanft gefragt, ob ihm etwas von dieſem geſulzten Schweinskopf gefällig ſei. Doch hatte ſie jetzt einen ganz anderen Klang und alle Unterwürfigkeit abgeſchüttelt. »Soll Die da draußen auf dem Marktplatze,« ſagte er, »ein ſiebiges Donnerwetter regieren! Schicke ſchon zwei Leute hinaus, und Keiner kommt zurück, auch der Major nicht; da müſſen wir aufpaſſen, das hat was zu bedeuten. He, Friedrich! hol den großen Hund herein und ſchließe mir die Hausthüre. Es iſt immer beſſer, wenn man hinter Schloß und Riegel abwartet, was da kommt. — Seien Sie unbeſorgt,« ſagte er darauf mit leiſerer Stimme zu Jemand, der bei ihm zu ſein ſchien, »es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht im Stande wären, Sie in dem weitläufigen Hauſe zu verbergen. Aber nur mich machen laſſen! Vergeſſen Sie nur die Zimmer-Nummer nicht. Auf Nro. 16 iſt eine Fremde, 17 iſt neutraler Grund, und von da ſtehen die Thüren bis zu 21 offen. In 21 iſt, wie Sie wiſſen, das bewußte Fenſter, welches ganz gefahrlos auf das Dach des Nebenhauſes führt. Anfänglich aber ſind Sie hier unten ſicherer.«

»Aber die Mädchen auf Nro. 18?« ſagte eine andere Stimme.

»Sie glühen für die gute Sache,« entgegnete ernſt der Wirth zum Grünen Baum, und obgleich nicht aus hieſiger Stadt, werden ſie doch ſo aufopfernd wie möglich Alles zu Ihrer Rettung beitragen.«

»Teufel!« dachte der Offizier in ſeinem Verſtecke, »es gibt

doch Momente, wo es nicht ſo gar unangenehm ſein kann, wenn man einen politiſchen Flüchtling vorſtellt. Aber Eins iſt ſicher, ich ſitze hier in einer donnermäßigen Patſche — die Thüre zu, der Hofhund los — — wir wollen ſehen, wie wir uns da herausfinden.«

Unten hatte unterdeſſen der Wirth noch einige weniger bedeutende Befehle gegeben, und dann ſtieg er allein die Treppen herauf. Das Licht auf dem Tiſchchen droben hob er in die Höhe, ſchnäuzte es in Ermangelung einer Lichtſcheere mit den Fingern und verſuchte es dann, die Thüre zu öffnen, auf welcher »Hier« ſtand. Natürlicher Weiſe öffnete ſie ſich nicht, und der Wirth ſtieg die Treppe zum zweiten Stockwerk hinauf.

Eine qualvolle Viertelſtunde verging für den Eingeſperrten drunten; im Hauſe war Alles todt und ſtill; auch von der Straße herauf drang nicht das geringſte Geräuſch. Es war in dem Gemache ein kleines Fenſter, durch welches der unglückliche junge Mann zum Oeftern angelegentlich hinaus blickte; doch ſah er nichts als Häuſer und dunkle Umriſſe, ein paar noch ziemlich kahle Bäume, ſich finſter gegen den Nachthimmel abhebend, und nur ein einziges Mal glaubte er etwas geſehen zu haben, wie das ſchwache Leuchten eines Gewehrlaufes.

Der Wirth, der offenbar eine Inſpektion durch das ganze Haus gemacht hatte, kam nach einiger Zeit wieder die Treppen herab, und mochte er nun einen gelinden Verdacht haben, oder ſich auch auf dem erſten Stock überzeugen wollen, daß nirgend wo ein Verräther lauſche, genug, er kam gleich wieder an die Thüre des Verſtecks und rüttelte daran, zuerſt leiſe, dann heftiger, und als der Riegel nicht weggezogen wurde, rief er, ob Jemand da ſei. Auch legte er das Geſicht an die runde Oeffnung.

Dem Offizier zuckten die Finger, und er befand sich in großer Versuchung, dem neugierigen Wirth einen tüchtigen Nasenstüber zu versetzen. Doch wäre ihm dieses Vergnügen vielleicht theuer zu stehen gekommen. Er verhielt sich also ruhig, und nach einigen Augenblicken zog der Wirth ab, stieg die Treppen hinunter, und man hörte ihn nach dem Hausknecht Christoph verlangen, welchem er den Befehl gab, ein großes Brecheisen zu nehmen.

Dieß war ein entscheidender Moment. Der Eingesperrte droben hatte begreiflicher Weise nicht Lust, sich in einer so schlechten Falle fangen zu lassen, wie die war, wo er sich befand. Der Wirth sowie Christoph mit dem Brecheisen konnten jeden Augenblick erscheinen. — Wohin aber? Die Thüre Nro. 16 war glücklicher Weise doppelt verschlossen. Aber daneben Nro. 17 hatte der Wirth als neutralen Grund bezeichnet; wenn er das nun für die eine Partei war, so mußte er es auch für die andere sein. »Im Nothfall,« so dachte der Dragoner-Offizier, »schleiche ich mich durch Nro. 18 bis 21, kann dort den Tag abwarten oder die Patrouille, mit der der lange Eduard jedenfalls das Haus untersuchen lassen wird.«

Es war die höchste Zeit. Kaum hatte er sein Versteck verlassen, so hörte er auch schon, wie sich zweier Männer Tritte unten der Treppe näherten. Rasch verließ er sein Versteck, drückte die Thür hinter sich zu, schob den äußeren Riegel vor, und schlich über den Gang auf Nro. 17. Da er ein junger Mann mit großer Geistesgegenwart war, so öffnete er Nro. 17 geräuschvoll und schloß ebenso geräuschvoll wieder hinter sich zu. Und daran hatte er vollkommen recht gethan; denn der Wirth, der dieses Geräusch gehört, ohne zu sehen, welche Thüre sich geschlossen, glaubte Alles auf natürlichem Wege zugegangen und

kehrte, nachdem er die bewußte Thüre offen gefunden, beruhigt in die unteren Zimmer zurück.

Der Dragoner-Offizier aber befand ſich in Nro. 17, einem vollkommen dunkeln Gemach, und blieb lauſchend an der Thüre ſtehen; denn es war ihm gerade, als höre er im Nebenzimmer, in Nro. 18, leiſe Stimmen zuſammen flüſtern.

Bei **Adolph Krabbe** in Stuttgart iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bilder und Geſchichten

aus

dem ſchwäbiſchen Leben.

Von

Ottilie Wildermuth.

8. 26 Bogen. Eleg. geh. 1 Rthlr. 22½ Sgr. oder fl. 2. 30 kr. Rh.

Dieſe Bilder ſind nichts weniger als Dorfgeſchichten. Eine geiſtreiche Frau hat hier eine ganz eigenthümliche Weiſe gefunden, um das Leben des ſchwäbiſchen Volksſtammes eben ſo wahr als munter zu zeichnen. Dieſe Geſchichten, oft bis auf die einzelnſten, drolligſten Züge unmittelbar aus dem Leben gegriffen, erſcheinen in einer Form, in der Kraft und Tüchtigkeit des Ausdrucks ſich aufs glücklichſte verbinden, und die heiterſte Laune ſpielt über großer Tiefe des ſittlichen und religiöſen Gefühls. Die ſchöne Verknüpfung von Spaß und Ernſt, von ächtem Humor und wahrer Empfindung machen dieſe Bilder zu einer wirklich originellen Erſcheinung, in der von den auf die Literatur abfärbenden Schwächen und übeln Launen der Zeit merkwürdig wenig zu ſpüren iſt. Sie werden daher gewiß in den weiteſten Kreiſen den verdienten Beifall finden.

Der Inhalt iſt folgender:

Genrebilder aus einer kleinen Stadt:

Eine alte Jungfer. — Ein ausgebranntes Herz. — Der Engländer. — Ein ungerächtes Opfer. — Das unterbrochene Hochzeitsfeſt. — Der alte Frey.

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengallerie:

Der Schmuck der Urahne. — Der Croatenahne. — Die drei Zöpfe. — Die Urgroßmutter. — Das Schlößchen in S. — Das Dörtchen von Rebenbach: 1) Zwei Kinder. 2) Zwei Bräute. 3) Zwei Frauen. — Ein Stadtſchreiber.

Die alten Häuſer von H.:

Das Kloſter. — Das ſtille Haus. — Der Freihof. — Der Herrenbau. — Das fürſtliche Schloß.

Schwäbiſche Pfarrhäuſer:

Das freundliche Pfarrhaus. — Der Haſelnußpfarrer. — Das töchterreiche Pfarrhaus. — Das humoriſtiſche Pfarrhaus. — Das genügſame Pfarrhaus. — Das gaſtfreie Pfarrhaus. — Das geizige Pfarrhaus. — Noch ein gaſtfreies Pfarrhaus. — Das fromme Pfarrhaus.

Heirathsgeſchichten:

Der Prinz aus Mohrenland. — Von dem Doctor und des Amtmanns Sophie. — Das erfolgreiche Concert. — Auch ein altes Märchen. — Keine Neigungsheirath. — Der Wittwer Töchterlein.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint und ist die 1—6te Lieferung in allen Buchhandlungen vorräthig:

Wolfgang Menzel's

Geschichte Europa's

vom Beginne der französischen Revolution bis zum Wiener Congreß.

(1789—1815.)

Complet in **12 Lieferungen,** die **2 Bände** bilden werden.

Jede Lieferung eleg. geh. zu **6 Sgr.** oder **21 kr.** rhein.

Das Werk wird bis Oktober d. J. vollständig in den Händen der Subscribenten sein.

Auf eine wunderbare Weise haben sich in der Gegenwart, wenn auch nur in einem schwächeren Nachbilde, die großen Vorgänge einer früheren Zeit, die Revolution und das Kaiserreich, in Frankreich und davon ausgehend Zuckungen durch ganz Europa wiederholt. Um die neuen Dinge zu verstehen, muß man die alten kennen. Es ist daher gewiß an der Zeit, in einem Werke, wie das hier erscheinende, ein Gemälde der großen Kämpfe und Entwicklungen, aus denen die auf dem Wiener Congreß gegründeten neuen Zustände Europa's hervorgegangen sind, in mäßigem Umfang und zur bequemen Uebersicht denen vor Augen zu stellen, die nicht im Falle sind, alle umständlich die Einzelheiten umfassenden Quellen nachzulesen. Klare Gruppirung der gegen einander kämpfenden Mächte, Nationen und Zeitideen, richtige Würdigung des inneren Zusammenhangs in der ganzen Aufeinanderfolge der Ereignisse und eine warme und lebendige Auffassung darf man sich von dem Verfasser versprechen. Wie reich auch die historischen Quellen und Aktenstücke vorliegen, wie viele Federn sich in Bewegung gesetzt haben, sie durchzuarbeiten, so ist die Geschichtschreibung der europäischen Sturmperiode von 1789—1815 doch noch keineswegs erschöpft. Die Landschaft liegt vor unsern Augen ausgebreitet, jeder Baum hat darin seinen bestimmten Platz, es ist Nichts daran zu verrücken, aber die Beleuchtung war ihr nicht immer günstig, in einer andern, in einer neuen Beleuchtung wird sie uns auf neue Weise interessant. Man kann sich nicht verhehlen, daß auch die geistreichsten französischen Geschichtschreiber, indem sie die Zeit der Revolution und Napoleons schilderten, noch zu tief in den Sympathien dieser Zeit befangen waren, und in die Geschichte zu viel Phrase mischten, und daß auch die deutschen Geschichtschreiber meist von ihrem Einfluß beherrscht waren. In diesem Werke dürfen deutsche Leser viel mehr objektive Treue erwarten.

Stuttgart, im Mai 1853.

Adolph Krabbe.

Wachtſtubenabenteuer.

Von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1853.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel.

Der Dragoner-Offizier wird für einen Demokraten gehalten, fraterniſirt mit den Töchtern des Landes und erlebt eine Geſchichte, wie ſie nur in ganz dunkeln Zimmern vorkommen kann 1

Zweites Kapitel.

Erzählt dem geneigten Leſer, wer die ſchwarze Dame eigentlich war, meldet etwas vom vergangenen Leben derſelben und berichtet ſchließlich die glückliche Ankunft in C. 17

Drittes Kapitel.

Woraus wir erſehen, daß ſich ſogar eine Offizier-Wachtſtube im Laufe der Zeit einigermaßen verändern kann. — Der lange Eduard erzählt eine intereſſante Geſchichte, wird aber von dem commandirenden Unteroffizier der Hauptwache unterbrochen 29

Viertes Kapitel.

Handelt vom Mißbrauch der Patrouillen-Zettel, von der Unbeſonnenheit junger Wachthabender und einer Arreſtation, die zu keinem Reſultate führt 44

Fünftes Kapitel.

Vorbereitungen zum Feldzuge und Wachtſtuben-Abenteuer, aus welchen wir erfahren, daß Juno keinen Anſtand hatte und Jupiter betrunken war 64

Sechstes Kapitel.

Von dem Hauſe auf dem Petriplatz. Eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie immer neu. Die reitende Batterie marſchirt ab und ſingt ein bekanntes Lied 79

Seite

Siebentes Kapitel.

Worin der geneigte Leſer ohne Gefahr einem ziemlich hitzigen Gefechte beiwohnt. Feuerwerker Doſe wirft Granaten, und der Dragoner-Offizier findet, daß dieſelben ſchauerlich eingeſchlagen 91

Achtes Kapitel.

Handelt vom Bivouakiren im Allgemeinen und zeigt, wie man in Friedenszeit ſeine Wache verlaſſen und doch ein braver Bombardier ſein kann 112

Neuntes Kapitel.

Der Dragoner-Offizier unterſucht nächtlicher Weile die Vorpoſten, ſieht eine buntfarbige Correſpondenz mit dem Feinde und faßt ſeinen Entſchluß, da er eine Verrätherei ahnet 121

Zehntes Kapitel.

Worin der Dragoner-Offizier ſeinen Entſchluß ausführt und alsdann findet, daß er ſich geirrt. Er ſieht die Lichter in der Nähe und befindet ſich in der Dunkelheit 130

Eilftes Kapitel.

Enthält einen Beitrag zur Feuerwerkskunde, und der geneigte Leſer erlebt in demſelben Einiges, was er ſich zu Anfang dieſer Geſchichte nicht gedacht 147

Zwölftes Kapitel.

Der lange Eduard wird von einer Patrouille aus dem Schlafe geweckt, zieht in der Morgendämmerung auf Entdeckungen aus und bemerkt mit Erſtaunen, daß ein großes Licht vor ihm aufgeht . 162

Dreizehntes Kapitel.

Erzählt, daß Feodor Doſe vier Briefe aufbrach und las, daß er hierauf einen wichtigen Entſchluß faßte, in deſſen Folge dieſes Kapitel das letzte Wachtſtuben-Abenteuer enthält 169

Erſtes Kapitel.

Der Dragoner-Offizier wird für einen Demokraten gehalten, fraterniſirt mit den Töchtern des Landes und erlebt eine Geſchichte, wie ſie nur in ganz dunkeln Zimmern vorkommen kann.

Wir glauben ſchon bemerkt zu haben, daß der Dragoner-Offizier ein unternehmender junger Mann war, und müſſen hinzuſetzen, daß Gefahren, die vor ihm aufſtiegen, ſeinen Muth entflammten, ſtatt ihn zu dämpfen. Er hatte in der heutigen Nacht einiges Glück gehabt; er war glücklich einem Verſteck, der ihn mit Entdeckung und Lächerlichkeit bedrohte, entronnen. Er befand ſich jetzt in einem anſtändigen Zimmer und hatte zwiſchen ſich und den Gang einen tüchtigen Riegel geſchoben. Da es nun hier in dem Zimmer höchſt langweilig war, und ſich auch außer einem wackeligen Rohrſtuhl keine bequeme Sitzgelegenheit fand, ſo beſchloß er, das Terrain zu rekognosciren, und näherte ſich der Nebenthüre. Glücklicher Weiſe aber überdachte er in dieſem Augenblicke den Anzug, in welchem er ſich befand, den Waffenrock mit den glänzenden Knöpfen und Epaulettes, und ſagte ſich ſelber, daß, wenn er weiter vordringe, ihn der geringſte Lichtſtrahl, der auf ſeinen Kleidern wiederglänzte, aus einem Verfolgten zu einem Verfolger machen und einen gewaltigen Hülferuf herbeiführen würde.

Es war, wie wir wiſſen, noch im Monat April, und der Offizier, der ſeiner ſchlanken Taille zu lieb die läſtige Hülle des Paletots und Mantels ſcheute, trug unter der eng gemachten Uniform einen anliegenden Rock von ſchwarzer Seide, wie ihn die Tſcherkeſſen zu tragen pflegen. Es war das damals Mode bei den Cavallerie-Regimentern.

Der junge Mann zog alſo ſeinen Waffenrock aus, hängte ihn über den Stuhl und näherte ſich alsdann der Thüre des Nebenzimmers, wo er leiſe anklopfte.

Das Ziſcheln und Flüſtern hörte mit einem Male auf, und es wurde todtenſtill nebenan.

Er klopfte abermals und etwas lauter, und darauf vernahm er ein unbeſtimmtes Geräuſch. Es war gerade, als würde ein Stuhl gerückt oder als krache irgend ein anderes Möbel; auch begann das Flüſtern wieder, und als er ſein Ohr an das Schlüſſelloch legte, konnte er einige Worte vernehmen. — „Was thun wir?“ fragte eine Stimme. — „O Gott! O Gott,“ antwortete eine andere, „den Ball vergeſſe ich in meinem ganzen Leben nicht!“ Und eine dritte Stimme ſetzte hinzu: „Auf jeden Fall müſſen wir erfahren, wer da iſt.“

Es ſind, wie der Wirth geſagt, nur Mädchen im Zimmer, ſprach der Dragoner-Offizier zu ſich ſelber. Und damit klopfte er abermals.

„So frag' doch, was man will!“ ſagte eine Stimme. — „Ich nicht!“ antwortete eine andere; „und ich in alle Ewigkeit nicht!“ eine dritte.

„Nun, dann will ich's thun,“ fuhr die erſte fort, „wir ſind ja zu drei, und was wir thun, geſchieht, weil wir es nun einmal verſprochen.“

„Das ist eine schlimme Demokratin,“ meinte der Offizier: „gegen die zu manövriren ist Pflicht und Schuldigkeit.“

„Wer ist da?“

„Nun, ich bin's, Sie wissen's ja.“

„Aber was wollen Sie denn eigentlich?“

„Das ist doch sehr einfach: das Militär umstellt den Hof, ich kann nur durch Ihr Zimmer in das Nebenhaus gelangen.“

„Das ist richtig,“ meinte eine andere Stimme. Und dadurch ermuthigt, drückte der Offizier auf die Thüre; aber sie war verschlossen.

„Machen wir Licht?“ sprach die erste Stimme.

„Nein, nein! gewiß nicht!“ antwortete die andere.

Jetzt vernahm man ein leises krachendes Geräusch, dann ein Rauschen wie von Kleidern, ein Schlurfen wie von einem Pantoffel, den man sucht, und dann tappte es langsam nach der Thüre; der Riegel wurde zurückgezogen, die Thüre geöffnet, und eine warme angenehme Atmosphäre drang dem Offizier entgegen. Im Vorzimmer war es ziemlich kühl gewesen. Rasch schlüpfte er durch die Thüre, faßte nach der Klinke des Schlosses und fing dort, was er gedacht, eine kleine, warme Hand. Es war seine Schuldigkeit, einige Danksagungen zu stammeln, und er that das in der zierlichsten, bescheidensten Weise und mit wohlgesetzten Worten.

„Wir haben versprochen, Ihnen zu helfen,“ sagte die Stimme, der die weiche und warme Hand angehörte, „und wir wollen es recht gern thun. Aber jetzt machen Sie, daß Sie von hier fortkommen; dort die Thüre des Nebenzimmers ist offen, wir wollen sogleich hinter Ihnen verriegeln.“

„Ah! so ist es in der That nicht gemeint,“ entgegnete der Offizier mit seiner sanftesten Stimme. „Die Flucht durch jene Zimmerreihe und dann zum Fenster hinaus auf das Dach des

Nachbarhauſes iſt nur das letzte verzweifelte Mittel. Glauben Sie mir feſt, mein Fräulein, das Haus iſt mit dieſen verfluchten Musketieren umſtellt, die haben jedes Fenſter im Auge, und deſſen bin ich gewiß, ſowie ich mich nur dort drüben blicken laſſe, liege ich auf dem Pflaſter, ehe man Drei zählen kann. — Aber das thut nichts, ich gehe lieber in meinen Tod, als daß ich Ihre Güte mißbrauchen ſollte.“

Er brachte den weichen Fingern des Mädchens einen gelinden Druck des Dankes bei, und darauf wollte er ſie fahren laſſen. Doch kam es nicht ſo weit, denn ſie ſagte haſtig: „Aber um Gottes willen, wenn Sie nicht zum Fenſter hinaus auf das Nachbardach klettern wollen, ich bitte Sie, was ſoll dann geſchehen?“

„Oh!“ entgegnete der Offizier, ſtill lächelnd über ſein gutes Glück, „das Hinausklettern bleibt nicht aus; nur ſoll das zuletzt vor ſich gehen, wenn alle anderen Mittel verſucht ſind.“

„Und dieſe anderen Mittel?“

„Sie verſprachen mir großmüthig Ihren Schutz, unſer Wirth hat es mir geſagt, und ich vertraue darauf; es hat das einige Unannehmlichkeiten für Sie, aber was iſt zu machen?“

„Nun, bitte, ſprechen Sie, was ſoll denn geſchehen?“

„Vor allen Dingen flehe ich Sie an, mich ruhig hier zu laſſen, bis die Soldaten wirklich anfangen, das Haus zu unterſuchen. Vielleicht, daß ſie nicht in dieſes Zimmer kommen; ſollte dies aber geſchehen, ſo bleibt mir nichts übrig, als der Weg durch's Fenſter auf die Nachbardächer.“

„Fürchterlich!“ ſagte das junge Mädchen an der Thüre, und die beiden andern Stimmen meinten ängſtlich: „Was? hier in unſerem Zimmer bleiben, die ganze Nacht? Das geht nicht an! — Nicht wahr, Sophie?“

Alſo die Hand, die ich gefaßt habe, gehört einer Sophie, dachte der Dragoner-Offizier. Nun, ſie wird ihrem Namen Ehre machen und weiſe ſein.

Die drei Mädchen, die ſo unvermuthet in dieſes Abenteuer verwickelt wurden, hatten am Abend auf dem Balle im Tanzen ihr Mögliches gethan, und erhitzt, aufgeregt, wie ſie waren, trug der dringende Wunſch des Wirthes, ihren Bekannten, den Aktuar, der guten Sache wegen zu retten, nicht dazu bei, ihre Nerven zu beruhigen. Die Hand des jungen Mädchens an der Thüre zitterte merklich; doch fühlte der Dragoner-Offizier aus dieſem Zittern deutlich, daß ſie ihn nicht verlaſſen, daß ſie ihn beſchützen würde.

Es trat eine längere Pauſe des Schweigens ein, und endlich ſagte eine der anderen Stimmen: „O, liebe Sophie, es ſoll geſchehen, wie du willſt.“

„Ja, ja,“ entgegnete die andere, „du haſt mit dem Wirth geſprochen, wir wollen dir in Allem folgen — auch biſt du die Erfahrenere, die Aeltere.“

Teufel! dachte der Dragoner-Offizier, ſollte meine Bewohnerin von Nr. 18, meine Beſchützerin, Aehnlichkeit mit meiner Reiſegefährtin auf Nr. 16 haben? Das wäre gar zu ſchrecklich! — Er wagte es, wie durch ungefähr, ſanft den Arm zu berühren, der zu jener kleinen Hand gehörte, er that das und fühlte ſich wunderſam beruhigt. — „Faſſen Sie einen Entſchluß,“ ſprach er nach einer Pauſe, „befehlen Sie über mich; was es auch ſei, ich will es thun; jagen Sie mich hinweg, gut, ich gehe und überliefere mich denen, die mich ſuchen.“

„Nein, nein!“ verſetzte Fräulein Sophie, „wir wollen nicht Ihr Unglück; aber Sie könnten wohl in dem Vorzimmer bleiben, da wird Sie auch ſo leicht Niemand ſuchen, und iſt dies doch

der Fall, ſo haben Sie immer Zeit, durch unſer Zimmer Ihren Weg zu ſuchen.«

»Sie wollen es ſo,« ſagte mit einem tiefen Seufzer der junge Mann, »wohlan, es ſei! Was kann es Sie im Grunde auch kümmern, ob ich entdeckt werde? Das Vorzimmer liegt neben Nr. 16, dort wohnt eine Dame, die heute Nacht mit Offizieren gekommen iſt, ſie muß mich hören, ich mag mich ſo leiſe verhalten wie möglich, und dann bin ich verloren.«

»Nein, nein! das ſoll nicht ſein!« erwiederte eifrig das Mädchen an der Thüre; »ſo bleiben Sie denn in Gottes Namen da ſtehen — oder nein, gehen Sie einen Augenblick in's Vorzimmer und kommen dann gleich wieder.«

»Wie Sie befehlen.« Doch ehe der Offizier dieſem Befehle wirklich Folge leiſtete, nahm er die kleine Hand ſachte von der Thürklinke weg, führte ſie an ſeine Lippen und drückte einen leiſen, aber nichts deſto weniger ſehr innigen Kuß darauf. Dann ſchlüpfte er in's Vorzimmer, und als er die Thüre hinter ſich zugezogen, vernahm er jenes Raſcheln und Schlurfen wieder, ſowie das leiſe Krachen eines Möbels — dann war Alles ſtill.

Das war ein eigenes Abenteuer, ſo reizend in Geheimniß und Dunkel gehüllt. Was hätte der Eindringling nicht für einen kleinen Lichtſtrahl gegeben! für den geringſten Schein, um Perſonen und Gegenſtände zu ſehen! Aber im Vorzimmer war es dunkel, und in dem Schlafzimmer, wohin er jetzt zurücktrat, noch mehr. Es befand ſich da ein einziges Fenſter mit einem dicken grünen Vorhange, der herabgelaſſen war; die tiefſte Stille herrſchte in dem Gemach. Man hörte nicht einen einzigen Athemzug der drei Mädchen. — Warten wir einen Augenblick, dachte der Offizier und lehnte ſich mit dem Rücken an die Wand.

Von dem unteren Stockwerke herauf hörte man zuweilen

das Gemurmel von Stimmen oder das Zurückrücken eines Stuhles, von der Straße aber nichts, als das Knurren eines benachbarten Hofhundes, der unruhig bald hierhin, bald dorthin zu laufen schien; denn er witterte wahrscheinlich die verdächtigen Gäste, welche das Haus umstellten.

Nach einer Pause sagte der Offizier: »Darf ich mich nicht mit Ihrer Erlaubniß ein wenig niedersetzen?«

Eine Stimme zu seiner Rechten unterdrückte ein leises Lachen, eine andere links ebenfalls, und die ihm bekannte Stimme, welche von gerade vor ihm her zu kommen schien, sagte: »Setzen Sie sich auf einen Stuhl, wenn Sie einen leer finden.«

Durch dieses Lachen und diese Antwort hatte er das Schlachtfeld recognoszirt. Links befand sich eine der jungen Damen, rechts die andere, und vor ihm Fräulein Sophie. Er tastete nach einem Stuhl neben sich, fand ihn aber mit mannigfaltigen Gegenständen bedeckt. Auf der Lehne hing ein Blumenkranz, bauschige und knatternde Kleidungsstücke auf dem Sitze; und als er das sanft etwas zusammenrücken wollte, fiel ein anderer Gegenstand auf den Boden, den er rasch wieder aufhob. Doch hatte dieser Gegenstand eine lange Schnur, die sich hartnäckig und tückisch um seine Sporenräder festschlang. Er brauchte eine kleine Weile, da loszukommen, und während dessen lachte es ebenfalls rechts und links neben ihm, aber so unterdrückt und gedämpft, als habe man sich ein Schnupftuch oder einen Bettzipfel in den Mund gestopft. Dem jungen Manne war es natürlicher Weise nicht um das Niedersitzen zu thun; er seufzte tief auf und sprach: »Ich will Sie nicht derangiren. Ach, wenn ich nur wüßte, wie sich alles das entwickeln soll, wenn ich nur voraussehen könnte, was die nächste Stunde bringt!«

Es erfolgte keine Antwort.

„Sie haben ſchon ſo viel für mich gethan,“ fuhr der Offizier fort, „daß ich faſt zu ſchüchtern bin, Sie noch um Weiteres zu bitten. Aber ich muß doch wahrhaftig für den Fall der Noth wiſſen, wo die Thüre zum anderen Zimmer iſt; wenn ich mich ſpäter plötzlich entfernen muß, ſo könnte es leicht ein Geräuſch geben.“

Es erfolgte eine Zeit lang wieder keine Antwort; dann aber ſagte die bekannte Stimme: „Die andere Thüre iſt gerade vor Ihnen, das Fenſter müſſen Sie links laſſen und gerade aus gehen.“ — Der Dragoner that, wie ihm geheißen, nur daß er, ſeinem Ohre folgend, ein wenig halblinks marſchirte.

„Mehr nach rechts!“ verſetzte ängſtlich die Stimme, „viel mehr nach rechts!“

„Ah ſo!“ entgegnete er, machte auch die entſprechende Bewegung, manövrirte aber ſo geſchickt, daß er endlich — es war ſo gar dunkel — an das Kopfende eines Bettes ſtieß. „Ich habe die Thüre,“ ſagte er, „danke! O, wenn die Geſchichte ſchon glücklich vorbei wäre!“

„Das wünſchen wir auch!“ antwortete es gedämpft und leiſe.

„Solche Momente ſind fürchterlich,“ entgegnete er; „aber für Sie, meine Damen, mehr als für mich.“ — Er beugte den Kopf nieder. „Fräulein Sophie,“ flüſterte er, „wie ſoll ich Ihnen danken für das, was Sie mir gethan!“

Da wurde draußen an die Thüre von Nr. 17 ziemlich heftig geklopft. Natürlich gab Niemand eine Antwort, doch hörte das Klopfen deßhalb nicht auf.

„Sie ſind es,“ ſagte eines der anderen Mädchen; „um Gottes willen, was wird es geben!“

Der junge Offizier war emporgefahren und lauſchte auf-

merkſam. „Das iſt kein Militär,“ erwiederte er nach einer Pauſe, „die würden nicht ſo ruhig über den Gang daher ſchleichen.“

„So gehen Sie doch und fragen, was man will!“ meinte die Stimme von eben mit etwas weinerlichem Tone.“ Du lieber Gott! das ſoll mir eine Lehre ſein!“

Jetzt vernahm man die Stimme des Wirthes, welcher draußen rief: „So machen Sie doch nur auf; es iſt wahrhaftig nothwendig! Das Haus iſt mit Wachen umſtellt, und wie mir der Chriſtoph eben ſagte, marſchirt eine Patrouille vom Marktplatze hieher.“

„So laßt mich doch herein!“ bat eine andere Stimme.

„Ja, was ſoll denn das wieder?“ fragte ängſtlich das Mädchen in der linken Ecke. „Wer will denn noch mehr herein? Nein, jetzt iſt's genug; ſo was iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht widerfahren!“

„Wie geſagt,“ ließ ſich jetzt wieder der Wirth hören: „Das ganze Haus iſt umſtellt. Fräulein Sophie, machen Sie ihre Thüre auf und laſſen Sie unſeren unglücklichen Freund hinein.“

„Ja, wir haben ihn ja ſchon!“ antwortete eine Stimme aus der rechten Ecke. Und Sophie ſetzte mit ganz leiſer Stimme hinzu: „Um Gottes willen! was ſoll das bedeuten?“

„Machen Sie auf! machen Sie auf!“ ertönte es abermals von draußen. „Sie müſſen ihn bei ſich gut und ſicher verſtecken; er wird gar nicht mehr in das Nachbarhaus hinüber können. Man ſieht draußen überall in der Dunkelheit die Gewehre blitzen.“

Sophie machte eine raſche Bewegung, doch der Offizier beugte ſich nieder, faßte leicht ihren Arm und ſagte ſo leiſe, daß es nur ihr verſtändlich war: „Hören Sie mich eine Sekunde, aber kein lautes Wort, keinen Schrei!“ — Er mußte

eine kleine Lüge erfinden, und er that es auf eine kecke und für ſein Alter recht geſchickte Art. — „Ich bin nicht der," ſagte er, „für den Sie mich halten. Aber um Ihrer ſelbſt willen ſtill! Ihre Freundinnen müſſen glauben, ich ſei es; o Sophie, verzeihen Sie mir dieſen Schritt! Ich ſah Sie heute Abend bei dem Balle, ohne daß Sie mich bemerkt; ich bin vollkommen fremd hier; ja, ich ſah Sie, Sophie, und obgleich nur kurze Zeit, ich konnte Sie nicht vergeſſen, ich ſchlich mich hier ein, um Sie einen Augenblick zu ſprechen. Aber ſeien Sie klug, verſtändig, ich werde mich entfernen; Niemand ſoll dieſen Schritt erfahren!"

Das Mädchen zitterte heftig und ſtieß einen leichten Seufzer aus. Doch müſſen wir geſtehen, daß trotz der namenloſen Angſt, die ſie erfaßte, in ihrem Geiſte all die fremden Geſichter auftauchten, die ſie heute Abend vielleicht geſehen. Aber keines paßte zu dieſer verwegenen That und zu dieſen ſo ſeltſam klingenden Worten keine der Bürgerwehr-Phyſiognomieen mit ihren herausfordernden Bärten.

Der Offizier erhob ſich jetzt raſch und ſagte zu den beiden anderen Mädchen: „Bleiben Sie ruhig, es iſt nur ein Mißverſtändniß. Ich will es draußen geſchwind aufklären." — Damit ging er gelaſſen in das Vorzimmer, drückte die Thüre hinter ſich zu und dachte bei ſich: Ich bin nicht ausgeſchickt, den zu fangen, weiß überhaupt nicht, ob es der Rechte iſt; ich will ihn auch nicht retten, nur ihn nicht verrathen. — Dann trat er an die Thüre, die auf den Gang führte, ſchob den Riegel leiſe zurück und öffnete einen kleinen Spalt, ſo daß Jemand durchſchlüpfen konnte. Augenblicklich wand ſich auch eine männliche Geſtalt in das Zimmer; eine andere wollte folgen. Doch drückte er die Thüre wieder in's Schloß und ſchob den Riegel vor.

Der Eingetretene blieb einen Augenblick ungewiß in der Dunkelheit stehen, doch schrak er sehr zusammen, als ihn der Offizier fest am Arme faßte und in die andere Ecke des Zimmers zog. „Herr!“ sagte der Dragoner zu ihm mit leiser Stimme, „wer Sie auch sein mögen und was Sie hier wollen, es gibt nur Ein Mittel, das Ihnen nützlich sein kann. Stellen Sie sich ruhig hinter die Thüre, und was geschehen mag, sprechen Sie kein Wort, machen Sie keine Bewegung; man will Ihnen wohl, nur müssen Sie Ihr Ehrenwort geben, daß Sie mich nicht gesehen.“

Dem Adjutanten und Aktuar klappten die Zähne zusammen. Da drinnen sollten nur drei Mädchen sein, und hier sprach eine männliche Stimme mit ihm. Doch die Stimme wiederholte leise und dringend: „Geben Sie Ihr Ehrenwort, und dann hinter die Thüre!“

„Ich gebe es,“ erwiederte der erschrockene Adjutant, und dann drückte er sich in die bezeichnete Ecke. Seine Augen aber hielt er begreiflicher Weise offen, und als er nun sah, wie der andere Mann, der im Zimmer war, gelassen ein Kleidungsstück von dem Stuhle nahm und es anzog, und als er nun ferner bemerkte, daß jenes Kleidungsstück eine Offiziers-Uniform war, da wollten ihm die Kniee zusammenknicken; er ballte die Fäuste und sprach zähneknirschend zu sich selber: Ha, trau' einer diesen Weibern! Da sticken sie Fahnen für uns, rothe Schärpen, da schwören sie Haß und Wuth gegen die frechen Söldner, schwärmen für die Freiheit und lassen sich knechten von den Schlimmsten der Schlimmen! O, ihr Demokratinnen! — Ja, die Angst, die er am heutigen Abend ausgestanden, und der eifersüchtige Abscheu, den er in diesem Augenblicke empfand, ließ ihn beinahe die ganze Partei hassen; er fühlte eine fast monarchische Regung

in ſeinem Buſen, wozu er aber ingrimmig ſeufzte: „Und drei ſo ſchöne Mädchen!“

Der Dragner hatte ſeine Toilette beendigt, horchte auf den Gang, wo wieder Alles ſtill geworden war, dann ſagte er warnend zu dem Aktuar: „Keinen Laut!“ und ſchlüpfte abermals in das Nebenzimmer, um Abſchied zu nehmen.

„Nun, was iſt's?“ flüſterten die beiden Stimmen rechts und links.

„Alles in Ordnung,“ entgegnete er. „Halten Sie ſich ruhig, ich glaube Ihnen verſprechen zu können, daß, wenn das Militär kommt, dieſes Zimmer nicht unterſucht werden ſoll. Lieber will ich mich ſelbſt opfern. — Sophie,“ ſetzte er darauf mit ganz leiſer Stimme hinzu, „verzeihen Sie mir, ich verlaſſe Sie, doch reichen Sie mir zum Abſchied Ihre Hand.“ — Sie that das — obgleich widerſtrebend; er erfaßte ihre Hand und drückte einen leichten Kuß darauf. „Ich werde Sie nicht vergeſſen,“ fuhr er fort, „halten Sie mich nicht im ſchlimmen Andenken, und ſollte Jemand zu Ihnen ſagen: Schutz den Verfolgten! ſo bin ich es, der Sie wieder erkannt hat.“ — Mit eiligen Schritten und, wir müſſen es geſtehen, mit einem ſeltſamen Gefühl im Herzen, ging er dann zur Thüre hinaus.

Der Adjutant ſtand noch regungslos in ſeiner Ecke, doch horchte er aufmerkſam und ſtieß einen leichten Seufzer aus; auch der Offizier lauſchte aufmerkſam; denn draußen auf der Straße vernahm man durch die Stille der Nacht gleichförmige, nicht zu verkennende Schritte. An das Fenſter eilend, bemerkte er eine Patrouille, die ſich dem Hauſe näherte, geführt von jenem langen Unteroffizier der Artillerie; einige Offiziere folgten. Bald hörte man, wie an die Hausthüre geklopft wurde; dann wurden in dem unteren Stockwerke haſtig Stühle gerückt, hierauf

die Hausthüre geöffnet, der knurrende Hund beschwichtigt, und dann vernahm man Stimmen, worauf feste Schritte und leises Klirren von Waffen in den unteren Räumen gehört wurden. Einige Zeit nachher trampelte es auf der Treppe, und der Wirth sagte: „Wenn Sie den Gasthof untersuchen müssen, so kann ich nichts dagegen haben; doch sind einige Fremde da, auch Damen, die Sie doch gewiß nicht stören wollen.“

„Es thut mir sehr leid,“ vernahm man jetzt die Stimme des langen Eduard, „aber ihr spielt ja alle unter Einer Decke, und deßhalb muß ich diese Decke aufheben, schonungslos und ohne Ansehen der Person. Lieutenant Wortmann, stellen Sie einen Posten vor jede Zimmerthüre! Der Unteroffizier Dose, der den Mann kennt, und ich, wir wollen jeden Raum untersuchen.“

„Ich bin verloren!“ seufzte der Aktuar in seiner Ecke; denn man vernahm den Schritt der Infanteristen, welche den erhaltenen Befehl ausführten. Danach blieb es eine Zeit lang ruhig, man hörte nur das Geräusch von Thüren, die auf und zugeschlossen wurden, immer näher kommen.

„Noch nicht!“ sagte der Dragoner-Offizier.

„Hier sind wir an Nr. 16,“ versetzte lachend der lange Eduard. „Sollen wir auch hier untersuchen? Es thut mir nur um meinen Freund leid. — Jetzt vernahm man, wie auch diese Thüre geöffnet wurde, dann hörte man den langen Eduard überrascht ausrufen: „Ah, der Tausend! Schlafen Sie ruhig weiter, Madame.“ Darauf sprach eine andere Stimme: „Das ist eine merkwürdige Nacht, — werr weiß, wie sehr!“

Der ganze Trupp stand jetzt still vor Nr. 17. Der Adjutant bebte, der Dragoner faßte ruhig den Riegel der Thüre.

„Nr. 17 ist ein leeres Vorzimmer,“ vernahm man jetzt die Stimme des Wirthes, einiger Maßen schwach und unbestimmt;

»da nebenan in Nr. 18 ſchlafen drei junge Damen, Töchter benachbarter Gutsbeſitzer, die den heutigen Ball mitgemacht.«

„Junge Demokratinnen," ſagte Lieutenant Wortmann. „Da müſſen wir unbedingt unterſuchen.« — Er verſuchte es, die Thüre zu öffnen.

„Sie iſt von innen verſchloſſen," vernahm man die lachende Stimme des Huſaren-Offiziers. „Aufgemacht!" fuhr er fort, indem er heftiger klopfte.

„Gemach! gemach!" meinte der lange Eduard. „Die Soldaten ſollen zurücktreten. Man muß doch eine gewiſſe Schonung beobachten. Meine Damen!« rief er alsdann, »ich bitte, zu öffnen, wir müſſen dieſes Zimmer unterſuchen.«

Es erfolgte natürlich keine Antwort, nur der Wirth ſagte in Todesangſt: „Ich bitte Sie, Herr Hauptmann, es ſind drei junge unſchuldige Mädchen."

„Klopfen Sie an die Nebenthüre," entgegnete der Infanterie-Offizier, „ſie mögen ſich anziehen, wir wollen gern warten. Dem weiblichen Geſchlechte jede Schonung."

Der Wirth that, wie ihm geheißen; doch kaum hatte er ſich entfernt, ſo hörte man in Nr. 17 langſam den Riegel zurück ſchieben, die Thüre öffnete ſich weit, ließ den Glanz der Lichter hereinfallen und zeigte ein vollkommen leeres Gemach. Doſe wollte auf den Wink ſeines Vorgeſetzten eintreten, um auch das Nebenzimmer zu unterſuchen; doch prallten er und der lange Eduard, der Huſaren-Offizier und der Hauptmann von Stengel erſchrocken zurück, als hätten ſie ein Geſpenſt geſehen; denn aus der Ecke hinter der Thüre trat ihr vermißter Freund, der Dragoner-Offizier, lächelnd und heiter gegen ſie vor und ſagte rückwärts gewendet, ehe er die Thüre in's Schloß zog: „Bitte,

ſchieben Sie den Riegel wieder vor.“ Was auch augenblicklich geſchah.

„Du hier?“ rief der lange Eduard mit einem Erſtaunen, wie es ſich ſelten auf dieſem ruhigen Geſicht zeigte.

„In der That, ich bin es,“ entgegnete der Dragoner lachend. „Aber ich finde es von euch wenig kameradſchaftlich, einem nicht einmal ein bißchen Nachtruhe zu gönnen.“

„Werr weiß, wie ſehr!“ fügte überraſcht der Hauptmann Stengel bei.

„Du warſt in dem Zimmer, in den Zimmern 17 und 18? — Du? Oh! das iſt über alle Beſchreibung.“

„Das iſt eine Geſchichte,“ meinte der Huſaren-Offizier, „wie ich ſie noch nie erlebt habe.“

„Eduard findet ſie vielleicht ganz Meidinger!“ lachte der Dragoner.

„Gott ſoll mich bewahren!“ entgegnete der Infanterie-Offizier. „Wenn ſo etwas Meidinger wäre, ſo ſähe es ſchrecklich bei uns aus.“

„Aber jetzt kommt hier weg!“ bat dringend der Andere; „macht kein weiteres Aufheben!“

„Nr. 19, 20, 21 und 22 ſind vollkommen leer!“ meldete der Unteroffizier der Infanterie, und darauf hin ließ ſich der lange Eduard von ſeinem Freunde mechaniſch die Treppen hinab führen. Lieutenant Wortmann zog die ausgeſtellten Poſten zurück, indem er ſagte: „Das iſt eine ganz verfluchte Geſchichte!“

Es gibt Erlebniſſe, über welche man den beſten Freunden gegenüber erſtaunen muß — und ſo erging es dem langen Eduard nach vollendeter fruchtloſen Hausſuchung, als die Offiziere auf der Treppe des Grünen Baums ſtanden und Lieutenant Wortmann die Muskeliere drunten zuſammentreten ließ. — Eduard

ordnete ſtillſchweigend Schärpe und Degen, blickt an den dämmernden Himmel empor und erſt, als er den Augen des Dragoners begegnete, der ſchwärmeriſch und tief nachdenkend an dem dunkeln Fenſter hinaufſah, konnte er ſich eines langen Seufzers nicht erwehren. — Darauf aber reichte er dem glücklichen Kameraden die Hand und ſagte: „Lieber Freund, es gibt Sachen, die ungeheuer Meidingeriſch ſind und einem doch wieder als ganz neue erſcheinen. — Lebe wohl — — — —.“

Am Schluſſe dieſes Kapitels müſſen wir dem geneigten Leſer verſichern, daß Meiſter Kaspar und der Schreibereigehülfe, ſowie auch der Rathhausdiener alsbald aus ihrem Gewahrſam entlaſſen wurden, daß der Zug Infanterie beim Grauen der Morgendämmerung hinweg marſchirte, daß die ſechs Offiziere freundſchaftlichen Abſchied von einander nahmen, worauf die Artillerie und Kavallerie den Eilwagen, der abfahren wollte, wieder beſtiegen. Sie hatten ſich aber zuſammen in das Innere des Wagens geſetzt und ließen die Dame im ſchwarzen Mantel und Schleier allein bei dem Conducteur im Coupé. Wenige Schritte von der Stadt raſſelten ſie in vollem Trabe bei der marſchirenden Infanterie vorbei, und als der lange Eduard, der an der Spitze ging, melancholiſch ſein Haupt erhob und ihnen zurief: „Oh! oh!“ ſtreckten die vier im Wagen ihre Hände zum Fenſter hinaus und entgegneten: „Auf Wiederſehen in C.!“ —

Unteroffizier Feodor Doſe aber hatte ſich dem Conducteur als College zu erkennen gegeben und ſaß neben dem Poſtillon, der vom Bocke fuhr.

Zweites Kapitel.

Erzählt dem geneigten Leſer, wer die ſchwarze Dame eigentlich war, meldet etwas vom vergangenen Leben derſelben und berichtet ſchließlich die glückliche Ankunft in C.

Während die Offiziere im Wagen viel und luſtig ſprachen über die Abenteuer der vergangenen Nacht, wobei aber der Dragoner-Offizier nur zuweilen etwas ahnen ließ durch einen Blick, durch ein Wort, während unterdeſſen Doſe neben dem Poſtillon von den kriegeriſchen Ausſichten der Zeit ſprach, ſchien die ältliche Dame im Coupé eines leichten Morgenſchlummers zu genießen. Sie hatte den Schleier dicht und feſt um ihr Geſicht gezogen, lehnte ſich tief in die Ecke und athmete tactgerecht und harmoniſch. Der Conducteur machte es in der anderen Ecke ebenſo. Doch erfreute ſich die Dame keines feſten Schlummers; ſie richtete ſich oftmals in die Höhe, hob den Schleier empor, blickte in die Gegend, welche ſich allmählig erhellte, und ſeufzte tief.

Endlich begannen die höchſten Spitzen der Berge ſich zu vergolden, und zu gleicher Zeit füllte ſich das Rheinthal mit einem feinen Duft, der aber bald von den Sonnenſtrahlen herab gedrückt wurde und als leichter Thau auf den Boden, ſowie auf das Leder des dahinrollenden Eilwagens niederfiel.

Bald kam die Station, der Conducteur erwachte ein paar Minuten vorher, warf seinen Pelz ab und ſchaute mit ziemlich nüchternem Blick auf die glänzenden Fluten des Stromes. „Ja ja,“ ſagte er und dehnte ſich, ſo weit dies der enge Raum des Wagens geſtattete, „jetzt ſind wir ſogleich in U., Madame, wo die Paſſagiere ihren Kaffee nehmen können.“

So war es denn auch; ſie erreichten U., ein kleines Städtchen in kurzer Zeit, und dort ſtieg Alles aus. Der Dragoner-Offizier wäre lieber ſitzen geblieben, denn er fürchtete ſich, die Dame von Nr. 16 wieder zu ſehen; doch ließen ihm die Kameraden keine Ruhe, und ſo mußte er mit in das Gaſtzimmer treten und das Schickſal fügte es, daß er gerade gegenüber der ſchwarzen Dame zu ſitzen kam, und als ſie beim Beginn des Frühſtücks ihren ſchwarzen Schleier erhob, konnte ſich der Dragoner eines äußerſt freundlichen Blickes nicht erwehren, den ihm der Huſaren-Offizier zuwarf, wobei ihn dieſer leiſe fragte, ob die drei ſchönen Mädchen im Grünen Baum vielleicht von demſelben Alter geweſen wären. Der Artillerie-Hauptmann v. Stengel machte den Galanten und bediente die Dame, wobei er ſich dunkel erinnerte, ſie ſchon irgend wo geſehen zu haben — werr weiß, wie ſehr!

„Das iſt wohl möglich,“ antwortete dieſe, indem ſie dankend Zucker und Milch nahm; „Sie werden vielleicht in C. meinen Bruder kennen — Regierungsrath B.“

„Ah, der Tauſend!“ ſagte der Artillerie-Hauptmann und verbeugte ſich; „das will ich meinen, wir ſpielten auf dem Caſino manche Partie Whiſt mit einander. Habe ihn auch einige Male beſucht, am Petriplatz Nr. 10.“

„Ganz richtig,“ entgegnete die Dame.

„Regierungsrath B. — Petriplatz Nr. 10,“ dachte der Hu-

ſaren-Offizier und erinnerte ſich dieſer beiden Namen, und daß ſie mit irgend etwas im Zuſammenhange ſtänden, was ihm früher einmal paſſirt oder was man ihm erzählt. Gewiß das Letztere, dachte der Huſar, und nachdem er ſich einen Augenblick beſonnen, ſchwebte ihm das Bild des langen Eduard vor und eine ſeltſame Geſchichte, die ihm dieſer einſtens erzählt. Doch konnte ſie der Huſaren-Offizier nicht mehr recht zuſammen bringen, nur ſo viel erinnerte er ſich, daß es ſich um eine hübſche Blondine gehandelt, um eine alte Tante, um weſtfäliſchen Schinken, einen Liebesbrief, Rüdesheimer und einen entſprungenen Kettengefangenen.

Die ſchwarze Dame dem Huſaren-Offizier gegenüber hatte, einige graue Stellen abgerechnet, durchaus kein helles Haar; ſie war alſo nicht die Blondine, viel wahrſcheinlicher die Tante, und der Offizier, um etwas zu ſprechen, erkundigte ſich nach dem Befinden des Herrn Regierungsrathes und nach dem ſeiner ſchönen Fräulein Tochter. Die Tante — denn ſie war es — verſicherte dankend, ſo viel ſie aus Briefen wiſſe, befänden ſich Beide recht wohl.

„Sie, meine Gnädige“ — bemerkte Hauptmann v. Stengel — er wollte eigentlich ſagen: gnädige Frau, doch da er nicht im Klaren war, gebrauchte er nur das Prädikat, — „Sie ſind ſchon längere Zeit auf Reiſen?“

„Ich war über zwei Jahre von C. entfernt,“ antwortete die ſchwarze Dame, und ein aufmerkſamer Beobachter hätte gehört, wie ſie einen leiſen Seufzer ausſtieß; „ich war bei meiner Schweſter, die ein Gut am Mittelrhein bewohnt. Ich hatte einmal Luſt, die Einſamkeit des Landlebens zu genießen.“

„Da hatten Sie Recht,“ ſprach Hauptmann von Stengel; „Gott! dieſes Landleben hat etwas ungeheuer Reizendes!“

„Nun, wir werden bald Gelegenheit bekommen, es zu verſuchen,“ meinte der Huſaren-Offizier. „Es wird nicht lange dauern, ſo verlaſſen wir die dumpfen Kaſernen und ziehen mit dem Frühling hinaus in das heilſame blühende Land.“

„Glauben Sie wirklich an einen Krieg?“ fragte ängſtlich die ſchwarze Dame.

„Wohl möglich!“ ſagte der Hauptmann von Stengel achſelzuckend; „die Mobilmachungen werden in zu großartigem Maßſtabe betrieben, als daß es ſich um eine bloße Demonſtration handelte.“

„Hurrah!“ rief lachend der Dragoner-Offizier, der auch nicht ganz als ſtumme Perſon da ſitzen wollte. „Ah! das wird ein herrliches Leben werden; ich ſehe mich ſchon an der Spitze meiner Reiter-Schwadron! Richt't euch! — Gewehr auf! Zur Attaque vorwärts! — Der Hufſchmid hinter die Front!“

„Der Doctor faßt krampfhaft die Mähne,“ lachte der Huſaren-Offizier.

„Der Auditeur flüchtet zum Packwagen,“ fuhr der Dragoner fort. — „Marſch! marſch!“

Die Dame war zuſammengezuckt, als der Dragoner den Auditeur zum Packwagen verwies. Sie kämpfte augenſcheinlich einen tiefen Schmerz zugleich mit dem letzten Stück Butterbrod nieder, das ſie ſo eben in den Mund geſteckt.

„Meine Herren!“ rief der Conducteur zur Stubenthüre herein; „es iſt Zeit, wir müſſen abfahren!“

Alles erhob ſich, Jeder nahm ſeinen Platz wieder ein, und wenig Augenblicke darauf rollte der Eilwagen weiter.

Die Offiziere im Innern plauderten, die Dame hatte ſich tief in ihre Ecke zurückgezogen und dachte eifrigſt nach; — viel Vergangenes, wenig Zukünftiges. „Der Auditeur zum Gepäck!“

hatte der Dragoner-Offizier geſagt, ach ja! zum Gepäck, mit aller Liebe, aller Hoffnung, und das alles wegen des Eigenſinnes eines Bruders, der ſich eingebildet, eine junge Dame von über Vierzig und ein Jüngling von über Zwanzig ſeien, was dieſes Alter anbelangt, von zu großer Verſchiedenheit. Vielleicht erinnert ſich der geneigte Leſer noch, wie heftig die Tante den Auditeur Schmidt geliebt, wie ſich dieſe Liebe eine Zeit lang Bahn gebrochen durch alle Hinderniſſe und das Paar zu Zuſammenkünften geführt, deren eine aber für ihn, den Geliebten, nicht ſonderlich angenehm geendet. Der Bruder der Tante, der würdige Regierungsrath, hatte gut vernünftige Vorſtellungen machen und den Beiden mit Beiſpielen zu beweiſen, daß ein ſolches Verhältniß in alle Ewigkeit keine guten Früchte tragen könne — umſonſt! die Tante war zu reich, und der junge Mann liebte zu heftig, um der Vernunft Gehör zu geben.

Wir müſſen leider geſtehen, daß die Zuſammenkünfte zwiſchen dem Auditeur Schmidt und der alten Tante noch eine Zeit lang fortdauerten, — ein ſchlechtes Beiſpiel, das auch den guten Sitten der kleinen Pauline hätte gefährlich werden können, wenn deren Herzensreinheit und natürlicher Verſtand nicht ſo groß geweſen wären. Da aber Pauline bei vielen Gelegenheiten bereitwilligſt beide Augen zudrückte, ſo mußte ſich die Tante zuweilen durch ein kleines Blinzeln revanchiren, ein Blinzeln, das ſie alsdann verhinderte, genau zu ſehen, wenn der damalige Bombardier Robert, der ſeit jener Kataſtrophe das Haus des Regierungsrathes zuweilen beſuchen durfte, beim Abſchiednehmen die Hand der liebenswürdigen Blondine gar zu lange feſthielt, oder es ſogar wagte, einen Ring an dieſer Hand ganz dicht unter die Augen zu bringen, um Hand und Ring — — näher betrachten zu können, denn wir wollen nichts Schlimmeres vorausſetzen.

Wie aber in dieſer verderbten Welt nichts Gutes und Schönes verborgen bleibt, ſo kam auch der Regierungsrath eines Tages zufälliger Weiſe hinter die Zuſammenkünfte der Tante mit dem Herrn Auditeur. Es erfolgte nun eine kleine Scene, bei welcher der Regierungsrath ſich bemühte, ſo grimmig wie möglich auszuſehen, zu welchem Zweck er ſein Kinn tief in die Halsbinde vergrub. Darauf hielt er ſeiner ehrwürdigen Schweſter noch einmal die ganze Lächerlichkeit ihres Liebeshandels vor Augen und bemerkte ihr am Schluſſe, daß es von der Tante ſehr wohl gethan ſei, für eine Zeit lang ihre Schweſter zu beſuchen, die, wie wir bereits wiſſen, auf einem Gute am Mittelrhein wohnte. Dieſes Mal ſprach der Bruder ſo überzeugend und mit ſo viel Kraft und Nachdruck, daß ſich die Tante veranlaßt ſah, einige Tage darauf ihre Koffer packen zu laſſen und abzureiſen.

Der Herr Auditeur Schmidt benahm ſich hierauf ſchlimmer, als man von ihm erwartet hatte. Da er einmal den Schleichweg durch die Küche kannte, ſo benutzte er denſelben eines Abends nach der Abreiſe der Tante und erſchien plötzlich vor der erſchreckten Pauline, wo er ſich die übergroße Freiheit nahm, ihr verſichern zu wollen, es fallen ihm jetzt, ſeit die Tante entfernt ſei, die Schuppen von den Augen, und er begreife es nicht, wie man nach einem untergehenden Monde habe blicken können, wenn die aufſteigende Sonne anfange ſichtbar zu werden.

Man kann ſich übrigens denken, wie dieſes treuloſe Gefaſel aufgenommen wurde. Den Auditeur Schmidt mußte man energiſch abgefertigt haben, denn er ſah ſich veranlaßt, das Haus ſo geſchwind zu verlaſſen, daß er erſt demſelben gegenüber auf einem Eckſtein am Platze, wo er ſich erſchöpft niederließ, zur vollkommenen Beſinnung gelangte.

Es war dies derſelbe verhängnißvolle Eckſtein, auf welchem

der große Kanonier Schulten den Rüdesheimer und den weſtfäliſchen Schinken verzehrte und wo der ehemalige Bombardier Tipfel ſeiner Zeit verzweiflungsvoll einſah, daß er ſich in Abgabe der beiden Briefe geirrt.

Was nun den Auditeur Schmidt anbelangt, ſo verſchwand er ebenfalls ſchnellſtens von dieſem Eckſteine, nachdem er einen letzten und langen Blick zu den Fenſtern emporgeworfen, wo er ſo glücklich hätte ſein können. Er hatte anfänglich die Abſicht, das Schickſal des ſeligen Toggenburgers zu wiederholen, doch kannte er die hieſige Polizei und war überzeugt, ſie würde ihm keine Zeit zum Sterben laſſen, ihn vielmehr verdienter Maßen in irgend ein Narrenhaus abführen. Deßhalb verſchwand er von dem Eckſteine, vom Petriplatze, ja, aus dem ganzen Stadtviertel; auch blieb er eine Zeit lang über ſein ferneres Schickſal im Dunkeln, bis man endlich in einer Zeitung eine Anzeige las, worin der Auditeur Schmidt ſeine Verbindung mit Fräulein So und So, der Tochter eines wohlhabenden Kleidermachers, Freunden und Bekannten beſtens anzeigte.

Dieſes Zeitungsblatt hatte der Regierungsrath ſeiner Schweſter mit einigen tröſtenden Worten zugeſchickt und ſie zu gleicher Zeit erſucht, jetzt wieder ſein Haus mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Und dies war der Grund, weßhalb die Tante ſich auf der Rückreiſe nach C. befand.

Trotz der Trennung von einigen Jahren war ihr Herz noch einigermaßen ergriffen, und ſie las das Zeitungsblatt zum Oeftern durch. Ja, ſie hatte es zuſammen gefaltet und zu anderen vergilbten Papieren gelegt, zu trockenen Blumen und dergleichen mehr, und ſie machte ſich nun während der Fahrt das wehmüthige Vergnügen, dieſe alten Blätter durchzuleſen. Als ſie damit zu Ende war, legte ſie die Briefe ſorgfältig zu-

ſammen, wickelte das Zeitungsblatt darum, und da der Wagen gerade dicht an den Ufern des Rheines fuhr, ſo faßte ſie den heldenmüthigen Entſchluß, dieſen Zeugen ihrer Liebe und früherer glücklicherer Tage ein ſtilles Grab zu gönnen in den Fluten des ſchönen grünen Stromes. Sie that alſo — das Päckchen flog ins Waſſer und ſchwamm langſam mitten in demſelben hinab; die Tante ſchaute ihm wehmüthig nach, und in ihrer lebhaften Phantaſie dachte ſie daran, daß dieſe Pfänder ihrer Liebe vielleicht ruhig hinabſchwimmen würden durch Rhein und Yſſel ins Meer, daß es möglich ſei, ein günſtiger Wind faſſe ſie dort und treibe ſie weit hinaus in den Ocean, Tag und Nacht, Wochen und Monate lang, und laſſe ſie endlich auf Umwegen an irgend eine Inſel gelangen, wo ein träumeriſcher ſchwarzer Jüngling unter Cocusnuß-Bäumen und Palmen ſitze und das Päckchen mit der Hand auffange. Vielleicht hatte der gefühlvolle Cannibale irgendwie Deutſch gelernt und las nun mit großer Befriedigung dieſen kleinen Roman. Das Herz des jungen Negers erglühte von einer ihm bisher unbekannten Liebe; er dachte vielleicht an die alte Tante und declamirte in der klangvollen hinterindiſchen Ueberſetzung:

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn ſchläfert — mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.
Er träumt von einer Palme
Im fernen Morgenland,
Die einſam und ſchweigend trauert
An brennender Felſenwand.

Unterdeſſen rollte der Eilwagen fort, wie er es jeden Tag zu machen pflegt.

Doſe vorn auf dem Bock hatte die Arme über einander geſchlagen und blickte ſinnend rechts und links um ſich, er kam jetzt in die Gegend, die er früher als Conducteur befahren, und hier war ihm jedes Haus, jeder Baum, ja jeder Stein bekannt. Er ſchwelgte in Erinnerungen und poetiſchen Gedanken. Die Offiziere im Innern des Wagens rauchten erſchrecklich viel Cigarren, und der Conducteur ſah häufig auf ſeine Uhr.

So erreichten ſie C., raſſelten über Brücken, durch Thore, durch die engen, gewundenen Straßen und hielten endlich vor dem Poſthofe. Doſe ſprang von ſeinem Sitz, öffnete den Schlag und ließ die Offiziere ausſteigen; der Conducteur hob die alte Tante heraus; doch hatte er ſie kaum auf den Boden niedergeſetzt, als ſie laut und lachend von einer jungen Dame umarmt wurde, die bei Ankunft der Poſt aus ihrem Wagen ſprang und nun die Tante herzlich an ſich drückte und ſie küßte. Ein ältlicher Herr, der ebenfalls zum Vorſchein kam, ſchüttelte ihr beide Hände, gab dem Conducteur ſeine Adreſſe und führte die Tante zu ſeinem Wagen. Der Herr hatte ein freundliches und würdevolles Anſehen, und wenn er ſprach, vergrub er häufig ſein Kinn in ein großes Tuch, das er um den Hals geſchlungen hatte. Die junge Dame hatte ein offenes, liebes Geſichtchen, ſchönes blondes Haar und war von einer liebenswürdigen Lebendigkeit; ſie lachte und plauderte in Einem fort, ſie ſtreichelte der alten Tante häufig über das Geſicht oder die Arme und ſchien voll Freude, ſie endlich wieder zu ſehen.

Als die Drei beiſammen im Wagen ſaßen, mußte dieſer noch einen Augenblick auf das Gepäck der Tante warten, und da ereignete es ſich, daß plötzlich ein junger Offizier erſchien in der Uniform der reitenden Artillerie, der an den noch geöffneten Schlag trat und freundlich hinein grüßte. Die Tante blickte ver-

wundert auf dieſes Geſicht, das ihr nicht unbekannt ſchien; der alte Herr nickte ihm freundlich zu, und die kleine blonde Dame hatte die Keckheit, dem Offizier vor dem Papa beide Händchen entgegen zu ſtrecken, die er eifrigſt küßte.

Die Tante blickte ihren Bruder fragend und erſtaunt an, worauf der alte Herr den Offizier mit den Worten vorſtellte: „Lieutenant Robert, einer unſerer guten Freunde.“

Warum lachte Pauline in dieſem Augenblicke ſo luſtig? Warum ſchlug ſie mit der Hand ſo neckiſch auf das ſeidene Wagenkiſſen, daß es klatſchte? Warum zuckte es auf dem Geſichte des Artillerie-Offiziers wie eine luſtige Erinnerung? — Der Regierungsrath wußte es nicht, die Tante dachte nicht daran, ſonſt hätte es ihr Herz zerriſſen.

Es war dies ja derſelbe Wagen, den einſt der Bombardier Robert mit einer unbeſchreiblichen Keckheit beſtiegen, derſelbe Wagen, wo er Paulinen zum erſten Male geſehen. — —

Er rollte indeſſen durch die Straßen dahin nach dem Petriplatz; Pauline hatte ſich in ihre Ecke gedrückt und lachte immerfort in ſich hinein; ſie ſtampfte mit ihren Füßchen auf den Bodenteppich und dachte freudig und glücklich an jene Fahrt, an ihren Schrecken, als ſie das Licht angezündet, an das Wachsfiguren-Cabinet und an den Zorn der armen Tante.

Der Artillerie-Offizier war unterdeſſen zu ſeinen Kameraden auf dem Poſthofe getreten, und Alle waren erfreut, ſich hier gegenſeitig zu finden.

„Apropos! Robert,“ ſagte der Huſaren-Offizier zu ihm, „denk dir nur, wen wir geſtern Nachts trafen, mit wem wir gemeinſchaftlich eine ganze Reihe von Abenteuern beſtanden. — — Deinen Vetter, den langen Eduard.“

„So, ſo! Ihr habt ihn geſehen?“ antwortete der Lieutenant

Robert; „mir iſt es noch nicht ſo gut geworden, ich kam erſt vor drei Tagen hier an, hatte aber natürlicher Weiſe in den erſten Tagen Wichtigeres zu thun, als nach ihm zu ſehen.“

„Begreiflicher Weiſe!“ ſpöttelte der Dragoner, indem er mit den Augen der Richtung folgte, nach welcher der Wagen verſchwunden.

„Und als ich ihn nun geſtern aufſuchen wollte, war er ſpurlos verſchwunden. Nun, er kommt alſo wieder?“

„Wahrſcheinlich morgen gegen Abend; er wird einen guten Marſch machen und ſich unterwegs nicht aufhalten. — Werden wir uns irgendwo ſehen?“

„Was meint ihr,“ verſetzte Lieutenant Robert, „wenn wir ihn auf der Hauptwache am Südthor, wo er einpaſſiren muß, erwarteten? Kommt alſo dahin, ihr ſollt ſehen, was er uns für Abenteuer mittheilt.“

„Ganz recht!“ erwiederten die Anderen und verließen mit einem freundlichen Abſchiedswort den Poſthof.

Der Hauptmann v. Stengel allein hatte noch mit ſeinem Gepäcke zu thun und blieb deßhalb zurück, Doſe bei ihm, der noch nicht den paſſenden Moment gefunden hatte, ſich zu verabſchieden.

„Ah, mein beſter Unteroffizier!“ ſagte der Hauptmann, „hier iſt der Lieutenant Robert, an den Sie einen Brief abzugeben haben.“

„An mich?“ fragte der Artillerie-Offizier.

„Von dem jetzigen Poſt-Secretär Tipfel!“ meldete Doſe in der beſten Haltung.

„Ah! von ihm?“ ſprach lachend Robert. „Nun, ich danke Ihnen recht ſehr. Bitte, beſuchen Sie mich dieſer Tage, Sie müſſen mir recht viel von dem dicken guten Kerl erzählen.“

„Und meine Wohnung werden Sie ſich wohl merken,“ ſagte Hauptmann von Stengel. „Morgen früh um neun Uhr zum Rapport; ich werde Sie einkleiden laſſen, werr weiß, wie bald! An Flickmaterial fehlt's nicht, und wir brauchen gute Unteroffiziere.“

Somit trennten ſich Alle für heute, und Doſe, ganz glücklich, ſeinen Wunſch erreicht zu haben, ſchritt ſtolz und aufrecht durch die bekannten Straßen einem kleinen Gaſthauſe zu, „Zur alten Kanone“, wo er früher zu Mittag geſpeist und das er jetzt mit ſeiner Gegenwart zu beehren gedachte.

Drittes Kapitel.

Woraus wir ersehen, daß sich sogar eine Offizier-Wachtstube im Laufe der Zeit einiger Maßen verändern kann. — Der lange Eduard erzählt eine interessante Geschichte, wird aber vom commandirenden Unteroffizier der Hauptwache unterbrochen.

Die allgemeine Stube der Hauptwache am * * Thore hatte sich seit langen Jahren nicht verändert. Es geht diesen Lokalen wie den Fahnen des Regiments: die Leute kommen und gehen, die Fahne bleibt. So auch in der Wachtstube: Pritsche, Tisch, ja, Wasserkrug und Wachtbuch, und wenn letzteres vollgeschrieben und ersterer je unterdessen zerbrochen war, so wurden diese beiden Stücke durch ganz ähnliche wieder ersetzt und änderten nichts an dem Innern der Wachtstube.

Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man nach langer Zeit ein solches Lokal wieder betritt, in dem man einstens gelebt und gelitten. Man kann sich nirgendwo die Vergangenheit besser zurückrufen als hier. Da sitzt der Unteroffizier vor dem beschmutzten und bestaubten Buche auf derselben Stelle wie ehemals. Es ist auch gerade noch so eine Gestalt, mit demselben Gesicht, den gleichen Redensarten; denn das erbt sich fort mit der Fahne von Generation zu Generation. Dort in dem Winkel spielen In-

fanteriſten mit Karten, daneben ſitzen Dragoner, den Kopf auf ihren Säbel geſtützt, und unterhalten ſich leiſe. Derſelbe Duft herrſcht hier wie damals und kommt unſeren Gedanken zu Hülfe; dort bricht ein Sonnenſtrahl herein in's Lokal, und er malt auf der Pritſche genau daſſelbe glänzende Dreieck wie damals. Iſt es möglich, liegen Jahre dazwiſchen, ſeit du hier zum letztemale aus- und eingingeſt? oder biſt du eben erſt ausgetreten und meldeſt dich nun dem Unteroffizier zurück? —

In der Offiziers-Stube dagegen machten ſich kleine, wenn auch unbedeutende, Veränderungen bemerkbar, Veränderungen, die aber nur ein geübtes Auge erkennen konnte. Da war zum Beiſpiel die Lithographie, auf welcher der Infanteriſt in Parade-Uniform zu ſehen war, dem ſein Lieutenant das richtige Präſentiren beibringt, verſchwunden; da fehlte das ſtark gebrauchte Handtuch, an dem unten der Spiegel befeſtigt war, und vor Allem vermißte man dich, freundliche Guitarre mit dem abgeſchoſſenen himmelblauen Bande! Die Zeit war ernſter geworden, die Wacht-Inſtruktion lag da im correkten feſten Einbande; das Dintenfaß, ſonſt von Tabaks- und Cigarrenaſche umgeben, ſah nicht mehr aus wie eine verſchüttete Stadt, ſondern zeigte ſich ſtolz und im ſchwarzen Lacke glänzend als das wichtige Möbel, das es eigentlich war. Von den Wänden endlich waren zwei mit großen Landkarten bedeckt, auf der einen Seite das ganze Deutſchland, auf der anderen das engere Vaterland. Auf erſterem ſah man unterſchiedliche Striche, Märſche und Aufſtellungen bezeichnet; denn man wußte ſchon, wohin die allgemeine Mobilmachung zielte und auf welchem Fleck deutſcher Erde die Kanonen anfangen ſollten zu brummen. Man war, wie geſagt, im Ganzen ernſter und geſetzter geworden; vor der Hand patſchten hier keine Karten und klapperten keine Würfel mehr [illegible] ſeit

die Guitarre verschwunden, hatte der Posten vor dem Gewehr ferner nicht die Zerstreuung, in stiller Nacht eines jener sanften Lieder zu hören, die in früheren glücklicheren Tagen so oft das Herz seiner Vorgänger erquickt.

Die Wachtstube war übrigens am heutigen Abend ebenso besucht, wie damals, als wir ihre erste Bekanntschaft machten. Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß sich die Offiziere gestern auf dem Posthofe verabredeten, einander in der Wachtstube zu treffen und den Einzug des langen Eduard nicht zu versäumen. Da saßen sie nun bei einander auf dem alten Sopha und den defekten Stühlen und unterhielten sich, so gut es gehen mochte.

Der Wachthabende, erst vor kurzer Zeit vom Feldwebel zum Lieutenant avancirt und heute zum erstenmale als Offizier auf dieser Wache, war ein strenger, diensteifriger Charakter, und wenn ihm auch der Besuch der jungen vornehmen Offiziere schmeichelte, so ließ er es doch nur sehr ungern geschehen, daß seine Wachtstube durch irgend etwas, wie zu starkes Trinken oder hohes Kartenspiel, entweiht würde. Der Lieutenant Schmauder war eine hohe, dürre Gestalt mit einer sehr beträchtlichen knöchernen Nase und darunter mit einem röthlichen, struppigen Schnurrbart, der weit und drohend vorstand. Seine Schärpe hatte er fest umgezogen wie zur Parade, und den Helm nahm er zuweilen vom Kopfe, und immer verstohlener Weise, um sich des blaucarrirten Sacktuches in demselben zu bedienen. — Die anderen Offiziere, die beiden Dragoner- und Husaren-Lieutenants, sowie Lieutenant Robert, hatten um den Tisch Platz genommen, und letzterer beendigte eben die Lektüre einer Zeitung, woraus er einige Stellen laut vorgetragen, dann faltete er das Blatt zusammen und steckte es in die Tasche.

„Nach meiner Berechnung,“ ſagte der Huſaren-Offizier, „kann Eduard vor zwei Stunden nicht hier ſein.“

„Das iſt eine lange Zeit,“ meinte Robert. „Wenn wir nur unterdeſſen einen Whiſt machen könnten. Was meinen Sie dazu, Herr Kamerad?“ Damit wandte er ſich an den Wachthabenden.

„Ich kenne das Spiel nicht,“ entgegnete Lieutenant Schmauder; „auch befinden ſich keine Karten hier.“

„Dem wäre abzuhelfen,“ erwiederte der Huſar. „Man ſchickt nur in die Stadt; wenige Schritte vom Thor, in der Goldenen Gans, kann man genug haben.“

„Das wäre am beſten,“ miſchte ſich nun der Dragoner-Offizier in das Geſpräch.

Der Lieutenant Schmauder wurde offenbar unruhig bei dieſem Vorſchlage. „Verzeihen Sie mir,“ ſprach er, „aber es wäre wahrhaftig doch nicht angenehm, wenn der Hauptmann der Ronde käme und uns hier beim Kartenſpiel überraſchte.“

„Wer iſt's heute?“

„Hauptmann E.“

„O, haben Sie deſſentwegen keine Furcht!“ fuhr der Dragoner fort. „Der ſpielt ſelbſt leidenſchaftlich.“

„Ja, vielleicht zu Hauſe,“ entgegnete ängſtlich Herr Schmauder; „aber doch wohl nicht auf der Wache.“

„A—ah ſo—o—o!“

„Wiſſen Sie was, meine Herren!“ ſagte Lieutenant Schmauder nach einer kleinen Pauſe, „wenn Sie ſpielen wollen, ſo möchte ich Ihnen eine Partie Domino vorſchlagen, ich habe die Steine dazu hier in der Schublade des Tiſches.“

„Domino?“ rief der Huſaren-Offizier. „Pfui Teufel!“

Der Dragoner zuckte verächtlich die Achſeln. Doch Lieutenant

Robert verſetzte: „Was ſollen wir machen? Wenn der Teufel hungrig iſt, begnügt er ſich mit Fliegen. Her mit dem Domino!“

Der Wachthabende brachte eilfertig ein Käſtchen zum Vorſchein und legte die Steine auf den Tiſch aus.

„Ich weiß aber in der That kein Spiel, das man zu Vier ſpielen kann,“ ſagte Robert. — „Wiſſen Sie eins?“

„O ja,“ antwortete ſtatt des Wachthabenden nachläſſig der Dragoner-Offizier. „Es gibt deren mehrere: der ſcheußliche Emanuel und die etwas beſſere Einundſiebenziger-Partie.“

„Die Einundſiebenziger-Partie,“ meinte der Huſaren-Offizier, „wenn man ſie mit Chikanen ſpielt, kommt gleich nach dem falſchen Würfeln und Stehlen.“

„Aber man muß ehrlich anſetzen,“ erwiederte Robert lachend. „Wir ſpielen es ohne alle Chikanen, nicht wahr, Herr Kamerad?“

„Der Meinung bin ich auch!“ entgegnete Herr Schmauder.

Und darauf bekam jeder ſechs Steine; wer zuerſt den höchſten aufhob, hatte die Poſe, und das Spiel begann.

Wir wiſſen nicht, ob der geneigte Leſer die Einundſiebenziger-Partie kennt. Es dies eines der harmloſeſten und langweiligſten Spiele, die es gibt. Man glaubt, es ſei von einem Arzt erfunden worden, der für ſeine Kranken alle und jede Aufregung vermeiden wollte. Man ſitzt dabei um einen kleinen Tiſch, ſchaut einander, ſo gut es gehen will, in die Steine, und macht ſich dabei das unſchuldige Vergnügen, dem Nebenſitzenden, ſo es geht, die doppelten auszuſchließen; man ſtreitet ſich um die Poſe, da Jeder natürlicher Weiſe immer ausſetzen will; man ſpielt es ohne alle und jede Rückſicht, ohne Zartgefühl, ſo eigennützig wie möglich. Man nennt es auch das Spiel der Montenegriner; denn wie uns ein großer deutſcher ſehr ehrwürdiger Gelehrter

verſicherte, iſt es das Lieblingsſpiel des Vladika von Montenegro, und er pflegt es nach Tiſch mit ſeinen Vaſallen zu ſpielen.

Hier in der Wachtſtube wurde es übrigens nicht mit großer Lebhaftigkeit geſpielt, und nach einer halben Stunde verſicherte der Huſaren-Offizier, es ſei ihm in der That unmöglich, dieſe langweiligen Steine länger anzuſehen. Man warf ſie denn zuſammen und wollte eben eine Converſation beginnen, als man vor dem Thore leichten Trommelſchlag hörte. Dann vernahm man den feſten Tritt einer Infanteriemaſſe auf der Brücke, und gleich darauf wurde die Wache in's Gewehr gerufen. Alles ſtürzte hinaus. Lieutenant Schmauder ordnete die Reihen der Wachtmannſchaft, und die beiden Cavallerie-Offiziere, ſowie Robert, eilten der heranziehenden Infanterie entgegen und drückten dem Offizier an ihrer Spitze herzlich die Hand.

Der lange Eduard war nicht weniger erſtaunt, hier die Freunde zu finden, und als ſie ihm ſagten, ſie hätten ihn hier erwartet, um noch ein paar Stunden auf der Wachtſtube mit ihm zu verplaudern, heiterte ſich ſein ernſtes Geſicht merklich auf, und nur als er Lieutenant Schmauder erblickte, flog ein kleiner Schatten über daſſelbe. Nichts deſto weniger aber übergab er dem Lieutenant Wortmann den Befehl über die Mannſchaft, um ſie in die Kaſerne zu führen, und trat mit den Freunden in die Offizier-Wachtſtube.

Er hatte dort ſeit langer Zeit keinen Dienſt mehr gethan, und die neuen Einrichtungen des Lokals, unter Anderem die Landkarten, vor Allem aber der Anblick der Dominoſteine, ſchienen ihn froſtig anzuwehen. Er ſtemmte beide Arme in ſeine dünnen Seiten, ſah ſich kopfſchüttelnd rings um und ſagte dann zum wachthabenden Offizier, der zufällig von ſeiner Compagnie war: „Lieber Schmauder, Sie ſind ein Mann, der den Dienſt

kennt, wie Keiner; aber wenn man Offizier ist, so muß man sich auch bemühen, die Kameraden, die einen besuchen, gastfreundlich aufzunehmen. Mir ist es gerade, als wenn Sie heute Ihre erste Wache unter dem Titel eines königlichen Lieutenants thäten. Erinnern Sie sich vielleicht noch jener Zeit, wo Sie überhaupt Ihre erste Wache thaten, und was an jenem denkwürdigen Tage vorfiel? Sie leisteten Ihren Einstand, und die ganze Wachtmannschaft war damals inklusive Unteroffizier in einem so erheiterten Zustande, daß man dem visitirenden Fähnrich, nämlich zufälliger Weise mir, die Antwort gab: Alles befinde sich kreuzfidel und schere sich den Henker um Haupt- und Neben-Ronden.«

»Das ist ganz richtig,« stammelte Herr Schmauber; »aber das waren Jugendstreiche — —«

»Die auch nicht wiederholt werden sollen,« sprach würdevoll der lange Eduard. »Doch, da Sie heute hier Ihre erste Wache thun, so kann heute eine kleine Erheiterung ebenfalls nicht schaden, zu der w i r — wohl verstanden! — Sie, unseren neuen Kameraden, freundlich zu Gast laden. Ich denke, das wäre abgemacht; jetzt lassen Sie einmal einen der Leute hereinkommen.«

Der wachthabende Offizier fügte sich achselzuckend diesem Wunsche. Der lange Eduard ließ sich herab, eigenhändig einen Bon zu schreiben, und eine halbe Stunde nachher dampfte ein so wohlriechender Punsch in der Offizier-Wachtstube, daß sich selbst das Gesicht des Lieutenants Schmauber liebreich verzog, und sich sogar die alten Landkarten an der Wand zu freuen schienen. — Die Anwesenden stießen freundlich mit den Gläsern an, und nachdem der lange Eduard einige Schauder überwunden, die der abendliche Marsch in ihm hervorgebracht, konnte er

ſich jetzt aus Herzensgrund freuen, ſeinen Vetter Robert mit ſo friſchen, nagelneuen Epauletten vor ſich zu ſehen. — „Wir wollen nicht fragen, wie es dir ergangen iſt, lieber Junge,“ ſagte er; „du warſt auf der hohen Schule wie die Anderen, haſt einigermaßen ſtudirt, dein Examen gemacht und biſt Offizier geworden. Das iſt eine alltägliche Geſchichte.“

„Ja, lieber Freund,“ verſetzte Robert lachend, „ganz Meidinger.“

„Ich verſichere dich, du biſt Meidinger,“ entgegnete ernſt der lange Eduard, „du treibſt mit dem Namen dieſes edlen Mannes einen wahren Mißbrauch. Dank übrigens Gott, daß du glücklich durch's Examen geſchlüpft biſt. Davon bin ich feſt überzeugt, es hat gewiß nur ſo eben ausgereicht, es war auch nicht die Idee mehr übrig.“

„Das iſt wahr: ſie haben mir tüchtig zur Ader gelaſſen.“

„Er ging hinweg,“ bemerkte lachend der Dragoner-Offizier, „vollkommen leer, ganz wie eine ausgepreßte Citrone.“

„Meidinger!“ murmelte Eduard vor ſich hin und ließ den Kopf melancholiſch in die Hand ſinken. — „Haſt du auch,“ ſagte er nach einer Pauſe zu Robert, „von unſeren Abenteuern dort oben in dem verfluchten Neſte gehört?“

„Da erinnerſt du mich an was Schönes!“ antwortete laut lachend der Andere; „ihr habt da ſchöne Geſchäfte gemacht! Fangt mir da zwei Demokraten ein, und als ihr die Sache bei Licht beſeht, iſt es ein harmloſer Schneider und ein trauriger Schreiber. Da hätte man was Reitendes hinſchicken ſollen.“

„Mein lieber Freund,“ ſagte der lange Eduard nicht ohne eine gewiſſe Größe, „du biſt ſehr platt von der hohen Schule zurückgekommen. — — — — Aber bei allem dem,“ fuhr er nach

einer kleinen Pauſe lächelnd fort, »war es doch eine verfluchte Geſchichte, viel Unangenehmes, aber auch Angenehmes.«

»Das gute Souper?« meinte lauernd der Dragoner.

»Ja—a—a—a! das Souper,« verſetzte Eduard, »aber vor allen Dingen der geſtrige Marſchtag. Wenn einer von euch mir eine ſehr gute Cigarre gibt, ſo erzähle ich euch davon. Aber es muß was Vorzügliches ſein.«

»Beſſer als deine eigenen,« erwiederte der Dragoner, indem er ſein Etuis hervor zog, »keine Regalia canailleros.«

»Pfui Teufel über eure ſchlechten Witze!« ſprach faſt betrübt der lange Eduard. »Jetzt ſind wir kaum am Mobilwerden, und ihr ſeid ſchon ſo verwildert. Was ſoll das werden, wenn ihr erſt ein paar Tage in Feindesland marſchirt ſeid!«

»Wie du geſtern und vorgeſtern.«

»Allerdings. Aber jetzt paßt mir auf: Alſo gleich hinter dem berühmten Orte, wo die nächtliche Geſchichte paſſirt iſt, kamt ihr bei mir vorüber, ſtolz zu Wagen, während ich bemüthig zu Fuß ging. Dafür aber war ich im königlichen Dienſte, und hätte euch anhalten können, um nach der Richtigkeit eurer Urlaubspäſſe zu ſehen; aber ihr ſaht mir wahrhaftig nicht wichtig genug dazu aus. Ich zog alſo ruhig meines Weges, der Tambour machte hie und da mit ſeiner Trommel einen anſtändigen Spektakel, die Soldaten riſſen ihre Witze und ſangen Lieder, ich zählte die Wegſteine und berechnete, wie weit ich noch nach F. habe, wo mich die Marſchroute für den heutigen Tag hinwies. Wir hatten faſt die ganze breite Chauſſee für uns allein, da uns zu Fuß oder zu Wagen wenig begegnete. Gegen zehn Uhr Morgens hörten wir einen Wagen hinter uns drein rollen, er konnte aus dem verdächtigen Orte kommen, und Wortmann war dafür, ihn

anzuhalten, um nachzusehen, wer ſich darin fände. Es konnte ja vielleicht einer verkleidet darin ſein.«

»Als Schneider,« ſagte der Dragoner lachend.

»Richtig, oder als ſonſt was,« antwortete ruhig der lange Eduard, wobei er ſonderbar lächelnd drein ſchaute. — »Alſo der Wagen kam näher, meine Soldaten marſchirten in dieſem Augenblicke dem Befehle Wortmann's gemäß ſo die ganze Breite der Chauſſee einnehmend, daß der Wagen, der ziemlich raſch fuhr, ſobald er uns erreichte, ſtill halten mußte und die Pferde nur im Schritte vorwärts konnten. Wortmann und ich traten zu beiden Seiten an den Schlag und examinirten den Kutſcher, wo er her käme. — Von jenem Orte, wo auch wir her kamen, berichtete er treuherzig; ſein Fuhrwerk war ein ziemlich anſtändiger Charabanc mit Fenſterledern, die feſt zugezogen waren. Unſerer Aufforderung gemäß, dieſelben zu öffnen, ſtieg er vom Bocke herunter und ſchob eines zurück. Wir blickten in den Wagen — es ſaßen drei ſehr hübſche Mädchen darin.«

»Der Teufel auch!« meinte der Huſaren-Offizier.

»Drei hübſche Mädchen?« fragte aufmerkſam der Dragoner.

»Drei ſehr hübſche Mädchen!« wiederholte der lange Eduard. »Zwei mit dunklen Haaren, ſchönen blitzenden Augen, runden freundlichen Geſichtern, die dritte, von einem ſuperben Blond, ein volles üppiges Haar, wie ich ſelten was geſehen, dabei ein ſchneeweißer Teint, und, was wunderbar war, hiezu dunkle ſtrahlende Augen. Alle drei waren, wie geſagt, ſehr ſchön, aber die Blonde rührte augenblicklich mein Herz. Ich muß geſtehen, lange nicht ſah ich etwas Friſcheres von Augen, Geſichtsfarbe und Lippen. Was den Wuchs der drei Damen anbelangt, ſo war das in dem engen Wagen ſehr ſchwer zu beurtheilen; aber ihr wißt, daß ich Kenner bin, und ich hätte ſchon im erſten Augen-

blicke einen feierlichen Schwur ablegen wollen, daß ihre Formen tadellos ſeien. Die Beiden mit dem dunklen Haar ſchlank, vielleicht etwas mager, die Blonde aber ſchlank und voll. Ihr kennt das.«

»Nun?« fragte eifrig der Dragoner; »und du ſprachſt mit ihnen?«

»Du kennſt mich,« erwiederte der lange Eduard; »ich ſprach mit ihnen zierlich und galant, wie es die Verhältniſſe erheiſchten; in den wenigen Worten, die ich ihnen zu ſagen genöthigt war, concentrirte ich eine unſinnige Maſſe von Liebenswürdigkeit. Ich entſchuldigte mich über dieſes Anhalten auf offener Landſtraße, indem ich von der vergangenen Nacht ſprach und den ſeltſamen Umſtänden, unter welchen uns dieſelbe verfloſſen.«

»Du ſprachſt alſo von der vergangenen Nacht?« fragte der Dragoner-Offizier.

»Allerdings. Und als ich davon ſprach, lachten zwei der jungen Damen ſchelmiſch in ſich hinein; die dritte aber — ihr kennt meinen ſcharfen Blick — fuhr kaum merklich zuſammen und blickte verwirrt und ſanft erröthend in die Gegend hinaus.«

»Wie der Eduard göttlich erzählt!« meinte gezwungen lachend der Dragoner-Offizier; »außerordentlich lebendig; aber ich glaube, er erfindet. — So! ſo! alſo eine von den beiden Mädchen mit ſchwarzen Haaren blickte verwirrt zum Fenſter hinaus?«

„Das habe ich nicht geſagt," erwiederte der lange Eduard.

„Alſo die Blonde war's?" fuhr der Andere fort. „Natürlich auf das Herz der Schönſten haſt du einigen Eindruck gemacht. O glückſeliger Kerl, der du biſt!"

„Deine Verſuche, zu erfahren, welche der drei Damen verwirrt zum Fenſter hinaus ſah," fuhr der Erzähler fort, „ſind

in der That ſo unendlich Meidinger, daß ich laut darüber lachen möchte. Genug, Eine ſchaute hinaus, aber welche, das iſt mein Geheimniß."

„Man mag ſagen, was man will," warf der Huſaren-Offizier dazwiſchen, „Eduard iſt ein verfluchter Kerl. — Aber fahren Sie fort, wir bekommen noch mehr zu hören."

„Wir machten natürlicher Weiſe unſere Verbeugung, die Soldaten zogen ſich rechts und links, und der Wagen ſetzte ſeinen Weg fort. Im Augenblicke, als die Pferde anzogen, ſagte eine der drei Damen: „Aber Sophie, das ſind Geſchichten!"

„Sophie?" rief der Dragoner-Offizier, ſich vergeſſend.

„Sophie," wiederholte der lange Eduard mit einer gewiſſen Genugthuung und ſah ſeinen Kameraden lächelnd an, während er ruhig ſein Glas Punſch austrank. „Wir marſchirten alſo weiter, und es wurde ſtark Mittag, bis wir unſer Quartier, das Dörfchen F., erreichten. Ich zog mit Trommelſchlag ein, marſchirte vor das Haus des Bürgermeiſters, wo ich meine Quartiermacher traf und die Billette in Empfang nahm. Alles ging gut von Statten, ich ſelbſt bekam eine Anweiſung auf einen Herrn St., der nicht im Orte ſelbſt, ſondern einen halben Büchſenſchuß davon an den Ufern des Rheines wohnte. Ich ertheilte meine Befehle für den anderen Morgen, Ausmarſch Punkt ſechs Uhr, nahm einen Mann des Zuges mit mir und ging, mein Quartier aufzuſuchen. Es war in der That nicht weit von dem Orte entfernt, ein hübſches, viereckiges weißes Haus auf einem kleinen Hügel, von zwei Seiten mit dichtbelaubten Bäumen umgeben und ſo zu ſagen mitten in Gärten und Weinbergen ſtehend. Ich ſchlenderte langſam hinauf; droben empfing mich ein Hund mit wüthendem Gebell, und ein Knecht,

der hinzu kam, beſchwichtigte ihn mit den Worten: „Ruhig, Fürſt! ſiehſt du nicht, daß es nur ein Offizier iſt?“

„Alle Wetter!“ rief der Huſaren-Offizier. „Dem Kerl hätte ich gleich einen halben Zug in die Speiſekammer gelegt.“

„Und wozu?“ fragte der lange Eduard ruhig und mit wahrer Größe. „Um den Herrn des Hundes zu beſtrafen, falls er nicht redlich, ſondern röthlich ſei? — Gott bewahre! Ich hatte mir vorgenommen, ihn mit Liebenswürdigkeit zu erdrücken, mit ihm im guten Sinne des Wortes zu fraterniſiren. Dieſer Hauseigenthümer ſtand unterdeſſen unter der Thüre, die Arme in die Seiten geſtemmt, und betrachtete mich mit finſterem Blicke. — Einquartierung? rief er; das fehlt uns noch! Wo iſt Ihr Billet? — Ich überreichte es ihm. — Wir haben keinen Platz, ſagte er. — Ich bin mit Allem zufrieden. — In dieſem Augenblicke nun entwickelte ich mit der freundlichſten Miene von der Welt eine glänzende Beredtſamkeit; ich ſprach ſehr viel gut Gedachtes mit einigem geiſtreichen Unſinn. Ja, ich brachte es ſo weit, dem alten Demokraten ein kleines Lächeln abzunöthigen; dann zuckte er die Achſeln und befahl das blaue Zimmer für mich. Dieſes, meine Wohnung, war anſtändig möblirt, die Fenſter gingen auf den Rhein; doch hielt ich mich nicht lange da auf. Ich ging in den Garten und traf den alten Demokraten, wie er Befehle ertheilte. Ich war in dem Augenblicke ganz Landwirth, ich erkundigte mich leidenſchaftlich nach der beſten Art des Weinbaues und wagte dabei einige gelinde Zweifel auszudrücken, ob auch hier wohl Sorten von vorzüglicher Qualität wüchſen. — Das will ich meinen, ſagte mein Wirth; hier wächst ein berühmter Tropfen. — Ich zweifelte mit aller Beſcheidenheit. — Das will ich Ihnen gleich bei Tiſche beweiſen, verſetzte er, und würde es noch vorher thun, aber ich fürchte,

Sie können die Kellerluft nicht ertragen. — Das war ein Wort zu ſeiner Zeit. Ich bat ihn, es auf die Probe ankommen zu laſſen, und darauf holte er lächelnd einen großen Schlüſſelbund. Wir ſtiegen die Treppe hinab, ich triumphirend, denn nun hatte ich gewonnenes Spiel. Alle Rheinländer ſind, wie ihr wißt, in Einem Punkte vollkommene Orientalen; denn habt ihr mit dem Araber eine Pfeife geraucht, ſo iſt er euer Freund: ebenſo der Rheinländer, wenn er euch in ſeinen Keller führt und dort ein gutes Glas für euch abzieht.«

»Aber die Weinprobe!« ſagte lächelnd Lieutenant Robert. »Wie biſt du dabei beſtanden?«

»Ohne Uebertreibung glorios; mit jedem Glas, das ich hinunter laufen ließ, ſtieg ich in der Achtung meines demokratiſchen Wirthes, und als ich ſogar einen ſtarken Sechsundvierziger dreimal verſuchte, ſah er mich gerührt an und meinte, es gäbe doch tüchtige Offiziere bei der königlichen Armee.«

»Es iſt wirklich traurig,« meinte der Huſaren-Offizier, »da gibt es, auf Ehre! Leute, die bilden ſich ein, wir lebten ſtellenweiſe nur von Butterbrod und Thee.«

»Endlich ſtiegen wir die Treppen des Kellers wieder hinauf,« fuhr der Erzähler fort. »Die Natur ſah ungeheuer freundlich aus, und die Sonne ſchien ſo hell und glühend, daß unſere Naſen ganz davon geröthet waren. Jetzt ſollte zu Mittag geſpeiſet werden; mein Wirth und ich, wir waren ſchon ſo gute Freunde geworden, daß wir Arm in Arm die Treppen hinauf gingen. Arm in Arm ſage ich; aber denkt euch meine Ueberraſchung! als ſich die Thüre des Speiſezimmers öffnet, ſehe ich vor mir.« —

»Nun?« rief der Dragoner ahnungsvoll.

Doch hatte der lange Eduard nicht Zeit, der Geſellſchaft zu ſagen, was ihn ſo ſehr überraſchte, als ſich die Thüre des Speiſezimmers geöffnet hatte; denn die Thüre zum Offizier-Wachtzimmer öffnete ſich ebenfalls, und der commandirende Unteroffizier der Hauptwache trat, um etwas zu melden, herein.

Viertes Kapitel.

Handelt vom Mißbrauch der Patrouillen-Zettel, von der Unbesonnenheit junger Wachthabender und einer Arreſtation, die zu keinem Reſultate führt.

Der Lieutenant Schmauder hatte ſowohl am Punſche wie an der Erzählung innigen Theil genommen, weßhalb er den eingetretenen Unteroffizier auch nicht gerade mit dem freundlichſten Blicke fragte, was er denn eigentlich wolle.

„Herr Lieutenant!“ meldete dieſer, „ſo eben kommt eine Patrouille vom . . . ſchen Thor und gibt den Patrouillen-Zettel zum Unterzeichnen bei mir in der Wachtſtube ab. Wie ich ihn entfalte, ſehe ich dieſen Brief hier vor mir.“

Damit übergab er dem wachthabenden Offizier ein Papier, das dieſer entfaltete und alsdann finſter hinein blickte.

„Was haben Sie, Herr Kamerad?“ fragte Lieutenant Robert, der ihm zunächſt ſaß. „Teufel! das iſt ja kein Patrouillen-Zettel.“

„Allerdings iſt es kein Patrouillen-Zettel,“ entgegnete Schmauder, „aber der Henker mag wiſſen, was der Wiſch beſagen will!“

„Laßt doch einmal ſehen,“ meinte der lange Eduard und nahm das Papier aus den Händen des Wachthabenden. Dann

warf er einen Blick hinein und lächelte sanft vor sich hin. „Ich will euch sagen, was das ist, sprach er nach einer Pause, das ist eine Correspondenz per Patrouille, wie man sie nächtlicher Weise und in der langen Weile der Wachtstube wohl zu machen pflegt. Gott! wir haben das seiner Zeit auch gethan. — Wie ist die Unterschrift? — Bombardier Reuter.“

„Ah! von der Artillerie?“ sagte Lieutenant Schmauder. „Die Herren treiben immer absonderliche Späße.— Und der Patrouillen-Zettel?“ fragte er den Unteroffizier.

„War ebenfalls dabei,“ meldet dieser.

„Und in Ordnung?“

„Vollkommen.“

„Dieser Bombardier Reuter,“ meinte der lange Eduard, „hat die Wache am E... Thore. Sein Freund, an den der Brief gerichtet ist, befindet sich draußen auf dem Fort Nr. 4. Nun machen sie also den harmlosen Scherz und correspondiren per Patrouille zusammen. Da der Brief offen ist, wollen wir lesen, was er schreibt.“

„Aber,“ fügte der Dragoner-Offizier hinzu, „was wir lesen, bleibt ganz unter uns. Wir nehmen keine Notiz davon.“

„Versteht sich!“ sagten Alle. Lieutenant Schmauder that das mit einigem Widerstreben.

Der lange Eduard las also den Brief:

„Liebe Seele!“

„Es ist etwas verdammt Langweiliges um das Wachethun, namentlich an einem von den Thoren, wo ich mich gerade befinde. Hier hat man bei Tag und Nacht keine Ruhe; so lange es hell ist, laufen die Offiziere aus und ein, man meint, das alte Thor sei ein Bienenstock geworden. Dazu Offiziere du jour, daß man des Teufels wird, und wenn es dunkel geworden ist,

wimmelt es von Haupt- und Viſitir-Ronden und von Patrouillen aller Art, und läßt einen nicht ſchlafen, wie die Flöhe bei Nacht. Doch zur Sache! Vorhin war F. bei mir und bat mich um Gottes willen, das bewußte Ständchen doch heute Nacht vor ſich gehen zu laſſen. Der Kerl iſt ein Narr, das habe ich ihm auch geſagt; ich bin auf Wache, du biſt auf Wache, und wenn die beiden Anderen noch heranzuſchleppen ſind, damit das Quartett vollzählig würde, wie könnten wir dich herbringen von deinem verfluchten Fort Nr. A! F. iſt übrigens ganz außer ſich: das Mädchen reist morgen ab, ſagt er, und obendrein ſei er geſtern in den Fall gekommen, auf ein Ständchen anzuſpielen, ein Gedanke, der ſie mit Entzücken erfüllt habe. Ich weiß, du ziehſt nie ohne deinen Orpheus auf Wache, der langweilige Kerl wünſcht Nr. 6, Nr. 20 und Nr. 32. Dann könnten wir noch zu guter Letzt ihm das famoſe:

Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie iſt es nicht mehr, wahrlich nein!

machen, das paßt auf alle Zuſtände. Nun überlege dir die Sache; um eilf Uhr ſollte die Geſchichte vor ſich gehen. Ich meines Theils könnte ſchon etwas riskiren, denn das Haus, wo ſie wohnt, iſt nur zwei Schritte von dem Thore entfernt. Alſo, Bruderherz, gehab dich wohl. — Apropos! vor der Ronde biſt du ſicher, der Lieutenant Schnabelinski I. that ſo, als wenn er zu dir hinaus wollte, ich ließ ihn aber beobachten, doch wandte er ſich vor dem Thore rechts ſtatt links; er wird zum R. . . . Thore wieder in die Stadt hinein ſein.«

»Das iſt doch zu arg!« ſagte Lieutenant Schmauder mit gerechter Entrüſtung. »Eine ſolche Verhöhnung alles Dienſtes, eine ſolche Nachläſſigkeit iſt nicht zu verzeihen. Man ſollte das zur Anzeige bringen.«

„Briefgeheimniß!“ erwiederte lachend der Dragoner-Offizier; „und dann haben wir uns auch gegenseitig versprochen, dessen, was wir lesen würden, in keiner Weise weiter zu gedenken; es wäre Unrecht von uns.“

„Aber der Dienst, meine Herren!“ versetzte eifrig der Wachthabende. „Denken Sie sich nur, wenn ein solcher Fall bei ausbrechendem Krieg vor sich ginge. Nachlässigkeit im Wachtdienst! Kann nicht durch den Leichtsinn eines Einzelnen ein ganzes Corps zu Grunde gehen?“

„Seien Sie unbesorgt!“ entgegnete der lange Eduard. „Ich weiß Leute, die sich in Friedenszeiten ähnliche Geschichten zu Schulden kommen ließen, die aber — das kann ich Sie versichern — wenn es einmal im Ernste gilt, sich in Stücke hauen ließen, ehe sie von ihrem Posten wichen. Lassen wir den jungen Leuten ihre Streiche; wir haben in unserer Jugend auch getollt.“

„Aber man kann so etwas nicht dulden.“

„Wenn es dienstlich gemeldet wird, freilich nicht. Aber uns geht die Geschichte weiter nichts an; sie spielen eines kleinen Vergnügens halber leichtsinniger Weise um vierzehn Tage Arrest.“

„Ich möchte nur wissen, was der Andere antwortet,“ sagte der Husaren-Offizier.

„Das wird nicht schwer zu erfahren sein,“ meinte der Wachthabende. „Die Patrouille muß wieder durch dieses Thor zurück, und da wollen wir schon sehen, was sie bringt.“

„Aber sie wird draußen plaudern.“

„Daran habe ich auch gedacht,“ meinte Lieutenant Schmauber. „Deßhalb will ich ein paar zuverlässige Leute hinaus schicken, auf die ich mich verlassen kann.“ — Er sagte dem Unteroffizier einige Worte, worauf dieser abtrat.

„Da ſteht noch ein Poſtſcriptum!“ rief lachend der lange Eduard. „Soll ich das auch leſen?“

„Natürlich!“ antworteten die Anderen.

„Aber vergeßt nicht, wir verſprachen, durchaus keine Notiz von dem zu nehmen, was in dem Briefe ſteht.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt.“

„Schließlich ſchreibt alſo der wachthabende Bombardier vom E .... Thore: Geh nicht zum H ... Thor hinein, oder ſollteſt du es doch thun, nimm dich vor dem Offizier in Acht, der dort auf der Wache iſt.“

„Ah!“ machte Lieutenant Schmauder.

„Das iſt ſo eine alte Feldwebels-Natur, die durchaus keinen Spaß verſteht, hat äußerlich und innerlich viel Aehnlichkeit mit einem Bleiſtift, ſchreibt alles auf, was er hört und ſieht. Sagte mir heute Morgen beim Abmarſch auf dem Paradeplatze, ich ſollte mich in Acht nehmen, ich ſei von der Artillerie und verſtände deßhalb verflucht wenig vom Wachtdienſt. — Nun, der ſoll uns nicht fangen! Ich bin feſt überzeugt, daß bei ſeiner Geburt auch ſchon geſchoſſen wurde, Schmauder heißt — — — — er, werr weiß, wie ſehr! wie Hauptmann von Stengel zu ſagen pflegt, und an Flickmaterial fehlt's bei ihm auch nicht.“

„Ah, das iſt zu ſtark!“ machte der Wachthabende, im höchſten Grade entrüſtet.

„Scherze! Scherze!“ ſagte der Dragoner-Offizier, „wie wir ſie ſeiner Zeit alle gemacht haben.“

„Ich nicht!“ betheuerte Lieutenant Schmauder. „Gott ſoll mich bewahren! Ich habe mich dergleichen nie unterſtanden, und man ſollte eigentlich das Papier an die Commandantur ſchicken. Wahrhaftig, ich würde ernſtlich darauf antragen, wenn es nicht gerade mich ſelbſt beträfe.“

„Da es Sie nun aber selbst betrifft," erwiederte sehr ernst der lange Eduard, „so werden Sie um so eher geneigt sein, zu verzeihen."

„Was hat er denn eigentlich mit dem Flickmaterial sagen wollen? Das habe ich nicht recht verstanden," fuhr ärgerlich der wachthabende Offizier fort.

„O, das hat weiter nichts auf sich," entgegnete lachend Lieutenant Robert. „Das ist so'ne Redensart unseres Hauptmanns von Stengel, die in der ganzen Brigade bekannt ist; denn er hat sie einmal an einem schönen Tage vor dem Inspekteur ausgekramt, als ihn dieser General wegen der schnellen und pünktlichen Bewegung seiner Batterie belobte, ihm darauf befahl, in Carriere vorzugehen und die große Scheibe mit Kartätschen zu bedienen. Es lag ein tiefer Graben vor der Batterie, und der General meinte, der würde so brave Reiter und tüchtige Kanoniere nicht geniren, worauf der Hauptmann freudig ausrief: O, Excellenz, daran fehlt's nicht, wir kommen hinüber, an Flickmaterial fehlt's nicht. Batterie marsch! marsch!"

Alle lachten, und sogar Lieutenant Schmauder lächelte ein wenig.

„Es ist eigenthümlich," sagte der lange Eduard mit sanfter, ruhiger Stimme, „wie sich Leute dergleichen angewöhnen können. Da habe ich einen alten Major gekannt — er ist jetzt zur himmlischen Kriegsreserve versetzt — der konnte es nicht unterlassen, allen Befehlen, die er erließ, beizufügen: wie das denn auch nicht anders sein kann! Und das hat er sich sehr angewöhnt. Eines Tages zankte er sich ein wenig mit einem anderen Bataillons-Commandeur wegen einiger Evolutionen, die man am Morgen beim Exerciren gemacht hatte, und sagte im Eifer des Gesprächs: Wenn ich das commandirt hätte, Herr Kamerad,

ſo wäre ich ja ein wahres Rindvieh — — Wie das denn auch nicht anders ſein kann! ſetzte er brummend hinzu."

„O, Eduard!" antwortete laut lachend Lieutenant Robert; „dieſe Geſchichte beſaß der Urgroßvater des ſeligen Meidinger ſchon handſchriftlich. Aber er ſchämte ſich, ſie drucken zu laſſen."

„Dann bewies Meidinger," verſetzte der Erzähler, „in dem Augenblicke wenig Geſchmack, denn die Geſchichte iſt nicht ſchlecht."

„Aber du haſt ſchon viel beſſere gemacht," meinte der Andere.

„Laßt das jetzt gut ſein," erwiederte der Dragoner-Offizier. „Wir ſind ganz von der vortrefflichen Geſchichte abgekommen, die uns Eduard erzählte. Schenkt eure Gläſer voll und laßt uns aufmerkſam zuhören."

So geſchah es denn auch. Auf's Neue wurde Punſch eingegoſſen, der Unteroffizier von der Wache hatte den bewußten Brief abgeholt, und Eduard fuhr in ſeiner Erzählung fort:

„Die Thüre des Speiſezimmers öffnete ſich alſo, und ich ſah vor mir — die drei jungen Damen, die ich am Morgen in ihrem Wagen geſehen und geſprochen."

„Das habe ich mir gedacht!" ſagte der Dragoner.

„Natürlicher Weiſe war ich überraſcht, faßte mich aber gleich wieder und entwickelte, als wir uns zu Tiſch ſetzten, eine Liebenswürdigkeit, deren ich mich kaum ſelbſt fähig gehalten. Ich ſaß da wie die Dorne zwiſchen Roſen, rechts und links eines der hübſchen Mädchen, mir gegenüber die dritte und der Papa."

„War er der Papa von allen dreien?" fragte der Dragoner.

„Das wird ſich ſpäter finden," erwiederte der lange Eduard fortfahrend. „Ihr mögt denken, was ihr wollt, ich war der Gegenſtand geſpannteſter Aufmerkſamkeit der drei jungen Damen, namentlich Einer derſelben."

„Das kann ich mir denken,“ ſeufzte der Dragoner-Offizier in ſich hinein. — „Oh! es muß die Blonde geweſen ſein!“

„Unſer Geſpräch drehte ſich meiſtens um die vergangene Nacht. Mein Wirth hatte einen Bruder in dem bewußten Orte, zu dem man die Mädchen geſchickt, damit ſie ſich wieder einmal recht austanzen könnten. Er hätte, ſagte er, wenig Rückſicht darauf genommen, welche politiſche Partei gerade dieſen Ball arrangirt, ſo arg ſei es mit ihm doch gerade nicht. Ueberhaupt verſicherte er mich, er ſei freilich ein Mann des Fortſchrittes, aber kein Demokrat. Doch ſetzte er lächelnd hinzu, iſt in meinem Hauſe die Demokratie ſtark vertreten: meine beiden Töchter denken natürlich wie ich, aber dort meine Nichte, die aus dem Oberlande hier zu Beſuch iſt, gehört einer Familie an, die völlig links überhängt.“

„Alſo die Eine war eine Nichte?“ fragte der Dragoner.— „Vielleicht die Blonde?“

„Eine von den Dreien,“ entgegnete der unerbittliche Eduard und fuhr fort: „Darauf erzählten ſie mir, wie der Lieutenant Wortmann den Ball unterbrochen habe, und wie er die Beiden arretirt, wie darauf Alles aus geweſen ſei und jedes ſich ängſtlich zu Bette begeben, und wie ſie die ganze Nacht ohne Licht zugebracht, damit man glauben möge, ihr Zimmer ſei unbewohnt. Von mir wollten ſie dagegen wiſſen, wie ſtark unſere Truppenmacht geweſen, wer ſie commandirt und ob ich mich ſelbſt im Gaſthofe eine Zeit lang aufgehalten. Das Letztere ſchien namentlich die Nichte ſehr zu intereſſiren; denn ich muß geſtehen, ſie lauſchte meinen Worten mit der größten Aufmerkſamkeit, und dabei wurde ſie bald blaß, bald roth.“

„Natürlicher Weiſe,“ ſprach ärgerlich der Dragoner, „warſt

du, wie bei allen Gelegenheit, der Haupthahn, hatteſt Alles allein gethan und warſt überall ſelbſt geweſen."

„Meiner Treu', ich hatte gute Luſt dazu, und wenn du mein Freund nicht wäreſt, ſo hätte ich mich für dich ausgegeben. Wahrhaftig nur aus Freundſchaft ſprach ich von einem anderen Offiziere, der ebenfalls die Nacht bei uns zugebracht, von einem liebenswürdigen Offizier, von der Perle des ganzen Dragoner-Regiments."

„O, Eduard, wir kennen dich!" ſagte der Huſar. „Du hatteſt anfänglich große Luſt, das bewußte Abenteuer beſtanden zu haben, du bauteſt auf das dunkle Zimmer und haſt ſogar verſucht, die Stimme unſeres Freundes da ein wenig nachzumachen. Sei offenherzig, ſo wollen wir dir vergeben."

„Es iſt etwas Wahres daran, was ihr ſagt, meine Freunde," entgegnete lächelnd der lange Eduard. „Fanden wir uns nicht zuſammen in Kriegszeiten? Was konnte es ihm ſchaden, wenn ich ſein Nachfolger wurde?"

„Und das verſuchteſt du in der That? geringe Seele!" ſagte der Dragoner-Offizier.

Der lange Eduard zuckte die Achſeln und entgegnete: „Wenn ihr mich nur nicht immer unterbrechen wolltet! Ich war ja im Zuge, euch Alles ſo offenherzig zu erzählen. Man war wahrhaftig geneigt, mich anfänglich für einen Anderen zu nehmen, wenigſtens zwei der Mädchen — die Nichte weniger. Die ſah mich öfters verſtohlen an und ſchüttelte leicht den Kopf."

„Ah!" ſprach entzückt der Dragoner zu ſich ſelber, „es war die Nichte!"

Endlich fragte ſie mich, nachdem ſie lange über etwas nachgedacht — und ſie that dieſe Frage mit einigem Widerſtreben,

ich möchte faſt ſagen, mit bebenden Lippen —: „Und was würden Sie gethan haben, wenn wir zur Flucht der beiden Männer behülflich geweſen und Ihnen nun ſo als Feindinnen gegenüber getreten wären?“

„Und darauf antwortete ſt du?“ fragte geſpannt der Dragoner.

„Darauf antwortete ich: Meine Damen, es würde mir ſehr leid thun, gegen das ſchöne Geſchlecht hart aufzutreten, aber in dem Falle hätte ich Sie da behalten müſſen, bis ſich die Sache aufgeklärt.“

„Ha! ha! ha!“ lachte der Dragoner-Offizier; „das antwortete ſt du? Du haſt deine Sache gut gemacht.“

„Das meinten die jungen Damen nicht,“ ſagte fein lächelnd Eduard; „denn die Nichte entgegnete mir, ich ſei nicht der Rechte, dem ſie ſich anvertrauen könne, und ſie ſei erfreut darüber, mir in der vergangenen Nacht keinen Anlaß zu Mißtrauen gegeben zu haben.“

„Und das trotz aller deiner Liebenswürdigkeit?“ lachte der Huſar. „Armer Eduard! Die Nichte muß ein felſenhartes Herz haben. Und ſo brachteſt du deinen Tag zu in Einſamkeit und Unſchuld, wie es einem Lieutenant von der Infanterie zukommt?“

„Nicht ſo ganz,“ meinte der alſo Verhöhnte. „Wißt ihr vielleicht nicht, daß jeder Erzähler etwas für ſich behält, meiſtens das Beſte, was er die Zuhörer nur ahnen ließ. So viel kann ich euch verſichern, ich erlebte eine angenehme — — einen angenehmen Nachmittag und Abend, wollte ich ſagen, auf dem kleinen Landgute.“ — Dabei warf er aus ſeinen Augenwinkeln einen lächelnden Blick auf den Dragoner-Offizier.

„Aber wie iſt es denn eigentlich mit den beiden Gefangenen

geworden?“ fragte Lieutenant Robert. „Keine Spur mehr von den Rechten?“

„Mit den Rechten hat er Unglück,“ entgegnete lächelnd der Dragoner-Offizier. „Er kommt immer an die Unrechten.“

„Teufel! wenn ich mir denke,“ sagte Lieutenant Robert, „daß das nach B. berichtet wird, das kann dir in deiner Carriere schaden. Man wird dir nicht nur Nachläſſigkeit im Dienſt vorwerfen, ſondern ſogar Sympathieen für die Schneider und Schreiber, für die Gefährlichſten unter den Gefährlichen.“

„Welchen Tag haben wir heute?“ ſprach verächtlich lächelnd der lange Eduard.

„Es iſt Mittwoch,“ entgegnete Robert.

„Gott der Gerechte! erſt Mittwoch und ſchon ſo ſchlechte Witze! Robert, du biſt in B. ungeheuer verwildert.“

„Was will er damit ſagen?“ fragte der Huſaren-Offizier.

„Es iſt etwas Meidinger,“ erwiederte der Artillerie-Lieutenant, „aber doch nicht ganz ſchlecht. Eduard behauptet nämlich, ich mache mir Sonntags meine Witze für die ganze Woche voraus und fange ſie nun an zu gebrauchen, natürlich die beſten zuerſt, und ſo blieben denn die ſchlechteſten für die letzten Tage der Woche. Das iſt ſeine geiſtreiche Erfindung.“

„Aber von dir ſo matt vorgetragen,“ antwortete Eduard, „daß es Samstag Abends ſein könnte, wo dir bekanntlich nicht mehr die Spur eines guten Einfalles übrig bleibt!“

In dieſem Augenblicke hörte man draußen vor der Wachtſtube laute Stimmen, Leuten angehörend, die mit einander zu zanken ſchienen und die ſo heftig durch einander ſchrieen, daß ſich der Wachthabende veranlaßt ſah, nach der Urſache dieſes ſeltſamen Lärmens zu forſchen.

Doch kaum hatte er die Thüre des Wachtlokals geöffnet, so näherten sich die Stimmen, und gleich darauf sah man vor der Thüre Gewehrläufe glänzen, hörte die Kolben auf den Boden niedersetzen und sah in der ersten Linie der Herandrängenden einen Kerl, der gewaltsam der Offizier-Wachtstube genähert wurde, indem ein Polizei-Beamter aus allen Kräften hinten an ihm schob.

Der Geschobene hatte beide Hände in die Hosentaschen gesteckt, er trug den Hut etwas auf der rechten Seite, aber stark vornüber, und lehnte sich mit seltsam lächelndem Gesicht so weit rückwärts, daß ihn der Polizei-Beamte nicht nur hereinschieben, sondern auch in seinen Armen aufhalten mußte. So kamen die Beiden nur langsam vorwärts, und es dauerte eine Weile, ehe der Arrestant in das Zimmer geschoben war.

Dieser war eigentlich eine komische Gestalt: sehr klein und untersetzt, waren ihm doch sämmtliche Kleidungsstücke zu kurz und zu eng. Die grauen Hosen zogen sich unten beträchtlich in die Höhe und oben stark in die Tiefe. Ein schwarzer Frack, schief zugeknöpft, zeigte ein gelbes Hemd und einen einzigen Hosenträger; die Halsbinde war schwarz und strickartig und rahmte einen Kopf ein, der pfiffig lächelnd drein schaute und dessen ruhige Züge weder Angst noch Erstaunen ausdrückten.

Die Thüre schloß sich hinter dem Polizei-Beamten, der seinem Arrestanten den Hut vom Kopfe nahm und ihm in die Hand geben wollte. Da dieser aber hartnäckig seine Hände in den Hosentaschen behielt, so drückte er ihm denselben zwischen einen Arm, wodurch die Gestalt etwas ungleich Komischeres erhielt.

„In der Hahnenstraße," referirte der Polizei-Beamte, „war ein kleiner Auflauf und eine unbedeutende Schlägerei, dabei wurde

natürlicher Weiſe geſchrieen und gelärmt, aber ganz in der hergebrachten Weiſe; da vernahmen wir auf einmal eine Stimme in der Nachbarſchaft, welche beſtändig ſchrie: So iſt es recht, Freunde und Mitbürger, das Volk will frei ſein! Schlagt eure Angreifer nieder! keine Knechtſchaft mehr! Freiheit für uns alle! So ſchrie es mit einzelnen Zwiſchenpauſen mit einer heiſeren, grunzenden Stimme, und lange wußten wir nicht, woher dieſe Worte kämen. Wir ſahen nach den Fenſtern hinauf, und endlich bemerkte ich an einer Straßenecke, in einer Niſche, wo früher irgend ein Heiliger geſtanden, dieſe Figur, wie ſie hier vor Ihnen ſteht, die Hände in die Taſche geſteckt und immer fortſchreiend: So iſt es recht, das Volk muß frei ſein!"

Ein verächtliches Lächeln umſpielte bei dieſer Erzählung die Züge des Angeklagten. Er nickte ſogar einige Male mit dem Kopfe und ſchien ſehr zufrieden mit dem, was er gethan.

„Wer ſind Sie?" fragte der Wachthabende.

„Ein freier Mann!" war die Antwort.

Worauf ſich der lange Eduard nicht enthalten konnte, zu ſagen, er verkenne offenbar die Verhältniſſe, in denen er ſich im Augenblicke befände.

„Ein freier Mann," wiederholte der Angeklagte, „wenn auch in Ketten und in Banden."

„Man hat Sie in der Hahnenſtraße auf einem Eckſtein ſtehend gefunden," fuhr Herr Schmauder fort, „in einer Niſche, wo Sie Ihre Perſon verbargen und von dort aus das Volk aufzuwiegeln verſuchten, indem Sie ſchrieen: Schlagt zu! ſo iſt es recht, das Volk muß frei ſein!"

„Das iſt alles wahr," verſetzte der Angeklagte, indem er ſtolz den Kopf erhob.

„Und Sie riefen die eben bemerkten Worte in der Abſicht,

den Tumult zu vergrößern und Ihre Mitbürger zu unüberlegten Handlungen fortzureißen?"

„Nicht ſo ganz!" entgegnete der Angeklagte mit einem pfiffigen Lächeln. „Wiſſen Sie, Herr Lieutenant, der Tumult konnte eigentlich nicht größer werden, die Kerle ſchlugen ſich — es war an der großen Bierbrauerei — tüchtig genug herum; doch ſchlugen ſie ſich wegen keiner großartigen Idee; es war nichts Volksthümliches, nichts Freiſinniges dabei; es war nur der elende Drang gemeiner Seelen, einander das Naſenbein zu zerſchlagen. Mein Zweck iſt ein weit edlerer, ich haſſe ſolche gemeine Ausbrüche der Volkswuth."

„Aber Sie riefen doch: So iſt's recht! ſchlagt zu! Alſo Sie ermuthigten doch die Streitenden?"

„Nicht! nicht! Herr Lieutenant," antwortete der Angeklagte, leicht den Kopf ſchüttelnd. „Mein Zweck lag tiefer."

„Dieſer Herr iſt uns überhaupt nicht unbekannt," ſprach der Polizei-Beamte. „Wir bemerkten ihn bei allen Aufläufen und ähnlichen Geſchichten; aber wir hatten noch keine Gelegenheit, ihn abzufaſſen."

„Das war nicht meine Schuld," ſagte groß der Angeklagte, indem er ſtolz den Kopf erhob, „ich habe meine Perſon nie verborgen."

„Nun, weßhalb ſchrieen Sie denn?" rief Lieutenant Schmauber ungeduldig.

„Um arretirt zu werden," antwortete ſelbſtgefällig lächelnd der Andere.

„Hoho!" machte der lange Eduard. „Das iſt ein eigenes Gelüſte; mir ſcheint, dem Manne kann geholfen werden. — Und weßhalb wollten Sie arretirt ſein?"

„Das iſt mein Geheimniß; aber da es die Herren zu inte-

reſſiren ſcheint und wir ſo unter uns ſind, ſo ſoll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen die volle Wahrheit mitzutheilen, vorausgeſetzt, daß Sie mir verſichern, was ich ſage, bleibe für ſich und komme nicht in's Protokoll."

Der Burſche ſprach das mit einer ſo ſeltſamen Miſchung von Schlauheit und Selbſtgefälligkeit, betonte überhaupt ſeine Antworten ſo poſſirlich, daß ſelbſt über das Geſicht des Polizei-Beamten ein leichtes Lächeln fuhr.

„Ich habe eine Geliebte," ſagte nach einer Pauſe plötzlich der Angeklagte.

„Was geht das uns an?"

„Schätzen Sie ſich glücklich, Herr Lieutenant, daß Sie meine Geliebte nichts angeht; ſie bereitet mir zuweilen ſehr düſtere Stunden. Dieſe Geliebte aber hat einen Freiheitsdrang in ſich, der außerordentlich und erſtaunlich iſt."

„Wo dient dieſe Geliebte?" fragte raſch der Polizei-Beamte.

„Sie dient nicht, Herr Commiſſar," entgegnete der Andere und machte ein ſonderbar ſpitzes Maul gegen den Beamten. — „Sie ſitzt. —"

„Im Zuchthauſe vielleicht?"

„Bitte um Entſchuldigung! — nein; auf ihrem Eigenthum. Sie liebt die Freiheit und mich; doch ſtrebte ſie danach, mich groß zu ſehen. Herodes, ſagte ſie — ich heiße nämlich Herodes, Herr Lieutenant — mache dir einen Namen, werde berühmt und ich bin die Deinige. Nun iſt es aber eine eigene Sache damit, ſich einen Namen zu machen."

Die umſtehenden Offiziere, ſowie der Polizei-Commiſſar ſahen ſich einigermaßen erſtaunt an.

Ein ſeltſames Feuer blitzte aus dem Auge des Arreſtanten; er zog die Augenbrauen hoch empor und fuhr wie nachdenkend

fort: „Zum Abgeordneten bin ich zu ehrlich, Miniſter kann ich nicht werden, denn der enge Kragen der Uniform thut mir weh und erinnert mich an ſo Manches. Alſo ſprach ſie zu mir: Zeichne dich dadurch aus, daß man dich arretirt, werde ein Martyrer für die Freiheit, und ich willige ein, deine Königin zu ſein.“

„Ei der Tauſend!“ verſetzte der Polizei-Beamte lächelnd, indem er den Offizieren ein Zeichen machte; „Eure Herrlichkeit wollen uns nur verſpotten und ſcheinen incognito hier zu ſein.“

„Wenn ich das wirklich bin, ſo geziemt es meinen Unterthanen nicht, den Schleier dieſes Incognito lüften zu wollen. Genug — man arretire mich, man ſprenge in der Stadt aus: der große Herodes iſt arretirt worden, und Sie werden die Folgen dieſes Ereigniſſes ſchon ſehen.“

„Nun, wenn Sie das ſo dringend wünſchen,“ ſagte der Polizei-Beamte, „ſo kommen Sie nur mit mir. Ich will Eure Herrlichkeit arretiren, ich will Sie in ein Gefängniß ſetzen, wo es Ihnen gefallen ſoll, und ich will ferner in der ganzen Stadt die Nachricht verbreiten, daß der große Herodes als ein Martyrer der Freiheit feſtſitze.“

„Das wird ſie glücklich machen,“ entgegnete der Andere, indem er ſeinen Hut einigermaßen gerade ſchob. Dann raffte er ſich auf und blickte ſtolz um ſich; er ſchien im Zweifel zu ſein, wem er die Hand zum Kuſſe darreichen ſolle, fand aber vielleicht Keinen würdig genug zu dieſer Gunſt, weßhalb er ſich finſter und ſtumm umwandte und dem Polizei-Beamten folgte, der ihn freundlichſt unter dem Arme nahm und in Begleitung zweier Musketiere mit ihm von dannen ging.

Der wachthabende Lieutenant Schmauder ſchien verdrießlich,

daß dieſe Arreſtation nicht beſſer geendigt; er hatte ſchon bei ſich überlegt, wie hübſch ſich dieſer Vorfall morgen früh auf ſeiner Meldung an die Commandantur ausnehmen würde. Rapport von der Hauptwache: ein ſehr gefährliches und begabtes Individuum eingefangen, das durch begeiſterte Reden eben im Begriffe war, das Volk zum Tumult aufzureizen.

„Ja, ja, das muß man ſchon zugeben,“ ſagte lachend der Huſaren-Offizier, „die öffentliche Macht hat in den letzten Tagen Unglück; ein Schneider, ein Schreiber und ein Narr!“

Alles lachte, mit Ausnahme des Lieutenant Schmauder, der ziemlich blutgierig drein ſchaute.

Der Unteroffizier von der Wachtſtube öffnete jetzt die Thüre und meldete, daß die Patrouille vom Fort Nr. 4 zurückgekommen ſei; hier ſei Patrouillen-Zettel und Antwort. Der erſtere war bereits in aller Eile vom Unteroffizier der Hauptwache ausgefüllt und unterzeichnet worden, das andere Schreiben wurde von Lieutenant Schmauder begierig entfaltet und vorgeleſen.

„Mein liebes Bruderherz!“

(So ſchrieb der Wachthabende vom Fort Nr. 4, ein wohlbeſtallter Vice-Bombardier.)

„Ich erhielt Dein Schreiben per Patrouille und muß geſtehen, zu meinem nicht geringen Schrecken. Ein ſolches Unternehmen gegen die praktiſchen und heilſamen Regeln des Wachtdienſtes iſt ganz unerhört; eine Patrouille iſt doch wahrhaftig kein Briefträger und wurde nicht erfunden, um Privat-Correſpondenzen zu beſorgen. Doch genug davon! Erlaß mir aber die ſpezielle Beantwortung Deines Schreibens. Du mutheſt mir Grauſames zu. — Oh! — oh! meine beiden Kanoniere können Dir morgen bezeugen, daß ich faſt geweint habe. Kein

Wort mehr darüber; Du kennſt mich. Uebrigens bin ich wie immer

„Dein wohlmeinender Freund, College und Mitbedienſteter
Friedrich Wilhelm Hornemann,
Vice-Bombardier in Sr. Königl. Maj. 7. Artillerie-Brigade und Wachthabender in des Forts Nr. 4 wallumgränzten Mauern.“

„Nachſchrift. Wenn Du die chriſtlichen Abendſtunden mit auf Wache haſt, ſo ſchicke ſie mir durch die nächſte Patrouille. Das könnte vielleicht nicht verboten ſein. Was unſern würdigen Commandanten der Hauptwache anbelangt, ſo merk Dir meinen Leibſpruch:

Spiele nicht mit Schießgewehr,
Denn es fühlt wie du den Schmerz;

10¼ Uhr Nachts.“

So las der Lieutenant Schmauder, und dann ſchaute er der Reihe nach die Kameraden an, während er ſagte: „Ich glaube, der Friedrich Wilhelm Hornemann iſt ein verfluchter Kerl, auf den man ein Auge haben ſollte.“

Der Huſaren-Offizier, der durchaus keine Luſt hatte, dem beizupflichten, zuckte ernſthaft die Achſeln.

Ebenſo machte es der Dragoner, und Lieutenant Robert ſagte: „Es gibt in der That ſolch merkwürdige Naturen.“

„Ich habe einen Bombardier der Artillerie gekannt,“ ſagte der lange Eduard ruhig und bedächtig, „den verkannte die ganze Batterie. Er war nie zu Hauſe, kam immer nach dem Zapfenſtreich, und doch ſah ihn Niemand in einem Wirthshauſe; das war ein Räthſel für alle ſeine Kameraden und für die Offiziere. Er hieß Peter Schmitz und war überhaupt eine träumeriſche Natur; pünktlich in ſeinem Dienſt, war er in ſeinen Freiſtunden

beſtändig verſchwunden. Man fing ſchon an, ihm allerhand böſe Geſchichten unterzuſchieben, man hielt ihn für fähig, ein verfluchter Kerl zu ſein, wie Sie vorhin den Friedrich Wilhelm Hornemann, und endlich ...«

»Nun denn, was war's?«

»Endlich erfuhr man, womit Peter Schmitz ſeine Freiſtunden zubrachte. Er lernte Hunde ſcheeren und brachte es darin zu einer ſolchen Vollkommenheit, daß er nicht blos für die Lieutenants, ſondern auch für den Hauptmann ſcheeren durfte. Das iſt eine ganz wahre Geſchichte, und der Peter Schmitz lebt noch.«

Damit war der lange Eduard aufgeſtanden, hatte ſeine Schärpe zurecht gezogen und ſetzte die Pickelhaube auf. Er blinzelte aus dem linken Augenwinkel dem Cavallerie-Offiziere, ſowie Robert zu, worauf ſich der Letztere plötzlich dieſer ſonderbaren Geſchichte zu erinnern ſchien und beiſtimmend mit dem Kopfe nickte.

Darauf erhoben ſich die Gäſte, um nach Hauſe zu gehen.

Der Unteroffizier der Wache nahm den Brief und den Patrouillen-Zettel, wickelte Beides zuſammen und ſchickte es zu dem Commandanten des E .... Thores. Hätte er nur den Patrouillen-Zettel etwas genauer angeſehen, ſo würde er in der Ecke deſſelben die artige Zeichnung eines Jelängerjeliebers mit ſechs Blättern gefunden haben, und beſagte Blume heißt in der Wachtſtuben- und Kaſernen-Blumenſprache: »Hol' mich der Teufel, wenn ich nicht pünktlich komme!«

Die vier Offiziere gingen übrigens langſam durch die Straßen, und Lieutenant Robert ſagte: »Ich hätte nicht übel Luſt, ein wenig nach der bewußten Straße zu gehen und das Ständchen mit anzuhören; denn ich bin feſt überzeugt, daß es doch mit allem Glanze vor ſich gehen wird.«

»Man muß ſich nicht in Sachen miſchen, die einen nichts

angehen,« entgegnete der lange Eduard. »Wir werden doch bald in ſchwere Zeiten hinein kommen, meine Herren! dann, glaubt mir, fällt es keinem der jungen Menſchen mehr ein, über die Schnur zu hauen; denn vor dem Feinde werden ſie tapfer ſein, wie die Löwen, davon bin ich überzeugt. Darum laßt ihnen heut noch dieſe Grille. — Gute Nacht!«

Die Vier waren auf einem Kreuzwege angekommen, wo ſich ihre Wege trennten. Sie wünſchten ſich gegenſeitig gute Nacht, und Jeder ging nach Hauſe. —

Auf die Discretion aller unſerer Leſer bauend, wollen wir ihnen anvertrauen, daß das beſprochene Ständchen in der That mit allem Glanze Statt fand. Es wurden ſchöne Lieder dabei geſungen, und zum Schluſſe nahm es ſich ſehr gut aus, als ſich eine kräftige Baritonſtimme mit Brummchor-Begleitung und ſehr beziehungsweiſe hören ließ:

Steh' ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der ſtillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb.

Fünftes Kapitel.

Vorbereitungen zum Feldzuge und Wachtſtuben-Abenteuer, aus welchen wir erfahren, daß Juno keinen Anſtand hatte und Jupiter betrunken war.

Schon einmal folgte uns der freundliche Leſer in einige der kleinen Wachtſtuben, wie ſie die um eine bedeutende Feſtung liegenden kleinen detachirten Forts bieten. Damals aber war es Winter, die Mauern des Forts ragten dunkelgrau aus der weißen Schneedecke empor, welche die kleine Feſtung rings umgab; von der volkreichen Stadt bemerkte man nichts, als den Glanz einiger Lichter, und allenfalls der Poſten vor dem Gewehr, wenn er einen Augenblick ſtille ſtand, ein eigenes Sumſen und Rauſchen, wie man es in der Nähe großer Städte hört. Damals war die Wachtſtube recht einſam; zwei Kanoniere ſaßen um den Ofen, der wachthabende Bombardier lag auf einer Bank ausgeſtreckt, und rings herum war es ſo ſtill und ruhig, daß man den Schnee von draußen knirſchen hörte, wenn die Schildwache auf und ab ſchritt, und daß man das Sauſen des Nachtwindes vernahm, der mit den kahlen Aeſten der Birken und Ulmen ſpielte.

Daran denke, lieber Leſer, und du wirſt finden, daß, wenn auch der Ort derſelbe geblieben iſt, ſich doch Alles wie mit einem Zauberſchlage verändert hat.

Es iſt Frühling geworden, verſchwunden das weiße Leichentuch, das die Erde bedeckte, und im ſaftigen, neu aufſproſſenden Grün liegt das Fort mit ſeinen gewaltigen Mauern in einem kleinen Walde, der in dieſer Zeit anfängt, ſich auf's wunderbarſte zu beleben. Zweige der Bäume, noch vor wenigen Tagen kahl und nackt, ſo daß man das Fort in ihrer Mitte deutlich erkennen konnte, fangen, von Weitem geſehen, an, ſich mit einem leichen Dufte zu bekleiden. Dieſer Duft gleicht zuerſt einem grauen, durchſichtigen Schleier, der aber allmählig dichter wird und die Farbe wechſelt. Heute ſpielt das Grau in's Röthliche, morgen bekleidet es ſich mit einem violetten Schimmer; dieſer dunkelt täglich mehr zuſammen und verſchwindet endlich in einer Schattirung von Blau und Grün, — zwei Töne, die mit einander zu kämpfen ſcheinen, und von denen endlich der letztere die Oberhand behält; Grün iſt Sieger — Grün, das Zeichen des Frühlings. Und dieſen Sieg ſchmettern unzählige Lerchen, wenn ſie empor ſteigen aus den dampfenden Feldern, in die Luft empor, und ſagen es all dem kleinen gedrückten Volke an, das ſich bis jetzt ängſtlich erwartend verbarg unter der Schnee- und Eisdecke. Wie purzeln nun die Blätter im Jugendfeuer aus der umſchlingenden dunkeln Knospe; in Einer Nacht haben ſie ſich geſtreckt und gedehnt, haben das dürre Holz bedeckt und das alte graue Fort mit einem grünen Schleier umzogen.

Da liegt es nun vor uns im freien Felde, und über den Bäumen empor ragt der Hauptthurm mit ſeinen Zinnen und der Fahne, die luſtig im Winde flattert. Da liegt es, auf den flammenden Horizont, wo die Sonne eben untergeht, ſchwarz und maſſenhaft abgezeichnet; da liegt es, nicht mehr ſtill und einſam wie damals, todt, vergeſſen, ſondern voll Leben und Getreibe, voll luſtiger Bewegung.

Es iſt etwas Zauberhaftes um ſo eine zwiſchen Grün verſteckte Feſtung. Wie in einem Parke ſchlängeln ſich die Wege friedlich und harmlos hinan, und erſt beim „Wer da?“ der Schildwache fährt der Unbekannte zuſammen und ſieht erſchreckt, daß er ſich einem verbotenen Terrain genähert. Aber wir, der Leſer und der Erzähler, dürfen hinein, wir ſind ja alte Bekannte.

Der Poſten am Ende des Glacis, ein reitender Artilleriſt, dieſes Mal aber zu Fuß, hat den Säbel leicht im Arme, die Pickelhaube kühn auf das Ohr geſchoben und macht ein martialiſches Geſicht. Gehen wir weiter, wir werden ſchon erfahren, weßhalb er mit ſo viel militäriſchem Stolz ſeinen Poſten verſieht. Dort liegt der Hof der kleinen Feſtung vor uns, aber nicht mehr in der alten Einſamkeit, leer und öde, ſondern der erſtaunte Blick bemerkt acht Feldgeſchütze in einer Reihe ſtehend, feldkriegsmäßig verpackt, ſogar das Futter auf die Protze gebunden. Auch hier ein Poſten, der wo möglich mit noch größerer Wichtigkeit auf und ab marſchirt, und der häufig zu den Fenſtern empor ſchaut, wo die Kameraden in luſtigem Geplauder auf die Kanonen ſehen. Die Schildwache ſpäht namentlich aufmerkſam, ob ſich zwiſchen den lachenden Köpfen dort oben nicht ein verdächtiger Tabaksdampf herausringelt; — das Tabaksrauchen iſt nämlich heute ſtreng verboten, denn die Protzen der Stücke im Hofe ſind mit ſcharfer Munition beladen.

Verlaſſen wir den Hof wieder und gehen hinter das Fort, ſo bemerken wir auf tauſend Schritt weiter in das Land hinein, und alſo um ſo viel ferner von der Stadt, ein kleines graues Gebäude, deſſen Dach mit einem hohen Blitzableiter verſehen iſt, und um das ſich rings hohe Raſenwälle erheben — ein Haupt-Pulver-Magazin und Laboratorium. Heute iſt es umgeben von bunten Uniformen, und da es nun Feierabend iſt,

ſchwärmen die Artilleriſten aus der engen Oeffnung hervor, wie die Bienen aus ihrem Korbe. Auch Wagen werden von zwei Pferden gegen das Fort geführt, lange blaue Fahrzeuge mit hohen Rädern, Cartouche- und Granat-Wagen, die dort verpackt wurden. Auf dem Glacis des Forts ſteht ſchon eine hübſche Anzahl derſelben, auch Vorraths- und Pack-Wagen aller Art, Alles feldkriegsmäßig verpackt; daneben ſogar die Feldſchmiede, ein bis jetzt faſt fabelhaftes Geräth; denn man ſah ſie nur in dem Batterie-Magazine oder beim Unterrichte. Auch iſt Alles hier ſo neu und glänzend, ſo ungebraucht und friſch, wie das lederne Schurzfell des Batterieſchmiedes, der Kohlen in die Behältniſſe packt und den großen Blasbalg einſchmiert, damit er ſeiner Zeit recht brauchbar ſei. Die verſchiedenen Unteroffiziere und Geſchützführer ſehen die Cartouche- und Kugel-Wagen nochmals an und rütteln an den einzelnen Schüſſen, ob ſie auch recht feſt im Werge liegen.

Eine lange, uns wohlbekannte Geſtalt ſteht zu demſelben Zwecke auf den Speichen eines Rades und überblickt prüfend die hübſchen Granaten, wie ſie ſo zierlich neben einander liegen, die Zünderköpfe auf's beſte gerichtet, die weißen Kreuze überall ſichtbar, und von der Kugel ſelbſt nur eine kleine ſchwarze glänzende Fläche. — „Das iſt die Poeſie des Militärſtandes,“ ſagt die lange Perſon und breitet eigenhändig die ſchützende Decke über die Munition, ſchließt den Deckel des Wagens und ſpringt auf die Erde herab.

Der Leſer wird uns erlauben, daß wir ihm in dieſer langen Geſtalt unſeren alten Bekannten, den nunmehrigen Feuerwerker Doſe, vorſtellen. Er iſt als ſolcher bei der Batterie eingetheilt worden und hat die große Ehre, der reitenden Batterie erſte Haubitze zu commandiren.

Feodor Doſe hat den Säbel in der Koppel feſtgehängt und in den Bügel ſeiner Waffe einen Schlüſſelbund befeſtigt, den er nun ablöst und den Granatwagen ſchließt. Dann nimmt er den Säbel unter den Arm, inſtruirt nochmals den Poſten und geht in das Innere des Forts zurück.

Wir brauchen wohl nicht erſt zu ſagen, daß die reitende Batterie des Hauptmanns Stengel hier in dem Fort concentrirt wurde, um morgen mit dem Früheſten abzumarſchiren, nicht zu einem friedlichen Manöver, ſondern zu Kampf und Sieg. Die Soldaten haben ihre Mantelſäcke gepackt, haben zurückgelaſſen und verabſchiedet, was ihnen für einen Feldzug mitzuführen zu beſchwerlich iſt: überflüſſige Kleidungsſtücke, überflüſſige Wäſche — überflüſſige Geliebten. Dieſe drei Artikel verlaſſen nach einem traurigen Abſchiede das Fort, und die letzteren ziehen ſich ſchluchzend nach der Stadt zurück. Was von Unmilitäriſchem zurückbleibt, iſt vielleicht eine alte Mutter oder ein alter Vater, die ihren Sohn mit ſich hinausziehen bis dahin, wo das Glacis aufhört und die weite Ebene anfängt. Hier ſetzen ſie ſich neben einander hin zwiſchen die aufkeimenden Blumen und ſchauen lange, ohne ein Wort zu ſprechen, weit, weit hinaus, bis wo ſich am Horizont einige Bäume abzeichnen. Dort liegt das heimatliche Dorf, wo vielleicht im gleichen Augenblicke thränenerfüllte Augen nach dem im Nebel verſchwindenden Fort blicken.

„Du biſt nun einmal Soldat,“ ſagt der alte Vater nach einem längeren Stillſchweigen, „und haſt deinem König Treue geſchworen, und du weißt deßhalb, was du zu thun haſt. Deine Sache iſt, blindlings dem Commandoworte zu gehorchen; das iſt deine Pflicht, ohne weiteres Nachdenken, ohne Grübelei. Und wer ſeine Pflicht thut, dem wird Gott helfen.“

Mit dieſen Worten ſteht der Alte auf, ſchüttelt ſeinem Sohne

die Hand und geht ohne Weiteres von dannen, und der Soldat ſchleicht über das Glacis nach dem Fort; er blickt noch ein paar Mal rückwärts, doch bleibt er nicht lange trübe geſtimmt. Lachend empfangen ihn ſeine Kameraden, luſtig ſchmettert die Trompete, denn von der Stadt herüber rollt dumpf der Trommelſchlag des Zapfenſtreiches.

Feuerwerker Doſe hatte ſeine Geſchäfte beendigt; ſein Mantelſack war ſo in vollkommenſter Ordnung, daß man ihn zum Muſter in irgend einem militäriſchen Muſeum hätte aufhängen können. Da fehlte nichts, von der Montirung Nr. 2 an bis zum Näh-Apparat und Verbandzeug. Letzteres hatte Feodor mit einem wehmüthigen Gefühle zuſammengepackt; denn als Mann von Phantaſie dachte er bei ſich: Wenn dieſe kleinen Röllchen einſtens abgewickelt werden, ſo iſt wahrſcheinlich die Zeit vorbei, wo du in dieſem irdiſchen Jammerthale Gedichte machteſt.

Aus früheren Kapiteln wiſſen wir bereits, daß Doſe nicht in den Fall kam, von einer Geliebten Abſchied nehmen zu müſſen; auch was den Vater Doſe oder die Mutter Doſe anbelangte, ſo können wir nichts davon berichten und ſind nur durch das Daſein Feodor Doſe's überzeugt, daß demſelben einſt ein elterliches Doſenpaar gelebt. So war Feodor einſam und allein, und wir haben ihn oft ſagen hören, wenn zufällig die ganze Welt ausſtürbe, würde er nach der geſetzlichen Erbfolge nicht einen rothen Heller erhalten.

Am heutigen Abend nun wandelte er durch das Thor der kleinen Feſtung in den Hof, und hier ſummte es noch wie in einem Bienenſchlage. Doſe begriff am allerbeſten dieſe Aufregung; denn auch er verſpürte am Vorabend des wichtigen Ausmarſches nicht die geringſte Luſt zum Schlafen und hätte um Alles in der Welt ſein kleines Zimmer noch nicht aufſuchen mögen.

Da es nun in dem Fort kein Wirthshaus gab, ſo wandte ſich der Feuerwerker nach dem einzigen Verſammlungsorte, wo man ſich zu einem leichten Geplauder zuſammenfand — der Wachtſtube.

Lieber Leſer! es iſt dieſelbe, die wir dir einſt beſchrieben haben, das kleine caſemattirte Gemach mit ſeinen grauen Wänden und dem einzigen kleinen vergitterten Fenſter — eigentlich nur eine mit Glas verſehene Schießſcharte. Am heutigen Abend aber hatte die Wachtſtube etwas Heimliches, Freundliches; die Thüre nach dem Hofe zu ſtand weit offen und zeigte die acht Geſchütze mit ihren blanken Rohren, die auf und ab wandelnden Poſten und die Artilleriſten, welche ſich noch plaudernd hier und da auf dem Hofe umhertrieben.

Da, wie ſchon geſagt, mit allem Ueberflüſſigen nun aufgeräumt wurde, ſo verbrannte man in dem Ofen der Wachtſtube allerlei altes Holzwerk, was dem Gewölbe eine angenehme Wärme gab, die man heute Abend leiden konnte; denn trotzdem der Frühling anfing zu herrſchen, waren doch die Abende noch recht kühl.

In der Wachtſtube war auserleſener Cercle. Die meiſten Geſchützführer hatten ſich eingefunden und ſaßen in einer Reihe auf der Pritſche. Ja, der Wachtmeiſter verſchmähte es nicht, ſeine Cigarre zu rauchen, und ſogar Lieutenant L., den wir in Geſellſchaft des Hauptmanns Stengel kennen lernten, ſtand am Eingange, hie und da an dem Geſpräche Theil nehmend.

Natürlich drehte ſich dieſes längere Zeit um den morgenden Abmarſch, um die wahrſcheinlichen Ereigniſſe der nächſten Zeit, um Kampf und Sieg. Wir müſſen geſtehen, daß unter all dieſen Leuten nicht ein Einziger war, der ſchon im wahren Sinne des Wortes Pulver gerochen oder eine Kugel ſauſen gehört;

dagegen brannten Alle vor Verlangen, bald einmal tüchtig in's Gefecht zu kommen, um im Kriege zu zeigen, daß ſie auf dem Exercirplatze etwas Tüchtiges gelernt.

Draußen vom Glacis herein hörte man die Schildwache ihr: „Halt! wer da?“ rufen, und das galt meiſtens herumſtreichenden Kameraden, die ebenfalls noch nicht Luſt hatten, in die engen Stuben zurück zu kehren; es wurde indeß heute Abend darauf nicht ſo ſtreng geſehen. Man merkte auch meiſtens an dem Rufen des Poſtens, daß er gut wußte, wen er vor ſich habe, denn gewöhnlich klang ein leichtes Lachen mit hindurch. — Jetzt aber mußte etwas Anderes kommen, denn der Ruf war feſter, gemeſſener, auch wiederholte er ſich in kurzer Zeit zweimal. Bald darauf hörte man Pferdegetrappel und bemerkte zwei Reiter, die in den Hof ritten. Es waren der Hauptmann der Batterie und Lieutenant Robert; Erſterer Behufs einer kleinen Inſpection, Letzterer, weil er ebenfalls ſein Quartier in dem Fort hatte und heute, an dem Tage vor dem Abmarſch, gleich nach dem Zapfenſtreich dort ſein ſollte, wie es der Batteriechef gewünſcht.

„Mir ſcheint,“ ſagte der Hauptmann, „man iſt bei guter Zeit fertig geworden; die Geſchütze ſtehen hübſch rangirt, ebenſo draußen unſer kleiner Munitions-Park. So ein Anblick thut doch dem Herzen wohl; werr weiß, wie ſehr!“

Lieutenant L. verließ die Wachtſtube und trat zu den beiden anderen Offizieren, indem er ihnen einen guten Abend wünſchte. — „Herr Hauptmann!“ meldete er darauf, „das Munitions-Verpacken hat ungefähr bis acht Uhr gedauert; jeder Wagen iſt aber auch jetzt in der beſten Ordnung, — vortreffliche Munition, ſchön und feſt verpackt!“

„Das glaube ich wohl,“ erwiederte ernſt und ſtolz der Hauptmann; „habe ich mir doch auch die Sache ſehr angelegen ſein

laſſen, und was die Verpackung anbelangt, die mußte famos ausfallen, denn an Flickmaterial fehlt's nicht, und ich kenne meine Unteroffiziere. — Was macht Doſe? Wie hat er ſeinen Granatwagen beſorgt?«

»Vortrefflich, Herr Hauptmann! Der Feuerwerker iſt ein wahrer Schatz für die Batterie; er ſah überall nach, half an allen Fahrzeugen und iſt wohl Urſache, daß wir ſo früh fertig geworden.«

»Hoho!« ſagte der Hauptmann, »das freut mich, werr weiß, wie ſehr! Hab' eine glückliche Hand in ſolchen Dingen, kenne meine Leute; ich glaube überhaupt, daß die Batterie mit ihren Unteroffizieren gut verſehen iſt, und das iſt eine große Hauptſache, meine Herren! Werr weiß, wie ſehr! — Nun, halten Sie Alles hier außen in Ordnung, Lieutenant von L.; ich muß noch zum Commandirenden. Morgen früh um Fünf ſteht die Batterie beſpannt auf dem Glacis; ich werde ſchon nach Vier herauskommen. Nun, Gott befohlen! Ah! heute Abend legen wir uns als Soldaten nieder — werr weiß, wie bald! und ſtehen morgen als Krieger auf — werr weiß, wie ſehr!« — Damit wandte er ſein Pferd und ritt wieder zum Hofe hinaus.

Hauptmann von Stengel war überhaupt ein ſehr freundlicher Offizier, am heutigen Abend war er begreiflicher Weiſe beſonders wohl gelaunt. Er gab der Schildwache draußen auf dem Glacis noch einige gut gemeinte Verhaltungsregeln, erinnerte ſie daran, daß es ſchon halb und halb Krieg ſei, und ſchärfte ihr ein, ſorgfältig und »werr weiß, wie ſehr,« auf Alles rings umher Achtung zu geben.

Die beiden anderen Offiziere gingen nach der Wachtſtube, wo ihr Eintritt einen allgemeinen Aufſtand zur Folge hatte. Bald darauf waren die beiden einzigen Schemel für die Offiziere ſauber abgewiſcht und der friſchen Luft halber nahe an die Thüre

gerückt. Alles ließ ſich wieder nieder, doch wollte eine Converſation nicht gleich in Gang kommen.

Lieutenant Robert lehnte mit über einander geſchlagenen Armen an der Mauer und dachte an jenen unvergeßlichen Abend, wo er ſeinen Freund Tipfel auf eben dieſer Wachtſtube beſucht, wie er dadurch ſo großes Unheil hervorgerufen und wie doch aus eben dieſem Unheil die Bekanntſchaft des Regierungsrathes und ſein jetziges großes Glück entſprungen. Ja, großes Glück in der That; denn die Ermahnungen des alten Herrn hatten den damaligen Bombardier vermocht, eine außerordentliche Thätigkeit zu entwickeln, um etwas Rechtes zu lernen, und die Liebe zur kleinen Pauline, die ja erwiedert wurde, hielt ihn aufrecht in mühevollen, drückenden Stunden und führte ihn zu dem erſten Ziele, das er ſich vorgeſteckt, zu den Epauletten. — Auch das zweite und ſchönere Ziel, der Beſitz jenes liebenswürdigen Mädchens, mußte errungen werden, und bot nicht der bevorſtehende Kampf hiezu die ſchönſte Gelegenheit dar? Sieg oder Tod! war ſein Wahlſpruch.

Die Unteroffiziere auf der Pritſche verhielten ſich ſchweigſam und überließen ihre Offiziere dem Nachdenken. Auch Lieutenant L. blickte ſtarr vor ſich nieder; doch dachte er weniger an die kommende Zeit: er grübelte über ſein Lieblings-Thema nach, die Brandröhren für Granaten und Bomben, und die Bereitung eines neuen unfehlbaren Satzes.

Als Lieutenant Robert im Rundlauf ſeiner Betrachtungen wieder in das Wachtlokal zurückkehrte, dachte er mit jener Zeit auch an den ehemaligen Commandanten hier, Bombardier Tipfel, und natürlicher Weiſe an jenen Brief, den ihm Doſe gebracht, Doſe, der gerade vor ihm ſaß und den er, ſeit er wieder bei der Batterie war, nur flüchtig geſehen.

„Ich hatte noch nicht einmal Zeit,“ ſagte der Offizier zu dem Feuerwerker, „Ihnen für den Brief zu danken, den Sie mir von unſerem gemeinſchaftlichen Freund überbracht. Tipfel iſt und bleibt einer der närriſchſten Kerle, die es gibt; er ſchickt mir das Rezept zu einem neuen Gericht, das wir vielleicht nächſtens einmal verſuchen können. Haben Sie dem jetzigen Poſt-Sekretär vielleicht einige Zeilen geſchrieben?“

„Zu befehlen, ja!“ entgegnete Doſe. „Ich meldete ihm meine glückliche Ankunft, ſowie auch, daß ich bei einer ſo ſchönen Batterie als Feuerwerker eingetheilt wurde.“

„Sie haben die erſte Haubitze,“ ſagte nachdenkend Lieutenant L., indem er mit der Hand ſein Kinn ſtreichelte. „Thun Sie mir doch den Gefallen, Feuerwerker Doſe, und notiren mir vorkommenden Falles ſo genau als möglich, wie bei dem jetzigen Branderſatz Ihre Granaten platzen und welche Unſicherheiten ſich bei dem Werfen herausſtellen.“

„Er iſt wahrſcheinlich in der letzten Zeit noch dicker und fauler geworden,“ fuhr Lieutenant Robert fort und meinte den Poſtſchreiber Tipfel.

„Unbedingt viel fauler,“ entgegnete Lieutenant L.; „man muß ihn raſcher machen, indem man weniger Kohlen und mehr Salpeter zuſetzt.“

„Wem denn? unſerem Freunde Tipfel?“

„Was geht mich Tipfel an? Ich ſpreche von den Brandröhren. — Alſo denken Sie an meinen Auftrag, Feuerwerker.“

Doſe verſprach es lächelnd, und der Wachtmeiſter, ſowie ſämmtliche Unteroffiziere lachten ſtill in ſich hinein.

„Es iſt mir doch gerade,“ meinte Lieutenant Robert nach einer Pauſe, „als habe ich Sie in früheren Jahren einmal gekannt, Feuerwerker Doſe, als habe ich irgend eine Expedition,

ein Commando unter Ihren Befehlen mitgemacht. Erinnern Sie ſich nichts davon?“

„O doch, Herr Lieutenant,“ entgegnete Feodor lächelnd. „Es ſind aber das ſchon ein paar Jahre her, Sie kamen als Freiwilliger zur Fußbatterie Nr. 10, Sie hatten ausexercirt, und wünſchten noch einmal dabei zu ſein, wenn ſtatt mit dem ledernen Pfropfen mit Cartouchen geſchoſſen würde. Die Manöverzeit lag noch weit vor uns, und es fand ſich bald eine herrliche Gelegenheit, Ihrem Wunſche zu willfahren.“

„Richtig! Bei einer Feierlichkeit rückte Ihre Batterie zum Schießen aus.“

„Abends auf der Rheininſel,“ erwiederte Doſe. „Da wurden wir mit den Geſchützen placirt und mußten das Dampfboot ſalutiren, welches mit Sr. Majeſtät auf dem prachtvoll erleuchteten Strome auf und ab fuhr. Der Hauptmann Feind commandirte damals unſere Batterie, und ich hätte faſt um ein Haar wegen des Herrn Lieutenants meinen erſten Arreſt bekommen; wir ſchmuggelten Sie zu unſerem Geſchütz — es war freilich dunkel, aber der Herr Hauptmann Feind erkannte Sie doch — Sie hatten gerade zu Ihrem großen Vergnügen abgefeuert, und ich ſehe noch deutlich, wie unſer Batterie-Chef die Hand unters Collet ſteckte und mit dem Fuße heftig aufzutreten begann, wie er that, wenn er ſich erzürnte.“

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich deutlich,“ ſagte Lieutenant Robert. „Doch legte im ſelben Augenblicke das königliche Dampfboot an die Inſel, und Hauptmann Feind mußte zur Begrüßung an den Landungsplatz.“

„Sonſt ſaßen wir Beide feſt in Nr. 7½.“

„Bei des Rattenkönigs Majeſtät!“ lachte Lieutenant Robert. „Ja, ja, es fielen damals ſtarke Arreſte.“

»Das Feſt auf der Rheininſel, von dem der Herr Lieutenant ſprachen,« verſetzte ſchüchtern der Wachtmeiſter, »iſt noch lange Jahre in der Erinnerung der Batterie geblieben. Deſſen wird ſich der Feuerwerker auch erinnern.«

»Allerdings,« entgegnete Doſe. »Man hatte die Inſel auf ſonderbare Art decorirt. Von Holz war eine große, halbrunde Halle erbaut worden; dieſelbe ſollte den Olymp vorſtellen und war deßhalb mit den Statuen ſämmtlicher Götter aufs ſchönſte verziert. Zu dieſen Statuen aber hatte man die größten Leute eines der hier liegenden Infanterie-Regimenter genommen; dieſelben wurden weiß angezogen, mit geſteiften Draperieen verſehen und mit weiß bemalten Geſichtern auf die Poſtamente geſtellt. Auf dem rechten Flügel befand ſich ein himmellanger Unteroffizier, der den Herkules vorſtellte und den Göttern zurief, ſie ſollten ſtille ſtehen, ſo bald ſich das königliche Dampfboot in der Ferne zeigte. Das gab nun allerhand merkwürdige Geſchichten im Olymp; obgleich es ſtreng verboten war, den Leuten etwas zu trinken zu geben, ſo lange die Komödie dauerte, ſo hatte ſich doch ſo eine verfluchte Marketenderin in die Nähe geſchlichen; wie der Unteroffizier Herkules einmal einen Augenblick auf die Seite ging, tranken ſämmtliche Götter einen Schnaps um den andern. Namentlich thaten ſich Jupiter und Venus hervor, und die Sache war noch lange nicht zu Ende, ſo war die Venus ſo vollkommen betrunken, daß man ſie von hinten mit einem Strick an das Gerüſt feſtbinden mußte. Bei Jupiter ging es noch ſchlimmer; er behauptete, ganz nüchtern zu ſein und ſich ſteif halten zu können, und er hielt ſich auch ſo ſteif und ſtreckte ſich ſo fürchterlich vorn über, daß er auf einmal von ſeinem Poſtamente herab auf die Naſe fiel. Dabei war aber am allerkomiſchſten die Geſtalt vom Herkules, der mit krampfhaft ver-

zogenem Geſicht auf dem rechten Flügel ſtand, die Augen furchtbar links verdreht, um ſeine Mannſchaft überblicken zu können, und den Göttern nun halbleiſe zurief, in der Richtung zu bleiben und vor oder zurück zu kommen. Der Unteroffizier Herkules nahm die Sache haarſcharf und ſchimpfte dabei wie ein Rohrſpatz; da hieß es z. B.: Soll doch ein Donnerwetter den Kerl, den Merkur, erſchlagen! Kann Er nicht die Naſe in der Höhe halten? — Pluto! halt' Er das Ding nicht wie eine Miſtgabel! Er ſteht ja nicht auf Seines Vaters Dunggrube. — Und Er, Juno! ſtreck' Er Seinen Bauch nicht ſo vor! ich glaube, man hat die miſerabelſten Kerle herausgeſucht, um den Olymp vorzuſtellen; lauter ſo lange, ſchlappe Labander! Jetzt aufgepaßt! Da kommt das königliche Dampfboot wieder.«

»Und mußten die armen Teufel den ganzen Abend da ſtehen?« fragte Lieutenant L., der endlich ſeine Brandröhren fahren ließ.

»O nein!« antwortete Doſe, »ſie durften ſich häufig rühren; nur wenn das Dampfboot dicht vorbei fuhr, mußten ſie ſtill ſtehen. Auch war eine halbe Stunde Pauſe, da konnten ſämmtliche Götter austreten und bekamen einen Schoppen Wein und ein Butterbrod mit Käſe.«

»Ja, ja, ich erinnere mich jetzt deutlich,« ſagte Lieutenant Robert; »auf der Rheininſel befand ſich ein Pavillon, wo die höchſten Herrſchaften ſpäter ein Souper einnahmen, und die Ueberreſte dieſes Soupers erhielt die auf der Inſel beſchäftigte Mannſchaft.«

»Leider Gottes!« ſeufzte Feodor Doſe. »Denn darauf war es in der That unmöglich, die Mannſchaft ohne Exceſſe in die Kaſerne zurück zu bringen; die Götter des Olymps wurden auf der Inſel ſelbſt ausgezogen, aber in dem allgemeinen Wirrwarr

hatte man nicht entdeckt, daß der betrunkene Jupiter fehlte. Ihn fanden ſpäter, als die Infanterie ſchon abmarſchirt war, die Kanoniere an einem Orte, den ich nicht nennen mag. Dort ſaß dieſer wahnſinnige Burſche und ſang: „Hier ſitz' ich auf Raſen mit Veilchen bekränzt.“ Und er konnte nichts Unpaſſenderes thun, denn von Veilchen war wahrhaftig keine Spur zu entdecken. Dann ermunterten ihn die Artilleriſten ſo gut wie möglich und nahmen ihn in ſeinem Coſtume mit nach der Stadt. Der Kerl mußte vorausmarſchiren und gewährte einen gräulichen Anblick; denn er ſah aus wie ein Geſpenſt, das zufälliger Weiſe in den Koth gefallen iſt.“ —

In dieſem Augenblicke rief der Poſten draußen auf dem Glacis ein überlautes: „Halt! wer da?“ Dann hörte man Schritte auf der Brücke, der Poſten im Hofe rief ebenfalls an, und eine Geſtalt, die im Thore erſchien, gab ſich als gut Freund zu erkennen und fragte dann nach dem Lieutenant Robert.

Als dieſe Geſtalt näher kam, bemerkte man, daß es ein Bedienter ſei, der einen Brief in der Hand trug. Bei ſeinem Anblicke ſprang der junge Artillerie-Offizier raſch in die Höhe und eilte hinaus dem Boten entgegen.

Sechstes Kapitel.

Von dem Hause auf dem Petriplatz. Eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu. Die reitende Batterie marschirt ab und singt ein bekanntes Lied.

Wir müssen gestehen, daß Lieutenant Robert den Brief, den er soeben erhielt, schon während des ganzen Abends sehnlichst erwartet hatte. Es war eigentlich kein Liebesbrief, sondern ein Geschäftsbrief, doch schlug er in's Fach der Liebe. Robert ging in dem Hause des Regierungsrathes aus und ein, als wie schon zur Familie gehörig; auch konnte Niemand, der ihn und Paulinen sah, daran zweifeln, daß die beiden jungen Leute sich innig liebten; dabei war es aber bis jetzt stehen geblieben. Der Regierungsrath, der den jungen Offizier gern hatte, traute seiner Tochter und drückte bereitwilligst beide Augen zu; eine Erklärung hatten alle Drei bis jetzt vermieden. Dem Lieutenant Robert däuchte es unpassend, in seiner Eigenschaft als einfacher Lieutenant ohne großes Vermögen um die Hand des reichen jungen Mädchens anzuhalten. Er hoffte, worauf? das wußte er oft selbst nicht, vielleicht auf ganz unvorhergesehene Ereignisse, die ihm rasch irgend eine andere Stellung anweisen könnten. Da bewölkte sich plötzlich der politische Horizont; man stand auf einmal, um uns eines gangbaren Ausdruckes zu bedienen, am

Vorabende großer Ereigniſſe, und Lieutenant Robert, der das bekannte Lied: »Heute roth, morgen todt,« im Munde eines tapferen Offiziers — und das war er — für nicht bedeutungslos hielt, meinte, es ſei ihm an dieſem Vorabende wohl erlaubt, ſeine Liebe zu erklären und um eine glückliche Löſung derſelben zu bitten, wenn ein freundliches Schickſal ſich ihm vielleicht geneigt zeigen würde. Von der Liebe Paulinen's überzeugt, hatte er dem Regierungsrath einen ſalbungsvollen, vier Seiten langen Brief geſchrieben, den obigen Gegenſtand betreffend, worin er um eine Entſchließung bat, ob im glücklichen Falle etwas für ihn zu hoffen ſei.

Der junge Offizier nahm alſo den Brief aus den Händen des Bedienten und hielt ſein Glück oder Unglück einen Augenblick zwiſchen ſeinen Fingern, ehe er ſich entſchließen konnte, das Siegel zu öffnen. Dem geneigten Leſer iſt es gewiß in ähnlichen oder anderen Fällen auch ſchon ſo ergangen. Robert näherte ſich endlich tief athmend einer der Laternen, welche den Hof erhellten, riß das Couvert ab und entfaltete den Brief. Es waren nur vier Zeilen, und in der erſten leuchteten ihm die Worte entgegen: »unnöthigen und ganz überflüſſigen Geſchichten.« Gegen vier Seiten nur vier Zeilen könnten Jeden entmuthigen; entweder iſt eine ſolche Antwort ganz gut oder ganz ſchlecht. Glücklicher Weiſe war für Robert das Erſtere der Fall, denn er las entzückt. »Warum, lieber Freund, dieſe unnöthigen und ganz überflüſſigen Geſchichten, warum einen Brief von vier Seiten, wenn man ſich mündlich ausſprechen kann? Ich habe keine Zeit, eine ähnliche Correſpondenz zu führen, und ſchreibe Ihnen deßhalb nur: kommen Sie — noch heute Abend, ſelbſt wenn es ſpät iſt. Ihr väterlicher Freund.«

Robert ſchob dieſen köſtlichen Brief mit zitternden Fingern

in ſeine Taſche, vertraute ſeinem Kameraden, dem Lieutenant L., an, er habe noch ein wichtiges Geſchäft in der Stadt abzumachen; dann ließ er ſein Pferd ſatteln, ſchwang ſich hinauf und galoppirte über das Glacis hinweg nach dem H... Thore, das übrigens ſchon geſchloſſen war. Die paar Minuten, die der Unteroffizier brauchte, um das Gitter zu öffnen, däuchten dem Reiter eine Ewigkeit. Endlich drehte es ſich auf knarrenden Angeln aus einander, der Offizier gab ſeinen Namen an und trabte in die Stadt.

Es mochte zehn Uhr ſein, die Straßen lagen ſchon ziemlich ſtille. Die ereignißvolle Zeit, der Abmarſch der Truppen morgen ließen nicht wie ſonſt ein vergnügtes Leben gedeihen; nur die Wirthshäuſer waren noch geöffnet, und in einem derſelben, wo er bekannt war, ſtellte der Artillerie-Offizier ſein Pferd ein, dann begab er ſich nach dem Petriplatze.

Sein Herz ſchlug ihm faſt hörbar, als er jetzt denſelben erreicht hatte und vor ſich das Haus ſah, das die Erfüllung ſeiner ſüßen Wünſche verbarg. Ach, wie lebhaft dachte er jenes Abends, wo er, ein einfacher Bombardier, an den erhellten Fenſtern hinauf geſchmachtet und dann hinaus gegangen war, um den dicken Bombardier Tipfel als Liebesboten zu gebrauchen! Vorbei war ſie, jene dunkle und doch luſtige Zeit, und er trat raſch an das Haus und zog die Klingel. —

Pauline befand ſich mit ihrer Tante in dem uns wohlbekannten Zimmer; nur hatte die alte Dame dießmal den Platz vor dem Kamine eingenommen, und die kleine blonde Nichte ſaß in der Ecke des Sopha's, doch nie auf lange Zeit: jeden Augenblick ſprang ſie in die Höhe, bald um an das Fenſter zu eilen, bald um einen Gang durch das Zimmer zu machen. Ihr Geſicht war ein wenig blaß, und ſie athmete ſchwerer als gewöhnlich.

„Es iſt weit hinaus bis zu dem garſtigen Fort,“ ſagte das Mädchen nach einer Pauſe, „und der Chriſtian wird alt und kann nicht mehr ſo geſchwind herein laufen.“

„Alles geht ſeinen gewieſenen Weg,“ verſetzte die Tante mit melancholiſchem Tone. „Was für uns beſtimmt iſt, das trifft uns auch, früh oder ſpät.“

„Ach, Tante,“ antwortete Pauline, „Sie ſprechen heute Abend ſo theilnahmlos! Ich weiß nicht, Sie wollen mich ängſtigen.“ — Dabei drückte ſie ihre linke Hand feſt auf das Herz.

„Ich dich ängſtigen?“ erwiederte die alte Dame ſcheinbar erſtaunt. „Nein, was dich und mich ängſtigt, ſind die Zeitverhältniſſe. Uebrigens,“ ſetzte ſie mit ſcharfem Tone hinzu, „wenn man es nun einmal nicht anders thut und ſich am Vorabend eines Krieges verlobt, da muß man ſich wahrhaftig nicht wundern, daß einen trübe Gedanken anwehen. Krieg und Tod, das liegt nah bei einander.“

„Das iſt wahr,“ entgegnete Pauline mit tonloſer Stimme. „Aber Sie ſollten mir das nicht ſo bitter ſagen; ich hoffe, und ich bin froh, daß ich hoffen kann.“

„Ich hoffe auch,“ ſagte finſter die Tante. „Aber unſere Hoffnungen treffen nicht zuſammen.“

„Wie ſchon oft, liebe Tante.“

„Ja, wie ſchon oft,“ entgegnete die ſo oft getäuſchte alte Jungfer mit heftiger Stimme, „und ich hoffe, daß der liebe Gott wieder einmal auf feurigen Wolken daher fährt in Geſtalt des Krieges, um ein Bißchen Rache zu üben an dem falſchen, meineidigen, miſerablen Männergeſchlecht.“

Trotz dieſer heftigen Rede der ältlichen Dame überflog doch ein leichtes Lächeln die Züge Pauline's. „Tante! Tante!“ ſprach ſie, „iſt es auch recht, daß Sie, um einen Einzigen zu beſtrafen,

Wehe über das ganze Geschlecht herab rufen? Oh! Sie sollten das nicht thun!«

»Einen einzigen?« fragte die Tante und erhob sich ernst und streng. »Ich denke wahrhaftig an keinen Einzelnen und denke nur an das Allgemeine, an all das Unglück, das durch sie in die Welt gekommen. Und Strafe muß sein; aber wen sie trifft — mir ist es gleich viel.«

»Pfui, Tante!« erwieberte das junge Mädchen. »Aber der liebe Gott wird Sie nicht hören, er ist mild und gut und barmherzig, und wird nicht einmal die Schuldigen bestrafen. Ueberhaupt,« setzte sie mit ganz leiser Stimme hinzu, »gehen — die Auditeure nicht mit in die Schlacht.«

Mochte nun die Tante diese Worte verstanden haben oder nicht, genug, sie ließ sich wieder in ihren Fauteuil nieder und nahm ein Buch von dem Kaminsimse herab, schwarz eingebunden mit Goldschnitt, worin sie einen Augenblick las, um im anderen Augenblicke schwärmerisch an die Decke empor zu blicken, nach einer Richtung hin, wo über dem zweiten Stock, dem Dachboden und dem Dache der glänzende Nachthimmel, aber für sie unsichtbar, strahlte.

In diesem Moment ertönte die Hausglocke.

Pauline blieb plötzlich stehen, lauschte einen Augenblick, und als sie drunten eine Stimme vernahm, sagte sie kaum hörbar: »Tante, er ist's!«

»Meinetwegen!« entgegnete die alte Dame.

»Aber, Tante,« fuhr Pauline dringend fort, »Papa ist nicht da.«

»Wie immer, wenn was Wichtiges vorgeht,« versetzte die Dame in ihrem Fauteuil.

»Und ich kann es ihm doch nicht selbst sagen, um was es

ſich handelt. O, liebe Tante, ſeien Sie ſo gut, vertreten Sie ein wenig Mutterſtelle bei mir.«

»Gott ſoll mich bewahren!« verſetzte hartnäckig die alte Jungfer. »Ich habe früher in gewiſſen Beziehungen nicht bei dir Mutterſtelle vertreten dürfen, ſonſt wäre Manches anders gekommen. Und jetzt habe ich keine Luſt, es zu thun, du haſt ohne mich eingebrockt, jetzt ſpeiſe auch allein.«

Damit öffnete ſich die Thüre, und der junge Mann, von dem man ſo eben geſprochen, trat herein; doch blieb er überraſcht auf der Schwelle ſtehen, als er bemerkte, daß die Tante im Fauteuil ihm den Rücken bot und daß Pauline vor ihm ſtand, die Hände auf die Bruſt gedrückt, bleich und zitternd.

»Guten Abend, meine Damen!« ſagte Robert und ſetzte kopfſchüttelnd hinzu: »Um Gottes willen! was iſt denn hier vorgefallen?«

»Gar nichts,« verſetzte trocken die Tante.

»Gar nichts? Und Ihre Beſtürzung, Pauline?«

»Gar — nichts — Schlimmes — —« erwiederte das Mädchen. »Gar — nichts — Schlimmes.« Und dabei ſeufzte ſie tief auf, und es war, als müſſe ſie jedes Wort ſich wie einen Stein vom Herzen wälzen.

»Der Papa hat mir geſchrieben, und ich bin hier.«

»Der Papa — hat ihm — geſchrieben, Tante — und er iſt hier,« ſagte das arme Mädchen und wandte ſich bittend gegen den Fauteuil.

»Ja, er hat geſchrieben und iſt *nicht* hier,« antwortete kalt wie vorhin die ältere Dame.

»Sollte ſich vielleicht ſeine Anſicht gegen mich geändert haben?« fragte erſchrocken der Offizier.

»Nein! nein!« rief jetzt heftig und wie aufwachend Pauline,

indem sie ihm entgegen eilte und ihre beiden kleinen lieben Hände darreichte. „Nein! nein!“ fuhr sie fort, und ihr Auge glänzte, „er hat seine Ansicht nicht geändert — aber es wurde mir schwer, Ihnen dieses zu sagen. — Ich bat die Tante, — aber — nun, warum soll ich es Ihnen nicht selbst sagen können! — Die Freude, die mein Herz erfüllt, Robert! — Ja, ich weiß, daß Sie mich lieben, Papa weiß es auch, — Papa hat Amen dazu gesagt — und nun bin ich Ihre Braut.“

Diese Worte hatte das Mädchen anfänglich langsam, dann mit steigender Schnelligkeit und Heftigkeit gesprochen. Aber je schneller sie sprach, desto unsicherer wurde ihre Stimme, desto heftiger erzitterte ihr Körper, und als sie sagte: „nun bin ich Ihre Braut,“ stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und sie fing an zu weinen und wäre vielleicht niedergestürzt, wenn der junge Mann sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Da er sie nun einmal in seinen Armen hielt, so drückte er sie recht fest an sich und beugte sich hernieder, um die Thränen von ihren Augen zu küssen.

Die Tante blickte bei dieser Scene nur ein einziges Mal halbverstohlen nach dem Paare um, und als sie die vielversprechende Haltung desselben bemerkte, machte sie abermals eine kleine Wendung mit ihrem Fauteuil und las halblaut aus ihrem Buche:

Der Sinne Lust und Schmerz
Rührt leider unser Herz.
Reißt uns mit starkem Triebe
Zu schnöder Sündenliebe;
Und wer vermag's zu zählen,
Wie oft wir vor dir fehlen!

Der Regierungsrath war ein sehr guter Vater, aber er liebte es auch, die Leute in Verlegenheit zu bringen. Deßhalb

trat er erſt in dieſem Augenblicke händereibend und lächelnd in's Zimmer und ſagte ziemlich laut: „Ei, guten Abend!“

Doch das junge Mädchen, die würdige Tochter ihres Vaters, hatte ihr Gleichgewicht vollkommen wieder gefunden; ſie nahm den Offizier bei der Hand, ſchritt graziös in die Mitte des Zimmers, und als ſie ſich ſo aufgeſtellt, daß ſie ſowohl von dem Regierungsrath, wie auch von der Tante geſehen werden konnte, machte ſie einen ſehr tiefen Knix und ſprach luſtig lachend:

„Herr Lieutenant Robert
und
Fräulein Pauline B.
empfehlen ſich einem verehrlichen Publikum
als Verlobte.“

Das Haus an dem Petriplatze war an dem heutigen Tage eines der wenigen in der Stadt, wo es luſtig und vergnügt herging. Die Familie ſoupirte unter ſich, und es gelang endlich auch den Neckereien des Bruders, die Schweſter der Heiterkeit wieder zuzuwenden. Wie es von jeher der Brauch war, durften auch der Bediente und die Magd zur Gratulation herauf kommen. Letztere war noch dieſelbe, die damals in der Küche geſungen:

Ei, ſo komm doch ꝛc. —

die den Bombardier Tipfel verläugnet und großes Unglück hätte herbeiführen können, und auch wirklich herbeigeführt hatte.

Pauline war ausgelaſſen wie eine junge glückliche Frau. Als das Deſſert aufgetragen war, holte ſie aus dem Nebenzimmer eine kleine Brieftaſche hervor, nahm daraus ein vergilbtes Papier und entfaltete es, indem ſie ihr kleines Näschen auf die poſſirlichſte Art von der Welt rümpfte. Dann las ſie unter allgemeinem Lachen:

„Da ich Ihre Rechnung vom 1. v. M. unglücklicher Weiſe verlegt habe, ſo muß ich um eine neue bitten, ehe ich die kleine Summe bezahlen kann. Zugleich bitte ich, dem Ueberbringer zwei Flaſchen Rüdesheimer und drei Pfund weſtfäliſchen Schinken mitzugeben. Er wird Ihnen den Betrag dafür einhändigen.

Bombardier R.“

„Notabene. Da es mir ſchon einige Male paſſirte, daß die Kanoniere von dem Geld, was man ihnen mitgab, verloren, ſo bitte ich, mir morgen früh die Rechnung zu ſchicken, wo ich alsdann nicht ermangeln werde.“

— — — — — — — — —

Als Lieutenant Robert zu ſpäter Nacht- oder vielmehr zu früher Morgenſtunde den Familienkreis verließ, zeigte ſich ſchon ein heller Streifen im Oſten. Es bedurfte einiger Mühe, um den Hausknecht des Gaſthofes zu wecken, wo er ſein Pferd eingeſtellt. An der Thorwache war es außergewöhnlich ſtill; der Poſten ging ſchläfrig auf und ab, in der Offizier-Wachtſtube zuckte ein erſterbendes Licht, und aus der Thüre des Zimmers für die Mannſchaft hörte man taktmäßiges und tiefes Geſchnarche. Selbſt der alte Unteroffizier, der das Gitter öffnete, hatte ein verſchlafenes Geſicht, und als er aufſchloß, ſagte er: „Ich habe auch ein Bißchen Nachtruhe geſucht, um meinen Kummer zu verſchlafen; es iſt ein wahres Unglück, unſer Bataillon bleibt hier. Nun — wie die Herren wollen! Aber die Füſiliere vom ...ſten Regiment hätten ſich auch nicht ſchlecht geſchlagen. — Guten Morgen, Herr Lieutenant!“

Der Artillerie-Offizier ſprengte nach dem Fort zurück, ſtieg im Hofe vom Pferde und ließ dieſes von Einem der Wachtmannſchaften in den Stall bringen. Hier fing es ſchon an leben-

dig zu werden, und auch in den Kasematten und auf den Gängen hörte man Säbel klirren und lustige Lieder singen.

Feodor Dose, der ebenfalls die Nacht wenig geschlafen, kam mit seinem Schlüsselbund am Säbel von den Munitionswagen herein; er hatte dort noch einmal Alles untersucht. Er grüßte seinen Offizier und sagte: „Es ist doch heute ein anderes Gefühl, Herr Lieutenant, als wenn man blos zu einem Manöver marschirt. Sie werden hören, die Wagen und Protzen merken es auch schon, daß sie was Anderes im Leibe haben, als lumpige Manöver-Cartouchen. Das wird artig auf dem Pflaster dröhnen und rasseln, darin ist doch wirkliche Poesie."

„Ja, ja," entgegnete der Offizier lachend. „Aber, um von Poesieen zu sprechen, führen Sie Ihre Gedichte wieder bei sich im linken Pistolenholfter, wie gewöhnlich?"

„Allerdings, Herr Lieutenant," versetzte würdevoll der Feuerwerker; „ich habe ja Platz in dem linken Pistolenholfter, denn ich bin ein mäßiger Mann, der keine Schnappsflasche bei sich führt."

In diesem Augenblicke hörte man in der Stadt an allen Ecken die Reveille blasen und schlagen. Der Trompeter im Fort fiel lustig mit ein, die Posten auf dem Glacis wurden abgelöst, und bald darauf ritten die Fahrer, die in den benachbarten Dörfern mit ihren Pferden lagen, in das Fort ein, um Kanonen und Wagen zu bespannen. Ein wenig später erschien auch der Hauptmann Stengel in einem dicken, warmen Waffenrock, lustig und guter Dinge.

Lieutenant Robert änderte ebenfalls in der Geschwindigkeit seine Toilette, zog dicke Stiefel und schwere Reithosen an, bestieg ein anderes Pferd, als das, welches ihn heute Nacht ge-

tragen, und ritt zur Batterie hinaus, die vom Hauptmann Stengel draußen in zwei Linien aufgeſtellt wurde.

Es war eine prächtige Batterie, dieſe reitende, die Geſchütze im vortrefflichſten Zuſtande, die Pferde geſund und kräftig, und die Mannſchaft bereit, dem Teufel auf den Leib zu gehen.

Der Hauptmann jagte auf ſeinem langſchweifigen Rappen vor die Front, hob ſich in den Bügeln empor und hielt ſeinen Leuten eine kräftige Rede — werr weiß, wie ſehr! und werr weiß, wie bald! Er verſicherte ihnen, er wolle ſie beſtens führen, und ſie hätten nichts zu thun, als beſtens und ſchnellſtens zu gehorchen; ruhig im Zielen, ſchnell in Bewegungen, ſagte er am Schluſſe, und ſo nahe heran, wie möglich. — Jeder von Euch hat gewiß den beſten Willen — an Flickmaterial fehlt's nicht, und wir wollen der ſiebenten Artillerie-Brigade und unſerem König alle Ehre machen.

Darauf wurde vom rechten Flügel abgebrochen, die Offiziere ließen Geſchütz und Wagen an ſich vorbei ziehen, und der Hauptmann von Stengel rief ihnen zu: „Natürlicher Weiſe darf nicht geraucht werden, aber wenn ihr Luſt habt, zu ſingen, ſo ſoll mich's recht freuen.“

Der Morgen war ſchön, die Luft friſch und klar, von Staub nicht viel zu ſpüren, und deßhalb konnte man den Kehlen ſchon etwas zumuthen. Kaum hatte man die letzten Häuſer im Rücken, vor ſich die lange Chauſſee, die nach dem Oberrhein hinauf führt, als die Reiter und Fahrer nach einer kurzen Verſtändigung das Lied anſtimmten, mit dem ſie gewöhnlich zum Manöver ausrückten. Doch es war, als wollten ſie die Reden ihres Hauptmanns beantworten, denn ſie ſingen mit dem zweiten Verſe an und ſo[illegible]

Was einſt wir beſchworen
Mit Herz und Mund und Hand,
Zu ſterben für König,
Für Gott und Vaterland —
Gehalten ſei's,
Wie auch der Feind uns trotzt,
Wir halten ja den Schwur —
Luſtig abgeprotzt!

Siebentes Kapitel.

Worin der geneigte Leſer ohne Gefahr einem ziemlich hitzigen Gefechte beiwohnt. Feuerwerker Doſe wirft Granaten, und der Dragoner-Offizier findet, daß dieſelben ſchauerlich eingeſchlagen.

Das Leben Feodor Doſe's hatte an dem Tage, als er in den Krieg zog, drei große Ereigniſſe aufzuweiſen, nach welchen er die verlebten Jahre einzutheilen pflegte; das war erſtens ſeine Geburt, in ſo fern wichtig, als ſie ihn in dieſes Jammerthal warf, zweitens der Tag, an welchem er unter das Militär trat, drittens endlich jene verhängnißvolle Stunde, wo ihm nebſt ſeinem Abſchiede auch die Ausſicht auf eine Civilſtelle zu Theil wurde. Kleinerer Unterabtheilungen, als: die erſte Hoſe, das erſte Taſchengeld, die erſte ſtille Neigung, der erſte Arreſt oder die erſten goldenen Treſſen, wollen wir gar nicht erwähnen. Es folgte das in chronologiſcher Ordnung auf einander, wie es in der Welt und beim Militär der Brauch iſt.

Jetzt aber ſtand der würdige Feuerwerker an dem vierten Hauptabſchnitte — die Geburt ausgenommen, wohl dem wichtigſten für ihn — dem Gefecht. Und als Doſe zum erſten Male in's Feuer kam, da hatte er, wie bei ſo manchen anderen Gelegenheiten, wirkliches Glück. Nicht als ob er mit ſeinem Geſchütze Wunder der Tapferkeit hätte thun können oder einer

großen Schlacht beigewohnt hätte — nein, Doſe's erſter Kampf war ein kleines harmloſes Gefecht zwiſchen weniger Infanterie und Cavallerie und ein paar Hundert Mann Freiſchaaren mit einigen Geſchützen. Das war bei † an einem ſchönen Sommertage, in einer reizenden Gegend mit Berg und Thal, Gebüſch, Wieſen und fließenden Bächen. Doſe's Herz war voll Freude; in der Aufſtellung, die man ihn mit einer Haubitze nehmen ließ, lag für ihn ſo außerordentlich viel Poeſie. Sie befanden ſich an der Biegung einer Schlucht, die in ein größeres Thal mündete, in welchem auf einer kleinen Anhöhe maleriſch ſchön ein Dorf lag, über das eine alte finſtere Schloßruine gebietend herab blickte. Zwiſchen Dorf und Ruine, etwas ſeitwärts, befand ſich ein ſchönes Herrenhaus von weißem Stein, helleuchtend zwiſchen den tiefgrünen Bäumen hervorſehend. Auf dem ziemlich flachen Dache dieſes Hauſes flatterte eine rothe Fahne. Dem guten Feuerwerker erſchien das anfänglich ſo gar nicht kriegeriſch, ſo vollkommen manöverhaft. Die friſchen grünen Wieſen vor den Geſchützen, auf welchen der Sonnenſtahl ſpielte, wo bunte Schmetterlinge einander jagten, wo das Waſſer ſo klar und glänzend hindurch rieſelte, dann die Berge zu beiden Seiten, die, mit Baum und Strauch bewachſen, in den mannigfaltigſten Farben prangten, der Geſang eines Vogels dazwiſchen, das alles war wie der tiefſte Friede.

Es was noch früh am Tage und der Befehl zum Angriff noch nicht gegeben. Wenn Doſe an die Biegung der Schlucht trat und rückwärts ſchaute, dann ſah er ſeine Bedeckungs-Mannſchaft, etwas Dragoner und einen Zug Infanterie, die mit der größten Gemüthlichkeit zuſammen ſtanden und plauderten. Wir brauchen nicht zu ſagen, daß Doſe eigenhändig Protze und Laffettenkaſten geöffnet, Kugeln und Munition ſelbſt gelockert und

Alles auf's sorgfältigste nachgesehen. Den Platz für sein Geschütz hatte er sich auf's genaueste ausgesucht; er stand, wie gesagt, gerade an der Biegung der Schlucht; die Bergwand, welche diese bildete, streckte sich wie ein niedriger Damm noch ein paar Schritte weit vor ihm hin und bedeckte so die Haubitze. Seinen Kanonieren hatte er die besten Anordnungen gegeben über das Verhalten im Gefechte und hatte ihnen namentlich unerschütterliche Ruhe und Kaltblütigkeit anempfohlen, was sehr leicht ist, d. h. das Anempfehlen, wogegen aber die Ausführung immer etwas zu wünschen übrig läßt.

Die Soldaten saßen an der Bergwand und verzehrten das Frühstück, das sie sich mitgebracht, und selbst die Pferde thaten ganz beruhigt, senkten ihre Köpfe und suchten von dem saftigen Grase zu ihren Füßen etwas zwischen Stange und Zunge durchzubringen. Dose saß auf einem alten Baumast; sein Herz von erhabenen Gefühlen angeschwellt, hielt er Schloß, Dorf, sowie das Haus mit der rothen Fahne im Auge.

Auf dem rechten Flügel der Gefechtsaufstellung fiel jetzt plötzlich der erste Kanonenschuß, und das Echo rollte diesen Klang donnerähnlich durch die Berge und Schluchten fort. Ihm folgte ein zweiter, dritter, dann mehrere nach einander; drüben wurde ebenfalls geantwortet, das klang dumpfer und hohler; dazwischen hörte man einige Zeit später das eigenthümliche Knallen der Büchsen und zuweilen einen lustigen Ton aus irgend einem Jägerhorn, dann das Knattern der Gewehrsalven, einzelne Trommelwirbel, und somit hatte die Sache ihren Anfang genommen.

Augenblicklich war bei der Mannschaft in dem kleinen Wiesenthale alle sorglose und nachlässige Haltung verschwunden, das Eßbare aller Art wurde bei dem ersten Kanonenschusse schleunigst zur Seite gesteckt und wo noch ein paar Backen

im heftigſten Kauen begriffen waren, da beeilte man ſich und und würgte hinunter, daß es eine Freude war; die Pickelhaube wurde auf dem Kopfe feſt gedrückt, die Glieder formirten ſich ohne Befehl, und Alles wartete geſpannt und war auf den Kampf begierig. Die Kanoniere waren wahrhaftig nicht die Letzten, die ſich an ihr Geſchütz begaben, ſie ſtanden da wie auf dem Paradeplatze, Wiſcher und Handſpeiche in den Händen, und concentrirten ihr ſämmtliches Gefühl auf die Gehörwerkzeuge, um nicht das leiſeſte Wort ihres Geſchützführers zu überhören. Doſe's Bruſt war zum Zerſpringen voll von Erwartung und Kampfluſt; er überſah mit einem raſchen Blicke noch einmal die Stellung ſeiner Protze und der Pferde, und als er Alles gut gedeckt aufgeſtellt ſah, lockerte er zum Ueberfluß ſeinen Säbel in der Scheide, blies die Backen auf und meldete ſich bei ſich ſelbſt als vollkommen fertig.

„Hören Sie, Feuerwerker," ſagte Lieutenant L., der den Haubitzenzug commandirte, „ich brauche Ihnen keine Ruhe und Beſonnenheit anzuempfehlen; aber wenn es Ihnen möglich iſt, ſo vergeſſen Sie mir nicht, wenigſtens von einigen Würfen ruhig die Sekundenzahl abzuzählen, von dem Moment des Losfeuerns, bis die Granate einſchlägt. Sie wiſſen: eins — zwei — drei — vier — Pulsſchlag!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant," entgegnete der Feuerwerker, ohne recht bei der Sache zu ſein; denn er horchte ängſtlich auf den Kanonendonner, der ſich leider zu entfernen ſchien. Er bemerkte das auch gegen ſeinen Offizier, der aber kopfſchüttelnd meinte:

„Seien Sie ganz ruhig, wir bekommen hier genug zu thun. Das ſind heimtückiſche Burſche, die wir vor uns haben! Wette ich doch Hundert gegen Eins, das Dorf und Schloß da vor uns

ſteckt voll Mannſchaft und Geſchützen. Bemerken Sie dort die rothe Fahne auf dem weißen Hauſe?«

»Ich habe ſchon lange darauf Achtung gegeben,« antwortete der Feuerwerker.

»Bemerken Sie ſonſt nichts da droben? Sie haben doch ſcharfe Augen.«

»Es liegt dies alles im Schatten. Doch warten Sie einen Augenblick, Herr Lieutenant; Sie bemerken doch die Gartenmauer, die um das Haus herumläuft?«

»Allerdings.«

»Hinter dieſer Gartenmauer,« fuhr Doſe fort, indem er mit der Hand ſeine Augen beſchattete, »meine ich immer etwas Glänzendes zu entdecken.«

»Ganz recht.«

»Eins — zwei — drei — vier glänzende Punkte.«

»Geſchütze, Feuerwerker — Geſchütze. Da wette ich eine ſchön gefüllte Granate gegen eine Flintenkugel — vier Geſchütze, wahrſcheinlich Zwölfpfünder.«

»In der That, es iſt möglich.«

»Da ſitzen ſie, hinter ihren Mauern lauernd; wir haben da vor uns das Centrum ihrer ganzen Aufſtellung und ſtehen vor der Hand verflucht ſchwach dagegen.«

Mittlerweile war auch der commandirende Dragoner-Offizier, unſer Freund, längſt der Bergwand näher geritten, um ſich ebenfalls vorn ein wenig umzuſchauen.

»Nun, Feuerwerker,« ſagte er zu Doſe, »bekommen wir bald was von Ihnen zu hören?«

»Ich warte nur auf Befehl,« antwortete Doſe lächelnd. — »Doch hören Sie —« fuhr er heiter fort, und ſein Geſicht über-

fuhr ein freudiges Lächeln, — »der Spektakel vom rechten Flügel kommt wieder näher.«

»Recht nahe,« ſagte der Dragoner-Offizier. »Gebe Gott, daß auch wir eine kleine Arbeit bekommen.«

»Ich wüßte was für euch,« entgegnete lachend Lieutenant L., »paßt auf!«

»Nun denn, ſprechen Sie!«

»Feuerwerker, wie weit ſchätzen Sie das Haus mit der rothen Fahne?«

Nach meiner Berechnung ſind es zweitauſend Schritt, eher etwas mehr als weniger.

»So wollen wir vor der Hand die beiden Haubitzen dahin richten laſſen.«

»Achtung!« commandirte Doſe. — »Mit Granaten geladen! — zweitauſend Schritt auf das weiße Haus!«

»Sieben Achtel Pfund Ladung!« rief Numero vier, »und zwanzig Grad Erhöhung!« Behutſam legte Numero zwei ſeine Pulverſäcke in das Geſchütz, der Bombardier ſetzte die Granate ſorgfältig ein, den Quadranten einen Augenblick auf — — eine halbe Minute lang waren ſämmtliche Kanoniere um das Geſchütz in Bewegung, dann ſprang Jeder wieder an ſeinen Platz, und Alles war fertig.

»Nun, und meine Arbeit?« fragte lachend der Dragoner-Offizier ſeinen Kameraden, der dem Gewühl um das Geſchütz behaglich zuſchaute.

»Das iſt einfach,« entgegnete der Artillerie-Offizier. »Die Himmelſakramenter da oben werden ſich hinter ihrer Mauer ziemlich lange halten. Sie ſcheuen nur die blanke Waffe; wenn wir alſo mit Gottes Hülfe ihnen ein paar hübſche Granaten in ihren Garten geworfen haben, ſo wird die Infanterie zum Sturm

vorrücken, und dann geht ihr mit oder vielmehr voraus. Mich soll der Teufel holen, wenn da ein Dragonersäbel nicht ein eben so gutes Stück Arbeit macht, wie ein ehrliches Bayonnet.«

»Der Teufel ja!« entgegnete der Dragoner-Offizier, und sein Gesicht glänzte vor Vergnügen, »so werde ich's machen. Freilich sind wir zu eurer Deckung da, aber wenn die ganze Geschichte vorwärts geht, da wollen wir auch nicht dahinten bleiben. Doch ihr müßt uns entbehren können.«

»Lieber Freund,« versetzte der Artillerie-Offizier mit großem Selbstgefühl, »das sind zwei reitende Geschütze, die kommen überall durch, werden auch, wenn es vorwärts geht, nicht weit hinter euch bleiben. — Hab' mir auch schon links von dem Hause eine kleine Aufstellung angesehen, von da werde ich sie mit Kartätschen bedienen.«

»Gehen wir ein paar Schritte näher,« meinte der Dragoner, indem er sein Pferd antrieb; »ich muß doch sehen, wo man am besten da hinauf kommt.« — Und damit ritt er einige Schritte vorwärts.

»Nehmen Sie sich in Acht, Herr Lieutenant,« warnte der Feuerwerker, »das Grobzeug da oben schießt mit seinem gestohlenen Pulver herunter, sowie es eine ehrliche Uniform sieht.«

Und Dose hatte Recht. Kaum hatte sich der Dragoner-Offizier ein paar Pferdelängen vorgewagt, so blitzte es an dem weißen Hause auf, eine Rauchmasse qualmte empor, und zu gleicher Zeit sauste eine zwölfpfündige Kugel herüber, riß über dem Kopfe des Offiziers einen starken Ast weg, schlug einige Schritte weiter auf den Boden nieder und ricochettirte darauf in zierlichen, immer kleineren Sätzen durch das Wiesenthal dahin.

Der Offizier warf sein Pferd herum und zog sich hinter die Bergwand zurück.

„Die Kugel war Ihnen ſchon nahe,“ ſagte Lieutenant L.

„Ein Zwölfpfünder,“ meinte Doſe. „Sie hatten vorhin vollkommen Recht, Herr Lieutenant.“

„Augenſcheinlich haben ſie droben keine Haubitzen,“ entgegnete dieſer, „ſonſt könnten ſie uns warm machen. Aber jetzt, da ſie uns angegriffen, will ich mich den Henker geniren, und nun wollen wir ihnen einige artige Granaten zuſenden. — Richtung und Erhöhung genau?“

„Alles in Ordnung, Herr Lieutenant!“

„Nun, dann geben Sie Feuer!“

„Erſtes Geſchütz — Feuerrr!“

Mit dem ihr eigenthümlichen klingenden Schlag ſandte die Haubitze ihre Granate in die Höhe, und athemlos blickte Alles zu der Kugel empor, die jetzt plötzlich in der Luft ſichtbar wurde und ſich nun zierlich und funkenſprühend herabneigte.

„Famos!“ rief der Lieutenant von der Artillerie und machte einen Luftſprung. — Die Kugel war hinter der Gartenmauer verſchwunden, und man hörte ſie dort explodiren.

„Zweites Geſchütz — Feuerrr!“

Dieſe Granate nahm dieſelbe Richtung und konnte möglicher Weiſe eine noch ſchlimmere Wirkung üben, denn ſie zerplatzte, ehe ſie über den Rand der Gartenmauer hinabſank.

Einen Augenblick blieb man droben die Antwort ſchuldig; dann aber krachten zwei der Geſchütze und ſandten ihre zwölfpfündigen Kugeln mit ziemlicher Genauigkeit herüber.

„Bemerken Sie wohl,“ rief Feuerwerker Doſe, indem er der Richtung ſeines Geſchützes nachſah, „nur die beiden Geſchütze vom rechten und linken Flügel droben haben geantwortet. In der Mitte müſſen unſere Granaten außerordentlich gewirkt haben.“

„Richtig! richtig! — Aber halten Sie nur um Alles in der

Welt immer feſt auf die Mitte! Solche Würfe wie die vorherigen zwei ſind nicht zu bezahlen. — Feuerrr!«

Abermals entluden ſich die Haubitzen, und wenn auch eine der Granaten nicht mit demſelben Glücke hineinflog, denn ſie fiel vor der Gartenmauer nieder, ſo ſchlug doch die andere in das Dach des Hauſes; man ſah die Ziegel umherfliegen.

»Bravo! bravo, ihr Leute!« rief der Artillerie-Offizier, »haltet euch wacker! Jetzt antworten auch die mittleren Geſchütze. — — — Donnerwetter! das war gut gezielt!«

Eine zwölfpfündige Kugel riß den Anſatzkolben von der Wiſcherſtange ab. Numero eins, die ſich übrigens ſehr brav hielt, erbleichte ein klein wenig.

Doſe war aber auch in dieſem Moment ein großer Mann — ganz Feldherr. — Er ſchnallte nicht nur eigenhändig den Vorrathswiſcher los, ſondern er ging auch unerſchrocken drei, vier Schritte vorwärts, ganz ins Freie, um, wie er ſagte, nachzuſehen, ob man an der Richtung nicht noch etwas ändern könne, in Wahrheit aber, um ſeinen Leuten zu zeigen, daß man ſich wegen ſo ein paar lumpiger Kugeln nicht zu fürchten brauche. Und das that ſeine gute Wirkung. Die Kanoniere ſchoſſen brav, ruhig und kaltblütig, und ſchon nach einer Viertelſtunde antworteten von den vier Geſchützen droben nur noch zwei.

Mittlerweile wär das Gefecht auf dem rechten Flügel näher und näher gekommen; man ſah überall zwiſchen dem Laubholz und den Tannen Rauch emporſteigen, die Büchſenſchüſſe knallten ſtärker und ſtärker, und es dauerte keine Viertelſtunde mehr, da bemerkte man am Fuß des Berges, auf dem die Ruine ſtand, zwiſchen dieſem und dem Dorfe ein Gewimmel von Geſtalten, die immer feuernd, aber eilig ſich hinter die Häuſer zurückzogen. Das ſtille Wieſenthal wurde nun mit Einem Male lebendig: von der

Anhöhe herab drangen luſtig und wohlgemuth ein paar Züge Jäger, ſetzten in vollem Lauf durch das Thal und erkletterten unter freudigem Hurrahrufen die jenſeitige Anhöhe, um, einigermaßen durch die Bäume gedeckt, ſtürmend gegen das weiße Haus vorzudringen. Aus der Tiefe des Thales kamen in raſchem Trabe ſechs reitende Geſchütze, geführt von dem Hauptmann v. Stengel, der ſich belobend über die ſchöne Aufſtellung der Haubitzen und über das bisher Geleiſtete ausſprach.

Welch' Leben war jetzt wie mit einem Zauberſchlage ſo plötzlich zwiſchen den engen Bergen entſtanden! Das knatterte und raſſelte und krachte durch einander! Dazwiſchen lärmten die Hörner von nah und fern und wirbelten die Trommeln auf allen Seiten.

Das Geſicht des Artillerie-Hauptmanns glänzte vor Kampfluſt und Freude. „Sie haben da ein braves Stück Arbeit gemacht!“ rief er dem Feuerwerker zu, indem er ſein Pferd parirte; „das da oben ſcheint mürbe zu ſein, werr weiß, wie ſehr! Noch ein paar tüchtige Würfe, und ſie laufen auf der ganzen Linie.“

„Ich würde den Herrn Hauptmann um Erlaubniß bitten,“ ſagte Lieutenant L. eifrig, „noch ein paar Hundert Schritte vorzugehen; hier links um die Bergwand iſt ein herrliches Plätzchen, wir ſind jetzt doch zu weit von ihnen ab.“

„Richtig! richtig!“ entgegnete der Hauptmann. „Laſſen Sie aufprotzen und vorwärts! Wir wollen ihnen frei auf der Ebene die Zähne weiſen, werr weiß, wie bald!“

Sogleich ſtellten die Haubitzen ihr Feuer ein, protzten auf und jagten gegen den Hügel, auf welchem das weiße Haus ſtand. Das Plätzchen, das ſich der Lieutenant L. ausgeſucht hatte, war allerdings vortrefflich gelegen, und kaum hatten die Haubitzen und Kanonen Stellung gefaßt, ſo wurde der Befehl gegeben, mit

Kartätſchen zu laden, und in wenig Augenblicken ſauste es über die Gartenmauer hinweg, daß Jedem das Herz im Leibe lachte.

Der Feind, obgleich im erſten Momente beſtürzt über die Nähe der Batterie, fuhr indeſſen mit ſeinen Geſchützen nicht ſo ſchnell ab, wie man das dieſſeits wohl erwartet. Seine Stellung war auch außerordentlich feſt und haltbar; ſie hatten ſich in die Gartenmauer ordentliche Schießſcharten gemacht und wurden jetzt von dem Kartätſchfeuer weniger beläſtigt, als vorhin von den Wurfgeſchoſſen, wogegen ſie mit ihrem ſchweren Caliber die faſt frei daſtehenden Geſchütze mit einem wahren Hagel von Eiſen überſchütteten. Dies war das ſchlimmſte Moment des ganzen Tages; die feindlichen Kugeln ſchlugen zwiſchen die Geſchütze und Pferde und verwundeten manchen braven Kanonier. Aber da man ſah, daß die Freunde ſiegreich von allen Seiten vordrangen, ſo achtete man ein paar leichte Schrammen und Löcher nicht beſonders.

Doſe hatte bei ſeinem Geſchütze ein erſchoſſenes Pferd, das er augenblicklich ausſpannen und beſeitigen ließ.

„Das iſt ja wie ein Gewitter mit eiſernen Schloſſen,“ rief ihm ein Bombardier zu, nachdem er, allerdings ein wenig heftig, von der Richtmaſchine zurückgewichen, denn eine Kartätſchkugel hatte ihm die Aufſatzſtange faſt unter der Naſe entzwei geriſſen. — „An der iſt nichts mehr zu halten.“

„Deſto beſſer!“ verſetzte Doſe, „hervor mit dem Quadranten! Hol' der Teufel die Kartätſchen! Das iſt ohnedies ein unwürdiges Geſchoß für eine Haubitze; paßt mir auf, meine Jungen! Wir wollen einmal vom allgemeinen Befehl abweichen und ihnen in der Geſchwindigkeit noch ein paar Granaten zuſenden. Aber das muß bei euch pünktlich gehen und ſchnell wie ein ſiedendes Donnerwetter. — Geladen! — Sechshundert Schritt auf die Gartenmauer. — He da, Schabel! wiſch mir nur gehörig aus; ich

will dir was ſagen, mein Sohn, dein Herumblinzeln verjagt keine Kugel. — So! feſt drin gehalten. — Prrrdautz! was Teufel iſt das? Schießen die Hallunken wieder zur Veränderung mit Vollkugeln!«

»Am linken Vorderrad der Protze hat es zwei Felgen mitgenommen, das Rad wackelt,« meldete ein Kanonier.

»Es ſoll ins Teufels Namen wackeln, wenn es nur hält bis wir fertig ſind,« entgegnete Doſe. »Iſt die Granate eingeſetzt? — Genau! — So! — Geſchütz — Feuerrr!«

Die Granate ſchlug herrlich ein. Sie mußte faſt auf eines der feindlichen Geſchütze gefallen ſein und war in der gehörigen Diſtanz geplatzt. Wenige Sekunden nachher, welche Doſe dazu anwandte, aufs Neue zu laden, bemerkte man ein Durcheinanderlaufen in dem Hofe, dann wurden die Geſchütze zurückgezogen und verſchwanden hinter dem Hauſe.

»Bravo! bravo, Feuerwerker!« rief Hauptmann v. Stengel, der herbeigeeilt war, »ein famoſer Wurf, ein ſehr ſchöner Wurf; werr weiß, wie ſehr!«

»Dank, Herr Hauptmann,« ſprach ruhig Doſe. »Habe noch einen zweiten auf der Pfanne.« — Damit warf er einen Blick auf das weiße Haus, hinter welchem ſich der Feind eiligſt zurückzog. »Noch eine Achtelpfund-Ladung drauf!« rief dann er heiter, »wenn es auch ein Bischen aufhält. Jetzt auf tauſend Schritt hinabgeſchraubt, und nun — Feuerrr!«

Bei dieſem letzten Worte ließ Doſe ſein Geſchütz im Stich und ſprang einige Schritte weit den Hügel hinauf, um die Wirkung des Schuſſes beſſer zu ſehen. Ah! dieſer kam zur rechten Zeit, um die regelloſe Flucht des Feindes hinter dem weißen Hauſe, die Straße abwärts, noch toller zu machen. Trog den Feuerwerker nicht ſein Auge, ſo war ein tüchtiges Stück der geſprun-

genen Kugel zwiſchen zwei Pferde hineingeſchlagen und hatte ein Geſchütz in den Graben gelegt. Doch war im nächſten Augenblicke nicht viel mehr zu ſehen; die Batterie mußte ihr Feuer einſtellen, um nicht die eigenen Jäger zu treffen, die jetzt in wilden Sprüngen gegen das Gehöft ſtürmten, aus deſſen Fenſtern und hinter der Gartenmauer her der Feind noch ein tüchtiges Gewehrfeuer unterhielt.

Der Dragoner-Offizier, der lange hinter der Batterie gehalten, hatte ſein Vorhaben nicht vergeſſen. Als er den Feind auf dem rechten Flügel ſo unaufhaltſam fliehen ſah, und als auch keine Befürchtung für die Batterie mehr da war, ließ er ſie unter dem Schutze des Zuges Infanterie, der nicht weit von ihr ſtand, drang mit ſeinen braven Reitern durch einen Waldweg über eine dicht bewachſene Höhe gegen das weiße Gebäude und langte mit den Jägern vor demſelben an. Hier aber gewann er mit ſeinen Reitern einen Vorſprung; das Terrain ging ſanft ab- und aufwärts, und ohne ſich lange um das feindliche Gewehrfeuer zu bekümmern, warf er ſich mit ſeinen Dragonern aus dem Gehölze hinaus und ſtürmte, den Säbel in der Fauſt, das Gehöft. Die Feinde, die hinter ihrer ſicheren Deckung wahrſcheinlich noch lange hervorgeſchoſſen hätten, waren beim Anblick der anſtürmenden Reiter, des blanken hochemporgeſchwungenen Säbels und bei dem Hurrahrufe derſelben beſtürzt geworden. Die Meiſten verließen Fenſter und Mauer, und nur die Keckſten unter ihnen thaten noch ein paar wohlgezielte Schüſſe; dann verſuchten auch ſie ihr Heil in der Flucht.

Der Dragoner-Offizier hatte es aber nicht im Sinn, ihnen dieſelbe ſo gar leicht zu machen; er ſchwenkte mit ſeinen Reitern um den Garten herum, bis an ein hinteres Thor, wo er mit den Fliehenden faſt zu gleicher Zeit ankam. Da, beim Anblick

der Reiter, prallten die feindlichen Schützen erſchrocken auf und flüchteten nach dem Hauſe zurück. Doch hatten ſie ſich kaum wieder hineingeworfen, als die Jäger von der anderen Seite ſchaarenweis über die Gartenmauer ſprangen und ebenfalls in das Haus ſtürmten, um den Feind, der ihnen manchen Kameraden verwundet, niederzumachen. Vergeblich ſprang ein Jäger-Offizier zu gleicher Zeit mit ihnen die Treppen hinauf und ſuchte die erhitzte Mannſchaft von unnöthigem Blutvergießen abzuhalten. Die beiden Parteien waren ſo erbittert auf einander, daß man keinen Pardon verlangte und gab, daß man ſich vielmehr in Zimmern und Gängen herumſchlug; dazwiſchen kamen zuweilen Schüſſe und ſchallte wildes Geſchrei in den Garten hinaus.

Der Dragoner-Offizier warf ſich vom Pferde, nahm einige ſeiner beſten und ruhigſten Leute und drang mit dieſen zu Fuß ebenfalls in das Haus. Hier fand er Alles in der größten Verwirrung, in einem wilden, wüthenden Kampfe. — „Warum ergebt ihr euch nicht?“ rief er einem feindlichen Infanteriſten zu, der oben an der Treppe ſtand, mit der linken Hand ſein Gewehr hielt und ſich mit der rechten an einem Pfoſten feſtklammerte. Statt aller Antwort blickte dieſer den Kavallerie-Offizier mit einem ſchauerlichen Blicke ſtarr an, zuckte dann leicht mit den Achſeln, ſtieß einen tiefen Seufzer aus und ſank in die Kniee, worauf er todt die Treppen hinabrollte.

Die Dragoner ſtürmten eilig in den erſten Stock, traten eine Thüre ein und kamen zeitig genug, um ein Dutzend feindlicher Schützen vor den anſtürmenden Jägern zu retten und zu Gefangenen zu machen.

Lieutenant v. W. ließ ſie durch ſeine Reiter hinabtransportiren und unterſuchte dann mit den Jäger-Offizieren das Haus. Sie fanden überall Todte und Verwundete, namentlich in einem

größeren Zimmer des Erdgeschosses, wo Dose's zweite Granate durchgeschlagen hatte. Dieser Saal war durch eine spanische Wand in zwei Theile getheilt, hinter dieser Abscheidung vernahm der Dragoner-Offizier leises Schluchzen. Auf einer Matraze vor derselben lag ein schwer verwundeter junger Mann, der matt den Kopf herumdrehte und seinen Feind fragend ansah.

„Sie werden sogleich Hülfe erhalten," sagte der Dragoner-Offizier. „Ich werde augenblicklich nach einem Arzte schicken. — Sind Sie schwer verwundet?"

„Ich glaube wohl," entgegnete matt der Andere, worauf er schmerzlich die Lippen auf einander biß. „Das Stück einer Granate hat mir schwer die Seite verletzt. — Sind alle unsere Leute geflüchtet?" fragte er nach einer Pause.

„Wir haben vielleicht einige zwanzig zu Gefangenen gemacht," erwiederte Lieutenant v. W.

„Zu Gefangenen?"

„Allerdings; Sie glauben doch wohl nicht, daß wir einen wehrlosen und eingeschlossenen Feind niedermachen? Ich bin überzeugt, Sie glauben das nicht."

Hinter dem Verschlage hörte man einen tiefen Seufzer.

Hiedurch aufmerksam gemacht, fuhr der Dragoner-Offizier fort: „Wenn sich auch dort noch einige Ihrer Leute verborgen halten, so mögen sie ruhig hervor kommen; es ist mein Grundsatz, an dem ich fest und heilig halte: Schutz den Wehrlosen und Verfolgten, wo ich sie finde."

In diesem Augenblicke verwandelte sich der Seufzer hinter der spanischen Wand in einen leichten Aufschrei — — einen Ton, der den Offizier beben machte.

„Es sind zwei Damen," sprach der Verwundete.

Lieutenant v. W. trat rasch hinter den Verschlag. Wir wol-

len eingeſtehen, daß ſein Herz heftiger ſchlug, als vorhin bei der Attaque auf das Haus; er ſah vor ſich eine alte Dame, die in einem Lehnſtuhle ſaß, zu ihren Füßen kniete ein junges ſchönes Mädchen, welches die beiden Hände der alten Dame gefaßt hielt.

Das junge Mädchen hatte lange blonde reiche Flechten und Locken, die wahrſcheinlich von der Aufregung los gegangen waren und ihre Schultern und Bruſt bedeckten. Sie wandte dem eintretenden Offizier mit einem ſeltſamen, erwartungsvollen Ausdruck ihr ſchönes Geſicht entgegen, das ſich plötzlich mit einer tiefen Röthe bedeckte.

Lieutenant v. W. blieb eine kleine Weile wie feſtgebannt vor dieſer Gruppe ſtehen, dann verneigte er ſich vor den beiden Damen und wiederholte nur die drei Worte: „Schutz den Verfolgten“, drei einfache Worte, die aber das Mädchen mit dem blonden Haar aufs Tiefſte zu erſchüttern ſchienen; denn ihr Geſicht, vorher noch ſo roth, wurde jetzt farblos und blaß, dann ſenkte ſie plötzlich ihren Kopf in die Hände der alten Dame.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte Lieutenant v. W. nach einer Pauſe. „Wollen Sie hier in dem Hauſe bleiben, oder wohin befehlen Sie?“

Die alte Dame ſah dankbar zu dem feindlichen und doch ſo überaus artigen Offizier auf; dann richtete ſie das Mädchen in ihrem Schooß in die Höhe und erhob ſich ſelbſt, indem ſie ſagte: „Beruhige dich, Sophie.“ Dann wandte ſie ſich mit den Worten an den Offizier: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für die Artigkeit, mit der Sie Ihre Feinde behandeln; doch wenn wir auch durch die ſeltſame Lage, in der wir uns befinden, zu Ihren Gegnern gehören, ſo werden Sie doch meinen Worten glauben, daß wir Ihres Schutzes in keiner Beziehung unwerth ſind. Das Schickſal beſtimmt den Menſchen, das unſrige war hart und

traurig; der Verwundete, mit dem Sie vorhin ſprachen, iſt mein Sohn, der Bruder dieſes armen Mädchens.«

Lieutenant v. W. verbeugte ſich leicht.

»Sie ſind Sieger für Ihre Sache,« fuhr die alte Dame ſtolz fort; »wir ſind für die unſrige, die wahrhaftig nicht ſchlechter iſt, leider unterlegen.«

»Mama!« ſagte das junge Mädchen mit bittendem Tone.

»Aber Sie ſind ein edler Sieger; ich danke Ihnen, und wenn Sie uns nicht als Gefangene zu behalten wünſchen — ich weiß ja nicht, wie ſtreng Ihre Befehle ſind, — ſo bitte ich Sie, mich nach *.. bringen zu laſſen; es iſt ein Landgut, eine halbe Stunde von hier, und unſere eigentliche Wohnung.«

»Sie ſind vollkommen frei, meine Damen,« verſetzte der Dragoner-Offizier, »und wenn ich Sie, um mich Ihres Ausdruckes zu bedienen, nach *.. bringen werde, ſo geſchieht es nur, um Sie durch meinen Schutz vor allenfälligen Unannehmlichkeiten zu bewahren.«

»Ich danke Ihnen,« entgegnete trocken und ernſt die alte Dame. »Aber mein Sohn — was wird mit ihm?«

»Ich erwarte nur den Bericht des Arztes, ob er zu transportiren iſt, und in dem Falle kann er Sie begleiten und hat nur ſein Ehrenwort zu geben, daß er ohne vorherige Anzeige das Landgut nicht verlaſſen wird.«

Die alte Dame warf einen ſchmerzlichen Blick gen Himmel, dann ſagte ſie mit leiſem, aber bitterem Tone der Stimme: »Seien Sie unbeſorgt, Ihre Kugel hat zu gut getroffen; mein unglückliches Kind wird jenes Landgut lebend nicht verlaſſen. — Oh!« fuhr ſie in Thränen ausbrechend fort, »könnte ich nur meinen ſchwerſten Fluch auf das Haupt desjenigen ſchleudern, der jene niederträchtige Kugel herüber geſandt!«

So unangenehm der Dragoner-Offizier auch von dem Schmerze der Mutter berührt war, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, in ſeinem Geiſte Urſache und Wirkung zuſammen zu ſtellen. Dort den langen Feuerwerker Doſe in ſeinem Dienſteifer, in ſeinem Glück über den ſchön gelungenen Wurf, hier den verwundeten jungen Mann, vielleicht der Stolz ſeiner Familie, in den ſchönſten Jahren des Lebens niedergeſchmettert. — »Ah, der Krieg iſt ein hartes Handwerk,« ſprach er halblaut vor ſich hin. Worauf die alte Dame die Zähne zuſammenbiß und ihm das junge Mädchen einen dankenden Blick zuwarf.

Der Arzt der reitenden Batterie war ſchnell auf dem Platze, er unterſuchte die Verwundeten, zuckte bei dem jungen Manne die Achſeln und ſagte leiſe zu dem Dragoner-Offizier: »dem wird ein Transport nicht viel mehr ſchaden.« Eine Tragbahre wurde in dem Hauſe gefunden, und man legte den jungen Mann darauf, nachdem ſeine ſchwere Wunde ſo gut wie möglich verbunden war. Einige Knechte, die man in den Ställen und Kellern gefunden, faßten die Tragbahre an und verließen mit derſelben das Haus. Die Mutter hatte die Hand ihres Sohnes erfaßt und ging neben ihm her, das junge Mädchen folgte.

Lieutenant v. W. nahm zwölf Mann ſeiner Dragoner und hielt es für ſeine Pflicht, die Gefangenen nach dem nahen Landhauſe zu begleiten. Er ging an der Seite des jungen Mädchens und ließ ſein Pferd folgen, deſſen Zügel er um die rechte Hand geſchlungen hatte. Raſch ſchritten die Träger voran, und nachdem man den Garten verlaſſen, wandte man ſich zwiſchen die Berge hinein, ließ das Schlachtfeld hinter ſich und war in kurzer Zeit von dem dichten, friſchgrünen Walde umfangen, von der ruhigen, ſtillen Natur, und hätte es leicht vergeſſen können, daß noch vor einer halben Stunde dieſe Berge wiederhallten vom Er-

wehrfeuer und Kanonendonner. Dort unten im Thale war der Krieg, hier der Friede. Wenn vorn die Träger, was öfters vorkam, an einer Biegung des Weges auf Augenblicke verſchwanden, ſo überließ ſich der junge Offizier ſeinen Phantaſieen und träumte ſich in eine ganz andere Zeit und Umgebung hinein. Da war er allein mit dem jungen Mädchen unter den hohen Buchen und Eichen, ſie machten einen harmloſen Spaziergang, und er vergaß völlig den heutigen Morgen, dachte nicht mehr daran, daß er erſt vor Kurzem den hochgeſchwungenen Säbel in die Scheide geſteckt.

So leichten Herzens er einige Zeit neben der ſchönen Sophie dahin ſchritt, ſo ſchwer wurde es ihm, ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen. Der blutige Tag däuchte ihm kein paſſendes Terrain, ebenſo wenig die Erinnerung an jene Nacht. Glücklicherweiſe gedachte er des Landhauſes am Rhein und des langen Eduard, und auf die Erzählung dieſes würdigen Freundes fußend, ſprach er von dem andern Tage jenes Balles, von ſeinem Glücke, durch jene Einquartierung eine Nachricht von ihr erhalten zu haben, eine Nachricht, die ihn ganz entzückt, da er daraus entnommen habe, man zürne ihm, dem Unbekannten, nicht wegen ſeiner verwegenen Handlung. Wenn er auch dem, was er ſagen wollte, auf einem großen Umwege näher geſchlichen war, ſo erröthete und erblaßte das Mädchen doch abwechſelnd und beeilte ihre Schritte, um die Vorausgegangenen einzuholen.

„Seien Sie nicht ſo grauſam gegen mich!“ bat der Dragoner-Offizier; „uns hat das Schickſal zweimal auf ſo eigenthümliche Art zuſammengeführt, daß man wahrhaftig glauben könnte, es habe dies nicht ohne Abſicht gethan. Und leider bedarf ich für beide Male Ihrer Verzeihung, mein Fräulein, und nur darum bitte ich.“

Das Mädchen erhob den Kopf und ſah ihn mit ihren glänzenden dunkeln Augen eine Sekunde feſt an. — »Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen,« ſagte ſie nach einer Pauſe. — »Damals, das war eine unüberlegte Handlung, und heute — — nun, ich könnte es faſt für ein Unglück halten, daß Sie uns feindlich gegenüber ſtehen.«

»Ah! wenn Sie das wenigſtens für ein Unglück halten, ſo bin ich ſchon zufrieden, und ich danke Ihnen herzlich für dieſes Wort.«

Sophie ſah ihn treuherzig an, dann verſetzte ſie raſch: »Ich danke Ihnen recht ſehr, daß Sie ſich meines Bruders und unſerer ſo edelmüthig angenommen. Wir befanden uns in dem Hauſe nach dem unglücklichen Ausgange des Gefechts in einer tödtlichen Angſt, — als ich Ihre Stimme erkannte. . .«

»Ah! Sie erkannten meine Stimme?«

»Jene Worte,« ſagte das Mädchen leicht erröthend, »da fühlte ich, daß wir gerettet ſeien.«

»Sie fühlten das, Sophie?«

»Ja, ich fühlte es,« antwortete das Mädchen und blickte den jungen Offizier mit einem unnennbar weichen Ausdrucke an, »und ſagte zu mir: wir ſind gerettet.«

»Alſo Sie gedachten meiner? Ja, Sie mußten meiner gedacht haben, wenn Sie die Stimme oder die Worte wieder erkannten!«

»Ja, — — ich dachte vielleicht hie und da an Sie, und wohl nicht an Sie; ich dachte an etwas Weſenloſes, an etwas, das ich nie geſehen, ich dachte an drei Worte, an den Klang jener Stimme.«

»Und als ich nun vor Sie hintrat und jene drei Worte

ausſprach, war ich Ihnen fremd, oder wurde es Ihnen leicht, den Klang meiner Stimme mit meiner Perſon zu vereinigen?«

»Sie waren unſer Retter,« antwortete kaum hörbar das Mädchen, »und ich fühle mich nicht unglücklich, daß Sie gerade es waren. — — — — Doch endigen wir dieſe ſonderbare Unterhaltung; auch ſind wir am Ziele: dort vor uns liegt das Landhaus. Nehmen Sie nochmals meinen Dank, und laſſen Sie mich eilen, meine Mutter iſt ſchon weit voraus.«

»Aber ich werde Sie wieder ſehen, Sophie,« ſagte drängend der Dragoner-Offizier, indem er eine ihrer Hände ergriff, »gewiß, ich werde Sie wieder ſehen. Wir bleiben drüben ein paar Tage liegen, und mein Pferd trägt mich in einer kleinen Viertelſtunde hieher.«

Lieutenant v. W. glaubte von den Fingern des jungen Mädchens einen leichten Druck zu fühlen; doch als er ihrem Blick begegnen wollte, war dieſer feſt nach dem Landhauſe gerichtet, und ohne ſich umzuwenden, ſprach ſie: »Leben Sie wohl — Sie müſſen Alles vergeſſen. Denken Sie an den Krieg und daß wir Feinde ſind; vor Allem aber merken Sie auf meine Worte: wagen Sie ſich nie allein und unbeſonnen in dieſe Berge.« — Damit riß ſie ihre Hand los und ſprang den vorausgeeilten Trägern nach.

»Ei!« ſagte der Dragoner-Offizier nach einer Pauſe, während er ihr nachblickte, da ſie ſo leicht und ſchlank dahinſchoß wie ein Reh, »ei, der Tauſend, ſo leicht gibt man ein ſolches Abenteuer nicht auf!« — Damit ordnete er das Sattelzeug ſeines Pferdes, ſchwang ſich hinauf und trabte, von den Dragonern gefolgt, nach dem weißen Hauſe zurück.

Achtes Kapitel.

Handelt vom Bivouakiren im Allgemeinen und zeigt, wie man in Friedenszeit ſeine Wache verlaſſen und doch ein braver Bombardier ſein kann.

Der Feuerwerker Doſe hatte einen glorreichen Tag verlebt; er war zum erſten Male im Feuer geweſen, er hatte ſich mit ſeinem Geſchütze tapfer geſchlagen, und man konnte nicht läugnen, ein kleines Lorbeerblatt des Siegerkranzes gebührte ihm. Dagegen waren die Verluſte, die er und das Geſchütz erlitten, nicht außerordentlich groß. Außer dem Stangen-Handpferde, das getödtet worden, war nur eines der Bedienungs-Mannſchaften ziemlich verletzt, dann hatten drei Kanoniere nicht gerade bedeutende Schrammen erhalten, ihm ſelbſt aber hatte eine Kartätſchkugel die Parirſtange des Säbels zertrümmert und ihn an der Hüfte verletzt. Von einigen Lafetten-Splittern und einem zerſchmetterten Wiſcher wollen wir gar nicht reden. Wichtiger waren die verletzten Felgen des Protzrades, und hierbei zeigte ſich Doſe auf dem Schlachtfelde in ſeiner ganzen Größe. Er war von jeher ein Freund von allen manoeuvres de force geweſen, und hier fühlte er ſich ganz glücklich, das Erlernte praktiſch anwenden zu können.

Während die übrige Batterie abfuhr, um ſich am Bivouak-

platze aufzustellen, blieb Dose allein zurück, beschiente die zersprungenen Felgen und umwand sie so sauber und fest mit Stricken, daß es eine wahre Freude war, die fertige Arbeit zu sehen.

Dose hatte an dem Tage Glück; denn als Alles in Ordnung war und er sich auf das Pferd schwang, um gegen das Dorf hinab zu reiten, begegnete er einem Trupp glänzender Offiziere, hohen und höchsten Generalen und Commandeuren. Der Feuerwerker meldete dienstmäßig die Ursache seines verspäteten Einrückens, und die Haubitze war augenblicklich von einem Kreise aufmerksamer Zuschauer umgeben, welche die entstandenen Schäden und ihre kunstvolle Ausbesserung in Augenschein nahmen. Der vornehmste und erste der Offiziere, ein schöner Mann mit einer hohen Gestalt, freundlichem Gesicht und prachtvollem blondem Schnurrbarte, ließ den Namen des Feuerwerkers notiren, der darauf seelenvergnügt seinen Weg fortsetzte.

Auch Hauptmann von Stengel empfing Dose'n freundlich, werr weiß, wie sehr! und versicherte ihm, er werde auf seine Beförderung antragen, werr weiß, wie bald!

Sämmtliche Truppen hatten sich unterdessen um das Dorf zusammengezogen und theils in demselben Quartiere erhalten, theils bivouakirten sie rings umher. Das Hauptquartier wurde in jenes weiße Haus verlegt, von dessen Erstürmung wir Zeuge waren; es war ein gut eingerichtetes, großes Gebäude, lag, wie schon bemerkt, auf einem Hügel, weßhalb man von ihm aus die Gegend rings umher überschauen konnte. Von hier nun nahmen sich die Bivouaks und Lagerplätze der Soldaten, die Artillerie-Parks, die Kavallerie-Pikets außerordentlich gut aus; jeder Truppentheil bildete einen eigenen, abgeschlossenen Theil, eine zahlreiche Familie, die eben anfing, sich häuslich einzurichten.

Die Infanterie ordnete ihren Lagerplatz am ſchnellſten; denn ſie brauchte nur den Torniſter abzuſchnallen und ihn in Reihe und Glied zu legen, und hatte alsdann die vollkommenſte Muße, ihr Holz, ihr Waſſer und ihre Lebensmittel zu faſſen. Bei ihr qualmten auch zuerſt die Feuer, wurden zuerſt die großen Keſſel übergehängt und eine gute Suppe gekocht.

Die Kavallerie brauchte längere Zeit, um Pflöcke einzuſchlagen, die Fourragirleinen herum zu ziehen und die Pferde mit den Stricken daran zu binden.

Die Artillerie mit ihren Kugeln und Granatwagen war genöthigt, länger zu marſchiren und ſich entfernter aufzuſtellen. Nachdem dies mit großer Genauigkeit und ziemlicher Umſtändlichkeit geſchehen, wurde die Deichſelſpitze durch einen in den Boden geſchlagenen Pfahl befeſtigt, die Pferde an die Deichſel und hinter das Geſchütz und die Wagen gebunden und darauf abgeſattelt. Wenn auf dieſe Art die Artillerie auch am längſten gebraucht, ehe ſie zur Ruhe kam, ſo bot dagegen auch ihr Lager den maleriſchſten Anblick. Die Geſchütze ſtanden da ernſt und düſter in langer Reihe, um ſie herum die ſchüttelnden und ſchnaubenden Pferde, hinter ihnen die dunkeln Wagen, und zwiſchen all' dem das Gewühl der Kanoniere, die, nachdem ſie Sattel und Zeug abgelegt, zu einander hin liefen, um ſich über die Erlebniſſe des Tages zu unterhalten. Ein anderer Theil beſchäftigte ſich an den Kochheerden, die in ziemlicher Entfernung von der Batterie angelegt waren, oder umſtanden neugierig die Feldſchmiede, die von dem Batterieſchmid in Thätigkeit geſetzt wurde und deren großer Blasbalg auf und ab ächzte.

Dieſe Einzelheiten bemerkte man freilich aus der Entfernung nicht; doch bot dafür, von Weitem geſehen, die ganze Ebene ein reges, lebendiges Bild. Das Grün der Wieſen hie und da mit

den dunkeln, wimmelnden Gestalten bedeckt, große Flecken bildend, rings herum die ernsten Waldungen, vorhin so lebendig und bewegt, jetzt in tiefem Schweigen, kaum unterbrochen durch den Schrei eines Raubvogels, das Dorf in der Mitte, beglänzt von der Abendsonne, mit seinen spitzen Giebeldächern und unzähligen Schornsteinen, aus denen bläulicher Rauch empor qualmte, und über Alles die alte Schloßruine, die so finster und grämlich auf dieses Treiben hinabzuschauen schien.

Die mannigfaltigsten Klänge belebten dieses kriegerische Bild: der Jubelruf der Soldaten, ein in der Entfernung gesungenes Lied, das scharfe Rasseln einer Trommel, irgend ein Horn- und Trompeten-Signal, und endlich die Klänge einer prächtigen Militärmusik, die hell und lustig von dem weißen Gebäude her über das Feld dahin schallte.

Das weiße Haus war übrigens der Mittelpunkt des ganzen Lagerlebens; mit seinem weiten Hofraume und Garten war es ein Bild im Kleinen von dem, was das Feld draußen im Großen war. Auch hier lagerte Infanterie, Kavallerie und Artillerie, theils als Bedeckung des Hauptquartiers, theils als Reserve einer vorgeschobenen Feldposten-Kette.

Wenn wir den geneigten Leser in den Hofraum dieses Hauses führen, so geschieht es, um dem Titel unseres Buches: »Wachtstuben-Abenteuer« einigermaßen getreu zu bleiben. Wenn auch hier von keiner Wachtstube die Rede war, so doch von einer Wache im großartigsten Style, von der Wache einer Compagnie Garde-Landwehr und Linien-Infanterie, welche heute die spezielle Bedeckung des Hauptquartiers bildeten. So lange es Tag war, hatte diese Wache nicht viel Bemerkenswerthes: die Soldaten saßen auf den Treppen des Hauses oder lagerten ermüdet unter den großen Bäumen des Hofes, die Offiziere dagegen befanden

ſich bei ihren Kameraden oder im Hauſe, plauderten über allerlei Vorgefallenes und vernahmen mit Intereſſe die Rapporte der verſchiedenen Truppentheile über die Erlebniſſe des Tages. Als es aber Abend geworden war, als man hörte, wie aus jedem Theile des Bivouaks die Retraite geſchlagen und geblaſen wurde, als es immer mehr dunkelte und man auf der Ebene nichts mehr erkennen konnte, als die Feuer der Soldaten und einzelne Lichter aus den Häuſern des Dorfes, da begann auch der weite Hof eine ganz andere Geſtalt anzunehmen. Die Soldaten hatten Feuer angezündet für ſich und die Offiziere, und als die Flammen hoch empor loderten, die Wände des Hauſes mit rothem magiſchem Schein bedeckten und die Bäume auf eigenthümliche Art zu beleben ſchienen — denn die hell angeſtrahlten Blätter zitterten durch einander bei jeder Bewegung der Flamme, und die Schatten an den weißen Mauern wehten in ſeltſamen Formen hin und her, wie dunkle Geſpenſter, — da belebte ſich der Hof, man verließ die dunkeln unfreundlichen Zimmer und gruppirte ſich um die Wachtfeuer plaudernd im Kreiſe.

Um eines derſelben finden wir unſere Freunde wieder: den Dragoner-Offizier v. W., den Huſaren-Offizier, der Adjutantendienſt im Hauptquartier verrichtete, Lieutenant Robert, der die Geſchütze der Feldwacht commandirte, und den langen Eduard, der ſich hier als Wachthabender befand. Letzterer ſaß an einen Baumſtamm gelehnt und machte in ſeiner ernſten und würdigen Weiſe die Honneurs des Wachtfeuers, d. h. er vertheilte die Plätze an demſelben, er ſah darauf, daß fleißig Holz nachgelegt wurde, er hatte eine große Feuerzange neben ſich, mit der er glühende Kohlen zum Anzünden der Pfeifen und Cigarren herum reichte, und wenn er die Hand hinter den Baum ausſtreckte, an dem er ſaß, ſo gab ihm ſein Burſche eine Flaſche rothen Wein

in die Hand, die er alsdann in zeitgemäßen und richtigen Pausen im Kreise umhergehen ließ.

Die meisten der Offiziere befanden sich in der Mütze und ohne Waffen; nur der lange Eduard und der Dragoner-Offizier waren dienstmäßig gekleidet. Letzterer stand aufrecht neben dem Feuer, hatte beide Hände auf seinen Säbel gestützt und blickte nachdenkend in die rothen Flammen.

»Zu allem dem, was du heute erobert, gehört auch dein außerordentliches Glück,« sagte der Husaren-Offizier. »Alle Wetter! so was blüht unser einem nicht. Kommt da mit seinem Zuge und kann an der Erstürmung eines verschanzten Hauses Theil nehmen. Wem Gott wohl will, dem gibt er's im Schlafe.«

»Unberufen,« antwortete ernst der Andere.

»Und die Eroberung, die er gemacht hat!« mischte sich der lange Eduard in das Gespräch. »Ich habe mir die Sache erzählen lassen; doch möchte ich sie von dir hören, es liegt noch ein gewisses Düster darüber. Haben wir Hoffnung, daß du uns dasselbe aufklärst?« — Bei diesen Worten blinzelte er dem Freunde aus dem Augenwinkel zu.

»Die Geschichte ist sehr hell und klar,« gab der Dragoner zur Antwort. »Ich fand hier eine Mutter mit ihrer Tochter und einem auf den Tod verwundeten Sohne. Da wir keine Weiber zu Gefangenen machen, so ließ ich alle drei nach einem nahe gelegenen Landgute bringen.«

»Doch hätte dir bald diese ritterliche That eine artige Nase eingetragen,« sagte Lieutenant Robert; »ich mußte drinnen im Dorfe ein paar Pferde requiriren und kam gerade dazu, wie sich der General v. H. über dieses Thema ausließ.«

»Nun?« fragten die Offiziere.

»Madame, die hier im Hause gefunden wurde, ist die Frau

des Gutbesitzers D., die Eigenthümerin dieses Landgutes und eine entschiedene und gefährliche Anhängerin der anderen Partei. Der Gemahl ist in Geschäften abwesend, und sie soll die Vertheidigung auf diesem Punkte fast ganz allein geleitet haben.«

Der Dragoner-Offizier blickte achselzuckend in die Höhe.

»Aber sie hat eine Tochter,« bemerkte ruhig der lange Eduard, »mit sehr schönem blondem Haar und ultra-conservativen Gesinnungen. Diese Tochter hat mit dem Kampfe nichts zu thun, denn sie ist erst seit Kurzem vom Mittelrhein gekommen, wo sie sich Vergnügens halber aufgehalten.«

»Kennen Sie dieselbe?« fragte der Husaren-Offizier.

»Ich habe euch schon einmal erzählt, daß ich nach einer denkwürdigen Nacht bei einem lustigen Demokraten im Quartier lag, wo wir guten Wein aus seinem Keller probirten und mit drei hübschen Mädchen dinirten.«

»Meidinger!« warf halb ärgerlich der Dragoner-Offizier dazwischen. Die anderen Offiziere lachten, und der lange Eduard fuhr ruhig fort:

»Es ist nicht ganz Meidinger, denn ich glaube, es wird noch Fortsetzungen haben, die für uns in der That recht neu und überraschend sind.«

Der Dragoner-Offizier pfiff statt aller Antwort irgend eine Melodie und stieß mit seiner Säbelscheide auf die glühenden Holzstücke, daß Myriaden von Funken umherstoben.

Der Lieutenant Eduard streckte die Hand hinter den Baum und brachte eine neue Flasche zum Vorschein, die er rechts herumgehen ließ.

„Das war doch heute ein recht angenehmer Tag,« meinte der Husar, nachdem er getrunken und sich den Schnurrbart mit

der Hand abgewiſcht. »Habt ihr bei der Infanterie viele Verluſte gehabt?«

»Unbedeutend!« entgegnete der lange Eduard, »wenige Leute ſind verwundet und ſehr leicht. Der Einzige, dem es ſchlimmer ergangen, iſt der arme Lieutenant Schmauder; der Mann hat kein Glück; er führte die Plänklerkette, und einer der erſten Schüſſe, die drüben losgehen, ſchickt ihm eine Kugel in die linke Seite.«

»Der arme Schmauder!« ſagte der Huſaren-Offizier. „Erinnert ihr euch noch des Punſches, den wir mit ihm auf der Hauptwache in C. tranken, wenige Tage vor dem Ausmarſch?«

»Es iſt gut, daß ihr mich daran erinnert,« rief Lieutenant Robert. »Bei der Fuß-Artillerie hatten ſie heute ebenfalls einen Verluſt, der mit jenem Abend zuſammenhängt. Ihr erinnert euch gewiß der Geſchichte mit den Patrouillen-Zetteln!«

»Verſteht ſich,« erwiederte der lange Eduard: »die Correſpondenz der beiden Wachthabenden mit einander.«

»Allerdings.«

»Nun, der eine dieſer Correſpondenten, der Commandirende auf dem Fort draußen, Hornemann hieß er, hat ſich heute bei der Bedienung ſeines Geſchützes auf's außerordentlichſte hervorgethan; die Details weiß ich nicht ganz genau, aber ſo viel iſt gewiß, daß dieſer brave junge Mann tüchtig befördert worden wäre — wenn er nicht —«

»Nun, wenn er nicht —?« fragten die Offiziere.

»Wenn er nicht,« fuhr Lieutenant Robert ſehr ernſt fort, „neben ſeinem Geſchütze gefallen wäre. Es war eine luſtige, heitere Soldatenſeele, fröhlich und wohlgemuth, hat ſich aber geſchlagen, wie einer der Beſten.«

»Das thut mir in der That leid,« verſetzte der Dragoner-

Offizier. „Armer junger Menſch! ſieht die Seinigen nicht wieder. Wer weiß, welch treues Herz in dieſem Augenblicke an ihn denkt! Ja, das iſt der Krieg.“

„Und der Lieutenant Schmauder,“ warf der Huſaren-Offizier dazwiſchen. „Gott gebe ihm ſeinen Frieden! Aber davon bin ich überzeugt, wenn die Beiden ſich jenſeits treffen, ſo bekommt der arme Bombardier doch noch einen Verweis, daß er einſtens ſeine Wache verlaſſen.“

Der lange Eduard hatte die Flaſche von der linken Seite zurück erhalten; er hielt den Reſt zwiſchen ſeinem Auge und dem Wachtfeuer, ſo daß ſein Geſicht röthlich angeſtrahlt wurde, und ſprach nach einer Pauſe: „Ich habe euch ja damals ſchon geſagt, daß die jungen Leute, wenn ſie auch im Uebermuthe und in Friedenszeiten im Stande wären, ihre Wache zu verlaſſen, ſich brav und tüchtig benehmen würden, wenn es einmal gegen den Feind ginge. Der hier hat's bewieſen; ich trinke den Reſt da auf ſein Andenken; möge es ihm drüben gut werden!“

„Möge er ſeinen Frieden finden!“ fügte Lieutenant Robert hinzu.

„Obgleich er hier auf Erden einmal ſeine Wache verlaſſen.“

„Um einer Geliebten willen,“ ſprach nachdenkend der Dragoner-Offizier.

Worauf der lange Eduard den Reſt der Flaſche austrank und ſie dann hinter ſich an die Mauer warf, daß ſie in tauſend Stücke zerſplitterte.

Neuntes Kapitel.

Der Dragoner-Offizier unterſucht nächtlicher Weile die Vorpoſten, ſieht eine buntfarbige Correſpondenz mit dem Feinde und faßt ſeinen Entſchluß, da er eine Verrätherei ahnet.

Noch eine Zeit lang hatte ein lebhaftes Geſpräch und die Erinnerung an den vergangenen Tag den Schlaf von den Augen der Offiziere verſcheucht, die um das Wachtfeuer ſaßen. Als aber die Eilf-Uhr-Ablöſung vorbei war, entſchuldigte ſich Einer nach dem Andern und ſchlich langſam davon, dem Hauſe zu, um dort in irgend einem Winkel ein Bund Stroh oder eine Matraze zu finden. Selbſt der lange Eduard blickte oft Minuten lang, ohne zu ſprechen, in's Feuer, dann wurde ſein Blick unſicher, die Augenlider ſanken ihm zu, ſein Kopf vornüber, und erſt, als das Kinn auf die Bruſt aufſtieß, gab er einen Ton von ſich, ſchrak in die Höhe und ſagte lächelnd, indem er die Augen weit aufriß: „Was ich da geträumt, war ungeheuer Meidinger.“

Der Dragoner-Offizier war der Letzte, der am Feuer ſtehen blieb; doch endlich drückte auch er ſeinen Helm feſt, hakte den Säbel an der Koppel los und reichte dem Wachthabenden zum Abſchied die Hand.

„Wo haſt du dein Quartier?“ fragte ihn der lange Eduard. „Drunten im Dorf? Oder gehſt du in's Bivouak?“

„Für heute Nacht finde ich nirgendwo etwas, wo ich mein Haupt hinlegen kann,“ entgegnete der Andere; „ich habe es für Lieutenant D., der ein wenig unwohl iſt, übernommen, die Feldwachen abzureiten, bin alſo im Dienſte ſo gut wie du.“

„Da habe ich aber einen kleinen Vortheil,“ verſetzte der Lieutenant der Infanterie; „ich werde mir in der Ecke des Hofes, wo die alte Linde ihren Schatten recht dicht hinwirft, ein Bund Stroh ausbreiten laſſen, das ich ausfindig gemacht, um ein paar Stunden zu ſchlafen. Wenn du von deinem Ritte zurückkommſt, weck' mich auf. Ich brauche nur ſehr wenig Schlaf, um mich zu reſtauriren. Dann machen wir uns einen Kaffee und erwarten den Morgen.“

„Meinethalben, ich werde kommen, beneide dich auch um deine Ruhe nicht,“ ſagte der Kavallerie-Offizier. — — „Mir iſt mein Ritt recht lieb, ich würde die Nacht doch nicht gut ſchlafen. — Alſo auf Wiederſehen!“

„Gute Nacht!“

Damit traf der lange Eduard alle Anſtalten, um ein wenig auszuruhen; er poſtirte einen Unteroffizier und ein Dutzend von der Wachtmannſchaft um das Feuer, zog ſich in den Schatten zurück und wickelte ſich dort in ſeinen Mantel, um den Schlaf des Gerechten zu ſchlafen.

Der Dragoner-Offizier ging in den Garten des Hauſes, wo ſich von ſeinen Leuten einige an einem Feuer aufhielten. Er ſagte einem alten Unteroffizier leiſe ein paar Worte, dieſer legte die Hand an den Helm, winkte ſeinen Reitern hinweg und verſchwand mit ihnen im Dunkel des Gartens. Gleich darauf hörte man aber das leiſe Wiehern und Schütteln von Pferden,

ſowie das Klirren von Säbelſcheiden, die an Sattelwerk und Sporen ſchlugen. Dann tauchte aus dem Schatten ein Dragoner mit einem Handpferde hervor; Lieutenant v. W. ſchwang ſich leicht auf und ritt zu dem Hofthore hinaus, gefolgt von einem Trupp von ungefähr zehn Reitern.

Wie war die Nacht ſo ſchön und ruhig! Auf der Ebene ſchienen die meiſten Wachtfeuer erloſchen zu ſein, nur hie und da bemerkte man noch einen röthlichen Schein zwiſchen einer dunkleren Gruppe: wahrſcheinlich Soldaten, die dort noch ſaßen und zuſammen plauderten. Der Offizier ritt mit ſeinen Dragonern den Hügel hinab, den er am Morgen hinaufgeſtürmt war; bald kam er an die Stelle, wo die Geſchütze zum letztenmal gehalten; rechts hatte er den Wald, der in tiefem, geheimnißvollem Schweigen neben ihm lag. Nicht der geringſte Laut unterbrach die Stille, kein Flüſtern des Blattes, kein Lispeln des Windes; es war eine ruhige, warme Sommernacht. Immer tiefer ritt er hinab und kam jetzt auf den Grund des Wieſenthales, wo Doſe die erſten Granaten geworfen und wo ihm die zwölfpfündige Kugel ſo nahe gekommen war. In das enge Thal ritt er hinein und man hörte auf dem naſſen bethauten Wieſenboden keinen Tritt der Pferde; kein Klirren der Waffen unterbrochen die Ruhe; es war oftmals ſo ſtill, daß man das Rieſeln des Baches hörte, wie ſeine Wellen über die glatten Kieſel dahin ſchliffen. Vor ihnen lag die mit Laub- und Nadelholz bewachſene Anhöhe, welche das kleine Wieſenthal abſperrte, und weil hier unten Alles in ſo tiefer Nacht begraben lag, ſo bemerkte man um ſo deutlicher dort den hellen, glänzenden Nachthimmel im weißblauen Lichte, auf dem ſich die dunklen Tannen ſcharf und zierlich abzeichneten. Der Mond begann aufzuſteigen.

Ein ſchmaler, ſandiger Weg führte aus dem Wieſenthal

auf jene Anhöhe, über welche die Vorposten-Kette lief. Je höher die Reiter emporstiegen, desto klarer leuchtete ihnen der Himmel entgegen. Bald hatten sie den Bergkamm erreicht, und der Lieutenant v. W. blieb einen Augenblick überrascht stehen, denn er blickte vor sich in das weite Rheinthal voll phantastischer Nebel- und Schatten-Gestalten. Gewaltige silberdurchwebte Schleier bildeten das Mondlicht und die aufsteigenden Dünste. Baumgruppen standen dazwischen, wie gespenstige schattenhafte Wesen mit lang ausgestreckten Armen, die jetzt plötzlich im wilden Tanze eingehalten und regungslos dastanden, als der Blick eines Sterblichen auf sie hernieder fiel. Hell und glühend erhob sich drüben die Mondscheibe, das Gesicht der Nachtgöttin, die all diesen Spuk hervorruft, und auf ihrem Haupte schienen jene flatternden Schleier zu beginnen, die das ganze Thal überwallten und erst weit in der Ferne endeten in einem langen, breiten silbernen Streifen. Das war aber in Wirklichkeit der Rhein, der dort ruhig und majestätisch durch die Ebene floß.

Der Offizier legte seinem Pferde die Zügel auf den Hals und blickte entzückt rings um sich her. Er war sehr empfänglich für Naturschönheiten, namentlich aber in der heutigen Nacht, wo sein Herz aufgeregt war und heftiger schlug, wenn er an die Begegnung von heute Morgen dachte. Dort in der Mitte des stillen Waldes lag jenes Landhaus, umgeben von den kleinen Thälern, die sehnsüchtig auf den Kuß des Mondes zu harren schienen, um auch in ihrem Schooße ein mitternächtiges Leben entstehen zu lassen. Es ist so schön, wenn man es mit ansieht, wie sich der erste Mondstrahl durch Schluchten und Bäume hineinschleicht in die stillen Waldgründe, wie dann plötzlich das Wasser erglänzt und aufzujauchzen scheint, wie sich rings umher lichte Gestalten erheben und über die strahlenden thaubenetzten

Wiesengründe dahin zu schweben scheinen. Es ist so beruhigend, dabei eines geliebten Wesens zu gedenken, das vielleicht in diesem Augenblicke träumerisch die Augen öffnet und hell erwacht, wenn es das weiße Licht sieht, wie es vor den Fenstern Einlaß begehrt, um Botschaft zu bringen von dem, der dort auf der Höhe hält, dessen Haar im Abendwinde flattert und der die Hand auf das Herz preßt, versunken in tiefe, selige Gedanken. — Ja, diese Gedanken sind es, die auf Mondstrahlen hinüberziehen und die hier und dort gleichen Gedanken erwecken; es ist ein magnetischer Rapport, der sich herstellt zwischen zwei Wesen, die, beide zugleich an einander denkend, in die helle Scheibe des Mondes blicken.

Der Bergkamm, auf dem jetzt die Dragoner ritten, lief in einer Schlangenlinie, und auf den äußersten Punkten standen die Schildwachen. Hier waren es Cuirassiere, und so ein einzelner Reiter, wie er da hielt, unbeweglich auf seinem Pferde im weißen Mantel mit dem strahlenden Helm und Harnisch, gewährte einen phantastisch schönen Anblick. Scharf späht er umher, doch nur mit dem Auge. Die linke Hand hält fest den Zügel, während die rechte mit dem kurzen Carabiner auf dem Sattelknopfe ruht. Jetzt spitzt das Pferd die Ohren und schnaubt oder wiehert leise, darauf wird es plötzlich von dem Reiter zusammengefaßt, wendet sich in der Geschwindigkeit gegen die Ankommenden, und helle Blitze stieben während dieser Bewegung von dem blanken Brustharnisch.

„Halt! wer da?“

Lieutenant v. W. ritt ein paar Schritte vorwärts, dann gab er Parole und Feldgeschrei; der Cuirassier antwortete, und die Dragoner ritten vorüber.

Der nächste Reiterposten war durch das Anrufen schon aufmerksam geworden und ritt den Kameraden eine kurze Strecke

entgegen. Dann rief auch er und antwortete ebenfalls, nachdem er das Feldgeschrei gehört.

So zogen die Dragoner eine halbe Stunde über den Bergkamm dahin, und alle die Reiterposten, bei denen sie vorbei kamen, waren aufmerksam und auf ihrer Hut. Der letzte befand sich ungefähr gegenüber der alten Ruine, die man aber nicht sehen konnte, weil das Thal und der Wald dazwischen lagen. In der Schlucht, die zu jener hinanführte, hatten Jäger die Wache und befanden sich hier so versteckt wie möglich. Der Erste, auf den die Patrouille stieß, lehnte an einer dicken Eiche und war vom Stamme kaum zu unterscheiden; er hielt die Büchse sorgfältig an die Brust gedrückt, die rechte Hand unter dem Schlosse, die linke oben an dem Lauf, — ein energischer kleiner Kerl, und als er, „Halt, wer da?“ rief, hob sich der Kolben empor, und der Lauf senkte sich, weßhalb sich der Dragoner-Offizier auch möglichst beeilte, das Erkennungswort zu geben. Mit so einem blutdürstigen Jäger ist nicht zu spassen, da heißt es: schnelle Antwort oder leerer Sattel; auch brummte er ein Weniges, nachdem die Reiter-Patrouille vorübergezogen war.

Langsam stieg diese wieder das Thal hinab, wurde überall von den Posten angerufen und fand somit Alles in der besten Ordnung. Da, wo die Artillerie bivouakirte, erreichten die Dragoner mit ihrem Führer den Thalgrund. Hier schien sich fast Alles, mit Ausnahme der Wachen, dem süßen Schlafe zu überlassen; nur etwas abseits bei der Feldschmiede war es noch lebhaft und lebendig. Da seufzte der Blasbalg, und auf dem Kohlenheerde sprühten die Funken empor. Mehrere Kanoniere waren an einem Rade beschäftigt, und eine lange Gestalt stand dabei und schien die nothwendigen Befehle zu ertheilen — der Feuerwerker Dose. Er mochte nicht eher ruhen, als bis sein

zusammengeschossenes Protzrad wieder so hergestellt war, daß es den ganzen Feldzug aushalten konnte. Der Wagner der Batterie hatte die Felgen vortrefflich geschient, und darauf wurden eiserne Bänder herumgezogen. Man war eben beschäftigt, das letzte zu schmieden, als die Patrouille heran ritt. Dose wandte sich augenblicklich um und griff aus übergroßer Vorsicht nach seinem Säbel.

„Lassen Sie nur stecken!“ rief lachend Lieutenant v. W. „Was Teufel! arbeiten Sie noch so spät mit Feuer und Eisen?“

„Ah! Sie sind es, Herr Lieutenant!“ antwortete der Feuerwerker. „Ja, ich bin hier noch immer beschäftigt, mein Rad zu flicken, was mir die verfluchten Kerle zusammengeschossen. Morgen früh muß Alles in Ordnung sein, ich habe selbst einen neuen Wischkolben geschnitzt, und wenn wir abmarschiren, kann ich getrosten Muthes melden: Bei meiner Haubitze ist Alles in Ordnung.“

„Bravo! bravo!“ versetzte der Dragoner-Offizier. „Sie sind immer bei der Hand. Man muß das dem General melden.“

Dose stieß einen leichten Seufzer aus. „Sagen Sie mir lieber,“ fragte er nach einer Pause, „wie es droben in dem weißen Hause aussah, als Sie hinein ritten. Ich wäre ebenfalls gern hinauf gelaufen, aber der Dienst — der Dienst!“

„Nun, über das Schicksal Ihrer Kugeln können Sie sich beruhigen,“ sagte Lieutenant v. W.

„Meiner Granaten,“ entgegnete ihn verbessernd der Feuerwerker. „Ja, ich möchte wohl wissen, was aus ihnen geworden ist. — Sehen Sie, Herr Lieutenant, so eine Granate geht einem von Herzen weg, das ist, ich möchte sagen, ein verständiges Geschöpf, nicht gefühllos, wie so eine dumme Vollkugel. So eine Granate will erzogen, ja gebildet sein, man reinigt sie, man

probirt ſie, ſie wird mit Liebe und Sorgfalt gefüllt, man ſetzt vorſichtig den Zünder ein, rektifizirt ſie auf's Genaueſte, und ehe ſie aufſteigt, gibt ihr jeder brave Geſchützführer den Kugelſegen.«

»Pfui, das iſt ja heidniſch!«

»Aber nothwendig, Herr Lieutenant, ſehr nothwendig für den gemeinen Mann. Wenn wir Unteroffiziere nicht das Ding mit einer wahren Verehrung anfaſſen, ſo bekümmern ſie ſich den Teufel darum, ob die Zündmaſſe gehörig aufgekratzt und die weißen Kreuze gerade liegen.«

»Lieber Doſe, Sie ſind ein tiefer Denker!«

»Bitte, Herr Lieutenant, das nicht; ich betreibe nur meine Kunſt mit einiger Poeſie. — — Und meine Granaten?«

»Ueber das Schickſal Ihrer Granaten können Sie ſich beruhigen,« erwiederte der Offizier, »die haben bei den Vertheidigern Unheil genug angerichtet; eine derſelben, die, welche durch das Dach in's Haus ſchlug, koſtet wahrſcheinlich einem jungen Menſchen von guter Familie das Leben.«

»Bah! bah!« verſetzte der Feuerwerker, indem er ſich die Hände rieb, »von guter Familie! Kann das von guter Familie ſein, was nicht ſeinem Herrn und Fürſten dient?«

Der Dragoner-Offizier biß ſich auf die Lippen.

»Meine Granate,« fuhr Doſe fort, »iſt ein treues Geſchoß und hat alſo ſeine Schuldigkeit gethan. Ja, es geht nichts über eine ruhige Geſchützbedienung. Ordnung, Ordnung und Ordnung, wie der ſelige Oberſt von T. zu ſagen pflegte. Schade, daß der Mann den heutigen Tag nicht erlebt hat; ich glaube, er wäre mit ſeiner Artillerie ein Bißchen zufrieden geweſen.«

»Na, gute Nacht, Feuerwerker!« rief der Dragoner-Offizier, deſſen Pferd unruhig zu treten begann. »Legen Sie Ihren letzten

Felgenring feſt und ſich dann ſelbſt für ein paar Stunden auf's Ohr. Morgen früh wird marſchirt.«

»Sowie meine Arbeit beendigt,« ſagte Doſe, »und es dann noch der Mühe werth iſt, werde ich Ihrem Rathe folgen.«

Damit grüßte er den Offizier militäriſch und blickte ihm einen Augenblick nach, wie dieſer ſein Pferd in ſcharfen Trab ſetzte und über die Ebene dahin ritt.

Obgleich die Reiterſchaar vom Mondlicht beleuchtet war, ſo verſchwand ſie doch nach und nach zu undeutlichen Umriſſen und flog zuletzt nur noch wie ein dichter Nebel dahin.

Lieutenant v. W. hatte den öſtlichen Kreis der Vorpoſten abgeritten und wandte ſich jetzt weſtlich in das Thal zwiſchen der alten-Ruine und dem Dorfe hinein, um da ebenfalls die Aufmerkſamkeit der Schildwachen zu unterſuchen. Er fing nicht ohne Abſicht auf dieſer Seite an; denn er kam auf dieſe Art zuletzt in jene Gegend, wo das Landhaus lag, welches er am Morgen beſucht hatte.

Da auf dieſer weſtlichen Seite, die der Reitertrupp jetzt durchritt, faſt ununterbrochen dichter Wald war, wenigſtens ſehr coupirtes Terrain, wie gemacht zum Beſchleichen und Ueberfallen der Schildwachen, ſo war hier eine dreifache Poſtenkette aufgeſtellt, und die einzelnen Wachen ſtanden immer zu zwei und drei — nur Infanterie, und ſo dicht bei einander, daß der Dragoner-Offizier in einem wahren Heckenfeuer von »Halt! wer da?« ritt. Da Einer auf dieſe Art deutlich den Ruf des Anderen hörte, ſo war die ganze Kette im Augenblick alarmirt, und Jeder befand ſich ſo auf ſeinem Poſten und in Bereitſchaft, ſo daß es einem Haſen kaum möglich geweſen wäre, unbemerkt durchzuſchlüpfen.

Lieutenant v. W. rückte langſam vor und befand ſich bald wieder in der Höhe des weißen Hauſes, nur auf der entgegengeſetzten Seite von der, wo er abgeritten.

Jetzt ſenkte ſich der Weg, dem er gefolgt, zu einer Schlucht und einem Hohlwege hinab, den wenige Schritte weiter eine breitere Straße kreuzte, die das nun links von dem Dragoner-Offizier gelegene Dorf mit der nicht fernen Chauſſee in Verbindung ſetzte.

Hier befand ſich eine ſtärkere Feldwacht; und der commandirende Unteroffizier meldete die Anzahl ſeiner Mannſchaft, und daß ſich hier und auf dem Poſten nicht viel Neues zugetragen.

„Nicht viel Neues?“ entgegnete fragend Lieutenant v. W. „Alſo doch etwas!“

„Wie man will,“ ſagte der Wachthabende; „eigentlich nichts, was zur Poſtenkette gehört, denn es liegt außerhalb derſelben.“

„Und was iſt außerhalb derſelben vorgefallen?“

„Daß etwas vorgefallen ſei, glaube ich dem Herrn Lieutenant nicht gemeldet zu haben,“ antwortete ernſt und ſteif der wachthabende Unteroffizier.

„Nun,“ fragte der Offizier ungeduldig, „haben Sie ſonſt etwas gehört?“

„Nichts gehört, Herr Lieutenant, aber geſehen.“

„Und was denn?“

„Wollen der Herr Lieutenant nicht ein paar Schritte vorreiten, ſo will ich mich bemühen, das deutlich zu machen, was ich geſehen!“

Lieutenant v. W. folgte auf dieſe Aufforderung dem Unteroffizier bis zur nächſten Krümmung des Hohlweges, wo das

Terrain flacher wurde und eine freiere Ausſicht bot. Hier wuchſen wenig hohe Bäume, und der Boden war nur mit niederem Geſtrüpp bedeckt. Da der Mond noch keine Lichtſtrahlen hieher ſandte, ſondern erſt am Horizont der höheren öſtlichen Berge anfing, durch die ſchwarzen Tannen zu glitzern, ſo war Alles in tiefen nächtlichen Schatten gehüllt.

„Sehen Sie dort hinauf,“ ſagte der Infanterie-Unteroffizier nach einer kleinen Pauſe, „Sie werden dort auf der vorgeſchobenen Anhöhe eine dunklere Maſſe entdecken.“

„Ah! ein Landhaus.“

„Ich glaube, ja, es iſt ein Landhaus, Herr Lieutenant.“

„Und iſt es von uns beſetzt?“ fragte Lieutenant v. W. mit einigem Herzklopfen.

„Das glaube ich gerade nicht,“ antwortete der Unteroffizier. „Ich bin ſogar gewiß, daß es nicht beſetzt iſt.“

„Nun, und was iſt's mit jenem Hauſe?“

„Es hat dort nach dem flachen Lande hinaus Fenſter, die wir aber jetzt nicht ſehen können, da ſie nicht erleuchtet ſind.“

„Begreiflicher Weiſe!“

„Die ſich aber während der Nacht oftmals erleuchtet haben — — — — Geben Sie Achtung, Herr Lieutenant — — — — ſo wie jetzt!“

„Ah!“ machte der Dragoner-Offizier und ſchaute überraſcht auf das bis jetzt dunkle Gebäude.

Ein Fenſter, ungefähr in der Mitte, wurde plötzlich erleuchtet, als betrete Jemand das entſprechende Zimmer mit einem gewöhnlichen Lichte. Dieſes Licht ſchien ſich dem Fenſter zu nähern und dann plötzlich zu erlöſchen. Aber kaum eine halbe Sekunde nachher entzündete ſich auf derſelben Stelle ein anderes, glän-

zendes Licht von prächtiger tiefgrüner Farbe, das eine kurze Zeit brannte, dann in ein glühendes Roth überging, ſich endlich in einen bläulich weißen Stern verwandelte und darauf erloſch.

„Der Teufel auch!“ verſetzte der Offizier. — „Und das haben Sie ſchon mehrmals beobachtet?“

„Es iſt das ſechstemal dieſe Nacht, Herr Lieutenant, das ſechstemal nämlich, daß ich es bemerke. Doch ging ich erſt vor zwei Stunden zufällig auf dieſen Platz; was früher geſchehen, weiß ich natürlich nicht.“

„Grün, Roth und Weiß,“ ſprach der Dragoner-Offizier nachdenkend.

„Die Farben blieben ſich nicht immer gleich,“ entgegnete der Andere. „Doch habe ich mir das genau aufgeſchrieben. Zuerſt kam Roth allein, dann einigemal Grün und Weiß, dann wieder, wie Sie es eben geſehen haben.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Beobachtungen. Haben Sie vielleicht bei Ihrer Wache einen Mann, der den Weg dort hinauf genau kennt und der mich führen könnte?“

„Ich glaube nicht,“ antwortete der Unteroffizier. „Aber die äußere Poſtenkette, die der Herr Lieutenant von unſerer Wache aus verfolgen können, geht kaum einen Büchſenſchuß bei dem Hauſe da oben vorbei, natürlich auf der anderen Seite, ſonſt hätten Die das Feuerwerk auch ſehen müſſen.“

„Ich werde Ihren Bericht weiter melden,“ verſetzte der Dragoner-Offizier freundlich, indem er ſein Pferd umwandte und durch den Hohlweg zurück ritt. Dann folgte er einem Waldwege, der rechts zur Höhe hinaufführte. —

Was konnten jene Feuer bedeuten? — Offenbar eine Correſpondenz des Feindes. Aber wenn es auch vielleicht Zeichen

waren, welche oben in dem Landhauſe von jener alten demokratiſch geſinnten Dame gemacht wurden, welchen Zweck konnten ſie haben? Etwas zu melden, das drüben im Bivouak vorging, war aus dem einfachen Grunde unmöglich, weil die Dame ſelbſt nichts wußte und durch die gutbewachte Poſtenkette keine Nachricht zu erhalten im Stande war. — Den heute ſo nachdrücklich geſchlagenen Feind zu einem Ueberfalle ermuntern? — Ah! das wäre ein wahnſinniges Unternehmen! — Unglaublich. — Und doch mußte das Feuerwerk irgend einen Zweck haben, einen Zweck, den zu ergründen vielleicht von Wichtigkeit war. — So dachte der Dragoner-Offizier, während er die Anhöhe hinan ritt, und ſprach zu ſich ſelber: Ich habe zufällig dieſes Spiel mit den farbigen Lichtern geſehen, verdächtig iſt die Sache jedenfalls, und da ich nun einmal mit hinreichender Macht in der Nähe bin, um die Sache unterſuchen zu können, ſo iſt es meine Pflicht, dies zu thun. — Abgemacht!

Lieutenant v. W. war alſo entſchloſſen, das Landhaus droben zu unterſuchen. Was man gern thut, dazu entſchließt man ſich leicht.

Die Poſten waren auch hier alle aufmerkſam und in Bewegung, doch hatte keiner etwas Außerordentliches bemerkt; der letzte ſtand ungefähr auf demſelben Platze, wo am Morgen der junge Offizier von dem Mädchen Abſchied genommen.

„Nichts Neues auf Poſten?“ rief ihm Lieutenant v. W. zu.

„Nichts Außerordentliches!“ war die Antwort. „Da vor mir liegt ein Haus, im Hof iſt ein Hund, der zuweilen bellt und heult, meiſtens iſt dort Alles dunkel, nur zuweilen iſt hie und da ein Fenſter erleuchtet.“

„Mit einem gewöhnlichen Lichte?“

„Ganz gewöhnlich, Herr Lieutenant. Es ist gerade, als wenn Jemand dort in einem Zimmer etwas sucht und dann wieder fort geht.“

„Und man tritt nie mit dem Lichte an's Fenster? Weißt du, mein Freund, so ungefähr, um irgend wohin ein Zeichen zu geben; man thut das im Kriege so — du begreifst mich?“

„Allerdings, Herr Lieutenant; aber so was kommt nicht vor. — Donnerwetter! ich wollt' ihnen Zeichen geben! Man ist kein Rekrut mehr und steht nicht umsonst mit dem geladenen Gewehr auf Vorposten.“

„Du hast Recht,“ sagte der Dragoner-Offizier. „Aber das Haus ist mir verdächtig; ich habe von der anderen Seite dergleichen Zeichen bemerkt, von denen ich vorhin sprach. Ich will hinreiten und ein wenig untersuchen; ich lasse zwischen dir und dem Thor einen Dragoner, den behalte mir im Auge.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ entgegnete die Schildwache und schulterte ihr Gewehr.

Lieutenant v. W. ritt mit seinen Leuten bis an das Hofthor, welches verschlossen war. Ein Hund, der frei um die Gebäude lief, stürzte mit wüthendem Bellen an das Gitterthor, und dann erschien an der Thüre des Hauses ein Mann mit einem Lichte, der vorsichtig in den dunkeln Hof hinaus leuchtete, um zu sehen, was es dort gäbe.

„Hollah! mein Freund!“ rief der Offizier, „hieher und aufgemacht! Es ist nothwendig und dringend.“

Einen Augenblick schien sich der Mann mit dem Lichte zu besinnen, ob es nicht gerathener sei, wieder zu verschwinden und die Thüre hinter sich zu verschließen; doch mochte er wohl das Leuchten der Helme und Säbel bemerken und allen Widerstand für unnütz halten, — genug, er setzte die Lampe auf

die Schwelle der Thüre und ging vor, um das Gitterthor zu öffnen.

Die Patrouille ritt in den Hof und die Lampe auf der Thürſchwelle, deren Flamme in dem Luftzuge ſtark hin und her flatterte, erloſch plötzlich.

Zehntes Kapitel.

Worin der Dragoner-Offizier ſeinen Entſchluß ausführt und alsdann findet, daß er ſich geirrt. Er ſieht die Lichter in der Nähe und befindet ſich in der Dunkelheit.

Die Dragoner, im Voraus inſtruirt, beſetzten ſtillſchweigend die Hausthüre, ritten um das Gebäude herum, welches iſolirt in dem Hofe lag, und vertheilten ſich auf allen vier Seiten deſſelben, ſo daß weder zu einer Hinterthüre, noch zu einem Fenſter Jemand herein oder heraus konnte. Lieutenant v. W. befahl dem Manne mit der Lampe, dieſelbe wieder anzuzünden und ihm ins Haus zu leuchten. Dieſer gehorchte; nur als er mit dem Lichte wieder erſchien, bat er den Offizier, ſo leiſe als möglich aufzutreten, denn man habe einen ſchwer Verwundeten im Hauſe, der ſeit ungefähr einer Stunde eines ſanften Schlafes genieße.

»Wo befindet ſich der Verwundete?« fragte der Dragoner-Offizier.

»Hier unten im Erdgeſchoß,« antwortete der Mann mit dem Lichte — ein Diener des Hauſes, nachdem er die Hausthüre weit aufgezogen hatte und Beide eingetreten waren. »Dort iſt das Zimmer, die letzte Thüre links.«

„Er wurde bei dem Gefechte drunten verwundet?“

„Ja, Herr, durch das Stück einer Kugel in die Seite — sehr gefährlich.“

„Und er befindet sich in diesem Augenblicke besser?“

„Gott sei gedankt, ja! Vor einer halben Stunde hat ihn der Arzt aus H. verlassen; derselbe ist voll Hoffnung weggegangen, und meinte, Ruhe und sorgfältige Pflege könnten die starke Natur noch einmal durchreißen. — Jetzt schläft er, wie gesagt,“ fügte der alte Diener mit einem bittenden Blick auf den Offizier hinzu.

„Unbesorgt, mein Freund!“ entgegnete Lieutenant v. W. „Wir kommen eigentlich nicht als Feinde, darüber können Sie sich beruhigen.“

„Aber der Reitertrupp, gnädiger Herr!“

„Soll euch durchaus keinen Schaden bringen, wenn wir hier Alles in Ordnung finden.“

„Aber was wollen Sie in Ordnung finden in einem einsamen Hause, in welchem Jemand auf den Tod verwundet liegt?“

„Lieber Freund, das Fragen ist an mir,“ sagte lächelnd der Dragoner-Offizier, „und wenn ich hier so schonend und ruhig auftrete, so geschieht es nur, weil ich Ihre Herrschaft zufällig kennen lernte.“

„Ah!“

„Ich will Ihrer Aufrichtigkeit zu Hülfe kommen,“ fuhr Lieutenant v. W. fort, „indem ich Ihnen sage, daß ich der Offizier bin, der heute Morgen jenen verwundeten jungen Mann, seine Mutter und Schwester hieher geleitete.“

„Ah! das ist was ganz Anderes!“ rief freudig der Diener aus; „das macht mich ganz glücklich. Ew. Gnaden sind gewiß so edelmüthig und kommen, nach uns zu sehen.“

Man wußte in diesem Augenblicke nicht, ob das flackernde Licht der Lampe einen so seltsamen Ausdruck über das Gesicht des alten Mannes zeichnete, oder ob ein leichtes Lächeln über dasselbe zuckte. Genug, der Dragoner-Offizier bemerkte eine Aenderung in diesen Zügen und entgegnete ziemlich kurz und bestimmt: „Sie irren, mein Freund, mich führt nur mein Dienst hieher, und deßhalb hoffe ich, daß alle meine Fragen aufs Genaueste und Aufrichtigste beantwortet werden.“

„Gewiß; wir haben keine Geheimnisse. — Aber wollen der Herr Lieutenant nicht einen Augenblick in eines dieser Zimmer treten? Ich kann nicht die Hausthüre und Alles geöffnet lassen. — Ein Ruf, und Ihre Reiter sind da,“ setzte er mit leiserer Stimme hinzu.

„Schließen Sie meinetwegen die Hausthüre,“ sagte der muthige junge Offizier und trat rasch in das geöffnete Zimmer.

Lieutenant v. W. überzeugte sich alsbald, daß er sich in einem vornehmen oder wenigstens in einem reichen Hause befand. Es schien ein Bibliothekzimmer zu sein, das man ihm geöffnet. Rings an den Wänden befanden sich hohe geschnitzte Eichenholzschränke, mit Büchern angefüllt, in der Mitte stand ein Tisch, grün überdeckt, von der Decke herab hing eine große Carcellampe an schweren bronzenen Ketten. Ein Blick ins Nebenzimmer zeigte, daß sich dort ein Billard befand.

„Wollen Ew. Gnaden Platz nehmen!“

„Ich danke, es ist mir bequemer so. Jetzt zu unseren Fragen! — Wem gehört dieses Landhaus?“

„Dem Herrn D. aus H.“

„Er bewohnt es das ganze Jahr hindurch?“

„Meistens nur während der Sommermonate.“

„Mit seiner Familie?“

„Ja.“

„Wie stark ist diese Familie?“

„Herr D., Madame D., Fräulein Sophie und der junge Herr, der heute Morgen verwundet wurde.“

„Wem gehört das weiße Haus, wo er verwundet wurde?“

„Einer befreundeten Familie. Heute Morgen aber war es das Hauptquartier der Aufständischen.“

„Ei, mein Freund,“ erwiederte lachend der Offizier, „der Aufständischen? Das sind ja bei euch Die von der gerechten Sache!“

Der alte Diener zuckte die Achseln.

„Doch weiter!“ fuhr Lieutenant v. W. fort. „Wo ist Herr D., der Eigenthümer des Hauses?“

„Wahrscheinlich in Frankfurt.“

„Wie? Nicht bei dem Revolutions-Heer?“ fragte erstaunt der Dragoner-Offizier.

„Gewiß nicht, Ew. Gnaden. — Aber Madame war hier.“

„Ah! Madame war hier? — Sie ist also fort?“

„Seit mehreren Stunden — sie hielt sich in ihrem Hause nicht für sicher, weil . . .“

„Weil wir in der Nähe sind; ich verstehe. Doch war das unnöthige Furcht; wir führen mit Frauen keinen Krieg. — Also blieb nur der Verwundete zurück?“

Der Diener blickte den Offizier einen Augenblick forschend an, und dann sagte er zögernd: „Und Fräulein Sophie.“

„Ah! — richtig!“ entgegnete Lieutenant v. W., indem er tief athmete. „Sie blieb hier zur Pflege des Bruders?“

„Allerdings, und wenn Ew. Gnaden erlauben, will ich Sie bei ihr anmelden.“

„Wie? so mitten in der Nacht?“

„Fräulein Sophie iſt oben im Salon mit einem der Hausmädchen; ich glaube, ſie lieſt, ſo lange ihr Bruder ſchläft.“

„Welche Lage hat dieſer Salon, von dem Sie eben ſprechen, mein Freund?“ forſchte der Offizier.

„Er befindet ſich im erſten Stocke.“

„Und man überblickt von ihm das weiße Haus drunten, wo wir unſer Hauptquartier haben, das Dorf, ſowie die alte Ruine?“ fragte geſpannt der Offizier.

„Nein, Herr,“ entgegnete erſtaunt der alte Diener, „er liegt geradezu entgegengeſetzt; von ſeinen Fenſtern aus ſieht man die Umgebung von H.“

„Der Teufel auch!“ rief Lieutenant v. W. — „Und in dem Salon befand ſich während dieſer Nacht Fräulein Sophie?“

„Beinahe immer,“ verſetzte der Diener.

„Nun denn, mein Freund,“ rief der Dragoner-Offizier, indem er hoffte, eine plötzliche Anklage würde den alten Mann verwirren, beunruhigen und vielleicht zu einem Geſtändniß bewegen, „ſo iſt es auch Fräulein Sophie, welche mit unſeren Feinden durch farbige Lichter geſprochen.“

Der alte Mann war durch dieſes Wort wohl überraſcht aber nicht erſchreckt. Er ſah den Offizier erſtaunt an und fragte: „Und das haben Ew. Gnaden geſehen?“

„Es iſt mir gemeldet worden, und deßhalb bin ich hier, um die Sache zu unterſuchen.“

„Das wird ſehr einfach zu machen ſein,“ ſprach der Andere, „denn Fräulein Sophie wird die farbigen Lichter nicht abläugnen.“

„Ich finde das aber ſehr unbeſonnen, dergleichen in der Nähe eines feindlichen Lagers zu treiben, und nur eine offene Mit-

theilung über den Zweck jenes Lichter könnte mich vielleicht bewegen, rücksichtsvoll gegen die junge Dame zu verfahren.«

»O, Herr Lieutenant!« erwiederte der Andere, »Sie werden doch nicht glauben, daß Fräulein Sophie dem davongelaufenen Gesindel Lichen gibt?«

»Und was wäre es denn sonst?«

»Eine einfache Botschaft an die abwesende Mutter über das Befinden des Bruders.«

Lieutenant v. W. sah den alten Diener jetzt seinerseits sehr erstaunt an. Doch überflog ein freundliches Lächeln seine Züge; denn die Wahrheit des eben Gesagten sprach zu deutlich aus den Worten und dem Gesichte des alten Mannes. — »Es ist nicht unwahrscheinlich,« sprach er nach einer Pause.

»Es ist gewiß so, Herr Lieutenant, und wenn Sie wollen, können Sie die Probe machen.«

»Auf welche Art?«

»Folgen Sie mir leise in den ersten Stock, hören Sie, was ich unserer jungen Dame sage, und beobachten Sie, was darauf geschieht. Vorher aber will ich noch in das Zimmer des Herrn gehen, und mich nach seinem Befinden erkundigen. Ich bitte, mich nicht aus den Augen zu verlieren, damit Sie nicht vielleicht glauben, ich gebe droben Nachricht von Ihrer Anwesenheit.«

Darauf öffnete der alte Mann die Thüre gegenüber dem Billard-Zimmer, ließ sie weit aufstehen und drückte vorsichtig eine zweite auf, die in das Zimmer des Verwundeten führte.

Eine alte Frau kam dort hervor, der Diener winkte ihr, und Beide traten zu dem Offizier in die Bibliothek, ohne vorher ein Wort gewechselt zu haben.

»Was macht der junge Herr?« fragte der Diener, als sie so nahe waren, daß der Dragoner jedes Wort verstehen konnte.

„Es geht ihm sehr gut,“ entgegnete die Frau. „Die günstigen Zeichen, die der Doktor vorher gesagt, treten alle ein; er fühlt wenig Schmerz in der Seite. Das Wundfieber ist nicht heftig; vorhin hat er zu trinken verlangt, und jetzt ist er wieder sanft eingeschlafen.“

„Also gute Hoffnung und sanfter Schlaf,“ sagte bedeutsam der Diener, indem er sich an den Offizier wandte. — „Jetzt bitte ich Ew. Gnaden, mir zu folgen.“

Die Frau ging in das Krankenzimmer zurück, und die beiden Männer traten auf den Gang und stiegen langsam die Treppen hinauf. Glücklicher Weise waren die Stufen mit Teppichen belegt und dämpften so jeden Schritt; auch drückte Lieutenant v. W. seinen Säbel fest an sich, um ja kein Geräusch zu machen. Droben öffnete der Diener ein Zimmer, löschte behutsam ein Licht aus, das dort stand, und bat den Offizier, im Dunkeln zu bleiben, weil er so am besten in den anstoßenden erleuchteten Salon blicken könnte. Dort hinein ging nun der alte Mann und ließ die Thüre absichtlich weit offen stehen.

Lieutenant v. W. blickte in die Tiefe eines sehr eleganten Gemaches, und sein Herz klopfte stärker, nachdem er das, was sich dort befand, mit forschendem Auge übersehen. Vor einem Eck-Divan, hinter welchem ein ganzer Wald von Sträuchen und Blumen angebracht war, stand ein runder Tisch, und neben demselben ein kleiner niederer Fauteuil. In diesem Fauteuil lag eine junge Dame in einfachem, fast hellem Morgenkleide; sie stützte ihren Kopf auf die Hand, wodurch man von ihrem Gesichte nichts bemerken konnte. Obendrein war die Lampe mit einem tief herabreichenden grünen Schirm versehen und ließ nur noch einen Lichtstrahl auf den violetten Sammt des Fauteuils gleiten, beleuchtete aber dort eine glänzende blonde Haarflechte, die von

dem Haupt des jungen Mädchens herabgesunken war. Auf der anderen Seite des Tisches saß eine Dienerin, scheinbar mit einem Strickstrumpfe beschäftigt; wir sagen: scheinbar, denn die Nadeln ruhten ohne Bewegung in ihrem Schooße, und ihr Kopf, der auf die Brust niedergesunken war, erhob sich jetzt plötzlich bei dem Eintritt des alten Dieners.

„Was gibt es denn drunten, Hieronymus?“ fragte die junge Dame mit dem blonden Haar, indem sie sich ein wenig in dem Fauteuil aufrichtete. „Habe ich denn nicht im Hofe Reiter gehört, leise Stimmen und das Geklirr von Waffen? — Was soll denn das bedeuten?“

„Seien Sie unbesorgt, Fräulein Sophie,“ entgegnete der Diener, „es ist eine Streifpatrouille, wie sie es nennen, die aber mehr zu unserem Schutze gekommen,“ setzte er mit eigener Betonung hinzu, „als um uns zu belästigen.“

„Also es sind Reiter?“ forschte das junge Mädchen weiter. „So habe ich doch recht gehört — Husaren?“

„Nein, es sind Dragoner.“

„Ah, Dragoner!“ rief die junge Dame überrascht und erhob sich von ihrem Fauteuil. Und der Ton, mit dem sie das Wort „Dragoner“ aussprach, machte auf den im Vorzimmer stehenden und lauschenden Chef derselben einen gar seltsamen, höchst gefährlichen Eindruck.

Sophie war rasch an das Fenster getreten und blickte in den Hof hinab. „Da halten sie im Hofe,“ sagte sie nach einer kleinen Pause; „was das unheimlich ist! Ruhig stehen sie da wie Gespenster, und die Säbel und Helme glänzen. — Komm her, Christine, und sieh!“

Das Dienstmädchen war aus seinem Schlafe erwacht und hatte mit großem Nadelgeklirre seine Strickarbeit wieder vorge-

nommen. Jetzt legte ſie dieſelbe auf den Tiſch und trat ſchläfrig an das Fenſter.

„Sind es Viele, Hieronymus?“ fragte die junge Dame.

„Ich glaube ungefähr ein Dutzend.“

„Und — und — und kein Offizier dabei?“ forſchte das Mädchen weiter und drückte, ohne umzuſehen, ihr Geſicht an die Fenſterſcheiben.

„O doch, Fräulein Sophie; er hält — — — drunten an der Hausthüre.“

Die junge Dame wandte ſich raſch von dem Fenſter ab und machte einen haſtigen Gang durch den Salon. — „Will der Offizier etwas von uns?“ fragte ſie plötzlich, vor dem Diener ſtehen bleibend. Doch ſo unbefangen dieſe Frage klingen ſollte, ſo kam ſie doch erſt nach einem tiefen Athemzuge hervor.

„Er hat bis jetzt nichts geſagt,“ antwortete Hieronymus; „ich will ihn aber ſogleich fragen. Ich bin eigentlich auch nur herauf gekommen,“ ſetzte er mit lauterer Stimme hinzu, „um Ihnen das Befinden des jungen Herrn zu melden.“

„Ja, ich möchte wohl nach meinem Bruder einen Augenblick ſehen,“ verſetzte einigermaßen verwirrt das Mädchen.

„Ich komme ſo eben von ihm; es geht ihm ſehr gut; die Wärterin hat die beſte Hoffnung, und der Schlaf dauert ruhig und ſanft fort. „Ich glaube, es könnte nichts ſchaden, Fräulein Sophie — —.“

„Wenn ich Mama wieder eine Nachricht gäbe,“ entgegnete ſie. „Das wollen wir geſchwinde thun, und dann, guter Hieronymus, will ich ſelbſt wieder einmal nach meinem Bruder ſehen.“

„Hm! hm!“ machte der alte Diener und blickte verſtohlen nach der Thüre des Nebenzimmers.

Der Dragoner-Offizier in seinem Dunkel verschlang fast mit den Augen die liebliche Gestalt des jungen Mädchens und lauschte entzückt ihren Worten.

„Also Hoffnung und guten Schlaf?“ fragte die Sophie; „das ist Grün und Weiß. — Christine gib das Kästchen her.“

Der alte Hieronymus warf einen triumphirenden Blick rückwärts.

„Grün und Weiß,“ wiederholte schläfrig das Dienstmädchen, worauf sie eine Blechschachtel öffnete und zwei Hülsen heraus nahm.

Der Dragoner-Offizier machte einen Schritt vorwärts und hatte große Lust, sich in dem Salon zu zeigen. Doch der alte Diener winkte ihm eifrig mit der Hand, er solle zurückbleiben.

Christine hatte die Fensterflügel geöffnet, die eine Hülse draußen befestigt und legte nun mit einer kleinen Lunte Feuer an. Augenblicklich quoll das tiefgrüne Licht hervor und warf einen hellen Schein weit in die Nacht hinaus, gerade so, wie es Lieutenant v. W. schon drunten von der Feldwache aus gesehen hatte. Es brannte ein paar Sekunden, und als es erloschen war, trat Sophie dem Fenster näher und sagte: „Nun das weiße.“

Das schöne Mädchen stand in diesem Augenblicke an den Blumentisch gelehnt, und ihr edles Gesicht blickte durch die Blüthen und die Blätter, die vor ihr standen. Als sich nun hierauf draußen an dem Fenster der weiße Schein entzündete und sie wie mit dem hellsten Mondlicht beleuchtete, da war sie so unbeschreiblich schön, daß sich der Offizier, der aus seinem dunklen Zimmer dieses liebliche Bild so recht sah, eines Ausrufes nicht enthalten konnte. Glücklicher Weise hustete der alte Hie-

ronymus in diesem Augenblicke laut und heftig, und als sich Sophie plötzlich umwandte, ging er an die Thüre des Nebenzimmers, schloß dieselbe und trat dann zu der jungen Dame, um ihr mit einigen kurzen Worten zu melden, was sich drunten begeben, in welchem Verdachte man sie wegen der farbigen Lichter gehabt und wer sich im Vorzimmer befinde.

Eilftes Kapitel.

Enthält einen Beitrag zur Feuerwerkskunde, und der geneigte Leser erlebt in demselben Einiges, was er sich zu Anfang dieser Geschichte nicht gedacht.

Der Dragoner-Offizier, der sich so plötzlich von dem Lichte und der Glückseligkeit ausgeschlossen sah, fuhr mit der Hand über die Stirn, um seine allzu wilden und glühenden Gedanken zu beruhigen. Dieselben schweiften in der kurzen Zeit, wo er hier stand, in einem Kreise von Monaten und Meilen umher. Jetzt, wo er sich so plötzlich in der Finsterniß befand, dachte er an den Grünen Baum und an Nr. 17, und es war ihm gerade wie damals, als höre er neben sich die Seufzer des unglücklichen Aktuars. In dem Salon vernahm er unterdessen eine Zeit lang die Stimme des Dieners, dann einen leichten Aufschrei der jungen Dame, und endlich wurde die Thüre wieder geöffnet, und Hieronymus ersuchte ihn, einzutreten.

Die Dekoration hatte sich einigermaßen verändert; das Fenster war geschlossen, Christine saß wieder an dem Tische und strickte, und über die Carcel-Lampe, welche vor ihr stand, hatte man den großen grünen Schirm so weit herabgelassen, daß sich rings umher Alles im Schatten befand, und folglich auch die

junge Dame, welche neben dem Fauteuil aufrecht ſtand und ihre Hand auf die Lehne deſſelben ſtützte.

Der Offizier, der nun ſo plötzlich in dieſen Kreis gezogen wurde, machte eine tiefe Verbeugung und ſagte alsdann lächelnd: „Ah, mein Fräulein, Sie nehmen mir das Verdienſt, etwas Wichtiges entdeckt zu haben. Ich hoffte ſchon, irgend einer intereſſanten Verrätherei auf die Spur zu kommen.“

„Und da Sie mich ſo eben belauſcht,“ entgegnete das Mädchen, „ſo ſahen Sie, welch unſchuldiges Spiel wir trieben.“

„Aber ein gefährliches. Wenn ich mich auch von der Harmloſigkeit dieſer bunten Lichter überzeugt zu haben glaube, ſo hätten Sie doch an einen anderen Beobachter kommen und dadurch viel Unangenehmes haben können.“

„Aber es wird mir doch erlaubt ſein, an mein Fenſter ein paar bunte Lichter zu ſetzen?“ fragte das Mädchen.

„In Kriegszeiten und in der Nähe eines Lagers nicht, mein Fräulein,“ erwiederte Lieutenant v. W. — „Doch, wie ſchon geſagt, wir wollen die Sache nicht ſo genau nehmen; nur bitte ich Sie, ſelbſt dieſes unſchuldige Telegraphiren nicht fortſetzen zu wollen; es thäte mir wahrhaftig leid, wenn Sie oder irgend wer Ihres Hauſes in weitere Ungelegenheiten kämen.“

„Ich danke Ihnen ſehr. Doch bin ich in der That dem Zufalle dankbar dafür, daß er gerade Sie zu unſerem Schutze hieher geführt.“

„Nur dem Zufalle? Ich möchte etwas ſo Zufälligem wie dem Zufall nicht allein das Verdienſt zuerkennen, mich abermals in Ihre Nähe geführt zu haben.“

„O, gewiß nur der Zufall,“ meinte das Mädchen mit leiſer Stimme.

„Wenn Sie erlauben, Fräulein Sophie,“ ſagte der Die-

ner, ſo gehe ich wieder hinunter auf meinen Poſten.“ — Damit neigte er den Kopf und ging zur Thüre hinaus.

„Chriſtine,“ ſprach die junge Dame, „einen Stuhl für den Herrn Offizier.“ — Das Mädchen that wie ihm geheißen, dann nahm ſie ihr Strickzeug und wollte ſich ebenfalls entfernen. Ein Zeichen ihrer Herrin hielt ſie jedoch im Zimmer zurück; aber ſie ſetzte ſich in eine ferne dunkle Ecke und begann mit großem Geklapper wieder zu ſtricken.

„Sie ſind ſehr freundlich,“ verſetzte Lieutenant v. W., „daß Sie mir erlauben, einen Augenblick in Ihrer Nähe zu bleiben; doch will ich mit dieſer Erlaubniß keinen Mißbrauch treiben. Sie werden ermüdet ſein; Ihr Herr Bruder befindet ſich, wie ich gehört, ſo gut es nur möglich iſt, und deßhalb werden Sie ſich jetzt auch einige Ruhe gönnen. — Vielleicht,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „noch ein kleines Zeichen nach H. hinunter, daß der Feind in Ihre Wohnung gedrungen iſt, und dann . . .“

„Sehen Sie,“ entgegnete Sophie, „Sie trauen mir immer noch nicht, Sie glauben immer noch, meine farbigen Lichter hätten eine andere Bedeutung.“

„Im Allgemeinen gewiß nicht, ich habe mich ja davon überzeugt; aber Sie werden ſich doch für den Fall vorgeſehen und noch ein anderes Feuer in Reſerve haben, vielleicht ein blaues, das anzeigt, der Feind ſei da.“

„Welcher Feind?“ fragte ſie ſcheinbar unbefangen.

„Nun, wir.“

„Sie? Wenn ich Sie nun aber nicht als Feinde betrachte?“

„Ah! mein Fräulein — aber heute Morgen ſind wir feindlich genug einander gegenüber geſtanden.“

„Vielleicht waren wir dazu gezwungen; ich kann Ihnen nur

wiederholen, was ich eben gesagt: ich habe Sie, meine Landsleute, nie als Feinde betrachtet.«

»Ich danke Ihnen für dieses Wort, fühle es aber doppelt schmerzlich, daß Sie sich so — ausgesprochen auf der anderen Seite befinden.«

Das junge Mädchen schaute den Offizier einen Augenblick mit fast wehmüthigem Blicke an, dann senkte sie den Kopf, ohne eine Antwort zu geben. — »Sie meinten vorhin,« sagte sie nach einer Pause, »es sei nicht der Zufall, der Sie hieher geführt, wie ist denn das möglich? Man kann doch, wie mir Hieronymus gesagt, von der äußersten Reihe Ihrer Vorposten nicht diese Seite unseres Hauses sehen, man müßte denn aus dem Hohlweg dort unten absichtlich heraustreten, um unser Haus zu überwachen. Und das würde man nur alsdann thun, wenn man Verdacht auf uns hätte.«

»Es braucht nicht allein ein Verdacht zu sein, der vielleicht Jemanden antreiben könnte, nächtlich Ihr Fenster anzusehen, Fräulein Sophie,« erwiederte träumerisch der Offizier.

»O, gewiß nur der Verdacht,« entgegnete sie lebhaft, hielt aber plötzlich inne, als sie den seltsamen Blick bemerkte, mit dem der Offizier sie betrachtete. — »Gewiß nur der Verdacht,« setzte sie stockend hinzu.

»Und Sie glauben an keinen anderen Beweggrund, der Jemanden veranlassen könnte, Nachts Ihr Haus zu umreiten und zu Ihren Fenstern empor zu schauen?«

»Nein, ich glaube nicht, daß Jemand in der Nähe ist, der hierzu einen Grund hätte.«

»O, Fräulein Sophie,« versetzte Lieutenant v. W., »Sie sind schrecklich ungläubig. Sie nannten es auch vorhin Zufall, was mich in dieser Nacht hieher geführt.«

„Nun denn, vielleicht Ihr Dienſt,“ ſagte ſie mit leiſer Stimme.

„Nicht Zufall, nicht Dienſt,“ entgegnete der junge Mann, „ich kann beide Beweggründe nicht gelten laſſen; ſuchen wir einen anderen.“

„O, ſuchen wir lieber gar nicht,“ ſprach ängſtlich das Mädchen und ſchaute in die Ecke des Zimmers, wo das Geklapper der Stricknadeln längſt aufgehört hatte. — „Wenn Sie wollen, erzählen Sie mir lieber, auf welche Art Sie die bunten Lichter an unſerm Fenſter bemerkten.“

„Es iſt das eine lange Geſchichte, mein Fräulein. Aber wenn es Sie intereſſirt . . .“

„Ja,“ ſagte ſie kaum hörbar.

„Aber, mein Fräulein,“ fuhr er dringender fort, „um dieſe Geſchichte erzählen zu können, muß ich in meinem Gedächtniß um einige Monate zurück gehen. Erlauben Sie mir das? — ich thu' es gern.“

„Wenn es ſein muß,“ antwortete ſie mit kaum vernehmbarer Stimme.

„O, Sophie,“ fuhr er plötzlich leidenſchaftlich auf, „es war das eine Nacht, die ich nie vergeſſen kann!“

„Wie die heutige,“ entgegnete ſie ängſtlicher, „die ich auch nicht vergeſſen werde. Aber ich glaube wahrhaftig, Ihre Geſchichte iſt für jetzt zu lang. Erzählen Sie mir ſie lieber ein ander Mal. — Horch! haben Sie nichts gehört? War das nicht wie ein Trommelwirbel?“

„Sie irren ſich, mein Fräulein; es war nur das Schütteln und Schnauben eines Pferdes drunten oder das Raſſeln eines Säbels.“

„Ah, Ihre Reiter ſind unten im Hofe!“

„Und da Ihnen meine Gegenwart vielleicht läſtig wird, mein Fräulein,“ verſetzte der Offizier einigermaßen mißſtimmt über die Abneigung des jungen Mädchens, ſeine Geſchichte zu hören, „ſo will ich mich endlich zurückziehen.“

„Um wieder nach dem Lager zu reiten?“

„Das nicht. Ich werde in der Nähe Ihres Hauſes bleiben, um Sie für vorkommende Fälle zu ſchützen; Sie kennen ja meinen Wahlſpruch,“ ſetzte er, ſich verbeugend, hinzu: — „Schutz den Verfolgten.“

„Ja, ich kenne ihn,“ ſagte ſie eifrig und fügte leiſe bei: „Ich will Sie gewiß nicht von hier vertreiben; wenn Sie doch einmal in der Nähe bleiben wollen, ſo laſſen Sie es ſich in dieſem Zimmer und bei mir gefallen.“

„O, Sie machen mich glücklich,“ entgegnete der Offizier und faßte ihre Hand, die er an ſeine Lippen drückte, worauf ſie ihm aber wieder ſanft entzogen wurde.

„Sie müſſen eingeſtehen,“ ſprach Lieutenant v. W. nach einer Pauſe, „wie ſeltſam es iſt, daß wir uns jetzt drei Mal auf ſo eigenthümliche Weiſe begegneten; das wollte ich in meiner Geſchichte entwickeln, Fräulein Sophie, ich wollte nur ſagen, daß, nachdem ich Sie heute Morgen wieder geſehen, ich Sie vollkommen ähnlich fand dem Bilde, welches ich mir von Ihnen gemacht.“

„Ah, Sie hatten ſich ein Bild von mir gemacht?“

„Gewiß, nach den Vorfällen jener Nacht, von denen ich nicht ſprechen darf, ein ſchönes Bild, zuſammengeſetzt aus dem Klang Ihrer Stimme, aus dem . . .“

„Sie ſind phantaſiereich,“ unterbrach ihn eifrig das junge Mädchen. „Ich muß Ihnen geſtehen, daß auch ich Sie heute Morgen wieder erkannte, aber an etwas Reellerem, an den drei

Worten, die Sie mir — damals gesagt. Ach, dazwischen liegt für mich eine unendlich traurige Zeit!"

„Wie so, Fräulein Sophie? Erzählen Sie mir das."

Bei diesen Worten, die der Offizier sehr dringend aussprach, hatte er, wie im Eifer, etwas von ihren Verhältnissen zu erfahren, die Hand des Mädchens erfaßt und horchte nun mit einem unglaublichen Interesse auf ihre Worte.

„Es ist im Allgemeinen dieselbe Geschichte," sagte sie, „die in jüngster Zeit so viel Unglück herbeigeführt; was Brüder und Freunde trennte, ja, ganze Länder spaltete, drang auch verwüstend in unsere Familie. Doch damit Sie mich verstehen, muß ich Ihnen ein paar Worte von früher sagen."

„O, erzählen Sie!" entgegnete der Dragoner-Offizier eifrig. „Erzählen Sie sehr genau und sehr lang, Fräulein Sophie!" — Er hatte sich jetzt vollkommen ihrer Hand bemächtigt, und während er sie mit seiner Rechten festhielt, machte er mit der Linken den Versuch, ein goldenes Armband, das er unter den weißen Spitzenärmeln entdeckt, leise herum und wieder herum zu drehen, — an sich ein unschuldiges Vergnügen, das ihn aber nichts desto weniger leicht erheben machte.

„Mein Vater," fuhr das junge Mädchen fort, „Gutsbesitzer und Forstmann, war von jeher dem ganzen Treiben einer gewissen Partei abhold gewesen; da aber seine Stimme und sein Beispiel in gewissen Schichten des Volkes offenbar von großer Wirkung sein mußte, so that man alles Mögliche, ohne ihn jedoch in seiner Unterthanentreue wanken zu machen; erreichte jedoch hierbei einen anderen Zweck, den, ihn zu compromittiren. Meine Mutter nun — ich muß es leider gestehen — hatte sich gleich zu Anfange der ganzen traurigen Geschichte auf die andere Seite begeben, sie, die doch eigentlich gar nicht dort hingehörte."

„Ah, die Frauen!“ ſagte Lieutenant v. W.; „ſchrecklich! ſchrecklich!“ Doch als wollte er die leichte Anklage, welche in ſeinen Worten lag, wieder gut machen, drückte er die kleinen weißen Finger an ſeine Lippen, welche ihm aber dafür entzogen wurden, und mit vollem Rechte, denn er hatte zerſtreut mehr auf das Armband geſchaut, als der Erzählung des Mädchens gelauſcht.

„Von meiner Mutter durfte das Niemand erwarten; ſie gehörte jenen Ständen an, die, ſchon durch ihre Geburt bevorzugt, durchaus keine Urſache haben, für Freiheit und Gleichheit zu ſchwärmen; ſie war eine geborene Freiin v. C.“

„Ah!“ machte der Dragoner-Offizier; „von der Familie C. aus O.“

„Von derſelben,“ erwiederte Sophie. „Sie kennen dieſe Familie wahrſcheinlich; arm, aber vornehm.“

„Sehr vornehm,“ ſagte nachdenkend Lieutenant v. W. und rückte unmerklich mit ſeinem Seſſel um eine halbe Linie zurück.

„Die erſtgenannte Eigenſchaft dieſer Familie, die Armuth nämlich,“ fuhr die junge Dame fort, „war wohl ſchuld daran, daß die Mutter den Bewerbungen des Vaters, damals eines jungen, noch unbedeutenden Landwirthes, nachgab und ſeine Frau wurde. Sie hatte auch wohl geglaubt, etwas vom Glanze ihrer Familie werde auf ihr neues Handweſen übergehen und den bürgerlichen Namen ihres Gatten vergolden. Aber ſie hatte ſich geirrt.“

„Ah! ſie hatte ſich geirrt! ich kann mir das denken.“

„Papa hatte den Bekannten und Verwandten der Mutter damals noch kein Landhaus anzubieten, wie das, wo wir uns jetzt befinden; er konnte auch keine Equipage in die Stadt ſchicken, um Gäſte auf den einfachen Hof zu holen, den die Eltern damals bewohnten. Durch alles das fühlte ſich die Mutter zurück-

geſetzt, und ſie, die früher in der ſogenannten Geſellſchaft geglänzt, wurde jetzt kaum angeſehen; es war ja natürlich für Jene unmöglich, den Gatten des ehemaligen Fräulein v. C., den einfachen Landmann, einzuladen. O, es hätte ſich das nicht geſchickt!"

„Leider! leider! ſo ſind die Verhältniſſe an manchen Orten noch heut zu Tage; ich kenne das; es iſt unglaublich, aber wahr."

„Sehr wahr," erwiederte ernſt das Mädchen; „und meine Mutter, die ein lebhaftes Temperament hat, fühlte dies doppelt, und ſtatt Verſuche zu machen, das verlorene Terrain Schritt für Schritt wieder zu gewinnen, was ihr vielleicht gelungen wäre, faßte ſie einen Haß gegen Alles, was ſich in jenen Kreiſen bewegte und ſchloß ſich aufs Innigſte den Bekannten des Vaters an. Ja, als der Vater im Laufe der Zeiten ein wohlhabender, einflußreicher Mann wurde, und man in der Geſellſchaft nun anfing, ihm freundlich entgegen zu kommen, wandte die Mutter allen dieſen Verſuchen ſtolz den Rücken, und ich muß es geſtehen, Vater und wir hatten dadurch viel Unannehmlichkeiten — manche bittere Stunde. Und der Haß gegen die Geſellſchaft, den Mama lange ſtill verſchwiegen in ſich genährt, durchbrach nun beim Beginn dieſer unglückſeligen Zeit alle Dämme ruhiger Ueberlegung und riß den Vater, der, wie ſchon geſagt, durchaus keine Neigung zu jener Partei hatte, eine Zeit lang mit fort — aber nur eine Zeit lang; und Vater, der wohl den Abgrund ſah, dem alle dieſe exaltirten Menſchen entgegen eilten, machte viele Verſuche, die Mutter zurück zu halten, — unmöglich! Was konnte er weiter thun? Um nun nicht mitten hinein in den Strudel geriſſen zu werden, dem er ja allein unmöglich widerſtehen konnte, folgte er der Bewegung Schritt für Schritt, aber widerſtrebend und die raſchen Entſchlüſſe der Mutter hemmend. Um jene Zeit

wurde ich vom Vater an den Mittelrhein zu Bekannten geſchickt, um dort eine Zeit lang zu bleiben."

„Wo ich Sie geſehen!" ſagte Lieutenant v. W.

„Nein, wo Sie mich nicht geſehen," entgegnete lächelnd das Mädchen. — „Doch ließ mich die Mutter bei den ernſten Ereigniſſen, die von allen Seiten hereinzubrechen drohten, nicht lange dort, ſondern rief mich hieher zurück. Mein Bruder, der damals die Hochſchule beſuchte, exaltirt, wie ſo viele ſeiner Bekannten, nahm thätigen Antheil an dem unglücklichen Kampfe und wurde geſtern, wie Ihnen bekannt iſt, drunten in dem weißen Hauſe ſchwer verwundet."

„Allerdings, ich weiß," verſetzte ernſt der Dragoner-Offizier. „Aber wie konnte ſich Ihre Mutter dorthin begeben? Es iſt ja ein wahres Wunder, daß Sie unverletzt geblieben, daß nicht eine der hereinſchlagenden Kugeln Sie getroffen, daß Sie nicht bei dem Erſtürmen verletzt wurden. — O, mein Gott! Sophie, ich verſichere Sie alles Ernſtes, ich bin dem Schickſal unendlich dankbar dafür, daß es mich geſtern bei dem Gefechte zugegen ſein ließ."

„Auch mich hat es glücklich gemacht," ſagte nach einer Pauſe das junge Mädchen mit kaum vernehmbarer Stimme, und ſetzte lauter hinzu: „Und ich danke dem Schickſal und Ihnen." Dabei reichte ſie dem Offizier, der vor ihr ſaß, mit einem rührenden Ausdruck ihre beiden Hände, die er für jetzt zu ergreifen ſich begnügen mußte; doch wer weiß, was weiter geſchehen wäre, hätte ſich nicht in dieſem Augenblicke die Thüre geöffnet, zu welcher der alte Hieronymus herein trat. Chriſtine in der Ecke erwachte mit einem lauten Seufzer und fing augenblicklich wieder an zu ſtricken.

„Verzeihen Sie, Fräulein Sophie," ſagte der Diener,

„ich komme nur, um meine Meldung zu machen: der junge Herr befindet ſich fortwährend ſehr gut, und ich glaube, es könnte nichts ſchaden, wenn Sie, ehe der Tag kommt, für Madame noch ein beruhigendes Zeichen machten.“

„Iſt es ſchon ſo ſpät?“ entgegnete haſtig aufſtehend Sophie.

„Vielmehr ſo früh,“ verſetzte lächelnd Hieronymus; „es wird nächſtens drei Uhr ſchlagen.“

„Gott ſei Dank,“ ſprach ſie, „ſo iſt die Nacht bald vorüber! — Alſo Alles geht gut? Dann wird es an einem einzigen grünen Lichte genug ſein.“

„Und der Ueberfall des Feindes?“ fragte lächelnd der Dragoner-Offizier; „Hieronymus wird wiſſen, welche Farbe man dazu braucht.“

„Ich glaube in der That,“ antwortete der alte Diener, „Madame hat den Fall vorgeſehen und dafür Blau beſtimmt — Blau und darauf Roth, wenn wir Unannehmlichkeiten erlitten im anderen Falle aber Blau und Weiß.“

„Ah! Blau mit Roth, oder Blau mit Weiß!“ ſagte nachdenkend der Dragoner-Offizier und ſchaute das Mädchen mit einem innigen Blicke an. Sie hatte den Schirm von der Lampe abgehoben und ſtand jetzt zum erſtenmal in vollem Lichte vor ihm.

„Ich habe den Dragonern drunten einen Trunk angeboten,“ ſprach der Hieronymus zu dem Offizier, „doch haben ſie ihn ausgeſchlagen.“

„Das will ich glauben in Feindes Land!“ entgegnete lachend Lieutenant v. W. „Sie kennen ihren Dienſt.“

„Aber eine kleine Erfriſchung wird den armen Leuten nichts ſchaden,“ meinte das junge Mädchen, „und wenn ich Sie bitte, ſo werden Sie Ihre Erlaubniß nicht verſagen.“

„Gewiß nicht,“ erwiederte der Dragoner-Offizier mit lauter Stimme, fügte aber leiſe hinzu: „Um ſo weniger, da Sie mir dadurch geſtatten, noch eine kleine Weile in Ihrer Geſellſchaft zu bleiben.“ — Damit ging er an das Fenſter, öffnete es und befahl dem Unteroffizier der Dragoner, er ſolle die Leute abſitzen und es ſich bequem machen laſſen.

Hieronymus hatte das Zimmer verlaſſen, und Chriſtine, die gehört hatte, man wolle auf's Neue telegraphiren, brachte das blecherne Käſtchen herbei.

„Jetzt werden Sie mir helfen?“ fragte ſchalkhaft lächelnd das junge Mädchen und reichte dem Offizier eine der Papierhülſen, die ſie aus dem Käſtchen genommen.

„Ich befinde mich da in einer merkwürdigen Poſition,“ entgegnete Lieutenant v. W. mit heiterer Miene. „O, mein Fräulein! Sie machen aus mir, was Sie wollen; indem ich Ihnen hier helfe, vertraue ich Ihnen meinen guten Namen, meine Ehre an; ich könnte garſtig compromittirt werden, wenn man die Geſchichte auf eine andere Art im Hauptquartier erzählte.“

„Wir werden einander nicht verrathen,“ ſprach treuherzig das ſchöne Mädchen und ſah den jungen Offizier mit einem unbeſchreiblich innigen Blicke, der warm und glänzend aus ihren großen dunkeln Augen drang, eine Sekunde lang an. „Sind wir denn nicht im gleichen Falle, habe ich Ihnen nicht auch meinen guten Namen, meine Ehre anvertraut, und thue es auch jetzt noch unbedingt?“

„Ah, Sophie!“ verſetzte feurig Lieutenant von W., „Sie haben Beweiſe von meiner Verſchwiegenheit; ich bin in der That glücklich, ja ſelig, ein Geheimniß mit Ihnen theilen zu dürfen.“

Wir wiſſen nicht, durch welch geſchicktes Manöver der Dragoner-Offizier bei dieſen Worten plötzlich auf die andere Seite

des Tiſches kam und wie er es wagen konnte, ſeinen Arm um ihre ſchlanke Taille zu legen; ſie duldete es auch nur einen Augenblick; doch während ſie ſeine Hand los machte, tröſtete ſie ihn durch einen einzigen Blick, einen Blick, der ihn nicht einmal traf, der vielmehr forſchend in die Ecke des Zimmers flog, wo ſich Chriſtine wieder auf ihren Stuhl zurückgezogen hatte.

Darauf traten die beiden jungen Leute wieder an das Fenſter; ſie ruhig, er zitternd. — Wie erfriſchend war die kühle Morgenluft, die nun in das Zimmer drang, wie ſüß der Duft des Waldes, der Kräuter und Blumen, mit dem ein leichter Wind ihre erhitzten Wangen kühlte! Es war ſchon nicht mehr völlig Nacht draußen, ein unbeſtimmtes Licht bezeichnete ſchattenhaft die Geſtalten der Geſträuche und Bäume, und ließ beinahe das Terrain vor ihren Augen erkennen: Hügel, Schluchten, Bäche und Wege, aber Alles noch ungewiß, wie ſchlummernd und träumend. Am Horizont war nur eine lichte Stelle, wo der Mond untergegangen, und hoch am Himmel glänzten noch ein paar erlöſchende Sterne — es lag ein unbeſchreiblich ſüßer Hauch auf der Landſchaft, es herrſchte ein wonnig ſüßes Gefühl in den Herzen der beiden jungen Leute, welche neben einander am Fenſter ſtanden; man ahnte ſchon, wie es draußen werden, wie es ſich im Innern geſtalten würde bei dem erſten Strahl eines aufflammenden Lichtes, eines Lichtes, mochte es nun ein Sonnenſtrahl ſein oder ein liebendes Wort, draußen die Schatten verjagend, innen alle Zweifel aufklärend.

„Zuerſt das grüne Licht,“ ſagte tief aufathmend das junge Mädchen.

Und darauf legte er die Hülſe an's Fenſter, zündete ſie an, und dann fuhren Beide erſchrocken zurück, aber merkwürdiger Weiſe dichter zu einander hin bei der plötzlichen Helle.

„Jetzt das blaue.“

„Ah, für mich, für den Feind!“

„Blau Licht bei Nacht iſt eine ſchöne Farbe.“

Und Beide ſchauten es eifrig an und ſahen noch eine Sekunde lang in die verbrannte Hülſe, nachdem ſie ſchon ausgeleuchtet hatte. Hierbei war es recht ſonderbar, daß der Offizier, als er nun ſeine Hand empor hob, die des Mädchens feſt hielt. Sie hatte ſich, wahrſcheinlich erſchreckt von dem blauen Lichte, zu ihm hin geflüchtet. Jetzt kam aber ein entſcheidender Moment; denn das nächſte Feuer konnte roth oder weiß leuchten, je nachdem der Ueberfall des Feindes als freundlich oder unfreundlich angeſehen wurde.

Der Dragoner-Offizier warf einen raſchen Blick hinter ſich in das Zimmer, vor allen Dingen nach dem Stuhle, auf welchem Chriſtine geſeſſen; aber er war leer, — ſie hatte das Gemach verlaſſen.

Dieſes Mal ſuchte Sophie die Hülſe ſelbſt aus, ſie legte dieſelbe an's Fenſter; der junge Offizier nahm die kleine Lunte und ſagte dann mit zitternder Stimme zu dem Mädchen, wobei ſie ſich erſchrocken von ihm abwandte, denn er hatte ſie etwas haſtig an ſich gedrückt: „Sophie, wiſſen Sie wohl, daß jetzt für mich, für meine Zukunft, für mein ganzes Leben ein wichtiger, ein großer Augenblick gekommen iſt? Sie zeigten ihrer Mutter an, der Feind, ich, ſei gekommen, jetzt ſind Sie im Begriffe, hinzuzufügen, wie Ihnen der Feind erſchienen iſt; ich weiß nicht, welche Hülſe Sie genommen haben; es ſei das für mich ein Glücksſpiel; wird im nächſten Augenblicke ein rothes Licht erſcheinen, wohlan, ſo bin ich Ihnen gleichgültig, iſt es aber ein weißes Licht, dann, Sophie, lieben Sie mich ſo innig, ſo treu — — wie ich Sie liebe.“

Das junge Mädchen ſchauderte in ſeinem Arm und erwiederte mit leiſer Stimme: „Das habe ich nicht geſagt.“ — Sie war erſchrocken, ſie machte mit zitternder Hand einen Verſuch, die Hülſe von dem Fenſter zu nehmen. Aber es war zu ſpät — ſehr viel zu ſpät; das Feuer hatte gezündet, und als nun eine helle weiße Flamme emporquoll, drückte der Dragoner-Offizier das ſchöne Mädchen feſt an ſein Herz; ſie wandte das von dem glänzenden Scheine überſtrahlte Geſicht nicht von ihm weg, und ſo kam es, daß er ſie innig auf die friſchen rothen Lippen küßte.

Dieſer Kuß dauerte eben ſo lange, als die Hülſe brannte, dann fuhr das Mädchen aus ſeinen Armen empor, rief: „Mein Gott! mein Gott!“ und warf ſich in ihren Fauteuil, wo ſie ihr Geſicht mit den Händen bedeckte.

Nach dem erſten Kuſſe, den man einem jungen Mädchen raubt, iſt es ein wichtiges und ſehr ſüßes Geſchäft, für dieſe Unthat Verzeihung zu erlangen, und man ſetzt dann mit eifrigen Worten ſeine Gefühle, ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen auseinander. Das that denn auch Lieutenant v. W., und wir müſſen geſtehen, daß nach einer kleinen Viertelſtunde das ſchöne Mädchen unter Thränen lächelte.

Zwölftes Kapitel.

Der lange Eduard wird von einer Patrouille aus dem Schlafe geweckt, zieht in der Morgendämmerung auf Entdeckungen aus und bemerkt mit Erſtaunen daß ein großes Licht vor ihm aufgeht.

Während dieſer Viertelſtunde aber hatte ſich draußen allerlei begeben. Der Unteroffizier von der Feldwache am Hohlweg verließ jene Ecke nicht mehr, von wo aus er das einſame Landhaus beobachten konnte. Lange bemerkte er kein weiteres Licht, dann aber flammte es wieder, wie wir bereits wiſſen, grün, blau und weiß empor. Der würdige Unteroffizier, obgleich er der Reiter-Patrouille dieſe merkwürdige Thatſache gemeldet, hielt es dennoch für ſeine Pflicht, auf dem nächſten Patrouillen-Zettel an's Hauptquartier hierüber einen Rapport zu erſtatten. Dieſer Rapport gelangte auf dem vorgeſchriebenen Wege in das weiße Haus und vor das Lager des die Wache commandirenden Hauptmanns, wurde aber von demſelben, da er ſich gerade eines guten Schlafes erfreute, an den wachthabenden Lieutenant im Hofe verwieſen.

Der lange Eduard träumte zur ſelbigen Zeit von einer neuen Ausgabe des Meidinger, von ihm ſehr vermehrt und bereichert, auch mit Holzſchnitten illuſtrirt, deren Stöcke er gerade im Begriffe war eifrigſt durchzuſägen. In dieſem intereſſanten

Augenblicke wurde er geweckt, und nachdem er ſich aus dem Mantel herausgewickelt, die Pickelhaube aufgeſetzt und die Schärpe etwas zurecht gezogen, nahm er aus den Händen der Soldaten den Patrouillen-Zettel und las mit großem Erſtaunen, was ſich draußen auf den Vorpoſten begeben. Es iſt eigentlich erſtaunlich, brummte er in ſich hinein, daß W. nichts davon gemeldet, er muß es doch auch geſehen haben; ſonderbar iſt es auch, daß er noch nicht zurückgekehrt iſt. „He, mein Freund,“ wandte er ſich fragend an den Soldaten, „habt Ihr auf Poſten keine Reiter-Patrouille geſehen?“

„Dragoner, Herr Lieutenant? — Die waren nach ein Uhr bei unſerer Wache. Der Unteroffizier führte den commandirenden Offizier bis draußen vor den Hohlweg, wo man die farbigen Lichter deutlich ſehen konnte; darauf ritt die Patrouille nach dem Hauſe hin, wo man die Zeichen geſehen.“

„Um ein Uhr?“ ſagte der lange Eduard, indem er ſich in ſeiner ganzen Größe erhob. „Sonderbar! Ich muß das Ding dem Hauptmann melden; unſer braver Kamerad W. könnte in einen Hinterhalt gefallen ſein.“ — Damit fertigte er die Patrouille wieder ab und ging mit langen Schritten in das Haus, wo er den Hauptmann weckte, ihm die Sache vortrug und ihn zu gleicher Zeit darauf aufmerkſam machte, wie nothwendig es ſei, das Haus mit den farbigen Lichtern ein wenig näher zu unterſuchen.

Der Hauptmann war damit vollkommen einverſtanden; da er aber nicht Luſt zu haben ſchien, das Unternehmen ſelbſt zu leiten, ihm auch wohl der Dienſt nicht erlaubte, ſeine Wache zu verlaſſen, ſo beauftragte er den langen Eduard mit dieſer Expedition und gab ihm zehn Mann von der Wache mit, um das verdächtige Haus zu unterſuchen.

Unterdeſſen verkündete ſchon ein heller Streifen im Oſten, daß der Tag anzubrechen beginne; ein leicher Wind bewegte die Zweige der Bäume, und einzelne Vogelſtimmen ſchlugen ſchüchtern an und verſuchten ihre Kehlen zu dem ſpäteren großartigen Morgen-Concerte, womit ſie den Aufgang der Sonne zu begrüßen pflegen. Die Schatten der Nacht verſchwanden ſchneller und ſchneller, und man war ſchon im Stande, eine gute Strecke vor ſich zu ſehen.

Lieutenant Eduard ſtieg durch den Wald hinauf und gelangte bald an die Vorpoſtenkette, wo Jedermann durch Ueberlieferung wußte, daß die Reiter-Patrouille vorüber gekommen, aber nicht zurückgekehrt ſei. Der lange Eduard dachte an alle möglichen Unglücksfälle; ſchreckliche Geſchichten wurden von ſeiner lebhaften Phantaſie ausgedacht, und der Bericht der Schildwache in der Nähe jenes Landhauſes war nicht dazu gemacht, ſeine Zweifel zu zerſtreuen und ſeine Befürchtungen niederzuſchlagen, die in nichts Geringerem beſtanden, als Lieutenant W. ſei in einen Hinterhalt gefallen und vielleicht mit ſeiner ganzen Mannſchaft niedergemacht worden.

Die letzte Schildwache unfern des Gitterthors hatte von ihrem Vormann die Meldung erhalten, die Dragoner ſeien in den Hof geritten, und er habe genau auf alles aufzupaſſen, was vorfalle. Aber es war nichts vorgefallen. Der Dragoner, der zwiſchen dem Gitterthor und dieſem Poſten aufgeſtellt war, hatte ſich nach und nach zu ſeinen Kameraden hineingezogen. „Dann war es,“ ſagte der Soldat, „hinter dem Gitterthor ſehr ſtill geworden.“

„Sehr ſtill?“ fragte nachdenkend der lange Eduard.

„Ja wohl, Herr Lieutenant, außerordentlich ſtill,“ antwortete die Schildwache; „nur ein einziges Mal noch hörte man

ein ziemlich lautes Klirren der Säbel; das dauerte aber vielleicht eine Minute, und dann trat dieſelbe tiefe Stille wieder ein.«

Der lange Eduard ſchauderte und ſprach zu ſich ſelber: Gott der Gerechte! es wäre doch in der That fürchterlich, auf eine ſo elende Art und nächtlicher Weile um's Leben zu kommen. Dabei fiel es ihm heiß auf die Seele, daß Lieutenant v. W. geſtern Vormittag die bewußte Dame und ihre blonde Tochter hieher geleitet; nichts ſchien ihm wahrſcheinlicher, als daß ſein armer Kamerad ſich bei dem Verſuche, das Mädchen wieder zu ſehen, vielleicht zu weit vorgewagt und ſo in eine ſchlimme Geſchichte gerathen.

Während aber auf dieſe Art der lange Eduard drunten vor dem Gitterthor dieſe traurigen Gedanken in ſeinem Herzen nährte und ſich dabei eines tiefen Schauders nicht erwehren konnte, kniete droben im Zimmer der Gegenſtand dieſes Schauders vor dem uns bekannten violet-ſammtnen Fauteuil oder vielmehr vor dem Mädchen, welches in demſelben lag.

„Meine liebe Sophie,“ ſagte er, nachdem ſie ihm durch einige Thränen zugelächelt, „du biſt nun meine Gefangene, und ich kann dich nur auf Ehrenwort frei geben, das heißt, dich hier auf dem Landhauſe laſſen, wenn wir heute abziehen.“

„Und worauf ſoll ich mein Ehrenwort geben?“ fragte ſie erröthend.

„Ei,“ antwortete er lachend, „daß du meines Rufes gewärtig biſt, mir zu folgen, wohin ich es verlange — natürlich als mein liebes Weib.“

Sie ſenkte den Kopf auf ſeine Stirn, gab aber keine Antwort.

„Du kennſt jetzt meine Familie,“ fuhr er fort, „ſie iſt eben ſo alt und bedeutend, wie die deiner Mutter. Glaubſt du, dieſe werde es ungern ſehen, daß du Frau v. W. werden ſollſt?“

„Nein, ich glaube nicht, mein lieber Freund,“ entgegnete das Mädchen; „ich glaube, es wird ſie glücklich machen, ja, vielleicht den Frieden in unſerer Familie wieder herſtellen.“

„Das wäre prächtig, mein Kind!“ jubelte laut der Dragoner-Offizier; „dann würde es uns ja vielleicht gelingen, ſie von jener Partei wieder zu uns herüber zu ziehen. Ah! das macht mich ſehr zufrieden, und ich kann es jetzt einigermaßen entſchuldigen, meinen Patrouillen-Dienſt nicht vollkommen gewiſſenhaft ausgeübt zu haben. Wenn Seine Königliche Majeſtät erfährt, welche Proſelyten ich gemacht, und wie ich zur dauernden Beruhigung dieſes Landes beigetragen, ſo kann mir ein gutes Avancement nicht entgehen.“ — Bei dieſen Worten ſprang er vergnügt in die Höhe, zog das Mädchen von dem Fauteuil empor und drückte ſie eine gute Weile feſt und innig in ſeine Arme.

Da wurde die Thüre zum Salon heftig aufgeriſſen, und als Lieutenant v. W. erſtaunt über dieſe Unterbrechung um ſich blickte, ſah er die lange Geſtalt eines Infanterie-Offiziers wie eine Erſcheinung in dem Halbdunkel des Vorzimmers ſtehen.

Dieſe Geſtalt ſchien aber offenbar noch mehr überraſcht und erſtaunt, als der Dragoner-Offizier; ſie hatte den Degen gezogen, bewegte ſich langſam vorwärts und rief endlich mit einem tiefen Seufzer, mit einem Tone der höchſten Verwunderung: „Heiliger Meidinger!“

Bei dieſem Ausrufe wußte der Dragoner-Offizier augenblicklich, wen er vor ſich habe; er ließ das junge Mädchen aus ſeinen Armen in den Fauteuil niedergleiten und bot ſeinem Freunde luſtig lachend die Hand.

„Du haſt, wie mir ſcheint, mit Erfolg patrouillirt,“ meinte der lange Eduard nach einer Pauſe, nicht ohne einen kleinen

Anflug von Neid und nachdem er sich einigermaßen von seinem Erstaunen erholt.

„So vollkommen," antwortete ihm rasch Lieutenant v. W., „daß ich jetzt im Stande bin, dir hier meine Braut vorzustellen."

„Ah! mein Fräulein, wir kennen uns!" rief der lange Eduard, indem er sich tief verbeugte. „Ich hatte die Ehre, mit Ihnen vor einiger Zeit zu speisen. Wer hätte gedacht, daß Sie so bald zu uns übergehen würden!"

Das junge Mädchen, das sich bei der so unerwarteten Dazwischenkunft eines Dritten in großer Verlegenheit befand, erinnerte sich gern des Infanterie-Offiziers, den es bei seinem Oheim gesehen, und war so im Stande, ein für diesen seltsamen Augenblick über alle Erwartung ruhiges und vernünftiges Gespräch einzuleiten. Doch war die Position der drei Personen ziemlich unhaltbar, ja unerquicklich, und so hörten sie denn auch nach einigen Augenblicken mit großem Vergnügen von dem Thale herauf einen einfachen Trommelschlag durch die Stille des Morgens herüber schallen, dem bald andere rasselnd und wirbelnd antworteten. Dazwischen klangen Trompeten und Hörner und mahnten zum Aufbruche.

Der lange Eduard war diskret genug, sich mit der Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen rasch zu entfernen, wodurch er seinem Kameraden Zeit ließ, einen innigen Abschied von dem geliebten Mädchen zu nehmen. Das that dieser denn auch, er küßte sie auf die Stirn, auf den Mund, auf die Augen, und als er sich darauf gewaltsam von ihr losriß, sagte er: „Uebermorgen sind wir in H.; nicht wahr, meine geliebte Sophie, dort finde ich den Brief deiner Mutter?" — —

Die Dragoner hatten sich unterdessen im Hofe vollkommen restaurirt, sie waren lustig und wohlgemuth und hätten gar zu

gern ein vergnügtes Lied geſungen; doch ritt ihr Offizier ſchweigend vor ihnen her, in tiefe Gedanken verſunken, und ſchaute nieder auf den Sattelknopf, bis er das Infanterie-Piquet erreichte, an deſſen Spitze der lange Eduard marſchirte. Dieſer reichte ſeinem Freunde lachend die Hand und ſagte ihm: „Wahrhaftig, ich kann dir nur gratuliren; ich glaube, du allein wirſt aus dieſem Feldzug eine vernünftige Eroberung mit nach Hauſe bringen.“

Bald hatten ſie das weiße Haus erreicht, wo das Hauptquartier im Aufbruche begriffen war. Der Unteroffizier des Feldpoſtens draußen, der zurückgezogen worden war, meldete eben dem wachthabenden Hauptmann noch einmal auf's Umſtändlichſte die Geſchichte mit den bunten Lichtern; Lieutenant v. W. rapportirte, daß er jenes Haus auf's Genaueſte unterſucht, und der lange Eduard ſetzte hinzu, er könne die Verſicherung abgeben, der Dragoner-Offizier habe auf's Umſichtigſte gehandelt, und er für ſeine Perſon ſich überzeugt, daß die bunten Licher vollkommen unverdächtig geweſen ſeien.

Dreizehntes Kapitel.

Erzählt, daß Feodor Dose vier Briefe aufbrach und las, daß er hierauf einen wichtigen Entschluß faßte, in dessen Folge dieses Kapitel das letzte Wachtstuben-Abenteuer enthält.

Der geneigte Leser wird nicht von uns verlangen, daß wir ihm eine Fortsetzung jenes Kampfes berichten, aus dem wir in den letzten Kapiteln eine Episode erzählten. Auch ist derselbe bekannt genug, und wir können, um dem Titel unserer Geschichte: „Wachtstubenabenteuer“ getreu zu bleiben und um die Gränzen, die wir uns vorgesteckt, nicht zu überschreiten, nur noch dieses Schluß-Kapitel liefern, in dem wir das Mögliche thun, um dem uns hoch ehrenden Interesse, welches der geneigte Leser an den handelnden Personen genommen, einigermaßen gerecht zu werden.

Von Wachtlokalen haben wir zusammen schon eine gute Anzahl der verschiedensten besucht; es bleibt uns noch eines übrig, freilich nicht das angenehmste, aber um der Wahrheit, wie immer, getreu zu bleiben, können wir es dem Leser nicht erlassen. — Wir hätten in der That lieber auf einem anderen Schauplatze geschlossen.

Es sind des Stalles warme, aber etwas dunstige Räume, die sich vor unserem Blicke öffnen. Dieser Stall befindet sich in

einem langen, gewölbten Gebäude, hat eine breite gepflasterte Gasse, an welche rechts und links die Pferdeſtänder ſtoßen. Dahinter ſtehen die treuen Thiere wohlgenährt, rein geputzt, mit wollenen Decken verſehen, und laſſen nun, da ſie ſo eben ihre Heuvesper verzehrt haben, theils anmuthig die Köpfe hangen, oder neigen ſie zu zwei und zwei gegen einander, wobei ſie allerlei ſeltſame Laute ausſtoßen.

Vielleicht träumen die Pferde von dem vergangenen Feldzuge und erinnern ſich lebhaft dieſes oder jenes Gefechtes. Von einem ſo intelligenten Thiere wäre das gar nicht zu verwundern. In der Stallgaſſe brennen ein paar trübe Laternen und beleuchten mit röthlichem Scheine die Schilder, auf welchen die hochpoetiſchen Namen der Pferde geſchrieben ſind. Man ſieht hier eine ganze Mythologie: Jupiter, Juno, Venus, Mars, und nur hier und da einige gewöhnliche Namen, wie »Liſe« oder »Franz« oder »Peter«.

Die Stallgaſſe iſt ſauber geputzt, auf dem Pflaſter kein Fleckchen zu ſehen; die Geſchirre hangen an den verſchiedenen Ständern, das Lederzeug blank gewichst, die Eiſentheile wie Silber funkelnd. Und welch wohlthuende, ja feierliche Stille herrſcht jetzt in dem Stallraume! Die Streu iſt gemacht, und wer von den wachthabenden Kanonieren nicht gerade in der Stallgaſſe auf- und abgehen muß, hat ſich zu ſeinem Pferde geſchlichen und liegt neben demſelben in dem friſchen, hoch aufgelockerten Stroh. Am Anfange des Stalles, dort, wo die Haupt-Eingangsthüre iſt, befindet ſich neben der Futterkiſte ein kleiner Bretterverſchlag mit einer ziemlich breiten Pritſche, einem kleinen Tiſche und einem hölzernen Stuhle. Auf letzterem ſitzt der Wachthabende; er hat die Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt, den Kopf in die Hände gelegt und blickt träumeriſch in das Licht

der Laterne, die vor ihm ſteht. Auf ſeiner Bruſt glänzt eine neue große goldene Tapferkeits-Medaille.

Wenn wir dem geneigten Leſer ſagen, daß dieſer Wachthabende Feodor Doſe iſt, ſo hören wir ſchon hier und da die richtige Einwendung: Wie kommt es, daß ein Feuerwerker die Stallwache bezieht? Er iſt ja ſeinem Range nach davon befreit! — Wir wiſſen das ebenfalls, können aber die Verſicherung geben, daß der Feuerwerker Doſe es dieſen Morgen als eine Gunſt erbeten, die heutige Stallwache thun zu dürfen. Und er hatte einen poetiſchen Grund dazu: er kannte dieſe ſtillen, einſamen Räume, er wußte, wie geeignet ſie waren zu einem tiefen, ununterbrochenen Nachdenken; und da er am heutigen Tage wahrſcheinlich viel nachzudenken hatte, gern allein ſein wollte, ſo bezog er die Stallwache.

Der Feuerwerker hatte mehrere Briefe erhalten, für ihn von dem wichtigſten Inhalte, und wollte nun hier dieſelben in aller Stille leſen und ſeine Entſchlüſſe faſſen. Als Mann von Ordnung nahm er dieſe Schreiben aus ſeiner Brieftaſche und legte ſie, geordnet nach ihrer Größe und Schwere, vor ſich auf dem kleinen hölzernen Tiſche aus. Da lagen ſie nun, vier an der Zahl, und jetzt, wo er keine Unterbrechungen zu befürchten hatte, beſchloß er, die verhängnißvollen Siegel zu öffnen. Das erſte zeigte ein Poſthorn und verſchloß ein Paket von dickem blauem Papier, deſſen Gewicht und Unbehülflichkeit das kurze und magere Schreiben durchaus nicht entſprach, wohl aber dem Abſender deſſelben, dem dicken und faulen Tipfel. Er ſchrieb von ſeiner fernen Gränzſtadt und erkundigte ſich im Eingang, ob Doſe den Feldzug glücklich überſtanden, ob er noch am Leben und im ungehinderten Beſitze ſeiner ſämmtlichen Gliedmaßen ſei.

„Ich bin recht glücklich,“ ſagte unter Anderem der ehemalige

Bombardier, »und Sie können ſich nicht denken, lieber Doſe, mit welcher Beruhigung ich, fern vom Schuß, die Berichte eurer glorreichen Heldenthaten geleſen. Meine Exiſtenz iſt eine ganz behagliche und würde ungetrübt zu nennen ſein, wenn nicht meines Vorgeſetzten, des Poſtmeiſters Dachſinger, unglückſelige Leidenſchaft für das Bayonnetfechten täglich im Zunehmen begriffen wäre. Es iſt das jetzt eine Art von Dienſt für uns geworden, und mich hat dieſer troſtloſe Infanteriſt im wahren Sinne des Wortes zum Stichblatt erwählt. Denken Sie ſich Doſe, er citirt mich zwei-, dreimal die Woche, dann handhaben wir ein paar hölzerne Gewehre, auf der Bayonnetſpitze ſteckt ein Stück Kreide, und ich werde nicht eher wieder entlaſſen, als bis ich auf meiner ganzen Vorderſeite mit weißen Flecken vollkommen getigert bin, und das nennt er mich vertraulich und herablaſſend behandeln, dieſes Ungeheuer von einem Vorgeſetzten — in bayonnetfechteriſcher Hinſicht nämlich, denn ſonſt kann ich nicht über ihn klagen, da ich zuweilen ſehr gut bei ihm ſpeiſe und er mir auch eine kleine Zulage verſchafft hat.«

So ſchrieb Tipfel; doch ſchüttelte Feodor Doſe bedeutſam ſein Haupt und legte dieſen Brief ſtillſchweigend bei Seite.

Das zweite Schreiben, das er nun erbrach, befand ſich in einem Umſchlage von röthlichem Papier und führte das Siegel der Batterie, welcher Doſe anzugehören die Ehre hatte. Es war eigenhändig von Hauptmann v. Stengel, welcher ſeinem Untergebenen ſchrieb:

»Mein lieber Doſe, wohl wiſſend, daß Sie bei meiner Batterie wieder eintraten in der Hoffnung auf einen längeren Feldzug und auf ernſtliches Avancement, das Ihnen auch nicht hätte entgehen können, kann ich mir recht gut denken, daß Sie gegenwärtig, wo es mit Schiller heißt: der Soldat ſpannt aus, der

Bauer ſpannt ein, und wo wir demnach wieder auf die bekannten vier Geſchütze ohne alles Andere reducirt werden, nicht in Ihren Wünſchen liegen mag, weiter zu dienen. Ihre Berechtigung für eine Civil-Verſorgung hat ſich durch die vergangene Zeit noch vermehrt, wogegen ich Ihnen geſtehen muß, daß es mir äußerſt angenehm wäre, Sie meiner Batterie zu erhalten. Hierzu wäre eine vortreffliche Gelegenheit, da ich im Begriffe bin, beim Abtheilungs-Commando einen ſicheren Unteroffizier zum Wachtmeiſter vorzuſchlagen, und Sie hierzu erſehen habe. Im Falle Sie dazu geneigt wären, können Sie mir Ihre Antwort mündlich ſagen; ich habe Ihnen dieſes Schreiben nur zugefertigt, damit Sie Jedermann zeigen können, wie über Sie denkt

„Ihr Chef und wohlgewogener Hauptmann,
Batterie-Commandeur v. Stengel.“

Doſe wußte ſchon im Voraus um dieſen Antrag; er ließ den Brief ſinken und ſchaute lange vor ſich hin. Wachtmeiſter werden war keine Kleinigkeit, nach dem Hauptmann die mächtigſte Perſon der Batterie, und in manchen Dingen noch mächtiger als der Chef ſelbſt. Aber er ſchied damit ſo zu ſagen aus dem aktiven Dienſt und mußte Schreiber werden — eine Beſchäftigung, vor welcher der Feuerwerker eine unüberwindliche Abneigung fühlte. Freilich war das ſilberne Porteepee ſehr in die Wagſchale zu legen, aber Doſe war nicht eitel, wenigſtens nicht auf äußere Dinge; hätte jedoch ihm Jemand die Mittel an die Hand gegeben, ſich einen großen Dichternamen zu erwerben, Feodor würde Alles darum gegeben haben. — Aber Wachtmeiſter und in Friedenszeiten, für ihn, der es ſchon einmal erlebt hatte, daß die Batterie demobil wurde, und daß man die Geſchütze, die noch kürzlich ſo luſtig über die Ebene dahin flogen, in die dunklen Magazine ſtellte, wo ſie wahrſcheinlich finſter

träumend ihre Zeit verbrachten — nein, Doſe, der ſchon als Poſt-Conducteur ein freieres, wenn auch mühſameres Leben geführt, Doſe konnte ſich nicht wieder zum Kaſernenleben entſchließen. — Es iſt darin keine Poeſie mehr! ſeufzte er. Da bin ich allein hieher zurückgekehrt von den ehemaligen Kameraden, und wenn ich das auch im Felde, wo mein Geſchütz eine kleine Welt für mich war, nicht beachtet, ſo würde ich mich doch wieder troſtlos allein finden, ſobald ausgeſpannt und vollkommen verkauft iſt. Meine Kanoniere werden nach Hauſe entlaſſen, meine ſechs Pferde kommen zu irgend einem nichtswürdigen Kutſcher, mein Leibroß, der Cato, muß, Gott weiß, an welchem Karren ziehen, und ich allein bleibe zurück — — ein entlaubter Stamm, dem innen im Marke nicht einmal eine ſchaffende Kraft wohnt. — Nein, nein! ſeufzte Doſe, dann noch weit lieber Packmeiſter des Herrn von Dachſinger, obgleich dieſes Loos auch nicht beneidenswerth iſt.

Der Feuerwerker ſtützte ſorgenvoll ſein Haupt auf die Hand und ſah die beiden noch verſchloſſenen Briefe an, die vor ihm lagen. Von wem kamen ſie? welchen ſollte er zuerſt erbrechen? Er beſchloß, abermals der Größe nach zu verfahren; da ſich aber die beiden Couverts ziemlich gleich ſahen, ſo richtete er ſich nach den Siegeln und ſparte den Brief mit dem kleineren, obgleich daſſelbe ein adeliges Wappen zeigte, bis zuletzt auf. Er löſte alſo von dem mit dem größeren Siegel behutſam den Umſchlag, faltete das Schreiben aus einander und las:

„Lieber Feuerwerker Doſe! Als ich vor ein paar Monaten die Batterie verließ, um meinen längeren Urlaub anzutreten, verſprach ich Ihnen, eingedenk der mancherlei Beziehungen, in welchen wir in den erſten Jahren meines Dienſtes zu einander geſtanden, ſowie des Intereſſes, das ich ſtets an Ihrer Perſon

genommen, vorkommenden Falles und wo ich Ihnen nützlich werden könnte, an Sie zu denken!«

Ah, von Lieutenant Robert! unterbrach sich Feodor Dose selbst. Dann fuhr er zu lesen fort:

»Ich bin nun verheirathet und sehr glücklich; meine Hochzeitsreise machte ich hieher an den Oberrhein und kam so halb zufällig wieder an manche jener Orte, wo wir zusammen unsere Geschütze aufgepflanzt und mit dem Feinde Kugeln gewechselt. Hier ist natürlicher Weise jetzt wieder Alles ruhig, und man sieht kaum noch irgendwo eine von den Spuren, die wir zurückgelassen. So kam ich denn auch zufällig in die Gegend von H., wo Sie sich eines Dorfes, einer Ruine und eines weißen Hauses erinnern werden, welch letzteres Sie so vortrefflich mit Granaten bedient. In der Nähe dieses weißen Hauses befindet sich ein anderes, wo ich in diesem Augenblicke friedlich sitze und an Sie schreibe. So ist der Lauf der Welt, lieber Dose!

»Mein Versprechen, Ihnen nützlich werden zu wollen, habe ich nach besten Kräften gehalten, und Sie werden das aus einem Briefe ersehen, der wahrscheinlich zu gleicher Zeit mit diesem an Sie abgeht. Er ist von einem meiner Freunde, einem Ehemanne, so jung und glücklich wie ich, und wird Ihnen Vorschläge machen, die Sie annehmen können und hoffentlich annehmen werden. Antworten Sie baldigst, arrangiren Sie Ihre Geschichten so schnell als möglich, und so werden wir uns vielleicht hier noch sehen.

»Ihr

»Lieutenant Robert.«

Man kann sich leicht denken, daß Feuerwerker Dose nach diesem einleitenden Schreiben den Brief mit dem kleinen adeligen Wappen schleunigst erbrach. Derselbe lautete folgendermaßen:

„Herr Feuerwerker Doſe! Sie werden ſich vielleicht jenes Tages erinnern, wo Sie Ihre Haubitze in einem kleinen Wieſenthal aufgeſtellt hatten und nach einem gewiſſen weißen Hauſe mit Granaten warfen. Dabei denken Sie vielleicht an den Unterzeichneten, der damals neben Ihnen hielt und beinahe von der erſten feindlichen zwölfpfündigen Kugel getroffen worden wäre. Wir nahmen bekanntlich jenes Haus, und in der Nacht darauf traf ich noch einmal mit Ihnen zuſammen; es war bei der Feldſchmiede, wo Sie Ihr zerſchoſſenes Rad ausbeſſerten. Die ſchöne Gegend in der Nähe jenes weißen Hauſes gefiel mir ſchon damals ſo außerordentlich, daß ich nach dem beendigten kleinen Feldzuge es wahrhaftig nicht unterlaſſen konnte, hieher zurückzukehren. Ja, eine ſonderbare Verkettung von Umſtänden beſtimmte mich, eben jenes weiße Haus mit großen dazu gehörigen Gütern anzukaufen und mich hier häuslich niederzulaſſen. Daß man ſich eine Frau anſchafft, ſobald man ſich häuslich niederläßt, brauche ich Ihnen, einem erfahrenen Manne, nicht erſt zu ſagen, und habe ich hierin die allgemeine Regel befolgt, befinde mich auch außerordentlich glücklich dabei. — Nun ſind aber durch die traurigen Zeiten, die dieſes Land erlebt, viele Verhältniſſe gelöst, andere unhaltbar geworden; namentlich auf unſeren Gütern fehlt es in dieſem Augenblick an zuverläſſigen Leuten und einer kräftigen Hand, welche die vorhandenen Trümmer wieder zu einem angenehmen Ganzen zu vereinigen im Stande wäre; mit anderen Worten: wir ſuchen einen Verwalter von feſtem, erprobtem Charakter, ſowie militäriſcher Strenge, und mein Freund Robert verſichert mir, zur Ausfüllung einer ſolchen Stelle wären Sie, mein lieber Feuerwerker Doſe, ganz geeignet. Da ich nun durch das, das ich von Ihnen während unſeres Zuſammenſeins geſehen, die Anſicht meines Freundes vollkommen

bestätigt gefunden, auch von demselben gehört, daß sie die Batterie bei der Demobilmachung zu verlassen wünschen, so biete ich Ihnen hiermit diese Stelle an. Herr v. Stengel, Ihr Hauptmann, wird Ihnen einen vorläufigen Urlaub nicht verweigern; deßhalb lade ich Sie ein, so bald als möglich zu uns zu kommen, um unsere Bedingungen zu machen und, wie ich hoffe, in's Reine zu kommen."

So las Feodor Dose, und als nun darauf die Hand, welche das Schreiben hielt, auf den Tisch niedersank und er an das dunkle Stallgewölbe hinauf schaute, so schien sich dasselbe vor seinem inneren Blicke plötzlich zu öffnen, und er sah eine helle klare und freundliche Zukunft, keine Post-Wachtstube mehr, keine Stallwache, kein Kasernenleben, aber ein poetisches Dasein, ein beschauliches Leben, auf Fluren und in Wäldern, im Schatten der alten Ruine, an den Ufern des murmelnden Baches. Feodor fühlte sich seit langer Zeit wieder zum ersten Male dichterisch angeweht, und wer weiß, ob nicht im nächsten Augenblicke ein neues Lied von ihm erschienen wäre, vielleicht betitelt: „Verlassen des Dienstes" oder „Der Verwalter," wenn nicht in diesem Moment das Knarren der Stallthüre seine Träume unterbrochen und das Klirren eines Säbels ihm angezeigt hätte, es nahe sich ein Vorgesetzter.

Es war der Hauptmann v. Stengel in eigener Person, der seinen Stall revidirte. Dose setzte seine Dienstmütze fest auf den Kopf, faßte den Säbel vorschriftsmäßig und meldete: „Im Stall hundertundzwanzig Pferde, von denen zwei in der Kranken-Abtheilung. — Zum Berichten ist nichts Neues; auf Wache befinden sich ein Unteroffizier und drei Mann."

„Aha, lieber Dose," sagte der Hauptmann schalkhaft

lächelnd, indem er an den Tiſch trat und die erbrochenen Briefe ſah, „Sie haben geleſen? werr weiß, wie ſehr! Nun, werden Sie mir nicht melden, — werr weiß, wie bald! — es befinde ſich hier ein zukünftiger Wachtmeiſter?“

Doſe ſtand da in der ſchönſten Haltung und entgegnete ohne weitere Ueberlegung mit der freundlichſten Stimme: „Verzeihen Sie mir, Herr Hauptmann, ich habe mir die Sache überlegt und muß für Ihre große Güte danken, ich bin zu dieſer Stelle nicht gemacht.“

„Ah, Teufel!“ rief erſtaunt der Batterie-Chef. „Sie haben nicht Luſt, Wachtmeiſter zu werden? Das iſt eine eigenthümliche Idee; werr weiß, wie ſehr!“

„Ich weiß Ihr Vertrauen hoch zu ſchätzen,“ verſetzte der Feuerwerker, „und da ich vor einem ſo wohlwollenden Vorgeſetzten kein Geheimniß habe, ſo bitte ich Sie, dieſen Brief zu leſen.“

Damit reichte er ihm das Schreiben des Herrn v. W.

Der Hauptmann ſchüttelte anfänglich etwas mit dem Kopfe, während er las; bald aber fing er an zu nicken, und ſein finſter gewordenes Geſicht klärte ſich auf. — „Nun ja,“ ſagte er nach einer Pauſe, „das iſt nicht ſo ſchlimm, werr weiß, wie ſehr! Tüchtige Leute können Die ſchon brauchen; denn an Flickmaterial fehlt's durchaus nicht da oben. — Nun, ich gebe meinen Segen dazu! Den gewünſchten Urlaub erhalten Sie ſo bald und auf ſo lange Sie wollen.“

„Der Herr Hauptmann zürnt mir nicht?“ fragte treuherzig Doſe, indem er einen Schritt näher trat.

„Was denken Sie, mein lieber Feuerwerker!“ antwortete

heiter der Batterie-Chef, indem er ihm die Hand reichte; dann aber ſetzte er ſeufzend hinzu: „Im Grunde haben Sie Recht; wenn man wieder eine Zeit lang die friſche Luft in Wald und Feld eingeathmet, da beengt das Garniſonleben. — Doch was will man machen? — Aber auf Stallwache brauchen Sie heute Nacht nicht zu bleiben,“ fuhr er nach einer Pauſe ſehr freundlich fort; „einer der Bombardier ſoll Sie ablöſen, und morgen früh können Sie Ihren Abſchied von mir nehmen. Doch ich habe Ihnen noch etwas Wichtiges zu ſagen!“

„Und ich habe noch eine große Bitte, Herr Hauptmann,“ verſetzte Doſe.

„Man kann dem allgemeinen Weltfrieden nicht trauen,“ ſprach der Hauptmann.

„Und wenn es wieder Krieg gäbe . . .,“ ſagte Doſe, und ſeine Augen glänzten freudig. —

„So . . .“

„So darf ich mich wieder bei Ihnen melden!“ rief Doſe, ſeinen Hauptmann im Drange des Gefühls unterbrechend.

Worauf dieſer erwiederte: „Das will ich meinen — werr weiß, wie ſehr!“

Noch einmal ſchüttelte der Vorgeſetzte ſeinem Untergebenen die Hand und verließ dann den Stall.

Doſe wurde gleich nachher von dem verſprochenen Bombardier abgelöst. Er raffte ſeine Briefſchaften zuſammen, ſteckte ſie in die Taſche, und als er darauf noch einmal hinabblickte in die halb dunklen, ſo eigenthümlich duftenden Räume, erinnerte er ſich ſeiner erſten Wache, die er als junger ſtrebſamer Vice-Bombardier ebenfalls in dieſem Stalle gethan. Jetzt war wahrſcheinlich ſeine letzte gekommen, und er mußte ſich geſtehen

daß, wenn er auch viel erlebt in den verſchiedenen Wachtlokalen, die er während ſeiner langen Dienſtzeit beſucht, doch wohl die erſprießlichſten und angenehmſten Folgen haben würde — ſein heutiges und

letztes Wachtſtuben-Abenteuer.

Reise in den Orient.

Von

F. W. Hackländer.

Erster Band.

Sultan Abdul Medschid.

VII E 4 / 58 / 234

Verlag von Adolph Krabbe in Stuttgart.

1846.

W. Hackländer

Reiſe in den Orient

von

F. W. Hackländer.

Zweite verbeſſerte Auflage der:

Daguerreotypen.

Württembergische Landesbibliothek

Erſter Band.

Mit dem Bildniß des Verfaſſers.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1846.

Bayerische Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck von J. Baumann in Stuttgart.

Seinem

edlen und lieben Freunde,

Wilhelm Baron v. Taubenheim,

Oberſt-Stallmeiſter und Kammerherr Sr. Majeſtät des Königs von Württemberg

widmet auch die zweite Auflage dieſes Buches

in dankbarer Verehrung

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel. Fahrt auf der Donau von Regensburg bis Giurgewo. 1

Abreiſe von Stuttgart. — Regensburg. — Linz. — Wien. — Preßburg. — Peſth. — Hunde und Geſtüt. — Herr v. Oberſtlieutenant von P. — Emin Paſcha. — Ungariſche Nationalkleider. — Semlin. — Eine Jagdpartie in Dreukowa. — Die Mortmädchen. — Alt-Orſowa. — Neu-Orſowa. — Das eiſerne Thor. — Giurgewo.

Zweites Kapitel. Ritt durch die europäiſche Türkei. 21

Türkiſche Poſteinrichtung. — Giurgewo: Schmutz auf den Straßen, Quarantaine, Kleidung der Türken. — Rußſchuk. Tartaren. Das Paßbureau. Bulgariſche Paßbeſchreibung. Unſere Pferde. Der Ramaſan. — Kadikrab. — Schumla. — Ritt über den Balkan. — Debreh. — Haſi. — Adrianopel: Quarantaine. Das alte Serail. Sultan Mahmud. Eine Soirée beim Paſcha. Illumination. Tanzende Knaben. Schatzi Burgaſ. Gitarri. — Das Meer. — Ankunft in Conſtantinopel.

Drittes Kapitel. Conſtantinopel. 47

Anſicht der Stadt. — Gaſthöfe und Kaffeehäuſer. — Straßen und Hunde. — Oeffentliches Leben. — Türkiſche Bäder. — Der Hippodrom, die beiden Thürme, mehrere Moſcheen und andere alte Bauwerke. — Fahrt nach Bujukdere. Die alten und neuen Waſſerleitungen. — Familienleben. — Die Nacht im Ramaſan. — Eine Audienz beim Sultan. — Diner bei Reſchid Paſcha.

Viertes Kapitel. Schiffbruch des Dampfbootes Cori-Derwiſch. 100

Abreiſe von Conſtantinopel. — Die Stadt im Schnee. — Stürmiſches Wetter. — Orkan. — Vorſichtsmaßregeln türkiſcher Seeleute. — Der Cori-Derwiſch. — „Schiffbruch und Tod iſt unſer Loos.“ — Unglück des Hr. B. — Heftige Bewegungen des Schiffes. — Unſer Nachtrab. — Sturm. — Schiffbruch. — Das Verdeck. — Verſuche zur Rettung. — Unglücksfälle bei denſelben. — Das Torf Kemuthli. — Hilfe mit Seile. — Räubereien der Türken. — Das Dampfboot Lyonnais. — Rückkehr nach Conſtantinopel.

Seite

Fünftes Kapitel. Fahrt durch den Archipel. 160

Zweite Abreiſe von Conſtantinopel. — Obun Kapuſſi. — Die Dardanellen. — Der Crescent. — Die Ebene von Troja. — Die joniſchen Inſeln. — Smyrna. — Der Muſtafiaberg. — Rhodus: Die Stadt. Die Allerheiligenkirche. Sirada bei Cavalieri. — Marmariſſa mit der engliſchen und öſtreichiſchen Flotte. — Cypern.

Sechſtes Kapitel. Beirut. 175

Aeußere Anſicht der Stadt. — Der Libanon. — Innere Anſicht der Stadt. — Das Schloß am Meer. — Die Bazars. — Gewühl auf den Straßen. — Weiber. — Türkiſche Artillerie. — Beduinen. — Das Druſenlager. — Pinienanpflanzungen. — Aufenthalt in Beirut. — Jungfräulichkeit neuer Schiffe. — Die türkiſche Thorwache. — Krankheit der Freunde. — Ein Ritt in den Libanon. — Friedrich.

Reiſe in den Orient.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erstes Kapitel.

Fahrt auf der Donau von Regensburg bis Giorgewo.

Abreise von Stuttgart. — Regensburg. — Linz. — Wien. — Preßburg. — Pesth. — Bunda und Costek. — Lord L. Oberstlieutenant von V. — Emin Pascha. — Ungarische Nationallieder. — Semlin. — Eine Jagdpartbie in Drenkowa. — Die Mordmücken. — Alt-Orsova. — Neu-Orsova. — Das eiserne Thor. — Giorgewo.

Es war am Abende des letzten September 1840 eines unfreundlichen regnerischen Herbsttages, als ich von meinen Bekannten und Freunden Abschied nahm, um meine Reise in den Orient anzutreten. Von wichtigen Momenten meines Lebens erinnere ich mich gern kleiner Umstände, die mir in den Augenblicken bemerkenswerth schienen. So wurde an demselben Abend im königlichen Schauspielhause Calderons „Leben ein Traum" gegeben. Mir kam mein eigenes Leben in dem letzten Jahre, besonders der Augenblick meiner Abreise, so zauberhaft, fast wie ein schöner Traum vor. Meinem Freunde Moritz sagte ich in der Garderobe des Theaters ein herzliches Lebewohl in dem Augenblicke, wo er sich aus dem ärmlichen Costüm des unglücklichen Verstoßenen in das glänzende des Königssohnes warf. Lachend reichte er mir die Hand, diese Metamorphose auch mir prophezeihend. Und er hatte Recht. Wenn ich mich auch seit jenem dunklen traurigen Herbstabend nicht zum Glanz eines Königssohnes erhob, so gingen mir doch schöne freundliche Tage auf, Tage, die gewiß mit den herrlichsten Edelsteinen wetteifern konnten.

Von den Leiden in unseren deutschen Eilwägen will ich nicht reden, nur versichere ich, daß wir, wie immer, auch heute Nacht fast gerädert auf unserer Station ankamen. Dies war Göppingen; wir verließen die große Straße, um den Weg nach Heidenheim zu nehmen, wo Seine Hoheit, der Herzog Paul von Würtemberg, dem Baron von Taubenheim ein Rendezvous gegeben hatte. Der Herzog war, wie bekannt, eben

erſt von ſeiner großen Tour nach der Türkei und Aegypten zurückgekehrt, und da wir faſt denſelben Weg nehmen wollten, den er gemacht, konnte er uns über Zeitverwendung und Reiſemittel die beſten Rathſchläge geben.

Nachdem wir uns in Göppingen ſehr lange um einen Wagen bemüht, fuhren wir gegen zwei Uhr in der Nacht weiter. Der dunkle Himmel hatte ſich etwas aufgeklärt und der Mond, der zuweilen durchblickte, ließ uns in eine weite Ebene ſehen, durch die wir fuhren und welche rings von Bergen umgränzt iſt. Als ich um fünf Uhr aus einem kleinen Schlummer erwachte, ſchaute uns zur linken Seite der Rechberg und der Hohenſtaufen ernſt und traurig durch den Nebel entgegen.

Gegen Mittag kamen wir nach Heidenheim, wo wir einige Stunden in der Geſellſchaft des Herzogs Paul äußerſt intereſſant und lehrreich für uns verbrachten. Er ſprach von manchen Schwierigkeiten, die uns auf der Reiſe treffen könnten, und gab uns Rathſchläge dagegen, deren Befolgung uns ſpäter vielen Verlegenheiten entriß. Die freundliche Aufnahme, die uns durch ſeine Empfehlungsbriefe an einigen Orten der Türkei und Aegyptens zu Theil wurde, zeigte uns, wie ſehr es der Herzog auch dort verſtanden, ſich die Hochachtung und Liebe ſeiner Bekannten zu erwerben.

Von Heidenheim reiſten wir über Augsburg nach Regensburg, wo wir gegen Morgen ankamen und das Glück hatten, noch das Dampfboot benützen zu können, welches ein paar Stunden ſpäter nach Linz abging. Bis jetzt war unſere Reiſegeſellſchaft noch nicht ganz beiſammen geweſen, hier aber traf der Maler F. bei uns ein, ſo daß nun unſere Caravane vier Mann zählte und vollſtändig war, nämlich unſer lieber Reiſechef, der Baron von T., der Doctor Bopp, ein junger Mediciner, der eben die Univerſität verlaſſen, der Maler Friſch und ich.

Bis Linz hatten wir ziemlich gutes Wetter und wenig Paſſagiere; doch die ganze Tour von Linz nach Wien, es war am 5. October, mußten wir bei immerwährendem Regen in den überfüllten Kajüten zubringen. Endlich gegen fünf Uhr Abends ſahen wir den Kahlenberg, und das Schiff legte bei Nußdorf, eine kleine Stunde vor Wien, an. Gegen ſechs ein halb Uhr fuhren wir in's Gaſthaus zum goldenen Lamm in der Leopoldsvorſtadt und waren in der Kaiſerſtadt, waren in Wien.

Wollte ich mir einreden, in den acht Tagen, die wir in Wien waren, dieſe Stadt kennen gelernt zu haben und mir anmaßen, ein Urtheil über dieſelbe zu fällen, ſo wäre dieß in der That lächerlich. Aber daß ich hinſchreibe, wie dem unbefangenen Zuſchauer das rege Treiben und Leben erſchien, wird mir vielleicht Mancher, der nicht Gelegenheit hatte, es ſelbſt zu ſehen, Dank wiſſen.

Nach einem feſten Schlaf auf die Mühſeligkeiten des vergangenen Tages betrat ich die Straßen und glaubte fortzuträumen. Ein ähnliches

Leben und Treiben hatte ich bisher nie gesehen. Jede Straße war ein Strom, welchen Wellen von Menschen, Wagen und Karren hinabfluthen, dem man folgen oder sich an's Ufer, die Häuser, retten muß.

„Man glaubt zu schieben und man wird geschoben."

Ein betäubendes Gemurmel, ein Drängen und Anstoßen; man könnte wenigstens zwei Dutzend Augen gebrauchen, wollte man neben dem Ausweichen der einem stets begegnenden Wagen und Menschen auch etwas sehen. Obgleich ich gerade in keinem Dorfe, sondern in einer ziemlich bedeutenden Stadt gewohnt, erging es mir dennoch wie dem Landmann, wenn er zum Jahrmarkt in die Stadt kommt, und mit offenem Munde den prächtigen Waarenausstellungen und verwundert der auf- und abwandelnden Menschenmasse zuschaut. Ich stand und sah zu, bis ich fortgeschoben wurde und blieb wieder vor einem andern reichen Gewölbe stehen, bis mich auch da ein unsanfter Rippenstoß verscheuchte. Dabei ist das gellende Geschrei der Lohnkutscher und Lastträger, ihr ewiges Hoe! Hoe! — ein Zeichen, daß man ihnen ausweichen soll — so verwirrend, und klingt so in den Ohren nach, daß man stets glaubt, angerufen zu werden und in beständiger Unruhe bald rechts bald links springt.

Wie sich der ermattete Schwimmer mit einem behaglichen Rettungsgefühl zwischen die Felsen birgt, die ihm aus den schäumenden Wellen entgegen treten, so schöpfte ich auch leichter Athem, als die Menschenmasse, die mich von der Leopoldsvorstadt durch die Kärnthnerthorstraße geführt, ihren unaufhaltsamen Lauf nach dem Graben fortsetzte und mich auf den Stephansplatz warf an den herrlichen Dom, meinen Hafen.

Von der Stephanskirche schlenderte ich über den Platz zum Stock am Eisen, welcher seinen Namen einem Baumstamme verdankt, der da in einer Nische zu sehen und über und über so mit Nägeln beschlagen ist, daß er auf diese Art eine vollständige eiserne Rinde erhalten hat. Die Sage, die um alle dergleichen Gegenstände ihre poetischen Fäden schlingt, erzählt von ihm: Ein Schlossergeselle liebte die Tochter seines Meisters, der sie ihm jedoch nur unter der Bedingung zur Frau geben wollte, wenn der Geselle die Geschicklichkeit besäße, zu einem überaus künstlichen Schlosse, das der Meister hatte, einen Schlüssel anzufertigen. Nach vielen mißlungenen Versuchen und als er die Unmöglichkeit einsieht, das Meisterwerk zu Stande zu bringen, wandert der Geselle in den Wald hinaus und beklagt da laut die Hartherzigkeit des Vaters. Plötzlich erscheint ihm ein Kobold und verspricht bei der Anfertigung des Schlosses behülflich zu seyn, wenn der Geselle dafür in einen bezeichneten Baum einen Nagel einschlagen und denselben auf diese Art von einem bösen Zauber befreien wolle. Mit Freuden erfüllt der Geselle diese Bedingung, erhält seinen Schlüssel und heirathet. Seit der Zeit lief Jeder, der

einen Wunſch auf dem Herzen hatte, in den Wald zu dem Baum, ſchlug einen Nagel ein und wartete, ob nicht ein Kobold erſcheine, welcher ihm helfen wolle. Ob dieß Mittel den Geiſt auf's Neue hervorgerufen hat, kann ich nicht ſagen. Doch war der Baum in kurzer Zeit ſo über und über mit Nägeln beſchlagen, wie er jetzt auf dem Platz nahe bei der Stephanskirche zu ſehen iſt.

Dies erzählte mir ein freundlicher Wiener, den ich um Auskunft gebeten, während er mich nach dem Caſino begleitete, wo ich mir mit meinen Reiſegefährten ein Rendezvous gegeben hatte.

Die Sitte in Wien, auch Mittags nach der Karte, anſtatt wie bei uns an einer oft langweiligen Table d'Hôte zu ſpeiſen, und da verzehren zu müſſen, was einem vorgeſetzt wird, iſt beſonders für den Fremden ſehr angenehm. Man ſucht ſich auf dem reichhaltigen Speiſezettel aus, was einem ſchmeckt oder was man kennen zu lernen wünſcht, braucht ſich dabei an keine Zeit zu binden, ſondern kann von Vormittags eilf Uhr bis Abends zu jeder beliebigen Stunde diniren. Nur kommt das Eſſen nach der Karte etwas theurer zu ſtehen, als die Wirthstafel. Was Güte und Billigkeit der Speiſen betrifft, ſo wie die elegante Ausſtattung des Locals, kann ich jedem Fremden das Caſino auf dem Mehlmarkt empfehlen.

Eine Unbequemlichkeit für den Fremden, welche uns beſtändig bei dem Bezahlen beläſtigte, iſt das Rechnen mit ſogenannten Scheingulden. Jede Zeche im Gaſthof, jede Waare, die man kauft, wird darnach berechnet, was man dann in Conventionsmünze reduciren und ſo auszahlen muß. Ein Gulden Schein beträgt vier und zwanzig Kreuzer Conventionsmünze oder zwei G. Sch. ſind gleich fünf G. M. Das Umſetzen iſt mir beſonders bei kleinen Summen ſehr beſchwerlich geworden und ich habe mich dabei meiſtens auf die Ehrlichkeit der Wiener verlaſſen, wobei ich nie zu kurz gekommen bin.

Ein ſehr elegantes Kaffeehaus iſt auf dem Joſephsplatz. Man bekommt dort zum Kaffee geſtopfte Pfeifen, ein Anflug von türkiſcher Sitte und äußerſt angenehm. Wir ſaßen oft an den Fenſtern dieſes Kaffeehauſes und ſchauten auf den ſchönen Platz hinaus, wo die Reiterſtatue Joſeph II. ſteht.

Dieſer Platz iſt auf drei Seiten von Gebäuden der kaiſerlichen Burg eingeſchloſſen, links iſt das Naturaliencabinet und die kaiſerlichen Redoutenſäle, rechts das Burgtheater und die Bibliothek. Mit vieler Muße konnten wir uns hier das kaiſerliche Militär anſehen, das in den verſchiedenſten Waffengattungen jeden Augenblick bei uns vorbeiſpazierte. Abgeſehen von den verdächtigen Haſelſtöcken, womit die Corporale paradirten, gefielen uns Uniform, Waffen und Haltung der Leute ſehr wohl; vor Allen die Ungariſchen Garderegimenter, welche hier liegen. Sie

haben eng anliegende blaue mit gelben Litzen besetzte Hosen, ein Ueberbleibsel ihrer Nationaltracht. Ein Bekannter erzählte uns von diesen Ungarn, man habe ihnen, wie den andern Truppen, weite leinene Beinkleider gegeben, um ihnen während der Sommerhitze einen leichtern Anzug zu verschaffen; doch hätten sie sich lange geweigert, dieselben zu gebrauchen, und als sie endlich doch in ihren neuen weißen Hosen so während der Hundstage auf die Wache ziehen mußten, hätten sie dennoch unter denselben ihre engen blauen Hosen getragen. Indeß ist dies Geschichtchen ohne Zweifel nur ein Wiener bon mot.

Wenn das Militär die Wache in der Burg bezieht, so muß es zu demselben Thore wieder hinaus, wo es einmarschirt ist. Es darf nicht durch die Burg ziehen, mit Ausnahme des Graf Ignaz Hardegg'schen Regiments, früher Dampierre Cürassiere. Dieß hat sich durch seine besondere Anhänglichkeit an das Kaiserhaus bei dem Aufstande im Jahre 1618 das Recht erworben, sein Hauptquartier im Schloßhofe aufzuschlagen, und durfte auch drei Tage dort öffentliche Werbung anstellen. Der jedesmalige Oberst dieses Regiments geht noch heute unangemeldet zum Kaiser.

Eines Abends hatte Johann Strauß, der Walzerkönig, eine musikalische Unterhaltung im Volksgarten angekündigt. Wir gingen hin und ich wunderte mich nicht wenig, nur zehn Kreuzer Entree zahlen zu müssen, denn ich erinnerte mich noch lebhaft der zwei Thaler preußisch Courant, die ich einstens in Köln für denselben Genuß gezahlt hatte. Strauß dirigirte selbst, und man kennt den blassen hagern Mann hinlänglich, so wie auch seine entzückende Musik. Ich glaube, beim Klange derselben hätte es keines der hier versammelten sehr eleganten Männer- und Damenwelt ausgehalten, ruhig sitzen zu bleiben, weshalb auch alle auf- und abgingen, genau nach dem Takte der Musik, eine wohl besetzte glänzende Polonaise ausführend. Wie verschwand uns die Zeit! Ich sprach noch M. G. Saphir, dem ich brieflich empfohlen war, und welcher mich auf den folgenden Tag zu sich einlud. Ehe wir's uns versahen, war es sieben Uhr geworden; also rasch in's Burgtheater. So hat man in Wien jede Secunde nöthig und könnte noch zwölf Stunden zu den uns täglich vergönnten brauchen, um dieß bewegte lustige Leben in kurzer Zeit zu schmecken und nur einigermaßen zu genießen.

Außer dem Burgtheater besuchten wir die kleineren Bühnen der Vorstädte und vor allen das Theater an der Wien, unter der Leitung des Directors Carl, das dieser, so wie die beiden trefflichen Komiker Scholz und Nestroy, täglich durch neue Possen zu füllen wissen.

Von den Bilderschätzen, die Wien besitzt, ließ uns theils eigene Schuld, theils Zeitumstände, fast nichts sehen. Die schöne Esterhazy'sche Gallerie stand in Kisten gepackt und war deßhalb nicht zu sehen, und

um die k. k. Gemäldeſammlung im Belvedere zu beſuchen, hatten wir den dazu beſtimmten Tag — es iſt der Dienſtag — verſäumt. Doch hätten wir bei der wenigen Zeit, die wir zum Aufenthalt in Wien beſtimmt hatten, und bei den vielen Schönheiten, die man, wenn auch nur oberflächlich, anſehen mußte, dieſe Bilderſammlungen doch nur flüchtig beſchauen und wenig davon genießen können. Ein guter Zwanziger Conventions-Münze verſchaffte uns dagegen Eintritt in das k. k. Zeughaus, wo ſeltene und koſtbare Waffenſchätze wirklich ſinnreich und geſchmackvoll aufgeſtellt ſind. Im Hof, wo einige hundert Feld- und Belagerungs-Geſchütze aus alten Zeiten auf Balken liegen, ſahen wir an den Mauern, die ungeheure, 160,000 Pfund ſchwere Kette aufgehängt, mit welcher die Türken im Jahr 1529 bei Ofen den wahnſinnigen Verſuch machten, die Donau zu ſperren. Wir erſtiegen eine Treppe, und fanden oben im erſten Saal eine große Geſellſchaft Herren und Damen um einen der Aufſeher verſammelt, welcher die Erklärung der aufgeſtellten Waffen und Rüſtungen auswendig und gedankenlos herplapperte. Die erſten Säle enthielten Flinten und Säbel der neuern Zeit, welche in Pyramiden und Wandverzierungen aufgeſtellt und arrangirt waren. In einem der folgenden Säle waren alte Waffen, als Gewehre mit Radſchlöſſern, Senſen, Kolben, Streitärte, und hier fiel mir beſonders die Deckenverzierung auf. Es war der öſtreichiſche Doppeladler, aus Säbeln, Meſſern, Flintenläufen, Bajonetten, kupfernen Beſchlägen, ungemein künſtlich und ſchön zuſammengeſetzt. Ferner ſahen wir bei unſerer Wanderung durch zwölf Säle die Rüſtungen vieler deutſcher Kaiſer, ſo wie des Königs Ludwigs II. von Ungarn, der bei Mohacs von den Türken verfolgt in einen Sumpf verſank und umkam. Der arme kleine König war 21 Jahre alt und hatte die Geſtalt eines zehnjährigen Knaben. Von allen dieſen alten eiſernen Figuren, welche drohend von ihren Geſtellen ſchauten, haben keine einen größeren Eindruck auf mich gemacht, als die Rüſtungen der beiden Böhminnen Libuſſa und Wlaska, die einander in einem der letzten Säle gegenüber ſtanden. Das Viſir der letztern war herabgelaſſen und zeigte eine fratzenhafte menſchliche Geſichtsbildung, zwei runde Löcher bildeten die Augen und unten war eine Reihe ſpitzer Zähne eingeſchnitten. Das ganze Waffenzeug zeigte, daß die böhmiſche Magd eine coloſſale Figur gehabt haben muß. Libuſſa, die ſchöne Herzogin, ſtand ſchmächtig und zierlich gebaut da; an ihren eiſernen Stiefeln fielen mir die ungefähr einen Fuß langen ſcharfen Spitzen auf, mit denen ſie, wie unſer Mentor unbefangen erzählte, im Bade ihre Liebhaber ermordet hätte. Mit einem eigenen Gefühl legte ich meine Hand auf das zerſchoſſene Koller Guſtav Adolphs, lauſchte an Wallenſteins Harniſch, ob nicht das heftige Klopfen ſeines ehrgeizigen Herzens vielleicht noch unter dem Eiſen nachklinge, und ſummte,

als ich ein altes ledernes Wams berührt, das zersetzt und bestaubt an der Wand hing, ein bekanntes Lied vor mich hin, welches anfängt:

„Prinz Eugen, der edle Ritter ꝛc.“

denn sein Kleid war es, was uns der Aufseher mit vieler Ehrerbietung zeigte.

Eine längst vergangene großartige Zeit umgab uns hier, und wem das Herz nur einigermaßen warm in der Brust schlug, mußte diesen Friedhof feierlich gestimmt verlassen.

So vergingen die acht Tage, welche wir in Wien zubrachten, wie eben so viele Stunden. Im Fluge besahen wir Schönbrunn mit seinen schnurgeraden Alleen und winkelrecht verschnittenen Hecken in alt-französischem Geschmack, so wie die Menagerie, die sich jedoch nicht im besten Zustande befindet. Ehe wir's uns versahen, saßen wir eines Morgens mit unserer Masse von Koffern und Nachtsäcken in einem Fiaker und fuhren durch den Prater, wo wir uns besonders an den zahlreichen Hirschen, die da herumspringen, manche Stunde amüsirt hatten.

An den sogenannten Kaisermühlen lag das Dampfboot Galathea, auf welchem wir unsere Plätze bist Pesth genommen hatten. Für die späte Jahreszeit trafen wir auf dem Schiffe noch eine zahlreiche Gesellschaft; man hörte deutsch, englisch, französisch, ungarisch, lateinisch, italienisch, und die Eigenthümer dieser verschiedenen Sprachen hatten auch eben so viele verschiedene Physiognomien. Vor Allen gefiel mir der Ungar mit seinem edlen stolzen Gesicht von dunkler Farbe und mit den schwarzen Haaren, besonders durch seine zuvorkommende, freundliche Zuneigung gegen uns Fremde. Ich muß gestehen, ich habe von keiner andern Nation, besonders von meinen Landsleuten, wenn sie mir unbekannt waren, so viel Artigkeit erfahren.

Die Gegend hier ist wenig interressant; die ganz flachen Ufer erheben sich erst bei Fischament an der rechten Seite wieder mehrere Fuß über dem Wasserspiegel; bei Petronell sieht man den Triumphbogen des Tiberius, dann später die Ruinen des römischen Carnuntum. Eine Strecke weiter hinab bildet der Strom eine Art See, an dessen Ende man Hainburg (Hunnenburg) erblickt. Man sieht vor diesem Orte einen sechzig Fuß hohen Hügel mit einer Ruine König Etzels — unter dem Volk als Attilas Reste bekannt, und erinnert sich des Nibelungenliedes. Am linken Ufer des Stroms steigen nicht weit von Preßburg die Ruinen des Schlosses Theben (Deven) empor. Sie liegen auf den Ausläufen der kleinen Carpathen, die hier bis in die Donau treten. Swatopolk, der Gründer des großmährischen Reiches und der Erbauer des Preßburger Schlosses soll im neunten Jahrhundert hier gehaust haben. Der Weg von Wien nach Preßburg beträgt zu Lande zwölf Stunden, die wir in drei gemacht hatten. Wir waren um zwei Uhr abgefahren und er-

reichten Preßburg gegen fünf. Wir machten einen Gang durch die Stadt; doch hinderte uns die eintretende Dunkelheit viel zu sehen. Der Mond aber, der an dem klaren Himmel emporstieg, lockte uns in's Freie, weßhalb wir auf sehr holprigem und schlechtem Wege zu dem alten Schlosse Preßburgs emporstiegen, das auf einem steilen Felsen der Donau gelegen, weit das Land beherrscht und uns von seinen zerfallenen Mauern auf die vom Vollmond beleuchtete Gegend und den schönen Strom eine herrliche Aussicht gewährte. Die Schloß-Ruine zeigt noch ein regelmäßiges Viereck mit Thürmen versehen und hat in seiner Lage über der Stadt der lustigen Preßburger und mit dem hinten überragenden Bergen Aehnlichkeit mit den unvergleichlichen Ruinen des Heidelberger Schlosses. Sie ist nur von einem armen Hirten bewohnt, der an einer der mächtigen Mauern ein hölzernes Häuschen gebaut hat. Er hatte sein Stübchen beleuchtet und saß, aus einer kurzen Pfeife rauchend, vor seiner Hütte, wie wir den wundervollen Abend genießend. Seine Schaafe liefen in dem Gemäuer herum und wir hörten das Läuten der Glöckchen, die einige von ihnen am Halse trugen.

Am folgenden Morgen fuhren wir gegen halb sechs Uhr von Preßburg ab, waren aber kaum eine Stunde gefahren, so brachte unser Conducteur die untröstliche Nachricht, daß wegen des kleinen Wassers gestern im Herauffahren das Schiff Nagor auf einer seichten Stelle, an welche wir gleich kämen, beinahe sitzen geblieben sey und da man befürchte, uns könnte ein ähnliches Schicksal bevorstehen, haben die Capitäns beider Schiffe gegenseitig die Uebereinkunft getroffen, ihre Passagiere zu wechseln. Wir warfen, eine Viertelstunde von dem Nador entfernt, die Anker und unsere Passagiere, vielleicht 130 an der Zahl, betraten vermittelst eines Gangbordes das Ufer, an dem wir eine Strecke aufwärts gingen und dann in einer großen Schaluppe an das andere Schiff gebracht wurden. Diese Uebersiedlung hielt uns an zwei Stunden auf und es war noch ein Glück zu nennen, daß wir wenigstens gutes Wetter hatten. Gegen Mittag kamen wir nach Comorn, der jungfräulichen Festung, wo wir an der Donau viele Getreidemühlen und auch einige Goldwäschereien sahen, welche letztere jedoch hier wenig abwerfen, denn ein recht geschickter, fleißiger Wäscher kann den Tag höchstens dreißig Kreuzer verdienen, obgleich er von dem Ertrag gewisse Prozente bekommt. Das Ufer hier ist mit Reben und Obstbäumen bepflanzt und wird unterhalb Comorn wieder sehr hügelig. Bei Gran auf einem steilen Felsen wird eine schöne Kirche erbaut; das mit Gerüst umgebene Gebäude hatte mit der Walhalla bei Regensburg einige Aehnlichkeit. Wir sahen die Bergveste Vissegrad, die Plentenburg, wo Matthias Corvinus einige Zeit wohnte, in der schönsten Abendbeleuchtung. Als wir bei Weizen vorüberschifften, ging der Mond auf, und sein

weißes Licht, womit er die Ufer fast taghell erleuchtete, versprach uns einen prächtigen Anblick der beiden großartigen Städte Ofen und Pesth. Nachdem wir schon eine Stunde vorher den hohen Blocksberg mit seiner Sternwarte in dunkeln Umrissen gesehen, lagen die gewaltigen Häusermassen dieser Städte vor uns. Das Schiff begrüßte das Ziel seiner heutigen Fahrt, mit drei Kanonenschüssen, welche mit lautem Donner in den Bergen wiederhallten. Rechts lag die an den Berg hinan gebaute Festung Ofen mit der Stadt, welche in einer Ausdehnung von ungefähr einer Stunde längs der Donau gebaut ist, und auf der Krone der Festungswerke das Schloß, in welchem der Palatin von Ungarn wohnt, links Pesth mit tausend erleuchteten Fenstern und den Ufern voll Menschen, welche der Ankunft des Dampfbootes entgegensahen.

Wir stiegen in dem Gasthof zu der Königin von England ab; er liegt an dem Quai und seine Fenster gewähren eine Ansicht auf Ofen, auf den schönen Strom und das rege Treiben an den Ufern und auf der großen Schiffbrücke. Kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt und die ersten Gläser feurigen Türkenblutes zu uns genommen, als plötzlich in Ofen die Glocken zu läuten begannen und ein Kellner die versammelten Gäste durch die Botschaft in Aufruhr brachte, es sey drüben Feuer ausgebrochen. Wir gingen hinaus und hatten einen großartigen Anblick. An dem einen Ende Ofens stand ein großes Haus in vollen Flammen, die sich in den Wellen der Donau glühendroth wiederspiegelten.

Wir nahmen ein Boot und fuhren ans jenseitige Ufer gegen die Brandstätte. Das Fahrzeug schien in purer Flamme zu tanzen, und es war entzückend zu sehen, wie die rothen Wellen durch die Ruderschläge zertheilt rechts und links neben uns, wo das Mondlicht den Glanz des Feuers bewältigte, in tausend silberne Sternchen aufflogen. So schön der Anblick für uns, um so trauriger war er für die armen Leute, deren Häuser — es brannten zwei nieder — ein Raub des gefräßigen Elementes wurden. Doch sind die Lösch- und Rettungs-Anstalten in Pesth sehr gut und die Abgebrannten sollen wenig verloren haben. Trotz der Flamme des Brandes, die meine Phantasie, und des feurigen Ungarweis, der mein Blut durchglühte, schlief ich sehr gut und träumte von der Heimath.

Nur zwei Tage brachten wir in Pesth zu, die wir dazu anwandten, einige Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen, so wie unser Reisegeräthe so viel wie möglich zu vervollkommnen. Vor Allem bestiegen wir den Blocksberg, auf dem rechten Ufer der Donau, von welchem man eine herrliche Aussicht auf die weite ungarische Ebene, so wie auf die beiden schönen Städte genießt, die mit dem dazwischen fließenden Strome einen imposanten Anblick gewähren. Neben der langen Schiffbrücke, die Ofen und Pesth bis jetzt verband, wird ungefähr zweihundert Schritte ab-

wärts von ihr eine neue Kettenbrücke gebaut, von der wir die erſten Pfeiler ſchon eingerammt ſahen. Viele Stunden brachten wir auf dem Quai zu, wo uns die ſonderbaren Coſtüme und das rege Treiben der Ungarn ſehr anzog. Meiſtens ſind es ſchlanke magere Geſtalten mit gebräunter Geſichtsfarbe und ſchwarzen Augen und Bart. Die Kleidung der niedern Volksclaſſen, beſonders der Bauern und Schiffszieher, beſteht in weiten Hoſen, mit einer langen Jacke von Schafspelzen. Die Leute, welche das Ziehen der Schiffe mittelſt ihrer Pferde beſorgen, gaben unſrem Maler mannigfaltigen Stoff zu ſehr intereſſanten Skizzen. Ihre kleinen mageren, aber ſehr ſtarken Pferdchen ſahen wir, von der Arbeit ermüdet oft in großen Gruppen um ein ausgebreitetes Tuch liegen, von dem ſie ihr geringes Futter verzehrten, und die Treiber lagen daneben, aus kleinen Pfeifen rauchend.

Es lag im Plan unſerer Reiſe, die Donau-Dampfboote bis gegen Ruſtſchuk zu gebrauchen und von dort über den Balkan nach Conſtantinopel zu reiten, zu welcher Tour wir uns hier in Peſth und nach unſern Begriffen auf's Beſte einrichteten. Doch würden wir von all den Artikeln, die wir hiezu kauften, wenn wir noch einmal in den Fall kämen, die Reiſe zu machen, den größten Theil zurücklaſſen und uns dafür ganz andere anſchaffen. Das Erſte, wozu ich jedem, der nach uns dieſen Ritt machen will, rathe, iſt, ſich einen guten engliſchen Sattel zu kaufen, denn ein ſolcher iſt in jenen Gegenden unbezahlbar. Ferner kaufe man ſich ein Bunda, mit welchem Namen die Ungarn einen ſehr weiten Mantel bezeichnen, der aus ſchwarzen oder weißen Schaffellen beſteht. Die Narbenſeite des Leders, die bunt ausgenäht iſt, wird bei trockenem Wetter nach Außen getragen und bei ſchlechtem Wetter macht man es umgekehrt, damit der Regen und Schnee an dem dicken Pelz herabfällt. Die Bunda iſt das gewöhnliche Kleidungsſtück der Ungarn und man kann ganz geringe von zehn Gulden, ſo wie feine von zweihundert Gulden W. W. kaufen. Zu einer ähnlichen Reiſe wie die unſerige thut aber eine von zwanzig bis fünf und zwanzig Gulden die beſten Dienſte. Dieſe ſind ſchon ſehr weit, von dickem Pelz und hartem Leder und bald kann man ſie als Mantel, bald als Bett und Bettdecke zugleich gebrauchen. An Kleinigkeiten, die man ſich zum Andenken aus Peſth mitnimmt, findet man unter Anderem lederne Tabacksbeutel, die mit bunter Seide zierlich ausgenäht ſind, Coſtek genannt, die ihrem Zweck vollkommen entſprechen. Die ungariſchen, unzubereiteten Tabacke ſind berühmt, ſowie die kleinen, braunen Pfeifenköpfe aus Erde. Wir nahmen mehrere mit, ſo wie Lettinger Taback und Weißkirchner Cigarren.

Den Abend vor unſerer Abreiſe beſuchten wir das ungariſche Nationaltheater und hörten den Babier von Sevilla in der Landesſprache.

Das Gebäude, besonders sein Inneres, ist sehr geschmackvoll eingerichtet und wird durch Gas erleuchtet, war aber heut Abend erstaunlich leer.

Am 18. Oktober Sonntag Morgens um sechs Uhr bestiegen wir auf's Neue das Dampfboot, das sich mit drei Kanonenschüssen von Ungarns Hauptstadt verabschiedete und mit sechs Flaggen versehen, worunter die großbritanische und die türkische, brausend die Donau hinabfuhr. Es war der Zriny, der, ebenso wie der Nador, auf dem wir die Fahrt bis Pesth gemacht, vor ein Paar Jahren den hochverehrten Herrn von Schubert, dessen Reisebeschreibung wir bei uns hatten, auf der gleichen Reise nach dem Orient durch Oestreichs und Ungarns Fluren führte. Bald war Ofen, Pesth und der hohe Blocksberg unsern Augen entschwunden und das große schöne Schiff, den Helden Zriny mit dem Buszogan, eine Art Morgenstern bewaffnet, in weißer Rüstung vorn am Kiel, flog rasch durch die grüne Wasserstraße. Rechts und links sanken die Ufer fast bis auf den Wasserspiegel und schienen den Helden zu grüßen, dessen Name aus den unübersehbaren Ebenen, durch welche wir nun fuhren, bis zu den fernsten Enden Europa's gedrungen war. Zriny und Sigeth hallte es in meiner Brust wieder, als ich vorn am Schiffe stand und seinem Brustbilde zu schaute, das die Wellen zertheilte, wie vordem sein Arm die Türkenschwärme.

Die felsigen Ufer des Stroms, welche uns mit kurzen Unterbrechungen bis Pesth so ziemlich zur Seite geblieben waren, verschwanden gänzlich, und sehr langweilige Flächen, bald mit Gras und Haide, bald mit niederem Laubwerk bewachsen, traten an ihre Stelle. Wir blieben noch eine Zeit lang auf dem Verdeck und sahen dem Treiben einiger für uns fremdartigen Vögel zu; über uns flogen wilde Gänse, schwarze Pelikane und Löffelgänse hielten in dem Strom ihr Frühstück. Auch erblickte ich einen Seeadler, der dem Laufe des Schiffes, wie mit stolzer Verachtung zuschaute und sich alsdann hoch in die Luft aufschwang. Obgleich der Morgen sehr schön gewesen war, überzog sich der Himmel doch wenige Stunden nach unserer Abfahrt, und ein sehr scharfer Wind nöthigte uns zum Rückzug in die Kajüte, wo uns ein starker Regen, der gleich darauf vom Himmel stürzte, Muße genug ließ, unsere Reisegesellschaft anzusehen, die wirklich heute äußerst interessant zusammengesetzt war. Die beiden Kabinen auf dem Verdeck hatte Lord Londonderry mit seiner Gemahlin eingenommen, weshalb das Schiff oben ganz englisch aussah; die achtzehn Leute seines Gefolges, Kammerdiener und Kammerfrauen, Kutscher, Köche, überrannten sich und die übrigen Gäste beinahe mit ihren Theekannen und Beefsteakpfannen und hatten gegen die frischen regsamen Physiognomien der Ungarn ganz entsetzlich langweilige Gesichter. Seine Herrlichkeit war ein mittelgroßer Mann mit grauen Haaren, der den Hut beständig auf

dem Hinterkopf hängend trug; dabei aber ſah er jedem, der ihm auf dem Verdeck begegnete, freundlich und ſehr aufmerkſam in's Geſicht. Die Lady, die ſchon hoch in den vierzigen war, mußte in ihrer Jugend eine große Schönheit geweſen ſeyn, von der man noch jetzt an ihr gut erhaltene Ruinen entdeckte. Uebrigens brauchte ſie auch wahrſcheinlich alle möglichen Mittel, ihren Teint zu erhalten: ſie kam faſt gar nicht an die Luft, denn in den fünf Tagen, wo wir mit ihr zuſammen auf dem Schiffe waren, hatte man ſie nur dreimal auf dem Verdeck geſehen. Doch ſaß ſie ſchon vom frühen Morgen an in großer Toilette in ihrer Kajüte, nahm Beſuche an oder ließ ſich von dem Herrn Gemahl und ihrem Guide ſagen, wo ſie ſich gerade befand, ohne der Gegend ſelbſt einen Blick zu ſchenken. Unten in der großen Kajüte war der bekannte Emin Paſcha, ein junger, ſehr liebenswürdiger Mann, der außer ſeiner Landesſprache franzöſiſch und engliſch verſtand und ſich ſehr gerne mit uns unterhielt. Er reiſte in Begleitung ſeines Arztes, eines Italieners, nach Conſtantinopel zurück. In Paris, London und Wien war er geweſen und hatte in dieſen Städten Kriegswiſſenſchaften ſtudirt.

Für und gegen das Reiſen mit dem Dampfboot oder dem Wagen iſt ſchon viel geſprochen worden. Der Wagen hat etwas Heimliches, etwas ſehr Angenehmes, wenn man genießbare Reiſegeſellſchaft trifft; im Gegentheil aber, und ich will nichts darüber ſagen, weiß jeder wohl, welche Qualen ein unangenehmes Gegenüber in dem engen Wagen verurſachen kann. Auf dem Schiffe iſt das ganz anders; den Paſſagieren, die uns nicht gefallen, geht man aus dem Wege und braucht in keine Berührung mit ihnen zu treten; woher es aber auch kommt, daß man ſich auf dem Schiffe leicht iſolirt, und wenn man allein reiſt, oft ſehr langweilt.

Wir hatten das Glück, gleich in Peſth mit einer äußerſt angenehmen Reiſegeſellſchaft zuſammen zu kommen, mit welcher wir, bis zu unſerem Abgange bei Ruſtſchuk, ich möchte ſagen eine große Familie ausmachten. Zu ihr gehörte der Paſcha mit ſeinem Arzt, eine Baronin von B. aus Berlin, die Mutter des Grafen Königsmark, preußiſchen Geſandten in Conſtantinopel, eine liebenswürdige alte Dame, die ſich aber auf der ganzen Reiſe unwohl befand, und das traurige Schickſal hatte, ihre Heimath nicht wieder zu ſehen, denn ſie ſtarb in Bujukdere; ferner der öſtreichiſche Oberſtlieutenant von Philippowich, der mit Einwilligung ſeiner Regierung proviſoriſch in türkiſche Dienſte getreten war, ein gebildeter Offizier und praktiſcher Geſchäftsmann. Schon früher hatte er ſich das Verdienſt erworben, eine Poſtroute von Belgrad nach Conſtantinopel einzurichten. Ihm gelang es, den Fürſten Miloſch und den Paſchas die Vortheile einer bleibenden ſichern Straße

durch ihre Provinzen begreiflich zu machen. Er veranlaßte das Aushauen von Wäldern und verstand es, selbst die Einwohner zur Einsicht zu bringen, daß erst durch unverletzliche Heiligkeit des Postwesens Verkehr und Handel belebt und dadurch der Wohlstand der Bewohner verbürgt werden könne. Man folgte seinem Rath und von der Thätigkeit dieses Mannes zeugt die gegenwärtig geordnete Einrichtung, die eine regelmäßige Verbindung zwischen Wien und Constantinopel möglich macht. Jetzt wollte er den Feldzug gegen Ibrahim Pascha mitmachen und war uns noch lange durch die Türkei und Syrien ein lieber Reisegesellschafter. Ein ungarischer Husaren-Offizier, der mit seiner Schwester nach Gallacz reiste, ein junger Engländer, Namens Napier, ein Verwandter des englischen Commodore, der Arzt des Lord L., ein artiger alter Engländer, waren die Hauptbestandtheile unserer Familie.

Wir hielten uns sehr viel in der zweiten Kajüte auf, wo ein viel fremdartigeres Leben herrschte; denn da waren Serbier, Wallachen, Ungarn, Italiener, kurz eine ganze Musterkarte von verschiedenen Menschenarten. In einer Ecke kauerten unbeweglich auf ihren Teppichen ein paar Juden aus Salonich, Vater und Sohn, die ersten Leute, die wir in türkischem Costüm sahen. Sie trugen lange, sehr schmutzige Kaftans und einen eben solchen Turban. Der Vater, schon ein sehr alter Mann, hatte einen langen schneeweißen Bart, war aber äußerst munter und sah recht gesund aus, wogegen des Sohnes bleiche Gesichtsfarbe, durch den kohlschwarzen Bart, der sein Kinn umgab, noch schärfer hervorgehoben wurde. Sie waren Handelsleute und kamen aus Wien. Eine Jüdin aus Bucharest, die ebenfalls hier war, hatte ihre neunjährige Tochter bei sich, ein wunderschönes Mädchen; feurigere braune Augen, als die kleine Skella besaß, hatte ich in meinem Leben nicht gesehen. Die meisten übrigen Passagiere waren Ungarn, die sich, wie ich auch schon früher sagte, durch Zuvorkommenheit gegen uns Fremde musterhaft auszeichneten. Von allen Seiten boten sie uns Taback und Cigarren an, und es machte ihnen viel Spaß, wenn wir für diese und jene Sachen das bezeichnende Wort ihrer Landessprache hören wollten. Eine niedliche schlanke Ungarin lehrte mich unter Anderem — szép léany heiße ein hübsches Mädchen und szeretlek ich liebe dich; csók bedeute einen Kuß, und den Unterschied eines ungarischen csók gegen einen deutschen brachte sie mir später praktisch bei, und ich muß gestehen, er schmeckte wie Tokaier gegen Rheinwein.

In einer Ecke der Kajüte saß ein alter ärmlich gekleideter ungarischer Edelmann, der erschrecklich aus seiner kurzen Pfeife rauchte oder Volkslieder sang mit sehr traurigen Melodien. Eine Strophe eines seiner magyarischen Lieder, das er oft sang, lauschte ihm meine hübsche Lehrerin ab und übersetzte sie mir folgendermaßen:

Gebe Gott, daß der Ungar
Die halbe Welt beſäße,
Und die mit ſeinem Blute gewonnene Freiheit
Nie geſtehen müße, daß ſie geſchmälert ſey.

Der alte Herr merkte aber gleich, daß das Mädchen uns etwas von ſeinen Liedern verrathen habe, denn er gab mir einen Wink, ich möchte zu ihm kommen, worauf er mir lächelnd in einem ſehr holprichten Deutſch den bekannten Rath gab, ich ſolle mich vor den Mädchen, beſonders vor den ungariſchen in Acht nehmen, und zum Beleg theilte er mir folgende Strophen mit, ein altes Volkslied, das vielleicht ſeinen größten Werth durch die eigenthümliche, ergreifend traurige Melodie hatte, mit der er es mir ſpäter ſang.

Es reift ſchon die rothe Zwetſchge von Biſtritz,
Mein wirſt du ſeyn, meine ſüße Bari, nach zwei Wochen,
Schon reift der wilde Apfel; die Braune iſt wohl falſcher:
Schon blüht die weiße Roſe; die Blonde iſt mehr heimlich.

Ich gehe bis an's Ende im Hofe einer ſchönen Frau,
Unwillkührlich blicke ich in ein Fenſter hinein,
Ich ſehe meine Liebſte in eines Andern Armen,
Nun träfe mich ſchon Alles — Gott, wie bedaur' ich.

Und ſie ſagte mir doch, ſie ſey meine treue Geliebte,
Es war aber nur ein eitles Geſchwätz;
Ich glaube ihren Worten nicht mehr; o könnt' ich beide vergeſſen:
Falſch iſt ihr Leib und Seele, der Blonden wie der Braunen.

Der alte Ungar und ich wurden ſpäter gute Freunde und rauchten manche Pfeife zuſammen. Den ganzen Tag über hatte ſich das Wetter nicht gebeſſert. Bald ſtürmte der Wind heftig und machte den Aufenthalt auf dem Verdeck unangenehm, dann regnete es wieder und trieb uns vollends in die Kajüten. Doch abgeſehen davon, daß die freie Luft oben viel angenehmer iſt, als die Atmoſphäre unter dem Deck, verloren wir heute an der Ausſicht nicht viel; denn im Allgemeinen ſind die einförmigen Ebenen, durch welche ſich von Peſth bis Apatin der Strom hinzieht, ohne Reiz für das Auge; erſt wenn man ſich den Gränzen des Banats und Serbiens nähert, gewinnt die Landſchaft ein großartigeres Anſehen durch die Gebirge Bosniens und Serbiens, welche bei heiterem Wetter von Zeit zu Zeit ſichtbar werden. Abends gegen neun Uhr kamen wir nach Baja, wo wir dicht am Ufer Anker warfen, um, da die Dunkelheit der Nacht es nicht erlaubte, weiter zu fahren, hier den Morgen zu erwarten. Wir richteten uns in den Kajüten ſo gut wie möglich ein. Die älteren Herren aus der Geſellſchaft nahmen die Betten in Beſchlag, die da waren, und wir jüngern mußten uns mit den gepolſterten Bänken begnügen. Doch nahm ich meinen Reiſeſack

unter den Kopf, deckte meinen Mantel über mich und man kann denken, daß ich bald einschlief; denn war ich nicht gesund, jung, und glücklich, indem ich die schöne Reise in das gelobte Land vor mir hatte.

Den folgenden Tag hatte sich das Wetter noch nicht gebessert, es stürmte und regnete in Einem fort. Ich hatte mich sehr auf die Ufer gefreut, bei denen wir heute vorbeifuhren; doch erlaubte uns das Weter nicht viel mehr, als das Land durch die Kajütenfenster zu betrachten. Wir kamen Abends nach Neusatz und Peterwardein, dem Grabe des tapfern Savojenfürsten Eugen, der riesigen Festung, deren Bastionen sich; mit zahllosen Feuerschlünden besetzt, hoch über einander erheben. Die Großartigkeit dieser Festung tritt aber dem Vorüberziehenden erst recht in's Auge, wenn er die Landzunge umschifft, welche völlig und eben so riesenhaft befestigt ist. Eine Militär-Schiffbrücke, die aber Morgens und Abends nach gegebenem Signalschuß gesperrt wird, verbindet Neusatz mit Peterwardein. Wir brachten die Nacht am Ufer zu und verlebten den folgenden Tag, den 20. October, fast wieder beständig in den Kajüten. Heute behandelte uns aber auch der Himmel auf die betrübendste Weise. Der Regen strömte vom frühen Morgn herab, und als wir gegen Mittag 11 Uhr bei Semlin anlegten, war es nur der alte bekannte Name dieser Stadt, der mich bewog, das Schiff zu verlassen, um den Platz zu sehen, von dem das alte Lied sagt:

Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen.

Ich kaufte mir zum Andenken an diesen Ort einen Pfeifenkopf, den ich noch heute aufbewahre. Nach einigen Stunden lichteten wir auf's Neue die Anker und sahen bald Belgrad vor uns liegen. Hier befindet man sich schon halb in der Türkei; nur das linke Ufer gehört noch zu Oestreich, daher auch die Schiffe demselben möglichst nahe bleiben, indem durch die Berührung der rechten Seite man die Pest oder nach der Rückkehr in's Oestreichische Gebiet die Quarantaine zu fürchten hat. Ich kleidete mich gerade etwas um, da mich die Tour nach Semlin sehr durchnäßt hatte, als ich bemerkte, daß unser Schiff nach einem gelinden Stoße plötzlich fest saß. Alles lief auf's Verdeck, wo wir bald gewahr wurden, daß wir auf einer Sandbank mitten in der Donau festsaßen. Im dichtesten Regen ließ man die Boote in's Wasser, um seitwärts einen Anker zu werfen, an dem man das Schiff vermittelst der Winde drehen und von der Bank herunter bringen könne. Doch mußte dies Manöver mehrmals wiederholt werden, ehe sich das Schiff von der Stelle bewegte, und auf diese Art dauerte es mehrere Stunden, bis wir wieder flott wurden.

Das beständig trübe Wetter und die dichten Nebel, die jede Aussicht sperrten und uns den Morgen erst spät abfahren, den Abend früh an-

halten ließen, hemmten ſehr den Fortgang unſerer Reiſe und ließen uns die Station, bis zu welcher unſer Dampfboot, der Zrinyi, ging, ſtatt heute, erſt morgen erreichen. Schon früh am Abend zwang uns die Dunkelheit, diesmal mitten in der Donau anzuhalten, und wir kamen erſt am 21. gegen Abend nach Drenkowa, eine Station der Dampfſchiffe, welche aus zwei Häuſern, wovon das eine ein Kohlenmagazin, das andere ein Gaſthaus für Fremde iſt, oder vielmehr ſeyn ſoll, beſteht. Doch fanden wir es ſo ärmlich eingerichtet, ohne Betten, daß es keinem von uns auch nur in den Sinn kam, das wohl eingerichtete Dampfboot die Nacht über zu verlaſſen.

Wir hatten hier ein ſonderbares Abenteuer. Der Maler F., Doctor B. und ich gingen, als der Regen etwas nachgelaſſen hatte, an den Strand, wo wir kleine Kieſel und Muſcheln auflaſen. Plötzlich deutete F. in die Berge hinauf, die hier mit dichtem Wald bewachſen, an's Ufer der Donau treten, und behauptete, da oben einen Bären geſehen zu haben. Ich muß geſtehen, es kam mir auch ſo vor, als habe ich im Augenblick ein großes Thier zwiſchen den Gebüſchen verſchwinden geſehen. Wir eilten in's Schiff zurück, nahmen unſere Gewehre und ſtiegen, in Begleitung von einigen Andern aus der Geſellſchaft, die Höhen hinan. Wirklich fanden wir auch oben auf der Höhe die Spuren eines großen Raubthiers. Doch war der Boden ſehr ungünſtig mit dickem Laub bedeckt, weshalb wir die Fährte nicht genau unterſcheiden und verfolgen konnten. Ein paar Stunden liefen wir ſo in den Bergen herum, ohne jenes Thier wieder zu ſehen. Doch ſchoß der Maler einen Fuchs und der Baron v. T. und ich einen Reiher, der, als wir wieder zur Donau hinabſtiegen, vor uns aufging.

Am folgenden Morgen ſpähten wir, ängſtlicher als die vorhergehenden Tage, nach dem Wetter; denn heute mußten wir das Dampfboot verlaſſen und uns einem kleinen flachen Fahrzeug anvertrauen, denn nur auf einem ſolchen gelangt man über die vielen Untiefen.

Nachmittags kamen wir an eine der prächtigſten Stellen der Donau, wo dieſelbe an zweitauſend Schritte Breite hat, und mit ihren wilden Felsufern den ſchönſten See bildet. Vor uns ſahen wir ein altes Schloß mit hohen Thürmen und Mauern, Columbacs, deſſen Werke ſich auf einen ſpitzen Felskegel hinauf- und hinabziehen. Dies Schloß hat ein wunderbares, geheimnißvolles Ausſehen, und gewährt in der gewaltigen wilden Natur allein ſtehend, einen der ſchönſten Anblicke. Der Sage nach war der Thurm dieſes Schloſſes, der am höchſten liegt, das Gefängniß der ſchönen griechiſchen Kaiſerin Helene.

Am Fuße dieſes ſeltſamen Gebäudes verengt ſich der mächtige Strom auf einmal bis auf eine Breite von vierhundert Schritt und fließt zwiſchen ſenkrechten himmelhohen Felswänden, wie in einer düſtern Schlucht in

raſcherm Laufe weiter. Auf der linken Seite des Stromes, dem Columbascer Schloſſe gegenüber, befindet ſich ein hoher kegelförmiger Felſen, Babekage, von dem man erzählt, daß ein Fiſcher, der eine ſehr böſe Frau gehabt habe, ſie unter dem Vorwande, dort unter dem Felſen Netze auszuſtellen, mit hinaufgenommen und gleich einer zweiten Ariadne verlaſſen, wo ſie aber elend um's Leben gekommen. Nicht weit davon ſieht man aus dem Strom zwei kleinere Felſen emporragen, wegen ihrer ſeltſamen Geſtalt, nach der man ſie, aus der Ferne geſehen, für zwei ſchwimmende Büffel halten könnte, Bivoli genannt.

So ſchön dieſe Gegend iſt, ſo ſchön die maleriſchen Felſenwände, mit dem ſaftigſten Grün bedeckt und mit Quellen verziert ſind, die hie und da kleine Waſſerfälle bilden, ſo erzeugt doch dieſe herrliche Gegend, beſonders die Höhlen und Schlünde um das Columbascer Schloß, eine der größten Plagen für das umliegende Land, die ſogenannten Mordmücken. Im Anfange des Sommers dringen nämlich von hier aus unermeßliche Schwärme dieſer kleinen Mückenart (Similium reptans), die auch bei uns, aber in geringer Anzahl vorkommt, über die Ebene, überfallen ganze Heerden Vieh, dem ſie durch die Naſe und den Mund in die Luftröhre und die Eingeweide kriechen und tödten es plötzlich oder bringen es wenigſtens in große Lebensgefahr.

Eine kurze Strecke weiter unten ſieht man zu beiden Seiten zwei großartige Werke der älteſten und neueſten Zeit. Auf der rechten Seite der Donau, ungefähr dem Dorfe Jeſchelnitza gegenüber, befindet ſich eine Inſchrift an der Felswand, deren Charaktere man jedoch vom Boot aus nicht entziffern kann, da ſie von dem Feuer der Hirten faſt ganz mit Ruß überzogen ſind. Sie bezieht ſich auf einen Leinpfad, den die Römer zu Trajans Zeiten anlegten, um ihre Schiffe aufwärts zu ziehen. Es muß ein wahres Rieſenwerk geweſen ſeyn, denn die Ufer fallen hier in ſenkrechten Felswänden bis in die Donau. An einigen Stellen iſt der ſchmale Gang dicht über dem Niveau des höchſten Waſſerſtandes in den Stein hineingemeißelt, an andern, wo dieſe Arbeit gar zu mühſelig geweſen wäre, ſieht man noch kleine viereckige Löcher in die Felſen gehauen, worin Balken ſteckten, auf welche Bretter gelegt wurden, die eine Brücke bildeten.

Da dies rechte Ufer wegen der Peſt als „compromittirt“ für den Verkehr geſchloſſen iſt, ſo hat ſich der Graf Szechenyi für ſein Vaterland ſehr verdient gemacht, indem er dagegen auf dem linken Ufer eine neue Straße von Ogradina bis Kaszan baute. Dieſe zieht ſich, breite, hohe Gallerien bildend, durch ſenkrechte Felswände hin, die gegen den Strom zu geöffnet ſind, wobei ſich durch die mannigfachen Krümmungen, welche die Straße macht, überraſchende und prachtvolle Gebirgspartien entfalten, welche den Blick des Reiſenden, bald auf dem linken, bald

auf dem rechten Ufer feſſeln. Es gewährt ein beſonderes Vergnügen, auf dem brauſenden Strome zwiſchen den coloſſalen Felsmaſſen, wie auf einer bequemen Straße hinzuziehen und iſt beſonders reizend für den, welcher Berge und Thäler auf unwegſamen Pfaden zu durchſtreifen gewohnt iſt. Am Fuß des Berges Schukuru, der Blutberg, von einer Niederlage, die die Türken hier erlitten, ſo genannt, legte unſer Boot an, und wir erſtiegen den Berg, um die von alten Schanzen umgebene und durch die überhängende Felswand geſchützte Höhle zu betreten, aus welcher im Jahr 1592 der General Veterani mit dreihundert Deutſchen und einer kleinen Anzahl ſerbiſcher Soldaten die Schifffahrt der Türken auf der Donau und ſelbſt ihre Bewegungen auf dem Lande faſt gänzlich hemmte. Die Höhle, die in alter Zeit Romanaz hieß, wird jetzt allgemein die Veteraniſche genannt. Sie beſteht aus einem einzelnen größeren Gewölbe und iſt ſo geräumig, daß ſie wohl ſiebenhundert Mann Beſatzung faſſen könnte.

Bald erweiterte ſich die Schlucht, und wir ſahen auf dem linken Ufer Alt-Orſowa liegen, das mit freundlichen Häuſern, die hie und da zwiſchen Gärten vertheilt ſind, bei heiterem Wetter einen ganz andern Eindruck auf uns hervorbrachte, wie geſtern Drenkowa. Alt-Orſowa ſprach mich beſonders an: in dieſem Städtchen, deſſen Handel und Gewerbe zur Zeit der Continentalſperre, wo der Weg von der Levante hier durchging, ſehr blühend war, ſpäter aber ganz in Verfall gerieth, zeigt ſich wieder friſch aufblühendes Leben. Die Schifffahrt iſt hier der Untiefen wegen nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich, daher die Waaren umgeladen und aufgeſpeichert werden müſſen. Indem man den Ort zum Hauptſtapelplatz dieſer Gegend wählte, zog man eine gute Zahl Menſchen an, deren kräftige Hände bei den nöthigen Bauten zum Felſenſprengen ꝛc. verwendet werden. So fanden Viele Erwerb und bevölkerten die neue Stadt. Die Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft ließ hier ein ſchönes Haus an einer reizenden Stelle des Ufers erbauen, in welchem ſie ihre Reiſenden unentgeldlich beherbergt, damit ſie nicht genöthigt ſind, ſich den ſchlechten Wirthshäuſern anzuvertrauen. Wir fanden hier freundliche Zimmer, gute Betten und ließen uns den trefflichen Caffee ſchmecken. Aus unſerem Zimmer hatten wir die herrlichſte Ausſicht: auf einer Inſel der Donau, welche hier von hohen Gebirgen eingeſchloſſen, wieder einem kleineren See gleicht, erblickt man die türkiſche Feſtung Neu-Orſowa, deren Lage an Iſola bella im Lago Maggiore erinnert. Behaglich in meiner gaſtlichen Wohnung überließ ich mich den Träumen, die in ſolcher von der Natur ausgezeichneten Oertlichkeit ſich ungeſucht einfinden. Im Angeſicht der Türken denkt man gern an die Wohlthaten, welche eine verſtändige Verwaltung hier verbreiten könnte. Die Völker ſind kräftig und gut, das Land fruchtbar und durch

seine Lage an der Gränze zweier Welttheile begünstigt. Es wäre nicht nöthig, die Türken auszurotten oder zu verjagen, man sollte ihnen nur zu Hülfe kommen durch Einführung einer geordneten civilisirten Regierung. Wird die nächste Zukunft den Beweis höherer europäischer Gesittung liefern, indem sie die Barbarei aus diesen schönen Ländern entfernt? Wir wollen es hoffen.

Der Abend war gar schön. Die Sonne ging freundlich hinter den Bergen unter und füllte das Thal mit einem blauen Duft, und ich verließ mein Zimmer, um die Geschäftigkeit des Orts in Augenschein zu nehmen. Mit Interesse war ich Zeuge des hier bedeutenden Fischfangs, durch welchen unzählige Störe und Hausen gewonnen werden. Man bereitet aus ihnen Caviar, der jedoch an Güte dem russischen nicht gleichkommen soll. Zu Gunsten der Feinschmecker wird man vielleicht künftig für kunstreichere Bereitung sorgen.

Auch die hiesigen Goldwäschereien in der Donau lernte ich kennen. Sie sind weit einträglicher, als die auf dem obern Theile der Donau. Man erzählte mir von einem Manne, der binnen vier Wochen für sich allein Gold, achtzig Gulden Conventions-Münze an Werth, durch die Wäsche gewonnen hatte. Das Metall soll vorzüglich durch Flüsse, die aus den türkischen Gebirgen kommen, herbeigeführt werden.

Die wichtigste, belebendste Thätigkeit geht jedoch hier von der Dampfschifffahrtsgesellschaft aus. Sie ließ damals kleine eiserne Dampfboote von zwanzig Pferdekraft bauen, mit denen der Engpaß Islaz und das eiserne Thor befahren werden sollten.

Am andern Morgen verließen wir in zwei kleinen Schiffen Alt-Orsowa; im ersten waren wir, im zweiten der Lord Londonderry mit seinem Gefolge. Wir nannten letzteres nur das Herrenschiff aus Uri. Nach einer Stunde fuhren wir bei der türkischen Festung Neu-Orsowa vorbei. Die Oestreicher bauten sie unter Leopold I. Die Türken eroberten aber später den Platz, und obgleich, seitdem ihre Gränzen von den Karpathen bis zu dem Balkan zurückgedrängt wurden, blieb ihnen doch noch dies Eiland und bis heute haust noch ein Vascha in Neu-Orsowa, das von den Türken Ada-Kalessi, die Insel-Festung genannt wird. Sie hat viel Mauerwerk, sogar zwei detaschirte Forts, aber Alles ist im kleinsten Maßstab gebaut. Ihre Geschütze beherrschen die Fahrt auf der Donau vollkommen; doch sah mir das kleine, schmutzige, zerfallene Nest so aus, als würde man bei näherer Besichtigung alles Andere eher finden, wie Geschütze und Munition in brauchbarem Zustand.

Ada-Kalessi gegenüber liegt an dem schroff abfallenden Ufer das Fort Elisabeth, das mit seinen massiven Bastionen und seinem schön gebauten Thurm einen bessern Anblick gewährt.

Näher und näher kamen wir indessen dem eisernen Thor, diesem

Engpaß der Donau, über den man nur auf kleinen Kähnen ſetzen kann, hörten ſein gewaltiges Brauſen und Rauſchen und ſahen das Waſſer auf einer langen Strecke wallend aufſprudeln, als würde es durch unterirdiſche Feuer erhitzt. Die Donau fließt hier in einer Länge von fünfzehnhundert Schritt über mehrere niedrige Felsbänke, die das Bette quer durchſetzen. Obgleich nur bei ganz niedrigem Waſſerſtande die Klippen ſichtbar ſind, ſo entſteht doch durch das ſtarke Gefälle des Stromes, der hier acht bis neun hundert Fuß breit iſt, ein heftiger Strudel und Wirbel, an dem man die Fahrzeuge nur mit der größten Umſicht vorbeiſteuern kann.

Unſere beiden Schiffe gelangten ohne Gefahr und glücklich durch das eiſerne Thor, unterhalb welchem das Dampfboot Pannonia, das zu unſerer Weiterbeförderung beſtimmt war, bei Szkella Gladowa lag.

Das Wetter war heute wieder recht günſtig und gewährte uns eine entzückende Ausſicht auf die Karpathen; welche ſich in der Ferne mit ihren beſchneiten Gipfeln ausbreiteten.

Da wir am andern Tage das Dampfboot verlaſſen wollten, um unſern Weg zu Land durch die Türkei fortzuſetzen, ſo beſchäftigten wir uns heute damit, unſer Gepäck zu theilen, um das Nöthigſte, was wir an Wäſche und ſonſtigen Sachen brauchten, mit uns zu nehmen, und die ſchwereren Koffer auf dem Dampfboote nach Conſtantinopel gehen zu laſſen. Wir hatten in Wien kleine lederne Koffer gekauft. die dazu eingerichtet waren, um ſie wie Tragkörbe rechts und links an ein Pferd hängen zu können. Dieſe, ſo wie unſere leichteren Nachtſäcke, wurden mit den nöthigſten Sachen angefüllt.

Früher einmal hatte die Lady L. den Wunſch geäußert, die Reiſe durch die Wallachei und Rumelien ebenfalls zu machen und erſt unſern dringenden Vorſtellungen, ſo wie denen des Herrn Gemahls und der Schiffsoffiziere, daß dort oft nicht einmal an gute Wege für Saumthiere, geſchweige an einen Wagen zu denken ſey, und daß die Päſſe im Balkan in dieſer Jahreszeit mit Schnee und Eis bedeckt und von Räubern unſicher gemacht ſeyen, gab ſie endlich nach und ihr Vorhaben, mit uns zu reiten, auf. Ihr junger Landsmann Navier dagegen ſchloß ſich als ein ſehr willkommener Reiſegeſellſchafter uns an.

Die Sonne, welche heute freundlich untergehend, auf Morgen einen guten Tag verſprach, hielt uns nicht Wort; denn als ich am folgenden Morgen von meiner Bank, auf der ich die Nacht über gelegen, durch's Fenſter ſah, war der Himmel mit dunkeln Wolken überzogen, die uns eine Stunde darauf einen anhaltenden Regen herabſandten, der bis zur Nacht, wo wir bei Giorgewo anlegten, fortdauerte.

Der Abend vereinigte unſere ganze Geſellſchaft noch einmal in der großen Kajüte, wo wir bei einem Glaſe Punſch die vergnügten Stunden

durchgingen, welche wir in den Tagen, die wir zusammen auf dem Boote zubrachten, genossen hatten. Es that uns leid, von so angenehmer Gesellschaft scheiden zu müssen, von so guten Menschen, die wir vielleicht nie wieder sehen.

Zweites Kapitel.

Ritt durch die europäische Türkei.

Türkische Posteinrichtung. — Giorgewo: Schmutz auf den Straßen. Quarantaine. Kleidung der Türken. — Rustschuk. Tartaren. Das Paßbureau. Bulgarische Fußbekleidung. Unsere Pferde. Der Ramasan. — Rasgrad. — Schumla. — Ritt über den Balkan. — Dobrol. — Jaki. — Adrianopel: Quarantaine. Das alte Serail. Selims Moschee. Eine Soirée beim Pascha. Illumination. Tanzende Knaben. Schatal Burgas. Silivri. — Das Meer. — Ankunft in Constantinopel.

Wenn man in civilisirten Ländern über Reisebeschwerden klagt, so versteht man darunter ein paar Nächte, die man vielleicht im bequemen, dicht verschlossenen Wagen zubringen mußte, oder eine holprichte Straße, eine Station, auf der man unbeschreiblich schlecht zu Mittag gespeist, oder wo der knausernde Wirth so boshaft langsam servirt, daß einen das zur Abfahrt mahnende Horn des Schwagers schon aus den angenehmen Rindfleischträumen reißt und man die Herrlichkeiten des Bratens u. s. w. nur in Gedanken genießt. Das Schlimmste, was passiren kann, ist das Umschlagen des Wagens, oder ein überfüllter Gasthof, wo nur die Barmherzigkeit des Oberkellners dem unglücklichen Ankömmling irgend ein Winkelchen anweist. Wem schon solche Kleinigkeiten überlästig vorgekommen sind, der unterstehe sich ja nicht, zu Lande nach Constantinopel zu gehen, oder auch nur eine kurze Strecke im Innern der Türkei zu reisen, sondern bleibe von Wien auf dem Dampfboote, wo er eine reinliche Kajüte, ziemlich gutes Essen und am Abend weiche Matratzen hat.

Die türkische Posteinrichtung befindet sich noch in der unmündigsten Kindheit. Man kann zu Wagen reisen, was etwas bequemer, indeß nur im hohen Sommer überhaupt möglich ist, wo die Haiden, über welche meistens der Weg geht, von der Sonnenhitze fest getrocknet sind. Das Fuhrwerk ist ein Leiterwagen, mit Matten bedeckt und mit Stroh gefüllt, auf dem sich der Reisende ausstreckt, und es dann der Vorsehung und dem in vollem Galopp dahinbrausenden Postillon überlassen muß,

ob er überhaupt und mit ganzen Gliedern nach dem Orte seiner Bestimmung kommt.

Die auch beim heißesten Wetter in ihre dicken Pelze gehüllten Burſche — ich ſpreche jetzt hauptſächlich von der Wallachei, da in Bulgarien und Rumelien das Reiſen im Wagen faſt unerhört iſt — jagen dahin, ohne ſich viel umzuſehen, und wenn der Reiſende durch einen ſtarken Stoß von ſeinem Sitz auf die Straße geſchleudert wird und ſein Geſchrei nicht zu den Ohren des Poſtillons gelangt, ſo iſt es ſchon gekommen, daß die Roſſelenker auf der Station angelangt ſind und nachher wieder umkehren mußten, ihren Paſſagier zu ſuchen.

Wir zogen es vor, zu Pferde zu reiſen, da man ſo ſchneller fortkommt, und wir zudem das Balkangebirge zu überſteigen hatten, wo an kein Fahren zu denken iſt. Auf dem Dampfſchiffe hatten uns faſt alle des Landes und des Weges Kundige abgerathen, überhaupt in dieſer Jahreszeit die Türkei zu Lande zu bereiſen, wobei man uns faſt unüberwindliche Hinderniſſe vormalte. Da wir aber einiges Ungemach zu ertragen bereit waren, um ein Land wie das Innere der Türkei kennen zu lernen, wir auch alle kräftige junge Leute waren, ſo brachte keine Vorſtellung uns von unſerem Vorhaben ab.

Schon in Orſova hatten wir das Vergnügen, den erſten wallachiſchen Poſtzug zu ſehen, jedoch nicht vollſtändig, indem die Pferde vor eine Wiener Kaleſche geſpannt waren. Sie erwartete hier einen Herrn Floresco, Polizeidirector in Bucharest, der mit uns von Peſth an auf dem Dampfſchiff geweſen war. Der Wagen war mit acht Pferden beſpannt, welche von zwei baumlangen, in zottige Schafpelze gehüllten Burſchen gelenkt wurden, deren Füße bei der Kleinheit der Thiere beinahe den Boden berührten, was äußerſt drollig ausſah. Hinterdrein ritt eine Escorte von vier Gensdarmen, in weiten Hoſen, blauen runden Jacken, das Fez auf dem Kopfe, Piſtolen und Dolch im Gürtel und den Kantſchuh an der Fauſt. Sie ſauſten im Carrière dahin und waren in wenigen Minuten aus unſerem Geſichtskreiſe.

Am 25. October Abends kamen wir bei der türkiſchen Stadt Ruſtſchuk vorüber, welche unſer Schiff mit drei Kanonenſchüſſen ſalutirte, weil wir, dem ſtrömenden Regen zum Trotze, zwei Flaggen am Maſt führten, an der Spitze die großbritanniſche, zu Ehren des Lord Londonderry, und darunter die türkiſche, den goldenen Halbmond im rothen Felde, für den Emin Paſcha. Wir legten am linken Donauufer an, bei Giorgewo, welcher Ort jedoch eine halbe Stunde vom Fluß abliegt. Da der Regen über Nacht aufgehört hatte und der heitere Himmel einen angenehmen Tag verſprach, verließen wir am folgenden Morgen das Schiff und gingen zu Fuß nach Giorgewo, wo unſere

Päſſe viſirt werden mußten, worauf wir nach Ruſtſchuk auf's rechte Donauufer überfahren wollten, um von da unſere Reiſe zu Pferd fortzuſetzen.

Giorgewo oder Gjurgew war die erſte wallachiſche Stadt, die wir betraten. Wenn ich mir auch nach Allem, was ich über den türkiſchen Schmutz geleſen, keine große Vorſtellung von dieſem Ort gemacht hatte, ſo ging doch das, was ich hier in der Wirklichkeit vor mir ſah, völlig über meine Begriffe. Wären nicht aus den mit Zweigen durchflochtenen und mit Miſt bedeckten vier Pfählen ſchmutzig braune, menſchliche Geſtalten hervorgekrochen, ſo hätte ich geglaubt, die Erdhöhlen, an denen wir vorbeikamen, ſeyen Stallungen für Büffel und Schweine, d. h. für türkiſches Vieh, denn ein ordentlicher deutſcher Ochſe würde ſich geweigert haben, in dieſe Schmutzlöcher zu kriechen. Die kleinen wallachiſchen Kinder ſaßen auf der Erde, plätſcherten mit den Händen in der Miſtjauche und ſahen uns verwundert an; wohin man blickte, nichts als Elend und eine Unreinlichkeit über alle Vorſtellung. Die meiſten Wohnungen hatten nicht einmal vier Pfähle, ſondern beſtanden nur aus einem in die Erde gegrabenen Loche, mit Zweigen und Raſen bedeckt; Männer und Weiber waren in braune oder ſchwarze Schafpelze gehüllt und faſt nicht von einander zu unterſcheiden. Indeſſen bot nicht der ganze Ort einen ſo betrübenden Anblick dar; bald erſchienen rechts und links Häuſer aus Ziegelſteinen, deren Fenſter aber meiſtens aus Papier beſtanden, und endlich befanden wir uns in einer beſſern Region, wo um die Kirche mit ihren byzantiniſchen Kuppelthürmen etwa zwanzig ziemlich gut ausſehende Häuſer lagen.

Mit leichterem Herzen, denn was wir vorhin geſehen, hatte uns ernſtlich für unſere nächſte Zukunft beſorgt gemacht, ſteuerten wir einem der Häuſer zu, an welchem in ruſſiſcher und franzöſiſcher Sprache zu leſen war, daß hier der Agent der öſtreichiſchen Donaudampfſchifffahrtsgeſellſchaft wohne. Sein Name iſt Stäude; ein ſehr artiger Mann, der uns auf's Zuvorkommendſte empfing und für unſer ſchnelles Fortkommen aufs Beſte ſorgte. Bald begaben wir uns in Begleitung dieſes Mannes mit unſerm wenigen Gepäck, unſern Mänteln, Pelzen und Waffen nach der Quarantaine von Giorgewo, wo uns ein türkiſches Schiff, welches Früchte herübergebracht hatte, aufnehmen und überſetzen ſollte. An der Quarantäne herrſchte reges Leben. Es wurde eben zwiſchen doppelten Barrièren Markt gehalten. Weil die Türken des rechten Ufers ſich nicht mit den Wallachen vermiſchen dürfen, ſo legen die erſtern ihre Trauben, ihren Honig u. ſ. w. zwiſchen die Barrièren, wo ſie von den letztern weggenommen und auf dieſelbe Art bezahlt werden. Es iſt ein unheimliches Gefühl, wenn man ſieht, wie ein Menſch den andern meidet, wie ein giftiges Thier, und ſtets den langen Stock vor ſich hinſtreckt, um ja nicht berührt zu werden.

Zum ersten Male sahen wir uns hier mitten in das für uns so fremdartige Treiben der Türken versetzt, sahen uns umgeben von Turbanen und langen Bärten. Mir schwebten die Mährchen der tausend und einen Nacht lebhaft vor, als ich sie in ihren weiten Pantoffeln sich träg daher schleppen sah, wobei sie mit halbgeschlossenen Augen in langen Zügen den Tabakrauch einschlürften, um ihn wieder eben so langsam von sich zu blasen. Ihre Kleidung besteht hier in sehr weiten Beinkleidern, meistens von dunkler Farbe, grau, blau, grün, aus weißen wollenen Strümpfen mit Pantoffeln, einer farbigen Jacke und dem unentbehrlichen Gürtel, einer Schärpe von ungeheurer Länge, die sie viermal um den Leib wickeln, und in welcher sie ihre Waffen, lange Pistolen und Dolche und eine eiserne Feuerzange tragen, die ungefähr anderthalb Fuß lang ist und zum Auflegen der Kohlen auf die Pfeife dient.

In diesem Gürtel steckt ferner die Pfeife, Tabak, Brod, ein Taschentuch, das selbst beim geringsten Bootsknecht mit Gold und Seide gestickt ist, und noch so viele andere Gegenstände, daß er nicht selten mehrere Schuh dick aufschwillt und sich äußerst lächerlich ausnimmt. Der Türke aber sieht mit Wohlgefallen auf dieses Vorgebirge und drückt die langen Hälse seiner Pistolen vor, so weit immer möglich.

Nachdem wir für zwanzig Kreuzer beinahe eine halbe Schiffsladung der schönsten süßesten Trauben gekauft, um sie während der Ueberfahrt zu verzehren, traten wir zu den Türken hinter die Barrière, und durften nun die Wallachei nicht mehr betreten, ohne fünf Tage Quarantaine zu halten, deren strenge Hand uns auf diese Art unwiderruflich von der Heimath schied. Wir setzten in einem ziemlich geräumigen Boote nach Rustschuk über. Da dieses oberhalb Giorgewo liegt, mußten wir stromaufwärts fahren und blieben so zwei Stunden auf der Donau, welche hier sehr breit ist. An's Land gestiegen, wurden wir von einem Haufen Türken umringt, welche neugierig unsere Sachen musterten, hauptsächlich die Percussionsschlösser unserer Gewehre und Pistolen; denn ihre Feuerwaffen sind noch alle mit äußerst dünnen, scharfen Steinen versehen. Der Steuermann des Boots brachte uns zum Agenten der Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft, an den der Baron empfohlen war, und mit dem er die Mittel zu unserm fernern Fortkommen besprach. Die Post in der Türkei ist keine von der Regierung geleitete oder unterstützte Anstalt. Jeder Pascha hält sich zuverlässige, des Weges kundige Leute, sogenannte Tartaren. Diese bringen als reitende Boten die Depeschen aus den verschiedenen Districten nach der Hauptstadt, begleiten aber auch Reisende. Die Transportmittel, Pferde und Wagen, werden von Privaten geliefert, welche dafür eine vom Staat festgesetzte Bezahlung erhalten. Wir ließen den Chef der Rustschuk'schen Tartaren kommen, um mit ihm alle Kosten unserer Reise zu verdingen; denn meistens

sorgt der Tartar außer den Pferden auch für Nahrung und Nachtquartier. Für uns brauchten wir fünf Pferde, ferner eines für den Tartaren, eines für das Gepäcke und zwei für die Sürüdschi — so heißen die Reitknechte, welche die Pferde zur Station zurückbringen — im Ganzen neun; wofür wir bis Constantinopel, mit Einschluß aller Lebensmittel und Quartierkosten, 7000 Piaster, also 700 Gulden C. M. bezahlen mußten. Die Taxe, welche schwankt, war im Augenblick drei Piaster für jedes Pferd und jede Stunde. Die Hälfte obiger Summe wurde mit 350 Gulden dem Chef der Tartaren eingehändigt; die andere Hälfte bekam unser Führer bei unserer Ankunft in Constantinopel.

Jetzt mußten unsere Pässe bei der türkischen Behörde visirt werden, und ich ging unter Begleitung des Apothekers des Orts, welcher etwas italienisch verstand, nach der Burg des Pascha.

Der Theil der Stadt, den wir durchschritten, um zur Residenz zu gelangen, sah nicht sehr erbaulich aus. Drei ziemlich lange Straßen, zu beiden Seiten mit Kramläden oder offenen Gewölben besetzt, in welchen Handwerker aller Art saßen, führten dahin. Keine war gepflastert oder auch nur geebnet. Die Türken, welche uns, meistens in ziemlich schmutzigen Anzügen, begegneten, traten auf große platte Steine, welche hie und da an den Häusern lagen und die Trottoirs vorstellten, und nur so war es möglich, durch die Stadt zu kommen, ohne mit jedem Schritt bis an die Knöchel einzusinken. Dabei herrschte überall ein abscheulicher Knoblauchgeruch.

Die Weiber, denen ich begegnete, waren durchgängig alt und dick, trotz dem aber sorgsam in ihre Schleier gewickelt, aus denen nur Auge und Nase vorsahen.

Die Burg des Pascha gleicht dem Wohnhaus eines wohlhabenden deutschen Landmanns, diverse Mistpfützen eingerechnet, in welchen sich Enten und ein paar langbeinige Störche herumtrieben, welch' letztere mich vornehm über die Achsel anschauten. Das Schloß hatte eine Art Terrasse, auf der ein Dutzend Türken lagen, nichts thaten und Taback dazu rauchten. Im Hof stand das reich gezäumte und mit einer rothsamtenen Decke versehene Pferd des Pascha, der im Begriff war, auszureiten, umgeben von drei, vier großen schmutzigen Burschen, mit langen Stöcken bewaffnet. Ich dachte lebhaft an die Bastonade.

Mein Apotheker führte mich in ein Zimmer zu ebener Erde, wo sämmtliche Beamte des Pascha beschäftigt waren. Links in der Ecke des Gemachs, an dessen vier Wänden sich breite Divans befanden, lag ein alter Mann mit langem, schneeweißen Barte und zählte aus einer eisernen Geldkiste die Münzen in kleinen Häufchen vor sich hin; es war der Finanzminister. Neben ihm siegelte ein noch ziemlich junger Mann einige Briefe zu, wahrscheinlich der Mann der auswärtigen Angelegen-

heiten. Zu einem Dritten, der mit halb geschlossenen Augen dalag und äußerst langsam und bedächtig schrieb, brachte mich mein Führer und händigte ihm unsere Pässe ein. Er durchsah sie, und ich mußte ihm unsere Namen vorsagen, die er dann in den gräßlichsten Verrenkungen wieder von sich gab, wobei auf dem äußerst langweiligen Gesichte ein kleines Lächeln emporstieg. Auch mußte ich ihm das Signalement eines jeden von uns vorsagen, wobei er sich den Spaß machte und mich fragen ließ, ob alle meine Reisegefährten so große Bärte hätten, wie ich.

Die Feder eines Reihers, den F. den Tag vorher an der Donau geschossen und die ich auf meine Mütze gesteckt, erregte sein Aufmerksamkeit. Er ließ mich fragen, ob sie vielleicht ein Zeichen meines Standes und meiner Würde sey, und als ich dies verneinte, bat mich der Apotheker, sie abzunehmen. Auf dem Rückwege nöthigte mich dieser in seine Wohnung, wo etwa zwanzig Töpfe und Gläser auf einem Gestelle die ganze Offizin ausmachten. Er stopfte mir eine Pfeife (Tschibuk), auf welche sein Diener — ein langer Schlingel, der in einem weißleinenen Kittel und mit herzlich dummem Gesichte dem Pierrot der italienischen Komödie vollkommen ähnlich sah — eine feurige Kohle legte. Nachdem ich einige Züge geraucht, führte er mich zum Hause des Agenten zurück, wo unsere Pferde schon bereit standen, das heißt, mit einem Halfter aus Stricken gezäumt, und auf dem Rücken eine schmutzige Decke. So werden sie in der Türkei geliefert, und der Reisende muß sich Sattel und Zeug selbst anschaffen. Wir kauften drei alte türkische und zwei neue tartarische Sättel, die nebst Zaum und Kantschuh fünfundfünfzig Gulden kosteten.

So gut und zweckmäßig wir auch für unser Reitcostüm schon in der Heimath gesorgt hatten, so fanden wir es doch hier für nöthig und äußerst geschickt, unsere Fußbekleidung auf bulgarische Art einzurichten, und ich rathe jedem Reisenden, in gleichem Falle die Auslage einiger Gulden nicht zu scheuen. Man kauft nämlich ein Paar ganz dünne ziegenlederne Schuhe, die man über die gewöhnlichen Strümpfe zieht; sie kosten an zwölf Piaster; über diese ein Paar sogenannte bulgarische Strümpfe, die bis über's Knie hinaufreichen, von Tuch und mit buntem Garn ausgenäht sind, im Preis von dreißig Piaster. Dann kommen ein Paar schwere Lederstiefeln, welche bis über die Wade gehen, vierzig Piaster — und man hat die Füße auf's Sorgfältigste geschützt. Die ganze Anschaffung kostet also zweiundachtzig Piaster = zehn Gulden rheinisch, und gewährt dem Reisenden, wie ich aus Erfahrung weiß, viel Angenehmes. Abends, wenn man in den schlechten Chan kommt, wirft man mit Leichtigkeit die schweren Stiefeln von sich, und streckt sich mit warmem Fuß und Beinen, die der erwähnte lange

Strumpf geschützt, natürlich in voller Kleidung auf's Lager. Auch kauften wir für jeden von uns eine lange Peitsche mit kurzem Stiel — den Kantschuh.

Durch das Aufschirren war es spät geworden, und als wir auf den äußerst kleinen und schlecht aussehenden Pferden durch die kothigen Straßen zur Stadt hinaustrabten, dunkelte es bereits. Unsere Caravane sah recht abenteuerlich aus. Den Zug führte einer der Sürüdschi, ein alter Türke mit langem Barte, Pistolen und Handschar (Dolch) im Gürtel. Er saß ganz krumm, die Kniee an den Hals heraufgezogen, auf seinem Rosse und führte das Packpferd an der Hand. Hinter ihm ritt unser Tartar in seinem malerischen Costüme, weite blaue Beinkleider, auf denen ein goldener Stern als Zeichen seiner Würde gestickt war, und den er nie mit dem Mantel bedeckte; an den Füßen weiße, blau ausgenähte bulgarische Stiefel, ein rother Gürtel um den Leib, darüber eine grüne schwarz ausgenähte Jacke, und auf dem Kopf ein rothes Fez, mit langer, wallender blau seidener Quaste. Ueber der Schulter hing an einer seidenen Schnur ein schwarzledernes, goldgesticktes Täschchen, worin er den Ferman des Pascha mit unsern Namen und der Reiseroute aufbewahrte. Er hieß Hamsa und zeigte sich auf der ganzen Tour als ein ehrlicher, umsichtiger und gefälliger Mensch. Ihm folgten wir fünf, in unsere Pelze gehüllt, eine leichte Reisemütze auf dem Kopfe, Gewehre, Pistolen, Säbel an uns und am Sattel hängend. Unser Engländer machte die Reise im runden Hute und Makintosh, was gegen die faltigen Turbane und weiten Kleider der Türken sehr abstach. Die Arrieregarde bildete der zweite Reitknecht. Als wir an das Stadtthor kamen, war dasselbe bereits geschlossen, und wir mußten eine gute halbe Stunde warten, bis einer der Sürüdschi, der im Galopp zurückkehrte, um die Schlüssel zu holen, wieder kam. Doch hatten wir während der Zeit einen bezaubernd schönen Anblick, als wir uns nach der Stadt umwandten. Der Ramasan hatte vor wenigen Tagen begonnen; sobald während dieser heiligen Zeit Sonnenuntergang durch einen Kanonenschuß verkündigt ist, entzünden sich auf allen Moschee'n und Minarets hunderte von Lampen und bilden eine glänzende Beleuchtung. Wir zählten nicht weniger als neunundzwanzig dieser Thürme, welche bis an die Spitze beleuchtet waren. Endlich kehrten wir diesem Glanze den Rücken und zogen durch das knarrende Thor in die finstere Nacht hinaus — ein Bild unserer Reise. Hinter uns ließen wir die friedliche Heimath mit ihren hellen, reinlichen Straßen und munteren Bewohnern, und traten in ein unfreundliches, schmutziges, uns gänzlich fremdes Land, dessen Sprache keiner von uns verstand. Unter allen Tartaren in Rustschuk war auch nicht einer zu finden, der nur ein Wort italienisch oder französisch verstanden hätte,

von deutsch gar nicht zu reden. Unser Hamsa war wohl ein ganz brauchbarer Tartar, da er aber keineswegs das Pulver erfunden hatte, wurde es uns unsäglich schwer, ihm durch Pantomimen etwas verständlich zu machen, und hätten wir nicht die nothwendigsten Ausdrücke, wie: „Halt, fort, langsam, schnell“ ꝛc. gewußt, so wären wir ganz verlassen gewesen. Trotz dem ritten wir munter in der Dunkelheit fort, wünschten den Lieben zu Haus eine gute Nacht, zündeten unsere Pfeifen an, und sangen ein deutsches Lied:

Steh' ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht ꝛc.

Die Pferde, wie man sie in der Türkei zum Reiten bekommt, sind, wie schon gesagt, von kleiner, unansehnlicher Gestalt und dieselben, welche bei uns unter dem Namen Wallachen und Moldauer vorkommen, nur daß die hiesigen bei kleinerer Figur etwas mehr Race haben. Ihr Gang ist fortwährend ein kurzer, höchst unbequemer Trab, der den Ungewohnten ungemein ermüdet. Man kommt indessen damit sehr schnell von der Stelle, und thut am besten, sich so bald als möglich in diese Gangart zu finden; denn läßt man sein Pferd im Schritt gehen, um später in Trab oder Galopp aufzurücken, so ist dies noch schlimmer, und man kommt, wie ich selbst empfunden habe, halbtodt auf die Station. Aber die Ausdauer der Pferde ist erstaunlich. Sie laufen mit kurzen Pausen der Rast, des Tags zwanzig deutsche Stunden ohne ein Korn Hafer oder Heu, oder auch nur Wasser zu bekommen, und am Abend merkt man ihnen nicht einmal große Ermüdung an.

Es war heute Nacht sehr finster; und trotz dem an keine Landstraße zu denken war, verirrte sich unser Führer nie; der Weg lief bergauf, bergab über unbebaute Haiden. Der Tartar ritt zuweilen zu uns heran und präsentirte uns seine brennende lange Pfeife, eine große Freundschaftsbezeugung bei den Türken, die wir nicht ausschlagen durften. Jeder that einige Züge daraus, dann nahm er sie wieder und sprengte vor an die Spitze des Zuges. Hie und da zeigte sich in einer Schlucht ein Feuer bei Büffelheerden. Jedesmal ritt unser Führer hin, wechselte einige Worte und kam laut rufend zu uns zurück. Einigemal passirten wir Brücken, die aber so baufällig und unsicher waren, daß Hamsa beinahe immer abstieg und unsere Pferde einzeln hinüberführte. Um eilf Uhr wurde Halt gemacht. Wir stiegen ab und ließen die Pferde eine halbe Stunde herumführen; dann ging es wieder fort.

Nachdem wir gegen drei Uhr Morgens die Pferde durch einen Waldbach, der auf unserm Wege lag, hinabgeführt hatten, kamen wir an eine alte, halbzerfallene Erdhütte, die der Tartar mit einem lauten Hurrah begrüßte. Die Knechte machten ein großes Feuer, er holte aus

einer Satteltasche sehr fein geriebenen, stark duftenden Kaffee und Zucker, setzte ein kleines Pfännchen zum Feuer, warf Kaffee und Zucker in das kochende Wasser und reichte uns das Gemisch, eine ziemlich dicke braune Brühe in kleinen porzellanenen Tassen. Es schmeckt nicht übel, nur fand ich kein Behagen am Kaffeesatz, den die Türken stets hinunterschluckten.

Unser Vorsatz war, die ganze Nacht zu reiten, um den folgenden Tag zeitig in Schumla einzutreffen. Als wir aber um fünf Uhr Morgens auf der ersten Station, einer kleinen türkischen Stadt, Rasgrad, anlangten, waren die meisten von uns so ermüdet — wir hatten von Rustschuk hieher sechszehn deutsche Stunden zurückgelegt — daß wir uns vom Tartaren gleich in ein Wirthshaus (Chan) führen ließen. Als wir in den Ort hineinritten, stimmten unsere drei Begleiter ein über alle Beschreibung unangenehmes, wahrhaft ohrzerreißendes Geheul an. Wir hatten dieß in der Folge auf jeder Station zu genießen. Es ist das Zeichen, daß eine großherrliche Post kommt, für welche Pferde in Bereitschaft zu setzen sind. Die Bereitwilligkeit und Geschwindigkeit, womit die sonst so faulen Türken uns immer bedienten, sobald der Tartar mit lautem Hurrah in den Hof ritt, zeigte, in welchem Ansehen er bei ihnen stand. Nicht selten tractirte er aber auch, wenn es nicht rasch genug ging, das dienende Personal des Chans mit Kautschuhhieben.

Das Zimmer, in welches man uns führte, hatte vier Kalkwände und das ganze Mobilar und Bettwerk bestand aus einem Wasserkruge und einigen Binsenmatten, die an den Wänden umherlagen. Durch die hölzernen Gitter strich unangenehm die scharfe Morgenluft. Doch Dank unserer Müdigkeit: wir schliefen bald, und der Tartar mußte uns nach zwei Stunden sein: „Heide! Heide!“ (fort! fort!) öfters in die Ohren schreien, ehe wir munter wurden. Um sieben Uhr ritten wir weiter, stiegen, nachdem wir die kothigen Straßen des Dorfes hinter uns hatten, in die Höhe und befanden uns bald wieder auf weiter Haide. Die Landschaft bietet bis Schumla wenig Interesse: abwechselnd kahle Höhen und Thäler, hie und da einige verkrüppelte Bäume, kleine Eichen und wildes Obst. An Landstraßen ist überall nicht zu denken, und unsere Caravane ging anfangs, wie gestern, im gewöhnlichen Zotteltrab vorwärts. Sobald aber der Baron dem Tartaren begreiflich machte, daß er, wenn es so fortgehe, in Stambul nicht viel Bakschis (Trinkgeld) zu gewärtigen habe, nahm die Sache eine ganz andere Gestalt an. Hamsa klopfte seine lange Pfeife aus und steckte sie hinten in den Nacken, so daß der Kopf derselben einen Fuß hoch über sein Fez empor ragte, stieß ein lautes Geschrei aus, und dahin sausten wir unter immerwährendem Rufen und Schreien der Führer, daß die Mäntel der Türken und unsere Pelze im Winde flatterten.

Es war einige Stunden, als hetzten wir ein Wild durch Gräben, Hecken, bergauf und ab, bald im scharfen Trab, bald im Galopp. Zuweilen stürzte ein Pferd, sprang aber sogleich wieder auf und wir bewunderten das Feuer und die Ausdauer der kleinen Thiere.

Bergauf geht es meistens im Schritt; in der Ebene den kurzen Trab, von dem ich vorhin sprach: aber bergab, und sind die Wege noch so holpricht und schlecht — im Galopp. Sobald der Tartar das Nachtquartier in der Ferne wittert, ist er nicht mehr zu halten und es geht im Carriere unter beständigem Allah-Rufe, die schlechtesten Wege, die engsten Steinpflaster, bis in den Hof des Chans.

Abends gegen vier Uhr kamen wir in die Nähe von Schumla. Die Höhen, welche uns noch den Anblick der Stadt entzogen, waren mit alten zerfallenen Batterien und Erdschanzen bedeckt. Beim Nähereiten sahen wir, daß dieselben gegen die Stadt gerichtet waren, so so wie auch tief im Thal ein anderes Werk, das mir eine Brechbatterie zu seyn schien — wahrscheinlich Ueberbleibsel der Angriffslinie der Russen aus dem Kriege im Jahr 1829. Die Straße wandte sich rechts um einen Felsenvorsprung, und jetzt machten wir wie angefesselt Halt: unten im Thale lag Schumla vor uns und bot, von der sinkenden Abendsonne beleuchtet, einen wunderherrlichen Anblick. Rings war die Stadt umgeben, ich möchte sagen, durchflochten mit Weingärten voll reifer Trauben, aus denen die vergoldeten Minarets und weißen Häuser auf's Freundlichste herausahen.

Es war die erste große türkische Stadt, die wir sahen. Das Eigenthümlichste derselben gegen unsere Städte sind die schlanken hohen Thürme der Moscheen, die Minarets, von denen herab der Iman — türkische Geistliche — zu gewissen Stunden den Gläubigen verkündigt, daß es Zeit sey, das Gebet zu beginnen.

Hinter Schumla erhebt sich der majestätische Balkan mit seinen blauen zackigen Kuppen, den herrlichsten Hintergrund bildend. Es that mir fast leid, daß ich diese Stadt betreten mußte, daß ich nicht mit diesem großartigen Bilde in der Erinnerung vorbeiziehen konnte: es war ja eine türkische Stadt, eine goldene Frucht, die innen fault.

Kaum hatten unsere Pferde die Außenwerke der Festung betreten, schlechte Erdaufwürfe, mit verfaulten und zerschossenen Pallisaden besetzt, so sanken sie auch schon bis an die Knöchel in den Morast, der die Straßen bedeckte. Beim Chan angelangt, wurden wir sofort in das Loch geführt, wo wir die Nacht zubringen sollten: Lehmwände, der nackte Dachstuhl als Plafond, gestampfter Koth als Fußboden. Der Tartar machte uns auf die finstere Miene, welche wir ihm zeigten, begreiflich, es sey das beste Wirthshaus in Schumla, und man werde

das Zimmer gehörig einrichten, wenn wir uns ein wenig in der Stadt umsehen wollten.

Wir folgten seinem Rathe, kletterten einige Straßen hinauf, die sich an den Berg lehnen, und fanden denselben Schmutz wie in Rustschuk und Rasgrad. Welches Leben könnte sich hier entwickeln, in reizender Gegend, auf dem fruchtbarsten Boden, wollte der Türke seine gränzenlose Faulheit ablegen und sich aus dem Schmutz, in den er versunken, erheben.

Schumla, von Ferne so entzückend schön, macht auf den Fremden, der es betritt, den unheimlichsten Eindruck, und man kann erst draußen, in der freien Natur, wieder ruhig athmen. Wir besahen mehrere Kirchhöfe, fanden sie aber nicht so schön und poetisch, wie sie uns gerühmt werden. Es sind große Plätze, mit Unkraut bewachsen und vielen langen schmalen Steinen besetzt. Hie und da zeigt auf einem der ausgehauene Turban, daß er die Gebeine eines vornehmen Türken deckt. Von Lustwandelnden habe ich nichts bemerkt; die Plätze lagen, einige ausgehungerte Hunde abgerechnet, die sich darauf herum trieben, ganz einsam da.

Sehr schön und angenehm sind dagegen die vielen Brunnen mit klarem herrlichem Wasser, die man hier zu Lande auf allen Wegen und Plätzen findet. Wir sind auf unserem Ritt nach Stambul wenigstens alle zwei Stunden an einem solchen vorbeigekommen. Es sind vier Fuß hohe steinerne Nischen, mit eisernen Röhren, auch fehlt nie der hölzerne Becher, der bei uns den ersten Tag gestohlen oder verdorben wäre. Ehrlichkeit ist überhaupt ein schöner Zug im Charakter des Türken. Trotz der überall sichtbaren Armuth reist man nirgends so sicher wie hier. Man kann bei Nacht seine Sachen auspacken und wird auch keine Stecknadel vermissen. Raub und Mord kommt selten oder nie vor.

Als wir in unsern Gasthof zurück kamen, sah der Stall etwas wohnlicher aus. Man hatte den Boden mit Matten und Kissen bedeckt, ein Feuer loderte im Kamin, und kaum hatten wir uns gelagert, so brachte der Tartar einen großen Topf mit gekochtem Reis (dem berühmten Pillau) und zwei Hühner, welche er herausnahm, mit den Fingern zerriß und vorlegte. Daß uns dieß Abendbrod nach einem Ritt von fünfzehn Stunden und einer durchwachten Nacht herrlich schmeckte, brauche ich nicht zu sagen; auch schliefen wir gut und setzten am andern Morgen um fünf Uhr unsere Reise fort.

Heute hatten wir eine Tour vor uns, welche man uns in Wien und auf dem Dampfboot, als mit fast unüberwindlichen Hindernissen besäet, geschildert hatte — den Uebergang über den Balkan. Außer Schnee und Eis, womit in dieser Jahreszeit das Gebirge bedeckt seyn

sollte, hatte man uns fürchterliche Winde angekündigt, welche Mann und Roß in Abgrund schleudern könnten, Räuber und Mörder heraufbeschworen und uns deshalb beim Abschiede die Hand geschüttelt, wie zum Nimmerwiedersehen. Von Alle dem bemerkten wir nichts, als wir auf den kleinen flinken Pferden die steilen Abhänge emporkletterten.

Es war ein schöner Tag, der Nebel sank, ein herrlicher blauer Himmel, dunkler als in Deutschland, wölbte sich über uns. Wir überstiegen den Balkan in drei Absätzen. Der erste Abhang war schon ziemlich steil; doch konnte man das Steingerölle, in dem sich unsere Pferde hinaufarbeiteten, allenfalls auch eine Straße nennen.

Wir trafen dann und wann zwei- dreihundert Fuß lange Strecken einer Römerstraße, welche an manchen Stellen noch ziemlich gut erhalten war. Von der Faulheit und Sorglosigkeit der Türken sahen wir wieder ausgezeichnete Beispiele. Um sich auf ihren Streifzügen Feuer zum Kochen zu verschaffen, hatten sie hie und da die schönsten Eichen niedergebrannt, ohne sie umzuhauen; sie legen dabei unten an den Stamm Feuer und wenn der königliche Baum hinstürzt, lassen sie ihn ruhig verbrennen bis zur Krone, kochen dabei ihren Pillau und rauchen ihre Pfeifen.

Man kennt sieben Hauptpässe über den Hämus, welche durch die alte Kriegsgeschichte mehr oder minder merkwürdig geworden sind. Die bedeutendsten waren der westliche, der in der ältern Römerzeit Succi, in der spätern Trajanspforte hieß, und der östliche, der von Adrianopel nach Schumla und Varawadi führte. Diesen letzten zogen auch wir theilweise. Ihn hat Theophylactus poetisch beschrieben. Er sagt von ihm: die unten liegenden Ebenen sind wie mit blumigten Teppichen bedeckt, grünende Wiesen sind Fest und Weide den Augen, dichte Schattenzelte des Waldes verbergen den heraufsteigenden Wanderer und viele Hitze gibt ihm dort die Mittagsstunde, wenn von den Sonnenstrahlen die Eingeweide der Erde erwarmen. Schön zu sehen, schwer zu beschreiben. Den Ort umströmt Ueberfluß der Waffen, welche den Trinkenden weder durch zu große Kälte beschweren, noch dem sich Abkühlenden durch ihre Weichheit beschwerlich fallen. Vögel, von frisch sprossenden Zweigen empor getragen, bewirthen die Zuschauer gastfrei mit wohltönendem Gesang, ohne Gram und Zorn der Uebel aller vergessend, so gewähren sie den Wanderern Schmerzlosigkeit durch ihre Gesänge. Epheu, Myrthe und Eiben mit allen andern Blumen führen in der schönsten Harmonie dem eingeweihten Geruchsinne ätherische Wollust im reichsten Maße zu und beräuchern mit süßen Düften den Fremdling, als ob sie nach dem besten Brauche der Gastfreundschaft Zubereitungen der Fröhlichkeit träfen.*

* Hammer, Gesch. d. o. R. I.

Den Fluß Camozik, der sich reißend durch ein Thal des Balkan windet, durchritten wir, sahen an seinen Ufern das malerisch gelegene Dorf Camozikmala und kamen zum zweiten Absatz des Gebirges, den wir größtentheils mittelst des ausgetrockneten Bettes eines Waldstroms erstiegen. Derselbe wand sich an manchen Stellen sehr steil zwischen himmelhohen Felsen durch, wobei sich die Kraft und Gelenkigkeit der kleinen Pferde erst recht erprobte. Wie Ziegen kletterten sie empor, ohne je stehen zu bleiben, eins dem andern nach. Es war sonderbar anzusehen, wie sich die Caravane zwischen den grauen Steinen und verkrüppelten Eichen schlangenartig durchwand.

Als es Abend wurde, befanden wir uns nicht weit mehr von der Spitze des Gebirges. Der Himmel war den ganzen Tag über klar und rein geblieben, was uns einen herrlichen Sonnenuntergang versprach. Aus dem Thal erhob sich der bläuliche Nebel, mit dem wir zu den von der Abendsonne beleuchteten Felsenkronen emporstiegen. Endlich erreichten wir die Höhe. Da lag das Gebirge rings um uns, ruhig und groß, in den schönsten Farben vom Schwarz der Nacht, das den Fuß der Berge umgab, in hundert Tönen zum hellen Gold ihrer Spitzen; ein wunderschöner Anblick! darüber der sternbesäete Himmel mit der jungfräulichen Mondsichel, die schüchtern hinter einigen Tannen hervorlugte. Ueber unsern Häuptern kreiste ein mächtiger Adler und stieg höher und immer höher; wir sahen ihn noch von der Sonne beleuchtet, als sie unsern Blicken längst entschwunden war.

Was mich aber an dieser Stelle besonders freundlich, ja rührend ansprach, war ein einsamer Kiosk, eine Laube von wilden Reben, die auf der äußersten Ecke eines Felsen stand. Wer mochte sie gebaut haben? Alles war roh gearbeitet, und doch lag ein eigener Reiz auf dem Ganzen. Sie stand auf der schönsten Stelle des Bergrückens und gewährte eine Aussicht weithin über die Ausläufer des Gebirges. Was mochte das Herz gefühlt haben, das sie errichtet? War es vielleicht Balsam für seine Schmerzen, so hinaussehen zu können in die Welt? war ihm vielleicht dorthin ein geliebtes Wesen entschwunden und der gefesselte Körper konnte der enteilenden Staubwolke nur den freien Blick nachsenden?

Unsere Station wäre für heute Karnabat gewesen; indessen hielt es der Tartar wegen der Dunkelheit und des wirklich gefährlichen, steinigten Weges für zweckmäßig, in einem kleinen Dorfe, Dobrol, welches wir in einer Stunde erreichten, zu übernachten. Wir kehrten bei einem griechischen Bauern ein. Hamsa, der edle Tartar, bereitete ein Pillau, und F., der treffliche Maler, schlachtete eigenhändig zwei Hühner. Unsere Wirthin rückte einen hölzernen Trog in die Mitte des Zimmers, rührte Mehl mit Wasser an und knetete hieraus einen ziemlichen Kuchen, der in die Holzasche gelegt wurde und unser Brod geben sollte.

Nach einer halben Stunde wurde er herausgezogen, mit einer eisernen Schaufel gereinigt, und ich für meine Person muß gestehen, daß er äußerst schlecht schmeckte. Nach einem Ritt von vierzehn Stunden, den wir heute, und an den steilen Stellen des Gebirgs meistens zu Fuß gemacht, schliefen wir auf dem harten Lehmboden, den uns Frau Wirthin zum Bette anwies, recht gut.

Um fünf Uhr verließen wir Dobrol und kamen um neun nach Karnabat, wo wir Pferde wechselten, Trauben und Caffee genossen und zum erstenmal ein Nargileh (Wasserpfeife) dazu rauchten. Hier erhielten wir gute Pferde, die wir aber auch brauchen konnten; denn heute waren unsere beiden Reitknechte so lustig und munter, daß wir fast beständig scharfen Trab ritten.

Unser Weg ging durch sehr couvirtes Terrain, Ausläufer des Balkan, meistens mit niedrigem Gesträuch bewachsene Haiden, bergauf und ab. Zuweilen kamen wir über Wiesen, auf denen zahlreiche Krokus blühten. In meinem Leben habe ich keinen wildern Ritt gemacht. Wir jagten durch Schluchten und über Gräben weg, unsere Führer mit ihrem sonderbaren Geschrei stets an der Spitze. Bald gings durch einen Bach, daß das Wasser über unserm Kopf zusammenschlug, bald unter alten Eichen hinweg, wo man sich auf den Hals des Pferdes legen mußte, um nicht die Mütze zu verlieren oder sich gar die Stirne blutig zu stoßen, was mir indessen doch begegnete. Unsere Pferde sind Abhänge hinabgelaufen, an denen ein Fußgänger einen Augenblick fragen würde: „soll ich oder soll ich nicht?“ Aber wir mußten nach, unser Tartar war wie besessen und schrie in einem fort: „Heide! Heide!“ während er auf seinem kleinen Pferdchen dahin sprengte.

Als es dunkel wurde, wuchsen die Gefahren; aber die Führer kümmerten sich um nichts und ritten durch Dick und Dünn, und hätte nicht der Baron die Spitze genommen und stets gerufen: Achtung! ein Stein! ein Loch! ein Baumast! u. s. f., so wären wir sicher nicht unverletzt auf der Station angelangt. Wir kamen indessen glücklich nach Faki, und brachen den folgenden Morgen sehr zeitig auf; wir hatten bis Adrianopel neunzehn Stunden und wollten es noch bei guter Zeit erreichen.

Den ganzen Tag ritten wir scharf durch sehr uninteressantes Terrain, bis Nachmittags, wo eine unabsehbare Ebene sich vor uns ausbreitete, in welcher einige von uns, obgleich sehr undeutlich, vier Minarets fern am Horizont sahen — Adrianopel. Wie jubelten wir beim Anblick der zweiten Hauptstadt des Reichs! Dort wollten wir einen Tag rasten, und dann auf's neue

Immer zu, immer zu.
Ohne Rast und Ruh.

Aber der Menſch denkt und Gott lenkt. Bei einbrechender Nacht kamen wir in die Nähe der Stadt, nachdem wir in der Dämmerung eine Stunde lang gegen die vielen glänzend beleuchteten Minarets geritten waren, von denen wir bei ihrem erſten Anblick ſieben Stunden entfernt geweſen, ſo weit und flach iſt das Thal, in welchem Adrianopel liegt.

Wir hatten noch einiges Waſſer zu paſſiren, das ſich in kleinen Seen auf der Straße geſammelt hatte, und trabten dann auf einem ungemein holprigen, ganz vernachläſſigten Pflaſter bis an das Thor der Stadt, aus zwei armſeligen Häuſern beſtehend, von denen eines eine Wache vorſtellte und mit dem andern durch eine Brücke zuſammen hing. Dieſes ſtädtiſche Gebäude wurde durch eine kleine Ampel beleuchtet, die ſich über unſern Köpfen an einer eiſernen Stange ächzend wiegte, als fühle ſie ihre Jämmerlichkeit.

Hier ſtockte auf einmal unſer Zug. Wir hinten wußten nicht warum und verſtanden auch zu wenig türkiſch, um zu errathen, was zwiſchen unſerem Führer Hamſa und der Wache verhandelt wurde. So hielten wir eine halbe Stunde, müde, fröſtelnd, da wir uns warm geritten hatten und nun in der kalten Abendluft ſtill hielten, murrend über die fehlgeſchlagene Hoffnung, bald in ein Quartier zu kommen und unſere erſtarrten Glieder auf weichen Kiſſen ausſtrecken zu können.

Der Tartar hatte den Paß des Barons genommen und war damit in die Wachſtube gegangen. Er kam endlich wieder und bedeutete uns abzuſteigen und ihm dahin zu folgen, da unſere Päſſe erſt dem Paſcha vorgelegt werden müſſen, ehe wir einreiten dürften. Wir traten in das niedrige, von einem an der Wand hängenden Lichte ſpärlich beleuchtete Zimmer, und warfen uns gleich auf die Binſenmatten und Polſter, die an den Seiten lagen. So viel der dicke Tabaksqualm erkennen ließ, hatte das Zimmer bloß vier nackte Wände, einen Kamin und ein einziges Fenſter von einem Fuß im Quadrat. Die edeln Stadtwächter, junge Türken, kauerten an den Wänden, Piſtolen und Dolch im Gürtel, die Pfeife im Munde.

Ich war vor Ermüdung beinahe eingeſchlafen, als Hamſa erſchien und uns, die wir jetzt hofften, erlöst zu ſeyn und unſern Chan aufſuchen zu dürfen, in einen ſchmutzigen Winkel der Straße führte mit dem Bedeuten, uns ruhig zu verhalten und nicht von der Stelle zu gehen. Auch gelang es uns, aus ſeinen Worten und Geberden endlich ſo viel abzunehmen, wir möchten, wenn wir gefragt würden, ſagen, unſere Caravane habe Schumla nicht berührt, ſondern ſey um die Stadt herum gegangen. Was ſollte Alles dies bedeuten? warum hielt man uns hier auf? Zuweilen hörten wir ein verhängnißvolles Wort neben uns flüſtern: Calendur, was Quarantaine bedeutet. Aber der Gedanke war zu neu und ſchrecklich, um ihm nachhängen zu können.

Hatte man doch nie gehört, daß die Türken ihr Land mit einer Quarantaine umzogen; wozu auch? und brachten wir ihnen doch gewiß keine Peſt.

Unſerer Ungewißheit wurde auf einmal ein Ende gemacht; ein Türke mit dem Feß auf dem Kopfe kam auf uns zu, ſtellte den langen Stock abwehrend vor ſich hin und deutete auf ein höchſtens zwei Fuß hohes Loch in der alten Stadtmauer, das man öffnete und durch welches wir in einen rings mit hohen Mauern umgebenen Hof kriechen mußten. Mehrere der Wachen umgaben uns mit den finſtern, bärtigen Geſichtern, und ihre Dolche und Piſtolen leuchteten recht unheimlich bei der düſtern Flamme einer beinahe abgebrannten Pechfackel, die einer vor uns hertrug, bis zu einem größern Thor, das nach mehrmaligem Klopfen geöffnet wurde. Wir traten in einen zweiten Hof, und hinter uns riegelte man das Thor wieder zu.

Das Terrain, auf welchem wir uns befanden, ſchien ein Garten oder eine Baumanlage; wir waren wenigſtens von Bäumen umgeben und unſere Füße traten auf lockern Grund. Ein coloſſales Schöpfrad hob ſich neben uns aus einer Waſſergrube und goß langſam das geſammelte Waſſer aus ſeinem morſchen Eimer, worauf dieſer mit melancholiſcher Klage in die Tiefe zurückſank. Wir ſchleppten unſere müden Glieder noch einige Schritte weiter und wurden dann mit langen Stöcken in ein einſam ſtehendes Haus beinahe hineingeſchoben. Durch einen ſchmutzigen Gang gelangten wir in ein Zimmer; zugleich mit uns ſetzte man eine Kohlenpfanne und ein brennendes Talglicht hinein und ſchloß die Thüre ab. Hamſa, unſer Tartar, kauerte an die Wand und ſchien über unſere Lage nachzudenken, wenigſtens ſprach er nichts, ſondern ſah uns ſehr wehmüthig an. Auch wir betrachteten unſern Aufenthalt und uns gegenſeitig. Der Baron zog in ſtiller Reſignation ein kleines türkiſches Wörterbuch aus der Taſche, um mit Hülfe deſſelben den Tartaren zu befragen, was man eigentlich mit uns vorhabe.

Kaum ſah Hamſa das Buch in den Händen des Barons, als er gleich zu ihm hinrutſchte und zu ſeinen Füßen gelagert ihm aufmerkſam in die Augen ſah. Ueberhaupt kam Hamſa, ſo oft T. dieſes Büchlein zur Hand nahm, eilends herbei und merkte genau auf jedes Wort, das er ihm allenfalls ſagen wollte, wogegen wir Andern lange ſchreien mußten, bis er unſern Befehlen oder Bitten Gehör gab. Diesmal wartete aber der Tartar die Frage nicht ab, ſondern wohl merkend, um was es ſich handle, ſagte er: Schumla Gümurtochak, burda Calendur," d. h.: „Schumla Peſt, hier Quarantäne." Dies erfüllte uns mit nicht geringem Schrecken, und wir ſahen auf einmal unſere troſtloſe Lage. Deshalb auch früher ſeine Bitte, wir möchten verſichern, Schumla nicht berührt zu haben.

So saßen wir also fest, mit der nächsten Aussicht, die Nacht in diesem Loche zuzubringen, das nichts enthielt, als einige schlechte Binsenmatten und an den Wänden Erhöhungen von Holz, Divans vorstellend; auch hatten wir weder gefrühstückt noch zu Mittag gegessen, und unsere Reisesäcke enthielten außer Thee und Chokolade nichts Genießbares. Von den Türken, unsern Wächtern, war auch nichts zu hoffen, denn nachdem sie uns ein Kohlenbecken hineingeschoben und jedem eine kleine Tasse Caffee verabreicht hatten, schlossen sie die Thüre, so wie das ganze Haus, und kein noch so heftiges Klopfen und Schreien bewog einen, nach unsern Bedürfnissen zu sehen. So waren wir denn förmlich gefangen und fügten uns in dieses traurige Geschick so gut wie möglich, legten uns auf den harten Boden und schliefen, in die Pelze gewickelt, ziemlich fest, um den folgenden Morgen wie gerädert aufzustehen.

Morgens erschien der Arzt der Quarantaine, ein junger Italiener, um uns in Augenschein zu nehmen; ein sehr höflicher Mann, der uns in der Folge mit großer Artigkeit behandelte, und es ungemein bedauerte, daß wir die Nacht so schlecht zugebracht. Der Baron bemerkte ihm ziemlich ernst, es sey doch unverantwortlich, Reisende einzusperren, ohne sich um ihre nothwendigsten Bedürfnisse im Geringsten zu bekümmern. Der Arzt entschuldigte die Anstalt, weil sie noch so jung sey, und gab uns dabei eine kurze Geschichte ihrer Entstehung. Die Gesandten der auswärtigen Mächte haben die Quarantaine eingesetzt, damit die Pest so viel möglich von der Hauptstadt abgehalten würde und so sie selbst gesichert wären. Obgleich noch sehr mangelhaft, habe sie doch schon sehr schöne Resultate geliefert, denn seit zwei Jahren wäre von der fürchterlichen Seuche Constantinopel und Pera nicht verheert worden. Letzteres hörten wir später dort bestätigen. Dann zuckte der Arzt die Achseln und meinte in Betreff der schlechten Behandlung der Reisenden, müsse man nicht vergessen, daß man in der Türkei sey. Dies hatten wir in den letzten Tagen auch sattsam erfahren.

Wir waren also in der Quarantaine und suchten uns diesen Aufenthalt so erträglich und angenehm zu machen als möglich. Die deutschen Consuln und der englische, die wir von unserm Unglück in Kenntniß gesetzt hatten, bemühten sich, besonders der letztere, uns nach ihren Kräften mit dem Nothwendigsten zu versehen. Nachmittags erschien ein Wagen, der zwei freilich sehr defecte Tische, einige Stühle, blecherne Pfannen, Wein, Butter, Reis und einen Schatz, nämlich einen Sack mit Kartoffeln, brachte.

Die Quarantaineanstalt stellte uns einen Mohren als Kammerdiener und Koch, der aber mit immenser Körpermasse eine unbeschreibliche Faulheit verband; auch bestand seine ganze Kochkunst in der Bereitung eines sehr mittelmäßigen Pillau, so daß wir uns genöthigt sahen, unsere

Küche eigenhändig zu verſehen. Ein Jude, der jeden Tag zweimal eingelaſſen wurde, brachte Alles, was wir verlangten, nur ließ er ſich ſehr theuer bezahlen, und ſo konnten wir unſern Tiſch gleich am erſten Tage mit einer vaterländiſchen Fleiſchſuppe und Kartoffeln verſehen. B. und ich verſtiegen uns den zweiten Tag ſogar zu einem Schöpſenbraten und einem Huhn, das ich in Ermanglung von etwas Beſſerem mit Trauben und Brod ſtopfte. So lebten wir ziemlich anſtändig, tranken Morgens unſern ſelbſt bereiteten Caffee und Abends einen ſelbſtgebrauten Punſch und ſpielten darauf bis in die ſpäte Nacht Whiſt, ehe wir unſere Schlafſtätten aufſuchten, d. h. die Tiſche und Stühle in eine Ecke rückten und uns auf den Boden legten.

Unſer Kislar-Aga, ich meine unſern Quarantainewächter, der den erſten Tag jeden unſerer Schritte und Tritte mit der größten Malice bewacht und ſtets mit ſeinem langen Stock in die Luft gefuchtelt hatte, wurde mit der Zeit ganz geſchmeidig und unſer beſter Freund. Er hieß Muſtapha und ſuchte neben ſeinen Trabanten jede Communication nach Außen zu verhindern, wobei ſie aber ſelbſt in unſer Zimmer kamen, unſere Sachen anfaßten und ſich als ächte Muſelmänner und Fataliſten aus der Anſteckung nichts zu machen ſchienen, es ſey denn, daß ſie unſern Worten, wir ſeyen nicht in Schumla geweſen, Glauben beimaßen. Kurz, ſie ſpielten mit uns, ſo zu ſagen, Quarantaine, und ließen uns im Innern alle Freiheit. Unſer Mohr, er hieß Mertſchan, auf deutſch Koralle, der den Tag über mit uns eingeſchloſſen war, verließ ſogar das Haus zuweilen Abends, um einer Dame ſeiner Bekanntſchaft eine Viſite zu machen.

Ein großer, mit Maulbeerbäumen bepflanzter Garten, der an unſer Gefängniß ſtieß, diente uns als Spazierplatz und Jagdgehege; wir ſchoſſen hier jeden Morgen oder Abend einige Rebhühner, von denen ſich große Ketten ſtets dort aufhielten.

Ein anderer Zeitvertreib beſtand darin, daß wir mit unſern Gewehren und Piſtolen nach irdenen Gefäßen ſchoſſen; kurz, wir amüſirten uns, ſo gut es ging, um die uns beſtimmten zehn Tage zu tödten. Man hatte uns mit dieſer Friſt ſehr gnädig behandelt, denn die Vorſchrift iſt eine vierzehntägige Quarantaine.

Während der ganzen Zeit hatten wir unbeſchreiblich ſchönes und warmes Wetter, der Himmel hing blau und rein über uns, und das Laub der Bäume, ſo wie das Gras zu unſern Füßen war ſaftig und grün, wie bei uns im Frühjahr, und doch hatten wir ſchon beinahe die Mitte Novembers erreicht. Den Untergang der Sonne und den Eintritt der Nacht, die hier faſt ganz ohne Dämmerung einbricht, genoſſen wir meiſtens vor der Thüre, auf einer Binſenmatte ſitzend, und ſahen, wie die Minarets des Ramaſan wegen allmälig beleuchtet wurden und in kurzer Zeit mit tauſenden von Lichtern durch die Nacht glänzten. —

Wahrhaft lächerlich war in diesen Augenblicken das Benehmen unserer Türken. Sie, die während dieser Zeit den ganzen Tag sich aller Speisen und Getränke, sogar des Rauchens enthalten müssen, faßten schon geraume Zeit vor Sonnenuntergang ihre Löffel und Pfeifen und fielen beim Knallen des Kanonenschusses, der das Ende des Tages anzeigt, mit wahrer Wuth über Speisen und Tabak her.

Von Adrianopel selbst bekamen wir während unserer Gefangenschaft nicht viel zu sehen; aus unserm Bodenfenster, dem höchsten Punkte des Hauses, übersahen wir nur einige Reihen türkischer Häuser, an einen kleinen Berg hingebaut, so wie ausgebreitete Rosenpflanzungen, aus denen das vortreffliche Rosenöl gewonnen wird, womit Adrianopel den Orient und Occident versorgt. In der Ferne erhob sich die Moschee Sultan Selims, nach der Aja Sophia in Konstantinopel die schönste des ganzen türkischen Reichs. Rechts sahen wir aus dunkeln Platanen einige halb zerfallene Mauern und Kioske herabblicken, deren großartige Formen und reiche Verzierungen von früheren glänzenden Zeiten sprachen — das alte Serail.

Nachdem wir so neun Tage verlebt, trat Abends der Arzt in unser Zimmer und kündigte uns für den folgenden Tag die Freiheit an; zugleich donnerten an allen Puncten der Stadt die Kanonen und die Illumination des Minarets war großartiger und reicher, als gewöhnlich. Aber alles dies geschah nicht unserer Befreiung zu Ehren; ein Courier hatte am Abend die Nachricht gebracht, daß dem Großherrn in Stambul die fünfte Tochter geboren sey.

Am andern Morgen erschien der Oberaufseher der Quarantaine und führte uns durch einen Handschlag wieder in die allgemeine menschliche Gesellschaft ein.

Unser erster Ausflug war nach dem alten Serail gerichtet, das in seiner verfallenen Herrlichkeit, öde und einsam zwischen den dunklen Bäumen, mich schon lange geheimnißvoll angelockt hatte. Wir gelangten über eine große, gepflasterte Esplanade zum äußersten Thor, vor dem man uns zwei runde große Steine zeigte, auf welche die Köpfe der Hingerichteten gesteckt wurden. Rechts und links lagen in Schuppen alte Kanonen auf ihren Lafetten. Durch dieses Thor traten wir in den ersten Hof, der ziemlich groß ist und mit kleinen Steinen gepflastert, zwischen denen das Gras hervorwuchert.

Alles war still um uns, jeder Fußtritt hallte in den unbewohnten Räumen wieder und die Treppen zu den Gebäuden waren zerfallen. Ein Springbrunnen im Hofe war mit Schlingkraut bewachsen, und um die abgebrochenen Wasserröhren spielten kleine Eidechsen; es kam mir vor wie ein verzaubertes Schloß, urplötzlich von seinen Bewohnern verlassen. In einem Ziehbrunnen hing noch der Eimer; wir zogen ihn

herauf und genoſſen das eiskalte Waſſer. Unter dem erſten Thorwege ſtand eine vergoldete Damenſänfte mit ihren dünnen Gitterſtäben, einem großen Vogelbauer ähnlich. Der zweite Hof war mit Gebäuden umgeben, in denen die Dienerſchaft gewohnt, und führte durch eine Art Kiosk in den dritten und letzten, zum Sitz der Glückſeligkeit und der Geheimniſſe des Harems.

Vor hundert Jahren wäre der Eintritt in dieſes Thor der Eintritt in unſer Grab geweſen; jetzt erhoben ſich nur rechts und links einige Raubvögel und wilde Tauben, ängſtlich flatternd, als wollten ſie uns abmahnen, weiter vorzudringen. Auf dieſem Hofe und vor den Gebäuden dieſelbe Verödung, wie im erſten und zweiten: unſere Vorſtellungen von orientaliſchem Luxus und der geträumten Pracht eines Serails wurden hier ſehr herabgeſtimmt: alte Gebäude von Holz, mit gemalten geſchmackloſen Zierrathen überladen. Wir beſahen jetzt das Selamlik, oder Haus der Männer, ſo wie den Haremlik, das Haus der Weiber. Erſteres beſteht vorzüglich aus einem thurmähnlichen, ziemlich hohen Gebäude, von deſſen Plattform wir nach Erſteigung einer halsbrechenden Treppe einer ſchönen Ausſicht auf die Stadt und Umgegend genoſſen.

Im Innern iſt dieſer Bau in drei Stockwerke getheilt, von denen die untern drei, das obere zwei Zimmer enthalten. Hier ruhten die alten Sultane und ſahen dem Plätſchern der Springbrunnen zu; hier überdachten ſie, welchen Vezier oder Paſcha ſie mit der ſeidenen Schnur beglücken ſollten. Dort in der Ecke lag der Großherr und machte mit der Hand eine horizontale Bewegung, wenn ihm der Großvezier die Namen von Gefangenen oder Verdächtigen, vielleicht auch nur von Reichen, deren Beſitzungen ihn lockten, vorlas, und dieſe Handbewegung fiel als ſchrecklicher Blitzſtrahl über's ganze Land hin, rüttelte hundertfachen Jammer auf und fraß das Glück ganzer Familien.

In jenen Vorzimmern ſtanden die großen des Reichs und warfen ſich nieder vor dem Beherrſcher der Gläubigen, wenn er hindurch ging nach dem dahinter liegenden, auf's Köſtlichſte eingerichteten Gemach, wo ihm der Kislar-Aga die friſch angekommene weiße Sklavin triumphirend zeigte. Wie viel Thränen und Flüche mögen dieſen Boden benetzt haben! mehr als er zu tragen vermochte, denn er iſt jetzt durchfreſſen und eingeſtürzt. Die Wandbekleidungen ſind meiſtens herabgefallen und bedecken die Erhöhungen, auf welchen die prächtigen Polſter lagen. Die Springbrunnen ſind trocken und verſtaubt, das Ganze eine Ruine, von Geſpenſtern bewohnt, die ſich an meine Bruſt hängten und mich erſt losließen, als ich wieder den freien blauen Himmel über mir hatte.

Der Harem iſt freundlicher und beſſer erhalten, als alle andern

Gebäude. Der Aufseher weigerte sich anfangs, uns das Kiosk der Sultaninnen aufzuschließen und konnte nur durch ein bedeutendes Trinkgeld dazu bewogen werden. Dieses Gebäude bildet ein regelmäßiges Viereck mit zwei Thüren, zwischen denen ein Vorsprung oder Erker sich befindet, von dessen Fenstern aus man dieselben genau bewachen konnte. Hier wohnten die Eunuchen, um die Eingänge zu den Zimmern ihrer armen Gefangenen stets im Auge zu haben. Wir traten zuerst in eine Art Vorsaal, mit Marmor schön ausgelegt und ziemlich gut erhalten; in der Mitte der unentbehrliche Springbrunnen, aber auch hier ohne Wasser. Dieser Saal diente als gemeinschaftlicher Spielplatz; er hat rings Erhöhungen zu Divans und eine Wand von geschnitztem Holze. Die Fenster bestehen zum Theil aus farbigem Glase mit grotesken Blumen und sind mit doppelten Gittern versehen. Weit reicher noch und mehr orientalisch sind die inneren Zimmer, die Wände belegt mit Ziegeln, deren bunte Bemalung in lebhaften Farben Blumenguirlanden vorstellt. Es war ein eigenes Gefühl, hier zu wandeln, wo früher außer dem Großherrn und den Eunuchen kein männliches Wesen geduldet wurde, sich hinzustrecken auf die Erhöhungen, auf deren Polstern die Sultaninnen gelegen, und die kleinen, noch gut erhaltenen Wandschränke von vergoldetem Holze zu öffnen, worin die Odalisken Kleider und Geschmeide sorgsam verwahren.

Ich weiß nicht warum, aber wir sprachen Alles leise zusammen, als fürchteten wir, draußen schlafende Wächter zu erwecken; auch hielten wir uns nicht sehr lange hier auf, denn unser Führer schien seine Vollmacht überschritten zu haben, indem er uns diese Gemächer zeigte; er trieb beständig zur Eile an und blickte stets nach dem Hofthor, als fürchte er dort einen Verräther erscheinen zu sehen. Einer unserer Begleiter, der Dragoman des englischen Consuls, erklärte uns noch einige Sprüche des Koran, die an die Wände geschrieben waren und zeigte uns die Namen der sechs Propheten, Mahomed, Osman, Omar, Ali, Abubekr und Hassan, die fast in allen türkischen Häusern irgendwo in großen Schriftzügen zu lesen sind. Hier waren sie in die Fayence der Wandbekleidung eingebrannt.

Wir verließen den Harem; ich brach mir eine wilde Blume, die in einem der Zimmer aus dem Fußboden hervorwucherte, und legte sie als Andenken in die Brieftasche. Ein großer Hirsch, der sich auf dem Hofe zu langweilen schien, begleitete uns in zierlichen Courbetten bis zum Thore der Glückseligkeit, wo er uns stolz verließ und in die Gemächer zurückkehrte. Wir wanderten der Stadt zu, die, obgleich eng und winklicht gebaut, wie alle türkischen Städte, doch etwas reinlicher schien als Schumla. Wir begaben uns zunächst zu der großen Moschee

Sultan Selims, die mit ihren vier Minarets und großartigen Kuppeln eines der schönſten Gebäude iſt, die ich je geſehen.

Das Innere des Tempels betraten wir nicht, weil es uns, die wir zur morgigen Abreiſe im Reitcoſtüm waren, zu beſchwerlich geweſen wäre, die Stiefeln auszuziehen. Beinahe hätte man uns ſo, wie wir waren, hineingelaſſen. Da wir indeſſen den Muſelmännern kein Aergerniß geben wollten, beſtiegen wir nur eines der Minarets von eigenthümlicher Bauart, indem ſich bis zum erſten Abſatz drei Treppen zugleich aufwinden. Um in die Spitze des Thurms zu gelangen, mußten wir dreihundert und fünfzig Stufen erſteigen, genoſſen dann aber einer herrlichen Ausſicht.

Nun durchſtrichen wir die Bazars, welche hier ſchon bedeutend reicher ſind, als in Ruſtſchuk und Schumla, und gingen durch die Stadt zum Fluſſe Maritza, um dort eine neue, noch im Bau begriffene Brücke zu ſehen, welche ſchon dreimal, nachdem ſie beinahe vollendet, eingeſtürzt war. Uns wunderte das gar nicht. Wie wir unter beſondern Feierlichkeiten den Grundſtein eines Gebäudes legen, ſo iſt es ein Feſt bei den Türken, den Schlußſtein zu legen. Daher ſchließen ſie die Gewölbe der Brückenbogen nicht, ſondern ſtecken hölzerne Keile hinein, bis der Paſcha Zeit oder Laune hat, die Schlußſteinlegung vorzunehmen. Der hieſige hatte das einigemal verſäumt, weshalb das ſonſt gar nicht üble Gebäude, wie ſchon geſagt, mehrmal zuſammengeſtürzt war.

Der engliſche Conſul, der uns in der Quarantäne mit Gefälligkeiten überhäuft, hatte uns heute zu Tiſche geladen, was uns Allen in Ermangelung eines guten Gaſthofs und nach zehn Quarantainetagen, die uns im eigentlichen Sinne des Worts im Magen lagen, äußerſt erwünſcht war. Seine Küche, halb engliſch, halb nach der Sitte des Landes, war vortrefflich. Nach dem Eſſen nahmen wir mit Vergnügen ſeinen Vorſchlag an, durch die Stadt zu wandern und die Illumination anzuſehen, die ſchon wegen des Ramaſan, aber zu Ehren der neugeborenen Prinzeſſinn heute doppelt glänzend war; auch verſprach er uns wo möglich noch dieſen Abend dem Paſcha vorzuſtellen.

Wir zogen aus, vor und hinter uns Kawaſchen (Wachen) und Diener mit großen Laternen und Stöcken, fanden aber, nachdem wir durch ein paar Straßen gegangen, die Illumination äußerſt armſelig. Außer farbigen Laternen und Blechlämpchen, die einzeln an den Häuſern hingen, ſahen wir hie und da auf einem kleinen Platze eine Pechfackel, bei deren rothem Scheine die Türken lärmend irgend ein Backwerk verzehrten. Nur bei dem Palaſt des Paſcha, zu dem wir bald gelangten, war es lebhafter.

Das Gebäude hatten wir ſchon dieſen Morgen vom Minaret der

Moschee aus gesehen, von wo aus es einer deutschen großen Caserne glich: ein beinahe viereckiger Bau, der einen Hof umschließt, mit regelmäßigen Fenstern ohne die vielen Erker und Schnörkel der übrigen türkischen Häuser. Die Facade war mit Lämpchen auf's Beste herausgeputzt; sie stellten Sterne und Halbmonde, auch Namenschiffern vor, nur lief Alles bunt, ohne Symmetrie durcheinander. Am Thor standen mehrere zerlumpte Bursche mit großen Pechpfannen, und hier wogte eine große Menschenmasse aus und ein.

Auch wir folgten dem Strome mit Hülfe unserer Kawaschen, welche uns mit ihren Säbeln überall Luft machten, und fanden im Hofe ein seltsames Treiben und Leben. Auf dem ganzen Platze waren Pechpfannen in die Erde gesteckt, welche die Menschenmassen rings um ziemlich beleuchteten. In der Mitte saß eine Musikbande auf dem Boden und machte mit einigen Violinen, Zithern, Querpfeifen und Trommeln einen heillosen Lärm. Indessen hielten sie bei aller Disharmonie vortrefflich Takt, zu dem in der Mitte des großen Kreises, den das Volk bildete, zehn bis fünfzehn Tänzer die groteskesten Sprünge machten und eine sich immer wiederholende Melodie mit näselndem Tone sangen. Das Ganze gab beim flackernden Lichte ein eigenthümliches Bild: die zerlumpten Tänzer, die gellende Musik, das Jauchzen der Menge, die Häuser umher, die bei den vielen Lampen und Pechpfannen im Feuer zu stehen schienen.

Der Consul führte uns in das Wohngebäude des Pascha und vorerst in die Zimmer des Muazil, des Ministers oder ersten Beamten, die sehr reich mit Divans und Teppichen geschmückt waren. Man setzte eine Menge Wachslichter auf den Boden hin und brachte uns eiskaltes Wasser in Glasgefässen, so wie unendlich lange Pfeifen. Bald waren wir und einige andere Herren, die sich eingefunden hatten, wie der griechische, sardinische und preußische Consul und einige angesehene Beamte und Kaufleute Adrianopels in voller Arbeit und erfüllten das Zimmer mit dem Dampfe des sehr guten Tabaks. Da erschien der Muazil, ein wohlbeleibter, freundlicher Mann von etwa vierzig Jahren. Er ging gegen die Gewohnheit der Türken äußerst schnell, reichte rechts und links seine Hände zur Begrüßung hin, dann hüpfte er in die Ecke des Divans, schlug die Beine unter und fing durch den Dolmetscher an, sich mit uns zu unterhalten. Unter Anderem sagte er, der Pascha lasse sich für den Augenblick entschuldigen, weil er in seinem Harem sey. Endlich erschien ein Diener des Pascha. Der Muazil erhob sich und wir folgten ihm durch mehrere Gänge, durch eine Unzahl Diener und Wachen, die in allen Zimmern standen, bis zu einem sehr reichen Gemache, in welchem der Pascha saß, ein

ſchon ältlicher Mann mit ergrautem Barte, aber von äußerſt einnehmendem, freundlichem Aeußern.

Wir lagerten uns auf den Divans umher; der Baron mußte ſich neben den Paſcha ſetzen, und dieſer ließ ihm durch den Dragoman erklären, er habe wegen des zweifelhaften Wetters für heute die Feierlichkeiten draußen abbeſtellt, uns zu Ehren aber wollte er Feuerwerk und Luſtbarkeit in doppeltem Glanze auflodern laſſen. Er ſprach leiſe zu einem der Diener, der ſofort, die Hand auf der Bruſt tief ſich neigend, rückwärts hinaus ging.

Der Paſcha klatſchte darauf dreimal in die Hände, und eine ganze Reihe von Dienern erſchien, jeder mit einer Pfeife in der Hand. Vor jedem der Gäſte blieb ein ſolcher Pfeifenträger ſtehen, und auf einen Wink des Paſcha drehten alle die Röhren, welche ſie bisher über die rechte Schulter gelehnt, und ſteckten uns die Spitzen in den Mund.

Dies gleichförmige Präſentiren der Pfeifen geſchieht dann, wenn der Wirth den Rang ſeiner Gäſte nicht genau kennt. Jetzt brachte man auch des Paſcha's Nargileh, woran er mächtig zog und es dann dem Nebenſitzenden bot, was für eine große Freundſchaftsbezeugung gilt. Man brachte uns ſchwarzen Caffee in kleinen türkiſchen Taſſen ohne Henkel, die man mittelſt eines metallenen Tellers (Zarfe) hält, und wir ſchlürften den beliebten Sorbeth aus halbkugligten Cryſtallgefäßen. Mehrere Male wurden hiebei die Pfeifen gewechſelt, mit denen der Paſcha, wie es ſchien, reichlich verſehen war.

Der ſardiniſche Conſul, welcher neben mir ſaß, erzählte mir, welch' unglaublicher Luxus hier zu Lande mit Pfeifen, beſonders mit Mundſtücken, getrieben wird. So wie ein Großer eine bedeutende Anſtellung erhält, ſchafft er ſich Pfeifen zu Hunderten an, was, wenn man bedenkt, daß ſchöne Bernſteinſpitzen mit mehreren hundert, ja tauſend Gulden bezahlt werden, keine kleine Auslage iſt. Ich rauchte unter andern dieſen Abend eine, die man mit den Edelſteinen, womit ſie beſetzt war, auf dreihundert Gulden C. M. ſchätzte.

Um dieſem thörichten Aufwand zu ſteuern, hatte bekanntlich Sultan Mahmud einige Jahre vor ſeinem Tode den Befehl gegeben, jeder Türke ſolle, wenn er einen Beſuch abſtatte, ſeine Pfeife mitnehmen, damit kein Hausherr nöthig habe, für ſeine ſämmtlichen, oft zahlreichen Gäſte Pfeifen herbeizuſchaffen.

Plötzlich verkündete draußen ein Kanonenſchlag den Beginn des Feuerwerks. Auf dem Hofe hatte ſich die Volksmaſſe außerordentlich vermehrt; in der Mitte ſtand aber nur ein Türke, der einzelne Raketen abbrannte, welche ziemlich gerade ſtiegen und blaue und rothe Sterne warfen. Ein Kerl, der ſchon früher durch bizarre Sprünge die Menge beluſtigt hatte, ergriff eine Stange, ſteckte ſie zwiſchen die

Beine und jagte so im Kreise herum, während vorne und hinten befestigte Schwärmer und Frösche feuersprühend in die Haufen fuhren, was ungemeinen Jubel verursachte. Den Beschluß machte ein Feuerkasten, der vor die Fenster gestellt wurde, in welchem wir lagen, und mit einem ungeheuren Knall abbrannte, Sonnen, Schwärmer, Raketen, Sterne warf und zuletzt den Hof mit einer bengalischen Flamme erleuchtete. Das Ganze dauerte ungefähr eine halbe Stunde und war eine Lumperei mit viel Spectakel; erstere dedicirte uns die Regierung, für letztern sorgte der Pöbel.

Indessen dankten wir dem freundlichen Pascha für seinen guten Willen herzlich und folgten abermals dem Muazil in sein Zimmer, wo ein türkisches Nachtessen unser wartete. Eine runde silberne Platte, etwa drei Fuß im Durchmesser, die auf einem zwei Fuß hohen messingenen Fuße stand, war mit kleinen Tellern und Gläsern bedeckt.

Erstere enthielten klein geschnittene Aepfel, Birnen, Mandeln, Nußkerne, Melonen, Rosinen, Feigen und Zuckerwerk; in den Gläsern war Sorbeth von allen möglichen Farben und dem verschiedenartigsten Geschmack. Jeder langte mit den Fingern in die Schüssel und holte sich heraus, was ihm beliebte.

Kaum hatten wir abgespeist und uns in die Divans zurückgelegt, so steckte man uns gleich wieder eine Pfeife in den Mund. Der Muazil klatschte in die Hände und ließ uns durch den Dragoman sagen, die Tänzer würden sogleich erscheinen, um uns ihre Künste in der Nähe zu zeigen. Die Thüre ging auf und herein schritt die Musikbande, zwei Violinen, zwei Zithern und ein mir unbekanntes Instrument, das nur mit einer Saite bespannt war und nur einen einzigen schnarrenden Ton hören ließ. Die Tänzer waren vier griechische Knaben in weiten weißen Beinkleidern, rothen Schuhen, rothem Gürtel und einer eng anliegenden blauen Jacke, mit Castagnetten in den Händen. Zwei stellten die Tänzerinnen vor und hatten zu dem Ende das Haar lang wachsen lassen, daß es ihnen ungeflochten um die Hüften wehte. Sie gingen im Zimmer umher, machten dem Muazil und uns eine Verbeugung, dann zogen sie sich in eine Ecke zurück. Die Musikanten kauerten auf dem Boden und begannen in sehr schnellem Tempo eine unangenehme, eintönige Musik. Die Tänzer stellten sich einander gegenüber, fielen mit ihren Castagnetten ungemein taktfest in die Musik ein und der Tanz begann.

Ein richtiges Bild desselben zu entwerfen, ist schwer. Die Füße, denen bei unsern Tänzern das Hauptgeschäft obliegt, haben hier am allerwenigsten zu thun. Die Tänzer brauchen sie nur zum Stehen und Springen und werfen sie willkührlich plump und unbeholfen herum. Dagegen sind die Hüften und Schulterblätter in einer unbeschreiblichen,

ſtets zitternden Bewegung. Dabei ſtoßen ſie einen eigenen Geſang aus, und obgleich der Schweiß ihnen vom Geſicht und vom Leibe floß, obgleich dieſes beſtändige Zittern und Springen ungemein ermüdend ſeyn muß, tanzten ſie eine volle Stunde ohne Aufhören, ohne mit ihren Caſtagnetten ein einziges Mal aus dem raſchen Takt der Muſik zu fallen.

Nach dieſem Tanze, den uns der Muazil als einen aſiatiſchen bezeichnete, kam noch ein bulgariſcher mit ähnlichen Bewegungen, und vom erſten hauptſächlich nur durch eine Figur unterſchieden, bei welcher ſich alle vier Tänzer an den Gürteln faßten und wie toll im Kreiſe herumſprangen. Endlich ſchwieg die Muſik, die Tänzer traten in den Hintergrund, und nur einer von ihnen, mit langen Haaren, kniete auf einen Wink des Muazil vor ihm auf den Boden; doch ſo, daß er dem Miniſter den Rücken zuwandte. Dann bog er den Kopf hinten über und Se. Excellenz beklebte ihm beide Backen mit kleinen Geldſtücken, die er mit Speichel benetzt hatte, worauf ſich der Tänzer wieder erhob, ein Tuch vor ſich hinhielt und ſingend ſo lange auf und niederſprang, bis ſämmtliche Münzen herabgefallen waren; dann trat er mit einer Verbeugung zurück und Alle verließen das Zimmer.

Mittlerweile war es Mitternacht geworden, und da wir frühe abreiſen und noch einige Stunden ruhen wollten, beurlaubten wir uns vom Muazil und folgten dem öſtreichiſchen Conſul, der uns für die Nacht ſein Haus angeboten, begleitet von mehreren Fackelträgern und einer großen Menge Volks.

Den andern Morgen brachen wir auf, mit der gleichen Anzahl Pferde wie aus Ruſtſchuk. Hamſa an der Spitze jauchzte beſtändig: Heide Stambul Gidelüm. Land und Weg boten wenig Intereſſantes; wir zogen über baumloſe Hügel und durch dürre Thäler, zuweilen über Brücken, die wir nur einzeln beſchreiten konnten, um nicht durchzubrechen; nur war die Straße lebhafter als vor Adrianopel, und man ſah, daß man ſich der Hauptſtadt näherte. Caravanen von vierzig bis fünfzig Pferden begegneten uns, die Reiter mit Säbeln, Gewehr, Piſtolen ſo überladen, daß ihre Waffen gewiß oft mehr werth waren als die Waare, die ſie damit zu bewachen hatten. Auch ſahen wir kleine Züge türkiſcher Cavallerie, ſchlecht ausgerüſtet und eben ſo ſchlecht beritten. Die Leute trugen blaue runde Jacken, nach Art unſerer Huſaren, mit rothen Schnüren beſetzt, blaue Hoſen und das Feß auf dem Kopf. Abends ſechs Uhr gelangten wir nach Schatal-Burgas, wo unſer Tartar mit einigen Kantſchuhhieben eine Caffeeſtube von den dort verſammelten Türken reinigte, und uns zum Nachtlager einrichten ließ. Am andern Tag gegen vier Uhr Nachmittags erblickten wir zum erſten Male das Meer; am fernen Horizont tauchte

im Süden die Spitze der Inſel Marmora empor, und ſüdöſtlich ſtrichen die Gebirge Kleinaſiens.

Im Nachtquartier Siliwri angelangt, beſahen wir noch im Mondſchein die Ruinen eines koloſſalen Schloſſes, das auf einem ſchroffen Felſen hart am Meere ſteht; es iſt wahrſcheinlich von den Genueſern gebaut. Die Türken untergraben die zwanzig Fuß dicken Mauern, um Steine für ihre armſeligen Häuſer zu gewinnen. So bereichern ſich vom todten Körper eines rieſigen Thiers tauſend Ameiſen und Würmer. Bald wird das ſtolze Gebäude über den Köpfen dieſer Vandalen zuſammenbrechen.

Vor Tage brachen wir auf und ritten beſtändig am Strande hin, ſo daß die grünen Wellen zu den Füßen unſerer Pferde ſchlugen; das Meer war etwas bewegt. Stets ſo die ſchöne See zur Rechten, kamen wir Mittags nach Kutſchukſchekmedſche, und gegen drei Uhr ſahen wir Conſtantinopel in ſeiner ganzen Pracht und Herrlichkeit vor uns liegen.

Drittes Kapitel.

Conſtantinopel.

Anſicht der Stadt. — Gaſthöfe und Caffeehäuſer. — Straßen und Hunde. — Oeffentliches Leben. — Türkiſche Bäder. — Der Hippodrom, die ſieben Thürme, mehrere Moſchee'n und andere alte Bauwerke. — Fahrt nach Buyukdere. Die alten und neuen Waſſerleitungen. — Familienleben. — Die Nacht im Ramaſan. — Eine Audienz beim Sultan. — Diner bei Reſchid Paſcha.

Stambul iſt einer großen Blume vergleichbar, auf drei Seiten von einem rauhen unſcheinbaren Deckblatt umgeben, mit welchen es an den Felsgeſtaden Rumeliens hängt, während es der aufgehenden Sonne und den großen glänzenden Spiegeln, die zwei Meere vor ihr ausbreiten, das ſchöne glühende Antlitz zuwendet. Das kleine leichte Boot trägt uns ſpielend aus dem Hafen nach dem gegenüber liegenden Geſtade von Kleinaſien; man verläßt Conſtantinopel und damit Europa, wie man vor einem Gemälde zurücktritt, um es gehörig würdigen zu können; man muß ſich auf einem andern Welttheil niederlaſſen, um das großartige Bild, das ſich hier vor den erſtaunten Augen entfaltet, mit ſeiner ganzen Schönheit ins Herz aufzunehmen.

Wie Rom iſt Conſtantinopel auf ſieben Hügeln erbaut, deren Abgränzung man deutlich erkennen kann. Sie bilden noch jetzt wie

unter der Herrschaft der Constantine ein unregelmäßiges Dreieck, von dem wir zwei Spitzen von hier aus nicht sehen; nur die dritte liegt links vor uns, das sogenannte neue Serail, mit seinen buntverzierten mannigfaltigen Gebäuden, größern Palästen und kleinen Kiosks. Zwischen denselben sieht man Wälder von Orangen, große Platanen und schlanke Cypressen, welche dieser ungeheuern Wohnung der Sultane, die einer kleinen Stadt mit hohen Ringmauern gleicht, die angenehmste Schattirung geben.

Hinter dem neuen Serail, das tiefer als die Stadt am Ufer des Hafens liegt, erblickt man bunte Häusermassen, die den Wellenlinien der Hügel folgen. Dort tritt eine Gruppe von Cypressen und anderen Bäumen über sie hinaus; hier unterbricht ein einsam stehendes halbzerfallenes Mauerwerk die fast nur durch ihre Färbung verschiedenen Dächer der Häuserreihen.

Was aber der Stadt einen so wunderbaren, ich möchte fast sagen feenartigen Reiz verleiht und dem Munde beim ersten Anblick einen lauten Ausruf entlockt, sind die zierlichen Minarets und die Haufen glänzender Kuppeln auf Moscheen und Grabmälern, die über den gewöhnlichen Wohnungen emporragen. Man kann sie kaum zählen, geschweige alle nennen, und während das Auge gesättigt über der Mehrzahl derselben hinschweift, bleibt es bewundernd an einigen hängen, die durch Größe und schöne Bauart dem Munde die Frage nach ihrem Namen entlocken, bei dessen Nennung in empfänglichen Herzen tausend Bilder und Gedanken erwachen.

Wer denkt nicht beim Anblick jener prachtvollen Kirche, der Aja Sophia, die mit ihrer schönen Kuppel und den vier Minarets für unser Auge beinahe im Mittelpuncte der Stadt liegt, an ihren Erbauer, den prachtliebenden Justinian, der durch sie ein Werk hinstellen wollte, das den Glanz des einst so gepriesenen Tempel Salomonis verdunkeln sollte, was ihm auch gelang. Als die Kirche fertig war und der Kaiser mit den Worten: „Salomon, ich besiegte Dich!“ an den Altar eilte, ahnte er nicht, daß einst der Herrscher der Andersgläubigen auf seinem Streitrosse in diese Hallen reiten, eigenhändig die Symbole des christlichen Glaubens zerschlagen und sprechen werde: „Es ist kein Gott als Gott und Muhamed ist sein Prophet!“ — Das Kreuz verschwand von der Höhe der Kuppel, und jetzt erhebt sich dort ein colossaler, fünfzig Ellen im Durchmesser haltender Halbmond, der den Reisenden schon von Weitem entgegenglänzt, lange vorher, ehe sie von der Stadt selbst etwas sehen können.

Auf der Höhe des dritten der sieben Hügel liegt die Moschee des großen Suleiman, die Suleimanje, was Symmetrie betrifft, das schönste Gebäude Constantinopels. Neben ihr sieht man die Moschee

Bajazet II. mit zwei Thürmen, weiter rechts die Moschee Muhameds II. auf dem Platze, wo das frühere christliche Byzanz einen seiner schönsten Tempel hatte, die Kirche der heiligen Apostel. Links von der Aja Sophia zeigt sich die Moschee des Sultan Achmet, welche man füglich die Cathedrale Constantinopels nennen kann. Sie ist eines der prächtigsten Gebäude und hat sechs Minarets.

Ueber alle diese Moscheen hinaus ragt der Thurm der Feuerwache, der Thurm des Seraskiers. Er liegt in der Nähe des alten Serails. Ihn vergleicht der Historiograph Isi mit einem in den Lüften schwebenden Neste des Paradiesvogels.

So liegt Constantinopel links vor uns und seine Häuserreihen steigen bis zu den Ufern des großen Hafens, des goldenen Horns hinab, das wir mit allen seinen Schönheiten gerade vor uns haben; man verfolgt seinen Lauf von der breiten Einmündung in's Meer von Marmora bis Ejub, wo es sich allmählig zwischen den grünen Wiesen zu verlieren scheint. Auf seinem Wasser von der schönsten grünen Farbe ruhen Schiffe von fast allen Nationen der Erde neben einander. Das alte, sonderbar gebaute Fahrzeug der syrischen Küstenfahrer, dessen hoher spitzer Schnabel an die Bauart der Schiffe im Alterthum erinnert, liegt mit seinem schmutzigen Anstrich neben der zierlich ausgerüsteten Yacht des Engländers, der auf derselben vielleicht seine große Tour nach dem Orient gemacht. Da ankert schwerfällig ein altes türkisches Kriegsschiff, ein zerschossener Invalide, der zu seinem Glück die Fahrt nach Aegypten nicht mitmachen konnte, neben einer leichten englischen Kriegsbrigg, die auf und unter dem Verdeck blank und sauber geputzt ist, mit den hohen Masten hin und her wiegt und ungeduldig an den Ankerketten zu zerren scheint. Langsam bewegt sich dort eines jener plump zusammengezimmerten Gerüste, die einem Floße gleich auf schweren Balken ruhen und dazu dienen, den Hafen, besonders die Landungsplätze für die kleineren Boote, vom Schmutze zu reinigen. Neben ihm stellt so eben ein Dampfschiff seinen muntern Lauf ein, hißt eine Flagge auf und der Wasserdampf, der laut schreiend dem geöffneten Ventil entfährt, zieht die Aufmerksamkeit der Osmanlis auf sich, die, faul in ihren Kähnen liegend, dem Meerwunder zusehen.

Zwischen diesen größeren Fahrzeugen bewegen sich die kleineren Boote, Kaik genannt, vermöge ihrer fabelhaft leichten Bauart im wahren Sinne des Worts pfeilgeschwind auf dem Wasser des Hafens hin und her, ja wagen sich sogar, wie heute das meinige, über den Bosporos nach dem asiatischen Ufer. Diese Fahrzeuge sind gewöhnlich achtzehn bis zwanzig Fuß lang, aber kaum drei Fuß breit, und da sie, wie alle Seefahrzeuge, auf dem Kiel gebaut sind, sehr zum Umschlagen geneigt, wozu noch die äußerst dünnen Wände das Ihrige beitragen.

Dieſe, kaum einen halben Zoll dick, beſtehen, wie das ganze Boot, aus hartem Holz und ſind gewöhnlich zierlich geſchnitzt. Durch ihre Leichtigkeit und den langen ſpitzen Schnabel, in welchen das Boot ausläuft, wird ihre ungemeine Schnelligkeit bedingt, aber auch, beſonders für den Europäer, das Einſteigen erſchwert; denn man muß bei dieſem Manöver gleich vom Landungsplatze aus die Mitte des Boots gewinnen und ſich ruhig niederſetzen, um das Gleichgewicht zu erhalten und nicht umzuſchlagen, was dennoch ſehr häufig vorkommt.

Wir Europäer, die neben dem Platz, auf dem wir ſitzen, noch großen Raum für unſere Beine brauchen, könnten nur zu drei, höchſtens vier eine ſolche Waſſerſchachtel beſteigen; aber die Türken, die ihrer Geſchäfte wegen häufig über den Hafen ſetzen müſſen, finden zu acht bis zehn in einem ſolchen Boote Platz, da ſie ſich auf ihre untergeſchlagenen Beine an den Boden ſetzen. Meiſt bewegt nur ein einzelner Mann ein ſolches Boot vorwärts, aber mit erſtaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit, wobei er beſtändig ein lautes: „Johe!“ ausſtößt, um ein anderes Boot, das vielleicht um die Ecke eines Kriegsſchiffs herum ihm in die Seite fahren würde, frühzeitig zu benachrichtigen.

Bei dieſem Ausweichen kommt die Leichtigkeit der Fahrzeuge wieder ſehr zu Statten, da ſtets mehrere Hunderte den Hafen bedecken und manches Unglück durch Anprallen vorfallen müßte, wenn der Schiffer nicht mit einem einzigen Ruderſchlag ſeinem Boot eine andere Richtung geben könnte. —

Das reizende Bild des Hafens, der ſich zwiſchen Conſtantinopel und den auf dem andern Ufer liegenden Vorſtädten wie ein klarer Bach hinzieht, wird durch die Menge dieſer kleinen Fahrzeuge ſehr belebt. Einen äußerſt komiſchen Anblick gewährt ein ſolches Kaik, mit einer Menſchenladung, von der man nur die Köpfe über dem Bord emporragen ſieht. Hin und wieder arbeitet ſich auch die Schalluppe eines Kriegsſchiffs ſchwerfällig zwiſchen den Kaiks durch, doch nicht minder hübſch. Dieſe Fahrzeuge ſind von dunklerer Farbe als die Schiffe, mit einem einzigen blauen, rothen oder weißen Streifen um den Rand. Auf den Bänken ſitzen die Matroſen, bei den größern in zwei, bei den kleineren nur in einer Reihe, in ihren Jacken von dunkler Leinwand, worüber ſie einen ſaubern breiten Hemdkragen herauslegen, der meiſt von blauer Farbe iſt. Er rahmt in Verbindung mit dem ſchwarzen, betheerten keck aufgeſtutzten Hute die friſchen runden Köpfe der Matroſen recht angenehm ein. Am Hindertheil der Schaluppe ſteckt die Flagge und unter derſelben ſitzt auf einem mit der Landesfarbe eingefaßten blauen Tuch der Offizier, der ſie befehligt, in ſeinen Händen zwei Schnüre, mit denen er das Steuerruder leitet. Mich hat das An- und Abfahren dieſer Kriegsſchaluppen ſtets ergötzt. Die Matroſen

ſitzen auf ihren Bänken, die Ruderſtange gerade in die Höhe geſtreckt, den Augenblick erwartend, wo der Offizier einſteigt. Dann pfeift der Bootsmann, die Matroſen ſtoßen vom Schiffe ab und laſſen ihre Ruder alle zugleich in's Waſſer fallen.

Eine für uns Ausländer beſonders merkwürdige Erſcheinung, die uns bei unſern Spazierfahrten auf dem Hafen öfters aufſtieß, war ein großes weißes Kaik, reich vergoldet, deſſen ſauber geſchnitzter, bunt bemalter Schnabel ſehr lang und ſpitz war. Auf demſelben, beinahe am Ende, ſtand ein goldner Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, der einen Ring im Schnabel hielt, von welchem zwei dicke ſeidene Schnüre bis an die Spitze des Boots gingen und es zu leiten ſchienen. In der Mitte des Fahrzeugs trugen vier oder ſechs vergoldete Säulen ein Dach von rothem Sammt mit Goldſtickerei, unter dem ein reich gekleideter junger Mann ſaß, der etwas bleich ausſah. Er trug ein Feß, welches ein großer Stern von Diamanten ſchmückte. Es war der Sultan Abdul Medſchid, auf deutſch: Diener der Andacht.

Vorn im Schiffe neben dem Vogel war ein etwas erhöhter Sitz angebracht, auf dem einige vom Gefolge des Sultans ſaßen. Im Hintertheil befand ſich die Dienerſchaft. Der Sultan hat zu ſeinem Privatgebrauche drei ſolcher Kaiks, eins mit vierzehn, ein anderes mit achtundzwanzig, das größte mit ſechsundfünfzig Ruderknechten, die weiße Jacken und Beinkleider tragen und auf dem Kopfe ein rothes Feß; ihre Ruderſtangen ſind ebenfalls weiß, mit goldenen Blumen verziert. Man ſagte uns, in der Anzahl dieſer Bootsknechte ſey abſichtlich die Zahl ſieben, als eine heilige enthalten. Dieſem Boote des Padiſchah folgt ein ähnliches leeres, denn die Etikette will nicht, daß der Großherr die Rückfahrt im gleichen Boote mache.

Sobald das Boot des Sultans auf dem Waſſer erſcheint, müſſen alle übrigen Fahrzeuge in ihrem Lauf einhalten; jeder darin ſitzende muß ſeine Pfeife bei Seite legen, und wehe dem, der ſich unterſtände, in dieſem Augenblicke in's Waſſer zu ſpucken oder etwas hinein zu werfen. Sind die, welche gegen dieſes Geſetz handeln, Muſelmänner, ſo werden ſie mit Geldſtrafen oder einer gewiſſen Anzahl Hiebe auf die Fußſohlen beſtraft, ſind es Fremde, die ſich mit Unkenntniß dieſer Gebote entſchuldigen können, ſo fällt die Strafe auf den Kaikſchi oder Bootführer. Einem andern Boote, dunkel bemalt, das zuweilen auf dem goldenen Horn erſcheint, weichen alle Kaik ängſtlich aus und fliehen es, wie die kleinen Fiſche den gefräßigen Hai. Sogar der Osmanli, den ſelten etwas aus ſeiner Ruhe zu ſtören vermag, verläßt den Strand des Meeres, wo er ſeine Pfeife rauchte und zieht ſich zurück, ſobald dieſes Boot mit ſieben Paar Rudern bemannt, dem Ufer nahe kommt. Ein alter finſterer Türke mit langem Bart ſitzt

darin und ſpäht aufmerkſam umher. — Es iſt der Boſtandſchi Baſchi, General der Garten Leibwachen. Er ſorgt für die Sicherheit und Ruhe des Hafens, hat, wie der Janitſcharen Aga, Gewalt über Leben und Tod und macht gewöhnlich kurzen Prozeß. Seine Kawaſchen binden den Schuldigen und ertränken ihn ohne Weiteres im Meer.

Wollte man von der Schönheit und dem regen Leben des goldenen Horns mit der Feder einen anſchaulichen Begriff geben, ſo würde man nicht fertig; denn der prächtige Hafen iſt es hauptſächlich, der dem Anblick der ganzen Stadt einen ſo wunderbaren Reiz verleiht. Ungefähr in der Mitte ſeiner Länge iſt er durch die neue ſchöne Brücke beſperrt, welche Achmed, der frühere Kapudan Paſcha, im Jahr 1835 bauen ließ. Sie iſt ſechshundert ſieben und dreißig Schritte lang und fünf und zwanzig breit. Statt wie unſere Schiffbrücken auf Pontons ruhend, wird ſie durch einen Wald der längſten und ſchönſten Maſtbäume, die aufrechtſtehend eingeſenkt ſind, getragen. Sie führt von Conſtantinopel nach dem andern Ufer des Hafens, wo ſich die Vorſtädte Pera, Galata und Top-Chana erheben.

Von Scutary aus geſehen, liegen dieſe zur Rechten vor uns; ihre Häuſer ſind ebenſo an den Hügeln hinangebaut, wie die Stambuls; doch bieten ſie dem Aug' einen weniger glänzenden Anblick, da ſich über der dunkeln Häuſermaſſe — der Türke erlaubt nämlich dem Ungläubigen keinen bunten Anſtrich derſelben — faſt gar keine ſchlanken Thürme erheben.

Pera iſt bekanntlich das Frankenviertel, das gar keine Moſcheen hat. In Galata, deſſen ſehr ſchmutzige und holperige Gaſſen ſich bis zum Hafen hinabziehen, haben ebenfalls Franken, doch mehr noch Armenier, Juden und ärmere Türken ihre Werkſtätten und Laden aufgeſchlagen. Das einzige hervorragende Bauwerk in Galata iſt der auf der Höhe thronende, maſſive Thurm, der Thurm von Galata genannt. Er wurde von den Genueſern im Jahr 1348 erbaut. Man hat hier eine der ſchönſten Ausſichten über die Stadt und die ſie umgebenden Meere. An Galata gränzend, dicht am Ufer des Hafens, liegt Top-Chana (Kanonen-Werkſtatt). Schon Mohamed II. ließ eine chriſtliche Kirche, die ſich da befand, zur Stückgießerei umwandeln, und noch jetzt, wie ſchon der Name angezeigt, werden die groben Geſchütze hier gegoſſen.

Einige Abwechſelung in die ſchmutzige Einförmigkeit der Häuſermaſſen dieſer drei Stadttheile bringt eine auf der Höhe von Pera liegende neue Caſerne, die mit ihrem weißen Anſtrich freundlich hervortritt, ſo wie die vielen Cypreſſen des großen und kleinen türkiſchen Kirchhofs zu Pera, die man ſonſt nirgends in ſolcher Anzahl und Schönheit trifft. Der Engländer Walsh nimmt die Zahl der Seelen

Stambuls zu fünfmalhunderttauſend, die der Halbinſel Pera mit Galata und Top-Chana zu zweimalhunderttauſend an, und die äußere Anſicht der Häuſermaſſen widerſpricht dieſem Verhältniß nicht.

Neben Top-Chana, dicht am Ufer des Hafens, ſieht man die Sommerwohnung des Sultans, ein langes, einſtöckiges und ſehr bunt bemaltes Gebäude, das, auf einer hellen mit Orangenbäumen beſetzten Terraſſe ſtehend, einen recht freundlichen Anblick gewährt; doch iſt dieſer Palaſt der Beherrſcher der Gläubigen nur von Holz.

So lag Stambul in ſeiner ganzen Pracht und Herrlichkeit vor uns, und ich fühlte die Wahrheit der Worte Hammers, wenn er ſagt: „Sie iſt die Herrin zweier Erdtheile und zweier Meere, die geborene Beherrſcherin Aſiens und Europas, an beider Gränze auf ſieben Bergen thronend. Von drei Seiten fluthenumgürtet, ſchaut ſie von den ſieben Gipfeln ihres Throns gegen Mittag auf die Propontis und den Ausfluß derſelben, den fiſchreichen Helleſpontos, gegen Oſten auf den ſchlangengewundenen Bosporus und den als ſtürmiſch übelberichtigten Pontos hin.“ — Ja, es iſt ein Gemälde, wie ich es nie geſehen, voll Lieblichkeit und Zauber.. Und ganz zur Rechten iſt das Bild begrenzt von der alten Veſte Rumili Hiſſiari, deren Wälle und Thürme keck am Geſtade des Bosporus hinaufklettern und mit ihrem grauen Gemäuer eine dunkle Einfaſſung des luſtigen, glänzenden Bildes vorſtellen. Links iſt der Rahmen zerfließender und großartiger. Da beginnt faſt zu den Füßen des neuen Serails das Meer von Marmora, das mit ſeinen blauen Fluten am äußerſten Ende einige kleine Eilande umſpült, die Prinzeninſeln.

Als ich Conſtantinopel zum erſten Mal in ſeiner ganzen Ausdehnung ſah, war im Hafen und an ſeinen Ufern außer dem gewöhnlichen Leben, das die hin und herfahrenden Boote verurſachen, außer dem Geſchrei der zahlloſen Möven, die ſo zahm ſind, daß man ſie beinahe mit den Händen greifen kann, ehe ſie kreiſchend davon fliegen, ein außerordentlicher Lärm. Seiner Hoheit war wieder eine neue Prinzeſſin geboren worden und die Türken bemühten ſich, die Freude ihres Herzens durch zahlreiche Kanonenſalven kund zu geben. Von ſechs Seiten knallte es oft zugleich. Am neuen Serail ſtanden zwei Batterien, ebenſo an der Reſidenz des Sultans und die Artilleriſten in Top-Chana ſuchten zwei türkiſche Fregatten zu überdonnern, die, in der Mitte des Hafens liegend, den meiſten Lärm machten. Die ganze Waſſermaſſe war in ſolchen Augenblicken mit Dampf bedeckt, der ſich wie ein Nebel vor unſer kleines Kaik lagerte. Als wir zurückfuhren, begrüßten wir noch den Leanderthurm, der einſam auf dem Felſen Damalis ſteht, eine Schildwache des goldenen Horns. Von ihm wurden in Kriegszeiten eiſerne Ketten nach dem Thurme an der Spitze des

neuen Serails gezogen, die den Paß zwiſchen dem Bosporus und der Propontis ſperren ſollten. Hätte ich damals, als ich die Schöne des ganzen Bildes in mein Herz aufgenommen, ebenfalls Ketten vor daſſelbe ziehen können, die nichts hinausließen, ſo könnte ich Manches wiedergeben, was mir der Drang ſpäterer Ereigniſſe entführt hat.

Gaſthöfe und Caffeehäuſer.

Wer, wie wir, die wohl eingerichteten Donau-Dampfſchiffe verläßt, um einen Ritt durch die Türkei zu machen, der, an ſich ſchon ungefähr acht Tage dauernd, noch durch eine zehntägige Quarantaine unangenehm gemacht wurde, eine Quarantaine, worin es weder Betten, Tiſche, noch ſonſt irgend ein Möbel gab, wo wir unſern Pillau mit Hühnern ſelbſt kochen und unſere ſchmutzige Wäſche eigenhändig waſchen mußten, kann denken, daß wir mit größtem Verlangen einer Anſtalt, Penſion oder Gaſthaus, wie man es nennen will, entgegen ſahen, die uns in Conſtantinopel aufnehmen ſollte und die von einer liebenswürdigen Landsmännin geführt, gewiß Alles darbot, was zur Erquickung ermüdeter Reiter dient. Pera, das, wie ſchon geſagt nur von Franken bewohnt wird, hat mehrere dergleichen Anſtalten, unter denen uns die der Madame Balbiani, einer Elſäßerin, als beſonders gut und angenehm geprieſen worden war. Obgleich Hamſa, unſer edler Tartar, die Genüſſe der großen Caravanſerei ſehr lockend ſchilderte, brachte er uns doch bereitwillig durch die engen ſteilen Gaſſen Pera's nach einem kleinen freundlich ausſehenden Hauſe, das, wenn es auch kein gemaltes Aushängeſchild hatte, uns doch gleich mächtig anzog; denn beim Pferdgetrappel auf der Straße erſchien die Beſitzerin und bewillkommte uns herzlich in deutſcher Sprache.

Unſere Pferde wurden abgepackt, Sättel und unſere Effecten in das Haus niedergelegt und Hamſa durch Auszahlung der ihm noch zukommenden Summe verabſchiedet. Dem Tartaren liefen die Thränen in den Bart, als er uns einzeln die Hand drückte und dem Baron verſicherte: er habe noch nie einen ſo freundlichen guten Herrn gehabt, wie ihn, und würde auch ſchwerlich wieder einen ſolchen begleiten.

Faſt hätten wir noch einmal ein kleine Quarantaine oder wenigſtens eine Beräucherung aushalten müſſen. Da es bekannt war, daß ſich die Peſt bei Adrianopel gezeigt hatte, ſo konnten nur die heiligſten Verſicherungen, daß wir dort Quarantaine gehalten, die Wirthin vermögen, uns ſofort in ihre Zimmer treten zu laſſen, ohne zuvor in einen großen Schrank zu kriechen, der vorne ein großes Loch hat, zu welchem man den Kopf herausſtreckt, und am Boden eine Vorrichtung, wo Wachholder und anderes Räucherwerk einen gewaltigen Dampf hervorbringt, der von unten herauf alle Kleidungsſtücke durchdringt.

Dieſe Penſion iſt ziemlich auf dem Fuß europäiſcher Gaſthöfe eingerichtet, hat einen Speiſeſaal und Zimmer mit einem oder zwei Betten, die alle mit Vorhängen von feiner Gaze verſehen ſind, um während der heißen Jahreszeit die dem Schläfer ſehr läſtigen Inſecten abzuhalten. Die übrige Einrichtung iſt halb türkiſch, halb fränkiſch. Auf dem Boden liegen Teppiche und nirgends fehlt der breite Divan an der Seite, wo die Fenſter ſind.

Die größte Unbequemlichkeit in der kältern Jahrszeit iſt der Mangel an Oefen, deren man bei der ſchlechten Bauart der Häuſer, Feuersbrünſte fürchtend, ſo wenige wie möglich aufſtellt, und das ſehr verkehrter Weiſe; denn das Surrogat dafür, der Mangahl, ein kupfernes Gefäß, in Form einer großen Vaſe, das mit glühenden Kohlen angefüllt und im Zimmer aufgeſtellt wird, kann bei der geringſten Nachläſſigkeit viel eher ein Haus anzünden, als ein verſchloſſener Ofen, beſonders bei den Orientalen, denen der Mangahl ſchon deßhalb faſt unentbehrlich iſt, da ſie nur hinein zu langen brauchen, um ihre Pfeifen anzuzünden. Faſt jede Woche brennen einige Häuſer ab, was auch während unſeres Aufenthaltes der Fall war; aber bei der gränzenloſen Nachläſſigkeit, womit der Türke die noch heiße Kohle von der Pfeife auf die Strohmatte wirft, ohne ſich ferner darum zu bekümmern, erſcheint dies noch ſehr wenig.

In Pera gibt es drei ſolcher Penſionen, von denen die der Madame Balbiani die vorzüglichſte iſt, weshalb man ſelten bei ihr Platz findet. Auch unſere Geſellſchaft, aus vier Perſonen beſtehend, — unſer engliſcher Freund N. hatte uns nämlich verlaſſen, um eine Privatwohnung bei der engliſchen Geſandtſchaft zu beziehen — konnte im Hauſe ſelbſt nicht ganz untergebracht werden, ſondern zwei mußten ſich entſchließen, ein von der Madame Balbiani gemiethetes Zimmer in einem Nebenhauſe zu beziehen.

Die Preiſe in dieſen Gaſthöfen ſind nicht außerordentlich hoch. Man bezahlt täglich für ein Zimmer mit Caffee, Frühſtück und Mittageſſen gegen vierzig Piaſter, was an vier Gulden Conventionsmünze macht. Eine andere dieſer Penſionen, deſſen Beſitzerin eine Franzöſin iſt, hat einen Tanzſaal, wo ſich zuweilen die Bevölkerung Pera's vergnügt, ſo wie ein kleines Theater, in dem damals eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft kleine Luſtſpiele und Vaudevilles gab.

Die übrigen Reſtaurations-Anſtalten Pera's haben für den Reiſenden kein weiteres Intereſſe und nichts Originelles. Es gibt ein griechiſches, ein italieniſches und ein franzöſiſches Caffeehaus, in welchen man ein oder zwei ſehr alte Exemplare unbedeutender Journale findet. Dieſe Café's ſind mit Tiſchen und Stühlen verſehen, kurz, ſo gut es ſich thun läßt, wie die unſrigen eingerichtet. Wir beſuchten ſie höchſt ſelten, da man nicht immer gewiß iſt, welche Geſellſchaften man dort

antrifft, und auch weil man dort nur Sachen bekommt, die man viel beſſer zu Hauſe hat; franzöſiſchen Liqueur in kleinen Gläſern und Caffee und Thee in großen Taſſen.

Ueberhaupt haben alle Café's in Pera, Galata und Top-Chana durch den häufigen Beſuch der Franken faſt ihre ganze Originalität verloren; ſie vereinigen auf die wunderlichſte Art den Orient und den Occident.

Um ſich die Genüſſe eines ächt türkiſchen Caffeehauſes zu verſchaffen, muß man über den Hafen ſetzen. Nicht immer war der Caffee und der Tabak bei den Orientalen ſo allgemein verbreitet und beliebt, wie jetzt. Es gab eine Zeit, wo die Tavernen, in denen Wein geſchenkt wurde, geduldet und häufig beſucht, dagegen Caffeehäuſer und Tabagien geſchloſſen und ſtrenge verboten waren. Doch da der Buchſtabe des mohamedaniſchen Geſetzes den Genuß des Weins ſtrenge verbietet, ein Verbot, das keine weltliche Obrigkeit aufzuheben im Stande iſt, ſo iſt in dieſem Punkte der Koran wieder in ſeine Rechte eingetreten, der Wein verdrängt worden und der Genuß des Caffee's und Tabaks verbreitete ſich reißend und allgemein, ja iſt jetzt das unentbehrlichſte Bedürfniß geworden.

Schon ein älterer türkiſcher Dichter ſingt von ihnen:

„Schwarz, doch lieblich iſt der Caffee, wie das Mädchen, das braune,
Das bei Tage erheitert, den Sinn und den Schlaf bei der Nacht raubt,
Und der Tabak iſt ein ſicheres Beſchwörungsmittel dem Manne,
Der mit den Wolken des Rauchs die Wolken der Sorgen hinwegbläſt."

Wie man ſich von den meiſten Sachen, die uns ſehr fern liegen und öfters beſprochen werden, einen viel glänzenderen Begriff macht, ſie viel herrlicher ausmalt, als ſie in der Wirklichkeit ſind, ſo iſt es uns beſonders mit den Caffeehäuſern ergangen. Die Anſichten, die man uns von dieſen Localen gibt, in letzterer Zeit beſonders die Werke mit Stahlſtichen, die Alles ſo fein und ſauber erſcheinen laſſen, überreden uns, ein türkiſches Caffeehaus ſey meiſtens eine Halle, von Säulen getragen, alle Wände mit ſchönem bunt bemaltem Schnitzwerk bedeckt, und die größte Reinlichkeit gehe daſelbſt mit der Zierlichkeit der Ausſtattung Hand in Hand.

Und doch iſt nichts von Allem dem wahr. Wir haben faſt alle Caffeehäuſer Stambuls durchſucht und hofften endlich einmal auf eins zu ſtoßen, wie man es uns beſchreibt und zeichnet. Aber vergebens; wohl gab uns unſer Führer mit Mienen und Worten zu verſtehen, jetzt wären wir zu einem gelangt, das der Inbegriff alles Schönen ſey. Wir traten ein und befanden uns in einer gewölbten Halle, an deren Wänden man gewiſſe Linien und Schattirungen bei näherer Betrachtung für Bildhauerarbeit erkannte, die einſtens ſehr ſchön geweſen

seyn mochten, jetzt aber durch Zeit und Schmutz ganz verwittert waren. Längs den Wänden befinden sich Divans oder vielmehr hölzerne Erhöhungen ohne Kissen, nur mit einer Strohmatte bedeckt, auf denen die Gäste mit untergeschlagenen Beinen in gedankenlosem Hinstarren sitzen und aus dem Tschibuk oder Nargileh große Rauchwolken vor sich hinblasen. In einer Ecke ist unter einem Kamin mit spitzem Dach ein kleiner Heerd angebracht, auf dem der Caffeetschi den Caffee zubereitet. Nachdem man sich den reinlichsten Platz ausgesucht, verlangt man einige Tassen Caffee, so wie die Pfeife, und nach vielem Rufen erheben sich ein paar Negerbuben, die sich auf dem Boden herumraufen, fahren in ihre bereitstehenden großen Pantoffeln und rutschten vom Caffeetschi (Caffeewirth) zum Gast, um ihn zu bedienen.

Hiebei ist nun noch als eigenthümlich zu bemerken, daß, obgleich man im Orient kleine Caffeemühlen findet, welche die Form eines Cylinders haben und in den Gürtel gesteckt werden können, doch die meisten großen Städte eine allgemeine Caffeestampfe (Tachmisshane) haben. Hammer sagt hierüber: die Anstalt des Tachmis ist eine, den morgenländischen Städten ganz eigene. Es wird darin der für den Bedarf der ganzen Stadt nöthige Caffee gestampft und gesiebt. Das Sieben — tachmis heißt wörtlich: das Fünftel ausziehen und ist hiervon wohl das französische Wort tamis — Sieb — herzuleiten. Eine solche Caffee-Stampf- und Sieb-Anstalt befindet sich zu Constantinopel in der Nähe der Moschee Sultan Mahomed IV. Die hiebei verwandten Leute sind Armenier, denen die geistige Atmosphäre des Caffeedunstes, in der sie beständig leben, ein aufgewecktes geistreiches Ansehen giebt, das mit den schwerfälligen geistlosen Grundzügen der armenischen Gesichtsbildung in sonderbarem Widerspruche steht."

Meistens trinkt der Orientale seinen Kaffee ohne Zucker und in den Café's muß man ihn besonders verlangen. Das Getränk an sich ist sehr stark und übt auch auf uns die Kraft, die ihm der Orientale zuschreibt. Es macht aufgeweckt, lustig und der Türke sagt: es mache nüchtern, weshalb er es, nachdem er sich durch Opium und Tabak berauscht, zum Niederschlagen genießt.

Die gewöhnliche Pfeife in den Café's, die man dem Gast, ohne daß er sie fordert, hinstellt, ist das Nargileh, die Wasserpfeife, mit langem Schlauche. Es besteht aus einer Flasche, in der sich Wasser befindet; auf dem Halse sitzt der kupferne Pfeifenkopf, der entweder mit Meerschaum ausgefüttert oder so weit ist, daß man einen andern von Ziegelerde, der unten das Zugloch hat, hinein stecken kann. Von diesem kupfernen Aufsatz oder Kopf geht eine gerade Röhre nach unten, die in einer hohlen durchlöcherten Kugel endigt, welche bis unter das Wasser reicht. Eine andere Röhre am Aufsatz führt ebenfalls mit einem Ende in die

Flaſche, jedoch ſo, daß ihre Oeffnung mehrere Zoll über dem Waſſerſpiegel bleibt, und biegt ſich mit dem andern Ende, das ſich erweitert, nach außen, wo dann das lange gewundene Rohr hineingeſteckt wird.

Der Tabak, der zu dieſen Pfeifen geraucht wird, iſt vom gewöhnlichen Rauchtabak verſchieden und heißt deshalb ausſchließlich Nargileh-Tabak. Es ſind große hellgelbe Blätter, die an der Sonne ſo ſtark getrocknet werden, daß man ſie mit den Händen zu einem Pulver zerreiben kann. Dies wird dann mit Waſſer zu einem Brei angemacht, den man mehrmals ausdrückt und wieder begießt, um den Schmutz und Staub fort zu ſchwemmen. Den Teig, den man auf dieſe Art erhält, ſtopft man in den Kopf, legt eine glühende Kohle auf und beginnt die Arbeit des Rauchens, bei dieſer Pfeife eine wirkliche Arbeit; denn es gehört eine gute Lunge und viel Geduld dazu, um den Tabak durch lange Züge in Brand zu bringen, daher auch der vornehme Türke dies Geſchäft ſeinem Sklaven überläßt. In den Café's beſorgt das Anrauchen der Pfeifen auf Verlangen der Wirth oder die aufwartenden Buben. Der Tſchibuk oder die lange Pfeife wird hier ſeltener geraucht, iſt aber auch zu haben.

Ein anderes Attribut der türkiſchen Caffeehäuſer, von dem man uns ſo viel erzählt, ſind die Springbrunnen, die man in den meiſten antreffen ſoll, und die, wenn ſie wirklich noch da wären, mit ihrem einfachen, aber melodiſchen Geplätſcher eine gute Folie abgäben, auf der die Träume und Gedanken des ruhig daſitzenden Caffeetrinkers recht lebendig hervortreten könnten. Wie man aber in der Türkei ſo viele zerbrochene Denkmale findet, die einſt ſchön und herrlich waren, ſo iſt es auch mit den Springbrunnen.

Ich geſtehe, faſt in jeder, auch der ärmlichſten Caffeeſtube erhebt ſich in der Mitte des mit Schmutz bedeckten Bodens, der hie und da, wo zufällig Waſſer hinfällt, bunte, ſchön gefügte Marmorſteine ſehen läßt, ein zierliches, aus Stein gehauenes Baſſin, das oft mit den herrlichſten Sculpturen bedeckt iſt. Aber die Röhre, aus denen früher der Waſſerſtrahl gegen die Decke ſtieg, iſt zerbrochen oder verſtopft, das Baſſin iſt leer und dient zum Behältniß für zerbrochene Taſſen und Tabaksaſche.

Das Einzige, was vielleicht von früher dieſen Häuſern geblieben iſt und den Fremden intereſſirt, iſt das rege Leben, das hier beſtändig herrſcht; ich ſage Leben, in ſo fern man das Gehen und Kommen der Gäſte ſo nennen kann; denn von Plaudern und Lachen iſt keine Rede. Der Orientale tritt ein, wirft ſeine Blicke ruhig umher, bis er einen Platz gefunden, der ihm behagt, ſetzt ſich dann mit untergeſchlagenen Beinen, gibt dem Caffeetſchi einen Wink und nimmt Caffee und Pfeife, ohne ein Wort zu ſprechen. Findet er zufällig Bekannte auf derſelben

Bank, so grüßt er sie durch Auflegen der Hände an Brust und Stirn, ohne sich weiter um sie zu kümmern.

Da der Türke, der es bestreiten kann, fast stündlich seinen Caffee trinkt, und es dem Aermeren erlaubt ist, am Feuer des Wirthes mit seinem eigenen Geschirr den mitgebrachten Caffee zu kochen, so sind die Caffeehäuser stets mit einer bunten Menge gefüllt, die um so größer ist, da der Orientale zum Sitzen nur einen sehr kleinen Platz braucht. Die Gäste, die zuletzt kommen und auf den Bänken keinen Platz mehr finden, lehnen sich an die Thüre, und sie waren es, die uns die meiste Unterhaltung gewährten. Wenn sie auch noch so dicht beisammen standen, so sprach selten Einer mit dem Andern, und da sie, ruhig vor sich hinsehend, fast keine Bewegung machten, so konnte man sie eher für Wachsfiguren als für Menschen halten.

Ein anderer Genuß, den sich die Türken in den Caffeehäusern verschaffen, ist das ruhige Anhören der Balladen und Gedichte, welche ihnen die Meddah (Lobredner und Declamatoren) der Caffeehäuser zum Besten geben. Der Meddah sitzt in einer Ecke und trägt meistens in sehr unangenehmen näselnden Tone Erzählungen aus der tausend und einen Nacht vor oder aus den Rittergeschichten Antar's oder Dulhama's. Bald erzählt er von den Zügen Alexanders, bald preist er Sid-al-battal, den Kampfhelden.

Oft sind diese Meddah vom Caffeetschi gemiethet und müssen vom Morgen bis in die Nacht, es mögen viel oder wenig Gäste da seyn, ihre Geschichten ableiern, und es ist gewiß merkwürdig, daß der Türke, wenn er von seinen Geschäften ausruhen will, vorzugsweise die Caffeehäuser besucht, wo sich die Meddah aufhalten, um zu seinem Caffee irgend eine Erzählung anzuhören, von der er das Ende nicht erwarten kann, welches sofort ein Anderer, der nach ihm kommt, ebenso begierig vernimmt, ohne den Anfang gehört zu haben. An manchen Orten warten aber die Erzähler, bis sich mehrere Gäste versammelt haben. Besonders lebhaft sind diese Unterhaltungen in den Nächten des Ramasan, wo eine Violine, wohl auch eine Flöte die Erzählungen begleitet und zu einem Melodrama macht.

In Constantinopel, so wie auch in Pera, Galata und den andern Vorstädten, giebt es eine Unzahl Caffeehäuser der beschriebenen Art. Dazu kommen noch die für das ärmere Volk, welche in einem Winkel der Straße etablirt sind. Hier hat der Caffeetschi einige Steine zusammen getragen, zwischen deren er sein Feuer anmacht und das er durch einen ausgebreiteten Teppich gegen den Wind schützt. Große Steine oder kleine Stühlchen aus Palmenholz dienen den Gästen zum Sitzen. Auch hier fehlt der Meddah nicht, besonders an schönen Abenden, wo ihn die Handwerker und Taglöhner nach beendigtem Tagwerk in dichten

Gruppen umstehen und aufmerksam seinen Worten lauschen. Die größten und schönsten Café's sind in der Nähe der großen Moscheen, besonders der Suleimanje, und hier ist auch der Sammelplatz der Teriaki oder Opiumesser, die jedoch hauptsächlich Abends ihr Wesen treiben. Wir hatten in den Nächten des Ramasan mehrere Male Gelegenheit, sie zu beobachten.

Aehnlichkeit mit den Caffeehäusern haben die Laden der Sorbet- oder Scherbetbereiter, deren Fabrikat kein berauschendes Getränk ist, sondern Gelée von Früchten, in eiskaltem Wasser aufgelöst. Ihre Gewölbe, in welchen weniger geraucht wird, haben ein viel hübscheres, gefälligeres Aussehen, als die Caffeehäuser. Die mannigfaltigsten Gläser mit Geléen und Confituren sind an den Wänden in bunt bemalten Fächern aufgestellt, der Boden meist mit Matten belegt, und wenn man auch wirkliche Springbrunnen nur in einigen der größten findet, so ist doch in den meisten irgendwo an der Wand ein Fäßchen mit frischem eiskaltem Wasser angebracht, das man nach Belieben in die dabei stehenden Crystallgläser füllen und genießen kann. Viele dieser Sorbethändler haben nur einen kleinen Laden, in dem kaum ihre Waaren Platz finden, weshalb sie zum Aufenthalt der Gäste vor dem Hause eine Laube von bunt angestrichenen Latten aufführen, über welches sie Reben und anderes Schlinggewächse ziehen. Ist es möglich, so lehnen sie eine solche Laube mit einer Ecke an einen der vielen öffentlichen Brunnen und haben so auf öffentliche Kosten eine eigene Fontaine. Dieses Verfahren ist freilich etwas egoistisch; aber die Stambuler Polizei findet es unter ihrer Würde, sich um dergleichen Kleinigkeiten zu bekümmern.

Wenn wir den Tag über in den Gassen Constantinopels herum gelaufen waren und uns Abends, vom vielen Sehen ermüdet, auf den Weg nach Pera machten, so zogen uns nicht selten die kleinen Lichtchen, welche die Sorbetbereiter in ihren Lauben aufstellen, durch ihr heimliches, freundliches Glitzern zwischen dem grünen Gesträuche von der schmutzigen Gasse in das meist reinliche Local und wir beschlossen unser Tagewerk mit einem Glas Sorbet.

Dem Wirth und den Gästen schien unsere Ankunft immer eine große Ehre zu seyn. Ersterer bemühte sich, uns auf's Schnellste und Beste zu bedienen und die Andern rückten uns näher, boten uns ihre Pfeifen an und richteten eine unendliche Menge Fragen an uns, von denen wir freilich keine einzige beantworten konnten. Durch unsere Forschung nach den gepriesenen Schönheiten der türkischen Caffeehäuser dauerte es nur wenige Tage und wir hatten gleich den Eingebornen die Gewohnheit des vielen Caffeetrinkens angenommen und machten bei unsern Touren durch Constantinopel öfters Halt, um in ein Café zu zu treten, das uns gerade im Wege lag.

Außerdem beſuchten wir einige, die uns durch ihre Gäſte intereſſant waren. So fanden wir am Seraskierplatz nicht ſelten die höchſten Würdenträger des Reiches, unter Andern Reſchid Paſcha und Rifad Bey. Bei den Bazars ergötzten wir uns an der Gravität, mit der die Kaufleute den langen Bart ſtreichend, ein und ausgingen. Ein anderes Café war faſt nur mit Arnauten angefüllt, an deren unangenehmen, trotzigen Phyſiognomien, kräftigen Geſtalten und ſchönem Coſtüme unſer Maler ſeine Studien machte, und ſo oft wir in die Gegend der Suleimanje kamen, traten wir in eines der Caffeehäuſer dort, deſſen Wirth, ein kleines Männchen, mit ungeheurem Turban und Pantoffeln, die für einen Rieſen groß genug geweſen wären, jedesmal durch groteske Sprünge ſeine Freude an den Tag legte, uns wieder zu ſehen. Er trieb es ſo arg, daß er ſeine gewöhnlichen Gäſte veranlaßte, uns ihre Plätze einzuräumen, was dieſe auch meiſt gutwillig thaten, worauf er uns eigenhändig bediente, den Caffee ſehr ſüß machte und für uns die Nargileh's mit den längſten Schläuchen ausſuchte.

Straßen und Hunde.

Wie ſich Conſtantinopel mit ſeinen glänzenden Moſcheen und ſtattlichen Paläſten als die ſchönſte der türkiſchen Städte zeigt, ſo iſt auch die Hauptſtadt des Reichs die erſte in Betreff des Schmutzes, der die Straßen faſt aller türkiſchen Städte bedeckt. So glänzend ſie von außen anzuſehen ſind, und ſo ſehr ſie den Blick des Reiſenden locken, daß er ſich beeilt, bald möglichſt unter jene Hallen und unter die Schatten der grünen Baumgruppen zu gelangen, die maleriſch zwiſchen den Gebäuden hervorſehen, um ſo mehr bedauert er, ſobald er in der Stadt angelangt iſt, ſich nicht mit dem bloßen Anblick derſelben begnügt zu haben. Uns erging es wenigſtens mehrere Male ſo, z. B. in Schumla, Adrianopel, welche, beſonders die erſtere Stadt ſo ungemein lieblich am Fuß des Balkans gelagert iſt, und von Weitem ſo rein und freundlich ausſieht und in deren Straßen unſere armen Pferde faſt bis über die Kniee im Moraſt verſanken.

Da wir bei unſerem Ritt durch die Türkei, wie ſchon oft bemerkt, ſo unendlich großartigen Schmutz geſehen hatten, ſo überraſchten uns in dieſer Hinſicht die nicht reinlicheren Straßen der Hauptſtadt nur, weil manche Reiſebeſchreiber dieſelbe als reinlich, ſchön und angenehm darſtellen.

Faſt alle Gaſſen Stambuls, Straßen kann man ſie nicht nennen, ſind ſehr enge und zu beiden Seiten mit hohen Häuſern eingefaßt, eigentlich die meiſten nur mit Mauern, da nach türkiſcher Sitte das Wohnhaus mit dem hintern Theile, wo keine Fenſter ſind, die Straße berührt, der, wenn auch hie und da ein Fenſter, daſſelbe doch immer

ſtark vergittert hat, eine melancholiſche Verſchleierung. Obgleich die meiſten dieſer Gaſſen ehemals mit Steinen gepflaſtert waren, ſo ſind dieſelben durch den ſtarken Verkehr in der Mitte ganz zuſammen getreten und bilden bei nur etwas feuchter Witterung einen einzigen Kothbach, der ſich faſt durch die ganze Stadt zieht. Zu beiden Seiten der Gaſſe, wo der Strom der Menſchen und Thiere nicht ſo verderbend hinfließt, blieben hie und da Pflaſterſteine ſtehen, die jetzt eine Art Trottoir bilden, das jedoch nur für den praktikabel iſt, der es verſteht, von einem der glatten Steine auf den andern zu ſpringen, ohne ſich durch die Ausſicht in den unendlichen Koth irre machen zu laſſen.

Die Gaſſen, von denen ich eben ſprach, an welche ſich die Rücken der türkiſchen Wohnhäuſer lehnen, ſind, wenn auch hiedurch die finſterſten, doch nicht die ſchmutzigſten der Stadt, da in ihnen nicht der ſtarke Verkehr herrſcht, wie in andern Stadtvierteln, wo ſich die unendliche Menge der größeren und kleineren Bazars befindet.

Dieſe liegen meiſtens auf der Hafenſeite. Sie fangen ſchon bei den Landungs- und Ladeplätzen an, und von da bis zu den Thoren der Stadt ſieht man die Händler, eine Gaſſe bildend, in zwei Reihen aufgeſtellt. Das ganze Waarenmagazin dieſer Leute beſteht aus einem Tiſche, auf dem ſie ihre Producte: Früchte, Brod, Confituren ꝛc. aufgeſtellt haben. Andere bieten ihre Waaren in großen Körben aus. Es ſind die Anfänge des Bazars.

Innerhalb der Thore der Stadt ſind in allen Häuſern zu beiden Seiten offene Buden, in denen, wie es im Orient Sitte iſt, nicht nur fertige Waaren verkauft werden, ſondern auch Handwerker aller Art vor den Augen der Vorübergehenden ſitzen und ihr Geſchäft treiben. Schon in kleineren Städten halten ſich die verſchiedenen Arten der Handwerker ſo viel wie möglich zuſammen. Auf eine Reihe Schuhmacher folgt eine Reihe Tiſchler oder Waffenſchmiede u. ſ. f. Einzeln liegen faſt nur die Apotheken und die kleinen Schulen.

Andere Gaſſen der großen Stadt führen ihren Namen, die jedoch nicht wie bei uns an den Ecken angeſchlagen ſind, meiſtens von Paläſten und eigenthümlichen Gebäuden, die in denſelben liegen, oder von Thoren und Thürmen, zu welchen ſie führen. So gibt es eine Gaſſe des Mehlmagazins, des weißen Palaſtes, des ſüßen Brunnens, des Kanonenthors, ſogar eine des verſchloſſenen Backofens, ferner die Gaſſe Ali Paſcha, des Doktorſohns. Wirklich ſonderbare Namen findet man in den Vorſtädten; ſo heißt eine in Pera: die Halsabſchneidergaſſe; neben ihr liegt die Welteroberergaſſe und in Top-Chana iſt die Gaſſe: „Frag' nicht, geh' hinein!“

Unzertrennlich von den Gaſſen Conſtantinopels iſt der Gedanke an ihre permanenten Bewohner, die herrenloſen Hunde, die man in

zahlloſer Menge auf ihnen erblickt. Gewöhnlich macht man ſich von Dingen, von denen man oft lieſt, eine große Idee, und findet ſich getäuſcht. Nicht ſo bei dieſen Hunden. Obgleich alle Reiſenden darüber einig ſind, ſie als eine Plage der Menſchen darzuſtellen, ſo ſind doch die meiſten bei der Beſchreibung dieſes Unweſens zu gelinde verfahren.

Dieſe Thiere ſind von einer ganz eigenen Race; ſie kommen in der äußern Geſtalt wohl am nächſten unſern Schäferhunden, doch haben ſie keine gekrümmte Ruthe und kurze Haare von ſchmutzig gelber Farbe. Wenn ſie faul und träge umherſchleichen oder in der Sonne liegen, muß man geſtehen, daß kein Thier frecher, ich möchte ſagen, pöbelhafter ausſieht. Alle Gaſſen, alle Plätze ſind mit ihnen bedeckt; ſie ſtehen entweder an den Häuſern gereiht und warten auf einen Biſſen, der ihnen zufällig hingeworfen wird, oder ſie liegen mitten in der Straße, und der Türke, der ſich äußerſt in Acht nimmt, einem lebenden Geſchöpfe etwas zu Leide zu thun, geht ihnen aus dem Wege. Auch habe ich nie geſehen, daß ein Muſelmann eins dieſer Thiere getreten oder geſchlagen hätte. Vielmehr wirft der Handwerker ihnen aus ſeinem Laden die Ueberreſte ſeiner Mahlzeit zu. Nur die türkiſchen Kaikſchi und die Matroſen der Marine haben nicht dieſe Pietät, weshalb mancher Hund im goldenen Horn ſein Leben endet.

Jede Gaſſe hat ihre eigenen Hunde, die ſie nicht verlaſſen, wie in unſern großen Städten die Bettler ihre gewiſſen Standorte haben, und wehe dem Hund, der es wagt, ein fremdes Revier zu beſuchen. Oft habe ich geſehen, wie über einen ſolchen Unglücklichen alle anderen herfielen und ihn, wußte er ſich nicht durch ſchleunige Flucht zu retten, förmlich zerriſſen. Ich möchte ſie mit den Straßenjungen in civiliſirten Ländern vergleichen, wie dieſe wiſſen ſie ganz gut den Fremden vom Einheimiſchen zu unterſcheiden; denn wir brauchten nur in einer Ecke des Bazars etwas Eßbares zu kaufen, ſo folgten uns alle Hunde, an denen wir vorbeikamen, und verließen uns erſt wieder, wenn wir in eine andere Gaſſe traten, wo uns eine neue ähnliche Begleitung zu Theil wurde.

So ruhig bei Tage dieſe Ablöſung, nur von einigem Zähneblöcken begleitet, vor ſich geht, ſo gefährlich werden zuweilen die Hunde dem einzelnen Franken, der ſich bei der Nacht in den Gaſſen Stambuls verirrt, beſonders wenn er keine Laterne trägt. Wir haben oftmals gehört, daß ein ſolcher, den die Beſtien förmlich anfielen, nur durch Muſelmänner gerettet wurde, die ſein Hülferuf herbeizog; und obgleich wir ſtets in ziemlicher Geſellſchaft und Abends nie ohne Laterne ausgingen, hatten wir es doch oft nur unſern guten Stöcken zu danken, mit denen wir kräftig drein ſchlugen, daß wir nicht mit zerriſſenen Kleidern heimkamen.

Sultan Mahmud ließ vor mehreren Jahren einige Tausend dieser Hunde auf einen bei den Prinzeninseln liegenden kahlen Fels bringen, wo sie einander auffraßen. Diese Verminderung hat aber nichts genützt; denn die Fruchtbarkeit dieser Geschöpfe ist großartig; fast bei jedem Schritt findet man auf der Straße runde Löcher in den Koth gemacht, worin eine kleine Hundefamilie liegt, die hungernd den Zeitpunkt erwartet, wo sie selbstständig wird, um gleich ihren Vorfahren die Gassen Constantinopels unangenehm und unsicher zu machen.

Oeffentliches Leben.

Um von Pera nach Constantinopel zu gelangen, ein Weg, den der Reisende, welcher die Hauptstadt kennen lernen will, fast täglich macht, steigt man entweder durch den großen Kirchhof Pera's auf einer breiten, nicht zu steilen Straße zur großen Brücke hinab, die über das goldene Horn führt, und kommt dann in den nördlichen Theil der Stadt. Will man in den südlichen, wo die meisten Moscheen, großen Bazars, überhaupt die merkwürdigsten Gebäude Stambuls sich befinden, geht man über den kleinen Kirchhof durch die Gassen Galata's an den Landungsplatz des Kaiks in Top-Chana, um sich auf den kleinen Booten übersetzen zu lassen. Dieser Weg ist, obgleich der beschwerlichste, auch zugleich durch seine große Frequenz der interessanteste. Die Gassen, die von der Höhe Pera's zum Hafen hinabführen, sind ungemein steil, dabei sehr enge und mit einem furchtbar schlechten Pflaster versehen, das, besonders zu der Zeit, wo wir uns gerade da befanden, vom Nebel und dem häufigen Regen stets glatt und schlüpfrig und dadurch nicht ohne Gefahr war.

Obendrein herrscht in diesen Gassen ein merkwürdiges Gewühl von Geschäftsleuten aller Art. Die kleineren Boutiken sind oft weit in die Straße hineingebaut und versperren den Weg noch mehr. Vom frühesten Morgen laufen Verkäufer, die ihr ganzes Waarenmagazin in einem großen Korb auf dem Rücken tragen, hin und her und überbieten sich im lärmenden Anpreisen ihrer Waaren. Dieß sind jedoch nur meist Dinge des täglichen Lebensbedürfnisses: Eier (Gumurta, dessen letzte Sylbe der Ausrufer so lange aushält, als sein Athem reicht), Brod (Jäkmäk, ein Wort, das die Verkäufer gellend herausstoßen) und dergleichen.

Eine andere Menschenclasse, die man beständig auf den Straßen sieht, sind die Wasserträger, die entweder das frische Wasser, welches sie aus den Brunnen bei Top-Chana schöpfen, in großen ledernen Schläuchen auf dem Rücken tragen, oder einen beladenen Esel, auch ein Pferd, vor sich hertreiben.

Da keine Wagen durch die Gassen Pera's fahren können, so

wird alle Ladung der Schiffe, die bei Top-Chana landen, durch Packträger in die Magazine geschafft, und bei dem steilen schlechten Weg ist es erstaunlich, welche ungeheure Lasten diese Menschen zu tragen im Stande sind. Sie haben an zwei Riemen von der Schulter auf den Rücken hinab ein gepolstertes Kissen hängen, gegen welches sie die Last stützen. Sie beugen ihren Oberleib ganz nach vorn, wodurch ihr Rücken eine breite, fast horizontale Fläche bildet, worauf zwei Andere oft einen so unverhältnißmäßig großen Ballen heben, daß er dem Träger weit über den Kopf hinausreicht und hinten von dem erwähnten Kissen gehalten wird.

Andere vereinigen sich zu vier oder sechs, von denen immer zwei und zwei eine große Stange tragen, so daß oft ein einzelner Ballen an drei oder vier solcher Stangen hält, den sie dann dicht hinter einander, in gleichem Schritt vorwärts gehend, an den Lagerplatz bringen.

Zwischen diesen Leuten, die zur beständigen Staffage der Straßen Pera's gehören, wandeln Türken, Armenier und Franken, ihren Geschäften nachgehend. Fast an jeder Ecke sitzen türkische Bettler, meistens alte Weiber, und strecken den Vorübergehenden ihre Hände entgegen, halten ihn auch nicht selten am Kleide fest. Auch trifft man hie und da den Matrosen irgend eines türkischen Schiffes, der in einem schmutzigen Korbe Austern feil bietet.

In Pera werden viele Läden, ganz wie die türkischen an den Straßen gelegen und offen, von Franken gehalten, hauptsächlich Schneider, Schuster, Hutmacher; doch ist mit diesen Leuten nicht gut verkehren, denn sie machen besonders den Landsleuten sehr oft unverschämte Preise.

Weiter unten in Galata und Top-Chana nehmen die Buden einen andern Charakter an, der sich sogleich der Nase des Herumwandelnden bemerkbar macht. Hier sind Fische und alle Arten von Seethieren zum Verkauf ausgestellt. Nur ein kleiner Platz bei der Moschee Abdul Meschids, wo früher die aus Persien nach Constantinopel gekommenen Fayancefabriken waren, führt einen andern Artikel: hier werden vergoldete und rothe Pfeifenköpfe in ungeheurer Masse fabricirt und zum Verkaufe ausgestellt.

Ehe wir uns von Top-Chana nach Constantinopel übersetzen ließen, traten wir gewöhnlich in ein türkisches Caffeehaus, das am Ufer des goldenen Horns liegt und setzten uns unter eine Laube vor der Thür, wo wir eine herrliche Aussicht auf den Hafen selbst, auf Stambul und das Marmormeer hatten. Hier genossen wir eine Tasse Caffee beiläufig im Preise von sechs Para und eine Wasserpfeife, für die wir das Doppelte bezahlten, was dann eine Summe von etwa

drei Kreuzern ausmachte. Die Ueberfahrt nach der Hauptstadt kostet gewöhnlich einen halben Piaster, drei Kreuzer.

So angenehm und rasch man hinüberkommt, so unangenehm und langsam geht das Einschiffen von Statten. Wie ich schon früher sagte, muß man, um das Umschlagen zu verhüten, langsam und vorsichtig in die kleinen Boote steigen. Die meiste Zeit jedoch geht darauf, bis man einen Bootführer hat, nicht weil ihrer zu wenige, sondern weil zu viele da sind, die sich den Rang streitig machen. Sobald wir uns am Ufer sehen ließen, schossen die Kaiks von allen Seiten herbei in gedrängten Schaaren, wie die Karpfen in einem Teich, wenn man Brod hineinwirft. Der zeigt schreiend auf den hübschen Anstrich seines Boots, jener auf die sauber aussehenden Teppiche, womit es inwendig belegt ist; ein dritter führt mit seinem Ruder einen kräftigen Schlag in die Luft, um zu zeigen, daß er der Mann sey, der es mit Kraft zu führen wisse und weist spottend auf einen alten Graukopf neben sich, der ruhig dasitzt und nur seine Hände einigemal auf und zumacht, um die große Zahl der Jahre anzuzeigen, welche er schon als Kaikschi diene. Hat man endlich ein sauber aussehendes Boot gefunden und will mit einem Fuße ruhig hineintreten, so kommt nicht selten ein Anderer, der diesen Zeitpunkt abpaßt, drängt mit seinem Boot das erstere fort und erschnappt so im wahren Sinne des Worts seine Beute, ein Auftritt, der nicht selten zu Prügeleien Veranlassung giebt.

Ist man endlich glücklich in das Kaik gelangt, so dauert es wenige Minuten und das pfeilschnell dahin schießende Boot hat das andere Ufer erreicht. Hier sind gleich wieder eine Masse Hände beschäftigt, die besonders dem Fremden, den man gleich erkennt, aus dem Boote helfen wollen, um einen geringen Bakschis (Trinkgeld) davonzutragen. Doch gefällig und freundlich, wie der Türke im Allgemeinen ist, reichten uns auch nicht selten Offiziere und andere gut gekleidete Leute die Hand zum Aussteigen.

Wir gingen gewöhnlich durch das Holzthor, Odun Kapussi, weil es uns am nächsten lag, und dann, weil erst vor wenigen Tagen dort eine Reihe Häuser niedergebrannt war, und wir von Tag zu Tag bewunderten, wie schnell die Leute mit dem Aufbau der neuen fertig wurden.

In der Nähe dieses Thors liegt das Mehl- und Holzmagazin, und vielleicht ist es der Anhäufung dieser brennbaren Stoffe zuzuschreiben, daß von jeher die größten Feuersbrünste in diesem Revier gewüthet haben. Im Jahr 1682 unserer Zeitrechnung, so wie 1693 brannten hier mehrere hundert Häuser ab. Das letzte Unglück dieser Art vor wenigen Tagen hatte nur vierzig oder fünfzig Häuser zerstört, deren Einwohner unter großen grünen Zelten, die ihnen das Militärgouver-

nement gegeben, bivouakirten. Hier setzten sie auch ihre Arbeiten unverdrossen fort, Schuster und Schneider arbeiteten wie in ihren Boutiken, die Kaffeetschi und Sorbetbereiter hatten nach wie vor ihre Gäste, die sie auch im Unglück nicht verließen und unter dem Zelte auf einem halb verbrannten Balken sitzend recht gemüthlich ihre Pfeifen rauchten.

Von der Brandstätte wandten wir uns rechts gegen die Hügel zu, auf welchen der alte und neue Besestane liegt, durch Gassen voll Boutiken und Handwerkstätten. Diese sind, wie die Häuser selbst, fast nur aus Holz gebaut, liegen ungefähr drei Fuß höher als die Gasse und bilden eine nach vorne geöffnete Halle, auf deren Boden die verschiedenen Waaren ausgestellt sind. Der Eigenthümer sitzt entweder hinter den Körben mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Teppich, oder, da oft ein Kaufmann zwei bis drei Laden hat, steht er davor und geht hin und her. Da er so auf die einzelnen Sachen nicht genau Acht geben kann, sollte man glauben, er müsse oft bestohlen werden; dies ist aber nicht der Fall, denn alle Kaufleute bewachen ohne Brodneid ihre Laden gegenseitig und die Ehrlichkeit ist ein Grundzug im Charakter des Türken, so daß man fast nie von Diebstählen hört.

Obschon das Leben in den Gassen Stambuls durch die vielen nach europäischer Art gemachten Kleidungsstücke, die man sieht, sehr an orientalischem Charakter verliert, so konnten wir doch stundenlang dem Treiben in den Gassen zuschauen. Obgleich wir von Schumla und Adrianopel her schon an die großen Turbane, die langen Bärte und das ganze türkische Costüm gewöhnt waren, so gewährte doch die große Menge hier in Stambul durch die Mannigfaltigkeit ihres Aeußern dem Auge des Fremden einen interessanten Anblick.

Im Orient schieden sich von jeher die Nationen und in ihnen die verschiedenen Kasten nach Sitten und Kleidung strenge von einander ab. Die Andeutungen hieran haben sich bis jetzt erhalten, und hat man sich etwas darüber belehren lassen, so ist es sehr leicht, den Juden vom Türken und Armenier, so wie den Kaufmann vom Gelehrten oder Derwisch u. s. w. zu unterscheiden.

Wie schon gesagt, die vielen europäischen Einrichtungen, die sich nach und nach in alle Zweige des türkischen Lebens eindringen, haben, wenn ich es so sagen darf, auch die Kleidung cultivirt und ihr manches von ihrer Eigenthümlichkeit abgeschwatzt. So ist, wie bekannt, die ganze türkische Armee, nach unserer Art gekleidet, indessen hat man dabei auf türkische Sitten und Gewohnheiten Rücksicht nehmen und an der Tracht manches abändern müssen, wodurch das ganze Costüm beinahe lächerlich wird. Der türkische Soldat trägt eine blaue Hose, die, beiläufig gesagt, von dem gröbsten Stoffe ist, den ich je gesehen, unten und oben gleich weit, fast auf unsere Art geschnitten, jedoch hinten mit

einer Art von Sack versehen, der bei jedem Schritte des Kriegers sich lächerlich hin und her bewegt und zu den sonderbarsten Muthmaßungen Anlaß gäbe, wenn man nicht wüßte, daß die ungeheure Weite des Kleidungsstücks an dieser Stelle dazu dient, um ihm das Sitzen auf den untergeschlagenen Beinen möglich zu machen. Aehnlich verhält es sich mit der Kopfbedeckung. Da man wohl eingesehen hat, daß zu der höchst unpoetisch geschnittenen Jacke von grobem blauen Tuch der malerische Turban nicht recht passen würde, und man den Soldaten auch keine Tschako's auf unsere Art geben konnte, indem eine Vorschrift des Korans besagt: „der Muselmann soll keine Kopfbedeckung tragen, die ihn hindere, den Kopf beim Gebet gegen die Erde zu drücken," so hat man ihm das Feß gegeben, das ungefähr in der Gestalt unserer Hüte, jedoch geschmeidig ist und von rother Farbe, die den Türken, welche das Bunte lieben, wohl gefällt.

Im Verhältniß zu der Menge, die sich auf den Gassen herumtreibt, sieht man Wenige im altmorgenländischen Costüme. Hiezu gehört die weite Hose, darüber der lange Kaftan, den der Gürtel zusammenhält; den Kopf bedeckt der Turban, der bei den Muhamedanern aus einem rothen Mützchen besteht, um welches man ein unendlich langes Stück von weißem Mousselin, das zuerst wurstähnlich zusammengedreht wird, herumwindet. Keine Kopfbedeckung gibt dem Gesicht ein majestätischeres, edleres Ansehen, als der Turban; er putzt die ganze Gestalt des Muselmanns, die sich im langen Kaftan gerade nicht zum Vortheilhaftesten ausnimmt, auf's Beste heraus. So schöne Gestalten man unter den älteren Türken findet, so unerquicklich ist dagegen der Anblick der ganzen jüngern Generation. Diese ist eben so mager und sieht so kränklich aus wie ihr Sultan, von dessen baldigem Absterben man daher auch so viel in den Zeitungen liest, woran ich jedoch keineswegs glaube; denn sonst müßte in einigen Jahren die ganze junge türkische Männerwelt Constantinopels ausgestorben seyn. Man kennt wohl die Ursachen, warum sie so elend aussehen; doch wird es ihnen wahrscheinlich ergehen, wie ihren Vätern; sie werden in spätern Jahren eben so wohlbeleibt wie diese, wenn sie auch die bleiche Gesichtsfarbe, die allen Orientalen eigen ist, behalten, und man wird ihren stattlichen Figuren nichts Schwindsüchtiges mehr ansehen.

Die Armenier, deren es eine große Anzahl hier gibt, tragen einen Kaftan von dunkelblauer Farbe und zur Unterscheidung von den Türken anstatt gelbe, rothe Pantoffeln. Ihre Kopfbedeckung ist von schwarzem Filz und von origineller Form. Sie gleicht einem großen Kürbis, den man unten abgeschnitten und auf den Kopf gestülpt hat. Was ich eben von den jungen Türken sagte, ist auf die Armenier nicht anwendbar; ihr Gesicht, obgleich etwas plump und ausdruckslos, ist, wie ihr ganzer

Körper, frisch und gesund. Es ist wirklich schad, daß aus ihnen keine Soldaten genommen werden; ich glaube, sie müßten eine vorzügliche Infanterie abgeben. Die meisten sind Handwerker oder Künstler, besonders Steinschneider und Goldschmiede.

Die Juden, die auch hier, wie überall, zerstreut leben, haben keine eigentlichen Gewerbe; sie treiben sich zwischen der Menge herum, bald einen kleinen Handel führend, bald den Dolmetscher oder Cicerone machend. Ihre Kopfbedeckung besteht in einer dunkeln steifen Mütze, um welche ein Stück Zeug, nicht wie bei den Türken lose gewunden, sondern fest genäht ist, ganz wie man auf unsern Theatern den Turban erscheinen sieht. Ihr Kaftan hat denselben Schnitt, wie der des Türken, besteht jedoch aus gewürfeltem, dunklem Kattun.

Ein Stand, der in allen orientalischen Erzählungen und Mährchen eine große Rolle spielt, sind die Derwische, die türkischen Mönche, deren verschiedene Sekten sich durch die Farbe der Kleidung unterscheiden. Ihre langen Kaftans flattern ohne Gürtel frei um die Hüfte und sind bald hellbraun, bald weiß und bei einem Orden, der für den ehrwürdigsten gehalten wird und dessen Mitglieder am Grabe des Propheten in Mekka dienen, grün. Auf dem Kopfe haben sie einen Hut von weißem Filz, einen Fuß hoch in Form eines abgekürzten Kegels.

Der Anzug des Volkes, der Wasser- und anderer Lastträger, der Taglöhner und herumziehenden Obsthändler läßt sich nicht wohl beschreiben; jeder zieht an, was ihm geschenkt wurde, oder was er wohlfeil gekauft hat. Einige tragen Kaftans, die dann ungemein schmutzig sind, die meisten kurz abgeschnittene runde Jacken, welche bei den Wasserträgern von Leder sind. Die Beinkleider, vom Gürtel bis zum Knie sehr weit, umschließen eng die Wade bis zum Fuß. Fast alle tragen einen Turban von beliebiger Farbe, viele von grünem Zeug, was diese als Nachkommen des Propheten bezeichnet; eine Ehre, die ihnen weiter nichts wie den Titel Emir verschafft. Emir bedeutet Herr oder Fürst, und es ist traurig, daß man die meisten dieser Fürsten gerade unter den Taglöhnern und Bettlern findet.

Unzertrennlich von den Sitten und Gebräuchen des Orients ist für uns die Idee, die durch alle morgenländischen Erzählungen angeregt wird, daß die Weiber, gänzlich vom öffentlichen Leben getrennt, ihre Tage in beständiger Einsamkeit hinter vergitterten Fenstern verbringen müßten. Ich hatte geglaubt, noch in unsern Tagen begegne man selten einer türkischen Frau auf der Straße und knüpfte daran allerlei Poesien. Stunden lang würde ich mich der Merkwürdigkeit halber vor ein Haus gestellt haben, um endlich einmal eine dieser Perlen zu gewahren, deren Antlitz, wie der Koran sagt, unter der schwarzen Nacht der Locken hervorglänzt, wie die weißen Eier unter dem dunkeln Flügel des brütenden

Straußes. Doch ward dies ſelbſt dem Fremden ſo ſchwer nicht gemacht. Schon in Adrianopel ſahen wir viele Weiber auf der Straße; aber unter ihnen auch nicht ein einziges friſches Geſicht. Es begegneten uns nur alte Weiber mit unangenehmen ſchlaffen Zügen, und ich glaubte ſchon, nur den Duennen und Ammen ſey es allenfalls erlaubt, ihre Käfige zu verlaſſen. Doch verſchwand auch dieſer Irrthum, als wir nach Stambul kamen. Denn die Cultur,

„die alle Welt beleckt"

hat ihre ausgleichende Hand auch an die verſchloſſenen Zimmer der türkiſchen Damen gelegt und ſie hinausgeführt auf die Straßen und Märkte. Sie mochten dieſelben anfangs ſchüchtern genug betreten, aber nach und nach behagte ihnen die neue Freiheit ungemein. Zur Zeit, wo wir in der Hauptſtadt der Gläubigen waren, konnte man auf gewiſſen Plätzen mehr Weiber antreffen als Männer. Beſonders war dies in den Beſaſtanes, den bedeckten Märkten, der Fall, bei den Gewölben, wo fränkiſche Kattune und geſticktes Weißzeug zu haben ſind. Da ſtanden ſie meiſtens in Gruppen von fünf bis ſechs, die bunten Farben eines Stückes bewundernd und ſich wie die Kinder darüber freuend.

Von ihrem Anzug auf der Straße iſt nicht viel zu ſagen, da ihr ganzer Körper in ein großes Stück Zeug gewickelt iſt, das bei den Geringern aus dunkler Leinwand, bei den Reichern aus Seide beſteht. Sie nehmen es in der Art einer großen Mantille um die Schultern und wiſſen obendrein eines der Enden noch um den Kopf zu ſchlingen. Dieſer iſt ohnehin ſorgfältig verhüllt; denn ſie wickeln ihn in ein Stück weißen Mouſſelin ein, das Stirne, Mund und Ohren verbirgt und nur Naſe und Ohren ſehen läßt; eine Verſchleierung, die von dem Geſetze vorgeſchrieben, bei den Türkinnen gewiß ſehr beliebt iſt; denn dieſer Mouſſelin verbirgt einen Theil ihres Geſichts, den wir Franken für den von der Natur bei ihnen am meiſten vernachläſſigten halten, den Mund. Höchſt ſelten, ſelbſt bei jungen Weibern, deren Augen mit ihrem blitzenden Brillantfeuer das kälteſte Herz zu verſengen drohen, ſind die Lippen friſch und roth. Man kann öfters einen ſpähenden Blick bis zum Munde gelangen laſſen, beſonders auf der Promenade, wo die Damen faſt beſtändig beſchäftigt ſind, Confituren und dergleichen zu ſich zu nehmen, und findet bei den intereſſanteſten Zügen einen welken Mund, deſſen Unterlippe ſchlaff herabhängt.

Am ſchönſten ſind wohl ihre breiten gewölbten Augenbraunen und ſie ſelbſt halten diejenigen für die reizendſten, die über der Naſe zuſammen ſtoßen, und türkiſche Frauen, denen dieſer Reiz mangelt, erſetzen ihn meiſt, indem ſie ſich einen Halbmond oder einen Stern von ſchwarzer Farbe zwiſchen die Augenbraunen malen. Der Schwärze der Wimpern wird durch einen gefärbten Zwirnsfaden nachgeholfen, den

sie zwischen den Augenlidern durchziehen. Für uns Europäer sind ihre Hände, deren Nägel und Inneres sie mit Khennah roth färben, eher abstoßend als angenehm.

Im Allgemeinen habe ich unter den türkischen Weibern, deren wir sehr viele gesehen, wenige von eigentlich schöner Bildung bemerkt und fast gar keine, um welche ich mein Leben gewagt hätte und in den Harem eines eifersüchtigen Türken gedrungen wäre, wie es uns Romane und Balladen so schön erzählen.

Der Muselmann sieht es als eine große Schönheit seiner Frau an, wenn sie sehr stark, ja fett ist, eine Eigenschaft, die sie sich auch durch ihre faule Lebensart beizubringen wissen. Doch theilen wir diesen Geschmack nicht mit ihnen, da für unsere Augen Grazie und Leichtigkeit in der Bewegung des weiblichen Geschlechts schöner ist, als das träge Umherwatscheln der Türkinnen, wozu ihre Fußbekleidung, die weiten Pantoffeln, das ihrige beiträgt.

Mit dem Menschenstrom, von dessen Bestandtheilen ich ein möglichst getreues Bild zu geben gesucht habe, wandelten wir täglich langsam durch die Bazars, häufig stehen bleibend, denn beinahe an jedem Gewölbe sieht man bald eine merkwürdige Figur, bald eine Scene aus dem Leben, die das Auge des Fremden fesselt. Da ist eine Boutike, in welcher man Zuckerwerk und Confituren aller Art findet; doch sind die meisten Sachen, besonders Kuchen und Torten, für unsern Geschmack zu süß und oft widerlich fett; besser sind andere Leckereien, namentlich gebrannte Mandeln und was wir unter dem Namen Gerstenzucker verstehen. Da sitzt der Eigenthümer hinter den Körben voll Leckereien, die lange Pfeife im Munde, und, wenn man seinen geschlossenen Augen glauben soll, sanft schlafend. Dies ist aber nicht der Fall; er beobachtet blinzelnd den Franken, dem er, so wie er sich seinem Stand nähert, ohne dabei die Augen zu öffnen, mit der langen Pfeife einen Wink gibt, näher zu treten, dann macht er eine Pantomime, die den Türken eigen ist, wenn sie etwas Delikates bezeichnen wollen. Er legt seine fünf Finger zusammengedrückt einen Augenblick an den gespitzten Mund und öffnet sie wieder mit einem behaglichen Schnalzen der Zunge, wobei sein Gesicht einen Ausdruck annimmt, als genösse er etwas unbeschreiblich Angenehmes. Läßt man sich hierdurch nicht verführen, so gibt er sich weiter keine Mühe, sondern benutzt die Hand, da sie einmal in Bewegung ist, um den langen Bart zu streichen und raucht ruhig fort.

An jener Seite dort ist gerade einer beschäftigt, sein Gebet zu verrichten. Er hat sich mit dem Angesicht nach Mekka gewendet und macht die üblichen Bewegungen, die uns sehr lächerlich vorkamen. Bald kniet er auf seinen Teppich nieder und hebt die Hände über den Kopf, bald kreuzt er sie über die Brust und drückt sein Haupt bis auf den

Boden. In ſolchen Augenblicken glaube ich, könnte ſich die Welt um ſeinen Laden verſammeln, er würde um keinen Preis etwas ablaſſen. Faſt in jeder Gaſſe gibt es fromme Muſelmänner, die man ſo den Tag über ihr Gebet mehrere Male öffentlich verrichten ſieht.

So geſchäftig der Armenier iſt, wenn man ihm etwas abkaufen will und unaufgefordert ſeine Waaren auspackt und ſich durch Anpreiſung derſelben bemüht, den Käufer zu locken, ſo indolent geberdet ſich oft der Türke, wenn man an ſein Gewölbe tritt und er vielleicht eben ſeine faule Stunde hat. Kaum erhält man auf die Nachfrage nach dieſem oder jenem Artikel Antwort und höchſt ſelten mehr als Ja oder Nein. Erſteres bezeichnet er durch Schütteln des Kopfes, das Letztere durch Nicken, alſo gerade umgekehrt, wie bei uns, was häufig zu Mißverſtändniſſen Anlaß gibt. Man kann indeſſen verſichert ſeyn, daß man von dem Türken viel reeller bedient und nicht überfordert wird. Dieſer verlangt einen beſtimmten Preis und läßt ſelten etwas davon ab, wogegen man dem Franken und dem Armenier beſtändig ein Drittel abhandeln muß, um nicht betrogen zu werden.

Hie und da zwiſchen den Buden zerſtreut liegen die Schulen, von denen ich ſchon geſprochen, d. h. man ſieht, wie ein alter Türke acht bis zehn Kindern, die auf ihren untergeſchlagenen Beinen um ihn her ſitzen, aus dem Koran Leſeunterricht ertheilt. Da ſie alle durch einander ſchreien und der Lehrer aufmerkſam zuhörend, dem, der ein falſches Wort ſagt, über den Köpfen der Andern hinweg einen Schlag mit ſeinem langen Pfeifenrohre gibt, worüber der Getroffene einen Schmerzensſchrei ausſtößt, der das Geplapper der Andern gellend durchdringt, ſo kann man ſich denken, daß eine ſolche öffentliche Schule ziemlichen Lärm auf der Gaſſe macht. Hie und da ſitzen noch an den Straßenecken meiſtens unter dem vorſtehenden Dach einer Bude, das ſie gegen Regen und Sonne ſchützt, die öffentlichen Schreiber mit der Brille auf der Naſe, eine Papierrolle auf den Knieen und das Dintenfaß im Gürtel, ihre Clienten erwartend, die einen Contract, eine Bittſchrift und dergleichen aufſetzen zu laſſen haben.

Was mich bei den Spaziergängen durch die Gaſſen ſtets beſonders intereſſirte, das waren die Barbierſtuben, die überall zu finden ſind. Sie beſtehen aus einem einzigen Gemach, an deſſen Wänden ein hölzerner Divan ſich befindet, auf dem die Kunden Platz nehmen. Ueber ihren Köpfen, mit dem Divan gleichlaufend, befindet ſich ein ſtarker, eiſerner Drath, an dem, nach der Größe der Anſtalt, zwei oder drei blechene Waſſerkeſſel hängen, die man hin und herſchieben kann.

Der Barbier iſt, wie die meiſten bei uns, ein beweglicher Menſch, der viel plaudert und ſeine Gäſte zu unterhalten weiß, er fängt ſein Geſchäft bei dem der Thür zunächſt Sitzenden an, indem er einen der

Keſſel, der mit lauem Waſſer angefüllt iſt, über den zu Scheerenden richtet. Unten am Gefäß befindet ſich eine dünne Röhre, deren feine Spitze beinahe auf den Schädel des Kunden reicht. Der Barbier macht aus einer Art feinem Hanf einen Wiſch, den er mit weicher Seife beſchmirt und ſtellt ſich mit geſpreitzten Beinen vor ſeinem Gaſt auf eine Erhöhung, ſo daß er den Kopf deſſelben unter ſich hat. Dann öffnet er einen kleinen Hahn an der Röhre des Gefäßes, und wie das warme Waſſer herausſtrömt, bearbeitet er den nackten Schädel auf's Eifrigſte ſo lange, bis er ihn mit einer Wolke von weißem Seifenſchaum umgeben hat. So bleibt das Schlachtopfer ſitzen; der Barbier rückt den Keſſel über den Zweiten und nimmt mit ihm dieſelbe Manipulation vor, ſowie mit dem Dritten u. ſ. f.

In dieſer Zeit iſt der Schaum auf dem Haupte des Erſten allmählig verſchwunden, hat die ſeit dem letzten Scheeren wieder gewachſenen Haare erweicht und zum Raſiren fähig gemacht. Der Barbier kehrt zu ihm zurück, drückt den Kopf an ſich, wendet und dreht ihn nach Gefallen, und in fünf bis ſechs Minuten iſt die Operation glücklich vollbracht.

Wenn man ſieht, wie rauh bei dieſem Geſchäfte zu Werke gegangen wird, um jedes Haar ſorgfältig zu vertilgen, ſo daß dem Gaſt nicht ſelten die Thränen aus den Augen gepreßt werden, ſo können wir uns glücklich ſchätzen, daß die Sitte, das Haar glatt abzuſcheeren, bei uns nicht herrſcht. Ich ſelbſt habe mich oft der Merkwürdigkeit halber in einer dieſer Buden raſiren laſſen, und man iſt ſtets viel ſäuberlicher mit meinem Kinne verfahren, als mit den Häuptern der Gläubigen.

Man hielt mir eine große zinnerne Schüſſel, die einen Einſchnitt für den Hals hat, unter das Kinn, und der Barbier bearbeitete mich mit der äußerſten Pünktlichkeit; er jagte jedem einzelnen Haare nach, was er auf den Wangen entdeckte, brachte die des Schnurrbarts alle in gehörige Länge und verſtieg ſich in ſeinem Dienſteifer mit einer langen ſpitzen Scheere ſogar bis in die Naſenlöcher. Es dauerte etwas lang. Dafür konnte man ſich aber auch, wenn er ſein Geſchäft beendigt hatte, als ein wohl raſirter Menſch ſehen laſſen, was man bei uns nicht immer kann. Der Barbier ſchien ebenfalls Freude an ſeinem Werk zu haben, und entließ mich mit einem lauten „Ei w' Allah! — Gott iſt groß!“ was von den Türken mit einem unnachahmlichen Zungenanſtoß ausgeſprochen wird.

Neben dieſen Barbierſtuben befinden ſich meiſt kleinere Caffeehäuſer, wo die Geſchorenen ſich nach vollbrachtem Geſchäft mit einer Taſſe Caffee und einer Pfeife regaliren. Doch gehören dieſe Häuſer zu den gemeinſten; der Boden beſteht aus geſtampfter Erde, und es finden ſich

kaum hölzerne Divans, meiſtens nur Steine oder kleine Stühlchen zum Sitzen.

Beſonders zahlreich ſind in Conſtantinopel die Gewölbe des Parfumeurs und der Eſſenzen-Verkäufer. Bei ihnen findet man unverfälſcht die feinen Oele, die der Orient erzeugt, als Roſenöl, das meiſtens aus Adrianopel kommt, Jasminöl u. dgl. Auch verkaufen ſie die verſchiedenſten Arten von Paſtillen, kleine vergoldete Kügelchen, die auf die Pfeife gelegt werden und einen Wohlgeruch verbreiten, ſo wie auch zu demſelben Zwecke das ſogenannte Aloeholz. Ferner findet man bei ihnen wohlriechende gold- und ſilbergeſtickte Börſen, Beutelchen von ſogenannten ſchwarzen Roſenperlen u. dgl.

Der Fürſt Pückler erzählt von einem dieſer Handelsleute, einem alten Türken, der ſich ſtets freundlich gegen ihn benommen und bei dem er auf ſeinen Wanderungen durch die Bazars häufig bei Pfeife und Caffee ausgeruht habe. Einer unſerer hieſigen Bekannten, der Dragoman der preußiſchen Geſandtſchaft, zeigte uns ſeinen Laden; wir gingen hin, einige Kleinigkeiten zu kaufen und fanden wirklich einen ſehr freundlichen alten Mann. Er bot uns Pfeifen an und wir mußten uns niederſetzen, um mit ihm zu plaudern. Als er im Verlauf des Geſprächs durch den Dolmetſcher erfuhr, daß wir Nimbtſche, Deutſche, ſeyen, erkundigte er ſich nach dem Fürſten, der oft bei ihm geweſen ſey, und beſonders nach deſſen Abyſſinierin, Makuba, die er uns beſchrieb, und ſehr lobte. Wir hatten bald die Freundſchaft des alten Türken erworben und er freute ſich ſpäter jedesmal, wenn wir vorbei kamen und einen Augenblick bei ihm einſprachen.

Faſt eben ſo oft ſtößt man auf die Laden der Tabakshändler, die geſchnittenen Tabak von allen Sorten in großen Haufen vor ſich liegen haben. Man muß aber bei dieſen Leuten keine Einkäufe machen, ohne einen Sachkundigen bei ſich zu haben; ſie verſtehen es, ihre Waare recht lockend auszulegen, die ſchon zum Gebrauche geſchnitten und gewöhnlich mit einer Beize verſehen iſt, die dem ſchlechten Tabak den Parfum des guten giebt. Wer ſich überhaupt in der Türkei mit Tabak verſehen will, um eine größere Quantität mitzunehmen, muß ſeine Einkäufe in Syrien machen; der dortige Tabak iſt unſtreitig der beſte und gilt auch in Conſtantinopel dafür. Die gewöhnlichen Tabake, wie man ſie hier kauft, wachſen in Adrianopel, ſo wie um die Hauptſtadt ſelbſt und ſind von gelber Farbe, wogegen der ſyriſche etwas dunkler iſt.

Der Tabak zu den Waſſerpfeifen iſt nicht geſchnitten, ſondern wird in ganzen hellgelben Blättern verkauft. Unter den vielen kleineren Laden, worin Specerei-Waaren und dergleichen verkauft werden, ſind die der Laternen-Fabrikanten hervorzuheben, die dieſes nothwendige Geräth aus Papier in allen möglichen Preiſen und Größen verfertigen.

Da es in Constantinopel noch keine Straßenbeleuchtung giebt und es allgemein verboten ist, bei eingetretener Dunkelheit ohne Laterne zu gehen, so findet diese Waare großen Absatz, und kann daher auch zu beispiellos billigen Preisen geliefert werden. Diese Laternen sind cylinderförmig, oben mit einem Henkel versehen. Man kann sie zusammenschlagen und bequem in die Tasche stecken. Für einen halben Piaster, drei Kreuzer, erhält man eine recht hübsche.

Außer den bisher erwähnten Gassen, die zu beiden Seiten mit Buden besetzt sind, vor denen ein immerwährender Handelsverkehr statt findet, gibt es viele offene Märkte, Tscharschu, die entweder nur an bestimmten Wochentagen oder zu gewissen Artikeln benutzt werden. So giebt es einen Pferdemarkt, Laus- oder Tändelmarkt, Sklavenmarkt, Mittwochsmarkt ꝛc.

Das ewige Gewühl in den Gassen, das Schreien der Verkäufer und Ausrufer, so wie die warnende Stimme der Pferdetreiber, die auf ihren Thieren das Wasser in alle Theile der Stadt bringen und deren Ruf das allgemeine Gesumme gellend unterbricht, das Schreien der Armenier oder Juden, die wegen einer Kleinigkeit in Streit gerathen, betäuben das Ohr, die mannigfaltige Ausstellung der Waaren, die vielerlei Costüme, die einem bunten Strome gleich vorüberschwimmen, blenden das Auge, und man betritt mit behaglichem Gefühl die gedeckten Märkte, Besestane, um dem tollen Lärmen und dem gewaltigen Schmutze draußen zu entgehen.

Wenn es auch den Besestanes keineswegs an Besuchern fehlt, so treibt sich hier doch das geringe Volk nicht so herum; es herrscht daselbst, besonders in einigen Theilen, gegen den ungeheuern Spektakel draußen, eine gewisse Ruhe, die vornämlich das Auge empfindet, das langsam forschend die großen Gewölbe durchirrt, die mit den kostbarsten Stoffen und Geräthen angefüllt sind.

Schon seit dem Jahre 1461 gab es in Constantinopel ein Besestan; ein anderes wurde später unter Sultan Soliman erbaut; beide waren jedoch nur aus Holz und brannten bei den schon erwähnten Feuersbrünsten mehrere Male ab. Nach der letzten im Jahre 1701 wurden beide Besestane, wie sie jetzt noch bestehen, massiv von Stein aufgebaut.

Jedes bildet ein großes Viereck gewölbter Hallen, oben mit kleinen Kuppeln versehen, was dem Ganzen von der Höhe, z. B. dem Seraskierthurme herabgesehen, einen eigenthümlichen Anblick giebt. In diesen Besestanes findet man nun alle mögliche Artikel des Luxus, und wie in den Straßen sind auch hier die gleichartigen Artikel neben einander aufgespeichert, was die Auswahl erleichtert und auch die einzelnen Kaufleute hindert, die Käufer, besonders Fremde, zu überfordern, da der Nachbar gleich um einige Piaster billiger verkaufen würde.

Hier findet man ganze Gänge voll Waffen, Shawls, geſchnittener und ungeſchnittener Steine, Tücher, ſo wie Reihen von Gold- und Silberarbeitern, Buchhändlern, Wechslern ꝛc. Zwar hat jetzt die ungeheure Pracht, die früher in Kleidungsſtücken herrſchte, bedeutend abgenommen, und die vornehmen Türken in Conſtantinopel, beſonders Offiziere und Beamte, bis zum Sultan hinauf, gehen im einfachen blauen Rocke, mit einem Säbel bewaffnet, der meiſt nicht reicher verziert iſt, als wie ihn auch unſere Militärs tragen, ſtatt daß früher, zur Zeit der Janitſcharen, jeder dieſer Menſchen mit ſchönen Waffen prunkte, deren Reichthum ſich nach Maßgabe des Vermögens vom einfachen Silberbeſchläge bis zum reichen Beſatz mit Rubinen und Diamanten ſteigerte.

Dieſe Revolution im Coſtüm äußert nun bereits bedeutenden Einfluß auf die Waarenausſtellungen des Bazars, und wenn auch die Laden in den Beſeſtans gegen unſere Gewölbe mit weit glänzenderen Dingen ausgeſtattet erſcheinen, ſo findet man im Allgemeinen doch bei Weitem nicht mehr die alte Pracht.

So ſchildert Hammer die Waaren, die in früherer Zeit hier ausgebreitet lagen; er zählt auf: Damascenische Säbel, tartariſche Bögen, arabiſche Lanzen, perſiſche Dolche, Türkiſſe aus Niſchabur und Rubinen aus Bedaſchan, Perlen von Bahrein, Diamanten von Golkonda, Shawls von Angora, aus Perſien und Kaſchemir, indiſche Mouſſeline und Kalikos, engliſche und franzöſiſche Tücher, deutſche Leinwand und ſchwediſches Eiſen, geſchnittenen Sammet aus Bruſſa, Scheiks (Beduinenmäntel) aus der Barbarei; kurz, alle Herrlichkeiten, ſo die Sonne vom Aufgang bis zum Niedergang ſchaut, finden ſich hier zum Kauf und Verkauf ausgeſtellt. Wenn man freilich alle dieſe Artikel auch jetzt noch findet, ſo ſind doch nicht mehr, wie damals, ganze Reihen damit angefüllt.

Der Reiſende, der die türkiſchen Bazars beſucht, verläßt ſie ſelten, ohne hie und da etwas gekauft zu haben, wozu ſich artige Kleinigkeiten genug finden, beſonders in den Gewölben, wo Stickereien feil ſind. Man findet hier Pantoffeln, Spiegelfutterale, Mützen, Tabakbeutel von Seide oder Sammet, zierlich mit Gold, Silber oder Perlen geſtickt, die ſehr hübſch und reich ausſehen und ſehr billig ſind, was daher kommen mag, daß ſie meiſtens von den Weibern in den Harems gemacht werden.

Ein anderer Artikel, den man am Beſten in den Bazars ſelbſt kauft, ſind die geſchnittenen Steine, meiſtens Carneole, Talismane genannt, die ſich ebenfalls zu kleinen Andenken und Geſchenken ſehr eignen. Auf ihnen iſt der Namenszug eines der Propheten oder auch ein Vers aus dem Koran eingeſchnitten. Die gewöhnlichen, die dann

natürlich nicht mit großem Fleiß gearbeitet ſind, koſten nicht viel, wogegen ſchöne Talismane mit erhaben geſchnittenen arabiſchen Buchſtaben theuer bezahlt werden.

Lange Pfeifenrohre, bei uns unter dem Namen Weichſelrohre bekannt, findet man auch in reicher Auswahl und oft zu guten Preiſen, wogegen keinem zu rathen iſt, die nöthigen Spitzen aus Bernſtein, die man bis zu dem ungeheuren Preiſe von tauſend Gulden findet, ebenfalls hier zu kaufen.

Wer aber in Konſtantinopel bedeutende Einkäufe in den erwähnten Talismans, in Kaſchemirſhawls, feinen Gold- und Silberarbeiten oder alten koſtbaren Waffen machen will, thut nicht wohl, wenn er dieſe Artikel in den Gewölben ſelbſt auswählt; er findet, beſonders in Vera, Unterhändler, die ſich eigens hiemit beſchäftigen und die beſten Quellen wiſſen. Dieſe Leute ſehen für den kleinen Vortheil, den man ihnen zukommen läßt, ſehr auf den Nutzen des Reiſenden und können vielfach Betrügereien verhüten, denen man ſonſt ausgeſetzt wäre. Dies iſt hauptſächlich beim Einkauf von ſchönen Shawls der Fall, ein Handel, der jetzt faſt durchgängig unter der Hand abgemacht wird. Schöne ganz neue Kaſchemirſhawls ſind noch immer ſehr theuer; doch werden viele zu uns gebracht, die ſchon eine Zeit lang in den Harems getragen wurden, wodurch der Stoff nicht verliert, vielmehr an Weiche gewinnt.

Wenn wir durch die Bazars wandelten, ohne den Gedanken etwas zu kaufen, wurden wir doch zuweilen wider Willen verführt. So blieben wir an einem Gewölbe mit prächtigen Waffen ſtehen, und der unermüdliche Armenier zeigte ſie Stück für Stück, wobei er dem Fremden den Preis gewöhnlich durch Auf- und Zumachen der Hände angibt. Hatten wir nichts gefunden, was ſchön oder wohlfeil genug war, um es zu kaufen, und wollten uns entfernen, ſo hielt uns der Kaufmann durch die oben beſchriebene Bewegung mit der Hand zum Mund feſt, zog aus ſeinem Kaftan ein kleines Packetchen und wickelte aus der ſchmutzigen Leinwand einige Talismane, die er, wer weiß wo, erhandelt hatte, und in ſolchen Fällen machten wir oft die beſten Einkäufe. Umgekehrt holte nicht ſelten ein Steinſchneider, wenn wir unter ſeinen Artikeln nichts Anſtändiges fanden, eine alte Waffe hervor, die er uns ſehr billig anbot.

Viel Unterhaltung gewährten uns auf unſern Gängen die türkiſchen Weiber, die halbverſchleiert zahlreich hin und her ziehen und vor den Gewölben ſtehen bleiben. Selten liefen ſie fort, wenn wir uns neben ſie ſtellten und ihrem Handeln zuſahen, und erſt, wenn wir ihnen zu tief in die ſchwarzen Augen blickten, oder ſie durch Pantomimen befragten, wie ihnen dies oder jenes gefalle, warfen ſie ihre Tücher

vor's Gesicht und empfahlen sich. Doch geschah dies meistens nur, nachdem ihnen der Herr des Ladens, dem dies unschicklicher, als ihnen selbst vorkommen mochte, einige zornige Worte zugerufen hatte, wahrscheinlich die Weisung, sich von den Giaurs nicht so ansehen zu lassen. Einmal jedoch, wo ich mit unserem Doctor allein durch die Straßen zog und es uns sehr amüsirte, einer Negerin mit einer wahren Riesenfigur zuzusehen, wie sie aus ihrem Wagen kletterte, schien dieser Dame unsere Aufmerksamkeit sehr zu mißfallen; mit erstaunlicher Geläufigkeit der Zunge überschüttete sie uns mit einer Masse zornig ausgestoßener Worte, von denen ich nichts verstand als: „Giaur sek-ter Bessewenk!" was auf's Gelindeste übersetzt doch so viel heißt, als: „Ungläubiger Kuppler, geh zum Teufel!"

Neben diesen beiden Besestanes gibt es noch einen dritten, den sogenannten ägyptischen Marktplatz, wie die beiden andern aus gewölbten Hallen bestehend, doch bildet er nur einen rechten Winkel, die Hälfte eines Vierecks. Hier findet man alle Wohlgerüche Arabiens aufgestapelt, und all' diese Gewürze, die der Orient hervorbringt, verbreiten einen herrlichen Duft, wodurch sich dieser Markt schon in der Ferne der Nase des Herumwandelnden bemerklich macht. Treffend sagt Hammer von ihm: „Wie sich die Molucken dem Seefahrer schon weit im Meere verkünden, verkündet dem Wanderer in Constantinopel der würzige Geruch dieses Markts schon von Ferne sein Dasein, und erinnert an die beiden schönen Gedanken Sardi's: daß Moschus und Liebe sich vor der Welt nicht geheim halten lassen, und daß das wahre Verdienst, wie die Auslage des Gewürzhändlers, prunklos schweigt und herrlich duftet. Endlich an das von einem arabischen Dichter ausgebildete Wort Muhameds:

Mädchen sind Blüthen, die Blüthen gewähren süße Gerüche,
Und ein süßer Geruch ist vor dem Herrn das Gebet.
Mädchen sind irdische Kost und Gebet ist himmlische Nahrung.
Wohlgerüche genießt Himmel und Erde zugleich.

Ehe wir die Bazare verlassen, muß ich noch der Chane oder Karavanseraien, als zu ihnen gehörig, gedenken. Eigentlich ist Chan oder Karavanserai nicht gleichbedeutend; erstere sind Gebäude, in welchen sich nur große Waarenlager oder große Werkstätten, auch Fabriken befinden; letztere sind Herbergen für Reisende. Doch gibt es auch dergleichen öffentliche Anstalten, in denen sich der Begriff beider Worte vereinigt, wo nämlich fremde Kaufleute während ihres Aufenthalts in Constantinopel wohnen und ihre Waaren auslegen oder auch nur ihre Wechselstuben haben. Hierher gehört der große Chodschi-Chan, wo sich gewöhnlich persische Kaufleute aufhalten. Es gibt einen Chan der Gefangenen in der Nähe des Sklavenmarkts, und einen Chan der

Gesandten bei der verbrannten Porphyrsäule, wo früher die Gesandten aller europäischen Mächte einquartiert oder vielmehr eingesperrt wurden, denn man behandelte sie hier wie Staatsgefangene.

Will man alle diese Bazare, Besestane und Chane, oder auch nur die vorzüglichsten genau durchmustern, so braucht man Monate. Man kann diesem Geschäft doch nur wenige Stunden widmen, da das allzu große Gefühl und die unendliche Mannigfaltigkeit der Waaren die Sinne abstumpft und sie nach kurzer Zeit unfähig macht, Alles mit Ruhe zu betrachten. Wir waren fast täglich ein paar Stunden in den Bazars und verließen dann das Gewühl, um uns auf einem einsameren Platze durch Betrachtung irgend eines der alten ehrwürdigen Bauwerke wieder zu erholen. Freitags jedoch, wo der Sultan eine der öffentlichen Moscheen besucht, machten wir uns, nachdem wir unsere Einkäufe besorgt, eine andere Zerstreuung.

An diesem Tage, Morgens zwischen zehn und zwölf Uhr, versammelt sich beim Seraskierthurm, auf dem Seraskierplatz, oder wie ihn die Türken nennen, Tauk-Bassari oder Hühnermarkt, Alles, was von der türkischen nobeln Damenwelt eine Equipage besitzt oder eine miethen kann, um daselbst eine Spazierfahrt zu machen. Die Wagen sind von ganz eigenthümlicher Bauart und erschienen uns anfangs sehr lächerlich. Die meisten, besonders die älteren, haben Aehnlichkeit mit unsern Leiterwagen; nur sind sie leicht und zierlich geschnitzt, mit bunten Farben bemalt und theilweise vergoldet. Hölzerne Reifen tragen ein Dach von grüner oder rother Leinwand, unter dem auf Kissen und Teppichen oft ein ganzer türkischer Harem liegt: ein paar Weiber, einige Sklavinnen und mehrere Kinder von verschiedenem Alter. Vor diese Equipagen sind zwei schwere Ochsen gespannt, mit buntem, vergoldetem Riemenzeug angeschirrt und mit allerlei Bändern aufgeputzt. Zur Verzierung dieses Gespanns, vielleicht auch um die Fliegen abzuwehren, gehen von der Bracke des Fahrzeugs aus zwei ungefähr sechs Fuß lange geschweifte Hölzer, die so gleichsam über den Thieren schweben. Von denselben herab hängen bunte wollene Quasten, die sich bei jedem Schritt hin und her bewegen. Andere Fahrzeuge nähern sich etwas unseren Kaleschen, sind jedoch mit Schnitzwerk versehen und schwer vergoldet, wie sie bei uns im verflossenen Jahrhundert gebräuchlich waren. Auch sieht man wohl hie und da einen Wagenkasten nach unserer jetzigen Façon, der aber dann auf schweren altmodischen Rädern ruht.

In langen Reihen bewegen sich diese Wagen vorwärts, von einer Masse Weiber und Kinder der ärmeren Classe angestaunt, die nebenher laufen. Auch erblickt man zuweilen einen jungen türkischen Elegant, der selbstgefällig umherreitet, ohne sich jedoch um die Damen zu be-

kümmern. Aeltere Türken ſitzen in den Caffeehäuſern, die ſich auf dem Platze befinden und ſchauen dem Gewühle zu. Den vornehmen Harems, die oft aus Zügen von fünf bis ſechs Wagen beſtehen, folgen auf ſchönen reich geſchirrten Pferden ſchwarze oder weiße Eunuchen, meiſtens Menſchen von widerlichem Aeußern, mit unförmlich dickem Oberkörper, auf dem der Kopf feſt in den Schultern ſteckt. Ihre fetten ſchlaffen Geſichter werden durch einen lauernden, boshaften Zug um Mund und Auge noch unangenehmer. Auch bei den einzelnen Wagen fehlen dieſe Aufpaſſer nicht, die hier entweder zu Fuß nebenher gehen oder hintenauf ſitzen.

Auf dieſem Corſo haben wir uns manche Stunde ſehr gut unterhalten. Die Damen nahmen es in der Regel gar nicht übel auf, wenn wir ſie genau betrachteten, beſonders die jungen und hübſchen, die oft ihr Möglichſtes thaten, unſere Augen auf ſich zu ziehen. Obgleich, wie ſchon geſagt, das Geſetz ihnen vorſchreibt, den Mund zu verſchleiern, ſo wiſſen ſich die türkiſchen Schönheiten in dieſem Fall doch zu helfen, indem ſie ſich hiezu eines ganz dünnen feinen Mouſſelins bedienen, welcher die Formen ihres Geſichts ſehr gut errathen läßt. In ihre Kiſſen zurückgelehnt, verſtehen ſie es vortrefflich, im rechten Augenblick die ſchwarzbewimperten Augenlider aufzuſchlagen, und dem der ſie betrachtet, eine volle Ladung aus ihren blitzenden Augenbatterien zu geben. Die Mantille, die beim Gehen ſtets feſt um die Schultern gezogen wird, laſſen die Türkinnen im Wagen nachläſſig herunterfallen, wodurch die vollen Formen ihres Oberkörpers ſichtbar werden, und da die kleinen geſtickten Jäckchen, die ſie tragen, ſehr tief ausgeſchnitten ſind, und die Regel des Anſtandes ihnen nur gebietet, das Geſicht zu verſchleiern, ſo hatten wir bei der nachläſſigen Lage dieſer Damen in ihrem Wagen häufig Gelegenheit, tiefe Blicke unter die Mantille zu thun.

In ſteter Bewegung ſind ihre weißen runden Arme, an denen ſie die goldenen Spangen zeigen wollen, und wenn man ſie betrachtet, fahren ſie gleich mit den Händen an's Geſicht, um die Aufmerkſamkeit auf ihre Ringe zu lenken, mit denen ſie nach Maßgabe ihres Vermögens alle Finger bedecken. Doch, wie ich ſchon früher ſagte, findet man unter dieſen Weibern ſehr ſelten ausgezeichnete Schönheiten, und nur einige Male ſahen wir Mädchen, deren Mund und untere Geſichtsbildung mit den ſchönen Augen, die man häufig findet, im Einklange ſtanden. Die Sklavinnen ſind meiſtens Schwarze mit wolligtem Haar und platter Naſe. Eine Ausnahme machen die Abyſſinierinnen, die man auch zuweilen ſieht. Sie ſind von ſehr ſchöner Bildung, und faſt bei Allen wird das edle Geſicht durch eine tiefe Melancholie, die ſich über ihre Züge lagert, noch anziehender. Sie gehören meiſt zum dienenden Perſonal; doch habe ich auf dem türkiſchen Corſo häufig einen

halb verſchloſſenen Wagen geſehen, worin eine reich gekleidete, ſehr ſchöne Abyſſinierin ſaß. Oft, wenn der Zug der Wagen irgendwo ſtockte, trat ich nah an den Schlag ihrer Equipage und gewöhnlich ſah ſie mich erſtaunt, doch nicht unfreundlich an. Gern hätte ich etwas Näheres über ſie erfahren, doch einige Mal, als ich ihr folgte, wenn ſie den Corſo verließ, mochte ich mich aus Furcht, den Weg zu verlieren, nicht zu weit in die Stadt wagen, und einmal, als ein der Stadt kundiger Freund mich in gleicher Abſicht zum Scherz begleitete, erregten wir die Aufmerkſamkeit ihrer ſchwarzen Wächter, die uns ſo drohend anſahen, daß mein Begleiter es gerathener hielt, umzukehren. Was half uns auch unſere Neugierde? Die ſchwere Thür ihres Käfigs ſchloß ſich hinter dem Mädchen und wir hätten es nicht einmal wagen können, nachher auffallend zu den vergitterten Fenſtern empor zu ſchauen; denn ſo viel auch die Türken ſchon von unſern Sitten und Gebräuchen angenommen haben, ſind ſie doch in dieſem Punkte unverbeſſerliche Egoiſten.

Türkiſche Bäder.

Schon in Adrianopel hatte der Baron die Genüſſe eines türkiſchen Bades verſucht und ſie als ſehr ſonderbar und im erſten Augenblick anſtrengend, aber auch ſo dargeſtellt, daß ſie dem Körper nach einiger Zeit eine ungemeine Behaglichkeit geben und die Glieder ganz geſchmeidig machen. Auch Hamſa, unſer Tartar, wenn er auf der Reiſe von den Genüſſen ſprach, die ihn bei ſeiner Ankunft in Stambul erwarteten, erwähnte den Genuß eines Bades als etwas, das alle Müdigkeit der Reiſe hinwegnehme und den Körper neugeboren mache. Gleich in den erſten Tagen unſeres Aufenthalts in Pera erkundigten wir uns nach einem der beſten Bäder, und einer unſerer neuen Bekannten, Herr v. C. bei der preußiſchen Geſandtſchaft, war ſo gütig, ſich unſer, wie in vielen Punkten, auch hierin anzunehmen. Er führte uns nach Stambul, damit wir die Leiden und Freuden eines türkiſchen Bades kennen lernen möchten.

Es kann nicht ſchaden, wenn der Reiſende, der ein türkiſches Bad nehmen will, es dem Inhaber vorher anzeigen läßt, damit dieſer für reine Wäſche ſowohl, als auch dafür ſorge, daß die Badhallen nicht ſo ſehr überfüllt ſind, was uns unangenehm geweſen wäre. Da alle Bäder öffentlich ſind, ſo kann man nicht immer wiſſen, weſſen Hand der Striegel, mit dem man bedient wird, kurz vorher berührt hat. Auch hiefür ſorgte Herr v. C., und nahm für einen Morgen das am Hippodrom gelegene Atmeidan-Hamami d. i. „das Bad der Pferdeliebhaber,“ in Beſchlag. Jedes Bad hat ſeinen eigenen, oft ſehr ſonderbaren Namen, worauf ich ſpäter zurückkommen werde. Ueber die Wahl unſeres Führers, uns in das Bad für Pferdeliebhaber zu führen,

lachten wir herzlich und ſchickten uns in der heiterſten Stimmung an, die heiligen Hallen zu betreten.

Von außen ſah das Bad wie ein altes, halb verfallenes Gemäuer aus. Hie und da war ein ſchön gehauener Frieß auf einigen Säulenſchaften eingemauert, was uns vermuthen ließ, daß auch hier früher ein prächtiges Bad geſtanden, aus deſſen Trümmer man das jetzige erbaut. An dieſe Mauern war ein Haus neuerer Bauart angeklebt, durch deſſen Thor wir in die mäßig erwärmte Vorhalle des Hamami oder Bades traten. In der Mitte dieſes ziemlich geräumigen Gemachs war ein Springbrunnen. An allen Wänden befanden ſich Divans, von den gewöhnlichen ſehr verſchieden. Sie waren etwa vier Fuß hoch, und zehn bis zwölf breit, ſo daß man ſich ausgeſtreckt darauf legen konnte, die Füße nach dem innern Raum gekehrt.

Bei unſerer Ankunft mußten wir uns auf kleine Rohrſtühle ſetzen, die am Springbrunnen ſtanden, und der Hamamſchi, Bader, brachte uns Caffee und lange Pfeifen, während einige ſeiner Knechte auf den Divans für jeden von uns ein Lager zubereiteten, aus einer Matratze mit Kopfkiſſen beſtehend, über das ein weißes Leintuch gebreitet wurde.

Nachdem wir unſern Caffee getrunken, wurden wir zu dem Lager geführt und ein Tuch als Vorhang vor uns ausgebreitet. Wir mußten uns jetzt ganz entkleiden, und nachdem uns der Bader ein großes Leintuch als Schürze umgeſchlagen, auch jedem von weißem Zeug einen Turban gemacht hatte, legten wir uns einen Augenblick auf das Lager, um ſchon etwas durchwärmt in die zweite Abtheilung des Bades eingehen zu können.

Hier herrſchte bereits ziemliche Hitze, ſo daß wir ſchon in wenigen Augenblicken ganz mit Schweiß bedeckt waren. Ein neues Lager, ähnlich den erſten, war hier bereitet, und darauf ausgeſtreckt wurden wir abermals mit Pfeifen und Caffee bedient. Wohl eine Viertelſtunde blieben wir in dieſem Gemach, worauf uns die Badewärter unter den Armen faßten, um uns in das eigentliche Badgewölbe zu führen. Daß man ſich in dieſen Gewölben beim Gehen unterſtützen läßt, iſt ſehr nöthig, denn der Boden iſt zu heiß, um mit nackten Füßen darauf gehen zu können, weshalb man Pantoffeln erhält, deren Sohle auf zwei, drei Zoll hohen Klötzchen ſteht, die das Gehen ungemein erſchweren. Ich habe darin den Fuß nie aufheben können, ſondern bin ſtets über den Boden hingerutſcht.

Zum dritten Gewölbe führte eine ſchmale eiſerne Thür, die hinter uns gleich wieder verſchloſſen wurde. In dieſem dem eigentlichen Bad, herrſchte eine ſolche Hitze, daß ſie uns in den erſten Augenblicken den Athem benahm. Es war daſſelbe beklemmende Gefühl, wie wenn man allmählig in ein kaltes Bad hinabſteigt, wo man glaubt, Herz und

Lunge drängen sich nach oben, um sich da gewaltsam einen Ausweg zu verschaffen. Das Gemach war rund, mit einer großen Kuppel bedeckt, die kleine, mit buntem Glas geschlossene Oeffnungen hatte, welche symmetrische Figuren bildeten. Das spärliche Tageslicht, welches einzig durch sie in die Halle fiel, wurde noch durch die vom Boden aufsteigenden Wasserdämpfe getrübt. Die Wände bestanden aus gewöhnlichen Steinen und waren hie und da mit Sculpturen versehen; der Boden aber war sehr schön, aus farbigem Marmor zusammengesetzt und hatte in der Mitte eine fußhohe runde Erhöhung, etwa zwanzig Fuß im Durchmesser, an deren Seiten die heißen Dämpfe vermittelst kleiner Löcher ausströmten.

Ferner hatte das Gemach vier Nischen von etwa zehn Fuß Tiefe, in deren jeder sich ein zierlich aus Stein gehauener Brunnen mit zwei Röhren befand, die mit einem Hahnen verschlossen waren und kaltes und warmes Wasser gaben. Diese Nischen konnten mit Teppichen verhängt werden, die zu dem Zweck über der Oeffnung zusammengebunden waren.

Bei unserm Eintritt in dies Gemach legte man in eine Ecke für jeden ein Kissen, auf das wir uns abermals ausstrecken mußten, um die dritte Pfeife mit Caffee zu genießen und uns dabei allmählig an die entsetzliche Temperatur zu gewöhnen. Aber nicht lange, so waren wir vollkommen durchglüht, und der Hamamschi erklärte uns für fähig, die Operation des Badens vornehmen zu können, eine wirkliche und ziemlich schmerzhafte Operation.

Die Erhöhung in der Mitte des Gemachs, von der ich oben sprach, war im wahren Sinne des Worts unsere Schlachtbank. Dort mußten wir uns ausgestreckt hinlegen, was anfangs einigen Schmerz verursachte, denn obgleich uns längst der Schweiß in Strömen vom Körper lief, war uns die Hitze fast unmittelbar über dem Feuer beinahe unerträglich. Neben jedem von uns ließ sich jetzt einer der Badknechte nieder und fing an, mit unserem Körper die seltsamsten Verrenkungen vorzunehmen. Zuerst drehte und wendete er alle Glieder von der Fußspitze bis zum Genick, daß sie knackten; dann hob er die Beine auf und rückte sie so weit nach dem Kopfe zu, als möglich, kurz, er behandelte uns auf eine für uns so komische Weise, daß wir über die Figuren, die einer den andern machen sah, oftmals laut lachten. War dieses Kneten, denn anders konnte man die Behandlung des Körpers nicht nennen, auf der vordern Seite beendigt, so mußte man sich auf den Bauch legen, um seinen Rücken ähnlichen Qualen preis zu geben. Zuweilen sprang der Kerl mit seinen nackten Füßen auf mir herum, daß ich nahe daran war, laut aufzuschreien. Am Ende setzte er sich mir oben zwischen die Schulter und glitschte mit seinen Füßen an mir

herunter, wobei er, um ſich zu halten, mit beiden Händen meine Haut dergeſtalt zuſammenkniff, daß ich, um dem Schmerz zu entgehen, mich eilends aufrichtete und ihn herabwarf. Auch machte ich ihm über dies Kneifen ein zorniges Geſicht, worüber er mich ſehr erſtaunt anſah und die Hand ſchmatzend zum Mund brachte, um auszudrücken, daß gerade dieſer letzte Coup etwas ſehr Köſtliches ſey. Ich tröſtete mich an dem Schickſal meiner Gefährten, denn keiner entging dieſer Manipulation.

Jetzt begann der zweite Act, zu welchem die Hamamſchi neben jeden ein Gefäß mit warmem Waſſer ſetzten. Sie warfen weiche Seife hinein, ſchlugen ſie mit einem Wiſch von gedrehtem Hanf zu Schaum und ſeiften damit den ganzen Körper. Bis dieſer Schaum durch die Wärme des Körpers und des Bades geſchmolzen war, hatte man Ruhe und konnte ſich über die ausgeſtandenen Schmerzen unterhalten. Ich habe nie einen ſtärkeren Klang der Stimme gehört, als in dieſen türkiſchen Bädern. Ein Wort, noch ſo leiſe geſprochen, tönte gewaltig wieder, und gab einen Ton, als murmelten es hundert Stimmen nach.

Indeß hatte der Bader ſeinen Hanfwiſch bei Seite gelegt und dafür eine Art Handſchuh ohne Finger von grobem Tuche genommen, womit er nun den ganzen Körper ſehr ſtark rieb. Bei all' dieſen Manipulationen bemerkte ich, daß der Badwärter beſtändig das Auge des Badenden anſieht, wie mir Herr v. C. ſpäter ſagte, aus Vorſicht, um ſogleich zu bemerken, wenn einem bei dieſer ſchmerzhaften Behandlung unwohl wird.

Sobald der Körper gehörig eingerieben iſt, ein Geſchäft, wobei wieder durchaus keine Schonung ſtatt findet, ſondern mir faſt die Haut mit heruntergeriſſen wurde, verläßt der Hamamſchi den Badenden und zwei Knaben von zehn bis zwölf Jahren traten an ſeine Stelle. Dieſe geleiteten jeden von uns in eine der erwähnten Niſchen, wo ſie nach dem Belieben des Badenden ſich mit ihm durch die erwähnten Teppiche abſondern und ſo den Augen der Andern unſichtbar werden können. Doch wie ich mir ſagen ließ, verdecken ſie dieſe Niſchen nicht eher, bis ihnen der Badgaſt ein hierauf bezügliches Zeichen gibt, was bei den meiſten darin beſteht, daß er ein Geldſtück von zehn bis zwanzig Piaſter zwiſchen die Zähne nimmt, welches ſich der Knabe durch einen Kuß zueignet.

Vor den beiden Fontainen, deren Waſſer vorn in ein kleines Baſſin läuft, mußten wir uns niederſetzen und nachdem einer der Knaben viel warmes Waſſer hatte hineinlaufen laſſen, das er mit etwas kaltem miſchte, begann er uns daſſelbe mittelſt eines blechernen Gefäſſes über den Kopf und den ganzen Körper zu gießen. Das Waſſer war indeſſen noch ſehr warm und benahm uns in den erſten Augenblicken den Athem. Wir befanden uns in einer Lage, als wenn

man bei uns das Schlachtvieh abbrüht, auch wehrte ich mich anfangs mit Händen und Füßen dagegen, aber vergebens; ſo lange ich den kleinen Quälgeiſtern nicht vollkommen gereinigt ſchien, hörten ſie nicht auf, mir das Waſſer aus dem großen Gefäß über den Kopf zu ſchütten.

Nach dieſer letzten Procedur bekamen wir um Hüfte und Schultern ein reines weißes Tuch, um den Kopf drehte man uns ein ähnliches und oben auf den Scheitel legte man uns loſe ein anderes zuſammengefaltetes. Durch die beiden Vorzimmer wurden wir wieder in das erſte Gemach geführt, wo wir uns entkleidet hatten. Man hatte indeſſen unſer Lager mit reinen Tüchern überzogen, und nachdem wir uns wieder auf daſſelbe ausgeſtreckt hatten, brachte man uns Pfeifen, Sorbet und ſpäter Caffee. Die Mühſeligkeiten des Bades ſind nun vorbei und der Türke fängt jetzt ſeinen Khef an, d. h. ſo wie er ſich gewöhnlich Nachmittags, ohne ein Wort zu ſprechen oder auch nur zu denken, der Verdauung hingibt, ſo ſenkt er auch jetzt ſeinen Geiſt in vollkommene Ruhe und überläßt den Körper einigen Knaben, die ihn, aber auf eine ſanftere Art als früher, durchkneten. Sie fangen dies Geſchäft gewöhnlich bei den Füßen an, welche ſie mit ihren beiden Händen leicht drücken und ſo immerfort ſtreichend aufwärts fahren, bis ſie auf dieſe Art den ganzen Körper geknetet haben, was mehrere Male von den Füßen zum Kopf und umgekehrt geſchieht. Auch werden die Gelenke der Hände und Füße nochmals auseinander gezogen, bis ſie knacken. Beſonders für Leute mit ſchwachen Nerven hat dieſes leiſe Kneten etwas Ermattendes, Angreifendes, und ſelbſt ich war faſt immer geneigt, dabei in Schlaf zu fallen. Wenn das Kneten vorüber iſt, werden neue Pfeifen gebracht, ſo wie Caffee und man bleibt nach Belieben ſo lange liegen, bis das Blut, welches durch die ganze Behandlung ſehr aufgeregt iſt, wieder ruhiger wird. Dann zieht man ſich an, und das türkiſche Bad iſt genommen.

Die Wirkungen dieſes Bades, welche die Phantaſie des Muſelmanns etwas übertreibt und als das Heilſamſte darſtellt, was dem Körper widerfahren könnte, fangen erſt nach einigen Stunden an, ſich bemerkbar zu machen; ich meine die angenehmen Wirkungen, denn in der erſten Zeit, nachdem man ſich wieder angezogen hat und etwas umhergegangen iſt, ſind die Glieder wie zerſchlagen und große Müdigkeit drückt den Körper nieder. Nach einigen Stunden aber ſchwindet dieſe Ermattung und man fühlt ſich allerdings wie neugeboren. Die Glieder haben eine auffallende Friſche und Elaſticität erlangt; man fühlt ſich durch ein angenehmes Wohlſeyn, das ſich über den ganzen Körper verbreitet, zu den lebhafteſten Bewegungen hingeriſſen. Es wird behauptet, ein türkiſches Bad im Augenblicke genommen, wo man nach einer langwierigen beſchwerlichen Reiſe vom Pferde ſteigt,

oder wenn man sich überhaupt sehr ermüdet hat, erfrische mehr, als die beste Nachtruhe.

Man kann zu jeder Stunde des Tages ein Bad nehmen, ausgenommen in den Zeiten des Ramasans, wo die Hamami den ganzen Tag über geschlossen sind und erst, wie alle andern Anstalten, Caffeehäuser ꝛc. mit Einbruch der Nacht geöffnet werden. Nur muß man nie nach dem Essen baden, eine Vorschrift, die ja auch bei uns besteht und bei der Gewaltsamkeit der Operation doppelte Berücksichtigung verdient. Ich habe in Constantinopel ein einzigesmal diese Regel nicht brachtet, und so gesund ich bin, wurde ich nicht nur während des Badens völlig ohnmächtig, sondern war mehrere Tage nachher unwohl.

Die öffentlichen Bäder für das weibliche Geschlecht sollen beinahe ganz so eingerichtet seyn, wie das beschriebene, nur daß sie große Wasserbehälter enthalten, worin die Abwaschungen vorgenommen werden. Natürlich sind dort die Hamamschi ebenfalls Frauen. Diese Anstalten dienen aber den Weibern keineswegs blos zum Baden. Da die türkischen Damen keine Thee- und Caffeevisiten geben, so versammeln sie sich zu gleichem Zwecke in ihren Bädern, um gegenseitig Neuigkeiten einzutauschen und den lieben Nächsten der schärfsten Kritik zu unterwerfen. **Tout comme chez nous!**

Etwas Genaueres über die türkischen Frauenbäder zu sagen, ist fast unmöglich, da es dem Muselmann selbst streng verwehrt ist, diese Anstalten zu besuchen, und wenn er auch mit den inneren Einrichtungen bekannt wäre, würde ihm doch der Anstand verbieten, darüber mit einem Fremden zu sprechen. Man erzählte uns, vor einiger Zeit habe sich ein wißbegieriger Europäer in eines dieser Bäder geschlichen; ertappt und vor den Kadi geschleppt, sey er dem Tode nur dadurch entgangen, daß er sich verückt gestellt. Doch will ich die Wahrheit dieser Geschichte nicht verbürgen.

Von einem der innersten Bäder im Harem des Großsultan findet man bei Hammer eine Beschreibung, die nach der Erzählung eines Itschoglan (Pagen) niedergeschrieben wurde. Nach dieser gehen die Fenster des Bades gegen Osten. Auf der rechten Seite der Thüre des Entkleidungssaales ist das Singzimmer und links das Schatzgewölbe. Die Pracht desselben soll unbeschreiblich seyn. Der vielfarbige Marmor des Pflasters und der Wandbegleitung spiegelt die Silbergestalten der badenden Schönheiten zurück und farbige Gläser, in der Oeffnung der Kuppel eingesetzt, verbreiten in dem Gemach einen heimlichen sanften Lichtschimmer. In der Mitte springt ein Wasserstrahl, dessen Erguß von zwei Becken, einem kleinen und einem großen, aufgefangen wird. Das kleine ist von weißem Marmor mit rothen und

schwarzen Adern, aus welchem die Fluth in das untere große, aus mehreren Stücken farbigen Marmors zusammengesetzte Becken stürzt.

Man findet in Constantinopel nicht nur bestimmte Bäder für die verschiedenen Stände, Künste und Gewerbe, sondern die Muselmänner können sich auch sogar nach ihren verschiedenen Charakteren, Leidenschaften, Tugenden und Lastern zusammenfinden. So ist in Stambul ein Bad für Freigeister, eines für fromme und heilige Männer, ein anderes für Narren, an der Suleimanje eines für Dichter, ein anderes für Pferdeliebhaber, das wir besucht haben, so wie eines für Sänger und für freigebige Leute. Am adrianopolitaner Thor findet man ein viel besuchtes für Frauenliebhaber, so wie dicht neben an eines für alte abgelebte Leute und eines für schöne junge Herren. In der Vorstadt Otakdschilar ist ein Bad für Betrunkene, eines für Knabenliebhaber und ein anderes für unschuldige, eingezogene und sittsame Leute. In der Nähe des Hafens sieht man welche für solche, die das Gebet nicht lieben, für Verliebte, für Spitzbärte und für Diebe.

Der Hippodrom, die sieben Thürme, mehrere Moscheen und andere ältere Bauwerke.

Jedem Reisenden, der Constantinopel besucht und wie wir nur kurze Zeit verweilen kann, rathe ich, gleich in den ersten Tagen nach einem Plane, den ihm ein Ortskundiger angelegt, die Stadt zu durchkreuzen und erst wenn er die vielen merkwürdigen Plätze, Gebäude und Denkmäler gesehen hat, seine übrige Zeit anzuwenden, um das bunte Leben auf den Straßen zu beobachten, seine Einkäufe zu besorgen und kleine Ausflüge in die Umgegend zu machen.

An einem schönen Morgen, nachdem wir schon auf obige Art mehrere Tage verschleudert hatten, brachen wir in Begleitung des Herrn von C. von Pera auf, um einen Theil der Merkwürdigkeiten planmäßig in Augenschein zu nehmen. Da wir hiezu eine weite Tour zu machen hatten, suchten wir uns am Ufer von den dort aufgestellten Miethpferden die besten heraus. Hiebei fallen ähnliche komische Auftritte vor, wie bei den Kaiks. Die Pferdevermiether sind eben so zudringlich, besonders gegen Franken, die natürlich mehr als die Osmanli bezahlen müssen. Dabei ist das Gedränge, was immer bei unserer Ankunft entstand, nicht ganz ohne Gefahr; sie suchen einem so nahe wie möglich mit ihren Pferden auf den Leib zu rücken, die nicht so geduldig wie ihre Herren, bisweilen zu schlagen und zu beißen anfangen. Im Augenblick ist man von einem Haufen dieser Menschen umringt und ich war nicht selten gezwungen, das Pferd, an das mich der Zufall gedrängt hatte, zu besteigen, um nur dem Gedränge zu entkommen. Hat man sich auf diese Art beritten gemacht, so hält sich jeder Ver-

miether an einem Steigbügelriemen ſeines Pferdes und läuft im Trab oder Galopp nebenher. An der Spitze des Zuges ritt der Herr von C., deſſen Sais oder Reitknecht durch lautes Geſchrei die Begegnenden zum Ausweichen aufforderte, und ſo trabten wir auf den kleinen Pferden, die auf dem glatten ſchlüpfrigen Pflaſter faſt nie einen Fehltritt machen, ziemlich raſch durch die Gaſſen.

Unſern erſten Halt machten wir auf dem At Meidan, dem Hippodrom, dem berühmteſten aller Plätze des alten und neuen Conſtantinopels. Wir ſtiegen von unſern Pferden, um die armſeligen Ueberbleibſel der früheren prächtigen Monumente und Bauwerke, die auf dieſem Platz ſtanden, in der Nähe zu beſehen.

Der Hippodrom wurde von Kaiſer Severus, nachdem er die zerſtörte Stadt erobert, angelegt, und war von da an der Schauplatz der feſtlichen Spiele, ſo wie faſt aller Aufſtände und Revolutionen, welche den Thron der byzantiniſchen Kaiſer ſo oft erſchütterten. Alles, was uns von der früheren Pracht und Herrlichkeit dieſes Platzes erzählt wird, könnte man für eine Fabel halten; hier, wo nach den Geſchichtſchreibern die ſchönſten Werke der Kunſt aufgeſtellt waren, iſt nichts mehr zu ſehen als drei verſtümmelte Monumente: ein unvollendeter Obelisk in der Mitte des Platzes, deſſen geglättete Seiten, beſonders die gegen das Meer gekehrten, von der Zeit und der Seeluft ſchon ſtark beſchädigt ſind, ferner ein früher mit Kupfer bekleideter Pfeiler, deſſen jetzt verſchwundene Inſchrift beſagte, daß Conſtantin, der im Purpur Geborene, ihn ſo prächtig hergeſtellt, daß er, gleich dem Coloß zu Rhodus, für ein Weltwunder angeſehen worden, und endlich ein dreifaches Schlangengewinde, deſſen Köpfe jedoch nicht mehr vorhanden ſind, und das der Sage nach den Dreifuß von Delphi getragen haben ſoll.

Von den marmornen Stufen, die früher einen großen Theil des Platzes umgaben, und worauf das Volk dem Wettrennen zuſah, iſt keine Spur mehr vorhanden. Schlecht gebaute Häuſer haben ſich überall herangedrängt und der Platz, der früher vielleicht viermal ſo groß war, iſt heute nur zweihundertundfünfzig Schritte lang und hundertundfünfzig breit. Der Boden iſt uneben und ſchmutzig, und hie und da wächſt eine Platane oder Sykomore aus ihm hervor, unter der ein türkiſcher Caffeewirth ſeine elende Bude aufgeſchlagen hat. Gelehnt an einen Pfeiler der Moſchee Achmeds, die am At Meidan liegt, überdachte ich das Sonſt und Jetzt dieſes Platzes, ein Contraſt, wie die Geſchichte faſt keinen traurigern aufzuweiſen hat.

Dort ſtand die Statue des Herkules Trihesperus, der ohne Bogen, Köcher und Keule ſich mit dem linken Fuß auf das Knie niederließ, in derſelben Stellung, wie er als Sternbild am Himmel prangt. Dieſes Kunſtwerk wurde von den Lateinern bei der Eroberung der Stadt in

Stücke zerbrochen, um das Erz zu Kupfergeld einzuschmelzen. Ferner war hier der Esel mit dem Eseltreiber von Actium, den Augustus dort zum Andenken aufrichten ließ, weil, als er eines Nachts hinausging, um die Stellung des Antonius zu erspähen, ihm ein Eseltreiber mit einem Esel begegnete, der ihm auf die Frage, wie er heiße und wohin er gehe, antwortete: „Nikon (siegend), mein Esel Nikander (Siegmann) und ich gehe zu Cäsars Heer.“ Neben ihm stand die Wölfin, welche den Romulus und Remus gesäugt hatte, ein Nilpferd mit schuppigtem Schweife, fliegende Sphynxe und die zwei Ungeheuer Scylla und Charybdis. Die Statue der Helene, Liebe athmend und einflößend, mit fliegenden Haaren und lächelnden, zum Reden geöffneten Lippen, war hier zu sehen, mit aller Anmuth, womit sie der Gürtel Aphroditens ausgestattet. An den Rennzielen standen die Statuen berühmter Wagenlenker, die mit der Hand die Lehren wagenführender Kunst einschärften; zwischen diesen Statuen waren auf einer Seite die Altäre des Zeus, Saturnus und Mars, und auf der andern die der Venus, des Monds und die des Merkurs. Neben dem Thurm des Hippodroms, wo sich die Gitter befanden, hinter welchen die Pferde ungeduldig warteten, war der kaiserliche Thron, von welchem der Kaiser mit einem Tuche das Zeichen zum Auslaufen gab. Die zwölf vierspännigen Wagen, welche nun daher stürmten, mußten den Rennplatz sieben Mal umfahren. Auf dem Thurme des Hippodroms standen die vier berühmten goldenen Pferde, welche von Athen nach Chios und dann nach Constantinopel gebracht wurden. Nach Eroberung dieser Stadt kamen sie nach Venedig und man stellte sie über dem Eingange der Markuskirche auf. Später wanderten sie nach Paris auf den Carousselplatz, von wo sie wieder nach Venedig an ihre alte Stelle zurückgeführt wurden.*

So viel der Boden des Hippodroms von den Herrlichkeiten erzählen könnte, die er einstens getragen und allmählig verschwinden sah, so viel Entsetzliches könnte er uns auch mittheilen von den Metzeleien, die hier geschehen, und dem vergossenen Blute, das er stromweise trinken mußte, und wenn wir eben den Untergang jener Zeiten bedauerten, so können wir uns in diesem Sinne nur darüber freuen, daß sie sich verändert haben. Die meisten großen Revolutionen und Empörungen brachen auf dem Rennplatze aus. Hier wurde Gratianus Augustus durch bestellte Meuchler ermordet; hier dämpfte Kaiser Justinian die berühmteste aller Empörungen: als Hipatius, von einer andern Partei zum Kaiser ausgerufen, sich schon in den Besitz des Haupteingangs zum Hippodrom gesetzt hatte, wo die Rennspiele eben beginnen sollten und er sich dort wollte zum Kaiser ausrufen lassen, drang Belisar von der andern Seite mit den Leibwachen auf den Platz, und Justinian hatte

* Hammer, C. u. d. B. I.

Geistesgegenwart genug, im Augenblicke der größten Gefahr den Anfang der Rennspiele zu befehlen, die nun, von dem Brande der halben Stadt beleuchtet, begannen.

Schon seit den ältesten Zeiten feierten heimkehrende Feldherrn auf dem Hippodrom ihren Triumphzug; so Belisar, als er die Vandalen besiegt. Neben der großen Rolle, die dieser Platz von jeher im äußern Leben der Byzantiner spielte, legte ihm und den Statuen, die auf demselben standen, auch noch der Aberglaube des Volks und der Kaiser andere geistige talismanische Kräfte bei, welche das Reich schirmen und bewahren sollten, so daß der ganze Rennplatz gleichsam ein geweihtes Symbol der Regierung und Herrschaft ward, ein Aberglaube, der für die christliebenden Kaiser, wie sie sich selbst in allen Aufschriften nennen, mehr als unschicklich war.*

Auch unter der Herrschaft der osmanischen Kaiser blieb der At Meidan der erste Platz der Hauptstadt und die Bühne für die Staatsactionen und öffentlichen Spectakel. Der Bau der Moschee Achmet I. auf demselben nahm ihm viel von seiner Ausdehnung. Noch heute geht über den At Meidan der große Zug, wenn sich am Beiramfeste der Sultan aus dem Serail nach dieser Moschee begibt. Eben so versammeln sich hier noch immer die Pilger aus allen Theilen des Landes zu der großen Karavane nach Mekka. Auch die Geburt des Propheten wird auf dem At Meidan und in der Moschee Achmet I. in Gegenwart des Sultans und der Hof- und Staatsbeamten feierlichst begangen. Unter dem letzten Sultan Mahmud II. entfaltete hier der Großwesir die Fahne des Propheten, was alle Rechtgläubigen zum Schutz der Kirche und des Sultans herbeiruft, und führte die zusammengelaufenen Haufen nach der Kaserne der Janitscharen, wo diese bekanntlich bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurden.

Doch genug von diesem Platz; die Geschichte desselben ist so mit Gräuelscenen geschwängert, daß er bei längerem Verweilen in dem Herzen des Beschauers einen unangenehmen Eindruck zurücklassen muß.

Vom At Meidan betraten wir die Achmedi oder Moschee Sultan Achmed I., von der ich schon oben sprach, um ihre prächtige Einrichtung zu sehen. Sie ist zwar nicht die größte und äußerlich schönste, denn die Aja Sophia, so wie die Sulimanje übertreffen sie an Pracht und Ausdehnung; dagegen hat sie sechs Minarets, mithin zwei mehr als jene beiden und selbst als die heilige Moschee zu Mekka. Sie ist auf einer großen Terrasse gebaut und besteht aus zwei Vierecken, wovon eines die Moschee selbst, das andere den Vorhof bildet. Die innere Einrichtung übertrifft an Pracht und Schönheit der Geschirre alle Beschreibung. Die Kuppel des großen Domes wird von vier Säulen

* Hammer, G. a. d. B.

getragen, die, obgleich die Kirche sehr hoch ist, ganz unverhältnißmäßig dick sind. Jede hat sechsunddreißig Ellen im Umfang. Sie durchbrechen die Kuppel und ragen von außen als Thürme empor. Im Innern der Kirche läuft zu beiden Seiten eine doppelte Gallerie hin; unten sind die Bänke der Koranleser, oben die Gewölbe zur Aufbewahrung der Kostbarkeiten, die nach und nach in die Kirche gestiftet worden. Die Kebbellinie wird durch zwei Wachskerzen von so ungeheurer Dicke und Größe bezeichnet, daß wir sie anfangs für Marmorsäulen hielten, und erst beim Nähertreten mit Erstaunen unsern Irrthum erkannten. Ein Meisterstück von Bildhauerarbeit ist die Kanzel für den Feiertagsprediger, nach dem Modell der zu Mekka ausgeführt. Schon der Stifter dieser Moschee, Achmet I., beschenkte sie mit großen Reichthümern und seinem Beispiel folgten Anstandshalber alle Großen des Reichs, deren prächtige Gaben man noch sieht: goldene Lampen mit Edelsteinen besetzt, goldene, mit Perlen besetzte Pulte, worauf schön geschriebene Exemplare des Korans liegen ꝛc. Die Anfertigung dieser Manuscripte beschäftigt noch jetzt eine große Anzahl von Derwischen, da der Koran nicht gedruckt werden darf, weil es dem Muselmann unschicklich erscheint, daß die heiligen Worte den Druck der Presse aushalten sollen.

Wir bestiegen unsere Pferde wieder und ritten durch einen großen Theil der Stadt nach dem westlichen Ende derselben, wo am Meer von Marmora das Schloß der sieben Thürme liegt. Vom Großadmiral Apokaukos, der es in der Absicht anlegte, um einen Nebenbuhler darin einzusperren, aber selbst in die Falle ging und hier ermordet wurde, hieß das Schloß früher der Thurm des Apokaukos. Schon von Weitem erregen die dicken, mit Epheu bewachsenen Thürme und die unheimliche Stille, die um das ungeheure Gemäuer herrscht, den Gedanken, daß hier kein Aufenthalt für glückliche Menschen sein kann, und man ahnt, auch ohne es zu wissen, wozu diese mächtigen Quader aufeinander gethürmt wurden. Vor dem Eingang ist ein kleiner Platz mit jungen Bäumen bewachsen, unter denen ein paar alte Türken, zwei Kiaja's, Unteraufseher des Schlosses, sich mit ihren langen Pfeifen unterhielten und der Ruhe pflegten. Auf mehrmalige Anfrage erhielten wir von ihnen den Bescheid, sie haben keine Erlaubniß uns einzulassen, und es bedurfte langer Reden von Seiten des Herrn von C., ehe sie sich nach Spendung einiger Piaster entschlossen, ihrem Chef, einem alten pensionirten Bim-Baschi, unser Anliegen vorzutragen. Nach einer Viertelstunde kehrten sie in Begleitung des alten Herrn zurück, der unsern Freund persönlich kannte, und nun weiter keine Schwierigkeit machte, uns den Eintritt zu gestatten. Den Eingang in's Schloß bildet ein großer Thorweg, der unter einem dicken viereckigen Thurm durchführt, mit einem schweren eisernen Thor verschlossen wird, und außerdem noch

durch ſtarke Fallgitter geſchützt iſt. Dieſer Eingangsthurm gehört jedoch nicht zu den ſieben großen, von welchen das Schloß ſeinen Namen hat. Das ganze bildet ein unregelmäßiges Fünfeck mit fünf Thürmen, und hat an der Hauptſeite, die nach dem Stadtgraben zuliegt, noch zwei weitere große viereckige Thürme, zwiſchen denen aber im äußern Walle das ſogenannte goldene Thor liegt, das in früheren Zeiten ſehr berühmt war. Die Griechen nannten es das ſchöne oder liebenswürdige Thor und durch daſſelbe zogen die Kaiſer im Triumph in die Stadt. Doch wurde es ſchon um das Jahr 900 vermauert aus Furcht, die Lateiner könnten durch daſſelbe in die Stadt brechen, und wurde ſeitdem nicht wieder geöffnet. Die beiden Thürme, die es rechts und links einfaſſen, ſind auf's Sorgfältigſte gebaut und beſtehen aus Quadern, die ohne Mörtel ſo ſchön zuſammengefügt ſind, daß man faſt keine Fugen ſieht. In der Mauer, welche ſie verbindet, war der Triumphbogen Conſtantins, der zum goldenen Thore führte. Im ſüdlichſten dieſer beiden Thürme iſt das berüchtigte Gefängniß, der ſogenannte Blutbrunnen. Wir betraten es mit ſeltſamen Gefühlen und betrachteten auf ſeinem Boden ein rundgemauertes Loch, das der Mündung eines Brunnens gleicht und in die Tiefe führt. Hier wurden die Köpfe der Hingerichteten hinabgeworfen. Doch hat die zerſtörende Zeit das Schauerliche dieſes Ortes ſehr gemildert, die vielen Köpfe, die da unten liegen, ſind längſt in Staub zerfallen und verderben nicht mehr wie in alten Zeiten die Luft im Thurme. Auch ſind die Balken, die die einzelnen Stockwerke bildeten, zuſammengeſtürzt und laſſen das Tageslicht von oben in dieſe ſchauerliche Gruft fallen, und wenn den Unglücklichen, die hier ſtarben, auch keine liebende Hand ein Denkmal ſetzte, ſo haben es die Vögel gethan, indem ſie Samenkörner in den Thurm fallen ließen, aus denen bunte Blumen entſtanden, die den Blutbrunnen und die Wände des Gefängniſſes freundlich bedecken.

Der größte der ſieben Thürme iſt der links vom Thor, durch das wir hereingekommen. Er iſt rund und beſteht aus zwei Theilen, von denen der untere an ſiebzig Schuh, der obere einhundertundzwanzig Schuh hoch iſt. Er heißt der Thurm der Janitſcharen. Wir beſtiegen ihn auf einer halbzertrümmerten ſteinernen Treppe und hatten nördlich eine ſchöne Ausſicht auf die Stadt und ſüdlich auf die mit Cypreſſen bewachſenen Begräbnißſtätten, auf die ſchönen Inſeln der Propontis und die gegenüber liegenden aſiatiſchen Ufer. Der Hof des ganzen Gebäudes befindet ſich in der traurigſten Verfaſſung. Die mit kleinen Kieſeln beyflaſterten Wege, die rechts und links durchführen, ſind das Einzige, was noch ziemlich erhalten iſt. Das Ganze gleicht einem verwüſteten Garten, überall wächſt Gras und Unkraut fußhoch und verworren durch einander. Einige Platanen und verkrüppelte Feigenbäume umgeben eine

kleine Moſchee, die links am Wege ſteht. Neben ihr iſt ein Brunnen, deſſen herrliches Waſſer wir verſuchten. In den andern Theilen des Hofes zeigen Steinhaufen, ſo wie auf einander gethürmte verbrannte Balken die Stellen an, wo ſich vormals die Gefangenen ihre armſeligen Hütten erbaut hatten. Am Eingange links iſt das ziemlich erhaltene Haus des Aufſehers mit einem kleinen Gärtchen von Staketen eingefaßt, wo ſich nach Hammer die Grabſtätten der Märtyrer befinden, d. h. der Moslimen, die in dem Angriff der ſieben Thürme die Heiligkeit des Krieges hier mit ihrem Blute bezeugten. Wenn die Leiber dieſer gefallenen Kämpfer mit der ungeheuren Größe ihrer Gräber im Verhältniß ſtanden, ſo müſſen es wahre Rieſen geweſen ſeyn.

Aus dieſem Hofe ſteigt man auf ſchmalen, an den Mauern hängenden Treppen, die meiſt halb zerfallen und mit Unkraut bewachſen ſind, auf die Wälle. Hier liegen Kanonen von allen möglichen Kalibern, jedoch ſind die meiſten unbrauchbar. Einige haben Zündlöcher von einem halben Zoll Durchmeſſer. Jetzt werden dieſe Geſchütze nur noch zu Freudenſchüſſen während des Bairamfeſtes benutzt, doch war über den meiſten Gras und Unkraut zuſammengewachſen, und hatten ihnen ſo ein Neſt gebildet, worin ſie wohl für ewig unbenützt ſchlafen werden.

Seit den älteſten Zeiten diente das Schloß der ſieben Thürme mehr zum Staatsgefängniß, oder wohl auch zur Citadelle, um die Stadt in Reſpect zu halten, als zur Vertheidigung nach Außen. Bei ausbrechenden Kriegen mit den europäiſchen Mächten wurden bekanntlich deren Geſandten unter dem Vorwande, ſie vor der Wuth des Pöbels zu ſchützen, hier eingeſperrt. Das Haus, das ſie bewohnten, war, wie uns der Aufſeher verſicherte, an den Thurm der Janitſcharen gebaut; vom Gebäude ſelbſt ſahen wir keine Spur mehr. Nur bezeugten viele franzöſiſche und auch deutſche Inſchriften, von denen jedoch die meiſten durch Zeit und Wetter unleſerlich geworden waren, daß manche Europäer traurige Stunden hier verſeufzt. Eine lautete:

Prisonniers qui dans la misère
Gémissez dans ce triste lieu,
Offrez le de bon coeur à dieu
Et vous la trouverez legère.
1608.

Etwas weiter unten ſtand:

Anton Esterhazy bewohnte dieses traurigen Ort 1698—1699.

J. von Hammer ſpricht von einer ähnlichen Inſchrift auf dem Steine eines der Quaderthürme, die wir jedoch nicht mehr fanden und welche lautete:

A la mémoire des Français morts dans les fers des Othomans.
1801.

Der Aufseher des Schlosses schenkte jedem von uns eine reife Feige, die im Hofe gewachsen und brachte uns eine Hand voll Blumen von denen, die den Blutbrunnen umstanden, wogegen wir ihn mit einigen Piastern erfreuten. Beim Ausgang zeigte er uns vor dem viereckigten Thurm den Platz, wo der unglückliche Sultan Osman in einer Empörung von den Janitscharen hingerichtet wurde, so wie links unter dem Thorweg ein kleines Gemach, das mit alten Waffen und Ketten angefüllt war.

Wir bestiegen unsere Pferde wieder, die sich indessen draußen am spärlichen Grase, das unter den Bäumen wuchs, gelabt hatten, und ritten eine Zeit lang an der Stadtmauer hin bis zu Top Kapussi oder dem Kanonenthor, früher das Thor des heiligen Romanus, durch welches wir in's Freie kamen. Dieses Thor ist von allen das merkwürdigste; hier fiel der letzte der Paläologen im Kampf mit den eindringenden Türken. Die ersten jedoch, welche die Stadt erstürmten, ihrer etwa fünfzig, drangen etwas mehr nördlich beim hölzernen Thor, man zeigte uns noch die Bresche, in die Stadt, überfielen den Kaiser und Giustiniani, den Feldherrn der Genueser, welche Beide von jenem Einbruch noch nichts wußten, und so von vorn und hinten zugleich angefallen, hauchte der letzte Constantin sein Leben an den Mauern aus, die der erste gebaut. Die Türken, welche gern Alles in's Ueberirdische hinüber spielen, haben eine Sage, nach welcher ihnen Allah und der Prophet beim Sturme auf Constantinopel dadurch geholfen, daß er an dieser Stelle die Geschütze der Griechen in Stein verwandelt habe. Wirklich zeigte man uns einige steinerne Röhren, an denen eine lebhafte Phantasie einige Aehnlichkeit mit Geschützen finden konnte.

Vor dem Kanonenthor befindet sich ein großer Gottesacker, wo in früheren Jahren hauptsächlich die Janitscharen begraben wurden. Auf den Gräbern sieht man eine große Menge aufrecht stehender schmaler Steine, neben denen der Kopf mit dem Turban, der dieselben früher schmückte, abgehauen an der Erde liegt. Sultan Mahmud ließ, nachdem er die Janitscharen vertilgt, auch an den früher Gestorbenen seine Rache aus, indem er ihnen zum Schimpf den gemeißelten Kopf auf den Steinen herunterschlagen ließ.

Ueber diesen Kirchhof führte unser Weg links auf das Feld, wo auf einer Anhöhe zwischen Bäumen die alte griechische Kirche zu St. Stephan liegt. Einer Tradition verdankt diese Kirche von gewöhnlicher Bauart und kleinem Umfang den Besuch von vielen Fremden. Als nämlich die Türken unter Mahomed II. die Stadt stürmten, drang ein Haufe auch in dieses Kloster, um Alles niederzumachen. Ein frommer Priester, der im Hofe bei einem Brunnen stand, briet gerade auf einem Rost Fische, die, als der Lärm entstand, auf der einen Seite schon

gahr und braun waren. Der Prieſter rettete ſich in's Heiligthum, die Fiſche aber wurden von den eindringenden Türken in den Brunnen geworfen, wo ſie, halb gebraten, wie ſie waren, wieder lebendig wurden, luſtig umherſchwammen, und noch heute am Leben ſind.

Die griechiſchen Prieſter im Kloſter empfingen uns ſehr artig und führten uns in ihrer kleinen Kirche herum. Im Vorhof wurde jedem von uns eine brennende Wachskerze in die Hand gegeben, ebenſo dem Kawaſchen des Herrn v. C., einem Türken; doch ſchien dieſem das dünne Kerzchen nicht anſtändig genug, und er kaufte ſich noch zwei dicke dazu, die er ebenfalls anſteckte, worauf er ſeine Schuhe auszog und uns gegen die Gewohnheit der Türken überall ehrfurchtsvoll hinbegleitete. Die Andacht des Muſelmanns hatte einen ſehr natürlichen Grund: er liebte eine Griechin, und was thut die Liebe nicht!

Nachdem wir die Kirche beſehen, die nicht viel Merkwürdiges enthielt, gingen wir in den Hof zurück und ſtiegen auf zehn Marmorſtufen zu einem Brunnen hinab, in welchem die gebackenen Fiſche herumſchwimmen ſollten. Wirklich ſahen wir auch eines dieſer Thiere von der Größe und Geſtalt einer ſtarken Forelle, das auf der einen Seite weiß, auf der andern dunkelbraun war und ſonderbar ausſah. Der Prieſter erzählte uns noch, es ſeyen dieſer Fiſche ſieben in den Brunnen geworfen worden, von denen zwei verſchwunden, die andern fünf aber noch da ſeyen. Allein wir ſollen nicht glauben, daß ihre Religion ihnen gebiete, dies als Wunder zu verehren; es ſey nur eine alte Ueberlieferung; übrigens könne er aus eigener Erfahrung verſichern, daß die fünf Fiſche in den fünfzig Jahren, ſeit er hier ſey, ſich weder vermehrt noch vermindert haben.

Das Kloſter iſt mit alten dicken Nußbäumen umgeben, unter denen wie faſt überall an ſolchen Orten, ein Caffeeſchi ſein Zelt aufgeſchlagen hatte, wo wir einen guten Caffee genoſſen. Dann beſtiegen wir unſere Pferde wieder und ritten faſt eine Stunde den Stadtmauern entlang durch das Quartier der Töpfer nach Ejub. Zuerſt führte unſer Weg nach der von Mahomed, dem großen Eroberer, gebauten Moſchee, die, maleriſch zwiſchen hohen Bäumen verſteckt, für ſo heilig gehalten wird, daß es keinem Ungläubigen erlaubt iſt, auch nur ihre Vorhallen zu betreten.

Ejub, der Fahnenträger des Propheten, ſoll hier im Kampf mit den Arabern gefallen ſeyn, und ihm zur Verehrung baute Mahomed nach ſeiner Thronbeſteigung dieſe Moſchee als Grabmal, und verlegte eine der erſten Ceremonien der Krönung dahin, der jedesmalige Sultan empfängt hier durch Umgürtung des Schwertes des Propheten die heilige Weihe. Eine Reliquie, die ſich in dieſer Moſchee befindet, iſt ein Fußtapfe des Propheten. Als dieſer nämlich in Mekka beim Bau der heiligen Kaaba eifrigſt mithalf, drückte ſich einer ſeiner Füße in den

Stein, worauf er ſtand. Dieſer Stein wurde nach Aegypten in die Schatzkammer gebracht, und kam ſo ſpäter in den Beſitz der osmaniſchen Sultane, wo ihn dann Sultan Mahmud in ſilberner Einfaſſung in die Moſchee zu Ejub einmauern ließ.

Von dieſer Moſchee, die übrigens ſehr einfach ſeyn ſoll, ließ uns der Fanatismus der Türken auch nicht das Geringſte ſehen; denn kaum hatten wir uns einem der Thore genähert, um wenigſtens einen Blick in den Vorhof zu werfen, ſo kam gleich einer der Derwiſche auf uns zu, und hieß uns mit ziemlich heftigen Geberden und Worten unſeres Weges gehen.

Von ſchönen Gebäuden in Ejub iſt noch ein Palaſt der Sultanin Valida zu bemerken, der am Hafen liegt, ſo wie viele kleine Grabcapellen von heiligen und berühmten Männern. Auch iſt dieſe Vorſtadt durch die Vorzüglichkeit ihrer Barbiere, ſo wie durch die Bereitung einer ſehr gut ſchmeckenden Art von Milch, Kaimak genannt, berühmt. Etwas hinter der Stadt, am Ende des goldenen Horns iſt die Mündung der beiden Flüſſe Barbyſes und Cydaris, an denen weiter aufwärts die herrlichen waſſerreichen Thäler und Spaziergänge liegen, die bei den Türken zum Gegenſatz von den an dem andern Ufer des Bosporus befindlichen Spaziergängen die europäiſchen himmliſchen Waſſer heißen, und wo ſich an gewiſſen Tagen die Weiber des Sultans, natürlich durch ausgeſtellte Wachen vor jedem neugierigen Blicke geſchützt, mit Spiel, Geſang und Tanz erfreuen.

Ein anderer berühmter Spaziergang, der nach Edris Köſchk, führt ebenfalls gleich hinter Ejub ziemlich ſteil den Berg hinan, über Begräbnißſtätten, welche dicht mit ſchönen Cypreſſen bewachſen ſind, zu einer verfallenen Moſchee des Scheikh Edris, von dem der Spaziergang ſeinen Namen hat. Auf dieſer Höhe ruhten wir, auf einem Grabſtein ſitzend, einen Augenblick aus und genoſſen die prächtige Ausſicht, die ſich bei den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne unſerm Blick darbot. Vor uns lag das goldene Horn in ſeiner ganzen Fülle und Ausdehnung, rechts Conſtantinopel, links Pera, Galata, Top-Chana und den Hintergrund dieſes prächtigen Rundgemäldes bildeten der Leanderthurm und Scutari. Nachdem wir wieder zum Hafen hinabgeſtiegen waren, ließen wir unſere ermüdeten Pferde mit ihren Führern nach Hauſe gehen und nahmen ein Kaik, das uns in kurzer Zeit nach Pera brachte.

Am folgenden Morgen nahmen wir unſern Weg wieder nach Stambul, um eine ähnliche Tour wie die geſtrige zu beginnen. Doch war unſere Caravane heute ganz anders zuſammengeſetzt. Der Lord L., der ſich mit ſeiner Gemahlin zu gleicher Zeit mit uns in Pera befand, hatte ſich einen Ferman, d. h. eine Einlaßkarte zum Beſuch der Aja

Sophia und der andern Moſcheen verſchafft. Ein ſolcher Ferman koſtet tauſend Piaſter, aber der Beſuch der Kirche iſt dafür Allen geſtattet, die ſich dem Inhaber deſſelben anſchließen wollen oder können. Da auf ſolche Gelegenheiten, die nicht häufig vorkommen, viele Reiſende und einheimiſche Franken warten, die nicht geſonnen ſind, hundert Gulden auszugeben, ſo geſtattete von jeher der Beſitzer des Fermans jedem ordentlich gekleideten Landsmann im weiteren Sinne des Worts den Eintritt, ſo daß oft mit einem einzigen Ferman einige hundert den Tempel beſahen. Dies erlaubten noch vor Kurzem der Herzog Paul von Württemberg und Prinz Auguſt von Preußen, welche letztere ſogar einen großen Haufen Babuſchen, türkiſcher Pantoffeln, die man, um nicht die Stiefeln ablegen zu müſſen, über dieſelben anzieht, aufkaufen und ohne Anſehen der Perſon unter die Eintretenden vertheilen ließ.

Nicht ſo machte es the right honourable Lord L., wie auf allen ſeinen Koffern und Kiſten ſtand, denn obgleich der Baron ihn ſchon von London her kannte und wir, ſeine drei Begleiter, auf unſerer gemeinſchaftlichen Donaureiſe oft mit ihm geſprochen hatten, trieb er ſeine engliſche Eigenheit doch ſo weit, daß er von uns Dreien nur Zweien eine Karte geben wollte. An alle die nämlich, denen er die Erlaubniß ertheilte, mitzugehen, ließ er, oder vielmehr die Lady, Karten austheilen, und wer beim Eingang der Aja Sophia und anderer Kirchen, die wir beſahen, keine Karte aufzuweiſen hatte, den ſollten nach ſeiner Abſicht die Kawaſchen zurückweiſen. Dieſe Türken waren aber freundlicher als Seine Herrlichkeit und ließen trotz dem Verbot, wie gewöhnlich, ganze Haufen Neugieriger in die Kirche.

Unſer erſter Gang war natürlich zur Aja Sophia, dieſem prächtigen herrlichen Tempel.

Im Jahr 325 baute auf dieſer Stelle Conſtantin den erſten Tempel der göttlichen Weisheit, den aber ſchon ſein Sohn Conſtantius, dreizehn Jahre ſpäter, erweiterte. Nachdem im Jahr 404 die Kirche zum erſten Mal abgebrannt war und ſie Theodoſius 415 zum zweiten Mal aufgebaut hatte, brannte ſie unter Juſtinian 532 im berühmten Aufruhr der Rennpartheie zum zweiten Mal ab, worauf ſie dieſer prachtliebende Kaiſer in ihrer jetzigen Größe und herrlicher als je aufführen ließ. Am merkwürdigſten iſt die Kuppel des Doms, die aus leichten zu Rhodus verfertigten Ziegeln gebaut wurde, deren jedem man die Inſchrift einprägte: „Gott hat ſie gegründet und ſie wird nicht erſchüttert werden; Gott wird ihr beiſtehen im Morgenroth.“ Schon zu oft und ſorgfältig iſt die Aja Sophia von ältern und neuern Reiſenden beſchrieben worden, als daß auch ich eine ausführliche Beſchreibung über dieſe Moſchee liefern ſollte.

Die Herbeiſchaffung und Vorbereitung der Bauſtoffe dauerte ſieben

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

und ein halbes, der Bau ſelbſt acht und ein halbes Jahr, wornach das Ganze in ſechszehn Jahren vollendet wurde. Die Baumeiſter, welche dieſes Werk leiteten, waren Anthemius von Tralles und Iſidorus von Milet. Unter dieſen waren hundert Baumeiſter beſchäftigt, von denen jeder wieder hundert Maurer unter ſich hatte. Nach dem Plane eines Engels, der dem Kaiſer im Traum erſchienen war, arbeiteten von dieſen fünf tauſend auf der rechten, und fünftauſend auf der linken Seite. Alle Tempel der ältern Religionen trugen zu dem Bau dieſes Tempels der göttlichen Weisheit bei, denn er ſtützt ſich auf die Säulen der Iſis und des Oſiris, der Sonnen- und Mondtempel von Heliopolis und Epheſus, auf die der Pallas von Athen, des Phoibos von Delos und auf die der alten Cybele von Cyzikus.*

Nachdem die Mauern erſt zwei Ellen über den Grund erhoben waren, hatte man ſchon zweihundertundfünfzig Centner Goldes ausgegeben und der Kaiſer, dem es an Geld zur Fortſetzung gebrach, wurde der Sage nach durch einen Engel aus der Verlegenheit geriſſen, der eines Nachts viele Arbeiter mit Saumthieren in ein unterirdiſches Gewölbe führte, wo er ſie mit großen Schätzen belud. Faſt bei allen größern Bauwerken der ältern Zeit haben bekanntlich gute und böſe Geiſter die Hand im Spiele gehabt; doch bei keinem zeigte ſich das Geiſterreich ſo thätig, wie hier beim Bau der Aja Sophia. Den Plan des ganzen Gebäudes gab der Sage nach ein Engel an, der dem Kaiſer erſchien, ſo wie ſpäter den Namen Aja Sophia. Und als einſt der Kaiſer und die Baumeiſter verſchiedener Meinung waren, ob das Licht über dem Altar durch ein oder zwei Fenſter einfallen ſollte, erſchien der Engel abermals und entſchied für drei Fenſter, zur Ehre des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Der Altartiſch, zu deſſen Anfertigung Gold nicht koſtbar genug ſchien, beſtand aus einer Maſſe, die man aus Gold, Silber, zerſtoßenen Perlen und Edelſteinen zuſammengeſchmolzen hatte, und wurde mit den köſtlichſten Steinen ausgelegt. Auf demſelben ſtand ein goldenes Kreuz, fünfundſiebzig Pfund ſchwer, ebenfalls mit Steinen geſchmückt. Ueberhaupt war die ganze innere Einrichtung, ſo wie die Geräthe, von ſo übertriebener Pracht, daß man die Beſchreibung derſelben für Mährchen halten könnte, wenn ſie nicht geſchichtlich von den glaubwürdigſten Männern documentirt wäre. So war die Kanzel von einem goldenen Himmelsdach bedeckt, auf dem ein goldenes Kreuz ſtand, hundert Pfund ſchwer und dicht mit Rubinen und Perlen beſetzt. — Ein anderes und zwar ſilbernes vergoldetes Kreuz ſtand in dem Behältniß der heiligen Geſchirre im Grunde der Sakriſtei. Dieſes Kreuz, das genau das aus Jeruſalem

* Hammer, Geſch. C. u. d. B. B. I.

gebrachte Größenmaß des heiligen Kreuzes hatte, heilte Kranke und trieb Teufel aus. Die für die zwölf großen Feſte des Jahrs beſtimmten heiligen Gefäße, als Kelche, Patenen, Schüſſeln, Kannen u. ſ. w. waren aus dem reinſten Golde, und der mit Perlen und Edelſteinen durchwirkten Kelchtücher waren allein zweiundvierzigtauſend. Vierundzwanzig große Evangelienbücher, deren jedes durch ſeine Goldbeſchläge zwei Centner wog, traubenförmige Leuchter für den Hochaltar, das Leſepult, die obere Frauengallerie und die Vorhalle waren ſechstauſend aus dem reinſten Golde. Außerdem noch beſonders zwei goldene Trageleuchter mit Sculpturen verziert, jeder hundertundeilf Pfund im Gewicht und ſieben goldene Kreuze, jedes ein Centner ſchwer. Die Thüren waren theils Elfenbein, theils Bernſtein, theils Cedernholz; das Hauptthor ſilbern und vergoldet und drei derſelben von innen ſogar mit den Brettern der Arche Noah's ausgetäfelt. Die Einfaſſung des heiligen Brunnens in der Tiefe war die des berühmten ſamaritaniſchen Brunnens und die vier Trompeten, welche über denſelben von Engeln geblaſen wurden, waren dieſelben, von deren Schall die Mauern von Jericho zuſammengeſtürzt waren.*

Von dem Platze des neuen Serails her betraten wir den Vorhof dieſer Moſchee, der, wie alle größeren, mit einem Säulengange umgeben iſt und den kleine Kuppeln bedecken. In der Mitte ſteht eine Fontaine. Man tritt durch eins der Hauptthore in einen langen Gang, der ohne alle architectoniſche Verzierung iſt, den ſogenannten Gang der Büßenden. Hier mußten ſich alle aufhalten, die ihrer Sünden halber aus dem Schooße der Kirche geſtoßen waren. Am Ende dieſes Ganges befindet ſich eine Stiege ohne Stufen, auf der man bequem hinaufreiten könnte; über ſie kommt man auf die große Gallerie, die das Innere umgibt, und von wo man den majeſtätiſchen Tempel ganz überſieht. Von der früher beſchriebenen Pracht und Herrlichkeit iſt indeſſen nichts mehr vorhanden. Die Wände ſind ſchmucklos, meiſtens geweißt und der Boden mit Teppichen belegt, welche das zum Theil noch vorhandene Marmorpflaſter bedecken. An Schnüren hängen unzählige kleine Gebetlampen von der Wölbung herunter, und wo ſich früher der prächtige Altar befand, bezeichnen jetzt zwei coloſſale Wachskerzen die Richtung nach Mekka. Das Auge irrt mit Staunen durch die ungeheuern Räume und bewundert vor Allem die kühne Wölbung der Kuppel. Sie iſt ſo flach, daß die Höhe derſelben nur das Sechstel des Durchmeſſers von hundertundfünfzehn Fuß beträgt. Nach Hammer ſteht die Länge der Sophienkirche in der Mitte zwiſchen dem Tempel des olympiſchen Jupiters (zweihundertundfünfzig Fuß) und der Kirche von St. Denys (zweihundertundfünfundſiebenzig Fuß).

* Hammer, Geſch. C. u. d. B. B. I.

Als wir die Kirche verlaſſen, erzählte uns Herr von C. noch Einiges von der Art, wie Juſtinian damals die Grundſtücke, die er zur Vergrößerung der Kirche brauchte, an ſich gebracht habe. Der größte Theil des Platzes gehörte der Sage nach einem Eunuchen und einem Schuſter, von denen erſterer ſein Grundſtück willig hergab, der andere begehrte dagegen einen unmäßigen Preis und obendrein noch, daß bei den Wettrennen ihn bei ſeinem Erſcheinen die vier Rennpartheien mit lautem Zuruf begrüßen ſollten, eine Ehrenbezeugung, die nur dem Kaiſer zukam. Doch bewilligte ihm Juſtinian des Spaßes halber ſeine unſinnige Forderung und der Schuſter wurde bei ſeinem Erſcheinen jedesmal wie der Kaiſer begrüßt, nur mit dem Unterſchied, daß ihm die Maſſe des verſammelten Volkes höhnende Worte zurief.

Von der Aja Sophia gingen wir zur Suleimanje. Dieſe iſt nach jener unſtreitig die ſchönſte, und da ſie auf einem freien Platz liegt, gewährt ſie mit ihren ſchlanken, ſehr ſchönen Minarets einen noch großartigeren und prächtigeren Anblick, als ſelbſt der Tempel der göttlichen Weisheit. Die Moſchee hat dieſelben allgemeinen Verhältniſſe, wie faſt alle übrigen: ein Vorhof, ein Dom und Gallerien, die um denſelben herumlaufen. In ihrer jetzigen Geſtalt iſt die Suleimanje unter allen Moſcheen die ſchönſte und glänzendſte, und wenn ſich auch bei allen andern Schulen, Spitäler und dergleichen befinden, ſo hat doch keine ſo viel mildthätige Anſtalten und Stiftungen um ſich verſammelt, wie die Moſchee Suleiman des Großen. Um ſie her liegen Schulen, Academien, ein Spital, eine Armenküche, eine Herberge für arme Reiſende, eine Bibliothek, eine Brunnenanſtalt, ein Verſorgungshaus für Fremde, die Mauſoleen Suleiman des Großen, mehrerer ſeiner Prinzen und ſeiner Favorite, der bekannten Roxelane. Wir beſuchten dieſe Grabmäler, kleine mit einer Kuppel verſehene Capellen, aus koſtbarem Marmor erbaut und mit Inſchriften aus dem Koran verſehen. Die Gräber ſelbſt ſind große Sarkophage, deren gegen Mekka gerichtete Kopfenden erhöht und mit einem prächtig mit Edelſteinen geſchmückten Turban verziert ſind. Im Grabmal Suleimans ſteht ein kleines hölzernes Modell der Stadt Mekka und der heiligen Kaaba.

Nachdem wir dieſe Moſcheen beſehen, trennten wir uns von dem Lord L. und beſahen im Fluge noch einige der merkwürdigſten Waſſerleitungen und Ciſternen. Von den älteſten Zeiten her erbauten die byzantiniſchen Kaiſer aus Mangel an Quellen und Brunnen die großen Ciſternen, die man noch jetzt ſieht. Faſt alle muß man als rieſenhafte prächtige Bauten bewundern; doch erfüllten ſie ihren Zweck nicht mehr, indem die meiſten leer und trocken ſind; nur in einer einzigen, der **cisterna Basilica**, iſt noch heute Waſſer zu finden. Die merkwürdigſte von allen dieſen Waſſerbehältern iſt der der **Bin bir direk**,

h. i. der tauſend und einen Säule, den wir vor allen beſuchten. Er liegt nicht weit vom At Meidan auf einem wüſten Platz. In der Mitte derſelben erhebt ſich eine Art Kellerluke und hie und da ſahen wir im Boden Löcher, welche in ein Gewölbe hinabführten. Unter dem Boden hörten wir ein eigenes Rauſchen, das wir uns anfänglich nicht erklären konnten. Das Geräuſch hatte viel Aehnlichkeit mit dem Toſen eines Waſſerfalls, und doch ſollte kein Waſſer unten ſeyn. Wir ſtiegen durch die Kellerluke auf einer ſchmalen ſteinernen Treppe in die prächtige Ciſterne hinab. Sie beſteht aus drei Stockwerken, indem die Säulen, welche das Gewölbe tragen, je zu drei auf einander ſtehen. Es ſind ihrer, wenn auch nicht, wie der Name beſagt, tauſend und eine, doch ſechshundertzweiundſiebzig, von denen die oberſten vierundzwanzig Fuß Länge haben; die mittlern dagegen ragen aus dem Schutt und Schmutz, der den Boden bedeckt, nur ſieben Fuß hervor, und von den unterſten iſt gar nichts mehr zu ſehen. Jetzt dient die Ciſterne einem Armenier zur Werkſtatt, welcher hier Seide haſpeln läßt, wodurch jenes Geräuſch entſtand, von dem ich oben ſprach.

Neben dieſen Ciſternen beſahen wir auch noch oberflächlich die beiden großen Waſſerleitungen, die unter dem Namen der des Juſtinian und der des Valens bekannt ſind. Doch werde ich ſpäter darauf zurückkommen. Durch dieſes Hin- und Herziehen in den langen hügeligen Straßen der Stadt war es indeſſen Nachmittags geworden und da wir auf morgen eine Tour nach Bujukdere verabredet hatten, verließen wir Stambul zeitiger als gewöhnlich und ſtiegen zum Hafen hinab, um zur morgigen Fahrt ein größeres Kaik mit drei Ruderern zu miethen.

Fahrt nach Bujukdere. Die alten und neuen Waſſerleitungen.

Das Kaik, das Herr v. C. für uns in Beſchlag genommen hatte, um durch die herrliche Waſſerſtraße, den Bosporus, nach Bujukdere zu fahren, unterſchied ſich von den gewöhnlichen Booten, womit man den Hafen durchkreuzt, nur durch ſeine Größe. Wir hatten vier Ruderer und einen Steuermann, und außerdem noch einen kleinen Maſt, mit Segelwerk im Kaik, der ebenfalls aufgerichtet werden konnte. Wir waren mit dem Herrn v. C. zu vier, da unſer Maler ſich in Conſtantinopel beſchäftigte, um einige Bauwerke aufzunehmen. Vorn an der Spitze des Boots ſaß ein Janißair in ſcharlachrothem goldgeſticktem Coſtüme und hinten am Steuerruder prangte eine kleine Flagge mit den preußiſchen Farben. Bei Top-Chana fuhren wir ab und waren in kurzer Zeit gegen Beſchiktaſch gekommen, dem Sommerpalaſte des Sultans, dieſem ſeltſamen bunten Gebäude, das auf ſeinen Terraſſen liegt, wie eine verkörperte ſchöne Phantaſie. Es iſt freilich nur von Holz, aber eben dies gibt dem Gebäude etwas Luftiges, Leich-

tes, ja Feenhaftes. Hohe Cypreſſen und weitäſtige Platanen umgeben es und blicken noch darüber hinweg, und die Hügel, woran ſich die Gebäude lehnen, ſind zu Terraſſen umgewandelt, die eine über die andere emporragend. Auf allen befinden ſich Gärten, mit den ſchönſten Blumen beſetzt, welche ein dichtes Laubdach von Platanen, Orangen und Cypreſſen vor der glühenden Sonne ſchützt.

Das Auge ſchweift begierig bis zur höchſten Spitze des Berges, wo ein kleines glänzendes Kiosk, von rieſenhaften Platanen umgeben, einer Krone gleich, das Ganze ſchmückt. Doch einſam ſind dieſe Gärten; man ſieht keine Menſchen, die ſich über all' das Schöne freuten; nur hie und da wandelt ein vermummtes Weib durch die Laubgänge, das mit ſeinen weißen Schleiern unter den ſchwarzen Cypreſſen eher einem Geſpenſte gleicht, als einem Weſen, das die Fülle von Pracht genöſſe, die hier ausgebreitet liegt. Gern ſenkt man deshalb den Blick wieder hinab zu den Paläſten ſelbſt, die an dem bewegten Hafen mit ihren dicht vergitterten Fenſtern wie ſchlafend und träumend liegen. Wo jetzt die Sommerpaläſte von Dolmabaghdſche und Beſchiktaſch, war früher ein Palaſt Mahmud I., von dem der Hiſtoriograph Iſi in ſeiner poetiſchen Weiſe ſagt: „Die leichten Schwingungen des Frieſes ſind dem Schweben des Vogels der Freude vergleichbar. Die Fenſter der Erker öffnen und ſchließen ſich lächelnd, wie die Augen des Liebenden, und die hohen Bogen umgränzen das Ganze, wie treue Freunde Hand in Hand gehen."

Zurückblickend hatten wir wieder das prächtige lebendige Bild des Hafens mit ſeinen Schiffen von allen Größen, mit den zahlloſen Kaiks, dieſen Fiakern Conſtantinopels und den weißen Möwen, die ſich auf der ſpiegelklaren Flut ſchaukeln und ſich den Menſchen ſo zutraulich nähern, daß man ſie faſt mit den Händen fangen könnte. Bald fuhren wir bei dem zwiſchen der Seraiſpitze und Scutari in einiger Entfernung vom Ufer liegenden Leanderthurm vorbei, der auf einem einzelnen Felſen gebaut iſt und als Leuchtthurm dient. Er hat übrigens mit der Sage von Hero und Leander nichts zu thun. Sein älterer türkiſcher Name iſt Kis Kulleſſi, der Thurm des Mädchens. Da ſowohl hier wie überall jedes alte Mauerwerk ſeine Sage hat, ſo kann es nicht fehlen, daß man auch von dieſem Thurm, auf den ſich jeder Blick des Vorbeifahrenden richtet, mehrere Geſchichten erzählt.

Ein griechiſcher Fürſt, von dem Orakelſpruch gewarnt, ſeiner Tochter ſtehe durch Schlangen ein großes Unglück bevor, ſperrte das Mädchen in einen Thurm, welches ſich in ſeiner Einſamkeit um ſo unglücklicher fühlte, da ſie einen Geliebten hatte, von dem ſie getrennt wurde. Dieſer Geliebte war der berühmte arabiſche Sid (Sid-al-Battal), der Kampfheld. Er lebte dreihundert Jahre vor dem ſpani-

schen Cid Campeador, dem übrigens die Araber denselben Ehrentitel wie ihrem eigenen zuerkannten. Der Sid wußte trotz der scharfen Bewachung des Thurms sich mit seiner Geliebten durch Taubenpost und Blumensprache zu unterhalten, und fand endlich Gelegenheit, sich als Gärtner gekleidet mit einem Blumenkorbe zu ihr zu schleichen. Doch eine Natter, die sich unter den Blumen versteckt hatte, schießt an die Brust der Prinzessin, welche ohnmächtig dahin sinkt. Der Sid fängt sie in seinen Armen auf, saugt das Gift aus der Wunde und rettet sie so dem Vater, der sie, da nun der Orakelspruch erfüllt ist, dem Helden zur Gemahlin gibt.

Diese Geschichte erzählte uns Herr v. C., während wir aus dem Hafen in den Bosporus einfuhren und so auf den klaren Wellen zwischen zwei Welttheilen dahin schwammen. Jedes Oertchen, jeder Platz, ja fast jeder Stein, der aus den Wellen ragt, hat seine eigene Geschichte.

Wegen der heftigen Strömung halten sich bald hinter den Sommerpalästen des Sultans die Nachen an der europäischen Küste, und dicht unter den Fenstern verschiedener Landhäuser und kleiner Kiosks vorbeifahrend, betrachtet man mit Vergnügen die Einrichtung dieser Sommerhäuser, deren Fundamente von den klaren Wellen bespült sind. Die Fenster sind mit Rohrstäben vergittert, durch welche von Außen kein Blick dringen kann, doch bin ich überzeugt, daß die türkischen Damen die vorüberfahrenden Franken oft genug betrachten. Kein Geräusch, keine Bewegung verräth, daß diese Gebäude bewohnt sind. Nur zuweilen, wenn man in der Nacht beim Mondschein vorbeifährt, zittert der leise Klang einer Zither über die Wellen, zu welcher mit leiser Stimme eins jener orientalischen Lieder, die fast immer eine melancholische Melodie haben, gesungen wird.

Vor und neben diesen Gebäuden sind Gärten, mit Lorbeer-, Orangen- und Granatbäumen, deren Zweige nicht selten über das Wasser hängen, so daß man oft lange Zeit unter duftenden Lauben dahinfährt. Der Weinstock, der hier zu mächtigen Stämmen aufschießt, bildet oft lange Strecken am Ufer die schönsten Laubgänge. Er rankt an mächtigen Bäumen empor, verbindet die Zweige von mehreren, ein loses Netz bildend, über das sich Caprifolium und blühende Schlingstauden werfen. Da beide Ufer des Bosporus mit unzähligen Landhäusern und kleinen Orten bedeckt sind, zwischen denen sich hie und da kleine Bäche einmünden und alte riesige Bauten aufsteigen, welche sich an seltsam geformte Berge anlehnen, so sind die Aussichten, die man während dem Fahren in steter Abwechslung genießt, unbeschreiblich schön und gewähren dem Auge durch den Anblick und dem Herzen bei

dem Andenken an all' das Große, was hier geſchah, einen hohen Genuß.

Unſere Kaikſchi hatten, da der Wind günſtig wehte, ihren Maſt aufgeſetzt und ein großes lateiniſches Segel entfaltet, mit welchem wir ungemein raſch dahin flogen. Jetzt durchſchnitten wir die Flut und hielten uns mehr nach dem aſiatiſchen Ufer zu, wodurch wir das ſogenannte alte Schloß von Rumelien, Rumili Hiſſari, das an dem europäiſchen Ufer liegt, und bei dem wir nun vorbeifuhren, mit ſeiner ganzen ſonderbaren Bauart vor Augen hatten.

Mohamed I. hatte ſchon früher auf dem aſiatiſchen Ufer das Schloß von Anatolien erbaut und Mohamed II. führte das Schloß von Rumelien gegenüber auf unter den Augen der bedrängten Byzantiner. Es war zwei Jahre vor der Eroberung Conſtantinopels und umſonſt ſchickte ihm der Kaiſer Geſandtſchaften, die dem Padiſchah beweiſen ſollten, der kaum eben erſt geſchloſſene Friede erlaube ihm gewiß nicht, auf griechiſchem Grund und Boden eine Feſtung aufzuführen. Mohamed kehrte ſich ſo wenig an dieſe Vorſtellungen, daß er nicht nur dieſe Geſandten zurückſchickte, ſondern auch ſchwur, er wolle die, welche ähnliche Botſchaft brächten, ſchmählich hinrichten laſſen. Darauf zeichnete er ſelbſt den Grundriß zu dem neuen Schloſſe, indem er lächerlicher Weiſe die Grundzüge des arabiſchen Schriftzuges, des Wortes Mohamed, dazu angab, den der Baumeiſter nachahmen ſollte. Wo in dem Worte ein Punkt iſt, ſetzte man einen Thurm ꝛc. und man kann ſich leicht denken, daß das Schloß durch die ſeltſame Bauart ſehr unregelmäßig wurde und auch deshalb als Feſtung wenig dienen konnte.

Eine kurze Strecke hinter Rumili Hiſſari mündet ſich in dem Thale ein kleiner Bach in den Bospor, der, ſo wie dies Thal bei der Eroberung Conſtantinopels eine große Rolle ſpielte; denn da die Byzantiner den Hafen durch eine ungeheure Kette geſperrt hatten, ſo konnte Mohamed die Stadt nur von der Landſeite angreifen, wobei ihm die Mauern und das Terrain große Schwierigkeiten entgegenſetzten. Deshalb faßte der Padiſchah den Entſchluß, ſeine Schiffe hinter Pera und Galata herum zu Land in den Hafen bringen zu laſſen, was, nach einigen Ueberlieferungen an dieſer Stelle, geſchehen ſeyn ſoll. Und wirklich macht die Lage dieſes Thals die Sache glaubwürdiger. Die Ufer ſind hier niedriger, und man konnte eine kleine Strecke aufwärts den Bach noch benützen; dann zog man die Fahrzeuge, wahrſcheinlich auf hölzernen Gleiſen, vermittelſt Erdwinden und Flaſchenzügen, über einen ſchmalen Rücken in das Thal von Kjat-Hane, wo der Barbyſes, der in den obern Theil des Hafens mündet, ſchon für kleinere Fahrzeuge ſchiffbar iſt. Daß man, um die Schiffe raſcher

fortzubringen, die Segel aufgeſpannt, ſo wie die ganze Rutſchpartie in einer Nacht ausgeführt habe, ſind natürlicher Weiſe Zugaben, die ſich ſpäter der Erzähler erlaubt.

Der Wind, der uns etwas von der Seite kam, wurde oft ſo heftig, daß er unſer Fahrzeug faſt ganz auf die Seite legte, worüber ſich aber unſere Türken, die wenigſtens nicht zu rudern brauchten, nicht bekümmerten. Schon einige Male hatte ihnen Herr v. C. befohlen, ſie ſollten das Segel halb einziehen, weil wir in Gefahr ſeyn würden, umzuwerfen, aber umſonſt. Sie machten ihm mit der lebhafteſten Sprache verſtändlich, wie Schade es ſey, dieſen köſtlichen Wind nicht zu benützen. Unſer dicker Janißair, der vorne ſaß, diente wie beweglicher Ballaſt, denn ſo oft das Schiff ſich ſtark auf die eine Seite neigte, wandte er ſich auf die andere und ſtellte ſo das Gleichgewicht wieder her.

Jetzt lag Therapia zu unſerer Linken mit ſeinem kleinen, aber ſchönen Hafen, worin nebſt mehreren Kauffahrteiſchiffen ein türkiſches Dampfboot, ſo wie eine engliſche Corvette ſich befanden. Hier hielten ſich früher faſt alle Geſandten auf; doch iſt ſeitdem Bujukdere in Mode gekommen und nur der engliſche und franzöſiſche haben ihre Hôtels noch hier. Wenige Tage nach unſerer Ankunft in Conſtantinopel brannten in Therapia über zweihundert Häuſer ab; es war in der dunkeln Nacht ein Anblick gräßlich, aber unbeſchreiblich ſchön. Jetzt blickten die halbverbrannten Trümmer recht traurig aus der lachenden Gegend hervor.

Hinter Therapia wird der Bospor auf einmal ſehr breit und gleicht beinahe einem runden Landſee, den die ſchönſten Ufer umgeben. Vor uns lag Bujukdere und die auf europäiſche Art gebauten Häuſer der Geſandten blickten freundlich herüber. Zu unſerer Linken ſanken die Hügel allmählich zuſammen und ließen auf große ſaftgrüne Wieſen ſehen, auf deren einer ſich die bekannte ungeheure Platanengruppe erhebt, die man die Platanen Gottfrieds von Bouillon nennt. Rechts gegenüber auf dem aſiatiſchen Ufer thürmten ſich jene Hügel zu einem anſehnlichen Berge, dem ſogenannten Rieſenberge, auf. Man ſieht oben unter alten Cypreſſen, Caſtanienbäumen und Platanen ein Gemäuer; es iſt ein Grab, das fünfundzwanzig Schritt Länge hat. Die Türken behaupten, hier ſey das Herz des Propheten Joſua begraben, den ſie in der Peſt und andern Krankheiten gerne anrufen. Die Alten dagegen nannten oben das Grabmal das Bett des Herakles und die Türken vermiſchen beide Sagen, indem ſie von Joſua erzählen, er ſey ſo ungeheuer groß geweſen, daß er oben auf dem Berge ſitzend, mit den Füßen die klare Flut berührt habe.

Kurz vor Bujukdere wären auf ein Haar die Befürchtungen des

Herrn v. C., daß wir noch umschlagen würden, in Erfüllung gegangen, wenn derselbe nicht die Vorsicht gebraucht hätte, eins der Taue, woran das Segel befestigt war, in die Hand zu nehmen; ein heftiger Windstoß legte unser Boot dergestalt um, daß das Segeltuch das Wasser berührte und da die Wellen ziemlich hoch gingen, würden wir sicher gesunken seyn, hätte Herr v. C. das Segel nicht losgelassen, das nun im Winde flatternd demselben keinen Widerstand mehr bot. Jetzt verstanden sich die Türken dazu, den Mast niederzulegen und die Ruder zu ergreifen, worauf wir in kurzer Zeit in Bujukdere landeten.

Unser erster Gang war in das Hotel des Königl. preußischen Gesandten, des Grafen Königsmark, der uns auf die liebenswürdigste und freundlichste Art empfing. Wir leisteten seiner Einladung, die Nacht in Bujukdere zu bleiben und den andern Tag die berühmten alten Wasserleitungen in seiner Gesellschaft zu sehen, gerne Folge und verlebten einen in jeder Beziehung angenehmen und genußreichen Abend da, den die Güte und Freundlichkeit der eben so geistreichen wie liebenswürdigen Gräfin Königsmark verschönerte.*

Wir machten Spaziergänge auf dem Quai von Bujukdere, zu dessen Lobe Hammer so poetisch und wahr sagt: „In schönen mondhellen Nächten, wo das Dunkelblau des Himmels mit dem Dunkelblau des Bosporus zusammenfließt und zitternder Sterne Glanz mit dem phosphorescirenden Leuchten der See sich vermischt, — wo Nachen von griechischen Sängern und Zitherspielern längs dem Ufer tönend vorübergleiten und der laue Nachtwind die weichsten jonischen Melodien von dem Lande her in's Meer haucht; wo das Stillschweigen der Horchenden durch leises Lispeln leneeque sub nocte susurros, unterbrochen wird, verdient der Quai von Bujukdere die Begeisterung, womit die Liebhaber desselben sein Lob verkünden.“*

Und wenn wir ihn auch nicht in der Pracht und Herrlichkeit sahen, den ihm eine warme mondhelle Sommernacht verleiht; so fanden wir doch, daß hier an diesen Ufern zu wohnen der höchste Genuß seyn müßte, wenn sich der Europäer mitten unter dieser uncivilisirten Bevölkerung nicht so unangenehm vereinzelt und allein stehen fühlte. Der russische Gesandte war nicht anwesend, weshalb sein großes Hotel mit schön angelegtem Garten leer stand. Letzterer ist im besten Geschmack angelegt und steigt terrassenförmig an den Hügeln, die sich hinter Bujukdere erheben, in die Höhe, wodurch man von jeder Parthie aus eine neue reizende Aussicht genießt.

Es gewährte uns bei dieser Promnade viel Stoff zum Lachen, daß wir an einer der schönsten Parthieen des stillen Gartens einen Philosophen fanden, der sich im dolce far niente auf einer von hohen

* Hammer, C. u. d. B. II.

Platanen umgebenen Wiese gelagert hatte, von wo er bei der herrlichsten Aussicht auf den Bospor Gelegenheit genug gehabt hätte, tiefsinnige Betrachtungen anzustellen, wenn es kein Esel gewesen wäre, der sich hier, in's Grüne gestreckt, die duftenden Kräuter wohl schmecken ließ.

Der umsichtige Herr v. C. hatte für morgen Pferde für uns aus Constantinopel bestellt, wofür wir ihm sehr dankbar waren; denn obgleich Graf Königsmark die Güte hatte, uns von den seinigen anzubieten, waren uns neben der Furcht, seine Güte zu mißbrauchen, doch jene Pferde in so weit lieber, als wir beschlossen hatten, uns auf dem Rückweg nicht wieder dem Kaik anzuvertrauen, sondern vielmehr den, wenn auch minder interessanteren Weg über die Berge nach Constantinopel zu nehmen.

Wir ritten zuerst auf die Wiese, von der ich oben sprach, um die mächtigen Platanen Gottfrieds von Bouillon in Augenschein zu nehmen. Von Weitem scheint es nur ein einziger aber ungeheurer Baum zu seyn, doch sieht man in der Nähe, daß es ursprünglich sieben Stämme gewesen sind, die in einem Kreis dicht an einander standen. Im Laufe der Zeit sind aber Wurzeln, Aeste, ja die äußere Rinde zusammengewachsen, die innere dagegen ist theilweise verfault, theilweise durch das Feuer der Hirten, die hier vor dem Wetter Schutz suchten, zerstört worden, wodurch der Baum oder vielmehr die Bäume innen eine so große Höhlung erhalten haben, daß wir durch einen großen Spalt, den die Zeit ebenfalls in ihre Rinde gerissen hat, zu fünf mit unsern Pferden in den Baum hinein reiten konnten.

An der Erde hatten die Platanen sechszig Schritt im Umfang. Die Sage bringt den gefeierten Helden mit jenem Baume zusammen, indem sie erzählt, daß Gottfried von Bouillon im Jahre 1096, während das Heer auf der Wiese lagerte, hier unter dem Baum Obdach gefunden. Von den Türken wird diese Baumgruppe Jedi Kardasch, d. h. die sieben Brüder genannt.

So kahl die Höhen in der Türkei auch um Constantinopel selbst sind, so frisch und baumreich ist hier auf einer kleinen Strecke die Gegend. Die Wiesen, auf denen die Platanen stehen, sind frisch und duftend, von murmelnden Bächen durchschnitten, die aus dem höher liegenden Walde von Belgrad hervordringen, jenem heiligen Walde, der von den Einwohnern Constantinopels so hoch gefeiert wird, weil er ihnen gutes klares Wasser verschafft. Jeder, der es wagen würde, auch nur den kleinsten Baum in jenem Walde umzuhauen, wird mit dem Tode bestraft, denn nur durch das sorgfältige Erhalten der riesigen Stämme, welche da stehen, ist es möglich, die Quellen immer ergibig

zu erhalten, von denen die Stadt vermittelst der Aquaducte ihr Wasser bezieht.

Für den Türken ist das Trinkwasser überhaupt das größte Lebensbedürfniß und wie ein Feinschmecker bei uns jede Sorte Wein, ja fast jeden Jahrgang von andern unterscheiden kann, so weiß der Türke gleich, aus welcher der geschätzten Quellen das Wasser ist, das er trinkt. Ob dagegen das Wasser klar und durchsichtig ist, darauf kommt es ihm gar nicht an, ja, die sogar im Orient am meisten geschätzten Trinkwasser, nämlich das des Euphrats und des Nils sind trüb und schlammig; und doch hat selbst der Prophet das des letzteren neben dem heiligen Born Semsem zu Mekka, welcher unter Hagars Füßen emporsprang, daß er ihren verschmachtenden Sohn erquicke, für das Beste in der Welt erklärt.

Mit den frohen Gefühlen, die ein schöner Morgen überhaupt gibt, wozu für uns noch der Anblick und Geruch der frischen Wälder kamen, ritten wir die Wiesen aufwärts und sahen jetzt die bedeutendste und älteste der Wasserleitungen Constantinopels vor uns. Schon Constantin fing sie an und alle Kaiser und Sultane nach ihm, besonders Mahmud der Eroberer, verbesserten und erweiterten sie. Das ungeheure schneeweiße Gebäude gleicht mit seinen unzähligen Pfeilern, die wie eben so viel Füße den obern Bau tragen, dem Skelett eines riesigen Tausendfußes, der auf den Höhen liegen blieb und dessen Knochen von der Sonne allmählig gebleicht wurden. Unsere Pferde waren recht munter und da der Weg nur hie und da schlechte Stellen zeigte, im Allgemeinen aber so gut war, wie man es hier verlangen konnte, befanden wir uns bald auf der Höhe von jener Wasserleitung. Sie führt den Namen Justinians und ist, wenn auch nicht die längste, doch die höchste von allen. Der Wasserfaden wird in einer Höhe von neunzig bis hundert Fuß über ihren zwei Etagen durch das Thal fortgeleitet. Unter einem der großen Bogen des Aquaducts ritten wir hindurch, dann noch eine kleine Strecke aufwärts, wo uns Graf Königsmark veranlaßte, einen Augenblick anzuhalten und zurückzuschauen. Da sahen wir ein kleines Stück des Bosporus mit dem dahinter liegenden Riesenberge und vielen freundlichen Häusern am Fuße desselben, von dem Bogen, durch welchen wir so eben geritten, prächtig eingerahmt — ein herrliches Gemälde. — Wir wandten uns nun links in den Wald hinein und erreichten in kurzer Zeit das Dörfchen Belgrad, wo sich früher die Landsitze der meisten europäischen Gesandten befanden. Kriegsgefangene Bulgaren wurden in alter Zeit von Belgrad an der Donau hieher versetzt und gaben dem neuen Dorfe den Namen der Heimath. Wir nahmen hier ein kleines Frühstück ein, sahen dann im Vorbeireiten das Haus, wo Lady Montague ihre Briefe schrieb und ritten

den großen Wasserbehältern zu, welche in der Tiefe des Waldes liegen und aus denen die Aquaducte gespeist werden.

Lange hat nichts einen so seltsamen Eindruck auf mich gemacht, wie der Anblick dieser gewaltigen Werke, fern vom Geräusch der Menschen, in stiller Abgeschiedenheit liegend. In dieser Gegend, zwischen uralten riesigen Baumstämmen, reitet man auf schmalen Waldpfaden und hält plötzlich mit einem Ausruf des Erstaunens sein Pferd an, denn zwischen den hohen Thalwänden erheben sich prächtige Marmor-Gebäude, deren einfache, solide Schönheit dem Auge unendlich wohl thut. Es war der Aiwad-Bend, von Mustapha III. im Jahr 1766 erbaut, den wir als den größten und schönsten in Augenschein nahmen. Das Wort „Bend" kommt aus dem Persischen und ist die Bezeichnung für der Art Wasserbehälter, eigentlich nur für die Mauer, welche das Thal eindämmt und ist so fast gleichbedeutend mit dem deutschen Worte Band.

Neben den meisten dieser Wasserbehälter befinden sich Lusthäuser des Sultans. Die Gegenwart des Grafen Königsmark verschaffte uns Zutritt zu einem der hier liegenden, welches Mahmud II. erbaut. Es wurde von einem Mohren bewacht, der uns in einige der prächtigen Gemächer den Eintritt gestattete, andere aber mußten wir durch die Fenster ansehen. Dies Kiosk war wenigstens zu drei Theilen auf europäische Art eingerichtet. Es enthielt französische Tapeten und Kronleuchter, große Spiegel und neben den türkischen Divans Fauteuils und Lehnstühle aller Art.

Das System der Wasserleitungen für das frühere Byzanz und spätere Constantinopel begründet sich auf die zwei Aquaducte, die in den ältesten Zeiten erbaut und stets verbessert und erweitert wurden; die eine ist die justinianische, von der ich oben sprach, eigentlich die hadrianische, denn Justinian besserte sie ebenfalls nur aus. Sie leitete das Flüßchen Hydraulis nach der Basilica von Byzanz. Später bauten die Sultane noch verschiedene Bende zu ihrer Speisung, wozu auch der erwähnte Aiwad-Bend gehört. Eigenthümlich bei dieser Wasserleitung ist, daß sie das Wasser bald unterirdisch fortführt, bald es mit kühnen Bogen über die Thäler fortträgt. Kurz vor der Stadt zertheilt sie sich in vier kleine Aquaducte, welche das Wasser an verschiedenen Thoren in die Stadt führen.

Die andere ältere Wasserleitung ist die des Kaiser Valens, die jetzt ihre größte Wassermasse von Kalfakjöi bezieht und sie in die höheren Theile der Stadt führt, wodurch das gewaltige Mauerwerk an tausend Schritte weit zwischen den Häusern durchläuft und jemanden, der nicht schwindlicht ist, einen schönen Spaziergang bietet, von dem aus man die Stadt wie eine Karte vor sich ausgebreitet sieht.

Es war Nachmittag geworden, als wir uns auf den Rückweg

nach Conſtantinopel begaben. Unſer liebenswürdiger Führer, Graf Königsmark, begleitete uns noch eine Strecke weit, worauf er nach Bujukdere zurückkehrte, und wir unſern Weg nach der Stadt fortſetzten. Dieſer führte durch ſehr unintereſſantes Terrain; denn es war ein breiter Sandweg, der ſich über die öden baumloſen Höhen hinzog, die den Bospor begränzen. Einige Unterhaltung gewährten uns unſere ſehr guten Pferde, indem wir von Zeit zu Zeit kleine Wettrennen anſtellten. Vorn an der Spitze ritt der Sürüdſchi, der die Pferde gebracht und uns wieder zurückgeleitete. Wir hatten ihm einen kleinen Mantelſack gegeben, in dem wir geſtern einige Kleidungsſtücke mit nach Bujukdere genommen, den er vor ſich auf den Sattelknopf nahm und munter vorausritt.

So oft es bergauf ging, ſpornte er ſeinen ſtarken Schimmel und jagte laut ſchreiend davon. Wir folgten ihm natürlich ſo raſch wie möglich; doch war mein Pferd das einzige, welches das ſeinige hie und da erreichte. Später ſetzte ſich der Baron auf dieſen Schimmel und lud mich ein, einen kleinen Cours mit ihm zu machen, um zu ſehen, welches Pferd das ſchnellſte ſei. Da ihm die Bügel zu kurz waren, legte er ſie vorn über den Sattelknopf und wir jagten dahin. Ich war beſtändig dicht hinter ihm, ſo daß der Kopf meines Pferdes ſeinen Schenkel faſt berührte, konnte ihn aber nicht überholen.

Da der Weg, auf dem wir ritten, ziemlich ſchmutzig war, ſo bewarf mich das ausgreifende Pferd des Barons ſo mit Koth, daß ich, in Pera angekommen bei der Abendtafel alle Mühe hatte, mich vor der übrigen Geſellſchaft von dem Verdacht zu reinigen, als habe ich den Sandreiter geſpielt.

Türkiſches Familienleben.

Aus Allem, was dem Europäer in Bezug auf das andere Geſchlecht hier zu Lande aufſtößt, erſieht man leicht, daß die türkiſchen Damen eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen; aber doch nicht die gedrückte und elende, die wir nach unſern Begriffen mit jenen Verhältniſſen wohl unzertrennlich halten.

Es iſt dem Mohamedaner erlaubt, vier Frauen zu nehmen, doch giebt es wenige, die nicht an einer ſchon genug hätten und deren Vermögensumſtände es erlaubten, zwei, drei oder vier Weiber zu nehmen. Da es faſt noch nie vorgekommen iſt, daß ſich zwei Frauen in einem Hauſe vertragen hätten — ich ſpreche natürlich hier nicht von den weitläufigen Harems des Sultans und der hohen Beamten — vielmehr in beſtändigem Hader und Zwiſt lebten, der ſich nicht, wie vielleicht bei uns auf Verläumdung und böſe Nachreden beſchränkte, ſondern oft in blutige Händel ausartet, ſo muß in ſolchem Falle jede Frau ihr eigenes

Haus haben, in welchem sie natürlich über die dienenden Weiber unumschränkt regiert. Was ferner die eine Frau an Putz oder Schmucksachen von dem Manne bekommt, nimmt die andere auch in Anspruch, und da ist oft ein neues glänzendes Band, das die eine vor der andern bekommt, Ursache zu den unangenehmsten Händeln. Fährt eine der Frauen mit ihren Sklavinnen und Kindern spazieren, so würde die andere nicht zu Hause bleiben wollen, ich glaube, wenn sie todtkrank wäre. Das geht so fort bis auf die geringsten Kleinigkeiten. Was soll aber auch der Türke sich in diese Verhältnisse verwickeln, da ihm das Gesetz ein ausgleichendes Mittel darbietet? Es ist ihm nämlich erlaubt, so viele Sklavinnen zu halten, wie er kann und will, und das Kind der Sklavin erfreut sich nach den türkischen Gesetzen derselben Rechte und Begünstigungen, wie das Kind der rechtmäßigen Frau. Es beruht überhaupt die ganze Ehe der Orientalen nur auf Sinnlichkeit, und der Türke erhandelt seine Frau, ohne sich um ihre Neigung oder Liebe zu bekümmern, von dem Vater oder den Verwandten derselben, wie eine Waare vom Kaufmann; denn anstatt durch seine Frau ein Heirathsgut zu erlangen, bezahlt er vielmehr den Vater derselben eine gewisse Summe für sie, jener verliert ja einen weiblichen Domestiken.

Ein anderer Nachtheil des Bräutigams besteht darin, daß er seine Frau erst dann zu sehen bekommt, wenn sie ihm angetraut ist, und in demselben Augenblicke sehen sie ihre Verwandten, selbst der Vater und die Brüder zum letzten Male unverschleiert. Da auf diese Art die Ehen ohne viele Förmlichkeiten geschlossen werden, so erlaubt das Gesetz dem Muselmanne auch eben so leicht wieder, sich von seiner Frau zu trennen, ein Fall, der fast in jedem Heirathscontracte vorgesehen wird, indem man in demselben die Summe vermerkt, die der Mann dem Vater ferner zu zahlen hat, wenn er in den Fall kommen sollte, sich von seiner Frau zu trennen. Ein Anderes ist es, wenn die Frau die strenge Sitte des Harems verletzte, wo sie, im Fall ihr Begünstigter ein Muhamedaner ist, mit Schimpf und Schande in's Haus ihrer Aeltern zurückgejagt wird, und wenn es gar ein Rajah, ein christlicher Unterthan der Pforte, wäre, so steckt man sie ohne viele Ceremonien in einen Sack und wirft sie in's Meer. Der Christ dagegen wird gehängt. Eigentlich ist es traurig, daß die armen Türkinnen durch die Verhältnisse so gedrückt sind, daß sie nicht einmal auf eine Vergeltung jenseits zu hoffen haben, indem der Prophet ihnen nach dem Leben keine Stellung anzuweisen wußte. Was nach dem Tode aus ihnen wird, weiß kein Mensch; denn die Houris, die den Gläubigen im Paradies für die Mühseligkeiten auf Erden entschädigen, haben nichts mit den verstorbenen Weibern gemein.

Obgleich es aber dem Muselmann nicht schwer gemacht wird, sich

von ſeiner Frau zu ſcheiden, ſo kommt es doch ſelten vor, theils weil der Türke ein natürliches großmüthiges Gefühl hat, welches ſein einmal geſchenktes Vertrauen nicht leicht erlöſchen läßt, theils weil er vielleicht eines Spruches aus dem Koran eingedenk iſt, der ihm ſagt: „Ihr Männer ſollt bedenken, daß das Weib aus der Ribbe, alſo aus einem krummen Bein geſchaffen iſt. Deshalb, ihr Gläubigen, habt Geduld mit den Weibern; denn wenn Ihr ein krummes Bein gerade biegen wollt, ſo bricht es.“

Man weiß, daß die Frauen in den Harems ſehr ſtrenge bewacht werden, und obgleich die Kultur ſchon im Allgemeinen ſtark an den orientaliſchen Gebräuchen rüttelte, ſo hat ſie doch in dem Punkt noch nicht viel geändert. Freilich ſieht man jetzt viele türkiſche Damen auf den Straßen umherſpazieren, doch, wie ich ſchon mehrmals bemerkte, auf's Häßlichſte vermummt und unkennbar gemacht. Es wäre aber auch gegen allen Anſtand, ein türkiſches Weib auf der Straße erkennen zu wollen und ſelbſt der Mann würde es für unſchicklich halten, wenn er ſeiner eigenen Frau, die ihm begegnete, nur durch ein Zeichen merken ließe, daß er ſie erkenne. Es iſt ſchon viel, daß die allgewaltige Zeit den Schleier der Damen bis unter die Naſe gerückt hat, die früher ebenfalls bis an die Augen verhüllt war.

So ſtreng auf dieſe Art die Geſtalt der Türkinnen außer dem Hauſe vor jedem neugierigen Blicke vermummt ſind, ſo übertrieben frei iſt der Anzug im Innern des Hauſes. Die Einrichtung deſſelben iſt faſt eben ſo wie die beſchriebene in unſerm Gaſthof. Längs den Fenſtern die von außen mit Latten, von innen mit Rohrſtäben dicht vergittert ſind, befindet ſich der Divan, auf dem die Familie den ganzen Tag nichts thut, wie ausruhen und ſich langweilen. Der Mangahl mit glühenden Kohlen und das Caffeegeräth iſt natürlich in der Nähe; denn ſo oft ein Beſuch kommt oder es einem der Familienglieder einfällt, wird für jedes eine Taſſe Caffee gemacht, was des Tages unzählige Mal geſchieht. Dazwiſchen ißt man verſchiedene eingemachte Früchte, von denen jeder einen Löffel voll nimmt und darauf ein Glas Waſſer trinkt. Von vieler Bewegung in dieſen Familienkreiſen und einer lebhaften Unterhaltung iſt natürlich nicht die Rede. Eine Phraſe, die man ſehr oft beim Caffee oder dem Eingemachten hört: afiat ler olſum — (Wohl bekomm's) ſagt jeder dem Andern und legt dabei die Hand an Bruſt und Stirn. Die beiden Mahlzeiten, die der Türke täglich regelmäßig zu ſich nimmt, beſtehen aus Hammelfleiſch und Reiß, welche Artikel die Grundlage bilden. Dazwiſchen kommen zahlreiche ſüße Gerüchte, und während der ganzen Mahlzeit ſtehen beſtändig kleine Schüſſeln mit kalten Speiſen, als Auſtern, Hummern, Caviar, Käſe, Oliven,

türkiſcher Pfeffer, Salate und Früchte verſchiedener Art, von welchen jeder nach Belieben nimmt, auf den Tiſch.

Die männlichen Sklaven im Orient haben ein viel beſſeres Loos, als wir es uns gewöhnlich bei dem Worte Sklave vorſtellen. Es ſind eigentlich Diener, deren größtes Geſchäft darin beſteht, nichts zu thun; ein gemietheter Arbeiter iſt weit übler daran, als der Sklave des Hauſes; denn weil letzterer Eigenthum ſeines Herrn iſt, ſo nimmt dieſer ſich wohl in Acht, ihn durch viele Arbeit krank oder unbrauchar zu machen. Da einem vornehmen Türken der Unterhalt ſeiner Sklaven und Diener faſt nichts koſtet, denn von einer Belohnung an Geld iſt keine Rede, ſo hat er gewöhnlich eine große Maſſe dieſes Volkes, die die wenigen Geſchäfte ſo unter ſich vertheilen, daß auf jedem ein Unbedeutendes laſtet. Ein Theil hat nichts zu thun, wie Pfeifen zu ſtopfen und in Ordnung zu halten, andere kochen Caffee, wieder andere ſorgen für die Waffen und Kleidung des Herrn und ſo fort. Bei dem gewöhnlichen Türken wird der Sklave mit wenig Ausnahmen faſt wie ein Kind der Familie betrachtet. Er ißt an demſelben Tiſch und bei guter Aufführung wird er ſpäter frei gelaſſen oder heirathet nicht ſelten eine Tochter des Hauſes.

Die Nacht im Ramaſan.

Eine ganz umgekehrte Ordnung im türkiſchen Leben bringt der Ramaſan, die Faſtenzeit, hervor. Der Tag wird zur Nacht und die Nacht zum Tag verwandelt. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang bleibt der Gläubige in ſeinem Hauſe und thut nicht einmal das Wenige, was er ſonſt zu thun pflegt. Er betet, ſtellt ſeine Waſchungen an oder geht in die Moſchee. Die meiſten Läden ſind um dieſe Zeit während der Tageszeit verſchloſſen und was am bezeichnendſten iſt, alle Caffeehäuſer ſtehen leer. Der Rechtgläubige muß faſten, d. h. er muß ſich nicht nur aller Speiſen und Getränke enthalten, ſondern Pfeifen und Caffee ſind ihm ebenſo verbotene Gegenſtände. Da man ſchon im gewöhnlichen Leben nicht ſagen kann, daß auf- und abwandelnde oder gewerbtreibende Türken ein ſehr lebendiges, rühriges Bild geben, ſo muß man die einzelnen Individuen, die man zur Ramaſanszeit durch die Straßen ſchleichen ſieht, für Geſchöpfe ohne Leben halten, für Weſen, die durch Maſchinenkraft hin- und hergetrieben werden, ſo matt und faul wanken ſie einher. Wenn ſie von dem Faſten ſo geſchwächt wären, ſollte man glauben, ſie müßten jeden Abend aus Ermattung zuſammenfallen; aber weit gefehlt.

Wenn ſich die Sonne zum Untergang neigt, ſcheinen ſich ihre Lebensgeiſter auf's Neue zu erfriſchen. Man ſteckt die erloſchenen Feuer wieder an und beginnt die Speiſen zuzubereiten, die mit dem erſten Ruf des Iman, daß der Tag vorbei ſey, auf dem Tiſch dampfen müſſen,

damit weiter keine Zeit verloren gehe. Der Sclave hält seinem Herrn schon einige Augenblicke früher die angezündete Pfeife entgegen und Alles horcht erwartungvoll auf den Ruf vom Minaret, um sich so hastig wie möglich den nun erlaubten Genüssen des Essens, Trinkens und Rauchens hinzugeben.

Jetzt bei eingetretener Dunkelheit verwandelt sich auch das stille Leben in den Straßen zu dem geräuschvollsten, das es geben kann, und die Stadt selbst gewährt von außen und innen den prächtigsten Anblick. An den Minarets werden allmählich Lichter angesteckt, und bald umgeben mehrere hundert Lampen in einzelnen Kreisen diese Gebäude von oben bis unten. Die Kuppeln der Moscheen und Caravanfereien sind ebenfalls mit Lichtern behängt und die meisten Bazars, so wie die Tische der Verkäufer auf den Straßen, hell erleuchtet.

Von Pera aus hatten wir auf die Hauptstadt den prächtigsten Anblick. Die Massen der dunklen Häuser, ohne erhellte Fenster, von den belebten erhellten Straßen durchschnitten, sahen von oben einem Berge ähnlich, dessen glühendes Geäder an allen Stellen durchscheint. Hie und da war das Erdreich ganz durchbrochen und unzählige hohe Flammen leckten gierig in die Nacht empor, die beleuchteten Minarets. Vor uns lag der Hafen, dessen Wasser durch den Wiederschein der vielen Lampen, die an den Masten und Segelstangen der Schiffe hingen, röthlich angestrahlt erschien. Selbst die dunkeln Cypressen auf Pera, diese riesigen Todtenwächter, schienen den allgemeinen Jubel zu fühlen und waren von dem Lichtmeer drüben sanft beleuchtet.

Es war in einer der sieben heiligen Nächte des Jahres, nämlich in der Nacht Kadr, welche für die gilt, wo der Koran vom Himmel gesendet worden, als wir gegen acht Uhr von Pera aufbrachen, um uns nach der Moschee von Top-Chana zu begeben, die der Sultan in Folge der besondern Feierlichkeit, die heute stattfand, mit seinem Besuch beehrte. Dem Sultan nämlich, nachdem er in der heutigen Nacht sein Gebet verrichtet, wird von dem Großwesſyr bei seiner Rückkunft in's Serail eine Sklavenjungfrau übergeben, mit der er alsdann die Brautnacht begeht, in der Hoffnung, daß, wie in dieser Nacht der Koran vom Himmel kam, auch dem Hause Osmans ein Thronerbe vom Himmel gesendet werde.*

Um die Moschee von Top-Chana, so wie die Kanonengießerei standen drei Reihen Infanterie, in deren Mitte sich ein Musikcorps befand, das mit ihren Trommeln, Posaunen und Trompeten einen herrlichen Lärm machte. Die Moschee war glänzender beleuchtet, als je, und an allen Wänden und Fenstern hingen große Reihen bunter Lampen. Ebenso war die Kanonen-Werkstatt auch auf das Prächtigste

* Hammer, Gesch. d. o. R. Th. V.

illuminirt und in dem Hofe derſelben, ſo wie in dem Kreiſe, den die Soldaten bildeten, waren zahlreiche große Pechpfannen aufgeſtellt. Die türkiſche Infanterie machte ſich's, wie gewöhnlich, auf ihrem Poſten ſehr bequem. Nur das erſte Glied ſtand aufrecht auf den Beinen und hielt das Gewehr im Arm; das zweite und dritte ſaß auf der Erde und den Treppen der Moſchee und faſt Alles rauchte tapfer darauf los, ſo daß der Tabaksdampf mit dem Qualm der Pechbrände wetteiferte.

Wir drängten uns an die Reihe der Soldaten, die die Zuſchauer vom Platze der Moſchee entfernt halten ſollten und verdankten es nur der Keckheit, mit welcher wir uns für engliſche Offiziere und Aerzte ausgaben, daß ſie uns in den Kreis ließen. Hier mußten wir noch eine gute Stunde warten, ehe der Spektakel losging. Dafür war aber auch der Lärm, der nun begann, um ſo größer. Ein paar Kanonenſchüſſe von Beſchiktaſch her gaben das Zeichen, daß ſich der Sultan auf ſein Pferd ſchwinge und alsbald antworteten die Batterien von Skutari, von der Serailſpitze, ſo wie die Kriegsſchiffe im Hafen. Die Soldaten wurden in's Glied gerufen und bildeten lärmend eine ſchlechte Linie. Das Muſikcorps neben uns bemühte ſich ebenfalls, zu dem allgemeinen Getöſe das Ihrige beizutragen und die Muſici arbeiteten auf ihren Inſtrumenten ſchonungslos herum. Ich muß hierbei einer großen Lächerlichkeit erwähnen, welche durch die Nachäffung der europäiſchen Gebräuche entſtand. Der Tambourmajor, nach der neuen Ordnung der Dinge mit großem Stocke ausgerüſtet, ſchwenkte denſelben, worauf bei uns die Trommeln gleich einfallen; doch bei den Gläubigen war das nicht der Fall, ſondern trotz dem er ihnen mit vieler Gravität das Zeichen zum Anfang gegeben und den Stab tüchtig geſchwenkt hatte, wirbelten die Trommeln erſt, nachdem er ihnen recht gemüthlich ſagte: „Nun wollen wir anfangen.“ Jetzt kam von dem Palaſte des Sultans her eine große Menge Fackelträger mit einer andern Muſikbande, die denſelben Lärm machte, wie die erſte. Auf dem Platze vor der Kanonen-Werkſtatt ſteht ein kleiner ſteinerner Brunnen, den die Artilleriſten mit Luftfeuerwerk verzierten; denn als dicht neben uns eine gewaltige Geſchützſalve über den Wellen dahin krachte, daß die Pferde einiger türkiſchen Offiziere wie toll umherſprangen, flammten an dem Brunnen tauſende von Zündlichtchen auf, ſo daß er ganz in Feuer zu ſtehen ſchien. Auch zündete man hie und da in großen Pfannen farbige bengaliſche Feuer an, ſo daß die umliegenden Gebäude bald von blutrothen, bald von grünen oder blauen Flammen umſpielt ſchienen. Aber an dem ganzen Anblick war nichts Erquickliches, nichts Angenehmes. Es war ein entſetzliches Chaos von Kanonenſchüſſen und Muſiklärmen, von Lichtern und Flammen, die ordnungslos durch

einander spielend Auge und Ohr beleidigten. So ungefähr muß in alter Zeit ein Hexensabbat ausgesehen haben.

Jetzt sprengte Reschid Pascha vor, auf der Brust einen mächtigen Stern von Brillanten, der zahllose Blitze um sich warf, und den Soldaten wurde der Befehl zum Präsentiren gegeben. Ein lieber türkischer Soldat, neben dem ich stand, stieß mich an und bat mich, ihm für einen Augenblick seine Pfeife zu halten, wozu ich mich natürlich sehr bereitwillig finden ließ. Endlich kam der Sultan, von seinen Großwürdenträgern umgeben, alle auf prächtigen Pferden. Der junge Herrscher trug einen weiten, blauen Mantel und weiter keine Auszeichnung, als einen großen Brillantstern am Fez. Er ritt in den Vorhof der Moschee, wo er abstieg und von einigen seines Gefolges begleitet, in das Gebäude trat. Für heute sahen wir ihn nicht wieder; denn die Feierlichkeiten waren zu Ende und der Padischah fuhr wahrscheinlich später in seinem Kaik nach Beschiktasch zurück.

So wild und unordentlich der Lärm der Ceremonie war, so rasch verflog er wieder — ein Strohfeuer. Die Soldaten verließen den Platz, die Pechpfannen verlöschten und an dem Brunnen, um den so eben noch die hellen Flammen loderten, glimmten nur hie und da noch einige elende Papierhülsen. Wir bestiegen ein Kaik, um nach Stambul hinüberzufahren. Der Anblick der erleuchteten Städte war am schönsten von der Mitte des Hafens aus, wo wir rings herumschauend alle Minarets, sowohl von Stambul, wie von Galata, Top-Chana und Scutari, mit glänzenden Lichtkränzen umwunden sahen. Auch strahlten hie und da von Thürmen, oder andern hohen Gebäuden illuminirte arabische Schriftzeichen durch die Nacht und andere oft seltsam geformte Figuren, als Schiffe mit großen Segeln, Drachen, Schlangen ꝛc. Bei der Aja Sophia war an einem Gebäude ein colossaler Wagen angebracht und bei der Suleimanje eine große Figur, die wahrscheinlich einen Derwisch vorstellen sollte, aber einem Bajazzo weit ähnlicher sah.

Wir verließen unser Kaik und wanderten durch die Gassen, die heute bei Kerzen- und Lampenbeleuchtung noch weit lebhafter aussahen, als am Tage. Alles Volk war lustig und guter Dinge, als feierte man ein großes Fest. Die Verkäufer von Backwerk und Zuckerzeug, die zwischen der Menge mit lautem Rufen herumgingen, hatten ebenfalls die runden kupfernen Scheiben, worauf sie ihre Artikel ausgebreitet, mit Lichtern besteckt, und es sah ergötzlich aus, wie sie sich in großer Anzahl unter den Haufen herum bewegten. Hie und da waren vor den Buden kleine Spielereien aufgestellt, Windmühlen, von Sand getrieben, oder illuminirte Schiffchen, vor denen die sonst so ernsthaften Gläubigen lachend und laut rufend stehen blieben. So erinnere ich mich eines Ladens, in dem Conditor-Waaren verkauft wurden und

dessen Besitzer, ein speculativer Kopf, zwischen dem Backwerk einen kleinen Brunnen errichtet hatte, der aus drei Röhrchen Wasser in ein Becken ließ und in demselben ein kleines Wasserrad in Bewegung setzte, das rechts und links mit Glöckchen in Verbindung stand, die sehr unharmonisch durch einander klimperten, worüber aber die Türken eine unbeschreibliche Freude hatten und in ganzen Haufen vor diesem Laden stehen blieben. Dies verschaffte ihm natürlich einen guten Absatz seiner Waaren, so wie es auch an diesem Theile der Straße eine größere Lustigkeit hervorrief, als sonst irgendwo. Das Volk schrie einmal über das andere: „ei w' allah! ei w' allah!" und ein paar alte zerlumpte Kerle tanzten vor Vergnügen nach dem Geklimper der Glocken auf der Straße herum, natürlich eben so taktlos, wie diese Musik selbst.

Am lebhaftesten geht es in diesen Nächten in den Caffeehäusern und bei den Sorbetbereitern zu; in den ersten werden dann gewöhnlich declamatorisch-musikalische Unterhaltungen aufgeführt; versteht sich von selbst, Alles in türkischer Manier. Wir traten in eines dieser Häuser, die heute eben so hell beleuchtet sind wie die Straßen, und wurden, obgleich es sehr voll war, von dem Caffeetschi mit großer Aufmerksamkeit empfangen und untergebracht. Auch muß ich rühmend gestehen, daß die Gäste selbst bei der Aufforderung des Caffeetschi, für uns etwas Platz zu machen, sehr bereitwillig zusammenrückten. So kam ich auch neben einen alten Arnauten zu sitzen, der sein schönes Costüme in der ärmlichsten Verfassung, aber dagegen prächtige Waffen hatte. Seine Pistolen, Dolch und Yatagan waren reich verziert und mit kleinen silbernen Nägeln beschlagen. Aber der Mensch hatte, wie fast all' dieses Volk, ein ganz unangenehmes confiscirtes Gesicht; blaß, von Blatternarben zerrissen, wurde es von einem ungeheuern Schnurrbart förmlich in zwei Hälften zertheilt, von denen es schwer zu entscheiden war, welche die gerechtesten Ansprüche auf eine unbeschreibliche Häßlichkeit hatte.

Als ich mich neben den Arnauten niedergelassen, legte er grüßend seine Hand an das Feß und reichte mir das Rohr seines Nargileh dar, aus dem ich Anstands halber einige Züge thun mußte. Bald hatte uns der geschäftige Wirth mit Caffee und Pfeifen versehen, und wir konnten behaglich das Gewühl der Menge vor uns überschauen.

Auf einer Erhöhung in einer Ecke des Gemachs saßen drei türkische Musici, mit Instrumenten bewaffnet, wie ich sie früher schon einmal beschrieben und womit sie einen argen Lärm machten, zu welchem ein alter Türke, der vor ihnen saß, Loblieder auf den Propheten in näselndem Tone mehr sprach als sang. Doch ergötzten sich die umhersitzenden Gläubigen sehr bei dieser Unterhaltung und spendeten den Künstlern am Schluß derselben manchen Ausruf des Entzückens

und der Zufriedenheit. Jetzt trat ein Mährchenerzähler, Meddah, auf, und begann, wie uns Herr von C. sagte, von den Abenteuern Sidal-Battal's zu erzählen. Wir konnten natürlich nur wenig davon genießen, da wir kein Wort von seinen Reden verstanden; doch machte uns Herr von C. darauf aufmerksam, wie oft der Meddah Ton und Sprache änderte. Jetzt ahmte er den gravitätischen Ton eines Paschah nach, jetzt den unterwürfigen eines Sklaven, jetzt hörten wir die hustende Stimme eines alten Weibes, bald den Dialekt eines Armeniers, eines Franken oder Juden. Da Herr v. C. durch seine Bemerkungen unserm Gehör nachhalf, so machte es uns eine Zeit lang Vergnügen, dem Meddah zuzuhören. Als er zu dem interessantesten Theil seiner Erzählung gekommen war und die Zuhörer recht gespannt lauschten, wie sich der Held der Geschichte aus der verwickelten Affaire ziehen würde, hörte er plötzlich auf, stand auf und ging mit einem zinnernen Teller im Kreise herum, worauf jeder ein paar Para warf, um sich so Fortsetzung und Schluß der Geschichte zu erkaufen.

Wir verließen das Cafeehaus, um nach der Suleimanje zu gehen, wo noch mehrere dieser Häuser seyn sollten, in denen man hauptsächlich in den Nächten des Ramasans die Tiriaki oder Opiumesser ihr Wesen treiben sieht. Auf den Straßen herrschte noch immer das alte Gewühl. In den obern Theilen der Stadt, wo sich meistens die Gassen der verschiedenen Handwerker befinden, sahen wir oft neben andern Illuminationen verschiedene arabische Schriftzüge, aus kleinen Lampen zusammengesetzt. Es waren die Namen von Schutzheiligen der Gewerke, welche hier in der Türkei ebenso gut ihren Patron haben, wie die Innungen bei uns. Ja die ganze Einrichtung der Zünfte und Innungen bestand bei den Arabern weit früher, als bei uns, und wir haben sie wahrscheinlich von dort herüber angenommen, wenigstens leitet sich das Wort Zunft von dem arabischen Wort Sinf, das ist ein Gewerk, eine Innung, her.

Bei den Türken ist Adam der Schutzheilige der Ackerleute, Enoch der der Schneider und Schreiber, Joseph, der Zimmerleute, Abraham, der Milchverkäufer, Daniel, der Dolmetscher, Salomo, der Korbflechter, Jonas, der Fischer, Jesus, der Reisenden, Mohamed, der Kaufleute ꝛc.

An der Suleimanje, wo viele Cafeehäuser liegen, sahen wir nur zu einigen der größten hinein und fast in allen herrschte eine laute Fröhlichkeit. Da wurde gespielt und gesungen, dort beschäftigte der Meddah die Phantasie der Zuhörer und in andern trieben Lustigmacher und Tänzerknaben, wie wir sie in Adrianopel gesehen, ihr Wesen. Herr von C. führte uns in eine enge Gasse, wo nur hie und da wie zum Spott eine verglimmende Lampe brannte und vor ein kleines Haus, dessen Inneres, nothdürftig erhellt, uns die Einrichtung eines

ärmlichen Caffeehauses zeigte. Dieß war eine der Höhlen, in welchen die Opiumesser ihr Wesen treiben. Wir traten in das Local, das über alle Beschreibung schmutzig aussah, ließen uns auf einer hölzernen Bank am Eingang nieder und mußten eine Zeit lang warten, eh' sich der Wirth zu unserer Bedienung meldete. Dieß war ein kleiner magerer Mann, der sich auf eine sonderbar lächerliche Art, ich möchte sagen, fast tanzend, aus dem Winkel neben dem Kamin, wo er zusammengekauert saß, auf uns zu bewegte. Außer ihm waren noch drei bis vier andere Leute in dem Gemach, die die seltsamsten Bewegungen machten. Der Caffeetschi trat vor uns hin und hielt uns halb singend eine Anrede, in der er uns versicherte, es sey ihm eine Freude, daß wir sein Haus mit unserm Besuch beehrten. Der Kopf des alten Mannes hatte einen unangenehm lustigen Ausdruck. Seine Augen, starr und schwerfällig, wie die eines Betrunkenen, blitzten mit einem unnatürlichen Feuer. Die eingefallenen Wangen waren erröthet und die Mundwinkel zuckten hin und her. Es war mir ein unheimliches Gefühl, als der Alte, sich mehrmals vor uns verneigend, mir mit seinem langen schneeweißen Barte fast im Gesicht herumfuhr. Er ging auf dieselbe tanzende Art und beständig vergnügt vor sich hinsingend nach dem Heerde zurück, um uns Caffee zu kochen. Wir verlangten natürlich keine Pfeife, denn es war uns nicht darum zu thun, vielleicht eine mit Opium gewürzte zu bekommen, die uns wohl in einen noch schlimmern Zustand versetzt hätte, als wie der der Gäste, die sich hier befanden.

Im Hintergrund des Gemachs kniete einer derselben mit dem Gesichte gegen die Wand gekehrt und schien eifrig im Gebet versunken, wenigstens machte er alle die Bewegungen, wie wir sie in den Moscheen zuweilen beobachtet, doch mit so entsetzlicher Heftigkeit, wie sie nur die fanatischste Begeisterung hervorzubringen im Stande wäre. Bald schlug er seinen Kopf gegen die Bank, bald warf er ihn hinten über, daß wir sein blasses eingefallenes Gesicht verkehrt sahen, und der lange schwarze Bart in die Höhe stand. Er warf die Arme heftig von einander und schloß sie krampfhaft wieder. Die Worte, die er dabei ausstieß, fing er leise murmelnd an und steigerte allmählig seine Stimme, nachdem die Ideen in seinem erhitzten Kopfe immer wilder und verworrener aufwuchsen, bis zu lautem Geschrei, das er mit dem öftern kreischenden Ausrufe: Allah il Allah! schloß. Neben ihm lag ein noch ziemlich junger Mensch, eine elende abgemagerte Jammergestalt, dem die Thränen aus den Augen stürzten und dessen stumme entsetzliche Trauer, welche das ganze Gesicht ausdrückte, einen schneidenden Contrast mit der grellen ausgelassenen Lustigkeit eines baumstarken Negers bildete, der auf der andern Seite in einem dunkeln Winkel lag. Die Augen des Schwarzen glänzten, wie die eines wilden Thiers, und die Reden, die

er ausſtieß, kamen mit Blitzesſchnelle zwiſchen den ſchneeweißen Zähnen hervor, die er wiehernd lachend auf einander biß. Er warf ſeine muskulöſen Arme begeiſtert um ſich herum, zeigte bald vor ſich hin, bald in die Höhe und machte überhaupt ſo entſetzlich lebhafte Mienen und Zeichen, daß mir war, als verſtünde ich ſeine verworrenen Reden. Der Unglückliche träumte vielleicht von ſeinem Lande, von den Palmen, unter denen er gewandelt, von der gelben Flut des Nils, in der er gebadet. Jetzt faßte er mit ſeinen Armen die Luft, als ergreife er etwas und ſeine Finger krampften ſich ſo in einander, daß die Muskeln ſchwellend heraustraten. Kam ihm vielleicht in dieſem Augenblicke das Bild eines Kampfes vor die Seele, in dem er ſeinen Feind überwindend niederriß und jetzt, da er die Arme wie ermattet herunter ſinken ließ und ſich zurücklehnend mit den ſchwarzen Augenlidern das wilde Feuer ſeiner Blicke auslöſchte, dachte er da vielleicht an eine ſanfte Hand, die ihm über das Geſicht fuhr und den Schweiß von der Stirne wiſchte?

Doch genug von dieſen entſetzlichen Bildern! Der Anblick dieſer Menſchen war uns Allen nach wenigen Augenblicken ſo unerträglich und wirklich Furcht erregend, daß wir das Haus verließen, ohne unſern Caffee anzurühren. Der Anblick von Wahnſinnigen iſt gegen das Ausſehen dieſer Menſchen ein beruhigender zu nennen. Man weiß doch, daß bei jenen gehörige Vorſichtsmaßregeln getroffen ſind, daß ſie ihren Nebenmenſchen nicht ſchaden können. Aber wer bürgt mir dafür, daß nicht einer dieſer Verzückten auf mich zuſtürzt und mich ohne alle Umſtände erwürgt?

Das Laſter des Opiumeſſens verſchwindet glücklicher Weiſe ſelbſt im Orient immer mehr und mehr, und die Individuen, die es noch treiben, ſind den Andern noch viel verhaßter, als ein Menſch bei uns, der beſtändig betrunken iſt. Man muß aber auch die gräßlichen Geſtalten dieſer Menſchen ſehen, wie ſie blaß und abgemagert, halb taub und blind und abgeſtumpft für alle Genüſſe des Geiſtes und alle Freuden des Lebens dahin wanken, wenn der Rauſch des Opiums nachgelaſſen.

Obgleich das Opium, (ein Opiat aus Hyosciamus) Haſchiſche genannt, meiſtens aufgelöst getrunken wird, ſagt man jedoch nach dem Idiotismus der türkiſchen und perſiſchen Sprache: er *ißt* Opium und *trinkt* dagegen den Rauch der Pfeife. Wahrſcheinlich brachte der Genuß des Opiums in alten Zeiten die Aſſaſſinen in jene Begeiſterung und Todesverachtung, mit der ſie das von ihrem Meiſter bezeichnete Opfer in der Mitte der Seinigen aufſuchten und niederſtießen.

Uns Alle hatte der Anblick jener Unglücklichen trübe geſtimmt und wir wandelten ſchweigend durch die Gaſſen der Hauptſtadt, in denen, da Mitternacht vorüber war, die laute Fröhlichkeit mit einem

Mal nachgelaſſen. Hie und da wandelte noch ein Verkäufer herum und die Lichter auf ſeinem Tragtiſche waren niedergebrannt und erloſchen allmählig. Die illuminirten Namen und Figuren hatten ſchon große Lücken, und an den Minarets brannte noch hie und da eine Lampe, deren flackerndes Flämmchen ſich ſchwach gegen die mächtige Nacht vertheidigte, die mit ihrem wehenden ſchwarzen Schleier den Glanz ſo vieler tauſend Lichtchen ſchon getödtet hatte. Als wir auf der großen Brücke waren, und noch einmal nach Stambul zurückſchauten, ſtieg der Mond hinter Scutari empor und grüßte uns mit einem langen zitternden Lichtſtreifen, den er über Hafen und Brücke warf.

Eine Audienz beim Sultan. Diner beim Reſchid Paſcha.

So oft wir auch Gelegenheit hatten, den jungen Padiſchah, den Beherrſcher der Gläubigen, auf der Straße, oder auf dem Hafen zu ſehen, ſo konnten wir außer dem Baron doch nicht das Glück haben, vor ſein erlauchtes Antlitz zu treten, weil wir weder Rang noch Titel, oder was noch ſchlimmer war, keine Uniformen beſaßen, ohne welche man ſich dem Sultan nicht präſentiren darf. Nachfolgende kleine Skizze über eine Audienz beim Sultan entnehme ich aus einem Briefe des Barons.

— — Da wir uns gerade in der Zeit des Ramaſans befanden, ſo konnte uns erſt nach Sonnenuntergang die Ehre zu Theil werden, eine Audienz beim Sultan zu erlangen. Es war acht Uhr Abends, als ich in das Kaik des preußiſchen Geſandten ſtieg, der die Güte hatte, mich ſeiner Hoheit vorzuſtellen. Wir fuhren bei Galata ab und kamen in kurzer Zeit an den Schiffen vorüber, die zur Feier des Ramaſan glänzend erleuchtet waren. Es iſt ein großartiger Genuß, in dieſen Nächten auf dem Waſſer zu fahren und um ſich die mächtigen Häuſermaſſen von Stambul, Pera, Galata und Skutary von tauſend und tauſend Lichtchen hell erleuchtet zu ſehen.

Unſer Boot hielt bei den Terraſſen des Sommerpalaſtes von Beſchiktaſch und wir wurden durch einige Hofbeamte in ein Gemach zu ebener Erde geführt, wo uns der Oberſthofmarſchall Kurſim-Bey empfing. Das Gemach iſt wie der ganze Palaſt halb türkiſch, halb europäiſch eingerichtet; denn neben den Divans enthält es Fauteuils, ſchöne Spiegel und franzöſiſche Kronleuchter. Der Hofmarſchall empfing uns ſehr freundlich, bewirthete uns mit Caffee und Pfeifen, wobei die Unterhaltung, die wir mit ihm hielten, durch den Dolmetſcher des preußiſchen Geſandten geführt wurde. Nach Verlauf einer halben Stunde erſchien einer der Hofbeamten wieder, der uns hieher gebracht und nahte ſich dem Bey, ihm einige Worte ſagend, worauf dieſer ſich erhob, um uns vorangehend zum Gemach des Sultans zu begleiten. Dieſes, ebenfalls im untern Stockwerke, war nicht prächtiger eingerichtet,

als das des Hofmarschalls und ganz in demselben Geschmack. Auch war es sparsam erleuchtet, denn von den Lichtern auf dem großen Kronleuchter brannte keins, sondern vier Wachskerzen auf bronzenen Leuchtern stehend, waren hie und da auf den Boden gestellt. Der Beherrscher der Gläubigen saß in einem großen Fauteuil, das er jedoch bei unserm Eintritt mit der Ecke des Divans vertauschte, in welcher er sich auf die untergeschlagenen Beine setzte. Er trug über dem gewöhnlichen blauen Ueberrock einen braunen langen Mantel, den eine Agraffe von Diamanten auf der Brust zusammenhielt und auf dem Kopfe das Feß, an dem ebenfalls ein großer Stern von Brillanten prangte. Vor ihm stand der damals mächtige Reschid Pascha und übersetzte seinem Herrn die Gefühle der Dankbarkeit, die ich ausdrückte, mich an dem Glanz seines erhabenen Angesichtes erfreuen zu dürfen, aus dem Französischen ins Türkische, nachdem mich der Sultan mit dem üblichen Gruß der Morgenländer: „Der Herr segne Deinen Eingang bei uns!“ empfangen hatte.

Die ganze Audienz dauerte ungefähr eine halbe Stunde, in welcher er mich über den Zweck meiner Reise befragte, so wie auch, ob mir seine Pferde gefallen und dergleichen Kleinigkeiten mehr. Dann legte er die Hand an sein Feß, wir waren entlassen und verließen das Gemach. — —

Eine lächerliche Anekdote in Bezug auf eine Audienz unserer frühern Reisegesellschaft des Lords und der Lady Londonderry beim Sultan war damals in aller Leute Mund und ist wirklich zu interessant, um sie nicht mit kurzen Worten zu erzählen. Seine Herrlichkeit der Lord hatten, wie sich von selbst versteht, eine officielle Audienz, die aber seiner Gemahlin, welche auch den Sultan in der Nähe zu sehen wünschte, aus dem Grunde nicht zu Theil werden konnte, da das Gesetz dem Beherrscher der Gläubigen verbietet, die Frau eines Ungläubigen bei sich zu empfangen. Doch war der junge Padischah, dem der Wunsch der Lady zu Ohren kam, so galant, höchst eigen ein Auskunftsmittel vorzuschlagen. Es wurde der Lady nämlich eine Stunde bezeichnet, in welcher sie sich die Gemächer des Palastes sollte zeigen lassen, und wo ihr der Sultan alsdann, ganz wie von ungefähr begegnen und im Vorbeigehen einige Worte an sie richten würde. Die bestimmte Stunde erschien und Ihre Herrlichkeit betrat den Palast von Beschikdasch nicht nur wie gewöhnlich im großmöglichsten Staate, sondern hatte ihren ganzen Diamantenschmuck, einen der schönsten und reichsten in der Welt, um und an sich gesteckt. Sie wurde durch den Hofmarschall in die untern Zimmer geführt, und man mußte, wer weiß durch welchen Zufall, den Sultan im Voraus davon benachrichtigt haben, in welchem Glanz die Lady erschienen sey, kurz er befahl seinen Palast-

offizieren, ihre Rischah und Rangzeichen mit Brillanten besetzt augenblicklich holen zu lassen und gleich umzuhängen, worauf sich einer nach dem andern verlor, um mit Diamanten geschmückt gleich darauf wieder zu erscheinen. Die Lady besah die untern Gemächer, die Corridors, die Terrassen nach dem Garten zu und auf einer dieser letzteren begegnete ihr der Sultan. Der Padischah blieb stehen und wechselte durch Reschid Pascha einige Worte mit ihr, ehe er seinen Weg fortsetzte. Doch war ihm wahrscheinlich die Masse Diamanten, mit welcher Ihre Herrlichkeit behängt waren, ein wenig stark vorgekommen, denn wenige Minuten darauf gab er seinem Minister den kitzlichen Auftrag, sich bei der Lady zu erkundigen, ob die Steine auch alle ächt seyen, und was sie in dem Falle wohl gekostet hätten; eine Commission, deren sich der gewandte Reschid Pascha mit Uebergehung der ersten Frage um so leichter entledigte, weil die Lady es liebte, die ungeheure Summe anzugeben, welche jener Schmuck auch wirklich gekostet.

— — Eine Einladung, die mir am andern Tage zu Theil wurde, war mir um so interessanter, da sie von dem hochgestellten Reschid Pascha ausging und auf ein türkisches Diner lautete. Es war Abends gegen sieben Uhr, als wir uns in die Wohnung des Ministers begaben, die eben so wie der Palast vor Beschikdasch halb europäisch, halb türkisch eingerichtet ist. Die Divans waren hier das einzige Orientalische und Reschid Pascha hatte von seinem früheren Aufenthalte als Gesandter in Wien Stühle, Sopha's, Consoletische, Spiegel ꝛc. von dort mitgebracht.

Einige Bemerkungen über das Diner mögen hier erlaubt sein. Unmittelbar vor dem Essen, noch im Empfangszimmer, wurde jedem Gaste ein eigenes kleines Tischchen vorgesetzt, worauf Täßchen mit etwas Suppe. Dies soll den Appetit reizen. Eine Viertelstunde später gingen wir zur eigentlichen Mahlzeit. Wir waren sieben Personen, für welche ein ziemlich kleiner runder Tisch mit einer Silberplatte und erhabenem Rande bereitet war. Rings um am Rande des Tisches waren alle Arten von geschnittenem Brod gelegt, in der Mitte stand als erste Schüssel der Pillau; um denselben kleine Platten mit Salat, geschnittenem Obst, Confituren und gesalzenen Sachen, Alles unter einander. Als Besteck war nur ein Löffel für jeden Gast sichtbar. Merkwürdig ist, daß das Tischtuch nicht auf den Tisch, sondern der Tisch auf das Tischtuch gestellt wird. Der Tisch selbst hat nur einen Fuß in der Mitte. Das Tischtuch ist von Damast mit Gold gestickt; dieses wird in die Höhe gezogen, jeder Gast breitet es sich über den Schooß und streckt die Beine darunter. Dann erhält er noch eine Serviette von grober Leinwand, um sie über die Stickerei zu thun. Nun beginnt das Essen; Jeder greift mit seinem Löffel in die Schüssel, verliert

unterwegs die Hälfte und greift von Neuem zu. Der Minister bemerkte, daß wir in den Gebräuchen einer türkischen Mahlzeit noch nicht hinreichende Geschicklichkeit erlangt hatten; er ließ für das nächste Gericht Teller und Bestecke kommen. Hierauf folgte eine Unmasse von Gerichten, süß und sauer unter einander, wobei die Etikette erfordert, daß, so wie eine Schüssel auf die Tafel gesetzt ist, ein Diener bereits die nächste hinter dem Tische bereit hält. Die süßen Speisen waren gut, jedoch so süß und fett, daß ich nur wenig davon genießen konnte. Der Türke nimmt nur wenig auf einmal, wodurch das Fingeressen etwas reinlicher, auch die Menge der Speisen erklärlich wird.

Man hat mir erzählt, daß in der alten guten Zeit türkischer Herrlichkeit, zum Besten der Großen des Reiches, wenn sie reisten, auf ihrem Paß vorgeschrieben wurde, wie viel Speisen ihnen gereicht werden müßten. Die Zahl derselben betrug oft einhundertundzwanzig.

Bei unserm heutigen Diner wurde kein Wein, nur Wasser vorgesetzt. Als schöne blaue Tassen auf den Tisch gestellt wurden, hielt ich es für Mundwasser, und glaubte, das Diner sey zu Ende. Es war aber Scherbet, und dies bezeichnete die Hälfte der Mahlzeit. Gegen Ende erscheint noch einmal Pillau, damit jeder Gast, dem die andere Speise nicht zusagt, sich daran halten könne. Die Höflichkeit will, daß der Hausherr immer zuerst ein wenig aus der Schüssel nimmt, wobei er sagt: Bujurum (Wenn's beliebt). Nach Tische ging man in ein Nebenzimmer; jedem Anwesenden wurde ein Becken nebst Kanne präsentirt, sich die Hände zu waschen. Dann wurden Pfeifen gebracht und Caffee getrunken. Der Minister ließ mich in seinem Wagen nach Hause führen.

Das neue Serail.

I. Von der Hafen- und Seeseite.

Wenn man in lauen Mondscheinnächten, deren das Clima um Constantinopel selbst in der späteren Jahreszeit noch viele giebt, in dem kleinen Kaik langsam und die Schönheiten rings genießend auf dem goldenen Horn umher fährt, dann öffnet sich leicht die Brust und nimmt gerne in sich auf die Klänge und Sagen, die ihm jener Thurm, jener Fels, selbst die spielenden Wellen geheimnißvoll zuflüstern. Die ganze Gegend hier gleicht einem aufgeschlagenen riesenhaften Geschichtsbuch, wo man in jeder Zeile, jedem Fuß breit Landes etwas Neues, Ungeheures lesen kann. Welche Poesie, welche Geschichte versammelt sich nicht auf und an diesen Gewässern! — Könnte ich den Nachen zur Muschelschaale des Zauberers machen und in ausgestrecktem Arm den Zauberstab schwingen, um den Schatten, die einstens hier gewandelt, zu befehlen, daß sie sich auf der dunkeln Fluth zeigten und langsam bei mir vorbeischwebten! Ach keine Macht kann das, und nur die Phan-

taſie vermag aus der Erinnerung Geſtalten vor das innere Auge zu zaubern, gewaltige Bilder, die wir in der Kindheit in uns aufnahmen und die in den ſpätern geräuſchvollen Wellen des Lebens allmählich erblaßten, jedoch hier auf dem Platze ihrer Entſtehung ihr volles Recht wieder geltend machen und lebhafter als je vortreten. — Hier wo ich jetzt mein Boot wende, ſchifften die Argonauten, denen die Jugendträume ſo gern nach Colchis folgten, um ihnen genau zuzuſehen, wie ſie unter Gefahren und Mühen das goldene Vließ des Widders zurückholten. Dort die Landſpitze hieß einſt Bosphorus und hier trat die ſchöne Jo, in eine Kuh verwandelt, an's Land. Zur Linken bei Top-Chana, wo ſich jetzt der bunte Palaſt des Sultans erhebt, opferten die Jünglinge dem Helden Ajax, und wo heute die Gebäude der türkiſchen Artillerie ſtehen, hatte einſt Ptolemäus Philadelphus ſeinen Tempel. — Vor mir liegt Skutari, das alte Chryſopolis, der letzte Ruhepunkt der Caravanen, die ihre Schätze von Aſien nach Europa führten. Hier auf dieſen Gewäſſern zeigten ſich um's Jahr 654 zum erſten Mal die Schwärme der räuberiſchen Araber unter ihrem Kalifen Moarin, der erſte, welcher das Verbot Omars übertrat, der den Arabern, wie früher Lykurg den Spartanern, die Seefahrt verboten, und nach dieſer Zeit machten die Araber bis um's Jahr 780 ſieben Verſuche, die Hauptſtadt des griechiſchen Kaiſerthums zu erobern, alle vergeblich, bis Mahomed II. im Jahre 1453 nach einer Belagerung von ſieben Wochen die Stadt zu Waſſer und zu Land ſtürmte, und ſie erobernd das Wort des Propheten erfüllte, ein Wort, welches den Herrſcher der Osmanen ſtets zu neuen Verſuchen wider Byzanz geführt hatte: „Sie werden erobern Conſtantinopel, wohl dem Fürſten, dem damaligen Fürſten, wohl dem Heere, dem damaligen Heere. —“

Unter all' dieſen Betrachtungen, die Land und Meer gewaltſam herbeiführen, und denen ich ruhig nachhängen kann, geht es mir wie dem Kinde, das von all dem Schönen, was ihm erlaubt iſt, den Blick beſtändig nach jenem prächtigen Palaſte hinſchweifen läßt, deſſen Thore ihm verſchloſſen ſind, und wo es doch ſo gern wenigſtens durch's Schlüſſelloch ſehen möchte, um etwas zu erſpähen von den Herrlichkeiten, die er, wie man ſich heimlich erzählt, enthalten ſoll. Mir lag dieſer verſchloſſene Palaſt, das neue Serail, zur Rechten, und wenn auch auf ſeinen Terraſſen nicht mehr wie ſonſt, zahlreiche Sklaven lauern, die das ſich unvorſichtig nähernde Boot ergreifen, es umſtürzen und die darin Sitzenden ertränken oder erſchießen, ſo haben doch die entſetzlichen Geſchichten, die dort geſchehen, und die Flüche, die aus jenen bunten Luſthäuſern hervordrangen, einen Zauberkreis um ſeine Mauern gebildet, dem man ſich nur mit ängſtlich klopfendem Herzen nähert.

Im hellen Mondſchein lag das Serail vor mir; es ſcheint nur der

Aufenthalt einer böſen Fee zu ſeyn, die den Unerfahrenen anlockt, um ihn zu verderben. Wie ſchön glänzen in dem weißen Lichte die vergoldeten Dächer der bunten Kioske und ſcheinen ſo freundlich zwiſchen Gruppen von ſchwarzen Cypreſſen und dicht belaubten Platanen hervor, ſchönen Mädchen gleich, die ſich zwiſchen Roſengebüſchen verbergen und den Vorübergehenden neckend anrufen. Die Wellen des Meeres ſchlagen einförmig an die Grundmauern des Gartens und ich weiß nicht, iſt es das Gemurmel des Waſſers, wenn es von dem zackigen Geſtade herabträufelt, oder was ſonſt — ich glaubte, leiſe hinſterbende Accorde zu vernehmen. —

Das ganze Geſtade, welches jezt die Wohnung der Sultane mit ihren Heimlichkeiten und Verbrechen trägt, iſt mir immer wie ein verfeyter Platz vorgekommen, der bald gut, bald böſe auf ſeine jedesmaligen Bewohner einwirkt. Kein Fleck der Erde hat wohl eine ſo großartige, aber auch blutige Geſchichte zu erzählen wie dieſer. Schon der erſte Gründer von Byzanz, Byzas, baute auf dieſem ſanft anſteigenden Hügel dem Poſeidon und der Aphrodite Altäre, die ſich unter den Conſtantinern, dem chriſtlichen Glauben gemäß, in Kirchen und Capellen verſchiedener Heiligen umwandelten. Auf derſelben Stelle erhob ſich ſpäter der große Palaſt der griechiſchen Kaiſer oder vielmehr die verſchiedenen Gebäude, welche die alte Kaiſerburg bildeten und die noch einen größeren Raum einnehmen, als das heutige Serail. Stolze Bauten ſpiegelten ſich zu jener Zeit in den Wellen der Propontis, Thore, Säle und Bäder von glänzendem Marmor, ſtattliche Porphyrſäulen ragten hoch empor und von ihnen ſchauten die Bildſäulen verſchiedener Kaiſerinnen weit in's Meer — Alles das verſchwand größtentheils, indem bald große Empörungen, ſo wie auch die Zeit dieſe Bauten zuſammenſtürzten. Nicht minder griff auch die Hand einzelner Menſchen zerſtörend ein, wie die des Kaiſers Juſtinian; der aus den vergoldeten Ziegeln des ehernen Thorpalaſtes Chalke ſeine auf dem Saal des Auguſteon aufgeſtellte Bildſäule gießen ließ.

Mit Zeit und Geſchichte Hand in Hand gehend, entſtanden alsdann neue Paläſte und Denkmäler hier, dem jedesmaligen Weltalter analog. Die alte Zeit wurde in ihrem Eiſenkleide zur Ruhe gelegt und die neuen Herrſcher von Byzanz legten ihr beturbantes Haupt einer ſchönen Sklavin in den Schoos, und bauten ſich mitten in den dunkelſten Partien ihres mit Marmorbecken und Roſengebüſchen gezierten Gartens zierliche Kioske, leichte vergoldete Häuſer, die das Auge der Neugierigen blendeten und ihn wie der Blick der Schlange feſthielten, bis ihn der Arm erreichte, der den Unglücklichen für ſeine Verwegenheit tödtet. Ehrgeiz und Wolluſt zogen lange glänzende Fäden an dieſen Mauern, einem Spinnennetz gleich, und ſo entſtand das neue Serail, in deſſen Mitte

der Beherrscher der Gläubigen thronte, fast unsichtbar und jedem fürchterlich, der sich der schimmernden Höhle nähern mußte.

Wer nach Constantinopel kommt, umsegelt gewiß öfters die Spitze des Serails, und wenn er sich träumend verlor in die gewaltige blutige Geschichte, die hinter diesen Mauern vor sich ging, steigt gewiß der Wunsch in ihm auf, etwas Näheres über das Innere und die Einrichtung dieser geheimnißvollen Paläste und Lusthäuser zu erfahren. Doch ist es wenig Europäern gelungen, von der Seite des Meeres, wo sich die Frühlingharems, die meisten Gärten und Bäder befinden, einzudringen; denn so sehr sich auch hier schon die Zeiten geändert haben und dem Neugierigen erlaubt wird, manche Blicke in Gebäude und Verhältnisse zu thun, die früher mit dem Tode bestraft worden wären, so ist doch die Erlaubniß, das neue Serail zu sehen, sehr eingeschränkt und wird mit seltenen Ausnahmen nur der Eintritt von der Landseite gestattet, wo auch wir ohne viele Mühe bis hinter das Thor der Glückseligkeit drangen.

Daß wir bei unsern Spazierfahrten oftmals den Blick verlangend zu den hohen Mauern des Uferpalastes schickten, und Alles anwandten, die Erlaubniß zu einem Besuch zu erwirken, kann jeder denken; doch hatte man uns im Allgemeinen versichert, obgleich der Sultan augenblicklich in seinem gegenüber liegenden Palaste von Beschiktasch residire, es würde unmöglich seyn, einen Ferman zu erlangen, um diese stets verschlossenen Gärten und Gemächer auch nur flüchtig zu sehen, und schon hatten wir alle Hoffnung aufgegeben, als es durch eine sonderbare Verkettung von Umständen dem Baron und mir gelang, an einem schönen Abend und im wahren Sinn des Worts durch eine Hinterpforte in die geheimnißvollen Räume des neuen Serails zu dringen. Doch da es uns nicht vergönnt war, einen Dragoman mitzunehmen, auch unser Führer im Innern des Palasts, obgleich er sehr redselig war, nur türkisch sprach, so hätte ich wohl für meine Person die wirklich ängstlichen und gespannten Empfindungen beschreiben können, die mich ergriffen, als das Thor sich hinter uns wieder schloß und wir uns in den Gärten befanden, wo im Falle unseres Verschwindens keine Macht der Erde augenblicklich im Stande gewesen wäre, unserer Spur nachzuforschen; aber für mein Tagebuch und andere Mittheilungen hätte ich keinen Gewinn gehabt, wenn der Baron nicht den guten Gedanken hatte, einen Theil des trefflichen Werkes von Hammer über Constantinopel und den Bosporus mitzunehmen, der vor mehreren Jahren ebenfalls und bessere Gelegenheit hatte, diese Gebäude zu besehen, welches uns nun als Cicerone und vorzüglicher Erklärer diente.

Es war an einem der schönen Herbstabende, so lau und angenehm, daß man glauben möchte, im Frühling zu seyn, und doch waren wir schon im Monat November, als uns das kleine Boot quer über das

goldene Horn hinwegtrug, um die Spitze des neuen Serails herum in die Propontis. Wir flogen, ohne ein Wort zu sprechen, längs der Felsen, die das Meer bespült und auf welchen die hohen festen Gartenmauern des Serails stehen. Unser Kaikschi, ein Armenier, den wir bei unsern Fahrten oft benützt, ein redseliger Mensch, der uns stets mit einer Menge Fragen quälte, die wir ihm doch nicht beantworten konnten, sprach bei unserer heutigen Fahrt kein Wort, und als wir unter die vergitterten Fenster des ersten zum Serail gehörigen Kiosk kamen, drückte er seine Filzmütze fest auf die Stirn und bearbeitete ohne aufzusehen mit seinem Ruder die Wellen so gewaltig, daß wir einer Seemöve gleich an dem zackigen Ufer hinfuhren. — Der Abend war so schön, die Sonne warf ihre letzten Strahlen herüber, die Wellen des Marmormeers vergoldend, die vergnüglich auf- und abspielten, und die Berge Kleinasiens, vor Allen der schneebedeckte Olympos, brannten in hellem Feuer. — Jetzt waren wir am Ziele unserer Fahrt angelangt, der Kaikschi legte ein Ruder weg und trieb die Spitze des Fahrzeugs mit dem andern zwischen zwei Felsen am Ufer. Wir sprangen hinaus und mußten zurückblickend über die Angst des Armeniers lachen, über die Hast, mit der er sein Boot wieder vom Ufer entfernte, und alsdann mit noch größerer Geschwindigkeit wie früher weit in's Meer hinausfuhr, um auf einem großen Umweg den Hafen wieder zu gewinnen. In wenigen Augenblicken sahen wir seine Nußschaale in den hohen Wellen der Strömung auf- und abtanzen und bald verschwinden.

Wir traten zu einer kleinen Pforte, nicht weit von dem Kiosk Selim III., die uns auf ein gegebenes Zeichen ein Schwarzer öffnete, der dieselbe aber hinter uns wieder sorgfältig verschloß, und befanden uns in einem großen Garten voll duftender Jasmingruppen, Rosengeländer und großen Parthien schöner Platanen, die ihre dunkeln Zweige wie schützende Flügel ausstreckten und unter denen eine tiefe unheimliche Stimme brütete. Ich weiß nicht, es war ein sonderbares Gefühl, hier zu wandeln. Wie Diebe in der Nacht schlichen wir anfangs vorwärts, auf jedes fallende Blatt lauschend und beinahe über das Knistern erschreckend, das unser Fußtritt auf dem weichen Sand verursachte. Doch die Sicherheit unseres schwarzen Führers, mit der er so laut als möglich sprach und uns die Gegenstände umher erklären wollte, lösten die ängstlichen Träume, die das Andenken an die frühere fürchterliche Geschichte dieses Orts um mein Herz gelegt, und ließ uns die interessanten Sachen so genau betrachten, wie es in der Schnelligkeit, mit der wir hindurch gingen, möglich war. Der Garten, in dem wir uns befanden, der neue Garten genannt, wird durch zwei große Laubgänge in vier Theile getheilt, auf denen Gruppen, so wie Lauben von Rosen und Jasmin Schatten gegen die Sonne geben, während allerlei da angebrachte

Waſſerwerke, ſpeiende Löwen, gewöhnliche Fontainen, Sterne ꝛc., die ſich aber gerade nicht durch großen Geſchmack auszeichneten, den Damen, die auf den angebrachten Steinſopha's ruhen, Erfriſchung gewähren. Wir ließen uns einen Augenblick auf einen dieſer Ruheſitze nieder, von dem man zwiſchen den Zweigen einiger Bäume eine Ausſicht bis auf die hohe See hatte. Wie manche jener unglücklichen Frauen, die hier in der Gefangenſchaft ihre Schönheit und Jugend verblühen ſahen, hatte wohl ihre Blicke hoffend oder verzweifelnd da hinausgeſandt, und ſich, in die ſpielenden Wellen ſchauend, goldenen Träumen überlaſſen, in denen ſich ihr die verſchloſſenen Thore des Harems öffneten und ſie die erdrückenden prächtigen Gewänder zurücklaſſend mit Freuden in ein armſeliges kleines Boot ſprang, das ſie ihrer Heimath zuführte, ihrer Heimath, wo ſich liebende Arme, denen ſie entriſſen war, jauchzend zu ihrem Empfange öffneten. Wie mußten dieſe Träume ſo ſüß ihr Herz erfriſchen und der Unglücklichen ihre Schmach vergeſſen machen, bis der rauhe Ruf der Wächter ſie emporſchreckte und ſie hineintrieb in ihre vergitterten Zimmer, wo die murmelnde Fontaine ihr melancholiſch andere Dinge zuflüſterte, entſetzlich blutige, die das klare Waſſer mit angeſehen.

Das Kiosk Selim III. liegt in dieſem Garten hart am Meere und man muß von den obern Zimmern deſſelben eine prächtige Ausſicht auf die aſiatiſche Küſte und die vorüberfahrenden Schiffe haben. Das untere Stockwerk dieſes Gebäudes iſt ein gewölbter Saal mit einem einfachen Springbrunnen, um den die dienenden Weiber und Mägde ruhen und ſich die Zeit mit Mährchenerzählen vertreiben. Die Zimmer oben, zu der unſer Führer leider keinen Schlüſſel hatte, beſtehen aus einem prächtigen Gartenſaal, halb europäiſch eingerichtet, wo ſich neben den türkiſchen Divans große franzöſiſche Spiegel befinden, und wo engliſche Kronleuchter das Gemach erhellen. Rechts und links von dieſem Saale ſind zwei Zimmer, eins für den Sultan, das andere für die jedesmalige Favorite.

Von dieſem äußern Garten tritt man durch einen langen dunklen Gang, der einen Flügel des Harems durchſchneidet und mit zwei eiſernen Thoren verſchloſſen iſt, in den inneren Blumengarten; der rechte Theil heißt der Cypreſſen- und der linke der Hyazinthen- und Tulpen-Garten. Dieſer innere Blumengarten iſt ein Viereck, von Gebäuden des Serails umſchloſſen und in einem wunderlich phantaſtiſchen Geſchmacke angelegt. Die ſchwarzen Geſtalten hochſtämmiger Cypreſſen werden noch ſchärfer hervorgehoben durch den glänzenden bunten Blumenteppich, aus dem ſie wachſen, indem Tulpen, Hyazinthen und Roſen, durch einander blühend, ein ſchönes Farbenſpiel entfalten, das angenehm unterbrochen, aber

nicht gestört wird durch die mit Marmor ausgelegten Fußwege und die bunte Porzellaneinfassung der verschiedenen Beete.

In seltsamen Gestalten ragen hie und da aus dem Laubwerk einzeln stehender Platanen und colossaler Rosensträuche kleine Bauwerke hervor, dünne Pfeiler, kleine Thürmchen mit glänzenden Dächern, Kamine, mit Arabesken verziert, Marmorgeländer, die Behälter voll klarem Wasser umgeben, und eine Menge anderer Spielereien um die Herumwandelnden zu erfrischen und zu zerstreuen. Wir gingen gerade durch diesen Garten und traten durch ein anderes Thor, das dem, zu welchem wir oben hereingekommen, gegenüber liegt, in einen langen schmalen Gang, der fast eine ganze Seite der Gebäude einnimmt, die um den innern Blumengarten liegen. Diese Gallerie erhält ihr Licht durch kleine runde Fenster. An den Wänden hingen verschiedene Kupferstiche; wie mir schien, waren es Pläne von Festungen oder Schlachten.

Lang und schmal, wie dieser Gang ist, möchte ich ihn die Lebensader des Serails nennen; aus ihm strömen die, freilich bösen Säfte, welche das ganze Getriebe des Haremwesens in Leben und Kraft erhalten, denn zu ebener Erde wohnen hier die Eunuchen, die barbarischen Wächter der Weiber und die privilegirten Angeber der Vergehen, die sich jene zu schulden kommen ließen oder die ihnen nur angedichtet wurden. Schrecklich wirkte die Anklage aus dem Munde eines Verschnittenen, fast gleich, ob sie die Sultanin oder die geringste Zofe traf. Aus diesem Gange treten wir links in die Gallerie der Kupferstiche und kommen aus ihr in die eigentliche Wohnung des Sultans, zuerst in den sogenannten persischen Saal der Hängeleuchter, ein wirklich heimliches reizendes Gemach. Die Divans rings an den Wänden sind mit geschnittenem Sammt überzogen und große prächtige Spiegel, einst von den Russen zum Geschenk dargebracht, bedecken die Wände. Die Fenster dieses Saales, von außen durch rankende Pflanzen und Rosengebüsche fast unsichtbar, gewähren dennoch eine reizende Aussicht auf den Blumengarten — hier möchte ich auch als Sultan ruhen, die lange Pfeife in den Händen und stundenlang gedankenlos in den Garten schauen, auf den Flor der Blumen und Mädchen meines Harems, oder mich in dem klaren Wasser spiegeln, das vor meinen Fenstern ein schönes Marmorbecken füllt. Wie oft mag der Beherrscher der Gläubigen da hinabgeschaut haben und die tanzenden Rosenblätter auf dem Wasser waren ihm seine Flotten, die er in Gedanken hinaus sandte in die Welt, um neue Länder zu erobern — bis ihn ein weißer runder Arm aus diesen Träumereien weckte, um ihn in andere süßere zu versenken. Hier dieses Wasserbecken war es vielleicht, wo Sultan Ibrahim auf seine Lieblingsweise mit seinen Weibern und Kindern scherzte, indem er sie aus dem Fenster des Gemaches entkleidet in das Marmor-

becken warf und eine Zeit lang darin herumplätſchern ließ, ehe er den umſtehenden Sklaven den Befehl gab, ſie wieder herauszufiſchen.

Durch ein Bad des Sultans Abdul-Hamids traten wir aus dem perſiſchen Saal in die Bibliothek Selim III.; zwei prächtige Zimmer, ein kleineres mit Bücherſchränken, nach Hammer die Handbibliothek Selims, Geſchichtsſchreiber und Dichter, durchgängig Prachtexemplare, durch Schöne der Schrift ausgezeichnet. Das größere hat einen ganz goldenen Plafond, von welchem Körbe mit künſtlichen Vögeln herunterhängen, die dem ruhenden Gebieter etwas vorſingen. Uns mochten ſie nicht für würdig halten, ihre Stimmen ertönen zu laſſen und uns zu unterhalten; denn ſie waren ſtumm wie alle dieſe zauberhaften Räume. An den Wänden des Gemachs hingen prachtvolle, meiſtens alte Waffen, reich mit Gold und Edelſteinen beſetzt, Dolche, Piſtolen, Säbel, Bogen und Köcher. In der Mitte auf einem prächtigen Bodenteppich ſtand ein großes Kohlenbecken (Mangahl). Wir ſahen in dieſem Privatzimmer rings auf allen Divans herum, ohne zu finden, was wir ſuchten; denn hier lag, wie Herr von Hammer erzählt, die große Brieftaſche des Sultans, aus gelbem Leder mit Silber geſtickt, eine ähnliche, wie ihm bei feſtlichen Gelegenheiten von einem der Kronbeamten vorgetragen wird. Jetzt war ſie nicht mehr da; wahrſcheinlich hat ſie Sultan Abdul Medſchid mit nach Beſchiktaſch genommen, wo er jetzt gerade wohnt; denn die Großmächte werden ihm ſo viel zu notiren geben, daß er vermuthlich ſeines ganzen Brieftaſchen-Vorraths bedarf, um ſich Alles gehörig zu merken.

Eine Thüre von vergoldetem Schnitzwerk führt aus dem Zimmer des Herrſchers zurück in den Theil des Blumengartens, der der Hyazinthengarten heißt. Die Gärten des Serails, ſo wie die Privatwohnung des Sultans hatten wir nun geſehen und unſer ſchwarzer Begleiter führte uns quer durch den Garten zu einer andern Thür, wo ich im erſten Augenblick nicht im Stande war, mich trotz der genauen Angaben Hammers zu orientiren. Wir traten in einen Gang, an deſſen Ende ſich ein anderes großes Thor befand, und erſt, als uns der Schwarze jenes als das Top-Kapu — Kanonenthor bezeichnete, wußte ich, daß wir uns in dem Gang befanden, der das Haremlik, Wohnung der Weiber, vom Selamlik, Begrüßungsort oder Wohnung der Männer, ſcheidet. Zur linken Hand gingen wir eine Stiege hinauf und kamen in den großen Tanz- und Theaterſaal, der durch Stufen in zwei Hälften getheilt wird, und hierdurch eine Geſtalt wie unſere Theater erhält. Hier wird der Beherrſcher der Gläubigen von ſeinen Frauen und Odalisken mit Tanz und Geſang unterhalten, die ſich aber ſonderbar genug im untern Theile des Saals, ich möchte ihm zum Vergleich das Parterre nennen, befinden, wogegen der Sultan oben auf der Bühne

ſitzt und dem Ballette zuſieht. Auch befindet ſich hier ein vergittertes Geländer, hinter welchem er zuweilen mit einer Favoritin verborgen ruht und ſich ſo auf verſchiedene Weiſe amüſirt. Der ganze Saal iſt mit den prächtigſten Spiegeln von Cryſtall und Agat geſchmückt und muß bei Lampenſchimmer und Muſik, ſo wie bei den flatternden geſtickten Kleidern der üppigen Tänzerinnen einen feenhaft zauberiſchen Anblick gewähren. Jetzt lag der weite Saal ruhig und ſtill, nichts regte ſich, ſelbſt unſer redſeliger Führer verſtummte und nahte ſich leiſe auftretend einer Thür, die der, zu welcher wir eingetreten, gegenüber lag und über welcher die Inſchrift ſtand:

Sie werden hereintreten von allen Thüren.

denn dort fängt der Harem an, und aus dieſer Pforte erſcheinen die Sultaninnen mit ihrem Gefolge vor dem Herrn, bald um ihn zu erheitern, freudig und munter auf die Töne der Cither lauſchend, bald um vor ſein erzürntes Antlitz zu treten und dicht in ihre Schleier verhüllt, ſtumm und troſtlos; dann unterbrechen keine Muſikklänge die dumpfe Stille, ein Gewitter iſt im Anzug, des Gebieters Auge ſchleudert Blitze und drunten donnern die Wellen des Meeres an die Mauern, als verlangten ſie ſtürmiſch ein Opfer.

Ehe wir den Harem betreten, möchte ich gern einige erklärende Worte über dieſes innere Hausweſen der türkiſchen Herrſcher vorausſchicken. Der Sultan hat ſieben rechtmäßige Frauen, wahrſcheinlich ſieben als heilige Zahl, wovon jede ihr eigenes Gemach — Oda — und ſo viel Zofen, dienende Weiber und Mägde hat, als der Sultan will, von denen er jede einzeln nach ſeinem Belieben zur Bettgenoſſin erklären kann. Dieſe dienenden Mädchen, von dem Worte Oda, die Kammer, Odaliken oder Odalisken genannt, was demnach ſo viel bedeutet als unſer Name Frauenzimmer oder Kammermädchen, ſind dazu beſtimmt, ihr ganzes Leben lang niedere Dienſte zu thun, wenn ſie nicht das Glück haben, dem Sultan, ihrem Herrn, zu gefallen und vielleicht durch eine Schwangerſchaft aus der dienenden Claſſe emporgehoben werden. In dieſem Falle tritt die Glückliche nicht nur in den gleichen, ſondern noch in einen höhern Rang als der der ſieben Frauen, die dem Sultan vielleicht keinen Erben geboren haben und erhält den Namen Sultanin Chaſſeki; beſchenkt ſie ihren Herrn noch gar mit einem Prinzen, der ſein Nachfolger wird, ſo kann ſie es bis zum höchſten Range im Harem, zur Sultanin Valide, Mutter des regierenden Sultan's, bringen und beherrſcht nicht ſelten von den Polſtern ihres Gemaches den Sultan und das Land. Die andern Odalisken, denen kein ſolches Glück zu Theil wird, fühlen ſich in der Regel in ihrer Sklaverei nicht unglücklich und die des Sultans ſind wenigſtens froh, dieſem zu dienen und nicht vielleicht in den Harem irgend eines Paſchas

oder gar in das eines oberſten Verſchnittenen gekommen zu ſeyn; denn auch dieſe haben einen Harem, der ſogar, wie ich aus einer glaubwürdigen Quelle erfuhr, öfters aus Weibern und Knaben beſteht; doch verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer Harem nur zum Staate gehalten wird, wie dieſes im Morgenlande von der älteſten Zeit her üblich iſt. So war nach der geſchichtlichen Ueberlieferung der Araber, Perſer und Türken, Putifar der Oberſchatzmeiſter des Pharao ein Eunuche, und ſeiner Gemahlin, Suleicha, brennende Liebe für den ſchönen Juſſuf erſcheint dadurch in milderem Lichte.*

Im Allgemeinen muß man nicht glauben, daß ſich die dritte und vierte Frau eines Türken deshalb unglücklich fühle, weil ſie die dritte oder vierte iſt; im Gegentheil iſt ſie entzückt darüber, denn ein Mann, der ſchon drei Weiber hat und ſie zur vierten nimmt, muß von ihren Reizen bezaubert ſeyn, und dieſelben höher halten, als die ſeiner andern Weiber. Die liebſten Träume unſerer Mädchen ſind, einſtens einen Mann zu bekommen und die der Türkinnen, als Frau oder Odaliske zu einem Mann zu kommen. Ländlich, ſittlich. Und da letztere keine großen Anſprüche machen, warum ſollten ſie nicht glücklich ſeyn. Ein Divan, um ſich darauf bequem zu legen, etwas Spielzeug wie das unſerer Kinder, und ſonſtige Kleinigkeiten, um ſich die Zeit angenehm zu vertreiben, ein Springbrunnen, deſſen Plätſchern ſie einſchläfert — Herz, was verlangſt du mehr?

Aus dem Theaterſaal treten wir in einen langen dunkeln Gang, und ſind im eigentlichen Harem. Hier im obern Stockwerk wohnen die Frauen des Sultans in kleinen Gemächern, in denen ſich Divans und Ruhebette befinden. An den Wänden ſind zierlich geſchnitzte Schränke von vergoldetem Holz mit kleinen Spiegeln eingelegt oder von hartem dunklem Holz mit Perlmutter verziert, in welchen die Damen ihre Schmuckſachen, Kleider und das Toilettengeräth aufheben. Eine Verzierung der Wände, die man in dieſen Gemächern am häufigſten antrifft, iſt die Perſonbeſchreibung des Propheten mit Perlmutterſchrift, meiſt auf himmelblauem Grunde eingelegt. Sie iſt auf jeder Wand einige Mal, ſo daß man ſie beſtändig vor Augen hat. Herr von Hammer ſagt hierüber: Der Text dieſer Beſchreibung, der auch auf den von Frauen getragenen Gürteltalismanen häufig vorkommt, vertritt hier die Stelle des gemalten Porträts, das der Islam verwehrt, und ſchwebt den Sultaninnen als Schönheitsideal vor, um durch die wiederholte Leſung derſelben das Bild des Propheten im höchſten Glanze der Schönheit und Vollkommenheit ihrer Einbildungskraft, und durch dieſelbe dem Unterpfand der Liebe in ihrem Schooſe einzuprägen. Dieſe Inſchrift vertritt alſo in den Gemächern ſchwangerer Sultaninnen die

* Hammer, Geſch. d. o. R. V. Th.

Stelle der Statuen des Apollo von Belvedere, oder der mediceiſchen Venus, welche zu dieſem Behufe in europäiſchen Schlafgemächern aufgeſtellt ſeyn könnten. In Perlmutter eingelegt, hat ſie die Beſtimmung, die leſende Sultanin zur Perle der Mütter zu erheben, und deshalb findet ſie ſich hauptſächlich auch in dem Gemach der Sultanin Valide, der Mutter des regierenden Sultans, welche dem plaſtiſchen Segen derſelben vielleicht die Ehre ihres gegenwärtigen Hofſtaats und Anſehens verdankt.

Dieſe talismaniſche Perſonbeſchreibung lautet folgendermaßen:

„Es iſt kein Gott als Gott, und Mohamed iſt Gottes Prophet; der Vortrefflichſte war braun und weiß zugleich; mit langen dünnen Augenbraunen; glänzend von Angeſicht; in voller Reife des männlichen Alters; dunkelaugig; von ehrwürdiger Stirne; kleinen Ohren; gebogener Naſe; mit von einandergetrennten Zähnen; runden Geſichtes und Bartes; langhändig; feinfingerig; von vollkommenem Wuchſe; ohne Haare auf ſeinem Bauche ausgenommen eine Linie von der Bruſt bis zum Nabel und zwiſchen ſeinen Schultern das Siegel des Prophetenthums (ein großes Muttermahl), worauf geſchrieben ſtand: Wende Dich wohin du willſt, ſo folgt Dir der Sieg.“

Im untern Stockwerk wohnen die Odalisken oder Sklavinnen, deren Anzahl unbeſtimmt, aber meiſtens ſehr groß iſt, in langen großen Sälen, wo jedesmal ein paar hundert zuſammen ſchlafen oder vielmehr zuſammen eingeſperrt werden; denn an beiden Seiten dieſer Säle ſind zwei Stiegen, die, ſobald die Odalisken ſich auf Befehl ihrer Aufſeher zurückgezogen haben, durch große ſchwere Fallthüren und eiſerne Riegel verſchloſſen werden. Dieſe Gemächer ſind nicht ſehr brillant eingerichtet, ungefähr wie die Caſernenſtuben bei uns. Mehrere dieſer Sklavinnen haben jedesmal zuſammen einen kleinen Kaſten, der blau oder roth angeſtrichen iſt. Dieſe Behälter, in denen ſie ihre Habſeligkeiten bewahren, ſtehen einander in zwei Reihen an den langen Wänden des Saals gegenüber und laſſen in der Mitte einen Gang frei. An den Fenſtern befinden ſich breite Divans, auf denen ſtets fünfzehn bis zwanzig Odalisken zuſammen ſchlafen.

Durch den Gang, an dem die Gemächer der Sultaninnen liegen, gegen wir zurück in den Theaterſaal und auf der Stiege, wo wir hinaufgegangen, wieder hinab in den Gang am Kanonenthor, auf deſſen anderer Seite wir zur ebenen Erde noch die Gemächer und Bäder der Sultanin Valide ſahen, die faſt ebenſo eingerichtet ſind, wie die Wohnungen der Sultaninnen. Dann ſtiegen wir noch in den obern Stock des Haremliks über der Wohnung der Sultanin Valide, wo ſich die Staatsgemächer des Sultans befinden: der Thronſaal, der Audienzſaal und prächtige Bäder. Der ſchon ſtark hereinbrechende Abend er-

laubte uns nicht, die Säle genauer zu beſehen. Wir gingen noch durch eine ſchmale ſehr ſchöne Gallerie in den ſogenannten Marmorkiosk, von Sultan Selim erbaut, und ließen uns hier einen Augenblick am Fenſter nieder, von wo uns die letzten Lichter des Tages noch eine prachtvolle Ausſicht auf die Propontis, den Bosporos und das goldene Horn gewährten.

„Indeſſen war die Sonne ſchlafen gangen."

Die Wellen färbten ſich dunkler; einzelne Kaiks zogen langſam vorüber, Handwerker und Kaufleute aus den jetzt verſchloſſenen Bazars nach ihren Häuſern in Pera, Galata und Skutari bringend — die Abenddämmerung ſtritt ſich noch mit den Lichtern im Leuchtthurm und hielt ſie wie mit einem Nebel überzogen, den der Schein der Lampen noch nicht durchdringen konnte. Unſer Führer raſſelte laut mit ſeinen Schlüſſeln, uns an den Abſchied mahnend. Wir traten durch das Kanonenthor in's Freie, und fanden glücklicherweiſe noch einen Kaikſchi, der uns überſetzend einen langen Umweg über die neue Brücke erſparte. Oefters blickten wir zurück zu den dunklen Maſſen der Paläſte und Bäume, die uns gleich einem verſchwindenden ſchönen Traume mit jedem Ruderſchlage undeutlicher wurden und weiter zurücktraten. — Ja, es war mir wie ein Traum, denn ich hatte in den Paar Stunden ſo viel Schönes und Wunderbares geſehen, daß das Herz es nur wie Traumgeſtalten in undeutlichen Umriſſen auffaſſen konnte, und ich fürchte, ich habe es hier ſo wiedergegeben.

II. Von der Landſeite.

Die Erlangung eines Fermans, um in das neue Serail von der Landſeite bis zum Thore der Glückſeligkeit zu dringen, iſt leicht. Herr von E. verſchaffte ihn uns, und wir zogen am andern Morgen aus, auch dies Denkmal alter und neuer Baukunſt zu beſehen.

Durch eine Menge ſchmutziger Gaſſen und armſeliger Stadtviertel, die wir bisher noch nicht betraten, kamen wir bei dem Portal der Aja Sophia vorbei und traten auf einen kleinen, unregelmäßigen Platz, der von dieſer und den Mauern des neuen Serails umſchloſſen wird, den Serai Meidan. In der Mitte deſſelben ſteht eines der vielen zierlichen Brunnenhäuschen, die man überall findet, und hier quillt das beſte Waſſer der ganzen Stadt, weßhalb auch täglich viele ſilberne Flaſchen voll zum Gebrauch des Großherrn davon geſchöpft werden. Faſt mehr als alle andere Plätze Conſtantinopels hat dieſer eine denkwürdige Geſchichte zu erzählen. Hier war früher das Forum Constantini, einer der größten Plätze des alten Byzanz; jetzt iſt er faſt ganz verſchwunden, und die Häuſer ſind nach und nach zuſammengerückt, den merkwürdigen Boden bedeckend, und haben alle Spuren der prächtigen

Bauwerke und Bildſäulen verdrängt, die hier geſtanden. Etwas weiter zurückgehend, kommen wir an eine kleine Fontaine, die in einem Winkel zwiſchen den Häuſern liegt, die wir unbeachtet hätten liegen laſſen, wenn uns nicht die Geſchichtsſchreiber von dieſem armſeligen Brunnen erzählt, daß hier der Mittelpunkt des Forums geweſen ſei, wo ſich auf einer ſteinernen Unterlage von ſieben Stufen die große Säule erhob, die ſo häufig ihre Statuen wechſelte. Hier ſtand das ſilberne Bild des Kaiſers Theodoſius; Juſtinian ſtürzte es um und ſtellte auf einer Porphyrſäule ſeine eigene Statue zu Pferde aus Erz gegoſſen dahin. Das Pferd hob den linken Vorderfuß, als ob es ſchlagen wollte; die drei andern ſtanden auf dem Poſtamente. In der linken Hand trug die Statue die Erdkugel mit dem Kreuze und ſtreckte die rechte Hand drohend und herrſchend gegen Oſten aus, die Herrſchaft des Kaiſers über das Morgenland anzudeuten. So ſtand dieſe Bildſäule noch, als Muhamed, der Eroberer, über die Leiche des letzten Conſtantins hinweg in die Stadt drang. Doch nicht damit zufrieden, bloß Sieger zu ſein, ſchnitt man dieſem letzten unglücklichen Kaiſer das Haupt ab und Muhamed ließ es höhnend vor die Füße dieſer Statue rollen; ein Hohn, deſſen Tiefe nur dann ganz gefühlt werden kann, wenn man weiß, daß den öſtlichen Triumphatoren der Siegeswunſch zugerufen wird: „daß ſie die Köpfe ihrer Feinde unter die Hufe ihrer Pferde treten ſollen.“ So werden noch heute in Perſien bei öffentlichen Einzügen der Fürſten und Statthalter Kugeln und Flaſchen unter die Füße des Pferdes unter dem Zuruf: „So ſollſt du die Köpfe deiner Feinde zertreten!“ geworfen, ebenſo wie an den Thoren des neuen Serails die Köpfe der aufrühreriſchen Paſchas zu den Füßen des einreitenden Sultan's rollen.

Zur linken Seite des Serai Meidani erheben ſich die Trümmer der ſogenannten Hohen Pforte, eigentlich der Palaſt des Großvezirs, worin die wichtigſten Angelegenheiten des Staates berathen wurden. Bei dem letzten großen Aufſtand der Janitſcharen und bei einer großen Feuersbrunſt vor einigen Jahren iſt er größtentheils zerſtört worden und jetzt unbewohnbar. Von hier aus gingen die Miniſter der Sultane täglich zu ihrem Herrn durch das Thor der Glückſeligkeit, das ihnen indeß öfters zu einem Thor des Todes wurde. So blieben z. B. die Miniſter Sultan Selim's kaum einen Monat im Amte, und es war damals eine bei den Türken übliche Verwünſchungsformel: „Mögeſt Du Sultan Selims Vezier ſein!“ Von einem derſelben, dem Großvezier Piribaſcha, erzählt Hammer, daß, als er eines Tags ſeinen geſtrengen Herrn bei guter Laune fand, er es ſich als eine Gnade ausbat, wenn ihn der Sultan wolle hinrichten laſſen, möge er es ihm doch wenigſtens einen Tag vorher ſagen, damit er ſein Teſtament machen könne; worauf

ihm Selim lachend erwiderte, offenherzig geſtanden ginge er ſchon lange mit dem Gedanken um, ihm den Kopf abſchlagen zu laſſen, und er würde gern ſeine Bitte erfüllen, wenn er nur gleich einen Andern hätte, den er an ſeine Stelle ſetzen könnte.

Durch die kaiſerliche Pforte, ein hochgewölbter Thorweg, an dem zu beiden Seiten die verdächtigen runden Steine ſtehen, auf denen die Köpfe der Enthaupteten zur Schau ausgeſtellt wurden, traten wir in den erſten Hof des Serails. Hier werden die Wachen von gewöhnlichen Thorwächtern, Kapitſchi, gethan, doch haben ſie nicht mehr ihr früheres Koſtüm, ſondern ſind wie die Kawaſchen der Geſandten gekleidet, im blauen Ueberrock, daß Feß auf dem Kopfe und um den Leib zwei Taſchen geſchnallt, in denen Piſtolen ſtecken. In dieſem erſten Hofe befindet ſich links die im Jahre 1726 erbaute neue Münze, die maſſiv in Steinen aufgeführt wurde: aus dem von einem türkiſchen Geſchichtsſchreiber angeführten Grunde, um den anziehenden fremden Geſandten durch den Anblick dieſes ſteinernen Gebäudes einen vortheilhaften Eindruck beizubringen. Neben der Münze iſt die alte Kirche der heiligen Irene, jetzt das Zeughaus des neuen Serails. Es iſt ungefähr eingerichtet wie die unſrigen, nur daß die aus Säbeln, Piſtolen und Flinten zuſammengeſtellten Pyramiden und andere Figuren ſehr geſchmacklos ſind. Die Gänge beſtehen ans Moſaikpflaſter von kleinen Kieſelſteinen. Einige merkwürdige alte Waffen ſollen ſich hier befinden, unter andern die Rüſtung des ſorbiſchen Fürſten Miloſch Kobilovich, der den Sultan Murad den Großen in der Schlacht auf der Ebene von Koſſova in ſeinem eigenen Zelte ermordete. An den Wänden hingen eine Menge ſonderbarer Helme und Pickelhauben, wahrſcheinlich in früherer Zeit in den Kriegen mit den Tartaren und Mongolen erbeutet. Auch zeigte man uns Harniſche aus den Zeiten der Kreuzzüge, doch da es hier nicht wie bei uns in derartigen Anſtalten einen Führer gab, um uns dieſe Sachen zu erklären, ſo mußten wir viele gewiß merkwürdige Stücke unbeachtet laſſen. Etwas, deſſen Gebrauch der uns begleitende Artillerieoffizier erklärte, waren in einem beſondern Gemach aufgeſtellte große Schwerter, die der edle Türke mit inniger Freude herumſchwang, um uns anzudeuten, daß ſie zum Kopfabſchlägen dienten.

Auf der rechten Seite des erſten Hofes befinden ſich das Krankenhaus, die Kaſernen der Baltadſchi — Hausknechte des Serails — und vor dieſen Gebäuden iſt ein freier, mit Raſen bedeckter Platz, wo ſich die Pagen des Serails am dritten Feſttage des Beyrams in Gegenwart des Sultans im Werfen des Dſcherids üben. Nachdem wir dieſen Hof durchwandert, kamen wir an ein Thor, welches in den zweiten Hof führt und das Mittelthor, auch Orta-kupa, heißt. Rechts vor dem Eingang dieſes zweiten Thores iſt der große berühmte Mörſer,

in welchem, wie die Sage erzählt, die zum Tode verurtheilten Muftis oder Rechtsgelehrten zerſtoßen wurden. Wenn ſchon das kaiſerliche Thor, zu welchem wir in's Serail getreten, durch die rechts und links aufgeſtellten blutigen Köpfe auf den Eintretenden einen unangenehmen Eindruck machten, ſo nahte ſich doch jeder, den ſeine Pflicht in dieſe Höfe rief, mit größerer Angſt dem Mittelthore; denn unter dieſem iſt das Gemach des Henkers. Hier wurden die Beamten des Reichs, die Veziere und Paſcha's, die ſich eines Vergehens ſchuldig gemacht hatten, oder wenn es der böſen Laune ihres Gebieters gerade ſo gefiel, von den Henkersknechten ergriffen, enthauptet oder in das am Ufer des Hafens befindliche Gerichts-Kiosk gebracht, wo ſie durch bereit liegende Schiffe in die Verbannung geführt wurden. Eine der Hausordnungen des Serails iſt, daß jeder, ſelbſt die höchſten Würdenträger des Reichs, ſo wie die fremden Geſandten und Botſchafter, hier bei einem aufgerichteten Steine, der, Binek Taſchi — Vortheil der Reitſchule — heißt, vom Pferde ſteigen muß und zu Fuß in das Mittelthor gehen. Dieſer Gebrauch iſt wahrſcheinlich deswegen hier eingeführt, damit keiner der Unglücklichen, die unbewußt des Schickſals, das ihrer harrt, in dieſen Thorweg treten, beim Anblick der Henker den Verſuch machen kann, ſich durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes zu retten.

Ein anderer unangenehmer und demüthigender Gebrauch für die fremden Geſandten war es, daß ſie ſich eine Zeit lang am Thore dieſes Henkergemachs ohne Stuhl und Sitz aufhalten mußten.

Von dem Mittelthor gingen wir auf einem gepflaſterten und mit Bäumen beſetzten Wege nach dem Eingange des dritten oder innerſten Hofes des Serails — Babi ſeadet — Thor der Glückſeligkeit genannt, an dem weiße und ſchwarze Verſchnittene die Wache halten. Dieſe ſind noch mit dem Kaftan bekleidet und haben auf dem Kopfe eine ſpitzige Mütze mit einem Buſche von Pfauen- und andern glänzenden Federn. Auf der rechten Seite dieſes zweiten Hofes ſind neun verſchiedene Küchen für den Sultan, die Sultanin Chaſſeki und Valide, den oberſten ſchwarzen und weißen Verſchnittenen, Kislar Agaſſi und Kapu Agaſſi, den Schatzmeiſter und Präfect des Serails. Gegenüber dieſen Küchen ſind die Zuckerbäcker und Sorbetbereiter des Serails. Vor dieſen Küchen wurden an Audienztagen große Schüſſeln mit Pillau aufgeſtellt, auf welchen die in dem Hofe ſich befindenden Janitſcharen auf ein gegebenes Zeichen beim Eintritt der fremden Geſandten raſch losſtürzten, was als ein Beweis ihrer Zufriedenheit angeſehen wurde. Waren dieſe übermüthigen Knechte jedoch mit dem Sultan ſelbſt oder irgend einer fremden Macht unzufrieden, ſo blieben ſie ſtehen und rührten die Gerichte nicht an. Darauf wurden ſie ausgezahlt, wobei die Schatzmeiſter viel mit ihren Geldſäcken klapperten, um den Geſandten

einen guten Begriff von dem Reichthum des Großherrn beizubringen. Sobald dieſelben auf dieſe Art der Speiſung und Ablöhnung beigewohnt, wurden ſie bis vor das Thor der Glückſeligkeit geführt und der Großvezier ſuchte bei dem allerhöchſten Steigbügel um die Gnade nach, „ob der fremde Geſandte, nachdem er geſpeiſt und gekleidet worden, ſeine Stirne in den Staub der Füße ſultaniſcher Majeſtät reiben dürfe.“ Die Andeutung des geſpeiſt und gekleidet werden kommt daher, daß der Geſandte in einem Gebäude rechts am zweiten Hofe mit dem Großvezier an einem kleinen runden Tiſche einiges Backwerk genoß und ihm darauf, damit er würdig vor dem Auge des Sultans erſcheine, ein Ehrenkaftan umgehängt wurde. Nach dieſen Ceremonien öffnete ſich das Thor der Glückſeligkeit und der Geſandte wurde in den Audienzſaal geführt, wo zwei Kämmerer ſeine Arme faßten, ihm mit ihren Händen den Kopf niederdrückten und auf eine ſo handgreifliche Weiſe zu einer Verbeugung zwangen. Auch wir gelangten bis hinter das Thor der Glückſeligkeit und in den Audienzſaal. Dies iſt ein nicht ſehr großes, mit Teppichen belegtes Gemach; ſeine Wände ſind mit goldgeſtickten Stoffen bekleidet und hie und da mit Figuren, aus gefaßten Edelſteinen beſtehend, verziert. Der Thron iſt ein kleiner Divan, über dem vier mit Edelſteinen beſetzte Säulen einen Baldachin tragen. Das Gemach hat nur ein einziges vergittertes Fenſter, das kaum ſo viel Licht hereinläßt, um die koſtbaren Stickereien der Wände und die blitzenden Juwelen zu unterſcheiden.

Hinter dieſem Audienzſaal fangen die Gebäude des innern Winterharems an, wohin bis jetzt außer Aerzten noch kein Europäer gedrungen iſt. Auch wir mußten hier umkehren, nachdem wir noch zuvor einen neugierigen Blick aus dem Fenſter dieſes Saales in die daranſtoßenden Gärten geworfen hatten. Doch ſahen wir nichts als Gruppen von Platanen und Cypreſſen, unter denen die glänzenden Dächer verſchiedener Kioske hervorſchimmerten. Alles war da ruhig und ſtill; nur eine kleine Fontaine, die nicht fern von uns ihr Waſſer in die Höhe warf, murmelte geſchwätzig und hätte uns vielleicht viel erzählen können, wenn wir ihre Sprache verſtanden hätten. Das Thor der Glückſeligkeit ſchloß ſich wieder hinter uns zu, und wir gingen über beide Höfe zurück durch die kaiſerliche Pforte auf den Serai Meidani, um nach Pera zurückzukehren.

Viertes Kapitel.

Schiffbruch des Dampfbootes Seri-Pervas.

Abreise von Constantinopel. — Die Stadt im Schnee. — Stürmisches Wetter. — Nebel. — Einschiffung türkischer Soldaten. — Der Seri-Pervas. — „Schiffbruch und Tod ist unser Loos.“ — Unglück des Dr. B. — Heftige Bewegungen des Schiffes. — Unser Nachtrab. — Seesturm. — Schiffbruch. — Das Verdeck. — Versuche zur Rettung. — Unglücksfälle bei derselben. — Das Dorf Armudköi. — Pillau mit Seife. — Räubereien der Türken. — Das Dampfboot Ludovico. — Rückkehr nach Constantinopel.

Je näher der Zeitpunkt heranrückte, auf den wir unsere Abreise von Constantinopel bestimmt — es war gegen Ende November — um so häufiger forschten wir bei unsern Bekannten, ob die durch den Krieg mit Mehemed Ali gestörte Communication zwischen der europäischen Türkei und Syrien nicht wieder hergestellt wäre. Obgleich wir nun von Tag zu Tag mit der Nachricht vertröstet wurden, es könne nicht mehr lange anstehen, daß die Dampfschiffe des Loyd, die früher zwischen Alexandrien, Jaffa, Beirut und Constantinopel fuhren, ihre Touren wieder beginnen würden, so war doch all unser Spähen vergebens. Es kamen und gingen wohl viele Dampfboote, aber entweder waren sie von der Donaugesellschaft und kamen von dem schwarzen Meere her, um dahin zurückzukehren, oder es erschienen englische Dampffregatten, die den Mittag einliefen, ihre Depeschen so rasch wie möglich wechselten und oft, ehe wir noch Zeit gehabt hatten, uns nach ihnen zu erkundigen, wieder nach Beirut, wo sich die Flotten befanden, zurückkehrten. Um den Weg zu Land durch Kleinasien nach Syrien zu machen, hätten wir, besonders unter den jetzigen Zeitverhältnissen, gewiß an zwei Monate gebraucht, und dazu obendrein noch einen äußerst unangenehmen und beschwerlichen Marsch gehabt.

So waren wir wirklich wegen unsers Fortkommens von Constantinopel in einiger Verlegenheit und unterhielten uns eines Abends ziemlich mißmuthig von diesen Hindernissen. Wir warteten mit dem Essen auf unsern lieben Reisegefährten, den Oberstlieutenant Philippowich, den seine Geschäfte im östreichischen Gesandtschaftshôtel heute etwas länger als gewöhnlich zurückhalten mochten, als derselbe plötzlich mit dem freudigen Ausruf in die Stube trat: „Meine Herren, es ist eine sehr günstige Gelegenheit da, um uns nach Beirut zu schaffen.“ Wir sprangen ihm überrascht entgegen und hörten von ihm, daß die türkische Regierung

von der öſtreichiſchen Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft ein Boot gemiethet habe, um fünfhundert Mann türkiſcher Infanterie nach Beirut zu bringen.

Dieſe Soldaten wurden natürlich mit ihren Offizieren auf dem Verdeck placirt und für den Oberſtlieutenant, ſo wie für den Grafen Szechenyi, der ebenfalls noch etwas von dem Feldzug in Syrien genießen wollte, hatte man die Damenkajüten beſtimmt, und uns würde man, wie der Oberſtlieutenant glaubte, da in den Kajüten noch Platz genug ſey, die Ueberfahrt ebenfalls gerne bewilligen. Da die Abfahrt auf übermorgen Abend beſtimmt war, traf der Baron am folgenden Morgen gleich alle Anſtalten, um bei den betreffenden Behörden die Erlaubniß zur Mitfahrt zu erhalten, was ihm bei den vielen Bekanntſchaften und Empfehlungen, die er hier hatte, nicht ſchwer wurde.

Jetzt wurde gepackt und unſer Reiſegeräthe gemuſtert, wobei ſich vieles Schadhafte von unſerer türkiſchen Landreiſe her vorfand, was noch heute reparirt werden mußte. Auch eilte jeder, noch kleine Einkäufe zu beſorgen, die wir unkluger Weiſe bis auf den letzten Tag verſchoben hatten. Während unſers ganzen Aufenthalts in Conſtantinopel hatten wir das herrlichſte Wetter von der Welt; doch heute am 1. December änderte ſich die Temperatur ſo bedeutend, daß der Thermometer, der ſich immer zwiſchen fünfzehn und ſiebenzehn G. R. über Null gehalten hatte, in der Nacht plötzlich auf zwei G. R. unter Null herabſank. Auch hatte ſich gegen Morgen ein heftiger Wind erhoben, der uns ein luſtiges Schneegeſtöber brachte, das im Lauf des Tages Häuſer und die umliegenden Berge mit einer dünnen weißen Decke überzog, für Conſtantinopel gewiß ein ſeltenes Schauſpiel.

Von unſerer guten Wirthin, der Madame Balbiani und ihren liebenswürdigen Kindern, die uns nicht wie Fremde, ſondern wie Hausgenoſſen und Verwandte behandelt hatten, nahmen wir den herzlichſten Abſchied und ſtiegen nach Top-Chana hinunter, wo das Dampfboot — es war der Seri-Pervas („Schnellläufer“) in der Mitte des goldenen Horns vor Anker lag. Nie hatte ich das Waſſer in dem ſonſt ſo ruhigen Hafen in ſolcher Aufregung geſehen, die kleineren Kaiks verließen das Ufer und bargen ſich zwiſchen die Häuſer und Schiffe; nur einige der größten waren noch da, die aber von den bewegten Wellen ſo in die Höhe geworfen und hin und her geſchaukelt wurden, daß es uns erſt nach langer Anſtrengung gelang, unſere Effekten, als Koffer, Mantelſäcke ꝛc. in zwei derſelben zu bringen. Wir ruderten nach dem Schiffe und fanden draußen die Bewegung der Wellen noch ungleich ſtärker, als am Ufer, ſo daß wir trotz der hülfreichen Hand der Matroſen mehrmals von dem Schiffe zurückgeworfen wurden, ehe es uns gelang, die Kaik anzulegen und unſere Effekten hinaufziehen zu laſſen. Nicht ohne Gefahr folgten wir ihnen nach, da die Boote

bald tief unter der Treppe des Dampfschiffes lagen, bald von den Wellen mehre Fuß hoch hinaufgeschleudert wurden.

Das Schiff hatte eben erst seinen Kohlenvorrath eingenommen und noch keinen der Soldaten am Bord. Wir gingen auf dem Verdeck umher und sahen uns zum letzten Mal die schöne majestätische Stadt an, die wir nun wohl für immer verlassen sollten. Der Schnee, der wie mit einem weißen Schleier die Kuppeln der Kirchen bedeckte, verlieh dem ganzen Bilde einen eigenthümlichen phantastischen Reiz. Man ist so gewohnt, sich die Moscheen mit ihren schlanken Minarets, so wie die dunkeln Cypressen nur unter einem heiteren blauen Himmel im heißen Sonnenstrahle zu denken, daß diese orientalische Winterlandschaft mit den darüber hängenden dichten Schneewolken einen sonderbaren beklemmenden Eindruck auf das Herz machen mußte. Mir war, als sey die ganze Umgebung, Stadt und Hafen, viel stiller, denn sonst, als verwunderten sich neben den Türken, die wirklich erstaunt die weißen Flocken fallen sahen, selbst die leblosen Gebäude und Bäume über den kalten Schleier, der sich über sie gebreitet.

Der Capitän, Herr L., der mit großen Schritten auf dem Radkasten umherging und in das wogende Meer hinaus sah, begrüßte uns freundlich, theilte uns aber gleich seine Besorgniß mit, daß wir während der Nacht einen heftigen Sturm haben könnten. Wirklich wurde das Wetter auch von Minute zu Minute unangenehmer; das Schneegestöber mit Regen untermischt begann auf's Neue und heftiger als heute Morgen, wobei sich endlich der Nebel herabsenkte, so daß wir kaum die auf den Masten flatternden Fahnen erkennen konnten. Der Baron, so wie die östreichischen Offiziere, waren mit ihren Abschiedsbesuchen beschäftigt und noch in Pera geblieben, um eine Stunde später als wir an Bord zu gehen.

Gegen fünf Uhr lichtete der Seri-Pervas die Anker, um nach Skutari zu fahren, wo wir die türkischen Soldaten aufnehmen sollten. Das Meer warf lange flache Wellen, die das Schiff unter so starker Bewegung durchschnitt, daß ich, der ich meine erste Seereise machte, mich schon hier im Hafen kaum aufrecht erhalten konnte. Von dem asiatischen Ufer herüber drang, so oft es die heftigen Windstöße erlaubten, eine gräßliche Militärmusik in unser Ohr, deren barbarische Klänge es den armen Soldaten, die in dichten Reihen am Ufer standen, leichter machen sollte, von der Heimath, von Weib und Kind zu scheiden. Wir warfen auf's Neue Anker und die Soldaten kamen in großen Booten angefahren. Die Bekleidung dieser Leute war ziemlich gut und warm. Sie hatten dicke Tuchmäntel und über dem Fez noch eine Art Kapuze; dagegen war ihre Verproviantirung um so schlechter, indem sie für die ganze Fahrt, welche gewöhnlich sieben Tage dauert, von Seiten der Regierung nur harten Zwieback und Oliven erhalten hatten.

So oft eine Schaluppe ihre Ladung bei uns abgesetzt hatte, fingen die Türken gleich an, sich so gut wie möglich häuslich einzurichten. Anfänglich drängte Alles nach der Puppa, Hintertheil, wo der Capitän ein großes Segel hatte ausspannen lassen, als eine Art Schutzdach gegen den Schnee und den Regen. Die Leute breiteten dicht neben einander Teppiche, deren jeder einen bei sich führte, auf dem Verdecke aus, setzten sich darauf auf die untergeschlagenen Beine und begannen Tabak zu rauchen. Die ganze Einschiffung dauerte eine starke Stunde und da man statt fünfhundert, wie anfangs bestimmt war, sechshundert eingeschifft hatte, war das ganze Verdeck, trotz dem die Menschen ganz dicht gedrängt saßen oder standen, so angefüllt, daß der Capitän sich genöthigt sah, längs der einen Schiffswand Balken und Taue ziehen zu lassen, die einen Gang für die Matrosen bildeten, denen es sonst unmöglich gewesen wäre, so schnell als es der Dienst auf dem Schiffe erfordert, hin und her zu laufen.

Schon fing es an dunkel zu werden, und unsere Freunde kamen noch immer nicht; auch wurde das Schneegestöber stärker, der Wind erhob sich mehr und mehr und der Nebel war so dicht geworden, daß man von der Prouva, Vordertheil des Schiffes, kaum bis zur Puppa sehen konnte; Umstände, die unsern Capitän veranlaßten, nach einer Berathung mit seinen Offizieren einen derselben an's Land zu schicken, um bei dem Pascha, der die Einschiffung befehligt hatte, die Erlaubniß auszuwirken, wegen des ungünstigen Wetters die Abfahrt bis morgen zu verschieben. Doch umsonst. Der Pascha, ein brutaler Türke, wollte nichts von Aufschub hören und ließ dem Capitän sagen, das Schiff wäre zur Abfahrt auf heute gemiethet und er solle seine Pflicht thun.

Daß unsere Freunde noch immer nicht kamen, setzte sowohl den Capitän wie uns etwas in Verlegenheit. Ersterer ließ auf's Neue die Anker lichten und fuhr mit halber Kraft in einem großen Bogen nach Top-Chana zurück, um das Boot mit denselben, im Fall es sich in dem Nebel verirrt hätte, aufzusuchen. Auch ließ er mehrere Schüsse thun und wir standen an der Puppa und spähten umher. Endlich sahen wir ein Boot mit einer rothen Flagge gegen uns kommen, das die Wellen gewaltig auf- und abwarfen. Bald schwebte es hoch auf einer Woge, bald entschwand es uns gänzlich, und so dauerte es noch eine ziemliche Zeit, bis es anlegen konnte. Als die Freunde wohl behalten an Bord gestiegen waren, ließ der Capitän das Schiff wieder wenden, und eilte mit der vollen Kraft der Maschine in's Marmormeer hinaus. Wir aber stiegen in die Kajüte hinab, um das für uns bereitete Souper einzunehmen.

Außer den beiden östreichischen Offizieren, die ich genannt, machte nur noch ein Herr S., östreichischer Dolmetscher bei der Pforte, die

Reiſe mit uns, ſo daß wir in den Kajüten Platz genug hatten; beſonders da der Commandeur der türkiſchen Truppen beſtändig im Hintergrund der Kajüte auf ſeinem Teppich lag. Alle andere Offiziere, worunter ſogar ein Oberſtlieutenant und zwei Majors türkiſcher Währung ſich befanden, waren vorne in der zweiten Kajüte.

Bei Tiſche erſchien der Capitän, Herr L., ein ſehr liebenswürdiger gebildeter Italiener, für einige Augenblicke mit einem andern Paſſagier, den wir bis dahin nicht bemerkt hatten. Letzterer war ein ungemein langer und magerer Menſch, ſeinem Titel nach Agent der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft und unſer Nachtrabe; denn jeder ſeiner Reden war entweder eine böſe Prophezeihung für die kommende Nacht, oder eine Erzählung über die ſchlechte Disciplin der türkiſchen Truppen. So ſagte er unter Anderem: man habe für den Truppentransport diesmal ein Dampfboot gewählt, weil ſchon zweimal der Fall vorgekommen ſey, daß die auf gleiche Art an Bord eines Segelſchiffs geweſene Mannſchaft ſich empört, den Capitän gezwungen habe, ſie wieder an's Land zu ſetzen und alsdann deſertirt ſey; Thatſachen, die wir ſpäter beſtätigen hörten. Bei einem Dampfboot aber, ſetzte er hinzu, ſey dergleichen nicht zu befürchten, indem ihre Scheu vor der Maſchine ſehr groß wäre und ſie den Capitän, der dieſe zu leiten wiſſe, beinahe für ein übernatürliches Weſen anſähen. Daß es eine ziemlich zügelloſe und wilde Bande ſey, die über unſern Köpfen lagerte, hatten wir ſchon heute Abend hinreichend Gelegenheit zu erfahren; denn einige attakirten den Kellner, oder vielmehr die Suppenſchüſſel, die dieſer auf unſern Tiſch brachte; eine Frechheit, bei der ſchon Vermuthungen aufſtiegen, was es wohl geben könnte, wenn uns mit dieſen ſechshundert Menſchen an Bord irgend ein Unglück zuſtieße.

Während dem Eſſen wurde das Schwanken des Schiffes ſo ſtark, daß einige Mal die Gläſer und Flaſchen über einander fielen. Für Einige von uns, worunter auch ich, die zum erſten Mal eine Seereiſe machten, war dies Wetter ſehr geeignet, die faſt unvermeidliche Seekrankheit ſchnell und ſtark herbeizuführen. Sogar die, welche ſchon das Meer kannten, machten die ungewöhnlichen Stöße unwohl, und es war komiſch zu ſehen, wie einer nach dem Andern aufſtand und ſich an den Wänden feſthaltend, um nicht hinzuſtürzen, ſein Bett ſuchte. Ich für meine Perſon hatte das ungewöhnliche Glück, in Geſellſchaft des Oberſtlieutenant Philippowich, und des Grafen Szechenyi, ohne unwohl zu werden, bis zu Ende dem Souper tapfer zuſprechen zu können, obgleich zuweilen Stöße kamen, die unſere Stühle zwei bis drei Fuß vom Tiſche entfernten. Gegen zehn Uhr ſtieg ich noch einmal auf's Verdeck, um mich umzuſehen; doch verhinderte die ungewöhnliche Finſterniß der Nacht jede Ausſicht. Das Schneegeſtöber, mit Regen

untermiſcht, hatte ſich verſtärkt und wüthete unter den Soldaten, die ohne Dach — das ausgeſpannte Segel hatte man, da der Wind zu heftig wurde, wegnehmen müſſen — auf dem Verdeck dem ganzen Unwetter Preis gegeben waren. Viele dieſer armen Menſchen waren in die Magazine gekrochen, andere ſaßen und lagen auf den Treppen herum und überall, wo ſie nur das geringſte Obdach fanden. Trotz dem war das Verdeck noch ſo überfüllt, daß die Matroſen und Steuerleute kaum ihre Arbeit verrichten konnten, und ſie hatten heute Nacht alle Hände voll zu thun. Der Nordweſtwind, der uns ſtark in die rechte Seite blies, ſo daß das Schiff mit aller Kraft der Maſchine ſeinen Cours kaum halten konnte, wurde von Minute zu Minute heftiger. Auch wogte das Meer immer ſtärker auf und ſpritzte leichte Wellen auf's Verdeck, weshalb ich mich ſo raſch wie möglich wieder in die Kajüte zurückzog.

Zum Schlafen hatten wir die Damenzimmer eingenommen, die aus zwei Kabinetten beſtanden, das eine mit ſechs, das andere mit vier Betten. Außerdem waren zu beiden Seiten der großen Kajüte noch acht Zimmerchen, jedes mit zwei Betten, woraus man ungefähr auf die Größe dieſes ſchönen Schiffes ſchließen kann. In allen ſeinen Theilen war es auf das Eleganteſte eingerichtet; doch konnte der Sachverſtändige einen großen Fehler an ihm entdecken, nämlich den, daß die Maſchinen von hundertundzwanzig Pferdekraft viel zu ſchwach waren für den großen Körper des Bootes. Schon bei Uebernahme des Schiffes im vorigen Jahre — es war erſt gegen Ende 1839 in Trieſt vom Stapel gelaufen — hatte unſer jetziger Capitän der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft dies Mißverhältniß zwiſchen Maſchine und Fahrzeug auseinander geſetzt, um ſich gegen alle Folgen zu verwahren, zugleich erklärte er, bei ſeiner jetzigen Conſtruction ſey er überzeugt, daß ſich das Schiff bei einem ſtarken Sturm nicht gegen Wind und Wellen erhalten könne. Dieſe kleinen Details gab uns der Nachtrabe mit zu Bette und verließ uns mit einem bedenklichen: **Nous verrons, nous verrons!**

Alles lag ſchon in den Betten, außer dem Grafen Szechenyi und mir. Ich weiß nicht, ich konnte mich nicht dazu entſchließen, in den niedrigen Kaſten zu kriechen. Wir ſaßen auf einem der Sophas in der Damenkajüte und ſangen allerlei Lieder, unter andern den Refrain aus dem Liede des Zampa, worauf wir ſonderbarer Weiſe immer wieder zurückkamen und der lautet:

„Schiffbruch und Tod — iſt unſer Loos."

und trieben das ſo lange, bis uns die Andern aus ihren Betten heraus ernſtlich ermahnten, mit unſern für die jetzigen Verhältniſſe wirklich gottloſen Liedern einzuhalten und den Teufel nicht an die Wand zu malen. Und wirklich war unſer Geſang eine böſe Vorahnung, für den armen Szechenyi in doppelter Hinſicht; denn nachdem ihn das Meer

verſchont und er ſpäter wieder glücklich Conſtantinopel erreicht hatte, führte ihn ſein Geſchick nach Damaskus, wo er an der Peſt ſtarb.

Unterdeſſen begab ich mich, nicht ohne viele Mühe, in mein niederes Bett, wobei ich ſo wenig wie die Andern, an irgend ein Unglück dachte, daß wir uns ganz wie zu Hauſe ausgezogen hatten, auch heiter und guter Dinge waren. An Schlafen war freilich nicht zu denken, vielmehr mußte man ſich mit beiden Händen feſthalten, um von den ſtarken Stößen nicht aus dem Bette geſchleudert zu werden. Dabei fing das Schiff an, ſich auf eine wirklich beunruhigende Art zu bewegen und ganz entſetzlich zu krachen. Bald war die Seite, auf der wir lagen, hoch in der Luft und wir ſahen förmlich auf unſere Gefährten hinab, bald ſtiegen dieſe und wir befürchteten nur wenn ſie ſo über uns ſchwebten, es möge einer aus ſeinem Bette fallen, der dann wahrſcheinlich ohne Gnade auf uns geſtürzt wäre. Je heftiger dieſe Schwankungen des Schiffes wurden, je ſtärker wurde das betäubende Getöſe und ſchnitt uns die Worte vom Munde ab. Die Bretter und Balken, aus denen das Schiff gebaut war, dehnten und bewegten ſich knarrend und ſtöhnend. Kein Stück des Schiffes, kein Tau, kein Holz, kein Metall ſchwieg, jedes gab ſeinen Ton des Schmerzes von ſich; draußen ſchlugen die Wellen mit einem unglaublichen Gepolter an die Seiten des Schiffes. Neben dieſem furchtbaren Ernſt, den Meer und Wind zu machen ſchienen, fehlte es unſerer Kajüte nicht an komiſchen Scenen, die Lachen erregen mußten. So öffnete eine Woge die kleine Lucke über dem Bette des Oberſtlieutenant Phlippowich und goß einen phosphoriſch leuchtenden Waſſerſtrahl hinein, und als er aufſprang, um ſein Lager von Neuem zu ordnen, ließ er bei dieſer Beſchäftigung ſein Bett mit den Händen los und rutſchte unaufhaltſam bis an die andere Seite des Zimmers. Lange brauchte er dazu, um ſein Lager wieder zu erreichen, und ſo oft er einige Schritte vorwärts gethan hatte, warf ihn ein neuer Stoß des Schiffes wieder zurück. Auch konnte ihm Niemand von uns helfen; denn ſo wie einer ſeine Bettwände losgelaſſen hätte, würde es ihm ebenſo ergangen ſeyn.

Viel ſchlimmer noch aber erging es unſerm kleinen Doctor B. Ein natürliches Bedürfniß, gegen das er lange angekämpft hatte, zwang ihn endlich, ſein Bett zu verlaſſen und ein kleines Gemach zu beſuchen, das ſich neben unſerer Kajüte befand. Nicht ohne große Mühe öffnete er die Thüre deſſelben, die ein neuer Stoß des Schiffes hinter ihm dergeſtalt wieder in's Schloß warf, daß beide Klinken davon flogen. Jetzt hörten wir lange Zeit nichts von ihm; doch glaubte jeder, er liege wieder in ſeinem Bett. Plötzlich ſchrie uns der Oberſtlieutenant mit aller Kraft ſeiner Stimme zu: er höre neben ſich etwas klopfen, könne jedoch nicht begreifen, was es ſey. Jetzt fiel mir auf einmal

unſer Doctor bei. Ich rief ſeinen Namen, und als ich keine Antwort bekam, ſprang ich aus dem Bette und lavirte nach der Gegend hin, wo jene kleine Thüre war. Sie war feſt verſchloſſen und wirklich hörte ich hinter derſelben die klägliche Stimme unſeres Freundes, mehrere Male ließ ich mich nun mit dem Rücken gegen die Thüre fallen, bis ſie endlich zuſammenbrach und ich ſo den armen Doctor aus ſeinem Gefängniß erlöſte. Ihm war es indeſſen ſehr ſchlecht ergangen. Die beſtändigen Bewegungen des Schiffes hatten ihn in dem kleinen Gemache wie eine Erbſe in der Schote herumgeſchüttelt und am ganzen Körper braun und blau zerſchlagen. Obendrein hatte das Waſſer an der Einrichtung dieſes geheimen Gemachs etwas zerbrochen und jede Welle führte einen Strom Waſſer hinein, der ſich an der Decke brach und dann auf den Unglücklichen herabfiel.

Ein Beamter in Conſtantinopel hatte uns geſagt: Wenn Sie einſtens einen Seeſturm erleben ſollten, kann es Ihnen ein Zeichen ſeyn, daß er heftig wird, ſobald die Stühle in der Kajüte umherſpazieren; und ich dachte jetzt lebhaft an ſeine Worte; denn nicht nur die Stühle, ſondern auch unſere ſehr ſchweren Koffer wanderten förmlich auf und ab. Ich lag in meinem Bette auf dem Rücken, und jede Schwankung des Schiffes legte mich ſo ſtark auf die Seite, daß ich mich gegenſtemmen mußte, um nicht auf das Geſicht zu fallen. Dabei waren dieſe Bewegungen äußerſt langſam und ſchwerfällig; das Boot legte ſich, wie ſchon geſagt, ganz auf die Seite und blieb einige Secunden ſo, dann hob es ſich als wie mit vieler Mühe wieder auf. Neben dem großen Spektakel, den Wände und Geräthe in unſerer Kajüte verurſachten, war das Geraſſel und Gepolter auf dem Decke noch ungleich toller. Zwei Kanonen hatten ſich losgemacht und rollten oben auf und ab, bis ſie die Bruſtwehr durchſtoßen hatten und in's Meer gefallen waren. Dabei ſchrien und heulten die Soldaten oben wild durch einander; es war eine ſchreckliche Nacht.

Von Zeit zu Zeit erſchien unſer Nachtrabe und brachte ſchlimme Nachrichten von oben. Gegen zwölf Uhr verkündigte er uns, die Maſchine, welche bei gutem Wetter zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Rotationen in der Minute machte, brächte jetzt kaum drei bis vier zu Stande und könne das Schiff nicht mehr gegen den mächtigen Nordweſtwind halten, und obgleich unſer Cours beinahe ganz Weſt ſey, würden wir doch allen Bemühungen mit Segeln und Steuer zum Trotz ganz ſüdöſtlich getrieben. Hätte uns einer der Schiffsoffiziere dieſe Nachricht gebracht, ſo wären wir vielleicht aufgeſtanden und hätten uns angekleidet, um bei einem etwaigen Unglück gleich bei der Hand zu ſeyn. Doch da uns jener ſtets mit böſen Prophezeihungen heimgeſucht, blieben wir ruhig liegen, hörten aber doch mit wachſender

Unruhe den immer mehr zunehmenden Sturm, so wie das stets heftiger werdende Tosen und Klopfen der Wellen gegen die Schiffswände. Plötzlich schmetterte die hängende Lampe so gegen die Decke des Zimmers, daß sie in kleinen Stücken herabfiel und wir im Dunkeln waren. Ich sprang aus dem Bette, und war kaum im Stande, zur Thüre zu kommen, um zu sehen, ob es möglich sey, ein anderes Licht zu erlangen; doch konnte ich nicht hinaus, indem die Treppe zu unserer Kajüte, so wie der ganze Gang mit türkischen Soldaten bedeckt war. Auch drang mir ein so unangenehmer Geruch entgegen, daß ich wieder zurücktrat und mein Bett suchte. Jetzt aber ward unsere Lage wirklich auf's Aeußerste unangenehm und beunruhigend. Um uns die dickste Finsterniß, während wir auf eine nicht zu beschreibende Art zusammengeschüttelt wurden. Der Tisch in der Mitte unseres Zimmers brach und stürzte um, die Wandgetäfel fielen herab, und der künstlich zusammengefügte Boden war aus einander gegangen, so daß man sich bei dem Gehen sehr in Acht nehmen mußte, um nicht in die entstandenen Oeffnungen zu treten und den Fuß zu brechen. Ueber uns vermehrte sich das Poltern der Soldaten und wir hörten ein Getöse, wie von schweren Ketten, die hin und her geschleudert wurden. Dazwischen das Rufen und Wehklagen jener Menschen, die gewiß von Sturm und Regen gewaltig litten, und dennoch im Fall eines Unglücks besser daran waren, als wir, indem sie sich wenigstens nach Außen regen konnten, während wir so gut wie eingeschlossen waren; ein Gedanke, der für mich diese Nacht der schrecklichste war. Ging das Schiff unter, so konnten wir nicht einmal einen Versuch machen, uns zu retten, und mußten wie in einem Sacke eingeschlossen elend ertrinken. Der Plafond unserer Kajüte mußte auch gelitten haben, denn zuweilen drang Wasser von oben herein. Ich für meine Person spürte sehr gut die großen dicken Tropfen, die mir auf meine rechte Hand und den Arm fielen und mich auf dieser Seite in kurzer Zeit durchnäßten. Doch lag ich ganz ruhig und lauschte nur auf das Rauschen der Maschine, das ich von Zeit zu Zeit, doch sehr undeutlich hörte, indem ich bei mir dachte, so lange die Räder gehen, ist dem Schiffe nichts zugestoßen und treibt es noch auf hoher See umher. Man konnte sehr gut hören, wenn der Andrang der Wellen die Räder für eine Minute oder länger gänzlich hemmte; dann wurde das Ventil an der Maschine eröffnet oder öffnete sich von selbst und der Dampf fuhr laut pfeifend mit einer Gewalt hinaus, was man trotz des Sturmes deutlich hören konnte.

Dies dauerte ungefähr bis vier Uhr Morgens. Da glaubten wir Alle, die Gewalt des Sturmes habe sich gelegt und jede Gefahr sey vorüber, denn die Schwankungen des Schiffs waren weniger heftig und die Wellen lärmten nicht mehr so gewaltig wie früher; doch nur einige

Augenblicke täuschte uns diese Hoffnung — ein fürchterlicher Stoß von entsetzlichem Krachen des Schiffes begleitet, erschütterte das ganze Gebäude und warf uns in den Betten hoch empor. Der Baron war der Erste, der auf den Boden sprang und mit den Worten: Wir sind gescheitert! das aussprach, was wir kaum zu denken wagten. Vergeblich horchte ich auf das Brausen der Räder, ich hörte nichts als das Heulen des Sturmes. Das Stoßen des Schiffes hatte eine ganz andere Gestalt angenommen; es war nicht mehr das Gefühl, von den Wellen hin und her geschaukelt zu werden, sondern wir fühlten, daß das Boot fest saß und von der Gewalt des Sturmes rechts und links gegen Steine oder Felsen geworfen wurde. Wie wir nun in den ersten Augenblicken rathlos und thatlos dastanden, erschallte die Stimme des langen Agenten durch den Lärmen, der uns durch die Thür zurief; „Messieurs, nous avons échoué au milieu de la mer.“ Keiner konnte, ohne sich anzuhalten, aufrecht stehen bleiben. Was war zu thun? Jeder wollte sich natürlich so schnell wie möglich ankleiden, um auf das Verdeck zu kommen, weil, wenn das Schiff einen bedeutenden Leck erhalten hatte, oder von der Macht der Wellen zertrümmert worden wäre, man seine Rettung nur vom Verdeck aus hätte suchen können.

Das Erste, was wir thaten, war, zur Thür hinauszubringen und uns Licht zu verschaffen. Doch war das wegen der davor liegenden Soldaten keine Kleinigkeit; besonders jetzt, wo auch sie wußten, daß uns irgend ein Unglück betroffen. Der Oberstlieutenant war der Erste, der unter sie trat, um draußen nach dem Kellner des Schiffs zu rufen. Die Türken umringten ihn augenblicklich und faßten seine Arme und Beine, wobei sie ihm in ihrer Todesangst zuriefen: Effendum, Saalam war? — Herr, ist noch Rettung? Er beschwichtigte sie so gut wie möglich, und vermochte sie, sich von unserer Thür zu entfernen und den Kellner hineinzulassen, der endlich mit zwei Wachskerzen erschien.

Nun galt es, aus dem Chaos von Kleidern, Stiefeln, Koffern und sonstigen Sachen das Seinige herauszufinden. Es war eine vollkommene Fischerei, denn wenn man z. B. glaubte, einen Stiefel zu haben, schleuderte ihn ein neuer Stoß des Schiffes in eine andere Ecke. Jeder zog in der Eile an, was er gerade fand, wodurch wir, da unsere Gesellschaft aus sehr großen und kleinen Leuten bestand, auf das Sonderbarste costumirt wurden. Wir versuchten, auf das Verdeck zu kommen und zu sehen, wo wir seyen und was eigentlich mit dem Schiffe vorgegangen; aber die Türken drängten sich dergestalt auf Treppen und Gängen, daß es nur dem Oberstlieutenant und dem Grafen Szechenyi gelang, hinaufzubringen. Doch konnten sie nicht gleich zur Thür des Kajütenhäuschens hinaus, indem eine der schweren Ket-

ten, die den Schornstein der Maschine hielten, zerrissen war und hin und her geschleudert wurde. Beide mußten deshalb den Augenblick abwarten, wo sie längs der Thür flog und dann hinausspringen. Es war dieselbe Kette, die ich in der Nacht hatte klirren hören und die, wie wir später hörten, sechs Soldaten in der Dunkelheit über Bord gerissen hatte. Natürlich waren die Unglücklichen spurlos verschwunden.

Unsere beiden Gefährten kamen nach einigen Minuten zurück und berichteten uns, das Schiff sey allerdings gescheitert, doch wo wisse man noch nicht. Man hoffe jedoch nicht weit vom Lande. Nach einer Viertelstunde kam der Agent und sagte: der Capitän glaube in der Bucht von Mudania zu seyn und da es zu vermuthen stünde, daß die heftigen Wellen das Schiff, welches zwischen großen Steinen fest sitze, in Kurzem zerschmettern, so mache er Anstalten, die Mannschaft auszuschiffen.

Wir kleideten uns etwas sorgfältiger und betraten alle das Verdeck, um selbst zu sehen, was für unsere Rettung zu thun sey.

Welch einen Anblick bot das Schiff! Ungefähr hundert fünfzig Schritt von einem schneebedeckten Ufer hing es zwischen Felsen und haushohe Wellen warfen es von einer Seite zur andern. Doch nur die Spitze des Schiffes lag fest, das Hintertheil dagegen, tief im Wasser, wurde von der Gewalt der anbringenden Wellen oft hoch in die Höhe gehoben. Dann fiel es wieder in's Wasser zurück und drohte durch dieses immerwährende Aufsprellen in der Mitte von einander zu brechen. Jede Planke, jedes Holz ächzte, die Taue der Masten, von denen einer zerbrochen war und das Schiff mit Segeln und Tauwerken bedeckte, pfiffen durch die Luft und Niemand konnte aufrecht stehen bleiben. Dabei das dichteste Schneegestöber, das uns im Verein mit den ungeheuern Spritzwellen, die jeden Augenblick über das Verdeck rollten, in wenigen Minuten durchnäßt hatte und ganze Klumpen Eis des auf dem Meer zusammengeballten Schnees über uns warf. Nie hab' ich später ähnliche Wellen gesehen. Donnernd brachen sie sich an den Wänden des Schiffs und fuhren daran empor, nicht selten über dem Schornstein zusammenfallend.

Die Soldaten, um sich aufrecht zu erhalten, hingen an der rechten Seite des Schiffes in dichten Reihen an einander. Die ersten hatten das Geländer und die Taue erfaßt, und die folgenden hielten sich an diesen. Doch kam dann und wann ein Stoß, der diese Menschenkette aus einander riß und einen Theil der Soldaten mit unglaublicher Gewalt gegen die andere Flanke warf, wo sie sich dann mit erstarrten Händen und klappernd vor Frost wieder fest zu halten suchten. Das Verdeck war ganz bedeckt mit Waffen, Kochgefäßen und irdenen Geschirren, aufgeweichtem Zwieback und verschiedenen Sachen der Solda-

ten, als Pfeifen, Teppiche ꝛc. Die Wellen ſtürmten mit gleicher Heftigkeit noch immer gegen die linke Seite des Boots. Von Weitem ſah man ſie heranrollen, langen Reihen ſchwarzer Pferde gleich, auf denen der weiße Schaum coloſſale Reiter bildete, die einen Choc auf unſer Schiff machten. Immer größer wurden ſie und immer lauter das Getöſe, mit welchem ſie näher kamen.

Ehe der Capitän Anſtalten zu unſerer Rettung traf, hatten ſich fünf türkiſche Soldaten auf eigene Fauſt, aber auf eine ſehr verwegene Art vom Schiffe entfernt. Sie ſprangen in eines der Boote, die an der Seite des Schiffes hingen, zogen ihre Meſſer, ſchnitten zugleich die vier Taue, die es hielten, ab, und ließen ſich in das brauſende Meer fallen. Eine Zeit lang glaubten wir ſie wirklich verloren; denn die Wellen riſſen ſie im Kreiſe herum und drohten, das kleine Boot umzuſchlagen. Bald jedoch warfen ſie es nach dem Ufer zu, die Soldaten ſprangen heraus und liefen, ohne ſich weiter um uns und das Schiff zu bekümmern, ſchleunigſt davon.

Nach langen Berathſchlagungen, wie es möglich ſey, ein Tau an's Ufer zu befeſtigen und ſo eine Art von Brücke zu bilden, wagte einer der Matroſen ſein Leben, um dieſen Plan auszuführen. Er band ſich einen dünnen Strick, der einige hundert Schritte lang war, um den Leib, und ſprang vom Boogſpriet aus in's Meer. Nicht ohne Beklemmung und Angſt ſahen wir ihm zu, ſahen, wie die Wellen ihn zuerſt herumdrehten, und es lange dauerte, bis er ſeine Hände und Füße gebrauchen konnte, um vorwärts zu ſchwimmen. Kräftig und gewandt arbeitete er ſich bis auf vielleicht fünfzig Schritte vom Ufer, wo ihn die Brandung auf's Neue erfaßte und wir ihn und uns mit verloren glaubten. Mehrmals warfen ihn die Wellen bald zurück, bald gegen die Felſen des Ufers, ſo daß wir glaubten, die Rippen müſſen ihm zerbrechen. Endlich faßte ihn eine größere Welle und führte ihn hoch auf den Strand, wo er gewiß eine Viertelſtunde wie todt liegen blieb. Mit welchen Gefühlen wir dies Alles vom Schiffe aus anſahen, kann ſich jeder leicht vorſtellen. Schon war es ſehr ſchwer geworden, einen der Matroſen zu dieſem erſten Verſuche zu bewegen und den Verunglückten vor Augen würde kein Zweiter denſelben Weg gemacht haben. Glücklicher Weiſe aber war er nicht todt, ſondern fing langſam an, ſich zu bewegen. Doch dauerte es noch einige Minuten, ehe er ſeine ganze Beſinnung wieder hatte und wußte, wo er ſich befand. Dann ſtand er auf, zog den Strick nach ſich, an welchen man unterdeſſen ein dickeres Tau gebunden hatte, befeſtigte dies an zwei Olivenbäume, die glücklicher Weiſe am Ufer ſtanden, und bildete ſo eine, wenn gleich unſichere Verbindung mit dem Lande. Die Mitte dieſes langen Taues hing durch ſeine eigene Schwere tiefer als die beiden Enden

und die vom Ufer abprallenden Wellen ſchlugen hoch über dieſelbe zuſammen; ein Umſtand, der das Hinüberklettern noch mehr erſchwerte.

Obgleich ein zweiter Matroſe auf dieſem Taue glücklich an's Ufer kam, wollte doch keiner der Türken zuerſt den gefährlichen Weg verſuchen. Wir drängten uns durch die Maſſen der Soldaten bis vornen zum Boogſpriet und nahmen die ſtark ſchwankende Brücke in Augenſchein. Der Oberſtlieutenant war der Erſte, der ſich hinaufwagte und mit Lebensgefahr hinüber kam. In der Nähe des Ufers, vielleicht betäubt von den über ihn ſtürzenden Wogen, ließ er das Tau zu früh los und würde wahrſcheinlicher Weiſe ertrunken ſeyn, wenn nicht die beiden Matroſen ihm entgegen geſprungen wären und ihn herausgezogen hätten. Der Zweite war unſer Baron, der, ungemein geſchickt in allen gymnaſtiſchen Uebungen, äußerſt ſchnell und glücklich hinüber kam. Dann folgte der Graf Szechenyi, der ebenfalls das Land glücklich erreichte, und nach dieſem wollte ich mein Heil verſuchen. Schon ſtand ich oben auf einem Anker, wo das Tau angebunden war, und wollte mich eben hinablaſſen, als ich mich von mehreren Seiten und unter wildem Geſchrei von den Türken angefaßt fühlte. Da ich nicht wußte, was ſie wollten, verſuchte ich es, meine Arme los zu machen und zog eine Piſtole aus dem Gürtel, nicht um auf die Türken zu ſchießen, da ſie ganz naß war, ſondern nur um ihnen auf die Köpfe und Hände zu klopfen, damit ſie mich loslaſſen ſollten. Doch wurde das Geſchrei hierdurch noch größer und nach ihren wilden Blicken konnte ich fürchten, ſie würden mich ohne Weiteres in's Meer werfen. Auch riefen mir ein Paar von den Matroſen auf Italieniſch zu, ich möchte ja meine Piſtole einſtecken, was ich that. Hierauf riſſen mich die Türken gleich von meinem Anker herunter und mehrere gaben mir durch Worte und Pantomimen zu verſtehen, ſie wollten nun zuerſt hinüber und wir Giaurs könnten warten, bis ſie gerettet ſeyen. Wir ſeyen ohnedies Schuld daran, daß ſie in den Krieg müßten. Was war zu thun? Mit dieſer zügelloſen Bande, die durch das Unglück der vergangenen Nacht, durch Sturm und Unwetter noch mehr aufgereizt war, ließ ſich nicht ſpaſſen. Wir zogen uns alſo mit den Matroſen auf das Hintertheil des Schiffes zurück und ließen die Soldaten ihr Heil verſuchen.

Eben ſo rathlos wie wir auf dem Verdecke ſtanden, waren unſere Freunde am Lande. Die ganze Gegend war fußhoch mit Schnee bedeckt und zeigte kein Haus, keinen Weg noch Steg. Der Baron zeigte uns vom Ufer her durch Pantomimen an, ſie wollten den Strand entlang gehen, um zu ſehen, ob nicht ein Dorf oder ſonſt menſchliche Wohnungen in der Nähe ſeyen.

Unterdeſſen begannen die Soldaten nicht zu ihrem Heil die Rutſchpartie nach dem Lande zu. Als ſie geſehen, daß unſere drei Freunde

so glücklich hinüber gekommen waren, glaubten sie, die Sache sey nicht schwer und fingen an, es nachzumachen. Einige kletterten an das Tau und rutschten hinab, doch als es, um an's Ufer zu gelangen, galt, wieder in die Höhe zu klettern, verließ die Meisten Kraft und Muth. Sie ließen die Beine los und hingen nun mit ausgestreckten Armen, jämmerlich um Hülfe rufend, über den tobenden Wellen, die von Zeit zu Zeit hoch über ihren Köpfen zusammen schlugen; ein gräßlicher Anblick. Viele wurden von den schon am Ufer befindlichen Matrosen gerettet, mehrere aber ertranken vor unsern Augen, indem das tückische Meer sie keine zehn Schritte vom Lande lange herumrollte und endlich als Leiche auf den Strand warf.

Nach Verlauf einer starken halben Stunde kamen unsere Freunde zurück, zeigten uns an, sie haben nichts gefunden und wollten jetzt ihr Heil in der entgegengesetzten Richtung versuchen. Wenn sie im Verlauf einer Stunde nicht zurück wären, sollten wir ohne Weiteres ihren Fußtapfen, die wir im Schnee leicht sehen könnten, folgen. Es kostete viele Mühe, ehe wir uns durch Zeichen und einzelne Worte auf diese Art verabreden konnten.

Sehr langsam ging während dieser Zeit die Ausschiffung von Statten, und da uns, wie oben schon erzählt, die Türken nicht an das Tau kommen ließen, so gingen wir in die Kajüte zurück, um ruhig die Zeit abzuwarten. Doch kann sich hier Niemand unsere Lage denken. Durchnäßt waren wir bis auf die Haut und das Schiff wurde bei jedem Wellenschlage so erschüttert, daß ich mich unter eins der Betten klemmte, um nicht jede Minute hin und her geschleudert zu werden. Die Thüren sprangen von selbst auf und zu, die Schellen in den Zimmern klingelten, als würden sie mit Macht gezogen und in Wände und Fußböden rissen große Spalten. Tische, Stühle und unsere Effecten lagen, einen unordentlichen Haufen bildend, zertrümmert durch einander.

Nach Verlauf einer Stunde ging ich wieder hinauf, um zu sehen, ob noch viele Soldaten droben seyen. Es waren wenigstens noch zwei bis dreihundert auf dem Verdeck. Auch hatte sich das Schiff mit der Spitze etwas dem Lande genähert und das Tau hing fast ganz im Wasser, konnte auch nicht wieder straffer gespannt werden, da die Schiffswinden zerbrochen waren. Jetzt war das Hinüberklettern noch gefährlicher geworden, weshalb der Capitän den großen Mast hatte kappen lassen und zur Seite in's Meer stellen, so eine neue Brücke zur Rettung bildend. Der Mast ging vielleicht bis auf achtzig Schritt vom Schiffe, und die Türken setzten sich rittlings darauf und rutschten hinab. Unten mußten sie dann warten, bis die in's Meer zurückkehrenden Wellen die Felsen ein wenig entblößten. In diesem Augenblick sprangen die Leute in's Wasser, das ihnen nur bis zur Brust ging und mußten dann so

ſchnell wie möglich eilen, das Ufer zu gewinnen. Nie hab' ich Menſchen geſehen, die mehr den Kopf verloren hatten, als dieſe Türken. Einige hielten ſchon in der Mitte des Maſtes an und ſprangen trotz allen Zurufungen in die Wellen, die ſie dann ſogleich mit fort nahmen. Andere ließen den Baum in dem Augenblick los, wo die Brandung wieder kehrte, wurden von ihr erfaßt und ertranken. In Allem mochten etliche zwanzig Menſchen ertrunken ſeyn.

Gegen vier Uhr Abends war endlich die Zahl der ſich noch am Bord befindlichen Soldaten ſo gering, daß wir Europäer allenfalls mit Gewalt zum Maſte durchdringen konnten. Das Einzige, was ich von unſern Effecten mitnahm, war der Nachtſack des Baron, der die ganze Reiſekaſſe enthielt. Zerſchellte auch das Schiff während der Nacht, ſo waren wir doch wenigſtens mit Geld verſehen. Wir beſtiegen nun den Maſtbaum und ſahen, daß das Hinabrutſchen hier eben ſo unangenehm und gefährlich war, wie früher an dem Tau. Die Bewegung des Schiffes war ſo ſtark, daß ich, ſchon ungefähr drei Fuß tief hinabgeklettert, von einem ſtarken Stoß wieder an zwei Fuß über das Verdeck gehoben wurde. Unten angekommen, galt es, genau den Augenblick abzupaſſen, wo man ſich loslaſſen mußte, um nicht in's Meer geriſſen zu werden. Doch kamen wir Alle, freilich von Neuem durchnäßt, mit dem Geldſack am Ufer an.

Da ſtanden wir nun an dem kahlen Ufer, durchnäßt, hungrig und halb erfroren. Vor uns lag das ſchöne Schiff auf ſpitzigen Felſen wie eine zerbrochene Nußſchaale und die gierigen Wellen leckten über das ganze Verdeck und ſuchten überall in die Luken und Fenſter zu dringen. Es kam mir vor, wie der Leichnam eines rieſigen Thiers, das geſtern noch munter ſein Element, das Waſſer, durchſchnitt. Jetzt liegt es todt am Strande, ſein Athem brauſt nicht mehr ſtolz in die Lüfte hinauf, und ſeine Glieder, die Räder, ſind unbrauchbar geworden und zerbrochen.

Das ganze Meer, ſo wie der Himmel, war in ein ſchmutziges Gelb gekleidet und lange Nebelſtreifen zogen über die Wellen und das Schiff, — traurige Bahrtücher, die uns geſtern Abend ſchon warnend erſchienen waren. Am Ufer um uns her lagen viele Leichen der Soldaten, die heute umgekommen waren; einige wurden von ihren Freunden und Bekannten eingeſcharrt, Andere blieben liegen, halb vom Seewaſſer beſpült, und es fand ſich Niemand, der ihnen den letzten Liebesdienſt erzeigte.

Die Richtung, in der unſere Freunde gegangen und nicht wieder zurückgekehrt waren, ſchlugen auch die meiſten Soldaten, ſo wie ſie den Boden betraten, in vollem Laufe ein. Es ſchien mir, als ſeyen einige von ihnen hier bekannt. Wir folgten ihnen und kamen nach Verlauf einer halben Stunde an eine Olivenpflanzung, durch welche die Fußtapfen

der uns Vorangegangenen führten. Aeußerſt beſchwerlich und unangenehm war der Weg, den wir zu machen hatten. Der Schnee war oft zwei Fuß hoch und der Boden darunter ſo uneben, daß man bei jedem Schritte fürchten mußte, zu ſtürzen. Bald jedoch kamen wir auf einen gebahnteren Weg, der durch Weingärten führte, woraus wir mit Freuden erſahen, daß wir bald in die Nähe von menſchlichen Wohnungen kommen müßten. Jetzt erreichten wir einen Brunnen, wo ſich mehrere unſerer Leidensgefährten gelagert hatten, um einen Trunk friſchen Waſſers zu ſich zu nehmen. Dann bogen wir um einen Hügel und ſahen vor uns ein kleines Dorf, es hieß Armudkoi — Birnendorf — liegen, auf das wir, obgleich es ſehr ärmlich ausſah, mit ſchnelleren Schritten zugingen.

Am Eingang deſſelben kam uns einer unſerer Matroſen entgegen, den der Baron hinausgeſchickt hatte, um nach uns zu ſehen und uns in das Haus zu bringen, welches ſie gefunden. Unter den ſchlechten Häuſern dieſes Dorfs war das unſere ohne Widerrede das erbärmlichſte. Es beſtand aus einem einzigen Zimmer, das zwanzig Fuß lang und vielleicht fünfzehn breit ſeyn mochte, hatte zwei kleine Fenſter und das Mobiliar beſtand aus einem hölzernen Divan, der längs einer Wand lief, ähnlich den, wie wir ſie zu Stambul in den Caffeehäuſern und ärmlichen Barbierſtuben geſehen. Wir fanden unſere Freunde in einer wirklich komiſchen Lage. In der Mitte dieſes Gemachs auf dem Boden ſtand ein großer Mangahl, um den alle ſaßen und beſchäftigt waren, ihre Kleider zu trocknen, da aber jeder augenblicklich nur das beſaß, was er auf dem Leibe trug, ſo wurde Stück für Stück heruntergezogen, über das Feuer gehalten, und nachdem es nothdürftig getrocknet war, wieder angelegt. So war der Eine ohne Rock, ein Anderer ohne Hoſen und ein Dritter hielt gar ſein Hemd über das Feuer, als wir eintraten. Alle freuten ſich ſehr bei unſerm Anblick und gaben uns den beſten Platz um den Mangahl frei, um auch unſere ganz naſſen Sachen etwas zu trocknen. Wir befanden uns wirklich in keiner beneidenswerthen Lage. Den ganzen Tag hatten wir nichts gegeſſen und hatten auch jetzt noch keine Ausſicht, etwas zu bekommen. Ganz durchnäßt waren wir und das kleine Kohlenfeuer reichte nicht hin, uns zu trocknen und zu erwärmen. Auch brach der Abend herein und wir erhielten mit Mühe ein kleines Stümpchen Talglicht, um unſern Salon zu erleuchten. Ein Paar von den Matroſen und der Kellner des Schiffs, die auch bei uns einquartirt waren, gingen in das Dorf, um zu ſehen, ob ſie nicht irgend etwas Eßbares auftreiben konnten. Wirklich kamen ſie auch nach einiger Zeit mit etwas Reis zurück, den ſie irgendwo gekauft. Das ganze kleine Dorf lag voll unſerer Soldaten, und die Einwohner waren bei ihrer Ankunft größtentheils geflohen. Reis hatten wir alſo, eine Schüſſel fand ſich

bei näherer Nachſuchung auch vor und einen Braten führte uns das verſöhnte Schickſal ebenfalls zu. Eine große Gans nämlich trieb ſich längere Zeit vor unſerer Thür herum und näherte ſich endlich ſo unvorſichtig, daß einer der Matroſen ſie am Hals faſſen konnte und hereinzog. Noth kennt kein Gebot. Das Thier wurde als gute Beute erklärt und zugleich mit dem Reis gekocht. Selten oder nie bin ich mit größerem Heißhunger über eine Schüſſel hergefallen, als hier. Allen erging es aber ſo, und das Gefäß war ſchon beinahe zu drei Theilen leer, ehe unſer Appetit ſo weit geſtillt war, daß wir uns über den Geſchmack des Genoſſenen Rechenſchaft geben konnten. Mir kam vor der Pillau ſchmecke etwas nach Seife, und kaum hatte ich meine Vermuthung ausgeſprochen, ſo ſtimmten mir die Andern bei. Und wir hatten Recht, denn bei näherer Betrachtung ergab es ſich, daß der Kellner den Reis in einer großen Bratſchüſſel gekocht hatte, die er in einem Winkel des Gemachs aufgefunden; wir befanden uns, wie wir ſpäter erfuhren, in der öffentlichen Barbierſtube des Dorfes.

Mit dem Capitän, den Offizieren, mehreren Matroſen und Kellnern waren wir zu vierzehn Mann hier einquartirt, wonach man ausrechnen kann, daß zum Schlafen auf jeden nicht viel Raum kam. Wir mußten wie die Pickelhäringe zuſammengedrängt liegen, was den Nutzen hatte, daß wir nicht gar zu ſehr froren; denn es wurde in der Nacht unangenehm kalt. Vor dem Einſchlafen hatten wir verabredet, ein Theil von uns ſolle am nächſten Morgen, wenn das Unwetter etwas nachgelaſſen habe, mit einigen Pferden, die ſich allenfalls wohl auftreiben ließen, an Bord zurückkehren, um nachzuſehen, was von unſern Effecten gerettet werden könnte.

Am Morgen ſehr früh, es war noch ganz dunkel, ging der Baron und der Maler F. mit mehreren von der übrigen Geſellſchaft nach dem Meere, um zu ſehen, was auf dem Schiffe zu machen ſey. Wie ſie an den Strand kamen und das Schiff in dunkeln Umriſſen vor ſich ſahen, bemerkten ſie zu ihrer größten Verwunderung, daß ſich viele Lichter auf demſelben hin und her bewegten. Das Meer war indeſſen viel ruhiger geworden und geſtattete ihnen durch die Radkaſten, die ſammt den Rädern ganz aus dem Waſſer hervorſahen, hinauf in das Schiff zu ſteigen. Hier bot ſich ein überraſchender Anblick dar. Einige zwanzig Türken waren mit Lichtern in den Händen beſchäftigt, Kiſten und Kaſten zu erbrechen, um ſich die Sachen, die ihnen gefielen, anzueignen. Daß unſere Freunde ſie in dieſem angenehmen Geſchäft augenblicklich ſtörten, war natürlich, und wenn dieſe edlen türkiſchen Soldaten nicht im Allgemeinen ſo ausgezeichnet feig wären, hätte es zu einem ernſtlichen Handgemenge kommen können. So aber ließen ſie beim Anblick der Franken ihre Beute fahren oder ſprangen mit ein-

zelnen Stücken, die ſie in der Hand hielten, geradezu in das jetzt ſchon viel ſeichter gewordene Meer, um doch etwas von ihrem Raub davon zu bringen. Glücklicher Weiſe waren unſere Koffer, da ſie für die lange Reiſe dienen ſollten, außerordentlich ſtark und feſt gebaut, weshalb es dieſen Räubern nicht ſogleich gelang, ſie zu erbrechen. Einige der Türken, die bei dem erſten Anlauf ſich in die Kajüte gerettet hatten, wurden da hinausgeprügelt und mußten ſich zu einem Sprung in's Meer entſchließen, was ſie auch meiſtens gutwillig thaten, eine Taufe, die dieſen heilloſen Burſchen wohl zu gönnen war.

Da es dem Kapitän gelang, einige Pferde zu erhalten, ſo wie auch manche von den Einwohnern aus Neugierde mit an's Schiff liefen und ſich dann ſpäter durch ein kleines Trinkgeld gern bereitwillig finden ließen, etwas von unſern Effecten nach dem Dorfe zu ſchleppen, ſo waren bald alle unſere Sachen aufgeladen und noch vor Mittag kehrten unſere Freunde damit zurück. Auch hatten ſie nicht verſäumt, von den Speiſevorräthen und den vorhandenen Weinen ſo viel zu retten, wie möglich war, weshalb wir aus der bittern Armuth von geſtern uns auf einmal zu einem ſolchen Wohlleben erhoben ſahen, daß wir die armſeligen Einrichtungen unſeres Locals ziemlich vergaßen. Wir hatten Thee, Caffee, alle möglichen in- und ausländiſchen Weine, Fleiſch, Geflügel und hiezu alle nöthigen Geſchirre, ſo daß wir heute Abend ein glänzendes Souper machten.

Bis jetzt hatten wir noch nicht Zeit gehabt, über unſere Zukunft nachzudenken, d. h. wohin wir uns von hier wenden ſollten und auf welche Weiſe. Nach Conſtantinopel zurück, war, was das Erſtere betraf, natürlich der einſtimmige Vorſchlag; jedoch hinſichtlich des Zweiten, die Art, wie wir dahin kommen ſollten, waren die Meinungen getheilt. Einige meinten, man müſſe von dem geſtrandeten Schiffe von Zeit zu Zeit Nothſchüſſe thun, um dadurch vielleicht ein anderes herbeizuziehen. Andere glaubten, wir könnten uns vielleicht einem großen Fiſcherboot anvertrauen, und mit ihm längs der Küſte nach Stambul fahren, was aber ſehr lange gedauert haben würde. Ein dritter Vorſchlag war, einen Reitenden nach Scutari zu ſchicken, der dem k. k. öſtreichiſchen Internuntius unſere Lage mittheilen ſollte und abwarten, was dieſer für uns thun könnte. Der Baron endlich ſchlug zuletzt noch einen andern Ausweg vor, der als der beſte auch feſtgehalten und ausgeführt werden ſollte, nämlich den, im Fall es möglich ſey, Pferde anzuſchaffen, ſelbſt nach Scutari zu reiten, was man wohl in drei Tagen von hier abmachen konnte, und von da nach Kräften für die zurückgelaſſenen Matroſen und Effecten zu ſorgen.

Der Schech des Dorfes wurde herbeigeholt, zum Abendeſſen eingeladen, und nachdem er ſich's hatte gut ſchmecken laſſen, befragte man

ihn, ob es ihm möglich ſey, für uns Pferde zu einem Ritt nach Scutari anzuſchaffen. Anfänglich machte er Schwierigkeiten und verſicherte, die meiſten Einwohner ſeyen in's Gebirge geflohen und würden wahrſcheinlich nicht eher zurückkehren, bis die Soldaten und wir abgezogen ſeyen; auf keinen Fall aber würde man ſie dazu vermögen können, ihre Pferde zu unſerem Gebrauche herzugeben. So ſprach anfänglich der Schech. Aber nachdem ein paar Gläſer Champagner ihre Wirkung gethan hatten, wurde er umgänglicher und ſagte, für einen hohen Preis würden ſich doch vielleicht einige entſchließen, ihre Thiere herzugeben.

Bald darauf entfernte er ſich mit dem Verſprechen, er wolle ſehen was ſich thun laſſe, kehrte aber den Abend nicht wieder zurück.

Die langen kalten Nächte ohne Betten, Teppiche oder Decken zuzubringen, war das Unangenehmſte von der ganzen Geſchichte. Auch waren wir Alle mehr oder minder erkrankt; denn die Näſſe, worin wir einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hatten zubringen müſſen, hatte uns ſammt und ſonders ſtark mitgenommen. Einer klagte über Kopfweh, der Andere über Zahnweh, jener hatte Uebelkeiten, dieſer ein entſetzliches Bauchgrimmen, Alles Klagen, die dann erſt lauter gehört wurden, wenn ſich der Schleier der Nacht auf unſere armſelige Behauſung ſenkte und die Härte der Pritſche und des Bodens das Ihrige dazu beitrugen, alle jene Leiden doppelt fühlbar zu machen.

Wie gerädert ſtand man am andern Morgen auf, und es dauerte eine ziemliche Zeit, ehe man ſich von den Strapazen der Nacht erholen konnte. Trotz allem dieſem Elend wurde viel gelacht und beſonders war es Graf Szechenyi, der die drolligſten Geſchichten anfing. Er hatte einen Bedienten, mit Namen Hanſel, der früher Fiaker in Wien geweſen war; ein ehrlicher, treuer Oeſtreicher, der ſeinen armen Herrn ſpäter in Damaskus bis zum letzten Augenblicke pflegte. Beide gaben uns viel Stoff zum Lachen. So machte der Graf z. B. faſt täglich zum Scherz Toilette, wobei ihm Hanſel aſſiſtirte, als ſeyen ſie in ihrem Palais zu Wien; Abends lud er uns zum Thee ein und machte auf einem großen Steine ſitzend in beſter Art die Honneurs des Hauſes.

Am zweiten Tag erſt gegen Mittag kam der Schech wieder zu uns und verſicherte, er habe zwölf Pferde für uns gefunden, wofür er jedoch einen entſetzlichen Preis verlangte. Aber was war zu thun? Wir hätten im Nothfalle das Doppelte und Dreifache bezahlt, um nur dies Neſt verlaſſen zu können. Den Nachmittag brachten wir damit zu, unſere Sachen zu packen und unſere Kleider wieder etwas in Stand zu ſetzen, wobei der Baron ganz zufällig das Glück hatte, ſeine ungariſche Bunte, die vom Schiffe geſtohlen war, zurückzuerhalten. Er ſtand nämlich in dem Augenblick an der Thür, wo ein türkiſcher Lieutenant vorüber ging, der den Pelz über die Schulter geſchlagen hatte

und ganz ruhig damit paradirte. Natürlich wurde er gleich angehalten und einer der Matrosen verbolmetschte ihm, der Mantel, den er trage, gehöre jenem Franken und er solle sagen, wo er ihn her habe, worauf der Lieutenant ganz ruhig erwiederte, er habe ihn nicht weit von hier in einer Scheune gefunden, wo noch mehr dergleichen Sachen lagen. Wir gingen augenblicklich dahin und fanden wirklich noch verschiedene Kleinigkeiten, die wir bisher vermißt, als Stiefel, Ueberröcke, lange Pfeifen ꝛc., alle Sachen, die nicht in Koffern verschlossen waren, sondern offen in der Kajüte lagen. Wie sie hieher in die Scheune kamen, konnte uns Niemand sagen.

Der Schech hatte uns für den folgenden Morgen sehr früh die Pferde versprochen, weshalb wir mit der Dämmerung reisefertig waren und ihn erwarteten. Er kam auch, aber allein, und versicherte auf unsere heftigen Fragen, wo die Pferde blieben, Gott wisse, daß er die Wahrheit spreche, aber zu unserem eigenen Besten dürfe er uns die Pferde nicht geben. In der Nacht seyen von den sechshundert Mann, die mit uns Schiffbruch gelitten haben, zweihundert fünfzig desertirt, die uns theilweise wahrscheinlich auf dem Wege zwischen hier und Scutari auflauern, überfallen und berauben würden. Wir mochten dem Schech noch so viele Gegenvorstellungen machen, und ihm versichern, wir würden die Sache ganz auf uns nehmen, wir fürchteten uns nicht vor diesen Leuten, es half nichts, er blieb dabei, er dürfe uns keine Pferde geben, indem ihn Gott hart bestrafen würde, wenn er uns Fremde ins Unglück rennen ließe. Ob der Schech in der That diese musterhaften Gesinnungen hatte, oder ob er uns keine Pferde geben wollte, blieb uns ein Räthsel. Bei diesen Aussichten hätten wir Gott weiß wie viel Tage noch in diesem elenden Nest zubringen können, wenn man nicht in Constantinopel, wohin sich schon am zweiten Tag nach unserem Unglück — wie? haben wir nie erfahren — das Gerücht verbreitet hätte, der Seri-Pervas sey in der Bucht vor Mudania gescheitert, gleich Anstalt zu unserer Rettung getroffen hätte.

Am folgenden Morgen waren wir Alle eigenhändig mit der Zubereitung unseres Frühstücks beschäftigt, als plötzlich ein Paar türkische Lieutenants, die sich am Meere umher trieben, mit dem Geschrei: „Vapore! Vapore!“ ins Dorf und in unsere Stube stürzten. Wir sprangen Alle überrascht auf, ließen unsere Beschäftigung liegen und eilten an den Strand. Gott weiß, in meinem Leben hat mich der Anblick eines Dampfbootes nicht so erfreut, als das, was die Türken uns angezeigt und das sich rauchend und brausend dem Lande näherte. Wir tanzten vor Freude auf dem Sand herum und winkten mit unsern Tüchern dem Capitän, der auf dem Radkasten stand, freudig entgegen. Jetzt ließ das Dampfboot die Anker fallen und ein Boot stieß ab, in

dem ſich ein Offizier befand, der uns meldete, daß das Dampfboot — es war der Ludovico — durch den k. k. Internuntius, Baron von Stürmer, abgeſandt ſey, uns zu holen. Wir flogen ins Dorf zurück, packten unſere Sachen zuſammen und befanden uns in kurzer Zeit am Bord des Ludovico, wo wir uns behaglich auf die weichen Kiſſen ausſtreckten. In fünf Stunden erreichten wir Conſtantinopel und kletterten den ſteilen Hügel von Pera hinauf zum Gaſthof unſerer freundlichen Madame Balbiani, die uns mit Thränen in den Augen und herzlicher Freude empfing.

Am andern Tage waren wir mehr oder minder krank; doch hatten wir nicht lange Zeit im Bette zu bleiben, denn ſchon am Mittage hieß es, ein anderes Dampfſchiff gehe morgen nach Smyrna und würde uns, diesmal aber ohne Soldaten, mitnehmen. Wir hatten kaum Zeit, unſere zu Grunde gegangenen Effecten wieder etwas herrichten zu laſſen, denn ſchon am andern Nachmittag um drei Uhr gingen wir wieder an Bord, diesmal unter günſtigeren Auſpicien. Das Wetter hatte ſich wieder aufgeklärt und von dem Schnee, der uns bei unſerer erſten unglücklichen Seefahrt zum Abſchiede geleuchtet, war nichts mehr zu ſehen.

Fünftes Kapitel.

Fahrt durch den Archipel.

Zweite Abreiſe von Conſtantinopel. — Odun Kapuſſi. — Die Dardanellen. — Der Crescent. — Die Ebene von Troja. — Die joniſchen Inſeln. — Smyrna. — Der Muſtafaberg. — Aberus: Die Stadt. Die Allerheiligenkirche. Sirara bei Cavalieri. — Marmariſſa mit der engliſchen und öſtreichiſchen Flotte. — Cypern.

Hinter dem Rieſenberge auf dem aſiatiſchen Ufer des Bosphorus erhob ſich der Mond und beleuchtete das Grab des Herkules, als unſer Schiff die Stadt zum Abſchied mit einem Kanonenſchuß begrüßte, die Anker aufwand und langſam wendend die dunkelblaue Fluth mit den Schaufelrädern theilte und aufwühlte. Es war ein herrlicher Abend. Ich ſtand am Steuerruder und ſchickte meine letzten grüßenden Blicke nach der majeſtätiſchen Stadt und dem Maſtenwald des goldenen Horns. Dieſe Stadt hat etwas phantaſtiſch Schönes. Alle ſieben Hügel, worauf ſie gebaut iſt, zeichnen ſich aus der Ferne deutlich ab, ſind mit den bunt angeſtrichenen Häuſern bedeckt, aus denen, gleich Tulpen und

Lilien aus einem Moosgrunde, die vergoldeten Kuppeln und Minarets der zahlreichen Moscheen, so wie die große dunkle Cypresse, dieser majestätische Baum sich erheben. Wie windet sich das klare Wasser des Hafens so schön durch die Häusermassen hindurch, ein wirkliches goldenes Horn, ein Füllhorn; denn sammelt sich nicht in den tausend Schiffen, die sich auf seinem grünen Rücken schaukeln, Alles, was der Orient und Occident Kostbares hervorbringt, um es dann zu den Füßen Europa's auszugießen!

Leb' wohl, Stambul! wahrscheinlich seh' ich dich zum letzten Mal, die Nacht senkt sich auf dich herab, wie das Leichentuch auf eine theure Verstorbene. Ich nehme noch einzeln Abschied von der hehren Aja Sophia, von Pera und Galatha, wo wir so oft landeten, und von Topchana mit dem hölzernen, stattlich aussehenden Palais des Großherrn. Einen schüchternen Blick schickte ich nach dem alten Serail, denn unser Schiff fuhr gerade längs dem stets verschlossenen Thor Odun Kapussi. Ich glaubte die verhängnißvolle Kanone durch die Nacht glänzen zu sehen, die zuweilen ihren metallenen Mund öffnet, und es den Wellen ansagt, wenn sich diese Pforte aufthut, und man eines jener unglücklichen Weiber hinausträgt, welches, durch die Anklage der Eunuchen verdächtig geworden, hier in dem weiten Meer ein weites kaltes Grab findet — und neben diesem Thor tönte aus dem schönen Kiosk laute Musik und Gesang; dort tanzten die Sultaninnen und Odalisken vor ihrem Herrn und liebkosten ihn, während eine ihrer Schwestern langsam, langsam untersinkend, ihm fluchte.

Das Dampfschiff, auf dem wir heute fuhren, der Crescent (Halbmond), hatte einen so guten Ruf, und war so vielen Gefahren und Stürmen stets glücklich entgangen, was man sowohl der Bauart des Schiffes, als auch der umsichtigen Leitung unsers freundlichen Capitäns, des Herrn Anthoin, zuschreiben konnte. Es schien mir beinahe unmöglich, als könne uns mit diesem Schiff noch einmal ein Unglück zustoßen; denn das kräftige, obgleich sehr fühlbare Arbeiten der Maschine, sein leichtes Durchschneiden der Wellen und die beständige Ruhe des Capitäns gab den Passagieren eine solche Zuversicht, daß man sich den Gesprächen und allen möglichen Zerstreuungen, sorglos wie auf dem Lande, überließ. Das Schiff war vorläufig bis Smyrna bestimmt und hatte nur wenig Leute an Bord. Auf dem Verdeck lagen einige türkische Familien und jede hielt sich von der andern durch grüne, zu diesem Zweck auf dem Schiff befindliche Lattenzäune abgesperrt. Am Steuerruder hatte sich eine einzelne Frau einquartirt, die mit ihrem kleinen Söhnchen, einem allerliebsten Knaben, und in Begleitung eines baumlangen Negers, nach Metelyn reiste. Sie war Wittwe, ihr Mann in der Schlacht bei Nisib geblieben. Der kleine, kaum zwei Fuß hohe

Türke nannte sich Hamsa Beg, Herr Hamsa, und trieb sich stets bei uns herum. Jeder gewann ihn in Kurzem sehr lieb, und ich muß gestehen, lange nicht ein so wohlthuendes, liebes Gesichtchen gesehen zu haben. Die Frau Mama dagegen, die sich häufig entschleierte, und uns so den vollen Anblick ihres Gesichts gewährte, hatte, wie die meisten Türkinnen, schlaffe, unangenehme Züge, besonders um den Mund, den ich bei diesen Weibern nie frisch und schwellend gefunden habe.

Gegen zehn Uhr Abends gönnte uns der Mond noch den Anblick der südwestlich vor uns liegenden Insel Marmora, jedoch sahen wir sie nur in schwachen Umrissen, da sich der bei unserer Abfahrt so klare Himmel allmählig mit Wolken überzogen hatte. Auch warf ich noch einen schüchternen Blick nach Südwest, wo in der Bai von Mudania unser gescheitertes Schiff, der Seri-Pervas lag, und da es etwas zu regnen anfing, suchten wir unsere Schlafstätten auf. Einige nahmen Besitz von den sehr schmalen Betten, Andere, worunter auch ich, wählten sich die großen Sopha's der Damenzimmer. Unserer Gesellschaft vom Seri-Pervas hatten sich noch drei östreichische Offiziere angeschlossen, die den Krieg in Syrien mitmachen wollten; sehr liebenswürdige Reisegefährten, denen ich, sollten ihnen diese Blätter zu Gesicht kommen, hiermit meinen herzlichsten Gruß zusende.

Ich schlief bald ein, wurde jedoch nach ein paar Stunden auf eine äußerst unangenehme Art geweckt, indem das seit Kurzem etwas hoch gehende Meer eine der kleinen Fensterlucken aufgerissen hatte und eine Welle hereinsandte, die mich tüchtig durchnäßte; doch lag die Schuld größtentheils an mir selber, denn ich hatte vergessen, den äußern hölzernen Laden schließen zu lassen. Ich verbesserte meine Lage so gut als möglich und schlief den übrigen Theil der Nacht, ohne an mein unfreiwilliges Seebad zu denken.

Als ich am Morgen des 9. Decembers aufs Verdeck trat und rings um mich schaute auf das klassische Land, in das wir wie durch Zauber über Nacht gekommen, war mir zu Muth, wie dem Sohn eines alten Geschlechts, der, ferne von der Heimath erzogen, lange nach derselben verlangt und nun endlich die Berge sieht, welche die Wiege seiner Väter umstanden. Er kennt jeden Hügel, jedes Thal, jeden Baum, und in seinem Herzen tauchen all' die Erzählungen auf, mit denen man den Knaben am lodernden Kaminfeuer unterhielt. Vor ihn treten die Helden, die er damals im kindischen Spiel nachahmte und lieb gewann, vor ihn die Thäler und Gauen, wo die alte Veste gestanden, für die er sich mit Freude hätte todtschlagen lassen. —

Ich stand mit verschränkten Armen und schaute in die Gegend und Alles däuchte mir ein Traum zu seyn. Dort stieg die Sonne empor, nicht mehr über den spitzen Thürmen meiner Vaterstadt, nein über dem

Rhodope-Gebirge, und der leiſe Morgenwind, der ſich erhob, trug ſeltſame Klänge an mein Herz. Tönt vielleicht noch immer dort in den Wipfeln der Eichen, unter denen Orpheus ſeine Euridice beklagte, nachhallend ſein Lied?

Hier ſeh' ich Gallipoli, das alte Kallipolis, die ſchöne Stadt; keck hängt ſie an den Felſen, die ein unverwelklicher, immer grüner Kranz von Cypreſſenwäldern umgibt. Wie oft wurde Gallipoli zerſtört, ſtets wieder aufgebaut und vergrößert. Strabo erwähnt es als ein kleines Dorf, das gegenüber der Stadt Lampſakus auf dem europäiſchen Ufer läge. Beide haben demnach die Rollen getauſcht, denn dieſes, jetzt Lepſak oder Lamſaki, beſteht nur noch aus einigen halb zerfallenen Häuſern. Von den edeln Trauben und bräunlichen Feigen, womit ſeine Hügel bedeckt ſind, ſchweifen meine Blicke über die Ebene Kleinaſiens, welche der Granikus und Aeſopus bewäſſern; jeder Stein, jeder Hügel iſt hier eine Erinnerung. Dort ſind die Felſengeſtade des Cheroneſos, da Seſtos und das Vorgebirge von Abydos; etwas nördlich von dieſen bei der Landſpitze von Nigara Burnu, wo ſich die beiden Ufer des Helleſpont am nächſten treten, baute Xerxes ſeine Schiffbrücke, ſetzte Alexander mit ſeinem Heere nach Aſien über, hier, warum ſoll ich ſeinen Namen nicht jenem der beiden Könige anreihen, ſchwamm Lord Byron, der Poet, durch die Meerenge, und dort, wo

— — die altersgrauen
Schlöſſer ſich entgegenſchauen,
Leuchtend in der Sonne Gold —

flüſtern die Wellen noch heute von der Treue und dem Unglück Hero und Leanders. Mir kam das Alles vor, wie ein ungemein lieblicher Garten, durch den ein klarer Bach fließt, das iſt der ewige Helleſpont. Schön iſt dieſer Garten und würde hundertmal ſchöner ſeyn, wenn ihm der kleinliche Menſchengeiſt nicht jene coloſſalen Zwingthore, die beiden Schlöſſer der Dardanellen, zu ſeiner Bewachung gegeben hätte, dieſe Helleſpontpolizei. Unwillkührlich dacht' ich an Deutſchland; da ſteht auch bei jeder ſchönen Anlage des Geiſtes und der Hände der Aufſeher mit großem Stock und bewacht den harmlos Wandelnden und polizeit ihn. Selbſt unſer Schiff ſchien hier zu eilen und blies ſeinen Unmuth in großen ſchwarzen Rauchwolken aus, als ihm die ungeheuren Kanonenmündungen der beiden Schlöſſer, des Kelledil Bahar, das Auge des Meeres, und die Sultanin Kaleſſi oder große Sultanſtadt, ſo ſchußgerecht in die Flanken ſahen.

Obgleich ich im Ganzen kein Freund der Engländer bin, ſo habe ich doch ſtets mit Bewunderung und inniger Freude den Namen des Admiral Elphinſton genannt, der im Jahre 1770 nach jener für die Türken ſo unglücklichen Schlacht bei Tſchesme dieſe Helleſpontpolizei

ſo verhöhnte, daß, nachdem er bei ihrer Naſe vorbeigefahren war, und jenſeits der Dardanellen Anker geworfen hatte, ruhig eine Taſſe Thee trank, während ſeine Trompeter God save the king bliesen, und ſpäter mit der Fluth ohne Verluſt zurückkehrte.

Unſer treffliches Schiff, das neun Miglien in der Stunde machte, führte uns jetzt in kurzer Zeit jenem Geſtade näher, deſſen Geſchichte ſchon die lebhafte Phantaſie des Knaben beſchäftigt und gereizt hat, die Ebene Troja's: dort iſt ſchon der Ida, auf dem die Götter rathſchlagten, und der Sitz, von dem Kronion das Schlachtfeld beſchaute. Dort hob er ſeinen Arm und nahm bei dem Wettlauf der beiden Helden um Iliums Mauern die Wage zur Hand, warf zwei Looſe hinein, und dasjenige Hektor's ſank tief hinab. Hier dicht am Saum der Küſte zeigen ſich die beiden Grabhügel des Patroklos und Achilleus, an denen wir mit feierndem Blick und bewegtem Herzen vorbeiziehen; betrat letzteren doch ſchon vor zweiundzwanzig Jahrhunderten, dem Helden zu Ehren, Alexander der Macedonier. Wie leid war es mir, nicht alle die Stellen aufſuchen zu können, die Homer ſo lebhaft ſchilderte. Hier neben den Grabhügeln war das Lager der Griechen, dort auf der Anhöhe, neben dem jetzigen Dorfe Burnbaſchi, ſtand Priamus heilige Veſte. Sogar der kleine Hügel, das Grabmal des Aiſyetos, der ſchon von Homer als ſehr alt angegeben wird, läßt ſich aus ſeinen Beſchreibungen errathen. Noch jetzt ſammelt ſich das trübe ſchlammige Waſſer des Simois in einem ſumpfigen, mit Schilf bewachſenen Waſſerpfuhl, deſſen Ausdünſtungen Seuchen erzeugen würden, wie zur Zeit jenes Kampfes unter dem griechiſchen Heere, wenn dieſe Ufer bewohnt wären. Der klare fiſchreiche Skamander ſtrömt fort und fort in's Meer; doch hat er ſein altes Bett verlaſſen, und nur einige Vertiefungen zeigen noch ſeine alte Zuſammenmündung mit dem Simois an.

Während ich über das eben Geſehene nachdenkend auf dem Verdeck ſtand, und noch einmal einen Blick nach dem Grabe jener beiden Helden ſandte, um mir die Umriſſe des Ufers mit einigen Strichen in mein Taſchenbuch zu tragen, und da mein Auge hinüberſchweifte zur Inſel Tenedos, der jenes Schlangenpaar entſprang, welches Laokoon nebſt ſeinem Sohn umwand und tödtete, ſah ich eine große Maſſe Delphine, welche plötzlich unſer Schiff luſtig umſchwärmten. Das Brauſen der Räder ſchien dieſe Thiere eher anzulocken, als abzuſchrecken, denn dort hielten ſie ſich meiſtens auf und ſchienen das Boot überholen zu wollen. Es war ein vollkommenes Wettrennen; zuweilen hoben ſich fünf zu gleicher Zeit aus dem Waſſer, und machten lange Sätze in der Luft, um vorzukommen, wobei ſie dem Verdecke oft ſo nahe kamen, daß man ſie mit einem Stocke hätte erreichen können. Es waren Thiere von vier bis fünf Fuß Länge darunter. Dies Spiel

dauerte beinahe eine halbe Stunde; dann blieben ſie, wahrſcheinlich ermüdet, zurück, und noch lange nachher ſahen wir ſie ihre Purzelbäume auf den Wellen machen.

Schon war die Sonne untergegangen, als ſich hinter Imbros der Saoke, der Berg von Samothrake, zeigte. Doch warf ſchon die kommende Nacht die dunkeln Schleier über ihn, wie die Siege über ſein Inneres. Mit dem Fernrohr ſuchte ich auf dem aſiatiſchen Ufer die von Alexander erbaute Stadt Alexandria Troas und fand endlich auch einige Mauertrümmer, die einzigen Ueberbleibſel jener großartigen Niederlaſſung, die nach der Abſicht ihres Gründers ein Stapelplatz werden ſollte für den Austauſch der Producte Kleinaſiens, Theſſaloniens und des Peloponnes.

Schon ſeit Mittag hatten wir Metelyn (Lesbos) geſehen, doch war es bereits ganz dunkel, als das Dampfſchiff bei der Stadt gleiches Namens anhielt, um einige Reiſende, unter andern auch den kleinen Hamſa Beg abzuſetzen. Nur wenig konnten wir von der Stadt ſehen, welche, wie mir ſchien, die Felſen hinangebaut iſt; wenigſtens bedeckten licht erhellte Fenſter die Berge des Geſtades, bis hoch in die Spitzen. Ich hätte gern dieſe ſchön bewachſene und reiche Inſel bei Tage geſehen, hätte gern einige Blicke geſandt zu dem Geburtsorte von Sappho und Alcäus, aber die Nacht verwehrte es, erſetzte jedoch durch die Schönheit, in welcher ſie uns hier erſchien, reichlich jenen kleinen Verluſt. Nie in meinem Leben ſah ich eine reinere, klarere Färbung des nächtlichen Himmels, und als nach einer halben Stunde der langſam empor geſtiegene Mond ſein volles Licht über uns ausgoß, und rings um uns das Meer und die Inſeln nicht taghell, ſondern bezaubernd ſchön erleuchtete, das Schiff in klaren Silberwellen ſchaukelte und mehrere Miglien weit hinter ſich eine breite weiße Spur zurückließ, da fanden wir es alle auf dem Verdeck in der lauen Luft ſo angenehm, daß keiner ſich vor Mitternacht in die Kajüte zurückzog.

Schon in der Nacht gegen Morgen war ich durch das plötzliche Stillſtehen des Schiffes in meinem Schlafe geſtört worden. Es iſt daſſelbe Gefühl, als wenn man im Wagen geſchlafen hat und auf der Station angekommen iſt. Ich richtete mich auf. Doch da es noch ganz dunkel war, legte ich mich wieder auf mein Sopha zurück und ſchlief noch einige Stunden. Wir waren bei Smyrna angekommen. Früh am Morgen ſtieg ich auf's Verdeck und vor meinem Blicke lag ſie, die ſchöne Stadt, mit der herrlichen, von maleriſchen Bergen umgebenen Bucht, deren Schluchten und Ebenen, mit Cypreſſen, Feigen und Oelbäumen bewachſen, einen lieblichen Anblick gewähren. Schade, daß die Spitzen der Höhen ſo nackt und kahl ſind. Hinter der Stadt liegen auf dem Maſtuſiaberge die grauen Ruinen einer uralten Burg, denn ſie ſteht ſeit den Zeiten Antigonus, des Feldherrn Alexanders von

Macedonien, wurde oft zerstört und immer wieder aufgebaut. Für uns war sie ein Hauptaugenmerk, denn ihr hatten wir bei unserem kurzen Aufenthalt hier einen Besuch zugedacht, um von der Höhe wenigstens einen Blick in diese berühmte klassische Landschaft zu werfen und uns wenn auch nur flüchtig umzusehen in dem Vaterlande Homers, Anakreons und Anaxagores.

Wir stiegen an dem Hafenplatz bei dem fränkischen Quartier an's Land, und freuten uns nicht wenig, schon im ersten Augenblick einen Unterschied zwischen den Häusern und Straßen hier mit denen in Constantinopel zu finden. Statt der kothigen Passage dort ging man hier auf reinlichem guten Pflaster, und man hatte nicht nöthig, in steter Angst zu schweben, daß einem schlecht gebaute Baracken links und rechts auf den Kopf fallen würden, vielmehr sieht das Auge mit Vergnügen auf die hohen, auf europäische Art von Stein erbauten Häuser, die als anständige Gebäude in ziemlicher Entfernung bleiben und sich einem nicht so pöbelhaft auf den Leib drängen, wie jene. Auch das Türkenquartier und die Bazars sehen, wenn auch nicht großartig, doch immerhin freundlicher und anziehender aus, als in der Hauptstadt, sind auch in einigen Artikeln, z. B. Teppichen, Stickereien, Früchten ꝛc. reichlicher besetzt, als jene. Ein Kaufgewölbe im fränkischen Viertel, wo wir einige Kleinigkeiten erstanden, ließ bei der Schönheit und Mannigfaltigkeit seiner Waaren eher vermuthen: man sey in London oder Paris, als in einer türkischen Stadt. Hier fand man von der kleinsten Stange Cire à Moustaches bis zu einem vollkommenen englischen Reitzeuge Alles, was ein elegantes Herz erfreuen kann.

Smyrna haben wir in den paar Stunden, die wir dort zubrachten, sehr liebgewonnen. Es liegt über Stadt und Land ein frischer Reiz, eine üppige Jungfräulichkeit, und wenn mir nicht die zahlreichen hübschen Mädchen, denen man begegnet, mit ihren schwarzen Augen zu gefährlich vorgekommen wären, ich hätte gern einige Wochen hier zugebracht. Ueberall sah man die niedlichen, wegen ihrer Schönheit berühmten Töchter Smyrna's auf den Straßen herumtanzen, oder aus dem ersten Stock Kopf und Herz bedroben.

Nachdem wir in der sogenannten Schweizerpension sehr gut gefrühstückt, wobei uns eine Bande herumziehender Musikanten Einiges aus verschiedenen Opern zum Besten gegeben, so daß wir uns bei dem Klange der bekannten Lieder in die Heimath versetzt glaubten, bestiegen wir die schon früher bestellten Pferde, um dem Mastusiaberge einen Besuch zu machen. Der heutige Tag hatte uns sämmtlich munter gestimmt, und das Gefühl, den festen Boden wieder unter unsern Füßen zu haben, sogar etwas muthwillig. So courbettirten und galloppirten wir denn durch die Stadt zum großen Vergnügen manch' schwarzen

Augenpaars, das unſerm Zuge nachſah und unſern Gruß lachend erwiederte. Vor der Stadt wandten wir uns links über die ſogenannte Caravanenbrücke, welche ihren Namen daher hat, weil über ſie all' die zahlreichen Waarenzüge gehen, die aus dem Innern des Landes nach Smyrna kommen. Dann ritten wir rechts den Berg hinan auf einem Wege, der ſich zuerſt durch türkiſche, mit ſchönen Cypreſſen bepflanzte Friedhöfe zieht, bald aber über dürres Heideland ſehr ſteil nach dem Schloſſe hinaufwendet. Dieſer Pfad, mit vielen und großen Steinen beſäet, macht den Pferden das Erſteigen äußerſt beſchwerlich. Eines derſelben ſtürzte und warf ſeinen Reiter mehrere Fuß weit hinweg an ein Felſenſtück, glücklicher Weiſe jedoch ohne ihn zu verletzen.

Auf dem Berg angelangt, ſtanden wir lange Zeit und ſchauten entzückt in das Panorama, das ſich vor unſern Blicken aufgethan: zu unſern Füßen die Stadt, beſpült von der grünlichen Welle des Meeres, das hier eine Bucht ausfüllt, die man mehrmals mit dem wunderherrlichen Golf Neapels verglichen hat. Da ſchaute aus duftenden Orangen und ſaftig grünen Feigengärten Smyrna heraus; uns zur Linken war das herrliche, mit zackigen Felſen durchſetzte Engthal des Meles, das noch jetzt den Namen des Paradieſes führt.

Langſam und uns öfters umſchauend erſtiegen wir die letzte Klippe des Berges, um zum Gemäuer der weitläufigen Burg zu gelangen. Ein rieſengroßer, weiblicher Kopf, in weißem Marmor, halb erhaben gearbeitet, war links neben einem Thore eingemauert. Er ſoll das Bildniß der Smyrna ſeyn, jener Gemahlin des arabiſchen Begründers der Stadt, von der ſie auch ihren Namen erhielt. Die Türken machen zuweilen den Spaß, und ſchießen nach dem antiken Kopf mit ihren Piſtolen, wodurch er ſchon ſtark beſchädigt iſt.

Nachdem wir über Schutt und Geſtrüppe in das Innere des Schloſſes geklettert waren, zeigte uns der Führer die Stellen, wo eins der prachtvollſten und größten Theater Aſiens und der Tempel des Jupiter Acräus geſtanden; doch ſieht man von allem faſt nichts mehr, als ſchwärzlich graue Steintrümmer, hie und da Marmorblöcke und einige großartige Mauerſtrecken. Durch Zufall entdeckten wir hier noch ein ſehr gutes Echo, welches drei bis vier Worte deutlich nachſprach.

Wo ſich die Bogen einer alten Waſſerleitung in das Thal des Paradieſes hinabziehen, kletterten wir mit unſern Pferden hinunter, ein Weg, den nur die des Bergſteigens ſo gewohnten türkiſchen Pferde machen konnten. Zuweilen blieben ſie auch auf Mauertrümmern, bei denen ich mich zu Fuß beſonnen hätte, wie am beſten hinabzuſteigen ſey, wanden ſich aber immer glücklich durch; nur einmal mußte ich abſteigen, um mein Pferd, welches ſich zwiſchen zwei Felsblöcke feſt geklemmt hatte, loszumachen. Von Weitem ſahen wir noch den Platz,

wo der Sage nach der Dichter der Iliade ſein Häuschen gehabt haben ſoll; dann kehrten wir zur Stadt zurück, um uns gleich auf unſer Schiff zu begeben, das, obgleich es anfänglich nur für Smyrna beſtimmt war, hier einen Befehl vorfand, oder vielleicht denſelben auch ſchon mitgebracht hatte, nach Beirut zu gehen. Es dämmerte ſchon, als wir die Anker lichteten, und dem ſchönen Smyrna Valet ſagten. Ein plötzlicher Gewitterregen trieb uns frühzeitig in die Kajüte, wo wir uns bei einem Glaſe ſelbſt gebrauten Punſches noch einige Stunden angenehm unterhielten. Dann legte ich mich hin, und das einförmige Schlagen der Schaufelräder wiegte mich bald in einen ſanften Schlaf.

Am 11. December trat ich etwas ſpäter als ſonſt auf's Verdeck; denn ich hatte ſchon durch meine Fenſterlucken bemerkt, daß der Himmel nicht ſo freundlich auf uns herabſah, wie die vorhergehenden Tage. Aus Südweſt hatte ſich ein ziemlicher Wind aufgemacht und bewarf die Flanken des Schiffs zuweilen mit ſchäumenden Wellen, das ſich aber dadurch auch gar nicht irre machen ließ oder dem Feind auch nur einen Fuß breit wich. Ich habe bei gleicher Pferdekraft nie eine ſo emſig arbeitende Maſchine geſehen, wie die des Crescent. Er machte beſtändig, ſogar gegen den Wind ſeine zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Rotationen in der Minute. Das Schiff hatte, wie uns der Kapitän und einer unſerer Gefährten, die ſchon mehrere Fahrten und bei ſtürmiſchem Wetter mit ihm gemacht, verſicherten, die Eigenheit, nicht wie ein anderes Fahrzeug, bei hoher See die Wellen zu erklimmen, ſondern es ſchnitt gerade hindurch, was denn freilich den Nachtheil hatte, daß die Wogen beſtändig das Verdeck beſpülten. Der Crescent iſt in England gebaut und ſeine Maſten und der Schornſtein, die ſchief nach hinten zu geſtellt ſind, geben dem ſchlanken Schiffe ein keckes, flottes Anſehen.

Vor uns hatte die alte Geſchichte wieder ihr Buch in Originalausgabe aufgeſchlagen. Wir fuhren gen Samos und Ikaria; erſtere, die Geburtinſel Pythagoras, zeigt ſich dem Auge ſehr anmuthig; ſchon der alte Beiname Anthemos, bezeichnet ſie als die blumenreiche; dort verlebte nach der Sage, Juno, die Himmelskönigin, den erſten Tag ihrer Kindheit, und wer von uns war nicht in Gedanken ſchon hier, wen hätte nicht Schiller hierher geführt, wenn er uns erzählt, wie Polykrates ſeinen Ring in's Meer warf, als das Koſtbarſte was er beſaß, dem Glück zum Opfer, das ihn mit Gaben überhäufte.

Während wir bei dem Hauptorte der Inſel, dem Städtchen Kora, vorbeifuhren, trübte ſich der Himmel gänzlich, und ein mächtiger Platzregen nöthigte uns, die Kajüten zu ſuchen, doch zog das Wetter bald vorüber, und als wir von Neuem das Verdeck betraten, ſtanden hinter uns zwei prachtvolle Regenbogen, aus den dunkeln Gewitterwolken hell hervortretend. Dabei gewährte uns eine Kriegsbrigg, an der wir ſchon

vor einigen Stunden vorbeifuhren, ein gar hübſches Bild; denn wir ſahen ſie jetzt mitten unter jenen farbigen Bogen ſtehen, mit ihren ſchneeweißen Segeln einer Taube gleich, die vom heiligen Schein umgeben, dahin ſchwebt. Gegen ein Uhr Mittags ſahen wir ſüdweſtlich die Stadt Pathmos, auf welcher ſich die Grotte des Apoſtel Johannes befindet. Dann fuhren wir um die nördliche Spitze der Inſel Kos oder Stanco, das Vaterland Hippokrates und Appelles. Zwiſchen der öſtlichen Spitze von Cos und dem Cap Krio zeigte ſich das Waſſer des Meeres in einem Streifen von vielleicht zwei Miglien rein himmelblau, obgleich der Himmel dunkelgrau bezogen war und die übrige Meeresfläche eben dieſe Färbung hatte.

Schon ſeit Mittag hatte uns der Capitän am fernſten Horizont einen blauen Streifen gezeigt, Rhodus, und ich trat nun beinahe jede Viertelſtunde an's Boogſpriet, um zu ſehen, ob wir auch jener Inſel, für die ich von Jugend auf geſchwärmt, näher kämen. Viel zu langſam ging mir das eilende Dampfſchiff. Schon dunkelte der Abend, und das Land, welches das Kreuz in der tapfern Hand der Johanniter ſo lange dem Halbmond ſtreitig gemacht hatte, wollte nicht näher rücken. Als ich ſo nachdenkend hinblickend auf dem Anker ſaß, war mir, als ſehe ich einer großartigen Tragödie, Rhodus, zu; der erſte Act hatte uns die Handlung in undeutlichen Umriſſen gezeigt, hatte uns durch die Erzählung des früher Geſchehenen neugierig gemacht, den Ort, wo das Weltdrama ſpielte, näher zu ſehen, und jetzt fiel der Vorhang — hier der Schleier der Nacht, und ließ nur die Gedanken durchdringen, um ſich die fernere Scenerie auszumalen. Doch arbeitete unſer Schiff während dem Zwiſchenacte kräftig vorwärts, und als nach einer Stunde der Mond aufſtieg und hell durch die zerriſſenen Wolken ſchien, begann der zweite Act und führte uns in das Innere des Stückes; deſſen erſte Decoration die Trümmer eines uralten Hafens waren.

Die Form des Beckens konnte man noch eben in ſeinen äußern Umriſſen erkennen. Das Meer wühlte in den Felſenblöcken, die früher gewiß feſt zuſammengefügt waren. Es war der alte Hafen, auf dem der berühmte Coloß von Rhodus geſtanden, jenes Bild aus Erz, das mit geſpreizten Beinen einem Thore gleich, vor der Oeffnung des Hafens ſtand, und hoch in der einen erhobenen Hand einen Feuerbrand hielt, den einlaufenden Schiffen zum Zeichen. Jetzt traten uns die Lampen der Leuchtthürme, die bisher matt durch den Nebel geſchimmert hatten, deutlicher vor Augen. Unſer Boot machte eine große Wendung, fuhr mit halber Kraft in den neuen Hafen hinein zwiſchen den beiden maſſiven feſten Thürmen des Erzengels und des heiligen Nikolaus durch, und warf neben einer öſtreichiſchen Corvette die Anker. Da waren wir denn in dem Hafen von Rhodus, der ſchönen „Roſe,“ an-

gekommen, und der Mond war so gefällig, uns die Mauern und Thürme der Stadt so ziemlich zu beleuchten. Der Anblick derselben gewährte uns so gar nichts Türkisches; Alles war solid und fest gebaut, und zeigte, obwohl verfallen, daß kräftige Hände und eine geregelte Kriegskunst diese Werke aufgeführt haben. Man hätte glauben können, vor einer europäischen Festung zu seyn, wenn uns nicht über eine der Mauern das Siegel des Orients, eine schlanke Palme, die erste, die wir sahen, entgegen genickt hätte. Wir blieben die Nacht über an Bord; doch kaum ging die Sonne auf, so ließen wir uns nach der Stadt rudern, und stiegen bei dem Hafenthor an's Land. Hier waren der Sage nach noch im sechszehnten Jahrhundert die Gebeine jenes Drachen zu sehen, den der tapfere Ritter des Ordens, Dieudonné de Gozon erschlug, und ihre Größe wurde von den Aus- und Eingehenden bewundert.

Es macht gewiß nicht leicht eine Stadt einen seltsameren Eindruck auf das Herz des Europäers, der ihre Geschichte kennt, als das jetzige Rhodus, die entblätterte Rose. Die Türken, die schon seit 1522 Besitzer derselben sind, waren nicht im Stande, diese Stadt, wie die andern, die ein gleiches Schicksal hatten, so ganz in ihren Schmutz herabzuziehen. Das alte Rhodus mit ganzen Straßen kleiner massiver Häuser und den aus der Ritterzeit herstammenden Festungswerken und Gräben, gleicht einer eroberten und zerstörten Kirche, die der neue Herrscher seinem Cultus gemäß umänderte. Doch wenn er auch da ein Fenster zumauerte, dort ein neues brechen ließ, oder auf die alten kräftigen Thürme ein Spitzdach setzte, wenn er auch die Bilder der Wände auskratzen, die Mauerverzierungen abbrechen ließ und das Ganze mit seinen schmutzigen Händen besudelte, so sieht doch der Wanderer, der ehrfurchtsvoll näher tritt, nichts von den neuen Verunzierungen, sondern seine Blicke fassen gleich das alte ehrwürdige Denkmal, wie es damals gewesen, auf, ohne die Kuckucksbrut zu bemerken, die jetzt in dem Nest des mächtigen Raubvogels nistet.

Wir wandelten durch die Gassen, die noch aus den Zeiten der Ritter her mit einem guten Pflaster versehen sind. Das Treiben der Türken, die ihre schlechten Baracken an mächtige Mauern geklebt haben, und Angesichts der Wälle, auf denen die tapfern Johanniter für den Glauben kämpften und starben, faul auf unterschlagenen Beinen sitzen und gedankenlos den Tabaksrauch von sich blasen, erschien uns ganz fremdartig. Es machte denselben Eindruck, als wenn man in einer unserer Städte die Türken auf einmal Herr und Meister spielen sähe. In allen andern Städten in der Türkei, und wenn sie noch so schön und großartig sind, wie Stambul, Adrianopel, Smyrna ꝛc., paßt doch der Anblick des faulen orientalischen Treibens zu Allem, und wir Euro-

päer waren, wie natürlich, eine fremde Zuthat. Doch, wie schon gesagt, hier in Rhodus ist es ganz umgekehrt. Wir wandelten durch die Bazars, die nirgends fehlen dürfen. Das Einzige, was von den Artikeln, die hier ausgebreitet lagen, uns des Kaufens werth erschien, waren schöne reife Orangen, die ersten, die wir auf unserer Reise gesehen, denn in Stambul waren erst wenige auf den Markt gekommen.

Die Stadt Rhodus steigt auf zwei Höhen, die sich nach West und Nord erstrecken, sanft aus dem Meere empor, weshalb auch alle Straßen von dem Hafen aufwärts laufen. Die alten zerfallenen massiven Gemäuer, die durch die Stadt zerstreut liegen, und an die der Türke sein armseliges Haus gebaut, sind bedeckt mit Epheu und umgeben von frischen Baumgruppen. Der Orangen- und Citronenbaum hatte hier schon Blüthen und Früchte, und die breiten Blätter des Rebenlaubes bildeten schattige Plätze. Auf den Wällen und in den Gräben erwies sich die Natur dem alten Rhodus freundlich und bedeckte das graue Gestein mit grünen Pflanzen und bunten Blumen. An die Einnahme der Stadt durch Soleiman erinnerten noch mehrere steinerne Kugeln, die hie und da umherlagen und wovon einige von einer wirklich ungeheuren Größe waren, denn sie hatten eilf bis zwölf Spangen im Umfang.

Wir sahen die Cathedrale, vormals die Kirche des heil. Johannes, von den Türken in zwei Theile getheilt, wovon der eine zum Getreidehaus, der andere zur Moschee benutzt wird. An den Wänden der letzteren hatte man die Gemälde, die dieselben zu den Zeiten der Johanniter bedeckten, mit weißer Farbe überstrichen, aber nicht verlöschen können; denn hie und da sah man noch Figuren in unbestimmten Umrissen hervorleuchten. Nicht weit davon liegt der frühere Palast des Großmeisters, ein großes viereckiges Gebäude, mit Gräben umgeben. Wir gingen nur bis unter das gothische Thor und sahen in den Hof hinein, den eine von Säulen getragene Gallerie im Viereck umgibt. Vor dem Schloß stand eine uralte Platane, von der ich mir ein Blatt abbrach und zum Andenken an Rhodus mitnahm.

Das Merkwürdigste und für den Europäer wirklich rührend ist eine kleine, öde, unbewohnte Gasse, die neben dem Palaste des Großmeisters liegt und noch jetzt den stolzen Namen **Strada dei Cavalieri** führt; denn hier waren ehemals die Wohnungen der verschiedenen Ritter aller Zungen. Jetzt wohnt Niemand hier; auf dem mit breiten Steinplatten gepflasterten Boden wächst Gras, die Straße gleicht einem Kirchhofe und die kleinen Häuserchen, alle von einander verschieden und jedes nach dem Geschmacke aufgeführt, den der Erbauer aus der fernen Heimath mitgebracht, stehen daneben, wie eben so viele Grabsteine, auf

denen, wenn auch nicht der Name des Ritters, der ſie erbaute, doch das Wappen deſſelben, in Stein gehauen, prangt.

Faſt jedes dieſer Häuſer hat eine Treppe vor der Thür: dann gelangt man durch einen dunkeln Gang auf einen kleinen Hof, in welchem Knappen und Dienerſchaft wohnten. Die Gemächer der edlen Johanniter ſelbſt im Vorderhauſe ſind nicht ſehr geräumig und durch die kleinen vergitterten Fenſter ſehr dunkel. Die Straße der Ritter, welche ebenfalls bergan läuft, führt oben auf die Höhe des Walles, von wo wir, auf den Trümmern eines zerklüfteten Pulverthurms ſtehend, die Bollwerke und Thore, welche die franzöſiſchen, deutſchen, engliſchen und welſchen Ritter vertheidigten, ſo wie das Siegesthor und das athanatiſche ſahen. Auch ſahen wir von hier die drei Hafen, welche Rhodus hat. Der Boothafen, in welchem unſer Dampfboot ankerte, neben ihm die Galeerenhafen, wo ſich die Schiffswerften befinden, und der durch das Caſtell Elmo beſchützt wird, und auf der andern Seite der kleine Hafen, wo der Coloß ſtand und der von einem Klippenvorſprung und der Landzunge, auf welchem der Engelsthurm ſteht, gebildet wird.

Schon um Mittag rief uns der Signalſchuß an Bord des Dampfſchiffes zurück. Wir lichteten bald darauf die Anker und wandten uns dem anatoliſchen Feſtlande zu, wo die große durch umgebende Gebirge von allen Seiten vor der Gewalt der Winde geſchirmte Bucht von Phisco und in deren Grunde der kleine Ort Marmoris liegt, nach welchem heute der ſchöne natürliche Hafen der von Marmariſſa heißt. Schon ſeit den älteſten Zeiten iſt das kleine Marmaris berühmt. Alexander, der es umzingelte, konnte die Bewohner nicht bekämpfen. Sie zündeten ihre eigene Stadt an, erwürgten Weiber und Kinder und ſchlugen ſich durch das macedoniſche Heer in die Gebirge. Soleiman verſammelte hier im Hafen die Flotte, die zur Eroberung am Rhodus beſtimmt war, und ebenſo die Engländer zu Anfang dieſes Jahrhunderts die ihrige, welche, dreihundert Segel ſtark, wider Aegypten auslaufen ſollte. Heute, wo ſich unſer Dampfſchiff von Rhodus nach Marmaris wandte, ſah der kleine Ort wieder eine gewaltige Kriegsmacht, die ſich vor ſeinen verfallenen Mauern verſammelte, denn die engliſche Flotte unter Admiral Stopford, vereinigt mit der öſtreichiſchen Escadre, lag da vor Anker.

Nachdem wir Rhodus verlaſſen, hatte ſich das Wetter, das den Morgen über klar und freundlich geweſen war, plötzlich verändert und die See ging ziemlich hoch. Um ſo ſeltſamer war der Anblick des Hafens von Marmariſſa, als wir, nachdem das ziemlich ſtürmiſche Meer und die ganz kahlen Gebirge des aſiatiſchen Ufers hinter uns lagen, plötzlich in jener Bucht von friſchen grünen Bergen umgeben, auf einem Waſſer ſchwammen, das ſpiegelglatt und klar, einem großen Landſee glich, und

uns mitten zwiſchen dieſen Schiffkoloſſen ſahen, die gleich furchtbaren Rieſen in ihrer Höhle, hier im Schlafe neben einander von einem eben beſtandenen Kampfe ausruhten. Dies waren die mächtigen Kanonen, welche Beirut beſchoſſen und Acre beinahe vernichtet hatten. Jetzt fuhren wir neben dem Powerful, auf dem der Commodore Napier befehligt und ſenkten unter ſeinen Kanonen den Anker. Dort lag die Prinzeſſin Charlotte; auf ihrem Mittelmaſt flatterte die Flagge des Admirals Stopford; das herrliche Schiff ſchien uns Fremdlinge mit ſeinen hundertundzwanzig Kanonen wie mit eben ſo vielen Augen neugierig zu beſchauen. In ihrer Mitte ankerte die Fregatte Lipſia, auf der ſich der junge Erzherzog Friedrich von Oeſtreich befand. In Allem befanden ſich hier dreizehn Linienſchiffe, vier Fregatten, vier Briggs, drei Corvetten und vier Kriegsdampfſchiffe. Mehrere dieſer Fahrzeuge beſſerten ihre Maſten und Takelwerk aus; denn obgleich Admiral Stopford beim Beginn der ſtürmiſchen Witterung zu Ende Novembers die offene, ſehr unſichere Rhede Beiruts verlaſſen, ſo hatte doch der Sturm vom erſten und zweiten Dezember, der auch uns mit dem Dampfboot Seri-Pervas im Marmormeer ſcheitern machte, ſtark unter der Flotte gewüthet, mehrere Schiffe leicht beſchädigt, eine Corvette ihrer ſämmtlichen Maſten beraubt, und eine Brigg, vom Sohne des engliſchen Admirals befehligt, war gänzlich zu Grunde gegangen. Einige Seeoffiziere verſicherten uns, wenn das Unwetter noch einen Tag gedauert hätte, wäre die ganze herrliche Armada ſchwerlich dem Verderben entronnen. Wir blieben noch, bis das Licht des unterdeſſen aufgeſtiegenen Vollmonds unſerem Steuermann den Weg aus dem Hafen wies, und verließen Marmariſſa im Augenblick, wo auf ſämmtlichen Schiffen von vollſtändigen Muſikchören der Zapfenſtreich ertönte. Es war für uns ein eigenes Gefühl, ſo viele Stunden von der Heimath den Prieſterchor aus Norma zu hören. Am folgenden Morgen lachte uns wieder das herrlichſte Wetter. Wir ſahen ſchon in weiter Entfernung die Inſel Cypern vor uns. Das Meer war eben wie ein Spiegel, der Crescent arbeitete ſo wacker vorwärts, daß wir ſchon gegen eilf Uhr die Inſel erreichten und bei Larnaca, eine halbe Seemeile vom Lande entfernt, den Anker warfen. Wir fuhren in einer großen Schaluppe nach der Stadt und ich habe nie das Meer ſo klar und von ſo ſchöner Farbe geſehen, wie heute. Man konnte deutlich auf den Grund ſchauen und Muſcheln und Steine erkennen, die gewiß an fünzig bis ſechzig Fuß unter uns lagen. Unſer Capitän hatte bei dem Agenten der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft eine Depeſche abzugeben und wir benützten dieſen Aufenthalt von einigen Stunden, um den köſtlichen Cyperwein an der Quelle zu verſuchen. Der Agent ſetzte uns eine Flaſche, und wie er ſelbſt ſagte, vom beſten vor; doch konnten wir ihm insgeſammt keinen Geſchmack abgewinnen. Deſto

mehr erfreute uns aber der Anblick eines jungen, sehr schönen Mädchens in diesem Hause, im reizenden griechischen Costüm, das unter einer Laube von Orangen saß und mit weiblicher Handarbeit beschäftigt war. Das gute Geschöpf mußte viel von unsern neugierigen Blicken leiden, denn wir hatten lange kein interessantes weibliches Wesen mehr gesehen; und unsere Herzen waren daher so erkaltet, daß wir es wagen konnten, ein paar lange Minuten hindurch das strahlende Feuer ihrer schönen Augen auszuhalten.

Wir streiften eine Weile in der Nähe der Küste herum und trafen zufällig einen deutschen Landsmann; er war ein Schwabe, der in dem Kapuzinerkloster hier die Dienste eines Schneidermeisters, Garderobiers und Haushofmeisters versah. Wir mußten ihm zu den ehrwürdigen Vätern folgen und blieben eine halbe Stunde bei ihnen, worauf uns der Deutsche in eine Locanda führte, wo wir nach seiner Versicherung den köstlichsten Cyprier unverfälscht und von bester Sorte haben könnten. Wir folgten seinem Rath und seiner Führung, ohne das später zu bereuen, denn der klare goldgelbe Wein, der uns dort von einem schönen schwarzäugigen Mädchen credenzt wurde, übertraf an Feuer und Wohlgeschmack Alles, was ich bisher getrunken. Nach einer Stunde kam der Capitän selbst, um uns aufzusuchen und zur Abfahrt zu mahnen. Er war mit den Gelegenheiten in der Stadt schon bekannt und hatte nicht umsonst geahnet, daß er uns hier an der Quelle des köstlichen Nektars finden würde.

Wir gingen nach dem Schiffe zurück und mußten, obgleich es im December war, die Strahlen der Nachmittagssonne schwer empfinden. Ein öderer, baum- und strauchloserer Anblick, wie aber auch diese Insel von der Südseite bietet, ist nicht leicht zu finden. Der Boden ist weißer Kalkstein, mit Kieselstein und Marienglas bedeckt; doch soll dagegen der nördliche Theil Cyperns, der von hohen Gebirgen durchschnitten ist, der freundlichen, ja sehr schönen Gegenden viele aufzuweisen haben. Wir lichteten gegen zwei Uhr die Anker und da die heutige Nacht die letzte unserer jetzigen Seereise war, rüsteten wir unser Gepäck, um Morgen früh bei unserer Ankunft in Beirut gleich Alles in Bereitschaft zu haben und das Boot verlassen zu können. Wir hatten eine schöne angenehme Nacht, das Meer war spiegelglatt und ruhig wie ein Teich, nur ein leichter Wind blähte das Segel, das der Capitän, den Lauf des Schiffes zu befördern, aufspannen ließ.

Das erste Frühlicht des neuen Tages traf uns schon auf dem Verdeck, denn aus der Dämmerung der Nacht begann für uns ein prächtiges ungeheures Schauspiel aufzutauchen. Wir hatten das Ziel unserer Seefahrt erreicht und vor uns lag der schneebedeckte Libanon, zu seinen Füßen das arme zerschossene Beirut.

Sechstes Kapitel.

Beirut.

Aeußere Ansicht der Stadt. — Der Libanon. — Innere Ansicht der Stadt. — Das Schloß am Meer. — Die Bazars. — Gewühl auf den Straßen. — Weiber. — Türkische Artillerie. — Beduinen. — Das Druſenlager. — Pinienanpflanzungen. — Aufenthalt in Beirut. — Jungfräulichkeit neuer Schiffe. — Die türkiſche Thorwache. — Krankheit der Freunde. — Ein Ritt in den Libanon. — Frievrich.

Welch' ein Unterſchied iſt zwiſchen dieſer ſyriſchen Stadt und denen der Türkei, die wenigſtens von Außen dem Auge mit ihren ragenden Minarets und prangenden Cypreſſen einen lieblichen Anblick gewähren! Man ſieht, hier trägt der Menſch einen Steinhaufen zuſammen, um unter ihm Schutz gegen die glühende Sonne zu haben, und darauf eine Terraſſe, wo er der Abendkühle genießen kann. Die Gebäude mit platten Dächern ſind alle von gleicher Höhe und haben faſt gar kein Fenſter; nur hie und da deuten in hohen und breiten Mauern zwei oder drei Löcher eine ſolche Idee an. Alles iſt von gleicher Farbe, der urſprünglichen des Bauſteines, einem verbrannten Braungelb, und das Haus iſt vom Felſen, auf dem es ſteht, kaum zu unterſcheiden. Die drei, vier Minarets der Stadt ſind kaum ein Drittheil ſo hoch, wie die gewöhnlichen in Conſtantinopel, aber eben ſo dick, was ihnen ein plumpes, gedrücktes Anſehen giebt. Es iſt, als wäre es den arabiſchen Maurern unter der Arbeit zu heiß geworden, und da haben ſie, ſtatt noch zweimal ſo hoch zu bauen, und dann ein ſchlankes Spitzthürmchen aufzuſetzen, der Sache ein Ende gemacht, indem ſie mit einem maſſiven, beinahe flachen Dache ſchloſſen. Gewiß, brächten nicht die die Stadt umgebenden unzähligen Hecken von Cactus und einzelne ſtolz emporragende Palmen einiges Leben in die Seeſeite, man müßte die Gegend für ausgeſtorben, und jene braune Häuſermaſſe für eine von ihren Bewohnern verlaſſene Ruine halten. Doch mag an dem für uns ganz unerquicklichen Anblick auch die Jahreszeit einige Schuld haben; denn obgleich es drückend heiß war, herrſchte hier auch Winter, und die zahlreichen Maulbeer- und Feigenbäume zeigten uns nur kahle Aeſte.

Es ging mir hier wie den Kindern, die das Beſte bis zuletzt aufſparen. Erſt als ſich mein Auge überſättigt hatte an den Maulwurfshaufen der Menſchen, hob ich meinen Blick langſam empor zu jenem ewigen majeſtätiſchen Bau, den hier die Natur hingeſtellt, zum ſtolzen

Libanon. Lange ſah ich hin, und meine Gedanken jagten durch ſeine Schluchten, zogen ſeine Felsſpitzen hinauf und hinunter, flatterten um das ganze Gebirge, und endlich kühlten ſich die erhitzten im Schnee, der ſein Haupt bedeckt, ab. Nie hat etwas auf mich einen größeren Eindruck gemacht, nicht der Balkan, den ich überſtiegen, nicht das Meer, als ich es zum erſten Male geſehen, nicht Conſtantinopel, noch Smyrna.

Das große Boot, welches von der Stadt gekommen war, uns dorthin abzuholen, ſchwankte ſtark in den heftigen Wogen des Hafens; hier iſt das Waſſer ſtets bewegt und durch große Felsſtücke, die in der See hie und da verſprengt liegen, für größere Schiffe unfahrbar; ſelbſt Nachen kommen beim ruhigſten Wetter nicht ganz an's Ufer, weshalb Paſſagiere und Güter auf den Schultern der Laſtträger nach dem Quai getragen werden.

Ein Gang, den wir gleich bei unſerer Ankunft durch die Stadt zum Hauſe des öſterreichiſchen Conſul Herrn Laurella machten, zeigte uns das Innere derſelben mit der äußern Anſicht beinahe ganz übereinſtimmend. Man ſieht überall nur die äußerſte Nothdurft befriedigt, keine Idee von Luxus oder Eleganz, keine bunte, helle, wenn auch geſchmackloſe Verzierung an den Häuſern, wie in der europäiſchen Türkei, oder hie und da einen freien Platz. Die ganze Stadt kam mir wie ein großes, unregelmäßig zuſammengemauertes Gebäude vor, alle Wände maſſiv, gleich hoch und ſchmutzig. Die Gänge oder vielmehr Straßen ſind ſchmal, damit der brennende Sonnenſtrahl nicht eindringe. Hiezu kommt noch, daß die ſehr hohen Häuſer alle dreißig bis vierzig Schritte mit ſteinernen Bogen vereinigt ſind, die ſich über der Gaſſe wölben. Auf uns, die wir bei unſern Bauten nichts ſo ſehr lieben, wie Geräumigkeit und friſche Luft, wirkt eine ſolche gefängnißartige Stadt eigentlich bruſtbeengend, und obendrein entſteigt den Straßen und Gewölben ein unerträglicher Geruch. Die Unannehmlichkeit wurde noch erhöht durch das Drängen und Stoßen der vielen Menſchen in den Gaſſen; die Stadt war im Augenblick überfüllt mit engliſchen und türkiſchen Soldaten, Beduinen, Arabern, Bergvölkern ꝛc.

Da der einzige Gaſthof Beiruts, eine ſchmutzige Locanda, die unter dem Befehl eines Italieners ſteht, von engliſchen Offizieren ganz in Beſchlag genommen war, ſo ſtanden wir auf der Gaſſe, ohne Ausſicht auf ein auch nur ganz mittelmäßiges Unterkommen. Unſere liebenswürdigen Reiſegefährten, fünf öſterreichiſche Offiziere, die ſich in dem Kriege gegen Mehemed Ali einige Lorbeeren pflücken wollten, brachte der Conſul Laurella ſo gut wie möglich in ſeinem Hauſe unter und bot auch uns daſſelbe an. Indeſſen hatte Giovanni, der arabiſche Dolmetſcher und Koch, den der Baron in Smyrna angenommen (er war hier zu Hauſe), mit einem Bekannten unterhandelt, der uns ſein Haus,

eine Viertelſtunde weſtlich von der Stadt am Meere gelegen, um einen billigen Preis anbot, was wir mit Freuden annahmen.

Dieſe Villa, das Schloß am Meer, wie wir ſie tauften, hatte, obgleich es nur das Haus eines ſyriſchen Landwirthes war, wie alle dieſe Gebäude etwas Caſtellartiges, vier hohe ſteinerne Mauern, an denen man von außen nur kleine vergitterte Fenſteröffnungen ſah. In den untern Stock, der ſonſt ohne Fenſter, nur zur Aufbewahrung von Geräthſchaften dient, war für die Zeit unſers Aufenthalts hier, der Beſitzer mit ſeiner Familie gezogen; der obere bildet eine Terraſſe, um welche auf zwei Seiten in einem rechten Winkel unſere drei Zimmer lagen. Dieſe geräumige Terraſſe war faſt unſer beſtändiger Aufenthalt; hier hatten wir, was wir in der Stadt ſo ſehr vermißten, reine geſunde Luft, und welche Ausſicht und Umgebung! — Nördlich, ſo weit das Auge reichte, die gewaltige Meerfluth, öſtlich die Rhede der Stadt, und hinter derſelben den Libanon, deſſen Zug wir von Tripolis bis beinahe Saida mit unſern Blicken verfolgen konnten. Den traurigen Anblick Beiruts verdeckte uns ein kleiner Hügel am Meer. Der türkiſche Friedhof mit ſeinen weißen Steinen und gewölbten Grabmälern, die Wohnung der Todten, war freundlicher, als die Stadt der Lebenden.

Zu unſerer großen Unterhaltung war das Meer ſtets belebt wie eine große Landſtraße; alle Schiffe, die von Alexandrien, Marmariſſa, Cypern ꝛc. kamen, mußten an unſerer Terraſſe vorbei; faſt täglich kamen und gingen engliſche Kriegsdampfboote, Mannſchaften oder Depeſchen bringend, eine zahlloſe Menge großer und kleiner Kauffahrteiſchiffe kreuzte ſich beſtändig auf dem Meer und der Rhede; auch hatten wir zweimal das Vergnügen zu ſehen, wie ein engliſches Linienſchiff erſten Ranges in weiter Ferne mit den Maſtſpitzen auftauchte, langſam die Höhe der See erſtieg und nach einigen Stunden in ſeiner majeſtätiſchen Geſtalt an unſerm Hauſe vorbeiſchwamm.

Südlich von unſerer Wohnung bildete das Terrain einige Hügel, die mit vielen kleinen und größern Häuſern bedeckt waren; ſie nahmen ſich mit ihrer Umgebung von grünen Oelbäumen und großen ſchlanken Palmen, alle von gewaltigen Cactushecken umzäunt, ſehr hübſch aus. Eines derſelben hatte für uns beſonderes Intereſſe, hier wohnte Lamartine einige Monate, und hier ſtarb ſeine einzige Tochter Julie.

Nachdem wir uns einigermaßen in der Villa eingerichtet, d. h. Teppiche auf dem Boden der Zimmer ausgebreitet, wozu die arabiſchen Hausleute, — es waren jedoch katholiſche Chriſten — mit großer Gutmüthigkeit die Decken ihrer eigenen Betten gaben, auch Küchengeſchirr, Gläſer, Teller, Pfannen ꝛc. gekauft, betrachteten wir unſere Umgebungen und die Stadt, die wir bis jetzt nur ſehr flüchtig angeſehen, etwas genauer. Unſer Weg führte uns längs der Küſte, an welcher wir in

verſchiedenen Säulentrümmern, die hier herumlagen, ſo wie in Stücken alten Moſaikpflaſters und verwitterten Mauern, die das Meer beſpülte, Ueberbleibſel der Gebäude oder der Befeſtigungswerke der alten Stadt Berytus zu erkennen glaubten. Bei ſehr ruhiger See habe ich oft ſtundenlang am felſigen Geſtade geſeſſen und konnte deutlich unter den Wellen den Grundriß einzelner Häuſer verfolgen; kleine Fiſche ſchwammen ruhig in den Wohnungen der Menſchen umher.

Die Stadt, welche, wie geſagt, von der Seeſeite einen traurigen Anblick gewährt, macht ſich vom Lande her etwas beſſer und iſt hier mit ziemlich erhaltenen alterthümlichen Mauern und Thürmen umgeben, die wohl noch aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren, wo, wie bekannt, die Chriſten unter Balduin IV. die Befeſtigung von Beirut ſorgfältig wiederherſtellten; auch geben hier zahlreiche Olivenbäume und Palmen, ſo wie die immer grünen Cactushecken ihrem grauen Geſicht eine jugendliche Schminke. Ueberall ſahen wir jedoch die Verheerungen, welche das Bombardement der engliſchen Flotte kürzlich angerichtet. Hier war ein Stück von der Mauer herabgeſtürzt, dort fehlte einem Thurme die Ecke, an dieſem Hauſe hatte eine Kugel zwei Fenſter in eines verwandelt, ſo daß man in die Zimmer ſehen konnte; einzelne Granaten und Kugeln waren bis zu unſerm Landhaus geflogen, und wir fanden in dem Garten mehrere von ſehr ſchwerem Caliber. Auch das Innere der Stadt hatte bedeutend gelitten. Es war mir immer ein eigenes Gefühl, wenn ich jene alten Zeiten, wo frommer Eifer Leben und Gut opferte, um jene Ringmauern zu errichten, mit den jetzigen Tagen zuſammenzureimen ſuchte, wo Chriſten die Gefälligkeit hatten, dieſelben Werke für Rechnung der Türken zuſammenzuſchießen. Der fünfte und letzte Akt dieſes grandioſen Trauerſpiels wäre geweſen, wenn Ibrahim Paſcha ſich nach Jeruſalem geworfen und chriſtliche Kugeln die Kuppel der Grabeskirche zerſchmettert hätten.

Auf den Straßen fanden wir auch heute daſſelbe Gewühl, denſelben Schmutz und Geſtank wie am Tage unſerer Ankunft; ich habe nie ſo mancherlei Parfüme genoſſen, als auf meinen Spaziergängen durch Beirut. Wie in allen orientaliſchen Städten ſind auch hier drei Viertheile der Straßen zu Bazars eingerichtet und bilden lange Reihen offener Gewölbe; denn außerdem, daß der Kaufmann ſeine Waaren ausſtellt, ſitzen auch alle Handwerker in ihren verſchiedenen Straßen offen vor den Augen der Vorübergehenden. In einer Gaſſe ſieht man die Anfertigung des verſchiedenartigſten Fußzeugs vom kleinen Pantoffel bis zum größten Reitſtiefel; in einer andern bergen ſich hunderte von Webſtühlen, deren Einfachheit übrigens bemerkenswerth iſt; mit den Koſten und dem Holze eines der unſrigen macht man wenigſtens fünf türkiſche. Dort liegt die Gaſſe der Waffenſchmiede, welche in dieſen Tagen ſtets gedrängt

voll ist; besonders die Bergbewohner wogten hier auf und ab und ließen ihre neuen Gewehre, womit die türkische Regierung sie gütigst beschenkt, ausbessern und putzen. Weiterhin sieht man die Barbiere mit ungemeiner Geschicklichkeit die Köpfe der Gläubigen bearbeiten; letztere geben dabei recht eigentlich den leidenden Theil ab, denn der Barbier legt den Kopf auf sein Knie und dreht und wendet ihn nach Gefallen, um jedem Haare am besten beizukommen.

Ich fand die Straßen hier bei Weitem interessanter belebt, als selbst in Stambul. Während dort jeder seinem friedlichen Geschäft nachgeht und so rasch als möglich fortzukommen sucht, wandern hier die verschiedenen Volksstämme, die der Krieg zusammengeführt, mit Waffen bedeckt, langsam und gravitätisch vorüber. Die kräftigen Männer des Gebirges, von denen ich oben sprach, in weiten farbigen Beinkleidern und meistens rothen gestickten Jacken, den weißen Turban auf dem Kopfe, sieht man gewöhnlich in großen Haufen, sie sind lustig und guter Dinge, denn auf dem Rücken haben sie ja wieder ein Gewehr, ihre Lieblingswaffe, die ihnen Ibrahims kräftige Hand abgenommen, der bei Todesstrafe verbot, Waffen zu tragen. Zwischen ihnen durch schleicht ernst und still ein Beduine, der Sohn der Wüste, mit bronzefarbenem Gesicht. Der lange weiße oder gestreifte Burnus hängt von seiner Schulter bis auf den Boden, auf dem Kopf trägt er das nationelle gelb und roth gestreifte wollene Tuch, das ein Kranz aus kleinen farbigen Stricken befestigt. Obgleich ihn nur selten die Woge des Lebens aus seinem Sande zu diesen Herrlichkeiten führt, so betrachtet er doch die Kaufläden, ohne eine Miene zu verziehen, mit den durchdringenden schwarzen Augen und raucht aus seiner kurzen Pfeife. Hinter ihm kommt ein Miralaja, ein großherrlicher Oberst, auf schönem wohlgenährtem Pferde, den Diamantstern als Zeichen seiner Würde auf der Brust, gefolgt von mehreren Dienern, die ihm Waffen und Pfeife nachtragen. Dort schreiten zwei Arnauten in ihrem malerisch schönen Costüm; es ist wie das griechische mit weißer Fustanella und rother Jacke; sie gehen trotzig umher, ohne einem Menschen auszuweichen, eine Hand in den Gürtel gesteckt, der außer zwei Pistolen, einem Yatagan, einem Dolche, einem Messer, noch Feuerzeug und Pfeife beherbergt. Ich habe unter diesen Menschen fast keinen gesehen, der eine angenehme, gute Gesichtsbildung gehabt, oder in dessen Zügen nicht ein böser, heimtückischer Ausdruck gelauert hätte. Sie bilden eine unregelmäßige Truppe Infanterie und Cavallerie. Man kann sie fast noch als Nachzügler der ehemaligen Janitscharen und Mameluken betrachten; sie desertiren ohne Weiteres hier und lassen sich dort wieder anwerben, je nachdem sie mehr Beute und bessern Sold zu erwarten haben; sie fechten nur dann, wenn sie Lust haben, und es kommt ihnen gar nicht darauf an,

ihre Offiziere zu morden. Von den Einwohnern Beiruts ſind dieſe vagabundirenden Kriegsknechte außerordentlich gefürchtet, und in einem Caffeehauſe, wo ſich ein Arnaut niederläßt, rücken die andern ängſtlich zuſammen.

Die Mannigfaltigkeit der Coſtüme auf den Straßen vermehren noch die in ihrem Aufzug verſchiedenen Secten der Chriſten, Griechen, Armenier, Maroniten. Die Weiber der letztern tragen einen eigenen Kopfputz, eine koniſche, zwei bis drei Fuß lange Röhre von Silber oder Meſſing; ſie ſteht in einem Winkel von fünf und vierzig Graden bald nach den Seiten, bald nach vorne, und iſt mit einem Stück Mouſſelin bedeckt, das beinahe bis auf die Hüften fällt und zum Verſchleiern des Geſichtes dient. Dazu kommen die Schattirungen des muhamedaniſchen Glaubens, die ſich gleichfalls in der Tracht ausſprechen. Gravitätiſch wandelt dort der Türke vom alten Regiment, und es giebt deren in Syrien noch ſehr viele, angethan mit dem langen Kaftan, im weißen oder grünen bauſchigen Turban; letztere Farbe bezeichnet einen Nachkommen des Propheten, und der ihn trägt, wird Emir genannt. Obgleich aber Emir ſo viel wie Herr oder gar Fürſt ſagen will, findet man doch gerade unter der geringſten Claſſe, z. B. den Laſtträgern, Waſſerverkäufern ꝛc. die meiſten. Der ächte Muſelmann geht ruhig ſeines Wegs, die eine Hand ſtreicht den krauſen Bart, die andere faßt das Schreibzeug im Gürtel. Auch das unglückliche, überall zerſtreute Volk der Juden hat hier ſeine Repräſentanten. Stets auf den Erwerb bedacht, ſchlüpft der Jude behende im ſchmierigen Kaftan und dunklem Turban durch die Menge, rechts und links ſchauend, ob etwas zu gewinnen ſey; beſonders heften ſie ihr Auge auf den herumwandelnden Europäer und bieten ſich ihm gleich zu allen möglichen Dienſten an. Faſt alle europäiſchen Nationen ſind hier in zahlreichen Mitgliedern vertreten, und keine verläugnet ihren Charakter. Der Franzoſe ſchlendert in gelben Glacéhandſchuhen ſchwadronirend umher, und während alle öſterreichiſchen Matroſen vor einem gutgekleideten Franken, der ſie freundlich anſieht, den Hut ziehen, ſteuert der Engländer mit dem hölzernen Geſicht gerade aus, betrachtet Häuſer und Himmel und rennt jeden an, der ihm nicht ausweicht. Das weibliche Geſchlecht ſpaziert hier nicht ſo zahlreich herum, wie in Conſtantinopel. Alle Weiber der Mohamedaner ſind mit einem dunkeln Stück Kattun, das gleich einer Maske ihr Geſicht bedeckt, ſo verſchleiert, daß man auch keinen Zug ihres Geſichts erkennen kann, auch werfen ſie beim Anblick eines Fremden noch ein Stück weißen Mouſſelin, das ihnen den Rücken hinabhängt, über den Kopf, beſonders aber, was ſehr gut iſt, gerade die häßlichſten alten Weiber; die jungen heben nicht ſelten ihren Kattun und laſſen ein paar ſchwarze glühende Augen ſehen, ein Vergehen, das von den

andern gleich mit harten Worten gerügt wird. Auch die Maronitinnen tragen über ihrem Horne einen weißen Schleier, den sie gelegentlich fallen lassen, um ihre hübschen runden Gesichter dem Fremden zu verbergen. Doch sind sie in der Cultur voran und haben uns nicht selten freundlich angelächelt. Die Frauen der katholischen Araber, deren es hier viele giebt, gehen unverschleiert, und ich habe unter ihnen herrliche Figuren mit sehr edlen Gesichtszügen gefunden.

Ebenso kriegerisch, wie das Innere der Stadt, sah auch die Umgebung derselben aus; sie glich in diesem Augenblicke einem großen Feldlager. Auf dem Quai hatten die hundert englischen Kanoniere, welche die bewaffnete Macht der vier Großmächte vorstellten, ihr Hauptquartier aufgeschlagen; dort standen ihre sechspfündigen Geschütze aufgefahren, und sie selbst campirten theils in einem Gebäude, theils in weißen Zelten. Ich bin fast zu keiner Zeit des Tages hier vorbeigekommen, daß nicht die Söhne Albions in ihrer Küche beschäftigt gewesen wären, die sie an einer Mauer aufgeschlagen hatten. Westlich von der Stadt, auf einem Hügel, der dieselbe beherrscht, stand der Park der türkischen Artillerie. Die Leute wohnten unter hellgrünen Zelten, und ebenso waren auch die Lafetten angestrichen; es befanden sich hier ungefähr dreißig Kanonen von der Größe unserer Sechspfünder; doch schießen die meisten ein weit größeres Caliber und haben eine so weite Mündung, daß ich sie anfänglich für Haubitzen hielt; sie sind aber ohne Kammern, und ich hörte später, sie seyen ebenfalls für Paßkugeln bestimmt. Das Metall ist so dünn, daß sich das Rohr nach wenigen Schüssen bis zum Zünden erhitzen muß; obendrein sind mehrere Stücke, statt von wirklichem Stückgut, von Bronze. Doch glaube ich nicht, daß die Türken so bald in der Fall kommen werden, mit diesen Kanonen zu agiren: sie hatten weder Bespannung noch Munition, auch nicht ein einziger Wagen befand sich im Parke.

Unterhalb dieser Artillerie auf einem kleinen Platze, der an die Mauern der Stadt stößt, war für mich der interessanteste Punkt. Hier hatte ein Stamm der Beduinen aus dem Hauran sein Lager aufgeschlagen; es mochten ihrer fünfzig bis sechzig seyn, die in grauen Zelten wohnten, in denen sie aber weder Stroh noch Teppiche hatten; sie schliefen auf der bloßen Erde, und zogen Nachts ihren Burnus über den Kopf. Wir haben manche Stunde bei ihnen zugebracht; obgleich sie uns Fremde anfänglich finster und mißtrauisch beobachteten, wurden sie bald freundlicher und durch Kleinigkeiten an Geld, die wir ihnen spendeten, ganz zutraulich. Die meisten waren große, hagere Männer mit ausdrucksvollem, aber verschmitztem Gesichte, dem der schwarze herabhängende Bart etwas Düsteres gab. Ihre Waffen bestehen aus dem Säbel, der sehr langen und dünnen Flinte, die sie an einem Riemen

über der Schulter tragen, und einer Lanze von wohl fünfzehn Schuh Länge mit fußlanger dreiſchneidiger Spitze, die mit einem Bouquet von dichten ſchwarzen Straußfedern umgeben iſt. Die ausdauernden Gefährten dieſer Wüſtenſöhne, die edlen, treuen Pferde, faſt alle von ſchönen Formen, aber dabei mager wie ihre Herren, ſtehen an einem Fuße mit einer Kette gefeſſelt, ſtets vollſtändig geſattelt vor den Zelten.

Der Beduine und ſein Roß ſind nur vereinigt wahrhaft ſchön und poetiſch; ſobald der Reiter die Erde betritt, ſchleicht er faul und langſam umher, oder liegt mißmuthig unter ſeinem Zelte, aus der kurzen Pfeife rauchend, und das Pferd ſteht ruhig da, ſenkt den Schweif und ſieht hungrig nach einigen Grashalmen, die zwiſchen den Steinen ſproſſen. Doch wie ſich der Beduine auf ſein Roß ſchwingt, ſcheint beide ein gewaltiges Feuer zu durchſtrömen; ſein Auge blitzt, die ganze kräftige Geſtalt richtet ſich auf, und während er ein eigenes Geſchrei ausſtößt, greift das Pferd aus und verſchwindet in ſauſendem Galopp, wobei es mit dem Schweif nicht ſelten den Rücken des Reiters ſchlägt. In wenigen Augenblicken ſieht man in der Ferne nur noch eine Staubwolke und über ihr wehend die ſchwarzen Federn der Lanze.

Wir vermochten ſie durch reichliches Bakſchis häufig, ihre Pferde zu beſteigen und uns deren Schnelligkeit, ſo wie ihre eigene Gewandtheit im Führen der langen Lanze zu zeigen; und wenn ſie dann ſo dahin flogen über die Fläche, daß der weite Mantel um ſie flatterte, wenn ſie die Lanze weit vor ſich hinſchleuderten und den Säbel zwiſchen den Zähnen, Gewehr und Piſtolen abſchoſſen, dann dachte ich an meinen lieben Freiligrath:

Beduin, du ſelbſt auf deinem Roſſe
Biſt ein phantaſtiſches Gedicht.

Nördlich von dieſem Beduinenlager war der große Spaziergang der Stadt, ein ziemlich geräumiger Platz, wo es für den Fremden jeden Augenblick etwas zu ſehen gab. Es war hier beſtändiger Jahrmarkt: in kleinen hölzernen Buden verkaufte man Scherbeth, Früchte und Brod; auch ein Caffee war dort errichtet, wo die Gäſte unter einer rieſigen Sycomore auf kleinen Stühlchen aus Palmzweigen ſaßen, und der Wirth auf einem Haufen zuſammengetragener Steine das Getränk bereitete. Pfeife und Nargileh fehlten natürlich nicht. Hier nahm ich meiſtens meinen Platz, um das bunte Gewühl um mich her zu beobachten, das Leben und Treiben, das ſich hier dem Auge entfaltete und jeden Augenblick wechſelte. Ich denke noch immer mit Vergnügen an die Tage, wo ich, mit dem Rücken an den Baum gelehnt, die arabiſche Waſſerpfeife rauchte, ein Genuß, den unſere deutſchen Tabaksraucher nicht kennen. Dies Inſtrument iſt übrigens ſehr einfach: in eine Kokusnuß mit zwei Löchern gießt man Waſſer; in die eine der Oeffnungen

ſteckt man die Pfeife, welche ein gedrechſeltes Rohr iſt, oben mit einem kupfernen Behälter, in welchem der Tabak und obenauf die glühende Kohle liegt; in die andere Oeffnung paßt das dünne Rohr. So ſaß ich und es brauchte nur eine Handbewegung, um eine neue Taſſe Caffee oder friſchen Tabak zu erhalten; ich war ein mächtiger Paſcha geworden, und ſelbſt ein Gefolge fehlte mir nicht; denn wenn ich bei meinen Beduinen vorbeikam, um auf den Platz zu gehen, folgten mir faſt immer einige in der Entfernung und kauerten an meiner Seite nieder, wenn ich mich am Caffee niederließ. Beſonders Nachmittags war das Treiben auf dem Platze ſehr mannigfaltig; da ſtrömten die Beſucher aus der Umgegend, die ihre Geſchäfte in der Stadt abgemacht, hier zuſammen, um, in Gruppen gelagert, ihr Mal zu halten. Dann wurden Pferde probirt und eingeritten, was bei den Orientalen eine leichte Procedur iſt; der Reiter ſetzt ſich recht feſt in den Sattel, wobei das Thier, wenn es ſehr ungeſtüm iſt, von Andern gehalten wird; dann läßt er die Zügel fahren, ſtößt ihm die Ferſen in die Flanken, und das Thier jagt voll Ungeſtüm im vollen Lauf über den Platz, bis der Reiter es gewaltſam zuſammen reißt, umwendet und die eben durchflogene Strecke wieder im Galopp zurücklegt; dies wird ſo lange wiederholt, bis das Thier aus Angſt vor dem Zügel nur dann galoppirt, wenn ihm der Reiter mit dem Bügel in die Seiten arbeitet und anhält, wenn es nur die geringſte Bewegung des Zügels ſpürt. Vom Traben und Zügeln des Pferdes haben ſie keinen Begriff; ſie können nur galoppiren, und wollen ſie halten, das arme Thier unbarmherzig zuſammen reißen. Um auf dieſe Art ihrer Pferde vollkommen Herr zu werden, haben ſie zwei Mittel, die der Europäer als unzweckmäßig verwirft: erſtens beſteigen ſie ihre Thiere ſchon mit zwei Jahren, wo dieſelben noch nicht im Beſitz ihrer vollen Kraft ſind, und zweitens ſind ihre Stangen ſo ſcharf, daß das gepeinigte Roß ſich zahm und folgſam zeigen muß.

Eines Abends machten wir unſern gewöhnlichen Spaziergang, der uns über dieſen Platz zur Küſte des Meeres führte, und ſahen ihn ſchon von Weitem mit Menſchen in nie geſehenen, mannigfaltigen Coſtümen, mit Zelten, Pferden und Maulthieren bedeckt. Es waren Druſen, unregelmäßige Reiterei im Dienſte des Großherrn. Wir traten auf den Platz, und es war mir nicht anders, als kämen wir zu einem großartigen Maskenfeſte, ſo bunt wogte und trieb ſich Alles durch einander. Es mochten an zweitauſend Mann ſeyn, die zum Theil ſchon gelagert waren; d. h. ſie hatten ihre Pferde angebunden, Teppiche und Decken ausgebreitet, und kochten, auf der Erde liegend, an kleinen Feuern Caffee. Andere ſtanden noch in Haufen beiſammen, luden die Packpferde ab und feſſelten ſie, indem ſie einen Vorder- und Hinterfuß

an einem drei bis vier Schuh langen Strick, und dieſen an einem in die Erde gerammten Pfahl befeſtigten. Die Letzten der Schaar kamen erſt an, ſie führten eine weiße und grüne Fahne und eine äußerſt einfache Muſik, nichts als kleine Pauken, auf die ſie im Takt ſchlugen.

Es war, als ſeyen von ſämmtlichen Volksſtämmen des Orients Repräſentanten hier zuſammen gekommen, ſo mancherlei Trachten, Säbel, Lanzen, Wurfſpieße, Flinten und Piſtolen waren da zu ſehen. Der Emir hatte ſein Zelt unter einer Sycomore aufſchlagen laſſen und empfing uns daſelbſt äußerſt freundlich. Ich habe nie einen ſchönern Mann geſehen. Das idealiſirte Bild eines Morgenländers, eines Fürſten der Berge trat lebendig vor uns. So habe ich mir den großen Kaliſen, den tapfern Saladin gedacht; eine große, kräftige Figur, doch nichts weniger als fett, mit einem Kopfe, deſſen edle Schönheit und männlichen Ausdruck man ſelten findet. Er hatte in ſeinem ganzen Weſen, ſeinem Auge, ſeiner Sprache eine Sicherheit und Ruhe, die jedem unbedingtes Zutrauen einflößen mußten. Sein Kopf war mit einem gelb und roth ſeidenen Tuch turbanartig umwickelt, deſſen eines Ende in Franzen auslief und auf die rechte Schulter niederfiel. Der übrige Anzug beſtand aus einem rothſeidenen Kaftan; den ein koſtbarer Shawl um den Leib zuſammenhielt; ein ſehr reicher Säbel hing an einer geflochtenen goldenen Schnur, und zwei Piſtolen, deren lange Hälſe mit Steinen beſetzt waren, ſtaken in ſeinem Gürtel. Wir ließen uns bei ihm nieder, und man brachte uns Pfeifen, Scherbet und Caffee. Nachdem wir uns einige Augenblicke mit ihm durch den Dolmetſcher unterhalten, erſchien in der Zeltthüre ein ganz junger Mann, beinahe noch ein Knabe, eben ſo reich gekleidet wie der Emir, machte jedoch, ſo wie er uns erblickte, eine Bewegung zum Zurücktreten. Jener rief ihm aber und ſtellte ihn uns als ſeinen Neffen vor. Der junge Druſe legte die Hand an Bruſt und Stirne, unſern Gruß erwiedernd, wobei er erröthend auf den Boden ſah. Es war etwas ſo Ungekünſteltes in dieſer Bewegung, und die ganze Figur ſo ſchlank und zart, daß man ihn für ein verkleidetes Mädchen hätte halten können. Zum erſten Mal aus ſeinen Bergen gekommen, hatte er noch wenig Europäer geſehen, und betrachtete uns anfangs mit kindiſcher Neugier, doch bald wurde er zutraulich, und wir haben ihn in den paar Tagen, die er in Beirut war, recht lieb gewonnen.

Wo man, mit Ausnahme des oben erwähnten Platzes, aus der Stadt tritt, um ſich in ihrem Umkreis zu ergehen, nöthigt der tiefe Sand, der alle Wege bedeckt, bald zum Umkehren. Da die niedrigen weſtlichen Ausläufer des Libanon bei Beirut zum Theil aus beweglichem Sand beſtehen, den der Wind in die Ebene und auf die Stadt führt, ſo wäre ſie in Gefahr, förmlich zu verſanden, hätte nicht der große

Emir der Druſen, Fachreddin, der hier zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts reſidirte, einen lebendigen Wall gegen dieſes Sandmeer aufgeführt, indem er die Stadt öſtlich mit einer großen Anpflanzung von Pinien umgab, die jetzt eine ziemliche Stärke erreicht haben und ihren Zweck erfüllen. Nach dieſem Walde richteten wir unſere meiſten Spazierritte; das friſche Grün der Bäume erfreute das Auge, das ſich an den grauen Formen der Stadt und an dem gelben Sande müde geſehen.

Auf unſerm Schloß am Meer führten wir ein von der Stadt und ihren Bewohnern ganz abgeſondertes Leben. Ueber den Mauern flatterte ein weißer Pavillon; doch führten wir unter dieſer Farbe der Unſchuld ein kleines Raubritterleben, und wenn wir auch keinen vorüberziehenden harmloſen Wanderer ausplünderten, hatte doch jeder ſeine Gegenſtände, auf die er lauerte und ausfiel. So hielt der Baron alle Pferde aus der Stadt und Umgegend an und nöthigte die Vorüberkommenden in unſern Hof, ſo daß derſelbe zuweilen einem kleinen Markt in dieſem Artikel glich. Dr. B., unſer Naturforſcher, attaquirte Schnecken und Eidechſen, und der Maler F. und ich forcirten die Natur ſtückweiſe in unſere Mappen und Schreibbücher.

Wir hatten anfänglich dies Haus nur für eine Woche gemiethet, da wir uns in Beirut nicht länger aufhalten wollten, als eben nöthig war, d. h. bis wir uns Pferde und die uns noch fehlenden Reiſegeräthſchaften beſorgt, um in das Innere des Landes nach Damaskus, Palmyra, Jeruſalem zu dringen. Doch ſahen wir ſchon in den erſten Tagen, daß wir in der beſtimmten Zeit von hier nicht loskommen würden, denn wenn man den Krieg mit Ibrahim Paſcha ſchon als beendigt anſah, ſo gährte es doch in den Bergen noch beſtändig fort und kleine Scharmützel zwiſchen den Bergbewohnern und der ägyptiſchen Armee — ſolche Sachen wurden natürlich alle vergrößert — machten die Wege im Innern von Syrien unſicher.

Unſere Reiſegefährten, die öſtreichiſchen Offiziere, blieben auch anfänglich hier, und da wir außerdem noch mehrere intereſſante Bekanntſchaften in der Stadt machten, ſo fehlte es uns keineswegs bei dem ungewohnten Leben und Treiben und der großartigen Natur, an Zerſtreuung und Unterhaltung. Unter Anderem war es der ruſſiſche Conſul, Herr von B., der ein ſehr gut eingerichtetes Haus hatte und uns viel Freundſchaft erwies. Den Weg zur Stadt, der dicht am Ufer des Meeres führte, machten wir häufig des Tages und ſahen und genoſſen immer etwas Neues. Bald ſahen wir den Fiſchern zu, die zwiſchen den Klippen herumwateten und Muſcheln ablöſten oder mit großen Netzen fiſchten. Bald ſuchten wir uns auch an dem ſehr zerklüfteten Strande eine heimliche Stelle auf, deren es hier ſehr viele gab, wo das Meer

ordentliche Mulden und Becken ausgehöhlt, die es beſtändig mit friſchem klarem Waſſer anfüllte, und worin wir badeten.

Einige hundert Schritt von unſerm Hauſe befand ſich eine Werfte für kleinere Schiffe, auf der in den Tagen unſers Aufenthalts beſtändig gebaut wurde. Sobald ein ſolches Fahrzeug ganz fertig iſt, daß es in See gelaſſen werden kann, wird es von ſeinen Erbauern abergläubiſcher Weiſe ſcharf bewacht. Jedes Schiff iſt ihnen eine Braut des Meeres und muß ihm als Jungfrau übergeben werden, wenn das gewaltige Element es gnädig behandeln und vor dem Untergang bewahren ſoll. Betritt nun aber ein Mädchen, deſſen Sitten nicht die reinſten ſind, den Bord und ſpricht dort gewiſſe Worte aus, ſo läßt es alle begangenen Sünden auf dem neuen Fahrzeug und iſt ſelbſt wieder rein geworden.

Nahe bei dem Thor der Stadt, das zu unſerem Haus führte, ſtand ein Brunnen unter einer großen Platane, um den die türkiſchen Soldaten beſtändig haufenweis auf der Erde kauerten und in großen Schüſſeln ihr Weißzeug wuſchen. Mit dieſen Kriegsknechten hatten wir mancherlei ſpaßhafte Auftritte. So vergeſſe ich nie eine Scene, die Abends, wenn wir ſpät aus der Stadt kamen, zwiſchen uns und der Thorwache geſpielt wurde. In die Stadtmauer, die nach der Richtung unſerer Villa lag, hatten ein Paar Kugeln bei dem Bombardement ein großes Loch geriſſen, das aber die Behörde, um hier den Durchgang zu verhindern, mit Brettern und Sträuchern hatte zuſtellen laſſen. Giovanni, oder der Janißär des Herrn von B. klopfte, wenn wir nach Hauſe wollten und das Thor ſchon geſchloſſen war, an das Wachthäuschen und rief, man ſolle öffnen. „Wer ſeyd Ihr?“ hieß es von Innen, ohne daß ſich die Thür öffnete. — „Engliſche Offiziere;“ denn ſo kam man am beſten durch. Jetzt antworteten die drinnen: „O Herr, ſeyd ſo gut, und geht ein Paar Schritte ſeitwärts, da werdet Ihr ein Loch in der Mauer finden, wo Ihr bequem durchgehen könnt.“ — „Aber es iſt ja mit Brettern zugeſtellt.“ — „Schiebt ſie nur etwas bei Seite, wir wollen ſie morgen ſchon wieder davorſtellen. Gott ſey mit Euch!“

So lebten wir auf unſerer Villa faſt bis Ende December und die Zeit wurde uns nicht ſehr lang. Wir hatten anfangs ſehr gutes und ſchönes Wetter, was ſich aber gegen Weihnachten mit einem-Male änderte. Es fing an zu ſtürmen, zu regnen und wurde empfindlich kalt, und für uns um ſo beſchwerlicher, da wir faſt nichts hatten, uns dagegen zu ſchützen. Unſere ſchlechten hölzernen Läden vor den offenen Fenſtern klapperten den ganzen Tag und ließen Wind und Kälte ein. Das Meer vor unſerer Wohnung toste und lärmte oft betäubend. Wenn wir Abends ruhig in unſerm Zimmer ſaßen, ſo war das Rollen und Donnern der Wellen an dem felſigen Ufer mit dem Geräuſch zu

vergleichen, das einige Batterien ſchwerer Geſchütze, die im Galopp über das Pflaſter fahren, verurſachen würden. Unſere beiden Freunde, der Maler F. und Doctor B., die ſich ſchon ſeit einigen Tagen unwohl fühlten, wurden bei dem kalten naſſen Wetter ſo krank, daß ſie ihre Teppiche nicht mehr verlaſſen konnten, und der Baron oft mehrmals des Tags den Arzt aus der Stadt holen ließ. Wenn auch das Unwetter nur einige Tage anhielt, ſo dauerte dagegen die Krankheit unſerer Freunde deſto länger und machte viele Projecte, namentlich zu Excurſionen in das Gebirge, vor der Hand zu Waſſer. Der Baron war zu beſorgt, um unſere Kranken auch nur einen Tag allein zu laſſen, und ſo würden wir wahrſcheinlich von den maleriſchen Schluchten des herrlichen Gebirges, das wir beſtändig vor Augen hatten, vor unſerer Abreiſe nach Damaskus nichts geſehen haben, wenn nicht eine andere Pflicht den Baron zu einem Ausflug in den Libanon genöthigt hätte. So ſehr er ſich nämlich in Beirut nach ſchönen Pferden umgeſehen, hatte er doch noch nichts Edles gefunden. Dagegen erzählten die Söhne des öſtreichiſchen Conſuls viel von einer prächtigen Stute, die einem maronitiſchen Biſchofe angehöre und ſich in einem der Klöſter auf dem Libanon befände. Schon lange hatte der Baron gewünſcht, dies Thier zu ſehen; doch hatte ihn in der letzten Zeit das Wetter und die Krankheit der Freunde zurückgehalten. Eines Nachmittags aber ließ uns einer der Herren L. ſagen: er reite morgen in den Libanon und wenn der Baron von der Parthie ſeyn wolle, ſo würde er gern mit ihm jene Stute aufſuchen. Da der fränkiſche Arzt aus Beirut, der unſere Kranken behandelte, zufällig bei uns war, und ſie außer aller Gefahr erklärte, ſo beſchloß der Baron jenen Ritt am andern Morgen mit wir zu machen.

Giovanni beſorgte uns noch am ſelben Abend zwei gute Pferde, und am andern Morgen ritten wir ſehr früh aus. In der Stadt vereinigten wir uns mit den beiden Herrn L., einem Herrn S. aus Stambul und zogen öſtlich von der Stadt der Bucht entlang, in welcher vor einem Monat die engliſche und öſtreichiſche Flotille geankert hatte. Jetzt lagen nur noch zwei Linienſchiffe und eine Dampffregatte da. Der Janißair des öſtreichiſchen Conſuls, ein junger ſchöner Türke, mit rothem goldgeſticktem Kleide und eben ſolcher Hoſe, mit grünem Turban — er war ein Emir, Nachkomme des Propheten — ritt uns vor. In ſeinen Händen trug er einen langen Stab mit großem ſilbernem Knopfe, das Zeichen ſeiner Würde als Diener eines Geſandten, worauf er ſich nicht wenig einbildete; denn ſo höflich und dienſtfertig er gegen uns war, ſo brutal benahm er ſich gegen die Leute, die ihm auf ſein Geſchrei nicht auswichen; entweder er ritt gerade auf ſie zu oder ſchlug ſie mit ſeinem Stabe auf die Köpfe, ganz wie dergleichen Leute bei uns.

Unſer Weg führte anfangs durch tiefen Sand, und obgleich die Pferde bei jedem Tritt bis an die Feſſeln einſanken, ging es doch im raſchen Galopp vorwärts. Hier am Ufer des Meeres ſahen wir noch viel von den Verwüſtungen, die der große Sturm vom erſten auf den zweiten December angerichtet hatte. Bis auf hundert Schritt vom Ufer lagen kleinere Fahrzeuge zertrümmert auf dem Strande, um die ſich Niemand bekümmerte; andere größere, die das Meer ebenfalls auf den Strand geworfen hatte, beſſerte man aus und ſuchte ſie wieder in brauchbaren Stand zu ſetzen. Eines derſelben mußte das Meer mit einer merkwürdigen Gewalt an's Ufer geſchleudert haben; denn ſeine beiden große Maſten waren nach unten gekehrt und ſtaken tief im Sande.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt, bei einem kleinen Flüßchen, zeigt man die Stelle, wo der Sage nach der heilige Georg den Drachen erſchlagen hat. Hier ſahen wir eine Menge Einwohner der Stadt verſammelt, ſo wie viele Soldaten, die in Reihe und Glied aufgeſtellt waren, und Offiziere, die ihre ſchönen Pferde tummelten. Sie repräſentirten die Garniſon, ſo wie die Obrigkeit der Stadt Beirut, die hieher gekommen waren, um den neuen Gouverneur von Syrien, Zakariä Paſcha, der heute von Aleppo einrücken ſollte, zu empfangen. Der bisherige Commandeur, Izzet Paſcha, der ſich wegen der vielen Grauſamkeiten, die er früher verübt, den Namen eines Tyrannen zugezogen, hatte das Paſchalik von Adrianopel bekommen.

Unſer Janißair bat uns, etwas langſamer zu reiten, indem wir dann wahrſcheinlich dem Zuge des neuen Paſcha begegnen würden. Und ſo war es auch. Nach einer halben Stunde ſahen wir in der Ferne eine Menge Reiter auf uns zukommen. An der Spitze ritten zwei, die mit ihren Pferden die ſeltſamſten Wendungen machten. Ihr Coſtüm war das unſeres Janißairs, nur noch reicher mit Gold und Stickereien verſehen, und in den Händen trugen ſie zwei ſehr lange Beduinenlanzen, die oben mit drei Büſcheln ſchwarzer Straußenfedern verziert waren. Es waren zwei von den Kawaſchen des Paſcha, deren Beſchäftigung auf jeder Reiſe deſſelben darin beſteht, abwechſelnd je zwei und zwei, vor ihm hin und her zu ſprengen und den Herrn durch ihre Reiterkünſte zu amüſiren. Dieſe Leute machten den Weg wenigſtens hundertmal, bald bogen ſie rechts bald links auseinander, wandten ſich dann und rannten mit eingelegter Lanze und lautem Hurrah an einander vorüber, um gleich darauf daſſelbe Manöver zu wiederholen. Dieſe Reiter des Zakariä Paſcha führten drei Büſche Straußenfedern an ihren Lanzen, weil ihr Gebieter Paſcha von drei Roßſchweifen und nach der neuen Ordnung der Dinge Ferik Paſcha war. So ſchwer es iſt, die Chargen des niederen türkiſchen Militärs an ihren Auszeichnungen zu erkennen, ſo leicht kann man von dem gewöhnlichen Paſcha

den Ferik Pascha unterscheiden; denn nur diesem ist es erlaubt, den Bart um das ganze Kinn wachsen zu lassen. Alle andere müssen sich mit einem Schnurrbarte begnügen.

Wie durch die Europäisirung alle türkischen Beamte und Soldaten das Meiste ihres früheren äußeren Glanzes verloren haben, so ist es auch bei den öffentlichen Aufzügen, wozu man die Reisen der Pascha rechnen kann. Mit welch' unerhörter Pracht zogen früher diese Statthalter von einer Provinz zur andern. Selbst im reichsten Costüme und mit Hunderten von unnützen, aber kostbar gekleideten Dienern umgeben. Jetzt ist das ganz anders geworden. Die Begleitung Zakariä Pascha's, der doch als Militär-Gouverneur von Syrien eine wichtige Stellung einnahm, bestand höchstens aus hundert bis hundertfünfzig Reitern. Er selbst ritt in dem Augenblick, wo wir ihm begegneten, ein schlechtes unansehnliches Pferd; doch wurden einige weit bessere, ziemlich reich geschirrt, hinter ihm geführt. Zakariä war ein Mann von mittlerer Größe, mit einnehmenden freundlichen Zügen und einem sehr langen Barte. Er trug einen dunkelblauen Ueberrock, auf welchem der Nischah Eftendar, aus schönen Brillanten bestehend, prangte. Auf dem Kopfe hatte er das rothe Feß mit langer blauseidener Quaste. Seine Begleitung bestand größtentheils aus Dienern seines Hauses, ebenfalls in einfachem Anzuge, dem blauen lange Rocke, sie waren nach der Beschäftigung, die sie zu verrichten hatten, fast nur durch ihre Waffen unterschieden. Die Kawaschen hatten die gewöhnlichen krummen Säbel und am Gürtel in einem gestickten Futteral zwei Pistolen hängen. Von den Pfeifenträgern, deren sich in dem Gefolge eines reichen vornehmen Türken stets viele befinden, trugen einige lange Tschibuks, andere das Nargileh, einige hatten Tabakbeutel an ihren Sätteln hängen und andere ein Kohlenbecken, worin sie Holzkohlen durch Blasen- und Hin- und Herbewegen glühend erhielten. Die übrige Escorte bestand aus geringeren Dienern, Pferdeknechten und dergleichen, so wie aus Beduinen, die als Tartaren gebraucht werden, um Depeschen von einem Orte zum andern zu bringen. Letztere waren im altorientalischen Costüm, weiter Hose, kurzer Jacke und Turban; einer von ihnen führte eine kleine Pauke, die am Sattel hing und worauf er fortwährend schlug und ein einförmiges Getön hervorbrachte, zu welchem die Andern bisweilen sangen.

Als wir uns dem Pascha näherten, hielt er sein Pferd an und fragte auf türkisch sehr freundlich, wer wir wären und nach dem Zweck unserer Reise. Herr L. antwortete ihm: wir wollten einen Ritt in den Libanon machen, worauf Beide noch einige höfliche Worte wechselten und der Pascha weiter zog.

Der Libanon, welcher bei Beirut eine ziemliche Strecke weit zurück

tritt und die Landzunge, worauf die Stadt liegt, in einem weiten Halbzirkel umgibt, verſperrte uns jetzt den Weg am Strande, und wir begannen einen Abhang hinauf zu ſteigen, um auf deſſen Höhe unſern Weg längs dem Meere noch eine Strecke fortzuſetzen, ehe wir uns in's Innere des Gebirges wandten. Anfänglich war dieſer Pfad ziemlich gangbar und obgleich er durch loſes Geröll, womit er bedeckt war, den Pferden viel Mühe verurſachte, doch breit und gefahrlos. Bald aber verengte er ſich und führte uns auf treppenartigen Abſätzen auf die Höhe einer ſteilen Felſenwand, deren Fuß von den Wogen des Meeres beſpült wurde. Nie in meinem Leben hab' ich einen ſchauerlicheren Weg gemacht, als dieſen, der uns jetzt, aber glücklicher Weiſe nur eine kurze Strecke auf der Wand fortführte. An der einen Seite neben uns ging ſie zwei bis drei hundert Fuß tief hinab und war gegen das Meer zu überhängend, ſo daß es uns ſchien, als befänden wir uns auf einem Balken ohne Geländer; auf der andern Seite ſtieg der Fels ſenkrecht mehrere hundert Fuß in die Höhe, und unſer Weg, der kaum drei Fuß breit war, neigte ſich obendrein etwas gegen das Meer und war mit großem Geröll und hie und da mit dicken Steinen bedeckt.

Als wir mitten auf dieſer gefährlichen Stelle waren, ereignete ſich ein unangenehmer Vorfall, der glücklicher Weiſe aber ohne ſchlimme Folgen ablief. Einer unſerer Begleiter, ein ſehr junger Mann, der mit uns aus Conſtantinopel gereiſt war, und vielleicht noch wenige dieſer Bergritte gemacht hatte, rief uns plötzlich zu, wir möchten anhalten, ihm würde ſchwindlicht. Man kann ſich unſern Schrecken denken. Da wir einer hinter dem andern ritten, ſo konnte ihm keiner helfen, weil der Weg ſo ſchmal war, daß wir nicht einmal abſteigen konnten, geſchweige denn mit dem Pferd umwenden. Einer der Herren L. rief ihm zu: er möchte die Augen ſchließen und ſich eine Weile mit dem Oberkörper gegen die Felswand lehnen, was er befolgte. Nach Verlauf einiger Minuten erklärte er fortreiten zu können, und wir kamen glücklich über die Wand hinweg, und bis zu einer Stelle, wo der Fels ober uns etwas zurücktrat und allmählich in eine Schlucht hinabfiel, in welche ſich der Hundefluß in's Meer mündete. Dort ſtiegen wir alle ab, um die Pferde einen ähnlichen treppenartigen Weg, der aber noch ſteiler ging, als der, welchen wir herauf gekommen, hinabzuführen.

Dieſe Schlucht war von der Natur ſo merkwürdig gebildet, daß ich es verſuchte, ihre Umriſſe mit wenigen Strichen in mein Taſchenbuch zu zeichnen. Die Felſen, aus welchen gegen das Gebirge zu der Hintergrund beſtand, und zwiſchen denen der Hundefluß hervorkam, waren wie Theaterdecorationen ſo vor einander geſchoben, daß man unten in der Schlucht plötzlich den breiten klaren Spiegel des Fluſſes erblickte, ohne zu ſehen, wo er herkäme. Alle Wände waren ganz

ſenkrecht und bildeten einen Halbzirkel, der nur vorn eine gegen die Breite der ganzen Schlucht ſehr ſchmale Oeffnung hatte, durch welche man weit in's Meer ſah. Durch die beſtändig herabſtürzenden Bergwaſſer waren die glatten Felswände ſtellenweiſe ſo gefurcht, daß ſie wie an einander ſtehende coloſſale Säulen ausſahen. Beim erſten Betrachten und ſo oft ich mir ſpäter das Bild dieſer Schlucht in's Gedächtniß zurückrief, kam ſie mir vor, wie ein gewaltiger Dom, deſſen Kuppel eingeſtürzt iſt und von dem nur die nackten Wände ſtehen geblieben ſind, durch welche man oben den Himmel ſieht. Lange Waſſerpflanzen oder Mooſe, die hie und da die Wände bedeckten, gaben obendrein einer regen Phantaſie Stoff genug, ſich verſchiedene Zeichnungen daraus zu bilden.

Vielleicht dreihundert Schritte vom Meer entfernt überſchritten wir den Hundefluß auf einer halb zerfallenen ſteinernen Brücke, beſtiegen dann unſere Pferde und ritten längs dem Fluß gegen das Meer zu, um dort, wo das Gebirge wieder etwas zurücktritt, am Strande unſern Weg fortzuſetzen. Der Himmel, der am Morgen klar und blau hernieder geſehen und uns einen ſchönen Tag verſprochen, hatte ſich nach und nach umzogen und ſandte uns jetzt einen ſo gewaltigen Regenſchauer herab, daß wir in unſern dünnen Kleidern ohne Mäntel in Kurzem ganz durchnäßt geweſen wären, wenn uns nicht der Janißair gezeigt hätte, wie ſich die Araber, dieſe Söhne der Natur, in ſolchen Fällen zu helfen wiſſen. Schon oft hatte er bedenklich den Himmel angeſehen und als die erſten Tropfen fielen, ſprang er vom Pferde, ſchnallte ſeinen Sattel auf und zog die große Decke darunter hervor, die er ſich wie einen Mantel, über Kopf und Oberkörper hing.

Bald verließen wir den Strand wieder und wandten uns durch Olivenpflanzungen und dichte Gruppen von Orangen und Citronenbäumen, deren Blüthen und Blätter nach dem Regen entzückend dufteten, dem Gebirge zu. An einen Weg war jetzt nicht mehr zu denken und wir ritten nur über weite Flächen, die ſehr ſteil aufwärts gingen und mit mächtigen Felsblöcken wie überſäet waren. Dieſe weiten Abhänge ſind rauh und kahl; nur hie und da wächſt eine Platane oder Sykomore und der Boden iſt mit Stachelgewächſen oder Wachholder bedeckt. Freundlich blickten auf dieſen Haiden nach allen Seiten, in kleinerer oder größerer Entfernung, grüne Anpflanzungen hervor, aus denen ſich die weißen Häuſer der maronitiſchen und druſiſchen Dörfer erheben. Nach einer Stunde beſtändigen und ſehr ſteilen Steigens, wobei wir uns mehrere Male um kleine Hügel herumwandten, ſahen wir hoch über uns das Ziel unſerer Tour, das Kloſter Dair Mar Mikael. Die ziemlich weitläufigen Gebäude lagen an einem ſteilen Abhange, von mächtigen Platanen geſchützt, die ihre Zweige weit hinausſtreckten.

Bald ſahen wir auch das Dorf Zuk Mikael, zu welchem das Kloſter gehört, das, wie alle dieſe Bergdörfer in den Schluchten des Gebirges liegt.

Wenn nicht die eigenthümliche und fremdartige Bauart der Häuſer wäre, könnte man glauben, man nahe ſich einem Dorfe am Rhein oder Neckar; denn ebenſo wie dort, wird im Libanon viel Wein gebaut, und die Reben wachſen, wie bei uns, auf übereinander liegenden Terraſſen.

Wir betraten jetzt einen Hohlweg, der uns zwiſchen dieſen Weingärten nach dem Kloſter führte. An einem Brunnen, bei dem wir vorbeikamen, ſtanden mehrere Maronitinnen mit ihrem ſeltſamen Kopfputz. Die meiſten ſahen uns erſtaunt und freundlich an und nur einige und wie gewöhnlich in ſolchen Fällen die häßlichſten, warfen ſchreiend ihre Schleier über den Kopf. Bald hatten wir die Höhe erſtiegen und ritten durch ein großes Thor in den Hof von Dair Mar Mikael; dies Kloſter beſteht, wie die meiſten in dieſen Gegenden, aus einer Kirche und mehreren kleinen Gebäuden, die im Lauf der Zeit nach Bedarf und Vermögen aufgebaut wurden. Dieſe Häuſer ſind einſtöckig, von Steinen aufgeführt, mit plattem Dache und Fenſteröffnungen, die aber keine Glasſcheiben haben, ſondern eiſerne Gitter und nur hölzerne Laden zum Verſchließen. Wir gaben im Hof unſere Pferde ab, und ein Mönch führte uns in ein Gemach, wo ſich der Biſchof und einige der ältern Brüder befanden.

Dies war ein Erdgeſchoß, ganz nach der Landesweiſe eingerichtet, den Boden bedeckten einige Teppiche und an den Wänden herum liefen niedrige Divans, auf welchen die alten Herren ſaßen. Es waren vier maronitiſche Mönche mit langen faſt weißen Bärten, in ſchwarze Talare gekleidet, und Mützen auf dem Kopf, beinahe geformt, wie die der griechiſchen Geiſtlichen. Der Biſchof, eine hohe majeſtätiſche Geſtalt mit einem ausdrucksvollen Geſicht, war ebenfalls ſchon über die beſten Jahre ſeines Lebens hinaus; er trug zur Unterſcheidung von den übrigen ein hellbraunes Kleid und eine blaue Mütze. Nach den erſten Begrüßungen nöthigte er uns zum Niederſitzen, und ließ für uns Europäer einige Stühle herbeibringen. Dann wurden Caffee und Pfeifen gebracht. Da einer der Herren L. die Reden des Biſchofs gründlich verdolmetſchte, ſo konnten wir lebhaftern Antheil als ſonſt an der Unterhaltung nehmen. Dieſe drehte ſich hauptſächlich um die letzten Kriegsereigniſſe, um Ibrahim Paſcha und die zahlreichen Scharmützel in den Gebirgen des Libanon. Mit vieler Umſtändlichkeit erzählte uns der Biſchof, was ſein Kloſter während der Zeit Alles gelitten habe. Bald habe es Albaneſen aufnehmen müſſen, bald bewaffnete Druſen und andere Bergbewohner; dann Türken und ein paar hundert Engländer, die jene vertrieben und ſich darauf eine Zeit lang in dem Dorfe und dem Kloſter feſtgeſetzt. Es iſt intereſſant, einen Araber und ſelbſt wie hier einen

friedlichen Bischof Kriegsereigniſſe oder kleine Gefechte erzählen zu hören. Als er uns erzählte, wie ſich die Druſen und Albaneſen, wenn auch nur kurze Zeit, in dem Dorf und Kloſter gegen die Engländer und Türken vertheidigt hätten, las man in ſeinen Mienen und hörte an ſeinen Worten lebhaft den Hergang dieſes kleinen Scharmützels. Man hörte die Trommeln wirbeln, das Geſchrei der Bergbewohner, das Klirren der Säbel und das Knallen des Gewehrs.

Nachdem wir uns kurze Zeit bei dem Biſchof ausgeruht, führte er uns durch das Kloſter und in die ſehr einfache Kirche. Die Maroniten ſind römiſch-katholiſche Chriſten und die Einrichtung ihrer Kirchen und ihres Gottesdienſtes iſt wenig von dem der herrſchenden Kirche unterſchieden. Die Mönche ſind entweder Eingeborne, wie hier im Kloſter Dair Mar Mikael und verſtehen nur arabiſch oder ſind Miſſionäre des Auslandes, die dann unter dem Schutz ihrer reſpectiven Länder ſtehen. In dieſen Klöſtern befindet ſich immer eine Menge junger Leute, die arabiſch lernen. Wir machten noch einige Gänge durch das Dorf, deſſen Häuſer, mit Wein- und Obſtgärten umgeben, um das Kloſter gruppirt liegen. Dann führte uns der Biſchof vor das Kloſter unter die Platanen, von denen ich oben ſprach, wo einige Ruheſitze angebracht waren, von denen wir eine entzückende Ausſicht genoſſen. Vor uns lag der Libanon und das Meer, in einem unendlichen Halbzirkel, links konnte ein gutes Auge Beirut erkennen, und gerade vor uns, ſo wie zur Rechten, blickten aus den grünen Schluchten zahlreich die weißen Gebäude der vielen Klöſter und Dörfer des Libanon hervor. Während uns der Biſchof auf dieſem Platze, den wehendes Rebenlaub überdeckte und zu einer Laube umſchuf, mit köſtlichem Libanonwein und eingemachten Früchten regalirte, ließ er uns ſein ſchönes Pferd, die Stute, von der ich oben ſprach, vorführen. Es war ein edles Pferd, ſchlank, zart und fein gebaut, wie alle dieſe Thiere. Doch konnte es der Baron für ſeinen Zweck nicht gebrauchen, da es außerordentlich klein war.

Indeſſen neigte ſich der Tag zu Ende, und da ſich der Himmel nach dem Wetter, das uns vorhin überraſcht, nicht wieder aufgeklärt hatte, ſondern ſich vielmehr noch ſchwärzer bezogen, befürchteten wir einen frühern Eintritt der Dunkelheit, die uns auf den gefährlichen Wegen überraſchen könnte und machten Anſtalten zum Aufbruch. Der Biſchof wandte ſeine ganze Beredſamkeit auf, um uns die Nacht bei ſich zu behalten, ein Vorſchlag, welchen die Herren L. annahmen, den der Baron und ich aber, hauptſächlich wegen unſerer beiden Kranken zu Hauſe, zurückweiſen mußten. Wir ließen unſere Pferde vor das Kloſter bringen, der Biſchof ging mit hinaus und redete uns lange zu, die Nacht oben zu bleiben, und erſt als er eine ziemliche Zeit mit uns

geſprochen, fiel ihm ein, daß wir ihn nicht verſtehen könnten, weshalb er einen der Herren L. herbei rief und ihn bat, uns doch ſeine Worte recht genau zu überſetzen. Es that uns leid, ſeine Bitten abſchlagen zu müſſen, ſeine Bitten, die nach Art der arabiſchen Sprache ſo blumenreich und poetiſch ausgeſchmückt waren. Ich werde den Anblick des ſtattlichen alten Mannes nicht vergeſſen, wie er vor uns ſtand und bald die Hände des Barons, bald die meinigen nahm.

Der Himmel bezog ſich immer ſchwärzer und ein lang hin rollender Donner kam ſeinen Reden zu Hülfe. Ich hätte ein Maler ſeyn mögen, um den Biſchof, aber mit dem, was er uns ſagte, und wie er es uns ſagte, zu malen. „Seht, meine Kinder,“ ſprach er, „der Sturm hebt ſich aus den Schluchten empor und zieht über uns zuſammen, und Ihr verſchmäht mein Haus, wollt fort in die Nacht und ich kann Euch nichts mitgeben, als meinen Segen. Die Dunkelheit wird Euch in den Bergen überraſchen und wenn Euer Pferd ausgleitet und ſtürzt, blickt Ihr vergeblich umher nach dem Leuchten eines gaſtlichen Heerdes.“

Es thut mir leid, nicht alle ſeine Reden behalten zu haben; aber ſie waren wirklich ergreifend, und wir mußten uns faſt mit Gewalt von ihm los machen. Er küßte uns auf die Stirn, wobei er uns oftmals ſagte: „Gott möge Euch ſchützen!“ Wir ritten mit dem Janißair, ohne den uns die Herren L. nicht wollten ziehen laſſen, langſam den Berg hinab und ſahen noch lange die ehrwürdige Geſtalt des alten Biſchofs oben ſtehen und die Hand gegen uns ausſtrecken. Wo es der Weg zuließ, ritten wir raſcher, denn die Dämmerung begann bei dem regnichten Wetter ſchon mächtig herein zu brechen. Unten am Meer, wo uns heute Morgen der Regen überraſcht hatte, trafen wir auf einen großen Türken und Beduinen, die den Harem Zakariä Paſchas, dem wir am Morgen begegnet, ſo wie mehrere ſchöne Pferde deſſelben und einen Zug Maulthiere mit allerlei Effekten beladen, nach Beirut geleiteten. Die Damen ſaßen dicht verſchleiert auf ihren Pferden und waren von ſchwarzen Verſchnittenen umgeben. Wir ritten längs dem Zuge und die Leute grüßten uns Alle recht freundlich, beſonders ein alter Beduinenſcheck tummelte bei unſerem Anblick ſeinen ſtarken Schimmelhengſt, um uns ſeine Reiterkünſte zu zeigen. Wir bezeugten ihm durch ein lautes Maſchallah unſer Wohlgefallen, worauf er mit einigen andern den Zug verließ und eine Strecke im ſcharfen Trab neben uns herritt.

Faſt jede Stunde im Orient bietet für den Europäer ein intereſſantes, ſchönes Bild, gleich wie dieſer Ritt am Fuße des Libanon. Die ſchwarzen Wolken am Himmel wurden von dem ſtarken Winde, der ſauſend aus den Schluchten des Gebirges hervorbrach, raſch vorbeigetrieben, das Meer war unruhiger als heute Morgen und ſpritzte weiße Schaumwellen auf den Strand, über den wir zwei Europäer,

von den Beduinen umringt, dahin jagten. Solche Augenblicke hatten immer für mich etwas unaussprechlich Angenehmes, das die Brust erweitert und das Herz schneller schlagen läßt, und es erging mir dann, wie den Arabern, die die Freude ihres Herzens durch lautes Rufen kund geben. Ich sang in solchen Stunden gewöhnlich deutsche Lieder wie auch heute Abend.

Die Beduinen drängten sich näher an uns, als ich ihnen das Lied

„An des Rheines kühlem Strande
Steh'n viel Burgen, hoch und hehr ꝛc."

mit lauter Stimme vorsang, und die Klänge des heimathlichen Volksliedes schienen ihnen zu gefallen; denn sie verließen uns erst, nachdem sie eine weite Strecke mit uns geritten waren und schickten uns noch manches „Maschallah" und „Allah il Allah", mit welchen Worten sie ihre Freude bezeugen, nach.

Vor uns lag der Hundefluß mit seiner romantischen Schlucht, die bei der eingebrochenen Dämmerung noch schauerlicher aussah, als heute Morgen im hellen Sonnenlichte. Unser Janißair, um den Umweg über die steinerne Brücke, die weiter oben liegt, zu vermeiden, gab uns zu verstehen, man könne sehr gut mit den Pferden durch den Fluß reiten. Er trieb sein Pferd in's Wasser hinein, das demselben bis an den Bauch reichte, und der Baron, dem etwas dergleichen beständig Spaß machte, folgte ihm. Ich war eine kleine Strecke zurück und als ich mit meinem Pferde das Ufer hinabritt, waren beide schon einige zwanzig Schritt weit in den Fluß hinein. Doch hatten die Wellen sie etwas abwärts getrieben, wodurch ich die Richtung der Furth verlor und mit meinem Pferd, als ich es nöthigte, in's Wasser zu gehen, gleich bis an den Sattel hineinfiel. Doch arbeitete es sich den andern nach, verlor aber schon bei den ersten Schritten den Boden und fing an zu schwimmen, was mir, wie sich jeder leicht denken kann, höchst unangenehm war; denn der Fluß war sehr reißend, von Schnee und Regen angeschwellt und keine hundert Schritt neben mir hatte ich das offene Meer. Doch der Baron, der, als er sich zufällig umblickte, mich eine gute Strecke weiter abwärts *schwimmen* sah, wandte, ohne sich zu bedenken, wie er beständig that, wenn es galt, Jemand zu helfen, sein Pferd und war in kurzer Zeit bei mir, worauf meines, alle seine Kräfte zusammen nehmend und durch das des Barons ermuthigt, das Wasser durchschnitt und wir glücklich das Ufer erreichten.

Ohne Unfall erstiegen wir die Felstreppe und ritten über die gefährliche Gallerie am Ufer, so wie auf der andern Seite wieder hinab an's Meer, wo unser Janißair alsbald sein Pferd in Carriere setzte und wir über den Strand gegen Beirut jagten. Es war ein wilder Ritt, wobei es galt, recht fest im Sattel zu sitzen. Bald mußten die

Pferde in vollem Lauf über eins der kleineren Schiffstrümmer hinwegsetzen, das ihnen im Wege lag, bald scheuten sie sich in der Dunkelheit vor einem der größeren und umgingen es mit einem gewaltigen Seitensprung. Der Mond ging in einer schmalen feinen Sichel auf, als wir um die Stadt herum nach unserer Burg ritten, wo uns die Freunde erwarteten.

Während unserer Abwesenheit hatte sich der Hausstand um ein Mitglied vermehrt. Heute Morgen erzählte uns Dr. B., als ich gerade mein zehntes Glas Mandelmilch trank — dies war nämlich im Laufe der Krankheit seine größte Leidenschaft — öffnet sich die Thür und es tritt ein Mensch herein, der, vor Freude stotternd, sich in deutscher Sprache als unsern Landsmann zu erkennen gibt und nach dem Baron von T. fragt, den er in Stuttgart oft gesehen haben wollte. Dieser Mann hatte während einer achtjährigen Dienstzeit bei verschiedenen Herren seltsame Schicksale gehabt. Von Stuttgart aus, wo er als Kutscher diente, ging er als Reitknecht zu dem Prinzen Louis Napoleon, nach der Schweiz, darauf mit seinem Herrn nach London, von wo aus er die fabelhafte Expedition nach Boulogne mitmachte, dort arretirt und wie alle hiebei Betheiligten nach Paris gebracht wurde. Dort aber fand man mit Recht nichts Verdächtiges an ihm, — und wir Alle können darüber beistimmen, daß er zum Revolutionär keine Anlagen hatte, — und entließ ihn mit dem Bedeuten, Frankreich nie mehr zu betreten. Darauf kehrte er nach London zurück und nahm Dienste bei einem Cavallerieoffizier der englisch ostindischen Compagnie, der ihn über Spanien und Portugal mit nach Beirut genommen hatte. Hier aber hatte er sich überlegt, daß Indien doch etwas sehr weit von der Heimath wäre und als er vernahm, daß wir angekommen seyen, stieg in ihm die Hoffnung auf, wir würden ihn vielleicht wieder mit zurück nach Schwaben nehmen können, wo es doch immer besser sey, als wie unter den Heiden und er wandte sich deshalb an den Baron, mit der Bitte, ihn in seine Dienste zu nehmen. Der Baron, der stets gern bereit war, jedem zu helfen, wo er konnte, und der, wenn er Pferde kaufte, ohnehin noch einen Bedienten annehmen mußte, engagirte ihn und Friedrich wurde als erster Stallknecht unserem Staate einverleibt.

Bayerische Staatsbibliothek

Reiſe im den Orient.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Ibrahim Pascha.

Verlag von Adolph Krabbe in Stuttgart.

1846.

10 L 4175-81334

Reiſe in den Orient

von

F. W. Hackländer.

Zweite verbeſſerte Auflage der:
Daguerreotypen.

Zweiter Band.

Mit dem Bildniß des Verfaſſers.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1846.

Deutsche
Staatsbibliothek

Schnellpressendruck von J. Krenger in Stuttgart

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel. Reiſe nach Damaskus und Palmyra. 1

Fürſt Aslan. — Abreiſe von Beirut. — Wilde Gebirgspäſſe im Libanon. — Khan el Huſſein. — Felſentreppe. — Wolken auf der Höhe des Gebirges. — Schneeſturm. — Ein Vocalconcert. — Das Schloß der Aſſaſſinen. — Aegyptiſche Deſerteure. — Bekaa, das Thal. — Ein Unfall. — Perſer. — Der Antilibanon. — Felſengärten. — Schiras. — Das Thal Gutha. — Damascus. — Eine armeniſche Hochzeit. — Ritt nach Palmyra. — Pferde-Revue. — Baalbek. — Die Cedern des Libanon. — Die Stute in Sachlie. — Zweite Reiſe nach Damascus. — Der perſiſche Kaufmann. — Merkwürdiger Pferdehandel. — Scham, der Hengſt. — Rückkehr nach Beirut.

Zweites Kapitel. Reiſe nach Jeruſalem. 81

Abreiſe von Beirut. — Saida. — Syriſche Wirthshäuſer. — St. Jean d'Acre. — Landhaus des Paſchah Abdallah Hamad. — Nachtlager auf dem Carmel. — Gazellen, Schakals, Hyänen. — Jaffa. — Ramleh.

Drittes Kapitel. Die heiligen Orte. 98

Eine griechiſche Familie. — Jeruſalem. — Die Stadt. — Das griechiſche Kloſter. — Die Grabeskirche. — Die Via dolorosa. — Die Davidsburg auf Zion. — Das Thal Joſaphat. — Morija. — Der Bach Kidron. — Die Gräber. — Der Oelberg. — Bethlehem. — St. Saba. — Das todte Meer. — Der Jordan. — Ueberfall von Raubbeduinen. — Felſenwege. — Nachtlager unter freiem Himmel. — Tänze der Beduinen. — Bethanien. — Erzählung des Fürſten Aslan.

Viertes Kapitel. Zug durch die Wüſte. 130

Jaffa. — Die Peſt. — Unſicherheit der Straßen. — Uebergang zur ägyptiſchen Armee. — Gaza. — Ibrahim Paſcha und ſeine Generale. — Die ägyptiſche Armee. — Schwierigkeiten mit unſern Pferden. — Fourragirungen. — Abreiſe von Gaza mit einem Theil der Reiterei. — Die Wüſte. — Elend des mitziehenden Volkes. — El Arisch. — Der Tartar Baſſi. — Die Fata Morgana. — Der Samum. — Soliman Paſcha. — Ankunft in Kairo.

Seite

Fünftes Kapitel. Aufenthalt in Aegypten. 201

Kairo. — Die Stadt. — Dr. Bruner und Fiſcher. — Reiteſel. — Der Sclavenmarkt. — Das Irrenhaus. — Der Nil. — Die Inſel Roda. — Die Pferde im Kiet. — Schubra. — Aegyptiſche Prüfſen. — Die Citadelle. — Die Stadt der Gräber. — Die Pyramiden. — Arabiſche Tänzerinnen. — Abreiſe von Kairo. — Meine Krankheit. — Die Nilfahrt. — Alexandrien. — Audienz bei Mehemed Ali.

Sechſtes Kapitel. Fahrt von Alexandrien nach Malta. 240

Das Dampfboot: der Orientale. — Poſtverbindung zwiſchen Bombay und Liverpool. — Einrichtung des Orientalen. — Seekrankheit. — Malta. — Die Quarantaine. — Fort Immanuel. — Ein Geburtstag. — Emir Beſchir. — Abreiſe von Malta.

Siebentes Kapitel. Heimkehr. 253

Syrakus. — Das Ohr des Dionys. — Meſſina. — Neapel. — Der Veſuv. Genua. — Mailand. — Chiavenna. — Der Splügen. — Chur. — Tübingen. Ankunft in Stuttgart.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Reiſe nach Damaskus und Palmyra.

Fürſt Aslan. — Abreiſe von Beirut. — Wilde Gebirgspäſſe im Libanon. — Khan el Huſſein. — Felſentreppe. — Wolken auf der Höhe des Gebirges. — Schneeſturm. — Ein Vocalconcert. — Das Schloß der Aſſaſſinen. — Aegyptiſche Deſerteure. — Bekaa, das Thal. — Ein Unfall. — Perſer. — Der Antilibanon. — Felſengärten. — Schiras. — Das Thal Gutha. — Damascus. — Eine armeniſche Hochzeit. — Ritt nach Palmyra. — Pferde-Revue. — Baalbek. — Die Cedern des Libanon. — Die Ernte in Sachile. — Zweite Reiſe nach Damascus. — Der perſiſche Kaufmann. — Merkwürdiger Pferdehandel. — Scham, der Hengſt. — Rückkehr nach Beirut.

Wie oft ſchauten wir von der Terraſſe unſeres Landhauſes ſehnſüchtig zu dem Libanon empor, dem gewaltigen Rieſen, der ſich mit dem weißen Haupte und den grauen Gewändern, die unten in's Hellgrüne der Oelpflanzungen und Goldige des Meerſandes auslaufen, an die See gelagert hat! O dieſe mächtigen Bergwände, die wir täglich vor Augen hatten, verbargen uns viel Schönes, wornach wir ſchon lange getrachtet, und ſtets waren wir durch verſchiedene Umſtände verhindert worden, unſere Roſſe zu ſatteln und den „Ritt in's alte romantiſche Land“ zu beginnen. Jedem Zug Beduinen, Maroniten oder Druſen, die ſich bei der Stadt gelagert hatten und ihre Pferde packten, um in die Berge zurückzuziehen, ſahen wir neidiſch nach, beſonders ſeit wir bei unſerm Ritt nach dem Kloſter Deir Mar Mikael einen Blick in die wilden Schönheiten des Gebirgs gethan, und verwünſchten oft die kriegeriſchen Zeiten, die uns abhielten, ihnen zu folgen. Aber erſtlich waren es die Feindſeligkeiten zwiſchen Ibrahim Paſcha's Armee und den Türken, ſo wie kleine Plänkeleien und Scharmützel, die beide Theile zuweilen mit den Bergbewohnern hatten, welche die Wege durch den Libanon unſicher machen ſollten, und weshalb man uns dringend abrieth, nach Damaskus aufzubrechen. Dann waren auch unſere beiden Kranken noch immer ſehr ſchwach, ſo daß wir ſie doch gänzlich auf der Beſſerung ſehen wollten, ehe wir Beirut für ein Paar Wochen verließen.

Neben dieſen Umſtänden wurden unſere Reiſepläne oft nach den Tagesneuigkeiten geändert. Denn bald hieß es: Ibrahim hat Damaskus endlich verlaſſen und will die Armee auf dem Wege über Jeruſalem aus Syrien führen; und uns ſchimmerte die Hoffnung, jetzt endlich die Tour durch das Gebirge beginnen und Damaskus erreichen zu können. Vergebener Wunſch! Den andern Tag wußte man aus ganz ſichern Quellen, daß Ibrahim der Pforte die Erklärung gegeben, ſich in Syrien bis auf den letzten Mann zu halten, und wir machten alsbald Projecte, welcher Weg in jetzigen Zeiten der beſte ſey, um nach Jeruſalem zu reiſen, wo wir abwarten wollten, ob uns der Marſch der ägyptiſchen Armee erlauben würde, von dort nach Damaskus zu gehen.

So thürmten ſich von allen Seiten unſerer Abreiſe die größten Schwierigkeiten entgegen und vereitelten unſern ſehnlichſten Wunſch, bald das traurige Beirut zu verlaſſen. Alle Communication zur See war geſperrt; denn außer kleinen Küſtenfahrern kamen nur engliſche Linienſchiffe, Fregatten oder Kriegsdampfboote von Conſtantinopel und Marmarizza, Depeſchen oder Soldaten bringend. Obendrein weigerten ſich die Leute, wie unſer Dolmetſcher verſicherte, zum Ritt durch den Libanon ihre Pferde zu geben, und auf dem Wege nach Jeruſalem waren, wenn uns auch die Bewegungen der Armeen nicht gehindert hätten, andere Sachen zu bedenken; denn in Saida, Akre und Jaffa ſollte die Peſt ausgebrochen ſeyn, was dort bei dem Zuſammenfluß von türkiſchen Soldaten, ſchlecht gekleidetem Geſindel aus den Bergen und halb verhungerten Deſerteuren von Ibrahims Armee, kein Wunder war.

Endlich nach einigen ſehr unruhigen Tagen, in denen ſich unſer politiſcher Horizont noch ſchwärzer umzogen hatte, mit einem unangenehmen Gewitter drohend, klärte er ſich über Nacht faſt ganz auf, denn unſer liebenswürdiger Freund, der ruſſiſche Conſul, Herr von B., ließ uns eines Morgens ſagen, ſo eben erhalte er einen Reitenden aus Damaskus, der ihm die erfreuliche Nachricht bringe: Ibrahim Paſcha habe mit der ganzen Armee die Stadt verlaſſen und ſich gegen Jeruſalem und das todte Meer gezogen. Ein Poſtſcriptum ſeines artigen Billets lud uns auf den Abend zu einer Taſſe Thee ein, wo wir die Bekanntſchaft eines georgiſchen Fürſten machen ſollten, der ebenfalls Willens ſey, Jeruſalem und die heiligen Orte zu beſuchen und ſich wahrſcheinlich ſehr freuen würde, die Reiſe in unſerer Geſellſchaft fortſetzen zu können.

Faſt jeden Abend waren wir bei dem freundlichen Conſul, und wenn Geſelligkeit und Unterhaltung ſtets die Würze des Lebens ſind, ſo gehörten dieſe kleinen Soireen in den damaligen Verhältniſſen zu unſern köſtlichſten, genußreichſten Stunden. Wir hatten in unſern Appartements einen einzigen dreibeinigen Stuhl, den wir nur durch zarte

Behandlung und kleine Aufmerkſamkeiten dahin bringen konnten, daß er uns nicht plötzlich ſeinen Dienſt aufſagte. Dieſes Möbel benützte abwechſelnd der, welcher an dem ebenfalls defecten Tiſche etwas ſchreiben wollte. Die Andern mußten beim Eſſen oder ſonſtigen Beſchäftigungen auf ihren Betten, ich wollte ſagen auf den Teppichen kauern, die unſere Schlafſtellen vorſtellten. Wenn ich noch hinzufüge, daß wir unſern Thee in einer Caſſerole kochten, die Mittags Suppe und Fleiſch beherbergt hatte, ſo kann mir jeder glauben, daß es für uns kein kleiner Genuß war, an einem ordentlichen Tiſche auf feſten bequemen Stühlen ſitzend, guten ruſſiſchen Thee zu trinken und ſich in einem gewärmten Zimmer, ohne zu frieren, angenehm unterhalten zu können. Es war in den letzten Tagen Decembers doch etwas kühl geworden und beſonders bei uns draußen fegte die feuchte Seeluft unangenehm durch unſere Zimmer, die keine Glasfenſter, ſondern nur ſchlechte hölzerne Laden hatten, ſo daß wir uns nur erwärmen konnten, wenn wir die Pelze umhingen und auf- und abliefen.

Heute Abend war bei dem Herrn B. größere Geſellſchaft als ſonſt. Auf einem Divan ſaß der Civilgouverneur der Stadt, ein ältlicher Türke mit langem grauem Bart, den er beſtändig ſtrich, übrigens ein freundlicher Herr; denn er lachte über Alles, was wir zuſammen ſprachen und von dem er doch gewiß kein Wort verſtand. Sein Sohn, ein ganz junger Menſch, ſaß neben ihm auf einem Stuhle, doch ſchien ihm dieſes Möbel durchaus nicht behaglich; denn bald zog er das eine Bein herauf, bald das andere, und rückte beſtändig unruhig hin und her. Erſt ſpäter ſchien er ſich wohler zu fühlen, denn da hatte er, als wir im Eifer des Geſprächs nicht auf ihn achteten, den Stuhl zu einem Divan umgeformt, d. h. er ſaß mit aufgeſchlagenen Beinen auf dem Sitz, was höchſt poſſierlich ausſah. Eine andere Perſon, und für uns die intereſſanteſte in der Geſellſchaft, war der georgiſche Fürſt, den uns der Conſul unter dem Namen Fürſt Aslan vorſtellte, ein nicht ſehr großer, aber ſchlank und zierlich gewachſener junger Mann, mit einem ausdrucksvollen ſchönen Kopfe; ſein Geſicht war etwas bleich, aber antik, edel und fein, wie aus Wachs geformt. Ein langer Schnurrbart vereinigte ſich mit einem kohlſchwarzen krauſen Barte um Wange und Kinn, wodurch der ſchlanke nervige Hals vortheilhaft hervorgehoben wurde. Sein Auge war, wie das aller Südländer, dunkel und blitzend; die hohe Stirne ſchmückte eine feine georgiſche Mütze von Aſtrachanpelz, die, oben zugeſpitzt wie die perſiſche Mütze, einen Kegel bildet. Sein Anzug beſtand aus einem eng anliegenden Kleide von blauer Seide, ohne Kragen mit Aermeln, das ihm bis an's Knie reichte und von einem geſtickten Gürtel zuſammengehalten wurde. Seine Hoſe war weit, von grauer Farbe, unten zuſammengeſchnürt und ließ den

Fuß ſehen, der mit kleinen rothen Halbſtiefelchen bekleidet war. Ueber dem blauen Gewand hatte er ein anderes von grünem Tuch, ebenfalls ohne Kragen, mit langen aufgeſchlitzten Aermeln, die, wenn ſie herabhingen, bis zur Wade reichten. Doch warf er ſie faſt immer über die Schulter und ließ ſie zu beiden Seiten der Bruſt herabhängen. Um beide Röcke ging ein Beſatz von Goldborten. Merkwürdig war ſeine Waffe, ein Handſchar, vielleicht anderthalb Fuß lang, der oben eine Hand breit war und ſich nach unten zuſpitzte. Die Klinge von Khoraſſan war ſchwarz, in der Mitte einen Zoll dick und hatte vom Heft bis zur Spitze an jeder Seite eine Hohlkehle; im Handgemenge eine fürchterliche Waffe, zum Hauen, Stechen und Schneiden eingerichtet. Der Griff war ſchwer von Elfenbein und hatte einen dicken ſtählernen Knopf, mit dem man auch zur Noth einem Feinde den Schädel einſchlagen konnte.

Die Geſtalt und Kleidung des Fürſten hab' ich deshalb ſo genau beſchrieben, weil er uns ſpäter ein ſo lieber Reiſegefährte wurde, und ich noch oft auf ihn zurückkommen muß. Er war ein guter liebenswürdiger Menſch, offen und gerade, dem man ſich im erſten Augenblicke anſchließen und ihn lieb gewinnen mußte. Ruſſiſch, georgiſch und perſiſch ſprach er geläufig, wußte ſich auch im Franzöſiſchen gut auszudrücken und beſaß eine Gewandtheit in Führung der Waffen, im Reiten und Voltigiren, die uns oft in Erſtaunen ſetzte. Es dauerte nicht lange, ſo ward Fürſt Aslan mit uns bekannt und erzählte von ſeinem Vaterlande, ſo wie von Tſcherkeſſien, das er bereist, und von Petersburg, wo er unter den Gardehuſaren gedient. Er hatte häufig das Theater beſucht und kannte alle bekannten Arien der neuen Opern ſtellenweiſe auswendig.

Im Lauf des Abends wurde öfters von unſerer Tour nach Damaskus geſprochen, die jetzt, da Ibrahim abgereist, ausführbar ſchien, und ſobald als möglich unternommen werde ſollte. Der gute Conſul, der die ihm angenehme Geſellſchaft des Barons nicht verlieren mochte, erhob, wie er ſchon öfter gethan, wegen der Pferde und Führer Bedenklichkeiten; doch ſein eigener Janißair, den wir hereinkommen ließen, war kein Diplomat wie ſein Herr, und verſprach, ſo viel als nöthig ſeyen, zu beſorgen, weshalb wir ihn vorläufig auf morgen zu uns beſtellten. Das Angenehmſte bei dieſem Hin- und Herreden war jedoch, daß der Fürſt, in deſſen Plan es gar nicht gelegen, auch Damaskus zu beſuchen, hiezu durch unſere Debatten Luſt bekam und uns ohne Weiteres ſeine Begleitung anbot, die wir mit großer Freude annahmen. Denn abgeſehen von ſeiner liebenswürdigen Perſönlichkeit, waren in der jetzigen Zeit bei einer Reiſe durch das Gebirg ein paar Männer, auf die man ſich im Fall der Noth verlaſſen konnte, beſſer als ein Duzend Beduinen, die man zur Bedeckung hätte mitnehmen können.

Auch der Fürſt verſprach, unſer Schloß am Meer den nächſten Morgen zu beſuchen, um das Nähere zu verabreden.

Unſere beiden kranken Reiſegefährten hatten ſich indeſſen wieder ſo weit erholt, daß wir ſie verlaſſen und der Pflege ihres bisherigen Krankenwärters, eines Juden Namens Haſſan, ohne Sorge anvertrauen konnten. Es war uns unangenehm, ſie nicht mitnehmen zu können, aber das gaſtriſche Fieber hatte ſie ſo geſchwächt, daß ſie gern die Zeit unſerer Abweſenheit benutzen mochten, um zu der weiteren Reiſe durch Syrien nach Aegypten neue Kräfte zu ſammeln.

Dem Janißair des ruſſiſchen Conſuls wurde aufgetragen, für drei Reitpferde, zwei Mauleſel zum Tragen der Effecten und drei handfeſte gute Mucker, ſo heißen die Führer, zu ſorgen; und als Nachmittags der Fürſt zu uns kam, um den Tag der Abreiſe zu erfahren, wurde ihm der folgende Morgen dazu beſtimmt, was ihm ganz recht war; denn er und ſeine Bedienten waren vollſtändig montirt, hatten ihre eigenen Pferde und freuten ſich, je eher je lieber weiter zu ziehen.

Der Himmel, der ſeit ungefähr acht Tagen ſehr unfreundlich ausgeſehen hatte, und faſt immer mit Wolken bedeckt war, die uns täglich unangenehme kalte Regenſchauer herabſandten, klärte ſich den Tag vor unſerer Abreiſe ziemlich auf und verſprach gutes Reiſewetter.

Ich weiß nicht, ob es die Erwartung auf die ſchönen wilden Gegenden, die wir nun ſehen ſollten, war, was uns dieſe Nacht nicht einſchlafen ließ; aber der Baron ſo wenig als ich konnten ein Auge ſchließen; wir warfen uns auf den harten Teppichen herum, ſprachen jetzt zuſammen und verſuchten dann wieder zu ſchlafen: Alles vergebens, weshalb wir den erſten Strahl des Tages freudig begrüßten und uns zum Abritt rüſteten. Es war am 4. Januar.

Der Baron, ich und unſer Dolmetſcher, Koch und Kammerdiener in einer Perſon, Giovanni, beſtiegen die drei Pferde; auf die Maulthiere wurden Mäntel, Decken, einiges Kochgeſchirr ſo wie Lebensmittel, als gekochtes Hammelfleiſch, Wein, Brod, Käſe, Caffee ꝛc. gepackt und als Alles zu unſerer Abreiſe fertig war, drückten wir den kranken Freunden, die uns doch etwas verſtimmt nachſahen, herzlich die Hand und ritten zur Stadt, wo wir vor den Thoren mit dem Fürſten zuſammentrafen. Dieſer ritt ein kleines, aber ſtarkes ruſſiſches Pferd und ſeine Begleitung beſtand aus einem Kammerdiener, der ein tſcherkeſſiſches Coſtüm trug, einen Rock von einer Art dickem Filz gemacht, auf dem an jeder Seite der Bruſt zwölf kleine Behälter für Patronen aufgenäht waren. Er hieß Skandar und hatte denſelben Geſichtsſchnitt, wie ſein Herr, nur etwas plumper und nicht ſo ausdrucksvoll, wie jener. Ferner hatte der Fürſt einen Tſcherkeſſen bei ſich, der die Pferde pflegte; es war ein rieſengroßer baumſtarker Menſch,

Namens Mechmet, der ein türkiſches Coſtüm, das ihm der Prinz geſchenkt, ſo wie einen grauen Beduinenmantel trug und mit einem Handſchar und einem Wurfſpieße bewaffnet war. Die Spitze des Letzteren putzte er beſonders vor dem Ausreiten mit ſeinem Mantel blank und ſauber, weil er behauptete, ſie glänze dann im Sonnenlicht weit hin, und halte die Feinde, die uns anfallen wollten, im Reſpekt. Für das Gepäck hatte der Prinz ebenfalls ein Maulthier mit einem Mucker.

Nachdem wir unſere Streitkräfte verſammelt, zogen wir weſtlich durch einen holperigen Hohlweg, den wir bei unſern Spazierritten ſchon öfters verwünſcht und dem auch heute wieder manches böſe Wort galt. Mechmet mit dem Wurfſpieß fing hier ſeine Bergtour nicht glücklich an. Sein Pferd machte einen Fehltritt und Beide kollerten über einander hin, glücklicher Weiſe jedoch ohne Schaden zu nehmen. In der erſten halben Stunde unſeres Rittes fühlte ich mich auf meinem ziemlich ſtarken Pferde gar nicht heimiſch. Ich hatte einen alten Beduinenſattel, der vorn und hinten ſehr hoch, nur einen ſchmalen Sitz bietet, und dann nur angenehm iſt, wenn man es verſteht, mit ſo kurzen Bügeln wie die Wüſtenſöhne zu reiten, daß die Kniee den Hals des Pferdes erreichen. In dieſem Fall findet man nach einiger Uebung das Galloppiren recht angenehm, doch iſt in der Stellung vom Traben keine Rede. Ich ſchnallte meinen Bügel lang, was ich bei ähnlichen Sätteln jedem Europäer rathe, da man bei einem unglücklichen Sturz mit dem Pferde durch die kurzen Bügel ſchlimm über den Kopf des Pferdes geworfen werden kann.

Wir zogen nordweſtlich von der Stadt im tiefen weichen Sand durch jene Pinienanpflanzungen des Schach Fachreddin, von denen ich früher geſprochen. Hie und da wand ſich ein kleines Bächlein, ein Kind des ewigen Schnees droben, durch den trocknen Grund, und ſah von Weitem, wie eine grüne glänzende Schlange aus, denn rechts und links an ſeinen Ufern trieb die Feuchtigkeit hunderte von Pflanzen und Kräutern hervor, die ſich auf dem gelben Sand ſcharf abzeichneten. Zwiſchen drei oder vier ſolcher Bäche, wenn ſie auch mehrere hundert Schritt auseinander liegen, haben die Leute Palmen gepflanzt und auf unſerm Wege kamen wir durch kleine Wälder dieſer ſchönen Bäume, die um den Fuß des Libanon einen grünen Gürtel zogen.

In kurzer Zeit hatten wir die Stadt, ſo wie die Pinien hinter uns und genoſſen den vollen Anblick des prächtigen Gebirges, von der darüber empor ſteigenden Sonne maleriſch beleuchtet. Wir ritten aufwärts und unſer Weg, wenn man die Bahn, die vor uns hinaufziehende Caravanen gemacht, ſo nennen kann, führte anfänglich über eine breite ſandige Fläche, die mit zahlreichen Pinien, Platanen und Sykomoren bedeckt war. Oft blieben wir ſtehen und ſchauten rück-

wärts, denn es begann ſich hinter uns eine große ſchöne Ausſicht zu entfalten. Die Landzunge, auf der Beirut liegt, hatten wir noch nie Gelegenheit gehabt, in ihrer ganzen Ausdehnung zu überſehen. Jetzt ſtanden wir hoch über der Stadt wie auf einem Thurm und ſahen vor uns das Meer auf drei Seiten den Halbkreis, auf dem Beirut liegt, umſpülen; die Stadt, welche mit den ſie umgebenden Gärten und Anpflanzungen einen ziemlichen Raum einnimmt, verſchwand faſt gegen die ungeheure Waſſerfläche, die ſich vor uns ausbreitete. Zur linken Hand trat das Land in einer ähnlichen Spitze in's Meer, doch für unſer Auge zu weit, um dort etwas erkennen zu können. Das war Saida — drunten im Hafen von Beirut lagen die großen engliſchen Linienſchiffe und ſchienen uns nicht größer als Nußſchalen zu ſeyn. Eins der Kriegsdampfboote wandte ſich und ruderte fort — ein Waſſerinſect, das den Bach durchſchwimmt; ein anderes ſahen wir auf der Höhe der See und erkannten es nur an dem langen dunkeln Rauch, der es umhüllte. —

Nach zwei Stunden beſtändigen Aufwärtsſteigens kamen wir an ein einzeln ſtehendes Haus, Chan oder Wirthshaus, mit einer aus unbehauenen Steinen roh zuſammengeſetzten Waſſerleitung, die einen klaren Felsbach in ein Baſſin im Hofe führte; wir zogen vorbei, und da hinter dieſem Hauſe der Weg ziemlich ſteil zu werden anfängt, ſtiegen wir von den Pferden und führten ſie. Der Boden war zum Marſchiren ſehr angenehm, ein weicher ſehr tiefer Sand, der das Gehen außerordentlich erſchwerte; auch brannte die Sonne heftig, obgleich wir uns im Monat Januar befanden, und erwärmte mehr, als nöthig war. Bewundernswürdig war bei dieſen ſchlechten Wegen die Klugheit und Ausdauer unſerer Pferde, denn obgleich man ihnen wohl das arabiſche Blut anſah und ſie die edle Race ihrer Stammältern nicht verläugneten; waren es doch nur gebrauchte Miethpferde, von denen die meiſten obendrein ſchon ſehr bei Jahren waren; aber alle waren noch ſtark auf den Beinen und höchſt ſelten ſtolperte eins; auch brauchte man ſie nicht anzutreiben, ſondern ruhig und unermüdlich kletterten ſie ſo raſch aufwärts, daß wir ihnen kaum folgen konnten.

Hie und da begegneten wir einzelnen Maroniten und Druſen, die zur Stadt hinabſtiegen, um Einkäufe oder ſonſtige Geſchäfte zu beſorgen. Alle grüßten uns freundlich und verließen uns mit einem lauten: Allah il Allah! Etwas höher hinauf kamen uns Schwarze entgegen, welche ein paar türkiſche Weiber von Damaskus hergeleiteten. Die Damen ſaßen auf Maulthieren und waren ſtark verſchleiert. Viel Freude verurſachte uns eine andere Begegnung. Bei einer Biegung des Wegs ſahen wir eine kleine Geſellſchaft auf uns zukommen, die wir ihrem Coſtüme nach ſogleich für Europäer erkannten. Es war

ein Mann zu Pferde und hinter ihm zwei Frauenzimmer auf Maulthieren. Sie ſchienen von unſerem Anblick eben ſo überraſcht wie wir von dem ihrigen. Sie waren Deutſche aus dem Elſaß und der Mann Militärarzt bei Ibrahim Paſcha geweſen. Sie hatten Damaskus nach Abzug der Armee verlaſſen und gingen nach Beirut, um ſich in die Heimath einzuſchiffen. Wer es ſchon gefühlt hat, wie wohlthuend die Klänge der heimathlichen Sprache in der Fremde auf das Herz wirken, wird glauben, daß wir uns herzlich begrüßten und ein kleines Geſpräch hielten, ehe wir wieder ſchieden. Wie gute Freunde, die ſich verlaſſen, ſahen wir uns öfter nach einander um und ſchwenkten die Tücher. Bald waren ſie unſeren Augen entſchwunden.

Wir ſtiegen noch eine Stunde ſehr ſteil aufwärts und hatten bald einen bekannten Chan erreicht, der wohnlicher als alle andern im Libanon eingerichtet, häufig von Reiſenden, die über das Gebirge ziehen, zum erſten Nachtlager benutzt wird, — Chan el Huſſein. Auch unſere Mucker fingen gleich bei unſerer Ankunft an, die Thiere abzuladen, als verſtünde es ſich von ſelbſt, daß wir hier anhielten. Doch war es erſt Mittags ein Uhr, weshalb wir heftig dagegen proteſtirten und weiter zu ziehen verlangten. Aber wie es uns zuweilen bei dergleichen Streitigkeiten mit den Eingeborenen ging, unſer edler Dolmetſcher Giovanni ſchlug ſich auf ihre Seite, indem er wahrſcheinlich nicht Luſt hatte, für heute weiter zu gehen. Er malte uns die ſchrecklichſten Dinge aus, die uns betreffen würden, wenn die Nacht uns in den Päſſen des Libanon überraſchte; er ſprach von Abgründen voll Schnee und Eis, von Räubern und Gott weiß was Alles. Doch war uns noch der Zug über den Balkan, von dem man uns beinahe das Nämliche prophezeit hatte, zu friſch im Gedächtniß, um uns auf das Gerede dieſer Leute zu verlaſſen. Aber was konnten wir machen? So ſehr wir in den Dolmetſcher drangen, die Leute zu fragen: ob es denn auf keine Weiſe möglich ſey, noch heute weiter zu gehen und einen andern Chan zu erreichen, ſo ertheilte er uns beſtändig die Antwort: man ſage, das ſey unmöglich. Wir hätten alſo die Nacht hier zubringen müſſen, wenn nicht durch die ziemlich heftig geführten Debatten ein anderer Araber aufmerkſam geworden und näher getreten wäre. Er fragte den Baron in einem ganz verrenkten Engliſch, ob er nicht dieſe Sprache kenne. — Nun iſt wohl nie eine Mundart mehr gerabbrecht worden als dieſe; aber ſie klang wie Muſik. Der Araber ſagte uns, ihm ſcheine, als wollte unſer Dertſcheman (Dolmetſcher) nicht weiter gehen; denn die Leute haben ihm ſchon mehrmal geſagt, es ſey wohl möglich, wenn wir bald aufbrächen, mit Einbruch der Nacht einen andern Chan zu erreichen; doch müßten wir uns beeilen, da der Weg dahin ziemlich ſchlecht ſey. Jetzt wurden natürlich alle Unterhandlungen abgebrochen.

Der englische Araber mußte den Muckern erklären, daß wir auf jeden Fall weiter wollten und noch heute einen andern Chan erreichen, wornach sie sich einzurichten hätten. Unserm Giovanni, der es wieder einmal verdient hätte, bedeutend geprügelt zu werden, wurde strenge befohlen, gleich aufzupacken und nach einigen Minuten ging die Reise weiter.

Ich habe dies kleine Intermezzo erzählt, um einen Begriff zu geben, wie sehr der Reisende im Orient von den Launen dieser Dolmetscher abhängt. Dies ist nicht das einzige Beispiel der Art und nicht immer trafen wir einen Sprachkundigen wie heute, der uns aus der Verlegenheit half. Mit anständiger Behandlung und guten Worten, wie sie der Baron den Dienern stets zukommen ließ, ist bei diesem Volk nichts ausgerichtet; und ich rathe jedem Reisenden, bei dem geringsten Widerspruch oder unverschämten Betragen dieser arabischen Bedienten den Prügel zu gebrauchen. Läuft auch so ein Kerl heute fort, er wird morgen sicher wieder kommen, denn Herrschaften, die wie die europäischen Reisenden außerordentlich viel bezahlen, trifft er nicht gleich wieder, und so unangenehm es freilich für uns gewesen wäre, bei unsern Ausflügen, entfernt von den Küstenstädten, von dem Dolmetscher verlassen zu werden, eben so fatal wäre es für ihn selbst gewesen, wenn wir ihn fortgejagt hätten, und ich bin überzeugt, er hätte zuerst sich uns wieder genähert.

Gleich hinter dem Chan el Hussein begann der Weg eine andere Gestalt anzunehmen. Bis hieher hatten wir meistens Sand, zuweilen auch Erde gehabt, und nur stellenweis fanden wir den Pfad mit Steinen bedeckt, auch hatten uns beinahe bis auf diese Höhe, Pinien, Fichten und kleine Gesträuche aller Art nicht verlassen. Jetzt wurde die ganze Gegend kahl und öde. Der Boden, aus Fels bestehend, gewährte nur schmale Pfade, die sich beständig um gewaltige Klippen herumwanden und sehr steil aufwärts gingen. Auch war es viel kühler geworden. Die mit Schnee bedeckte Spitze des Dschebbel Schech, welche links vor uns lag, kühlte die Luft ab und sandte uns nicht selten sehr kalte Winde. Vor uns zog eine lange Reihe Kameele, die wir bald überholten; sie waren mit langen Balken beladen, von denen jedes der Thiere zwei trug, rechts und links am Packsattel hängend und mit dem Körper parallel laufend. In kurzer Zeit ließen wir sie weit hinter uns und hatten nach einer Stunde die erste Höhe des Gebirges erklettert, die erste der drei Ketten, welche den Libanon ausmachen und die durch wilde, fast ungangbare Thäler getrennt, drei gewaltige Ringmauern bilden.

Von dieser Höhe wandten wir noch einmal den Blick rückwärts; doch sahen wir nichts als das weite öde Meer; Beirut dicht an den Fuß des Libanons geschmiegt, war unsern Augen entrückt. Unsere

Mucker, die ſehr eilten, um vorwärts zu kommen, ließen uns indeß nicht lange Zeit zum Umſehen. Der Weg führte jetzt abwärts, d. h. wir mußten uns durch die Klippen und Schlünde, die vor uns lagen, einen ſuchen. Ein großartig wildes Thal war es, in welches wir jetzt hinabſtiegen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß jeder abſaß, um ſein Pferd zu führen oder es vielmehr wie die Araber zu machen um ſich vom Pferde führen zu laſſen. Bei ſolchen Wegen iſt die Klugheit dieſer Thiere wirklich bewundernswürdig, die Sicherheit, mit der ſie, ohne zu ſtürzen, über das lockere Geröll gehen. Wir ließen ſie den Weg ſuchen und folgten ihnen. Bald wandten ſie ſich zwiſchen zwei aufrecht ſtehenden Felsblöcken hindurch und wo uns auf einmal ein faſt ſenkrechter Abhang alles weitere Fortkommen abzuſchneiden ſchien, ſuchten ſie ſo lange herum, bis ſie eine ihnen vielleicht bekannte Furth gefunden, durch die wir hinabkamen, die aber oft ſo ſchmal war, daß wir kaum einen Fuß vor den andern ſetzen konnten. Jetzt bildete der Weg mehrere hundert Schritte lang eine ſehr ſteil ſich niederſenkende Fläche, wo Alles, ohne anhalten zu können, hinabruſchte, und ſich jeder erſt durch Anprellen an die unten ſtehenden Felſen wieder ſammeln konnte. Ohne Unfall erreichten wir in kürzerer Zeit als wir geglaubt, den Grund des Thales, indem ein eiskaltes klares Bergwaſſer floß. Rings war alles ſtill und erſchreckend ruhig, keine Spur irgend eines menſchlichen Weſens, kein Grün der Bäume und Sträuche, nur hie und da ragten einige verkrüppelte erſtorbene Fichten aus dem Geſtein. Eine Zeit lang gingen wir an dem Bache aufwärts und kamen an einer halbverfallenen verlaſſenen Hütte vorbei, wo der Weg wieder rechts an der andern Thalwand hinaufführen ſollte. Doch ſahen wir keine Möglichkeit, da hinaufzuklettern, und wir glaubten ſchon, unſere Führer müßten irre gegangen ſeyn, als wir plötzlich auf der Spitze der vor uns liegenden Felſen einen Zug Maulthiere erblickten, die ſich eben anſchickten, zu uns herabzuſteigen. Wir hielten an, um den Thieren zuzuſehen und glaubten jeden Augenblick, wenn ſie einen neuen Zacken überſtiegen, jetzt müßten ſie ſtürzen und zerſchmettert vor unſere Füße rollen. Oft gingen ſie auf einem Pfade, der, von unten geſehen, nicht breiter, als ihre Füße zu ſeyn ſchien, an der einen Seite eine ſteile Wand, an der andern einen mehrere hundert Fuß tiefen Abgrund. Jetzt ſtiegen ſie einen ſenkrechten Felſen im Zickzack herab, um auf einem Steindamme weiter zu gehen, wo ſie ungefähr ausſahen, wie kleine Fliegen, die über einen Meſſerrücken laufen, bald verſchwanden ſie hinter Klippen, die wie Zuckerhüte emporragten, und erſchienen jetzt wieder an einer ſcharfen Kante hängend; wo wir keinen Pfad erblicken konnten und der ganze Zug oft ausſah, wie wehendes Gras über einem Abgrund.

Für die Höhe der Berge waren ſie in kurzer Zeit bei uns und nachdem wir einige Worte mit den Treibern gewechſelt, begannen wir denſelben Pfad hinaufzuklettern, den ich oben beſchrieben, und wenn ſich auch bei genauerer Betrachtung Manches nicht ſo gefahrvoll darſtellte, als es anfangs ſchien, ſo war die ganze Sache doch halsbrechend genug und beim Erſteigen der Klippen fanden ſich oftmals einzelne Stellen, die ich zu jeder andern Zeit für Menſchen ungangbar gefunden hätte, geſchweige für Pferde. So war etwas höher hinauf der Weg eine förmliche Treppe, wo jede Stufe aus einem Felsblock von zwei bis drei Fuß Höhe beſtand. Die Breite betrug gleichfalls nicht mehr, an der einen Seite hatten wir eine ſteile Wand, an der andern den Abgrund. Außerdem ſtürzte über dieſe Treppe ein kleines Waſſer hinab, das, hie und da Pflanzen und Mooſe anſetzend, den Weg ſchlüpfrig und gefährlich machte. Jemand, der am Schwindel litt, hätte ich nicht rathen mögen, von dieſen Höhen einen Blick in die Tiefe rings um ſich zu thun. Die ganze Umgebung war coloſſal, großartig wild.

Als wir höher geſtiegen waren, ſah ich, daß das Thal, das wir ſo eben verlaſſen, nur eine kurze Strecke die erſte Bergkette mit der zweiten verband. Rechts und links neigte es ſich, zuerſt kaum merklich, dann aber auf einmal mit einem gewaltigen Abſturz gegen das Meer hin, welches wir jedoch nicht mehr ſahen, und ließ uns in rieſige Schluchten ſchauen, an denen ein ſcharfes Auge die Natur des Libanon ſtudiren konnte. Tief unten ſchien der Boden dieſer Schluchten mit grünen Wellen bedeckt, die an den Wänden hinauf ſchlagend immer durchſichtiger wurden. Das waren Wein- und Oel-Pflanzungen der maronitiſchen Dörfer, die hie und da in den Bergen liegen, üppige Wälder, die der untere Strich des Gebirges hervorbringt. In die rauhere Region hinaufragend, werden ſie allmählig lichter und laufen endlich in hie und da zerſtreute Pinien, Fichten und Cederngruppen aus. An ſie ſtoßen gelbe Strecken Landes, die man für Sand halten könnte; doch ſind es Getreidefelder, die noch bis zu einer beträchtlichen Höhe dicht mit Aehren bedeckt ſind. Jetzt erſt kommt der Sand, der ſpäter den rauhen Felſen Platz macht, welche von kleinen Steinen, womit die Wege bedeckt ſind, bis zu ungeheuren Blöcken anwachſend, das ſchneebedeckte Haupt des Berges unterſtützen. Unten im Thale von Beirut war es, obgleich der Himmel mit Wolken bedeckt war, ziemlich heiß geweſen, und wir hatten zu Anfang unſeres Marſches Mäntel und Pelze bei Seite gelegt; doch ſahen wir uns bald veranlaßt, ſie wieder zu nehmen. Wir erſtiegen jetzt die mittelſte und höchſte der drei Bergketten des Libanon und es begann hier oben empfindlich kalt zu werden. So ruhig unten die Luft war, ſo machten ſich doch auf dieſer Höhe die

Winde bemerkbar und brachen hie und da aus den Schluchten hervor, unſere Mäntel und die Mähnen der Thiere lüftend. Alle Vegetation hörte hier gänzlich auf und ſtatt der kleinen Sträucher und Mooſe, die tiefer unten die Schluchten des Geſteins ausfüllten, ringelten ſich hie und da von dem weißen ſchneebedeckten Haupte des Berges einzelne dünne Locken bis zu unſern Füßen, lange Streifen glänzenden Schnees. Für uns Europäer war es ein eigenes Gefühl, als wir wieder Schnee ſahen, den guten Bekannten aus der Heimath, den alten Jugendfreund. Ich konnte mich nicht enthalten, von meinem Pferde zu ſteigen und eine Hand voll zuſammen zu ballen, die ich mit meinem Gruß an die Heimath einen der Abhänge hinabrollen ließ. Die Pferde ſchienen ſich dagegen mit dem Schnee nicht recht befreunden zu können; denn ſo weit ſie konnten, gingen ſie ihm aus dem Wege und als ſie bei größeren Strecken auf ihn treten mußten, thaten ſie es ſo vorſichtig und behutſam, die Beine hoch aufhebend, als fürchteten ſie, bei jedem Schritte durchzubrechen.

Hiezu kam noch etwas auf dieſer Höhe, was uns ſehr intereſſant war, den Muckern aber, ſo wie ihren Thieren ebenfalls nicht zu gefallen ſchien. Allmählig ritten wir in die Wolkenſchlucht, welche die Spitze des Gebirges bedeckte. Zuerſt empfanden wir eine kalte Zugluft, die uns von allen Seiten anwehte und mit einem leichten Nebel bedeckte, der mit jedem Schritte dichter wurde; wie bei einem kalten Wintertag zeichnete ſich der Athem der Menſchen und Thiere dunkler ab und ließ im Pelz und im Bart einen kleinen Reif zurück. Unſer Hauptmucker, d. h. unſer erſter Führer, nahm die Spitze des Zugs, und bedeutete uns ſehr ernſthaft, ihm genau zu folgen, ſo wie einzeln zu reiten, immer einer dicht hinter dem andern, weil der Weg zur höchſten Spitze der zweiten Bergkette, die wir jetzt zu überſchreiten hatten, es nicht anders zulaſſe und wir uns bei dem dichten Wolkennebel verirren könnten, eine Beſorgniß, die ſehr gegründet war, denn bald konnten wir die Gegenſtände vor uns kaum mehr auf drei Schritte erkennen. Dabei ſah Alles ſehr groß, ja rieſenhaft aus; das Pferd des vor mir reitenden Barons ſchien ſich koloſſal auszudehnen; ſein Mantel flatterte wie ein zerriſſener Wolkenſchleier und wenn ich zufällig einem ſolchen Reiter begegnet wäre, würde ich ihn für einen mächtigen Berggeiſt gehalten haben, der, vom Sturmwind getragen, durch ſein Revier braust. Dabei wurde der Weg ſehr gefahrvoll und führte uns auf ganz eigenthümliche Weiſe die Spitze hinan; eine Art Hohlweg, in dem wir eine kurze Zeit geritten, hörte mit einem Mal auf, und vor uns dehnten ſich große Schieferplatten aus, die, wie durch Menſchenhände zuſammengefügt, eine glatte Fläche bildeten. Steil, wie ein Hausdach, ging ſie aufwärts und den Pferden und Maulthieren wurde das Er-

ſteigen nur durch kleine Löcher möglich gemacht, die man in den Stein gehauen hatte und worin die klugen Thiere vorſichtig ihre Füße ſetzten und ſo aufwärts kletterten. Obendrein wurde dieſe Paſſage noch durch den vielen Schnee beſchwerlicher gemacht, und wäre ganz unzugänglich geweſen, wenn die heftigen Winde, die hier oben wehten, es zugelaſſen hätten, daß der Schnee die ganze Spitze bedeckte; ſo aber konnte er ſich nur hie und da erhalten, wo ihn Felswände ſchützten, aber an ſolchen Stellen war er oft mannshoch zuſammengethürmt.

Bald jedoch hatten wir dieſen Weg und die Wolken im Rücken, aus denen ich die Mucker und Thiere hinter mir einzeln, wie aus einem großen Waſſerſpiegel, auftauchen und an's feſte Land treten ſah. Der Himmel, den früher die Wolken, über welchen wir uns befanden, bedeckt hatten, ſah jetzt klar und freundlich blau auf uns hernieder.

Die Hochebene, über die wir nun ritten, glich einer Inſel im Meere, denn wie mit brandenden Wellen war ſie rings von den Wolkenmaſſen umgeben, die ſich hin- und herbewegten und bei jedem Windſtoß ihre Geſtalt verändernd, die Täuſchung vollkommen machten. Aus dieſem Meere hoben ſich rechts und links die höchſten Spitzen des Gebirges, der Dſchebbel Schech und der Dſchebbel Sanin, achttauſend Fuß hoch, die mit ihren im Sonnenlicht glänzenden Schneemänteln wie Eisberge ausſahen. Doch nur kurze Zeit hatten wir einen etwas bequemeren Weg. Bald verengte er ſich wieder und wand ſich, ſanft anſteigend, um eine höhere Spitze des Berges, die uns zur Rechten lag, wo er gefährlicher als je wurde. Zur Rechten hatten wir eine faſt ſenkrechte Bergwand und links eine der tief hinabreichenden Schluchten, von denen ich oben ſprach. Der Pfad ſelbſt war höchſtens zwei Fuß breit, mit Schnee bedeckt und nicht einmal gerade, ſondern nach der Schlucht zu etwas abſchüſſig. Die Thiere konnten natürlich nur eins hinter dem andern gehen und drückten ſich, die Gefahr kennend, ſo feſt wie möglich gegen die Bergwand, den Reiter nicht ſelten unangenehm gegen die Felſen ſtoßend. Die Schlucht links gewährte einen eigenthümlich großartigen Anblick. Die Wolkenmaſſen hatten ſich etwas geſenkt und ließen uns vielleicht hundert Fuß weit hinabſehen; dann verſperrten ſie die Ausſicht und die grauen bewegten Nebel ſahen nicht anders aus, als ſeyen ſie der Rauch von einem ungeheuren Feuer, das dort unten flamme. Etwas weiter hinauf ſahen wir ſie von der Sonne roſig gefärbt und man konnte glauben, in einem coloſſalen Theater zu ſeyn, wo am Schluß des Stücks die Wolken, die die Genien getragen, langſam verſchwinden; mit ihnen verſchwand die Poeſie, welche die Gegend verſchönte, und der Schauplatz verwandelt ſich in die frühere öde Gegend.

So wie es wohl nicht leicht ein zweites Gebirge giebt, das ſich, in

prächtigere Farben kleidet, als der Libanon, z. B. bei Sonnenuntergang, ſo giebt es auch wohl keins, das ſo ſonderbar geformte und in ihrer Geſtaltung ſo verſchiedenartige Thäler aufzuweiſen hat wie dieſes. Bald ſind ſie wild und rauh, mit chaotiſch auf einander gethürmten Felſenmaſſen, unheimlich, als ruhe der Fluch des Schöpfers auf ihnen, bald findet der Blick, der ſuchend über die Spitzen irrt, ein anderes, das den vollkommenſten Gegenſatz bildet. So erinnere ich mich beſonders eines, in das ich meine Gedanken und Träume verſenkte, bis mir eine Biegung des Wegs ſeinen Anblick entzog. Zwiſchen rothen kahlen Felſen lag es, klein aber freundlich, mit friſchen Wieſen und grünen Sträuchern, und beſonders ſchön war es, daß ein ebenfalls grün bewachſener Hügel die weitere Ausſicht hemmte, den Blick abhielt, die dahinter liegenden Felſen zu ſehen und dagegen den Gedanken geſtattete, ſich noch Schöneres auszumalen, was in der Wirklichkeit hier nicht vorhanden war. Es war mir wie ein Thal aus der Heimath. Hinter jenem Hügel mußte ein kleines Dorf liegen und nur die aufſteigenden Abendnebel hinderten mich, den Kirchthurm mit der blanken Spitze zu ſehen; doch das Geläute der Glocken hörte ich, deutlich hörte ich es und wenn mir auch mein Auge ſagte, es ſeyen die Schellen unſerer Saumthiere, ſo glaubte ich ihm doch nicht und blickte ſcharf nach dem hübſchen Thal, um bald die Häuſer zu ſehen, deren Fenſter, von der Abendſonne beſtrahlt, in hellem Feuer brannten. Ach, in einem Thal, das dieſem glich, hatte ich einſtens ſchöne Tage verlebt; es war aber auch nur eine Täuſchung und nach kurzer Zeit trat das Schickſal, wie jetzt die Felſen, zwiſchen mich und das Thal, und ich mußte wie hier auf ewig Abſchied von ihm nehmen.

Ueber den mittlern und höchſten Bergrücken waren wir nun glücklich hinüber und noch einmal, aber in ein weniger wildes Thal, als das erſte, hinabſteigend, ſahen wir den dritten und letzten Gebirgszug des Libanon vor uns, an dem unſer heutiges Nachtquartier liegen ſollte. Die Sonne war hinabgeſtiegen und aus den Thälern und Schluchten erhoben ſich dunkle Nebel. Unſere Pferde, denen der heutige Marſch etwas ſtark mochte vorgekommen ſeyn, ſchienen ſehr ermüdet, und doch eilten die Mucker ſo raſch wie möglich vorwärts, um den Chan baldigſt zu erreichen, bis wohin wir noch eine beſchwerliche Strecke Weges haben ſollten, beſonders unangenehm für uns, da die Nacht, die hier faſt ohne Dämmerung ſehr raſch eintritt, noch ehe wir den letzten Höhenzug erreicht, völlig eingebrochen war und ſich heute ſo finſter anließ, daß ich für meine Perſon die nächſten Gegenſtände nicht mehr unterſcheiden konnte. Obendrein hatten ſich am Himmel ſchon mehrere Stunden lang neue Wolken geſammelt und es fing an zu ſchneien, eine Unannehmlichkeit, die noch durch den ſcharfen Wind, der uns aus dem Thale entgegenblies, vermehrt wurde. Unſer Weg führte einen Bach

hinab und bildete keine angenehme Paſſage. So fatal die Dunkelheit in einer Art war, ſo hatte ſie doch den Vortheil, daß wir die Gefahren des Weges nicht ſo ſehen konnten und man mußte in Gottes Namen den Vorhergehenden folgen; rutſchten die eine Strecke mit den Pferden hinab, ſo wußte ich, daß mir gleich daſſelbe paſſiren würde, und machte mich auf einige Stöße gefaßt. Zuweilen bildete unſere Caravane einen großen Knäuel, bei dem es noch ein Glück war, daß unſere armen Thiere ſehr ermüdet waren und deshalb nicht anfingen zu ſchlagen; bald zog ſich die Geſellſchaft lang aus einander und wurde nur durch das Schreien der Mucker wieder zuſammengebracht, die, wie die türkiſchen Poſttartaren, unnachahmlich heulten, um bei der Dunkelheit den Weg anzuzeigen.

Nach einer Stunde erblickten wir vor uns etwas, wie ein großes Felsſtück, nur regelmäßig geformt und dadurch ſich von den übrigen unterſcheidend, das die Mucker mit lautem Geſchrei begrüßten. Es war unſer Chan, und wir Alle fühlten uns glücklich, in dem Unwetter des Schneeſturms endlich ein Obdach zu haben, mochte es nun im Innern ausſehen, wie es wolle.

Dieſer Chan, ſeinen Namen wußten die Leute ſelbſt nicht, war ein ziemlich großes Gebäude, durch loſe auf einander gefügte Steine aufgeführt, deren Ritzen mit Moos und Erde verſtopft waren. , Die Mauern mußten ungefähr zwanzig Fuß Höhe haben. Das platte Dach beſtand aus Palmbaumſtämmen, die man neben und über einander gelegt hatte, und deren Zwiſchenräume ebenfalls mit Moos und Erde verſtopft waren; oben lag eine Schichte großer Steine, die das Dach gegen den Sturmwind ſchützten, der es ſonſt in kurzer Zeit herabſchleudern würde. Auf gleiche Art ſind alle Chans oder Wirthshäuſer durch ganz Syrien gebaut. Im Innern war unſer heutiges in drei Theile getheilt, wovon der größte den Stall, ein anderer das Bedientenzimmer und der dritte unſer Appartement vorſtellte. Alle drei glichen ſich in ihrer innern Einrichtung ſo ziemlich, nur war der Stall durch die Wärme der Thiere und das hineingeworfene dürre Laub und weniges Stroh am wohnlichſten und bot den meiſten Comfort. Neben dieſen Localen befand ſich noch in dem Chan eine Art Vorhaus, oder beſſer geſagt, das Dach war einige Schuh vorgebaut und bildete, durch Palmbäume unterſtützt, einen Schuppen, unter den die Saumthiere getrieben wurden, damit man ſie bei einem Wetter wie das heutige im Trockenen abladen konnte.

Die meiſten dieſer Chans ſind, wenn man es ſo nennen will, Stiftungen, vielleicht ließ ein Reiſender, der kein Obdach fand, und hier unter freiem Himmel übernachten mußte, ſpäter aus Humanität für Andere, die ſich in gleichem Falle befänden, das Gebäude aus

ſeinen Mitteln aufführen. Daß hier an keine Wirthſchaft zu denken iſt, und jeder nur das hat, was er mitbringt, verſteht ſich von ſelbſt; nur in einigen der größten, die auf den Hauptſtraßen liegen, wie auch unſer heutiges, halten ſich zuweilen Araber auf, die den Reiſenden, natürlich zu immenſen Preiſen, Brod, Kohlen, ſo wie auch Stroh und Gerſte für die Thiere verkaufen.

Unſere Mucker, die einige Schritte voraus waren, ritten gleich unter das hervorragende Dorf, um abzuladen, und wenn wir auch gewohnt waren, bei derlei Geſchäften ein großes Geſchrei und Spektakel zu hören, ſo erhob ſich doch gleich nach ihrer Ankunft ein ſolch entſetzlicher Lärm von Menſchenſtimmen und Wiehern der Pferde, daß wir eilig hinzuliefen, um nach der Urſache des Spektakels zu ſehen. Was war es? Das Haus und den Vorplatz hatte ein türkiſcher Oberſt, der von Damaskus kam, mit ſeinem Gefolge eingenommen und da nicht alle Pferde im Stalle Platz fanden, waren mehrere unter dem Vordache angebunden, die nicht ſo friedlicher Natur, wie die unſerer Mucker, anfingen auszuſchlagen, worauf die Türken, die Gott weiß welchen Ueberfall vermuthen mochten, mit Waffen und Feuerbränden aus dem Hauſe ſtürzten, um ſich zu vertheidigen oder vielleicht auch nur, um davon zu laufen. Bei unſerem Anblick ſtutzten ſie, beruhigten ſich jedoch, als ihnen der Baron bedeuten ließ, wir ſeyen Reiſende wie ſie und ſuchten Nachtquartier, und einer der Türken, ein ſtattlich ausſehender Mann, legte die Hand an's Feß und ſagte uns das wohlbekannte Maſchallah (Gott ſegne deinen Eingang). So war der Friede wieder geſchloſſen. Die Reiter banden ihre Pferde etwas entfernt von den unſrigen, und während ſich die Mucker mit Abpacken beſchäftigten, traten wir in das Gemach. Hier ſah es ziemlich unheimlich und troſtlos aus. Es kam uns kein Oberkellner mit einem Dutzend Unterkellnern entgegen, Servietten auf dem Arm und Wachslichter in den Händen, um die Nummern unſrer wohleingerichteten Zimmer abzurufen. Hier war nur eine einzige Nummer und ſo niedrig, daß der Baron kaum aufrecht darin ſtehen konnte. Der Boden beſtand aus zuſammengetretener Erde, in der Mitte befand ſich eine Vertiefung, worin glühende Holzkohlen lagen, die eine dreifache Beſtimmung hatten, den Caffee daran zu kochen, das Gemach zu erwärmen und zu beleuchten.

Der Oberſt, als ſolchen machte ihn der diamantene Niſchah auf ſeiner Bruſt kenntlich, war ſo gütig, ſeine Begleitung vom Jüs-Baſchi (Hauptmann) abwärts, in das andere Gemach zu ſchicken, damit für uns Platz würde. Nachdem Giovanni unſere Mäntel und Decken, auch brennendes Licht hereingebracht, richteten wir uns ſo behaglich als möglich ein. Der Kammerdiener des Fürſten, Scandar, kochte einen ächt ruſſiſchen ausgezeichneten Thee, der uns innerlich erwärmte und

den gefrorenen Humor aufthauen ließ. Dann soupirten wir, indem wir Fleisch und Brod auf einer ledernen Pferdedecke ausbreiteten, stopften unsere Pfeifen und gaben den aufhorchenden Türken noch ein Vocalconcert zum Besten. Fürst Aslan sang Verschiedenes aus dem Barbier von Sevilla, der Baron aus Norma: Zu dieser Stunde sollst du erfahren ꝛc. und ich trug das bekannte Duett aus den Puritanern vor.

So sehr jedoch den Oberst und seine Gefährten unser Gesang und uns die Freude dieser Leute amüsirte, fühlten wir doch bald das Bedürfniß zum Schlafen und machten Anstalten zu Bette zu gehen; ein Stein wurde zum Kopfkissen genommen, der Baron wickelte sich in seine ungarische Bunta, von der er mir jedoch großmüthig ein Stück zukommen ließ, die Türken legten die Pfeifen weg und bald herrschte tiefe Stille, nur zuweilen von dem Heulen des Sturms draußen oder von dem Schnarchen eines der Schläfer unterbrochen. Es war aber ein sehr unbequemes Bett. Man mußte die Beine beständig an sich ziehen, um sich nicht an den Holzkohlen, die in der Mitte des kleinen Gemachs brannten, zu versengen. Aber müde, wie wir waren, entschliefen wir bald. Doch dauerte unsere Ruhe nicht gar lange. Ich erwachte nach einigen Stunden von einem Geräusch, herabfallenden schweren Regentropfen ähnlich, wie sie im Sommer als Vorposten eines Gewitters ankommen. Ich verhielt mich ruhig, um den Schlaf der Andern nicht zu stören und fühlte nur, da mir ahnte, was es seyn könnte, mit der Hand auf meinem Pelz und dem Boden herum. O weh! da war Alles naß. Von der Decke fielen wirklich schwere Tropfen und in nicht geringer Anzahl. Der Schnee, der den Tag über auf das Dach gefallen war, schmolz durch die Wärme unseres Feuers und drang durch die schlecht zusammengefügten Baumstämme, bei diesem Durchsieben von dem darauf geworfenen Lehm mit sich führend, so daß zugleich Schmutz und Wasser auf uns fiel. Der Baron richtete sich ebenfalls in die Höhe und der arme Fürst, der unglücklicher Weise in einer Ecke lag, versicherte uns mit seinem Lieblingsschwur parole d'honneur, er liege in einer wahren Sauce und sey schon lange wach. Nach langem Berathschlagen, was zu thun sey, wurden wir mit dem türkischen Oberst einig, Feuer anmachen zu lassen und Caffee zu kochen, um so den Morgen zu erwarten. In Kurzem war Alles munter. Etliche zehn Pfeifen dampften. Ich aber nahm den Burnus eines unserer Araber und ging vor das Haus, mich im Freien ein wenig umzusehen.

Es war eine wilde Nacht. Das Schneegestöber hatte aufgehört und der Sturm lag zwischen den Felsenzacken und pfiff aus dem zerrissenen Gestein die seltsamsten Melodien. Unser Chan stand hart an der abschüssigen Wand eines Thales, das lang vor mir ausgestreckt lag und in seiner Wildheit dem Wohnorte böser Geister glich. Hie

und da erhoben ſich aus dem Dunkel rieſige Geſtalten, einzeln ſtehende Felſen, die oben mit Schnee bedeckt, wie mit weißen Geſichtern zu mir aufblickten. Hinter dem Hauſe war ich vor dem Winde etwas geſchützt; doch wie ich vortrat, um eine weitere Ausſicht zu haben, packte er mich und ich mußte einen Zacken des Geſteins faſſen, um nicht hinabgeſchleudert zu werden. Da hing ich, zu meinen Füßen ein unermeßlicher Abgrund, durch den die Winde ſaußten und mir ſpottend zuriefen, mir, ihrem Herrſcher, den die empörten Elemente verbannt und hier oben angekettet hatten. Ich war ein anderer Prometheus. Mein Burnus flatterte um mich, wie die Fittige der Geier, und ſchlug mich in's Geſicht — mir war mein Zauberſtab entfallen und keine freundliche Macht half mir die empörten Vaſallen zur Ruhe zu bringen und zu bändigen; alle befreundeten Mächte flohen, — alle. Die meiſten hatten mich eilfertig verlaſſen, nur eine zögernd langſam und ſich oft nach mir umſehend, und ſo wie ſie mir von Neuem in's Geſicht ſah, ging ſie ſtets langſamer und immer langſamer und blieb endlich ſtehen, mit ſich ſelbſt kämpfend, ob ſie zurückkehren und mir helfen ſolle oder nicht. — — Und ſie kam zurück in raſchem Sprunge, klammerte ſich an mich — meine Phantaſie — und ich war wieder mächtig wie früher —.

Dem Blitze gleich fuhr mein Zauberwort in das Thal vor mir, bändigte den Sturm und ließ die Felſen aufhorchen. Die Winde heulten nicht mehr in ungleichen Weiſen nach Belieben durch einander, die Bergwaſſer rauſchten nicht mehr taktlos dazwiſchen, Alles hörte auf mich — ich hatte meinen Zauberſtab wieder und dirigirte — eine Sturmſymphonie — ein wildes Werk, der erſte Satz ein gewaltiges Allegro, zu welchem obligate Wolkenzüge den Himmel ſchwärzten und finſtere Streiflichter über mein ganzes Orcheſter warfen. Beim zweiten Satz ſchwieg der Sturm, die zitternden Nadeln der Fichten und die Bergwaſſer hatten ein heimliches Solo, leiſe und flüſternd, und der Kamm des Gebirges vor mir färbte ſich heller, denn der ſpäte Mond ſtieg blutroth empor, ein herrlicher Anblick! Deutlich konnte ich die ſeltſamen Formen der Felſen dort erkennen, von denen beſonders eine Parthie meinen Blick anzog; je länger ich hinblickte und je höher der Mond ſtieg, die Umriſſe ſchärfer heraushebend, um ſo deutlicher ſah ich, daß die Formen zu regelmäßig waren, um von der Natur hervorgebracht zu ſeyn. Jetzt, es durchzuckte mich eigen, verſchwand die rothe Scheibe hinter den Felſen und zeichnete wie auf goldenem Grunde in ſchwarzen Umriſſen ein Schloß mit zerfallenen Thürmen dahin, deſſen Fenſterhöhlen, durch welche das Mondlicht fiel, ſeltſam beleuchtet erſchienen. Mein Orcheſter ſchwieg, Bach und Bäume endigten ihr Solo, und Alles ſah erwartend zu dem Monde auf, der, nachdem er mir die alte Burg gezeigt, ſich ruhig fortbewegend höher ſtieg, um auf dem mäh-

tigen Felſen, mir gegenüber gelagert, ſeine große Arie vorzutragen; kokett, wie alle Sänger, legte er zuvor ſein langes Kleid von Silberſtoff zurecht, das bis tief in die Schlucht hinabreichte und auf den Spitzen der Bäume und Felſen ausgebreitet, die glänzendſten Stickereien zeigte. Dann begann er, und ſang in ſchönen ſchmeichelnden Tönen von dem alten Schloſſe drüben, von dem Schloſſe der Aſſaſſinen! Ja, dort hatte er gehaust, der Alte vom Berge, dort hinter jenen hohen Mauern hatte er ein Paradies erſchaffen und ſandte die in wollüſtigen Genüſſen erzogenen Jünglinge mit ſeinen blutigen Befehlen gegen die Feinde aus, die, durch alle Gefahren ſich Bahn brechend, ſeine Worte blindlings befolgten, denn er hatte ihnen den Glauben eingeprägt, daß ſie mit dem Stoß ihres Dolches ſich die Rückkehr und den ewigen Aufenthalt in jenem Paradies der Luſt und Wonne erwerben könnten. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit Tagesanbruch packten unſer Mucker auf und wir genoſſen eine Chocoladenſuppe, die uns ausgezeichnet ſchmeckte und erwärmte. Unſere Karawane hatte ſich um einige Mann vermehrt; denn vier Beduinen, die ebenfalls nach Damaskus wollten, erboten ſich gegen ein geringes Trinkgeld, uns zu begleiten und in vorkommenden Fällen zu beſchützen; nach ihrer Angabe war die Tour zwiſchen dem Libanon und Antilibanon, beſonders die Wege in letzterem Gebirge höchſt unſicher. Die Söhne der Wüſte hatten wie faſt alle, kräftige, aber hagere Geſtalten. Sie waren mit dem großen wollenen Burnus bekleidet und mit Säbeln und langen Lanzen bewaffnet, ihre Pferde von arabiſcher Zucht klein und ſchmächtig, aber ausdauernd.

Wir ſchieden von dem türkiſchen Oberſt, der nach Beirut ging, und zogen eine Zeit lang längs dem Thale, an welchem unſer Chan ſtand, auf einem ziemlich guten Wege, das heißt nach ſyriſchen Begriffen, der ſich allmählich und nicht ſehr ſteil abwärts ſenkte. Dicht vor uns mußte die herrliche Fläche, die den Libanon vom Antilibanon ſcheidet, liegen, jene fruchtbare Ebene, die ihrer Schönheit wegen einfach „Bekaa“, das Thal heißt; doch ſahen wir nichts davon. Zwiſchen die beiden Gebirge hatte ſich ein dichter weißer Nebel gelagert, aus dem nur die Spitzen des Antilibanon hervorragten. Die weißen Wolken glichen einem großen Landſee. Die Täuſchung war ſo vollkommen, daß wir uns im erſten Augenblicke fragten, welches Waſſer dort ſeyn könne. Zu unſerer Rechten thronte das verfallene Schloß, von dem mir geſtern Abend der Mond erzählt, eine Sage, die unſer Dolmetſcher beſtätigte. Dort ſey ein Schloß der Aſſaſſinen, ſprach er, und machte dabei eine Bewegung des Halsabſchneidens. Nach einer Stunde mühſamen Hinabſteigens erreichten wir das Nebelmeer und kamen durch ein kleines armſeliges Dorf, bei deſſen Eingang wir einen Trupp von etlichen hundert

Mann ägyptiſcher Infanterie, Deſerteure trafen, die von Damaskus kommend in den Bergen des Libanon, ihrer Heimath, es waren Syrier, eine Zuflucht ſuchten. Bei ihrem Anblick hielt Mechmet ſeinen weithin ſchattenden Wurfſpieß ſehr hoch, unſere Beduinen faßten ihre Lanzen wie zur Vertheidigung. Doch waren dieſe Vorſichtsmaßregeln unnöthig. Die ganze Truppe verlor ſich bei unſerer Ankunft rechts und links zwiſchen den Häuſern. Dieſe Leute waren in weiße Leinwand gekleidet, hatten wie die Türken ein rothes Feß und faſt gar keine Waffen; nur hie und da ſahen wir eine roſtige Flinte oder ein paar lange Piſtolen; auch hatten einige Säbel. Die meiſten trugen dagegen nur einen langen Stock. Unſer Giovanni glaubte, ſie ſeyen uns nur deshalb ſo friedlich aus dem Wege gegangen, weil ſie befürchtet, wir ſeyen nur der Vortrab einer größeren Truppe Engländer, die ſich vielleicht gegen Damaskus in Marſch geſetzt. Bald waren wir ganz in die Nebel hinabgeſtiegen, die ſo dicht waren, daß wir von dem ſchönen Terrain, durch welches wir ritten, auch nicht das Geringſte erblickten. Keiner ſah den Andern, obgleich wir nur wenige Fuß von einander entfernt ritten. Der Boden war Haide, mit Waſſergräben und zahlreichen Bächen durchſchnitten. Bald mußten die Pferde darüber ſpringen, bald mußten wir ſie auf holprigten, halb zerfallenen Steinbrücken überſetzen. So ritten wir ohne die geringſte Ausſicht bis gegen Mittag, wo die Sonne endlich zu mächtig wurde, durch die Nebel drang, ſie zerriß und verjagte. In weniger Zeit hatte ſie dies Geſchäft vollbracht und drängte die weißen Maſſen rechts und links in die Schluchten der beiden majeſtätiſchen Gebirge, die das ſchöne Thal einfaſſen, plötzlich auf daſſelbe eine weite prächtige Ausſicht eröffnend.

Herrlich und ſchön iſt dieſe Ebene, doch nicht durch mannigfaltiges Grün oder durch üppig emporſtrebende Waldungen, nicht durch freundliche Häuſer oder durch die geordnete bunte Zeichnung vieler Getreidearten, die unſere Thäler ſo ſchön färben, nein, ſie iſt faſt ohne Baum und Strauch gelblich grau wie unſere Haiden, aber viele kleine Bäche, welche ſie durchſchneiden, geben dem Boden einige Schattirung; denn, wie ich ſchon früher ſagte, wo ſich im trockenen Boden dieſer Länder Waſſer zeigt, ſchießen augenblicklich kleine Pflanzen daran empor, welche die Bäche ſaftig grün einfaſſen und ſo das Land zierlich durchſchneiden. So iſt dieſe Ebene, für ſich ziemlich öde und einförmig; aber die beiden gewaltigen Gebirge, Libanon und Antilibanon, begränzen dies Thal und geben ihm ſo ſeinen wunderbarſten Reiz. Was ich ſchon früher von der reichen Färbung des Libanon ſagte, findet auch auf ſeinen gewaltigen Nachbar Anwendung, und beide bilden einen bunten prächtigen Rahmen, aus dem die Ebene lieblich hervortritt, am ſchönſten aber bei Baalbek, wovon ich ſpäter erzählen werde.

Bald kamen wir an einen einzeln stehenden Hügel, auf dem sich ein kleines Gebäude mit einer Kuppel befand, wahrscheinlich das Grab irgend eines orientalischen Heiligen. Gleich darauf erreichten wir den Antilibanon, der hier mit einer schmalen Bergkette beginnt, die er wie ein gewaltiges Fühlhorn vor sich hinstreckt. Auf der Höhe derselben sahen wir wie gestern im andern Gebirg ebenfalls ein altes verfallenes Gemäuer stehen, nach der Versicherung unseres Dolmetschers auch ein Schloß der Assassinen. Dies hier auf dem Antilibanon sey ein Gefängniß gewesen, behauptete er gehört zu haben, wußte jedoch nichts weiter. Wenn man der Phantasie glauben wollte, die so gern geschäftig ist, um ein altes Denkmal, sey es Burg oder Kloster, ihre poetischen Fäden zu ziehen, so hatte Giovanni Recht, eine schönere Aussicht, wie man oben von dem Thurme des Schlosses haben mußte, war nicht leicht denkbar. Die Kette des Libanon, die man dort von den höchsten schneebedeckten Spitzen vielleicht bis zu seinen Ausläufern in Palästina verfolgen konnte, hatte man vor sich. Man sah die ganze Ebene bis nach Baalbek, dem schönen Sonnentempel, der damals noch in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit stand. Der Antilibanon deckte dem Auge seine heimlichsten Stellen, seine wildesten Schluchten auf. Dort in dem Schloß wurden wahrscheinlich die Ungehorsamen eingesperrt, man ließ sie hinaussehen in die himmlische Gegend, die sie nie mehr betreten durften, und wahrscheinlich unter Martern aller Art ihr verlorenes Paradies bewenken.

Ein unangenehmer Zufall störte hier für eine Stunde unsern Marsch. Unser guter Baron, der sonst einer der ersten im Zuge war, blieb heute auffallend zurück und war auch so außergewöhnlich stille, daß ich ihn mehrmals fragte, ob er unwohl sey, was er jedoch beständig verneinte. Jetzt war er auf's Neue weit zurückgeblieben, und als ich ihn erwartete, bemerkte ich mit Schrecken, daß er sehr blaß und angegriffen aussah, auch gestand er mir jetzt, er sey schon am Morgen nicht wohl gewesen, und jetzt auf einmal überfalle ihn eine heftige Uebelkeit und eine so starke Kolik, daß er einige Augenblicke anhalten müsse. Mich ergriff eine unbeschreibliche Angst, und ich dachte schon an Gott weiß was für eine Krankheit, die sein Leben bedrohe, dachte an Ansteckung, sogar an die Pest, die uns die Türken, unsere Schlafkameraden mitgetheilt haben könnten. Ich rief die Mucker mit dem Gepäck herbei, und wir stiegen Alle ab, suchten auf der Haide herum nach trockenem Gesträuch, um ein Feuer aufzumachen und Thee dabei zu kochen, was uns auch nach einiger Zeit gelang. Glücklicher Weise verminderte sich bald das Unwohlseyn unseres lieben Gefährten; er sagte es wenigstens, vielleicht nur um den Zug nicht länger aufzuhalten; denn so gern er Anderen mit Aufopferung stets behülflich war, so

unangenehm war es ihm, wenn er glaubte, man ſey ſeinetwegen genirt oder auch nur für ihn beſchäftigt. Wir bepackten die Thiere wieder, wurden jedoch durch die Ankunft eines perſiſchen Kaufmanns, der mit einem Gefolge von zehn Reitern von Damaskus kam, noch eine kurze Zeit aufgehalten. Der Perſer ritt ein ſchönes turkomanniſches Pferd, Schimmelhengſt, das er geneigt ſchien, zu verkaufen, doch fand der Baron, der ſich trotz ſeines Unwohlſeyns beim Anblick eines ſchönen Pferdes gleich eifrig dafür intereſſirte, daß das Thier ſchon zu alt und deshalb für ihn nicht paſſend ſey. Nach einigen Worten, Begrüßungen und gegenſeitigen Fragen über Damaskus und Beirut, wobei dieſesmal der Fürſt den Dolmetſcher machte, ſchieden wir, und der Perſer gab ſeinem Pferde die Sporen, um uns die Schnelligkeit deſſelben zu zeigen und flog wie ein Vogel über die Ebene hin, ſeine Begleiter weit zurücklaſſend.

Wir zogen langſam unſeres Weges und erreichten nach Verlauf einer halben Stunde den Antilibanon. Bald hatte uns eine weite Schlucht aufgenommen, die ſanft anſteigend uns faſt unmerklich in die Höhe führte. Indeſſen war es Mittag geworden, die Sonne ſtand an dem wolkenloſen Himmel hoch über unſern Häuptern und ihre Strahlen brannten, von den kahlen Felswänden abprallend, ſenkrecht auf uns. Doch nur ein paar Stunden; denn wir waren im Januar und befanden uns auf einer ziemlichen Höhe über der Meeresfläche. Der Weg durch den Antilibanon führte nicht wie unſer geſtriger über bedeutende Höhen, ſondern ging meiſtens durch Schluchten und dem Lauf von Bächen entlang. Nachdem wir die erſte unbedeutende Höhe erſtiegen, ritten wir ein kleines, rings von hohen Bergen eingeſchloſſenes Thal abwärts, in deſſen Mitte ſich eine Anzahl ſo ſonderbar geformter Steine befand, daß wir ſie aus der Ferne für die Zelte irgend eines nomadiſirenden Volks hielten. Dann betraten wir eine neue Schlucht von fürchterlicher Schönheit Unſer Weg, kaum zwei Fuß breit, lief neben dem vielleicht mehrere zwanzig Fuß tiefer liegenden Bett eines Fluſſes vorbei, der aber nur wenig Waſſer enthielt. Dieſer Pfad war entſetzlich ſchlecht und beſchwerlich für die Thiere. Zuweilen hörte er ganz auf, und ſie mußten an dem abſchüſſigen Ufer hinklettern auf lockerem Geröll, wo ſie ihre Füße kaum halten konnten, was beſonders für die bepackten Maulthiere ſehr ſchwierig war und die armen Geſchöpfe oft zum Fallen brachte. Hie und da verſperrten große Steine das Weitergehen, über die man entweder hinwegklettern, oder ſie umgehen mußte. Dabei denke man ſich eine Schlucht, kaum fünfzig Fuß breit mit ſenkrecht aufſteigenden Felswänden, die vielleicht vier bis fünfhundert Fuß hoch waren, natürliche Mauern, von keinem Strauch, faſt keinem Moos belebt. Man wird mir glauben, wenn ich ſage, daß wir dieſen Weg

ſtill und in mannigfaltige Gedanken verſunken zurücklegten. Einzelne Felsblöcke, die die Wände neben uns krönten, bildeten oft die ſeltſamſten Geſtalten. Bald ſchienen es Rieſen zu ſeyn, die dort oben ſaßen und uns kleinen Geſchöpfen lächelnd und verwundert zu ſahen; bald ſonderbare Thiergeſtalten; dort hob ſich ein Schloß mit ſchön gezackten Mauern und ſtattlichen Thürmen und hier waren in der glatten Mauer regelmäßige Riſſe und Sprünge, Schriftzeichen ähnlich; wahrſcheinlich war es die Schreibtafel des Berggeiſtes, der hier hauste. Am Ende dieſer Schlucht, wo der Bach, der hier durchfließt, einen kleinen Fall bildete, hielten wir einige Augenblicke, um einen kleinen Imbiß zu uns zu nehmen und die Thiere etwas ausruhen zu laſſen. Dann ſtiegen wir einen vor uns liegenden Berg hinauf, der einzige auf unſerem Marſche, der ziemlich hoch und dabei außerordentlich ſteil war. Doch hatten wir von ſeiner Höhe bis zu unſerem heutigen Nachtlager dafür auch beſtändig abwärts zu reiten, wie unſere Mucker verſicherten und nicht mehr ſehr weit. Der Tag neigte ſich, und wir trieben ſo viel wie möglich, um raſcher vorwärts zu kommen, beſonders der Baron, denn, obgleich ſich ſein Unwohlſeyn etwas gemindert, fühlte er ſich doch noch ſehr angegriffen und wünſchte ſo bald wie möglich ein Obdach und Ruhe zu haben. Da wir wegen der bepackten Maulthiere nur im Schritt reiten konnten, ſo machte Giovanni den Vorſchlag, der Prinz, der Baron und ich möchten mit den Beduinen, die den Weg genau kennten, ſchneller vorwärts reiten und er würde mit dem Gepäck langſam nachfolgen. Nachdem uns darauf einer der Beduinen mit vielen Pantomimen verſicherte, er kenne den Weg nach Schiras, ſo hieß das Dorf, wie ſein Pferd, trabten wir mit ihnen vorwärts, zuerſt längs eines tiefen Thales, und auf einem Weg, der glücklicher Weiſe mehr aus Sand als aus Steinen beſtand, ſo raſch als möglich fort. Schon eine Stunde ritten wir ſo beſtändig abwärts, meiſtens am Rand von Thälern, die in ihrer runden keſſelartigen Form abgelaſſenen Fiſchteichen glichen, dann ging es kurze Zeit etwas ſteil hinab, und wir kamen an einen Bach, über den eine ſteinerne Brücke führte. Einige hundert Schritt von dem Bach lag ein kleines Gebäude, ein Chan, in dem ſich jedoch Niemand befand. Wir paſſirten die Brücke und ritten einer neuen Schlucht zu, die ſich zwiſchen himmelhohen Felſen, welche die zweite Kette des Antilibanon bilden, unſeren Blicken öffnete. Wenn auch nicht ſo furchtbar, wie die früher beſchriebene, hatte die Schlucht doch ebenſo ſeltſam geformte und ſteile Felſen wie jene. Allein hier rückten einem die Wände nicht ſo beängſtigend auf den Leib wie in jener, ſondern waren mehr zerklüftet und ließen hie und da eine Ausſicht frei. Von zwei Wegen, die ſich uns kurze Zeit darauf darboten, wählten die Beduinen den unterſten; doch kam es

mir etwas verdächtig vor, daß ſie hiebei eine Weile gezaudert. Von Neuem abwärts ſteigend, kamen wir an das Ufer eines Fluſſes, es war, wie wir ſpäter hörten, der Barrada, der ungefähr vierzig Fuß tiefer als unſer Weg, reißend über ſpitze Felſenblöcke, viele maleriſche Fälle bildend und rauſchend neben uns dahin ſchoß. In ihn ergoſſen ſich rechts und links von den Bergen kleine Bäche, deren Waſſer hie und da üppige grüne Wieſen hervorgebracht hatten, welche der wilden Gegend einen freundlichen Reiz verliehen. Zuweilen waren dieſe Wieſen von mächtigen Felsblöcken ſo ordentlich eingefaßt, als hätten es Menſchen oder vielmehr Rieſenhände gethan, und wenn man dabei die ſeltſame Form der umſtehenden Felſen ſah, die bei einiger Phantaſie coloſſale Villen, Monumente und Statuen bildeten, wie man ſie in einer Parkanlage trifft, ſo konnte man die ganze Gegend hier für einen großen Garten halten, der im Rieſengeſchmacke angelegt war.

Der Abend war indeſſen ſchon mächtig hereingebrochen, weshalb wir langſamer vorwärts ritten. Zuweilen glaubten wir das Dorf und unſern Chan vor uns zu ſehen, denn oft kamen wir an ſo ſeltſam regelmäßig geformten Felsmaſſen vorbei, daß wir aus einiger Entfernung darauf geſchworen hätten: es ſeyen Häuſer. Aber nein! anſtatt auf einen beſſeren Weg und zu Menſchen zu kommen, führte uns vielmehr der Pfad, den wir betraten, immer tiefer hinab, ſtets ſchlechter und ſchmaler werdend, bis an's Ufer des Barada und hörte hier plötzlich ganz auf. Jetzt war es auch ſo dunkel geworden, daß wir nicht mehr ſehen konnten, wo unſere Pferde hintraten. Sie glitten beſtändig aus und mochten wohl merken, daß das Terrain nicht ohne Gefahr für ſie ſey. Neben uns brauste der reißende Fluß und über uns waren Felswände, die abhängende Wieſendächer hatten, auf denen mächtige Steinmaſſen ſo leicht aufzuliegen ſchienen, daß man oft glauben konnte, es bedürfe nur des geringſten Anſtoßes, um ſie weiter hinab auf unſere Köpfe zu ſtoßen.

Jetzt ſtockte plötzlich unſer Zug. Die Beduinen vor uns ſchrien laut durch einander und wir, ohne zu wiſſen, was ſie anhalte, riefen ihnen zu, vorwärts zu reiten, was ſie ſtets mit einem lauten Nein! Nein! beantworteten. Man kann ſich unſere rathloſe Lage denken. Keiner von uns wußte, was vorn paſſirt ſey und Keiner konnte die Beduinen fragen. Der arme Baron, obgleich unwohl, machte, da er am nächſten vorn war, den Verſuch, neben den Beduinen vorbeizureiten, um an die Spitze zu gelangen und zu ſehen, was es gebe. Doch hätte er und ſein Pferd den Verſuch beinahe theuer bezahlt; denn als er das Thier, welches zuerſt nicht von der Stelle wollte, zwang, eine Seitenbewegung zu machen, rutſchten beide die ſteilen Ufer des Fluſſes hinab, die wir ſo dicht neben uns nicht vermuthet, und deren Anblick

die Dunkelheit uns verbarg. Glücklicher Weise konnte das Pferd aber einige Fuß tiefer sich an einem hervorstehenden Felsen halten. Ich ließ mich an der entgegengesetzten Seite von meinem Pferde herab, kroch unter demselben durch und wand mich so rasch als möglich bei den Pferden der Beduinen vorbei, erreichte die Spitze, von wo ich den Andern gleich die untröstliche Nachricht zurief, daß unsere Beduinen den Weg verloren hätten und nicht mehr weiter könnten. Vor mir bemerkte ich, doch ziemlich tief unter unserem Wege, ein Feuer brennen, zu dem einer der Beduinen hinabgeklettert war, um einen Hirten, oder wer da unten seyn mochte, zu unserer Hülfe als Führer heraufzuholen. Trotz diesem höchst unangenehmen Zufall konnte ich mich doch nicht enthalten, als ich bis vorn durchgedrungen war, den pittoresken Anblick, der sich mir darbot, laut zu bewundern. Vor uns war ein tiefer und steiler Abhang, den der Barrada in gewaltigen Sprüngen hinabbrauste. Unten neben dem Fluß brannte ein großes Feuer, das zwischen den Felszacken und kleinen Sträuchen wunderbar hervorleuchtete. Ich gedachte an Wielands Oberon, wie Hüon, der sich ebenfalls in diesem Gebirge verirrte, den alten Scherasmin findet:

Auf einmal gähnt im tiefsten Felsengrund
Ihn eine Höhle an, vor deren finstrem Schlund
Ein prasselnd Feuer flammt. In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunklen Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsch verseht, das aus den schwarzen Spalten
Herab nickt im Widerschein
Als grünes Feuer brennt.

In kurzer Zeit kletterte unser Beduine wieder herauf und brachte einen Ziegenhirten mit, den er da unten gefunden. Wir waren schon zu Anfang der Schlucht, wo sie sich in zwei Wege theilte, fehl gegangen — ich hatte es richtig geahnet — und folgten jetzt, um wieder zurecht zu kommen, dem Hirten, der rechts an einer steilen Wiese in die Höhe kletterte. Nach dem Beispiel der Beduinen ließen wir unsere Pferde los und krochen dem Hirten meistens auf Händen und Füßen nach. Die armen Thiere folgten mit der größten Mühe und Anstrengung, und so ging es eine Zeit lang aufwärts, bis wir eine kleine Plattform erreicht hatten, wo unser Führer auf ein paar Lichter oder Feuer — man konnte nicht recht unterscheiden, was es war — tief unter uns im Thale zeigte, das sey Schiras, unser heutiges Nachtquartier. Ebenso steil wie wir aufwärts geklettert waren, mußten wir auf der andern Seite wieder hinab. Glücklicher Weise war der Weg Wiesengrund und keine Felsen, doch sehr glatt und obendrein war es so dunkel geworden, daß man fast keine Hand vor Augen sehen konnte. Unser Herabsteigen war eine wahre Rutschpartie. Wir liefen so rasch,

wie möglich hinab, um von den uns folgenden Pferden nicht geſchlagen zu werden, denn dieſe, an ihre Reiter gewöhnt, eilten uns über Hals und Kopf nach, um uns nicht zu verlieren. In kürzerer Zeit, als ich geglaubt, waren wir tief hinabgekommen und erreichten einen Weg, der zum Dorfe führte. Auf einer breiten ſteinernen Brücke ſetzten wir über den Barrada und kamen noch durch ein wahres Labyrinth von Felſen, von denen uns hier aber die Dunkelheit nicht viel erkennen ließ. Dann ging es noch eine kleine Strecke abwärts und wir langten glücklich in dem Dorfe an. Vorne am Eingange war der Chan, der hier ſchon aus mehreren Gebäuden beſtand und Karavanſerey genannt wurde.

Im Hofe deſſelben fanden wir Giovanni und die Mucker, aber rathlos und thatlos. Im ganzen Lokal hatte ſich nämlich kein Menſch gefunden, der uns hätte anzeigen können, wo der Stall und wo die Zimmer ſeyen. Auch hatte ſich trotz ihres lauten Rufens aus dem Dorfe keine Seele blicken laſſen. Was war zu thun? Der Baron, der kränker war, als er uns ſagte, mußte ein warmes Obdach haben und als wir das Gepäck abladen wollten, um uns ſo gut wie möglich hier einzurichten, fand es ſich, daß unſer ganzer Kohlenvorrath vom Schnee durchnäßt war. Wir beſchloſſen alſo, uns wo möglich durch Güte, ſonſt aber durch Gewalt, wie in Kriegszeiten, ein Quartier zu verſchaffen. Der Fürſt, der Baron und ich ritten deshalb in's Dorf.

Gleich am Eingang kamen wir in ein Haus mit einem Hofraum, in welchem einige Araberinnen ſtanden, die jedoch bei unſerem Anblicke davon liefen. Ich ſprang vom Pferd und ſetzte ihnen in's Haus nach. Bei meinem Eintritt in die Stube verſteckten ſich ein Paar Weiber ſchreiend und ein alter Araber, der beim Feuer lag, würde ihnen gefolgt ſeyn, wenn er nicht erſt bei meiner Ankunft vom Schlaf aufgewacht wäre und mich wie ein Wunder regungslos angeſehen hätte. Ich verſuchte, ihm mein Anliegen, uns die Nacht zu beherbergen, pantomimiſch darzuſtellen, was mir auch durch Vorzeigung einiger Geldſtücke ſo gut gelang, daß er uns Dreien den Eintritt erlaubte. Wir ließen Giovanni und die Mucker kommen und richteten uns ſo gut wie möglich ein.

Obgleich unſer jetziges Quartier von dem, was wir in Europa Bequemlichkeit nennen, ganz entblößt war, da wir weder einen Stuhl zum Sitzen, noch eine Bank zum Liegen fanden, ſo war es doch von unſerem geſtrigen Nachtlager himmelweit verſchieden. Die Stube beſtand, wie alle in den Dörfern, aus zwei faſt gleich großen Theilen, einem an der Thür, zu welcher man hereintritt, wo ſich das Vieh, Kühe, Ziegen, Eſel ꝛc. befinden, und dem andern, der dahinter liegt und deſſen Fußboden drei bis vier Fuß höher als der des Stalles iſt. Letzterer dient zum Aufenthalt der Menſchen. Doch ſind beide Apar-

tements durch keine Zwiſchenwand getrennt. Der Boden der Stube beſteht aus feſt getretenem Lehm und iſt nach den Vermögensumſtänden der Bewohner mit Matten, ja ſogar mit ſchlechten Teppichen belegt. In der Ecke befand ſich ein Kamin mit ſpitzem Rauchfang und an der Wand waren eiſerne Haken, wohin man Kienſpähne ſteckt, um das Zimmer zu beleuchten. Anfänglich waren die Leute des Hauſes bis auf den alten Araber, wie ſchon geſagt, bei meiner Ankunft davon gelaufen. Doch als wir, die wir von der friſchen Luft draußen durchkältet waren, uns ruhig an dem freundlich lodernden Kamine niederließen, unſere Waffen ablegten, als Giovanni Caffee und Theegeſchirre ausgepackt und in bunter Reihe vor uns hingeſtellt hatte, auch unſere Reiſeleuchter mit kleinen brennenden Wachskerzen hereingebracht, erregten alle dieſe fremdartigen Gegenſtände doch die Neugier der Leute ſo ſtark, daß ſie allmählig aus den Winkeln, wohin ſie ſich verkrochen, hervorkamen. Bald ſaßen drei bis vier alte und junge Weiber, einige Männer und etliche Kinder um uns herum, Kleider, Geräthe ſo wie uns ſelbſt mit größtem Erſtaunen betrachtend. Es dauerte eine ziemliche Zeit, ehe ſie völliges Zutrauen zu uns faßten, und als ich mich im Anfange erhob, um die Familie in der Nähe zu beſehen, ſtoben alle mit lautem Geſchrei aus einander. Der gute Baron legte ſich gleich neben dem Kamin auf einige Pelze hin, und nachdem er ein Paar Taſſen Thee getrunken, ſo wie von dem hellen Feuer angenehm durchwärmt war, befand er ſich zu unſerer großen Freude weit beſſer. Der Fürſt arrangirte eine Theegeſellſchaft, wobei er eine große Taſſe voll, die recht mit Zucker verſüßt war, bei unſern Hausleuten herumgehen ließ. Den Männern und alten Weibern ſchien das Getränk zu behagen. Doch die jüngeren, wahrſcheinlich die Töchter des Hauſes, zwei kräftige ſchöne Geſtalten, zum Glück unverſchleiert, mit kohlſchwarzen feurigen Augen, verſuchten auf vieles Zureden auch, gaben aber das Gefäß laut lachend weiter.

Nach ein Paar Stunden, während welchen der Fürſt und ich uns alle Mühe gaben, recht liebenswürdig zu ſeyn, um das Zutrauen der Leute zu gewinnen, ſuchten wir uns Platz an der Erde zum Schlafen, und die Familie that ein Gleiches. Wir nahmen die rechte Seite der Stube, ſie die linke, und in der Mitte war der Occident, deſſen Gränze ich repräſentirte, von dem Orient mit ſeinem friſchen blühenden Geſtade, das eins der jungen Mädchen darſtellte, nur durch einen kleinen kaum Fuß breiten Raum geſchieden, eine Nachbarſchaft, die uns vielleicht im Schlafe geſtört hätte, wenn wir nicht alle ſo ſehr ermüdet geweſen wären.

Am andern Morgen erhoben wir uns ſehr munter, auch der Baron hatte gut geſchlafen und befand ſich faſt wieder ganz wohl. Wir be-

ſchenkten unſere freundlichen Wirthsleute reichlich und ſetzten unſern Weg nach Damaskus fort. Der Barrada, den wir geſtern Abend zur Seite hatten, blieb auch heute Morgen noch während einiger Stunden unſer Begleiter. Das Auge verfolgte mit Vergnügen ſeine mannigfaltigen Krümmungen, wenn er ſich eine Bahn zwiſchen den Bergen und Felſen machte. Sein Fall war nicht mehr ſo ſtark, wie auf der geſtrigen Strecke und die Ufer, mit Weiden, Eſchen und Erlen dicht bewachſen, zeichneten ſich zwiſchen den rothen, hellgelben und weißen Kalk- und Kreidefelſen, über die unſer Weg führte, freundlich aus. Die Bäume und das Grün, das um dieſen Fluß wuchs, abgerechnet, ſah ich nie ein Terrain, von aller Vegetation mehr entblößt, als dieſes. Es war, als wollte uns die Natur noch einmal durch ein recht langweiliges trauriges Kapitel führen, ehe ſie uns zu dem ſchönſten brachte, zu dem Thale von Damaskus. Gegen Mittag endlich gaben uns die Beduinen durch Pantomimen zu verſtehen, von der nächſten der vor uns liegenden Höhen würden wir die alte berühmte Stadt ſehen. Noch eine halbe Stunde und wir waren oben — Welch' ein Anblick!

Wer unſerm Weg durch den Libanon, deſſen wilde Schönheiten ich ſo treu, wie es mir möglich war, gezeichnet habe, mit Aufmerkſamkeit folgte, wer mit uns durch die zerriſſenen Schluchten und über die kahlen verbrannten Felſen drei lange Tage wanderte, der wird den lauten Ausruf des Entzückens verſtehen, mit dem wir oben anhielten, um in ein Thal zu ſchauen, das, ſelbſt wenn es von der herrlichſten Gegend umgeben wäre, noch den Namen eines Paradieſes verdiente.

Vor uns lag ein weites rundes Thal, das Thal Gutha, von maleriſch geformten Bergen umgeben. Die ganze Fläche deſſelben war mit dem ſchönſten Grün bedeckt. Herrliche Baumpflanzungen wechſelten mit Getreidefeldern, üppigen Wieſen und kleinen Strecken Heideland in den mannigfaltigſten Farben, und das ganze Thal war, wie es mir ſchien, von vier Flüſſen durchſchnitten, die gleich Silberfäden durch das Grün des Bodens ſchimmerten. Aber es war nur ein einziger Strom, unſer Reiſebegleiter, der Barrada, der, wie wir, aus den kahlen Felſen des Libanon kommend, hier ſich ſo wohl gefällt, daß er ſich gleich einem ausgelaſſenen Kinde auf dem Raſenplatz umhertummelt und den ſchönen Ort nicht verlaſſen kann. In der Mitte dieſes Thales liegt Damaskus, prächtig hingeſtreckt, wie eine Königin auf ihrem Throne. Daß die meiſten Moſcheen, Kuppeln und Häuſer aus einem gelben Sandſtein gebaut ſind, gibt der Stadt zwiſchen den ſchönen Gärten voll Oliven, Feigen, Platanen, Quitten, Reben und Citronen einen faſt fabelhaften Anblick. Man glaubt in einem arabiſchen Mährchen mitzuſpielen, wo man endlich nach langen Beſchwerden die goldene Stadt vor ſich ſieht, das Ende aller Mühen. Wie wir ſie heute ſahen, ſchie-

nen auch alle Gebäude von Gold zu ſeyn. Die Sonne warf ihre vollen Strahlen darüber hin, und das Licht, das ſie auf die unzähligen Minareths und Kuppeln goß, zitterte umher und lieh der ganzen Stadt das Anſehen einer ſtrahlenden goldenen.

Schon ſeit den älteſten Zeiten geben die Araber dieſem großen und über alle Beſchreibung ſchönen Thale den Namen eines Paradieſes; denn Waſſer und Grün, wornach ſie in der Wüſte ſchmachten, bietet es ihnen, wie faſt kein anderes. Ueberall wechſelt die klare Fluth des Waſſers mit dem üppigſten Baumſchlag, in der Stadt ſelbſt, wie im ganzen Thale. Außer dem Barrada, der vor alten Zeiten der goldfließende hieß und der die Ebenen faſt nach allen Richtungen durchſtrömt, bricht auch noch die Quelle Findſcha rauſchend aus den Bergen und bewäſſert den Boden. Arabiſche Erdbeſchreiber ſprachen von dem Thale Gutha und Damaskus nur in den blühendſten poetiſchen Ausdrücken. Bald nennen ſie es das Muttermal auf der Wange der Welt, bald das Gefieder des Paradieſespfauen, den farbigen Kragen der Ringeltaube, das Halsband der Schönheit, das vielſäulige Irem. Noch jetzt führt Damaskus oder Scham, wie es im Arabiſchen heißt, im Titel des Sultans, den Namen der Paradies-Duftenden.

Sehr ſteil führte uns der Weg von der letzten Höhe des Libanon hinab in's Thal, zuerſt auf tiefen Sandwegen, dann, nachdem wir Salehiah, eine Art Vorſtadt, aus Ruinen mit herrlichen Bildhauer-Arbeiten beſtehend, worin arme Araber ihre ſchlechten Hütten gebaut, paſſirt hatten, auf einer alten Steinſtraße mit eingelegten breiten Pflaſterſteinen, die ſehr glatt waren und unſern müden Pferden das Gehen erſchwerten, ſo daß ſie häufig ſtolperten.

Wir hatten ſchon früher viel über den Fanatismus und die Unduldſamkeit der Damascener, beſonders gegen Franken gehört, und daß man ſich hier in Worten, Geberden, ſo wie ſogar in der Tracht ſehr in Acht zu nehmen hätte. Robinſon erzählt in ſeiner Reiſe, als er mit einem grünen Turban, eine Farbe, die nur die Nachkommen des Propheten tragen dürfen, zur Stadt geritten ſey, habe ihn dicht vor den Thoren ein Schwarm ſchlechten Geſindels überfallen, ihn vom Pferde geriſſen, ſeinen Turban in den Koth getreten und ihn gezwungen, mit beſchmutzten Kleidern zu Fuß in die Stadt einzuziehen. Da uns dergleichen Vorfälle in Beirut mehrere erzählt wurden, ſo hatte ich eine grüne Reiſemütze, die ich auf der ganzen Reiſe durch die Türkei gebraucht, in Beirut zurückgelaſſen. Obgleich uns während unſeres kurzen Aufenthalts hier von Seiten der Einwohner nichts Unangenehmes geſchah und Niemand uns feindſelig begegnete, ſo glaube ich doch nicht, daß wir unrecht hatten, wenn wir bei unſern Spaziergängen durch die Bazars manchen böſen Blick und manche Verwünſchung, die neben uns

gemurmelt wurde, auf uns bezogen. Doch war dem Volk hier die eiſerne Hand Ibrahims noch ſehr im Gedächtniſſe, und ſie wagten es in der erſten Zeit nicht, wie ſonſt gegen die Chriſten und Juden feindſelig aufzutreten; aber kurze Zeit, nachdem wir wieder abgereist waren und die neue türkiſche Regierung wie überall ſchlaff und kraftlos ſich benahm, gingen die Osmanli den Kadi mit der Bitte an, den Chriſten und Juden den Beſuch gewiſſer Orte der Stadt zu verbieten und ihnen das Reiten durch die Bazars, ſowie den Gebrauch irgend eines grünen Kleidungsſtücks gänzlich zu unterſagen. Glücklicher Weiſe hielt die engliſche Flotte vor Beirut den türkiſchen Paſcha in Reſpect und er verwies die Deputation zur Ruhe. Die Unduldſamkeit der Damascener mag wohl hauptſächlich in dem Alter und der Heiligkeit der Stadt ihren Grund haben, die ſie nicht gern durch den Tritt der Ungläubigen verunreinigt ſehen. An mehreren geheiligten Orten, als der Moſchee der Söhne Ommia's, darf ſich kein Chriſt oder Jude, ſogar nicht in ziemlicher Entfernung, ſehen laſſen, ebenſo bei den Grabſtätten der Jünger und Gemahlinnen des Propheten, von denen einige der Sage nach hier ruhen ſollen. Was ich ſchon oft erwähnte, daß faſt jede orientaliſche Stadt, die von außen geſehen den prächtigſten Anblick gewährt, im Innern einem elenden ſchmutzigen Dorfe gleicht, fand ich auch hier wieder in Damaskus und mehr als je beſtätigt. Ich muß geſtehen, es ſchmerzte mich faſt, die Häuſer und Straßen der äußern Anſicht der Stadt nach nicht ſtattlich oder auch nur einmal reinlich zu finden. Die ſchlechten Straßen Stambuls ſind gegen die Schmutzbäche, die man vor den Häuſern der paradies-duftenden Stadt findet, außerordentlich ſchön zu nennen. Ueberall tiefer Koth, eine Unmaſſe von Hunden und obendrein als Andenken der vor wenig Tagen fortgezogenen Armee Ibrahims, ſowohl vor der Stadt als in den Straßen, Körper von todten Pferden, Eſeln und Kameelen, an denen ganze Schaaren von Hunden beſchäftigt waren, das Fleiſch abzufreſſen. Dazu kommt noch, daß faſt alle Häuſer von außen ein weit traurigeres Anſehen haben, als in all' den Städten, die wir bisher geſehen. Ganze Straßen beſtehen aus langen Mauern, von gelbem Lehm aufgeführt, mit zwei bis drei Löchern, vor denen ein paar Bretter hängen; nur eine ſehr kühne Phantaſie kann ſie für das, was ſie wirklich ſind, für Fenſterladen, halten. In einigen der beſten Straßen ſind die Mauern von Stein, die wohl kleine Thüren, aber keine Fenſter haben, und ſomit ohne Zeichen ſind, daß ſich dahinter Wohnungen für Menſchen befinden. Wie in Stambul in einigen Vierteln, ſtoßen hier alle Häuſer mit dem hintern Theile an die Straße. Anfänglich glaubten wir, nachdem wir ſchon mehrere Straßen und Beſeſtans hinter uns hatten, noch immer in einer Vorſtadt zu ſeyn und hielten die Lehmwände links und

rechts für Gartenmauern, doch müßte alsdann die ganze Stadt aus nichts wie Gärten beſtanden haben.

Alle Gaſſen, durch die wir kamen, bogen ſich bald rechts bald links: keine einzige führte über hundert Schritte lang gerade aus. Ferner ſind ſie noch in ſehr kurzen Entfernungen mit großen hölzernen Thoren verſehen, die Abends verſchloßen werden und die Paſſage hemmen. Auf dieſe Art verhindert die türkiſche Polizei, daß bei einem Aufſtande die Volksmenge ſich für den erſten Augenblick wenigſtens auf einem Platz concentriren kann. Dieſe Maßregel würde in unſern Städten äußerſt läſtig ſeyn, denn, obgleich neben jedem Thor eine Wache wohnt, muß man doch oft entſetzlich lange klopfen, ehe dieſe, gewöhnlich ein alter Mann, mit ihrem Schlüſſel herbeikommt. Dann werden nach orientaliſcher Sitte obendrein noch einige Worte gewechſelt, ehe das Thor geöffnet wird. So ſagt z. B. der Schließer: Kim-tur o — wer iſt da? der Klopfer antwortet: Iba Beled — ein Bürger der Stadt, oder was er ſonſt iſt; worauf der Pförtner gewöhnlich als Antwort ſagt: Wach hid Allah — Bezeuge, daß ein Gott iſt, und der draußen, der vielleicht vor Ungeduld vergehen möchte, iſt nun obendrein noch genöthigt, das Glaubensbekenntniß: es iſt kein Gott als Gott ꝛc., herzuſagen. Beſonders auf dies letztere hielten vormals die Pförtner ſehr ſtrenge; denn man glaubte, kein Dieb oder Jemand, der ein böſes Gewiſſen habe, könne die heiligen Worte ausſprechen. Den Orientalen beläſtigt jedoch bei ſeiner Lebensweiſe dieſe nächtliche Straßenſperre nicht im Geringſten. Beim Eintritt der Dunkelheit ſchließt man die Bazars und Beſeſtans, wir auch die Thore, und der Rechtgläubige geht nach ſeinem Hauſe, das er bis zum folgenden Morgen nicht wieder verläßt. Was ſollte er auch auf den ſchmutzigen Straßen machen? Hinter den armſeligen Mauern, die dieſelben begränzen, hat der Osmanli, von jedem ungeſehen, ſein eigenes Paradies, das ihm genügt. Da ſieht es ganz anders aus. Doch hievon ſpäter.

Da wir wegen des Menſchengedränges nur langſam und im Schritt reiten konnten, dauerte es beinahe eine Stunde, ehe wir unſere Herberge, das Kapuzinerkloſter, erreichten. Von Wirthshäuſern außer den Chans und Karavanſereien, die das im Großen und in beſſerer Bedeutung ſind, was unſer Nachtlager im Libanon im Kleinen, iſt hier natürlich keine Rede, und alle Klöſter in Syrien und Paläſtina ſind ſchon von den älteſten Zeiten her mehr oder minder zum Empfang von Gäſten eingerichtet. Wir hielten vor einem großen ſteinernen Gebäude ohne Thurm und ohne Fenſter; nur hie und da war in der Höhe ein Loch, das einer Schießſcharte nicht unähnlich ſah. Ein großes hölzernes Thor blieb all' unſerm Klopfen zum Trotz eine geraume Zeit verſchloſſen, und als wir endlich Jemand von Innen herankommen hörten,

öffnete dieſer bloß ein kleines Gitter am Thor, und fragte, was wir wollten. Giovanni erklärte ihm, wir ſeyen chriſtliche Reiſende und wünſchten ein Quartier. Darauf hörten wir ihn wieder fortgehen, und erſt nach einer Viertelſtunde, in welcher Zeit er wahrſcheinlich ſeinem Obern die Meldung gemacht, kam er wieder und öffnete das Thor.

Wir ritten in einen kleinen Vorhof, den ebenfalls hohe Mauern ohne Fenſter umgeben und mußten uns hier noch einem neuen Examen unterwerfen, das der Pförtner mit uns abhielt, worauf wir von den Pferden ſtiegen, die mit unſern Muckern und den Beduinen, nachdem ſie ihr Schutzgeld erhalten, in einen türkiſchen Chan gingen. Unſer Gepäck wurde abgeladen und durch eine kleine eiſerne Pforte, die ſich in der Mauer öffnete, in's Innere des Kloſters gebracht. Wir traten durch eben dieſe Thür in einen ſchmalen Gang, der ganz glatt und abſchüſſig in einen zweiten kleinen Hofraum führte; Maßregeln, um bei einem etwaigen Ueberfall den Eindringenden die Paſſage ſo beſchwerlich als möglich zu machen.

In den Gebäuden, die dieſen innern ſehr kleinen Hofraum umgaben, befanden ſich die Küche, das Refectorium, der Speiſeſaal und einige andere Gemächer. In einer Ecke ſtiegen wir eine Wendeltreppe hinauf und kamen oben in einen langen Gang, wo uns ein junger Kapuziner empfing und zum Prior führte. Dieſer, ein Mann in den beſten Jahren, war ein Spanier, mit einem ausdrucksvollen Geſicht, das ein langer ſchwarzer Bart beſchattete; er bewillkommte uns ſehr freundlich, regalirte uns mit einem rothen Liqueur, einer Art Kirſchengeiſt, und führte uns in das für uns beſtimmte Gemach. Es lag auf der andern Seite des Ganges, der im Dreieck einen andern Hof umſchloß, welcher etwas größer als der erſte war. Die Thüre unſeres Zimmers führte auf eine offene Altane, von der man in dieſen Hof hinabſehen konnte. Er hatte, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, etwas phantaſtiſch Melancholiſches. Die tiefe Stille, die auf dem Kloſtergebäude und dieſem Hofe ruhte, ward nur durch das einförmige Plätſchern eines kleinen Springbrunnens unterbrochen. In der Mitte dieſes Hofes ſtand ein dichtbelaubter Orangenbaum, von einer Größe, wie ich noch keinen geſehen, denn der Stamm hatte an anderthalb Schuh im Durchmeſſer. Zwiſchen den grünen glänzenden Blättern blickten unzählige kleine Orangen in manchfachen Farben hervor; duftende Blüthen, ſo wie ganz grüne Früchte waren mit völlig reifen goldgelben untermiſcht. Was aber hier einen ganz eigenthümlichen Reiz bot, war der Anblick eines ſehr großen lebendigen Straußes, dem der Hof zum Aufenthalt diente. Mit hoch erhobenem Halſe ſpazierte der Vogel auf und ab, bald ſeinen Kopf in das Laub des Baumes verbergend, bald zur Erde beugend, um die Stückchen Brod zu verſchlingen, die wir ihm hinabwarfen.

Ein ägyptiſcher Hauptmann von den Truppen, die Ibrahim aus dem Hauran nach Damaskus gezogen, hatte ihn mitgebracht und beim Abzug den Kapuzinern hinterlaſſen. Das Thier war ſehr bösartig und duldete keinen Fremden im Hofe. Mechmed mit dem Wurfſpieß, der gleich am erſten Tage vorwitzig zu ihm hinabſtieg, um den merkwürdigen Vogel in der Nähe zu beſehen, wurde mit einem ſolchen Flügelſchlag begrüßt, daß er laut ſchreiend hinter dem Orangenbaum Schutz ſuchte und ſich vor dem verfolgenden erbosten Thiere nur durch einen gewaltigen Sprung die Treppe hinauf rettete.

Oft habe ich mich Stunden lang über das Geländer gelehnt und in den Hof hinabſchauend, die ſonderbarſten Träume und Phantaſien gehabt. War nicht vielleicht der ſchöne Baum eine verzauberte Prinzeſſin, die ihr gleichfalls verwandelter Geliebter in der Geſtalt des Straußes bewachte? Faſt immer ging er im Kreis um ihn herum, ſelbſt in der Nacht, wenn der Mond hell ſchien, hab' ich ihn oft ſo wandeln ſehen. Bald ſtieß er ſeltſam klagende Töne aus, bald ſchmiegte er den Kopf an die Zweige, deren Laub leiſe rauſchte und flüſterte. Ihr Armen! ja ihr wart in der That verzaubert. Was machtet ihr auch ſonſt hier zwiſchen den ſtillen Mauern einer chriſtlichen Kirche. Arme Prinzeſſin Baum! Du hatteſt gewiß früher andere Umgebungen, als dieſe grauen Steinwände, und du, unglücklicher Prinz Strauß, du denkſt auch an vergangene glücklichere Zeiten. Oft ſchien den Armen die Ungeduld zu übermannen und er nahm einen gewaltigen Anlauf, den Hof in einem Augenblick durchrennend. Dachteſt du jetzt nicht an die weite Wüſte, durch die du oft gelaufen, an den herrlichen glühenden Sand, dein Bette, und an die grüne Oaſe, wo deine Prinzeſſin wohnte? Der Brunnen im Hofe, glaube ich, iſt der treue Blondel des unglücklichen Paares. Er hat ſich durch den Sand gewunden und gebettelt, bis er die Beiden wieder gefunden und murmelt ihnen jetzt alte bekannte Weiſen vor, traurige Heimathslieder, traurig, weil ſie in der Ferne von der Heimath erzählen.

Gegen die ſtille Poeſie dieſes Hofes ſtach die Einrichtung des Gemachs, das man uns zum Schlafen angewieſen, ſehr proſaiſch ab. Es war Platz darin für etliche zehn Betten, obgleich nur drei für uns nöthig waren und hergerichtet wurden, indem man Gerüſte aufſchlug, die mich ſehr lebhaft an Schragen für Todte erinnerten. Da hinauf kam eine Matratze, ein Kopfpolſter und eine Decke von Kameelhaaren. So ärmlich und einfach dies Lager aber war, ſo prächtig und comfortabel fanden wir es gegen unſere Betten zu Beirut und in den Chans des Libanon. Das Zimmer, obgleich es ſehr hoch war, hatte nur zwei kleine Fenſter oben am Plafond, und um bei Tage etwas ſehen zu können, waren wir genöthigt, die Thüren beſtändig offen zu halten.

An den Wänden fanden wir verſchiedene Namen und Inſchriften, franzöſiſch, arabiſch, italieniſch, ſogar deutſch, von der Reiſegeſellſchaft des Herrn von Schubert. Ach die Mutterſprache in der Ferne iſt ſo wohlthuend, daß wir mit Begierde alle die kleinen Notizen aufſuchten, ein paar Waſchzettel, die hier ebenfalls al fresco die Wand zierten, gaben uns viel zu lachen. Sie waren in guter öſtreichiſcher Mundart abgefaßt.

Gleich bei der Ankunft hatte uns der gute Pater gefragt, ob wir unſer Mittagsmahl auf dem Zimmer, oder mit ihm und den übrigen Brüdern im Refectorium halten wollten. Wir hatten das letztere vorgezogen und wurden nun gegen vier Uhr zu Tiſche gerufen.

Der Speiſeſaal befand ſich, wie ſchon geſagt, im erſten Hof, war ziemlich klein und ſehr einfach eingerichtet. An drei Wänden befanden ſich hölzerne Bänke, vor denen ebenfalls ſolche Tiſche ſtanden; von der Decke hingen einige eiſerne Lampen und der Fußboden beſtand, wie überall in dieſem Lande, aus Steinplatten. In dem ganzen Kloſter befanden ſich augenblicklich, außer dem Prior, nur zwei Brüder, von denen einer krank war. Den andern hatten wir ſchon bei unſerer Ankunft geſehen, ſo wie auch den Prior, und dieſe beiden waren ſchon unten und warteten auf uns. Der Prior nahm ſeinen Platz an einer Wand, der Bruder an der andern ihm zur Linken und wir an der dritten zu ſeiner Rechten. An der vierten Wand war außer einigen Schränken mit Schüſſeln und dergleichen der Eingang zur Küche. Nachdem der Prior ein lautes Gebet in lateiniſcher Sprache verrichtet, trat der Küchenmeiſter ein, warf ſich vor dem Tiſche des Priors auf beide Knie nieder und betete gleichfalls laut. Es thut mir leid, hiebei bemerken zu müſſen, daß der Küchenmeiſter, ein dicker ältlicher Mann, ganz unbeſchreiblich ſchmutzig ausſah, was uns von der Reinlichkeit in ſeiner Küche und den Speiſen keinen guten Begriff gab. Und wir hatten uns leider darin nicht getäuſcht. Obgleich es mir gewiß nicht in den Sinn kommt, die Gaſtfreundſchaft der guten Paters, mit einer ſchlimmen Nachrede zu belohnen, ſo muß ich doch jedem Reiſenden rathen, ſich für die Kapuzinerklöſter in Syrien mit Meſſer, Gabel und Löffel zu verſehen. Das Mittagsmahl war ſehr einfach. Eine Zwiebelſuppe, etwas Gemüſe, das in einer fetten Brühe ſchwamm und in Oel gebackene Fiſche. Die Mahlzeit beſchloß der Prior wieder mit einem langen Gebete, in das von Zeit zu Zeit der anweſende Bruder einſtimmte. Wir gingen auf unſere Stube zurück, der Fürſt und ich kochten noch einen guten Punſch, und wir legten uns frühzeitig nieder, um am andern Morgen mit friſchem Muthe an unſere Geſchäfte gehen zu können.

Es wird jedem auffallen, daß ich, da man doch glauben wird, wir hätten nichts Anderes zu thun, als die Stadt mit ihren Merk-

würdigkeiten zu besehen, von Geschäften rede, und doch war dem so. Der Baron war hauptsächlich nach Damaskus gegangen, weil dort arabische Pferde von dem edelsten Blut zu finden seyen. So hatte man uns wenigstens in Beirut gesagt. Wegen des Krieges mit den Europäern scheuten sich nämlich alle Beduinenstämme, mit ihren guten Pferden nach den Küstenstädten zu kommen, und wagten sich höchstens bis Aleppo und Damaskus. Wir hatten im Stambul, Beirut, Smyrna schon viele Hunderte von Pferden gesehen und noch keins gefunden, das, nach Württemberg gebracht, die schon dort befindlichen an Güte und Schönheit übertroffen hätte. Dieses beständige Pferdemustern und Ansehen waren nun die Geschäfte, von denen ich oben sprach und gewiß oft recht mühsam. Schon auf den Märschen, die wir machten, hielt der Baron alle Pferde an, die ihm nur einigermaßen bedeutend schienen, was sich unsere Mucker und Beduinen gleich merkten und in jedem Dorf eine Masse Pferde auftrieben und uns vorführten, in der Hoffnung, für sie würde dann beim Kauf ein kleines Marktgeld abfallen. Ebenso war unserem Giovanni vom Baron eine Gratification versprochen worden, im Fall er ihm in der Stille ein ausgezeichnetes Pferd auftriebe. Dieser hatte nun schon gestern Abend, in den Bazars, trotz dem Verbot des Barons, so viel es ihm möglich war, die Nachricht ausgesprengt, es sey ein deutscher Pascha angekommen, der Imrachor Ajassi, d. i. der oberste Stallmeister des deutschen Sultans, und wolle Pferde kaufen, worauf schon am andern Morgen eine Menge Offerten einliefen, und wir, wie auch anfangs in Beirut, nichts thun konnten, als von früh bis spät in den schmutzigen Gassen umher zu laufen, in schlechte Ställe zu kriechen, um meistens noch schlechtere Pferde anzusehen.

Daß wir bei unserem kurzen Aufenthalt in Damaskus und bei dieser beständigen Pferdeschau die Stadt selbst nur eilfertig und sehr oberflächlich sehen konnten, kann man sich leicht denken.

Wie keine Stadt in Syrien hat Damaskus noch den altorientalischen Charakter bewahrt, was den Fremden aber in Vergleich mit Constantinopel, Adrianopel, Smyrna gegen sie einnehmen muß. Man sieht auf den Straßen nur Schmutz und elende Lehmwände und nicht einmal, wie in Stambul, zahlreiche, wenn auch vergitterte Fensteröffnungen; auch wird das umher irrende Auge hier nicht wie dort erfrischt durch die grünen Blätter und duftenden Blüthen eines Orangenbaums oder saftiges Rebenlaub, das über die hohen Mauern herüberpickt. Wem nicht Bekanntschaften gestatten, einen Blick hinter die traurigen Wände zu thun, mit denen die Straßen eingefaßt sind, der bekommt einen schlechten Begriff von der Wohnung der Orientalen. Kein Geräusch, kein Lichtschimmer verkündet, daß dort Menschen wohnen.

Nur zuweilen des Abends, wenn wir ſpät nach unſerem Kloſter zurückgingen, hörten wir plötzlich die leiſen hinſterbenden Accorde eines Saiteninſtruments, die aber bei dem lauten Schalle unſerer Fußtritte gleich wieder aufhörten. So mißtrauiſch der Orientale gegen den Fremden iſt, ſo daß er um keinen Preis einem Unbekannten die Herrlichkeiten ſeiner Wohnung zeigte, ſo bereitwillig und freundlich läßt er ſich finden, ſobald die Empfehlung eines Bekannten den neugierigen Fremden vor ſeine Thür geleitet. Uns wurde dieſes durch den Herrn Baudin, Secretär bei dem franzöſiſchen Conſulat, auf welchen die Creditbriefe des Barons für Damaskus lauteten, zu Theil. Dieſer Mann, ſchon ſeit einigen zwanzig Jahren im Orient lebend, hatte ſich dort ganz eingebürgert und keiner von uns würde ihn in ſeiner Tracht und Haltung für etwas Anderes, als einen rechtgläubigen Muſelmann gehalten haben. Seine Protection öffnete uns das Haus eines Türken, eines Armeniers und eines Juden, dreier ſehr reicher Leute, deren Gemächer einander an Pracht und Herrlichkeit überboten. Da der Baron wünſchte, von dem Innern eines dieſer Häuſer kleine Zeichnungen zu haben, ſo entſchieden wir uns nach langer Prüfung für das des Armeniers, und weil unſer Maler, wie ſchon geſagt, krank in Beirut zurückgeblieben war, unternahm ich es, ſo gut es in meinen Kräften ſtand, von der Einrichtung dieſes Hauſes ein kleines Conterfei zu nehmen.

Herr Baudin führte uns in eine winkliche ſchmutzige Straße vor eine baufällige Lehmmauer, hinter welcher man höchſtens einen Kuhſtall hätte erwarten können. Ein Pförtchen, an welches er klopfte, war kaum vier Fuß hoch und öffnete ſich nach langem Warten nur zur Hälfte, ſo daß wir von dem Manne, der ſich nach unſern Wünſchen erkundigte, nur den untern Theil, ein langes Gewand und weite Beinkleider ſahen. Der obere Theil des Thors hatte ein kleines ſtark vergittertes Loch, durch welches er uns beobachten konnte, ohne daß wir das Geringſte von ſeinem Geſicht zu ſehen bekamen. Herr Baudin ſagte ihm, wir wollten den Herrn des Hauſes ſprechen. Die Thür ſchloß ſich wieder und wurde erſt nach einigen Minuten von dem Hausherrn ſelbſt, aber dießmal ganz geöffnet. Dieſer hieß uns freundlich willkommen und ſchloß den Eingang wieder hinter uns zu. Wir ſtunden in einem halbdunkeln Gange, der ſich rechts herumwand und uns vor eine andere Thüre führte. Unſer Begleiter bat uns zum Scherz, wir möchten die Augen für einen Augenblick ſchließen und ſo durch dieſe innere Pforte treten, was wir befolgten und ſie erſt wieder öffneten, als dieſe hinter uns zugeſchloſſen wurde.

Etwas Ueberraſchenderes und Schöneres habe ich in meinem Leben nicht geſehen. Wir ſahen einander an und hielten die ganze Umgebung und Alles, was wir ſahen, für ein ſchönes Mährchen. Waren wir

arme Wanderer, die müde und durſtig im Koth der Straße entſchlummerten, und die eine mitleidige Fee plötzlich in ihre ſchönſten Gemächer verſetzte? Der Contraſt könnte nicht ſtärker ſeyn. Wir ſtanden in einem geräumigen Hofe auf einem Boden vom ſchönſten Marmor, deſſen verſchiedene bunte Farben kunſtreich zu phantaſtiſchen Zeichnungen zuſammengeſtellt waren. In der Mitte erhob ſich ein ſchönes Becken, aus dem ein kleiner Waſſerſtrahl hoch in die Luft ſprang, umgeben von Orangen- und Citronenbäumen, die aus dem Marmor des Bodens zu wachſen ſchienen, und rings die Luft mit ihrem ſüßen Geruche füllten. Der Hof war im Viereck von einer Gallerie umgeben, die von ſchlanken Säulen getragen wurde, und unter welcher ſich die Eingänge zu den verſchiedenen Gemächern befanden. Wir betraten ſie nach der Reihe und eins war herrlicher, üppiger eingerichtet, als das andere. So viel es mir möglich iſt, will ich den größten Saal, das Converſations- oder Empfangzimmer, wo wir mit Caffee und Pfeifen bewirthet wurden, beſchreiben.

Es war durch einen Gang in drei Theile getheilt. Den Fußboden dieſes Ganges bildete ein Moſaik aus buntem Marmor. Er dient dazu, Beſuche geringeren Standes zu empfangen, mit denen der Herr, auf ſeinem Divan liegend, ſich unterhält. In der Mitte deſſelben und demnach auch des ganzen Saales, ſteht der unentbehrliche Springbrunnen, der ſeine Strahlen gegen die Decke ſchleudert, die hier etwas höher iſt, als in den beiden Seitentheilen. Dieſe ſind zum Empfang von Gäſten oder zum Gebrauch der Familie bei großen Feſten mit äußerſter Pracht eingerichtet. Der Boden, um einen Fuß höher, als der des Ganges, iſt mit herrlichen perſiſchen Teppichen bedeckt; längs den Wänden läuft der Divan, und dieſe Wände ſelbſt ſind in den bunteſten Farben gemalt und mit Schränken und Käſtchen von vergoldetem Holze mit eingelegten Spiegelchen geſchmückt; ebenſo die Decke, um welche ſich eine Bordüre von geſchnitztem und vergoldetem Holz zieht, mit Spiegeln eingelegt. An einem großen reich verzierten Stern hängt der Kronleuchter. In der Mitte des Zimmers ſteht der Mangahl, ein kupfernes Becken in Geſtalt einer Vaſe, worin bei kalter Witterung Holzkohlen gebrannt werden. Neben ihm waren zwei Girandolen von Bronze, etwa vier Fuß hoch, aufgeſtellt.

In einer Ecke des Hofes befand ſich eine Treppe, vermittelſt welcher man auf das Dach der Gallerie ſtieg. Dieſes war ebenfalls mit Platten belegt, die jedoch nur aus gewöhnlichen Steinen beſtehen, und es befanden ſich oben zahlreiche Orangenbäume, ſo wie kleine Lauben von Rebgewinden mit Ruheplätzen. Die äußere Mauer des Hauſes ſtieg noch ungefähr zehen Fuß über dieſe Gallerie empor, ſo daß von andern Dächern kein neugieriger Blick hereindringen konnte. An der Seite

des Hofes, wo wir hereingekommen waren, befand ſich das Bad, das jedoch anſtatt der Waſſerdämpfe, welche das Gemach erhitzen, Wannen hatte, die mit kaltem und warmem Waſſer gefüllt werden konnten.

Herr Baudin, der Baron und der Fürſt gingen nach einiger Zeit wieder fort, und ich blieb allein zurück, um den Empfangſaal ſo gut wie möglich abzuzeichnen. Anfänglich ſaß ich allein in dem Gemach; doch bald erſchien einer der Söhne des Hauſes und brachte einen ältern Armenier mit, der einige Worte franzöſiſch verſtand und durch den wir eine nothdürftige Unterhaltung einrichteten. Caffee und Pfeifen wurden dabei natürlich mehrere Male gewechſelt und der junge Armenier war ſo artig, mir eine Pfeife zu halten, ſo oft ich auf dem Papier einige Striche machte. Jetzt kam auch noch der Vater, ſo wie ein kleiner Knabe herein, und bald hatte ich ein großes Auditorium um mich verſammelt. Zwei Töchter des Hauſes, ſehr ſchöne Geſtalten und zum Glück unverſchleiert, wodurch ich ihre regelmäßigen angenehmen Züge ſehen konnte, erſchienen zuweilen an der Thür, ſprangen aber jedesmal, ſo oft ich mich auf ihr Lachen umwandte, davon. Endlich ſagte ich dem Alten, wenn die Mädchen mir bei meiner Arbeit zuſehen wollten, möchte er ſie doch nur hereinkommen laſſen, worauf er mir entgegnete, ſie würden das gerne thun, nur fürchteten ſie, mich zu ſtören.

Einer der Brüder rief ihnen jetzt zu, hereinzukommen, und ſie erſchienen auch, eine nach der andern; doch hatte ſich jede ein kleines Geſchäft gemacht. Eine trug auf einem Präſentirteller ein Cryſtallgefäß mit Eingemachtem, die zweite das nöthige Waſſer dazu und ein anderes noch kleines Mädchen hatte in einem Körbchen ſilberne Löffel. Bald aber waren wir recht bekannt mit einander. Sie ſetzten ſich um mich herum und bewunderten meine in der That ſchlechte Arbeit. Auch erwieſen ſie mir alle möglichen kleinen Aufmerkſamkeiten. Bald reichten ſie mir eine neue Pfeife, die ſie zuvor angeraucht hatten, und es war mir gar nicht unangenehm, das Bernſteinmundſtück direct aus den friſchen Lippen der hübſchen Mädchen zu bekommen; bald legten ſie eine glühende Kohle auf den Pfeifenkopf, wenn ſie glaubten, das Feuer ſey ausgegangen. Es that mir leid, daß es bald an zu dunkeln fing und ich meine Arbeit beendigen mußte. Zum Abſchied ließen ſie mich durch ihren Bruder bitten, ich möchte ihnen doch etwas auf ein Stückchen Papier zeichnen, was ſie behalten könnten. Eine bat mich um das Conterfei eines Stuhls, der andern mußte ich einen Mangabl zeichnen und die ältere bat mich um das Bild eines Schiffes, das auf Rädern laufe, ein Dampfſchiff nämlich, wovon ſie hatten erzählen hören. Sie mußten dafür ihre Namen in mein Buch ſchreiben und wir ſchieden als die beſten Freunde.

Noch immer hatte der Baron von all' den Pferden, die er geſehen,

nichts gefunden, was ihm der Mühe werth ſchien anzukaufen, und dieſes Fehlſchlagen ſeiner Hoffnungen, hier in Damaskus recht edle Pferde zu finden, machte ihn zuweilen ſehr verdrießlich. Es iſt aber auch ſonderbar, daß man im Orient ſo wenige ganz ausgezeichnete Pferde ſieht. Den Ideen nach, mit welchen wir das Land betreten, müßten wir die edlen Pferde überall finden; aber dem war nicht ſo. Faſt alle hatten viel Race und wir ſahen auch manche, die in Europa für ſehr edle Pferde gegolten hätten; aber etwas ganz Ausgezeichnetes, das die ungeheuern Transportkoſten rechtfertigen konnte, fanden wir nicht. Der Kammerdiener des Fürſten, Skandar, der ſich, da er ſehr gut perſiſch ſprach und auch ſein Coſtüme faſt ebenſo ausſah, viel mit den perſiſchen Kaufleuten beſchäftigte, die, von Bagdad und Mekka kommend, oft koſtbare Pferde mitbringen, meldete eines Morgens, er wiſſe ein ganz vorzügliches Pferd, Fuchshengſt, doch ſey er nicht ſicher, ob es der Eigenthümer, ein ſehr reicher Kaufmann, abgeben würde. Inzwiſchen könnten wir es in deſſen Abweſenheit einmal anſehen. Wir gingen ſogleich hin und durch Skandars Bekanntſchaft mit den Dienern des Perſers wurde uns das Haus geöffnet und der Stallmeiſter ließ uns die Pferde vorführen. Es waren ungefähr zwanzig, alle ſehr gute edle Thiere und zuletzt kam der Hengſt, von dem Skandar geſprochen. Wirklich ein prächtiges edles Pferd. Es wurde uns vorgeritten und obgleich wir alle über ſeine ſchönen Formen und eleganten Bewegungen entzückt waren, ließen wir uns natürlich davon nichts merken, ſondern ſahen ihm äußerlich ſehr gleichgültig zu.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Perſer, der ihn ritt, alles Mögliche anwandte, um uns alle Schönheiten des Hengſtes recht vor Augen zu führen. Bald ließ er ihn ſteigen und das Thier hieb laut wiehernd mit den Vorderhufen in der Luft herum, bald wandte er es im hellen Sonnenſchein hin und her, wobei ſein Haar wie Gold glänzte. Nachdem wir den Stallbedienten ein reichliches Trinkgeld geſpendet, entfernten wir uns, um auf der Straße gegenſeitig in Lobeserhebungen über das Thier auszubrechen. Ein ſchönes Pferd war demnach gefunden; aber der Baron war noch im Zweifel, ob er für das eine allein, wenn er keine andern mehr dazu fände, die großen Koſten des Transportes anlegen wollte, indem drei oder vier Pferde dieſelben verhältnißmäßig nicht viel vertheuern würden; und dann war auch noch die große Frage, ob der Perſer uns das Pferd überlaſſen würde und ob er in dem Fall nicht eine ungeheure Summe forderte.

Der Fürſt, der auf ſeinen Kammerdiener die größten Stücke hielt, was dieſer auch durch Treue und Anhänglichkeit rechtfertigte, überredete den Baron, die Einleitungen zu dieſem Kauf ſeinem Skandar ganz zu überlaſſen, der ſich an die Stallbedienten machen ſollte und

deſſen Gewandtheit in ſolchen Geſchäften, im Fall etwas zu machen ſey, die Sache in Gang bringen würde.

Bisher waren wir immer unſern Pferdeverkäufern nach ihren ſchmutzigen Ställen gefolgt, aber heute machten wir einmal nach unſerm eigenen Gutdünken einen Gang durch die Bazars und nach einigen merkwürdigen Orten der Stadt. Die Beſeſtans ſind hier viel weitläufiger und großartiger, auch angenehmer zu durchwandern, als die von Conſtantinopel. Man kann hier doch wenigſtens auf ebenem Boden gehen und braucht nicht wie dort beſtändig ſteil auf- und abzuſteigen. Die Auswahl der Artikel, die zum Verkaufe daliegen, iſt in manchen Theilen weit reicher, als die in der Hauptſtadt, ſo die Gewölbe, wo Stickereien feil geboten werden oder ſolche, wo man Kaſchemirſhawls zu ungeheuern Preiſen kaufen kann. Am größten wohl und in ſeiner Art am reichſten iſt der Markt der Sattler, deren Fabrikate von hier aus durch ganz Syrien und Arabien gehen. Wenn auch dieſe Sattel- und Zaumzeuge nicht mit der Einfachheit und Solidität in ihren kleinſten Theilen, wie dergleichen Sachen bei uns gearbeitet ſind, ſo überſteigt doch die ſchöne Ciſelirung der Silberſchläge und die reichen und prächtigen Arbeiten der Silber-, Gold- und Perlenſtickereien, beſonders an den Schabraken, alle Begriffe. Auf dem Waffenmarkt findet man eine große Auswahl an koſtbaren alten Waffen; doch ſind die neueren Klingen, die hier verfertigt werden, nicht mehr das, was wir uns unter dem Namen Damascener denken. Schon vor mehreren hundert Jahren gingen die berühmten Waffenfabriken von Damaskus ein und ſiedelten nach Koraſſan in Perſien über, welches jetzt die ausgezeichneten ſchwarzen Klingen liefert, die man an Güte den frühern Damascenern gleichſtellt. Eine „Eski-Scham-taban“ — alte Damascenerklinge, deren man jedoch noch ſehr viele kaufen kann, iſt ſehr theuer und wird ſchon ohne Beſchlag und Scheide bis zu zehntauſend Piaſtern und drüber bezahlt.

Die Caffeehäuſer von Damaskus ſind in ihrer ärmlichen Ausſtattung denen von Conſtantinopel gleichzuſtellen, nur daß man hier nicht, wie dort, unter dem Schmutz, der Alles überzieht, Spuren von ehemaliger Pracht hervorblicken ſieht; ſondern faſt alle ſind erbärmliche Baracken, aus Holz und Lehm aufgeführt und haben nur das einzige Angenehme, daß die meiſten an einem der vielen Bäche liegen, welche die Stadt durchſchneiden und ein kleines Vordach, eine Art Laube aus Reben beſtehend, haben, worunter man ſich hinſetzt und ohne viel zu denken, in die dahingleitenden klaren Wellen ſieht.

Wir kehrten nach dem Kloſter zurück und ließen unſere Pferde ſatteln, um einen Ritt vor die Stadt zu machen. Vor dem Thore nach Jeruſalem liegt der Kirchhof der Armenier, in deſſen Nähe unſer

Führer, ein Janißair des Kloſters, uns den Ort zeigte, wo Saulus, der von Jeruſalem kam, um die Chriſten in Damaskus zu verderben, von der Stimme des Herrn niedergeworfen wurde, die ihm zurief: „Saul, Saul, warum verfolgſt du mich?“ Auf dem Platze ſtehen ein paar große Platanen und er iſt nur durch Tradition der Einwohner von Damaskus als jene Stelle bezeichnet.

In die Stadt zurückgekehrt, ritten wir durch mehrere enge winklige Gaſſen und kamen endlich an die, welche früher die richtige hieß, und wo ſich der erblindete Saulus verſteckt hielt, bis Ananias die Hand auf ihn legte und er wieder ſehend wurde. Auf dieſem Platze ſelbſt ſteht kein Haus, ſondern er iſt nur ein kleiner öder Hof, mit einer Lehmmauer umgeben, durch welche wir hineintraten. In der Mitte dieſes Hofes iſt eine Kellerlucke, durch welche man auf mehreren ſteinernen halb zerfallenen Stufen in ein unterirdiſches Gewölbe hinabſteigt, wo ſich über einen kleinen Altar, auf welchem die ewige Lampe brennt, ein großes Gemälde befindet, das die Bekehrungsgeſchichte Sauls darſtellt.

Während der Fürſt und unſer Führer niederknieten, um den Altar und den Boden des Gemachs zu küſſen, ſtanden wir eine Weile dabei, in ernſte Betrachtungen verſunken, woraus uns die Erſcheinung eines alten Mannes riß, der die Treppen herabkam und ſich eine Kleinigkeit zum Unterhalt jener Lampe ausbat. Dieſer ehrwürdige Tempelwächter war ein Armenier, und verſah den Dienſt ſchon an vierzig Jahre.

Wir beſtiegen unſere Pferde wieder und ritten quer durch den größten Theil der Stadt bis an die Mauern derſelben, wo unſer Führer eine Breſche zeigte, durch welche man Saul in einem Korbe hinabgelaſſen hatte.

Für den Abend des heutigen Tages hatte uns der gute Armenier, deſſen Haus wir geſtern beſehen, zu einem Familienfeſte eingeladen. Er verheirathete nämlich ſeinen Sohn mit der Tochter eines der reichſten Kaufleute der Stadt, und Herr Baudin, der ſehr genau mit ihm bekannt war, hatte ihm geſagt, wie dankbar wir ihm ſeyn würden, einer für uns ſo fremden Ceremonie beiwohnen zu können. Wir kehrten deshalb frühzeitig nach Hauſe zurück, da uns Herr Baudin von der Sitte in Kenntniß geſetzt hatte, daß der Hochzeitvater angeſehene Gäſte, wie wir ihm einmal waren, durch ſeine Leute abholen laſſe.

Es war Abends fünf Uhr, als man uns benachrichtigte, die Abgeſandten des Kaufmanns ſeyen unten. Kaum waren wir zum Thor hinausgetreten, ſo ſahen wir eine Menge Volks verſammelt, welche einen unharmoniſchen Geſang anſtimmten, der von einer Geige und einer Flöte begleitet wurde. Der Muſik gingen zwei Leute mit Fackeln voran, denen andere mit Lichtern folgten. Mit dieſer Begleitung im

Hofe des Armeniers angekommen, mußten wir einen Augenblick warten. Hier ſaßen an einem Feuer eine Menge Knaben; der Ceremonienmeiſter, ein ſehr dicker Armenier, kam uns entgegen und begleitete uns ins Vorzimmer, wo ſich eine ſolche Maſſe Menſchen aller Art drängte, daß es beinahe unmöglich war durchzukommen, ohne die Ellbogen und Fäuſte in Bewegung zu ſetzen. So gelangten wir zu dem großen Empfangſaal, den ich bereits früher beſchrieben. An der Thüre deſſelben warfen ſich zwei Diener zu unſern Füßen, um uns die Schuhe auszuziehen.

Als wir in das Zimmer traten, erhoben ſich Alle, um uns ihre Ehrerbietung zu bezeugen, von ihrer Sitzen, und der Herr des Hauſes führte uns in eine Ecke des Divans, wo der Ehrenplatz iſt. Nachdem wir uns niedergelaſſen und durch Zuwinken mit den Händen die Andern gebeten hatten, ein Gleiches zu thun, bewillkommte uns der Biſchof der armeniſchen Kirche, der uns gegenüber in der andern Ecke des Divans lag, indem er ſeine Hand auf's Herz legte und ſie dann zu der Stirn erhob; ſeinem Beiſpiel folgten alle Uebrigen.

Nachdem dieſe üblichen Begrüßungen abgemacht waren, trat eine ſolche Maſſe von Dienern in recht gutem Coſtüme vor uns hin, daß ich nicht abſah, wie es möglich ſey, ſie für den Augenblick alle zu beſchäftigen. Hiefür ſorgt aber die orientaliſche Sitte, welche zu dem kleinſten Geſchäft einen, wenn nicht mehrere Bedienten anſtellt. So auch hier. Einer legte jedem von uns ein goldgeſticktes Tuch über die Arme, welche wir ihm entgegenſtrecken mußten. Ein Zweiter hielt knieend ein ſilbernes Waſchbecken unter unſere Hände, auf welche ein Dritter aus einer ſilbernen Kanne helles, klares Waſſer goß. Ein Vierter zog das erwähnte Tuch über unſere Finger zum Abtrocknen. Dann kam ein Fünfter und Sechster mit einem ſilbernen Präſentirteller, auf welchem Gläſer mit Sorbet und einige kleine Confituren ſtanden; dann ein Siebenter und Achter wieder mit Servietten, um, falls wir Einiges verſchüttet hätten, es wieder aufzutrocknen. Hierauf kam ein ganzer Troß in alttürkiſcher Tracht mit Turban und Kaftan, welche uns die langen Pfeifen in den Mund ſteckten und Caffee reichten.

Wir rauchten tapfer und im Saal herrſchte allgemeine Stille, weil jeder mit ſich oder ſeiner Pfeife beſchäftigt war. Dies ſelige Nichtsthun, der Glanz der ſeidenen Gewänder und der Spiegelwände, das Aroma des Caffees und der feine Geruch des guten Tabaks verſetzten uns in die alte Zeit des ächt orientaliſchen Prunkes, von welchem faſt nur noch in Damaskus einige Spuren anzutreffen ſind. Nachdem Pfeife und Caffee einige Male gewechſelt waren, ließ man uns eine Viertelſtunde ruhen; dann wurden am Eingang des Zimmers zwei kleine Matratzen ausgebreitet, und vier Perſonen erſchienen, welche darauf Platz nahmen. Es war die Muſikbande. Sie beſtand aus zwei Vio-

liniſten, von denen einer blind war, einem Flötiſten und einem, der das Tambourin ſchlug.

Das Concert begann mit einem türkiſchen Liede, deſſen Schönheit ich nicht zu faſſen im Stande war. Dann ſpielte der Blinde ein Violinſolo und präludirte ſo wahnſinnig auf ſeinem Inſtrument, fuhr ſo entſetzlich auf den Saiten herum, daß ich bis zu Ende des Stücks glaubte, er ſtimme nur und probire ſein Inſtrument. Nach einer martervollen halben Stunde beſchloſſen endlich die Virtuoſen ihr Concert mit einem Geſange, den der Blinde in näſelndem Tone anhob und deſſen Refrain die drei Andern im Chor ſangen. Drauf entfernten ſie ſich und uns wurden wieder Pfeifen und Caffee ſervirt.

So wurde es neun Uhr. Da traten zwei Kinder von acht bis zehn Jahren in's Zimmer und jedes trug in der Hand einen Leuchter in Geſtalt eines Blumenſtraußes, von Holz geſchnitzt, auf welchem eine grüne Wachskerze brannte. Hinter ihnen kam ein Mann, der einen Korb trug, welcher mit einem dünnen goldgeſtickten Schleier bedeckt war, durch deſſen feines Gewebe man den Anzug eines Mannes erkennen konnte. Kerzen und Korb wurden zu den Füßen des Biſchofs niedergeſetzt, welcher ſich vom Divan erhoben hatte und mit vier andern Prieſtern, die um ihn traten, ein Gebet ſprach, das hie und da durch den Geſang von ſieben Knaben unterbrochen wurde.

Merkwürdig war es uns, daß wir, nachdem wir ſchon einige Stunden im Hauſe waren, noch keine Spur vom Bräutigam geſehen hatten, dem doch die ganze Ceremonie galt; jetzt, nachdem die Prieſter ihren Segen über die Kleider geſprochen, wandten ſich alle Augen nach der Thür, an welcher ein junger Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren in der ärmlichſten Kleidung ſtand. Wir hielten ihn Anfangs für einen Bettler; er war von hoher Geſtalt, doch ſehr blaß und wagte kaum, die Augen aufzuſchlagen.

Plötzlich fing er an, ſich vor unſern Augen zu entkleiden, worauf ein alter Mann, ein Verwandter des Bräutigams — daß dies der junge Mann war, brauche ich wohl kaum zu ſagen — zum Korbe trat und dem Bräutigam zuerſt das lange Unterkleid, dann den Shawl und den Gürtel, endlich das mit Pelz beſetzte Ueberkleid reichte. Nun erhob ſich der Vater, nahm die Filzmütze, die noch im Korb zurückgeblieben war, ging mit feierlichen Schritten auf ſeinen Sohn zu, und ſetzte es ihm auf den Kopf, nachdem er ihm dreimal die Stirn geküßt hatte. Zu gleicher Zeit ſteckte er ihm an den kleinen Finger einen goldenen Ring mit einem herrlichen Brillanten, deſſen Feuer im ganzen Gemach umherſtrahlte. Jetzt trat der Biſchof wieder vor, ſchlug ihm ein roſenfarbiges, goldgeſticktes Tuch von Seide um den Hals und gab ihm eines von gleicher Farbe und gleichem Stoffe in die Hand, welches er einen

Augenblick an Mund und Augen drückte, worauf ihn der Ceremonienmeiſter bei der Hand nahm und im ganzem Saal herum zu jedem Gaſt führte, dem er ſofort die Hand küßte. Endlich kehrte er zu ſeinem Platz an der Thür zurück, ſetzte ſich zwiſchen die beiden grünen Wachskerzen und blieb da bis eilf Uhr, der Zeit des Nachteſſens.

Zu dieſem Zweck wurde ein kleines Geſtell von etwa zwei Fuß Höhe hereingebracht, worauf man eine große Kupferplatte ſetzte, die wenigſtens vierzehn Fuß im Umfang hatte, und an deren Rand in Scheiben geſchnittenes weißes Brod zwiſchen Rettichen, Selleri und Peterſilie lag. Ein gleicher Tiſch wurde in der andern Ecke des Zimmers für die Geiſtlichen bereitet.

Sobald das Eſſen begann, zog ſich der Bräutigam in's Nebenzimmer zurück, woher im gleichen Augenblicke ſich die ungeſchickte Muſik von Neuem hören ließ, welche jedoch bald zu unſerm größten Vergnügen wieder aufhörte. Sie ſpielte, wie ein des Landes kundiger Freund erzählte, altarabiſche Melodien, zu welchen der Blinde in ſeinem ſchnarrenden Tone Mährchen aus „Tauſend und einer Nacht“ recitirte. Das Nachteſſen wurde folgendermaßen ſervirt: Reis in Milch gekocht, Butterteig, die Suppe, mit einem Beigeſchmack von Hammelfett, ein Hammelsbraten mit Reis gefüllt, ein Entrée von Braten, Compot von Birnen, ein welſcher Hahn mit Reis gefüllt, am Spieß gebratene Hühner, Entrée von anderem Fleiſch, Kebab (kleine Stückchen Fleiſch, welche an hölzernen Stäbchen auf dem Roſt gebraten werden, ein Lieblingsgericht der Türken), Entrée von Zwiebeln, Pillau mit ſaurer Milch und Käſe. Von Zeit zu Zeit wurde rother Libanonwein, der, obgleich ſehr gut und feurig, leider beſtändig nach den Schläuchen ſchmeckt, worin er aufbewahrt wird, in kleinen Gläſern gereicht. Ihn brachten Diener, welche beſſer gekleidet waren und einen höhern Rang einnahmen, als die, welche die Speiſen auftrugen.

Es war Mitternacht, als die Tafel aufgehoben wurde, worauf, wie ſchon oben beſchrieben, Diener Waſchbecken, Handtücher und dergleichen reichten; zwei erſchienen dann mit einem Rauchfaß, und während ſie uns damit räucherten, wurde uns von andern Roſenwaſſer aus kleinen cryſtallenen Fläſchchen über die Kleider gegoſſen. Während der ganzen Mahlzeit war der Bräutigam nicht zum Vorſchein gekommen; aber kaum waren die Tafeln weggeräumt, ſo erſchien der Arme wieder und nahm ſeinen Platz wie früher zwiſchen den beiden grünen Wachskerzen an der Thür. Jetzt erfolgte die Sieſte, die der Türke mit dem unüberſetzbaren Worte Keſ bezeichnet, etwas, das wir Europäer durchaus nicht nachmachen können.

Der Orientale lehnt ſich in ſeinen Divan zurück, denkt nichts und ruht behaglich zwiſchen Wachen und Schlafen, wobei er langſam aus

einer langen Pfeife raucht. Selbſt der Prophet empfiehlt dieſe Sieſte, indem er ſagt: „Schlafet den Schlaf Kailuleh,“ d. h. den Schlaf nach dem Eſſen, „denn Satan ſchläft ihn nicht.“

Dieſer Zwiſchenact dauerte heute Abend über anderthalb Stunden, während welcher Zeit Mitternacht ihr Recht ausübte und auf dem ganzen Hauſe Grabesſtille lag. Auf einmal aber erhob ſich wieder das Geſchnarre der Inſtrumente und brachte die Ruhenden augenblicklich in Bewegung. Man ſprach, lachte, erzählte, bis kurz darauf der Ceremonienmeiſter mit großen Schritten in die Mitte des Zimmers trat und mit lauter Stimme verkündigte, daß es Zeit ſey, die Braut zu holen und nach der Kirche zu führen.

Alles erhob ſich und ging vor's Haus, um ſich zu einem Zuge zuſammenzureihen. Dieſer begann mit einer Reihe Fackelträger; dann kam die Muſik und die Sänger, hinter denen uns zu unſerm großen Leidweſen der Ehrenplatz angewieſen wurde; ſodann die übrigen Gäſte, und endlich unter den Dienern der Bräutigam. Nachdem wir uns im langſamen Schritt in einer der ſchmutzigen, ſchlechtgepflaſterten Straßen — es war eine feuchte, nebliche Januarnacht — etwa zehn Minuten fortbewegt hatten, kamen wir an das Haus des Brautvaters, wo an der Thür das nämliche Ceremoniel mit unſern Stiefeln ſtattfand. Als wir eine große Vorhalle durchſchritten hatten, kamen wir in ein Zimmer, wo um einen Mangahl diejenigen Freunde des Hauſes kauerten, welche den zweiten Rang in der Geſellſchaft einnahmen.

Aus dieſem Zimmer wurden wir in den großen Empfangſaal geführt, der noch weit prachtvoller war, als der im Hauſe des Bräutigams. Gegenüber dem Eingang befand ſich eine Niſche, in welcher außer einer Pendule von Alabaſter mehrere hübſche Porcellanvaſen mit künſtlichen Blumen ſtanden. Die Fenſter, höher als die gewöhnlichen Häuſer, waren mit ſeidenen Vorhängen verſehen, die Kiſſen des Divans von gelber Seide, mit Blumen von braunem Sammt. Auf dem Teppich ſtanden zwei ſehr ſchön gearbeitete Mangahls, umgeben von großen bronzenen Leuchtern mit grünen Wachskerzen. Zuerſt wurden wir auf gewöhnliche Art bewillkommt, dann brachte man uns Caffee und lange Pfeifen, und während wir behaglich rauchten, ging der arme Bräutigam im Kreiſe herum und küßte Allen die Hand, die nicht bei ſeinem Vater geweſen waren. Dann kamen vier Künſtler, welche vom Brautvater gedungen waren, und beglückten uns mit mehreren Muſikſtücken, welche jedoch nicht beſſer waren, als die frühern. Uebrigens blieben wir hier nur kurze Zeit, weil der Hochzeitzug jetzt endlich in die Kirche ging. Im Hofe ſahen wir eine Menge Menſchen um einen weißen Zelter gedrängt, der, ſehr reich geſchirrt, für die Braut beſtimmt war. Der Zug ſetzte ſich, wie früher, in Bewegung, und nach dem Bräutigam

kamen die Freunde der Braut und endlich ſie ſelbſt zu Pferde, umringt von einer Anzahl Frauen zu Fuß. Sie trug ein Kleid von weißer Seide mit goldgeſtickten Blumen, das ihr bis an die Sohlen reichte. Auf dem Kopf hatte ſie einen Ueberwurf von weißem Mouſſelin, und über dieſem einen von rothem Atlas, welcher beinahe das ganze Geſicht bedeckte. Auf dem Kopf trug ſie ein Barett von Holz, einem Soldatentſchakow, den man oben abgerundet, nicht unähnlich. Dieſe ſonderbare Bedeckung ließ kaum die Form eines menſchlichen Kopfes erkennen.

Wir brauchten über eine halbe Stunde, um zur Kirche zu gelangen, welche zu unſerem Empfange bereit ſeyn ſollte, jedoch ſo ſchlecht erleuchtet war, daß der Blick kaum bis zur Kuppel dringen konnte. Dieſe wurde von acht hölzernen Säulen getragen. Links am Eingang war ein Bild des heiligen Georg, wie er den Drachen erlegt, und rechts die Thür, welche in's Kloſter führt. Wir traten vor den Hauptaltar und nachdem man uns Stühle gebracht, konnten wir mit Muße das Innere der Kirche betrachten. Ueber dem Altar, zu welchem vier Stufen von weißem Marmor führten, hing das Bild der Mutter Gottes, rechts von demſelben die heilige Anna und links der heilige Petrus. In der Mitte ſchwebte ein Kronleuchter mit gelben Lichtern, welche ſchlecht brannten und einige ſilberne Leuchter ſtanden ohne Symmetrie in der Kirche umher.

Endlich kam der Bräutigam und wurde zur linken Seite des Altars geführt; eine verſchleierte Frau brachte ſodann die Braut zur Rechten deſſelben. Der Biſchof zog ſeine ſchönſten, mit Gold und Silber geſtickten geiſtlichen Gewänder an und nahm Platz in einer Niſche. Ein anderer Geiſtlicher vereinigte die Hände der Brautleute, während ein Dritter ihnen die Köpfe zuſammendrückte, und ein Knabe, auf einem Gerüſte ſtehend, hielt ein Kreuz und eine Wachskerze über ſie. In dieſer eigenen Stellung verweilten ſie bei zwanzig Minuten, während welcher Zeit der Biſchof vor ſie trat und eine Meſſe las. Der Gottesdienſt endigte damit, daß ein Diakonus ein Kapitel des Evangeliums Matthäi vortrug. Da aber dieſer Mann das Unglück hatte, bucklig zu ſeyn und mit der Zunge anzuſtoßen, ſo mußten wir die Feierlichkeit der Handlung ſtets bedenken, um nicht in Lachen auszubrechen. Der Geiſtliche ſprach darauf ein kurzes Gebet und befeſtigte ein Band an der Mütze des Bräutigams und dem Barett der Braut, wobei er ihnen bedeutete, daß ſie von nun an für's Leben vereinigt ſeyen. Ein Nachbar, den ich fragte, wozu das unförmliche Holzbarett der Braut diene, antwortete mir, es ſey, um Beide gleich groß zu machen, damit ſie erkennen, daß keines über dem andern, daß ſie einander gleich ſtehen.

Zum Schluß küßten die Brautleute ein Crucifix; die Braut wurde von derſelben Frau wieder abgeholt und dann auf ihrem Pferde gänzlich

verſchleiert in das Haus ihres Mannes gebracht. Gegen drei Uhr Morgens war endlich dieſe Hochzeitfeier vollendet, auf welche ſich die Eingebornen ſeit mehreren Wochen gefreut, und der wir eine Nacht zum Opfer gebracht hatten. Wir waren es indeſſen wohl zufrieden, einmal für allemal eine armeniſche Hochzeit in Syrien geſehen zu haben.

Wenn wir früher in Conſtantinopel, ſpäter in Beirut unſere Reiſeprojecte machten, und wir in Syrien in Gedanken bis Damaskus vordrangen, ſo hatte wohl einer die kühne Idee, von da einen Ausflug nach Palmyra vorzuſchlagen. Doch behandelten wir dieſe Idee gerade wie ein ſchönes Mährchen, von dem man träumt und wo ſich am Ende eine kühne Phantaſie einredet, man werde die ſchimmernden Thore des Feenpalaſtes endlich in der Wirklichkeit einmal erreichen. Wenn uns einige des Landes kundige eine Tour nach Palmyra, als mit den größten Schwierigkeiten und Mühſeligkeiten verbunden, vorſtellten, ſo kamen faſt alle, die wir darum fragten, dahin überein, ſchon von jeher ſey der Weg durch die Wüſte nach jenen colaſſalen Ruinen durch die ſtreifenden Araberhorden ſehr unſicher gemacht worden, und jetzt in Kriegszeiten, da Ibrahim Paſcha's mächtige Hand jene Raubſtämme nicht mehr im Zügel halte, ſey es nicht möglich, an eine Tour nach Palmyra zu denken. Obgleich wir nun ſchon durch unſere Tour über den Balkan und ſpäter über den Libanon belehrt worden waren, was man von den Reden der Leute zu halten habe, ſo waren doch die Gründe, die ich oben gegen eine Reiſe nach Palmyra angeführt, zu vernünftig und uns zu einleuchtend, als daß wir im Ernſt daran hätten denken können, deshalb thaten wir dies auch nur, wenn wir eben einmal im beſten Zuge waren, die ſchönſten Luftſchlöſſer zu bauen.

Mit dieſen Gedanken in Bezug auf Palmyra waren wir nach Damaskus gekommen und wagten es nicht einmal, weder einen unſerer Vaters, noch den Herrn Baudin zu fragen, ob es wohl in dieſen Zeitverhältniſſen möglich ſey, Palmyra zu ſehen. So ſaßen wir am Tage nach jener Hochzeit, da es gerade mehrere Stunden anhaltend regnete, in unſerem Gemach und rauchten eine Pfeife. Skandar, der noch geſtern Abend mit den Leuten des Perſers zuſammen gekommen war, hatte uns geſagt, daß ihm der Stallmeiſter im Vertrauen erklärt, es ſey vielleicht möglich, jenen Hengſt zu bekommen; doch würde ſein Herr bei einer directen Anfrage eine ungeheure Summe fordern, weshalb er ihm die Sache überlaſſen ſolle. Daß dieſem treuen Knecht dafür ein reichliches Trinkgeld zu Theil werden mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Doch hatte Skandar für gut befunden, ihn manövriren zu laſſen, und brachte uns dieſen Beſcheid mit dem troſtreichen Zuſatz, daß der Stallmeiſter ſich wenigſtens fünf Tage Zeit ausgebeten habe, ehe er eine Antwort ertheilen könne.

Trotz den Schönheiten von Damaskus war uns doch die unfreiwillige Verlängerung des Aufenthalts nicht sehr erwünscht; denn erstens hätten wir nach unserer gemachten Zeiteintheilung schon morgen oder übermorgen abreisen sollen, und zweitens hatte uns der Prior die untröstliche Nachricht gegeben, daß in der Stadt die Pest ausgebrochen sey, die, obgleich sie sich erst hie und da zeige und wenig Opfer hinwegraffe, doch wegen des vielen halb verhungerten Gesindels, das der Krieg hier zusammengeführt, sehr gefährlich zu werden drohe. Wir hatten uns um einen Mangahl gesetzt, und der Fürst, der immer sehr guten Humors war, konnte heute doch ein unangenehmes Gefühl nicht unterdrücken und sagte beständig: „c'est terrible, c'est terrible!"

Da trat Herr Baudin in's Zimmer, und nachdem wir ihm Caffee gemacht und unsere beste Pfeife angeboten, sprach auch er von der ausbrechenden Pest und wie groß die allgemeinen Befürchtungen seyen. Ohne ihm zu erklären, was uns hier zurückhalte, sagte der Baron, wir würden noch vier bis sechs Tage da bleiben, worüber viel Gleichgültiges hin und her gesprochen wurde, bis uns plötzlich Herr Baudin fragte: ob wir denn nicht Palmyra sehen wollten. Man kann sich leicht denken, daß uns diese Frage nicht wenig überraschte und wir sie für Scherz annahmen, worauf uns jedoch Herr Baudin in allem Ernste versicherte, obgleich eine Tour nach jenen Ruinen mit ziemlichen Kosten und Mühseligkeiten verknüpft sey, würde sie sich jedoch gerade jetzt in Folge der Kriegsverhältnisse machen lassen. Ibrahim Pascha nämlich, der seine Truppen aus dem Hauran nach Damaskus gezogen, habe zu diesem Zweck an verschiedenen Orten kleine Etappen errichtet, die auch uns noch zu gut kommen könnten, und wenn auch die durchziehenden Truppen nicht viel zurück gelassen, als Deserteure, so könnten uns dieselben oder vielmehr ihre Pferde recht zu Statten kommen. Auch würden die streifenden Araber durch jene Truppenzüge, wenn gleich nur für kurze Zeit, weiter in das Innere des Landes zurückgedrängt seyn.

Wir sahen uns überrascht an, und als wenn einer in des andern Auge gelesen hätte, nichts sey ihm erwünschter, als diese Aussicht, so antworteten wir mit einem Munde: wir würden uns sehr glücklich schätzen, diese interessante Tour machen zu können. Herr Baudin, der unermüdliche, liebenswürdige Mann, schlug uns nun zwei Arten vor, um diese Reise zu machen. Bei der einen müßten wir uns der Kameele bedienen, würden wohl langsamer, aber auch bequemer reisen und könnten mit der Schnelligkeit der gewöhnlichen Karavanen Palmyra am sechsten, im günstigen Falle am fünften Tage erreichen. Bei der andern dagegen, die kostspieliger sey, müßten wir Pferde nehmen, dürften kein Gepäck mitführen und uns von einer Schaar berittener Beduinen begleiten lassen. Dann aber könnten wir bei ziemlich guten

Pferden Palmyra ſchon in der Nacht vom dritten auf den vierten, oder ſpäteſtens im Lauf des vierten Tages erreichen.

Wir waren heute Alle in der glücklichen Stimmung, einen ſchnellen Entſchluß faſſen zu können, und entſchieden uns in kurzer Zeit für die Tour nach Palmyra, ſo wie dafür den Ritt zu Pferde zu machen, und Herr Baudin entfernte ſich ſogleich mit dem Verſprechen, wo möglich noch heute das Nöthige zu beſorgen, ſo wie ſichere Leute und einen bekannten Schech zu unſerer Begleitung auszuſuchen, den er uns noch heute Abend zuſchicken werde. So auf einmal an's Ziel unſerer kühnſten Hoffnungen, Palmyra doch noch zu ſehen, gekommen, ſäumten wir nicht, alle nöthigen Vorkehrungen zu dieſem Ritte zu treffen. Vor allen Dingen ſahen wir nach unſern Waffen und ſetzten Piſtolen und Säbel in den beſtmöglichen Stand. Das dunkle Wetter brachte einen frühen Abend herbei und wir hatten uns ſo eben nach dem Mittagseſſen aus dem Refectorium in unſere Stube begeben, als draußen auf dem Corridor ſich ſchleppende Fußtritte vernehmen ließen, an denen man gleich die Ankunft von Beduinen erkennen konnte. Und ſo war es auch.

Herr Baudin kam zurück und brachte ein Paar dieſer Wüſtenſöhne mit, von denen einer — es war der Schech ſelbſt — mit uns über die Koſten jener Tour unterhandeln ſollte. Es wurde Alles beinahe auf dieſelbe Art abgemacht, wie auf unſerer Tour durch die Türkei. Der Schech lieferte jedem ein gutes Pferd und verſprach, uns am vierten Tag nach Palmyra zu bringen. Da wir wohl wußten, daß wir, um in dieſer kurzen Zeit hinzugelangen, äußerſt ſchnell reiten mußten, ſo wurde in der mündlichen Uebereinkunft vorgeſehen, daß der Schech für die Ausdauer der Pferde zu ſtehen und er im Fall eines ſtürze, für ein anderes zu ſorgen habe. Der Schech, ein ſchon ältlicher Araber, aber ein großer kräftiger Mann, ſchilderte uns mit lebhaften Farben die Gefahren, welche die Reiſenden auf dieſem Wege bedrohe, wie noch vor nicht langer Zeit eine Karavane von den ſtreifenden Arabern geplündert und hinweggeführt worden ſey, ſetzte aber hinzu, in ſeiner Begleitung ſeyen wir ganz ſicher.

Doch was die lebhafte Schilderung der Gefahren, denen er ſich um unſertwillen ausſetze, bezwecke, wurden wir bald inne; denn der gute Araber forderte eine ganz unerhörte Summe. Trotz unſeres Handelns ließ er nicht ſehr viel herunter und da uns Herr Baudin verſicherte, wir würden mit einem Andern nicht billiger einig, ſo ſchloſſen wir das Geſchäft ab, reichten dem Araber die Hand zum Zeichen, daß wir uns ihm übergeben und ſchärften ihm noch ein, morgen vor Tagesanbruch mit ſeinen Pferden unten zu ſeyn.

Ich konnte die Nacht nicht viel ſchlafen; auch den Andern erging's nicht beſſer, beſonders war der Fürſt in beſtändiger Unruhe. So oft

ich mich auf meinem Lager herumwandte, ſah ich ihn bald dies, bald jenes vornehmen. Jetzt ſtopfte er ſich eine Pfeife, dann putzte er an ſeinen Waffen herum, und als kaum Mitternacht vorbei war, meinte er, jetzt ſey es Zeit, daß wir aufſtünden und anfingen, den Caffee zu kochen. Ich folgte ſeinem Rath, verließ mein Lager und rüſtete mich zu dem weiten Ritte. Mein Anzug war ſo einfach wie möglich, kurze Stiefeln mit Sporen, eine lederbeſetzte Reithoſe, darüber einen kurzen zugeknöpften Rock; auf den Kopf ſetzte ich das Feß; der Fürſt machte mir aus einem ungeheuren Stück Mouſſelin, das ich geſtern gekauft, kunſtgerecht einen Turban; einen türkiſchen Säbel hatte ich an der Seite und meine Piſtolen an einer langen Schnur, womit ich ſie am Sattelknopf befeſtigen konnte.

Der Fürſt vertauſchte auch ſein ſeidenes geſticktes Kleid mit einem ſehr groben, das aus gegerbtem Leder beſtand und mit Pelz beſetzt war.

Der Baron war wie ich coſtümirt; nur hatte er einen rothen Turban, die Piſtolen in eben ſolchem Gürtel ſtecken und an der Seite einen geraden öſtreichiſchen Cüraſſier-Pallaſch.

Unſere Beduinen waren ſehr pünktlich. Noch war es gänzlich Nacht, als ein langes anhaltendes Pferdegetrappel auf der Gaſſe uns ihre Ankunft anzeigte. Von den Leuten nahmen wir Giovanni und den rieſigen Mechmed mit, Skandar blieb aber zurück, um unterdeſſen beim Pferdeverkauf mitzuwirken.

Nachdem uns noch der gute Prior ſeinen Segen ertheilt, ſaßen wir auf und ritten zur dunkeln, ſtillen Stadt hinaus. Vor dem Thore hatten wir einen Steinweg, ähnlich dem, auf welchem wir vom Libanon her in die Stadt geritten waren, ſetzten dann auf einer Brücke über einen Fluß, wahrſcheinlich ein Arm des Barrada, und befanden uns auf der großen Straße nach Aleppo. Wie faſt auf allen unſern Touren mit den Arabern hielten ſie gleich unſern Baron, wegen ſeiner ſtattlichen Figur, für den Chef unſerer Geſellſchaft. Auch heute, als wir jenen unregelmäßigen Steindamm hinter uns hatten, ritt der Schech zu ihm hin und fragte ihn, ob wir jetzt ſchneller reiten könnten. Natürlich ſäumten wir nicht, unſern Pferden die Sporen zu geben und jagten in ſauſendem Galopp davon. Wir durchſchnitten das Thal Gutha und hatten ſchon beinahe die Berge erreicht, welche es im Süden einſchließen, als der Morgen in Oſten ſchwach aufzudämmern begann. Die Straße, auf der wir ritten, war, wie alle hier zu Land, ohne Kunſt und Mühe angelegt und nur von den Karavanenzügen gebildet, die jedes Jahr in unabſehbarer Reihe von Damaskus ausziehen.

Unſere Begleitung beſtand aus einigen und dreißig Beduinen, die mir alle ziemlich gut beritten ſchienen. Sie trugen den weißen Burnus; einige einen Turban, andere roth und gelbe, ſo wie auch weiße Tücher,

die mit um den Kopf gebundenen Stricken festgehalten werden. Die Bewaffnung der meisten bestand in einem Säbel, einem Paar Pistolen und der langen Lanze mit dem charakteristischen Büschel von schwarzen Straußfedern. Einige hatten außerdem einen Handschar im Gürtel stecken oder eine lange dünne Flinte auf dem Rücken befestigt. Als wir uns auf der Höhe jener Berge umwandten, drangen gerade die ersten Strahlen der Morgensonne hervor, und beleuchteten die prächtige Stadt, die wir vor einigen Stunden verlassen.

Der Weg, den wir in der ersten Hälfte des heutigen Tages zurücklegten, ging meistens durch bergiges Terrain, deren Formation den Felsen des Libanon, aber in sehr verkleinertem Maßstabe glich. Unsere Pferde liefen ausgezeichnet gut, und als wir mit sinkender Nacht ein kleines armseliges Dorf, Neschme, erreichten, hatten wir an zwanzig deutsche Stunden zurückgelegt. Bei der Ankunft einer so großen bewaffneten Schaar, wie die unsrige, waren die Einwohner geflohen; nur einige alte Männer und Kinder waren zurückgeblieben. Der Schech suchte eine der besten Hütten für uns aus, und es gelang ihm auch, Hühner und Eier für uns, so wie reichliche Gerste für die Pferde, zu erhalten.

Da er Alles baar bezahlte und die Zurückgebliebenen sahen, daß es auf keine Plünderung abgesehen war, mußten sie den Geflohenen Nachricht gegeben haben, denn während der Nacht kamen die meisten zurück. Wir ritten am andern Morgen wieder vor Tagesanbruch aus und unser Weg führte durch eine steinige sandige Fläche. Zur Rechten hatten wir einen Zug des Gebirges Ruack, und gegen Abend mußten wir einen Ausläufer desselben übersteigen, der uns quer durch den Weg strich. Doch erreichten wir bald unser heutiges Nachtquartier, Karyatien, ein weit größeres und ansehnlicheres Dorf, als Neschme, dessen Schech uns freundlich mit der gewöhnlichen Gastfreundschaft der Araber aufnahm. Unsere Pferde, d. h. die, die wir Europäer ritten, waren heute Abend entsetzlich ermüdet, denn wir hatten heute nicht weniger als dreißig deutsche Stunden gemacht, aber die unserer Beduinen, die schon an dergleichen Fatiguen mehr gewöhnt waren, schienen wunderbarer Weise von dem fürchterlichen Ritt gestern und heute nicht gelitten zu haben.

Gleich bei der Ankunft setzte sich unser Schech mit dem des Dorfes in Unterhandlung, um für uns auf morgen frische Pferde zu erhalten, so wie eine Anzahl Kameele, die mit Wasser, Gerste und einigem Proviant für uns beladen wurden und sogleich abgehen sollten, damit wir, die wir morgen früh weiter ritten, auf den Abend in der baum- und wasserlosen Wüste, welche wir hinter Karyatien betraten, den nöthigen Proviant finden würden. Glücklicher Weise waren die beiden Beduinen alte Bekannte; sie hatten mehrmals die Karavanenzüge mit ihren Schaaren durch die Wüste begleitet, und der eine war daher jetzt gleich

bereitwillig, dem andern zu helfen, ſo daß in ungefähr zwei Stunden unſere Proviantkolonne für morgen abgehen konnte. Sie beſtand aus zehn Kameelen und ungefähr zwanzig Reitern, bewaffnet und beritten, wie die unſrigen. Wir begleiteten ſie bis vor das Dorf und ſahen ihnen noch lange nach, wie ſie auf der weiten flachen Ebene dahin gingen, in der Dämmerung der Nacht und dem hellen gelben Sande allmählig wie Schatten entſchwebend.

Unſer Schech war ein freundlicher Mann. Er bewirthete uns mit einem guten Pillau und Lammfleiſch und brachte nachher, um uns etwas recht Gutes anzuthun, eine Flaſche Raki, Dattelbranntwein, hervor, wovon wir jeder ein Gläschen trinken mußten. Er war ein ſchon alter Mann und ließ uns durch Giovanni viel von den gefährlichen Pilgerzügen ſagen, die er durch die Wüſte geleitet. Auch brachte er ſpäter einen Ehrenſäbel herbei, den er dafür von einem Paſcha von Damaskus erhalten. Dieſe freien Araberſtämme ziehen ihren größten Verdienſt aus der Begleitung und Verproviantirung der Karavanen, die nach Mekka gehen. Alljährlich verſammeln ſich zu Damaskus aus dem ganzen Norden Aſiens alle Pilger, die dieſen Zug mitmachen wollen. Die meiſten derſelben kommen erſt am Ende des Ramaſans, und dann gleicht Damaskus, die an ſich ſchon ſo lebendige Stadt, einem ungeheuern Markte. Es wimmelt von Fremden aus allen Theilen der Türkei und Perſiens. Alle Straßen der Stadt ſind bedeckt mit Haufen von Pferden, Kameelen, Eſeln und Waarenballen, und dieſer ganze ungeheure Troß ſetzte ſich nach einigen Tagen in Bewegung, um in vierzig Tagen durch die Wüſte ziehend, Mekka am Bairamfeſte zu erreichen. Da die Karavane durch die Gebiete mehrerer freien Araberſtämme zieht, ſo mußte man Verträge mit ihnen abſchließen, ihnen einen Durchgangszoll bezahlen oder ſie zu Führern und Begleitern nehmen, was ebenfalls bezahlt wurde. Der Paſcha von Damaskus ſchickt vor dem Auszug der Karavane einem der mächtigſten Beduinenſchech's den Ehrenſäbel, von dem ich oben ſprach, ſo wie ein Zelt, und ernennt ihn ſomit zum Hauptführer der Karavane, unter welchem Titel ihm aber die Verpflichtung obliegt, für einen Theil der zum Zuge nöthigen Kameele zu ſorgen, die er um einen beſtimmten Preis liefern muß, ohne bei Verluſten auf eine weitere Entſchädigung rechnen zu können. Jedes Jahr gehen bei dieſen Zügen an zehntauſend Kameele zu Grunde, deren Erſetzung ein bedeutender Erwerbszweig der Araber iſt. In früherer Zeit lag dem Paſcha von Damaskus die Verpflichtung auf, die heilige Karavane ſelbſt nach Mekka zu führen, weswegen er den Ehrennamen Emir Hadje führte, und dieſem Poſten wurde eine ſolche Wichtigkeit beigelegt, daß, wenn der Zug gelingt, das heißt, wenn die Araber ihn nicht zerſtreuen und ausplündern, die Perſon des Paſcha für alle Zeiten unverletzlich

iſt und es ſelbſt dem Sultan nicht erlaubt iſt, ſein Blut zu vergießen. Doch wußte die Politik der hohen Pforte dies buchſtäbliche Verbot ſehr gut zu umgehen, indem ſie einen ſolchen Paſcha, deſſen ſie ſich entledigen wollte, in einem Sack erſticken ließ. Neben dem religiöſen Intereſſe treibt auch die Ausſicht, im Handel ein Bedeutendes zu gewinnen, eine Menge Pilger zu dem Zuge. Sie nehmen von Hauſe Waaren mit, die ſie unterwegs verkaufen, und das gelöſte Geld verwenden ſie in Mekka zum Einkauf von Mouſſelinen aus der Stadt ſelbſt und aus Bengalen, von Shawls aus Kaſchemir, Aloe aus Tunkin, Diamanten aus Golkonda, beſonders Caffee aus Yemen. Indeſſen plündern oft die ſtreifenden Araber die Karavanen gänzlich aus und machen alle die ſchönen Projecte der Kaufleute zu Schanden. Doch kommen in den meiſten Fällen die Pilger wohlbehalten zum Ziel und alsdann iſt ihr Vortheil ſehr bedeutend. Die ärmere Claſſe, die bei dem Zuge materiell nichts gewinnen kann, macht ſich in allen Fällen durch die Ehrfurcht bezahlt, die man dem Namen Hadji (Pilger) beilegt, oder durch das Vergnügen, ihren Landsleuten die Wunder der Kaaba zu rühmen, mit Emphaſe von der ungeheuern Menge Pilger und den Mühſeligkeiten, die ſie ausgeſtanden haben, zu ſprechen, ſo wie von den ſeltſamen Figuren der Beduinen, der waſſerloſen Wüſte und dem Grab des Propheten. Dieſe Erzählungen haben den gewöhnlichen Erfolg, daß ſie die Bewunderung und Begeiſterung der Zuhörer erregen, wiewohl es nach dem aufrichtigen Geſtändniß der Pilger nichts Elenderes, als dieſe Reiſe gibt. Uebrigens hat aber auch dieſe flüchtige Bewunderung nicht verhindert, ein für die frommen Pilger wenig ehrenvolles Sprüchwort in Umlauf zu bringen: „Sey mißtrauiſch gegen deinen Nachbar,“ ſagt der Araber, „wenn er einen Hadje (Pilgerzug) gemacht hat; macht er aber zwei, ſo trenne dich augenblicklich von ihm.“

Am andern Morgen brachen wir wieder vor Tagesanbruch auf: unſer alter Wirth wollte uns durchaus begleiten, indem er unſeren Schech vorſtellte, unſere Eskorte ſey bei einem bedeutenden Angriff der Araber doch ein wenig ſchwach, und es mache ihm ſelbſt Spaß, wieder einmal einen Ritt durch die Wüſte zu unternehmen. Sein Verlangen konnte uns nur angenehm ſeyn, und da wir ſchon viel von den verwegenen Räubereien der Araber in dieſen Theilen des Landes gehört hatten, ſo ſahen wir es nicht ungern, daß er ſich in Begleitung einiger zehn recht gut ausſehender Reiter unſerem Zug anſchloß.

Eine kurze Strecke hinter Karyatien fing die gewaltige Sandwüſte mit einem Male an. Eine unabſehbare, weißlich gelbe Fläche breitete ſich vor uns aus und der Blick fand keine Abwechslung, als lange Wellenlinien, die der Wind in den Flugſand gezeichnet hatte. Nördlich ſtrichen in weiter Entfernung die Gebirge von Ajar und öſtlich

war das, was wir ſahen, entweder Sandgebirge oder der gelbe Boden ſpiegelte ſich in den Wolken wieder. Die ausführlichere Beſchreibung einer Reiſe durch die Wüſte findet beſſer bei unſerer zweiten und größeren Tour durch dieſe öden Sandflächen, als wir ſpäter von Gazza nach Kairo zogen, ihre Stelle, weshalb ich hier nur mit wenigen Worten darauf hingedeutet habe, beſonders da ſich dieſe verlaſſenen baum- und waſſerloſen Landſtrecken faſt ganz gleich ſehen.

Unſer heutiger Tagmarſch war für die Pferde ſehr ermüdend, denn obgleich ſie bei jedem Schritt bis über die Feſſeln in den Sand traten, ging es doch faſt beſtändig im ſcharfen Trabe vorwärts. Auch der Himmel war uns nicht ſehr günſtig, ſondern mit Wolken überzogen und ein ſcharfer Wind wirbelte oft den Sand um uns in die Höhe, daß wir wie in Wetterwolken eingehüllt dahin ritten. Mir kam heute beim Betrachten unſerer Reiterſchaar häufig und ſehr lebhaft ein kleiner Kupferſtich in's Gedächtniß, „eine Karavane vor einem Sandſturme fliehend", auf welchem eine bunte wilde Schaar von Beduinen vor zerriſſenen Wolken, die vom Himmel herabzuflattern ſcheinen, und beweglichen Sandhaufen, wie wir heute, dahin fliehen. Im Hintergrund des kleinen Bildchens ſah man die Ebene mit Ruinen bedeckt. War es Palmyra? Mir kam es damals ſchon ſo vor, als müſſe es Palmyra ſeyn, und meine Phantaſie bemühte ſich nach Allem dem, was uns von jener fabelhaften Stadt geſagt wurde, bei Nennung dieſes Namens die prächtige todte Stadt ſo wundervoll wie möglich auszumalen. Aus der Wüſte kamen die guten und böſen Feen, die an der Wiege neugeborner Königskinder erſchienen, um ſie zu beſchenken, und Palmyra hatte ich mir als den Ort gedacht, wo die gute Fee herkommen müſſe. Palmyra mit den ſchönen Bauwerken, von denen ich gehört, und die doch Niemand bewohnen ſollte, war mir eine Stadt von Palmen umgeben, in der jene guten Geiſter ihre eigentliche Heimath hatten, wie auch bei uns die Zauberſchlöſſer mitten im Walde liegen.

Was wir am Morgen vor uns geſehen hatten, waren wirklich Ketten von Bergen, ohne Baum und Strauch, die eine ſandige Fläche von ungefähr drei bis vier Stunden Breite einſchloſſen, und ſo eine Schlucht bildeten, die ſich nordweſtlich hinzog. Es dunkelte ſchon, als wir den Eingang derſelben erreichten, wo wir die vorausgeſchickten Kameele gelagert fanden. Unſer guter Schech von Karyatien hatte ein Zelt mitgegeben, das uns recht gut zu Statten kam. Die Nacht wurde, wie immer hier, recht kalt und der Thau benetzte rings den Boden. Trotz der geſpannten Erwartung, mit der wir dem morgenden Tag entgegenſahen, ließ uns die große Ermüdung, die uns dieſe forcirten Ritte verurſacht, ſehr feſt ſchlafen und es bedurfte am andern Morgen des lauten Getümmels der aufbrechenden Araber, um uns zu wecken.

Die Kameele mit ihrer Bedeckung blieben auf dem Platze hier, um uns morgen in der Nacht wieder aufzunehmen, und ſie waren für dieſe Zeit mit Waſſer und Proviant genugſam verſehen.

Wir ritten in der Morgendämmerung vielleicht zwei Stunden lang durch die Schlucht, die ſich auf einmal zu verengen ſchien; doch traten die Gebirgszüge an dieſer Stelle nur etwas zuſammen, um ſich gleich hinter derſelben zu einem weiten Thale auszudehnen, in welchem Palmyra oder Tadmor liegt. Mir klopfte das Herz, als wir eine dieſer Bergketten rechts hinanſtiegen und nun auf einmal auf der andern Seite die Ruinen einer Waſſerleitung ſahen, die einſt in frühern Zeiten das Waſſer nach der Stadt führte. Doch woher, da die Gegend weit und breit mit Sand bedeckt iſt? Die Rinne, welche von den ſtolzen Bogen getragen wird, zeigt keine Spur von irgend einem grünen Blatt oder einem Mooſe, ſondern Alles iſt beſtaubt und angefüllt mit dem feinen Sand, den der Samum emporwirbelt. Jetzt ſahen wir rechts und links neben dieſem Aquaduct, ſo wie auch an der Höhe vor uns, einige viereckige Thürme von bedeutender Höhe. Unſer Weg führte uns bei einem derſelben vorbei und wir erkannten, daß es alte Grabmäler ſeyen. Mit lautem Hurrah, das in den Bergen wiederhallte, jagten unſere Beduinen nun den letzten Abſatz der Höhe hinan. Wir folgten ihnen und ſahen von oben die alte prächtige Stadt vor uns, — todt, — und doch ewig in ihren Trümmern lebend.

Es iſt nicht möglich, einen Anblick, wie den der Ruinen von Palmyra, zu beſchreiben oder auch nur ein ſchwaches Bild davon zu geben. Man kann gegen andere Trümmer vergangener Zeiten an dieſe keinen Maßſtab legen. Hier iſt keine prachtvolle üppige Gegend, auf der die Ruinen nur eine Verſchönerung wären, hier iſt nichts wie eine unabſehbare öde Fläche, welche ſich bis zum Euphrat kahl und unwirthbar erſtreckt, die erſt dem Auge bedeutend wird und es zu feſſeln vermag durch die Trümmer der Stadt, Trümmer, ſo ungeheuer und zahlreich, daß man ſie kaum in zwei Stunden umwandeln kann. Fern von jedem lebenden Weſen, fern von der Zeit, die im Stande war, ſolches zu bauen, ragt hier eine ungeheure Menge korinthiſcher Säulen empor, deren Bild durch die wenigen Mauern und Gebäude, die man ſieht, noch ſonderbarer wird. Kann man die unzähligen ſchlanken Schafte mit dem kunſtvoll gearbeiteten Frieß einem verſteinerten Palmenwald vergleichen? Nein, es iſt wie das Tulpenbeet einer mächtigen Fee, die Säfte der ſchönen Blume hat eine böſe Macht ausgetrocknet und wir Menſchen glauben nun, dort ſey vormals eine Stadt geweſen. Ja, mir war es unmöglich, das ungeheure Schauſpiel, daß ſich unſern Blicken auf der Höhe darbot, zu erfaſſen. Wir ritten ſtumm den Hügel hinab

gegen die Stadt mit offenem Auge und gierigem Blick, um von dem Herrlichen ſo viel wie möglich in uns aufnehmen zu können.

Bald ſtößt man auf einen Palaſt, doch ſieht man nur die mit Säulen umgebenen Höfe, und Bruchſtücke der mit ſchönen Verzierungen bedeckten Mauern; bald auf einen Tempel, deſſen Größe und Lage man nur durch die umhergeſtreuten Trümmer erkennen kann; bald auf einen andern, deſſen Periſtyl halb umgeſtürzt iſt. Dort ſteht noch ein Portikus, da ein Triumphbogen, hier eine kleine Säulenpforte. Die tauſende von Säulen, die hier aufrecht ſtehen, bilden die merkwürdigſten Gruppen. Hier umgeben ſie in maleriſcher Unordnung einen Brunnen, dort ſieht man noch, wie ſie den Hof eines Tempels umſtanden, doch iſt die Symmetrie durch den Einſturz mehrerer geſtört; weiter hinten dehnen ſie ſich in einer ſo langen Reihe aus, daß ſie Alleen von Bäumen gleichen und ſich in der Ferne verlierend nur wie eine ununterbrochene Linie erſcheinen. Ruft man die gierigen umherſchweifenden Blicke von dieſen erhabenen Scenen ab, und ſenkt ſie vor ſich hin, ſo ſieht man den Boden mit Trümmern bedeckt, die in ihrer zerſtörten Geſtalt noch eben ſo großartig ſind. Da liegen die ungeheuerſten Säulenſchäfte, halb und ganz zerſtückt, in ihren Theilen blos verrenkt oder ganz von einander getrennt. Ueberall blicken aus dem Boden halb vergrabene Mauerſtücke empor, Ueberreſte von Bildſäulen und Frießen, zertrümmerte Capitäler, entſtellte Reliefs, mit Sand bedeckte Gräber und zerſtörte Altäre.

Wir überließen unſere Pferde den Beduinen und wanderten den ganzen Tag zwiſchen den erhabenen Trümmern umher. Ich verſuchte es, hier eine ſchöne Ruine abzuzeichnen, ſo wie auch anfänglich, einen Plan von dem Ganzen aufzunehmen, aber entblößt von allen Inſtrumenten, wie wir waren, konnte mir das unmöglich gelingen. Auch mangelte uns die nöthige Zeit. Anfänglich hatten wir projectirt, den folgenden Tag auch noch unter den Ruinen zuzubringen, ein Vorſatz, den wir aufgaben, indem uns dieſer verlängerte Aufenthalt ohne Meßgeräthe und Zeichenbücher nichts genützt hätte, und weil auch unſere beiden Beduinenſcheck die Abreiſe auf den Abend wünſchten, da ſie, ich weiß nicht, aus welchem Zeichen erkennen wollten, es müſſe erſt vor Kurzem ein zahlreicher Araberſtamm Palmyra verlaſſen haben, der vielleicht zurückkehren, uns überfallen und ausplündern könne.

Als wir demnach am Abend unſere Pferde wieder beſtiegen und der ſchönen verlaſſenen Stadt den Rücken zukehrend, die Sandhügel hinanritten, war es mir, als verlaſſe ich etwas, das ich längſt geliebt und das ich vorher als Andenken in meinem Herzen getragen, jetzt aber, nachdem ich es einmal flüchtig geſehen, zurücklaſſen müſſe und auf ewig verloren habe. Lange ſtanden wir oben auf den Höhen und ſahen

die Stadt noch einmal vergoldet von den letzten Strahlen der Abendſonne. Ach, wie biſt du ſo todt, ſo entſetzlich todt, Palmyra! Auf deinen Trümmern weht nicht einmal ein lebendiger Strauch, kein Grashalm winkt zum Abſchied herüber! Wär' ich ein Beduine und mir ſtürbe meine Geliebte, ich würde ſie unter deinen Trümmern begraben und dich ſo an mein Herz feſt ketten. Doch ich muß zurück nach dem kalten Norden, kann mir nur ein Bild von dir mitnehmen, das freilich im erſten Anſchauen friſch und klar vor mir ſteht; aber nach und nach werden die Säulen durch einander wanken, ſich verwirren, Sand und Staub werden aufwirbeln und dich, du ungeheures Grab, ſelbſt meinem innern Blicke entrücken. — Leb' wohl, Palmyra! Leb' wohl, du Wüſtenkönigin!

Unſere Eskorte aus Karyatien fanden wir noch auf demſelben Fleck vor dem Eingang jener Schlucht, und brachten den Reſt der Nacht bei ihr zu. Am andern Morgen mit Tagesanbruch ritten wir gegen Karyatien zurück und die Kameele folgten uns langſamer. Unſer guter Schech — er hieß Abdallah — machte wieder den freundlichen Wirth und wir verließen ihn am andern Morgen mit den Gefühlen, wie man einen alten Freund verläßt, den man nie wiederſehen wird. Er gab uns noch eine kleine Strecke das Geleit gegen Neſchme, wandte ſein Roß und flog zurück. Beim Abſchied hatte er Thränen in den Augen und ließ uns durch Giovanni ſagen, er habe uns recht liebgewonnen und werde das nächſte Mal mit recht betrübtem Herzen die Ruinen von Tadmor wiederſehen.

Den Abend erreichten wir ohne Unfall Neſchme und den folgenden Tag noch bei guter Zeit Damaskus. Unſere Pferde hatten ſich recht wacker gehalten und waren auf keinen Fall ſo gränzenlos ermüdet, wie wir, von den ungeheuern Ritten, die wir in dieſen Tagen gemacht. Wir legten uns gleich zu Bette und ſchliefen weit in den folgenden Tag hinein.

Indeſſen hatte Skandar, während der Zeit wir den Ausflug nach Palmyra gemacht, mit ſeinem Pferdehandel ſo ziemlich reuſſirt. Der Stallmeiſter des Perſers hatte, wie er ſagte, ſeinen Herrn dazu vermocht, das Pferd abzugeben; dieſer wollte jedoch nicht eher einen Preis beſtimmen, bis wir den Hengſt nochmals in ſeiner ganzen Schönheit im freien Felde dahinjagend geſehen hätten, weshalb uns der Stallmeiſter den Tag nach unſerer Ankunft von Palmyra auf Nachmittags drei Uhr beſtellte, damit er uns den Hengſt vor den Thoren der Stadt vorreiten könnte. Dem Baron waren dieſe Ausſichten jedoch nur halb erwünſcht; denn Herr Baudin, der die Zeit unſerer Abweſenheit ebenfalls dazu benützt hatte, in unſerem Intereſſe Pferde anzuſehen, verſicherte, er habe keins gefunden, was jenem Hengſt an Adel und Schönheit gleich

zu ſtellen ſey; ebenſo Skandar, der, wie er verſicherte, in allen möglichen Stallungen herumgekrochen ſey. Demungeachtet ritten wir Nachmittags hinaus, und bald erſchien auch der Stallmeiſter mit ein paar Knechten, von denen einer das Pferd führte. So ſchön ſich uns das Thier ſchon beim erſten Anblick gezeigt hatte, ſo edel fanden wir es auch jetzt in allen ſeinen Bewegungen, beſonders da ihn der Fürſt ritt, deſſen feine Figur zu der mittelgroßen Geſtalt des Pferdes ſehr gut paßte. Der Baron würde augenblicklich auf den Handel eingegangen ſeyn, wenn ihn nicht die Idee abgehalten hätte, daß er, wie ſchon geſagt, kein zweites, eben ſo edles Pferd finden würde, wodurch die Transportkoſten für das eine allein zu groß geworden wären. Doch fragte er nach dem Preis, den ihm der Stallmeiſter jetzt angab und der, obgleich er ſehr hoch war, doch für den edeln Hengſt nicht zu übertrieben erſchien.

Wir baten den Perſer, auf den Abend zu uns in's Kloſter zu kommen, wo ihm der Baron ſeinen Entſchluß mittheilen würde, und ritten dann nach der Stadt zurück, wobei viel für und gegen den Ankauf des Pferdes geſprochen wurde, namentlich hatte ſich der Fürſt förmlich in den Hengſt verliebt und wandte ſeine ganze Ueberredungskunſt auf den Baron an, um ihn zum Ankauf deſſelben zu ſtimmen. Doch ſo ſehr dieſem auch das Pferd gefallen und er es mit gutem Gewiſſen für den angegebenen, ſelbſt noch für einen höheren Preis hätte kaufen können, hielt ihn doch der oben bemerkte vernünftige Grund von dem Abſchluß des Handels zurück, und als der Perſer am Abend zu uns kam, händigte ihm der Baron für ſeine Bemühungen ein reiches Geſchenk ein und ſetzte im auseinander, warum er zu ſeinem großen Bedauern das Pferd nicht kaufen könne.

So waren denn unſere Geſchäfte auf einmal hier beendigt. So viel es uns die Zeit erlaubte, hatten wir die Stadt geſehen und ein längeres Verweilen in derſelben war uns beſonders wegen jener fürchterlichen Krankheit, die ſich immer mehr zeigte, nicht angenehm, weshalb wir noch heute Abend unſere Sachen packen ließen und am andern Morgen bei guter Zeit aufbrachen, um nach Beirut zurückzukehren. Da überall in den Klöſtern natürlich keine Zeche berechnet wird, ſo gibt man dem Prior ein Geſchenk für die Armen und bezahlt auf die Art einigermaßen die Mühe und Koſten, welche man den guten Patern verurſacht. Der Prior ertheilte uns vor der Abreiſe ſeinen Segen, wobei er die Hoffnung ausſprach, uns, da er vielleicht in einiger Zeit nach Italien zurückkehren müſſe, wiederzuſehen.

Bald hatten wir die Stadt im Rücken und kletterten die ſteilen Abhänge des Antilibanon hinauf, von wo aus wir dem ſchönen Damaskus noch einmal mit unſern Blicken Lebewohl ſagten. Der gute

Baron, der ſich ſo viel Mühe gegeben hatte, um ein paar ſchöne Pferde zu finden, war ſichtlich verſtimmt, daß ihm das nicht gelungen war. Doch der Fürſt und ich ſangen ihm ſeine Lieblingslieder vor und bemühten uns, ihn durch unſere gute Laune wieder zu erheitern, was uns auch bald gelang. Wir machten denſelben Weg, wie auf der Hinreiſe, kehrten einen Augenblick in Schiras bei unſern guten Wirthsleuten ein und ſtiegen wieder aufwärts längs den Ufern des Barrada durch den wilden Felſenweg, in dem wir uns neulich verirrt hatten. Heute beim hellen Tag konnten wir die coloſſalen ſchauerlichen Formationen dieſer Schlucht recht erkennen. Ich kann dieſen Weg mit keinem andern vergleichen, als der via mala in der Schweiz, nur mit dem Unterſchiede, daß dort eine breite gut erhaltene Chauſſée führt, hier aber den Weg hoch über dem ſchäumenden Fluſſe, kaum einen Fuß breit und mit lockerm Steingerölle bedeckt iſt. Die ſteinerne Brücke, die wir gleich anfangs paſſirten, ſchien uralt und war kühn über eine gewaltige Kluft geſpannt. Heute verirrten wir uns nicht und folgten dem Weg durch jene ſeltſam geformten Klüfte längs ſteilen Felſen vorbei, in denen wir viereckige Löcher gehauen ſahen, die, wie uns einer der Mucker ſagte, in frühern Zeiten Wohnungen der Bergvölker geweſen ſeyen. Doch wäre es eben ſo glaubwürdig, wie uns Giovanni verſicherte, daß es alte Grabgewölbe ſeyen.

Die alte Tradition verlegt in dieſe wilden Felswege eine Sage aus der älteſten Geſchichte des Menſchengeſchlechts. Kain, der ſeinen Bruder Abel am Altar auf dem Kaſiun bei Damaskus, wo damals das erſte Elternpaar wohnte, erſchlug, wußte nicht, daß es der Tod ſey, der ihm nach jener That die Augen geſchloſſen und bemühte ſich, als ſchmerzliche Reue ſeinen Zorn verſcheucht, ihn aus dem tiefen Schlafe zu erwecken, aber vergebens. Er trug den Leichnam des Bruders auf ſeinen Schultern, und ſchleppte ihn durch das Thal Gutha, dem Lauf des Barrada entlang und legte ihn an dieſer Stelle nieder. Er ſetzte ſich verzweiflungsvoll neben der Leiche hin und ſchaute, ob der tiefe Schlaf noch nicht weichen wollte, bis er einen Raben ſah, neben dem ein anderer todter Rabe lag und für welchen der erſte mit dem Schnabel ein Loch grub und ihn darin verſcharrte. Da fiel auch dem Kain ein, der Schlaf des Bruders könne ein ähnlicher ſeyn, wie der des Vogels und es bedürfe ein anderes tieferes Bette, wie das auf dem Raſen unter dem blauen Zelte des Himmels. Darauf nahm er den Todten auf die Höhe eines der Berge und grub eine Gruft zur Ruheſtätte deſſelben.

Bald hatten wir das Ende jener Schlucht erreicht und die erſte Kette des Antilibanon überſtiegen. In einem ziemlich langen Thale, das ſie von der zweiten ſcheidet, lag unſer heutiges Nachtlager, Zebdeni, das wir mit Einbruch der Nacht erreichten. Ein kleines arm-

ſeliges Dörfchen, jedoch mit Fruchtfeldern umgeben und in Maulbeerpflanzungen und Platanen verſteckt liegend. Wir hatten anfangs Schwierigkeit, ein Unterkommen zu finden; denn Giovanni war heute einmal wieder ſehr ſchlechter Laune und führte uns in eine elende Barracke, eine Art Scheune, wo wir die Nacht zubringen mußten. So ſtreng ihm auch der Baron befahl, ein anderes Quartier zu ſuchen und ſich beim Schech des Dorfes darnach zu erkundigen, ſo ſtörriſch war der Burſche, meinte, es gebe gar keinen Schech im Dorfe, auch ſey dies Quartier eins der beſten. Wir mußten uns in Geduld fügen, obgleich der Fürſt ſowohl wie ich einen Augenblick wartete, ob der Kerl, wie er wohl zu thun pflegte, ein heftiges Wort ausſtoßen würde. Für dieſen Moment hatte ich ſchon einen Steigbügelriemen in Bereitſchaft, und würde ihn derb durchgeprügelt haben. So einſam unſere Scheune anfangs war, ſo belebte ſie ſich doch nach und nach. Männer, Weiber und Kinder erſchienen und ſetzten ſich in einem großen Kreiſe umher, unſere Kleider und ſeltſamen Geräthe anſtaunend. Ich nahm mein Taſchenbuch heraus und verſuchte, ob ich nicht eines dieſer charakteriſtiſchen Geſichter abzeichnen könnte, was den Arabern zu gefallen ſchien und ſobald ſie bemerkten, was ich wolle, ſo drängte ſich jeder vor und bat mich, doch ſein Geſicht beſonders zu berückſichtigen. Ich bin überzeugt, die Leute ſind mit einer äußerſt guten Meinung von uns gegangen. Denn ſpäter gaben wir ihnen noch ein Vokalconcert zum Beſten, in das einige mit einſtimmten, andere aber durch einen wilden Tanz begleiteten. Am andern Morgen brachen wir zeitig auf, um die herrlichen Ruinen von Baalbek noch bei guter Zeit zu erreichen. Es war außerordentlich kalt, als wir fortritten und beim Hinanſteigen der Berge gegen die zweite Kette des Antilibanon trafen wir bald auf Schnee und kleine Bergwaſſer, deren Ufer mit Eiszacken eingefaßt waren. Wir befanden uns hier in ziemlicher Höhe über der Meeresfläche, gegen drei tauſend ſechshundert Fuß, faſt ſo hoch wie der Gipfel des Brockens in Deutſchland.

Obgleich es heller Tag war, und unſere Mucker behaupteten, den Weg nach Baalbek genau zu kennen, verirrten wir uns doch nach einigen Stunden, eine Nachläſſigkeit dieſer Leute, die uns einige Zeit raubte und uns obendrein Pfade betreten ließ, die wir nach Allem dem, was wir kürzlich in dieſer Art ſchon erlebt, doch faſt unerſteiglich vorkamen.

Gegen Mittag hatten wir den letzten Rücken des Antilibanon, wie unſere Mucker verſicherten, vor uns liegen, der faſt ganz aus ſteilen Felſen beſtand, und den wir auf einem merkwürdigen Pfade erklettern mußten. Eins hinter dem andern wanden ſich die Pferde, zwiſchen Steinblöcken durch, die ſie wie Treppen erſteigen mußten, und ſo dauerte es über zwei Stunden, ehe wir oben waren. Etwas Wilderes, Kah-

leres, als diesen Bergrücken sah ich nie; er war eine Strecke mit spitzen Steinen bedeckt, die wie versteinerte Wellen emporstarrten, so daß es den Pferden fast unmöglich war, den Weg zu verfolgen, ohne sich zu beschädigen. Rechts von uns erhob sich der Berg noch hundert Fuß höher in einem einzigen steilen Felszacken, auf welchem sich ein Adlernest befand. Der prächtige Vogel saß auf einer Spitze, und sah verächtlich auf uns herab. Wir schossen unsere Pistolen in die Luft, um ihn aufzujagen, was uns aber erst nach mehreren Schüssen gelang. Die Aussicht, die wir hier oben hatten, war großartig. In Süd-Süd-West sahen wir aus weiter Ferne den schneebedeckten Dschebbel-Schech. Vor uns trat die ganze mächtige Kette des Libanon, obgleich etwas in Wolken gehüllt unserm Auge entgegen. Wir verließen jetzt das Steinmeer und ritten über einen mit Haidekraut und niedrigen Eichen bedeckten Abhang und sahen bald das herrliche Thal Bekaa vor uns liegen.

Anstatt gerade hinabzusteigen, zogen wir an einem Abhang des Berges hin, und erreichten in Kurzem ein kleines Dörfchen Zarain, hinter welchem wir unsern Weg wie oben fortsetzten. Wir alle spähten sorgsam umher, um die prächtigen Ruinen von Baalbek zu erblicken, die unten in jenem Thale liegen, doch mußten wir noch eine halbe Stunde reiten, eh' uns dieser überraschend schöne Anblick zu Theil wurde. Ich war gerade an der Spitze des Zuges und hielt mit einem lauten Ausruf der Ueberraschung mein Pferd zurück; denn plötzlich stiegen vor mir im Thale, in dem man weit und breit nichts sieht, wie die kleinen armseligen Lehmhütten der Syrier, sechs riesenhafte Säulen empor, deren majestätische Gestalt unwillkührlich zu halten gebot und das Herz schneller schlagen machte — Baalbek. —

Von jetzt an behielten wir die prächtigen Ruinen immer im Auge und stiegen, wie magnetisch von ihnen angezogen, schneller in's Thal hinab. Nach und nach trat der ganze gewaltige Trümmerhaufen des Sonnentempels vor unsere Augen. Umgestürzte Säulen, zerbrochene Mauerstücke, jetzt der noch ziemlich erhaltene Tempel des Baal selbst, daneben ein kleines rundes Gebäude mit korinthischen Säulen, zuletzt die gewaltige Unterlage von den mächtigsten Steinblöcken, auf welchen das Ganze ruht.

Bald erreichten wir das kleine Dörfchen Baalbek, das ärmlich und unbedeutend neben den Ruinen liegt. Man hatte uns in Damaskus gesagt, der griechische Bischof von Baalbek sey ein sehr gastfreundschaftlicher Mann, und würde uns, da wir keine Engländer seyen, gerne ein Obdach gewähren. Gegen Altengland und seine Söhne nämlich hat der fromme Bischof, man weiß übrigens nicht woher, einen unüberwindlichen Haß, und tritt, so viel es ihm möglich ist, gegen das

mächtige Reich in offenbare Oppoſition, die er jedoch nur an den Engländern, die ihn beſuchen wollen, ausübt; denn obgleich ſein Haus für Fremde gern geöffnet wird, geräth er in heftigen Zorn, wenn demſelben ein Engländer naht und ſoll vor noch nicht ſehr lange einem vornehmen Reiſenden dieſes Volks mit den größten Scheltworten die Thür gewieſen haben. Dagegen hält er die Franzoſen ſehr werth, und ſie ſind ihm in Europa das gute ſo wie die Engländer das böſe Prinzip.

Obgleich wir gewiß keine Engländer waren, hatten wir doch nicht die Ehre, von dem Biſchof aufgenommen zu werden, denn der arme Mann war gegenwärtig ſo krank, daß man jede Stunde ſein Ende erwartete. Doch fanden wir ein recht gutes reinliches Quartier bei dem Schech des Dorfes, der uns freundlich entgegen kam.

Wir nahmen ein kleines Mittageſſen ein und gingen dann zu den Ruinen, um ſie in der Nähe zu beſehen. Ueber dieſelben iſt ſchon ſo viel Gutes geſchrieben und gezeichnet worden, daß ich nur wenige Worte darüber ſagen will. Baalbek iſt das alte Baalgad und Baalhamon der heiligen Schrift, deſſen heut noch ſtehende Ruinen der Tempel der Sonne und der Tempel verſchiedener anderer Gottheiten der Alten ſind. Von der mächtigen Stadt ſelbſt, wie ſie in den Zeiten des israelitiſchen Reichs geweſen, findet man keine Spur mehr als wenige Mauerreſte und unausgefüllte Gräben. Jener Tempel waren zwei, die auf mächtigen gewölbten Unterlagen ſtehen, von denen der eine, der des Baal, noch ziemlich erhalten iſt. An den vier Mauern, die aus großen Quadern in kunſtloſer Einfachheit aufgeführt ſind, ſieht man noch die ganze ſorgfältige Ausführung des Fries und Karnies mit den ſchönſten netzförmig ſich verwebenden Bildwerken; von den Säulenreihen, die ſie rings umgaben, an der nördlichen Außenſeite noch neun. Es waren vierzehn auf dieſer Seite, und die fehlenden fünf liegen in großen Blöcken umher oder ſtehen noch ſtückweiſe auf ihrem Piedeſtal. Auf der ſüdlichen Seite ſtehen von dieſen vierzehn nur vier und auf der Weſtſeite, wo acht Säulen waren, nur noch drei. Vom Portikus im Oſten, der aus zwei Säulenreihen beſtand, haben ſich viere erhalten, an welche die Saracenen aus den Trümmern der andern einen plumpen Thurm mit einer Mauer gebaut haben, der den Eingang dieſes ſchönen Tempels verdeckt. Noch wohl erhalten iſt das Innere deſſelben, zu welchem man durch ein Portal tritt, an dem der korinthiſche Bauſtyl Alles, was ihm an Verzierungen zu Gebote ſtand, beinahe überladen, aber doch dem Auge wohlthuend durch Symmetrie des Ganzen angebracht hat. Der Schlußſtein des Portals iſt durch ein Erdbeben oder durch ſeine eigene Schwere allmählig geſunken und hängt, nur noch von den Nebenſteinen gehalten, drohend über dem Eingang, als wolle er die heiligen

Räume des Tempels vor jedem unberufenen Beſucher durch ſeinen Anblick ſchützen. Auf dieſem Steine iſt das Bild eines Adlers ausgehauen und zu beiden Seiten geflügelte Genien. Die inneren Wände ſind ebenfalls glatt mit ſechs gerinnten Säulen an jeder Seite verſehen, zwiſchen denen ſich ebenſo viele kleine Niſchen befinden; doch gewährt von hier das Gebäude durch die mächtigen Schutt- und Trümmerhaufen, die den Boden bedecken, einen weit traurigeren Anblick, als das prächtige Gebäude von außen.

Von dem andern Tempel, der zu einem Pantheon dienen ſollte, iſt wenig mehr vorhanden, als jene ſechs coloſſalen Säulen, von denen ich oben ſprach. Dieſes ungeheure Bauwerk muß an tauſend Schritte lang geweſen ſeyn; doch ſind viele der ältern und neuern Reiſenden darüber einig, daß es, wie auch ſo viele großartige Gebäude bei uns, nie fertig geworden ſey. An der Oſtſeite war der Eingang, zu welchem große Stufen hinanführten. Der Portikus hier hatte zur Rechten und Linken prachtvolle Pavillons und führte auf einen ſechseckigen Hof, der, ſo wie dieſe Pavillons, nie vollendet geweſen zu ſeyn ſcheint.

Von hier kam man in einen großen viereckigen Hof, deſſen Wände rechts und links, wie man noch jetzt ſieht, auf das ſchönſte ausgeführt waren. Beſonders ſchön ſind die in denſelben befindlichen Zellen und Exedren, die Wohnungen für die Prieſter und Magier, ſo wie die zu Aufſtellung der Götterſtatuen beſtimmten Niſchen. Erſt von dieſem Hofe aus trat man abermals auf Stufen in den innern Tempel, den ein Portikus von zehn Säulen ſchmückte. Dieſer Tempel hat vielleicht ſowohl an der Nord- als Südſeite zwanzig jener großen Säulen gehabt, von denen die ſechs oben erwähnten das Einzige ſind, was im Lauf der Zeiten ſtehen blieb. Etwas Schöneres aber als dieſe Säulen, denen jede an ſiebzig Fuß Höhe hat und deren Schaft aus einem Stücke beſteht, ſieht man nicht wieder. Selbſt Palmyra hat keine ähnlichen von ſo klarer, bewundernswürdiger Schönheit. Man mag dieſe Rieſen von nah und von fern anſehen, von vorn oder von der Seite, man vermißt nichts an ihnen, und ihre Anmuth, ſo wie die Richtigkeit ihrer Formen bleibt ſich immer gleich. Nichts von Allem dem, was ich in Palmyra, ſowie an andern Orten von Ruinen ſah, ſteht deshalb auch ſtets ſo lebendig und anſchaulich vor meinem Blick, wie dieſe ſechs Säulen von Baalbek.

Die Steine zu dieſen Tempelburgen wurden von den Abhängen des Libanon und Antilibanon herbeigeſchafft, meiſtens aus der Nähe. So liegt ſüdlich von Baalbeck ein großer Steinbruch, in dem bei mehreren kleinen Blöcken ein ſchon ganz fertig gehauener Steinblock von ungeheurer Größe liegt. Welche Maſchinenkräfte die Alten ſchon beim Bau ihrer Werke kannten und anwandten, erſieht man aus den Dimen-

ſionen dieſes Felsſtückes, das doch ebenfalls auf den Bauplatz geſchafft und da benutzt werden ſollte. Seine Länge beträgt bei fünf und ſechszig Fuß rheinländiſch, die Breite ſiebzehn und die Dicke dreizehn Fuß. Wozu dieſer Block hat verwendet werden ſollen, iſt natürlich nicht zu enträthſeln. An den ſüdweſtlichen Grundmauern der Burg ſieht man einige nicht viel kleinere Werkſtücke eingefügt; doch iſt es auch möglich, daß man aus dieſem Block eine der noch fehlenden Säulen zum großen Tempel hat behauen wollen.

Bis zum Einbruch der Nacht gingen wir zwiſchen den Ruinen herum, erkletterten die Mauern und krochen in die Gewölbe unter dem Boden. Letztere, vielleicht Gefängniſſe der unglücklichen Schlachtopfer, die hier dem wilden Dienſt der Aphrodite geopfert wurden, ſind aus mächtigen Quadern ſo kunſtreich zuſammengeſetzt, daß man an den Wänden faſt keine Fugen ſieht. Was mochte in dieſen Gewölben ſchon Alles vorgefallen ſeyn. Wie viel Seufzer, wie viel verzweiflungsvolle Bitten mögen wohl das Ohr der Tempelwächter eben ſo wenig erweicht haben, wie dieſe Mauern. An ſolchen Orten iſt meine Phantaſie beſonders regſam, mir ſolche Scenen auszumalen. Hier ſaß vielleicht ein unglückliches Weſen, ich denke mir am liebſten ein wunderſchönes Weib dabei, und wartete auf den Augenblick, wo ſie entweder ihr Leben oder ihre Ehre opfern mußte. Von oben ertönte der langſame tiefe Geſang der Prieſter, der immer näher kam. Sie ſtiegen die Treppen herab, und ich — eilte raſch meinen vorangegangenen Gefährten nach, denn mir war, als hörte ich den wilden Geſang dicht hinter mir, als berühre meine Wangen ſchon das Wehen der langen Talare.

Draußen erwartete uns noch der ſchöne Anblick der Ruinen bei Abendbeleuchtung. Wir erkletterten im großen Hofe eine der Mauern und ſetzten uns mit dem Angeſicht gegen Weſten, gegen die Heimath zu, an die wir dachten, während unſer Auge mit Wohlgefallen die edlen Formen der Ruinen ſah, wie man ſo oft beim Erblicken eines ſchönen Bildes an einen entfernten geliebten Gegenſtand denkt. Vor uns hatten wir die Kette des Libanon mit ſeinen Schneeſpitzen, hinter denen die Sonne ſank und uns ihre letzten Strahlen zuſandte. Der Tempelhof unter uns, mit ſeinen wild durch einander geworfenen Trümmern, lag ſchon im Dunkel, als wir auf der Zinne der Mauer noch von der Sonne beſchienen wurden. Doch auch wir mußten zurückbleiben und der glänzende Schein hob ſich allmählich hoch und immer höher. Jetzt vergoldete er die Capitäler der ſechs Säulen, denen die Sonne, als das Schönſte, was ſie hier fand, ihre letzten Blicke ſchenkte, und flog dann zu den Wolken auf, mit den purpurgefärbten, eilig gen Weſten fliehend.

Wir verließen die ſtillen und öden Tempel, jene Grabmale einer

längst vorgegangenen Zeit und gingen nach dem Dorfe zurück. Dicht bei demselben betrachteten wir noch ein anderes kleineres Bauwerk, einen halbrunden Tempel, dessen Mauern inwendig mit den schönsten Bildhauerarbeiten überzogen sind. Doch sind diese nach allen Seiten zerborsten und die das Tempelchen umgebenden Säulen stützen sich wie matt und krank gegen einander und werden wahrscheinlich in kurzer Zeit zusammenstürzen.

Der Schech des Dorfes, er hieß Achmet Gobder, war uns ein sehr freundlicher Wirth. Sein Besitzthum bestand aus zwei kleinen Häusern, die durch einen klaren Bach, den Leontes, von einander geschieden wurden. Er hatte uns das eine eingeräumt und mit Strohmatten und Divankissen recht wohnlich aufgeputzt. Er erzählte uns während dem Abendessen Manches von der Armee Ibrahim Pascha's, die hier gelegen und in einigen großen schlecht gebauten Häusern, die wir heute Morgen bemerkt, ein Feldlazareth eingerichtet hatten, in welchem aber die Pest stark aufräumte.

Am folgenden Morgen lachte uns das herrlichste Wetter von der Welt. Der Himmel hing klar und wolkenlos über uns und die Morgensonne spielte lustig auf den tausend Thautropfen, die an dem Gras und Haidekraut des schönen Thales hingen. Selbst die beiden Bergketten warfen früher als gewöhnlich ihre grauen Nebelschleier von sich und schienen sich des schönen Tages zu freuen.

Wir verließen unsern guten Schech und durchschnitten das Thal in nordwestlicher Richtung, wobei wir noch oft nach den Ruinen zurücksahen. Am Fuß des Libanon schickten wir zwei Mucker mit den bepackten Mauleseln, so wie Skandar und Mechmed, dem Thal entlang gen Sachile, wo wir am folgenden Tage wieder zusammen treffen wollten. Denn wir hatten noch einen Ritt vor nach den weltberühmten Cedern des Libanon. Unser Weg führte durch dichten Wald ziemlich steil aufwärts bei zwei ärmlichen Dörfern vorbei, hinter welchen wir uns mehr nördlich wandten. Vor uns sahen wir jetzt eine Hauptspitze des Libanon, den Dschebbel Makmel, zwölftausend Fuß hoch, gegen welche sich unsere Mucker dirigirten. Unser Weg war entsetzlich mühsam, und obgleich wir fast immer zu Fuß gingen, mußten wir doch immer noch ein paar Stunden, wegen unserer ermatteten Thiere, ausruhen. Gegen Mittag waren wir so hoch gestiegen, daß wir uns alle die milde Luft des Thales wünschten. Aus den mit Schnee angefüllten Schluchten stieß zuweilen der Wind mit Heftigkeit hervor und durchkältete uns trotz Mäntel und Pelze. Zuweilen wurden wir rückwärts blickend durch eine herrliche Aussicht belohnt. Da lag Bekaa vor uns, das herrliche Thal, das alte Kelisyrien, und wir sahen die ganze Kette des Antilibanon, die es im Südost einfaßte. Bald hatten wir den

höchſten Punkt der Straße erreicht, vielleicht ſiebentauſend Fuß über dem Meer, und konnten nicht gar weit weit mehr von dem Cedernhain entfern ſeyn. Rechts ſahen wir in ziemlicher Entfernung ein Dorf vor uns liegen, Hosran, das wir in kurzer Zeit erreichten. Von hier aus nahmen wir einen Führer mit, der uns bald an den Eingang des Thales der Cedern führte. Der ganze Weg vom Fuß des Libanon dahin war nicht weniger gefährlich und halsbrechend, wie alle, die wir in dieſen Gebirgen gemacht hatten. Bald mußten wir Bergwaſſer in Ermanglung von Brücken durchwaten, bald ging es Schluchten hinab und hinauf, deren Wände mit lockerem Steingerölle bedeckt, die Thiere hinabrutſchen mußten, bald am Rande jäher Abgründe vorbei, auf fußbreiten Pfaden, wie ich ſie ſchon öfter beſchrieben.

Das Thal der Cedern, deſſen Durchmeſſer höchſtens eine kleine halbe Stunde beträgt, iſt auf drei Seiten eingeſchloſſen, nur in Südweſt iſt es geöffnet, wo die Schneewaſſer ihren Abfluß nehmen. Ohne dieſe Geſtaltung der Berge würde der Platz hier wahrſcheinlich ein See oder unwirthbarer Sumpf ſeyn; doch ſo, von den Bergwaſſern beſtändig angefeuchtet und vor den Winden geſchützt, bildete die Natur hier ein Aſyl, in welchem jene mächtigen Bäume Jahrtauſende dem Wetter und der Zeit trotzen konnten.

Aufrichtig geſagt, wäre es mir lieber geweſen, ich hätte die Cedern nie geſehen; denn die Idee, welche man ſich ſchon in der Kindheit von dieſem prächtigen Baume Salomos macht, verſchwindet beim Anblick derſelben gänzlich. Wer ſtellt ſich nicht unter den Cedern des Libanon rieſenhafte ſchlanke Bäume vor, von der Geſtalt unſerer Tannen, wogegen aber unſere höchſten Stämme wie Zwerge erſcheinen? Ich wenigſtens ſah ſie beſtändig ſo vor mir, mit ſchöner glatter Rinde, wahre Thürme, deren Spitze hoch in die Wolken hinaufreicht. Doch nichts von Allem Dem! die erſten dieſer berühmten Cedern, die den Waldſaum umgaben, waren vielleicht zwanzig Fuß hohe Bäume, ganz von der Geſtalt unſerer Wachholderſträuche, deren Aeſte dicht über dem Boden anfingen und ſich in unregelmäßiger Geſtalt nach allen Seiten ausbreiteten. Doch betraten wir in feierlicher Stimmung dieſen Hain, über dem eine tiefe Stille lag, die nicht einmal durch den Laut einer Vogelſtimme unterbrochen wurde, jenen heiligen Hain, in welchen Salomo ſeine Knechte ſchickte, um das Holz zur Bundeslade zu holen.

Unſer Führer, ein Maronite, war ſchon von Ibrahim Paſcha zu dieſem Amte erleſen worden und ſollte es verhüten, daß von den Bergbewohnern im Cedernhaine kein Holz gehauen würde; nicht einmal dürres aufzuleſen, hatte der Paſcha erlaubt, ein Befehl, der ihm viel Ehre macht.

Tiefer im Wald ſind die Bäume größer und ſtärker und viele der-

ſelben mit einer Menge von Namen bedeckt, zu welchen auch wir die unſrigen hinzufügten. Die älteſten Cedern jedoch, welche man als Zeitgenoſſen Salomo's bezeichnet, ſtehen in der Mitte des Waldes auf einem kleinen freien Platz. Ihrer ſind fünf, deren Stamm neun Fuß im Durchmeſſer hat. Einer derſelben erſcheint noch dicker, weil der Blitz ſeine Krone zerſtört und den Stamm von einander geriſſen hat. Da man dieſe Ceder für die älteſte und heiligſte hält, hat man an ihrem Stamme aus rohen Steinen einen Altar aufgerichtet, auf welchem jährlich einmal am Himmelfahrtstag eine Meſſe geleſen werden ſoll. Die Rinde des alten Baumes iſt faſt ganz verſchwunden, denn viele Reiſende nahmen ſich Stückchen davon mit oder ſchnitten ihre Namen in ſo großer Anzahl ein, daß ſie nach allen Seiten hin wie zerfetzt und durchbrochen ausſieht; ſelbſt die weit hinauslaufenden Wurzeln dieſes Baums ſind mit Inſchriften aller Art bedeckt. Wir brachen von ihren Zapfen ab, die ungefähr wie die der Tannen geſtaltet ſind, aber in die Höhe wachſen.

Die einbrechende Nacht vertrieb uns nach einigen Stunden aus dem Cedernhain, und da das Terrain gleich hinter dem Thale bedeutend abwärts ſteigt, ſo hatten wir die alten Bäume bald aus dem Geſicht verloren. Wir erreichten in kurzer Zeit das Dorf Hosran, wo wir übernachteten. Am andern Morgen brachen wir ſehr früh auf, um noch bei guter Tageszeit unſere übrigen Mucker wieder zu treffen, die nach Sachile vorausgegangen waren. Das Abwärtsſteigen ging ſo raſch und gut von Statten, daß wir in wenig Stunden die Ebene, in welcher Baalbek liegt, wieder erreicht hatten. Doch erlaubte uns der Lauf des Gebirgszuges nicht, die Ruinen noch einmal zu ſehen. Das Wetter war uns wieder ſo günſtig, wie geſtern, und wir trabten in heiterer Luft und Sonnenſchein über die blumige Raſendecke des ſchönen Thales raſch dahin. Bei Kerak, einem kleinen Dorfe, das, wie die meiſten der Dörfer hier, in einer maleriſchen Schlucht des Libanon verſteckt liegt, hielten wir einen Augenblick an, um ein mit niedern Bäumen umgebenes Gebäude, mehr als zehn Fuß lang und an drei Fuß breit, zu betrachten — der Sage nach das Grabmal Noah's. Ich hätte es weit eher für eine Kegelbahn gehalten, denn mit einem Mauſoleum hatte es auch nicht die geringſte Aehnlichkeit.

Hinter Kerak ließen wir unſere Pferde etwas ruhiger gehen, unterhielten uns über das viele Schöne, was wir in den letzten Tagen geſehen, als wir plötzlich hinter uns den Galoppſchlag eines anſprengenden Pferdes hörten. Ehe wir Zeit hatten, uns umzuſehen, was es gebe, war der Reiter deſſelben, ein Beduine in gutem Coſtüme, ſchon neben uns und ließ uns in wenig Augenblicken weit zurück. Wie aus einem Munde riefen wir uns beim Anblick deſſelben zu: „Welch' prächtiges Pferd!“ Es war eine große ſtarke Stute, mit fußlanger ſchwarzer

Mähne, und mit einer Schnelligkeit jagte das Thier bei uns vorbei, die faſt beiſpiellos war. Jetzt ſahen wir nur noch vor uns eine Staubwolke, aus der die Lanze des Beduinen emporragte. Dann jagte er eine Schlucht hinauf und war unſern Blicken entſchwunden.

Obgleich es die Gewohnheit der Beduinen iſt, beim Anblick von Fremden ihre Pferde zuſammen zu nehmen und ſie in ihrer ſchönſten Geſtalt zu zeigen, wobei ſie mit der größtmöglichen Schnelligkeit vorbeifliegen, ſo daß man ſich in ſolchen Augenblicken über die Figur des Pferdes täuſchen kann, ſo ſchien dieß bei dieſer Stute nicht der Fall zu ſeyn, denn der Reiter, ein ältlicher Mann, ſah ſich gar nicht nach uns um, ſondern verfolgte ſeinen Weg ſo eilig wie möglich. Unſer Baron, dem die vollkommene Schönheit des Pferdes am meiſten aufgefallen war, rief gleich aus: „Das Pferd oder keins! Und wir erkundigten uns bei den Leuten, die uns begegneten, ob keiner den Reiter bekannt; aber Niemand wußte uns etwas von ihm zu ſagen. Raſch trabten wir wieder vorwärts, um ihm vielleicht wieder nahe zu kommen; aber umſonſt! Schon lag Sachile vor uns und wir hatten noch keine Spur von ihm.

Sachile iſt eines der größeren Dörfer, die im Libanon liegen und wird hauptſächlich von Maroniten und andern Chriſten bewohnt, deren Zahl man auf fünf bis ſechstauſend ſchätzt. Der Ort ſelbſt, übrigens aus ebenſo ſchlecht gebauten Häuſern, wie alle dieſe Gebirgsdörfer beſtehend, liegt maleriſch am Abhang der Schlucht eines Gebirges, aus der ein reißendes Bergwaſſer in's Thal ſtürzt. Die Felder rings herum fanden wir beſſer angebaut, als wir ſie ſeit lange geſehen; grüne Wieſen wechſelten mit Gartenanlagen, in denen Roſen- und Weinſtöcke am häufigſten zu ſehen waren. Da wir nur wenig Augenblicke hier bleiben wollten, um noch einen andern Chan tiefer im Gebirge zu erreichen, damit wir morgen in einem Tage nach Beirut kämen, ſo gingen wir in keins der Klöſter, ſondern forſchten nach dem Chan, wo wir unſere Mucker treffen ſollten. Wir mußten faſt durch das ganze Oertchen in einem bodenloſen, mit Schmutz bedeckten Hohlwege reiten, ehe wir ihn erreichten. Doch war das erſte, was ſich unſern Blicken darbot, jene Stute, die auf einem Miſthaufen ſtehend, mit traurig geſenktem Kopf einige trockene Strohhalme daraus hervorſuchte. Der Reiter ſaß auf der Terraſſe vor dem Hauſe und beſchäftigte ſich ſehr eifrig mit ſeiner Pfeife und einer Taſſe Caffee.

Unſere Mucker ſchienen ſehr erfreut, uns wieder zu ſehen; doch war es ihnen gar nicht recht, daß wir ihnen befahlen, die Thiere gleich aufzupacken, um noch ein paar Stunden weiter in einen ſchlechteren Chan zu ziehen, da es ihnen in Sachile wahrſcheinlich beſſer gefiel.

Wir ſetzten uns neben den Beduinen und der Baron fing durch

Giovanni gleich an, ſich nach jenem Pferde zu erkundigen und ob er es wohl verkaufen würde, wozu er natürlich gleich bereit war. Doch ſollten wir, ehe er einen Preis beſtimmen würde, das Pferd genau anſehen, um ihm zu bezeugen, daß wir auch nicht den geringſten Fehler an dem Thiere gefunden hätten. Der Baron benützte gleich dieſe Erlaubniß, beſah das Pferd auf's Genaueſte in allen ſeinen Theilen und verſicherte uns einmal über das andere, es ſey ein außerordentlich ſchönes und edles Thier. Was er beſonders an ihm ſchätzte, war ſeine auffallende Größe und die Stärke der Glieder gegen die gewöhnliche Figur der arabiſchen Pferde. Das Einzige, was man allenfalls an der Stute ausſetzen konnte, beſtand darin, daß ſie hochträchtig war, und in höchſtens drei bis vier Wochen fohlen würde; ein Umſtand, der bei der langen Tour, die wir mit dem Pferde noch zu machen hatten, wohl zu berückſichtigen war. Im glücklichſten Fall konnte man aber auch erwarten, von dem edlen Pferde ein ſchönes Fohlen zu erhalten.

Der Preis, den der Beduine nach dieſer Beſichtigung für das Thier forderte, war allerdings ſehr hoch, doch nicht übertrieben. Aber Giovanni, der im Handeln ſehr auf unſer Intereſſe ſah, — dieſe gute Eigenſchaft mußte man an ihm rühmen, — ſtellte ſich bei dieſer Forderung, wie aus den Wolken gefallen, und überhäufte den Araber mit einer Flut von Schimpfworten über dieſe Unverſchämtheit, worauf ihm jener ruhig erwiderte: er ſolle die Summe ſeinem Herrn nur ſagen, der würde es nicht zu viel finden. Doch Giovanni wurde immer hitziger und wenn wir nicht ſchon an das Geſchrei der Araber beim Handeln gewohnt geweſen wären, ſo hätten wir geglaubt, jetzt würden ſich beide in die Haare fallen. Der Baron, der wohl verſtanden hatte, welche Summe der Araber gefordert, ließ ihm durch Giovanni gerade ein Drittheil weniger bieten, was aber der Beduine ſcheinbar mit ſtolzer Verachtung von ſich wies. Doch waren wir hierüber nicht verwundert und der Baron hatte jenes Gebot nur gethan, weil ihn derſelbe Grund, wie in Damaskus abhielt, dies Pferd allein zu kaufen.

Bald nachher brachen wir auf und waren kaum vor das Dorf gekommen, als uns jener Beduine einen andern Araber nachſchickte, der uns das Pferd für tauſend Piaſter unter der anfangs geforderten Summe anbot, eine Forderung, auf die der Baron jetzt gerade nicht einging. Wir ſtiegen die Schlucht, in welcher Sachile liegt, raſch hinab, und befanden uns bald wieder in dem Thale, wo unſer Weg am Fuß des Libanon hinlief. Wir hatten Sachile noch keine Stunde verlaſſen und unterhielten uns gerade über das tückiſche Schickſal, das uns die beiden ſchönen Pferde ſo einzeln in den Weg führte, wo wir ſie nicht mitnehmen konnten, da ſie vereint ein ſo guter Kauf für uns geweſen

wären, als wir hinter uns laut rufen hörten. Es war der Beduine, der auf der Stute hinter uns drein jagte. Wir erwarteten ihn und als er von ſeinem Pferde ſprang, wollte er anfänglich ſein altes Handeln um den früher bedungenen Preis wieder beginnen. Doch als wir auf dieſe Forderung hin unſere Pferde gleich wieder wandten und fortreiten wollten, verkleinerte er die Summe immer mehr und kam endlich, da ihm, wie er ſagte, augenblicklich baares Geld ſchätzbarer ſey, als das Pferd, auf unſer Gebot, das ihm natürlich der Baron einhalten mußte, und — die Stute war unſer.

Schon auf dem Weg von Sachile hieher, als der Baron den Kauf dieſes Thieres ſo vortheilhaft für ſich ſchilderte, wenn er jenen Hengſt aus Damaskus beſäße, erbot ich mich, wenn er jene Stute kaufen wollte, allein dahin zurückzureiten und wenn es möglich ſey, das Pferd mitzubringen; ein Vorſchlag, auf den er, da er mir Mühe mache, mit ſeiner bekannten Güte anfänglich nicht eingehen wollte. Doch jetzt, da wir die Stute gekauft hatten, und ich ihm verſicherte, es würde mir Freude machen, wenn ich ihm den kleinen Gefallen erweiſen könnte, nahm er meine Idee auf, und wir beſprachen das Nähere darüber. Da uns dieſe Unterhandlungen eine Zeit lang aufgehalten hatten und wir den Chan weiter im Gebirge vor der Nacht nicht mehr gut erreichen konnten, ſo ſuchten wir in einigen nahe liegenden ärmlichen Häuſern eine Unterkunft für dieſe Nacht.

Der Stall, in welchen wir unſere Pferde ſtellten, war gegen unſer Gemach prächtig zu nennen. Der Boden des letzteren beſtand aus geſtampfter Erde und die Wände waren dünnes Fachwerk, deren Fugen mit Moos und Erde verſtopft waren. Obendrein hatte das Haus keinen Rauchfang, weshalb das angezündete Holz einen ſolchen Rauch verurſachte, daß wir nur das Geſicht an den Boden legend die Augen offen erhalten und mit einander ſprechen konnten.

Von hier nach Damaskus hatte ich in gerader Richtung, wobei ich Baalbek zur Linken liegen ließ, einen Weg von achtzehn deutſchen Stunden, von dem ich jedoch nur ein Drittel, wegen des Terrains, im Trabe zurücklegen konnte, den ich morgen reiten wollte, um am Abend in Scham einzutreffen. Der Baron gab mir ſeinen Schimmel als das beſte Pferd mit ſeinem engliſchen Sattel und zu meiner Begleitung wurden Skandar und Mechmed beſtimmt, ſo wie ein junger Araber aus dem Hauſe, in das wir uns einquartiert hatten, der uns als Führer durch die Gebirgswege dienen ſollte.

Da in unſerer Reiſekaſſe nicht mehr die ganze Summe, die man für den Hengſt gefordert, vorräthig war, ſo gab mir der Baron einen Creditbrief auf den Herrn Baudin und an baar ſo viel, wie er entbehren konnte. Auch von unſerem Proviant, der ſehr zuſammen ge-

ſchmolzen war, packte ich einige Reſte ein, ſo wie das Theegeſchirr des Fürſten. Durch die angedeuteten Unbequemlichkeiten unſerer Wohnung hatten wir eine ſchlechte Nacht, die noch durch den gräßlichſten Huſten eines unſerer Mucker vermehrt wurde. So wie einer von uns die Augen ſchloß, fing derſelbe an zu ſtöhnen und zu ſeufzen, ſo daß es faſt nicht möglich war, eine Minute zu ſchlafen.

Am folgenden Morgen gegen vier Uhr, als der erſte Schimmer des Tages in unſer Gemach drang, ſtanden wir auf und machten uns reiſefertig. Ich ſollte mit meinem Zug zuerſt abreiten. Meinen Säbel hatte ich mit dem des Fürſten vertauſcht, ſo wie auch ſeinen Handſchar genommen, von dem ich früher geſprochen. Die Piſtolen des Barons nahm Skandar; nur Mechmed der Rieſe begnügte ſich mit ſeinem Wurfſpieß, den er heute Morgen außergewöhnlich putzte. Ich nahm von den beiden Freunden herzlichen Abſchied. Der Baron drückte mir die Hand ſtärker, als gewöhnlich, und verſuchte den Morgen noch einmal, mich von dem Ritt zurückzuhalten; doch gegen den Wunſch ſeines Herzens, denn ich wußte wohl, welch' großen Dienſt ich ihm durch den Ankauf jenes Pferdes erwies. Selbſt Giovanni zeigte ſich heute Morgen ſehr gefühlvoll und ſagte mir ein herzliches Lebewohl, aus dem einfachen Grunde, wie er mir nachher geſtand, weil er befürchtet, die Deſerteure oder ſtreifenden Araber würden uns ausplündern oder vielleicht gar umbringen.

Eine ſeltſamere Expedition als die meinige nach Damaskus iſt wohl in langer Zeit nicht gemacht worden. Wir waren unſerer vier, von denen ich deutſch ſprach, Skandar ruſſiſch und perſiſch, Mechmet tſcherkeſſiſch und unſer Führer arabiſch, auf welche Art alſo auch keiner den andern verſtehen konnte. Auf der weiten Ebene, auf der wir raſch dahin trabten, lag ein dichter Nebel, der ſich immer tiefer ſenkte und uns einen ſchönen Tag verſprach. Eine halbe Stunde nach unſerem Austritt hielt der Beduine einen Augenblick an, und forderte mich durch Pantomimen auf, einiges Brod zu kaufen, was man hier ſehr gut bekommen konnte. Ich nahm ein paar Dutzend Brodkuchen für ein paar Piaſter, vertheilte ſie an meine Leute und wir ritten weiter. Skandar war voran und trieb mächtig zur Eile, denn wir hatten keine Zeit zu verlieren, wenn wir Abends nach Damaskus kommen wollten. Gegen neun Uhr hatten wir die Ebene durchkreuzt und begannen am Fuß des Libanon empor zu ſteigen. Ich hatte mir vorgenommen, nicht eher eine Raſt zu machen, bis wir nach Schiras gekommen wären, wo ich bei unſern frühern Wirthsleuten einen Augenblick anhalten wollte. Doch mußte uns der Beduine einen andern Weg geführt haben, denn anſtatt in jene Schlucht zu kommen, durch welche der Barrada fließt, ſtiegen wir ungefähr in der Gegend einen ſehr ſteilen

Berg hinan und kamen auf ein großes Plateau, auf dem wir raſcher vorwärts traben konnten. Trotz dem verſicherte mir unſer Beduine beſtändig, wir würden bald nach Schiras kommen, und ob er mich nicht verſtanden oder abſichtlich einen andern Weg geführt hatte, weiß ich nicht; genug, als wir nach meiner Berechnung ſchon lange den Ort hatten erreichen müſſen, ritten wir noch immer in einem mir ganz unbekannten Terrain. Es mochte Nachmittags drei Uhr ſeyn, als ich in einer kleinen Schlucht, in der ein kleiner Bach floß, anhielt, und vom Pferde ſtieg. Ich war von dem langen Ritte ſo ermüdet, daß ich mich auf dem Boden ausſtreckte und mich hin und her wälzte, um meine Glieder wieder gelenkig zu machen. Es war mir ſehr verdrießlich, daß wir Schiras noch nicht erreicht haben ſollten, denn von da hatten wir noch gute drei Stunden nach Damaskus zu reiten und ich befragte meinen Beduinen, der ſich eifrig mit einem großen Stück Käſe beſchäftigte, nochmals genau nach Schiras, und ob wir denn nicht bald hinkommen würden, worauf er mir durch Zeichen ſagte, was ich denn in Schiras wolle, da wir gleich in Damaskus ſeyen; eine Neuigkeit, die mich angenehm überraſchte, die aber richtig war; denn nachdem wir eine halbe Stunde geruht und den vor uns liegenden Berg erſtiegen hatten, ſah ich zum zweiten Mal die prächtige Stadt vor mir liegen.

Der Weg, den wir früher über Schiras genommen hatten, mußte uns weit zur Linken liegen, denn dort erblickte ich hie und da zwiſchen den weißen Kalkfelſen die grünen Bäume, welche die Ufer des Barrada bedecken. Ich weiß nicht, ich ſah Damaskus heute mit einem ganz andern Gefühl, wie das erſte Mal. Wir hatten es vorgeſtern mit den Gedanken verlaſſen, daß wir es nimmer wieder ſehen würden und wie ich nun heute plötzlich wieder von der Höhe des Libanon die Stadt vor mir liegen ſah, und mir, der ich geſtern noch in Begleitung der Freunde war, heute aber der einzige Europäer zwiſchen den abenteuerlichen Geſtalten meiner Begleitung hier oben hielt und in das Thal Gutha hinabſchaute, kam es mir vor, als ſeyen viele Jahre vergangen, und ich beträte dieſe Gegenden nach langer Abweſenheit zum zweiten Mal.

Wir ritten langſam gegen die Stadt hinab und es fing an zu dämmern, als wir die Mauern erreichten. Und hier brachte uns unſer Führer in eine nicht geringe Verlegenheit, indem er erklärte, den Weg bis hieher habe er wohl gewußt, aber uns zum Kapuzinerkloſter zu bringen, wiſſe er die Straße nicht. So viel es mir möglich war, ſuchte ich mich nach der großen Moſchee, die in der Nähe unſeres Kloſters lag, zu dirigiren und ritt voran in die ſchon leerer werdenden Straßen. Doch mochte es an der einbrechenden Nacht liegen, oder

weil die Gaſſen in ihrem Schmutz und ihrer Erbärmlichkeit einander ſo ähnlich ſehen, genug, ich fand den Weg nicht, und wir befanden uns bald in ganz unbekannten einſamen Quartieren. Leute, die wir hie und da auf der Straße anhielten, konnten oder wollten uns keinen Beſcheid geben, und ich war ſchon in der größten Verlegenheit, wo wir die Nacht zubringen ſollten, als plötzlich aus einer Seitengaſſe einige halb europäiſch gekleidete Männer heraustraten, denen ein Araber eine Fackel vortrug, und ich erkannte in dem einen zu meiner größten Freude den franzöſiſchen Konſul. Er war ſehr artig und gab uns einen Kawaſchen zur Begleitung mit, der uns bald vor das Kapuzinerkloſter führte. Hier mußte ich lange klopfen, ehe man mir öffnete und mich zu dem guten Prior brachte, der bei meinem Anblick faſt in Ohnmacht gefallen wäre; denn ſo viel ich aus ſeinen haſtig hervorgeſtoßenen Reden vernehmen konnte, glaubte er nicht anders, als wir ſeyen von den Arabern überfallen, die Andern getödtet worden und ich allein entkommen. Doch beruhigte ich ihn und erzählte ihm, was mich zurückführte. Skandar wurde den Abend noch ausgeſandt, um Erkundigungen nach dem Perſer und dem Pferde einzuziehen, kam aber bald mit der Nachricht zurück, er habe, da es heut' Abend ſchon zu ſpät ſey, keinen der Leute mehr getroffen, wolle aber am andern Morgen in aller Frühe zu ihnen hingehen. Der Prior gab mir ein Kämmerchen, nahe bei ſeiner Stube, von welchem ich ebenfalls in den ſtillen Hof hinabſehen konnte. Dort blühte der Baum noch, wie neulich, das Waſſer rauſchte und der Prinz Strauß lief mit großen Schritten auf und ab. Eine andere, weniger poetiſche Zuthat waren ein paar kleine Schweinchen, die man in dieſen Tagen auch in den Hof geſetzt hatte und die ſich vor dem großen Vogel fürchten mochten; ſie liefen ſchreiend aus einer Ecke in die andere.

Durch den langen Ritt von geſtern ſchlief ich weit in den folgenden Tag hinein. Skandar weckte mich mit der höchſt unangenehmen Nachricht, daß der Stallmeiſter des Perſers, den er angetroffen, ihm gleich erklärt, es ſey jetzt gar nicht mehr daran zu denken, von ſeinem Herrn, ſelbſt für die doppelte Summe, jenes Pferd zu erhalten. Er würde es vielleicht vor einigen Tagen gegeben haben, habe aber gleich den folgenden Tag erklärt, wie lieb es ihm ſey, daß wir den Handel nicht abgeſchloſſen, da er den Hengſt ſehr hoch halte. Das waren ſaubere Ausſichten. Ich kleidete mich ſogleich an und eilte zu Herrn Baudin, dem ich den ganzen Verlauf der Sache mittheilte. Er dachte einen Augenblick nach, ich nannte ihm die Summe, die der Perſer damals gefordert und die ich jetzt in Briefen auf ihn vom Baron erhalten hatte und bat ihn dringend bei dieſer Sache um ſeine Verwendung. Er verſprach mir, gleich auszugehen und das Seinige zu thun und ich

möchte um ein Uhr Mittags wieder bei ihm anfragen. Ich ging in den Straßen auf und ab und bis es ein Uhr war, glaubte ich, es ſey eine Ewigkeit vergangen. Herr Baudin war noch nicht zurückgekommen; doch erſchien er nach einer kleinen Viertelſtunde und erzählte mir zu meinem größten Leidweſen, daß gar keine Hoffnung da ſey, das Pferd zu erhalten. Der Perſer, ein ſehr reicher Mann, habe ihm geſagt, daß er vor einigen Tagen wohl einen Preis für den Hengſt angegeben habe; doch mehr, um zu ſehen, welchen Werth er für uns habe, als wie, um es zu verkaufen; denn er habe es von Mekka mitgebracht und die Koſten und Mühſeligkeiten der Wüſtenreiſe nur an das Thier gelegt, weil es ſo außerordentlich edel ſey und ihm ſo wohl gefallen. Man kann ſich leicht denken, wie unangenehm mir dieſe Nachricht war. Doch Herr Baudin, nachdem er eine Zeit lang nachgedacht, ſagte mir es ſey vielleicht noch ein einziges Mittel, das Pferd zu erhalten, indem er nämlich an die den Orientalen im Allgemeinen eigene Großmuth vermittelſt einer Kriegsliſt appellire. Doch erforderte dies eine Friſt bis Morgen, die ich auch unter der faſt gewiſſen Vorausſetzung opfern müſſe, daß nichts aus der Sache würde.

Herr Baudin beſchied mich auf den folgenden Tag um eilf Uhr in die große Karavanſerei. Ich wandte den Nachmittag dazu an, durch die Bazars zu ſtreichen und hie und da einige Kleinigkeiten einzukaufen. Es that mir ſehr leid, daß meine Reiſekaſſe nicht in dem Zuſtande war, mehr, als einige Piaſter aufwenden zu können; denn unter Anderm bot man mir heute Nachmittag eine ächte Klinge zu dem unbedeutenden Preiſe von zweihundert Piaſtern an.

Den Abend verbrachte ich mit meinem Prior; wir rauchten eine Pfeife zuſammen und er erzählte mir viel von Spanien, ſeinem ſchönen Vaterland, und Skandar, dem ich einiges Geld gegeben hatte, ging zu den Dienern des Perſers, um ſich mit ihnen auf einen freundſchaftlichen Fuß zu ſetzen.

Am folgenden Morgen war ich ſchon um zehn Uhr in der Karavanſerei, einem der prächtigſten Gebäude von Damaskus. Wie alle dieſe Gebäude zu Waarenlagern, Märkten und Wohnungen für fremde Kaufleute eingerichtet, beſtand es aus einem großen Hofe, um welchen rings herum die Gemächer zu den oben angegebenen Zwecken im Kreiſe lagen. Dieſer Hof, mit ſchwarzen und weißen Marmorplatten gepflaſtert, hatte in der Mitte einen ſehr ſchönen aus Stein gehauenen Brunnen, der aus fünf Röhren das Waſſer in die Höhe ſchleuderte. Eine Gallerie, die den Hof umgab, wurde von ſchönen ſchlanken Säulen getragen und unter ihr befanden ſich Steindivans, den verſchiedenen Kaufleuten gehörig, auf welche ſie bequem hingeſtreckt, die Kunden erwarten, die mit ihnen größere Geſchäfte abzumachen hatten.

Es war noch ziemlich leer in dem Hofe und ich beſah die innere Einrichtung einiger offen ſtehender Gemächer. Ein Corridor führte hinter denſelben im Kreiſe herum und endigte in einer großen Marmortreppe, die in einen obern Stock führte. Auch von außen hatte die Karavanſerei ein ſtattliches Anſehen und für mich durch die Abwechslung der Steine, die man hier an einigen größern Gebäuden findet, etwas ſehr Eigenthümliches. Man mauert nämlich die farbigen Marmorarten reihenweiſe aufeinander, ſo daß z. B. das Gebäude unten am Boden eine Linie röthlicher Steine hatte, auf welche eine Linie weißer, dann wieder rother und ſo abwechſelnd weiß und roth bis unter's Dach folgten.

Um eilf Uhr erſchien Herr Baudin und ſagte mir, gleich würde der Perſer mit ſeinen Hausbedienten erſcheinen und er wollte dann die directen Handlungen mit ihm beginnen. Vielleicht ſey es möglich, daß uns der Kauf gelänge, indem er einen Freund des Kaufmanns auf ſeine Seite gebracht habe. Es dauerte auch nicht lange, ſo erſchien der Perſer mit allem Pomp eines ſehr reichen Mannes, der den Markt beherrſcht. Ein paar Neger kamen eilfertig voraus, breiteten auf einem der ſchönſten Steinſitze bunte Teppiche aus und lehnten an die Rückwand mehrere Divankiſſen aus Sammt und Seide. Vier andere Diener folgten ihnen, der eine trug einen Mangahl mit Kohlen, der andere ein vollſtändiges Caffeegeſchirr und der dritte und vierte Pfeifen und Tabak. Jetzt erſchien der Kaufmann ſelbſt mit einem Gefolge von wenigſtens zwanzig Dienern, alle in perſiſchem Coſtüme, und es war gerade, als komme ein vornehmer Paſcha, denn ſo ehrerbietig grüßten ihn alle im Hofe Befindlichen, Herrn Baudin nicht ausgenommen. Auch ich legte meine Hand an Bruſt und Stirn und verbeugte mich ſoviel wie möglich.

Der Perſer war ein Mann in den beſten Jahren mit gelber Geſichtsfarbe und einem kohlſchwarzen Kinnbarte, der noch ſpitzer zulief, als die Mütze von ſchwarzem feinen Aſtrachanpelze, die er auf dem Kopfe trug. Sein Anzug war faſt wie der unſeres Fürſten und ebenſo der Handſchar; nur war das Kleid weit reicher mit Gold geſtickt, und an dem Griffe des Dolches glänzten die prachtvollſten Edelſteine. Das Maleriſchſte aber und Schönſte an ſeinem Coſtüme war der Mantel, ein einziger großer Kaſchemirſhawl von Zeichnung und Farben, wie ich nie etwas Aehnliches geſehen. Ein herzförmiger Talisman, d. i. ein Stein, auf dem Koranſprüche eingeſchnitten ſind und der köſtlichſte Schmuck, den die Orientalen beſitzen, hielt den Mantel als Agraffe zuſammen; das Ende deſſelben hatte er, damit der köſtliche Stoff nicht auf dem Boden ſchleifen ſollte, um den rechten Arm geſchlungen. In dem Gefolge waren ſeine Handlungs- und Hausbedienten, ſeine Stall-

meiſter, Haushofmeiſter und eine Menge anderer Chargen, die mir Herr Baudin alle nannte.

Mit der Ruhe und Gravität, die dem Morgenländer eigen iſt, ſetzte er ſich auf ſeinen Divan, und begann mit den Kaufleuten, die nach und nach herankamen, ſeine Geſchäfte abzumachen. Hier wurden Contracte unterſchrieben, dort Gold ausbezahlt, das der Zahlmeiſter in Empfang nahm und durch andere Diener in kleine Beutel binden und in ein Käſtchen ſtellen ließ. So intereſſant mir die ganze Erſcheinung dieſes Perſers und des Handels war, ſo wünſchte ich doch recht aus Herzensgrund, daß er weniger vornehm und reich ſeyn möge, damit ihm die Summe, die wir ihm geboten hatten, höher und anſehnlicher erſcheinen möchte. Jetzt kam die Reihe an uns. Herr Baudin trat näher an den Divan des Perſers, und ſtellte mich als den Mann vor, der jenen Hengſt zu kaufen wünſchte. Der Kaufmann ſah mich lauernd an und ſeine erſte Frage an den Herrn Baudin war, ob ich auch ſehr viel Geld mitgebracht hätte, da er für die früher angegebene Summe das Pferd wahrlich nicht mehr hergeben würde. Herr Baudin zuckte die Achſeln und entgegnete ihm: er müſſe ihn des Gegentheils verſichern, denn auf ſeine Forderung von vor einigen Tagen bauend, habe ich nicht mehr als die damals geforderte Summe bei mir. Darauf machte der Perſer mit ruhiger Miene eine abwehrende Bewegung mit der Hand und unſere Geſchäfte ſchienen leider beendigt. Doch ließ ſich Herr Baudin ſobald nicht abſchrecken. Er nahte ſich dem Kaufmann auf's Neue und hielt ihm folgende merkwürdige Rede, die er mir ſpäter in's Franzöſiſche überſetzte.

„Herr, du haſt vor einigen Tagen den großen Mann geſehen, der mit deiner Bewilligung deine Ställe und Pferde beſah. Es war der Imrachor Agaſſi des deutſchen Sultans, dem ſein Herr eine Pilgerfahrt nach unſerem Mekka, nach Jeruſalem auferlegte, und obendrein ſprach der Sultan beim Abſchied zu ihm: Dir wird bei deiner Rückkehr nur dann die volle Sonne meiner Gnade leuchten, wenn du mir aus jenen weiten ſandigen Landſtrecken, in denen der ſtreifende Araber ſein Zelt baut, zwei Pferde, wohl verſtanden, zwei Pferde, einen Hengſt und eine Stute, den erſten goldfarbig, die andere braun mit ſchwarzem Mähnenhaar und Schweif, und von der edelſten Race mitbringſt. Der deutſche Effendi reiſte ab und ſuchte lange umher in Iſtambul, Smyrna und Beirut, ja lange in El Scham ſelbſt, ehe ihm der glückliche Zufall deinen Stall öffnete und er darin einen Hengſt fand, wie er ihn ſuchte. Obendrein warſt du ſo großmüthig Herr, eine Summe zu fordern, die der Imrachor Agaſſi im Stande war, aufzuwenden. Aber was ſollte er mit dem einen Pferde allein thun. So erfreut er war, deinen Hengſt geſehen zu haben, ſo betrübte es ihn doch, da er nicht

hoffen durfte, eine Stute in gleicher Schönheit, wie dein Pferd zu finden; es betrübte ihn, und er ließ dich durch ſeinen Dolmetſcher und deinen Stallmeiſter bitten, ihm den Kauf deines Pferdes noch einige Tage offen zu halten, indem er in einem Theile des Libanon eine Stute ſehen wolle, von der man ihm viel Rühmens erzählt. — Schande über den Dolmetſcher des Deutſchen, daß er deinem Imrachor andere Worte überbrachte, als ihm ſein Herr in den Mund gelegt."

Der Perſer hatte dieſe lange Rede ſchweigend angehört, ſaugte an ſeiner Ambraſpitze und ſtrich ſich zuweilen den ſpitzen Bart. „Aber," entgegnete er, „Gott iſt mein Zeuge, dafür kann ich nichts. Vor einigen Tagen hätte ich vielleicht das Pferd um den Preis fortgegeben und es würde mich jetzt bitter gereuen; aber Gott hat mich vor der Reue bewahrt und ich habe das Pferd noch. — Und der Imrachor," ſetzte er fragend hinzu, „fand wirklich eine Stute von gleicher Schönheit, wie mein Hengſt?"

„Er fand ſie, Herr," entgegnete Herr Baudin, „und kaufte ſie im Vertrauen auf deine Großmuth, indem er glaubte, du würdeſt ihm das Pferd heute noch geben."

Der Perſer rückte unruhig auf ſeinem Divan herum und rief einmal über das anderemal: „Gott iſt mein Zeuge, ich kann nichts dazu thun!" — Herr Baudin bemühte ſich, ſo viel es ihm möglich war, ihn zu einem Verkauf des Pferdes zu überreden. Auch der andere Kaufmann, von dem er mir oben geſprochen, redete zu dem Perſer, aber lange umſonſt. Herr Baudin ſagte ihm am Schluß einer ſehr langen Rede: „Du biſt hart gegen den Fremden, der ſich vertrauensvoll zu dir wendet, und kannſt doch nicht wiſſen, ob dich deine Geſchäfte nicht auch einmal über das Meer treiben in die Länder der Franken, wo du ihre Hülfe in Anſpruch nehmen mußt. Du haſt viele ſchöne Pferde, und deine Karavanen gehen jährlich nach Mekka und können dir ein anderes, vielleicht noch edleres Pferd mitbringen. Doch du biſt hart und dein Pferd, das dir mit ſchönem Golde bezahlt werden ſoll, iſt dir mehr werth, als das Leben eines Menſchen. Der Deutſche wird kein Pferd finden, was einen Vergleich mit deinem Hengſte aushielte, und darf die Seinen in der Heimath nicht wieder ſehen — und durch deine Schuld, Herr. Er muß in der Fremde umherirren, oder wenn er es wagt, vor das Auge ſeines erzürnten Sultans zu treten, haſt du ſein Blut zu verantworten, es komme über dich!"

Dieſe letzte Wendung mußte auf den Perſer gewirkt haben, denn er dachte einen Augenblick nach, wandte ſich dann an ſeinen Stallmeiſter, dem er einige Worte ſagte, worauf dieſer zwei der untern Stallbedienten fortſchickte. Er kehrte ſich darauf wieder zu Herrn Baudin und ſagte: „Laſſ' dem deutſchen Herrn ſagen, er ſolle vor allen Dingen

ſeinen Dolmetſcher beſtrafen, weil der ſo ſchwer an ihm gefrevelt und ſeine Worte verdreht hat. Doch will ich großmüthig handeln und ihm ſeinen Wunſch gewähren. Möge es meinen Kindern oder Kindeskindern zu Gute kommen. Ich verſichere dich, Herr, das Pferd war mir lieb; ſieh' ſein glänzendes ſeidenes Haar an, das ich oft geſtreichelt, hör' ſeine helle Stimme, die es am Morgen an meinem Zelt erſchallen ließ und mich damit weckte. Hätteſt du die Schnelligkeit ſeiner Glieder geſehen, wie er über den Sand dahinflog und doch augenblicklich anhielt, wenn ich meinen Arm ausſtreckte, du würdeſt mir nicht zumuthen, meinen Hengſt zu verkaufen. Doch ich gebe ihn dir, weil der Prophet ſagt: ſey barmherzig gegen den unbekannten Pilger, auch wenn er nicht deines Glaubens iſt!"

Da ich natürlich dieſe Verhandlungen nicht verſtand, ſondern ſie mir Herr Baudin erſt ſpäter verdolmetſchte, ſo kann man denken, daß ich den Mienen und Geberden der handelnden Perſonen meine volle Aufmerkſamkeit ſchenkte. Daß der Stallmeiſter des Perſers zwei ſeiner Leute fortſchickte, nahm ich für ein gutes Zeichen an, und als mir jetzt Herr Baudin ſagte: „Gott ſey Dank! wir haben ihn!" und einen Beutel mit Dukaten herauszog und ſie vor dem Schatzmeiſter des Perſers hinzählte, machte ich dem Herrn eine ſehr tiefe dankende Verbeugung.

Jetzt hörten wir auf der Gaſſe das unruhige Getrappel eines Pferdes, und im nächſten Augenblicke erſchienen die beiden Perſer, den Hengſt ohne Decken und Sattel am Zaume hereinführend. Das Thier wieherte laut auf, wie es in den Hof trat und der Kaufmann hatte Recht, als er vorhin von der hellen reinen Stimme des Pferdes ſprach. Mit mehr Lebhaftigkeit, als dem Orientalen eigen iſt, erhob er ſich von ſeinem Divan und trat vor das Thier, ſeinen ſchlanken ſchönen Hals ſtreichend. Er winkte mir näher zu treten und hielt mir eine Rede, von der ich natürlich kein Wort verſtand, die ich aber mit vielen Verbeugungen erwiederte. Darauf nahm er den Zaum des Pferdes in die Hand, rief Herrn Baudin und ſagte mir durch ihn:

„Laſſ' dem deutſchen Herrn das Pferd übergeben. Sage ihm, wie lieb es mir geweſen und daß er es nur meiner Großmuth zu danken habe. Sag' ihm ferner, er ſoll es ſeinem Sultan rühmen, daß es ein gutes Pferd ſey und ihn bitten, er möge es gut behandeln und freundlich ſeinen ſchönen Hals ſtreicheln. Es wird ihn muthig ſeinen Feinden entgegen führen und ihn vor den verfolgenden Kriegern durch die Schnelligkeit ſeiner Glieder retten." Nach Beendigung dieſer Worte umfaßte er mit beiden Armen den Hals des Pferdes, küßte es und warf mir mit abgewendetem Geſichte den Zaum zu. Ich übergab ihn Skandar und wir führten das Pferd ſogleich fort.

Auf dem Weg zum Kloſter betrug es ſich ſehr wild und außer

dem Geſchrei und den Schimpfworten, die uns die Araber, welche vor ſeinen ungeſtümen Bewegungen auf die Seite ſpringen mußten, nachſandten, mußte ich auch noch einem Kuchenbäcker all' ſeine Waaren bezahlen, die ihm der Hengſt auf die Erde geworfen.

Am andern Morgen verließen wir in der Frühe Damaskus, um nach Beirut zurückzukehren. So ſtreng ich meinem Führer eingeſchärft hatte, den Weg über Schiras zu nehmen, wo ich wußte, daß ich das Pferd gut unterſtellen konnte, ſo nahm er doch einen andern, trotzdem es mir gleich vor Damaskus auffiel, daß wir eine veränderte Richtung einſchlugen und ich ihm mehrmals ſagte, wir müßten uns mehr nördlich halten. Der Kerl widerſprach mir beſtändig und brachte uns am Nachmittage in ein anderes ſehr elendes Dorf, das er ebenfalls Schiras nannte. Was konnte ich dagegen thun, da ich nicht einmal im Stande war, ihm Grobheiten zu machen. Am Morgen, als wir aus Damaskus ritten, erhielten wir eine ſonderbare Begleitung, es waren nämlich zwei jener abgemagerten elenden Hunde, wie ſie ſich zu Tauſenden in der Stadt herumtreiben. Die Thiere folgten uns beſtändig in einer gewiſſen Entfernung und waren weder durch Geſchrei noch Steinwürfe zurückzuſcheuchen. Ob ſie vielleicht glaubten, das ledige Pferd, unſer gekaufter Hengſt, ſollte vor der Stadt abgeſchlachtet und ihnen eine gute Mahlzeit werden, weiß ich nicht; doch blieben ſie den ganzen Tag bei uns, und verloren ſich erſt am Abend in Schiras zwiſchen den Hütten.

Während der Nacht machte uns unſer neues Pferd viel zu ſchaffen. Es mochte ihm unbequem ſeyn, von ſeinen frühern Gefährten getrennt zu ſtehen, wir hatten ihn nämlich mit in unſere Stube genommen, denn er betrug ſich ganz ungeberdig, riß mehrere Male den Strick von der Mauer und die Feſſel aus dem Lehmboden der Hütte, und wieherte beſtändig ſo, daß wir keine Minute ſchlafen konnten. Wir brachen am Morgen ſehr frühe auf und kaum hatten wir uns aus dem Dorfe entfernt, ſo waren unſere beiden Hunde auch wieder bei der Hand und zogen mit uns. Nach einigen Stunden hatte unſer Führer den Weg verloren und erſt, nachdem wir eine lange Zeit irre gegangen waren, begegnete uns ein Eſeltreiber, der uns wieder auf den richtigen Weg brachte. Dieſer Mann hatte ein ganz merkwürdiges Ausſehen, eine kleine Figur, ſchneeweißen Bart und ein ſehr vergnügtes Geſicht, das ein grüner Turban ſchmückte, der aber ſo zerfetzt war, daß es aus einiger Entfernung ausſah, als habe der Kleine ſein Haupt mit Rebenlaub umwunden. Ein türkiſcher Anakreon! Dabei war er gegen die Gewohnheit der Orientalen ſehr luſtig und wir hörten ihn noch ſchreien und ſingen, wie er ſchon lange unſern Augen entſchwunden war.

Eine Expedition, wie unſere heutige mit dem unartigen Pferde war, will ich keinem Menſchen wünſchen. Skandar ritt einen alten

Wallachen, neben dem es geſtern ganz ruhig gegangen war; doch heute biß und ſchlug es nach dem armen Thiere und machte oft ſolche Seitenſprünge, daß es den Skandar faſt von ſeinem Pferde herunterzog. Unſer Araber hatte eine Stute, weshalb er immer, ſtatt uns voraus zu reiten und den Weg zu zeigen, eine weite Strecke zurückbleiben mußte, denn ſo wie er vorritt oder nur in unſere Nähe kam, war der Hengſt wie toll. Auf den ſchlechten halsbrechenden Felswegen, die ich früher beſchrieben, war es ein Wunder, daß wir ihn mit ganzen Beinen nach Beirut brachten. Oft ging er eine Strecke ganz ruhig, dann fing er auf einmal wieder an, über die Zacken zu ſpringen und Skandar, der heute zu Fuß ging und ſein Pferd den Araber gegeben hatte, mußte ihm folgen und ſo ging es oft über ſpitze ſteile Abhänge hinab, daß wir alle ſchaudernd zuſahen.

Gegen Mittag hatten wir den Antilibanon überſtiegen und kamen in's Thal, wo wir einen Augenblick raſteten und ich benützte dieſe Zeit dazu, um dem Hengſt den Sattel meines Pferdes aufzulegen, worauf ich ihn beſtieg und wir im vollen Galopp die Fläche in weniger als einer Stunde durchritten hatten. Neben dieſen Unannehmlichkeiten, die wir mit dem Pferde hatten, waren wir obendrein noch in beſtändiger Sorge, von Deſerteuren oder Bergbewohnern überfallen zu werden. Doch hätten wir uns auf das Aeußerſte vertheidigt, wenigſtens Skandar, Mechmet und ich. Wir hatten deshalb unſere Waffen in ſteter Bereitſchaft, wodurch mir ſpäter, als wir den Libanon hinanritten und ich meinen Schimmel wieder beſtiegen hatte, ein kleiner Unfall paſſirte. Ich ritt voraus, eine geſpannte Piſtole in der Hand und die andere ebenſo am Sattel hängend, als mir plötzlich die letztere, bei einem Sprung des Pferdes, ich weiß nicht, durch welchen Zufall losging, und die Kugel durch das eiſerne Blech des großen Steigbügels fuhr.

Mit Einbruch der Nacht erreichten wir den Chan, in welchem wir bei unſerer erſten Hinreiſe den türkiſchen Oberſt getroffen hatten. Das Wetter war heute glücklicher Weiſe beſſer und wir wurden in der Nacht nicht wieder durch den aufgeweichten Schnee unangenehm erweckt.

Den andern Morgen ritt ich mit der freudigen Hoffnung aus, Nachmittags Beirut zu erreichen, unſere Freunde wieder zu ſehen und dem guten Baron durch Ueberbringung des Pferdes eine Freude zu verurſachen. Mit viel Sorge und Mühe, aber glücklich ſtiegen wir die ſchlechten Wege des Libanon hinunter und erreichten gegen Mittag den Chan el Huſſein. Freudig aufjauchzend begrüßte ich das Meer, deſſen unüberſehbaren Spiegel ich jetzt wieder erblickte. Wir waren auf die Höhe unſerer Mühſeligkeiten gekommen, und ſtiegen nun raſcher in's Thal der Ruhe hinab. Jetzt erreichten wir ſchon die Felder mit

ihren Mauern von natürlichen Steinen, Beirut tauchte allmählich vor unſern Blicken auf; bald ritten wir durch die Cedern und Pinien-gebüſche am Fuße des Libanon und unter den Palmenpflanzungen vor der Stadt ſelbſt. Es mochte drei Uhr ſeyn, als ich an den äußern Mauern derſelben vorbeiritt und auf dem Weg am Meer hin, unſerer Villa zueilte.

Auf der Terraſſe war Niemand von den Freunden zu ſehen und ich ritt in den Hof, der wie ein kleines Feldlager ausſah. Da waren Zelte ausgeſpannt und Pferde und Maulthiere ſtanden daneben, die mein Hengſt mit lautem Gewieher begrüßte, ſo hell und rein, daß es die Freunde hörten, welche im Zimmer des Barons zu Tiſche ſaßen. Alle ſtürzten nun eilfertig die Treppen herab und bewillkommten mich auf's Herzlichſte. Der Baron drückte mir die Hand und ſein Dank, ſo wie ſeine Freude über das Pferd, war mir Belohnung genug für all' die Mühſeligkeiten, die ich ausgeſtanden. Auch die Kranken waren wieder geſund und meine erſte Frage: was denn die Zelte und Thiere bedeuteten, wurde mit der freudigen Nachricht beantwortet, daß man übermorgen Beirut verlaſſe, um nach Jeruſalem zu ziehen.

Zweites Kapitel.

Reiſe nach Jeruſalem.

Abreiſe von Beirut. — Saida. — Syriſche Wirthshäuſer. — St. Jean d'Acre. — Kornhaus des Paſchas Abdallah Hamon. — Nachtlager auf dem Carmel. — Gazellen. Schakals, Hyänen. — Jaffa. — Ramleh.

Der Tag meiner Rückkehr von Damaskus ging damit hin, daß ich den Freunden einen umſtändlichen Bericht über meine Abenteuer geben mußte, und ich ließ mir dagegen von dem Baron den letzten Marſchtag mit der Stute hieher, ſo wie von den beiden jetzt wieder geneſenen Kranken das Vorgefallene während unſerer Abweſenheit erzählen. Auch der Fürſt betheuerte mir nach ſeiner Gewohnheit mit vielen „vraiment" und „je vous assure," daß er auf dem letzten Marſchtage vom Libanon hieher faſt gar nicht mehr geſungen habe. Dafür wurde heute Abend beim Thee deſto mehr in dieſem Artikel gethan und wir ließen in der Freude unſeres Herzens, das traurige

Beirut übermorgen verlaſſen zu können, noch einmal manch deutſches Lied durch die Räume des arabiſchen Hauſes und die Klippen des Meeres erſchallen.

Den folgenden Tag trafen wir alle Anſtalten zu unſerer Abreiſe. Die Pferde, die wir auf unſerer Tour nach Damaskus gebraucht hatten, wurden, da ſie ſich als tüchtig bewährt, auch für die Reiſe nach Jeruſalem beibehalten. Unſere Caravane hatte noch einen kleinen Zuwachs bekommen durch den Reitknecht Friedrich, von dem ich früher geſprochen und dem auch ein Pferd gemiethet wurde. Der Fürſt hatte ſeine frühere Begleitung, Skandar und Mechmed mit dem Wurfſpieß, welche ihre eigene Pferde ritten. So beſtand denn unſere Caravane aus neun Reitern mit zehn Pferden und außerdem hatten wir drei ſtarke Maulthiere bei uns, welche Zelte, Gepäcke und Lebensmittel trugen. Den Abend vor unſerer Abreiſe kamen dieſe Thiere alle aus der Stadt, um draußen bei uns zu übernachten und da glich unſer Hof einem kleinen Feldlager. Das Zelt war aufgeſchlagen, die Pferde geſattelt an die Bäume gebunden, unſere Säcke und Koffer lagen ſchon theilweiſe gepackt vor dem Hauſe und in der Küche war Giovanni beſchäftigt, die eingekauften Lebensmittel, als Schinken, Hammelfleiſch, Käſe, Caffee und Zucker, einige Flaſchen Wein und eine Flaſche Rum in Körbe zu verpacken. Fourrage für die Pferde brauchten wir nicht mitzunehmen, indem die Mucker uns verſichert hatten, wir fänden in jedem Chan auf dem Wege von hier nach Jeruſalem, als der am meiſten betretenen Straße, Gerſte für die Thiere im Ueberfluß, und ſo war es auch. Während unſeres ganzen Aufenthaltes in Beirut ſchlief ich keine Nacht unruhiger, als die heutige, und dem Baron, der neben mir lag, ging es nicht beſſer. Einer fragte den Andern während der Nacht wohl hundertmal: „Schlafen Sie noch nicht?“ und die Antwort war faſt immer: „Ver . . . . ! ich kann kein Auge zuthun!“

Kaum graute der Tag, ſo ſtanden wir auf und bald war das ganze Haus in Bewegung. Dann wurden die Teppiche zuſammengerollt und den Maulthieren aufgeladen. Jeder zog den Sattelgurt feſter an und zum letzten Mal vereinigten wir uns auf der Terraſſe des Hauſes, um Caffee zu trinken, zum letzten Mal ſchauten wir die entzückend ſchöne Natur an, die ſich hier in aller Pracht um uns gelagert hatte, und ſagten der Stadt mit ihren traurigen Häuſern, dem kleinen Friedhofe vor uns und den weißen Spitzen des Libanon ein Lebewohl. Unſere arabiſchen Hausleute nahmen mit all der Herzlichkeit, die uns dieſe guten Menſchen während unſeres Aufenthaltes hier beſtändig bewieſen, Abſchied von uns, und wir beſtiegen die Pferde und ritten um die Stadt herum, anfangs auf demſelben Weg, der auch gen Damaskus führt. Vor den Thoren trafen wir noch unſern lieben

Bekannten, den russischen Consul, Herrn von B., der uns bis zu den Pinienanpflanzungen begleitete und dann mit treuherzigem Händedruck von uns Abschied nahm. Wir folgten dem Wege nach Damaskus bis zum Fuße des Libanon, wo er sich die Höhen hinabwand, wir aber am Fuße des Gebirges der Küste entlang ritten.

Anfänglich ging unser Weg durch tiefen Sand und oft so dicht am Meere vorbei, daß die anschlagenden Wellen die Füße unserer Pferde benetzten. So gut das Wetter den letzten Tag aussah, so hatte es sich doch heute verschlimmert, und der Himmel, der schon heute Morgen mit grauen Wolken überzogen war, sandte uns Vormittags heftige Windstürme, die uns feinen Sand ins Gesicht wehten und das Reiten sehr beschwerlich machten. Gegen Mittag ließ freilich der Wind etwas nach, aber dafür fing es so entsetzlich an zu regnen, daß das Wasser in kurzer Zeit von unsern Pferden herunter troff. Wir verließen das Ufer des Meeres und überschritten einen Ausläufer des Libanon auf einem Felsenpfad, der durch die glatten Steine und den Regen so schlüpfrig war, daß mehrere Pferde, worunter auch meines, stürzten. Wir hatten geglaubt, noch heute bis jenseits Saida zu kommen; doch da es die Araber überhaupt lieben, den Marsch des ersten Tages so klein wie möglich zu machen, und das Wetter uns heute auch nicht sehr geneigt war, so mußten wir dem Zureden unseres Hauptmuckers folgen und in einem elenden Chan übernachten, der kaum fünf Stunden von Beirut entfernt war.

Dieses Wirthshaus — es hieß Chan Nabiunis — war etwas besser, als die gewöhnlichen Etablissements der Art, und bestand aus zwei Gemächern und einem kleinen Anbau für die Pferde und Esel. Obendrein hatte das Haus vorne eine Art von Gallerie, von der man die Aussicht auf das weite Meer genoß, dessen Wogen fast die Mauern bespülten. Doch zogen wir bei dem heutigen Regen, der von einer empfindlichen Kälte begleitet war, eines der rauchigen, dunklen Gemächer vor, wo unsere Sais ein Feuer angemacht hatten und Giovanni einen guten Pillau kochte. Der unangenehme Marsch heute, so wie das Gebrause der tobenden See vor unserem Hause, die ihre grünschmutzigen Wellen unaufhörlich mit lautem Donner auf den Strand warf, verstimmte uns Alle. Wir legten uns bald auf unsere Decken, ohne wie gewöhnlich ein Vocalconcert zu halten. Doch hätten wir am andern Morgen beim Erwachen füglich singen können: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht ꝛc." denn wenn wir auch auf unseren früheren Ritten bei Tag viele Strapatzen auszuhalten hatten, so war die Nacht desto ruhiger und nichts störte uns im festen sanften Schlummer. Aber das war heute zum ersten Mal ganz anders. Kaum wurde der Körper unter den Mänteln oder Decken warm, so begann an allen Theilen ein un-

erträgliches Jucken. Es war eine Schaar blutdürstiger Flöhe, die sich hier in den Wänden und Fußböden aufhielt und gelegentlich hervorkam, um eine Schaar armer Pilger wie wir auszusaugen. Beim Anbruch des Tages verschwanden die Ungethüme wieder; doch ließen sie so unverkennbare Merkmale zurück, daß keiner den Gedanken hegen konnte, als habe ihm nur geträumt. Von dieser Plage war übrigens Niemand verschont geblieben und der Fürst erzählte noch von einem andern Schrecken, den er gehabt. Er hatte nämlich eine Maus gehört; ein Thier, das ihn, wie er behauptete, aus der Welt jagen könne.

Wir brachen zeitig auf und kamen nach ein paar Stunden in die Gegend von Saida, dem alten Sidon, von dessen früherer Pracht und Herrlichkeit jedoch nichts mehr übrig geblieben ist; auf dem Platze, wo vor alten Zeiten die reiche phönizische Handelsstadt stand, ist jetzt nur noch eine kleine armselige syrische Stadt zu sehen. Da sowohl hier, als wie in Sur und Acre, die Pest herrschte, so vermieden wir, so viel wie möglich, die Orte zu berühren und umgingen Saida auf einem ziemlich schlechten Wege, der aber durch Gärten voll blühender Citronen- und Orangenbäume, voll Feigen, Akazien und Palmen führte. Das Wetter hatte sich glücklicher Weise wieder aufgeklärt und der Himmel lachte uns mit der schönen dunkelblauen Farbe freundlich an. Bald ritten wir am Ufer des Meeres hin, bald über flache Ausläufer des Libanon oder an steilen Felswänden, die den Fuß des mächtigen Gebirges bildeten. In einigen derselben bemerkten wir kleine Höhlen, deren Eingänge mit dem Meißel regelmäßig behauen waren. Vielleicht waren es in früherer Zeit Wohnungen syrischer Christen, die sich hier vor den Verfolgungen ihrer Feinde verbargen. Gegen Mittag überzog sich der Himmel wieder und wir wurden von einem gewaltigen Gewitterregen tüchtig eingeweicht. Vor uns senkte sich das Terrain abwärts, und wir ritten so rasch, als es unsere bepackten Maulthiere aushalten konnten. Gegen vier Uhr machten uns die Mucker auf ein vor uns liegendes altes Gemäuer aufmerksam, das unser heutiges Nachtlager seyn sollte. Es schien früher eine Burg gewesen zu seyn und lag auf einem kleinen steilen Hügel, rings mit einem schmutzigen Wassergraben umgeben, über den eine steinerne, wenigstens zu drei Viertel zerfallene Brücke führte.

Wir ritten die Anhöhe hinan und durch die Ruinen eines großen gewölbten Thores in den Hof. Dieser war sehr geräumig und mit Gebäuden umgeben, deren Wände aber gespalten und theilweise eingestürzt waren. Dem Eingang gegenüber stand noch ein Gewölbe, dessen vordere Seite freilich ebenfalls zertrümmert, doch groß genug war, um unsere Pferde hineinzustellen, die so wenigstens von oben und drei Seiten gegen Regen und Wind geschützt waren. Wir durch-

liefen den ganzen Hof, ohne einen Winkel zu finden, wo wir die Nacht hätten zubringen können; vergeblich ſuchten wir nach einem Gemach, das mit einer Decke verſehen wäre, und da wir nichts fanden, waren wir ſchon entſchloſſen, uns bei den Pferden einzuquartieren, als unſere Mucker ein paar Kerle entdeckten, die ſich uns als die Eigenthümer dieſes ſchönen Wirthshauſes darſtellten und uns das Zimmer anzeigten, wo Gäſte, die lieber allein, als wie unter ihren Pferden ſchlafend, die Nacht zubringen konnten. Dies Gemach hätten wir wirklich ohne Hülfe nicht gefunden. Ueber Schutt und Trümmerhaufen kletterten wir auf eine Art Wall, der uns an eine Ecke des Gebäudes führte, wo vor Zeiten ein großer Thurm ſtand. Von dieſem Thurm war das untere Stockwerk ſtehen geblieben, d. h. ich begreife unter dieſem ſtehen gebliebenen Stockwerke ein kleines Gewölbe mit zwei großen Oeffnungen, eine, zu der wir hereintraten und die zweite auf der andern Seite, die mannshoch, mehrere Fuß breit und wahrſcheinlich bei dem Einſturz der obern Stockwerke entſtanden war. Neben dem Genuß eines kühlenden friſchen Zugwindes, der, mit einigem Regen vermiſcht, die ohnehin ſchon kalten Glieder faſt erſtarren machte, bot uns dies Gemach mit den beiden Oeffnungen noch obendrein die faulen Dünſte des ſumpfigen Grabens, der um den Fuß des Walles herumlief. Doch da wir keine Wahl hatten, mußten wir uns mit dieſem Obdach begnügen. Unſere Koffer und Kiſten, die wir mit Mühe um den ſchmalen Wall nach dem Thurme ſchleppten wurden vor die eine Oeffnung geſtellt und ſo dem Wind, der um dies einzeln ſtehende Gebäude wie toll herum fuhr, der Eingang etwas geſperrt.

Als wir uns nun ſo gut wie möglich eingerichtet hatten, und Giovanni ein Feuer anſteckte, um unſern Pillau zu kochen, erregte das feuchte Holz einen Rauch, der nirgends einen Ausweg fand, und uns, da wir keine Luſt hatten, draußen von dem Regen durchnäßt zu werden, nöthigte, mit dem Geſicht uns platt auf die Erde zu drücken. Dieſem Uebelſtande war nur dadurch abzuhelfen, daß wir, ſobald unſer Pillau gekocht war, das Feuer wieder ausgehen ließen, denn jeder von uns wollte lieber frieren, als in dem Dampf erſticken. Erſteres wurde uns auch in gutem Maße zu Theil und die feuchten Kleider, ſo wie die Zugluft in dem Thurm erregten uns eine ſolche Kälte, daß wir ſogar unſere Plage von geſtern, die Flöhe, nur wenig ſpürten.

Am andern Morgen brauchte keiner den andern zu wecken, vielmehr war jeder froh, das feuchte Mauerloch verlaſſen zu können. Ich ging heute wenigſtens zwei Stunden neben meinem Pferde her, um die Glieder, die ganz erſtarrt waren, wieder beweglich zu machen. Glücklicher Weiſe ſchien die Sonne recht warm und angenehm, und obgleich uns auch geſtern der Himmel am Vormittage ſo freundlich angelächelt hatte, und doch ſpäter mit einem ſoliden Regen regalirte,

ſo glaubten wir doch heute den Verſicherungen unſerer Beduinen, daß es ſchönes Wetter bleiben würde, und ſie behielten diesmal recht. Unſer Weg führte wieder an der Küſte des Meeres hin, doch ohne daß wir es ſahen; denn eine kleine Hügelkette verdeckte uns die Ausſicht. Das Terrain war unintereſſantes Heideland und nur ſelten kamen wir bei kleinen Gebüſchen von Feigen- und Olivenbäumen vorbei. Zur Noth hätten wir noch am Abend Acre erreichen können. Da die Stadt aber ſo fürchterlich zerſtört war, auch jene entſetzliche Krankheit dort herrſchen ſollte, ſo folgten wir unſern Muckern, die es vorzogen, die Nacht vor der Stadt in einem kleinen Dorfe, Caſmin, zu bleiben. Doch hätten wir uns bei Erblickung des heutigen Chans faſt wieder für Acre entſchieden; denn außerdem, daß dies Gebäude nur ein einziges ſchmieriges Loch hatte, wo Pferd und Menſch zuſammen campiren ſollten, fanden wir auch hier ſchon einige zerlumpte Beduinen gelagert, eine Nachbarſchaft, die wohl im Stande war, unſere nächtlichen Quälgeiſter noch um ein paar andere Species zu vermehren. Es war ein Glück für uns, daß ſelbſt unſerem Giovanni das Gemach zu unſauber vorkam, denn er nahm ſich diesmal ſeiner Herren mit vielem Eifer an und befahl den Muckern mit kurzen Worten, für ein anderes Local zu ſorgen. Dieſe ſteckten die Köpfe zuſammen, berathſchlagten ſich mit einem alten Manne, dem der Chan gehörte, und ließen uns nach kurzer Ueberlegung durch Giovanni ſagen: nicht weit von dem Dorfe liege ein ſehr ſchönes Landhaus, das wegen der Kriegsereigniſſe in dieſem Augenblicke ganz unbewohnt ſey, und wo wir eine gute Unterkunft finden würden. Nur ſollten wir bedenken, daß eine Zeit lang Soldaten von der ägyptiſchen Armee dort gehauſt, von denen einige an der Peſt geſtorben ſeyen. So angenehm uns der Vorſchlag war, wieder eine Nacht in einem guten Hauſe zubringen zu können, ſo ſtutzten wir doch bei Erwähnung der Peſt und berathſchlagten, was hier zu thun ſey. Wenn die Angabe der Leute, daß die Peſt hier in der Umgegend geherrſcht habe und noch herrſche, richtig war, ſo konnte uns das Dorf, wo ſich vielleicht noch Kranke befanden, viel gefährlicher werden, als jenes verlaſſene Landhaus, weßhalb wir uns für dieſes entſchloſſen und dahin aufbrachen.

Es war ein wunderſchöner Abend. Ich habe den Himmel nie ſo hell gefärbt, die fernen Berge nie in ſo ſchönen Tinten von ſaftigſtem Violet und friſcheſtem Roſenroth geſehen. Wir ſchlugen von der Straße links einen Feldweg ein, der durch ſchöne grüne Wieſen führte und ſahen bald, umgeben von einem Roſen-, Orangen- und Citronenwald das Landhaus vor uns liegen. Es war ein ſchönes ſtattliches Gebäude und hatte, wie alle Häuſer dieſer Art, außer dem Erdgeſchoß nur einen Stock und platte Dächer. Die Stille, die auf dem Ganzen

lag, ſo daß bei unſerer Ankunft kein menſchliches Weſen uns entgegen kam, ſich nichts in Haus und Garten regte, warf einen wahrhaft poetiſchen Reiz über unſer heutiges Nachtlager, das mir wie von böſen Geiſtern verwünſcht erſchien. Ein Gitterthor, das dem Drucke wich und ſich öffnete, ließ uns in einen kleinen Garten treten, der einſtens ſorgfältig angelegt war. Doch jetzt waren Bänke und Ruheplätze umgeſtürzt. Zwiſchen dem bunten Kies auf den Wegen wucherte das Gras empor und die zahlreichen Schlinggewächſe, die an Hecken, welche die Beete umſchloſſen, emporgeleitet waren, mußten dieſe Stellung langweilig finden, denn ſie hatten die hölzernen Latten verlaſſen und krochen gleich Schlangen auf den Wegen gegen einander, um ſich über die Oede des Gartens zu beſprechen. Nachdem unſere Pferde angebunden und vorläufig in einen Schuppen, der am Hauſe angebracht war, eingeſtellt wurden, machte ich eine kleine Inſpektionsreiſe um das ganze Gebäude herum. Der Garten umgab es auf drei Seiten und war nach türkiſchem Geſchmack ſehr ſchön angelegt. Hie und da kleine Steinſophas, auf denen wahrſcheinlich lange keine türkiſche Dame mehr geſeſſen hatte; denn das Unkraut, das überall emporſchoß, wiegte ſich wie ſpottend auf dieſen Ruheplätzen. Bei ſolchen verlaſſenen Anlagen iſt nichts trauriger und mechancholiſcher, als der Anblick eines vertrockneten Springbrunnens, das Erſterben des lebendigen Strahls, der hier in dieſen Ländern ſo nöthig iſt, um der ausgedörrten Natur etwas abzugewinnen. So heimlich das Murmeln des Waſſers dem Ohre iſt, ſo traurig iſt mir eine Fontaine erſchienen, deren Mund ſchweigt. Das müſſen entſetzliche Sachen ſeyn, die dem luſtigen Waſſer den Mund verſtopft und es zum Schweigen gebracht haben. In dem Baſſin hier, welches aus einer Art grauem Marmor ſehr ſchön gearbeitet war, lagen große Blätterhaufen, welche die umſtehenden Platanen hineingeſtreut und kleine Eidechſen ſpielten um die Brunnenröhre. Wie ich ſchon früher ſagte, umgab eine ſehr große Anpflanzung von Orangenbäumen den Garten und das Landhaus; man konnte es eher einen Wald, als eine Anpflanzung nennen. Die Stämme ſtanden nicht in regelmäßigen Reihen und obgleich ſie nicht gerade nahe zuſammengepflanzt waren, bildeten doch die ſtarken und langen Aeſte der dicken Orangenbäume ein undurchdringliches Laubdach. In jenen Wald führte aus dem kleinen Garten ein Thor, das offen ſtand. Doch war hinter demſelben noch ein drei bis vier Fuß breiter Waſſergraben, über den vormals eine hölzerne Brücke geführt hatte, die aber gewaltſam abgebrochen war — wahrſcheinlich hatten die ägyptiſchen Kriegsknechte das Holz zum Kochen ihres Pillau verwendet — nur die beiden Hauptbalken, die zu feſt in der Gartenmauer eingefügt waren, hatten ſie ſtehen laſſen. Der Anblick des Orangenwaldes war aber ſo ſchön und für uns Alle ſo neu, daß

wir, trotz der mangelhaften Communication, in kurzer Zeit über dem Graben waren und unter dem frischen duftenden Laubdach der Blätter, Blüthen und goldgelben Früchte wandelten. Wenn wir auch schon unzählige Orangenbäume in kleinen Gruppen gesehen, so war uns doch der Anblick eines weit ausgedehnten Waldes dieser herrlichen Bäume so entzückend, daß wir jauchzend auf dem Grase dahin sprangen, uns unter den Stämmen auf den Rücken legten und mit einer wahren Wollust in die zusammenhängenden Zweige über uns schauten. Es ist aber auch fast kein schönerer und für uns Europäer zugleich fabelhafterer Anblick, als die Frucht der Orange, die in Körbe verpackt und meistens halb verfault zu uns kommt, zwischen den frischen Blättern und duftigen Blüthen zu Tausenden hängen zu sehen. Obendrein sind die Orangen an der syrischen Küste, besonders bei Jaffa und Acre, die größten und saftigsten, und es war daher kein Wunder, daß wir, von dem langen Ritt recht durstig geworden und hier auf einmal in diesen Ueberfluß versetzt, so viel von den über uns hängenden Früchten herunterwarfen, als wir nur eben gebrauchen konnten. Zuweilen kamen wir auch an einen Baum, der bittere Früchte trug, mit denen wir dann unter lautem Lachen Ballspiele trieben. So waren wir allmählig immer tiefer in den Wald gekommen und sahen das Haus nicht mehr, als wir in der besten Freude durch die Ankunft zweier Neger erschreckt wurden, die mit großen Stöcken daher sprangen und uns mit sehr zornigen Mienen ansahen. Die Erscheinung der Schwarzen in dieser Umgebung hatte gerade noch gefehlt, um den Schauplatz eines Mährchens aus der Tausend und einen Nacht mit der gehörigen Staffage zu versehen. Sie schienen mir die beiden Riesen, welche die Prinzessin beschützten, die von dem bösen Zauberer in eine weiße Lilie verwandelt worden war. Es waren aber auch wirklich ein paar riesenhafte Kerle, welche uns, die wir so unbefugt in ihr Eigenthum gebrochen waren, mit ihren langen Stöcken vielleicht in einen zweifelhaften Kampf verwickelt hätten, wenn der Baron sie nicht durch Vorzeigung eines reichlichen Bakschis wieder besänftigte. So wurden wir aber die besten Freunde, und die Neger, die auf der andern Seite des Waldes in einem kleinen Häuschen wohnten, führten uns zu den besten Bäumen und füllten uns für den morgenden Ritt alle Taschen mit ihren Früchten.

Indessen schwebte die Sonne noch eben am Horizont und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Stämme der Bäume, deren ohnehin schon goldene Früchte nun wie Tausende von Feuerballen glänzten. Giovanni und die Mucker waren unterdessen auch nicht müßig gewesen, hatten den Pferden ihr Futter gegeben, das man aus dem Dorfe heranbrachte, und ersterer saß vor der Thür des Hauses bei dem großen Feuer und kochte unsern Pillau, der heute mit einigen Hühnern,

die er ebenfalls erhandelt, noch ſchmackhafter gemacht wurde. Wir ſuchten jetzt die Treppe, die in das obere Stockwerk führte und fanden oben mehrere Gemächer, die alle ſo verlaſſen und halb zerſtört, wie der Garten waren. Man konnte oben recht ſehen, daß eine wilde Soldateska ihr Weſen hier getrieben. Von der türkiſchen Einrichtung der Zimmer hatten ſie nur gelaſſen, was ihnen unmöglich war zu zerſtören, einen hölzernen Divan, der längs an den Wänden hinlief. Die aus Holz zierlich geſchnitzten Schränke waren alle zerſchlagen und verbrannt worden, und die Fenſterläden hätten ſie auch gewiß nicht verſchont, wenn ſie den Zugwind, da die Oeffnungen ohne Glasſcheiben waren, nicht geſcheut hätten. Auch der Fußboden der Zimmer war meiſtens zerſtört und hie und da Löcher eingebrannt, wo die leichtſinnigen Kriegsknechte wahrſcheinlich die glühenden Kohlen ihrer Pfeifen hingeworfen hatten. Wir verzehrten unſere Abendmahlzeit, die Giovanni heute noch mit einem ſüßen Reis vermehrt hatte, rauchten noch einige Pfeifen und ſuchten dann unſere Schlafſtellen. An die Erhöhung der Divans wurden unſere Sättel gelegt, und bildeten ſo die Kopfkiſſen. Da wir alle Laden verſchloſſen, und es auch heute nicht ſo kühl wie geſtern in der alten Burg war, ſo erſchienen alsbald unſere nächtlichen Plagegeiſter wieder und quälten uns im wahren Sinne des Worts auf's Blut, ſo daß wir faſt kein Auge zuthun konnten. Dazu erhob ſich noch gegen Mitternacht ein ſchweres Gewitter, das unſere Pferde drunten ſo in Angſt verſetzte, daß wir alle hinabſteigen mußten, um ſie zu beruhigen. Und als endlich Donner und Blitz aufhörten und wir uns wieder zum Schlafen legen wollten, wüthete der Wind dergeſtalt um das freiſtehende Haus, und klapperte mit den lockern Fenſterladen, daß es nicht möglich war, auch nur einen Augenblick Ruhe zu finden. Bei Anbruch des Tages erhoben wir uns Alle, und jeder klagte dem Andern ſeine Noth, wie ſehr er in der Nacht von den Inſecten zerſtochen worden ſey. Bis jetzt hatte uns noch der Gedanke, daß es nur harmloſe Flöhe ſeyen, die unſer edles Blut verzehrten, ſo ziemlich getröſtet; doch meine Verſicherung, die ich gegen die Andern ausſprach, daß ich in der Nacht zweierlei Arten von Stichen geſpürt, brachte alle Gemüther in Aufruhr. Doch hatte keiner den Muth, an ſeinem Körper nach einem andern blutdürſtigen Thiere auf Entdeckungsreiſen auszugehen, denn da wir die Sache doch nicht hätten ändern können, wollten wir uns wenigſtens die traurige Gewißheit nicht verſchaffen.

Giovanni, der in dieſen Tagen äußerſt aufmerkſam und liebenswürdig war, hatte den Caffee in den Garten gebracht, und wir freuten uns Alle, ihn wieder einmal ſitzend verzehren zu können, und beſonders wegen der Nähe des Orangenwaldes, der nach dem Gewitterregen von dieſer Nacht doppelt ſchön duftete. Darauf wurden die

Maulthiere wieder beladen, den Leuten aus dem Dorfe ihre gelieferten Lebensmittel und Fourage bezahlt und jeder sattelte sein Pferd. Als wir vor die Gartenthüre traten, um uns aufzusetzen, bemerkten wir einen starken Moschusgeruch, der neben uns aufstieg. Wir konnten nicht begreifen, wo er herkommen möge, und dachten schon, es wären Ueberbleibsel von Arzeneien, die den Kranken, die früher das Landhaus bewohnt, gereicht worden wären. Doch halfen uns die Leute aus dem Dorfe, die der Baron darum befragen ließ, bald aus diesem Irrthum; einer riß eine Handvoll kleiner Kräuter ab, die am Wege wuchsen, und brachte sie uns. Sie hatten fein gezackte wolligte Blätter, und von ihnen kam der starke Geruch.

Das Wetter war heute wieder eben so schön wie gestern, und wir ritten rasch über die vom Regen erfrischten Felder gen Acre, das wir in Kurzem vor uns liegen sahen. In der Nähe der Stadt kamen wir durch ein türkisches Lager von Cavallerie und Infanterie, die unter hellgrünen Zelten ihre Wirthschaft trieben. Die Soldaten krochen aus ihren Baraken heraus und sahen uns neugierig an, während wir vorüber ritten. Hie und da bot uns einer etwas zum Verkauf an, ein schönes Bernsteinmundstück, einen Säbel oder ein paar Pistolen und dergleichen mehr. Doch ritten wir so rasch wie möglich vorbei, da wir diese lieben Leute bei Beirut genugsam hatten kennen gelernt, und da auch die Pest in all' diesen Lagern so gut wie in den Städten herrschen sollte.

Jetzt ritten wir um die äußere Mauer auf der Landseite herum nach dem Hafen und Meerbusen von Acre, wo wir unsere Pferde ließen, und zu Fuße in die Stadt traten, um die zerschossenen und gesprengten Werke und Häuser in der Nähe zu sehen.

Wir gingen durch einige Straßen der Stadt und sahen überall die starken Verheerungen, welche die Kugeln der Flotte angerichtet. Doch schien es mir, als haben die Häuser der Stadt mehr gelitten, als Wall und Mauer. Man konnte in den Straßen fast keinen Schritt thun, ohne bei Trümmerhaufen vorbeizukommen. Vieles Volk, Soldaten wie Einwohner, campirten unter grünen Zelten oder Gerüsten von Balken, die sie aufgerichtet hatten. Wir verließen die Stadt bald wieder, setzten uns draußen auf unsere Pferde und ritten um den Meerbusen von Acre herum. Auch hier sah man, so wie an der Küste von Beirut, die deutlichen Spuren der Verheerung, welche der Sturm vom 1. auf den 2. December vorigen Jahres angerichtet. Mehrere größere und kleinere Handelsschiffe lagen zerschmettert am Ufer, und ebenso eine englische Kriegsbrigg, die hier gestrandet war. Doch hatte man von letzterer so viel wie möglich gerettet. Ihre Matrosen und Soldaten hatten sich bei dem Fahrzeug kleine Barraken aufgeschlagen, und be-

wachten Kanonen, Maſten, Takellage, die man vom zertrümmerten Wrak herunter genommen. Nach ungefähr drei Stunden, die wir immer dicht an der Küſte des Meerbuſens auf weichem Muſchelſande reitend, durch Jagd auf allerhand Waſſervögel verkürzt hatten, erreichten wir Haifa, ein kleines Dörfchen mit alten Mauern und Thoren, am Fuß des Carmel liegend. Vor dem Ort hatten wir die Freude, den Druſenfürſten wieder zu ſehen, der vor einiger Zeit mit ſeinen Reitern in Beirut geweſen war. Er lag mit ſeiner Cavallerie um Acre und Haifa herum, und wollte gerade nach der Feſtung reiten. Wir wechſelten einige freundliche Worte zuſammen, und verließen ihn, wahrſcheinlich auf Nimmer-wiederſehen. In Haifa machten wir einen kleinen Halt und nahmen für unſer heutiges Nachtlager, das Kloſter auf dem Carmel, Fourrage für unſere Pferde mit, da es hieß, man würde uns dort oben keine geben können. Nach Verlauf einer kleinen Stunde ritten wir langſam den ſehr ſteilen Weg des Carmel hinan, faſt niedergedrückt von der Nachmittagsſonne, die an dem Berge abprallend uns ſowohl wie die Thiere äußerſt ermattete. Die prächtig weite Ausſicht, die immer ausgedehnter und ſchöner wurde, je höher wir ſtiegen, entſchädigte uns einigermaßen. Vor uns lag Haifa, St. Jean d'Acre, von dem Meerbuſen getrennt, und in der ungeheuren Fläche des Meeres, die wir von hier oben ſahen, faſt nur wie ein kleiner Einſchnitt erſcheinend. Endlich erreichten wir das Kloſter, und waren nicht wenig überraſcht von den ſtattlichen Gebäuden, die wir hier ſo unverhofft vor uns ſahen. Wir ritten vor die Thür des Kloſters, das, in großem Maßſtab aus ſchön gehauenen Steinen aufgeführt und mit hohen Fenſtern verſehen, eher einer fürſtlichen Reſidenz als einem Mönchskloſter ähnlich ſieht. Es erſchienen ein paar Brüder in ihrer braunen Ordenstracht, die uns auf's Freundlichſte willkommen hießen und in das Innere des Hauſes führten, wo unſere Ueberraſchung bei jedem Schritte ſtieg. Wir arme Pilger waren ſchon ganz entwöhnt, ein ſchön gebautes und gut eingerichtetes Haus zu ſehen, ſo daß wir Alles mit einer kindiſchen Neugierde betrachteten. Schöne Steintreppen führten in den erſten Stock; oben kamen wir in einen Speiſeſaal, mit Tiſchen, Stühlen und ganzen Schränken voll Glas- und Porzellanſachen verſehen. An dieſen Saal ſtieß eine Reihe freundlicher kleiner Zimmer für Gäſte und Pilger, auf's Beſte und Sauberſte eingerichtet. Da waren eiſerne Bettgeſtelle, mit den ſchönſten Matratzen, weißem friſchem Leinenzeug und grünen Vorhängen; da waren Waſchtiſche mit allen Bequemlichkeiten, Spiegel, Stühle, kurz bis zum Stiefelzieher herab Alles auf's Beſte eingerichtet. Das Kloſter auf dem Carmel kam uns nach den entſetzlichen Quartieren, die wir bisher gehabt, wie eine Wohnung der Seligen vor, und die guten Väters ergötzten ſich nicht wenig an der

Freude, mit der wir ihre Herrlichkeiten betrachteten. Wer sich noch nie in gleichem Falle mit uns befand, der wird das Wohlgefallen nicht mitfühlen, uns wieder einmal ordentlich waschen und frische Wäsche anziehen zu können. Ja, dieser Genuß war weit größer, als der der guten Mahlzeit, die wir, auf Stühlen an einem ordentlichen Tische sitzend, bald darauf einnahmen.

Nach Tische führte uns einer der Mönche zu dem Prior, einem Mann in den besten Jahren, mit kohlschwarzem langem Bart und einem sehr einnehmenden Wesen. Sein Zimmer war mit Büchern, mathematischen und astronomischen Instrumenten angefüllt, die auf eine gediegene wissenschaftliche Bildung des Mannes hindeuteten, welche sich auch in seinen Gesprächen kund gab. Er war ein Spanier und erst zwei Jahre auf dem Carmel. Später besahen wir das ganze Kloster und die schöne geräumige Kirche, in welcher sich unter dem Hochaltar die Grotte des Propheten Elias befindet.

Vom flatten Dach des Klosters genoßen wir in der schönsten Abendbeleuchtung eine wundervolle Aussicht auf die schneebedeckten Gipfel des Libanon und Antilibanon, nach Westen auf das Mittelmeer und nach Süden auf die Ebene der Meeresküste bei Atlit und auf das Gefilde von Cäsarea; gegen Osten verdeckten uns die vortretenden Höhen die Aussicht; dort lag Nazareth und der Tabor.

Auf unserer ganzen Tour in Syrien schliefen wir keine Nacht so ruhig und angenehm, wie hier auf dem Carmel, und als wir am andern Morgen zum Aufbruch geweckt wurden, war uns die Nacht wie eine Minute verflogen. Doch standen die Pferde schon zur Weiterreise gesattelt und wir verließen das Kloster bei Sonnenaufgang mit unserem besten Dank gegen die Gastfreundschaft und Herzlichkeit der guten Mönche. Anfänglich führte uns der Weg die romantischen Schluchten des Gebirges hinab und dann wieder an die Küste des Meeres, das wir auf unserem heutigen Marsch nur dann verließen, wenn das Ufer aus Klippen bestand, die wir umgehen mußten. Gleich am Morgen hatte unser Nimrod, der Maler F., eine Hyäne entdeckt, die sich aber bei unserem Anblick tiefer ins Gebirge zog, und obgleich wir ihr eine Stunde folgten, und gar zu sehr gewünscht hätten, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, so sahen wir sie doch nicht wieder. Dagegen schoßen wir ein paar Schakals und eine ziemlich große Schlange, die am Weg auf einem Steinblock lag und sich sonnte. Unser heutiger Weg führte uns durch große grasbewachsene Flächen, die gen Jaffa zu immer häufiger und üppiger werden. Auf ihnen sahen wir heute zum ersten Mal schöne niedliche Gazellen in großen Schaaren; doch habe ich nie ein Wild gesehen, was so scheu und flüchtig ist, wie dieses. Wenn wir ganz ruhig unsere Straße zogen, hielten sie kaum auf zwei-

tauſend Schritte, doch wenn ſelbſt in dieſer weiten Entfernung einer von uns ſein Pferd gegen ſie wandte oder eine Piſtole abſchoß, ſo jagten ſie in unglaublicher Schnelligkeit davon und wir ſahen ſie in kurzer Zeit nur noch fern am Horizont. Es iſt ſehr ſchwer, eines dieſer Thiere zu erlegen, denn ſelbſt eine Gemſe iſt viel leichter zu beſchleichen, als eine Gazelle. Wie jene ſtellen ſie Wachen aus, die den Jäger auf den weiten flachen Ebenen noch viel eher entdecken, als wenn das Terrain bergigt und bewachſen wäre. Es gibt hier eine Art Windhunde, die allenfalls im Stande ſind, eine Gazelle, die keinen zu großen Vorſprung hat, einzuholen. Doch fangen ſelbſt dieſe ſchnellen Hunde gewöhnlich nur ganz junge oder erkrankte Gazellen.

Gegen Mittag kamen wir bei den Ruinen von Castellum peregrinorum vorbei; doch ſieht man von denſelben nur noch undeutlich auf der Landſeite die Umriſſe der Gräben und Ueberreſte von alten Mauern. Nachmittags gegen vier Uhr erreichten wir unſer heutiges Nachtlager, ein kleines armſeliges Dorf, Tantura, dicht am Meere gelegen. Da es hier keinen Chan gab, ſo quartierten wir uns in einer Art von Schoppen ein, der früher zur Aufbewahrung von Früchten benutzt wurde. Doch wurde uns die Armſeligkeit dieſes Locals, beſonders nach dem geſtrigen herrlichen Quartiere auf dem Carmel, recht fühlbar. Es war aber auch eines der ſchlechteſten, die wir bisher gehabt. Die beiden ſchönen Pferde des Barons hatten wir mit in unſer Gemach genommen und die andern waren nebenan in einem andern noch ſchmutzigeren Winkel untergebracht. Außer den ſchon früher bemerkten unangenehmen Thieren, die unſere Nachtruhe ſtörten, waren es hier ganze Schaaren von Ratten und Mäuſen, die uns beläſtigten. Unſer guter Fürſt, der eine ſchreckliche Abneigung gegen letztere Thiere hatte, hielt ſo komiſche Lamentationen, daß die Nacht, trotz allem Elend, faſt unter lauter Lachen und Scherzen verging. Ich hatte mich in eine Art Niſche zurückgezogen, doch kaum hatten wir das Licht ausgelöſcht und es war etwas ruhig geworden, als mich die Mäuſe und Ratten förmlich aus meinem Lager vertrieben. Was dieſes zudringliche Volk über meinem Kopfe in der Mauer anfing, war mir unerklärlich; doch kaum hatte ich mich niedergelegt, ſo fing es dort an zu krabbeln und zu kratzen und ſcharrte mir eine ſolche Menge Lehm und Erde auf den Kopf, daß ich mich flüchten und in die Mitte des Gemachs legen mußte. Doch war es hier auch nicht viel beſſer, denn es wimmelte in der ganzen Hütte von allerlei Ungeziefer. Zuweilen ſprang uns eine langgeſchwänzte Ratte über den Kopf, dann hörten wir deutlich, daß ganze Schaaren von Mäuſen unſer Brod und andere Effecten benagten, kurz, es war nicht zum Aushalten; auch die andern blutdürſtigen Ungeheuer, die wir gehofft hatten, geſtern auf dem Carmel zu entfernen, zeigten ſich wieder in großer

Anzahl und ließen uns kein Auge zuthun, weßhalb wir ſchon gegen drei Uhr wieder aufſtanden und Anſtalten zum Abmarſch trafen. Um vier Uhr ſchwangen wir uns auf die Pferde und ritten davon. Der Tag ſtieg langſam herauf und als es ſo hell war, daß man die Gegenſtände um ſich her erkennen konnte, bemerkte ich einen Teich, der einige hundert Schritte vom Weg ablag und worauf ich etwas ſchwimmen ſah, das mir wilde Enten oder ſonſtige Waſſervögel zu ſeyn ſchienen. Ich nahm das Gewehr, ſtieg vom Pferde, welches ich einem unſerer Mucker gab und ging langſam auf das Waſſer zu, um im glücklichen Fall auf heute Abend einen Braten zu erſchießen. Als ich jedoch näher kam, ſah ich, daß es keine Waſſervögel waren, ſondern kleine Stücke Holz, die von Weitem ungefähr ſo ausſahen. Der Teich war mit niedrigen Geſträuchen umgeben, und da ich ihn erreicht hatte, wollte ich auch vollends um ihn herumgehen. Der Seite gegenüber, wo ich hergekommen war, begann wieder eine der großen Grasflächen und hier entdeckte ich eine ſeltene und erwünſchte Jagdbeute. Meine Schritte verurſachten ein ziemliches Geräuſche in dem hohen Graſe und hierdurch aufgeſchreckt gingen wenige Schritte vor mir drei Gazellen auf und mit ſolcher Schnelligkeit von dannen, daß ſie ſchon an fünfundzwanzig Gänge von mir entfernt waren, ehe ich Zeit hatte, das Gewehr anzulegen. Der eine Lauf verſagte mir, doch mit dem andern ſchoß ich glücklich eines dieſer Thiere. Es machte noch einige Sätze vorwärts und ſtürzte dann zuſammen. Das Thier war von der Größe einer Rehkitze und nach ſeinen beiden kleinen Krücken zu urtheilen, noch ſehr jung. Ich nahm es auf meine Schultern und ſuchte meinen Gefährten nachzukommen, die unterdeſſen ſchon weit voraus waren. Auch wandte ſich der Weg nach einer ganz andern Richtung, als auf der wir vorhin ritten, und ſo glaubte ich ſchon mich verirrt zu haben, als die aufgehende Sonne mit ihren Strahlen vor mir etwas Glänzendes beſchien und ich unſere Caravane erkannte. Doch hatte ich noch immer eine gute halbe Stunde zu thun, ehe ich, mit der Gazelle auf dem Rücken, und durch vier bis fünf Fuß hohes Geſtrüpp watend, ſie erreichen konnte. Die Freude beim Anblick meiner Jagdbeute war indeſſen nicht gering, und wir dachten ſchon im Voraus an den ſeltenen Genuß eines guten Bratens, den uns das Thier gewähren würde.

Unſer heutiger Marſch war einer der angenehmſten, dagegen unſer Nachtlager das ſchlechteſte, das wir je gehabt. Erſterer führte faſt den ganzen Tag durch eine duftige, grün bewachſene Fläche, wo wir häufig dem Spielen und der Flucht großer Gazellenheerden zuſchauten. Gegen Abend wurde das Terrain etwas hügelig und wir hatten rechts und links hohe Gebüſche, aus denen bei einbrechender Dunkelheit die Schakals ihre zarten Stimmen ertönen ließen. Ein gräßlicheres Geſchrei kann

man nicht leicht hören; ein unangenehmes heiſeres Bellen; beſonders dieſen Abend mußten ſich in den Gebüſchen ganze Heerden dieſer Thiere aufhalten. Wir ſchoſſen einige Male unſere Piſtolen ab, worauf ſie eine Zeit lang ſchwiegen, doch auch gerade nur ſo lange, wie die Fröſche in einem Teich, wenn man einen Stein hinein wirft.

Unſer Nachtquartier ſollte heute ein kleines Dorf ſeyn, mit Moſchee und Chan, und die Mucker hatten es als eines der beſten auf unſerem ganzen Wege gerühmt. Doch unſere Erwartungen wurden ſehr getäuſcht. Jetzt lag das kleine Dorf vor uns und wir waren bald zwiſchen den erſten Häuſern. Doch obgleich die Sonne kaum untergegangen, ſahen wir keinen Menſchen. Schliefen die Bewohner ſchon oder kamen ſie vielleicht aus Furcht vor uns nicht aus ihren Löchern. Als wir bei der Moſchee und dem, was ſie hier einen Chan nennen, ankamen, fanden wir dort zwei Beduinen, die uns das Räthſel löſten. In dem Dorf hatte ein Trupp türkiſcher Soldaten ſo arg gewirthſchaftet, daß die Einwohner bei Annäherung einer zweiten Abtheilung mit ihren ſämmtlichen Habſeligkeiten die Flucht ergriffen hatten. Ihr Korn, Gerſte und ſonſtige Feldfrüchte hatten ſie in großen Löchern verborgen, die nicht ſo leicht aufzufinden waren. Dieſe Nachrichten waren für uns nicht angenehm, denn wir hatten hier auf ein gutes Futter für die Pferde und auf Lebensmittel für uns gerechnet, da der Vorrath in unſern Säcken und Körben ſehr zuſammengeſchmolzen war. Zuerſt ſahen wir uns nach einem Stalle um, wo wir die Thiere unterbringen konnten, doch war nichts der Art zu finden und wir mußten ſie alſo im Freien übernachten laſſen. Der Chan beſtand aus zwei Gemächern, von denen das eine keinen Rauchfang hatte und das andere von den beiden Beduinen, zu denen ſich bald noch ein dritter und vierter geſellte, eingenommen war. Wenn die meiſten dieſes Volkes nicht ſehr reinlich und zierlich gekleidet ſind, ſo waren dieſe ihrem Ausſehen nach rechte Landſtreicher. Um die Füße hatten ſie grobe Lappen gewickelt, die Farbe ihres Unterkleides war gar nicht zu erkennen und der Burnus, aus allen möglichen Stoffen und Farben zuſammengeſetzt, ließ an mehreren Stellen die dunkelfarbigen, ſehnigten Glieder durchblicken. Am beſten waren ihre Waffen: die Lanze hatte die unentbehrliche Büſchel von ſchwarzen Straußfedern und die Säbel ſahen auch recht gut aus; nur war die Klinge, ſtatt in einer Scheide zu ſtecken, mit alten Lappen umwickelt.

Da es ziemlich kühl war, ſo mußten wir, um ein Feuer unterhalten zu können, uns mit jenen Kerls in daſſelbe Gemach legen. Doch wurde ſchon von vorne herein beſtimmt, daß wir während der Nacht abwechſelnd wachen wollten. Kaum loderte unſer Feuer und wir ſaßen behaglich umher, die durchkälteten Glieder etwas zu erwärmen,

als durch die offen stehende Thüre eine Katze hereinschlich, bald darauf eine zweite, eine dritte, vierte, fünfte und sechste, und hinter diesen hörten wir an den uns so wohl bekannten Tönen, daß noch mehrere draußen seyen. Und so war es auch. Der ganze Hof wimmelte von einer Unzahl von Katzen, die, von den Bewohnern des Dorfes zurückgelassen, jetzt die neuen Ankömmlinge witterten und von allen Seiten herbeikamen, um etwas zur Stillung ihres Hungers zu finden. Die Thiere waren nicht zu verjagen und wenn wir ihnen auch nichts zu Leide thaten, so machten unsere Mucker und die Beduinen, als sie sahen, daß uns die Thiere in dem Zimmer belästigten, eine große Jagd auf sie, die mancher das Leben kostete. Die Moschee neben uns an war eine Ruine zu nennen, denn das Mauerwerk war halb eingestürzt und von dem Minaret standen kaum noch zwei Drittel. Es fehlte uns heute Abend an Allem, sogar am Wasser, und wenn auch gleich bei der Moschee ein Brunnen war, so hatten wir kein Geschirr und auch nicht Stricke genug, um auf den Wasserspiegel zu langen. Wir halfen uns so gut wir konnten, indem wir die Stricke, die sich an unsern Säcken und Körben befanden, mit unsern Shawls zusammen knüpften, und an diesen unser Caffeegeschirr banden, wo wir dann am Ende Wasser, aber nur in sehr kleinen Portionen bekamen. Den Thieren konnten wir auf diese Art natürlich keines herausschöpfen. Wir hatten nicht einmal ein Korn Futter für sie und entschlossen uns schon, nur einige Stunden hier zu bleiben, um am andern Morgen früh das nicht weit von hier entfernte Jaffa zu erreichen. Doch halfen uns die Beduinen, denn sie gingen ins Dorf und waren so glücklich, in kurzer Zeit eine jener Gruppen aufzufinden, worin die Leute ihre Früchte vergraben, und brachten Gerste genug für die Pferde mit.

Nachdem wir aus unsern Körben die Reste von Brod, Fleisch und Käse zusammengescharrt hatten, legten wir uns hin und versuchten zu schlafen. Ob ich gleich offiziell die erste Wache allein hatte, so wachten doch Alle mit mir, denn unsere Plage, die kleinen blutdürstigen Flöhe und andere dergleichen Insekten überfielen uns heute grimmiger als je. Keiner konnte ein Auge schließen und bald hatte ich bei meinem Wachedienst Gesellschaft genug, denn einer um den andern kam aus der Ecke hervor und setzte sich zu mir ans Feuer, wo wir aus reiner Verzweiflung mit den Resten unseres Kaffees und Zuckers uns die Zeit vertrieben und eine Tasse um die andere tranken. Auch unsern Muckern draußen gefiel es hier sehr schlecht, und als es noch ganz finster war, fragten sie schon um Erlaubniß, aufpacken zu können, da der Weg nach Jaffa leicht zu finden wäre. Wir waren froh, dies elende Local verlassen zu können, sattelten deßhalb unsere Pferde und ritten in der Dunkelheit fort. Die vier Beduinen, die wir hier angetroffen hatten,

schlossen sich an uns an. Die Spitze des Zugs hatte unser Hauptmucker und wir folgten ihm, einer hinter dem andern, um nicht in Gräben oder Wasserpfützen zu stürzen, die sich rechts oder links befinden könnten.

Das Terrain war wie gestern, grüne Wiesen mit Gebüschen durchsetzt, und zuweilen kamen wir in kleine Waldungen. Mit Anbruch des Tages erreichten wir einen Weideplatz mit einigen schlechten Hütten, in denen sich Hirten befanden, die uns die eben frisch gemolkene Milch ihrer Kühe und Ziegen anboten. Wir lagerten uns um sie im Grase und tranken mit viel Behagen die gute Milch, zu welcher wir die Reste unseres steinharten Brodes verzehrten. Mir hat übrigens in meinem ganzen Leben kein Caffee, auf das Eleganteste servirt, so geschmeckt, wie dies ländliche Frühstück. Wir brachen jedoch bald wieder auf und kamen nach einigen Stunden in die Nähe von Jaffa, wo sich damals, so wie in Ramleh und Jerusalem, ein großer Theil der türkischen Armee befand. Lange vorher, ehe wir die Stadt ansichtig wurden, begegneten wir schon ganzen Schaaren dieser Kriegshelden, die wahrscheinlich in der Umgegend fourragirt hatten und mit Früchten und Vieh nach der Stadt zurückkehrten. Auf den nächsten Höhen vor Jaffa befanden sich rechts und links vom Wege zwei große Lager von grünen und grauen Zelten, unter denen reguläre Infanterie und Kavallerie hausten. Jetzt lag Jaffa vor uns und zugleich sahen wir das Meer wieder, das seine Mauern bespült. Die alte bekannte Stadt gewährte übrigens keinen großartigen Anblick. Sie liegt auf einem kleinen Hügel und sieht von der Nordostseite, von welcher wir herkamen, mit ihren alten Mauern und Häusern einer großen unregelmäßig zusammengebauten Burg ähnlich. Die Umgebung der Stadt von Nordost, eine sandige Fläche, und von Süden das blaue Meer, ist nur im Osten schön, wo dichte Wälder von Palmen, Platanen, Feigen- und Orangenbäumen die Mauern begränzen. Wie vor einem Bienenhause wimmelte es vor der Stadt und an den Thoren von Soldaten, meistens irreguläre Kavallerie, die aus- und einzogen. Ebenso waren die Straßen vollgepfropft, daß wir uns kaum nach dem Kapuzinerkloster durchwinden konnten. Auf allen Plätzen waren Zelte aufgeschlagen, oder es lagen die Soldaten unter freiem Himmel auf der Straße und kochten an kleinen Feuern. Die Kavallerie hatte ganz Jaffa in einen großen Stall verwandelt, denn ihre Pferde standen rechts and links an den Häusern festgebunden und ließen nur eine schmale Gasse frei, die man mit Lebensgefahr passiren mußte; denn die Pferde waren unruhig, traten zurück und bissen und schlugen nicht selten um sich. Doch erreichten wir ohne Unfall das Kloster, wo wir unsere Reisegefährten vom Dampfboote Crescent, die östreichischen Offiziere, wieder zu finden hofften. Wir trafen sie auch oben beim Prior mit Ausnahme des Grafen

Bayerische Staatsbibliothek

Szechenyi, der unterdeſſen nach Damaskus gezogen war, wo ihn der Tod ereilte. Da es ohnehin nicht in unſerer Abſicht lag, heute in Jaffa zu bleiben, worin wir durch die Ueberfüllung der Stadt, ſo wie durch die Verſicherung des Priors, daß es ihm unmöglich ſey, uns ein Obdach zu geben, noch beſtärkt wurden, ſo fütterten wir raſch unſere Pferde ab, nahmen mit Dank die Mahlzeit an, die uns der Prior ſerviren ließ und ritten gen Ramleh, das wir auch am Abend erreichten.

Bis jetzt hatten wir auf unſern Touren die lateiniſchen Klöſter, wo es deren gab, beſucht. Doch da ſich Fürſt Aslan von Beirut aus mit ſehr guten Empfehlungsbriefen an die Klöſter ſeiner Kirche verſehen hatte, ſo ritten wir bei unſerer Ankunft in Ramleh vor das dortige griechiſche Kloſter, ein ſchönes ſtattliches Gebäude, wo wir die freundlichſte Aufnahme fanden. Neben den Bequemlichkeiten, die uns ein reinliches Zimmer mit guten Kiſſen und Teppichen darbot, erfreute und beſchäftigte uns beſonders heute Abend der Gedanke, morgen das Hauptziel unſerer ganzen Tour, Jeruſalem, zu erreichen.

Drittes Kapitel.

Die heiligen Orte.

Eine griechiſche Familie. — Jeruſalem. — Die Stadt. — Das griechiſche Kloſter. — Die Grabeskirche. — Die Via dolorosa. — Die Davidsburg auf Zion. — Das Thal Joſaphat. — Morija. — Der Bach Kidron. — Die Gräber. — Der Oelberg. — Bethlehem. — St. Saba. — Das todte Meer. — Der Jordan. — Ueberfall von Raubbeduinen. — Felſenwege. — Nachtlager unter freiem Himmel. — Tänze der Beduinen. — Bethanien. — Erzählung des Fürſten Aslan.

Heute ſollte ich Jeruſalem ſchauen! Ich hatte viel ertragen in der Hoffnung dieſes Anblicks: Gefahren des Meeres und Gefahren des Landes; ſeit drei Monaten war ein Teppich und der nackte Boden meine einzige Lagerſtätte, und die Gegend, durch welche wir zogen, bot weder Sicherheit, noch Ausſicht auf körperliche Ruhe. Durch Ibrahim Paſchas Vertreibung hatten ſich die Verhältniſſe für die Reiſenden weit unangenehmer geſtaltet. Die ägyptiſche Verwaltung war ſtark genug geweſen, Ordnung im Lande zu erhalten, und die Europäer, denen ſie ſich geneigt zeigte, zu ſchützen. Jetzt ſchwärmten, unter türkiſcher Herrſchaft, wieder Araber umher und die Stämme des Li-

banon waren in Bewegung. Doch nichts konnte meinen Vorſatz ſchwächen! — Die Strahlen der Sonne, welche im Januar ſchon Frühlingswärme verbreitete, ſtärkten mich wunderbar, und mein Herz erweiterte ſich, als ich über die fruchtbare, leider unangebaute Ebene des alten Arimathia hintrabte. Nach ein paar Stunden gelangten wir an den Fuß einer Kette kegelförmiger Hügel, zu „Judäas gebirgigem Lande.“ Wir ritten den ganzen Tag über die vielen einzelnen Höhen des ſchroffen Gebirges hinweg, und ſo oft wir wieder eine Spitze erſtiegen hatten, hofften wir, Jeruſalem ſehen zu können; aber es ſchien vor uns zu fliehen, wie der Schatten eines Glückes, und immer trennte uns eine neue Schlucht von dem nun gegenüber liegenden Abhange, der uns abermals den Anblick der „Seelenſtadt“ verſprach. Die Gegend liegt öde; man trifft auf dem ganzen Weg kein bewohntes Dorf, und kaum einige Oel- und Maulbeerbäume, unter deren Schatten man Ruhe und Kühlung ſchöpfen konnte. Sparſame Reben bekränzen die Anhöhen. Keine Züge von Pilgern, wie die meiſten Reiſenden erwähnen, kamen uns buntfarbig und maleriſch in langer Reihe entgegen; wir begegneten, obgleich die Jahreszeit das Reiſen bei Tage wohl geſtattete, nur wenigen Menſchen. Ich verſenkte mich in Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen und die eitlen Mühen der Menſchen, — Betrachtungen, welche durch die Spuren großer Verödung ringsum von ihrer Melancholie ſo wenig verloren, als durch die Erinnerung an die Klaglieder des Propheten Jeremias, deſſen Geburtsort Amathoth, heute Kariet-el-Aaneb, an einem eben von uns überſtiegenen Abhange liegt. Hier in der Nähe pflegte ſonſt der Scheik von Abu Goſch die Reiſenden mit einigen Reitern anzuhalten und ihnen eine Art Tribut abzunehmen. Wir blieben zwar verſchont mit dieſer rauhen Probe mangelnder Civiliſation und barbariſchen Fauſtrechts; aber eine rührende Scene ſollte uns doch überzeugen, wie verlaſſen hier, in der Nähe ſeiner Wurzel, die Kinder des Kreuzes ſind. Unten an dem Bergesgipfel, worauf der Scheik von Abu Goſch ſeinen Räuberſitz aufgeſchlagen hat, liegen die Ruinen eines chriſtlichen Kloſters aus der Zeit der Kreuzzüge, deſſen Bewohner die „Väter des heiligen Landes“, vor einem Jahrhundert von den Arabern niedergemetzelt wurden. Dort trafen wir eine griechiſche Familie, welche der Krieg im Innern des Landes vertrieben hatte. Die Trümmer ihrer eigenen Behauſung hatte ſie verlaſſen und lagerte nun an den Trümmern eines Tempels ihres Gottes. Sie verrichtete eben in gläubiger Andacht ihr Abendgebet, als wir daſelbſt anlangten und unwillkührlich den himmliſchen Frieden dieſer frommen Menſchen ſtörten. O wie rührend iſt doch der Anblick des Unglücks, der Ergebung und der Schönheit! Noch weilt mein Auge mit Wohlwollen und Bewunde-

rung auf jener lieblichen Griechenjungfrau, welche inmitten der betenden Gruppe an eine Säule gelehnt ſtand, ſie mit einem Arme umrankend, wie die Rebe den Palmbaum. Welcher Adel in ihrem ſchlanken Wuchſe, welches Ebenmaas in dieſen ſanft gerundeten Gliedern, welcher Stolz in dieſem erhabenen, vollen Nacken, über welchen eine Fülle dunkler Locken herabwallte! Die herrliche Erſcheinung war gehüllt in die bunte, maleriſche Tracht ihres Volkes. Die letzten Strahlen der Sonne fielen glänzend auf die rothe Mütze, den laſurblauen Gürtel und die rothe Robe, das charakteriſtiſche Koſtüm der griechiſchen Frauen. Das ſchöne blaue Augenpaar der reizenden Beterin verlor ſich, gleich zwei unergründlichen Sternen, im blauen Himmel und hob ſich empor zu dem Allmächtigen, in deſſen Händen das Schickſal der Ihrigen lag, und zu der holden Fürſprecherin der Jungfrauen, zu der ewigen Jungfrau. Ueberraſcht, in Anſchauen und Erinnerung verſunken, faltete auch ich ſchweigend meine Hände, und durchdrungen von dem Wunſche, daß ihr Gebet erhört werde, betete auch ich mein **Ave Maria**! Lange nachdem wir die Umgebung der Ruinen verlaſſen hatten, weilte mein Geiſt noch bei der betenden Griechin, welche mich durch den Reiz ihrer Schönheit und die Poeſie ihrer Erſcheinung doppelt anzog.

Es war ſchon ſpät und der Tag neigte ſich, als wir nach mühevoller Reiſe immer noch an den ſteilen Bergen emporkletterten, welche Jeruſalem von allen Seiten umgeben. Mit jedem Schritte wurde meine Ungeduld größer, lebendiger meine Sehnſucht, den Ort zu ſehen, der mich hauptſächlich in dieſe Oede gezogen hatte; ſo ſehr brannte ich vor Verlangen, daß ich die letzte Viertelſtunde beinahe in vollem Lauf meines Pferdes zurücklegte, denn ich wollte die weltberühmte, ewig merkwürdige Stadt noch von der untergehenden Sonne beleuchtet erblicken.

Plötzlich, nachdem ich den Gipfel eines ſteilen, kahlen Hügels erreicht hatte, ſtellte ſich meinen gierigen Augen eine Mauerlinie mit hohen Zinnen dar, über welche einige Kuppeln und Minarets emporragten. Es war eine Stadt, obwohl größtentheils verborgen hinter den Abhängen des Berges: es war Jeruſalem! Ich durfte nicht fragen; ich fühlte es.

Mit bebender Hand hielt ich mein Pferd an, und verſenkte mich in Anſchauung, in Gedanken, in Empfindungen, ich weiß es nicht; der Griffel kann das Unausſprechliche nicht ſchildern. Das Auge glühte, das Herz pochte, meine Pulſe ſchlugen in fieberiſcher Aufregung, ich konnte nicht unterſcheiden, ob Befriedigung am Ziele, ob Andacht und Erhebung, ob Neugierde und Verwunderung in dieſem feierlichen Momente vorherrſchten. Alles das zumal ſtürmte auf mich

ein; ich war ein Anderer in dieſem Augenblick der Weihe; ich war aus mir ſelbſt herausgetreten und in andächtige Beſchauung verloren. Es durchzuckte mich wie Gottes Nähe. Mancher Kampf nach Innen und nach Außen lag nun hinter mir; eine Epoche meines Daſeyns war geſchloſſen; und hier erſchien mir die Vergangenheit in höherem, edlerem Lichte; ein heiligender Strahl war darüber hingefahren. Wie ich jetzt empfand und dachte, hatte ich nie empfunden, nie gedacht.

Die Sonne ſank immer tiefer und ſchon warfen die Schatten des Abends ſich über die Hügel der Stadt. Da legte ſich mir unwillkührlich auf die Linke, in welcher ich nachläßig den Zügel hielt, um ſich zu einem ſtillen Gebet zu falten, dieſelbe rechte Hand, welche ein paar Tage darauf, als ein Araber Waſſer aus dem Jordan zu ſchöpfen mir verwehren wollte, ſich ausſtreckte zu raſchem Blutvergießen. Auch ſchäme ich mich nicht, es zu geſtehen, — als ich den letzten trunkenen Blick warf auf die Stadt, um mich nun loszureißen von dem Schauſpiel und einzuziehen in die Thore, ſank mir eine ſtille Thräne in das Auge, und ich dachte an die Lieben, die ich im Vaterland zurückgelaſſen, und mich abwendend gab ich dem Pferde zu raſchem Lauf die Sporen, damit nicht von fremden Gedanken mir überfüllt werde die des Heiligen volle Seele, und damit ich dem Schmerze der mich überraſchenden Erinnerung enteile.

Der gewöhnliche Einkehrort der Fremdlinge, die aus den Abendländern kommen, iſt das Franziskanerkloſter. Da wir jedoch gewichtige Empfehlungen an den Patriarchen des griechiſchen Kloſters vorzuweiſen hatten, wählten wir das letztere zur Wohnung während unſeres Aufenthaltes in Jeruſalem. Wir hatten uns der ſorgfältigſten und freundlichſten Aufnahme zu erfreuen. Der Metropolitan Archiepiskopus Petrus Meletius, der Procurator von Jeruſalem, wies uns die beſten Zimmer des Kloſters an, und ſuchte mit der edelſten Gaſtfreundſchaft, in allen Dingen uns gefällig zu ſeyn. Er iſt ein würdiger Alter von dem ſtattlichſten Ausſehen; der große Bart, der ihm vom Kinne niederwallt, flößt unwillkührlich Ehrfurcht vor ihm ein, und das, trotz des vorgerückten Alters, immer noch ſchön zu nennende Antlitz gewinnt den Fremden durch die zuvorkommende Freundlichkeit. Es war gerade Faſtenzeit, weßwegen der Archiepiskopus des Fleiſches ſich enthielt. Doch war dieß kein Grund für ihn, auch uns, die wir täglich an ſeinem Tiſche ſaßen, dieſelbe Enthaltſamkeit aufzulegen; vielmehr wurden uns täglich verſchiedene Fleiſchſpeiſen vorgeſetzt.

Es war ein feierliches Erwachen am erſten Morgen, der mich in Jeruſalem begrüßte. Kaum graute der Tag, ſo zitterte meine Seele ſchon vor Erwartung deſſen, was ich ſehen ſollte. Nur ein paar Schritte noch, und das Ziel der Reiſe war erreicht; das heilige Grab

hatte zum Anblick mich empfangen. Langsam ging uns die erste Stunde des Morgens vorüber; wir drangen in unsern Führer, nicht zu säumen, und uns einzulassen in das Heiligthum. Aber wie bitter traf mich die Antwort, die mir auf mein Drängen zu Theil wurde, daß die Grabeskirche nur zu gewissen Stunden sichtbar und daß die Erlaubniß zum Eintritt erst von den Türken einzuholen sey. Da erwachte in meiner Seele der Grimm und ich verstand in diesem Einen Augenblicke das Geheimniß, worüber die Geschichtschreiber aller Zeiten sich verwunderten, das Geheimniß des heiligen Triebes, der Millionen hieher ins ferne Land geführt, um auf dem fremden Boden ihr Herzblut zu verspritzen.

Endlich traten wir in die Grabeskirche; mir bangte fast festen Fußes aufzutreten, und ich wußte, warum der Prophet, als sein großer Beruf ihn in die Nähe Gottes riß, die Füße entblößte, ehe er sich dem Heiligsten näherte. Ich schweige von den Formen der Kirche, welche schon von so vielen Reisenden beschrieben wurden; auch waren meine Augen wie getrübt und meine Seele so voll in diesen Stunden, daß mir das steinerne Schnitzwerk und alle kolossale Pracht des heiligen Hauses nur etwa so zum Bewußtseyn kam, wie die Zinne einer Burg, welche der Wanderer erschaut, wenn sie an den fernen Bergen aus dem Nebel steigt.

Ohne daß ich wußte, wie mir geschah, war ich aus dem Grabesmysterium herausgetreten und hatte die Terrasse der Kirche erstiegen, von welcher man ganz Jerusalem übersieht. Betäubend, wie Opferdampf stiegen mir da Gedanken aus der Seele auf, und dem Griechen gleich, der in Delphi in stummem Sinnen auf die verhängnißvolle Antwort des befragten Gottes harrt, lehnte ich mich an die Kuppel des Doms zurück. Da lag sie vor mir die Stadt der Jahrtausende, und erschien mir, wie die Wittwe in ihrer Trauer; denn die Jahrhunderte, welche auf ihr liegen, die vor Alter sinkenden Oelbäume, die Grabsteine mit den weißen Steinen, die durchlöcherten Felsen, das zerstreute Gemäuer, und alle Schwere der Erinnerungen mahnen genugsam an die Last von Begebnissen und Verlusten, die sie schon in Zeiten, wohin das Denken der Geschichte kaum reicht, getragen. Der Fremdling vermeint darum, es sollte still seyn in ihrer Mitte, wie in einem Trauerhause und die Menschen auf ihren Gassen mit verhüllten Häuptern gehen. Aber auch dieses Trauerhaus von Jahrhunderten ist vom Getümmel der Erde nicht verschont, und wo man nur stille Klage erwartet und frommes Sehnen, drängen sich Käufer und Verkäufer, zudringliche Führer und gieriges Gesindel.

— „Sehen Sie," sagte mein Führer zu mir, „dieser Weg, der zur Grabeskirche führt, ist die Via dolorosa." Und auch auf dem

Schmerzenswege daſſelbe Getriebe! Hier iſt kein Stein und keine Platte, die nicht Zeugen einer großen Begebenheit wären. Dieſer Raum hat den Heiligſten geſehen in aller ſeiner Schmach, ihn, den Verurtheilten und Leidenden, den Dorngekrönten und unter der Laſt des Kreuzes zum Tode Geführten! Welch heilige Erinnerungen ſind in dieſe Steine eingebaut, wie viel tauſend Herzen ſeit Conſtantins und Helena's Zeiten haben über dieſen Anblick geblutet, ſind von dieſem Anblick getröſtet wieder von dannen gezogen! „Was willſt du klagen, kleine Seele?“ ſo ſprach ich zu mir, „was iſt doch all dein Leid, das du groß nennſt über Vermögen, gegen den Jammer, der auf dieſer Bahn der Leiden und Erniedrigungen von dem Edelſten Aller freiwillig iſt getragen worden! So ſind wir armſeliges Geſchlecht! dachte ich und athmete freier bei dem Gedanken: Jeder mit ſeinem kleinen Leide wähne in ſeiner Blindheit, er leide das Höchſte, und zuletzt iſt es mit all den großen Schmerzen Täuſchung nur geweſen. Doch ſey es, wie es will: die Via dolorosa endigt am gewiſſen Ziel.“

Da wollte der Gedanke mich eben in die Heimath führen, als mein Begleiter mich aus den Träumereien mit den Worten weckte: „Dort im Süden liegt Bethlehem.“ — Bethlehem, die anmuthigſte unter den Städten! Sie liegt ſo gottgeliebt und friedlich auf dem Berge, und die hohe Sonne ſchaut ſo ruhig auf ſie, daß ich mich nicht erinnere, irgendwo einen Ort geſehen zu haben, der mit ſolcher Anmuth ſolche Majeſtät verbände. Zur Linken zwiſchen den Hügeln dehnt ſich das Thal der Hirten; eng und ſtille liegt es zwiſchen den Bergen, und nur wenige Bäume bekränzen ſeinen Saum. Dort haben in der heiligen Nacht die Heerſchaaren des Himmels zuerſt den Aermſten unter dem Volke das neue Heil verkündet. Viele Klöſter erheben ſich über die Häuſer von Bethlehem, und die Kuppel, welche am Höchſten hervorragt, gehört der durch die Kaiſerin Helena erbauten Kirche an, welche über der heiligen Grotte ſteht, da Chriſtus geboren iſt. Vom unſcheinbarſten Anfang liebt das Größte aufzuwachſen, und auf den kleinſten Schauplatz mag das umfaſſendſte Leben ſich zuſammendrängen. Aber nicht allein durch die Geburt Chriſti iſt das kleine Bethlehem zur größten unter den Städten geworden; auch durch die Geſchichte der ſpäteren Zeit iſt es geadelt. Denn auf dem bei Bethlehem liegenden Frankenberg haben die Helden unter den Chriſten gegen die Uebermacht der Sarazenen ſich auf's Aeußerſte gehalten, und in der Tapferkeit ihres felſenfeſten Glaubens den letzten Blutstropfen verſpritzt.

Der Himmel war ohne Wolke und das ſchönſte Wetter begünſtigte die Fernſicht. Erſcheint mir Jeruſalem wie eine Wittwe in ihrer Trauer, ſo liegt Bethlehem auf ſeinen Bergen, ſtill und ſchickſallos,

wie ein jungfräuliches Kind und in ruhigem Stolze wie eine Prophetentochter.

— „Welches Namens iſt dort die Burg," fragte ich den Begleiter, „welche nur einige hundert Schritte von hier auf dem Gipfel jenes Hügels ſteht? Jene Gruppe von Gebäuden gemahnt mich heimathlich an die Bauart in dem Welttheil, in welchem mein Vaterland ſich findet."

— „Das iſt die Davidsburg auf Zion," ſagte eintönig der Führer, nur beſtätigend, was ich zuvor ſchon ſelbſt gedacht. Alſo hier hat der Mann gehaust, der größte ſeiner Zeit, der ein Prophet war, ein Dichter und ein König! Der Himmel iſt zu karg geworden in unſerer Zeit: ſolch große Spenden theilt er nimmer aus, daß er demſelben Manne, dem er die Worte der göttlichen Offenbarung in das Herz gibt und von den Lippen rauſchen läßt, eine Leier in die Hand drückte, deren Saiten weit hin, ja durch Jahrtauſende hallen, und ihm zugleich ein Diadem um das Haupt windet! Von Zion aus konnte der König Jeruſalem beſchauen, ſeine Stadt; der Dichter ungeſtört des Fluſſes ſtrömende Welle, und das ſtille grünende Thal, die Terebinten und Olivenbäume betrachten, wie ſie die Häupter der Hügel ſchmücken; der Prophet aber von der Höhe der Burg den Willen des Himmels erlauſchen, und in ihren ſtillen Räumen die Geheimniſſe der göttlichen Weisheit nachforſchen.

— „Dort außerhalb der Stadt," ſagte mein Begleiter weiter, „ſehen Sie das Haus, wo Chriſtus das Abendmahl ſtiftete." Gegen Südoſt dehnt die Ausſicht ſich weiter. Vor dem Auge des Betrachters liegt das Thal Joſaphat, die Moſchee auf Morija und weiterhin der Keſſel des todten Meeres.

Es gibt wohl keinen andern Anblick, der die Seele mit ſo trüben Gedanken zu füllen vermag, wie das Thal Joſaphat. Ein enges Thal zwiſchen zwei Hügeln, deren einer den Oelberg, der andere die Stadt Jeruſalem auf ſeiner Höhe trägt, von dem faſt waſſerloſen Kidron durchſchlichen; und was es an Zierde hat, ſind die Grabmäler, die in ſeinem Schooße liegen. Niemals ſcheint die Sonne in dieſe düſtre Tiefe; Morgens verbirgt ſie ſich dem Thale hinter dem Oelberg, und Nachmittags hinter Morija. Es iſt das Thal der Schatten und der Gräber, und wer über die Brücke geht, die dort den Kidron überbaut, wird unwillkührlich von allen Schauern des Orkus beſchlichen. Was der italieniſche Dichter an die Pforte ſeines Hades ſchrieb: „Hier laß die Hoffnung hinter dir zurück!" wendet er unwillkührlich auf das „Todesthal" an.

Rechts von der Kidronbrücke befinden ſich die Gräber Abſalon's, Joſaphat's und Sacharja's. Betende liegen in der Nähe dieſer Gräber auf den Boden hingeſtreckt, und eine Maſſe aufgeſchich-

teter Steine, namentlich vor Abſalons Grab, vermehrt noch das Traurige dieſer Stätte. Der Zorn der Türken hat dieſe Steine vor das Grabmal Abſalon's geworfen. Indem ſie die Steine hinwerfen vor ſeine Gruft, ſprechen ſie einen Fluch aus wider den gottloſen Sohn und wider Jeden, der ſeinen Eltern nicht gehorcht. Ein hoher, ſittlicher Ernſt liegt in dieſem Gebrauche, und der Orientale, der mit dem durch das Thal hallenden Fluch einen Stein vor dieſes Mauſoleum wirft, gemahnt auf's Lebhafteſte an den Ernſt des Gottes, der mit dem Arme ſeiner Stärke die böſe That des Menſchen rächt. In der Nähe von dem Grabmal Sacharja's befindet ſich eine Grotte, in welche ſich Jakobus mit einigen andern Jüngern während der Gefangennehmung Jeſu geflüchtet und verborgen haben ſoll. Jeder Fels, jede Grotte, jede Höhle, jeder Stein birgt eine bedeutſame Erinnerung, und die größte und weiteſte Kirche, welche zur brünſtigen Andacht ruft, iſt ſicherlich Jeruſalem ſelbſt und ſeine Umgebung. Wer hier die Nähe Gottes nicht fühlt und die Hand des Allerhöchſten, welche das Salz ihres Zornes auf dieſe Gegend geſtreut, dem muß das gottverwandte Menſchenherz aus dem harten Buſen geriſſen ſeyn. Wer das Thal Joſaphat nur mit einem Blicke geſehen, der hat auch gefühlt, woher die trübe Wolke kommt, welche über dem Judaismus lagert; der muß die Klagelieder Jeremiä und die Trauerlieder der Pſalmiſten und die Verzweiflungsworte Hiobs verſtehen, der weiß die Tiefe des Sündenbewußtſeyns eines Paulus zu erklären, und erkennt die Seufzer und das lange Geſchrei nach Erlöſung, welches aus dieſen Städten einſt erſchollen iſt. Keinen Tag vermöchte ich zu weilen in dieſem Thale; hier werden die Gefühle, die bangen Ahnungen centnerſchwer, hier laſtet die Luft wie eine eiſerne Kette, und die Seele ſchrickt in ſich zuſammen, wie ein im Walde vom Schuſſe des Jägers verwundetes Reh.

Drum hinweg von dieſen Gräbern, hinweg von dieſer Schlucht! Wer in dieſer Atmoſphäre des Unheils, in dieſer Melancholie des Orients an das ſanftere Abendland, an die Heiterkeit griechiſcher Lüfte ſich erinnern will, der rette ſich hinüber zum Teiche Bethesda, hinauf zur Quelle Siloah. Der Teich Bethesda erinnert doch an die heilende Kraft der Natur und läßt im Anblick ſeiner von Mauern überbauten Tiefe die von Schreckniſſen erfüllte Seele ſich in etwas wieder beruhigen. Am Ende des Thales Joſaphat liegt die Quelle Siloah. Könige und Propheten haben auf das Rieſeln dieſes Quells gehorcht: wenn ſie Troſt ſuchen wollten in der Bekümmerniß, ſetzten ſich die Edlen in ſeine Kühle. Nirgends in der ganzen Umgegend Jeruſalems kann der Wanderer mit einem Trunke Waſſers ſich erfriſchen, nirgends findet er Schatten, um auszuruhen von der Mühſeligkeit der Reiſe; nur hier am Quell Siloah iſt ihm vergönnt, die lech-

zende Zunge zu erfriſchen, den vertrockneten Gaumen zu netzen und das ermattete Haupt im Schatten niederzulegen. Wenn die Frauen aus dem Dorfe Siloah kommen, um ſich Waſſer zu ſchöpfen, und ſie hinabſteigen die Stufen, welche in den Fels gehauen ſind, und in ſtillem Sinnen die Krüge füllen von dem Quell: dann meint der Reiſende in die Zeit des grauеſten Alterthums ſich zurück verſetzt; und lebendig vor ſeinen Augen ſteigen jene ſchönen Bilder auf, welche die Dichter uns malen von den Töchtern der Patriarchen und dem Werben der Hirten, welche Stamm- und Erz-Väter wurden.

Auf Morija, dem Tempelberge, auf derſelben Stätte, wo einſt der alte jüdiſche Tempel geſtanden, ſteht mit hoch empor gewölbter glänzender Kuppel die Moſchee Omar, nächſt der Moſchee in Mekka der Muhamedaner größtes Heiligthum. Denn in ihr ſoll die Stelle ſeyn, wo Muhamed gen Himmel fuhr. Bei Todesſtrafe iſt der Zutritt in dieſem Heiligthum jedem andern Menſchenkinde, als dem Bekenner des Islams, verſagt. So heilig halten die Muhamedaner ihre Monumente; zu dem Allerheiligſten der Chriſten aber führen die Verehrer des Propheten den Schlüſſel.

Durch den Keſſel des todten Meeres iſt die Ausſicht gegen Südoſt hin begrenzt. Ich ſchweige von all dem Schauerlichen, das man von dem todten Meere ſich erzählt; es iſt wie beſonders geſchaffen für dieſe Gegend des düſterſten Schweigens und der Trauer. Die bibliſche Erzählung aber von der dereinſtigen Lieblichkeit dieſes Thalparadieſes, von der Verdorbenheit ſeiner Bewohner und dem Untergange Sodom's und Gomorrha's iſt voll ſittlichen Ernſtes und beweiſt abermals, wie nothwendig es war, daß gerade aus dieſen Gegenden, welche die Spuren der Sünde und ihrer Strafe ſo ſichtbar an ſich tragen, die Religion hervorgehen mußte, welche das Bewußtſeyn und die Angſt der Sündenſchuld in ihrer Verſöhnungslehre aufgehen läßt. Von der Terraſſe auf der Grabeskirche erſcheint bisweilen das todte Meer wie ein ſpiegelglatter See, und gerne läßt man in der dürren Gegend das Auge über daſſelbe hinſchweifen.

— „Dort im Oſten," ſagte der Führer zu mir, „ſehen Sie Bethanien und den Oelberg." Nächſt Bethlehem iſt Bethanien gewiß das lieblichſte Dörflein, das weit und breit der Reiſende findet. Und welch theure Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Stätte! Hier hat Lazarus gewohnt und Maria und Martha; in ihrem Kreiſe hat Jeſus ausgeruht von der heiligen Arbeit, um neue Kräfte ſich zu ſammeln zur Ausführung des ſchweren Berufs, den er über ſich genommen; hier hat der aus Jeruſalem Verſtoßene ein Obdach, der Heimathloſe eine Heimath, der von ſeinem Volk einem Miſſethäter gleich Verachtete Liebe und Ehre gefunden. Bethanien möcht' ich den Ort der ſtillen

Liebe nennen: es ist so einsam, so traulich an den Berg gebaut, rings von schattigen Bäumen, von grünenden Feldern umgeben, daß man, wenn man's auch nur anschaut aus der Ferne, Wohnung darin machen möchte, umgeben von geliebten Herzen. Noch heute wallen alle Pilger besonders gerne dorthin, und viele Christen verweilen daselbst, um sich der Erinnerung an die Stunden zu erfreuen, da Jesus in Lazarus Haus ausstrahlte allen Glanz seiner Liebe, und wo der Geliebte Liebe um Liebe genoß. Wäre der Orient zur neuen Heimath mir beschieden, so möcht' ich mit jenen Christen in Bethanien wohnen, und oft vorübergehen an Lazarus Haus und der Martha gedenken und ihrer Schwester Maria. Lange ruhte mein Blick auf Bethanien, der Heimath der Seelen, welche der Herr lieb hatte; und die Seele war mir bewegt von unbeschreiblicher Wallung.

Mit Bethanien übersieht das Auge den Oelberg. Der Oelberg — jede Spanne des Berges eine Geschichte! Nahe am Oelberg liegt Gethsemane; unten an seinem Fuße der Olivengarten; und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Steht der Sinai in der Wüste, wie ein Berg des Zorns, so ist der Oelberg mit seinen Bäumen wie ein Berg des Friedens anzuschauen. Ich konnte mein Auge fast nicht wenden von den heiligen Hügeln; nur unvermerkt schweift es mir hin und wieder nach Bethanien hinüber. Auch in dem Oelgarten haben die Türken einen Beweis ihrer Tiefe gegeben. Wie durch ihre Hand vor Absalon's Grab die unter Fluchworten hingeworfenen Steine liegen, so haben sie auch die Stätte im Oelgarten, wo Judas seinen Meister und Herrn verrieth, zum Zeichen ihres Abscheu's, mit Felsblöcken umgeben, damit zur ewigen Schande das Gedächtniß des Verräthers nicht erlösche.

Immer noch stand ich auf der Terrasse der Grabeskirche, an die Kuppel des Doms gelehnt, wo rings umher die Zellen der gläubigen Beter sind, und mein Auge war in dem großen Schauen fast wie eingewurzelt. Kein Wort ging mir über die Lippe; ich mußte schweigen, weil die Bedeutung dieses Augenblickes mich verstummen machte. Jahrtausende sind über dich hingegangen, du bedeutungsvollste unter den Städten, und heute noch, die Religionen säugtest du als treue Mutter an deinem Busen, und jeder Stein deiner Mauern ist ein Zeuge von Heldenthaten. Zwar gebrochen ist deine äußere Macht, und du sitzest nicht mehr in dem Rath der Völker: aber groß und gewaltig bist du noch heute durch die Erinnerungen, die du in deinem Schooße beherbergst, und der kleinste Raum deines Bodens mit seinen Begebnissen wiegt die Geschichte manches Landes auf; und heilig wirst du den Völkern bleiben, auch wenn eine zweite noch fürchterlichere Zerstörung dich treffen und abermals kein Stein auf dem andern bleiben sollte,

wie in jenen Schauertagen, wo der nächtliche Engel dreimal deine Mauer umkreiſte und ſein Wehe über dich ausrief, wo die Thränen Jeſu über dich zu Blut- und Feuerſtrömen wurden, die der ſiegende Römer mit den Ruinen deines Tempels und den Leichnamen deiner Kinder dämpfte! Daß alle Völker nach dir ſich ſehnen und deinen Heiligthümern, iſt reicher Troſt für dich und Erſatz für die Trauer deiner Wittwentage, da die eigenen Söhne dir vom Herz geriſſen und hinausgejagt ſind in die heimathloſe Irre, wo ſie nur noch in den Träumen ihrer Sehnſucht deiner ſich erinnern. Die Pilgrimme wandern nach deinen Stätten, um aus deiner heiligen Einſamkeit Ruhe und Troſt ſich zu erholen. Ich weiß nicht wie gemuthet und wie geſtimmt die Andern wieder hinweg ziehen in die Heimath von deinen Felſen, deinen Höhlen, deinen Grotten, deinen Burgen und deinen Gräbern: ob vom innern Schmerz, den ſie zu heilen ſuchten, das Herz ihnen wirklich auch getröſtet iſt, oder ob nur der fromme Wahn ſie in deine Mauern geführt hat. Mir, das fühl' ich, wird die Seele bleiben wechſellos, — nur ergebener, nur geweihter, weil erfüllt von der Heiligkeit deiner Erinnerungen! Und was ich an der heiligſten Stätte gelobt und inbrünſtig gebetet, hoffe ich als Wahrheit hier und dort zu ſchauen.

Und noch einmal ſah ich über den Oelberg nach dem lieben Bethanien hinüber. Noch einmal trank ich mit vollſtem Zuge das heilige Schauſpiel und wandte mich dann mit dem Wunſche des heimathlichen Dichters ab:

„Bleibt mir nah mit eurem heil'gen Walten,
Hohe Bilder, himmliſche Geſtalten."

Acht Tage verweilten wir in dem griechiſchen Kloſter, dem ſchönſten und reichſten der Stadt, welchem auch die vor nicht langer Zeit neu aufgebaute Grabeskirche zum größern Theile angehört. Mein Zweck war, zu betrachten und die Eindrücke in mich aufzunehmen. Nicht gelehrte Forſchungen beſchäftigten mich und Vermuthungen, ob Dieſes da oder dort, Jenes ſo oder anders geweſen; auch die Maſſe todter und künſtlicher Reliquien ließ mich kalt und gleichgültig. Mir genügte es, zu wiſſen und zu empfinden, daß in dieſen Räumen der Stifter meiner Religion gewandelt, daß hier mein Heiland gelebt und gelitten hatte. Von dem Boden, den ſein Fuß betreten, pflückte ich Blumen und brachte ſie, geweiht im Gebet auf dem Altare ſeines Grabes, zurück; heilige Erde nahm ich vom Oelberge und grüne Zweige von ſeinen Oelbäumen und Waſſer aus dem Jordan, und wem ich dieſer Gaben Eine ſpende, an dem möge ſich die Kraft dieſer Reliquien im reichſten Segen bewähren. —

Nachdem wir die Ueberbleibſel der ehemaligen Pracht und Herr-

lichkeit Jeruſalems ſo viel wie möglich genoſſen, wurden eines Abends Anſtalten getroffen, um am folgenden Morgen nach Bethlehem, dem Geburtsort des Heilandes, zu ziehen. Wir nahmen die Pferde, die wir mitgebracht, und da ſeit dem Abzug Ibrahim Paſcha's die Gegend hinter Bethlehem nach dem todten Meere ſehr unſicher geworden iſt, ließen wir einen der Beduinenſchechs kommen, die ſich ein Geſchäft daraus machen, die Pilger nach jenen Orten zu geleiten. Er hieß Suleyman und wurde uns von den Vätern des Kloſters als ein zuverläßiger Mann empfohlen. Auch war die Summe, die er für ſeine Schaar forderte, wenn gleich groß, doch nicht übermäßig. Er verſprach zehn Reiter und ſechs Beduinen zu Fuß zu unſerer Begleitung mitzunehmen.

Am folgenden Morgen brachen wir mit dem ſchönſten Wetter auf, ritten durch das Thor von Jaffa, an welchem uns Suleyman gleich auf eine Merkwürdigkeit aufmerkſam machte, die uns bisher entgangen. An den Quadern des Thurmes waren nämlich drei runde Platten ausgehauen, wovon jede einen Fuß im Durchmeſſer hatte, und von denen uns der Beduine erzählte, es ſey die Form von Broden, die zum Andenken an die ungemeine Wohlfeilheit vor vielen Jahren, wo ein Brod von dieſer Größe nur einen Para gekoſtet (ſieben Para ſind ein Kreuzer) hier abgebildet worden ſeyen. Längs dem Hügel, auf welchem vormals die Burg Zion ſtand, ſtiegen wir hinab, ritten an dem untern Teich Gihon vorbei eine Strecke durch das Thal Ghinnon und ſtiegen neben dem Berg des böſen Rathes die Höhe hinan, über welche der Weg nach Bethlehem geht. Wie jeder Fuß breit Landes um Jeruſalem eine ſchöne Sage oder Erinnerung an große Thaten trägt, ſo beſonders die Berge und Thäler zwiſchen Bethlehem und Jeruſalem, die, nur zwei Stunden von einander entfernt, doch auf dieſem Raume eine ganze Weltgeſchichte entſtehen ſahen.

Ungefähr in der Mitte des Weges zwiſchen beiden Städten ſahen wir das Kloſter Elias, auf der Stelle, wo der Prophet, der Geſchichte nach, gen Himmel fuhr. Eine kurze Strecke davon lag ein kleines Gebäude vom Wege ab, welches die Türken Rahels Grab nennen. Hier ſind die Felder, wo Ruth, die Moabitin, Aehren auflas. Dort etwas entfernt erblickt man über die Hochebene, auf welcher Sanheribs Heer von der Macht des Engels geſchlagen wurde. Vor uns in dem Thale, das uns noch von Bethlehem trennt, erſchlug David den Goliath. Jetzt lag Bethlehem vor uns auf der Höhe und ſeine äußere Anſicht ließ nicht mehr erkennen, warum dieſe Stadt einſt ein Ort der Fülle geheißen. Das ganze jetzige Bethlehem beſteht aus kleinen armſeligen Hütten, aus denen ſich nur drei Klöſter, das griechiſche, lateiniſche und armeniſche, die in ſchönen impoſanten Formen, über der heiligen Grotte gebaut ſind, erheben. Wir beſuchten das erſtere und wurden mit

unſerer Begleitung von den Mönchen recht freundlich aufgenommen und in ihre Kirche geführt. Dieſe iſt auf der heiligen Felſengrotte, in der ſich die Krippe befindet erbaut, und man ſteigt zu dieſer an beiden Seiten des Altars auf fünfzehn Stufen hinab. Unten gelangt man in eine größere Höhle, die gegen fünfzehn Schritt lang und etwa fünf breit iſt. Ihre Höhe beträgt an zwölf Fuß. Rechts an der Treppe, wo wir hinabſtiegen, iſt eine Vertiefung in dem Felſen mit Marmor bekleidet, auf dem ein ſilberner Stern eingelegt iſt, bei welchem man die Inſchrift lieſt: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est. Links ſteht dieſe Hauptgrotte mit zwei kleineren in Verbindung, in deren einer ſich die Krippe aus Stein gehauen befindet, in welche Maria das neugeborene Kind legte; die andere iſt die Grotte der Anbetung der Könige. Von der Decke der Hauptgrotte hängen zwei und dreißig Lampen ähnlich denen in der Hauptkirche zu Jeruſalem, welche immer brennend die Gewölbe mit einem ſanften Schimmer erfüllen. Die Wände dieſer Grotten mit Ausnahme derer, in welcher ſich die Krippe befindet, ſind mit geglättetem Marmor und Porphyr bekleidet. Nur in dieſer ſieht man das natürliche Geſtein. Um dieſe drei Höhlen herum liegen mehrere andere, welche von heiligen Männern und Frauen bewohnt wurden. In einer derſelben überſetzte der Kirchenvater Hieronymus das alte Teſtament; eine andere wählte ſich der heilige Euſebius von Cremona zu ſeinem Grabe, und die heilige Paula und ihre Tochter Euſtochium ſind in einer dritten beigeſetzt. Aus der heiligen Grotte gingen wir über einige Stufen in eine andere Höhlenkammer und Kapelle, wo der Sage nach die unter Herodes gemordeten Kinder begraben ſeyn ſollen.

In dieſen unterirdiſchen Gängen begegneten wir einem Mönche aus dem lateiniſchen Kloſter, der vor Freuden faſt außer ſich kam, als er uns deutſch ſprechen hörte, — es war ein Landsmann, — und wir mußten ihm in ſein Kloſter folgen. Das Schönſte in dieſen drei Klöſtern iſt das Kirchenſchiff, welches die Griechen und Armenier inne haben. Die Form deſſelben iſt die des alten griechiſchen Kreuzes; acht und vierzig Marmorſäulen in vier Reihen tragen das Dach. Wir kehrten mit unſerm Führer ins griechiſche Kloſter zurück, wo ein Mahl für uns aufgetragen wurde. Auch hatte ſich in dem Zimmer, das uns eingeräumt worden war, ſo wie in den Gängen vor demſelben, ein Markt mit den Gegenſtänden, die hier in Bethlehem gemacht und von den Pilgern häufig verkauft werden, etablirt. Da waren Kreuze und Roſenkränze aus Perlmutter und aus den ſchwarzen weichen Steinen, die man am todten Meer findet, aus letzterem Stoffe auch kleine Taſſen und Becher und wir kauften von dieſen Stoffen Mehreres, um es mit in die Heimath zu nehmen.

Es war unterdeſſen drei Uhr geworden und da wir noch heute das Kloſter St. Saba erreichen wollten, ſo trieb Suleyman der Schech zum Aufbruch. Unſere Begleitung, die von Jeruſalem hieher nur aus einigen Reitern beſtanden hatte, vermehrte ſich hier auf die beſtimmte Zahl, und wir waren ſchon eine ziemliche Schaar, ſo daß wir einem guten Trupp Räuber, von deren Unweſen man ſich hier viel erzählte, die Spitze bieten konnten.

Wir ritten nordöſtlich von Bethlehem anfänglich durch angebaute Felder; doch bald führte unſer Pfad wieder über Felſen und durch ganz unwirthbares Terrain. Es iſt nicht möglich, von ſolchen Wegen eine geordnete Beſchreibung zu machen, denn wenn ſich auch mit jedem Schritte die Landſchaft ändert, ſo bleibt doch im Ganzen ihr rauher wilder Charakter immer derſelbe. Die Sonne war längſt geſunken und die Dämmerung mächtig hereingebrochen, und wir zogen noch immer, ohne das gaſtliche Dach des Kloſters zu erblicken, auf den einſamen Bergen von Judäa umher. Zuweilen jagten unſere Beduinen ein wenig im Trab oder Galopp voraus und wir folgten ihnen, mußten aber immer wieder abwarten, bis unſere Begleitung zu Fuß herangekommen war. Endlich hatten wir die letzte Höhe erreicht, hinter der, wie uns Suleyman verſicherte, St. Saba, aber tief im Grunde liegen ſollte. Bald gelangten wir auch an den Rand einer großen Schlucht, wo wir einige Augenblicke raſteten. Mit den Augen folgte ich der Richtung, nach welcher das Kloſter liegen ſollte und ich muß geſtehen, trotz dem, daß uns die Wege auf dem Balkan und Libanon nicht verwöhnt hatten, war es mir doch im erſten Augenblicke nicht klar, wie da hinab zu gelangen ſey. Das Gebirge, auf dem wir uns befanden, ſchien ſich in ſeiner ganzen Länge, wenn auch ziemlich ſteil, doch wenigſtens allmählig an die Ufer des todten Meeres hinabzuziehen, was nur in der Richtung vor uns nicht der Fall war. Da ſchien einſtens eine gewaltige Erdrevolution aus dem Bergrücken ein großes Stück herausgeriſſen und eine Schlucht gebildet zu haben, die uns bei dem ſchon weit vorgerückten Abend ohne Weg und Steg pechſchwarz entgegen gähnte. Alſo da hinab? In Gottes Namen. Obgleich einer der Beduinen mir verſicherte: es ſey weit ſicherer, wenn er mein Pferd führe, ſo dankte ich ihm doch dafür und wollte mich lieber auf mein Geſicht und meine eigene Kraft verlaſſen.

Anfangs umkreiſte der Weg, wenn man die Felszacken, über die wir wegſchreiten mußten, und die man bei den ſchlimmſten Stellen nur einigermaßen mit großen Steinen ausgefüllt hatte, ſo nennen kann, die Hälfte der Schlucht und wandte ſich dann zurück auf dieſelbe Art, wie die Zickzackwege in der Schweiz den Wanderer langſam hinabführend. Nach Verlauf einer halben Stunde jedoch hörte auch dieſer Pfad auf,

und ich fand mich veranlaßt, von meinem Pferde zu ſteigen, um es den Felsbach, deſſen Bett nun unſere Straße bildete, und wo das Thier auf dem naſſen lockern Grund jeden Augenblick ausglitt, glücklich hinabzubringen. Dabei war es ſo dunkel geworden, daß ich, obgleich ſcharf um mich ſpähend, nur langſam Schritt für Schritt vordringen konnte, um nicht in einen der vielen Abgründe zu ſtürzen, die ſich meinem Auge nur durch größere Dunkelheit gegen das übrige Geſtein und meinen Weg, ſowie durch kleine Sträucher, womit ihr Rand meiſtens eingefaßt war, bemerkbar machten. Da ich trotz Allem dem ziemlich große Schritte machte, ſo war ich in kurzer Zeit meinen Gefährten weit voraus, nur gefolgt von einem Beduinen, der ebenfalls ſein Pferd führte und mit der langen Lanze ſtets um ſich focht, um auf dem rechten Weg zu bleiben, wobei manches Maſchallah ſeinem Munde entfuhr, beſonders wenn die ſtählerne Spitze der Lanze das Geſtein traf, daß die Funken umherſprühten. Plötzlich mußte ich halten, denn mein Pferd, das dicht hinter mir ging, und zuweilen über meine Schultern ſah, blieb auf einmal ſtehen und war nicht von der Stelle zu bringen. Ich tappte, meinen Säbel zwiſchen das Geſtein klemmend, langſam noch einige Schritte allein abwärts, und ſah bald, daß wir fehl gegangen waren; denn der Bach, der uns bisher geleitet, ſtürzte kaum drei Fuß vor mir rauſchend in eine Gott weiß wie tiefe Schlucht hinab, wohin wir ihm doch bei allem guten Willen nicht folgen konnten. Ich rief dem Beduinen, der auch gleich herbei kam, jedoch im erſten Augenblick die Hände ſinken ließ, gleich einem Menſchen, der nicht mehr weiß, was er beginnen ſoll. Was war zu thun? Umkehren und den Weg zurückmachen, den wir gekommen, um oben wieder von vorne anzufangen, auf's Neue hinabzuſteigen, um vielleicht nicht weiter zu kommen? Ich muß geſtehen, bei mir reifte ſchon der Entſchluß, mich in meinen Mantel zu wickeln, und hinter einem Stein gelagert die Nacht zu verbringen, als der Beduine, der auf dem Bauch bald rechts, bald links herumkroch, ein freudiges Geſchrei ausſtieß. Er kam ſchnell zu mir zurück, faßte meine Hand, wobei er mir einige arabiſche Worte zurief und gab mir durch Zeichen zu verſtehen, mich zu bücken und dorthin zu ſchauen. Ich folgte ihm, und ſah, als ich mich faſt auf den Boden legte, vor mir in der Tiefe eine Felsmaſſe, die ich ſogleich, als ſie ſich nun gegen den etwas helleren Nachthimmel in ſcharfen geraden Umriſſen abzeichnete, für einen großen Thurm erkannte. Jetzt glaubte der Beduine den Weg wieder gefunden zu haben, wandte ſein Pferd, und ich folgte ihm eine Strecke zurück, wo er das Bett des Baches verließ und einen kleinen Seitenpfad einſchlug, den wir vorhin bei der großen Dunkelheit überſehen hatten. Noch einige Minuten, und wir waren neben dem Thurm angelangt, der ſchon zum Kloſter St. Saba gehörte, deſſen Hauptgebäude

jedoch, wie mir der Beduine bedeutete, noch viel tiefer da unten in der Schlucht liege, wohin aber von hier der Weg gefahrlos und nicht zu verfehlen ſey. Darauf band er ſein Pferd an einen Strauch feſt und bat mich, einen Augenblick allein zu bleiben, indem er dem Wächter im Thurm unſere Ankunft anzeigen wolle. Mir war das ganz recht, denn ich wollte ohnehin die Gefährten erwarten, die noch hinter uns zurück waren.

Ich ſtützte mich auf den Sattel meines Pferdes und blickte in die Schlucht vor mir hinab, die mir finſter und unheimlich entgegenſah, und uns doch, wenn wir es mit gutem Glauben gewagt, hinabzuſteigen, einen Ort finden ließ, wo wir einer freundlichen liebevollen Aufnahme gewiß waren, ein Bild des Grabes, ſo wie ein Bild manches verlorenen Lebens, das hinter ſich ließ die Höhen des Glücks und träumend und ſinnend einen unbekannten finſtern Pfad hinabfließt, weil dort oben ſeine Sonne untergegangen, und ihm kein neuer fröhlicher Tag anbrechen wird.

Horch! neben mir in dem Thurme wird es lebendig. Der helle Schall einer Glocke ſchlägt an mein Ohr. Es iſt ſo eigen, hier in der Oede, wo die wilden Felsmaſſen faſt kein menſchliches Weſen ahnen laſſen, plötzlich den Ton einer Glocke zu hören. Er dringt tief in's Herz und alle finſtere Geſtalten verjagend ſtiegen neue freundliche Bilder in mir auf, kaum hatte das Läuten einige Secunden gedauert, ſo begann eine andere Glocke unten in der Schlucht, wo man nichts unterſcheiden konnte, in tieferem Tone und antwortete der erſten, und eine dritte, die ſehr entfernt ſeyn mußte, denn man hörte ſie nur dumpf einſtimmen, ſchlug faſt zugleich an. Ich ſtand überraſcht und das Alles kam mir wie Zauber vor. Ich hätte geglaubt zu träumen, wenn nicht die Glocken ihren melodiſchen Dreiklang eifrig fortgeſetzt hätten und ſich nicht ein anderes viel ergreifenderes Schauſpiel meinen Augen darbot. Unten in der Schlucht blitzte ein Licht auf, das ſich langſam fortbewegte, dann ein zweites, ein drittes, bis eine große Anzahl zum Vorſchein gekommen war, und munter durch einander flimmerten. Ich drückte meine Hände zuſammen, denn mir war, als müßte ich einen Zauberſtab halten, der mit ſeiner Kraft meine Untergebenen, die Berggeiſter und Kobolde, aus ihren Höhlen gerufen und da unten verſammelte. Doch hinweg mit allen Träumen! Für heute war der Ritt in finſterer Nacht beendigt, da unten öffneten ſich die freundlichen Zellen des Kloſters St. Saba zu unſerem Empfang. Mein Beduine kam zurück und zeigte freundlich lächelnd auf die Lichter, die ſich dort bewegten. Hinter mir hörte ich Pferde ſchnauben und Waffen klirren. Es waren meine Gefährten, die eben ſo überraſcht von dem Schauſpiel, das ſich unſern Blicken entfaltete, an meiner Seite hielten. Bald unterſchieden wir lange ſchwarze

Geſtalten, die, jeder eine Kerze in der Hand tragend, auf uns zukamen. Wir gingen ihnen entgegen und bald begrüßte uns der Abt des Kloſters, ein alter griechiſcher Prieſter mit lang herabwallendem Bart, mit einem Segensſpruch, der unſerer Ankunft galt und die Brüder reichten uns freundlich ihre Rechte.

Unſere Pferde und das Gepäck ließen wir in dem Thurm, auf welchem die zweite Glocke, die ich gehört, läutete, und uns führte der Abt bei vierhundert Stufen hinab auf den Grund der Schlucht, wo die Kirche ſtand, die geöffnet und erleuchtet war.

Es war ein eigenes ſonderbares Gefühl, ſo tief zwiſchen dieſen Felswänden, zwiſchen denen das Kloſter, oder vielmehr die Kette von Gebäuden liegt, hinabzuſteigen und überall an Treppen und Häuſern den größten menſchlichen Fleiß zu bewundern, der dieſe Gegend aufgeſucht zu haben ſchien, um zu zeigen, was Ausdauer ſelbſt den unwirthbarſten Schluchten abzugewinnen vermag. Die Gebäude lagen auf ausgehauenen Terraſſen, die durch gleichfalls in den Fels gehauene Treppen verbunden wurden und auf welchen man hie und da kleine Gärtchen angelegt hatte. Den erſten Anfang zu dem Kloſter des heiligen Saba gab die Höhle eines Löwen in der Felswand faſt auf dem Grunde der Schlucht. Sie befindet ſich auf dem unterſten Hofe des Kloſters und einer der Mönche führte uns hin. Der Fels, in dem ſie ſich befindet, iſt wie ein Haus mit Gängen, Treppen und kleinen Höhlen verſehen, in denen ſich die chriſtlichen Einſiedler um den heiligen Saba verſammelten, der anfänglich in der Höhle des Löwen lange allein wohnte. Auch die umliegenden Schluchten und Felshöhlen wurden von dieſen Einſiedlern bewohnt, deren Zahl auf zehn bis eilftauſend geſtiegen ſeyn ſoll. Die immerwährenden Verfolgungen und Ueberfälle der Araber zwangen endlich die Chriſten, um den größten Theil ihrer Höhle, ſowie ihrer Kirche Mauern zu ziehen, was den erſten Anfang des jetzigen Kloſters gab. Auf dem Hofe ſieht man noch die Ueberbleibſel der alten Kirche, die ganz mit Schädeln und Gebeinen der von den Arabern erſchlagenen Mönche und Einſiedler angefüllt iſt.

Wir betraten die neue, ſehr ſchöne, faſt reich ausgeſchmückte Kirche, wo der griechiſche Biſchof, der dem Kloſter vorſtand, zu unſerem Empfang eine Meſſe leſen ließ, die äußerſt feierlich war. Mir fielen hier in der Kirche zwei Gemälde auf, die mich ſehr intereſſirten: es war ein Chriſtuskopf und die Jungfrau Maria. Obgleich unſer Maler verſicherte, daß dieſe Bilder nicht viel künſtleriſchen Werth hätten, fanden wir doch Alle den Ausdruck dieſer beiden Köpfe ſo voll ſanfter und himmliſcher Schönheit, daß wir lange davor ſtehen blieben, ſie mit innigem Wohlgefallen betrachtend.

Unterdeſſen hatte man in dem untern Hofe ein Gemach für uns

eingerichtet, den Boden mit Kiſſen und Teppichen belegt und einen ſoliden Pillau aufgetragen, der nach dem langen Ritte auch nicht zu verachten war. Unſern Beduinen wurde das gleiche Gericht auf dem Hofe ſervirt und das ſtille friedliche Kloſter des heiligen Saba hatte gewiß lange nicht ſolchen Lärm wie heute gehört; denn es iſt den Arabern ſelbſt nicht einmal möglich, während dem Eſſen ſtille zu ſeyn, und ihr Geſchrei iſt ſo laut und wild, daß man immer glauben muß, ſie ſeyen in einem heftigen Streit begriffen.

Das Gemach, in welchem wir uns befanden, hatte ein plattes Dach, wohin wir uns nach der Abendmahlzeit begaben und noch eine Stunde lang dem Mondſcheine zuſahen, der ſich allmählig an den glatten Felswänden hinabſenkte und die Schlucht bis zu uns mit weißem Lichte erfüllte. Der unterſte Hof des Kloſters, wo wir uns befanden, war jedoch noch nicht der Grund der ganzen Schlucht, ſondern dieſe zog ſich noch wenigſtens hundert Fuß tiefer hinab. Große Fledermäuſe flatterten zuweilen von dort zu uns herauf und das Geheul der Schakals, die wir deutlich unten herum laufen ſahen, unterbrach nicht ſehr angenehm die feierliche Stille, die über dem ganzen Kloſter lag. Unſer guter Fürſt Aslan fühlte ſich hier beſonders recht heimiſch, denn er traf hier mehrere Landsleute an. Wegen eines derſelben hätte ich beinahe einen kleinen Streit mit ihm gehabt. Der Fürſt erzählte uns nämlich mit wahrer Begeiſterung: dieſer, jetzt hier ein armer Mönch, ſey früher in P. einer der reichſten Kaufleute geweſen, habe jedoch von einem Theil ſeines großen Vermögens eine Kirche erbaut und ſey mit dem andern nach St. Saba gezogen, um hier ſein Leben zu verbringen. Ich konnte mich nicht enthalten, über dieſe Geſchichte den Kopf zu ſchütteln und dem Fürſten zu bemerken: mir würde es weit mehr gefallen, wenn der Kaufmann mit ſeinem Vermögen andere Stiftungen, die für das Wohl der Menſchheit beſſer ſorgten, bedacht habe, als wie Kirchen zu erbauen und Klöſter zu bereichern. Doch that es mir leid, ihn erzürnt zu haben, und als er in der Vertheidigung jenes Mannes den triftigen Grund einflocht, wer uns, wenn alle Leute ſo dächten, hier wohl heute Abend mit einem guten Pillau und mit Kiſſen und Decken zum Schlafen regalirt hätte, reichte ich ihm lachend die Hand und leerte ein Glas des ziemlich guten Rothweins, den man uns vorgeſetzt, auf das Wohl jenes freigebigen Ruſſen.

Nach einer ruhigen Nacht, in der wir ſanft geſchlafen und nur einmal von dem harmoniſchen Läuten der Glocken geweckt worden waren, welche die Mönche zum nächtlichen Gottesdienſt rief, brach der Tag an, und beim hellen Lichte, wo wir die rieſenhafte Schlucht noch deutlicher, als geſtern beim Mondſcheine betrachten konnten, war es uns zwiſchen den hohen ſteilen Felsmauern des Kloſters, als ſeyen wir in einem

ungeheuern Verließ gefangen. Unten bei uns herrschte noch das Dunkel der Nacht, während oben am Rande der Schlucht das Dunkelblau des Himmels sich immer heller färbte. Wir nahmen unten, vor unserem Gemach sitzend, noch ein kleines Frühstück ein und stiegen dann wieder die Treppen hinauf bis zum ersten Thurm, wo unsere Beduinen und Pferde schon bereit standen. Hier drückten wir den gastfreundlichen Mönchen noch einmal herzlich die Hand, saßen auf und ritten durch die wilden Schluchten auf Pfaden, wo allenfalls Ziegen mit Bequemlichkeit wandeln konnten, gegen Osten nach dem todten Meere zu. Schon bei Jerusalem, an den Abhängen des Oelberges, sieht man deutlich den schwarzen Spiegel dieses Salzsees und hinter Bethlehem erscheint er dem Auge so nahe, daß man glaubt, ihn in wenigen Stunden erreichen zu können. Doch windet sich der Weg die Gebirge hinab so vielfach und beschwerlich zwischen Schluchten längs Abgründen und Felsen hin, daß man nur sehr langsam reiten kann, und wir brauchten vom Kloster St. Saba noch volle fünf Stunden, ehe wir den letzten Abhang hinabritten, der an das Ufer des todten Meeres führt. Der Weg hieher war über alle Beschreibung mühsam und gefährlich und oftmals stiegen wir ab, um unsere Pferde Abhänge hinauf oder hinabzuführen. Im Allgemeinen aber hat dies Terrain viel Aehnlichkeit mit den wildesten Parthien des Libanon, die ich glaube ausführlich genug beschrieben zu haben. Wenn man sich gewöhnlich von Gegenden, weil man viel darüber gelesen hat, eine weit größere Vorstellung macht, sey es in Betreff der Lieblichkeit oder der Oede dieser Orte, so ist dieß bei dem Thale, in welchem Jericho, der Jordan und das todte Meer liegt, nicht der Fall. Ich habe nie eine schauerlichere, ödere Fläche gesehen, als diese. Rechts das todte Meer mit wild gezackten Felswänden, zwischen denen das schwarzgefärbte Wasser fast ohne Bewegung liegt; vor uns eine nackte sandige Ebene, in welcher weit zur Linken die grüne Linie einiger Gebüsche die Richtung des Jordans angibt. Doch hört dieß Grün weit vorher auf, ehe der Fluß das Gebiet des todten Meeres erreicht, denn dort in dem ausgebrannten salzigen Boden finden die Wurzeln jener Bäume keine Nahrung mehr. Was hier wächst sind niedrige Sträucher, deren Aeste und Blätter mit einer weißlichen Salzrinde überzogen sind. Die Oede, die über dem ganzen Thale lag, mochte auch vielleicht theilweise von der schrecklichen Hitze herkommen, die jetzt in der Mittagsstunde auf Allem mit einer unerträglichen Schwere lastete. Da flog kein Vogel, und keine Schnecke oder sonst ein kriechendes Thier war auf dem Boden zu sehen. Wir näherten uns langsam und schweigend den Ufern des todten Meeres und stiegen von unsern Pferden, um einige Augenblicke hier zu rasten. Das Wasser, das wir aus Neugierde versuchten, hatte einen unerträglich scharfen Ge-

ſchmack. Schon das gewöhnliche Seewaſſer verurſacht ein Brennen im Halſe, aber gegen die Schärfe und Bitterkeit dieſes Waſſers iſt es gar nicht zu vergleichen. Wir hatten anfänglich die Idee gehabt, im todten Meere zu baden; doch rieth unſer Schech Suleyman auf's Beſtimmteſte davon ab, indem es in dieſer Gegend zu gefährlich ſey, ſich der Waffen zu entledigen und in einen wehrloſen Zuſtand zu verſetzen. Ueberhaupt hatten wir dieſen Morgen ſchon ſehr viel von der Unſicherheit dieſes Thales hören müſſen, und wie es gar nicht unwahrſcheinlich wäre, wenn wir von dem Raubgeſindel, das allein dieſe Gegend bewohne, und das hinzugekommene ägyptiſche Deſerteure täglich vermehrten, angegriffen würden. Schon an den Abhängen des Gebirges, ehe wir zu den Ufern des Salzmeeres hinabſtiegen, trafen unſere Beduinen allerlei verdächtige Vorſichtsmaßregeln. Sie luden ihre Gewehre, verſuchten ihre Säbel und zogen ihre Gürtel feſter um den Leib. Während wir am Rande des Sees kleine ſchwarze Steine ſammelten, die wir zum Andenken mitnehmen wollten, ſchaute Suleyman aufmerkſam mit einer gewiſſen Unruhe in die Gegend, ob ſich nichts Verdächtiges dort ſehen ließe, und trieb ſtark zum Weiterreiten.

Das todte Meer, deſſen nördlichſtes Ufer wir beſuchten, erſtreckte ſich an ſechs Stunden gegen Süden und ſeine Breite beträgt an zwei Stunden. Merkwürdig iſt es, daß ſein Waſſerſpiegel ſechshundert Fuß unter dem des Mittelmeeres liegt. Wir beſtiegen unſere Pferde wieder und ritten nördlich über die mit tiefem Sand bedeckte baum- und ſtrauchloſe Ebene. Die Sonne brannte hier fürchterlich und wir ſowohl wie die Thiere zogen niedergedrückt und ſchweigend dahin. Jeder ritt abgeſondert von dem Andern und die Strahlen der Sonne lagen ſo ſchwer auf mir, daß ich mich, am Knopfe des Sattels feſthaltend, in ſchwere, unklare Träume verſenkte. Unſere Beduinen hatten nach ihrem Grundſatz, was die Kälte abhalte, auch Schutz gegen die Hitze gewähre, ihren dickwollenen Burnus über den Kopf geſchlagen und ſaßen ſo, ſeltſam vermummt, auf ihren Pferden. Die armen Thiere hatten heute harte Arbeit, denn der Sand war ſo weich und locker, daß ſie bei jedem Tritte tief hineinſanken, und jedes Thier ließ ſo eine lange Furche hinter ſich zurück. So ritten wir eine ſtarke Stunde, als unſere Beduinen zu Fuß, die voran waren, plötzlich mit dem lauten Ruf: „Arab'! Arab'!“ ſtehen blieben und ihre Gewehre erhoben. Die Reiter warfen ihren Burnus vom Kopfe und Suleyman ſprengte auf einen kleinen Sandhügel in der Nähe, um ſich umzuſehen. Wirklich erblickten wir auch weit vor uns in der Ebene drei bis vier Geſtalten, die jedoch in wenig Augenblicken zwiſchen den Gebüſchen am Jordan verſchwunden waren. Wenn ſonſt der Anblick von Menſchen dem Reiſenden angenehm iſt, und der Klang der menſchlichen Stimme das Ohr des ein-

samen Wandelnden wohlthuend berühre, so ist dies hier nicht der Fall; man weiß, daß sich hier nur Raubgesindel aufhält, das, wenn es sich zu schwach hält, die Reisenden anzugreifen, sich vor ihnen fürchtet und entfernt hält und sich im andern Fall nur nähert, um zu rauben und nicht selten zu morden.

Dies kleine Intermezzo hatte übrigens das Gute, daß es uns aus dumpfen Träumereien emporriß und für das Aeußere wieder empfänglich machte. Vor uns fing die Ebene an etwas hügelig zu werden und wir waren den grünen Bäumen und somit den Ufern des Jordans, nach dessen Wasser wir uns alle sehnten, bedeutend näher gerückt. Nordwestlich zeigte Suleyman auf einen Punkt, den ein scharfes Auge für verfallene Häuser halten konnte, das Dorf Richa, welches auf einem Theil der Trümmer des alten Jericho steht. Der Baron mit seinem scharfen Auge glaubte sogar die Wasserleitung des Herodes unterscheiden zu können. Wir mußten uns mit dem Anblick der alten Stadt begnügen, denn wir mochten nicht noch einen Tag zusetzen, um auf jener Stelle zu wandeln, die nichts weiter bietet, als einige wenige Steine und Trümmerhaufen. Endlich erreichten wir das Ufer des Jordans, welcher so dicht mit Schilf und Bäumen bewachsen ist, daß man nur an wenigen Punkten zum Wasser gelangen kann. Suleymann führte uns an eine Stelle des Flusses, das Pilgerbad genannt, das zu Ostern von ganzen Schaaren christlicher Pilger besucht wird. Hier stiegen wir müd und matt von unsern Pferden und legten uns in den Schatten der Gebüsche, unter denen wir manchen guten Bekannten aus der Heimath sahen, denn Weiden, Pappeln und Tamarisken stehen hier neben und zwischen den Bäumen der wärmeren Zone. Wir nahmen die Lebensmittel, die wir von den guten Mönchen in St. Saba erhalten, als Brod, Fleisch und eine große Korbflasche mit Wein, von unsern Pferden herunter und ließen uns das Mittagsmahl trefflich schmecken. Vier andere junge Pilger, es waren Griechen, die unter Anderem auch den Sinai besucht hatten, und heute Morgen in unserem Schutz und unserer Begleitung St. Saba verließen, um das todte Meer und den Jordan zu besuchen, lagerten sich neben uns und machten gern gemeinschaftliche Sache. Suleyman hatte einen Theil der Beduinen längs dem Gebüsch, unter welchem wir lagerten, vertheilt und es für nöthig befunden, einzelne Vorposten bis auf die Ebene hinauszustellen. Anfänglich hatten wir geglaubt, daß seine Furcht vor den Arabern dieser Gegend mehr erkünstelt sey, um uns die Wichtigkeit seines Postens recht ans Herz zu legen. Doch war er hier, anstatt sich ebenfalls unter die Bäume zu lagern mit seinem Pferde, von dem er nicht herabstieg, in beständiger Bewegung, schärfte die Steine an seinen Pistolen und hatte den gezogenen Säbel an einer geflochtenen Schnur neben sich am Sattel

hängen; bald ritt er gegen die Ebene, bald durchkreuzte er das Gebüsch und wollte unserer Einladung, sich neben uns zu setzen, keine Folge leisten. Kaum nahm er etwas Brod und Fleisch an, das er, auf seinem Pferde sitzend, verzehrte.

Nur die goldenen Fäden, welche Religion und Geschichte an die Ufer des Jordans knüpfen, geben dem Flusse seinen Reiz. Er selbst fließt ärmlich und unscheinbar durch die sandige Ebene und verliert sich ebenso in die Tiefe des todten Meeres. Er ist wie eine alte einfache Melodie, die in dem Herzen tausend glänzende Erinnerungen und herrliche Thaten anregt und lebendig hervortreten läßt, wie eine staubige Pergamentrolle, deren Charaktere verblichen sind, aber die das Herrliche, was sie uns früher erzählten, noch immer umschwebt, und dem innern Auge bei eifrigem Nachsinnen wieder in sichtbaren Gestalten erscheint. — Das Wasser des Flusses, der nirgend über hundert Fuß breit ist, ist von gelber, sandiger Farbe und wie schon gesagt, durch die verdeckenden Gebüsche nur an wenigen Punkten sichtbar. Die Ufer, die ziemlich steil hinab gehen, sind lehmigt und die Tiefe des Wassers beträgt kaum zehn Fuß.

Nachdem wir uns durch Speise und Trank etwas erquickt und unter dem Schatten der Bäume abgekühlt, zogen sich, trotz dem Abrathen Suleymans, mehrere von uns aus, um ein Bad in dem Flusse zu nehmen, doch das Wasser war sehr kalt und trieb uns bald wieder in die Kleider. Auch hatten uns die Vorposten auf der Ebene schon einige Mal durch lautes Geschrei beunruhigt, ohne daß sich etwas Verdächtiges hätte blicken lassen. Doch hatten wir uns kaum aufs Neue gelagert und suchten unsere Feldflaschen hervor, in denen wir zum Andenken an den heiligen Fluß Wasser schöpfen wollten, als wir plötzlich von allen Seiten den Ruf: „Arab'! Arab'!“ vernahmen. Suleyman sprengte mit verstörter Miene, den Säbel in der Hand, durch das Gebüsch auf uns zu und bedeutete uns ebenfalls unter dem Rufe: „Arab'! Arab'!“ daß wir unsere Pferde und Waffen zur Hand nehmen sollten. Alles sprang in wilder Verwirrung empor. Ich, da ich heute Morgen den Aussagen unseres Suleyman über die Räubereien der Araber keinen Glauben schenkte, hatte meinen Säbel einem unserer Beduinen geliehen, der den Stein an seiner Flinte verloren hatte. Der Doktor B. hatte seinen Säbel abgeschnallt und da derselbe zwischen uns lag, griffen wir Beide darnach, er an den Griff, ich an die Scheide, und liefen so mit der getheilten Waffe nach unsern Pferden. Der Maler F. war der erste, der zu Pferde saß und sein Doppelgewehr fertig machte. Ich war am schlechtesten bewaffnet, und da ich wohl einsah, daß ich mit meiner Scheide nicht viel ausrichten könne, so riß ich dem Fürsten Aslan, der außer seinen Pistolen einen langen krummen Säbel

führte, wie er bei mir vorbei nach seinem Pferde stürzte, den kurzen breiten Handschar von der Seite und warf die Scheide weg. Der Baron, statt sich aufs Pferd zu schwingen, lief mit dem Säbel in der einen, mit seiner Feldflasche in der andern Hand an das Ufer des Flusses, um sich wenigstens vor Anfang des Gefechts, das nun kommen konnte, mit Jordanwasser zu versehen. Ich nahm sein Pferd beim Zügel und ritt ihm nach, um ihn wenigstens für den Augenblick zu decken. Zwischen den Gebüschen, die uns umgaben, ging nun ein fürchterlicher Spektakel los; es wurde geschossen und man vernahm Schläge, als wenn mit den Säbel gegen Holz gefochten würde; dabei schrieen unsere Beduinen, als wenn sie alle am Spieße steckten. Bald wurden auch rings um uns Gestalten sichtbar, und wir sahen nun klar ein, daß uns eine Schaar von wenigstens dreißig bis vierzig halb nackter Kerle, die nur mit großen Stöcken bewaffnet waren, überfallen hatte. Man konnte eigentlich nicht sagen, wer vor oder wer zurückdrang; denn unsere Beduinen waren mit jenen Arabern ganz untermischt. Zuweilen stürzte einer der letzteren auf den Platz, wo wir standen, sprang aber beim Anblick unserer Pferde und Waffen gleich wieder zurück. Jetzt schwang sich auch der Baron aufs Pferd und im gleichen Augenblick stürzten drei etwas besser gekleidete Araber uns gegenüber aus dem Gebüsch, von denen der eine eine Pistole, der andere einen Säbel und der dritte eine Luntenflinte trug. Den mit dem Säbel nahm sich unser kleiner Doktor auf's Korn und ritt auf ihn zu. Anfänglich schien der Kerl Stand halten zu wollen, doch als der Fürst von der andern Seite kam, wandte er sich eilig um und floh ins Gebüsch zurück. Der mit der Pistole schoß gegen den Baron und mich und wir hörten seine Kugel den Zweig eines Baumes neben uns zerreißen. Der andere hatte seine Luntenflinte auf eine Art Gabel gelegt, doch ließen wir ihm keine Zeit, uns diese Ladung zuzuschicken, sondern wir gaben unsern Pferden die Sporen und ritten ihn nieder. Der die Pistole auf uns abgefeuert hatte, wandte sich nach dieser Heldenthat ebenfalls ins Gebüsch zurück und wollte entfliehen. Doch schoß ihm der Maler nach und streifte ihn leicht am Bein; zu gleicher Zeit fiel einer der jungen griechischen Pilger mit seinem Stock über ihn her und zerbläute ihn ganz gewaltig. Der Baron hatte seinen Säbel ebenfalls gezogen und gab dem, den wir überritten, mit der flachen Klinge einige kräftige Hiebe. Das ganze Gefecht war glücklicher Weise nur eine große Prügelei zu nennen, und Suleyman mit seinen Beduinen endigte es bald, indem sie den Säbel zwischen den Zähnen und in den Händen die Pistolen, die Araber truppenweise vor sich her gegen uns jagten. Bald war die ganze liebenswürdige Gesellschaft um uns versammelt und flehte sehr erbärmlich um Gnade. Suleyman hielt ihnen eine donnernde Rede und hieß sie alle im Kreis niedersitzen. Der mit der Luntenflinte, den

wir niedergeritten, war der Schech und trat an das Pferd unſeres Suleymans, deſſen Kaftan er ergriff und dreimal an ſeine Stirn drückte, das Zeichen der Unterwerfung.

Nach einigem Hin- und Herreden, in das zuweilen die ganze Truppe der Araber mit lautem Geheul einſtimmte, ließ Suleyman den Baron fragen, was er mit dieſen Kerls machen wolle; es ſeyen arme Teufel, die nur etwas Brod für ihren Hunger haben nehmen wollen. Wir wußten das freilich beſſer, aber was war zu thun? Jagten wir ſie mit einigen Prügeln fort, ſo war zu erwarten, daß ſie uns am Abend in den Gebirgen noch einmal in größerer Anzahl überfielen. Das Klügſte war demnach der Rath unſeres Suleyman, ihnen von unſerem Brod und Salz zu geben und ſie bis zum andern Morgen, wo wir nahe an Jeruſalem waren, bei uns zu behalten. So geſchah es auch. Wir ſchüttelten unſere Säcke aus und gaben ihnen, was wir hatten. Darauf rauchten unſere Beduinen mit den älteſten der Truppe eine Pfeife und der Friede war hergeſtellt. Giovanni verſicherte uns, ſo wie er dieß Volk kenne, dürfen wir jetzt ganz ſicher bei ihnen ſeyn; ſie würden eher ihr Leben zu unſerer Vertheidigung wagen, als uns im Geringſten feindſelig behandeln. Der Kerl, der mit der Piſtole auf uns geſchoſſen, ging zum Baron hin, legte ihm, wie der Schech dem Suleyman, die Stirne dreimal an den Rockſchoß und ließ uns ſagen, er habe abſichtlich fehlgeſchoſſen. Das konnte übrigens glauben, wer Luſt dazu hatte.

Wir brachen nun auf, und der ganze Trupp zog mit uns. Der Himmel hatte ſich ſtellenweiſe mit Wolken bezogen und hinderte den Strahl der Sonne, wieder mit ſolcher Heftigkeit uns wie heute Morgen zu verſengen, was Menſchen und Thieren recht wohl that, und unſere Beduinen fingen ſogleich an mit einander zu ſpielen und ſich zu necken. So ernſt und ſelbſt faul der Araber zu Fuß herumſchleicht, ſo luſtig und ausgelaſſen iſt er zu Pferde. Selbſt die älteſten Leute machen die Kindereien der jüngeren mit. So war bei unſerem Trupp ein alter Mann mit ſchneeweißem Bart — er ritt eine ſehr gute Schimmelſtute — vor Allen der Ausgelaſſenſte. Ihr Spiel beſtand hauptſächlich im Werfen des Dſcherid, in deſſen Ermanglung ſich die meiſten unſerer Beduinen von den Fußgängern einen Stock geben ließen. Einer ſprengt voraus, nimmt das Gewehr und thut als ob er auf den Andern ſchöſſe. Ein Anderer folgte ihm, was das Pferd laufen kann, faßt den Dſcherid an einem Ende und ſucht, wenn er den erſten erreicht, ihm über den Rücken zu hauen. Jener parirt den Schlag entweder mit ſeiner Waffe, oder, und dies iſt am Schwierigſten, er wirft ſich in dem Augenblick auf die Seite des Pferdes, ſo daß der Schlag fehl geht und faßt dann, wenn der Angreifer hierdurch das Gleichgewicht etwas verloren, plötzlich den Arm deſſelben und ſucht ihn vom Pferde

zu reißen. Es war für uns höchſt ergötzlich, dieſem Manöver zuzuſehen und wir folgten den Beiden, die gerade rauften, im Galopp nach, die Fußgänger weit zurücklaſſend. Fürſt Aslan hatte lange dem Spiel zugeſehen, ohne Theil daran zu nehmen und forderte endlich den alten Beduinen, der durch die Geſchwindigkeit ſeines Pferdes, ſo wie durch eigene Gelenkigkeit gewöhnlich den Sieg davon trug, auf, mit ihm einen Ritt zu machen. Der Fürſt gab ſeinem Tſcherkeſſen die Sporen und nahm einen Vorſprung von ein paar hundert Schritten, drehte ſich dann mit ſolcher Gewandheit im Sattel, daß man glaubte, er ſitze rückwärts zu Pferde, nahm ſein Gewehr, lud es, natürlich ohne Blei, und ſchoß in unglaublicher Geſchwindigkeit dreimal gegen uns. Jetzt jagte ihm der Beduine nach, führte mit dem Dſcherid einen Hieb gegen ihn; doch bog ſich der Fürſt ſo auf die Seite, daß der Sattel wie leer ausſah. Der Schlag ging fehl; doch der Beduine, der wohl wußte, was jetzt kam, ließ ſeine Stute einen gewaltigen Seitenſatz machen und der Fürſt konnte ihn nicht erreichen. Jetzt nahm dieſer einen Stock und jagte dem Alten nach, das Spiel von oben wiederholend. Der Beduine bog ſich auch auf die Seite, doch der Fürſt ließ ſeine Steigbügel los, ſprang mit den Knieen auf ſeinen Sattel und verſetzte dem Alten ſo von oben herunter einen tüchtigen Hieb, worüber die Andern in ein bewunderndes Maſchallah ausbrachen und die Geſchicklichkeit des Fürſten bis in den Himmel erhoben. Selbſt der Baron geſtand, nie eine ſolche Gewandtheit geſehen zu haben, und man muß dabei bedenken, daß der Fürſt Aslan ein gewöhnliches Pferd ritt, mit dem er ſchon Monate lang die größten Touren gemacht, die Pferde der Beduinen dagegen ganz friſch waren. Auch Suleyman verſuchte ſein Heil mit dem Fürſten, konnte aber ebenfalls keinen Vortheil gegen ihn erringen. Nur hatte jener einen Unfall, der ihn beinahe auf den Boden gebracht hätte, doch half er ſich mit einer Geſchicklichkeit, die ans Wunderbare gränzt. Als er ſich nämlich wieder auf die Seite bog, um dem Hieb unſeres Schechs auszuweichen, rutſchte ihm der losgewordene Sattel herum, ſo daß die Bauchgurte nach oben kam, und wir glaubten ſchon alle, jetzt müſſe er herabſtürzen; aber nein, er ſchwang ſich wieder hinauf, ſaß mit Blitzesſchnelle oben auf dem Gurt und erſt nachdem er den ihm zugedachten Hieb tüchtig wieder erſtattet, ſprang er vom Pferde, um den Sattel wieder zu befeſtigen.

So zogen wir, beſtändig dem Spiel der Beduinen zuſchauend, durch das Thal Richa. Die Sonne war ſchon längſt hinter den Gebirgen von Judäa hinabgeſunken und der herandämmernde Abend warf einen dunklen Schleier über das öde Thal, das wir ſo eben verlaſſen, als wir den Fuß jener Gebirgskette, welche Jeruſalem vom todten Meere trennt, erreichten und an ihren ſehr ſteilen Abhängen heraufzuklettern begannen. Wir konnten in den Schluchten nur einer hinter dem andern gehen und mußten

wohl auf unſere Pferde achten, die in den ſchmalen Felſenrinnen kaum ihre Füße ſetzen konnten. So gewährte einmal unſer Maler einen komiſchen Anblick. Er ritt ein ſehr kleines Pferd, das auf einem dieſer Wege mit der Hufe zwiſchen das Geſtein trat, ſich feſtklemmte und ſtürzte. Der Maler, der augenblicklich ohne Bügel ritt, brauchte nur ſeine Beine auszubreiten, um ſich ſo auf den Rändern der Felſerinne feſtzuſtellen. Das Thier wurde mit Mühe aufgerichtet und wieder feſtgemacht. Man kann ſich nicht leicht eine ödere, traurigere Gegend denken, als den Weg, den wir nun machten. Hier ſind wild zerklüftete Felſen übereinander gethürmt und nur ſpärliches halbvertrocknetes Grün unterbricht das verbrannte Gelb der Steinmaſſen, ohne ſie zu ſchmücken. Unſere Beduinen, die ſeit dem Vorfall am Jordan beſtändig neue Räuber zu ſehen und zu hören glaubten, ritten ſcharf ſpähend umher und riefen einander beſtändig zu. Einmal geriethen ſie in eine gewaltige Bewegung und ſchrieen von allen Seiten wieder: „Arab'! Arab'!“ Einige unſerer Fußgänger waren voraus und hielten oben auf der Höhe, nach dem Hohlweg vor uns zeigend, wohin wir unſere Pferde alsbald wandten und ſo ſchnell es in dem Terrain möglich war, ritten. Was war die Urſache des Lärmens geweſen? Wir fanden an dem Weg drei Pilger ſitzen; es waren Ruſſen, die gehört hatten, daß wir unter Begleitung an den Jordan gezogen ſeyen, und uns nun nachfolgten, um unſern Schutz zu genießen; doch kamen ſie zu ſpät und mußten unverrichteter Sache wieder zurückgehen.

Die Nacht brach jetzt mächtig herein und es wurde bald ſo finſter, daß wir ohne Gefahr nicht weiter vordringen konnten. Unſer Schech Suleyman ſah ſich nach einem Platz um, wo wir einige Stunden bis zum Aufgange des Monds verweilen könnten. Der Ort, wo wir uns gerade befanden, war ſeiner alten und neueren Geſchichte wegen nicht ſehr einladend, um in ſeiner Nähe zu bleiben. Es war das ſogenannte Mordthal, wohin ſchon die ältere Geſchichte die Erzählung vom barmherzigen Samariter verlegt, und wo bis auf die neuere Zeit häufige Beraubungen und Mordthaten an Pilgern verübt wurden. Doch mußten wir dieſe Bedenklichkeit bei Seite ſetzen, und da es nicht rathſam war, in der Dunkelheit weiter zu ziehen, unſerem Suleyman folgen, der auf einer Höhe in der Nähe des Thales uns zu alten Ruinen führte. Es waren wahrſcheinlich die Ueberbleibſel eines chriſtlichen Kloſters, doch konnten wir aus den Trümmern und Mauerſtücken, die ſich hier befanden, nichts erkennen.

Ein ähnliches Nachtlager, wie das heutige, werde ich wohl in meinem Leben nicht wieder haben. Unter den Trümmern eines wahrſcheinlich von den Beduinen zerſtörten chriſtlichen Kloſters, vor uns Jericho, der Jordan und das todte Meer, auf der einen Seite die Mordſchlucht, auf der andern eine kahle baumloſe Höhe, der Berg der

Verſuchung genannt. So heiß es den Tag über geweſen war, ſo empfindlich kalt wurde es, wie immer in dieſen Ländern während der Nacht. Wir hatten unſere Mäntel in Jeruſalem zurückgelaſſen und unſere dünnen Kleider ſchützten uns gar nicht vor dem Nachtfroſt. Auch vermehrte unſer leerer Magen dies Uebel und Giovanni fand in unſern Säcken kaum ſo viel Kaffee, um jedem von uns eine Kleinigkeit reichen zu können. Ein Feuer anzumachen, widerrieth Suleyman, indem er ſagte, es würde uns zu nichts nützen, da der Mond in kurzer Zeit hervorkomme und wir dann weiter reiſen können. Ich kroch wie ein Igel zuſammen und drückte mich feſt an ein Mauerſtück, um wenigſtens vor dem kalten Winde, der über die Höhe zog, geſchützt zu ſeyn, und verſuchte zu ſchlafen, was mir auch, Dank der Ermüdung, bald gelang. Doch hatte ich noch nicht lange geſchlummert, als mich Giovanni weckte und mir ſagte, ich ſolle mit ihm kommen, er wolle mir etwas zeigen. Ich folgte ihm, und wir gingen durch den größten Haufen der Ruinen auf die andere Seite derſelben, von woher ich das Geſchrei und Lachen der Beduinen hörte. Einer von ihnen hatte nämlich einen Keller entdeckt, deſſen Gewölbe oben eingeſtürzt war, und in welchem ſich eine Menge wilder Tauben aufhalten ſollten. Sie hatten nun berathſchlagt, wie ſie dieſer Thiere habhaft werden konnten, und ihre Anſtalten hiezu ſo unſinnig wie möglich getroffen. Die ganze Geſellſchaft ſaß in großem Kreis um den Keller herum und von Zeit zu Zeit warfen ſie große Steine hinab, wodurch dann wirklich die Tauben aufgeſchreckt wurden und den Verſuch machten, durch die Oeffnung oben zu entkommen. Sobald aber ein Schwarm aufſtieg, ſchlugen die Beduinen mit ihren Mänteln zu und glaubten auf die Art die Thiere zu erlegen. Am Ende ſahen ſie jedoch ſelbſt ein, daß ſie ſo ſchlechte Geſchäfte machen würden und griffen die Sache anders an. Es wurde einer durchs Loos beſtimmt, der ſich in den Keller hinablaſſen ſollte, und es traf einen ganz jungen Menſchen, der auch gleich dazu bereitwillig war. Die andern knüpften ihre Gürtel zuſammen, banden ihn unten daran feſt und er wurde ſo hinabgelaſſen. Das Gewölbe mußte ziemlich tief ſeyn, denn die langen Gürtel von ſechs dieſer Leute reichten kaum aus. Sobald der junge Burſche unten angekommen war, ſchrie er herauf: er könne ja nichts ſehen, worauf die oben unter vielem Geſchrei den Entſchluß faßten, ihm einen Feuerbrand hinabzuwerfen. Einige ſuchten Geſträuche zuſammen, Andere machten Feuer und bald flog ein großer Haufen des brennenden Zeuges in den Keller hinab, was einen unbeſchreiblich ſchönen Anblick gewährte. Es war gerade, als ſey die Erdoberfläche von einem ungeheuren Feuer geborſten, das in ihrem Schooß brenne, um welches die halbnackten kräftigen Geſtalten der Beduinen ſaßen, und mit den glänzenden Augen neugierig hinabſchau-

ten. Jetzt ſuchte der unten mit ſeinen Feuerbränden die Tauben empor-zujagen und es kam auch wohl eine ganze Wolke dieſer Thiere bis an die Oeffnung, tauchten aber mehrere Male wieder hinab, wenn die Beduinen mit ihren Mänteln dreinſchlagen wollten. Endlich aber wußten die geängſtigten Thiere keinen Ausweg, flogen wieder empor und zwiſchen ihnen durch, die ihnen lachend und ſchreiend nachſahen. Jetzt war der Spaß zu Ende. Nachdem ſie den jungen Burſchen unten noch lange geneckt, wurde er wieder heraufgezogen. Bald ſtieg auch in Oſten hinter den Gebirgen, die das todte Meer begränzen, der Vollmond hell und klar empor und beleuchtete faſt taghell den Weg, den wir vor uns hatten. Sogleich wurde aufgebrochen und wir zogen weiter.

Es war gegen ein Uhr in der Nacht und wir mochten noch fünf Stunden bis Jeruſalem haben. Wir ritten ſo ſchnell vorwärts, als es der Weg erlaubte, mußten aber wegen Ermüdung der Pferde und Menſchen nach drei Stunden beſtändigem Aufwärtsſteigens noch einen kleinen Halt machen, zu welchem Suleyman eine kleine Schlucht erkor, die vom Winde hinlänglich geſchützt war und wo ſich ziemlich viel dürres Geſträuch befand, um ein Feuer anmachen zu können. Unſern Beduinen wurde jetzt ein kleines Trinkgeld verſprochen und in kurzer Zeit hatten ſie ganze Haufen kleiner abgeriſſener Sträucher zuſammengeſcharrt. Einer von uns machte Feuer und bald ſchlug unter großem Geſchrei der Beduinen eine haushohe Flamme empor. Alles lagerte ſich an das Feuer, um ſich zu erwärmen, und nur von Zeit zu Zeit gingen einige der Leute fort, um für die Flamme neue Nahrung zu ſuchen. Doch auch die andern Araber hielten es bei ihrem unruhigen Temperamente trotz der großen Ermüdung nicht lange aus, ſo ruhig da zu ſitzen. Bald neckten ſie einander, balgten ſich auf der Erde herum, bald jauchzten ſie laut auf und als ihnen Suleyman ſagte, wenn ſie einen Tanz aufführten, würden wir ihnen gewiß ein Trinkgeld dafür geben, waren Alle gleich dazu bereit. Wir beſtätigten gern das Verſprechen Suleymans und bereuten es nicht; denn obgleich an dem verſprochenen Tanz nichts graziöſes war, ſo hatte doch die Gruppe der Beduinen bei dem flackernden Feuer in der wilden Schlucht etwas außerordentlich Maleriſches und Phantaſtiſches. Etliche dreißig dieſer Leute, denn auch mehrere unſerer berittenen Beduinen nahmen Antheil an dem Tanze, ſtellten ſich in einem großen Halbzirkel um das Feuer, hinter welchem wir lagen und begannen einen eigenthümlichen Geſang. Von den Worten, die ſich ſtets gleich blieben, verſtanden wir nichts, auch war die Melodie ganz eintönig und nur der Takt brachte einiges Leben in den Geſang. Mir ſcheint er ſich ungefähr durch dieſe Bezeichnung ausdrücken zu laſſen: al — lah — — allahla — al — lah — — allahla. Zuerſt war die ganze Reihe der Männer ohne Bewegung, dann be-

gann ſie mit dem Kopf zu nicken und ſich zu verbeugen, eine Bewegung, die allmählig der Hals, der Oberleib und der ganze Körper annahm, wobei der Geſang immer wilder und toller wurde. Sie bückten ſich immer tiefer und tiefer, bis ſie zuletzt faſt mit dem Geſichte den Boden berührten, dann ſtiegen ſie eben ſo allmählig wieder aufwärts, wobei der Geſang in derſelben Weiſe wieder ſchwächer wurde. Wieder gerade aufgerichtet, ließen ſie ſich plötzlich los, klatſchten in die Hände, ſprangen einige Mal wie toll im Kreiſe umher und das Ballet war zu Ende.

Unſer Feuer hatte indeſſen durch den Tanz Schaden gelitten und war allmählig verglimmt. Die Beduinen ſammelten ſich ihr Trinkgeld ein und legten ſich noch einige Minuten auf den Boden, um ſich von dem ermüdenden Tanze zu erholen. Suleyman ſtreckte die Hand nach Morgen aus und rief zum Aufbruch; denn dort färbte ſich der Himmel heller und verkündigte, daß der neue Tag heraufſteige. Wir beſtiegen die Pferde wieder und erreichten in kurzer Zeit Bethanien. Noch lag die dunkle Nacht über dem kleinen Ort, aber er erſchien uns um ſo ſchöner, indem die Stille, welche die alten Häuſer umgab, beſſer zu dieſem Grabe einer gewaltigen Vorzeit paßte, als das geräuſchvolle Treiben des Tages. Hier wohnte Lazarus mit ſeinen Schweſtern Maria und Martha. Unter einem verfallenen Hauſe, nicht weit von der kleinen Moſchee hielten wir, und Suleyman holte ein paar Männer aus ihren Hütten, die mit Fackeln herbeikamen und uns in einen ſchachtähnlichen Keller begleiteten, der ſich unter jenem Hauſe befindet — das Grab Lazarus.

Von Bethanien hatten wir nur noch eine kurze Strecke bis Jeruſalem, die wir bald zurückgelegt hatten und am Fuße des Oelbergs anlangten in dem Augenblick, wo die heilige Zion von den erſten Strahlen der Morgenſonne geküßt wurde. Es war ein ſchöner großer Anblick, ich möchte ihn für keine andere Erinnerung meines Lebens hingeben. Rechts hatten wir den Oelberg, links das Kidronthal, vor uns das Thal Joſaphat mit dem Garten von Gethſemane und der Grabeskirche Maria und Joſephs. Wie prächtig erſchien die trauernde Wittwe noch immer auf ihrem Felſenthrone. Zu ihren Füßen wallte in den Schluchten der zerriſſene Schleier der Nacht, den die Sonne des neuen Tages überwältigt und hinabgedrückt hat, und auf der Kuppel der Grabeskirche glänzte daſſelbe Licht, das hier die gewaltigſte Geſchichte der Erde erblühen und wachſen ſah, und das auch uns freundlich begrüßte.

Jener Morgen bleibt mir neben dem unvergeßlichen ſchönen Anblick der Stadt noch durch eine andere Erinnerung im Gedächtniß. Wir mußten hier warten, bis drinnen die Thore aufgeſchloſſen wurden,

ſtiegen deßhalb von den Pferden und ſetzten uns auf einen Trümmerhaufen. Fürſt Aslan, unſer lieber Freund und Begleiter, dem, ſo wie uns, Jeruſalem das Hauptziel der Reiſe war, hatte uns ſchon lange verſprochen, eine Epiſode aus ſeinem Leben, ſo wie die Urſache ſeiner Pilgerfahrt nach Jeruſalem zu erzählen und hielt jetzt ſein Verſprechen.

„Ich war," erzählte er uns, „noch vor wenigen Jahren der glücklichſte Menſch auf der Welt. Jung und mit ziemlichem Vermögen hatte ich, wie es bei uns üblich iſt, den Militärſtand erwählt und war Offizier bei einem Garderegiment in der Hauptſtadt. Als ich nach kurzem Aufenthalte dort ein Mädchen kennen lernte, das ich aufs Glühendſte liebte und von der ich eben ſo wieder geliebt zu ſeyn glaubte, fehlte meinem Glücke nichts, wie die Verbindung mit ihr fürs ganze Leben. Viele Schwierigkeiten, die ſich mir in den Weg warfen, wurden glücklich beſeitigt und obgleich ich eines Tages im Geheimen benachrichtigt wurde, daß meine Geliebte mit einem Manne, der an Geburt und Rang über mir ſtand, ein inniges Verhältniß habe, warf ich alle Schwierigkeiten, die ſich mir in den Weg ſtellten, bei Seite und erhielt von meiner Geliebten, unter Zuſicherung der herzlichſten Liebe, die Erlaubniß, ſie meine Braut nennen zu dürfen. Ihre Aeltern waren längſt todt und da ſie mündig war, hatte ſie nach dem Willen ihres Bruders, der mir eben die größten Schwierigkeiten in den Weg legte, nichts zu fragen."

„In dieſer Zeit befanden wir uns eines Abends auf einem Balle in einem der erſten Häuſer der Hauptſtadt und ich ſah meiner Braut zu, wie ſie mit jener Perſon, vor der man mich früher gewarnt hatte, tanzte. Nur an ſie denkend, beachtete ich gar nicht die Umſtehenden, bis ich hinter mir einige Worte ſprechen hörte, die mein Blut zum Kochen brachten. Ich drehe mich raſch um und ein junger Offizier wiederholte die Worte: „„Es iſt doch Schade, daß die Fürſtin ** in einem ſolchen Verhältniß ſteht.““ Außer mir vor Zorn trete ich nahe zu dem Offizier hin und ſage ihm ſo leiſe wie mir die Wuth erlaubte: „„Ein Schurke, der das geſagt hat!““ Was die Folge hievon war, können Sie ſich denken. Es wurde auf den nächſten Morgen ein Duell auf Piſtolen ausgemacht und da ſich das Gerücht hievon bald im Saal verbreitete, waren wir gezwungen, ihn Beide zu verlaſſen. Da ich mit meiner Braut noch nicht öffentlich erklärt war, mußte ich ſie unter der Obhut ihres Bruders laſſen und ſah ſie den Abend nicht wieder. Kaum bricht nach einer unruhig durchwachten Nacht, indem mich die Eiferſucht, die ich mit allen Vernunftgründen zu unterdrücken ſuchte, gräßlich plagte, der Morgen an, als ein Adjutant meines Oberſten in mein Zimmer tritt, der mir unter Androhung der härteſten Strafe den Befehl ertheilen läßt, ſogleich nach **, der zweiten Stadt des Landes, zu reiſen

und mich bei dem dortigen Commandanten bis auf Weiteres als Arrestant zu melden — — „„das Alles,““ wie es in dem Befehle hieß, „„um das eingegangene, durch die Gesetze streng verbotene Duell zu hindern.““ Der Adjutant bleibt bei mir, bis ich meine nöthigsten Sachen zusammengepackt und in den Wagen steige, der vor der Thüre hält. Sie können sich denken, daß es meine Absicht war, gleich auf der ersten Station nach der Stadt zurückzukehren. Doch das war unmöglich, mir wurden nur Pferde zu meiner Weiterreise nach meinem Bestimmungsort gegeben; alle andern wurden mir mit dem Bemerken verweigert, daß man Befehl habe, gleich nach meiner Weiterreise zu melden, daß ich durchpassirt sey. Ich schrieb in der Eile einige Zeilen an meine Braut und übergab sie der rückkehrenden Post mit dem Versprechen einer glänzenden Belohnung, wenn sie richtig abgeliefert würden. Der Postbeamte nahm den Brief, zuckte aber die Achseln; — ich verstand ihn damals noch nicht. Auf jeder Station erging es mir so, und ich erreichte endlich die mir angewiesene Stadt, wo ich mich meldete und mir der Befehl ertheilt wurde, die Stadt ohne besonderen Urlaub nicht zu verlassen. Sogleich schrieb ich mehrere Briefe an meine Braut, welche ich auf den verschiedensten Wegen nach * sandte, erhielt aber keine Antwort, weder von ihr, noch von einem meiner Freunde. So verging denn ein Vierteljahr, und wie, können sie sich leicht denken. Da konnte ich die Ungewißheit, in der ich schwebte, länger nicht ertragen und versuchte im Geheim alle Mittel und Wege, um nach der Hauptstadt zurückkehren zu können. Es gelang mir lange nicht, da ich zu scharf bewacht wurde. Endlich gelingt es mir, mit einem Franzosen, der mich als Bedienter mitnahm, die Stadt verlassen zu können. Ich komme nach *. Es ist Abend, und da ich alle Welt im Theater vermuthe, wo auch ich am besten unerkannt bleiben und meine Beobachtungen anstellen kann, eile ich dorthin, suche ängstlich und hoffend umher und sehe endlich in einer Loge meine Braut neben einem Manne sitzen, der noch vor Kurzem mit mir in gleichem Dienstrange war, jetzt aber die Auszeichnung des Obersten trug. Ich eile dorthin, treffe vor der Thüre einen alten Diener, der mich erkennt und der mir leise zuruft: „„Um Gottes Willen, was machen Sie hier?““ Ich frage hastig nach seiner Herrin. „„Sie ist verheirathet und die Frau des neben ihr sitzenden Offiziers.““ Ich will in die Loge, der alte Diener hält mich fast mit Gewalt zurück und beschwört mich, ruhig zu bleiben. Ich verlange, er soll mir eine Zusammenkunft mit seiner Herrin verschaffen. Lange versicherte er mich, so gerne er wolle, wisse er keinen Weg hiezu, sagte mir aber endlich, ich solle mich nach beendigter Vorstellung vor dem Theater aufhalten, um zu sehen, ob die Fürstin vielleicht allein nach Haus fahre. So thu' ich. Nach einer ewig langen Stunde ist

die Oper zu Ende, die Carossen rasseln daher, ich höre den Namen jenes Offiziers rufen, der neben meiner Braut saß, eine Equipage fährt vor, Graf **, ihr jetziger Gemahl, begleitet die Fürstin an den Wagen, welche allein einsteigt, und der Wagen fährt davon. Ich eile hinter her, die Nacht ist finster, es gelingt mir den Schlag zu öffnen und ich springe in den Wagen. Ein Schrei des Entsetzens entfährt der Fürstin und ich habe eben noch so viel Zeit, ihre Hand zu ergreifen, mit der sie dem Kutscher schellen will. Ich nenne meinen Namen. Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen die Scene ausmale, die nun folgte. Ich erfahre viel Entsetzliches, ich erfahre, daß der Bruder der Fürstin, der mich nicht leiden konnte, alles Mögliche gethan, um meine Verbindung zu hintertreiben. Er war es, der die eigene Schwester jener Person, die ihr lange nachgestellt, fast mit Gewalt in die Arme lieferte; er war es, der meine Verbannung bewirkt und alle Briefe an mich unterschlagen hatte; ja er hatte noch mehr gethan, er hatte der Schwester einen Brief von mir übergeben, in welchem ich ihr schrieb, mir sey ein gewisses Verhältniß bekannt geworden und sie könne leicht denken, daß meine Ehre es mir nicht mehr erlaubte, mein gegebenes Wort zu halten und ich entbände sie auch hiermit des ihrigen. Darauf war ihr der Graf ** so kräftig und nachdrücklich empfohlen worden, daß sie, um nicht gänzlich compromittirt zu werden, einwilligen mußte. Wie viel Schuld an ihr selbst lag, habe ich mir bis jetzt noch nicht klar auseinanderstellen mögen, am allerwenigsten in jener Nacht; da war es mir genug, daß ich doch wenigstens Jemand wußte, auf den ich mit Recht meine ganze Rache ausschütten konnte. Ich gab der Fürstin meinen Ring zurück, sie beschwor mich unter Thränen, ihr den meinigen zu lassen. Was lag daran? Sie war gewiß eben so unglücklich, wie ich. Ich eilte davon, um ihren Bruder aufzusuchen. Ich erfuhr seine Wohnung, eile hinein und trete ohne Weiteres in sein Zimmer, wo er sich aufs Angenehmste mit einigen andern Offizieren unterhält. Auch einige meiner früheren Freunde sind gegenwärtig und sind überrascht, mich hereintreten zu sehen. Man ahnt, was ich will. Ich fasse mich auch kurz und erzähle den Hergang der ganzen Geschichte. Natürlich ist eine Herausforderung das Ende, und der Fürst ** nimmt sie an. Wir bleiben in seiner Wohnung bis der Tag graut, fahren dann hinaus und schießen uns vor der Stadt. Er streift mich an der Schulter und ich schieße ihn durch die Brust, daß er in wenig Augenblicken den Geist aufgibt. Meine Freunde beschützen mich so viel wie möglich, einer gibt mir seinen Wagen, der Andere sein vorräthiges Geld, und ich rette mich in ein Kloster, wo ich meine Schuld beichte, und mir zur Büßung derselben eine Pilgerfahrt nach Jerusalem auferlegt wird. Ich lasse meinen Bart wachsen, mache mich so unkenntlich wie möglich und

entkomme nach ** zu meinen Brüdern, die dort auf unsern Gütern leben. Einer derselben verschaffte sich einen Paß, was, wie Sie wissen, bei uns mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, und der für ihn und seinen Bedienten ausgestellt ist. So kamen wir über die Gränze, und als wir in Sicherheit sind, will mein Bruder, der aus seinen Bergen nie herausgekommen und wenig gereist ist, die Rolle mit mir wechseln und die Pilgerfahrt nach Jerusalem mit mir zusammen machen. — Dort, Skandar ist mein Bruder."

So erzählte uns Fürst Aslan im Angesicht von Jerusalem und besonders der Schluß frappirte uns Alle sehr. Obgleich es uns aufgefallen war, daß der Fürst mit seinem Kammerdiener stets sehr vertraut that, so hatte doch keiner von uns eine Ahnung gehabt, daß es Brüder seyn könnten; ja, eine gewisse Aehnlichkeit, die ich mehrmals zwischen Beiden entdeckte, erschien mir nicht auffallend, da für unser Auge die Gesichtsform aller Südländer sich ziemlich gleicht.

Die Thore von Jerusalem öffneten sich und wir kehrten ins griechische Kloster zurück, um es, so wie die heilige Stadt den andern Morgen für immer zu verlassen.

Viertes Kapitel.

Zug durch die Wüste.

Jaffa. — Die Pest. — Unsicherheit der Straßen. — Uebergang zur ägyptischen Armee. — Gaza. — Ibrahim Pascha und seine Generale. — Die ägyptische Armee. — Schwierigkeiten mit unsern Pferden. — Fourragirungen. — Abreise von Gaza mit einem Theil der Reiterei. — Die Wüste. — Elend des mitziehenden Volkes. — El Arisch. — Der Tartar Gaffi. — Die Fata Morgana. — Der Samum. — Soliman Pascha. — Ankunft in Kairo.

Zu Anfang unserer Reise war es halb und halb unsere Absicht gewesen, den Weg nach Aegypten durch die Wüste zu nehmen; wir hatten uns von diesem Zug viel Interessantes versprochen und sehr oft deßhalb Erkundigungen eingezogen. Doch je näher wir dem Sandmeer selbst rückten, je mehr stellte man uns von allen Seiten die großen Schwierigkeiten einer solchen Reise vor, und versicherte, bei der damals herrschenden vollkommenen Anarchie in Syrien sey es ohne sehr zahlreiche Bedeckung nicht möglich, durch die Wüste zu kommen, und wir sahen wohl ein, daß dem nicht anders seyn konnte. Wie sehr hatten sich sogar die besuchten Straßen Syriens in der kurzen Zeit geändert,

seit Ibrahim gestürzt und die Furcht, die sein Name und Regiment rings verbreitet, verschwunden war! Wie ungefährdet, mit welcher Sicherheit reisten Schubert und Andere vor einigen Jahren durch die große Wüste von Suez nach dem Sinai, zwischen den räuberischen Horden der streifenden Araber, und durchzogen ganz Syrien! Wie erging es dagegen uns! Schon auf dem Wege nach Damaskus waren wir nahe daran, von Gesindel ausgeplündert zu werden; den Jordan besuchten wir mit einer Deckung von acht Reitern und zwölf Beduinen zu Fuß, und trotz dem, daß wir gegen zwanzig Pilger waren, von denen freilich mehrere, die sich unserem Zuge angeschlossen, keine Waffen führten, mußten wir ja das Wasser, das wir zum Andenken an den heiligen Ort in unsere Feldflaschen füllten, mit dem Säbel in der Faust vertheidigen und einigen dreißig halbnackten Arabern, die uns auf unserem Lagerplatz überfielen, ein förmliches Gefecht liefern. Auf dem Wege von Jerusalem über Ramleh nach Jaffa, welche drei Orte in jenen Tagen von der türkischen Armee besetzt waren, und wo also auf einer Strecke von zwölf Stunden wohl zwanzigtausend Soldaten lagen, kamen wir an zwei Stellen vorüber, die mit noch flüssigem Blut überschwemmt waren. Wir hörten von herbeigekommenen Reitern, vor wenigen Augenblicken habe man hier einem Reisenden den Hals abgeschnitten und dort einen andern erschossen. Es war in der Nähe des Dorfes Abu Gosch und man hatte eben die Leichen dorthin geschafft. Zur Zeit Ibrahims konnte ein einzelner Mann an den Jordan gehen, ohne Gefahr, geplündert zu werden, und wer jetzt am Abend den Oelberg bei Jerusalem besteigen wollte, mußte eine Bedeckung mitnehmen, und doch lagen in der Stadt fünf bis sechstausend Mann, ich wollte sagen: türkische Soldaten.

So zwangen uns die Umstände, die Idee aufzugeben, über El Arisch durch die einsame gewaltige Sandwüste nach Kairo zu ziehen, und wir faßten schon in Jerusalem den Entschluß, in Jaffa ein Schiff zu nehmen und durch die minder öde und gefährliche Wasserwüste nach Alexandrien zu schiffen. An Joppes Strande angelangt, fanden wir, weil Alles noch immer mit englischen und östreichischen Offizieren besetzt war, nur mit Mühe in dem lateinischen Kloster Quartier, und zwar herzlich schlecht; so mußten zwei unserer Gesellschaft von der Todtenkammer Besitz nehmen. Wir sahen uns sogleich im Hafen um, ob ein Schiff von passender Größe für uns und die Pferde da sey; aber es war nichts vorhanden, und wir sahen uns schon im Geist in die Nothwendigkeit versetzt, in dieser, von Truppen strotzenden Stadt verschiedene langweilige Tage hinzubringen, als der Prior des Klosters, ein lebhafter, robuster Spanier, — es hieß, er habe früher als Kapitän gedient, — unter dem Siegel der Verschwiegenheit uns anvertraute, so

eben finde im Refectorium eine Verſammlung von Aerzten ſtatt, weil in den Spitälern die Peſt ausgebrochen. Dabei gab er uns den Rath, die Stadt ſo ſchleunig als möglich zu verlaſſen, indem dieſelbe wahrſcheinlich ſchon morgen mit einem Cordon umzogen würde und uns ſo leicht mehrere Monate feſthalten könnte.

Bei dieſen Ausſichten beſannen wir uns keine Minute, unſere Effekten ſchleunigſt zuſammenzupacken, und machten uns fertig, morgen in aller Frühe aufzubrechen. Aber wohin? Wir hatten zwei Wege vor uns, entweder zurück, vielleicht bis Acre oder gar bis Beirut, um dort ein Segelſchiff zu ſuchen, das uns nach Alexandrien brachte, oder zum Feind überzugehen, d. h. zu Ibrahim Paſcha nach Gaza; dort erhielten wir vielleicht die Erlaubniß, auf den ägyptiſchen Dampf- oder Kriegsſchiffen überzuſetzen, und im ſchlimmſten Fall konnten wir uns der Armee anſchließen und mit ihr den Zug durch die Wüſte machen. Wir beſannen uns nicht lange; Alle ſtimmten für Gaza und Ibrahim, wo ſich neben viel Mühſeligkeiten doch die Ausſicht auf manches Abenteuer zeigte. Unſere ſchon abgegangenen drei Pferde wurden mit vieler Mühe durch zwei Maulthiere und einen kleinen Eſel erſetzt, den ich mir zum Reitpferd erkor, und am folgenden Morgen brachen wir gen Süden auf.

Wir hatten nach Gaza zwölf Stunden, und hofften heute noch nach Metſchdel, das auf der Mitte des Weges liegt, zu gelangen. Die Straße lief immer zur Seite des Meeres, ohne daß wir daſſelbe ſahen, indem der Strand aus hohen Sanddünen beſtand, die ſich ſtellenweiſe bis über unſern Weg zogen und den Thieren das Gehen ſehr erſchwerten; beſonders ſank mein kleiner Eſel ſehr tief in den beweglichen Sand. Mir dagegen behagte die neue Reitart ſehr, denn das Thier trabte ganz angenehm, es hatte einen ſehr dicken Packſattel ohne Bügel, auf den man ſich nach allen Richtungen ſetzen, ſogar legen konnte; nur machte das Aufſteigen einige Beſchwerlichkeit, indem man mit einem Sprung ſich ganz im Sitz befinden mußte, ſonſt verlor der Sattel das Gleichgewicht und fiel von der Seite herunter. Der Weg war nicht ſehr lebhaft und, wie uns die Mucker merken ließen, gar nicht ſicher; ſie baten, mit den Jagdgewehren nicht, wie wir gewohnt waren, nach Vögeln und kleinem Wild zu ſchießen, um die Waffen im Nothfall geladen zu haben. Dann und wann begegneten uns auch wirklich Banden von zerlumptem Geſindel, deren Ausſehen wohl vermuthen ließ, daß, wo ſie die Stärkeren wären, ſie nicht ſo ruhig vorbeigehen würden, wie ſie jetzt thaten. In Jaffa hatte man uns geſagt, Ibrahim werde heute oder morgen Gaza verlaſſen, und unſere größte Beſorgniß war daher, ihn nicht mehr dort anzutreffen, wodurch ſich unſere Lage wirklich ſehr bedenklich geſtaltet hätte. Die Auskunft, die wir von den

uns Begegnenden erhielten, waren auch nicht gemacht, uns zu beruhigen. Die Einen sagten, er sey gestern aufgebrochen, andere heute Morgen, ein Dritter, er werde morgen bei Zeiten abfegeln, bis uns gegen Mittag einige ägyptische Reiter entgegenkamen, die uns bestimmt versicherten, Ibrahim verweile noch in Gaza, er sey unwohl und sie deßhalb nach Jaffa gesandt, um für ihn Arzneien zu holen.

Der tiefe Sand und die sehr schwer beladenen Packpferde ließen uns nur sehr langsam vorwärts kommen, weßhalb wir erst um drei Uhr Nachmittags in Esdud, nur fünf Stunden von Jaffa, ankamen und uns durch die Führer, hauptsächlich aber durch die drohenden Wetterwolken am Himmel, überreden ließen, hier die Nacht zuzubringen. Wir suchten lange unter den Lehmhütten umher, um eine zu finden, die etwas weniger schmutzig und erbärmlich wäre als die übrigen. So wenig uns aber die Reise von Beirut nach Damaskus und Jerusalem hinsichtlich der Nachtlager verwöhnt hatte, so fanden wir es doch rein unmöglich, in eines dieser Löcher zu kriechen. Wir wandten uns deßhalb zur Moschee, die zur Seite des Dorfes auf einem kleinen Hügel stand. Sie bestand aus einer offenen Halle, ungefähr wie unsere Scheunen, in der einige Lampen an Schnüren hingen und zwei weiße Stäbe die Richtung nach Mekka bezeichneten. Wie gewöhnlich stand ihr gegenüber der Chan der Fremden, hier eine etwas größere Lehmhütte, als die übrigen Häuser, und im Hofe war neben einem vertrockneten Brunnen das Grab irgend eines türkischen Heiligen. Obgleich der Himmel mit Regen drohte, wollten wir doch lieber unser Zelt benützen, als in jenen Chan kriechen, aus dem die Mucker erst ein Dutzend zerlumpter, halbnackter Gestalten, Lahme, Wunde und Blinde jagen mußten, ehe für uns und die Bedienten mit den Sachen Platz wurde.

Wir schlugen unser Zelt unter einem majestätischen Palmbaume auf, der im Hof stand, stolz und schön neben der Erbärmlichkeit der Menschen. Vor uns hatten wir ein Thal, mit Dattelpalmen und Bananen bepflanzt, unter welchen einiges türkische Militär seine grünen Zelte aufgeschlagen hatte; südlich sahen wir die große Ebene Sephela, durch die der Askalon fließt, und östlich die Gebirge bei Jerusalem, von den letzten Strahlen der Sonne beschienen, die von dunkeln Wolken umsäumt in's Mittelmeer sank. So umgab uns die Natur erhaben und schön, wie immer in diesen Ländern; wer kann sie aber vollkommen genießen unter solchen Umgebungen! Der Regen, der während der Nacht in Strömen fiel, trieb uns schon um drei Uhr Morgens aus unserm durchnäßten Zelt und nöthigte uns in den Chan, wo die Leute ein großes Feuer angezündet hatten und den für die Reisenden in diesen Ländern so nothwendigen Caffee bereiteten.

Gegen sieben Uhr, als der Regen etwas nachgelassen, saßen wir

auf und zogen weiter, erreichten um eilf Uhr Metschdel und wurden gleich hinter diesem Dorfe von einem fürchterlichen Regenwetter überfallen, wogegen sich jeder so gut zu schützen suchte als er konnte. Ich war auf meinem Esel einige Schritte voraus, hatte einen himmelblauen Schlafrock angezogen und einen Regenschirm aufgespannt. Meine Figur auf dem kleinen Thier war so komisch, daß die ganze Gesellschaft, trotz dem Unwetter, in lautes Gelächter ausbrach. Es halfen übrigens keine Vorkehrungen, Alle waren in einer Viertelstunde völlig durchnäßt, und dabei blies der Wind so heftig, daß mein Esel förmlich laviren mußte, um vorwärts zu kommen. Endlich gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir in die Nähe von Gaza.

Wir waren begierig, die ägyptischen Truppen kennen zu lernen, vor Allem die uns als sehr gut geschilderte Reiterei, nachdem wir bis jetzt nur einzelne Ausreißer gesehen. Wir meinten, schon eine Stunde vor der Stadt müßte man gewahr werden, daß dort ein Lager sey, wie es in Beirut, Jaffa, überall, wo Türken lagen, der Fall war. Diese trieben sich beständig auf Straßen und Plätzen herum, jagten ihre Pferde ab und belästigten die Vorübergehenden durch ihr pöbelhaftes Betragen, oder sie ritten in die Bazars, um für einen Piaster Reis zu kaufen, und hemmten da mit ihren Mähren die ganze Passage. In ihren Freistunden, deren sie vierundzwanzig am Tage hatten, lungerten sie überall herum und rannten die Spaziergänger an, und die Ermüdung, die sie sich hiedurch geholt, verschliefen sie meistens auf ihren Posten unter den Thoren oder an den Gebäuden, wo sie Wache stehen sollten. Wie gesagt, wir glaubten, die Aegypter werden seyn wie unsere lieben türkischen Verbündeten, irrten uns aber sehr. Kein Lärm vor der Stadt, wohl hie und da Soldaten, die ihren Geschäften nachgingen, aber ruhig und ernst. Der Aegypter in seinem einfachen weißen Leinwandkleid sieht aus wie ein Soldat, der Türke in seiner nachgeäfften europäischen Uniform wie ein ungezogener Schuljunge. In Gaza gab uns jeder Soldat freundlich Antwort auf unsere Fragen, und einer begleitete uns sogar zur Wohnung des Muzzelin, des Gouverneurs, durch dessen Hülfe wir in der kleinen überfüllten Stadt eine, wenn auch sehr schlechte, Wohnung erhielten. Das Quartier bestand aus zwei Räumen, in denen Gerste lag, die uns erst Platz machen mußte, und war umgeben mit einer großen Mistpfütze, hier Hof genannt, deren Ausdünstung uns zwang, die Fensterläden beständig geschlossen zu halten, wodurch unsere Nasen gewannen, wir jedoch im Finstern sitzen mußten.

Ibrahim Pascha, auf den wir jetzt unser ganzes Vertrauen setzten, war wirklich noch hier, empfing den Baron von T., der sich ihm am folgenden Morgen vorstellen ließ, auf's Freundlichste, wollte auch

die Erlaubniß, auf seinem Dampfboot die Ueberfahrt zu machen, gerne ertheilen, nur unsere Pferde könne er auf keinen Fall mitnehmen, da er sogar seine eigenen mit der Armee ziehen lasse. So wurde also unser Projekt, zu Wasser nach Alexandrien zu gehen, vollkommen zu Wasser. Unsern nunmehrigen Entschluß, unter dem Schutze seiner Reiterei durch die Wüste zu ziehen, nahm er dagegen sehr gut auf, und gab später in unserer Gegenwart dem Kommandanten dieser Truppen, Walli-Bey, den gemessenen Befehl, uns allen möglichen Schutz angedeihen zu lassen. So merkwürdig und lohnend auch unter diesen Umständen der Zug durch die Wüste zu werden versprach, so waren andererseits doch auch die Bedenklichkeiten sehr groß. Neben den regelmäßigen Truppen zogen Arnauten mit, und ein gewaltiger Troß von Volk, Menschen aller Art, Weiber und Kinder des Fußvolks und der Artillerie, die Ibrahim zu Schiffe mit sich nach Aegypten nahm. Was wurde aus uns, unter diesem rohen Haufen, wenn vielleicht Mangel an allen Lebensbedürfnissen eintrat, wenn man sich, wie es bei den andern Kolonnen geschehen war, um einen Bissen Brod, einen Trunk Wasser todtschlug, wenn Hitze, Hunger und Durst alle Bande der Subordination lösten? Dergleichen Betrachtungen drängten sich uns während der sechs ewiglangen Tage, die wir in Gaza zubringen mußten, nur zu oft auf. Da wir in unserm finstern, schmutzigen Gemach nicht schreiben, nicht einmal lesen konnten, so wäre die Langeweile noch schwerer auf uns gelegen, wenn wir nicht dadurch Zerstreuung gehabt hätten, daß wir für unsern Proviant zur Wüstenreise sorgen mußten. Und dieß war in diesem Augenblick keine Kleinigkeit. Wir konnten dazu weder den arabischen Dolmetscher, noch einen Einwohner der Stadt brauchen, weil die Bazars von Allem entblößt waren, und man, um die nothwendigsten Artikel, wie Hühner, Brod, Eier zu bekommen, die Bauern in der Umgegend aufsuchen und selbst mit ihnen handeln mußte; denn den Arabern, ihren Landsleuten, trauten sie nicht, und gaben einem solchen, aus Furcht, nichts zu bekommen, nicht das Geringste. Uebrigens machte uns diese Fourragirung viel Spaß. Schon am frühen Morgen wurden zu diesem Zwecke Jagdpartien gemacht, d. h. wir zogen, unsern Maler, einen gewaltigen Nimrod, an der Spitze, unter die Palmen und Olivenbäume im Umkreis der Stadt und schoßen täglich viele wilde Tauben, die sich hier besonders in der Nähe einiger zerfallenen Moscheen und Gräber in Menge aufhalten. Schon bei den ersten Excursionen der Art hatte das Knallen unserer Flinten eine Masse arabischer Knaben herbeigelockt, die sofort, durch ein geringes Bakschis (Trinkgeld) bestochen, vollständig die Rolle der uns mangelnden Jagdhunde übernahmen. Mit ihren Falkenaugen überall umherspähend, zeigten uns die kleinen Bengel die Tauben an und

apportirten die geschossenen, mit einer Gewandheit über Mauern und Gräben setzend, die unglaublich ist. Fiel ein Thier zufällig in einen umschlossenen Hof, so drangen sie hinein, und nicht selten gab es laute Zänkereien und hätte vielleicht Prügel gegeben, wenn wir nicht vermittelnd eingeschritten wären. Nachmittags kauften wir in der Umgegend und den Vorstädten, oder vielmehr Vordörfern Gaza's Hühner und Eier, so viel wir bekommen konnten, wofür wir freilich hohe Preise zahlen mußten; wir hätten aber im Nothfall für jedes Ei einen Gulden gegeben. Das Geschäft des Verkaufs besorgen meist die arabischen Weiber. Am ersten Tage waren sie sehr mißtrauisch und brachten uns nur wenig auf die Straße; als sie aber sahen, daß wir gut zahlten, wurden sie zutraulicher; auch jagten unsere kleinen Jungen stets vor uns her und brachten mit ihrem Geschrei: „die Franken wollen Eier und Hühner und zahlen gut," die Dörfer in vollkommenen Aufruhr. Am letzten Tage, wo Dr. B. und ich die Einkäufe besorgten, hatten wir in weniger als einer halben Stunde an vierhundert Eier gekauft, und noch standen gegen zwanzig Mädchen und junge Weiber um uns her, mit verschiedenen Artikeln beladen; sie überhäuften uns mit Schmeicheleien, und zum Glück kamen wir bald auf den Grund unseres Beutels, sonst hätten wir einen ungeheuern Vorrath angekauft, denn es wurde uns sehr schwer, diesen reizenden Wesen zu widerstehen. Die Araberin hat etwas ungemein Graziöses in allen ihren Bewegungen, ein angenehmes Gesicht mit den feurigsten Augen von der Welt, und die schönsten kleinen Hände und Füße. Dazu kommt ihr Anzug, ein einfaches blaues Hemd, vorn bis unter die Brust offen, welches die schlanken und doch vollen Formen ihres Körpers nur bezeichnet, nicht verdeckt. Selbst die Zudringlichkeit, mit der sie dem Fremden, von dem sie wissen, daß er sie gut behandelt, ihre Waaren anpreisen, hat nichts Plumpes und Unanständiges.

Zwischen diesen häuslichen Geschäften besahen wir die Umgebungen der Stadt und ritten zuweilen an's Meer, das eine halbe Stunde entfernt ist, um der Einschiffung der Truppen zuzusehen. Bereits dauerte dieselbe zehn Tage und war noch nicht beendigt; ein beständiger starker Westwind machte die Brandung so heftig, daß man täglich nur sehr wenige Menschen an Bord bringen konnte. Das sämmtliche Fußvolk und die Kranken der Reiterei wurden eingeschifft, so wie einige Artillerie, etwa zwanzig Kanonen ohne Bespannung, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß trotz der hohen See die Soldaten diese Geschütze mit Leichtigkeit an Bord brachten. Zum Transport lagen da zwei Linienschiffe und drei Fregatten der ägyptischen Marine, so wie ein Dampfboot, der „Nil"; ein anderes, der „Hadschi-Baba", zum Gebrauch Ibrahims bestimmt, kam am 17. Februar Abends. Ibrahim

Pascha saß selbst oft viele Stunden des Tags auf einem Teppich am Strande und sah dem Einschiffen zu. Er bildete so mit den ihn umgebenden Offizieren immer eine sehr interessante Gruppe. Der Pascha ist ein kleiner dicker Mann; sein rothes, blatternarbiges Gesicht, von einem weißen Bart umgeben, hat wenig Ausdruck; die Augen aber, ohne gerade viel Geist zu verrathen, sind lebhaft, stechend. Er trug einen grünen Kaftan, mit Pelz besetzt, auf dem Kopfe ein Feß und um dasselbe das gelbe und rothe Tuch der Beduinen bis auf die Schulter herabhängend. Er sah mißmuthig auf's Meer, und zuweilen, während er einige Worte mit seiner Umgebung sprach, nahm er kleine Steine auf und warf sie in die Wellen. Um ihn standen Hassan Pascha, der Admiral, ein Georgier, Mahmud Bey, Oberstlieutenant der Marine, besonders wohl von ihm gelitten, und Hussein Pascha, ein Türke und auffallend schöner junger Mann.

Oestlich von der Stadt hatte Achmed Pascha Menikli mit der sämmtlichen Reiterei sein Lager gehabt, war jedoch schon vor zwölf Tagen über El Arisch nach Kairo gezogen; nur die Gardereiterei unter Wally Bey stand noch hier, den Augenblick erwartend, wo sich Ibrahim einschiffen würde, um gleich darauf aufzubrechen und Achmed Pascha zu folgen. Diese Garde (Lanzenreiter und eine Schwadron Cuirassiere) bestand aus drei Regimentern, deren jedes tausend Mann stark Damaskus verlassen hatte; hier waren ihrer noch siebenhundert Mann in Allem. Wir suchten gleich in den ersten Tagen unsere neue Reisegesellschaft auf, kamen aber zum traurigen Schauspiel einer Execution. Man erschoß vor unsern Augen vier eingebrachte Deserteurs. Nördlich von diesem Lager erhob sich ein kleiner Berg mit einem alten Gebäude, angeblich Simsons Haus, von dem man eine sehr schöne Aussicht über Stadt und Meer hat.

In gleichem Falle mit uns, d. h. die Einschiffung Ibrahims erwartend, befand sich in Gaza ein englischer Oberst, ein Linienschiffslieutenant und ein englischer Arzt; letztern hatte der Pascha einer Unpäßlichkeit halber von Beirut kommen lassen; ferner Reschid Achmed Ferik Pascha, auch der Brillenpascha genannt, weil er beständig ein solches Instrument trug. Diese Herren waren von ihren Regierungen hieher geschickt worden, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß Ibrahim Syrien verlasse, daß das Land von seiner Plage befreit sey und reingewaschen in den Schooß des allein glücklich machenden türkischen Reiches zurückkehren könne.

Endlich am 18ten Februar Mittags um zwölf Uhr verließ Ibrahim Pascha das Land, und sogleich wurde der Aufbruch der Reiterei auf den folgenden Morgen festgesetzt. Nachdem die vielen Schwierigkeiten, die uns die Fortschaffung unserer Effekten verursachte, beseitigt waren,

wozu noch der Umſtand kam, daß unſere Stute den 18ten Abends ein allerliebſtes Fohlen warf, das man um keinen Preis zurücklaſſen wollte, zogen wir am 19ten in aller Frühe zum Lager der Reiterei, das zum Sammelplatz der Karavane beſtimmt war. Unſer Zug nahm ſich auch hier wieder, wie auf der ganzen Reiſe, wenn auch nicht ſehr maleriſch, doch höchſt eigenthümlich aus. Syrien und Paläſtina hatten wir auf flüchtigen Pferden durchzogen, ein kriegeriſcher Reitertrupp, der in den verſchiedenartigſten Koſtümen und Waffen den Orient und das Abendland vereinigte; jetzt waren wir allein. Fürſt Aslan, unſer lieber Reiſegefährte, hatte in Haſſan Paſcha, dem Admiral, einen Landsmann gefunden und war zu Schiff nach Alexandrien gegangen; wir reisten unter dem Schutze vieler bewaffneter Reiter, friedlichen Kaufleuten gleich, nicht mehr ſelbſtſtändig jeden ſchönen Pfad wählend, ſondern ein Glied der Karavane, an dieſe durch die ſchauerlich öden Wege der Wüſte gekettet, und auf hohen Kameelen ein ganz anderes Bild gebend.

Wir hatten ſieben dieſer nützlichen und guten Thiere, von denen drei durch den Maler, den Dr. B. und mich nebſt unſern Sachen beſetzt wurden; ein weiteres ritt der Reitknecht des Barons, welcher ſelbſt den prächtigen arabiſchen Hengſt aus Damaskus beſtieg; das fünfte trug unſere in der Eile zuſammengekauften Vorräthe, die in Hühnern, einem Hammel, Eiern, Brod und Kohlen beſtanden. Wein oder Rum war zu keinem Preis in Gaza zu bekommen; nur einmal brachte uns ein Araber eine Flaſche Champagner zum Verkauf, wahrſcheinlich aus dem Keller Ibrahims geſtohlen, der, obgleich ein guter Muſelmann, den Champagner ſehr liebt. Das ſechste Kameel war mit Fourrage und Waſſer für die Pferde beladen, und auf dem ſiebenten thronte das kleine Fohlen, in einen alten perſiſchen Teppich gewickelt. Der Schimmel, von dem ich früher geſprochen, trug die Sachen des Barons und den Dollmetſcher, der die Stute, die Mutter des Kleinen, an der Hand führte. Auch hatten wir drei Kameeltreiber, Mahmud, Achmed und Akrabud, auf welche Herrn ich ſpäter zurückkommen werde. Zu uns hatte ſich noch von Gaza ein engliſcher Offizier, Kapitän E., geſellt, der nebſt drei Bedienten, einem Perſer, einem Griechen und einem Araber, ebenfalls nach Kairo ging.

Das Lager der Reiterei bildete indeſſen ein wahres Chaos von Menſchen und Pferden, Eſeln und Kameelen, aus dem ſich allmählig geordnete Züge ſonderten und auf dem Wege nach El Ariſch ſich fortbewegten. Hier ſchlug man die Zelte ab und lud ſie nebſt Kiſten und Säcken auf die geduldigen Kameele, die gruppenweiſe niedergekauert im Kreiſe lagen und zuweilen ein unwilliges Geſchrei ausſtießen, wenn man einen neuen Pack auf ihren Rücken legte. Dort ſtand ein gutmüthiger Eſel und ergab ſich in ſein Schickſal, eine ganze Familie nebſt

Hausgeräth zu ſchleppen; außer der Dame des Hauſes, die ſeinen Rücken eingenommen, hatte das Thier an jeder Seite einen Korb hängen, aus denen die ſchmutzigen Geſichter ihrer Sprößlinge herausſahen. Da waren ganze Harems auf ein einziges Kameel geladen, indem man daſſelbe rechts und links mit zwei großen Kiſten behängte, in denen drei, vier Weiber und verſchiedene Kinder auf Bettwerk und Teppichen lagen; ein ſchwarzer Eunuch trieb mit ſeinem Stock die Familie vorwärts. Man ſah mitunter die lächerlichſten Auftritte und konnte tiefe Blicke in das innere Familienleben der Araber thun. Da wurde geſungen und gelacht, erzählt und gezankt, und wer das wüthende Geſchrei dieſes Volks bei der friedlichſten Veranlaſſung kennt, kann ſich einen Begriff von dem wüſten Lärm machen. Das ganze Lager war ein großer Ameiſenhaufen, wo jeder ſich mit gleicher Geſchäftigkeit herumtrieb, vom Kameeltreiber im grauen Hemde, der nur ein ungegerbtes Schaffell beſitzt, womit er nach Bedürfniß dieſen oder jenen Theil ſeines Körpers bedeckt, bis zum ägyptiſchen Offizier im betreßten Kleide, deſſen gold- und ſilbergeſticktes Kopftuch hie und da hervorblitzte. Die Gardereiter ſtanden ruhig bei ihren Pferden und warteten des Befehls zum Aufſitzen, der jedoch für unſere Ungeduld zu lange ausblieb, und da die Leibſchwadron Ibrahims, unter dem Kommando eines ſehr liebenswürdigen Polen, der geläufig franzöſiſch, auch einiges Deutſch ſprach, ſich in Bewegung ſetzte, ſo machten auch wir Anſtalten, unſere Reiſe anzutreten. Ich darf wohl ſagen Anſtalten, denn gegen die Leichtigkeit, mit der man ſich auf's Pferd ſchwingt, iſt das Beſteigen eines Kameels eine wahre Arbeit und erfordert Anſtalten. Das Thier liegt, von ſeinem Treiber feſtgehalten, indem ihn dieſer ſeinen Fuß auf ein Vorderbein ſetzt, auf den Knieen. Zu beiden Seiten hängen die Effekten des Reiters und oben zwiſchen denſelben bilden Matratzen, Teppiche, Pelze, einen weichen Sitz. Auf dieſen ſchwingt ſich der Reiter und hält ſich ſogleich vorn und hinten feſt; denn das Kameel, von ſeinem Treiber losgelaſſen, richtet ſich plötzlich ruckweiſe auf, erſt vorne, und man fällt beinahe auf den Rücken, dann hinten, und man würde ohne Halt unfehlbar auf den Hals des Thieres ſtürzen. Wir kamen alle ziemlich glücklich hinauf; nur der Reitknecht Friedrich, der ſich nie durch Gewandtheit in ſeinen Bewegungen auszeichnete, fiel mit gewaltigem Purzelbaum in den Sand.

Endlich kam auch unſer Zug in Bewegung und die Kameele gingen mit großem, ruhigem Schritt dahin, den Reiter eben nicht angenehm ſchaukelnd. Es braucht einige Zeit, ehe man ſich an dieſe Art zu reiten gewöhnt. Abgeſehen davon, daß das Gefühl, das Thier nicht in ſeiner Gewalt zu haben, ſondern ſeinem Willen folgen zu müſſen, ſehr unbehaglich iſt, ſo iſt der Gang der Kameele, die nicht,

wie Pferde und Esel, ihre Beine kreuzweis heben, sondern den vordern und hintern Fuß jeder Seite zugleich, im höchsten Grad unangenehm. Er bewegt den Oberleib des Reiters unaufhörlich stark von hinten nach vorne, gleich dem Schaukeln eines Nachens, und wirkt auch beinahe eben so; denn es gibt Leute, die auf dem Kameele, diesem „Schiff der Wüste," vollkommen von der Seekrankheit befallen werden. Indessen empfanden wir von dieser Unbequemlichkeit nicht viel, wozu wohl am meisten der erfreuliche Gedanke beitrug, das traurige Gaza hinter uns zu haben und endlich auf dem Wege zu seyn, auf dem einzigen, der uns aus Syrien offen stand.

Ehe man sich, abgesehen von der unangenehmen Bewegung, auf den Kameelen heimisch und sicher fühlt, muß man sie — ich meine den Packsattel — vollständig zu seinem Gebrauch einrichten. Die Thiere sind eines hinter das andere gebunden, und so ist die ganze Reisegesellschaft getrennt; auch lassen sie sich nicht antreiben, und ich konnte nicht zu einem von unsern Freunden hinreiten, wie ich wohl früher that, wenn mir eine Pfeife Tabak oder Feuer mangelte. Mir kam mein Thier wie ein neues Haus vor, in welchem man die Ecke noch nicht gewählt hat, wo man schlafen will, und für den Hausrath noch keinen Platz weiß. Lange schob ich an meinen Teppichen hin und her, um einen etwas bequemen Sitz zu erhalten, denn ich muß gestehen, daß ich mich nichts weniger als behaglich fühlte. Die meisten Kameele hatten hinter dem Packsattel noch ein kleines gepolstertes Kissen, ungefähr wie der Bedientensitz an einem Wurstwagen, was sehr bequem ist, und dieses mangelte gerade an meinem; auch hatte noch keiner von uns die Kunst erlernt, das Kameel von vorne herein so zu packen, daß man sich bequem darauf befindet, und unsere Herren Kameeltreiber waren am Morgen immer froh, wenn sie nur die Sachen hinaufgeworfen und die Kameele in Gang gebracht hatten; denn jeder fürchtete sich, zurückzubleiben. Um auf dem Kameel einigermaßen angenehm zu sitzen, muß man den Sattel, der den ganzen Höcker bedeckt, nachdem man die Bagage zu beiden Seiten angehängt hat, hinten durch Kissen oder Teppiche erhöhen, auf die man sich setzt, und nun nicht nöthig hat, mit den Beinen das ungeheure Thier zu umklammern, sondern dieselben mehr vor sich hinstrecken kann.

Unser Mundvorrath, den wir in Gaza treu und redlich getheilt hatten, bestand für die Person in sechzig bis achtzig Orangen, gegen vierzig hartgesottenen Eiern, einem Sack voll Brod und einer Flasche mit Essig, welche Sachen, nebst Tabak und Pfeife, jeder auf seinem Kameel so vertheilte, daß er ohne Mühe etwas davon hervorlangen konnte. Wir hatten uns zu dem Behuf weiße leinene Säcke machen lassen, die rechts und links an den Packsattel gebunden wurden.

Wir hatten ſchon eine ziemliche Strecke zurückgelegt auf einem Terrain, das wenig von dem Weg zwiſchen Jaffa und Gaza verſchieden iſt. Es beſteht, wie dort, aus ziemlich beweglichem Sand, doch ſah man an den Seiten noch grüne Felder, Palmen- und Olivenbäume; auch war der Boden der Straße ſtellenweiſe von hartem Kies, der den Kameelen das Gehen ſehr erſchwerte. Dieſe merkwürdigen Thiere ſcheuen die geringſte Senkung des Weges und gehen ſogar unſicher, wo er recht glatt und eben iſt. Baron von T. war mit unſerem neuen engliſchen Freunde noch zu Wally Bey gegangen, um mit ihm und ſeiner Reiterei zugleich aufzubrechen. Doch dauerte dies länger, als ſie gedacht, weßhalb ſie uns bald darauf allein nachgeſprengt kamen. Der Engländer hatte drei Bedienten bei ſich, wovon zwei auf Kameelen ſaßen und der dritte, ſein Kammerdiener, auf einem großen Maulthiere hinter ihm drein zog. Er erkundigte ſich, wie uns die neue Reitart behage, und als ich ihn verſicherte, ich habe in meinem Leben nie ſo ſchrecklich unbequem geſeſſen, ſo bot er mir das Maulthier ſeines Dieners an, das, mit einem engliſchen Sattel verſehen, ſich gar nicht unvortheilhaft ausnahm. Auch ſchien ſein Inhaber mit dem Tauſch ſehr zufrieden; er lachte mich heimlich aus, wie er auf mein Kameel ſtieg, ordnete oben Teppiche und Decken anders, und warf mir mitleidige Blicke zu, als ich den Eſel beſtieg. Dieſer hatte aber auch merkwürdig ſchöne Eigenſchaften. Er hatte unförmlich lange Ohren und war ſehr hartmäulig, was daher kam, daß er als Thier des Dieners gewöhnt war, ſtets dicht hinter dem des Herrn zu laufen. Machte nun der Engländer, wie er ſehr häufig that, rechts und links einen Abſtecher in den Klee oder unter die Palmen, ſo mußte ich ihm folgen, wollte ich mich mit dem Eſel nicht abarbeiten. Traf er mich aber bei ſolchen Anläſſen, wie es zuweilen vorkam, ſchlecht gelaunt, ſo daß ich ihm ſeine Unarten nicht hingehen ließ, ſo ſtieß er, wenn er das andere Pferd davon traben ſah, ein jämmerliches Geſchrei aus, ein Geheul, ſo ohrenzerreißend, wie ich es ſelbſt bei einem Eſel nie vernommen.

Durch unſer Warten auf die Kavallerie Ibrahims, die uns noch immer nicht nachfolgte, waren wir ganz ans Ende des Zugs gekommen, der ſich unabſehbar über die vor uns liegenden Höhen fortbewegte. Ein buntes Gemiſch von Kameelen, Pferden, Eſeln und Trachten in allen möglichen Farben. Wir freuten uns auf die ſonderbaren Scenen, die uns der Zuſammenfluß ſo vieler für uns fremdartiger Menſchen verſprach, da es uns auf unſern Pferden leicht wurde, bald hier, bald da den Zug zu durchkreuzen, oder ein Stück vorgaloppirend, ihn theilweiſe an uns vorbeiziehen zu laſſen. Doch ſparten wir dies Vergnügen für die folgenden Tage auf; denn wir hatten heute viel zu thun, um unſere Vorkehrungen für die nächſte Nacht, ſo wie die Vertheilung un-

seres mäßigen Proviants für die Wüstenreise zu besprechen. Wir hatten in Gaza ein kleines Zelt gekauft, unter welchem, wenn man sich auch sehr dicht zusammen legte, kaum vier Personen Platz hatten. Auch war es in einem etwas defecten Zustand und würde einen ziemlichen Platzregen nicht abgehalten haben. Ein zweites besaß der Engländer, das, wie alle Reisegeräthe dieses praktischen Volkes, sich im besten Zustande befand. Als ein sehr artiger Mann schlug er uns gleich vor, mit ihm unter seinem Zelte zu hausen und der Dienerschaft das unsrige zu überlassen.

Wir wurden heute auf unserem Marsch einigemal durch das kleine Fohlen aufgehalten. Das Thierchen hatte, obgleich es am Morgen sehr gut aufgepackt und erst einen Tag alt war, in seinem Teppich so gezappelt und sich gedreht, daß die Stricke am Packsattel des Kameels los geworden waren und das geduldige Thier sich mehrmals legen mußte, damit man den Sprößling frisch aufbinden oder an der Stute saugen lassen konnte. Es war wirklich rührend, mit welcher Sorgfalt und Liebe die Araber, besonders unsere Kameeltreiber, sonst die rauhesten Menschen von der Welt, das kleine Thier behandelten und pflegten. So ging ihm immer einer zur Seite und beobachtete alle seine Bewegungen, dann und wann wurde die Stute gemolken und sie gaben die in einem Löffel aufgefangene Milch dem Kleinen aufs Kameel. Gelangten wir Abends ins Lager, und die Nacht kam, wie immer in Syrien, mit empfindlicher Kälte heran, so versuchten sie nicht selten, das Pferdchen mit ihren warmen Lumpen zu bedecken; ein Manöver, das jedoch nicht half, denn wir mochten ihm noch so fest seinen persischen Teppich umhängen, so schlüpfte es doch beständig hinaus.

Es war erst gegen zwei Uhr, als wir schon den Ort unseres heutigen Nachtlagers, ein armseliges Dorf, vor uns liegen sahen. Dasselbe war kaum vier Stunden von Gaza entfernt. Wir waren zwar Morgens um vier Uhr aufgebrochen, aber das Bepacken der Kameele und die Verzögerung des Abmarsches durch die Reiterei hatte so viel Zeit weggenommen, daß wir uns erst um acht ein halb Uhr in Bewegung setzten. Als wir das Dorf erreichten, war bereits eine große Heide hinter demselben von den uns vorangegangenen Zügen bedeckt: ein buntes, geräuschvolles Gewimmel, Männer, Weiber und Kinder in der lebhaftesten Bewegung. Man lud Kameele ab, schlug die Zelte auf, dort loderten Feuer, hier bemühten sich einige kleine Buben, auf dem Bauche liegend, eines anzublasen. An ernstlichen Streitigkeiten fehlte es auch nicht, und wir waren froh, als wir den Schwarm durchzogen hatten und am Ende der Haide zu der Leibschwadron Ibrahims kamen, bei der wir, nach einer Bestimmung des Pascha, unser Zelt aufschlagen sollten. So war denn glücklich der erste

Tag unſerer Wüſtenreiſe vorüber. Der heutige Marſch war ſo ſtill und ruhig geweſen, daß unſere Beſorgniſſe für die künftigen anfingen ſich zu zerſtreuen. Wir glaubten nun ungefähr ausrechnen zu können, wann wir in Kairo eintreffen würden, und ich dachte nur an die ſchönen Bilder, die während des Zugs zu ſammeln wären, und an das alte Wunderland Aegypten, das wir bald betreten ſollten. So wie unſere Kameele ſahen, daß wir an Ort und Stelle waren, ließen ſie ſich gleich nieder und harrten ruhig, bis wir ſie ihrer Laſt entledigten. Unſere Leute ſchlugen beide Zelte auf, und die Kameeltreiber ordneten Gepäck und Proviant, wie es ihnen für die Nacht am zweckmäßigſten däuchte. So wurde der gemeinſchaftliche Proviant, der in einem gekochten Hammel, Kaffee und Zucker beſtand, in das Bedientenzelt geſchafft, unſere Nachtſäcke und Kohlen zu beiden Seiten des Eingangs aufgepflanzt und um das Zelt im Kreiſe unſere ſieben Kameele gelagert, eine ruhige, wiederkäuende Wache.

Unter dem Zelte des Engländers begann ſich jetzt ein Comfort zu entwickeln, den wir uns auf unſerer Reiſe durch Syrien ganz abgewöhnt hatten und zu deſſen Fortſetzung es bei der Einrichtung unſeres Reiſegeräthes wenigſtens ſechs Pferde bedurft hätte, wogegen bei dem praktiſchen Engländer Alles in eine einzige Kiſte gepackt war. Er hatte ſchon viele Reiſen durch die Wüſte gemacht und war alſo mit Allem, was dort nothwendig iſt, beſſer vertraut wie wir. Es iſt ſchlimm, daß faſt in keinem Reiſehandbuch über den Orient die Gegenſtände erwähnt ſind, deren der Reiſende wirklich bedarf. Wir ſchleppten eine ganze Küche mit, theils in Säcken, theils an die Kameele gehängt, Teller, Meſſer, Gläſer, Flaſchen, Caſſerole ꝛc. Wir hatten Teppiche, Decken, Pelze bei uns, der Engländer hingegen nur eine einzige Kiſte, aus welcher ſich aber eine Menge von Sachen entwickelte, die uns unglaublich ſchien. So war der halbe Boden des Zelts mit einem Teppich bedeckt, worauf eine zwei Finger dicke roßhaarene Matratze lag, mit Kopfkiſſen, Leintuch und einer Decke verſehen. Einige Leuchter wurden auf den Boden geſetzt, und außer dem nöthigen Kochgeſchirr, nebſt Tellern, Meſſern und Gabeln kam im Laufe des Abends noch ein Caffee- und Theeſervice, eine kleine Punſchbowle, ſo wie die Leibtoilette des Engländers zum Vorſchein.

Dieſer hatte, wie die meiſten ſeiner Landsleute, ſeine Eigenheiten. Er war Kapitän in Dienſten der oſtindiſchen Compagnie und hatte öfters Reiſen zwiſchen Bagdad, Bombay und Kalkutta gemacht. Seine drei Bedienten, die nichts zu thun hatten, als ſeiner Perſon aufzuwarten, waren ein Indier, den er aus Bombay mitgebracht und der etwas Perſiſch verſtand, was auch der Kapitän ſprach, ferner ein Grieche, ſein Koch und Dollmetſcher, und endlich ein Araber, den er in Gaza auf-

gegriffen hatte und blos mit nach Kairo nehmen wollte. Der Engländer war ein Mann von etwa siebenundzwanzig Jahren, sprach geläufig französisch und verstand, wie wir erst am Ende der Reise erfuhren, ganz gut, was wir Deutsche zusammen sprachen. Warum er dies früher nicht merken ließ, weiß ich nicht; er hat durch diese Verläugnung unserer edeln Muttersprache manchen kleinen Stich hinnehmen müssen. So gutmüthig er von Natur war, so machte es ihm doch ein eigenes Vergnügen, seine Bedienten und die Leute, mit denen er in Berührung kam, durch allerhand kleine Geschäfte stets in Athem zu halten, ja sie fast zu quälen. So hätte er nie selbst Hand an seine Sachen gelegt; er stieg vom Pferde, warf dem Araber den Zügel zu, sagte zum Griechen: »Hussein, Mantel und Säbel!« welche Gegenstände dieser ihm abnehmen sollte, während der Indier ihm die gestopfte Pfeife fast in den Mund stecken mußte, und blieb dann stehen, bis das Zelt aufgeschlagen war, worauf er sich auf seine Matratze streckte und durch allerhand Kleinigkeiten die Drei stets auf den Beinen zu erhalten wußte.

Wir waren auf diese Art bei ihm gut eingerichtet und mit Beiziehung unseres eigenen Mobiliars unter seinem Zelt ganz vergnügt. Das Erquickendste auf dem ganzen Zug war der Caffee, den unser Giovanni, falls er bei guter Laune war, sogleich bereitete. So saßen wir denn unter dem Zelte, dessen Oeffnung regelrecht vom Winde abgekehrt war, in den Händen die kleinen türkischen Täßchen und rauchten behaglich aus dem Nargileh. Draußen hatten die beiden Kochkünstler kleine Gruben in den Sand gemacht, in denen sie Holzkohlen anglühten, um darüber die Speisen zuzubereiten. Scham, der Hengst wälzte sich vor Vergnügen auf dem Boden und das kleine Fohlen sog an seiner Mutter, — ein Familienbild. Im Hintergrunde war das buntscheckige Lager mit hunderten von Feuern. Die Leibschwadron Ibrahims hatte ihre Pferde in ein Viereck gestellt und sie auf die übliche Art an einem Hinterfuß gefesselt. Die Leute lagen ohne Zelte in diesem Carré. Sie hatten ihr Gepäck fast wie unsere Kavallerie im Lager geordnet, auf den Sattel Mantelsack, Säbel und Pistolen gelegt und die Lanze mit der rothen Fahne daneben gesteckt. Ihr Oberst, der Pole, lag in der Mitte in einem großen Pelze und um ihn standen ein paar Negerknaben, die ihn zu seiner Bedienung begleiteten.

Während wir alle diese Gegenstände mit Muße betrachteten, schlug plötzlich eine schmetternde, jedoch nicht unangenehme Hornmusik an unser Ohr. Es war die Reiterei unter Ali Bey, die jetzt nachkam. Da sie, wie wir später erfuhren, nicht eher von Gaza abmarschiren konnte, als bis das Dampfboot, der Hadschi Baba, auf welchem Ibrahim sich befand, das Signal gegeben hatte, daß es abgefahren sey, und dasselbe, obgleich sich der Pascha am achtzehnten eingeschifft hatte, erst am

neunzehnten wirklich abfuhr, ſo hatten ſie bis gegen zehn Uhr auf den Signalſchuß warten müſſen und rückten jetzt erſt ein, nachdem wir ſchon ein paar Stunden im Lager waren. Hinter der Muſik ritt der Paſcha, ein Mann mit großem Bart, umgeben von mehreren Ober- und Unteroffizieren; dann die Lanciers, in recht gutem, in Betracht ihres fürchterlichen Rückzugs ſogar vortrefflichem Zuſtand. Sie hatten alle ihre Waffen, Säbel, Piſtole und Lanze, ſo wie jeder eine lederne Waſſerflaſche; Geſchirr und Sattelzeug der Pferde war in Ordnung, die Uniformen ziemlich gut, und jeder hatte außer einer Art Mantel noch eine Kapuze, die er über den Kopf ziehen und auf der Bruſt befeſtigen konnte. Die zweite Abtheilung beſtand aus reitender Artillerie, vielen Küraſſiren ohne Helm und Küraß; nur einige wenige hatten denſelben umgeſchnallt, andere ſogar an den Sattelknopf gehängt. Dieſe Waffengattung iſt aber auch wohl die unzweckmäßigſte für heiße Länder, wie Syrien und Aegypten. Dann kamen wieder Lanzenreiter, und den Beſchluß machte die Beſpannung von achtzig bis neunzig Geſchützen je zu vier Maulthieren, deren Geſchirre ſich in der beſten Ordnung befand. Pferde und Maulthiere hatten ſich in Gaza wieder erholt und ſahen gut genährt, friſch und munter aus. Später kam noch ein kleines Piket Reiter, die eine Maſſe Reitpferde der Paſcha's begleiteten; doch war keines darunter, das unſeren arabiſchen Pferden zu vergleichen geweſen wäre, was die Türken und Aegyptier ſelbſt anerkannten. Sie umgaben dieſe Thiere oft Stunden lang, beſahen den ſchönen Bau, die ſtarken, reinen Beine, und ſtrichen mit dem öftern Ausruf: Ei w' Allah! (bei Gott, das iſt ſchön!) über die feine Haut und die ſeidenartige Mähne. Dabei war es ſehr eigenthümlich, daß die Beduinenſchechs dem Hengſt den Vorzug gaben, die ägyptiſchen und türkiſchen Paſcha's dagegen die Stute für vorzüglicher erkannten. Oft hielten ſie vor unſern Zelten lange Debatten hierüber, welche wir am beſten ſchlichten konnten, indem wir ſie auf das Fohlen aufmerkſam machten, deſſen ſtarke Glieder, ſo wie der wunderſchöne, edle Kopf, einſt die Vorzüge beider vereinigen würden, was ſie zugaben.

Wir machten noch einen Gang durch ſämmtliche Lager, ſowie ins Dorf, wo wir einen Topf voll Milch einkauften, um daraus für den Abend einen Rix au lait bereiten zu laſſen. Der Tränkungsplatz war uns heute das Intereſſanteſte; dort ſtanden die kleinen Eſel und Pferde des ärmeren Volks in erſter Reihe, um getränkt zu werden, weil ſie zuerſt angekommen waren; dann kamen die Pferde der Kavallerie und hinter ihnen die geduldigen Kameele, welche bis zuletzt warten mußten. Das Waſſer befand ſich in einer Art Teich, um welchen die Thiere gereiht wurden, ſo daß ſich eine große Zahl zugleich tränken ließ, weßhalb heute das Gezänk und Geſchrei nicht ſehr groß war. Das

Waſſer, obgleich matt, wie faſt an der ganzen ſyriſchen Küſte, ließ ſich dennoch genießen.

In unſer Zelt zurückgekehrt, nahmen wir unſere Abendmahlzeit ein, die aus Reis beſtand, worin ein Stück Hammelfleiſch gekocht war, ferner aus ein paar Hühnern, Orangen, getrockneten Feigen, Roſinen und Datteln. Während wir bei Tiſche ſaßen, kam unſer Dollmetſcher, meldete, unſere Nachtwache ſey angekommen, und fragte, ob er ihren etwas Caffee zubereiten und den übriggebliebenen Pillau geben dürfe. Natürlich ließen wir ihn dieſe großmüthige Idee ausführen, und bald bezogen die ägyptiſchen Lanciers ihren Poſten um unſer Zelt. Ihren Wachtkommandanten, ſeines Ranges Hauptmann, luden wir zu uns und wirtheten ihn mit Punſch, den unſer Engländer zubereitet hatte. Der Araber erzählte uns durch den Dollmetſcher Einiges vom fürchterlichen Rückzug über Damaskus, rauchte ſeine Pfeife und zog ſich dann wieder zurück, wobei er in ehrerbietiger gebückter Stellung rückwärts das Zelt verließ. Wir legten unſere Teppiche auf den Boden, ſcharrten einen Haufen Sand zu einem Kopfkiſſen zuſammen, worauf der ausgezogene Rock gelegt wurde, und bereiteten ſo unſere Lagerſtätte. Dann traten wir nochmals vor's Zelt, um den wundervollen, ſternhellen Himmel zu betrachten. Ich habe die Sterne, beſonders die Venus, nie herrlicher glänzen ſehen, als in den Nächten, die wir in der Wüſte zubrachten: wir haben Verſuche gemacht, und gefunden, daß ihre Strahlen hell genug waren, um, wie das Mondlicht, einen wenn auch ſchwachen Schatten auf unſere weiße Zeltwand zu werfen. Unſere Wache beſtand aus zehn Mann, die im Kreis um unſere Zelte poſtirt waren und, in weiße Mäntel eingehüllt, regungslos an ihren Lanzen lehnten.

Die Nacht verging ziemlich ruhig, und ich hörte nur zuweilen das Geſchrei einiger Hunde, die ſich bei unſern Zelten herumbalgten, ſo wie das entfernte Geheul der Schakals, Töne, welche mit nichts Anderem zu vergleichen ſind. Es iſt ein heiſeres, pfeifendes Bellen; doch hielten die vielen Wachtfeuer dieſe Thiere heute Nacht in Reſpekt. Der Aufbruch der Karavane war auf fünf Uhr beſtimmt, und ſchon um vier fing Alles im Lager an ſich zu regen. Man packte auf, riß die Zelte ein, die meiſten tränkten ihre Pferde noch einmal, und um fünf bewegten ſich die Kolonnen nach einer vom Paſcha getroffenen Einrichtung vorwärts. Wally Bey nämlich, ein ſehr vernünftiger Mann, befahl, daß ſich die kleinen Thiere, Eſel, ſchlechten Pferde, gleich am Morgen an die Spitze des Zugs ſtellen ſollten, um zuerſt abzumarſchiren. Dann kamen die Kameele und zuletzt die Reiterei. Er wollte damit bezwecken, daß die Eſel, die mit den Kameelen und Pferden nicht gleichen Schritt halten konnten, wenigſtens am Morgen einen Vorſprung hätten und man nicht genöthigt ſeyn möchte, jene zu

weit zurückzulaſſen und ſie ſo den Angriffen der Beduinen bloßzuſtellen. Dennoch überholten Kameele und Pferde ſie im Lauf des Marſches, und die Spitze des Zugs, wie er ſich Morgens in Bewegung geſetzt, kam am Abend zuletzt auf den Lagerplatz. Dieſe Anordnung des Paſcha war ſehr gut, und er ſorgte auch ſo ziemlich dafür, daß ſie befolgt wurde. Es waren aber auch wirklich manche Laſtthiere zum Erbarmen bepackt, Kameele wie Eſel.

Wir ließen Alles an uns vorüberziehen und waren im beſten Packen begriffen, um mit der Leibſchwadron aufzubrechen, als unſer Dollmetſcher und Koch dem Baron den leeren Korb zeigte, worin noch geſtern der ſo ſchön geſchlachtete und gekochte Hammel geweſen war. Man hatte uns keine Faſer gelaſſen; wir begriffen aber nicht, wer der Dieb ſeyn könne; ein gewandter auf jeden Fall, denn unſer Fleiſchkorb hatte unter unſern Bedienten mitten im Zelt geſtanden, um welches obendrein noch die zehn Lanciers Wache hielten. Im Stillen hatten wir auf dieſe edlen Kriegsknechte ſelbſt den Verdacht geworfen; doch ſagte uns im Lauf des Tages der polniſche Obriſt, als wir es ihm erzählten, es werden wohl Hunde geweſen ſeyn, die ſich in großer Menge bei den Zelten herumtrieben. Wir ritten mit dem Polen fort, den ich im Verlauf der Reiſe recht lieb gewann. Er hatte merkwürdige Schickſale gehabt, war Renegat und hieß jetzt Huſſeyn Effendi, was ſo viel heißen will, als Herr Huſſeyn. Er führte zwei ſehr ſchöne arabiſche Windhunde mit ſich, die glücklich den Rückzug überlebt hatten. In den Tagen, ehe wir an die eigentliche Wüſte gelangten, wie heute, wo der Weg dann und wann an grünen Wieſen und Halden vorbeilief, ſchoſſen die beiden flinken Thiere zuweilen in merkwürdigen Sprüngen den Gazellen nach, die ſich am Horizont in Heerden von zwanzig bis dreißig Stücken ſehen ließen; doch erreicht der Hund höchſt ſelten eine Gazelle, es ſey denn, der Boden wäre ziemlich weich oder das Wild erkrankt.

Das Terrain zeigte heute, wie ſchon geſagt, hie und da noch einiges Grün, jedoch höchſt ſparſam, und man ſah an den Halden, auf denen kein Gras, ſondern nur kleine, ſtachlichte Geſträuche wuchſen, ſo wie am feinen Sand, der alle Wege einige Zoll hoch bedeckte, daß wir uns der großen Wüſte näherten. Palmen trafen wir nur wenige, zerſtreut in einer Vertiefung des Terrains, wo ſich das Regenwaſſer ſammeln konnte. Auch weiß ich nicht, ob's Einbildung von mir war oder Wirklichkeit, daß ich bei jedem gelinden Windhauch, der uns von der Wüſte entgegen kam, die ſchon ſehr ſtarke Hitze noch bedeutend verſtärkt zu fühlen glaubte. Der ganze Charaktere der Natur war, obgleich großartig, doch heute ſchon ſehr einförmig, ein bedeutungsvolles Vorſpiel zu dem, was unſer in den nächſten Tagen harrte. An Schat-

ten war natürlich den ganzen Tag nicht zu denken und die Hitze quälte mich schon jetzt bedeutend. Das Schlimme in jenen Ländern ist, daß man sich nicht der Witterung gemäß kleiden darf. Während des Tages drückt die glühende Hitze, trotz der leichtesten Bekleidung, fast zu Boden, und so wie die Sonne sinkt, fällt der Thau und die Nacht tritt mit einer Frische, ja mit einer Kälte ein, die einen dicken Mantel nothwendig macht. Der Sand wird ein paar Zoll tief feucht, und wir benützten dieß, unsere welk gewordenen Orangen, die Wasserschläuche und den zu Staub verbrannten Tabak wieder aufzufrischen.

Nachdem wir eine Zeit lang neben unserm Obrist hingeritten waren, ließen wir unsere Pferde einen stärkern Schritt gehen, um an die Spitze des Zugs zu kommen, und obgleich wir zuletzt scharfen Trab ritten, brauchten wir doch gegen anderthalb Stunden, um dieselbe zu erreichen. Welche Trachten, welche Physiognomien, interessante und höchst gemeine, welches Elend neben Pracht und Luxus wir hinter uns ließen, ist mit keiner Feder zu beschreiben. Den Vortrab bildeten einige fünfzig junge Türken und Araber, meistens Oberoffiziere Mehemed Ali's, die ohne ihre Truppen nach Aegypten zurückzogen. Die Herrn waren ziemlich gut gelaunt und beschäftigten sich, trotz des unermeßlichen Elends, das hinter ihnen zog, mit allerlei Kindereien, jagten einander nach und belustigten sich vorzüglich mit dem Dscherid, einem Wurfspieß von ungefähr drei Fuß Länge mit stumpfer eiserner Spitze, den sie einander zuschleuderten, um ihn, sich vom Sattel zur Erde biegend, wieder aufzuheben.

Auch Wally Bey ritt voran und hatte heute, so wie mehrere andere Generale, die ohne Commando mitzogen, ein Reitkameel bestiegen. Neben ihm ritt der Tartar-Gassi, (Chef der Tartaren), oder, wenn man will, der Generalpostmeister. Er war ein schöner Mann in reichem Kostüm, und ich werde, da er uns später viele Freundschaft erwies, auf ihn zurückkommen. Wir stiegen ab und setzten uns unter eine gewaltige Aloe am Weg, um die Menge an uns vorbeiziehen zu lassen und wieder zu unsern Freunden zu gelangen. Nach einer mäßigen Schätzung ergaben sich ungefähr zweitausend Kameele und gegen dreitausend Pferde, Maulesel und Esel, die Kavallerie nicht gerechnet. Fast sämmtliche Lastthiere dienten zur Fortschaffung von Menschen, nur einige ganz kleine Waarenzüge waren dabei. Weiber und Kinder mochten es an viertausend seyn, so wie zweitausend Männer von fast allen Nationen. Nichts interessanter, als die großen Harems der Paschas, die, größtentheils auf Kameele geladen, an uns vorüberzogen. Da trug ein armes Kameel drei, vier Weiber mit einigen Kindern, und die ganze Familie scherzte und lachte; auch kokettirten sie von ihrem Sitz herunter, so wie ein Europäer zu ihnen hinaufsah, besonders drei

türkiſche Damen, mit denen ſich unſer Engländer viel zu ſchaffen machte. Sie waren auf ein Kameel geladen und gaben uns für Orangen, die wir ihnen reichten, kleine Confituren oder auch die leeren, aber ſehr niedlichen Hände. Von der ärmeren Klaſſe hatten meiſtens zwei oder drei Weiber zuſammen einen Eſel, auf dem ſie abwechſelnd ritten. Andere waren ſogar genöthigt, den ganzen Weg zu Fuß zu machen, und ich habe Weiber geſehen, die außer zwei Kindern, die ſie faſt beſtändig tragen mußten, noch ihren Mundvorrath nebſt Kochgeſchirr ſchleppten. Woher ſollten ſich dieſe Armen mit Waſſer verſehen? Doch gingen ſie dahin unter dem Schutze ihres geliebten Wortes: „Bakulum“, „wir wollen ſehen!“ Und die, welche wirklich ſehend Aegypten erreichten, konnten ſich glücklich ſchätzen; denn manche ſchloſſen ihre Augen in der Wüſte und ſahen ihr Heimathland, das Delta mit ſeinen üppigen Feldern und grünen Palmen, nicht wieder. Wir hatten heute einen Marſch von ſieben Stunden gemacht; da aber Wally Bey ſich alle Mühe gab, den ihm anvertrauten Troß ſo glücklich als möglich nach Aegypten zu bringen, und deßhalb öfters am Tage die Spitze halbe Stunden lang halten ließ, um die Nachzügler zu ſammeln, ſo gelangten wir erſt um drei Uhr auf den Lagerplatz.

Wir zogen auf eine große Haide, die rings von Sandhügeln eingeſchloſſen war, und in deren Mitte ein altes, zerfallenes Gebäude ſtand, mit dicken Mauern und einem Graben, das ein Fort geweſen zu ſeyn ſcheint. Unſer Lager glich dem geſtrigen. Nachdem unſere Anſtalten getroffen waren, machten wir unſerem Obriſt einen Beſuch, der, wie geſtern, in der Mitte ſeiner Lanciers lag und uns von ſeinen beiden Negerſklaven mit Caffee und Pfeifen bewirthen ließ. Die Reiter tränkten ihre Pferde, was heute ſchon mit mehr Schwierigkeiten verbunden war, als geſtern; der Brunnen, den wir vorfanden, war ſehr ſchlecht und ſchlammig, und dabei ſo klein, daß es bis morgen früh gedauert hätte, bis alle Thiere getränkt geweſen wären. Deßwegen machten die Araber große Gruben, etwa drei Fuß tief, in den Sand, in denen ſich, weil wir noch in der Nähe des Meeres waren, Waſſer ſammelte, das, obgleich durch den Sand etwas filtrirt, doch immer noch ſalzig und ſo übelſchmeckend war, daß wir ſelbſt Caffee und Thee, den wir damit bereiteten, trotz ſeiner Stärke kaum genießen konnten.

Als das Lager etwas ruhiger geworden war, machten wir einen Gang durch daſſelbe und ſahen den Soldaten und Weibern bei ihrer Abendmahlzeit oder ihrem Kochgeſchäfte zu. Die meiſten der letztern hatten nichts als einen großen irdenen Topf, in dem ſich Oliven befanden, die ſie mit den Fingern herausholten und zu einem Stück Brod aßen; Andere kochten ein Gericht Zwiebeln mit Hammelfett, was ſchon beſſer war, und die, welche Reis auf dem Feuer hatten, gehörten zur

wohlhabendern Klaſſe. Hie und da bereitete ein Schwarzer das Abendeſſen für ſeinen Herrn, den Paſcha, und ſolche Heerde waren ſtets von einer Maſſe kleiner ägyptiſcher Kinder umringt, denen zuweilen vergönnt wurde, die am Topf herunterlaufende Brühe mit einem Stück Brod abzuwiſchen, was die armen Geſchöpfe ſehr glücklich machte. Es war oft rührend anzuſehen und ein Beweis von der Gaſtfreundſchaft, die ſeit undenklichen Zeiten in dieſen Gemüthern herrſcht, daß uns ſelbſt die Aermſten mit freundlicher Geberde von ihren Zwiebeln oder Oliven anboten; ja ein Abyſſinier, der an ſeinem Feuer kauerte und ſein Stück trocken Brod aß, winkte uns mit vielſagendem Blick heran und wickelte aus ſeinen Lumpen ein Stück Zucker, von dem er etwas abbrach und uns reichte. Auch die ägyptiſchen Soldaten fühlten ſich durch den Beſuch, den wir ihnen abſtatteten, ſehr geehrt und umſtanden uns haufenweiſe, wobei ſie es gern ſahen, wenn wir uns nach ihren Chargen erkundigten.

Es kam mir anfangs eigen vor, ſo viele ägyptiſche Soldaten mit Kreuzen und Sternen geſchmückt zu ſehen; ich konnte mich keiner Affaire entſinnen, in der ſie ſich in jüngſter Zeit ſo mit Ruhm bedeckt hätten, um dieſe Ehrenzeichen zu verdienen. Doch klärte ſich die Sache bald auf: jede Charge in der türkiſchen und ägyptiſchen Armee wird nicht wie bei uns durch Treſſen am Kleid, ſondern durch ein kleines meſſingenes oder ſilbernes Ehrenzeichen von verſchiedener Geſtalt bezeichnet. So trägt der Corporal ein kleines Sternchen von Meſſing, der Sergenant daſſelbe von Silber, und der Feldwebel noch einen kleinen Halbmond darunter; der Lieutenant (On-Baſchi) hat Stern, Halbmond, und bei der Artillerie zwei Geſchützröhren, bei der Kavallerie zwei Säbel; der Kapitän (Jüs-Baſchi) daſſelbe in größerem Maßſtab, mit einigen Kugeln verſehen, der Major (Bim-Baſchi) die Spitzen des Kreuzes mit kleinen Diamanten beſetzt, und der Obriſt (Miralaje) das ganze Kreuz nebſt Halbmond von Brillanten, ſo daß es beinahe ausſieht wie der türkiſche Orden, den man gewöhnlich fälſchlich Niſchah nennt. Niſchah heißt bloß Zeichen, und ſo werden alle Sterne und Kreuze genannt, die einen Rang bezeichnen. Der eigentliche Orden heißt Niſchah-Eſtendar (Zeichen der Ehre). — Die Geſchirre der Kavalleriepferde und der Artilleriebeſpannung ſind ſehr einfach, aber ſtark und zweckmäßig; der Sattel hält die Mitte zwiſchen einem ungariſchen Bock und dem deutſchen Sattel, und die Bügel ſind etwas länger geſchnallt, als wie ſie der Beduine der Wüſte gebraucht. Die Truppen, welche mit uns zogen, waren nicht mit Zelten verſehen, alle bivouakirten.

Noch machten wir Wally Bey einen Beſuch, und der Baron hatte die bei unſern kleinlichen Vorräthen kühne Idee, ihn und ſeinen Adjutanten, einen alten Miralaje, ſo wie den Obriſten der Leibwache, zum

Souper einzuladen, was die Herren annahmen. Bei unſern Zelten angekommen, trafen wir ſogleich alle Anſtalten, um die edlen Gäſte beſtmöglichſt zu bewirthen. Unſere letzten Hühner wurden gebraten, Pillau gekocht und ein Reisbrei ohne Milch zubereitet. Auch ſchmorte der Koch aus Orangen, Citeben, Feigen, und Gott weiß was ſonſt noch, ein Compot zuſammen. Wir ſchaufelten an den Wänden des Zelts den Sand etwas in die Höhe, um eine Art Divan zu bilden, ſtopften alle vorräthigen Pfeifen und erwarteten unſere Gäſte. Sobald es dunkel wurde, kam der Paſcha mit einem Gefolge von acht oder neun Adjutanten und Sklaven, die ihm Säbel, Mantel, Orden, Pfeifen nachtrugen. Er wurde an der Schwelle empfangen und auf unſern Sanddivan geleitet, eine Einrichtung, die den dicken Mann zu lautem Gelächter veranlaßte. Sein erſter Adjutant ſetzte ſich am Eingang des Zeltes auf die untergeſchlagenen Beine und die Sklaven lagerten ſich draußen bei unſern Bedienten um's Feuer. Kurz darauf erſchien auch der Obriſt, und die Pfeifen wurden in Bewegung geſetzt. Der engliſche Kapitän und der Obriſt Huſſeyn Effendi machten die Dollmetſcher und wir unterhielten uns mit Sr. Excellenz recht angenehm. Der aufgetragene Pillau ſchien dem Paſcha nicht ſehr zu ſchmecken, wogegen er dem ſüßen Reis ſehr zu Leibe ging. So waren wir im beſten Speiſen begriffen, als ſich vor unſern Augen ein großes Wunder begab. An der Thür erſchien einer der ägyptiſchen Lanciers und trug unter jedem Arm ein Ding, das ich beim nähern Betrachten mit freudigem Schreck für eine Champagnerflaſche erkannte. Und dem war ſo. Der Soldat murmelte einige Worte, die wir nicht verſtanden, und

„Wie ein Gebild aus Himmels Höhen,"

ſtanden die beiden Flaſchen auf der Erde. Wir ſahen einander an; keiner wußte, woher dieſe Gabe kam. Wir dachten an den Paſcha, doch ließ dieſer mit einem langgezogenen Maſchallah ſeine Finger ruhen, und ſeine Ueberraſchung war zu ungekünſtelt. Dagegen machte Huſſeyn Effendi ein halb lächelndes Geſicht, und als wir ihn beſtürmten, geſtand er, die Flaſchen rühren von ihm her und ſeyen ein Geſchenk Ibrahim Paſchas. Champagner in der Wüſte! eine Idee, ſo ſeltſam als angenehm! Wir ließen die Pfropfen fliegen und tranken den ſehr guten Wein auf das Wohl Ibrahims, unſerer Gäſte und der Lieben zu Hauſe.

Wir hatten einen ſehr vergnügten Abend. Der Engländer ſchlug Waffenproben vor, der Paſcha ließ ſeine Piſtolen holen, und da draußen die Nacht zu dunkel war, um eine Schießbahn zu arrangiren, ſo meinte der Engländer in beliebter Kürze, man könne vor die Zeltthür ein Licht ſtellen und darnach ſchießen, eine Idee, die ohne Gefahr für unſere Umgebung ausgeführt werden konnte, da die Thür vom Lager abwärts nach der Wüſte gekehrt war. So ſchoßen wir, und ich muß mit Stolz

erklären, daß der Occident den Orient überbot. Der Pascha schoß mehrmals vorbei, und als ihn dieß ärgerte und er genauer zielte, schlug seine Kugel an den Fuß des Leuchters und warf ihn um, daß das Licht erlosch, wogegen Baron T. beim zweiten Schuß die Wachskerze mitten auseinander riß. Dieser Jubel und der Champagner machten uns sehr lustig, und ich muß den Arabern nachsagen, daß sie der Sieg des Abendlandes nicht ärgerte, sondern sie ihren Beifall in vielen Ausrufungen kund gaben. Der Baron hatte eine kleine Pistole, welche ohne Pulver nur mit dem Zündhütchen geladen wurde und eine Kugel von der Größe der schweren Rehposten schoß. Da ich den Schützen kannte, so hielt ich ihm mit der Hand ein Stück weißes Papier an die Zeltthür, das er in der Mitte durchschoß, eine That, die den Pascha ungemein überraschte. Es war schon spät, als wir uns trennten und unsere Sandbetten einnahmen.

Wir hatten Morgens, als wir unsere Kameele beluden, eine merkwürdige Scene mit einem Araber, der aus dem Lager zu uns kam und etwas in seinen Burnus gewickelt trug. Es war ein armes kleines Fohlen, das er vor uns hinlegte und dem Baron zum Kauf anbot, wobei er erzählte, die Stute, welche das Thierchen vor zwei Tagen geworfen, sey gefallen und er habe es gestern mit Kuhmilch erhalten. Da aber jetzt die Wüste komme, wo nichts dergleichen zu haben sey, so wolle er das Fohlen, das von sehr edlen Eltern abstamme, uns um zehn Piaster — ungefähr einen Gulden — verkaufen; unsere Stute sey im Stande, die beiden zu ernähren. Dieser Vorschlag war natürlich nicht annehmbar; doch dauerte uns das arme Thier, und wir versuchten, ihm einige Milch, die wir von der Stute nahmen, einzuflößen. Aber es war schon zu schwach, und als der Araber sah, daß wir den Kauf nicht eingehen wollten, sagte er, er schenke es uns, und lief eilends davon. Was sollten wir mit dem armen Geschöpf machen? Es mitnehmen, war unmöglich; wir hatten mit dem unserigen Sorge und Mühe genug; ließ man es liegen, so mußte es elend verschmachten oder wurde noch lebendig von den Schakals zerrissen. Nach kurzem Rath beschlossen wir, es schnell zu tödten, und unser Maler erschoß es mit zwei Schüssen aus seinem Doppelgewehr.

Schon um sieben Uhr war heute die Hitze fast unerträglich. Die Beduinen und Araber hatten, von der vielleicht richtigen Idee geleitet, daß, was die Kälte abhalte, auch die Hitze nicht durchlasse, sich bis über den Kopf in ihre Mäntel und Decken gehüllt und zogen schweigend dahin. Auch die Türken und Araber an der Spitze trieben heute nicht ihre Spiele, sondern ritten einzeln und schienen ernst gestimmt durch den Gedanken an die nahe Wüste, in deren eigentliches Gebiet wir noch heute Abend gelangen sollten. Schon jetzt hatte alle Vegetation

aufgehört, und der Sand war ſo tief, daß uns das Gehen, was wir den Tag über zuweilen verſuchten, ſehr beſchwerlich wurde. Auch zog ſich durch dieſes ſchlimme Terrain und die große Hitze die Caravane ſehr auseinander, und wenn man früher die Leute in Gruppen plaudernd und lachend zuſammenreiten ſah, ſo trennte ſich heute Alles, und man ritt ſo einſam wie möglich. Jeder ſchien zu fürchten, dem Andern verpflichtet zu werden und ihm kleine Gefälligkeiten in den folgenden ſchweren Tagen mit Wucher zurückgeben zu müſſen. Auch wir waren durch eine Nachricht, die uns heute Morgen der Obriſt mitgetheilt hatte, ziemlich verſtimmt. Die Reiterei, hieß es, werde wahrſcheinlich auf dem heutigen Lagerplatz in der Nähe eines größern, aber armſeligen Dorfes, El Ariſch, drei Tage liegen bleiben, um die dort befindlichen, für den ſyriſchen Krieg aufgehäuften Vorräthe aufzuzehren, weil ſie der Paſcha nicht nach Aegypten nehmen könne.

Von drei Uhr Nachmittags an hatten wir ein kleines Vorſpiel der Wüſte: rings um uns her war gelber, feiner Sand. Indeſſen wurden die Schrecken dieſer Umgebung durch große grüne Palmenwälder gemildert, die ſich am Horizont vor unſern Blicken erhoben. Wir erreichten ſie um fünf Uhr und ſahen, daß ſie ſich bis an's Meer erſtreckten, dem wir heute noch einmal recht nahe kamen; der Strand war keine hundert Schritte von unſerm Wege entfernt. Hinter dieſem Palmenwald war wieder eine ziemliche Sandebene, in deren Mitte El Ariſch lag, ein Haufen von etwa zweihundert Häuſern, „gelb, wie der Sand, der ſie umweht,“ niedrig und ſchmutzig.

Wir waren mit etwa hundert Reitern dem Zuge voran geeilt, unter ihnen der Tartar-Baſſi, der uns winkte, ihm zu folgen. Im Angeſicht des Dorfes ließ er ſeinem Pferde den Zügel und jagte dahin; wir folgten ihm. Es war ein prächtiger Anblick: der aufwallende Sand, die Beduinen mit ihren langen Lanzen und fliegenden Mänteln, die Araber mit den goldgeſtickten Uniformen und gelb- und rothſeidenen Kopftüchern, Alles bunt durcheinander in vollem Galopp dem Dorfe zueilend. So muß ein Angriff der alten Mamelucken ausgeſehen haben. Wir wußten nicht recht, was ſie zu ſolcher Eile antrieb, denn wir waren der Caravane weit voraus. Hinter uns erſtiegen die erſten Kameele in breiten Reihen die Sandhügel, und es war ein äußerſt lebendiges Schauſpiel, wie jeder einzelne Reiter, der zwiſchen ihnen auftauchte und uns ſo in vollem Jagen ſah, ebenfalls ſein Pferd ausgreifen ließ und uns zu erreichen ſuchte. Aber der Tartar-Baſſi, ein umſichtiger Mann, war mit Baron T., der ihn im Augenblick überholt hatte, der erſte im Dorf und bemächtigte ſich gleich des Brunnens, den er mit Wachen umſtellte, um ſeine und unſere Pferde zuerſt tränken zu können. Dieſes Waſſer, in einem Schöpfbrunnen, deſſen Rad durch ein Kameel

gedreht wurde, war ziemlich gut, und die Pferde, nachdem sie ein wenig abgekühlt waren, erquickten sich sehr daran. Dann überließen wir den Brunnen den Nachfolgenden, die immer zahlreicher wurden, und gingen vor's Dorf, wo eine einzelne Sykomore mitten im Sand stand, von großen und kleinen Aloen umgeben. Hier wollten wir die Caravane erwarten, und einstweilen versuchten wir mit den Arabern, die uns neugierig umstanden, einige Käufe abzuschließen. Dank unserer Gelehrsamkeit in der arabischen Sprache, machten wir ihnen ungefähr begreiflich, daß wir einen Hammel, Hühner, Eier ꝛc. wünschten, und kamen nach vielen Pantomimen auch wirklich damit zu Stande. Sie brachten uns die verlangten Artikel, wofür sie unsinnige Preise verlangten und natürlich auch erhielten; denn bei einem so großen Markte, wie er sich heute und morgen hier eröffnen mußte, war an kein Feilschen zu denken.

Nachdem wir anderthalb Stunden gewartet, in welcher Zeit uns der ganze Troß mit Bequemlichkeit hätte einholen können, waren wohl viele einzelne Reiter, aber weder fremde noch unsere eigenen Kameele zur Stelle. Der Tatar-Gassi hatte sich von uns getrennt, um die Postetappe in El Arisch zu besichtigen. Postetappe in der Wüste mag sonderbar klingen, aber es ist so, und ich werde später darauf zurückkommen. Wir erstiegen eine kleine Höhe vor El Arisch, auf welcher der Friedhof lag, und sahen, daß die Caravane uns nicht folgte, sondern beschäftigt war, ihr Lager bei den oben erwähnten Palmen aufzuschlagen; ein sehr vernünftiger Gedanke, um dessen willen wir gern die halbe Stunde wieder zurückritten. Man war auf dem Platz, wie immer bei der Ankunft in voller Thätigkeit, und Alles beschäftigte sich mit Abladen der Thiere und Aufschlagen der Zelte. Die Kavallerie bildete ein ungeheures Viereck, in dem sich der größte Theil des Trosses befand, uns eingerechnet. Einige waren bis vor El Arisch gezogen, um ganz in der Nähe des Orts besser Lebensmittel erhalten zu können.

Zum erstenmal war heute die Umgebung unseres Lagers wahrhaft malerisch. Nördlich erblickten wir zwischen zwei großen Sandhügeln, von denen einer mit einer halb zerfallenen Moschee und vielen umgestürzten Leichensteinen bedeckt war, das Meer; südlich und westlich umgaben uns die dichten Palmenwälder, östlich sahen wir gegen die Wüste. Sobald unser Zelt aufgeschlagen war, nahm ich das Gewehr, um einen kleinen Ausflug in die Umgegend zu machen. Ich erstieg die Moschee, die sich in der Nähe besser ausnahm, auf mich aber dennoch einen sehr traurigen Eindruck machte. Ich trat in das offen stehende Gebäude; vom Meer her strich ein frischer Luftzug durch die Halle und bewegte eine der kleinen hölzernen Lampen, die an Schnüren von der Decke hingen, knarrend hin und her. Ich lehnte lang an einem Pfeiler der Thür und sah über das Meer hin. Beim genauen Betrachten der

umherliegenden Grabſteine fand ich einen, deſſen ausgehauener Turban mir ſagte, ein Muſelmann ruhe darunter; aber auf der andern Seite des Steins war mit einem ſcharfen, ſchneidenden Inſtrument, vielleicht einem Säbel oder Dolche, ein Kreuz eingegraben. Einige Zeit ſtand ich und dachte nach, was dieſe beiden Symbole auf einem und demſelben Grabe zu bedeuten hätten, bis mir endlich einfiel, ähnliche Gräber in Konſtantinopel geſehen zu haben. Es waren Renegaten, die dort lagen, und als man ſie unter dem Turban zur Ruhe gebracht, hatten ihre Angehörigen oder Freunde mit frommer Sorgfalt ſpäter ein Kreuz auf ihre Leichenſteine gekritzelt. Es muß ein ſonderbares Schauſpiel am Tage der Auferſtehung ſeyn, wenn ſich, durch die beiden Zeichen irre geführt, zwei Auferſtehungsengel dem Grabe nähern und jeder mit dem Finger an die Seite klopft, wo ſein Zeichen ſteht. In dieſem Augenblick bewegte ſich etwas hinter mir: ich wandte mich um, es war der polniſche Obriſt Huſſeyn Effendi, der, vielleicht meine Gedanken halb und halb errathend, mich mit einem ſonderbaren Blick anſah. Ich ſuchte mit einem Scherz ſeinen Gedanken eine andere Wendung zu geben, und lief, ihn am Arme nehmend, den Sandhügel gegen das Meer hinab.

Wir gingen eine Zeit lang an demſelben fort und ich las kleine Steinchen und Muſcheln aus dem Sande, um ſie zum Andenken mitzunehmen. Der Pole trug mein Gewehr und ſchoß nach einem großen Vogel, der ſich aus den Palmen erhob. Die Tränkungsanſtalten für Menſchen und Vieh waren in dieſem Wald eingerichtet; man hatte große Löcher in die Erde gegraben und mit Baumſtämmen eingefaßt, um dem Verſchütten vorzubeugen. Als ich mich den Palmen nährte, konnte ich mit Freiligrath ſagen:

Hört ihr aus dem Palmendickicht
Das Gebrüll und das Geſtampf?

Obgleich ſich hier kein Löwe und kein Leopard um den Leichnam eines Weißen zankten, ſo ſtritten ſich doch Beduinen und Araber mit viel lauterem Gebrüll um einige Tropfen Waſſer. Es war mir ſtets lächerlich, dem Wortgemeng und Gezänke dieſer Leute zuzuhören; beim geringſten Anlaß fuhren ſie geifernd gegen einander, aber ſo erbost ſie auch oft waren, zu Prügeln, wie bei uns, kam es ſehr ſelten. Viel eher konnte einer ſeine Piſtole oder den Yatagan vom Gürtel reißen und ſeinen Gegner plötzlich erſchießen oder niederſtechen.

Bei unſern Zelten hatte der Koch Giovanni unſern eingekauften Hammel abgezogen und in einer großen Kaſſerole über das Feuer gehängt, um das Fleiſch abzukochen und es ſo beſſer mitnehmen zu können. Um ihn ſtanden ein Dutzend Weiber und Kinder, welche ſich die unbrauchbaren Abfälle erbettelten und freudig davontrugen. Wir beſchloſſen unſer Tagewerk wie gewöhnlich, ſpeisten etwas zu Nacht,

rauchten unſere Pfeifen, und dabei wurde, wie der gute Baron ſich ausdrückte, große Oper gehalten, das heißt, wir ergötzten uns an deutſchen Liedern und Arien, die wir uns gegenſeitig vortrugen. Doch war dieſe Unterhaltung heute Abend nicht recht lebhaft; die Beſtätigung der Nachricht, daß die Reiterei drei Tage hier liegen bleiben werde, hatte uns verſtimmt. Allein die Nacht deckte uns mit ihrem Schleier zu und wir ſchliefen ruhig. Am andern Morgen wurde mit Wally Bey Kriegsrath gehalten. Der Gedanke, für nichts und wieder nichts drei volle Tage zu verlieren, war uns ſehr peinlich; zu unſerer größten Freude eröffnete uns aber der Paſcha, daß nur er mit dem größten Theil der Kavallerie liegen bleibe, daß aber der Tartar Gaſſi mit einigen hundert Reitern und dem ganzen übrigen Troſſe ſchon morgen mit dem Früheſten wieder aufbrechen werde. So war uns demnach wieder geholfen und ein Raſttag kam den armen Pferden, beſonders der Stute mit dem Fohlen, ſehr zu ſtatten. Den Tag über beſchäftigten wir uns damit, vor Allem unſere Kleider aus verſchiedenen Urſachen genau zu unterſuchen, ſo wie auch unſere Waffen in den beſten Stand zu ſetzen; denn wir hatten jetzt eine Strecke von drei Tagreiſen zurück zu legen, auf der es die Beduinen meiſtens unternehmen, die Caravanen anzufallen. So hatten ſie vor kaum vierzehn Tagen einen Trupp von achtzig Kameelen theils aus einander geſprengt, theils geplündert.

Der Aufbruch der Truppen, denen wir uns anſchließen wollten, war auf vier Uhr beſtimmt und der Sammelplatz das Dorf El Ariſch. Es war noch Nacht, als wir unſere Zelte abbrachen und uns anſchickten, den Lagerplatz der Reiterei zu verlaſſen. Vom Meere her pfiff ein ſcharfer Wind, gegen den ich mich nur durch meine dicke wollene Decke ſchützte, in welche ich mich wickelte, während ich, auf einem alten Sacke ſitzend, dem Beladen der Kameele zuſah. Mir war es dieſen Morgen vorgekommen, als ſeyen unſere Kameele nicht mehr alle beiſammen; ſonſt lagen, wie ſchon geſagt, dieſe Thiere rings um unſer Zelt, heute aber umgaben ſie nur einen Theil deſſelben und ließen gegen El Ariſch zu eine Lücke. Vielleicht daß unſere Kameeltreiber heute Morgen noch einige zur Tränke geführt hatten; doch war dieß unwahrſcheinlich, da ſie es früher nie gethan. Ich theilte meine Beſorgniß dem Capitän E. mit; dieſer überſah mit einem Blick die Kameele, ſchnallte darauf mit ſtillem Lächeln einen Riemen von ſeinem Sattel los, den er zu einem gewiſſen Zweck dort verwahrte, und entfernte ſich. Nicht lange, ſo hörte ich die Stimme des Capitäns mit einigen Sekter Beſewenk's, was etwa ſo viel heißen will, als: „Geh zum Teufel, Schuft!“ eigentlich aber unüberſetzbar iſt. Auch vernahm ich einen klatſchenden Laut,

wie wenn ſein Riemen mit irgend einem andern Leder in Berührung gekommen wäre.

Ich ſprang auf und fand den Engländer beſchäftigt, mit ſeinem unerſchütterlichen Gleichmuth einen unſerer Kameeltreiber, es war Herr Akrabut, zu peitſchen, wobei er immer rief: „Die Kameele, die Kameele!“ Der Araber, ein ungemein ſtarker Menſch mit Muskeln wie von Stahl, der den Engländer zermalmt hätte, wand ſich ſchreiend unter den Streichen und überſchüttete ihn mit einer Fluth uns unverſtändlicher Worte. Auf unſer Befragen ſtellte es ſich heraus, daß wirklich drei Kameele fehlten, und gerade zwei des Engländers. Er hatte den Kameeltreiber darnach gefragt, und da dieſer zur Antwort gegeben, ſie werden wahrſcheinlich geſtohlen ſeyn oder ſich verlaufen haben, ſo hatte er in der angegebenen Weiſe ſeinen Riemen gebraucht. Der Kameeltreiber mochte noch ſo oft betheuern, er wiſſe nichts von den Kameelen, die Hand des Kapitäns ruhte nicht, und wenn ſich einer der andern Araber darein miſchen wollte, ſo bekam dieſer ebenfalls ſein Theil zugemeſſen. Da wir wußten, daß der Kapitän ſchon manche Reiſe der Art gemacht, und er ſich in allen Sachen ſehr praktiſch zeigte, ſo ließen wir ihn gewähren; denn wenn die Kameele wirklich geſtohlen waren, ſo ſaßen wir in der allerunangenehmſten Klemme, indem es wohl nur durch die allergrößten Geldopfer gelungen wäre, vom Troſſe andere zu bekommen. Der Lärm des eben geſchilderten Trauerſpiels hatte unterdeſſen die nächſten Soldaten herbeigezogen, dieſe wieder andere, und ſo waren wir bald von einem großen Kreiſe umgeben. Auch unſer Bekannter, der dicke Obriſt, durch den Lärm aus ſeiner Nachtruhe geſtört, trat aus dem Zelt, und kaum hatte er gehört, um was es ſich handle, ſo nahm er ſein kurzes Pfeifenrohr, das ihn nie verließ, und fing an, den zweiten unſerer Kameeltreiber, den Herrn Mahmud, durchzuhauen. Dieſer war aber nicht ſo ſtandhaft wie ſein Kamerad; denn kaum hatte er einige Streiche empfangen, ſo fiel er auf ſeine Knie und rief, er wolle die Kameele wieder herbeiſchaffen, und nach Verlauf einer guten Viertelſtunde brachten ſie die Thiere wirklich herbei. Die Hallunken, in El Ariſch zu Hauſe, hatten während der Nacht die drei Kameele dahin geführt und glaubten, unter dem Vorwand, ſie ſeyen geſtohlen, von uns Geld zum Ankauf anderer zu erpreſſen. Doch, Dank dem Riemen des Kapitäns! wir erhielten ſie wieder. Wir hatten aber durch das Intermezzo eine halbe Stunde verloren und mußten uns jetzt beeilen, um zur rechten Zeit nach El Ariſch zu kommen. Dort ſtanden ſchon die meiſten Züge geordnet und erwarteten das Signal zum Aufbruch.

Noch war es ziemlich dunkel und kalt. Vor uns im Oſten begann ſich der Himmel etwas aufzuklären und ließ uns kaum erkennen,

daß das Terrain aus lauter Sandhügeln beſtand. Wir gingen einem großartigen Schauſpiel entgegen, der eigentlichen Wüſte, und die Nacht als Vorhang, der ſich langſam hob, ließ uns nicht plötzlich in jene einförmige Dekoration ſchauen. Nach und nach röthete ſich der Himmel, und als wir die Hügel erſtiegen hatten, die hinter El Ariſch liegen, warf die Sonne ihren erſten Strahl über das Sandmeer, auf demſelben einen glänzenden Streifen bildend, wie auf der See. Alles vor uns öde und ſtill, kein Baum und kein Strauch, nicht die geringſte Unterbrechung in der weißlich gelben Fläche, auf der ein feiner, ſtaubartiger Sand lag, vom Nachtwind zu kleinen Wellen gekräuſelt; kein betretener Pfad, der uns anzeigte, daß vor einigen Tagen eine große Menſchenmaſſe denſelben Weg gekommen war und gewiß für den Augenblick tiefe Spuren hinterlaſſen hatte. Der Wind webt jeden Fußtritt zu; hier iſt der Menſch gar nichts mehr; die ungebändigte Natur läßt ſich von ihm kein Merkzeichen aufdrücken.

Schon vor Aufgang der Sonne hatte uns der Wind einen unangenehmen ſüßlichen Geruch entgegen getragen, der ſich verſtärkte, wie wir über El Ariſch hinaus kamen, und wie die aufgehende Sonne Alles hell um uns beleuchtete, ſahen wir mit Entſetzen, woher der unheimliche Duft rührte; die Leichen der Menſchen und Thiere, die von den frühern Kolonnen zurückgeblieben waren, verpeſteten rings die Luft. Der erſte Todte, den ich ſah und vor dem ich mich ſehr entſetzte, war ein Neger, der mit zuſammengezogenen Gliedmaßen im Wege lag. Doch bald gewöhnten wir uns an dieſen Anblick; denn ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, daß wir von El Ariſch an, die drei folgenden Tage hindurch, alle vierzig bis ſechzig Schritte die Leiche eines Menſchen oder eines Thieres fanden, oft ſogar von ſolchen, die am Morgen mit uns ausgezogen. Ich habe nie eine gräßlichere Gleichgültigkeit gegen den Tod geſehen, als bei dieſem Volk. Waren ſie durch Wunden oder Ermattung genöthigt zurückzubleiben und verloren die Caravane aus dem Geſicht, ſo ergaben ſie ſich in ihr Schickſal, legten ſich ruhig hin, mit dem Geſicht nach der Seite, wo ſie glaubten, daß Mekka liege, wickelten ſich in ihren Mantel und erwarteten ſo den Tod, der dann, aber meiſt erſt nach qualvollen Stunden, in Geſtalt des Hungers, der Hitze oder des Erſtickens durch den Sand, ihren Leiden ein Ende machte. Was in unſern Kräften ſtand, dergleichen fürchterliche Scenen zu verhüten, haben wir redlich gethan und nicht immer Dank dafür geerntet. Nicht ſelten entgegnete uns der Unglückliche, den wir durch Brod und Waſſer geſtärkt hatten: „Warum haſt du das an mir gethan? Ich hatte mich in mein Schickſal ergeben, und morgen werde ich alle Qualen von Neuem durchmachen müſſen.“

Der Tatar-Baſſi hatte am Morgen Rath gehalten und alle Reiter

gebeten, die Caravane, die ſich noch immer über eine Stunde ausdehnte, ſo oft als möglich zu durchkreuzen und Alles, was zurückblieb, anzutreiben. So hatte ich zuweilen mein Augenmerk auf die Frau gehabt, die ihre beiden Kinder rechts und links in Körben an ihrem Eſel hängen hatte und ſelbſt den Rücken des Thieres einnahm. Ich hatte ihr dann und wann Orangen und Brod mitgetheilt, was ſie im Anfang gar nicht nehmen wollte, indem ſie Gott weiß welche Abſicht darunter erblickte. Im Verlauf des heutigen Tages hatte ich ſie einigemal, aber in den letzten Reihen bemerkt, und der unſichere, langſame Schritt des armen Eſels, wie das bleiche, krankhafte Ausſehen der Kinder, weiſſagte mir nichts Gutes. Das Weib ging heute zu Fuß nebenher und theilte den beiden Kindern dann und wann eine Feige mit, nach welcher ſie aber in allen Ecken ihrer Kleider herumſuchen mußte.

Wäre dieſes Jammerbild das einzige im Zug geweſen, ſo hätte man öfter nach den Armen ſehen können; indeſſen fing ſchon heute das Elend an ausſchweifend zu werden. Es war der fünfte Tag des Marſches, ſo daß die nicht ſehr große Proviſion des ärmern Volks faſt ganz aufgezehrt war. Auch war das Waſſer geſtern ſehr ſalzig und kraftlos geweſen und hatte ſogar uns, die wir es doch mit Eſſig oder Caffee vermiſchen konnten, in eine gewiſſe Abſpannung verſetzt, die erſt heute bei der großen Hitze recht fühlbar wurde. Keine Hand breit Schatten war auf dem ganzen Weg und die Thiere verſanken über einen halben Fuß tief im Sand. Wir theilten von unſern Vorräthen rechts und links ſo viel aus, als wir entbehren konnten; es war aber eigen, daß ſie uns nie um etwas anſprachen; eine Pfeife Tabak war das einzige, wornach ſie ihre Hände ausſtreckten. Neben dieſen Scenen des ſtillen Elends ſah man auch welche von empörender Rohheit. Solche Ausbrüche unnatürlicher Wuth mochten freilich dem allgemeinen Elend zuzuſchreiben ſeyn, das die Leute ſowohl moraliſch als phyſiſch entkräftete. So ritt ich zuweilen an einem Kerl vorbei, der auf einem alten Pferde ſaß und eine Frau hinter ſich hatte. Rauchte dieſer Menſch, ſo war er ruhig, das heißt, er blickte nur mit ſeinem verzogenen, grimmigen Geſicht boshaft lächelnd die Frau an; hatte er aber die Pfeife nicht im Mund, ſo beſchäftigte er ſich damit, die Frau mit ſeinem Kantſchuh ſo lange zu ſchlagen, bis ſie herunter ſprang, worauf er ihr aber ſogleich wieder befahl, aufzuſteigen.

Ein anderer Vorfall, der trotz ſeiner Schändlichkeit etwas Komiſches hatte, war folgender. Ein Infanteriſt beſaß einen Mauleſel, der in Folge des mehrtägigen Faſtens in ziemlich erbärmlicher Verfaſſung war, und auf welchem das Weib des Soldaten ritt. Das Thier konnte ſich mit ſeiner Laſt kaum mehr fortbewegen, weßhalb der Aegypter ſeine Gemahlin in ruhigem Tone erſuchte, abzuſteigen und wenigſtens ein

paar Stunden zu Fuß zu gehen, weil, wenn das Thier, wie vorauszusehen, falle, sie den ganzen Weg marschiren müßte. Sie gab aber diesen vernünftigen Ermahnungen kein Gehör, sondern blieb ruhig sitzen. Jetzt nahm der Mann seinen Stock und versetzte ihr einen derben Hieb; sie aber sprang flugs zu Boden, fiel über ihren Herrn und Gebieter her und schlug ihn weidlich durch, ohne daß der Aermste im Stande war, sich ihrer zu wehren. Als endlich ihr Müthchen gekühlt war und sie erschöpft zur Seite trat, sagte der Soldat ganz ruhig: „Sieh, du hast mich jetzt geprügelt, weil du weißt, daß ich seit einigen Tagen fast nichts gegessen und deßhalb keine Kraft habe; aber laß mich nach Kairo kommen, wo ich Reis und Brod genug bekomme, so will ich dir all diese Hiebe zehnfach wieder geben; das schwör' ich dir bei Allah und seinem Propheten!“ Und wenn ihn nicht in der Wüste der Tod überrascht hat, so wird er, wie ich die Araber kenne, redlich sein Wort gehalten haben. Ich fürchte aber, er wird sich erst im Paradies an ihr rächen können; denn so oft ich mich auch in dem folgenden Tag nach ihm umsah, ich habe ihn nicht wieder zu Gesicht bekommen.

Wie wir oft Hülfe bringend einschritten, so traten wir zuweilen auch als Rächer und Vergelter auf. Als der Baron und ich einmal etwas hinter dem Zug zurückblieben, hörten wir aus einem Gebüsch heftiges Zanken und Geschrei. Wir ritten hinzu und sahen, wie eben ein Negerjunge, der das Pferd einer alten, lahmen Frau führte, diese herunterwarf und im Begriff war, sich selbst aufzuschwingen. Wir verhalfen der Frau wieder zu ihrem Pferd, und ich konnte mich nicht enthalten, den Jungen derb abzuprügeln. Neben der Gefahr, daß die Zurückbleibenden die Kolonne nicht wieder erreichen konnten und im Sand umkamen, waren es auch die Beduinen der Wüste, die, uns wie Raubthiere umschwärmend, jedem Nachzügler gefährlich wurden. Wo sich diese Menschen aufhalten, und wo sie für sich und ihre magern Pferde Unterhalt finden, ist mir unerklärlich. Rings konnten unsere Augen auf der Fläche und hinter den niedrigen Sandhügeln nichts entdecken; häufig aber sah man hinten am Zug plötzlich rechts und links Sand auffliegen, hörte einige Schüsse fallen, ein wüthendes Geschrei, und wenige Augenblicke darauf waren die fabelhaften Reiter der Wüste so rasch wieder verschwunden, wie sie gekommen waren, hier einen Sack entführend, dort ein Pferd mitreißend, dessen Reiter sie herunter geschossen oder geworfen hatten. Ich werde den Anblick nie vergessen, wo sie auf den kleinen Pferden dahin flogen, den Säbel zwischen den Zähnen, und im raschen Laufe sich rückwärts wendend, noch einmal aus dem langen Gewehr feuerten. Gar gern wären wir einmal mit ihnen in's Handgemenge gekommen. Davon war indessen keine Rede; so wie man die Pferde gegen sie wandte oder das Gewehr auf sie

anlegte, stoben sie auseinander, wie Spreu vor dem Winde. Heute hatten wir aber doch einen kleinen Auftritt der Art.

Es mochte ungefähr drei Uhr seyn, als ich mich in der Mitte des Zugs befand und sah, daß die Reiter an der Spitze und auf den Seiten plötzlich in Bewegung kamen und einige zwanzig links ins Feld hineinjagten. Ich lenkte mein Thier ebenfalls dahin und galoppirte ihnen nach. Man hatte hinter einigen hohen Hügeln ein paar Beduinen gesehen, welche ein Kameel führten. Trotz allen Zeichen, womit man ihnen bedeutete, näher zu kommen, hatten sie versucht, sich auf der entgegengesetzten Seite davon zu machen, weßhalb unsere Reiter Jagd auf sie machten. Auch die Beduinen, welche ebenfalls beritten waren, säumten nicht, ließen das Kameel zurück, welches ihnen mit seinen langsamen Schritten auf der Flucht hinderlich war, und stoben davon. Unsere Reiter, darunter auch ich, breiteten sich auf der Fläche aus; man versuchte, jenen den Paß abzuschneiden, und der erste, der ihnen nahe kam, war der Baron. Bald überholte er die Beduinen und hielt sie mit einer Schwenkung einen Augenblick auf, wodurch die nachfolgenden Reiter Zeit bekamen, sich über sie her zu werfen, sie von den Pferden zu reißen und zu binden. Das unterdeß eingefangene Kameel hatte man schon als eines von denen erkannt, die vor wenigen Tagen von den Beduinen geraubt worden. Die beiden Wüstenbanditen nahm man zwischen die Pferde und schleppte sie mit fort.

Unser heutiger Marsch war der stärkste, den wir bis jetzt gemacht. Schon war es vier Uhr und wir sollten noch eine starke Stunde von unserm Lagerplatz entfernt seyn. Die Caravane hatte sich gewaltig auseinander gezogen, und nachdem unsere Menschenjagd vorbei war, ließ der Tartar-Gassi die Spitze halten, damit sich die Züge wieder sammeln könnten. Doch geschah dieß heute sehr langsam, und allen Thieren war große Ermüdung durch die Hitze und den tiefen Sand anzusehen. Bei diesen Wüstenreisen ist das noch die einzige Annehmlichkeit, daß der Sand, wenn nicht gerade der Samum oder der heiße Wind weht, keinen Staub gibt, was die Qual des Durstes vielfach vermehren müßte. Wir hielten an einem Hügel und sahen die Caravane langsam vorbeiziehen; ein jämmerlicher Anblick: lauter gebeugte, schwankende Gestalten, Thiere, die sich kaum auf den Beinen halten konnten, und wenn man bemerkte, wie viele der Kameele und Pferde seit gestern schon gefallen waren, mußte dieß mit Schreck für die folgenden Tage erfüllen. Gar manche, die gestern noch ritten und sich mit ihrem Gepäck geborgen glaubten, gingen heute im tiefen Sand, auf's Unsinnigste bepackt.

Es dauerte eine gute Stunde, ehe sich die ganze Caravane wieder gesammelt hatte. Da fiel mir plötzlich ein, daß ich die Frau mit dem

kleinen Esel, von der ich oben sprach, nicht wieder gesehen habe; auch der Baron hatte sie vergebens unter den langsam Ankommenden gesucht. Wir ritten einigemal so rasch wie möglich in den Reihen herum; sie war aber nirgends zu finden, und so wandten wir unsere Thiere, um eine Strecke zurückzureiten; es konnte ja der Unglücklichen erst kürzlich etwas zugestoßen seyn — vor einer halben Stunde hatte man sie noch gesehen — und so war es auch. Einige hundert Schritte hinter dem Zug fanden wir sie in einer schrecklichen Lage. Ihr Esel war gefallen und sie konnte sich nicht mehr aufrichten. Da hatte sie denn mit stiller Resignation ihre beiden Kinder aus den Körben genommen, ihnen die Schleier um die Köpfchen gewickelt und sie nebeneinander in den Sand gelegt. Sie selbst machte im Augenblick, wo wir ankamen, mit der größten Ruhe Anstalten, die uns darauf zu deuten schienen, daß auch sie sich darein ergeben habe, den glühenden Sand als ihr Todesbette zu betrachten. Sie hatte ihn etwas zusammengescharrt, um ihr Haupt darauf zu legen, und sich mit einem Tuch Mund und Nase fest verbunden. Anfangs gab sie unserem Zureden, sich zu erheben, nicht nach, bald aber ermunterte sie sich, als sie sah, mit welcher Begierde ihre beiden Kinder das Brod und die Früchte verschlangen, welche wir ihnen gaben. Wir legten die beiden Körbe, nachdem sie die Kleinen wieder hineingesteckt hatte, auf das Pferd des Barons; sie selbst setzte sich auf meinen Esel, und wir trieben, mit gespannten Pistolen hinterhergehend und nach allen Seiten scharf spähend, die beiden Thiere zu raschem Schritte an. Schon hatten wir die Caravane beinahe wieder erreicht, als einige zwanzig Reiter uns entgegensprengten, die der umsichtige Tartar-Gassi, der uns vermißt hatte, nach uns ausschickte. Wir stellten ihm die Geretteten vor, und aus Achtung für den Baron gab er eines der Kameele Ibrahim Pascha's her, auf welches die Familie geladen wurde. Sie hat auch, wie wir später hörten, Kairo glücklich erreicht.

Gegen sechs Uhr langten wir mit der Spitze auf unserm heutigen Lagerplatz an; ein kleines Thal ohne Baum und Strauch, ringsum, so weit das Auge reichte, nichts wie Sand, und über demselben der dunkelblaue Himmel. Schon früher schien dieser Platz zum Lager gedient zu haben, denn es lagen da noch mehrere gefallene Thiere, und die kleinen Anhöhen rings herum waren mit Leichen aller Art bedeckt, die man wahrscheinlich aus dem Lager dorthin geschleppt hatte. Auch fanden wir noch einige Stellen, wo Feuer gewesen war, und im Sand eine unangenehme Hinterlassenschaft unserer Vorgänger, eine ungeheure Masse kleiner Flöhe, die später hervorkamen und uns die Nacht über entsetzlich plagten. Ueberhaupt weiß ich mich keines unangenehmeren Lagerplatzes zu erinnern als des heutigen. Der Geruch der faulen

Leichen rings herum, das Schreien der Schakals, wie es Abend wurde, die unendliche Oede in der ganzen Natur, das ſtille paſſive Benehmen unſerer Leidensgefährten, alles dieß beengte mir die Bruſt, und zum erſtenmal ſtieg in mir der Gedanke recht lebendig auf, es müſſe doch entſetzlich ſeyn, hier in dieſer unendlichen Leere ſein Grab zu finden, ein Grab, das nie ein Freundesherz beſuchen, nie eine liebende Hand ſchmücken kann.

Wir ſchlugen unſer Zelt neben dem des Tartar Gaſſi auf, und bald loderte vor demſelben ein mächtiges Feuer, woran unſere Kochkünſtler das Abendeſſen zubereiteten. Wir brachten nach dem Abendeſſen früher als gewöhnlich unſere Lagerſtätte in Ordnung; denn uns Alle hatte der erſte Tagmarſch in der eigentlichen Wüſte an Geiſt und Körper gelähmt. Ich wickelte mich in meine Decke und verſuchte zu ſchlafen, was mir ſonſt nach den erſten Minuten gelang. Nicht ſo heute; ich warf mich herum und konnte nicht zur Ruhe kommen. Von draußen herein ſpielte durch unſere Zeltthür der rothe Schein des Feuers, das einer der Kameeltreiber unterhielt, während die andern, unter ihre Pelze zuſammengekauert, ſchliefen. Auch hatte mich nie ſo ſehr wie heute das heiſere Gebell der Schakals geſtört, die um unſer Lager ihre Abendmahlzeit hielten. Ich konnte nicht ſchlafen und nahm meinen Mantel und Säbel, ſo wie das Buch meines lieben Freiligrath, das ich ſtets im Nachtſacke mit mir führte, und trat vor's Zelt. Da lag das Lager ruhig vor mir und der mitleidige Schlaf hatte faſt alle die armen Menſchen mit ſeinem wohlthätigen Schleier bedeckt und ſie hinweggeführt aus dieſer Einöde in ihre Heimath, in das Delta, unter die friſchen grünen Palmen am Nil. An den Feuern umher ſaßen einzelne Geſtalten, das Gewehr auf den Knieen, und ſchauten ſtieren Auges in die Flammen. Doch nur gegen die Mitte des Lagers waren Feuer angemacht, an den äußern Enden, wo die Aermeren ruhten, war es finſter und ſtill; da ſchien ſich nichts zu regen, und noch weiter hinaus wurde es noch ruhiger, denn da fing das Reich der Todten an.

Dicht vor unſerer Zeltthür war eine Gruppe, bei der ich lange ſinnend verweilte. Unſere Kameeltreiber hatten ihre Thiere um das große Feuer ſich lagern laſſen, und die guten Geſchöpfe ruhten wiederkäuend im Kreiſe; ein eigener Anblick: die Flamme beſtrahlte die Köpfe der Thiere und ihre großen glänzenden Augen, mit denen ſie wie nachdenkend in das Feuer ſahen. Zu ihren Vorderfüßen, deren einer, um ſie zu feſſeln, mit einem Strick in die Höhe gebunden wird, lagen ihre Herren, und der, welcher das Feuer zu unterhalten hatte, lehnte ſich an den Hals ſeines Thiers. In größerem Kreis um unſere Zelte lagen die Reiter, die dem Zug folgten, ägyptiſche Offiziere, Beduinen und

Araber, mit dem Kopf auf dem Sattel, das Gewehr zur Seite, den Mantel über ſich gezogen.

Ich ſetzte mich an's Feuer zu den Kameelen, und während ich dem Treiber die Flamme unterhalten half, horchte ich in die Wüſte, wo ſich zwiſchen dem Gebell der Schakals zuweilen der heiſere Schrei eines Raubvogels vernehmen ließ. Ich dachte an Freiligrath. Wie wahr ſteht in ſeinen Gedichten die Scene, die ich hier vor meinen Augen ſah! Seine Malereien fand ich meiſtens treu bis in's kleinſte Detail. Ich ſchlug mir ſein „Geſicht des Reiſenden“ auf und las:

Mitten in der Wüſte war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen ſchliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugſand umgekomm'ner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; ſtatt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterſchob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Bruſt und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen kniſtert das geſunk'ne Feuer:
Nur zuweilen kreiſcht verſpätet ein vom Horſt verirrter Geier;
Nur zuweilen ſtampft im Schlafe ein's der angebund'nen Roſſe;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeſchoſſe.

Ja, genau ſo war es, alter Freund, und du biſt wahrſcheinlich früher ſchon einmal auf dieſer Erde geweſen und haſt als Beduine die Wüſte durchzogen; da hat vielleicht der heiße Sand, der dich bedeckte, deine Gedanken mumienartig eingetrocknet, und wie du von Neuem auf die Welt kamſt, ſind ſie friſch und lebenskräftig wieder in dir aufgetaucht. Ja, über uns ſtand am dunkeln Himmel der Mond und rang mit den Wachtfeuern um die Herrſchaft über unſer Lager. Schwach vertheidigten ſich die letztern gegen jenen gewaltigen Herrſcher, der uns rings umzingelte und dem auch ich nicht verwehren konnte, daß er mich mit demſelben weißen Leichentuch überzog, worunter rings auf den Höhen die Todten ſchliefen. Die röthlichen Flammen der Feuer ſpielten zuweilen ſchwach gegen die weißen Zeltwände und zitterten über die ruhenden Menſchen hin, kurz und heftig, als wollten ſie Schutz und Hülfe ſuchen gegen den bleichen Schein. — Er ruht auf der Nilgebirge Jochen, und wenn ich wahrſcheinlich wieder lange im ſchönen Deutſchland bin, in einer hellen Nacht, ſo ſcheint er wieder auf dieſe Fläche und beleuchtet nicht mehr wie heute ſtarre, verzerrte Todtengeſichter, aber — weiße Knochen.

Am andern Morgen brachen wir um fünf Uhr auf und hatten daſſelbe troſtloſe Terrain wie geſtern, doch kam es mir heute viel weniger unheimlich vor, es begann in meiner Bruſt bereits ein Gefühl

aufzugehen, das mich in den letzten Tagen der Wüstenreise ganz beherrschte, und nachdem es mich in Kairo unter dem Gewühle der Menschen verlassen, mich stets wieder beschlich, so oft ich von einem Thurm oder den Wällen der Stadt in die Wüste hinaussah. Es war das Gefühl der Freiheit, der Unabhängigkeit." In unsern eng umstellten Verhältnissen, bei unsern tausend Bedürfnissen, wo wir, wird nur ein einziges nicht befriedigt, gleich unsere Schritte gehemmt fühlen, lernen wir leider die Unbedeutenheit des einzelnen Menschen, seine Hülflosigkeit nur zu gut kennen; wir gewöhnen uns, den Menschen nur als Rad einer großen Maschine, und noch dazu als leicht ersetzliches zu betrachten. Wie anders fühlt man in der Wüste, trotz dem, daß hier die Umgebungen so kolossal, so unermeßlich sind, und man glauben könnte, diese leeren, weiten Strecken beengen die Brust und zeigen uns, wie klein, wie so gar nichts wir seyen. Dies ist nicht der Fall. Wir Europäer freilich, die wir von Bedürfnissen so viel zusammengerafft hatten, als wir bekommen können, vermochten uns nicht so trotzig hinzustellen und zu sagen: ich bin mir allein genug, ich brauche euch nicht. Aber wie frei muß dem Araber das Herz schlagen, wenn er aus den engen, dumpfigen Stuben wieder hinauskommt in die Wüste, wo er allein steht, sich selbst genug, wo er sich selbst beschützt und allein für sich sorgt. Bei diesen wilden, aber freien Menschen ist keine Rede vom Kleben an der Scholle, ein Ausdruck, der mich immer beengt hat. Kameeltreiber zu seyn, ist nach unsern Begriffen gewiß kein beneidenswerthes Loos; aber man biete jenen Menschen Alles, ein viel reicheres und besseres Leben, und stelle ihnen dabei die Bedingung, den Sand zu verlassen und ihre Hütte am Wasser des Nils unter Palmen aufzuschlagen: nur wenige werden ihren Stand verlassen. Die Ausdauer dieser Leute, ihre Munterkeit bei den größten Anstrengungen ist bewundernswürdig; wenn alle Thiere im Laufe des Tages ermatteten, so trieben diese Menschen, die doch eben so gut den Weg machten, von Morgens bis Abends Possen, oder sie sangen, und unser Akrabut wußte, wie unser Dollmetscher sagte, sehr hübsche Mährchen zu erzählen, und nicht immer aus tausend und einer Nacht oder einem andern Buche, sondern er war Poet und erfand die meisten selbst. Diese Leute, welche ihr ganzes Leben durch die Wüste ziehen, erhalten durch dieselbe von außen wenig Eindrücke und wenig Bildung, sie sind fast ganz auf ihr Inneres angewiesen. So mag es leicht kommen, daß, wenn sie in brennender Sonnenhitze den ganzen Tag gleichmäßig neben ihren Kameelen hergehen, sie sich vor Allem die Lust eines Trunkes klaren Wassers ausmalen, dazu einen schönen Springbrunnen denken, wie sie ihn irgendwo gesehen, ihn mit Orangen umgeben, und der Hintergrund eines Mährchens ist fertig. Der Träumende tritt zum Brunnen, und nachdem er den

brennenden Durſt gelöſcht, wachen im Unerſättlichen tauſend neue Wünſche auf: zwiſchen den Bäumen ein ſchönes Weib, deſſen Beſitz ihm der Zauberer oder Drache ſtreitig macht. Welche große Rolle überhaupt die Kameeltreiber in der morgenländiſchen Geſchichte und den Erzählungen, beſonders in tauſend und einer Nacht ſpielen, weiß jeder. So lange die Welt ſteht, wird man von Mohamed dem Kameeltreiber von Medina ſprechen, und es mag wohl ſeyn, daß die kluge erzählende Sultanin im heißen Sand der Wüſte empfangen und geboren wurde.

Auf dem ganzen bisherigen Zuge ſchien mir der geſtrige Tag der am meiſten entmuthigende geweſen zu ſeyn; vielleicht als der erſte der Wüſte war er von Allen als Schwelle zu den übrigen mit Schauder und Schreck betreten worden, und ſie fingen heute wieder an, freier aufzuathmen, und nahmen ſich die Schreckniſſe, die ſie in den frühern Tagen noch vor ſich geſehen, jetzt, wo ſie mitten darin waren, nicht mehr ſo zu Herzen. Dazu kam die tröſtliche Betrachtung, daß wir die Höhe des Berges erſtiegen hatten und nun abwärts gingen. Die Hälfte des Weges war zurückgelegt, ja mehr als die Hälfte, da wir nach zwei Tagen hoffen konnten, die äußere Gränze des Delta zu erreichen, und wenn auch Sandweg, doch zur Seite Gras und Palmen zu haben.

Von unbeſchreiblicher Ausdauer war mein Maulthier, mit dem ich in dieſen Tagen den Weg oft doppelt und dreifach gemacht habe. Bald war ich vorn, bald hinten im Zuge, um mir von den ernſten und komiſchen Auftritten ſo viel einzuprägen, als nur möglich. Könnte es mir doch gelingen, wenn auch mit wenigen Strichen, die verſchiedenen Gruppen und einzelnen Figuren zu zeichnen, die mir auffielen, wenn ich, vorn haltend, die Caravane an mir vorbeiziehen ließ! Jedes Thier bietet ein neues, intereſſantes Bild. Die Kameele, die in ihrem ruhigen, gemeſſenen Gange eher Maſchinen als lebenden Weſen zu vergleichen ſind, erhalten ihre Reiter in beſtändiger Bewegung. Obgleich der Araber ungemeine Fertigkeit beſitzt, durch die verſchiedenartigſten Lagen und Stellungen dem unangenehmen Stoße dieſer Thiere auszuweichen, ſo wackelt ihm doch fortwährend der Kopf auf dem Halſe, und die Kameelreiter ſehen deßhalb mit ihren ernſten Geſichtern chineſiſchen Pagoden nicht unähnlich. Bald reiten die Leute auf dem Höcker, bald legen ſie ſich der Länge nach auf das Gepäck, und oft ſitzen ſie Stunden lang hinter dem Packſattel auf den untergeſchlagenen Beinen. Die Kameele gingen meiſtens in einzelnen Zügen von zwanzig bis dreißig Stücken, eines hinter das andere gebunden, und eine ſolche Truppe wurde etwa von zehn Treibern begleitet, die ſich längs der Reihe vertheilten und die Thiere antrieben: denn obgleich ſie im Allgemeinen von ſelbſt ihren ruhigen Gang einhalten, ſo gibt es doch auch unter ihnen widerſpenſtige und faule.

Das Kameel iſt mir immer als eines der ſonderbarſten Geſchöpfe erſchienen: die ſeltſame Figur, der große Kopf mit der hängenden Oberlippe und den Katzenohren, der ganze Körper wolligt, wie der eines Schafes, was man jedoch nicht oft ſieht, weil meiſt der ganze Körper geſchoren iſt und man nur am Höcker und an beiden Seiten, die der Packſattel bedeckt, die Wolle ſtehen läßt. Ein altes Mährchen erzählt von der Schöpfung des Kameels: das Pferd habe ſich einſt gegen den Schöpfer beſchwert, es ſey zum ewigen Laſttragen verdammt, zu welchem Zweck ihm der Menſch einen Sattel auflege, der ihm den geraden Rücken krumm drücke und die Haut ſchinde; es müßte doch weit klüger ſeyn, wenn ihm gleich der Sattel gewachſen wäre. Drauf habe Gott das Kameel mit dem Sattel oder vielmehr Buckel erſchaffen, um dem Pferd zu zeigen, wie unrechtmäßig es geklagt habe, und wie ſehr der gewünſchte natürliche Sattel es entſtellen würde. — Es iſt merkwürdig, wie genau jedes Kameel die Laſt weiß, die es zu tragen vermag. Dieſelbe iſt in den heißern Strichen vier- bis fünfhundert Pfund, in den kälteren ſechs- bis ſiebenhundert. Keines läßt ſich über ſein Maß beladen. Hat es dieſes, ſo verſucht es aufzuſtehen; bepackt man es noch weiter, ſo ſtößt es ein eigenthümliches Geheul des Unwillens aus, das ſich bis zu einem gewiſſen Grade verſtärkt, und hört man noch nicht auf, es immer mehr zu beladen, wieder abnimmt; wenn das Thier endlich ganz ſchweigt, ſchweigt es für immer. Es bleibt am Boden liegen, und weder durch Stockſchläge noch durch Zureden iſt es zu vermögen, ſich aufzurichten; nimmt man auch einem auf dieſe Art mißhandelten Thiere ſeine ganze Laſt wieder ab, es erhebt ſich nicht wieder; weder Hunger noch Durſt bringen es von der Stelle; es erwartet ruhig den Tod.

Wir ſahen heute ein Beiſpiel der Art. Der Unfall begegnete den drei ägyptiſchen Damen, von denen ich ſchon früher ſprach. Ihr Thier hatte an den ziemlich corpulenten Weſen mit ihrem Bettwerk und Gepäck ſchon genug zu tragen und ſchien ermüdet. Heute nun mochte dem Eunuchen, der den Harem begleitete, das Gehen zu ſauer werden; er ſchwang ſich auf den Hals des Thiers; dieſes erhob hierüber ein gewaltiges Geheul und legte ſich nach wenigen Schritten zu Boden. Der Eunuch ſprang ab und fing unter dem Zettergeſchrei der Damen an, das Thier zu prügeln; es blieb aber ruhig liegen. Sich lange aufzuhalten und hinter dem Zuge zurückzubleiben, ſchien den Damen nicht räthlich; ſie wären ein artiger Fang für die herumſchwärmenden Beduinen geworden. Alſo ſtiegen ſie ab, um das ermattete Thier eine Weile erleichtert laufen zu laſſen. Es blieb aber liegen, und ſelbſt als man Bettwerk und Kiſten herunterwarf, war es nicht zum Aufſtehen zu bringen. Man mußte es zurücklaſſen, und es wäre den drei fetten

Grazien wahrſcheinlich ſchlecht ergangen, hätte ſich nicht der engliſche Kapitän ihrer angenommen und ihnen durch den Tatar-Baſſi ein anderes Kameel verſchafft. Indeſſen waren ſie genöthigt, eine Zeit lang zu Fuß zu gehen, was ſie ſehr zu beugen ſchien, und auch bei ihrer Tracht — den weiten ſeidenen Beinkleidern und goldgeſtickten Jäckchen — die nur zum Liegen auf dem Divan beſtimmt iſt, ſonderbar genug ausſah.

Das größte Lob unter den Thieren der Caravane verdiente unzweifelhaft der weit geduldigere Eſel, ein Thier, das bei uns durch die ewigen Vorwürfe der Faulheit und Dummheit ſchwer verläumdet wird. Kein Thier trägt im Verhältniß ſeiner Größe ſo viel und unermüdlich wie der Eſel. Bei unſerm Zuge waren welche grauſam bepackt, und ſie gingen doch mit kleinen, aber emſigen Schritten vorwärts, bis ſie unter ihrer Laſt zuſammenbrachen, was bei einer großen Maſſe dieſer armen Thiere der Fall war. Pferde von beſonders edlen Racen befanden ſich, außer den unſrigen, im Zuge gar nicht: dauerhafte, ſtarke, ſogar ſchöne Pferde genug, doch keine ohne in die Augen ſpringende Mängel und Fehler. Dagegen gab es unter den Reitern ausgezeichnet ſchöne Geſtalten. So erinnere ich mich dreier Druſen — es waren Brüder — die in ihrem maleriſchen Koſtüm ein herrliches Bild gaben. Sie trugen weite, rothe, goldgeſtickte Beinkleider, einen farbigen ſeidenen Gürtel und eine blaue geſtickte Jacke mit aufgeſchlitzten Aermeln, die über die Schultern fielen, auf dem Kopf den weißen Turban, und waren ſehr gut mit reichgeſchmückten Waffen, Säbeln, langhalſigen Piſtolen und langen Flinten verſehen. Ihre ſchönen Phyſiognomien waren, bei vieler Guthmüthigkeit, doch trotzig und wild. Ihre Pferde, obgleich ſehr ſchlank und mager, waren äußerſt ſchnell und ausdauernd, und wurden von ihnen mit erſtaunlicher Gewandtheit geführt. Bei den Spielen, welche die Reiter beim Beginn des Zuges trieben, zeichneten ſich die drei immer aus, beſonders bei einem, wo der Reiter eine große Araberlanze in die rechte Hand nimmt, das Pferd im Carriere reitet und dabei dieſe Waffe über dem Kopf nach allen Seiten wie eine Feder ſchwenkt, auf einmal die Spitze in den Sand ſtößt und ſein Pferd um dieſen Drehpunkt mit unglaublicher Geſchicklichkeit bald auf die rechte, bald auf die linke Seite wendet, je nachdem er die Lanze links oder rechts in den Sand ſtößt.

Daß es tolle, leicht erregbare Menſchen waren, hätte unſer Maler beinahe zu ſeinem Unglück erfahren. Einer derſelben näherte ſich ihm und bat um eine der Percuſſionspiſtolen, die F. im Gürtel hatte. Er reichte ſie ihm bereitwillig; ſie war nicht geladen. Der junge Druſe betrachtete ſie mit großer Aufmerkſamkeit und Neugierde, unterſuchte hauptſächlich den Hahn, und als er weder Stein noch Pfanne fand, bat er durch Zeichen, man möchte ihm die Manipulation des Abfeuerns

zeigen. F. setzte eine Kapsel auf die Batterie, ohne sie, wie er sonst that, fest hineinzudrücken; denn die Zündhütchen waren etwas zu klein für die Pistole, und oft konnte man den Hahn drei-, viermal niederschlagen lassen, ehe es losging. So ging es auch dem Drusen; er drückte ab, und da kein Feuer erfolgte, gab er die Waffe kopfschüttelnd zurück. F. spannte jetzt nochmals, und da das Zündhütchen durch den ersten Schlag des Hahns gehörig eingedrückt war, erfolgte die Explosion. Auf dem Gesichte des Drusen wurde ein leichter Verdruß sichtbar; er glaubte wohl, Gott weiß welche Zauberei stecke hinter dem Schloß, daß es ihm versage, oder wir Franken können allein abdrücken und halten ihn zum Besten. Doch bat er nochmals um die Pistole, und als F., wahrscheinlich um ihn zu necken, das Zündhütchen wieder nur leicht aufsetzte, wodurch es, als der Druse losdrückte, nochmals versagte, und F. es nun selbst wieder mit lächelnder Miene abbrannte, riß dem jungen Türken plötzlich die Geduld, seine Züge drückten Zorn und Verachtung aus, er warf sein Pferd zurück, riß seine Pistole aus dem Gürtel, legte auf den Maler an, und es wäre sicher ein Unglück geschehen, wenn nicht ein alter, langbärtiger Beduine mit einem äußerst schlauen Gesicht, der neben mir ritt und wahrscheinlich den Zusammenhang kannte — denn er hatte beim vergeblichen Bemühen des Drusen höhnisch gelächelt — mit einem gewaltigen Sporenstoß sich zwischen Beide geworfen und die Pistole des Drusen auf die Seite geschlagen hätte, worauf sich dieser mit wilden Blicken entfernte. Später schien er aber sein Unrecht einzusehen; er kam am andern Morgen zum Maler herangeritten und übergab ihm seine eigene geladene Pistole mit dem Bedeuten, er soll auf ihn schießen. Doch rauchten statt dessen die Beiden eine Pfeife zusammen und der Friede war wieder hergestellt.

Unser heutiges Nachtlager war, wie das gestrige, nur von Sand und todten Körpern umgeben; zur Tränkung der Thiere hatte man Gruben in den Sand gemacht, in denen sich jedoch nur ein salziges, übelschmeckendes Wasser sammelte. In der besten, das heißt der größten, stand ein riesiger Neger und schöpfte für unsere Pferde und die der Paschas das Wasser in einem großen metallenen Gefäß, und da dieses jedesmal dem Pferde vorgehalten wurde, so kann man denken, wie lange es dauerte, bis alle getränkt waren. Auch fehlte es nicht an Zank und Streit, den aber gewöhnlich der Neger auf eigene Faust schlichtete, indem er jeden Araber und Beduinen, der sich mit dem Pferde vordrängen wollte, mit seinem Gefäß auf den Kopf schlug, wobei der Getroffene nicht selten ins Wasser zu ihm hinabfiel. Dieser Neger war aber auch ein wahrer Athlet, und ich habe ihn Pferde, die ihm zu nahe kamen, zurückwerfen sehen, daß sie sich beinahe überschlugen. Wir spendeten ihm einen gelinden Bakschis von einigen Piastern, in dessen

Folge er uns allen Uebrigen vorzog. Dieser Kerl war ein Angestellter bei der hiesigen Poststation.

Das Wort Poststation in der Wüste wird Jedem sonderbar vorkommen. Aber auch dies ist eine von den vielen guten und schönen Einrichtungen, die der Geist Mehemet Ali's ins Leben gerufen. Er versuchte auf alle mögliche Weise, dem öden, unwirthbaren Landstrich der Wüste Einrichtungen aufzuzwängen, um den zahlreichen Caravanenzügen den Weg von Aegypten nach Syrien zu erleichtern. Nicht nur, daß er, wie ich schon früher bemerkt, längs des ganzen Weges, etwa von sechs zu acht Stunden, Brunnen anlegen ließ, die zum Theil schon fertig, zum Theil im Bau begriffen waren, unter den jetzigen Verhältnissen aber nicht vollendet werden: er hat auf dem ganzen Wege von Kairo nach Acre Poststationen anlegen lassen, die aus einem Wohnhaus für die Tataren und Stallungen für Kameele, Pferde und Esel bestehen. Jetzt natürlich war auch dieses Institut nicht mehr im gewöhnlichen Gange. Was konnte dem Pascha jetzt daran liegen, Menschen und Vieh aufzuopfern und den Kaufleuten oder sonstigen Reisenden eine schnellere Verbindung mit einem Lande zu verschaffen, aus dem man ihn gejagt hatte? Ueber die Aufhebung dieser Posten wird sich wohl Niemand mehr gefreut haben, als die Angestellten selbst. Diese Menschen führten ein trostloses Leben. Wir haben welche getroffen, die seit drei Jahren ihren Bezirk nicht verlassen, kein grünes Feld, kein Wasser gesehen hatten, als das schlechte, das ihnen in Schläuchen zugeschickt wurde.

Der Tatar-Gassi, der heute Abend wieder unser Gast war, erzählte uns als Chef der Post Einiges über die Einrichtung. Man muß nicht glauben, daß es dabei auf eine ganz geregelte Anstalt abgesehen gewesen, wie bei uns, daß man etwa ohne Weiteres Briefe ꝛc. damit befördern konnte und dergleichen. Der Hauptzweck war, den amtlichen Weg offen zu halten; doch konnte sich jeder Privatmann leicht einen Ferman auswirken, vermöge dessen ihm für eine gewisse Summe Pferde und Kameele gestellt wurden, die auf jeder Station wechselten und womit er seine Effekten oder sich selbst befördern konnte.

Bei den Posttransporten, wo es auf Schnelligkeit ankommt, bedient man sich des Reitkameels, des Hadschins. Es ist dieselbe Spezies, wie das gewöhnliche Lastkameel, aber eine edlere Race und von demselben verschieden, etwa wie das englische Rennpferd vom gemeinen Ackergaul. Ich widerlege hiemit die falsche Vorstellung Vieler, welche auch ich theilte, als wäre der Hadschin eins mit dem zweihöckerigten Dromedar. Das Reitkameel, welches ein Alter von dreißig Jahren erreicht, wird schon mit zwei Jahren zum „Nachwan“ dressirt, zu jenem Paß oder angenehmen Trab, den einige persische Pferderacen von Na-

tur haben, zu welchem Zweck man ihm einen Vorderfuß mit dem Hinterfuß derselben Seite durch einen ziemlich langen Strick verbindet, es zuerst gehen läßt, dann langsam antreibt, bis es gewöhnt ist, im Trab die beiden Beine jeder Seite zugleich aufzuheben und sie nicht wie das Pferd zu kreuzen. Die Ausdauer und Schnelligkeit dieser Thiere ist bewunderungswürdig. Sie traben gleichmäßig fort und machen mit ihren langen Beinen sehr große Schritte. Das Pferd kann sie wohl auf einen Augenblick im Carrière überholen, doch hält es keine Stunde mit ihnen aus. Ein Hadschin kann ohne große Anstrengung in einem Tage gegen fünfzehn deutsche Meilen laufen, und frißt dabei nicht mehr als ein anderes Kameel. Unser Tartar-Gassi hatte zu Anfang der Feindseligkeiten eine Depesche Ibrahims von Acra nach Kairo zu bringen, welche Strecke von hundertfünfzig türkischen Stunden, also, — diese zu fünf Viertel deutschen gerechnet, — gegen hundertneunzig Stunden, er, so lautete der Befehl des Pascha, bei Verlust seines Kopfes in drei Tagen zurücklegen sollte. Der Tartar-Gassi, der auf allen Stationen die besten Reitkameele kannte, übergab seine Depesche schon in der Hälfte des dritten Tages. Indessen soll dies Reiten wegen der starken Bewegung des Thieres sehr ermüden und die Brust angreifen. Dies ist auch natürlich; der Sattel liegt oben auf dem Höcker, so daß der Reiter die volle Kraft der Bewegung auszuhalten hat. Da der Reiter mit den Beinen nicht schließen kann, so ist der Sattel mit einer Lehne versehen, und trotz dieser Lehne und einem Bügel an der linken Seite, in welchen der Reiter, wie bei uns die Damen, einen Fuß setzt, ist es doch schwer, das gehörige Gleichgewicht zu erhalten.

Der Tartar-Gassi ließ uns während des Marsches ein Reitkameel besteigen. Jemand, der zum Schwindel geneigt ist, würde keinen Augenblick oben sitzen bleiben. Und doch ist es etwas Schönes um diese Reiterei. Ich habe stets mit Vergnügen die Pascha's auf ihren Hadschins daher kommen sehen. Das große Thier, das mit seinem Reiter aus weiter Entfernung im Augenblick zur Stelle ist, und in langen Sätzen eben so rasch vor uns verschwindet, hat etwas fabelhaft Großartiges.

Unser heutiger Marschtag war in Betreff der Hitze, der Oede, die uns rings in der Natur umgab, so wie des Elends, das in der ganzen Caravane herrschte, dem gestrigen gleich. Wir waren unser etwa zwanzig Reiter, die Nachmittags dem Zuge voran eilten, weil uns ein ortskundiger Beduine gesagt hatte, hinter jenen Sandhügeln dort liege unser heutiges Nachtquartier. Noch eine halbe Stunde, und vor unsern Augen breiteten sich zwei große Oasen aus: Wiesen von ziemlichem Umfang, mit hohen, schönen Palmen dicht besetzt, welche der gelbe Sand scharf umgränzte; ein eigener Anblick, den wir später im Delta öfters

hatten. Das frische Grün des süßbewässerten Bodens verliert sich nicht allmählig im Sande, der es umlauert, sondern bricht plötzlich ab. Auf einer Anhöhe neben den Oasen sahen wir ein altes, verfallenes Gemäuer liegen, an dem sich, wenn uns unsere Augen nicht trügten, ein kleiner Markt aufgestellt hatte. Wir sahen Beduinen umhergehen und mit ihren langen Stöcken eine Schafheerde zusammentreiben, die, im Gemäuer zerstreut, sich einige Grashalme aufgesucht hatte. Es hielten Weiber da mit Körben voll Eier und Säcken voll Brod, und einige Kameele, die auf ihren Knieen ruhten, trugen große Lasten von gelb glänzenden Orangen. Wir deuteten dies als ein Zeichen, daß, da uns Menschen mit Lebensmitteln entgegen kamen, das Ende der Wüste und damit die Fleischtöpfe Aegyptens in der Nähe seyn müßten. Das Gemäuer war ein zerfallenes Fort, das die Franzosen unter Bonaparte auf ihrem fruchtlosen Zuge gegen Acre errichtet hatten. Wir sprengten im Carrière mit lautem Hurrah vorwärts; die, denen es hauptsächlich galt, die Araber mit den Vorräthen, schreckten sichtlich empor und griffen, hinter die alten Mauern tretend, nach ihren langen Gewehren. Doch änderte sich bald die Scene, als wir, freilich für unsinnige Preise, ihnen von ihren Lebensmitteln abkauften.

Der Tartar Gassi hatte uns im dichtesten Palmenwalde den Platz für unsere Zelte angewiesen, da, wo die alten Stämme gleich hohen Säulen emporstiegen und stolz die zierliche Krone trugen, die zwar keinen vollkommenen Schatten gewährte, doch den Rasen mit einem fein gezackten grünen Gewölbe deckte. Es ist etwas Eigenes um die Palme; welch reizende Vorstellungen weckt im Abendländer das Wort Palme, und vollends Palmenwald! Wie ärmlich erscheinen uns dagegen unsere Wälder, wo nur der plumpe Eichbaum wächst, und die starke Buche und die schwarze traurige Tanne! Aber es geht uns mit der Palme wie mit so vielen Dingen, die uns die Ferne und die Unerreichbarkeit im Zauberlichte zeigt, daß unsere Phantasie stets bereit ist, einem Brennspiegel gleich, in stärkern Strahlen zurückzuwerfen. Wir lesen, wie schon die ältesten Völker, die Juden namentlich, Palmblätter streuten und damit den Weg der Könige und großen Männer heiligten. Welcher Mährchenkranz flattert für uns um die Krone der Palme! an welchem Quell, wo Abdallah oder Said ruhten, oder wie die Helden alle heißen, stand nicht eine Palme! Mir kam dieser Baum früher immer vor, wie das sichtbare Zeichen einer neuen, geheimnißreichen Welt, eines glänzenden Zauberkreises; sein Anblick durchzuckte mein Herz, wie wenn mich in der Ouvertüre einer großen Oper die immer längern Paukenwirbel, die schneidenden Wehlaute der Hörner auf etwas Außergewöhnliches vorbereiten. Es war in der Nacht, als wir auf der Rhede von Rhodus anlangten, und ich im hellsten Mondlicht, das

wir seit lange gesehen, einen Palmbaum über die grauen Mauern blicken sah. Da stand ich lang im Anblick des schlanken Orientalen versunken, und die Phantasien, welche, mit diesem Baum verknüpft, in einem Winkel meines Herzens schlummerten, rankten nach allen Seiten wild und üppig empor; gewiß sehr natürlich, denn wir lagen ja vor Rhodus. Aber als ich später viele tausend dieser Bäume gesehen, und unter ihnen liegend, die Sonne, die durch ihre spitzen Blätter dringt, schwer empfand, stiegen unsere deutschen Eichen- und Buchenwälder sehr in meiner Achtung. Wo die Palmen noch so dicht stehen, gewähren sie keine Kühle und bieten dem Auge keine Abwechslung, keine Nüancen der Farbe, immer nur ein einfaches, dunkles Grün.

Indessen war uns der wenige Schatten, den uns heute die Oase darbot, nach einem mehrstündigen Ritt durch öde, baum- und strauchlose Sandflächen, sehr erwünscht. Wir suchten uns einen Platz, wo die Bäume so weit auseinander standen, daß wir je zwischen drei und vier unser Zelt aufschlagen und die Pferde bei ihnen anbinden konnten. Bald kam der ganze Zug der Caravane nach, und so Viele der Wald aufnehmen konnte, lagerten sich in demselben, die übrigen um das Fort und auf der andern Seite. Die Anstalt zur Tränkung des Viehs war heute ganz gut: ein langer gemauerter Behälter, wie ich ihn schon früher beschrieben, mit einem Schöpfrade, an welches ein Kameel gespannt wird, um das Wasser in die Höhe zu winden. Mochten sich nun die ärmern Klassen in der Caravane an die Schrecken der Wüste gewöhnt haben, oder war es das Grün der Oase, oder der Markt, auf dem sich freilich keiner etwas kaufen konnte, der ihnen aber doch Abfälle vom Tisch der Reichern gewährte: sie waren heute ungleich munterer und lebhafter, als gestern und vorgestern. Die meisten kehrten, nachdem wir eine Stunde gelagert, statt des starren Hinbrütens, worin sie die vorigen Tage versunken waren, zu ihrer alten Lebhaftigkeit zurück. Wir hatten für uns neue Brodvorräthe angekauft und das alte, fast ganz vertrocknete, so viel es sich thun ließ, unter das Volk vertheilt. Und es war rührend anzusehen, mit welcher Freudigkeit sie diese kleinen Gaben empfingen, und wie wenig dazu gehört, diese Menschen vergnügt zu machen; besonders die Schwarzen sprangen um unsere Zelte herum, tanzten und trieben allerhand Kindereien.

Unser heutiges Lager hatte aber auch etwas sehr Freundliches und wahrhaft Phantastisches, besonders als die Nacht kam und hinter den weißen Sandhügeln der Mond aufstieg. Da saßen wir in unserem Zelt, dessen Thüre wir weit zurückgeschlagen hatten, und schauten in's bunte Gewühl, das sich in der seltsamsten Beleuchtung vor unsern Augen bewegte. Die Araber hatten unter den Bäumen große Feuer angelegt, die sie mit kleinen Sträuchern unterhielten, welche in Menge

in der Oase wuchsen. Dieses Brennmaterial, sehr dürr und trocken, hat das Eigene, daß es, auf die glühenden Kohlen gelegt, wie Stroh plötzlich zu einer haushohen Flamme auffackert, die dann eben so rasch wieder zusammensinkt. So schien der ganze Wald mit riesigen Irrlichtern belebt, die jetzt kaum bemerkbar glimmten, dann plötzlich emporfahrend, die umherliegenden Menschen grell beleuchteten. Und dabei der Jubel der Araber, wenn auf die verlöschenden Kohlen, bei deren Schein man nichts mehr von ihnen sah, als ihre glänzenden Augen, mit denen sie sinnend dem Verglimmen des Feuers folgten, eine neue Ladung Gesträuch gelegt wurde, und jetzt die Flamme auf einmal emporloderte. Da erhoben sie ein wildes, lange nachhallendes Geschrei, ihr Hurrah, das uns Anfangs zuweilen erschreckte. In solchem Augenblicke sahen die Gruppen wie eine Dekoration aus, die man kunstreich geordnet und beleuchtet. Vor einem Feuer, das nicht weit von unserem Zelte brannte, stand der Neger, der uns gestern beim Wasserschöpfen so treffliche Dienste geleistet, mit seiner riesigen Figur, regungslos an eine große Palme gelehnt, ein schönes Bild, wie ich es nie gesehen. Mann und Baum schienen von Bronze, welche das auffackernde Feuer vergoldete. Selbst die Thiere schienen an diesem Feuerwerk Gefallen zu finden; Scham, unser edler Hengst, wieherte fast den ganzen Abend vor Freude, und das kleine neugierige Fohlen, das am Abend von seinen Banden befreit wurde, tappte zuweilen zu unserm Feuer hin, um sich die Sache in der Nähe zu besehen. Der Palmenwald hatte etwas Zauberhaftes; von unten wurden die hohen Stämme durch die flackernden Feuer röthlich angestrahlt und oben versilberte das Mondlicht die Spitzen der Blätter, die der Abendwind hin und her wiegte.

Unser englischer Kapitän hatte unter den Vorräthen auf dem Markt einen Korb mit Nilfischen alsbald für sich in Beschlag genommen und von seinem Koche zubereiten lassen. Fische in der Wüste! und sie waren noch dazu sehr gut; nur gaben sie zu einer kleinen Streitigkeit zwischen dem wunderlichen Kapitän und seinem Kochkünstler Anlaß. Ersterer hatte befohlen, sie alle zu braten; da aber ihre Anzahl nicht unbedeutend war, hatte Hussein einen Theil für Morgen aufheben wollen. Als wir die umfangreiche Schüssel, die man uns vorsetzte, geleert hatten und ganz gesättigt waren, fragte der Engländer, ob das alle Fische seyen, und als dies der Koch verneinte, mußte er die übrigen zur Strafe auch noch zubereiten, blos weil der Kapitän einmal gesagt hatte, sie sollten alle gebraten werden; denn keiner von uns rührte mehr ein Stück an.

Nachdem wir am Abend noch einen Gang durch sämmtliche Lager gemacht und alle Pferde gemustert hatten, was namentlich der Baron jeden Tag that, um unter den vielen Hunderten vielleicht etwas Aus-

gezeichnetes zu finden, ſtatteten wir dem Tartar Gaſſi, der neben uns lagerte, noch einen Beſuch ab. Er theilte uns die nicht ſehr erfreuliche Nachricht mit, es ſey ihm bei der allgemeinen Ermattung ſämmtlicher Menſchen und Thiere nicht möglich, ferner ſo raſch wie bisher den Zug fortzuſetzen, weßhalb er morgen nur einen kurzen Marſch von vier Stunden machen und übermorgen in Salahieh der Caravane zwei Tage Ruhe gönnen werde. Er ſah unſere Beſtürzung hierüber, weßhalb er uns den Vorſchlag machte, wir ſollten morgen mit der Caravane bis zum Lagerplatz ziehen und dann mit einigen zwanzig Reitern, die er uns mitgeben wolle, noch eine Etappe weiter machen, ſo daß wir morgen ſchon nach Salahieh kämen, wo, als auf der Grenze Aegyptens, alle Gefahr wegen der ſtreifenden Raubbeduinen vorbei ſey und wir unſern Marſch in beliebiger Schnelligkeit fortſetzen könnten, ein Vorſchlag, den wir nach einiger Ueberlegung annahmen.

Am nächſten Morgen brachen wir um fünf Uhr mit der Caravane auf und gelangten ſchon gegen eilf Uhr auf den für heute derſelben beſtimmten Lagerplatz, einer gewöhnlichen Poſtſtation mit gemauertem Brunnen und Schöpfrad. Wenn uns ſchon früher dieſe gut eingerichteten Tränkungsanſtalten in Erſtaunen geſetzt hatten, ſo fanden wir auf unſerm heutigen Wege etwas, das uns wirklich mit Achtung erfüllte vor dem Geiſte Mehemed Ali's, der es verſucht, der gewaltigen Wüſte europäiſche Kultur aufzudringen. Es waren dies hölzerne Thürme, die eine Telegraphenlinie zwiſchen Kairo und Jaffa herſtellen ſollten, aus rohen Planken zuſammengezimmert, von ungefähr vierzig Fuß Höhe, oben mit einer Plattform verſehen und in zwei Stockwerke getheilt, in welchen ſtarke Leitern die Dienſte der Treppen verſahen. Natürlich waren ſie alle noch unfertig und auf keinem befand ſich etwas von der eigentlichen Einrichtung der Telegraphen; und ehe die türkiſche Regierung etwas zu ihrer Vollendung thun kann, haben die herumſtreifenden Araber oder die edlen türkiſchen Soldaten ſelbſt die Thürme wieder abgeriſſen und verbrannt, um ihren Pillau damit zu kochen.

Kaum waren wir angelangt, ſo übergab uns der Tartar Gaſſi, ſeinem Worte treu, einige Reiter, die uns als Bedeckung dienen ſollten; es waren aber keine zwanzig, ſondern nur acht; da er indeſſen, wie auch mehrere andere Offiziere, uns nochmals verſicherte, es ſey von hier auf dem Wege nach Kairo auch nicht mehr die geringſte Gefahr zu beſorgen, und wir ja zudem doch unſer fünfzehn gut Bewaffnete waren, ſo begnügten wir uns mit der Escorte, die aus lauter jungen kräftigen Männern beſtand — auch die Druſen, von denen ich oben ſprach, waren darunter — tränkten unſere Pferde und machten noch einen Beſuch bei Mahmud Paſcha, der, obgleich der Tartar Gaſſi das Kommando hatte, die höchſte Perſon bei der Caravane war. Dieſer

ließ von ſeinen Kameelen ein paar Flaſchen Champagner herunter langen und ſie uns zu einem Bügeltrunk kredenzen. Wir ließen nicht ohne ein leiſes ſchmerzliches Gefühl all die guten Menſchen hinter uns, die uns vom Paſcha bis zum geringſten Neger, wo ſie nur immer konnten, Gefälligkeiten erwieſen hatten. Trotz dem, daß Alle mit Abpacken der Thiere und Aufſchlagen des Lagers beſchäftigt waren, traten viele in unſern Weg und murmelten ihr Maſchallah, während ſie die Hände auf Stirne und Bruſt legten; ja einige alte Beduinenhäuptlinge, die ſich ſchlecht verproviantirt hatten und denen der gute Baron ſtets von ſeinen Privatvorräthen mitgetheilt, faßten den Zügel ſeines Hengſtes und legten ihm die Hand auf das Knie und an den Bügel und riefen Allah und den Propheten an, ihn ferner zu beſchützen. Und dieß Alles war reine Gutmüthigkeit, ohne andere Abſicht; ſie konnten doch nimmer daran denken, uns je wieder zu ſehen, und dachten auch wohl nicht daran; wir begegneten indeſſen ſpäter einigen derſelben in Kairo.

Ich machte vor unſerm Aufbruch noch einen kleinen Tauſchhandel mit einem Araber, einem Manne, der ſich auf dem Marſche ſehr oft zu mir gehalten und mich über dies oder jenes belehrt hatte. Ich gab ihm meinen himmelblauen Schlafrock, der ſehr zierlich mit Roth ausgeſchlagen war, dem man aber ſehr die Stürme anſah, die er auf der Reiſe durchgemacht, und der Alte verehrte mir dagegen einen eiſernen Piſtolenladſtock, der wieder einer Zange als Scheide diente, mit welcher man Kohlen auf die Pfeife zu legen pflegt. Darauf nahmen wir zärtlichen Abſchied von einander, indem mich der Araber bei der Hand ergriff und dann, ſich vorn überbeugend, ſeine Stirn an die meinige legte.

Es war heute wieder eine glühende Hitze und unſere drei Herren Kameeltreiber, die ſonſt beſtändig luſtig und guter Dinge waren, mochten es in ihrem Innern ſchwer empfinden, daß ſie heute weiter marſchiren mußten, als die andere Caravane; denn ſie zogen ſchweigend neben ihren Kameelen dahin, und ſelbſt Herr Akrabut wollte unſerm Koch Giovanni, trotz deſſen vielmaliger neckender Aufforderung, kein Mährchen erzählen. Als wir etwa eine halbe Stunde vom Lagerplatze entfernt waren, bemerkten wir eine ältliche Frau, eine Aegypterin mit blauem Hemde und Schleier, die uns in einiger Entfernung folgte. Giovanni mußte auf Befehl des Barons zurück und ſie fragen, warum ſie die Caravane verlaſſen, worauf ſie entgegnete: ihr Mann, ein Jüs-Baſchi in der Armee Ibrahims, ſey auf dem Zuge geblieben; ſie habe bis geſtern einen Platz auf einem Kameel bei einer Bekannten gehabt; dieſes ſey jedoch geſtern geſtürzt, und ſie vertraue zu uns Franken, wir werden ſie nach Kairo mitnehmen. Der Baron erlaubte dem armen Weibe, auf unſer erſtes Kameel zu ſteigen, das bis jetzt neben dem kleinen Fohlen Waſſer und Kohlen getragen hatte; dieſe Artikel waren

aber jetzt ſehr zuſammengeſchmolzen und deßhalb Platz genug auf dem großen Thier. Das kleine Pferdchen, das Anfangs die neue Nachbarſchaft mit neugierigem Blick betrachtete, ſchien ſich bald daran zu gewöhnen; denn die Frau liebkoſte es beſtändig und deckte ihm bei der großen Hitze ihren Schleier über den Kopf.

Wir verloren die große Caravane, mit der wir Gaza verlaſſen, aus dem Geſicht, und zogen, eine kleine bildend, weiter durch die Sandwüſte, die aber hier ſchon viel von ihrem ſchauerlichen Charakter verloren hatte. Zur Seite des Weges erſchienen hie und da kleine Geſträuche bis zu drei Fuß Höhe, und der Weg war ſtatt des geſtrigen loſen Sandes heute ſchon ſo hart, daß die Kameele an den meiſten Stellen mit ihren breiten Fußballen nicht mehr einſanken. Es mochte gegen drei Uhr ſeyn, als der Baron, der mit einigen Reitern etwas voraus war, plötzlich laut ausrief: „Waſſer! Waſſer!“ und links querfeldein gegen einen großen Teich ſprengte, der ſich bei der Krümmung des Weges unſern Blicken zeigte. Auch ich forcirte meinen Mauleſel zu einem armſeligen Galopp und hörte bald, daß es kein Trink-, ſondern Salzwaſſer ſey. Aber wenn ſomit auch die Hoffnung auf ein gutes Nilwaſſer vereitelt war, ſo wußten wir doch beim Anblick dieſer Seen, deren ſich nun auch rechts mehrere zeigten, daß wir uns dem Delta näherten; denn es mußten jene Moorwaſſer ſeyn, die man auf den Karten von der Mündung des Nils aus gegen Oſten weit in's Land hinein verzeichnet ſieht.

Der Tartar Gaſſi hatte uns freilich geſagt, wir haben von ſeinem Lagerplatz bis zur nächſten Poſtſtation — ſie hieß Kantra — nur noch fünf Stunden; aber es wurde Abends ſieben Uhr, ehe wir ſie erreichten. Sie hatte Tränkungsanſtalten wie die geſtrige, doch waren die Gebäude für die Poſtbeamten comfortabler eingerichtet, als auf allen andern, und zwiſchen zweien derſelben ſtand ein großes, ſchönes Zelt aus dickem Segeltuch aufgeſchlagen, unter dem der Chef der Poſt, ein dicker Aegyptier, lag, der uns ſagen ließ, wir möchten unſere Zelte nicht aufſchlagen, er müſſe auf Verlangen den Reiſenden Platz in dem ſeinigen geben — alſo eine Wüſtenpaſſagierſtube.

Etwas ſehr Merkwürdiges hatte dieſe Station: hier befand ſich zugleich eines der Kameelgeſtüte Mehemed Ali's. Es waren fünf oder ſechs große, ſtarke Kameelhengſte da, einige zwanzig Stuten und ſieben oder acht Fohlen. Dieſe kleinen Thiere ſahen höchſt ſonderbar aus. Die Biegung des Kopfes, der wie der Schnabel eines Raubvogels nach unten gekrümmt iſt, tritt bei ihnen viel ſtärker hervor, als bei den Alten, und gibt ihrem Kopfe eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem eines Habichts. Dabei trägt das Thier ſeinen wolligen Körper äußerſt unbeholfen auf den langen Beinen und iſt außerordentlich eigenſinnig.

So wollten die Araber, als es anfing dunkel und kühl zu werden, einige dieser Thiere, die sich draußen in die Sonne gelegt hatten, zum Aufstehen bewegen, um sie in den Stall zu treiben. Aber die kleinen Geschöpfe stießen ein Geschrei des Unwillens aus und mußten mit Gewalt aufgehoben und fortgetragen werden. Die Thiere wohnten in einem umschlossenen Hof, an den rechts und links zwei Schuppen stießen und Alles war aus Steinen aufeinander gesetzt. Die Postknechte, so wie die Aufseher des Gestüts waren Neger nnd Abyssinier, und unter ihnen sehr schöne Menschen.

Wir richteten uns im großen Zelte des Postmeisters so gut wie möglich ein. Ein ziemlich starker Wind, der sich am Abend erhob, bewegte die langen Zeltwände hin und her. Es war das erstemal seit unserer Wüstenreise, daß wir wieder einmal den Luftzug bemerkten, und da das Posthaus auf einer kleinen Anhöhe lag, so strich er recht frisch und kühl bei uns vorüber und eilte zum Delta voran, um dort wahrscheinlich unsere Ankunft anzuzeigen. Der dicke Postmeister, der sich zu uns in's Zelt kauerte, war ein recht gemüthlicher Aegyptier. Er erzählte uns, er sey schon fünf Jahre auf dieser Station, ohne sie je verlassen zu haben; seine Bedürfnisse lasse er sich auf Kameelen von Kairo kommen; sogar das reine Trinkwasser mußte er sechs Stunden weit herschaffen lassen. Gerade heute hatte er wieder einen Transport bekommen; er brachte uns auf einer kleinen Schüssel einige Confituren von Kairo, die er als die vorzüglichsten ihrer Art pries; sie waren eben so fett und unangenehm süß, wie die türkischen. Von der Politik wußte der alte Herr so gut wie gar nichts, und er verwunderte sich sehr, als wir ihm erzählten, Ibrahim Pascha habe sich durch die Engländer und eine Handvoll Türken aus dem Lande jagen lassen. Natürlich hatte er vom Zuge Ibrahims durch die Wüste gehört, und die Kolonne Achmed Pascha Meniklis war schon vor einiger Zeit hier durchgezogen. Aber das Warum hatte ihn wenig gekümmert.

Am andern Morgen brachen wir zeitiger als sonst auf, indem wir nach Salahieh, dem ersten ägyptischen Dorfe, wie man uns gesagt, zehn Stunden hatten. Der Weg besserte sich im Laufe des Tages zusehens, und gegen Mittag, wo die Sonne recht glühend auf uns schien, tauchte vor uns von Süden nach Südwesten aus dem gelben Sande ein langer grüner Streifen auf. Es waren Palmenwälder, die jedoch bald wieder verschwanden, und gegen ein Uhr hatten wir heute noch einmal und zum letztenmal den vollen Anblick der trostlosen Wüste um uns: rings, so weit das Auge reichte, eine glatte, hellgelbe Sandfläche, worauf die Sonne mit unbeschreiblicher Schwere lag und die Thiere und uns fast zu Boden drückte. Die Araber hatten wieder wie gewöhnlich ihre Teppiche über den Kopf gezogen und saßen zusammen-

gekauert auf ihren Pferden, wobei sie ihre Waffen, Lanzen und Säbel nachläſſig über den Sattelknopf legten. Unſere kleine Caravane hatte ſich ganz auseinander gezogen, denn jeder ließ ſein Thier gehen, wie es eben wollte; jeder war zu matt, um den Fuß zu einem Sporenſtoß zu erheben oder auch nur den Mund zu einem Zungenſchlag aufzuthun. Der Nachtwind hatte die ganze Fläche, ſo weit wir ſahen, ſcharf angehaucht und lauter kleine Wellen hineingeſchnitten, ſo daß das Kameel an der Spitze ſich jedesmal Bahn machen mußte, wie wenn man bei uns zu Hauſe an einem Wintermorgen der erſte iſt, der die über Nacht gefallene Schneedecke zertritt. Der ganze Anblick der heutigen Wüſte, das matte Dahinſchleichen unſerer Thiere und die Glut der Sonne drückten uns Alle ſo darnieder, daß wir mit ſchweren Athemzügen nach der Gegend blickten, wo uns vorhin die Palmen erſchienen und wieder verſchwunden waren. Aber wir wußten, noch ehe der Abend kam, hatten wir ſie erreicht, und konnten, unter ihrem Schatten geborgen, nach jenem ſchrecklichen Feind, der Wüſte, zurückblicken, der uns heute zum letztenmal in ſeiner ganzen fürchterlichen Geſtalt erſchien. Wir wußten, daß die Sonne, die uns jetzt zu verſengen drohte, denſelben Weg mit uns hatte und wir nach der Richtung, wo ſie am Horizont verſchwand, Menſchen, ein Dorf, Waſſer und friſches Grün finden würden.

Doch wie mußte es denen ſeyn, die ohne Compaß oder ſichern Führer vom Wege abkamen und umherirrend nicht wußten, wohin, um dieſem großen, allgewaltigen Grabe zu entfliehen? Der Gedanke an ein Verirren, ſo nahe am Ziele unſerer Reiſe, ſtieg in mir leiſe auf, und meine ſtets rege Phantaſie ließ mir ein ſolches Unglück ſo möglich werden, daß ich zum Anführer unſerer Beduinen, der vorne an der Spitze war, hineilte, um ihn auszufragen, ob er auch ſicher wiſſe, wo wir uns eben befanden. Der Alte hob den Burnus, den er über das Geſicht geworfen hatte, etwas in die Höhe und ſah mich ſo liſtig lächelnd an, als habe er meine Furcht errathen; dann bedeutete er mir in der lebhaften Zeichenſprache, die dieſem Volke eigen iſt: vor uns ſey das Delta, rechts das Meer, aber links — hier ſtreckte er ſeinen Arm nach Oſten aus, wo ſich die große Wüſte bis an's rothe Meer und weiter hin zieht — links ſey gar nichts als Sand, und wer dort einmal hineingerathen ſey, könne ruhig ein Loch in den Sand machen und den Burnus über den Kopf ziehen. Dahin ſchaute ich und gefiel mir darin, mich immer tiefer in das Wüſte, unendlich Oede zu denken, das ſich da ausbreitete und unſern Fuß berührte.

Einige Minuten mochte ich ſo fortgeritten ſeyn, als mir plötzlich däuchte, ich ſehe am fernen Horizonte, nach der Richtung der Wüſte, einen dunkeln Streifen erſcheinen, in der Art, wie wir früher die Palmenwälder vor uns geſehen hatten. Was konnte das ſeyn? Einige Schritte

vor mir ritt der Baron, der ein ſehr ſcharfes Geſicht hat und mit einem lauten Ach! plötzlich ſein Pferd anhielt und es nach jener Gegend wandte. Ich rief ihm zu, was er vom Streifen dort halte, und ob er etwas Genaueres ſehe, worauf er erwiderte: dort ſey auf einmal Waſſer erſchienen; er ſehe die Wellen ſich bewegen und umher große Palmen und andere Bäume, wie von ſtarkem Winde bewegt, auf und ab nicken. Ich zog am Mantel unſeres Beduinenchefs, der ſein Geſicht ſchon wieder bedeckt hatte, und zeigte, als er mich fragend anſah, nach jener Gegend. Als habe er ein Geſpenſt geſehen, verzog der Alte mit einem lauten Maſchallah ſein Geſicht und ſtarrte in die Wüſte hinein. Auch die andern Araber und unſere Kameeltreiber wurden aufmerkſam und blickten mit demſelben Entſetzen hinaus, und Giovanni, der Dollmetſcher, näherte ſich uns und rief dem Baron zu: das ſey das Wüſtengeſpenſt, das die Reiſenden irre führe, vom Weg ab in das Innere der Wüſte, das ſtets zurückweiche und nicht eher verſchwinde, bis die Caravane, die ihm gefolgt, den richtigen Weg nicht wieder finden könne und verloren ſey. Es war alſo die Fata Morgana. Der Baron ſprengte darauf zu und wir folgten ihm, obgleich uns die Beduinen abzuhalten ſuchten, und bald konnte auch ich etwas von der ſonderbaren Erſcheinung erkennen. Es war, wie ſchon geſagt, ein weiter Waſſerſpiegel, an ſeinen Ufern wuchſen grüne friſche Bäume, und doch war nichts da, als verbrannter gelber Sand. Es verurſachte uns Allen ein recht unheimliches Gefühl, und doch freuten wir uns, noch am letzten Tag unſerer Wüſtenreiſe der Fata Morgana oder dem Wüſtengeſpenſt begegnet zu ſeyn. Das Phänomen verdient in der That den Namen eines Geſpenſtes der Wüſte, womit es die Araber bezeichnen, eines böſen Geiſtes, der den Wanderer vom Wege ablockt und ihm das, was ſein kochendes Gehirn mit glühenden Farben ausmalt, neckend vorgaukelt. Woher kommt es, daß dieſes trügeriſche Spiel ſelbſt den, der es von natürlichen Urſachen ableitet, Anfangs mit Bangigkeit, ich möchte ſagen mit Entſetzen erfüllt? Dort, wo ſich der Sand hundert Meilen weit ausdehnt, wo weder Baum noch Strauch iſt, keine Spur von Waſſer, dort erſchienen uns auf einmal Gruppen von ſchlanken Bäumen, die einen ſtolz dahinfließenden Strom umſtanden, auf deſſen Wellen wir die Strahlen der Sonne ſpielen ſahen. Freundlich grün bedeckte Hügel tauchten auf und verſchwanden wieder; kleine Häuſer und Burgen mit trotzigen Mauern und Wällen wurden in den Wäldern ſichtbar, deren Stämme ſich wie dünne Halme im Wind hin und her bogen.

So weit wir auch gegen die Erſcheinung ritten, wir kamen ihr doch nicht näher. Alles ſchien vor uns Schritt für Schritt zurückzuweichen. Lange ſtanden wir ſo und ſahen dem Zauber zu, und allmählig verlor ſich das Unheimliche, das im Anblick lag. Es war ein

ſo reges Leben in dieſer Scheinlandſchaft, das Waſſer ſo glänzend, die Bäume ſo ſaftig grün, ſo ſtolz und ſchlank, wie ich ſie nie geſehen. Alles ſchien dort viel freundlicher, als in der wirklichen Welt, und zog uns ſo mächtig an, daß wir, die doch nicht der Durſt vorwärts trieb, dort Waſſer zu ſuchen, wo keines war, gerne fort und fort dem Spuk nachgejagt wären, und ſo wohl begreifen konnten, wie er den Verirrten, der verzweifelnd, mit brennendem Auge Waſſer und menſchliche Wohnungen zu ſehen glaubt, an ſich lockt, um ihn einſam verderben zu laſſen. Langſam kehrten wir zu unſern Beduinen zurück, die nicht von der Stelle gegangen waren. Noch ſchauten wir oft zurück in die Wüſte, wo die Erſcheinung allmählig erblaßte und endlich zu einem Streifen zuſammenſchmolz, einem dünnen Rauche vergleichbar, der über die Fläche zieht.

Wir ritten noch eine gute Stunde durch tiefen Sand und erblickten endlich die Palmen wieder, die wir früher ſchon geſehen. Indeſſen waren wir ihnen bedeutend näher gerückt und ſahen nun bald auch zu unſerer Rechten den grünen Boden vom gelben Sand ſich ſcharf abgrenzen und dichte Wälder von Palmen erſcheinen. Ich ſprach ſchon früher davon, wie plötzlich man im Delta aus dem tiefen Sand in das fruchtbare Land tritt, das ſich wie die Ausläufer eines Berges bald in denſelben hinein erſtreckt und der Wüſte einen großen Raum ſtreitig macht, bald von dem Sande überwältigt wird und eben ſo weit zurückweicht. Die ganze Grenze des Delta's wird hier von einer weiten Schlangenlinie gebildet. Jetzt traten unſere Pferde noch bis über die Feſſeln in tiefen Sand und die Sonne brannte glühend auf uns; gleich darauf ſtießen unſere Araber und die Kameeltreiber an der Spitze ein lautes, freudiges Hurrah aus; eine angenehme Kühle kam uns entgegen, und die Pferde ſchnaubten und ſchüttelten ſich munter, ſobald ihr Huf den weichen Raſen betrat, deſſen angenehmer Duft uns, die wir ihn ſo lange entbehrt, ungemein erquickte.

Wir hatten das Delta erreicht und ritten durch einen Palmenwald, in dem die Stämme dicht beiſammen ſtanden und von einer Größe waren, wie man ſie bisher noch nicht geſehen. In den Zweigen trieben wilde Tauben und andere Vögel ihr luſtiges Spiel; in einem Kleefeld, deſſen wir zur Linken anſichtig wurden, ſtanden bei den Waſſergräben, die es durchſchnitten, langbeinige weiße Reiher und wandten nur den Kopf, ohne ſich durch unſern Lärm verſcheuchen zu laſſen. Kühe und Pferde graſten unter den Palmen und ſchienen verwundert unſere fremdartigen Geſtalten zu betrachten. Bald kamen wir auf eine grüne Fläche hinaus, welche an der einen Seite das Dorf Salahieh, an der andern Palmenwälder und rechts ein ſchwacher Arm des Nil begrenzte. Wie wohl that uns das Grün der Bäume und der Glanz des langſam

fließenden Waſſers! Ein Wanderer, der den ganzen Tag in glühender Sonnenhitze auf der ſtaubigen Landſtraße gewandelt iſt und kein Mittel gefunden, ſeinen glühenden Durſt zu löſchen, bis er Abends die Ebene verläßt und zwiſchen den Bergen, die er nun erſteigt, einen klaren Felsbach murmeln hört, nur ein ſolcher hat einen Begriff von der Freude, die uns durchſtrömte, als wir den Boden hinter uns hatten, der peſtartige Gerüche aushaucht, die Herz und Körper matt und krank machen, und nun hier geſunde Menſchen uns umſtanden, Menſchen, die, wenn auch in zerlumpter Tracht, uns doch munter anſahen und nicht mit dem unbeſchreiblichen Blick des Elends, wie unſere Reiſegefährten aus der Wüſte.

Salahieh beſteht, wie alle arabiſchen Dörfer, aus Wohnungen, die kaum den Namen von Hütten verdienen. Auf vier roh aus Erde und Lehm aufgeführten Wänden liegt ein Dach von Palmenſtämmen, die, faſerig und leicht, durch aufgelegte Steine feſtgehalten werden. Da die Faulheit des Arabers die Hütte zu niedrig macht, als daß man darin ſtehen könnte, ſo vergrößern ſie ſpäter den Raum, indem ſie den Fußboden im Innern um einige Schuh tiefer graben. Von den öffentlichen Gebäuden, die ſich allenfalls in einem ſolchen Dorfe befinden, iſt nur das Haus, in welchem man die Steuern, das heißt Gerſte, Weizen und Reis aufbewahrt, dauerhafter und in beſſerem Styl gebaut. Die Moſchee dagegen iſt eine Halle von der Größe und Geſtalt, wie bei uns eine mittelmäßige Scheune. Von der Decke hängen ein paar hölzerne Lampen an Schnüren und zwei weiße Stäbe bezeichnen die Kebellinie, die Richtung nach Mecca. Der Fußboden iſt mit ſchlechten Matten oder alten Teppichen bedeckt, welche letztere dann gewöhnlich Vermächtniſſe Verſtorbener ſind, die den Teppich, auf dem ſie ihr ganzes Leben lang gebetet, auch noch nach ihrem Tode zu demſelben Zweck gebraucht wiſſen wollen.

Zu unſerer Verwunderung ſchienen wir nicht die einzigen Reiſenden, die hier ihr Lager aufgeſchlagen hatten. Auf der Wieſe vor dem Dorf ſtand ein großes Zelt und daneben ein kleineres, welches durch eine Art Gang mit jenen zuſammenhing. Vor dem Zelt lag einer der prächtigſten perſiſchen Teppiche ausgebreitet, die ich je geſehen; wahrſcheinlich wollte der Herr deſſelben noch die angenehme Kühle des Abends genießen. Einige Schwarze rückten Polſter zurecht; ein anderer hatte ein großes ſilbernes Nargileh vor ſich, das er in langen Zügen anzurauchen verſuchte. Nach dieſem Wahrzeichen mußte der Herr des Zeltes ein Türke oder Araber ſeyn, und wir hatten uns nicht getäuſcht. Nicht lange, ſo zog ein ſehr gut gekleideter Diener die Vorhänge des Zeltes auseinander und ein ältlicher, aber ſehr ſchöner und ſtattlicher Mann, wie die höchſten Offiziere der ägyptiſchen Armee gekleidet, trat heraus

und ließ ſich auf dem Teppich nieder. Unſere Bedienten waren keine zwanzig Schritte davon beſchäftigt, die Zelte aufzuſchlagen, wobei wir in unſern europäiſchen Koſtümen halfen, ein Anblick, der dem alten Herrn gewiß ſehr neu war, was er jedoch als ächter Muſelmann mit keiner Miene verrieth. Erſt nachdem er einige Züge aus ſeinem Nargileh gethan und ein paar Taſſen Caffee getrunken, winkte er einem der Bedienten, die hinter ihm ſtanden. Ich ſtand den Zelten des Türken am nächſten und betrachtete mit untergeſchlagenen Armen die intereſſante Gruppe und die impoſante Figur des alten Mannes, und als der Bediente gegen mich kam, ſtellte ich mich ihm in den Weg, um ſeine Botſchaft abzufangen. Allein es ging mir wie dem Baſtard in der Jungfrau von Orleans: „er war an einen Würdigern geſendet,“ und ſchoß an mir vorbei, auf den Baron zu, der neben dem Zelte ſtand. Indeſſen gehörte, beſonders für einen Muſelmann, keine prophetiſche Gabe dazu, den Chef unſerer Caravane zu erkennen; in vielen Fällen der Art zog die große Figur und ernſte Haltung des Barons die Abgeordneten gerade zu ihm hin, beſonders wenn er zu Pferde ſaß. Ich folgte dem Bedienten und hörte, wie unſer Dollmetſcher Giovanni einige arabiſche Worte, die ihm jener ſagte, ungefähr ſo überſetzte: „Mein Herr, der Ferik Paſcha Mehemed Ali's, Muſtapha, vormaliger Gouverneur von Creta, bittet Gott, deinen Einzug hier zu ſegnen, und wünſcht zu wiſſen, wer du ſeyſt und welche Geſchäfte dich hieher führten?“ worauf ihm der Baron kürzlich unſere Reiſe beſchrieb und vorzüglich heraushob, wir ſeyen mit der ägyptiſchen Armee, die uns morgen oder übermorgen folgen werde, von Gaza durch die Wüſte gezogen. Der Sklave zog ſich zurück und wir fuhren in unſern häuslichen Beſchäftigungen fort, luden die Kameele ab und feſſelten die Pferde, die ſich nicht weniger als wir über den Grasboden zu freuen ſchienen und ſich darauf herumwälzten.

Bald hatte ſich vor dem Zelt ein Markt gebildet, und wir kauften ſeit langer Zeit wieder um weniges Geld Hühner, friſche Eier, Butter und Milch. Was uns aber am angenehmſten ſchien und auch ſpäter immer am beſten ſchmeckte, war das Waſſer des Nils, das wir, obgleich es trübe war, köſtlich fanden.

Es war ein ſehr ſchöner Abend, und die durch die Palmen und das Waſſer abgekühlte Atmoſphäre kam uns gegen die Hitze der Wüſte wie die Luft eines ſchönen Frühlingsabends im Vaterlande vor. Die kleinen braunen Kinder der Araber ſpielten um uns herum und erinnerten mich lebhaft an die Zeiten meiner Jugend, wo auch ich beim erſten Grün, das die graue Erde überzog, hinaus unter die Bäume eilte, um mich auf dem Raſen zu wälzen und freudig zu jubeln; war es doch auch hier der erſte Frühlingstag nach einem ſchlimmen Winter,

der uns freilich nicht die Erde mit Schnee überzogen, aber noch viel öder und erſtorbener gezeigt hatte.

Der Paſcha, der aus einer gewaltig langen Pfeife große Rauchwolken in die Luft ſchickte; ſchien unſere Pferde ſeiner Aufmerkſamkeit zu würdigen; ſeine Blicke folgten allen ihren Bewegungen mit großem Intereſſe; ja, als das kleine, neugierige Fohlen, das wie gewöhnlich, ſobald es ſeiner Bande entledigt war, um die Zelte zog, ihm einmal ſehr nahe kam, wiegte er wohlgefällig lächelnd ſein graues Haupt und verſuchte es zu ſtreicheln; aber der Wildfang entfloh ihm in luſtigen Sprüngen. Ich machte einen kleinen Spaziergang durch das Dorf, und als ich zurückkam, ſaßen der Baron und der engliſche Kapitän beim Paſcha, mit dem ſie ſich eifrig über Pferde unterhielten. Der Paſcha wollte vermuthlich ſeinen Reichthum zeigen und ließ ſeinen ganzen Marſtall vorreiten. Derſelbe beſtand aus zwei Stuten und vier Hengſten, ſtarke, kräftige Thiere, aber von keiner eigentlichen Race; es war das Blut des Arabers, mit dem des ägyptiſchen Pferdes gemiſcht. Sie hatten einen edel geformten Kopf und eine gute Croupe, waren aber dabei ſo fett, wie alle Erzeugniſſe des Delta. Die Sais ritten ſie ohne Sattel, zuerſt im Schritt, dann im Galopp, zuletzt im Carriere vorbei. Die Reiter ſaßen auf den dicken, glatten Pferden recht gut; doch hatten ſie ihnen einen Riemen um den Hals gelegt, woran ſie ſich beim ſchnellen Pariren feſthielten, was ſehr klug war; denn ich bin überzeugt, daß die ſchweren Thiere den beſten Reiter aus dem Sitz gebracht hätten.

Der Paſcha ſchien mit Vergnügen die Lobſprüche entgegen zu nehmen, die ihm beide Herrn über ſeine Pferde ſpendeten, und als ſie ſich beurlaubten, folgte ihnen einer der Diener Muſtaphas, der uns Alle auf ſieben Uhr zum Abendeſſen einlud. Wir fanden uns pünktlich ein, und da es ſchon anfing zu dunkeln, hatte der Paſcha rings ſein Zelt ſchließen laſſen und Lichter in demſelben angezündet. Es war von grüner doppelter Leinwand, rund und weit geräumiger, als das unſrige; an der Zeltſtange, die in der Mitte ſtand und das ſpitze Dach trug, hingen des Paſchas Säbel und ſeine Piſtolen; auf dem Boden ſaß er ſelbſt, dem Zelteingang gegenüber, auf einem ſehr ſchönen Teppich, der den ganzen Raum einnahm. Mit einer Handbewegung lud er uns zum Sitzen ein, und wir ließen uns im Kreiſe nieder. Stets hatten wir große Noth mit unſerm Dollmetſcher Giovanni, der nur Arabiſch, etwas weniges Türkiſch und ein Gemiſch von Franzöſiſch und Italieniſch ſprach. Trotz dem wollte er, wenn wir bei vornehmen Türken zum Beſuche waren, nicht zurückbleiben; er ſah es als einen Schimpf für ſich an, wenn ſein Herr von andern Dollmetſchern bedient wurde. Auch heute Abend ſtand er an der Zeltthür, um ſein Amt zu verſehen; es

wies ſich aber aus, daß der Paſcha nur türkiſch ſprach, und ſo mußte uns deſſen Dragoman ſeine Worte in's Franzöſiſche überſetzen, wodurch die Unterhaltung leidlich von Statten ging. Doch kaum hatte ſich, als einmal im Geſpräch eine Pauſe eingetreten war, der Dollmetſcher etwas zurückgezogen, ſo hatte auch Giovanni ein Auskunftmittel gefunden, um am Geſpräche Theil nehmen zu können. Als dieſes wieder begann, ſprach der Paſcha mit ſeinem Diener türkiſch, dieſer überſetzte es unſerm Giovanni in's Arabiſche, und dieſer gab es uns in gräßlichen Brocken von Italieniſch und Franzöſiſch wieder. Es dauerte lange, bis dieſe Ueberſetzungsmaſchine recht in Gang kam, und man kann ſich denken, wie viel gegenſeitig verloren ging, bevor es an die rechte Behörde gelangte.

Gleich bei unſerem Eintritt bot man uns Caffee und lange Pfeifen an, und ungefähr eine Stunde darauf, um acht Uhr, ſchien das Souper mit einem kleinen Vorſpiel, beſtehend aus geſchälten Mandeln, geſchnittenen Aepfeln, Roſinen, Datteln und getrockneten Feigen, den Anfang nehmen zu wollen. Auch wurde in kleinen Taſſen Raki oder Dattelbranntwein präſentirt. Daß weder von Tellern, noch von Meſſer und Gabel die Rede war, brauche ich nicht zu erwähnen. Der Tiſch beſtand, wie immer, aus einer großen, runden, kupfernen Platte, die auf einem fußhohen Unterſatze auf der Erde ſtand. Anfangs bemühten wir uns Alle, ſo anſtändig wie möglich zu ſitzen, das heißt, mit untergeſchlagenen Beinen oder wenigſtens knieend. Es freute den alten Paſcha ungemein, wenn er ſah, wie wir ſo oft unſere Stellung wechſelten, und er lachte jedesmal herzlich darüber.

Wir hatten den Tag über faſt gar nichts gegeſſen, und da wir nun zu ſechs die kleinen Schüſſelchen herzhaft angriffen, waren ſie bald geleert, wurden aber noch viel ſchneller durch die hinter uns ſtehenden Diener aus großen Körben wieder gefüllt. Nachdem dieß mehrmals geſchehen war, wurde der erſte Gang mit einer zweiten Lage von Dattelbranntwein geſchloſſen, dann wieder Pfeifen und Caffee gebracht, und die Unterhaltung begann von Neuem, viel lebhafter als früher, aber auch, da ſie durch zwei Dollmetſcher ging, viel zerriſſener. Der Paſcha, der auf der Bruſt das Niſchah ſeiner Würde, einen großen Brillantſtern, trug, wurde ſehr redſelig, wozu wohl der Raki das Seinige beitragen mochte, und ließ uns unter Andern ſagen, obgleich er Türke ſey und unter den Befehlen Mahmuds II. Gouverneur von Creta geweſen, ſo ſollen wir doch nicht glauben, daß er verrätheriſcherweiſe zu Mehemed Ali übergegangen; er ſey, als Creta zum ägyptiſchen Paſchalik geſchlagen worden, Gouverneur geblieben und habe ſo den Herrn gewechſelt. Bei der jetzigen Umwälzung der Dinge habe ihn Mehemed Ali behalten, ihm ein Kommando in der Armee gegeben

und gegenwärtig ſey er hier in Salahieh mit großen Vorräthen an Fourage und Lebensmitteln, um ſie an die Kolonnen der ägyptiſchen Armee, die von Gaza herüberkämen, zu vertheilen.

Es war neun Uhr, als der zweite Gang des Abendeſſens erſchien, dem wir ſehr hungrig entgegen ſahen. Er beſtand aus geſchälten harten Eiern, eingemachtem Geflügel, kleinen getrockneten Nilfiſchen und dergleichen mehr. Mich hatte das Sitzen auf den untergeſchlagenen Beinen und Knieen ſo entſetzlich müde gemacht, daß mir in dieſer Stellung ferner kein Biſſen geſchmeckt hätte, weßhalb ich die Dehors gröblich verletzte und mich der Länge nach auf den Bauch hinlegte, ſo daß meine Füße die Zeltwand berührten und mein Kopf in angenehmer Entfernung über den aufgetragenen Schüſſeln ſchwebte. Der Paſcha brach bei dieſem Anblick in ein unauslöſchliches Gelächter aus und ermunterte die Andern, es mir nachzuthun, weil er ihnen wohl anſah, wie viel Gewalt ſie ſich anthaten, was ſie ſich auch, mit Ausnahme des Barons, nicht zweimal ſagen ließen. Der Baron konnte Stunden lang knieen, ohne müde zu werden.

So wurde es zehn Uhr, und da kein neues Gericht erſchien, ſondern die Bedienten die leer werdenden Schüſſeln immer wieder mit Fiſchen und den andern alten Speiſen füllten, ſo beſorgten wir, das Souper möchte zu Ende ſeyn, und dann wäre es für uns, die wir den ganzen Tag geritten und gehungert, ausnehmend frugal geweſen. Da wir nicht zu fürchten hatten, vom Paſcha verſtanden zu werden, ſo äußerten wir laut unſere Beſorgniſſe, was zu ſehr lächerlichen Scenen Anlaß gab. Wenn ich zu dem neben mir Liegenden ſagte: „ich glaube wahrhaftig, der alte Herr denkt, wir haben genug an Eiern und getrockneten Früchten,“ ſo nickte der Paſcha, der uns aufmerkſam zuhörte, lächelnd mit dem Kopf und machte eine Bewegung mit der Hand nach Bruſt und Stirn, als hätten wir ihm ein Compliment gemacht. Der einzige, der noch auf ein ſolides Gericht hoffte, war der engliſche Kapitän; er verwarf daher auch unſern Vorſchlag, von Giovanni in unſerm Zelt einen kräftigen Reisbrei fertigen zu laſſen, der uns zu Hauſe für die Früchte und Eier ſchadlos halten ſollte. Er behauptete, es müſſe bald ein Hauptſchlag geſchehen, das heißt, ein Hauptgericht erſcheinen, und doch ſtrich der alte Gouverneur von Creta ſeinen wallenden Bart und wiſchte ſich mit einem geſtickten Mouſſelintuch die Hühnerbrühe ab, die ſeine Finger bis zum zweiten Gelenk bedeckte. Es wurde eilf Uhr; aus Ungeduld tranken wir beſtändig Dattelbranntwein, der in großer Menge gereicht wurde und deſſen Geiſt wir dann wieder durch ſtarken Caffee und Tabak niederſchlugen. Auch griffen wir, da an ein weiteres Gericht gar nicht mehr zu denken war, wieder zu den vorhin verſchmähten Schüſſeln mit Eiern und Früchten

und leerten ſie, wobei beſonders unſer Maler ſehr traurige Betrachtungen anſtellte. Nun erſchienen zwei Diener und trugen die kupferne Tiſchplatte hinaus. Jetzt glaubte ſelbſt der Kapitän, daß Alles vorbei ſey, und Baron L. fing ſchon an, unſerm Dollmetſcher eine Dankſagung für das treffliche Souper in den Mund zu legen, als ſich die Zeltthüre weit von einander that und die Tiſchplatte wieder erſchien, beladen mit einem gebratenen Lamm, das den angenehmſten Duft verbreitete. Nie iſt ein Oſterlamm mit mehr Ehrerbietung empfangen worden; es war rührend anzuſehen, wie ſich alle Geſichter ringsum aufklärten, was auch der Paſcha zu bemerken ſchien und freundlich dazu lächelte. Jetzt erſchien ein Diener, den wir bisher nicht geſehen, und Giovanni ſagte uns, es ſey der Koch, der das Lamm zerlegen und mit eigenen Augen ſehen wolle, wie das Gericht, an dem er ſeine ganze Kunſt erſchöpft, den Gäſten ſchmecke. Das Tranchiren ging ſehr einfach von ſtatten: er ſtreifte ſeine Hemdärmel bis zum Ellbogen in die Höhe, nahm dann von den Rippen zu beiden Seiten des Thieres, ſo viel er faſſen konnte, und riß ſie von einander, ſo den Bauch öffnend, worin ein wahrer Schatz vergraben lag, ein ſüßer Pillau, mit Kaſtanien und Roſinen gewürzt. Darauf riß er mit unglaublicher Geſchicklichkeit von den Schenkeln, dem Rücken und dem Halſe des Thieres Stücke Fleiſch ab, die er vor uns hinlegte, ſo wie auch große Haufen des Pillau, den er mit den Händen aus dem Bauche des Thiers ſchaufelte.

Und wir erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle,

griffen herzhaft zu, und nicht eher wurde wieder ein Wort geſprochen, bis der größte Theil des Lammes vertilgt war. Den Reſt nahm der Koch wieder hinaus und gab es draußen den Bedienten. Vom Pillau, den der Paſcha vor ſich hatte, drehte er am Ende der Mahlzeit zwei große Kugeln, die er dem Baron und dem Kapitän, als den höchſten in der Geſellſchaft, eigenhändig in den Mund ſteckte. Freilich eine große Ehre, um die wir ſie aber nicht ſehr beneideten. Darauf kamen noch kleine Schüſſelchen mit Confituren und ſüßen Sachen, denen ich aber im Orient nie Geſchmack abgewinnen konnte; ſie ſind meiſtens ſehr fett und widerlich ſüß.

Der letzte Akt des Soupers hatte uns Alle in heitere Stimmung verſetzt, und wir thaten dem Paſcha den Gefallen, recht viel von ſeinem Raki zu trinken, den er uns oft mit eigener Hand credenzte. Es war ungefähr ein Uhr geworden, als wir aufſtanden und uns mit vielen Dankſagungen von dem alten Herrn beurlaubten, der uns mit ſeinen beſten Segenswünſchen entließ.

Es war das herrlichſte Wetter, als wir uns am andern Tage ſehr früh erhoben. Die Sonne vergoldete die Stämme der Palmen, und

ihr Strahl bildete aus den Thautropfen, die an den Gräsern hingen, Tausende von Diamanten, ein Anblick, um so freundlicher für uns, als wir ihn so lange nicht genossen hatten. Rasch wurden unsere Kameele beladen und wir waren in kurzer Zeit zum Aufbruch fertig. Als wir eben abreiten wollten, ließ uns der freundliche Pascha zu einer Tasse Caffee einladen. Wir sagten dem guten alten Manne ein herzliches Lebewohl, und nachdem ihm der Baron noch das Vergnügen gemacht hatte, ihm auf seinem Fuchshengste zu zeigen, wie ein deutscher Reiter zu Pferd sitze und es in der Gewalt habe, zogen wir lachend und singend unseres Wegs.

Anfänglich lief unser Pfad einen Damm am Nil entlang, und außer den Palmen, den einzigen Bäumen, die wir bisher gesehen, erschienen hie und da einzelne Platanen, Cedern, auch einige Maulbeerbäume in Gruppen beisammen; auf ihren Zweigen wiegten sich zahllose wilde Tauben und eine Art Wiedehopf, etwas kleiner als die unsrigen, aber von schönem glänzendem braunem Gefieder. Wir schossen viele dieser Vögel, die dann gleich aus freier Hand gerupft und an den Sattelknopf gehängt wurden, um Abends eine feine Schüssel zu bilden. Für uns, die wir aus dem öden Syrien kamen, war es sehr erfreulich, zu sehen, wie hier jeder Fußbreit Landes auf's Sorgfältigste benutzt wird. Alle Felder sind durch Wassergräben im Vierecke von ungefähr sechs Fuß getheilt. Ein Schöpfrad, das in einem runden, gemauerten Brunnen durch Thiere, oder bei kleineren auch durch Menschenhände getrieben wird, füllt diese Gräben, welche so dem ganzen Felde frisches Wasser mittheilen. Dergleichen Schöpfräder hat Mehemed Ali, wie man sagt, im ganzen Delta nicht weniger als fünfmalhunderttausend auf seine Kosten bauen lassen. Das schöne, gleichmäßig angebaute Land ringsum gleicht mit seinen gesund aussehenden Arbeitern dem großen Garten eines reichen Herrn, und leider ist es im größten Theil von Aegypten wirklich so. Der Fellah säet und erntet für die Regierung, der er nicht etwa nur einen Theil seines sauer Erworbenen abgibt: die unmäßigen Steuern lassen ihm von seinem Verdienst nur eine Kleinigkeit übrig; ein Verhältniß, das indessen von dem Aegyptier nicht so schwer empfunden wird, wie es uns beim ersten Anblick erscheint, und wie es den allgemeinen Menschenrechten nach wirklich ist. Der Fellah kann ja kein Eigenthum für seine Kinder sammeln, denn das Grundstück, auf dem er säet, das Haus, in dem er wohnt, und das Schöpfrad, das ihm sein Wasser liefert, gehören der Regierung; ja sogar die Palmbäume, die das Delta umgränzen, sind größtentheils Eigenthum des Pascha; der Bauer bekommt für die Pflege und Wartung der Bäume nur einen kleinen Theil der Früchte. Es sey ferne von mir, die Administration und das Steuerwesen Mehemed Alis, die

ſchon von ſo vielen beſſer Unterrichteten beſprochen worden ſind, hier auseinander ſetzen, oder ſie gar vertheidigen zu wollen. Aber das große Geſchrei über die ſchreckliche Unterdrückung und das Elend des ägyptiſchen Bauern haben wir durchaus nicht gerechtfertigt gefunden. Es iſt wahr, das Geſetz ſteht mit der Peitſche hinter ihm und zwingt ihn zu immerwährender Arbeit, dafür hat aber auch der Fellah zu leben, und man braucht in einem ägyptiſchen Dorfe nicht, wie in der Türkei in Dörfern, ja in Städten, wie Schumla, lange nach einigen Lebensmitteln herumzuſchicken. Sobald wir uns im Delta einem Dorfe näherten, war augenblicklich ein kleiner Markt um uns verſammelt und wir kauften zu den billigſten Preiſen Hühner, Eier, Butter, Milch, oder was wir ſonſt bedurften. Die Wohnungen der Fellahs ſind freilich nicht glänzend, aber es war uns noch in friſchem Andenken, was wir auf der Landreiſe durch die Türkei geſehen, und gegen die Hütten von Giorgewo ſind die Häuſer der Fellahs recht wohnlich.

Nach einigen Stunden verließen wir den Damm und wandten uns durch den Palmenwald, der Grenze des Delta, wieder in die Wüſte, und um nicht allen Krümmungen, die wie ſchon geſagt, hier das angebaute Land bildet, folgen zu müſſen, ritten wir einen Sandweg gerade aus. Uns zur Seite zogen ſich die Palmen in einem Bogen zurück, deſſen Ende wie ein Vorgebirg wieder in den Weg hinein trat. Nach einigen Stunden hatten wir es erreicht, und ruhten in ſeinem Schatten einige Zeit aus, um dann wieder auf eine neue Waldecke, die vor uns auftauchte, loszurücken. Nach dieſen Etappen, wenn ich es ſo nennen darf, die, da die Palmenwälder gegen den Sand ziemlich regelmäßige Bogen bilden, faſt gleichweit von einander entfernt ſind, berechneten unſere Beduinen den Weg, und wenn wir ſie fragten, wie lange wir noch zu marſchiren haben, ſo hieß es: wir haben bis zum Nachtquartier noch ſo und ſo viel mal Schatten.

Wir waren noch ein paar Stunden von dem Dorfe Abu Hamud, das wir heute erreichen wollten, als die Sonne ſank und die Palmen lange Schatten in unſern Weg warfen. Die Hitze, die den Tag über ziemlich ſtark geweſen war, ließ nach, und wir hatten noch einen köſtlichen Abend. Da der Weg ziemlich hart, auch ſtellenweiſe mit Raſen bedeckt war, ſo ſtiegen wir ab und ließen die ermüdeten Thüre am Zügel nachlaufen, während wir unſere Phantaſien und Plane, die wir in Betreff Kairo's gefaßt hatten, einander mittheilten. Mit welchen Farben malten wir uns die Herrlichkeiten der alten Kalifenſtadt aus! wie ehrerbietig wollten wir dem Rauſchen des Nilſtromes horchen, ob er uns nicht vielleicht etwas von vergangenen Zeiten erzähle! Neben dieſen poetiſchen Gedanken ſtiegen auch recht proſaiſche auf; ſo wenn wir uns die Eleganz des engliſchen Gaſthofs, den wir beehren wollten,

vergegenwärtigten. Wir waren dieſen Abend Alle recht froh geſtimmt und ſchickten manchen Gruß nach der Heimath. Das Herz iſt an einem ſchönen Abend ſtets geneigter, angenehme Eindrücke, beſonders Schönheiten der Natur aufzunehmen und zu warmen Gefühlen zu verarbeiten, die es lebendiger ſchlagen, das Blut raſcher kreiſen machen. Wir ſahen faſt ängſtlich links, wo die Wüſte ihre Hand nach uns ausſtreckte, auf den gelben Sand, in dem die letzten Strahlen der Sonne, wie auf einem Waſſerſpiegel, einen goldenen Weg zeichneten. Rechts ſahen wir die Stämme der Palmen von demſelben Lichte gelb angeſtrahlt, und unter ihnen blickte hie und da ein kleines Hüttchen heraus, vor dem dunkelfarbige Kinder ſpielten. Hier führte unſer Weg dicht bei einem Brunnen vorbei, wo junge Araberinnen ihre Gefäße füllten, oder die vollen Krüge mit unbeſchreiblicher Zierlichkeit auf dem Kopfe trugen, und dabei lachten und ſchäkerten. Auch gaben ſie uns bereitwillig von ihrem Waſſer und ſchöpften gern für unſere Kameele und Pferde eine Rinne voll. Wir fühlten uns lebhaft in eine uralte Zeit verſetzt, denn hier hat ſich in Koſtüm und Sitten wenig geändert, und Rebekka muß wie jene Araberin ausgeſehen haben, die uns freundlich lachend nach der Reihe ihren Krug bot.

Vor uns hatten wir eine kleine Anhöhe, hinter welcher unſer Nachtquartier lag. Herr Akrabut, der Mährchenerzähler, war der Erſte, der mit ſeinem Kameel oben war, und blieb dort halten, ein langes, freudiges Geſchrei ausſtoßend. Wir eilten zu ihm und ſahen durch eine Lichtung im Palmenwald ein großes Stück des Delta vor uns liegen und an zwei Stellen den Nil. Dies ſah ich, aber der Baron der ein ſehr ſcharfes Auge hat, rief uns zu, nach den Gläſern zu greifen und nach den Höhen zu ſehen, die wir am fernen Horizont bemerkten. Mir ſchien es anfänglich eine Hügelreihe; doch als ich genauer hinſah, waren es die Pyramiden von Ghize.

Ich weiß nicht, ich glaubte, mich müſſe ein eigenes gewaltiges Gefühl beim Anblick dieſer Steinmaſſen durchzucken, die uns ſo fern ſind und doch ſeit der früheſten Jugend ſchon bekannt. Als ich noch ein kleiner Knabe war, wußte ich ſchon, daß es im Lande Aegypten ungeheure Pyramiden gebe, und wie ſie ungefähr ausſehen. Von da an hielt ich ſie im Herzen feſt und ließ ſie mit meinem Begriff wachſen. — Jetzt ſtanden ſie vor mir, und — wie der Menſch iſt — nicht der ſtolze Gedanke, ſo weit hinaus gekommen zu ſeyn in die Welt und dieſe Pyramiden zu ſchauen, bald zu berühren dieſe Steine, an denen der Staub von Jahrtauſenden klebt und an denen eine ungeheure Geſchichte ſpurlos vorübergeſtrichen, ließ mein Herz ſtärker ſchlagen, ſondern als wäre es ängſtlich, einen kleinen Gedanken bei dieſen gewaltigen Zeichen einer großen Zeit zu faſſen, fuhr es in ſich zurück und ſchwärmte beim

Anblick der Pyramiden von Kindheit und Liebe, so daß ich endlich wie aus dem Schlafe erstaunt auffuhr und meinen Gefährten nacheilte, die schon weit voraus waren.

Wir hatten noch eine halbe Stunde zum Eingange des Dorfes, wo wir übernachten wollten. Bei demselben, etwas vom Wege ab, lag versteckt unter hochstämmigen Palmen, dichten Platanen und Akazien, recht still und heimlich, das Grab eines türkischen Heiligen, aus einem kleinen Gebäude mit einer Kuppel bestehend. Wir passirten eine steinerne Brücke, die über einen Arm des Nils führt, und schlugen unser Zelt auf einem Rasenplatz vor dem Dorf Abu Hamad auf, welches uns noch bei Weitem erbärmlicher schien, als Salahieh. Von einer Menge neugieriger Weiber, Kinder und Männer umringt, packten wir ab und richteten uns in unsern Zelten ein, wobei das Volk alle Gegenstände, die zum Vorschein kamen, aufmerksam betrachtete. Man mußte die Augen überall haben, damit die Sachen wieder in unsere Hände kamen. Wie im ganzen Orient, waren auch hier für die Männer die Percussionsschlösser an unsern Gewehren ein Gegenstand der größten Verwunderung; sie konnten nie begreifen, wie das kleine kupferne Zündhütchen im Stande seyn sollte, dem Pulver Feuer mitzutheilen. Die Weiber hingegen lachten über unsere blechernen Kochgeschirre und Casserole, so wie über unsere Leuchter und die Wachskerzen, die darin staken, eine Sache, die ihnen sehr wunderbar vorkam, besonders als wir sie anzündeten.

Beim Einreiten in's Dorf hatten wir auf den umliegenden Feldern große Schaaren von weißen Vögeln entdeckt, die Reihern glichen. Schon oft hatten wir einzelne bei Acre und Jaffa gesehen und waren ihnen, so viel es uns Zeit und Weg erlaubte, Stunden lang nachgestrichen, ohne zum Schuß kommen zu können. Heute nun war die Gelegenheit zu schön, mit diesen Thieren nähere Bekanntschaft zu machen, um sie unbenutzt vorbei gehen zu lassen. Der Maler und ich nahmen unsere Flinten und gingen aus dem Dorfe, um uns hinter einigen Hecken her an einen Platz zu schleichen, wo die Vögel auf einem sumpfigen Reisfelde gravitätisch auf und ab spazierten. Doch ehe wir nahe genug kamen, flog neben uns eine Schaar wilder Tauben auf, und wir konnten unmöglich unterlassen, unsere Gewehre auf sie abzufeuern, was auch mehrere zu Boden brachte. Das Knallen hatte aber die Reiher aufgeschreckt und sie zogen mit schwerem Flügelschlag einige Felder weiter. Wir folgten rasch, und obgleich wir, hinter Schöpfrädern und Brunnen fortschleichend, ihnen oft sehr nahe kamen und auf sie schossen, konnten wir doch keinen einzigen erreichen. Die Thiere schienen unserer zu spotten und hoben sich nach jedem Schuß unversehrt in die Luft, ohne auch nur eine Feder zurückzulassen.

So jagten wir sie um das ganze Dorf herum, bis in die Nähe des oben genannten Grabmals, wo der ganze Schwarm erst eine Zeit lang in der Luft kreiste und sich dann mit einemmal auf die Bäume niederließ, die davon ganz weiß, wie mit Schnee bedeckt, aussahen. So still es vorhin um das Grabmal gewesen war, so lärmend wurde es jetzt; denn außer den Reihern, die sich schreiend um die Plätze auf den Aesten zu zanken schienen, hatten sich hier wilde Tauben, Wiedehopfe und andere Vögel zahlreich eingefunden, wahrscheinlich um an diesem Orte, der den Arabern heilig ist, ungestört ihre Nachtruhe zu halten. Wir traten an das Gemäuer, das, ein paar Fuß hoch, das Grab und den Garten umgab, und sahen wie die Vögel, die früher so scheu vor uns geflohen waren, jetzt in der schönsten Schußweite es sich vor unsern Augen bequem machten und uns vertrauensvoll ganz nahe kommen ließen. Es wurde uns wirklich schwer, dieses Vertrauen zu respektiren und nicht unter sie zu schießen; doch würde auf einen Schuß in die dicht gedrängten Haufen eine ganze Masse gestürzt seyn, und wir wünschten nur ein einziges Exemplar zu haben, um es unserem Doktor heimzubringen, und wilde Tauben für die Küche hatten wir bereits in Menge. Schon wollten wir uns, da es stark dämmerte, nach den Zelten zurückbegeben, als noch ein großer Reiher, der sich wahrscheinlich verspätet hatte, im schweren Flug über uns hinschwebte. Der Maler gab Feuer, das Thier stürzte herab, und in demselben Augenblicke hob sich der ganze Schwarm, der sich auf den Bäumen gelagert hatte, und flog mit lautem Geschrei über unsern Köpfen weg. Wir aber machten uns mit unserer Beute davon; denn die Schüsse und der Lärm der Vögel hatten mehrere Dorfbewohner herbeigezogen, die über unsere Jagd an ihrem geheiligten Orte unwillig schienen.

Wir hatten heute einen ganz ähnlichen Weg, wie gestern. Nachmittags gegen drei Uhr sahen wir vor uns ein kleines Dorf liegen, das uns wunderlich vorkam. Jedes der niedrigen Häuser schien, was wir sonst nie gesehen hatten, auf der Terrasse eine Menge Schornsteine zu haben, die von der Höhe wie das Haus selbst, aber mit einem kleinen Kuppeldach bedeckt waren und nach allen Seiten kleine Löcher hatten. Als wir näher kamen, wurde unsere Jagdlust rege, denn das ganze Feld und selbst die Straße war mit zahllosen Schaaren von Tauben bedeckt, die so zahm waren, daß sie unter die Hufe unserer Pferde liefen. Schon wollten wir einige Schüsse unter sie thun, als der Chef unserer Beduinen uns davon abhielt: es seyen keine wilden Tauben, sondern zahme, die in den von uns für Schornsteine gehaltenen Aufsätzen der Häuser nisteten und täglich in großer Anzahl nach Kairo geliefert würden.

So näherten wir uns denn rasch der Hauptstadt und hatten schon

den Umkreis erreicht, in dem sie ihre gierigen Fänge ausstreckt, um Nahrung für sich herbeizuschleppen. Auch kamen wir Nachmittags an ein großes Gebäude, von mehreren kleinen umgeben, wie man uns sagte, eine Anstalt zur Erziehung der Kinder ägyptischer Soldaten. Da jeder dieser Vaterlandsvertheidiger sich verheirathen darf, so ist es nicht mehr als billig, daß der Staat auch für die hieraus entstehende Generation sorgt; denn das Weib des ägyptischen Soldaten begleitet den Mann in's Feld, um ihn zu bedienen; sie putzt seine Waffen und Uniformsstücke, sorgt in den meisten Fällen für die Unterhaltung und Wartung des Pferdes und bereitet ihrem Gemahl das Brod, indem sie das Korn oder den Reis, den der ägyptische Soldat empfängt, auf einer kleinen Handmühle mahlt und runde, dünne Kuchen daraus backt; eine Masse von Geschäften, die sie, wenn ihr obendrein auch noch die Last aufläge, ihre Kinder um sich zu haben, deren in den meisten Fällen nicht wenige sind, völlig erdrücken würde. Deßhalb können sie die Knaben, wenn sie das dritte Jahr erreicht haben und gesund und stark sind, an jene Erziehungshäuser abliefern, die dann nach Landesart für sie sorgen; d. h. die Kinder lernen etwas im Koran lesen und werden dabei frühzeitig, da sie Soldaten werden sollen, zu allen möglichen Waffenübungen angehalten.

Die Gebäulichkeiten dieser Erziehungsanstalt waren ziemlich geräumig und aus Steinen aufgeführt; es schien aber, als würden sie nicht sonderlich unterhalten. Wir hatten nicht Zeit, das Innere zu besehen, doch ließen wir uns später in Kairo darüber unterrichten und hörten, daß die Einrichtung sehr einfach ist. Das Ganze besteht außer kleinen Zimmern, worin die Zöglinge am Boden auf Strohteppichen schlafen, und einem gemeinschaftlichen Saale, wo man sie im Lesen unterrichtet, nur aus einem großen Hof zum Spielen und einem Garten, oder vielmehr einem Stück Feld, wo sie im Bebauen und Bewässern der Aecker unterwiesen werden. So gut und menschlich vielleicht der Zweck einer solchen Anstalt seyn mag, und so sehr sie dem ägyptischen Soldaten bei der uns sehr mißlich erscheinenden Erlaubniß sich verheirathen zu dürfen, seine Lasten erleichtert, so schlimm wirkt das Zusammenwohnen dieser Kinder, die in den meisten Fällen schon zuvor verdorben sind, auf ihre Sittlichkeit.

Es war bereits Abend geworden, als wir unser letztes Nachtquartier vor Kairo erreichten, worüber wir Europäer uns nicht wenig freuten. Aber unsere Beduinen und Kameeltreiber wären, als wir die Wüste einmal hinter uns hatten, mit uns, glaube ich, durch das Delta bis nach Oberägypten gezogen; so gut, wie sie und ihre Thiere es bei uns hatten, bekamen sie es schwerlich so bald wieder. Besonders gefielen ihnen die ungeheuren Portionen Pillau, die Giovanni täglich für

ſie zubereitete, und die ſie in Ermanglung einer großen Schüſſel aus den kleinen Gefäßen, die er einigemal für ſie füllte, auf einen zuſammengefalteten Burnus ſchaufelten und von dieſem mit den Händen zum Munde führten. Auch verſchmähten ſie, ihrem Geſetz zum Trotz, die Ueberreſte eines ſchlechten rothen Weins nicht, den wir zuweilen in den ägyptiſchen Dörfern fanden und ihnen zukommen ließen.

Die Einwohner des Dörfchens, bei dem wir lagerten, drängten uns mit den mannigfaltigen Artikeln, die ſie zu Verkauf brachten, ſo ſehr, daß wir unſere Leute um die Zelte ſtellen mußten, um ſie einigermaßen abzuhalten. Da viele mit denſelben Artikeln kamen, ſo fiel uns oft die Wahl ſchwer; denn obgleich eifrige Concurrenten, überboten ſie ſich doch nicht, wie bei uns, im Herabſetzen der Preiſe, ſondern hielten ſie in einer verdrießlichen Uebereinſtimmung auf derſelben Höhe, weßhalb ſich unſer Kapitän, der meiſtens die Einkäufe beſorgte, damit half, daß er nur von den hübſcheſten jungen Weibern und Mädchen etwas nahm, worüber die alten ein gewaltiges Geſchrei erhoben. Es gab ein ſolches Gezänk, ja am Ende ein Handgemenge, daß wir vor lauter Lachen mit unſerem Geſchäft inne halten mußten. Nichts poſſierlicher, als der Eifer, ich möchte ſagen die Wuth, mit der die Weiber, ſchwer bepackt, herbeirannten, um ihre Artikel durch Anpreiſungen und Liebkoſungen an den Mann zu bringen. So kamen welche, die auf dem Kopf ein Körbchen mit Butter und Eiern, unter einem Arm einige Hühner, in der andern Hand ein Gefäß mit Milch trugen, und trotz dem Drängen und gegenſeitigen Stoßen dieſe Sachen ſo geſchickt zu balanciren wußten, daß ſie nichts davon verſchütteten und zerbrachen. Ein paar kleine ſchmutzige Kinder hielten ſich meiſtens am blauen Hemd ihrer Mutter feſt, nnd da ſie aus Angſt vor den Franken nicht wagten, dieſes Aſyl zu verlaſſen, ſo wurden ſie beim Vordringen mit fortgeriſſen und beim Zurückſtoßen nicht ſelten unſanft auf den Boden geſetzt, und ihr Gekreiſch miſchte ſich harmoniſch mit dem Geſchrei der Weiber. Endlich hatten wir glücklich unſern Bedarf an Lebensmitteln beiſammen; es war wenig, hatten wir ja morgen nicht mehr nöthig, unſern Pillau und unſere Hühner ſelbſt zu kochen. Wir zogen uns in's Zelt zurück, um dem Schwarm zu entgehen, mit dem wir aus verſchiedenen Gründen nicht zu ſehr in Berührung kommen mochten.

Wir berathſchlagten über den Küchenzettel. Heute, am letzten Tag unſerer Wüſtenreiſe, wollten wir ein Uebriges thun, beſonders den noch vorräthigen Zucker, den wir morgen nicht mehr brauchten, gehörig anbringen. Zu dem Ende ſchlug der Baron einen ſüßen Reis vor, was einſtimmig angenommen wurde. Dann waren wilde Tauben da, die wir am Morgen geſchoſſen, Hühner, Eier und ein ſaftiges Stück „Mouton," eine Lieblingsſpeiſe des Engländers, der aber trotz dieſer

Auswahl von Speisen noch einen Pillau mit Hammelfett wünschte und dessen Anfertigung neben den verschiedenen andern Artikel seinem Koch auftrug, was bald zu einem lächerlichen Streit zwischen Beiden Veranlassung gab. Wir sahen während des Speisens dem Kapitän an, daß er mit Verlangen auf seinen Pillau wartete; doch kam er immer nicht, und Hussein wollte schon das Tischzeug abräumen, als sich der Engländer nach seinem Lieblingsgericht erkundigte, und zu seinem nicht geringen Aerger erfuhr, unser Giovanni habe heute die Küche besorgt und keinen Pillau kochen wollen, weil er geglaubt, wir haben an den andern Gerichten genug. Ruhig ließ der Engländer Teller und Bestecke fortbringen, und erst nachdem der Caffee getrunken und eine lange Pfeife angesteckt, citirte er seinen Koch und sagte ihm im gelassensten Tone: „Bessewenk, warum hast du keinen Pillaw gekocht?“ Der Koch stotterte die Weigerung Giovannis her, und der Kapitän fuhr fort: „So mach jetzt den Pillau.“ Wir konnten uns kaum des Lachens enthalten, aber der Kapitän meinte, er kenne diese Menschen; man müsse sie das buchstäblich erfüllen lassen, was ihnen befohlen worden, und er hatte allerdings Recht. Wir machten uns mit Raki, den wir im Dorfe gekauft, noch einen Punsch zurecht und legten uns dann zum Schlafen nieder. Ich mochte etwa eine Stunde geruht haben, als ich durch ein gelindes Tellergeklapper erwachte. Schlaftrunken öffnete ich die Augen und glaubte, als ich sah, daß Hussein den Tisch deckte, wobei ihm der Kapitän aufmerksam zusah, es müsse bereits Morgen seyn; doch ein Blick auf die Uhr belehrte mich, daß es ein Uhr in der Nacht war. Auch die andern Reisegefährten erwachten, man fragte den Engländer, ob er noch einmal speisen wolle; dieser entgegnete ruhig, Hussein werde gleich den vergessenen Pillau bringen. Er erschien wirklich mit einer bedeutenden Schüssel voll, und der Kapitän lud uns dazu ein. Wir versicherten ihm lachend, der Schlaf sey uns viel lieber als sein Pillau, worauf er sich allein an die Schüssel legte, einen Löffel voll genoß und dann Hussein befahl, die ganze Bescheerung wieder fortzunehmen. Auf diese Art erzog der Mann seine Leute; er hatte im langen Umgang mit diesen Menschen gelernt, daß sie durchaus nicht wie europäische Bediente zu behandeln seyen; ein Verweis rührte sie nicht im Geringsten. Allerdings mißhandelte er sie zuweilen, aber sie flogen auf einen Wink von ihm zu seinen Diensten herbei. Mit unsern Leuten war es ganz anders, besonders mit Giovanni. Der gute Baron behandelte ihn freundlich, verlangte wenig von ihm und ertheilte ihm, selbst wenn er sehr nachläßig war, nur einen gelinden Verweis. Dafür that dieser Herr aber auch meist, was er wollte, und wenn er es auch nicht wagte, sich offen gegen den Baron zu empören, so verrichtete er doch seine Geschäfte, wenn er schlecht gelaunt war, mit dem größten Widerwillen,

und uns behandelte er nicht selten sehr nachläßig. Ich habe nie einen Menschen gesehen, der seinem Herrn gegenüber eine unverschämtere Stellung annehmen konnte. Oft, wenn ihm der Baron einen Befehl ertheilte, verschränkte er die Arme, stellte sich trotzig hin und fragte in seiner lingua franca: „Qui voulete?“ War dieser Mensch aber bei guter Laune, so hatten wir an ihm den besten, gewandtesten Diener, den man sich denken kann, und es gab nichts, was Giovanni nicht ausgeführt hätte. Er war sehr muthig, ich glaube auch ehrlich, ließ sich im Handel von seinen Landsleuten nicht betrügen und kochte sehr gut. Indessen rathe ich jedem Reisenden, bei der Annahme eines solchen Dollmetschers, den er unter den Eingeborenen wählen muß, sehr vorsichtig zu Werke zu gehen. Das Beste ist, wenn man diese Route macht, seinen Dragoman von Konstantinopel mitzunehmen, wo es deren giebt, die durch ihre Solidität und Brauchbarkeit bekannt sind und zuweilen von der Pforte zu kleinen Geschäften benutzt werden, es aber vorziehen, Reisende zu begleiten. Ein solcher kann sich leicht einen Ferman verschaffen, der ihm in den Ländern, die dem Sultan untergeben sind, dasselbe Ansehen giebt, dessen die Tartaren oder Begleiter der türkischen Post im Innern des Reichs genießen. So kostspielig ein solcher Diener ist, so hätten wir doch einen genommen; aber wegen der Botschaften, die stets zwischen Mehemed Ali und der Pforte gewechselt wurden, war im Augenblick kein einziger in Konstantinopel zu haben. Unser Giovanni war in Smyrna gedungen worden, wo er zur Zeit in einem französischen Gasthof den Lohnbedienten machte. Ich glaube, der Wirth empfahl ihn deßhalb so dringend, um seiner los zu werden. Er reiste auch gleich stehenden Fußes mit, ohne seine vielen Kleider mitzunehmen, die er sich nach Beirut nachkommen lassen wollte. Doch haben wir auf der ganzen Tour von der Equipage keinen Faden zu Gesicht bekommen.

Der Engländer hatte wegen der Bosheit dieses Burschen schon oft seinen Aerger an den Tag gelegt, und wir sahen ihm an, wie gern er einmal mit ihm angebunden hätte; doch nahm sich Giovanni lange in Acht, mit dem Kapitän in Berührung zu kommen, bis er eines Morgens, als ihm die Kameeltreiber zu langsam aufpackten, von seinem Pferde sprang und jedem einen Hieb mit dem Kantschuh versetzte. Da gab der Kapitän seine Pfeife ganz ruhig an Hussein, machte seine Reitpeitsche los und prügelte unsern Dragoman mit den Worten durch: „Wie kannst du, Schuft, meine Leute schlagen?“ Dies that für lange Zeit gut, und er war die Folgsamkeit selbst; in der Folge durfte der Kapitän nur mit den Augen winken, und Giovanni kam herbei, sich nach seinen Befehlen zu erkundigen.

Wir schliefen die Nacht unruhiger als je; außer verschiedenen klei-

nen Thieren, die uns sehr belästigten und die der Verkehr mit den Arabern uns zugeführt, störte uns auch der freudige Gedanke, morgen in Kairo einzurücken. Beim ersten Schein des Tages waren wir munter und putzten uns so gut wie möglich heraus, um wenigstens in ziemlichem Anstand unsern Einzug in der Hauptstadt zu halten. Doch konnten wir die Eindrücke der Wüstenreise unmöglich vertilgen, und wir sahen einer Bande fahrender Abenteurer nicht unähnlich. An der Spitze des Zugs gingen die Kameele; auf dem ersten hing das Fohlen, jetzt wieder allein, denn die ägyptische Dame, die uns gefolgt war, ließ der Baron heute absteigen, weil er nicht Lust hatte, mit einem Stück Harem anzukommen. Die Last unserer beiden Packkameele hatte sich auch sehr vermindert, da unsere Vorräthe geschmolzen waren. Auf dem vierten und fünften saßen der Maler und der Doktor in europäischen Röcken, das Fez auf dem Kopfe und um dasselbe ein Tuch turbanartig gewunden, ihre Gewehre auf dem Rücken und aus langen Pfeifen rauchend. Auf dem sechsten ritt Friedrich, der Reitknecht, der wohl am sonderbarsten kostümirt war und den Arabern häufig Stoff zum Lachen gab. In seinem Anzug waren Orient und Occident drollig vermischt. Auf eine weite graue türkische Hose hatte er braune Kamaschen geknöpft, die etwas defect geworden waren und die rothen Pantoffeln an dem Fuße sehen ließen; über einer rothgewürfelten französischen Weste mit langen Schößen, die den halben Oberschenkel bedeckten, trug er einen weißen englischen Rock, der ihm im Stehen bis auf die Füße reichte; um den Hals hatte er einen alten Shawl, mit dem er kokettirte und ihn stets mit einer ungeheuern Schleife aufband. Das siebente Kameel war das meinige, auf dem aber Hussein saß, der mir zu Anfang unserer Wüstenreise seinen Maulesel abgetreten hatte. Der Baron, welcher den gekauften arabischen Fuchshengst ritt, ein unermüdliches Thier, dessen Adel und Ausdauer man bei den härtesten Touren durch den tiefen Sand nicht genug bewundern konnte, trug einen blauen Ueberrock, einen rothen Shawl um den Leib, woran ein kleiner persischer Dolch in einer schön gearbeiteten silbernen Scheide hing und hatte um den Kopf ein roth und gelbes Tuch gewickelt, wie es die Beduinen tragen. Der Kapitän hatte, wie er selbst in der größten Hitze that, seinen feinen arabischen Mantel umgehängt, dessen Gewebe aus Kameelhaaren sehr dünn war und auf dessen schwarzem Grund sich die Gold- und Silberstickereien prächtig ausnahmen; er trug die Dienstmütze der englischen Armee. Mein Maulesel — ich habe von seinen glänzenden Eigenschaften schon früher gesprochen — hatte trotz aller Strapazen nichts von seinen Fehlern und seinem Fleische verloren. Mein Anzug dagegen war äußerst defect geworden, und da meinem Rocke schon längst die meisten Knöpfe fehlten, so war mir der Riemen

eines breiten perſiſchen Schwertes, das ich um meine Lenden gegürtet hatte, als Halt des Gewandes viel nützlicher als die Waffe ſelbſt. Unſere ſämmtlichen Kleider waren von Sonne und Sand arg mitgenommen, und von unſerer Wäſche mag ich gar nicht reden.

Wir rückten mit ſtarken Schritten Kairo näher und betraten mit Ehrfurcht dieſen Boden, der, einem großen Kirchhofe gleich, allmählig wieder herausgibt, was ihm vor Jahrtauſenden anvertraut worden, und auf welchem nach langer Zeit der Erſchlaffung ein neuer Zauberer erſchienen. Man ſtaunt, wenn man ſieht, was Mehemed Ali in dieſem Land und mit ſeinen Mitteln hervorgebracht. Neben der armſeligen Hütte des Fellah erheben ſich großartige Steingebäude, Schulen, Kanonengießereien, Gewehrfabriken und wohleingerichtete Geſtüte; aber je mehr dieſe Anſtalten, unter denen die ſchon erwähnte Telegraphenlinie durch die Wüſte gewiß nicht die unbedeutendſte iſt, von dem Geiſte dieſes Mannes zeugen, um ſo mehr bedauert der ruhige Beobachter, daß er als Zauberer auftrat, der Alles mit einem Schlage erſtehen ließ, und nicht als ruhig ſchaffender Geiſt, der erſt die Wurzel feſten Grund faſſen läßt, ehe er den ſtolzen Baum aufrichtet. Mir iſt Aegypten vorgekommen wie ein wilder Menſch, dem man die eleganteſten Kleider anzieht und ihn zu einer Partie Boſton ſetzt, wo er es mit geübten Spielern aufnehmen ſoll, er, der kaum weiß, was Karten ſind.

Wenn man Kairo zurückt, beſonders von der Seite, wo wir herkamen, ſo glaubt man, von der Straße abgeſehen, die einige Stunden vor der Stadt wieder in tiefem Sand dahinzieht, man nähere ſich einer der großen Städte Europas. Wir waren heute Morgen kaum einige Stunden geritten, ſo kamen wir an ein großes ſteinernes Gebäude, weiß angeſtrichen, auf's Beſte erhalten und mit Gärten umgeben. Es war eine der höheren Militärſchulen des Paſcha, wo die Söhne der Generale, Beamten und ſelbſt der Soldaten, wenn man Talent an ihnen entdeckt, zu Offizieren gebildet werden. Gegen Mittag zogen wir durch ein größeres Dorf, wo wir an vielen Gebäuden ſehr ſchöne Ueberreſte altarabiſcher Baukunſt entdeckten, und kaum hatten wir es verlaſſen, ſo ſahen wir weit vor uns zwiſchen weißen Gebäuden, Palmen- und Akaziengruppen am äußerſten Horizont gelbe Spitzen auftauchen — Kairo, ſo erklärte unſer Beduinenchef mit lautem Geſchrei.

Der Himmel, der bei unſerm Auszug am Morgen ganz blau geweſen war, hatte ſich ganz ſonderbar verändert, wie wir es nie geſehen. Am Horizont nach Südweſten färbte er ſich zuerſt hellgelb, wie wenn dort große Staubwolken aufſtiegen, und überzog ſich nach und nach ganz mit einer dunkelgelben Farbe, wie man es wohl bei uns bei ſehr ſtarken Gewittern ſieht. Dabei wehte uns ein heftiger Südwind mit erſchlaffender Hitze an und führte uns einen feinen Sand

entgegen, vor dem man kaum die Augen offen halten konnte. Es war der Samum, der um dieſe Zeit anfängt, den Caravanen verderblich zu werden. Hinter dem Dorfe, von dem ich eben ſprach, mußten wir unſer Geſicht mit einem Tuch verhängen, um nicht zu erblinden. Der Sand, den dieſer Wind mit ſich führt, iſt ſo fein und fällt mit ſolcher Gewalt auf Menſchen und Thiere, daß er durch alle Bedeckungen und Kleidungsſtücke hindurchdringt; obgleich wir unſere Ueberröcke ſo feſt wie möglich zugeknöpft hatten, fand er ſeinen Weg hindurch und bedeckte den ganzen Körper. In Kairo, wo wir noch einige Tage Samum hatten, ſahen wir, wie der feine ſcharfe Staub durch die feſt verſchloſſenen Fenſter drang und alle Möbeln bedeckte. — Neben Hitze und Waſſermangel iſt dieſer Wind in den großen Wüſten der ſchlimmſte Feind der Caravanen. In den Monaten Mai, Juni, Juli und Auguſt dauert er oft mehrere Monate hinter einander und bedeckt bald den Reiſenden mit jenem feinen Staub wie uns, bald aber wirbelte er mächtige Sandhügel auf und begräbt ganze Caravanen. Schon der heiße Hauch dieſes Windes erſchlafft und entnervt Menſchen und Thiere. Unſere Kameele und Pferde ſchloſſen die Augen und drangen mit Mühe vorwärts, und mein Mauleſel wandte ſich nicht ſelten um, um dem Sturme zu entgehen. Dabei fuhr der Sand mit ſolchem Geſauſe bei uns vorbei, daß es nicht möglich war, ſein eigenes Wort zu verſtehen.

Bald kamen wir zu Gebüſchen von Palmen, Platanen und Akazien, und von Zeit zu Zeit an großen öffentlichen Bauten vorbei, die uns Schutz gewährten. Die kleinen Felder der Fellahs mit ihren Schöpfrädern und armſeligen Hütten hörten allmählig auf, und dagegen erſchienen ziemlich gut angelegte Gärten und weiße reinliche Villen vornehmer Aegyptier oder auch Europäer. Jetzt zogen wir bei einem mächtigen Kornhaus vorbei, das mit ſtarken Mauern umgeben war. Es hatte nur Luftlöcher auf der Nordſeite, und dorthin waren auch alle Dachlucken gerichtet, um die kalten Winde einzulaſſen und die heißen abzuhalten. Rechts, etwas weiter vom Wege ab, ſtanden die Gebäude eines der kleineren Geſtüte Mehemed Ali's, in dem mehrere Schuh hohen Klee, der ſie umgab, faſt verſteckt. Im Felde waren die Pferde angebunden, wo ſie in dieſer Jahreszeit Tag und Nacht bleiben und den Klee, reihenweiſe langſam vordringend, abfreſſen. Andere Gebäude an der Straße bezeichnete der Beduinenchef als eine Landwirthſchaft Ibrahim Paſchas. Der Weg führte durch die großen Gärten, wo er verſucht, Olivenbäume zu ziehen, die aber, wie in ganz Aegypten, auch hier nicht fortkommen wollen. Der Weg durch dieſe Anlagen war ſehr angenehm; er bildete eine Allee von prächtigen Platanen ſo gerade gepflanzt und gut gehalten, wie man ſie bei uns in einem gut angelegten Garten nur ſehen kann. Noch eine Stunde, und Kairo mit ſeinen zahl-

reichen Moscheen und Kuppeln lag vor uns, ein großartiges Panorama. Rechts sah man über Palmbäumen hinweg die Spitzen der Pyramiden; vor den Mauern Kairos lag die Stadt der Gräber und einzelnen Moscheen, in denen die Kalifen begraben sind; dahinter erhob sich die Citadelle mit ihren großen Werken, und links über der Stadt ragte der Mokkatamm empor, mit kleineren Forts und Pulvermanazinen, von denen man die schönste Aussicht über das Land genießt.

Wir hatten noch einen harten Kampf mit Sand und Samum zu bestehen, ehe wir in die Nähe der Stadt kamen und uns die umgebenden Höhen gegen den Sturm schützten. Unsere Caravane hatte sich ansehnlich vergrößert; die Landleute, die nach der Stadt gingen, um ihre Produkte zu verkaufen, gesellten sich zu uns und hielten sich dicht hinter den Kameelen und Pferden, um so von dem fliegenden Sand weniger zu leiden. Jetzt unterschieden wir vor den Mauern der Stadt eine kleinere Stadt aus grünen Zelten; es waren die Kolonnen der Armee, die von Damaskus herübergekommen waren und dort lagerten. Bald waren wir mitten unter ihnen; die Soldaten kamen schaarenweise aus ihren Zelten hervor, theils aus Neugierde, theils um etwas von ihren Kameraden zu erfahren, die noch zurück waren. Auch mehrere Offiziere, die einen Artilleriepark im Lager besichtigten, kamen im Galopp herbei. An ihrer Spitze ritt ein ziemlich wohlbeleibter Mann mit schwarzem Haar und Bart und ausdrucksvollem Gesicht, den seine Kleidung und reiche Waffe als einen höhern Offizier bezeichneten. Er wandte sich an den Baron, und wir wunderten uns nicht wenig, als er sich im besten Französisch nach der zurückgebliebenen Armee erkundigte. Nachdem er die gewünschte Auskunft erhalten, sagte er, er hoffe uns wieder zu sehen, und sprengte durch die Reihen der Soldaten, die ihm ehrerbietig Platz machten, nach dem Lager zurück. Es war, wie wir später hörten, Soliman Pascha.

So hatten wir denn die Wüstenreise hinter uns, und mit einem Gemisch von Freude, Staunen und Neugierde ritten wir in die belebten Straßen Kairos ein. Tausend fremde Eindrücke stürmten auf uns ein, die Sinne verwirrend, und das Gedränge der Menschen aller Farben, der Kameele, Pferde, Esel, und die prächtigen Moscheen und stattlichen Häuser schwammen noch in einem wunderlichen, unklaren Gemisch vor unsern Augen, als wir in den Hof des Hotels einritten, wo wir vom Wirth in englischer, von einem Kellner in französischer und von einem Hufschmiede, der gerade im Hause zu thun hatte, — es war ein Schwabe, — in deutscher Sprache angeredet und herzlich begrüßt wurden.

Fünftes Kapitel.

Aufenthalt in Aegypten.

Kairo. — Die Stadt. — Dr. Pruner und Fiſcher. — Reiteſel. — Der Sklavenmarkt. — Das Irrenhaus. — Der Nil. — Die Inſel Roda. — Die Pferde im Klee. — Schubra. — Aegyptiſche Brütöfen. — Die Citadelle. — Die Stadt der Gräber. — Die Pyramiden. — Arabiſche Tänzerinnen. — Reiſe von Kairo. — Meine Krankheit. — Die Nilfahrt. — Alexandrien. — Audienz bei Mehemed Ali.

Nie in meinem Leben iſt mir der Anblick der europäiſchen Luxusgegenſtände, mit denen wir unſere Häuſer einrichten und wohnlicher machen, ſo angenehm erſchienen, als hier, wo wir nach der Reiſe durch die Wüſte auf einmal in das ſchön eingerichtete Hôtel traten. Dort faſt gar nichts, hier Alles. Wahrhaftig, ich muß geſtehen, daß es mir erging, wie Jemand, der zum erſten Mal dieſe ſchönen Möbel, Betten, Teppiche und Divans ſieht, und es war mir ein eigenes Gefühl, mich einmal wieder auf eine Erhöhung ſetzen zu können und nicht, wie in den letzten vier Wochen, faſt immer am Boden kauern zu müſſen. Beſonders der Gedanke an ein Ding, was Bett heißt, war uns ſehr fabelhaft geworden; denn die einzige Nacht, die wir auf dem Carmel in einem ſolchen geſchlafen hatten, war durch das Vorhergehende und Nachfolgende faſt verwiſcht worden, und ſchwebte nur noch als ein ſchöner Traum vor uns. Hier im Great-Weſtern-Hôtel war doch wirklich Alles auf's Beſte eingerichtet, und man hätte es füglich in eine unſerer erſten Hauptſtädte verſetzen können; denn außer den Divans, die übrigens ſehr praktiſch ſind, außer dem Oberkellner, einem ſehr ſchönen Neger und dem Anblick des Hofes, wo Kameele um ihr Futter lagen und braune Beduinen in ihre weiße Mäntel gehüllt, ſich mit ihren langen Pfeifen beſchäftigten, war hier nichts Orientaliſches zu ſehen. Das Innere des großen Hauſes, das früher einem reichen Türken gehört hatte, war ganz auf unſere Art eingerichtet worden, hatte ſchöne Treppen, einen großen Speiſeſaal, ein kleineres Theezimmer und eine Menge anderer ſehr gut eingerichteter Cabinete für die Fremden. Letztere waren mit Spiegeln, Stühlen, Waſchtiſchen, kurz allem Möglichen verſehen, was man nur bei uns findet. Um die eiſernen Bettladen waren Vorhänge von dichtem grünem Gaze, die man feſt verſchließen konnte, um die Mücken abzuhalten.

Unſer erſtes Geſchäft war, daß wir uns aller Kleider entledigten

und ſie bis zu ihrer Reinigung in ein leeres Gemach werfen ließen, denn außer dem Wüſtenſtaub hatten wir aus den Lagern unſerer Kameraden noch viel Anderes mitgebracht, von dem ſich Einiges in anſtändiger Geſellſchaft nicht nennen läßt. Unſere Pferde waren in einem guten Stall untergebracht, und alle drei bedurften ſehr der Pflege, beſonders die Stute und das Fohlen, die auf dem Marſche ſehr gelitten hatten. Es wurde von allen Leuten, denen wir unſere Fahrt mit dieſen Thieren erzählten, als ein Wunder angeſehen, daß das kleine Pferdchen überhaupt noch am Leben ſey; denn es hatte die erſten vierzehn Tage ſeines Lebens noch mehr Entbehrungen und Mühſeligkeiten auszuſtehen gehabt, als wir. Unſer heutiges Diner an einem auf's Schönſte beſetzten Tiſche kam uns anfänglich ziemlich ungewohnt und unbequem vor, und wir fühlten Alle, daß die Manier der Orientalen, bei ihren Mahlzeiten halb zu liegen, gegen unſere Stühle doch ſo übel nicht ſey; denn ich verſichere, daß wir auf unſern Stühlen Alle müde wurden und wir uns nach der Mahlzeit gleich auf die Divans ſtreckten, um auszuruhen. Da wir erſt Nachmittags angekommen waren, ſo gab es mit dem Abladen der Effekten und dem Abfertigen unſerer Kameeltreiber, ſo wie mit andern kleinen Geſchäften ſo viel zu thun, daß der ganze Nachmittag damit hinging. Unſere Führer durch die Wüſte, vor Allen der Herr Akrabut, bedauerten ſehr, nun wieder allein fortziehen zu müſſen, und ſie ſagten uns ohne Hehl, daß ſie ſobald nicht wieder Reiſende zu geleiten hätten, mit denen ſie ſich in jeder Hinſicht ſo gut ſtünden, als ſie bei uns gethan.

Am folgenden Morgen begannen wir bald unſere Touren durch die Stadt. Unſer erſter Beſuch war zu einem Landsmann, einem deutſchen Arzte, der ſich ſchon ſeit mehreren Jahren hier in Kairo aufhält und deſſen Güte, Freundlichkeit und Gefälligkeit, ſowohl der Herzog Paul von Württemberg, als auch Herr von Schubert nicht genug zu rühmen wußten. Obgleich wir keine Empfehlungsbriefe an ihn hatten, nahm uns doch Dr. Pruner mit einer Liebe und Herzlichkeit auf, die beſonders in einem fremden Lande ſo wohlthut. Mit Aufopferung ſeiner koſtbaren Zeit zeigte und beſchrieb er uns viel von den Merkwürdigkeiten Kairo's und außer mehreren Stunden, die er uns täglich widmete, brachten wir faſt jeden Abend bei ihm zu, wo wir an einem andern deutſchen Arzt, Dr. Fiſcher, eine eben ſo lehrreiche als angenehme Bekanntſchaft machten. Beide Männer ſind aus Baiern gebürtig, haben in Deutſchland ihre Studien gemacht und ſind nach Kairo gegangen, um neben den hier herrſchenden Krankheiten orientaliſche Sprachen zu ſtudiren.

Was bei den meiſten orientaliſchen Städten den Reiſenden, der ſie betritt, ſo angenehm berührt, iſt der Contraſt des Innern mit dem

Aeußern der Stadt, und wovon Kairo eine rühmliche Ausnahme macht. Den Ausspruch vieler Reisenden, daß Kairo das Paris des Morgenlandes sey, mußten auch wir bestätigen; denn ein solches Leben und Treiben auf den Straßen, wie hier, verbunden mit der Reinlichkeit derselben, mit dem Anblick der mannigfaltigsten Völkerstämme, den Bazars, wo zwischen den Gewölben mit Erzeugnissen des Orients Buden mit europäischen Fabrikaten, und Deutschen, Franzosen oder Engländern gehörend, sich befinden, trifft man nirgend wie hier. Obgleich die Straßen ungepflastert sind, so findet man auf ihnen weder Staub noch Schmutz. Ersteren nicht, weil der lehmige Boden fest zusammengetreten ist und letzterer kann nicht entstehen, weil es hier in Kairo höchst selten regnet, früher kaum drei bis vier Mal im Jahre, jetzt aber, seit Ibrahim Pascha vor der Stadt große Anpflanzungen von Bäumen, namentlich von Akazien anlegen ließ, hat man die Bemerkung gemacht, daß es hier um Kairo viel öfter regne, als sonst.

Die Häuser der Stadt sind auf dieselbe Art wie die von Constantinopel gebaut, nur daß die hiesigen viel höher und meistens aus Steinen aufgeführt sind; doch haben sie hier, so wie dort, nur kleine schmale Thüren und unregelmäßige Fenster, die nicht nur bald klein, bald groß sind, sondern auch ohne alle Symmetrie am Hause angebracht. Alle sind mit oft sehr künstlich geschnitzten Gittern versehen und viele haben obendrein noch bunte Glasfenster, so daß in den Gemächern auch beim hellen Sonnenschein ein mystisches Halbdunkel herrscht. Die gelbe Farbe des gewöhnlichen Bausteins würde den Straßen etwas Düsteres geben, wenn nicht der fast immer heitere Himmel und die helle Sonne oft zu freundlich hineinschauten. Doch macht bei der beständigen Hitze, die in einigen Monaten fürchterlich wird, das Dunkle einzelner enger Straßen keinen unangenehmen Eindruck und man wandelt in dem Schatten der hohen Häuser behaglich wie in einer Laube herum. In einigen Quartieren sind an den Dächern der Häuser große Matten und Tücher quer über die Straßen gespannt, welche dieselben freilich etwas dunkel machen, aber das Bild einer Laube, was ich vorhin erwähnte, noch mehr rechtfertigen. Der Schatten und die Kühle, die fast beständig hier herrschen, thut dem Wanderer, der von draußen herein kommt, ungemein wohl.

Das Leben und Treiben auf den Gassen und in den Bazars ist hier eben so mannigfaltig, wie das in Stambul und Damaskus; nur sieht man hier nicht, wie in ersterer Stadt, den fatalen blauen Ueberrock der Beamten und Militärs, sondern Mehemed Ali hat seinen Leuten vernünftiger Weise die zum Klima besser passende Nationaltracht gelassen. Die Soldaten haben ihre weiten Hosen behalten, die vom Knie abwärts enge sind, und ebenso die kurzen Jacken, und er hat ihnen nur das

Feß und andere Waffen gegeben. Der Beduinen, die mit ihren großen Kameelzügen oft die ganze Straße verſperren, ſieht man hier faſt mehrere, als in Damaskus, ſo wie einem beinahe auf jedem Schritt ſchwarze Nubier und kupferfarbige Abyſſinier begegnen. Was hier das Auge des Europäers vielfach auf ſich zieht, iſt der Contraſt des Orients und Occidents, der ſich wohl nirgends näher und ſchroffer gegenüber ſteht. In den Vorſtädten erregt es ein eigenes Gefühl, neben der Lehmhütte des Fellahs, die halb in den Boden gegraben iſt, ein großes ſtattliches Gebäude zu erblicken, das ganz auf europäiſche Art gebaut, mit regelmäßigen Fenſtern, weiß angeſtrichen iſt und eine Geſchützgießerei des Paſcha enthält. Längs dem Portal, das ganz wie bei uns mit Thorflügeln verſehen iſt, und vor dem ein paar alte Kanonen als Eckſteine eingerammt ſind, zieht eine lange Reihe Kameele vorbei, mit Erzeugniſſen des Südens beladen, von Negern geführt und von Beduinen als Schutzwache umgeben, und eben ſo iſt es, wenn man in den engliſchen Parkanlagen des Paſcha auf der Inſel Roda herumwandelt und ſendet den Blick über die mit grünem Strauchwerk eingefaßten Schlangenlinien hinweg auf den Nil, hin zu den Pyramiden oder auf die uralten Grabeskirchen der Mamelukenkönige. Mehemed Ali's Geiſt hat hier in kurzer Zeit viel hervorgerufen, doch mir erſcheint das ganze Aegypten nur wie ein großes Treibhaus. Während wir in den unſrigen durch künſtliche Wärme Produkte des Südens ziehen wollen, will der Vicekönig durch die Wärme ſeines Geiſtes Einrichtungen des Nordens nachahmen, um Früchte von ihnen zu ziehen; doch wird der rohe unbearbeitete Boden Aegyptens den Werken Mehemed Ali's nicht geſtatten, Wurzel zu faſſen und ſie werden unter einem neuen Herrſcher dahin welken.

Wie in Conſtantinopel die Kaik's die Fiaker der Stadt genannt werden können, ſo ſind es hier die Reiteſel, die an allen Straßenecken in großen Schaaren halten; ein Thier, ſo voll Vorzügen und Tugenden, wie die einzelnen Exemplare dieſer Gattung, die man bei uns ſieht, voll Fehler und Laſter. Schon das Aeußere des ägyptiſchen Eſels zeigt eine gute Herkunft; er iſt klein, aber äußerſt lebendig und ſein Haar iſt ſo ſeidenartig und glatt, wie das des ſchönſten Pferdes. Jeder iſt mit einem gepolſterten Sattel, der zwei Bügel hat, ſowie mit einem gewöhnlichen Zaumzeuge, verſehen. In der Nähe der Gaſthöfe, beſonders des unſrigen, hielten ſich immer eine Menge Eſeltreiber mit ihren Thieren auf, und kaum hatten wir das Hôtel verlaſſen, um einen Gang in die Stadt zu machen, ſo waren wir augenblicklich ſo umringt, daß wir im wahren Sinn des Worts nicht von der Stelle konnten, und oft, wenn wir auch gar nicht daran gedacht hatten, einen Eſel nahmen, um nur fort zu kommen. Doch koſtete es keine kleine

Mühe, bis man in den Beſitz eines ſolchen Thieres gelangt, indem die Zudringlichkeit der hieſigen Eſeltreiber noch viel ärger iſt, als die der Stambuler Pferdevermiether. Man wird geſtoßen und gedrückt, und ſo wie man einen Eſel am Zaum faſſen will, wird er einem nicht ſelten vor der Naſe fortgeſchoben und man muß einen andern beſteigen. Sitzt man aber auf dieſe Weiſe erſt hoch zu Eſel, ſo findet man, daß es eine ſehr angenehme Art iſt, ſich durch das Gedränge auf den Straßen fortzubewegen. Das kleine Thier ſetzt ſich ſogleich in einen Trab, für den ich gar keine Benennung weiß, man ſitzt weich, wie in einem Seſſel, und die kleinen Beine des Thiers trippeln ſo ſchnell vorwärts, daß man raſch von der Stelle kommt. Neben jedem Eſel läuft der Sais, der durch ſein immerwährendes Geſchrei die Leute aufmerkſam macht und zum Ausweichen bewegt. Wenn man oft in dem Gedränge von Menſchen, Kameelen, Pferden und Eſeln keinen Ausweg ſieht, ſo trabt der Eſel doch luſtig zu und findet immer ein Loch, durch welches er hindurch ſchlüpft. Daß es hiebei nicht ohne Stöße abgeht, kann man ſich leicht denken; denn obgleich der Sais beſtändig ſchreit: Jemilak, Schimilak — weichet zur Rechten, zur Linken! oder einem, den man in Gefahr iſt zu überreiten, zuruft: Rikle Gembek, was ſo viel heißen will: nimm deinen Rücken, dein Bein in Acht, ſo iſt es doch oft nicht möglich, ſogleich auf dies Geſchrei bei Seite zu reiten und man carambolirt ſehr unſanft mit andern Reitern.

Als wir ſo zum erſten Mal durch die Straßen Kairo's galoppirten, brach jeder über die komiſche Figur, die der Andere auf dem Eſel machte, in lautes Gelächter aus, beſonders unſer Baron und der Maler, als die größten, ſahen am ſonderbarſten aus, da beide, wenn ſie aus den Bügeln traten, ohne Beſchwerde mit ihren Füßen hätten die Erde berühren können. An den Ecken der Straßen, wo ſie ſcharf und eben ſo raſch herumliefen, wunderte ich mich immer, daß nicht einmal eines von dieſen Thieren hinſtürzte, und doch iſt uns dies nie paſſirt; ſelbſt wenn wir an der Ecke einen andern Zug Eſel trafen und wir im Galopp gegenſeitig ausweichen mußten.

Man ſieht hier in Kairo wenig Pferde auf den Straßen, ſondern faſt alle Stände bedienen ſich der Eſel. Selbſt Said Bey, der Sohn des Vicekönigs und Soliman Paſcha begegneten uns nicht ſelten auf Mauleſeln. Die Damen der vornehmen Klaſſe, die auch zu Eſel in den Straßen paradiren, ſind dabei ſeltſam vermummt. Vor dem Geſicht hängt ein dunkles Stück Tafft oder Kattun, in das ein paar Löcher für die Augen geſchnitten ſind, und der ganze Körper iſt in ein großes Stück Seidenzeug oder dunkeln Kattun gehüllt, den ſie vorn mit beiden Händen zuſammenhalten, aber dabei die Arme ſo viel wie möglich abſperren, damit ihre Figur recht breit ausſieht, was ihnen

nobel erſcheint. So eine Reihe Weiber hinter einander ſieht durch die ſchwarze Farbe ihrer Gewänder wie ein Leichenzug aus. Die Frauen der ärmeren Klaſſe und der Fellahs, die natürlich zu Fuß gehen, haben eine ſo einfache Kleidung, daß ſie bei wenig kräftigerem und ſchönerem Körperbau, als man gewöhnlich bei dieſer Klaſſe ſieht, dem Auge unangenehm ſeyn müßten. Ihr ganzer Anzug beſteht nämlich aus einem baumwollenen Hemde, meiſt von dunkelblauer Farbe mit kurzen Aermeln, das ſich überall dem Körper anſchmiegt, und die meiſtens vollen und runden Formen leicht erkennen läßt. Der Lohnbediente unſeres Gaſthofs, Namens Mechmed, ein noch ziemlich junger Menſch in dem ſchönen maleriſchen Mameluken-Koſtüme, weiter rother Hoſe, weißem Unterkleid und darüber eine rothe Jacke, Alles mit Goldſchnüren beſetzt, ritt die erſten Tage mit uns in Kairo herum und führte uns gleich auf den Sklavenmarkt, der, wie er nicht mit Unrecht meinte, uns ſehr intereſſiren würde. In Conſtantinopel hatten wir von dieſer Anſtalt wenig oder gar nichts geſehen, da man dort in dieſem Punkte dem Franken keine Rechte zugeſteht. Hier aber in Kairo iſt es anders, und es verbietet dem Europäer kein Geſetz, auf dem Sklavenmarkt zu ſehen, was er will; nur hängt es natürlich von dem guten Willen des Sklavenhändlers ſelbſt ab, ob er ihm ſeine ſchönſte Waare zeigen will.

Durch einen langen dunkeln Thorweg tritt man auf einen geräumigen Hof, der rings mit Gebäuden umgeben iſt. Links beim Eingange beſtand das Gebäude aus einer offenen Gallerie, zu der man auf einer Treppe hinauf ſtieg; auf den andern Seiten waren kleine Gemächer, in denen ſich die ſchöneren Sklavinnen befanden und an den halbgeöffneten Thüren dieſer Kammern ſtanden die Sklavenhändler, meiſtens wild ausſehende Geſtalten, als Wache. Auf dem Hofe ſaßen die ſchwarzen Sklaven und Sklavinnen, von einander abgeſondert, auf Matten, und die unglücklichen Geſchöpfe müſſen hier der Kühle der Nacht und des Morgens, ſo wie der Hitze des Tages ausgeſetzt ſitzen bleiben, bis ſie verkauft ſind. Die ganze Kleidung der Neger beſteht aus einem grauen Stücke Packtuch, das ſie um die Hüften geſchlagen haben, eben ſo die der Negerinnen, nur iſt das Stück Zeug bei letzteren ſo groß, daß ſie auch noch einen Theil der Bruſt damit bedecken können. So ſitzen ſie und warten, bis ein Käufer eintritt, der ſich das, was er braucht, oberflächlich herausſucht, dann aus der Reihe der Andern hervortreten läßt und wie man eine Waare unterſucht, von allen Seiten genau betrachtet. Der Anblick dieſer armen Menſchen iſt wirklich ſchrecklich und empörend. Ich habe geſehen, wie zwei junge Negerinnen — einer der Sklavenhändler ſagte mir, es ſeyen Schweſtern — gewaltſam von einander getrennt wurden. Die eine war eine ſchöne volle Geſtalt, die andere etwas ſchmächtiger, beide ſaßen auf der Matte

und hatten sich mit ihren Armen umfaßt. Den Wink eines vornehmen Aegypters, der die schönere kaufen wollte, ließ sie, als habe sie ihr Schicksal, von der Schwester getrennt zu werden, geahnet, lange unbeachtet, bis sie der Sklavenhändler mit einem Stoße zum Aufstehen zwang. Sie wurde besehen und gekauft, worauf sich das arme Geschöpf weigerte, ihre Schwester zu verlassen, die sie gewaltsam festhielt. Es war eine empörende Scene. Man trennte sie mit Gewalt, und da sich das kräftige Mädchen heftig vertheidigte, wurde sie von zwei andern Sklaven erfaßt und unter lautem Schreien und Weinen fortgetragen.

So etwas ereignet sich häufig, so daß sich der Orientale nicht mehr darum kümmert.

Um Eintritt in die kleinen Kämmerchen, in welchen die weißen Sklavinnen nnd Abyssinierinnen, überhaupt die schöneren, aufbewahrt werden, mußten wir nach dem Rath unseres Mechmed öfters hingehen und anfänglich nur mit den zur Wache vor der Thür stehenden Arabern sprechen, ihnen Tabak oder ein kleines Trinkgeld geben und sie von selbst davon anfangen lassen, ob wir nicht ihre Sklavinnen sehen wollten. An einem dieser Wächter, der eine Art Rang unter den andern zu behaupten schien — er trug einen grünen Turban — machten wir uns nun, gaben ihm Tabak und gewannen seine Neigung besonders durch einige Cigarren, die wir ihm spendeten. Auch nahmen wir ihn mit in ein nahe liegendes Caffeehaus und hatten durch diese kleine Höflichkeit sein Herz bald so eingenommen, daß er uns selbst in die kleinen Zimmerchen der besseren Sklavinnen führte. Doch war gerade nicht sehr viel Schönes da; nur in einem einzigen Gemach befanden sich neben drei Abyssinierinnen, die eben nicht übel aussahen, eine Griechin und eine Mulattin, von denen die erstere noch ziemlich hübsch war. Sie waren, so wie die Mulattin, ungefähr in demselben Kostüme gekleidet, wie die arabischen Tänzerinnen, hatten aber, wie alle Weiber, ein großes Stück Tafft als Mantille um sich geschlagen, das sie aber auf unsern Wunsch fallen ließen und es überhaupt gerne sahen, daß wir ihre schönen Gestalten bewunderten. Die Mulattin war selbst eine Art Tänzerin und machte mit ihrem Körper ziemlich graziöse Wendungen und Biegungen. Natürlich waren hier die Gesichter unverschleiert, was für uns das Interessanteste war. Die Haare hatten sie lang den Rücken hinabhängen und kleine Gold- und Silbermünzen darein geflochten. Der Preis einer solchen weißen Sklavin ist zwischen zwei, drei, auch sechs bis achthundert Gulden. Ausgezeichnet schöne Mädchen werden natürlich mit ganz andern Preisen bezahlt. Eine Negerin kommt nicht so theuer; sie wird mit sechzig bis dreihundert Gulden bezahlt. Die fünf Sklavinnen, die wir auf unsern Spaziergängen öfters besuchten, hielten es nicht unter ihrer Würde, uns um allerhand kleine Dinge zu

bitten, die wir bei uns hatten. So gefielen ihnen hauptsächlich unsere Handschuhe, die wir ihnen schenkten und sie dadurch sehr glücklich machten.

Auf der andern Seite des Hofes, wo sich die Gallerien befanden, waren die kleinen Negerknaben zu sehen, die zum Kauf ausgestellt waren. Sie waren eben so wenig bekleidet, wie die Schwarzen im Hofe, und da ihnen dies bei der wechselnden Temperatur, so wie bei ihrer schlechten Kost — die schwarzen Sklaven nämlich bekommen nichts wie Brod und Zwiebel — sehr unangenehm vorkommen mußten, so thaten jedes dieser armen Kinder in seiner Unschuld Alles, um den Blick des Käufers auf sich zu ziehen. Einige sprangen und tanzten, Andere schnitten allerlei lächerliche Grimassen oder hüpften wie die Affen herum, wieder Andere saßen sehr gravitätisch da und grüßten uns so ehrerbietig wie möglich. Diese Kinder von acht bis vierzehn Jahren waren nach ihren Eigenschaften oder dem, was sie allenfalls gelernt hatten, in verschiedene Abtheilungen gesondert. An einer Seite saßen die, welche nichts konnten und erst bei ihrem Herrn etwas lernen mußten, dort welche, die die schwere Kunst verstanden, eine Pfeife zu stopfen oder ähnliche Kleinigkeiten zu verrichten, und abgesondert von diesen saßen die Unglücklichsten von allen, Unglückliche, denen eine barbarische Sitte Alles genommen, was ihnen die Natur gab, und sie dadurch unter das Vieh herabdrückte. Doch werden diese künftigen Haremswächter am meisten gesucht und am besten bezahlt.

Einer eigenthümlichen Sitte gemäß sind nicht alle Sklavinnen, die man auf dem Markt zum Verkauf ausgestellt sieht, wirklich zu haben, sondern unter den weißen Sklavinnen befinden sich auch welche, die zur Strafe hieher geschickt wurden, indem bei schweren Vergehungen im Harem, als: Streitigkeiten unter sich oder mit den Eunuchen, der Herr des Hauses das Recht hat, seiner Sklavin ihre schönen Kleider auszuziehen und sie auf dem Markt zum Verkauf auszustellen. Der Sklavenhändler bekommt natürlich die Weisung, sie nicht fortzugeben, sondern sie muß hier nur auf kürzere oder längere Zeit unter den Andern sitzen, wo sie in beständiger Angst schwebt, welchen Herrn sie nun bekommen wird; denn ihr ist es nicht bekannt, daß sie nur zum Schein hier dem Verkauf ausgestellt ist.

Eine andere Anstalt, die nicht weit vom Sklavenmarkte liegt und das Elend der Menschen noch viel schauderhafter zeigt, ist das Irrenhaus. Die Gemächer, in welchen sich die Wahnsinnigen befinden, liegen ebenfalls um einen großen Hof, auf welchen auch die Fensteröffnungen gehen. Da letztere sehr groß sind und mit starken Eisenstäben versehen, woran die Unglücklichen liegen und sich gegenseitig anstarren, so glaubt man bei dem immerwährenden Geheul und Zähneknirschen, das man hier hört, sich in einer Menagerie bei wilden Thieren zu befinden.

Ich habe nie einen schrecklicheren Anblick gehabt, als die verzerrten Physiognomien dieser Menschen mit langem, struppigtem Haupt- und Barthaar, wenn sie an ihre Gitter stürzten und uns mit ihren rollenden, roth unterlaufenen Augen anstierten. — Doch genug von diesen Scenen!

Wir besteigen unsere Esel wieder und reiten durch die belebten Straßen Kairo's, um sie ein wenig zu durchkreuzen und einige schöne Gebäude anzusehen. Das Merkwürdigste hier für Kairo ist der neue Palast Ibrahim Paschas, ganz auf europäische Art gebaut und mit heller, freundlicher Farbe angestrichen. Hohe Bogenfenster mit den schönsten Spiegelscheiben gehen auf einen freien Platz, eine Art Boulevard, der mit Akazien bepflanzt, auch mit einigen andern europäisch gebauten Häusern umgeben ist, und auf dem man glaubt, sich mitten in einer unserer größten Städte Europas zu befinden. Von hier ritten wir wieder zurück durch die Straßen und sahen das Gebäude und den Garten, auf dessen Terrasse General Kleber erstochen wurde. Durch das Thor von Boulak kamen wir jetzt auf einen schönen Weg hinaus, der rechts und links von den schönsten Gartenanlagen umgeben, nach Fostat oder Alt-Kairo, an den Nil führt. Wenn uns nicht der Kalender sagte, daß wir im Monat Februar wären, so könnte man glauben, wir hätten wenigstens schon Ende Mai, denn so üppig und schön blühte und grünte Alles um uns her. Der Klee steht fast mannshoch und die Felder sind mit den schönsten Gemüsen unserer Sommermonate bedeckt. So gewährt die Gegend von Kairo einen angenehmen Anblick. In dem Klee stehen große Schaaren von Pferden und fressen ihn ab, dort arbeiten die Schöpfräder mit Ochsen getrieben und führen das Wasser des Nils aus den größeren Gräben und Teichen, worin es noch von der Ueberschwemmung her steht, durch die kleinen Kanäle über die Felder hinweg. Bald erreichen wir Alt-Kairo mit seinen einzeln abgesperrten Quartieren und der mittelalterlich saracenischen Bauart, treten im Vorbeigehen in den Hof der Moschee Amru's, eines Generals des Omar, deren Halle von hundertvierzig Säulen getragen wird. In der Mitte erhebt sich neben einer schönen Palme ein Brunnen, wo vormals das Zelt Amru's gestanden haben soll, welches der Sage nach Ursache wurde, daß man Alt-Kairo erbaute. Auf das Zelt des Generals nämlich ließ sich eine Turteltaube häuslich nieder, weßhalb Amru, aus Schonung für das Thier, sein Zelt nicht abbrechen ließ und um dasselbe baute sich später Alt-Kairo an, woher auch noch sein heutiger Name Fostat kommen soll, der das Zelt eines Nomaden bedeutet.

Von hier erreichten wir bald den Nil, den schönen alten Strom, die eigentliche Gottheit Aegyptens. Ohne an die Segnungen zu denken, welche dieser Fluß jährlich über das Land ausgießt, erfreut sein äußerer

Anblick ſchon das Auge und es gibt in Europa keinen Fluß, deſſen Waſſermaſſe mit der des Nils zu vergleichen wäre. Schon bei Luxor hat ſeine Breite dreizehnhundert Fuß und ſie ſteigt bei Montfalont und Syout auf zweitauſend achthundert und ſpäter in der tieferen Ebene, wo keine Gebirge die Ausbreitung des Stromes hemmen, im Januar bei mittlerem Waſſerſtand, ſogar auf zweitauſend achthundert und fünfzig Pariſer Fuß. Aber wenn man erſt recht einſehen will, was Aegypten Alles dem Nil verdankt, ſo muß man nur das Land betrachten, wenn es vor der Stromſchwelle, faſt ohne alle Quellen, von der Sonne verbrannt und zerriſſen wird. Um Oſtern und Pfingſten wehen die heißen, aus Süden kommenden Chamſinwinde und unter ihrem Hauche liegt das Land wie ein in Fieberglut aufgelöster Kranker. Alles Grün auf der Erde iſt verbrannt und die Landſchaft, bei dem geringſten Windhauch in Staub eingehüllt, gewährt einen traurigen Anblick; nur der Palmbaum behält ſeine grünen Blätter, die aber auch, von der Hitze ermattet, flach herunter hängen. So dauert dieſer Zuſtand der gänzlichen Trockenheit, wo auch die Peſt und andere Seuchen gewöhnlich heftig graſſiren, bis zum 17ten Juni, der Nacht des Tropfens, Leylet en Nucktah, jene unbegreifliche wunderbare Nacht, in welcher — und das wiſſen die ägyptiſchen Aſtrologen faſt bis auf die Minute auszurechnen — der himmliſche Tropfen in den Nil fällt, der, wie der Sauerteig das Brod, die Fluthen zur Gährung bringt und nach und nach überſchwellen läßt.

In dieſer Nacht iſt Alles lauter Freude und Entzücken; man tanzt und jubelt und freut ſich auf's Neue des Lebens, wie aus einer harten Gefangenſchaft erlöst, und faſt alle Leute bringen dieſe Nacht auf den platten Dächern ihrer Wohnung zu. Hier wird gegeſſen und getrunken und allerhand Sachen getrieben, um die Zukunft dieſes neuen Erntejahrs zu erforſchen. So legt man Brodteig hin, der, anſchwellend, Glück und Fruchtbarkeit verkündet, im Gegentheil aber ein böſes Omen iſt. Auch macht man aus dem Nilſchlamm Kugeln, die mit Nilwaſſer übergoſſen werden, und deren ſchnelleres oder langſameres Zerrinnen auch etwas bedeutet.

Nach dieſer Nacht des Tropfens hören, nach dem Glauben der Aegyptier, alle Krankheiten auf anſteckend und tödtlich zu ſeyn, und alle Kranken, ſelbſt die von der Peſt befallenen, verlaſſen ihre Häuſer und treten wieder in Berührung mit den übrigen Menſchen. Von dieſem Zeitpunkt an beginnt aber auch wirklich durch die ganze Natur ein neues Leben zu pulſiren. Das Steigen des Nils, das anfangs ſehr langſam vor ſich geht, aber immer raſcher und ſtärker wird, und zu Anfang Juli ſchon recht bemerkbar iſt, wird täglich durch beſonders hiezu angeſtellte Ausrufer den Leuten nach dem Maße des Nilmeſſers

auf der Insel Roda verkündet. Dieser Ausrufer geht mit einem Knaben durch die Straßen und nachdem Beide ein Wechselgespräch mit einander gehalten haben, in welchem sie die Gottheit preisen, die fließendes Wasser gab und den Nil übertreten ließ, verkündet der Munnadi en Nil, d. h. der Ausrufer des Nils, wie hoch das Wasser gestiegen sey, wobei er aber oft, um den Leuten eine Freude zu machen oder ein höheres Trinkgeld zu bekommen, gewaltig lügt. Das Steigen und Fallen des Nils ist der eigentliche Kalender der ägyptischen Bauern, denn nach der Höhe des Wasserstandes säen sie ihr Getreide. So wird schon im August die Moorhirse, so wie einige andere Gewächse gesäet, deren bald nachher aufsprossendes Grün am besten unter der Decke des später anströmenden Wassers fortkommt. Im Monat September erreicht das Wasser des Nils seinen höchsten Stand. Das untere, flachere Nilthal sieht schon wie ein See aus und längs des ganzen Stroms, von Oberägypten an bis in's Delta beginnen Freudenfeste Aller Art. Die frischen Nordwinde, die nun wehen, stellen die Communication zwischen Oberägypten, die der heiße Südwind abgebrochen hat, wieder her, und eine Menge von Booten mit großen dreieckigten Segeln fährt, von diesem Winde getrieben, rasch nach Oberägypten. Für Kairo bereitet sich an diesem Tag ein besonderes Fest vor, d. i. die Durchstechung des Dammes bei Alt-Kairo, was mit großen Feierlichkeiten vor sich geht. Schon Tags vorher läuft der Munnadi mit seinem Knaben festlich geputzt durch die Straßen und verkündet in einer blumenreichen Redeart, daß das Wasser den höchsten Stand erreicht habe. So beginnt z. B. der Munnadi. „Gott ist Gott. Er breitete den Erdkreis aus und sein Ruhm sey hochgepriesen!“ worauf der Knabe antwortet: „Ja, und gab fließende Wasser, durch welche die Gefilde grün werden,“ und das geht so fort. Am Ende preist er noch den Freigebigen, der ihm ein gutes Trinkgeld geben wird und bittet Gott, ihn nicht vor die Thüre des Geizigen zu führen, „der,“ so sind ungefähr seine Worte, „das Wasser im Kruge mißt, oder die Brode noch im Teige zählt, oder die Katzen zur Essenszeit hinausschließt und die Hunde von seiner Mauer hinwegtreibt.“ Dagegen ermahnt er auch alle, sich bestens zu schmücken, um die großen Festlichkeiten bei Durchstechung des Dammes nicht zu versäumen. „Seht nur!“ ruft er, „wie sich die Welt geschmückt hat — die Damen haben sich geputzt — der Junggeselle sieht sich nach der Gesellin um — der Jungfrau bereitet man den Brautschatz.“ In Alt-Kairo geht es sehr lustig her. Hier sind in der Nähe des großen Dammes Zelte aller Art aufgeschlagen, und Gaukler, Tänzer, treiben überall ihr Wesen. In großen Buden sind Caffeehäuser und Scherbetbereiter, und es geht da zu, wie auf einem großen Jahrmarkte bei uns. In dem noch trockenen Kanal wird

die Aruſch oder Braut des Nils aufgeſtellt, das Andenken an eine alte barbariſche Sitte, nach welcher jährlich dem überſchwellenden Fluſſe eine Jungfrau geopfert wurde. Die jetzige Nilbraut aber iſt nur eine aus Lehm und Nilſchlamm zuſammengeſetzte Figur, die an der Stelle ſitzt, wo der Damm durchſtochen wird und ruhig ihr Schickſal erwartet. Um ſie herum tanzt und jubelt das jüngere Volk bei Muſik und Feuerwerk, das die Nacht vor dem feſtlichen Tage abgebrannt wird, bis zum nächſten Morgen, wo bei den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne von der Citadelle der Donner der Kanonen erſchallt und unter dem ungeheuren Jauchzen der Menge in Gegenwart der hohen Behörden der Damm durchgeſtochen wird. Ganze Schaaren Kinder ſtehen entkleidet in dem trockenen Kanal und erwarten das ſtrömende Waſſer, indem ſie zuerſt herumwatend einander hinwerfen, allerlei Balgereien treiben und die arme Nilbraut necken, die ſchon von den erſten Fluthen des Waſſers aufgelöst wird und in Nichts zerrinnt. Endlich, wenn das Waſſer höher und höher ſteigt, läuft das luſtige Volk entweder an's Ufer oder umſchwimmt ſchreiend das geſchmückte Schiff Akabah, das ebenfalls von den Wellen flott gemacht wurde und auf dem ſtrömenden Waſſer unter lärmender Muſik dahin fährt. Das Waſſer fließt nun durch den großen Kanal in die kleineren und dann in die Gräben der Felder, und in kurzer Zeit iſt alles Grün um Kairo mit Waſſer bedeckt. In den letzten Tagen des Monats September fängt das Waſſer ſchon allmählig an wieder zu ſinken. Die höher liegenden Felder treten hervor. Gegen Ende Dezembers ſieht man faſt noch überall kleine Seen und Teiche, die allmählig verſchwinden und gegen Anfangs März fließt der Strom wieder ruhig in ſeinem alten Bette dahin.

Von Alt-Kairo aus beſuchten wir die Inſel Roda, wo ſich der uralte Nilmeſſer befindet und wo Ibrahim Paſcha in neuerer Zeit einen botaniſchen Garten angelegt hat. Erſterer iſt einer großen Ciſterne ähnlich, deren aus Quaderſteinen aufgeführte Wände mit Bildhauerarbeiten verziert ſind. Da das Bauwerk oben offen iſt, ſo ſieht man unter den Waſſerſpiegel, in deſſen Mitte ſich eine achteckige Säule erhebt, worauf Namen und Zeichen eingegraben ſind, nach denen man weiß, wie hoch das Waſſer ſteht. Doch ſind an dieſer Säule keine Maße angegeben, ſondern nur die Namen der verſchiedenen Höhen des Nilufers, ſo wie der Dörfer, die das Waſſer in der Wirklichkeit dann erreicht, wenn der Spiegel deſſelben in dem Nilmeſſer bis zu dem betreffenden Namen geſtiegen iſt. An drei Mauern dieſes Behälters finden ſich Niſchen und an der vierten eine Treppe, auf welcher man zu dem Waſſer hinabſteigen kann. Oben um den Rand ſind Koranſprüche mit ſehr zierlicher Schrift in den Stein gehauen.

Der Garten des Paſcha iſt, wie ich ſchon früher bemerkte, halb

auf engliſche Art angelegt und ſoll ſchon jetzt einen ziemlichen Reichthum von verſchiedenen Gewächſen enthalten. Gegen Alt-Kairo beſtehen die Ufer der Inſel aus ſchönen, maſſiven Mauern, die den Garten umgränzen, und ſind mit bequemen Treppen verſehen, um vom Boote aus bequem in den Garten ſteigen zu können. Die Einfaſſungen verſchiedener Parthieen dieſer Anlagen beſtehen aus Gittern, die ſehr künſtlich aus Rohr geflochten ſind. Bei unſerem Klima und ſeinem immerwährenden Regen würden dieſe Gitter halb verfaulen, aber hier halten ſie, wie uns der jetzige Gärtner, ein Franzoſe, verſicherte, viele Jahre. An einem Theil des Gartens befinden ſich große Boskets von Palmen, Sykomoren, Feigen und Orangen und zwiſchen dieſen Bäumen hat der Paſcha ein Gartenhaus gebaut, das auf der einen Seite einen Saal, auf der andern aber eine Grotte hat, die mit den ſchönſten Muſcheln und Korallen aus dem rothen Meer verziert iſt. Es gewährte uns ein wahrhaftes Vergnügen, auf den grün angeſtrichenen Bänken dieſes Gartens zu ſitzen, deſſen Einrichtung uns ſo ganz an die Heimath erinnern würde, wenn ſich nicht neben uns ſchlanke Palmen erhöben und man nicht auf dem andern Ufer die Pyramiden in majeſtätiſcher Reihe ſähe. — —

Obgleich wir ſchon eine ganze Pferdefamilie beiſammen hatten, war es doch das erſte Geſchäft unſeres Barons, Erkundigungen nach guten Pferden ſelbſt einzuziehen, oder durch Leute, die ſich hiezu gleich anboten, einziehen zu laſſen. Zu Letzteren gehörte in erſter Reihe der Schwabe, von dem ich bei unſerer Ankunft in Kairo ſprach; er war Thierarzt und kannte die Pferde der Stadt ſo ziemlich. Hauptſächlich war es ein brauner Hengſt, den der Baron ſuchte, doch wollte er nur ein Pferd von der edelſten Race, die hier eben ſo ſelten ſind, wie bei uns. An Leuten, die ihre Thiere präſentirten, fehlte es auch hier, wie überall, nicht; oft wurden ſolche als das Schönſte, was man ſehen könnte, angekündigt, und wenn man ſich nun die Mühe gab, ſie zu beſehen, waren es die erbärmlichſten Pferde. So erinnere ich mich unter Anderem, daß der Lohnbediente Mechmed eines Morgens uns ſchon um fünf Uhr aus dem Schlafe weckte, um einen Arnautenſchech zu melden, der, wenn es dem Baron genehm ſey, einen prachtvollen braunen Hengſt vorführen wolle. Sein Wunſch wurde ihm natürlich gewährt. Der Baron zog ſich nach einiger Zeit an und ging hinunter. Doch kam er bald darauf wieder zurück und erzählte mir mit lautem Lachen: der prachtvolle braune Hengſt ſey ein ganz miſerabler Fuchswallach geweſen, für den der Arnaut noch obendrein eine unmäßige Summe gefordert habe. So ging es zuweilen den ganzen Tag fort und der Baron konnte kaum die Zeit auftreiben, um alle die Pferde anzuſehen, die ihm vorgeführt wurden. Es war überhaupt jetzt nicht

die geeignete Zeit, um die Pferde der reichen Paschas und Kaufleute, worunter doch am ersten etwas Vorzügliches zu finden war, anzusehen; denn in diesen Monaten waren die Pferde nicht mehr in der Stadt, sondern man hatte sie, nach ägyptischem Ausdrucke, in den Versim gethan.

Wenn nämlich, wie jetzt, der Klee recht hoch steht, schickt der vornehme Aegyptier seinen ganzen Marstall auf's Land, entweder in seine eigenen Kleefelder oder in andere, die er zu diesem Zwecke miethet. Hier werden die Pferde, reihenweise an einem Hinterfuße gefesselt, auf das Kleefeld gebracht, wo sie so viel fressen können, wie ihnen beliebt oder so viel sie den Tag erreichen können. Am folgenden Morgen rückt man mit ihnen vorwärts und so immer weiter, bis das ganze Kleefeld abgefressen ist. Die Sais wohnen unter einem Zelt dabei, um die Pferde beaufsichtigen zu können. So sieht es in dieser Jahreszeit um Kairo aus, als haben lauter Nomadenstämme hier ihren Weideplatz erwählt. Doch wird dadurch das Besichtigen der Pferde äußerst erschwert, da man oft Stunden lang zu reiten hat, um von einem Versim zum andern zu gelangen.

Die Gestüte Mehemed Ali's, die um Schubra, dem Sommerlandsitz des Paschas, auf den Kleefeldern sich befanden, mußten natürlich auch angesehen werden, weshalb wir an einem schönen Morgen auf Reiteseln dahin aufbrachen. Längs dem Ufer des Nils ritten wir auf einer sehr schönen Straße, die mit einer Reihe dicht belaubter Akazien besetzt war, nach dem Landsitze des Pascha. Er besteht aus einer großen Gartenanlage mit Wohnhäusern des Pascha und aus mehreren Höfen, die umher liegen. Auf einem derselben befindet sich ein Elephant, den wir im Vorbeigehen ansahen. Das große, sehr starke Thier befand sich auf dem Hofe und war mit einer schweren Kette, die es um den Hinterfuß hatte, an eine Sykomore befestigt. Ein Junge, der höchstens acht oder neun Jahre alt war, spielte mit ihm. Es war komisch anzusehen, wie der kleine Kerl an dem Rüssel, den er wie einen Baum mit Händen und Füßen umklammerte, auf die langen Stoßzähne kletterte, von da die Ohren ergriff und seine Beine an den Kopf stemmend, auf denselben gelangte. Das riesenhafte Thier ließ Alles geduldig mit sich vornehmen, kniete auf das Geschrei seines kleinen Wärters nieder, stand wieder auf und am Ende nahm es den Knaben mit seinem Rüssel vom Kopfe herunter und setzte ihn sanft auf die Erde.

Wir verließen den Hof wieder und erreichten bald darauf Schubra, da uns der Eintritt in die Gärten ohne viele Schwierigkeiten erlaubt wurde. Diese sind in gemischtem Geschmack, bald italienisch, bald englisch, bald orientalisch angelegt, gewähren aber im Ganzen einen sehr schönen Anblick. Das Wohnhaus des Pascha ist auf Terrassen gebaut, die mit hohen, schlanken Gängen von Rebenlaub bedeckt sind. Eben

ſolche gewölbte Lauben führen faſt durch den ganzen Garten und ſelbſt die Beete haben je nach ihren Figuren ſolche Laubbögen über ſich. Der intereſſanteſte Theil des ganzen Gartens iſt der neue Pavillon des Paſcha, der in einem Gebüſche von Palmen, Orangen, Feigen, Sykomoren, Platanen und noch andern dichtbelaubten Bäumen verſteckt liegt.

Das Gebäude, faſt ganz aus Stein aufgeführt, iſt von ſehr beträchtlicher Länge und Breite. Seine vier Seiten gleichen durch die vielen hohen Bogenfenſter langen Gallerien. An den vier Ecken des ganzen Gebäudes befinden ſich andere Pavillons, die auf dieſelbe Art vorſpringen, wie die Baſtionen bei den Feſtungswerken. Auf breiten Marmortreppen gelangt man an die Thore des Gebäudes, deren ſich auf allen vier Seiten befinden, und bleibt beim Anblick des Hofes überraſcht ſtehen, ſo ſinnreich und prachtvoll iſt die Conſtruction deſſelben erdacht und ausgeführt. Das Innere des ganzen Gebäudes bildet nämlich ein ungeheures Marmorbecken, das von den vier Seiten des Gebäudes, welche Bogengänge bilden, die nach Innen von ſchlanken Säulen getragen werden, umgeben iſt.

Auf allen Seiten ſind große Röhren angebracht, die geöffnet werden können und aus denen ſich dann der Hof in kurzer Zeit mit Waſſer füllt. In der Mitte deſſelben iſt ebenfalls aus ſchönem Marmor eine Art Inſel aufgeführt, die mit Orangenbäumen beſetzt iſt und auf der ſich, wie überall an den Ufern dieſes künſtlichen Sees, Ruheplätze befinden. Dieſer Pavillon iſt zu großen, glänzenden Abendgeſellſchaften beſtimmt, und dann muß der Anblick des Hofes wirklich zauberhaft ſeyn. Das Ganze war in dem Augenblick, wo wir es beſahen, noch nicht fertig, und man legte eben die letzte Hand an die Einrichtung und die Röhren, um das Gebäude mit Gas beleuchten zu können. An den vier Ecken des Hofes ſind coloſſale aus Stein gehauene Löwen, die immerfort Waſſer in das Becken ſpeien, und noch mehrere andere dergleichen Fontänen, und bei jeder derſelben ſind Gaslampen angebracht, deren Flamme unter dem Waſſerſtrahl brennen ſoll, was einen ungemein ſchönen Anblick gewähren muß. Die Eckpavillons ſind halb europäiſch, halb orientaliſch eingerichtet, mit Divan und Teppich, Spiegel und Kronleuchter.

An einer andern Stelle des Gartens zeigte man uns ein Plätzchen, das ſehr gemüthlich war, wo nämlich der Paſcha, wenn er ſich in Schubra aufhält, gewöhnlich ſein Morgen- und Abendgebet verrichtet. Es iſt ein kleines Rondel mit dichten Hecken umgeben und auf ſeiner Mitte befindet ſich ein Divan aus Raſen und Moos mit einem Geländer aus zuſammengewachſenen Baumſtämmen. Die Richtung nach Mecca wird hier durch eine Sykomore bezeichnet, die, wie man ſagt,

vor dem väterlichen Hauſe des Vicekönigs geſtanden haben ſoll und die er zum Andenken hieher verpflanzen ließ.

Wir beſtiegen unſere Eſel wieder und trabten um Schubra herum nach einigen großen Gebäuden, die mitten in den Feldern liegen und wo ſich die Geſtüte Mehemed Ali's befinden. Die weitläufigen Gebäude ſchienen mir ziemlich gut eingerichtet. Sie umſchloſſen mehrere hintereinanderliegende Höfe, auf denen ſich eine große Anzahl kleiner Fohlen herumtrieb. Die Stallungen ſind anders und wie es mir ſchien, zweckmäßiger eingerichtet, als die unſrigen, und ſie haben ſtatt einer Stallgaſſe, wie bei uns, deren drei, indem nämlich an dem mittleren Gange die Pferde auf beiden Seiten ſtehen, mit den Köpfen gegeneinander gekehrt, und an jeder der beiden Wände des Stalles iſt gleichfalls eine Gaſſe frei gelaſſen, ſo daß man auch hinter den Pferden her gehen kann.

Auf den Feldern, die zum Geſtüte gehören, waren die Hengſte und Stuten von einander abgeſondert, auf dieſelbe Art in dem Klee angebunden, wie ich es ſchon früher beſchrieb. Wir ritten zu ihnen hinaus und wunderten uns ſehr, ſo wenig oder faſt gar nichts vollkommen Edles unter dieſen Thieren zu finden. Von den Stuten war keine einzige da, die der Mühe werth geweſen wäre, daß man ſie mit nach Europa genommen hätte; unter den Hengſten dagegen befanden ſich wohl einige ſehr ſtarke und edle Thiere, aber dieſe waren in den früheren Kriegen mit den Wechabiten erbeutet worden und ſchon in einem Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren, deßhalb für uns nicht zu brauchen.

Auf dem Rückwege nach Kairo führte uns Mechmed in eines jener Häuſer, in dem ſich die merkwürdigen Brütöfen befanden, in welchen die Aegyptier ſchon ſeit uralter Zeit die Hühner durch künſtliche Wärme fabrikmäßig aus den Eiern hervorlocken; eine Erfindung, die ſelbſt einen Engländer befriedigt haben würde. Die Hitze in den Gängen zu dieſen Oefen war ziemlich ſtark und die ganze Einrichtung ſo eng und winklich, daß ich nur mit vieler Mühe mit unſerem Mechmed hinein kriechen konnte, um wenigſtens einen kleinen Begriff von dieſer Anſtalt zu bekommen. Zu beiden Seiten eines engen Ganges befinden ſich kleine Kammern und über jeder derſelben ein runder gewölbter Ofen. Der Boden dieſer beiden Kammern iſt mit feinem Stroh oder Binſen bedeckt, auf welche, nachdem der Ofen mit Miſtkuchen geheizt worden iſt, die Eier reihenweiſe neben einander gelegt werden. Doch wird anfänglich nur die Hälfte dieſer Oefen geheizt, unter denen die Eier bis zum eilften Tage liegen bleiben; dann läßt man das Feuer oben ausgehen und bringt die Eier aus der Kammer auf die Backſteine des Ofens ſelbſt, die von der Heizung der vorigen Tage noch eine ziemliche Wärme behalten. Jetzt wird auch die andere Hälfte der Kammern geheizt und ebenfalls mit Eiern belegt. Da die Oefen mit einander

in Verbindung ſtehen, ſo erhalten die, in welchen das Feuer jetzt ausgegangen iſt, von den andern noch immer ſo viel Wärme, als die kleinen Hühner zum Auskriechen bedürfen, was eben ſo wie unter der Henne am zwanzigſten oder einundzwanzigſten Tage geſchieht. Von hundert Eiern kriechen gewöhnlich ſechzig bis ſiebzig Küchlein aus und da dem Bauer für zwei Eier, die er gebracht, eines dieſer Thierchen gegeben wird, ſo hat der Staat an den übrig bleibenden noch einen ziemlichen Nutzen, wenn man bedenkt, daß in Unter- und Oberägypten jährlich an ſechzehn bis ſiebenzehn Millionen dieſer Hühner ausgebrütet werden.

Unſer Rückweg nach Kairo auf der guten Straße neben dem Nil war heute in den ſpätern Nachmittagsſtunden reizend und ſchön. Das Waſſer, von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet, floß zwiſchen ſeinen üppigen grünen Ufern ſo ſtill und ruhig dahin, und auf ihm ſchwammen die kleineren Boote, mit Frucht oder verſchiedenem Grün beladen, das, hoch aufgethürmt, dem Boot mit einer ſchwimmenden grünen Inſel viele Aehnlichkeit gibt. Ohne dieſe Fahrzeuge mit ihren kurzen Maſten, an denen ſich aber eine ungeheuer lange Segelſtange befindet, kann man ſich den Nil gar nicht denken. Wo man im Hintergrunde die Pyramiden ſieht, dürfen dieſe ſeltſamen Segelſtangen auch nicht fehlen. Die Fellahs, die ihre Geſchäfte in Kairo beſorgt hatten, kamen einzeln und in Schaaren zurück; die Weiber trugen Krüge und Körbe auf der Achſel und auf der Schulter, was bei der Geſchicklichkeit, mit der ſie dieſe Sachen zu balanciren wiſſen, ſehr artig ausſieht. Dieſe Weiber der ärmeren Klaſſe haben, wie ich ſchon früher bei Gaza bemerkte, etwas ſehr Graziöſes, ja Elegantes in ihren Bewegungen, beſonders wenn ſie mit ihren hohen Krügen über Gräben und Hecken daher ſpringen. Bei ſolchen Gelegenheiten habe ich ſie oft geſehen, wo ſie ohne Zuthat das ſchönſte Bild abgegeben hätten. So begegneten uns noch heute Abend dicht vor Kairo zwei junge Weiber in eifrigem Geſpräch und ſehr raſchem Gange und eine trug einen flachen Korb auf dem Kopfe, dicht vor uns ſprangen ſie die Straße hinab und ſchlugen einen Feldweg ein, der tiefer lag, wodurch wir in den Korb ſehen konnten. Statt Früchte oder ſonſt etwas, das wir darinn vermuthet hätten, war der Boden mit etwas Klee bedeckt, auf dem ein kleines nacktes Kind von einigen Monaten lag, das ſich mit beiden Händen am Rand feſt hielt und vergnügt in die Welt ſah.

Bei den Thoren der Stadt verließen wir unſere Eſel, um noch einen Gang auf die Acropolis oder die Citadelle der Stadt zu machen, welche an einem Abhange des majeſtätiſchen Mokkatams liegt. Dieſer alte Bau, von Sultan Saladin gegründet, hat ſchon viel Veränderungen erlitten und Ströme von Blut fließen ſehen. Auf einem breiten

gepflasterten Wege steigt man hinan und kommt oben zum großen Burgthor, vor dem sich links die Menagerie des Pascha befindet. Wir konnten sie nicht sehen, da der Wärter abwesend war.

Von den älteren Bauwerken hier oben sieht man nur noch einige Ruinen von dem Palaste Saladin's; sonst ist Alles, was an die Saracenen erinnern könnte, bei der Umwandlung der Citadelle in eine moderne Festung nach europäischer Art gänzlich verschwunden. Von neueren Gebäuden ist hier oben die Residenz Mehemed Ali's, so wie die Sitzungssäle für den obersten Gerichtshof und für den Oberrichter oder Kadi der Stadt. Jetzt läßt der Vicekönig aus prächtigem Alabaster, der in der Umgegend gefunden wird, eine neue Moschee bauen, zu welcher auch die noch übrigen Granitsäulen vom Palaste Saladins verwendet werden. Mechmed führte uns an eine Stelle der Festungswerke, wo die Mauern, dann der Felsen des Berges über hundert Fuß tief senkrecht hinabgehen und erzählte uns, daß, als Mehemed Ali die Mameluken hieher gelockt und den größten Theil niedergemacht, hier an dieser Stelle ein alter Schech mit seinem Pferde hinabgesprungen und glücklich entkommen sey. Das Schönste, was wir auf dieser Stelle genossen, ist die ungeheure Aussicht, die man rings herum hat. Wie immer sind es auch die Pyramiden, die zuerst den Blick auf sich ziehen und die man hier an den Ufern des mächtigen Stromes in West und Südwest in ihrer ganzen Ausdehnung vor Augen hat. Dort sieht man die drei großen Pyramiden von Ghizeh mit den sechs kleineren, die daneben stehen; dann weiter gen Süden die Gruppe der Pyramiden von Abusir und endlich ganz in der Ferne die Pyramiden von Sakkarah sich scharf am Horizont abzeichnen. Vor uns am Fuße jener ersten Pyramiden, die mitten in dem gelben Sande stehen, der sich hinter ihnen tausende von Meilen weit ausdehnt, liegt das Dörfchen Ghizeh, dessen saftig grüne Felder von jenem verbrannten Gelb scharf abstechen. Sie werden von den Fluthen des Nils bespült, der, ein mächtiger Zauberer, zu beiden Seiten grüne Felder und schlanke Dattelpalmen in dichten Reihen hervorruft. Jenseit des Stromes liegt Fostat und zu unsern Füßen im weiten Kreis die ägyptische Hauptstadt Kairo, ihrem Namen nach die Siegreiche, aber nach einer andern Bedeutung des Worts auch die Geplagte und oft Beunruhigte. Gegen Nordost sieht man gleich vor den Mauern der Stadt den großen Kirchhof von Bab en Nusr, der aber nicht, wie gewöhnlich, nur Grabsteine hat, sondern sich durch die Masse seiner thurmartig gewölbten Familienbegräbnisse auszeichnet. An ihn stößt ein anderes noch weit prächtigeres Todtenfeld, die Gräberstadt der Mamelukenkönige, und man kann diesen Grüften mit Recht den Namen einer Todten- oder Gräberstadt geben. Auf einer Länge von fast einer Stunde Weges sieht man dort große stattliche Gebäude mit gewölbten

Kuppeln, hohen Minarets, die mit der schönsten Bildhauerarbeit bedeckt sind, in denen Niemand wohnt und in denen jene Herrscher beigesetzt wurden, nachdem ihnen der Tod den Säbel entwunden. Man hätte zu diesen Wohnungen der Todten nicht leicht einen ruhigeren, stilleren Platz wählen können. Er liegt an einem Abhange des Mokkatamberges, Sand im Sande, aus dem sich die Gebäude selbst, meistens aus graugelben Steinen erbaut, von gleicher, öder, trauriger Farbe erheben. Hinter ihnen beginnt die syrische Wüste, durch die wir hergezogen, eine weite Fläche, auf der man von hier aus kleine Oasen sieht, einzelne Palmengruppen und dazwischen die weißen Gebäude, ebenfalls nur mit dürftigem Grün umgeben, an denen wir vor einigen Tagen vorübergezogen.

Die Residenz des Pascha's, aus vielen größeren und kleineren Sälen bestehend, ist theilweise ganz orientalisch, theils halb europäisch eingerichtet. In den großen Gerichts- und Audienzsälen sieht man nur Divans und Teppiche, in den Privatgemächern des Vicekönigs dagegen hat man mit Spiegeln, Kronleuchtern, Teppichen ꝛc., einen wahren Luxus getrieben. Das Schlafgemach des Pascha's ist klein, mit einem sehr dicken persischen Teppich bedeckt und in der Mitte desselben ist auf diesem das Lager, aus einigen dicken Matratzen bestehend, über die feine Decken gebreitet sind, auf welchen wieder eine Menge kleiner Kissen liegen. An den vier Ecken dieses Lagers erheben sich schlanke, vergoldete Säulen, die einen gewölbten Baldachin unterstützen, von dem nach allen Seiten feine Seidenflore herabhängen, um den Schlafenden vor den zudringlichen Mücken zu bewahren, die eben so wenig den Herrscher wie den Fellah verschonen.

Neben diesem Schlafgemach war ein anderes Zimmerchen mit kleinen Divans, einem Tisch, Fauteuils und einem prächtigen französischem Kamin aus weißem Marmor. Sehr schön eingerichtet waren die Badgemächer, die aus drei hintereinander liegenden Zimmerchen bestehen, von denen die Wände, Fußboden und Decke der beiden letzteren aus sehr schön gesprenkeltem, glänzend polirtem Alabaster bestehen. Die Einrichtung zum Baden selbst bestand, wie bei uns, aus einer großen Wanne; doch war auch eine Vorrichtung da, um das letzte Kabinet nach türkischer Art mit Wasserdämpfen füllen zu können.

Das älteste Gebäude auf der Citadelle ist der sogenannte Josephsbrunnen, der nach Einigen vom Sohne Jakobs seinen Namen haben soll, nach Andern aber vom Sultan Saladin, der ebenfalls den Namen Jussuff — Joseph hatte. So viel ist gewiß, daß der Kalif, der vielleicht hier die Ueberreste der alten Bauwerke gefunden haben mag, ihn erweitern und vom Sande der Wüste reinigen ließ. Dieser Brunnen ist eine trichterartige Schlucht in den Felsen, deren unterste Tiefe bei

zweihundert und fünfzig Fuß betragen ſoll. Da es unten nichts anderes zu ſehen gab, als gewöhnliches Nilwaſſer, ſo ſtiegen wir nicht hinab.

Wir hatten heute eine lange Tour gemacht und beeilten uns deßhalb nach unſerem Hôtel zurückzukommen, wo die Fleiſchtöpfe Aegyptens auf uns warteten. Etwas Anderes, was wir bei unſerer Zurückkunft fanden und was uns noch mehr erfreute, als das wirklich gute Diner, war unſer lieber Fürſt Aslan, der heute von Damiette, wohin er von Gaza mit dem Dampfſchiffe Ibrahim Paſcha's gegangen war, hier ankam. Er wollte ſich eine Zeit lang in Kairo aufhalten, und wußte noch nicht, wo er von hier aus ſeinen Stab hinſetzen würde. Wir hatten zum Diner unſere Freunde Pruner und Fiſcher eingeladen und unterhielten uns mit ihnen und dem Fürſten von unſern Abenteuern auf der Wüſtenreiſe, als plötzlich der Chef unſerer Caravane, der Tartar Gaſſi, in den Saal trat, der uns aufgeſucht hatte, und wir verlebten alle zuſammen einen fröhlichen, aber etwas theuren Abend; denn den vaterländiſchen Wein, den wir tranken, es war Hochheimer, ließ ſich unſer engliſcher Wirth mit fünfzehn Gulden die Flaſche bezahlen.

Wenn ich jetzt in der Heimath von einem Beſuch der ägyptiſchen Pyramiden, jener uralten Bauwerke, erzähle, ſo liegt mir das wieder eben ſo fern und hinter Traumſchleiern verborgen, und ich könnte in Verſuchung kommen, jene Zeit, wo wir uns einen Eſel ſatteln ließen, um jene Weltwunder, die dicht vor unſern Augen lagen, zu beſuchen, für eine fabelhafte zu halten, wenn nicht zuweilen dieſer ganze merkwürdige Tag und das Bild dieſer coloſſalen Steinhaufen, von lebhafter Erinnerung beleuchtet, hell und klar vor mein Inneres träte. Unſer Mechmed hatte ſchon den Tag vorher für dauerhafte, ſtarke Eſel geſorgt, von denen wir jeder einen beſtiegen, und der übrigbleibende mit Eßwaaren beladen wurde, da wir erſt am Abend zurückkommen konnten. Wir waren mit dem engliſchen Kapitän und Mechmed zu ſechs. In Alt-Kairo, wo wir uns mit den Thieren vermittelſt einer Barke über den Strom mußten ſetzen laſſen, gab es bei dieſer Gelegenheit eine luſtige Scene; denn um die Eſel in das Boot zu bringen, mußte man zur Gewalt ſeine Zuflucht nehmen, wobei es denn äußerſt komiſch ausſah, wenn ſo ein Thier von zwei Mann am Kopf und Schweif gehalten, in das Fahrzeug geſchleppt wurde. Auf dem andern Ufer des Nils ritten wir eine Zeit lang unter zahlreichen Palmen dahin und erreichten in Kurzem das Dorf Ghizeh, wo ſich die größten Brütöfen befinden, denn hier allein werden jährlich an hundert und dreißigtauſend Eier ausgebrütet. Bei dieſem Dorfe und ſchon früher auf den Feldern hatte ſich unſere Geſellſchaft mit jedem Schritte vermehrt; denn alle Fellahs, die uns erblickten, verließen ihre Arbeit und liefen uns nach. Einige boten kleine aus Thon gebrannte Mumien zum Verkauf an,

Andere eben ſolche Käfer, Ohrgehänge, kleine Figürchen, die man in Mumien gefunden; aber die meiſten wollten uns begleiten, um uns beim Erſteigen der Pyramiden oder beim Hineinklettern in's Innere hülfreiche Hand zu leiſten. Bald hatten wir aber, beſonders von dieſen Letzteren, ſo viele um uns, daß auf jeden von uns, Mechmed eingerechnet, wenigſtens zehn gekommen wären, weßhalb dieſer, da ſich der Haufen noch immer mehrte und uns mit lautem Geſchrei umſchwärmte, einſchritt und einen Theil fortzujagen ſuchte. Doch dies war nicht ſo leicht geſchehen, obgleich unſer Kapitän dabei aus allen Kräften half. Wenn das Volk auch vor dem hochgeſchwungenen Stocke Mechmeds einen Augenblick zurückwich, ſo waren ſie doch gleich wieder in der Nähe und die Bemühungen des Kapitäns, ſie fortzujagen, waren wirklich lächerlich. Er ritt ſein eigenes Pferd und verfolgte damit zuweilen die Einzelnen, die ſich zu nahe an uns gedrängt, über Klee- und Fruchtfelder hinweg, ohne jedoch einen mit der geſchwungenen Peitſche zu treffen; denn obgleich ſich das Pferd ſehr ſchnell wandte, ſo waren doch die Fellahs viel geſchwinder und fingen an, ihn weidlich zu necken.

Bald hatten wir die Pyramiden vor uns liegen und was ich ſchon früher einmal bemerkte, daß ſie aus einiger Entfernung dem Auge nicht ſo coloſſal erſcheinen, mag wohl daher kommen, daß jede ihrer Seiten ein regelmäßiges Dreieck bildet. Ein Arm des Nils trennte uns noch von ihnen. Da keine Brücke über ihn führte, ſo mußten wir ihn auf den Eſeln durchwaten; doch war das Waſſer ſchon ſo klein, daß wir ohne viele Mühe hindurchkamen. Nur gewährten uns einige Weiber, die vor uns wateten, einen lächerlichen Anblick; dieſe, um ihr blaues Hemd nicht naß zu machen, hoben es in die Höhe und waren ſchon faſt in der Mitte des Waſſers, als ſie uns am Ufer anſichtig wurden. Sie erhuben ein lautes Geſchrei und wir ſahen ihnen an, daß ſie lange ſchwankten, was ſchlimmer ſey, ihre Kleider naß zu machen oder unſern Blicken ausgeſetzt zu bleiben; doch mußte ihnen das erſte als das größte Uebel erſcheinen, denn ſie blieben in ihrer früheren Poſition und erreichten das jenſeitige Ufer glücklich mit Ausnahme einer einzigen, die beim Hinausſpringen auf das Geſicht fiel.

Das jenſeitige Ufer war ſehr ſchmal von Grün eingefaßt, auf dem ſich noch einige Palmen erhoben; dann fing die Sandregion an, in welcher auch die Pyramiden ſtehen, graugelb wie der Boden. Je näher man nun dieſen Coloſſen kommt, je rieſenhafter dehnen ſich die Formen nach allen Seiten aus und als wir um den Fuß der größten Pyramide, der des Cheops, herumritten und an den Steinmaſſen empor ſahen, kamen ſie mir nicht mehr wie ein Gebäude vor, ſondern wie ein Gebirge, dem die Natur eine regelmäßige Form gegeben. Man muß aber auch bedenken, daß die Baſis dieſer Pyramide einen viereckigen Platz bildet,

wie wir selbst in unsern größten Städten fast keinen größeren haben. Jede ihrer Seiten mißt dreihundert Schritte und die ganze Fläche umfaßt fünfmalhundert fünfzigtausend Pariser Quadratfuß. Jetzt, wo sich durch die Winde der Wüste an allen Seiten große Sandhaufen um den Fuß der Pyramide gehäuft, haben ihre Seiten unten nur noch siebenhundert sechzehn Pariser Fuß; doch braucht man noch immer eine gute Viertelstunde Zeit, um das ganze Gebäude zu umgehen. Die Höhe der Pyramide des Cheops beträgt nach den neusten Messungen vierhundert sechzig Pariser Fuß.

Ueber dem Eingang bieten herabgefallene Baustücke eine ziemliche Fläche dar, auf welche wir uns setzten, um unser Frühstück zu verzehren. Mechmed war beschäftigt, die Beduinen, die uns ins Innere so wie auf die Pyramide hinauf begleiten sollten, auszusuchen, was unter einem unerhörten Schreien und Lärmen vor sich ging. Die Ausgewählten machten einen fürchterlichen Skandal, indem sie zu uns heraufschrieen, daß sie auf alle Fälle die besten und stärksten seyen und Mechmed mit vieler Umsicht gewählt habe. Die Andern dagegen schimpften auf ihn und prophezeiten uns nichts Gutes, wenn wir uns solchen schwachen Kerls anvertrauen wollten.

Der Kapitän, der es nicht lassen konnte, die Leute auf alle erdenkliche Art zu necken, fing auch hier wieder sein Spiel an. Mechmed hatte die Leute, die er für uns ausgesucht, zu unsern Füßen an den Eingang der Pyramide gestellt, und die Andern umgaben diese in einem weiten Kreise; auch hatten sich eine Masse Weiber eingefunden, die auf den Steinen umherkauerten und uns bald Wasserkrüge zum Trinken anboten, bald aus ihren Schleiern kleine Figürchen und Münzen hervorwickelten, die wir ihnen abkaufen sollten. Anfangs amüsirte sich der Kapitän damit, daß er die Ueberreste unseres Frühstücks unter das Volk vertheilte, wobei er hauptsächlich gegen die „Damen" galant war und ihnen die besten Brocken an den Kopf warf. Doch als er so alle Eßwaren verschleudert hatte, begann er den unter uns stehenden Fellahs Sand auf die Köpfe zu scharren, worüber diese ein lautes Geschrei erhoben, was ihn aber so amüsirte, daß er, glaube ich, dies Spiel lieber den ganzen Tag fortgesetzt hätte, als die Pyramiden zu besteigen.

Mechmed traf jetzt die Anstalten, das Innere der Pyramiden zu besehen, wozu er die mitgenommenen Lichter anzündete und unter den Fellahs vertheilte. Außer diesen wurden jedem von uns zwei dieser Leute zugetheilt, von denen der eine vorausging und der andere nachfolgte, um uns so eingeschlossen vor dem Fallen auf dem glattgeschliffenen Granitboden zu verwahren.

In das Innere der Pyramide führt ein Gang, der so hoch und schmal ist, daß man sich eben darin fortbewegen kann. Seine vier

Wände beſtehen aus dicht an einander gefügten Granitſtücken, die geglättet ſind, und da obendrein dieſer Gang in einem Winkel von ſieben und zwanzig Grad abwärts führt, ſo kann man ſich leicht denken, daß es nöthig iſt, ſich vor dem Ausglitſchen zu bewahren. Außer den dichten Staubwolken, die unſere Fußtritte in dem Gebäude aufwühlten und dem Willkommen, den uns einige große Fledermäuſe ſpendeten, indem ſie um unſere Köpfe flogen, machte eine Hitze von 23° Reaumur, welche als die mittlere Temperatur des Landes beſtändig in dieſem Gebäude herrſcht, das Hineinkriechen äußerſt beſchwerlich und unangenehm. Auf dieſe Art führt der Gang hundert Schritte abwärts, und man muß alsdann unter demſelben Winkel an der andern Seite wieder aufwärts ſteigen, um in die oberen Gemächer zu gelangen. Doch iſt dies letztere noch bei Weitem beſchwerlicher und wirklich gefährlich; denn der Boden dieſes aufwärts ſteigenden Ganges iſt horizontal, und an ſeinen Wänden finden ſich kleine Vorſprünge, auf welche man die Füße ſtellt und ſo mit geſpreizten Beinen aufwärts gelangt. Auch hier hat man vor und hinter ſich einen der Fellah, was ſehr nöthig iſt, da dieſer Vorſprung aus Granit beſteht und ebenfalls geglättet iſt. So krochen wir gebückt einer hinter dem andern her, von Staub und Hitze beläſtigt und faſt ganz im Dunkeln; denn unſere armſeligen Wachskerzen erhellten den Raum nur ſpärlich, auch war ein Theil der Fellahs, welcher ſie trug, voraus in das obere Gemach geeilt. Plötzlich hörten wir von dort einen tiefen Ton erſchallen, dumpf und zitternd, gleich dem einer großen zerſprungenen Glocke, der ſich mit voller Gewalt durch die Gänge des ungeheuern Gebäudes fortpflanzte. Es waren unſere Fellahs, die mit einem Stein gegen die Wände des Sarkophages ſchlugen, der hier oben ſteht. Jetzt erreichten auch wir das obere Gemach, die Kammer des Königs genannt. Seine Wände, Decke und Fußboden beſtehen aus geſchliffenem Granit, auf welchem die Beſucher der Pyramide mit Kohle und Kreide ihre Namen und Bemerkungen geſchrieben. Der leere Sarkophag, von dem ich oben ſprach, beſteht auch aus geſchliffenem Granit, iſt ſieben Fuß lang und drei Fuß breit und hoch. Wenn man die kleine Thüröffnung ſieht, die kaum ſo breit iſt, wie dieſer Sarg, ſo kommt man auf die Vermuthung, daß dieſer Stein eben ſo wie die Gänge und Kammern während dem Bau der Pyramide aufgeſtellt wurde und ſich der obere Theil allmählig darüber erhob. Auf die erſten Beſucher dieſer Grabeskammer wird es einen freudigen Eindruck gemacht haben, beim Oeffnen des in dem Sarkophag befindlichen Mumienbildes eine Mumie zu finden, mit einem goldenen, von Edelſtein glänzenden Bruſtharniſch, der mit unbekannten Charakteren beſchrieben war. Jetzt iſt der Sarkophag natürlich leer.

Wir ſtiegen wieder abwärts und beſuchten die Kammer der Kö-

nigin, die am Ende des horizontalen Ganges liegt, von dem ich oben sprach. Sie enthält weiter nicht viel Merkwürdiges und man sieht dort nur vier nackte glatte Wände. Unterhalb dieser Kammer und oberhalb der des Königs hat man vor noch nicht langer Zeit andere Gemächer entdeckt, zu welcher schachtartige Oeffnungen führen, die man vermittelst Querhölzer, die wie Leitersprossen übereinander stehen, erreichen kann. Da diese Sache jedoch, wie uns Mechmed versicherte, ziemlich gefährlich und dagegen wenig belohnend ist, indem man in diesen beiden Gemächern auch weiter nichts sieht, wie die nackten Wände, so unterließen wir diese Partie und krochen durch den Gang, zu welchem wir hereingekommen, wieder an die freie Luft, die uns nach der dumpfen heißen Atmosphäre, die drinnen herrscht, angenehm und erfrischend war.

Wir setzten uns an den Fuß der Pyramide hin, um von den überstandenen Mühseligkeiten auszuruhen und ließen dabei unsern Blick auf dem ungeheuern Bau umhergleiten. Wenn man die colossalen und doch so regelmäßigen Formen der Pyramide eine Zeit lang genau betrachtet hat, so wird die riesenhafte Größe dieser Bauwerke dem Auge erst recht klar, und man muß in Erstaunen gerathen über die damalige Zeit, der es möglich war, solch' ein Werk aufzuführen; denn außer dem Aufbauen der Pyramide selbst wie das Anfertigen und Herbeischaffen des Materials, war das Errichten der schiefen Fläche, die mit dem Bau wuchs und auf welcher die Steine bequemer hinaufgeschafft wurden, eine eben so große Arbeit. Nach Herodot brauchten hunderttausend Menschen zehn Jahre Zeit, um die Steine aus dem arabischen Gebirg heranzuschleppen und dann wieder zwanzig Jahre, um die Pyramide selbst aufzurichten. Früher, als das Aeußere derselben noch mit geglätteten Granitplatten belegt war, fand sich auf einer derselben eine Rechnung eingehauen, woraus man ersah, daß die ganze Beköstigung der Arbeitsleute an der großen Pyramide nur für Zwiebel, Rettig und Knoblauch an fünfmalhunderttausend Gulden gekostet hat. Danach kommt freilich auf jeden jährlich ein Gulden fünf Kreuzer und also in fünf Tagen ein Kreuzer, woraus man gewöhnlich die außerordentliche Wohlfeilheit in jenen Zeiten zu belegen sucht; doch scheint es mir viel eher, als habe man mit jener Rechnung die ungeheure Summe anzeigen wollen, die das Ganze gekostet, wenn man schon für diese Kleinigkeiten so viel ausgab; denn Herodot fährt, nachdem er Obiges erzählt, fort: „und wenn sich dieses so verhält, wie viel muß nicht sonst noch aufgewendet worden seyn für Eisen zum Arbeitszeug und für Speise und Kleidung der Arbeiter!“ Es ist mir unbeschreiblich, wie man schon so viel hat schreiben und sprechen können und Vermuthungen aufstellen über den Zweck, den die ägyptischen Könige bei Erbauung der Pyramiden vor Augen gehabt. Wer die alte Geschichte dieses

Landes und das Land ſelbſt kennt, wo man auf jedem Schritte die faſt abgöttiſche Verehrung findet, welche die Aegyptier mit ihren Todten trieben, und wie ſie Allen bis zu den Leichnamen der Thiere hinab, die ſie verehrten oder fürchteten, nach Kräften und Vermögen Grabgewölbe oder Denkmale erbauten, der wird, wenn er das Innere der Pyramiden kennt, nicht daran zweifeln, daß es gewiß weit eher Grabgewölbe ſind, die ſich die Eitelkeit der Könige erbaute, als Deckel von ungeheuern Ciſternen oder gar natürliche Formationen der Kalkſteingebirge, was auch ſchon behauptet wurde. Das Erſteigen der Pyramide, zu dem wir nun ſchritten, ging mit viel weniger Schwierigkeiten vor ſich, als das Hineinkriechen in dieſelben. Man klettert an einer der Ecken hinauf und wir hatten, um den Sonnenſtrahlen auszuweichen, die nördliche gewählt. Obgleich aus der Entfernung die Seiten dieſer Gebäude ganz glatt ausſahen, ſo bilden doch die auf einander gethürmten Steine faſt regelmäßige Staffeln von zwei bis drei Fuß Höhe und eben ſolcher Breite, über welche man, wie auf einer Treppe, zum Gipfel der Pyramide hinanſteigt. Zu den Fellahs, die uns in das Innere derſelben begleitet, hatten ſich unter allerhand Vorwänden noch eine Menge anderer geſellt, die ſich weder durch die drohende Miene unſeres Mechmeds, noch durch die Reitpeitſche des Kapitäns hinwegtreiben ließen. Unter den vielen Weibern und Mädchen, die uns mit ihren Waſſerkrügen umſtanden, waren mehrere von hübſcher Figur und friſchem Geſicht. Einer derſelben, ſie hieß Miriam, kaufte ich einige der kleinen aus Thon gebrannten Mumien ab und ſagte ihr durch Pantomimen etwas Schönes, worauf ſich meine Begleitung, die ſchon aus drei Fellahs beſtand, ſogleich noch um einen vermehrte, der mir, als ich ihn wegweiſen wollte, mit ziemlich begreiflichen Geberden ſagte, er ſey ja der Bruder des Mädchens, das ich ſo eben angeſprochen.

Jetzt fingen wir an hinaufzuklettern, was durch die Unterſtützung der Fellahs, jeder von uns hatte wenigſtens drei, ſehr raſch von Statten ging. Zwei hatten meine Arme erfaßt, ſprangen eine Staffel hinan und zogen mich ſo mit lautem Geſchrei hinauf, wobei die Andern nachſchoben. Ich machte ihnen verſtändlich, daß ich gern zuerſt oben ſeyn möchte und verſprach ihnen dafür eine Kleinigkeit mehr. Das wirkte und ich hatte vor allen Andern den Gipfel erreicht. Dieſer bildete eine breite Platte, worauf man bequem ein kleines Haus bauen könnte; doch liegen einige große Steinblöcke hier herum, hinter welche ich mich ſetzte, um mich vor dem Wind, der hier oben etwas ſtark wehte, zu ſchützen. Bald kamen auch die Andern nach und der Kapitän, der keinen Fellah mit ſich genommen hatte, war der Letzte. Außer den Beduinen, die Mechmed zu unſerer Führung angenommen hatte, war eine gewiß noch eben ſo große Anzahl für ihre eigene Rechnung mit

hinauf gesprungen, so daß wir mit einem großen Gefolge hier oben anlangten. Sogar von den Weibern kletterten viele, flink wie die Gemsen, zwischen den Männern mit hinauf, was bei der Geschicklichkeit, mit der sie dabei ihren Wasserkrug zu halten wußten, nicht übel aussah. Sie setzten sich dieser Strapatze nur deßwegen aus, um vielleicht für einen Trunk, den wir oben aus ihren Krügen thun würden, einige Para zu bekommen. Die Aussicht hier oben ist sehr schön, doch ist das Gefühl, die Pyramiden bestiegen zu haben, belohnender, als der Anblick des flachen Landes mit dem Nil, der sich wie ein silbernes grün eingefaßtes Band durch den gelben Sand hinzieht.

Auf der einen Seite haftet der Blick an Kairo und auf der andern Seite irrt er in der großen lybischen Wüste herum, in die man von hier aus ziemlich weit hineinsieht. Neben uns lag die Pyramide des Cephren, die an vierhundert Fuß hoch ist, so wie die des Mykerimus, die noch um ein Bedeutendes kleiner ist, als jene, aber vor Alters die prächtigste gewesen seyn soll; denn ihr Ueberzug bestand aus geschliffenem Porphyr, Sienit und Granit. Bis jetzt hat man in ihr Inneres noch keinen Weg gefunden. Auf einem der Blöcke, von weichem Kalkstein, die hier oben lagen, schnitten wir mit dem Messer unsere Namen ein. Das Hinabsteigen ging noch rascher vorwärts, als das Hinaufklettern, und ich muß gestehen, daß die Fellahs für das Wenige, was sie verdienten, sich große Mühe gaben. Ich zählte bei dem Herabspringen zweihundert und sechs dieser Lagen von Werkstücken oder Staffeln.

Nach einigen Streitigkeiten, die wir unten noch mit unsern Begleitern hatten, indem sie unter allerlei Vorwänden außer ihrer vorher bestimmten Bezahlung noch etwas verlangten, gingen wir um die Pyramide herum, wo auf der andern Seite bei dem bekannten ungeheuern Bilde der Sphinx unsere Eseltreiber mit den Thieren waren. So colossal diese Figur ist, so steht sie doch neben den Pyramiden kleinlich, fast unscheinbar da. Nach Wilkensons chronologischen Tafeln ist dies Werk das jüngste von allen, von Thothmes IV. aus der Masse eines hier stehenden Felsen ausgehauen worden. Dies Denkmal ist schon häufig beschrieben worden, doch leidet das Bild durch die Barberei mancher Besucher und den Sand. Besonders das Angesicht ist sehr verstümmelt, die Nase fehlt ihm ganz und der Kopfschmuck, der wahrscheinlich von Metall und eingefugt war, ist völlig verschwunden. Von dem Altar und der Tafel, welche man zwischen den vordern Löwenfüßen wieder aufgefunden hat, sieht man nichts mehr; denn der Sand der Wüste häuft sich um die Sphinx immer tiefer an. Am Fuße der Pyramiden sind viele Grabkammern in den Felsen gehauen, aus denen man die Mumien weggeführt. In einer derselben setzten wir uns hin und tranken die letzte Flasche unseres mitgenommenen Cyperweins dem

Andenken der Todten, die hier nach mehrtausendjähriger Ruhe ihren Gräbern entrissen worden waren, und uns in ihren kühlen Wohnungen einen Platz zum Ausruhen gönnten.

Vor ungefähr zehn Jahren war noch in Kairo unter der Regierung des alten Mehemed eine gar schöne, lustige Zeit. Die Kultur hatte noch keine Polizei dort eingeführt, und die Leute konnten in ihren vier Pfählen so ziemlich thun, wozu sie Lust hatten. Oeffentliche Tänzerinnen, Sängerinnen, Alles dergleichen war privilegirt. Es wurden Karten in ungeheurer Menge gelöst, und es war dies eine große Finanzspekulation des Pascha. Es muß damals in der alten Kalifenstadt ein Leben gewesen seyn, als ob sich das Paradies zur Erde herabgelassen und die Langeweile in den Himmel gezogen wäre. Dies dauerte aber nicht lange; denn da diese Betreiber der schönen Künste allmählig zu laut wurden, mischten sich die Consuln der fremden Mächte hinein, und der Pascha, vielleicht selbst geärgert durch das Unwesen, das er hervorgerufen, befahl von heute auf morgen: alle ausgegebenen Erlaubnißscheine sind erloschen, und wer trotz dem sein Geschäft forttreibt, wird exemplarisch bestraft. Und wirklich, die Bestrafungen wurden ganz originell ausgeführt; die Regierung ließ am folgenden Tag Alles, was sich durch Empfang einer Karte als Tänzerin, Sängerin ꝛc. selbst angezeigt hatte, und noch in Kairo oder dessen Umgebung zu finden war, aufgreifen, nach Oberägypten abführen und dort mit Soldaten verheirathen, aus welcher glücklichen Verbindung wohl ein neues Heroengeschlecht seinen Ursprung nehmen wird.

Wer nur, wie wir, die schönen Araberinnen kennt, wer so oft gesehen, wie sie die geringfügigsten Dinge mit einer gewissen Grazie und Leichtigkeit ausführten, wer so viel gehört hat von den reizenden Tänzen dieser Houris, der kann sich denken, wie leid es uns that, einem solchen Ballet nicht beiwohnen zu können. Daß sich viele dieser Tänzerinnen noch heimlich in Kairo aufhielten, wußte jeder; es hielt aber bei der wachsamen Polizei sehr schwer, sie, besonders vor den Augen der Christen, zum Tanzen zu bewegen. Ein deutscher Bekannter jedoch, den wir dort trafen und der so ziemlich eingebürgert war, forschte einige Zeit herum, und kam endlich eines Abends uns anzuzeigen, daß er mit Hülfe einiger ägyptischen Bekannten des andern Tags eine Unterhaltung der Art zu arrangiren suchen werde.

Am folgenden Abend holte er uns in Begleitung eines andern Deutschen ab, der sich uns als der Mann präsentirte, welcher uns den Genuß einer ächt levantinischen Abendunterhaltung, von den Arabern, wie alle gesellschaftlichen Vergnügungen, Phantasie genannt, bereitet

habe. Dies war indessen nur auf die vielfachen Verwendungen seiner Frau, einer Kophtin, möglich geworden. Unser neuer Bekannter hatte diese würdige Dame auf die unter jener Christensekte gewöhnliche Weise, nämlich nur auf beliebige Zeit, zum Weibe genommen, wofür er ihren Aeltern, da sie sich weder durch Schönheit noch Jugendfrische gerade auszeichnete, die mäßige Summe von zehn Thalern beim Empfange und eben so viel bei der Zurückerstattung, ob mit oder ohne Kindern, zu entrichten hatte. Während der Ehe mußte er sie gehörig nähren, kleiden und sonst gut behandeln, was von ihr durch Treue, Liebe und thätigste Besorgung des Hauswesens nach ihrem Vermögen dem theuern Herrn und Gatten vergolten wurde. Dieses musterhafte Wesen hatte uns durch wirksame Empfehlungen den Eintritt in den Harem des armenischen Münzdirektors, der ein entlegenes Quartier der Stadt bewohnte, verschafft.

Das Haus hatte alle für den Zweck erforderlichen Eigenschaften. Es lag so weit von der Stadt ab, daß man die schreienden Töne der Violinen nicht hören konnte; auch war es mit hohen Mauern umgeben, welche keine neugierigen unbefugten Blicke hineinließen. Wir traten in ein Zimmer, recht hübsch nach orientalischem Geschmacke eingerichtet, in welchem sich bereits etwa zwanzig Personen befanden, und wurden vom Hausherrn, nachdem wir uns neben ihm niedergelassen, nach den hergebrachten Formeln freundlichst bewillkommt. Drei Seiten des Zimmers waren mit dem unentbehrlichen Divan besetzt, worauf des Armeniers Familie und einige seiner Bekannten lagen und saßen. Die Zahl der Damen mochte etwas weniger als die Hälfte der ganzen Versammlung betragen. Auf der Seite des Zimmers, wo kein Divan war, saßen am Boden drei arabische Musiker mit Tambourin und Violinen aus Kokosnußschaalen, mit zwei Saiten bespannt, die sie mit ziemlicher Fertigkeit spielten und dann und wann mit Gesang begleiteten. Von der Decke hingen ein paar Leuchter und der Fußboden war mit hübschen Teppichen belegt.

Sobald wir nach allen Seiten, durch Auflegen der Hände auf das Herz und dann an den Kopf, gegrüßt, wurden uns von den Frauen Pfeifen und Caffee gereicht, so wie auch bald von der einen, bald von der andern Branntwein in kleinen Gläsern, der in unglaublicher Menge getrunken wurde. Dazwischen mußten wir Mandeln und Oliven essen, welche letztere man mit den Fingern aus der Brühe holen mußte, und hinterher kam stets ein goldgesticktes Tuch, um die Hände zu reinigen. Dies ging den ganzen Abend mit kurzen Pausen so fort, und die Höflichkeit verlangte, so wenig als möglich abzuschlagen.

Die weibliche Gesellschaft, die wir heute zum ersten Mal in ziemlicher Freiheit und Natürlichkeit sahen, trug reiche orientalische Kleidung, weite

ſeidene Beinkleider, gold- und ſilberdurchwirkte Jäckchen und Cachemirſhawls als Gürtel. Einige hatten das Haar geſcheitelt und das auf den Rücken lang hinabwallende mit ſeidenen Schnüren, an denen Gold- und Silbermünzen hingen, durchflochten. Die bemerkenswertheſten der Damen waren die jüngſte Tochter des Hauſes, ein jugendfrohes Mädchen von vierzehn Jahren, Bamba mit Namen, aus deren einnehmenden Zügen noch Friſche und Sanftmuth ſprachen. Ein andere intereſſante Figur war die Schwiegertochter, ein junges Weib von ungefähr zwanzig Jahren, die ſich durch ſehr ſchönen Wuchs, anſtändiges Benehmen und edle Geſichtszüge auszeichnete. Was mich an ihr beſonders anzog, war eine tiefe Melancholie, die auf ihrem ganzen Weſen lag, ein Zug, den man bei den Orientalen ſo ſelten findet. Endlich muß ich noch einer hübſchen, aber ſehr beleibten Frau von gleichem Alter erwähnen, welche eine Art von ſchwarzſeidenem Schleier, den ſie über dem Kopf trug, nur dazu zu benützen, um den Schnee eines ſehr ſtark entblößten Buſens von ſeltener Fülle, durch periodiſches, nur einen Augenblick dauerndes Bedecken deſto mehr hervorzuheben. Sie blieb ſo kokettirend faſt den ganzen Abend am nämlichen Platze ſitzen und rauchte mitunter eine Pfeife. Die Phyſiognomien der ältern Frauen waren ſehr unintereſſant und trugen den Stempel gewöhnlicher Leidenſchaften und eine Schlaffheit in den Zügen, welche durch die bei den Türkinnen faſt immer herunterhängende Unterlippe noch ſtärker markirt wird.

Von den Männern möchte ich nicht viel ſagen. Unſer Wirth war ein wohlbeleibter Armenier, der uns alle ihm zu Gebot ſtehende Aufmerkſamkeit erwies, und unter den übrigen habe ich auch kein ausgezeichnetes Geſicht bemerkt. Bamba hatte ſich neben mich geſetzt und ſuchte mich durch allerhand kleine Aufmerkſamkeiten zu unterhalten. Bald klopfte ſie in ihre Händchen und verlangte vom eintretenden Schwarzen, er ſolle mir Nohr (Feuer) bringen, indem ſie glaubte, meine Pfeife ſey ausgegangen, bald bot ſie mir ein Cryſtallgläschen voll Dattelbranntwein und da ſie zu hübſch war, um ihr etwas abzuſchlagen, ſo nahm ich, was ſie mir reichte.

Plötzlich ging die Muſik, welche uns bisher nur mit verſchiedenartigen Phantaſien und arabiſchen Melodien beglückt hatte, in taktgerechte tanzbare Weiſen über. Die Thür öffnete ſich, und zwei arabiſche Tänzerinnen traten herein. Es waren junge Mädchen zwiſchen ſechzehn bis zwanzig Jahren, von ungemein ſchönem und ſchlankem Körperbau. Sie trugen weite, weiß ſeidene, mit Gold geſtickte Beinkleider, welche jedoch nicht unten zuſammengeſchnürt waren, ſondern frei um die kleinen Füßchen hingen, die ohne Strümpfe nur mit einem raſaſeidenen Schuh bekleidet waren. Den Oberkörper bedeckte eine Art Weſte oder Mieder, das ſehr tief ausgeſchnitten war, von gelber Seide, auf der Bruſt mit goldenen Troddeln beſetzt. Die beiden Kleidungsſtücke wurden durch einen

roſaſeidenen Gürtel, der ſehr knapp um die Hüften gelegt war, zuſammengehalten. Ihre Jäckchen von rother Seide mit Silberſtickerei hatten weite weiße Aermel, welche bis über die Finger herabfielen; doch waren ſie nicht um die Hand befeſtigt, ſondern flatterten bei jeder Bewegung zurück und zeigten die wohlgeformten Arme, an welchen goldene und ſilberne Spangen glänzten. Ihre nicht ſehr dunkeln Geſichter hatten etwas Edles; beſonders die ſcharf geſchnittenen zierlichen Brauen über den glühenden Augen, ſo wie der fein geſpaltene Mund waren voll Lieblichkeit und Anmuth.

Der Tanz begann, und anfangs waren ihre Bewegungen, die ſie nur mit dem Oberleib und den Armen ausführten, abgemeſſen und ruhig, bald aber wurden ſie lebhafter und je länger je leidenſchaftlicher. Ihre Augen flammten; ihre Bruſt hob ſich zum Athmen hoch empor und ihr Körper nahm die mannigfachſten Stellungen und Biegungen an, Sie drehten ſich ſchlangenartig mit einer Gewandtheit und einem Anſtand um einander, wie ich es nie geſehen. Jetzt ſanken ihre Arme herunter und der ganze Körper ſchien ermattet zuſammen zu fallen; dann glaubte man zu ſehen, wie ſich ein neuer Gedanke in ihnen entwickelte und ſich durch die leidenſchaftlichſten Bewegungen auszudrücken ſuchte. Dazu ſpielte die Muſik unermüdet fort, und je einfacher ihre Weiſen waren, um ſo mehr traten aus dieſem einfarbigen Hintergrund die glühenden Mädchen hervor. Wie die Spanierinnen ihre Caſtagnetten, ſo trugen ſie an dem Daumen jeder Hand eine kleine ſilberne Glocke, mit welcher ſie durch Anſchlagen der Finger die Muſik begleiteten. Je vollendeter in ihrer Art dieſe Tänze ausfielen, je größer war das Beifallrufen der verſammelten levantiniſchen Geſellſchaft, beſonders des weiblichen Theils derſelben. Nur Bamba legte ſich zuweilen in den Divan zurück und ſah mich lächelnd mit einem ſeltſam forſchenden Blicke an.

Nach einer Pauſe begann der zweite Tanz, deſſen Touren eine Idee ausdrückten und alſo einigermaßen zu beſchreiben ſind. Eine der Tänzerinnen nahm ein kleines, mit Roſenwaſſer gefülltes Gläschen zwiſchen die Zähne, mit welchem ſie, ohne einen Tropfen zu verſchütten, die raſcheſten, ſchwierigſten Bewegungen ausführte. Sie wiederholte beinahe ganz den frühern Tanz, und es war gewiß keine Kleinigkeit, dabei beſtändig das Gläschen ſo zu halten, daß ſein Inhalt nicht herausfloß. Endlich trat ſie vor einen der männlichen Gäſte und faßte ihn mit beiden Armen um die Mitte des Leibes, wobei ſie den Oberleib zurückbog und ihre Bewegungen ohne Unterbrechung fortzog; zuletzt beugte ſie ſich über ihn, goß langſam das Roſenwaſſer über ſeine Kleider, ließ das Gläschen fallen und ſprang, nachdem ſie ihn auf die Lippen geküßt hatte, in die Mitte des Zimmers zurück.

Jetzt trat die zweite auf, machte zuerst wieder einen unbeschreiblichen Pas, bückte sich immer tiefer, und je näher sie dem Boden kam, je ruhiger, ich möchte fast sagen, absterbender, wurden ihre Bewegungen. Plötzlich sank sie ganz auf den Teppich nieder und blieb da in einer malerischen Stellung regungslos, worauf die andere hinzusprang, sie um die Mitte des Leibes faßte, und es versuchte, sie durch die zärtlichsten Liebkosungen ins Leben zurückzurufen, wobei ihre Gesichtszüge Schmerz und Verzweiflung mit ergreifender Wahrheit ausdrückten. Allmählig belebte sich die scheinbar Ohnmächtige wieder, erhob sich zuerst langsam mit sichtbarer Ermattung, aber von Augenblick zu Augenblick wurden ihre Bewegungen stärker, bis endlich beide den Tanz, als wollten sie ihre Freude ausdrücken, mit noch größerer Glut als früher beendigten, was von der Gesellschaft durch ein vielfaches „Maschallah“ (Gott ist groß) belohnt wurde.

In einer andern Tour näherte sich eine der Tänzerinnen einem auf dem Divan sitzenden alten Kophten und machte ihm pantomimisch eine Liebeserklärung, die er jedoch zu verschmähen schien, worauf sie alle Künste der Verführung anwandte, um sich den Widerspenstigen geneigt zu machen. Sie umkreiste ihn mit flehenden Mienen, beugte den Kopf beinahe auf seinen Schoos und sah ihn von unten herauf an, wobei sie zuweilen die Augen schloß, die Lippen öffnete und bei einem unbeschreiblichen Lächeln die schneeweißen Zähne sehen ließ, bis sie ihn am Ende wirklich erweicht hatte, und er die Bittende vom Boden aufhob. Zuweilen wurden ihnen von den Männern Goldstücke auf die Wangen und zwischen die Lippen gelegt, und in den Zwischenpausen spielten sie auf ihren Tambourins, womit sie einen traurigen eintönigen Gesang begleiteten.

Auch das Publikum war nicht ganz müßig; hie und da sprang eine von den Damen vom Divan auf und mischte sich in den Tanz; wir sogar mußten einmal daran Theil nehmen. Später führte die ganze Gesellschaft eine Pantomime oder auch nur ein Tableau auf, indem die Männer mit den Tänzerinnen auf dem Teppich dabei Stellungen annahmen, die nach europäischen Begriffen eben nicht alle anständig waren. Andere bildeten auf dem Divan mit den Frauen die malerischsten, phantastischsten Gruppen, welche in guter Ordnung und, wie es mir schien, nach einer Verabredung sehr häufig wechselten. Unser deutscher Freund sagte uns später, es seyen Scenen aus arabischen Mährchen, und bei jedem dieser Bilder recitirte ein alter Kophte, unter Begleitung der Musik Stellen daraus, um sie verständlicher zu machen.

Endlich wurden wieder Pfeifen und Caffee gebracht, und der Deutsche erzählte uns noch Einiges vom orientalischen Familienleben, woraus wir ersahen, daß dasselbe fast ganz materiell ist. Unter Anderem

rechnete er uns vor, was die reiche Weste und der Shawl seiner Frau koste, und konnte uns nicht genug rühmen, wie vortheilhaft es für uns wäre, für einige Zeit eine Heirath mit einer Kophtin zu schließen, wie er gethan. Mir schlug er dazu die kleine Bamba vor, und das arme Mädchen zeigte sich gar nicht abgeneigt dazu. Der Mann verstand es, recht artige Luftschlösser zu bauen.

So war es zwei Uhr geworden. Wir beurlaubten uns bei unserm freundlichen Wirthe, der uns heute einen interessanten Blick in das Leben der Orientalen hatte thun lassen, wie es selten einem Reisenden vergönnt ist. Als wir aus dem Hause traten, stand der Mond über Kairo. Die sonst so lebendige Stadt war wie ausgestorben und als wir durch die gelben Gräber der Kalifen, die mit ihren Minarets und Kuppeln eine kleine Vorstadt bilden, dem Thore zuschritten, das zunächst unserer Wohnung lag, hörten wir nichts, als das Geheul der Schakals aus der Wüste von Suez, welche, vom Mondlicht beleuchtet, sich unermeßlich vor uns ausdehnte. Die Nacht war schön; wir warfen noch einen Blick zurück auf das Haus des Armeniers, dessen vergitterte Fenster noch erhellt waren. Keiner sprach ein Wort. Dort die eben genossene wilde Abendunterhaltung, hier der Nil und die Pyramiden in ihrer ruhigen Größe — welch ein Contrast!

Auf unserer ganzen Reise bei allen Mühseligkeiten und Strapatzen, die wir ausgestanden, war ich Gott sey Dank! beständig sehr wohl gewesen, ja, was wirklich auffallend war, selbst auf dem Meer, wo sich doch fast jeder dem mächtigen Element beugen und ihm durch die Seekrankheit seinen Tribut entrichten muß, konnte ich in voller Gesundheit all' das Schöne genießen, was uns umgab. Da aber alle unserer Gesellschaft mehr oder minder von dem Klima gelitten hatten und krank gewesen waren, Doctor B. und Maler F. während unseres Aufenthalts in Beirut, der Baron zwischen dem Libanon und Antilibanon, so wunderte ich mich gar nicht, daß ich hier in Kairo, als wir uns gerade auf der Citadelle befanden, um noch einmal die schöne Aussicht zu genießen, von einem plötzlichen Unwohlseyn befallen wurde, das ich den ersten und zweiten Tag gar nicht achtete, sondern mit den Freunden die gewöhnlichen Spaziergänge machte. Selbst unser lieber Freund, Dr. Pruner, den wir nach wie vor jeden Abend besuchten, meinte anfänglich, ich hätte mir nur eine kleine Erkältung zugezogen; doch wurde ich den dritten Tag plötzlich so krank, daß ich mich zu Bette legen mußte, und da ich bis zu unserer Abreise von Kairo nicht wieder aufstand, nahmen für mich die Herrlichkeiten Aegyptens ein schnelles und trauriges Ende. Ich dachte anfänglich wohl an die Pest, die in Kairo wieder einmal ausgebrochen war, und das war das Einzige, was mich beunruhigte; doch zeigte sich meine Krankheit bald ganz an-

derer Art: es war ein Ruhranfall, der aber so heftig war, und sich überhaupt in diesem Klima so gefährlich äußert, daß, wie mir nachher unser Doctor sagte, er während ein paar Tage für meine Wiederherstellung nicht viel Hoffnung gehabt hätte. So angenehm mir anfangs der Aufenthalt in Kairo gewesen, so war er mir doch jetzt etwas verleidet, und da Dr. Pruner obendrein gesagt hatte, sobald ich mich in der reinen frischen Luft des Nils befände, würde die Krankheit fast von selbst aufhören, so kann man denken, daß ich mich sehr nach der Abreise sehnte, die auch unser guter Baron um meinetwillen sehr beschleunigte. Es wurde eine Barke gemiethet, mit den nöthigen Rudern und Lebensmitteln für einige Tage versehen, die uns auf dem Strome in drei Tagen nach Abseh, wo der große Mammuthkanal beginnt, bringen sollte. Am 15. März des Morgens wurden unsere beiden Pferde mit dem Fohlen, das sich von den Strapatzen der Wüstenreise sehr erholt und wieder ganz munter war, auf dem Fahrzeuge eingeschifft. Der Baron hatte bei einem deutschen Schreiner in Kairo für jedes der Pferde einen Kasten machen lassen, wovon der für die Stute so breit war, daß das Fohlen ebenfalls Platz darin hatte; er mußte dafür aber die ungeheure Summe von vierundsechzig spanischen Thalern bezahlen. Die Freunde packten mir meine Sachen zusammen und ich erhob mich Nachmittags wieder zum ersten Mal aus dem Bette, um einen Esel zu besteigen und mit den andern nach Boulak zu reiten, wo unsere Barke lag.

Anfänglich konnte ich mich kaum auf dem Sattel erhalten, doch als ich der frischen Luft wieder etwas gewohnt war und aus der Stadt hinaus in die Felder kam, wo der frische Duft des Klees und die Wohlgerüche der Orangen- und Citronenbäume auf mich einströmten, wurde mir allmählig wohler. Die Bemerkung, die schon so oft gemacht worden ist, daß nichts so sehr eine Erinnerung aufzufrischen vermag, wie der Sinn des Geruchs, kann ich besonders im Andenken an diesen Tag bestätigen, denn wenn im Allgemeinen kein Bild, keine Beschreibung der Gegenden, wo wir waren, dieselben so zu vergegenwärtigen im Stande ist, wie der Geruch einer Blüthe, den wir auch da genossen, oder auch nur der Rauch des Tabaks, den wir aus jenen Ländern mitbrachten, so taucht mir doch vor all' diesen Erinnerungen keine lebendiger auf, als der Tag unserer Abreise aus Kairo, wo ich seit mehreren Tagen wieder zum ersten Mal aus dem dumpfen Krankenzimmer in die frische Luft trat, wenn ich heute bei einem Kleefeld vorübergehe oder der süße Duft der Orangenblüthe mich anweht.

Unsere Barke war eine der größten, die auf dem Nil fahren, um Passagiere oder Güter nach Alexandrien zu bringen. Vorn standen die Kasten mit den Pferden und an der Spitze des Fahrzeugs war der

Kochheerd für unſere Ruderer, ſo wie die Plätze, wo ſie abwechſelnd ſchliefen und ausruhten. Hinten befand ſich auf dem Fahrzeug ein Kajütehäuschen, das aus zwei Zimmern beſtand, einem größern und einem kleinern; das erſtere nahmen die Reiſegefährten in Beſchlag und in dem hinterſten quartierte ich mich ein, bildete aus meinem Pelz und meinem Teppich ein Lager, worauf ich mich ſogleich hinſtreckte, denn der Ritt von Kairo hieher hatte mich doch etwas angegriffen.

Unſere guten Bekannten aus Kairo, die Doctoren Pruner und Fiſcher, ſo wie unſere Reiſegefährten durch Syrien und die Wüſte, der Fürſt Aslan und der Kapitän E., die beide noch in Kairo bleiben wollten, begleiteten uns an Bord und nahmen herzlichen Abſchied von uns. Die beiden erſten, unſere Landsleute, verließen uns mit herzlichem Händedruck, wobei wir gegenſeitig die Hoffnung ausſprachen, uns ſpäter einmal im Vaterlande wieder zu ſehen. Auch der engliſche Kapitän, der ſchon mehrere Jahre in Bombay ſtationirt war, ſprach ſeine Hoffnung aus, bald wieder nach England zurückzukehren und dann durch Deutſchland reiſend uns zu beſuchen; nur unſer guter Georgier, der Fürſt Aslan, den wir ſo lieb gewonnen hatten, wie er uns, nahm mit dem Gedanken, daß er uns nimmer wiederſehen würde, einen recht traurigen Abſchied von uns. Die Thränen rollten ihm über den großen ſchwarzen Bart, als er uns alle nach einander umarmte, und als er ſich an mein Lager ſetzte, rief er einmal über das andere aus; O mon dieu! o mon dieu! und ſetzte in ſeinem gebrochenen Franzöſiſchen hinzu: „Wir ſind ſo lange zuſammen geritten, und haben ſo viele Lieder mit einander geſungen; jetzt muß ich allein ziehen und weiß noch nicht wohin. Ihr geht alle nach Haus, und ich darf nicht mehr in meine Heimath zurückkehren.“ Er hatte den Baron gebeten, ſeinen Bruder Skandar mit nach Alexandrien zu nehmen, der dort einige Geldgeſchäfte beſorgen ſollte, was dieſer natürlich gerne gethan hatte. Doch war es uns unangenehm, daß Skandar ſein dienſtfertiges Benehmen gegen uns noch immer beibehielt, und uns fortwährend die kleinen Gefälligkeiten erwies, die wir wohl von dem Kammerdiener, aber nicht von dem Bruder des Fürſten Aslan annehmen konnten. So ſchlief er auch bei den Bootsleuten, und da der Baron ſeinem Bruder verſprochen hatte, ſich nicht merken laſſen zu wollen, daß er um die Sache wiſſe, ſo durften wir ihn nicht zu auffallend hervorziehen.

Gegen vier Uhr holte ſich unſer Reis oder Schiffshauptmann vom Baron die Erlaubniß zum Abfahren, und ließ, da wir einen ſchwachen, und auch nicht ungünſtigen Wind hatten, daß große Segel aufziehen, die Ruderer fingen an zu arbeiten und wir hatten bald Boulak im Rücken. Auf der ganzen Fahrt nach Abſeh ſah ich von der Gegend nicht viel; denn obgleich, wie Dr. Pruner mir vorherge-

ſagt hatte, die friſche Luft des Nils recht wohlthuend auf mich einwirkte, ſo wehte der Wind beſtändig ſo ſtark, daß mir unſer Doctor B. verbot, mein Zimmer zu verlaſſen und mich der Luft auszuſetzen. Von den wirklich reizenden Ufern des Nil, von dem friſchen grünen Klee und den unzähligen Palmbäumen, unter denen dem Strome entlang zahlreiche Dörfer liegen, von den blühenden Mimoſen und den weißbedeckten Baumwollſtauden ſah ich nur hin und wieder eine Gruppe, die bei meinem kleinen Kajütenfenſterchen dann und wann wie ein ſchöner Traum vorbeiflog.

Als das wirkſamſte Mittel zu meiner Wiederherſtellung hatte mir Dr. Pruner das ſtrengſte Faſten anbefohlen, was mir in der ſchlimmſten Zeit der Krankheit auf meinem einſamen Zimmer in Kairo nicht ſchwer fiel; doch hier, wo mein Appetit wieder ſtärker wurde, reizte mich der Anblick des Kochfeuers, das Giovanni in einigen irdenen Töpfen vor der Thür der Kajüte angelegt hatte, und worin Kartoffeln gekocht und Hühner gebraten wurden, ſo mächtig, daß mir mein Brodwaſſer gar nicht mehr ſchmecken wollte; ſelbſt die Bootsknechte beneidete ich um ihren Pillau mit Miſchmiſch, getrocknete und zuſammengepreßte Aprikoſen, Datteln und Mandeln.

Am dritten Tage unſerer Fahrt des Morgens war das Wetter ſo warm und angenehm, daß ich meine Kajüte verlaſſen und mich auf das Deck derſelben ſetzen konnte. Selten hat mich der Anblick einer ſchönen Gegend ſo erfreut, wie heute der des klaren Stroms mit ſeinen ſchönen Ufern. Vor uns auf der linken Seite lag Abfeh mit ſeinen großen Schleußenwerken, welche die Fluth des Nils in den Mammuthkanal laſſen, der das Trinkwaſſer nach Alexandrien führt, und mit einigen wohl ausſehenden Häuſern, um welche die kleinen ſonderbar geformten Hütten des ägyptiſchen Landvolkes herum lagen. Letztere haben nirgends eine ſo ſeltſame Form wie hier. Sie ſind zuckerhutförmig aus Nilſchlamm und großen irdenen Krügen zuſammengeſetzt und beſſer zum Aufenthalt der unzähligen Tauben, die der Fellah zum Verkauf aufzieht, als zur Wohnung der Menſchen ſelbſt eingerichtet. In Abfeh mußten wir unſere Pferde ausſchiffen, um ſie auf eine andere Barke im Kanal zu bringen, was letzteres große Schwierigkeiten verurſachte; denn die Thiere, beſonders der Hengſt, denen der Aufenthalt in den Käſten nicht mochte behagt haben, waren nur mit der größten Mühe wieder hineinzubringen. Das Ueberſiedeln aus einem Boote in das andere hatte uns mehrere Stunden Zeit gekoſtet, und es war Mittags drei Uhr geworden, als wir unſere Fahrt auf dem Kanal fortſetzten. Obgleich die Bootsleute ein Segel aufzogen, war doch der Wind ſo ſchwach, daß ſie faſt jeden Augenblick an's Ufer ſpringen mußten, um die Barke vorwärts zu ziehen.

Dieſer Kanal, beſonders für das Land hier, iſt ein ungeheures Werk, was wir erſt recht am andern Morgen erkannten, als wir zu beiden Seiten die großen Waſſerflächen des Abukir- und Maeotisſees ſahen, welche der ſchmale Damm trennt, auf den der Kanal gegraben iſt. Er iſt breiter als unſere meiſten Kanäle und wäre als das Werk des ſchaffenden Geiſtes Mehemed Ali's noch mehr zu bewundern, wenn einem nicht unwillkührlich dabei einfiele, daß von den fünfundzwanzigtauſend Arbeitern, die damit beſchäftigt waren, vielleicht ein Fünftheil während der Arbeit umgekommen iſt. Je näher wir Alexandrien kamen, je mehr zogen ſich die kleinen Hütten der Fellahs zurück; an ihrer Stelle erfreuten ſchön angelegte Gärten mit weiß angeſtrichenen, auf europäiſche Art erbauten Häuſern das Auge und erinnerten an die Heimath, der wir mit jedem Schritte näher kamen. Bald ſahen wir die auf der flachen Gegend einſam und coloſſal emporragende Pompejusſäule, die uns jetzt bis Alexandrien beſtändig im Geſichte blieb. Da ich mich hier auch noch in Acht nehmen mußte, viele Wanderungen zu unternehmen, ſo habe ich ſie ſpäter nicht beſuchen können. Ihr rieſenhafter Schaft beſteht bei einem Durchmeſſer von acht Fuß und bei achtundſechzig Fuß Höhe aus einem einzigen Stück rothen ägyptiſchen Granits.

Um Mittag waren wir bei Alexandrien angelangt, die Pferde wurden ausgeſchifft, der Baron beſtieg den Hengſt und ich als Kranker ſetzte mich auf die Stute. Die Andern blieben bei dem Gepäck und wir ritten voraus, um Quartier zu beſtellen, das wir auch bald und auf's Beſte eingerichtet im Gaſthofe „Croce di Malta“ fanden.

Alexandrien, die einſt ſo prächtige und große Stadt, bietet jetzt, beſonders von Außen, dem Auge nicht viel Angenehmes dar. Die Umgegend iſt ſehr flach und ſandig und entbehrt faſt gänzlich des Anblicks grüner Bäume und blühender Gartenanlagen, wie man um Kairo ſo viele ſieht. Nur an dem Mammuthkanal ſieht man, wie ich auch ſchon früher ſagte, Anpflanzungen und Landhäuſer, die das Auge, nachdem es ſich an dem gelben Sand und den Waſſermaſſen des Meeres, ſo wie der beiden Seen geſättigt hat, zu erfriſchen im Stande ſind. Die beiden Häfen, die Alexandrien ſchon in der älteſten Zeit hatte, werden noch jetzt gebraucht, und die Einfahrten derſelben ſind noch ebenſo durch verborgene Klippen und Untiefen den größern Schiffen gefährlich, wie damals. Der weſtlich von der Stadt liegende ſogenannte alte Hafen iſt beſſer als der neue äußere Hafen; doch iſt die Einfahrt in erſteren ſehr gefährlich; denn obgleich er dem Auge in Weſt ganz geöffnet erſcheint, gehört doch ein ſehr geſchickter Pilot dazu, um ſchwere Schiffe hinein zu bringen. Dieſer fährt in einer kleinen Barke voraus

und zeigt den Fahrzeugen mit einer Fahne den Weg. Dies Manöver sieht aus, als führe man zum Vergnügen in dem Hafen herum, denn die Untiefen verengen die Einfahrt nach so verschiedenen Richtungen, daß das Schiff sich in Schlangenwindungen auf dem Wasser fortbewegt.

Im Innern der Stadt ist das Türkenviertel, von winklichten, engen Straßen durchzogen, an denen sich die Bazars befinden, so wie die leicht gebauten mit Erkern versehenen Häuser der Orientalen, wie wir sie schon oft gesehen. Das Frankenviertel ist hier viel wohnlicher und reinlicher gebaut, als selbst in Smyrna, und stößt an einen Platz oder vielmehr an eine breite Straße, wo man sich plötzlich nach einer der prächtigsten Städte Europas versetzt glaubt, denn hier ließ Ibrahim Pascha die schönsten stattlichsten Paläste massiv aus Steinen aufführen, die er dann an die Generalconsuln oder an Privaten vermiethete. Hier lag auch unser Gasthof, der, was das Gebäude selbst, so wie die innere Einrichtung anbelangte den in Kairo bei Weitem übertraf, ja sich mit den ersten Gasthöfen am Rhein messen konnte.

Am Tage nach unserer Ankunft machten wir die Bekanntschaft der Herren Generalconsul von Dumreicher und Anastasi, welche uns mit Freundschaft und Artigkeit überhäuften. Da wir in Kairo nicht Gelegenheit gehabt hatten, den Vicekönig zu sehen, der sich jetzt gerade hier in Alexandrien befand, so war uns das Anerbieten des Herrn Anastasi, uns eine Audienz bei Mehemed Ali zu verschaffen, so wie uns selbst hin zu begleiten, sehr erwünscht. Da der Vicekönig es liebt, Fremde zu sehen, und obendrein der Baron einen Brief des Herzogs Paul von Württemberg an ihn abzugeben hatte, so machte es nicht viel Schwierigkeiten, die Erlaubniß zu erlangen, ihm vorgestellt zu werden.

Am folgenden Morgen holte uns Herr Anastasi in seinem Wagen ab, und es war für uns Alle ein eigenes Gefühl, nach langer Zeit wieder einmal in einer bequemen Wiener Kalesche zu sitzen. Wir fuhren nach dem Hafenpalaste, einem großen, weitläuftigen Gebäude mit hohen Bogenfenstern, an das ein kleiner Garten stößt, in welchem sich der Harem des Pascha befindet. Wir stiegen zu einer breiten, gewölbten Treppe in den ersten Stock, wo sich die Gemächer Mehemed Ali's befinden. Sie sind ebenso wie die seiner Residenz zu Kairo eingerichtet; nur befanden sich hier neben den andern Geräthschaften und Verzierungen nach europäischem Geschmack in einigen Zimmern große Mahagonitische, auf denen prächtige Uhren und Vasen standen. In einem Vorgemach, wo einige Diener am Boden saßen, mußten wir einen Augenblick warten, und wurden dann in ein anderes Zimmer geführt, zu welchem eine große Flügelthüre, die offen stand, in einen Saal führte, dessen Fenster auf den Hafen gingen, und der an allen Wänden Divans hatte.

So oft ich früher an Mehemed Ali gedacht und von den Werken geleſen, die ſein großer Geiſt und ſeine kräftige Hand in's Leben gerufen, hatte ich mir mit denſelben analog unter dem Vicekönig einen großen, ſtarken Mann mit kräftiger Stimme und gebietendem Weſen vorgeſtellt, und da es meinen Gefährten auch ſo gehen mochte, ſo ſahen wir uns anfänglich in dem Saale nach dem Vicekönig um, der dort ſeyn ſollte, wobei wir zwei kleine ſchmächtige Männer überſahen, die in unſcheinbarer Kleidung in einer Ecke des Zimmers am Divan ſtanden und angelegentlich zuſammen ſprachen. Der eine von dieſen war der Vicekönig ſelbſt und der andere ſein vertrauter Geſchäftsmann, Boghos-Juſſuff, der ſchon ſeit langen Jahren alle Stürme des Lebens mit ihm ausgehalten. Der Miniſter entfernte ſich bei unſerem Eintritt, und der Vicekönig wandte ſich raſch gegen uns, wobei er uns zur Begrüßung mit beiden Händen entgegen winkte. Er trug ein braunes Oberkleid mit weiten Aermeln und auf dem Kopfe das Feß. Sein Dollmetſcher trat zu einer andern Thüre herein, und nachdem der Baron dem Paſcha ſeinen Brief gegeben, wurden wir ihm Alle vorgeſtellt, wobei der alte Herr freundlich lachte. Dann ſprang er mit einer Geſchwindigkeit, die mich in Erſtaunen ſetzte, auf den Divan, ſchlug die Beine übereinander, und lud uns mit einer Handbewegung ein, zur Rechten und zur Linken Platz zu nehmen. Der Baron und der Herr Anaſtaſi ſaßen an ſeiner Seite und der Dollmetſcher ſtand mit dem Briefe des Herzogs Paul vor dem Divan und überſetzte ihn dem Vicekönig, der zuweilen wohlgefällig ſeinen Kopf wiegte und uns der Reihe nach freundlich anſah. Dann ſagte er einige Worte über den Herzog, den er liebgewonnen hätte, und erkundigte ſich nach ſeinem Befinden und ſeinem Aufenthalt. Was die Natur der Figur dieſes Mannes verſagte, ein imponirendes Aeußere, das hat ſie ſeinem Kopfe in deſto größerem Maße gegeben. Ich habe nie ein Geſicht geſehen, das neben ſo gutmüthigen, Vertrauen erweckenden Zügen ſo viel Geiſt und ſo viel Klugheit, ich möchte ſagen Schlauheit, ausdrückte. Es war nicht voll, ohne darum mager zu ſeyn und hatte eine friſche, geſunde Farbe und ſeine Züge, obgleich ſich ſchon das vorgerückte Alter darin ausſprach, hatten doch einen friſchen, kräftigen Ausdruck. Am lebhafteſten ſprachen ſeine Augen, die er aber auch zu Beobachtungen zu gebrauchen wußte; denn außer daß er uns der Reihe nach ſcharf und durchdringend anſah, wenn uns der Dollmetſcher ſeine Reden überſetzte, als wolle er auf unſerem Geſicht den Eindruck leſen, den ſeine Worte auf uns gemacht, ſo fixirte er uns auch jedesmal, wenn wir leiſe zuſammen einige Worte deutſch ſprachen. So ſagte ich dem Maler unter Anderem einige lächerliche Worte über die komiſchen Bewegungen, die der Dollmetſcher mit ſeinen Händen machte, wenn er ſprach, natürlich ohne dabei aber

nur eine Miene zum Lachen zu verziehen, doch mochten meine Augen vorher mit etwas muntererem Ausdruck auf dem Dollmetſcher geruht haben, genug, der Paſcha ſah mir die Worte vom Munde ab und als hätte er ſie verſtanden, fing er an leiſe zu lachen und ſah darauf den Dolmetſcher wieder an. Er ſchien überhaupt den Morgen ſehr gut gelaunt und lachte bei den Erzählungen, die ihm der Baron über den Wüſtenzug machte, wobei er von dem guten Zuſtand der Soldaten ſprach und auch einiger komiſchen Auftritte erwähnte, die vorgefallen, oftmals laut auf, wobei er ſich ſeinen langen ſchneeweißen Bart ſtrich. Das Geſpräch drehte ſich hauptſächlich um die letzten Kriegsereigniſſe und um den Rückzug ſeiner Armee, über welchen zu ſprechen er gar keinen Anſtand nahm. Doch ſchloß er hiebei zuweilen ſeine Augen und zuckte die Achſeln.

Nachdem wir beinahe eine kleine Stunde bei ihm geweſen, Caffee getrunken und eine Pfeife geraucht hatten, bei welchem letztern wir die prachtvollen Mundſtücke bewunderten — ſie beſtanden aus ungeheuern Bernſteinſtücken, die mit goldenen Ringen umgeben und mit Diamanten und Rubinen beſetzt waren — erhob ſich der Paſcha etwas von ſeinem Divan, und wir ſtanden auf, um uns zurückzuziehen. Dem Baron und dem Herrn Anaſtaſi reichte er ſeine Hände hin und begrüßte uns zum Abſchiede durch Auflegen derſelben an Bruſt und Stirn.

Wir zogen uns in's Vorzimmer zurück, wo ſich Boghos-Juſſuff noch befand, von dem wir uns ebenfalls verabſchiedeten. Dieſer merkwürdige Mann iſt um Weniges größer, als der Vicekönig und hat, wie dieſer, einen ſchneeweißen langen Bart. Seine Kleidung beſtand aus einem hellgelben Kaftan und auf dem Kopfe hatte er einen dicken, weißen Turban. Dieſe beiden Männer haben lange Jahre mit einander gearbeitet und ſich allmählich ſo verſtanden, daß ſie jetzt faſt wie Freunde zuſammen leben. In früheren Jahren, wo das Blut Beider noch jugendlicher ſtrömte und leichter aufzureizen war, hat es oft arge Händel zwiſchen Herr und Diener geſetzt, und als ich bei unſerem Eintritt in den Saal die Beiden ſo lebhaft zuſammen ſprechen ſah, wobei der Paſcha im Eifer des Geſprächs an dem Kleide des Miniſters zupfte, fiel mir die Zeit ein, wo einſtmals dieſelbe Hand über dem Kopfe Juſſuf's die verdächtige Bewegung des Enthauptens machte. Doch wurde damals der Vezier von ſeinen Freunden gerettet, indem man ihn verborgen hielt und die Mienen des Paſcha beobachtete, als man ihm hinterbrachte, jener ſey enthauptet worden. In derſelben Stunde liefen andere üble Nachrichten ein von einem neuen Aufſtand der Wechabiten, ſo wie von Unordnung der Mameluken in Kairo, ſo daß der Paſcha ausrief: „O hätte ich meinem Juſſuf noch!“ den man jetzt natürlich hervorbrachte, worauf er wieder zu Gnaden angenommen wurde.

Seit jener Zeit fielen zwiſchen dem Herrn und dem treuen Diener keine Mißhelligkeiten mehr vor, Boghos-Juſſuf ſtieg von Tag zu Tag in der Gunſt des Vicekönigs, und ſein guter Rath ſoll auch jetzt zur endlichen Entwickelung der türkiſchen Angelegenheit viel beigetragen haben.

Sechstes Kapitel.

Fahrt von Alexandrien nach Malta.

Das Dampfboot: der Orientale. — Poſtverbindung zwiſchen Bombay und Liverpool. — Einrichtung des Orientalen. — Seekrankheit. — Malta. — Die Quarantaine. — Fort Immanuel. — Ein Geburtstag. — Emir Beſchir. — Abreiſe von Malta.

Das engliſche Dampfboot, der Orientale, der die regelmäßige Poſt zwiſchen Liverpool und Alexandrien beſorgt, war vorgeſtern angekommen. Dieſelbe Geſellſchaft, welche dieſes Dampfſchiff, ſo wie das andere mit dem Namen Liverpool, das denſelben Dienſt verſieht, beſitzt, beſorgt die Poſtverbindung auf eine etwas theure, aber ungemein ſchnelle Art, zwiſchen England und Bombay. Paſſagiere und Briefe werden gleich bei ihrer Ankunft in Alexandrien auf den Kanal gebracht und in Barken, die mit einer Menge von Pferden gezogen werden, in zwei und einem halben Tag nach Kairo gebracht, wo in dem Hôtel, das auch wir bewohnten, eine Caravane, beſtehend aus Reitkameelen, Pferden und Maulthieren, die zum Gebrauch für die Damen bequem eingerichtete Sänften tragen, für ſie bereit ſteht, die den Weg von Kairo nach Suez in ſechsunddreißig Stunden zurücklegt, wobei die Paſſagiere obendrein noch einige Stunden der Nacht in einem Hauſe zubringen können, das die Geſellſchaft mitten in der Wüſte erbaute und mit den nöthigen Bequemlichkeiten verſehen ließ. Bei Suez erwartet ein indiſches Dampfboot die Reiſenden und führt ſie in fünf Tagen nach Bombay. Da das Schiff von Alexandrien nach Liverpool gegen vierzehn Tage gebraucht, ſo legt man alſo die ganze Tour von Bombay dorthin in dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Tagen zurück, für dieſe Strecke eine ungeheuer ſchnelle Reiſe, die aber auch mit ſchwerem Gelde bezahlt werden muß.

Da der Orientale am folgenden Tage wieder zurück nach Liverpool fuhr, wobei er Malta berührte, ſo nahmen wir unſere Plätze bis dahin, wo wir unſere Quarantaine abhalten wollten.

Am folgenden Morgen wurden die Pferde in ihren Käſten eingeſchifft, was trotz der Höhe des Schiffs bei den ſchönen und praktiſchen Einrichtungen der Engländer ſehr leicht von Statten ging. Wir verließen unſern Gaſthof Nachmittags mit dem angenehmen Gefühl, in jeder Hinſicht dort gut behandelt worden zu ſeyn. Unſerer Geſellſchaft hatte ſich ein Kaufmann aus der Schweiz angeſchloſſen, Herr Imhof, der uns in der Folge ein lieber Reiſegefährte wurde. Wir verdankten ſeine Bekanntſchaft, wie ſo vieles Andere, dem Herrn von Dumreicher, der uns, ſo wie der bekannte Reiſende, Baron von Katte, den wir auch in den letzten Tagen kennen zu lernen das Vergnügen hatten, an Bord des Orientalen begleitete. Wir mußten, da das Dampfboot draußen vor dem alten Hafen lag, denſelben ſeiner ganzen Länge nach auf unſerer Barke durchfahren, wodurch wir Gelegenheit hatten, die ſchönen Linienſchiffe und Fregatten der ägyptiſchen Marine, wenn auch nur von außen, doch in der Nähe beſehen zu können. Wenn man auch von dieſen Schiffen ſagt, daß ſie, obgleich mit ungeheurem Gelde bezahlt, doch nicht viel werth ſeyen, ſo fanden wir dagegen den äußern Anblick derſelben ſo ſchön und majeſtätiſch, wie den der engliſchen Schiffe, die wir geſehen. Doch will dieſes Lob, bei unſerer Unkenntniß der Sache, nicht viel ſagen.

Das Dampfboot, das wir nun beſtiegen, war das größte, das ich je geſehen. Gegen dieſes Gebäude mußten unſere Rhein- und Donaudampfſchiffe, ſo wie der Seri Pervas und Crescent, auf denen wir gefahren, wie kleine Nachen ausſehen. Wir blickten aus unſerem Boote an den rieſenhaften Wänden empor, wie an einem großen Hauſe, und ebenſo erſchienen uns die zwei Reihen Fenſter der beiden Decke, die über einander lagen; gegen die ungeheure Größe des Schiffs und der beiden Maſten war der Schornſtein ſehr klein. Nachdem wir unſere Sachen untergebracht und die ſchönen Kajüten geſehen, in denen wir einige Tage wohnen ſollten, betrat ich das obere Deck, und warf noch einen Blick zurück auf die Stadt und auf den Welttheil, welchen wir ſo eben verlaſſen, wahrſcheinlich für immer.

Da lag die Stadt ausgebreitet vor unſern Blicken, und die breiten und ſchönen Gebäude, die man hie und da ſah, ſchienen, der flachen Ufer halber, wie aus den Wellen emporzuſteigen. An mehreren Punkten ſieht man feſte Schlöſſer, dort auf dem Hügel das Schloß Napoleons, und was das Auge von der Landſeite ſo ſehr vermißt, das Grün der Bäume, in einzelnen Palmengruppen, die hie und da in Gärten zu kleinen Wäldchen vereinigt ſtehen. Der Palaſt des Paſcha mit ſeinen großen Fenſtern ragt über dem Maſtenwald des Hafens empor. Die kahlen Dünen, welche letzteren einfaſſen, verſchwimmen allmählig in den grünen Wellen der gewaltigen See, auf welcher unſer

Schiff ſchaukelte und von dem wir die letzten Grüße nach jenen Ländern ſchickten, wo wir ſo viel Schönes und Großes geſehen.

Kurz nach unſerer Ankunft auf dem Schiff wurde den Matroſen mit der Pfeife ein Signal gegeben, die darauf ſogleich von den Maſten und Raaen, an welchen ſie beſchäftigt waren, herabkamen und unter dem Deck verſchwanden. Wie wir nachher hörten, wurde ihnen dadurch der Befehl ertheilt, ſich vor der Abfahrt zu waſchen und zu raſiren, und ſie kamen auch bald hernach wieder auf's Deck mit wohl dreſſirten Backenbärten und wie es mir ſchien, viel ſauberer als vorher. Das Schiff ſollte erſt mit dem Anbruch des nächſten Tages ſeinen Lauf beginnen, und wir verbrachten den Abend mit Beſichtigung des Schiffs und mit Spaziergängen auf dem obern großen ſchönen Deck, wobei wir die außerordentliche Reinlichkeit und zweckmäßige Einrichtung dieſes Coloſſes in allen ſeinen Theilen bewundern mußten. Es war, wie ſchon geſagt, ein Zweidecker. Auf dem untern Deck befand ſich am Hintertheil die achtzig Fuß lange Kajüte mit einer Einrichtung prächtiger, als ich ſie je geſehen. Außer dem bequemſten Divan, Ruhebetten, war hier eine Bibliothek von den beſten engliſchen und franzöſiſchen Reiſewerken. Um dieſen Saal lag ein Theil der Schlafkabinette für die Herrn des erſten Platzes, jedes war mit zwei Betten verſehen, die über einander lagen, hatte einen Waſchtiſch, eine Commode und einen bronzenen Hängleuchter, deſſen Licht, da er wie der Kompaß in doppelten Kreiſen hängt, auch bei der ſtärkſten Bewegung des Schiffs ſtets oben bleibt. Thüren, Wände und Getäfel des Speiſeſaals ſo wie dieſer Kabinette beſtehen aus dem feinſten Holze, das vergoldet und eingelegt iſt. Von dieſem Deck führte rechts eine Treppe in den untern Stock, wo ſich andere Schlafgemächer befanden, die eben ſo ſchön eingerichtet ſind, wie die obern, und links eine zweite in die Kabinette der Damen, deren drei und drei jedesmal mit einem Vorzimmer verſehen ſind. Auch befindet ſich hier an dieſer Seite noch ein kleiner Saal, in welchem die Damen vor dem Schlafengehen den Thee nehmen können. Vom Speiſeſaal aus laufen um das ganze untere Deck herum kleine Zimmer für die Schiffsoffiziere und Steuerleute, ſo wie zur Aufbewahrung von Vorräthen aller Art. Zu beiden Seiten ſind die Radkaſten und an der Spitze des Schiffs auf demſelben Deck befinden ſich Ställe, wo neben einer Unmaſſe von Federvieh, ein paar Schweine und eine Milch gebende Kuh eingeſtellt iſt. Dies untere Deck, wo in der Mitte ſich die Treppen befinden, auf welchen man zum kellerartigen Gewölbe der Maſchine hinabſteigt, dient bei Regenwetter den Paſſagieren zum Spazierengehen. Dicht neben dem Speiſeſaal iſt eine andere Treppe, die auf das obere Deck führt, das nicht, wie bei den kleinen Schiffen, mit Kajütenhäuschen und Geſchichten aller Art beengt iſt,

ſondern eine große Fläche darbietet, auf welcher ſich außer dem Schornſtein und den Maſten zu beiden Seiten nur ein kleiner Theil der bis hier hinaufreichenden Radkaſten und am Hintertheil ein kleines Haus befindet, das in drei Zimmer eingetheilt iſt. Das mittlere iſt vornen offen und in demſelben befindet ſich das Rad des Steuerruders, hinter welchem der Steuermann auf einer kleinen Erhöhung ſteht, von wo er das ganze Schiff überſehen kann. Rechts neben demſelben iſt ein Rauchzimmer für die Herren, und links ein Kabinet für die Damen, wo ſie bei Regenwetter friſche Luft ſchöpfen können. So zweckmäßig das Schiff an ſich eingerichtet iſt, ſind auch alle Anſtalten zur Verköſtigung der Paſſagiere, die in der ziemlich bedeutenden Summe, welche man für den Platz bezahlt, mit einbegriffen iſt. Dafür kann man ſich aber auch faſt den ganzen Tag mit Eſſen und Trinken beſchäftigen. Den Morgen zwiſchen ſieben und acht wird Caffee getrunken, um eilf Uhr gefrühſtückt, um fünf Uhr das Diner ſervirt, Abends um acht iſt die Theeſtunde und gegen zehn Uhr wird noch einmal Wein, Butter, Brod und Käſe für ſolche aufgeſetzt, die für die Dauer der Nacht ihren Magen auf kräftige Art verſchließen wollen.

Außer dieſen zahlreichen Mahlzeiten ſteht es dem Paſſagiere zu jeder Stunde des Tages frei, ſich von dem gewöhnlichen Tiſchwein, Porter, Butter und Brod mit Käſe geben zu laſſen, ſo viel er mag, ohne daß ihm dafür etwas angerechnet wird. Die gewöhnliche engliſche Küche an ſich iſt ſchon außerordentlich gut und war es außerdem noch mehr durch die Sachen, die das Schiff auf den verſchiedenen Landungsplätzen mitnahm. So hatten wir z. B. außer allen möglichen Südfrüchten auch zwei große Schildkröten an Bord, wovon die eine ſchon auf der Reiſe bis Malta geſchlachtet und **Turtle soup** daraus gekocht wurde.

Ich hatte nirgends ſo ſehr Gelegenheit, die tragikomiſchen Wirkungen der Seekrankheit zu beobachten, wie auf dieſer Fahrt. Bei unſerem trefflichen Diner auf dem Dampfboote am Tage der Einſchiffung, als es noch ruhig im Hafen vor Anker lag, fehlten von den neunzig Paſſagieren des erſten Platzes, wovon ein Drittheil Damen waren, Niemand an der Tafel und Alles war luſtig und guter Dinge. Eben ſo waren Abends beim Thee faſt alle Tiſche beſetzt. Doch ſchon während der zweiten Hälfte der Nacht, als ſich unſer Schiff in Bewegung ſetzte, hörte ich zuweilen durch die dünnen Kajütenwände ein tiefes Seufzen von dem einen oder dem andern meiner Nachbarn, und als wir am andern Morgen das Verdeck betraten, kam freilich faſt die ganze Geſellſchaft noch herauf, doch war ſchon bei Manchem die geſunde Geſichtsfarbe verſchwunden und eine verdächtige Bläſſe an ihre Stelle getreten. Auch ging Mancher, der geſtern noch keck und munter auf

dem Verdecke gewandelt war, jetzt schwankenden Schrittes längs den Gallerien und wagte es nicht mehr, das Geländer oder das Tau loszulassen, das er einmal ergriffen. Das Gefühl, nicht mehr allein gehen zu können, und die Angst, ohne Anhaltspunkt hinfallen zu müssen, verbunden mit einem gewissen unangenehmen Druck in der Magengegend sind die sichersten Vorboten der Seekrankheit, die auch heute auf unserem Schiffe bei der ziemlich hohen See während dem Frühstück mit gierigen Händen um sich griff. Nur wenige waren schon am Morgen so krank geworden, daß sie sich legen mußten und nicht um eilf Uhr in der Kajüte erscheinen konnten. Die meisten hatten alle ihre Kraft zusammen genommen und sich mit an die Tafel gesetzt, wo dann das plötzliche Eintreten des Unwohlseyns zu den komischsten Scenen Veranlassung gab. Hier suchte einer die unangenehmen Vorwürfe, die ihm sein Magen machte, durch eine Masse Speisen zu beschwichtigen, die er hastig verzehrte, aber trotz dem wurde er immer blässer und mußte sich, an den Wänden hintappend, bald entfernen. Zwei Andere unterhalten sich von der Seekrankheit, wobei Einer über das Aussehen des Andern lacht und Beide machen sich gegenseitig über die aufsteigende Röthe des Gesichts lustig. Doch wird unterdessen die Unterhaltung immer schwerfälliger, das Lachen immer gezwungener und endlich steht einer hastig auf, drückt die Serviette vor den Mund und entfernt sich; der Andere scheint ihm einen Augenblick spottend nachzusehen, doch werden seine Blicke unsicherer, die Nase spitzer und er kann sich kaum vom Tische erheben, um, während ihm dicke Schweißtropfen auf die Stirne treten, seinen Nachbarn mit zitternder Stimme zu sagen, er wolle nur sehen, was sein kranker Freund droben mache.

Von Allen, die heute Morgen zum Frückstück erschienen, hielt höchstens noch ein Drittheil bis zu Ende aus, wozu auch unsere Gesellschaft gehörte. Ich muß gestehen, daß auch ich einige verdächtige Regungen in meinem Innern spürte, doch nahm ich mich zusammen und eilte nach Beendigung des Dejeuner oben auf's Deck an die frische Luft, wo mir gleich wieder ganz wohl wurde. Außer diesem kleinen Anfall der Seekrankheit hatte ich, wie auf den frühern Fahrten, auch auf dieser das Glück, beständig bei gutem Appetit zu bleiben, was mir besonders in Betracht der herrlichen Schildkrötensuppe, die es jetzt täglich gab, äußerst lieb war. Die Pferde standen auf dem unteren Deck in ihren Kästen, hatten da, fast im Mittelpunkt des Schiffes, wo die Schwankungen am wenigsten bemerkt werden, einen guten Platz und befanden sich recht wohl. Auch Friedrich, der edle Reitknecht, amüsirte sich an der englischen Küche ganz vortrefflich und war glücklich, das Bischen Englisch, was er in London gelernt, hier mit Anstand von sich geben zu können. Obendrein hatte er einen kleinen Markt etablirt

und verkaufte ſeine aus Jeruſalem mitgebrachten Roſenkränze und Kreuze mit bedeutendem Gewinn an die Matroſen.

Am folgenden Tag war unſere Mittagstafel bis auf wenige Perſonen reducirt; auch von unſerer Geſellſchaft hatten ein paar die friſche Luft droben dem guten Diner unten vorgezogen, ſo daß an der langen Tafel nur ungefähr zehn Perſonen ſich befanden, worunter noch der Kapitän mit den Offizieren und der Conducteur des Schiffes. Letzterer war ein merkwürdiges kleines Männchen. Er hatte ſchon denſelben Poſten, den er jetzt verſah, auf dem Admiralsſchiffe Nelſon's in der Schlacht bei Abukir bekleidet, hatte vier Frauen gehabt und war, obgleich er ſich faſt immer auf der See befand, Vater von fünfundzwanzig lebendigen Kindern, von denen das erſtgeborne vierzig Jahre älter war, als das jüngſte. Von den wenigen Paſſagieren, die außer mir an der Seekrankheit gar nicht litten, unterhielt ich mich häufig mit einem alten Engländer, mit dem ich auf dem Verdeck an den Tauen und Segelſtangen diverſe gymnaſtiſche Uebungen ausführte. So ſteif und gebrechlich der Mann auch ausſah, ſo übertraf er mich doch, was das Klettern anlangte, beſtändig, was ich mir erſt erklären konnte, nachdem er mir geſagt, daß er früher Marineoffizier geweſen.

Obgleich zuweilen die See recht hoch ging, ſo daß beim Diner die Tafel mit hölzernen Rahmen von verſchiedenen Größen verſehen wurde, worein man während dem Eſſen Teller, Flaſchen und Gläſer ſtellte, ſo ging doch unſere Fahrt ſo raſch und glücklich von Statten, daß wir ſchon mit Anbruch des vierten Tages Malta vor uns liegen ſahen. Da dieſe Inſel keine bedeutende Berge hat, ſondern nur kleine Erhöhungen, ſo gewährt ſie dem Auge von Weitem keinen ſo impoſanten Anblick, wie viele andere Inſeln. Selbſt die Feſtungswerke ſcheinen in der Ferne nicht ſo großartig, wie ſie wirklich ſind, und erſt als wir bei dem großen Hafen dicht unter den Mauern der Stadt Valetta vorbeifuhren, erkannte man die ungeheuren Werke, die hier Menſchenhände aufgeführt haben. Dieſe rieſenhaft hervortretenden Bollwerke mit ihren dicken Mauern ſcheinen mit dem Fels, auf dem ſie fußen, nicht aus zuſammengefügten Steinen, ſondern aus einem einzigen Guſſe zu beſtehen. Wir fuhren in den Quarantänehafen, den rechts das Fort Immanuel, links die Stadt Valetta mit dem Fort St. Elmo, an deſſen Spitze der prachtvolle Leuchtthurm ſteht, begrenzen. Erſteres enthält die Quarantäneanſtalt, in der wir nun ein paar Wochen verweilen mußten, und bildet mit ſeinen weit ausgedehnten Baſtionen und Wällen, ſo wie mit den palaſtähnlichen Gebäuden, eine kleine Stadt für ſich. Valetta macht mit ſeinen ſtattlichen Häuſern einen noch prachtvolleren Anblick. Da dieſe Stadt an den Felſen hin-

angebaut ist, so kann man von unten in seine geraden, steil hinangehenden Gassen schauen.

Bei unserer Ankunft in dem Hafen begrüßte uns ein Glöckchen von der Mauer der Stadt und warnte zugleich alle andern Schiffe, mit uns in Verbindung zu treten. Zugleich wurde auf unserem Schiffe die gelb und weiße Quarantäneflagge aufgezogen und unterhalb dem Fort Immanuel warfen wir Anker. Sobald das Schiff ruhig stand, waren alle Seekranken, wie immer, völlig genesen, und erschienen, wenn auch noch etwas bleichen Angesichts, bei dem letzten Frühstück, das wir auf dem Schiffe genossen.

Von dem Fort stieß eine Barke ab, in der sich einige Sanitätsbeamten befanden, die sich nach der Anzahl der Passagiere erkundigten, die hier in Malta zurückblieben, um die Anzahl der Zimmer darnach zu bestimmen.

Bei dem Ausschiffen der Pferde in ein großes plattes Fahrzeug hätte es um ein Haar Unglück gegeben. Die Stute wurde in Gurten gehängt und ohne Kasten auf das Boot hinabgelassen, wogegen der Hengst, dem nicht zu trauen war, in dem Kasten ausgeschifft wurde; doch mochte ihm das Schweben in der Luft nicht behagen und obgleich er an den Füßen gefesselt war, fing er an, sich mit dem Leib gegen die schwachen Wände des Kastens zu werfen und so toll zu schlagen und zu drücken, daß wir jeden Augenblick befürchteten, die Bretter würden auseinander gehen und das Thier in's Meer stürzen. Doch fiel er glücklicherweise bei den Anstrengungen, die er machte, in dem Kasten zusammen, ohne sich wieder aufrichten zu können. Die Quarantäne für die Thiere befindet sich unterhalb dem Fort am Ufer des Hafens, wohin wir den Friedrich und die beiden Pferde begleiteten und dann mit unsern Effecten eine andere Barke besteigen mußten, die von der, worin sich die Sanitätsbeamten befanden, in's Schlepptau genommen und bis vor die große steinerne Treppe des Forts Immanuel gebracht wurde. Dort warf man uns das Schlepptau zu, die vordere Barke mit den Beamten legte etwas weiter oberhalb an und überließ uns unserem Schicksale, d. h. einer der Aufseher mit großem Stock rief uns zu, wir sollten unsere Sachen auf den Rücken nehmen und ihm in die Gebäude folgen. Was war zu thun? Daß Jemand unsere Koffer angreifen und sich so dem aussetzen sollte, wie wir, dreiundzwanzig Tage Quarantäne zu halten, daran war nicht zu denken, doch waren die Leute so gefällig, uns eine Tragbahre herabzubringen, vermittelst welcher wir unsere Effekten nach und nach die hohen Treppen hinauf in den Hof des Schlosses brachten.

Alles, was wir bisher über Quarantäne gelesen und was wir in Adrianopel selbst erfahren, ließ uns mit einem gewissen Schrecken

daran denken, noch einmal die Bekanntschaft einer solchen Anstalt machen zu müssen; doch wurde das unangenehme Gefühl, das uns beschlich, wenn wir an die Tage dachten, welche auch wir am Eingang zur Heimath wie eingesperrte wilde Thiere zubringen sollten, dadurch gemildert, daß man uns allgemein versicherte, die Quarantäne in Malta sey die beste von allen: und das muß wahr seyn. Wenigstens zähle ich die Tage, die wir dort zubrachten, obgleich im Allgemeinen der Freiheit beraubt, nicht zu den unangenehmsten unserer Reise.

Der Hof des Forts Immanuel lag, wie die Gebäude selbst, an fünfzig Fuß über dem Meere und war mit stattlichen massiven Häusern umgeben. In der Mitte desselben stand die aus Erz gegossene Bildsäule des Großmeisters, der das Fort angelegt und nach seinem Namen benannt. Die Gebäude zu beiden Seiten waren etwas kleiner als das, welches neben der Kirche dem großen Thore gegenüber lag. Eine Tafel über dem Eingange sagte uns, es sey der palazzo di grand maestro, und in demselben wurde uns eine Wohnung angewiesen, und ich glaube wohl die beste, die im ganzen Fort war. Sie bestand aus einem Salon, an dem zur rechten Seite das Zimmer lag, in welchem der Baron und ich wohnten. Links war ein kleineres für den Maler F., und diese drei Piecen hatten nach vornen große Glasthüren, die auf einen breiten Bogengang führten, der gegen Hafen und Stadt geöffnet, uns eine prächtige Aussicht gewährte. Hinter unserem Salon waren noch zwei andere Zimmer, wo der Dr. B. und Herr Imhof wohnten. Giovanni bekam ein Kämmerchen im untern Stock. Wir mußten unsere Sachen auch hier wieder höchst eigenhändig die Treppen hinaufschleppen, und fanden die Zimmer ohne alle Einrichtung. Doch hatten wir kaum die kahlen Wände etwas überrascht betrachtet, als einer der Sanitätsbeamten eintrat, uns anzukündigen, daß er für die Dauer unserer Quarantäne bei uns bleiben würde, und uns als Wache bestimmt sey. Zugleich übergab er uns einige Papiere, in welchem Möbel und Geräthschaften aller Art verzeichnet waren und die Preise derselben für die Dauer der Quarantäne, so wie ein anderes vom Restaurateur der Anstalt, bei dem wir Frühstück, Mittag- und Abendessen zu verschiedenen Preisen und zu jeder beliebigen Stunde haben könnten. Wir suchten uns auf ersterem die nöthigen Sachen aus und bestimmten dem zweiten die Stunden, in welchen wir unsere Mahlzeiten halten wollten, und waren noch vor Abend mit Allem versehen, was zu einer bequemen Einrichtung gehört. Obgleich die Preise auf englische Art in Guineen und Schillingen angesetzt waren, fanden wir sie doch nicht übermäßig groß, besonders wenn man bedenkt, daß die armen Gefangenen in andern Quarantänen gern für dergleichen Sachen das Drei- und Viersache bezahlen würden. Um frische Luft zu schöpfen und kleine Spa-

ziergänge zu machen, war uns hinter dem Palaſte eine Baſtion angewieſen worden, von wo wir eine weite Ausſicht auf das Meer und einen großen Theil der Inſel hatten. So lagen dreiundzwanzig Tage vor uns, eine ziemliche Zeit, die, wenn wir auch unter uns genug Unterhaltung hatten, doch zuweilen hätte langweilig werden können, wenn wir die Stunden des Tages nicht zwiſchen Arbeiten, Spazierengehen, Eſſen und Trinken eingetheilt hätten.

Am Morgen gegen acht Uhr wurde in dem Saal gemeinſchaftlich gefrühſtückt und dann zog ſich jeder in ſein Zimmer zurück, wo Tagebücher geordnet und Briefe geſchrieben wurden. Unſer Maler ſammelte für ſeine Mappe und führte kleine Zeichnungen aus, die er an Ort und Stelle angefangen. Der Doktor B. ſtellte ſeine kleinen Sammlungen an Muſcheln, Steinen, Alterthümern ꝛc., die er, ſo viel es die Schnelligkeit unſerer Reiſe erlaubt, hie und da aufgeſucht und mitgenommen hatte, zuſammen und verpackte ſie auf's Sorgfältigſte für die Weiterreiſe. Im Laufe des Morgens trat auch gewöhnlich noch eine kleine Pauſe ein, wenn einer oder der andere, der gerade des Arbeitens müde war, in den Saal ging und durch das Anklopfen ſeiner Pfeife oder ein ſonſtiges Geräuſch uns andere ebenfalls herbeilockte, wo alsdann gewöhnlich einige Flaſchen Porter getrunken wurden, die wir Tags vorher durch Wetten gegenſeitig verloren hatten, denn, mochte es der Aufenthalt auf dem engliſchen Schiffe ſeyn, oder daß wir uns gerade auf einer engliſchen Beſitzung befanden, genug, wir hatten die Leidenſchaft des Wettens von den Söhnen Albions angenommen und wetteten über alles Mögliche, über das Wetter, über die Bewegung der Schiffe auf der See, hauptſächlich über die Zahl der Kugeln, die in verſchiedenen Haufen auf unſerer Baſtion lagen, wobei einer die Uebrigen nicht ſelten ſcherzweiſe anführte. So hatte unſer pfiffiger kleiner Doktor eines Morgens die Baſtion nach allen Seiten gemeſſen und gewann den Nachmittag, in Bezug auf dieſe Maße, natürlich alle Wetten. Um drei Uhr wurde zu Mittag geſpeist und alsdann ſpazierten wir eine Stunde auf der Baſtion herum, wobei uns das Wetter noch ſo ziemlich günſtig war; denn obgleich es zuweilen ſtürmte, regnete es doch wenig, und wir hatten die letzte Zeit ſehr gutes Wetter. Gegen ſieben Uhr wurde Thee getrunken und dann war, wie auch meiſtens auf unſerer Tour in Syrien, wie der Baron es nannte, große Oper, das heißt, jeder ſang, was ihm gerade einfiel und was er konnte. Herr Imhof, welcher Bekannte in der Stadt Valetta hatte, ließ von dorther eine Guitarre kommen, wodurch dieſe Abendunterhaltungen ziemlich glänzend ausfielen.

So verging uns die Zeit ziemlich ſchnell und wir waren ſchon über die Hälfte unſerer dreiundzwanzig Tage, als der Geburtstag

unſeres Barons kam, den wir mit allem möglichen Pomp feierten. Die ganze Länge des Bogengangs vor dem Palaſte wurde mit kleinen Lichtchen illuminirt und in dem mittleren Bogen ſogar ein Transparent aufgeſtellt, auf dem ein Johanniterkreuz prangte, da der Baron Ritter dieſes Ordens iſt. Unſere Feſtlichkeiten machten den Sanitätsbeamten in der Anſtalt viel zu thun; denn alle unſere Mitgefangenen wollten die glänzende Illumination ſehen und drängten ſich auf dem Hofe zuſammen, ja ſogar auf dem Quai der Stadt, am andern Ende des Hafens, bewegten ſich viele Menſchen hin und her, denen ſo etwas in einer Quarantäne noch nicht mochte vorgekommen ſeyn. An den beiden Enden des Bogenganges hatten wir Feuerkörbe aufgeſtellt und das Material zu den Bränden war äußerſt originell. Wir hatten von Kairo große Stücke verſchiedener Mumien mitgenommen, die in eine Kiſte gepackt waren, welche unglücklicherweiſe beim Einſchiffen in den Orientalen in's Waſſer fiel, wodurch die Mumien, wie wir beim Auspacken in Malta ſahen, in kleine Stücke zerfallen und gänzlich unbrauchbar geworden waren. Deſto ſchöner aber brannte und roch das Erdpech und die Specerei, als wir ſie in die Feuerkörbe thaten.

Die Zeit unſerer Quarantäne, die uns, wie ſchon geſagt, ſehr ſchnell vorbei ging, ſchien nur in den letzten Tagen viel langſamer zu werden, was aber gewöhnlich der Fall iſt. Jetzt ſpähten wir ſtündlich auf das Meer hinaus und dachten bei jedem Dampfſchiff, das wir kommen ſahen, ob es nicht das ſey, was uns von hier weiter führen ſollte, denn man wußte ſelbſt in Malta noch nicht, welches Schiff gerade in den Tagen, wo unſere Quarantäne beendigt ſey, abgehen würde, ob ein franzöſiſches oder ein italieniſches. Auch trübte die Erzählung von einem unangenehmen Vorfall in dem Quarantänehafen ſehr die letzten Tage unſeres Aufenthaltes. Von einem türkiſchen Schiff nämlich, das hier Quarantäne hielt, waren, wie man ſagte, fünf Matroſen entſprungen, die man freilich am andern Tag wieder einbrachte, doch hatte ſich dieſe Nachricht ſehr ſchnell verbreitet und man fürchtete nun, die italieniſchen Staaten möchten ſich durch dieſen Fall veranlaßt ſehen, die von Malta kommenden Schiffe in ihren verſchiedenen Häfen mit einer neuen Quarantäne zu belegen, was für uns äußerſt unangenehm geweſen wäre.

Mehrere von den großen Schiffen der engliſchen Flotte, die wir in Marmarizza geſehen, fanden wir ebenfalls hier. Die meiſten hatten ſchon ihre Quarantäne abgehalten und lagen im großen Hafen, von wo aus wir ſie während unſeres Aufenthaltes mehrere Male nach Sicilien ſegeln ſahen, wo ſie, bei dem Mangel an gutem Waſſer auf Malta ſelbſt, ihre Tonnen füllten. Gegen Mitte April kam auch das andere große Dampfboot der Liverpool auf ſeiner Tour nach Alexandrien

hier an, und einige Stunden nach ihm ein kleines neues Dampfboot, der Lotus, das Mehemed Ali für die Fahrten auf dem Nil in England hatte bauen lassen. Dem kleinen Schiff war kurz von Malta etwas an der Maschine gebrochen, weßhalb ihn der Liverpool von hier aus in's Schlepptau nahm, was äußerst komisch aussah; denn der Lotus erschien hinter dem Riesen so unbedeutend, wie bei unsern Rheindampfbooten der angehängte Nachen. Mein alter Engländer, mit dem ich auf dem Orientalen die Kletterübungen ausgeführt und der sich ebenfalls hier befand, sagte mir: man könne den Lotus ganz bequem wie eine große Schaluppe auf das Deck des Liverpools stellen.

Endlich brach der Tag unserer Erlösung an. Die Tagebücher waren ziemlich geordnet und wir hatten schon den Abend vorher unsere Sachen gepackt, so daß wir beim ersten Zeichen zur Freiheit die Anstalt verlassen und nach Valetta überschiffen konnten. Doch dämpfte eben jener Engländer am letzten Morgen unsere Freude für einige Augenblicke wieder, denn es fiel ihm plötzlich ein, er sey unwohl geworden, was uns Allen, wenn es der Quarantänearzt erfahren hätte, wahrscheinlich eine Zulage von einigen Tagen zu Wege bringen mußte. Glücklicherweise gelang es jedoch unserem Zureden ihm verständlich zu machen, daß er nicht krank sey, und ihn nur die Freude, sich jetzt bald nach Alt-England einschiffen zu können, so angegriffen habe. Auch malten wir ihm mit sehr schwarzen Farben unser Aller Zustand, wenn die Behörde von seinem Unwohlseyn Kenntniß bekäme, weßhalb er denn allen diesen Gründen nachgab, sich von seinem Sopha erhob und seine Nachtmütze, die er tief über die Ohren gezogen hatte, wieder ablegte. Ich glaube, die zärtlichste Mutter kann auf die Gesundheit ihres Kindes nicht mit größerer Sorgfalt Achtung geben, als wir in der Quarantäne einer auf den andern. Doch sollte unsere Gefangenschaft geendigt seyn. Der Quarantänearzt erschien, erkundigte sich nach unserem Befinden, wobei Herr Imhof scherzweise meinte, wir sollten den Herrn statt aller Antwort in die Küche schicken, dort würde man für unsere Gesundheit das glänzendste Zeugniß ablegen können; dann reichte der Arzt jedem von uns die Hand, und wir konnten in die Gesellschaft anderer ehrlicher Leute zurückkehren.

Es war gerade ein Sonntag, als wir unserm Fort Immanuel Lebewohl sagten und nach Valetta überschifften. Auf den Straßen dieser Stadt war ein regsames Leben, und daß Alle, die wir sahen, europäisch gekleidet waren, war unsern Augen ein neuer Anblick; besonders befremdete es uns anfangs, die schönen Malteserinnen ohne Schleier auf den Straßen umher wandeln zu sehen, etwas, woran wir uns jedoch sehr bald wieder gewöhnten, doch haben die hiesigen Damen auch für ein Auge, das direkt aus Deutschland kommt, in ihrer Kleidung

etwas Fremdartiges, denn keine Malteserin geht auf die Straße ohne einen Rock von schwarzer Seide oder anderem Zeug und eine neben solche Mantille, die sie jedoch wie die Türkinnen über den Kopf werfen, so daß man von der ganzen Figur nichts sieht, als die schlanke Taille und ein frisches lebhaftes Gesicht, das den hiesigen Damen eigen ist, und aus welchem die dunkeln Augen eine sehr lebhafte Sprache führen.

Zu unserer großen Freude kam heute ein italienisches Dampfschiff in den Hafen, das morgen wieder abfahren sollte. Es brachte die Nachricht mit, daß kein italienischer Hafen wegen des erwähnten Vorfalls auf dem türkischen Schiff gesperrt sey oder die ankommenden Fahrzeuge Quarantaine halten lasse. Wir besahen heute und den folgenden Tag von der Stadt und Umgegend so viel wie möglich; für letzteres nahmen wir eine der eigenthümlichen hier gebräuchlichen Carossen, einen großen viersitzigen Kasten, der auf zwei Rädern ruht und von einem Pferd gezogen wird. Wir fuhren nach Civita vecchia, der ältern und früher bedeutenderen Stadt der Insel. Obgleich es schon sehr warm war, blühte und grünte noch nicht viel auf den Feldern und da fast überall der nackte Fels hervorblickte, aus dem die Insel besteht, so kann ich gerade nicht sagen, daß der Anblick von der Höhe der alten Stadt dem Auge ein sehr freundlicher und angenehmer gewesen wäre.

Auf dem Heimwege lernten wir einen sehr interessanten merkwürdigen Mann kennen. Wir besuchten nämlich das von einem Engländer mit schönen Parkanlagen versehene Landhaus, wo sich Emir Beschir, der alte Fürst der Drusen, damals gerade befand. Es war unsere Absicht eigentlich nur gewesen, den schön angelegten Garten zu sehen, in welchem wir zufällig unsern Giovanni trafen, der von Valetta aus einen Spaziergang hieher gemacht hatte, um einen Bekannten aufzusuchen, der sich in Diensten des Emir befand. Giovanni, der eine Gelegenheit, sich als Dollmetscher zu zeigen, nicht gern vorbei gehen ließ, bat den Baron, er möge sich doch bei Emir Beschir melden lassen, was den alten Fürsten gewiß erfreuen würde. Da es uns Allen sehr lieb war, diesen merkwürdigen Mann kennen zu lernen, so ließ sich der Baron melden, und wir wurden gleich vorgelassen.

In einem großen Zimmer des ersten Stockwerkes war eine Ecke mit Teppichen belegt und durch große Sophakissen abgetheilt, woran der alte Fürst auf dem Teppich sitzend lehnte und aus einem arabischen Nargileh rauchte. Giovanni kniete vor ihm nieder und nachdem er ihm den Saum des Kaftan geküßt, nannte er dem Emir unsere Namen, worauf dieser Stühle herbei bringen ließ und wir mußten uns im Kreis um ihn herum setzen.

Emir Beschir ist ein Mann von mittlerer Größe; seine Figur, die trotz seinem hohen Alter noch ziemlich kräftig erscheint, und besonders

ſein ausdrucksvolles Geſicht mit dem noch ſehr lebhaften Auge, laſſen den mächtigen Fürſten der Berge erkennen, der das wilde freie Volk Libanons zu zügeln verſtand. Er trug einen hellbraunen Kaftan, einen bauſchigen Turban und ſein ſchneeweißer Bart hing ihm faſt bis auf den Gürtel. Es machte einen unangenehmen Eindruck auf mich, den Mann hier zu ſehen in ſeiner Umgebung, wo er ſich nicht heimiſch fühlen kann. Aus ſeinem ſchönen Schloſſe, mitten im Libanon gelegen, hieher verſetzt in ein europäiſches Haus, deſſen Einrichtung ſeiner ganzen früheren Lebensweiſe widerſpricht, kam er mir vor, wie ein gefangener Löwe. Nach einem kurzen Geſpräch, das wir durch Giovanni mit ihm hielten, verließen wir das Landhaus und kehrten nach der Stadt zurück.

Am folgenden Morgen beſuchten wir unter Anderm die Kirche des heiligen Johannes, in der die Großmeiſter des Ordens und viele Ritter begraben liegen. Sie iſt auf das Prächtigſte ausgeſchmückt und beſonders ſchön und intereſſant iſt der Boden des Schiffes, der aus den Leichenſteinen der hier begrabenen Ritter beſteht. Sie ſind von weißem Marmor, und die Wappen und Namen derſelben ſehr ſchön mit bunten Steinen eingelegt. In den untern Gewölben ſahen wir neben mehrern andern das Grabmal des tapfern Großmeiſters von Rhodus Villiers de l'Isle Adams, den Sultan Soliman durch Eroberung jener Inſel vertrieb und der ſich hieher zurückzog.

Gegen Mittag kehrten wir noch einmal nach unſerer Quarantaine zurück und holten die Pferde ab, die bis jetzt da geblieben. Um den Quarantainehafen herum brachten wir ſie nach dem großen Hafen auf das italieniſche Dampfboot, Francesco I., ſtiegen dann wieder zur Stadt hinauf, um unſere Sachen zuſammen zu packen und uns ſelbſt einzuſchiffen, da das Boot gegen Abend abfuhr. Unſer theurer Giovanni, der anfangs große Luſt bezeugt hatte, mit nach Deutſchland zu gehen, hatte ſich hier in Malta eines Andern beſonnen und bat den Baron, ihn von hier nach Beirut zurückkehren zu laſſen. Man mußte unſere liebe Heimath ſehr bei ihm verſchwärzt haben; denn ſeinen geänderten Entſchluß motivirte er durch die über Deutſchland eingezogenen Erkundigungen, daß es ein unſicheres Land ſey, wo ſich die Leute auf der Straße todtſchlügen und Alles Soldat werden müßte. Gegen ſo triftige Gründe war nun freilich nichts einzuwenden und der Baron entließ ihn in Gnaden mit einem reichlichen Geſchenk für die Dienſte, die er gethan und nicht gethan hatte. Als wir das Schiff betraten, und er auf der Barke, die uns hingebracht, wieder zurückkehren ſollte, wankte ſein Entſchluß aufs Neue und er verſicherte ſchluchzend, daß er einen ſo guten Herrn, wie den Baron, ungern verlaſſe, er würde einen ſolchen nicht wiederfinden, und Gott wiſſe, mit welchen Leuten er künftig durch das Land ziehen müſſe. Noch in der Barke rief er uns mehrmals

ſein Addio! Addio! zu und ſetzte weinend hinzu: Il pauvre Giovanni! Il pauvre Giovanni!

Das Schiff war ziemlich beſetzt und obgleich die Stunde der Abfahrt ſchon da war, kamen noch immer Boote, die Paſſagiere und Wagen brachten. Neben dieſen umſchwärmte uns eine Menge Nachen, in denen Knaben ſaßen, die kleine Goldſtücke vom Grund des Meeres heraufholten, die wir ihnen hinab warfen. Jetzt wurden die Treppen des Schiffs auch hinaufgezogen, der Kapitän beſtieg den Radkaſten, der letzte Kanonenſchuß zum Zeichen der Abfahrt donnerte gegen die Stadt und im gleichen Augenblick, wo die ſicilianiſche Flagge an dem Maſt hinaufflog, begannen die Räder ihre Bewegung, das Schiff ſchoß dahin und wir verließen Malta, wo wir eine ſo angenehme Gefangenſchaft verlebt hatten.

Siebentes Kapitel.

Heimkehr.

Syracus. — Das Ohr des Dionys. — Meſſina. — Neapel. — Der Veſuv. — Genua. — Mailand. — Chiavenna. — Der Splügen. — Chur. — Tübingen. — Ankunft in Stuttgart.

Es war Nacht und hinter uns drückte ſich mehr und mehr, einem untergehenden Sterne vergleichbar, das rothe Licht des Leuchtthurms von St. Elmo. Die See wogte unruhig und über mir ſtampften ungeduldig unſere Pferde das Verdeck. Rückblicke auf das Erlebte füllten meine Seele mit phantaſtiſchen Bildern, bis ich einſchlief, um beim Erwachen einen der herrlichſten Morgen zu begrüßen. Das Meer war wie ein glatter Spiegel, und die Küſte von Sicilien breitete ſich vor unſeren Blicken aus. Aber als wir endlich in dem entzückenden Hafen von Syrakus einfuhren, mußten wir zuvor einem Viſitirboot Rede ſtehen, das uns vermittelſt einer langen, heraufgereichten Stange unſere Quarantaineſcheine abnahm, worauf ſie in der Barke mit eiſernen Zangen auseinander geklaubt wurden. Erſt nach dieſer unſerer Legitimation konnten wir uns der Landungsboote bedienen, die jetzt in Schaaren heranfuhren. Bei Betrachtung der Stadt kam uns die angenehme Geſellſchaft eines Dänen, Namens Mattiſon, der früher ſchon in Syracus geweſen war, ſehr zu gute, und wir verlebten im Umgange mit ihm und ſeiner ſchönen Gattin heitere Stunden. Da unſer Dampf-

boot den ganzen Tag im Hafen liegen blieb, ſo hatten wir Muße, die Stadt ſammt ihrer nächſten Umgebung zu beſichtigen; weil aber erſtere nicht viel Intereſſantes bietet, ſo machten wir uns bald auf den Weg, um die berühmten Steinbrüche mit dem Ohr des Dionys zu beſuchen.

Der Eingang zu dieſen Bächen beſteht aus einer ſehr ſteilen, über hundert Fuß hohen Felswand, deren Zerklüftungen mehrere weite Thore bilden. Durch letztere gelangt man ins Innere, das einen großen, oben offenen Felſenkeſſel darſtellt. Die Wände ſind auf die mannigfaltigſte Art durchbrochen und bieten dem Blicke ſeltſame Höhlen und Figuren dar, während auf dem Boden herum mächtige Steinblöcke liegen, von denen einer in der Mitte etwas über die Schlucht hinausragt und auf ſeiner Höhe ſpärliche Ueberreſte eines alten Mauerwerks unterſcheiden läßt. Man hält dieſe für die Trümmer einer Burg des Tyrannen von Syrakus.

Ein paar hundert Schritte links vom Eingang laufen zwei über hundert Fuß hohe glatte Felswände unter einem rechten Winkel zuſammen, und an der einen mündet ſich eine Höhle, die faſt wie ein coloſſales gothiſches Thor ausſieht. Neben demſelben, rechts und etwa ſechzig Fuß über dem Boden, bemerkt man eine kleine Oeffnung, an deren Form die Meiſſelarbeit nicht zu verkennen iſt. Gewaltige Epheuzweige bekleiden die Wand mit dem ſaftigſten Grün. Die Höhle ſelbſt iſt gegen achtzig Schritte lang, ſchlangenförmig gewunden und führt zu einem kleinen, in Trichterform zuſammenlaufenden Gemach, in welchem der Sage nach Dionys die Gefangenen vermittelſt eiſerner Ringe an die Wand feſſeln ließ. Die Decke bildet mit den Seiten faſt einen gothiſchen Bogen, und in die Spitze iſt eine fußtiefe runde Rinne gehauen, die oben durch den ganzen Gang läuft, wenige Fuß vor dem Eingang die rechte Wand durchbricht und in das von außen ſichtbare kleine Gemach führt. Letzteres iſt das ſogenannte Ohr des Dionys, in welchem der Tyrann auf die Reden der im Gemach am Ende der Höhle eingeſperrten Gefangenen zu lauſchen pflegte. Man gelangt nach dieſem Raume vermittelſt eines über eine Rolle geſchlagenen Seils, an welchem ein Lehnſeſſel befeſtigt iſt, und kann ſich daſelbſt in Wirklichkeit überzeugen, wie die von unten kommenden Töne ſehr verſtärkt werden; es iſt deshalb wohl glaubwürdig, daß in einer Zeit, als der Eingang, der ſpäter durch Erdbeben weiter geriſſenen Höhle noch kleiner war, in dem Kämmerchen oben das geringſte Geräuſch deutlich vernommen wurde und der Tyrann dieſen Vortheil benützte, um verdächtige Perſonen unten einzuſperren und zu behorchen.

Die übrigen Höhlen ſind minder merkwürdig. In den meiſten trieben Seiler ihr Handwerk, deren mithelfende Kinder uns ſehr eifrig

anbettelten und zum Beſten unſeres naturforſchenden Doctors ganze Säcke mit Petrefekten herbeiſchleppten.

Unſer nächſter Beſuch galt den unfern gelegenen Ruinen der alten Neapolis, von welcher außer vielen Todtenkammern noch Ueberreſte eines alten griechiſchen Theaters vorhanden ſind. Es iſt faſt rings herum in den Fels gehauen, und die grauen Steinſtufen ſind mit freundlichem Grün durchwachſen. Man hat von hier aus eine herrliche Ausſicht über Hafen und Meer, und in der Nähe bildet das Waſſer eines alten Aquäducts, der noch heute die Stadt verſorgt, einen romantiſchen Fall.

Das Kloſter San Filippo iſt intereſſant durch eine ſehr tiefe Gruft, in welcher ſich die Leichen unbalſamirt ſehr gut erhalten, und von hier aus begaben wir uns, nachdem wir in einer erbärmlichen Locanda Erfriſchungen eingenommen hatten, nach dem Kloſter der Kapuciner, das wegen ſeiner wild romantiſchen Lage in den großen Latomien berühmt iſt. Von dem traulichen Kloſtergarten aus führt ein natürliches Felſenthor in die ſchauerlichen Steinbrüche, welche wahrſcheinlich während des peloponneſiſchen Kriegs als Gefängniſſe für die Athener dienten. In einer der Höhlen ſieht man einen ähnlichen Gang, wie bei dem Ohr des Dionys; er iſt jedoch, vielleicht wegen Untauglichkeit des Geſteins, nicht ausgeführt worden.

Mittlerweile war die Stunde unſeres beſtellten Diners herangekommen, und wir ſuchten die Aermlichkeit desſelben durch den feurigen Syrakuſer zu würzen. Der herrliche Abend verlockte uns noch zu einem Gang nach der Quelle der Arethuſa, bei deren ſpärlichem, aber klarem Waſſer ein ganzer Haufe Wäſcherinnen ihr Geſchäft trieb. Endlich mahnte uns ein Schuß von unſerm Dampfboot zum Aufbruch. Ich habe das Meer ſelten ſo ruhig und klar geſehen, wie an dieſem Abende, und der ſpät aufgehende Vollmond geſtattete uns noch den Anblick des Aetna mit den Schneefeldern unter dem Krater, von denen Meſſina den Stoff zu ſeinem Gefrornen nimmt. Unter derſelben kommen öde Lavaſtriche, hin und wieder mit ſpärlichem Grün beſät, das aber ſpäter reicher wird und mit den fruchtbaren paradiſiſchen Gegenden bei Catanea ſowohl, als mit der ganzen Küſte maleriſch zuſammenhängt. Am 22. April Morgens weckte mich das Stilleſtehen der Räder und das Klirren der Ankerkette aus meinem Schlummer. Ich eilte aufs Verdeck, und das ſchöne Meſſina lag in der Form einer Sichel vor unſern Blicken ausgebreitet. Trotz des frühen Morgen war doch der Kai bereits voll rührigen Lebens. Auf den Bergen und dem fernen Meere lag ein feiner Morgenduft, der, immer tiefer ſinkend, die Schluchten ausfüllte und uns einen herrlichen Tag verſprach. Wir fuhren ans Land und erhielten in einem Gaſthofe ein paar hübſche Zimmer für die beiden Tage, welche unſer Boot im Hafen liegen bleiben ſollte.

ſchmückten Turban verziert ſind. Im Grabmal Suleimans ſteht ein kleines hölzernes Modell der Stadt Mekka und der heiligen Kaaba.

Nachdem wir dieſe Moſcheen beſehen, trennten wir uns von dem Lord L. und beſahen im Fluge noch einige der merkwürdigſten Waſſerleitungen und Ciſternen. Von den älteſten Zeiten her erbauten die byzantiniſchen Kaiſer aus Mangel an Quellen und Brunnen die großen Ciſternen, die man noch jetzt ſieht. Faſt alle muß man als rieſenhafte prächtige Bauten bewundern; doch erfüllten ſie ihren Zweck nicht mehr, indem die meiſten leer und trocken ſind; nur in einer einzigen, der cisterna Basilica, iſt noch heute Waſſer zu finden. Der merkwürdigſte von allen dieſen Waſſerbehältern iſt der Bin bir direk, d. i. der tauſend und eine Säule, den wir vor allen beſuchten. Er liegt nicht weit vom At Meidan auf einem wüſten Platz. In der Mitte deſſelben erhebt ſich eine Art Kellerlucke und hie und da ſahen wir im Boden Löcher, welche in ein Gewölbe hinabführten. Unter dem Boden hörten wir ein eigenes Rauſchen, das wir uns anfänglich nicht erklären konnten. Das Geräuſch hatte viel Aehnlichkeit mit dem Toſen eines Waſſerfalls, und doch ſollte kein Waſſer unten ſein. Wir ſtiegen durch die Kellerlucke auf einer ſchmalen ſteinernen Treppe in die prächtige Ciſterne hinab. Sie beſteht aus drei Stockwerken, indem die Säulen, welche das Gewölbe tragen, je zu drei aufeinander ſtehen. Es ſind ihrer, wenn auch nicht, wie der Name beſagt, tauſend und eine, doch ſechshundert zweiundſiebenzig, von denen die oberſten vierundzwanzig Fuß Länge haben; die mittleren dagegen ragen aus dem Schutt und Schmutz, der den Boden bedeckt, nur ſieben Fuß hervor, und von den unterſten iſt gar nichts mehr zu ſehen. Jetzt dient die Ciſterne einem Armenier zur Werkſtatt, welcher hier Seide haſpeln läßt, wodurch jenes Geräuſch entſtand, von dem ich oben ſprach.

Neben dieſen Ciſternen beſahen wir auch noch oberflächlich die

beiden großen Wasserleitungen, die unter dem Namen der des Justinian und der des Valens bekannt sind. Doch werde ich später darauf zurückkommen. Durch dieses Hin- und Herziehen in den langen hügeligen Straßen der Stadt war es indessen Nachmittag geworden und da wir auf morgen eine Tour nach Bujukdere verabredet hatten, verließen wir Stambul zeitiger als gewöhnlich und stiegen zum Hafen hinab, um zur morgigen Fahrt ein größeres Kaik mit drei Ruderern zu miethen.

Fahrt nach Bujukdere. Die alten und neuen Wasserleitungen.

Das Kaik, das Herr v. C. für uns in Beschlag genommen hatte, um durch die herrliche Wasserstraße, den Bosporus, nach Bujukdere zu fahren, unterschied sich von den gewöhnlichen Booten, womit man den Hafen durchkreuzt, nur durch seine Größe. Wir hatten vier Ruderer und einen Steuermann, und außerdem noch einen kleinen Mast, mit Segelwerk im Kaik, der ebenfalls aufgerichtet werden konnte. Wir waren mit dem Herrn v. C. zu vier, da unser Maler sich in Konstantinopel beschäftigte, um einige Bauwerke aufzunehmen. Vorn an der Spitze des Boots saß ein Janißair in scharlachrothem goldgesticktem Costüme, und hinten am Steuerruder prangte eine kleine Flagge mit den preußischen Farben. Bei Top-Chana fuhren wir ab und waren in kurzer Zeit gegen Beschiktasch gekommen, dem Sommerpalaste des Sultans, diesem seltsamen bunten Gebäude, das auf seinen Terrassen liegt, wie eine verkörperte schöne Phantasie. Es ist freilich nur von Holz, aber eben dies gibt dem Gebäude etwas Lustiges, Leichtes, ja Feenhaftes. Hohe Cypressen und weitästige Platanen umgeben es und blicken noch darüber hinweg, und die Hügel, woran sich die Gebäude lehnen, sind zu Terrassen umgewandelt, die eine über die

andere emporragend. Auf allen befinden sich Gärten, mit den schönsten Blumen besetzt, welche ein dichtes Laubdach von Platanen, Orangen und Cypressen vor der glühenden Sonne schützt.

Das Auge schweift begierig bis zur höchsten Spitze des Berges, wo ein kleines glänzendes Kiosk, von riesenhaften Platanen umgeben, einer Krone gleich, das Ganze schmückt. Doch einsam sind diese Gärten; man sieht keine Menschen, die sich über all das Schöne freuen; nur hie und da wandelt ein vermummtes Weib durch die Laubgänge, das mit seinen weißen Schleiern unter den schwarzen Cypressen eher einem Gespenste gleicht, als einem Wesen, das die Fülle von Pracht genösse, die hier ausgebreitet liegt. Gern senkt man deßhalb den Blick wieder hinab zu den Palästen selbst, die an dem bewegten Hafen mit ihren dicht vergitterten Fenstern wie schlafend und träumend liegen. Wo jetzt die Sommerpaläste von Dolmabahdsche und Beschiktasch, war früher ein Palast Mahmud I., von dem der Historiograph Jsi in seiner poetischen Weise sagt: „Die leichten Schwingungen des Frieses sind dem Schweben des Vogels der Freude vergleichbar. Die Fenster der Erker öffnen und schließen sich lächelnd, wie die Augen des Liebenden, und die hohen Bogen umgrenzen das Ganze, wie treue Freunde Hand in Hand gehen."

Zurückblickend hatten wir wieder das prächtige lebendige Bild des Hafens mit seinen Schiffen von allen Größen, mit den zahllosen Kaiks, diesen Fiakern Konstantinopels, und den weißen Möven, die sich auf der spiegelklaren Flut schaukeln und sich den Menschen so zutraulich nähern, daß man sie fast mit den Händen fangen könnte. Bald fuhren wir bei dem zwischen der Serailspitze und Scutari in einiger Entfernung vom Ufer liegenden Leanderthurm vorbei, der auf einem einzelnen Felsen gebaut ist und als Leuchtthurm dient. Er hat übrigens mit der Sage von Hero und Leander nichts zu thun. Sein älterer türkischer Name ist Kis Kulleſſi, der Thurm des Mädchens. Da sowohl hier wie überall jedes alte Mauerwerk seine Sage hat, so kann es nicht fehlen, daß

man auch von diesem Thurm, auf den sich jeder Blick des Vorbeifahrenden richtet, mehrere Geschichten erzählt.

Ein griechischer Fürst, von dem Orakelspruch gewarnt, seiner Tochter stehe durch Schlangen ein großes Unglück bevor, sperrte das Mädchen in einen Thurm, welches sich in seiner Einsamkeit um so unglücklicher fühlte, da sie einen Geliebten hatte, von dem sie getrennt wurde. Dieser Geliebte war der berühmte arabische Sid (Sid-al-Battal), der Kampfheld. Er lebte dreihundert Jahre vor dem spanischen Cid Campeador, dem übrigens die Araber denselben Ehrentitel wie ihrem eigenen zuerkannten. Der Sid wußte trotz der scharfen Bewachung des Thurms sich mit seiner Geliebten durch Taubenpost und Blumensprache zu unterhalten, und fand endlich Gelegenheit, sich als Gärtner gekleidet mit einem Blumenkorbe zu ihr zu schleichen. Doch eine Natter, die sich unter den Blumen versteckt hatte, schießt an die Brust der Prinzessin, welche ohnmächtig dahin sinkt. Der Sid fängt sie in seinen Armen auf, saugt das Gift aus der Wunde und rettet sie so dem Vater, der sie, da nun der Orakelspruch erfüllt ist, dem Helden zur Gemahlin gibt.

Diese Geschichte erzählte uns Herr v. C., während wir aus dem Hafen in den Bosporus einfuhren, und so auf den klaren Wellen zwischen zwei Welttheilen dahinschwammen. Jedes Oertchen, jeder Platz, ja fast jeder Stein, der aus den Wellen ragt, hat seine eigene Geschichte.

Wegen der heftigen Strömung halten sich bald hinter den Sommerpaläſten des Sultans die Nachen an der europäischen Küste, und dicht unter den Fenstern verschiedener Landhäuser und kleiner Kiosks vorbeifahrend, betrachtet man mit Vergnügen die Einrichtung dieser Sommerhäuser, deren Fundamente von den klaren Wellen bespült sind. Die Fenster sind mit Rohrstäben vergittert, durch welche von Außen kein Blick dringen kann, doch bin ich überzeugt, daß die türkischen Damen die vorüberfahrenden Franken oft genug

betrachten. Kein Geräusch, keine Bewegung verräth, daß diese Gebäude bewohnt sind. Nur zuweilen, wenn man in der Nacht beim Mondschein vorbeifährt, zittert der leise Klang einer Zither über die Wellen, zu welcher mit leiser Stimme eins jener orientalischen Lieder, die fast immer eine melancholische Melodie haben, gesungen wird.

Vor und neben diesen Gebäuden sind Gärten, mit Lorbeer-, Orangen- und Granatbäumen, deren Zweige nicht selten über das Wasser hängen, so daß man oft lange Zeit unter duftenden Lauben dahinfährt. Der Weinstock, der hier zu mächtigen Stämmen aufschießt, bildet oft lange Strecken am Ufer die schönsten Laubgänge. Er rankt an mächtigen Bäumen empor, verbindet die Zweige von mehreren, ein loses Netz bildend, über das sich Caprifolium und blühende Schlingstauden werfen. Da beide Ufer des Bosporus mit unzähligen Landhäusern und kleinen Orten bedeckt sind, zwischen denen sich hie und da kleine Bäche einmünden und alte riesige Bauten aufsteigen, welche sich an seltsam geformte Berge anlehnen, so sind die Aussichten, die man während dem Fahren in steter Abwechslung genießt, unbeschreiblich schön und gewähren dem Auge durch den Anblick und dem Herzen bei dem Andenken an all' das Große, was hier geschah, einen hohen Genuß.

Unsere Kaikschi hatten, da der Wind günstig wehte, ihren Mast aufgesetzt und ein großes lateinisches Segel entfaltet, mit welchem wir ungemein rasch dahin flogen. Jetzt durchschnitten wir die Flut und hielten uns mehr nach dem asiatischen Ufer zu, wodurch wir das sogenannte alte Schloß von Rumelien, Rumili Hissari, das an dem europäischen Ufer liegt, und bei dem wir nun vorbeifuhren, mit seiner ganzen sonderbaren Bauart vor Augen hatten.

Mohamed I. hatte schon früher auf dem asiatischen Ufer das Schloß von Anatolien erbaut und Mohamed II. führte das Schloß von Rumelien gegenüber auf unter den Augen der bedrängten Byzantiner. Es war zwei Jahre vor der Eroberung Konstantinopels und

umsonst schickte ihm der Kaiser Gesandtschaften, die dem Padischah beweisen sollten, der kaum eben erst geschlossene Friede erlaube ihm gewiß nicht, auf griechischem Grund und Boden eine Festung aufzuführen. Mohamed kehrte sich so wenig an diese Vorstellungen, daß er nicht nur diese Gesandten zurückschickte, sondern auch schwur, er wolle die, welche ähnliche Botschaft brächten, schmählich hinrichten lassen. Darauf zeichnete er selbst den Grundriß zu dem neuen Schlosse, indem er lächerlicher Weise die Grundzüge des arabischen Schriftzuges, des Wortes Mohamed, dazu angab, den der Baumeister nachahmen sollte. Wo in dem Worte ein Punkt ist, setzte man einen Thurm ꝛc. und man kann sich leicht denken, daß das Schloß durch die seltsame Bauart sehr unregelmäßig wurde und auch deßhalb als Festung wenig dienen konnte.

Eine kurze Strecke hinter Rumili Hissari mündet sich in dem Thale ein kleiner Bach in den Bospor, der, sowie dies Thal, bei der Eroberung Konstantinopels eine große Rolle spielte; denn da die Byzantiner den Hafen durch eine ungeheure Kette gesperrt hatten, so konnte Mohamed die Stadt nur von der Landseite angreifen, wobei ihm die Mauern und das Terrain große Schwierigkeiten entgegensetzten. Deßhalb faßte der Padischah den Entschluß, seine Schiffe hinter Pera und Galata herum zu Land in den Hafen bringen zu lassen, was nach einigen Ueberlieferungen an dieser Stelle geschehen sein soll. Und wirklich macht die Lage dieses Thals die Sache glaubwürdiger. Die Ufer sind hier niedriger, und man konnte eine kleine Strecke aufwärts den Bach noch benützen; dann zog man die Fahrzeuge, wahrscheinlich auf hölzernen Gleisen, vermittelst Erdwinden und Flaschenzügen, über einen schmalen Rücken in das Thal von Kjat-Hane, wo der Barbyses, der in den obern Theil des Hafens mündet, schon für kleinere Fahrzeuge schiffbar ist. Daß man, um die Schiffe rascher fortzubringen, die Segel aufgespannt, sowie die ganze Rutschpartie in einer Nacht

ausgeführt habe, ſind natürlicher Weiſe Zugaben, die ſich ſpäter der Erzähler erlaubt.

Der Wind, der uns etwas von der Seite kam, wurde oft ſo heftig, daß er unſer Fahrzeug faſt ganz auf die Seite legte, worüber ſich aber unſere Türken, die wenigſtens nicht zu rudern brauchten, nicht bekümmerten. Schon einigemal hatte ihnen Herr v. G. befohlen, ſie ſollten das Segel halb einziehen, weil wir in Gefahr ſein würden, umzuwerfen, aber umſonſt. Sie machten ihm mit der lebhafteſten Sprache verſtändlich, wie Schade es ſei, dieſen köſtlichen Wind nicht zu benützen. Unſer dicker Janißair, der vorne ſaß, diente wie beweglicher Ballaſt, denn ſo oft das Schiff ſich ſtark auf die eine Seite neigte, wandte er ſich auf die andere und ſtellte ſo das Gleichgewicht wieder her.

Jetzt lag Therapia zu unſerer Linken mit ſeinem kleinen, aber ſchönen Hafen, worin nebſt mehreren Kauffahrteiſchiffen ein türkiſches Dampfboot, ſowie eine engliſche Corvette ſich befanden. Hier hielten ſich früher faſt alle Geſandten auf; doch iſt ſeitdem Bujukdere in Mode gekommen und nur der engliſche und franzöſiſche haben ihre Hôtels noch hier. Wenige Tage nach unſerer Ankunft in Konſtantinopel brannten in Therapia über zweihundert Häuſer ab; der Anblick war in der dunkeln Nacht gräßlich, aber unbeſchreiblich ſchön. Jetzt blickten die halbverbrannten Trümmer recht traurig aus der lachenden Gegend hervor.

Hinter Therapia wird der Bospor auf einmal ſehr breit und gleicht beinahe einem runden Landſee, den die ſchönſten Ufer umgeben. Vor uns lag Bujukdere und die auf europäiſche Art gebauten Häuſer der Geſandten blickten freundlich herüber. Zu unſerer Linken ſanken die Hügel allmählig zuſammen und ließen auf große ſaftgrüne Wieſen ſehen, auf deren einer ſich die bekannte ungeheure Platanengruppe erhebt, die man die Platanen Gottfrieds von Bouillon nennt. Rechts gegenüber auf dem aſiatiſchen Ufer thürmten ſich jene Hügel zu einem anſehnlichen Berge, dem ſoge-

nannten Riesenberge, auf. Man sieht oben unter alten Cypressen, Kastanienbäumen und Platanen ein Gemäuer; es ist ein Grab, das fünfundzwanzig Schritt Länge hat. Die Türken behaupten, hier sei das Herz des Propheten Josua begraben, den sie in der Pest und andern Krankheiten gerne anrufen. Die Alten dagegen nannten oben das Grabmal das Bett des Herakles und die Türken vermischen beide Sagen, indem sie von Josua erzählen, er sei so ungeheuer groß gewesen, daß er oben auf dem Berge sitzend, mit den Füßen die klare Flut berührt habe.

Kurz vor Bujukdere wären auf ein Haar die Befürchtungen des Herrn v. G., daß wir noch umschlagen würden, in Erfüllung gegangen, wenn derselbe nicht die Vorsicht gebraucht hätte, eins der Taue, woran das Segel befestigt war, in die Hand zu nehmen; ein heftiger Windstoß legte unser Boot dergestalt um, daß das Segeltuch das Wasser berührte und da die Wellen ziemlich hoch gingen, würden wir sicher gesunken sein, hätte Herr v. G. das Segel nicht losgelassen, das nun im Winde flatternd demselben keinen Widerstand mehr bot. Jetzt verstanden sich die Türken dazu, den Mast niederzulegen und die Ruder zu ergreifen, worauf wir in kurzer Zeit in Bujukdere landeten.

Unser erster Gang war in das Hôtel des Königl. preußischen Gesandten, des Grafen Königsmark, der uns auf die liebenswürdigste und freundlichste Art empfing. Wir leisteten seiner Einladung, die Nacht in Bujukdere zu bleiben und den andern Tag die berühmten alten Wasserleitungen in seiner Gesellschaft zu sehen, gerne Folge und verlebten einen in jeder Beziehung angenehmen und genußreichen Abend da, den die Güte und Freundlichkeit der ebenso geistreichen wie liebenswürdigen Gräfin Königsmark verschönerte.

Wir machten Spaziergänge auf dem Quai von Bujukdere, zu dessen Lobe Hammer so poetisch und wahr sagt: „In schönen mondhellen Nächten, wo das Dunkelblau des Himmels mit dem Dunkelblau des Bosporus zusammenfließt und zitternder Sterne Glanz

mit dem phosphoreſcirenden Leuchten der See ſich vermiſcht, — wo Nachen von griechiſchen Sängern und Zitherſpielern längs dem Ufer tönend vorübergleiten und der laue Nachtwind die weichſten jonischen Melodien vom dem Lande her in's Meer haucht; wo das Stillſchweigen der Horchenden durch leiſes Liſpeln lenesque sub nocte susurros, unterbrochen wird, verdient der Quai von Bujukdere die Begeiſterung, womit die Liebhaber deſſelben ſein Lob verkünden." *)

Und wenn wir ihn auch nicht in der Pracht und Herrlichkeit ſahen, den ihm eine warme mondhelle Sommernacht verleiht; ſo fanden wir doch, daß hier an dieſen Ufern zu wohnen der höchſte Genuß ſein müßte, wenn ſich der Europäer mitten unter dieſer uncivilisirten Bevölkerung nicht ſo unangenehm vereinzelt und allein ſtehen fühlte. Der ruſſiſche Geſandte war nicht anweſend, weßhalb ſein großes Hôtel mit ſchön angelegtem Garten leer ſtand. Letzterer iſt in beſtem Geſchmack angelegt und ſteigt terraſſenformig an den Hügeln, die ſich hinter Bujukdere erheben, in die Höhe, wodurch man von jeder Partie aus eine neue reizende Ausſicht genießt.

Es gewährte uns bei dieſer Promenade viel Stoff zum Lachen, daß wir an einer der ſchönſten Partieen des ſtillen Gartens einen Philoſophen fanden, der ſich im dolce far niente auf einer von hohen Platanen umgebenen Wieſe gelagert hatte, von wo er bei der herrlichſten Ausſicht auf den Bospor Gelegenheit genug gehabt hätte, tiefſinnige Betrachtungen anzuſtellen, wenn es kein Eſel geweſen wäre, der ſich hier, in's Grüne geſtreckt, die duftenden Kräuter wohl ſchmecken ließ.

Der umſichtige Herr v. G. hatte für morgen Pferde für uns aus Konſtantinopel beſtellt, wofür wir ihm ſehr dankbar waren; denn obgleich Graf Königsmark die Güte hatte, uns von den ſeinigen an-

*) Hammer, G. u. d. B. II.

zubieten, waren uns neben der Furcht, seine Güte zu mißbrauchen, doch jene Pferde in so weit lieber, als wir beschlossen hatten, uns auf dem Rückweg nicht wieder dem Kaik anzuvertrauen, sondern vielmehr den, wenn auch minder interessanten Weg über die Berge nach Konstantinopel zu nehmen.

Wir ritten zuerst auf die Wiese von der ich oben sprach, um die mächtigen Platanen Gottfrieds von Bouillon in Augenschein zu nehmen. Von Weitem scheint es nur ein einziger aber ungeheurer Baum zu sein, doch sieht man in der Nähe, daß es ursprünglich sieben Stämme gewesen sind, die in einem Kreis dicht an einander standen. Im Laufe der Zeit sind aber Wurzeln, Aeste, ja die äußere Rinde zusammengewachsen, die innere dagegen ist theilweise verfault, theilweise durch das Feuer der Hirten, die hier vor dem Wetter Schutz suchten, zerstört worden, wodurch der Baum oder vielmehr die Bäume innen eine so große Höhlung erhalten haben, daß wir durch einen großen Spalt, den die Zeit ebenfalls in ihre Rinde gerissen hat, zu fünf mit unsern Pferden in den Baum hineinreiten konnten.

An der Erde hatten die Platanen sechzig Schritt im Umfang. Die Sage bringt den gefeierten Helden mit jenem Baume zusammen, indem sie erzählt, daß Gottfried von Bouillon im Jahre 1096, während das Heer auf der Wiese lagerte, hier unter dem Baum Obdach gefunden. Von den Türken wird diese Baumgruppe Jedi Kadarsch, d. h. die sieben Brüder genannt.

So kahl die Höhen in der Türkei, auch um Konstantinopel selbst, sind, so frisch und baumreich ist hier auf einer kleinen Strecke die Gegend. Die Wiesen, auf denen die Platanen stehen, sind frisch und duftend, von murmelnden Bächen durchschnitten, die aus dem höher liegenden Walde von Belgrad hervordringen, jenem heiligen Walde, der von den Einwohnern Konstantinopels so hoch gefeiert wird, weil er ihnen gutes klares Wasser verschafft. Jeder, der es wagen würde, auch nur den kleinsten Baum in jenem Walde umzuhauen, wird mit

Die Stadt iſt nach dem letzten großen Ausbruch des Aetna (1696) in großartigem Styl wieder aufgebaut worden, namentlich die Hafenſeite, welche eine Front der ſchönſten Regierungs- und Privatgebäude bietet. Die Straßen der untern Stadt ſind breit, meiſt gerade und ſchneiden ſich rechtwinklig, aber nach der Feſtung und dem Gregoriuskloſter hin werden ſie enge und gebrochen. Wir durchſchritten den Dom, deſſen ſchönes Gewölbe das erwähnte große Erdbeben umſtürzte und das man jetzt theilweiſe aus Holz wieder aufgeführt hat. Im Schiff der Kirche ſahen wir ſchöne Granitſäulen aus Aegypten, und auch das Portal haben die Werke des Heidenthums ſchmücken müſſen, da man die Vorderſeite eines prächtigen Neptuntempels bei Sylla hieher verſetzte. Im Kloſter zeigte man uns als Merkwürdigkeiten verſchiedene große Moſaikgebilde, in denen die Farben der Steine, beſonders die hellblauen, wirklich prächtig zu nennen waren. Nachdem wir unſer Mittagsmal etwas früher, als es hier landesüblich iſt, eingenommen hatten, traten wir den Weg nach dem Telegraphen, einem der ſchönſten Punkte auf der Nordküſte der Inſel, zu Eſee an. Der Weg führte zwiſchen blühenden Mandel- und Orangenbäumen ſanft aufwärts. Welch einen Gegenſatz bot nicht hier die Landſchaft gegen die Scenerie im Orient, wo die Scheitel der Berge gleich den Köpfen ſeiner Bewohner glatt und kahl raſirt ſind! Nach einer halben Stunde hatten wir den höchſten Küſtenpunkt, den Standort des Telegraphen, erreicht, und nun lag die calabriſche Küſte mit ihren ſeltſam geformten Felſen und Schluchten vor uns, bis ſie ſich am Horizont in blauen Nebel auflöste. Rechts hatten wir Meſſina unter uns; hinter ihm ſahen wir die Spitzen des Aetna und weit hinaus in das joniſche Meer; zu den Füßen des Berges, auf dem wir ſaßen, brauste die Scylla und Charybdis, und die Wellen ſchoſſen durch den engen Pfad hinaus in ein anderes Meer, das ſich zu unſerer Linken endlos ausdehnte. Dort ſahen wir, wenige Seemeilen von der Küſte, kleine Inſelchen, darunter befand ſich eines in der Geſtalt eines abgekürzten Kegels, der Vulkan Stromboli, welcher beſtändig Rauchwolken ausſtieß.

Der andere Tag war einem Beſuch der lieblichen Umgebung von Scaletta geweiht, und am 24. April mußten wir uns in aller Frühe wieder auf unſerm Dampfboot einfinden, obſchon ſich dieſes erſt gegen 9 Uhr in Bewegung ſetzte. Die Meerenge iſt hier ſo ſchmal, wie die Donau vor dem Kaszan, Strömung und Brandung aber, beſonders beim Südwind, ſehr ſtark, obſchon die gefürchteten Ungeheuer, die Scylla und Charybdis, mit ihren Gefahren durch Wegräumung der hemmenden Klippen und Sandbänke aus dem Reiche der Wirklichkeit verdrängt wurden. Das Meer ging an dieſem Tage ſehr hoch, und es begannen ſich bei vielen Paſſagieren ſehr beläſtigende, mitunter aber

dem Tode beſtraft, denn nur durch das ſorgfältige Erhalten der rieſigen Stämme, welche da ſtehen, iſt es möglich, die Quellen immer ergibig zu erhalten, von denen die Stadt vermittelſt der Aquadukte ihr Waſſer bezieht.

Für den Türken iſt das Trinkwaſſer überhaupt das größte Lebensbedürfniß, und wie ein Feinſchmecker bei uns jede Sorte Wein, ja faſt jeden Jahrgang von andern unterſcheiden kann, ſo weiß der Türke gleich, aus welcher der geſchäzten Quellen das Waſſer iſt, das er trinkt. Ob dagegen das Waſſer klar und durchſichtig iſt, darauf kommt es ihm gar nicht an, ja, die ſogar im Orient am meiſten geſchäzten Trinkwaſſer, nämlich das des Euphrats und des Nils ſind trüb und ſchlammig, und doch hat ſelbſt der Prophet das des leztern neben dem heiligen Born Semſem zu Mekka, welcher unter Hagars Füßen emporſprang, daß er ihren verſchmachtenden Sohn erquicke, für das beſte in der Welt erklärt.

Mit den frohen Gefühlen, die ein ſchöner Morgen überhaupt gibt, wozu für uns noch der Anblick und Geruch der friſchen Wälder kamen, ritten wir die Wieſen aufwärts und ſahen jezt die bedeutendſte und älteſte der Waſſerleitungen Konſtantinopels vor uns. Schon Konſtantin fing ſie an und alle Kaiſer und Sultane nach ihm, beſonders Mahmud der Eroberer, verbeſſerten und erweiterten ſie. Das ungeheure, ſchneeweiße Gebäude gleicht mit ſeinen unzähligen Pfeilern, die wie eben ſo viel Füße den obern Bau tragen, dem Scelett eines rieſigen Tauſendfußes, der auf den Höhen liegen blieb und deſſen Knochen von der Sonne allmälig gebleicht wurden. Unſere Pferde waren recht munter, und da der Weg nur hie und da ſchlechte Stellen zeigte, im Allgemeinen aber ſo gut war, wie man es hier verlangen konnte, befanden wir uns bald auf der Höhe von jener Waſſerleitung. Sie führt den Namen Juſtinians und iſt, wenn auch nicht die längſte, doch die höchſte von allen. Der Waſſerfaden wird in einer Höhe von neunzig bis hundert Fuß über ihren zwei Etagen durch das Thal fortgeleitet. Unter einem der großen Bogen des Aquadukts ritten

wir hindurch, dann noch eine kleine Strecke aufwärts, wo uns Graf Königsmark veranlaßte, einen Augenblick anzuhalten und zurückzuschauen. Da sahen wir ein kleines Stück des Bosporus mit dem dahinter liegenden Riesenberge und vielen freundlichen Häusern am Fuße desselben, von dem Bogen, durch welchen wir soeben geritten, prächtig eingerahmt — ein herrliches Gemälde. — Wir wandten uns nun links in den Wald hinein und erreichten in kurzer Zeit das Dörfchen Belgrad, wo sich früher die Landsitze der meisten europäischen Gesandten befanden. Kriegsgefangene Bulgaren wurden in alter Zeit von Belgrad an der Donau hieher versetzt und gaben dem neuen Dorfe den Namen der Heimath. Wir nahmen hier ein kleines Frühstück ein, sahen dann im Vorbeireiten das Haus, wo Lady Montague ihre Briefe schrieb und ritten den großen Wasserbehältern zu, welche in der Tiefe des Waldes liegen und aus denen die Aquaducte gespeist werden.

Lange hat nichts einen so seltsamen Eindruck auf mich gemacht, wie der Anblick dieser gewaltigen Werke, fern vom Geräusch der Menschen, in stiller Abgeschiedenheit liegend. In dieser Gegend, zwischen uralten riesigen Baumstämmen, reitet man auf schmalen Waldpfaden und hält plötzlich mit einem Ausruf des Erstaunens sein Pferd an, denn zwischen den hohen Thalwänden erheben sich prächtige Marmor-Gebäude, deren einfache, solide Schönheit dem Auge unendlich wohl thut. Es war der Aiwad-Bend, von Mustapha III. im Jahr 1766 erbaut, den wir als den größten und schönsten in Augenschein nahmen. Das Wort „Bend" kommt aus dem Persischen und ist die Bezeichnung für der Art Wasserbehälter, eigentlich nur für die Mauer, welche das Thal eindämmt, und ist so fast gleichbedeutend mit dem deutschen Worte Band.

Neben den meisten dieser Wasserbehälter befinden sich Lusthäuser des Sultans. Die Gegenwart des Grafen Königsmark verschaffte uns Zutritt zu einem der hier liegenden, welches Mahmud II. erbaut. Es wurde von einem Mohren bewacht, der uns in einige der

prächtigen Gemächer den Eintritt geſtattete, andere aber mußten wir durch die Fenſter anſehen. Dies Kiosk war wenigſtens zu drei Theilen auf europäiſche Art eingerichtet. Es enthielt franzöſiſche Tapeten und Kronleuchter, große Spiegel und neben den türkiſchen Divans Fauteuils und Lehnſtühle aller Art.

Das Syſtem der Waſſerleitungen für das frühere Byzanz und ſpätere Konſtantinopel begründet ſich auf die zwei Aquaducte, die in den älteſten Zeiten erbaut und ſtets verbeſſert und erweitert wurden; die eine iſt die juſtinianiſche, von der ich oben ſprach, eigentlich die hadrianiſche, denn Juſtinian beſſerte ſie ebenfalls nur aus. Sie leitete das Flüßchen Hydraulis nach der Baſilika von Byzanz. Später bauten die Sultane noch verſchiedene Bende zu ihrer Speiſung, wozu auch der erwähnte Alwad-Bend gehört. Eigenthümlich bei dieſer Waſſerleitung iſt, daß ſie das Waſſer bald unterirdiſch fortführt, bald es mit kühnen Bogen über die Thäler fortträgt. Kurz vor der Stadt zertheilt ſie ſich in vier kleine Aquaducte, welche das Waſſer an verſchiedenen Thoren in die Stadt führen.

Die andere ältere Waſſerleitung iſt die des Kaiſers Valens, die jetzt ihre größte Waſſermaſſe von Kalſakjoi bezieht und ſie in die höheren Theile der Stadt führt, wodurch das gewaltige Mauerwerk an tauſend Schritte weit zwiſchen den Häuſern durchläuft und jemanden, der nicht ſchwindlicht iſt, einen ſchönen Spaziergang bietet, von dem aus man die Stadt wie eine Karte vor ſich ausgebreitet ſieht.

Es war Nachmittag geworden, als wir uns auf den Rückweg nach Konſtantinopel begaben. Unſer liebenswürdiger Führer, Graf Königsmark, begleitete uns noch eine Strecke weit, worauf er nach Bujukdere zurückkehrte, und wir unſern Weg nach der Stadt fortſetzten. Dieſer führte durch ſehr unintereſſantes Terrain; denn es war ein breiter Sandweg, der ſich über die öden baumloſen Höhen hinzog, die den Bospor begrenzen. Einige Unterhaltung gewährten uns unſere ſehr guten Pferde, indem wir von Zeit zu Zeit kleine Wettrennen

anſtellten. Vorn an der Spitze ritt der Sürüdſchi, der die Pferde gebracht und uns wieder zurückgeleitete. Wir hatten ihm einen kleinen Mantelſack gegeben, in dem wir geſtern einige Kleidungsſtücke mit nach Bujukdere genommen, den er vor ſich auf den Sattelknopf nahm und munter vorausritt.

So oft es bergauf ging, ſpornte er ſeinen ſtarken Schimmel und jagte laut ſchreiend davon. Wir folgten ihm natürlich ſo raſch wie möglich; doch war mein Pferd das einzige, welches das ſeinige hie und da erreichte. Später ſetzte ſich der Baron auf dieſen Schimmel und lud mich ein, einen kleinen Cours mit ihm zu machen, um zu ſehen, welches Pferd das ſchnellſte ſei. Da ihm die Bügel zu kurz waren, legte er ſie vorn über den Sattelknopf und wir jagten dahin. Ich war beſtändig dicht hinter ihm, ſo daß der Kopf meines Pferdes ſeinen Schenkel faſt berührte, konnte ihn aber nicht überholen.

Da der Weg, auf dem wir ritten, ziemlich ſchmutzig war, ſo bewarf mich das ausgreifende Pferd des Barons ſo mit Koth, daß ich in Pera angekommen, bei der Abendtafel alle Mühe hatte, mich vor der übrigen Geſellſchaft von dem Verdacht zu reinigen, als habe ich den Sandreiter geſpielt.

Türkiſches Familienleben.

Aus Allem, was dem Europäer in Bezug auf das andere Geſchlecht hier zu Lande aufſtößt, erſieht man leicht, daß die türkiſchen Damen eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen; aber doch nicht die gedrückte und elende, die wir nach unſern Begriffen mit jenen Verhältniſſen wohl unzertrennlich halten.

Es iſt dem Mohamedaner erlaubt, vier Frauen zu nehmen, doch gibt es wenige, die nicht an *einer* ſchon genug hätten und deren Vermögensumſtände es erlaubten, zwei, drei oder vier Weiber zu nehmen. Da es faſt noch nie vorgekommen iſt, daß ſich zwei

Frauen in einem Hause vertragen hätten — ich spreche natürlich hier nicht von den weitläufigen Harems des Sultans und der hohen Beamten — vielmehr in beständigem Hader und Zwist lebten, der sich nicht, wie vielleicht bei uns auf Verläumdung und böse Nachreden beschränkte, sondern oft in blutige Händel ausartet, so muß in solchem Falle jede Frau ihr eigenes Haus haben, in welchem sie natürlich über die dienenden Weiber unumschränkt regiert. Was ferner die eine Frau an Putz oder Schmucksachen von dem Manne bekommt, nimmt die andere auch in Anspruch, und da ist oft ein neues glänzendes Band, das die eine vor der andern bekommt, Ursache zu den unangenehmsten Händeln. Fährt eine der Frauen mit ihren Sklavinnen und Kindern spazieren, so würde die andere nicht zu Hause bleiben wollen, ich glaube, wenn sie todkrank wäre. Das geht so fort bis auf die geringsten Kleinigkeiten. Was soll aber auch der Türke sich in diese Verhältnisse verwickeln, da ihm das Gesetz ein ausgleichendes Mittel darbietet? Es ist ihm nämlich erlaubt, so viele Sklavinnen zu halten, als er kann und will, und das Kind der Sklavin erfreut sich nach den türkischen Gesetzen derselben Rechte und Begünstigungen, wie das Kind der rechtmäßigen Frau. Es beruht überhaupt die ganze Ehe der Orientalen nur auf Sinnlichkeit, und der Türke *erhandelt* seine Frau, ohne sich um ihre Neigung oder Liebe zu bekümmern, von dem Vater oder den Verwandten derselben, wie eine Waare vom Kaufmann; denn anstatt durch seine Frau ein Heirathsgut zu erlangen, bezahlt er vielmehr dem Vater derselben eine gewisse Summe für sie, dieser verliert ja einen weiblichen Domestiken.

Ein anderer Nachtheil des Bräutigams besteht darin, daß er seine Frau erst dann zu sehen bekommt, wenn sie ihm angetraut ist, und in demselben Augenblicke sehen sie ihre Verwandten, selbst der Vater und die Brüder zum letzten Male unverschleiert. Da auf diese Art die Ehen ohne viele Förmlichkeiten geschlossen werden, so

erlaubt das Geſetz dem Muſelmanne auch ebenſo leicht wieder, ſich von ſeiner Frau zu trennen, ein Fall, der faſt in jedem Heirathskontrakte vorgeſehen wird, indem man in demſelben die Summe vermerkt, die der Mann dem Vater zu zahlen hat, wenn er in den Fall kommen ſollte, ſich von ſeiner Frau zu trennen. Ein Anderes iſt es, wenn die Frau die ſtrenge Sitte des Harems verletzte, wo ſie im Fall ihr Begünſtigter ein Muhamedaner iſt, mit Schimpf und Schande ins Haus ihrer Eltern zurückgejagt wird, und wenn es gar ein Raja, ein chriſtlicher Unterthan der Pforte, wäre, ſo ſteckt man ſie ohne viele Ceremonien in einen Sack und wirft ſie ins Meer. Der Chriſt dagegen wird gehenkt. Eigentlich iſt es traurig, daß die armen Türkinnen durch die Verhältniſſe ſo gedrückt ſind, daß ſie nicht einmal auf eine Vergeltung jenſeits zu hoffen haben, indem der Prophet ihnen nach dem Leben keine Stellung anzuweiſen wußte. Was nach dem Tode aus ihnen wird, weiß kein Menſch; denn die Houris, die den Gläubigen im Paradies für die Mühſeligkeiten auf Erden entſchädigen, haben nichts mit den verſtorbenen Weibern gemein.

Obgleich es aber dem Muſelmann nicht ſchwer gemacht wird, ſich von ſeiner Frau zu ſcheiden, ſo kommt es doch ſelten vor, theils weil der Türke ein natürliches großmüthiges Gefühl hat, welches ſein einmal geſchenktes Vertrauen nicht leicht erlöſchen läßt, theils weil er vielleicht eines Spruchs aus dem Koran eingedenk iſt, der ihm ſagt: „Ihr Männer ſollt bedenken, daß das Weib aus der Rippe, alſo aus einem krummen Bein geſchaffen iſt. Deßhalb, ihr Gläubigen, habt Geduld mit den Weibern; denn wenn ihr ein krummes Bein gerade biegen wollt, ſo bricht es.“

Man weiß, daß die Frauen in den Harems ſehr ſtrenge bewacht werden, und obgleich die Cultur ſchon im Allgemeinen ſtark an den orientaliſchen Gebräuchen rüttelte, ſo hat ſie doch in dem Punkt noch nicht viel geändert. Freilich ſieht man jetzt viele türkiſche Damen auf den Straßen umherſpazieren, doch, wie ich ſchon

mehrmals bemerkte, auf's Häßlichste vermummt und unkennbar gemacht. Es wäre aber auch gegen allen Anstand, ein türkisches Weib auf der Straße erkennen zu wollen und selbst der Mann würde es für unschicklich halten, wenn er seiner eigenen Frau, die ihm begegnete, nur durch ein Zeichen merken ließe, daß er sie erkenne. Es ist schon viel, daß die allgewaltige Zeit den Schleier der Damen bis unter die Nase gerückt hat, die früher ebenfalls bis an die Augen verhüllt war.

So streng auf diese Art die Gestalten der Türkinnen außer dem Hause vor jedem neugierigen Blicke vermummt sind, so übertrieben frei ist der Anzug im Innern des Hauses. Die Einrichtung desselben ist fast ebenso wie die beschriebene in unserem Gasthof. Längs den Fenstern, die von außen mit Latten, von innen mit Rohrstäben dicht vergittert sind, befindet sich der Divan, auf dem die Familie den ganzen Tag nichts thut, als ausruhen, und sich langweilen. Der Mangahl mit glühenden Kohlen und das Kaffeegeräth ist natürlich in der Nähe; denn so oft ein Besuch kommt oder es einem der Familienglieder einfällt, wird für jedes eine Tasse Kaffee gemacht, was des Tages unzählige Mal geschieht. Dazwischen ißt man verschiedene eingemachte Früchte, von denen jeder einen Löffel voll nimmt und darauf ein Glas Wasser trinkt. Von vieler Bewegung in diesen Familienkreisen und einer lebhaften Unterhaltung ist natürlich nicht die Rede. Eine Phrase, die man sehr oft beim Kaffee oder dem Eingemachten hört: afiat ler olsun — (Wohl bekomm's) sagt jeder dem Andern und legt dabei die Hand an Brust und Stirn. Die beiden Mahlzeiten, die der Türke täglich regelmäßig zu sich nimmt, bestehen aus Hammelfleisch und Reiß, welche Artikel die Grundlage bilden. Dazwischen kommen zahlreiche süße Gerichte, und während der ganzen Mahlzeit stehen beständig kleine Schüsseln mit kalten Speisen, als Austern, Hummern, Caviar, Käse, Oliven, türkischer Pfeffer, Salate und Früchte verschiedener Art, von welchen jeder nach Belieben nimmt, auf dem Tisch.

Die männlichen Sklaven im Orient haben ein viel besseres Loos, als wir es uns gewöhnlich bei dem Worte Sklave vorstellen. Es sind eigentlich Diener, deren größtes Geschäft darin besteht, nichts zu thun; ein gemietheter Arbeiter ist weit übler daran, als der Sklave des Hauses; denn weil letzterer Eigenthum seines Herrn ist, so nimmt dieser sich wohl in Acht, ihn durch viele Arbeit krank oder unbrauchbar zu machen. Da einem vornehmen Türken der Unterhalt seiner Sklaven und Diener fast nichts kostet, denn von einer Belohnung an Geld ist keine Rede, so hat er gewöhnlich eine große Masse dieses Volks, die die wenigen Geschäfte so unter sich vertheilen, daß auf jedem ein Unbedeutendes lastet. Ein Theil hat nichts zu thun, als Pfeifen zu stopfen und in Ordnung zu halten, andere kochen Kaffee, wieder andere sorgen für die Waffen und Kleidung des Herrn und so fort. Bei dem gewöhnlichen Türken wird der Sklave mit wenig Ausnahmen fast wie ein Kind der Familie betrachtet. Er ißt an demselben Tisch und bei guter Aufführung wird er später frei gelassen oder heirathet nicht selten eine Tochter des Hauses.

Die Nacht im Ramasan.

Eine ganz umgekehrte Ordnung im türkischen Leben bringt der Ramasan, die Fastenzeit, hervor. Der Tag wird zur Nacht und die Nacht zum Tag verwandelt. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang bleibt der Gläubige in seinem Hause und thut nicht einmal das Wenige, was er sonst zu thun pflegt. Er betet, stellt seine Waschungen an oder geht in die Moschee. Die meisten Läden sind um diese Zeit während der Tageszeit verschlossen und was am bezeichnendsten ist, alle Kaffeehäuser stehen leer. Der Rechtgläubige muß fasten, d. h. er muß sich nicht nur aller Speisen und Getränke enthalten, sondern Pfeifen und Kaffee sind ihm ebenso verbotene Gegenstände. Da man schon im gewöhnlichen Leben nicht sagen

kann, daß auf- und abwandelnde oder gewerbtreibende Türken ein ſehr lebendiges, rühriges Bild geben, ſo muß man die einzelnen Individuen, die man zur Ramaſanszeit durch die Straßen ſchleichen ſieht, für Geſchöpfe ohne Leben halten, für Weſen, die durch Maſchinenkraft hin- und hergetrieben werden, ſo matt und faul wanken ſie einher. Wenn ſie von dem Faſten ſo geſchwächt wären, ſollte man glauben, ſie müßten jeden Abend aus Ermattung zuſammenfallen; aber weit gefehlt.

Wenn ſich die Sonne zum Untergange neigt, ſcheinen ſich ihre Lebensgeiſter auf's Neue zu erfriſchen. Man ſteckt die erloſchenen Feuer wieder an und beginnt die Speiſen zuzubereiten, die mit dem erſten Ruf des Iman, daß der Tag vorbei ſei, auf dem Tiſch dampfen müſſen, damit weiter keine Zeit verloren gehe. Der Sklave hält ſeinem Herrn ſchon einige Augenblicke früher die angezündete Pfeife entgegen und Alles horcht erwartungsvoll auf den Ruf vom Minaret, um ſich ſo haſtig wie möglich den nun erlaubten Genüſſen des Eſſens, Trinkens und Rauchens hinzugeben.

Jetzt bei eingetretener Dunkelheit verwandelt ſich auch das ſtille Leben in den Straßen zu dem geräuſchvollſten, das es geben kann, und die Stadt ſelbſt gewährt von außen und innen den prächtigſten Anblick. An den Minarets werden allmälig Lichter angeſteckt, und bald umgeben mehrere hundert Lampen in einzelnen Kreiſen dieſe Gebäude von oben bis unten. Die Kuppeln der Moſcheen und Karavanſereien ſind ebenfalls mit Lichtern behängt und die meiſten Bazars, ſowie die Tiſche der Verkäufer auf den Straßen, hell erleuchtet.

Von Pera aus hatten wir auf die Hauptſtadt den prächtigſten Anblick. Die Maſſen der dunklen Häuſer, ohne erhellte Fenſter, von den belebten erhellten Straßen durchſchnitten, ſahen von oben einem Berge ähnlich, deſſen glühendes Geäder an allen Stellen durchſcheint. Hie und da war das Erdreich ganz durchbrochen und unzählige hohe Flammen leckten gierig in die Nacht empor, — die

beleuchteten Minarets. Vor uns lag der Hafen, deſſen Waſſer durch den Widerſchein der vielen Lampen, die an den Maſten und Segelſtangen der Schiffe hingen, röthlich angeſtrahlt erſchien. Selbſt die dunkeln Cypreſſen auf Pera, dieſe rieſigen Todtenwächter, ſchienen den allgemeinen Jubel zu fühlen und waren von dem Lichtmeer drüben ſanft beleuchtet.

Es war in einer der ſieben heiligen Nächte des Jahres, nämlich in der Nacht Kadr, welche für die gilt, wo der Koran vom Himmel geſendet worden, als wir gegen acht Uhr von Pera aufbrachen, um uns nach der Moſchee von Top-Chana zu begeben, die der Sultan in Folge der beſondern Feierlichkeit, die heute ſtattfand, mit ſeinem Beſuch beehrte. Dem Sultan nämlich, nachdem er in der heutigen Nacht ſein Gebet verrichtet, wird von dem Großweſir bei ſeiner Rückkunft in's Serail eine Sklavenjungfrau übergeben, mit der er alsdann die Brautnacht begeht, in der Hoffnung, daß, wie in dieſer Nacht der Koran vom Himmel kam, auch dem Hauſe Osmans ein Thronerbe vom Himmel geſendet werde.*)

Um die Moſchee von Top-Chana, ſowie die Kanonengießerei ſtanden drei Reihen Infanterie, in deren Mitte ſich ein Muſikcorps befand, das mit ihren Trommeln, Poſaunen und Trompeten einen herrlichen Lärm machte. Die Moſchee war glänzender beleuchtet, als je, und an allen Wänden und Fenſtern hingen große Reihen bunter Lampen. Ebenſo war die Kanonen-Werkſtatt auch auf das Prächtigſte illuminirt und in dem Hofe derſelben, ſowie in dem Kreiſe, den die Soldaten bildeten, waren zahlreiche große Pechpfannen aufgeſtellt. Die türkiſche Infanterie machte ſich's, wie gewöhnlich, auf ihrem Poſten ſehr bequem. Nur das erſte Glied ſtand aufrecht auf den Beinen und hielt das Gewehr im Arm; das zweite und dritte ſaß auf der Erde und den Treppen der Moſchee und faſt

*) Hammer, Geſch. d. o. R. Th. V.

auch poſſierliche Symptome von Seekrankheit einzuſtellen. Der folgende Morgen brachte uns den ſchönen Golf von Neapel mit dem Veſuv zu Geſicht. Wir hielten den Rauch des Vulkans anfänglich für Morgenwolken, erkannten aber beim Näherkommen den gelben Dampf, den der Krater beſtändig ausſtieß. Nach einigen Stunden erreichten wir die Inſel Capri, deren ſonderbar geformte Felſen an der Südküſte ein coloſſales Thor bilden, und langten um zehn Uhr im Golf von Neapel an.

Welch prächtiger Anblick! Schon lange hatte ich mich darauf gefreut, da dieſe Gegend von allen Reiſenden als das Einzige geſchildert wird, was man dem Anblick von Conſtantinopel an die Seite ſetzen könnte. Indeß fand ich das Schauſpiel hier großartiger, weil das Auge mit Wonne auch an den Einzelnzügen haften muß, während bei Stambul die Schönheit des Ganzen mehr auf *einen* Punkt zuſammengedrängt iſt, den man viel ſchneller erfaßt.

Aber ehe wir in dieſes Paradies einziehen durften, hatten wir ein kleines Fegfeuer von Seiten der Paßbeamten zu beſtehen, die uns, nachdem ſie uns unverdächtig erfunden, einem zweiten Purgatorium, dem Mauthperſonale überantworteten, und ſo ſtund es geraume Zeit an, bis wir in dem Hotel de Ruſſie, dem Veſuv gegenüber gelegen, anlangten. Hier ſollte ſich unſere Geſellſchaft trennen, da der Baron, der Maler und der Doctor 10 Tage in Neapel bleiben wollten, ich aber mit den Pferden auf dem Dampfboot, das uns hergebracht hatte, die Tour über Genua nach Mailand zu machen gedachte. Da übrigens dieſes Fahrzeug zwei Tage im Hafen liegen blieb, ſo ſäumte ich nicht, meine Zeit zu Beſichtigung der Stadt und Umgegend möglichſt zu benützen. Es war Sonntag, und ich ließ einen Wagen kommen, um zuvörderſt die Alterthümer von Buzzuoli zu beſuchen. Nachdem wir ſchon vor dem Gaſthofe ein Paar Dutzend Cicerone, die uns überall hin begleiten wollten, bekämpft hatten, kamen wir glücklich über den Corſo an den Eingang der Grotte Pauſilippo, wo uns unſer Führer vom Wagen aus die Stelle von Virgils Grab zeigte, ohne daß wir übrigens Zeit gewonnen hätten, dieſes idylliſche Plätzchen zu betreten. Der Weg durch den Pauſilippo iſt vom Anfang bis zum Ende in den Felſen gehauen, und in der Mitte der Grotte, von Neapel aus links, befindet ſich im Geſtein eine Kapelle der heiligen Jungfrau, die in dem dunkeln Gang durch ihre ſtets brennenden Lampen und durch die Blumenſträuße vor dem Altar einen eigenthümlichen Eindruck übt.

In Buzzuoli ſtiegen wir einen Augenblick ab und ſetzten ſodann unſern Weg um den Meerbuſen herum nach Baja fort, um die dortigen Bäder zu betrachten, worauf wir das ſogenannte Grab Agrippinens und die Gefängniſſe des Nero beſuchten. Dann begaben wir uns nach dem Averner See, der zwar nicht größer iſt, als ein gewöhnlicher Teich,

Alles rauchte tapfer darauf los, so daß der Tabacksdampf mit dem Qualm der Pechbrände wetteiferte.

Wir drängten uns an die Reihe der Soldaten, die die Zuschauer vom Platze der Moschee entfernt halten sollten, und verdankten es nur der Keckheit, mit welcher wir uns für englische Offiziere und Aerzte ausgaben, daß sie uns in den Kreis ließen. Hier mußten wir noch eine gute Stunde warten, ehe der Spektakel losging. Dafür war aber auch der Lärm, der nun begann, um so größer. Ein paar Kanonenschüsse von Beschiktasch her gaben das Zeichen, daß sich der Sultan auf sein Pferd schwinge und alsbald antworteten die Batterien von Skutari, von der Serailspitze, sowie die Kriegsschiffe im Hafen. Die Soldaten wurden in's Glied gerufen und bildeten lärmend eine schlechte Linie. Das Musikcorps neben uns bemühte sich ebenfalls, zu dem allgemeinen Getöse das Ihrige beizutragen und die Musici arbeiteten auf ihren Instrumenten schonungslos herum. Ich muß hierbei einer großen Lächerlichkeit erwähnen, welche durch die Nachäffung der europäischen Gebräuche entstand. Der Tambourmajor, nach der neuen Ordnung der Dinge mit großem Stocke ausgerüstet, schwenkte denselben, worauf bei uns die Trommeln gleich einfallen; doch bei den Gläubigen war das nicht der Fall, sondern trotzdem er ihnen mit vieler Gravität das Zeichen zum Anfang gegeben und den Stab tüchtig geschwenkt hatte, wirbelten die Trommeln erst, nachdem er ihnen recht gemüthlich sagte: „Nun wollen wir anfangen.“ Jetzt kam von dem Palaste des Sultans her eine große Menge Fackelträger mit einer andern Musikbande, die denselben Lärm machte, wie die erste. Auf dem Platze vor der Kanonen-Werkstatt steht ein kleiner steinerner Brunnen, den die Artilleristen mit Lustfeuerwerk verzierten; denn als dicht neben uns eine gewaltige Geschützsalve über den Wellen dahin krachte, daß die Pferde einiger türkischer Offiziere wie toll umhersprangen, flammten an dem Brunnen tausende von Zündlichtchen auf, so daß er ganz in Feuer zu stehen schien. Auch zündete man

hie und da in großen Pfannen farbige bengaliſche Feuer an, ſo daß die umliegenden Gebäude bald von blutrothen, bald von grünen oder blauen Flammen umſpielt ſchienen. Aber an dem ganzen Anblick war nichts Erquickliches, nichts Angenehmes. Es war ein entſetzliches Chaos von Kanonenſchüſſen und Muſiklärmen, von Lichtern und Flammen, die, ordnungslos durch einander ſpielend, Auge und Ohr beleidigten. So ungefähr muß in alter Zeit ein Hexenſabbat ausgeſehen haben.

Jetzt ſprengte Reſchid Paſcha vor, auf der Bruſt einen mächtigen Stern von Brillanten, der zahlloſe Blitze um ſich warf, und den Soldaten wurde der Befehl zum Präſentiren gegeben. Ein lieber türkiſcher Soldat, neben dem ich ſtand, ſtieß mich an und bat mich, ihm für einen Augenblick ſeine Pfeife zu halten, wozu ich mich natürlich ſehr bereitwillig finden ließ. Endlich kam der Sultan, von ſeinen Großwürdenträgern umgeben, alle auf prächtigen Pferden. Der junge Herrſcher trug einen weiten, blauen Mantel und weiter keine Auszeichnung, als einen großen Brillantſtern am Feß. Er ritt in den Vorhof der Moſchee, wo er abſtieg und von einigen ſeines Gefolges begleitet, in das Gebäude trat. Für heute ſahen wir ihn nicht wieder; denn die Feierlichkeiten waren zu Ende und der Padiſchah fuhr wahrſcheinlich ſpäter in ſeinem Kaik nach Beſchiktaſch zurück.

So wild und unordentlich der Lärm der Ceremonie war, ſo raſch verflog er wieder — ein Strohfeuer. Die Soldaten verließen den Platz, die Pechpfannen verlöſchten und an dem Brunnen, um den ſoeben noch die hellen Flammen loderten, glimmten nur hie und da noch einige elende Papierhülſen. Wir beſtiegen ein Kaik, um nach Stambul hinüberzufahren. Der Anblick der erleuchteten Städte war am ſchönſten von der Mitte des Hafens aus, wo wir rings herumſchauend alle Minarets, ſowohl von Stambul, wie von Galata, Top-Chana und Skutari, mit glänzenden Lichtkränzen umwunden ſahen. Auch ſtrahlten hie und da von Thürmen, oder an-

dern hohen Gebäuden illuminirte arabiſche Schriftzeichen durch die Nacht und andere oft ſeltſam geformte Figuren, als Schiffe mit großen Segeln, Drachen, Schlangen ꝛc. Bei der Aja Sophia war an einem Gebäude ein koloſſaler Wagen angebracht und bei der Suleimanje eine große Figur, die wahrſcheinlich einen Derwiſch vorſtellen ſollte, aber einem Bajazzo weit ähnlicher ſah.

Wir verließen unſer Kaik und wanderten durch die Gaſſen, die heute bei Kerzen- und Lampenbeleuchtung noch weit lebhafter ausſahen, als am Tage. Alles Volk war luſtig und guter Dinge, als feierte man ein großes Feſt. Die Verkäufer von Backwerk und Zuckerzeug, die zwiſchen der Menge mit lautem Rufen herumgingen, hatten ebenfalls die runden kupfernen Scheiben, worauf ſie ihre Artikel ausgebreitet, mit Lichtern beſteckt, und es ſah ergötzlich aus, wie ſie ſich in großer Anzahl unter den Haufen herum bewegten. Hie und da waren vor den Buden kleine Spielereien aufgeſtellt, Windmühlen, von Sand getrieben, oder illuminirte Schiffchen, vor denen die ſonſt ſo ernſthaften Gläubigen lachend und laut rufend ſtehen blieben. So erinnere ich mich eines Ladens, in dem Conditor-Waaren verkauft wurden und deſſen Beſitzer, ein ſpeculativer Kopf, zwiſchen dem Backwerk einen kleinen Brunnen errichtet hatte, der aus drei Röhrchen Waſſer in ein Becken ließ und in demſelben ein kleines Waſſerrad in Bewegung ſetzte, das rechts und links mit Glöckchen in Verbindung ſtand, die ſehr unharmoniſch durch einander klimperten, worüber aber die Türken eine unbeſchreibliche Freude hatten und in ganzen Haufen vor dieſem Laden ſtehen blieben. Dies verſchaffte ihm natürlich einen guten Abſatz ſeiner Waaren, ſowie es auch an dieſem Theile der Straße eine größere Luſtigkeit hervorrief, als ſonſt irgendwo. Das Volk ſchrie einmal über das andere: „ei w' allah! ei w' allah!" und ein paar alte zerlumpte Kerle tanzten vor Vergnügen nach dem Geklimper der Glocken auf der Straße herum, natürlich ebenſo taktlos, wie dieſe Muſik ſelbſt.

Am lebhafteſten geht es in dieſen Nächten in den Kaffeehäuſern

und bei den Sorbetbereitern zu; in den ersten werden dann gewöhnlich deklamatorisch-musikalische Unterhaltungen aufgeführt; versteht sich von selbst, Alles in türkischer Manier. Wir traten in eines dieser Häuser, die heute ebenso hell beleuchtet sind wie die Straßen, und wurden, obgleich es sehr voll war, von dem Kaffeetschi mit großer Aufmerksamkeit empfangen und untergebracht. Auch muß ich rühmend gestehen, daß die Gäste selbst bei der Aufforderung des Kaffeetschi, für uns etwas Platz zu machen, sehr bereitwillig zusammenrückten. So kam ich auch neben einen alten Arnauten zu sitzen, der sein schönes Costüm in der ärmlichsten Verfassung, aber dagegen prächtige Waffen hatte. Seine Pistolen, Dolch und Yatagan waren reich verziert und mit kleinen silbernen Nägeln beschlagen. Aber der Mensch hatte, wie fast all' dieses Volk, ein ganz unangenehmes confiscirtes Gesicht; blaß, von Blatternarben zerrissen, wurde es von einem ungeheuern Schnurrbart förmlich in zwei Hälften zertheilt, von denen es schwer zu entscheiden war, welche die gerechtesten Ansprüche auf eine unbeschreibliche Häßlichkeit hatte.

Als ich mich neben den Arnauten niedergelassen, legte er grüßend seine Hand an das Fez und reichte mir das Rohr seines Nargileh dar, aus dem ich anstandshalber einige Züge thun mußte. Bald hatte uns der geschäftige Wirth mit Kaffee und Pfeifen versehen, und wir konnten behaglich das Gewühl der Menge vor uns überschauen.

Auf einer Erhöhung in einer Ecke des Gemachs saßen drei türkische Musici, mit Instrumenten bewaffnet, wie ich sie früher schon einmal beschrieben und womit sie einen argen Lärm machten, zu welchen ein alter Türke, der vor ihnen saß, Loblieder auf den Prepheten in näselndem Tone mehr sprach als sang. Doch ergötzten sich die umhersitzenden Gläubigen sehr bei dieser Unterhaltung und spendeten den Künstlern am Schluß derselben manchen Ausruf des Entzückens und der Zufriedenheit. Jetzt trat ein Märcheuerzähler

Meddah, auf, und begann, wie uns Herr von C. ſagte, von den Abenteuern Sidal-Battal's zu erzählen. Wir konnten natürlich nur wenig davon genießen, da wir kein Wort von ſeinen Reden verſtanden; doch machte uns Herr von C. darauf aufmerkſam, wie oft der Meddah Ton und Sprache änderte. Jetzt athmete er den gravitätiſchen Ton eines Paſcha nach, jetzt den unterwürfigen eines Sklaven, jetzt hörten wir die huſtende Stimme eines alten Weibes, bald den Dialekt eines Armeniers, eines Franken oder Juden. Da Herr v. C. durch ſeine Bemerkungen unſerm Gehör nachhalf, ſo machte es uns eine Zeit lang Vergnügen, dem Meddah zuzuhören. Als er zu dem intereſſanteſten Theil ſeiner Erzählung gekommen war und die Zuhörer recht geſpannt lauſchten, wie ſich der Held der Geſchichte aus der verwickelten Affaire ziehen würde, hörte er plötzlich auf, ſtand auf und ging mit einem zinnernen Teller im Kreiſe herum, worauf jeder ein paar Para warf, um ſich ſo Fortſetzung und Schluß der Geſchichte zu erkaufen.

Wir verließen das Kaffeehaus, um nach der Suleimanje zu gehen, wo noch mehrere dieſer Häuſer ſein ſollten, in denen man hauptſächlich in den Nächten des Ramaſans die Tiriaki oder Opiumeſſer ihr Weſen treiben ſieht. Auf den Straßen herrſchte noch immer das alte Gewühl. In den oberen Theilen der Stadt, wo ſich meiſtens die Gaſſen der verſchiedenen Handwerker befinden, ſahen wir oft neben andern Illuminationen verſchiedene arabiſche Schriftzüge, aus kleinen Lampen zuſammengeſetzt. Es waren die Namen von Schutzheiligen der Gewerke, welche hier in der Türkei ebenſo gut ihren Patron haben, wie die Innungen bei uns. Ja die ganze Einrichtung der Zünfte und Innungen beſtand bei den Arabern weit früher als bei uns, und wir haben ſie wahrſcheinlich von dort herüber angenommen, wenigſtens leitet ſich das Wort Zunft von dem arabiſchen Wort S i n f, das iſt ein Gewerk, eine Innung, her.

Bei den Türken iſt Adam der Schutzheilige der Ackerleute, Enoch der der Schneider und Schreiber, Joſeph der Zimmerleute,

Abraham der Milchverkäufer, Daniel der Dolmetſcher, Salomo der Korbflechter, Jonas der Fiſcher, Jeſus der Reiſenden, Mohamed der Kaufleute ꝛc.

An der Suleimanje, wo viele Kaffeehäuſer liegen, ſahen wir nur zu einigen der größten hinein und faſt in allen herrſchte eine laute Fröhlichkeit. Da wurde geſpielt und geſungen, dort beſchäftigte der Meddah die Phantaſie der Zuhörer und in andern trieben Luſtigmacher und Tänzerknaben, wie wir ſie in Adrianopel geſehen, ihr Weſen. Herr von G. führte uns in eine enge Gaſſe, wo nur hie und da wie zum Spott eine verglimmende Lampe brannte und vor ein kleines Haus, deſſen Inneres, nothdürftig erhellt, uns die Einrichtung eines ärmlichen Kaffeehauſes zeigte. Dies war eine der Höhlen, in welchen die Opiumeſſer ihr Weſen treiben. Wir traten in das Lokal, das über alle Beſchreibung ſchmutzig ausſah, ließen uns auf einer hölzernen Bank am Eingang nieder und mußten eine Zeit lang warten, eh' ſich der Wirth zu unſerer Bedienung meldete. Dies war ein kleiner magerer Mann, der ſich auf eine ſonderbar lächerliche Art, ich möchte ſagen, faſt tanzend, aus dem Winkel neben dem Kamin, wo er zuſammengekauert ſaß, auf uns zu bewegte. Außer ihm waren noch drei bis vier andere Leute in dem Gemach, die die ſeltſamſten Bewegungen machten. Der Kaffeetſchi trat vor uns hin und hielt uns halb ſingend eine Anrede, in der er uns verſicherte, es ſei ihm eine Freude, daß wir ſein Haus mit unſerm Beſuch beehrten. Der Kopf des alten Mannes hatte einen unangenehm luſtigen Ausdruck. Seine Augen, ſtarr und ſchwerfällig, wie die eines Betrunkenen, blitzten mit einem unnatürlichen Feuer. Die eingefallenen Wangen waren erröthet und die Mundwinkel zuckten hin und her. Es war mir ein unheimliches Gefühl, als der Alte, ſich mehrmals vor uns verneigend, mir mit ſeinem langen ſchneeweißen Barte faſt im Geſicht herumfuhr. Er ging auf dieſelbe tanzende Art und beſtändig vergnügt vor ſich hinſingend nach dem Herde zurück, um uns Kaffee zu kochen. Wir verlangten

natürlich keine Pfeife, denn es war uns nicht darum zu thun, vielleicht eine mit Opium gewürzte zu bekommen, die uns wohl in einen noch ſchlimmern Zuſtand verſetzt hätte, als wie der der Gäſte, die ſich hier befanden.

Im Hintergrund des Gemachs kniete einer derſelben mit dem Geſichte gegen die Wand gekehrt und ſchien eifrig im Gebet verſunken, wenigſtens machte er alle die Bewegungen, wie wir ſie in den Moſcheen zuweilen beobachtet, doch mit ſo entſetzlicher Heftigkeit, wie ſie nur die fanatiſchſte Begeiſterung hervorzubringen im Stande wäre. Bald ſchlug er ſeinen Kopf gegen die Bank, bald warf er ihn hinten über, daß wir ſein blaſſes eingefallenes Geſicht verkehrt ſahen, und der lange ſchwarze Bart in die Höhe ſtand. Er warf die Arme heftig von einander und ſchloß ſie krampfhaft wieder. Die Worte, die er dabei ausſtieß, fing er leiſe murmelnd an und ſteigerte allmälig ſeine Stimme, nachdem die Ideen in ſeinem erhitzten Kopfe immer wilder und verworrener aufwuchſen, bis zu lautem Geſchrei, das er mit dem öftern kreiſchenden Ausrufe: Allah il Allah! ſchloß. Neben ihm lag ein noch ziemlich junger Menſch, eine elende abgemagerte Jammergeſtalt, dem die Thränen aus den Augen ſtürzten und deſſen ſtumme entſetzliche Trauer, welche das ganze Geſicht ausdrückte, einen ſchneidenden Contraſt mit der grellen ausgelaſſenen Luſtigkeit eines baumſtarken Negers bildete, der auf der andern Seite in einem dunkeln Winkel lag. Die Augen des Schwarzen glänzten, wie die eines wilden Thiers, und die Reden, die er ausſtieß, kamen mit Blitzesſchnelle zwiſchen den ſchneeweißen Zähnen hervor, die er wiehernd lachend auf einander biß. Er warf ſeine muskulöſen Arme begeiſtert um ſich herum, zeigte bald vor ſich hin, bald in die Höhe und machte überhaupt ſo entſetzlich lebhafte Mienen und Zeichen, daß mir war, als verſtünde ich ſeine verworrenen Reden. Der Unglückliche träumte vielleicht von ſeinem Lande, von den Palmen, unter denen er gewandelt, von der gelben Flut des Nils, in der er gebadet. Jetzt faßte er mit ſeinen Armen

in die Luft, als ergreife er etwas und ſeine Finger krampften ſich ſo in einander, daß die Muskeln ſchwellend heraustraten. Kam ihm vielleicht in dieſem Augenblicke das Bild eines Kampfes vor die Seele, in dem er ſeinen Feind überwindend niederriß und jetzt, da er die Arme wie ermattet herunter ſinken ließ und ſich zurücklehnend mit den ſchwarzen Augenlidern das wilde Feuer ſeiner Blicke auslöſchte, dachte er da vielleicht an eine ſanfte Hand, die ihm über das Geſicht fuhr und den Schweiß von der Stirne wiſchte?

Doch genug von dieſen entſetzlichen Bildern! Der Anblick dieſer Menſchen war uns Allen nach wenigen Augenblicken ſo unerträglich und wirklich Furcht erregend, daß wir das Haus verließen, ohne unſern Kaffee anzurühren. Der Anblick von Wahnſinnigen iſt gegen das Ausſehen dieſer Menſchen ein beruhigender zu nennen. Man weiß doch, daß bei jenen gehörige Vorſichtsmaßregeln getroffen ſind, daß ſie ihren Nebenmenſchen nicht ſchaden können. Aber wer bürgt mir dafür, daß nicht einer dieſer Verzückten auf mich zuſtürzt und mich ohne alle Umſtände erwürgt?

Das Laſter des Opiumeſſens verſchwindet glücklicher Weiſe ſelbſt im Orient immer mehr und mehr, und die Individuen, die es noch treiben, ſind den Andern noch viel verhaßter, als ein Menſch bei uns, der beſtändig betrunken iſt. Man muß aber auch die gräßlichen Geſtalten dieſer Menſchen ſehen, wie ſie blaß und abgemagert, halb taub und blind und abgeſtumpft für alle Genüſſe des Geiſtes und alle Freuden des Lebens dahin wanken, wenn der Rauſch des Opiums nachgelaſſen.

Obgleich das Opium (ein Opiat aus Hyosciamus), Haſchiſche genannt, meiſtens aufgelöst getrunken wird, ſagt man jedoch nach dem Idiotismus der türkiſchen und perſiſchen Sprache: er ißt Opium und trinkt dagegen den Rauch der Pfeife. Wahrſcheinlich brachte der Genuß des Opiums in alten Zeiten die Aſſaſſinen in jene Begeiſterung und Todesverachtung, mit der ſie das von ihrem Meiſter

bezeichnete Opfer in der Mitte der Seinigen aufſuchten und niederſtießen.

Uns Alle hatte der Anblick jener Unglücklichen trübe geſtimmt und wir wandelten ſchweigend durch die Gaſſen der Hauptſtadt, in denen, da Mitternacht vorüber war, die laute Fröhlichkeit mit einem Mal nachgelaſſen. Hie und da wandelte noch ein Verkäufer herum und die Lichter auf ſeinem Tragtiſche waren niedergebrannt und erloſchen allmälig. Die illuminirten Namen und Figuren hatten ſchon große Lücken, und an den Minarets brannte noch hie und da eine Lampe, deren flackerndes Flämmchen ſich ſchwach gegen die mächtige Nacht vertheidigte, die mit ihrem wehenden ſchwarzen Schleier den Glanz ſo vieler tauſend Lichtchen ſchon getödtet hatte. Als wir auf der großen Brücke waren, und noch einmal nach Stambul zurückſchauten, ſtieg der Mond hinter Skutari empor und grüßte uns mit einem langen zitternden Lichtſtreifen, den er über Hafen und Brücke warf.

Eine Audienz beim Sultan. Diner beim Reſchid Paſcha.

So oft wir auch Gelegenheit hatten, den jungen Padiſchah, den Beherrſcher der Gläubigen, auf der Straße, oder auf dem Hafen zu ſehen, ſo konnten wir außer dem Baron doch nicht das Glück haben, vor ſein erlauchtes Antlitz zu treten, weil wir weder Rang noch Titel, oder was noch ſchlimmer war, keine Uniformen beſaßen, ohne welche man ſich dem Sultan nicht präſentiren darf. Nachfolgende kleine Skizze über eine Audienz beim Sultan entnehme ich aus einem Briefe des Barons.

— — Da wir uns gerade in der Zeit des Ramaſans befanden, ſo konnte uns erſt nach Sonnenuntergang die Ehre zu Theil werden, eine Audienz beim Sultan zu erlangen. Es war acht Uhr Abends, als ich in das Kaik des preußiſchen Geſandten ſtieg, der

die Güte hatte, mich seiner Hoheit vorzustellen. Wir fuhren bei Galata ab und kamen in kurzer Zeit an den Schiffen vorüber, die zur Feier des Ramasan glänzend erleuchtet waren. Es ist ein großartiger Genuß, in diesen Nächten auf dem Wasser zu fahren und um sich die mächtigen Häusermassen von Stambul, Pera, Galata und Skutari von tausend und tausend Lichtchen hell erleuchtet zu sehen.

Unser Boot hielt bei den Terrassen des Sommerpalastes von Beschiktasch und wir wurden durch einige Hofbeamte in ein Gemach zu ebener Erde geführt, wo uns der Oberſthofmarschall Kurſim-Bey empfing. Das Gemach ist wie der ganze Palast halb türkisch, halb europäisch eingerichtet; denn neben den Divans enthält es Fauteuils, schöne Spiegel und französische Kronleuchter. Der Hofmarschall empfing uns sehr freundlich, bewirthete uns mit Kaffee und Pfeifen, wobei die Unterhaltung, die wir mit ihm hielten, durch den Dolmetscher des preußischen Gesandten geführt wurde. Nach Verlauf einer halben Stunde erschien einer der Hofbeamten wieder, der uns hieher gebracht, und nahte sich dem Bey, ihm einige Worte sagend, worauf dieser sich erhob, um uns vorangehend zum Gemach des Sultans zu begleiten. Dieses, ebenfalls im untern Stockwerke, war nicht prächtiger eingerichtet, als das des Hofmarschalls und ganz in demselben Geschmack. Auch war es sparsam erleuchtet, denn von den Lichtern auf dem großen Kronleuchter brannte keins, sondern vier Wachskerzen auf bronzenen Leuchtern stehend, waren hie und da auf den Boden gestellt. Der Beherrscher der Gläubigen saß in einem großen Fauteuil, das er jedoch bei unserm Eintritt mit der Ecke des Divans vertauschte, in welcher er sich auf die untergeschlagenen Beine setzte. Er trug über dem gewöhnlichen blauen Ueberrock einen braunen langen Mantel, den eine Agraffe von Diamanten auf der Brust zusammenhielt und auf dem Kopfe das Feß, an dem ebenfalls ein großer Stern von Brillanten prangte. Vor ihm stand der damals mächtige Reschid

aber ungemein ſchöne, romantiſche Ufer hat. Der Zugang zu der Grotte der Sibylle wird durch einen kleinen Einſchnitt in den Berg gebildet, deſſen Wände mit friſchem Moos und duftigen Pflanzen bedeckt ſind. Am andern Ufer des Sees, theilweiſe im Waſſer liegend, ſieht man die Trümmer des alten Apollotempels, ſo viel ſie der neue Berg, der ſich nicht weit davon erhob, verſchonte. Wir fuhren nach Puzzuoli zurück, beſahen noch das alte römiſche Amphitheater, das zu Thierkämpfen eingerichtet war, die ſogenannten Fiſchteiche des berüchtigten Pollio und die Trümmer eines alten Gebäudes, angeblich der Schule Virgils, worauf wir endlich an dem Meerbuſen von Bajä zurückkehrten, bei dieſem Anlaß uns eines Abends erfreuend, wie ihn nur Italien, nur Neapel gewähren kann. Das tiefblaue Meer war ruhig, und Capri und der Veſuv prangten in den ſchönſten Farben. Auf der ganzen Strecke fanden wir Menſchen, die ſich des Lebens freuten — ſpielend. Kinder und erwachſene Mädchen, die zu dem Klang einer Cythar oder zu dem Klappern von Caſtagnetten tanzten. Auf dem Corſo angelangt, entließen wir unſern Wagen, um uns noch eine Zeit lang in der glänzend beleuchteten Strada Toledo mit ihrem bunten Menſchengewühle zu ergehen. Am andern Tage wollten wir den Veſuv beſteigen und machten uns zu dieſem Ende ſchon Morgens um vier Uhr auf den Weg, den wir bereits mit Leuten aller Art, namentlich aber mit nach der Stadt ziehenden Fiſchern und Gemüßehändlern bedeckt fanden. Das Wetter war ſehr ſchön, und wir fuhren wohlgemuth in einem Vetturino an dem ſchönen Golf hin, bis wir Portici erreichten, wo wir unſere Wagen einſtellten und Pferde nebſt einem Führer zu Beſteigung des Berges nahmen. Wer kennt nicht ſchon aus Beſchreibungen den ſchönen Weg bis zum Eremiten, wo man nach jedem Schritt mit dem Rückblick eine neue prächtige Ausſicht gewinnt? Bald hinter den Gärten fingen die ſchwarzen Lavafelder an. Wir ritten noch eine Strecke aufwärts über einen aus Lava gebildeten Felskamm und ließen daſelbſt unſere Thiere, um unſeren Füßen das mühſamere Stück Arbeit zuzutrauen; denn von hier geht es über ſcharfe Lavablöcke, weichendes Gerölle und Aſche den Kegel hinan. Wir brauchten eine volle Stunde bis wir oben waren, und fühlten uns nun in einem Grade erſchöpft, daß uns der mitgebrachte Thränenwein ſehr zu ſtatten kam. Erſt nach dieſer Erfriſchung war es uns möglich, uns des wunderbaren Panoramas recht zu erfreuen. Der Maler und ich verſuchten, unter Begleitung unſeres Führers den Krater zu erſteigen, was uns mit vieler Mühe und Beſchwerniß von Seiten der gelben qualmenden Dünſte gelang, hielten es aber nicht lange aus, ſondern traten bald den Rückweg wieder an, um uns mit unſern Freunden den reichlichen Vorrath von lacryma Christi belieben zu laſſen. Das Hinunterſteigen ging viel

Paſcha und überſetzte ſeinem Herrn die Gefühle der Dankbarkeit, die ich ausdrückte, mich an dem Glanz ſeines erhabenen Angeſichtes erfreuen zu dürfen, aus dem Franzöſiſchen ins Türkiſche, nachdem mich der Sultan mit dem üblichen Gruß der Morgenländer: „Der Herr ſegne deinen Eingang bei uns!“ empfangen hatte.

Die ganze Audienz dauerte ungefähr eine halbe Stunde, in welcher er mich über den Zweck meiner Reiſe befragte, ſowie auch, ob mir ſeine Pferde gefallen und dergleichen Kleinigkeiten mehr. Dann legte er die Hand an ſein Feß, wir waren entlaſſen und verließen das Gemach. — —

Eine lächerliche Anekdote in Bezug auf eine Audienz unſerer frühern Reiſegeſellſchaft des Lords und der Lady Londonderry beim Sultan war damals in aller Leute Mund und iſt wirklich zu intereſſant, um ſie nicht mit kurzen Worten zu erzählen. Seine Herrlichkeit der Lord hatten, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine officielle Audienz, die aber ſeiner Gemahlin, welche auch den Sultan in der Nähe zu ſehen wünſchte, aus dem Grunde nicht zu Theil werden konnte, da das Geſetz dem Beherrſcher der Gläubigen verbietet, die Frau eines Ungläubigen bei ſich zu empfangen. Doch war der junge Padiſchah, dem der Wunſch der Lady zu Ohren kam, ſo galant, höchſt eigen ein Auskunftsmittel vorzuſchlagen. Es wurde der Lady nämlich eine Stunde bezeichnet, in welcher ſie ſich die Gemächer des Palaſtes ſollte zeigen laſſen, und wo ihr der Sultan alsdann, ganz wie von ungefähr, begegnen und im Vorbeigehen einige Worte an ſie richten würde. Die beſtimmte Stunde erſchien, und Ihre Herrlichkeit betrat den Palaſt von Beſchiktaſch nicht nur wie gewöhnlich im großmöglichſten Staate, ſondern hatte ihren ganzen Diamantenſchmuck, einen der ſchönſten und reichſten in der Welt, um und an ſich geſteckt. Sie wurde durch den Hofmarſchall in die untern Zimmer geführt, und man mußte, wer weiß durch welchen Zufall, den Sultan im Voraus davon benachrichtigt haben, in welchem Glanz die Lady

erſchienen ſei, kurz, er befahl ſeinen Palaſtoffizieren, ihre Niſchah und Rangzeichen mit Brillanten beſetzt augenblicklich holen zu laſſen und gleich umzuhängen, worauf ſich einer nach dem andern verlor, um mit Diamanten geſchmückt gleich darauf wieder zu erſcheinen. Die Lady beſah die untern Gemächer, die Corridors, die Terraſſen nach dem Garten zu und auf einer dieſer letzteren begegnete ihr der Sultan. Der Padiſchah blieb ſtehen und wechſelte durch Reſchid Paſcha einige Worte mit ihr, ehe er ſeinen Weg fortſetzte. Doch war ihm wahrſcheinlich die Maſſe Diamanten, mit welcher Ihre Herrlichkeit behängt waren, ein wenig ſtark vorgekommen, denn wenige Minuten darauf gab er ſeinem Miniſter den kitzeligen Auftrag, ſich bei der Lady zu erkundigen, ob die Steine auch alle ächt ſeien, und was ſie in dem Falle wohl gekoſtet hätten; eine Commiſſion, deren ſich der gewandte Reſchid Paſcha mit Uebergehung der erſten Frage um ſo leichter entledigte, weil die Lady es liebte, die ungeheure Summe anzugeben, welche jener Schmuck auch wirklich gekoſtet.

— — Eine Einladung, die mir am andern Tage zu Theil wurde, war mir um ſo intereſſanter, da ſie von dem hochgeſtellten Reſchid Paſcha ausging und auf ein türkiſches Diner lautete. Es war Abends gegen ſieben Uhr, als wir uns in die Wohnung des Miniſters begaben, die ebenſo wie der Palaſt vor Beſchiktaſch halb europäiſch, halb türkiſch eingerichtet iſt. Die Divans waren hier das einzige Orientaliſche und Reſchid Paſcha hatte von ſeinem früheren Aufenthalte als Geſandter in Wien Stühle, Sopha's, Conſoletiſche, Spiegel ꝛc. von dort mitgebracht.

Einige Bemerkungen über das Diner mögen hier erlaubt ſein. Unmittelbar vor dem Eſſen, noch im Empfangszimmer, wurde jedem Gaſte ein eigenes kleines Tiſchchen vorgeſetzt, worauf Täßchen mit etwas Suppe. Dies ſoll den Appetit reizen. Eine Viertelſtunde ſpäter gingen wir zur eigentlichen Mahlzeit. Wir waren ſieben Perſonen, für welche ein ziemlich kleiner runder Tiſch mit einer Silberplatte und erhabenem Rande bereitet war. Rings um am Rande des

Tiſches waren alle Arten von geſchnittenem Brod gelegt, in der Mitte ſtand als erſte Schüſſel der Pillau; um denſelben kleine Platten mit Salat, geſchnittenem Obſt, Conſituren und geſalzenen Sachen, Alles unter einander. Als Beſteck war nur ein Löffel für jeden Gaſt ſichtbar. Merkwürdig iſt, daß das Tiſchtuch nicht auf den Tiſch, ſondern der Tiſch auf das Tiſchtuch geſtellt wird. Der Tiſch ſelbſt hat nur einen Fuß in der Mitte. Das Tiſchtuch iſt von Damaſt mit Gold geſtickt; dieſes wird in die Höhe gezogen, jeder Gaſt breitet es ſich über den Schooß und ſtreckt die Beine darunter. Dann erhält er noch eine Serviette von grober Leinwand, um ſie über die Stickerei zu thun. Nun beginnt das Eſſen; Jeder greift mit ſeinem Löffel in die Schüſſel, verliert unterwegs die Hälfte und greift von Neuem zu. Der Miniſter bemerkte, daß wir in den Gebräuchen einer türkiſchen Mahlzeit noch nicht hinreichende Geſchicklichkeit erlangt hatten; er ließ für das nächſte Gericht Teller und Beſtecke kommen. Hierauf folgte eine Unmaſſe von Gerichten, ſüß und ſauer unter einander, wobei die Etikette erfordert, daß, ſowie eine Schüſſel auf die Tafel geſetzt iſt, ein Diener bereits die nächſte hinter dem Tiſche bereit hält. Die ſüßen Speiſen waren gut, jedoch ſo ſüß und fett, daß ich nur wenig davon genießen konnte. Der Türke nimmt nur wenig auf einmal, wodurch das Fingereſſen etwas reinlicher, auch die Menge der Speiſen erklärlich wird.

Man hat mir erzählt, daß in der alten guten Zeit türkiſcher Herrlichkeit, zum Beſten der Großen des Reiches, wenn ſie reiſten, auf ihrem Paß vorgeſchrieben wurde, wie viel Speiſen ihnen gereicht werden müßten. Die Zahl derſelben betrug oft einhundert und zwanzig.

Bei unſerm heutigen Diner wurde kein Wein, nur Waſſer vorgeſetzt. Als ſchöne blaue Taſſen auf den Tiſch geſtellt wurden, hielt ich es für Mundwaſſer, und glaubte, das Diner ſei zu Ende. Es war aber Scherbet, und dies bezeichnete die Hälfte der Mahl-

zeit. Gegen Ende erscheint noch einmal Pillau, damit jeder Gast, dem die andere Speise nicht zusagt, sich daran halten könne. Die Höflichkeit will, daß der Hausherr immer zuerst ein wenig aus der Schüssel nimmt, wobei er sagt: Bujurum (Wenn's beliebt). Nach Tische ging man in ein Nebenzimmer, jedem Anwesenden wurde ein Becken nebst Kanne präsentirt, sich die Hände zu waschen. Dann wurden Pfeifen gebracht und Kaffee getrunken. Der Minister ließ mich in seinem Wagen nach Hause führen.

Das neue Serail.

I. Von der Hafen- und Seeseite.

Wenn man in lauen Mondscheinnächten, deren das Klima um Konstantinopel selbst in der späteren Jahreszeit noch viele gibt, in dem kleinen Kaik langsam und die Schönheiten rings genießend auf dem goldenen Horn umher fährt, dann öffnet sich leicht die Brust und nimmt gerne in sich auf die Klänge und Sagen, die ihm jener Thurm, jener Fels, selbst die spielenden Wellen geheimnißvoll zuflüstern. Die ganze Gegend hier gleicht einem aufgeschlagenen riesenhaften Geschichtsbuch, wo man in jeder Zeile, jedem Fuß breit Landes etwas Neues, Ungeheures lesen kann. Welche Poesie, welche Geschichte versammelt sich nicht auf und an diesen Gewässern! — Könnte ich den Nachen zur Muschelschale des Zauberers machen und in ausgestrecktem Arm den Zauberstab schwingen, um den Schatten, die einstens hier gewandelt, zu befehlen, daß sie sich auf der dunkeln Fluth zeigten und langsam bei mir vorbeischwebten! Ach, keine Macht kann das, und nur die Phantasie vermag aus der Erinnerung Gestalten vor das innere Auge zu zaubern, gewaltige Bilder, die wir in der Kindheit in uns aufnahmen und die in den spätern geräuschvollen Wellen des Lebens allmählig erblaßten, jedoch hier auf dem Platze ihrer Entstehung ihr volles Recht wieder geltend

machen und lebhafter als je vortreten. — Hier, wo ich jetzt mein Boot wende, ſchifften die Argonauten, denen die Jugendträume ſo gerne nach Colchis folgten, um ihnen genau zuzuſehen, wie ſie unter Gefahren und Mühen das goldene Vließ des Widders zurückholten. Dort die Landſpitze hieß einſt Bosphorus und hier trat die ſchöne Jo, in eine Kuh verwandelt, an's Land. Zur Linken bei Top-Chana, wo ſich jetzt der bunte Palaſt des Sultans erhebt, opferten die Jünglinge dem Helden Ajax, und wo heute die Gebäude der türkiſchen Artillerie ſtehen, hatte einſt Ptolemäus Philadelphus ſeinen Tempel. — Vor mir liegt Skutari, das alte Chryſopolis, der letzte Ruhepunkt der Karawanen, die ihre Schätze von Aſien nach Europa führten. Hier auf dieſen Gewäſſern zeigten ſich um's Jahr 654 zum erſten Mal die Schwärme der räuberiſchen Araber unter ihrem Kalifen Moarin, der erſte, welcher das Verbot Osmars übertrat, der den Arabern, wie früher Lykurg den Spartanern, die Seefahrt verboten, und nach dieſer Zeit machten die Araber bis um's Jahr 780 ſieben Verſuche, die Hauptſtadt des griechiſchen Kaiſerthums zu erobern, alle vergeblich, bis Mahomed II. im Jahre 1453 nach einer Belagerung von ſieben Wochen die Stadt zu Waſſer und zu Land ſtürmte, und ſie erobernd das Wort des Propheten erfüllte, ein Wort, welches den Herrſcher der Osmanen ſtets immer wieder zu neuen Verſuchen wider Byzanz geführt hatte: „Sie werden erobern Konſtantinopel, wohl dem Fürſten, dem damaligen Fürſten, wohl dem Heere, dem damaligen Heere. —“

Unter all' dieſen Betrachtungen, die Land und Meer gewaltſam herbeiführen, und denen ich ruhig nachhängen kann, geht es mir wie dem Kinde, das von all dem Schönen, was ihm erlaubt iſt, den Blick beſtändig nach jenem prächtigen Palaſte hinſchweifen läßt, deſſen Thore ihm verſchloſſen ſind, und wo es doch ſo gern wenigſtens durch's Schlüſſelloch ſehen möchte, um etwas zu erſpähen von den Herrlichkeiten, die er, wie man ſich heimlich erzählt, enthalten ſoll. Mir lag dieſer verſchloſſene Palaſt, das neue Serail, zur

Rechten, und wenn auch auf seinen Terrassen nicht mehr wie sonst, zahlreiche Sklaven lauern, die das sich unvorsichtig nähernde Boot ergreifen, es umstürzen und die darin Sitzenden ertränken oder erschießen, so haben doch die entsetzlichen Geschichten, die dort geschehen, und die Flüche, die aus jenen bunten Lusthäusern hervordrangen, einen Zauberkreis um seine Mauern gebildet, dem man sich nur mit ängstlich klopfendem Herzen nähert.

Im hellen Mondschein lag das Serail vor mir; es scheint nur der Aufenthalt einer bösen Fee zu sein, die den Unerfahrenen anlockt, um ihn zu verderben. Wie schön glänzen in dem weißen Lichte die vergoldeten Dächer der bunten Kioske und scheinen so freundlich zwischen Gruppen von schwarzen Cypressen und dicht belaubten Platanen hervor, schönen Mädchen gleich, die sich zwischen Rosengebüschen verbergen und den Vorübergehenden neckend anrufen. Die Wellen des Meeres schlagen einförmig an die Grundmauern des Gartens und ich weiß nicht, ist es das Gemurmel des Wassers, wenn es von dem zackigen Gestade herabträufelt, oder was sonst — ich glaube leise hinsterbende Accorde zu vernehmen. —

Das ganze Gestade, welches jetzt die Wohnung der Sultane mit ihren Heimlichkeiten und Verbrechen trägt, ist mir immer wie ein verfeyter Platz vorgekommen, der bald gut, bald böse auf seine jedesmaligen Bewohner einwirkt. Kein Fleck der Erde hat wohl eine so großartige, aber auch blutige Geschichte zu erzählen wie dieser. Schon der erste Gründer von Byzanz, Byzas, baute auf diesem sanft ansteigenden Hügel dem Poseidon und der Aphrodite Altäre, die sich unter den Konstantinern, dem christlichen Glauben gemäß, in Kirchen und Kapellen verschiedener Heiligen umwandelten. Auf derselben Stelle erhob sich später der große Palast der griechischen Kaiser oder vielmehr die verschiedenen Gebäude, welche die alte Kaiserburg bildeten und die noch einen größeren Raum einnehmen, als das heutige Serail. Stolze Bauten spiegelten sich zu jener Zeit in den Wellen der Propontis, Thore, Säle und Bäder von glänzendem Marmor, statt-

liche Porphyrſäulen ragten hoch empor und von ihnen ſchauten die Bildſäulen verſchiedener Kaiſerinnen weit in's Meer: — Alles das verſchwand größtentheils, indem bald große Empörungen, ſowie auch die Zeit dieſe Bauten zuſammenſtürzten. Nicht minder griff auch die Hand einzelner Menſchen zerſtörend ein, wie die des Kaiſers Juſtinian; der aus den vergoldeten Ziegeln des ehernen Thorpalaſtes Chalke ſeine auf dem Saal des Auguſteon aufgeſtellte Bildſäule gießen ließ.

Mit Zeit und Geſchichte Hand in Hand gehend, entſtanden alsdann neue Paläſte und Denkmäler hier, dem jedesmaligen Weltalter analog. Die alte Zeit wurde in ihrem Eiſenkleide zur Ruhe gelegt und die neuen Herrſcher von Byzanz legten ihr beturbantes Haupt einer ſchönen Sklavin in den Schooß, und bauten ſich mitten in den dunkelſten Partien ihres mit Marmorbecken und Roſengebüſchen gezierten Gartens zierliche Kioske, leichte vergoldete Häuſer, die das Auge der Neugierigen blendeten und ihn wie der Blick der Schlange feſthielten, bis ihn der Arm erreichte, der den Unglücklichen für ſeine Verwegenheit tödtet. Ehrgeiz und Wolluſt zogen lange glänzende Fäden an dieſen Mauern, einem Spinnennetz gleich, und ſo entſtand das neue Serail, in deſſen Mitte der Beherrſcher der Gläubigen thronte, faſt unſichtbar und jedem fürchterlich, der ſich der ſchimmernden Höhle nähern mußte.

Wer nach Konſtantinopel kommt, umſegelt gewiß öfters die Spitze des Serails, und wenn er ſich träumend verlor in die gewaltige blutige Geſchichte, die hinter dieſen Mauern vor ſich ging, ſteigt gewiß der Wunſch in ihm auf, etwas Näheres über das Innere und die Einrichtung dieſer geheimnißvollen Paläſte und Luſthäuſer zu erfahren. Doch iſt es wenig Europäern gelungen, von der Seite des Meeres, wo ſich die Frühlingsharems, die meiſten Gärten und Bäder befinden, einzudringen; denn ſo ſehr ſich auch hier ſchon die Zeiten geändert haben und dem Neugierigen erlaubt wird, manche Blicke in Gebäude und Verhältniſſe zu thun, die früher mit dem

Tode bestraft worden wären, so ist doch die Erlaubniß, das neue Serail zu sehen, sehr eingeschränkt und wird mit seltenen Ausnahmen nur der Eintritt von der Landseite gestattet, wo auch wir ohne viele Mühe bis hinter das Thor der Glückseligkeit drangen.

Daß wir bei unsern Spazierfahrten oftmals den Blick verlangend zu den hohen Mauern des Uferpalastes schickten, und Alles anwandten, die Erlaubniß zu einem Besuch zu erwirken, kann jeder denken; doch hatte man uns im Allgemeinen versichert, obgleich der Sultan augenblicklich in seinem gegenüber liegenden Palaste von Beschiktasch residire, es würde unmöglich sein, einen Ferman zu erlangen, um diese stets verschlossenen Gärten und Gemächer auch nur flüchtig zu sehen, und schon hatten wir alle Hoffnung aufgegeben, als es durch eine sonderbare Verkettung von Umständen dem Baron und mir gelang, an einem schönen Abend und im wahren Sinn des Worts durch eine Hinterpforte in die geheimnißvollen Räume des neuen Serails zu dringen. Doch da es uns nicht vergönnt war, einen Dragoman mitzunehmen, auch unser Führer im Innern des Palastes, obgleich er sehr redselig war, nur türkisch sprach, so hätte ich wohl für meine Person die wirklich ängstlichen und gespannten Empfindungen beschreiben können, die mich ergriffen, als das Thor sich hinter uns wieder schloß und wir uns in den Gärten befanden, wo im Falle unseres Verschwindens keine Macht der Erde augenblicklich im Stande gewesen wäre, unserer Spur nachzuforschen; aber für mein Tagebuch und andere Mittheilungen hätte ich keinen Gewinn gehabt, wenn der Baron nicht den guten Gedanken hatte, einen Theil des trefflichen Werkes von Hammer über Konstantinopel und den Bosporus mitzunehmen, der vor mehreren Jahren ebenfalls und bessere Gelegenheit hatte, diese Gebäude zu besehen, welches uns nun als Cicerone und vorzüglicher Erklärer diente.

Es war an einem der schönen Herbstabende, so lau und angenehm, daß man glauben möchte, im Frühling zu sein, und doch

waren wir ſchon im Monat November, als uns das kleine Boot quer über das goldene Horn hinwegtrug, um die Spitze des neuen Serails herum in die Propontis. Wir flogen, ohne ein Wort zu ſprechen, längs der Felſen, die das Meer beſpült und auf welchen die hohen feſten Gartenmauern des Serails ſtehen. Unſer Kaikſchi, ein Armenier, den wir bei unſern Fahrten oft benützt, ein redſeliger Menſch, der uns ſtets mit einer Menge Fragen quälte, die wir ihm doch nicht beantworten konnten, ſprach bei unſerer heutigen Fahrt kein Wort, und als wir unter die vergitterten Fenſter des erſten zum Serail gehörigen Kiosk kamen, drückte er ſeine Filsmütze feſt auf die Stirn und bearbeitete ohne aufzuſehen mit ſeinem Ruder die Wellen ſo gewaltig, daß wir einer Seemöve gleich an dem zackigen Ufer hinfuhren. — Der Abend war ſo ſchön, die Sonne warf ihre letzten Strahlen herüber, die Wellen des Marmormeers vergoldend, die vergnüglich auf- und abſpielten, und die Berge Kleinaſiens, vor Allen der ſchneebedeckte Olympos, brannten in hellem Feuer. — Jetzt waren wir am Ziele unſerer Fahrt angelangt, der Kaikſchi legte ein Ruder weg und trieb die Spitze des Fahrzeugs mit dem andern zwiſchen zwei Felſen am Ufer. Wir ſprangen hinaus und mußten zurückblickend über die Angſt des Armeniers lachen, über die Haſt, mit der er ſein Boot wieder vom Ufer entfernte, und alsdann mit noch größerer Geſchwindigkeit wie früher weit ins Meer hinausfuhr, um auf einem großen Umweg den Hafen wieder zu gewinnen. In wenigen Augenblicken ſahen wir ſeine Nußſchaale in den hohen Wellen der Strömung auf- und abtanzen und bald verſchwinden.

Wir traten zu einer kleinen Pforte, nicht weit von dem Kiosk Selim III., die uns auf ein gegebenes Zeichen ein Schwarzer öffnete, der dieſelbe aber hinter uns wieder ſorgfältig verſchloß, und befanden uns in einem großen Garten voll duftender Jasmingruppen, Roſengeländer und großen Partien ſchöner Platanen, die ihre dunkeln Zweige wie ſchützende Flügel ausſtreckten und unter denen

eine tiefe unheimliche Stille brütete. Ich weiß nicht, es war ein ſonderbares Gefühl, hier zu wandeln. Wie Diebe in der Nacht ſchlichen wir anfangs vorwärts, auf jedes fallende Blatt lauſchend und beinahe über das Kniſtern erſchreckend, das unſer Fußtritt auf dem weichen Sand verurſachte. Doch die Sicherheit unſeres ſchwarzen Führers, mit der er ſo laut als möglich ſprach und uns die Gegenſtände umher erklären wollte, löſten die ängſtlichen Träume, die das Andenken an die frühere fürchterliche Geſchichte dieſes Orts um mein Herz gelegt, und ließ uns die intereſſanten Sachen ſo genau betrachten, wie es in der Schnelligkeit, mit der wir hindurch gingen, möglich war. Der Garten, in dem wir uns befanden, der neue Garten genannt, wird durch zwei große Laubgänge in vier Theile getheilt, auf denen Gruppen, ſowie Lauben von Roſen und Jasmin Schatten gegen die Sonne geben, während allerlei da angebrachte Waſſerwerke, ſpeiende Löwen, gewöhnliche Fontainen, Sterne ꝛc., die ſich aber gerade nicht durch großen Geſchmack auszeichneten, den Damen, die auf den angebrachten Steinſopha's ruhen, Erfriſchung gewähren. Wir ließen uns einen Augenblick auf einen dieſer Ruheſitze nieder, von dem man zwiſchen den Zweigen einiger Bäume eine Ausſicht bis auf die hohe See hatte. Wie manche jener unglücklichen Frauen, die hier in der Gefangenſchaft ihre Schönheit und Jugend verblühen ſahen, hatte wohl ihre Blicke hoffend oder verzweifelnd da hinausgeſandt, und ſich, in die ſpielenden Wellen ſchauend, goldenen Träumen überlaſſen, in denen ſich ihr die verſchloſſenen Thore des Harems öffneten und ſie die erdrückenden prächtigen Gewänder zurücklaſſend, mit Freuden in ein armſeliges kleines Boot ſprang, das ſie ihrer Heimath zuführte, ihrer Heimath, wo ſich liebende Arme, denen ſie entriſſen war, jauchzend zu ihrem Empfange öffneten. Wie mußten dieſe Träume ſo ſüß ihr Herz erfriſchen und der Unglücklichen ihre Schmach vergeſſen machen, bis der rauhe Ruf der Wächter ſie emporſchreckte und ſie hineintrieb in ihre vergitterten Zimmer, wo die murmelnde

ſchneller, und ſchon nach 5 Minuten hatten der Baron und ich unſere Pferde wieder erreicht. In Portici ſtiegen wir abermals in unſern Wagen und fuhren nach Pompeji hinaus. Inzwiſchen war es ſehr heiß geworden und wir freuten uns, nach einer Stunde von der ſtaubigen Chauſſee aus nach den Häuſern abbiegen zu können, in denen die bei der Ausgrabung von Pompeji beſchäftigten Arbeiter wohnten. Die wieder erſtandene Stadt ſieht man von außen nicht, da ſie von einem gewaltigen Aſchen- und Lavawalle umgeben iſt. Wir traten durch ein kleines Thor ein und ſahen die ſtillen, öden Straßen mit kleinen Häuſern beſetzt, die aber alle wie in einem bewohnten Orte zu Tag liegen. Sie ſind nur ein Stockwerk hoch und die Decken eingeſtürzt; aber Verzierungen und Malereien haben ſich aufs Beſte erhalten. Sehr niedlich iſt das nunmehr ganz aufgedeckte Forum, auf dem die beſten Säulen ſoviel als thunlich wieder zuſammengeſtellt und aufgerichtet werden. Wir ſahen ferner das bekannte Moſaikgemälde, eine Schlacht vorſtellend, das Haus des Diomedes mit ſeinen gewölbten Kettengängen und die Stelle, wo man das Gerippe der Frau des Diomed gefunden haben will. Seitwärts von der Stadt liegt das jetzt ganz zu Tag geförderte Amphitheater, das in Eiform und vollkommen nach den Regeln der Akuſtik gebaut iſt.

Wir beſtiegen unſere Wagen wieder und machten in Torre del Greco Mittag, uns der herrlichen Ausſicht auf den Golf, wie auch auf die ſchönen Villen und Dörfer bis Caſtella Mare erfreuend. Am andern Morgen waren für mich die ſchönen Tage von Aranjuez vorüber, da das Schiff, in welchem ich mit den Pferden abzufahren gedachte, am Mittag Anker lichten ſollte. Da gab es denn genug zu packen, ſo daß ich keine Gelegenheit fand, mich weiter in der Stadt umzuſehen, und als ich die Paßplakereien bereits bereinigt glaubte, ſtellte ſich noch im letzten Augenblick heraus, daß ich den Bedienten Friedrich zurücklaſſen mußte, weil in Betreff der Paßviſirung ein Verſehen ſtatt gefunden hatte. Die Thiere blieben daher während der ganzen Fahrt ausſchließlich meiner Obhut überlaſſen, was mir nicht wenig Sorge machte, weil ich namentlich das Fohlen nicht genug vor der liebkoſenden Ueberfütterung oder vor den Neckereien der Paſſagiere zu ſchützen vermochte. Am andern Morgen machten wir ein Paar Stunden vor Civita Vecchia Halt, und Tags darauf langten wir zeitig zu Livorno an, wo das Schiff bis zum Abend liegen blieb — eine Friſtung, die ich dazu benützte, mir die Stadt zu betrachten. Es dunkelte ſchon, als wir den Hafen verließen, und ich fühlte mich glücklich in dem Bewußtſeyn, daß dies die letzte Nacht war, welche ich zur See zubringen ſollte; gleichwohl aber hatte ich noch einen Schrecken zu beſtehen, mit dem ich alle vergangenen hätte würzen können. Mein

Fontaine ihr melancholiſch andere Dinge zuflüſterte, entſetzlich blutige, die das klare Waſſer mit angeſehen.

Das Kiosk Selim III. liegt in dieſem Garten hart am Meere und man muß von den oberen Zimmern deſſelben eine prächtige Ausſicht auf die aſiatiſche Küſte und die vorüberfahrenden Schiffe haben. Das untere Stockwerk dieſes Gebäudes iſt ein gewölbter Saal mit einem einfachen Springbrunnen, um den die dienenden Weiber und Mägde ruhen und ſich die Zeit mit Märchenerzählen vertreiben. Die Zimmer oben, zu dem unſer Führer leider keinen Schlüſſel hatte, beſtehen aus einem prächtigen Gartenſaal, halb europäiſch eingerichtet, wo ſich neben den türkiſchen Divans große franzöſiſche Spiegel befinden, und wo engliſche Kronleuchter das Gemach erhellen. Rechts und links von dieſem Saale ſind zwei Zimmer, eins für den Sultan, das andere für die jedesmalige Favorite.

Von dieſem äußern Garten tritt man durch einen langen dunklen Gang, der einen Flügel des Harems durchſchneidet und mit zwei eiſernen Thoren verſchloſſen iſt, in den inneren Blumengarten; der rechte Theil heißt der Cypreſſen- und der linke der Hyazinthen- und Tulpen-Garten. Dieſer innere Blumengarten iſt ein Viereck, von Gebäuden des Serails umſchloſſen und in einem wunderlich phantaſtiſchen Geſchmacke angelegt. Die ſchwarzen Geſtalten hochſtämmiger Cypreſſen werden noch ſchärfer hervorgehoben durch den glänzenden bunten Blumenteppich, aus dem ſie wachſen, indem Tulpen, Hyazinthen und Roſen durcheinander blühend, ein ſchönes Farbenſpiel entfalten, das angenehm unterbrochen, aber nicht geſtört wird durch die mit Marmor ausgelegten Fußwege und die bunte Porzellaneinfaſſung der verſchiedenen Beete.

In ſeltſamen Geſtalten ragen hie und da aus dem Laubwerk einzeln ſtehender Platanen und koloſſaler Roſenſträuche kleine Bauwerke hervor, dünne Pfeiler, kleine Thürmchen mit glänzenden Dächern, Kamine, mit Arabesken verziert, Marmorgeländer, die

Behälter voll klarem Waſſer umgeben, und eine Menge anderer Spielereien, um die Herumwandelnden zu erfriſchen und zu zerſtreuen. Wir gingen gerade durch dieſen Garten und traten durch ein anderes Thor, das dem, zu welchem wir oben hereingekommen, gegenüber liegt, in einen langen ſchmalen Gang, der faſt eine ganze Seite der Gebäude einnimmt, die um den innern Blumengarten liegen. Dieſe Gallerie erhält ihr Licht durch kleine runde Fenſter. An den Wänden hingen verſchiedene Kupferſtiche; wie mir ſchien, waren es Pläne von Feſtungen oder Schlachten.

Lang und ſchmal, wie dieſer Gang iſt, möchte ich ihn die Lebensader des Serails nennen; aus ihm ſtrömen die, freilich böſen Säfte, welche das ganze Getriebe des Haremweſens in Leben und Kraft erhalten; denn zu ebener Erde wohnen hier die Eunuchen, die barbariſchen Wächter der Weiber und die privilegirten Angeber der Vergehen, die ſich jene zu ſchulden kommen ließen oder die ihnen nur angedichtet wurden. Schrecklich wirkte die Anklage aus dem Munde eines Verſchnittenen, faſt gleich, ob ſie die Sultanin oder die geringſte Zofe traf. Aus dieſem Gange treten wir links in die Gallerie der Kupferſtiche und kommen aus ihr in die eigentliche Wohnung des Sultans, zuerſt in den ſogenannten perſiſchen Saal der Hängeleuchter, ein wirklich heimliches reizendes Gemach. Die Divans rings an den Wänden ſind mit geſchnittenem Sammt überzogen und große prächtige Spiegel, einſt von den Ruſſen zum Geſchenk dargebracht, bedecken die Wände. Die Fenſter dieſes Saales, von außen durch rankende Pflanzen und Roſengebüſche faſt unſichtbar, gewähren dennoch eine reizende Ausſicht auf den Blumengarten — hier möchte ich auch als Sultan ruhen, die lange Pfeife in den Händen und ſtundenlang gedankenlos in den Garten ſchauen, auf den Flor der Blumen und Mädchen meines Harems, oder mich in dem klaren Waſſer ſpiegeln, das vor meinen Fenſtern ein ſchönes Marmorbecken füllt. Wie oft mag der Beherrſcher der Gläubigen da hinabgeſchaut haben und die tanzenden Roſenblätter

auf dem Waſſer waren ihm ſeine Flotten, die er in Gedanken hinaus ſandte in die Welt, um neue Länder zu erobern — bis ihn ein weißer runder Arm aus dieſen Träumereien weckte, um ihn in andere ſüße zu verſenken. Hier dieſes Waſſerbecken war es vielleicht, wo Sultan Ibrahim auf ſeine Lieblingsweiſe mit ſeinen Weibern und Kindern ſcherzte, indem er ſie aus dem Fenſter des Gemachs entkleidet in das Marmorbecken warf und eine Zeitlang darin herumplätſchern ließ, ehe er den umſtehenden Sklaven den Befehl gab, ſie wieder herauszufiſchen.

Durch ein Bad des Sultans Abdul-Hamids traten wir aus dem perſiſchen Saal in die Bibliothek Selim III.; zwei prächtige Zimmer, ein kleineres mit Bücherſchränken, nach Hammer die Handbibliothek Selims, Geſchichtsſchreiber und Dichter, durchgängig Prachtexemplare, durch Schöne der Schrift ausgezeichnet. Das größere hat einen ganz goldenen Plafond, von welchem Körbe mit künſtlichen Vögeln herunterhängen, die dem ruhenden Gebieter etwas vorſingen. Uns mochten ſie nicht für würdig halten, ihre Stimmen ertönen zu laſſen und uns zu unterhalten, denn ſie waren ſtumm wie alle dieſe zauberhaften Räume. An den Wänden des Gemachs hingen prachtvolle, meiſtens alte Waffen, reich mit Gold und Edelſteinen beſetzt, Dolche, Piſtolen, Säbel, Bogen und Köcher. In der Mitte auf einem prächtigen Bodenteppich ſtand ein großes Kohlenbecken (Mangahl). Wir ſahen in dieſem Privatzimmer rings auf allen Divans herum, ohne zu finden, was wir ſuchten; denn hier lag, wie Herr von Hammer erzählt, die große Briefſtaſche des Sultans, aus gelbem Leder mit Silber geſtickt, eine ähnliche, wie ihm bei feſtlichen Gelegenheiten von einem der Kronbeamten vorgetragen wird. Jetzt war ſie nicht mehr da; wahrſcheinlich hat ſie Sultan Abdul Medſchid mit nach Beſchiktaſch genommen, wo er jetzt gerade wohnt; denn die Großmächte werden ihm ſo viel zu notiren geben, daß er vermuthlich ſeines ganzen Briefſtaſchen-Vorraths bedarf, um ſich Alles gehörig zu merken.

Eine Thüre von vergoldetem Schnitzwerk führt aus dem Zimmer des Herrschers zurück in den Theil des Blumengartens, der der Hyazinthengarten heißt. Die Gärten des Serails, sowie die Privatwohnung des Sultans hatten wir nun gesehen und unser schwarzer Begleiter führte uns quer durch den Garten zu einer andern Thür, wo ich im ersten Augenblick nicht im Stande war, mich trotz der genauen Angaben Hammers zu orientiren. Wir traten in einen Gang, an dessen Ende sich ein anderes großes Thor befand, und erst, als uns der Schwarze jenes als das Top-Capu — Kanonenthor bezeichnete, wußte ich, daß wir uns in dem Gang befanden, der das Haremlik, Wohnung der Weiber, vom Selamlik, Begrüßungsort oder Wohnung der Männer, scheidet. Zur linken Hand gingen wir eine Stiege hinauf und kamen in den großen Tanz- und Theatersaal, der durch Stufen in zwei Hälften getheilt wird, und hiedurch eine Gestalt wie unsere Theater erhält. Hier wird der Beherrscher der Gläubigen von seinen Frauen und Odalisken mit Tanz und Gesang unterhalten, die sich aber sonderbar genug im untern Theile des Saals, ich möchte ihn zum Vergleich das Parterre nennen, befinden, wogegen der Sultan oben auf der Bühne sitzt und dem Ballete zusieht. Auch befindet sich hier ein vergittertes Geländer, hinter welchem er zuweilen mit einer Favoritin verborgen ruht und sich so auf verschiedene Weise amüsirt. Der ganze Saal ist mit den prächtigsten Spiegeln von Krystall und Agat geschmückt und muß bei Lampenschimmer und Musik, sowie bei den flatternden gestickten Kleidern der üppigen Tänzerinnen einen feenhaft zauberischen Anblick gewähren. Jetzt lag der weite Saal ruhig und still; nichts regte sich, selbst unser redseliger Führer verstummte und nahte sich leise auftretend einer Thür, die der, zu welcher wir eingetreten, gegenüber lag und über welcher die Inschrift stand:

Sie werden hereintreten von allen Thüren.

denn dort fängt der Harem an, und aus dieser Pforte erscheinen

die Sultaninnen mit ihrem Gefolge vor dem Herrn, bald um ihn zu erheitern, freudig und munter auf die Töne der Zither lauſchend, bald um vor ſein erzürntes Antlitz zu treten und dicht in ihre Schleier verhüllt, ſtumm und troſtlos; dann unterbrechen keine Muſikklänge die dumpfe Stille, ein Gewitter iſt im Anzug, des Gebieters Auge ſchleudert Blitze und drunten donnern die Wellen des Meeres an die Mauern, als verlangten ſie ſtürmiſch ein Opfer.

Ehe wir den Harem betreten, möchte ich gern einige erklärende Worte über dieſes innere Hausweſen der türkiſchen Herrſcher vorausſchicken. Der Sultan hat ſieben rechtmäßige Frauen, wahrſcheinlich ſieben als heilige Zahl, wovon jede ihr eigenes Gemach — Oda — und ſo viel Zofen, dienende Weiber und Mägde hat, als der Sultan will, von denen er jede einzeln nach ſeinem Belieben zur Bettgenoſſin erklären kann. Dieſe dienenden Mädchen, von dem Worte Oda, die Kammer, Odaliken oder Odaliskken genannt, was demnach ſo viel bedeutet als unſer Name Frauenzimmer oder Kammermädchen, ſind dazu beſtimmt, ihr ganzes Leben lang niedere Dienſte zu thun, wenn ſie nicht das Glück haben, dem Sultan, ihrem Herrn, zu gefallen und vielleicht durch eine Schwangerſchaft aus der dienenden Claſſe emporgehoben werden. In dieſem Falle tritt die Glückliche nicht nur in den gleichen, ſondern noch in einen höhern Rang als der der ſieben Frauen, die dem Sultan vielleicht keinen Erben geboren haben und erhält den Namen Sultanin Chaſſeki; beſchenkt ſie ihren Herrn noch gar mit einem Prinzen, der ſein Nachfolger wird, ſo kann ſie es bis zum höchſten Range im Harem, zur Sultanin Valide, Mutter des regierenden Sultan's, bringen und beherrſcht nicht ſelten von den Polſtern ihres Gemaches den Sultan und das Land. Die andern Odaliskken, denen kein ſolches Glück zu Theil wird, fühlen ſich in der Regel in ihrer Sklaverei nicht unglücklich und die des Sultans ſind wenigſtens froh, dieſem zu dienen und nicht vielleicht in den Harem irgend eines Paſchas oder gar in den eines oberſten Verſchnittenen gekommen zu ſein;

denn auch dieſe haben einen Harem, der ſogar, wie ich aus einer glaubwürdigen Quelle erfuhr, öfters aus Weibern und Knaben beſteht; doch verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer Harem nur zum Staate gehalten wird, wie dieſes im Morgenlande von der älteſten Zeit her üblich iſt. So war nach der geſchichtlichen Ueberlieferung der Araber, Perſer und Türken, Putifar, der Oberſchatzmeiſter des Pharao, ein Eunuche, und ſeiner Gemahlin, Suleicha, brennende Liebe für den ſchönen Juſſuf erſcheint dadurch in milderem Lichte.*)

Im Allgemeinen muß man nicht glauben, daß ſich die dritte und vierte Frau eines Türken deßhalb unglücklich fühle, weil ſie die dritte oder vierte iſt; im Gegentheil iſt ſie entzückt darüber, denn ein Mann, der ſchon drei Weiber hat und ſie zur vierten nimmt, muß von ihren Reizen bezaubert ſein, und dieſelben höher halten, als die ſeiner andern Weiber. Die liebſten Träume unſerer Mädchen ſind, einſtens einen Mann zu bekommen und die Türkinnen, als Frau oder Odaliske zu einem Mann zu kommen. Ländlich, ſittlich. Und da letztere keine großen Anſprüche machen, warum ſollten ſie nicht glücklich ſein. Ein Divan, um ſich darauf bequem zu legen, etwas Spielzeug wie das unſerer Kinder, und ſonſtige Kleinigkeiten, um ſich die Zeit angenehm zu vertreiben, ein Springbrunnen, deſſen Plätſchern ſie einſchläfert — Herz, was verlangſt du mehr?

Aus dem Theaterſaal treten wir in einen langen dunkeln Gang, und ſind im eigentlichen Harem. Hier im obern Stockwerk wohnen die Frauen des Sultans in kleinen Gemächern, in denen ſich Divans und Ruhebette befinden. An den Wänden ſind zierlich geſchnitzte Schränke von vergoldetem Holz mit kleinen Spiegeln eingelegt oder von hartem dunklem Holz mit Perlmutter verziert, in welchen die Damen ihre Schmuckſachen, Kleider und das Toi-

*) Hammer, Geſch. d. o. R. V. Th.

lettengeräth aufheben. Eine Verzierung der Wände, die man in dieſen Gemächern am häufigſten antrifft, iſt die Perſonbeſchreibung der Propheten mit Perlmutterſchrift, meiſt auf himmelblauem Grunde eingelegt. Sie iſt auf jeder Wand einige Mal, ſo daß man ſie beſtändig vor Augen hat. Herr von Hammer ſagt hierüber: Der Text dieſer Beſchreibung, der auch auf den von Frauen getragenen Gürteltalismanen häufig vorkommt, vertritt hier die Stelle des gemalten Porträts, das der Islam verwehrt, und ſchwebt den Sultaninnen als Schönheitsideal vor, um durch die wiederholte Leſung derſelben das Bild des Propheten im höchſten Glanze der Schönheit und Vollkommenheit ihrer Einbildungskraft, und durch dieſelbe dem Unterpfand der Liebe in ihrem Schooße einzuprägen. Dieſe Inſchrift vertritt alſo in den Gemächern ſchwangerer Sultaninnen die Stelle der Statuen des Apollo von Belvedere, oder der mediceiſchen Venus, welche zu dieſem Behufe in europäiſchen Schlafgemächern aufgeſtellt ſein könnten. In Perlmutter eingelegt, hat ſie die Beſtimmung, die leſende Sultanin zur Perle der Mütter zu erheben, und deßhalb findet ſie ſich hauptſächlich auch in dem Gemach der Sultanin Valide, der Mutter des regierenden Sultans, welche dem plaſtiſchen Segen derſelben vielleicht die Ehre ihres gegenwärtigen Hofſtaats und Anſehens verdankt.

Dieſe talismaniſche Perſonbeſchreibung lautet folgendermaßen:

„Es iſt kein Gott als Gott, und Mohamed iſt Gottes Prophet; der Vortrefflichſte war braun und weiß zugleich; mit langen dünnen Augenbrauen; glänzend von Angeſicht; in voller Reife des männlichen Alters; dunkelaugig; von ehrwürdiger Stirne; kleinen Ohren; gebogener Naſe; mit von einandergetrennten Zähnen; runden Geſichtes und Bartes; langhändig; feinfingerig; von vollkommenem Wuchſe; ohne Haare auf ſeinem Bauche, ausgenommen eine Linie von der Bruſt bis zum Nabel, und zwiſchen ſeinen Schultern das Siegel des Prophetenthums (ein großes Muttermal), worauf

geschrieben stand: Wende dich wohin du willst, so folgt dir der Sieg."

Im untern Stockwerk wohnen die Odalisken oder Sklavinnen, deren Anzahl unbestimmt, aber meistens sehr groß ist, in langen großen Sälen, wo jedesmal ein paar hundert zusammen schlafen oder vielmehr zusammen eingesperrt werden; denn an beiden Seiten dieser Säle sind zwei Stiegen, die, sobald die Odalisken sich auf Befehl ihrer Aufseher zurückgezogen haben, durch große schwere Fallthüren und eiserne Riegel verschlossen werden. Diese Gemächer sind nicht sehr brillant eingerichtet, ungefähr wie die Kasernenstuben bei uns. Mehrere dieser Sklavinnen haben jedesmal zusammen einen kleinen Kasten, der blau oder roth angestrichen ist. Diese Behälter, in denen sie ihre Habseligkeiten bewahren, stehen einander in zwei Reihen an den langen Wänden des Saales gegenüber und lassen in der Mitte einen Gang frei. An den Fenstern befinden sich breite Divans, auf denen stets fünfzehn bis zwanzig Odalisken zusammen schlafen.

Durch den Gang, an dem die Gemächer der Sultaninnen liegen, gehen wir zurück in den Theatersaal und auf der Stiege, wo wir hinaufgegangen, wieder hinab in den Gang am Kanonenthor, auf dessen anderer Seite wir zur ebenen Erde noch die Gemächer und Väder der Sultanin Valide sahen, die fast ebenso eingerichtet sind, wie die Wohnungen der Sultaninnen. Dann stiegen wir noch in den obern Stock des Haremliks über der Wohnung der Sultanin Valide, wo sich die Staatsgemächer des Sultans befinden: der Thronsaal, der Audienzsaal und prächtige Väder. Der schon stark hereinbrechende Abend erlaubte uns nicht, die Säle genauer zu besehen. Wir gingen noch durch eine schmale sehr schöne Gallerie in den sogenannten Marmorkiosk, von Sultan Selim erbaut, und ließen uns hier einen Augenblick am Fenster nieder, von wo uns die letzten Lichter des Tages noch eine prachtvolle

Ausſicht auf die Propontis, den Bosporus und das goldene Horn gewährten.

„Indeſſen war die Sonne ſchlafen gangen.“

Die Wellen färbten ſich dunkel; einzelne Kaiks zogen langſam vorüber, Handwerker und Kaufleute aus den jetzt verſchloſſenen Bazars nach ihren Häuſern in Pera, Galata und Skutari bringend — die Abenddämmerung ſtritt ſich noch mit den Lichtern im Leuchtthurm und hielt ſie wie mit einem Nebel überzogen, den der Schein der Lampen noch nicht durchdringen konnte. Unſer Führer raſſelte laut mit ſeinen Schlüſſeln, uns an den Abſchied mahnend. Wir traten durch das Kanonenthor in's Freie, und fanden glücklicherweiſe noch einen Kaikſchi, der uns überſetzend einen langen Umweg über die neue Brücke erſparte. Oefters blickten wir zurück zu den dunklen Maſſen der Paläſte und Bäume, die uns gleich einem verſchwindenden ſchönen Traume mit jedem Ruderſchlage undeutlicher wurden und weiter zurücktraten. — Ja, es war mir wie ein Traum, denn ich hatte in den Paar Stunden ſo viel Schönes und Wunderbares geſehen, daß das Herz es nur wie Traumgeſtalten in undeutlichen Umriſſen auffaſſen konnte, und ich fürchte, ich habe es hier ſo wiedergegeben.

II. Von der Landſeite.

Die Erlangung eines Fermans, um in das neue Serail von der Landſeite bis zum Thore der Glückſeligkeit zu dringen, iſt leicht. Herr v. C. verſchaffte ihn uns, und wir zogen am andern Morgen aus, auch dies Denkmal alter und neuer Baukunſt zu beſehen.

Durch eine Menge ſchmutziger Gaſſen und armſeliger Stadtviertel, die wir bisher noch nicht betraten, kamen wir bei dem Portal der Aja Sophia vorbei und traten auf einen kleinen, unregelmäßigen Platz, der von dieſer und den Mauern des neuen

Serails umſchloſſen wird, den Serai Meidan. In der Mitte deſſelben ſteht eines der vielen zierlichen Brunnenhäuschen, die man überall findet, und hier quillt das beſte Waſſer der ganzen Stadt, weßhalb auch täglich viele ſilberne Flaſchen voll zum Gebrauch des Großherrn davon geſchöpft werden. Faſt mehr als alle andere Plätze Konſtantinopels hat dieſer eine denkwürdige Geſchichte zu erzählen. Hier war früher das Forum Constantini, einer der größten Plätze des alten Byzanz; jetzt iſt er faſt ganz verſchwunden, und die Häuſer ſind nach und nach zuſammengerückt, den merkwürdigen Boden bedeckend, und haben alle Spuren der prächtigen Bauwerke und Bildſäulen verdrängt, die hier geſtanden. Etwas weiter zurückgehend, kommen wir an eine kleine Fontaine, die in einem Winkel zwiſchen den Häuſern liegt, die wir unbeachtet hätten liegen laſſen, wenn uns nicht die Geſchichtſchreiber von dieſem armſeligen Brunnen erzählt, daß hier der Mittelpunkt des Forums geweſen ſei, wo ſich auf einer ſteinernen Unterlage von ſieben Stufen die große Säule erhob, die ſo häufig ihre Statuen wechſelte. Hier ſtand das ſilberne Bild des Kaiſers Theodoſius; Juſtinian ſtürzte es um und ſtellte auf einer Porphyrſäule ſeine eigene Statue zu Pferde aus Erz gegoſſen dahin. Das Pferd hob den linken Vorderfuß, als ob es ſchlagen wollte; die drei andern ſtanden auf dem Poſtamente. In der linken Hand trug die Statue die Erdkugel mit dem Kreuze und ſtreckte die rechte Hand drohend und herrſchend gegen Oſten aus, die Herrſchaft des Kaiſers über das Morgenland anzudeuten. So ſtand dieſe Bildſäule noch, als Muhamed, der Eroberer, über die Leiche des letzten Konſtantins hinweg in die Stadt drang. Doch nicht damit zufrieden, blos Sieger zu ſein, ſchnitt man dieſem letzten unglücklichen Kaiſer das Haupt ab und Muhamed ließ es höhnend vor die Füße dieſer Statue rollen; ein Hohn, deſſen Tiefe nur dann ganz gefühlt werden kann, wenn man weiß, daß den öſtlichen Triumphatoren der Siegeswunſch zugerufen wird: „daß ſie die Köpfe ihrer Feinde unter die Hufe ihrer Pferde treten

Fohlen nämlich wurde von einer heftigen Kolik befallen, warf ſich auf den Boden ſeines Kaſtens nieder, ſchlug mit den Füßen um ſich und traf zuweilen die Stute, die auch manchmal ungeduldig zu werden anfing. Kurz, ich war in den größten Nöthen und verſuchte alle erdenklichen Abhilfmittel erfolglos, bis mir endlich einer von den vielen theilnehmenden Paſſagieren — denn alle hatten das hübſche Thierchen lieb gewonnen — ein Inſtrument anbot, das er zum Beſten ſeiner Kinder an Bord führte, und mich dadurch in die Lage ſetzte, meinem kleinen Patienten eine wirkſame Erleichterung zu verſchaffen.

Als ich am andern Morgen auf das Verdeck trat, ſah ich die beiden Leuchtthürme von Genua vor mir, und einige Stunde ſpäter wurde in dem ſchönen Golf der majeſtätiſchen Stadt der Anker niedergelaſſen. Da hatte ich denn meine liebe Noth, bis ich mit Hilfe eines jungen Kurſchmids aus der Stadt meine Pferdefamilie am Lande hatte, welche endlich am Thore, wo ihr Signalement aufgenommen werden ſollte, von der ungewohnten Muſik der Wachparade nicht länger Stand hielt, ſo daß das Geſchäft der Signaliſirung ſpäter im Stalle vollendet werden mußte. Während der Paar Tage, die ich mich in Genua aufhielt, erſah ich die Gelegenheit, dieſe Stadt der Paläſte in allen ihren Theilen zu muſtern; auch wollte es mein gutes Glück, daß ich dem Flottmachen einer neugebauten Fregatte anwohnen konnte — eine Feſtlichkeit, zu deren würdiger Begehung ſich auch der König von Sardinien eingefunden hatte.

Nachdem ſich meine Thiere von der Anſtrengung der Seereiſe genugſam erholt hatten, trat ich mit dem Bedienten Friedrich, welcher mir von dem Baron gleich am andern Tag nachgeſendet worden war, an einem ſchönen Abend den Landweg durch Italien an, da ich die Pferde der drückenden Hitze des Tages nicht ausſetzen mochte. Der Weg nach Mailand wird mit Poſtwagen in 36 Stunden zurückgelegt; ich aber brauchte dazu acht Tage, weil ich wegen des Fohlens nur kleine Märſche machen konnte — trotz der ſchönen Natur eine ſehr ermüdende Aufgabe, da mir Niemand zur Seite war, um ſeine Gefühle gegen die meinigen auszutauſchen.

In Mailand hatte ich mir bald einige liebe Bekannte erworben, die ihr Möglichſtes thaten, mir die ſchöne Stadt genußreich zu machen. Ich ſah hier, was ſchon Tauſende vor mir geſehen und beſchrieben haben, und erinnere mich mit Freuden der vielen angenehmen Stunden, die ich hier verbrachte. Beſonders hatte ich Muße, den ganzen Schmelz ſchöner italieniſcher Abende zu genießen, und mit Sehnſucht denke ich an einige Straßen und Plätze zurück, durch die ich öfters gewandelt bin. Wie ſchön war an einem ſolchen Abende der Platz vor dem Dom mit ſeinen hellerleuchteten Caffeehäuſern und dem mächtigen Marmor-

ſollen.“ So werden noch heute in Perſien bei öffentlichen Einzügen der Fürſten und Statthalter Kugeln und Flaſchen unter die Füße des Pferdes unter dem Zuruf: „So ſollſt du die Köpfe deiner Feinde zertreten!“ geworfen, ebenſo wie an den Thoren des neuen Serails die Köpfe der aufrühreriſchen Paſchahs zu den Füßen des einreitenden Sultans rollen.

Zur linken Seite des Serai Meidani erheben ſich die Trümmer der ſogenannten Hohen Pforte, eigentlich der Palaſt des Großveziers, worin die wichtigſten Angelegenheiten des Staates berathen wurden. Bei dem letzten großen Aufſtand der Janitſcharen und bei einer großen Feuersbrunſt vor einigen Jahren iſt er größtentheils zerſtört worden und jetzt unbewohnbar. Von hier aus gingen die Miniſter der Sultane täglich zu ihrem Herrn durch das Thor der Glückſeligkeit, das ihnen indeß öfters zu einem Thor des Todes wurde. So blieben z. B. die Miniſter Sultan Selims kaum einen Monat im Amte, und es war damals eine bei den Türken übliche Verwünſchungsformel: „Mögeſt du Sultan Selims Vezier ſein!“ Von einem derſelben, dem Großvezier Piribaſcha, erzählt Hammer, daß, als er eines Tags ſeinen geſtrengen Herrn bei guter Laune fand, er es ſich als eine Gnade ausbat, wenn ihn der Sultan wolle hinrichten laſſen, möge er es ihm doch wenigſtens einen Tag vorher ſagen, damit er ſein Teſtament machen könne; worauf ihm Selim lachend erwiderte, offenherzig geſtanden, ginge er ſchon lange mit dem Gedanken um, ihm dem Kopf abſchlagen zu laſſen, und er würde gern ſeine Bitte erfüllen, wenn er nur gleich einen Andern hätte, den er an ſeine Stelle ſetzen könnte.

Durch die kaiſerliche Pforte, einen hochgewölbten Thorweg, an dem zu beiden Seiten die verdächtigen runden Steine ſtehen, auf denen die Köpfe der Enthaupteten zur Schau ausgeſtellt wurden, traten wir in den erſten Hof des Serails. Hier werden die Wachen von gewöhnlichen Thorwächtern, Kapitſchi, gethan, doch haben ſie

nicht mehr ihr früheres Costüm, sondern sind wie die Kawaschen der Gesandten gekleidet, im blauen Ueberrock, das Fes auf dem Kopfe und um den Leib zwei Taschen geschnallt, in denen Pistolen stecken. In diesem ersten Hofe befindet sich links die im Jahr 1726 erbaute neue Münze, die massiv in Steinen aufgeführt wurde: aus dem von einem türkischen Geschichtsschreiber angeführten Grunde, um den anziehenden fremden Gesandten durch den Anblick dieses steinernen Gebäudes einen vortheilhaften Eindruck beizubringen. Neben der Münze ist die alte Kirche der heiligen Irene, jetzt das Zeughaus des neuen Serails. Es ist ungefähr eingerichtet wie die unsrigen, nur daß die aus Säbeln, Pistolen und Flinten zusammengestellten Pyramiden und andere Figuren sehr geschmacklos sind. Die Gänge bestehen aus Mosaikpflaster von kleinen Kieselsteinen. Einige merkwürdige alte Waffen sollen sich hier befinden, unter andern die Rüstung des sorbischen Fürsten Milosch Kobilovich, der den Sultan Murad den Großen in der Schlacht auf der Ebene von Kossova in seinem eigenen Zelte ermordete. An den Wänden hingen eine Menge besonderer Helme und Pickelhauben, wahrscheinlich in früherer Zeit in den Kriegen mit den Tartaren und Mongolen erbeutet. Auch zeigte man uns Harnische aus den Zeiten der Kreuzzüge; doch da es hier nicht wie bei uns in derartigen Anstalten einen Führer gab, um uns diese Sachen zu erklären, so mußten wir viele gewiß merkwürdige Stücke unbeachtet lassen. Etwas, dessen Gebrauch der uns begleitende Artillerieoffizier erklärte, waren in einem besondern Gemach aufgestellte große Schwerter, die der edle Türke mit inniger Freude herumschwang, um uns anzudeuten, daß sie zum Kopfabschlagen dienten.

Auf der rechten Seite des ersten Hofes befinden sich das Krankenhaus, die Kasernen der Baltadschi — Hausknechte des Serails — und vor diesen Gebäuden ist ein freier, mit Rasen bedeckter Platz, wo sich die Pagen des Serails am dritten Festtage des Beyrams in Gegenwart des Sultans im Werfen des Dscherits üben. Nach-

dem wir dieſen Hof durchwandert, kamen wir an ein Thor, welches in den zweiten Hof führt und das Mittelthor, auch Orta-kupa, heißt. Rechts vor dem Eingang dieſes zweiten Thores iſt der große berühmte Mörſer, in welchem, wie die Sage erzählt, die zum Tode verurtheilten Muftis oder Rechtsgelehrten zerſtoßen wurden. Wenn ſchon das kaiſerliche Thor, zu welchem wir in's Serail getreten, durch die rechts und links aufgeſtellten blutigen Köpfe auf den Eintretenden einen unangenehmen Eindruck machten, ſo nahte ſich doch jeder, den ſeine Pflicht in dieſe Höhe rief, mit größerer Angſt dem Mittelthore; denn unter dieſem iſt das Gemach des Henkers. Hier wurden die Beamten des Reichs, die Veziere und Paſcha's, die ſich eines Vergehens ſchuldig gemacht hatten, oder wenn es der böſen Laune ihres Gebieters gerade ſo gefiel, von den Henkersknechten ergriffen, enthauptet oder in das am Ufer des Hafens befindliche Gerichts-Kiosk gebracht, wo ſie durch bereit liegende Schiffe in die Verbannung geführt wurden. Eine der Hausordnungen des Serails iſt, daß jeder, ſelbſt die höchſten Würdenträger des Reichs, ſo wie die fremden Geſandten und Botſchafter, hier bei einem aufgerichteten Steine, der Binek Taſchi — Vortheil der Reitſchule — heißt, vom Pferde ſteigen muß und zu Fuß in das Mittelthor gehen. Dieſer Gebrauch iſt wahrſcheinlich deßwegen hier eingeführt, damit keiner der Unglücklichen, die unbewußt des Schickſals, das ihrer harrt, in dieſen Thorweg treten, beim Anblick der Henker den Verſuch machen kann, ſich durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes zu retten.

Ein anderer unangenehmer und demüthigender Gebrauch für die fremden Geſandten war es, daß ſie ſich eine Zeit lang am Thore dieſes Henkergemachs ohne Stuhl und Sitz aufhalten mußten.

Von dem Mittelthor gingen wir auf einem gepflaſterten und mit Bäumen beſetzten Wege nach dem Eingange des dritten oder innerſten Hofes des Serails — Babi ſeadet — Thor der Glückſeligkeit genannt, an dem weiße und ſchwarze Verſchnittene die

Wache halten. Dieſe ſind noch mit dem Kaftan bekleidet und haben auf dem Kopfe eine ſpitzige Mütze mit einem Buſche von Pfauen- und andern glänzenden Federn. Auf der rechten Seite dieſes zweiten Hofes ſind neun verſchiedene Küchen für den Sultan, die Sultanin Chaſſeki und Valide, den oberſten ſchwarzen und weißen Verſchnittenen, Kislar Agaſſi, und Kapu Agaſſi, den Schatzmeiſter und Präfect des Serails. Gegenüber dieſen Küchen ſind die Zuckerbäcker und Sorbetbereiter des Serails. Vor dieſen Küchen wurden an Audienztagen große Schüſſeln mit Pillau aufgeſtellt, auf welchen die in dem Hofe ſich befindenden Janitſcharen auf ein gegebenes Zeichen beim Eintritt der fremden Geſandten raſch losſtürzten, was als ein Beweis ihrer Zufriedenheit angeſehen wurde. Waren dieſe übermüthigen Knechte jedoch mit dem Sultan ſelbſt oder irgend einer fremden Macht unzufrieden, ſo blieben ſie ſtehen und rührten die Gerichte nicht an. Darauf wurden ſie ausgezahlt, wobei die Schatzmeiſter viel mit ihren Geldſäcken klapperten, um den Geſandten einen guten Begriff von dem Reichthum des Großherrn beizubringen. Sobald dieſelben auf dieſe Art der Speiſung und Ablöhnung beigewohnt, wurden ſie bis vor das Thor der Glückſeligkeit geführt und der Großvezier ſuchte bei dem allerhöchſten Steigbügel um die Gnade nach, „ob der fremde Geſandte, nachdem er geſpeist und gekleidet worden, ſeine Stirne in den Staub der Füße ſultaniſcher Majeſtät reiben dürfe.“ Die Andeutung des geſpeist und gekleidet werden kommt daher, daß der Geſandte in einem Gebäude rechts am zweiten Hofe mit dem Großvezier in einem kleinen runden Tiſche einiges Backwerk genoß und ihm darauf, damit er würdig vor dem Auge des Sultans erſcheine, ein Ehrenkaftan umgehängt wurde. Nach dieſen Ceremonien öffnete ſich das Thor der Glückſeligkeit und der Geſandte wurde in den Audienzſaal geführt, wo zwei Kämmerer ſeine Arme faßten, ihm mit ihren Händen den Kopf niederdrückten und auf eine ſo handgreifliche Weiſe zu einer Verbeugung zwangen. Auch wir gelangten bis hinter das Thor der

Glückſeligkeit und in den Audienzſaal. Dies iſt ein nicht ſehr großes, mit Teppichen belegtes Gemach; ſeine Wände ſind mit goldgeſtickten Stoffen bekleidet und hie und da mit Figuren, aus gefaßten Edelſteinen beſtehend, verziert. Der Thron iſt ein kleiner Divan, über dem vier mit Edelſteinen beſetzte Säulen einen Baldachin tragen. Das Gemach hat nur ein einziges vergittertes Fenſter, das kaum ſo viel Licht herein läßt, um die koſtbaren Stickereien der Wände und die blitzenden Juwelen zu unterſcheiden.

Hinter dieſem Audienzſaal fangen die Gebäude des innern Winterharems an, wohin bis jetzt außer Aerzten noch kein Europäer gedrungen iſt. Auch wir mußten hier umkehren, nachdem wir noch zuvor einen neugierigen Blick aus dem Fenſter dieſes Saales in die daranſtoßenden Gärten geworfen hatten. Doch ſahen wir nichts als Gruppen von Platanen und Cypreſſen, unter denen die glänzenden Dächer verſchiedener Kioske hervorſchimmerten. Alles war da ruhig und ſtill; nur eine kleine Fontaine, die nicht fern von uns ihr Waſſer in die Höhe warf, murmelte geſchwätzig und hätte uns vielleicht viel erzählen können, wenn wir ihre Sprache verſtanden hätten. Das Thor der Glückſeligkeit ſchloß ſich wieder hinter uns zu, und wir gingen über beide Höfe zurück durch die kaiſerliche Pforte auf dem Serai Meidani, um nach Pera zurückzukehren.

Viertes Kapitel.

Schiffbruch des Dampfbootes Seri-Pervas.

Abreise von Konstantinopel. — Die Stadt im Schnee. — Stürmisches Wetter. — Nebel. — Einschiffung türkischer Soldaten. — Der Seri-Pervas. — „Schiffbruch und Tod ist unser Loos.“ — Unglück des Dr. B. — Heftige Bewegungen des Schiffes. — Unser Nachtrab. — Seesturm. — Schiffbruch. — Das Verdeck. — Versuche zur Rettung. — Unglücksfälle bei derselben. — Das Dorf Armudlü. — Pillau mit Seife. — Räubereien der Türken. — Das Dampfboot Ludovico. — Rückkehr nach Konstantinopel.

Je näher der Zeitpunkt heranrückte, auf den wir unsere Abreise von Konstantinopel bestimmt — es war gegen Ende November — um so häufiger forschten wir bei unsern Bekannten, ob die durch den Krieg mit Mehemed Ali gestörte Communication zwischen der europäischen Türkei und Syrien nicht wieder hergestellt wäre. Obgleich wir nun von Tag zu Tag mit der Nachricht vertröstet wurden, es könne nicht mehr lange anstehen, daß die Dampfschiffe des Lloyd, die früher [illegible]ischen Alexandrien, Jaffa, Beirut und Konstantinopel fuhren, ihre Touren wieder beginnen würden, so war doch all unser Spähen vergebens. Es kamen und gingen wohl viele Dampfboote, aber entweder waren sie von der Donaugesellschaft und kamen von dem schwarzen Meere her, um dahin zurückzukehren, oder es erschienen englische Dampffregatten, die den Mittag einliefen, ihre Depeschen so rasch wie möglich wechselten und oft, ehe wir noch Zeit gehabt hatten, uns nach ihnen zu erkundigen, wieder nach Beirut, wo sich die Flotten befanden, zurückkehrten. Um den Weg zu Land durch Kleinasien nach Syrien zu machen, hätten wir, besonders unter den jetzigen Zeitverhältnissen, gewiß an zwei Monate gebraucht, und dazu

obendrein noch einen äußerst unangenehmen und beschwerlichen Marsch gehabt.

So waren wir wirklich wegen unseres Fortkommens von Konstantinopel in einiger Verlegenheit und unterhielten uns eines Abends ziemlich mißmuthig von diesen Hindernissen. Wir warteten mit dem Essen auf unsern lieben Reisegefährten, den Oberstlieutenant Philippowich, den seine Geschäfte im östreichischen Gesandtschaftshôtel heute etwas länger als gewöhnlich zurückhalten mochten, als derselbe plötzlich mit dem freudigen Ausruf in die Stube trat: „Meine Herren, es ist eine sehr günstige Gelegenheit da, um uns nach Beirut zu schaffen.“ Wir sprangen ihm überrascht entgegen und hörten von ihm, daß die türkische Regierung von der östreichischen Dampfschifffahrtsgesellschaft ein Boot gemiethet habe, um fünfhundert Mann türkischer Infanterie nach Beirut zu bringen.

Diese Soldaten wurden natürlich mit ihren Offizieren auf dem Verdeck placirt und für den Oberstlieutenant, sowie für den Grafen Szechenyi, der ebenfalls noch Etwas von dem Feldzuge in Syrien genießen wollte, hatte man die Damenkajüten bestimmt, und uns würde man, wie der Oberstlieutenant glaubte, da in den Kajüten noch Platz genug sei, die Ueberfahrt ebenfalls gerne bewilligen. Da die Abfahrt auf übermorgen Abend bestimmt war, traf der Baron am folgenden Morgen gleich alle Anstalten, um bei den betreffenden Behörden die Erlaubniß zur Mitfahrt zu erhalten, was ihm bei den vielen Bekanntschaften und Empfehlungen, die er hier hatte, nicht schwer wurde.

Jetzt wurde gepackt und unser Reisegeräthe gemustert, wobei sich vieles Schadhafte von unserer türkischen Landreise her vorfand, was noch heute reparirt werden mußte. Auch eilte jeder, noch kleine Einkäufe zu besorgen, die wir unkluger Weise bis auf den letzten Tag verschoben hatten. Während unseres ganzen Aufenthalts in Konstantinopel hatten wir das herrlichste Wetter von der Welt; doch heute am 1. December änderte sich die Temperatur so bedeu-

tend, daß der Thermometer, der ſich immer zwiſchen fünfzehn und ſiebenzehn G. R. über Null gehalten hatte, in der Nacht plötzlich auf zwei G. R. unter Null herabſank. Auch hatte ſich gegen Morgen ein heftiger Wind erhoben, der uns ein luſtiges Schneegeſtöber brachte, das im Lauf des Tages die Häuſer und umliegenden Berge mit einer dünnen weißen Decke überzog, für Konſtantinopel gewiß ein ſeltenes Schauſpiel.

Von unſerer guten Wirthin, der Madame Balbiani und ihren liebenswürdigen Kindern, die uns nicht wie Fremde, ſondern wie Hausgenoſſen und Verwandte behandelt hatten, nahmen wir den herzlichſten Abſchied und ſtiegen nach Top-Chana hinunter, wo das Dampfboot — es war der Seri-Pervas („Schnellläufer") in der Mitte des goldenen Horns vor Anker lag. Nie hatte ich das Waſſer in dem ſonſt ſo ruhigen Hafen in ſolcher Aufregung geſehen; die kleineren Kaiks verließen das Ufer und bargen ſich zwiſchen die Häuſer und Schiffe; nur einige der größten waren noch da, die aber von den bewegten Wellen ſo in die Höhe geworfen und hin und her geſchaukelt wurden, daß es uns erſt nach langer Anſtrengung gelang, unſere Effekten, als Koffer, Mantelſäcke ꝛc. in zwei derſelben zu bringen. Wir ruderten nach dem Schiffe und fanden draußen die Bewegung der Wellen noch ungleich ſtärker, als am Ufer, ſo daß wir trotz der hülfreichen Hand der Matroſen mehrmals von dem Schiffe zurückgeworfen wurden, ehe es uns gelang, die Kaik anzulegen und unſere Effekten hinaufziehen zu laſſen. Nicht ohne Gefahr folgten wir ihnen nach, da die Boote bald tief unter der Treppe des Dampfſchiffes lagen, bald von den Wellen mehre Fuß hoch hinaufgeſchleudert wurden.

Das Schiff hatte eben erſt ſeinen Kohlenvorrath eingenommen und noch keinen der Soldaten an Bord. Wir gingen auf dem Verdeck umher und ſahen uns zum letzten Mal die ſchöne majeſtätiſche Stadt an, die wir nun wohl für immer verlaſſen ſollten. Der Schnee, der wie mit einem weißen Schleier die Kuppeln der

Kirchen bedeckte, verlieh dem ganzen Bilde einen eigenthümlichen phantaſtiſchen Reiz. Man iſt ſo gewohnt, ſich die Moſcheen mit ihren ſchlanken Minarets, ſowie die dunklen Cypreſſen nur unter einem heiteren blauen Himmel im heißen Sonnenſtrahle zu denken, daß dieſe orientaliſche Winterlandſchaft mit den darüber hängenden dichten Schneewolken einen ſonderbaren beklemmenden Eindruck auf das Herz machen mußte. Mir war, als ſei die ganze Umgebung, Stadt und Hafen, viel ſtiller, denn ſonſt, als verwunderten ſich neben den Türken, die wirklich erſtaunt die weißen Flocken fallen ſahen, ſelbſt die lebloſen Gebäude und Bäume über den kalten Schleier, der ſich über ſie gebreitet.

Der Kapitän, Herr L., der mit großen Schritten auf dem Radkaſten umherging und in das wogende Meer hinausſah, begrüßte uns freundlich, theilte uns aber gleich ſeine Beſorgniß mit, daß wir während der Nacht einen heftigen Sturm haben könnten. Wirklich wurde das Wetter auch von Minute zu Minute unangenehmer; das Schneegeſtöber, mit Regen untermiſcht, begann auf's neue und heftiger als heute Morgen, wobei ſich endlich der Nebel herabſenkte, ſo daß wir kaum die auf den Maſten flatternden Fahnen erkennen konnten. Der Baron, ſowie die öſtreichiſchen Offiziere, waren mit ihren Abſchiedsbeſuchen beſchäftigt und noch in Pera geblieben, um eine Stunde ſpäter als wir an Bord zu gehen.

Gegen fünf Uhr lichtete der Seri-Pervas die Anker, um nach Skutari zu fahren, wo wir die türkiſchen Soldaten aufnehmen ſollten. Das Meer warf lange flache Wellen, die das Schiff unter ſo ſtarker Bewegung durchſchnitt, daß ich, der ich meine erſte Seereiſe machte, mich ſchon hier im Hafen kaum aufrecht erhalten konnte. Von dem aſiatiſchen Ufer herüber drang, ſo oft es die heftigen Windſtöße erlaubten, eine gräßliche Militärmuſik in unſer Ohr, deren barbariſche Klänge es den armen Soldaten, die in dichten Reihen am Ufer ſtanden, leichter machen ſollte, von der Heimath, von Weib und Kind zu ſcheiden. Wir warfen auf's neue

Anker und die Soldaten kamen in großen Booten angefahren. Die Bekleidung dieſer Leute war ziemlich gut und warm. Sie hatten dicke Tuchmäntel und über dem Feß noch eine Art Kapuze; dagegen war ihre Verproviantirung um ſo ſchlechter, indem ſie für die ganze Fahrt, welche gewöhnlich ſieben Tage dauert, von Seiten der Regierung nur harten Zwieback und Oliven erhalten hatten. So oft eine Schaluppe ihre Ladung bei uns abgeſetzt hatte, fingen die Türken gleich an, ſich ſo gut wie möglich häuslich einzurichten. Anfänglich drängte Alles nach der Pupya, Hintertheil, wo der Kapitän ein großes Segel hatte ausſpannen laſſen, als eine Art Schutzdach gegen den Schnee und den Regen. Die Leute breiteten dicht neben einander Teppiche, deren jeder einen bei ſich führte, auf dem Verdecke aus, ſetzten ſich darauf auf die untergeſchlagenen Beine und begannen Tabak zu rauchen. Die ganze Einſchiffung dauerte eine ſtarke Stunde und da man ſtatt fünfhundert, wie anfangs beſtimmt war, ſechshundert eingeſchifft hatte, war das ganze Verdeck, trotz dem die Menſchen ganz dicht gedrängt ſaßen oder ſtanden, ſo angefüllt, daß der Kapitän ſich genöthigt ſah, längs der einen Schiffswand Balken und Taue ziehen zu laſſen, die einen Gang für die Matroſen bildeten, denen es ſonſt unmöglich geweſen wäre, ſo ſchnell als es der Dienſt auf dem Schiffe erfordert, hin und her zu laufen.

Schon fing es an dunkel zu werden, und unſere Freunde kamen noch immer nicht; auch wurde das Schneegeſtöber ſtärker, der Wind erhob ſich mehr und mehr und der Nebel war ſo dicht geworden, daß man von der Prouva, Vordertheil der Schiffes, kaum bis zur Pupya ſehen konnte: Umſtände, die unſern Kapitän veranlaßten, nach einer Berathung mit ſeinen Offizieren einen derſelben an's Land zu ſchicken, um bei dem Paſcha, der die Einſchiffung befehligt hatte, die Erlaubniß auszuwirken, wegen des ungünſtigen Wetters die Abfahrt bis morgen zu verſchieben. Doch umſonſt. Der Paſcha, ein brutaler Türke, wollte nichts von Aufſchub hören und ließ dem Kapitän

gebäude im Hintergrunde, deſſen hochragende weiße Spitzen ſich an dem dunkeln Himmel ſcharf abzeichneten.

Am 6. Juni ritt ich Abends aus Mailand fort, die Bruſt mit all dem Angenehmen erfüllt, was ich in der ſchönen Stadt genoſſen, und lebhafter als je an die Heimath denkend, die ich nun bald wieder betreten ſollte. Meine Caravane war wie früher organiſirt: der Reitknecht führte die Stute, das Fohlen ſprang nebenher, und ich ritt den Hengſt, welcher mir die kurze Tour nach Monza recht ſauer machte, denn er ſah heut' zum erſtenmal in ſeinem Leben eine Locomotive, die ihn zu den unangenehmſten Sprüngen veranlaßte; auch behielt er den Anblick nur zu gut im Gedächtniß, denn ſo oft er ſpäter irgendwo Rauch aufſteigen ſah, wurde er unruhig und konnte nur mit Mühe von den gröbſten Unarten abgehalten werden. Am Abende des nächſten Tages erreichte ich Lecco am Comerſee und traf daſelbſt einen ſcheerenkundigen Landsmann, den ich aus einer kleinen Verlegenheit gegen den Wirth erlöste — eine Gefälligkeit, die er mir durch eifrige Handreichung, welche er dem Reitknechte leiſtete, dankte. Er ſchloß ſich meiner Caravane an; aber das Ausſehen meiner beiden Begleiter war ſo abenteuerlich, daß mich in der Nähe von Chiavenna ein Menſch, der an der Straße Steine klopfte, mit der Frage anging, wann wir unſere Vorſtellungen beginnen wollten; er ſey nämlich einer der Tamboure des Orts, und wir möchten ihn die Ankündigungen austrommeln laſſen, damit er etwas verdiene.

Bisher hatte ich ſtets günſtiges, ja heißes Wetter gehabt; aber von Chiavenna aus, wo mein Schneiderlandsmann zurückblieb, änderte ſich die Scene, und ich mußte, ſtatt früher nur Morgens und Abends zu reiſen, den umgekehrten Plan befolgen. Doch auch ſo wurde mir bei meiner leichten Bekleidung die Kälte ſehr empfindlich, und namentlich litt das an rauhes Wetter nicht gewöhnte Fohlen, welches ſich zuweilen gegen den Wind gar nicht emporarbeiten konnte. Auf dem Splügen wurde ich von einem luſtigen Schneegeſtöber begrüßt, und in der Nähe des öſtreichiſchen Zollhauſes waren die Bergwaſſer theilweiſe mit Eis bedeckt. Ich übernachtete in dem Dorfe Splügen und reiſte am andern Morgen gegen 9 Uhr wieder weiter, die wegen ihrer ſchauerlichen Wildheit ſo berühmte und berüchtigte via mala begehend, obſchon ich ſie — vielleicht in Folge meiner Erfahrungen im Libanon — lange nicht ſo ſchlimm fand, als ich mir vorgeſtellt hatte. Allerdings jagte mir einmal mein Hengſt einen ziemlichen Schrecken ein. Man führte ihn nämlich an dem ſogenannten verlornen Loche, wo vorſpringende Felſen es unmöglich machten, den Weg auf dem rechten Ufer der Schlucht fortzuſetzen, vermittelſt einer Brücke, die mit einem einzigen Bogen kühn zwiſchen den hohen Felſen hängt, auf die linke Seite. Bei dem

ſagen, das Schiff wäre zur Abfahrt auf heute gemiethet und er ſolle ſeine Pflicht thun.

Daß unſere Freunde noch immer nicht kamen, ſetzte ſowohl den Kapitän, wie uns etwas in Verlegenheit. Erſterer ließ auf's neue die Anker lichten und fuhr mit halber Kraft in einem großen Bogen nach Top-Chana zurück, um das Boot mit denſelben, im Fall es ſich in dem Nebel verirrt hätte, aufzuſuchen. Auch ließ er mehrere Schüſſe thun und wir ſtanden an der Puppa und ſpähten umher. Endlich ſahen wir ein Boot mit einer rothen Flagge gegen uns kommen, das die Wellen gewaltig auf- und abwarfen. Bald ſchwebte es hoch auf einer Woge, bald entſchwand es uns gänzlich und ſo dauerte es noch eine ziemliche Zeit, bis es anlegen konnte. Als die Freunde wohlbehalten an Bord geſtiegen waren, ließ der Kapitän das Schiff wieder wenden und eilte mit der vollen Kraft der Maſchine in's Marmormeer hinaus. Wir aber ſtiegen in die Kajüte hinab, um das für uns bereitete Souper einzunehmen.

Außer den beiden öſtreichiſchen Offizieren, die ich genannt, machte nur noch ein Herr S., öſtreichiſcher Dolmetſcher bei der Pforte, die Reiſe mit uns, ſo daß wir in den Kajüten Platz genug hatten; beſonders da der Commandeur der türkiſchen Truppen beſtändig im Hintergrund der Kajüte auf ſeinem Teppich lag. Alle anderen Offiziere, worunter ſogar ein Oberſtlieutenant und zwei Majors türkiſcher Währung ſich befanden, waren vorne in der zweiten Kajüte.

Bei Tiſche erſchien der Kapitän, Herr L., ein ſehr liebenswürdiger gebildeter Italiener, für einige Augenblicke mit einem andern Paſſagier, den wir bis dahin nicht bemerkt hatten. Letzterer war ein ungemein langer und magerer Menſch, ſeinem Titel nach Agent der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft und unſer Nachtrabe; denn jede ſeiner Reden war entweder eine böſe Prophezeiung für die kommende Nacht, oder eine Erzählung über die ſchlechte Disciplin der türkiſchen Truppen. So ſagte er unter Anderem: man

habe für den Truppentransport diesmal ein Dampfboot gewählt, weil schon zweimal der Fall vorgekommen sei, daß die auf gleiche Art an Bord eines Segelschiffs gewesene Mannschaft sich empört, den Kapitän gezwungen habe, sie wieder an's Land zu setzen und alsdann desertirt sei; Thatsachen, die wir später bestätigen hörten. Bei einem Dampfboot aber, setzte er hinzu, sei dergleichen nicht zu befürchten, indem ihre Scheu vor der Maschine sehr groß wäre und sie den Kapitän, der diese zu leiten wisse, beinahe für ein übernatürliches Wesen ansähen. Daß es eine ziemlich zügellose und wilde Bande sei, die über unsern Köpfen lagerte, hatten wir schon heute Abend hinreichend Gelegenheit zu erfahren; denn einige attakirten den Kellner, oder vielmehr die Suppenschüssel, die dieser auf unsern Tisch brachte; eine Frechheit, bei der schon Vermuthungen aufstiegen, was es wohl geben könnte, wenn uns mit diesen sechshundert Menschen an Bord irgend ein Unglück zustieße.

Während dem Essen wurde das Schwanken des Schiffes so stark, daß einige Mal die Gläser und Flaschen über einander fielen. Für Einige von uns, worunter auch ich, die zum ersten Mal eine Seereise machten, war dies Wetter sehr geeignet, die fast unvermeidliche Seekrankheit schnell und stark herbeizuführen. Sogar die, welche schon das Meer kannten, machten die ungewöhnlichen Stöße unwohl, und es war komisch zu sehen, wie einer nach dem Andern aufstund und sich an den Wänden festhaltend, um nicht hinzustürzen, sein Bett suchte. Ich für meine Person hatte das ungewöhnliche Glück, in Gesellschaft des Oberstlieutenants Philippowich, und des Grafen Szechenyi, ohne unwohl zu werden, bis zu Ende dem Souper tapfer zusprechen zu können, obgleich zuweilen Stöße kamen, die unsere Stühle zwei bis drei Fuß vom Tische entfernten. Gegen zehn Uhr stieg ich noch einmal auf's Verdeck, um mich umzusehen; doch verhinderte die ungewöhnliche Finsterniß der Nacht jede Aussicht. Das Schneegestöber, mit Regen untermischt, hatte sich verstärkt und wüthete unter den Soldaten, die ohne Dach — das

ausgespannte Segel hatte man, da der Wind zu heftig wurde, wegnehmen müssen — auf dem Verdeck dem ganzen Unwetter Preis gegeben waren. Viele dieser armen Menschen waren in die Magazine gekrochen, andere saßen und lagen auf den Treppen herum und überall, wo sie nur das geringste Obdach fanden. Trotzdem war das Verdeck noch so überfüllt, daß die Matrosen und Steuerleute kaum ihre Arbeit verrichten konnten, und sie hatten heute Nacht alle Hände voll zu thun. Der Nordwestwind, der uns stark in die rechte Seite blies, so daß das Schiff mit aller Kraft der Maschine seinen Cours kaum halten konnte, wurde von Minute zu Minute heftiger. Auch wogte das Meer immer stärker auf und spritzte leichte Wellen auf's Verdeck, weßhalb ich mich so rasch wie möglich wieder in die Kajüte zurückzog.

Zum Schlafen hatten wir die Damenzimmer eingenommen, die aus zwei Kabinetten bestanden, das eine mit sechs, das andere mit vier Betten. Außerdem waren zu beiden Seiten der großen Kajüte noch acht Zimmerchen, jedes mit zwei Betten, woraus man ungefähr auf die Größe dieses schönen Schiffes schließen kann. In allen seinen Theilen war es auf das Eleganteste eingerichtet; doch konnte der Sachverständige einen großen Fehler an ihm entdecken, nämlich den, daß die Maschine von hundert und zwanzig Pferdekraft viel zu schwach war für den großen Körper des Bootes. Schon bei Uebernahme des Schiffes im vorigen Jahre — es war erst gegen Ende 1839 in Triest vom Stapel gelaufen — hatte unser jetziger Kapitän der Dampfschifffahrtsgesellschaft dies Mißverhältniß zwischen Maschine und Fahrzeug auseinander gesetzt, um sich gegen alle Folgen zu verwahren, zugleich erklärte er, bei seiner jetzigen Construction sei er überzeugt, daß sich das Schiff bei einem starken Sturm nicht gegen Wind und Wellen erhalten könne. Diese kleine Details gab uns der Nachtrabe mit zu Bette und verließ uns mit einem bedenklichen: Nous verrons, nous verrons!

Alles lag ſchon in den Betten, außer dem Grafen Szechenyi und mir. Ich weiß nicht, ich konnte mich nicht dazu entſchließen, in den niedrigen Kaſten zu kriechen. Wir ſaßen auf einem der Sophas in der Damenkajüte und ſangen allerlei Lieder, unter andern den Refrain aus dem Liede des Zampa, worauf wir ſonderbarer Weiſe immer wieder zurückkamen und der lautet:

„Schiffbruch und Tod — iſt unſer Loos.“

und trieben das ſo lange, bis uns die Andern aus ihren Betten heraus ernſtlich ermahnten, mit unſern für die jetzigen Verhältniſſe wirklich gottloſen Liedern einzuhalten und den Teufel nicht an die Wand zu malen. Und wirklich war unſer Geſang eine böſe Vorahnung, für den armen Szechenyi in doppelter Hinſicht; denn nachdem ihn das Meer verſchont und er ſpäter wieder glücklich Konſtantinopel erreicht hatte, führte ihn ſein Geſchick nach Damaskus, wo er an der Peſt ſtarb.

Unterdeſſen begab ich mich, nicht ohne viele Mühe, in mein niederes Bett, wobei ich ſo wenig wie die Andern an irgend ein Unglück dachte, daß wir uns ganz wie zu Hauſe ausgezogen hatten, auch heiter und guter Dinge waren. An Schlafen war freilich nicht zu denken, vielmehr mußte man ſich mit beiden Händen feſthalten, um von den ſtarken Stößen nicht aus dem Bette geſchleudert zu werden. Dabei fing das Schiff an, ſich auf eine wirklich beunruhigende Art zu bewegen und ganz entſetzlich zu krachen. Bald war die Seite, auf der wir lagen, hoch in der Luft und wir ſahen förmlich auf unſere Gefährten hinab, bald ſtiegen dieſe und wir befürchteten nur, wenn ſie ſo über uns ſchwebten, es möge einer aus ſeinem Bette fallen, der dann wahrſcheinlich ohne Gnade auf uns geſtürzt wäre. Je heftiger dieſe Schwankungen des Schiffes wurden, je ſtärker wurde das betäubende Getöſe und ſchnitt uns die Worte vom Munde ab. Die Bretter und Balken, aus denen das Schiff gebaut war, dehnten und bewegten ſich knarrend und ſtöhnend.

Kein Stück des Schiffes, kein Tau, kein Holz, kein Metall ſchwieg, jedes gab ſeinen Ton des Schmerzes von ſich; draußen ſchlugen die Wellen mit einem unglaublichen Gepolter an die Seiten des Schiffes. Neben dieſem furchtbaren Ernſt, den Meer und Wind zu machen ſchienen, fehlte es unſerer Kajüte nicht an komiſchen Scenen, die Lachen erregen mußten. So öffnete eine Woge die kleine Luke über dem Bette des Oberſtlieutenant Philippowich und goß einen phosphoriſch leuchtenden Waſſerſtrahl hinein, und als er aufſprang, um ſein Lager von Neuem zu ordnen, ließ er bei dieſer Beſchäftigung ſein Bett mit den Händen los und rutſchte unaufhaltſam bis an die andere Seite des Zimmers. Lange brauchte er dazu, um ſein Lager wieder zu erreichen, und ſo oft er einige Schritte vorwärts gethan hatte, warf ihn ein neuer Stoß des Schiffes wieder zurück. Auch konnte ihm Niemand von uns helfen; denn ſowie einer ſeine Bettwände losgelaſſen hätte, würde es ihm ebenſo ergangen ſein.

Viel ſchlimmer noch aber erging es unſerm kleinen Doktor B. Ein natürliches Bedürfniß, gegen das er lange angekämpft hatte, zwang ihn endlich, ſein Bett zu verlaſſen und ein kleines Gemach zu beſuchen, das ſich neben unſerer Kajüte befand. Nicht ohne große Mühe öffnete er die Thüre deſſelben, die ein neuer Stoß des Schiffes hinter ihm dergeſtalt wieder in's Schloß warf, daß beide Klinken davon flogen. Jetzt hörten wir lange Zeit nichts von ihm; doch glaubte jeder, er liege wieder in ſeinem Bett. Plötzlich ſchrie uns der Oberſtlieutenant mit aller Kraft ſeiner Stimme zu; er höre neben ſich etwas klopfen, könne jedoch nicht begreifen, was es ſei. Jetzt fiel mir auf einmal unſer Doktor bei. Ich rief ſeinen Namen, und als ich keine Antwort bekam, ſprang ich aus dem Bette und lavirte nach der Gegend hin, wo jene kleine Thüre war. Sie war feſt verſchloſſen und wirklich hörte ich hinter derſelben die klägliche Stimme unſeres Freundes; mehrere Male ließ ich mich nun mit dem Rücken gegen die Thüre fallen, bis ſie endlich zu-

ſammenbrach und ich ſo den armen Doktor aus ſeinem Gefängniß erlöste. Ihm war es indeſſen ſehr ſchlecht ergangen. Die beſtändigen Bewegungen des Schiffes hatten ihn in dem kleinen Gemache wie eine Erbſe in der Schotte herumgeſchüttelt und am ganzen Körper braun und blau zerſchlagen. Obendrein hatte das Waſſer an der Einrichtung dieſes geheimen Gemachs etwas zerbrochen und jede Welle führte einen Strom Waſſer hinein, der ſich an der Decke brach und dann auf den Unglücklichen herabfiel.

Ein Beamter in Konſtantinopel hatte uns geſagt: Wenn Sie einſtens einen Seeſturm erleben ſollten, kann es Ihnen ein Zeichen ſein, daß er heftig wird, ſobald die Stühle in der Kajüte umherſpazieren; und ich dachte jetzt lebhaft an ſeine Worte; denn nicht nur die Stühle, ſondern auch unſere ſehr ſchweren Koffer wanderten förmlich auf und ab. Ich lag in meinem Bette auf dem Rücken, und jede Schwankung des Schiffes legte mich ſo ſtark auf die Seite, daß ich mich gegenſtemmen mußte, um nicht auf das Geſicht zu fallen. Dabei waren dieſe Bewegungen äußerſt langſam und ſchwerfällig; das Boot legte ſich, wie ſchon geſagt, ganz auf die Seite und blieb einige Secunden ſo, dann hob es ſich als wie mit vieler Mühe wieder auf. Neben dem großen Spektakel, den Wände und Geräthe in unſerer Kajüte verurſachten, war das Geraſſel und Gepolter auf dem Decke noch ungleich toller. Zwei Kanonen hatten ſich losgemacht und rollten oben auf und ab, bis ſie die Bruſtwehr durchſtoßen hatten und in's Meer gefallen waren. Dabei ſchrien und heulten die Soldaten oben wild durcheinander; es war eine ſchreckliche Nacht.

Von Zeit zu Zeit erſchien unſer Nachtrabe und brachte ſchlimme Nachrichten von oben. Gegen zwölf Uhr verkündigte er uns, die Maſchine, welche bei gutem Wetter zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Rotationen in der Minute machte, brächte jetzt kaum drei bis vier zu Stande und könne das Schiff nicht mehr gegen den mächtigen Nordweſtwind halten, und obgleich unſer Cours beinahe

ganz West sei, würden wir doch allen Bemühungen mit Segeln und Steuer zum Trotz ganz südöstlich getrieben. Hätte uns einer der Schiffsoffiziere diese Nachricht gebracht, so wären wir vielleicht aufgestanden und hätten uns angekleidet, um bei einem etwaigen Unglück gleich bei der Hand zu sein. Doch da uns jener stets mit bösen Prophezeiungen heimgesucht, blieben wir ruhig liegen, hörten aber doch mit wachsender Unruhe den immer mehr zunehmenden Sturm, sowie das stets heftiger werdende Tosen und Klopfen der Wellen gegen die Schiffswände. Plötzlich schmetterte die hängende Lampe so gegen die Decke des Zimmers, daß sie in kleinen Stücken herabfiel und wir im Dunkeln waren. Ich sprang aus dem Bette, und war kaum im Stande, zur Thüre zu kommen, um zu sehen, ob es möglich sei, ein anderes Licht zu erlangen; doch konnte ich nicht hinaus, indem die Treppen zu unserer Kajüte, sowie der ganze Gang mit türkischen Soldaten bedeckt war. Auch drang mir ein so unangenehmer Geruch entgegen, daß ich wieder zurücktrat und mein Bett suchte. Jetzt aber ward unsere Lage wirklich auf's Aeußerste unangenehm und beunruhigend. Um uns die dickste Finsterniß, während wir auf eine nicht zu beschreibende Art zusammengeschüttelt wurden. Der Tisch in der Mitte unseres Zimmers brach und stürzte um, die Wandgetäfel fielen herab, und der künstlich zusammengefügte Boden war auseinander gegangen, so daß man sich bei dem Gehen sehr in Acht nehmen mußte, um nicht in die entstandenen Oeffnungen zu treten und den Fuß zu brechen. Ueber uns vermehrte sich das Poltern der Soldaten und wir hörten ein Getöse wie von schweren Ketten, die hin und her geschleudert wurden. Dazwischen das Rufen und Wehklagen jener Menschen, die gewiß von Sturm und Regen gewaltig litten, und dennoch im Fall eines Unglücks besser daran waren, als wir, indem sie sich wenigstens nach Außen regen konnten, während wir so gut wie eingeschlossen waren; ein Gedanke, der für mich diese Nacht der schrecklichste war. Ging das Schiff unter, so konnten wir nicht einmal

einen Verſuch machen, uns zu retten, und mußten wie in einem Sacke eingeſchloſſen, elend ertrinken. Der Plafond unſerer Kajüte mußte auch gelitten haben, denn zuweilen drang Waſſer von oben herein. Ich für meine Perſon ſpürte ſehr gut die großen dicken Tropfen, die mir auf meine rechte Hand und den Arm fielen und mich auf dieſer Seite in kurzer Zeit durchnäßten. Doch lag ich ganz ruhig und lauſchte nur auf das Rauſchen der Maſchine, das ich von Zeit zu Zeit, doch ſehr undeutlich hörte, indem ich bei mir dachte, ſo lange die Räder gehen, iſt dem Schiffe nichts zugeſtoßen und treibt es noch auf hoher See umher. Man konnte ſehr gut hören, wenn der Andrang der Wellen die Räder für eine Minute oder länger gänzlich hemmte; dann wurde das Ventil an der Maſchine eröffnet oder öffnete ſich von ſelbſt und der Dampf fuhr laut pfeifend mit einer Gewalt hinaus, was man trotz des Sturmes deutlich hören konnte.

Dies dauerte ungefähr bis vier Uhr Morgens. Da glaubten wir Alle, die Gewalt des Sturmes habe ſich gelegt und jede Gefahr ſei vorüber, denn die Schwankungen des Schiffs waren weniger heftig und die Wellen lärmten nicht mehr ſo gewaltig wie früher; doch nur einige Augenblicke täuſchte uns dieſe Hoffnung — ein fürchterlicher Stoß von entſetzlichem Krachen des Schiffes begleitet, erſchütterte das ganze Gebäude und warf uns in den Betten hoch empor. Der Baron war der erſte, der auf den Boden ſprang und mit den Worten: Wir ſind geſcheitert! das ausſprach, was wir kaum zu denken wagten. Vergeblich horchte ich auf das Brauſen der Räder, ich hörte nichts als das Heulen des Sturmes. Das Stoßen des Schiffes hatte eine ganz andere Geſtalt angenommen; es war nicht mehr das Gefühl, von den Wellen hin und her geſchaukelt zu werden, ſondern wir fühlten, daß das Boot feſt ſaß und von der Gewalt des Sturmes rechts und links gegen Steine oder Felſen geworfen wurde. Wie wir nun in den erſten Augenblicken rathlos und thatlos daſtanden, erſchallte die Stimme des

langen Agenten durch den Lärmen, der uns durch die Thür zurief: „Messieurs, nous avons échoué au milieu de la mer.“ Keiner konnte, ohne ſich anzuhalten, aufrecht ſtehen bleiben. Was war zu thun? Jeder wollte ſich natürlich ſo ſchnell wie möglich ankleiden, um auf das Verdeck zu kommen, weil, wenn das Schiff einen bedeutenden Leck erhalten hatte, oder von der Macht der Wellen zertrümmert worden wäre, man ſeine Rettung nur vom Verdeck aus hätte ſuchen können.

Das Erſte was wir thaten, war, zur Thür hinauszudringen und uns Licht zu verſchaffen. Doch war das wegen der davor liegenden Soldaten keine Kleinigkeit; beſonders jetzt, wo auch ſie wußten, daß uns irgend ein Unglück betroffen. Der Oberſtlieutenant war der Erſte, der unter ſie trat, um draußen nach dem Kellner des Schiffes zu rufen. Die Türken umringten ihn augenblicklich und faßten ſeine Arme und Beine, wobei ſie ihm in ihrer Todesangſt zuriefen; Eſſendum Saalam war? — Herr, iſt noch Rettung? Er beſchwichtigte ſie ſo gut wie möglich, und vermochte ſie, ſich von unſerer Thür zu entfernen und den Kellner hineinzulaſſen, der endlich mit zwei Wachskerzen erſchien.

Nun galt es, aus dem Chaos von Kleidern, Stiefeln, Koffern und ſonſtigen Sachen das Seinige herauszufinden. Es war eine vollkommene Fiſcherei, denn wenn man z. B. glaubte, einen Stiefel zu haben, ſchleuderte ihn ein neuer Stoß des Schiffes in eine andere Ecke. Jeder zog in der Eile an, was er gerade fand, wodurch wir, da unſere Geſellſchaft aus ſehr großen und kleinen Leuten beſtand, auf das Sonderbarſte coſtumirt wurden. Wir verſuchten, auf das Verdeck zu kommen und zu ſehen, wo wir ſeien und was eigentlich mit dem Schiffe vorgegangen; aber die Türken drängten ſich dergeſtalt auf Treppen und Gängen, daß es nur dem Oberſtlieutenant und dem Grafen Szechenyi gelang, hinaufzudringen. Doch konnten ſie nicht gleich zur Thür des Kajütenhäuschens hinaus, indem eine der ſchweren Ketten, die den Schornſtein der Maſchine hielten, zerriſſen war

und hin und her geſchleudert wurde. Beide mußten deßhalb den Augenblick abwarten, wo ſie längs der Thüre flog, und dann hinausſpringen. Es war dieſelbe Kette, die ich in der Nacht hatte klirren hören und die, wie wir ſpäter hörten, ſechs Soldaten in der Dunkelheit über Bord geriſſen hatte. Natürlich waren die Unglücklichen ſpurlos verſchwunden.

Unſere beiden Gefährten kamen nach einigen Minuten zurück und berichteten uns, das Schiff ſei allerdings geſcheitert, doch wo, wiſſe man noch nicht. Man hoffe jedoch nicht weit vom Lande. Nach einer Viertelſtunde kam der Agent und ſagte: der Kapitän glaube in der Bucht von Mudania zu ſein und da es zu vermuthen ſtünde, daß die heftigen Wellen das Schiff, welches zwiſchen großen Steinen feſt ſitze, in Kurzem zerſchmettern, ſo mache er Anſtalten, die Mannſchaft auszuſchiffen.

Wir kleideten uns etwas ſorgfältiger und betraten alle das Verdeck, um ſelbſt zu ſehen, was für unſere Rettung zu thun ſei.

Welch einen Anblick bot das Schiff! Ungefähr hundertfünfzig Schritt von einem ſchneebedeckten Ufer hing es zwiſchen Felſen, und haushohe Wellen warfen es von einer Seite zur andern. Doch nur die Spitze des Schiffes lag feſt, das Hintertheil dagegen, tief im Waſſer, wurde von der Gewalt der andringenden Wellen oft hoch in die Höhe gehoben. Dann fiel es wieder in's Waſſer zurück und drohte durch dieſes immerwährende Aufprellen in der Mitte von einander zu brechen. Jede Planke, jedes Holz ächzte, die Taue der Maſten, von denen einer zerbrochen war und das Schiff mit Segeln und Tauwerken bedeckte, pfiffen durch die Luft, und Niemand konnte aufrecht ſtehen bleiben. Dabei das dichteſte Schneegeſtöber, das uns im Verein mit den ungeheuern Spritzwellen, die jeden Augenblick über das Verdeck rollten, in wenigen Minuten durchnäßt hatte und ganze Klumpen Eis des auf dem Meer zuſammengeballten Schnees über uns warf. Nie hab' ich ſpäter ähnliche Wellen geſehen. Donnernd brachen ſie ſich an den Wänden

Brausen der an den Wänden niederfallenden Wasserbäche kamen dem Thiere vielleicht die Leiden der Seefahrt oder das Sausen des Dampfes ins Gedächtniß — kurz, es wollte nicht auf die Brücke und machte Miene, wieder umzudrehen. Natürlich brauchte ich endlich Gewalt, und Sham sprang nun mit einem mächtigen Satze auf die Brücke, wo er sich seiner Gewohnheit gemäß auf die Hinterbeine stellte und so eine Strecke vorwärts marschirte — ein fatales Courbettiren über einem 400 Fuß tiefen Abgrund. Mein nächstes Nachtlager war Thusis, wo mir im Stalle ein schwarzer Ziegenbock eine Partie schlechte Cigarren abnahm (zwar nicht um sie zu rauchen, sondern um sie zu fressen), und am andern Nachmittag mußte ich wegen Sturm und Regen für zwei Tage in Chur Herberge nehmen. Sodann führte mich mein Weg über die Haltorte Oberriett und Sanct Gallen nach Rorschach, von wo aus ich mit dem Dampfboote nach Constanz fuhr. Hier mußte ich wegen des Fohlens einen halben Tag bleiben und zu größerer Schonung des Thierchens mich wieder auf dem Bodensee einschiffen, um den weiten Umweg um den See nach Ludwigshafen zu vermeiden. Noch am selben Abend ritt ich nach Stockach, wo ich übernachtete. Jetzt, so nahe dem Ende meiner Reise, zählte ich jede Minute und jeden Schritt; die Märsche erschienen mir nochmal so lang, namentlich zwischen Stockach und Tuttlingen, wo ich obendrein von einem furchtbaren Gewitter überfallen wurde. Dem Hengst kam das Donnern und Blitzen so schrecklich vor, daß er öfters über die Chausseegräben davon wollte.

Je näher ich übrigens dem Ziele meiner Reise kam, desto mehr quälte mich die Furcht, es könnte meinen Pferden auf dem kurzen noch übrigen Wege ein Unfall zustoßen und dadurch alle meine Mühe und Sorge zu nichte werden. Glücklicherweise jedoch betraf mich nichts Unangenehmes, und ich brachte die ganze Familie gesund und wohlbehalten über Schömberg und Hechingen nach Tübingen. Hier begrüßte ich einige meiner frühern Bekannten und verlebte in ihrem Kreise wieder einmal einen lustigen deutschen Abend. Einige gaben mir am andern Tage das Geleite gegen Waldenbuch, wo ich noch einmal übernachten mußte.

Mit einem eigenen Gefühle trat ich den letzten Tag meiner Reise an, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend; denn ehe ich meine Pferde abgeliefert hatte, war ich ja keinen Augenblick vor einem Unfall sicher. Ich hatte schon eine ziemliche Strecke des Wegs zurücklegt, als wir plötzlich einen Menschen in der wohlbekannten Livree der königlichen Stallbedienten auf uns zukommen sahen. Er war mir auf einen Brief, den ich von Tübingen nach Stuttgart geschrieben, entgegen geschickt worden. Mein Friedrich hatte ihn schon gekannt, ehe er die große Tour

des Schiffs und fuhren daran empor, nicht selten über dem Schornstein zusammenfallend.

Die Soldaten, um sich aufrecht zu erhalten, hingen an der rechten Seite des Schiffes in dichten Reihen an einander. Die ersten hatten das Geländer und die Taue erfaßt, und die folgenden hielten sich an diesen. Doch kam dann und wann ein Stoß, der diese Menschenkette aus einander riß und einen Theil der Soldaten mit unglaublicher Gewalt gegen die andere Flanke warf, wo sie sich dann mit erstarrten Händen und klappernd vor Frost wieder fest zu halten suchten. Das Verdeck war ganz bedeckt mit Waffen, Kochgefäßen und irdenen Geschirren, aufgeweichtem Zwieback und verschiedenen Sachen der Soldaten: als Pfeifen, Teppichen ꝛc. Die Wellen stürmten mit gleicher Heftigkeit noch immer gegen die linke Seite des Boots. Von Weitem sah man sie heranrollen, langen Reihen schwarzer Pferde gleich, auf denen der weiße Schaum kolossale Reiter bildete, die einen Choc auf unser Schiff machten. Immer größer wurden sie und immer lauter das Getöse, mit welchem sie näher kamen.

Ehe der Kapitän Anstalten zu unserer Rettung traf, hatten sich fünf türkische Soldaten auf eigene Faust, aber auf eine sehr verwegene Art vom Schiffe entfernt. Sie sprangen in eines der Boote die an der Seite des Schiffes hingen, zogen ihre Messer, schnitten zugleich die vier Taue, die es hielten, ab, und ließen sich in das brausende Meer fallen. Eine Zeit lang glaubten wir sie wirklich verloren; denn die Wellen rissen sie im Kreise herum und drohten das kleine Boot umzuschlagen. Bald jedoch warfen sie es nach dem Ufer zu, die Soldaten sprangen heraus und liefen, ohne sich weiter um uns und das Schiff zu bekümmern, schleunigst davon.

Nach langen Berathschlagungen, wie es möglich sei, ein Tau an's Ufer zu befestigen und so eine Art von Brücke zu bilden, wagte einer der Matrosen sein Leben, um diesen Plan auszuführen.

Er band ſich einen dünnen Strick, der einige hundert Schritte lang war, um den Leib, und ſprang vom Boogſpriet aus in's Meer. Nicht ohne Beklemmung und Angſt ſahen wir ihm zu, ſahen, wie die Wellen ihn zuerſt herumdrehten, und es lange dauerte, bis er ſeine Hände und Füße gebrauchen konnte, um vorwärts zu ſchwimmen. Kräftig und gewandt arbeitete er ſich bis auf vielleicht fünfzig Schritte vom Ufer, wo ihn die Brandung auf's Neue erfaßte und wir ihn und uns mit verloren glaubten. Mehrmals warfen ihn die Wellen bald zurück, bald gegen die Felſen des Ufers, ſo daß wir glaubten, die Rippen müſſen ihm zerbrechen. Endlich faßte ihn eine größere Welle und führte ihn hoch auf den Strand, wo er gewiß eine Viertelſtunde wie todt liegen blieb. Mit welchen Gefühlen wir dies Alles vom Schiffe aus anſahen, kann ſich jeder leicht vorſtellen. Schon war es ſehr ſchwer geworden, einen der Matroſen zu dieſem erſten Verſuche zu bewegen, und den Verunglückten vor Augen, würde kein Zweiter denſelben Weg gemacht haben. Glücklicher Weiſe aber war er nicht todt, ſondern fing langſam an, ſich zu bewegen. Doch dauerte es noch einige Minuten, ehe er ſeine ganze Beſinnung wieder hatte und wußte, wo er ſich befand. Dann ſtand er auf, zog den Strick nach ſich, an welchen man unterdeſſen ein dickeres Tau gebunden hatte, befeſtigte dies an zwei Olivenbäume, die glücklicher Weiſe am Ufer ſtanden, und bildete ſo eine, wenn gleich unſichere Verbindung mit dem Lande. Die Mitte dieſes langen Taues hing durch ſeine eigene Schwere tiefer als die beiden Enden und die vom Ufer abprallenden Wellen ſchlugen hoch über dieſelbe zuſammen; ein Umſtand der das Hinüberklettern noch mehr erſchwerte.

Obgleich ein zweiter Matroſe auf dieſem Tau glücklich an's Ufer kam, wollte doch keiner der Türken zuerſt den gefährlichen Weg verſuchen. Wir drängten uns durch die Maſſen der Soldaten bis vornen zum Boogſpriet und nahmen die ſtark ſchwankende Brücke in Augenſchein. Der Oberſtlieutenant war der Erſte, der

sich hinauswagte und mit Lebensgefahr hinüber kam. In der Nähe des Ufers, vielleicht betäubt von den über ihn stürzenden Wogen, ließ er das Tau zu früh los und würde wahrscheinlicher Weise ertrunken sein, wenn nicht die beiden Matrosen ihm entgegen gesprungen wären und ihn herausgezogen hätten. Der Zweite war unser Baron, der, ungemein geschickt in allen gymnastischen Uebungen, äußerst schnell und glücklich hinüber kam. Dann folgte der Graf Szechenyi, der ebenfalls das Land glücklich erreichte, und nach diesem wollte ich mein Heil versuchen. Schon stand ich oben auf einem Anker, wo das Tau angebunden war, und wollte mich eben hinablassen, als ich mich von mehreren Seiten und unter wildem Geschrei von den Türken angefaßt fühlte. Da ich nicht wußte, was sie wollten, versuchte ich es, meine Arme los zu machen und zog eine Pistole aus dem Gürtel, nicht um auf die Türken zu schießen, da sie ganz naß war, sondern nur um ihnen auf die Köpfe und Hände zu klopfen, damit sie mich loslassen sollten. Doch wurde das Geschrei hierdurch noch größer und nach ihren wilden Blicken konnte ich fürchten, sie würden mich ohne weiteres in's Meer werfen. Auch riefen mir ein Paar von den Matrosen auf Italienisch zu, ich möchte ja meine Pistole einstecken, was ich that. Hierauf rissen mich die Türken gleich von meinem Anker herunter und mehrere gaben mir durch Worte und Pantomimen zu verstehen, sie wollten nun zuerst hinüber und wir Giaurs könnten warten, bis sie gerettet seien. Wir seien ohnedies Schuld daran, daß sie in den Krieg müßten. Was war zu thun? Mit dieser zügellosen Bande, die durch das Unglück der vergangenen Nacht, durch Sturm und Unwetter noch mehr aufgereizt war, ließ sich nicht spassen. Wir zogen uns also mit den Matrosen auf das Hintertheil des Schiffes zurück und ließen die Soldaten ihr Heil versuchen.

Eben so rathlos wie wir auf dem Verdecke standen, waren unsere Freunde am Lande. Die ganze Gegend war fußhoch mit Schnee bedeckt und zeigte kein Haus, keinen Weg noch Steg. Der

Baron zeigte uns vom Ufer her durch Pantomimen an, sie wollten den Strand entlang gehen, um zu sehen, ob nicht ein Dorf oder sonst menschliche Wohnungen in der Nähe seien.

Unterdessen begannen die Soldaten nicht zu ihrem Heil die Rutschpartie nach dem Lande zu. Als sie gesehen, daß unsere drei Freunde so glücklich hinüber gekommen waren, glaubten sie, die Sache sei nicht schwer und fingen an, es nachzumachen. Einige kletterten an das Tau und rutschten hinab, doch als es, um an's Ufer zu gelangen, galt, wieder in die Höhe zu klettern, verließ die Meisten Kraft und Muth. Sie ließen die Beine los und hingen mit ausgestreckten Armen, jämmerlich um Hilfe rufend, über den tobenden Wellen, die von Zeit zu Zeit hoch über ihren Köpfen zusammen schlugen; ein gräßlicher Anblick. Viele wurden von den schon am Ufer befindlichen Matrosen gerettet, mehrere aber ertranken vor unsern Augen, indem das tückische Meer sie keine zehn Schritte vom Lande lange herumrollte und endlich als Leiche auf den Strand warf.

Nach Verlauf einer starken halben Stunde kamen unsere Freunde zurück, zeigten uns an, sie haben nichts gefunden und wollten jetzt ihr Heil in der entgegengesetzten Richtung versuchen. Wenn sie im Verlauf einer Stunde nicht zurück wären, sollten wir ohne Weiteres ihren Fußtapfen, die wir im Schnee leicht sehen könnten, folgen. Es kostete viele Mühe, ehe wir uns durch Zeichen und einzelne Worte auf diese Art verabreden konnten.

Sehr langsam ging während dieser Zeit die Ausschiffung von Statten, und da uns, wie oben schon erzählt, die Türken nicht an das Tau kommen ließen, so gingen wir in die Kajüte zurück, um ruhig die Zeit abzuwarten. Doch kann sich hier Niemand unsere Lage denken. Durchnäßt waren wir bis auf die Haut und das Schiff wurde bei jedem Wellenschlage so erschüttert, daß ich mich unter eines der Betten klemmte, um nicht jede Minute hin und her geschleudert zu werden. Die Thüren sprangen von selbst auf

und zu, die Schellen in den Zimmern klingelten, als würden sie mit Macht gezogen, und in Wände und Fußböden riſſen große Spalten. Tiſche, Stühle und unſere Effecten lagen, einen unordentlichen Haufen bildend, zertrümmert durch einander.

Nach Verlauf einer Stunde ging ich wieder hinauf, um zu ſehen, ob noch viele Soldaten droben ſeien. Es waren wenigſtens noch zwei bis dreihundert auf dem Verdeck. Auch hatte ſich das Schiff mit der Spitze etwas dem Lande genähert und das Tau hing faſt ganz im Waſſer, konnte auch nicht wieder ſtraffer geſpannt werden, da die Schiffswinden zerbrochen waren. Jetzt war das Hinüberklettern noch gefährlicher geworden, weßhalb der Kapitän den großen Maſt hatte kappen laſſen und zur Seite in's Meer ſtellen, ſo eine neue Brücke zur Rettung bildend. Der Maſt ging vielleicht bis auf achtzig Schritt vom Schiffe, und die Türken ſetzten ſich rittlings darauf und rutſchten hinab. Unten mußten ſie dann warten, bis die in's Meer zurückkehrenden Wellen die Felſen ein wenig entblößten. In dieſem Augenblick ſprangen die Leute in's Waſſer, das ihnen nur bis zur Bruſt ging und mußten dann ſo ſchnell wie möglich eilen, das Ufer zu gewinnen. Nie hab' ich Menſchen geſehen, die mehr den Kopf verloren hatten als dieſe Türken. Einige hielten ſchon in der Mitte des Maſtes an und ſprangen trotz allen Zurufungen in die Wellen, die ſie dann ſogleich mit fort nahmen. Andere ließen den Baum in dem Augenblicke los, wo die Brandung wiederkehrte, wurden von ihr erfaßt und ertranken. In Allem mochten etliche zwanzig Menſchen ertrunken ſein.

Gegen vier Uhr Abends war endlich die Zahl der ſich noch am Bord befindlichen Soldaten ſo gering, daß wir Europäer allenfalls mit Gewalt zum Maſte durchdringen konnten. Das Einzige, was ich von unſern Effecten mitnahm, war der Nachtſack des Barons, der die ganze Reiſekaſſe enthielt. Zerſchellte auch das Schiff während der Nacht, ſo waren wir doch wenigſtens mit Geld verſehen. Wir beſtiegen nun den Maſtbaum und ſahen, daß das Hinabrutſchen

hier eben so unangenehm und gefährlich war, wie früher an dem Tau. Die Bewegung des Schiffes war so stark, daß ich, schon ungefähr drei Fuß tief hinabgeklettert, von einem starken Stoß wieder an zwei Fuß über das Verdeck gehoben wurde. Unten angekommen, galt es, genau den Augenblick abzupassen, wo man sich loslassen mußte, um nicht in's Meer gerissen zu werden. Doch kamen wir Alle, freilich von Neuem durchnäßt, mit dem Geldsack am Ufer an.

Da standen wir nun an dem kahlen Ufer, durchnäßt, hungrig und halb erfroren. Vor uns lag das schöne Schiff auf spitzigen Felsen wie eine zerbrochene Nußschaale und die gierigen Wellen leckten über das ganze Verdeck und suchten überall in die Luken und Fenster zu dringen. Es kam mir vor wie der Leichnam eines riesigen Thiers, das gestern noch munter sein Element, das Wasser, durchschnitt. Jetzt liegt es todt am Strande, sein Athem braust nicht mehr stolz in die Lüfte hinauf, und seine Glieder, die Räder, sind unbrauchbar geworden und zerbrochen.

Das ganze Meer, sowie der Himmel, war in ein schmutziges Gelb gekleidet und lange Nebelstreifen zogen über die Wellen und das Schiff. — traurige Bahrtücher, die uns gestern Abend schon warnend erschienen waren. Am Ufer um uns her lagen viele Leichen der Soldaten, die heute umgekommen waren; einige wurden von ihren Freunden und Bekannten eingescharrt, andere blieben liegen, halb vom Seewasser bespült, und es fand sich Niemand, der ihnen den letzten Liebesdienst erzeigte.

Die Richtung in der unsere Freunde gegangen und nicht wieder zurückgekehrt waren, schlugen auch die meisten Soldaten, sowie sie den Boden betraten, in vollem Laufe ein. Es schien mir, als seien einige von ihnen hier bekannt. Wir folgten ihnen und kamen nach Verlauf einer halben Stunde an eine Olivenpflanzung, durch welche die Fußtapfen der uns Vorangegangenen führten. Aeußerst beschwerlich und unangenehm war der Weg, den wir zu

machen hatten. Der Schnee war oft zwei Fuß hoch und der Boden darunter so uneben, daß man bei jedem Schritte fürchten mußte, zu stürzen. Bald jedoch kamen wir auf einen gebahnteren Weg, der durch Weingärten führte, woraus wir mit Freuden ersahen, daß wir bald in der Nähe von menschlichen Wohnungen kommen müßten. Jetzt erreichten wie einen Brunnen, wo sich mehrere unserer Leidensgefährten gelagert hatten, um einen Trunk frischen Wassers zu sich zu nehmen. Dann bogen wir um einen Hügel und sahen vor uns ein kleines Dorf, es hieß Armudkoi — Birnendorf — liegen, auf das wir, obgleich es sehr ärmlich aussah, mit schnelleren Schritten zugingen.

Am Eingang desselben kam uns einer unserer Matrosen entgegen, den der Baron hinausgeschickt hatte, um nach uns zu sehen und uns in das Haus zu bringen, welches sie gefunden. Unter den schlechten Häusern dieses Dorfs war das unsere ohne Widerrede das erbärmlichste. Es bestand aus einem einzigen Zimmer, das zwanzig Fuß lang und vielleicht fünfzehn breit sein mochte, hatte zwei kleine Fenster und das Mobiliar bestand aus einem hölzernen Divan, der längs einer Wand lief, ähnlich den, wie wir sie zu Stambul in den Kaffeehäusern und ärmlichen Barbierstuben gesehen. Wir fanden unsere Freunde in einer wirklich komischen Lage. In der Mitte dieses Gemachs stand auf dem Boden ein großer Mangahl, um den alle saßen und beschäftigt waren, ihre Kleider zu trocknen, da aber jeder augenblicklich nur das besaß, was er auf dem Leibe trug, so wurde Stück für Stück heruntergezogen, über das Feuer gehalten, und nachdem es nothdürftig getrocknet war, wieder angelegt. So war der Eine ohne Rock, ein Anderer ohne Hosen und ein Dritter hielt gar sein Hemd über das Feuer, als wir eintraten. Alle freuten sich sehr bei unserm Anblick und gaben uns den besten Platz um den Mangahl frei, um auch unsere ganz nassen Sachen etwas zu trocknen. Wir befanden uns wirklich in keiner beneidenswerthen Lage. Den ganzen Tag hatten wir nichts

gegessen und hatten auch jetzt noch keine Aussicht, etwas zu bekommen. Ganz durchnäßt waren wir, und das kleine Kohlenfeuer reichte nicht hin, uns zu trocknen und zu erwärmen. Auch brach der Abend herein und wir erhielten mit Mühe ein kleines Stümpchen Talglicht, um unsern Salon zu erleuchten. Ein Paar von den Matrosen und der Kellner des Schiffs, die auch bei uns einquartirt waren, gingen in das Dorf, um zu sehen, ob sie nicht irgend etwas Eßbares auftreiben konnten. Wirklich kamen sie auch nach einiger Zeit mit etwas Reiß zurück, den sie irgendwo gekauft. Das ganze kleine Dorf lag voll unserer Soldaten, und die Einwohner waren bei ihrer Ankunft größtentheils geflohen. Reiß hatten wir also, eine Schüssel fand sich bei näherer Untersuchung auch vor und einen Braten führte uns das versöhnte Schicksal ebenfalls zu. Eine große Gans nämlich trieb sich längere Zeit vor unserer Thüre herum und näherte sich endlich so unvorsichtig, daß einer der Matrosen sie am Hals fassen konnte und hereinzog. Noth kennt kein Gebot. Das Thier wurde als gute Beute erklärt und zugleich mit dem Reiß gekocht. Selten oder nie bin ich mit größerem Heißhunger über eine Schüssel hergefallen, als hier. Allen erging es aber so, und das Gefäß war schon beinahe zu drei Theilen leer, ehe unser Appetit so weit gestillt war, daß wir uns über den Geschmack des Genossenen Rechenschaft geben konnten. Mir kam vor, der Pillau schmecke etwas nach Seife, und kaum hatte ich meine Vermuthung ausgesprochen, so stimmten mir die Andern bei. Und wir hatten Recht, denn bei näherer Betrachtung ergab es sich, daß der Kellner den Reiß in einer großen Bartschüssel gekocht hatte, die er in einem Winkel des Gemachs aufgefunden; wir befanden uns, wie wir später erfuhren, in der öffentlichen Barbierstube des Dorfes.

Mit dem Kapitän, den Offizieren, mehreren Matrosen und Kellnern waren wir zu vierzehn Mann hier einquartirt, wonach man ausrechnen kann, daß zum Schlafen auf jeden nicht viel Raum kam. Wir mußten wie die Pickelhäringe zusammengedrängt liegen,

was den Nutzen hatte, daß wir nicht gar zu sehr froren; denn es wurde in der Nacht unangenehm kalt. Vor dem Einschlafen hatten wir verabredet, ein Theil von uns solle am nächsten Morgen, wenn das Unwetter etwas nachgelassen habe, mit einigen Pferden, die sich allenfalls wohl auftreiben ließen, an Bord zurückkehren, um nachzusehen, was von unsern Effecten gerettet werden könnte.

Am Morgen sehr früh, es war noch ganz dunkel, ging der Baron und der Maler F. mit mehreren von der übrigen Gesellschaft nach dem Meere, um zu sehen, was auf dem Schiffe zu machen sei. Wie sie an den Strand kamen und das Schiff in dunkeln Umrissen vor sich sahen, bemerkten sie zu ihrer größten Verwunderung, daß sich viele Lichter auf demselben hin und her bewegten. Das Meer war indessen viel ruhiger geworden und gestattete ihnen durch die Radkasten, die sammt den Rädern ganz aus dem Wasser hervorsahen, hinauf in das Schiff zu steigen. Hier bot sich ein überraschender Anblick dar. Einige zwanzig Türken waren mit Lichtern in den Händen beschäftigt, Kisten und Kasten zu erbrechen, um sich die Sachen, die ihnen gefielen, anzueignen. Daß unsere Freunde sie in diesem angenehmen Geschäft augenblicklich störten, war natürlich, und wenn diese edlen türkischen Soldaten nicht im Allgemeinen so ausgezeichnet feig wären, hätte es zu einem ernstlichen Handgemenge kommen können. So aber ließen sie beim Anblick der Franken ihre Beute fahren oder sprangen mit einzelnen Stücken, die sie in der Hand hielten, geradezu in das jetzt schon viel seichter gewordene Meer, um doch etwas von ihrem Raub davon zu bringen. Glücklicher Weise waren unsere Koffer, da sie für die lange Reise dienen sollten, außerordentlich stark und fest gebaut, weßhalb es diesen Räubern nicht sogleich gelang, sie zu erbrechen. Einige der Türken, die bei dem ersten Anlauf sich in die Kajüte gerettet hatten, wurden da hinausgeprügelt und mußten sich zu einem Sprung in's Meer entschließen, was sie auch meistens

gutwillig thaten, eine Taufe, die diesen heillosen Burschen wohl zu gönnen war.

Da es dem Kapitän gelang, einige Pferde zu erhalten, sowie auch manche von den Einwohnern aus Neugierde mit an's Schiff liefen und sich dann später durch ein kleines Trinkgeld gern bereitwillig finden ließen, etwas von unsern Effecten nach dem Dorfe zu schleppen, so waren bald alle unsere Sachen aufgeladen und noch vor Mittag kehrten unsere Freunde damit zurück. Auch hatten sie nicht versäumt, von den Speisevorräthen und den vorhandenen Weinen so viel zu retten, als möglich war, weßhalb wir aus der bittern Armuth von gestern uns auf einmal zu einem solchen Wohlleben erhoben sahen, daß wir die armseligen Einrichtungen unseres Locals ziemlich vergaßen. Wir hatten Thee, Kaffee, alle möglichen in- und ausländischen Weine, Fleisch, Geflügel und hiezu alle nöthigen Geschirre, so daß wir heute Abend ein glänzendes Souper machten.

Bis jetzt hatten wir noch nicht Zeit gehabt, über unsere Zukunft nachzudenken, d. h. wohin wir uns von hier wenden sollten und auf welche Weise. Nach Konstantinopel zurück war, was das Erstere betraf, natürlich der einstimmige Vorschlag, jedoch hinsichtlich des Zweiten, die Art, wie wir dahin kommen sollten, waren die Meinungen getheilt. Einige meinten, man müsse von dem gestrandeten Schiffe von Zeit zu Zeit Nothschüsse thun, um dadurch vielleicht ein anderes herbeizuziehen. Andere glaubten, wir könnten uns vielleicht einem großen Fischerboot anvertrauen, und mit ihm längs der Küste nach Stambul fahren, was aber sehr lange gedauert haben würde. Ein dritter Vorschlag war, einen Reitenden nach Skutari zu schicken, der dem k. k. östreichischen Internuntius unsere Lage mittheilen sollte und abwarten, was dieser für uns thun könnte. Der Baron endlich schlug zuletzt noch einen andern Ausweg vor, der als der beste auch festgehalten und ausgeführt werden sollte, nämlich den, im Fall es möglich sei, Pferde anzuschaffen, selbst nach

unternommen, und obendrein machte es die Freude, wieder im lieben Schwaben zu seyn, daß er ihn wahrhaft rührend begrüßte.

Bald darauf näherte sich uns ein Reiter, den ich schon von Weitem als den Königlichen Stallmeister Baron v. H. erkannte. Jetzt wurde ich mit der Gegend vertrauter, denn ich war früher in dieser Richtung nie über Degerloch hinausgekommen. Es freute mich innig, hier den ersten herzlichen Gruß auf heimathlichen Boden der liebenswürdigen Mutter unseres guten Barons v. T. darbringen zu können, welche von ihrem Landsitze aus mir freundlich entgegenkam.

Unten im Thale tauchten Thürme und Häuser auf, die mir wohl bekannt waren. Noch wenige Schritte zwischen den mit Nothlaub bedeckten Bergen abwärts, und meine Pilgerschaft hatte ihr Ende erreicht. Ich war in Stuttgart.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Skutari zu reiten, was man wohl in drei Tagen von hier abmachen konnte, und von da nach Kräften für die zurückgelaſſenen Matroſen und Effecten zu ſorgen.

Der Schech des Dorfes wurde herbeigeholt, zum Abendeſſen eingeladen, und nachdem er ſich's hatte gut ſchmecken laſſen, befragte man ihn, ob es ihm möglich ſei, für uns Pferde zu einem Ritt nach Skutari anzuſchaffen. Anfänglich machte er Schwierigkeiten und verſicherte, die meiſten Einwohner ſeien in's Gebirge geflohen und würden wahrſcheinlich nicht eher zurückkehren, bis die Soldaten und wir abgezogen ſeien; auf keinen Fall aber würde man ſie dazu vermögen können, ihre Pferde zu unſerem Gebrauche herzugeben. So ſprach anfänglich der Schech. Aber nachdem ein paar Gläſer Champagner ihre Wirkung gethan hatten, wurde er umgänglicher und ſagte, für einen hohen Preis würden ſich doch vielleicht einige entſchließen, ihre Thiere herzugeben.

Bald darauf entfernte er ſich mit dem Verſprechen, er wolle ſehen, was ſich thun laſſe, kehrte aber den Abend nicht wieder zurück.

Die langen kalten Nächte ohne Betten, Teppiche oder Decken zuzubringen, war das Unangenehmſte von der ganzen Geſchichte. Auch waren wir Alle mehr oder minder erkrankt; denn die Näſſe, worin wir einen ganzen Tag und eine ganze Nacht hatten zubringen müſſen, hatte uns ſammt und ſonders ſtark mitgenommen. Einer klagte über Kopfweh, der Andere über Zahnweh, jener hatte Uebelkeiten, dieſer ein entſetzliches Bauchgrimmen, Alles Klagen, die dann erſt lauter gehört wurden, wenn ſich der Schleier der Nacht auf unſere armſelige Behauſung ſenkte und die Härte der Pritſche und des Bodens das Ihrige dazu beitrugen, alle jene Leiden doppelt fühlbar zu machen.

Wie gerädert ſtand man am andern Morgen auf, und es dauerte eine ziemliche Zeit, ehe man ſich von den Strapazen der Nacht erholen konnte. Trotz allem dieſem Elend wurde viel gelacht und beſonders war es Graf Szechenyi, der die drolligſten Geſchichten an-

fing. Er hatte einen Bedienten, mit Namen Hansel, der früher Fiaker in Wien gewesen war; ein ehrlicher, treuer Oestreicher, der seinen armen Herrn später in Damaskus bis zum letzten Augenblicke pflegte. Beide gaben uns viel Stoff zum Lachen. So machte der Graf z. B. fast täglich zum Scherz Toilette, wobei ihm Hansel assistirte, als seien sie in ihrem Palais zu Wien; Abends lud er uns zum Thee ein und machte auf einem großen Steine sitzend in bester Art die Honneurs des Hauses.

Am zweiten Tag erst gegen Mittag kam der Schech wieder zu uns und versicherte, er habe zwölf Pferde für uns gefunden, wofür er jedoch einen entsetzlichen Preis verlangte. Aber was war zu thun? Wir hätten im Nothfalle das Doppelte und Dreifache bezahlt, um nur dies Nest verlassen zu können. Den Nachmittag brachten wir damit zu, unsere Sachen zu packen, und unsere Kleider wieder etwas in Stand zu setzen, wobei der Baron ganz zufällig das Glück hatte, seine ungarische Bunte, die vom Schiffe gestohlen war, zurückzuerhalten. Er stand nämlich in dem Augenblick an der Thür, wo ein türkischer Lieutenant vorüber ging, der den Pelz über die Schulter geschlagen hatte und ganz ruhig damit paradirte. Natürlich wurde er gleich angehalten und einer der Matrosen-verdolmetschte ihm, der Mantel, den er trage, gehöre jenem Franken und er solle sagen, wo er ihn her habe, worauf der Lieutenant ganz ruhig erwiderte, er habe ihn nicht weit von hier in einer Scheune gefunden, wo noch mehr dergleichen Sachen lägen. Wir gingen augenblicklich dahin und fanden wirklich noch verschiedene Kleinigkeiten, die wir bisher vermißt, als Stiefel, Ueberröcke, lange Pfeifen ꝛc., alle Sachen, die nicht in Koffern verschlossen waren, sondern offen in der Kajüte lagen. Wie sie hieher in die Scheune kamen, konnte uns Niemand sagen.

Der Schech hatte uns für den folgenden Morgen sehr früh die Pferde versprochen, weßhalb wir mit der Dämmerung reisefertig waren und ihn erwarteten. Er kam auch, aber allein, und ver-

sicherte auf unsere heftigen Fragen, wo die Pferde blieben, Gott wisse, daß er die Wahrheit spreche, aber zu unserem eigenen Besten dürfe er uns die Pferde nicht geben. In der Nacht seien von den sechshundert Mann, die mit uns Schiffbruch gelitten haben, zweihundert fünfzig desertirt, die uns theilweise wahrscheinlich auf dem Wege zwischen hier und Scutari auflauern, überfallen und berauben würden. Wir mochten dem Schech noch so viele Gegenvorstellungen machen, und ihm versichern, wir würden die Sache ganz auf uns nehmen, wir fürchteten uns nicht vor diesen Leuten, es half nichts, er blieb dabei, er dürfe uns keine Pferde geben, indem ihn Gott hart bestrafen würde, wenn er uns Fremde in's Unglück rennen ließe. Ob der Schech in der That diese musterhaften Gesinnungen hatte, oder ob er uns keine Pferde geben wollte, blieb uns ein Räthsel. Bei diesen Aussichten hätten wir Gott weiß wie viel Tage noch in diesem elenden Nest zubringen können, wenn man nicht in Konstantinopel, wohin sich schon am zweiten Tag nach unserem Unglück — wie? haben wir nie erfahren — das Gerücht verbreitet hätte, der Seri-Pervas sei in der Bucht vor Mudania gescheitert, gleich Anstalt zu unserer Rettung getroffen hätte.

Am folgenden Morgen waren wir Alle eigenhändig mit der Zubereitung unseres Frühstücks beschäftigt, als plötzlich ein Paar türkische Lieutenants, die sich am Meere umher trieben, mit dem Geschrei: „Vapore! Vapore!“ in's Dorf und in unsere Stube stürzten. Wir sprangen Alle überrascht auf, ließen unsere Beschäftigung liegen und eilten an den Strand. Gott weiß, in meinem Leben hat mich der Anblick eines Dampfbootes nicht so erfreut, als das, welches die Türken uns angezeigt und das sich rauchend und brausend dem Lande näherte. Wir tanzten vor Freude auf dem Sand herum und winkten mit unsern Tüchern dem Kapitän, der auf dem Radkasten stand, freudig entgegen. Jetzt ließ das Dampfboot die Anker fallen und ein Boot stieß ab, in dem sich ein Offizier befand, der uns meldete, daß das Dampfboot — es war der Ludovico — durch

den k. k. Internuntius, Baron von Stürmer, abgesandt sei, uns zu holen. Wir flogen in's Dorf zurück, packten unsere Sachen zusammen und befanden uns in kurzer Zeit am Bord des Ludovico, wo wir uns behaglich auf die weichen Kissen ausstreckten. In fünf Stunden erreichten wir Konstantinopel und kletterten den steilen Hügel von Pera hinauf zum Gasthof unserer freundlichen Madame Balbiani, die uns mit Thränen in den Augen und herzlicher Freude empfing.

Am andern Tage waren wir mehr oder minder krank; doch hatten wir nicht lange Zeit im Bette zu bleiben, denn schon am Mittage hieß es, ein anderes Dampfschiff gehe morgen nach Smyrna und würde uns, dießmal aber ohne Soldaten mitnehmen. Wir hatten kaum Zeit, unsere halb zu Grunde gegangenen Effecten wieder etwas herrichten zu lassen, denn schon am andern Nachmittag um drei Uhr gingen wir wieder an Bord, dießmal unter günstigeren Auspicien. Das Wetter hatte sich wieder aufgeklärt und von dem Schnee, der uns bei unserer ersten unglücklichen Seefahrt zum Abschiede geleuchtet, war nichts mehr zu sehen.

Fünftes Kapitel.

Fahrt durch den Archipel.

Zweite Abreise von Konstantinopel. — Odun Kapussi. — Die Dardanellen. — Der Crescent. — Die Ebene von Troja. — Die jonischen Inseln. — Smyrna. — Der Mustafaberg. — Rhodus: Die Stadt. Die Allerheiligenkirche. Strada dei Cavalieri. — Marmarisa mit der englischen und östreichischen Flotte. — Cypern.

Hinter dem Riesenberge auf dem asiatischen Ufer des Bosphorus erhob sich der Mond und beleuchtete das Grab des Herkules, als unser Schiff die Stadt zum Abschied mit einem Kanonenschuß begrüßte, die Anker aufwand und langsam wendend die dunkelblaue Fluth mit den Schaufelrädern theilte und aufwühlte. Es war ein herrlicher Abend. Ich stand am Steuerruder und schickte meine letzten grüßenden Blicke nach der majestätischen Stadt und dem Mastenwald des goldenen Horns. Diese Stadt hat etwas phantastisch Schönes. Alle sieben Hügel, worauf sie gebaut ist, zeichnen sich aus der Ferne deutlich ab, sind mit den bunt angestrichenen Häusern bedeckt, aus denen, gleich Tulpen und Lilien aus einem Moosgrunde, die vergoldeten Kuppeln und Minarets der zahlreichen Moscheen, sowie die große dunkle Cypresse, dieser majestätische Baum sich erheben. Wie windet sich das klare Wasser des Hafens so schön durch die Häusermassen hindurch, ein wirklich goldenes Horn, ein Füllhorn; denn sammelt sich nicht in den tausend Schiffen, die sich auf seinem grünen Rücken schaukeln, Alles, was der Orient und Occident Kostbares hervorbringt, um es dann zu den Füßen Europa's auszugießen!

Leb' wohl, Stambul! wahrscheinlich seh' ich dich zum letzten Mal, die Nacht senkt sich auf dich herab, wie das Leichentuch auf eine theure Verstorbene. Ich nehme noch einzeln Abschied von der hehren Aja Sophia, von Pera und Galatha, wo wir so oft landeten, und von Top-Chana mit dem hölzernen, stattlich aussehenden Palais des Großherrn. Einen schüchternen Blick schickte ich nach dem alten Serail, denn unser Schiff fuhr gerade längs dem stets verschlossenen Thor Odun Kapussi. Ich glaubte die verhängnißvolle Kanone durch die Nacht glänzen zu sehen, die zuweilen den metallenen Mund öffnet, und es den Wellen ansagt, wenn sich diese Pforte aufthut, und man eines jener unglücklichen Weiber hinausträgt, welches, durch die Anklage der Eunuchen verdächtig geworden, hier in dem weiten Meer ein weites kaltes Grab findet — und neben diesem Thor tönte aus dem schönen Kiosk laute Musik und Gesang; dort tanzten die Sultaninnen und Odalisken vor ihrem Herrn und liebkosten ihn, während eine ihrer Schwestern langsam, langsam untersinkend, ihm fluchte.

Das Dampfschiff, auf dem wir heute fuhren, der Crescent (Halbmond), hatte einen so guten Ruf, und war so vielen Gefahren und Stürmen stets glücklich entgangen, was man sowohl der Bauart des Schiffes, als auch der umsichtigen Leitung unseres freundlichen Kapitäns, des Herrn Anthoin, zuschreiben konnte. Es schien mir beinahe unmöglich, als könne uns mit diesem Schiff noch einmal ein Unglück zustoßen; denn das kräftige, obgleich sehr fühlbare Arbeiten der Maschine, sein leichtes Durchschneiden der Wellen und die beständige Ruhe des Kapitäns gab den Passagieren eine solche Zuversicht, daß man sich den Gesprächen und allen möglichen Zerstreuungen, sorglos wie auf dem Lande, überließ. Das Schiff war vorläufig bis Smyrna bestimmt und hatte nur wenig Leute an Bord. Auf dem Verdeck lagen einige türkische Familien und jede hielt sich von der andern durch grüne, zu diesem Zweck auf dem Schiff befindliche Lattenzäune abgesperrt. Am Steuerruder hatte sich

eine einzelne Frau einquartirt, die mit ihrem kleinen Söhnchen, einem allerliebsten Knaben, und in Begleitung eines baumlangen Negers, nach Metelyn reiste. Sie war Wittwe, ihr Mann in der Schlacht bei Nisib geblieben. Der kleine, kaum zwei Fuß hohe Türke nannte sich Hamsa Beg, Herr Hamsa, und trieb sich stets bei uns herum. Jeder gewann ihn in Kurzem sehr lieb, und ich muß gestehen, lange nicht ein so wohlthuendes, liebes Gesichtchen gesehen zu haben. Die Frau Mama dagegen, die sich häufig entschleierte, und uns so den vollen Anblick ihres Gesichts gewährte, hatte, wie die meisten Türkinnen, schlaffe, unangenehme Züge, besonders um den Mund, den ich bei diesen Weibern nie frisch und schwellend gefunden habe.

Gegen zehn Uhr Abends gönnte uns der Mond noch den Anblick der südwestlich vor uns liegenden Insel Marmora, jedoch sahen wir sie nur in schwachen Umrissen, da sich der bei unserer Abfahrt so klare Himmel allmälig mit Wolken überzogen hatte. Auch warf ich noch einen schüchternen Blick nach Südwest, wo in der Bai von Mudania unser gescheitertes Schiff, der Seri-Pervas, lag, und da es etwas zu regnen anfing, suchten wir unsere Schlafstätten auf. Einige nahmen Besitz von den sehr schmalen Betten, Andere, worunter auch ich, wählten sich die großen Sopha's der Damenzimmer. Unserer Gesellschaft vom Seri-Pervas hatten sich noch drei östreichische Offiziere angeschlossen, die den Krieg in Syrien mitmachen wollten; sehr liebenswürdige Reisegefährten, denen ich, sollten ihnen diese Blätter zu Gesicht kommen, hiermit meinen herzlichsten Gruß zusende.

Ich schlief bald ein, wurde jedoch nach ein paar Stunden auf eine äußerst unangenehme Art geweckt, indem das seit Kurzem etwas hochgehende Meer eine der kleinen Fensterlucken aufgerissen hatte und eine Welle hereinsandte, die mich tüchtig durchnäßte; doch lag die Schuld größtentheils an mir selber, denn ich hatte vergessen, den äußern hölzernen Laden schließen zu lassen. Ich verbesserte meine

Lage so gut als möglich und schlief den übrigen Theil der Nacht, ohne an mein unfreiwilliges Seebad zu denken.

Als ich am Morgen des 9. Decembers auf's Verdeck trat und rings um mich schaute auf das klassische Land, in das wir wie durch Zauber über Nacht gekommen, war mir zu Muth, wie dem Sohn eines alten Geschlechts, der, ferne von der Heimath erzogen, lange nach derselben verlangt und nun endlich die Berge sieht, welche die Wiege seiner Väter umstanden. Er kennt jeden Hügel, jedes Thal, jeden Baum, und in seinem Herzen tauchen all' die Erzählungen auf, mit denen man den Knaben am lodernden Kaminfeuer unterhielt. Vor ihn treten die Helden, die er damals im kindischen Spiele nachahmte und lieb gewann, vor ihn die Thäler und Gauen, wo die alte Veste gestanden, für die er sich mit Freude hätte todtschlagen lassen. —

Ich stand mit verschränkten Armen und schaute in die Gegend und Alles däuchte mir ein Traum zu sein. Dort stieg die Sonne empor, nicht mehr über den spitzen Thürmen meiner Vaterstadt, nein über dem Rhodope-Gebirge, und der leise Morgenwind, der sich erhob, trug seltsame Klänge an mein Herz. Tönt vielleicht noch immer dort in den Wipfeln der Eichen, unter denen Orpheus seine Euridice beklagte, nachhallend sein Lied?

Hier seh' ich Gallipoli, das alte Gallipolis, die schöne Stadt; keck hängt sie an den Felsen, die ein unverwelklicher, immer grüner Kranz von Cypressenwäldern umgibt. Wie oft wurde Gallipoli zerstört, stets wieder aufgebaut und vergrößert. Strabo erwähnt es als ein kleines Dorf, das gegenüber der Stadt Lampsakus auf dem europäischen Ufer läge. Beide haben demnach die Rollen getauscht, denn dieses, jetzt Lebsak oder Lamsaki, besteht nur noch aus einigen halb zerfallenen Häusern. Von den edeln Trauben und bräunlichen Feigen, womit seine Hügel bedeckt sind, schweifen meine Blicke über die Ebene Kleinasiens, welche der Granikus und Aesopus bewässern; jeder Stein, jeder Hügel ist hier eine Erinnerung.

Dort sind die Felsengestade des Cheronesos, da Sestos und das Vorgebirge von Abydos; etwas nördlich von diesen bei der Landspitze von Nigara Burnu, wo sich die beiden Ufer des Hellespont am nächsten treten, baute Xerxes seine Schiffbrücke, setzte Alexander mit seinem Heere nach Asien über; hier, warum soll ich seinen Namen nicht jenem der beiden Könige anreihen, schwamm Lord Byron, der Poet, durch die Meerenge, und dort, wo

— — die altersgrauen
Schlösser sich entgegenschauen,
Leuchtend in der Sonne Gold —

flüstern die Wellen noch heute von der Treue und dem Unglück Hero und Leanders. Mir kam das Alles vor, wie ein ungemein lieblicher Garten, durch den ein klarer Bach fließt, — das ist der ewige Hellespont. Schön ist dieser Garten und würde hundertmal schöner sein, wenn ihm der kleinliche Menschengeist nicht jene kolossalen Zwingthore, die beiden Schlösser der Dardanellen, zu seiner Bewachung gegeben hätte, diese Hellespontpolizei. Unwillkürlich dacht' ich an Deutschland; da steht auch bei jeder schönen Anlage des Geistes und der Hände der Aufseher mit großem Stock und bewacht den harmlos Wandelnden und polizeit ihn. Selbst unser Schiff schien hier zu eilen und blies seinen Unmuth in großen schwarzen Rauchwolken aus, als ihm die ungeheuren Kanonenmündungen der beiden Schlösser, des Kelledil Bahar, das Auge des Meeres, und die Sultanin Kalessi oder große Sultanstadt, so schußgerecht in die Flanken sahen.

Obgleich ich im Ganzen kein Freund der Engländer bin, so habe ich doch stets mit Bewunderung und inniger Freude den Namen des Admiral Elphinston genannt, der im Jahre 1770 nach jener für die Türken so unglücklichen Schlacht bei Tschesme diese Hellespontpolizei so verhöhnte, daß, nachdem er bei ihrer Nase vorbeigefahren war, und jenseits der Dardanellen Anker geworfen

hatte, ruhig eine Taſſe Thee trank, während ſeine Trompeter God save the king bliesen, und ſpäter mit der Fluth ohne Verluſt zurückkehrte.

Unſer treffliches Schiff, das neun Miglien in der Stunde machte, führte uns jetzt in kurzer Zeit jenem Geſtade näher, deſſen Geſchichte ſchon die lebhafte Phantaſie des Knaben beſchäftigt und gereizt hat, die Ebene Troja's: dort iſt ſchon der Ida, auf dem die Götter rathſchlagten, und der Sitz, von dem Kronion das Schlachtfeld beſchaute. Dort hob er ſeinen Arm und nahm bei dem Wettlauf der beiden Helden um Ilions Mauern die Wage zur Hand, warf zwei Looſe hinein, und dasjenige Hektor's ſank tief hinab. Hier dicht am Saum der Küſte zeigen ſich die beiden Grabhügel des Patroklos und Achilleus, an denen wir mit feierndem Blick und bewegtem Herzen vorbeiziehen; betrat letzteren doch ſchon vor zweiundzwanzig Jahrhunderten, dem Helden zu Ehren, Alexander der Macedonier. Wie leid war es mir, nicht alle die Stellen aufſuchen zu können, die Homer ſo lebhaft ſchilderte. Hier neben den Grabhügeln war das Lager der Griechen, dort auf der Anhöhe, neben dem jetzigen Dorfe Burnbaſchi, ſtand Priamus heilige Veſte. Sogar der kleine Hügel, das Grabmal des Aiſyetes, der ſchon von Homer als ſehr alt angegeben wird, läßt ſich aus ſeinen Beſchreibungen errathen. Noch jetzt ſammelt ſich das trübe ſchlammige Waſſer des Simois in einem ſumpfigen, mit Schilf bewachſenen Waſſerpfuhl, deſſen Ausdünſtungen Seuchen erzeugen würden, wie zur Zeit jenes Kampfes unter dem griechiſchen Heere, wenn dieſe Ufer bewohnt wären. Der klare fiſchreiche Skamander ſtrömt fort und fort in's Meer; doch hat er ſein altes Bett verlaſſen, und nur einige Vertiefungen zeigen noch ſeine alte Zuſammenmündung mit dem Simois an.

Während ich über das eben Geſehene nachdenkend auf dem Verdeck ſtand, und noch einmal einen Blick nach dem Grabe jener beiden Helden ſandte, um mir die Umriſſe des Ufers mit einigen Strichen

in mein Taſchenbuch zu tragen, und da mein Auge hinüberſchweifte zur Inſel Tenedos, der jenes Schlangenpaar entſprang, welches Laokoon nebſt ſeinem Sohn umwand und tödtete, ſah ich eine große Maſſe Delphine, welche plötzlich unſer Schiff luſtig umſchwärmten. Das Brauſen der Räder ſchien dieſe Thiere eher anzulocken, als abzuſchrecken, denn dort hielten ſie ſich meiſtens auf und ſchienen das Boot überholen zu wollen. Es war ein vollkommenes Wettrennen; zuweilen hoben ſich fünf zu gleicher Zeit aus dem Waſſer, und machten lange Sätze in der Luft, um vorzukommen, wobei ſie dem Verdecke oft ſo nahe kamen, daß man ſie mit einem Stocke hätte erreichen können. Es waren Thiere von vier bis fünf Fuß Länge darunter. Dies Spiel dauerte beinahe eine halbe Stunde; dann blieben ſie, wahrſcheinlich ermüdet, zurück, und noch lange nachher ſahen wir ſie ihre Purzelbäume auf den Wellen machen.

Schon war die Sonne untergegangen, als ſich hinter Imbros der Saoke, der Berg von Samothrake, zeigte. Doch warf ſchon die kommende Nacht die dunkeln Schleier über ihn, wie die Siege über ſein Inneres. Mit dem Fernrohr ſuchte ich auf dem aſiatiſchen Ufer die von Alexander erbaute Stadt Alexandria Troas und fand endlich auch einige Mauertrümmer, die einzigen Ueberbleibſel jener großartigen Niederlaſſung, die nach der Abſicht ihres Gründers ein Stapelplatz werden ſollte für den Austauſch der Producte Kleinaſiens, Theſſaloniens und des Peloponnes.

Schon ſeit Mittag hatten wir Metelyn (Lesbos) geſehen, doch war es bereits ganz dunkel, als das Dampfſchiff bei der Stadt gleiches Namens anhielt, um einige Reiſende, unter andern auch den kleinen Hamſa Beg, abzuſetzen. Nur wenig konnten wir von der Stadt ſehen, welche, wie mir ſchien, in die Felſen hineingebaut iſt; wenigſtens bedeckten licht erhellte Fenſter die Berge des Geſtades, bis hoch in die Spitzen. Ich hätte gern dieſe ſchön bewachſene und reiche Inſel bei Tage geſehen, hätte gern einige Blicke geſandt zu dem Geburtsorte von Sappho und Alcäus, aber die Nacht verwehrte es,

erſetzte jedoch durch die Schönheit, in welcher ſie uns hier erſchien, reichlich jenen kleinen Verluſt. Nie in meinem Leben ſah ich eine reinere, klarere Färbung des nächtlichen Himmels, und als nach einer halben Stunde der langſam empor geſtiegene Mond ſein volles Licht über uns ausgoß, und rings um uns das Meer und die Inſeln nicht taghell, ſondern bezaubernd ſchön erleuchtete, das Schiff in klaren Silberwellen ſchaukelte und mehrere Miglien weit hinter ſich eine breite weiße Spur zurückließ, da fanden wir es alle auf dem Verdeck in der lauen Luft ſo angenehm, daß keiner ſich vor Mitternacht in die Kajüte zurückzog.

Schon in der Nacht gegen Morgen war ich durch das plötzliche Stillſtehen des Schiffes in meinem Schlaf geſtört worden. Es iſt daſſelbe Gefühl, als wenn man im Wagen geſchlafen hat und auf der Station angekommen iſt. Ich richtete mich auf. Doch da es noch ganz dunkel war, legte ich mich wieder auf mein Sopha zurück und ſchlief noch einige Stunden. Wir waren bei Smyrna angekommen. Früh am Morgen ſtieg ich auf's Verdeck und vor meinem Blicke lag ſie, die ſchöne Stadt, mit der herrlichen, von maleriſchen Bergen umgebenen Bucht, deren Schluchten und Ebenen mit Cypreſſen, Feigen und Oelbäumen bewachſen, einen lieblichen Anblick gewähren. Schade, daß die Spitzen der Höhen ſo nackt und kahl ſind. Hinter der Stadt liegen auf dem Maſtuſiaberge die grauen Ruinen einer uralten Burg, denn ſie ſteht ſeit den Zeiten Antigonus, des Feldherrn Alexanders von Macedonien, wurde oft zerſtört und immer wieder aufgebaut. Für uns war ſie ein Hauptaugenmerk, denn ihr hatten wir bei unſerem kurzen Aufenthalt hier einen Beſuch zugedacht, um von der Höhe wenigſtens einen Blick in dieſe berühmte klaſſiſche Landſchaft zu werfen und uns, wenn auch nur flüchtig, umzuſehen in dem Vaterlande Homers, Anakreons und Anaxagoras.

Wir ſtiegen an dem Hafenplatz bei dem fränkiſchen Quartier an's Land, und freuten uns nicht wenig, ſchon im erſten Augenblick

einen Unterschied zwischen den Häusern und Straßen hier mit denen in Konstantinopel zu finden. Statt der kothigen Passage dort ging man hier auf reinlichem guten Pflaster, und man hatte nicht nöthig, in steter Angst zu schweben, daß einem schlecht gebaute Baracken links und rechts auf den Kopf fallen würden, vielmehr sieht das Auge mit Vergnügen auf die hohen, auf europäische Art von Stein erbauten Häuser, die als anständige Gebäude in ziemlicher Entfernung bleiben und sich einem nicht so pöbelhaft auf den Leib drängen, wie jene. Auch das Türkenquartier und die Bazars sehen, wenn auch nicht großartig, doch immerhin freundlicher und anziehender aus, als in der Hauptstadt, sind auch in einigen Artikeln, z. B. Teppichen, Stickereien, Früchten ꝛc. reichlicher besetzt, als jene. Ein Kaufgewölbe im fränkischen Viertel, wo wir einige Kleinigkeiten erstanden, ließ bei der Schönheit und Mannigfaltigkeit seiner Waaren eher vermuthen: man sei in London oder Paris, als in einer türkischen Stadt. Hier fand man von der kleinsten Stange Cire à Moustaches bis zu einem vollkommenen englischen Reitzeuge Alles, was ein elegantes Herz erfreuen kann.

Smyrna haben wir in den paar Stunden, die wir dort zubrachten, sehr liebgewonnen. Es liegt über Stadt und Land ein frischer Reiz, eine üppige Jungfräulichkeit und wenn mir nicht die zahlreichen hübschen Mädchen, denen man begegnet, mit ihren schwarzen Augen zu gefährlich vorgekommen wären, ich hätte gern einige Wochen hier zugebracht. Ueberall sah man die niedlichen, wegen ihrer Schönheit berühmten Töchter Smyrna's auf den Straßen herumtanzen, oder aus dem ersten Stock Kopf und Herz bedrohen.

Nachdem wir in der sogenannten Schweizerpension sehr gut gefrühstückt, wobei uns eine Bande herumziehender Musikanten Einiges aus verschiedenen Opern zum Besten gegeben, so daß wir uns bei dem Klange der bekannten Lieder in die Heimath versetzt glaubten, bestiegen wir die schon früher bestellten Pferde, um dem

Mastusiaberge einen Besuch zu machen. Der heutige Tag hatte uns sämmtlich munter gestimmt, und das Gefühl, den festen Boden wieder unter unsern Füßen zu haben, sogar etwas muthwillig. So courbettirten und galoppirten wir denn durch die Stadt zum Vergnügen manch' schwarzen Augenpaars, das unserm Zuge nachsah und unsern Gruß lachend erwiderte. Vor der Stadt wandten wir uns links über die sogenannte Karawanenbrücke, welche ihren Namen daher hat, weil über sie all' die zahreichen Waarenzüge gehen, die aus dem Innern des Landes nach Smyrna kommen. Dann ritten wir rechts den Berg hinan auf einem Wege, der sich zuerst durch türkische, mit schönen Cypressen bepflanzte Friedhöfe zieht, bald aber über dürres Heideland sehr steil nach dem Schlosse hinaufwendet. Dieser Pfad, mit vielen und großen Steinen besäet, macht den Pferden das Ersteigen äußerst beschwerlich. Eines derselben stürzte und warf seinen Reiter mehrere Fuß weit hinweg an ein Felsenstück, glücklicher Weise jedoch ohne ihn zu verletzen.

Auf dem Berg angelangt, standen wir lange Zeit und schauten entzückt in das Panorama, das sich vor unsern Blicken aufgethan: zu unsern Füßen die Stadt, bespült von der grünlichen Welle des Meeres, das hier eine Bucht ausfüllt, die man mehrmals mit dem wunderherrlichen Golf Neapels verglichen hat. Da schaute aus duftenden Orangen und saftig grünen Feigengärten Smyrna heraus; uns zur Linken war das herrliche, mit zackigen Felsen durchsetzte Engthal des Meles, das noch jetzt den Namen des Paradieses führt.

Langsam und uns öfters umschauend, erstiegen wir die letzte Klippe des Berges, um zum Gemäuer der weitläufigen Burg zu gelangen. Ein riesengroßer, weiblicher Kopf, in weißem Marmor, halb erhaben gearbeitet, war links neben einem Thore eingemauert. Er soll das Bildniß der Smyrna sein, jener Gemahlin des arabischen Begründers der Stadt, von der sie auch ihren Namen erhielt. Die Türken machen zuweilen den Spaß, und schießen nach dem antiken Kopf mit ihren Pistolen, wodurch er schon stark beschädigt ist.

Nachdem wir über Schutt und Gestrüppe in das Innere des Schlosses geklettert waren, zeigte uns der Führer die Stellen, wo eines der prachtvollsten und größten Theater Asiens und der Tempel des Jupiter Aeräus gestanden; doch sieht man von allem fast nichts mehr, als schwärzlich graue Steintrümmer, hie und da Marmorblöcke und einige großartige Mauerstrecken. Durch Zufall endeckten wir hier noch ein sehr gutes Echo, welches drei bis vier Worte deutlich nachsprach.

Wo sich die Bogen einer alten Wasserleitung in das Thal des Paradieses hinabziehen, kletterten wir mit unsern Pferden hinunter, ein Weg, den nur die des Bergsteigens so gewohnten türkischen Pferde machen konnten. Zuweilen blieben sie auch auf Mauertrümmern, bei denen ich mich zu Fuß besonnen hätte, wie am besten hinabzusteigen sei, wandten sich aber immer glücklich durch; nur einmal mußte ich absteigen, um mein Pferd, welches sich zwischen zwei Felsblöcke fest geklemmt hatte, loszumachen. Von Weitem sahen wir noch den Platz, wo der Sage nach der Dichter der Iliade sein Häuschen gehabt haben soll; dann kehrten wir zur Stadt zurück, um uns gleich auf unser Schiff zu begeben, das, obgleich es anfänglich nur für Smyrna bestimmt war, hier einen Befehl vorfand, oder vielleicht denselben auch schon mitgebracht hatte, nach Beirut zu gehen. Es dämmerte schon, als wir die Anker lichteten, und dem schönen Smyrna Valet sagten. Ein plötzlicher Gewitterregen trieb uns frühzeitig in die Kajüte, wo wir uns bei einem Glase selbst gebrauten Punsches noch einige Stunden angenehm unterhielten. Dann legte ich mich hin, und das einförmige Schlagen der Schaufelräder wiegte mich bald in einen sanften Schlaf.

Am 11. December trat ich etwas später als sonst auf's Verdeck; denn ich hatte schon durch meine Fensterlucken bemerkt, daß der Himmel nicht so freundlich auf uns herabsah, wie die vorhergehen-

den Tage. Aus Südwest hatte sich ein ziemlicher Wind aufgemacht und bewarf die Flanken des Schiffs zuweilen mit schäumenden Wellen, das sich aber dadurch auch gar nicht irre machen ließ oder dem Feind auch nur einen Fuß breit wich. Ich habe bei gleicher Pferdekraft nie eine so emsig arbeitende Maschine gesehen, wie die des Crescent. Er machte beständig, sogar gegen den Wind, seine zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Rotationen in der Minute. Das Schiff hatte, wie uns der Kapitän und einer unserer Gefährten, die schon mehrere Fahrten und bei stürmischem Wetter mit ihm gemacht, versicherten, die Eigenheit, nicht wie ein anderes Fahrzeug, bei hoher See die Wellen zu erklimmen, sondern es schnitt gerade hindurch, was denn freilich den Nachtheil hatte, daß die Wogen beständig das Verdeck bespülten. Der Crescent ist in England gebaut und seine Masten und der Schornstein, die schief nach hinten zugestellt sind, geben dem schlanken Schiffe ein keckes, flottes Ansehen.

Vor uns hatte die alte Geschichte wieder ihr Buch in Originalausgabe aufgeschlagen. Wir fuhren gen Samos und Ikaria; erstere die Geburtsinsel Pythagoras, zeigte sich dem Auge sehr anmuthig; schon der alte Beiname Anthemos, bezeichnet sie als die blumenreiche; dort verlebte nach der Sage, Juno, die Himmelskönigin, den ersten Tag ihrer Kindheit, und wer von uns war nicht in Gedanken schon hier, wen hätte nicht Schiller hieher geführt, wenn er uns erzählt, wie Polykrates seinen Ring in's Meer warf, als das Kostbarste, was er besaß, dem Glück zum Opfer, das ihn mit Gaben überhäufte.

Während wir bei dem Hauptorte der Insel, dem Städtchen Kora, vorbeifuhren, trübte sich der Himmel gänzlich, und ein mächtiger Platzregen nöthigte uns, die Kajüten zu suchen, doch zog das Wetter bald vorüber, und als wir von Neuem das Verdeck betraten, standen hinter uns zwei prachtvolle Regenbogen, aus den dunkeln Gewitterwolken hell hervortretend. Dabei gewährte uns eine Kriegs-

brigg, an der wir schon vor einigen Stunden vorbeifuhren, ein gar hübsches Bild; denn wir sahen sie jetzt mitten unter jenen farbigen Bogen stehen, mit ihren schneeweißen Segeln einer Taube gleich, die, vom Heiligenschein umgeben, dahin schwebt. Gegen ein Uhr Mittags sahen wir südwestlich die Stadt Pathmos, auf welcher sich die Grotte des Apostels Johannes befindet. Dann fuhren wir um die nördliche Spitze der Insel Kos oder Stanko, das Vaterland Hippokrates und Appelles. Zwischen der östlichen Spitze von Kos und dem Kap Krio zeigte sich das Wasser des Meeres in einem Streifen von vielleicht zwei Miglien rein himmelblau, obgleich der Himmel dunkelgrau bezogen war und die übrige Meeresfläche eben diese Färbung hatte.

Schon seit Mittag hatte uns der Kapitän am fernsten Horizont einen blauen Streifen gezeigt, Rhodus, und ich trat nun beinahe jede Viertelstunde an's Boogspriet, um zu sehen, ob wir auch jener Insel, für die ich von Jugend auf geschwärmt, näher kämen. Viel zu langsam ging mir das eilende Dampfschiff. Schon dunkelte der Abend, und das Land, welches, das Kreuz in der tapferen Hand, der Johanniter so lange dem Halbmond streitig gemacht hatte, wollte nicht näher rücken. Als ich so nachdenkend hinblickend auf dem Anker saß, war mir, als sähe ich einer großartigen Tragödie, Rhodus, zu; der erste Akt hatte uns die Handlung in unendlichen Umrissen gezeigt, hatte uns durch die Erzählung des früher Geschehenen neugierig gemacht, den Ort, wo das Weltdrama spielte, näher zu sehen, und jetzt fiel der Vorhang — hier der Schleier der Nacht, und ließ nur die Gedanken durchdringen, um sich die fernere Scenerie auszumalen. Doch arbeitete unser Schiff während dem Zwischenakte kräftig vorwärts, und als nach einer Stunde der Mond aufstieg und hell durch die zerrissenen Wolken schien, begann der zweite Akt und führte uns in das Innere des Stückes, dessen erste Decoration die Trümmer eines uralten Hafens waren.

Die Form des Beckens konnte man noch eben in seinen äußern

Umriſſen erkennen. Das Meer wühlte in den Felſenblöcken, die früher gewiß feſt zuſammengefügt waren. Es war der alte Hafen, auf dem der berühmte Koloß von Rhodus geſtanden, jenes Bild aus Erz, das mit geſpreizten Beinen, einem Thore gleich, vor der Oeffnung des Hafens ſtand, und hoch in der einen erhobenen Hand einen Feuerbrand hielt, den einlaufenden Schiffen zum Zeichen. Jetzt traten uns die Lampen der Leuchtthürme, die bisher matt durch den Nebel geſchimmert hatten, deutlicher vor Augen. Unſer Boot machte eine große Wendung, fuhr mit halber Kraft in den neuen Hafen hinein, zwiſchen den beiden maſſiven feſten Thürmen des Erzengels und des heiligen Nikolaus durch, und warf neben einer öſtreichiſchen Corvette die Anker. Da waren wir denn in dem Hafen von Rhodus, der ſchönen „Roſe", angekommen, und der Mond war ſo gefällig, uns die Mauern und Thürme der Stadt ſo ziemlich zu beleuchten. Der Anblick derſelben gewährte uns ſo gar nichts Türkiſches; Alles war ſolid und feſt gebaut, und zeigte, obwohl verfallen, daß kräftige Hände und eine geregelte Kriegskunſt dieſe Werke aufgeführt haben. Man hätte glauben können, vor einer europäiſchen Feſtung zu ſein, wenn uns nicht über eine der Mauern das Siegel des Orients, eine ſchlanke Palme, die erſte, die wir ſahen, entgegen genickt hätte. Wir blieben die Nacht über an Bord; doch kaum ging die Sonne auf, ſo ließen wir uns nach der Stadt rudern, und ſtiegen bei dem Hafenthor an's Land. Hier waren der Sage nach noch im ſechszehnten Jahrhundert die Gebeine jenes Drachen zu ſehen, den der tapfere Ritter des Ordens, Dieudonné de Gozon erſchlug, und ihre Größe wurde von den Aus- und Eingehenden bewundert.

Es macht gewiß nicht leicht eine Stadt einen ſeltſameren Eindruck auf das Herz des Europäers, der ihre Geſchichte kennt, als das jetzige Rhodus, die entblätterte Roſe. Die Türken, die ſchon ſeit 1522 Beſitzer derſelben ſind, waren nicht im Stande, dieſe Stadt, wie die andern, die ein gleiches Schickſal hatten, ſo ganz

in ihren Schmutz herabzuziehen. Das alte Rhodus mit ganzen Straßen kleiner massiver Häuser und den aus der Ritterzeit herstammenden Festungswerken und Gräben, gleicht einer eroberten und zerstörten Kirche, die der neue Herrscher seinem Cultus gemäß umänderte. Doch wenn er auch da ein Fenster zumauerte, dort ein neues brechen ließ, oder auf die alten kräftigen Thürme ein Spitzdach setzte, wenn er auch die Bilder der Wände auskratzen, die Mauerverzierungen abbrechen ließ und das Ganze mit seinen schmutzigen Händen besudelte; so sieht doch der Wanderer, der ehrfurchtsvoll näher tritt, nichts von den neuen Verunzierungen, sondern seine Blicke fassen gleich das alte ehrwürdige Denkmal, wie es damals gewesen, auf, ohne die Kuckuckbrut zu bemerken, die jetzt in dem Nest des mächtigen Raubvogels nistet.

Wir wandelten durch die Gassen, die noch aus den Zeiten der Ritter her mit einem guten Pflaster versehen sind. Das Treiben der Türken, die ihre schlechten Baracken an mächtige Mauern geklebt haben, und Angesichts der Wälle, auf denen die tapfern Johanniter für den Glauben kämpften und starben, faul auf untergeschlagenen Beinen sitzen und gedankenvoll den Tabacksrauch von sich blasen, erschien uns ganz fremdartig. Es machte denselben Eindruck, als wenn man in einer unserer Städte die Türken auf einmal Herr und Meister spielen sähe. In allen andern Städten in der Türkei, und wenn sie noch so schön und großartig sind, wie Stambul, Adrianopel, Smyrna ꝛc., paßt doch der Anblick des faulen orientalischen Treibens zu Allem, und wir Europäer waren, wie natürlich, eine fremde Zuthat. Doch, wie schon gesagt, hier in Rhodus ist es ganz umgekehrt. Wir wandelten durch die Bazars, die nirgends fehlen dürfen. Das Einzige, was von den Artikeln, die hier ausgebreitet lagen, uns des Kaufens werth erschien, waren schöne reife Orangen, die ersten, die wir auf unserer Reise gesehen, denn in Stambul waren erst wenige auf den Markt gekommen.

Die Stadt Rhodus ſteigt auf zwei Höhen, die ſich nach Weſt und Nord erſtrecken, ſanft aus dem Meere empor, weßhalb auch alle Straßen von dem Hafen aufwärts laufen. Die alten zerfallenen maſſiven Gemäuer, die durch die Stadt zerſtreut liegen, und an die der Türke ſein armſeliges Haus gebaut, ſind bedeckt mit Epheu und umgeben von friſchen Baumgruppen. Der Orangen- und Citronenbaum hatte hier ſchon Blüthen und Früchte, und die breiten Blätter des Rebenlaubes bildeten ſchattige Plätze. Auf den Wällen und in den Gräben erwies ſich die Natur dem alten Rhodus freundlich und bedeckte das graue Geſtein mit grünen Pflanzen und Blumen. An die Einnahme der Stadt durch Soleiman erinnerten noch mehrere ſteinerne Kugeln, die hie und da umherlagen und wovon einige von einer wirklich ungeheuren Größe waren, denn ſie hatten eilf bis zwölf Spangen im Umfang.

Wir ſahen die Kathedrale, vormals die Kirche des heil. Johannes, von den Türken in zwei Theile getheilt, wovon der eine zum Getreidehaus, der andere zur Moſchee benutzt wird. An den Wänden der letzteren hatte man die Gemälde, die dieſelben zu den Zeiten der Johanniter bedeckten, mit weißer Farbe überſtrichen, aber nicht verlöſchen können; denn hie und da ſah man noch Figuren in unbeſtimmten Umriſſen hervorleuchten. Nicht weit davon liegt der frühere Palaſt des Großmeiſters, ein großes viereckiges Gebäude, mit Gräben umgeben. Wir gingen nur bis unter das gothiſche Thor und ſahen in den Hof hinein, den eine von Säulen getragene Gallerie im Viereck umgibt. Vor dem Schloß ſtand eine uralte Platane, von der ich mir ein Blatt abbrach und zum Andenken an Rhodus mitnahm.

Das Merkwürdigſte und für den Europäer wirklich rührend iſt eine kleine, öde, unbewohnte Gaſſe, die neben dem Palaſte des Großmeiſters liegt und noch jetzt den ſtolzen Namen Strada dei Cavalieri führt; denn hier waren ehemals die Wohnungen der verſchiedenen Ritter aller Zungen. Jetzt wohnt Niemand hier; auf

Humoriſtiſche

Erzählungen

von

F. W. Hackländer.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1847.

dem mit breiten Steinplatten gepflasterten Boden wächst Gras, die Straße gleicht einem Kirchhofe und die kleinen Häuserchen, alle von einander verschieden und jedes nach dem Geschmacke aufgeführt, den der Erbauer aus der fernen Heimath mitgebracht, stehen daneben, wie eben so viele Grabsteine, auf denen, wenn auch nicht der Name des Ritters, der sie erbaute, doch das Wappen desselben, in Stein gehauen, prangt.

Fast jedes dieser Häuser hat eine Treppe vor der Thür; dann gelangt man durch einen dunkeln Gang auf einen kleinen Hof, in welchem Knappen und Dienerschaft wohnten. Die Gemächer der edlen Johanniter selbst im Vorderhause sind nicht sehr geräumig und durch die kleinen vergitterten Fenster sehr dunkel. Die Straße der Ritter, welche ebenfalls bergan läuft, führt oben auf die Höhe des Walles, von wo wir, auf den Trümmern eines zerklüfteten Pulverthurms stehend, die Bollwerke und Thore, welche die französischen, deutschen, englischen und welschen Ritter vertheidigten, sowie das Siegesthor und das athanatische sahen. Auch sahen wir von hier drei Hafen, welche Rhodus hat. Der Boothafen, in welchem unser Dampfboot ankerte, neben ihm die Galeerenhafen, wo sich die Schiffswerften befinden, und der durch das Castell Elmo beschützt wird, und auf der andern Seite der kleine Hafen, wo der Koloß stand und der von einem Klippenvorsprung und der Landzunge, auf welchem der Engelsthurm steht, gebildet wird.

Schon um Mittag rief uns der Signalschuß an Bord des Dampfschiffes zurück. Wir lichteten bald darauf die Anker und wandten uns dem anatolischen Festlande zu, wo die große durch umgebende Gebirge von allen Seiten vor der Gewalt der Winde geschirmte Bucht von Phisco und in deren Grunde der kleine Ort Marmaris liegt, nach welchem heute der schöne natürliche Hafen der von Marmarissa heißt. Schon seit den ältesten Zeiten ist das kleine Marmaris berühmt. Alexander, der es umzingelte, konnte die Bewohner nicht bekämpfen. Sie zündeten ihre eigene Stadt an,

erwürgten Weiber und Kinder und ſchlugen ſich durch das macedoniſche Heer in die Gebirge. Soleiman verſammelte hier im Hafen die Flotte, die zur Eroberung von Rhodus beſtimmt war, und ebenſo die Engländer zu Anfang dieſes Jahrhunderts die ihrige, welche, dreihundert Segel ſtark, wider Aegypten auslaufen ſollte. Heute, wo ſich unſer Dampfſchiff von Rhodus nach Marmaris wandte, ſah der kleine Ort wieder eine gewaltige Kriegsmacht, die ſich vor ſeinen verfallenen Mauern verſammelte, denn die engliſche Flotte unter Admiral Stopford, vereinigt mit der öſtreichiſchen Escadre, lag da vor Anker.

Nachdem wir Rhodus verlaſſen, hatte ſich das Wetter, das den Morgen über klar und freundlich geweſen war, plötzlich verändert und die See ging ziemlich hoch. Um ſo ſeltſamer war der Anblick des Hafens von Marmariſſa, als wir, nachdem das ziemlich ſtürmiſche Meer und die ganz kahlen Gebirge des aſiatiſchen Ufers hinter uns lagen, plötzlich in jener Bucht von friſchen grünen Bergen umgeben, auf einem Waſſer ſchwammen, das ſpiegelglatt und klar einem großen Landſee glich, und uns mitten zwiſchen dieſen Schiffkoloſſen ſahen, die gleich furchtbaren Rieſen in ihrer Höhle, hier im Schlafe neben einander von einem eben beſtandenen Kampfe ausruhten. Dies waren die mächtigen Kanonen, welche Beirut beſchoſſen und Acre beinahe vernichtet hatten. Jetzt fuhren wir neben dem Powerful, auf dem der Commodore Napier befehligt und ſenkten unter ſeinen Kanonen den Anker. Dort lag die Prinzeſſin Charlotte; auf ihrem Mittelmaſt flatterte die Flagge des Admirals Stopford; das herrliche Schiff ſchien uns Fremdlinge mit ſeinen hundert und zwanzig Kanonen wie mit eben ſo vielen Augen neugierig zu beſchauen. In ihrer Mitte ankerte die Fregatte Lyſia, auf der ſich der junge Erzherzog Friedrich von Oeſtreich befand. In Allem befanden ſich hier dreizehn Linienſchiffe, vier Fregatten, vier Briggs, drei Corvetten und vier Kriegsdampfſchiffe. Mehrere dieſer Fahrzeuge beſſerten ihre Maſten und Takelwerk aus;

denn obgleich Admiral Stopford beim Beginn der stürmischen Witterung zu Ende Novembers die offene, sehr unsichere Rhede Beiruts verlassen, so hatte doch der Sturm vom ersten und zweiten December, der auch uns mit dem Dampfboot Seri-Pervas im Marmormeer scheitern machte, stark unter der Flotte gewüthet, mehrere Schiffe leicht beschädigt, eine Corvette ihrer sämmtlichen Masten beraubt, und eine Brigg, vom Sohne des englischen Admirals befehligt, war gänzlich zu Grunde gegangen. Einige Seeoffiziere versicherten uns, wenn das Unwetter noch einen Tag gedauert hätte, wäre die ganze herrliche Armada schwerlich dem Verderben entronnen. Wir blieben noch, bis das Licht des unterdessen aufgestiegenen Vollmonds unserem Steuermann den Weg aus dem Hafen wies, und verließen Marmarissa im Augenblick, wo auf sämmtlichen Schiffen von vollständigen Musikchören der Zapfenstreich ertönte. Es war für uns ein eigenes Gefühl, so viele Stunden von der Heimath den Priesterchor aus Norma zu hören. Am folgenden Morgen lachte uns wieder das herrlichste Wetter. Wir sahen schon in weiter Entfernung die Insel Cypern vor uns. Das Meer war eben wie ein Spiegel, der Crescent arbeitete so wacker vorwärts, daß wir schon gegen eilf Uhr die Insel erreichten und bei Larnaca, eine halbe Seemeile vom Lande entfernt, den Anker warfen. Wir fuhren in einer großen Schaluppe nach der Stadt und ich habe nie das Meer so klar und von so schöner Farbe gesehen, wie heute. Man konnte deutlich auf den Grund schauen und Muscheln und Steine erkennen, die gewiß an fünfzig bis sechzig Fuß unter uns lagen. Unser Kapitän hatte bei dem Agenten der Dampfschifffahrtsgesellschaft eine Depesche abzugeben und wir benützten diesen Aufenthalt von einigen Stunden, um den köstlichen Cyperwein an der Quelle zu versuchen. Der Agent setzte uns eine Flasche, und wie er selbst sagte, vom besten vor; doch konnten wir ihm insgesammt keinen Geschmack abgewinnen. Desto mehr erfreute uns aber der Anblick eines jungen, sehr schönen Mädchens in diesem Hause, im reizenden griechischen Costüm, das

unter einer Laube von Orangen saß und mit weiblicher Handarbeit beschäftigt war. Das gute Geschöpf mußte viel von unsern neugierigen Blicken leiden, denn wir hatten lange kein interessantes weibliches Wesen mehr gesehen; und unsere Herzen waren daher so erkaltet, daß wir es wagen konnten, ein paar lange Minuten hindurch das strahlende Feuer ihrer schönen Augen auszuhalten.

Wir streiften eine Weile in der Nähe der Küste herum und trafen zufällig einen deutschen Landsmann; er war ein Schwabe, der in dem Kapuzinerkloster hier die Dienste eines Schneidermeisters, Garderobiers und Hausbofmeisters versah. Wir mußten ihm zu den ehrwürdigen Vätern folgen und blieben eine halbe Stunde bei ihnen, worauf uns der Deutsche in eine Locanda führte, wo wir nach seiner Versicherung den köstlichsten Cyprier unverfälscht und von bester Sorte haben könnten. Wir folgten seinem Rath und seiner Führung, ohne das später zu bereuen, denn der klare goldgelbe Wein, der uns dort von einem schönen schwarzäugigen Mädchen credenzt wurde, übertraf an Feuer und Wohlgeschmack Alles, was ich bisher getrunken. Nach einer Stunde kam der Kapitän selbst, um uns aufzusuchen und zur Abfahrt zu mahnen. Er war mit den Gelegenheiten in der Stadt schon bekannt und hatte nicht umsonst geahnet, daß er uns hier an der Quelle des köstlichen Nektars finden würde.

Wir gingen nach dem Schiffe zurück und mußten, obgleich es im December war, die Strahlen der Nachmittagssonne schwer empfinden. Ein öderer, baum- und strauchloserer Anblick, wie aber auch diese Insel von der Südseite bietet, ist nicht leicht zu finden. Der Boden ist weißer Kalkstein, mit Kieselstein und Marienglas bedeckt; doch soll dagegen der nördliche Theil Cyperns, der von hohen Gebirgen durchschnitten ist, der freundlichen, ja sehr schönen Gegenden viele aufzuweisen haben. Wir lichteten gegen zwei Uhr die Anker, und da die heutige Nacht die letzte unserer jetzigen Seereise war, rüsteten wir unser Gepäck, um Morgen früh bei unserer

Ankunft in Beirut gleich Alles in Bereitschaft zu haben und das Boot verlassen zu können. Wir hatten eine schöne angenehme Nacht, das Meer war spiegelglatt und ruhig wie ein Teich, nur ein leichter Wind blähte das Segel, das der Kapitän, den Lauf des Schiffes zu befördern, aufspannen ließ.

Das erste Frühlicht des neuen Tages traf uns schon auf dem Verdeck, denn aus der Dämmerung der Nacht begann für uns ein prächtiges ungeheures Schauspiel aufzutauchen. Wir hatten das Ziel unserer Seefahrt erreicht und vor uns lag der schneebedeckte Libanon, zu seinen Füßen das arme zerschossene Beirut.

Sechstes Kapitel.

Beirut.

Aeußere Ansicht der Stadt. — Der Libanon. — Innere Ansicht der Stadt. — Das Schloß am Meer. — Die Bazars. — Gewühl auf den Straßen. — Weiber. — Türkische Artillerie. — Beduinen. — Das Drusenlager. — Pinienanpflanzungen. — Aufenthalt in Beirut. — Jungfräulichkeit neuer Schiffe. — Die türkische Thorwache. — Krankheit der Freunde. — Ein Ritt in den Libanon. — Friedrich.

Welch' ein Unterschied ist zwischen dieser syrischen Stadt und denen der Türkei, die wenigstens von Außen dem Auge mit ihren ragenden Minarets und prangenden Cypressen einen lieblichen Anblick gewähren! Man sieht, hier trägt der Mensch einen Steinhaufen zusammen, um unter ihm Schutz gegen die glühende Sonne zu haben, und darauf eine Terrasse, wo er der Abendkühle genießen kann. Die Gebäude mit platten Dächern sind alle von gleicher

Höhe und haben faſt gar kein Fenſter; nur hie und da deuten in hohen und breiten Mauern zwei oder drei Löcher eine ſolche Idee an. Alles iſt von gleicher Farbe, der urſprünglichen des Bauſteines, einem verbrannten Braungelb, und das Haus iſt vom Felſen, auf dem es ſteht, kaum zu unterſcheiden. Die drei, vier Minarets der Stadt ſind kaum ein Drittheil ſo hoch, wie die gewöhnlichen in Konſtantinopel, aber eben ſo dick, was ihnen ein plumpes, gedrücktes Anſehen gibt. Es iſt, als wäre es den arabiſchen Maurern unter der Arbeit zu heiß geworden, und da haben ſie, ſtatt noch zweimal ſo hoch zu bauen, und dann ein ſchlankes Spitzthürmchen aufzuſetzen, der Sache ein Ende gemacht, indem ſie mit einem maſſiven, beinahe flachen Dache ſchloſſen. Gewiß, brächten nicht die die Stadt umgebenden unzähligen Hecken von Cactus und einzelne ſtolz emporragende Palmen einiges Leben in die Seeſeite, man müßte die Gegend für ausgeſtorben, und jene braune Häuſermaſſe für eine von ihren Bewohnern verlaſſene Ruine halten. Doch mag an dem für uns ganz unerquicklichen Anblick auch die Jahreszeit einige Schuld haben; denn obgleich es drückend heiß war, herrſchte hier auch Winter, und die zahlreichen Maulbeer- und Feigenbäume zeigten uns nur kahle Aeſte.

Es ging mir hier wie den Kindern, die das Beſte bis zuletzt aufſparen. Erſt als ſich mein Auge überſättigt hatte an den Maulwurfshaufen der Menſchen, hob ich meinen Blick langſam empor zu jenem ewigen majeſtätiſchen Bau, den hier die Natur hingeſtellt, zum ſtolzen Libanon. Lange ſah ich hin, und meine Gedanken jagten durch ſeine Schluchten, zogen ſeine Felsſpitzen hinauf und hinunter, flatterten um das ganze Gebirge, und endlich kühlten ſich die erhitzten im Schnee, der ſein Haupt bedeckt, ab. Nie hat etwas auf mich einen größeren Eindruck gemacht, nicht der Balkan, den ich überſtiegen, nicht das Meer als ich es zum erſten Male geſehen, nicht Konſtantinopel, noch Smyrna.

Das große Boot, welches von der Stadt gekommen war, uns

dorthin abzuholen, schwankte stark in den heftigen Wogen des Hafens; hier ist das Wasser stets bewegt und durch große Felsstücke, die in der See hie und da versprengt liegen, für größere Schiffe unfahrbar; selbst Nachen kommen beim ruhigsten Wetter nicht ganz an's Ufer, weßhalb Passagiere und Güter auf den Schultern der Lastträger nach dem Quai getragen werden.

Ein Gang, den wir gleich bei unserer Ankunft durch die Stadt zum Hause des östreichischen Consul Herrn Laurella machten, zeigte uns das Innere derselben mit der äußern Ansicht beinahe ganz übereinstimmend. Man sieht überall nur die äußerste Nothdurft befriedigt, keine Idee von Luxus oder Eleganz, keine bunte, helle, wenn auch geschmacklose Verzierung an den Häusern, wie in der europäischen Türkei, oder hie und da einen freien Platz. Die ganze Stadt kam mir wie ein großes, unregelmäßig zusammengemauertes Gebäude vor, alle Wände massiv, gleich hoch und schmutzig. Die Gänge oder vielmehr Straßen sind schmal, damit der brennende Sonnenstrahl nicht eindringe. Hiezu kommt noch, daß die sehr hohen Häuser alle dreißig bis vierzig Schritte mit steinernen Bogen vereinigt sind, die sich über der Gasse wölben. Auf uns, die wir bei unsern Bauten nichts so sehr lieben, wie Geräumigkeit und frische Luft, wirkt eine solche gefängnißartige Stadt eigentlich brustbeengend, und obendrein entsteigt den Straßen und Gewölben ein unerträglicher Geruch. Die Unannehmlichkeit wurde noch erhöht durch das Drängen und Stoßen der vielen Menschen in den Gassen; die Stadt war im Augenblick überfüllt mit englischen und türkischen Soldaten, Beduinen, Arabern, Bergvölkern ꝛc.

Da der einzige Gasthof Beiruts, eine schmutzige Locanda, die unter dem Befehl eines Italieners steht, von englischen Offizieren ganz in Beschlag genommen war, so standen wir auf der Gasse, ohne Aussicht auf ein auch nur ganz mittelmäßiges Unterkommen. Unsere liebenswürdigen Reisegefährten, fünf östreichische Offiziere, die sich in dem Kriege gegen Mehemed Ali einige Lorbeeren pflücken

wollten, brachte der Consul Laurella so gut wie möglich in seinem Hause unter und bot auch uns dasselbe an. Indessen hatte Giovanni, der arabische Dolmetscher und Koch, den der Baron in Smyrna angenommen (er war hier zu Hause), mit einem Bekannten unterhandelt, der uns sein Haus, eine Viertelstunde westlich von der Stadt am Meere gelegen, um einen billigen Preis anbot, was wir mit Freuden annahmen.

Diese Villa, das Schloß am Meer, wie wir sie tauften, hatte, obgleich es nur das Haus eines syrischen Landwirthes war, wie alle diese Gebäude etwas Kastellartiges, vier hohe steinerne Mauern, an denen man von außen nur kleine vergitterte Fensteröffnungen sah. In den untern Stock, der sonst ohne Fenster, nur zur Aufbewahrung von Geräthschaften dient, war für die Zeit unseres Aufenthalts hier, der Besitzer mit seiner Familie gezogen; der obere bildet eine Terrasse, um welche auf zwei Seiten in einem rechten Winkel unsere drei Zimmer lagen. Diese geräumige Terrasse war fast unser beständiger Aufenthalt; hier hatten wir, was wir in der Stadt so sehr vermißten, reine gesunde Luft, und welche Aussicht und Umgebung! — Nördlich, so weit das Auge reichte, die gewaltige Meerfluth, östlich die Rhede der Stadt, und hinter derselben den Libanon, dessen Zug wir von Tripolis bis beinahe Saida mit unsern Blicken verfolgen konnten. Den traurigen Anblick Beiruts verdeckte uns ein kleiner Hügel am Meer. Der türkische Friedhof mit seinen weißen Steinen und gewölbten Grabmälern, die Wohnung der Todten, war freundlicher, als die Stadt der Lebenden.

Zu unserer großen Unterhaltung war das Meer stets belebt wie eine große Landstraße; alle Schiffe, die von Alexandrien, Marmarissa, Cypern ꝛc. kamen, mußten an unserer Terrasse vorbei; fast täglich kamen und gingen englische Kriegsdampfboote, Mannschaften oder Depeschen bringend, eine zahllose Menge großer und kleiner Kauffahrteischiffe kreuzte sich beständig auf dem Meer und

der Rhede; auch hatten wir zweimal das Vergnügen, zu ſehen, wie ein engliſches Linienſchiff erſten Ranges in weiter Ferne mit den Maſtſpitzen auftauchte, langſam die Höhe der See erſtieg und nach einigen Stunden in ſeiner majeſtätiſchen Geſtalt an unſerm Hauſe vorbeiſchwamm.

Südlich von unſerer Wohnung bildete das Terrain einige Hügel, die mit vielen kleinen und größern Häuſern bedeckt waren; ſie nahmen ſich mit ihrer Umgebung von grünen Oelbäumen und großen ſchlanken Palmen, alle von gewaltigen Cactushecken umzäunt, ſehr hübſch aus. Eines derſelben hatte für uns beſonderes Intereſſe, hier wohnte Lamartine einige Monate, und hier ſtarb ſeine einzige Tochter Julie.

Nachdem wir uns einigermaßen in der Villa eingerichtet, d. h. Teppiche auf dem Boden der Zimmer ausgebreitet, wozu die arabiſchen Hausleute, — es waren jedoch katholiſche Chriſten — mit großer Gutmüthigkeit die Decken ihrer eigenen Betten gaben, auch Küchengeſchirr, Gläſer, Teller, Pfannen ꝛc. gekauft, betrachteten wir unſere Umgebungen und die Stadt, die wir bis jetzt nur ſehr flüchtig angeſehen, etwas genauer. Unſer Weg führte uns längs der Küſte, an welcher wir in verſchiedenen Säulentrümmern, die hier herumlagen, ſowie in Stücken alten Moſaikpflaſters und verwitterten Mauern, die das Meer beſpülte, Ueberbleibſel der Gebäude oder der Befeſtigungswerke der alten Stadt Berytus zu erkennen glaubten. Bei ſehr ruhiger See habe ich oft ſtundenlang am felſigen Geſtade geſeſſen und konnte deutlich unter den Wellen den Grundriß einzelner Häuſer verfolgen; kleine Fiſche ſchwammen ruhig in den Wohnungen der Menſchen umher.

Die Stadt, welche, wie geſagt, von der Seeſeite einen traurigen Anblick gewährt, macht ſich vom Lande her etwas beſſer und iſt hier mit ziemlich erhaltenen alterthümlichen Mauern und Thürmen umgeben, die wohl noch aus den Zeiten der Kreuzzüge herrühren, wo, wie bekannt, die Chriſten unter Balduin IV. die Befeſtigung

von Beirut sorgfältig wiederherstellten; auch geben hier zahlreiche Olivenbäume und Palmen, sowie die immer grünen Cactushecken ihrem grauen Gesicht eine jugendliche Schminke. Ueberall sahen wir jedoch die Verheerungen, welche das Bombardement der englischen Flotte kürzlich angerichtet. Hier war ein Stück von der Mauer herabgestürzt, dort fehlte einem Thurme die Ecke, an diesem Hause hatte eine Kugel zwei Fenster in eines verwandelt, so daß man in die Zimmer sehen konnte; einzelne Granaten und Kugeln waren bis zu unserm Landhaus geflogen, und wir fanden in dem Garten mehrere von sehr schwerem Kaliber. Auch das Innere der Stadt hatte bedeutend gelitten. Es war mir immer ein eigenes Gefühl, wenn ich jene alte Zeiten, wo frommer Eifer Leben und Gut opferte, um jene Ringmauern zu errichten, mit den jetzigen Tagen zusammenzureimen suchte, wo Christen die Gefälligkeit hatten, dieselben Werke für Rechnung der Türken zusammenzuschießen. Der fünfte und letzte Akt dieses grandiosen Trauerspiels wäre gewesen, wenn Ibrahim Pascha sich nach Jerusalem geworfen und christliche Kugeln die Kuppel der Grabeskirche zerschmettert hätten.

Auf den Straßen fanden wir auch heute dasselbe Gewühl, denselben Schmutz und Gestank wie am Tage unserer Ankunft; ich habe nie so mancherlei Parfüme genossen, als auf meinen Spaziergängen durch Beirut. Wie in allen orientalischen Städten sind auch hier drei Viertheile der Straßen zu Bazars eingerichtet und bilden lange Reihen offener Gewölbe; denn außerdem, daß der Kaufmann seine Waaren ausstellt, sitzen auch alle Handwerker in ihren verschiedenen Straßen offen vor den Augen der Vorübergehenden. In einer Gasse sieht man die Anfertigung des verschiedenartigsten Fußzeugs vom kleinen Pantoffel bis zum größten Reitstiefel; in einer andern bergen sich hunderte von Webstühlen, deren Einfachheit übrigens bemerkenswerth ist; mit den Kosten und dem Holze eines der unsrigen macht man wenigstens fünf türkische. Dort liegt die Gasse der Waffenschmiede, welche in diesen Tagen

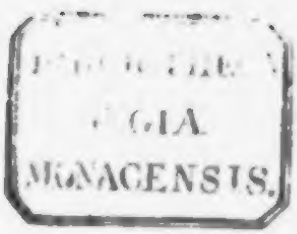

Schnellpressendruck von J. Krauser in Stuttgart.

ſtets gedrängt voll iſt; beſonders die Bergbewohner wogten hier auf und ab und ließen ihre neuen Gewehre, womit die türkiſche Regierung ſie gütigſt beſchenkt, ausbeſſern und putzen. Weiterhin ſieht man die Barbiere mit ungemeiner Geſchicklichkeit die Köpfe der Gläubigen bearbeiten; letztere geben dabei recht eigentlich den leidenden Theil ab, denn der Barbier legt den Kopf auf ſein Knie und dreht und wendet ihn nach Gefallen, um jedem Haare am beſten beizukommen.

Ich fand die Straßen hier bei Weitem intereſſanter belebt, als ſelbſt in Stambul. Während dort jeder ſeinem friedlichen Geſchäft nachgeht und ſo raſch als möglich fortzukommen ſucht, wandern hier die verſchiedenen Volksſtämme, die der Krieg zuſammengeführt, mit Waffen bedeckt, langſam und gravitätiſch vorüber. Die kräftigen Männer des Gebirges, von denen ich oben ſprach, in weiten farbigen Beinkleidern und meiſtens rothen geſtickten Jacken, den weißen Turban auf dem Kopfe, ſieht man gewöhnlich in großen Haufen, ſie ſind luſtig und guter Dinge, denn auf dem Rücken haben ſie ja wieder ein Gewehr, ihre Lieblingswaffe, die ihnen Ibrahims kräftige Hand abgenommen, der bei Todesſtrafe verbot, Waffen zu tragen. Zwiſchen ihnen durch ſchleicht ernſt und ſtill ein Beduine, der Sohn der Wüſte, mit bronzefarbenem Geſicht. Der lange weiße oder geſtreifte Burnus hängt von ſeiner Schulter bis auf den Boden, auf dem Kopf trägt er das nationelle gelb und roth geſtreifte wollene Tuch, das ein Kranz aus kleinen farbigen Stricken befeſtigt. Obgleich ihn nur ſelten die Woge des Lebens aus ſeinem Stande zu dieſen Herrlichkeiten führt, ſo betrachtet er doch die Kaufläden, ohne eine Miene zu verziehen, mit den durchdringenden ſchwarzen Augen und raucht aus ſeiner kurzen Pfeife. Hinter ihm kommt ein Miralaja, ein großherrlicher Oberſt, auf ſchönem wohlgenährtem Pferde, den Diamantſtern als Zeichen ſeiner Würde auf der Bruſt, gefolgt von mehreren Dienern, die

ihm Waffen und Pfeife nachtragen. Dort schreiten zwei Arnauten in ihrem malerisch schönen Costüm; es ist wie das griechische mit weißer Fustanella und rother Jacke; sie gehen trotzig umher, ohne einem Menschen auszuweichen, eine Hand in den Gürtel gesteckt, der außer zwei Pistolen, einem Yatagan, einem Dolche, einem Messer, noch Feuerzeug und Pfeife beherbergt. Ich habe unter diesen Menschen fast keinen gesehen, der eine angenehme, gute Gesichtsbildung gehabt, oder in dessen Zügen nicht ein böser, heimtückischer Ausdruck gelauert hätte. Sie bilden eine unregelmäßige Truppe Infanterie und Kavallerie. Man kann sie fast noch als Nachzügler der ehemaligen Janitscharen und Mamelucken betrachten; sie desertiren ohne Weiteres hier und lassen sich dort wieder anwerben, je nachdem sie mehr Beute und bessern Sold zu erwarten haben; sie fechten nur dann, wenn sie Lust haben, und es kommt ihnen gar nicht darauf an, ihre Offiziere zu morden. Von den Einwohnern Beiruts sind diese vagabundirenden Kriegsknechte außerordentlich gefürchtet, und in einem Kaffeehause, wo sich ein Arnaut niederläßt, rücken die andern ängstlich zusammen.

Die Mannigfaltigkeit der Costüme auf den Straßen vermehren noch die in ihrem Aufzug verschiedenen Secten der Christen, Griechen, Armenier, Maroniten. Die Weiber der letztern tragen einen eigenen Kopfputz, eine konische, zwei bis drei Fuß lange Röhre von Silber oder Messing; sie steht in einem Winkel von fünf und vierzig Graden bald nach den Seiten, bald nach vorne, und ist mit einem Stück Mousselin bedeckt, das beinahe bis auf die Hüften fällt und zum Verschleiern des Gesichtes dient. Dazu kommen die Schattirungen des mohamedanischen Glaubens, die sich gleichfalls in der Tracht aussprechen. Gravitätisch wandelt dort der Türke vom alten Regiment, und es gibt deren in Syrien noch sehr viele, angethan mit dem langen Kaftan, im weißen oder grünen bauschigen Turban; letztere Farbe bezeichnet einen Nachkommen des Propheten, und der ihn trägt, wird Emir genannt. Obgleich aber

Emir so viel wie Herr oder gar Fürst sagen will, findet man doch gerade unter der geringsten Classe, z. B. den Lastträgern, Wasserverkäufern ꝛc. die meisten. Der ächte Muselmann geht ruhig seines Wegs, die eine Hand streicht den krausen Bart, die andere faßt das Schreibzeug im Gürtel. Auch das unglückliche, überall zerstreute Volk der Juden hat hier seine Repräsentanten. Stets auf den Erwerb bedacht, schlüpft der Jude behende im schmierigen Kaftan und dunklem Turbau durch die Menge, rechts und links schauend, ob etwas zu gewinnen sei; besonders heften sie ihr Auge auf den herumwandelnden Europäer und bieten sich ihm gleich zu allen möglichen Diensten an. Fast alle europäischen Nationen sind hier in zahlreichen Mitgliedern vertreten, und keine verläugnet ihren Charakter. Der Franzose schlendert in gelben Glacéhandschuhen schwadronirend umher, und während alle östreichischen Matrosen vor einem gutgekleideten Franken, der sie freundlich ansieht, den Hut ziehen, steuert der Engländer mit dem hölzernen Gesicht gerade aus, betrachtet Häuser und Himmel und rennt jeden an, der ihm nicht ausweicht. Das weibliche Geschlecht spaziert hier nicht so zahlreich herum, wie in Konstantinopel. Alle Weiber und Mohamedaner sind mit einem dunkeln Stück Kattun, das gleich einer Maske ihr Gesicht bedeckt, so verschleiert, daß man auch keinen Zug ihres Gesichts erkennen kann, auch werfen sie beim Anblick eines Fremden noch ein Stück weißen Mousselin, das ihnen den Rücken hinabhängt, über den Kopf, besonders aber, was sehr gut ist, gerade die häßlichsten alten Weiber; die jungen heben nicht selten ihren Kattun und lassen ein paar schwarze glühende Augen sehen, ein Vergehen, das von den andern gleich mit harten Worten gerügt wird. Auch die Maronitinnen tragen über ihrem Horne einen weißen Schleier, den sie gelegentlich fallen lassen, um ihre hübschen runden Gesichter dem Fremden zu verbergen. Doch sind sie in der Kultur voran und haben uns nicht selten freundlich angelächelt. Die Frauen der katholischen Araber, deren es hier viele gibt, gehen unverschleiert,

und ich habe unter ihnen herrliche Figuren mit sehr edlen Gesichtszügen gefunden.

Ebenso kriegerisch, wie das Innere der Stadt, sah auch die Umgebung derselben aus; sie glich in diesem Augenblicke einem großen Feldlager. Auf dem Quai hatten die hundert englischen Kanoniere, welche die bewaffnete Macht der vier Großmächte vorstellten, ihr Hauptquartier aufgeschlagen; dort standen ihre sechspfündigen Geschütze aufgefahren, und sie selbst campirten theils in einem Gebäude, theils in weißen Zelten. Ich bin fast zu keiner Zeit des Tages hier vorbeigekommen, daß nicht die Söhne Albions in ihrer Küche beschäftigt gewesen wären, die sie an einer Mauer aufgeschlagen hatten. Westlich von der Stadt, auf einem Hügel, der dieselbe beherrscht, stand der Park der türkischen Artillerie. Die Leute wohnten unter hellgrünen Zelten, und ebenso waren auch die Lafetten angestrichen; es befanden sich hier ungefähr dreißig Kanonen von der Größe unserer Sechspfünder; doch schießen die meisten ein weit größeres Kaliber, und haben eine so weite Mündung, daß ich sie anfänglich für Haubitzen hielt; sie sind aber ohne Kammern, und ich hörte später, sie seien ebenfalls für Paßkugeln bestimmt. Das Metall ist so dünn, daß sich das Rohr nach wenigen Schüssen bis zum Zünden erhitzen muß; obendrein sind mehrere Stücke, statt von wirklichem Stückgut, von Bronze. Doch glaube ich nicht, daß die Türken so bald in den Fall kommen werden, mit diesen Kanonen zu agiren; sie hatten weder Bespannung noch Munition, auch nicht ein einziger Wagen befand sich im Parke.

Unterhalb dieser Artillerie auf einem kleinen Platze, der an die Mauern der Stadt stößt, war für mich der interessanteste Punkt. Hier hatte ein Stamm der Beduinen aus dem Hauran sein Lager aufgeschlagen; es mochten ihrer fünfzig bis sechzig sein, die in grauen Zelten wohnten, in denen sie aber weder Stroh noch Teppiche hatten; sie schliefen auf der bloßen Erde, und zogen Nachts ihren Burnus über den Kopf. Wir haben manche Stunde bei

ihnen zugebracht; obgleich sie uns Fremde anfänglich finster und mißtrauisch beobachteten, wurden sie bald freundlicher und durch Kleinigkeiten an Geld, das wir ihnen spendeten, ganz zutraulich. Die meisten waren große, hagere Männer mit ausdrucksvollem, aber verschmitztem Gesichte, dem der schwarze herabhängende Bart etwas Düsteres gab. Ihre Waffen bestehen aus dem Säbel, der sehr langen und dünnen Flinte, die sie an einem Riemen über der Schulter tragen, und einer Lanze von wohl fünfzehn Schuh Länge mit fußlanger dreischneidiger Spitze, die mit einem Bouquet von dichten schwarzen Straußfedern umgeben ist. Die ausdauernden Gefährten dieser Wüstensöhne, die edlen, treuen Pferde, fast alle von schönen Formen, aber dabei mager wie ihre Herren, stehen an einem Fuße mit einer Kette gefesselt, stets vollständig gesattelt vor den Zelten.

Der Beduine und sein Roß sind nur vereinigt wahrhaft schön und poetisch; sobald der Reiter die Erde betritt, schleicht er faul und langsam umher, oder liegt mißmuthig unter seinem Zelte, aus der kurzen Pfeife rauchend, und das Pferd steht ruhig da, senkt den Schweif und sieht hungrig nach einigen Grashalmen, die zwischen den Steinen sprossen. Doch wie sich der Beduine auf sein Roß schwingt, scheint beide ein gewaltiges Feuer zu durchströmen; sein Auge blitzt, die ganze kräftige Gestalt richtet sich auf, und während er ein eigenes Geschrei ausstößt, greift das Pferd aus und verschwindet in sausendem Galopp, wobei es mit dem Schweif nicht selten den Rücken des Reiters schlägt. In wenigen Augenblicken sieht man in der Ferne nur noch eine Staubwolke und über ihr wehend die schwarzen Federn der Lanze.

Wir vermochten sie durch reichliches Bakschis häufig, ihre Pferde zu besteigen und uns deren Schnelligkeit, sowie ihre eigene Gewandtheit im Führen der langen Lanze zu zeigen; und wenn sie dann so dahin flogen über die Fläche, daß der weite Mantel um sie flatterte, wenn sie die Lanze weit vor sich hinschleuderten und den Säbel

zwiſchen den Zähnen, Gewehr und Piſtolen abſchoſſen, dann dachte ich an meinen lieben Freiligrath:

Beduin, du ſelbſt auf deinem Roſſe
Biſt ein phantaſtiſches Gedicht.

Nördlich von dieſem Beduinenlager war der große Spaziergang der Stadt, ein ziemlich geräumiger Platz, wo es für den Fremden jeden Augenblick etwas zu ſehen gab. Es war hier beſtändiger Jahrmarkt: in kleinen hölzernen Buden verkaufte man Scherbeth, Früchte und Brod; auch ein Café war dort errichtet, wo die Gäſte unter einer rieſigen Sycomore auf kleinen Stühlchen aus Palmzweigen ſaßen, und der Wirth auf einem Haufen zuſammengetragener Steine das Getränk bereitete. Pfeife und Nargileh fehlten natürlich nicht. Hier nahm ich meiſtens meinen Platz, um das bunte Gewühl um mich her zu beobachten, das Leben und Treiben, das ſich hier dem Auge entfaltete und jeden Augenblick wechſelte. Ich denke noch immer mit Vergnügen an die Tage, wo ich, mit dem Rücken an den Baum gelehnt, die arabiſche Waſſerpfeife rauchte, ein Genuß, den unſere deutſchen Tabaksraucher nicht kennen. Dieſes Inſtrument iſt übrigens ſehr einfach: in eine Kokusnuß mit zwei Löchern gießt man Waſſer; in die eine der Oeffnungen ſteckt man die Pfeife, welche ein gedrechſeltes Rohr iſt, oben mit einem kupfernen Behälter, in welchem der Tabak und obenauf die glühende Kohle liegt; in die andere Oeffnung paßt das dünne Rohr. So ſaß ich und es brauchte nur eine Handbewegung, um eine neue Taſſe Kaffee oder friſchen Tabak zu erhalten; ich war ein mächtiger Paſcha geworden, und ſelbſt ein Gefolge fehlte mir nicht; denn wenn ich bei meinen Beduinen vorbeikam, um auf den Platz zu gehen, folgten mir faſt immer einige in der Entfernung und kauerten an meiner Seite nieder, wenn ich mich am Café niederließ. Beſonders Nachmittags war das Treiben auf dem Platze ſehr mannigfaltig; da ſtrömten die Beſucher aus der Umgegend,

die ihre Geschäfte in der Stadt abgemacht, hier zusammen, um, in Gruppen gelagert, ihr Mahl zu halten. Dann wurden Pferde probirt und eingeritten, was bei den Orientalen eine leichte Procedur ist; der Reiter sezt sich recht fest in den Sattel, wobei das Thier, wenn es sehr ungestüm ist, von andern gehalten wird; dann läßt er die Zügel fahren, stößt ihm die Fersen in die Flanken, und das Thier jagt voll Ungestüm im vollen Lauf über den Platz, bis der Reiter es gewaltsam zusammen reißt, umwendet und die eben durchflogene Strecke wieder im Galopp zurücklegt; dies wird so lange wiederholt, bis das Thier aus Angst vor dem Zügel nur dann galoppirt, wenn ihm der Reiter mit dem Bügel in die Seiten arbeitet und anhält, wenn es nur die geringste Bewegung des Zügels spürt. Vom Traben und Zügeln des Pferdes haben sie keinen Begriff; sie können nur galoppiren, und wollen sie halten, das arme Thier unbarmherzig zusammen reißen. Um auf diese Art ihrer Pferde vollkommen Herr zu werden, haben sie zwei Mittel, die der Europäer als unzweckmäßig verwirft; erstens besteigen sie ihre Thiere schon mit zwei Jahren, wo dieselben noch nicht im Besitz ihrer vollen Kraft sind, und zweitens sind ihre Stangen so scharf, daß das gepeinigte Roß sich zahm und folgsam zeigen muß.

Eines Abends machten wir unsern gewöhnlichen Spaziergang, der uns über diesen Platz zur Küste des Meeres führte, und sahen ihn schon von Weitem mit Menschen in nie gesehenen, mannigfaltigen Costümen, mit Zelten, Pferden und Maulthieren bedeckt. Es waren Drusen, unregelmäßige Reiterei im Dienste des Großherrn. Wir traten auf den Platz, und es war mir nicht anders, als kämen wir zu einem großartigen Maskenfeste, so bunt wogte und trieb sich Alles durcheinander. Es mochten an zweitausend Mann sein, die zum Theil schon gelagert waren; d. h. sie hatten ihre Pferde angebunden, Teppiche und Decken ausgebreitet, und kochten, auf der Erde liegend, an kleinen Feuern Kaffee. Andere standen noch in Haufen beisammen, luden die Packpferde ab und fesselten sie,

indem ſie einen Vorder- und Hinterfuß an einem drei bis vier Schuh langen Strick, und dieſen an einem in die Erde gerammten Pfahl befeſtigten. Die Letzten der Schaar kamen erſt an; ſie führten eine weiße und grüne Fahne und eine äußerſt einfache Muſik, nichts als kleine Pauken, auf die ſie im Takt ſchlugen.

Es war, als ſeien von ſämmtlichen Volksſtämmen des Orients Repräſentanten hier zuſammen gekommen, ſo mancherlei Trachten. Säbel, Lanzen, Wurfſpieße, Flinten und Piſtolen waren da zu ſehen. Der Emir hatte ſein Zelt unter einer Sycomore aufſchlagen laſſen und empfing uns daſelbſt äußerſt freundlich. Ich habe nie einen ſchönern Mann geſehen. Das idealiſirte Bild eines Morgenländers, eines Fürſten der Berge trat lebendig vor uns. So habe ich mir den großen Kalifen, den tapfern Saladin, gedacht; eine große, kräftige Figur, doch nichts weniger als fett, mit einem Kopfe, deſſen edle Schönheit und männlichen Ausdruck man ſelten findet. Er hatte in ſeinem ganzen Weſen, ſeinem Auge, ſeiner Sprache eine Sicherheit und Ruhe, die jedem unbedingtes Zutrauen einflößen mußten. Sein Kopf war mit einem gelb und roth ſeidenen Tuch turbanartig umwickelt, deſſen eines Ende in Franſen auslief und auf die rechte Schulter niederfiel. Der übrige Anzug beſtand aus einem rothſeidenen Kaftan, den ein koſtbarer Shawl um den Leib zuſammen hielt; ein ſehr reicher Säbel hing an einer geflochtenen goldenen Schnur, und zwei Piſtolen, deren lange Hälſe mit Steinen beſetzt waren, ſtaken in ſeinem Gürtel. Wir ließen uns bei ihm nieder, und man brachte uns Pfeifen, Scherbeth und Kaffee. Nachdem wir uns einige Augenblicke mit ihm durch den Dolmetſcher unterhalten, erſchien in der Zeltthüre ein ganz junger Mann, beinahe noch ein Knabe, eben ſo reich gekleidet wie der Emir, machte jedoch, ſowie er uns erblickte, eine Bewegung zum Zurücktreten. Jener rief ihm aber und ſtellte ihn uns als ſeinen Neffen vor. Der junge Druſe legte die Hand an Bruſt und Stirne, unſern Gruß erwidernd, wobei er erröthend auf den Boden ſah.

Es war etwas so ungekünsteltes in dieser Bewegung, und die ganze Figur so schlank und zart, daß man ihn für ein verkleidetes Mädchen hätte halten können. Zum ersten Mal aus seinen Bergen gekommen, hatte er noch wenig Europäer gesehen, und betrachtete uns anfangs mit kindischer Neugier, doch bald wurde er zutraulich, und wir haben ihn in den paar Tagen, die er in Beirut war, recht lieb gewonnen.

Wo man, mit Ausnahme des oben erwähnten Platzes, aus der Stadt ritt, um sich in ihrem Umkreis zu ergehen, nöthigt der tiefe Sand, der alle Wege bedeckt, bald zum Umkehren. Da die niedrigen westlichen Ausläufer des Libanon bei Beirut zum Theil aus beweglichem Sand bestehen, den der Wind in die Ebene und auf die Stadt führt, so wäre sie in Gefahr, förmlich zu versanden, hätte nicht der große Emir der Druſen, Fachreddin, der hier zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts residirte, einen lebendigen Wall gegen dieses Sandmeer aufgeführt, indem er die Stadt östlich mit einer großen Anpflanzung von Pinien umgab, die jetzt eine ziemliche Stärke erreicht haben und ihren Zweck erfüllen. Nach diesem Walde richteten wir unsere meisten Spazierritte; das frische Grün der Bäume erfreute das Auge, das sich an den grauen Formen der Stadt und an dem gelben Sande müde gesehen.

Auf unserm Schloß am Meer führten wir ein von der Stadt und ihren Bewohnern ganz abgesondertes Leben. Ueber den Mauern flatterte ein weißer Pavillon; doch führten wir unter dieser Farbe der Unschuld ein kleines Raubritterleben, und wenn wir auch keinen vorüberziehenden harmlosen Wanderer ausplünderten, hatte doch jeder seine Gegenstände, auf die er lauerte und ausfiel. So hielt der Baron alle Pferde aus der Stadt und Umgegend an und nöthigte die Vorüberkommenden in unsern Hof, so daß derselbe zuweilen einem kleinen Markt in diesem Artikel glich. Dr. B., unser Naturforscher, attaquirte Schnecken und Eidechsen, und der Maler

F. und ich foreirten die Natur ſtückweiſe in unſere Mappen und Schreibbücher.

Wir hatten anfänglich dies Haus nur für eine Woche gemiethet, da wir uns in Beirut nicht länger aufhalten wollten, als eben nöthig war, d. h. bis wir uns Pferde und die uns noch fehlenden Reiſegerätbſchaften beſorgt, um in das Innere des Landes nach Damaskus, Palmyra, Jeruſalem zu dringen. Doch ſaben wir ſchon in den erſten Tagen, daß wir in der beſtimmten Zeit von hier nicht loskommen würden, denn wenn man den Krieg mit Ibraham Paſcha ſchon als beendigt anſah, ſo gährte es doch in den Bergen noch beſtändig fort und kleine Scharmützel zwiſchen den Bergbewohnern und der ägyptiſchen Armee — ſolche Sachen wurden natürlich alle vergrößert — machten die Wege im Innern von Syrien unſicher.

Unſere Reiſegefährten, die öſtreichiſchen Offiziere, blieben auch anfänglich hier, und da wir außerdem noch mehrere intereſſante Bekanntſchaften in der Stadt machten, ſo fehlte es uns keineswegs, bei dem ungewohnten Leben und Treiben und der großartigen Natur, an Zerſtreuung und Unterhaltung. Unter Anderem war es der ruſſiſche Konſul, Herr von B., der ein ſehr gut eingerichtetes Haus hatte und uns viel Freundſchaft erwies. Den Weg zur Stadt, der dicht am Ufer des Meeres führte, machten wir häufig des Tags und ſahen und genoſſen immer etwas Neues. Bald ſahen wir den Fiſchern zu, die zwiſchen den Klippen herumwateten und Muſcheln ablöſten oder mit großen Netzen fiſchten. Bald ſuchten wir uns auch an dem ſehr zerklüfteten Strande eine heimliche Stelle auf, deren es hier ſehr viele gab, wo das Meer ordentliche Mulden und Becken ausgehöhlt, die es beſtändig mit friſchem klarem Waſſer anfüllte und worin wir badeten.

Einige hundert Schritt von unſerm Hauſe befand ſich eine Werfte für kleinere Schiffe, auf der in den Tagen unſeres Aufenthalts beſtändig gebaut wurde. Sobald ein ſolches Fahrzeug ganz

Inhalt.

Reiſende Engländer im Orient. 1

Ein Ausflug in den Schwarzwald. 20

Eine Reiſe nach Paris. 35

Eine Reiſe im neuen Styl. 69

Nur natürlich! 75

In Scene ſetzen. 95

Der Leibſchneider der Zwerge. (Märchen). 113

Vier Könige. (Arabesken). 127

Kriegsſpiele. 177

fertig ist, daß es in See gelassen werden kann, wird es von seinen Erbauern abergläubischer Weise scharf bewacht. Jedes Schiff ist ihnen eine Braut des Meeres und muß ihm als Jungfrau übergeben werden, wenn das gewaltige Element es gnädig behandeln und vor dem Untergang bewahren soll. Betritt nun aber ein Mädchen, dessen Sitten nicht die reinsten sind, den Bord und spricht dort gewisse Worte aus, so läßt es alle begangenen Sünden auf dem neuen Fahrzeug und ist selbst wieder rein geworden.

Nahe bei dem Thor der Stadt, das zu unserm Haus führte, stand ein Brunnen unter einer großen Platane, um den die türkischen Soldaten beständig haufenweis auf der Erde kauerten und in großen Schüsseln ihr Weißzeug wuschen. Mit diesen Kriegsknechten hatten wir mancherlei spaßhafte Auftritte. So vergesse ich nie eine Scene, die Abends, wenn wir spät aus der Stadt kamen, zwischen uns und der Thorwache gespielt wurde. In die Stadtmauer, die nach der Richtung unserer Villa lag, hatten ein Paar Kugeln bei dem Bombardement ein großes Loch gerissen, das aber die Behörde, um hier den Durchgang zu verhindern, mit Brettern und Sträuchern hatte zustellen lassen. Giovanni, oder der Janißair des Herrn v. B., klopfte, wenn wir nach Hause wollten und das Thor schon geschlossen war, an das Wachthäuschen und rief, man solle öffnen. „Wer seid Ihr?" hieß es von Innen, ohne daß sich die Thür öffnete. — „Englische Offiziere;" denn so kam man am besten durch. Jetzt antworteten die drinnen: „O Herr, seid so gut, und geht ein Paar Schritte seitwärts, da werdet Ihr ein Loch in der Mauer finden, wo Ihr bequem durchgehen könnt." — „Aber es ist ja mit Brettern zugestellt." — „Schiebt sie nur etwas bei Seite, wir wollen sie morgen schon wieder davorstellen. Gott sei mit Euch!"

So lebten wir auf unserer Villa fast bis Ende December und die Zeit wurde uns nicht sehr lang. Wir hatten anfangs sehr gutes und schönes Wetter, was sich aber gegen Weihnachten mit einem

Male änderte. Es fing an zu stürmen, zu regnen und wurde empfindlich kalt, und für uns um so beschwerlicher, da wir fast nichts hatten, uns dagegen zu schützen. Unsere schlechten hölzernen Läden vor den offenen Fenstern klapperten den ganzen Tag und ließen Wind und Kälte ein. Das Meer vor unserer Wohnung toste und lärmte oft betäubend. Wenn wir Abends ruhig in unserm Zimmer saßen, so war das Rollen und Donnern der Wellen an dem felsigen Ufer mit dem Geräusch zu vergleichen, das einige Batterien schwerer Geschütze, die im Galopp über das Pflaster fahren, verursachen würden. Unsere beiden Freunde, der Maler F. und Doctor B., die sich schon seit einigen Tagen unwohl fühlten, wurden bei dem kalten nassen Wetter so krank, daß sie ihre Teppiche nicht mehr verlassen konnten, und der Baron oft mehrmals des Tags den Arzt aus der Stadt holen ließ. Wenn auch das Unwetter nur einige Tage anhielt, so dauerte dagegen die Krankheit unserer Freunde desto länger und machte viele Projekte, namentlich zu Excursionen in das Gebirge, vor der Hand zu Wasser. Der Baron war zu besorgt, um unsere Kranken auch nur einen Tag allein zu lassen, und so würden wir wahrscheinlich von den malerischen Schluchten des herrlichen Gebirges, das wir beständig vor Augen hatten, vor unserer Abreise nach Damaskus nichts gesehen haben, wenn nicht eine andere Pflicht den Baron zu einem Ausflug in den Libanon genöthigt hätte. So sehr er sich nämlich in Beirut nach schönen Pferden umgesehen, hatte er doch noch nichts Edles gefunden. Dagegen erzählten die Söhne des östreichischen Konsuls viel von einer prächtigen Stute, die einem maronitischen Bischofe angehöre und sich in einem der Klöster auf dem Libanon befände. Schon lange hatte der Baron gewünscht, dies Thier zu sehen; doch hatte ihn in der letzten Zeit das Wetter und die Krankheit der Freunde zurückgehalten. Eines Nachmittags aber ließ uns einer der Herren L. sagen, er reite morgen in den Libanon und wenn der Baron von der Partie sein wolle, so würde er gern mit ihm jene Stute auf-

ſuchen. Da der fränkiſche Arzt aus Beirut, der unſere Kranken behandelte, zufällig bei uns war, und ſie außer aller Gefahr erklärte, ſo beſchloß der Baron, jenen Ritt am andern Morgen mit mir zu machen.

Giovanni beſorgte uns noch am ſelben Abend zwei gute Pferde, und am andern Morgen ritten wir ſehr frühe aus. In der Stadt vereinigten wir uns mit den beiden Herren L., einem Herrn S. aus Stambul und zogen öſtlich von der Stadt der Bucht entlang, in welcher vor einem Monat die engliſche und öſtreichiſche Flotille geankert hatte. Jetzt lagen nur noch zwei Linienſchiffe und eine Dampffregatte da. Der Janißair des öſtreichiſchen Conſuls, ein junger ſchöner Türke, mit rothem goldgeſticktem Kleide und eben ſolcher Hoſe, mit grünem Turban — er war ein Emir, Nachkomme des Propheten — ritt uns vor. In ſeinen Händen trug er einen langen Stab mit großem ſilbernem Knopfe, das Zeichen ſeiner Würde als Diener eines Geſandten, worauf er ſich nicht wenig einbildete; denn ſo höflich und dienſtfertig er gegen uns war, ſo brutal benahm er ſich gegen die Leute, die ihm auf ſein Geſchrei nicht auswichen; entweder er ritt geräde auf ſie zu oder ſchlug ſie mit ſeinem Stabe auf die Köpfe, ganz wie dergleichen Leute bei uns.

Unſer Weg führte anfangs durch tiefen Sand, und obgleich die Pferde bei jedem Tritt bis an die Feſſeln einſanken, ging es doch im raſchen Galopp vorwärts. Hier am Ufer des Meeres ſahen wir noch viel von den Verwüſtungen, die der große Sturm vom erſten auf den zweiten December angerichtet hatte. Bis auf hundert Schritt vom Ufer lagen kleinere Fahrzeuge zertrümmert auf dem Strande, um die ſich Niemand bekümmerte; andere größere, die das Meer ebenfalls auf den Strand geworfen hatte, beſſerte man aus und ſuchte ſie wieder in brauchbaren Stand zu ſetzen. Eines derſelben mußte das Meer mit einer merkwürdigen Gewalt an's Ufer geſchleudert haben; denn ſeine beiden großen Maſten waren nach unten gekehrt und ſtaken tief im Sande.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt, bei einem kleinen Flüßchen, zeigte man die Stelle, wo der Sage nach der heilige Georg den Drachen erschlagen hat. Hier sahen wir eine Menge Einwohner der Stadt versammelt, sowie viele Soldaten, die in Reihe und Glied aufgestellt waren, und Offiziere, die ihre schönen Pferde tummelten. Sie repräsentirten die Garnison, sowie die Obrigkeit der Stadt Beirut, die hierher gekommen waren, um den neuen Gouverneur von Syrien, Zakariä Pascha, der heute von Aleppo einrücken sollte, zu empfangen. Der bisherige Commandeur, Izzet Pascha, der sich wegen der vielen Grausamkeiten, die er früher verübt, den Namen eines Tyrannen zugezogen, hatte das Paschalik von Adrianopel bekommen.

Unser Janißair bat uns, etwas langsamer zu reiten, indem wir dann wahrscheinlich dem Zuge des neuen Pascha begegnen würden. Und so war es auch. Nach einer halben Stunde sahen wir in der Ferne eine Menge Reiter auf uns zukommen. An der Spitze ritten zwei, die mit ihren Pferden die seltsamsten Wendungen machten. Ihr Costüm war das unseres Janißairs, nur noch reicher mit Gold und Stickereien versehen, und in den Händen trugen sie zwei sehr lange Beduinenlanzen, die oben mit drei Büscheln schwarzer Straußfedern verziert waren. Es waren zwei von den Kawaschen des Pascha, deren Beschäftigung auf jeder Reise desselben darin besteht, abwechselnd je zwei und zwei vor ihm hin und her zu sprengen und den Herrn durch ihre Reiterkünste zu amüsiren. Die Leute machten den Weg wenigstens hundertmal, bald bogen sie rechts, bald links auseinander, wandten sich dann und rannten mit eingelegter Lanze und lautem Hurrah an einander vorüber, um gleich darauf dasselbe Manöver zu wiederholen. Diese Reiter des Zakariä Pascha führten drei Büsche Straußenfedern an ihren Lanzen, weil ihr Gebieter Pascha von drei Roßschweifen und nach der neuen Ordnung der Dinge Ferik Pascha war. So schwer es ist, die Chargen des niederen türkischen Militärs an ihren Aus-

zeichnungen zu erkennen, so leicht kann man von dem gewöhnlichen Pascha den Ferik Pascha unterscheiden; denn nur diesem ist es erlaubt, den Bart um das ganze Kinn wachsen zu lassen. Alle andere müssen sich mit einem Schnurrbarte begnügen.

Wie durch die Europäisirung alle türkischen Beamten und Soldaten das Meiste ihres früheren äußeren Glanzes verloren haben, so ist es auch bei den öffentlichen Aufzügen, wozu man die Reisen der Pascha rechnen kann. Mit welch' unerhörter Pracht zogen früher diese Pascha von einer Provinz zur andern. Selbst im reichsten Costüme und mit hunderten von unnützen, aber kostbar gekleideten Dienern umgeben. Jetzt ist das ganz anders geworden. Die Begleitung Zakariä Pascha's, der doch als Militär-Gouverneur von Syrien eine wichtige Stellung einnahm, bestand höchstens aus hundert bis hundertfünfzig Reitern. Er selbst ritt in dem Augenblick, wo wir ihm begegneten, ein schlechtes unansehnliches Pferd; doch wurden einige weit bessere, ziemlich reich geschirrt, hinter ihm geführt. Zakariä war ein Mann vor mittlerer Größe, mit einnehmenden freundlichen Zügen und einem sehr langen Barte. Er trug einen dunkelblauen Ueberrock, auf welchem der Nischah Estendar, aus schönen Brillanten bestehend, prangte. Auf dem Kopfe hatte er das rothe Feß mit langer blauseidener Quaste. Seine Begleitung bestand größtentheils aus Dienern seines Hauses, ebenfalls in einfachem Anzuge, dem blauen langen Rocke; sie waren nach der Beschäftigung, die sie zu verrichten hatten, fast nur durch ihre Waffen unterschieden. Die Kawaschen hatten die gewöhnlichen krummen Säbel und am Gürtel in einem gestickten Futteral zwei Pistolen hängen. Von den Pfeifenträgern, deren sich in dem Gefolge eines reichen vornehmen Türken stets viele befinden, trugen einige lange Tschibuks, andere das Nargileh, einige hatten Tabackbeutel an ihren Sätteln hängen und andere ein Kohlenbecken, worin sie Holzkohlen durch Blasen und Hin- und Herbewegen glühend erhielten. Die übrige Escorte bestand aus geringeren Dienern, Pferdeknechten und

dergleichen, sowie aus Beduinen, die als Tartaren gebraucht werden, um Depeschen von einem Orte zum andern zu bringen. Letztere waren im altorientalischen Costüm, weiter Hose, kurzer Jacke und Turban; einer von ihnen führte eine kleine Pauke, die am Sattel hing und worauf er fortwährend schlug und ein einförmiges Getön hervorbrachte, zu welchem die Andern bisweilen sangen.

Als wir uns dem Pascha näherten, hielt er sein Pferd an und fragte auf türkisch sehr freundlich, wer wir wären und nach dem Zweck unserer Reise. Herr L. antwortete ihm: wir wollten einen Ritt in den Libanon machen, worauf Beide noch einige höfliche Worte wechselten und der Pascha weiter zog.

Der Libanon, welcher bei Beirut eine ziemliche Strecke weit zurücktritt und die Landzunge, worauf die Stadt liegt, in einem weiten Halbzirkel umgibt, versperrte uns jetzt den Weg am Strande, und wir begannen einen Abhang hinauf zu steigen, um auf dessen Höhe unsern Weg längs dem Meere noch eine Strecke fortzusetzen, ehe wir uns in's Innere des Gebirges wandten. Anfänglich war dieser Pfad ziemlich gangbar und obgleich er durch loses Geröll, womit er bedeckt war, den Pferden viel Mühe verursachte, doch breit und gefahrlos. Bald aber verengte er sich und führte uns auf treppenartigen Absätzen auf die Höhe einer steilen Felsenwand, deren Fuß von den Wogen des Meeres bespült wurde. Nie in meinem Leben habe ich einen schauerlicheren Weg gemacht, als diesen, der uns jetzt, aber glücklicher Weise nur eine kurze Strecke auf der Wand fortführte. An der einen Seite neben uns ging sie zwei bis drei hundert Fuß tief hinab und war gegen das Meer zu überhängend, so daß es uns schien, als befänden wir uns auf einem Balken ohne Geländer; auf der andern Seite stieg der Fels senkrecht mehrere hundert Fuß in die Höhe, und unser Weg, der kaum drei Fuß breit war, neigte sich obendrein etwas gegen das Meer und war mit großem Geröll und hie und da mit dicken Steinen bedeckt.

Als wir mitten auf dieser gefährlichen Stelle waren, ereignete sich ein unangenehmer Vorfall, der glücklicher Weise aber ohne schlimme Folgen ablief. Einer unserer Begleiter, ein sehr junger Mann, der mit uns aus Konstantinopel gereist war, und vielleicht

noch wenige dieſer Bergritte gemacht hatte, rief uns plötzlich zu, wir möchten anhalten, ihm würde ſchwindlicht. Man kann ſich unſern Schrecken denken. Da wir einer hinter dem andern ritten, ſo konnte ihm keiner helfen, weil der Weg ſo ſchmal war, daß wir nicht einmal abſteigen konnten, geſchweige denn mit dem Pferde umwenden. Einer der Herren L. rief ihm zu: er möchte die Augen ſchließen und ſich eine Weile mit dem Oberkörper gegen die Felswand lehnen, was er befolgte. Nach Verlauf einiger Minuten erklärte er fortreiten zu können, und wir kamen glücklich über die Wand hinweg, und bis zu einer Stelle, wo der Fels ober uns etwas zurücktrat und allmälig in eine Schlucht hinabfiel, in welche ſich der Hundefluß in's Meer mündete. Dort ſtiegen wir alle ab, um die Pferde einen ähnlichen treppenartigen Weg, der aber noch ſteiler ging, als der, welchen wir herauf gekommen, hinabzuführen.

Dieſe Schlucht war von der Natur ſo merkwürdig gebildet, daß ich es verſuchte, ihre Umriſſe mit wenigen Strichen in mein Taſchenbuch zu zeichnen. Die Felſen, aus welchen gegen das Gebirge zu der Hintergrund beſtand, und zwiſchen denen der Hundefluß hervorkam, waren wie Theaterdecorationen ſo vor einander geſchoben, daß man unten in der Schlucht plötzlich den breiten klaren Spiegel des Fluſſes erblickte, ohne zu ſehen, wo er herkäme. Alle Wände waren ganz ſenkrecht und bildeten einen Halbzirkel, der nur vorn eine gegen die Breite der ganzen Schlucht ſehr ſchmale Oeffnung hatte, durch welche man weit in's Meer ſah. Durch die beſtändig herabſtürzenden Bergwaſſer waren die glatten Felswände ſtellenweiſe ſo gefurcht, daß ſie wie an einander ſtehende koloſſale Säulen ausſahen. Beim erſten Betrachten und ſo oft ich mir ſpäter das Bild dieſer Schlucht in's Gedächtniß zurückrief, kam ſie mir vor, wie ein gewaltiger Dom, deſſen Kuppel eingeſtürzt iſt und von dem nur die nackten Wände ſtehen geblieben ſind, durch welche man oben den Himmel ſieht. Lange Waſſerpflanzen oder Mooſe, die hie und da die Wände bedeckten, gaben obendrein einer regen Phantaſie Stoff genug, ſich verſchiedene Zeichnungen daraus zu bilden.

Vielleicht dreihundert Schritte vom Meer entfernt überſchritten

wir den Hundefluß auf einer halb zerfallenen steinernen Brücke, bestiegen dann unsere Pferde und ritten längs dem Fluß gegen das Meer zu, um dort, wo das Gebirge wieder etwas zurücktritt, am Strande unsern Weg fortzusetzen. Der Himmel, der am Morgen klar und blau hernieder gesehen und uns einen schönen Tag versprochen, hatte sich nach und nach umzogen und sandte uns jetzt einen so gewaltigen Regenschauer herab, daß wir in unsern dünnen Kleidern ohne Mäntel in Kurzem ganz durchnäßt gewesen wären, wenn uns nicht der Janitzair gezeigt hätte, wie sich die Araber, diese Söhne der Natur, in solchen Fällen zu helfen wissen. Schon oft hatte er bedenklich den Himmel angesehen und als die ersten Tropfen fielen, sprang er vom Pferde, schnallte seinen Sattel auf, und zog die große Decke darunter hervor, die er sich wie einen Mantel über den Kopf und Oberkörper hing.

Bald verließen wir den Strand wieder und wandten uns durch Olivenpflanzungen und dichte Gruppen von Orangen und Citronenbäumen, deren Blüthen und Blätter nach dem Regen entzückend dufteten, dem Gebirge zu. An einen Weg war jetzt nicht mehr zu denken und wir ritten nur über weite Flächen, die sehr steil aufwärts gingen und mit mächtigen Felsblöcken wie übersäet waren. Diese weiten Abhänge sind rauh und kahl; nur hie und da wächst eine Platane oder Sycomore und der Boden ist mit Stachelgewächsen oder Wachholder bedeckt. Freundlich blickten auf diesen Haiden nach allen Seiten, in kleinerer oder größerer Entfernung, grüne Anpflanzungen hervor, aus denen sich die weißen Häuser der maronitischen und drusischen Dörfer erheben. Nach einer Stunde beständigen und sehr steilen Steigens, wobei wir uns mehrere Male um kleine Hügel herumwandten, sahen wir hoch über uns das Ziel unserer Tour, das Kloster Dair Mar Mikael. Die ziemlich weitläufigen Gebäude lagen an einem steilen Abhange, von mächtigen Platanen geschützt, die ihre Zweige weit hinausstreckten. Bald sahen wir auch das Dorf Zuk Mikael, zu welchem das Kloster gehört, das, wie alle diese Bergdörfer, in den Schluchten des Gebirges liegt.

Wenn nicht die eigenthümliche und fremdartige Bauart der Häuser wäre, könnte man glauben, man nahe sich einem Dorfe am Rhein oder

Neckar; denn ebenso wie dort, wird im Libanon viel Wein gebaut, und die Reben wachsen, wie bei uns, auf übereinander liegenden Terrassen.

Wir betraten jetzt einen Hohlweg, der uns zwischen diesen Weinbergen nach dem Kloster führte. An einem Brunnen, bei dem wir vorbeikamen, standen mehrere Maronitinnen mit ihrem seltsamen Kopfputz. Die meisten sahen uns erstaunt und freundlich an und nur einige, wie gewöhnlich in solchen Fällen die häßlichsten, warfen schreiend ihre Schleier über den Kopf. Bald hatten wir die Höhe erstiegen und ritten durch ein großes Thor in den Hof von Dair Mar Mikael; dies Kloster besteht, wie die meisten in diesen Gegenden, aus einer Kirche und mehreren kleinen Gebäuden, die im Lauf der Zeit nach Bedarf und Vermögen aufgebaut wurden. Diese Häuser sind einstöckig, von Steinen aufgeführt, mit plattem Dache und Fensteröffnungen, die aber keine Glasscheiben haben, sondern eiserne Gitter und nur hölzerne Läden zum Verschließen. Wir gaben im Hof unsere Pferde ab, und ein Mönch führte uns in ein Gemach, wo sich der Bischof und einige der ältern Brüder befanden.

Dies war ein Erdgeschoß, ganz nach der Landesweise eingerichtet, den Boden bedeckten einige Teppiche und an den Wänden herum liefen niedrige Divans, auf welchen die alten Herren saßen. Es waren vier maronitische Mönche mit langen fast weißen Bärten, in schwarze Talare gekleidet und Mützen auf dem Kopf, beinahe geformt, wie die der griechischen Geistlichen. Der Bischof, eine hohe majestätische Gestalt mit einem ausdrucksvollen Gesicht, war ebenfalls schon über die besten Jahre seines Lebens hinaus; er trug zur Unterscheidung von den übrigen ein hellbraunes Kleid und eine blaue Mütze. Nach den ersten Begrüßungen nöthigte er uns zum Niedersitzen und ließ für uns Europäer einige Stühle herbeibringen. Dann wurde Kaffee und Pfeifen gebracht. Da einer der Herren L. die Reden des Bischofs gründlich verdolmetschte, so konnten wir lebhafteren Antheil als sonst an der Unterhaltung nehmen. Diese drehte sich hauptsächlich um die letzten Kriegsereignisse, um Ibrahim Pascha und die zahlreichen Scharmützel in den Gebirgen des Libanon. Mit vieler Umständlichkeit erzählte uns der Bischof, was sein Kloster während der Zeit Alles gelitten habe.

Bald habe es Albaneſen aufnehmen müſſen, bald bewaffnete Druſen und andere Bergbewohner; dann Türken und ein paar hundert Engländer, die jene vertrieben und ſich darauf eine Zeit lang in dem Dorfe und dem Kloſter feſtgeſetzt. Es iſt intereſſant, einen Araber und ſelbſt wie hier einen friedlichen Biſchof Kriegsereigniſſe oder kleine Gefechte erzählen zu hören. Als er uns erzählte, wie ſich die Druſen und Albaneſen, wenn auch nur kurze Zeit, in dem Dorf und Kloſter gegen die Engländer und Türken vertheidigt hätten, las man in ſeinen Mienen und hörte an ſeinen Worten lebhaft den Hergang dieſes kleinen Scharmützels. Man hörte die Trommeln wirbeln, das Geſchrei der Bergbewohner, das Klirren der Säbel und das Knallen des Gewehrs.

Nachdem wir uns kurze Zeit bei dem Biſchof ausgeruht, führte er uns durch das Kloſter und in die ſehr einfache Kirche. Die Maroniten ſind römiſch-katholiſche Chriſten und die Einrichtung ihrer Kirchen und ihres Gottesdienſtes iſt wenig von dem der herrſchenden Kirche unterſchieden. Die Mönche ſind entweder Eingeborne, wie hier im Kloſter Dair Mar Mikael und verſtehen nur arabiſch oder ſind Miſſionäre des Auslandes, die dann unter dem Schutz ihrer reſpektiven Länder ſtehen. In dieſen Klöſtern befindet ſich immer eine Menge junger Leute, die arabiſch lernen. Wir machten noch einige Gänge durch das Dorf, deſſen Häuſer, mit Wein- und Obſtgärten umgeben, um das Kloſter gruppirt liegen. Dann führte uns der Biſchof vor das Kloſter unter die Platanen, von denen ich oben ſprach, wo einige Ruheſitze angebracht waren, von denen wir eine entzückende Ausſicht genoſſen. Vor uns lag der Libanon und das Meer in einem unendlichen Halbzirkel; links konnte ein gutes Auge Beirut erkennen, und gerade vor uns, ſowie zur Rechten, blickten aus den grünen Schluchten zahlreich die weißen Gebäude der vielen Klöſter und Dörfer des Libanon hervor. Während uns der Biſchof auf dieſem Platze, den wehendes Rebenlaub überdeckte und zu einer Laube umſchuf, mit köſtlichem Libanonwein und eingemachten Früchten regalirte, ließ er uns ſein ſchönes Pferd, die Stute, von der ich oben ſprach, vorführen. Es war ein edles Pferd, ſchlank, zart und fein gebaut, wie alle dieſe Thiere. Doch

konnte es der Baron für seinen Zweck nicht gebrauchen, da es außerordentlich klein war.

Indessen neigte sich der Tag zu Ende, und da sich der Himmel nach dem Wetter, das uns vorhin überrascht, nicht wieder aufgeklärt, sondern sich vielmehr noch schwärzer bezogen hatte, befürchteten wir einen frühern Eintritt der Dunkelheit, die uns auf den gefährlichen Wegen überraschen könnte und machten Anstalten zum Aufbruch. Der Bischof wandte seine ganze Beredtsamkeit auf, um uns die Nacht bei sich zu behalten, ein Vorschlag, welchen die Herren L. annahmen, den der Baron und ich aber, hauptsächlich wegen unserer beiden Kranken zu Hause, zurückweisen mußten. Wir ließen unsere Pferde vor das Kloster bringen, der Bischof ging mit hinaus und redete uns lange zu, die Nacht oben zu bleiben, und erst als er eine ziemliche Zeit mit uns gesprochen, fiel ihm ein, daß wir ihn nicht verstehen könnten, weshalb er einen der Herren L. herbei rief und ihn bat, uns doch seine Worte recht genau zu übersetzen. Es that uns leid, seine Bitten abschlagen zu müssen, seine Bitten, die nach Art der arabischen Sprache so blumenreich und poetisch ausgeschmückt waren. Ich werde den Anblick des stattlichen alten Mannes nicht vergessen, wie er vor uns stand und bald die Hände des Barons, bald die meinigen nahm.

Der Himmel bezog sich immer schwärzer und ein lang hin rollender Donner kam seinen Reden zu Hülfe. Ich hätte ein Maler sein mögen, um den Bischof, aber mit dem, was er uns sagte, und wie er es uns sagte, zu malen. „Seht, meine Kinder," sprach er, „der Sturm hebt sich aus den Schluchten empor und zieht über uns zusammen, und Ihr verschmäht mein Haus, wollt fort in die Nacht und ich kann Euch nichts mitgeben, als meinen Segen. Die Dunkelheit wird Euch in den Bergen überraschen und wenn Euer Pferd ausgleitet und stürzt, blickt Ihr vergeblich umher nach dem Leuchten eines gastlichen Herdes."

Es thut mir leid, nicht alle seine Reden behalten zu haben; aber sie waren wirklich ergreifend, und wir mußten uns fast mit Gewalt von ihm los machen. Er küßte uns auf die Stirn, wobei er uns oftmals sagte: „Gott möge Euch schützen!" Wir ritten mit

dem Jantßair, ohne den uns die Herren L. nicht wollten ziehen laſſen, langſam den Berg hinab und ſahen noch lange die ehrwürdige Geſtalt des alten Biſchofs oben ſtehen und die Hand gegen uns ausſtrecken. Wo es der Weg zuließ, ritten wir raſcher, denn die Dämmerung begann bei dem regnichten Wetter ſchon mächtig herein zu brechen. Unten am Meer, wo uns heute Morgen der Regen überraſcht hatte, trafen wir auf einen großen Zug Türken und Beduinen, die den Harem Zakariä Paſchas, dem wir am Morgen begegnet, ſowie mehrere ſchöne Pferde deſſelben und einen Zug Maulthiere mit allerlei Effekten beladen, nach Beirut geleiteten. Die Damen ſaßen dicht verſchleiert auf ihren Pferden und waren von ſchwarzen Verſchnittenen umgeben. Wir ritten längs dem Zuge und die Leute grüßten uns Alle recht freundlich, beſonders ein alter Beduinenſchech tummelte bei unſerem Anblick ſeinen ſtarken Schimmelhengſt, um uns ſeine Reiterkünſte zu zeigen. Wir bezeugten ihm durch ein lautes Maſchallah unſer Wohlgefallen, worauf er mit einigen andern den Zug verließ und eine Strecke im ſcharfen Trab neben uns herritt.

Faſt jede Stunde im Orient bietet für den Europäer ein intereſſantes ſchönes Bild, gleich wie dieſer Ritt am Fuße des Libanon. Die ſchwarzen Wolken am Himmel wurden von dem ſtarken Winde, der ſauſend aus den Schluchten des Gebirges hervorbrach, raſch vorbeigetrieben, das Meer war unruhiger als heute Morgen und ſpritzte weiße Schaumwellen auf den Strand, über den wir zwei Europäer, von den Beduinen umringt, dahin jagten. Solche Augenblicke hatten immer für mich etwas unausſprechlich Angenehmes, das die Bruſt erweitert und das Herz ſchneller ſchlagen läßt, und es erging mir dann wie den Arabern, die die Freude ihres Herzens durch lautes Rufen kund geben. Ich ſang in ſolchen Stunden gewöhnlich deutſche Lieder wie auch heute Abend.

Die Beduinen drängten ſich näher an uns, als ich ihnen das Lied

„An des Rheines kühlem Strande
Steh'n viel Burgen hoch und hehr ꝛc."

mit lauter Stimme vorſang, und die Klänge des heimathlichen Volksliedes ſchienen ihnen zu gefallen; denn ſie verließen uns erſt,

nachdem sie eine weite Strecke mit uns geritten waren und schickten uns noch manches „Maschallah" und „Allah il Allah," mit welchen Worten sie ihre Freude bezeugen, nach.

Vor uns lag der Hundefluß mit seiner romantischen Schlucht, die bei der eingebrochenen Dämmerung noch schauerlicher aussah, als heute Morgen im hellen Sonnenlichte. Unser Janißair, um den Umweg über die steinerne Brücke, die weiter oben liegt, zu vermeiden, gab uns zu verstehen, man könne sehr gut mit den Pferden durch den Fluß reiten. Er trieb sein Pferd in's Wasser hinein, das demselben bis an den Bauch reichte, und der Baron, dem etwas dergleichen beständig Spaß machte, folgte ihm. Ich war eine kleine Strecke zurück und als ich mit meinem Pferde das Ufer hinabritt, waren beide schon einige zwanzig Schritt weit in den Fluß hinein. Doch hatten die Wellen sie etwas abwärts getrieben, wodurch ich die Richtung der Furth verlor und mit meinem Pferd, als ich es nöthigte, in's Wasser zu gehen, gleich bis an den Sattel hineinfiel. Doch arbeitete es sich den andern nach, verlor aber schon bei den ersten Schritten den Boden und fing an zu schwimmen, was mir, wie sich jeder leicht denken kann, höchst unangenehm war; denn der Fluß war sehr reißend, von Schnee und Regen angeschwellt und keine hundert Schritte neben mir hatte ich das offene Meer. Doch der Baron, der, als er sich zufällig umblickte, mich eine gute Strecke weiter abwärts *schwimmen* sah, wandte, ohne sich zu bedenken, wie er beständig that, wenn es galt, Jemand zu helfen, sein Pferd und war in kurzer Zeit bei mir, worauf meines, alle seine Kräfte zusammen nehmend und durch das des Barons ermuthigt, das Wasser durchschnitt und wir glücklich das Ufer erreichten.

Ohne Unfall erstiegen wir die Felstreppe und ritten über die gefährliche Gallerie am Ufer, sowie auf der andern Seite wieder hinab an's Meer, wo unser Janißair alsbald sein Pferd in Carriere setzte und wir über den Strand gegen Beirut jagten. Es war ein wilder Ritt, wobei es galt, recht fest im Sattel zu sitzen. Bald mußten die Pferde in vollem Lauf über eines der kleineren Schiffstrümmer hinwegsetzen, das ihnen im Wege lag, bald scheuten sie sich in der Dunkelheit vor einem der größeren und umgingen es

mit einem gewaltigen Seitensprung. Der Mond ging in einer schmalen feinen Sichel auf, als wir um die Stadt herum nach unserer Burg ritten, wo uns die Freunde erwarteten.

Während unserer Abwesenheit hatte sich der Hausstand um ein Mitglied vermehrt. Heute Morgen, erzählte uns Dr. B., als ich gerade mein zehntes Glas Mandelmilch trank — dies war nämlich im Laufe der Krankheit seine größte Leidenschaft — öffnet sich die Thür und es tritt ein Mensch herein, der, vor Freude stotternd, sich in deutscher Sprache als unsern Landsmann zu erkennen gibt und nach dem Baron v. L. fragt, den er in Stuttgart oft gesehen haben wollte. Dieser Mann hatte während einer achtjährigen Dienstzeit bei verschiedenen Herren seltsame Schicksale gehabt. Von Stuttgart aus, wo er als Kutscher diente, ging er als Reitknecht zu dem Prinzen Louis Napoleon nach der Schweiz, darauf mit seinem Herrn nach London, von wo aus er die fabelhafte Expedition nach Boulogne mitmachte, dort arretirt und wie alle hiebei Betheiligten nach Paris gebracht wurde. Dort aber fand man mit Recht nichts Verdächtiges an ihm, — und wir Alle können darüber beistimmen, daß er zum Revolutionär keine Anlagen hatte, — und entließ ihn mit dem Bedeuten, Frankreich nie mehr zu betreten. Darauf kehrte er nach London zurück und nahm Dienste bei einem Cavallerieoffizier der englisch ostindischen Compagnie, der ihn über Spanien und Portugal mit nach Beirut genommen hatte. Hier aber hatte er sich überlegt, daß Indien doch etwas sehr weit von der Heimath wäre und als er vernahm, daß wir angekommen seien, stieg in ihm die Hoffnung auf, wir würden ihn vielleicht wieder mit zurück nach Schwaben nehmen können, wo es doch immer besser sei, als wie unter den Heiden, und er wandte sich deßhalb an den Baron mit der Bitte, ihn in seine Dienste zu nehmen. Der Baron, der stets gern bereit war, jedem zu helfen, wo er konnte, und der, wenn er Pferde kaufte, ohnehin noch einen Bedienten annehmen mußte, engagirte ihn, und Friedrich wurde als erster Stallknecht unserem Staate einverleibt.

F. W. Hackländer's Werke.

IX. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Neunter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Officin in Stuttgart.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Reiſende Engländer im Orient.

Wenn man heutzutage etwas über eine Tour lieſt, die der oder jener gemacht hat, ſo kann man ſich ſicher darauf verlaſſen, gleich beim erſten Kapitel, neben Klagen über ſchlechte Wirthshäuſer und theure Rechnungen und dergleichen Fatalitäten mehr, die Engländer, die dem Erzähler begegneten oder nicht begegneten, nach Kräften lächerlich gemacht zu finden. Das iſt einmal jetzt bei uns zur Mode geworden und ſeit Heine oder Saphir, ich weiß nicht recht, wer, einmal geſagt, er finde in der Welt nichts proſaiſcher, als einen kattunenen Regenſchirm oder einen reiſenden Engländer, ſo werden täglich über dieſe Melodien neue Variationen gemacht. Dem ſcheinen die Söhne Albions aus Steifleinen fabrizirt, jenem kommt die ganze Figur wie in einer Nürnberger Fabrik aus Holz geſchnitzt vor, und alle ſtellen ſie dar, wie die Knochen im Fleiſch, die einem beim Genuß des ſaftigſten Stückes Landſchaft unangenehm den Geſchmack verderben.

Daß der Engländer in ſeiner trockenen, eher abſtoßenden als anziehenden Manier dem guten gemüthlichen Deutſchen ſtets fremd gegenüber tritt, finde ich ſehr natürlich. Letzterer zu Hauſe mit allen möglichen Feſſeln und Banden an Haus, Arbeitstiſch und Staat gekettet, freut ſich einige Jahr voraus auf die Reiſe in den Rheingau, die er zu machen gedenkt, legt heute einen Thaler in die Ecke der Schublade und morgen wieder einen, ſchickt ſchon anfangs Januar, wenn die Neujahrsrechnungen bezahlt ſind, ſeinen Koffer zum Sattler und geht in den erſten vier Wochen regelmäßig täglich wenigſtens einmal bei der Werkſtatt vorbei, damit ſein Reiſegeräth ja bis zum Auguſt fertig iſt, lebt in ſteter Beſorgniß und Angſt, ob auch der neue Rock und die Stiefeln von Glanzleder fertig werden, und ſo kommt langſam der Frühling und geht vorüber. Da fährt eines ſchönen Sommermorgens der Staatsminiſter, oder wer ſonſt der Vorgeſetzte iſt, in's Bad, und unſer Reiſender kommt Mittags mit ſeelen-

Reiſe in den Orient.

Zweiter Band.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Kapitel.

Reiſe nach Damaskus und Palmyra.

Fürſt Aslan. — Abreiſe von Beirut. — Wilde Gebirgspäſſe im Libanon. — Khan el Huſſein. — Felſentreppe. — Wolken auf der Höhe des Gebirges. — Schneeſturm. — Ein Vocalconcert. — Das Schloß der Aſſaſſinen. — Aegyptiſche Deſerteure. — Bekaa, das Thal. — Ein Unfall. — Perſer. — Der Antilibanon. — Heiligengärten. — Schiras. — Das Thal Gutha. — Damaskus. — Eine armeniſche Hochzeit. — Ritt nach Palmyra. — Pferde-Revue. — Baalbek. — Die Cedern des Libanon. — Die Steine in Sachile. — Zweite Reiſe nach Damaskus. — Der perſiſche Kaufmann. — Merkwürdiger Pferdehandel. — Scham, der Hengſt. — Rückkehr nach Beirut.

Wie oft ſchauten wir von der Terraſſe unſeres Landhauſes ſehnſüchtig zu dem Libanon empor, dem gewaltigen Rieſen, der ſich mit dem weißen Haupte und den grauen Gewändern, die unten in's Hellgrüne der Oelpflanzungen und Goldige des Meerſandes auslaufen, an die See gelagert hat! O dieſe mächtigen Bergwände, die wir täglich vor Augen hatten, verbargen uns viel Schönes, wornach wir ſchon lange getrachtet, und ſtets waren wir durch verſchiedene Umſtände verhindert worden, unſere Roſſe zu ſatteln und den „Ritt in's alte romantiſche Land“ zu beginnen. Jedem Zug

Beduinen, Maroniten oder Druſen, die ſich bei der Stadt gelagert hatten und ihre Pferde packten, um in die Berge zurückzuziehen, ſahen wir neidiſch nach, beſonders ſeit wir bei unſerm Ritt nach dem Kloſter Deir Mar Mikael einen Blick in die wilden Schönheiten des Gebirgs gethan, und verwünſchten oft die kriegeriſchen Zeiten, die uns abhielten, ihnen zu folgen. Aber erſtlich waren es die Feindſeligkeiten zwiſchen Ibrahim Paſcha's Armee und den Türken, ſowie kleine Plänkeleien und Scharmützel, die beide Theile zuweilen mit den Bergbewohnern hatten, welche die Wege durch den Libanon unſicher machen ſollten, und weßhalb man uns dringend abrieth, nach Damaskus aufzubrechen. Dann waren auch unſere beiden Kranken noch immer ſehr ſchwach, ſo daß wir ſie doch gänzlich auf der Beſſerung ſehen wollten, ehe wir Beirut für e' paar Wochen verließen.

Neben dieſen Umſtänden wurden unſere Reiſepläne oft nach den Tagesneuigkeiten geändert. Denn bald hieß es: Ibrahim hat Damaskus endlich verlaſſen und will die Armee auf dem Wege über Jeruſalem aus Syrien führen, und uns ſchimmerte die Hoffnung, jetzt endlich die Tour durch das Gebirge beginnen und Damaskus erreichen zu können. Vergeblicher Wunſch! den andern Tag wußte man aus ganz ſichern Quellen, daß Ibrahim der Pforte die Erklärung gegeben, ſich in Syrien bis auf den letzten Mann zu halten und wir machten alsbald Projekte, welcher Weg in jetzigen Zeiten der beſte ſei, um nach Jeruſalem zu reiſen, wo wir abwarten wollten, ob uns der Marſch der ägyptiſchen Armee erlauben würde, von dort nach Damaskus zu gehen.

So thürmten ſich von allen Seiten unſerer Abreiſe die größten Schwierigkeiten entgegen und vereitelten unſern ſehnlichſten Wunſch, bald das traurige Beirut zu verlaſſen. Alle Communication zur See war geſperrt; denn außer kleinen Küſtenfahrern kamen nur engliſche Linienſchiffe, Fregatten oder Kriegsdampfboote von Konſtantinopel und Marmarizza, Depeſchen oder Soldaten bringend.

Obendrein weigerten sich die Leute, wie unser Dolmetscher versicherte, zum Ritt durch den Libanon ihre Pferde zu geben, und auf dem Wege nach Jerusalem waren, wenn uns auch die Bewegungen der Armeen nicht gehindert hätten, andere Sachen zu bedenken; denn in Saida, Akre und Jaffa sollte die Pest ausgebrochen sein, was dort bei dem Zusammenfluß von türkischen Soldaten, schlecht gekleidetem Gesindel aus den Bergen und halb verhungerten Deserteuren von Ibrahims Armee, kein Wunder war.

Endlich nach einigen sehr unruhigen Tagen, in denen sich unser politischer Horizont noch schwärzer umzogen hatte, mit einem unangenehmen Gewitter drohend, klärte er sich über Nacht fast ganz auf, denn unser liebenswürdiger Freund, der russische Consul, Herr von B., kam uns eines Morgens sagen, soeben erhalte er einen Reitenden aus Damaskus, der ihm die erfreuliche Nachricht bringe: Ibrahim Paschah habe mit der ganzen Armee die Stadt verlassen und sich gegen Jerusalem und das todte Meer gezogen. Ein Postscriptum seines artigen Billets lud uns auf den Abend zu einer Tasse Thee ein, wo wir die Bekanntschaft eines georgischen Fürsten machen sollten, der ebenfalls Willens sei, Jerusalem und die heiligen Orte zu besuchen und sich wahrscheinlich sehr freuen würde, die Reise in unserer Gesellschaft fortsetzen zu können.

Fast jeden Abend waren wir bei dem freundlichen Consul, und wenn Geselligkeit und Unterhaltung stets die Würze des Lebens sind, so gehörten diese kleinen Soiréen in den damaligen Verhältnissen zu unsern köstlichsten, genußreichsten Stunden. Wir hatten in unsern Appartements einen einzigen dreibeinigen Stuhl, den wir nur durch zarte Behandlung und kleine Aufmerksamkeiten dahin bringen konnten, daß er uns nicht plötzlich seinen Dienst aufsagte. Dieses Möbel benützte abwechselnd der, welcher an dem ebenfalls defecten Tische etwas schreiben wollte. Die andern mußten beim Essen oder sonstigen Beschäftigungen auf ihren Betten, ich wollte sagen auf den Teppichen kauern, die unsere Schlafstellen vorstellten.

Wenn ich noch hinzufüge, daß wir unſern Thee in einer Caſſerole kochten, die Mittags Suppe und Fleiſch beherbergt hatte, ſo kann mir jeder glauben, daß es für uns kein kleiner Genuß war, an einem ordentlichen Tiſche auf feſten bequemen Stühlen ſitzend, guten ruſſiſchen Thee zu trinken und ſich in einem gewärmten Zimmer, ohne zu frieren, angenehm unterhalten zu können. Es war in den letzten Tagen Decembers doch etwas kühl geworden und beſonders bei uns draußen fegte die feuchte Seeluft unangenehm durch unſere Zimmer, die keine Glasfenſter, ſondern nur ſchlechte hölzerne Laden hatten, ſo daß wir uns nur erwärmen konnten, wenn wir die Pelze umhingen und auf- und abliefen.

Heute Abend war bei dem Herrn B. größere Geſellſchaft als ſonſt. Auf einem Divan ſaß der Civilgouverneur der Stadt, ein ältlicher Türke mit langem grauem Bart, den er beſtändig ſtrich, übrigens ein freundlicher Herr; denn er lachte über Alles, was wir zuſammen ſprachen und von dem er doch gewiß kein Wort verſtand. Sein Sohn, ein ganz junger Menſch, ſaß neben ihm auf einem Stuhle, doch ſchien ihm dieſes Möbel durchaus nicht behaglich, denn bald zog er das eine Bein herauf, bald das andere, und rückte beſtändig unruhig hin und her. Erſt ſpäter ſchien er ſich wohler zu fühlen, denn da hatte er, als wir im Eifer des Geſprächs nicht auf ihn achteten, den Stuhl zu einem Divan umgeformt, d. h. er ſaß mit aufgeſchlagenen Beinen auf dem Sitz, was poſſierlich ausſah. Eine andere Perſon, und für uns die intereſſanteſte in der Geſellſchaft, war der georgiſche Fürſt, den uns der Konſul unter dem Namen Fürſt Aslan vorſtellte, ein nicht ſehr großer, aber ſchlank und zierlich gewachſener junger Mann mit einem ausdrucksvollen ſchönen Kopfe; ſein Geſicht war etwas bleich, aber antik, edel und fein, wie aus Wachs geformt. Ein langer Schnurrbart vereinigte ſich mit einem kohlſchwarzen krauſen Barte um Wange und Kinn, wodurch der ſchlanke nervige Hals vortheilhaft hervorgehoben wurde. Sein Auge war, wie das aller Südländer, dunkel und blitzend;

die hohe Stirne schmückte eine feine georgische Mütze von Astrachanpelz, die, oben zugespitzt wie die persische Mütze, einen Kegel bildet. Sein Anzug bestand aus einem eng anliegenden Kleide von blauer Seide, ohne Kragen mit Aermeln, das ihm bis an's Knie reichte und von einem gestickten Gürtel zusammengehalten wurde. Seine Hose war weit, von grauer Farbe, unten zusammengeschnürt und ließ den Fuß sehen, der mit kleinen rothen Halbstiefelchen bekleidet war. Ueber dem blauen Gewand hatte er ein anderes von grünem Tuch, ebenfalls ohne Kragen, mit langen aufgeschlitzten Aermeln, die, wenn sie herabhingen, bis zur Wade reichten. Doch warf er sie fast immer über die Schultern und ließ sie zu beiden Seiten der Brust herabhängen. Um beide Röcke ging ein Besatz von Goldborten. Merkwürdig war seine Waffe, ein Handschar, vielleicht anderthalb Fuß lang, der oben eine Hand breit war und sich nach unten zuspitzte. Die Klinge von Khorassan war schwarz, in der Mitte einen Zoll dick und hatte vom Heft bis zur Spitze an jeder Seite eine Hohlkehle; im Handgemenge eine fürchterliche Waffe, zum Hauen, Stechen und Schneiden eingerichtet. Der Griff war schwer von Elfenbein und hatte einen dicken stählernen Knopf, mit dem man auch zur Noth einem Feinde den Schädel einschlagen konnte.

Die Gestalt und Kleidung des Fürsten hab' ich deshalb so genau beschrieben, weil er uns später ein so lieber Reisegefährte wurde, und ich noch oft auf ihn zurückkommen muß. Er war ein guter liebenswürdiger Mensch, offen und gerade, dem man sich im ersten Augenblicke anschließen und ihn lieb gewinnen mußte. Russisch, georgisch und persisch sprach er geläufig, wußte sich auch im Französischen gut auszudrücken und besaß eine Gewandtheit in Führung der Waffen, im Reiten und Voltigiren, die uns oft in Erstaunen setzte. Es dauerte nicht lange, so ward Fürst Aslan mit uns bekannt und erzählte von seinem Vaterlande, sowie von Tscherkessien, das er bereist, und von Petersburg, wo er unter den

Gardehuſaren gedient. Er hatte häufig das Theater beſucht und konnte alle bekannten Arien der neuen Opern ſtellenweiſe auswendig.

Im Laufe des Abends wurde öfters von unſerer Tour nach Damaskus geſprochen, die jetzt, da Ibrahim abgereist, ausführbar ſchien, und ſobald als möglich unternommen werden ſollte. Der gute Conſul, der die ihm angenehme Geſellſchaft des Barons nicht verlieren mochte, erhob, wie er ſchon öfters gethan, wegen der Pferde und Führer Bedenklichkeiten; doch ſein eigener Janißair, den wir hereinkommen ließen, war kein Diplomat wie ſein Herr, und verſprach, ſo viel als nöthig ſeien, zu beſorgen, weßhalb wir ihn vorläufig auf morgen zu uns beſtellten. Das Angenehmſte bei dieſem Hin- und Herreden war jedoch, daß der Fürſt, in deſſen Plan es gar nicht gelegen, auch Damaskus zu beſuchen, hiezu durch unſere Debatten Luſt bekam und uns ohne Weiteres ſeine Begleitung anbot, die wir mit großer Freude annahmen. Denn abgeſehen von ſeiner liebenswürdigen Perſönlichkeit, waren in der jetzigen Zeit bei einer Reiſe durch das Gebirg ein paar Männer, auf die man ſich im Fall der Noth verlaſſen konnte, beſſer als ein Dutzend Beduinen, die man zur Bedeckung hätte mitnehmen können. Auch der Fürſt verſprach, unſer Schloß am Meer den nächſten Morgen zu beſuchen, um das Nähere zu verabreden.

Unſere beiden kranken Reiſegefährten hatten ſich indeſſen wieder ſo weit erholt, daß wir ſie verlaſſen und der Pflege ihres bisherigen Krankenwärters, eines Juden Namens Haſſan, ohne Sorge anvertrauen konnten. Es war uns unangenehm, ſie nicht mitnehmen zu können, aber das gaſtriſche Fieber hatte ſie ſo geſchwächt, daß ſie gern die Zeit unſerer Abweſenheit benutzen mochten, um zu der weiteren Reiſe durch Syrien nach Aegypten neue Kräfte zu ſammeln.

Dem Janißair des ruſſiſchen Conſuls wurde aufgetragen, für drei Reitpferde, zwei Mauleſel, zum Tragen der Effecten, und drei

handfeſte gute Mucker, ſo heißen die Führer, zu ſorgen; und als Nachmittags der Fürſt zu uns kam, um den Tag der Abreiſe zu erfahren, wurde ihm der folgende Morgen dazu beſtimmt, was ihm ganz recht war; denn er und ſeine Bedienten waren vollſtändig montirt, hatten ihre eigenen Pferde und freuten ſich, je eher je lieber weiter zu ziehen.

Der Himmel, der ſeit ungefähr acht Tagen ſehr unfreundlich ausgeſehen hatte, und faſt immer mit Wolken bedeckt war, die uns täglich unangenehme kalte Regenſchauer herabſandten, klärte ſich den Tag vor unſerer Abreiſe ziemlich auf und verſprach gutes Reiſewetter.

Ich weiß nicht, ob es die Erwartung auf die ſchönen wilden Gegenden, die wir nun ſehen ſollten, war, was uns dieſe Nacht nicht einſchlafen ließ; aber der Baron ſo wenig als ich konnten ein Auge ſchließen; wir warfen uns auf den harten Teppichen herum, ſprachen jetzt zuſammen und verſuchten dann wieder zu ſchlafen: Alles vergebens, weßhalb wir den erſten Strahl des Tages freudig begrüßten und uns zum Abritt rüſteten. Es war am 4. Januar.

Der Baron, ich und unſer Dolmetſcher, Koch und Kammerdiener in einer Perſon, Giovanni, beſtiegen die drei Pferde; auf die Maulthiere wurden Mäntel, Decken, einiges Kochgeſchirr ſowie Lebensmittel, als gekochtes Hammelfleiſch, Wein, Brod, Käſe, Kaffee ꝛc. gepackt und als Alles zu unſerer Abreiſe fertig war, drückten wir den kranken Freunden, die uns doch etwas verſtimmt nachſahen, herzlich die Hand und ritten zur Stadt, wo wir vor den Thoren mit dem Fürſten zuſammentrafen. Dieſer ritt ein kleines, aber ſtarkes ruſſiſches Pferd und ſeine Begleitung beſtand aus einem Kammerdiener, der ein tſcherkeſſiſches Coſtüm trug, einen Rock von einer Art dickem Filz gemacht, auf dem an jeder Seite der Bruſt zwölf kleine Behälter für Patronen aufgenäht waren. Er hieß Skandar und hatte denſelben Geſichtsſchnitt, wie ſein Herr, nur

etwas plumper und nicht ſo ausdrucksvoll, wie jener. Ferner hatte der Fürſt einen Tſcherkeſſen bei ſich, der die Pferde pflegte; es war ein rieſengroßer, baumſtarker Menſch, Namens Mechmet, der ein türkiſches Coſtüm, das ihm der Prinz geſchenkt, ſowie einen grauen Beduinenmantel trug und mit einem Handſchar und einem Wurfſpieße bewaffnet war. Die Spitze des Letzteren putzte er beſonders vor dem Ausreiten mit ſeinem Mantel blank und ſauber, weil er behauptete, ſie glänze dann im Sonnenlicht weit hin, und halte die Feinde, die uns anfallen wollten, im Reſpekt. Für das Gepäck hatte der Prinz ebenfalls ein Maultier mit einem Mucker.

Nachdem wir unſere Streitkräfte verſammelt, zogen wir weſtlich durch einen holperigen Hohlweg, den wir bei unſern Spazierritten ſchon öfters verwünſcht und dem auch heute wieder manches böſe Wort galt. Mechmet, mit dem Wurfſpieß, fing hier ſeine Bergtour nicht glücklich an. Sein Pferd machte einen Fehltritt und beide kollerten über einander hin, glücklicher Weiſe jedoch ohne Schaden zu nehmen. In der erſten halben Stunde unſeres Rittes fühlte ich mich auf meinem ziemlich ſtarken Pferde gar nicht heimiſch. Ich hatte einen alten Beduinenſattel, der, vorn und hinten ſehr hoch, nur einen ſchmalen Sitz bietet und dann nur angenehm iſt, wenn man es verſteht, mit ſo kurzen Bügeln wie die Wüſtenſöhne zu reiten, daß die Kniee den Hals des Pferdes erreichen. In dieſem Fall findet man nach einiger Uebung das Galoppiren recht angenehm, doch iſt in der Stellung vom Traben keine Rede. Ich ſchnallte meinen Bügel lang, was ich bei ähnlichen Sätteln jedem Europäer rathe, da man bei einem unglücklichen Sturz mit dem Pferde durch die kurzen Bügel ſchlimm über den Kopf des Pferdes geworfen werden kann.

Wir zogen nordweſtlich von der Stadt im tiefen weichen Sand durch jene Pinienanpflanzungen des Schach Fachreddin, von denen ich früher geſprochen. Hie und da wand ſich ein kleines Bächlein, ein Kind des ewigen Schnees droben, durch den trocknen Grund,

vergnügtem Gesicht nach Hause, ein großes gefaltetes Papier in der Rocktasche. Es ist sein Reisepaß: „Vorzeiger dieses ꝛc.“ Früher dachte er mit Vergnügen an seine Tour, malte sich die fröhlichen Stunden, die er genießen würde, recht lebendig aus; jetzt, wo sich die Zeit der Erfüllung nähert, denkt er ängstlicher daran, es könnt' ihm noch etwas dazwischen kommen; er wagt es nicht mehr, die Genüsse, die ihm bevorstehen, auszudenken; er schließt, so oft ihm ein solcher Gedanke überkommt, die Augen, und ein kleiner Stoßseufzer entfährt ihm; er ist in einer unangenehmen Spannung, spricht gegen Niemand mehr von seinem Vorhaben und wundert sich doch dabei, daß die Leute nicht auf der Straße stehen bleiben und wenn er kommt, einander zuflüstern: der reist auch morgen. So nimmt er unruhig sein Postbillet, packt eilig und unruhig seine Sachen und erst, wenn er das rauchende Dampfboot besteigt, ihm der Kellner auf dem Verdeck den Kaffee servirt hat, erst wenn er sich die Cigarre angezündet, und um sich schauend drei Kreuze nach der Gegend hinmacht, wo sein Arbeitstisch, sein Zwinger steht, springen seinem Herzen tausend Reife und es schwillt ihm auf, wie ein englischer Twistballen, dem man seine Emballage genommen; er wacht auf, er ist des köstlichsten Humors, denn er reist ja; dem Kellner überläßt er in der Freude seines Herzens die vier Kreuzer, die dieser ihm herausgeben will, rechts und links bietet er den Passagieren seine Tabaksdose oder seine Cigarren an, und vom Kapitän bis zum Schiffsjungen hat er schon jeden gefragt, ob nicht bald zum drittenmale geläutet würde. Er steigt mit großen Schritten auf dem Verdeck herum, und sucht bei Jedem, der nicht gerade mit Andern beschäftigt ist, seine seligen Empfindungen anzubringen. An der Brüstung neben dem Steuerruder steht ein hagerer langer Herr; seinen Kopf mit einem bleichen Gesicht und den etwas in's Röthliche spielenden Haaren, bedeckt eine sackähnliche Reisemütze mit großem Schirm. Ueber dem zugeknöpften Rocke trägt er ein Mäntelchen von wasserdichtem Zeug, das ihm bis an die Knie reicht. Seine Stiefeln sind von ungeschwärztem Leder oder er trägt vielleicht auch Schuhe und Kamaschen. Vor ihm liegt ein Panorama des Rheinlaufes und in der Hand hält er ein Buch, violet eingebunden und vergoldet; neben ihm lehnt ein großer Regenschirm, obgleich an dem ganzen Himmel kein Wölkchen zu sehen ist. Aufmerksam blickt der lange Herr in die Gegend und sieht zuweilen in sein Buch. Zu diesem gesellt sich der Deutsche. „Ach, mein Herr, ein köstlicher Morgen — Sie reisen wahrscheinlich auch nach Köln? — Wir werden heute eine herrliche Gegend haben — Kennen Sie die Tour? — Ich versichere Sie, ich freue mich unendlich auf den Rheingau. — Waren Sie schon da?“ — Der lange Herr nickt mit dem Kopfe.

und sah von Weitem, wie eine grüne glänzende Schlange aus, denn rechts und links an seinen Ufern trieb die Feuchtigkeit hunderte von Pflanzen und Kräutern hervor, die sich auf dem gelben Sand scharf abzeichneten. Zwischen drei oder vier solcher Bäche, wenn sie auch mehrere hundert Schritt auseinander liegen, haben die Leute Palmen gepflanzt und auf unserm Wege kamen wir durch kleine Wälder dieser schönen Bäume, die um den Fuß des Libanon einen grünen Gürtel zogen.

In kurzer Zeit hatten wir die Stadt, sowie die Pinien hinter uns und genossen den vollen Anblick des prächtigen Gebirges, von der darüber emporsteigenden Sonne malerisch beleuchtet. Wir ritten aufwärts, und unser Weg, wenn man die Bahn, die vor uns hinaufziehende Karawanen gemacht, so nennen kann, führte anfänglich über eine breite sandige Fläche, die mit zahlreichen Pinien, Platanen und Sycomoren bedeckt war. Oft blieben wir stehen und schauten rückwärts, denn es begann sich hinter uns eine große schöne Aussicht zu entfalten. Die Landzunge, auf der Beirut liegt, hatten wir noch nie Gelegenheit gehabt, in ihrer ganzen Ausdehnung zu übersehen. Jetzt standen wir hoch über der Stadt wie auf einem Thurm und sahen vor uns das Meer auf drei Seiten den Halbkreis, auf dem Beirut liegt, umspülen; die Stadt, welche mit den sie umgebenden Gärten und Anpflanzungen einen ziemlichen Raum einnimmt, verschwand fast gegen die ungeheure Wasserfläche, die sich vor uns ausbreitete. Zur linken Hand trat das Land in einer ähnlichen Spitze in's Meer, doch für unser Auge zu weit, um dort etwas erkennen zu können. Das war Saida. — Drunten im Hafen von Beirut lagen die großen englischen Linienschiffe und schienen uns nicht größer als Nußschalen zu sein. Eins der Kriegsdampfboote wandte sich und ruderte fort — ein Wasserinsect, das den Bach durchschwimmt, ein anderes sahen wir auf der Höhe der See und erkannten es nur an dem langen dunkeln Rauch, der es umhüllte. —

Nach zwei Stunden beſtändigen Aufwärtsſteigens kamen wir an ein einzeln ſtehendes Haus, Chan oder Wirthshaus, mit einer aus unbehauenen Steinen roh zuſammengeſetzten Waſſerleitung, die klaren einen Felsbach in ein Baſſin im Hof führte, wir zogen vorbei, und da hinter dieſem Hauſe der Weg ziemlich ſteil zu werden anfängt, ſtiegen wir von den Pferden und führten ſie. Der Boden war zum Marſchiren ſehr unangenehm, ein weicher ſehr tiefer Sand, der das Gehen außerordentlich erſchwerte, auch brannte die Sonne heftig, obgleich wir uns im Monat Januar befanden, und erwärmte mehr als nöthig war. Bewunderungswürdig war bei dieſen ſchlechten Wegen die Klugheit und Ausdauer unſerer Pferde, denn obgleich man ihnen wohl das arabiſche Blut anſah und ſie die edle Race ihrer Stammeltern nicht verläugneten, waren es doch nur gebrauchte Miethpferde, von denen die meiſten obendrein ſchon ſehr bei Jahren waren; aber alle waren noch ſtark auf den Beinen und höchſt ſelten ſtolperte eins; auch brauchte man ſie nicht anzutreiben, ſondern ruhig und unermüdlich kletterten ſie ſo raſch aufwärts, daß wir ihnen kaum folgen konnten.

Hie und da begegneten wir einzelnen Maroniten und Druſen, die zur Stadt hinabſtiegen, um Einkäufe oder ſonſtige Geſchäfte zu beſorgen. Alle grüßten uns freundlich und verließen uns mit einem lauten Allah il Allah! Etwas höher hinauf kamen uns Schwarze entgegen, welche ein paar türkiſche Weiber von Damaskus hergeleiteten. Die Damen ſaßen auf Maulthieren und waren ſtark verſchleiert. Viel Freude verurſachte uns eine andere Begegnung. Bei einer Biegung des Wegs ſahen wir eine kleine Geſellſchaft auf uns zukommen, die wir ihrem Coſtüm nach ſogleich für Europäer erkannten. Es war ein Mann zu Pferde und hinter ihm zwei Frauenzimmer auf Maulthieren. Sie ſchienen von unſerem Anblick ebenſo überraſcht wie wir von dem ihrigen. Sie waren Deutſche aus dem Elſaß und der Mann Militärarzt bei Ibrahim Paſcha geweſen. Sie hatten Damaskus nach Abzug der

Armee verlaſſen und gingen nach Beirut, um ſich in die Heimath einzuſchiffen. Wer es ſchon gefühlt hat, wie wohlthuend die Klänge der heimathlichen Sprache in der Fremde auf das Herz wirken, wird glauben, daß wir uns herzlich begrüßten und ein kleines Geſpräch hielten, ehe wir wieder ſchieden. Wie gute Freunde, die ſich verlaſſen, ſahen wir uns öfter nach einander um und ſchwenkten die Tücher. Bald waren ſie unſeren Augen entſchwunden.

Wir ſtiegen noch eine Stunde ſehr ſteil aufwärts und hatten bald einen bekannten Chan erreicht, der wohnlicher als alle andern im Libanon eingerichtet, häufig von Reiſenden, die über das Gebirge ziehen, zum erſten Nachtlager benutzt wird, — Chan el Huſſein. Auch unſere Mucker fingen gleich bei unſerer Ankunft an, die Thiere abzuladen, als verſtünde es ſich von ſelbſt, daß wir hier anhielten. Doch war es erſt Mittags ein Uhr, weßhalb wir heftig dagegen proteſtirten und weiter zu ziehen verlangten. Aber wie es uns zuweilen bei dergleichen Streitigkeiten mit den Eingeborenen ging, unſer edler Dolmetſcher Giovanni ſchlug ſich auf ihre Seite, indem er wahrſcheinlich nicht Luſt hatte, für heute weiter zu gehen. Er malte uns die ſchrecklichſten Dinge aus, die uns treffen würden, wenn die Nacht uns in den Päſſen des Libanon überraſchte; er ſprach von Abgründen voll Schnee und Eis, von Räubern und Gott weiß was Alles. Doch war uns noch der Zug über den Balkan, von dem man uns beinahe das Nämliche prophezeit hatte, zu friſch im Gedächtniß, um uns auf das Gerede dieſer Leute zu verlaſſen. Aber was konnten wir machen? So ſehr wir in den Dolmetſcher drangen, die Leute zu fragen: ob es denn auf keine Weiſe möglich ſei, noch heute weiter zu gehen und einen andern Chan zu erreichen, ſo ertheilte er uns beſtändig die Antwort: man ſage, das ſei unmöglich. Wir hätten alſo die Nacht hier zubringen müſſen, wenn nicht durch die ziemlich heftig geführten Debatten ein anderer Araber aufmerkſam geworden und näher getreten wäre.

Er fragte den Baron in einem ganz verrenkten Engliſch, ob er nicht dieſe Sprache kenne. — Nun iſt wohl nie eine Mundart mehr geradbrecht worden als dieſe; aber ſie klang wie Muſik. Der Araber ſagte uns, ihm ſcheine, als wollte unſer Dertſcheman (Dolmetſcher) nicht weiter gehen; denn die Leute haben ihm ſchon mehrmals geſagt, es ſei wohl möglich, wenn wir bald aufbrächen, mit Einbruch der Nacht einen andern Chan zu erreichen; doch müßten wir uns beeilen, da der Weg dahin ziemlich ſchlecht ſei. Jetzt wurden natürlich alle Unterhandlungen abgebrochen. Der engliſche Araber mußte den Muckern erklären, daß wir auf jeden Fall weiter wollten und noch heute einen andern Chan erreichen, wornach ſie ſich einzurichten hätten. Unſerm Giovanni, der es wieder einmal verdient hätte, bedeutend geprügelt zu werden, wurde ſtrenge befohlen, gleich aufzupacken und nach einigen Minuten ging die Reiſe weiter.

Ich habe dies kleine Intermezzo erzählt, um einen Begriff zu geben, wie ſehr der Reiſende im Orient von den Launen dieſer Dolmetſcher abhängt. Dies iſt nicht das einzige Beiſpiel der Art und nicht immer trafen wir einen Sprachkundigen wie heute, der uns aus der Verlegenheit half. Mit anſtändiger Behandlung und guten Worten, wie ſie der Baron den Dienern ſtets zukommen ließ, iſt bei dieſem Volk nichts ausgerichtet; und ich rathe jedem Reiſenden, bei dem geringſten Widerſpruch oder unverſchämten Betragen dieſer arabiſchen Bedienten den Prügel zu gebrauchen. Läuft auch ſo ein Kerl heute fort, er wird morgen ſicher wieder kommen, denn Herrſchaften, die, wie die europäiſchen Reiſenden, außerordentlich viel bezahlen, trifft er nicht gleich wieder, und ſo unangenehm es freilich für uns geweſen wäre, bei unſern Ausflügen, entfernt von den Küſtenſtädten, von dem Dolmetſcher verlaſſen zu werden, ebenſo fatal wäre es für ihn ſelbſt geweſen, wenn wir ihn fortgejagt hätten, und ich bin überzeugt, er hätte zuerſt ſich uns wieder genähert.

Gleich hinter dem Chan el Huſſein begann der Weg eine andere Geſtalt anzunehmen. Bis hieher hatten wir meiſtens Sand, zuweilen auch Erde gehabt, und nur ſtellenweis fanden wir den Pfad mit Steinen bedeckt, auch hatten uns beinahe bis auf dieſe Höhe Pinien, Fichten- und kleine Geſträuche aller Art nicht verlaſſen. Jetzt wurde die ganze Gegend kahl und öde. Der Boden, aus Fels beſtehend, gewährte nur ſchmale Pfade, die ſich beſtändig um gewaltige Klippen herumwanden und ſehr ſteil aufwärts gingen. Auch war es viel kühler geworden. Die mit Schnee bedeckte Spitze des Dſchebbel Schech, welche links vor uns lag, kühlte die Luft ab und ſandte uns nicht ſelten ſehr kalte Winde. Vor uns zog eine lange Reihe Kameele, die wir bald überholten; ſie waren mit langen Balken beladen, von denen jedes der Thiere zwei trug, rechts und links am Packſattel hängend und mit dem Körper parallel laufend. In kurzer Zeit ließen wir ſie weit hinter uns und hatten nach einer Stunde die erſte Höhe des Gebirges erklettert, — die erſte der drei Ketten, welche den Libanon ausmachen und die durch wilde, faſt ungangbare Thäler getrennt, drei gewaltige Ringmauern bilden.

Von dieſer Höhe wandten wir noch einmal den Blick rückwärts; doch ſahen wir nichts als das weite öde Meer; Beirut dicht an den Fuß des Libanons geſchmiegt, war unſern Augen entrückt. Unſere Mucker, die ſehr eilten, um vorwärts zu kommen, ließen uns indeß nicht lange Zeit zum Umſehen. Der Weg führte jetzt abwärts, d. h. wir mußten uns durch die Klippen und Schlünde, die vor uns lagen, einen ſuchen. Ein großartig wildes Thal war es, in welches wir jetzt hinabſtiegen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß jeder abſaß, um ſein Pferd zu führen oder es vielmehr wie die Araber zu machen, um ſich vom Pferde führen zu laſſen. Bei ſolchen Wegen iſt die Klugheit dieſer Thiere wirklich bewundernswürdig, die Sicherheit, mit der ſie, ohne zu ſtürzen, über das lockere Geröll gehen. Wir ließen ſie den Weg ſuchen und folgten ihnen. Bald wandten ſie ſich zwiſchen zwei aufrecht ſtehenden Felsblöcken

hindurch und wo uns auf einmal ein faſt ſenkrechter Abhang alles weitere Fortkommen abzuſchneiden ſchien, ſuchten ſie ſo lange herum, bis ſie eine ihnen vielleicht bekannte Furth gefunden, durch die wir hinabkamen, die aber oft ſo ſchmal war, daß wir kaum einen Fuß vor den andern ſetzen konnten. Jetzt bildete der Weg mehrere hundert Schritte lang eine ſehr ſteil ſich niederſenkende Fläche, wo Alles, ohne anhalten zu können, hinabrutſchte, und ſich jeder erſt durch Anprellen an die unten ſtehenden Felſen wieder ſammeln konnte. Ohne Unfall erreichten wir in kürzerer Zeit als wir geglaubt, den Grund des Thales, in dem ein eiskaltes klares Bergwaſſer floß. Rings war alles ſtill und erſchreckend ruhig, keine Spur irgend eines menſchlichen Weſens, kein Grün der Bäume und Sträuche, nur hie und da ragten einige verkrüppelte erſtorbene Fichten aus dem Geſtein. Eine Zeit lang gingen wir an dem Bache aufwärts und kamen an einer halbverfallenen verlaſſenen Hütte vorbei, wo der Weg wieder rechts an der andern Thalwand hinaufführen ſollte. Doch ſahen wir keine Möglichkeit, da hinaufzuklettern, und wir glaubten ſchon, unſere Führer müßten irre gegangen ſein, als wir plötzlich auf der Spitze der vor uns liegenden Felſen einen Zug Maulthiere erblickten, die ſich eben anſchickten, zu uns herabzuſteigen. Wir hielten an, um den Thieren zuzuſehen und glaubten jeden Augenblick, wenn ſie einen neuen Zacken überſtiegen, jetzt müßten ſie ſtürzen und zerſchmettert vor unſere Füße rollen. Oft gingen ſie auf einem Pfade, der, von unten geſehen, nicht breiter, als ihre Füße zu ſein ſchien, an der einen Seite eine ſteile Wand, an der andern einen mehrere hundert Fuß tiefen Abgrund. Jetzt ſtiegen ſie einen ſenkrechten Felſen im Zickzack herab, um auf einem Steindamme weiter zu gehen, wo ſie ungefähr ausſahen, wie kleine Fliegen, die über einen Meſſerrücken laufen, bald verſchwanden ſie hinter Klippen, die wie Zuckerhüte emporragten, und erſchienen jetzt wieder an einer ſcharfen Kante hängend; wo wir keinen

Pfad erblicken konnten und der ganze Zug oft ausſah, wie wehendes Gras über einem Abgrund.

Für die Höhe der Berge waren ſie in kurzer Zeit bei uns und nachdem wir einige Worte mit den Treibern gewechſelt, begannen wir denſelben Pfad hinaufzuklettern, den ich oben beſchrieben, und wenn ſich auch bei genauer Betrachtung Manches nicht ſo gefahrvoll darſtellte, als es anfangs ſchien, ſo war die ganze Sache doch halsbrechend genug und beim Erſteigen der Klippen fanden ſich oftmals einzelne Stellen, die ich zu jeder andern Zeit für Menſchen ungangbar gefunden hätte, geſchweige für Pferde. So war etwas höher hinauf der Weg eine förmliche Treppe, wo jede Stufe aus einem Felsblock von zwei bis drei Fuß Höhe beſtand. Die Breite betrug gleichfalls nicht mehr; an der einen Seite hatten wir eine ſteile Wand, an der andern den Abgrund. Außerdem ſtürzte über dieſe Treppe ein kleines Waſſer hinab, das, hie und da Pflanzen und Mooſe anſetzend, den Weg ſchlüpfrig und gefährlich machte. Jemand, der am Schwindel litt, hätte ich nicht rathen mögen, von dieſen Höhen einen Blick in die Tiefe rings um ſich zu thun. Die ganze Umgebung war koloſſal, großartig wild.

Als wir höher geſtiegen waren, ſah ich, daß das Thal, das wir ſoeben verlaſſen, nur eine kurze Strecke die erſte Bergkette mit der zweiten verband. Rechts und links neigte es ſich, zuerſt kaum merklich, dann aber auf einmal mit einem gewaltigen Abſturz gegen das Meer hin, welches wir jedoch nicht mehr ſahen, und ließ uns in rieſige Schluchten ſchauen, an denen ein ſcharfes Auge die Natur des Libanon ſtudiren konnte. Tief unten ſchien der Boden dieſer Schluchten mit grünen Wellen bedeckt, die an den Wänden hinauf ſchlagend immer durchſichtiger wurden. Das waren Wein- und Oel-Pflanzungen der maroniti[illegible]ſchen Dörfer, die hie und da in den Bergen liegen, üppige Wälder, die der untere Strich des Gebirges hervorbringt. In die rauhere Region hinaufragend, werden ſie allmälig lichter und laufen endlich in hie und da zerſtreute Pinien,

Fichten und Cederngruppen aus. An ſie ſtoßen gelbe Strecken Landes, die man für Sand halten könnte; doch ſind es Getreidefelder, die noch bis zu einer beträchtlichen Höhe dicht mit Aehren bedeckt ſind. Jetzt erſt kommt der Sand, der ſpäter den rauhen Felſen Platz macht, welche von kleinen Steinen, womit die Wege bedeckt ſind, bis zu ungeheuren Blöcken anwachſend, das ſchneebedeckte Haupt des Berges unterſtützen. Unten im Thale von Beirut war es, obgleich der Himmel mit Wolken bedeckt war, ziemlich heiß geweſen, und wir hatten zu Anfang unſeres Marſches Mäntel und Pelze bei Seite gelegt; doch ſahen wir uns bald veranlaßt, ſie wieder zu nehmen. Wir erſtiegen jetzt die mittelſte und höchſte der drei Bergketten des Libanon und es begann hier oben empfindlich kalt zu werden. So ruhig unten die Luft war, ſo machten ſich doch auf dieſer Höhe die Winde bemerkbar und brachen hie und da aus den Schluchten hervor, unſere Mäntel und die Mähnen der Thiere lüftend. Alle Vegetation hörte hier gänzlich auf und ſtatt der kleinen Sträucher und Mooſe, die tiefer unten die Schluchten des Geſteins ausfüllten, ringelten ſich hie und da von dem weißen ſchneebedeckten Haupte des Berges einzelne dünne Locken bis zu unſern Füßen, lange Streifen glänzenden Schnees. Für uns Europäer war es ein eigenes Gefühl, als wir wieder Schnee ſahen, den guten Bekannten aus der Heimath, den alten Jugendfreund. Ich konnte mich nicht enthalten, von meinem Pferde zu ſteigen und eine Hand voll zuſammen zu ballen, die ich mit meinem Gruß an die Heimath einen der Abhänge hinabrollen ließ. Die Pferde ſchienen ſich dagegen mit dem Schnee nicht recht befreunden zu können; denn ſo weit ſie konnten, gingen ſie ihm aus dem Wege und als ſie bei größeren Strecken auf ihn treten mußten, thaten ſie es ſo vorſichtig und behutſam, die Beine hoch aufhebend, als fürchteten ſie, bei jedem Schritte durchzubrechen.

Hiezu kam noch etwas auf dieſer Höhe, was uns ſehr intereſſant war, den Muckern aber, ſowie ihren Thieren ebenfalls nicht

zu gefallen ſchien. Allmälig ritten wir in die Wolkenſchlucht, welche die Spitze des Gebirges bedeckte. Zuerſt empfanden wir eine kalte Zugluft, die uns von allen Seiten anwehte und mit einem leichten Nebel bedeckte, der mit jedem Schritte dichter wurde; wie bei einem kalten Wintertag zeichnete ſich der Athem der Menſchen und Thiere dunkler ab und ließ im Pelz und im Bart einen kleinen Reif zurück. Unſer Hauptmucker, d. h. unſer erſter Führer, nahm die Spitze des Zugs, und bedeutete uns ſehr ernſthaft, ihm genau zu folgen, ſowie einzeln zu reiten, immer einer dicht hinter dem andern, weil der Weg zur höchſten Spitze der zweiten Bergkette, die wir jetzt zu überſchreiten hatten, es nicht anders zulaſſe und wir uns bei dem dichten Wolkennebel verirren könnten, eine Beſorgniß, die ſehr gegründet war, denn bald konnten wir die Gegenſtände vor uns kaum mehr auf drei Schritte erkennen. Dabei ſah Alles ſehr groß, ja rieſenhaft aus; das Pferd des vor mir reitenden Barons ſchien ſich koloſſal auszudehnen; ſein Mantel flatterte wie ein zerriſſener Wolkenſchleier und wenn ich zufällig einem ſolchen Reiter begegnet wäre, würde ich ihn für einen mächtigen Berggeiſt gehalten haben, der, vom Sturmwind getragen, durch ſein Revier braust. Dabei wurde der Weg ſehr gefahrvoll und führte uns auf ganz eigenthümliche Weiſe die Spitze hinan; eine Art Hohlweg, in dem wir eine kurze Zeit geritten, hörte mit einem Mal auf, und vor uns dehnten ſich große Schieferplatten aus, die, wie durch Menſchenhände zuſammengefügt, eine glatte Fläche bildeten. Steil, wie ein Hausdach, ging ſie aufwärts und den Pferden und Maulthieren wurde das Erſteigen nur durch kleine Löcher möglich gemacht, die man in den Stein gehauen hatte und worein die klugen Thiere vorſichtig ihre Füße ſetzten und ſo aufwärts kletterten. Obendrein wurde dieſe Paſſage noch durch den vielen Schnee beſchwerlicher gemacht, und wäre ganz unzugänglich geweſen, wenn die heftigen Winde, die hier oben wehten, es zugelaſſen hätten, daß der Schnee die ganze Spitze bedeckte; ſo aber konnte er ſich nur hie und da erhalten,

wo ihn Felswände ſchützten, aber an ſolchen Stellen war er oft mannshoch zuſammengethürmt.

Bald jedoch hatten wir dieſen Weg und die Wolken im Rücken, aus denen ich die Mucker und Thiere hinter mir einzeln, wie aus einem großen Waſſerſpiegel, auftauchen und an's feſte Land treten ſah. Der Himmel, den früher die Wolken, über welchen wir uns befanden, bedeckt hatten, ſah jetzt klar und freundlich blau auf uns hernieder.

Die Hochebene, über die wir nun ritten, glich einer Inſel im Meere, denn wie mit brandenden Wellen war ſie rings von den Wolkenmaſſen umgeben, die ſich hin- und herbewegten und bei jedem Windſtoß ihre Geſtalt verändernd, die Täuſchung vollkommen machten. Aus dieſem Meere hoben ſich rechts und links die höchſten Spitzen des Gebirges, der Dſchebbel Schech und der Dſchebbel Sanin, achttauſend Fuß hoch, die mit ihren im Sonnenlicht glänzenden Schneemänteln wie Eisberge ausſahen. Doch nur kurze Zeit hatten wir einen etwas bequemeren Weg. Bald verengte er ſich wieder und wand ſich, ſanft anſteigend, um eine höhere Spitze des Berges, die uns zur Rechten lag, wo er gefährlicher als je wurde. Zur Rechten hatten wir eine faſt ſenkrechte Bergwand und links eine der tief hinabreichenden Schluchten, von denen ich oben ſprach. Der Pfad ſelbſt war höchſtens zwei Fuß breit, mit Schnee bedeckt und nicht einmal gerade, ſondern nach der Schlucht zu etwas abſchüſſig. Die Thiere konnten natürlich nur eins hinter dem andern gehen und drückten ſich, die Gefahr kennend, ſo feſt wie möglich gegen die Bergwand, den Reiter nicht ſelten unangenehm gegen die Felſen ſtoßend. Die Schlucht links gewährte einen eigenthümlich großartigen Anblick. Die Wolkenmaſſen hatten ſich etwas geſenkt und ließen uns vielleicht hundert Fuß weit hinabſehen; dann verſperrten ſie die Ausſicht und die grauen bewegten Nebel ſahen nicht anders aus, als ſeien ſie der Rauch von einem ungeheuren Feuer, das dort unten flamme. Etwas weiter hinauf ſahen

„Nicht wahr, Sie finden ihn köſtlich?“ fährt der Unermüdliche fort. „Ach, Caub und die Pfalz, Bornhofen und die Brüder, es gibt nichts Schöneres.“ — Bis hieher bleibt der lange Herr ſtehen; dann nimmt er, ohne zu antworten, ſeinen Regenſchirm unter den Arm, geht drei Schritte links, ſetzt ihn wieder hin und blickt wie früher in die Gegend. Unſer Reiſender ſieht ihm überraſcht nach; doch glaubt er endlich, der lange Herr iſt ein vornehmer Herr, ein Prinz vielleicht oder ein hoher Adeliger, und da findet er es ganz natürlich, ſo en Bagatelle behandelt zu werden, ja ganz natürlich, und er würde ſich als ächter Deutſcher geärgert haben, hätte der Prinz oder Baron freundlich mit ihm geſprochen. Er zieht ſich langſam zurück, ſtets nach dem langen Herrn hinſchielend, und Arm und Körper bereithaltend, gleich eine Verbeugung zu machen, im Fall ſich der Herr noch einmal umſehen würde, dann ihn durch einen tiefen Bückling, wegen ſeiner Zudringlichkeit um Verzeihung zu bitten — dieß wäre doch ſeine Schuldigkeit. Dann geht er raſch zum Kellner. „Wer iſt der Herr dort mit der dicken Mütze und den weißen Schuhen?“

„Der da? ein Engländer.“

„So, wahrſcheiniich ein vornehmer Lord oder ſo ein reicher Marquis?“

„Im Gegentheil, ein ſehr armer, denn er hat heute Morgen eine halbe Portion Kaffee ohne Zucker genommen.“

Nach dieſen Mittheilungen verwandeln ſich plötzlich alle Ideen unſeres Reiſenden. „So, kein Lord!“ murmelt er für ſich, „der grobe Kerl gibt mir keine Antwort, ſieht mich gar nicht an, ſo ein Stock-Engländer.“ Er geht einigemale bei dem langen Engländer vorbei und ſieht ihn verächtlich von der Seite an. „Habe ich doch immer gehört, daß es kein arroganteres unangenehmeres Volk gebe, als dieſe Engländer, dieſe hölzernen Kerls, ohne Bildung und Lebensart. 's iſt doch ein häßliches Volk!“ Der halbe Tag iſt ihm dadurch verdorben und in ſeinem Herzen keimen die ſchlechteſten Meinungen, die ſchlimmſten Ideen über Alt-England.

Ach, und an dem Allem iſt der lange, freilich ſehr trockene Sohn Albions faſt unſchuldig. Er iſt ja nicht dem Aktenpulte oder Gott weiß was ſonſt für Banden entſchlüpft, und freut ſich nicht, in friſcher Luft und Morgenthau andere fröhliche Menſchen zu finden, denen er, wie der Deutſche, ſein Vergnügen mittheilen kann, das er empfindet, wenn tauſenderlei Gegenſtände bei ihm vorbeifliegen. Er langweilt ſich bei ſeiner Tour; das Reiſen iſt ihm ein Geſchäft, eine Arbeit, denn unter hundert Engländern reiſen vielleicht keine zehn, weil es ihnen Freude verurſacht. Der zieht gähnend durch's Land und freut ſich, wenn er wieder zu Hauſe ſein wird; denn er iſt an den

wir sie von der Sonne rosig gefärbt und man konnte glauben, in einem kolossalen Theater zu sein, wo am Schluß des Stücks die Wolken, die die Genien getragen, langsam verschwinden; mit ihnen verschwand die Poesie, welche die Gegend verschönte, und der Schauplatz verwandelt sich in die frühere öde Gegend.

Sowie es wohl nicht leicht ein zweites Gebirge gibt, das sich in prächtigere Farben kleidet, als der Libanon, z. B. bei Sonnenuntergang, so gibt es auch wohl keins, das so sonderbar geformte und in ihrer Gestaltung so verschiedenartige Thäler aufzuweisen hat wie dieses. Bald sind sie wild und rauh, mit chaotisch auf einander gethürmten Felsenmassen, unheimlich, als ruhe der Fluch des Schöpfers auf ihnen, bald findet der Blick, der suchend über die Spitzen irrt, ein anderes, das den vollkommensten Gegensatz bildet. So erinnere ich mich besonders eines, in das ich meine Gedanken und Träume versenkte, bis mir eine Biegung des Wegs seinen Anblick entzog. Zwischen rothen kahlen Felsen lag es, klein aber freundlich, mit frischen Wiesen und grünen Sträuchern, und besonders schön war es, daß ein ebenfalls grün bewachsener Hügel die weitere Aussicht hemmte, den Blick abhielt, die dahinter liegenden Felsen zu sehen und dagegen den Gedanken gestattete, sich noch Schöneres auszumalen, was in der Wirklichkeit hier nicht vorhanden war. Es war mir wie ein Thal aus der Heimath. Hinter jenem Hügel mußte ein kleines Dorf liegen und nur die aufsteigenden Abendnebel hinderten mich, den Kirchthurm mit der blanken Spitze zu sehen; doch das Geläute der Glocken hörte ich, deutlich hörte ich es und wenn mir auch mein Auge sagte, es seien die Schellen unserer Saumthiere, so glaubte ich ihm doch nicht und blickte scharf nach dem hübschen Thal, um bald die Häuser zu sehen, deren Fenster, von der Abendsonne bestrahlt, in hellem Feuer brannten. Ach, in einem Thal, das diesem glich, hatte ich einstens schöne Tage verlebt; es war aber auch nur eine Täuschung und nach kurzer Zeit trat

das Schickſal, wie jetzt die Felſen, zwiſchen mich und das Thal, und ich mußte wie hier auf ewig Abſchied von ihm nehmen.

Ueber den mittlern und höchſten Bergrücken waren wir nun glücklich hinüber und noch einmal, aber in ein weniger wildes Thal, als das erſte, hinabſteigend, ſahen wir den dritten und letzten Gebirgszug des Libanon vor uns, an dem unſer heutiges Nachtquartier liegen ſollte. Die Sonne war hinabgeſtiegen und aus den Thälern und Schluchten erhoben ſich dunkle Nebel. Unſere Pferde, denen der heutige Marſch etwas ſtark mochte vorgekommen ſein, ſchienen ſehr ermüdet, und doch eilten die Mucker ſo raſch wie möglich vorwärts, um den Chan baldigſt zu erreichen, bis wohin wir noch eine beſchwerliche Strecke Weges haben ſollten, beſonders unangenehm für uns, da die Nacht, die hier faſt ohne Dämmerung ſehr raſch eintritt, noch ehe wir den letzten Höhenzug erreicht, völlig eingebrochen war und ſich heute ſo finſter anließ, daß ich für meine Perſon die nächſten Gegenſtände nicht mehr unterſcheiden konnte. Obendrein hatten ſich am Himmel ſchon mehrere Stunden lang neue Wolken geſammelt und es fing an zu ſchneien, eine Unannehmlichkeit, die noch durch den ſcharfen Wind, der uns aus dem Thale entgegenblies, vermehrt wurde. Unſer Weg führte einen Bach hinab und bildete keine angenehme Paſſage. So fatal die Dunkelheit in einer Art war, ſo hatte ſie doch den Vortheil, daß wir die Gefahren des Weges nicht ſo ſehen konnten und man mußte in Gottes Namen den Vorhergehenden folgen; rutſchten die eine Strecke mit den Pferden hinab, ſo wußte ich, daß mir gleich daſſelbe paſſiren würde, und machte mich auf einige Stöße gefaßt. Zuweilen bildete unſere Karawane einen großen Knäuel, bei dem es noch ein Glück war, daß unſere armen Thiere ſehr ermüdet waren und deßhalb nicht anfingen zu ſchlagen; bald zog ſich die Geſellſchaft lang aus einander und wurde nur durch das Schreien der Mucker wieder zuſammengebracht, die, wie die türkiſchen Poſttar-

taren, unnachahmlich heulten, um bei der Dunkelheit den Weg anzuzeigen.

Nach einer Stunde erblickten wir vor uns etwas, wie ein grosses Felsstück, nur regelmäßig geformt und dadurch sich von den übrigen unterscheidend, das die Mucker mit lautem Geschrei begrüßten. Es war unser Chan, und wir Alle fühlten uns glücklich, in dem Unwetter des Schneesturms endlich ein Obdach zu haben, mochte es nun im Innern aussehen, wie es wolle.

Dieser Chan, seinen Namen wußten die Leute selbst nicht, war ein ziemlich großes Gebäude, durch lose auf einander gefügte Steine ausgeführt, deren Ritzen mit Moos und Erde verstopft waren. Die Mauern mußten ungefähr zwanzig Fuß Höhe haben. Das platte Dach bestand aus Palmbaumstämmen, die man neben und über einander gelegt hatte, und deren Zwischenräume ebenfalls mit Moos und Erde verstopft waren; oben lag eine Schichte großer Steine, die das Dach gegen den Sturmwind schützten, der es sonst in kurzer Zeit herabschleudern würde. Auf gleiche Art sind alle Chans oder Wirthshäuser durch ganz Syrien gebaut. Im Innern war unser heutiges in drei Theile getheilt, wovon der größte den Stall, ein anderer das Bedientenzimmer und der dritte unser Appartement vorstellte. Alle drei glichen sich in ihrer innern Einrichtung so ziemlich, nur war der Stall durch die Wärme der Thiere und das hingeworfene dürre Laub und weniges Stroh am wohnlichsten und bot den meisten Comfort. Neben diesen Lokalen befand sich noch in dem Chan eine Art Vorhaus, oder besser gesagt, das Dach war einige Schuh vorgebaut und bildete, durch Palmbäume unterstützt, einen Schuppen, unter den die Saumthiere getrieben wurden, damit man sie bei einem Wetter wie das heutige im Trockenen abladen konnte.

Die meisten dieser Chans sind, wenn man es so nennen will, Stiftungen, vielleicht ließ ein Reisender, der kein Obdach fand, und hier unter freiem Himmel übernachten mußte, später aus Humanität,

für Andere, die ſich in gleichem Falle befänden, das Gebäude aus ſeinen Mitteln aufführen. Daß hier an keine Wirthſchaft zu denken iſt, und jeder nur das hat, was er mitbringt, verſteht ſich von ſelbſt; nur in einigen der größten, die auf den Hauptſtraßen liegen, wie auch unſer heutiges, halten ſich zuweilen Araber auf, die den Reiſenden, natürlich zu immenſen Preiſen, Brod, Kohlen, ſowie auch Stroh und Gerſte für die Thiere verkaufen.

Unſere Mucker, die einige Schritte voraus waren, ritten gleich unter das hervorragende Dach, um abzuladen, und wenn wir auch gewohnt waren, bei derlei Geſchäften ein großes Geſchrei und Spektakel zu hören, ſo erhob ſich doch gleich nach ihrer Ankunft ein ſolch entſetzlicher Lärm von Menſchenſtimmen und Wiehern der Pferde, daß wir eilig hinzuliefen, um nach der Urſache des Spektakels zu ſehen. Was war es? Das Haus und den Vorplatz hatte ein türkiſcher Oberſt, der von Damaskus kam, mit ſeinem Gefolge eingenommen und da nicht alle Pferde im Stalle Platz fanden, waren mehrere unter dem Vordache angebunden, die nicht ſo friedlicher Natur, wie die unſerer Mucker, anfingen auszuſchlagen, worauf die Türken, die Gott weiß welchen Ueberfall vermuthen mochten, mit Waffen und Feuerbränden aus dem Hauſe ſtürzten, um ſich zu vertheidigen oder vielleicht auch nur, um davon zu laufen. Bei unſerem Anblick ſtutzten ſie, beruhigten ſich jedoch, als ihnen der Baron bedeuten ließ, wir ſeien Reiſende wie ſie und ſuchten Nachtquartier, und einer der Türken, ein ſtattlich ausſehender Mann, legte die Hand an's Feß und ſagte uns das wohlbekannte Maſchallah (Gott ſegne deinen Eingang). So war der Friede wieder geſchloſſen. Die Reiter banden ihre Pferde etwas entfernt von den unſrigen, und während ſich die Mucker mit Abpacken beſchäftigten, traten wir in das Gemach. Hier ſah es ziemlich unheimlich und troſtlos aus. Es kam uns kein Oberkellner mit einem Dutzend Unterkellner entgegen, Servietten auf dem Arm und Wachslichter in den Händen, um die Nummern unſerer wohleingerichteten Zimmer

abzurufen. Hier war nur eine einzige Nummer und ſo niedrig, daß der Baron kaum aufrecht darin ſtehen konnte. Der Boden beſtand aus zuſammengetretener Erde, in der Mitte befand ſich eine Vertiefung, worin glühende Holzkohlen lagen, die eine dreifache Beſtimmung hatten, den Kaffee daran zu kochen, das Gemach zu erwärmen und zu beleuchten.

Der Oberſt, als ſolchen machte ihn der diamantene Riſchah auf ſeiner Bruſt kenntlich, war ſo gütig, ſeine Begleitung vom Jüs-Baſchi (Hauptmann) abwärts, in das andere Gemach zu ſchicken, damit für uns Platz würde. Nachdem Giovanni unſere Mäntel und Decken, auch ein brennendes Licht hereingebracht, richteten wir uns ſo behaglich als möglich ein. Der Kammerdiener des Fürſten, Scandar, kochte einen ächt ruſſiſchen ausgezeichneten Thee, der uns innerlich erwärmte und den gefrorenen Humor aufthauen ließ. Dann ſoupirten wir, indem wir Fleiſch und Brod auf einer ledernen Pferdedecke ausbreiteten, ſtopften unſere Pfeifen und gaben den aufhorchenden Türken noch ein Vokalconcert zum Beſten. Fürſt Aslan ſang Verſchiedenes aus dem Barbier von Sevilla, der Baron aus Norma: Zu dieſer Stunde ſollſt du erfahren ꝛc. und ich trug das bekannte Duett aus den Puritanern vor.

So ſehr jedoch den Oberſt und ſeine Gefährten unſer Geſang und uns die Freude dieſer Leute amüſirte, fühlten wir doch bald das Bedürfniß zum Schlafen und machten Anſtalten, zu Bette zu gehen; ein Stein wurde zum Kopfkiſſen genommen, der Baron wickelte ſich in ſeine ungariſche Bunta, von der er mir jedoch großmüthig ein Stück zukommen ließ, die Türken legten die Pfeifen weg und bald herrſchte tiefe Stille, nur zuweilen von dem Heulen des Sturms draußen oder von dem Schnarchen eines der Schläfer unterbrochen. Es war aber ein ſehr unbequemes Bett. Man mußte die Beine beſtändig an ſich ziehen, um ſich nicht an den Holzkohlen, die in der Mitte des kleinen Gemachs braunten, zu verſengen. Aber müde, wie wir waren, entſchliefen wir bald. Doch dauerte

unſere Ruhe nicht gar lange. Ich erwachte nach einigen Stunden von einem Geräuſch, herabfallenden ſchweren Regentropfen ähnlich, wie ſie im Sommer als Vorpoſten eines Gewitters ankommen. Ich verhielt mich ruhig, um den Schlaf der Andern nicht zu ſtören und fühlte nur, da mir ahnte, was es ſein könnte, mit der Hand auf meinem Pelz und dem Boden herum. O weh! da war Alles naß. Von der Decke fielen wirklich ſchwere Tropfen und in nicht geringer Anzahl. Der Schnee, der den Tag über auf das Dach gefallen war, ſchmolz durch die Wärme unſeres Feuers und drang durch die ſchlecht zuſammengefügten Baumſtämme, bei dieſem Durchſickern von dem darauf geworfenen Lehm mit ſich führend, ſo daß zugleich Schmutz und Waſſer auf uns fiel. Der Baron richtete ſich ebenfalls in die Höhe und der arme Fürſt, der unglücklicher Weiſe in einer Ecke lag, verſicherte uns mit ſeinem Lieblingsſchwur parole d'honneur, er liege in einer wahren Sauce und ſei ſchon lange wach. Nach langem Berathſchlagen, was zu thun ſei, wurden wir mit dem türkiſchen Oberſt einig, Feuer anmachen zu laſſen und Kaffee zu kochen, um ſo den Morgen zu erwarten. In Kurzem war Alles munter. Etliche zehn Pfeifen dampften. Ich aber nahm den Burnus eines unſerer Araber und ging vor das Haus, mich im Freien ein wenig umzuſehen.

Es war eine wilde Nacht. Das Schneegeſtöber hatte aufgehört und der Sturm lag zwiſchen den Felſenzacken und pfiff aus dem zerriſſenen Geſtein die ſeltſamſten Melodien. Unſer Chan ſtand hart an der abſchüſſigen Wand eines Thales, das lang vor mir ausgeſtreckt lag und in ſeiner Wildheit dem Wohnorte böſer Geiſter glich. Hie und da erhoben ſich aus dem Dunkel rieſige Geſtalten, einzeln ſtehende Felſen, die oben mit Schnee bedeckt, wie mit weißen Geſichtern zu mir aufblickten. Hinter dem Hauſe war ich vor dem Winde etwas geſchützt; doch wie ich vortrat, um eine weitere Ausſicht zu haben, packte er mich und ich mußte einen Zacken des Geſteins faſſen, um nicht hinabgeſchleudert zu werden. Da hing

ich, zu meinen Füßen ein unermeßlicher Abgrund, durch den die Winde ſausten und mir ſpottend zuriefen, mir, ihrem Herrſcher, den die empörten Elemente verbannt und hier oben angekettet hatten. Ich war ein anderer Prometheus. Mein Burnus flatterte um mich, wie die Fittige der Geier, und ſchlug mich in's Geſicht — mir war mein Zauberſtab entfallen und keine freundliche Macht half mir die empörten Vaſallen zur Ruhe zu bringen und zu bändigen; alle befreundeten Mächte flohen, — alle. Die meiſten hatten mich eilfertig verlaſſen, nur eine zögernd langſam und ſich oft nach mir umſehend, und ſowie ſie mir von Neuem in's Geſicht ſah, ging ſie ſtets langſamer und immer langſamer und blieb endlich ſtehen, mit ſich ſelbſt kämpfend, ob ſie zurückkehren und mir helfen ſolle oder nicht. — — Und ſie kam zurück in raſchem Sprunge, klammerte ſich an mich — meine Phantaſie — und ich war wieder mächtig wie früher. —

Dem Blitze gleich fuhr mein Zauberwort in das Thal vor mir, bändigte den Sturm und ließ die Felſen aufhorchen. Die Winde heulten nicht mehr in ungleichen Weiſen nach Belieben durch einander, die Bergwaſſer rauſchten nicht mehr taktlos dazwiſchen, Alles hörte auf mich — ich hatte meinen Zauberſtab wieder und dirigirte — eine Sturmſymphonie — ein wildes Werk, der erſte Satz ein gewaltiges Allegro, zu welchem obligate Wolkenzüge den Himmel ſchwärzten und finſtere Streiflichter über mein ganzes Orcheſter warfen. Beim zweiten Satz ſchwieg der Sturm, die zitternden Nadeln der Fichten und die Bergwaſſer hatten ein heimliches Solo, leiſe und flüſternd, und der Kamm des Gebirges vor mir färbte ſich heller, denn der ſpäte Mond ſtieg blutroth empor, ein herrlicher Anblick! Dennoch konnte ich die ſeltſamen Formen der Felſen dort erkennen, von denen beſonders eine Partie meinen Blick anzog; je länger ich hinblickte und je höher der Mond ſtieg, die Umriſſe ſchärfer heraushebend, um ſo deutlicher ſah ich, daß die Formen zu regelmäßig waren, um von der Natur hervorgebracht zu

ſein. Jetzt, es durchzuckte mich eigen, verſchwand die rothe Scheibe hinter den Felſen und zeichnete wie auf goldenem Grunde in ſchwarzen Umriſſen ein Schloß mit zerfallenen Thürmen dahin, deſſen Fenſterhöhlen, durch welche das Mondlicht fiel, ſeltſam beleuchtet erſchienen. Mein Orcheſter ſchwieg, Bach und Bäume endigten ihr Solo, und Alles ſah erwartend zu dem Monde auf, der, nachdem er mir die alte Burg gezeigt, ſich ruhig fortbewegend höher ſtieg, um auf dem mächtigen Felſen, mir gegenüber gelagert, ſeine große Arie vorzutragen; kokett, wie alle Sänger, legt er zuvor ſein langes Kleid von Silberſtoff zurecht, das bis tief in die Schlucht hinabreichte und auf den Spitzen der Bäume und Felſen ausgebreitet, die glänzendſten Stickereien zeigte. Dann begann er, und ſang in ſchönen ſchmeichelnden Tönen von dem alten Schloſſe drüben, von dem Schloſſe der Aſſaſſinen! Ja, dort hatte er gehaust, der Alte vom Berge, dort hinter jenen hohen Mauern hatte er ein Paradies erſchaffen und ſandte die in wollüſtigen Genüſſen erzogenen Jünglinge mit ſeinen blutigen Befehlen gegen die Feinde aus, die, durch alle Gefahren ſich Bahn brechend, ſeine Worte blindlings befolgten, denn er hatte ihnen den Glauben eingeprägt, daß ſie mit dem Stoß ihres Dolches ſich die Rückkehr und den ewigen Aufenthalt in jenem Paradies der Luſt und Wonne erwerben könnten. — — —

Burnus bekleidet und mit Säbeln und langen Lanzen bewaffnet, ihre Pferde von arabiſcher Zucht klein und ſchmächtig, aber ausdauernd.

Wir ſchieden von dem türkiſchen Oberſt, der nach Beirut ging, und zogen eine Zeit lang längs dem Thale, an welchem unſer Chan ſtand, auf einem ziemlich guten Wege, das heißt nach ſyriſchen Begriffen, der ſich allmählig und nicht ſehr ſteil abwärts ſenkte. Dicht vor uns mußte die herrliche Fläche, die den Libanon vom Antilibanon ſcheidet, liegen, jene fruchtbare Ebene, die ihrer Schönheit wegen einfach „Bekaa", das Thal heißt; doch ſahen wir nichts davon. Zwiſchen die beiden Gebirge hatte ſich ein dichter weißer Nebel gelagert, aus dem nur die Spitzen des Antilibanon hervorragten. Die weißen Wolken glichen einem großen Landſee. Die Täuſchung war ſo vollkommen, daß wir uns im erſten Augenblicke fragten, welches Waſſer dort ſein könne. Zu unſerer Rechten thronte das verfallene Schloß, von dem mir geſtern Abend der Mond erzählt, eine Sage, die unſer Dolmetſcher beſtätigte. Dort ſei ein Schloß der Aſſaſſinen, ſprach er, und machte dabei eine Bewegung des Halsabſchneidens. Nach einer Stunde mühſamen Hinabſteigens erreichten wir das Nebelmeer und kamen durch ein kleines armſeliges Dorf, bei deſſen Eingang wir einen Trupp von etlichen hundert Mann ägyptiſcher Infanterie, Deſerteure, trafen, die von Damaskus kommend in den Bergen des Libanon, ihrer Heimath, es waren Syrier, eine Zuflucht ſuchten. Bei ihrem Anblick hielt Mechmet ſeinen weithin ſchattenden Wurfſpieß ſehr hoch, unſere Beduinen faßten ihre Lanzen wie zur Vertheidigung. Doch waren dieſe Vorſichtsmaßregeln unnöthig. Die ganze Truppe verlor ſich bei unſerer Ankunft rechts und links zwiſchen den Häuſern. Dieſe Leute waren in weiße Leinwand gekleidet, hatten wie die Türken ein rothes Feß und faſt gar keine Waffen; nur hie und da ſahen wir eine roſtige Flinte oder ein paar lange Piſtolen; auch hatten einige Säbel.

Die meiſten trugen dagegen nur einen langen Stock. Unſer Giovanni glaubte, ſie ſeien uns nur deßhalb ſo friedlich aus dem Wege gegangen, weil ſie befürchtet, wir ſeien nur der Vortrab einer größeren Truppe Engländer, die ſich vielleicht gegen Damaskus in Marſch geſetzt. Bald waren wir ganz in die Nebel hinabgeſtiegen, die ſo dicht waren, daß wir von dem ſchönen Terrain, durch welches wir ritten, auch nicht das Geringſte erblickten. Keiner ſah den Andern, obgleich wir nur wenige Fuß von einander entfernt ritten. Der Boden war Haide, mit Waſſergräben und zahlreichen Bächen durchſchnitten. Bald mußten die Pferde darüber ſpringen, bald mußten wir ſie auf holprigten, halb zerfallenen Steinbrücken überſetzen. So ritten wir ohne die geringſte Ausſicht bis gegen Mittag, wo die Sonne endlich zu mächtig wurde, durch die Nebel drang, ſie zerriß und verjagte. In weniger Zeit hatte ſie dies Geſchäft vollbracht und drängte die weißen Maſſen rechts und links in die Schluchten der beiden majeſtätiſchen Gebirge, die das ſchöne Thal einfaſſen, plötzlich auf daſſelbe eine weite prächtige Ausſicht eröffnend.

Herrlich und ſchön iſt dieſe Ebene, doch nicht durch mannigfaltiges Grün oder durch üppig emporſtrebende Waldungen, nicht durch freundliche Häuſer oder durch die geordnete bunte Zeichnung vieler Getreidearten, die unſere Thäler ſo ſchön färben; nein, ſie iſt faſt ohne Baum und Strauch, gelblich grau wie unſere Haiden, aber viele kleine Bäche, welche ſie durchſchneiden, geben dem Boden einige Schattirung; denn, wie ich ſchon früher ſagte, wo ſich im trockenen Boden dieſer Länder Waſſer zeigt, ſchießen augenblicklich kleine Pflanzen daran empor, welche die Bäche ſaftig grün einfaſſen und ſo das Land zierlich durchſchneiden. So iſt dieſe Ebene, für ſich ziemlich öde und einförmig; aber die beiden gewaltigen Gebirge, Libanon und Antilibanon, begränzen dies Thal und geben ihm ſo ſeinen wunderbarſten Reiz. Was ich ſchon früher von der reichen Färbung des Libanon ſagte, findet auch auf ſeinen gewaltigen Nachbar Anwendung, und beide bilden einen bunten prächtigen Rahmen, aus dem die

Rhein oder nach Italien gereist, weil es so Mode ist, und die meisten seiner Bekannten auch dort waren. Ein Anderer sucht dem politischen Lärm, der ihn auf seiner Insel fast taub macht, zu entfliehen. Dem dritten hat sein Arzt verordnet, für ein Jahr lang, statt der Nebel Londons, die frische kräftige Luft Deutschlands einzuathmen. Der vierte, fünfte und wer weiß wie vielste endlich reist, weil er zu Haus mit seinen Renten nicht auskommen kann. Er verläßt Porter und Roastbeef, um draußen in einer freiwilligen aber unangenehmen Verbannung zu leben. — Armer Engländer, Du hast schon viel mit Deiner Langenweile und Deinem Guide zu thun, und freust Dich auf den Abend, wenn endlich das Dampfboot anlegt, Du Dein Buch zumachen darfst und für heute keine alten Schlösser und Klöster mehr die stillen Träume deines sinnigen Theevergnügens stören! Kann man es Dir da verargen, daß Du einem langweiligen Deutschen, der Dich zu Tode landschaftern will, zu entfliehen suchst, und ihm nicht antwortest! Nein, Du bist vielmehr zu loben, daß Du so ruhig kopfnickend auf die Seite gehst, Harmloser, Du könntest ja auch stehen bleiben und grob werden.

Wie schon gesagt, an diesem fremdartigen Aneinanderstreifen mit uns haben die Engländer eben so wenig die ganze Schuld, wie wir. Als vor langen Jahren das Reisen dieser Insulaner so recht anfing, wurden sie wie goldbringende Gottheiten, wie reiche Füllhörner betrachtet. Sie warfen mit Pfunden und Guineen um sich, und wir fanden es dafür ganz natürlich, daß der englische Reisende den Hut auf dem Kopf behielt, wenn er mit uns sprach, eigentlich mit uns sprach kann man nicht sagen, denn so weit ließ er sich nicht ein, sondern er fragte nur, und wenn wir uns herausnahmen, es eben so zu machen, gab er uns keine oder sehr spärliche Antworten. Dieß war so seine Manier, und wir hätten es ihm eben so machen können, ohne daß er eine Beleidigung darin gesehen hätte; denn er war das von Jugend auf so gewohnt, und mußte unser unterthäniges Hutabziehen, und wenn wir so zierlich mit dem Fuße auskratzten, für lächerlichen Servilismus halten. Das that denn auch der Sohn Albions und war viel zu klug, um sich gegen uns zu ändern, denn er hatte gleich bemerkt, daß er uns recht anfahren, sehr kurz und grob behandeln müßte, um für das entsetzliche Geld, das wir ihn zur Revanche bezahlen ließen, recht gut behandelt und mit der größten Unterwürfigkeit bedient zu werden. Es ist dieß leider bei uns nur zu wahr; ich habe mehrmals mit den höflichsten Geberden in einem Gasthof um ein Zimmerchen gebeten, und wurde vielmal scheel angesehen und hinten hinaus sechs Treppen hoch zunächst an den Bedientenstuben logirt. Doch wenn ich ein anderesmal meinen Koffer gleich in's Zimmer werfen ließ, Haus-

Ebene lieblich hervortritt, am ſchönſten aber bei Baalbek, wovon ich ſpäter erzählen werde.

Bald kamen wir an einen einzeln ſtehenden Hügel, auf dem ſich ein kleines Gebäude mit einer Kuppel befand, wahrſcheinlich das Grab irgend eines orientaliſchen Heiligen. Gleich darauf erreichten wir den Antilibanon, der hier mit einer ſchmalen Bergkette beginnt, die er wie ein gewaltiges Fühlhorn vor ſich hinſtreckt. Auf der Höhe derſelben ſahen wir wie geſtern im andern Gebirg ebenfalls ein altes verfallenes Gemäuer ſtehen, nach der Verſicherung unſeres Dolmetſchers auch ein Schloß der Aſſaſſinen. Dies hier auf dem Antilibanon ſei ein Gefängniß geweſen, behauptete er gehört zu haben, wußte jedoch nichts weiter. Wenn man der Phantaſie glauben wollte, die ſo gern geſchäftig iſt, um ein altes Denkmal, ſei es Burg oder Kloſter, ihre poetiſchen Fäden zu ziehen, ſo hatte Giovanni Recht, eine ſchönere Ausſicht, wie man oben von dem Thurme des Schloſſes haben mußte, war nicht leicht denkbar. Die Kette des Libanon, die man dort von den höchſten ſchneebedeckten Spitzen vielleicht bis zu ſeinen Ausläufern in Paläſtina verfolgen konnte, hatte man vor ſich. Man ſah die ganze Ebene bis nach Baalbek, dem ſchönen Sonnentempel, der damals noch in ſeiner ganzen Pracht und Herrlichkeit ſtand. Der Antilibanon deckte dem Auge ſeine heimlichſten Stellen, ſeine wildeſten Schluchten auf. Dort in dem Schloß wurden wahrſcheinlich die Ungehorſamen eingeſperrt, man ließ ſie hinausſehen in die himmliſche Gegend, die ſie nie mehr betreten durften, und wahrſcheinlich unter Martern aller Art ihr verlorenes Paradies beweinen.

Ein unangenehmer Zufall ſtörte hier für eine Stunde unſern Marſch. Unſer guter Baron, der ſonſt einer der erſten im Zuge war, blieb heute auffallend zurück und war auch ſo außergewöhnlich ſtille, daß ich ihn mehrmals fragte, ob er unwohl ſei, was er jedoch beſtändig verneinte. Jetzt war er auf's Neue weit zurückgeblieben, und als ich ihn erwartete, bemerkte ich mit Schrecken, daß er ſehr

blaß und angegriffen ausſah, auch geſtand er mir jetzt, er ſei ſchon am Morgen nicht wohl geweſen, und jetzt auf einmal überfalle ihn eine heftige Uebelkeit und eine ſo ſtarke Kolik, daß er einige Augenblicke anhalten müſſe. Mich ergriff eine unbeſchreibliche Angſt, und ich dachte ſchon an Gott weiß was für eine Krankheit, die ſein Leben bedrohe, dachte an Anſteckung, ſogar an die Peſt, die uns die Türken, unſere Schlafkameraden, mitgetheilt haben könnten. Ich rief die Mucker mit dem Gepäck herbei, und wir ſtiegen Alle ab, ſuchten auf der Haide herum nach trockenem Geſträuch, um ein Feuer aufzumachen und Thee dabei zu kochen, was uns auch nach einiger Zeit gelang. Glücklicherweiſe verminderte ſich bald das Unwohlſein unſeres lieben Gefährten; er ſagte es wenigſtens, vielleicht nur um den Zug nicht länger aufzuhalten; denn ſo gern er Anderen mit Aufopferung ſtets behülflich war, ſo unangenehm war es ihm, wenn er glaubte, man ſei ſeinetwegen genirt oder auch nur für ihn beſchäftigt. Wir bepackten die Thiere wieder, wurden jedoch durch die Ankunft eines perſiſchen Kaufmanns, der mit einem Gefolge von zehn Reitern von Damaskus kam, noch eine kurze Zeit aufgehalten. Der Perſer ritt ein ſchönes turkomanniſches Pferd, Schimmelhengſt, das er geneigt ſchien, zu verkaufen, doch fand der Baron, der ſich trotz ſeines Unwohlſeins beim Anblick eines ſchönen Pferdes gleich eifrig dafür intereſſirte, daß das Thier ſchon zu alt und deßhalb für ihn nicht paſſend ſei. Nach einigen Worten, Begrüßungen und gegenſeitigen Fragen über Damaskus und Beirut, wobei dieſesmal der Fürſt den Dolmetſcher machte, ſchieden wir, und der Perſer gab ſeinem Pferde die Sporen, um uns die Schnelligkeit deſſelben zu zeigen und flog wie ein Vogel über die Ebene hin, ſeine Begleiter weit zurücklaſſend.

Wir zogen langſam unſeres Weges und erreichten nach Verlauf einer halben Stunde den Antilibanon. Bald hatte uns eine weite Schlucht aufgenommen, die ſanft anſteigend uns faſt unmerklich in die Höhe führte. Indeſſen war es Mittag geworden, die Sonne

stand an dem wolkenlosen Himmel hoch über unsern Häuptern und ihre Strahlen brannten, von den kahlen Felswänden abprallend, senkrecht auf uns. Doch nur ein paar Stunden; denn wir waren im Januar und befanden uns auf einer ziemlichen Höhe über der Meeresfläche. Der Weg durch den Antilibanon führte nicht wie unser gestriger über bedeutende Höhen, sondern ging meistens durch Schluchten und dem Lauf von Bächen entlang. Nachdem wir die erste unbedeutende Höhe erstiegen, ritten wir ein kleines, rings von hohen Bergen eingeschlossenes Thal abwärts, in dessen Mitte sich eine Anzahl so sonderbar geformter Steine befand, daß wir sie aus der Ferne für die Zelte irgend eines nomadisirenden Volkes hielten. Dann betraten wir eine neue Schlucht von fürchterlicher Schönheit. Unser Weg, kaum zwei Fuß breit, lief neben dem vielleicht mehrere zwanzig Fuß tiefer liegenden Bett eines Flusses vorbei, der aber nur wenig Wasser enthielt. Dieser Pfad war entsetzlich schlecht und beschwerlich für die Thiere. Zuweilen hörte er ganz auf und sie mußten an dem abschüssigen Ufer hinklettern auf lockerem Geröll, wo sie ihre Füße kaum halten konnten, was besonders für die bepackten Maulthiere sehr schwierig war und die armen Geschöpfe oft zum Fallen brachte. Hie und da versperrten große Steine das Weitergehen, über die man entweder hinwegklettern, oder sie umgehen mußte. Dabei denke man sich eine Schlucht, kaum fünfzig Fuß breit mit senkrecht aufsteigenden Felswänden, die vielleicht vier bis fünfhundert Fuß hoch waren, natürliche Mauern, von keinem Strauch, fast keinem Moos belebt. Man wird mir glauben, wenn ich sage, daß wir diesen Weg still und in mannigfaltige Gedanken versunken zurücklegten. Einzelne Felsblöcke, die die Wände neben uns krönten, bildeten oft die seltsamsten Gestalten. Bald schienen es Riesen zu sein, die dort oben saßen und uns kleinen Geschöpfen lächelnd und verwundert zusahen; bald sonderbare Thiergestalten; dort hob sich ein Schloß mit schön gezackten Mauern und stattlichen Thürmen und hier waren in der glatten Mauer regelmäßige

Riſſe und Sprünge, Schriftzeichen ähnlich; wahrſcheinlich war es die Schreibtafel des Berggeiſtes, der hier hauste. Am Ende dieſer Schlucht, wo der Bach, der hier durchfließt, einen kleinen Fall bildete, hielten wir einige Augenblicke, um einen kleinen Imbiß zu uns zu nehmen und die Thiere etwas ausruhen zu laſſen. Dann ſtiegen wir einen vor uns liegenden Berg hinauf, der einzige auf unſerem Marſche, der ziemlich hoch und dabei außerordentlich ſteil war. Doch hatten wir von ſeiner Höhe bis zu unſerem heutigen Nachtlager dafür auch beſtändig abwärts zu reiten, wie unſere Mucker verſicherten und nicht mehr ſehr weit. Der Tag neigte ſich, und wir trieben ſo viel wie möglich, um raſcher vorwärts zu kommen, beſonders der Baron, denn, obgleich ſich ſein Unwohlſein etwas gemindert, fühlte er ſich doch noch ſehr angegriffen und wünſchte ſo bald wie möglich ein Obdach und Ruhe zu haben. Da wir wegen der bepackten Maulthiere nur im Schritt reiten konnten, ſo machte Giovanni den Vorſchlag: der Prinz, der Baron und ich möchten mit den Beduinen, die des Weges kundig ſeien, ſchneller vorwärts reiten und er würde mit dem Gepäck langſam nachfolgen. Nachdem uns darauf einer der Beduinen mit vielen Pantomimen verſicherte, er kenne den Weg nach Schiras, ſo hieß das Dorf, wie ſein Pferd, trabten wir mit ihnen vorwärts, zuerſt längs eines tiefen Thales, und auf einem Weg, der glücklicher Weiſe mehr aus Sand als aus Steinen beſtand, ſo raſch als möglich fort. Schon eine Stunde ritten wir ſo beſtändig abwärts, meiſtens am Rand von Thälern, die in ihrer runden keſſelartigen Form abgelaſſenen Fiſchteichen glichen, dann ging es kurze Zeit etwas ſteil hinab, und wir kamen an einen Bach, über den eine ſteinere Brücke führte. Einige hundert Schritt von dem Bach lag ein kleines Gebäude, ein Chan, in dem ſich jedoch Niemand befand. Wir paſſirten die Brücke und ritten einer neuen Schlucht zu, die ſich zwiſchen himmelhohen Felſen, welche die zweite Kette des Antilibanon bilden, unſeren Blicken öffnete. Wenn auch nicht ſo furchtbar, wie

die früher beſchriebene, hatte die Schlucht doch ebenſo ſeltſam geformte und ſteile Felſen wie jene. Allein hier rückten einem die Wände nicht ſo beängſtigend auf den Leib wie in jener, ſondern waren mehr zerklüftet und ließen hie und da eine Ausſicht frei. Von zwei Wegen, die ſich uns kurze Zeit darauf darboten, wählten die Beduinen den unterſten; doch kam es mir etwas verdächtig vor, daß ſie hiebei eine Weile gezaudert. Von Neuem abwärts ſteigend, kamen wir an das Ufer eines Fluſſes, es war, wie wir ſpäter hörten, der Barrada, der ungefähr vierzig Fuß tiefer als unſer Weg, reißend über ſpitze Felſenblöcke, viele maleriſche Fälle bildend und rauſchend neben uns dahin ſchoß. In ihn ergoßen ſich rechts und links von den Bergen kleine Bäche, deren Waſſer hie und da üppige grüne Wieſen hervorgebracht hatten, welche der wilden Gegend einen freundlichen Reiz verliehen. Zuweilen waren dieſe Wieſen von mächtigen Felsblöcken ſo ordentlich eingefaßt, als hätten es Menſchen oder vielmehr Rieſenhände gethan, und wenn man dabei die ſeltſame Form der umſtehenden Felſen ſah, die bei einiger Phantaſie koloſſale Villen, Monumente und Statuen bildeten, wie man ſie in einer Parkanlage trifft, ſo konnte man die ganze Gegend hier für einen großen Garten halten, der im Rieſengeſchmacke angelegt war.

Der Abend war indeſſen ſchon mächtig hereingebrochen, weßhalb wir langſam vorwärts ritten. Zuweilen glaubten wir das Dorf und unſern Chan vor uns zu ſehen, denn oft kamen wir an ſo ſeltſam regelmäßig geformten Felsmaſſen vorbei, daß wir aus einiger Entfernung darauf geſchworen hätten: es ſeien Häuſer. Aber nein! anſtatt auf einen beſſern Weg und zu Menſchen zu kommen, führte uns vielmehr der Pfad, den wir betraten, immer tiefer hinab, ſtets ſchlechter und ſchmaler werdend, bis an's Ufer des Barrada und hörte hier plötzlich ganz auf. Jetzt war es auch ſo dunkel geworden, daß wir nicht mehr ſehen konnten, wo unſere Pferde hintraten. Sie glitten beſtändig aus und mochten wohl merken, daß das Terrain nicht ohne

Gefahr für ſie ſei. Neben uns brauste der reißende Fluß und über uns waren Felswände, die abhängende Wieſendächer hatten, auf denen mächtige Steinmaſſen ſo leicht aufzuliegen ſchienen, daß man oft glauben konnte, es bedürfe nur des geringſten Anſtoßes, um ſie weiter hinab auf unſere Köpfe zu ſtoßen.

Jetzt ſtockte plötzlich unſer Zug. Die Beduinen vor uns ſchrien laut durch einander und wir, ohne zu wiſſen, was ſie aufhalte, riefen ihnen zu, vorwärts zu reiten, was ſie ſtets mit einem lauten Nein! Nein! beantworteten. Man kann ſich unſere rathloſe Lage denken. Keiner von uns wußte, was vorn paſſirt ſei und Keiner konnte die Beduinen fragen. Der arme Baron, obgleich unwohl, machte, da er am nächſten vorn war, den Verſuch, neben den Beduinen vorbeizureiten, um an die Spitze zu gelangen und zu ſehen, was es gebe. Doch hätte er und ſein Pferd den Verſuch beinahe theuer bezahlt; denn als er das Thier, welches zuerſt nicht von der Stelle wollte, zwang, eine Seitenbewegung zu machen, rutſchten beide die ſteilen Ufer des Fluſſes hinab, die wir ſo dicht neben uns nicht vermuthet, und deren Anblick die Dunkelheit uns verbarg. Glücklicher Weiſe konnte das Pferd aber einige Fuß tiefer ſich an einem hervorſtehenden Felſen halten. Ich ließ mich an der entgegengeſetzten Seite von meinem Pferde herab, kroch unter demſelben durch und wand mich ſo raſch als möglich bei den Pferden der Beduinen vorbei, erreichte die Spitze, von wo ich den Andern gleich die untröſtliche Nachricht zurief, daß unſere Beduinen den Weg verloren hätten und nicht mehr weiter könnten. Vor mir bemerkte ich, doch ziemlich tief unter unſerem Wege, ein Feuer brennen, zu dem einer der Beduinen hinabgeklettert war, um einen Hirten, oder wer da unten ſein mochte, zu unſerer Hülfe als Führer heraufzuholen. Trotz dieſem höchſt unangenehmen Zufall konnte ich mich doch nicht enthalten, als ich bis vorn vorgedrungen war, den pittoresken Anblick, der ſich mir darbot laut zu bewundern. Vor uns war ein tiefer und ſteiler Abhang, den der Barrada in gewaltigen

Sprüngen hinabbrauste. Unten neben dem Fluß brannte ein großes Feuer, das zwiſchen den Felszacken und kleinen Sträuchen wunderbar hervorleuchtete. Ich gedachte an Wielands Oberon, wie Hüon, der ſich ebenfalls in dieſem Gebirge verirrte, den alten Scherasmin findet:

Auf einmal gähnt im tiefſten Felſengrund
Ihn eine Höhle an, vor deren finſtrem Schlund
Ein praſſelnd Feuer flammt. In wunderbaren Geſtalten
Ragt aus der dunklen Nacht das angeſtrahlte Geſtein,
Mit wildem Gebüſch verſetzt, das aus den ſchwarzen Spalten
Herab nickt im Widerſchein
Als grünes Feuer brennt.

In kurzer Zeit kletterte unſer Beduine wieder herauf und brachte einen Ziegenhirten mit, den er da unten gefunden. Wir waren ſchon zu Anfang der Schlucht, wo ſie ſich in zwei Wege theilte, fehl gegangen — ich hatte es richtig geahnet — und folgten jetzt, um wieder zurecht zu kommen, dem Hirten, der rechts an einer ſteilen Wieſe in die Höhe kletterte. Nach dem Beiſpiel der Beduinen ließen wir unſere Pferde los und krochen dem Hirten meiſtens auf Händen und Füßen nach. Die armen Thiere folgten mit der größten Mühe und Anſtrengung, und ſo ging es eine Zeit lang aufwärts, bis wir eine kleine Plattform erreicht hatten, wo unſer Führer auf ein paar Lichter oder Feuer — man konnte nicht recht unterſcheiden, was es war — tief unter uns im Thale zeigte, das ſei Schiras, unſer heutiges Nachtquartier. Ebenſo ſteil wie wir aufwärts geklettert waren, mußten wir auf der andern Seite wieder hinab. Glücklicher Weiſe war der Weg Wieſengrund und keine Felſen, doch ſehr glatt und obendrein war es ſo dunkel geworden, daß man faſt keine Hand vor Augen ſehen konnte. Unſer Herabſteigen war eine wahre Rutſchpartie. Wir lieſen ſo raſch, wie möglich hinab, um von den uns folgenden Pferden nicht

geſchlagen zu werden, denn dieſe, an ihre Reiter gewöhnt, eilten uns über Hals und Kopf nach, um uns nicht zu verlieren. In kürzerer Zeit, als ich geglaubt, waren wir tief hinabgekommen, und erreichten einen Weg, der zum Dorfe führte. Auf einer breiten ſteinernen Brücke ſetzten wir über den Barrada und kamen noch durch ein wahres Labyrinth von Felſen, von denen uns hier aber die Dunkelheit nicht viel erkennen ließ. Dann ging es noch eine kleine Strecke abwärts und wir langten glücklich in dem Dorfe an. Vorn am Eingange war der Chan, der hier ſchon aus mehreren Häuſern beſtand und Karawanſerai genannt wurde.

Im Hofe deſſelben fanden wir Giovanni und die Mucker, aber rathlos und thatlos. Im ganzen Lokal hatte ſich nämlich kein Menſch gefunden, der uns hätte anzeigen können, wo der Stall und wo die Zimmer ſeien. Auch hatte ſich trotz ihres lauten Rufens aus dem Dorfe keine Seele blicken laſſen. Was war zu thun? Der Baron, der kränker war, als er uns ſagte, mußte ein warmes Obdach haben, und als wir das Gepäck abladen wollten, um uns ſo gut wie möglich hier einzurichten, fand es ſich, daß unſer ganzer Kohlenvorrath vom Schnee durchnäßt war. Wir beſchloſſen alſo, uns wo möglich durch Güte, ſonſt aber durch Gewalt, wie in Kriegszeiten, ein Quartier zu verſchaffen. Der Fürſt, der Baron und ich ritten deßhalb in's Dorf.

Gleich am Eingang kamen wir in ein Haus mit einem Hofraum, in welchem einige Araberinnen ſtanden, die jedoch bei unſerem Anblicke davon liefen. Ich ſprang vom Pferd und ſetzte ihnen in's Haus nach. Bei meinem Eintritt in die Stube verſteckten ſich ein paar Weiber ſchreiend und ein alter Araber, der beim Feuer lag, würde ihnen gefolgt ſein, wenn er nicht erſt bei meiner Ankunft vom Schlaf aufgewacht wäre und mich wie ein Wunder regungslos angeſehen hätte. Ich verſuchte, ihm mein Anliegen, uns die Nacht zu beherbergen, pantomimiſch darzuſtellen, was mir auch durch Vorzeigung einiger Geldſtücke ſo gut gelang, daß er uns Dreien den Eintritt

erlaubte. Wir ließen Giovanni und die Mucker kommen und richteten uns ſo gut wie möglich ein.

Obgleich unſer jetziges Quartier von dem, was wir in Europa Bequemlichkeit nennen, ganz entblößt war, da wir weder einen Stuhl zum Sitzen, noch eine Bank zum Liegen fanden, ſo war es doch von unſrem geſtrigen Nachtlager himmelweit verſchieden. Die Stube beſtand, wie alle in den Dörfern, aus zwei faſt gleich großen Theilen, einem an der Thür, zu welcher man hereintritt, wo ſich das Vieh, Kühe, Ziegen, Eſel ꝛc. befinden, und dem andern, der dahinter liegt und deſſen Fußboden drei bis vier Fuß höher als der des Stalles iſt. Letzterer dient zum Aufenthalt der Menſchen. Doch ſind beide Apartements durch keine Zwiſchenwand getrennt. Der Boden der Stube beſteht aus feſt getretenem Lehm und iſt nach den Vermögensumſtänden der Bewohner mit Matten, ja ſogar mit ſchlechten Teppichen belegt. In der Ecke befand ſich ein Kamin mit ſpitzem Rauchfang und an der Wand waren eiſerne Haken, wohin man Kienſpähne ſteckt, um das Zimmer zu beleuchten. Anfänglich waren die Leute des Hauſes bis auf den alten Araber, wie ſchon geſagt, bei meiner Ankunft davon gelaufen. Doch als wir, die wir von der friſchen Luft draußen durchkältet waren, uns ruhig an dem freundlich lodernden Kamine niederließen, unſere Waffen ablegten, als Giovanni Kaffee und Theegeſchirre ausgepackt und in bunter Reihe vor uns hingeſtellt hatte, auch unſere Reiſeleuchter mit kleinen brennenden Wachskerzen hereingebracht, erregten alle dieſe fremdartigen Gegenſtände doch die Neugier der Leute ſo ſtark, daß ſie allmälig aus den Winkeln, wohin ſie ſich verkrochen, hervorkamen. Bald ſaßen drei bis vier alte und junge Weiber, einige Männer und etliche Kinder um uns herum, Kleider, Geräthe ſowie uns ſelbſt mit größtem Erſtaunen betrachtend. Es dauerte eine ziemliche Zeit, ehe ſie völliges Zutrauen zu uns faßten, und als ich mich im Anfange erhob, um die Familie in der Nähe zu beſehen, ſtoben alle mit lautem Geſchrei aus einander. Der gute

Baron legte ſich gleich neben dem Kamin auf einige Pelze hin, und nachdem er ein paar Taſſen Thee getrunken, ſowie von dem hellen Feuer angenehm durchwärmt war, befand er ſich zu unſerer großen Freude weit beſſer. Der Fürſt arrangirte eine Theegeſellſchaft, wobei er eine große Taſſe voll, die recht mit Zucker verſüßt war, bei unſern Hausleuten herumgehen ließ. Den Männern und alten Weibern ſchien das Getränk zu behagen. Doch die jüngeren, wahrſcheinlich die Töchter des Hauſes, zwei kräftige ſchöne Geſtalten, zum Glück unverſchleiert, mit kohlſchwarzen feurigen Augen, verſuchten auf vieles Zureden auch, gaben aber das Gefäß laut lachend weiter.

Nach ein paar Stunden, während welchen der Fürſt und ich uns alle Mühe gaben, recht liebenswürdig zu ſein, um das Zutrauen der Leute zu gewinnen, ſuchten wir uns Platz an der Erde zum Schlafen, und die Familie that ein Gleiches. Wir nahmen die rechte Seite der Stube, ſie die linke, und in der Mitte war der Occident, deſſen Gränze ich repräſentirte, von dem Orient mit ſeinem friſchen blühenden Geſtade, das eins der jungen Mädchen darſtellte, nur durch einen kleinen, kaum Fuß breiten Raum geſchieden, eine Nachbarſchaft, die uns vielleicht im Schlafe geſtört hätte, wenn wir nicht alle ſo ſehr ermüdet geweſen wären.

Am andern Morgen erhoben wir uns ſehr munter, auch der Baron hatte gut geſchlafen und befand ſich faſt wieder ganz wohl. Wir beſchenkten unſere freundlichen Wirthsleute reichlich und ſetzten unſern Weg nach Damaskus fort. Der Barrada, den wir geſtern Abend zur Seite hatten, blieb auch heute Morgen noch während einiger Stunden unſer Begleiter. Das Auge verfolgte mit Vergnügen ſeine mannigfaltigen Krümmungen, wenn er ſich eine Bahn zwiſchen den Bergen und Felſen machte. Sein Fall war nicht mehr ſo ſtark, wie auf der geſtrigen Strecke und die Ufer, mit Weiden, Eſchen und Erlen dicht bewachſen, zeichneten ſich zwiſchen den rothen, hellgelben und weißen Kalk- und Kreidefelſen, über die unſer Weg führte,

knecht und Kellner recht grob anfuhr oder mich ihnen nur mit einem langen Gähnen und ohne ein Wort zu sprechen präsentirte, bekam ich ein gutes Zimmer und lebte herrlich und in Freuden. Daß endlich der Engländer, wenn er zu uns kommt, so eigensinnig bei seinen Gebräuchen, bei seiner Sprache und den Gewohnheiten bleibt, die ihm von zu Hause ankleben, können wir ihm nie verzeihen. Warum lernt er nicht deutsch — und läßt, statt dem Singen der Theemaschine zuzulauschen, nicht Champagnerpfropfen gegen die Decke fliegen? warum behält er seinen Hut auf dem Kopfe und drückt uns dagegen recht herzlich die Hand? Ach! wie undankbar sind wir! Dank sei es dem Engländer und Franzosen, daß sie nationel bei uns auftreten und uns zeigen, wie ein Mensch leben muß, um gebildet zu scheinen. Woher wüßten wir sonst, daß man französisch plappern muß, um guten Ton zu haben, und daß es nöthig ist, Thee zu trinken, damit man auch so interessant blaß aussieht, wie die Engländerinnen? Und ernstlich gesprochen, wie Noth thäte es uns, etwas von dem Stolze des Engländers zu haben, der es unter seiner Würde hält, auch nur in der Kleidung einer andern Nation, am allerwenigsten uns nachzuäffen. Ach, nähmen wir doch ebenfalls den biederen ehrlichen Deutschen mit, wenn wir verreisten und ließen dafür zu Hause die lumpigen Fetzen von fremden Gebräuchen, mit denen wir uns umhängen und die uns kleiden, wie den Esel die Löwenhaut. — Nein, ich wollte sagen, wie den Löwen die Eselshaut, denn wir könnten die Löwen sein, ächte Löwen, aber keine Lions. Mit welcher Lust, wie viel lieber ließ ich mich bei einem Gedränge tüchtig gegen eine Mauer rennen, wenn der, der mich angerannt hätte, sich mit einem: „Ich bitt' um Verzeihung!" zu entschuldigen suchte, als mich leicht auf den Fuß treten, um ein: **Pardon Monsieur** entgegen zu nehmen. — Zum Teufel das **Pardon**. —

Auf meinen Reisen sind mir immer die Engländer ein interessantes Studium gewesen, und wenn man unter hundert Passagieren den einzigen Briten herauskennt, so kann ihm das, wie schon gesagt, nur zur Ehre gereichen. Daß sie ihre Eigenthümlichkeit immer bis zum Lächerlichen festhalten und übertreiben, ist freilich auch wahr, und wenn es kein vernünftiger Mensch billigen kann, daß man von vornherein die Söhne Albions ohne Unterschied als lächerliche Person hinstellt, wie den Pantalon in der italienischen Komödie, kann ich es mir doch nicht verwehren, die zuweilen wirklich komischen Figuren der reisenden Engländer, die mir begegneten, in ein Paar Skizzen darzustellen. Ort und Klima tragen auch viel dazu bei, Manches in anderer Beleuchtung zu sehen, und wenn mich auch auf einem reinlichen rheinischen Dampfboote die blendende Wäsche des Engländers freut, so ist doch die sorg-

freundlich aus. Die Bäume und das Grün, das um diesen Fluß wuchs, abgerechnet, sah ich nie ein Terrain, von aller Vegetation mehr entblößt, als dieses. Es war, als wollte uns die Natur noch einmal durch ein recht langweiliges trauriges Kapitel führen, ehe sie uns zu dem schönsten brachte, zu dem Thale von Damaskus. Gegen Mittag endlich gaben uns die Beduinen durch Pantomimen zu verstehen, von der nächsten der vor uns liegenden Höhen würden wir die alte berühmte Stadt sehen. Noch eine halbe Stunde und wir waren oben. — Welch' ein Anblick!

Wer unserm Weg durch den Libanon, dessen wilde Schönheiten ich so treu, wie es mir möglich war, gezeichnet habe, mit Aufmerksamkeit folgte, wer mit uns durch die zerrissenen Schluchten und über die kahlen verbraunten Felsen drei Tage lang wanderte, der wird den lauten Ausruf des Entzückens verstehen, mit dem wir oben anhielten, um in ein Thal zu schauen, das, selbst wenn es von der herrlichsten Gegend umgeben wäre, noch den Namen eines Paradieses verdiente.

Vor uns lag ein weites rundes Thal, das Thal Gutha, von malerisch geformten Bergen umgeben. Die ganze Fläche desselben war mit dem schönsten Grün bedeckt. Herrliche Baumpflanzungen wechselten mit Getreidefeldern, üppigen Wiesen und kleinen Strecken Haideland in den mannigfaltigsten Farben, und das ganze Thal war, wie es mir schien, von vier Flüssen durchschnitten, die gleich Silberfäden durch das Grün des Bodens schimmerten. Aber es war nur ein einziger Strom, unser Reisebegleiter, der Barrada, der, wie wir, aus den kahlen Felsen des Libanon kommend, hier sich so wohl gefällt, daß er sich gleich einem ausgelassenen Kinde auf dem Rasenplatz umhertummelt und den schönen Ort nicht verlassen kann. In der Mitte dieses Thales liegt Damaskus, prächtig hingestreckt, wie eine Königin auf ihrem Throne. Daß die meisten Moscheen, Kuppeln und Häuser aus einem gelben Sandstein gebaut sind, gibt der Stadt zwischen den schönen Gärten und Oliven, Feigen, Platanen, Quitten,

Reben und Citronen einen faſt fabelhaften Anblick. Man glaubt in einem arabiſchen Mährchen mitzuſpielen, wo man endlich nach langen Beſchwerden die goldene Stadt vor ſich ſieht, das Ende aller Müben. Wie wir ſie heute ſahen, ſchienen auch alle Gebäude von Gold zu ſein. Die Sonne warf ihre vollen Strahlen darüber hin, und das Licht, das ſie auf die unzähligen Minarets und Kuppeln goß, zitterte umher und lieh der ganzen Stadt das Anſehen einer ſtrahlenden goldenen.

Schon ſeit den älteſten Zeiten geben die Araber dieſem großen und über alle Beſchreibung ſchönen Thale den Namen eines Paradieſes; denn Waſſer und Grün, wonach ſie in der Wüſte ſchmachten, bietet es ihnen, wie faſt kein anderes. Ueberall wechſelt die klare Fluth des Waſſers mit dem üppigſten Baumſchlag, in der Stadt ſelbſt, wie im ganzen Thale. Außer dem Barrada, der vor alten Zeiten der goldfließende hieß und der die Ebenen faſt nach allen Richtungen durchſtrömt, bricht auch noch die Quelle Findſcha rauſchend aus den Bergen und bewäſſert den Boden. Arabiſche Erdbeſchreiber ſprachen von dem Thale Gutha und Damaskus nur in den blühendſten poetiſchen Ausdrücken. Bald nennen ſie es das Muttermal auf der Wange der Welt, bald das Gefieder des Paradieſespfauen, den farbigen Kragen der Ringeltaube, das Halsband der Schönheit, das vielſäulige Irem. Noch jetzt führt Damaskus oder Scham, wie es im Arabiſchen heißt, im Titel des Sultans den Namen der Paradies-Duftenden.

Sehr ſteil führte uns der Weg von der letzten Höhe des Libanon hinab in's Thal, zuerſt auf tiefen Sandwegen, dann, nachdem wir Salehiah, eine Art Vorſtadt, aus Ruinen mit herrlichen Bildhauer-Arbeiten beſtehend, worin arme Araber ihre ſchlechten Hütten gebaut, paſſirt hatten, auf einer alten Steinſtraße mit eingelegten breiten Pflaſterſteinen, die ſehr glatt waren und unſern müden Pferden das Gehen erſchwerten, ſo daß ſie häufig ſtolperten.

Wir hatten ſchon früher viel über den Fanatismus und die

Unduldsamkeit der Damascener, besonders gegen Franken, gehört, und daß man sich hier in Worten, Geberden, sowie sogar in der Tracht sehr in Acht zu nehmen hätte. Robinson erzählt in seiner Reise, als er mit einem grünen Turban, eine Farbe, die nur die Nachkommen des Propheten tragen dürfen, zur Stadt geritten sei, habe ihn dicht vor den Thoren ein Schwarm schlechten Gesindels überfallen, ihn vom Pferde gerissen, seinen Turban in den Koth getreten und ihn gezwungen, mit beschmutzten Kleidern zu Fuß in die Stadt einzuziehen. Da uns dergleichen Vorfälle in Beirut mehrere erzählt wurden, so hatte ich eine grüne Reisemütze, die ich auf der ganzen Reise durch die Türkei gebraucht, in Beirut zurückgelassen. Obgleich uns während unseres kurzen Aufenthalts hier von Seiten der Einwohner nichts Unangenehmes geschah und Niemand uns feindselig begegnete, so glaube ich doch nicht, daß wir unrecht hatten, wenn wir bei unsern Spaziergängen durch die Bazars manchen bösen Blick und manche Verwünschung, die neben uns gemurmelt wurde, auf uns bezogen. Doch war dem Volk hier die eiserne Hand Ibrahims noch sehr im Gedächtnisse, und sie wagten es in der ersten Zeit nicht, wie sonst gegen die Christen und Juden feindselig aufzutreten; aber kurze Zeit, nachdem wir wieder abgereist waren und die neue türkische Regierung wie überall schlaff und kraftlos sich benahm, gingen die Osmanli den Kadi mit der Bitte an, den Christen und Juden den Besuch gewisser Orte der Stadt zu verbieten und ihnen das Reiten durch die Bazars, sowie den Gebrauch irgend eines grünen Kleidungsstücks gänzlich zu untersagen. Glücklicher Weise hielt die englische Flotte vor Beirut den türkischen Pascha in Respect und er verwies die Deputation zur Ruhe. Die Unduldsamkeit der Damascener mag wohl hauptsächlich in dem Alter und der Heiligkeit der Stadt ihren Grund haben, die sie nicht gern durch den Tritt der Ungläubigen verunreinigt sehen. An mehreren geheiligten Orten, als der Moschee der Söhne Ommia's, darf sich kein Christ oder Jude, sogar nicht

in ziemlicher Entfernung, ſehen laſſen, ebenſo bei den Grabſtätten der Jünger und Gemahlinnen des Propheten, von denen einige der Sage nach hier ruhen ſollen. Was ich ſchon oft erwähnte, daß faſt jede orientaliſche Stadt, die von außen geſehen den prächtigſten Anblick gewährt, im Innern einem elenden ſchmutzigen Dorfe gleicht, fand ich auch hier wieder in Damaskus und mehr als je beſtätigt. Ich muß geſtehen, es ſchmerzte mich faſt, die Häuſer und Straßen der äußern Anſicht der Stadt nach nicht ſtattlich oder auch nur einmal reinlich zu finden. Die ſchlechten Straßen Stambuls ſind gegen die Schmutzbäche, die man vor den Häuſern der paradies-duftenden Stadt findet, außerordentlich ſchön zu nennen. Ueberall tiefer Koth, eine Unmaſſe von Hunden und obendrein als Andenken der vor wenig Tagen fortgezogenen Armee Ibrahims, ſowohl vor der Stadt als in den Straßen, Körper von todten Pferden, Eſeln und Kameelen, an denen ganze Schaaren von Hunden beſchäftigt waren, das Fleiſch abzufreſſen. Dazu kommt noch, daß faſt alle Häuſer von außen ein weit traurigeres Anſehen haben, als in all' den Städten, die wir bisher geſehen. Ganze Straßen beſtehen aus langen Mauern, von gelbem Lehm aufgeführt, mit zwei bis drei Löchern, vor denen ein paar Bretter hängen; nur eine ſehr kühne Phantaſie kann ſie für das, was ſie wirklich ſind, für Fenſterladen, halten. In einigen der beſten Straßen ſind die Mauern von Stein, die wohl kleine Thüren, aber keine Fenſter haben, und ſomit ohne Zeichen ſind, daß ſich dahinter Wohnungen für Menſchen befinden. Wie in Stambul in einigen Vierteln, ſtoßen hier alle Häuſer mit dem hintern Theile an die Straße. Anfänglich glaubten wir, nachdem wir ſchon mehrere Straßen und Beſeſtans hinter uns hatten, noch immer in einer Vorſtadt zu ſein und hielten die Lehmwände links und rechts für Gartenmauern, doch müßte alsdann die ganze Stadt aus nichts wie Gärten beſtanden haben.

Alle Gaſſen, durch die wir kamen, bogen ſich bald rechts, bald

links: keine einzige führte über hundert Schritte lang gerade aus. Ferner ſind ſie noch in ſehr kurzen Entfernungen mit großen hölzernen Thoren verſehen, die Abends verſchloſſen werden und die Paſſage hemmen. Auf dieſe Art verhindert die türkiſche Polizei, daß bei einem Aufſtande die Volksmenge ſich für den erſten Augenblick wenigſtens auf einem Platze concentriren kann. Dieſe Maßregel würde in unſern Städten äußerſt läſtig ſein, denn, obgleich neben jedem Thore eine Wache wohnt, muß man doch oft entſetzlich lange klopfen, ehe dieſe, gewöhnlich ein alter Mann, mit ihrem Schlüſſel herbeikommt. Dann werden nach orientaliſcher Sitte obendrein einige Worte gewechſelt, ehe das Thor geöffnet wird. So ſagt z. B. der Schließer: Kim-turo — wer iſt da? der Klopfer antwortet: Iba Beled — ein Bürger der Stadt, oder was er ſonſt iſt; worauf der Pförtner gewöhnlich als Antwort ſagt: Wach hid Allah — Bezeuge, daß ein Gott iſt, und der draußen, der vielleicht vor Ungeduld vergehen möchte, iſt nun obendrein noch genöthigt, das Glaubensbekenntniß: es iſt kein Gott als Gott ꝛc., herzuſagen. Beſonders auf dies letztere hielten vormals die Pförtner ſehr ſtrenge; denn man glaubte, kein Dieb oder Jemand, der ein böſes Gewiſſen habe, könne die heiligen Worte ausſprechen. Den Orientalen beläſtigt jedoch bei ſeiner Lebensweiſe dieſe nächtliche Straßenſperre nicht im Geringſten. Beim Eintritt der Dunkelheit ſchließt man die Bazars und Beſeſtans, wie auch die Thore, und der Rechtgläubige geht nach ſeinem Hauſe, das er bis zum folgenden Morgen nicht wieder verläßt. Was ſollte er auch auf den ſchmutzigen Straßen machen? Hinter den armſeligen Mauern, die dieſelben begränzen, hat der Osmanli, von jedem ungeſehen, ſein eigenes Paradies, das ihm genügt. Da ſieht es ganz anders aus. Doch hievon ſpäter.

Da wir wegen des Menſchengedränges nur langſam und im Schritt reiten konnten, dauerte es beinahe eine Stunde, ehe wir

unſere Herberge, das Kapuzinerkloſter, erreichten. Von Wirthshäuſern außer den Chans und Karawanſereien, die das im Groſſen und in beſſerer Bedeutung ſind, was unſer Nachtlager im Libanon im Kleinen, iſt hier natürlich keine Rede, und alle Klöſter in Syrien und Paläſtina ſind ſchon von den älteſten Zeiten her mehr oder minder zum Empfang von Gäſten eingerichtet. Wir hielten vor einem groſſen ſteinernen Gebäude ohne Thurm und ohne Fenſter; nur hie und da war in der Höhe ein Loch, das einer Schieſſſcharte nicht unähnlich ſah. Ein groſſes hölzernes Thor blieb all' unſerm Klopfen zum Trotz eine geraume Zeit verſchloſſen, und als wir endlich Jemand von Innen herankommen hörten, öffnete dieſer bloß ein kleines Gitter am Thor, und fragte, was wir wollten. Giovanni erklärte ihm, wir ſeien chriſtliche Reiſende und wünſchten ein Quartier. Darauf hörten wir ihn wieder fortgehen, und erſt nach einer Viertelſtunde, in welcher Zeit er wahrſcheinlich ſeinem Obern die Meldung gemacht, kam er wieder und öffnete das Thor.

Wir ritten in einen kleinen Vorhof, den ebenfalls hohe Mauern ohne Fenſter umgeben und mußten uns hier noch einem neuen Examen unterwerfen, das der Pförtner mit uns abhielt, worauf wir von den Pferden ſtiegen, die mit unſern Muckern und den Beduinen, nachdem ſie ihr Schutzgeld erhalten, in einen türkiſchen Chan gingen. Unſer Gepäck wurde abgeladen und durch eine kleine eiſerne Pforte, die ſich in der Mauer öffnete, in's Innere des Kloſters gebracht. Wir traten durch eben dieſe Thür in einen ſchmalen Gang, der ganz glatt und abſchüſſig in einen zweiten kleinen Hofraum führte; Maßregeln, um bei einem etwaigen Ueberfall den Eindringenden die Paſſage ſo beſchwerlich als möglich zu machen.

In den Gebäuden, die dieſen innern ſehr kleinen Hofraum umgaben, befanden ſich die Küche, das Refectorium, der Speiſeſaal und einige andere Gemächer. In einer Ecke ſtiegen wir eine Wen-

deltreppe hinauf und kamen oben in einen langen Gang, wo uns ein junger Kapuziner empfing und zum Prior führte. Dieser, ein Mann in den besten Jahren, war ein Spanier, mit einem ausdrucksvollen Gesicht, das ein langer schwarzer Bart beschattete; er bewillkommte uns sehr freundlich, regalirte uns mit einem rothen Liqueur, einer Art Kirschengeist, und führte uns in das für uns bestimmte Gemach. Es lag auf der andern Seite des Ganges, der im Dreieck einen andern Hof umschloß, welcher etwas größer als der erste war. Die Thüre unseres Zimmers führte auf eine offene Altane, von der man in diesen Hof hinabsehen konnte. Er hatte, wenn ich mich so ausdrücken darf, etwas phantastisch Melancholisches. Die tiefe Stille, die auf dem Klostergebäude und diesem Hof ruhte, ward nur durch das einförmige Plätschern eines kleinen Springbrunnens unterbrochen. In der Mitte dieses Hofes stand ein dichtbelaubter Orangenbaum, von einer Größe, wie ich noch keinen gesehen, denn der Stamm hatte an anderthalb Schuh im Durchmesser. Zwischen den grünen glänzenden Blättern blickten unzählige kleine Orangen in manchfachen Farben hervor; duftende Blüthen, sowie ganz grüne Früchte waren mit völlig reifen goldgelben untermischt. Was aber hier einen ganz eigenthümlichen Reiz bot, war der Anblick eines sehr großen lebendigen Straußes, dem der Hof zum Aufenthalt diente. Mit hocherhobenem Halse spazierte der Vogel auf und ab, bald seinen Kopf in das Laub des Baumes verbergend, bald zur Erde beugend, um die Stückchen Brod zu verschlingen, die wir ihm hinabwarfen. Ein ägyptischer Hauptmann von den Truppen, die Ibrahim aus dem Hauran nach Damaskus gezogen, hatte ihn mitgebracht und beim Abzug den Kapuzinern hinterlassen. Das Thier war sehr bösartig und duldete keinen Fremden im Hofe. Mechmed mit dem Wurfspieß, der gleich am ersten Tage vorwitzig zu ihm hinabstieg, um den merkwürdigen Vogel in der Nähe zu besehen, wurde mit einem solchen Flügelschlag begrüßt, daß er laut schreiend hinter dem Orangenbaum Schutz suchte und sich vor dem

verfolgenden erbosten Thiere nur durch einen gewaltigen Sprung die Treppe hinauf rettete.

Oft habe ich mich Stunden lang über das Geländer gelehnt und in den Hof hinabſchauend, die ſonderbarſten Träume und Phantaſien gehabt. War nicht vielleicht der ſchöne Baum eine verzauberte Prinzeſſin, die ihr gleichfalls verwandelter Geliebter in der Geſtalt des Straußes bewachte? Faſt immer ging er im Kreis um ihn herum, ſelbſt in der Nacht, wenn der Mond hell ſchien, hab' ich ihn oft ſo wandeln ſehen. Bald ſtieß er ſeltſam klagende Töne aus, bald ſchmiegte er den Kopf an die Zweige, deren Laub leiſe rauſchte und flüſterte. Ihr Armen! ja ihr wart in der That verzaubert. Was machtet ihr auch ſonſt hier zwiſchen den ſtillen Mauern einer chriſtlichen Kirche. Arme Prinzeſſin Baum! Du hatteſt gewiß früher andere Umgebungen, als dieſe grauen Steinwände, und du, unglücklicher Prinz Strauß, du denkſt auch an vergangene glücklichere Zeiten. Oft ſchien den Armen die Ungeduld zu übermannen und er nahm einen gewaltigen Anlauf, den Hof in einem Augenblick durchrennend. Dachteſt du jetzt nicht an die weite Wüſte, durch die du oft gelaufen, an den herrlichen glühenden Sand, dein Bette, und an die grüne Oaſe, wo deine Prinzeſſin wohnte? Der Brunnen im Hofe, glaube ich, iſt der treue Blondel des unglücklichen Paares. Er hat ſich durch den Sand gewunden und gebettelt, bis er die Beiden wieder gefunden und murmelt ihnen jetzt alte bekannte Weiſen vor, traurige Heimathslieder, traurig, weil ſie in der Ferne von der Heimath erzählen.

Gegen die ſtille Poeſie dieſes Hofes ſtach die Einrichtung des Gemachs, das man uns zum Schlafen angewieſen, ſehr proſaiſch ab. Es war Platz darin für etliche zehn Betten, obgleich nur drei für uns nöthig waren und hergerichtet wurden, indem man Gerüſte aufſchlug, die mich ſehr lebhaft an Schragen für Todte erinnerten. Da hinauf kam eine Matratze, ein Kopfpolſter und eine Decke von Kameelhaaren. So ärmlich und einfach dies Lager aber war, ſo

prächtig und comfortabel fanden wir es gegen unſere Betten zu Beirut und in den Chaus des Libanon. Das Zimmer, obgleich es ſehr hoch war, hatte nur zwei kleine Fenſter oben am Plafond, und um bei Tage etwas ſehen zu können, waren wir genöthigt, die Thüren beſtändig offen zu halten.

An den Wänden fanden wir verſchiedene Namen und Inſchriften, franzöſiſch, arabiſch, italieniſch, ſogar deutſch, von der Reiſegeſellſchaft des Herrn von Schubert. Ach die Mutterſprache in der Ferne iſt ſo wohlthuend, daß wir mit Begierde alle die kleinen Notizen aufſuchten, ein paar Waſchzettel, die hier ebenfalls al fresco die Wand zierten, gaben uns viel zu lachen. Sie waren in guter öſtreichiſcher Mundart abgefaßt.

Gleich bei der Ankunft hatte uns der gute Pater gefragt, ob wir unſer Mittagsmahl auf dem Zimmer, oder mit ihm und den übrigen Brüdern im Refectorium halten wollten. Wir hatten das letztere vorgezogen und wurden nun gegen vier Uhr zu Tiſche gerufen.

Der Speiſeſaal befand ſich, wie ſchon geſagt, im erſten Hof, war ziemlich klein und ſehr einfach eingerichtet. An drei Wänden befanden ſich hölzerne Bänke, vor denen ebenfalls ſolche Tiſche ſtanden; von der Decke hingen einige eiſerne Lampen und der Fußboden beſtand, wie überall in dieſem Lande, aus Steinplatten. In dem ganzen Kloſter befanden ſich augenblicklich, außer dem Prior, nur zwei Brüder, von denen einer krank war. Den andern hatten wir ſchon bei unſerer Ankunft geſehen, ſowie auch den Prior, und dieſe beiden waren ſchon unten und warteten auf uns. Der Prior nahm ſeinen Platz an einer Wand, der Bruder an der andern ihm zur Linken und wir an der dritten zu ſeiner Rechten. An der vierten Wand war außer einigen Schränken mit Schüſſeln und dergleichen der Eingang zur Küche. Nachdem der Prior ein lautes Gebet in lateiniſcher Sprache verrichtet, trat der Küchenmeiſter ein, warf ſich vor den Tiſch des Priors auf beide Knie nie-

der und betete gleichfalls laut. Es thut mir leid, hiebei bemerken zu müſſen, daß der Küchenmeiſter, ein dicker ältlicher Mann, ganz unbeſchreiblich ſchmutzig ausſah, was uns von der Reinlichkeit in ſeiner Küche und den Speiſen keinen guten Begriff gab. Und wir hatten uns leider darin nicht getäuſcht. Obgleich es mir gewiß nicht in den Sinn kommt, die Gaſtfreundſchaft des guten Paters, mit einer ſchlimmen Nachrede zu belohnen, ſo muß ich doch jedem Reiſenden rathen, ſich für die Kapuzinerklöſter in Syrien mit Meſſer, Gabel und Löffel zu verſehen. Das Mittagsmahl war ſehr einfach. Eine Zwiebelſuppe, etwas Gemüſe, das in einer fetten Brühe ſchwamm und in Oel gebackene Fiſche. Die Mahlzeit beſchloß der Prior wieder mit einem langen Gebete, in das von Zeit zu Zeit der anweſende Bruder einſtimmte. Wir gingen auf unſere Stube zurück, der Fürſt und ich kochten noch einen guten Punſch, und wir legten uns frühzeitig nieder, um am andern Morgen mit friſchem Muthe an unſere Geſchäfte gehen zu können.

Es wird jedem auffallen, daß ich, da man doch glauben wird, wir hätten nichts Anderes zu thun, als die Stadt mit ihren Merkwürdigkeiten zu beſehen, von Geſchäften rede, und doch war dem ſo. Der Baron war hauptſächlich nach Damaskus gegangen, weil dort arabiſche Pferde von dem edelſten Blut zu finden ſeien. So hatte man uns wenigſtens in Beirut geſagt. Wegen des Krieges mit den Europäern ſcheuten ſich nämlich alle Beduinenſtämme, mit ihren guten Pferden nach den Küſtenſtädten zu kommen und wagten ſich höchſtens bis Aleppo und Damaskus. Wir hatten in Stambul, Beirut, Smyrna ſchon viele Hunderte von Pferden geſehen und noch keins gefunden, das, nach Württemberg gebracht, die ſchon dort befindlichen an Güte und Schönheit übertroffen hätte. Dieſes beſtändige Pferdemuſtern und Anſehen waren nun die Geſchäfte, von denen ich oben ſprach und gewiß oft recht mühſam. Schon auf den Märſchen, die wir machten, hielt der Baron alle Pferde an, die ihm nur einigermaßen bedeutend ſchienen, was ſich unſer Mucker

fältige Erhaltung derselben in dem Schmutze türkischer Wirthshäuser etwas gesucht und eine wohl eingerichtete und sauber erhaltene Theemaschine unter den Palmen des Nils wohl im Stande, dem Unparteiischen ein kleines Lächeln zu entlocken.

Je mehr man sich von dem Hauptreisestrich, Holland, dem Rhein entlang, die Schweiz, Tirol nach Italien — westlich gegen Frankreich und hauptsächlich östlich gegen das Innere von Deutschland verliert, um so seltener trifft man die englischen Reisenden, ich sage selten gegen die Masse derjenigen, welche die oben genannte große Route einhalten; denn im Allgemeinen findet man unter jedem Himmelsstrich, daß von zehn Reisenden sechs Engländer sind. Nur einzelne wißbegierige oder neugierige Exemplare sind es, welche die Hauptstraße verlassen, um rechts oder links abzuschweifen.

Auf der obern Donau fanden wir noch viele Söhne und Töchter Albions, von denen der größte Theil der Kaiserstadt Wien eine Visite machen wollte. Hier war auf dem Dampfboot von allen Nationen noch eine recht noble Auswahl, und wenn nicht zuweilen ein ehrlicher Oesterreicher mit einem deutschen Wort zwischen die Konversation gefahren wäre, hätte man glauben können, in England oder Frankreich zu sein. Doch wie plötzlich und gänzlich änderte sich diese Scene, als wir Wien verlassen, um unsere Reise nach Pesth oder weiter hinab fortzusetzen. Die Kaiserstadt hatte, ein gewaltiger Magnet, fast die ganze fashionable Welt, die wir mitgebracht, angezogen und hielt sie fest. Verschwunden war der kurze Makintosh und der seegrüne flatternde Schleier Englands, so wie die weißen Glacehandschuhe und die Masse überflüssiger Redensarten Frankreichs. Wir hatten die vielen nüchternen und langweiligen Gesichter, die den Kupferstich ihres Buchs lieber ansehen, als das Original selbst auf der Spitze des Felsens, gegen gesunde kräftige Physiognomien vertauscht und wahrhaftig sehr dabei gewonnen. Neben uns stand der Oesterreicher mit dem gutmüthigen Gesicht, und wem neben diesem Ausdruck der schwarze Bart und die dunklere Gesichtsfarbe etwas Abenteuerliches gab, war der Ungar.

Auf der Galathee, so hieß unser Boot, war ein sehr lustiges Leben. Wir hatten schönes Wetter, Alles plauderte durcheinander, und jeder freute sich an der Freude des Andern und den grünen Wellen der prächtig dahin strömenden Donau. So kamen wir nach Pesth, von wo uns der Zriny, ein schönes fast neues Dampfschiff, weiter hinab durch die Ebenen Ungarns nach der Wallachei führen sollte. Vor den Fenstern unsers Gasthofs in Pesth lag dieß Schiff; doch fiel am Morgen der Abfahrt ein so dichter Nebel, was uns freilich einen guten Tag versprach, daß wir nur den Dampf des Schornsteins erblicken konnten, der sich mit Mühe einen Weg durch die weißen Massen

und Beduinen gleich merkten und in jedem Dorf eine Masse Pferde auftrieben und uns vorführten, in der Hoffnung, für sie würde dann beim Kauf ein kleines Marktgeld abfallen. Ebenso war unserem Giovanni vom Baron eine Gratification versprochen worden, im Fall er ihm in der Stille ein ausgezeichnetes Pferd auftriebe. Dieser hatte nun schon gestern Abend, in den Bazars, trotz dem Verbot des Barons, so viel es ihm möglich war, die Nachricht ausgesprengt, es sei ein deutscher Pascha angekommen, der Imrachor Ajassi, d. i. der oberste Stallmeister des deutschen Sultans, und wolle Pferde kaufen, worauf schon am andern Morgen eine Menge Offerten einliefen, und wir, wie auch anfangs in Beirut, nichts thun konnten, als von früh bis spät in den schmutzigen Gassen umher zu laufen, in schlechte Ställe zu kriechen, um meistens noch schlechtere Pferde anzusehen.

Daß wir bei unserem kurzen Aufenthalt in Damaskus und bei dieser beständigen Pferdeschau die Stadt selbst nur eilfertig und sehr oberflächlich sehen konnten, kann man sich leicht denken.

Wie keine Stadt in Syrien hat Damaskus noch den altorientalischen Charakter bewahrt, was den Fremden aber in Vergleich mit Konstantinopel, Adrianopel, Smyrna gegen sie einnehmen muß. Man sieht auf den Straßen nur Schmutz und elende Lehmwände und nicht einmal, wie in Stambul, zahlreiche, wenn auch vergitterte Fensteröffnungen; auch wird das umher irrende Auge hier nicht wie dort erfrischt durch die grünen Blätter und duftenden Blüthen eines Orangenbaums oder saftiges Rebenlaub, das über die hohen Mauern herübernickt. Wem nicht Bekanntschaften gestatten, einen Blick hinter die traurigen Wände zu thun, mit denen die Straßen eingefaßt sind, der bekommt einen schlechten Begriff von der Wohnung der Orientalen. Kein Geräusch, kein Lichtschimmer verkündet, daß dort Menschen wohnen. Nur zuweilen des Abends, wenn wir spät nach unserem Kloster zurückgingen, hörten wir plötzlich die leisen hinsterbenden Accorde eines Saiteninstruments, die aber bei dem lauten

Schalle unſerer Fußtritte gleich wieder aufhörten. So mißtrauiſch der Orientale gegen den Fremden iſt, ſo daß er um keinen Preis einem Unbekannten die Herrlichkeiten ſeiner Wohnung zeigte, ſo bereitwillig und freundlich läßt er ſich finden, ſobald die Empfehlung eines Bekannten den neugierigen Fremden vor ſeine Thüre geleitet. Uns wurde dieſes durch den Herrn Baudin, Secretär bei dem franzöſiſchen Conſulat, auf welchen die Creditbriefe des Barons für Damaskus lauteten, zu Theil. Dieſer Mann, ſchon ſeit einigen zwanzig Jahren im Orient lebend, hatte ſich dort ganz eingebürgert und keiner von uns würde ihn in ſeiner Tracht und Haltung für etwas Anderes, als einen rechtgläubigen Muſelmann gehalten haben. Seine Protection öffnete uns das Haus eines Türken, eines Armeniers und eines Juden, dreier ſehr reicher Leute, deren Gemächer einander an Pracht und Herrlichkeit überboten. Da der Baron wünſchte, von dem Innern eines dieſer Häuſer kleine Zeichnungen zu haben, ſo entſchieden wir uns nach langer Prüfung für das des Armeniers, und weil unſer Maler, wie ſchon geſagt, krank in Beirut zurückgeblieben war, unternahm ich es, ſo gut es in meinen Kräften ſtand, von der Einrichtung dieſes Hauſes ein kleines Conterfei zu nehmen.

Herr Baudin führte uns in eine winklichte, ſchmutzige Straße vor eine baufällige Lehmmauer, hinter welcher man höchſtens einen Kuhſtall hätte erwarten können. Ein Pförtchen, an welches er klopfte, war kaum vier Fuß hoch und öffnete ſich nach langem Warten nur zur Hälfte, ſo daß wir von dem Manne, der ſich nach unſern Wünſchen erkundigte, nur den untern Theil, ein langes Gewand und weite Beinkleider ſahen. Der obere Theil des Thors hatte ein kleines ſtark vergittertes Loch, durch welches er uns beobachten konnte, ohne daß wir das Geringſte von ſeinem Geſicht zu ſehen bekamen. Herr Baudin ſagte ihm, wir wollten den Herrn des Hauſes ſprechen. Die Thür ſchloß ſich wieder und wurde erſt nach einigen Minuten von dem Hausherrn ſelbſt, aber diesmal ganz

geöffnet. Dieser hieß uns freundlich willkommen und schloß den Eingang wieder hinter uns zu. Wir stunden in einem halbdunkeln Gange, der sich rechts herumwand und uns vor eine andere Thüre führte. Unser Begleiter bat uns zum Scherz, wir möchten die Augen für einen Augenblick schließen und so durch diese innere Pforte treten, was wir befolgten und sie erst wieder öffneten, als diese hinter uns zugeschlossen wurde.

Etwas Ueberraschenderes und Schöneres habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Wir sahen einander an und hielten die ganze Umgebung und Alles, was wir sahen, für ein schönes Märchen. Waren wir arme Wanderer, die müde und durstig im Koth der Straße entschlummerten, und die eine mitleidige Fee plötzlich in ihre schönsten Gemächer versetzte? Der Contrast könnte nicht stärker sein. Wir standen in einem geräumigen Hofe auf einem Boden vom schönsten Marmor, dessen verschiedene bunte Farben kunstreich zu phantastischen Zeichnungen zusammengestellt waren. In der Mitte erhob sich ein schönes Becken, aus dem ein kleiner Wasserstrahl hoch in die Luft sprang, umgeben von Orangen- und Citronenbäumen, die aus dem Marmor des Bodens zu wachsen schienen, und rings die Luft mit ihrem süßen Geruche füllten. Der Hof war im Viereck von einer Gallerie umgeben, die von schlanken Säulen getragen wurde, und unter welcher sich die Eingänge zu den verschiedenen Gemächern befanden. Wir betraten sie nach der Reihe und eins war herrlicher, üppiger eingerichtet, als das andere. So viel es mir möglich ist, will ich den größten Saal, das Conversations- oder Empfangzimmer, wo wir mit Kaffee und Pfeifen bewirthet wurden, beschreiben.

Es war durch einen Gang in drei Theile getheilt. Den Fußboden dieses Ganges bildete ein Mosaik aus buntem Marmor. Er dient dazu, Besuche geringeren Standes zu empfangen, mit denen der Herr, auf seinem Divan liegend, sich unterhält. In der Mitte desselben und demnach auch des ganzen Saales, steht der unent-

behrliche Springbrunnen, der ſeine Strahlen gegen die Decke ſchleudert, die hier etwas höher iſt, als in den beiden Seitentheilen. Dieſe ſind zum Empfang von Gäſten oder zum Gebrauch der Familie bei großen Feſten mit äußerſter Pracht eingerichtet. Der Boden, um einen Fuß höher, als der des Ganges, iſt mit herrlichen perſiſchen Teppichen bedeckt; längs den Wänden läuft der Divan, und dieſe Wände ſelbſt ſind in den bunteſten Farben gemalt und mit Schränken und Käſtchen von vergoldetem Holze mit eingelegten Spiegelchen geſchmückt; ebenſo die Decke, um welche ſich eine Bordüre von geſchnitztem und vergoldeten Holz zieht, mit Spiegeln eingelegt. An einem großen reich verzierten Stern hängt der Kronleuchter. In der Mitte des Zimmers ſteht der Mangahl, ein kupfernes Becken in Geſtalt einer Vaſe, worin bei kalter Witterung Holzkohlen gebrannt werden. Neben ihm waren zwei Girandolen von Bronze, etwa vier Fuß hoch, aufgeſtellt.

In einer Ecke des Hofes befand ſich eine Treppe, vermittelſt welcher man auf das Dach der Gallerie ſtieg. Dieſes war ebenfalls mit Platten belegt, die jedoch nur aus gewöhnlichen Steinen beſtehen, und es befanden ſich oben zahlreiche Orangenbäume, ſo wie kleine Lauben von Rebgewinden mit Ruheplätzen. Die äußere Mauer des Hauſes ſtieg noch ungefähr zehn Fuß über dieſe Gallerie empor, ſo daß von andern Dächern kein neugieriger Blick hereindringen konnte. An der Seite des Hofes, wo wir hereingekommen waren, befand ſich das Bad, das jedoch anſtatt der Waſſerdämpfe, welche das Gemach erhitzen, Wannen hatte, die mit kaltem und warmem Waſſer gefüllt werden konnten.

Herr Baudin, der Baron und der Fürſt gingen nach einiger Zeit wieder fort, und ich blieb allein zurück, um den Empfangſaal ſo gut wie möglich abzuzeichnen. Anfänglich ſaß ich allein in dem Gemach; doch bald erſchien einer der Söhne des Hauſes und brachte einen ältern Armenier mit, der einige Worte franzöſiſch verſtand und durch den wir eine nothdürftige Unterhaltung einrichteten. Kaffee

und Pfeifen wurden dabei natürlich mehrere Male gewechselt und der junge Armenier war so artig, mir eine Pfeife zu halten, so oft ich auf dem Papier einige Striche machte. Jetzt kam auch noch der Vater, sowie ein kleiner Knabe herein, und bald hatte ich ein großes Auditorium um mich versammelt. Zwei Töchter des Hauses, sehr schöne Gestalten und zum Glück unverschleiert, wodurch ich ihre regelmäßigen Züge sehen konnte, erschienen zuweilen an der Thür, sprangen aber jedesmal, so oft ich mich auf ihr Lachen umwandte, davon. Endlich sagte ich dem Alten, wenn die Mädchen mir bei meiner Arbeit zusehen wollten, möchte er sie doch nur hereinkommen lassen, worauf er mir entgegnete, sie würden das gerne thun, nur fürchteten sie, mich zu stören.

Einer der Brüder rief ihnen jetzt zu, hereinzukommen, und sie erschienen auch, eine nach der andern; doch hatte sich jede ein kleines Geschäft gemacht. Eine trug auf einem Präsentirteller ein Krystallgefäß mit Eingemachtem, die zweite das nöthige Wasser dazu und ein anderes noch kleines Mädchen hatte in einem Körbchen silberne Löffel. Bald aber waren wir recht bekannt mit einander. Sie setzten sich um mich herum und bewunderten meine in der That schlechte Arbeit. Auch erwiesen sie mir alle möglichen kleinen Aufmerksamkeiten. Bald reichten sie mir eine neue Pfeife, die sie zuvor angeraucht hatten, und es war mir gar nicht unangenehm, das Bernsteinmundstück direct aus den frischen Lippen der hübschen Mädchen zu bekommen; bald legten sie eine glühende Kohle auf den Pfeifenkopf, wenn sie glaubten, das Feuer sei ausgegangen. Es that mir leid, daß es bald an zu dunkeln fing und ich meine Arbeit beendigen mußte. Zum Abschied ließen sie mich durch ihren Bruder bitten, ich möchte ihnen doch etwas auf ein Stückchen Papier zeichnen, was sie behalten könnten. Eine bat mich um das Conterfei eines Stuhls, der andern mußte ich einen Mangahl zeichnen und die ältere hat mich um das Bild eines Schiffes, das

auf Rädern laufe, ein Dampfschiff nämlich, wovon sie hatten erzählen hören. Sie mußten dafür ihre Namen in mein Buch schreiben und wir schieden als die besten Freunde.

Noch immer hatte der Baron von all' den Pferden, die er gesehen, nichts gefunden, was ihm der Mühe werth schien, anzukaufen, und dieses Fehlschlagen seiner Hoffnungen, hier in Damaskus recht edle Pferde zu finden, machte ihn zuweilen sehr verdrießlich. Es ist aber auch sonderbar, daß man im Orient so wenige ganz ausgezeichnete Pferde sieht. Den Ideen nach, mit welchen wir das Land betreten, müßten wir die edlen Pferde überall finden; aber dem war nicht so. Fast alle hatten viel Race und wir sahen auch manche, die in Europa für sehr edle Pferde gegolten hätten; aber etwas ganz Ausgezeichnetes, das die ungeheuern Transportkosten rechtfertigen konnte, fanden wir nicht. Der Kamerdiener des Fürsten, Skandar, der sich, da er sehr gut persisch sprach und auch sein Costüm fast ebenso aussah, viel mit den persischen Kaufleuten beschäftigte, die, von Badgad und Mekka kommend, oft kostbare Pferde mitbringen, meldete eines Morgens, er wisse ein ganz vorzügliches Pferd, Fuchshengst, doch sei er nicht sicher, ob es der Eigenthümer, ein sehr reicher Kaufmann, abgeben würde. Inzwischen könnten wir es in dessen Abwesenheit einmal ansehen. Wir gingen sogleich hin und durch Skandars Bekanntschaft mit den Dienern des Persers wurde uns das Haus geöffnet und der Stallmeister ließ uns die Pferde vorführen. Es waren ungefähr zwanzig, alle sehr gute edle Thiere und zuletzt kam der Hengst, von dem Skandar gesprochen. Wirklich ein prächtiges edles Pferd. Es wurde uns vorgeritten und obgleich wir alle über seine schönen Formen und eleganten Bewegungen entzückt waren, ließen wir uns natürlich davon nichts merken, sondern sahen ihm äußerlich sehr gleichgültig zu.

Es versteht sich von selbst, daß der Perser, der ihn ritt, alles Mögliche anwandte, um uns alle Schönheiten des Hengstes recht vor Augen zu führen. Bald ließ er ihn steigen und das Thier

hieb laut wiehernd mit den Vorderhufen in der Luft herum, bald wandte er es im hellen Sonnenschein hin und her, wobei sein Haar wie Gold glänzte. Nachdem wir den Stallbedienten ein reichliches Trinkgeld gespendet; entfernten wir uns, um auf der Straße gegenseitig in Lobeserhebungen über das Thier auszubrechen. Ein schönes Pferd war demnach gefunden; aber der Baron war noch im Zweifel, ob er für das eine allein, wenn er keine andern mehr dazu fände, die großen Kosten des Transportes anlegen wollte, indem drei oder vier Pferde dieselben verhältnißmäßig nicht viel vertheuern würden; und dann war auch noch die große Frage, ob der Perser uns das Pferd überlassen würde und ob er in dem Fall nicht eine ungeheure Summe forderte.

Der Fürst, der auf seinen Kammerdiener die größten Stücke hielt, was dieser auch durch Treue und Anhänglichkeit rechtfertigte, überredete den Baron, die Einleitungen zu diesem Kauf seinem Skandar ganz zu überlassen, der sich an die Stallbedienten machen sollte und dessen Gewandtheit in solchen Geschäften, im Fall etwas zu machen sei, die Sache in Gang bringen würde.

Bisher waren wir immer unsern Pferdeverkäufern nach ihren schmutzigen Ställen gefolgt, aber heute machten wir einmal nach unserm eigenen Gutdünken einen Gang durch die Bazars und nach einigen merkwürdigen Orten der Stadt. Die Besestans sind hier viel weitläufiger und großartiger, auch angenehmer zu durchwandern, als die von Konstantinopel. Man kann hier doch wenigstens auf ebenem Boden gehen und braucht nicht wie dort beständig steil auf- und abzusteigen. Die Auswahl der Artikel, die zum Verkaufe daliegen, ist in manchen Theilen weit reicher, als die in der Hauptstadt, so die Gewölbe, wo Stickereien feil geboten werden oder solche, wo man Kaschemirshawls zu ungeheuern Preisen kaufen kann. Am größten wohl und in seiner Art am reichsten ist der Markt der Sattler, deren Fabrikate von hier aus durch ganz Syrien und Arabien gehen. Wenn auch diese Sattel- und Zaumzeuge nicht

mit der Einfachheit und Solidität in ihren kleinſten Theilen, wie dergleichen Sachen bei uns gearbeitet ſind, ſo überſteigt doch die ſchöne Ciſelirung der Silberbeſchläge und die reichen und prächtigen Arbeiten der Silber-, Gold- und Perlenſtickereien, beſonders an den Schabraken, alle Begriffe. Auf dem Waffenmarkt findet man eine große Auswahl an koſtbaren alten Waffen; doch ſind die neueren Klingen, die hier verfertigt werden, nicht mehr das, was wir uns unter dem Namen Damascener denken. Schon vor mehreren hundert Jahren gingen die berühmten Waffenfabriken von Damaskus ein und ſiedelten nach Koraſſan in Perſien über, welches jetzt die ausgezeichneten ſchwarzen Klingen liefert, die man an Güte den frühern Damascenern gleichſtellt. Eine „Eski-Scham-taban" — alte Damascenerklinge, deren man jedoch noch ſehr viele kaufen kann, iſt ſehr theuer und wird ohne Beſchlag und Scheide bis zu zehntauſend Piaſtern und drüber bezahlt.

Die Kaffeehäuſer von Damaskus ſind in ihrer ärmlichen Ausſtattung denen von Konſtantinopel gleichzuſtellen, nur daß man hier nicht, wie dort, unter dem Schmutz, der Alles überzieht, Spuren von ehemaliger Pracht hervorblicken ſieht; ſondern faſt alle ſind erbärmliche Baracken, aus Holz und Lehm aufgeführt und haben nur das einzige Angenehme, daß die meiſten an einem der vielen Bäche liegen, welche die Stadt durchſchneiden und ein kleines Vordach, eine Art Laube aus Reben beſtehend, haben, worunter man ſich hinſetzt und ohne viel zu denken, in die dahingleitenden klaren Wellen ſieht.

Wir kehrten nach dem Kloſter zurück und ließen unſere Pferde ſatteln, um einen Ritt vor die Stadt zu machen. Vor dem Thore nach Jeruſalem liegt der Kirchhof der Armenier, in deſſen Nähe unſer Führer, ein Janißair des Kloſters, uns den Ort zeigte, wo Saulus, der von Jeruſalem kam, um die Chriſten in Damaskus zu verderben, von der Stimme des Herrn niedergeworfen wurde, der ihm zurief: „Saul, Saul, warum verfolgſt du mich?" Auf dem

Platze ſtehen ein paar große Platanen und er iſt nur durch Tradition der Einwohner von Damaskus als jene Stelle bezeichnet.

In die Stadt zurückgekehrt, ritten wir durch mehrere enge winklige Gaſſen und kamen endlich an die, welche früher die richtige hieß, und wo ſich der erblindete Saulus verſteckt hielt, bis Ananias die Hand auf ihn legte und er wieder ſehend wurde. An dieſem Platze ſelbſt ſteht kein Haus, ſondern er iſt nur ein kleiner öder Hof, mit einer Lehmmauer umgeben, durch welche wir hineintraten. In der Mitte dieſes Hofes iſt eine Kellerlucke, durch welche man auf mehreren ſteinernen halb zerfallenen Stufen in ein unterirdiſches Gewölbe hinabſteigt, wo ſich über einen kleinen Altar, auf welchem die ewige Lampe brennt, ein großes Gemälde befindet, das die Bekehrungsgeſchichte Sauls darſtellt.

Während der Fürſt und unſer Führer niederknieten, um den Altar und den Boden des Gemachs zu küſſen, ſtanden wir eine Weile dabei, in ernſte Betrachtungen verſunken, woraus uns die Erſcheinung eines alten Mannes riß, der die Treppen herabkam und ſich eine Kleinigkeit zum Unterhalt jener Lampe ausbat. Dieſer ehrwürdige Tempelwächter war ein Armenier, und verſah den Dienſt ſchon an vierzig Jahre.

Wir beſtiegen unſere Pferde wieder und ritten quer durch den größten Theil der Stadt bis an die Mauern derſelben, wo unſer Führer eine Breſche zeigte, durch welche man Saul in einem Korbe hinabgelaſſen hatte.

Für den Abend des heutigen Tages hatte uns der gute Armenier, deſſen Haus wir geſtern beſehen, zu einem Familienfeſte eingeladen. Er verheirathete nämlich ſeinen Sohn mit der Tochter eines der reichſten Kaufleute der Stadt, und Herr Baudin, der ſehr genau mit ihm bekannt war, hatte ihm geſagt, wie dankbar wir ihm ſein würden, einer für uns ſo fremden Ceremonie beiwohnen zu können. Wir kehrten deßhalb frühzeitig nach Hauſe zurück, da uns Herr Baudin von der Sitte in Kenntniß geſetzt hatte, daß der

Hochzeitvater angeſehene Gäſte, wie wir ihm einmal waren, durch ſeine Leute abholen laſſe.

Es war Abends fünf Uhr, als man uns benachrichtigte, die Abgeſandten des Kaufmanns ſeien unten. Kaum waren wir zum Thor hinausgetreten, ſo ſahen wir eine Menge Volks verſammelt, welche einen unharmoniſchen Geſang anſtimmten, der von einer Geige und einer Flöte begleitet wurde. Der Muſik gingen zwei Leute mit Fackeln voran, denen andere mit Lichtern folgten. Mit dieſer Begleitung im Hofe des Armeniers angekommen, mußten wir einen Augenblick warten. Hier ſaßen an einem Feuer eine Menge Knaben; der Ceremonienmeiſter, ein ſehr dicker Armenier, kam uns entgegen und begleitete uns in's Vorzimmer, wo ſich eine ſolche Maſſe Menſchen aller Art drängte, daß es beinahe unmöglich war, durchzukommen, ohne die Ellbogen und Fäuſte in Bewegung zu ſetzen. So gelangten wir zu dem großen Empfangſaal, den ich bereits früher beſchrieben. An der Thüre deſſelben warfen ſich zwei Diener zu unſern Füßen, um uns die Schuhe auszuziehen.

Als wir in das Zimmer traten, erhoben ſich Alle, um uns ihre Ehrerbietung zu bezeugen, von ihren Sitzen, und der Herr des Hauſes führte uns in eine Ecke des Divans, wo der Ehrenplatz iſt. Nachdem wir uns niedergelaſſen und durch Zuwinken mit den Händen die Andern gebeten hatten, ein Gleiches zu thun, bewillkommte uns der Biſchof der armeniſchen Kirche, der uns gegenüber in einer andern Ecke des Divans lag, indem er ſeine Hand auf's Herz legte und ſie dann zu der Stirne erhob; ſeinem Beiſpiele folgten alle Uebrigen.

Nachdem dieſe üblichen Begrüßungen abgemacht waren, trat eine ſolche Maſſe von Dienern in recht gutem Coſtüm vor uns hin, daß ich nicht abſah, wie es möglich ſei, ſie für den Augenblick alle zu beſchäftigen. Hiefür ſorgt aber die orientaliſche Sitte, welche zu dem kleinſten Geſchäft einen, wenn nicht mehrere Bedienten anſtellt. So auch hier. Einer legte jedem von uns ein goldgeſticktes

bahnte. Dann und wann, wenn ſich die Nebel etwas zuſammen ballten, ſenkten oder erhoben, blickte einer der Maſten hindurch, auf welchem die Flagge mit den ungariſchen Farben flatterte. Am Ufer ſtanden Gruppen von Ungarn, in ihren weißen und ſchwarzen Schafpelzen mit den gut geformten Geſichtern, die dem Boote neugierig zuſahen oder ſich mit ihren kleinen Pferden beſchäftigten, die am Boden liegend vom ausgebreiteten Tuche ihr ärmliches Futter verzehrten und ſich zur harten Arbeit des Schiffziehens ſtärkten. Wir waren Alle froh ſtatt der langweiligen nobeln Geſellſchaft, die uns geſtern umſchnatterte, einmal wieder eine andere Welt um uns verſammelt zu ſehen. — Fahrt immer zu, den Rhein hinab und hinauf, Ihr Franzoſen und Engländer, und laßt Euch von Eurem Buch den großen Sagenkranz vor Augen zaubern, den jenes Kloſter und dieſe Burg umgibt, laßt Euch immerhin erzählen von ſinniger Minne und edler Aufopferung; wir wollen einmal den Glacehandſchuh ausziehen, um dem derben Wallachen die Hand zu reichen und uns von dem kräftigen Ungarn erzählen laſſen:

Bei Semlin ſchlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen. —

Lebt wohl, leichtfertiger Franzoſe und guter, aber langweiliger Sohn Englands, — doch was ſeh' ich? Während ich ſo am Fenſter meine Träume habe, iſt der Nebel etwas gewichen. — Welche Flagge wird da aufgezogen? noch verdecken mir ſie die zerriſſenen Nebelmaſſen — doch jetzt hat ſie die höchſte Spitze des Hauptmaſtes erklettert und der friſche Morgenwind entfaltet vor uns die Farben Englands. — Ja, ſie war es, und der dienſtfertige Kellner, den wir um die Urſache dieſer ſeltſamen Erſcheinung auf einem öſterreichiſchen Schiffe befragten, gab uns die tröſtliche Nachricht: die beſten Kajüten auf dem Deck habe Seine Herrlichkeit der Lord Londonderry eingenommen, der nebſt Gemahlin und einer großen Dienerſchaft nach Konſtantinopel wolle. Es war wirklich ſo — verſchwunden waren meine Träume; denn als wir das Boot beſtiegen, ſah ich wohl manche kräftige Phyſiognomie, aber das ganze Schiff hatte nichts mehr vom Charakter des intereſſanten Landes, dem es angehörte, ſondern ſah ganz engliſch aus.

Auf dem Verdeck mochte man ſich wenden, wohin man wollte, ſo ſtieß man auf eines jener nüchternen Geſichter mit blonden Haaren, bis an die Naſe in bunte farbige Halsbinden vermummt, die einem Körper angehörten, der ſich langſam herumbewegte und ſich eine kleine Arbeit machte. An dem einen Radkaſten ſtand der erſte Kammerdiener und packte Silberzeug aus und ein; ein anderer ſaß daneben und die Beiden drehten jeden Löffel einigemal in den Händen herum, ehe ſie ihn einem Dritten gaben, der ihn abputzte und wieder weglegte. Neben

Tuch über die Arme, welche wir ihm entgegenstrecken mußten. Ein Zweiter hielt knieend ein silbernes Waschbecken unter unsere Hände, auf welche ein Dritter aus einer silbernen Kanne helles, klares Wasser goß. Ein Vierter zog das erwähnte Tuch über unsere Finger zum Abtrocknen. Dann kam ein Fünfter und Sechster mit einem silbernen Präsentirteller, auf welchem Gläser mit Sorbet und einige kleine Confituren standen; dann ein Siebenter und Achter wieder mit Servietten, um, falls wir Einiges verschüttet hätten, es wieder aufzutrocknen. Hierauf kam ein ganzer Troß in alttürkischer Tracht mit Turban und Kaftan, welche uns die langen Pfeifen in den Mund steckten und Kaffee reichten.

Wir rauchten tapfer und im Saal herrschte allgemeine Stille, weil jeder mit sich oder seiner Pfeife beschäftigt war. Dies selige Nichtsthun, der Glanz der seidenen Gewänder und der Spiegelwände, das Aroma des Kaffees und der feine Geruch des guten Tabaks versetzten uns in die alte Zeit des ächt orientalischen Prunkes, von welchem fast nur noch in Damaskus einige Spuren anzutreffen sind. Nachdem Pfeife und Kaffee einige Male gewechselt waren, ließ man uns eine Viertelstunde ruhen; dann wurden am Eingang des Zimmers zwei kleine Matratzen ausgebreitet und vier Personen erschienen, welche darauf Platz nahmen. Es war die Musikbande. Sie bestand aus zwei Violinisten, von denen einer blind war, einem Flötisten und einem, der das Tambourin schlug.

Das Concert begann mit einem türkischen Liede, dessen Schönheit ich nicht zu fassen im Stande war. Dann spielte der Blinde ein Violinsolo und präludirte so wahnsinnig auf seinem Instrument, fuhr so entsetzlich auf den Saiten herum, daß ich bis zu Ende des Stücks glaubte, er stimme nur und probire sein Instrument. Nach einer martervollen halben Stunde beschlossen endlich die Virtuosen ihr Concert mit einem Gesange, den der Blinde in näselndem Tone anhob und dessen Refrain die drei Andern im

Chor ſangen. Drauf entfernten ſie ſich, und uns wurden wieder Pfeifen und Kaffee ſervirt.

So wurde es neun Uhr. Da traten zwei Kinder von acht bis zehn Jahren in's Zimmer und jedes trug in der Hand einen Leuchter in Geſtalt eines Blumenſtraußes, von Holz geſchnitzt, auf welchem eine grüne Wachskerze braunte. Hinter ihnen kam ein Mann, der einen Korb trug, welcher mit einem dünnen goldgeſtickten Schleier bedeckt war, durch deſſen feines Gewebe man den Anzug eines Mannes erkennen konnte. Kerzen und Korb wurden zu den Füßen des Biſchofs niedergeſetzt, welcher ſich vom Divan erhoben hatte und mit vier andern Prieſtern, die um ihn traten, ein Gebet ſprach, das hie und da durch den Geſang von ſieben Knaben unterbrochen wurde.

Merkwürdig war es uns, daß wir, nachdem wir ſchon einige Stunden im Hauſe waren, noch keine Spur vom Bräutigam geſehen hatten, dem doch die ganze Ceremonie galt; jetzt, nachdem die Prieſter ihren Segen über die Kleider geſprochen, wandten ſich alle Augen nach der Thür, an welcher ein junger Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren in der ärmlichſten Kleidung ſtand. Wir hielten ihn anfangs für einen Bettler; er war von hoher Geſtalt, doch ſehr blaß und wagte kaum, die Augen aufzuſchlagen.

Plötzlich fing er an, ſich vor unſern Augen zu entkleiden, worauf ein alter Mann, ein Verwandter des Bräutigams — daß dies der junge Mann war, brauche ich wohl kaum zu ſagen — zum Korbe trat und dem Bräutigam zuerſt das lange Unterkleid, dann den Shawl und den Gürtel, endlich das mit Pelz beſetzte Ueberkleid reichte. Nun erhob ſich der Vater, nahm die Filzmütze, die noch im Korb zurückgeblieben war, ging mit feierlichen Schritten auf ſeinen Sohn zu und ſetzte ſie ihm auf den Kopf, nachdem er ihm dreimal die Stirne geküßt hatte. Zu gleicher Zeit ſteckte er ihm an den kleinen Finger einen goldenen Ring mit einem herrlichen Brillanten, deſſen Feuer im ganzen Gemach umherſtrahlte. Jetzt

trat der Biſchof wieder vor, ſchlug ihm ein roſenfarbiges, goldgeſticktes Tuch von Seide um den Hals und gab ihm eines von gleicher Farbe und gleichem Stoffe in die Hand, welches er einen Augenblick an Mund und Augen drückte, worauf ihn der Ceremonienmeiſter bei der Hand nahm und im ganzen Saal herum zu jedem Gaſt führte, dem er ſofort die Hand küßte. Endlich kehrte er zu ſeinem Platz an der Thür zurück, ſetzte ſich zwiſchen die beiden grünen Wachskerzen und blieb da bis eilf Uhr, der Zeit des Nachteſſens.

Zu dieſem Zweck wurde ein kleines Geſtell von etwa zwei Fuß Höhe hereingebracht, worauf man eine große Kupferplatte ſetzte, die wenigſtens vierzehn Fuß im Umfang hatte, und an deren Rand in Scheiben geſchnittenes weißes Brod zwiſchen Rettichen, Sellerie und Peterſilie lag. Ein gleicher Tiſch wurde in der andern Ecke des Zimmers für die Geiſtlichen bereitet.

Sobald das Eſſen begann, zog ſich der Bräutigam in's Nebenzimmer zurück, woher im gleichen Augenblicke ſich die ungeſchickte Muſik von Neuem hören ließ, welche jedoch bald zu unſerm größten Vergnügen wieder aufhörte. Sie ſpielte, wie ein des Landes kundiger Freund erzählte, altarabiſche Melodien, zu welchen der Blinde in ſeinem ſchnarrenden Tone Mährchen aus „Tauſend und einer Nacht“ recitirte. Das Nachteſſen wurde folgendermaßen ſervirt: Reiß in Milch gekocht, Butterteig, die Suppe, mit einem Beigeſchmack von Hammelfett, ein Hammelsbraten mit Reiß gefüllt, ein Entrée von Braten, Compot von Birnen, ein welſcher Hahn mit Reiß gefüllt, am Spies gebratene Hühner, Entrée von anderem Fleiſch, Kebab (kleine Stückchen Fleiſch, welche an hölzernen Stäbchen auf dem Roſt gebraten werden ein Lieblingsgericht der Türken), Entrée von Zwiebeln, Pillau mit ſaurer Milch und Käſe. Von Zeit zu Zeit wurde rother Libanonwein, der, obgleich ſehr gut und feurig, leider beſtändig nach den Schläuchen ſchmeckt, worin er aufbewahrt wird, in kleinen Gläſern gereicht. Ihn brachten Diener,

welche beſſer gekleidet waren und einen höhern Rang einnahmen, als die, welche die Speiſen auftrugen.

Es war Mitternacht, als die Tafel aufgehoben wurde, worauf, wie ſchon oben beſchrieben, Diener Waſchbecken, Handtücher und dergleichen reichten; zwei erſchienen dann mit einem Rauchfaß, und während ſie uns damit räucherten, wurde uns von andern Roſenwaſſer aus kleinen kryſtallenen Fläſchchen über die Kleider gegoſſen. Während der ganzen Mahlzeit war der Bräutigam nicht zum Vorſchein gekommen; aber kaum waren die Tafeln weggeräumt, ſo erſchien der Arme wieder und nahm ſeinen Platz wie früher zwiſchen den beiden grünen Wachskerzen an der Thür. Jetzt erfolgte die Sieſta, die der Türke mit dem unüberſetzbaren Worte Kef bezeichnet, etwas, das wir Europäer durchaus nicht nachmachen können.

Der Orientale lehnt ſich in ſeinen Divan zurück, denkt nichts und ruht behaglich zwiſchen Wachen und Schlafen, wobei er langſam aus einer langen Pfeife raucht. Selbſt der Prophet empfiehlt dieſe Sieſta, indem er ſagt: „Schlafet den Schlaf Kailuleh,“ d. h. den Schlaf nach dem Eſſen, „denn Satan ſchläft ihn nicht.“

Dieſer Zwiſchenakt dauerte heute Abend über anderthalb Stunden, während welcher Zeit Mitternacht ihr Recht ausübte und auf dem ganzen Hauſe Grabesſtille lag. Auf einmal aber erhob ſich wieder das Geſchnarre der Inſtrumente und brachte die Ruhenden augenblicklich in Bewegung. Man ſprach, lachte, erzählte, bis kurz darauf der Ceremonienmeiſter mit großen Schritten in die Mitte des Zimmers trat und mit lauter Stimme verkündigte, daß es Zeit ſei, die Braut zu holen und nach der Kirche zu führen.

Alles erhob ſich und ging vor's Haus, um ſich zu einem Zuge zuſammenzureihen. Dieſer begann mit einer Reihe Fackelträger; dann kam die Muſik und die Sänger, hinter denen uns zu unſerm großen Leidweſen der Ehrenplatz angewieſen wurde; ſodann die übrigen Gäſte, und endlich unter den Dienern der Bräutigam. Nachdem wir uns im langſamen Schritt in einer der ſchmutzigen

ſchlechtgepflaſterten Straſſen — es war eine feuchte, neblichte Januarnacht — etwa zehn Minuten fortbewegt hatten, kamen wir an das Haus des Brautvaters, wo an der Thür das nämliche Ceremoniel mit unſern Stiefeln ſtattfand. Als wir eine große Vorhalle durchſchritten hatten, kamen wir in ein Zimmer, wo um einen Mangahl diejenigen Freunde des Hauſes kauerten, welche den zweiten Rang in der Geſellſchaft einnahmen.

Aus dieſem Zimmer wurden wir in den großen Empfangſaal geführt, der noch weit prachtvoller war, als der im Hauſe des Bräutigams. Gegenüber dem Eingang befand ſich eine Niſche, in welcher außer einer Pendule von Alabaſter mehrere hübſche Porcellanvaſen mit künſtlichen Blumen ſtanden. Die Fenſter, höher als die gewöhnlicher Häuſer, waren mit ſeidenen Vorhängen verſehen, die Kiſſen des Divans von gelber Seide, mit Blumen von braunem Sammt. Auf dem Teppich ſtanden zwei ſehr ſchön gearbeitete Mangahls, umgeben von großen bronzenen Leuchtern mit grünen Wachskerzen. Zuerſt wurden wir auf gewöhnliche Art bewillkommt, dann brachte man uns Kaffee und lange Pfeifen, und während wir behaglich rauchten, ging der arme Bräutigam im Kreiſe herum und küßte Allen die Hand, die nicht bei ſeinem Vater geweſen waren. Dann kamen vier Künſtler, welche vom Brautvater gedungen waren, und beglückten uns mit mehreren Muſikſtücken, welche jedoch nicht beſſer waren, als die frühern. Uebrigens blieben wir hier nur kurze Zeit, weil der Hochzeitzug jetzt endlich in die Kirche ging. Im Hofe ſahen wir eine Menge Menſchen um einen weißen Zelter gedrängt, der, ſehr reich geſchirrt, für die Braut beſtimmt war. Der Zug ſetzte ſich wie früher in Bewegung, und nach dem Bräutigam kamen die Freunde der Braut und endlich ſie ſelbſt zu Pferde, umringt von einer Anzahl Frauen zu Fuß. Sie trug ein Kleid von weißer Seide mit goldgeſtickten Blumen, das ihr bis an die Sohlen reichte. Auf dem Kopf hatte ſie einen Ueberwurf von weißem Mouſſelin, und über dieſem einen von rothem Atlaß, welcher beinahe das ganze

Geſicht bedeckte. Auf dem Kopf trug ſie ein Barett von Holz, einem Soldatenſchakow, den man oben abgerundet, nicht unähnlich. Dieſe ſonderbare Bedeckung ließ kaum die Form eines menſchlichen Kopfes erkennen.

Wir brauchten über eine halbe Stunde, um zur Kirche zu gelangen, welche zu unſerm Empfang bereit ſein ſollte, jedoch ſo ſchlecht erleuchtet war, daß der Blick kaum bis zur Kuppel dringen konnte. Dieſe wurde von acht hölzernen Säulen getragen. Links am Eingang war ein Bild des heiligen Georg, wie er den Drachen erlegt, und rechts die Thür, welche in's Kloſter führt. Wir traten vor den Hauptaltar und nachdem man uns Stühle gebracht, konnten wir mit Muße das Innere der Kirche betrachten. Ueber dem Altar, zu welchem vier Stufen von weißem Marmor führten, hing das Bild der Mutter Gottes, rechts von demſelben die heilige Anna und links der heilige Petrus. In der Mitte ſchwebte ein Kronleuchter mit gelben Lichtern, welche ſchlecht brannten und einige ſilberne Leuchter ſtanden ohne Symmetrie in der Kirche umher.

Endlich kam der Bräutigam und wurde zur linken Seite des Altars geführt; eine verſchleierte Frau brachte ſodann die Braut zur Rechten deſſelben. Der Biſchof zog ſeine ſchönſten, mit Gold und Silber geſtickten geiſtlichen Gewänder an und nahm Platz in einer Niſche. Ein anderer Geiſtlicher vereinigte die Hände der Brautleute, während ein Dritter ihnen die Köpfe zuſammendrückte, und ein Knabe, auf einem Gerüſte ſtehend, hielt ein Kreuz und eine Wachskerze über ſie. In dieſer eigenen Stellung verweilten ſie bei zwanzig Minuten, während welcher Zeit der Biſchof vor ſie trat und eine Meſſe las. Der Gottesdienſt endigte damit, daß ein Diakonus ein Kapitel des Evangeliums Mathäi vortrug. Da aber dieſer Mann das Unglück hatte, bucklig zu ſein und mit der Zunge anzuſtoßen, ſo mußten wir die Feierlichkeit der Handlung ſtets bedenken, um nicht in Lachen auszubrechen. Der Geiſtliche ſprach darauf ein kurzes Gebet und befeſtigte ein Band an der Mütze des

Bräutigams und dem Barett der Braut, worin er ihnen bedeutete, daß ſie von nun an für's Leben vereinigt ſeien. Ein Nachbar, den ich fragte, wozu das unförmliche Holzbarett der Braut diene, antwortete mir, es ſei, um Beide gleich groß zu machen, damit ſie erkennen, daß keines über dem andern, daß ſie einander gleich ſtehen.

Zum Schluß küßten die Brautleute ein Crucifix; die Braut wurde von derſelben Frau wieder abgeholt und dann auf ihrem Pferde gänzlich verſchleiert in das Haus ihres Mannes gebracht. Gegen drei Uhr Morgens war endlich dieſe Hochzeitfeier vollendet, auf welche ſich die Eingeborenen ſeit mehreren Wochen gefreut, und der wir eine Nacht zum Opfer gebracht hatten. Wir waren es indeſſen wohl zufrieden, einmal für allemal eine armeniſche Hochzeit in Syrien geſehen zu haben.

Wenn wir früher in Konſtantinopel, ſpäter in Beirut unſere Reiſeprojekte machten, und wir in Syrien in Gedanken bis Damaskus vordrangen, ſo hatte wohl einer die kühne Idee, von da einen Ausflug nach Palmyra vorzuſchlagen. Doch behandelten wir dieſe Idee gerade wie ein ſchönes Mährchen, von dem man träumt und wo ſich am Ende eine kühne Phantaſie einredet, man werde die ſchimmernden Thore des Feenpalaſtes endlich in der Wirklichkeit einmal erreichen. Wenn uns einige des Landes Kundige eine Tour nach Palmyra, als mit den größten Schwierigkeiten und Mühſeligkeiten verbunden, vorſtellten, ſo kamen faſt alle, die wir darum fragten, dahin überein, ſchon von jeher ſei der Weg durch die Wüſte nach jenen koloſſalen Ruinen durch die ſtreifenden Araberhorden ſehr unſicher gemacht worden, und jetzt in Kriegszeiten, da Ibrahim Paſcha's mächtige Hand jene Raubſtämme nicht mehr im Zügel halte, ſei es nicht möglich, an eine Tour nach Palmyra zu denken. Obgleich wir nun ſchon durch unſere Tour über den Balkan und ſpäter über den Libanon belehrt worden waren, was man von den Reden der Leute zu halten habe, ſo waren doch die Gründe,

die ich oben gegen eine Reiſe nach Palmyra angeführt, zu vernünftig und uns zu einleuchtend, als daß wir im Ernſt daran hätten denken können, deßhalb thaten wir dies auch nur, wenn wir eben einmal im beſten Zuge waren, die ſchönſten Luftſchlöſſer zu bauen.

Mit dieſen Gedanken in Bezug auf Palmyra waren wir nach Damaskus gekommen und wagten es nicht einmal, weder einen unſerer Paters, noch den Herrn Baudin zu fragen, ob es wohl in dieſen Zeitverhältniſſen möglich ſei, Palmyra zu ſehen. So ſaßen wir am Tage nach jener Hochzeit, da es gerade mehrere Stunden anhaltend regnete, in unſerem Gemach und rauchten eine Pfeife. Skandar, der noch geſtern Abend mit den Leuten des Perſers zuſammen gekommen war, hatte uns geſagt, daß ihm der Stallmeiſter im Vertrauen erklärt, es ſei vielleicht möglich, jenen Hengſt zu bekommen; doch würde ſein Herr bei einer direkten Anfrage eine ungeheure Summe fordern, weßhalb er ihm die Sache überlaſſen ſolle. Daß dieſem treuen Knecht dafür ein reichliches Trinkgeld zu Theil werden mußte, verſteht ſich von ſelbſt. Doch hatte Skandar für gut gefunden, ihn manövriren zu laſſen, und brachte uns dieſen Beſcheid mit dem troſtreichen Zuſatz, daß der Stallmeiſter ſich wenigſtens fünf Tage Zeit ausgebeten habe, ehe er eine Antwort ertheilen könne.

Trotz den Schönheiten von Damaskus war uns doch die unfreiwillige Verlängerung des Aufenthalts nicht ſehr erwünſcht; denn erſtens hätten wir nach unſerer gemachten Zeiteintheilung ſchon morgen oder übermorgen abreiſen ſollen, und zweitens hatte uns der Prior die untröſtliche Nachricht gegeben, daß in der Stadt die Peſt ausgebrochen ſei, die, obgleich ſie ſich erſt hie und da zeige und wenig Opfer hinwegraffe, doch wegen des vielen halb verhungerten Geſindels, das der Krieg hier zuſammengeführt, ſehr gefährlich zu werden drohe. Wir hatten uns um einen Mangahl geſetzt, und der Fürſt, der immer ſehr guten Humors war, konnte heute

doch ein unangenehmes Gefühl nicht unterdrücken und ſagte beſtändig: „c'est terrible, c'est terrible!“

Da trat Herr Baudin in's Zimmer, und nachdem wir ihm Kaffee gemacht und unſere beſte Pfeife angeboten, ſprach auch er von der ausbrechenden Peſt und wie groß die allgemeinen Befürchtungen ſeien. Ohne ihm zu erklären, was uns hier zurückhalte, ſagte der Baron, wir würden noch vier bis ſechs Tage da bleiben, worüber viel Gleichgültiges hin und her geſprochen wurde, bis uns plötzlich Herr Baudin fragte: ob wir denn nicht Palmyra ſehen wollten. Man kann ſich leicht denken, daß uns dieſe Frage nicht wenig überraſchte und wir ſie für Scherz annahmen, worauf uns jedoch Herr Baudin in allem Ernſte verſicherte, obgleich eine Tour nach jenen Ruinen mit ziemlichen Koſten und Mühſeligkeiten verknüpft ſei, würde ſie ſich doch gerade jetzt in Folge der Kriegsverhältniſſe machen laſſen. Ibrahim Paſcha nämlich, der ſeine Truppen aus dem Hauran nach Damaskus gezogen, habe zu dieſem Zweck an verſchiedenen Orten kleine Etappen errichtet, die auch uns noch zu gut kommen könnten, und wenn auch die zurückziehenden Truppen nicht viel zurückgelaſſen, als Deſerteure, ſo könnten uns dieſelben oder vielmehr ihre Pferde recht zu Statten kommen. Auch würden die ſtreifenden Araber durch dieſe Truppenzüge, wenn gleich nur für kurze Zeit, weiter in das Innere des Landes zurückgedrängt ſein.

Wir ſahen uns überraſcht an, und als wenn einer in des andern Auge geleſen hätte, nichts ſei ihm erwünſchter, als dieſe Ausſicht, ſo antworteten wir mit einem Munde: wir würden uns ſehr glücklich ſchätzen, dieſe intereſſante Tour machen zu können. Herr Baudin, der unermüdliche liebenswürdige Mann, ſchlug uns nun zwei Arten vor, um dieſe Reiſe zu machen. Bei der einen müßten wir uns der Kameele bedienen, würden wohl langſamer, aber auch bequemer reiſen und könnten mit der Schnelligkeit der gewöhnlichen Karawanen Palmyra am ſechsten, im günſtigſten Falle am fünften Tage erreichen. Bei der andern dagegen, die koſtſpieliger ſei, müß-

ten wir Pferde nehmen, dürften kein Gepäck mitführen und uns von einer Schaar berittener Beduinen begleiten laſſen. Dann aber könnten wir bei ziemlich guten Pferden Palmyra ſchon in der Nacht vom dritten auf den vierten, oder ſpäteſtens im Lauf des vierten Tages erreichen.

Wir waren heute alle in der glücklichen Stimmung, einen ſchnellen Entſchluß faſſen zu können, und entſchieden uns in kurzer Zeit für die Tour nach Palmyra, ſowie dafür, den Ritt zu Pferde zu machen, und Herr Baudin entfernte ſich ſogleich mit dem Verſprechen, wo möglich noch heute das Nöthige zu beſorgen, ſowie ſichere Leute und einen bekannten Schech zu unſerer Begleitung auszuſuchen, den er uns noch heute Abend zuſchicken werde. So auf einmal an's Ziel unſerer kühnſten Hoffnungen, Palmyra doch noch zu ſehen, gekommen, ſäumten wir nicht, alle nöthigen Vorkehrungen zu dieſem Ritte zu treffen. Vor allen Dingen ſahen wir nach unſern Waffen und ſetzten Piſtolen und Säbel in den beſtmöglichen Stand. Das dunkle Wetter brachte einen frühen Abend herbei und wir hatten uns ſoeben nach dem Mittagseſſen aus dem Refectorium in unſere Stube begeben, als draußen auf dem Corridor ſich ſchleppende Fußtritte vernehmen ließen, an denen man gleich die Ankunft von Beduinen erkennen konnte. Und ſo war es auch.

Herr Baudin kam zurück und brachte ein Paar dieſer Wüſtenſöhne mit, von denen einer — es war der Schech ſelbſt — mit uns über die Koſten jener Tour unterhandeln ſollte. Es wurde Alles beinahe auf dieſelbe Art abgemacht, wie auf unſerer Tour durch die Türkei. Der Schech lieferte jedem ein gutes Pferd und verſprach, uns am vierten Tag nach Palmyra zu bringen. Da wir wohl wußten, daß wir, um in dieſer kurzen Zeit hinzugelangen, äußerſt ſchnell reiten mußten, ſo wurde in der mündlichen Uebereinkunft vorgeſehen, daß der Schech für die Ausdauer der Pferde zu ſtehen und er, im Fall eines ſtürze, für ein anderes zu ſorgen habe. Der Schech, ein ſchon ältlicher Araber, aber ein großer kräftiger

dem andern Radkasten hatten sich die Kammerjungfern der Lady postirt und wühlten in einem unendlichen Haufen weißer Leinwand. Die Bedienten zweiten Rangs saßen an der Spitze des Schiffs und die Kiste, die der rechts gerückt hatte, schob jener wieder links. Der eine putzte an einer Theemaschine, der andere polirte ein Paar Stiefeln und pfiff dabei, wie die englischen Stallbedienten, wenn sie die ungeduldigen Pferde beruhigen wollen.

Die Donaudampfschifffahrtsgesellschaft hatte, um dem ehrenwerthen Lord das Leben auf ihren Schiffen so bequem als möglich zu machen, auf ihre Rechnung einen englischen Koch engagirt, der zu gewissen Stunden für Seine Herrlichkeit allein kochen mußte. An dem Theil des Schiffes, wo sich die Küche befand, war des Geklappers kein Ende und England florirte hoch. Hier liefen die Bedienten mit ihren Theekannen und Beafsteakpfannen aus und ein, und wir andern harmlosen Passagier: waren in beständiger Gefahr überrannt zu werden; besonders an dem ersten Tage unserer Fahrt, ehe die dienenden Töchter und Söhne Albions jeden Winkel zu ihrem Gebrauch eingerichtet und mit Kisten und Kasten verstellt hatten, erging es uns wie in dem bekannten Mährchen: wen der Esel nicht schlägt, den kneipt der Krebs, und wen der Krebs verschont, dem wird von der Katze der Ruß in die Augen gekratzt. Wer glücklich bei der Küche vorbei kam, ohne von einer Portion Sauce angebrüht zu werden, dem schob vielleicht der Kutscher ein Rad des schweren Wagens auf den Fuß, oder sprang ihm vom Bock herab auf ein Hühnerauge, und wer hier glücklich vorbeikam, der wurde wenigstens von den Stiefel putzenden und Kleider ausklopfenden Bedienten tüchtig eingestaubt. Die Herrschaft all' dieses Unwesens, der edle Lord mit seiner Gemahlin, belästigte uns noch am allerwenigsten. Die Dame saß schon am frühen Morgen in ihrer Kajüte und ließ sich von dem Herrn Gemahl die courfähigen Passagiere der Reihe nach vorführen. Sie war eine Dame in den Vierzigen und einstens gewiß sehr schön gewesen. Man sah noch heute die deutlichen Spuren davon. Der Stuhl der Lady stand in ihrer Kabine dicht am Radkasten, wodurch sie den ganzen Tag wie ein Sulz in eine zitternde Bewegung versetzt wurde, was äußerst komisch aussah.

Während der vier Tage, die wir zusammen reisten, kam sie vielleicht zweimal auf's Verdeck, um sich die Gegend anzusehen. Während der übrigen Zeit ließ sie sich von ihrer Kammerjungfer ansagen, wo sie sich gerade befand, und sah sich dann in ihrem Guide viel lieber die Stahlstiche an, die im Grunde schöner waren, als die Gegend selbst und was die edle Dame viel bequemer hatte. Der Lord dagegen ließ sich häufig auf dem Verdeck blicken und sah beinahe, wie alle andern

Mann, ſchilderte uns mit lebhaften Farben die Gefahren, welche die Reiſenden auf dieſem Wege bedrohe, wie noch vor nicht langer Zeit eine Karawane von den ſtreifenden Arabern geplündert und hinweggeführt worden ſei, ſetzte aber hinzu, in ſeiner Begleitung ſeien wir ganz ſicher.

Doch was die lebhafte Schilderung der Gefahren, denen er ſich um unſeretwillen ausſetze, bezwecke, wurden wir bald inne; denn der gute Araber forderte eine ganz unerhörte Summe. Trotz unſeres Handelns ließ er nicht ſehr viel herunter und da uns Herr Baudin verſicherte, wir würden mit einem andern nicht billiger einig, ſo ſchloſſen wir das Geſchäft ab, reichten dem Araber die Hand zum Zeichen, daß wir uns ihm übergeben und ſchärften ihm noch ein, morgen vor Tagesanbruch mit ſeinen Pferden unten zu ſein.

Ich konnte die Nacht nicht viel ſchlafen; auch den Andern erging's nicht beſſer, beſonders war der Fürſt in beſtändiger Unruhe. So oft ich mich auf meinem Lager herumwandte, ſah ich ihn bald dies, bald jenes vornehmen. Jetzt ſtopfte er ſich eine Pfeife, dann putzte er an ſeinen Waffen herum, und als kaum Mitternacht vorbei war, meinte er, jetzt ſei es Zeit, daß wir aufſtünden und anfingen, den Kaffee zu kochen. Ich folgte ſeinem Rath, verließ mein Lager und rüſtete mich zu dem weiten Ritte. Mein Anzug war ſo einfach wie möglich, kurze Stiefel mit Sporen, eine lederbeſetzte Reithoſe, darüber einen kurzen zugeknöpften Rock; auf den Kopf ſetzte ich das Feß; der Fürſt machte mir aus einem ungeheuern Stück Mouſſelin, das ich geſtern gekauft, kunſtgerecht einen Turban; einen türkiſchen Säbel hatte ich an der Seite und meine Piſtolen an einer langen Schnur, womit ich ſie am Sattelknopf befeſtigen konnte.

Der Fürſt vertauſchte auch ſein ſeidenes geſticktes Kleid mit einem ſehr groben, das aus gegerbtem Leder beſtand und mit Pelz beſetzt war.

Der Baron war wie ich coſtümirt; nur hatte er einen rothen Turban, die Piſtolen in eben ſolchem Gürtel ſtecken und an der Seite einen geraden öſtreichiſchen Küraſſier-Pallaſch.

Unſere Beduinen waren ſehr pünktlich. Noch war es gänzlich Nacht, als ein langes anhaltendes Pferdegetrappel auf der Gaſſe uns ihre Ankunft anzeigte. Von den Leuten nahmen wir Giovanni und den rieſigen Mechmed mit, Skandar blieb aber zurück, um unterdeſſen beim Pferdeverkauf mitzuwirken.

Nachdem uns noch der gute Prior ſeinen Segen ertheilt, ſaßen wir auf und ritten zur dunkeln, ſtillen Stadt hinaus. Vor dem Thore hatten wir einen Steinweg, ähnlich dem, auf welchem wir vom Libanon her in die Stadt geritten waren, ſetzten dann auf einer Brücke über einen Fluß, wahrſcheinlich ein Arm des Barrada, und befanden uns auf der großen Straße nach Aleppo. Wie faſt auf allen unſern Touren mit den Arabern hielten ſie gleich unſern Baron, wegen ſeiner ſtattlichen Figur, für den Chef unſerer Geſellſchaft. Auch heute, als wir jenen unregelmäßigen Steindamm hinter uns hatten, ritt der Schech zu ihm hin und fragte ihn, ob wir jetzt ſchneller reiten könnten. Natürlich ſäumten wir nicht, unſern Pferden die Sporen zu geben und jagten in ſauſendem Galopp davon. Wir durchſchnitten das Thal Gutha und hatten ſchon beinahe die Berge erreicht, welche es im Süden einſchließen, als der Morgen im Oſten ſchwach aufzudämmern begann. Die Straße, auf der wir ritten, war, wie alle hier zu Land, ohne Kunſt und Mühe angelegt und nur von den Karawanenzügen gebildet, die jedes Jahr in unabſehbarer Reihe von Damaskus ausziehen.

Unſere Begleitung beſtand aus einigen und dreißig Beduinen, die mir alle ziemlich gut beritten ſchienen. Sie trugen den weißen Burnus; einige einen Turban, andere roth und gelbe, ſowie auch weiße Tücher, die mit um den Kopf gebundenen Stricken feſtgehalten werden. Die Bewaffnung der meiſten beſtand in einem Säbel, einem Paar Piſtolen und der langen Lanze mit dem charakteriſti-

ſchen Büſchel von ſchwarzen Straußfedern. Einige hatten außerdem einen Handſchar im Gürtel ſtecken oder eine lange dünne Flinte auf dem Rücken befeſtigt. Als wir uns auf der Höhe jener Berge umwandten, drangen gerade die erſten Strahlen der Morgenſonne hervor, und beleuchteten die prächtige Stadt, die wir vor einigen Stunden verlaſſen.

Der Weg, den wir in der erſten Hälfte des heutigen Tages zurücklegten, ging meiſtens durch bergiges Terrain, deren Formation den Felſen des Libanon, aber in ſehr verkleinertem Maßſtabe glich. Unſere Pferde liefen ausgezeichnet gut, und als wir mit ſinkender Nacht ein kleines armſeliges Dorf, Neſchme, erreichten, hatten wir an zwanzig deutſche Stunden zurückgelegt. Bei der Ankunft einer ſo großen bewaffneten Schaar, wie die unſrige, waren die Einwohner geflohen, nur einige alte Männer und Kinder waren zurückgeblieben. Der Schech ſuchte eine der beſten Hütten für uns aus, und es gelang ihm auch, Hühner und Eier für uns, ſo wie reichliche Gerſte für die Pferde zu erhalten.

Da er Alles baar bezahlte und die Zurückgebliebenen ſahen, daß es auf keine Plünderung abgeſehen war, mußten ſie den Geflohenen Nachricht gegeben haben, denn während der Nacht kamen die meiſten zurück. Wir ritten am andern Morgen wieder vor Tagesanbruch aus und unſer Weg führte durch eine ſteinige ſandige Fläche. Zur Rechten hatten wir einen Zug des Gebirges Ruack, und gegen Abend mußten wir einen Ausläufer deſſelben überſteigen, der uns quer durch den Weg ſtrich. Doch erreichten wir bald unſer heutiges Nachtquartier, Karyatien, ein weit größeres und anſehnlicheres Dorf, als Neſchme, deſſen Schech uns freundlich mit der gewöhnlichen Gaſtfreundſchaft der Araber aufnahm. Unſere Pferde, d. h. die, die wir Europäer ritten, waren heute Abend entſetzlich ermüdet, denn wir hatten heute nicht weniger als dreißig deutſche Stunden gemacht, aber die unſerer Beduinen, die ſchon an dergleichen Fatiguen

mehr gewöhnt waren, ſchienen wunderbarer Weiſe von dem fürchterlichen Ritt geſtern und heute nicht gelitten zu haben.

Gleich bei der Ankunft ſetzte ſich unſer Schech mit dem des Dorfes in Unterhandlung, um für uns auf morgen friſche Pferde zu erhalten, ſowie eine Anzahl Kameele, die mit Waſſer, Gerſte und einigem Proviant für uns beladen wurden und ſogleich abgehen ſollten, damit wir, die wir morgen frühe weiter ritten, auf den Abend in der baum- und waſſerloſen Wüſte, welche wir hinter Karyatien betraten, den nöthigen Proviant finden würden. Glücklicher Weiſe waren die beiden Beduinen alte Bekannte; ſie hatten mehrmals die Karawanenzüge mit ihren Schaaren durch die Wüſte begleitet, und der eine war daher jetzt gleich bereitwillig, dem andern zu helfen, ſo daß in ungefähr zwei Stunden unſere Proviantkolonne für morgen abgehen konnte. Sie beſtand aus zehn Kameelen und ungefähr zwanzig Reitern, bewaffnet und beritten, wie die unſrigen. Wir begleiteten ſie bis vor das Dorf und ſahen ihnen noch lange nach, wie ſie auf der weiten flachen Ebene dahin gingen, in der Dämmerung der Nacht und dem hellen gelben Sande allmälig wie Schatten entſchwebend.

Unſer Schech war ein freundlicher Mann. Er bewirthete uns mit einem guten Pillau und Lammfleiſch und brachte nachher, um uns etwas recht Gutes anzuthun, eine Flaſche Raki, Dattelbranntwein hervor, wovon wir jeder ein Gläschen trinken mußten. Er war ein ſchon alter Mann und ließ uns durch Giovanni viel von den gefährlichen Pilgerzügen ſagen, die er durch die Wüſte geleitet. Auch brachte er ſpäter einen Ehrenſäbel herbei, den er dafür von einem Paſcha von Damaskus erhalten. Dieſe freien Araberſtämme ziehen ihren größten Verdienſt aus der Begleitung und Verproviantirung der Karawanen, die nach Mekka gehen. Alljährlich verſammeln ſich zu Damaskus aus dem ganzen Norden Aſiens alle Pilger, die dieſen Zug mitmachen wollen. Die meiſten derſelben kommen erſt am Ende des Ramaſans, und dann gleicht Damaskus, die an

ſich ſchon ſo lebendige Stadt, einem ungeheuren Markte. Es wimmelt von Fremden aus allen Theilen der Türkei und Perſiens. Alle Straßen der Stadt ſind bedeckt mit Haufen von Pferden, Kameelen, Eſeln und Waarenballen, und dieſer ganze ungeheure Troß ſetzte ſich nach einigen Tagen in Bewegung, um in vierzig Tagen durch die Wüſte ziehend, Mekka am Bairamfeſte zu erreichen. Da die Karawane durch die Gebiete mehrerer freien Araberſtämme zieht, ſo mußte man Verträge mit ihnen abſchließen, ihnen einen Durchgangszoll bezahlen oder ſie zu Führern und Begleitern nehmen, was ebenfalls bezahlt wurde. Der Paſcha von Damaskus ſchickt vor dem Auszug der Karawane einem der mächtigſten Beduinenſchech's den Ehrenſäbel, von dem ich oben ſprach, ſo wie ein Zelt, und ernennt ihn ſomit zum Hauptführer der Karawane, unter welchem Titel ihm aber die Verpflichtung obliegt, für einen Theil der zum Zuge nöthigen Kameele zu ſorgen, die er um einen beſtimmten Preis liefern muß, ohne bei Verluſten auf eine weitere Entſchädigung rechnen zu können. Jedes Jahr gehen bei dieſen Zügen an zehntauſend Kameele zu Grunde, deren Erſetzung ein bedeutender Erwerbszweig der Araber iſt. In früherer Zeit lag dem Paſcha von Damaskus die Verpflichtung auf, die heilige Karawane ſelbſt nach Mekka zu führen, weßwegen er den Ehrennamen Emir Hadje führte, und dieſem Poſten wurde eine ſolche Wichtigkeit beigelegt, daß, wenn der Zug gelingt, das heißt, wenn die Araber ihn nicht zerſtreuen und ausplündern, die Perſon des Paſcha für alle Zeiten unverletzlich iſt, und es ſelbſt dem Sultan nicht erlaubt iſt, ſein Blut zu vergießen. Doch wußte die Politik der hohen Pforte dies buchſtäbliche Verbot ſehr gut zu umgehen, indem ſie einen ſolchen Paſcha, deſſen ſie ſich entledigen wollte, in einem Sack erſticken ließ. Neben dem religiöſen Intereſſe treibt auch die Ausſicht, im Handel ein Bedeutendes zu gewinnen, eine Menge Pilger zu dem Zuge. Sie nehmen von Hauſe Waaren mit, die ſie unterwegs verkaufen, und das gelöste Geld verwenden ſie in Mekka zum Einkauf

von Mouſſelinen aus der Stadt ſelbſt und aus Bengalen, von Shawls aus Kaſchemir, Aloe aus Tunkin, Diamanten aus Golkonda, beſonders Kaffee aus Yemen. Indeſſen plündern oft die ſtreifenden Araber die Karawanen gänzlich aus und machen alle die ſchönen Projekte der Kaufleute zu Schanden. Doch kommen in den meiſten Fällen die Pilger wohlbehalten zum Ziel und alsdann iſt ihr Vortheil ſehr bedeutend. Die ärmere Klaſſe, die bei dem Zug materiell nichts gewinnen kann, macht ſich in allen Fällen durch die Ehrfurcht bezahlt, die man dem Namen Hadji (Pilger) beilegt, oder durch das Vergnügen, ihren Landsleuten die Wunder der Kaaba zu rühmen, mit Emphaſe von der ungeheuern Menge Pilger und den Mühſeligkeiten, die ſie ausgeſtanden haben, zu ſprechen, ſowie von den ſeltſamen Figuren der Beduinen, der waſſerloſen Wüſte und dem Grab des Propheten. Dieſe Erzählungen haben den gewöhnlichen Erfolg, daß ſie die Bewunderung und Begeiſterung der Zuhörer erregen, wiewohl es nach dem aufrichtigen Geſtändniß der Pilger nichts Elenderes, als dieſe Reiſe gibt. Uebrigens hat aber auch dieſe flüchtige Bewunderung nicht verhindert, ein für die frommen Pilger wenig ehrenvolles Sprüchwort in Umlauf zu bringen: „Sei mißtrauiſch gegen deinen Nachbar," ſagt der Araber, „wenn er einen Hadje (Pilgerzug) gemacht hat; macht er aber zwei, ſo trenne dich augenblicklich von ihm."

Am andern Morgen brachen wir wieder vor Tagesanbruch auf. Unſer alter Wirth wollte uns durchaus begleiten, indem er unſerm Schech vorſtellte, unſere Escorte ſei bei einem bedeutenden Angriff der Araber doch ein wenig ſchwach, und es mache ihm ſelbſt Spaß, wieder einmal einen Ritt durch die Wüſte zu unternehmen. Sein Verlangen konnte uns nur angenehm ſein, und da wir ſchon viel von den verwegenen Räubereien der Araber in dieſen Theilen des Landes gehört hatten, ſo ſahen wir es nicht ungern, daß er ſich in Begleitung einiger zehn recht gut ausſehender Reiter unſerm Zug anſchloß.

Eine kurze Strecke hinter Karyatien fing die gewaltige Sandwüſte mit einem Male an. Eine unabſehbare, weißlich gelbe Fläche breitete ſich vor uns aus und der Blick fand keine Abwechslung, als lange Wellenlinien, die der Wind in den Flugſand gezeichnet hatte. Nördlich ſtrichen in weiter Entfernung die Gebirge von Ajar und öſtlich war das, was wir ſahen, entweder Sandgebirge oder der gelbe Boden ſpiegelte ſich in den Wolken wieder. Die ausführlichere Beſchreibung einer Reiſe durch die Wüſte findet beſſer bei unſerer zweiten und größeren Tour durch dieſe öden Sandflächen, als wir ſpäter von Gazza nach Kairo zogen, ihre Stelle, weßhalb ich hier nur mit wenigen Worten darauf hingedeutet habe, beſonders da ſich dieſe verlaſſenen baum- und waſſerloſen Landſtrecken faſt ganz gleich ſehen.

Unſer heutiger Tagmarſch war für die Pferde ſehr ermüdend, denn obgleich ſie bei jedem Schritt bis über die Feſſeln in den Sand traten, ging es doch faſt beſtändig im ſcharfen Trabe vorwärts. Auch der Himmel war uns nicht ſehr günſtig, ſondern mit Wolken überzogen und ein ſcharfer Wind wirbelte oft den Sand um uns in die Höhe, daß wir wie in Wetterwolken eingehüllt dahin ritten. Mir kam heute beim Betrachten unſerer Reiterſchaar häufig und ſehr lebhaft ein kleiner Kupferſtich in's Gedächtniß, „eine Karawane vor einem Sandſturme fliehend," auf welchem eine bunte wilde Schaar von Beduinen vor zerriſſenen Wolken, die vom Himmel herabzuflattern ſcheinen, und beweglichen Sandhaufen, wie wir heute, dahin fliehen. Im Hintergrund des kleinen Bildchens ſah man die Ebene mit Ruinen bedeckt. War es Palmyra? Mir kam es damals ſchon ſo vor, als müſſe es Palmyra ſein, und meine Phantaſie bemühte ſich nach Allem dem, was uns von jener fabelhaften Stadt geſagt wurde, bei Nennung dieſes Namens die prächtige todte Stadt ſo wundervoll wie möglich auszumalen. Aus der Wüſte kamen die guten und böſen Feen, die an der Wiege

neugeborener Königskinder erſchienen, um ſie zu beſchenken, und Palmyra hatte ich mir als den Ort gedacht, wo die gute Fee herkommen müſſe. Palmyra mit den ſchönen Bauwerken, von denen ich gehört, und die doch Niemand bewohnen ſollte, war mir eine Stadt von Palmen umgeben, in der jene guten Geiſter ihre eigentliche Heimath hatten, wie auch bei uns die Zauberſchlöſſer mitten im Walde liegen.

Was wir am Morgen vor uns geſehen hatten, waren wirklich Ketten von Bergen, ohne Baum und Strauch, die eine ſandige Fläche von ungefähr drei bis vier Stunden Breite einſchloſſen, und ſo eine Schlucht bildeten, die ſich nordweſtlich hinzog. Es dunkelte ſchon, als wir den Eingang derſelben erreichten, wo wir die vorausgeſchickten Kameele gelagert fanden. Unſer guter Schech von Karyatien hatte ein Zelt mitgegeben, das uns recht gut zu Statten kam. Die Nacht wurde, wie immer hier, recht kalt und der Thau benetzte rings den Boden. Trotz der geſpannten Erwartung, mit der wir dem morgenden Tag entgegen ſahen, ließ uns die große Ermüdung, die uns dieſe forcirten Ritte verurſacht, ſehr feſt ſchlafen und es bedurfte am andern Morgen des lauten Getümmels der aufbrechenden Araber, um uns zu wecken. Die Kameele mit ihrer Bedeckung blieben auf dem Platze hier, um uns morgen in der Nacht wieder aufzunehmen, und ſie waren für dieſe mit Waſſer und Proviant genugſam verſehen.

Wir ritten in der Morgendämmerung vielleicht zwei Stunden lang durch die Schlucht, die ſich auf einmal zu verengen ſchien; doch traten die Gebirgszüge an dieſer Stelle nur etwas zuſammen, um ſich gleich hinter derſelben zu einem weiten Thale auszudehnen, in welchem Palmyra oder Tadmor liegt. Mir klopfte das Herz, als wir eine dieſer Bergketten rechts hinanſtiegen und nun auf einmal auf der andern Seite die Ruinen einer Waſſerleitung ſahen, die einſt in früheren Zeiten das Waſſer nach der Stadt führte. Doch woher, da die Gegend weit und breit mit Sand bedeckt iſt?

Die Rinne, welche von den ſtolzen Bogen getragen wird, zeigt keine Spur von irgend einem grünen Blatt oder einem Mooſe, ſondern Alles iſt beſtaubt und angefüllt mit dem feinen Sand, den der Samum emporwirbelt. Jetzt ſahen wir rechts und links neben dieſem Aquaduct, ſowie auch an der Höhe vor uns, einige viereckige Thürme von bedeutender Höhe. Unſer Weg führte uns bei einem derſelben vorbei und wir erkannten, daß es alte Grabmäler ſeien. Mit lautem Hurrah, das in den Bergen wiederhallte, jagten unſere Beduinen nun den letzten Abſatz der Höhe hinan. Wir folgten ihnen und ſahen von oben die alte prächtige Stadt vor uns, — todt, — und doch ewig in ihren Trümmern lebend.

Es iſt nicht möglich, einen Anblick, wie den der Ruinen von Palmyra zu beſchreiben oder auch nur ein ſchwaches Bild davon zu geben. Man kann gegen andere Trümmer vergangener Zeiten an dieſe keinen Maßſtab legen. Hier iſt eine prachtvolle üppige Gegend, auf der die Ruinen nur eine Verſchönerung wären, hier iſt nichts als eine unabſehbare öde Fläche, welche ſich bis zum Euphrat kahl und unwirthbar erſtreckt, die erſt dem Auge bedeutend wird und es zu feſſeln vermag durch die Trümmer der Stadt, Trümmer, ſo ungeheuer und zahlreich, daß man ſie kaum in zwei Stunden umwandeln kann. Fern von jedem lebenden Weſen, fern von der Zeit, die im Stande war, ſolches zu bauen, ragt hier eine ungeheure Menge korinthiſcher Säulen empor, deren Bild durch die wenigen Mauern und Gebäude, die man ſieht, noch ſonderbarer wird. Kann man die unzähligen ſchlanken Schafte mit dem kunſtvoll gearbeiteten Frieß einem verſteinerten Palmenwald vergleichen? Nein, es iſt wie das Tulpenbeet einer mächtigen Fee, die Säfte der ſchönen Blume hat eine böſe Macht ausgetrocknet und wir Menſchen glauben nun, dort ſei vormals eine Stadt geweſen. Ja, mir war es unmöglich, das ungeheure Schauſpiel, das ſich unſern Blicken auf der Höhe darbot, zu erfaſſen. Wir ritten ſtumm den Hügel hinab gegen die Stadt mit offenem Auge und gierigem

Blick, um von dem Herrlichen ſo viel wie möglich in uns aufnehmen zu können.

Bald ſtößt man auf einen Palaſt, doch ſieht man nur die mit Säulen umgebenen Höfe und Bruchſtücke der mit ſchönen Verzierungen bedeckten Mauern; bald auf einen Tempel, deſſen Größe und Lage man nur durch die umhergeſtreuten Trümmer erkennen kann; bald auf einen andern, deſſen Periſtyl halb umgeſtürzt iſt. Dort ſteht noch ein Portikus, da ein Triumphbogen, hier eine kleine Säulenpforte. Die tauſende von Säulen, die hier aufrecht ſtehen, bilden die merkwürdigſten Gruppen. Hier umgeben ſie in maleriſcher Unordnung einen Brunnen, dort ſieht man noch, wie ſie den Hof eines Tempels umſtanden, doch iſt die Symmetrie durch den Einſturz mehrerer geſtört; weiter hinten dehnen ſie ſich in einer ſo langen Reihe aus, daß ſie Alleen von Bäumen gleichen und, ſich in der Ferne verlierend, nur wie eine ununterbrochene Linie erſcheinen. Ruft man die gierigen umherſchweifenden Blicke von dieſen erhabenen Scenen ab, und ſenkt ſie vor ſich hin, ſo ſieht man den Boden mit Trümmern bedeckt, die in ihrer zerſtörten Geſtalt noch eben ſo großartig ſind. Da liegen die ungeheuerſten Säulenſchäfte, halb und ganz zerſtückt, in ihren Theilen blos verrenkt oder ganz von einander getrennt. Ueberall blicken aus dem Boden halb vergrabene Mauerſtücke empor, Ueberreſte von Bildſäulen und Frießen, zertrümmerte Kapitäler, entſtellte Reliefs, mit Sand bedeckte Gräber und zerſtörte Altäre.

Wir überließen unſere Pferde den Beduinen und wanderten den ganzen Tag zwiſchen den erhabenen Trümmern umher. Ich verſuchte es, hier eine ſchöne Ruine abzuzeichnen, ſowie auch anfänglich, einen Plan von dem Ganzen aufzunehmen, aber entblößt von allen Inſtrumenten, wie wir waren, konnte mir das unmöglich gelingen. Auch mangelte uns die nöthige Zeit. Anfänglich hatten wir projektirt, den folgenden Tag auch noch unter den Ruinen zuzubringen, ein Vorſatz, den wir aufgaben, indem uns dieſer ver-

Menſchen aus; nur hatte er Kinn und Hals ebenfalls in einer großen Binde verwahrt, und trug den Hut ſehr auf dem Hinterkopfe.

Die Ungarn und Wallachen, die auf dem Schiffe waren, fühlten ſich durch die Ausbreitung des engliſchen Comforts noch weit unbehaglicher als wir. Sie drückten ſich an die Schiffswände und wagten es kaum, über das Verdeck zu gehen. Doch ging die Sache ſo lange gut, als wir uns auf dem Zriny befanden, der genug Kajüten hatte, um den ausgebreiteten Forderungen der engliſchen Herrſchaft Genüge zu leiſten. Sobald wir aber unterhalb Orſova durch das eiſerne Thor auf Kähnen ſchiffen mußten, und dann auf ein anderes Dampfboot, die Panonia kamen, ſo geriethen Seine Herrlichkeit ſehr in Verlegenheit, denn da das Schiff nur drei Kajüten hatte, eine für die Damen, eine für den erſten und eine für den zweiten Platz, von denen nur die erſtere kleine abgetheilte Schlafſtellen hatte, ſo mußte der Lord ſich entſchließen, die Nacht in unſerer Kajüte zuzubringen. Anfänglich hatte er lange Debatten mit dem Kapitän, die wir zu unſerm großen Ergötzen mit anhörten, und trotzdem daß die Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft alles Mögliche gethan hatte, um die Engländer zufrieden zu ſtellen, beklagte ſich doch der Lord über ſchlechte und unaufmerkſame Behandlung auf den Donauſchiffen.

Den erſten Abend auf der Panonia konnte er ſich lange nicht entſchließen, mit uns ein gemeinſchaftliches Schlafgemach zu beziehen, ſondern ſpazierte lange auf dem Verdeck umher, und als es gegen neun Uhr anfing zu regnen, mußten ſich fünf bis ſechs ſeiner dienſtbaren Geiſter mit aufgeſpannten Regenſchirmen oben hinſtellen, unter denen er hin und her ſpazierte. Doch bald wurde ihm das Wetter zu arg und wir ſaßen gerade bei einem Glaſe Punſch, als der Kapitän hereintrat und uns lachend aufforderte, auf die Anſtalten Achtung zu geben, die er jetzt machen müſſe, um dem Lord ein würdiges Nachtlager zu bereiten. Die Thür öffnete ſich und ein Paar betheerte Schiffsjungen kamen herein, die ein großes Flaggentuch trugen, das ſie wie eine ſpaniſche Wand an den Ecken der Kajüte befeſtigten und ſo ein abgeſondertes Zimmerchen bildeten. Der Kapitän hatte, um einen Spaß zu machen, eines mit den engliſchen Farben gewählt, was aber Seine Herrlichkeit ſehr günſtig aufnahm und ſich wohlgemuth dahinter zur Ruhe begab.

Bei Ruſtſchuck verließen wir das Dampfboot, um von da unſere Reiſe zu Land über Schumla und Adrianopel nach Konſtantinopel fortzuſetzen. Einigemal hatte die Lady den Wunſch geäußert, dieſe Tour ebenfalls zu machen, und nur den dringenden Vorſtellungen des Kapitäns, der Paſſagiere und des Herrn Gemahls, der keine Luſt verſpürte, das bequeme Schiff zu verlaſſen, daß ſie auf der ganzen Tour mit den

längerte Aufenthalt ohne Meßgeräthe und Zeichenbücher nichts genützt hätte, und weil auch unſere beiden Beduinenſchech die Abreiſe auf den Abend wünſchten, da ſie, ich weiß nicht, aus welchem Zeichen erkennen wollten, es müſſe erſt vor Kurzem ein zahlreicher Araberſtamm Palmyra verlaſſen haben, der vielleicht zurückkehren, uns überfallen und ausplündern könne.

Als wir demnach am Abend unſere Pferde wieder beſtiegen und der ſchönen verlaſſenen Stadt den Rücken zukehrend, die Sandhügel hinanritten, war es mir, als verlaſſe ich etwas, das ich längſt geliebt und das ich vorher als Andenken in meinem Herzen getragen, jetzt aber, nachdem ich es einmal flüchtig geſehen, zurücklaſſen müſſe und auf ewig verloren habe. Lange ſtanden wir oben auf den Höhen und ſahen die Stadt noch einmal vergoldet von den Strahlen der Abendſonne. Ach, wie biſt du ſo todt, ſo entſetzlich todt, Palmyra! Auf deinen Trümmern weht nicht einmal ein lebendiger Strauch, kein Grashalm winkt zum Abſchied herüber! Wäre ich ein Beduine und mir ſtürbe meine Geliebte, ich würde ſie unter deinen Trümmern begraben und dich ſo an mein Herz feſt ketten. Doch ich muß zurück nach dem kalten Norden, kann mir nur ein Bild von dir mitnehmen, das freilich im erſten Anſchauen friſch und klar vor mir ſteht; aber nach und nach werden die Säulen durch einander wanken, ſich verwirren, Sand und Staub werden aufwirbeln und dich, du ungeheures Grab, ſelbſt meinem innern Blicke entrücken. — Leb' wohl, Palmyra! Leb' wohl, du Wüſtenkönigin!

Unſere Eskorte aus Karyatien fanden wir noch auf demſelben Fleck vor dem Eingang jener Schlucht, und brachten den Reſt der Nacht bei ihr zu. Am andern Morgen mit Tagesanbruch ritten wir gegen Karyatien zurück und die Kameele folgten uns langſamer. Unſer guter Schech — er hieß Abdallah — machte wieder den freundlichen Wirth und wir verließen ihn am andern Morgen mit den Gefühlen, wie man einen alten Freund verläßt, den man nie

wiederſehen wird. Er gab uns noch eine kleine Strecke das Geleit gegen Reſchme, wandte ſein Roß und flog zurück. Beim Abſchied hatte er Thränen in den Augen und ließ uns durch Giovanni ſagen, er habe uns recht liebgewonnen und werde das nächſte Mal mit recht betrübtem Herzen die Ruinen von Tadmor wiederſehen.

Den Abend erreichten wir ohne Unfall Reſchme und den folgenden Tag noch bei guter Zeit Damaskus. Unſer Pferde hatten ſich recht wacker gehalten und waren auf keinen Fall ſo gränzenlos ermüdet, wie wir, von den ungeheuren Ritten, die wir in dieſen Tagen gemacht. Wir legten uns gleich zu Bette und ſchliefen weit in den folgenden Tag hinein.

Indeſſen hatte Skandar, während der Zeit wir den Ausflug nach Palmyra gemacht, mit ſeinem Pferdehandel ſo ziemlich reuſſirt. Der Stallmeiſter des Perſers hatte, wie er ſagte, ſeinen Herrn dazu vermocht, das Pferd abzugeben; dieſer wollte jedoch nicht eher einen Preis beſtimmen, bis wir den Hengſt nochmals in ſeiner ganzen Schönheit im freien Felde dahinjagend geſehen hätten, weßhalb uns der Stallmeiſter den Tag nach unſerer Ankunft von Palmyra auf Nachmittags drei Uhr beſtellte, damit er uns den Hengſt vor den Thoren der Stadt vorreiten könnte. Dem Baron waren dieſe Ausſichten jedoch nur halb erwünſcht; denn Herr Baudin, der die Zeit unſerer Abweſenheit ebenfalls dazu benützt hatte, in unſerem Intereſſe Pferde anzuſehen, verſicherte, er habe keines gefunden, was jenem Hengſt an Adel und Schönheit gleich zu ſtellen ſei; ebenſo Skandar, der, wie er verſicherte, in allen möglichen Stallungen herumgekrochen ſei. Demungeachtet ritten wir Nachmittags hinaus, und bald erſchien auch der Stallmeiſter mit ein paar Knechten, von denen einer das Pferd führte. So ſchön ſich uns das Thier ſchon beim erſten Anblick gezeigt hatte, ſo edel fanden wir es auch jetzt in allen ſeinen Bewegungen, beſonders da ihn der Fürſt ritt, deſſen feine Figur zu der mittelgroßen Geſtalt des Pferdes ſehr gut paßte. Der Baron würde augenblicklich auf

den Handel eingegangen ſein, wenn ihn nicht die Idee abgehalten hätte, daß er, wie ſchon geſagt, kein zweites, ebenſo edles Pferd finden würde, wodurch die Transportkoſten für das eine allein zu groß geworden wären. Doch fragte er nach dem Preis, den ihm der Stallmeiſter jetzt angab und der, obgleich er ſehr hoch war, doch für den edeln Hengſt nicht zu übertrieben erſchien.

Wir baten den Perſer, auf den Abend zu uns in's Kloſter zu kommen, wo ihm der Baron ſeinen Entſchluß mittheilen würde, und ritten dann nach der Stadt zurück, wobei viel für und gegen den Ankauf des Pferdes geſprochen wurde, namentlich hatte ſich der Fürſt förmlich in den Hengſt verliebt und wandte ſeine ganze Ueberredungskunſt auf den Baron an, um ihn zum Ankauf deſſelben zu ſtimmen. Doch ſo ſehr dieſem auch das Pferd gefallen und er es mit gutem Gewiſſen für den angegebenen, ſelbſt noch für einen höhern Preis hätte kaufen können, hielt ihn doch der oben bemerkte vernünftige Grund von dem Abſchluß des Handels zurück, und als der Perſer am Abend zu uns kam, händigte ihm der Baron für ſeine Bemühungen ein reiches Geſchenk ein und ſetzte ihm auseinander, warum er zu ſeinem großen Bedauern das Pferd nicht kaufen könne.

So waren denn unſere Geſchäfte auf einmal hier beendigt. So viel es uns die Zeit erlaubte, hatten wir die Stadt geſehen und ein längeres Verweilen in derſelben war uns beſonders wegen jener fürchterlichen Krankheit, die ſich immer mehr zeigte, nicht angenehm, weßhalb wir noch heute Abend unſere Sachen packen ließen und am andern Morgen bei guter Zeit aufbrachen, um nach Beirut zurückzukehren. Da überall in den Kloſtern natürlich keine Zeche berechnet wird, ſo gibt man dem Prior ein Geſchenk für die Armen und bezahlt auf die Art einigermaßen die Mühe und Koſten, welche man den guten Patern verurſacht. Der Prior ertheilte uns vor der Abreiſe ſeinen Segen, wobei er die Hoffnung ausſprach, uns, da er vielleicht in einiger Zeit nach Italien zurückkehren müſſe, wiederzuſehen.

Bald hatten wir die Stadt im Rücken und kletterten die ſteilen Abhänge des Antilibanon hinauf, von wo aus wir dem ſchönen Damaskus noch einmal mit unſern Blicken Lebewohl ſagten. Der gute Baron, der ſich ſo viele Mühe gegeben hatte, um ein paar ſchöne Pferde zu finden, war ſichtlich verſtimmt, daß ihm das nicht gelungen war. Doch der Fürſt und ich ſangen ihm ſeine Lieblingslieder vor und bemühten uns, ihn durch unſere gute Laune wieder zu erheitern, was uns auch bald gelang. Wir machten denſelben Weg, wie auf der Hinreiſe, kehrten einen Augenblick in Schiras bei unſern guten Wirthsleuten ein und ſtiegen wieder aufwärts längs den Ufern des Barrada durch den wilden Felſenweg, in dem wir uns neulich verirrt hatten. Heute beim hellen Tag konnten wir die koloſſalen ſchauerlichen Formationen dieſer Schlucht recht erkennen. Ich kann dieſen Weg mit keinem andern vergleichen, als der via mala in der Schweiz, nur mit dem Unterſchiede, daß dort eine breite gut erhaltene Chauſſee führt, hier aber der Weg, hoch über dem ſchäumenden Fluſſe kaum einen Fuß breit und mit lockerem Steingeröll bedeckt iſt. Die ſteinerne Brücke, die wir gleich anfangs paſſirten, ſchien uralt und war kühn über eine gewaltige Kluft geſpannt. Heute verirrten wir uns nicht und folgten dem Weg durch jene ſeltſam geformten Klüfte längs ſteilen Felſen vorbei, in denen wir viereckige Löcher gehauen ſahen, die, wie uns einer der Mucker ſagte, in früheren Zeiten Wohnungen der Bergvölker geweſen ſeien. Doch wäre es ebenſo glaubwürdig, wie uns Giovanni verſicherte, daß es alte Grabgewölbe ſeien.

Die alte Tradition verlegt in dieſe wilden Felswege eine Sage aus der älteſten Geſchichte des Menſchengeſchlechtes. Kain, der ſeinen Bruder Abel am Altar auf dem Kaſiun bei Damaskus, wo damals das erſte Elternpaar wohnte, erſchlug, wußte nicht, daß es der Tod ſei, der ihm nach jener That die Augen geſchloſſen und bemühte ſich, als ſchmerzliche Reue ſeinen Zorn verſcheucht, ihn aus dem tiefen Schlafe zu erwecken, aber vergebens. Er trug den Leich-

nam des Bruders auf ſeinen Schultern, und ſchleppte ihn durch das Thal Gutha, dem Lauf des Barrada entlang und legte ihn an dieſer Stelle nieder. Er ſetzte ſich verzweiflungsvoll neben der Leiche hin und ſchaute, ob der tiefe Schlaf noch nicht weichen wollte, bis er einen Raben ſah, neben dem ein anderer todter Rabe lag und für welchen der erſte mit dem Schnabel ein Loch grub und ihn darin verſcharrte. Da fiel auch dem Kain ein, der Schlaf des Bruders könne ein ähnlicher ſein, wie der des Vogels und es bedürfe ein anderes tieferes Bette, wie das auf dem Raſen unter dem blauen Zelte des Himmels. Darauf nahm er den Todten auf die Höhe eines der Berge und grub eine Gruft zur Ruheſtätte deſſelben.

Bald hatten wir das Ende jener Schlucht erreicht und die erſte Kette des Antilibanon überſtiegen. In einem ziemlich langen Thale, das ſie von der zweiten ſcheidet, lag unſer heutiges Nachtlager, Zebdeni, das wir mit Einbruch der Nacht erreichten. Ein kleines armſeliges Dörfchen, jedoch mit Fruchtfeldern umgeben und in Maulbeerpflanzungen und Platanen verſteckt liegend. Wir hatten anfangs Schwierigkeit, ein Unterkommen zu finden; denn Giovanni war heute einmal wieder ſehr ſchlechter Laune und führte uns in eine elende Baracke, eine Art Scheune, wo wir die Nacht zubringen mußten. So ſtreng ihm auch der Baron befahl, ein anderes Quartier zu ſuchen und ſich beim Schech des Dorfes darnach zu erkundigen, ſo ſtörriſch war der Burſche, meinte, es gebe gar keinen Schech im Dorfe, auch ſei dies Quartier eins der beſten. Wir mußten uns in Geduld fügen, obgleich der Fürſt ſowohl wie ich einen Augenblick wartete, ob der Kerl, wie er wohl zu thun pflegte, ein heftiges Wort ausſtoßen würde. Für dieſen Moment hatte ich ſchon einen Steigbügelriemen in Bereitſchaft, und würde ihn derb durchgeprügelt haben. So einſam unſere Scheune anfangs war, ſo belebte ſie ſich doch nach und nach. Männer, Weiber und Kinder erſchienen und ſetzten ſich in einem großen Kreiſe umher, unſere

Kleider und ſeltſamen Geräthe anſtaunend. Ich nahm mein Taſchenbuch heraus und verſuchte, ob ich nicht eines dieſer charakteriſtiſchen Geſichter abzeichnen könnte, was den Arabern zu gefallen ſchien, und ſobald ſie bemerkten, was ich wolle, ſo drängte ſich jeder vor und bat mich, doch ſein Geſicht beſonders zu berückſichtigen. Ich bin überzeugt, die Leute ſind mit einer äußerſt guten Meinung von uns gegangen. Denn ſpäter gaben wir ihnen noch ein Vokalconzert zum Beſten, in das einige mit einſtimmten, andere aber durch einen wilden Tanz begleiteten. Am andern Morgen brachen wir zeitig auf, um die herrlichen Ruinen von Baalbek noch bei guter Zeit zu erreichen. Es war außerordentlich kalt als wir fortritten und beim Hinanſteigen der Berge gegen die zweite Kette des Antilibanon trafen wir bald auf Schnee und kleine Bergwaſſer, deren Ufer mit Eiszacken eingefaßt waren. Wir befanden uns hier in ziemlicher Höhe über der Meeresfläche, gegen drei tauſend ſechshundert Fuß, faſt ſo hoch wie der Gipfel des Brockens in Deutſchland.

Obgleich es heller Tag war, und unſere Mucker behaupteten, den Weg nach Baalbek genau zu kennen, verirrten wir uns doch noch einigen Stunden, eine Nachläſſigkeit dieſer Leute, die uns einige Zeit raubte und uns obendrein Pfade betreten ließ, die mir nach Allem dem, was wir kürzlich in dieſer Art ſchon erlebt, doch faſt unerſteiglich vorkamen.

Gegen Mittag hatten wir den letzten Rücken des Antilibanon, wie unſere Mucker verſicherten, vor uns liegen, der faſt ganz aus ſteilen Felſen beſtand, und den wir auf einem merkwürdigen Pfade erklettern mußten. Eins hinter dem andern wandten ſich die Pferde, zwiſchen Steinblöcken durch, die ſie wie Treppen erſteigen mußten, und ſo dauerte es über zwei Stunden, ehe wir oben waren. Etwas Wilderes, Kahleres, als dieſen Bergrücken ſah ich nie; er war eine Strecke mit ſpitzen Steinen bedeckt, die wie verſteinerte Wellen emporſtarrten, ſo daß es den Pferden faſt unmöglich war, den Weg zu verfolgen, ohne ſich zu beſchädigen. Rechts von uns erhob ſich der

Berg noch hundert Fuß höher in einem einzigen ſteilen Felszacken, auf welchem ſich ein Adlerneſt befand. Der prächtige Vogel ſaß auf einer Spitze und ſah verächtlich auf uns herab. Wir ſchoſſen unſere Piſtolen in die Luft, um ihn aufzujagen, was uns aber erſt nach mehreren Schüſſen gelang. Die Ausſicht, die wir hier oben hatten, war großartig. In Süd-Süd-Weſt ſahen wir aus weiter Ferne den ſchneebedeckten Dſchebbel-Schech. Vor uns trat die ganze mächtige Kette des Libanon, obgleich etwas in Wolken gehüllt, unſerm Auge entgegen. Wir verließen jetzt das Steinmeer und ritten über einen mit Heidekraut und niedrigen Eichen bedeckten Abhang und ſahen bald das herrliche Thal Bekaa vor uns liegen.

Anſtatt gerade hinabzuſteigen, zogen wir an einem Abhang des Berges hin, und erreichten in Kurzem ein kleines Dörfchen Zarain, hinter welchem wir unſern Weg wie oben fortſetzten. Wir alle ſpähten ſorgſam umher, um die prächtigen Ruinen von Baalbek zu erblicken, die unten in jenem Thale liegen, doch mußten wir noch eine halbe Stunde reiten, eh' uns dieſer überraſchend ſchöne Anblick zu Theil wurde. Ich war gerade an der Spitze des Zuges und hielt mit einem lauten Ausruf der Ueberraſchung mein Pferd zurück; denn plötzlich ſtiegen vor mir im Thale, in dem man weit und breit nichts ſieht, als die kleinen armſeligen Lehmhütten der Syrier, ſechs rieſenhafte Säulen empor, deren majeſtätiſche Geſtalt unwillkürlich zu halten gebot und das Herz ſchneller ſchlagen machte — Baalbek. —

Von jetzt an behielten wir die prächtigen Ruinen immer im Auge und ſtiegen, wie magnetiſch von ihnen angezogen, ſchneller in's Thal hinab. Nach und nach trat der ganze gewaltige Trümmerhaufen des Sonnentempels vor unſere Augen. Umgeſtürzte Säulen, zerbrochene Mauerſtücke, jetzt der noch ziemlich erhaltene Tempel des Baal ſelbſt, daneben ein kleines rundes Gebäude mit korinthiſchen Säulen, zuletzt die gewaltige Unterlage von den mächtigſten Steinblöcken, auf welchen das Ganze ruht.

Bald erreichten wir das kleine Dörfchen Baalbek, das ärmlich und unbedeutend neben den Ruinen liegt. Man hatte uns in Damaskus geſagt, der griechiſche Biſchof von Baalbek ſei ein ſehr gaſtfreundſchaftlicher Mann, und würde uns, da wir keine Engländer ſeien, gerne ein Obdach gewähren. Gegen Altengland und ſeine Söhne nämlich hat der fromme Biſchof, man weiß übrigens nicht woher, einen unüberwindlichen Haß, und tritt, ſo viel es ihm möglich iſt, gegen das mächtige Reich in offenbare Oppoſition, die er jedoch nur an den Engländern, die ihn beſuchen wollen, ausübt; denn obgleich ſein Haus für Fremde gern geöffnet wird, geräth er in heftigen Zorn, wenn demſelben ein Engländer naht und ſoll vor noch nicht ſehr lange einem vornehmen Reiſenden dieſes Volks mit den größten Scheltworten die Thüre gewieſen haben. Dagegen hält er die Franzoſen ſehr werth, und ſie ſind ihm in Europa das gute, ſo wie die Engländer das böſe Prinzip.

Obgleich wir gewiß keine Engländer waren, hatten wir doch nicht die Ehre, von dem Biſchof aufgenommen zu werden, denn der arme Mann war gegenwärtig ſo krank, daß man jede Stunde ſein Ende erwartete. Doch fanden wir ein recht gutes reinliches Quartier bei dem Schech des Dorfes, der uns freundlich entgegen kam.

Wir nahmen ein kleines Mittageſſen ein und gingen dann zu den Ruinen, um ſie in der Nähe zu beſehen. Ueber dieſelben iſt ſchon ſo viel Gutes geſchrieben und gezeichnet worden, daß ich nur wenige Worte darüber ſagen will. Baalbek iſt das alte Baalgad und Baalhamon der heiligen Schrift, deſſen heut noch ſtehende Ruinen der Tempel der Sonne und der Tempel verſchiedener anderer Gottheiten der Alten ſind. Von der mächtigen Stadt ſelbſt, wie ſie in den Zeiten des iſraelitiſchen Reichs geweſen, findet man keine Spur mehr als wenige Mauerreſte und unausgefüllte Gräben. Jener Tempel waren zwei, die auf mächtigen gewölbten Unterlagen ſtehen, von denen der eine, der des Baal, noch ziemlich erhalten iſt.

An den vier Mauern, die aus großen Quadern in kunſtloſer Einfachheit aufgeführt ſind, ſieht man noch die ganze ſorgfältige Ausführung des Fries und Karnieß mit den ſchönſten netzförmig ſich verwebenden Bildwerken; von den Säulenreihen, die ſie rings umgaben, an der nördlichen Außenſeite noch neun. Es waren vierzehn auf dieſer Seite, und die fehlenden fünf liegen in großen Blöcken umher oder ſtehen noch ſtückweiſe auf ihrem Piedeſtal. Auf der ſüdlichen Seite ſtehen von dieſen vierzehn nur vier und auf der Weſtſeite, wo acht Säulen waren, nur noch drei. Vom Portikus im Oſten, der aus zwei Säulenreihen beſtand, haben ſich viere erhalten, an welche die Saracenen aus den Trümmern der andern einen plumpen Thurm mit einer Mauer gebaut haben, der den Eingang dieſes ſchönen Tempels verdeckt. Noch wohl erhalten iſt das Innere deſſelben, zu welchem man durch ein Portal tritt, an dem der korinthiſche Bauſtyl Alles, was ihm an Verzierungen zu Gebote ſtand, beinahe überladen, aber doch dem Auge wohlthuend durch Symmetrie des Ganzen angebracht hat. Der Schlußſtein des Portals iſt durch ein Erdbeben oder durch ſeine eigene Schwere allmählig geſunken und hängt, nur noch von den Nebenſteinen gehalten, drohend über dem Eingang, als wolle er die heiligen Räume des Tempels vor jedem unberufenen Beſucher durch ſeinen Anblick ſchützen. Auf dieſem Steine iſt das Bild eines Adlers ausgehauen und zu beiden Seiten geflügelte Genien. Die inneren Wände ſind ebenfalls glatt, mit ſechs gerinnten Säulen an jeder Seite verſehen, zwiſchen denen ſich ebenſoviele kleine Niſche befinden; doch gewährt von hier das Gebäude durch die mächtigen Schutt- und Trümmerhaufen, die den Boden bedecken, einen weit traurigeren Anblick, als das prächtige Gebäude von außen.

Von dem andern Tempel, der zu einem Pantheon dienen ſollte, iſt wenig mehr vorhanden, als jene ſechs koloſſalen Säulen, von denen ich oben ſprach. Dieſes ungeheure Bauwerk muß an tauſend Schritte lang geweſen ſein; doch ſind viele der ältern und neuern

Reiſenden darüber einig, daß es, wie auch ſo viele großartige Gebäude bei uns, nie fertig geworden ſei. An der Oſtſeite war der Eingang, zu welchem große Stufen hinaufführten. Der Portikus hier hatte zur Rechten und Linken prachtvolle Pavillons und führte auf einen ſechseckigen Hof, der, ſowie dieſe Pavillons, nie vollendet geweſen zu ſein ſcheint.

Von hier kam man in einen großen viereckigen Hof, deſſen Wände rechts und links, wie man noch jetzt ſieht, auf das ſchönſte ausgeführt waren. Beſonders ſchön ſind die in denſelben befindlichen Zellen und Exedren, die Wohnungen für die Prieſter und Magier, ſowie die zu Aufſtellung der Götterſtatuen beſtimmten Niſchen. Erſt von dieſem Hofe aus trat man abermals auf Stufen in den innern Tempel, den ein Portikus von zehn Säulen ſchmückte. Dieſer Tempel hat vielleicht ſowohl an der Nord- als Südſeite zwanzig jener großen Säulen gehabt, von denen die ſechs oben erwähnten das Einzige ſind, was im Lauf der Zeiten ſtehen blieb. Etwas Schöneres aber als dieſe Säulen, deren jede an ſiebzig Fuß Höhe hat und deren Schaft aus einem Stücke beſteht, ſieht man nicht wieder. Selbſt Palmyra hat keine ähnlichen von ſo klarer, bewundernswürdiger Schönheit. Man mag dieſe Rieſen von nah und von fern anſehen, von vorn oder von der Seite, man vermißt nichts an ihnen, und ihre Anmuth, ſowie die Richtigkeit ihrer Formen bleibt ſich immer gleich. Nichts von Allem dem, was ich in Palmyra, ſowie an andern Orten von Ruinen ſah, ſteht deßhalb auch ſtets ſo lebendig und anſchaulich vor meinem Blick, wie dieſe ſechs Säulen von Baalbek.

Die Steine zu dieſen Tempelburgen wurden von den Abhängen des Libanon und Antilibanon herbeigeſchafft, meiſtens aus der Nähe. So liegt ſüdlich von Baalbek ein großer Steinbruch, in dem bei mehreren kleinen Blöcken ein ſchon ganz fertig gehauener Steinblock von ungeheurer Größe liegt. Welche Maſchinenkräfte die Alten ſchon beim Bau ihrer Werke kannten und anwandten,

größten Unbequemlichkeiten zu kämpfen habe, daß ſie nirgends ein Wirthshaus, geſchweige denn ein ordentliches Hotel finden würde, und dann daß weder an einen Wagen noch an eine Sänfte zu denken ſei, hatte ſie endlich Gehör gegeben und war von ihrem Vorſatze abgegangen. Ein anderer Paſſagier dagegen, ein junger Mann, der für einen Engländer ſehr umgänglich und liebenswürdig war, ſchloß ſich uns an, und verließ ebenfalls das Schiff, um unſern Ritt durch die Türkei mitzumachen. Wir Deutſche nahmen jeder nur einen kleinen Reiſeſack mit, der mit der nothwendigſten Wäſche angefüllt war und hatten unſere Kleidung ſo viel wie möglich vereinfacht. Die Hüte blieben natürlich bei unſerm Gepäck auf dem Schiffe und wir ſetzten eine leichte Reiſemütze auf. Der Engländer dagegen hatte einen ſchwarzen Frack an, einen Makintoſh darüber und auf dem Kopf einen Hut. Auch war ſein Gepäck ganz anders beſchaffen, als unſere armſeligen Bündelchen. Als wir uns in den Nachen ſetzten, um über die Donau zu fahren, ſahen wir, daß er zwei koloſſale Nachtſäcke mitgenommen hatte, und auf unſere Frage, was er mit all dem Gepäcke wolle, verſicherte er uns ganz ernſthaft, er habe nur die allernothwendigſten Sachen mitgenommen. Doch wurden wir ſchon im erſten Nachtlager gewahr, was er unter dieſen nothwendigen Sachen verſtand. Das war in einem elenden türkiſchen Neſt, ein Haus ohne Fenſter und Thüren, auf einem Lehmboden ohne Tiſche und Stühle, auf dem wir uns angezogen, wie wir waren, hinſtrecken mußten. Am andern Morgen, ehe wir Uebrigen aufſtanden, war der Engländer ſchon hinausgegangen und ſchleppte bald darauf einen ſeiner Nachtſäcke in die Stube, öffnete ihn und ein vorwitziger Blick, den ich darauf warf, belehrte mich, daß der Sack ganz mit weißer Wäſche angefüllt ſei. Als der Tag herandämmerte, erhoben wir uns auch, und ich, der zufällig neben dem Engländer lag, wollte eben ruhig meine Toilette machen, als er mich erſtaunt fragte, ob ich denn keine reine Wäſche anziehen wolle? Ich entgegnete ihm lachend, daß ich dafür nicht geſorgt habe, worauf er mich mit einem Blick des tiefſten Mitleidens, dem aber eine kleine Doſis Verachtung beigemiſcht war, anſah. Wie aber auch die Andern keine reinen Hemden anzogen, war er ganz überraſcht und ſah, während er ſeine Wäſche wechſelte, mit einem wehmüthigen Blick zum Fenſter hinaus. Er blickte wahrſcheinlich einer traurigen Zukunft entgegen, denn er fühlte ſich gewiß ſehr verlaſſen unter uns ſchmutzigen Leuten, die auf einer türkiſchen Landreiſe nicht jeden Tag ein reines Hemd anzogen. Er hatte von dieſem Artikel beiläufig geſagt zwei Dutzend in ſeinen Nachtſäcken, eine Unzahl von Schnupftüchern und weiter gar nichts. Dieſen Mangel an Reinlichkeit verzieh er uns erſt, als wir ihm vorrechneten, daß wir wenigſtens ſechs Packpferde mehr nöthig

erſieht man aus den Dimenſionen dieſes Felsſtückes, das doch ebenfalls auf den Bauplatz geſchafft und da benutzt werden ſollte. Seine Länge beträgt bei fünfundſechszig Fuß rheinländiſch, die Breite ſiebzehn und die Dicke dreizehn Fuß. Wozu dieſer Block hat verwendet werden ſollen, iſt natürlich nicht zu enträthſeln. An den ſüdweſtlichen Grundmauern der Burg ſieht man einige nicht viel kleinere Werkſtücke eingefügt; doch iſt es auch möglich, daß man aus dieſem Block eine der noch fehlenden Säulen zum großen Tempel hat behauen wollen.

Bis zum Einbruch der Nacht gingen wir zwiſchen den Ruinen herum, erkletterten die Mauern und krochen in die Gewölbe unter dem Boden. Letztere, vielleicht Gefängniſſe der unglücklichen Schlachtopfer, die hier dem wilden Dienſt der Aphrodite geopfert wurden, ſind aus mächtigen Quadern ſo kunſtreich zuſammengeſetzt, daß man an den Wänden faſt keine Fugen ſieht. Was mochte in dieſen Gewölben ſchon Alles vorgefallen ſein. Wie viel Seufzer, wie viel verzweiflungsvolle Bitten mögen wohl das Ohr der Tempelwächter eben ſo wenig erweicht haben, wie dieſe Mauern. An ſolchen Orten iſt meine Phantaſie beſonders regſam, mir ſolche Scenen auszumalen. Hier ſaß vielleicht ein unglückliches Weſen, ich denke mir am liebſten ein wunderſchönes Weib dabei, und wartete auf den Augenblick, wo ſie entweder ihr Leben oder ihre Ehre opfern mußte. Von oben ertönte der langſame tiefe Geſang der Prieſter, der immer näher kam. Sie ſtiegen die Treppen herab, und ich — eilte raſch meinen vorangegangenen Gefährten nach, denn mir war, als hörte ich den wilden Geſang dicht hinter mir, als berühre meine Wangen ſchon das Wehen der langen Talare.

Draußen erwartete uns noch der ſchöne Anblick der Ruinen bei Abendbeleuchtung. Wir erkletterten im großen Hofe eine der Mauern und ſetzten uns mit dem Angeſicht gegen Weſten, gegen die Heimath zu, an die wir dachten, während unſer Auge mit Wohlgefallen die edlen Formen der Ruinen ſah, wie man ſo oft beim Erblicken eines

ſchönen Bildes an einen entfernten geliebten Gegenſtand denkt. Vor uns hatten wir die Kette des Libanon mit ſeinen Schneeſpitzen, hinter denen die Sonne ſank und uns ihre letzten Strahlen zuſandte. Der Tempelhof unter uns, mit ſeinen wild durch einander geworfenen Trümmern, lag ſchon im Dunkel, als wir auf der Zinne der Mauer noch von der Sonne beſchienen wurden. Doch auch wir mußten zurückbleiben, und der glänzende Schein hob ſich allmählig hoch und immer höher. Jetzt vergoldete er die Kapitäler der ſechs Säulen, denen die Sonne, als das Schönſte, was ſie hier fand, ihre letzten Blicke ſchenkte, und flog dann zu den Wolken auf, mit den purpurgefärbten, eilig gen Weſten fliehend.

Wir verließen die ſtillen und öden Tempel, jene Grabmale einer längſt vergangenen Zeit, und gingen nach dem Dorfe zurück. Dicht bei demſelben betrachteten wir noch ein anderes kleines Bauwerk, einen halbrunden Tempel, deſſen Mauern inwendig mit den ſchönſten Bildhauerarbeiten überzogen ſind. Doch ſind dieſe nach allen Seiten zerborſten und die das Tempelchen umgebenden Säulen ſtützten ſich wie matt und krank gegen einander und werden wahrſcheinlich in kurzer Zeit zuſammenſtürzen.

Der Schech des Dorfes, er hieß Achmet Godder, war uns ein ſehr freundlicher Wirth. Sein Beſitzthum beſtand aus zwei kleinen Häuſern, die durch einen klaren Bach, den Leontes, von einander geſchieden wurden. Er hatte uns das eine eingeräumt und mit Strohmatten und Divankiſſen recht wohnlich aufgeputzt. Er erzählte uns während dem Abendeſſen Manches von der Armee Ibrahim Paſcha's, die hier gelegen und in einigen großen ſchlecht gebauten Häuſern, die wir heute Morgen bemerkt, ein Feldlazareth eingerichtet hatten, in welchem aber die Peſt ſtark aufräumte.

Am folgenden Morgen lachte uns das herrlichſte Wetter von der Welt. Der Himmel hing klar und wolkenlos über uns und die Morgenſonne ſpielte luſtig auf den tauſend Thautropfen, die an dem Gras und Haidekraut des ſchönen Thales hingen. Selbſt

die beiden Bergketten warfen früher als gewöhnlich ihre grauen Nebelſchleier von ſich und ſchienen ſich des ſchönen Tages zu freuen.

Wir verließen unſern guten Schech und durchſchnitten das Thal in nordweſtlicher Richtung, wobei wir noch oft nach den Ruinen zurückſahen. Am Fuß des Libanon ſchickten wir zwei Mucker mit den bepackten Mauleſeln, ſo wie Skandar und Mechmed, dem Thal entlang gen Sachile, wo wir am folgenden Tage wieder zuſammen treffen wollten. Denn wir hatten noch einen Ritt vor nach den weltberühmten Cedern des Libanon. Unſer Weg führte durch dichten Wald ziemlich ſteil aufwärts bei zwei ärmlichen Dörfern vorbei, hinter welchen wir uns nördlich wandten. Vor uns ſahen wir jetzt eine Hauptſpitze des Libanon, den Dſchebbel Makmel, zwölftauſend Fuß hoch, gegen welche ſich unſere Mucker dirigirten. Unſer Weg war entſetzlich mühſam, und obgleich wir faſt immer zu Fuß gingen, mußten wir doch immer noch ein paar Stunden, wegen unſerer ermatteten Thiere, ausruhen. Gegen Mittag waren wir ſo hoch geſtiegen, daß wir uns alle die milde Luft des Thales wünſchten. Aus den mit Schnee angefüllten Schluchten ſtieß zuweilen der Wind mit Heftigkeit hervor und durchkältete uns trotz Mäntel und Pelze. Zuweilen wurden wir rückwärts blickend durch eine herrliche Ausſicht belohnt. Da lag Bekka vor uns, das herrliche Thal, das alte Keliſyrien, und wir ſahen die ganze Kette des Antilibanon, die es im Südöſt einfaßte. Bald hatten wir den höchſten Punkt der Straße erreicht, vielleicht ſiebentauſend Fuß über dem Meer, und konnten nicht gar weit mehr von dem Cedernhain entfernt ſein. Rechts ſahen wir in ziemlicher Entfernung ein Dorf vor uns liegen, Hosran, das wir in kurzer Zeit erreichten. Von hier aus nahmen wir einen Führer mit, der uns bald an den Eingang des Thales der Cedern führte. Der ganze Weg vom Fuß des Libanon dahin war nicht weniger gefährlich und halsbrechend, wie alle, die wir in dieſen Gebirgen gemacht hatten.

Bald mußten wir Bergwaſſer in Ermanglung von Brücken durchwaten, bald ging es Schluchten hinab und hinauf, deren Wände mit lockerem Steingerölle bedeckt, die Thiere hinabrutſchen mußten, bald am Rande jäher Abgründe vorbei, auf fußbreiten Pfaden, wie ich ſie ſchon öfter beſchrieben.

Das Thal der Cedern, deſſen Durchmeſſer höchſtens eine kleine halbe Stunde beträgt, iſt auf drei Seiten eingeſchloſſen, nur in Südweſt iſt es geöffnet, wo die Schneewaſſer ihren Abfluß nehmen. Ohne dieſe Geſtaltung der Berge würde der Platz hier wahrſcheinlich ein See oder unwirthbarer Sumpf ſein; doch ſo, von den Bergwaſſern beſtändig angefeuchtet und vor den Winden geſchützt, bildete die Natur hier ein Aſyl, in welchem jene mächtigen Bäume Jahrtauſende dem Wetter und der Zeit trotzen konnten.

Aufrichtig geſagt, wäre es mir lieber geweſen, ich hätte die Cedern nie geſehen; denn die Idee, welche man ſich ſchon in der Kindheit von dieſem prächtigen Baume Salomo's macht, verſchwindet beim Anblick derſelben gänzlich. Wer ſtellt ſich nicht unter den Cedern des Libanon rieſenhafte ſchlanke Bäume vor, von der Geſtalt unſerer Tannen, wogegen aber unſere höchſten Stämme wie Zwerge erſcheinen? Ich wenigſtens ſah ſie beſtändig ſo vor mir, mit ſchöner glatter Rinde, wahre Thürme, deren Spitze hoch in die Wolken hinaufreicht. Doch nichts von Allem Dem! die erſten dieſer berühmten Cedern, die den Waldſaum umgaben, waren vielleicht zwanzig Fuß hohe Bäume, ganz von der Geſtalt unſerer Wachholderſträuche, deren Aeſte dicht über dem Boden anfingen und ſich in unregelmäßiger Geſtalt nach allen Seiten ausbreiteten. Doch betraten wir in feierlicher Stimmung dieſen Hain, über dem eine tiefe Stille lag, die nicht einmal durch den Laut einer Vogelſtimme unterbrochen wurde, jenen heiligen Hain, in welchen Salomo ſeine Knechte ſchickte, um das Holz zur Bundeslade zu holen.

Unſer Führer, ein Maronite, war ſchon von Ibrahim Paſcha zu dieſem Amte erleſen worden und ſollte es verhüten, daß von

den Bergbewohnern im Cedernhaine Holz gehauen würde; nicht einmal dürres aufzuleſen, hatte der Paſcha erlaubt, einen Befehl, der ihm viel Ehre macht.

Tiefer im Wald ſind die Bäume größer und ſtärker und viele derſelben mit einer Menge von Namen bedeckt, zu welchen auch wir die unſrigen hinzufügten. Die älteſten Cedern jedoch, welche man als Zeitgenoſſen Salomo's bezeichnet, ſtehen in der Mitte des Waldes auf einem kleinen freien Platz. Ihrer ſind fünf, deren Stamm neun Fuß im Durchmeſſer hat. Einer derſelben erſcheint noch dicker, weil der Blitz ſeine Krone zerſtört und den Stamm von einander geriſſen hat. Da man dieſe Ceder für die älteſte und heiligſte hält, hat man an ihrem Stamme aus rohen Steinen einen Altar aufgerichtet, auf welchem jährlich einmal am Himmelfahrtstag eine Meſſe geleſen werden ſoll. Die Rinde des alten Baumes iſt faſt ganz verſchwunden, denn viele Reiſende nahmen ſich Stückchen davon mit oder ſchnitten ihre Namen in ſo großer Anzahl ein, daß ſie nach allen Seiten hin wie zerfetzt und durchbrochen ausſieht; ſelbſt die weit hinauslaufenden Wurzeln dieſes Baums ſind mit Inſchriften aller Art bedeckt. Wir brachen von ihren Zapfen ab, die ungefähr wie die der Tannen geſtaltet ſind, aber in die Höhe wachſen.

Die einbrechende Nacht vertrieb uns nach einigen Stunden aus dem Cedernhain, und da das Terrain gleich hinter dem Thale bedeutend abwärts ſteigt, ſo hatten wir die alten Bäume bald aus dem Geſicht verloren. Wir erreichten in kurzer Zeit das Dorf Hosran, wo wir übernachteten. Am andern Morgen brachen wir ſehr früh auf, um noch bei guter Tageszeit unſere übrigen Mucker wieder zu treffen, die nach Sachile vorausgegangen waren. Das Abwärtsſteigen ging ſo raſch und gut von Statten, daß wir in wenig Stunden die Ebene, in welcher Baalbek liegt, wieder erreicht hatten. Doch erlaubte uns der Lauf des Gebirgszuges nicht, die Ruinen noch einmal zu ſehen. Das Wetter war uns wieder ſo günſtig, wie geſtern,

und wir trabten in heiterer Luft und Sonnenſchein über die blumige Raſendecke des ſchönen Thales raſch dahin. Bei Kerak, einem kleinen Dorfe, das, wie die meiſten der Dörfer hier, in einer maleriſchen Schlucht des Libanon verſteckt liegt, hielten wir einen Augenblick an, um ein mit niederen Bäumen umgebenes Gebäude, mehr als zehn Fuß lang, und an drei Fuß breit, zu betrachten — der Sage nach das Grabmal Noah's. Ich hätte es weit eher für eine Kegelbahn gehalten, denn mit einem Mauſoleum hatte es auch hier nicht die geringſte Aehnlichkeit.

Hinter Kerak ließen wir unſere Pferde etwas ruhiger gehen, unterhielten uns über das viele Schöne, was wir in den letzten Tagen geſehen, als wir plötzlich hinter uns den Galoppſchlag eines anſprengenden Pferdes hörten. Ehe wir Zeit hatten, uns umzuſehen, was es gebe, war der Reiter deſſelben, ein Beduine in gutem Coſtüm, ſchon neben uns und ließ uns in wenig Augenblicken weit zurück. Wie aus einem Munde riefen wir uns beim Anblick deſſelben zu: „Welch' prächtiges Pferd!“ Es war eine große ſtarke Stute, mit fußlanger ſchwarzer Mähne, und mit einer Schnelligkeit jagte das Thier bei uns vorbei, die faſt beiſpiellos war. Jetzt ſahen wir nur noch vor uns eine Staubwolke, aus der die Lanze des Beduinen emporragte. Dann jagte er eine Schlucht hinauf und war unſern Blicken entſchwunden.

Obgleich es die Gewohnheit der Beduinen iſt, beim Anblick von Fremden ihre Pferde zuſammen zu nehmen und ſie in ihrer ſchönſten Geſtalt zu zeigen, wobei ſie mit der größtmöglichen Schnelligkeit vorbeifliegen, ſo daß man ſich in ſolchen Augenblicken über die Figur des Pferdes täuſchen kann, ſo ſchien dieß bei dieſer Stute nicht der Fall zu ſein, denn der Reiter, ein ältlicher Mann, ſah ſich gar nicht nach uns um, ſondern verfolgte ſeinen Weg ſo eilig wie möglich. Unſer Baron, dem die vollkommene Schönheit des Pferdes am meiſten aufgefallen war, rief gleich aus: „Das Pferd oder keins!“ Und wir erkundigten uns bei den Leuten, die uns begegneten, ob keiner den

Reiter gekannt; aber Niemand wußte uns etwas von ihm zu sagen. Rasch trabten wir wieder vorwärts, um ihm vielleicht wieder nahe zu kommen; aber umsonst! Schon lag Sachile vor uns und wir hatten noch keine Spur von ihm.

Sachile ist eines der größeren Dörfer, die im Libanon liegen und wird hauptsächlich von Maroniten und anderen Christen bewohnt, deren Zahl man auf fünf- bis sechstausend schätzt. Der Ort selbst, übrigens aus ebenso schlecht gebauten Häusern, wie alle diese Gebirgsdörfer bestehend, liegt malerisch am Abhang der Schlucht eines Gebirges, aus der ein reißendes Bergwasser in's Thal stürzt. Die Felder rings herum fanden wir besser angebaut, als wir sie seit lange gesehen; grüne Wiesen wechselten mit Gartenanlagen, in denen Rosen- und Weinstöcke am häufigsten zu sehen waren. Da wir nur wenig Augenblicke hier bleiben wollten, um noch einen andern Chan tief im Gebirge zu erreichen, damit wir morgen in einem Tage nach Beirut kämen, so gingen wir in keines der Klöster, sondern forschten nach dem Chan, wo wir unsere Mucker treffen sollten. Wir mußten fast durch das ganze Oertchen in einem bodenlosen, mit Schmutz bedeckten Hohlwege reiten, ehe wir ihn erreichten. Doch war das erste, was sich unsern Blicken darbot, jene Stute, die auf einem Misthaufen stehend, mit traurig gesenktem Kopf einige trockene Strohhalme daraus hervorsuchte. Der Reiter saß auf der Terrasse vor dem Hause und beschäftigte sich sehr eifrig mit seiner Pfeife und einer Tasse Kaffee.

Unsere Mucker schienen sehr erfreut uns wieder zu sehen; doch war es ihnen gar nicht recht, daß wir ihnen befahlen, die Thiere gleich aufzupacken, um noch ein paar Stunden weiter in einen schlechteren Chan zu ziehen, da es ihnen in Sachile wahrscheinlich besser gefiel.

Wir setzten uns neben den Beduinen, und der Baron fing durch Giovanni gleich an, sich nach jenem Pferd zu erkundigen und ob er es wohl verkaufen würde, wozu er natürlich gleich bereit

war. Doch ſollten wir, ehe er einen Preis beſtimmen würde, das Pferd genau anſehen, um ihm zu bezeugen, daß wir auch nicht den geringſten Fehler an dem Thier gefunden hätten. Der Baron benützte gleich die Erlaubniß, beſah das Pferd auf's Genaueſte in allen ſeinen Theilen und verſicherte uns einmal über das andere, es ſei ein außerordentlich ſchönes und edles Thier. Was er beſonders an ihm ſchätzte, war ſeine auffallende Größe und die Stärke ſeiner Glieder gegen die gewöhnliche Figur der arabiſchen Pferde. Das Einzige, was man allenfalls an der Stute ausſetzen konnte, beſtand darin, daß ſie hochträchtig war, und in höchſtens drei bis vier Wochen fohlen würde; ein Umſtand, der bei der langen Tour, die wir mit dem Pferde noch zu machen hatten, wohl zu berückſichtigen war. Im glücklichſten Fall konnte man aber auch erwarten, von dem edlen Pferde ein ſchönes Fohlen zu erhalten.

Der Preis, den der Beduine nach dieſer Beſichtigung für das Thier forderte, war allerdings ſehr hoch, doch nicht übertrieben. Aber Giovanni, der im Handeln ſehr auf unſer Intereſſe ſah, — dieſe gute Eigenſchaft mußte man an ihm rühmen, — ſtellte ſich bei dieſer Forderung wie aus den Wolken gefallen, und überhäufte den Araber mit einer Flut von Schimpfworten über dieſe Unverſchämtheit, worauf ihm jener ruhig erwiederte: er ſolle die Summe ſeinem Herrn nur ſagen, der würde es nicht zu viel finden. Doch Giovanni wurde immer hitziger, und wenn wir nicht ſchon an das Geſchrei der Araber beim Handeln gewöhnt geweſen wären, ſo hätten wir geglaubt, jetzt würden ſich beide in die Haare fallen. Der Baron, der wohl verſtanden hatte, welche Summe der Araber gefordert, ließ ihm durch Giovanni gerade ein Drittheil weniger bieten, was aber der Beduine ſcheinbar mit ſtolzer Verachtung von ſich wies. Doch waren wir hierüber nicht verwundert und der Baron hatte jenes Gebot nur gethan, weil ihn derſelbe Grund, wie in Damaskus abhielt, dies Pferd allein zu kaufen.

Bald nachher brachen wir auf und waren kaum vor das Dorf

gekommen, als uns jener Beduine einen anderen Araber nachſchickte, der uns das Pferd für tauſend Piaſter unter der anfangs geforderten Summe anbot, eine Forderung, auf die der Baron jetzt gerade nicht einging. Wir ſtiegen die Schlucht, in welcher Sachile liegt, raſch hinab, und befanden uns bald wieder in dem Thale, wo unſer Weg am Fuß des Libanon hinlief. Wir hatten Sachile noch keine Stunde verlaſſen und unterhielten uns gerade über das tückiſche Schickſal, das uns die beiden ſchönen Pferde ſo einzeln in den Weg führte, wo wir ſie nicht mitnehmen konnten, da ſie vereint ein ſo guter Kauf für uns geweſen wären, als wir hinter uns laut rufen hörten. Es war der Beduine, der auf der Stute hinter uns drein jagte. Wir erwarteten ihn und als er von ſeinem Pferde ſprang, wollte er anfänglich ſein altes Handeln um den früher bedungenen Preis wieder beginnen. Doch als wir auf dieſe Forderung hin unſere Pferde gleich wieder wandten, und fortreiten wollten, verkleinerte er die Summe immer mehr und kam endlich, da ihm, wie er ſagte, augenblicklich baares Geld ſchätzbarer ſei, als das Pferd, auf unſer Gebot, das ihm natürlich der Baron einhalten mußte, und — die Stute war unſer.

Schon auf dem Weg von Sachile hieher, als der Baron den Kauf dieſes Thieres ſo vortheilhaft für ſich ſchilderte, wenn er jenen Hengſt aus Damaskus beſäße, erbot ich mich, wenn er jene Stute kaufen wollte, allein dahin zurückzureiten und wenn es möglich ſei, das Pferd mitzubringen; ein Vorſchlag, auf den er, da er mir Mühe mache, mit ſeiner bekannten Güte anfänglich nicht eingehen wollte. Doch jetzt, da wir die Stute gekauft hatten, und ich ihm verſicherte, es würde mir Freude machen, wenn ich ihm den kleinen Gefallen erweiſen könnte, nahm er meine Idee auf, und wir beſprachen das Nähere darüber. Da uns dieſe Unterhandlungen eine Zeit lang aufgehalten hatten und wir den Chan weiter im Gebirge vor der Nacht nicht mehr gut erreichen konnten, ſo ſuchten wir in einigen nahe liegenden ärmlichen Häuſern eine Unterkunft für dieſe Nacht.

Der Stall, in welchen wir unsere Pferde stellten, war gegen unser Gemach prächtig zu nennen. Der Boden des letzteren bestand aus gestampfter Erde und die Wände waren dünnes Fachwerk, deren Fugen mit Moos und Erde verstopft waren. Obendrein hatte das Haus keinen Rauchfang, weßhalb das angezündete Holz einen solchen Rauch verursachte, daß wir nur das Gesicht an den Boden legend die Augen offen erhalten und mit einander sprechen konnten.

Von hier nach Damaskus hatte ich in gerader Richtung, wobei ich Baalbek zur Linken liegen ließ, einen Weg von achtzehn deutschen Stunden, von dem ich jedoch nur ein Drittel, wegen des Terrains, im Trabe zurücklegen konnte, den ich morgen reiten wollte, um am Abend in Scham einzutreffen. Der Baron gab mir seinen Schimmel als das beste Pferd mit seinem englischen Sattel und zu meiner Begleitung wurden Skandar und Mechmed bestimmt, so wie ein junger Araber aus dem Hause, in das wir uns einquartiert hatten, der uns als Führer durch die Gebirgswege dienen sollte.

Da in unserer Reisekasse nicht mehr die ganze Summe, die man für den Hengst gefordert, vorräthig war, so gab mir der Baron einen Creditbrief auf den Herrn Baudin und an baar so viel, als er entbehren konnte. Auch von unserem Proviant, der sehr zusammen geschmolzen war, packte ich einige Reste ein, sowie das Theegeschirr des Fürsten. Durch die angedeuteten Unbequemlichkeiten unserer Wohnung hatten wir eine schlechte Nacht, die noch durch den gräßlichsten Husten eines unserer Mucker vermehrt wurde. So wie einer von uns die Augen schloß, fing derselbe an zu stöhnen und zu seufzen, so daß es fast nicht möglich war, eine Minute zu schlafen.

Am folgenden Morgen gegen vier Uhr, als der erste Schimmer des Tages in unser Gemach drang, standen wir auf und machten uns reisefertig. Ich sollte mit meinem Zug zuerst abreiten. Meinen Säbel hatte ich mit dem des Fürsten vertauscht, sowie auch seinen Handschar genommen, von dem ich früher gesprochen. Die Pistolen

hätten, wenn Jeder von uns zwei ſolcher Nachtſäcke mit ſich ſchleppen wollte. Dieſe Eigenheit abgerechnet, ſo wie ſein beſtändiges Mißvergnügen, daß unſere Tagemärſche zu klein wären, war er ein ganz guter und angenehmer Geſellſchafter und wir kamen glücklich mit ihm in Konſtantinopel an.

Der **right honourable** Lord Londonderry, wie auf allen ſeinen Kiſten und Koffern ſtand, nebſt Frau Gemahlin und Dienerſchaft, war ſchon einige Tage vor uns in Pera angekommen und ſetzte die Stadt durch ſein Erſcheinen nicht wenig in Allarm. Von der Regierung waren ihm mehre Kawaſchen (Wachen) gegeben worden, die, wenn er in den Straßen von Stambul ritt oder fuhr, beſtändig hinter oder vor ihm paradirten. Bei unſerm Aufenthalt in Konſtantinopel verloren wir ihn bei dem Schönen, was wir ſahen, bald aus dem Geſichte und wurden erſt wieder durch eine lächerliche Geſchichte, die zwiſchen der Lady und dem Sultan vorfiel, auf ihn aufmerkſam.

Nachdem Seine Herrlichkeit eine offizielle Audienz bei dem Padiſchah gehabt, wünſchte auch die Lady das erhabene Antlitz des Großherrn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Doch da es dem Sultan nicht erlaubt iſt, ein weibliches Weſen, das ihm nicht eigen gehört, und am allerwenigſten eine weibliche Ungläubige in ſeinem Palaſte zu empfangen, ſo zerbrach man ſich den Kopf, wie man die Bitte der Lady, da man ſie ihr nicht gern abſchlagen mochte, bewilligen könnte. Endlich fand man einen Ausweg. Die Lady mußte Beſchikdeſch, das Sommerpalais des Sultans, an einem gewiſſen Tage Abends zu der und der Stunde beſehen, wo ihr der Sultan von ungefähr begegnen und eben ſo von ungefähr ein paar Worte mit ihr reden wollte. So geſchah es denn auch. Die Lady erſchien und hatte ſich zu dieſer feierlichen Gelegenheit ſo mit Diamanten behängt, deren ſie eine ziemliche Anzahl beſitzt, daß die türkiſchen Palaſtoffiziere, die ſie empfingen, es für ihre Pflicht hielten, dieß dem Padiſchah heimlich zu melden, worauf dieſer nach einiger Berathung ſämmtlichen Anweſenden befahl, ihre mit Brillanten beſetzte Niſchah (Ehrenzeichen) ebenfalls umzuhängen, worauf von den Großen des Reichs, die die Lady in einem Schwarm überall hin begleiteten, ſich Einer nach dem Andern verlor, um mit dem großen Stern geſchmückt wieder zu kommen. Auf einer Terraſſe begegnet der Padiſchah endlich Ihrer Herrlichkeit, bleibt ſtehen und fragt den damaligen Miniſter Redſchid Paſchah, der ihn begleitet: wer die Dame ſei? Sie wird ihm vorgeſtellt, und nachdem er einige Worte mit ihr gewechſelt geht er weiter, bleibt aber nach wenigen Schritten wieder ſtehen, blickt der Dame nach und gibt, da er ſich über die Maſſe der Edelſteine, womit ſie geſchmückt war, höchlich verwunderte, dem Miniſter den kitzlichen Auftrag, ſich bei der Lady zu erkundigen,

des Barons nahm Skandar; nur Mechmed der Rieſe begnügte ſich mit ſeinem Wurfſpieß, den er heute Morgen außergewöhnlich putzte. Ich nahm von den beiden Freunden herzlichen Abſchied. Der Baron drückte mir die Hand ſtärker, als gewöhnlich, und verſuchte den Morgen noch einmal, mich von dem Ritt zurückzuhalten; doch gegen den Wunſch ſeines Herzens, denn ich wußte wohl, welch' großen Dienſt ich ihm durch den Ankauf jenes Pferdes erwies. Selbſt Giovanni zeigte ſich heute Morgen ſehr gefühlvoll und ſagte mir ein herzliches Lebewohl aus dem einfachen Grunde, wie er mir nachher geſtand, weil er befürchtete, die Deſerteure oder ſtreifenden Araber würden uns ausplündern oder vielleicht gar umbringen.

Eine ſeltſamere Expedition als die meinige nach Damaskus iſt wohl in langer Zeit nicht gemacht worden. Wir waren unſerer vier, von denen ich deutſch ſprach, Skandar ruſſiſch und perſiſch, Mechmed tſcherkeſſiſch und unſer Führer arabiſch, auf welche Art alſo auch keiner den andern verſtehen konnte. Auf der weiten Ebene, auf der wir raſch dahin trabten, lag ein dichter Nebel, der ſich immer tiefer ſenkte und uns einen ſchönen Tag verſprach. Eine halbe Stunde nach unſerem Ausritt hielt der Beduine einen Augenblick an, und forderte mich durch Pantomimen auf, einiges Brod zu kaufen, was man hier ſehr gut bekommen konnte. Ich nahm ein paar Dutzend Brodkuchen für ein paar Piaſter, vertheilte ſie an meine Leute und wir ritten weiter. Skandar war voran und trieb mächtig zur Eile, denn wir hatten keine Zeit zu verlieren, wenn wir Abends nach Damaskus kommen wollten. Gegen neun Uhr hatten wir die Ebene durchkreuzt und begannen am Fuß des Libanon empor zu ſteigen. Ich hatte mir vorgenommen, nicht eher eine Raſt zu machen, bis wir nach Schiras gekommen wären, wo ich bei unſern frühern Wirthsleuten einen Augenblick anhalten wollte. Doch mußte uns der Beduine einen andern Weg geführt haben, denn anſtatt in jene Schlucht zu kommen, durch welche der Barrada fließt, ſtiegen wir ungefähr in der Gegend einen ſehr ſteilen Berg

hinan und kamen auf ein großes Plateau, auf dem wir raſcher vorwärts traben konnten. Trotzdem verſicherte mir unſer Beduine beſtändig, wir würden bald nach Schiras kommen, und ob er mich nicht verſtanden oder abſichtlich einen andern Weg geführt hatte, weiß ich nicht; genug, als wir nach meiner Berechnung ſchon lange den Ort hatten erreichen müſſen, ritten wir noch immer in einem mir ganz unbekannten Terrain. Es mochte Nachmittags drei Uhr ſein, als ich in einer kleinen Schlucht, in der ein kleiner Bach floß, anhielt, und vom Pferde ſtieg. Ich war von dem langen Ritte ſo ermüdet, daß ich mich auf dem Boden ausſtreckte und mich hin und her wälzte, um meine Glieder wieder gelenkig zu machen. Es war mir ſehr verdrießlich, daß wir Schiras noch nicht erreicht haben ſollten, denn von da hatten wir noch gute drei Stunden nach Damaskus zu reiten, und ich befragte meinen Beduinen, der ſich eifrig mit einem großen Stück Käſe beſchäftigte, nochmals genau nach Schiras, und ob wir denn nicht bald hinkommen würden, worauf er mir durch Zeichen ſagte, was ich denn in Schiras wolle, da wir gleich in Damaskus ſeien; eine Neuigkeit, die mich angenehm überraſchte, die aber richtig war; denn nachdem wir eine halbe Stunde geruht und den vor uns liegenden Berg erſtiegen hatten, ſah ich zum zweiten Mal die prächtige Stadt vor mir liegen.

Der Weg, den wir früher über Schiras genommen hatten, mußte uns weit zur Linken liegen, denn dort erblickte ich hie und da zwiſchen den weißen Kalkfelſen die grünen Bäume, welche die Ufer des Barrada bedecken. Ich weiß nicht, ich ſah Damaskus heute mit einem ganz andern Gefühl, wie das erſte Mal. Wir hatten es vorgeſtern mit dem Gedanken verlaſſen, daß wir es nimmer wieder ſehen würden und wie ich nun heute plötzlich wieder von der Höhe des Libanon die Stadt vor mir liegen ſah, und mir, der ich geſtern noch in Begleitung der Freunde war, heute aber der einzige Europäer zwiſchen den abenteuerlichen Geſtalten meiner Begleitung hier oben hielt und in des Thal Gutha hinabſchaute, kam es vor, als ſeien viele Jahre ver-

gangen, und ich beträte dieſe Gegenden nach langer Abweſenheit zum zweiten Mal.

Wir ritten langſam gegen die Stadt hinab, und es fing an zu dämmern, als wir die Mauern erreichten. Und hier brachte uns unſer Führer in eine nicht geringe Verlegenheit, indem er erklärte, den Weg bis hieher habe er wohl gewuſt, aber uns zum Kapuzinerkloſter zu bringen, wiſſe er die Straße nicht. So viel es mir möglich war, ſuchte ich mich nach der großen Moſchee, die in der Nähe unſeres Kloſters lag, zu dirigiren und ritt voran in die ſchon leerer werdenden Straßen. Doch mochte es an der einbrechenden Nacht liegen, oder weil die Gaſſen in ihrem Schmuz und ihrer Erbärmlichkeit einander ſo ähnlich ſehen, genug, ich fand den Weg nicht, und wir befanden uns bald in ganz unbekannten einſamen Quartieren. Leute, die wir hie und da auf der Straße anhielten, konnten oder wollten uns keinen Beſcheid geben, und ich war ſchon in der größten Verlegenheit, wo wir die Nacht zubringen ſollten, als plözlich aus einer Seitengaſſe einige halb europäiſch gekleidete Männer heraustraten, denen ein Araber eine Fackel vortrug, und ich erkannte in dem einen zu meiner größten Freude den franzöſiſchen Konſul. Er war ſehr artig und gab uns einen Kawaſchen zur Begleitung mit, der uns bald vor das Kapuzinerkloſter führte. Hier mußte ich lange klopfen, ehe man mir öffnete und mich zu dem guten Prior brachte, der bei meinem Anblick faſt in Ohnmacht gefallen wäre; denn ſo viel ich aus ſeinen haſtig hervorgeſtoßenen Reden vernehmen konnte, glaubte er nicht anders, als wir ſeien von den Arabern überfallen, die Andern getödtet worden und ich allein entkommen. Doch beruhigte ich ihn und erzählte ihm, was mich zurückführte. Skandar wurde den Abend noch ausgeſandt, um Erkundigungen nach dem Perſer und dem Pferde einzuziehen, kam aber bald mit der Nachricht zurück, er habe, da es heut' Abend ſchon zu ſpät ſei, keinen der Leute mehr getroffen, wolle aber am andern Morgen in aller Frühe zu ihnen hingehen. Der Prior gab

mir ein Kämmerchen, nahe bei ſeiner Stube, von welchem ich ebenfalls in den ſtillen Hof hinabſehen konnte. Dort blühte der Baum noch, wie neulich, das Waſſer rauſchte, und der Prinz Strauß lief mit großen Schritten auf und ab. Eine andere, weniger poetiſche Zuthat waren ein paar kleine Schweinchen, die man in dieſen Tagen auch in den Hof geſetzt hatte und die ſich vor dem großen Vogel fürchten mochten; ſie liefen ſchreiend aus einer Ecke in die andere.

Durch den langen Ritt von geſtern ſchlief ich weit in den folgenden Tag hinein. Skandar weckte mich mit der höchſt unangenehmen Nachricht, daß der Stallmeiſter des Perſers, den er angetroffen, ihm gleich erklärt, es ſei jetzt gar nicht mehr daran zu denken, von ſeinem Herrn, ſelbſt für die doppelte Summe, jenes Pferd zu erhalten. Er würde es vielleicht vor einigen Tagen gegeben haben, habe aber gleich den folgenden Tag erklärt, wie lieb es ihm ſei, daß wir den Handel nicht abgeſchloſſen, da er den Hengſt ſehr hoch halte. Das waren ſaubere Ausſichten. Ich kleidete mich ſogleich an und eilte zu Herrn Baudin, dem ich den ganzen Verlauf der Sache mittheilte. Er dachte einen Augenblick nach, ich nannte ihm die Summe, die der Perſer damals gefordert, und die ich jetzt in Briefen auf ihn vom Baron erhalten hatte und bat ihn dringend bei dieſer Sache um ſeine Verwendung. Er verſprach mir, gleich auszugehen und das Seinige zu thun und ich möchte um ein Uhr Mittags wieder bei ihm anfragen. Ich ging in den Straßen auf und ab und bis es ein Uhr war, glaubte ich, es ſei eine Ewigkeit vergangen. Herr Baudin war noch nicht zurückgekommen; doch erſchien er nach einer kleinen Viertelſtunde und erzählte mir zu meinem größten Leidweſen, daß gar keine Hoffnung da ſei, das Pferd zu erhalten. Der Perſer, ein ſehr reicher Mann, habe ihm geſagt, daß er vor einigen Tagen wohl einen Preis für den Hengſt angegeben habe, doch mehr, um zu ſehen, welchen Werth er für uns habe, als wie, um es zu verkaufen; denn er habe es von Mekka mitgebracht und die Koſten und Mühſeligkeiten der Wüſtenreiſe nur an das

Thier gelegt, weil es ſo außerordentlich edel ſei und ihm ſo wohl gefallen. Man kann ſich leicht denken, wie unangenehm mir dieſe Nachricht war. Doch Herr Baudin, nachdem er eine Zeit lang nachgedacht, ſagte mir, es ſei vielleicht noch ein einziges Mittel, das Pferd zu erhalten, indem er nämlich an die den Orientalen im Allgemeinen eigene Großmuth vermittelſt einer Kriegsliſt appellire. Doch erforderte dies eine Friſt bis Morgen, die ich auch unter der faſt gewiſſen Vorausſetzung opfern müſſe, daß nichts aus der Sache würde.

Herr Baudin beſchied mich auf den folgenden Tag um eilf Uhr in die große Karawanſerai. Ich wandte den Nachmittag dazu an, durch die Bazars zu ſtreichen und hie und da einige Kleinigkeiten einzukaufen. Es that mir ſehr leid, daß meine Reiſekaſſe nicht in dem Zuſtande war, mehr als einige Piaſter aufwenden zu können; denn unter Anderem bot man mir heute Nachmittag eine ächte Klinge zu dem unbedeutenden Preiſe von zweihundert Piaſtern an.

Den Abend verbrachte ich mit meinem Prior; wir rauchten eine Pfeife zuſammen und er erzählte mir viel von Spanien, ſeinem ſchönen Vaterland, und Skandar, dem ich einiges Geld gegeben hatte, ging zu den Dienern des Perſers, um ſich mit ihnen auf einen freundſchaftlichen Fuß zu ſetzen.

Am folgenden Morgen war ich ſchon um zehn Uhr in der Karawanſerai, einem der prächtigſten Gebäude von Damaskus. Wie alle dieſe Gebäude zu Waarenlagern, Märkten und Wohnungen für fremde Kaufleute eingerichtet, beſtand es aus einem großen Hofe, um welchen rings herum die Gemächer zu den oben angegebenen Zwecken im Kreiſe lagen. Dieſer Hof, mit ſchwarzen und weißen Marmorplatten gepflaſtert, hatte in der Mitte einen ſehr ſchönen aus Stein gehauenen Brunnen, der aus fünf Röhren das Waſſer in die Höhe ſchleuderte. Eine Gallerie, die den Hof umgab, wurde von ſchönen ſchlanken Säulen getragen und unter ihr

befanden ſich Steindivans, den verſchiedenen Kaufleuten gehörig, auf welche ſie bequem hingeſtreckt, die Kunden erwarten, die mit ihnen größere Geſchäfte abzumachen hatten.

Es war noch ziemlich leer in dem Hofe, und ich beſah die innere Einrichtung einiger offen ſtehender Gemächer. Ein Corridor führte hinter denſelben im Kreiſe herum und endigte in einer großen Marmortreppe, die in einen obern Stock führte. Auch von außen hatte die Karawanſerai ein ſtattliches Anſehen, und für mich durch die Abwechslung der Steine, die man hier an einigen größeren Gebäuden findet, etwas ſehr Eigenthümliches. Man mauert nämlich die farbigen Marmorarten reihenweiſe aufeinander, ſo daß z. B. das Gebäude unten am Boden eine Linie röthlicher Steine hatte, auf welche eine Linie weißer, dann wieder rother und ſo abwechſelnd weiß und roth bis unter's Dach folgten.

Um eilf Uhr erſchien Herr Baudin und ſagte mir, gleich würde der Perſer mit ſeinen Hausbedienten erſcheinen und er wollte dann die direkten Handlungen mit ihm beginnen. Vielleicht ſei es möglich, daß uns der Kauf gelänge, indem er einen Freund des Kaufmanns auf ſeine Seite gebracht habe. Es dauerte auch nicht lange, ſo erſchien der Perſer mit allem Pomp eines ſehr reichen Mannes, der den Markt beherrſcht. Ein paar Neger kamen eilfertig voraus, breiteten auf einem der ſchönſten Steinſitze bunte Teppiche aus und lehnten an die Rückwand mehrere Divankiſſen aus Sammt und Seide. Vier andere Diener folgten ihnen, der eine trug einen Mangahl mit Kohlen, der andere ein vollſtändiges Kaffeegeſchirr und der dritte und vierte Pfeifen und Tabak. Jetzt erſchien der Kaufmann ſelbſt mit einem Gefolge von wenigſtens zwanzig Dienern, alle in perſiſchem Koſtüm, und es war gerade, als komme ein vornehmer Paſcha, denn ſo ehrerbietig grüßten ihn alle im Hofe Befindlichen, Herr Baudin nicht ausgenommen. Auch ich legte meine Hand an Bruſt und Stirn und verbeugte mich ſoviel wie möglich.

Der Perser war ein Mann in den besten Jahren mit gelber Gesichtsfarbe und einem kohlschwarzen Kinnbarte, der noch spitzer zulief, als die Mütze von schwarzem feinen Astrachanpelze, die er auf dem Kopfe trug. Sein Anzug war fast wie der unsers Fürsten und ebenso der Handschar; nur war das Kleid weit reicher mit Gold gestickt, und an dem Griffe des Dolches glänzten die prachtvollsten Edelsteine. Das Malerischste aber und Schönste an seinem Costüm war der Mantel, ein einziger großer Kaschemirshawl von Zeichnung und Farben, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen. Ein herzförmiger Talisman, d. i. ein Stein, auf dem Koransprüche eingeschnitten sind und der köstliche Schmuck, den die Orientalen besitzen, hielt den Mantel als Agraffe zusammen; das Ende desselben hatte er, damit der köstliche Stoff nicht auf dem Boden schleifen sollte, um den rechten Arm geschlungen. In dem Gefolge waren seine Handlungs- und Hausbedienten, seine Stallmeister, Haushofmeister und eine Menge anderer Chargen, die mir Herr Baudin alle nannte.

Mit der Ruhe und Gravität, die dem Morgenländer eigen ist, setzte er sich auf seinen Divan, und begann mit den Kaufleuten, die nach und nach herankamen, seine Geschäfte abzumachen. Hier wurden Contracte unterschrieben, dort Gold ausbezahlt, das der Zahlmeister in Empfang nahm und durch andere Diener in kleine Beutel binden und in ein Kästchen stellen ließ. So interessant mir die ganze Erscheinung dieses Persers und des Handels war, so wünschte ich doch recht aus Herzensgrund, daß er weniger vornehm und reich sein möge, damit ihm die Summe, die wir ihm geboten hatten, höher und ansehnlicher erscheinen möchte. Jetzt kam die Reihe an uns. Herr Baudin trat näher an den Divan des Persers, und stellte mich als den Mann vor, der jenen Hengst zu kaufen wünschte. Der Kaufmann sah mich lauernd an und seine erste Frage an Herrn Baudin war, ob ich auch sehr viel Geld mitgebracht hätte, da er für die früher angegebene Summe das Pferd

wahrlich nicht mehr hergeben würde. Herr Baudin zuckte die Achſeln und entgegnete ihm: er müſſe ihn des Gegentheils verſichern, denn auf ſeine Forderung vor einigen Tagen bauend, habe ich nicht mehr als die damals geforderte Summe bei mir. Darauf machte der Perſer mit ruhiger Miene eine abwehrende Bewegung mit der Hand und unſere Geſchäfte ſchienen leider beendigt. Doch ließ ſich Herr Baudin ſobald nicht abſchrecken. Er nahte ſich dem Kaufmann auf's Neue und hielt ihm folgende merkwürdige Rede, die er mir ſpäter in's Franzöſiſche überſetzte.

„Herr, du haſt vor einigen Tagen den großen Mann geſehen, der mit deiner Bewilligung deine Ställe und Pferde beſah. Es war der Imrachor Agaſſi des deutſchen Sultans, dem ſein Herr eine Pilgerfahrt nach unſerem Mekka, nach Jeruſalem, auferlegte, und obendrein ſprach der Sultan beim Abſchied zu ihm: Dir wird bei deiner Rückkehr nur dann die volle Sonne meiner Gnade leuchten, wenn du mir aus jenen weiten ſandigen Landſtrecken, in denen der ſtreifende Araber ſein Zelt baut, zwei Pferde, wohl verſtanden, zwei Pferde, einen Hengſt und eine Stute, den erſten goldfarbig, die andere braun mit ſchwarzem Mähnenhaar und Schweif, und von der edelſten Race mitbringſt. Der deutſche Effendi reiſte ab und ſuchte lange umher in Iſtambul, Smyrna und Beirut, ja lange in El Scham ſelbſt, ehe ihm der glückliche Zufall deinen Stall öffnete und er darin einen Hengſt fand, wie er ihn ſuchte. Obendrein warſt du ſo großmüthig, Herr, eine Summe zu fordern, die der Imrachor Agaſſi im Stande war, aufzuwenden. Aber was ſollte er mit dem einen Pferde allein thun. So erfreut er war, deinen Hengſt geſehen zu haben, ſo betrübte es ihn doch, da er nicht hoffen durfte, eine Stute in gleicher Schönheit, wie dein Pferd zu finden; es betrübte ihn, und er ließ dich durch ſeinen Dolmetſcher und deinen Stallmeiſter bitten, ihm den Kauf deines Pferdes noch einige Tage offen zu halten, indem er in einem Theile des Libanon eine Stute ſehen wolle, von der man ihm viel

Rühmens erzählt. — Schande über den Dolmetſcher des Deutſchen, daß er deinem Imrachor andere Worte überbrachte, als ihm ſein Herr in den Mund gelegt."

Der Perſer hatte dieſe lange Rede ſchweigend angehört, ſaugte an ſeiner Ambraſpitze und ſtrich ſich zuweilen den ſpitzen Bart. „Aber," entgegnete er, „Gott iſt mein Zeuge, dafür kann ich nichts. Vor einigen Tagen hätte ich vielleicht das Pferd um den Preis fortgegeben und es würde mich jetzt bitter gereuen; aber Gott hat mich vor der Reue bewahrt und ich habe das Pferd noch. — Und der Imrachor," ſetzte er fragend hinzu, „fand wirklich eine Stute von gleicher Schönheit, wie mein Hengſt?"

„Er fand ſie, Herr," entgegnete Herr Baudin, „und kaufte ſie im Vertrauen auf deine Großmuth, indem er glaubte, du würdeſt ihm das Pferd heute noch geben."

Der Perſer rückte unruhig auf ſeinem Divan herum und rief einmal über das anderemal: „Gott iſt mein Zeuge, ich kann nichts dazu thun!" — Herr Baudin bemühte ſich, ſo viel es ihm möglich war, ihn zu einem Verkauf des Pferdes zu überreden. Auch der andere Kaufmann, von dem er mir oben geſprochen, redete zu dem Perſer, aber lange umſonſt. Herr Baudin ſagte ihm am Schluß einer ſehr langen Rede: „Du biſt hart gegen den Fremden, der ſich vertrauensvoll zu dir wendet, und kannſt doch nicht wiſſen, ob dich deine Geſchäfte nicht auch einmal über das Meer treiben in die Länder der Franken, wo du ihre Hülfe in Anſpruch nehmen mußt. Du haſt viele ſchöne Pferde, und deine Karawanen gehen jährlich nach Mekka und können dir ein anderes, vielleicht noch edleres Pferd mitbringen. Doch du biſt hart, und dein Pferd, das dir mit ſchönem Golde bezahlt werden ſoll, iſt dir mehr werth, als das Leben eines Menſchen. Der Deutſche wird kein Pferd finden, was einen Vergleich mit deinem Hengſte aushielte, und darf die Seinen in der Heimath nicht wieder ſehen — und durch deine Schuld, Herr. Er muß in

der Fremde umherirren, oder wenn er es wagt, vor das Auge ſeines erzürnten Sultans zu treten, haſt du ſein Blut zu verantworten, es komme über dich!"

Dieſe letzte Wendung mußte auf den Perſer gewirkt haben, denn er dachte einen Augenblick nach, wandte ſich dann an ſeinen Stallmeiſter, dem er einige Worte ſagte, worauf dieſer zwei der untern Stallbedienten fortſchickte. Er kehrte ſich darauf wieder zu Herrn Baudin und ſagte: „Laſſ' dem deutſchen Herrn ſagen, er ſolle vor allen Dingen ſeinen Dolmetſcher beſtrafen, weil der ſo ſchwer an ihm gefrevelt und ſeine Worte verdreht hat. Doch will ich großmüthig handeln und ihm ſeinen Wunſch gewähren. Möge es meinen Kindern oder Kindeskindern zu Gute kommen. Ich verſichere dich, Herr, das Pferd war mir lieb; ſieh' ſein glänzendes ſeidenes Haar an, das ich oft geſtreichelt, hör' ſeine helle Stimme, die es am Morgen an meinem Zelt erſchallen ließ und mich damit weckte. Hätteſt du die Schnelligkeit ſeiner Glieder geſehen, wie er über den Sand dahin flog und doch augenblicklich anhielt, wenn ich meinen Arm ausſtreckte, du würdeſt mir nicht zumuthen, meinen Hengſt zu verkaufen. Doch ich gebe ihn dir, weil der Prophet ſagt: ſei barmherzig gegen den unbekannten Pilger, auch wenn er nicht deines Glaubens iſt!"

Da ich natürlich dieſe Verhandlungen nicht verſtand, ſondern ſie mir Herr Baudin erſt ſpäter verdolmetſchte, ſo kann man denken, daß ich den Mienen und Geberden der handelnden Perſonen meine volle Aufmerkſamkeit ſchenkte. Daß der Stallmeiſter des Perſers zwei ſeiner Leute fortſchickte, nahm ich für ein gutes Zeichen an, und als mir jetzt Herr Baudin ſagte: „Gott ſei Dank! wir haben ihn!" und einen Beutel mit Dukaten herauszog und ſie vor dem Schatzmeiſter des Perſers hinzählte, machte ich dem Herrn eine ſehr tiefe dankende Verbeugung.

Jetzt hörten wir auf der Gaſſe das unruhige Getrappel eines Pferdes, und im nächſten Augenblicke erſchienen die beiden Perſer,

ob die Steine auch alle ächt seien, und was sie wohl gekostet hätten. Redschib Paschah, als ein gewandter Mann, stellt der Dame die letzte Frage mit Uebergehung der ersten und erhält darüber eine ausführliche und bestimmte Antwort; denn sie liebte es sehr, die ungeheuern Summen anzugeben, die der Schmuck wirklich gekostet.

In Konstantinopel gab es zur Zeit unseres Aufenthaltes wenig Engländer. Auch hatten wir auf dem Dampfboote Crescend, das uns nach Beirut brachte, keinen in unserer Gesellschaft. Doch kamen wir in Marmarizza, wo die ganze englische Flotte damals lag, mit mehren zusammen und fanden jetzt wieder einzelne Exemplare fast auf unserer ganzen Reise. In Beirut lag noch die englische Artillerie, die am Hafen unter großen grünen Zelten campirte; sie hatte ihre Küche zwischen zwei hohen Mauern aufgeschlagen, worin es immer ungemein lieblich roch. Hier lebten die Söhne Albions herrlich und in Freuden, denn ihre Schiffe kreuzten beständig auf der Rhede und versahen sie mit dem Nöthigsten; auch die Einwohner ließen ihnen vorzugsweise die besten Sachen zukommen; denn „die Inglese," wie sie von dem Volk genannt wurden, hatten sich durch ihre gewaltigen Bombardements in großen Respekt gesetzt, und dieser Name war besonders an der syrischen Küste ein Zauberwort, mit dem man überall durchkam.

Oft wenn wir durch die Bazars oder über die Plätze Beiruts wandelten, blieben die kleinen Buben um uns stehen, und erst nachdem sie uns sattsam betrachtet, riefen sie: „Inglese, Inglese, puff, puff!" und liefen schreiend davon. Wenn man die englischen Soldaten und Seeleute nicht schon an ihrer Kleidung erkannt hätte, so hätte man sie doch sicher an ihrem Benehmen von den andern Nationen unterschieden; denn während der Franzose lachend und schwadronirend umherschlenderte und der österreichische Seemann vor jedem gut gekleideten Franken freundlich grüßend an den Hut griff, starrte der Engländer mit dem kalten nüchternen Gesicht die Häuser und den Himmel an und rannte Jedem in die Seite, der ihm nicht auswich. Die Offiziere und Gentlemen, die neben dem Genuß des guten Porters und Roastbeaf, das ihnen von den Schiffen verabreicht wurde, auch zuweilen ein geistiges Vergnügen haben wollten, stellten deshalb mitunter in der Ebene hinter der Stadt große Jagden an, zu denen sie sich anfänglich einen lebendigen Schakal hatten kommen lassen. Doch dieses Thier, kaum in Freiheit gesetzt, zog sich schleunigst in die Schluchten des Gebirgs zurück, wohin ihm die englischen Jagdliebhaber nicht folgen konnten, weßhalb sie sich in der Folge eines Hundes bedienten, der besser in der Ebene blieb und wo sie das Vergnügen, ihn zu hetzen, länger genießen konnten.

Noch vor unserer Abreise von Beirut wurden die Kanoniere ein-

den Hengſt ohne Decken und Sattel am Zaume hereinführend. Das Thier wieherte laut auf, wie es in den Hof trat und der Kaufmann hatte Recht, als er vorhin von der hellen reinen Stimme des Pferdes ſprach. Mit mehr Lebhaftigkeit, als dem Orientalen eigen iſt, erhob er ſich von ſeinem Divan und trat vor das Thier, ſeinen ſchlanken ſchönen Hals ſtreichend. Er winkte mir näher zu treten und hielt mir eine Rede, von der ich natürlich kein Wort verſtand, die ich aber mit vielen Verbeugungen erwiderte. Darauf nahm er den Zaum des Pferdes in die Hand, rief Herrn Baudin und ſagte mir durch ihn:

„Laſſ' dem deutſchen Herrn das Pferd übergeben. Sage ihm, wie lieb es mir geweſen und daß er es nur meiner Großmuth zu danken habe. Sag' ihm ferner, er ſoll es ſeinem Sultan rühmen, daß es ein gutes Pferd ſei und ihn bitten, er möge es gut behandeln und freundlich ſeinen ſchönen Hals ſtreicheln. Es wird ihn muthig ſeinen Feinden entgegenführen und ihn vor den verfolgenden Kriegern durch die Schnelligkeit ſeiner Glieder retten.“ Nach Beendigung dieſer Worte umfaßte er mit beiden Armen den Hals des Pferdes, küßte es und warf mir mit abgewendetem Geſichte den Zaum zu. Ich übergab ihn Skandar und wir führten das Pferd ſogleich fort.

Auf dem Weg zum Kloſter betrug es ſich ſehr wild und außer dem Geſchrei und den Schimpfworten, die uns die Araber, welche vor ſeinen ungeſtümen Bewegungen auf die Seite ſpringen mußten, nachſandten, mußte ich auch noch einem Kuchenbäcker all' ſeine Waaren bezahlen, die ihm der Hengſt auf die Erde geworfen.

Am andern Morgen verließen wir in der Frühe Damaskus, um nach Beirut zurückzukehren. So ſtreng ich meinem Führer eingeſchärft hatte, den Weg über Schiras zu nehmen, wo ich wußte, daß ich das Pferd gut unterſtellen konnte, ſo nahm er doch einen andern, trotzdem es mir gleich vor Damaskus auffiel, daß wir eine veränderte Richtung einſchlugen und ich ihm mehrmals ſagte, wir

müßten uns mehr nördlich halten. Der Kerl widerſprach mir beſtändig und brachte uns am Nachmittage in ein anderes ſehr elendes Dorf, das er ebenfalls Schiras nannte. Was konnte ich dagegen thun, da ich nicht einmal im Stande war, ihm Grobheiten zu machen. Am Morgen, als wir aus Damaskus ritten, erhielten wir eine ſonderbare Begleitung, es waren nämlich zwei jener abgemagerten elenden Hunde, wie ſie ſich zu Tauſenden in der Stadt herumtreiben. Die Thiere folgten uns beſtändig in einer gewiſſen Entfernung und waren weder durch Geſchrei noch Steinwürfe zurückzuſcheuchen. Ob ſie vielleicht glaubten, das ledige Pferd, unſer gekaufter Hengſt, ſollte vor der Stadt abgeſchlachtet und ihnen eine gute Mahlzeit werden, weiß ich nicht; doch blieben ſie den ganzen Tag bei uns, und verloren ſich erſt am Abend in Schiras zwiſchen den Hütten.

Während der Nacht machte uns unſer neues Pferd viel zu ſchaffen. Es mochte ihm unbequem ſein, von ſeinen frühern Gefährten getrennt zu ſtehen, wir hatten ihn nämlich mit in unſere Stube genommen, denn er betrug ſich ganz ungeberdig, riß mehrere Male den Strick von der Mauer und die Feſſel aus dem Lehmboden der Hütte, und wieherte beſtändig ſo, daß wir keine Minute ſchlafen konnten. Wir brachen am Morgen ſehr frühe auf und kaum hatten wir uns aus dem Dorfe entfernt, ſo waren unſere beiden Hunde auch wieder bei der Hand und zogen mit uns. Nach einigen Stunden hatte unſer Führer den Weg verloren und erſt, nachdem wir eine lange Zeit irre gegangen waren, begegnete uns ein Eſeltreiber, der uns wieder auf den richtigen Weg brachte. Dieſer Mann hatte ein ganz merkwürdiges Ausſehen, eine kleine Figur, ſchneeweißen Bart und ein ſehr vergnügtes Geſicht, das ein grüner Turban ſchmückte, der aber ſo zerfetzt war, daß es aus einiger Entfernung ausſah, als habe der Kleine ſein Haupt mit Rebenlaub umwunden. Ein türkiſcher Anakreon! Dabei war er gegen die Gewohnheit der Orientalen ſehr

lustig und wir hörten ihn noch schreien und singen, wie er schon lange unsern Augen entschwunden war.

Eine Expedition, wie unsere heutige mit dem unartigen Pferde war, will ich keinem Menschen wünschen. Skandar ritt einen alten Wallachen, neben dem es gestern ganz ruhig gegangen war; doch heute biß und schlug es nach dem armen Thiere und machte oft solche Seitensprünge, daß es den Skandar fast von seinem Pferde herunterzog. Unser Araber hatte eine Stute, weßhalb er immer, statt uns voraus zu reiten und den Weg zu zeigen, eine weite Strecke zurückbleiben mußte, denn so wie er vorritt oder nur in unsere Nähe kam, war der Hengst wie toll. Auf den schlechten halsbrechenden Felswegen, die ich früher beschrieben, war es ein Wunder, daß wir ihn mit ganzen Beinen nach Beirut brachten. Oft ging er eine Strecke ganz ruhig, dann fing er auf einmal wieder an, über die Zacken zu springen, und Skandar, der heute zu Fuß ging und sein Pferd dem Araber gegeben hatte, mußte ihm folgen, und so ging es oft über spitze steile Abhänge hinab, daß wir alle schaudernd zusahen.

Gegen Mittag hatten wir den Antilibanon überstiegen und kamen in's Thal, wo wir einen Augenblick rasteten und ich benützte diese Zeit dazu, um dem Hengst den Sattel meines Pferdes aufzulegen, worauf ich ihn bestieg und wir im vollen Galopp die Fläche in weniger als einer Stunde durchritten hatten. Neben diesen Unannehmlichkeiten, die wir mit dem Pferde hatten, waren wir obendrein noch in beständiger Sorge, von Deserteuren oder Bergbewohnern überfallen zu werden. Doch hätten wir uns auf das Aeußerste vertheidigt, wenigstens Skandar, Mechmed und ich. Wir hatten deßhalb unsere Waffen in steter Bereitschaft, wodurch mir später, als wir den Libanon hinanritten und ich meinen Schimmel wieder bestiegen hatte, ein kleiner Unfall passirte. Ich ritt voraus, eine gespannte Pistole in der Hand und die andere ebenso am Sattel hängend, als mir plötzlich die letztere, bei einem Sprung des Pferdes, ich weiß nicht,

durch welchen Zufall, losging, und die Kugel durch das eiſerne Blech des großen Steigbügels fuhr.

Mit Einbruch der Nacht erreichten wir den Chan, in welchem wir bei unſerer erſten Hinreiſe den türkiſchen Oberſt getroffen hatten. Das Wetter war heute glücklicher Weiſe beſſer und wir wurden in der Nacht nicht wieder durch den aufgeweichten Schnee unangenehm erweckt.

Den andern Morgen ritt ich mit der freudigen Hoffnung aus, Nachmittags Beirut zu erreichen, unſere Freunde wieder zu ſehen und dem guten Baron durch Ueberbringung des Pferdes eine Freude zu bereiten. Mit viel Sorge und Mühe, aber glücklich ſtiegen wir die ſchlechten Wege des Libanon hinunter und erreichten gegen Mittag den Chan el Huſſein. Freudig aufjauchzend begrüßte ich das Meer, deſſen unüberſehbaren Spiegel ich jetzt wieder erblickte. Wir waren auf die Höhe unſerer Mühſeligkeiten gekommen, und ſtiegen nun raſcher in's Thal der Ruhe hinab. Jetzt erreichten wir ſchon die Felder mit ihren Mauern von natürlichen Steinen, Beirut tauchte allmälig vor unſern Blicken auf; bald ritten wir durch die Cedern und Piniengebüſche am Fuße des Libanon und unter den Palmenpflanzungen vor der Stadt ſelbſt. Es mochte drei Uhr ſein, als ich an den äußern Mauern derſelben vorbeiritt und auf dem Weg am Meer hin unſerer Villa zueilte.

Auf der Terraſſe war Niemand von den Freunden zu ſehen und ich ritt in den Hof, der wie ein kleines Feldlager ausſah. Da waren Zelte ausgeſpannt und Pferde und Maulthiere ſtanden daneben, die mein Hengſt mit lautem Gewieher begrüßte, ſo hell und rein, daß es die Freunde hörten, welche im Zimmer des Barons zu Tiſche ſaßen. Alle ſtürzten nun eilfertig die Treppen herab und bewillkommten mich auf's Herzlichſte. Der Baron drückte mir die Hand und ſein Dank, ſo wie ſeine Freude über das Pferd, war mir Belohnung genug für all' die Mühſeligkeiten, die ich ausgeſtanden. Auch die Kranken waren wieder geſund und meine erſte Frage: was

denn die Zelte und Thiere bedeuteten, wurde mit der freudigen Nachricht beantwortet, daß man übermorgen Beirut verlaſſe, um nach Jeruſalem zu ziehen.

Zweites Kapitel.

Reiſe nach Jeruſalem.

Abreiſe von Beirut. — Saida. — Syriſche Wirthshäuſer. — St. Jean d'Acre. — Landhaus des Paſcha Abdallah Hamad. — Nachtlager auf dem Carmel. — Gazellen, Schakals, Hyänen. — Jaffa. — Ramleh.

Der Tag meiner Rückkehr von Damaskus ging damit hin, daß ich den Freunden einen umſtändlichen Bericht über meine Abenteuer geben mußte, und ich ließ mir dagegen von dem Baron den letzten Marſchtag mit der Stute hieher, ſo wie von den beiden jetzt wieder geneſenen Kranken das Vorgefallene während unſerer Abweſenheit erzählen. Auch der Fürſt betheuerte mir nach ſeiner Gewohnheit mit vielen „vraiment“ und „je vous assure,“ daß er auf dem letzten Marſchtage vom Libanon hieher faſt gar nicht mehr geſungen habe. Dafür wurde heute Abend beim Thee deſto mehr in dieſem Artikel gethan und wir ließen in der Freude unſeres Herzens, das traurige Beirut übermorgen verlaſſen zu können, noch einmal manch deutſches Lied durch die Räume des arabiſchen Hauſes und die Klippen des Meeres erſchallen.

Den folgenden Tag trafen wir alle Anſtalten zu unſerer Abreiſe. Die Pferde, die wir auf unſerer Tour nach Damaskus gebraucht hatten, wurden, da ſie ſich als tüchtig bewährt, auch für

die Reiſe nach Jeruſalem beibehalten. Unſere Carawane hatte noch einen kleinen Zuwachs bekommen durch den Reitknecht Friedrich, von dem ich früher geſprochen und dem auch ein Pferd gemiethet wurde. Der Fürſt hatte ſeine frühere Begleitung, Skandar und Mechmed mit dem Wurfſpieß, welche ihre eigene Pferde ritten. So beſtand denn unſere Karawane aus neun Reitern, mit zehn Pferden, und außerdem hatten wir drei ſtarke Maulthiere bei uns, welche Zelte, Gepäcke und Lebensmittel trugen. Den Abend vor unſerer Abreiſe kamen die Thiere alle aus der Stadt, um draußen bei uns zu übernachten und da glich unſer Hof einem kleinen Feldlager. Das Zelt war aufgeſchlagen, die Pferde geſattelt an die Bäume gebunden, unſere Säcke und Koffer lagen ſchon theilweiſe gepackt vor dem Hauſe, und in der Küche war Giovanni beſchäftigt, die eingekauften Lebensmittel, als Schinken, Hammelfleiſch, Käſe, Kaffee und Zucker, einige Flaſchen Wein und eine Flaſche Rum in Körbe zu verpacken. Fourrage für die Pferde brauchten wir nicht mitzunehmen, indem die Mucker uns verſichert hatten, wir fänden in jedem Chan auf dem Wege von hier nach Jeruſalem, als der am meiſten betretenen Straße, Gerſte für die Thiere im Ueberfluß, und ſo war es auch. Während unſeres ganzen Aufenthaltes in Beirut ſchlief ich keine Nacht unruhiger, als die heutige, und dem Baron, der neben mir lag, ging es nicht beſſer. Einer fragte den Andern während der Nacht wohl hundertmal: „Schlafen Sie noch nicht?“ und die Antwort war faſt immer: „Ver . . . . ! ich kann kein Auge zuthun!“

Kaum graute der Tag, ſo ſtanden wir auf und bald war das ganze Haus in Bewegung. Dann wurden die Teppiche zuſammengerollt und den Maulthieren aufgeladen. Jeder zog den Sattelgurt feſter an und zum letzten Mal vereinigten wir uns auf der Terraſſe des Hauſes, um Kaffee zu trinken, zum letzten Mal ſchauten wir die entzückend ſchöne Natur an, die ſich hier in aller Pracht um uns gelagert hatte, und ſagten der Stadt mit ihren traurigen

Häusern, dem kleinen Friedhofe vor uns und den weißen Spitzen des Libanon ein Lebewohl. Unsere arabischen Hausleute nahmen mit all der Herzlichkeit, die uns diese guten Menschen während unseres Aufenthaltes hier beständig bewiesen, Abschied von uns, und wir bestiegen die Pferde und ritten um die Stadt herum, anfangs auf demselben Weg, der auch gen Damaskus führt. Vor den Thoren trafen wir noch unsern lieben Bekannten, den russischen Consul, Herrn v. B., der uns bis zu den Pinienanpflanzungen begleitete und dann mit treuherzigem Händedruck von uns Abschied nahm. Wir folgten dem Wege nach Damaskus bis zum Fuße des Libanon, wo er sich die Höhen hinabwand, wir aber am Fuße des Gebirges der Küste entlang ritten.

Anfänglich ging unser Weg durch tiefen Sand und oft so dicht am Meere vorbei, daß die anschlagenden Wellen die Füße unserer Pferde benetzten. So gut das Wetter den letzten Tag aussah, so hatte es sich doch heute verschlimmert, und der Himmel, der schon heute Morgen mit grauen Wolken überzogen war, sandte uns Vormittags heftige Windstürme, die uns feinen Sand ins Gesicht wehten und das Reiten sehr beschwerlich machten. Gegen Mittag ließ freilich der Wind etwas nach, aber dafür fing es so entsetzlich an zu regnen, daß das Wasser in kurzer Zeit von unsern Pferden herunter troff. Wir verließen das Ufer des Meeres und überschritten einen Ausläufer des Libanon auf einem Felsenpfad, der durch die glatten Steine und den Regen so schlüpfrig war, daß mehrere Pferde, worunter auch meines, stürzten. Wir hatten geglaubt, noch heute bis jenseits Saida zu kommen; doch da es die Araber überhaupt lieben, den Marsch des ersten Tages so klein wie möglich zu machen, und das Wetter uns heute auch nicht sehr geneigt war, so mußten wir dem Zureden unseres Hauptmuckers folgen und in einem elenden Chan übernachten, der kaum fünf Stunden von Beirut entfernt war.

Dieses Wirthshaus — es hies Chan Nabiunis — war etwas

beſſer als die gewöhnlichen Etabliſſements der Art, und beſtand aus zwei Gemächern, und einem kleinen Anbau für die Pferde und Eſel. Obendrein hatte das Haus vorne eine Art von Gallerie, von der man die Ausſicht auf das weite Meer genoß, deſſen Wogen faſt die Mauern beſpülten. Doch zogen wir bei dem heutigen Regen, der von einer empfindlichen Kälte begleitet war, eines der rauchigen, dunklen Gemächer vor, wo unſere Sais ein Feuer angemacht hatten und Giovanni einen guten Pillau kochte. Der unangenehme Marſch heute, ſo wie das Gebrauſe der tobenden See vor unſerem Hauſe, die ihre grünſchmutzigen Wellen unaufhörlich mit lautem Donner auf den Strand warf, verſtimmte uns Alle. Wir legten uns bald auf unſere Decken, ohne wie gewöhnlich ein Vocalconcert zu halten. Doch hätten wir am andern Morgen beim Erwachen füglich ſingen können: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht ꝛc.“ denn wenn wir auch auf unſeren früheren Ritten bei Tag viele Strapatzen auszuhalten hatten, ſo war die Nacht deſto ruhiger und nichts ſtörte uns im feſten ſanften Schlummer. Aber das war heute zum erſten Mal ganz anders. Kaum wurde der Körper unter den Mänteln oder Decken warm, ſo begann an allen Theilen ein unerträgliches Jucken. Es war eine Schaar blutdürſtiger Flöhe, die ſich hier in den Wänden und Fußböden aufhielt und gelegentlich hervor kam, um eine Schaar armer Pilger wie wir auszuſaugen. Beim Anbruch des Tages verſchwanden die Ungethüme wieder; doch ließen ſie ſo unverkennbare Merkmale zurück, daß keiner den Gedanken hegen konnte, als habe ihm nur geträumt. Von dieſer Plage war übrigens Niemand verſchont geblieben und der Fürſt erzählte noch von einem andern Schrecken, den er gehabt. Er hatte nämlich eine Maus gehört; ein Thier, das ihn, wie er behauptete, aus der Welt jagen könne.

Wir brachen zeitig auf und kamen nach ein paar Stunden in die Gegend von Saida, dem alten Sidon, von deſſen früherer Pracht und Herrlichkeit jedoch nichts mehr übrig geblieben iſt; auf

dem Platze, wo vor alten Zeiten die reiche phönizische Handelsstadt stand, ist jetzt nur noch eine kleine armselige syrische Stadt zu sehen. Da sowohl hier, als wie in Sur und Acre, die Pest herrschte, so vermieden wir, so viel wie möglich, die Orte zu berühren und umgingen Saida auf einem ziemlich schlechten Wege, der aber durch Gärten voll blühender Citronen- und Orangenbäume, voll Feigen, Akazien und Palmen führte. Das Wetter hatte sich glücklicher Weise wieder aufgeklärt und der Himmel lachte uns mit der schönen dunkelblauen Farbe freundlich an. Bald ritten wir am Ufer des Meeres hin, bald über flache Ausläufer des Libanon oder an steilen Felswänden, die den Fuß des mächtigen Gebirges bildeten. In einigen derselben bemerkten wir kleine Höhlen, deren Eingänge mit dem Meißel regelmäßig behauen waren. Vielleicht waren es in früherer Zeit Wohnungen syrischer Christen, die sich hier vor den Verfolgungen ihrer Feinde verbargen. Gegen Mittag überzog sich der Himmel wieder und wir wurden von einem gewaltigen Gewitterregen tüchtig eingeweicht. Vor uns senkte sich das Terrain abwärts, und wir ritten so rasch als es unsere bepackten Maulthiere aushalten konnten. Gegen vier Uhr machten uns die Mucker auf ein vor uns liegendes altes Gemäuer aufmerksam, das unser heutiges Nachtlager sein sollte. Es schien früher eine Burg gewesen zu sein und lag auf einem kleinen steilen Hügel, rings mit einem schmutzigen Wassergraben umgeben, über den eine steinerne, wenigstens zu drei Viertel zerfallene Brücke führte.

Wir ritten die Anhöhe hinan und durch die Ruinen eines großen gewölbten Thores in den Hof. Dieser war sehr geräumig und mit Gebäuden umgeben, deren Wände aber gespalten und theilweise eingestürzt waren. Dem Eingang gegenüber stand noch ein Gewölbe, dessen vordere Seite freilich ebenfalls zertrümmert, doch groß genug war, um unsere Pferde hineinzustellen, die so wenigstens von oben und drei Seiten gegen Regen und Wind geschützt waren. Wir durchliefen den ganzen Hof, ohne einen Winkel

zu finden, wo wir die Nacht hätten zubringen können; vergeblich ſuchten wir nach einem Gemach, das mit einer Decke verſehen wäre, und da wir nichts fanden, waren wir ſchon entſchloſſen, uns bei den Pferden einzuquartieren, als unſere Mucker ein paar Kerle entdeckten, die ſich uns als die Eigenthümer dieſes ſchönen Wirthshauſes darſtellten und uns das Zimmer anzeigten, wo Gäſte, die lieber allein, als wie unter ihren Pferden ſchlafend, die Nacht zubringen konnten. Dies Gemach hätten wir wirklich ohne Hülfe nicht gefunden. Ueber Schutt und Trümmerhaufen kletterten wir auf eine Art Wall, der uns an eine Ecke des Gebäudes führte, wo vor Zeiten ein großer Thurm ſtand. Von dieſem Thurm war das untere Stockwerk ſtehen geblieben, d. h. ich begreife unter dieſem ſtehen gebliebenen Stockwerke ein kleines Gewölbe mit zwei großen Oeffnungen, eine, zu der wir hereintraten und die zweite auf der andern Seite, die mannshoch, mehrere Fuß breit und wahrſcheinlich bei dem Einſturz der obern Stockwerke entſtanden war. Neben dem Genuß eines kühlenden friſchen Zugwindes, der, mit einigem Regen vermiſcht, die ohnehin ſchon kalten Glieder faſt erſtarren machte, bot uns dies Gemach mit den beiden Oeffnungen noch obendrein die faulen Dünſte des ſumpfigen Grabens, der um den Fuß des Walles herumlief. Doch da wir keine Wahl hatten, mußten wir uns mit dieſem Obdach begnügen. Unſere Koffer und Kiſten, die wir mit Mühe um den ſchmalen Wall nach dem Thurme ſchleppten, wurden vor die eine Oeffnung geſtellt und ſo dem Wind, der um dies einzeln ſtehende Gebäude wie toll herum fuhr, der Eingang etwas geſperrt.

Als wir uns nun ſo gut wie möglich eingerichtet hatten, und Giovanni ein Feuer anſteckte, um unſern Pillau zu kochen, erregte das feuchte Holz einen Rauch, der nirgends einen Ausweg fand, und uns, da wir keine Luſt hatten, draußen von dem Regen durchnäßt zu werden, nöthigte, mit dem Geſicht uns platt auf die Erde zu drücken. Dieſem Uebelſtande war nur dadurch abzuhelfen, daß

geſchifft und die meiſten Engländer zogen ſich nach Saida, Acre und Jaffa, wo wir ſie ſpäter wieder trafen. Von letzterer Stadt aus machten ſie häufig Ausflüge nach Kamleh und Jeruſalem, wo wir ihnen hie und da in kleinen Gruppen zu fünf bis ſechs begegneten; ohne daß wir ein Wort mit ihnen wechſelten, erkannten wir ſchon von Weitem, wer unter dieſem Trupp Franzoſe oder Engländer ſei, an der Art zu Pferde zu ſitzen, an dem runden Hute, der niemals fehlen durfte, oder an der großen Halsbinde. Letzteres machten ſogar unſere Beduinen ſcherzweiſe nach, und wenn ſich ſo ein dunkel gefärbter Kerl den Shawl fauſtdick um den Hals wand, ging er geſpreizt umher und ſagte wohlgefällig: „Ingleſe! Ingleſe!“

In Gazza war es, wo wir die Mode der Briten, auch in die unwirthbarſten Gegenden alles zum Comfort Gehörige mitzuſchleppen, einmal recht aus Herzensgrund ſegneten. Ibrahim Paſcha, der ſich unſerer beſonders annahm, hatte uns in der kleinen Stadt, die mit Soldaten von der unglücklichen Armee aus Damaskus überfüllt war, ein freilich ſehr armſeliges Quartier verſchafft; doch gebrach es uns am Nothwendigſten, und da wir gehofft hatten, von Jaffa aus zu Schiff nach Alexandrien zu kommen, hatten wir uns weder mit Eß- noch Trinkgeſchirren verſehen, und in Gazza waren nicht einmal Lebensmittel, geſchweige denn etwas Anderes zu bekommen. Da erfuhr Giovanni, unſer trefflicher Dolmetſcher, daß mehre engliſche Offiziere hier ſtationirt ſeien, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß Ibrahim Paſcha Syrien wirklich verlaſſe. Wir machten ihnen einen Beſuch und wurden dafür auf den Abend zum Thee eingeladen. Hier war denn Alles auf's Beſte eingerichtet; da war die ſingende Theemaſchine, da waren die großen Porzellantaſſen, die ſilbernen Löffel, der Spülnapf und die Kryſtallfläſchchen mit Arak und Rhum; da brachten die Bedienten das geröſtete Brod herein, ganz wie in England; da fehlte nichts bis auf die damaſtene Tiſchdecke, die auf ein Paar großen Kiſten ausgebreitet war und um welche wir auf Kiſſen und Teppichen lagen.

Während unſeres Aufenthalts in Gazza waren wir öfters bei dieſen engliſchen Offizieren und machten kleine Touren mit ihnen in die Umgegend und an das Meer, und als wir abreisten, fand es ſich, daß einer derſelben, ein Kapitän E. aus Bombay, die Tour durch die Wüſte machen würde, was uns ſehr angenehm war, denn außer ſeiner Perſon, er ſprach geläufig franzöſiſch und konnte, wenn er gerade dazu aufgelegt war, recht unterhaltend ſein, führte er drei Bedienten mit ſich, ſo wie in einer großen Kiſte alles mögliche Geſchirr zum Eſſen und Trinken, und das kam uns bei der gänzlichen Armuth, in der wir uns befanden, trefflich zu Statten. Wie mit Zauberkraft ließ er aus dieſer Kiſte eine Menge Sachen herausſpazieren, von denen wir

wir, sobald unser Pillau gekocht war, das Feuer wieder ausgehen ließen, denn jeder von uns wollte lieber frieren, als in dem Rauch ersticken. Ersteres wurde uns auch in gutem Maße zu Theil und die feuchten Kleider, sowie die Zugluft in dem Thurm erregten uns eine solche Kälte, daß wir sogar unsere Plage von gestern, die Flöhe, nur wenig spürten.

Am andern Morgen brauchte keiner den andern zu wecken, vielmehr war jeder froh, das feuchte Mauerloch verlassen zu können. Ich ging heute wenigstens zwei Stunden neben meinem Pferde her, um die Glieder, die ganz erstarrt waren, wieder beweglich zu machen. Glücklicher Weise schien die Sonne recht warm und angenehm, und obgleich uns auch gestern der Himmel am Vormittage so freundlich angelächelt hatte, und doch später mit einem soliden Regen regalirte, so glaubten wir doch heute den Versicherungen unserer Beduinen, daß es schönes Wetter bleiben würde, und sie behielten diesmal recht. Unser Weg führte wieder an der Küste des Meeres hin, doch ohne daß wir es sahen; denn eine kleine Hügelkette verdeckte uns die Aussicht. Das Terrain war uninteressantes Haideland und nur selten kamen wir bei kleinen Gebüschen von Feigen- und Olivenbäumen vorbei. Zur Noth hätten wir noch am Abend Acre erreichen können. Da die Stadt aber so fürchterlich zerstört war, auch jene entsetzliche Krankheit dort herrschen sollte, so folgten wir unsern Muckern, die es vorzogen, die Nacht vor der Stadt in einem kleinen Dorfe, Casmin, zu bleiben. Doch hätten wir uns bei Erblickung des heutigen Chans fast wieder für Acre entschieden; denn außerdem, daß dies Gebäude nur ein einziges schmieriges Loch hatte, wo Pferd und Mensch zusammen kampiren sollten, fanden wir auch hier schon einige zerlumpte Beduinen gelagert, eine Nachbarschaft, die wohl im Stande war, unsere nächtlichen Quälgeister noch um ein paar andere Species zu vermehren. Es war ein Glück für uns, daß selbst unserem Giovanni das Gemach zu unsauber vorkam, denn er nahm sich diesmal seiner Herren mit vielem Eifer an

und befahl den Muckern mit kurzen Worten, für ein anderes Lokal zu sorgen. Dieſe ſteckten die Köpfe zuſammen, berathſchlagten ſich mit einem alten Manne, dem der Chan gehörte, und ließen uns nach kurzer Ueberlegung durch Giovanni ſagen: nicht weit von dem Dorfe liege ein ſehr ſchönes Landhaus, das wegen der Kriegsereigniſſe in dieſem Augenblicke ganz unbewohnt ſei, und wo wir eine gute Unterkunft finden würden. Nur ſollten wir bedenken, daß eine Zeit lang Soldaten von der ägyptiſchen Armee dort gehaust, von denen einige an der Peſt geſtorben ſeien. So angenehm uns der Vorſchlag war, wieder eine Nacht in einem guten Hauſe zubringen zu können, ſo ſtutzten wir doch bei Erwähnung der Peſt und berathſchlagten, was hier zu thun ſei. Wenn die Angabe der Leute, daß die Peſt hier in der Umgegend geherrſcht habe und noch herrſche, richtig war, ſo konnte uns das Dorf, wo ſich vielleicht noch Kranke befanden, viel gefährlicher werden, als jenes verlaſſene Landhaus, weßhalb wir uns für dieſes entſchloſſen und dahin aufbrachen.

Es war ein wunderſchöner Abend. Ich habe den Himmel nie ſo hell gefärbt, die fernen Berge nie in ſo ſchönen Tinten von ſaftigſtem Violett und friſcheſtem Roſenroth geſehen. Wir ſchlugen von der Straße links einen Feldweg ein, der durch ſchöne grüne Wieſen führte, und ſahen bald, umgeben von einem Roſen-, Orangen- und Citronenwald das Landhaus vor uns liegen. Es war ein ſchönes ſtattliches Gebäude und hatte, wie alle Häuſer dieſer Art, außer dem Erdgeſchoß nur einen Stock und platte Dächer. Die Stille, die auf dem Ganzen lag, ſo daß bei unſerer Ankunft kein menſchliches Weſen uns entgegen kam, ſich nichts in Haus und Garten regte, warf einen wahrhaft poetiſchen Reiz über unſer heutiges Nachtlager, das mir wie von böſen Geiſtern verwünſcht erſchien. Ein Gitterthor, das dem Drucke wich und ſich öffnete, ließ uns in einen kleinen Garten treten, der einſtens ſorgfältig angelegt war. Doch jetzt waren Bänke und Ruheplätze umgeſtürzt. Zwiſchen dem bunten Kies auf den Wegen wucherte das Gras empor und

die zahlreichen Schlinggewächſe, die an Hecken, welche die Beete umſchloſſen, emporgeleitet waren, mußten dieſe Stellung langweilig finden, denn ſie hatten die hölzernen Latten verlaſſen und krochen gleich Schlangen auf den Wegen gegen einander, um ſich über die Oede des Gartens zu beſprechen. Nachdem unſere Pferde angebunden und vorläufig in einen Schuppen, der am Hauſe angebracht war, eingeſtellt wurden, machte ich eine kleine Inſpektionsreiſe um das ganze Gebäude herum. Der Garten umgab es auf drei Seiten und war nach türkiſchem Geſchmack ſehr ſchön angelegt. Hie und da kleine Steinſophas, auf denen wahrſcheinlich lange keine türkiſche Dame mehr geſeſſen hatte; denn das Unkraut, das überall emporſchoß, wiegte ſich wie ſpottend auf dieſen Ruheplätzen. Bei ſolchen verlaſſenen Anlagen iſt nichts trauriger und melancholiſcher, als der Anblick eines vertrockneten Springbrunnens, das Erſterben des lebendigen Strahls, der hier in dieſen Ländern ſo nöthig iſt, um der ausgedörrten Natur etwas abzugewinnen. So heimlich das Murmeln des Waſſers dem Ohre iſt, ſo traurig iſt mir eine Fontaine erſchienen, deren Mund ſchweigt. Das müſſen entſetzliche Sachen ſein, die dem luſtigen Waſſer den Mund verſtopft und es zum Schweigen gebracht haben. In dem Baſſin hier, welches aus einer Art grauem Marmor ſehr ſchön gearbeitet war, lagen große Blätterhaufen, welche die umſtehenden Platanen hineingeſtreut, und kleine Eidechſen ſpielten um die Brunnenröhre. Wie ich ſchon oben ſagte, umgab eine ſehr große Anpflanzung von Orangenbäumen den Garten und das Landhaus; man konnte es eher einen Wald, als eine Anpflanzung nennen. Die Stämme ſtanden nicht in regelmäßigen Reihen und obgleich ſie nicht gerade nahe zuſammengepflanzt waren, bildeten doch die ſtarken und langen Aeſte der dicken Orangenbäume ein undurchdringliches Laubdach. In jenen Wald führte aus dem kleinen Garten ein Thor, das offen ſtand. Doch war hinter demſelben noch ein drei bis vier Fuß breiter Waſſergraben, über den vormals eine hölzerne Brücke geführt hatte,

die aber gewaltsam abgebrochen war — wahrscheinlich hatten die ägyptischen Kriegsknechte das Holz zum Kochen ihres Pillau verwendet — nur die beiden Hauptbalken, die zu fest in der Gartenmauer eingefügt waren, hatten sie stehen lassen. Der Anblick des Orangenwaldes war aber so schön und für uns alle so neu, daß wir, trotz der mangelhaften Communication, in kurzer Zeit über dem Graben waren und unter dem frischen duftenden Laubdach der Blätter, Blüthen und goldgelben Früchte wandelten. Wenn wir auch schon unzählige Orangenbäume in kleinen Gruppen gesehen, so war uns doch der Anblick eines weit ausgedehnten Waldes dieser herrlichen Bäume so entzückend, daß wir jauchzend auf dem Grase dahin sprangen, uns unter den Stämmen auf den Rücken legten und mit einer wahren Wollust in die zusammenhängenden Zweige über uns schauten. Es ist aber auch fast kein schönerer und für uns Europäer zugleich fabelhafterer Anblick, als die Frucht der Orange, die in Körbe verpackt und meistens halb verfault zu uns kommt, zwischen den frischen Blättern und duftigen Blüthen zu Tausenden hängen zu sehen. Obendrein sind die Orangen an der syrischen Küste, besonders bei Jaffa und Acre, die größten und saftigsten, und es war daher kein Wunder, daß wir, von dem langen Ritt recht durstig geworden und hier auf einmal in diesen Ueberfluß versetzt, so viel von den über uns hängenden Früchten herunterwarfen, als wir nur eben gebrauchen konnten. Zuweilen kamen wir auch an einen Baum, der bittere Früchte trug, mit denen wir dann unter lautem Lachen Ballspiele trieben. So waren wir allmälig immer tiefer in den Wald gekommen und sahen das Haus nicht mehr, als wir in der besten Freude durch die Ankunft zweier Neger erschreckt wurden, die mit großen Stöcken daher sprangen und uns mit sehr zornigen Mienen ansahen. Die Erscheinung der Schwarzen in dieser Umgebung hatte gerade noch gefehlt, um den Schauplatz eines Märchens aus der Tausend und einen Nacht mit der gehörigen Staffage zu versehen. Sie schienen mir die beiden Riesen,

welche die Prinzessin beschützten, die von dem bösen Zauberer in eine weiße Lilie verwandelt worden war. Es waren aber auch wirklich ein paar riesenhafte Kerle, welche uns, die wir so unbefugt in ihr Eigenthum gebrochen waren, mit ihren langen Stöcken vielleicht in einen zweifelhaften Kampf verwickelt hätten, wenn der Baron sie nicht durch Vorzeigung eines reichlichen Bakschis wieder besänftigte. So wurden wir aber die besten Freunde, und die Neger, die auf der andern Seite des Waldes in einem kleinen Häuschen wohnten, führten uns zu den besten Bäumen und füllten uns für den morgenden Ritt alle Taschen mit ihren Früchten.

Indessen schwebte die Sonne noch eben am Horizont und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Stämme der Bäume, deren ohnehin schon goldene Früchte nun wie Tausende von Feuerballen glänzten. Giovanni und die Mucker waren unterdessen auch nicht müßig gewesen, hatten den Pferden ihr Futter gegeben, das man aus dem Dorfe heranbrachte, und ersterer saß vor der Thür des Hauses bei dem großen Feuer und kochte unsern Pillau, der heute mit einigen Hühnern, die er ebenfalls erhandelt, noch schmackhafter gemacht wurde. Wir suchten jetzt die Treppe, die in das obere Stockwerk führte, und fanden oben mehrere Gemächer, die alle so verlassen und halb zerstört, wie der Garten waren. Man konnte oben recht sehen, daß eine wilde Soldateska ihr Wesen hier getrieben. Von der türkischen Einrichtung der Zimmer hatten sie nur gelassen, was ihnen unmöglich war zu zerstören, einen hölzernen Divan, der längs an den Wänden hinlief. Die aus Holz zierlich geschnitzten Schränke waren alle zerschlagen und verbrannt worden, und die Fensterläden hätten sie auch gewiß nicht verschont, wenn sie den Zugwind, da die Oeffnungen ohne Glasscheiben waren, nicht gescheut hätten. Auch der Fußboden der Zimmer war meistens zerstört und hie und da Löcher eingebrannt, wo die leichtsinnigen Kriegsknechte wahrscheinlich die glühenden Kohlen ihrer Pfeifen

hingeworfen hatten. Wir verzehrten unſere Abendmahlzeit, die Giovanni heute noch mit einem ſüßen Reiß vermehrt hatte, rauchten noch einige Pfeifen und ſuchten dann unſere Schlafſtellen. An die Erhöhung der Divans wurden unſere Sättel gelegt, und bildeten ſo die Kopfkiſſen. Da wir alle Laden verſchloſſen, und es auch heute nicht ſo kühl wie geſtern in der alten Burg war, ſo erſchienen alsbald unſere nächtlichen Plagegeiſter wieder und quälten uns im wahren Sinne des Worts bis auf's Blut, ſo daß wir kein Auge zuthun konnten. Dazu erhob ſich noch gegen Mitternacht ein ſchweres Gewitter, das unſere Pferde drunten ſo in Angſt verſetzte, daß wir alle hinabſteigen mußten, um ſie zu beruhigen. Und als endlich Donner und Blitz aufhörten und wir uns wieder zum Schlafen legen wollten, wüthete der Wind dergeſtalt um das freiſtehende Haus, und klapperte mit den lockeren Fenſterladen, daß es nicht möglich war, auch nur einen Augenblick Ruhe zu finden. Bei Anbruch des Tages erhoben wir uns Alle, und jeder klagte dem Andern ſeine Noth, wie ſehr er in der Nacht von den Inſekten zerſtochen worden ſei. Bis jetzt hatte uns noch der Gedanke, daß es nur harmloſe Flöhe ſeien, die unſer edles Blut verzehrten, ſo ziemlich getröſtet; doch meine Verſicherung, die ich gegen die Andern ausſprach, daß ich in der Nacht zweierlei Arten von Stichen geſpürt, brachte alle Gemüther in Aufruhr. Doch hatte keiner den Muth, an ſeinem Körper nach einem andern blutdürſtigen Thiere auf Entdeckungsreiſen auszugehen, denn da wir die Sache doch nicht hätten ändern können, wollten wir uns wenigſtens die traurige Gewißheit nicht verſchaffen.

Giovanni, der in dieſen Tagen äußerſt aufmerkſam und liebenswürdig war, hatte den Kaffee in den Garten gebracht, und wir freuten uns Alle, ihn wieder einmal ſitzend verzehren zu können, und beſonders wegen der Nähe des Orangenwaldes, der nach dem Gewitterregen von dieſer Nacht doppelt ſchön duftete. Darauf wurden die Maulthiere wieder beladen, den Leuten aus dem Dorfe ihre ge-

lieferten Lebensmittel und Fourrage bezahlt und jeder ſattelte ſein Pferd. Als wir vor die Gartenthüre traten, um uns aufzuſetzen, bemerkten wir einen ſtarken Moſchusgeruch, der neben uns aufſtieg. Wir konnten nicht begreifen, wo er herkommen möge, und dachten ſchon, es wären Ueberbleibſel von Arzneien, die den Kranken, welche früher das Landhaus bewohnt, gereicht worden wären. Doch halfen uns die Leute aus dem Dorfe, die der Baron darum befragen ließ, bald aus dieſem Irrthum; einer riß eine Handvoll kleiner Kräuter ab, die am Wege wuchſen, und brachte ſie uns. Sie hatten fein gezackte wolligte Blätter, und von ihnen kam der ſtarke Geruch.

Das Wetter war heute wieder ebenſo ſchön wie geſtern, und wir ritten raſch über die vom Regen erfriſchten Felder gen Acre, das wir in Kurzem vor uns liegen ſahen. In der Nähe der Stadt kamen wir durch ein türkiſches Lager von Kavallerie und Infanterie, die unter hellgrünen Zelten ihre Wirthſchaft trieben. Die Soldaten krochen aus ihren Baraken heraus und ſahen uns neugierig an, während wir vorüber ritten. Hie und da bot uns einer etwas zum Verkauf an, ein ſchönes Bernſteinmundſtück, einen Säbel oder ein paar Piſtolen und dergleichen mehr. Doch ritten wir ſo raſch wie möglich vorbei, da wir dieſe lieben Leute bei Beirut genugſam hatten kennen gelernt, und da auch die Peſt in all' dieſen Lagern ſo gut wie in den Städten herrſchen ſollte.

Jetzt ritten wir um die äußere Mauer auf der Landſeite herum nach dem Hafen und Meerbuſen von Acre, wo wir unſere Pferde ließen, und zu Fuße in die Stadt traten, um die zerſchoſſenen und geſprengten Werke und Häuſer in der Nähe zu ſehen.

Wir gingen durch einige Straßen der Stadt und ſahen überall die ſtarken Verheerungen, welche die Kugeln der Flotte angerichtet. Doch ſchien es mir, als haben die Häuſer der Stadt mehr gelitten, als Wall und Mauer. Man konnte in den Straßen faſt keinen Schritt thun, ohne bei Trümmerhaufen vorbeizukommen. Vieles

Volk, Soldaten wie Einwohner, campirten unter grünen Zelten oder Gerüſten von Balken, die ſie aufgerichtet hatten. Wir verließen die Stadt bald wieder, ſetzten uns draußen auf unſere Pferde und ritten um den Meerbuſen von Acre herum. Auch hier ſah man, ſowie an der Küſte von Beirut, die deutlichen Spuren der Verheerung, welche der Sturm vom 1. auf den 2. Dezember vorigen Jahres angerichtet. Mehrere größere und kleinere Handelsſchiffe lagen zerſchmettert am Ufer, und ebenſo eine engliſche Kriegsbrigg, die hier geſtrandet war. Doch hatte man von letzterer ſo viel wie möglich gerettet. Ihre Matroſen und Soldaten hatten ſich bei dem Fahrzeug kleine Barraken aufgeſchlagen, und bewachten Kanonen, Maſten, Takelage, die man vom zertrümmerten Wrak herunter genommen. Nach ungefähr drei Stunden, die wir immer dicht an der Küſte des Meerbuſens auf weichem Muſchelſande reitend, durch Jagd auf allerhand Waſſervögel verkürzt hatten, erreichten wir Haifa, ein kleines Dörfchen mit alten Mauern und Thoren, am Fuß des Carmel liegend. Vor dem Ort hatten wir die Freude, den Druſenfürſten wieder zu ſehen, der vor einiger Zeit mit ſeinen Reitern in Beirut geweſen war. Er lag mit ſeiner Kavallerie um Acre und Haifa herum, und wollte gerade nach der Feſtung reiten. Wir wechſelten einige freundliche Worte zuſammen, und verließen ihn, wahrſcheinlich auf Nimmerwiederſehen. In Haifa machten wir einen kleinen Halt und nahmen für unſer heutiges Nachtlager, das Kloſter auf dem Carmel, Fourrage für unſere Pferde mit, da es hieß, man würde uns dort oben keine geben können. Nach Verlauf einer kleinen Stunde ritten wir langſam den ſehr ſteilen Weg des Carmel hinan, faſt niedergedrückt von der Nachmittagsſonne, die, an dem Berge abprallend, uns ſowohl wie die Thiere äußerſt ermattete. Die prächtig weite Ausſicht, die immer ausgedehnter und ſchöner wurde, je höher wir ſtiegen, entſchädigte uns einigermaßen. Vor uns lag Haifa, St. Jean d'Acre, von dem Meerbuſen getrennt, und in der ungeheuren Fläche des

Meeres, die wir von hier oben sahen, fast nur wie ein kleiner Einschnitt erscheinend. Endlich erreichten wir das Kloster, und waren nicht wenig überrascht von den stattlichen Gebäuden, die wir hier so unverhofft vor uns sahen. Wir ritten vor die Thür des Klosters, das, in großem Maßstab aus schön gehauenen Steinen aufgeführt und mit hohen Fenstern versehen, eher einer fürstlichen Residenz als einem Mönchskloster ähnlich sieht. Es erschienen ein paar Brüder in ihrer braunen Ordenstracht, die uns auf's Freundlichste willkommen hießen und in das Innere des Hauses führten, wo unsere Ueberraschung bei jedem Schritte stieg. Wir arme Pilger waren schon ganz entwöhnt, ein schön gebautes und gut eingerichtetes Haus zu sehen, so daß wir Alles mit einer kindischen Neugierde betrachteten. Schöne Steintreppen führten in den ersten Stock; oben kamen wir in einen Speisesaal, mit Tischen, Stühlen und ganzen Schränken voll Glas- und Porzellansachen versehen. An diesen Saal stieß eine Reihe freundlicher kleiner Zimmer für Gäste und Pilger, auf's Beste und Sauberste eingerichtet. Da waren eiserne Bettgestelle, mit den schönsten Matratzen, weißem frischem Leinenzeug und grünen Vorhängen; da waren Waschtische mit allen Bequemlichkeiten, Spiegel, Stühle, kurz bis zum Stiefelzieher herab Alles auf's Beste eingerichtet. Das Kloster auf dem Carmel kam uns nach den entsetzlichen Quartieren, die wir bisher gehabt, wie eine Wohnung der Seligen vor, und die guten Patres ergötzten sich nicht wenig an der Freude, mit der wir ihre Herrlichkeiten betrachteten. Wer sich noch nie in gleichem Falle mit uns befand, der wird das Wohlgefallen nicht mitfühlen, uns wieder einmal ordentlich waschen und frische Wäsche anziehen zu können. Ja, dieser Genuß war weit größer, als der der guten Mahlzeit, die wir, auf Stühlen an einem ordentlichen Tische sitzend, bald darauf einnahmen.

Nach Tische führte uns einer der Mönche zu dem Prior, einem Mann in den besten Jahren, mit kohlschwarzem langem Bart und

einem sehr einnehmenden Wesen. Sein Zimmer war mit Büchern, mathematischen und astronomischen Instrumenten angefüllt, die auf eine gediegene wissenschaftliche Bildung des Mannes hindeuteten, welche sich auch in seinen Gesprächen kundgab. Er war ein Spanier und erst zwei Jahre auf dem Carmel. Später besahen wir das ganze Kloster und die schöne geräumige Kirche, in welcher sich unter dem Hochaltar die Grotte des Propheten Elias befindet.

Vom platten Dach des Klosters genossen wir in der schönsten Abendbeleuchtung eine wundervolle Aussicht auf die schneebedeckten Gipfel des Libanon und Antilibanon, nach Westen auf das Mittelmeer und nach Süden auf die Ebene der Meeresküste bei Atlit und auf das Gefilde von Cäsarea; gegen Osten verdeckten uns die vortretenden Höhen die Aussicht; dort lag Nazareth und der Tabor.

Auf unserer ganzen Tour in Syrien schliefen wir keine Nacht so ruhig und angenehm, wie hier auf dem Carmel, und als wir am andern Morgen zum Aufbruch geweckt wurden, war uns die Nacht wie eine Minute verflogen. Doch standen die Pferde schon zur Weiterreise gesattelt und wir verließen das Kloster bei Sonnenaufgang mit unserem besten Dank gegen die Gastfreundschaft und Herzlichkeit der guten Mönche. Anfänglich führte uns der Weg die romantischen Schluchten des Gebirges hinab und dann wieder an die Küste des Meeres, das wir auf unserem heutigen Marsch nur dann verließen, wenn das Ufer aus Klippen bestand, die wir umgehen mußten. Gleich am Morgen hatte unser Nimrod, der Maler F., eine Hyäne entdeckt, die sich aber bei unserem Anblick tiefer in's Gebirge zog, und obgleich wir ihr eine Stunde folgten, und gar zu sehr gewünscht hätten, ihre nähere Bekanntschaft zu machen, so sahen wir sie doch nicht wieder. Dagegen schoßen wir ein paar Schakals und eine ziemlich große Schlange, die am Weg auf einem Steinblock lag und sich sonnte. Unser heutiger Weg führte uns durch große grasbewachsene Flächen, die gen Jaffa zu immer häufiger und üppiger werden. Auf ihnen sahen wir heute

glaubten, daß nicht die Hälfte Platz habe. Am erſten Abend machte es ihm Spaß, uns alle dieſe Geräthe, Teller, Gläſer, Meſſer, Leuchter, Theeſervice zu zeigen, und er blieb ſich auch in dieſer Gefälligkeit gegen uns faſt immer gleich. Doch hatte er dafür eine Menge anderer Eigenheiten, die uns oft lächerlich vorkamen, ja oft verdrüßlich machten. So hatte er mit ſeinen drei Bedienten ein ewiges Gezänke, und wenn ſie nicht auf ſeinen Wink flogen, quälte er ſie bis in die Nacht hinein mit allerlei unnöthigen Aufträgen, oder beſtrafte ſie, ſo wie auch ſeine Kameeltreiber mit tüchtigen Schlägen, wozu er ſeinen Steigbügelriemen gebrauchte. Seinen Kammerdiener und Koch, der ein Grieche war, aber gebrochen franzöſiſch ſprach, beſtrafte er meiſtens mit Worten, wobei wir uns des Lachens kaum enthalten konnten. So ſagte er ihm z. B., und auch eben nicht im beſten Franzöſiſch: „N'est ce pas vous êtes une bête. Cites mois, que vous êtes une bête? Eh bien parlez donc: je suis une bête!“ Das trieb er ſo lange, bis der arme Kerl ſagte: „je suis une bête!“ Und dann gab er ihm zur Antwort: „Ah oui, grande bête!“ Dann verlangte er auch von ſeinem Bedienten, daß ſeine Befehle buchſtäblich, wie das engliſche Geſetz, befolgt würden. So hatte er einmal einen großen Korb mit Fiſchen gekauft, und befahl: dieſe ſollten zum Abendeſſen gebraten werden. Ein großer Theil derſelben erſchien auch wirklich auf's Beſte zubereitet, und ehe die Schüſſel noch geleert war, waren wir Alle vollkommen geſättigt. Der Kapitän legte ſich auf ſeinen Teppich hin und vertraute mir: er habe etwas zu viel gegeſſen. Während er ſo da lag und an die Decke des Zeltes hinauf ſah, kam ihm ein Gedanke. Er rief den Koch und fragte ihn, ob er auch die Fiſche alle gebraten habe. Dieſer antwortete: er habe außer denen, die zu uns in's Zelt gekommen ſeien, auch für ſich und die andern Bedienten einen Theil zubereitet; doch ſei immer noch eine gute Portion im Korb übrig geblieben. Darauf fing der Kapitän ganz ruhig mit ihm die bekannte Unterredung an: „N'est ce pas, vous êtes une bête“ etc. und da er befohlen habe, daß die Fiſche alle gebraten werden ſollten, ſo möge er gleich die übrigen noch zurichten. Da half keine Widerrede, und obgleich es ſchon ſpät war, wurde doch ein neues praſſelndes Feuer angemacht und die Fiſche gebraten. Ungefähr um Mitternacht, als wir Alle ſchliefen, brachte der Koch die Schüſſel ins Zelt, weckte ſeinen Herrn, der einen davon verſuchte und ſie dann wieder hinaustragen ließ.

Eine andere große Eigenheit des Mannes war, daß er uns anfangs erklärte, er verſtehe nur engliſch und franzöſiſch. Wir ließen daher oft unſerer Zunge freien Lauf, und ſagten in deutſcher Sprache Manches über ſeine Eigenheiten, was gerade kein Kompliment für ihn war, und am Schluſſe unſerer Wüſtenreiſe offenbarte er uns, daß

zum ersten Mal schöne niedliche Gazellen in großen Schaaren; doch habe ich nie ein Wild gesehen, welches so scheu und flüchtig ist, wie dieses. Wenn wir ganz ruhig unsere Straße zogen, hielten sie kaum auf zweitausend Schritte, doch wenn selbst in dieser weiten Entfernung einer von uns sein Pferd gegen sie wandte oder eine Pistole abschoß, so jagten sie in unglaublicher Schnelligkeit davon und wir sahen sie in kurzer Zeit nur noch fern am Horizont. Es ist sehr schwer, eines dieser Thiere zu erlegen, denn selbst eine Gemse ist viel leichter zu beschleichen, als eine Gazelle. Wie jene stellen sie Wachen aus, die den Jäger auf den weiten flachen Ebenen noch viel eher entdecken, als wenn das Terrain bergigt und bewachsen wäre. Es gibt hier eine Art Windhunde, die allenfalls im Stande sind, eine Gazelle, die keinen zu großen Vorsprung hat, einzuholen. Doch fangen selbst diese schnellen Hunde gewöhnlich nur ganz junge oder erkrankte Gazellen.

Gegen Mittag kamen wir bei den Ruinen von Castellum peregrinorum vorbei; doch sieht man von denselben nur noch undeutlich auf der Landseite die Umrisse der Gräben und Ueberreste von alten Mauern. Nachmittags gegen vier Uhr erreichten wir unser heutiges Nachtlager, ein kleines armseliges Dorf, Tantura, dicht am Meere gelegen. Da es hier keinen Chan gab, so quartierten wir uns in einer Art von Schoppen ein, der früher zur Aufbewahrung von Früchten benutzt wurde. Doch wurde uns die Armseligkeit dieses Lokals, besonders nach dem gestrigen herrlichen Quartiere auf dem Carmel, recht fühlbar. Es war aber auch eines der schlechtesten, die wir bisher gehabt. Die beiden schönen Pferde des Barons hatten wir mit in unser Gemach genommen und die andern waren nebenan in einem andern noch schmutzigeren Winkel untergebracht. Außer den schon früher bemerkten unangenehmen Thieren, die unsere Nachtruhe störten, waren es hier ganze Schaaren von Ratten und Mäusen, die uns belästigten. Unser guter Fürst, der eine schreckliche Abneigung gegen letztere Thiere

hatte, hielt so komische Lamentationen, daß die Nacht, trotz allem Elend, fast unter lauter Lachen und Scherzen verging. Ich hatte mich in eine Art Nische zurückgezogen, doch kaum hatten wir das Licht ausgelöscht und es war etwas ruhig geworden, als mich die Mäuse und Ratten förmlich aus meinem Lager vertrieben. Was dieses zudringliche Volk über meinem Kopfe in der Mauer anfing, war mir unerklärlich; doch kaum hatte ich mich niedergelegt, so fing es dort an zu krappeln und zu kratzen und scharrte mir eine solche Menge Lehm und Erde auf den Kopf, daß ich mich flüchten und in die Mitte des Gemachs legen mußte. Doch war es hier auch nicht viel besser, denn es wimmelte in der ganzen Hütte von allerlei Ungeziefer. Zuweilen sprang uns eine langgeschwänzte Ratte über den Kopf, dann hörten wir deutlich, daß ganze Schaaren von Mäusen unser Brod und andere Effekten benagten, kurz, es war nicht zum Aushalten; auch die andern blutdürstigen Ungeheuer, die wir gehofft hatten, gestern auf dem Carmel zu entfernen, zeigten sich wieder in großer Anzahl und ließen uns kein Auge zuthun, weßhalb wir schon gegen drei Uhr wieder aufstanden und Anstalten zum Abmarsch trafen. Um vier Uhr schwangen wir uns auf die Pferde und ritten davon. Der Tag stieg langsam herauf und als es so hell war, daß man die Gegenstände um sich her erkennen konnte, bemerkte ich einen Teich, der einige hundert Schritte vom Weg ablag und worauf ich etwas schwimmen sah, das mir wilde Enten oder sonstige Wasservögel zu sein schienen. Ich nahm das Gewehr, stieg vom Pferde, welches ich einem unserer Mucker gab, und ging langsam auf das Wasser zu, um im glücklichen Fall auf heute Abend einen Braten zu schießen. Als ich jedoch näher kam, sah ich, daß es keine Wasservögel waren, sondern kleine Stücke Holz, die von Weitem ungefähr so aussahen. Der Teich war mit niedrigen Gesträuchen umgeben, und da ich ihn erreicht hatte, wollte ich auch vollends um ihn herumgehen. Der Seite gegenüber, wo ich hergekommen war, begann wieder eine der großen Grasflächen

und hier entdeckte ich eine ſeltene und erwünſchte Jagdbeute. Meine Schritte verurſachten ein ziemliches Geräuſche in dem hohen Graſe und hierdurch aufgeſchreckt, gingen wenige Schritte vor mir drei Gazellen auf und mit ſolcher Schnelligkeit von dannen, daß ſie ſchon an fünfundzwanzig Gänge von mir entfernt waren, ehe ich Zeit hatte, das Gewehr anzulegen. Der eine Lauf verſagte mir, doch mit dem andern ſchoß ich glücklich eines dieſer Thiere. Es machte noch einige Sätze vorwärts und ſtürzte dann zuſammen. Das Thier war von der Größe einer Rehkitze und nach ſeinen beiden kleinen Krücken zu urtheilen, noch ſehr jung. Ich nahm es auf meine Schultern und ſuchte meinen Gefährten nachzukommen, die unterdeſſen ſchon weit voraus waren. Auch wandte ſich der Weg nach einer ganz andern Richtung, als auf der wir vorhin ritten, und ſo glaubte ich ſchon mich verirrt zu haben, als die aufgehende Sonne mit ihren Strahlen vor mir etwas Glänzendes beſchien und ich unſere Karawane erkannte. Doch hatte ich noch immer eine gute halbe Stunde zu thun, ehe ich, mit der Gazelle auf dem Rücken, und durch vier bis fünf Fuß hohes Geſtrüpp watend, ſie erreichen konnte. Die Freude beim Anblick meiner Jagdbeute war indeſſen nicht gering, und wir dachten ſchon im Voraus an den ſeltenen Genuß eines guten Bratens, den uns das Thier gewähren würde.

Unſer heutiger Marſch war einer der angenehmſten, dagegen unſer Nachtlager das ſchlechteſte, das wir je gehabt. Erſterer führte faſt den ganzen Tag durch eine duftige, grün bewachſene Fläche, wo wir häufig dem Spielen und der Flucht großer Gazellenheerden zuſchauten. Gegen Abend wurde das Terrain etwas hügelig und wir hatten rechts und links hohe Gebüſche, aus denen bei einbrechender Dunkelheit die Schakals ihre zarten Stimmen ertönen ließen. Ein gräßlicheres Geſchrei kann man nicht leicht hören; ein unangenehmes heiſeres Bellen; beſonders dieſen Abend mußten ſich in den Gebüſchen ganze Heerden dieſer Thiere aufhalten. Wir ſchoſſen

einige Male unſere Piſtolen ab, worauf ſie eine Zeitlang ſchwiegen, doch auch gerade nur ſo lange wie die Fröſche in einem Teich, wenn man einen Stein hinein wirft.

Unſer Nachtquartier ſollte heute ein kleines Dorf ſein, mit Moſchee und Chan, und die Mucker hatten es als eines der beſten auf unſerem ganzen Wege gerühmt. Doch unſere Erwartungen wurden ſehr getäuſcht. Jetzt lag das kleine Dorf vor uns und wir waren bald zwiſchen den erſten Häuſern. Doch obgleich die Sonne kaum untergegangen, ſahen wir keinen Menſchen. Schliefen die Bewohner ſchon oder kamen ſie vielleicht aus Furcht vor uns nicht aus ihren Löchern? Als wir bei der Moſchee und dem, was ſie hier einen Chan nennen, ankamen, fanden wir dort zwei Beduinen, die uns das Räthſel löſten. In dem Dorf hatte ein Trupp türkiſcher Soldaten ſo arg gewirthſchaftet, daß die Einwohner bei Annäherung einer zweiten Abtheilung mit ihren ſämmtlichen Habſeligkeiten die Flucht ergriffen hatten. Ihr Korn, Gerſte und ſonſtige Feldfrüchte hatten ſie in großen Löchern verborgen, die nicht ſo leicht aufzufinden waren. Dieſe Nachrichten waren für uns nicht angenehm, denn wir hatten hier auf ein gutes Futter für die Pferde und auf Lebensmittel für uns gerechnet, da der Vorrath in unſern Säcken und Körben ſehr zuſammengeſchmolzen war. Zuerſt ſahen wir uns nach einem Stalle um, wo wir die Thiere unterbringen konnten, doch war nichts der Art zu finden und wir mußten ſie alſo im Freien übernachten laſſen. Der Chan beſtand aus zwei Gemächern, von denen das eine keinen Rauchfang hatte und das andere von den beiden Beduinen, zu denen ſich bald noch ein dritter und vierter geſellte, eingenommen war. Wenn die meiſten dieſes Volkes nicht ſehr reinlich und zierlich gekleidet ſind, ſo waren dieſe ihrem Ausſehen nach rechte Landſtreicher. Um die Füße hatten ſie grobe Lappen gewickelt, die Farbe ihres Unterkleides war gar nicht zu erkennen und der Burnus, aus allen möglichen Stoffen und Farben zuſammengeſetzt, ließ an mehreren Stellen die dunkel-

farbigen, ſehnigten Glieder durchblicken. Am beſten waren ihre Waffen: die Lanze hatte die unentbehrliche Büſchel von ſchwarzen Straußfedern und die Säbel ſahen auch recht gut aus; nur war die Klinge, ſtatt in einer Scheide zu ſtecken, mit alten Lappen umwickelt.

Da es ziemlich kühl war, ſo mußten wir, um ein Feuer unterhalten zu können, uns mit jenen Kerls in daſſelbe Gemach legen. Doch wurde ſchon von vorne herein beſtimmt, daß wir während der Nacht abwechſelnd wachen wollten. Kaum loderte unſer Feuer und wir ſahen behaglich umher, die durchkälteten Glieder etwas zu erwärmen, als durch die offen ſtehende Thüre eine Katze hereinſchlich, bald darauf eine zweite, eine dritte, eine vierte, fünfte und ſechste, und hinter dieſen hörten wir an den uns ſo wohl bekannten Tönen, daß noch mehrere draußen ſeien. Und ſo war es auch. Der ganze Hof wimmelte von einer Unzahl von Katzen, die, von den Bewohnern des Dorfes zurückgelaſſen, jetzt die neuen Ankömmlinge witterten und von allen Seiten herbeikamen, um etwas zur Stillung ihres Hungers zu finden. Die Thiere waren nicht zu verjagen und wenn wir ihnen auch nichts zu Leide thaten, ſo machten unſere Mucker und die Beduinen, als ſie ſahen, daß uns die Thiere in dem Zimmer beläſtigten, eine große Jagd auf ſie, die mancher das Leben koſtete. Die Moſchee neben uns an war eine Ruine zu nennen, denn das Mauerwerk war halb eingeſtürzt und von dem Minaret ſtanden kaum noch zwei Drittel. Es fehlte uns heute Abend an Allem, ſogar am Waſſer, und wenn auch gleich bei der Moſchee ein Brunnen war, ſo hatten wir kein Geſchirr und auch nicht Stricke genug, um auf den Waſſerſpiegel zu langen. Wir halfen uns ſo gut wir konnten, indem wir die Stricke, die ſich an unſern Säcken und Körben befanden, mit unſern Shawls zuſammen knüpften, und an dieſen unſer Kaffeegeſchirr banden, wo wir dann am Ende Waſſer, aber nur in ſehr kleinen Portionen bekamen. Den Thieren konnten wir auf dieſe Art natürlich keines

herausschöpfen. Wir hatten nicht einmal ein Korn Futter für sie und entschloßen uns schon, nur einige Stunden hier zu bleiben, um am andern Morgen früh das nicht weit von hier entfernte Jaffa zu erreichen. Doch halfen uns die Beduinen, denn sie gingen ins Dorf und waren so glücklich, in kurzer Zeit eine jener Gruben aufzufinden, worin die Leute ihre Früchte vergraben, und brachten Gerste genug für die Pferde mit.

Nachdem wir aus unsern Körben die Reste von Brod, Fleisch und Käse zusammengeschaart hatten, legten wir uns hin und versuchten zu schlafen. Ob ich gleich offiziell die erste Wache allein hatte, so wachten doch Alle mit mir, denn unsere Plage, die kleinen blutdürstigen Flöhe und andere dergleichen Insekten überfielen uns heute grimmiger als je. Keiner konnte ein Auge schließen und bald hatte ich bei meinem Wachedienst Gesellschaft genug, denn einer um den andern kam aus der Ecke hervor und setzte sich zu mir ans Feuer, wo wir aus reiner Verzweiflung mit den Resten unseres Kaffees und Zuckers uns die Zeit vertrieben und eine Tasse um die andere tranken. Auch unsern Muckern draußen gefiel es hier sehr schlecht, und als es noch ganz finster war, fragten sie schon um Erlaubniß, aufpacken zu können, da der Weg nach Jaffa leicht zu finden wäre. Wir waren froh, dies elende Local verlassen zu können, sattelten deßhalb unsere Pferde und ritten in der Dunkelheit fort. Die vier Beduinen, die wir hier angetroffen hatten, schlossen sich an uns an. Die Spitze des Zugs hatte unser Hauptmucker und wir folgten ihm, einer hinter dem andern, um nicht in Gräben oder Wasserpfützen zu stürzen, die sich rechts oder links befinden könnten.

Das Terrain war wie gestern, grüne Wiesen mit Gebüschen durchsetzt, und zuweilen kamen wir in kleine Waldungen. Mit Anbruch des Tages erreichten wir einen Weideplatz mit einigen schlechten Hütten, in denen sich Hirten befanden, die uns die eben frisch gemolkene Milch ihrer Kühe und Ziegen anboten. Wir lagerten

uns um sie im Grase und tranken mit viel Behagen die gute Milch, zu welcher wir die Reste unseres steinharten Brodes verzehrten. Mir hat übrigens in meinem ganzen Leben kein Kaffee, auf das Eleganteste servirt, so geschmeckt, wie dies ländliche Frühstück. Wir brachen jedoch bald wieder auf und kamen nach einigen Stunden in die Nähe von Jaffa, wo sich damals, sowie in Ramleh und Jerusalem, ein großer Theil der türkischen Armee befand. Lange vorher, ehe wir der Stadt ansichtig wurden, begegneten wir schon ganzen Schaaren dieser Kriegshelden, die wahrscheinlich in der Umgegend fourragirt hatten und mit Früchten und Vieh nach der Stadt zurückkehrten. Auf den nächsten Höhen vor Jaffa befanden sich rechts und links vom Wege zwei große Lager von grünen und grauen Zelten, unter denen reguläre Infanterie und Kavallerie hausten. Jetzt lag Jaffa vor uns und zugleich sahen wir das Meer wieder, das seine Mauern bespült. Die alte bekannte Stadt gewährt übrigens keinen großartigen Anblick. Sie liegt auf einem kleinen Hügel und sieht von der Nordostseite, von welcher wir herkamen, mit ihren alten Mauern und Häusern einer großen unregelmäßig zusammengebauten Burg ähnlich. Die Umgebung der Stadt von Nordost, eine sandige Fläche, und von Süden das blaue Meer, ist nur im Osten schön, wo dichte Wälder von Palmen, Platanen, Feigen- und Orangenbäumen die Mauern bekränzen. Wie vor einem Bienenhause wimmelte es vor der Stadt und an den Thoren von Soldaten, meistens irreguläre Kavallerie, die aus- und einzogen. Ebenso waren die Straßen vollgepfropft, daß wir uns kaum nach dem Kapuzinerkloster durchwinden konnten. Auf allen Plätzen waren Zelte aufgeschlagen, oder es lagen die Soldaten unter freiem Himmel auf der Straße und kochten an kleinen Feuern. Die Kavallerie hatte ganz Jaffa in einen großen Stall verwandelt, denn ihre Pferde standen rechts und links an den Häusern festgebunden und ließen nur eine schmale Gasse frei, die man mit Lebensgefahr passiren mußte; denn die Pferde waren unruhig, traten zurück und bissen

und ſchlugen nicht ſelten um ſich. Doch erreichten wir ohne Unfall das Kloſter, wo wir unſere Reiſegefährten vom Dampfboote Crescent, die öſtreichiſchen Offiziere, wieder zu finden hofften. Wir trafen ſie auch oben beim Prior, mit Ausnahme des Grafen Szechenyi, der unterdeſſen nach Damaskus gezogen war, wo ihn der Tod ereilte. Da es ohnehin nicht in unſerer Abſicht lag, heute in Jaffa zu bleiben, worin wir durch die Ueberfüllung der Stadt, ſowie durch die Verſicherung des Priors, daß es ihm unmöglich ſei, uns ein Obdach zu geben, noch beſtärkt wurden, ſo fütterten wir raſch unſere Pferde ab, nahmen mit Dank die Mahlzeit an, die uns der Prior ſerviren ließ, und ritten gen Ramleh, das wir auch am Abend erreichten.

Bis jetzt hatten wir auf unſern Touren die lateiniſchen Klöſter, wo es deren gab, beſucht. Doch da ſich Fürſt Aslan von Beirut aus mit ſehr guten Empfehlungsbriefen an die Klöſter ſeiner Kirche verſehen hatte, ſo ritten wir bei unſerer Ankunft in Ramleh vor das dortige griechiſche Kloſter, ein ſchönes ſtattliches Gebäude, wo wir die freundlichſte Aufnahme fanden. Neben den Bequemlichkeiten, die uns ein reinliches Zimmer mit guten Kiſſen und Teppichen, darbot, erfreute und beſchäftigte uns beſonders heute Abend der Gedanke, morgen das Hauptziel unſerer ganzen Tour, Jeruſalem, zu erreichen.

Drittes Kapitel.

Die heiligen Orte.

Eine griechische Familie. — Jerusalem. — Die Stadt. — Das griechische Kloster. — Die Grabeskirche. — Die Via dolorosa. — Die Davidsburg auf Zion. — Das Thal Josaphat. — Morija. — Der Bach Kidron. — Die Gräber. — Der Oelberg. — Bethlehem. — St. Saba. — Das todte Meer. — Der Jordan. — Ueberfall von Raubbeduinen. — Felsenwege. — Nachtlager unter freiem Himmel. — Tänze der Beduinen. — Bethanien. — Erzählung des Fürsten Aslan.

Heute sollte ich Jerusalem schauen! Ich hatte viel ertragen in der Hoffnung dieses Anblicks: Gefahren des Meeres und Gefahren des Landes; seit drei Monaten war ein Teppich und der nackte Boden meine einzige Lagerstätte, und die Gegend, durch welche wir zogen, bot weder Sicherheit, noch Aussicht auf körperliche Ruhe. Durch Ibrahim Pascha's Vertreibung hatten sich die Verhältnisse für die Reisenden weit unangenehmer gestaltet. Die ägyptische Verwaltung war stark genug gewesen, Ordnung im Lande zu erhalten, und die Europäer, denen sie sich geneigt zeigte, zu schützen. Jetzt schwärmten, unter türkischer Herrschaft, wieder Araber umher und die Stämme des Libanon waren in Bewegung. Doch nichts konnte meinen Vorsatz schwächen! — Die Strahlen der Sonne, welche im Januar schon Frühlingswärme verbreitete, stärkten mich wunderbar, und mein Herz erweiterte sich, als ich über die fruchtbare, leider unangebaute Ebene des alten Arimathia hintrabte. Nach ein paar Stunden gelangten wir an den Fuß einer Kette kegelförmiger Hügel, zu „Judäas gebirgigem Lande.“ Wir ritten den ganzen Tag über die vielen einzelnen Höhen des schroffen Ge-

birges hinweg, und ſo oft wir wieder eine Spitze erſtiegen hatten, hofften wir, Jeruſalem ſehen zu können; aber es ſchien vor uns zu fliehen, wie der Schatten eines Glückes, und immer trennte uns eine neue Schlucht von dem nun gegenüber liegenden Abhange, der uns abermals den Anblick der „Seelenſtadt" verſprach. Die Gegend liegt öde; man trifft auf dem ganzen Weg kein bewohntes Dorf, und kaum einige Oel- und Maulbeerbäume, unter deren Schatten man Ruhe und Kühlung ſchöpfen konnte. Sparſame Reben bekränzen die Anhöhen. Keine Züge von Pilgern, wie die meiſten Reiſenden erwähnen, kamen uns buntfarbig und maleriſch in langer Reihe entgegen; wir begegneten, obgleich die Jahreszeit das Reiſen bei Tage wohl geſtattete, nur wenigen Menſchen. Ich verſenkte mich in Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen und die eitlen Mühen der Menſchen, — Betrachtungen, welche durch die Spuren großer Verödung ringsum von ihrer Melancholie ſo wenig verloren, als durch die Erinnerung an die Klagelieder des Propheten Jeremias, deſſen Geburtsort Amathoth, heute Kariet-el-Aneb, an einem eben von uns überſtiegenen Abhange liegt. Hier in der Nähe pflegte ſonſt der Scheik von Abu Goſch die Reiſenden mit einigen Reitern anzuhalten und ihnen eine Art Tribut abzunehmen. Wir blieben zwar verſchont mit dieſer rauhen Probe mangelnder Civiliſation und barbariſchen Fauſtrechts; aber eine rührende Scene ſollte uns doch überzeugen, wie verlaſſen hier, in der Nähe ſeiner Wurzel, die Kinder des Kreuzes ſind. Unten an dem Bergesgipfel, worauf der Scheik von Abu Goſch ſeinen Räuberſitz aufgeſchlagen hat, liegen die Ruinen eines chriſtlichen Kloſters aus der Zeit der Kreuzzüge, deſſen Bewohner, die „Väter des heiligen Landes," vor einem Jahrhundert von den Arabern niedergemetzelt wurden. Dort trafen wir eine griechiſche Familie, welche der Krieg im Innern des Landes vertrieben hatte. Die Trümmer ihrer eigenen Behauſung hatte ſie verlaſſen und lagerte nun an den Trümmern eines Tempels ihres Gottes. Sie verrich-

er zwei Jahre in Frankfurt am Main gelebt und ſehr gut deutſch verſtehe.

Am Ende des Tagmarſches hatten wir auch zuweilen einen kleinen Streit mit ihm, denn da es ihm in dem ausgedörrten Sand der Wüſte ſehr heiß geworden war, ſo wollte er, als wir uns Aegypten näherten, zum Aufſchlagen der Zelte einen Platz geſucht haben, der ſchön feucht und kühl ſei, weßhalb er zum Extrem überging und nicht ſelten die Nacht in Sümpfen zubringen wollte. In Kahira, wo er auf ſeinen früheren Reiſen ſchon einmal geweſen, führte er uns in einen engliſchen Gaſthof, in eine großartige Anſtalt, die zugleich die Poſtverbindung zwiſchen England und Oſtindien beſorgt, indem die Briefkaſten von Liverpool auf den engliſchen Dampfbooten nach Alexandrien gebracht werden; dort liegen die Barken des Gaſthofs von Kahira bereit, welche Briefe und Paſſagiere den Nil herauf nach dieſer Stadt bringen. Hier wird den Reiſenden kaum Zeit gelaſſen, ein Mittagsmahl einzunehmen, worauf ſie zu Pferd oder in Sänften und ſogar in großen zweirädrigen Wagen durch die Wüſte nach Suez geſchafft werden, um ein anderes Dampfboot zu beſteigen, das ſie nach Bombay bringt. Wenn es auch gewiß für den Reiſenden angenehm iſt, ſo weit von der Heimath in fremdem Lande allen möglichen Comfort zu finden, den man nur zu Hauſe genießen kann; wenn es auch ein eigenes Vergnügen gewährt, von einem Spaziergang unter den Palmen am Nil, wo man am andern Ufer die mächtigen Pyramiden in majeſtätiſchen Reihen ſieht, zurückzukehren und ſich an eine Tafel zu ſetzen, die bis auf die geringſte Kleinigkeit nach europäiſchem Begriff elegant ſervirt iſt; — ſo muß doch der Reiſende dieſe Annehmlichkeit in dem engliſchen Gaſthof zu Kahira wirklich enorm bezahlen.

Zur Zeit unſeres Aufenthaltes daſelbſt waren wir die einzigen Fremden. Einige ſtreifende Engländer waren wenige Tage vorher nach Alexandrien abgereist und hatten bei dem Beſuch der Pyramiden von Ghizet den ſie begleitenden Fellahs eine komiſche Scene zum Beſten gegeben, die aber faſt einen traurigen Ausgang gehabt hätte. Um nach den Pyramiden zu gelangen, muß man einen kleinen Arm des Nils paſſiren, auf dem ſich aber weder Boot noch Brücke befindet. Doch da das Waſſer ſehr ſeicht iſt, machen ſich die Fellah einen beſondern Erwerb daraus, die Reiſenden auf ihren Schultern an's andere Ufer zu tragen. Jene Engländer kommen alſo auch in Begleitung einer Lady hieher und die dienſtfertigen Fellah bieten gleich ihren Rücken an, um ſie hinüber zu tragen. Da ihnen aber das Waſſer in der Mitte des Fluſſes bis über die Knie reicht, ſo pflegen ſie das graue Hemd, ihr einziges Kleidungsſtück, etwas in die Höhe zu ſchlagen. Die Cavalcade beginnt, zwei der Engländer ſind glücklich ans andere Ufer

tete eben in gläubiger Andacht ihr Abendgebet, als wir daſelbſt anlangten und unwillkürlich den himmliſchen Frieden dieſer frommen Menſchen ſtörten. O wie rührend iſt doch der Anblick des Unglücks, der Ergebung und der Schönheit! Noch weilt mein Auge mit Wohlgefallen und Bewunderung auf jener lieblichen Griechenjungfrau, welche inmitten der betenden Gruppe an eine Säule gelehnt ſtand, ſie mit einem Arme umrankend, wie die Rebe den Palmbaum. Welcher Adel in ihrem ſchlanken Wuchſe, welches Ebenmaß in dieſen ſanft gerundeten Gliedern, welcher Stolz in dieſem erhabenen, vollen Nacken, über welchen eine Fülle dunkler Locken herabwallte! Die herrliche Erſcheinung war gehüllt in die bunte maleriſche Tracht ihres Volkes. Die letzten Strahlen der Sonne fielen glänzend auf die rothe Mütze, den laſurblauen Gürtel und die rothe Robe, das charakteriſtiſche Coſtüm der griechiſchen Frauen. Das ſchöne blaue Augenpaar der reizenden Beterin verlor ſich, gleich zwei unergründlichen Sternen, im blauen Himmel und hob ſich empor zu dem Allmächtigen, in deſſen Händen das Schickſal der ihrigen lag, und zu der holden Fürſprecherin der Jungfrauen, zu der ewigen Jungfrau. Ueberraſcht, in Anſchauung und Erinnerung verſunken, faltete auch ich ſchweigend meine Hände, und durchdrungen von dem Wunſche, daß ihr Gebet erhört werde, betete auch ich mein Ave Maria! Lange nachdem wir die Umgebung der Ruinen verlaſſen hatten, weilte mein Geiſt noch bei der betenden Griechin, welche mich durch den Reiz ihrer Schönheit und die Poeſie ihrer Erſcheinung doppelt anzog.

Es war ſchon ſpät und der Tag neigte ſich, als wir nach mühevoller Reiſe immer noch an den ſteilen Bergen emporkletterten, welche Jeruſalem von allen Seiten umgeben. Mit jedem Schritte wurde meine Ungeduld größer, lebendiger meine Sehnſucht, den Ort zu ſehen, der mich hauptſächlich in dieſe Oede gezogen hatte; ſo ſehr brannte ich vor Verlangen, daß ich die letzte Viertelſtunde beinahe

in vollem Lauf meines Pferdes zurücklegte, denn ich wollte die weltberühmte, ewig merkwürdige Stadt noch von der untergehenden Sonne beleuchtet erblicken.

Plötzlich, nachdem ich den Gipfel eines steilen, kahlen Hügels erreicht hatte, stellte sich meinen gierigen Augen eine Mauerlinie mit hohen Zinnen dar, über welche einige Kuppeln und Minarets emporragten. Es war eine Stadt, obwohl größtentheils verborgen hinter den Abhängen des Berges: es war Jerusalem! Ich durfte nicht fragen: ich fühlte es.

Mit bebender Hand hielt ich mein Pferd an, und versenkte mich in Anschauung, in Gedanken, in Empfindungen, ich weiß es nicht; der Griffel kann das Unaussprechliche nicht schildern. Das Auge glühte, das Herz pochte, meine Pulse schlugen in fieberischer Aufregung, ich konnte nicht unterscheiden, ob Befriedigung am Ziele, ob Andacht und Erhebung, ob Neugierde und Verwunderung in diesem feierlichen Momente vorherrschten. Alles das zumal stürmte auf mich ein; ich war ein Anderer in diesem Augenblick der Weihe; ich war aus mir selbst herausgetreten und in andächtige Beschauung verloren. Es durchzuckte mich wie Gottes Nähe. Mancher Kampf nach innen und nach außen lag nun hinter mir; eine Epoche meines Daseins war geschlossen, und hier erschien mir die Vergangenheit in höherem, edlerem Lichte; ein heiligender Strahl war darüber hingefahren. Wie ich jetzt empfand und dachte, hatte ich nie empfunden, nie gedacht.

Die Sonne sank immer tiefer und schon warfen die Schatten des Abends sich über die Hügel der Stadt. Da legte sich mir unwillkürlich auf die Linke, in welcher ich nachläßig den Zügel hielt, um sich zu einem stillen Gebet zu falten, dieselbe rechte Hand, welche ein paar Tage darauf, als ein Araber Wasser aus dem Jordan zu schöpfen mir verwehren wollte, sich ausstreckte zu raschem Blutvergießen. Auch schäme ich mich nicht, es zu gestehen, — als ich den letzten trunkenen Blick warf auf die Stadt, um mich nun loszureißen

von dem Schauspiel und einzuziehen in die Thore, sank mir eine stille Thräne in das Auge, und ich dachte an die Lieben, die ich im Vaterland zurückgelassen, und mich abwendend gab ich dem Pferde zu raschem Lauf die Sporen, damit nicht von fremden Gedanken mir überfüllt werde die des Heiligen volle Seele, und damit ich dem Schmerze der mich überraschenden Erinnerung enteile.

Der gewöhnliche Einkehrort der Fremdlinge, die aus den Abendländern kommen, ist das Franziskanerkloster. Da wir jedoch gewichtige Empfehlungen an den Patriarchen des griechischen Klosters vorzuweisen hatten, wählten wir das letztere zur Wohnung während unseres Aufenthaltes in Jerusalem. Wir hatten uns der sorgfältigsten und freundlichsten Aufnahme zu erfreuen. Der Metropolitan Archiepiskopus Petrus Meletius, der Procurator von Jerusalem, wies uns die besten Zimmer des Klosters an, und suchte mit der edelsten Gastfreundschaft in allen Dingen uns gefällig zu sein. Er ist ein würdiger Alter von dem stattlichsten Aussehen; der große Bart, der ihm vom Kinne niederwallt, flößt unwillkürlich Ehrfurcht vor ihm ein, und das, trotz des vorgerückten Alters, immer noch schön zu nennende Antlitz gewinnt den Fremden durch die zuvorkommende Freundlichkeit. Es war gerade Fastenzeit, weßwegen der Archiepiskopus des Fleisches sich enthielt. Doch war dies kein Grund für ihn, auch uns, die wir täglich an seinem Tische saßen, dieselbe Enthaltsamkeit aufzulegen; vielmehr wurden uns täglich verschiedene Fleischspeisen vorgesetzt.

Es war ein feierliches Erwachen am ersten Morgen, der mich in Jerusalem begrüßte. Kaum graute der Tag, so zitterte meine Seele schon vor Erwartung dessen, was ich sehen sollte. Nur ein paar Schritte noch, und das Ziel der Reise war erreicht; das heilige Grab hatte zum Anblick mich empfangen. Langsam ging uns die erste Stunde des Morgens vorüber; wir drangen in unsern Führer, nicht zu säumen, und uns einzulassen in das Heiligthum. Aber wie bitter traf mich die Antwort, die mir auf mein Drängen zu Theil

wurde, daß die Grabeskirche nur zu gewiſſen Stunden ſichtbar und daß die Erlaubniß zum Eintritt erſt von den Türken einzuholen ſei. Da erwachte in meiner Seele der Grimm und ich verſtand in dieſem Einen Augenblicke das Geheimniß, worüber die Geſchichtsſchreiber aller Zeiten ſich verwunderten, das Geheimniß des heiligen Triebes, der Millionen bieher in's ferne Land geführt, um auf dem fremden Boden ihr Herzblut zu verſpritzen.

Endlich traten wir in die Grabeskirche; mir bangte faſt, feſten Fußes aufzutreten, und ich wußte, warum der Prophet, als ſein großer Beruf ihn in die Nähe Gottes riß, die Füße entblößte, ehe er ſich dem Heiligſten näherte. Ich ſchweige von den Formen der Kirche, welche ſchon von ſo vielen Reiſenden beſchrieben wurden; auch waren meine Augen wie getrübt und meine Seele ſo voll in dieſen Stunden, daß mir das ſteinerne Schnitzwerk und alle koloſſale Pracht des heiligen Hauſes nur etwa ſo zum Bewußtſein kam, wie die Zinne einer Burg, welche der Wanderer erſchaut, wenn ſie an den fernen Bergen aus dem Nebel ſteigt.

Ohne daß ich wußte, wie mir geſchah, war ich aus dem Grabesmyſterium herausgetreten und hatte die Terraſſe der Kirche erſtiegen, von welcher man ganz Jeruſalem überſieht. Betäubend wie Opferdampf ſtiegen mir da Gedanken aus der Seele auf, und dem Griechen gleich, der in Delphi in ſtummem Sinnen auf die verhängnißvolle Antwort des befragten Gottes harrt, lehnte ich mich an die Kuppel des Doms zurück. Da lag ſie vor mir die Stadt der Jahrtauſende, und erſchien mir, wie die Wittwe in ihrer Trauer; denn die Jahrhunderte, welche auf ihr liegen, die vor Alter ſinkenden Oelbäume, die Grabmale mit den weißen Steinen, die durchlöcherten Felſen, das zerſtreute Gemäuer, und alle Schwere der Erinnerungen mahnen genugſam an die Laſt von Begebniſſen und Verluſten, die ſie ſchon in Zeiten, wohin das Denken der Geſchichte kaum reicht, getragen. Der Fremdling vermeint darum, es ſollte ſtill ſein in ihrer Mitte, wie in einem Trauerhauſe, und die Menſchen

auf ihren Gassen mit verhüllten Häuptern gehen. Aber auch dieses Trauerhaus von Jahrhunderten ist vom Getümmel der Erde nicht verschont, und wo man nur stille Klage erwartet und frommes Sehnen, drängen sich Käufer und Verkäufer, zudringliche Führer und gieriges Gesindel.

— „Sehen Sie," sagte mein Führer zu mir, „dieser Weg, der zur Grabeskirche führt, ist die Via dolorosa." Und auch auf dem Schmerzenswege dasselbe Getriebe! Hier ist kein Stein und keine Platte, die nicht Zeugen einer großen Begebenheit wären. Dieser Raum hat den Heiligsten gesehen in aller seiner Schmach, ihn, den Verurtheilten und Leidenden, den Dorngekrönten und unter der Last des Kreuzes zum Tode Geführten! Welch heilige Erinnerungen sind in diese Steine eingebaut, wie viel tausend Herzen seit Constantins und Helena's Zeiten haben über diesen Anblick geblutet, sind von diesem Anblick getröstet wieder von dannen gezogen! „Was willst du klagen, kleine Seele?" so sprach ich zu mir, „was ist doch all dein Leid, das du groß nennst über Vermögen, gegen den Jammer, der auf dieser Bahn der Leiden und Erniedrigungen von dem Edelsten Aller freiwillig ist getragen worden! So sind wir armseliges Geschlecht! dachte ich und athmete freier bei dem Gedanken: Jeder mit seinem kleinen Leide wähne in seiner Blindheit, er leide das Höchste, und zuletzt ist es mit all den großen Schmerzen Täuschung nur gewesen. Doch sei es, wie es will: die Via dolorosa endigt am gewissen Ziel."

Da wollte der Gedanke mich eben in die Heimath führen, als mein Begleiter mich aus den Träumereien mit den Worten weckte: „Dort im Süden liegt Bethlehem." — Bethlehem, die anmuthigste unter den Städten! Sie liegt so gottgeliebt und friedlich auf dem Berge, und die hohe Sonne schaut so ruhig auf sie, daß ich mich nicht erinnere, irgendwo einen Ort gesehen zu haben, der mit solcher Anmuth solche Majestät verbände. Zur Linken zwischen den Hügeln dehnt sich das Thal der Hirten; eng und stille

liegt es zwiſchen den Bergen, und nur wenige Bäume bekränzen ſeinen Saum. Dort haben in der heiligen Nacht die Heerſchaaren des Himmels zuerſt den Aermſten unter dem Volke das neue Heil verkündet. Viele Klöſter erheben ſich über die Häuſer von Bethlehem, und die Kuppel, welche am höchſten emporragt, gehört der durch die Kaiſerin Helena erbauten Kirche an, welche über der heiligen Grotte ſteht, da Chriſtus geboren iſt. Vom unſcheinbarſten Anfang liebt das Größte aufzuwachſen, und auf den kleinſten Schauplatz mag das umfaſſendſte Leben ſich zuſammendrängen. Aber nicht allein durch die Geburt Chriſti iſt das kleine Bethlehem zur größten unter den Städten geworden; auch durch die Geſchichte der ſpäteren Zeit iſt es geadelt. Denn auf dem bei Bethlehem liegenden Frankenberg haben die Helden unter den Chriſten gegen die Uebermacht der Sarazenen ſich auf's Aeußerſte gehalten, und in der Tapferkeit ihres felſenfeſten Glaubens den letzten Blutstropfen verſpritzt.

Der Himmel war ohne Wolke und das ſchönſte Wetter begünſtigte die Fernſicht. Erſcheint mir Jeruſalem wie eine Wittwe in ihrer Trauer, ſo liegt Bethlehem auf ſeinen Bergen, ſtill und ſchickſallos, wie ein jungfräuliches Kind und in ruhigem Stolze wie eine Prophetentochter.

— „Welches Namens iſt dort die Burg," fragte ich den Begleiter, „welche nur einige hundert Schritte von hier auf dem Gipfel jenes Hügels ſteht? Jene Gruppe von Gebäuden gemahnt mich heimathlich an die Bauart in dem Welttheil, in welchem mein Vaterland ſich findet."

— „Das iſt die Davidsburg auf Zion," ſagte eintönig der Führer, nur beſtätigend, was ich zuvor ſchon ſelbſt gedacht. Alſo hier hat der Mann gehauſt, der größte ſeiner Zeit, der ein Prophet war, ein Dichter und ein König! Der Himmel iſt zu karg geworden in unſerer Zeit: ſolch große Spenden theilt er nimmer aus, daß er demſelben Manne, dem er die Worte der göttlichen

Offenbarung in das Herz gibt und von den Lippen rauschen läßt, eine Leier in die Hand drückte, deren Saiten weit hin, ja durch Jahrtausende hallen, und ihm zugleich ein Diadem um das Haupt windet! Von Zion aus konnte der König Jerusalem beschauen, seine Stadt; der Dichter ungestört des Flusses strömende Welle, und das stille grünende Thal, die Terebinten und Olivenbäume betrachten, wie sie die Häupter der Hügel schmücken; der Prophet aber von der Höhe der Burg den Willen des Himmels erlauschen, und in ihren stillen Räumen die Geheimnisse der göttlichen Weisheit nachforschen.

— „Dort außerhalb der Stadt," sagte mein Begleiter weiter, „sehen Sie das Haus, wo Christus das Abendmahl stiftete." Gegen Südost dehnt die Aussicht sich weiter. Vor dem Auge des Betrachters liegt das Thal Josaphat, die Moschee auf Morija und weiterhin der Kessel des todten Meeres.

Es gibt wohl keinen andern Anblick, der die Seele mit so trüben Gedanken zu füllen vermag, wie das Thal Josaphat. Ein enges Thal zwischen zwei Hügeln, deren einer den Oelberg, der andere die Stadt Jerusalem auf seiner Höhe trägt, von dem fast wasserlosen Kidron durchschlichen; und was es an Zierde hat, sind die Grabmäler, die in seinem Schooße liegen. Niemals scheint die Sonne in diese düstre Tiefe; Morgens verbirgt sie sich dem Thale hinter dem Oelberg, und Nachmittags hinter Morija. Es ist das Thal der Schatten und der Gräber, und wer über die Brücke geht, die dort den Kidron überbaut, wird unwillkürlich von allen Schauern des Orkus beschlichen. Was der italienische Dichter an die Pforte seines Hades schrieb: „Hier laß die Hoffnung hinter dir zurück!" wendet er unwillkürlich auf das „Todesthal" an.

Rechts von der Kidronbrücke befinden sich die Gräber Absalon's, Josaphat's und Sacharja's. Betende liegen in der Nähe dieser Gräber auf den Boden hingestreckt, und eine Masse

aufgeſchichteter Steine, namentlich vor Abſalon's Grab, vermehrt noch das Traurige dieſer Stätte. Der Zorn der Türken hat dieſe Steine vor das Grabmal Abſalon's geworfen. Indem ſie die Steine hinwerfen vor ſeine Gruft, ſprechen ſie einen Fluch aus wider den gottloſen Sohn und wider Jeden, der ſeinen Eltern nicht gehorcht. Ein hoher, ſittlicher Ernſt liegt in dieſem Gebrauche, und der Orientale, der mit dem durch das Thal hallenden Fluch einen Stein vor dieſes Mauſoleum wirft, gemahnt auf's Lebhafteſte an den Ernſt des Gottes, der mit dem Arme ſeiner Stärke die böſe That des Menſchen rächt. In der Nähe von dem Grabmal Sacharja's befindet ſich eine Grotte, in welche ſich Jakobus mit einigen andern Jüngern während der Gefangennehmung Jeſu geflüchtet und verborgen haben ſoll. Jeder Fels, jede Grotte, jede Höhle, jeder Stein birgt eine bedeutſame Erinnerung, und die größte und weiteſte Kirche, welche zur brünſtigen Andacht ruft, iſt ſicherlich Jeruſalem ſelbſt und ſeine Umgebung. Wer hier die Nähe Gottes nicht fühlt und die Hand des Allerhöchſten, welche das Salz ihres Zornes auf dieſe Gegend geſtreut, dem muß das gottverwandte Menſchenherz aus dem harten Buſen geriſſen ſein. Wer das Thal Joſaphat nur mit einem Blicke geſehen, der hat auch gefühlt, woher die trübe Wolke kommt, welche über dem Judaismus lagert; der muß die Klagelieder Jeremiä und die Trauerlieder der Pſalmiſten und die Verzweiflungsworte Hiobs verſtehen, der weiß die Tiefe des Sündenbewußtſeins eines Paulus zu erklären, und erkennt die Seufzer und das lange Geſchrei nach Erlöſung, welches aus dieſen Städten einſt erſchollen iſt. Keinen Tag vermöchte ich zu weilen in dieſem Thale; hier werden die Gefühle, die bangen Ahnungen centnerſchwer, hier laſtet die Luft wie eine eiſerne Kette, und die Seele ſchrickt in ſich zuſammen, wie ein im Walde vom Schuſſe des Jägers verwundetes Reh.

Drum hinweg von dieſen Gräbern, hinweg von dieſer Schlucht! Wer in dieſer Atmoſphäre des Unheils, in dieſer Melancholie des Orients an das ſanftere Abendland, an die Heiterkeit griechiſcher

Lüfte sich erinnern will, der rette sich hinüber zum Teiche Bethesda, hinauf zur Quelle Siloah. Der Teich Bethesda erinnert doch an die heilende Kraft der Natur und läßt im Anblick seiner von Mauern überbauten Tiefe die von Schrecknissen erfüllte Seele sich in etwas wieder beruhigen. Am Ende des Thales Josaphat liegt die Quelle Siloah. Könige und Propheten haben auf das Rieseln dieses Quells gehorcht: wenn sie Trost suchen wollten in der Bekümmerniß, setzten sich die Edlen in seine Kühle. Nirgends in der ganzen Umgegend Jerusalems kann der Wanderer mit einem Trunke Wassers sich erfrischen, nirgends findet er Schatten, um auszuruhen von der Mühseligkeit der Reise; nur hier am Quell Siloah ist ihm vergönnt, die lechzende Zunge zu erfrischen, den vertrockneten Gaumen zu netzen und das ermattete Haupt im Schatten niederzulegen. Wenn die Frauen aus dem Dorfe Siloah kommen, um sich Wasser zu schöpfen, und sie hinabsteigen die Stufen, welche in den Fels gehauen sind, und in stillem Sinnen die Krüge füllen von dem Quell: dann meint der Reisende in die Zeit des grauesten Alterthums sich zurück versetzt; und lebendig vor seinen Augen steigen jene schönen Bilder auf, welche die Dichter uns malen von den Töchtern der Patriarchen und dem Werben der Hirten, welche Stamm- und Erzväter wurden.

Auf Morija, dem Tempelberge, auf derselben Stätte, wo einst der alte jüdische Tempel gestanden, steht mit hoch empor gewölbter glänzender Kuppel die Moschee Omar, nächst der Moschee in Mekka der Muhamedaner größtes Heiligthum. Denn in ihr soll die Stelle sein, wo Muhamed gen Himmel fuhr. Bei Todesstrafe ist der Zutritt in diesem Heiligthum jedem andern Menschenkinde, als dem Bekenner des Islams, versagt. So heilig halten die Muhamedaner ihre Monumente; zu dem Allerheiligsten der Christen aber führen die Verehrer des Propheten den Schlüssel.

Durch den Kessel des todten Meeres ist die Aussicht gegen Südost hin begrenzt. Ich schweige von all dem Schauerlichen,

das man von dem todten Meere ſich erzählt; es iſt wie beſonders geſchaffen für dieſe Gegend des düſterſten Schweigens und der Trauer. Die bibliſche Erzählung aber von der dereinſtigen Lieblichkeit dieſes Thalparadieſes, von der Verdorbenheit ſeiner Bewohner und dem Untergange Sodom's und Gomorrha's iſt voll ſittlichen Ernſtes und beweiſt abermals, wie nothwendig es war, daß gerade aus dieſen Gegenden, welche die Spuren der Sünde und ihrer Strafe ſo ſichtbar an ſich tragen, die Religion hervorgehen mußte, welche das Bewußtſein und die Angſt der Sündenſchuld in ihrer Verſöhnungslehre aufgehen läßt. Von der Terraſſe auf der Grabeskirche erſcheint bisweilen das todte Meer wie ein ſpiegelglatter See, und gerne läßt man in der dürren Gegend das Auge über daſſelbe hinſchweifen.

— „Dort im Oſten," ſagte der Führer zu mir, „ſehen Sie Bethanien und den Oelberg." Nächſt Bethlehem iſt Bethanien gewiß das lieblichſte Dörflein, das weit und breit der Reiſende findet. Und welch theure Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Stätte! Hier hat Lazarus gewohnt und Maria und Martha; in ihrem Kreiſe hat Jeſus ausgeruht von der heiligen Arbeit, um neue Kräfte ſich zu ſammeln zur Ausführung des ſchweren Berufs, den er über ſich genommen; hier hat der aus Jeruſalem Verſtoßene ein Obdach, der Heimathloſe eine Heimath, der von ſeinem Volke einem Miſſethäter gleich Verachtete Liebe und Ehre gefunden. Bethanien möcht' ich den Ort der ſtillen Liebe nennen; es iſt ſo einſam, ſo traulich an den Berg gebaut, rings von ſchattigen Bäumen, von grünenden Feldern umgeben, daß man, wenn man's auch nur anſchaut aus der Ferne, Wohnung darin machen möchte, umgeben von geliebten Herzen. Noch heute wallen alle Pilger beſonders gerne dorthin, und viele Chriſten verweilen daſelbſt, um ſich der Erinnerung an die Stunden zu erfreuen, da Jeſus in Lazarus Haus ausſtrahlte allen Glanz ſeiner Liebe, und wo der Geliebte Liebe um Liebe genoß. Wäre der Orient zur neuen Heimath mir

gebracht worden, und die Lady hat gerade einen handfesten Fellah bestiegen, während der Herr Gemahl noch am Ufer bleibt, um in seinem Guide etwas nachzulesen. Mag es nun sein, daß der Träger der Dame eine etwas tiefere Furth wählte, genug, er rollt sein Hemd etwas höher auf, als die andern, und der Engländer schreit dem Fellah in gutem Englisch mit heftiger Stimme nach; doch dieser versteht ihn nicht, und wandert ruhig weiter. Der Engländer, der am Ufer verzweiflungsvoll die Hände ringt, erinnert sich des arabischen Wortes: Burda! Burda! — Halt, halt! welches er nun unzählige Male ausruft. Doch der Fellah, der wahrscheinlich nicht weiß, was er will, sieht sich lächelnd um und geht abermals weiter. Jetzt verliert der am Ufer den Kopf, reißt eine Pistole heraus und schießt nach dem Araber. Dieser läßt nun die Engländerin ins Wasser fallen, winkt einigen seiner Kameraden, die in vollem Laufe zurückkehren und den Gemahl wahrscheinlich übel zugerichtet haben würden, wenn sich nicht der Dolmetscher der Briten ins Mittel gelegt hätte.

Von einem andern Engländer, der vor wenigen Jahren die Pyramiden und die Sphinx besuchte, erzählen die Fellahs unter Kopfschütteln, daß er mit vielen Kosten und großer Mühe das Vordertheil dieses Riesenbildes vom Sand habe entblößen lassen, um die Inschrift der Tafel, welche sie zwischen den Klauen hält, abzuschreiben. Nach einigen Wochen angestrengter Arbeit habe er seinen Zweck erreicht, dann aber die ganze Geschichte wieder zudecken lassen.

Auf unserer Tour nach jenen riesenhaften Denkmalen war es unser englischer Kapitän, der zu mancherlei komischen Auftritten Veranlassung gab. Bald hatte er mit den Arabern Streit, weil sie nach seiner Idee zu viel für die kleinen gebrannten Mumien, Käfer, Pagoden und andere Figuren forderten, die man in den Gräbern findet und die das Volk zum Verkauf ausbietet; bald jagte er diese Leute, welche sich in dichten Schaaren um uns versammelten, auseinander, und verfolgte einzelne, die ihm laut lachend entliefen, auf seinem Pferde, doch zog er dabei beständig den Kürzern und die gewandten Araber hatten ihn förmlich zum Besten. Bald that einer, als würde er eingeholt, sprang dann auf die Seite und schrie das Pferd an, daß es stutzig und scheu zu werden drohte. So trieb er es den ganzen Tag auf dem Hin-, wie auf dem Heimwege. In dem englischen Hotel, wohin er uns doch eigentlich geführt, blieb er selbst nicht lange, sondern da es ihm zu theuer war, miethete er sich ein paar Stuben und kam nur zum Frühstück und zu Tische. Doch reisten wir bald darauf ab und sahen ihn nicht wieder.

In Alexandrien schifften wir uns auf dem englischen Dampfboot, der Orientale, ein, und blieben nun bis nach Italien beständig in ächt

beſchieden, ſo möcht' ich mit jenen Chriſten in Bethanien wohnen, und oft vorübergehen an Lazarus Haus und der Martha gedenken und ihrer Schweſter Maria. Lange ruhte mein Blick auf Bethanien, der Heimath der Seelen, welche der Herr lieb hatte; und die Seele war mir bewegt von unbeſchreiblicher Wallung.

Mit Bethanien überſieht das Auge den Oelberg. Der Oelberg — jede Spanne des Berges eine Geſchichte! Nahe am Oelberg liegt Gethſemane; unten an ſeinem Fuße der Olivengarten und oben auf dem Gipfel die Himmelfahrtskirche. Steht der Sinai in der Wüſte, wie ein Berg des Zorns, ſo iſt der Oelberg mit ſeinen Bäumen wie ein Berg des Friedens anzuſchauen. Ich konnte mein Auge faſt nicht wenden von den heiligen Hügeln; nur unvermerkt ſchweifte es mir hin und wieder nach Bethanien hinüber. Auch in dem Oelgarten haben die Türken einen Beweis ihrer Tiefe gegeben. Wie durch ihre Hand vor Abſalon's Grab die unter Fluchworten hingeworfenen Steine liegen, ſo haben ſie auch die Stätte im Oelgarten, wo Judas ſeinen Meiſter und Herrn verrieth, zum Zeichen ihres Abſcheu's, mit Felsblöcken umgeben, damit zur ewigen Schande das Gedächtniß des Verräthers nicht erlöſche.

Immer noch ſtand ich auf der Terraſſe der Grabeskirche, an die Kuppel des Doms gelehnt, wo rings umher die Zellen der gläubigen Beter ſind, und mein Auge war in dem großen Schauen faſt wie eingewurzelt. Kein Wort ging mir über die Lippe; ich mußte ſchweigen, weil die Bedeutung dieſes Augenblickes mich verſtummen machte. Jahrtauſende ſind über dich hingegangen, du bedeutungsvollſte unter den Städten, und heute noch, die Religionen ſäugteſt du als treue Mutter an deinem Buſen, und jeder Stein deiner Mauern iſt ein Zeuge von Heldenthaten. Zwar gebrochen iſt deine äußere Macht, und du ſitzeſt nicht mehr in dem Rath der Völker; aber groß und gewaltig biſt du noch heute durch die Erinnerungen, die du in deinem Schooße beherbergſt, und der

kleinſte Raum deines Bodens mit ſeinen Begebniſſen wiegt die Geſchichte manches Landes auf; und heilig wirſt du den Völkern bleiben, auch wenn eine zweite noch fürchterlichere Zerſtörung dich treffen und abermals kein Stein auf dem andern bleiben ſollte, wie in jenen Schauertagen, wo der nächtliche Engel dreimal deine Mauer umkreiſte und ſein Wehe über dich ausrief, wo die Thränen Jeſu über dich zu Blut- und Feuerſtrömen wurden, die der ſiegende Römer mit den Ruinen deines Tempels und den Leichnamen deiner Kinder dämpfte! Daß alle Völker nach dir ſich ſehnen und deinen Heiligthümern, iſt reicher Troſt für dich und Erſatz für die Trauer deiner Wittwentage, da die eigenen Söhne dir vom Herzen geriſſen und hinausgejagt ſind in die heimathloſe Irre, wo ſie nur noch in den Träumen ihrer Sehnſucht deiner ſich erinnern. Die Pilgrime wandern nach deinen Stätten, um aus deiner heiligen Einſamkeit Ruhe und Troſt ſich zu erholen. Ich weiß nicht wie gemuthet und wie geſtimmt die Andern wieder hinweg ziehen in die Heimath von deinen Felſen, deinen Höhlen, deinen Grotten, deinen Burgen und deinen Gräbern: ob vom innern Schmerz, den ſie zu heilen ſuchten, das Herz ihnen wirklich auch getröſtet iſt, oder ob nur der fromme Wahn ſie in deine Mauern geführt hat. Mir, das fühl' ich, wird die Seele bleiben wechſellos, — nur ergebener, nur geweihter, weil erfüllt von der Heiligkeit deiner Erinnerungen! Und was ich an der heiligſten Stätte gelobt und inbrünſtig gebetet, hoffe ich als Wahrheit hier und dort zu ſchauen.

Und noch einmal ſah ich über den Oelberg nach dem lieben Bethanien hinüber. Noch einmal trank ich mit vollſtem Zuge das heilige Schauſpiel und wandte mich dann mit dem Wunſche des heimathlichen Dichters ab:

„Bleibt mir nah mit eurem heil'gen Walten,
Hohe Bilder, himmliſche Geſtalten."

Acht Tage verweilten wir in dem griechiſchen Kloſter, dem

schönsten und reichsten der Stadt, welchem auch die vor nicht langer Zeit neu aufgebaute Grabeskirche zum größern Theile angehört. Mein Zweck war, zu betrachten und die Eindrücke in mich aufzunehmen. Nicht gelehrte Forschungen beschäftigten mich und Vermuthungen, ob Dieses da oder dort, Jenes so oder anders gewesen; auch die Masse todter und künstlicher Reliquien ließen mich kalt und gleichgültig. Mir genügte es, zu wissen und zu empfinden, daß in diesen Räumen der Stifter meiner Religion gewandelt, daß hier mein Heiland gelebt und gelitten hatte. Von dem Boden, den sein Fuß betreten, pflückte ich Blumen und brachte sie, geweiht im Gebet, auf den Altar seines Grabes zurück; heilige Erde nahm ich vom Oelberge und grüne Zweige von seinen Oelbäumen und Wasser aus dem Jordan, und wem ich dieser Gaben Eine spende, an dem möge sich die Kraft dieser Reliquien im reichsten Segen bewähren. — — —

entgangen. An den Quadern des Thurmes waren nämlich drei runde Platten ausgehauen, wovon jede einen Fuß im Durchmesser hatte, und von denen uns der Beduine erzählte, es sei die Form von Broden, die zum Andenken an die ungemeine Wohlfeilheit vor vielen Jahren, wo ein Brod von dieser Größe nur einen Para gekostet (sieben Para sind ein Kreuzer) hier abgebildet worden seien. Längs dem Hügel, auf welchem vormals die Burg Zion stand, stiegen wir hinab, ritten an dem untern Teich Gihon vorbei eine Strecke durch das Thal Ghinnon und stiegen neben dem Berg des bösen Rathes die Höhe hinan, über welche der Weg nach Bethlehem geht. Wie jeder Fuß breit Landes um Jerusalem eine schöne Sage oder Erinnerung an große Thaten trägt, so besonders die Berge und Thäler zwischen Bethlehem und Jerusalem, die, nur zwei Stunden von einander entfernt, doch auf diesem Raume eine ganze Weltgeschichte entstehen sahen.

Ungefähr in der Mitte des Weges zwischen beiden Städten sahen wir das Kloster Elias, auf der Stelle, wo der Prophet, der Geschichte nach, gen Himmel fuhr. Eine kurze Strecke davon lag ein kleines Gebäude vom Wege ab, welches die Türken Rahels Grab nennen. Hier sind die Felder, wo Ruth, die Moabitin, Aehren auflas. Dort etwas entfernt erblickt man über die Hochebene, auf welcher Sanheribs Heer von der Macht des Engels geschlagen wurde. Vor uns in dem Thale, das uns noch von Bethlehem trennt, erschlug David den Goliath. Jetzt lag Bethlehem vor uns auf der Höhe und seine äußere Ansicht ließ nicht mehr erkennen, warum diese Stadt einst ein Ort der Fülle geheißen. Das ganze jetzige Bethlehem besteht aus kleinen armseligen Hütten, aus denen sich nur drei Klöster, das griechische, lateinische und armenische, die in schönen imposanten Formen über der heiligen Grotte gebaut sind, erheben. Wir besuchten das erstere und wurden mit unserer Begleitung von den Mönchen recht freundlich aufgenommen und in ihre Kirche geführt. Diese ist auf der heiligen

Felsengrotte, in der sich die Krippe befindet, erbaut, und man steigt zu dieser an beiden Seiten des Altars auf fünfzehn Stufen hinab. Unten gelangt man in eine größere Höhle, die gegen fünfzehn Schritte lang und etwa fünf breit ist. Ihre Höhe beträgt an zwölf Fuß. Rechts an der Treppe, wo wir hinabstiegen, ist eine Vertiefung in dem Felsen mit Marmor bekleidet, auf dem ein silberner Stern eingelegt ist, bei welchem man die Inschrift liest: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est. Links steht diese Hauptgrotte mit zwei kleineren in Verbindung, in deren einer sich die Krippe aus Stein gehauen befindet, in welche Maria das neugeborene Kind legte; die andere ist die Grotte der Anbetung der Könige. Von der Decke der Hauptgrotte hängen zweiunddreißig Lampen, ähnlich denen in der Hauptkirche in Jerusalem, welche immer brennend die Gewölbe mit einem sanften Schimmer erfüllen. Die Wände dieser Grotten mit Ausnahme derer, in welcher sich die Krippe befindet, sind mit geglättetem Marmor und Porphyr bekleidet. Nur in dieser sieht man das natürliche Gestein. Um diese drei Höhlen herum liegen mehrere andere, welche von heiligen Männern und Frauen bewohnt wurden. In einer derselben übersetzte der Kirchenvater Hieronymus das alte Testament; eine andere wählte sich der heilige Eusebius von Cremona zu seinem Grabe, und die heilige Paula und ihre Tochter Eustochium sind in einer dritten beigesetzt. Aus der heiligen Grotte gingen wir über einige Stufen in eine andere Höhlenkammer und Kapelle, wo der Sage nach die unter Herodes gemordeten Kinder begraben sein sollen.

In diesen unterirdischen Gängen begegneten wir einem Mönche aus dem lateinischen Kloster, der vor Freuden fast außer sich kam, als er uns deutsch sprechen hörte, — es war ein Landsmann, — und wir mußten ihm in sein Kloster folgen. Das Schönste in diesen drei Klöstern ist das Kirchenschiff, welches die Griechen und Armenier inne haben. Die Form desselben ist die des alten griechischen Kreuzes; achtundvierzig Marmorsäulen in vier Reihen tragen das

Dach. Wir kehrten mit unſerm Führer in's griechiſche Kloſter zurück, wo ein Mahl für uns aufgetragen wurde. Auch hatte ſich in dem Zimmer, das uns eingeräumt worden war, ſowie in den Gängen vor demſelben, ein Markt mit den Gegenſtänden, die hier in Bethlehem gemacht und von den Pilgern häufig gekauft werden, etablirt. Da waren Kreuze und Roſenkränze aus Perlmutter und aus den ſchwarzen weichen Steinen, die man am todten Meere findet, aus letzterem Stoffe auch kleine Taſſen und Becher, und wir kauften von dieſen Stoffen Mehreres, um es mit in die Heimath zu nehmen.

Es war unterdeſſen drei Uhr geworden und da wir noch heute das Kloſter St. Saba erreichen wollten, ſo trieb Suleyman, der Schech, zum Aufbruch. Unſere Begleitung, die von Jeruſalem hieher nur aus einigen Reitern beſtanden hatte, vermehrte ſich hier auf die beſtimmte Zahl, und wir waren ſchon eine ziemliche Schaar, ſo daß wir einem guten Trupp Räuber, von deren Unweſen man ſich hier viel erzählte, die Spitze bieten konnten.

Wir ritten nordöſtlich von Bethlehem anfänglich durch angebaute Felder; doch bald führte unſer Pfad wieder über Felſen und durch ganz unwirthbares Terrain. Es iſt nicht möglich, von ſolchen Wegen eine geordnete Beſchreibung zu machen, denn wenn ſich auch mit jedem Schritte die Landſchaft ändert, ſo bleibt doch im Ganzen ihr rauher, wilder Charakter immer derſelbe. Die Sonne war längſt geſunken und die Dämmerung mächtig hereingebrochen, und wir zogen noch immer, ohne das gaſtliche Dach des Kloſters zu erblicken, auf den einſamen Bergen von Judäa umher. Zuweilen jagten unſere Beduinen ein wenig im Trab oder Galopp voraus und wir folgten ihnen, mußten aber immer wieder abwarten, bis unſere Begleitung zu Fuß herangekommen war. Endlich hatten wir die letzte Höhe erreicht, hinter der, wie uns Sulchman verſicherte, St. Saba, aber tief im Grunde liegen ſollte. Bald gelangten wir auch an den Rand einer großen Schlucht wo wir

einige Augenblicke raſteten. Mit den Augen folgte ich der Richtung, nach welcher das Kloſter liegen ſollte, und ich muß geſtehen, trotz dem, daß uns die Wege auf dem Balkan und Libanon nicht verwöhnt hatten, war es mir doch im erſten Augenblicke nicht klar, wie da hinab zu gelangen ſei. Das Gebirge, auf dem wir uns befanden, ſchien ſich in ſeiner ganzen Länge, wenn auch ziemlich ſteil, doch wenigſtens allmälig an die Ufer des todten Meeres hinabzuziehen, was nur in der Richtung vor uns nicht der Fall war. Da ſchien einſtens eine gewaltige Erdrevolution aus dem Bergrücken ein großes Stück herausgeriſſen und eine Schlucht gebildet zu haben, die uns bei dem ſchon weit vorgerückten Abend ohne Weg und Steg pechſchwarz entgegen gähnte. Alſo da hinab? In Gottes Namen. Obgleich einer der Beduinen mir verſicherte: es ſei weit ſicherer, wenn er mein Pferd führe, ſo dankte ich ihm doch dafür und wollte mich lieber auf mein Geſicht und meine eigene Kraft verlaſſen.

Anfangs umkreiste der Weg, wenn man die Felszacken, über die wir wegſchreiten mußten, und die man bei den ſchlimmſten Stellen nur einigermaßen mit großen Steinen ausgefüllt hatte, ſo nennen kann, die Hälfte der Schlucht und wandte ſich dann zurück auf dieſelbe Art, wie die Zickzackwege in der Schweiz den Wanderer langſam hinabführend. Nach Verlauf einer halben Stunde jedoch hörte auch dieſer Pfad auf, und ich fand mich veranlaßt, von meinem Pferde zu ſteigen, um es den Felsbach, deſſen Bett nun unſere Straße bildete, und wo das Thier auf dem naſſen lockern Grund jeden Augenblick ausglitt, glücklich hinabzubringen. Dabei war es ſo dunkel geworden, daß ich, obgleich ſcharf um mich ſpähend, nur langſam Schritt für Schritt vordringen konnte, um nicht in einen der vielen Abgründe zu ſtürzen, die ſich meinem Auge nur durch größere Dunkelheit gegen das übrige Geſtein und meinen Weg, ſowie durch kleine Sträucher, womit ihr Rand meiſtens eingefaßt

war, bemerkbar machten. Da ich trotz allem dem ziemlich große Schritte machte, so war ich in kurzer Zeit meinen Gefährten weit voraus, nur gefolgt von einem Beduinen, der ebenfalls sein Pferd führte und mit der langen Lanze stets um sich focht, um auf dem rechten Weg zu bleiben, wobei manches Maschallah seinem Munde entfuhr, besonders wenn die stählerne Spitze der Lanze das Gestein traf, daß die Funken umhersprühten. Plötzlich mußte ich halten, denn mein Pferd, das dicht hinter mir ging, und zuweilen über meine Schultern sah, blieb auf einmal stehen und war nicht von der Stelle zu bringen. Ich tappte, meinen Säbel zwischen das Gestein klemmend, langsam noch einige Schritte allein abwärts, und sah bald, daß wir fehl gegangen waren; denn der Bach, der uns bisher geleitet, stürzte kaum drei Fuß vor mir rauschend in eine Gott weiß wie tiefe Schlucht hinab, wohin wir ihm doch bei allem guten Willen nicht folgen konnten. Ich rief dem Beduinen, der auch gleich herbei kam, jedoch im ersten Augenblick die Hände sinken ließ, gleich einem Menschen, der nicht mehr weiß, was er beginnen soll. Was war zu thun? Umkehren und den Weg zurückmachen, den wir gekommen, um oben wieder von vorne anzufangen, auf's Neue hinabzusteigen, um vielleicht nicht weiter zu kommen? Ich muß gestehen, bei mir reifte schon der Entschluß, mich in meinen Mantel zu wickeln, und hinter einem Stein gelagert die Nacht zu verbringen, als der Beduine, der auf dem Bauch bald rechts, bald links herumkroch, ein freudiges Geschrei ausstieß. Er kam schnell zu mir zurück, faßte meine Hand, wobei er mir einige arabische Worte zurief und gab mir durch Zeichen zu verstehen, mich zu bücken und dorthin zu schauen. Ich folgte ihm, und sah, als ich mich fast auf den Boden legte, vor mir in der Tiefe eine Felsmasse, die ich sogleich, als sie sich nun gegen den etwas helleren Nachthimmel in scharfen geraden Umrissen abzeichnete, für einen großen Thurm erkannte. Jetzt glaubte der Beduine den Weg wieder gefunden zu haben, wandte sein Pferd, und ich folgte ihm eine

Strecke zurück, wo er das Bett des Baches verließ und einen kleinen Seitenpfad einschlug, den wir vorhin bei der großen Dunkelheit übersehen hatten. Noch einige Minuten, und wir waren neben dem Thurm angelangt, der schon zum Kloster St. Saba gehörte, dessen Hauptgebäude jedoch, wie mir der Beduine bedeutete, noch viel tiefer da unten in der Schlucht liege, wohin aber von hier der Weg gefahrlos und nicht zu verfehlen sei. Darauf band er sein Pferd an einen Strauch fest und bat mich, einen Augenblick allein zu bleiben, indem er dem Wächter im Thurm unsere Ankunft anzeigen wolle. Mir war das ganz recht, denn ich wollte ohnehin die Gefährten erwarten, die noch hinter uns zurück waren.

Ich stützte mich auf den Sattel meines Pferdes und blickte in die Schlucht vor mir hinab, die mir finster und unheimlich entgegensah, und uns doch, wenn wir es mit gutem Glauben gewagt hinabzusteigen, einen Ort finden ließ, wo wir einer freundlichen, liebevollen Aufnahme gewiß waren, ein Bild des Grabes, sowie ein Bild manches verlorenen Lebens, das hinter sich ließ die Höhen des Glücks und träumend und sinnend einen unbekannten finstern Pfad hinabfließt, weil dort oben seine Sonne untergegangen, und ihm kein neuer fröhlicher Tag anbrechen wird.

Horch! neben mir in dem Thurme wird es lebendig. Der helle Schall einer Glocke schlägt an mein Ohr. Es ist so eigen, hier in der Oede, wo die wilden Felsmassen fast kein menschliches Wesen ahnen lassen, plötzlich den Ton einer Glocke zu hören. Er dringt tief in's Herz und alle finstere Gestalten verjagend, stiegen neue freundliche Bilder in mir auf; kaum hatte das Läuten einige Secunden gedauert, so begann eine andere Glocke unten in der Schlucht, wo man nichts unterscheiden konnte, in tieferem Tone, und antwortete der ersten, und eine dritte, die sehr entfernt sein mußte, denn man hörte sie nur dumpf einstimmen, schlug fast zugleich an. Ich stand überrascht und das Alles kam' mir wie Zauber vor. Ich hätte geglaubt zu träumen, wenn nicht die Glocken ihren

melodiſchen Dreiklang eifrig fortgeſetzt hätten und ſich nicht ein anderes viel ergreifenderes Schauſpiel meinen Augen darbot. Unten in der Schlucht blitzte ein Licht auf, das ſich langſam fortbewegte, dann ein zweites, ein drittes, bis eine große Anzahl zum Vorſchein gekommen war, und munter durch einander flimmerten. Ich drückte meine Hände zuſammen, denn mir war, als müßte ich einen Zauberſtab halten, der mit ſeiner Kraft meine Untergebenen, die Berggeiſter und Kobolde, aus ihren Höhlen gerufen und da unten verſammelte. Doch hinweg mit allen Träumen! Für heute war der Ritt in finſterer Nacht beendigt, da unten öffneten ſich die freundlichen Zellen des Kloſters St. Saba zu unſerem Empfang. Mein Beduine kam zurück und zeigte freundlich lächelnd auf die Lichter, die ſich dort bewegten. Hinter mir hörte ich Pferde ſchnauben und Waffen klirren. Es waren meine Gefährten, die, ebenſo überraſcht von dem Schauſpiel, das ſich unſern Blicken entfaltete, an meiner Seite hielten. Bald unterſchieden wir lange ſchwarze Geſtalten, die, jeder eine Kerze in der Hand tragend, auf uns zukamen. Wir gingen ihnen entgegen und nun begrüßte uns der Abt des Kloſters, ein alter griechiſcher Prieſter mit lang herabwallendem Bart, mit einem Segensſpruch, der unſerer Ankunft galt, und die Brüder reichten uns freundlich ihre Rechte.

Unſere Pferde und das Gepäck ließen wir in dem Thurm, auf welchem die zweite Glocke, die ich gehört, läutete, und uns führte der Abt bei vierhundert Stufen hinab auf den Grund der Schlucht, wo die Kirche ſtand, die geöffnet und erleuchtet war.

Es war ein eigenes ſonderbares Gefühl, ſo tief zwiſchen dieſen Felswänden, zwiſchen denen das Kloſter, oder vielmehr die Kette von Gebäuden liegt, hinabzuſteigen und überall an Treppen und Häuſern den größten menſchlichen Fleiß zu bewundern, der dieſe Gegend aufgeſucht zu haben ſchien, um zu zeigen, was Ausdauer ſelbſt den unwirthbarſten Schluchten abzugewinnen vermag. Die Gebäude lagen auf ausgehauenen Terraſſen, die durch gleichfalls in

engliſcher Umgebung und engliſchem Schutze. Doch war das auf dem Meer ſo übel nicht; denn alle Reiſende ſind darüber einig, daß man mit keinen Schiffen angenehmer und bequemer fährt, als mit den engliſchen. So unpraktiſch und langweilig auch dieſes Volk auf dem Lande erſcheint, ſo praktiſch iſt es dagegen auf der See in ſeinen Schiffen, in denen Alles auf das Eleganteſte und Bequemſte eingerichtet iſt.

Auf unſerem Dampfboote waren von den hundert und zwanzig Paſſagieren vielleicht ſieben Achtel Engländer, die nach ihrer Heimath zurückkehrten, und Alle waren hier ganz erträglich. Da konnten ſie ſich auf's Verdeck ſetzen und ſo lange es ihnen die Seekrankheit geſtattete, ſich dem Vergnügen überlaſſen, bei einer Taſſe Thee weit, weit in das unendliche Meer zu blicken, wo ſie keine Berge mit langweiligen Burgen quälten und ſie keinen Guide nachzuſchlagen brauchten, um aus demſelben in ihr Tagebuch abzuſchreiben, was ſie nicht geſehen. Aber im Laufe des erſten Tages hatte der Spaß ein Ende. Da ſchwebte das Geſpenſt der Reiſenden, die unerbittliche Seekrankheit, auf dem Verdeck umher und jagte den größten Theil der Paſſagiere in ihre Kajüten, aus denen nun Heulen und Zähnklappern erſcholl. Nur eine kleine Anzahl blieb zum Dienſte des Theetrinkens mobil und verſah dieß Amt auch mit der pünktlichſten Genauigkeit. Von unſerer Geſellſchaft war keiner eigentlich ganz ſeekrank, weßhalb wir uns jenen übrig Gebliebenen beigeſellten und allabendlich vor dem Kajütenhäuschen ſitzend die friſche Meerluft einathmeten.

Einmal fiel es einer der engliſchen Damen ein, ſie möchte gern wieder einige deutſche Nationallieder hören, deren Klänge ſie früher an den Ufern des Rheins ſo ſehr ergötzt habe, und da ich auf unſerer ganzen Tour, ſo wie auch in einſamen Stunden auf dem Schiff als Troubadour fungirte, erwählte man mich, um der ſentimentalen Lady etwas vorzuſingen. Doch bald war mein Vorrath an Liedern, die man bei uns in Geſellſchaft von Damen ſingen kann, erſchöpft, und nachdem ich mich überzeugt, daß die Engländerinnen kein deutſches Wort verſtünden, machte ich mich an unſere Volkslieder, und ſang ihnen eine Unzahl derſelben herunter. Oft verlangten ſie zu den Liedern, deren Melodien ihnen am meiſten zuſagte, die Worte auf engliſch, doch konnte man dieſem Verlangen nur mit der allerfeinſten Ueberſetzung nachkommen; denn einer prüden Engländerin das Lied:

Es waren vier Geſellen,
Die thäten ſich was verzällen ꝛc.

oder

Wenn ich Abends zu Dir geh,
O mein Schatz, juchhe! ꝛc.

wörtlich zu überſetzen, war doch nicht gut möglich.

den Fels gehauene Treppen verbunden wurden und auf welchen man hie und da kleine Gärtchen angelegt hatte. Den ersten Anfang zu dem Kloster des heiligen Saba gab die Höhle eines Löwen in der Felswand fast auf dem Grunde der Schlucht. Sie befindet sich auf dem untersten Hofe des Klosters, und einer der Mönche führte uns hin. Der Fels, in dem sie sich befindet, ist wie ein Haus mit Gängen, Treppen und kleinen Höhlen versehen, in denen sich die christlichen Einsiedler um den heiligen Saba versammelten, der anfänglich in der Höhle des Löwen lange allein wohnte. Auch die umliegenden Schluchten und Felshöhlen wurden von diesen Einsiedlern bewohnt, deren Zahl auf zehn bis eilftausend gestiegen sein soll. Die immerwährenden Verfolgungen und Ueberfälle der Araber zwangen endlich die Christen, um den größten Theil ihrer Höhle sowie ihrer Kirche Mauern zu ziehen, was den ersten Anfang des jetzigen Klosters gab. Auf dem Hofe sieht man noch die Ueberbleibsel der alten Kirche, die ganz mit Schädeln und Gebeinen der von den Arabern erschlagenen Mönche und Einsiedler angefüllt ist.

Wir betraten die neue, sehr schöne, fast reich ausgeschmückte Kirche, wo der griechische Bischof, der dem Kloster vorstand, zu unserem Empfang eine Messe lesen ließ, die äußerst feierlich war. Mir fielen hier in der Kirche zwei Gemälde auf, die mich sehr interessirten: es war ein Christuskopf und die Jungfrau Maria. Obgleich unser Maler versicherte, daß diese Bilder nicht viel künstlerischen Werth hätten, fanden wir doch Alle den Ausdruck dieser beiden Köpfe so voll sanfter und himmlischer Schönheit, daß wir lange davor stehen blieben, sie mit innigem Wohlgefallen betrachtend.

Unterdessen hatte man in dem untern Hofe ein Gemach für uns eingerichtet, den Boden mit Kissen und Teppichen belegt und einen soliden Pillau aufgetragen, der nach dem langen Ritte auch nicht zu verachten war. Unsern Beduinen wurde das gleiche Gerücht auf dem Hofe servirt, und das stille friedliche Kloster des heiligen Saba hatte gewiß lange nicht solchen Lärm wie heute ge-

hört; denn es ist den Arabern selbst nicht einmal möglich, während dem Essen stille zu sein, und ihr Geschrei ist so laut und wild, daß man immer glauben muß, sie seien in einem heftigen Streit begriffen.

Das Gemach, in welchem wir uns befanden, hatte ein plattes Dach, wohin wir uns nach der Abendmahlzeit begaben und noch eine Stunde lang dem Mondscheine zusahen, der sich allmählig an den glatten Felswänden hinabsenkte und die Schlucht bis zu uns mit weißem Lichte erfüllte. Der unterste Hof des Klosters, wo wir uns befanden, war jedoch noch nicht der Grund der ganzen Schlucht, sondern diese zog sich noch wenigstens hundert Fuß tiefer hinab. Große Fledermäuse flatterten zuweilen von dort zu uns herauf und das Geheul der Schakals, die wir deutlich unten herum laufen sahen, unterbrach nicht sehr angenehm die feierliche Stille, die über dem ganzen Kloster lag. Unser guter Fürst Aslan fühlte sich hier besonders recht heimisch, denn er traf hier mehrere Landsleute an. Wegen eines derselben hätte ich beinahe einen kleinen Streit mit ihm gehabt. Der Fürst erzählte uns nämlich mit wahrer Begeisterung: dieser, jetzt hier ein armer Mönch, sei früher in P. einer der reichsten Kaufleute gewesen, habe jedoch von einem Theil seines großen Vermögens eine Kirche erbaut und sei mit dem andern nach St. Saba gezogen, um hier sein Leben zu verbringen. Ich konnte mich nicht enthalten, über diese Geschichte den Kopf zu schütteln und dem Fürsten zu bemerken: mir würde es weit mehr gefallen, wenn der Kaufmann mit seinem Vermögen andere Stiftungen, die für das Wohl der Menschheit besser sorgten, bedacht hätte, als Kirchen zu erbauen und Klöster zu bereichern. Doch that es mir leid, ihn erzürnt zu haben, und als er in der Vertheidigung jenes Mannes den tristigen Grund einflocht, wer uns, wenn alle Leute so dächten, hier wohl heute Abend mit einem guten Pillau und mit Kissen und Decken zum Schlafen regalirt hätte, reichte ich ihm lachend die Hand und leerte ein Glas des ziemlich

guten Rothweins, den man uns vorgesetzt, auf das Wohl jenes freigebigen Russen.

Nach einer ruhigen Nacht, in der wir sanft geschlafen und nur einmal von dem harmonischen Läuten der Glocken geweckt worden waren, welche die Mönche zum nächtlichen Gottesdienst rief, brach der Tag an, und beim hellen Lichte, wo wir die riesenhafte Schlucht noch deutlicher, als gestern beim Mondscheine, betrachten konnten, war es uns zwischen den hohen steilen Felsmauern des Klosters, als seien wir in einem ungeheuern Verließ gefangen. Unten bei uns herrschte noch das Dunkel der Nacht, während oben am Rande der Schlucht das Dunkelblau des Himmels sich immer heller färbte. Wir nahmen unten, vor unserem Gemach sitzend, noch ein kleines Frühstück ein und stiegen dann wieder die Treppen hinauf bis zum ersten Thurm, wo unsere Beduinen und Pferde schon bereit standen. Hier drückten wir den gastfreundlichen Mönchen noch einmal herzlich die Hand, saßen auf und ritten durch die wilden Schluchten auf Pfaden, wo allenfalls Ziegen mit Bequemlichkeit wandeln konnten, gegen Osten nach dem todten Meere zu. Schon bei Jerusalem, an den Abhängen des Oelberges, sieht man deutlich den schwarzen Spiegel dieses Salzsees und hinter Bethlehem erscheint er dem Auge so nahe, daß man glaubt, ihn in wenigen Stunden erreichen zu können. Doch windet sich der Weg die Gebirge hinab so vielfach und beschwerlich zwischen Schluchten längs Abgründen und Felsen hin, daß man nur sehr langsam reiten kann, und wir brauchten vom Kloster St. Saba noch volle fünf Stunden, ehe wir den letzten Abhang hinabritten, der an das Ufer des todten Meeres führt. Der Weg hieher war über alle Beschreibung mühsam und gefährlich und oftmals stiegen wir ab, um unsere Pferde Abhänge hinauf oder hinabzuführen. Im Allgemeinen aber hat dies Terrain viel Aehnlichkeit mit den wildesten Partien des Libanon, die ich glaube ausführlich genug beschrieben zu haben. Wenn man sich gewöhnlich von Gegenden, weil man viel darüber gelesen hat, eine

weit größere Vorstellung macht, sei es in Betreff der Lieblichkeit oder der Oede dieser Orte, so ist dies bei dem Thale, in welchem Jericho, der Jordan und das todte Meer liegt, nicht der Fall. Ich habe nie eine schauerlichere, ödere Fläche gesehen, als diese. Rechts das todte Meer mit wild gezackten Felswänden, zwischen denen das schwarzgefärbte Wasser fast ohne Bewegung liegt; vor uns eine nackte sandige Ebene, in welcher weit zur Linken die grüne Linie einiger Gebüsche die Richtung des Jordans angibt. Doch hört dies Grün weit vorher auf, ehe der Fluß das Gebiet des todten Meeres erreicht, denn dort in dem ausgebrannten salzigen Boden finden die Wurzeln jener Bäume keine Nahrung mehr. Was hier wächst sind niedrige Sträucher, deren Aeste und Blätter mit einer weißlichen Salzrinde überzogen sind. Die Oede, die über dem ganzen Thale lag, mochte auch vielleicht theilweise von der schrecklichen Hitze herkommen, die jetzt in der Mittagsstunde auf Allem mit einer unerträglichen Schwere lastete. Da flog kein Vogel, und keine Schnecke oder sonst ein kriechendes Thier war auf dem Boden zu sehen. Wir näherten uns langsam und schweigend den Ufern des todten Meeres und stiegen von unsern Pferden, um einige Augenblicke hier zu rasten. Das Wasser, das wir aus Neugierde versuchten, hatte einen unerträglich scharfen Geschmack. Schon das gewöhnliche Seewasser verursacht ein Brennen im Halse, aber gegen die Schärfe und Bitterkeit dieses Wassers ist es gar nicht zu vergleichen. Wir hatten anfänglich die Idee gehabt, im todten Meere zu baden, doch rieth unser Schech Suleyman auf's Bestimmteste davon ab, indem es in dieser Gegend zu gefährlich sei, sich der Waffen zu entledigen und sich in einen wehrlosen Zustand zu versetzen. Ueberhaupt hatten wir diesen Morgen schon sehr viel von der Unsicherheit dieses Thales hören müssen, und wie es gar nicht unwahrscheinlich wäre, wenn wir von dem Raubgesindel, das allein diese Gegend bewohne, und das hinzugekommene ägyptische Deserteure täglich vermehrten, angegriffen würden. Schon an den Abhängen des Gebirges, ehe wir

zu den Ufern des Salzmeeres hinabſtiegen, trafen unſere Beduinen allerlei verdächtige Vorſichtsmaßregeln. Sie luden ihre Gewehre, verſuchten ihre Säbel und zogen ihre Gürtel feſter um den Leib. Während wir am Rande des Sees kleine ſchwarze Steine ſammelten, die wir zum Andenken mitnehmen wollten, ſchaute Suleyman aufmerkſam mit einer gewiſſen Unruhe in die Gegend ob ſich nichts Verdächtiges dort ſehen ließe, und trieb ſtark zum Weiterreiten.

Das todte Meer, deſſen nördlichſtes Ufer wir beſuchten, erſtreckte ſich an ſechs Stunden gegen Süden und ſeine Breite beträgt an zwei Stunden. Merkwürdig iſt es, daß ſein Waſſerſpiegel ſechshundert Fuß unter dem des Mittelmeeres liegt. Wir beſtiegen unſere Pferde wieder und ritten nördlich über die mit tiefem Sand bedeckte baum- und ſtrauchloſe Ebene. Die Sonne brannte hier fürchterlich und wir ſowohl wie die Thiere zogen niedergedrückt und ſchweigend dahin. Jeder ritt abgeſondert von dem Andern und die Strahlen der Sonne lagen ſo ſchwer auf mir, daß ich mich, am Knopfe des Sattels feſthaltend, in ſchwere, unklare Träume verſenkte. Unſere Beduinen hatten nach ihrem Grundſatz, was die Kälte abhalte, auch Schutz gegen die Hitze gewähre, ihren dickwollenen Burnus über den Kopf geſchlagen und ſaßen ſo, ſeltſam vermummt, auf ihren Pferden. Die armen Thiere hatten heute harte Arbeit, denn der Sand war ſo weich und locker, daß ſie bei jedem Tritte tief hineinſanken, und jedes Thier ließ ſo eine lange Furche hinter ſich zurück. So ritten wir eine ſtarke Stunde, als unſere Beduinen zu Fuß, die voran waren, plötzlich mit dem lauten Ruf: „Arab'! Arab'!“ ſtehen blieben und ihre Gewehre erhoben. Die Reiter warfen ihren Burnus vom Kopfe und Suleyman ſprengte auf einen kleinen Sandhügel in der Nähe, um ſich umzuſehen. Wirklich erblickten wir auch weit vor uns in der Ebene drei bis vier Geſtalten, die jedoch in wenig Augenblicken zwiſchen den Gebüſchen am Jordan verſchwunden waren. Wenn ſonſt der Anblick von Menſchen

dem Reisenden angenehm ist, und der Klang der menschlichen Stimme das Ohr des einsamen Wandelnden wohlthuend berührt, so ist dies hier nicht der Fall; man weiß, daß sich hier nur Raubgesindel aufhält, das, wenn es sich zu schwach hält, die Reisenden anzugreifen, sich vor ihnen flüchtet und entfernt hält, und sich im andern Fall nur nähert, um zu rauben und nicht selten zu morden.

Dies kleine Intermezzo hatte übrigens das Gute, daß es uns aus dumpfen Träumereien emporriß und für das Aeußere wieder empfänglich machte. Vor uns fing die Ebene an etwas hügelig zu werden und wir waren den grünen Bäumen und somit den Ufern des Jordans, nach dessen Wasser wir uns alle sehnten, bedeutend näher gerückt. Nordwestlich zeigte Suleyman auf einen Punkt, den ein scharfes Auge für verfallene Häuser halten konnte, das Dorf Richa, welches auf einem Theil der Trümmer des alten Jericho steht. Der Baron mit seinem scharfen Auge glaubte sogar die Wasserleitung des Herodes unterscheiden zu können. Wir mußten uns mit dem Anblick der alten Stadt begnügen, denn wir mochten nicht noch einen Tag zusetzen, um auf jener Stelle zu wandeln, die nichts weiter bietet, als einige wenige Steine und Trümmerhaufen. Endlich erreichten wir das Ufer des Jordans, welcher so dicht mit Schilf und Bäumen bewachsen ist, daß man nur an wenigen Punkten zum Wasser gelangen kann. Suleyman führte uns an eine Stelle des Flusses, das Pilgerbad genannt, das zu Ostern von ganzen Schaaren christlicher Pilger besucht wird. Hier stiegen wir müd und matt von unsern Pferden und legten uns in den Schatten der Gebüsche, unter denen wir manchen guten Bekannten aus der Heimath sahen, denn Weiden, Pappeln und Tamarisken stehen hier neben und zwischen den Bäumen der wärmeren Zone. Wir nahmen die Lebensmittel, die wir von den guten Mönchen in St. Saba erhalten, als Brod, Fleisch und eine große Korbflasche mit Wein, von unsern Pferden herunter und ließen uns das Mittagsmahl trefflich schmecken. Vier andere junge Pilger, es waren

Griechen, die unter Anderem auch den Sinai besucht hatten, und heute Morgen in unserem Schutz und unserer Begleitung St. Saba verließen, um das todte Meer und den Jordan zu besuchen, lagerten sich neben uns und machten gern gemeinschaftliche Sache. Suleyman hatte einen Theil der Beduinen längs dem Gebüsch, unter welchem wir lagerten, vertheilt und es für nöthig befunden, einzelne Vorposten bis auf die Ebene hinauszustellen. Anfänglich hatten wir geglaubt, daß seine Furcht vor den Arabern dieser Gegend mehr erkünstelt sei, um uns die Wichtigkeit seines Postens recht ans Herz zu legen. Doch war er hier, anstatt sich ebenfalls unter die Bäume zu lagern, mit seinem Pferde, von dem er nicht herabstieg, in beständiger Bewegung, schärfte die Steine an seinen Pistolen und hatte den gezogenen Säbel an einer geflochtenen Schnur neben sich am Sattel hängen; bald ritt er gegen die Ebene, bald durchkreuzte er das Gebüsch und wollte unserer Einladung, sich neben uns zu setzen, keine Folge leisten. Kaum nahm er etwas Brod und Fleisch an, das er, auf seinem Pferde sitzend, verzehrte.

Nur die goldenen Fäden, welche Religion und Geschichte an die Ufer des Jordans knüpfen, geben dem Flusse seinen Reiz. Er selbst fließt ärmlich und unscheinbar durch die sandige Ebene und verliert sich ebenso in die Tiefe des todten Meeres. Er ist wie eine alte einfache Melodie, die in dem Herzen tausend glänzende Erinnerungen und herrliche Thaten anregt und lebendig hervortreten läßt, wie eine staubige Pergamentrolle, deren Charaktere verblichen sind, aber die das Herrliche, was sie uns früher erzählten, noch immer umschwebt, und dem innern Auge bei eifrigem Nachsinnen wieder in sichtbaren Gestalten erscheint. — Das Wasser des Flusses, der nirgends über hundert Fuß breit ist, ist von gelber, sandiger Farbe und wie schon gesagt, durch die verdeckenden Gebüsche nur an wenigen Punkten sichtbar. Die Ufer, die ziemlich steil hinab gehen, sind lehmigt und die Tiefe des Wassers beträgt kaum zehn Fuß.

Nachdem wir uns durch Speise und Trank etwas erquickt und

unter dem Schatten der Bäume abgekühlt, zogen sich, trotz dem Abrathen Suleymans, mehrere von uns aus, um ein Bad in dem Flusse zu nehmen, doch das Wasser war sehr kalt und trieb uns bald wieder in die Kleider. Auch hatten uns die Vorposten auf der Ebene schon einige Mal durch lautes Geschrei beunruhigt, ohne daß sich etwas Verdächtigtes hätte blicken lassen. Doch hatten wir uns kaum auf's Neue gelagert und suchten unsere Feldflaschen hervor, in denen wir zum Andenken an den heiligen Fluß Wasser schöpfen wollten, als wir plötzlich von allen Seiten den Ruf: „Arab'! Arab'!" vernahmen. Suleyman sprengte mit verstörter Miene, den Säbel in der Hand, durch das Gebüsch auf uns zu und bedeutete uns ebenfalls unter dem Ausrufe: „Arab'! Arab'!" daß wir unsere Pferde und Waffen zur Hand nehmen sollten. Alles sprang in wilder Verwirrung empor. Ich, da ich heute Morgen den Aussagen unseres Suleyman über die Räubereien der Araber keinen Glauben schenkte, hatte meinen Säbel einem unserer Beduinen geliehen, der den Stein an seiner Flinte verloren hatte. Der Doktor B. hatte seinen Säbel abgeschnallt und da derselbe zwischen uns lag, griffen wir Beide darnach, er an den Griff, ich an die Scheide, und liefen so mit der getheilten Waffe nach unsern Pferden. Der Maler F. war der erste, der zu Pferde saß und sein Doppelgewehr fertig machte. Ich war am schlechtesten bewaffnet, und da ich wohl einsah, daß ich mit meiner Scheide nicht viel ausrichten könne, so riß ich dem Fürsten Aslan, der außer seinen Pistolen einen langen krummen Säbel führte, als er bei mir vorbei nach seinem Pferde stürzte, den kurzen breiten Handschar von der Seite und warf die Scheide weg. Der Baron, statt sich auf's Pferd zu schwingen, lief mit dem Säbel in der einen, mit seiner Feldflasche in der andern Hand an das Ufer des Flusses, um sich wenigstens vor Anfang des Gefechts, das nun kommen konnte, mit Jordanwasser zu versehen. Ich nahm sein Pferd beim Zügel und ritt ihm nach, um ihn wenigstens für den Augenblick zu decken. Zwischen den Gebüschen,

die uns umgaben, ging nun ein fürchterlicher Spektakel los; es wurde geschossen und man vernahm Schläge, als wenn mit den Säbeln gegen Holz gefochten würde; dabei schrieen unsere Beduinen, als wenn sie alle am Spieße steckten. Bald wurden auch rings um uns Gestalten sichtbar, und wir sahen nun klar ein, daß uns eine Schaar von wenigstens dreißig bis vierzig halbnackter Kerle, die nur mit großen Stöcken bewaffnet waren, überfallen hatte. Man konnte eigentlich nicht sagen, wer vor oder wer zurückdrang; denn unsere Beduinen waren mit jenen Arabern ganz untermischt. Zuweilen stürzte einer der letzteren auf den Platz, wo wir standen, sprang aber beim Anblick unserer Pferde und Waffen gleich wieder zurück. Jetzt schwang sich auch der Baron auf's Pferd und im gleichen Augenblick stürzten drei etwas besser gekleidete Araber uns gegenüber aus dem Gebüsch, von denen der eine eine Pistole, der andere einen Säbel und der dritte eine Luntenflinte trug. Den mit dem Säbel nahm sich unser kleiner Doktor auf's Korn und ritt auf ihn zu. Anfänglich schien der Kerl Stand halten zu wollen, doch als der Fürst von der andern Seite kam, wandte er sich eilig um und floh in's Gebüsch zurück. Der mit der Pistole schoß gegen den Baron und mich und wir hörten seine Kugel den Zweig eines Baumes neben uns zerreißen. Der andere hatte seine Luntenflinte auf eine Art Gabel gelegt, doch ließen wir ihm keine Zeit, uns diese Ladung zuzuschicken, sondern wir gaben unsern Pferden die Sporen und ritten ihn nieder. Der die Pistole auf uns abgefeuert hatte, wandte sich nach dieser Heldenthat ebenfalls in's Gebüsch zurück und wollte entfliehen. Doch schoß ihm der Maler nach und streifte ihn leicht am Bein; zu gleicher Zeit fiel einer der jungen griechischen Pilger mit seinem Stock über ihn her und zerbläute ihn ganz gewaltig. Der Baron hatte seinen Säbel ebenfalls gezogen und gab dem, den wir überritten, mit der flachen Klinge einige kräftige Hiebe. Das ganze Gefecht war glücklicher Weise nur eine große Prügelei zu nennen, und Suleyman mit seinen Beduinen endigte

es bald, indem ſie den Säbel zwiſchen den Zähnen und in den Händen die Piſtolen, die Araber truppenweiſe vor ſich her gegen uns jagten. Bald war die ganze liebenswürdige Geſellſchaft um uns verſammelt und flehte ſehr erbärmlich um Gnade. Suleyman hielt ihnen eine donnernde Rede und hieß ſie alle im Kreis niederſitzen. Der mit der Luntenflinte, den wir niedergeritten, war der Schech und trat an das Pferd unſers Suleymans, deſſen Kaftan er ergriff und dreimal an ſeine Stirn drückte, das Zeichen der Unterwerfung.

Nach einigem Hin- und Herreden, in das zuweilen die ganze Truppe der Araber mit lautem Geheul einſtimmte, ließ Suleyman den Baron fragen, was er mit dieſen Kerls machen wolle; es ſeien arme Teufel, die nur etwas Brod für ihren Hunger haben nehmen wollen. Wir wußten das freilich beſſer, aber was war zu thun? Jagten wir ſie mit einigen Prügeln fort, ſo war zu erwarten, daß ſie uns am Abend in den Gebirgen noch einmal in größerer Anzahl überfielen. Das Klügſte war demnach der Rath unſeres Suleyman, ihnen von unſerem Brod und Salz zu geben und ſie bis zum andern Morgen, wo wir nahe an Jeruſalem waren, bei uns zu behalten. So geſchah es auch. Wir ſchüttelten unſere Säcke aus und gaben ihnen, was wir hatten. Darauf rauchten unſere Beduinen mit den älteſten der Truppe eine Pfeife und der Friede war hergeſtellt. Giovanni verſicherte uns, ſo wie er dieſes Volk kenne, dürfen wir jetzt ganz ſicher bei ihnen ſein; ſie würden eher ihr Leben zu unſerer Vertheidigung wagen, als uns im Geringſten feindſelig behandeln. Der Kerl, der mit der Piſtole auf uns geſchoſſen, ging zum Baron hin, legte ihm, wie der Schech dem Suleyman, die Stirne dreimal an den Rockſchoß und ließ uns ſagen, er habe abſichtlich fehl geſchoſſen. Das konnte übrigens glauben, wer Luſt dazu hatte.

Wir brachen nun auf und der ganze Trupp zog mit uns. Der Himmel hatte ſich ſtellenweiſe mit Wolken bezogen und hinderte

Nirgends tritt so sehr der Kontrast von Nord und Süd schärfer hervor, als in Malta, das unter englischer Herrschaft steht, und es macht ein eigenes Gefühl, hier neben dem braunen sonnverbrannten Malteser den englischen Constable mit schwarz lakirtem Hut und dem kleinen Stock mit dem englischen Wappen zu sehen, oder auf der Parade, wo einige hundert rothröckige Engländer mit steifen Gliedern und noch steiferen Gesichtern marschiren, dem Gewühl und Gedränge der lustigen glühenden Malteserinnen zuzusehen, die in ihrer ganz schwarzen Nationaltracht und mit ihren noch schwärzeren Augen auf dem Platz umher schwärmen.

Nachdem wir in der Quarantäne zu Malta ein und zwanzig Tage verlebt hatten und endlich der Tag der Erlösung kam, trat uns Alt-England noch einmal in den Weg und wäre in der Person eines mürrischen Gentleman beinahe ein neuer Riegel geworden, der uns wieder eine lange Zeit gefangen hielt. Dieser Edle nämlich wohnte auf demselben Corridor wie wir, und hatte während der Dauer der Quarantäne beständig die Zeichen der besten Gesundheit gegeben. Das konnte die große Menge geleerter Porterflaschen, die vor seinem Lokal aufgeschichtet waren, so wie die Rechnung des Speisewirthes bezeugen, welche nach den vielen Beafsteaks, die er täglich genoß, gewiß nicht klein war.

An dem Morgen, wo sich unsere Gefangenschaft endigte, waren wir schon sehr früh bei der Hand, packten unsere Sachen und sahen sehnsüchtig hinüber nach Lavalette, in deren Gassen wir uns bald wieder als freie Menschen bewegen konnten. Ein Paar junge Franzosen, die auf der andern Seite neben uns wohnten, trieben vor Freude über ihre Erlösung allerhand Tollheiten, tanzten die Treppen hinab und hinauf, und erkundigten sich wohl hundertmal, ob nicht bald der Quarantänearzt käme, um uns zu entlassen. Bald darauf öffnete sich auch die Thür des Engländers, und er trat in seinem Schlafrock, die weiße Mütze auf dem Kopfe heraus und sah uns mit recht kläglichem Gesichte an. „Aber mein Gott!“ riefen wir ihm zu, „warum sind sie noch nicht angezogen? es geht ja gleich fort.“ — „O, o,“ entgegnete der Engländer, „ich fühle mich sehr krank.“ Das war eine schreckliche Antwort für uns; denn jeden Augenblick sollte der Arzt kommen, konnte die Krankheit des Engländers für einen Pestanfall halten und uns Alle, die wir mit ihm in Berührung gekommen waren, auf weitere vierzig Tage in Quarantäne setzen. Es war ein entsetzlicher Moment, und so viel wir dem Mann im Schlafrock zuredeten, sich anzuziehen und ja dem Arzt von der Unpäßlichkeit nichts zu sagen, so that er gerade das Gegentheil. Doch da der Quarantänearzt, der gleich darauf eintrat, ein vernünftiger Mann war, so konsultirte er den Koch der Anstalt, der ihm anvertraute, daß der Engländer gestern Abend nicht

den Strahl der Sonne, wieder mit solcher Heftigkeit uns wie heute Morgen zu versengen, was Menschen und Thieren recht wohl that, und unsere Beduinen fingen sogleich an mit einander zu spielen und sich zu necken. So ernst und selbst faul der Araber zu Fuß herumschleicht, so lustig und ausgelassen ist er zu Pferde. Selbst die ältesten Leute machen die Kindereien der jüngeren mit. So war bei unserem Trupp ein alter Mann mit schneeweißem Bart — er ritt eine sehr gute Schimmelstute — von Allen der Ausgelassenste. Ihr Spiel bestand hauptsächlich im Werfen des Dscherid, in dessen Ermangelung sich die meisten unserer Beduinen von den Fußgängern einen Stock geben ließen. Einer sprengt voraus, nimmt das Gewehr und thut als ob er auf den Andern schösse. Ein Anderer folgt ihm, was das Pferd laufen kann, faßt den Dscherid an einem Ende und sucht, wenn er den ersten erreicht, ihm über den Rücken zu hauen. Jener parirt den Schlag entweder mit seiner Waffe oder, und dies ist am Schwierigsten, er wirft sich in dem Augenblick auf die Seite des Pferdes, so daß der Schlag fehl geht und faßt dann, wenn der Angreifer hierdurch das Gleichgewicht etwas verloren, plötzlich den Arm desselben und sucht ihn vom Pferde zu reißen. Es war für uns höchst ergötzlich, diesem Manöver zuzusehen und wir folgten den Beiden, die gerade rauften, im Galopp nach, die Fußgänger weit zurücklassend. Fürst Aslan hatte lange dem Spiel zugesehen, ohne Theil daran zu nehmen und forderte endlich den alten Beduinen, der durch die Geschwindigkeit seines Pferdes, sowie durch eigene Gelenkigkeit gewöhnlich den Sieg davon trug, auf, mit ihm einen Ritt zu machen. Der Fürst gab seinem Tscherkessen die Sporen und nahm einen Vorsprung von ein paar hundert Schritten, drehte sich dann mit solcher Gewandtheit im Sattel, daß man glaubte, er sitze rückwärts zu Pferde, nahm sein Gewehr, lud es, natürlich ohne Blei, und schoß in unglaublicher Geschwindigkeit dreimal gegen uns. Jetzt jagte ihm der Beduine nach, führte mit dem Dscherid einen Hieb gegen ihn; doch bog sich der Fürst

ſo auf die Seite, daß der Sattel wie leer ausſah. Der Schlag ging fehl; doch der Beduine, der wohl wußte, was jetzt kam, ließ ſeine Stute einen gewaltigen Seitenſatz machen, und der Fürſt konnte ihn nicht erreichen. Jetzt nahm dieſer einen Stock und jagte dem Alten nach, das Spiel von oben wiederholend. Der Beduine bog ſich auch auf die Seite, doch der Fürſt ließ ſeine Steigbügel los, ſprang mit den Knieen auf ſeinen Sattel und verſetzte dem Alten ſo von oben herunter einen tüchtigen Hieb, worüber die Andern in ein bewunderndes Maſchallah ausbrachen und die Geſchicklichkeit des Fürſten bis in den Himmel erhoben. Selbſt der Baron geſtand, nie eine ſolche Gewandtheit geſehen zu haben und man muß dabei bedenken, daß der Fürſt Aslan ein gewöhnliches Pferd ritt, mit dem er ſchon Monate lang die größten Touren gemacht, die Pferde der Beduinen dagegen ganz friſch waren. Auch Suleyman verſuchte ſein Heil mit dem Fürſten, konnte aber ebenfalls keinen Vortheil gegen ihn erringen. Nur hatte dieſer einen Unfall, der ihn beinahe auf den Boden gebracht hätte, doch half er ſich mit einer Geſchicklichkeit, die an's Wunderbare grenzt. Als er ſich nämlich wieder auf die Seite bog, um dem Hieb unſeres Schechs auszuweichen, rutſchte ihm der losgewordene Sattel herum, ſo daß die Bauchgurte nach oben kam, und wir glaubten ſchon alle, jetzt müſſe er herabſtürzen; aber nein, er ſchwang ſich wieder hinauf, ſaß mit Blitzesſchnelle oben auf dem Gurt und erſt nachdem er den ihm zugedachten Hieb tüchtig wieder erſtattet, ſprang er vom Pferde, um den Sattel wieder zu befeſtigen.

So zogen wir, beſtändig dem Spiel der Beduinen zuſchauend, durch das Thal Richa. Die Sonne war ſchon längſt hinter den Gebirgen von Judäa hinabgeſunken und der herandämmernde Abend warf einen dunklen Schleier über das öde Thal, was wir ſoeben verlaſſen, als wir den Fuß jener Gebirgskette, welche Jeruſalem vom todten Meere trennt, erreichten und an ihren ſehr ſteilen Abhängen hinaufzuklettern begannen. Wir konnten in den Schluchten

nur einer hinter dem andern gehen und mußten wohl auf unſere Pferde achten, die in den ſchmalen Felſenrinnen kaum ihre Füße ſetzen konnten. So gewährte einmal unſer Maler einen komiſchen Anblick. Er ritt ein ſehr kleines Pferd, das auf einem dieſer Wege mit der Hufe zwiſchen das Geſtein trat, ſich feſtklemmte und ſtürzte. Der Maler, der augenblicklich ohne Bügel ritt, brauchte nur ſeine Beine auszubreiten, um ſich ſo auf den Rändern der Felſenrinne feſtzuſtellen. Das Thier wurde mit Mühe aufgerichtet und wieder feſtgemacht. Man kann ſich nicht leicht eine ödere, traurigere Gegend denken, als den Weg, den wir nun machten. Hier ſind wild zerklüftete Felſen übereinander gethürmt und nur ſpärliches halbvertrocknetes Grün unterbricht das verbrannte Gelb der Steinmaſſen, ohne ſie zu ſchmücken. Unſere Beduinen, die ſeit dem Vorfall am Jordan beſtändig neue Räuber zu ſehen und zu hören glaubten, ritten ſcharf ſpähend umher und riefen einander beſtändig zu. Einmal geriethen ſie in eine gewaltige Bewegung und ſchrieen von allen Seiten wieder: „Arab'! Arab'!“ Einige unſerer Fußgänger waren voraus und hielten oben auf der Höhe, nach dem Hohlweg vor uns zeigend, wohin wir unſere Pferde alsbald wandten und ſo ſchnell es in dem Terrain möglich war, ritten. Was war die Urſache des Lärmens geweſen? Wir fanden an dem Weg drei Pilger ſitzen; es waren Ruſſen, die gehört hatten, daß wir unter Begleitung an den Jordan gezogen ſeien, und uns nachfolgten, um unſern Schutz zu genießen, doch kamen ſie zu ſpät und mußten unverrichteter Sache wieder zurückgehen.

Die Nacht brach jetzt mächtig herein und es wurde bald ſo finſter, daß wir ohne Gefahr nicht weiter vordringen konnten. Unſer Schech Suleyman ſah ſich nach einem Platz um, wo wir einige Stunden bis zum Aufgange des Monds verweilen könnten. Der Ort, wo wir uns gerade befanden, war ſeiner alten und neueren Geſchichte wegen nicht ſehr einladend, um in ſeiner Nähe zu

bleiben. Es war das ſogenannte Mordthal, wohin ſchon die ältere Geſchichte die Erzählung vom barmherzigen Samariter verlegt, und wo bis auf die neuere Zeit häufige Beraubungen und Mordthaten an Pilgern verübt wurden. Doch mußten wir dieſe Bedenklichkeit bei Seite ſetzen, und da es nicht rathſam war, in der Dunkelheit weiter zu ziehen, unſerem Suleyman folgen, der auf einer Höhe in der Nähe des Thales uns zu alten Ruinen führte. Es waren wahrſcheinlich die Ueberbleibſel eines chriſtlichen Kloſters, doch konnten wir aus den Trümmern und Mauerſtücken, die ſich hier befanden, nichts erkennen.

Ein ähnliches Nachtlager, wie das heutige, werde ich wohl in meinem Leben nicht wieder haben. Unter den Trümmern eines wahrſcheinlich von den Beduinen zerſtörten chriſtlichen Kloſters, vor uns Jericho, der Jordan und das todte Meer, auf der einen Seite die Mordſchlucht, auf der andern eine kahle baumloſe Höhe, der Berg der Verſuchung genannt. So heiß es den Tag über geweſen war, ſo empfindlich kalt wurde es, wie immer in dieſen Ländern, während der Nacht. Wir hatten unſere Mäntel in Jeruſalem zurückgelaſſen und unſere dünnen Kleider ſchützten uns gar nicht vor dem Nachtfroſt. Auch vermehrte unſer leerer Magen dies Uebel, und Giovanni fand in unſern Säcken kaum ſo viel Kaffee, um jedem von uns eine Kleinigkeit reichen zu können. Ein Feuer anzumachen widerrieth Suleyman, indem er ſagte, es würde uns zu nichts nützen, da der Mond in kurzer Zeit hervorkomme und wir dann weiter reiſen können. Ich kroch mich wie ein Igel zuſammen und drückte mich feſt an ein Mauerſtück, um wenigſtens vor dem kalten Winde, der über die Höhe zog, geſchützt zu ſein, und verſuchte zu ſchlafen, was mir auch, Dank der Ermüdung, bald gelang. Doch hatte ich noch nicht lange geſchlummert, als mich Giovanni weckte und mir ſagte, ich ſolle mit ihm kommen, er wolle mir etwas zeigen. Ich folgte ihm, und wir gingen durch den größten Haufen der Ruinen auf die andere Seite derſelben, von woher ich das

Geſchrei und Lachen der Beduinen hörte. Einer von ihnen hatte nämlich einen Keller entdeckt, deſſen Gewölbe oben eingeſtürzt war, und in welchem ſich eine Menge wilder Tauben aufhalten ſollten. Sie hatten nun berathſchlagt, wie ſie dieſer Thiere habhaft werden konnten, und ihre Anſtalten hiezu ſo unſinnig wie möglich getroffen. Die ganze Geſellſchaft ſaß in großem Kreis um den Keller herum und von Zeit zu Zeit warfen ſie große Steine hinab, wodurch dann wirklich die Tauben aufgeſchreckt wurden und den Verſuch machten, durch die Oeffnung oben zu entkommen. Sobald aber ein Schwarm aufſtieg, ſchlugen die Beduinen mit ihren Mänteln zu und glaubten auf dieſe Art die Thiere zu fangen. Am Ende ſahen ſie jedoch ſelbſt ein, daß ſie ſo ſchlechte Geſchäfte machen würden und griffen die Sache anders an. Es wurde einer durch's Loos beſtimmt, der ſich in den Keller hinablaſſen ſollte, und es traf einen ganz jungen Menſchen, der auch gleich dazu bereitwillig war. Die andern knüpften ihre Gürtel zuſammen, banden ihn unten daran feſt und er wurde ſo hinabgelaſſen. Das Gewölbe mußte ziemlich tief ſein, denn die langen Gürtel von ſechs dieſer Leute reichten kaum aus. Sobald der junge Burſche unten angekommen war, ſchrie er herauf: er könne ja nichts ſehen, worauf die oben unter vielem Geſchrei den Entſchluß faßten, ihm einen Feuerbrand hinabzuwerfen. Einige ſuchten Geſträuche zuſammen, Andere machten Feuer und bald flog ein großer Haufen des brennenden Zeuges in den Keller hinab, was einen unbeſchreiblich ſchönen Anblick gewährte. Es war gerade, als ſei die Erdoberfläche von einem ungeheuren Feuer geborſten, das in ihrem Schooß brenne, um welches die halbnackten kräftigen Geſtalten der Beduinen ſaßen, und mit den glänzenden Augen neugierig hinabſchauten. Jetzt ſuchte der unten mit ſeinen Feuerbränden die Tauben emporzujagen und es kam auch eine ganze Wolke dieſer Thiere bis an die Oeffnung, tauchten aber mehrere Male wieder hinab, wenn die Beduinen mit ihren Mänteln dreinſchlagen wollten. Endlich aber

wußten die geängstigten Thiere keinen Ausweg, flogen wieder empor und zwischen den Beduinen durch, die ihnen lachend und schreiend nachsahen. Jetzt war der Spaß zu Ende. Nachdem sie den jungen Burschen unten noch lange geneckt, wurde er wieder heraufgezogen. Bald stieg auch im Osten hinter den Gebirgen, die das todte Meer begrenzen, der Vollmond hell und klar empor und beleuchtete fast taghell den Weg, den wir vor uns hatten. Sogleich wurde aufgebrochen und wir zogen weiter.

Es war gegen ein Uhr in der Nacht und wir mochten noch fünf Stunden bis Jerusalem haben. Wir ritten so schnell vorwärts, als es der Weg erlaubte, mußten aber wegen Ermüdung der Pferde und Menschen nach drei Stunden beständigem Aufwärtssteigens noch einen kleinen Halt machen, zu welchem Suleyman eine kleine Schlucht erkor, die vom Winde hinlänglich geschützt war und wo sich ziemlich viel dürres Gesträuch befand, um ein Feuer anmachen zu können. Unsern Beduinen wurde jetzt ein kleines Trinkgeld versprochen und in kurzer Zeit hatten sie ganze Haufen kleiner abgerissener Sträucher zusammengescharrt. Einer von uns machte Feuer und bald schlug unter großem Geschrei der Beduinen eine haushohe Flamme empor. Alles lagerte sich an das Feuer, um sich zu erwärmen, und nur von Zeit zu Zeit gingen einige der Leute fort, um für die Flamme neue Nahrung zu suchen. Doch auch die andern Araber hielten es bei ihrem unruhigen Temperamente trotz der großen Ermüdung nicht lange aus, so ruhig da zu sitzen. Bald neckten sie einander, balgten sich auf der Erde herum, bald jauchzten sie laut auf und als ihnen Suleyman sagte, wenn sie einen Tanz aufführten, würden wir ihnen gewiß ein Trinkgeld dafür geben, waren Alle gleich dazu bereit. Wir bestätigten gern das Versprechen Suleyman's und bereuten es nicht; denn obgleich an dem versprochenen Tanz nichts Graziöses war, so hatte doch die Gruppe der Beduinen bei dem flackernden Feuer in der wilden Schlucht etwas außerordentlich Malerisches und Phan-

taſtiſches. Etliche dreißig dieſer Leute, denn auch mehrere unſerer berittenen Beduinen nahmen Antheil an dem Tanze, ſtellten ſich in einem großen Halbzirkel um das Feuer, hinter welchem wir lagen und begannen einen eigenthümlichen Geſang. Von den Worten, die ſich ſtets gleich blieben, verſtanden wir nichts, auch war die Melodie ganz eintönig und nur der Takt brachte einiges Leben in den Geſang. Mir ſcheint er ſich ungefähr durch dieſe Bezeichnung ausdrücken zu laſſen: al — lah — — allahla — al — lah — — allahla. Zuerſt war die ganze Reihe der Männer ohne Bewegung, dann begann ſie mit dem Kopf zu nicken und ſich zu verbeugen, eine Bewegung, die allmälig der Hals, der Oberleib und der ganze Körper annahm, wobei der Geſang immer wilder und toller wurde. Sie bückten ſich immer tiefer und tiefer, bis ſie zuletzt faſt mit dem Geſichte den Boden berührten, dann ſtiegen ſie ebenſo allmälig wieder aufwärts, wobei der Geſang in derſelben Weiſe wieder ſchwächer wurde. Wieder gerade aufgerichtet, ließen ſie ſich plötzlich los, klatſchten in die Hände, ſprangen einige Mal wie toll im Kreiſe umher und das Ballet war zu Ende.

Unſer Feuer hatte indeſſen durch den Tanz Schaden gelitten und war allmälig verglimmt. Die Beduinen ſammelten ſich ihr Trinkgeld ein und legten ſich noch einige Minuten auf den Boden, um ſich von dem ermüdenden Tanze zu erholen. Suleyman ſtreckte die Hand nach Morgen aus und rief zum Aufbruch, denn dort färbte ſich der Himmel heller und verkündigte, daß der neue Tag heraufſteige. Wir beſtiegen die Pferde wieder und erreichten in kurzer Zeit Bethanien. Noch lag die dunkle Nacht über dem kleinen Ort, aber er erſchien uns um ſo ſchöner, indem die Stille, welche die alten Häuſer umgab, beſſer zu dieſem Grabe einer gewaltigen Vorzeit paßte, als das geräuſchvolle Treiben des Tages. Hier wohnte Lazarus mit ſeinen Schweſtern Maria und Martha. Unter einem verfallenen Hauſe, nicht weit von der kleinen Moſchee, hielten wir, und Suleyman holte ein paar Männer aus ihren Hütten, die

mit Fackeln herbeikamen und uns in einen schachtähnlichen Keller begleiteten, der sich unter jenem Hause befindet — das Grab Lazarus.

Von Bethanien hatten wir nur noch eine kurze Strecke bis Jerusalem, die wir bald zurückgelegt hatten und am Fuße des Oelbergs anlangten in dem Augenblick, wo die heilige Zion von den ersten Strahlen der Morgensonne geküßt wurde. Es war ein schöner großer Anblick, ich möchte ihn für keine andere Erinnerung meines Lebens hingeben. Rechts hatten wir den Oelberg, links das Kidronthal, vor uns das Thal Josaphat mit dem Garten von Gethsemane und der Grabeskirche Maria und Josephs. Wie prächtig erschien die trauernde Wittwe noch immer auf ihrem Felsenthrone. Zu ihren Füßen wallte in den Schluchten der zerrissene Schleier der Nacht, den die Sonne des neuen Tages überwältigt und hinabgedrückt hat, und auf der Kuppel der Grabeskirche glänzte dasselbe Licht, das hier die gewaltigste Geschichte der Erde erblühen und wachsen sah, und das auch uns freundlich begrüßte.

Jener Morgen bleibt mir neben dem unvergeßlichen schönen Anblick der Stadt noch durch eine andere Erinnerung im Gedächtniß. Wir mußten hier warten, bis drinnen die Thore aufgeschlossen wurden, stiegen deßhalb von den Pferden und setzten uns auf einen Trümmerhaufen. Fürst Aslan, unser lieber Freund und Begleiter, dem, sowie uns, Jerusalem das Hauptziel der Reise war, hatte uns schon lange versprochen eine Episode aus seinem Leben, sowie die Ursache seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem zu erzählen und hielt jetzt sein Versprechen.

„Ich war," erzählte er uns, „noch vor wenigen Jahren der glücklichste Mensch auf der Welt. Jung und mit ziemlichem Vermögen hatte ich, wie es bei uns üblich ist, den Militärstand erwählt und war Offizier bei einem Garderegiment in der Hauptstadt. Als ich nach kurzem Aufenthalte dort ein Mädchen kennen lernte, das ich auf's Glühendste liebte und von der ich ebenso wieder geliebt zu sein

glaubte, fehlte meinem Glücke nichts, als die Verbindung mit ihr für's ganze Leben. Viele Schwierigkeiten, die sich mir in den Weg warfen, wurden glücklich beseitigt und obgleich ich eines Tages im Geheimen benachrichtigt wurde, daß meine Geliebte mit einem Manne, der an Geburt und Rang über mir stand, ein inniges Verhältniß habe, warf ich alle Schwierigkeiten, die sich mir in den Weg stellten, bei Seite und erhielt von meiner Geliebten, unter Zusicherung der herzlichsten Liebe, die Erlaubniß, sie meine Braut nennen zu dürfen. Ihre Eltern waren längst todt und da sie mündig war, hatte sie nach dem Willen ihres Bruders, der mir eben die größten Schwierigkeiten in den Weg legte, nichts zu fragen.

„In dieser Zeit befanden wir uns eines Abends auf einem Balle in einem der ersten Häuser der Hauptstadt und ich sah meiner Braut zu, wie sie mit jener Person, vor der man mich früher gewarnt hatte, tanzte. Nur an sie denkend, beachtete ich gar nicht die Umstehenden, bis ich hinter mir einige Worte sprechen hörte, die mein Blut zum Kochen brachten. Ich drehe mich rasch um und ein junger Offizier wiederholte die Worte: „„Es ist doch Schade, daß die Fürstin ** in einem solchen Verhältniß steht.““ Außer mir vor Zorn trete ich nahe zu dem Offizier hin und sage ihm so leise als mir die Wuth erlaubte: „„Ein Schurke, der das gesagt hat!““ Was die Folge hievon war, können Sie sich denken. Es wurde auf den nächsten Morgen ein Duell auf Pistolen ausgemacht und da sich das Gerücht hievon bald im Saal verbreitete, waren wir gezwungen, ihn Beide zu verlassen. Da ich mit meiner Braut noch nicht öffentlich erklärt war, mußte ich sie unter der Obhut ihres Bruders lassen und sah sie den Abend nicht wieder. Kaum bricht nach einer unruhig durchwachten Nacht, indem mich die Eifersucht, die ich mit allen Vernunftgründen zu unterdrücken suchte, gräßlich plagte, der Morgen an, als ein Adjutant meines Obersten in mein Zimmer tritt, der mir unter Androhung der härtesten Strafe den Befehl ertheilen ließ, sogleich nach **, der

zweiten Stadt des Landes, zu reisen und mich bei dem dortigen Kommandanten bis auf Weiteres als Arrestant zu melden — — „„das Alles,““ wie es in dem Befehle hieß, „„um das eingegangene, durch die Gesetze streng verbotene Duell zu hindern.““ Der Adjutant bleibt bei mir, bis ich meine nötbigsten Sachen zusammengepackt und in den Wagen steige, der vor der Thüre hält. Sie können sich denken, daß es meine Absicht war, gleich auf der ersten Station nach der Stadt zurückzukehren. Doch das war unmöglich, mir wurden nur Pferde zu meiner Weiterreise nach meinem Bestimmungsort gegeben; alle andern wurden mir mit dem Bemerken verweigert, daß man Befehl habe, gleich nach meiner Weiterreise zu melden, daß ich durchpassirt sei. Ich schrieb in der Eile einige Zeilen an meine Braut und übergab sie der rückkehrenden Post mit dem Versprechen einer glänzenden Belohnung, wenn sie richtig abgeliefert würden. Der Postbeamte nahm den Brief, zuckte aber die Achseln; — ich verstand ihn damals noch nicht. Auf jeder Station erging es mir so, und ich erreichte endlich die mir angewiesene Stadt, wo ich mich meldete und mir der Befehl ertheilt wurde, die Stadt ohne besonderen Urlaub nicht zu verlassen. Sogleich schrieb ich mehrere Briefe an meine Braut, welche ich auf den verschiedensten Wegen nach * sandte, erhielt aber keine Antwort, weder von ihr, noch von einem meiner Freunde. So verging denn ein Vierteljahr, und wie, können Sie sich leicht denken. Da konnte ich die Ungewißheit, in der ich schwebte, länger nicht ertragen und versuchte insgeheim alle Mittel und Wege, um nach der Hauptstadt zurückkehren zu können. Es gelang mir lange nicht, da ich zu scharf bewacht wurde. Endlich gelingt es mir, mit einem Franzosen, der mich als Bedienter mitnahm, die Stadt verlassen zu können. Ich komme nach *. Es ist Abend, und da ich alle Welt im Theater vermuthe, wo auch ich am besten unerkannt bleiben und meine Beobachtungen anstellen kann, eile ich dorthin, suche ängstlich und hoffend umher und sehe endlich in einer Loge meine Braut

weniger als vier Portionen Schildkrötenſuppe verſpeiſt habe, wonach ſich die Unpäßlichkeit leicht erklären ließ und wir in Gnaden entlaſſen wurden. Daß wir ſchnell entflohen, und nicht erſt warteten, bis der kranke Engländer ſeine Sachen zuſammengepackt hatte, kann ſich jeder denken. Schon tanzte unſer Boot auf den Wellen des neuen Hafens, und wir ſahen das Dampfboot vor Anker liegen, das uns morgen ſchon nach Italien führen ſollte, als wir zurückblickend noch immer die Geſtalt jenes Engländers unter den Bogen des Corridors ſtehen ſahen. Sein Bedienter ſtopfte einige koloſſale Nachtſäcke aus, und der Herr, noch immer im Schlafrock und der weißen Mütze, unterſuchte mit ſeinem Fernrohr St. Elmo uud Lavalette, und ſchrieb darüber von der Quarantäne aus gewiß viel Geiſtreiches in ſein Tagebuch.

neben einem Manne ſitzen, der noch vor Kurzem mit mir in gleichem Dienſtrange war, jetzt aber die Auszeichnung des Oberſten trug. Ich eilte dorthin, treffe vor der Thür einen alten Diener, der mich erkennt und der mir leiſe zuruft: „Um Gottes Willen, was machen Sie hier?“ Ich fragte haſtig nach ſeiner Herrin. „„Sie iſt verheirathet und die Frau des neben ihr ſitzenden Offiziers.““ Ich will in die Loge, der alte Diener hält mich faſt mit Gewalt zurück und beſchwört mich, ruhig zu bleiben. Ich verlange, er ſoll mir eine Zuſammenkunft mit ſeiner Herrin verſchaffen. Lange verſicherte er mich, ſo gerne er wolle, wiſſe er keinen Weg hiezu, ſagte mir aber endlich, ich ſolle mich nach beendigter Vorſtellung vor dem Theater aufhalten, um zu ſehen, ob die Fürſtin vielleicht allein nach Haus fahre. So thu' ich. Nach einer ewig langen Stunde iſt die Oper zu Ende, die Caroſſen raſſeln daher, ich hörte den Namen jenes Offiziers rufen, der neben meiner Braut ſaß, eine Equipage fährt vor, Graf **, ihr jetziger Gemahl, begleitet die Fürſtin an den Wagen, welche allein einſteigt, und der Wagen fährt davon. Ich eilte hinter her, die Nacht iſt finſter, es gelingt mir, den Schlag zu öffnen und ich ſpringe in den Wagen. Ein Schrei des Entſetzens entfährt der Fürſtin und ich habe eben noch ſo viel Zeit, ihre Hand zu ergreifen, mit der ſie dem Kutſcher ſchellen will. Ich nenne meinen Namen. Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen die Scene ausmale, die nun folgte. Ich erfahre viel Entſetzliches, ich erfahre, daß der Bruder der Fürſtin, der mich nicht leiden konnte, alles Mögliche gethan, um meine Verbindung zu hintertreiben. Er war es, der die eigene Schweſter jener Perſon, die ihr lange nachgeſtellt, faſt mit Gewalt in die Arme lieferte; er war es, der meine Verbannung bewirkt und alle Briefe an mich unterſchlagen hatte; ja er hatte noch mehr gethan, er hatte der Schweſter einen Brief von mir übergeben, in welchem ich ihr ſchrieb, mir ſei ein gewiſſes Verhältniß bekannt geworden und ſie könne leicht denken, daß meine Ehre es mir nicht mehr erlaubte,

mein gegebenes Wort zu halten und ich entbände sie auch hiermit des ihrigen. Darauf war ihr der Graf ** so kräftig und nachdrücklich empfohlen worden, daß sie, um nicht gänzlich compromittirt zu werden, einwilligen mußte. Wie viel Schuld an ihr selbst lag, habe ich mir bis jetzt noch nicht klar auseinanderstellen mögen, am allerwenigsten in jener Nacht; da war es mir genug, daß ich doch wenigstens Jemand wußte, auf den ich mit Recht meine ganze Rache ausschütten konnte. Ich gab der Fürstin meinen Ring zurück, sie beschwor mich unter Thränen, ihr den meinigen zu lassen. Was lag daran? Sie war gewiß eben so unglücklich, wie ich. Ich eilte davon, um ihren Bruder aufzusuchen. Ich erfahre seine Wohnung, eile hinein und trete ohne Weiteres in sein Zimmer, wo er sich auf's Angenehmste mit einigen andern Offizieren unterhält. Auch einige meiner früheren Freunde sind gegenwärtig und sind überrascht, mich hereintreten zu sehen. Man ahnt, was ich will. Ich fasse mich auch kurz und erzähle den Hergang der ganzen Geschichte. Natürlich ist eine Herausforderung das Ende, und der Fürst ** nimmt sie an. Wir bleiben in seiner Wohnung, bis der Tag graut, fahren dann hinaus und schießen uns vor der Stadt. Er streift mich an der Schulter und ich schieße ihn durch die Brust, daß er in wenig Augenblicken den Geist aufgibt. Meine Freunde beschützen mich so viel wie möglich, einer gibt mir seinen Wagen, der andere sein vorräthiges Geld, und ich rette mich in ein Kloster, wo ich meine Schuld beichte, und mir zur Büßung derselben eine Pilgerfahrt nach Jerusalem auferlegt wird. Ich lasse meinen Bart wachsen, mache mich so unkenntlich wie möglich und entkomme nach ** zu meinen Brüdern, die dort auf unsern Gütern leben. Einer derselben verschaffte sich einen Paß, was, wie Sie wissen, bei uns mit vielen Schwierigkeiten verknüpft ist, und der für ihn und seinen Bedienten ausgestellt ist. So kommen wir über die Grenze, und als wir in Sicherheit sind, will mein Bruder, der aus seinen Bergen nie herausgekommen und wenig gereist ist, die Rolle mit mir wechseln und die Pilgerfahrt nach Jeru-

ſalem mit mir zuſammen machen. — Dori, Skandar, iſt mein Bruder."

So erzählte uns Fürſt Aslan im Angeſicht von Jeruſalem und beſonders der Schluß frappirte uns Alle ſehr. Obgleich es uns aufgefallen war, daß der Fürſt mit ſeinem Kammerdiener ſtets ſehr vertraut that, ſo hatte doch keiner von uns eine Ahnung gehabt, daß es Brüder ſein könnten; ja, eine gewiſſe Aehnlichkeit, die ich mehrmals zwiſchen Beiden entdeckte, erſchien mir nicht auffallend, da für unſer Auge die Geſichtsform aller Südländer ſich ziemlich gleicht.

Die Thore von Jeruſalem öffneten ſich und wir kehrten in's griechiſche Kloſter zurück, um es, ſowie die heilige Stadt den andern Morgen für immer zu verlaſſen.

Viertes Kapitel.

Zug durch die Wüſte.

Jaffa. — Die Peſt. Unſicherheit der Straßen. — Uebergang zur Ägyptiſchen Armee. — Gaza. — Ibrahim Paſcha und ſeine Generale. — Die Ägyptiſche Armee. — Schwierigkeiten mit unſeren Pferden. — Verhandlungen. — Abreiſe von Gaza mit einem Theil der Reiterei. — Die Wüſte. — Elend des mitleidenden Volkes. — El Arisch. — Der Tartar Said. — Die Fata Morgana. — Der Samum — Soliman Paſcha. — Ankunft in Kairo.

Zu Anfang unſerer Reiſe war es halb und halb unſere Abſicht geweſen, den Weg nach Aegypten durch die Wüſte zu nehmen; wir hatten uns von dieſem Zug viel Intereſſantes verſprochen und ſehr oft deßhalb Erkundigungen eingezogen. Doch je näher wir dem

Sandmeer ſelbſt rückten, je mehr ſtellte man uns von allen Seiten die großen Schwierigkeiten einer ſolchen Reiſe vor, und verſicherte, bei der dermals herrſchenden vollkommenen Anarchie in Syrien ſei es ohne ſehr zahlreiche Bedeckung nicht möglich, durch die Wüſte zu kommen, und wir ſahen wohl ein, daß dem nicht anders ſein konnte. Wie ſehr hatten ſich ſogar die beſuchten Straßen Syriens in der kurzen Zeit geändert, ſeit Ibrahim geſtürzt und die Furcht, die ſein Name und Regiment rings verbreitet, verſchwunden war! Wie ungefährdet, mit welcher Sicherheit reiſten Schubert und Andere vor einigen Jahren durch die große Wüſte von Suez nach dem Sinai, zwiſchen den räuberiſchen Horden der ſtreifenden Araber, und durchzogen ganz Syrien! Wie erging es dagegen uns! Schon auf dem Wege nach Damaskus waren wir nahe daran, von Geſindel ausgeplündert zu werden; den Jordan beſuchten wir mit einer Deckung von acht Reitern und zwölf Beduinen zu Fuß, und trotz dem, daß wir gegen zwanzig Pilger waren, von denen freilich mehrere, die ſich unſerem Zuge angeſchloſſen, keine Waffen führten, mußten wir ja das Waſſer, das wir zum Andenken an den heiligen Ort in unſere Feldflaſchen füllten, mit dem Sabel in der Fauſt vertheidigen und einigen dreißig halbnackten Arabern, die uns auf unſerem Lagerplatz überfielen, ein förmliches Gefecht liefern. Auf dem Wege von Jeruſalem über Ramleh nach Jaffa, welche drei Orte in jenen Tagen von der türkiſchen Armee beſetzt waren, und wo alſo auf einer Strecke von zwölf Stunden wohl zwanzigtauſend Soldaten lagen, kamen wir an zwei Stellen vorüber, die mit noch flüſſigem Blut überſchwemmt waren. Wir hörten von herbeigekommenen Reitern, vor wenigen Augenblicken habe man hier einem Reiſenden den Hals abgeſchnitten und dort einen andern erſchoſſen. Es war in der Nähe des Dorfes Abu Goſch und man hatte eben die Leichen dorthin geſchafft. Zur Zeit Ibrahims konnte ein einzelner Mann an den Jordan gehen, ohne Gefahr, geplündert zu werden, und wer jetzt am Abend den Oelberg bei Jeruſalem beſteigen

wollte, mußte eine Bedeckung mitnehmen; und doch lagen in der Stadt fünf bis sechstausend Mann, ich wollte sagen: türkische Soldaten.

So zwangen uns die Umstände, die Idee aufzugeben, über El Arisch durch die einsame gewaltige Sandwüste nach Kairo zu ziehen, und wir faßten schon in Jerusalem den Entschluß, in Jaffa ein Schiff zu nehmen und durch die minder öde und gefährliche Wasserwüste nach Alexandrien zu schiffen. An Joppes Strande angelangt, fanden wir, weil Alles noch immer mit englischen und östreichischen Offizieren besetzt war, nur mit Mühe in dem lateinischen Kloster Quartier, und zwar herzlich schlecht; so mußten zwei unserer Gesellschaft von der Todtenkammer Besitz nehmen. Wir sahen uns sogleich im Hafen um, ob ein Schiff von passender Größe für uns und die Pferde da sei; aber es war nichts vorhanden, und wir sahen uns schon im Geist in die Nothwendigkeit versetzt, in dieser, von Truppen strotzenden Stadt verschiedene langweilige Tage hinzubringen, als der Prior des Klosters, ein lebhafter, robuster Spanier, — es hieß, er habe früher als Kapitän gedient, — unter dem Siegel der Verschwiegenheit uns anvertraute, soeben finde im Refectorium eine Versammlung von Aerzten statt, weil in den Spitälern die Pest ausgebrochen. Dabei gab er uns den Rath, die Stadt so schleunig als möglich zu verlassen, indem dieselbe wahrscheinlich schon morgen mit einem Cordon umzogen würde und uns so leicht mehrere Monate festhalten könnte.

Bei diesen Aussichten besannen wir uns keine Minute, unsere Effekten schleunigst zusammenzupacken, und machten uns fertig, morgen in aller Frühe aufzubrechen. Aber wohin? Wir hatten zwei Wege vor uns, entweder zurück, vielleicht bis Acre oder gar bis Beirut, um dort ein Segelschiff zu suchen, das uns nach Alexandrien brachte, oder zum Feind überzugehen, d. h. zu Ibrahim Pascha nach Gaza; dort erhielten wir vielleicht die Erlaubniß, auf den ägyptischen Dampf- oder Kriegsschiffen überzusetzen, und im schlimm-

ſten Fall konnten wir uns der Armee anſchließen und mit ihr den Zug durch die Wüſte machen. Wir beſannen uns nicht lange; Alle ſtimmten für Gaza und Ibrahim, wo ſich neben viel Mühſeligkeiten doch die Ausſicht auf manches Abenteuer zeigte. Unſere ſchon abgegangenen drei Pferde wurden mit vieler Mühe durch zwei Maulthiere und einen kleinen Eſel erſetzt, den ich mir zum Reitpferd erkor, und am folgenden Morgen brachen wir gen Süden auf.

Wir hatten nach Gaza zwölf Stunden, und hofften heute noch nach Metſchdel, das auf der Mitte des Weges liegt, zu gelangen. Die Straße lief immer zur Seite des Meeres, ohne daß wir daſſelbe ſahen, indem der Strand aus hohen Sanddünen beſtand, die ſich ſtellenweiſe bis über unſern Weg zogen und den Thieren das Gehen ſehr erſchwerten; beſonders ſank mein kleiner Eſel ſehr tief in den beweglichen Sand. Mir dagegen behagte die neue Reitart ſehr, denn das Thier trabte ganz angenehm, es hatte einen ſehr dicken Packſattel ohne Bügel, auf den man ſich nach allen Richtungen ſetzen, ſogar legen konnte; nur machte das Aufſteigen einige Beſchwerlichkeit, indem man mit einem Sprung ſich ganz im Sitz befinden mußte, ſonſt verlor der Sattel das Gleichgewicht und fiel von der Seite herunter. Der Weg war nicht ſehr lebhaft und, wie uns die Mucker merken ließen, gar nicht ſicher; ſie baten, mit den Jagdgewehren nicht, wie wir gewohnt waren, nach Vögeln und kleinem Wild zu ſchießen, um die Waffen im Nothfall geladen zu haben. Dann und wann begegneten uns auch wirklich Banden von zerlumptem Geſindel, deren Ausſehen wohl vermuthen ließ, daß, wo ſie die Stärkeren wären, ſie nicht ſo ruhig vorbeigehen würden, wie ſie jetzt thaten. In Jaffa hatte man uns geſagt, Ibrahim werde heute oder morgen Gaza verlaſſen, und unſere größte Beſorgniß war daher, ihn nicht mehr dort anzutreffen, wodurch ſich unſere Lage wirklich ſehr bedenklich geſtaltet hätte. Die Auskunft, die wir von den uns Begegnenden erhielten, waren auch nicht gemacht, uns zu beruhigen. Die Einen ſagten, er ſei geſtern aufge-

brochen, andere heute Morgen, ein Dritter, er werde morgen bei Zeiten absegeln, bis uns gegen Mittag einige ägyptische Reiter entgegenkamen, die uns bestimmt versicherten, Ibrahim verweile noch in Gaza, er sei unwohl und sie deßhalb nach Jaffa gesandt, um für ihn Arzneien zu holen.

Der tiefe Sand und die sehr schwer beladenen Packpferde ließen uns nur sehr langsam vorwärts kommen, weßhalb wir erst um drei Uhr Nachmittags in Esdud, nur fünf Stunden von Jaffa, ankamen und uns durch die Führer, hauptsächlich aber durch die drohenden Wetterwolken am Himmel, überreden ließen, hier die Nacht zuzubringen. Wir suchten lange unter den Lehmhütten umher, um eine zu finden, die etwas weniger schmutzig und erbärmlich wäre als die übrigen. So wenig uns aber die Reise von Beirut nach Damaskus und Jerusalem hinsichtlich der Nachtlager verwöhnt hatte, so fanden wir es doch rein unmöglich, in eines dieser Löcher zu kriechen. Wir wandten uns deßhalb zur Moschee, die zur Seite des Dorfes auf einem kleinen Hügel stand. Sie bestand aus einer offenen Halle, ungefähr wie unsere Scheunen, in der einige Lampen an Schnüren hingen und zwei weiße Stäbe die Richtung nach Mekka bezeichneten. Wie gewöhnlich stand ihr gegenüber der Chan der Fremden, hier eine etwas größere Lehmhütte, als die übrigen Häuser, und im Hofe war neben einem vertrockneten Brunnen das Grab irgend eines türkischen Heiligen. Obgleich der Himmel mit Regen drohte, wollten wir doch lieber unser Zelt benützen, als in jenen Chan kriechen, aus dem die Mucker erst ein Dutzend zerlumpter, halbnackter Gestalten, Lahme, Wunde und Blinde jagen mußten, ehe für uns und die Bedienten mit den Sachen Platz wurde.

Wir schlugen unser Zelt unter einem majestätischen Palmbaum auf, der im Hof stand, stolz und schön neben der Erbärmlichkeit der Menschen. Vor uns hatten wir ein Thal, mit Dattelpalmen und Bananen bepflanzt, unter welchen einiges türkische Militär seine grünen Zelte aufgeschlagen hatte; südlich sahen wir die große

Ebene Sephela, durch die der Askalon fließt, und östlich die Gebirge bei Jerusalem, von den letzten Strahlen der Sonne beschienen, die von dunkeln Wolken umsäumt in's Mittelmeer sank. So umgab uns die Natur erhaben und schön, wie immer in diesen Ländern; wer kann sie aber vollkommen genießen unter solchen Umgebungen! Der Regen, der während der Nacht in Strömen fiel, trieb uns schon um drei Uhr Morgens aus unserem durchnäßten Zelt und nöthigte uns in den Chan, wo die Leute ein großes Feuer angezündet hatten und den für die Reisenden in diesen Ländern so nothwendigen Kaffee bereiteten.

Gegen sieben Uhr, als der Regen etwas nachgelassen, saßen wir auf und zogen weiter, erreichten um eilf Uhr Metschdel und wurden gleich hinter diesem Dorfe von einem fürchterlichen Regenwetter überfallen, wogegen sich jeder so gut zu schützen suchte als er konnte. Ich war auf meinem Esel einige Schritte voraus, hatte einen himmelblauen Schlafrock angezogen und einen Regenschirm aufgespannt. Meine Figur auf dem kleinen Thier war so komisch, daß die ganze Gesellschaft, trotz dem Unwetter, in lautes Gelächter ausbrach. Es halfen übrigens keine Vorkehrungen, Alle waren in einer Viertelstunde völlig durchnäßt, und dabei blies der Wind so heftig, daß mein Esel förmlich laviren mußte, um vorwärts zu kommen. Endlich gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir in die Nähe von Gaza.

Wir waren begierig, die ägyptischen Truppen kennen zu lernen, vor Allem die uns als sehr gut geschilderte Reiterei, nachdem wir bis jetzt nur einzelne Ausreißer gesehen. Wir meinten, schon eine Stunde vor der Stadt müßte man gewahr werden, daß dort ein Lager sei, wie es in Beirut, Jaffa, überall, wo Türken lagen, der Fall war. Diese trieben sich beständig auf Straßen und Plätzen herum, jagten ihre Pferde ab und belästigten die Vorübergehenden durch ihr pöbelhaftes Betragen, oder sie ritten in die Bazars, um für einen Piaster Reiß zu kaufen, und hemmten da mit ihren Mähren

die ganze Passage. In ihren Freistunden, deren sie vierundzwanzig am Tage hatten, lungerten sie überall herum und rannten die Spaziergänger an, und die Ermüdung, die sie sich hiedurch geholt, verschliefen sie meistens auf ihren Posten unter den Thoren oder an den Gebäuden, wo sie Wache stehen sollten. Wie gesagt, wir glaubten, die Aegypter würden sein wie unsere lieben türkischen Verbündeten, irrten uns aber sehr. Kein Lärm vor der Stadt, wohl hie und da Soldaten, die ihren Geschäften nachgingen, aber ruhig und ernst. Der Aegypter in seinem einfachen weißen Leinwandkleid sieht aus wie ein Soldat, der Türke in seiner nachgeäfften europäischen Uniform wie ein ungezogener Schuljunge. In Gaza gab uns jeder Soldat freundlich Antwort auf unsere Fragen, und einer begleitete uns sogar zur Wohnung des Muzzelin, des Gouverneurs, durch dessen Hülfe wir in der kleinen überfüllten Stadt eine, wenn auch sehr schlechte, Wohnung erhielten. Das Quartier bestand aus zwei Räumen, in denen Gerste lag, die uns erst Platz machen mußte, und war umgeben mit einer großen Mistpfütze, hier Hof genannt, deren Ausdünstung uns zwang, die Fensterläden beständig geschlossen zu halten, wodurch unsere Nasen gewannen, wir jedoch im Finstern sitzen mußten.

Ibrahim Pascha, auf den wir jetzt unser ganzes Vertrauen setzten, war wirklich noch hier, empfing den Baron v. T., der sich ihm am folgenden Morgen vorstellen ließ, auf's Freundlichste, wollte auch die Erlaubniß, auf seinem Dampfboot die Ueberfahrt zu machen, gerne ertheilen, nur unsere Pferde könne er auf keinen Fall mitnehmen, da er sogar seine eigenen mit der Armee ziehen lasse. So wurde also unser Projekt, zu Wasser nach Alexandrien zu gehen, vollkommen zu Wasser. Unsern nunmehrigen Entschluß, unter dem Schutze seiner Reiterei durch die Wüste zu ziehen, nahm er dagegen sehr gut auf, und gab später in unserer Gegenwart dem Kommandanten dieser Truppen, Walli-Bey, den gemessenen Befehl, uns allen

möglichen Schutz angedeihen zu laſſen. So merkwürdig und lohnend auch unter dieſen Umſtänden der Zug durch die Wüſte zu werden verſprach, ſo waren andererſeits doch auch die Bedenklichkeiten ſehr groß. Neben den regelmäßigen Truppen zogen Arnauten mit, und ein gewaltiger Troß von Volk, Menſchen aller Art, Weiber und Kinder des Fußvolks und der Artillerie, die Ibrahim zu Schiffe mit ſich nach Aegypten nahm. Was wurde aus uns unter dieſem rohen Haufen, wenn vielleicht Mangel an allen Lebensbedürfniſſen eintrat, wenn man ſich, wie es bei den andern Colonnen geſchehen war, um einen Biſſen Brod, einen Trunk Waſſer todtſchlug, wenn Hitze, Hunger und Durſt alle Bande der Subordination löſten? Dergleichen Betrachtungen drängten ſich uns während der ſechs ewiglangen Tage, die wir in Gaza zubringen mußten, nur zu oft auf. Da wir in unſerm finſtern, ſchmutzigen Gemach nicht ſchreiben, nicht einmal leſen konnten, ſo wäre die Langeweile noch ſchwerer auf uns gelegen, wenn wir nicht dadurch Zerſtreuung gehabt hätten, daß wir für unſern Proviant zur Wüſtenreiſe ſorgen mußten. Und dies war in dieſem Augenblick keine Kleinigkeit. Wir konnten dazu weder den arabiſchen Dolmetſcher, noch einen Einwohner der Stadt brauchen, weil die Bazars von Allem entblößt waren, und man, um die nothwendigſten Artikel, wie Hühner, Brod, Eier zu bekommen, die Bauern in der Umgegend aufſuchen und ſelbſt mit ihnen handeln mußte; denn den Arabern, ihren Landsleuten, trauten ſie nicht, und gaben einem ſolchen, aus Furcht, nichts zu bekommen, nicht das Geringſte. Uebrigens machte uns dieſe Fouragirung viel Spaß. Schon am frühen Morgen wurden zu dieſem Zwecke Jagdpartien gemacht, d. h. wir zogen, unſern Maler, einen gewaltigen Nimrod, an der Spitze, unter die Palmen und Olivenbäume im Umkreis der Stadt und ſchoßen täglich viele wilde Tauben, die ſich hier, beſonders in der Nähe einiger zerfallenen Moſcheen und Gräben in Menge aufhalten. Schon bei den erſten Excurſionen der Art hatte das Knallen unſerer Flinten eine Maſſe arabiſcher

Ein Ausflug in den Schwarzwald.

Gegen die Mitte des Monats September schien der Sommer noch einmal in seinem vollen Glanze, in seiner ganzen Hitze bei uns eingekehrt. Es lag bei dem klarsten Himmel eine wirklich drückende Schwüle auf den breiten schattenlosen Straßen Stuttgarts, und selbst die Winde, die sich sonst hier nicht selten machen, sparten dießmal ihren Athem oder trieben, weil es ihnen vielleicht im Thale zu heiß war, auf den Bergen umher unter Buchenlaub und Rebenranken ihr loses Spiel, indeß sie uns fast verschmachten ließen. Nicht nur in der Mittagszeit war es außerordentlich warm, sondern auch am frühen Morgen und späten Abend herrschte eine Luft so lau, wie sie in diesen Monaten vielleicht an den himmlischen Küsten bei Neapel oder in den Ebenen bei Pavia und Mailand herrscht, und der Himmel war so dunkelblau und klar, wie er über Italien schwebt. Trotz der Annehmlichkeit, auch einmal im September noch solche Tage zu haben, so warm und berauschend, wie die der südlichen Länder, die wir oft darum beneiden, so kommt doch diese Sache selten, wir sind nicht eingerichtet, die Hitze zu empfangen und zu brechen, wie wir es mit der Kälte machen; uns fehlt der erquickende Seewind, der am Abend über den einförmig schlagenden Wellen hinstreicht und kühlend das Gesicht des Spaziergängers küßt; bei uns wächst nicht der Orangebaum, dessen süße duftige Blüte die Hitze zu verzehren und Kühlung auszubreiten scheint; und dann eine Hauptsache: uns fehlt das Eis, ich meine Gefrorenes, wie man es in jeder, auch in der kleinsten Stadt Italiens in Auswahl haben kann. Freilich wagt sich auch hier wohl in einigen Konditoreien, wenn es einmal vierzehn Tage hintereinander sehr heiß gewesen ist, zuweilen eine schüchterne Tafel vor die Thür, auf der man die Worte: „Glace oder Gefrorenes“ liest, aber man findet da ein oder auch wohl zwei Arten Eis, halb warm und kein steinhartes Pezze, sondern ein Glas voll dicken Breies. Stößt man selbst zuwei-

Knaben herbeigelockt, die ſofort, durch ein geringes Bakſchis (Trinkgeld) beſtochen, vollſtändig die Rolle der uns mangelnden Jagdhunde übernahmen. Mit ihren Falkenaugen überall umherſpähend, zeigten uns die kleinen Bengel die Tauben an und apportirten die geſchoſſenen, mit einer Gewandtheit über Mauern und Gräben ſetzend, die unglaublich iſt. Fiel ein Thier zufällig in einen umſchloſſenen Hof, ſo drangen ſie hinein, und nicht ſelten gab es laute Zänkereien und hätte vielleicht Prügel gegeben, wenn wir nicht vermittelnd eingeſchritten wären. Nachmittags kauften wir in der Umgegend und den Vorſtädten, oder vielmehr Vordörfern Gaza's Hühner und Eier, ſo viel wir bekommen konnten, wofür wir freilich hohe Preiſe zahlen mußten; wir hätten aber im Nothfall für jedes Ei einen Gulden gegeben. Das Geſchäft des Verkaufs beſorgen meiſt die arabiſchen Weiber. Am erſten Tage waren ſie ſehr mißtrauiſch und brachten uns nur wenig auf die Straße; als ſie aber ſahen, daß wir gut zahlten, wurden ſie zutraulicher; auch jagten unſere kleinen Jungen ſtets vor uns her und brachten mit ihrem Geſchrei: „die Franken wollen Eier und Hühner und zahlen gut," die Dörfer in vollkommenen Aufruhr. Am letzten Tage, wo Dr. B. und ich die Einkäufe beſorgten, hatten wir in weniger als einer halben Stunde an vierhundert Eier gekauft, und noch ſtanden gegen zwanzig Mädchen und junge Weiber um uns her, mit verſchiedenen Artikeln beladen; ſie überhäuften uns mit Schmeicheleien, und zum Glück kamen wir bald auf den Grund unſeres Geldbeutels, ſonſt hätten wir einen ungeheuern Vorrath angekauft, denn es wurde uns ſehr ſchwer, dieſen reizenden Weſen zu widerſtehen. Die Araberin hat etwas ungemein Graziöſes in allen ihren Bewegungen, ein angenehmes Geſicht mit den feurigſten Augen von der Welt, und die ſchönſten kleinen Hände und Füße. Dazu kommt ihr Anzug, ein einfaches blaues Hemd, vorn bis unter die Bruſt offen, welches die ſchlanken und doch vollen Formen ihres Körpers nur bezeichnet, nicht verdeckt. Selbſt die Zudringlichkeit, mit der ſie dem Fremden,

von dem sie wissen, daß er sie gut behandelt, ihre Waaren anpreisen, hat nichts Plumpes und Unanständiges.

Zwischen diesen häuslichen Geschäften besahen wir die Umgebungen der Stadt und ritten zuweilen an's Meer, das eine halbe Stunde entfernt ist, um der Einschiffung der Truppen zuzusehen. Bereits dauerte dieselbe zehn Tage und war noch nicht beendigt; ein beständiger starker Westwind machte die Brandung so heftig, daß man täglich nur sehr wenige Menschen an Bord bringen konnte. Das sämmtliche Fußvolk und die Kranken der Reiterei wurden eingeschifft, sowie einige Artillerie, etwa zwanzig Kanonen ohne Bespannung, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß trotz der hohen See die Soldaten diese Geschütze mit Leichtigkei an Bord brachten. Zum Transport lagen da zwei Linienschiffe und drei Fregatten der ägyptischen Marine, sowie ein Dampfboot, der „Nil"; ein anderes, der „Hadschi-Baba", zum Gebrauch Ibrahims bestimmt, kam am 17. Februar Abends. Ibrahim Pascha saß selbst oft viele Stunden des Tags auf dem Teppich am Strande und sah dem Einschiffen zu. Er bildete so mit den ihn umgebenden Offizieren immer eine sehr interessante Gruppe. Der Pascha ist ein kleiner dicker Mann; sein rothes, blatternarbiges Gesicht, von einem weißen Bart umgeben, hat wenig Ausdruck; die Augen aber, ohne gerade viel Geist zu verrathen, sind lebhaft, lechend. Er trug einen grünen Kaftan, mit Pelz besetzt, auf dem Kopfe ein Fez und um dasselbe das gelbe und rothe Tuch der Beduinen bis auf die Schultern herabhängend. Er sah mißmuthig auf's Meer, und zuweilen, während er einige Worte mit seiner Umgeung sprach, nahm er kleine Steine auf und warf sie in die Wellen. Um ihn standen Hassan Pascha, der Admiral, ein Georgier, Mahmud Bey, Oberstlieutenant der Marine, besonders wohl von ihm gelitten, und Hussein Pascha, ein Türke und auffallend schöner junger Mann.

Oestlich von der Stadt hatte Achmed Pascha Menili, mit der sämmtlichen Reiterei sein Lager gehabt, war jedoch schon vor zwölf

Tagen über El Ariſch nach Kairo gezogen; nur die Gardereiterei unter Wally Bey ſtand noch hier, den Augenblick erwartend, wo ſich Ibrahim einſchiffen würde, um gleich darauf aufzubrechen und Achmed Paſcha zu folgen. Dieſe Garde (Lanzenreiter und eine Schwadron Küraſſiere) beſtand aus drei Regimentern, deren jedes tauſend Mann ſtark Damaskus verlaſſen hatte; hier waren ihrer noch ſiebenhundert Mann in Allem. Wir ſuchten gleich in den erſten Tagen unſere neue Reiſegeſellſchaft auf, kamen aber zum traurigen Schauſpiel einer Execution. Man erſchoß vor unſern Augen vier eingebrachte Deſerteurs. Nördlich von dieſem Lager erhob ſich ein kleiner Berg mit einem alten Gebäude, angeblich Simſons Haus, von dem man eine ſehr ſchöne Ausſicht über Stadt und Meer hat.

In gleichem Falle mit uns, d. h. die Einſchiffung Ibrahims erwartend, befand ſich in Gaza ein engliſcher Oberſt, ein Linienſchiffslieutenant und ein engliſcher Arzt; letztern hatte der Paſcha einer Unpäßlichkeit halber von Beirut kommen laſſen; ferner Reſchid Achmed Ferik Paſcha, auch der Brillenpaſcha genannt, weil er beſtändig ein ſolches Inſtrument trug. Dieſe Herren waren von ihren Regierungen hierher geſchickt worden, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß Ibrahim Syrien verlaſſe, daß das Land von ſeiner Plage befreit ſei, und reingewaſchen in den Schooß des allein glücklich machenden türkiſchen Reiches zurückkehren könne.

Endlich am achtzehnten Februar Mittags um zwölf Uhr verließ Ibrahim Paſcha das Land, und ſogleich wurde der Aufbruch der Reiterei auf den folgenden Morgen feſtgeſetzt. Nachdem die vielen Schwierigkeiten, die uns die Fortſchaffung unſerer Effekten verurſachte, beſeitigt waren, wozu noch der Umſtand kam, daß unſere Stute den 18. Abends ein allerliebſtes Fohlen warf, das man um keinen Preis zurücklaſſen wollte, zogen wir am 19. in aller Frühe zum Lager der Reiterei, das zum Sammelplatz der Karawane beſtimmt war. Unſer Zug nahm ſich auch hier wieder, wie auf der

ganzen Reiſe, wenn auch nicht ſehr maleriſch, doch höchſt eigenthümlich aus. Syrien und Paläſtina hatten wir auf flüchtigen Pferden durchzogen, ein kriegeriſcher Reitertrupp, der in den verſchiedenartigſten Coſtümen und Waffen den Orient und das Abendland vereinigte; jetzt waren wir allein. Fürſt Aslan, unſer lieber Reiſegefährte, hatte in Haſſan Paſcha, dem Admiral, einen Landsmann gefunden und war zu Schiff nach Alexandrien gegangen; wir reisten unter dem Schutze vieler bewaffneter Reiter, friedlichen Kaufleuten gleich, nicht mehr ſelbſtſtändig jeden ſchönen Pfad wählend, ſondern ein Glied der Karawane, an dieſe durch die ſchauerlich öden Wege der Wüſte gekettet, und auf hohen Kameelen ein ganz anderes Bild gebend.

Wir hatten ſieben dieſer nützlichen und guten Thiere, von denen drei durch den Maler, den Dr. B. und mich nebſt unſern Sachen beſetzt wurden; ein weiteres ritt der Reitknecht des Barons, welcher ſelbſt den prächtigen arabiſchen Hengſt aus Damaskus beſtieg; das fünfte trug unſere in der Eile zuſammengekauften Vorräthe, die in Hühnern, einem Hammel, Eiern, Brod und Kohlen beſtanden. Wein oder Rum war zu keinem Preis in Gaza zu bekommen; nur einmal brachte uns ein Araber eine Flaſche Champagner zum Verkauf, wahrſcheinlich aus dem Keller Ibrahims geſtohlen, der, obgleich ein guter Muſelmann, den Champagner ſehr liebt. Das ſechste Kameel war mit Fourage und Waſſer für die Pferde beladen, und auf dem ſiebenten thronte das kleine Fohlen, in einen alten perſiſchen Teppich gewickelt. Der Schimmel, von dem ich früher geſprochen, trug die Sachen des Barons und den Dolmetſcher, der die Stute, die Mutter des Kleinen, an der Hand führte. Auch hatten wir drei Kameeltreiber, Mahmud, Achmed und Akrabud, auf welche Herren ich ſpäter zurückkommen werde. Zu uns hatte ſich noch von Gaza ein engliſcher Offizier, Kapitän E., geſellt, der nebſt drei Bedienten, einem Perſer, einem Griechen und einem Araber, ebenfalls nach Kairo ging.

Das Lager der Reiterei bildete indeſſen ein wahres Chaos von Menſchen und Pferden, Eſeln und Kameelen, aus dem ſich allmählig geordnete Züge ſonderten und auf dem Wege nach El Ariſch ſich fortbewegten. Hier ſchlug man die Zelte ab und lud ſie nebſt Kiſten und Säcken auf die geduldigen Kameele, die gruppenweiſe niedergekauert im Kreiſe lagen und zuweilen ein unwilliges Geſchrei ausſtießen, wenn man einen neuen Pack auf ihren Rücken legte. Dort ſtand ein gutmüthiger Eſel und ergab ſich in ſein Schickſal, eine ganze Familie nebſt Hausgeräth zu ſchleppen; außer der Dame des Hauſes, die ſeinen Rücken eingenommen, hatte das Thier an jeder Seite einen Korb hängen, aus denen die ſchmutzigen Geſichter ihrer Sprößlinge herausſahen. Da waren ganze Harems auf ein einziges Kameel geladen, indem man daſſelbe rechts und links mit zwei großen Kiſten behängte, in denen drei, vier Weiber und verſchiedene Kinder auf Bettwerk und Teppichen lagen; ein ſchwarzer Eunuch trieb mit ſeinem Stock die Familie vorwärts. Man ſah mitunter die lächerlichſten Auftritte und konnte tiefe Blicke in das innere Familienleben der Araber thun. Da wurde geſungen und gelacht, erzählt und gezankt, und wer das wüthende Geſchrei dieſes Volks bei der friedlichſten Veranlaſſung kennt, kann ſich einen Begriff von dem wüſten Lärm machen. Das ganze Lager war ein großer Ameiſenhaufen, wo jeder ſich mit gleicher Geſchäftigkeit herumtrieb, vom Kameeltreiber im grauen Hemde, der nur ein ungegerbtes Schaffell beſitzt, womit er nach Bedürfniß dieſen oder jenen Theil ſeines Körpers bedeckt, bis zum ägyptiſchen Offizier im betreßten Kleide, deſſen gold- und ſilbergeſticktes Kopftuch hie und da hervorblitzte. Die Gardereiter ſtanden ruhig bei ihren Pferden und warteten des Befehls zum Aufſitzen, der jedoch für unſere Ungeduld zu lange ausblieb, und da die Leibſchwadron Ibrahims, unter dem Kommando eines ſehr liebenswürdigen Polen, der geläufig Franzöſiſch, auch einiges Deutſch ſprach, ſich in Bewegung ſetzte, ſo machten auch wir Anſtalten, unſere Reiſe anzutreten. Ich darf wohl ſagen

Anſtalten, denn gegen die Leichtigkeit, mit der man ſich auf's Pferd ſchwingt, iſt das Beſteigen eines Kameels eine wahre Arbeit und erfordert Anſtalten. Das Thier liegt, von ſeinem Treiber feſtgehalten, indem ihm dieſer ſeinen Fuß auf ein Vorderbein ſetzt, auf den Knieen. Zu beiden Seiten hängen die Effekten des Reiters und oben zwiſchen denſelben bilden Matratzen, Teppiche, Pelze einen weichen Sitz. Auf dieſen ſchwingt ſich der Reiter und hält ſich ſogleich vorn und hinten feſt; denn das Kameel, von ſeinem Treiber losgelaſſen, richtet ſich plötzlich ruckweiſe auf, erſt vorne, und man fällt beinahe auf den Rücken, dann hinten, und man würde ohne Halt unfehlbar auf den Hals des Thieres ſtürzen. Wir kamen alle ziemlich glücklich hinauf; nur der Reitknecht Friedrich, der ſich nie durch Gewandtheit in ſeinen Bewegungen auszeichnete, fiel mit gewaltigem Purzelbaum in den Sand.

Endlich kam auch unſer Zug in Bewegung und die Kameele gingen mit großem, ruhigem Schritt dahin, den Reiter eben nicht angenehm ſchaukelnd. Es braucht einige Zeit, ehe man ſich an dieſe Art zu reiten gewöhnt. Abgeſehen davon, daß das Gefühl, das Thier nicht in ſeiner Gewalt zu haben, ſondern ſeinem Willen folgen zu müſſen, ſehr unbehaglich iſt, ſo iſt der Gang der Kameele, die nicht wie Pferde und Eſel, ihre Beine kreuzweis heben, ſondern den vordern und hintern Fuß jeder Seite zugleich, im höchſten Grade unangenehm. Er bewegt den Oberleib des Reiters unaufhörlich ſtark von hinten nach vorne, gleich dem Schaukeln eines Nachens, und wirkt auch beinahe ebenſo; denn es gibt Leute, die auf dem Kameele, dieſem „Schiff der Wüſte", vollkommen von der Seekrankheit befallen werden. Indeſſen empfanden wir von dieſer Unbequemlichkeit nicht viel, wozu wohl am meiſten der erfreuliche Gedanke beitrug, das traurige Gaza hinter uns zu haben und endlich auf dem Wege zu ſein, auf dem einzigen, der uns aus Syrien offen ſtand.

Ehe man ſich, abgeſehen von der unangenehmen Bewegung,

auf den Kameelen heimisch und sicher fühlt, muß man sie — ich meine den Packsattel — vollständig zu seinem Gebrauch einrichten. Die Thiere sind eines hinter das andere gebunden, und so ist die ganze Reisegesellschaft getrennt; auch lassen sie sich nicht antreiben, und ich konnte nicht zu einem von unsern Freunden hinreiten, wie ich wohl früher that, wenn mir eine Pfeife Tabak oder Feuer mangelte. Mir kam mein Thier wie ein neues Haus vor, in welchem man die Ecke noch nicht gewählt hat, wo man schlafen will, und für den Hausrath noch keinen Platz weiß. Lange schob ich an meinen Teppichen hin und her, um einen etwas bequemen Sitz zu erhalten, denn ich muß gestehen, daß ich mich nichts weniger als behaglich fühlte. Die meisten Kameele hatten hinter dem Packsattel noch ein kleines gepolstertes Kissen, ungefähr wie der Bedientensitz an einem Wurstwagen, was sehr bequem ist, und dieses mangelte gerade an meinem; auch hatte noch keiner von uns die Kunst erlernt, das Kameel von vorne herein so zu packen, daß man sich bequem darauf befindet, und unsere Herren Kameeltreiber waren am Morgen immer froh, wenn sie nur die Sachen hinaufgeworfen und die Kameele in Gang gebracht hatten; denn jeder fürchtete sich, zurückzubleiben. Um auf dem Kameele einigermaßen angenehm zu sitzen, muß man den Sattel, der den ganzen Höcker bedeckt, nachdem man die Bagage zu beiden Seiten angehängt hat, hinten durch Kissen oder Teppiche erhöhen, auf die man sich setzt, und nun nicht nöthig hat, mit den Beinen das ungeheure Thier zu umklammern, sondern dieselben mehr vor sich hinstrecken kann.

Unser Mundvorrath, den wir in Gaza treu und redlich getheilt hatten, bestand für die Person in sechszig bis achtzig Orangen gegen vierzig hartgesottenen Eiern, einem Sack voll Brod und einer Flasche mit Essig, welche Sachen, nebst Tabak und Pfeife, jeder auf seinem Kameel so vertheilte, daß er ohne Mühe etwas davon hervorlangen konnte. Wir hatten uns zu dem Behufe weiße

leinene Säcke machen lassen, die rechts und links an den Packsattel gebunden wurden.

Wir hatten schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt auf einem Terrain, das wenig von dem Weg zwischen Jaffa und Gaza verschieden ist. Es besteht, wie dort, aus beweglichem Sand, doch sah man an den Seiten noch grüne Felder, Palmen- und Olivenbäume; auch war der Boden der Straße stellenweise von hartem Kies, der den Kameelen das Gehen sehr erschwerte. Diese merkwürdigen Thiere scheuen die geringste Senkung des Weges und gehen sogar unsicher, wo er recht glatt und eben ist. Baron von T. war mit unserem neuen englischen Freunde noch zu Wally Bey gegangen, um mit ihm und seiner Reiterei zugleich aufzubrechen. Doch dauerte dies länger, als sie gedacht, weßhalb sie uns bald darauf allein nachgesprengt kamen. Der Engländer hatte drei Bedienten bei sich, wovon zwei auf Kameelen saßen und der dritte, sein Kammerdiener, auf einem großen Maulthiere hinter ihm drein zog. Er erkundigte sich, wie uns die neue Reitart behage, und als ich ihn versicherte, ich habe in meinem Leben nie so schrecklich unbequem gesessen, so bot er mir das Maulthier seines Dieners an, das, mit einem englischen Sattel versehen, sich gar nicht unvortheilhaft ausnahm. Auch schien sein Inhaber mit dem Tausch sehr zufrieden. Er lachte mich heimlich aus, wie er auf mein Kameel stieg, ordnete oben Teppiche und Decken anders, und warf mir mitleidige Blicke zu, als ich den Esel bestieg. Dieser hatte auch merkwürdig schöne Eigenschaften. Er hatte unförmlich lange Ohren und war sehr hartmäulig, was daher kam, daß er als Thier des Dieners gewöhnt war, stets dicht hinter dem des Herrn zu laufen. Machte nun der Engländer, wie er sehr häufig that, rechts und links einen Abstecher in den Klee oder unter die Palmen, so mußte ich ihm folgen, wollte ich mich mit dem Esel nicht abarbeiten. Traf er mich aber bei solchen Anlässen, wie es zuweilen vorkam, schlecht gelaunt, so daß ich ihm seine Unarten nicht hingehen ließ,

ſo ſtieß er, wenn er das andere Pferd davon traben ſah, ein jämmerliches Geſchrei aus, ein Geheul, ſo ohrenzerreißend, wie ich es ſelbſt bei einem Eſel nie vernommen.

Durch unſer Warten auf die Kavallerie Ibrahims, die uns noch immer nicht nachfolgte, waren wir ganz ans Ende des Zugs gekommen, der ſich unabſehbar über die vor uns liegenden Höhen fortbewegte. Ein buntes Gemiſch von Kameelen, Pferden, Eſeln und Trachten in allen möglichen Farben. Wir freuten uns auf die ſonderbaren Scenen, die uns der Zuſammenfluß ſo vieler für uns fremdartiger Menſchen verſprach, da es uns auf unſern Pferden leicht wurde, bald hier, bald da den Zug zu durchkreuzen, oder ein Stück vorgaloppirend, ihn theilweiſe an uns vorbeiziehen zu laſſen. Doch ſparten wir dies Vergnügen für den folgenden Tag auf; denn wir hatten heute viel zu thun, um unſere Vorkehrungen für die nächſte Nacht, ſowie die Vertheilung unſeres mäßigen Proviants für die Wüſtenreiſe zu beſprechen. Wir hatten in Gaza ein kleines Zelt gekauft, unter welchem, wenn man ſich auch ſehr dicht zuſammen legte, kaum vier Perſonen Platz hatten. Auch war es in einem etwas defekten Zuſtand und würde einen ziemlichen Platzregen nicht abgehalten haben. Ein zweites beſaß der Engländer, das, wie alle Reiſegeräthe dieſes praktiſchen Volkes, ſich im beſten Zuſtande befand. Als ein ſehr artiger Mann ſchlug er uns gleich vor, mit ihm unter ſeinem Zelte zu hauſen und der Dienerſchaft das unſrige zu überlaſſen.

Wir wurden heute auf unſerem Marſch einigemal durch das kleine Fohlen aufgehalten. Das Thierchen hatte, obgleich es am Morgen ſehr gut aufgepackt und erſt einen Tag alt war, in ſeinem Teppich ſo gezappelt und ſich gedreht, daß die Stricke am Packſattel des Kameels los geworden waren und das geduldige Thier ſich mehrmals legen mußte, damit man den Sprößling friſch aufbinden oder an der Stute ſaugen laſſen konnte. Es war wirklich rührend, mit welcher Sorgfalt und Liebe die Araber, beſonders unſere Kameel-

treiber, ſonſt die rauheſten Menſchen von der Welt, das kleine Thier behandelten und pflegten. So ging ihm immer einer zur Seite und beobachtete alle ſeine Bewegungen; dann und wann wurde die Stute gemolken und ſie gaben die in einem Löffel aufgefangene Milch dem Kleinen auf's Kameel. Gelangten wir Abends in's Lager, und die Nacht kam, wie immer in Syrien, mit empfindlicher Kälte heran, ſo verſuchten ſie nicht ſelten, das Pferdchen mit ihren warmen Lumpen zu bedecken; ein Manöver, das jedoch nicht half, denn wir mochten ihm noch ſo feſt ſeinen perſiſchen Teppich umhängen, ſo ſchlüpfte es beſtändig hinaus.

Es war erſt gegen zwei Uhr, als wir ſchon den Ort unſeres heutigen Nachtlagers, ein armſeliges Dorf, vor uns liegen ſaben. Daſſelbe war kaum vier Stunden von Gaza entfernt. Wir waren zwar Morgens um vier Uhr aufgebrochen, aber das Bepacken der Kameele und die Verzögerung des Abmarſches durch die Reiterei hatte ſo viel Zeit weggenommen, daß wir uns erſt um acht ein halb Uhr in Bewegung ſetzten. Als wir das Dorf erreichten, war bereits eine große Haide hinter demſelben von den uns vorangegangenen Zügen bedeckt: ein buntes, geräuſchvolles Gewimmel, Männer, Weiber und Kinder in der lebhafteſten Bewegung. Man lud Kameele ab, ſchlug die Zelte auf, dort loderten Feuer, hier bemühten ſich einige kleine Buben, auf dem Bauche liegend, eines anzublaſen. An ernſtlichen Streitigkeiten fehlte es auch nicht, und wir waren froh, als wir den Schwarm durchzogen hatten und am Ende der Haide zu der Leibſchwadron Ibrahims kamen, bei der wir, nach einer Beſtimmung des Paſcha, unſer Zelt aufſchlagen ſollten. So war denn glücklich der erſte Tag unſerer Wüſtenreiſe vorüber. Der heutige Marſch war ſo ſtille und ruhig geweſen, daß unſere Beſorgniſſe für die künftigen anfingen ſich zu zerſtreuen. Wir glaubten nun ungefähr ausrechnen zu können, wann wir in Kairo eintreffen würden, und ich dachte nur an die ſchönen Bilder, die während des Zugs zu ſammeln wären, und an das alte Wunder-

len einmal auf gutes Eis, so kann man es doch nicht auf der Straße sitzend und die Vorüberwandelnden betrachtend unter einem aufgespannten Dache, das den Luftzug durchstreichen läßt, genießen, sondern man muß sich in der dumpfigen Stube damit regaliren.

Doch ländlich, sittlich; und wir haben so viel Schönes im deutschen Vaterland, daß man nur scherzweise die Vorzüge anderer Länder herbeiwünschen kann, und so auch hier. Mitte September war es also entsetzlich heiß. Ich hatte keine Lust zum Arbeiten, und schlenderte entweder dicht an den Häusern hin, das Bischen Schatten, das da zu finden war, aufsuchend, oder lag zu Hause, mich mit kaltem Brunnenwasser kühlend. Da trat eines Tages mein Freund Siegmund in meine stille Klause, und trug mir nach den ersten Begrüßungen mit einem gelinden Fluch über die gräßliche Hitze eine Idee vor, die erfrischender war, als Eis und Sorbet. „Weißt du was," sagte er, „wir wollen für einige Tage hinausgehen aus Stuttgart nach dem Neckarthal in den Schwarzwald, und uns dort unter die himmelhohen Tannen an irgend ein klares Bergwasser legen. Ich versichere Dich, da ist das Moos weich und kühl und unser Blut rollt, wie der Quell selbst, wieder frisch und lebendig." Lange überlegen ist nie meine Sache gewesen, und so saßen wir denn am andern Morgen um fünf Uhr, nachdem ich um ein Haar die Postzeit verschlafen hätte, im Eilwagen, der nach Freudenstadt fährt.

Ach, ich hatte lange keinen Sommermorgen mehr im Freien erlebt! Ein Schauspiel, das wir, weil es uns so nahe liegt und so wenig kostet, so selten besuchen. Die Sonne vergoldete die Spitzen der Bäume, und die Reben rings an allen Bergen bedeckte hie und da noch ein feiner Nebelschleier; dabei der duftige Geruch des Grases und des frischen Laubes, das uns bald von allen Seiten umgab; denn wir gelangten in kurzer Zeit nach dem Schönbuch, einem Walde, wie sein Name sagt, voll herrlicher Buchen. Er liegt schon auf der Höhe der Filder, einer ziemlichen Hochebene. Die Sonne warf ihre Strahlen quer über die Berge weg in den Schönbuchenwald, und ließ uns weit hineinsehen. Wie an so manchen Orten, hat auch hier in der herrlichsten Natur die Geschichte oder ein einzelner Mensch seine blutigen Spuren hinterlassen; denn wenn wir sie auch nicht sahen, so steht doch etwas tiefer in dem Walde die von dem Volke sogenannte Hutten-Eiche, wo Hans von Hutten von der Hand des Herzogs Ulrich fiel. Mir hat dieser Baum immer sehr leid gethan, denn er kommt mir wie ein Mensch vor, der unschuldig von dem Blute eines Ermordeten bespritzt wird, das in der Erinnerung der Welt immer an ihm kleben bleibt, und wie die Menschen es machen, so betrachten auch vielleicht die umstehenden Buchen die arme Eiche mit finstern Blicken. Doch

land Aegypten, das wir bald betreten ſollten. So wie unſere Kameele ſahen, daß wir an Ort und Stelle waren, ließen ſie ſich gleich nieder und harrten ruhig, bis wir ſie ihrer Laſt entledigten. Unſere Leute ſchlugen beide Zelte auf, und die Kameeltreiber ordneten Gepäck und Proviant, wie es ihnen für die Nacht am zweckmäßigſten däuchte. So wurde der gemeinſchaftliche Proviant, der in einem gekochten Hammel, Kaffee und Zucker beſtand, in das Bedientenzelt geſchafft, unſere Nachtſäcke und Kohlen zu beiden Seiten des Eingangs aufgepflanzt und um das Zelt im Kreiſe unſere ſieben Kameele gelagert, eine ruhige, wiederkäuende Wache.

Unter dem Zelte des Engländers begann ſich jetzt ein Comfort zu entwickeln, den wir uns auf unſerer Reiſe durch Syrien ganz abgewöhnt hatten und zu deſſen Fortſetzung es bei der Einrichtung unſeres Reiſegeräthes wenigſtens ſechs Pferde bedurft hätte, wogegen bei dem praktiſchen Engländer Alles in eine einzige Kiſte gepackt war. Er hatte ſchon viele Reiſen durch die Wüſte gemacht und war alſo mit Allem, was dort nothwendig iſt, beſſer vertraut als wir. Es iſt ſchlimm, daß faſt in keinem Reiſehandbuch über den Orient die Gegenſtände erwähnt ſind, deren der Reiſende wirklich bedarf. Wir ſchleppten eine ganze Küche mit, theils in Säcken, theils an die Kameele gehängt, Teller, Meſſer, Gläſer, Flaſchen, Caſſerole ꝛc. Wir hatten Teppiche, Decken, Pelze bei uns, der Engländer hingegen nur eine einzige Kiſte, aus welcher ſich aber eine Menge von Sachen entwickelte, die uns unglaublich ſchien. So war der halbe Boden des Zelts mit einem Teppich bedeckt, worauf eine zwei Finger dicke roßhaarene Matratze lag, mit Kopfkiſſen, Leintuch und einer Decke verſehen. Einige Leuchter wurden auf den Boden geſetzt, und außer dem nöthigen Kochgeſchirr, nebſt Tellern, Meſſern und Gabeln kam im Laufe des Abends noch ein Kaffee- und Theeſervice, eine kleine Punſchbowle, ſowie die Leibtoilette des Engländers zum Vorſchein.

Dieſer hatte, wie die meiſten ſeiner Landsleute, ſeine Eigen-

heiten. Er war Kapitän in Dienſten der oſtindiſchen Compagnie und hatte öfters Reiſen zwiſchen Bagdad, Bombay und Kalkutta gemacht. Seine drei Bedienten, die nichts zu thun hatten, als ſeiner Perſon aufzuwarten, waren ein Indier, den er aus Bombay mitgebracht, und der etwas Perſiſch verſtand, was auch der Kapitän ſprach, ferner ein Grieche, ſein Koch und Dolmetſcher, und endlich ein Araber, den er in Gaza aufgegriffen hatte und blos mit nach Kairo nehmen wollte. Der Engländer war ein Mann von etwa ſieben und zwanzig Jahren, ſprach geläufig franzöſiſch und verſtand, wie wir erſt am Ende der Reiſe erfuhren, ganz gut, was wir Deutſche zuſammen ſprachen. Warum er dies früher nicht merken ließ, weiß ich nicht; er hat durch dieſe Verläugnung unſerer edeln Mutterſprache manchen kleinen Stich hinnehmen müſſen. So gutmüthig er von Natur war, ſo machte es ihm doch ein eigenes Vergnügen, ſeine Bedienten und die Leute, mit denen er in Berührung kam, durch allerhand kleine Geſchäfte ſtets in Athem zu halten, ja ſie faſt zu quälen. So hätte er nie ſelbſt Hand an ſeine Sachen gelegt; er ſtieg vom Pferde, warf dem Araber den Zügel zu, ſagte zum Griechen: „Huſſein, Mantel und Säbel!“ welche Gegenſtände dieſer ihm abnehmen ſollte, während der Indier ihm die geſtopfte Pfeife faſt in den Mund ſtecken mußte, und blieb dann ſtehen, bis das Zelt aufgeſchlagen war, worauf er ſich auf ſeine Matratze ſtreckte und durch allerhand Kleinigkeiten die Drei ſtets auf den Beinen zu erhalten wußte.

Wir waren auf dieſe Art bei ihm gut eingerichtet und mit Beiziehung unſeres eigenen Mobiliars unter ſeinem Zelt ganz vergnügt. Das Erquickendſte auf dem ganzen Zug war der Kaffee, den unſer Giovanni, falls er bei guter Laune war, ſogleich bereitete. So ſaßen wir denn unter dem Zelte, deſſen Oeffnung regelrecht vom Winde abgekehrt war, in den Händen die kleinen türkiſchen Täßchen und rauchten behaglich aus dem Nargileh. Draußen hatten die beiden Kochkünſtler kleine Gruben in den Sand gemacht,

in denen sie Holzkohlen anglühten, um darüber die Speisen zuzubereiten. Scham, der Hengst, wälzte sich vor Vergnügen auf dem Boden und das kleine Fohlen sog an seiner Mutter, — ein Familienbild. Im Hintergrunde war das buntscheckige Lager mit hunderten von Feuern. Die Leibschwadron Ibrahims hatte ihre Pferde in ein Viereck gestellt und sie auf die übliche Art an einem Hinterfuß gefesselt. Die Leute lagen ohne Zelte in diesem Carré. Sie hatten ihr Gepäck fast wie unsere Kavallerie im Lager geordnet, auf den Sattel Mantelsack, Säbel und Pistolen gelegt und die Lanze mit der rothen Fahne daneben gesteckt. Ihr Oberst, der Pole, lag in der Mitte in einem großen Pelze und um ihn standen ein paar Negerknaben, die ihn zu seiner Bedienung begleiteten.

Während wir alle diese Gegenstände mit Muße betrachteten, schlug plötzlich eine schmetternde, jedoch nicht unangenehme Hornmusik an unser Ohr. Es war die Reiterei unter Ali Bey, die jetzt nachkam. Da sie, wie wir später erfuhren, nicht eher von Gaza abmarschiren konnte, als bis das Dampfboot, der Hadschi Baba, auf welchem Ibrahim sich befand, das Signal gegeben hatte, daß es abgefahren sei, und dasselbe, obgleich sich der Pascha am achtzehnten eingeschifft hatte, erst am neunzehnten wirklich abfuhr, so hatten sie bis gegen zehn Uhr auf den Signalschuß warten müssen und rückten jetzt erst ein, nachdem wir schon ein paar Stunden im Lager waren. Hinter der Musik ritt der Pascha, ein Mann mit großem Bart, umgeben von mehreren Ober- und Unteroffizieren; dann die Lanciers, in recht gutem, in Betracht ihres fürchterlichen Rückzugs sogar vortrefflichem Zustand. Sie hatten alle ihre Waffen, Säbel, Pistole und Lanze, sowie jeder eine lederne Wasserflasche; Geschirr und Sattelzeug der Pferde war in Ordnung, die Uniformen ziemlich gut, und jeder hatte außer einer Art Mantel noch eine Kapuze, die er über den Kopf ziehen und auf der Brust befestigen konnte. Die zweite Abtheilung bestand aus reitender Artillerie, vielen Küraſſiren ohne Helm und Küraß; nur einige wenige

hatten denſelben umgeſchnallt, andere ſogar an den Sattelknopf gehängt. Dieſe Waffengattung iſt aber auch wohl die unzweckmäßigſte für heiße Länder, wie Syrien und Aegypten. Dann kamen wieder Lanzenreiter, und den Beſchluß machte die Beſpannung von achtzig bis neunzig Geſchützen je zu vier Maulthieren, deren Geſchirre ſich in der beſten Ordnung befand. Pferde und Maulthiere hatten ſich in Gaza wieder erholt und ſahen gut genährt, friſch und munter aus. Später kam noch ein kleines Piket Reiter, die eine Maſſe Reitpferde der Paſcha's begleiteten; doch war keines darunter, das unſern arabiſchen Pferden zu vergleichen geweſen wäre, was die Türken und Aegyptier ſelbſt anerkannten. Sie umgaben dieſe Thiere oft Stunden lang, beſahen den ſchönen Bau, die ſtarken, reinen Beine, und ſtrichen mit dem öftern Ausruf: Ei w'Allah! (bei Gott, das iſt ſchön!) über die feine Haut und die ſeidenartige Mähne. Dabei war es ſehr eigenthümlich, daß die Beduinenſchechs dem Hengſt den Vorzug gaben, die ägyptiſchen und türkiſchen Paſcha's dagegen die Stute für vorzüglicher erkannten. Oft hielten ſie vor unſern Zelten lange Debatten hierüber, welche wir am beſten ſchlichten konnten, indem wir ſie auf das Fohlen aufmerkſam machten, deſſen ſtarke Glieder, ſowie der wunderſchöne, edle Kopf, einſt die Vorzüge beider vereinigen würden, was ſie zugaben.

Wir machten noch einen Gang durch ſämmtliche Lager, ſowie in's Dorf, wo wir einen Topf voll Milch einkauften, um daraus für den Abend einen Riz au lait bereiten zu laſſen. Der Tränkungsplatz war uns heute das Intereſſanteſte; dort ſtanden die kleinen Eſel und Pferde des ärmeren Volkes in erſter Reihe, um getränkt zu werden, weil ſie zuerſt angekommen waren; dann kamen die Pferde der Kavallerie und hinter ihnen die geduldigen Kameele, welche bis zuletzt warten mußten. Das Waſſer befand ſich in einer Art Teich, um welchen die Thiere gereiht wurden, ſo daß ſich eine große Zahl zugleich tränken ließ, weßhalb heute das Gezänk und

Geſchrei nicht ſehr groß war. Das Waſſer, obgleich matt, wie faſt an der ganzen ſyriſchen Küſte, ließ ſich dennoch genießen.

In unſer Zelt zurückgekehrt, nahmen wir unſere Abendmahlzeit ein, die aus Reiß beſtand, worin ein Stück Hammelfleiſch gekocht war, ferner aus ein paar Hühnern, Orangen, getrockneten Feigen, Roſinen und Datteln. Während wir bei Tiſche ſaßen, kam unſer Dolmetſcher, meldete, unſere Nachtwache ſei angekommen, und fragte, ob er ihnen etwas Kaffee zubereiten und den übriggebliebenen Pillau geben dürfe. Natürlich ließen wir ihn dieſe großmüthige Idee ausführen, und bald bezogen die ägyptiſchen Lanciers ihren Poſten um unſer Zelt. Ihren Wachtkommandanten, ſeines Ranges Hauptmann, luden wir zu uns und bewirtheten ihn mit Punſch, den unſer Engländer zubereitet hatte. Der Araber erzählte uns durch den Dolmetſcher Einiges vom fürchterlichen Rückzug über Damaskus, rauchte ſeine Pfeife und zog ſich dann wieder zurück, wobei er in ehrerbietiger gebückter Stellung rückwärts das Zelt verließ. Wir legten unſere Teppiche auf den Boden, ſcharrten einen Haufen Sand zu einem Kopfkiſſen zuſammen, worauf der ausgezogene Rock gelegt wurde, und bereiteten ſo unſere Lagerſtätte. Dann traten wir nochmals vor's Zelt, um den wundervollen, ſternhellen Himmel zu betrachten. Ich habe die Sterne, beſonders die Venus, nie herrlicher glänzen ſehen, als in den Nächten, die wir in der Wüſte zubrachten: wir haben Verſuche gemacht, und gefunden, daß ihre Strahlen hell genug waren, um, wie das Mondlicht, einen wenn auch ſchwachen Schatten auf unſere weiße Zeltwand zu werfen. Unſere Wache beſtand aus zehn Mann, die im Kreis um unſere Zelte poſtirt waren und, in weiße Mäntel eingehüllt, regungslos an ihren Lanzen lehnten.

Die Nacht verging ziemlich ruhig, und ich hörte nur zuweilen das Geſchrei einiger Hunde, die ſich bei unſern Zelten herumbalgten, ſowie das entfernte Geheul der Schakals, Töne, welche mit nichts

Anderem zu vergleichen ſind. Es iſt ein heiſeres, pfeifendes Bellen; doch hielten die vielen Wachtfeuer dieſe Thiere heute Nacht in Reſpekt. Der Aufbruch der Karawane war auf fünf Uhr beſtimmt, und ſchon um vier fing Alles im Lager an ſich zu regen. Man packte auf, riß die Zelte ein, die meiſten tränkten ihre Pferde noch einmal, und um fünf bewegten ſich die Kolonnen nach einer vom Paſcha getroffenen Einrichtung vorwärts. Wally Bey nämlich, ein ſehr vernünftiger Mann, befahl, daß ſich die kleinen Thiere, Eſel, ſchlechten Pferde, gleich am Morgen an die Spitze des Zugs ſtellen ſollten, um zuerſt abzumarſchiren. Dann kamen die Kameele und zuletzt die Reiterei. Er wollte damit bezwecken, daß die Eſel, die mit den Kameelen und Pferden nicht gleichen Schritt halten konnten, wenigſtens am Morgen einen Vorſprung hätten und man nicht genöthigt ſein möchte, jene zu weit zurückzulaſſen und ſie ſo den Angriffen der Beduinen bloßzuſtellen. Dennoch überholten Kameele und Pferde ſie im Lauf des Marſches, und die Spitze des Zugs, wie er ſich Morgens in Bewegung geſetzt, kam am Abend zuletzt auf den Lagerplatz. Dieſe Anordnung des Paſcha war ſehr gut, und er ſorgte auch ſo ziemlich dafür, daß ſie befolgt wurde. Es waren aber auch wirklich manche Laſtthiere zum Erbarmen bepackt, Kameele wie Eſel.

Wir ließen Alles an uns vorüberziehen und waren im beſten Packen begriffen, um mit der Leibſchwadron aufzubrechen, als unſer Dolmetſcher und Koch dem Baron den leeren Korb zeigte, worin noch geſtern der ſo ſchön geſchlachtete und gekochte Hammel geweſen war. Man hatte uns keine Faſer gelaſſen, wir begriffen aber nicht, wer der Dieb ſein könne; ein gewandter auf jeden Fall, denn unſer Fleiſchkorb hatte unter unſern Bedienten mitten im Zelt geſtanden, um welches obendrein noch die zehn Lanciers Wache hielten. Im Stillen hatten wir auf dieſe edlen Kriegsknechte ſelbſt den Verdacht geworfen; doch ſagte uns im Laufe des Tages der polniſche Obriſt, als wir es ihm erzählten, es werden wohl Hunde geweſen ſein, die

sich in großer Menge bei den Zelten herumtrieben. Wir ritten mit dem Polen fort, den ich im Verlauf der Reise recht lieb gewann. Er hatte merkwürdige Schicksale gehabt, war Renegat und hieß jetzt Husseyn Effendi, was so viel heißen will, als Herr Husseyn. Er führte zwei sehr schöne arabische Windhunde mit sich, die glücklich den Rückzug überlebt hatten. In den Tagen, ehe wir an die eigentliche Wüste gelangten, wie heute, wo der Weg dann und wann an grünen Wiesen und Haiden vorbeilief, schossen die beiden flinken Thiere zuweilen in merkwürdigen Sprüngen den Gazellen nach, die sich am Horizont in Heerden von zwanzig bis dreißig Stücken sehen ließen; doch erreicht der Hund höchst selten eine Gazelle, es sei denn, der Boden wäre ziemlich weich oder das Wild erkrankt.

Das Terrain zeigte heute, wie schon gesagt, hie und da noch einiges Grün, jedoch höchst sparsam, und man sah an den Haiden, auf denen kein Gras, sondern nur kleine, stachlichte Gesträuche wuchsen, sowie am feinen Sand, der alle Wege einige Zoll hoch bedeckte, daß wir uns der großen Wüste näherten. Palmen trafen wir nur wenige, zerstreut in einer Vertiefung des Terrains, wo sich das Regenwasser sammeln konnte. Auch weiß ich nicht, ob's Einbildung von mir war oder Wirklichkeit, daß ich bei jedem gelinden Windhauch, der uns von der Wüste entgegen kam, die schon sehr starke Hitze noch bedeutend verstärkt zu fühlen glaubte. Der ganze Charakter der Natur war, obgleich großartig, doch heute schon sehr einförmig, ein bedeutungsvolles Vorspiel zu dem, was unser in den nächsten Tagen harrte. An Schatten war natürlich den ganzen Tag nicht zu denken und die Hitze quälte mich schon jetzt bedeutend. Das Schlimme in jenen Ländern ist, daß man sich nicht der Witterung gemäß kleiden darf. Während des Tages drückt die glühende Hitze, trotz der leichtesten Kleidung, fast zu Boden, und sobald die Sonne sinkt, fällt der Thau und die Nacht tritt mit einer Frische, ja mit einer Kälte ein, die einen dicken Mantel

nothwendig macht. Der Sand wird ein paar Zoll tief feucht, und wir benützten dies, unsere welk gewordenen Orangen, die Wasserschläuche und den zu Staub verbrannten Taback wieder aufzufrischen.

Nachdem wir eine Zeit lang neben unserm Obrist hingeritten waren, ließen wir unsere Pferde einen stärkern Schritt gehen, um an die Spitze des Zugs zu kommen, und obgleich wir zuletzt scharfen Trab ritten, brauchten wir doch gegen anderthalb Stunden, um dieselbe zu erreichen. Welche Trachten, welche Physiognomien, interessante und höchst gemeine, welches Elend neben Pracht und Luxus wir hinter uns ließen, ist mit keiner Feder zu beschreiben. Den Vortrab bildeten einige fünfzig junge Türken und Araber, meistens Oberoffiziere Mehemed Ali's, die ohne ihre Truppen nach Aegypten zurückzogen. Die Herren waren ziemlich gut gelaunt und beschäftigten sich, trotz des unermeßlichen Elends, das hinter ihnen zog, mit allerlei Kindereien, jagten einander nach und belustigten sich vorzüglich mit dem Dscherid, einem Wurfspieß von ungefähr drei Fuß Länge mit stumpfer, eiserner Spitze, den sie einander zuschleuderten, um ihn, sich vom Sattel zur Erde biegend, wieder aufzuheben.

Auch Wally Bey ritt voran und hatte heute, sowie mehrere andere Generale, die ohne Kommando mitzogen, ein Reitkameel bestiegen. Neben ihm ritt der Tartar-Gassi (Chef der Tartaren), oder, wenn man will, der Generalpostmeister. Er war ein schöner Mann in reichem Costüm, und ich werde, da er uns später viele Freundschaft erwies, auf ihn zurückkommen. Wir stiegen ab und setzten uns unter eine gewaltige Aloe am Weg, um die Menge an uns vorbeiziehen zu lassen und wieder zu unsern Freunden zu gelangen. Nach einer mäßigen Schätzung ergaben sich ungefähr zweitausend Kameele und gegen dreitausend Pferde, Maulesel und Esel, die Kavallerie nicht gerechnet. Fast sämmtliche Lastthiere dienten zur Fortschaffung von Menschen, nur einige ganz kleine Waarenzüge

waren dabei. Weiber und Kinder mochten es an viertausend sein, sowie zwei tausend Männer von fast allen Nationen. Nichts interessanter, als die großen Harems der Pascha's, die, größtentheils auf Kameele geladen, an uns vorüberzogen. Da trug ein armes Kameel drei, vier Weiber mit einigen Kindern, und die ganze Familie scherzte und lachte; auch kokettirten sie von ihrem Sitz herunter, sowie ein Europäer zu ihnen hinaufsah, besonders drei türkische Damen, mit denen sich unser Engländer viel zu schaffen machte. Sie waren auf ein Kameel geladen und gaben uns für Orangen, die wir ihnen reichten, kleine Confituren oder auch die leeren, aber sehr niedlichen Hände. Von der ärmeren Klasse hatten meistens zwei oder drei Weiber zusammen einen Esel, auf dem sie abwechselnd ritten. Andere waren sogar genöthigt, den ganzen Weg zu Fuß zu machen, und ich habe Weiber gesehen, die außer zwei Kindern, die sie fast beständig tragen mußten, noch ihren Mundvorrath nebst Kochgeschirr schleppten. Woher sollten sich diese Armen mit Wasser versehen? Doch gingen sie dahin unter dem Schutze ihres geliebten Wortes: „Bakulum", „wir wollen sehen!" Und die, welche wirklich sehend Aegypten erreichten, konnten sich glücklich schätzen; denn manche schlossen ihre Augen in der Wüste und sahen ihr Heimathland, das Delta mit seinen üppigen Feldern und grünen Palmen, nicht wieder. Wir hatten heute einen Marsch von sieben Stunden gemacht; da aber Wally Bey sich alle Mühe gab, den ihm anvertrauten Troß so glücklich als möglich nach Aegypten zu bringen, und deßhalb öfters am Tage die Spitze halbe Stunden lang halten ließ, um die Nachzügler zu sammeln, so gelangten wir erst um drei Uhr auf den Lagerplatz.

Wir zogen auf eine große Haide, die rings von Sandhügeln eingeschlossen war, und in deren Mitte ein altes, zerfallenes Gebäude stand, mit dicken Mauern und einem Graben, das ein Fort gewesen zu sein scheint. Unser Lager glich dem gestrigen. Nachdem unsere Anstalten getroffen waren, machten wir unserem Oberst

einen Beſuch, der, wie geſtern, in der Mitte ſeiner Lanciers lag und uns von ſeinen beiden Negerſklaven mit Kaffee und Pfeifen bewirthen ließ. Die Reiter tränkten ihre Pferde, was heute ſchon mit mehr Schwierigkeiten verbunden war, als geſtern; der Brunnen, den wir vorfanden, war ſehr ſchlecht und ſchlammig, und dabei ſo klein, daß es bis morgen früh gedauert hätte, bis alle Thiere getränkt geweſen wären. Deßwegen machten die Araber große Gruben, etwa drei Fuß tief, in den Sand, in denen ſich, weil wir noch in der Nähe des Meeres waren, Waſſer ſammelte, das, obgleich durch den Sand etwas filtrirt, doch immer noch ſalzig und ſo übelſchmeckend war, daß wir ſelbſt Kaffee und Thee, den wir damit bereiteten, trotz ſeiner Stärke kaum genießen konnten.

Als das Lager etwas ruhiger geworden war, machten wir einen Gang durch daſſelbe und ſahen den Soldaten und Weibern bei ihrer Abendmahlzeit oder ihrem Kochgeſchäfte zu. Die meiſten der letztern hatten nichts als einen großen irdenen Topf, in dem ſich Oliven befanden, die ſie mit den Fingern herausholten und zu einem Stück Brod aßen; Andere kochten ein Gericht Zwiebeln mit Hammelfett, was ſchon beſſer war, und die, welche Reiß auf dem Feuer hatten, gehörten zur wohlhabendern Klaſſe. Hie und da bereitete ein Schwarzer das Abendeſſen für ſeinen Herrn, den Paſcha, und ſolche Herde waren ſtets von einer Maſſe kleiner ägyptiſcher Kinder umringt, denen zuweilen vergönnt wurde, die am Topf herunterlaufende Brühe mit einem Stück Brod abzuwiſchen, was die armen Geſchöpfe ſehr glücklich machte. Es war oft rührend anzuſehen und ein Beweis von der Gaſtfreundſchaft, die ſeit undenklichen Zeiten in dieſen Gemüthern herrſcht, daß uns ſelbſt die Aermſten mit freundlicher Geberde von ihren Zwiebeln oder Oliven anboten; ja ein Abyſſinier, der an ſeinem Feuer kauerte und ſein Stück trocken Brod aß, winkte uns mit vielſagendem Blick heran und wickelte aus ſeinen Lumpen ein Stück Zucker, von dem er etwas abbrach und uns reichte. Auch die ägyptiſchen Soldaten fühlten ſich durch den Beſuch, den

weiter von dieſem Wald. Uns trug der Wagen durch die weiten geſegneten Gefilde Würtembergs, welche in ihrem jetzigen Flor das Herz ſo freudig anlachen, daß alle finſteren Erinnerungen aus demſelben weichen müſſen. Wir ließen Böblingen und Herrenberg hinter uns, zwei Poſtſtationen, wo ich nicht umhin konnte, mich darüber zu verwundern, mit welcher beiſpielloſen Langſamkeit das Umſpannen vor ſich geht, oder vielmehr warum auf jedem dieſer kleinen Orte der Wagen, der doch den Namen eines Eilwagens führt, halbe Stunden lang wie ein Lohnkutſcher vor dem Poſthauſe ſteht, ehe die neuen Pferde kommen. Nehme doch in dieſer Hinſicht die Thurn und Taxis'ſche Poſt ein Exempel an der franzöſiſchen oder an der preußiſchen! — In Nagold war bei unſerer Ankunft die Mittagstafel ſervirt, und uns wurde ein für den Ort wirklich ſehr gutes und billiges Eſſen; aber nie habe ich eine ſolche Menge von Fliegen geſehen, wie hier, die ſogleich die aufgetragenen Speiſen bedeckten; auch ſcheint Nagold und beſonders das Wirthshaus, in dem wir uns befanden, von jeher dieſes Glück gehabt zu haben; denn einer unſerer Reiſegeſellſchaft erzählte uns eine hierauf bezügliche recht artige Anekdote. Als der Herzog Karl von Würtemberg eines Tages in der Gegend jagte, und in dieſem Wirthshaus, das damals ſchon exiſtirte, die Tafel für ihn bereitet war, beſchwerte er ſich über die Maſſe der Fliegen, die ihn beläſtigte, und ſagte halb verdrüßlich halb lachend zu der Wirthin: ſie ſolle den Fliegen hinter dem Ofen einen eigenen Tiſch ſerviren; es ſei doch nicht anſtändig, daß ſie ungeladen an ſeinem Tiſche zu Gaſte wären; was die kluge Frau alsbald beſorgte, ſich aber, nachdem ſie mehre Schüſſeln hinter den Ofen geſetzt; ehrfurchtsvoll mit den Worten an den Herzog wandte: „Servirt iſt; befehlen nun Euer Durchlaucht auch, daß ſich die Fliegen an ihren eigenen Tiſch begeben.“

Ich war ſehr begierig, endlich den Schwarzwald zu ſehen, von dem ich ſo viel geleſen und mir ſo Manches hatte erzählen laſſen. Doch fängt er nach Freudenſtadt zu nicht plötzlich an, ſondern hängt mit dem Schönbuch zuſammen, an deſſen Ausläufern einzelne kleine Tannen ſchon mit den Buchen vermiſcht ſind, die ſich in einem gewaltigen Crescendo bis auf die Höhen des Schwarzwaldes ziehen, ſchon bei Freudenſtadt als wahre Rieſen die Berge bedecken und ſich in die duftigen Thäler hinabziehen. Bei guter Zeit kamen wir nach Freudenſtadt, wo wir die Nacht bleiben wollten, und benutzten den ſchönen Abend zu einem kleinen Spaziergang in den Wald. Wir traten vor das alterthümliche Thor, das als Verzierung mehre in Stein gehauene koloſſale Köpfe hat, und ſahen vor uns die herrlichſte Gegend ausgebreitet, keine Fernſicht, aber zwei liebliche Thäler, die ſich rechts und links eine kurze Zeit hinzogen und dann zwiſchen den Bergen ver-

wir ihnen abstatteten, sehr geehrt und umstanden uns haufenweise, wobei sie es gern sahen, wenn wir uns nach ihren Chargen erkundigten.

Es kam mir anfangs eigen vor, so viele ägyptische Soldaten mit Kreuzen und Sternen geschmückt zu sehen; ich konnte mich keiner Affaire entsinnen, in der sie sich in jüngster Zeit so mit Ruhm bedeckt hätten, um diese Ehrenzeichen zu verdienen. Doch klärte sich die Sache bald auf: jede Charge in der türkischen und ägyptischen Armee wird nicht wie bei uns durch Tressen am Kleid, sondern durch ein kleines messingenes oder silbernes Ehrenzeichen von verschiedener Gestalt bezeichnet. So trägt der Corporal ein kleines Sternchen von Messing, der Sergeant dasselbe von Silber, und der Feldwebel noch einen kleinen Halbmond darunter; der Lieutenant (Ou-Baschi) hat Stern, Halbmond, und bei der Artillerie zwei Geschützröhren, bei der Kavallerie zwei Säbel; der Kapitän (Jüs-Baschi) dasselbe in größerem Maßstab, mit einigen Kugeln versehen, der Major (Bim-Baschi) die Spitzen des Kreuzes mit kleinen Diamanten besetzt, und der Obrist (Miralaje) das ganze Kreuz nebst Halbmond von Brillanten, so daß es beinahe aussieht wie der türkische Orden, den man gewöhnlich fälschlich Nischah nennt. Nischah heißt blos Zeichen, und so werden alle Sterne und Kreuze genannt, die einen Rang bezeichnen. Der eigentliche Orden heißt Nischah-Estendar (Zeichen der Ehre). — Die Geschirre der Kavalleriepferde und der Artilleriebespannung sind sehr einfach, aber stark und zweckmäßig; der Sattel hält die Mitte zwischen einem ungarischen Bock und dem deutschen Sattel, und die Bügel sind etwas länger geschnallt, als wie sie der Beduine der Wüste gebraucht. Die Truppen, welche mit uns zogen, waren nicht mit Zelten versehen, alle bivouakirten.

Noch machten wir Wally Bey einen Besuch, und der Baron hatte die bei unsern kleinlichen Vorräthen kühne Idee, ihn und seinen Adjutanten, einen alten Miralaje, sowie den Obristen der

Leibwache, zum Souper einzuladen, was die Herren annahmen. Bei unſern Zelten angekommen, trafen wir ſogleich alle Anſtalten, um die edlen Gäſte beſtmöglichſt zu bewirthen. Unſere letzten Hühner wurden gebraten, Pillau gekocht und ein Reißbrei ohne Milch zubereitet. Auch ſchmorte der Koch aus Orangen, Cibeben, Feigen, und Gott weiß was ſonſt noch, ein Compot zuſammen. Wir ſchaufelten an den Wänden des Zelts den Sand etwas in die Höhe, um eine Art Divan zu bilden, ſtopften alle vorräthigen Pfeifen und erwarteten unſere Gäſte. Sobald es dunkel wurde, kam der Paſcha mit einem Gefolge von acht oder neun Adjutanten und Sklaven, die ihm Säbel, Mantel, Orden, Pfeifen nachtrugen. Er wurde an der Schwelle empfangen und auf unſern Sanddivan geleitet, eine Einrichtung, die den dicken Mann zu lautem Gelächter veranlaßte. Sein erſter Adjutant ſetzte ſich am Eingang des Zelts auf die untergeſchlagenen Beine und die Sklaven lagerten ſich draußen bei unſern Bedienten um's Feuer. Kurz darauf erſchien auch der Obriſt, und die Pfeifen wurden in Bewegung geſetzt. Der engliſche Kapitän und der Obriſt Huſſeyn Effendi machten die Dolmetſcher und wir unterhielten uns mit Sr. Excellenz recht angenehm. Der aufgetragene Pillau ſchien dem Paſcha nicht ſehr zu ſchmecken, wogegen er dem ſüßen Reiß ſehr zu Leibe ging. So waren wir im beſten Speiſen begriffen, als ſich vor unſern Augen ein groſſes Wunder begab. An der Thür erſchien einer der ägyptiſchen Lanciers und trug unter jedem Arm ein Ding, daß ich beim nähern Betrachten mit freudigem Schreck für eine Champagnerflaſche erkannte. Und dem war ſo. Der Soldat murmelte einige Worte, die wir nicht verſtanden, und

„Wie ein Gebild aus Himmels Höhen,"

ſtanden die beiden Flaſchen auf der Erde. Wir ſahen einander an; keiner wußte, woher dieſe Gabe kam. Wir dachten an den Paſcha, doch ließ dieſer mit einem langgezogenen Maſchallah ſeine Finger

ruhen, und seine Ueberraschung war zu ungekünstelt. Dagegen machte Hussein Effendi ein halb lächelndes Gesicht, und als wir ihn bestürmten, gestand er, die Flaschen rühren von ihm her und seien ein Geschenk Ibrahim Paschas. Champagner in der Wüste! eine Idee, so seltsam als angenehm! Wir ließen die Propfen fliegen und tranken den sehr guten Wein auf das Wohl Ibrahims, unserer Gäste und der Lieben zu Hause.

Wir hatten einen sehr vergnügten Abend. Der Engländer schlug Waffenproben vor, der Pascha ließ seine Pistolen holen, und da draußen die Nacht zu dunkel war, um eine Schießbahn zu arrangiren, so meinte der Engländer in beliebter Kürze, man könne vor die Zeltthür ein Licht stellen und darnach schießen, eine Idee, die ohne Gefahr für unsere Umgebung ausgeführt werden konnte, da die Thür vom Lager abwärts nach der Wüste gekehrt war. So schoßen wir, und ich muß mit Stolz erklären, daß der Occident den Orient überbot. Der Pascha schoß mehrmals vorbei, und als ihn dies ärgerte und er genauer zielte, schlug seine Kugel an den Fuß des Leuchters und warf ihn um, daß das Licht erlosch, wogegen Baron T. beim zweiten Schuß die Wachskerze mitten auseinander riß. Dieser Jubel und der Champagner machten uns sehr lustig, und ich muß den Arabern nachsagen, daß sie der Sieg des Abendlandes nicht ärgerte, sondern sie ihren Beifall in vielen Ausrufungen kund gaben. Der Baron hatte eine kleine Pistole, welche ohne Pulver nur mit dem Zündhütchen geladen wurde und eine Kugel von der Größe der schweren Rehposten schoß. Da ich den Schützen kannte, so hielt ich ihm mit der Hand ein Stück weißes Papier an die Zeltthüre, das er in der Mitte durchschoß, eine That, die den Pascha ungemein überraschte. Es war schon spät, als wir uns trennten und unsere Sandbetten einnahmen.

Morgens, als wir unsere Kameele beluden, hatten wir eine merkwürdige Scene mit einem Araber, der aus dem Lager zu uns kam und etwas in seinen Burnus gewickelt trug. Es war ein

armes kleines Fohlen, das er vor uns hinlegte und dem Baron zum Kauf anbot, wobei er erzählte, die Stute, welche das Thierchen vor zwei Tagen geworfen, sei gefallen und er habe es gestern mit Kuhmilch erhalten. Da aber jetzt die Wüste komme, wo nichts dergleichen zu haben sei, so wolle er das Fohlen, das von sehr edlen Eltern abstamme, uns um zehn Piaster — ungefähr einen Gulden — verkaufen; unsere Stute sei im Stande, die beiden zu ernähren. Dieser Vorschlag war natürlich nicht annehmbar; doch dauerte uns das arme Thier, und wir versuchten, ihm einige Milch, die wir von der Stute nahmen, einzuflößen. Aber es war schon zu schwach, und als der Araber sah, daß wir den Kauf nicht eingehen wollten, sagte er, er schenke es uns, und lief eilends davon. Was sollten wir mit dem armen Geschöpf machen? Es mitnehmen, war unmöglich; wir hatten mit dem unserigen Sorge und Mühe genug; ließ man es liegen, so mußte es elend verschmachten oder wurde noch lebendig von den Schakals zerrissen. Nach kurzem Rath beschlossen wir, es schnell zu tödten, und unser Maler erschoß es mit zwei Schüssen aus seinem Doppelgewehr.

Schon um sieben Uhr war heute die Hitze fast unerträglich. Die Beduinen und Araber hatten, von der vielleicht richtigen Idee geleitet, daß, was die Kälte abhalte, auch die Hitze nicht durchlasse, sich bis über den Kopf in ihre Mäntel und Decken gehüllt und zogen schweigend dahin. Auch die Türken und Araber an der Spitze trieben heute nicht ihre Spiele, sondern ritten einzeln und schienen ernst gestimmt durch den Gedanken an die nahe Wüste, in deren eigentliches Gebiet wir noch heute gelangen sollten. Schon jetzt hatte alle Vegetation aufgehört, und der Sand war so tief, daß uns das Gehen, was wir den Tag über zuweilen versuchten, sehr beschwerlich wurde. Auch zog sich durch dieses schlimme Terrain und die große Hitze die Karawane sehr auseinander, und wenn man früher die Leute in Gruppen plaudernd und lachend zusammenreiten sah, so trennte sich heute Alles, und man ritt so einsam wie

möglich. Jeder schien zu fürchten, dem Andern verpflichtet zu werden und ihm kleine Gefälligkeiten in den folgenden schweren Tagen mit Wucher zurückgeben zu müssen. Auch wir waren durch eine Nachricht, die uns heute Morgen der Obrist mitgetheilt hatte, ziemlich verstimmt. Die Reiterei, hieß es, werde wahrscheinlich auf dem heutigen Lagerplatz in der Nähe eines größern, aber armseligen Dorfes, El Arisch, drei Tage liegen bleiben, um die dort befindlichen, für den syrischen Krieg aufgehäuften Vorräthe aufzuzehren, weil sie der Pascha nicht nach Aegypten nehmen könne.

Von drei Uhr Nachmittags an hatten wir ein kleines Vorspiel der Wüste: rings um uns her war gelber, feiner Sand. Indessen wurden die Schrecken dieser Umgebung durch große grüne Palmenwälder gemildert, die sich am Horizont vor unsern Blicken erhoben. Wir erreichten sie um fünf Uhr und sahen, daß sie sich bis an's Meer erstreckten, dem wir heute noch einmal recht nahe kamen; der Strand war keine hundert Schritte von unserm Wege entfernt. Hinter diesem Palmenwald war wieder eine ziemliche Sandebene, in deren Mitte El Arisch lag, ein Haufen von etwa zweihundert Häusern, „gelb, wie der Sand, der sie umweht," niedrig und schmutzig.

Wir waren mit etwa hundert Reitern dem Zuge vorangeeilt, unter ihnen der Tartar-Bassi, der uns winkte, ihm zu folgen. Im Angesicht des Dorfes ließ er seinem Pferde den Zügel und jagte dahin; wir folgten ihm. Es war ein prächtiger Anblick: der aufwallende Sand, die Beduinen mit ihren langen Lanzen und fliegenden Mänteln, die Araber mit den goldgestickten Uniformen und gelb- und rothseidenen Kopftüchern, Alles bunt durcheinander in vollem Galopp dem Dorfe zueilend. So muß ein Angriff der alten Mameluken ausgesehen haben. Wir wußten nicht recht, was sie zu solcher Eile antrieb, denn wir waren der Karawane weit voraus. Hinter uns erstiegen die ersten Kameele in breiten Reihen die Sandhügel, und es war ein äußerst lebendiges Schauspiel, wie jeder einzelne Reiter, der zwischen ihnen auftauchte und uns so in vollem

Jagen ſah, ebenfalls ſein Pferd ausgreifen ließ und uns zu erreichen ſuchte. Aber der Tartar-Baſſi, ein umſichtiger Mann, war mit Baron T., der ihn im Augenblick überholt hatte, der erſte im Dorf und bemächtigte ſich gleich des Brunnens, den er mit Wachen umſtellte, um ſeine und unſere Pferde zuerſt tränken zu können. Dieſes Waſſer, in einem Schöpfbrunnen, deſſen Rad durch ein Kameel gedreht wurde, war ziemlich gut, und die Pferde, nachdem ſie ein wenig abgekühlt waren, erquickten ſich ſehr daran. Dann überließen wir den Brunnen den Nachfolgenden, die immer zahlreicher wurden und gingen vor's Dorf, wo eine einzelne Sycomore mitten im Sand ſtand, von großen und kleinen Aloen umgeben. Hier wollten wir die Karawane erwarten, und einſtweilen verſuchten wir mit den Arabern, die uns neugierig umſtanden, einige Käufe abzuſchließen. Dank unſerer Gelehrſamkeit in der arabiſchen Sprache, machten wir ihnen ungefähr begreiflich, daß wir einen Hammel, Hühner, Eier ꝛc. wünſchten, und kamen nach vielen Pantomimen auch wirklich damit zu Stande. Sie brachten uns die verlangten Artikel, wofür ſie unſinnige Preiſe verlangten und natürlich auch erhielten; denn bei einem ſo großen Markte, wie er ſich heute und Morgen hier eröffnen mußte, war an kein Feilſchen zu denken.

Nachdem wir anderthalb Stunden gewartet, in welcher Zeit uns der ganze Troß mit Bequemlichkeit hätte einholen können, waren wohl viele einzelne Reiter, aber weder fremde noch unſere eigenen Kameele zur Stelle. Der Tartar-Baſſi hatte ſich von uns getrennt, um die Poſtetape in El Ariſch zu beſichtigen. Poſtetape in der Wüſte mag ſonderbar klingen, aber es iſt ſo, und ich werde ſpäter darauf zurückkommen. Wir erſtiegen eine kleine Höhe vor El Ariſch, auf welcher der Friedhof lag, und ſahen, daß die Karawane uns nicht folgte, ſondern beſchäftigt war, ihr Lager bei den oben erwähnten Palmen aufzuſchlagen; ein ſehr vernünftiger Gedanke, um deſſen willen wir gern die halbe Stunde wieder zurückritten. Man war auf dem Platz, wie immer bei der Ankunft, in voller Thätigkeit,

und Alles beschäftigte sich mit Abladen der Thiere und Aufschlagen der Zelte. Die Kavallerie bildete ein ungeheures Viereck, in dem sich der größte Theil des Trosses befand, uns eingerechnet. Einige waren bis vor El Arisch gezogen, um ganz in der Nähe des Orts besser Lebensmittel erhalten zu können.

Zum erstenmal war heute die Umgebung unseres Lagers wahrhaft malerisch. Nördlich erblickten wir zwischen zwei großen Sandhügeln, von denen einer mit einer halb zerfallenen Moschee und vielen umgestürzten Leichensteinen bedeckt war, das Meer; südlich und westlich umgaben uns die dichten Palmenwälder, östlich sahen wir gegen die Wüste. Sobald unser Zelt aufgeschlagen war, nahm ich das Gewehr, um einen kleinen Ausflug in die Umgegend zu machen. Ich erstieg die Moschee, die sich in der Nähe besser ausnahm, auf mich aber dennoch einen sehr traurigen Eindruck machte. Ich trat in das offen stehende Gebäude; vom Meer her strich ein frischer Luftzug durch die Halle und bewegte eine der kleinen hölzernen Lampen, die an Schnüren von der Decke hingen, knarrend hin und her. Ich lehnte lang an einem Pfeiler der Thür und sah über das Meer hin. Beim genauen Betrachten der umherliegenden Grabsteine fand ich einen, dessen ausgehauener Turban mir sagte, ein Muselmann ruhe darunter; aber auf der andern Seite des Steins war mit einem scharfen, schneidenden Instrument, vielleicht einem Säbel oder Dolche, ein Kreuz eingegraben. Einige Zeit stand ich und dachte nach, was diese beiden Symbole auf einem und demselben Grabe zu bedeuten hätten, bis mir endlich einfiel, ähnliche Gräber in Konstantinopel gesehen zu haben. Es waren Renegaten, die dort lagen, und als man sie unter dem Turban zur Ruhe gebracht, hatten ihre Angehörigen oder Freunde mit frommer Sorgfalt später ein Kreuz auf ihre Leichensteine gekritzelt. Es muß ein sonderbares Schauspiel am Tage der Auferstehung sein, wenn sich, durch die beiden Zeichen irre geführt, zwei Auferstehungsengel dem Grabe nähern und jeder mit dem Finger an die Seite klopft,

wo sein Zeichen steht. In diesem Augenblick bewegte sich etwas hinter mir: ich wandte mich um, es war der polnische Obrist Hussein Effendi, der, vielleicht meine Gedanken halb und halb errathend, mich mit einem sonderbaren Blick ansah. Ich suchte mit einem Scherz seinen Gedanken eine andere Wendung zu geben, und lief, ihn am Arme nehmend, den Sandhügel gegen das Meer hinab.

Wir gingen eine Zeit lang an demselben fort und ich las kleine Steinchen und Muscheln aus dem Sande, um sie zum Andenken mitzunehmen. Der Pole trug mein Gewehr und schoß nach einem großen Vogel, der sich aus den Palmen erhob. Die Tränkungsanstalten für Menschen und Vieh waren in diesem Wald eingerichtet; man hatte große Löcher in die Erde gegraben und mit Baumstämmen eingefaßt, um dem Verschütten vorzubeugen. Als ich mich den Palmen näherte, konnte ich mit Freiligrath sagen:

Hört ihr aus dem Palmendickicht
Das Gebrüll und das Gestampf?

Obgleich sich hier kein Löwe und kein Leopard um den Leichnam eines Weißen zankten, so stritten sich doch Beduinen und Araber mit viel lauterem Gebrüll um einige Tropfen Wasser. Es war mir stets lächerlich, dem Wortgemeng und Gezänke dieser Leute zuzuhören; beim geringsten Anlaß fuhren sie geifernd gegen einander, aber so erbost sie auch oft waren, zu Prügeln, wie bei uns, kam es sehr selten. Viel eher konnte einer seine Pistole oder den Yatagan vom Gürtel reißen und seinen Gegner plötzlich erschießen oder niederstechen.

Bei unsern Zelten hatte der Koch Giovanni unsern eingekauften Hammel abgezogen und in einer großen Kasserole über das Feuer gehängt, um das Fleisch abzukochen und es so besser mitnehmen zu können. Um ihn standen ein Dutzend Weiber und Kinder, welche sich die unbrauchbaren Abfälle erbettelten und freudig davontrugen. Wir beschlossen unser Tagewerk wie gewöhnlich, speisten

etwas zu Nacht, rauchten unsere Pfeifen, und dabei wurde, wie der gute Baron sich ausdrückte, große Oper gehalten, das heißt, wir ergötzten uns an deutschen Liedern und Arien, die wir uns gegenseitig vortrugen. Doch war diese Unterhaltung heute Abend nicht recht lebhaft; die Bestätigung der Nachricht, daß die Reiterei drei Tage hier liegen bleiben werde, hatte uns verstimmt. Allein die Nacht deckte uns mit ihrem Schleier zu und wir schliefen ruhig. Am andern Morgen wurde mit Wally Bey Kriegsrath gehalten. Der Gedanke, für nichts und wieder nichts drei volle Tage zu verlieren, war uns sehr peinlich; zu unserer größten Freude eröffnete uns aber der Pascha, daß nur er mit dem größten Theil der Kavallerie liegen bleibe, daß aber der Tartar-Gassi mit einigen hundert Reitern und dem ganzen übrigen Trosse schon morgen mit dem Frühesten wieder aufbrechen werde. So war uns demnach wieder geholfen und ein Rasttag kam den armen Pferden, besonders der Stute mit dem Fohlen, sehr zu statten. Den Tag über beschäftigten wir uns damit, vor Allem unsere Kleider aus verschiedenen Ursachen genau zu untersuchen, sowie auch unsere Waffen in den besten Stand zu setzen; denn wir hatten jetzt eine Strecke von drei Tagereisen zurück zu legen, auf der es die Beduinen meistens unternehmen, die Karawanen anzufallen. So hatten sie vor kaum vierzehn Tagen einen Trupp von achtzig Kameelen theils aus einander gesprengt, theils geplündert.

Der Aufbruch der Truppen, denen wir uns anschließen wollten, war auf vier Uhr bestimmt und der Sammelplatz das Dorf El Arisch. Es war noch Nacht, als wir unsere Zelte abbrachen und uns anschickten, den Lagerplatz der Reiterei zu verlassen. Vom Meere her pfiff ein scharfer Wind, gegen den ich mich nur durch meine dicke wollene Decke schützte, in welche ich mich wickelte, während ich, auf einem alten Sacke sitzend, dem Beladen der Kameele zusah. Mir war es diesen Morgen vorgekommen, als seien unsere Kameele nicht mehr alle beisammen; sonst lagen, wie schon gesagt, diese

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20759 / 025

loren. Mit Recht hat der Schwarzwald ſeinen Namen; denn beſonders gegen den blauen Himmel und das friſche kräftige Grün der Thäler ſticht die dunkelgrüne Farbe des Nadelholzes recht ſchwarz ab. Den Weg verlaſſend, gingen wir durch Gras- und Kleefelder in das Thal hinab, und fanden hier die erſten deutſchen Vergißmeinnicht wieder, denn die letzten blauen Blümchen dieſer Art hatte ich am Fuße des Libanon gepflückt. Die Mühle im Thal, ſie lag ſo wunderbar heimlich, hatte ihre Arbeit eingeſtellt, und das Waſſer ſchoß rauſchend über das Wehr hinaus. Wir folgten dem Bache einige Schritte, bis zu einer Brücke, die in den Wald führt, von der wir ſeinen muntern Sprüngen eine Zeit lang nachſchauten. Mir ſchienen hier die Menſchen mit der Natur ſo verwandt; den ſchlanken Wuchs der Tanne, das Haar dunkel und glänzend, wie das dieſes Baumes, und das ganze Weſen kräftig und friſch, wie der Bach, der vor uns hinſprang mit ſchwarzen Steinen beſäet, denen das anklebende Moos etwas Lebendiges gab, und die ſo traulich zu uns aufzublicken ſchienen, dieſe Augen des Baches, wie die ſchwarzen ſinnigen Augen der Schwarzwaldmädchen.

Im Walde legten wir uns ins Moos unter mannsdicke Tannen, dieſen ewig grünen Säulen des Waldpalaſtes. Nie iſt mir ein Lager ſo duftig, ein Moos ſo friſch und grün vorgekommen, wie das, worauf wir ruhten. Bei uns vorbei kamen Mädchen, die auf dem Kopfe Körbe trugen und Männer mit großen Aexten, und es ſchien mir, als gingen Alle träumend bei uns vorüber und freuten ſich auf ihren Heerd, an dem ſie ſich von des Tages Mühen erholen wollten. Die Waldblumen, die um uns ſtanden, neigten ihre Köpfe, als wollten ſie ſchlummern; die ganze Natur ſchien ſich zur Nachtruhe bereit zu machen; aus dem Thale ſtiegen blaue Nebel auf, die zuerſt die unterſten Tannen bedeckten und dann an ihnen hinaufkletterten, das ganze Thal ausfüllend. Auch wir gingen endlich unſerm Hauſe zu, und nachdem ich mir noch einen tüchtigen Knotenſtock gekauft hatte, legten wir uns ſehr zeitig zu Bett, um unſere Füße zu ſchonen, denen wir morgen eine ſtarke Tour zumuthen wollten. Am andern Morgen erhoben wir uns zu guter Zeit und eilten aus dem Städtchen, von wo wir den Weg nach Schömberg einſchlugen, um von da weiter in den dichteſten Schwarzwald zu kommen.

Der Morgen war herrlich, der Himmel ganz unbewölkt! Anfangs waren wir noch allein auf der Straße, und erſt nachdem wir eine Stunde gegangen waren, kamen Holzfäller und Mädchen aus den Seitenwegen hervor, und Alle boten uns freundlich einen guten Morgen. Es iſt doch etwas beſonderes um Tannenwälder überhaupt, und vorzüglich um den Schwarzwald. Der Anblick der ſchnurgeraden glän-

Thiere rings um unser Zelt, heute aber umgaben sie nur einen Theil desselben und ließen gegen El Arisch zu eine Lücke. Vielleicht daß unsere Kameeltreiber heute Morgen noch einige zur Tränke geführt hatten; doch war dies unwahrscheinlich, da sie es früher nie gethan. Ich theilte meine Besorgniß dem Kapitän E. mit; dieser übersah mit einem Blick die Kameele, schnallte darauf mit stillem Lächeln einen Riemen von seinem Sattel los, den er zu einem gewissen Zweck dort verwahrte, und entfernte sich. Nicht lange, so hörte ich die Stimme des Kapitäns mit einigen Sekter Besewenk's, was etwa so viel heißen will, als: „Geh zum Teufel, Schuft!" eigentlich aber unübersetzbar ist. Auch vernahm ich einen klatschenden Laut, wie wenn sein Riemen mit irgend einem andern Leder in Berührung gekommen wäre.

Ich sprang auf und fand den Engländer beschäftigt, mit seinem unerschütterlichen Gleichmuth einen unserer Kameeltreiber, es war Herr Akrabut, zu peitschen, wobei er immer rief: „Die Kameele, die Kameele!" Der Araber, ein ungemein starker Mensch mit Muskeln wie von Stahl, der den Engländer zermalmt hätte, wand sich schreiend unter den Streichen und überschüttete ihn mit einer Fluth uns unverständlicher Worte. Auf unser Befragen stellte es sich heraus, daß wirklich drei Kameele fehlten, und gerade zwei des Engländers. Er hatte den Kameeltreiber darnach gefragt, und da dieser zur Antwort gegeben, sie werden wahrscheinlich gestohlen sein oder sich verlaufen haben, so hatte er in der angegebenen Weise seinen Riemen gebraucht. Der Kameeltreiber mochte noch so oft betheuern, er wisse nichts von den Kameelen, die Hand des Kapitäns ruhte nicht, und wenn sich einer der andern Araber darein mischen wollte, so bekam dieser ebenfalls sein Theil zugemessen. Da wir wußten, daß der Kapitän schon manche Reise der Art gemacht, und er sich in allen Sachen sehr praktisch zeigte, so ließen wir ihn gewähren; denn wenn die Kameele wirklich gestohlen waren, so saßen wir in der allerunangenehmsten Klemme, indem es wohl nur

durch die allergrößten Geldopfer gelungen wäre, vom Trosse andere zu bekommen. Der Lärm des eben geschilderten Trauerspiels hatte unterdessen die nächsten Soldaten herbeigezogen, diese wieder andere, und so waren wir bald von einem großen Kreise umgeben. Auch unser Bekannter, der dicke Obrist, durch den Lärm aus seiner Nachtruhe gestört, trat aus dem Zelt, und kaum hatte er gehört, um was es sich handle, so nahm er sein kurzes Pfeifenrohr, das ihn nie verließ, und fing an, den zweiten unserer Kameeltreiber, den Herrn Mahmud, durchzuhauen. Dieser war aber nicht so standhaft wie sein Kamerad; denn kaum hatte er einige Streiche empfangen, so fiel er auf seine Kniee und rief, er wolle die Kameele wieder herbeischaffen, und nach Verlauf einer guten Viertelstunde brachten sie die Thiere wirklich herbei. Die Hallunken, in El Arisch zu Hause, hatten während der Nacht die drei Kameele dahin geführt und glaubten, unter dem Vorwand, sie seien gestohlen, von uns Geld zum Ankauf anderer zu erpressen. Doch, Dank dem Riemen des Kapitäns! wir erhielten sie wieder. Wir hatten aber durch das Intermezzo eine halbe Stunde verloren und mußten uns jetzt beeilen, um zur rechten Zeit nach El Arisch zu kommen. Dort standen schon die meisten Züge geordnet und erwarteten das Signal zum Aufbruch.

Noch war es ziemlich dunkel und kalt. Vor uns im Osten begann sich der Himmel etwas aufzuklären und ließ uns kaum erkennen, daß das Terrain aus lauter Sandhügeln bestehe. Wir gingen einem großartigen Schauspiel entgegen, der eigentlichen Wüste, und die Nacht als Vorhang, der sich langsam hob, ließ uns nicht plötzlich in jene einförmige Dekoration schauen. Nach und nach röthete sich der Himmel, und als wir die Hügel erstiegen hatten, die hinter El Arisch liegen, warf die Sonne ihren ersten Strahl über das Sandmeer, auf demselben einen glänzenden Streifen bildend, wie auf der See. Alles vor uns öde und still, kein Baum

und kein Strauch, nicht die geringste Unterbrechung in der weißlich gelben Fläche, auf der ein feiner, staubartiger Sand lag, vom Nachtwind zu kleinen Wellen gekräuselt; kein betretener Pfad, der uns anzeigte, daß vor einigen Tagen eine große Menschenmasse denselben Weg gekommen war und gewiß für den Augenblick tiefe Spuren hinterlassen hatte. Der Wind webt jeden Fußtritt zu; hier ist der Mensch gar nichts mehr; die ungebändigte Natur läßt sich von ihm kein Merkzeichen aufdrücken.

Schon vor Aufgang der Sonne hatte uns der Wind einen unangenehmen süßlichen Geruch entgegen getragen, der sich verstärkte, als wir über El Arisch hinaus kamen, und die aufgehende Sonne Alles hell um uns beleuchtete, sahen wir mit Entsetzen, woher der unheimliche Duft rührte; die Leichen der Menschen und Thiere, die von den frühern Kolonnen zurückgeblieben waren, verpesteten rings die Luft. Der erste Todte, den ich sah und vor dem ich mich sehr entsetzte, war ein Neger, der mit zusammengezogenen Gliedmaßen im Wege lag. Doch bald gewöhnten wir uns an diesen Anblick; denn ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß wir von El Arisch an, die drei folgenden Tage hindurch, alle vierzig bis sechzig Schritte die Leiche eines Menschen oder eines Thieres fanden, oft sogar von solchen, die am Morgen mit uns ausgezogen. Ich habe nie eine gräßlichere Gleichgültigkeit gegen den Tod gesehen, als bei diesem Volk. Waren sie durch Wunden oder Ermattung genöthigt, zurückzubleiben und verloren die Karawane aus dem Gesicht, so ergaben sie sich in ihr Schicksal, legten sich ruhig hin, mit dem Gesicht nach der Seite, wo sie glaubten, daß Mekka liege, wickelten sich in ihren Mantel und erwarteten so den Tod, der dann, aber meist erst nach qualvollen Stunden, in Gestalt des Hungers, der Hitze oder des Erstickens durch den Sand, ihren Leiden ein Ende machte. Was in unsern Kräften stand, dergleichen fürchterliche Scenen zu verhüten, haben wir redlich gethan und nicht immer Dank dafür geerntet. Nicht selten entgegnete uns

der Unglückliche, den wir durch Brod und Waſſer geſtärkt hatten: „Warum haſt du das an mir gethan? Ich hatte mich in mein Schickſal ergeben, und morgen werde ich alle Qualen von Neuem durchmachen müſſen.“

Der Tatar-Gaſſi hatte am Morgen Rath gehalten und alle Reiter gebeten, die Karawane, die ſich noch immer über eine Stunde ausdehnte, ſo oft als möglich zu durchkreuzen und Alles, was zurückblieb, anzutreiben. So hatte ich zuweilen mein Augenmerk auf die Frau gehabt, die ihre beiden Kinder rechts und links in Körben an ihrem Eſel hängen hatte und ſelbſt den Rücken des Thieres einnahm. Ich hatte ihr dann und wann Orangen und Brod mitgetheilt, was ſie im Anfang gar nicht nehmen wollte, indem ſie Gott weiß, welche Abſicht darunter erblickte. Im Verlauf des heutigen Tages hatte ich ſie einigemal, aber in den letzten Reihen bemerkt, und der unſichere langſame Schritt des armen Eſels, wie das bleiche, krankhafte Ausſehen der Kinder weiſſagte mir nichts Gutes. Das Weib ging heute zu Fuß nebenher und theilte den beiden Kindern dann und wann eine Feige mit, nach welcher ſie aber in allen Ecken ihrer Kleider herumſuchen mußte.

Wäre dieſes Jammerbild das einzige im Zug geweſen, ſo hätte man öfter nach den Armen ſehen können; indeſſen fing ſchon heute das Elend an ausſchweifend zu werden. Es war der fünfte Tag des Marſches, ſo daß die nicht ſehr große Proviſion des ärmern Volks faſt ganz aufgezehrt war. Auch war das Waſſer geſtern ſehr ſalzig und kraftlos geweſen und hatte ſogar uns, die wir es doch mit Eſſig oder Kaffee vermiſchen konnten, in eine gewiſſe Abſpannung verſetzt, die erſt heute bei der großen Hitze recht fühlbar wurde. Keine Hand breit Schatten war auf dem ganzen Weg und die Thiere verſanken über einen halben Fuß tief im Sand. Wir theilten von unſern Vorräthen rechts und links ſo viel aus, als wir entbehren konnten; es war aber eigen, daß ſie uns nie um etwas anſprachen; eine Pfeife Taback war das einzige, wornach ſie

ihre Hände ausstreckten. Neben diesen Scenen des stillen Elends sah man auch welche von empörender Rohheit. Solche Ausbrüche unnatürlicher Wuth mochten freilich dem allgemeinen Elend zuzuschreiben sein, das die Leute sowohl moralisch als physisch entkräftete. So ritt ich zuweilen an einem Kerl vorbei, der auf einem alten Pferde saß und eine Frau hinter sich hatte. Rauchte dieser Mensch, so war er ruhig, das heißt, er blickte nur mit seinem verzogenen, grimmigen Gesicht boshaft lächelnd die Frau an; hatte er aber die Pfeife nicht im Mund, so beschäftigte er sich damit, die Frau mit seinem Kantschuh so lange zu schlagen, bis sie herunter sprang, worauf er ihr aber sogleich wieder befahl, aufzusteigen.

Ein anderer Vorfall, der trotz seiner Schändlichkeit etwas Komisches hatte, war folgender. Ein Infanterist besaß einen Maulesel, der in Folge des mehrtägigen Fastens in ziemlich erbärmlicher Verfassung war, und auf welchem das Weib des Soldaten ritt. Das Thier konnte sich mit seiner Last kaum mehr fortbewegen, weßhalb der Aegypter seine Gemahlin in ruhigem Tone ersuchte, abzusteigen und wenigstens ein paar Stunden zu Fuß zu gehen, weil, wenn das Thier, wie vorauszusehen, falle, sie den ganzen Weg marschiren müßte. Sie gab aber diesen vernünftigen Ermahnungen kein Gehör, sondern blieb ruhig sitzen. Jetzt nahm der Mann seinen Stock und versetzte ihr einen derben Hieb; sie aber sprang flugs zu Boden, fiel über ihren Herrn und Gebieter her und schlug ihn weidlich durch, ohne daß der Aermste im Stande war, sich ihrer zu wehren. Als endlich ihr Müthchen gekühlt war und sie erschöpft zur Seite trat, sagte der Soldat ganz ruhig: „Sieh, du hast mich jetzt geprügelt, weil du weißt, daß ich seit einigen Tagen fast nichts gegessen und deßhalb keine Kraft habe; aber laß mich nach Kairo kommen, wo ich Reiß und Brod genug bekomme, so will ich dir all diese Hiebe zehnfach wieder geben; das schwör' ich dir bei Allah und seinem Propheten!" Und wenn ihn nicht in der Wüste der Tod überrascht hat, so wird er, wie ich die Araber

kenne, redlich sein Wort gehalten haben. Ich fürchte aber, er wird sich erst im Paradies an ihr rächen können; denn so oft ich mich auch an dem folgenden Tag nach ihm umsah, ich habe ihn nicht wieder zu Gesicht bekommen.

Wie wir oft Hülfe bringend einschritten, so traten wir zuweilen auch als Rächer und Vergelter auf. Als der Baron und ich einmal etwas hinter dem Zug zurückblieben, hörten wir aus einem Gebüsch heftiges Zanken und Geschrei. Wir ritten hinzu und sahen, wie eben ein Negerjunge, der das Pferd einer alten, lahmen Frau führte, diese herunterwarf und im Begriff war, sich selbst aufzuschwingen. Wir verhalfen der Frau wieder zu ihrem Pferd, und ich konnte mich nicht enthalten, den Jungen derb abzuprügeln. Neben der Gefahr, daß die Zurückbleibenden die Kolonne nicht wieder erreichen konnten und im Sand umkamen, waren es auch die Beduinen der Wüste, die, uns wie Raubthiere umschwärmend, jedem Nachzügler gefährlich wurden. Wo sich diese Menschen aufhalten, und wo sie für sich und ihre magern Pferde Unterhalt finden, ist mir unerklärlich. Rings konnten unsere Augen auf der Fläche und hinter den niedrigen Sandhügeln nichts entdecken; häufig aber sah man hinten am Zug plötzlich rechts und links Sand aufstiegen, hörte einige Schüsse fallen, ein wüthendes Geschrei, und wenige Augenblicke darauf waren die fabelhaften Reiter der Wüste so rasch wieder verschwunden, wie sie gekommen waren, hier einen Sack entführend, dort ein Pferd mitreißend, dessen Reiter sie herunter geschossen oder geworfen hatten. Ich werde den Anblick nie vergessen, wo sie auf den kleinen Pferden dahinflogen, den Säbel zwischen den Zähnen, und im raschen Laufe sich rückwärts wendend, noch einmal aus dem langen Gewehr feuerten. Gar gern wären wir einmal mit ihnen in's Handgemenge gekommen. Davon war indessen keine Rede; sowie man die Pferde gegen sie wandte oder das Gewehr auf sie anlegte, stoben sie auseinander, wie Spreu

vor dem Winde. Heute hatten wir aber doch einen kleinen Auftritt der Art.

Es mochte ungefähr drei Uhr sein, als ich mich in der Mitte des Zugs befand und sah, daß die Reiter an der Spitze und auf den Seiten plötzlich in Bewegung kamen und einige zwanzig links in's Feld hineinjagten. Ich lenkte mein Thier ebenfalls dahin und galoppirte ihnen nach. Man hatte hinter einigen hohen Hügeln ein paar Beduinen gesehen, welche ein Kameel führten. Trotz allen Zeichen, womit man ihnen bedeutete, näher zu kommen, hatten sie versucht, sich auf der entgegengesetzten Seite davon zu machen, weßhalb unsere Reiter Jagd auf sie machten. Auch die Beduinen, welche ebenfalls beritten waren, säumten nicht, ließen das Kameel zurück, welches ihnen mit seinen langsamen Schritten auf der Flucht hinderlich war, und stoben davon. Unsere Reiter, darunter auch ich, breiteten sich auf der Fläche aus; man versuchte, jenen den Paß abzuschneiden, und der erste, der ihnen nahe kam, war der Baron. Bald überholte er die Beduinen und hielt sie mit einer Schwenkung einen Augenblick auf, wodurch die nachfolgenden Reiter Zeit bekamen, sich über sie her zu werfen, sie von den Pferden zu reißen und zu binden. Das unterdeß eingefangene Kameel hatte man schon als eines von denen erkannt, die vor wenigen Tagen von den Beduinen geraubt worden. Die beiden Wüstenbanditen nahm man zwischen die Pferde und schleppte sie mit fort.

Unser heutiger Marsch war der stärkste, den wir bis jetzt gemacht. Schon war es vier Uhr und wir sollten noch eine starke Stunde von unserm Lagerplatz entfernt sein. Die Karawane hatte sich gewaltig auseinander gezogen, und nachdem unsere Menschenjagd vorbei war, ließ der Tartar-Gassi die Spitze halten, damit sich die Züge wieder sammeln könnten. Doch geschah dies heute sehr langsam, und allen Thieren war große Ermüdung durch die Hitze und den tiefen Sand anzusehen. Bei diesen Wüstenreisen ist das noch die einzige Annehmlichkeit, daß der Sand, wenn nicht

gerade der Samum oder der heiße Wind weht, keinen Staub gibt, was die Qual des Durstes vielfach vermehren müßte. Wir hielten an einem Hügel und sahen die Karawane langsam vorbeiziehen; ein jämmerlicher Anblick: lauter gebeugte, schwankende Gestalten, Thiere, die sich kaum auf den Beinen halten konnten, und wenn man bemerkte, wie viele der Kameele und Pferde seit gestern schon gefallen waren, mußte dies mit Schreck für die folgenden Tage erfüllen. Gar manche, die gestern noch ritten und sich mit ihrem Gepäck geborgen glaubten, gingen heute im tiefen Sand, auf's Unsinnigste bepackt.

Es dauerte eine gute Stunde, ehe sich die ganze Karawane wieder gesammelt hatte. Da fiel mir plötzlich ein, daß ich die Frau mit dem kleinen Esel, von der ich oben sprach, nicht gesehen habe; auch der Baron hatte sie vergebens unter den langsam Ankommenden gesucht. Wir ritten einigemal so rasch wie möglich in den Reihen herum; sie war aber nirgends zu finden, und so wandten wir unsere Thiere, um eine Strecke zurückzureiten; es konnte ja der Unglücklichen erst kürzlich etwas zugestoßen sein — vor einer halben Stunde hatte man sie noch gesehen. Und so war es auch. Einige hundert Schritte hinter dem Zug fanden wir sie in einer schrecklichen Lage. Ihr Esel war gefallen und sie konnte sich nicht mehr aufrichten. Da hatte sie denn mit stiller Resignation ihre beiden Kinder aus den Körben genommen, ihnen die Schleier um die Köpfchen gewickelt und sie nebeneinander in den Sand gelegt. Sie selbst machte im Augenblick, wo wir ankamen, mit der größten Ruhe Anstalten, die uns darauf zu deuten schienen, daß auch sie sich darein ergeben habe, den glühenden Sand als ihr Todesbette zu betrachten. Sie hatte ihn etwas zusammengescharrt, um ihr Haupt darauf zu legen, und sich mit einem Tuch Mund und Nase fest verbunden. Anfangs gab sie unserem Zureden, sich zu erheben, nicht nach, bald aber ermunterte sie sich, als sie sah, mit welcher Begierde ihre beiden Kinder das Brod und die Früchte verschlangen,

welche wir ihnen gaben. Wir legten die beiden Körbe, nachdem sie die Kleinen wieder hineingesteckt hatte, auf das Pferd des Barons; sie selbst setzte sich auf meinen Esel, und wir trieben, mit gespannten Pistolen hinterhergehend und nach allen Seiten scharf spähend, die beiden Thiere zu raschem Schritte an. Schon hatten wir die Karawane beinahe wieder erreicht, als einige zwanzig Reiter uns entgegensprengten, die der umsichtige Tartar-Gassi, der uns vermißt hatte, nach uns ausschickte. Wir stellten ihm die Geretteten vor, und aus Achtung für den Baron gab er eines der Kameele Ibrahim Pascha's her, auf welches die Familie geladen wurde. Sie hat auch, wie wir später hörten, Kairo glücklich erreicht.

Gegen sechs Uhr langten wir mit der Spitze auf unserm heutigen Lagerplatz an; ein kleines Thal ohne Baum und Strauch, ringsum, so weit das Auge reichte, nichts wie Sand, und über demselben der dunkelblaue Himmel. Schon früher schien dieser Platz zum Lager gedient zu haben, denn es lagen da noch mehrere gefallene Thiere, und die kleinen Anhöhen rings herum waren mit Leichen aller Art bedeckt, die man wahrscheinlich aus dem Lager dorthin geschleppt hatte. Auch fanden wir noch einige Stellen, wo Feuer gewesen war, und im Sand eine unangenehme Hinterlassenschaft unserer Vorgänger, eine ungeheure Masse kleiner Flöhe, die später hervorkamen, und uns die Nacht über entsetzlich plagten. Ueberhaupt weiß ich mich keines unangenehmeren Lagerplatzes zu erinnern als des heutigen. Der Geruch der faulen Leichen rings herum, das Schreien des Schakals, als es Abend wurde, die unendliche Oede in der ganzen Natur, das stille passive Benehmen unserer Leidensgefährten, alles dies beengte mir die Brust, und zum erstenmal stieg in mir der Gedanke recht lebendig auf, es müsse doch entsetzlich sein, hier in dieser unendlichen Leere sein Grab zu finden, ein Grab, das nie ein Freundesherz besuchen, nie eine liebende Hand schmücken kann.

Wir schlugen unser Zelt neben dem des Tartar-Gassi auf, und

bald loderte vor demſelben ein mächtiges Feuer, woran unſere Kochkünſtler das Abendeſſen zubereiteten. Wir brachten nach dem Abendeſſen früher als gewöhnlich unſere Lagerſtätte in Ordnung; denn uns Alle hatte der erſte Tagmarſch in der eigentlichen Wüſte an Geiſt und Körper gelähmt. Ich wickelte mich in meine Decke und verſuchte zu ſchlafen, was mir ſonſt nach den erſten Minuten gelang. Nicht ſo heute; ich warf mich herum und konnte nicht zur Ruhe kommen. Von draußen herein ſpielte durch unſere Zeltthür der rothe Schein des Feuers, das einer der Kameeltreiber unterhielt, während die andern, unter ihre Pelze zuſammengekauert, ſchliefen. Auch hatte mich nie ſo ſehr wie heute das heiſere Gebell des Schakals geſtört, die um unſer Lager ihre Abendmahlzeit hielten. Ich konnte nicht ſchlafen und nahm meinen Mantel und Säbel, ſowie das Buch meines lieben Freiligrath, das ich ſtets im Nachtſacke mit mir führte, und trat vor's Zelt. Da lag das Lager ruhig vor mir und der mitleidige Schlaf hatte faſt alle die armen Menſchen mit ſeinem wohlthätigen Schleier bedeckt und ſie hinweggeführt aus dieſer Einöde in ihre Heimath, in das Delta, unter die friſchen grünen Palmen am Nil. An den Feuern umher ſaßen einzelne Geſtalten, das Gewehr auf den Knieen, und ſchauten ſtieren Auges in die Flammen. Doch nur gegen die Mitte des Lagers waren Feuer angemacht, an den äußern Enden, wo die Aermeren ruhten, war es finſter und ſtill; da ſchien ſich nichts zu regen, und noch weiter hinaus wurde es noch ruhiger, denn da fing das Reich der Todten an.

Dicht vor unſerer Zeltthür war eine Gruppe, bei der ich lange ſinnend verweilte. Unſere Kameeltreiber hatten ihre Thiere um das große Feuer ſich lagern laſſen, und die guten Geſchöpfe ruhten wiederkäuend im Kreiſe; ein eigener Anblick: die Flamme beſtrahlte die Köpfe der Thiere und ihre großen glänzenden Augen, mit denen ſie wie nachdenkend in das Feuer ſahen. Zu ihren Vorderfüßen, deren einer, um ſie zu feſſeln, mit einem Strick in die Höhe ge-

zenden Stämme iſt dem Auge vielleicht nicht ſo wohlthuend, wie das unordentlich durch einander ſtehende Laub von Eichen- oder Buchenwäldern, und doch wieder traulicher. Von den dichten Maſſen des Laubwaldes kehren Blick und Gedanken bald geſättigt zurück, und ſenken ſich in die eigene Bruſt; nicht ſo beim Tannenwald, wo dem Auge kein Halt geboten wird, und es, die Phantaſie mit fortreißend, ſich weiter und weiter zwiſchen den glatten Stämmen verliert oder auf den treppenförmigen Aeſten den Baum leicht erſteigt und von der Spitze weit ins Land ſchaut, vielleicht Häuſer und Fenſter von dem Sonnenſtrahle glänzen ſieht, der es vor wenig Augenblicken aufgeküßt. Freilich iſt der Tannenwald ſtumm, wenn der Wind nicht durch die Spitzen der Bäume ſtreicht oder ein Auerhahn falzend aufſliegt; es begleitet kein harmoniſcher Geſang der Vögel den Wanderer, und doch hört man zuweilen Klänge, die auch ohne Melodie das Herz ergreifen und die Phantaſie wunderbar beſchäftigen; ich meine den ſchallenden Schlag der Art gegen den Baum, den man weithin hört, oder das Knarren eines Holzwagens, der ſich in den engen Pfaden ächzend fortbewegt. Nach einigen Stunden beſtändigen, doch nicht ſtarken Aufwärtsſteigens erreichten wir Schömberg, ein kleines Dorf, wenn man die fünf bis ſechs Häuſer, die dort um die Kirche liegen, ſo nennen darf. Bis hier hatte uns ein ziemlich breiter Weg geführt, auf dem wir nicht irre gehen konnten, doch jetzt wollten wir auch dieſen verlaſſen, um auf Fußpfaden und Holzſchleifen nach Alpirsbach zu gelangen, das eine der ſchönſten Parthien des Schwarzwaldes ſein ſoll. Kinder, die vor den Häuſern in Schömberg ſpielten, liefen, als wir ſie um den Weg oder einen Führer fragten, bei unſerm Anblick ſchreiend davon, und konnten nur durch einige Kreuzer, die wir ihnen ſchenkten, zum Stehen gebracht werden, aber an Reden oder uns Antwortgeben, war darum doch nicht zu denken. Von meinem norddeutſchen Dialekte verſtanden ſie wahrſcheinlich kein Wort, und ſelbſt mein Freund Siegmund, der doch ein geborener Würtemberger iſt, konnte ſich ſchwer mit ihnen verſtändigen. Da ſonſt kein menſchliches Weſen zu ſehen war, ſo drang jeder von uns in ein Haus, um Jemand ausfindig zu machen, der uns einen Führer verſchaffe. Ich war glücklicher als mein Freund, und fing auf der Leitertreppe des kleinen Hauſes, in das ich gerathen, ein Weſen, von dem ich im erſten Augenblicke nicht wußte, ob es ein menſchliches ſei; doch hielt ich meinen Fang feſt und gab ihm durch ein Zeichen zu verſtehen, es mögt mir auf die Straße folgen; denn von den Reden, die es mir zu halten ſchien, verſtand ich keine Silbe. Beim Tage ſah ich, daß es ein Weib ſei, aber von einer Häßlichkeit, wie ich bis jetzt keines geſehen. Kaum vier Fuß hoch, verwachſen, flackerten um das gelbliche Geſicht fußlange ins Röthliche

bunden wird, lagen ihre Herren, und der, welcher das Feuer zu unterhalten hatte, lehnte sich an den Hals seines Thiers. In größerem Kreis um unsere Zelte lagen die Reiter, die dem Zug folgten, ägyptische Offiziere, Beduinen und Araber, mit dem Kopf auf dem Sattel, das Gewehr zur Seite, den Mantel über sich gezogen.

Ich setzte mich an's Feuer zu den Kameelen, und während ich dem Treiber die Flamme unterhalten half, horchte ich in die Wüste, wo sich zwischen dem Gebell der Schakals zuweilen der heisere Schrei eines Raubvogels vernehmen ließ. Ich dachte an Freiligrath. Wie wahr steht in seinen Gedichten die Scene, die ich hier vor meinen Augen sah! Seine Malereien fand ich meistens treu bis in's kleinste Detail. Ich schlug mir sein „Gesicht des Reisenden" auf und las:

Mitten in der Wüste war es, wo wir Nachts am Boden ruhten;
Meine Beduinen schliefen bei den abgezäumten Stuten.
In der Ferne lag das Mondlicht auf der Nilgebirge Jochen;
Rings im Flugsand umgekomm'ner Dromedare weiße Knochen.

Schlaflos lag ich; statt des Pfühles diente mir mein leichter Sattel,
Dem ich unterschob den Beutel mit der dürren Frucht der Dattel.
Meinen Kaftan ausgebreitet hatt' ich über Brust und Füße;
Neben mir mein bloßer Säbel, mein Gewehr und meine Spieße.

Tiefe Stille; nur zuweilen knistert das gesunk'ne Feuer;
Nur zuweilen kreischt verspätet ein vom Horst verirrter Geier;
Nur zuweilen stampft im Schlafe ein's der angebund'nen Rosse;
Nur zuweilen fährt ein Reiter träumend nach dem Wurfgeschosse.

Ja, genau so war es, alter Freund, und du bist wahrscheinlich früher schon einmal auf dieser Erde gewesen und hast als Beduine die Wüste durchzogen; da hat vielleicht der heiße Sand, der dich bedeckte, deine Gedanken mumienartig eingetrocknet, und wie

du von Neuem auf die Welt kamst, sind sie frisch und lebenskräftig wieder in dir aufgetaucht. Ja, über uns stand am dunkeln Himmel der Mond und rang mit den Wachtfeuern um die Herrschaft über unser Lager. Schwach vertheidigten sich die letzteren gegen jenen gewaltigen Herrscher, der uns rings umzingelte und dem auch ich nicht verwehren konnte, daß er mich mit demselben weißen Leichentuch überzog, worunter rings auf den Höhen die Todten schliefen. Die röthlichen Flammen der Feuer spielten zuweilen schwach gegen die weißen Zeltwände und zitterten über die ruhenden Menschen hin, kurz und heftig, als wollten sie Schutz und Hülfe suchen gegen den bleichen Schein. — Er ruht auf der Nilgebirge Jochen, und wenn ich wahrscheinlich wieder lange im schönen Deutschland bin, in einer hellen Nacht, so scheint er wieder auf diese Fläche und beleuchtet nicht mehr wie heute starre, verzerrte Todtengesichter, aber — weiße Knochen.

Am andern Morgen brachen wir um fünf Uhr auf und hatten dasselbe trostlose Terrain wie gestern, doch kam es mir heute viel weniger unheimlich vor, es begann in meiner Brust bereits ein Gefühl aufzugehen, das mich in den letzten Tagen der Wüstenreise ganz beherrschte, und nachdem es mich in Kairo unter dem Gewühle der Menschen verlassen, mich stets wieder beschlich, so oft ich von einem Thurm oder den Wällen der Stadt in die Wüste hinaussah. Es war das Gefühl der Freiheit, der Unabhängigkeit. In unsern eng umstellten Verhältnissen, bei unsern tausend Bedürfnissen, wo wir, wird nur ein einziges nicht befriedigt, gleich unsere Schritte gehemmt fühlen, lernen wir leider die Unbedeutenheit des einzelnen Menschen, seine Hülflosigkeit nur zu gut kennen; wir gewöhnen uns, den Menschen nur als Rad einer großen Maschine, und noch dazu als leicht ersetzliches zu betrachten. Wie anders fühlt man in der Wüste, trotz dem, daß hier die Umgebungen so kolossal, so unermeßlich sind, und man glauben könnte, diese leeren, weiten Strecken beengen die Brust und zeigen uns, wie klein, wie so gar

nichts wir seien. Dies ist nicht der Fall. Wir Europäer freilich, die wir von Bedürfnissen so viel zusammengerafft hatten, als wir bekommen konnten, vermöchten uns nicht so trotzig hinzustellen und zu sagen: ich bin mir allein genug, ich brauche euch nicht. Aber wie frei muß dem Araber das Herz schlagen, wenn er aus den engen, dumpfigen Stuben wieder hinauskommt in die Wüste, wo er allein steht, sich selbst genug, wo er sich selbst beschützt und allein für sich sorgt. Bei diesen wilden, aber freien Menschen ist keine Rede vom Kleben an der Scholle, ein Ausdruck, der mich immer beengt hat. Kameeltreiber zu sein, ist nach unsern Begriffen gewiß kein beneidenswerthes Loos; aber man biete jenen Menschen Alles, ein viel reicheres und besseres Leben, und stelle ihnen dabei die Bedingung, den Sand zu verlassen und ihre Hütte am Wasser des Nils unter Palmen aufzuschlagen: nur wenige werden ihrem Stande untreu werden. Die Ausdauer dieser Leute, ihre Munterkeit bei den größten Anstrengungen ist bewundernswürdig; wenn alle Thiere im Laufe des Tages ermatteten, so trieben diese Menschen, die doch ebenso gut den Weg machten, von Morgens bis Abends Possen, oder sie sangen, und unser Akrabut wußte, wie unser Dolmetscher sagte, sehr hübsche Märchen zu erzählen, und nicht immer aus tausend und einer Nacht oder einem andern Buche, sondern er war Poet und erfand die meisten selbst. Diese Leute, welche ihr ganzes Leben durch die Wüste ziehen, erhalten durch dieselbe von außen wenig Eindrücke und wenig Bildung, sie sind fast ganz auf ihr Inneres angewiesen. So mag es leicht kommen, daß, wenn sie in brennender Sonnenhitze den ganzen Tag gleichmäßig neben ihren Kameelen hergehen, sie sich vor Allem die Lust eines Trunkes klaren Wassers ausmalen, dazu einen schönen Springbrunnen denken, wie sie ihn irgendwo gesehen, ihn mit Orangen umgeben, und der Hintergrund eines Märchens ist fertig. Der Träumende tritt zum Brunnen, und nachdem er den brennenden Durst gelöscht, wachen im Unersättlichen tausend neue Wünsche auf: zwischen den Bäumen

ein schönes Weib, dessen Besitz ihm der Zauberer oder Drache streitig macht. Welche große Rolle überhaupt die Kameeltreiber in der morgenländischen Geschichte und den Erzählungen, besonders in tausend und einer Nacht spielen, weiß jeder. So lange die Welt steht, wird man von Mohamed, dem Kameeltreiber von Medina, sprechen, und es mag wohl sein, daß die kluge erzählende Sultanin im heißen Sand der Wüste empfangen und geboren wurde.

Auf dem ganzen bisherigen Zuge schien mir der gestrige Tag der am meisten entmuthigende gewesen zu sein; vielleicht als der erste der Wüste war er von Allen als Schwelle zu den übrigen mit Schauder und Schreck betreten worden, und sie fingen heute wieder an, freier aufzuathmen, und nahmen sich die Schrecknisse, die sie in den frühern Tagen noch vor sich gesehen, jetzt, wo sie mitten darin waren, nicht mehr so zu Herzen. Dazu kam die tröstliche Betrachtung, daß wir die Höhe des Berges erstiegen hatten und nun abwärts gingen. Die Hälfte des Weges war zurückgelegt, ja mehr als die Hälfte, da wir nach zwei Tagen hoffen konnten, die äußere Grenze des Delta zu erreichen, und wenn auch Sandweg, doch zur Seite Gras und Palmen zu haben.

Von unbeschreiblicher Ausdauer war mein Maulthier, mit dem ich in diesen Tagen den Weg oft doppelt und dreifach gemacht habe. Bald war ich vorn, bald hinten im Zuge, um mir von den ernsten und komischen Auftritten so viel einzuprägen, als nur möglich. Könnte es mir doch gelingen, wenn auch mit wenigen Strichen, die verschiedenen Gruppen und einzelnen Figuren zu zeichnen, die mir auffielen, wenn ich, vorn haltend, die Karawane an mir vorbeiziehen ließ! Jedes Thier bietet ein neues, interessantes Bild. Die Kameele, die in ihrem ruhigen, gemessenen Gange eher Maschinen als lebenden Wesen zu vergleichen sind, erhalten ihre Reiter in beständiger Bewegung. Obgleich der Araber ungemeine Fertigkeit besitzt, durch die verschiedenartigsten Lagen und Stellungen dem unangenehmen Stoße dieser Thiere auszuweichen,

ſo wackelt ihm doch fortwährend der Kopf auf dem Halſe, und die Kameeltreiber ſehen deßhalb mit ihren ernſten Geſichtern chineſiſchen Pagoden nicht unähnlich. Bald reiten die Leute auf dem Höcker, bald legen ſie ſich der Länge nach auf das Gepäck, und oft ſitzen ſie Stunden lang hinter dem Packſattel auf den untergeſchlagenen Beinen. Die Kameele gingen meiſtens in einzelnen Zügen von zwanzig bis dreißig Stücken, eines hinter das andere gebunden, und eine ſolche Truppe wurde etwa von zehn Treibern begleitet, die ſich längs der Reihe vertheilten und die Thiere antrieben; denn obgleich ſie im Allgemeinen von ſelbſt ihren ruhigen Gang einhalten, ſo gibt es doch auch unter ihnen widerſpenſtige und faule.

Das Kameel iſt mir immer als eines der ſonderbarſten Geſchöpfe erſchienen: die ſeltſame Figur, der große Kopf mit der hängenden Oberlippe und den Katzenohren, der ganze Körper wolligt, wie der eines Schafes, was man jedoch nicht oft ſieht, weil meiſt der ganze Körper geſchoren iſt und man nur am Höcker und an beiden Seiten, die der Packſattel bedeckt, die Wolle ſtehen läßt. Ein altes Märchen erzählt von der Schöpfung des Kameels: das Pferd habe ſich einſt gegen den Schöpfer beſchwert, es ſei zum ewigen Laſttragen verdammt, zu welchem Zweck ihm der Menſch einen Sattel auflege, der ihm den geraden Rücken krumm drücke und die Haut ſchinde; es müßte doch weit klüger ſein, wenn ihm gleich der Sattel gewachſen wäre. Darauf habe Gott das Kameel mit dem Sattel oder vielmehr Buckel erſchaffen, um dem Pferd zu zeigen, wie unrechtmäßig es geklagt habe, und wie ſehr der gewünſchte natürliche Sattel es entſtellen würde. — Es iſt merkwürdig, wie genau jedes Kameel die Laſt weiß, die es zu tragen vermag. Dieſelbe iſt in den heißern Strichen vier- bis fünfhundert Pfund, in den kälteren ſechs- bis ſiebenhundert. Keines läßt ſich über ſein Maß beladen. Hat es dieſes, ſo verſucht es aufzuſtehen; bepackt man es noch weiter, ſo ſtößt es ein eigenthümliches Geheul des

Unwillens aus, das sich bis zu einem gewissen Grad verstärkt, und hört man noch nicht auf, es immer mehr zu beladen, wieder abnimmt; wenn das Thier endlich ganz schweigt, schweigt es für immer. Es bleibt am Boden liegen, und weder durch Stockschläge noch durch Zureden ist es zu vermögen, sich aufzurichten; nimmt man auch einem auf diese Art mißhandelten Thiere seine ganze Last wieder ab, es erhebt sich nicht wieder; weder Hunger noch Durst bringen es von der Stelle; es erwartet ruhig den Tod.

Wir sahen heute ein Beispiel der Art. Der Unfall begegnete den drei ägyptischen Damen, von denen ich schon früher sprach. Ihr Thier hatte an den ziemlich korpulenten Wesen mit ihrem Bettwerk und Gepäck schon genug zu tragen, und schien ermüdet. Heute nun mochte dem Eunuchen, der den Harem begleitete, das Gehen zu sauer werden; er schwang sich auf den Hals des Thiers; dieses erhob hierüber ein gewaltiges Geheul und legte sich nach wenigen Schritten zu Boden. Der Eunuch sprang ab und fing unter dem Zettergeschrei der Damen an, das Thier zu prügeln; es blieb aber ruhig liegen. Sich lange aufzuhalten und hinter dem Zuge zurückzubleiben, schien den Damen nicht räthlich; sie wären ein artiger Fang der herumschweifenden Beduinen geworden. Also stiegen sie ab, um das ermattete Thier eine Weile erleichtert laufen zu lassen. Es blieb aber liegen, und selbst als man Bettwerk und Kisten herunterwarf, war es nicht zum Aufstehen zu bringen. Man mußte es zurücklassen, und es wäre den drei fetten Grazien wahrlich schlecht gegangen, hätte sich nicht der englische Kapitän ihrer angenommen und ihnen durch den Tatar-Gassi ein anderes Kameel verschafft. Indessen waren sie genöthigt, eine Zeit lang zu Fuß zu gehen, was sie sehr zu beugen schien, und auch bei ihrer Tracht — den weiten seidenen Beinkleidern, und goldgestickten Jäckchen — die nur zum Liegen auf dem Divan bestimmt ist, sonderbar genug aussah.

Das größte Lob unter den Thieren der Karawane verdient unzweifelhaft der weit geduldigere Esel, ein Thier, das bei uns

durch die ewigen Vorwürfe der Faulheit und Dummheit ſchwer verläumdet wird. Kein Thier trägt im Verhältniß ſeiner Größe ſo viel und unermüdlich wie der Eſel. Bei unſerm Zuge waren welche grauſam bepackt, und ſie gingen doch mit kleinen, aber emſigen Schritten vorwärts, bis ſie unter ihrer Laſt zuſammenbrachen, was bei einer großen Maſſe dieſer armen Thiere der Fall war. Pferde von beſonders edler Race befanden ſich, außer den unſerigen, im Zuge gar nicht: dauerhafte, ſtarke, ſogar ſchöne Pferde genug, doch keine ohne in die Augen ſpringende Mängel und Fehler. Dagegen gab es unter den Reitern ausgezeichnet ſchöne Geſtalten. So erinnere ich mich dreier Druſen — es waren Brüder — die in ihrem maleriſchen Coſtüm ein herrliches Bild gaben. Sie trugen weite, rothe, goldgeſtickte Beinkleider, einen farbigen ſeidenen Gürtel und eine blaue geſtickte Jacke mit aufgeſchlitzten Aermeln, die über die Schultern fielen, auf dem Kopf den weißen Turban, und waren ſehr gut mit reichgeſchmückten Waffen, Säbeln, langhalſigen Piſtolen und langen Flinten verſehen. Ihre ſchönen Phyſiognomien waren, bei vieler Gutmüthigkeit, doch trotzig und wild. Ihre Pferde, obgleich ſehr ſchlank und mager, waren äußerſt ſchnell und ausdauernd, und wurden von ihnen mit erſtaunlicher Gewandtheit geführt. Bei den Spielen, welche die Reiter beim Beginn des Zuges trieben, zeichneten die drei ſich immer aus, beſonders bei einem, wo der Reiter eine große Araberlanze in die rechte Hand nimmt, das Pferd im Carriere reitet und dabei dieſe Waffe über dem Kopf nach allen Seiten wie eine Feder ſchwenkt, auf einmal die Spitze in den Sand ſtößt und ſein Pferd um dieſen Drehpunkt mit unglaublicher Geſchicklichkeit bald auf die rechte, bald auf die linke Seite wendet, je nachdem er die Lanze links oder rechts in den Sand ſtößt.

Daß es tolle, leicht erregbare Menſchen waren, hätte unſer Maler beinahe zu ſeinem Unglück erfahren. Einer derſelben näherte ſich ihm und bat um eine der Perkuſſionspiſtolen, die F. im Gürtel

hatte. Er reichte sie ihm bereitwillig; sie war nicht geladen. Der junge Druse betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit und Neugierde, untersuchte hauptsächlich den Hahn, und als er weder Stein noch Pfanne fand, bat er durch Zeichen, man möchte ihm die Manipulation des Abfeuerns zeigen. F. setzte eine Kapsel auf die Batterie, ohne sie, wie er sonst that, fest hineinzudrücken; denn die Zündhütchen waren etwas zu klein für die Pistole, und oft konnte man den Hahn drei-, viermal niederschlagen lassen, ehe es losging. So ging es auch dem Drusen; er drückte ab, und da kein Feuer erfolgte, gab er die Waffe kopfschüttelnd zurück. F. spannte jetzt nochmals, und da das Zündhütchen durch den Schlag des Hahns gehörig eingedrückt war, erfolgte die Explosion. Auf dem Gesichte des Drusen wurde ein leichter Verdruß sichtbar; er glaubte wohl, Gott weiß welche Zauberei stecke hinter dem Schloß, daß es ihm versage, oder wir Franken können allein abdrücken und halten ihn zum Besten. Doch bat er nochmals um die Pistole, und als F., wahrscheinlich um ihn zu necken, das Zündhütchen wieder nur leicht aufsetzte, wodurch es, als der Druse losdrückte, nochmals versagte, und F. es nun selbst wieder mit lächelnder Miene abbrannte, riß dem jungen Türken plötzlich die Geduld, seine Züge drückten Zorn und Verachtung aus, er warf sein Pferd zurück, riß seine Pistole aus dem Gürtel, legte auf den Maler an, und es wäre sicher ein Unglück geschehen, wenn nicht ein alter, langbärtiger Beduine mit einem äußerst schlauen Gesicht, der neben mir ritt und wahrscheinlich den Zusammenhang kannte — denn er hatte beim vergeblichen Bemühen des Drusen höhnisch gelächelt — mit einem gewaltigen Sporenstoß sich zwischen Beide geworfen und die Pistole des Drusen auf die Seite geschlagen hätte, worauf sich dieser mit wilden Blicken entfernte. Später schien er aber sein Unrecht einzusehen; er kam am andern Morgen zum Maler herangeritten und übergab ihm seine eigene geladene Pistole mit dem Bedeuten, er soll auf

ihn schießen. Doch rauchten statt dessen die Beiden eine Pfeife zusammen und der Friede war wieder hergestellt.

Unser heutiges Nachtlager war, wie das gestrige, nur von Sand und todten Körpern umgeben; zur Tränkung der Thiere hatte man Gruben in den Sand gemacht, in denen sich jedoch nur ein salziges, übelschmeckendes Wasser sammelte. In der besten, das heißt der größten, stand ein riesiger Neger und schöpfte für unsere Pferde und die der Pascha's das Wasser in einem großen metallenen Gefäß, und da dieses jedesmal dem Pferde vorgehalten wurde, so kann man denken, wie lange es dauerte, bis alle getränkt waren. Auch fehlte es nicht an Zank und Streit, den aber gewöhnlich der Neger auf eigene Faust schlichtete, indem er jeden Araber und Beduinen der sich mit dem Pferde vordrängen wollte, mit seinem Gefäß auf den Kopf schlug, wobei der Getroffene nicht selten in's Wasser zu ihm hinabfiel. Dieser Neger war aber auch ein wahrer Athlet, und ich habe ihn Pferde, die ihm zu nahe kamen, zurückwerfen sehen, daß sie sich beinahe überschlugen. Wir spendeten ihm einen gelinden Bakschis von einigen Piastern, in dessen Folge er uns allen Uebrigen vorzog. Dieser Kerl war ein Angestellter bei der hiesigen Poststation.

Das Wort Poststation in der Wüste wird Jedem sonderbar vorkommen. Aber auch dies ist eine von den vielen guten und schönen Einrichtungen, die der Geist Mehemed Ali's in's Leben gerufen. Er versuchte auf alle mögliche Weise dem öden, unwirthbaren Landstrich der Wüste Einrichtungen aufzuzwängen, um den zahlreichen Karawanenzügen den Weg von Aegypten nach Syrien zu erleichtern. Nicht nur, daß er, wie ich schon früher bemerkt, längs des ganzen Weges, etwa von sechs zu acht Stunden, Brunnen anlegen ließ, die zum Theil schon fertig, zum Theil im Bau begriffen waren, unter den jetzigen Verhältnissen aber nicht vollendet werden: er hat auf dem ganzen Wege von Kairo nach Acre Poststationen anlegen lassen, die aus einem Wohnhaus für die

Tartaren und Stallungen für Kameele, Pferde und Esel bestehen. Jetzt natürlich war auch dieses Institut nicht mehr im gewöhnlichen Gange. Was konnte dem Pascha jetzt daran liegen, Menschen und Vieh aufzuopfern und den Kaufleuten oder sonstigen Reisenden eine schnellere Verbindung mit einem Lande zu verschaffen, aus dem man ihn gejagt hatte? Ueber die Aufhebung dieser Posten wird sich wohl Niemand mehr gefreut haben, als die Angestellten selbst. Diese Menschen führten ein trostloses Leben. Wir haben welche getroffen, die seit drei Jahren ihren Bezirk nicht verlassen, kein grünes Feld, kein Wasser gesehen hatten, als das schlechte, das ihnen in Schläuchen zugeschickt wurde.

Der Tatar-Gassi, der heute Abend wieder unser Gast war, erzählte uns als Chef der Post Einiges über die Einrichtung. Man muß nicht glauben, daß es dabei auf eine ganz geregelte Anstalt abgesehen gewesen, wie bei uns, daß man etwa ohne Weiteres Briefe ꝛc. damit befördern konnte und dergleichen. Der Hauptzweck war, den amtlichen Weg offen zu halten; doch konnte sich jeder Privatmann leicht einen Ferman auswirken, vermöge dessen ihm für eine gewisse Summe Pferde und Kameele gestellt wurden, die auf jeder Station wechselten und womit er seine Effekten oder sich selbst befördern konnte.

Bei den Posttransporten, wo es auf Schnelligkeit ankommt, bedient man sich des Reitkameels, des Hadschins. Es ist dieselbe Species, wie das gewöhnliche Reitkameel, aber eine edlere Race und vom demselben verschieden, etwa wie das englische Rennpferd vom gemeinen Ackergaul. Ich widerlege hiemit die falsche Vorstellung Vieler, welche auch ich theilte, als wäre der Hadschin eins mit dem zweihöckerigten Dromedar. Das Reitkameel, welches ein Alter von dreißig Jahren erreicht, wird schon mit zwei Jahren zum „Rachwan" dressirt, zu jenem Paß oder angenehmen Trab, den einige persische Pferderacen von Natur haben, zu welchem Zweck man ihm einen Vorderfuß mit dem Hinterfuß derselben Seite durch einen

ſpielende Haare in einzelnen Strängen. Es war das Konterfei irgend eines bösartigen Waldweibes aus einem Mährchen; indeß war die Frau ſehr umgänglich und obgleich ſie uns keinen Führer verſchaffen konnte, denn die Erwachſenen ſeien alle im Wald beim Holzſchlagen, ſagte ſie, und von den Kindern ſei noch nie eines bis Alpirsbach gekommen, was beiläufig geſagt, nur zwei Stunden ſind, ſo beſchrieb ſie uns doch den Weg ſo genau, daß wir ihn auch ſelbſt gefunden haben. Dieſer Weg führte anfänglich durch den Vogt Jockele's Wald, was ins Genießbare überſetzt, der Wald des Bauern Jacob heißt.

Trotz der mehrtägigen Hitze war der Boden des Wegs, den wir jetzt zu machen hatten, feucht und naß, weil die Tannen hier ſehr dicht ſtanden und Sonnenlicht und Luftzug keinen Durchgang geſtatteten. Bald ging unſer Weg abwärts, bald aufwärts, und gewährte den ſchönſten Anblick, wenn er am Abhang eines Berges vorbeilief und wir die Tannen ſo recht betrachten konnten, wie ſie ſo regelmäßig neben uns aufwärts bis zur Spitze des Berges und ebenſo abwärts bis ins Thal ſtiegen, wo wir die feingezackten Gipfel der höchſten Tannen wie kleine Sträucher vor uns ſpielen ſahen und ſie mit den Händen erreichen zu können glaubten. Von Zeit zu Zeit kamen wir an ſogenannten Holzſchleifen vorbei, zwei bis drei Fuß breiten Pfaden, die von der Spitze des Berges bis ins Thal ausgehauen ſind und gerade hinablaufen, daß es einem Menſchen beinahe unmöglich iſt, da hinabzuklettern. Auf ſie werden die gefällten Stämme, nachdem ſie ihrer Rinde beraubt und behauen ſind, gelegt und ſchießen ſo bei dem geringſten Anſtoß polternd ins Thal hinab, wo die zahlreichen Bäche, die der Schwarzwald beſitzt, dazu benutzt werden, ſie weiter zu bringen. Doch ſind dieſer Transportmittel noch immer zu wenig, um namentlich das Brennholz ins Unterland zu bringen, was daher im Gegenſatz zu dem wohlfeilen Preiſe, zu dem man es im Schwarzwalde kaufen kann, in den Städten ſehr theuer iſt. Mein Freund Siegmund, als ehrbarer Hausvater, klagte mir beſtändig darüber, wie ihm das Herz blute, wenn er hier oben mitunter das ſchönſte Holz, weil man es nicht Alles fortſchaffen könne, verfaulen ſehe. Und ſo war es auch: wir haben manches Klafter an ſtehengebliebenen Baumſtränken und liegengebliebenem Holze gefunden, das ſchon verfault war.

Es war Mittag und ſchon ſehr heiß, als wir Alpirsbach vor uns liegen ſahen. Doch mußten wir noch weit hinabſteigen in das zerklüftete, wild romantiſche Thal, durch das die Kinzig fließt und in deſſen tiefſtem Grunde das Oertchen ſelbſt liegt. Wir Beide waren von der Hitze und dem Herumklettern in den Bergen ziemlich müde geworden, und freuten uns nicht wenig, ein gutes Gaſthaus zu finden, wo wir uns etwas ausruhen und erfriſchen konnten. Anfänglich war

ziemlich langen Strick verbindet, es zuerſt gehen läßt, dann langſam antreibt, bis es gewöhnt iſt, im Trab die beiden Beine jeder Seite zugleich aufzuheben und ſie nicht wie das Pferd zu kreuzen. Die Ausdauer und Schnelligkeit dieſer Thiere iſt bewunderungswürdig. Sie traben gleichmäßig fort und machen mit ihren langen Beinen ſehr große Schritte. Das Pferd kann ſie wohl auf einen Augenblick im Carrière überholen, doch hält es keine Stunde mit ihnen aus. Ein Hadſchin kann ohne große Anſtrengung in einem Tage gegen fünfzehn deutſche Meilen laufen, und frißt dabei nicht mehr als ein anderes Kameel. Unſer Tartar-Baſſi hatte zu Anfang der Feindſeligkeiten eine Depeſche Ibrahims von Acre nach Kairo zu bringen, welche Strecke von hundertfünfzig türkiſchen Stunden, alſo, — dieſe zu fünf Viertel deutſchen gerechnet, — gegen hundertneunzig Stunden, er, ſo lautete der Befehl des Paſcha, bei Verluſt ſeines Kopfes in drei Tagen zurücklegen ſollte. Der Tartar-Baſſi, der auf allen Stationen die beſten Reitkameele kannte, übergab ſeine Depeſche ſchon in der Hälfte des dritten Tages. Indeſſen ſoll dies Reiten wegen der ſtarken Bewegung des Thieres ſehr ermüden und die Bruſt angreifen. Dies iſt auch natürlich; der Sattel liegt oben auf dem Höcker, ſo daß der Reiter die volle Kraft der Bewegung auszuhalten hat. Da der Reiter mit den Beinen nicht ſchließen kann, ſo iſt der Sattel mit einer Lehne verſehen, und trotz dieſer Lehne und einem Bügel an der linken Seite, in welchen der Reiter, wie bei uns die Damen, einen Fuß ſetzt, iſt es doch ſchwer, das gehörige Gleichgewicht zu erhalten.

Der Tartar-Baſſi ließ uns während des Marſches ein Reitkameel beſteigen. Jemand, der zum Schwindel geneigt iſt, würde keinen Augenblick oben ſitzen bleiben. Und doch iſt es etwas Schönes um dieſe Reiterei. Ich habe ſtets mit Vergnügen die Paſcha's auf ihren Hadſchins daher kommen ſehen. Das große Thier, das mit ſeinem Reiter aus weiter Entfernung im Augenblick zur Stelle

iſt, und in langen Sätzen ebenſo raſch vor uns verſchwindet, hat etwas fabelhaft Großartiges.

Unſer heutiger Marſchtag war in Betreff der Hitze, der Oede, die uns rings in der Natur umgab, ſowie des Elends, das in der ganzen Karawane herrſchte, dem geſtrigen gleich. Wir waren unſer etwa zwanzig Reiter, die Nachmittags dem Zuge voraneilten, weil uns ein ortskundiger Beduine geſagt hätte, hinter jenen Sandhügeln dort liege unſer heutiges Nachtquartier. Noch eine halbe Stunde, und vor unſern Augen bereiteten ſich zwei große Oaſen aus: Wieſen von ziemlichem Umfang, mit hohen, ſchönen Palmen dicht beſetzt, welche der gelbe Sand ſcharf umgrenzte; ein eigener Anblick, den wir ſpäter im Delta öfters hatten. Das friſche Grün des ſüßbewäſſerten Bodens verliert ſich nicht allmählig im Sande, der es umlauert, ſondern bricht plötzlich ab. Auf einer Anhöhe neben den Oaſen ſahen wir ein altes, verfallenes Gemäuer liegen, an dem ſich, wenn uns unſere Augen nicht trügten, ein kleiner Markt aufgeſtellt hatte. Wir ſahen Beduinen umhergehen und mit ihren langen Stöcken eine Schaafheerde zuſammentreiben, die, im Gemäuer zerſtreut, ſich einige Grashalme aufgeſucht hatte. Es hielten Weiber da mit Körben voll Eier und Säcken voll Brod, und einige Kameele, die auf ihren Knieen ruhten, trugen große Laſten von gelb glänzenden Orangen. Wir deuteten dies als ein Zeichen, daß, da uns Menſchen mit Lebensmitteln entgegen kamen, das Ende der Wüſte und damit die Fleiſchtöpfe Aegyptens in der Nähe ſein müßten. Das Gemäuer war ein zerfallenes Fort, das die Franzoſen unter Bonaparte auf ihrem fruchtloſen Zuge gegen Acre errichtet hatten. Wir ſprengten im Carrière mit lautem Hurrah vorwärts; die, denen es hauptſächlich galt, die Araber mit den Vorräthen, ſchreckten ſichtlich empor und griffen, hinter die alten Mauern tretend, nach ihren langen Gewehren. Doch änderte ſich bald die Scene, als wir, freilig für unſinnige Preiſe, ihnen von ihren Lebensmitteln abkauften.

Der Tartar-Gaſſi hatte uns im dichteſten Palmenwalde den Platz für unſere Zelte angewieſen, da, wo die alten Stämme gleich hohen Säulen emporſtiegen und ſtolz die zierliche Krone trugen, die zwar keinen vollkommenen Schatten gewährte, doch den Raſen mit einem fein gezackten grünen Gewölbe deckte. Es iſt etwas Eigenes um die Palme; welch reizende Vorſtellungen weckt im Abendländer das Wort Palme, und vollends Palmenwald! Wie ärmlich erſcheinen uns dagegen unſere Wälder, wo nur der plumpe Eichbaum wächst, und die ſtarke Buche und die ſchwarze traurige Tanne! Aber es geht uns mit der Palme wie mit ſo vielen Dingen, die uns die Ferne und die Unerreichbarkeit im Zauberlichte zeigt, daß unſere Phantaſie ſtets bereit iſt, einem Brennſpiegel gleich, in ſtärkern Strahlen zurückzuwerfen. Wir leſen, wie ſchon die älteſten Völker, die Juden namentlich, Palmblätter ſtreuten und damit den Weg der Könige und großen Männer heiligten. Welcher Märchenkranz flattert für uns um die Krone der Palme! an welchem Quell, wo Abdallah oder Said ruhten, oder wie die Helden alle heißen, ſtand nicht eine Palme! Mir kam dieſer Baum früher immer vor, wie das ſichtbare Zeichen einer neuen, geheimnißreichen Welt, eines glänzenden Zauberkreiſes; ſein Anblick durchzuckte mein Herz, wie wenn mich in der Ouvertüre einer großen Oper die immer längern Paukenwirbel, die ſchneidenden Wehlaute der Hörner auf etwas Außergewöhnliches vorbereiten. Es war in der Nacht, als wir auf der Rhede von Rhodus anlangten, und ich im hellſten Mondlicht, das wir ſeit lange geſehen, einen Palmbaum über die grauen Mauern blicken ſah. Da ſtand ich lang im Anblick des ſchlanken Orientalen verſunken, und die Phantaſien, welche, mit dieſem Baum verknüpft, in einem Winkel meines Herzens ſchlummerten, rankten nach allen Seiten wild und üppig empor; gewiß ſehr natürlich, denn wir lagen ja vor Rhodus. Als ich ſpäter viele tauſend dieſer Bäume geſehen, und unter ihnen liegend, die Sonne, die durch ihre ſpitzen Blätter dringt, ſchwer empfand, ſtiegen unſere

deutschen Eichen- und Buchenwälder sehr in meiner Achtung. Wo die Palmen noch so dicht stehen, gewähren sie keine Kühle, und bieten dem Auge keine Abwechslung, keine Nüancen der Farbe, immer nur ein einfaches, dunkles Grün.

Indessen war uns der wenige Schatten, den uns heute die Oase darbot, nach einem mehrstündigen Ritt durch öde, baum- und strauchlose Sandflächen, sehr erwünscht. Wir suchten uns einen Platz, wo die Bäume so weit auseinander standen, daß wir je zwischen drei und vier unser Zelt aufschlagen und die Pferde bei ihnen anbinden konnten. Bald kam der ganze Zug der Karawane nach, und so viele der Wald aufnehmen konnte, lagerten sich in demselben, die übrigen um das Fort und auf der andern Seite. Die Anstalt zur Tränkung des Viehs war heute ganz gut: ein langer gemauerter Behälter, wie ich ihn schon früher beschrieben, mit einem Schöpfrade, an welches ein Kameel gespannt wird, um das Wasser in die Höhe zu winden. Mochten sich nun die ärmeren Klassen in der Karawane an die Schrecken der Wüste gewöhnt haben, oder war es das Grün der Oase, oder der Markt, auf dem sich freilich keiner etwas kaufen konnte, der ihnen aber doch Abfälle vom Tisch der Reichern gewährte: sie waren heute ungleich munterer und lebhafter, als gestern und vorgestern. Die meisten kehrten, nachdem wir eine Stunde gelagert, statt des starren Hinbrütens, worein sie die vorigen Tage versunken waren, zu ihrer alten Lebhaftigkeit zurück. Wir hatten für uns neue Brodvorräthe angekauft und das alte, fast ganz vertrocknete, so viel es sich thun ließ, unter das Volk vertheilt. Und es war rührend anzusehen, mit welcher Freudigkeit sie diese kleinen Gaben empfingen, und wie wenig dazu gehört, diese Menschen vergnügt zu machen; besonders die Schwarzen sprangen um unsere Zelte herum, tanzten und trieben allerhand Kindereien.

Unser heutiges Lager hatte aber auch etwas sehr Freundliches und wahrhaft Phantastisches, besonders als die Nacht kam und hinter den weißen Sandhügeln der Mond aufstieg. Da saßen wir

in unſerem Zelt, deſſen Thüre wir weit zurückgeſchlagen hatten, und ſchauten in's bunte Gewühl, das ſich in der ſeltſamſten Beleuchtung vor unſern Augen bewegte. Die Araber hatten unter den Bäumen große Feuer angelegt, die ſie mit kleinen Streichern unterhielten, welche in Menge in der Oaſe wuchſen. Dieſes Brennmaterial, ſehr dürr und trocken, hat das Eigene, daß es, auf die glühenden Kohlen gelegt, wie Stroh plötzlich zu einer haushohen Flamme aufflackert, die dann ebenſo raſch wieder zuſammenſinkt. So ſchien der ganze Wald mit rieſigen Irrlichtern belebt, die jetzt kaum bemerkbar glimmten, dann plötzlich emporfahrend, die umherliegenden Menſchen grell beleuchteten. Und dabei der Jubel der Araber, wenn man auf die verlöſchenden Kohlen, bei deren Schein man nichts mehr von ihnen ſah, als ihre glänzenden Augen, mit denen ſie ſinnend dem Verglimmen des Feuers folgten, eine neue Ladung Geſträuch gelegt wurde, und jetzt die Flamme auf einmal emporloderte. Da erhoben ſie ein wildes, lange nachhallendes Geſchrei, ihr Hurrah, das uns Anfangs zuweilen erſchreckte. In ſolchem Augenblicke ſahen die Gruppen wie eine Dekoration aus, die man kunſtreich geordnet und beleuchtet. Vor einem Feuer, das nicht weit von unſerem Zelte brannte, ſtand der Neger, der uns geſtern beim Waſſerſchöpfen ſo treffliche Dienſte geleiſtet, mit ſeiner rieſigen Figur, regungslos an eine große Palme gelehnt, ein ſchönes Bild, wie ich es nie geſehen. Mann und Baum ſchienen von Bronze, welche das aufflackernde Feuer vergoldete. Selbſt die Thiere ſchienen an dieſem Feuerwerk Gefallen zu finden; Scham, unſer edler Hengſt, wieherte faſt den ganzen Abend vor Freude, und das kleine neugierige Fohlen, das am Abend von ſeinen Banden befreit wurde, tappte zuweilen zu unſerem Feuer hin, um ſich die Sache in der Nähe zu beſehen. Der Palmenwald hatte etwas Zauberhaftes; von unten wurden die hohen Stämme durch die flackernden Feuer röthlich angeſtrahlt und oben verſilberte das Mondlicht die Spitzen der Blätter, die der Abendwind hin und her wiegte.

Unser englischer Kapitän hatte unter den Vorräthen auf dem Markt einen Korb mit Nilfischen alsbald für sich in Beschlag genommen und von seinem Koche zubereiten lassen. Fische in der Wüste! und sie waren noch dazu sehr gut; nur gaben sie zu einer kleinen Streitigkeit zwischen dem wunderlichen Kapitän und seinem Kochkünstler Anlaß. Ersterer hatte befohlen, sie alle zu braten; da aber ihre Anzahl nicht unbedeutend war, hatte Husseyn einen Theil für Morgen aufheben wollen. Als wir die umfangreiche Schüssel, die man uns vorsetzte, geleert hatten und ganz gesättigt waren, fragte der Engländer, ob das alle Fische seien, und als dies der Koch verneinte, mußte er die übrigen zur Strafe auch noch zubereiten, bloß weil der Kapitän einmal gesagt hatte, sie sollten alle gebraten werden; denn keiner von uns rührte mehr ein Stück an.

Nachdem wir am Abend noch einen Gang durch sämmtliche Lager gemacht und alle Pferde gemustert hatten, was namentlich der Baron jeden Tag that, um unter den vielen Hunderten vielleicht etwas Ausgezeichnetes zu finden, statteten wir dem Tartar-Gassi, der neben uns lagerte, noch einen Besuch ab. Er theilte uns die nicht sehr erfreuliche Nachricht mit, es sei ihm bei der allgemeinen Ermattung sämmtlicher Menschen und Thiere nicht möglich, ferner so rasch wie bisher den Zug fortzusetzen, weßhalb er morgen nur einen kurzen Marsch von vier Stunden machen und übermorgen in Salahieh der Karawane zwei Tage Ruhe gönnen werde. Er sah unsere Bestürzung hierüber, weßhalb er uns den Vorschlag machte, wir sollten morgen mit der Karawane bis zum Lagerplatz ziehen und dann mit einigen zwanzig Reitern, die er uns mitgeben wolle, noch eine Etappe weiter machen, so daß wir morgen schon nach Salahieh kämen, wo, als auf der Grenze Aegyptens, alle Gefahr wegen der streifenden Raubbeduinen vorbei sei und wir unsern Marsch in beliebiger Schnelligkeit fortsetzen könnten, ein Vorschlag, den wir nach einiger Ueberlegung annahmen.

Am nächsten Morgen brachen wir um fünf Uhr mit der Karawane auf und gelangten schon gegen eilf Uhr auf den für heute derselben bestimmten Lagerplatz, einer gewöhnlichen Poststation mit gemauertem Brunnen und Schöpfrad. Wenn uns schon früher diese gut eingerichteten Tränkungsanstalten in Erstaunen gesetzt hatten, so fanden wir auf unserm heutigen Wege etwas, das uns wirklich mit Achtung erfüllte vor dem Geiste Mehemed Ali's, der es versucht, der gewaltigen Wüste europäische Kultur aufzudringen. Es waren dieß hölzerne Thürme, die eine Telegraphenlinie zwischen Kairo und Jaffa herstellen sollten, aus rohen Planken zusammengezimmert, von ungefähr vierzig Fuß Höhe, oben mit einer Plattform versehen und in zwei Stockwerke getheilt, in welchen starke Leitern die Dienste der Treppen versahen. Natürlich waren sie alle noch unfertig und auf keinem befand sich etwas von der eigentlichen Einrichtung der Telegraphen; und ehe die türkische Regierung etwas zu ihrer Vollendung thun kann, haben die herumstreifenden Araber oder die edlen türkischen Soldaten selbst die Thürme wieder abgerissen und verbrannt, um ihren Pillau zu kochen.

Kaum waren wir angelangt, so übergab uns der Tartar-Gassi seinem Worte treu, einige Reiter, die uns als Bedeckung dienen sollten; es waren aber keine zwanzig, sondern nur acht; da er indessen, wie auch mehrere andere Offiziere, uns nochmals versicherte, es sei von hier auf dem Wege nach Kairo auch nicht mehr die geringste Gefahr zu besorgen, und wir ja zudem doch unsere fünfzehn gut Bewaffnete waren, so begnügten wir uns mit der Escorte, die aus lauter jungen kräftigen Männern bestand — auch die Drusen, von denen ich oben sprach, waren darunter — tränkten unsere Pferde und machten noch einen Besuch bei Mahmud Pascha, der, obgleich der Tartar-Gassi das Kommando hatte, die höchste Person bei der Karawane war. Dieser ließ von seinen Kameelen ein paar Flaschen Champagner herunter langen und sie uns zu einem Bügeltrunk kredenzen. Wir ließen nicht ohne ein leises schmerzliches Ge-

fühl all die guten Menſchen hinter uns, die uns vom Paſcha bis zum geringſten Neger, wo ſie nur immer konnten, Gefälligkeiten erwieſen hatten. Trotz dem, daß Alle mit Abpacken der Thiere und Aufſchlagen des Lagers beſchäftigt waren, traten viele in unſern Weg und murmelten ihr Maſchallah, während ſie die Hände auf Stirne und Bruſt legten; ja einige alte Beduinenhäuptlinge, die ſich ſchlecht verproviantirt hatten und denen der gute Baron ſtets von ſeinen Privatvorräthen mitgetheilt, faßten den Zügel ſeines Hengſtes und legten ihm die Hand auf das Knie und an den Bügel und riefen Allah und den Propheten an, ihn ferner zu beſchützen. Und dies Alles war reine Gutmüthigkeit, ohne andere Abſicht; ſie konnten doch nimmer daran denken, uns je wieder zu ſehen, und dachten auch wohl nicht daran; wir begegneten indeſſen ſpäter einigen derſelben in Kairo.

Ich machte vor unſerm Aufbruch noch einen kleinen Tauſchhandel mit einem Araber, einem Manne, der ſich auf dem Marſche ſehr oft zu mir gehalten und mich über dies oder jenes belehrt hatte. Ich gab ihm meinen himmelblauen Schlafrock, der ſehr zierlich mit Roth ausgeſchlagen war, dem man aber ſehr die Stürme anſah, die er auf der Reiſe durchgemacht, und der Alte verehrte mir dagegen einen eiſernen Piſtolenladſtock, der wieder einer Zange als Scheide diente, mit welcher man Kohlen auf die Pfeife zu legen pflegt. Darauf nahmen wir zärtlichen Abſchied von einander, indem mich der Araber bei der Hand ergriff und dann ſich vorn überbeugend, ſeine Stirn an die meinige legte.

Es war heute wieder eine glühende Hitze und unſere drei Herren Kameeltreiber, die ſonſt beſtändig luſtig und guter Dinge waren, mochten es in ihrem Innern ſchwer empfinden, daß ſie heute weiter marſchiren mußten, als die andere Karawane; denn ſie zogen ſchweigend neben ihren Kameelen dahin, und ſelbſt Herr Akrabut wollte unſerm Koch Giovanni, trotz deſſen vielmaliger neckender Aufforderung, kein Mährchen erzählen. Als wir etwa eine halbe

Stunde vom Lagerplatz entfernt waren, bemerkten wir eine ältliche Frau, eine Aegypterin mit blauem Hemde und Schleier, die uns in einiger Entfernung folgte. Giovanni mußte auf Befehl des Barons zurück und sie fragen, warum sie die Karawane verlassen, worauf sie entgegnete: ihr Mann, ein Jüs-Baschi in der Armee Ibrahims, sei auf dem Zuge geblieben; sie habe bis gestern einen Platz auf einem Kameel bei einer Bekannten gehabt; dieses sei jedoch gestern gestürzt, und sie vertraue zu uns Franken, wir werden sie nach Kairo mitnehmen. Der Baron erlaubte dem armen Weibe, auf unser erstes Kameel zu steigen, das bis jetzt neben dem kleinen Fohlen Wasser und Kohlen getragen hatte; diese Artikel waren aber jetzt sehr zusammengeschmolzen und deßhalb Platz genug auf dem großen Thier. Das kleine Pferdchen, das anfangs die neue Nachbarschaft mit neugierigen Blicken betrachtete, schien sich bald daran zu gewöhnen; denn die Frau liebkoste es beständig und deckte ihm bei der großen Hitze ihren Schleier über den Kopf.

Wir verloren die große Karawane, mit der wir Gaza verlassen, aus dem Gesicht, und zogen, eine kleine bildend, weiter durch die Sandwüste, die aber hier schon viel von ihrem schauerlichen Charakter verloren hatte. Zur Seite des Weges erschienen hie und da kleine Gesträuche bis zu drei Fuß Höhe, und der Weg war statt des gestrigen losen Sandes heute schon so hart, daß die Kameele an den meisten Stellen mit ihren breiten Fußballen nicht mehr einsanken. Es mochte gegen drei Uhr sein, als der Baron, der mit einigen Reitern etwas voraus war, plötzlich laut ausrief: „Wasser! Wasser!“ und links querfeldein gegen einen großen Teich sprengte, der sich bei der Krümmung des Weges unsern Blicken zeigte. Auch ich forcirte meinen Maulesel zu einem armseligen Galopp und hörte bald, daß es kein Trink-, sondern Salzwasser sei. Aber wenn somit auch die Hoffnung auf ein gutes Nilwasser vereitelt war, so wußten wir doch beim Anblick dieser Seen, deren sich nun auch rechts mehrere zeigten, daß wir uns dem Delta näherten; denn es

mußten jene Moorwasser sein, die man auf den Karten von der Mündung des Nils aus gegen Osten weit in's Land hinein verzeichnet sieht.

Der Tartar-Gassi hatte uns freilich gesagt, wir haben von seinem Lager bis zur nächsten Poststation — sie hieß Kantra — nur noch fünf Stunden; aber es wurde Abends sieben Uhr, ehe wir sie erreichten. Sie hatte Tränkungsanstalten wie die gestrige, doch waren die Gebäude für die Postbeamten comfortabler eingerichtet, als auf allen andern, und zwischen zweien derselben stand ein großes, schönes Zelt aus dickem Segeltuch aufgeschlagen, unter dem der Chef der Post, ein dicker Aegyptier, lag, der uns sagen ließ, wir möchten unsere Zelte nicht aufschlagen, er müsse auf Verlangen den Reisenden Platz in dem seinigen geben — also eine Wüstenpassagierstube.

Etwas sehr Merkwürdiges hatte diese Station: hier befand sich zugleich eines der Kameelgestüte Mehemed Ali's. Es waren fünf oder sechs große, starke Kameelhengste da, einige zwanzig Stuten und sieben oder acht Fohlen. Diese kleinen Thiere sahen höchst sonderbar aus. Die Biegung des Kopfes, der wie der Schnabel eines Raubvogels nach unten gekrümmt ist, tritt bei ihnen viel stärker hervor, als bei den Alten, und gibt ihrem Kopfe eine gewisse Aehnlichkeit mit dem eines Habichts. Dabei trägt das Thier seinen wolligen Körper äußerst unbeholfen auf den langen Beinen und ist außerordentlich eigensinnig. So wollten die Araber, als es anfing dunkel und kühl zu werden, einige dieser Thiere, die sich draußen in die Sonne gelegt hatten, zum Aufstehen bewegen, um sie in den Stall zu treiben. Aber die kleinen Geschöpfe stießen ein Geschrei des Unwillens aus und mußten mit Gewalt aufgehoben und fortgetragen werden. Diese Thiere wohnten in einem umschlossenen Hof, an den rechts und links zwei Schuppen stießen und Alles war aus Steinen aufeinander gesetzt. Die Postknechte, sowie die

unſere Abſicht geweſen, über Schiltach und Wolfach nach Hippoldsau zu gehen, was man uns hier abrieth, da dieſer Weg dem Kinzigthale entlang für uns, die wir nur die Abſicht hatten, den Schwarzwald ſelbſt, das heißt, ſeine himmelhohen Tannen und Waldwege zu bewundern, wenig belohnend ſei. In Alpirsbach beſahen wir das einzige Merkwürdige, was der Ort bietet, ein altes Benediktinerkloſter, welches im Jahre 1095 von Kottmann von Hauſen und Adelbert von Zollern geſtiftet wurde. Die ſehr kleine Kirche deſſelben hatte man jetzt weiß angeſtrichen und für den evangeliſchen Gottesdienſt eingerichtet. Der Kreuzgang war mit Bildhauerarbeit verziert und wenn nicht einer von den ſchönſten, die ich geſehen, doch einer der ödeſten und unheimlichſten. Er umgab von vier Seiten einen kleinen Hof, zu dem entweder nie ein Eingang geweſen oder derſelbe vermauert war; denn den Boden hatte ſeit langer Zeit kein menſchlicher Fuß mehr betreten; es wucherte da ein Wald von Unkraut, allerlei Schmarotzerpflanzen bedeckten die Fenſter theilweiſe und verdunkelten den Gang noch mehr. Ich hätte ihn wohl beim Mondſchein ſehen mögen, da müßte er eine gute Staffage zu einer ſchauerlichen Novelle abgeben.

In der brennendſten Sonnenhitze ſtiegen wir wieder aus dem Thale herauf in den Wald, um nach Hippoldsau zu kommen. Auf dem Wege begegneten uns wieder viele Mädchen mit ſchwarzen Augen und ſchwarzen Haaren, die ſie in lange Zöpfe geflochten über den Rücken hinabhängen laſſen. Sie kamen vom Feld, wo ſie vom frühen Morgen an bis jetzt gearbeitet hatten, und da die Hitze zu groß wurde, nach Hauſe zurückkehrten. Die meiſten waren ſchlanke volle Geſtalten, die unſern Gruß freundlich erwiederten. Von einer der hübſcheſten, mit der ich mich unterhielt, und die mir, nachdem ich eine lange Rede gehalten, recht naiv antwortete, ſie habe mich nicht verſtanden, erfuhr ich endlich, nach vielen Umſchreibungen, daß ſie Maria heiße, worauf wir uns als gute Freunde trennten. Wir litten bei dem Bergſteigen nicht wenig von der Hitze, und waren endlich recht froh, wieder in den Schatten der Tannen zu kommen. Doch ſtiegen wir luſtig und guter Dinge, lachend und ſingend aufwärts und vertrieben uns die Zeit, indem wir uns bald Mährchen, bald ſelbſt erlebte Anekdoten erzählten. Meine Phantaſie iſt nie ſo regſam, als wenn ich im Wald ſpaziere, und hundert Pläne und Gedanken, wenn auch vielleicht alle ohne Werth, tauchen in mir auf; heute waren wir Beide beſonders glücklich, Novellen zu erfinden, wir verwarfen aber alle als nicht tauglich, bis auf eine, die uns ſehr pikant vorkam. Ein junger, wohlbeleibter, aber dabei ſehr fauler Poet, ſieht im erſten Kapitel der Novelle endlich ein, daß eben dieſe Faulheit nicht viel aufs Papier brächte, und daß er in dem Gewühl und der Zerſtreuung der großen Welt, die ihn umgab,

Aufseher des Gestüts waren Neger und Abyssinier, und unter ihnen sehr schöne Menschen.

Wir richteten uns im großen Zelte des Postmeisters so gut wie möglich ein. Ein ziemlich starker Wind, der sich am Abend erhob, bewegte die langen Zeltwände hin und her. Es war das erstemal seit unserer Wüstenreise, daß wir wieder einmal den Luftzug bemerkten, und da das Posthaus auf einer kleinen Anhöhe lag, so strich er recht frisch und kühl bei uns vorüber und eilte zum Delta voran, um dort wahrscheinlich unsere Ankunft anzuzeigen. Der dicke Postmeister, der sich zu uns in's Zelt kauerte, war ein recht gemüthlicher Aegyptier. Er erzählte uns, er sei schon fünf Jahre auf dieser Station, ohne sie je verlassen zu haben; seine Bedürfnisse lasse er sich auf Kameelen von Kairo kommen; sogar das reine Trinkwasser mußte er sechs Stunden weit herschaffen lassen. Gerade heute hatte er wieder einen Transport bekommen; er brachte uns auf einer kleinen Schüssel einige Confituren von Kairo, die er als die vorzüglichsten ihrer Art pries; sie waren ebenso fett und unangenehm süß, wie die türkischen. Von der Politik wußte der alte Herr so gut wie gar nichts, und er verwunderte sich sehr, als wir ihm erzählten, Ibrahim Pascha habe sich durch die Engländer und eine Hand voll Türken aus dem Lande jagen lassen. Natürlich hatte er vom Zuge Ibrahims durch die Wüste gehört, und die Kolonne Achmed Pascha Menikli's war schon vor einiger Zeit hier durchgezogen. Aber das Warum hatte ihn wenig gekümmert.

Am andern Morgen brachen wir zeitiger als sonst auf, indem wir nach Salahieh, dem ersten ägyptischen Dorfe, wie man uns gesagt, zehn Stunden hatten. Der Weg besserte sich im Laufe des Tages zusehends, und gegen Mittag, wo die Sonne recht glühend auf uns schien, tauchte vor uns von Süden nach Südwesten aus dem gelben Sande ein langer grüner Streifen auf. Es waren Palmenwälder, die jedoch bald wieder verschwanden, und gegen ein Uhr hatten wir heute noch einmal und zum letzten Mal den vollen

Anblick der troſtloſen Wüſte um uns: rings, ſo weit das Auge reichte, eine glatte, hellgelbe Sandfläche, worauf die Sonne mit unbeſchreiblicher Schwere lag und die Thiere und uns faſt zu Boden drückte. Die Araber hatten wieder wie gewöhnlich ihre Teppiche über den Kopf gezogen und ſaßen zuſammengekauert auf ihren Pferden, wobei ſie ihre Waffen, Lanzen und Säbel nachläſſig über den Sattelknopf legten. Unſere kleine Karawane hatte ſich ganz auseinander gezogen, denn jeder ließ ſein Thier gehen, wie es eben wollte; jeder war zu matt, um den Fuß zu einem Sporenſtoß zu erheben oder auch nur den Fuß zu einem Zungenſchlag aufzuthun. Der Nachtwind hatte die ganze Fläche, ſo weit wir ſahen, ſcharf angehaucht und lauter kleine Wellen hineingeſchnitten, ſo daß das Kameel an der Spitze ſich jedesmal Bahn machen mußte, wie wenn man bei uns zu Hauſe an einem Wintermorgen der erſte iſt, der die über Nacht gefallene Schneedecke zertritt. Der ganze Anblick der heutigen Wüſte, das matte Dahinſchleichen unſerer Thiere und die Glut der Sonne drückten uns Alle ſo darnieder, daß wir mit ſchweren Athemzügen nach der Gegend blickten, wo uns vorhin die Palmen erſchienen und wieder verſchwunden waren. Aber wir wußten, noch ehe der Abend kam, hatten wir ſie erreicht, und konnten, unter ihrem Schatten geborgen, nach jenem ſchrecklichen Feind, der Wüſte zurückblicken, der uns heute zum letztenmal in ſeiner ganzen fürchterlichen Geſtalt erſchien. Wir wußten, daß die Sonne, die uns jetzt zu verſengen drohte, denſelben Weg mit uns hatte und wir nach der Richtung, wo ſie am Horizont verſchwand, Menſchen, ein Dorf, Waſſer und friſches Grün finden würden.

Doch wie mußte es denen ſein, die ohne Compaß oder ſichern Führer vom Wege abkamen und umherirrend nicht wußten, wohin, um dieſem großen, allgewaltigen Grabe zu entfliehen? Der Gedanke an ein Verirren, ſo nahe am Ziele unſerer Reiſe, ſtieg in mir leiſe auf, und meine ſtets rege Phantaſie ließ mir ein ſolches Unglück ſo möglich werden, daß ich zum Anführer unſerer Beduinen,

der vorne an der Spitze war, hineilte, um ihn auszufragen, ob er auch sicher wisse, wo wir uns eben befanden. Der Alte hob den Burnus, den er über das Gesicht geworfen hatte, etwas in die Höhe und sah mich so listig lächelnd an, als habe er meine Furcht errathen; dann bedeutete er mir in der lebhaften Zeichensprache, die diesem Volke eigen ist: vor uns sei das Delta, rechts das Meer, aber links — hier streckte er seinen Arm nach Osten aus, wo sich die große Wüste bis ans rothe Meer und weiter hin zieht — links sei gar nichts als Sand, und wer dort einmal hingerathen sei, könne ruhig ein Loch in den Sand machen und den Burnus über den Kopf ziehen. Dahin schaute ich und gefiel mir darin, mich immer tiefer in das Wüste, unendlich Oede zu denken, das sich da ausbreitete und unsern Fuß berührte.

Einige Minuten mochte ich so fortgeritten sein, als mir plötzlich deuchte, ich sehe am fernen Horizonte, nach der Richtung der Wüste, einen dunkeln Streifen erscheinen, in der Art, wie wir früher die Palmenwälder vor uns gesehen hatten. Was konnte das sein? Einige Schritte vor mir ritt der Baron, der ein sehr scharfes Gesicht hat und mit einem lauten Ach! plötzlich sein Pferd anhielt und es nach jener Gegend wandte. Ich rief ihm zu, was er von dem Streifen dort halte, und ob er etwas Genaueres sehe, worauf er erwiderte: dort sei auf einmal Wasser erschienen; er sehe die Wellen sich bewegen und umher große Palmen und andere Bäume, wie von starkem Winde bewegt, auf und abnicken. Ich zog am Mantel unseres Beduinenchefs, der sein Gesicht schon wieder bedeckt hatte, und zeigte, als er mich fragend ansah, nach jener Gegend. Als habe er ein Gespenst gesehen, verzog der Alte mit einem lauten Maschallah sein Gesicht und starrte in die Wüste hinein. Auch die andern Araber und unsere Kameeltreiber wurden aufmerksam und blickten mit demselben Entsetzen hinaus, und Giovanni, der Dolmetscher, näherte sich uns und rief dem Baron zu: das sei das Wüstengespenst, das die Reisenden irre führe, vom Weg ab in das

Innere der Wüſte, das ſtets zurückweiche und nicht eher verſchwinde, bis die Karawane, die ihm gefolgt, den richtigen Weg nicht wieder finden könne und verloren ſei. Es war alſo die Fata Morgana. Der Baron ſprengte darauf zu und wir folgten ihm, obgleich uns die Beduinen abzuhalten ſuchten, und bald konnte auch ich etwas von der ſonderbaren Erſcheinung erkennen. Es war, wie ſchon geſagt, ein weiter Waſſerſpiegel, an ſeinen Ufern wuchſen grüne friſche Bäume, und doch war nichts da, als verbrannter gelber Sand. Es verurſachte uns Allen ein recht unheimliches Gefühl, und doch freuten wir uns, noch am letzten Tag unſerer Wüſtenreiſe der Fata Morgana oder dem Wüſtengeſpenſt begegnet zu ſein. Das Phänomen verdient in der That den Namen eines Geſpenſtes der Wüſte, womit es die Araber bezeichnen, eines böſen Geiſtes, der den Wanderer vom Wege ablockt und ihm das, was ſein kochendes Gehirn mit glühenden Farben ausmalt, neckend vorgaukelt. Woher kommt es, daß dieſes trügeriſche Spiel ſelbſt den, der es von natürlichen Urſachen ableitet, anfangs mit Bangigkeit, ich möchte ſagen mit Entſetzen erfüllt? Dort, wo ſich der Sand hundert Meilen weit ausdehnt, wo weder Baum noch Strauch iſt, keine Spur von Waſſer, dort erſchienen uns auf einmal Gruppen von ſchlanken Bäumen, die einen ſtolz dahinfließenden Strom umſtanden, auf deſſen Wellen wir die Strahlen der Sonne ſpielen ſahen. Freundlich grün bedeckte Hügel tauchten auf und verſchwanden wieder; kleine Häuſer und Burgen mit trotzigen Mauern und Wällen wurden in den Wäldern ſichtbar, deren Stämme ſich wie dünne Halme im Wind hin und her bogen.

So weit wir auch gegen die Erſcheinung ritten, wir kamen ihr doch nicht näher. Alles ſchien vor uns Schritt für Schritt zurückzuweichen. Lange ſtanden wir ſo und ſahen dem Zauber zu, und allmälig verlor ſich das Unheimliche, das im Anblick lag. Es war ein ſo reges Leben in dieſer Scheinlandſchaft, das Waſſer

ſo glänzend, die Bäume ſo ſaftig grün, ſo ſtolz und ſchlank, wie ich ſie nie geſehen. Alles ſchien dort viel freundlicher, als in der wirklichen Welt, und zog uns ſo mächtig an, daß wir, die doch nicht der Durſt vorwärts trieb, dort Waſſer zu ſuchen, wo keines war, gerne fort und fort dem Spuk nachgejagt wären, und ſo wohl begreifen konnten, wie er den Verirrten, der verzweifelnd, mit brennendem Auge Waſſer und menſchliche Wohnungen zu ſehen glaubt, an ſich lockt, um ihn einſam verderben zu laſſen. Langſam kehrten wir zu unſern Beduinen zurück, die nicht von der Stelle gegangen waren. Noch ſchauten wir oft zurück in die Wüſte, wo die Erſcheinung allmälig erblaßte und endlich zu einem Streifen zuſammenſchmolz, einem dünnen Rauche vergleichbar, der über die Fläche zieht.

Wir ritten noch eine gute Stunde durch tiefen Sand und erblickten endlich die Palmen wieder, die wir früher ſchon geſehen. Indeſſen waren wir ihnen bedeutend näher gerückt und ſahen nun bald auch zu unſerer Rechten den grünen Boden vom gelben Sand ſich ſcharf abgrenzen und dichte Wälder von Palmen erſcheinen. Ich ſprach ſchon früher davon, wie plötzlich man im Delta aus dem tiefen Sand in das fruchtbare Land tritt, das ſich wie die Ausläufer eines Berges bald in denſelben hineinerſtreckt und der Wüſte einen großen Raum ſtreitig macht, bald von dem Sande überwältigt wird und ebenſo weit zurückweicht. Die ganze Grenze des Delta's wird hier von einer weiten Schlangenlinie gebildet. Jetzt traten unſere Pferde noch bis über die Feſſeln in tiefen Sand und die Sonne brannte glühend auf uns; gleich darauf ſtießen unſere Araber und die Kameeltreiber an der Spitze ein lautes, freudiges Hurrah aus; eine angenehme Kühle kam uns entgegen, und die Pferde ſchnaubten und ſchüttelten ſich munter, ſobald ihr Huf den weichen Raſen betrat, deſſen angenehmer Duft uns, die wir ihn ſo lange entbehrten, ungemein erquickte.

Wir hatten das Delta erreicht und ritten durch einen Palmen-

wald, in dem die Stämme dicht beiſammen ſtanden und von einer Größe waren, wie man ſie bisher noch nicht geſehen. In den Zweigen trieben wilde Tauben und andere Vögel ihr luſtiges Spiel; in einem Kleefeld, deſſen wir zur Linken anſichtig wurden, ſtanden bei den Waſſergräben, die es durchſchnitten, langbeinige weiße Reiher und wandten nur den Kopf, ohne ſich durch unſern Lärm verſcheuchen zu laſſen. Kühe und Pferde graſten unter den Palmen und ſchienen verwundert unſere fremdartigen Geſtalten zu betrachten. Bald kamen wir auf eine grüne Fläche hinaus, welche an der einen Seite das Dorf Salahieh, an der andern Palmenwälder und rechts ein ſchwacher Arm des Nil begrenzte. Wie wohl that uns das Grün der Bäume und der Glanz des langſam fließenden Waſſers! Ein Wanderer, der den ganzen Tag in glühender Sonnenhitze auf der ſtaubigen Landſtraße gewandelt iſt und kein Mittel gefunden, ſeinen glühenden Durſt zu löſchen, bis er Abends die Ebene verläßt und zwiſchen den Bergen, die er nun erſteigt, einen klaren Felsbach murmeln hört, nur ein ſolcher hat einen Begriff von der Freude, die uns durchſtrömte, als wir den Boden hinter uns hatten, der peſtartige Gerüche aushaucht, die Herz und Körper matt und krank machen, und nun hier geſunde Menſchen uns umſtanden, Menſchen, die, wenn auch in zerlumpter Tracht, uns doch munter anſahen und nicht mit dem unbeſchreiblichen Blick des Elends, wie unſere Reiſegefährten aus der Wüſte.

Salahieh beſteht, wie alle arabiſchen Dörfer, aus Wohnungen, die kaum den Namen Hütten verdienen. Auf vier roh aus Erde und Lehm aufgeführten Wänden liegt ein Dach von Palmenſtämmen, die, farbig und leicht, durch aufgelegte Steine feſtgehalten werden. Da die Faulheit des Arabers die Hütte zu niedrig macht, als daß man darin ſtehen könnte, ſo vergrößern ſie ſpäter den Raum, indem ſie den Fußboden im Innern um einige Schuh tiefer graben. Von den öffentlichen Gebäuden, die ſich allenfalls in einem ſolchen Dorfe befinden, iſt nur das Haus, in welchem man die Steuern,

das heißt Gerste, Weizen und Reiß aufbewahrt, dauerhafter und in besserem Styl gebaut. Die Moschee dagegen ist eine Halle von der Größe und Gestalt, wie bei uns eine mittelmäßige Scheune. Von der Decke hängen ein paar hölzerne Lampen an Schnüren und zwei weiße Stäbe bezeichnen die Kebeilinie, die Richtung nach Mekka. Der Fußboden ist mit schlechten Matten oder alten Teppichen bedeckt, welche letztere dann gewöhnlich Vermächtnisse Verstorbener sind, die den Teppich, auf dem sie ihr ganzes Leben lang gebetet, auch noch nach ihrem Tode zu demselben Zweck gebraucht wissen wollen.

Zu unserer Verwunderung schienen wir nicht die einzigen Reisenden, die hier ihr Lager aufgeschlagen hatten. Auf der Wiese vor dem Dorf stand ein großes Zelt und daneben ein kleineres, welches durch eine Art Gang mit jenem zusammenhing. Vor dem Zelt lag einer der prächtigsten persischen Teppiche ausgebreitet, die ich je gesehen; wahrscheinlich wollte der Herr desselben noch die angenehme Kühle des Abends genießen. Einige Schwarze rückten Polster zurecht; ein anderer hatte ein großes silbernes Nargileh vor sich, das er in langen Zügen anzurauchen versuchte. Nach diesem Wahrzeichen mußte der Herr des Zeltes ein Türke oder Araber sein, und wir hatten uns nicht getäuscht. Nicht lange, so zog ein sehr gut gekleideter Diener die Vorhänge des Zeltes auseinander und ein ältlicher, aber sehr schöner und stattlicher Mann, wie die höchsten Offiziere der ägyptischen Armee gekleidet, trat heraus und ließ sich auf dem Teppich nieder. Unsere Bedienten waren keine zwanzig Schritte davon beschäftigt, die Zelte aufzuschlagen, wobei wir in unsern europäischen Costümen halfen, ein Anblick, der dem alten Herrn gewiß sehr neu war, was er jedoch als ächter Muselmann mit keiner Miene verrieth. Erst nachdem er einige Züge aus seinem Nargileh gethan und ein paar Tassen Kaffee getrunken, winkte er einem der Bedienten, die hinter ihm standen. Ich stand den Zelten des Türken am nächsten und betrachtete mit untergeschlagenen Armen

die interessante Gruppe und die imposante Figur des alten Mannes, und als der Bediente gegen mich kam, stellte ich mich ihm in den Weg, um seine Botschaft abzufangen. Allein es ging mir wie dem Bastard in der Jungfrau von Orleans: „er war an einen Würdigern gesendet", und schoß an mir vorbei, auf den Baron zu, der neben dem Zelte stand. Indessen gehörte, besonders für einen Muselmann, keine prophetische Gabe dazu, den Chef unserer Karawane zu erkennen; in vielen Fällen der Art zog die große Figur und ernste Haltung des Barons die Abgeordneten gerade zu ihm hin, besonders wenn er zu Pferde saß. Ich folgte dem Bedienten und hörte, wie unser Dolmetscher Giovanni einige arabische Worte, die ihm jener sagte, ungefähr so übersetzte: „Mein Herr, der Frik Pascha Mehemed Ali's, Mustapha, vormaliger Gouverneur von Creta, bittet Gott, deinen Eingang hier zu segnen, und wünscht zu wissen, wer du seiest und welche Geschäfte dich hieher führten?" worauf ihm der Baron kurz unsere Reise beschrieb und vorzüglich heraushob, wir seien mit der ägyptischen Armee, die uns morgen oder übermorgen folgen werde, von Gaza durch die Wüste gezogen. Der Sklave zog sich zurück und wir fuhren in unsern häuslichen Beschäftigungen fort, luden die Kameele ab und fesselten die Pferde, die sich nicht weniger als wir über den Grasboden zu freuen schienen und sich darauf herumwälzten.

Bald hatte sich vor dem Zelt ein Markt gebildet, und wir kauften seit langer Zeit wieder um weniges Geld Hühner, frische Eier, Butter und Milch. Was uns aber am angenehmsten schien und auch später immer am besten schmeckte, war das Wasser des Nils, das wir, obgleich es trübe war, köstlich fanden.

Es war ein sehr schöner Abend, und die durch die Palmen und das Wasser abgekühlte Atmosphäre kam uns gegen die Hitze der Wüste wie die Luft eines schönen Frühlingsabends im Vaterland vor. Die kleinen braunen Kinder der Araber spielten um uns herum und erinnerten mich lebhaft an die Zeiten meiner Jugend,

wo auch ich beim ersten Grün, das die graue Erde überzog, hinaus unter die Bäume eilte, um mich auf dem Rasen zu wälzen und freudig zu jubeln; war es doch auch hier der erste Frühlingstag nach einem schlimmen Winter, der uns freilich nicht die Erde mit Schnee überzogen, aber noch viel öder und erstorbener gezeigt hatte.

Der Pascha, der aus einer gewaltig langen Pfeife große Rauchwolken in die Luft schickte, schien unsere Pferde seiner Aufmerksamkeit zu würdigen; seine Blicke folgten allen ihren Bewegungen mit großem Interesse; ja, als das kleine, neugierige Fohlen, das wie gewöhnlich, sobald es seiner Bande entledigt war, um die Zelte zog, ihm einmal sehr nahe kam, wiegte er wohlgefällig lächelnd sein graues Haupt und versuchte es zu streicheln; aber der Wildfang entfloh ihm in lustigen Sprüngen. Ich machte einen kleinen Spaziergang durch das Dorf, und als ich zurückkam, saßen der Baron und der englische Kapitän beim Pascha, mit dem sie sich eifrig über Pferde unterhielten. Der Pascha wollte vermuthlich seinen Reichthum zeigen und ließ seinen ganzen Marstall vorreiten. Derselbe bestand aus zwei Stuten und vier Hengsten: starke, kräftige Thiere, aber von keiner eigentlichen Race; es war das Blut des Arabers, mit dem des ägyptischen Pferdes gemischt. Sie hatten einen edel geformten Kopf und eine gute Croupe, waren aber dabei so fett, wie alle Erzeugnisse des Delta. Die Sais ritten sie ohne Sattel, zuerst im Schritt, dann im Galopp, zuletzt im Carrière vorbei. Die Reiter saßen auf den dicken, glatten Pferden recht gut, doch hatten sie ihnen einen Riemen um den Hals gelegt, woran sie sich beim schnellen Pariren festhielten, was sehr klug war; denn ich bin überzeugt, daß die schweren Thiere den besten Reiter aus dem Sitz gebracht hätten.

Der Pascha schien mit Vergnügen die Lobsprüche entgegen zu nehmen, die ihm beide Herren über seine Pferde spendeten, und als sie sich beurlaubten, folgte ihnen einer der Diener Mustaphas, der uns Alle auf sieben Uhr zum Abendessen einlud. Wir fanden uns

pünktlich ein, und da es schon anfing zu dunkeln, hatte der Pascha rings sein Zelt schließen lassen und Lichter in demselben angezündet. Es war von grüner doppelter Leinwand, rund und weit geräumiger, als das unsrige; an der Zeltstange, die in der Mitte stand und das spitze Dach trug, hingen des Pascha's Säbel und seine Pistolen; auf dem Boden saß der Pascha selbst, dem Zelteingang gegenüber, auf einem sehr schönen Teppich, der den ganzen Raum einnahm. Mit einer Handbewegung lud er uns zum Sitzen ein, und wir ließen uns im Kreise nieder. Stets hatten wir große Noth mit unserm Dolmetscher Giovanni, der nur Arabisch, etwas weniges Türkisch und ein Gemisch von Französisch und Italienisch sprach. Trotz dem wollte er, wenn wir bei vornehmen Türken zum Besuche waren, nicht zurückbleiben; er sah es als einen Schimpf für sich an, wenn sein Herr von andern Dolmetschern bedient wurde. Auch heute Abend stand er an der Zeltthür, um sein Amt zu versehen; es wies sich aber aus, daß der Pascha nur türkisch sprach, und so mußte uns dessen Dragoman seine Worte in's Französische übersetzen, wodurch die Unterhaltung leidlich von Statten ging. Doch kaum hatte sich, als einmal im Gespräch eine Pause eingetreten war, der Dolmetscher etwas zurückgezogen, so hatte auch Giovanni ein Auskunftsmittel gefunden, um am Gespräche Theil nehmen zu können. Als dieses wieder begann, sprach der Pascha mit seinem Diener türkisch, dieser übersetzte es unserm Giovanni in's Arabische, und dieser gab es uns in gräßlichen Brocken von Italienisch und Französisch wieder. Es dauerte lange, bis diese Uebersetzungsmaschine recht in Gang kam, und man kann sich denken, wie viel gegenseitig verloren ging, bevor es an die rechte Behörde gelangte.

Gleich bei unserm Eintritt bot man uns Kaffee und lange Pfeifen an, und ungefähr eine Stunde darauf, um acht Uhr, schien das Souper mit einem kleinen Vorspiel, bestehend aus geschälten Mandeln, geschnittenen Aepfeln, Rosinen, Datteln und getrockneten Feigen, den Anfang nehmen zu wollen. Auch wurde in kleinen

nicht im Stande ſei, ſeine Phantaſie und das Bischen Geiſt, das er beſitzt, aus der Lethargie, in die Beide gefallen, aufzurütteln, worauf er im zweiten Kapitel aus gewaltigen, nichts ſagenden Monologen, die er hält, den Gedanken auffiſcht, ſich mit ſeinem Bedienten in ein einſames Haus im Walde zurückzuziehen, um da ein noch zu erdenkendes, unſterbliches Werk zu ſchreiben: ein Plan, der im dritten Kapitel zur Ausführung kommt, wo Beide ſich in ein einſames Dorf am Waldrande begeben und viel Dinte und Papier mitnehmen, auf das jedoch, wie das vierte Kapitel, das aus weißen Blättern beſteht, ſehr traurig anzeigt, Nichts geſchrieben wird. Das fünfte Kapitel, ein ſehr wehmüthiges, ſagt aus, wie der Poet und ſein Diener, anſtatt zu arbeiten, nach verſchiedenen Richtungen im Wald und auf den Dörfern herumſtreifen; im ſechsten erwacht die noch nicht ganz geſunkene moraliſche Kraft des Poeten, und er faßt im ſiebenten Kapitel den großen Entſchluß, ſeine und ſeines Bedienten Kleider bis auf den Schlafrock fortzuſchicken, um alſo genöthigt zu ſein, den ganzen Tag über zu Hauſe zu bleiben, was im achten Kapitel am Schluß des erſten Bandes ausgeführt wird. Die drei erſten Kapitel des zweiten Bandes ſind höchſt matt und langweilig, weil hier der Poet arbeitet, und nur hie und da in der Dunkelheit Abends Spaziergänge macht. Im vierten überfällt ihn eine gewaltige Sehnſucht, und ein gewiſſes Etwas ſcheint ihn nach einer Gegend hinzutreiben, die er früher nie betreten. An einem ſchwülen Abend geht er im fünften Kapitel dorthin, und findet — — —ein hübſches Landhaus, in dem eine alte Dame mit ihrer ſehr ſchönen und jungen Tochter und einer Kammerjungfer wohnt. Die Tochter ſitzt zufällig im Garten und ſpielt Guitarre und zufällig ein Lied, von dem er zufällig die Schlußſtrophe weiß, die er als Erwiederung auf die erſten Strophen ſingt, und ſich dann zurückzieht. In den folgenden Kapiteln ſieht man, wie nach dem Lauf der Welt der Poet und die junge Dame ſich in einander verlieben und der Schluß des zweiten Bandes findet den Poeten in der gräßlichſten Verzweiflung, denn die junge Dame hat ihn in der Nachmittagsſtunde in eine heimliche Laube, die ſie im Walde hat herrichten laſſen, zu einem Rendezvous eingeladen; er hat ja Nichts als den Schlafrock bei ſich! Dieſer zweite Band ſchließt ſehr lehrreich, beſonders für junge Poeten, indem er zeigt, wie man ſich von der Begierde nach Arbeit nicht dürfe hinreißen laſſen. Hier ſchloßen wir die Novelle, indem der Andrang dieſes gräßlichen Umſtandes auf den Poeten uns gar zu arg dünkte, um ihn auszugleichen. Auch mochten wir keinen Selbſtmord auf uns nehmen.

Bald ſtiegen wir eifrig den Berg hinan, bald ſetzten wir uns zu einer Geſellſchaft von Holzfällern, die auf dem Stamme einer umgehauenen Tanne ſitzend ihr Mittagsmahl hielten, was meiſtens ſehr ein-

Taſſen Raki oder Dattelbranntwein präſentirt. Daß weder von Tellern, noch von Meſſer und Gabel die Rede war, brauche ich nicht zu erwähnen. Der Tiſch beſtand wie immer aus einer großen, runden, kupfernen Platte, die auf einem fußhohen Unterſatze auf der Erde ſtand. Anfangs bemühten wir uns Alle, ſo anſtändig als möglich zu ſitzen, das heißt, mit untergeſchlagenen Beinen oder wenigſtens knieend. Es freute den alten Paſcha ungemein, wenn er ſah, wie wir ſo oft unſere Stellung wechſelten, und er lachte jedesmal herzlich darüber.

Wir hatten den Tag über faſt gar nichts gegeſſen, und da wir nun zu ſechs die kleinen Schüſſelchen herzhaft angriffen, waren ſie bald geleert, wurden aber noch viel ſchneller durch die hinter uns ſtehenden Diener aus großen Körben wieder gefüllt. Nachdem dies mehrmals geſchehen war, wurde der erſte Gang mit einer zweiten Lage von Dattelbranntwein geſchloſſen, dann wieder Pfeifen und Kaffee gebracht, und die Unterhaltung begann von Neuem, viel lebhafter als früher, aber auch, da ſie durch zwei Dolmetſcher ging, viel zerriſſener. Der Paſcha, der auf der Bruſt das Niſchah ſeiner Würde, einen großen Brillantſtern, trug, wurde ſehr redſelig, wozu wohl der Raki das Seinige beitragen mochte, und ließ uns unter Anderem ſagen, obgleich er Türke ſei und unter den Befehlen Mahmuds II. Gouverneur von Creta geweſen, ſo ſollen wir doch nicht glauben, daß er verrätheriſcherweiſe zu Mehemed Ali übergegangen; er ſei, als Creta zum ägyptiſchen Paſchalik geſchlagen worden, Gouverneur geblieben und habe ſo den Herrn gewechſelt. Bei der jetzigen Umwälzung der Dinge habe ihn Mehemed Ali behalten, ihm ein Kommando in der Armee gegeben und gegenwärtig ſei er hier in Salahieh mit großen Vorräthen an Fourage und Lebensmitteln, um ſie an die Kolonnen der ägyptiſchen Armee, die von Gaza herüberkämen, zu vertheilen.

Es war neun Uhr, als der zweite Gang des Abendeſſens erſchien, dem wir ſehr hungrig entgegen ſahen. Er beſtand aus ge-

schälten harten Eiern, eingemachtem Geflügel, kleinen getrockneten Nilfischen und dergleichen mehr. Mich hatte das Sitzen auf den untergeschlagenen Beinen und Knieen so entsetzlich müde gemacht, daß mir in dieser Stellung ferner kein Bissen geschmeckt hätte, weßhalb ich die Dehors gröblich verletzte und mich der Länge nach auf den Bauch hinlegte, so daß meine Füße die Zeltwand berührten und mein Kopf in angenehmer Entfernung über den aufgetragenen Schüsseln schwebte. Der Pascha brach bei diesem Anblick in ein unauslöschliches Gelächter aus und ermunterte die Andern, es mir nachzuthun, weil er ihnen wohl ansah, wie viel Gewalt sie sich anthaten, was sie sich auch, mit Ausnahme des Barons, nicht zweimal sagen ließen. Der Baron konnte Stunden lang knieen, ohne müde zu werden.

So wurde es zehn Uhr, und da kein neues Gericht erschien, sondern die Bedienten die leer werdenden Schüsseln immer wieder mit Fischen und den andern alten Speisen füllten, so besorgten wir, das Souper möchte zu Ende sein, und dann wäre es für uns, die wir den ganzen Tag geritten und gehungert, ausnehmend frugal gewesen. Da wir nicht zu fürchten hatten, vom Pascha verstanden zu werden, so äußerten wir laut unsere Besorgnisse, was zu sehr lächerlichen Scenen Anlaß gab. Wenn ich zu dem neben mir Liegenden sagte: „ich glaube wahrhaftig, der alte Herr denkt, wir haben genug an Eiern und getrockneten Früchten," so nickte der Pascha, der uns aufmerksam zuhörte, lächelnd mit dem Kopf und machte eine Bewegung mit der Hand nach Brust und Stirn, als hätten wir ihm ein Compliment gemacht. Der einzige, der noch auf ein solides Gericht hoffte, war der englische Kapitän; er verwarf daher auch unsern Vorschlag, von Giovanni in unserm Zelte einen kräftigen Reißbrei fertigen zu lassen, der uns zu Hause für die Früchte und Eier schadlos halten sollte. Er behauptete, es müsse bald ein Hauptschlag geschehen, das heißt, ein Hauptgericht erscheinen, und doch strich der alte Gouverneur von Creta seinen wallenden Bart und

wiſchte ſich mit einem geſtickten Mouſſelintuch die Hühnerbrühe ab, die ſeine Finger bis zum zweiten Gelenk bedeckte. Es wurde eilf Uhr; aus Ungeduld tranken wir beſtändig Dattelbranntwein, der in großer Menge gereicht wurde und deſſen Geiſt wir dann wieder durch ſtarken Kaffee und Taback niederſchlugen. Auch griffen wir, da an ein weiteres Gericht gar nicht mehr zu denken war, wieder zu den vorhin verſchmähten Schüſſeln mit Eiern und Früchten und leerten ſie, wobei beſonders unſer Maler ſehr traurige Betrachtungen anſtellte. Nun erſchienen zwei Diener und trugen die kupferne Tiſchplatte hinaus. Jetzt glaubte ſelbſt der Kapitän, daß Alles vorbei ſei, und Baron T. fing ſchon an, unſerm Dolmetſcher eine Dankſagung für das treffliche Souper in den Mund zu legen, als ſich die Zeltthüre weit von einander that und die Tiſchplatte wieder erſchien, beladen mit einem gebratenen Lamm, das den angenehmſten Duft verbreitete. Nie iſt ein Oſterlamm mit mehr Ehrerbietung empfangen worden; es war rührend anzuſehen, wie ſich alle Geſichter ringsum aufklärten, was auch der Paſcha zu bemerken ſchien und freundlich dazu lächelte. Jetzt erſchien ein Diener, den wir bisher nicht geſehen, und Giovanni ſagte uns, es ſei der Koch, der das Lamm zerlegen und mit eigenen Augen ſehen wolle, wie das Gericht, an dem er ſeine ganze Kunſt erſchöpft, den Gäſten ſchmecke. Das Tranchiren ging ſehr einfach von ſtatten: er ſtreifte ſeine Hemdärmel bis zum Ellbogen in die Höhe, nahm dann von den Rippen zu beiden Seiten des Thieres, ſo viel er faſſen konnte, und riß ſie von einander, ſo den Bauch öffnend, worin ein wahrer Schatz vergraben lag, ein ſüßer Pillau, mit Kaſtanien und Roſinen gewürzt. Darauf riß er mit unglaublicher Geſchicklichkeit von den Schenkeln, dem Rücken und dem Halſe des Thieres Stücke Fleiſch ab, die er vor uns hinlegte, ſowie auch große Haufen des Pillau, den er mit den Händen aus dem Bauche des Thiers ſchaufelte.

Und wir erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle,

griffen herzhaft zu, und nicht eher wurde wieder ein Wort gesprochen, bis der größte Theil des Lammes vertilgt war. Den Rest nahm der Koch wieder hinaus und gab es draußen den Bedienten. Vom Pillau, den der Pascha vor sich hatte, drehte er am Ende der Mahlzeit zwei große Kugeln, die er dem Baron und dem Kapitän, als den höchsten in der Gesellschaft, eigenhändig in den Mund steckte. Freilich eine große Ehre, um die wir sie aber nicht sehr beneideten. Darauf kamen noch kleine Schüsselchen mit Confituren und süßen Sachen, denen ich aber im Orient nie Geschmack abgewinnen konnte; sie sind meistens sehr fett und widerlich süß.

Der letzte Akt des Soupers hatte uns Alle in heitere Stimmung versetzt, und wir thaten dem Pascha den Gefallen, recht viel von seinem Raki zu trinken, den er uns oft mit eigener Hand credenzte. Es war ungefähr ein Uhr geworden, als wir aufstanden und uns mit vielen Danksagungen von dem alten Herrn beurlaubten, der uns mit seinen besten Segenswünschen entließ.

Es war das herrlichste Wetter, als wir uns am andern Tage sehr früh erhoben. Die Sonne vergoldete die Stämme der Palmen, und ihr Strahl bildete aus den Thautropfen, die an den Gräsern hingen, Tausende von Diamanten, ein Anblick, um so freundlicher für uns, als wir ihn so lange nicht genossen hatten. Rasch wurden unsere Kameele beladen und wir waren in kurzer Zeit zum Aufbruch fertig. Als wir eben abreiten wollten, ließ uns der freundliche Pascha zu einer Tasse Kaffee einladen. Wir sagten dem guten alten Manne ein herzliches Lebewohl, und nachdem ihm der Baron noch das Vergnügen gemacht hatte, ihm auf seinem Fuchshengste zu zeigen, wie ein deutscher Reiter zu Pferde sitze und es in der Gewalt habe, zogen wir lachend und singend unseres Weges.

Anfänglich lief unser Pfad einen Damm am Nil entlang, und außer den Palmen, den einzigen Bäumen, die wir bisher gesehen, erschienen hie und da einzelne Platanen, Cedern, auch einige Maulbeerbäume in Gruppen beisammen; auf ihren Zweigen wiegten

ſich zahlloſe wilde Tauben und eine Art Wiedehopf, etwas kleiner als die unſrigen, aber von ſchönem glänzendem braunem Gefieder. Wir ſchoſſen viele dieſer Vögel, die dann gleich aus freier Hand gerupft und an den Sattelknopf gehängt wurden, um Abends eine feine Schüſſel zu bilden. Für uns, die wir aus dem öden Syrien kamen, war es ſehr erfreulich, zu ſehen, wie hier jeder Fußbreit Landes auf's Sorgfältigſte benutzt wird. Alle Felder ſind durch Waſſergräben im Vierecke von ungefähr ſechs Fuß getheilt. Ein Schöpfrad, das in einem runden, gemauerten Brunnen durch Thiere, oder bei kleineren auch durch Menſchenhände getrieben wird, füllt dieſe Gräben, welche ſo dem ganzen Felde friſches Waſſer mittheilen. Dergleichen Schöpfräder hat Mehemed Ali, wie man ſagt, im ganzen Delta nicht weniger als fünfmalhunderttauſend auf ſeine Koſten bauen laſſen. Das ſchöne, gleichmäßig angebaute Land ringsum gleicht mit ſeinen geſund ausſehenden Arbeitern dem großen Garten eines reichen Herrn, und leider iſt es im größten Theil von Aegypten wirklich ſo. Der Fellah ſäet und erntet für die Regierung, der er nicht etwa nur einen Theil ſeines ſauer Erworbenen abgibt: die unmäßigen Steuern laſſen ihm von ſeinem Verdienſt nur eine Kleinigkeit übrig; ein Verhältniß, das indeſſen von dem Aegypter nicht ſo ſchwer empfunden wird, wie es uns beim erſten Anblick erſcheint, und wie es den allgemeinen Menſchenrechten nach wirklich iſt. Der Fellah kann ja kein Eigenthum für ſeine Kinder ſammeln, denn das Grundſtück, auf dem er ſäet, das Haus, in dem er wohnt, und das Schöpfrad, das ihm ſein Waſſer liefert, gehören der Regierung; ja ſogar die Palmbäume, die das Delta umgrenzen, ſind größtentheils Eigenthum [illegible] Paſcha; der Bauer bekommt für die Pflege und Wartung der Bäume nur einen kleinen Theil der Früchte. Es ſei ferne von mir, die Adminiſtration und das Steuerweſen Mehemed Ali's, die ſchon von ſo vielen beſſer Unterrichteten beſprochen worden ſind, hier auseinander ſetzen, oder ſie gar vertheidigen zu wollen. Aber das große Geſchrei über

die schreckliche Unterdrückung und das Elend des ägyptischen Bauern haben wir durchaus nicht gerechtfertigt gefunden. Es ist wahr, das Gesetz steht mit der Peitsche hinter ihm und zwingt ihn zu immerwährender Arbeit, dafür hat aber auch der Fellah zu leben, und man braucht in einem ägyptischen Dorfe nicht, wie in der Türkei in Dörfern, ja in Städten, wie Schumla, lange nach einigen Lebensmitteln herumzuschicken. Sobald wir uns im Delta einem Dorfe näherten, war augenblicklich ein kleiner Markt um uns versammelt und wir kauften zu den billigsten Preisen Hühner, Eier, Butter, Milch, oder was wir sonst bedurften. Die Wohnungen der Fellahs sind freilich nicht glänzend, aber es war uns noch in frischem Andenken, was wir auf der Landreise durch die Türkei gesehen, und gegen die Hütten von Giorgewo sind die Häuser der Fellahs recht wohnlich.

Nach einigen Stunden verließen wir den Damm und wandten uns durch den Palmenwald, der Grenze des Delta, wieder in die Wüste, und um nicht allen Krümmungen, die, wie schon gesagt, hier das angebaute Land bildet, folgen zu müssen, ritten wir einen Sandweg gerade aus. Uns zur Seite zogen sich die Palmen in einem Bogen zurück, dessen Ende wie ein Vorgebirg wieder in den Weg hinein trat. Nach einigen Stunden hatten wir es erreicht, und ruhten in seinem Schatten einige Zeit aus, um dann wieder auf eine neue Walddecke, die vor uns auftauchte, loszurücken. Nach diesen Etapen, wenn ich es so nennen darf, die, da die Palmenwälder gegen den Sand ziemlich regelmäßige Bogen bilden, fast gleichweit von einander entfernt sind, berechneten unsere Beduinen den Weg, und wenn wir sie fragten, wie lange wir noch zu marschiren haben, so hieß es: wir haben bis zum Nachtquartier noch so und so viel mal Schatten.

Wir waren noch ein paar Stunden von dem Dorfe Abu Hamud, das wir heute erreichen wollten, als die Sonne sank und die Palmen lange Schatten in unsern Weg warfen. Die Hitze,

die den Tag über ziemlich ſtark geweſen war, ließ nach, und wir hatten noch einen köſtlichen Abend. Da der Weg ziemlich hart, auch ſtellenweiſe mit Raſen bedeckt war, ſo ſtiegen wir ab und ließen die ermüdeten Thiere am Zügel nachlaufen, während wir unſere Phantaſien und Plane, die wir in Betreff Kairo's gefaßt hatten, einander mittheilten. Mit welchen Farben malten wir uns die Herrlichkeiten der alten Kalifenſtadt aus! wie ehrerbietig wollten wir dem Rauſchen des Nilſtromes horchen, ob er uns nicht vielleicht etwas von den vergangenen Zeiten erzähle! Neben dieſen poetiſchen Gedanken ſtiegen auch recht proſaiſche auf; ſo wenn wir uns die Eleganz des engliſchen Gaſthofs, den wir beehren wollten, vergegenwärtigten. Wir waren dieſen Abend Alle recht froh geſtimmt und ſchickten manchen Gruß nach der Heimath. Das Herz iſt an einem ſchönen Abend ſtets geneigter, angenehme Eindrücke, beſonders Schönheiten der Natur aufzunehmen und zu warmen Gefühlen zu verarbeiten, die es lebendiger ſchlagen, das Blut raſcher kreiſen machen. Wir ſahen faſt ängſtlich links, wo die Wüſte ihre Hand nach uns ausſtreckte, auf den gelben Sand, in dem die letzten Strahlen der Sonne, wie auf einem Waſſerſpiegel, einen goldenen Weg zeichneten. Rechts ſahen wir die Stämme der Palmen von demſelben Lichte gelb angeſtrahlt, und unter ihnen blickte hie und da ein kleines Hüttchen heraus, vor dem dunkelfarbige Kinder ſpielten. Hier führte unſer Weg dicht bei einem Brunnen vorbei, wo junge Araberinnen ihre Gefäße füllten, oder die vollen Krüge mit unbeſchreiblicher Zierlichkeit auf dem Kopfe trugen, und dabei lachten und ſchäkerten. Auch gaben ſie uns bereitwillig von ihrem Waſſer und ſchöpften gerne für unſere Kameele und Pferde eine Rinne voll. Wir fühlten uns lebhaft in eine uralte Zeit verſetzt, denn hier hat ſich in Coſtüm und Sitten wenig geändert, und Rebekka muß wie jene Araberin ausgeſehen haben, die uns freundlich lachend nach der Reihe ihren Krug bot.

Vor uns hatten wir eine kleine Anhöhe, hinter welcher unſer

Nachtquartier lag. Herr Akrabut, der Märchenerzähler, war der Erste, der mit seinem Kameel oben war, und blieb dort halten, ein langes, freudiges Geschrei ausstoßend. Wir eilten zu ihm und sahen durch eine Lichtung im Palmenwald ein großes Stück des Delta vor uns liegen und an zwei Stelle den Nil. Dies sah ich, aber der Baron, der ein sehr scharfes Auge hat, rief uns zu, nach den Gläsern zu greifen und nach den Höhen zu sehen, die wir am fernen Horizont bemerkten. Mir schien es anfänglich eine Hügelreihe; doch als ich genauer hinsah, waren es die Pyramiden von Ghize.

Ich weiß nicht, ich glaubte, mich müsse ein eigenes gewaltiges Gefühl beim Anblick dieser Steinmassen durchzucken, die uns so fern sind, und doch seit der frühesten Jugend schon bekannt. Als ich noch ein kleiner Knabe war, wußte ich schon, daß es im Lande Aegypten ungeheure Pyramiden gebe, und wie sie ungefähr aussehen. Von da an hielt ich sie im Herzen fest und ließ sie mit meinem Begriff wachsen. — Jetzt standen sie vor mir, und — wie der Mensch ist — nicht der stolze Gedanke, so weit hinaus gekommen zu sein in die Welt und diese Pyramiden zu schauen, bald zu berühren diese Steine, an denen der Staub von Jahrtausenden klebt und an denen eine ungeheure Geschichte spurlos vorübergestrichen, ließ mein Herz stärker schlagen, sondern als wäre es ängstlich, einen kleinen Gedanken bei diesen gewaltigen Zeichen einer großen Zeit zu fassen, fuhr es in sich zurück und schwärmte beim Anblick der Pyramiden von Kindheit und Liebe, so daß ich endlich wie aus dem Schlafe erstaunt auffuhr und meinen Gefährten nacheilte, die schon weit voraus waren.

Wir hatten noch eine halbe Stunde zum Eingange des Dorfes, wo wir übernachten wollten. Bei demselben, etwas vom Wege ab, lag versteckt unter hochstämmigen Palmen, dichten Platanen und Akazien, recht still und heimlich, das Grab eines türkischen Heiligen, aus einem kleinen Gebäude mit einer Kuppel bestehend. Wir pas-

ſirten eine ſteinerne Brücke, die über einen Arm des Nils führt, und ſchlugen unſer Zelt auf einem Raſenplatz vor dem Dorf Abu Hamad auf, welches uns noch bei Weitem erbärmlicher ſchien, als Salahieh. Von einer Menge neugieriger Weiber, Kinder und Männer umringt, packten wir ab und richteten uns in unſern Zelten ein, wobei das Volk alle Gegenſtände, die zum Vorſchein kamen, aufmerkſam betrachtete. Man mußte die Augen überall haben, damit die Sachen wieder in unſere Hände kamen. Wie im ganzen Orient, waren auch hier für die Männer die Percuſſionsſchlöſſer an unſern Gewehren ein Gegenſtand der größten Verwunderung; ſie konnten nie begreifen, wie das kleine kupferne Zündhütchen im Stande ſein ſollte, dem Pulver Feuer mitzutheilen. Die Weiber hingegen lachten über unſere blechernen Kochgeſchirre und Caſſerole, ſowie über unſere Leuchter und die Wachskerzen, die darin ſtaken, eine Sache, die ihnen ſehr wunderbar vorkam, beſonders als wir ſie anzündeten.

Beim Einreiten in's Dorf hatten wir auf den umliegenden Feldern große Schaaren von weißen Vögeln entdeckt, die Reihern glichen. Schon oft hatten wir einzelne bei Acre und Jaffa geſehen und waren ihnen, ſo viel es uns Zeit und Weg erlaubte, Stunden lang nachgeſtrichen, ohne zum Schuß kommen zu können. Heute nun war die Gelegenheit zu ſchön, mit dieſen Thieren nähere Bekanntſchaft zu machen, um ſie unbenutzt vorbei gehen zu laſſen. Der Maler und ich nahmen unſere Flinten und gingen aus dem Dorfe, um uns hinter einigen Hecken her an einen Platz zu ſchleichen, wo die Vögel auf einem ſumpfigen Reißfelde gravitätiſch auf und ab ſpazirten. Doch ehe wir nahe genug kamen, flog neben uns eine Schaar wilder Tauben auf, und wir konnten unmöglich unterlaſſen, unſere Gewehre auf ſie abzufeuern, was auch mehrere zu Boden brachte. Das Knallen hatte aber die Reiher aufgeſchreckt und ſie zogen mit ſchwerem Flügelſchlag einige Felder weiter. Wir folgten raſch, und obgleich wir, hinter Schöpfrädern und Brunnen fort-

schleichend, ihnen oft sehr nahe kamen und auf sie schossen, konnten wir doch keinen einzigen erreichen. Die Thiere schienen unserer zu spotten und hoben sich nach jedem Schuß unversehrt in die Luft, ohne auch nur eine Feder zurückzulassen.

So jagten wir sie um das ganze Dorf herum, bis in die Nähe des oben genannten Grabmals, wo der ganze Schwarm erst eine Zeit lang in der Luft kreiste und sich dann mit einemmal auf die Bäume niederließ, die davon ganz weiß, wie mit Schnee bedeckt, aussahen. So still es vorhin um das Grabmal gewesen war, so lärmend wurde es jetzt; denn außer den Reihern, die sich schreiend um die Plätze auf den Aesten zu zanken schienen, hatten sich hier wilde Tauben, Wiedehöpfe und andere Vögel zahlreich eingefunden, wahrscheinlich um an diesem Orte, der den Arabern heilig ist, ungestört ihre Nachtruhe zu halten. Wir traten an das Gemäuer, das, ein paar Fuß hoch, das Grab und den Garten umgab, und sahen wie die Vögel, die früher so scheu vor uns geflohen waren, jetzt in der schönsten Schußweite es sich vor unsern Augen bequem machten und uns vertrauensvoll ganz nahe kommen ließen. Es wurde uns wirklich schwer, dieses Vertrauen zu respektiren und nicht unter sie zu schießen; doch würde auf einen Schuß in die dicht gedrängten Haufen eine ganze Masse gestürzt sein, und wir wünschten nur ein einziges Exemplar zu haben, um es unserem Doktor heimzubringen, und wilde Tauben für die Küche hatten wir bereits in Menge. Schon wollten wir uns, da es stark dämmerte, nach den Zelten zurückbegeben, als noch ein großer Reiher, der sich wahrscheinlich verspätet hatte, im schweren Flug über uns hinschwebte. Der Maler gab Feuer, das Thier stürzte herab und in demselben Augenblicke hob sich der ganze Schwarm, der sich auf den Bäumen gelagert hatte, und flog mit lautem Geschrei über unsern Köpfen weg. Wir aber machten uns mit unserer Beute davon; denn die Schüsse und der Lärm der Vögel hatten mehrere Dorfbewohner

fach aus Milch bestand, in die sie schwarzes Brod brockten, und kamen durch diese Abwechslung etwas langsamer, aber auch frischer auf die Höhe des Berges, von wo wir leicht und rasch abwärts stiegen. Schon lange hatte ich mir gewünscht, einen Meiler zu sehen, diese schwarze Waldherberge, in der die Ritter mit ihren Knappen und Rößlein einkehrten, wenn sie den Weg verloren und die Nacht sie überraschte auf den einsamen Waldpfaden. Eine Köhlerhütte behält für mich wenigstens, von der ersten Lektüre in der Jugend her, einen poetischen Schein, der bis dahin um so größer war, da ich noch keine in der Wirklichkeit gesehen. Sie kommt fast in allen abendländischen Sagen und Mährchen vor, die wir als Kinder gelesen, in den schauerlichen Geschichten von Rübezahl, in der Sage von Griseldis, die sogar ein Köhlerkind war. Der Schwarzwald ist, möchte ich sagen, die Heimath der Köhlerhütten, und doch hatten wir heute noch keine gesehen; wohl mehre runde verbrannte Plätze, von denen die Kohlen schon weggeräumt waren, und auch einen, den man eben aus trockenen Tannenästen errichtete, doch war dieß Alles nicht das rechte; ein Meiler muß schwarz gebrannt sein und noch rauchen; dann muß auch die Köhlerhütte dabei stehen, vor der der Köhler selbst mit seinem Hunde sitzt und an die grausigen Schicksale denkt, von denen ihm der Ritter, den er gestern beherbergt, erzählt hat.

Von dem Herabsteigen ermüdet, setzten wir uns auf eine Tanne, die auf der Holzschleife, wo sie noch lag, erst kürzlich von dem Gipfel des Berges herabgerutscht schien, denn sie war frisch behauen. Um uns stiegen die rothen und weißen Tannen so senkrecht in die Höhe, als wären sie alle nach dem Loth geordnet, und dieser Trieb ist so stark bei ihnen, daß große Stämme, die als Schößlinge schief aus dem Boden kamen, sich bogen und parallel den Andern emporwuchsen. Neben diesen mächtigen Tannen des Schwarzwaldes, die dieser Landschaft eine imposante dunkle Färbung geben, mildern die heimlichen klaren Bergwasser, die überall herkommen und munter ins Thal stürzen, das Düstere des Bildes, helle Lichter aufsetzend. Wir saßen jetzt gerade neben einem solchen Bächlein, dessen frisches Wasser wir zu den Brombeeren tranken, die in großer Menge um uns wuchsen, und folgten mit den Augen, so weit die Bäume es zuließen, seinem Laufe ins Thal, wo es sich einem Arme der Kinzig zugesellt, den wir über die Spitzen der Bäume hinweg hie und da aus dem Grün hervorblitzen sahen. Da stieg auf einmal neben uns etwas tiefer, als wir sahen, ein blauer Rauch auf, und Siegmund versicherte mich, dieß müsse ein Meiler sein, und wahrscheinlich einer, wie wir ihn gerade wünschten, schwarz oder rauchend. Eilig rutschen wir die Holzschleife hinab und arbeiteten uns dann durch das Gebüsch, bis wir endlich auf einem

herbeigezogen, die über unſere Jagd an ihrem geheiligten Orte unwillig ſchienen.

Wir hatten heute einen ganz ähnlichen Weg, wie geſtern. Nachmittags gegen drei Uhr ſahen wir vor uns ein kleines Dorf liegen, das uns wunderlich vorkam. Jedes der niedrigen Häuſer ſchien, was wir ſonſt nie geſehen hatten, auf der Terraſſe eine Menge Schornſteine zu haben, die von der Höhe wie das Haus ſelbſt, aber mit einem kleinen Kuppeldach bedeckt waren und nach allen Seiten kleine Löcher hatten. Als wir näher kamen, wurde unſere Jagdluſt regt, denn das ganze Feld und ſelbſt die Straße war mit zahlloſen Schaaren von Tauben bedeckt, die ſo zahm waren, daß ſie unter die Hufe unſerer Pferde liefen. Schon wollten wir einige Schüſſe unter ſie thun, als der Chef unſerer Beduinen uns davon abhielt: es ſeien keine wilden Tauben, ſondern zahme, die in den von uns für Schornſteine gehaltenen Aufſätzen der Häuſer niſteten und täglich in großer Anzahl nach Kairo geliefert würden.

So näherten wir uns denn raſch der Hauptſtadt und hatten ſchon den Umkreis erreicht, in dem ſie ihre gierigen Fänge ausſtreckt, um Nahrung für ſich herbeizuſchleppen. Auch kamen wir Nachmittags an ein großes Gebäude, von mehreren kleinen umgeben, wie man uns ſagte, eine Anſtalt zur Erziehung der Kinder ägyptiſcher Soldaten. Da jeder dieſer Vaterlandsvertheidiger ſich verheirathen darf, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß der Staat auch für die hieraus entſtehende Generation ſorgt; denn das Weib des ägyptiſchen Soldaten begleitet den Mann in's Feld, um ihn zu bedienen; ſie putzt ſeine Waffen und Uniformsſtücke, ſorgt in den meiſten Fällen für die Unterhaltung und Wartung des Pferdes und bereitet ihrem Gemahl das Brod, indem ſie das Korn oder den Reiß, den der ägyptiſche Soldat empfängt, auf einer kleinen Handmühle mahlt und runde, dünne Kuchen daraus backt; eine Maſſe von Geſchäften, die ſie, wenn ihr obendrein auch noch die Laſt aufläge, ihre Kinder um ſich zu haben, deren in den meiſten Fällen nicht wenige ſind, völlig erdrücken

würde. Deßhalb können sie die Knaben, wenn sie das dritte Jahr erreicht haben und gesund und stark sind, an jene Erziehungshäuser abliefern, die dann nach Landesart für sie sorgen; d. h. die Kinder lernen etwas im Koran lesen und werden dabei frühzeitig, da sie Soldaten werden sollen, zu allen möglichen Waffenübungen angehalten.

Die Gebäulichkeiten dieser Erziehungsanstalt waren ziemlich geräumig und aus Steinen aufgeführt; es schien aber, als würden sie nicht sonderlich unterhalten. Wir hatten nicht Zeit, das Innere zu besehen, doch ließen wir uns später in Kairo darüber unterrichten und hörten, daß die Einrichtung sehr einfach sei. Das Ganze besteht außer kleinen Zimmern, worin die Zöglinge am Boden auf Strohteppichen schlafen, und einem gemeinschaftlichen Saale, wo man sie im Lesen unterrichtet, nur aus einem großen Hof zum Spielen und einem Garten, oder vielmehr einem Stück Feld, wo sie im Bebauen und Bewässern der Aecker unterwiesen werden. So gut und menschlich vielleicht der Zweck einer solchen Anstalt sein mag, und so sehr sie dem ägyptischen Soldaten bei der uns sehr mißlich erscheinenden Erlaubniß, sich verheirathen zu dürfen, seine Lasten erleichtert, so schlimm wirkt das Zusammenwohnen dieser Kinder, die in den meisten Fällen schon zuvor verdorben sind, auf ihre Sittlichkeit.

Es war bereits Abend geworden, als wir unser letztes Nachtquartier vor Kairo erreichten, worüber wir Europäer uns nicht wenig freuten. Aber unsere Beduinen und Kameeltreiber wären, als wir die Wüste einmal hinter uns hatten, mit uns, glaube ich, durch das Delta bis nach Oberägypten gezogen; so gut, wie sie und ihre Thiere es bei uns hatten, bekamen sie es schwerlich so bald wieder. Besonders gefielen ihnen die ungeheuren Portionen Pillau, die Giovanni täglich für sie zubereitete, und die sie in Ermanglung einer großen Schüssel aus den kleinen Gefässen, die er einigemal für sie füllte, auf einen zusammengefalteten Burnus schaufelten und

von diesem mit den Händen zum Munde führten. Auch verschmähten sie, ihrem Gesetz zum Trotz, die Ueberreste eines schlechten rothen Weins nicht, den wir zuweilen in den ägyptischen Dörfern fanden und ihnen zukommen ließen.

Die Einwohner des Dörfchens, bei dem wir lagerten, drängten uns mit den mannigfaltigen Artikeln, die sie zu Verkauf brachten, so sehr, daß wir unsere Leute um die Zelte stellen mußten, um sie einigermaßen abzuhalten. Da viele mit denselben Artikeln kamen, so fiel uns oft die Wahl schwer; denn obgleich eifrige Concurrenten, überboten sie sich doch nicht, wie bei uns, im Herabsetzen der Preise, sondern hielten sie in einer verdrießlichen Uebereinstimmung auf derselben Höhe, weßhalb sich unser Kapitän, der meistens die Einkäufe besorgte, damit half, daß er nur von den hübschesten jungen Weibern und Mädchen etwas nahm, worüber die Alten ein gewaltiges Geschrei erhoben. Es gab ein solches Gezänke, ja am Ende ein Handgemenge, daß wir vor lauter Lachen mit unserem Geschäfte inne halten mußten. Nichts possierlicher, als der Eifer, ich möchte sagen die Wuth, mit der die Weiber, schwer bepackt, herbeiraunten, um ihre Artikel durch Anpreisungen und Liebkosungen an den Mann zu bringen. So kamen welche, die auf dem Kopf ein Körbchen mit Butter und Eiern, unter einem Arm einige Hühner, in der andern Hand ein Gefäß mit Milch trugen, und trotz dem Drängen und gegenseitigen Stoßen diese Sachen so geschickt zu balanciren wußten, daß sie nichts davon verschütteten und zerbrachen. Ein paar kleine schmutzige Kinder hielten sich meistens am blauen Hemd ihrer Mutter fest, und da sie aus Angst vor den Franken nicht wagten, dieses Asyl zu verlassen, so wurden sie beim Vordringen mit fortgerissen und beim Zurückstoßen nicht selten unsanft auf den Boden gesetzt, und ihr Gekreisch mischte sich harmonisch mit dem Geschrei der Weiber. Endlich hatten wir glücklich unsern Bedarf an Lebensmitteln beisammen; es war wenig, hatten wir ja morgen nicht mehr nöthig, unsern Pillau und unsere Hühner

selbst zu kochen. Wir zogen uns in's Zelt zurück, um dem Schwarm zu entgehen, mit dem wir aus verschiedenen Gründen nicht zu sehr in Berührung kommen mochten.

Wir berathschlagten über den Küchenzettel. Heute, am letzten Tage unserer Wüstenreise, wollten wir ein übriges thun, besonders den noch vorräthigen Zucker, den wir morgen nicht mehr brauchten, gehörig anbringen. Zu dem Ende schlug der Baron einen süßen Reiß vor, was einstimmig angenommen wurde. Dann waren wilde Tauben da, die wir am Morgen geschossen, Hühner, Eier und ein saftiges Stück „Mouton", eine Lieblingsspeise des Engländers, der aber trotz dieser Auswahl von Speisen noch einen Pillau mit Hammelfett wünschte und dessen Anfertigung neben den verschiedenen andern Artikeln seinem Koch auftrug, was bald zu einem lächerlichen Streit zwischen Beiden Veranlassung gab. Wir sahen während des Speisens dem Kapitän an, daß er mit Verlangen auf seinen Pillau wartete; doch kam er immer nicht, und Hussein wollte schon das Tischzeug abräumen, als sich der Engländer nach seinem Lieblingsgericht erkundigte, und zu seinem nicht geringen Aerger erfuhr, unser Giovanni habe heute die Küche besorgt und keinen Pillau kochen wollen, weil er geglaubt, wir haben an den andern Gerichten genug. Ruhig ließ der Engländer Teller und Bestecke fortbringen, und erst nachdem der Kaffee getrunken und eine lange Pfeife angesteckt, citirte er seinen Koch und sagte ihm im gelassensten Tone: „Bessewenk, warum hast du keinen Pillau gekocht?" Der Koch stotterte die Weigerung Giovanni's her, und der Kapitän fuhr fort: „So mach jetzt den Pillau." Wir konnten uns kaum des Lachens enthalten, aber der Kapitän meinte, er kenne diese Menschen; man müsse sie das buchstäblich erfüllen lassen, was ihnen befohlen worden, und er hatte allerdings Recht. Wir machten uns mit Raki, den wir im Dorf gekauft, noch einen Punsch zurecht und legten uns dann zum Schlafen nieder. Ich mochte etwa eine Stunde geruht haben, als ich durch ein gelindes Tellergeklapper erwachte. Schlaf-

trunken öffnete ich die Augen und glaubte, als ich sah, daß Hussein den Tisch deckte, wobei ihm der Kapitän aufmerksam zusah, es müsse bereits Morgen sein; doch ein Blick auf die Uhr belehrte mich, daß es ein Uhr in der Nacht war. Auch die andern Reisegefährten erwachten, man fragte den Engländer, ob er noch einmal speisen wolle; dieser entgegnete ruhig, Hussein werde gleich den vergessenen Pillau bringen. Er erschien wirklich mit einer bedeutenden Schüssel voll, und der Kapitän lud uns dazu ein. Wir versicherten ihm lachend, der Schlaf sei uns viel lieber als sein Pillau, worauf er sich allein an die Schüssel legte, einen Löffel voll genoß und dann Hussein befahl, die ganze Bescheerung wieder fortzunehmen. Auf diese Art erzog der Mann seine Leute; er hatte im langen Umgang mit diesen Menschen gelernt, daß sie durchaus nicht wie europäische Bediente zu behandeln seien; ein Verweis rührte sie nicht im Geringsten. Allerdings mißhandelte er sie zuweilen, aber sie flogen auf einen Wink von ihm zu seinen Diensten herbei. Mit unsern Leuten war es ganz anders, besonders mit Giovanni. Der gute Baron behandelte ihn freundlich, verlangte wenig von ihm und ertheilte ihm, selbst wenn er sehr nachläßig war, nur einen gelinden Verweis. Dafür that dieser Herr auch meist, was er wollte, und wenn er es auch nicht wagte, sich offen gegen den Baron zu empören, so verrichtete er doch seine Geschäfte, wenn er schlecht gelaunt war, mit dem größten Widerwillen, und uns behandelte er nicht selten sehr nachläßig. Ich habe nie einen Menschen gesehen, der seinem Herrn gegenüber eine unverschämtere Stellung annehmen konnte. Oft, wenn ihm der Baron einen Befehl ertheilte, verschränkte er die Arme, stellte sich trotzig hin und fragte in seiner lingua franca: „Qui voulete?“ War dieser Mensch aber bei guter Laune, so hatten wir an ihm den besten, gewandtesten Diener, den man sich denken kann, und es gab nichts, was Giovanni nicht ausgeführt hätte. Er war sehr muthig, ich glaube auch ehrlich, ließ sich im Handel von seinen Landsleuten nicht betrügen und kochte sehr gut. Indessen

rathe ich jedem Reisenden, bei der Annahme eines solchen Dolmetschers, den er unter den Eingeborenen wählen muß, sehr vorsichtig zu Werke zu gehen. Das beste ist, wenn man die Route macht, seinen Dragoman von Konstantinopel mitzunehmen, wo es deren gibt, die durch ihre Solidität und Brauchbarkeit bekannt sind und zuweilen von der Pforte zu kleinen Geschäften benutzt werden, es aber vorziehen, Reisende zu begleiten. Ein solcher kann sich leicht einen Ferman verschaffen, der ihm in den Ländern, die dem Sultan untergeben sind, dasselbe Ansehen gibt, dessen die Tartaren oder Begleiter der türkischen Post im Innern des Reichs genießen. So kostspielig ein solcher Diener ist, so hätten wir doch einen genommen, aber wegen der Botschaften, die stets zwischen Mehemed Ali und der Pforte gewechselt wurden, war im Augenblick kein einziger in Konstantinopel zu haben. Unser Giovanni war in Smyrna gedungen worden, wo er zur Zeit in einem französischen Gasthof den Lohnbedienten machte. Ich glaube, der Wirth empfahl ihn deßhalb so dringend, um seiner los zu werden. Er reiste auch gleich stehenden Fußes mit, ohne seine vielen Kleider mitzunehmen, die er sich nach Beirut nachkommen lassen wollte. Doch haben wir auf der ganzen Tour von der Equipage keinen Faden zu Gesicht bekommen.

Der Engländer hatte wegen der Bosheit dieses Burschen schon oft seinen Aerger an den Tag gelegt, und wir sahen ihm an, wie gern er einmal mit ihm angebunden hätte; doch nahm sich Giovanni lange in Acht, mit dem Kapitän in Berührung zu kommen, bis er eines Morgens, als ihm die Kameeltreiber zu langsam aufpackten, von seinem Pferde sprang und jedem einen Hieb mit dem Kantschuh versetzte. Da gab der Kapitän seine Pfeife ganz ruhig an Hussein, machte seine Reitpeitsche los und prügelte unsern Dragoman mit den Worten durch: „Wie kannst du, Schuft, meine Leute schlagen?“ Dies that für lange Zeit gut, und er war die Folgsamkeit selbst; in der Folge durfte der Kapitän nur mit den

Augen winken, und Giovanni kam herbei, ſich nach ſeinen Befehlen zu erkundigen.

Wir ſchliefen die Nacht unruhiger als je; außer verſchiedenen kleinen Thieren, die uns ſehr beläſtigten und die der Verkehr mit den Arabern uns zugeführt, ſtörte uns auch der freudige Gedanke, morgen in Kairo einzurücken. Beim erſten Schein des Tages waren wir munter und putzten uns ſo gut wie möglich heraus, um wenigſtens in ziemlichem Anſtand unſern Einzug in der Hauptſtadt zu halten. Doch konnten wir die Eindrücke der Wüſtenreiſe unmöglich vertilgen, und wir ſahen einer Bande fahrender Abenteurer nicht unähnlich. An der Spitze des Zugs gingen die Kameele; auf dem erſten hing das Fohlen, jetzt wieder allein, denn die ägyptiſche Dame, die uns gefolgt war, ließ der Baron heute abſteigen, weil er nicht Luſt hatte, mit einem Stück Harem anzukommen. Die Laſt unſerer beiden Packkameele hatte ſich auch ſehr vermindert, da unſere Vorräthe geſchmolzen waren. Auf dem vierten und fünften ſaßen der Maler und der Doktor in europäiſchen Röcken, das Fez auf dem Kopfe und um daſſelbe ein Tuch turbanartig gewunden, ihre Gewehre auf dem Rücken und ans langen Pfeifen rauchend. Auf dem ſechsten ritt Friedrich, der Reitknecht, der wohl am ſonderbarſten coſtümirt war und den Arabern häufig Stoff zum Lachen gab. In ſeinem Anzug waren Orient und Occident drollig vermiſcht. Auf eine weite graue türkiſche Hoſe hatte er braune Kamaſchen geknöpft, die etwas defekt geworden waren und die rothen Pantoffeln an dem Fuße ſehen ließen; über einer rothgewürfelten franzöſiſchen Weſte mit langen Schößen, die den halben Oberſchenkel bedeckten, trug er einen weißen engliſchen Rock, der ihm im Stehen bis an die Füße reichte; um den Hals hatte er einen alten Shawl, mit dem er kokettirte und ihn ſtets mit einer ungeheuren Schleife aufband. Das ſiebente Kameel war das meinige, auf dem aber Huſſein ſaß, der mir zu Anfang unſerer Wüſtenreiſe ſeinen Maulеſel abgetreten hatte. Der Baron, welcher den gekauften arabiſchen

Fuchshengst ritt, ein unermüdliches Thier, dessen Adel und Ausdauer man bei den härtesten Touren durch den tiefen Sand nicht genug bewundern konnte, trug einen blauen Ueberrock, einen rothen Shawl um den Leib, woran ein kleiner persischer Dolch in einer schön gearbeiteten silbernen Scheide hing, und hatte um den Kopf ein roth und gelbes Tuch gewickelt, wie es die Beduinen tragen. Der Kapitän hatte, wie er selbst in der größten Hitze that, seinen feinen arabischen Mantel umgehängt, dessen Gewebe aus Kameelhaaren sehr dünn war und auf dessen schwarzem Grund sich die Gold- und Silberstickereien prächtig ausnahmen; er trug die Dienstmütze der englischen Armee. Mein Maulesel — ich habe von seinen glänzenden Eigenschaften schon früher gesprochen — hatte trotz aller Strapazen nichts von seinen Fehlern und seinem Fleische verloren. Mein Anzug dagegen war äußerst defekt geworden, und da meinem Rocke schon längst die meisten Knöpfe fehlten, so war mir der Riemen eines breiten persischen Schwertes, das ich um meine Lenden gegürtet hatte, als Halt des Gewandes viel nützlicher als die Waffe selbst. Unsere sämmtlichen Kleider waren von Sonne und Sand arg mitgenommen, und von unserer Wäsche mag ich gar nicht reden.

Wir rückten mit starken Schritten Kairo näher und betraten mit Ehrfurcht diesen Boden, der, einem großen Kirchhofe gleich, allmälig wieder herausgibt, was ihm vor Jahrtausenden anvertraut worden, und auf welchem nach langer Zeit der Erschlaffung ein neuer Zauberer erschienen. Man staunt, wenn man sieht, was Mehemed Ali in diesem Land und mit seinen Mitteln hervorgebracht. Neben der armseligen Hütte des Fellah erheben sich großartige Steingebäude, Schulen, Kanonengießereien, Gewehrfabriken, und wohleingerichtete Gestüte: aber je mehr diese Anstalten, unter denen die schon erwähnte Telegraphenlinie durch die Wüste gewiß nicht die unbedeutendste ist, von dem Geiste dieses Mannes zeugen, um so mehr bedauert der ruhige Beobachter, daß er als Zauberer

auftrat, der Alles mit einem Schlage erſtehen ließ, und nicht als ruhig ſchaffender Geiſt, der erſt die Wurzel feſten Grund faſſen läßt, ehe er den ſtolzen Baum aufrichtet. Mir iſt Aegypten vorgekommen wie ein wilder Menſch, dem man die eleganteſten Kleider anzieht und ihn zu einer Partie Boſton ſetzt, wo er es mit geübten Spielern aufnehmen ſoll, er, der kaum weiß, was Karten ſind.

Wenn man Kairo zurückt, beſonders von der Seite, wo wir herkamen, ſo glaubt man, von der Straße abgeſehen, die einige Stunden vor der Stadt wieder in tiefem Sand dahinzieht, man nähere ſich einer der großen Städte Europa's. Wir waren heute Morgen kaum einige Stunden geritten, ſo kamen wir an ein großes ſteinernes Gebäude, weiß angeſtrichen, auf's Beſte erhalten und mit Gärten umgeben. Es war eine der höheren Militärſchulen des Paſcha, wo die Söhne der Generale, Beamten und ſelbſt der Soldaten, wenn man Talent an ihnen entdeckt, zu Offizieren gebildet werden. Gegen Mittag zogen wir durch ein größeres Dorf, wo wir an vielen Gebäuden ſehr ſchöne Ueberreſte altarabiſcher Baukunſt entdeckten, und kaum hatten wir es verlaſſen, ſo ſahen wir weit vor uns zwiſchen weißen Gebäuden, Palm- und Akaziengruppen am äußerſten Horizont gelbe Spitzen auftauchen — Kairo, ſo erklärte unſer Beduinenchef mit lautem Geſchrei.

Der Himmel, der bei unſerem Auszug am Morgen ganz blau geweſen war, hatte ſich ganz ſonderbar verändert, wie wir es nie geſehen. Am Horizont nach Südweſten färbte er ſich zuerſt hellgelb, wie wenn dort große Staubwolken aufſtiegen, und überzog ſich nach und nach ganz mit einer dunkelgelben Farbe, wie man es wohl bei uns bei ſehr ſtarken Gewittern ſieht. Dabei wehte uns ein heftiger Südwind mit erſchlaffender Hitze an und führte uns einen feinen Sand entgegen, vor dem man kaum die Augen offen laſſen konnte. Es war der Samum, der um dieſe Zeit anfängt, den Karawanen verderblich zu werden. Hinter dem Dorfe, von dem ich eben ſprach, mußten wir unſer Geſicht mit einem Tuch verhän-

gen, um nicht zu erblinden. Der Sand, den dieser Wind mit sich führt, ist so fein und fällt mit solcher Gewalt auf Menschen und Thiere, daß er durch alle Bedeckungen und Kleidungsstücke hindurchdringt; obgleich wir unsere Ueberröcke so fest wie möglich zugeknöpft hatten, fand er seinen Weg hindurch und bedeckte den ganzen Körper. In Kairo, wo wir noch einige Tage Samum hatten, sahen wir, wie der feine scharfe Staub durch die fest verschlossenen Fenster drang und alle Möbeln bedeckte. — Neben Hitze und Wassermangel ist dieser Wind in den großen Wüsten der schlimmste Feind der Karawanen. In den Monaten Mai, Juni, Juli und August dauert er oft mehrere Monate hinter einander und bedeckt bald den Reisenden mit jenem feinen Staub wie uns, bald aber wirbelt er mächtige Sandhügel auf und begräbt ganze Karawanen. Schon der heiße Hauch dieses Windes erschlafft und entnervt Menschen und Thiere. Unsere Kameele und Pferde schlossen die Augen und drangen mit Mühe vorwärts, und mein Maulesel wandte sich nicht selten um, um dem Sturme zu entgehen. Dabei fuhr der Sand mit solchem Gesause bei uns vorbei, daß es nicht möglich war, sein eigenes Wort zu verstehen.

Bald kamen wir zu Gebüschen von Palmen, Platanen und Akazien, und von Zeit zu Zeit an großen öffentlichen Bauten vorbei, die uns Schutz gewährten. Die kleinen Felder der Fellahs mit ihren Schöpfrädern und armseligen Hütten hörten allmälig auf, und dagegen erschienen ziemlich gut angelegte Gärten und weiße reinliche Villen vornehmer Aegypter oder auch Europäer. Jetzt zogen wir bei einem mächtigen Kornhaus vorbei, das mit starken Mauern umgeben war. Es hatte nur Luftlöcher auf der Nordseite, und dorthin waren auch alle Dachluken gerichtet, um die kalten Winde einzulassen und die heißen abzuhalten. Rechts, etwas weiter vom Wege ab, standen die Gebäude eines der kleineren Gestüte Mehemed Ali's, in dem mehrere Schuh hohen Klee, der sie umgab, fast versteckt. Im Felde waren die Pferde ange-

freien Platz das Gesuchte fanden, — ein stattlicher Meiler, der jedoch schon ausgebrannt war und nur noch von Zeit zu Zeit aus der Spitze rauchte, weßhalb wir ihn auch nicht früher sahen. Neben ihm lagen einige Gruben, die voll Wasser waren, das zur Abkühlung der Kohlen gebraucht wird. Auch die Köhlerhütte lag in der Nähe, sah mir aber doch ein wenig gar zu ärmlich und einfach aus. Sie bestand aus zusammengestellten Baumstämmen, die oben durch schwache Reiser verbunden waren und, mit Moos und Gesträuch verstopft, sehr dünne Wände gaben. Das Innere war durch einen Baumstamm am Boden in zwei Theile getheilt, wovon der hinterste das Lager des Köhlers, aus Laub und Moos bestehend, enthielt, der vordere zur Küche zu dienen schien; denn zwischen drei Steinen waren Spuren von halbverbrannten Kohlen und Holzasche, neben der in einem Winkel ein Haufen Kartoffeln lag. Vor der Hütte stand die Wurzel eines Baumes, die oben glatt gehauen, eine Art von Stuhl gab, auf dem eine große Holzart eingehauen war; ein langer Schürbaum lehnte daneben. Doch war der Herr dieser Geräthschaften nirgends zu sehen. Wir riefen einigemal in den Wald hinein, und hätten den Köhler in seinem rußigen Gewand gar zu gern zwischen den Bäumen hervortreten sehen; doch warteten wir eine halbe Stunde vergebens, und sahen uns endlich genöthigt, mit der Köhlerhütte zufrieden zu sein und unsern Weg fortzusetzen. In kurzer Zeit waren wir unten im Thale, wo das Dörfchen Reinerzau liegt, das jedoch nur aus einzelnen Häusern besteht, die an dem Arm der Kinzig, von dem ich oben sprach, einem kleinen Bache, zerstreut liegen. Siegmund sagte mir, daß schon dieser Bach zur Fortschaffung von ziemlich großen Flößen in die Kinzig selbst benützt würde, die sie dann weiter bis Kehl trägt, wo sie auf dem Rhein zu größeren verbunden werden und nach den Niederlanden abgehen. Obgleich dieser Bach viele Schleusen hatte, war es mir doch unerklärlich, wie das Wasser, das an den meisten Stellen kaum die Kiesel bedeckte, im Stande sei, einen Baumstamm zu tragen, und ich würde mit einigen Zweifeln hierüber nach Hause zurückgekehrt sein, wenn mich nicht zufälliger Weise der Augenschein davon überzeugt hätte. Wir waren nämlich kaum einige hundert Schritte den Bach aufwärts gegangen, so kamen uns in gestrecktem Laufe mehre Flößer entgegen, starke kräftige Menschen, mit großen Stangen und Aexten bewaffnet, im runden Hut und kurzer Jacke, große lederne Stiefel, bis über die Knie hinaufgezogen, von denen ein Theil an den Schleusen, die wir vor uns sahen, stehen blieb, die andern mit einem Rufe bei uns vorbei stürzten. Wir traten ebenfalls näher, und erfuhren von dem Flößer, der die schwere Schleuse, bei der wir uns eben befanden, allein aufwand, daß im nächsten Augenblick ein Floß kommen würde, und wir-

bunden, wo ſie in dieſer Jahreszeit Tag und Nacht bleiben und den Klee, reihenweiſe langſam vordringend, abfreſſen. Andere Gebäude an der Straße bezeichnete der Beduinenchef als eine Landwirthſchaft Ibrahim Paſcha's. Der Weg führte durch die großen Gärten, wo er verſucht, Olivenbäume zu ziehen, die aber, wie in ganz Aegypten, auch hier nicht fortkommen wollen. Der Weg durch dieſe Anlagen war ſehr angenehm; er bildete eine Allee von prächtigen Platanen, ſo gerade gepflanzt und gut gehalten, wie man ſie bei uns in einem gut angelegten Garten nur ſehen kann. Noch eine Stunde, und Kairo, mit ſeinen zahlreichen Moſcheen und Kuppeln, lag vor uns, ein großartiges Panorama. Rechts ſah man über Palmbäumen hinweg die Spitzen der Pyramiden; vor den Mauern Kairo's lag die Stadt der Gräber und einzelne Moſcheen, in denen die Kalifen begraben ſind; dahinter erhob ſich die Citadelle mit ihren großen Werken, und links über der Stadt ragte der Mokkatam empor, mit kleineren Forts und Pulvermagazinen, von denen man die ſchönſte Ausſicht über das Land genießt.

Wir hatten noch einen harten Kampf mit Sand und Samum zu beſtehen, ehe wir in die Nähe der Stadt kamen und uns die umgebenden Höhen gegen den Sturm ſchützten. Unſere Karawane hatte ſich anſehnlich vergrößert; die Landleute, die nach der Stadt gingen, um ihre Produkte zu verkaufen, geſellten ſich zu uns und hielten ſich dicht hinter den Kameelen und Pferden, um ſo von dem fliegenden Sand weniger zu leiden. Jetzt unterſchieden wir vor den Mauern der Stadt eine kleinere Stadt aus grünen Zelten; es waren die Kolonnen der Armee, die von Damaskus herübergekommen waren und dort lagerten. Bald waren wir mitten unter ihnen; die Soldaten kamen ſchaarenweiſe aus ihren Zelten hervor, theils aus Neugierde, theils um etwas von ihren Kameraden zu erfahren, die noch zurück waren. Auch mehrere Offiziere, die einen Artilleriepark im Lager beſichtigten, kamen im Galopp herbei. An ihrer Spitze ritt ein ziemlich wohlbeleibter Mann mit ſchwarzem Haar

und Bart und ausdrucksvollem Gesicht, den seine Kleidung und Waffe als einen höhern Offizier bezeichneten. Er wandte sich an den Baron und wir wunderten uns nicht wenig, als er sich im besten Französisch nach der zurückgebliebenen Armee erkundigte. Nachdem er die gewünschte Auskunft erhalten, sagte er, er hoffe uns wieder zu sehen, und sprengte durch die Reihen der Soldaten, die ihm ehrerbietig Platz machten, nach dem Lager zurück. Es war, wie wir später hörten, Soliman Pascha.

So hatten wir denn die Wüstenreise hinter uns, und mit einem Gemisch von Freude, Staunen und Neugierde ritten wir in die belebten Straßen Kairo's ein. Tausend fremde Eindrücke stürmten auf uns ein, die Sinne verwirrend, und das Gedränge der Menschen aller Farben, der Kameele, Pferde, Esel, und die prächtigen Moscheen und stattlichen Häuser schwammen noch in einem wunderlichen, unklaren Gemisch vor unsern Augen, als wir in dem Hofe des Hotels einritten, wo wir vom Wirth in englischer, von einem Kellner in französischer und von einem Hufschmiede, der gerade im Hause zu thun hatte, — es war ein Schwabe, — in deutscher Sprache angeredet und herzlich begrüßt wurden.

Fünftes Kapitel.

Aufenthalt in Aegypten.

Kairo. — Die Stadt. — Dr. Pruner und Fischer. — Reiteſel — Der Sklavenmarkt. — Das Irrenhaus. — Der Nil. — Die Inſel Roda. — Die Pferde im Klee. — Schubra. — Aegyptiſche Brütöfen. — Die Citadelle. — Die Stadt der Gräber. — Die Pyramiden. — Arabiſche Tänzerinnen. — Abreiſe von Kairo. — Meine Krankheit. — Die Nilfahrt. — Alexandrien. — Audienz bei Mehemed Ali.

Nie in meinem Leben iſt mir der Anblick der europäiſchen Luxusgegenſtände, mit denen wir unſere Häuſer einrichten und wohnlicher machen, ſo angenehm erſchienen, als hier, wo wir nach der Reiſe durch die Wüſte auf einmal in das ſchön eingerichtete Hôtel traten. Dort faſt gar nichts, hier Alles. Wahrhaftig, ich muß geſtehen, daß es mir erging, wie Jemand, der zum erſten Mal dieſe ſchönen Möbel, Betten, Teppiche und Divans ſieht, und es war mir ein eigenes Gefühl, mich einmal wieder auf eine Erhöhung ſetzen zu können und nicht, wie in den letzten vier Wochen, faſt immer am Boden kauern zu müſſen. Beſonders der Gedanke an ein Ding, was Bett heißt, war uns ſehr fabelhaft geworden; denn die einzige Nacht, die wir auf dem Carmel in einem ſolchen geſchlafen hatten, war durch das Vorhergehende und Nachfolgende faſt verwiſcht worden, und ſchwebte nur noch als ein ſchöner Traum vor uns. Hier im Great-Weſtern-Hôtel war doch wirklich Alles auf's Beſte eingerichtet, und man hätte es füglich in eine unſerer erſten Hauptſtädte verſetzen können; denn außer den Divans, die übrigens ſehr praktiſch ſind, außer dem Oberkellner, einem ſehr ſchönen Neger, und dem Anblick des Hofes, wo Kameele um ihr

Futter lagen und braune Beduinen, in ihre weiße Mäntel gehüllt, ſich mit ihren langen Pfeifen beſchäftigten, war hier nichts Orientaliſches zu ſehen. Das Innere des großen Hauſes, das früher einem reichen Türken gehört hatte, war ganz auf unſere Art eingerichtet worden, hatte ſchöne Treppen, einen großen Speiſeſaal, ein kleineres Theezimmer und eine Menge anderer ſehr gut eingerichteter Cabinete für die Fremden. Letztere waren mit Spiegeln, Stühlen, Waſchtiſchen, kurz allem Möglichen verſehen, was man nur bei uns findet. Um die eiſernen Bettladen waren Vorhänge von dichtem grünem Gaze, die man feſt verſchließen konnte, um die Mücken abzuhalten.

Unſer erſtes Geſchäft war, daß wir uns aller Kleider entledigten und ſie bis zu ihrer Reinigung in ein leeres Gemach werfen ließen, denn außer dem Wüſtenſtaub hatten wir aus den Lagern unſerer Kameraden noch viel Anderes mitgebracht, von dem ſich Einiges in anſtändiger Geſellſchaft nicht nennen läßt. Unſere Pferde waren in einem guten Stall untergebracht, und alle drei bedurften ſehr der Pflege, beſonders die Stute und das Fohlen, die auf dem Marſche ſehr gelitten hatten. Es wurde von allen Leuten, denen wir unſere Fahrt mit dieſen Thieren erzählten, als ein Wunder angeſehen, daß das kleine Pferdchen überhaupt noch am Leben ſei; denn es hatte die erſten vierzehn Tage ſeines Lebens noch mehr Entbehrungen und Mühſeligkeiten auszuſtehen gehabt, als wir. Unſer heutiges Diner an einem auf's Schönſte beſetzten Tiſche kam uns anfänglich ziemlich ungewohnt und unbequem vor, und wir fühlten Alle, daß die Manier der Orientalen, bei ihren Mahlzeiten halb zu liegen, gegen unſere Stühle doch ſo übel nicht ſei; denn ich verſichere, daß wir auf unſern Stühlen Alle müde wurden und wir uns nach der Mahlzeit gleich auf die Divans ſtreckten, um auszuruhen. Da wir erſt Nachmittags angekommen waren, ſo gab es mit dem Abladen der Effekten und dem Abfertigen unſerer Kameeltreiber, ſowie mit andern kleinen Geſchäften ſo viel zu

thun, daß der ganze Nachmittag damit hinging. Unſere Führer durch die Wüſte, vor Allen der Herr Akrabut, bedauerten ſehr, nun wieder allein fortziehen zu müſſen, und ſie ſagten uns ohne Hehl, daß ſie ſobald nicht wieder Reiſende zu geleiten hätten, mit denen ſie ſich in jeder Hinſicht ſo gut ſtünden, als ſie bei uns gethan.

Am folgenden Morgen begannen wir bald unſere Touren durch die Stadt. Unſer erſter Beſuch war zu einem Landsmann, einem deutſchen Arzte, der ſich ſchon ſeit mehreren Jahren hier in Kairo aufhält und deſſen Güte, Freundlichkeit und Gefälligkeit, ſowohl der Herzog Paul von Württemberg, als auch Herr von Schubert nicht genug zu rühmen wußten. Obgleich wir keine Empfehlungsbriefe an ihn hatten, nahm uns doch Dr. Pruner mit einer Liebe und Herzlichkeit auf, die beſonders in einem fremden Lande ſo wohlthut. Mit Aufopferung ſeiner koſtbaren Zeit zeigte und beſchrieb er uns viel von den Merkwürdigkeiten Kairo's und außer mehreren Stunden, die er uns täglich widmete, brachten wir faſt jeden Abend bei ihm zu, wo wir an einem andern deutſchen Arzt, Dr. Fiſcher, eine eben ſo lehrreiche als angenehme Bekanntſchaft machten. Beide Männer ſind aus Baiern gebürtig, haben in Deutſchland ihre Studien gemacht und ſind nach Kairo gegangen, um neben den hier herrſchenden Krankheiten orientaliſche Sprachen zu ſtudiren.

Was bei den meiſten orientaliſchen Städten den Reiſenden, der ſie betritt, ſo angenehm berührt, iſt der Contraſt des Innern mit dem Aeußern der Stadt, und wovon Kairo eine rühmliche Ausnahme macht. Den Ausſpruch vieler Reiſenden, daß Kairo das Paris des Morgenlandes ſei, mußten auch wir beſtätigen; denn ein ſolches Leben und Treiben auf den Straßen, wie hier, verbunden mit der Reinlichkeit derſelben, mit dem Anblick der mannigfaltigſten Völkerſtämme, den Bazars, wo zwiſchen den Gewölben mit Erzeugniſſen des Orients Buden mit europäiſchen Fabrikaten, und

Deutſchen, Franzoſen oder Engländern gehörend, ſich befinden, trifft man ſonſt nirgend. Obgleich die Straßen ungepflaſtert ſind, ſo findet man auf ihnen weder Staub noch Schmutz; erſteren nicht, weil der lehmige Boden feſt zuſammengetreten iſt und letzterer kann nicht entſtehen, weil es hier in Kairo höchſt ſelten regnet, früher kaum drei bis vier Mal im Jahre, jetzt aber, ſeit Ibrahim Paſcha vor der Stadt große Anpflanzungen von Bäumen namentlich von Akazien anlegen ließ, hat man die Bemerkung gemacht, daß es hier um Kairo viel öfter regne, als ſonſt.

Die Häuſer der Stadt ſind auf dieſelbe Art wie die von Konſtantinopel gebaut, nur daß die hieſigen viel höher und meiſtens aus Steinen aufgeführt ſind; doch haben ſie hier, ſo wie dort, nur kleine ſchmale Thüren und unregelmäßige Fenſter, die nicht nur bald klein, bald groß ſind, ſondern auch ohne alle Symmetrie am Hauſe angebracht. Alle ſind mit oft ſehr künſtlich geſchnitzten Gittern verſehen und viele haben obendrein noch bunte Glasfenſter, ſo daß in den Gemächern auch beim hellen Sonnenſchein ein myſtiſches Halbdunkel herrſcht. Die gelbe Farbe des gewöhnlichen Bauſteins würde den Straßen etwas Düſteres geben, wenn nicht der faſt immer heitere Himmel und die helle Sonne oft zu freundlich hineinſchauten. Doch macht bei der beſtändigen Hitze, die in einigen Monaten fürchterlich wird, das Dunkle einzelner enger Straßen keinen unangenehmen Eindruck, und man wandelt in dem Schatten der hohen Häuſer behaglich wie in einer Laube herum. In einigen Quartieren ſind an den Dächern der Häuſer große Matten und Tücher quer über die Straßen geſpannt, welche dieſelben freilich etwas dunkel machen, aber das Bild einer Laube, was ich vorhin erwähnte, noch mehr rechtfertigen. Der Schatten und die Kühle, die faſt beſtändig hier herrſchen, thut dem Wanderer, der von draußen herein kommt, ungemein wohl.

Das Leben und Treiben auf den Gaſſen und in den Bazars

iſt hier ebenſo mannigfaltig, wie das in Stambul und Damaskus; nur ſieht man hier nicht, wie in erſterer Stadt, den fatalen blauen Ueberrock der Beamten und Militärs, ſondern Mehemed Ali hat ſeinen Leuten vernünftiger Weiſe die zum Klima beſſer paſſende Nationaltracht gelaſſen. Die Soldaten haben ihre weiten Hoſen behalten, die vom Knie abwärts enge ſind, und ebenſo die kurzen Jacken, und er hat ihnen nur das Feß und andere Waffen gegeben. Der Beduinen, die mit ihren großen Kameelzügen oft die ganze Straße verſperren, ſieht man hier faſt mehrere, als in Damaskus, ſowie einem beinahe auf jedem Schritt ſchwarze Nubier und kupferfarbige Abyſſinier begegnen. Was hier das Auge des Europäers vielfach auf ſich zieht, iſt der Contraſt des Orients und Occidents, der ſich wohl nirgends näher und ſchroffer gegenüber ſteht. In den Vorſtädten erregt es ein eigenes Gefühl, neben der Lehmhütte des Fellahs, die halb in den Boden gegraben iſt, ein großes ſtattliches Gebäude zu erblicken, das ganz auf europäiſche Art gebaut, mit regelmäßigen Fenſtern, weiß angeſtrichen iſt und eine Geſchützgießerei des Paſcha enthält. Längs dem Portal, das ganz wie bei uns mit Thorflügeln verſehen iſt, und vor dem ein paar alte Kanonen als Eckſteine eingerammt ſind, zieht eine lange Reihe Kameele vorbei, mit Erzeugniſſen des Südens beladen, von Negern geführt und von Beduinen als Schutzwache umgeben, und ebenſo iſt es, wenn man in den engliſchen Parkanlagen des Paſcha auf der Inſel Roda herumwandelt und ſendet den Blick über die mit grünem Strauchwerk eingefaßten Schlangenlinien hinweg auf den Nil, hin zu den Pyramiden oder auf die uralten Grabeskirchen der Mamelukenkönige. Mehemed Ali's Geiſt hat hier in kurzer Zeit viel hervorgerufen, doch mir erſcheint das ganze Aegypten nur wie ein großes Treibhaus. Während wir in den unſrigen durch künſtliche Wärme Produkte des Südens ziehen wollen, will der Vicekönig durch die Wärme ſeines Geiſtes Einrichtungen des Nordens nachahmen, um Früchte von ihnen zu ziehen; doch wird der rohe unbearbeitete

Boden Aegyptens den Werken Mehemed Ali's nicht gestatten, Wurzel zu fassen und sie werden unter einem neuen Herrscher dahin welken.

Wie in Konstantinopel die Kaik's die Fiaker der Stadt genannt werden können, so sind es hier die Reiteſel, die an allen Straßenecken in großen Schaaren halten; ein Thier so voll Vorzügen und Tugenden, wie die einzelnen Exemplare dieſer Gattung, die man bei uns ſieht, voll Fehler und Laſter. Schon das Aeußere des ägyptiſchen Eſels zeigt eine gute Herkunft; er iſt klein, aber äußerſt lebendig und ſein Haar iſt ſo ſeidenartig und glatt, wie das des ſchönſten Pferdes. Jeder iſt mit einem gepolſterten Sattel, der zwei Bügel hat, ſowie mit einem gewöhnlichen Zaumzeuge verſehen. In der Nähe der Gaſthöfe, beſonders des unſrigen, hielten ſich immer eine Menge Eſeltreiber mit ihren Thieren auf, und kaum hatten wir das Hôtel verlaſſen, um einen Gang in die Stadt zu machen, ſo waren wir augenblicklich ſo umringt, daß wir im wahren Sinn des Worts nicht von der Stelle konnten, und oft, wenn wir auch gar nicht daran gedacht hatten, einen Eſel nahmen, um nur fort zu kommen. Doch koſtete es keine kleine Mühe, bis man in den Beſitz eines ſolchen Thieres gelangt, indem die Zudringlichkeit der hieſigen Eſeltreiber noch viel ärger iſt, als die der Stambuler Pferdevermiether. Man wird geſtoßen und gedrückt, und ſowie man einen Eſel am Zaum faſſen will, wird er einem nicht ſelten vor der Naſe fortgeſchoben und man muß einen andern beſteigen. Sitzt man aber auf dieſe Weiſe erſt hoch zu Eſel, ſo findet man, daß es eine ſehr angenehme Art iſt, ſich durch das Gedränge auf den Straßen fortzubewegen. Das kleine Thier ſetzt ſich ſogleich in einen Trab, für den ich gar keine Benennung weiß; man ſitzt weich, wie in einem Seſſel, und die kleinen Beine des Thiers trippeln ſo ſchnell vorwärts, daß man raſch von der Stelle kommt. Neben jedem Eſel läuft der Sais, der durch ſein immerwährendes Geſchrei die Leute aufmerkſam macht und zum Ausweichen bewegt. Wenn man oft in dem Gedränge von Menſchen, Ka-

meelen, Pferden und Eseln keinen Ausweg sieht, so trabt der Esel doch lustig zu und findet immer ein Loch, durch welches er hindurch schlüpft. Daß es hiebei nicht ohne Stöße abgebt, kann man sich leicht denken; denn obgleich der Sais beständig schreit: Jemilak, Schimilak — weichet zur Rechten, zur Linken! oder einem, den man in Gefahr ist zu überreiten, zuruft: Nikle Gembek, was so viel heißen will: nimm deinen Rücken, dein Bein in Acht, so ist es doch oft nicht möglich, sogleich auf dies Geschrei bei Seite zu reiten und man carambolirt sehr unsanft mit andern Reitern.

Als wir so zum ersten Mal durch die Straßen Kairo's galoppirten, brach jeder über die komische Figur, die der Andere auf dem Esel machte, in lautes Gelächter aus, besonders unser Baron und der Maler, als die größten, sahen am sonderbarsten aus, da beide, wenn sie aus den Bügeln traten, ohne Beschwerde mit ihren Füßen hätten die Erde berühren können. An den Ecken der Straßen, wo sie scharf und ebenso rasch herumliefen, wunderte ich mich immer, daß nicht einmal eines von diesen Thieren hinstürzte, und doch ist uns dies nie passirt; selbst nicht, wenn wir an der Ecke einen andern Zug Esel trafen und wir im Galopp gegenseitig ausweichen mußten.

Man sieht hier in Kairo wenig Pferde auf den Straßen, sondern fast alle Stände bedienen sich der Esel. Selbst Said Bey, der Sohn des Vicekönigs und Soliman Pascha begegneten uns nicht selten auf Mauleseln. Die Damen der vornehmen Klasse, die auch zu Esel in den Straßen paradiren, sind dabei seltsam vermummt. Vor dem Gesicht hängt ein dunkles Stück Tafft oder Kattun, in das ein paar Löcher für die Augen geschnitten sind, und der ganze Körper ist in ein großes Stück Seidenzeug oder dunkeln Kattun gehüllt, den sie vorn mit beiden Händen zusammenhalten, aber dabei die Arme so viel wie möglich absperren, damit ihre Figur recht breit aussieht, was ihnen nobel erscheint. So eine

Reihe Weiber hinter einander sieht durch die schwarze Farbe ihrer Gewänder wie ein Leichenzug aus. Die Frauen der ärmeren Klasse und der Fellahs, die natürlich zu Fuß gehen, haben eine so einfache Kleidung, daß sie bei wenig kräftigerem und schönerem Körperbau, als man gewöhnlich bei dieser Klasse sieht, dem Auge unangenehm sein müßten. Ihr ganzer Anzug besteht nämlich aus einem baumwollenen Hemde, meist von dunkelblauer Farbe mit kurzen Aermeln, das sich überall dem Körper anschmiegt, und die meistens vollen und runden Formen leicht erkennen läßt. Der Lohnbediente unseres Gasthofes, Namens Mechmed, ein noch ziemlich junger Mensch in dem schönen malerischen Mameluken-Costüm, weiter rother Hose, weißem Unterkleid und darüber eine rothe Jacke, Alles mit Goldschnüren besetzt, ritt die ersten Tage mit uns in Kairo herum und führte uns gleich auf den Sklavenmarkt, der, wie er nicht mit Unrecht meinte, uns sehr interessiren würde. In Konstantinopel hatten wir von dieser Anstalt wenig oder gar nichts gesehen, da man dort in diesem Punkte dem Franken keine Rechte zugesteht. Hier aber in Kairo ist es anders, und es verbietet dem Europäer kein Gesetz, auf dem Sklavenmarkt zu sehen, was er will; nur hängt es natürlich von dem guten Willen des Sklavenhändlers selbst ab, ob er ihm seine schönste Waare zeigen will.

Durch einen langen dunklen Thorweg tritt man auf einen geräumigen Hof, der rings mit Gebäuden umgeben ist. Links beim Eingange bestand das Gebäude aus einer offenen Gallerie, zu der man auf einer Treppe hinauf stieg; auf der andern Seite waren kleine Gemächer, in denen sich die schöneren Sklavinnen befanden und an den halbgeöffneten Thüren dieser Kammern standen die Sklavenhändler, meistens wild aussehende Gestalten, als Wache. Auf dem Hofe saßen die schwarzen Sklaven und Sklavinnen, von einander abgesondert, auf Matten, und die unglücklichen Geschöpfe müssen hier die Kühle der Nacht und des Morgens, sowie der Hitze des Tages ausgesetzt sitzen bleiben, bis sie verkauft sind. Die ganze

lich kam er auch gleich darauf um eine Ecke des Baches, die ganze Breite desselben einnehmend. Er bestand aus sehr schweren Balken, die sich nicht selten ächzend an den Ufern hinschoben und doch von dem Wasser, das sich hinter der Schleuse gesammelt hatte, mit unglaublicher Schnelle bis an das Thor derselben, das kaum breit genug war, ihn durchzulassen, daher getrieben wurde. Wir sprangen auf die Bank der Schleuse, wo der Bach einen Fall von wenigstens fünf Fuß bildete, und sahen dem Anblick gespannt entgegen, wo die Spitze des Floßes, auf dem einer der Flößer mit gespreizten Beinen stand, und sich durch eine eingeschlagene Axt festhielt, sich hinabstürzen würde. Manchmal kommen hiebei Unglücksfälle vor, indem die Spitze durch die nachfolgenden Balken gedrängt sehr häufig auf dem Grunde des Wassers sitzen bleibt und der Flößer, der vorn steht, durch den gewaltigen Stoß, den dieß verursacht, hinabgeschleudert wird, und nicht selten überfahren ihn die Balken, die sich im Augenblicke darauf wieder losmachen und beschädigen ihn stark. Doch ging es heute ganz glücklich ab. Der ohnehin schon sehr rasche Lauf des Floßes wurde durch den Fall noch verstärkt, und er schoß mit einer solchen Gewalt und Geschwindigkeit durch die Schleuse, daß der Flößer an der Spitze einen Augenblick bis an die Mitte des Leibes unter Wasser war und das Gebälk des Schleusenwerkes zitterte. Auf breiten Flüssen lenkt ein anderer Mann das Ende, das sonst gewaltig hin und her schlagen würde, was es hier bei der Enge des Baches nicht gut konnte, und doch drängten die letzten Balken mit ziemlichem Spektakel gegen die Ufer und das Schleusenwerk. Der ganze Floß hatte sechszehn Glieder und mochte, wie man uns später sagte, einen Werth von ungefähr zwei tausend Gulden haben. Es steckt überhaupt ein gewaltiger Reichthum in den Stämmen des Schwarzwaldes und man findet vielleicht nirgends so reiche Bauern wie hier; besonders in Reinerzau soll sehr viel Geld sein, und in einem kleinen Wirthshause, wo wir abstiegen, zeigte uns unser Führer drei Brüder, die zusammen genommen vielleicht ein Vermögen von einer Million Gulden haben.

Viele Partien des Schwarzwaldes und besonders das Thal, in welchem Reinerzau liegt, wo wir uns gerade befanden, erinnert lebhaft an die Schweiz. Die untern Abhänge der Berge sind wie dort mit frischem Grün bekleidet und eben so fängt auch in dem Drittel der Höhe dieselbe Art dunkler schöner Tannen an, die sich bis über den Gipfel heraufziehen. Fast in jedem Thal fließt ein klares Bergwasser, das seine Nahrung von kleinen Bächen erhält, die sich von allen Seiten, Silberfaden gleich, durch die Tannen- und Wiesengründe schlängeln. Sogar die Häuser des Schwarzwaldes, die auch nicht selten in der Mitte des Berges, wo die Wiese aufhört, liegen, haben Aehn-

Kleidung der Neger besteht aus einem grauen Stücke Packtuch, das sie um die Hüften geschlagen haben, ebenso die der Negerinnen, nur ist das Stück Zeug bei letzteren so groß, daß sie auch noch einen Theil der Brust damit bedecken können. So sitzen sie und warten, bis ein Käufer eintritt, der sich das, was er braucht, oberflächlich herausſucht, dann aus der Reihe der andern hervortreten läßt und wie man eine Waare unterſucht, von allen Seiten genau betrachtet. Der Anblick dieſer armen Menſchen iſt wirklich ſchrecklich und empörend. Ich habe geſehen, wie zwei junge Negerinnen — einer der Sklavenhändler ſagte mir, es ſeien Schweſtern — gewaltſam von einander getrennt wurden. Die eine war eine ſchöne volle Geſtalt, die andere etwas ſchmächtiger, beide ſaßen auf der Matte und hatten ſich mit ihren Armen umfaßt. Den Wink eines vornehmen Aegypters, der die ſchönere kaufen wollte, ließ ſie, als habe ſie ihr Schickſal, von der Schweſter getrennt zu werden, geahnet, lange unbeachtet, bis ſie der Sklavenhändler mit einem Stoße zum Aufſtehen zwang. Sie wurde beſehen und gekauft, worauf ſich das arme Geſchöpf weigerte, ihre Schweſter zu verlaſſen, die ſie gewaltſam feſthielt. Es war eine empörende Scene. Man trennte ſie mit Gewalt, und da ſich das kräftige Mädchen heftig vertheidigte, wurde ſie von zwei andern Sklaven erfaßt und unter lautem Schreien und Weinen fortgetragen.

So etwas ereignet ſich häufig, ſo daß ſich der Orientale nicht mehr darum kümmert.

Um Eintritt in die kleinen Kämmerchen, in welchen die weißen Sklavinnen und Abyſſinierinnen, überhaupt die ſchöneren, aufbewahrt werden, zu erhalten, mußten wir nach dem Rath unſeres Mechmed öfters hingehen und anfänglich nur mit den zur Wache vor der Thür ſtehenden Arabern ſprechen, ihnen Tabak oder ein kleines Trinkgeld geben und ſie von ſelbſt davon anfangen laſſen, ob wir nicht ihre Sklavinnen ſehen wollten. An einem dieſer Wächter, der eine Art Rang unter den andern zu behaupten ſchien — er trug einen grü-

nen Turban — machten wir uns nun, gaben ihm Tabak und gewannen seine Neigung besonders durch einige Cigarren, die wir ihm spendeten. Auch nahmen wir ihn mit in ein nahe liegendes Kaffeehaus und hatten durch diese kleine Höflichkeit sein Herz bald so eingenommen, daß er uns selbst in die kleinen Zimmerchen der besseren Sklavinnen führte. Doch war gerade nicht sehr viel Schönes da; nur in einem einzigen Gemach befanden sich neben drei Abyssinierinnen, die eben nicht übel aussahen, eine Griechin und eine Mulattin, von denen die erstere noch ziemlich hübsch war. Sie waren, sowie die Mulattin, ungefähr in demselben Costüm gekleidet, wie die arabischen Tänzerinnen, hatten aber, wie alle Weiber, ein großes Stück Tafft als Mantille um sich geschlagen, das sie aber auf unsern Wunsch fallen ließen und es überhaupt gerne sahen, daß wir ihre schönen Gestalten bewunderten. Die Mulattin war selbst eine Art Tänzerin und machte mit ihrem Körper ziemlich graziöse Wendungen und Biegungen. Natürlich waren hier die Gesichter unverschleiert, was für uns das Interessanteste war. Die Haare hatten sie lang den Rücken hinabhängen und kleine Gold- und Silbermünzen darein geflochten. Der Preis einer solchen weißen Sklavin ist zwischen zwei-, drei-, auch sechs- bis achthundert Gulden. Ausgezeichnet schöne Mädchen werden natürlich mit ganz andern Preisen bezahlt. Eine Negerin kommt nicht so theuer; sie wird mit sechszig bis dreihundert Gulden bezahlt. Die fünf Sklavinnen, die wir auf unsern Spaziergängen öfters besuchten, hielten es nicht unter ihrer Würde, uns um allerhand kleine Dinge zu bitten, die wir bei uns hatten. So gefielen ihnen hauptsächlich unsere Handschuhe, die wir ihnen schenkten und sie dadurch sehr glücklich machten.

Auf der andern Seite des Hofes, wo sich die Gallerien befanden, waren die kleinen Negerknaben zu sehen, die zum Kauf ausgestellt waren. Sie waren ebenso wenig bekleidet, wie die Schwarzen im Hofe, und da ihnen dies bei der wechselnden Temperatur, sowie bei ihrer schlechten Kost — die schwarzen Sklaven nämlich bekom-

men nichts als Brod und Zwiebel — sehr unangenehm vorkommen mußten, so thaten jedes dieser armen Kinder in seiner Unschuld Alles, um den Blick des Käufers auf sich zu ziehen. Einige sprangen und tanzten, Andere schnitten allerlei lächerliche Grimassen oder hüpften wie die Affen herum, wieder Andere saßen sehr gravitätisch da und grüßten uns so ehrerbietig wie möglich. Diese Kinder von acht bis vierzehn Jahren waren nach ihren Eigenschaften oder dem, was sie allenfalls gelernt hatten, in verschiedene Abtheilungen gesondert. An einer Seite saßen die, welche nichts konnten und erst bei ihrem Herrn etwas lernen mußten, dort welche, die die schwere Kunst verstanden, eine Pfeife zu stopfen oder ähnliche Kleinigkeiten zu verrichten, und abgesondert von diesen saßen die Unglücklichsten von allen, Unglückliche, denen eine barbarische Sitte Alles genommen, was ihnen die Natur gab, und sie dadurch unter das Vieh herabdrückte. Doch werden diese künftigen Haremswächter am meisten gesucht und am besten bezahlt.

Einer eigenthümlichen Sitte gemäß sind nicht alle Sklavinnen, die man auf dem Markt zum Verkauf ausgestellt sieht, wirklich zu haben, sondern unter den weißen Sklavinnen befinden sich auch welche, die zur Strafe hieher geschickt wurden, indem bei schweren Vergehungen im Harem, als: Streitigkeiten unter sich oder mit den Eunuchen, der Herr des Hauses das Recht hat, seiner Sklavin ihre schönen Kleider auszuziehen und sie auf dem Markt zum Verkauf auszustellen. Der Sklavenhändler bekommt natürlich die Weisung, sie nicht fortzugeben, sondern sie muß hier nur auf kürzere oder längere Zeit unter den Andern sitzen, wo sie in beständiger Angst schwebt, welchen Herrn sie nun bekommen wird; denn ihr ist es nicht bekannt, daß sie nur zum Schein hier dem Verkauf ausgestellt ist.

Eine andere Anstalt, die nicht weit vom Sklavenmarkte liegt und das Elend der Menschen noch viel schauderhafter zeigt, ist das Irrenhaus. Die Gemächer, in welchen sich die Wahnsinnigen be-

finden, liegen ebenfalls um einen großen Hof, auf welchen auch die Fensteröffnungen gehen. Da letztere sehr groß sind und mit starken Eisenstäben versehen, woran die Unglücklichen liegen und sich gegenseitig anstarren, so glaubt man bei dem immerwährenden Geheul und Zähneknirschen, das man hier hört, sich in einer Menagerie bei wilden Thieren zu befinden. Ich habe nie einen schrecklicheren Anblick gehabt, als die verzerrten Physiognomien dieser Menschen mit langem, struppigtem Haupt- und Barthaar, wenn sie an ihre Gitter stürzten und uns mit ihren rollenden, roth unterlaufenen Augen anstierten. — Doch genug von diesen Scenen!

Wir besteigen unsere Esel wieder und reiten durch die belebten Straßen Kairo's, um sie ein wenig zu durchkreuzen und einige schöne Gebäude anzusehen. Das Merkwürdigste hier für Kairo ist der neue Palast Ibrahim Pascha's, ganz auf europäische Art gebaut und mit heller, freundlicher Farbe angestrichen. Hohe Bogenfenster mit den schönsten Spiegelscheiben gehen auf einen freien Platz, eine Art Boulevard, der mit Akazien bepflanzt, auch mit einigen andern europäisch gebauten Häusern umgeben ist, und auf dem man glaubt, sich mitten in einer unserer größten Städte Europa's zu befinden. Von hier ritten wir wieder zurück durch die Straßen und sahen das Gebäude und den Garten, auf dessen Terrasse General Kleber erstochen wurde. Durch das Thor von Boulak kamen wir jetzt auf einen schönen Weg hinaus, der rechts und links von den schönsten Gartenanlagen umgeben, nach Fostat oder Alt-Kairo, an den Nil führt. Wenn uns nicht der Kalender sagte, daß wir im Monat Februar wären, so könnte man glauben, wir hätten wenigstens schon Ende Mai, denn so üppig und schön blühte und grünte Alles um uns her. Der Klee steht fast mannshoch und die Felder sind mit den schönsten Gemüsen unserer Sommermonate bedeckt. So gewährt die Gegend von Kairo einen angenehmen Anblick. In dem Klee stehen große Schaaren von Pferden und fressen ihn ab, dort arbeiten die Schöpfräder mit Ochsen getrieben und

führen das Waſſer des Nils aus den größeren Gräben und Teichen, worin es noch von der Ueberſchwemmung her ſteht, durch die kleinen Kanäle über die Felder hinweg. Bald erreichen wir Alt-Kairo mit ſeinen einzeln abgeſperrten Quartieren und der mittelalterlich ſaraceniſchen Bauart, treten im Vorbeigehen in den Hof der Moſchee Amru's, eines Generals des Omar, deren Halle von hundertvierzig Säulen getragen wird. In der Mitte erhebt ſich neben einer ſchönen Palme ein Brunnen, wo vormals das Zelt Amru's geſtanden haben ſoll, welches der Sage nach Urſache wurde, daß man Alt-Kairo erbaute. Auf dem Zelt des Generals nämlich ließ ſich eine Turteltaube häuslich nieder, weßhalb Amru, aus Schonung für das Thier, ſein Zelt nicht abbrechen ließ und um daſſelbe baute ſich ſpäter Alt-Kairo an, woher auch noch ſein heutiger Name Foſtat kommen ſoll, der das Zelt eines Nomaden bedeutet.

Von hier erreichten wir bald den Nil, den ſchönen alten Strom, die eigentliche Gottheit Aegyptens. Ohne an die Segnungen zu denken, welche dieſer Fluß jährlich über das Land ausgießt, erfreut ſein äußerer Anblick ſchon das Auge und es gibt in Europa keinen Fluß, deſſen Waſſermaſſe mit der des Nils zu vergleichen wäre. Schon bei Luxor hat ſeine Breite dreizehnhundert Fuß und ſie ſteigt bei Montfalout und Syout auf zweitauſend achthundert und ſpäter in der tieferen Ebene, wo keine Gebirge die Ausbreitung des Stromes hemmen, im Januar bei mittlerem Waſſerſtand, ſogar auf zweitauſend achthundert und fünfzig Pariſer Fuß. Aber wenn man erſt recht einſehen will, was Aegypten Alles dem Nil verdankt, ſo muß man nur das Land betrachten, wenn es vor der Stromſchwelle, faſt ohne alle Quellen, von der Sonne verbrannt und zerriſſen wird. Um Oſtern und Pfingſten wehen die heißen, aus Süden kommenden Chamſinwinde und unter ihrem Hauche liegt das Land wie ein in Fieberglut aufgelöster Kranker. Alles Grün auf der Erde iſt verbrannt und die Landſchaft, bei dem geringſten Windhauch in Staub eingehüllt, gewährt einen traurigen Anblick; nur

der Palmbaum behält seine grünen Blätter, die aber auch, von der Hitze ermattet, flach herunter hängen. So dauert dieser Zustand der gänzlichen Trockenheit, wo auch die Pest und andere Seuchen gewöhnlich heftig grassiren, bis zum 17ten Juni, der Nacht des Tropfens, Leyet en Nucktah, jene unbegreifliche wunderbare Nacht, in welcher — und das wissen die ägyptischen Astrologen fast bis auf die Minute auszurechnen — der himmlische Tropfen in den Nil fällt, der, wie der Sauerteig das Brod, die Fluthen zur Gährung bringt und nach und nach überschwellen läßt.

In dieser Nacht ist Alles lauter Freude und Entzücken; man tanzt und jubelt und freut sich auf's Neue des Lebens, wie aus einer harten Gefangenschaft erlöst, und fast alle Leute bringen diese Nacht auf den platten Dächern ihrer Wohnung zu. Hier wird gegessen und getrunken und allerhand Sachen getrieben, um die Zukunft dieses neuen Erntejahrs zu erforschen. So legt man Brodteig hin, der, anschwellend, Glück und Fruchtbarkeit verkündet, im Gegentheil aber ein böses Omen ist. Auch macht man aus dem Nilschlamm Kugeln, die mit Nilwasser übergossen werden, und deren schnelleres oder langsameres Zerrinnen auch etwas bedeutet.

Nach dieser Nacht des Tropfens hören, nach dem Glauben der Aegyptier, alle Krankheiten auf, ansteckend und tödtlich zu sein, und alle Kranken, selbst die von der Pest befallenen, verlassen ihre Häuser und treten wieder in Berührung mit den übrigen Menschen. Von diesem Zeitpunkt an beginnt aber auch wirklich durch die ganze Natur ein neues Leben zu pulsiren. Das Steigen des Nils, das anfangs sehr langsam vor sich geht, aber immer rascher und stärker wird, und zu Anfang Juli schon recht bemerkbar ist, wird täglich durch besonders hiezu angestellte Ausrufer den Leuten nach dem Maße des Nilmessers auf der Insel Roda verkündet. Dieser Ausrufer geht mit einem Knaben durch die Straßen, und nachdem Beide ein Wechselgespräch mit einander gehalten haben, in welchem sie die Gottheit preisen, die fließendes Wasser gab und den Nil

übertreten ließ, verkündet der Munnadi en Nil, d. h. der Ausrufer des Nils, wie hoch das Waſſer geſtiegen ſei, wobei er aber oft, um den Leuten eine Freude zu machen oder ein höheres Trinkgeld zu bekommen, gewaltig lügt. Das Steigen und Fallen des Nils iſt der eigentliche Kalender der ägyptiſchen Bauern, denn nach der Höhe des Waſſerſtandes ſäen ſie ihr Getreide. So wird ſchon im Auguſt die Moorhirſe, ſowie einige andere Gewächſe geſäet, deren bald nachher aufſproſſendes Grün am beſten unter der Decke des ſpäter anſtrömenden Waſſers fortkommt. Im Monat September erreicht das Waſſer des Nils ſeinen höchſten Stand. Das untere flachere Nilthal ſieht ſchon wie ein See aus und längs des ganzen Stroms, von Oberägypten an bis in's Delta, beginnen Freudenfeſte aller Art. Die friſchen Nordwinde, die nun wehen, ſtellen die Communication zwiſchen Oberägypten, die der heiße Südwind abgebrochen hat, wieder her, und eine Menge von Booten mit großen dreieckigten Segeln fährt, von dieſem Winde getrieben, raſch nach Oberägypten. Für Kairo bereitet ſich an dieſem Tag ein beſonderes Feſt vor, d. i. die Durchſtechung des Dammes bei Alt-Kairo, was mit großen Feierlichkeiten vor ſich geht. Schon Tags vorher läuft der Munnadi mit ſeinem Knaben feſtlich geputzt durch die Straßen und verkündet in einer blumenreichen Redeart, daß das Waſſer den höchſten Stand erreicht habe. So beginnt z. B. der Munnadi: „Gott iſt Gott. Er breitete den Erdkreis aus und ſein Ruhm ſei hochgeprieſen!“ worauf der Knabe antwortet: „Ja, und gab fließende Waſſer, durch welche die Gefilde grün werden,“ und das geht ſo fort. Am Ende preist er noch den Freigebigen, der ihm ein gutes Trinkgeld geben wird, und bittet Gott, ihn nicht vor die Thüre des Geizigen zu führen, „der,“ ſo ſind ungefähr ſeine Worte, „das Waſſer im Kruge mißt, oder die Brode noch im Teige zählt, oder die Katzen zur Eſſenszeit hinausſchließt und die Hunde von ſeiner Mauer hinwegtreibt.“ Dagegen ermahnt er auch alle, ſich beſtens zu ſchmücken, um die großen Feſtlichkeiten bei Durchſtechung des Dammes

nicht zu verſäumen. „Seht nur!“ ruft er, „wie ſich die Welt geſchmückt hat — die Damen haben ſich geputzt — der Junggeſelle ſieht ſich nach der Geſellin um — der Jungfrau bereitet man den Brautſchatz.“ In Alt-Kairo geht es ſehr luſtig her. Hier ſind in der Nähe des großen Dammes Zelte aller Art aufgeſchlagen und Gaukler, Tänzer treiben überall ihr Weſen. In großen Buden ſind Kaffeehäuſer und Scherbetbereiter, und es geht da zu, wie auf einem großen Jahrmarkte bei uns. In dem noch trockenen Kanal iſt die Aruſch oder Braut des Nils aufgeſtellt, das Andenken an eine alte barbariſche Sitte, nach welcher jährlich dem überſchwellenden Fluſſe eine Jungfrau geopfert wurde. Die jetzige Nilbraut aber iſt nur eine aus Lehm und Nilſchlamm zuſammengeſetzte Figur, die an der Stelle ſitzt, wo der Damm durchſtochen wird, und ruhig ihr Schickſal erwartet. Um ſie herum tanzt und jubelt das jüngere Volk bei Muſik und Feuerwerk, das die Nacht vor dem feſtlichen Tage abgebrannt wird, bis zum nächſten Morgen, wo bei den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne von der Citadelle der Donner der Kanonen erſchallt, und unter dem ungeheuren Jauchzen der Menge in Gegenwart der hohen Behörden der Damm durchſtochen wird. Ganze Schaaren Kinder ſtehen entkleidet in dem trockenen Kanal und erwarten das ſtrömende Waſſer, indem ſie zuerſt herumwatend einander hinwerfen, allerlei Balgereien treiben und die arme Nilbraut necken, die ſchon von den erſten Fluthen des Waſſers aufgelöst wird und in Nichts zerrinnt. Endlich, wenn das Waſſer höher und höher ſteigt, läuft das luſtige Volk entweder an's Ufer oder umſchwimmt ſchreiend das geſchmückte Schiff Akabah, das ebenfalls von den Wellen flott gemacht wurde und auf dem ſtrömenden Waſſer unter lärmender Muſik dahin fährt. Das Waſſer fließt nun durch den großen Kanal in die kleineren und dann in die Gräben der Felder, und in kurzer Zeit iſt alles Grün um Kairo mit Waſſer bedeckt. In den letzten Tagen des Monats September fängt das Waſſer ſchon allmälig an wieder zu ſinken. Die höher liegenden

Felder treten hervor. Gegen Ende Dezember ſieht man faſt noch überall kleine Seen und Teiche, die allmälig verſchwinden und gegen Anfangs März fließt der Strom wieder ruhig in ſeinem alten Bette dahin.

Von Alt-Kairo aus beſuchten wir die Inſel Roda, wo ſich der uralte Nilmeſſer befindet und wo Ibrahim Paſcha in neuerer Zeit einen botaniſchen Garten angelegt hat. Erſterer iſt einer großen Ciſterne ähnlich, deren aus Quaderſteinen aufgeführte Wände mit Bildhauerarbeiten verziert ſind. Da das Bauwerk oben offen iſt, ſo ſieht man unter den Waſſerſpiegel, in deſſen Mitte ſich eine achteckige Säule erhebt, worauf Namen und Zeichen eingegraben ſind, nach denen man weiß, wie hoch das Waſſer ſteht. Doch ſind an dieſer Säule keine Maße angegeben, ſondern nur die Namen der verſchiedenen Höhen des Nilufers, ſowie der Dörfer, die das Waſſer in der Wirklichkeit dann erreicht, wenn der Spiegel deſſelben in dem Nilmeſſer bis zu dem betreffenden Namen geſtiegen iſt. An drei Mauern dieſes Behälters finden ſich Niſchen und an der vierten eine Treppe, auf welcher man zu dem Waſſer hinabſteigen kann. Oben um den Rand ſind Koranſprüche mit ſehr zierlicher Schrift in den Stein gehauen.

Der Garten des Paſcha iſt, wie ich ſchon früher bemerkte, halb auf engliſche Art angelegt und ſoll ſchon jetzt einen ziemlichen Reichthum von verſchiedenen Gewächſen enthalten. Gegen Alt-Kairo beſtehen die Ufer der Inſel aus ſchönen maſſiven Mauern, die den Garten umgrenzen, und ſind mit bequemen Treppen verſehen, um vom Boote aus bequem in den Garten ſteigen zu können. Die Einfaſſungen verſchiedener Partieen dieſer Anlagen beſtehen aus Gittern, die ſehr künſtlich aus Rohr geflochten ſind. Bei unſerem Klima und ſeinem immerwährenden Regen würden dieſe Gitter halb verfaulen, aber hier halten ſie, wie uns der jetzige Gärtner, ein Franzoſe, verſicherte, viele Jahre. An einem Theil des Gartens befinden ſich große Boskets von Palmen, Sycomoren, Feigen und

Orangen und zwiſchen dieſen Bäumen hat der Paſcha ein Gartenhaus gebaut, das auf der einen Seite einen Saal, auf der andern aber eine Grotte hat, die mit den ſchönſten Muſcheln und Korallen aus dem rothem Meere verziert iſt. Es gewährte uns ein wahrhaftes Vergnügen auf den grün angeſtrichenen Bänken dieſes Gartens zu ſitzen, deſſen Einrichtung uns ſo ganz an die Heimath erinnern würde, wenn ſich nicht neben uns ſchlanke Palmen erhöben und man nicht auf dem andern Ufer die Pyramiden in majeſtätiſcher Reihe ſähe. — —

Obgleich wir ſchon eine ganze Pferdefamilie beiſammen hatten, war es doch das erſte Geſchäft unſeres Barons, Erkundigungen nach guten Pferden ſelbſt einzuziehen, oder durch Leute, die ſich hiezu gleich anboten, einziehen zu laſſen. Zu Letzteren gehörte in erſter Reihe der Schwabe, von dem ich bei unſerer Ankunft in Kairo ſprach; er war Thierarzt und kannte die Pferde der Stadt ſo ziemlich. Hauptſächlich war es ein brauner Hengſt, den der Baron ſuchte, doch wollte er nur ein Pferd von der edelſten Race, die hier eben ſo ſelten ſind, wie bei uns. An Leuten, die ihre Thiere präſentirten, fehlte es auch hier, wie überall, nicht; oft wurden ſolche als das Schönſte, was man ſehen könne, angekündigt, und wenn man ſich nun die Mühe gab, ſie zu beſehen, waren es die erbärmlichſten Pferde. So erinnere ich mich unter Anderem, daß der Lohnbediente Mechmed eines Morgens uns ſchon um fünf Uhr aus dem Schlafe weckte, um einen Arnautenſchech zu melden, der, wenn es dem Baron genehm ſei, einen prachtvollen braunen Hengſt vorführen wolle. Sein Wunſch wurde ihm natürlich gewährt. Der Baron zog ſich nach einiger Zeit an und ging hinunter. Doch kam er bald darauf wieder zurück und erzählte mir mit lautem Lachen: der prachtvolle braune Hengſt ſei ein ganz miſerabler Fuchswallach geweſen, für den der Arnaut noch obendrein eine unmäßige Summe gefordert habe. So ging es zuweilen den ganzen Tag fort und der Baron konnte kaum die Zeit auftreiben, um alle die Pferde anzuſehen, die ihm vor-

lichkeit mit den Sennhütten der Schweiz. Die platten Dächer, auf denen große Steine liegen, bedecken Gebäude, die auch hier ganz von Holz ſind, und denen nur, um vollkommen den Schweizerhäuſern zu gleichen, die Gallerien fehlen, welche Letztere von außen umgeben, und auf denen die Eingänge zu den Stuben befindlich ſind. Das Innere der Schwarzwälder Häuſer iſt dagegen noch viel heimlicher, wie das der gewöhnlichen Sennhütte; doch ſind die Wohnhäuſer der reichen Schweizerbauern geräumiger und reinlicher. Man ſieht es den Häuſern auf dem Schwarzwald an, daß ſie Holz in Menge zum Bau verwenden können, denn das ganze Getäfel, Fußboden und Decke beſtehen aus glatt gehobelten Tannenbrettern, eine Tapete, die ſehr warm hält und freundlich ausſieht, aber dagegen auch viele Mängel hat, und ſehr bald der Aufenthalt von dem mannigfaltigſten Ungeziefer wird. Die Möblirung dieſer Häuſer iſt ſehr einfach und altmodiſch, und in den meiſten der einzige Zierrath der Stube die Schwarzwälder Uhr, die man in allen Größen und ſehr billig kauft. So wie die meiſten Bergbewohner hat der Schwarzwälder ſein Koſtüm erhalten. Der Bauer trägt ſchwarze kurze Beinkleider, bis zu denen die Stiefel von ſchwarzem Leder hinaufreichen, eine dunkle Weſte, einen ſchwarzen oder dunkelbraunen Rock, der mit Grün ausgeſchlagen iſt, und auf dem Kopfe einen ſchwarzen runden Hut mit großer Scheibe, den ebenfalls ein grünes Band ſchmückt; ein Anzug, der ſo die Farbe ihres Waldes hat, wo zwiſchen den alten dunkeln Tannen hie und da ein junger Sprößling oder ein ander Laubholz grün hervortritt. Ich glaube wirklich, ſie wollen die Farbe ihres Walds im Koſtüme nachahmen; denn die Tannen ſind ihr Reichthum und ihr Stolz. Die Flößer tragen Wämſer von dunkler Leinwand, kurze Beinkleider, welche ein handbreiter grüner Hoſenträger in die Höhe hält, und ihre bekannten großen Stiefel, womit ſie das ganze Bein bedecken können.

Von Reinerzau nahmen wir einen Führer, der uns über den Roßberg nach Rippoldsau führen ſollte, wohin wir noch eine ſehr beſchwerliche Tour hatten. Wir gingen einen ſchmalen, ſchlechten Fußweg, der auf der Höhe des Berges, wo gerade ſtark gehauen wurde, eine lange Strecke mit mächtigen Stämmen bedeckt war, die wir umgehen mußten. Schon ſank die Sonne, als wir die andere Seite erreicht hatten, und das reizende Schappacherthal lag in der ſchönſten Abendbeleuchtung vor uns. Wir verließen hier den Fußpfad, den wir bisher verfolgt, und begaben uns auf eine der Holzſchleifen, die ins Thal führt, aber noch ſteiler als ein Hausdach hinabläuft, und deßhalb das Klettern einigermaßen gefährlich macht. Wir ſetzten uns in das ſchöne Moos am Fuße einer Tanne und ſahen lange Zeit mit Vergnügen in das Thal und auf die gegenüberliegenden Berge, die höchſten des Schwarz-

geführt wurden. Es war überhaupt jetzt nicht die geeignete Zeit, um die Pferde der reichen Pascha's und Kaufleute, worunter doch am ersten etwas Vorzügliches zu finden war, anzusehen; denn in diesen Monaten waren die Pferde nicht mehr in der Stadt, sondern man hatte sie, nach ägyptischem Ausdrucke, in den Persim gethan.

Wenn nämlich, wie jetzt, der Klee recht hoch steht, schickt der vornehme Aegypter seinen ganzen Marstall auf's Land, entweder in seine eigenen Kleefelder oder in andere, die er zu diesem Zwecke miethet. Hier werden die Pferde, reihenweise an einem Hinterfuße gefesselt, auf das Kleefeld gebracht, wo sie so viel fressen können, wie ihnen beliebt oder so viel sie den Tag erreichen können. Am folgenden Morgen rückt man mit ihnen vorwärts und so immer weiter, bis das ganze Kleefeld abgefressen ist. Die Sais wohnen unter einem Zelt dabei, um die Pferde beaufsichtigen zu können. So sieht es in dieser Jahreszeit um Kairo aus, als haben lauter Nomadenstämme hier ihren Weideplatz erwählt. Doch wird dadurch das Besichtigen der Pferde äußerst erschwert, da man oft Stunden lang zu reiten hat, um von einem Persim zum andern zu gelangen.

Die Gestüte Mehemed Ali's, die um Schubra, dem Sommerlandsitz des Pascha's, auf den Kleefeldern sich befanden, mußten natürlich auch angesehen werden, weßhalb wir an einem schönen Morgen auf Reiteseln dahin aufbrachen. Längs dem Ufer des Nils ritten wir auf einer sehr schönen Straße, die mit einer Reihe dicht belaubter Akazien besetzt war, nach dem Landsitze des Pascha. Er besteht aus einer großen Gartenanlage mit Wohnhäusern des Pascha und aus mehreren Höfen, die umher liegen. Auf einem derselben befindet sich ein Elephant, den wir im Vorbeigehen ansahen. Das große, sehr starke Thier befand sich auf dem Hofe und war mit einer schweren Kette, die es um den Hinterfuß hatte, an eine Sycomore befestigt. Ein Junge, der höchstens acht oder neun Jahre alt war, spielte mit ihm. Es war komisch anzusehen, wie

der kleine Kerl an dem Rüſſel, den er wie einen Baum mit Händen und Füßen umklammerte, auf die langen Stoßzähne kletterte, von da die Ohren ergriff und ſeine Beine an den Kopf ſtemmend, auf denſelben gelangte. Das rieſenhafte Thier ließ Alles geduldig mit ſich vornehmen, kniete auf das Geſchrei ſeines kleinen Wärters nieder, ſtand wieder auf und am Ende nahm es den Knaben mit ſeinem Rüſſel vom Kopfe herunter und ſetzte ihn ſanft auf die Erde.

Wir verließen den Hof wieder und erreichten bald darauf Schubra, wo uns der Eintritt in die Gärten ohne viele Schwierigkeiten erlaubt wurde. Dieſe ſind in gemiſchtem Geſchmack, bald italieniſch, bald engliſch, bald orientaliſch angelegt, gewähren aber im Ganzen einen ſehr ſchönen Anblick. Das Wohnhaus des Paſcha iſt auf Terraſſen gebaut, die mit hohen, ſchlanken Gängen von Rebenlaub bedeckt ſind. Eben ſolche gewölbte Lauben führen faſt durch den ganzen Garten und ſelbſt die Beete haben je nach ihren Figuren ſolche Laubbögen über ſich. Der intereſſanteſte Theil des ganzen Gartens iſt der neue Pavillon des Paſcha, der in einem Gebüſche von Palmen, Orangen, Feigen, Sycomoren, Platanen und noch andern dicht belaubten Bäumen verſteckt liegt.

Das Gebäude, faſt ganz aus Stein aufgeführt, iſt von ſehr beträchtlicher Länge und Breite. Seine vier Seiten gleichen durch die vielen hohen Bogenfenſter langen Gallerien. An den vier Ecken des ganzen Gebäudes befinden ſich andere Pavillons, die auf dieſelbe Art vorſpringen, wie die Baſtionen bei den Feſtungswerken. Auf breiten Marmortreppen gelangt man an die Thore des Gebäudes, deren ſich auf allen vier Seiten befinden, und bleibt beim Anblick des Hofes überraſcht ſtehen, ſo ſinnreich und prachtvoll iſt die Conſtruction desſelben erdacht und ausgeführt. Das Innere des ganzen Gebäudes bildet nämlich ein ungeheures Marmorbecken, das von den vier Seiten des Gebäudes, welche Bogengänge bilden, die nach Innen von ſchlanken Säulen getragen werden, umgeben iſt.

Auf allen Seiten sind große Röhren angebracht, die geöffnet werden können und aus denen sich dann der Hof in kurzer Zeit mit Wasser füllt. In der Mitte desselben ist ebenfalls aus schönem Marmor eine Art Insel aufgeführt, die mit Orangenbäumen besetzt ist und auf der sich, wie überall an den Ufern dieses künstlichen Sees, Ruheplätze befinden. Dieser Pavillon ist zu großen, glänzenden Abendgesellschaften bestimmt, und dann muß der Anblick des Hofes wirklich zauberhaft sein. Das Ganze war in dem Augenblick, wo wir es besahen, noch nicht fertig, und man legte eben die letzte Hand an die Einrichtung und die Röhren, um das Gebäude mit Gas beleuchten zu können. An den vier Ecken des Hofes sind kolossale aus Stein gehauene Löwen, die immerfort Wasser in das Becken speien, und noch mehrere andere dergleichen Fontänen, und bei jeder derselben sind Gaslampen angebracht, deren Flamme unter dem Wasserstrahl brennen soll, was einen ungemein schönen Anblick gewähren muß. Die Eckpavillons sind halb europäisch, halb orientalisch eingerichtet, mit Divan und Teppich, Spiegel und Kronleuchter.

An einer andern Stelle des Gartens zeigte man uns ein Plätzchen, das sehr gemüthlich war, wo nämlich der Pascha, wenn er sich in Schubra aufhält, gewöhnlich sein Morgen- und Abendgebet verrichtet. Es ist ein kleines Rondel mit dicken Hecken umgeben und auf seiner Mitte befindet sich ein Divan aus Rasen und Moos mit einem Geländer aus zusammengewachsenen Baumstämmen. Die Richtung nach Mekka wird hier durch eine Sycomore bezeichnet, die, wie man sagt, vor dem väterlichen Hause des Vicekönigs gestanden haben soll und die er zum Andenken hieher verpflanzen ließ.

Wir bestiegen unsere Esel wieder und trabten um Schubra herum nach einigen großen Gebäuden, die mitten in den Feldern liegen und wo sich die Gestüte Mehemed Ali's befinden. Die weitläufigen Gebäude schienen mir ziemlich gut eingerichtet. Sie umschlossen mehrere

hintereinanderliegende Höfe, auf denen ſich eine große Anzahl kleiner Fohlen herumtrieb. Die Sallungen ſind anders und wie es mir ſchien, zweckmäßiger eingerichtet, als die unſrigen, und ſie haben ſtatt einer Stallgaſſe, wie bei uns, deren drei, indem nämlich an dem mittleren Gange die Pferde auf beiden Seiten ſtehen, mit den Köpfen gegeneinander gekehrt, und an jeder der beiden Wände des Stalles iſt gleichfalls eine Gaſſe frei gelaſſen, ſo daß man auch hinter den Pferden her gehen kann.

Auf den Feldern, die zum Geſtüte gehören, waren die Hengſte und Stuten von einander abgeſondert, auf dieſelbe Art in dem Klee angebunden, wie ich es ſchon früher beſchrieb. Wir ritten zu ihnen hinaus und wunderten uns ſehr, ſo wenig oder faſt gar nichts vollkommen Edles unter dieſen Thieren zu finden. Von den Stuten war keine einzige da, die der Mühe werth geweſen wäre, daß man ſie mit nach Europa genommen hätte; unter den Hengſten dagegen befanden ſich wohl einige ſehr ſtarke und edle Thiere, aber dieſe waren in den früheren Kriegen mit den Mechabiten erbeutet worden und ſchon in einem Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren, deßhalb für uns nicht zu brauchen.

Auf dem Rückwege nach Kairo führte uns Mechmed in eines jener Häuſer, in dem ſich die merkwürdigen Brütöfen befanden, in welcher die Aegyptier ſchon ſeit uralter Zeit die Hühner durch künſtliche Wärme fabrikmäßig aus den Eiern hervorlocken; eine Erfindung, die ſelbſt einen Engländer befriedigt haben würde. Die Hitze in den Gängen zu dieſen Oefen war ziemlich ſtark und die ganze Einrichtung ſo eng und winklich, daß ich nur mit vieler Mühe mit unſerem Mechmed hinein kriechen konnte, um wenigſtens einen kleinen Begriff von dieſer Anſtalt zu bekommen. Zu beiden Seiten eines engen Ganges befinden ſich kleine Kammern und über jeder derſelben ein runder gewölbter Ofen. Der Boden dieſer beiden Kammern iſt mit feinem Stroh oder Binſen bedeckt, auf welche, nachdem der Ofen mit Miſtkuchen geheizt worden iſt, die Eier reihen-

weiſe neben einander gelegt werden. Doch wird anfänglich nur die Hälfte dieſer Oefen geheizt, unter denen die Eier bis zum eilften Tag liegen bleiben; dann läßt man das Feuer oben ausgehen und bringt die Eier aus der Kammer auf die Backſteine des Ofens ſelbſt, die von der Heizung der vorigen Tage noch eine ziemliche Wärme behalten. Jetzt wird auch die andere Hälfte der Kammern geheizt und ebenfalls mit Eiern belegt. Da die Oefen mit einander in Verbindung ſtehen, ſo erhalten die, in welchen das Feuer jetzt ausgegangen iſt, von den andern noch immer ſo viel Wärme, als die kleinen Hühner zum Auskriechen bedürfen, was ebenſo wie unter der Henne am zwanzigſten oder einundzwanzigſten Tage geſchieht. Von hundert Eiern kriechen gewöhnlich ſechzig bis ſiebzig Küchlein aus, und da dem Bauer für zwei Eier, die er gebracht, eines dieſer Thierchen gegeben wird, ſo hat der Staat an den übrig bleibenden noch einen ziemlichen Nutzen, wenn man bedenkt, das in Unter- und Oberägypten jährlich ſechzehn bis ſiebzehn Millionen dieſer Hühner ausgebrütet werden.

Unſer Rückweg nach Kairo auf der guten Straße neben dem Nil war heute in den ſpätern Nachmittagsſtunden reizend und ſchön. Das Waſſer, von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet, floß zwiſchen ſeinen üppigen grünen Ufern ſo ſtill und ruhig dahin, und auf ihm ſchwammen die kleineren Boote, mit Frucht oder verſchiedenem Grün beladen, das, hoch aufgethürmt, dem Boot mit einer ſchwimmenden grünen Inſel viele Aehnlichkeit gibt. Ohne dieſe Fahrzeuge mit ihren kurzen Maſten, an denen ſich aber eine ungeheuer lange Segelſtange befindet, kann man ſich den Nil gar nicht denken. Wo man im Hintergrunde die Pyramiden ſieht, dürfen dieſe ſeltſamen Segelſtangen auch nicht fehlen. Die Fellahs, die ihre Geſchäfte in Kairo beſorgt hatten, kamen einzeln und in Schaaren zurück; die Weiber trugen Krüge und Körbe auf der Achſel und auf der Schulter, was bei der Geſchicklichkeit, mit der ſie dieſe Sachen zu balanciren wiſſen, ſehr artig ausſieht. Dieſe

Weiber der ärmeren Klasse haben, wie ich schon früher bei Gaza bemerkte, etwas sehr Graziöses, ja Elegantes in ihren Bewegungen, besonders wenn sie mit ihren hohen Krügen über Gräben und Hecken daher springen. Bei solchen Gelegenheiten habe ich sie oft gesehen, wo sie ohne Zuthat das schönste Bild abgegeben hätten. So begegneten uns noch heute Abend dicht vor Kairo zwei junge Weiber in eifrigem Gespräch und sehr raschem Gange und eine trug einen flachen Korb auf dem Kopfe; dicht vor uns sprangen sie die Straße hinab und schlugen einen Feldweg ein, der tiefer lag, wodurch wir in den Korb sehen konnten. Statt Früchte oder sonst etwas, das wir darin vermuthet hätten, war der Boden mit etwas Klee bedeckt, auf dem ein kleines nacktes Kind von einigen Monaten lag, das sich mit beiden Händen am Rand festhielt und vergnügt in die Welt sah.

Bei den Thoren der Stadt verließen wir unsere Esel, um noch einen Gang auf die Akropolis oder die Citadelle der Stadt zu machen, welche an einem Abhange des majestätischen Mokkatams liegt. Dieser alte Bau, von Sultan Saladin gegründet, hat schon viele Veränderungen erlitten und Ströme von Blut fließen sehen. Auf einem breiten gepflasterten Wege steigt man hinan und kommt oben zum großen Burgthor, vor dem sich links die Menagerie des Pascha befindet. Wir konnten sie nicht sehen, da der Wärter abwesend war.

Von den älteren Bauwerken hier oben sieht man nur noch einige Ruinen von dem Palaste Saladin's; sonst ist Alles, was an die Sarazenen erinnern könnte, bei der Umwandlung der Citadelle in eine moderne Festung nach europäischer Art gänzlich verschwunden. Von neueren Gebäuden ist hier oben die Residenz Mehemed Ali's, sowie die Sitzungssäle für den obersten Gerichtshof und für den Oberrichter oder Kadi der Stadt. Jetzt läßt der Vicekönig aus prächtigem Alabaster, der in der Umgegend gefunden wird, eine neue Moschee bauen, zu welcher auch die noch übrigen Granit-

ſäulen vom Palaſte Saladin's verwendet werden. Mechmed führte uns an eine Stelle der Feſtungswerke, wo die Mauern, dann der Felſen des Berges über hundert Fuß tief ſenkrecht hinabgehen und erzählte uns, daß, als Mehemed Ali die Mameluken hieher gelockt und den größten Theil niedergemacht, hier an dieſer Stelle ein alter Schech mit ſeinem Pferde hinabgeſprungen und glücklich entkommen ſei. Das Schönſte, was wir auf dieſer Stelle genoſſen, iſt die ungeheure Ausſicht, die man rings herum hat. Wie immer ſind es auch die Pyramiden, die zuerſt den Blick auf ſich ziehen und die man hier an den Ufern des mächtigen Stromes in Weſt und Südweſt in ihrer ganzen Ausdehnung vor Augen hat. Dort ſieht man die drei großen Pyramiden von Ghizeh mit den ſechs kleineren, die daneben ſtehen; dann weiter gen Süden die Gruppe der Pyramiden von Abuſir und endlich ganz in der Ferne die Pyramiden von Sakkarah ſich ſcharf am Horizont abzeichnen. Vor uns am Fuße jener erſten Pyramiden, die mitten in dem gelben Sande ſtehen, der ſich hinter ihnen tauſende von Meilen weit ausdehnt, liegt das Dörfchen Ghizeh, deſſen ſaftig grüne Felder von jenem verbrannten Gelb ſcharf abſtechen. Sie werden von den Fluthen des Nils beſpült, der, ein mächtiger Zauberer, zu beiden Seiten grüne Felder und ſchlanke Dattelpalmen in dichten Reihen hervorruft. Jenſeits des Stromes liegt Foſtat und zu unſern Füßen im weiten Kreis die ägyptiſche Hauptſtadt Kairo, ihrem Namen nach die Siegreiche, aber nach einer andern Bedeutung des Worts auch die Geplagte und oft Beunruhigte. Gegen Nordoſt ſieht man gleich vor den Mauern der Stadt den großen Kirchhof von Bab en Nuer, der aber nicht, wie gewöhnlich, nur Grabſteine hat, ſondern ſich durch die Maſſe ſeiner thurmartig gewölbten Familienbegräbniſſe auszeichnet. An ihn ſtößt ein anderes noch weit prächtigeres Todtenfeld, die Gräberſtadt der Mamelukenkönige, und man kann dieſen Grüften mit Recht den Namen einer Todten- oder Gräberſtadt geben. Auf einer Länge von faſt einer Stunde Wegs ſieht

man dort große stattliche Gebäude mit gewölbten Kuppeln, hohen Minarets, die mit der schönsten Bildhauerarbeit bedeckt sind, in denen Niemand wohnt und in denen jene Herrscher beigesetzt wurden, nachdem ihnen der Tod den Säbel entwunden. Man hätte zu diesen Wohnungen der Todten nicht leicht einen ruhigeren, stilleren Platz wählen können. Er liegt an einem Abhange des Mokkatamberges, Sand im Sande, aus dem sich die Gebäude selbst, meistens aus graugelben Steinen erbaut, von gleicher, öder, trauriger Farbe erheben. Hinter ihnen beginnt die syrische Wüste, durch die wir hergezogen, eine weite Fläche, auf der man von hier aus kleine Oasen sieht, einzelne Palmgruppen und dazwischen die weißen Gebäude, ebenfalls nur mit dürftigem Grün umgeben, an denen wir vor einigen Tagen vorübergezogen.

Die Residenz des Pascha's, aus vielen größeren und kleineren Sälen bestehend, ist theilweise ganz orientalisch, theils halb europäisch eingerichtet. In den großen Gerichts- und Audienzsälen sieht man nur Divans und Teppiche, in den Privatgemächern des Vicekönigs dagegen hat man mit Spiegeln, Kronleuchtern, Teppichen ꝛc., einen wahren Luxus getrieben. Das Schlafgemach des Pascha's ist klein, mit einem sehr dicken persischen Teppich bedeckt und in der Mitte desselben ist auf diesem das Lager, aus einigen dicken Matratzen bestehend, über die feine Decken gebreitet sind, auf welchen wieder eine Menge kleiner Kissen liegen. An den vier Ecken dieses Lagers erheben sich schlanke, vergoldete Säulen, die einen gewölbten Baldachin unterstützen, von dem nach allen Seiten feine Seidenflore herabhängen, um den Schlafenden vor den zudringlichen Mücken zu bewahren, die ebenso wenig den Herrscher wie den Fellah verschonen.

Neben diesem Schlafgemach war ein anderes Zimmerchen mit kleinen Divans, einem Tisch, Fauteuils und einem prächtigen französischen Kamin aus weißem Marmor. Sehr schön eingerichtet waren die Badgemächer, die aus drei hintereinander liegenden Zim-

merchen bestehen, von denen die Wände, Fußboden und Decke der beiden letzteren aus sehr schön gesprenkeltem, glänzend polirtem Alabaster bestehen. Die Einrichtung zum Baden selbst bestand, wie bei uns, aus einer großen Wanne; doch war eine Vorrichtung da, um das letzte Kabinet nach türkischer Art mit Wasserdämpfen füllen zu können.

Das älteste Gebäude auf der Citadelle ist der sogenannte Josephsbrunnen, der nach Einigen vom Sohne Jakobs seinen Namen haben soll, nach Andern aber vom Sultan Saladin, der ebenfalls den Namen Jussuff — Joseph hatte. So viel ist gewiß, daß der Kalif, der vielleicht hier die Ueberreste der alten Bauwerke gefunden haben mag, ihn erweitern und vom Sande der Wüste reinigen ließ. Dieser Brunnen ist eine trichterartige Schlucht in den Felsen, deren unterste Tiefe bei zweihundert und fünfzig Fuß betragen soll. Da es unten nichts anderes zu sehen gab, als gewöhnliches Nilwasser, so stiegen wir nicht hinab.

Wir hatten heute eine lange Tour gemacht und beeilten uns deßhalb, nach unserem Hôtel zurückzukommen, wo die Fleischtöpfe Aegyptens auf uns warteten. Etwas Anderes, was wir bei unserer Zurückkunft fanden und was uns noch mehr erfreute, als das wirklich gute Diner, war unser lieber Fürst Aslan, der heute von Damiette, wohin er von Gaza mit dem Dampfschiffe Ibrahim Pascha's gegangen war, hier ankam. Er wollte sich eine Zeit lang in Kairo aufhalten, und wußte noch nicht, wo er von hier aus seinen Stab hinsetzen würde. Wir hatten zum Diner unsere Freunde Pruner und Fischer eingeladen und unterhielten uns mit ihnen und dem Fürsten von unsern Abenteuern auf der Wüstenreise, als plötzlich der Chef unserer Karawane, der Tartar-Gassi, in den Saal trat, der uns aufgesucht hatte, und wir verlebten alle zusammen einen fröhlichen, aber etwas theuren Abend; denn den vaterländischen Wein, den wir tranken, es war Hochheimer, ließ sich unser englischer Wirth mit fünfzehn Gulden die Flasche bezahlen.

Wenn ich jetzt in der Heimath von einem Beſuch der ägyptiſchen Pyramiden, jener uralten Bauwerke, erzähle, ſo liegt mir das wieder ebenſo fern und hinter Traumſchleiern verborgen, und ich könnte in Verſuchung kommen, jene Zeit, wo wir uns einen Eſel ſatteln ließen, um jene Weltwunder, die dicht vor unſern Augen lagen, zu beſuchen, für eine fabelhafte zu halten, wenn nicht zuweilen dieſer ganze merkwürdige Tag und das Bild dieſer koloſſalen Steinhaufen, von lebhafter Erinnerung beleuchtet, hell und klar vor mein Inneres träte. Unſer Mechmed hatte ſchon den Tag vorher für dauerhafte, ſtarke Eſel geſorgt, von denen wir jeder einen beſtiegen, und der übrigbleibende mit Eßwaaren beladen wurde, da wir erſt am Abend zurückkommen konnten. Wir waren mit dem engliſchen Kapitän und Mechmed zu ſechs. In Alt-Kairo, wo wir uns mit den Thieren mittelſt einer Barke über den Strom mußten ſetzen laſſen, gab es bei dieſer Gelegenheit eine luſtige Scene; denn um die Eſel in das Boot zu bringen, mußte man zur Gewalt ſeine Zuflucht nehmen, wobei es denn äußerſt komiſch ausſah, wenn ſo ein Thier, von zwei Mann am Kopf und Schweif gehalten, in das Fahrzeug geſchleppt wurde. Auf dem andern Ufer des Nils ritten wir eine Zeit lang unter zahlreichen Palmen dahin und erreichten in Kurzem das Dorf Ghizeh, wo ſich die größten Brütöfen befinden, denn hier allein werden jährlich an hundert und dreißigtauſend Eier ausgebrütet. Bei dieſem Dorfe und ſchon früher auf den Feldern hatte ſich unſere Geſellſchaft mit jedem Schritte vermehrt; denn alle Fellahs, die uns erblickten, verließen ihre Arbeit und liefen uns nach. Einige boten kleine aus Ton gebrannte Mumien zum Verkauf an, Andere eben ſolche Käfer, Ohrgehänge, kleine Figürchen, die man in Mumien gefunden; aber die meiſten wollten uns begleiten, um uns beim Erſteigen der Pyramiden oder beim Hineinklettern in's Innere hilfreiche Hand zu leiſten. Bald hatten wir aber, beſonders von dieſen Letzteren, ſo viele um uns, daß auf jeden von uns, Mechmed eingerechnet, wenigſtens zehn gekommen

waldes. Dort lag der Kniebis, auf welchem die Straße nach dem Elsaß und also nach Frankreich führt. Auf seinen höchsten Punkten befinden sich zwei Forts, der Roßbühl und das Fort Alexander. Dort sahen die hohen Tannen schon oft französische Bajonette funkeln, und die alten Bäume haben gewiß oft mißmuthig das Haupt geschüttelt, daß sie nicht über die Köpfe der zügellosen Banden zusammenstürzen konnten, die von dort hinabstiegen, ein herrliches, gesegnetes Land zu verheeren. Doch weg mit diesen traurigen Bildern, die einer längst vergangenen Zeit angehören, und so Gott will, nie wiederkehren! Viel lieber wandten wir unsern Blick in das freundliche Thal vor uns, in dem Mühlen und Bauernhäuser liegen, und das wir von unserer Höhe aus bis Rippoldsau verfolgen konnten. Vor diesem kleinen Badeort steht eine schöne Abtei und Kirche, deren Thurm von den letzten Strahlen der Abendsonne geküßt wurde. Mir fiel hier lebhaft ein Lied von Alfred de Musset ein, dessen erste Strophe heißt:

O wie gern im Abendstrahle,
Tief im Thale,
Seh' ich einem Todtenmahle
Aehnlich, schwarzer Münster Bau.

Das Hinabsteigen, oder vielmehr das Hinabrutschen ins Thal ging ziemlich rasch von Statten, und in einer Stunde waren wir in Rippoldsau, wo wir noch ein Bad nahmen und uns dann sehr ermüdet zu Bett legten. Es ist hier gar nicht meine Absicht, eine Beschreibung des Bades Rippoldsau zu liefern, nur so viel sei gesagt, daß es sehr großartige elegante Gebäude hat, die von hübschen Spaziergängen und sonstigen Anlagen umgeben, recht heimlich in dem engen Thale liegen. Am andern Morgen sah der Himmel nicht mehr so klar aus wie gestern und vorgestern; vielmehr zeigten sich hie und da Wolkenstreifen und die Thäler waren mit Nebel bedeckt. Wir brachen sehr früh auf, um bei guter Zeit nach Freudenstadt zu kommen, was auf dem nächsten Wege nur zwei Stunden sind. Wir nahmen keinen Führer mit, denn da es doch nur unsere Absicht war, im Walde herumzustreichen, so wäre es uns selbst im schlimmen Falle nicht unangenehm gewesen, uns eine Stunde weiter zu verirren. Der Weg führte von Rippoldsau gleich den Berg hinan, und senkte sich dann in ein wildes Thal, durch das ein Arm der Kinzig stürzte, der in seinem engen felsigen Bett unzählige Wasserfälle und kleine Seen bildet. Der Thalgrund, in dem sich eine kleine hölzerne Brücke, die über den Bach führte, befand, war ungemein still und traulich, nur zuweilen hörte man weithin das Schallen einer Art, und die Kühle des nassen Grases, sowie der frische Harzduft stärkte Herz und Sinne. Trotz des trüben Himmels war doch

wären, weßhalb dieser, da sich der Haufen noch immer mehrte und uns mit lautem Geschrei umschwärmte, einschritt und einen Theil fortzujagen suchte. Doch dies war nicht so leicht geschehen, obgleich unser Kapitän dabei aus allen Kräften half. Wenn das Volk auch vor dem hochgeschwungenen Stocke Mechmeds einen Augenblick zurückwich, so waren sie doch gleich wieder in der Nähe und die Bemühungen des Kapitäns, sie fortzujagen, waren wirklich lächerlich. Er ritt sein eigenes Pferd und verfolgte damit zuweilen die Einzelnen, die sich zu nahe an uns gedrängt, über Klee- und Fruchtfelder hinweg, ohne jedoch einen mit der geschwungenen Peitsche zu treffen; denn obgleich sich das Pferd sehr schnell wandte, so waren doch die Fellahs viel geschwinder und fingen an, ihn weidlich zu necken.

Bald hatten wir die Pyramiden vor uns liegen, und was ich schon früher einmal bemerkte, daß sie aus einiger Entfernung dem Auge nicht so kolossal erscheinen, mag wohl daher kommen, daß jede ihrer Seiten ein regelmäßiges Dreieck bildet. Ein Arm des Nils trennte uns noch von ihnen. Da keine Brücke über ihn führte, so mußten wir ihn auf den Eseln durchwaten; doch war das Wasser schon so klein, daß wir ohne viele Mühe hindurchkamen. Nur gewährten uns einige Weiber, die vor uns wateten, einen lächerlichen Anblick; diese, um ihr blaues Hemd nicht naß zu machen, hoben es in die Höhe und waren schon fast in der Mitte des Wassers, als sie uns am Ufer ansichtig wurden. Sie erhuben ein lautes Geschrei und wir sahen ihnen an, daß sie lange schwankten, was schlimmer sei, ihre Kleider naß zu machen oder unsern Blicken ausgesetzt zu bleiben; doch mußte ihnen das erste als das größte Uebel erscheinen, denn sie blieben in ihrer früheren Position und erreichten das jenseitige Ufer glücklich mit Ausnahme einer einzigen, die beim Hinausspringen auf das Gesicht fiel.

Das jenseitige Ufer war sehr schmal von Grün eingefaßt, auf dem sich noch einige Palmen erhoben; dann fing die Sandregion

an, in welcher auch die Pyramiden stehen, graugelb wie der Boden. Je näher man nun diesen Kolossen kommt, je riesenhafter dehnen sich die Formen nach allen Seiten aus, und als wir um den Fuß der größten Pyramide, der des Cheops, herumritten und an den Steinmassen emporsahen, kamen sie mir nicht mehr wie ein Gebäude vor, sondern wie ein Gebirge, dem die Natur eine regelmäßige Form gegeben. Man muß aber auch bedenken, daß die Basis dieser Pyramide einen viereckigen Platz bildet, wie wir selbst in unsern größten Städten fast keinen größeren haben. Jede ihrer Seiten mißt dreihundert Schritte und die ganze Fläche umfaßt fünfmalhundert fünfzigtausend Pariser Quadratfuß. Jetzt, wo sich durch die Winde der Wüste an allen Seiten große Sandhaufen um den Fuß der Pyramide gehäuft, haben ihre Seiten unten nur noch siebenhundert sechzehn Pariser Fuß; doch braucht man noch immer eine gute Viertelstunde Zeit, um das ganze Gebäude zu umgehen. Die Höhe der Pyramide des Cheops beträgt nach den neuesten Messungen vierhundert sechzig Pariser Fuß.

Ueber dem Eingang bieten herabgefallene Baustücke eine ziemliche Fläche dar, auf welche wir uns setzten, um unser Frühstück zu verzehren. Mechmed war beschäftigt, die Beduinen, die uns in's Innere sowie auf die Pyramide hinauf begleiten sollten, auszusuchen, was unter einem unerhörten Schreien und Lärmen vor sich ging. Die Ausgewählten machten einen fürchterlichen Skandal, indem sie zu uns heraufschrieen, daß sie auf alle Fälle die besten und stärksten seien und Mechmed mit vieler Umsicht gewählt habe. Die Andern dagegen schimpften auf ihn und prophezeiten uns nichts Gutes, wenn wir uns solchen schwachen Kerls anvertrauen wollten.

Der Kapitän, der es nicht lassen konnte, die Leute auf alle erdenkliche Art zu necken, fing auch hier wieder sein Spiel an. Mechmed hatte die Leute, die er für uns ausgesucht, zu unsern Füßen an den Eingang der Pyramide gestellt, und die Andern umgaben

dieſe in einem weiten Kreiſe; auch hatten ſich eine Maſſe Weiber eingefunden, die auf den Steinen umherkauerten und uns bald Waſſerkrüge zum Trinken anboten, bald aus ihren Schleiern kleine Figürchen und Münzen hervorwickelten, die wir ihnen abkaufen ſollten. Anfangs amüſirte ſich der Kapitän damit, daß er die Ueberreſte unſeres Frühſtücks unter das Volk vertheilte, wobei er hauptſächlich gegen die „Damen" galant war und ihnen die beſten Brocken an den Kopf warf. Doch als er ſo alle Eßwaaren verſchleudert hatte, begann er den unter uns ſtehenden Fellahs Sand auf die Köpfe zu ſcharren, worüber dieſe ein lautes Geſchrei erhoben, was ihn aber ſo amüſirte, daß er, glaube ich, dieſes Spiel lieber den ganzen Tag fortgeſetzt hätte, als die Pyramiden zu beſteigen.

Mechmed traf jetzt die Anſtalten, das Innere der Pyramiden zu beſehen, wozu er die mitgenommenen Lichter anzündete und unter den Fellahs vertheilte. Außer dieſen wurden jedem von uns zwei dieſer Leute zugetheilt, von denen der eine vorausging und der andere nachfolgte, um uns ſo eingeſchloſſen vor dem Fallen auf dem glattgeſchliffenen Granitboden zu verwahren.

In das Innere der Pyramide führt ein Gang, der ſo hoch und ſchmal iſt, daß man ſich eben darin fortbewegen kann. Seine vier Wände beſtehen aus dicht an einander gefügten Granitſtücken, die geglättet ſind, und da obendrein dieſer Gang in einem Winkel von ſiebenundzwanzig Grad abwärts führt, ſo kann man ſich leicht denken, daß es nöthig iſt, ſich vor dem Ausglitſchen zu bewahren. Außer den dichten Staubwolken, die unſere Fußtritte in dem Gebäude aufwühlten und dem Willkommen, den uns einige große Fledermäuſe ſpendeten, indem ſie um unſere Köpfe flogen, machte eine Hitze von 23° Reaumur, welche als die mittlere Temperatur des Landes beſtändig in dieſem Gebäude herrſcht, das Hineinkriechen äußerſt beſchwerlich und unangenehm. Auf dieſe Art führt der Gang hundert Schritte abwärts, und man muß alsdann unter demſelben Winkel an der andern Seite wieder aufwärts ſteigen, um

in die oberen Gemächer zu gelangen. Doch ist dies letztere noch bei Weitem beschwerlicher und wirklich gefährlich; denn der Boden dieses aufwärts steigenden Ganges ist horizontal und an seinen Wänden finden sich kleine Vorsprünge, auf welche man die Füße stellt und so mit gespreizten Beinen aufwärts gelangt. Auch hier hat man vor und hinter sich einen der Fellah, was sehr nöthig ist, da dieser Vorsprung aus Granit besteht und ebenfalls geglättet ist. So krochen wir gebückt einer hinter dem andern her, von Staub und Hitze belästigt und fast ganz im Dunkeln; denn unsere armseligen Wachskerzen erhellten den Raum nur spärlich, auch war ein Theil der Fellahs, welcher sie trug, voraus in das obere Gemach geeilt. Plötzlich hörten wir von dort einen tiefen Ton erschallen, dumpf und zitternd, gleich dem einer großen zersprungenen Glocke, der sich mit voller Gewalt durch die Gänge des ungeheuren Gebäudes fortpflanzte. Es waren unsere Fellahs, die mit einem Stein gegen die Wände des Sarkophages schlugen, der hier oben steht. Jetzt erreichten auch wir das obere Gemach, die Kammer des Königs genannt. Seine Wände, Decke und Fußboden bestehen aus geschliffenem Granit, auf welchem die Besucher der Pyramide mit Kohle und Kreide ihre Namen und Bemerkungen geschrieben. Der leere Sarkophag, von dem ich oben sprach, besteht auch aus geschliffenem Granit, ist sieben Fuß lang und drei Fuß breit und hoch. Wenn man die kleine Thüröffnung sieht, die kaum so breit ist, wie dieser Sarg, so kommt man auf die Vermuthung, daß dieser Stein ebenso wie die Gänge und Kammern während dem Bau der Pyramide aufgestellt wurde und sich der obere Theil allmälig darüber erhob. Auf die ersten Besucher dieser Grabeskammer wird es einen freudigen Eindruck gemacht haben, beim Oeffnen des in dem Sarkophag befindlichen Mumienbildes eine Mumie zu finden, mit einem goldenen, von Edelsteinen glänzenden Brustharnisch, der mit unbekannten Charakteren beschrieben war. Jetzt ist der Sarkophag natürlich leer.

Wir ſtiegen wieder abwärts und beſuchten die Kammer der Königin, die am Ende des horizontalen Ganges liegt, von dem ich oben ſprach. Sie enthält weiter nicht viel Merkwürdiges und man ſieht dort nur vier nackte glatte Wände. Unterhalb dieſer Kammer und oberhalb der des Königs hat man vor noch nicht langer Zeit andere Gemächer entdeckt, zu welchen ſchachtartige Oeffnungen führen, die man vermittelſt Querhölzer, die wie Leiterſproſſen übereinander ſtehen, erreichen kann. Da dieſe Sache jedoch, wie uns Mechmed verſicherte, ziemlich gefährlich und dagegen wenig lohnend iſt, indem man in dieſen beiden Gemächern auch weiter nichts ſieht, als die nackten Wände, ſo unterließen wir dieſe Partie und krochen durch den Gang, zu welchem wir hereingekommen, wieder an die freie Luft, die uns nach der dumpfen heißen Atmoſphäre, die drinnen herrſcht, angenehm und erfriſchend war.

Wir ſetzten uns an den Fuß der Pyramide hin, um von den überſtandenen Mühſeligkeiten auszuruhen, und ließen dabei unſern Blick auf dem ungeheuern Bau umhergleiten. Wenn man die koloſſalen und doch ſo regelmäßigen Formen der Pyramide eine Zeit lang genau betrachtet hat, ſo wird die rieſenhafte Größe dieſer Bauwerke dem Auge erſt recht klar, und man muß in Erſtaunen gerathen über die damalige Zeit, der es möglich war, ſolch' ein Werk aufzuführen; denn außer dem Aufbauen der Pyramide ſelbſt, wie das Anfertigen und Herbeiſchaffen des Materials, war das Errichten der ſchiefen Fläche, die mit dem Bau wuchs und auf welcher die Steine bequemer hinaufgeſchafft wurden, eine ebenſo große Arbeit. Nach Herodot brauchten hunderttauſend Menſchen zehn Jahre Zeit, um die Steine aus dem arabiſchen Gebirg heranzuſchleppen, und dann wieder zwanzig Jahre, um die Pyramide ſelbſt aufzurichten. Früher, als das Aeußere derſelben noch mit geglätteten Granitplatten belegt war, fand ſich auf einer derſelben eine Rechnung eingehauen, woraus man erſah, daß die ganze Beköſtigung der Arbeitsleute an der großen Pyramide nur für Zwiebel, Rettig und

Knoblauch an fünfmalhunderttauſend Gulden gekoſtet hat. Danach kommt freilich auf jeden jährlich ein Gulden fünf Kreuzer und alſo in fünf Tagen ein Kreuzer, woraus man gewöhnlich die außerordentliche Wohlfeilheit in jenen Zeiten zu belegen ſucht; doch ſcheint es mir viel eher, als habe man mit jener Rechnung die ungeheure Summe anzeigen wollen, die das Ganze gekoſtet, wenn man ſchon für dieſe Kleinigkeiten ſo viel ausgab; denn Herodot fährt, nachdem er Obiges erzählt, fort: „und wenn ſich dieſes ſo verhält, wie viel muß nicht ſonſt noch aufgewendet worden ſein für Eiſen zum Arbeitszeug und für Speiſe und Kleidung der Arbeiter!“ Es iſt mir unbegreiflich, wie man ſchon ſo viel hat ſchreiben und ſprechen können und Vermuthungen aufſtellen über den Zweck, den die ägyptiſchen Könige bei Erbauung der Pyramiden vor Augen gehabt. Wer die alte Geſchichte dieſes Landes und das Land ſelbſt kennt, wo man auf jedem Schritte die faſt abgöttiſche Verehrung findet, welche die Aegypter mit ihren Todten trieben, und wie ſie Allen, bis zu den Leichnamen der Thiere hinab, die ſie verehrten oder fürchteten, nach Kräften und Vermögen Grabgewölbe oder Denkmale erbauten, der wird, wenn er das Innere der Pyramiden kennt, nicht daran zweifeln, daß es gewiß weit eher Grabgewölbe ſind, die ſich die Eitelkeit der Könige erbaute, als Deckel von ungeheuern Ciſternen oder gar natürliche Formationen der Kalkſteingebirge, was auch ſchon behauptet wurde. Das Erſteigen der Pyramiden, zu dem wir nun ſchritten, ging mit viel weniger Schwierigkeiten vor ſich, als das Hineinkriechen in dieſelben. Man klettert an einer der Ecken hinauf und wir hatten, um den Sonnenſtrahlen auszuweichen, die nördliche gewählt. Obgleich aus der Entfernung die Seiten dieſer Gebäude ganz glatt ausſahen, ſo bilden doch die aufeinander gethürmten Steine faſt regelmäßige Staffeln von zwei bis drei Fuß Höhe und eben ſolcher Breite, über welche man, wie auf einer Treppe, zum Gipfel der Pyramide hinanſteigt. Zu den Fellahs, die uns in das Innere

derſelben begleitet, hatten ſich unter allerhand Vorwänden noch eine Menge anderer geſellt, die ſich weder durch die drohende Miene unſeres Mechmeds, noch durch die Reitpeitſche unſeres Kapitäns hinwegtreiben ließen. Unter den vielen Weibern und Mädchen, die uns mit ihren Waſſerkrügen umſtanden, waren mehrere von hübſcher Figur und friſchem Geſicht. Einer derſelben, ſie hieß Miriam, kaufte ich einige der kleinen aus Thon gebrannten Mumien ab und ſagte ihr durch Pantomimen etwas Schönes, worauf ſich meine Begleitung, die ſchon aus drei Fellahs beſtand, ſogleich noch um einen vermehrte, der mir, als ich ihn wegweiſen wollte, mit ziemlich begreiflichen Geberden ſagte, er ſei ja der Bruder des Mädchens, das ich ſo eben angeſprochen.

Jetzt fingen wir an hinaufzuklettern, was durch die Unterſtützung der Fellahs, jeder von uns hatte wenigſtens drei, ſehr raſch von Statten ging. Zwei hatten meine Arme erfaßt, ſprangen eine Staffel hinan und zogen mich ſo mit lautem Geſchrei hinauf, wobei die Andern nachſchoben. Ich machte ihnen verſtändlich, daß ich gern zuerſt oben ſein möchte und verſprach ihnen dafür eine Kleinigkeit mehr. Das wirkte und ich hatte vor allen Andern den Gipfel erreicht. Dieſer bildete eine breite Platte, worauf man bequem ein kleines Haus bauen könnte; doch liegen einige große Steinblöcke hier herum, hinter welche ich mich ſetzte, um mich vor dem Wind, der hier oben etwas ſtark wehte, zu ſchützen. Bald kamen auch die Andern nach und der Kapitän, der keinen Fellah mit ſich genommen hatte, war der Letzte. Außer den Beduinen, die Mechmed zu unſerer Führung angenommen hatte, war eine gewiß noch eben ſo große Anzahl für ihre eigene Rechnung mit hinauf geſprungen, ſo daß wir mit einem großen Gefolge hier oben anlangten. Sogar von den Weibern kletterten viele, flink wie die Gemſen, zwiſchen den Männern mit hinauf, was bei der Geſchicklichkeit, mit der ſie dabei ihren Waſſerkrug zu halten wußten, nicht übel ausſah. Sie ſetzten ſich dieſer Strapatze nur deßwegen aus,

um vielleicht für einen Trunk, den wir oben aus ihren Krügen thun würden, einige Para zu bekommen. Die Aussicht hier oben ist sehr schön, doch ist das Gefühl, die Pyramiden bestiegen zu haben, belohnender, als der Anblick des flachen Landes mit dem Nil, der sich wie ein silbernes, grün eingefaßtes Band durch den gelben Sand hinzieht.

Auf der einen Seite haftet der Blick an Kairo, und auf der andern Seite irrt er in der großen lybischen Wüste herum, in die man von hier aus ziemlich weit hineinsieht. Neben uns lag die Pyramide des Cephren, die an vierhundert Fuß hoch ist, sowie die des Mykerinus, die noch um ein Bedeutendes kleiner ist, als jene, aber vor Alters die prächtigste gewesen sein soll; denn ihr Ueberzug bestand aus geschliffenem Porphyr, Sienit und Granit. Bis jetzt hat man in ihr Inneres noch keinen Weg gefunden. Auf einem der Blöcke, von weichem Kalkstein, die hier oben lagen, schnitten wir mit dem Messer unsere Namen ein. Das Hinabsteigen ging noch rascher vorwärts, als das Hinaufklettern, und ich muß gestehen, daß die Fellahs für das Wenige, was sie verdienten, sich große Mühe gaben. Ich zählte bei dem Herabspringen zweihundert und sechs dieser Lagen von Werkstücken oder Staffeln.

Nach einigen Streitigkeiten, die wir unten noch mit unsern Begleitern hatten, indem sie unter allerlei Vorwänden außer ihrer vorher bestimmten Bezahlung noch etwas verlangten, gingen wir um die Pyramide herum, wo auf der andern Seite, bei dem bekannten ungeheuren Bilde der Sphinx, unsere Eseltreiber mit den Thieren waren. So kolossal diese Figur ist, so steht sie doch neben den Pyramiden kleinlich, fast unscheinbar da. Nach Wilkensons chronologischen Tafeln ist dies Werk, das jüngste von allen, von Thotmes IV. aus der Masse eines hier stehenden Felsen ausgehauen worden. Dies Denkmal ist schon häufig beschrieben worden, doch leidet das Bild durch die Barbarei mancher Besucher und den Sand.

Besonders das Angesicht ist sehr verstümmelt, die Nase fehlt ihm ganz und der Kopfschmuck, der wahrscheinlich von Metall und eingefugt war, ist völlig verschwunden. Von dem Altar und der Tafel, welche man zwischen den vordern Löwenfüßen wieder aufgefunden hat, sieht man nichts mehr; denn der Sand der Wüste häuft sich um die Sphinx immer tiefer an. Am Fuße der Pyramiden sind viele Grabkammern in den Felsen gehauen, aus denen man die Mumien weggeführt. In einer derselben setzten wir uns hin und tranken die letzte Flasche unseres mitgenommenen Cyperweins dem Andenken der Todten, die hier nach mehrtausendjähriger Ruhe ihren Gräbern entrissen worden waren, und uns in ihren kühlen Wohnungen einen Platz zum Ausruhen gönnten.

Vor ungefähr zehn Jahren war noch in Kairo unter der Regierung des alten Mehemed eine gar schöne, lustige Zeit. Die Kultur hatte noch keine Polizei dort eingeführt, und die Leute konnten in ihren vier Pfählen so ziemlich thun, wozu sie Lust hatten. Oeffentliche Tänzerinnen, Sängerinnen, Alles dergleichen war privilegirt. Es wurden Karten in ungeheurer Menge gelöst, und es war dies eine ungeheure Finanzspekulation des Pascha. Es muß damals in der alten Kalifenstadt ein Leben gewesen sein, als ob sich das Paradies zur Erde herabgelassen und die Langeweile in den Himmel gezogen wäre. Dies dauerte aber nicht lange; denn da diese Betreiber der schönen Künste allmälig zu laut wurden, mischten sich die Consuln der fremden Mächte hinein, und der Pascha, vielleicht selbst geärgert durch das Unwesen, das er hervorgerufen, befahl von heute auf morgen: alle ausgegebenen Erlaubnißscheine sind erloschen, und wer trotzdem sein Geschäft forttreibt, wird exemplarisch bestraft. Und wirklich, die Bestrafungen wurden ganz originell ausgeführt; die Regierung ließ am folgenden Tag Alles,

was ſich durch den Empfang einer Karte als Tänzerin, Sängerin ꝛc. ſelbſt angezeigt hatte, und noch in Kairo oder deſſen Umgebung zu finden war, aufgreifen, nach Oberägypten abführen und dort mit Soldaten verheirathen, aus welcher glücklichen Verbindung wohl ein neues Heroengeſchlecht ſeinen Urſprung nehmen wird.

Wer nur, wie wir, die ſchönen Araberinnen kennt, wer ſo oft geſehen, wie ſie die geringfügigſten Dinge mit einer gewiſſen Grazie und Leichtigkeit ausführten, wer ſo viel gehört hat von den reizenden Tänzen dieſer Houris, der kann ſich denken, wie leid es uns that, einem ſolchen Ballet nicht beiwohnen zu können. Daß ſich viele dieſer Tänzerinnen noch heimlich in Kairo aufhielten, wußte jeder; es hielt aber bei der wachſamen Polizei ſehr ſchwer, ſie, beſonders vor den Augen der Chriſten, zum Tanzen zu bewegen. Ein deutſcher Bekannter jedoch, den wir dort trafen und der ſo ziemlich eingebürgert war, forſchte einige Zeit herum, und kam endlich eines Abends, uns anzuzeigen, daß er mit Hülfe einiger ägyptiſchen Bekannten des andern Tags eine Unterhaltung der Art zu arrangiren ſuchen werde.

Am folgenden Morgen holte er uns in Begleitung eines andern Deutſchen ab, der ſich uns als der Mann präſentirte, welcher uns den Genuß einer ächt levantiniſchen Abendunterhaltung, von den Arabern, wie alle geſellſchaftlichen Vergnügungen, Phantaſie genannt, bereitet habe. Dies war indeſſen nur auf die vielfachen Verwendungen ſeiner Frau, einer Kophtin, möglich geworden. Unſer neuer Bekannter hatte dieſe würdige Dame auf die unter jener Chriſtenſekte gewöhnliche Weiſe, nämlich nur auf beliebige Zeit, zum Weibe genommen, wofür er ihren Eltern, da ſie ſich weder durch Schönheit noch Jugendfriſche gerade auszeichnete, die mäßige Summe von zehn Thalern beim Empfange und ebenſoviel bei der Zurückerſtattung, ob mit oder ohne Kindern, zu entrichten hatte. Während der Ehe mußte er ſie gehörig nähren, kleiden und ſonſt gut behandeln, was von ihr durch Treue, Liebe und thätigſte Beſorgung des Hauswe-

die Luft ſehr heiß und wir beſchloßen nach dem mühſamen Klettern über den Berg, hier in der Schlucht ein Bad zu nehmen, was wir auch alsbald ausführten. Doch das Waſſer war eiskalt, und trieb uns nebſt der Beſorgniß, die immer mehr ſich am Himmel zuſammenziehenden Wolken möchten uns noch ein anderes Bad zukommen laſſen, bald wieder in die Kleider. Wieder ging's den Berg hinan, auf einem beſſeren Wege als dem bisherigen, denn hier hatte man Stamm an Stamm gelegt, um ihn glatt und feſt zu machen. Bald jedoch verlor ſich dieſe gute Bahn und von drei Fußwegen, die ſich unſerm Blick zeigten, wählten wir, wie ſich ſpäter auswies, gerade den unrechten. Wenn wir auch heute Morgen über allenfallſiges Verirren geſcherzt hatten, ſo war es uns doch jetzt bei dem heranziehenden Wetter nicht gerade ſehr angenehm. Der Himmel wurde dunkler nnd fernhin rollte ſchon ein lange nachhallender Donner über die Wipfel der Tannen. Der von uns gewählte Weg führte aber aufwärts bis auf eine Ebene des Berges, wo eine Geſellſchaft der nobelſten Tannen beiſammen ſtand, und verlor ſich dann ins Moos. Was war zu thun? Zurückgehen mochten wir nicht; denn Freudenſtadt mußte vor uns liegen. Alſo gerade aus! Wir gingen unter den großen Stämmen hin, über einen ausgezeichneten Moosteppich, der mir gerade ausſah, als hätte ihn ſeit langer Zeit kein menſchlicher Fuß betreten. Auch zeigte ſich, nachdem wir eine gute Strecke gegangen, weder eine Ausſicht ins Thal, noch ein Fußpfad. Siegmund erinnerte mich an Hauff's Mährchen: das kalte Herz, und meinte, wir würden vielleicht auf den Tannenbühl gerathen ſein, wo das Glasmännlein reſidire; der Gedanke war gut, und nach langem Scherzen und Lachen ſuchten wir aus unſerm Gedächtniß den Vers zuſammen zu bringen, mit welchem das Männlein zu citiren iſt, und es gelang uns auch nach vielem Studiren. Dann ſtellten wir uns nach der Gegend, wo die dickſten Tannen ſtanden, und ich, der ein wirkliches Sonntagskind iſt, ſprach laut und feierlich die Worte:

Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
Biſt ſchon viel hundert Jahre alt;
Dein iſt all' Land, wo Tannen ſtehn,
Läßt Dich nur Sonntagskindern ſeh'n.

und — — — im erſten Augenblick verging uns alles Lachen, und wir ſahen einander mit ſonderbaren Blicken an; denn einige Schritte vor uns, hinter einer großen Tanne hervor, trat das Glasmännlein, oder wenigſtens ein Männlein in ſeinem Koſtüme, mit ſchwarzem Wämschen, großem Hut, kurzen Höschen und Strümpfen mit Schuhen, und ſah uns fragend an. Ueberraſcht traten wir auf den Kleinen zu, der ſich aber alsbald im beſten Schwäbiſch nach unſern Wünſchen erkun-

ſens nach ihrem Vermögen dem theuern Herrn und Gatten vergolten wurde. Dieſes muſterhafte Weſen hatte uns durch wirkſame Empfehlungen den Eintritt in den Harem des armeniſchen Münzdirektors, der ein entlegenes Quartier der Stadt bewohnte, verſchafft.

Das Haus hatte alle für den Zweck erforderlichen Eigenſchaften. Es lag ſo weit von der Stadt ab, daß man die ſchreienden Töne der Violinen nicht hören konnte; auch war es mit hohen Mauern umgeben, welche keine neugierigen unbefugten Blicke hineinließen. Wir traten in ein Zimmer, recht hübſch nach orientaliſchem Geſchmacke eingerichtet, in welchem ſich bereits etwa zwanzig Perſonen befanden, und wurden vom Hausherrn, nachdem wir uns neben ihm niedergelaſſen, nach den hergebrachten Formeln freundlichſt bewillkommt. Drei Seiten des Zimmers waren mit dem unentbehrlichen Divan beſetzt, worauf des Armeniers Familie und einige ſeiner Bekannten lagen und ſaßen. Die Zahl der Damen mochte etwas weniger als die Hälfte der ganzen Verſammlung betragen. Auf der Seite des Zimmers, wo kein Divan war, ſaßen am Boden drei arabiſche Muſiker mit Tambourin und Violinen aus Kokusnußſchaalen, mit zwei Saiten beſpannt, die ſie mit ziemlicher Fertigkeit ſpielten und dann und wann mit Geſang begleiteten. Von der Decke hingen ein paar Leuchter und der Fußboden war mit hübſchen Teppichen belegt.

Sobald wir nach allen Seiten, durch Auflegen der Hände auf das Herz und dann auf den Kopf, gegrüßt, wurden uns von den Frauen Pfeifen und Kaffee gereicht, ſowie auch bald von der einen bald von der andern Branntwein in kleinen Gläſern, der in unglaublicher Menge getrunken wurde. Dazwiſchen mußten wir Mandeln und Oliven eſſen, welche letztere man mit den Fingern aus der Brühe holen mußte, und hinterher kam ſtets ein goldgeſticktes Tuch, um die Hände zu reinigen. Dies ging den ganzen Abend mit kurzen

Pauſen ſo fort, und die Höflichkeit verlangte, ſo wenig als möglich abzuſchlagen.

Die weibliche Geſellſchaft, die wir heute zum erſtenmal in ziemlicher Freiheit und Natürlichkeit ſahen, trug reiche orientaliſche Kleidung, weite ſeidene Beinkleider, gold- und ſilberdurchwirkte Jäckchen und Cachemirſhawls als Gürtel. Einige hatten das Haar geſcheitelt und das auf den Rücken lang hinabwallende mit ſeidenen Schnüren, an denen Gold- und Silbermünzen hingen, durchflochten. Die bemerkenswertheſte der Damen war die jüngſte Tochter des Hauſes, ein jugendfrohes Mädchen von vierzehn Jahren, Bamba mit Namen, aus deren einnehmenden Zügen noch Friſche und Sanftmuth ſprachen. Eine andere intereſſante Figur war die Schwiegertochter, ein junges Weib von ungefähr zwanzig Jahren, die ſich durch ſehr ſchönen Wuchs, anſtändiges Benehmen und edle Geſichtszüge auszeichnete. Was mich an ihr beſonders anzog, war eine tiefe Melancholie, die auf ihrem ganzen Weſen lag, ein Zug, den man bei den Orientalen ſo ſelten findet. Endlich muß ich noch einer hübſchen, aber ſehr beleibten Frau von gleichem Alter erwähnen, welche eine Art von ſchwarzſeidenem Schleier, den ſie über dem Kopf trug, nur dazu zu benützen ſchien, um den Schnee eines ſehr ſtark entblößten Buſens von ſeltener Fülle, durch periodiſches, nur einen Augenblick dauerndes Bedecken deſto mehr hervorzuheben. Sie blieb ſo kokettirend faſt den ganzen Abend am nämlichen Platze ſitzen und rauchte mitunter eine Pfeife. Die Phyſiognomien der ältern Frauen waren ſehr unintereſſant und trugen den Stempel gewöhnlicher Leidenſchaften und eine Schlaffheit in den Zügen, welche durch die bei den Türkinnen faſt immer herunterhängende Unterlippe noch ſtärker markirt wird.

Von den Männern möchte ich nicht viel ſagen. Unſer Wirth war ein wohlbeleibter Armenier, der uns alle ihm zu Gebot ſtehende Aufmerkſamkeit erwies, und unter den übrigen habe ich auch kein ausgezeichnetes Geſicht bemerkt. Bamba hatte ſich neben mich geſetzt und

ſuchte mich durch allerhand kleine Aufmerkſamkeiten zu unterhalten. Bald klopfte ſie in ihre Händchen und verlangte vom eintretenden Schwarzen, er ſolle mir Nohr (Feuer) bringen, indem ſie glaubte, meine Pfeife ſei ausgegangen, bald bot ſie mir ein Kryſtallgläschen voll Dattelbranntwein, und da ſie zu hübſch war, um ihr etwas abzuſchlagen, ſo nahm ich, was ſie mir reichte.

Plötzlich ging die Muſik, welche uns bisher nur mit verſchiedenartigen Phantaſien und arabiſchen Melodien beglückt hatte, in taktgerechte tanzbare Weiſen über. Die Thür öffnete ſich, und zwei arabiſche Tänzerinnen traten herein. Es waren junge Mädchen zwiſchen ſechszehn bis zwanzig Jahren, von ungemein ſchönem und ſchlankem Körperbau. Sie trugen weite, weiß ſeidene, mit Gold geſtickte Beinkleider, welche jedoch nicht unten zuſammengeſchnürt waren, ſondern frei um die kleinen Füßchen hingen, die ohne Strümpfe nur mit einem roſaſeidenen Schuh bekleidet waren. Den Oberkörper bedeckte eine Art Weſte oder Mieder, das ſehr tief ausgeſchnitten war, von gelber Seide, auf der Bruſt mit goldenen Troddeln beſetzt. Die beiden Kleidungsſtücke wurden durch einen roſaſeidenen Gürtel, der ſehr knapp um die Hüften gelegt war, zuſammengehalten. Ihre Jäckchen, von rother Seide mit Silberſtickerei, hatten weite weiße Aermel, welche bis über die Finger herabfielen; doch waren ſie nicht um die Hand befeſtigt, ſondern flatterten bei jeder Bewegung zurück und zeigten die wohlgeformten Arme, an welchen goldene und ſilberne Spangen glänzten. Ihre nicht ſehr dunkeln Geſichter hatten etwas Edles; beſonders die ſcharf geſchnittenen zierlichen Brauen über den glühenden Augen, ſowie der fein geſpaltene Mund waren voll Lieblichkeit und Anmuth.

Der Tanz begann, und Anfangs waren ihre Bewegungen, die ſie nur mit dem Oberleib und den Armen ausführten, abgemeſſen und ruhig, bald aber wurden ſie lebhafter und je länger je leidenſchaftlicher. Ihre Augen flammten; ihre Bruſt hob ſich zum Athmen hoch empor und ihr Körper nahm die mannigfachſten

Stellungen und Biegungen an. Sie drehten ſich ſchlangenartig mit einer Gewandtheit und einem Anſtand um einander, wie ich es nie geſehen. Jetzt ſanken ihre Arme herunter und der ganze Körper ſchien ermattet zuſammen zu fallen; dann glaubte man zu ſehen, wie ſich ein neuer Gedanke in ihnen entwickelte und ſich durch die leidenſchaftlichſten Bewegungen auszudrücken ſuchte. Dazu ſpielte die Muſik unermüdet fort, und je einfacher ihre Weiſen waren, um ſo mehr traten aus dieſem einfarbigen Hintergrund die glühenden Mädchen hervor. Wie die Spanierinnen ihre Caſtagnetten, ſo trugen ſie an dem Daumen jeder Hand eine kleine ſilberne Glocke, mit welcher ſie durch Anſchlagen der Finger die Muſik begleiteten. Je vollendeter in ihrer Art dieſe Tänze ausfielen, je größer war das Beifallrufen der verſammelten levantiniſchen Geſellſchaft, beſonders des weiblichen Theils derſelben. Nur Bamba legte ſich zuweilen in den Divan zurück und ſah mich lächelnd mit einem ſeltſam forſchenden Blicke an.

Nach einer Pauſe begann der zweite Tanz, deſſen Touren eine Idee ausdrückten und alſo einigermaßen zu beſchreiben ſind. Eine der Tänzerinnen nahm ein kleines, mit Roſenwaſſer gefülltes Gläschen zwiſchen die Zähne, mit welchem ſie, ohne einen Tropfen zu verſchütten, die raſcheſten, ſchwierigſten Bewegungen ausführte. Sie wiederholte beinahe ganz den frühern Tanz, und es war gewiß keine Kleinigkeit, dabei beſtändig das Gläschen ſo zu halten, daß ſein Inhalt nicht herausfloß. Endlich trat ſie vor einen der männlichen Gäſte und faßte ihn mit beiden Armen um die Mitte des Leibes, wobei ſie den Oberleib zurückbog und ihre Bewegungen ohne Unterbrechung fortzog; zuletzt beugte ſie ſich über ihn; goß langſam das Roſenwaſſer über ſeine Kleider, ließ das Gläschen fallen und ſprang, nachdem ſie ihn auf die Lippen geküßt hatte, in die Mitte des Zimmers zurück.

Jetzt trat die zweite auf, machte zuerſt wieder einen unbeſchreiblichen Pas, bückte ſich immer tiefer, und je näher ſie dem Boden

kam, je ruhiger, ich möchte fast sagen, absterbender, wurden ihre Bewegungen. Plötzlich sank sie ganz auf den Teppich nieder und blieb da in einer malerischen Stellung regungslos, worauf die andere hinzusprang, sie um die Mitte des Leibes faßte, und es versuchte, sie durch die zärtlichsten Liebkosungen in's Leben zurückzurufen, wobei ihre Gesichtszüge Schmerz und Verzweiflung mit ergreifender Wahrheit ausdrückten. Allmählig belebte sich die scheinbar Ohnmächtige wieder, erhob sich zuerst langsam mit sichtbarer Ermattung, aber von Augenblick zu Augenblick wurden ihre Bewegungen stärker, bis endlich beide den Tanz, als wollten sie ihre Freude ausdrücken, mit noch größerer Glut als früher beendigten, was von der Gesellschaft durch ein vielfaches „Maschallah" (Gott ist groß) belohnt wurde.

In einer andern Tour näherte sich eine der Tänzerinnen einem auf dem Divan-sitzenden alten Kopbten und machte ihm pantomimisch eine Liebeserklärung, die er jedoch zu verschmähen schien, worauf sie alle Künste der Verführung anwandte, um sich den Widerspenstigen geneigt zu machen. Sie umkreiste ihn mit flehenden Mienen, beugte den Kopf beinahe auf seinen Schoos und sah ihn von unten herauf an, wobei sie zuweilen die Augen schloß, die Lippen öffnete und bei einem unbeschreiblichen Lächeln die schneeweißen Zähne sehen ließ, bis sie ihn am Ende wirklich erweicht hatte, und er die Bittende vom Boden aufhob. Zuweilen wurden ihnen von den Männern Goldstücke auf die Wangen und zwischen die Lippen gelegt, und in den Zwischenpausen spielten sie auf ihren Tambourins, womit sie einen traurigen eintönigen Gesang begleiteten.

Auch das Publikum war nicht ganz müßig; hie und da sprang eine von den Damen vom Divan auf und mischte sich in den Tanz; wir sogar mußten einmal daran Theil nehmen. Später führte die ganze Gesellschaft eine Pantomime oder auch nur ein Tableau auf, indem die Männer mit den Tänzerinnen auf dem Teppich dabei

Stellungen annahmen, die nach europäiſchen Begriffen eben nicht alle anſtändig waren. Andere bildeten auf dem Divan mit den Frauen die maleriſchſten, phantaſtiſchſten Gruppen, welche in guter Ordnung und, wie es mir ſchien, nach einer Verabredung ſehr häufig wechſelten. Unſer deutſcher Freund ſagte uns ſpäter, es ſeien Scenen aus arabiſchen Märchen, und bei jedem dieſer Bilder recitirte ein alter Kophte, unter Begleitung der Muſik, Stellen daraus, um ſie verſtändlicher zu machen.

Endlich wurden wieder Pfeifen und Kaffee gebracht, und der Deutſche erzählte uns noch Einiges vom orientaliſchen Familienleben, woraus wir erſahen, daß daſſelbe faſt ganz materiell iſt. Unter Anderem rechnete er uns vor, was die reiche Weſte und der Shawl ſeiner Frau koſte, und konnte uns nicht genug rühmen, wie vortheilhaft es für uns wäre, für einige Zeit eine Heirath mit einer Kophtin zu ſchließen, wie er gethan. Mir ſchlug er dazu die kleine Bamba vor, und das arme Mädchen zeigte ſich gar nicht abgeneigt dazu. Der Mann verſtand es, recht artige Luftſchlöſſer zu bauen.

So war es zwei Uhr geworden. Wir beurlaubten uns bei unſerem freundlichen Wirthe, der uns heute einen intereſſanten Blick in das Leben der Orientalen hatte thun laſſen, wie es ſelten einem Reiſenden vergönnt iſt. Als wir aus dem Hauſe traten, ſtand der Mond über Kairo. Die ſonſt ſo lebendige Stadt war wie ausgeſtorben und als wir durch die gelben Gräber der Kalifen, die mit ihren Minarets und Kuppeln eine kleine Vorſtadt bilden, dem Thore zuſchritten, das zunächſt unſerer Wohnung lag, hörten wir nichts, als das Geheul der Schakals aus der Wüſte von Suez, welche, vom Mondlicht beleuchtet, ſich unermeßlich vor uns ausdehnte. Die Nacht war ſchön; wir warfen noch einen Blick zurück auf das Haus des Armeniers, deſſen vergitterte Fenſter noch erhellt waren. Keiner ſprach ein Wort. Dort die eben genoſſene wilde Abendunterhaltung,

hier der Nil und die Pyramiden in ihrer ruhigen Größe — welch ein Contraſt!

Auf unſerer ganzen Reiſe bei allen Mühſeligkeiten und Strapatzen, die wir ausgeſtanden, war ich, Gott ſei Dank! beſtändig ſehr wohl geweſen, ja, was wirklich auffallend war, ſelbſt auf dem Meer, wo ſich doch faſt jeder dem mächtigen Element beugen und ihm durch die Seekrankheit ſeinen Tribut entrichten muß, konnte ich in voller Geſundheit all' das Schöne genießen, was uns umgab. Da aber alle unſerer Geſellſchaft mehr oder minder von dem Klima gelitten hatten und krank geweſen waren, Doktor B. und Maler F. während unſeres Aufenthalts in Beirut, der Baron zwiſchen dem Libanon und Antilibanon, ſo wunderte ich mich gar nicht, daß ich hier in Kairo, als wir uns gerade auf der Citadelle befanden, um noch einmal die ſchöne Ausſicht zu genießen, von einem plötzlichen Unwohlſein befallen wurde, das ich den erſten und zweiten Tag gar nicht achtete, ſondern mit den Freunden die gewöhnlichen Spaziergänge machte. Selbſt unſer lieber Freund Dr. Pruner, den wir nach wie vor jeden Abend beſuchten, meinte anfänglich, ich hätte mir nur eine kleine Erkältung zugezogen; doch wurde ich den dritten Tag plötzlich ſo krank, daß ich mich zu Bette legen mußte, und da ich bis zu unſerer Abreiſe von Kairo nicht wieder aufſtand, nahmen für mich die Herrlichkeiten Aegyptens ein ſchnelles und trauriges Ende. Ich dachte anfänglich wohl an die Peſt, die in Kairo wieder einmal ausgebrochen war, und das war das Einzige, was mich beunruhigte; doch zeigte ſich meine Krankheit bald ganz anderer Art: es war ein Ruhranfall, der aber ſo heftig war, und ſich überhaupt in dieſem Klima ſo gefährlich äußert, daß, wie mir nachher unſer Doktor ſagte, er während ein paar Tagen für meine Wiederherſtellung nicht viel Hoffnung gehabt hatte. So angenehm mir Anfangs der Aufenthalt in Kairo geweſen, ſo war er mir doch jetzt etwas verleidet, und da Dr. Pruner obendrein geſagt hatte, ſobald ich mich in der reinen friſchen Luft

des Nils befände, würde die Krankheit faſt von ſelbſt aufhören, ſo kann man denken, daß ich mich ſehr nach der Abreiſe ſehnte, die auch unſer guter Baron um meinetwillen ſehr beſchleunigte. Es wurde eine Barke gemiethet, mit den nöthigen Rudern und Lebensmitteln für einige Tage verſehen, die uns auf dem Strome in drei Tagen nach Adfeh, wo der große Mammuthkanal beginnt, bringen ſollte. Am 15. März des Morgens wurden unſere beiden Pferde mit dem Fohlen, das ſich von den Strapatzen der Wüſtenreiſe ſehr erholt und wieder ganz munter war, auf dem Fahrzeuge eingeſchifft. Der Baron hatte bei einem deutſchen Schreiner in Kairo für jedes der Pferde einen Kaſten machen laſſen, wovon der für die Stute ſo breit war, daß das Fohlen ebenfalls Platz darin hatte; er mußte dafür aber die ungeheure Summe von vierundſechzig ſpaniſchen Thalern bezahlen. Die Freunde packten mir meine Sachen zuſammen und ich erhob mich Nachmittags wieder zum erſten Mal aus dem Bette, um einen Eſel zu beſteigen und mit den andern nach Bulak zu reiten, wo unſere Barke lag.

Anfänglich konnte ich mich kaum auf dem Sattel erhalten, doch als ich der friſchen Luft wieder etwas gewohnt war und aus der Stadt hinaus in die Felder kam, wo der friſche Duft des Klees und die Wohlgerüche der Orangen- und Citronenbäume auf mich einſtrömten, wurde mir allmälig wohler. Die Bemerkung, die ſchon ſo oft gemacht worden iſt, daß nichts ſo ſehr eine Erinnerung aufzufriſchen vermag, als der Sinn des Geruchs, kann ich beſonders im Andenken an dieſen Tag beſtätigen, denn wenn im Allgemeinen kein Bild, keine Beſchreibung der Gegenden, wo wir waren, dieſelben zu vergegenwärtigen im Stande iſt, wie der Geruch einer Blüthe, den wir auch da genoſſen, oder auch nur der Rauch des Tabaks, den wir aus jenen Ländern mitbrachten, ſo taucht mir doch von all' dieſen Erinnerungen keine lebendiger auf, als der Tag unſerer Abreiſe aus Kairo, wo ich ſeit mehreren Tagen wieder zum erſten Mal aus dem dumpfen Krankenzimmer

in die frische Luft trat, wenn ich heute bei einem Kleefeld vorübergehe oder der süße Duft der Orangenblüthe mich anweht.

Unsere Barke war eine der größten, die auf dem Nil fahren, um Passagiere oder Güter nach Alexandrien zu bringen. Vorn standen die Kasten mit den Pferden und an der Spitze des Fahrzeugs war der Kochherd für unsere Ruderer, sowie die Plätze, wo sie abwechselnd schliefen und ausruhten. Hinten befand sich auf dem Fahrzeug ein Kajütehäuschen, das aus zwei Zimmern bestand, einem größern und einem kleinern; das erstere nahmen die Reisegefährten in Beschlag und in dem hintersten quartierte ich mich ein, bildete aus meinem Pelz und meinem Teppich ein Lager, worauf ich mich sogleich hinstreckte, denn der Ritt von Kairo hieher hatte mich doch etwas angegriffen.

Unsere guten Bekannten aus Kairo, die Doktoren Pruner und Fischer, sowie unsere Reisegefährten durch Syrien und die Wüste, der Fürst Aslan und der Kapitän E., die beide noch in Kairo bleiben wollten, begleiteten uns an Bord und nahmen herzlichen Abschied von uns. Die beiden ersten, unsere Landsleute, verließen uns mit herzlichem Händedruck, wobei wir gegenseitig die Hoffnung aussprachen, uns später einmal im Vaterland wieder zu sehen. Auch der englische Kapitän, der schon mehrere Jahre in Bombay stationirt war, sprach seine Hoffnung aus, bald wieder nach England zurückzukehren und dann durch Deutschland reisend uns zu besuchen; nur unser guter Georgier, der Fürst Aslan, den wir so lieb gewonnen hatten, wie er uns, nahm mit dem Gedanken, daß er uns nimmer wiedersehen würde, einen recht traurigen Abschied von uns. Die Thränen rollten ihm über den großen schwarzen Bart, als er uns alle nach einander umarmte, und als er sich an mein Lager setzte, rief er einmal über das andere aus: O mon dieu! o mon dieu! und setzte in seinem gebrochenen Französisch hinzu: „Wir sind so lange zusammengeritten, und haben so viele Lieder mit einander gesungen; jetzt muß ich allein

ziehen und weiß noch nicht wohin. Ihr geht alle nach Haus, und ich darf nicht mehr in meine Heimath zurückkehren.“ Er hatte den Baron gebeten, seinen Bruder Skandar mit nach Alexandrien zu nehmen, der dort einige Geldgeschäfte besorgen sollte, was dieser natürlich gerne gethan hatte. Doch war es uns unangenehm, daß Skandar sein dienstfertiges Benehmen gegen uns noch immer beibehielt, und uns fortwährend die kleinen Gefälligkeiten erwies, die wir wohl von dem Kammerdiener, aber nicht von dem Bruder des Fürsten Aslan annehmen konnten. So schlief er auch bei den Bootsleuten, und da der Baron seinem Bruder versprochen hatte, sich nicht merken lassen zu wollen, daß er um die Sache wisse, so durften wir ihn nicht zu auffallend hervorziehen.

Gegen vier Uhr holte sich unser Reis oder Schiffshauptmann vom Baron die Erlaubniß zum Abfahren, und ließ, da wir einen schwachen, und auch nicht ungünstigen Wind hatten, das große Segel aufziehen, die Ruderer fingen an zu arbeiten und wir hatten bald Boulak im Rücken. Auf der ganzen Fahrt nach Adfeh sah ich von der Gegend nicht viel; denn obgleich, wie Dr. Pruner mir vorhergesagt hatte, die frische Luft des Nils recht wohlthuend auf mich einwirkte, so wehte der Wind beständig so stark, daß mir unser Doktor B. verbot, mein Zimmer zu verlassen, und mich der Luft auszusetzen. Von den wirklich reizenden Ufern des Nil, von dem frischen grünen Klee und den unzähligen Palmbäumen, unter denen dem Strome entlang zahlreiche Dörfer liegen, von den blühenden Mimosen und den weißbedeckten Baumwollstauden sah ich nur hin und wieder eine Gruppe, die bei meinem kleinen Kajütenfensterchen dann und wann wie ein schöner Traum vorbeiflog.

Als das wirksamste Mittel zu meiner Wiederherstellung hatte mir Dr. Pruner das strengste Fasten anbefohlen, was mir in der schlimmsten Zeit der Krankheit auf meinem einsamen Zimmer in Kairo nicht schwer fiel; doch hier, wo mein Appetit wieder stärker wurde, reizte mich der Anblick des Kochfeuers, das Giovanni in

digte. Leider war er nicht das Glasmännlein, das uns vielleicht auch drei Wünſche erfüllt hätte, ſondern es war ein Knabe aus einem der benachbarten Höfe, doch wies er uns freundlich auf einen nahen Pfad, der uns in einer halben Stunde nach Freudenſtadt brachte. Und es war hohe Zeit, der Himmel lag ſo ſchwarz auf den Bergen, daß er an einigen Stellen faſt nicht mehr von den Tannen zu unterſcheiden war, und kaum waren wir ins Gaſthaus getreten, ſo brach ein unerhörtes Gewitter los. Es ging freilich in einer Stunde wieder vorüber, doch war in den nächſten Tagen an ein Weiterwandern nicht zu denken, da hier ſich das Wetter nach einem Gewitter gewöhnlich für mehre Tage trübt und häufige Regenſchauer nachfolgen. Deßhalb ſchloſſen wir unſere Tour und fuhren über Wildbad nach Stuttgart zurück.

einigen irdenen Töpfen vor der Thür der Kajüte angelegt hatte, und worin Kartoffeln gekocht und Hühner gebraten wurden, so mächtig, daß mir mein Brodwasser gar nicht mehr schmecken wollte; selbst die Bootsknechte beneidete ich um ihren Pillau mit Mischmilch, getrocknete und zusammengepreßte Aprikosen, Datteln und Mandeln.

Am dritten Tage unserer Fahrt, des Morgens, war das Wetter so warm und angenehm, daß ich meine Kajüte verlassen und mich auf das Deck derselben setzen konnte. Selten hat mich der Anblick einer schönen Gegend so erfreut, wie heute der des klaren Stroms mit seinen schönen Ufern. Vor uns auf der linken Seite lag Adseh mit seinen großen Schleusenwerken, welche die Fluth des Nils in den Mammuthkanal lassen, der das Trinkwasser nach Alexandrien führt, und mit einigen wohl aussehenden Häusern, um welche die kleinen sonderbar geformten Hütten des ägyptischen Landvolkes herum lagen. Letztere haben nirgends eine so seltsame Form wie hier. Sie sind zuckerhutförmig aus Nilschlamm und großen irdenen Krügen zusammengesetzt und besser zum Aufenthalt der unzähligen Tauben, die der Fellah zum Verkauf aufzieht, als zur Wohnung der Menschen selbst eingerichtet. In Adseh mußten wir unsere Pferde ausschiffen, um sie auf eine andere Barke im Kanal zu bringen, welch letzteres große Schwierigkeiten verursachte; denn die Thiere, besonders der Hengst, denen der Aufenthalt in den Kästen nicht mochte behagt haben, waren nur mit der größten Mühe wieder hineinzubringen. Das Uebersiedeln aus einem Boote in das andere hatte uns mehrere Stunden Zeit gekostet, und es war Mittags drei Uhr geworden, als wir unsere Fahrt auf dem Kanal fortsetzten. Obgleich die Bootsleute ein Segel aufzogen, war doch der Wind so schwach, daß sie fast jeden Augenblick an's Ufer springen mußten, um die Barke vorwärts zu ziehen.

Dieser Kanal, besonders für das Land hier, ist ein ungeheures Werk, was wir erst recht am andern Morgen erkannten, als wir zu beiden Seiten die großen Wasserflächen des Abukir- und Maeotis-

sees sahen, welche der schmale Damm trennt, auf den der Kanal gegraben ist. Er ist breiter als unsere meisten Kanäle und wäre als das Werk des schaffenden Geistes Mehemed Ali's noch mehr zu bewundern, wenn einem nicht unwillkürlich dabei einfiele, daß von fünfundzwanzigtausend Arbeitern, die damit beschäftigt waren, vielleicht ein Fünftheil während der Arbeit umgekommen ist. Je näher wir Alexandrien kamen, je mehr zogen sich die kleinen Hütten der Fellahs zurück; an ihrer Stelle erfreuten schön angelegte Gärten mit weiß angestrichenen, auf europäische Art erbauten Häusern das Auge und erinnerten an die Heimath, der wir mit jedem Schritte näher kamen. Bald sahen wir die auf der flachen Gegend einsam und kolossal emporragende Pompejussäule, die uns jetzt bis Alexandrien beständig im Gesichte blieb. Da ich mich hier auch noch in Acht nehmen mußte, viele Wanderungen zu unternehmen, so habe ich sie später nicht besuchen können. Ihr riesenhafter Schaft besteht bei einem Durchmesser von acht Fuß und bei achtundsechzig Fuß Höhe aus einem einzigen Stück rothen ägyptischen Granits.

Um Mittag waren wir bei Alexandrien angelangt, die Pferde wurden ausgeschifft, der Baron bestieg den Hengst und ich als Kranker setzte mich auf die Stute. Die Andern blieben bei dem Gepäck und wir ritten voraus, um Quartier zu bestellen, das wir auch bald und auf's Beste eingerichtet im Gasthofe „Croce di Malta" fanden.

Alexandrien, die einst so prächtige und große Stadt, bietet jetzt, besonders von Außen, dem Auge nicht viel Angenehmes dar. Die Umgegend ist sehr flach und sandig und entbehrt fast gänzlich des Anblicks grüner Bäume und blühender Gartenanlagen, wie man um Kairo so viele sieht. Nur an dem Mammuthkanal sieht man,

wie ich auch schon früher sagte, Anpflanzungen und Landhäuser, die das Auge, nachdem es sich an dem gelben Sand und den Wassermassen des Meeres, sowie der beiden Seen gesättigt hat, zu erfrischen im Stande sind. Die beiden Häfen, die Alexandrien schon in der ältesten Zeit hatte, werden noch jetzt gebraucht, und die Einfahrten derselben sind noch ebenso durch verborgene Klippen und Untiefen den größern Schiffen gefährlich, wie damals. Der westlich von der Stadt liegende sogenannte alte Hafen ist besser als der neue äußere Hafen; doch ist die Einfahrt in ersteren sehr gefährlich; denn obgleich er dem Auge in West ganz geöffnet erscheint, gehört doch ein sehr geschickter Pilot dazu, um schwere Schiffe hinein zu bringen. Dieser fährt in einer kleinen Barke voraus und zeigt den Fahrzeugen mit einer Fahne den Weg. Dies Manöver sieht aus, als fahre man zum Vergnügen in dem Hafen herum, denn die Untiefen verengen die Einfahrt nach so verschiedenen Richtungen, daß das Schiff sich in Schlangenwindungen auf dem Wasser fortbewegt.

Im Innern der Stadt ist das Türkenviertel, von winklichten, engen Straßen durchzogen, an denen sich die Bazars befinden, sowie die leicht gebauten mit Erkern versehenen Häuser der Orientalen, wie wir sie schon oft gesehen. Das Frankenviertel ist hier viel wohnlicher und reinlicher gebaut, als selbst in Smyrna, und stößt an einen Platz oder vielmehr an eine breite Straße, wo man sich plötzlich nach einer der prächtigsten Städte Europa's versetzt glaubt, denn hier ließ Ibrahim Pascha die schönsten, stattlichsten Paläste massiv aus Steinen aufführen, die er dann an die Generalconsuln oder an Privaten vermiethete. Hier lag auch unser Gasthof, der, was das Gebäude selbst, sowie die innere Einrichtung anbelangte, den in Kairo bei weitem übertraf, ja sich mit den ersten Gasthöfen am Rhein messen konnte.

Am Tage nach unserer Ankunft machten wir die Bekanntschaft der Herren Generalconsuln von Dumreicher und Anastasi, welche uns

mit Freundschaft und Artigkeiten überhäuften. Da wir in Kairo nicht Gelegenheit gehabt hatten, den Vicekönig zu sehen, der sich jetzt gerade hier in Alexandrien befand, so war uns das Anerbieten des Herrn Anastasi, uns eine Audienz bei Mehemed Ali zu verschaffen, sowie uns selbst hin zu begleiten, sehr erwünscht. Da der Vicekönig es liebt, Fremde zu sehen, und obendrein der Baron einen Brief des Herzogs Paul von Württemberg an ihn abzugeben hatte, so machte es nicht viel Schwierigkeiten, die Erlaubniß zu erlangen, ihm vorgestellt zu werden.

Am folgenden Morgen holte uns Herr Anastasi in seinem Wagen ab, und es war für uns Alle ein eigenes Gefühl, nach langer Zeit wieder einmal in einer bequemen Wiener Kalesche zu sitzen. Wir fuhren nach dem Hafenpalaste, einem großen, weitläufigen Gebäude mit hohen Bogenfenstern, an das ein kleiner Garten stößt, in welchem sich der Harem des Pascha befindet. Wir stiegen zu einer breiten, gewölbten Treppe in den ersten Stock, wo die Gemächer Mehemed Ali's sind. Sie sind ebenso wie die seiner Residenz zu Kairo eingerichtet; nur befanden sich hier neben den andern Geräthschaften und Verzierungen nach europäischem Geschmack in einigen Zimmern große Mahagonitische, auf denen prächtige Uhren und Vasen standen. In einem Vorgemach, wo einige Diener am Boden saßen, mußten wir einen Augenblick warten, und wurden dann in ein anderes Zimmer geführt, zu welchem eine große Flügelthüre, die offen stand, in einen Saal führte, dessen Fenster auf den Hafen gingen, und der an allen Wänden Divans hatte.

So oft ich früher an Mehemed Ali gedacht und von den Werken gelesen, die sein großer Geist und seine kräftige Hand in's Leben gerufen, hatte ich mir mit denselben analog unter dem Vicekönig einen großen, starken Mann mit kräftiger Stimme und gebietendem Wesen vorgestellt, und da es meinen Gefährten auch so

gehen mochte, ſo ſahen wir uns anfänglich in dem Saale nach dem Vicekönig um, der dort ſein ſollte, wobei wir zwei kleine ſchmächtige Männer überſahen, die in unſcheinbarer Kleidung in einer Ecke des Zimmers am Divan ſtanden und angelegentlich zuſammen ſprachen. Der eine von dieſen war der Vicekönig ſelbſt und der andere ſein vertrauter Geſchäftsmann, Boghos-Juſſuff, der ſchon ſeit langen Jahren alle Stürme des Lebens mit ihm ausgehalten. Der Miniſter entfernte ſich bei unſerem Eintritt, und der Vicekönig wandte ſich raſch gegen uns, wobei er uns zur Begrüßung mit beiden Händen entgegen winkte. Er trug ein braunes Oberkleid mit weiten Aermeln und auf dem Kopfe das Feß. Sein Dolmetſcher trat zu einer andern Thüre herein, und nachdem der Baron dem Paſcha ſeinen Brief gegeben, wurden wir ihm Alle vorgeſtellt, wobei der alte Herr freundlich lachte. Dann ſprang er mit einer Geſchwindigkeit, die mich in Erſtaunen ſetzte, auf den Divan, ſchlug die Beine übereinander, und lud uns mit einer Handbewegung ein, zur Rechten und zur Linken Platz zu nehmen. Der Baron und der Herr Anaſtaſi ſaßen an ſeiner Seite und der Dolmetſcher ſtand mit dem Briefe des Herzogs Paul vor dem Divan und überſetzte ihn dem Vicekönig, der zuweilen wohlgefällig ſeinen Kopf wiegte und uns der Reihe nach freundlich anſah. Dann ſagte er einige Worte über den Herzog, den er liebgewonnen hätte, und erkundigte ſich nach ſeinem Befinden und ſeinem Aufenthalt. Was die Natur der Figur dieſes Mannes verſagte, ein imponirendes Aeußere, das hat ſie ſeinem Kopfe in deſto größerem Maße gegeben. Ich habe nie ein Geſicht geſehen, das neben ſo gutmüthigen, Vertrauen erweckenden Zügen ſo viel Geiſt und ſo viel Klugheit, ich möchte ſagen Schlauheit, ausdrückte. Es war nicht voll, ohne darum mager zu ſein und hatte eine friſche, geſunde Farbe, und ſeine Züge, obgleich ſich ſchon das vorgerückte Alter darin ausſprach, hatten doch einen friſchen, kräftigen Ausdruck. Am lebhafteſten ſprachen ſeine Augen, die er aber auch zu Beobachtungen zu ge-

brauchen wußte; denn außer daß er uns der Reihe nach ſcharf und durchdringend anſah, wenn uns der Dolmetſcher ſeine Reden überſetzte, als wolle er auf unſerem Geſicht den Eindruck leſen, den ſeine Worte auf uns gemacht, ſo fixirte er uns auch jedesmal, wenn wir leiſe zuſammen einige Worte deutſch ſprachen. So ſagte ich dem Maler unter Anderem einige lächerliche Worte über die komiſchen Bewegungen, die der Dolmetſcher mit ſeinen Händen machte, wenn er ſprach, natürlich ohne dabei aber nur eine Miene zum Lachen zu verziehen, doch mochten meine Augen vorher mit etwas munterem Ausdruck auf dem Dolmetſcher geruht haben, genug, der Paſcha ſah mir die Worte vom Munde ab und als hätte er ſie verſtanden, fing er an leiſe zu lachen und ſah darauf den Dolmetſcher wieder an. Er ſchien überhaupt den Morgen ſehr gut gelaunt und lachte bei den Erzählungen, die ihm der Baron über den Wüſtenzug machte, wobei er von dem guten Zuſtand der Soldaten ſprach und auch einiger komiſcher Auftritte erwähnte, die vorgefallen, oftmals laut auf, wobei er ſich ſeinen langen ſchneeweißen Bart ſtrich. Das Geſpräch drehte ſich hauptſächlich um die letzten Kriegsereigniſſe und um den Rückzug ſeiner Armee, über welchen zu ſprechen er gar keinen Anſtand nahm. Doch ſchloß er hiebei zuweilen ſeine Augen und zuckte die Achſeln.

Nachdem wir beinahe eine kleine Stunde bei ihm geweſen, Kaffee getrunken und eine Pfeife geraucht hatten, bei welchem letztern wir die prachtvollen Mundſtücke bewunderten — ſie beſtanden aus ungeheuern Bernſteinſtücken, die mit goldenen Ringen umgeben und mit Diamanten und Rubinen beſetzt waren — erhob ſich der Paſcha etwas von ſeinem Divan, und wir ſtanden auf, um uns zurückzuziehen. Dem Baron und dem Herrn Anaſtaſi reichte er ſeine Hände hin und begrüßte uns zum Abſchied durch Auflegen derſelben an Bruſt und Stirn.

Wir zogen uns in's Vorzimmer zurück, wo ſich Boghos-Juſſuff noch befand, von dem wir uns ebenfalls verabſchiedeten. Dieſer

merkwürdige Mann iſt um Weniges größer, als der Vicekönig und hat, wie dieſer, einen ſchneeweißen, langen Bart. Seine Kleidung beſtand aus einem hellgelben Kaftan und auf dem Kopfe hatte er einen dicken weißen Turban. Dieſe beiden Männer haben lange Jahre mit einander gearbeitet und ſich allmälig ſo verſtanden, daß ſie jetzt faſt wie Freunde zuſammen leben. In früheren Jahren, wo das Blut Beider noch jugendlicher ſtrömte und leichter aufzureizen war, hat es oft arge Händel zwiſchen Herr und Diener geſetzt, und als ich bei unſerem Eintritt in den Saal die Beiden ſo lebhaft zuſammen ſprechen ſah, wobei der Paſcha im Eifer des Geſprächs an dem Kleide des Miniſters zupfte, fiel mir die Zeit ein, wo einſtmals dieſelbe Hand über dem Kopfe Juſſuff's die verdächtige Bewegung des Enthauptens machte. Doch wurde damals der Vezier von ſeinen Freunden gerettet, indem man ihn verborgen hielt und die Mienen des Paſcha beobachtete, als man ihm hinterbrachte, jener ſei enthauptet worden. In derſelben Stunde liefen andere üble Nachrichten ein von einem neuen Aufſtand der Wechabiten, ſowie von Unordnung der Mameluken in Kairo, ſo daß der Paſcha ausrief: „O hätte ich meinen Juſſuff noch!“ den man jetzt natürlich hervorbrachte, worauf er wieder zu Gnaden angenommen wurde.

Seit jener Zeit fielen zwiſchen dem Herrn und dem treuen Diener keine Mißhelligkeiten mehr vor, Boghos-Juſſuff ſtieg von Tag zu Tag in der Gunſt des Vicekönigs, und ſein guter Rath ſoll auch jetzt zur endlichen Entwickelung der türkiſchen Angelegenheit viel beigetragen haben.

Sechstes Kapitel.

Fahrt von Alexandrien nach Malta.

Das Dampfboot: Der Orientale. — Postverbindung zwischen Bombay und Liverpool. — Einrichtung des Orientalen. — Seekrankheit. — Malta. — Die Quarantäne. — Fort Immanuel. — Ein Geburtstag. — Emir Beschir. — Abreise von Malta.

Das englische Dampfboot, der Orientale, der die regelmäßige Post zwischen Liverpool und Alexandrien besorgt, war vorgestern angekommen. Dieselbe Gesellschaft, welche dieses Dampfschiff, sowie das andere mit dem Namen Liverpool, das denselben Dienst versieht, besitzt, besorgt die Postverbindung auf eine etwas theure, aber ungemein schnelle Art zwischen England und Bombay. Passagiere und Briefe werden gleich nach ihrer Ankunft in Alexandrien auf den Kanal gebracht und in Barken, die mit einer Menge von Pferden gezogen werden, in zwei und einem halben Tag nach Kairo gebracht, wo in dem Hôtel, das auch wir bewohnten, eine Karawane, bestehend aus Reitkameelen, Pferden und Maulthieren, die zum Gebrauch für die Damen bequem eingerichtete Sänften tragen, für sie bereit steht, die den Weg von Kairo nach Suez in sechsunddreißig Stunden zurücklegt, wobei die Passagiere obendrein noch einige Stunden der Nacht in einem Hause zubringen können, das die Gesellschaft mitten in der Wüste erbaute und mit den nöthigen Bequemlichkeiten versehen ließ. Bei Suez erwartet ein indisches Dampfboot die Reisenden und führt sie in fünf Tagen nach Bombay. Da das Schiff von Alexandrien nach Liverpool gegen vierzehn Tage gebraucht, so legt man also die ganze Tour von Bombay

dorthin in dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Tagen zurück, für diese Strecke eine ungeheuer schnelle Reise, die aber auch mit schwerem Gelde bezahlt werden muß.

Da der Orientale am folgenden Tage wieder zurück nach Liverpool fuhr, wobei er Malta berührte, so nahmen wir unsere Plätze bis dahin, wo wir unsere Quarantäne abhalten wollten.

Am folgenden Morgen wurden die Pferde in ihren Kästen eingeschifft, was trotz der Höhe des Schiffs bei den schönen und praktischen Einrichtungen der Engländer sehr leicht von Statten ging. Wir verließen unsern Gasthof Nachmittags mit dem angenehmen Gefühl, in jeder Hinsicht dort gut behandelt worden zu sein. Unserer Gesellschaft hatte sich ein Kaufmann aus der Schweiz angeschlossen, Herr Imhof, der uns in der Folge ein lieber Reisegefährte wurde. Wir verdankten seine Bekanntschaft, sowie vieles Andere, dem Herrn von Dumreicher, der uns, sowie der bekannte Reisende Baron von Katte, den wir auch in den letzten Tagen kennen zu lernen das Vergnügen hatten, an Bord des Orientalen begleitete. Wir mußten, da das Dampfboot draußen vor dem alten Hafen lag, denselben seiner ganzen Länge nach auf unserer Barke durchfahren, wodurch wir Gelegenheit hatten, die schönen Linienschiffe und Fregatten der ägyptischen Marine, wenn auch nur von außen, doch in der Nähe besehen zu können. Wenn man auch von diesen Schiffen sagt, daß sie, obgleich mit ungeheurem Gelde bezahlt, doch nicht viel werth seien, so fanden wir dagegen den äußeren Anblick derselben so schön und majestätisch, wie den der englischen Schiffe, die wir gesehen. Doch will dieses Lob, bei unserer Unkenntniß der Sache, nicht viel sagen.

Das Dampfboot, das wir nun bestiegen, war das größte, das ich je gesehen. Gegen dieses Gebäude mußten unsere Rhein- und Donaudampfschiffe, sowie der Seri Pervas und Crescent, auf denen wir gefahren, wie kleine Nachen aussehen. Wir blickten aus unserem Boote an den riesenhaften Wänden empor, wie an einem großen

Hause, und ebenso erschienen uns die zwei Reihen Fenster der beiden Decke, die über einander lagen; gegen die ungeheure Größe des Schiffs und der beiden Masten war der Schornstein sehr klein. Nachdem wir unsere Sachen untergebracht und die schönen Kajüten gesehen, in denen wir einige Tage wohnen sollten, betrat ich das obere Deck, und warf noch einen Blick zurück auf die Stadt und auf den Welttheil, welchen wir soeben verlassen, wahrscheinlich für immer.

Da lag die Stadt ausgebreitet vor unsern Blicken, und die breiten und schönen Gebäude, die man hie und da sah, schienen, der flachen Ufer halber, wie aus den Wellen emporzusteigen. An mehreren Punkten sieht man feste Schlösser, dort auf dem Hügel das Schloß Napoleons, und was das Auge von der Landseite so sehr vermißt, das Grün der Bäume, in einzelnen Palmengruppen, die hie und da in Gärten zu kleinen Wäldchen vereinigt stehen. Der Palast des Pascha mit seinen großen Fenstern ragt über dem Mastenwald des Hafens empor. Die kahlen Dünen, welche letzteren einfassen, verschwimmen allmälig in den grünen Wellen der gewaltigen See, auf welcher unser Schiff schaukelte und von dem wir die letzten Grüße nach jenen Ländern schickten, wo wir so viel Schönes und Großes gesehen.

Kurz nach unserer Ankunft auf dem Schiff wurde den Matrosen mit der Pfeife ein Signal gegeben, die darauf sogleich von den Masten und Raaen, an welchen sie beschäftigt waren, herabkamen und unter dem Deck verschwanden. Wie wir nachher hörten, wurde ihnen dadurch der Befehl ertheilt, sich vor der Abfahrt zu waschen und zu rasiren, und sie kamen auch bald hernach wieder auf's Deck mit wohl dressirten Backenbärten und wie es mir schien, viel sauberer als vorher. Das Schiff sollte erst mit dem Anbruch des nächsten Tages seinen Lauf beginnen, und wir verbrachten den Abend mit Besichtigung des Schiffs und mit Spaziergängen auf

Eine Reiſe nach Paris.

Es gibt auf der ganzen Welt nichts Heimlicheres und Angenehmeres, als im eigenen bequemen Wagen mit Poſtpferden von einem Ort zum andern zu reiſen. Der Wagen iſt eingerichtet wie eine gut möblirte Wohnſtube; man hat alle Reiſebedürfniſſe des menſchlichen Lebens rings um ſich vereinigt. In jener Ecke ruht Pfeife und Taback verborgen, in der andern eine ganze Bibliothek. Im Fond befindet ſich die Uhr, vorne liegt das Fernrohr; und man braucht nur unter den Sitz zu langen, um eine wohlgefüllte Korbflaſche zu ergreifen; das nöthige Glas hierzu findet man in einer der Seitentaſchen. Ja, und bei dieſer höchſt liebenswürdigen Art zu reiſen, hat man in Vergleich mit allen andern Arten des Fortkommens ungeheure Vorzüge. Ich brauche mich nicht nach einer eigenſinnigen Poſtuhr zu richten, die mich grauſam ſtraft, wenn der Oberkellner meines Hotels die Rechnung zu langſam anfertigt, oder wenn der Hausknecht mit meinen ſchweren Koffern nicht ſchnell genug auf das Bureau trabt. Dabei fahre ich in meinem eigenen Wagen ſchneller und überhole die Poſt, d. h. in Deutſchland, ſchon nach den erſten Stationen, wenn ich vielleicht auch eine Stunde ſpäter abgefahren bin. Nebenbei iſt meine perſönliche Freiheit in keiner Weiſe eingeſchränkt. Ich kann meine Beine ausſtrecken, wie ich will, und der unberechenbarſte Vortheil iſt unſtreitig der, daß ich keinem reiſenden Engländer gegenüber zu ſitzen brauche. Fahre ich mit einem liebenswürdigen Begleiter oder mit einer noch liebenswürdigeren Begleiterin, ſo brauche ich dem Poſtillon nur an einer ſchönen Stelle zuzurufen, daß er halten ſoll, und wir können eine anmuthige Gegend, ein ſchönes Schloß, eine herrliche Ruine mit aller Muße beſchauen. Bin ich allein, ſo kann ich, wenn es mir darum zu thun iſt, Geſellſchaft zu haben, und ich zu Thorheiten aufgelegt bin, überall welche finden. Und dann erſt das Fahren in einer ſchönen Sommernacht! Es muß im Laufe des Tages ein wenig ge-

dem obern großen schönen Deck, wobei wir die außerordentliche Reinlichkeit und zweckmäßige Einrichtung dieses Kolosses in allen seinen Theilen bewundern mußten. Es war, wie schon gesagt, ein Zweidecker. Auf dem untern Deck befand sich am Hintertheil die achtzig Fuß lange Kajüte mit einer Einrichtung prächtiger, als ich sie je gesehen. Außer dem bequemsten Divan, Ruhebetten, war hier eine Bibliothek, von den besten englischen und französischen Reisewerken. Um diesen Saal lag ein Theil der Schlafkabinette für die Herren des ersten Platzes, jedes mit zwei Betten versehen, die über einander lagen, hatte einen Waschtisch, eine Kommode und einen bronzenen Hänglenchter, dessen Licht, da er wie der Kompaß in doppelten Kreisen hängt, auch bei der stärksten Bewegung des Schiffs stets oben bleibt. Thüren, Wände und Getäfel des Speisesaals sowie dieser Kabinette bestehen aus dem feinsten Holze, das vergoldet und eingelegt ist. Von diesem Deck führte rechts eine Treppe in den untern Stock, wo sich andere Schlafgemächer befanden, die eben so schön eingerichtet sind, wie die obern, und links eine zweite in die Kabinette der Damen, deren drei und drei jedesmal mit einem Vorzimmer versehen sind. Auch befindet sich hier an dieser Seite noch ein kleiner Saal, in welchem die Damen vor dem Schlafengehen den Thee nehmen können. Vom Speisesaal aus laufen um das ganze untere Deck herum kleine Zimmer für die Schiffsoffiziere und Steuerleute, sowie zur Aufbewahrung von Vorräthen aller Art. Zu beiden Seiten sind die Radkasten und an der Spitze des Schiffs auf demselben Deck befinden sich Ställe, wo neben einer Unmasse von Federvieh, ein paar Schweine und eine Milch gebende Kuh eingestellt ist. Dies untere Deck, wo in der Mitte sich die Treppen befinden, auf welchen man zum kellerartigen Gewölbe der Maschine hinabsteigt, dient bei Regenwetter den Passagieren zum Spazierengehen. Dicht neben dem Speisesaal ist eine andere Treppe, die auf das obere Deck führt, das nicht, wie bei den kleinen Schiffen, mit Kajütenhäuschen und Geschichten aller Art be-

engt ist, sondern eine große Fläche darbietet, auf welcher sich, außer dem Schornstein und den Masten zu beiden Seiten, nur ein kleiner Theil der bis hier hinaufreichenden Radkasten und am Hintertheil ein kleines Haus befindet, das in drei Zimmer eingetheilt ist. Das mittlere ist vornen offen und in demselben befindet sich das Rad des Steuerruders, hinter welchem der Steuermann auf einer kleinen Erhöhung steht, von wo er das ganze Schiff übersehen kann. Rechts neben demselben ist ein Rauchzimmer für die Herren, und links ein Kabinet für die Damen, wo sie bei Regenwetter frische Luft schöpfen können. Ebenso zweckmäßig wie das Schiff an sich eingerichtet ist, sind auch alle Anstalten zur Verköstigung der Passagiere, die in der ziemlich bedeutenden Summe, welche man für den Platz bezahlt, mit einbegriffen ist. Dafür kann man sich aber auch fast den ganzen Tag mit Essen und Trinken beschäftigen. Den Morgen zwischen Sieben und Acht wird Kaffee getrunken, um eilf Uhr gefrühstückt, um fünf Uhr das Diner servirt, Abends um Acht ist die Theestunde und gegen zehn Uhr wird noch einmal Wein, Butter, Brod und Käse für solche aufgesetzt, die für die Dauer der Nacht ihren Magen auf kräftige Art verschließen wollen.

Außer diesen zahlreichen Mahlzeiten steht es dem Passagiere zu jeder Stunde des Tages frei, sich von dem gewöhnlichen Tischwein, Porter, Butter und Brod mit Käse geben zu lassen, so viel er mag, ohne daß ihm dafür etwas angerechnet wird. Die gewöhnliche englische Küche an sich ist schon außerordentlich gut und war es außerdem noch mehr durch die Sachen, die das Schiff auf den verschiedenen Landungsplätzen mitnahm. So hatten wir z. B. außer allen möglichen Südfrüchten auch zwei große Schildkröten an Bord, wovon die eine schon auf der Reise bis Malta geschlachtet und Turtle soup daraus gekocht wurde.

Ich hatte nirgends so sehr Gelegenheit, die tragikomischen Wirkungen der Seekrankheit zu beobachten, wie auf dieser Fahrt. Bei unserem trefflichen Diner auf dem Dampfboote am Tage der

Einschiffung, als es noch ruhig im Hafen vor Anker lag, fehlten von den neunzig Passagieren des ersten Platzes, wovon ein Drittheil Damen waren, Niemand an der Tafel und Alles war lustig und guter Dinge. Ebenso waren Abends beim Thee fast alle Tische besetzt. Doch schon während der zweiten Hälfte der Nacht, als sich unser Schiff in Bewegung setzte, hörte ich zuweilen durch die dünnen Kajütenwände ein tiefes Seufzen von dem einen oder dem andern meiner Nachbarn, und als wir am andern Morgen das Verdeck betraten, kam freilich fast die ganze Gesellschaft noch herauf, doch war schon bei Manchem die gesunde Gesichtsfarbe verschwunden und eine verdächtige Bläße an ihre Stelle getreten. Auch ging Mancher, der gestern noch keck und munter auf dem Verdecke gewandelt war, jetzt schwankenden Schrittes längs den Gallerien und wagte es nicht mehr, das Geländer oder das Tau loszulassen, das er einmal ergriffen. Das Gefühl, nicht mehr allein gehen zu können, und die Angst, ohne Anhaltspunkt hinfallen zu müssen, verbunden mit einem gewissen unangenehmen Druck in der Magengegend sind die sichersten Vorboten der Seekrankheit, die auch heute auf unserem Schiffe bei der ziemlich hohen See während dem Frühstück mit gierigen Händen um sich griff. Nur wenige waren schon am Morgen so krank geworden, daß sie sich legen mußten und nicht um eilf Uhr in der Kajüte erscheinen konnten. Die meisten hatten alle ihre Kraft zusammen genommen und sich mit an die Tafel gesetzt, wo dann das plötzliche Eintreten des Unwohlseins zu den komischsten Scenen Veranlassung gab. Hier suchte einer die unangenehmen Vorwürfe, die ihm sein Magen machte, durch eine Masse Speisen zu beschwichtigen, die er hastig verzehrte, aber trotzdem wurde er immer bläßer und mußte sich, an den Wänden hintappend, bald entfernen. Zwei Andere unterhalten sich von der Seekrankheit, wobei Einer über das Aussehen des Andern lacht und Beide machen sich gegenseitig über die aufsteigende Röthe des Gesichts lustig. Doch wird unterdessen die

Unterhaltung immer schwerfälliger, das Lachen immer gezwungener und endlich steht einer hastig auf, drückt die Serviette vor den Mund und entfernt sich; der Andere scheint ihm einen Augenblick spottend nachzusehen, doch werden seine Blicke unsicherer, die Nase spitzer und er kann sich kaum vom Tische erheben, um, während ihm dicke Schweißtropfen auf die Stirne treten, seinen Nachbarn mit zitternder Stimme zu sagen, er wolle nur sehen, was sein kranker Freund droben mache.

Von Allen, die heute Morgen zum Frühstück erschienen, hielt höchstens noch ein Drittheil bis zu Ende aus, wozu auch unsere Gesellschaft gehörte. Ich muß gestehen, daß auch ich einige verdächtige Regungen in meinem Innern spürte, doch nahm ich mich zusammen und eilte nach Beendigung des Dejeuner oben auf's Deck an die frische Luft, wo mir gleich wieder ganz wohl wurde. Außer diesem kleinen Anfall der Seekrankheit hatte ich, wie auf den frühern Fahrten, auch auf dieser das Glück, beständig bei gutem Appetit zu bleiben, was mir besonders in Betracht der herrlichen Schildkrötensuppe, die es jetzt täglich gab, äußerst lieb war. Die Pferde standen auf dem unteren Deck in ihren Kästen, hatten da, fast im Mittelpunkt des Schiffes, wo die Schwankungen am wenigsten bemerkt werden, einen guten Platz und befanden sich recht wohl. Auch Friedrich, der edle Reitknecht, amüsirte sich an der englischen Küche ganz vortrefflich und war glücklich, das Bischen Englisch, was er in London gelernt, hier mit Anstand von sich geben zu können. Obendrein hatte er einen kleinen Markt etablirt und verkaufte seine aus Jerusalem mitgebrachten Rosenkränze und Kreuze mit bedeutendem Gewinn an die Matrosen.

Am folgenden Tage war unsere Mittagstafel bis auf wenige Personen reducirt; auch von unserer Gesellschaft hatten ein paar die frische Luft droben dem guten Diner unten vorgezogen, so daß an der langen Tafel nur ungefähr zehn Personen sich befanden, worunter noch der Kapitän mit den Offizieren und der Konducteur

des Schiffes. Letzterer war ein merkwürdiges kleines Männchen. Er hatte schon denselben Posten, den er jetzt versah, auf dem Admiralsschiffe Nelson's in der Schlacht bei Abukir bekleidet, hatte vier Frauen gehabt und war, obgleich er sich fast immer auf der See befand, Vater von fünfundzwanzig lebendigen Kindern, von denen das erstgeborene vierzig Jahre älter war, als das jüngste. Von den wenigen Passagieren, die außer mir an der Seekrankheit gar nicht litten, unterhielt ich mich häufig mit einem alten Engländer, mit dem ich auf dem Verdeck an den Tauen und Segelstangen diverse gymnastische Uebungen ausführte. So steif und gebrechlich der Mann auch aussah, so übertraf er mich doch, was das Klettern anlangte, beständig, was ich mir erst erklären konnte, nachdem er mir gesagt, daß er früher Marineoffizier gewesen.

Obgleich zuweilen die See recht hoch ging, so daß beim Diner die Tafel mit hölzernen Rahmen von verschiedenen Größen versehen wurde, worein man während dem Essen Teller, Flaschen und Gläser stellte, so ging doch unsere Fahrt so rasch und glücklich von Statten, daß wir schon bei Anbruch des vierten Tages Malta vor uns liegen sahen. Da diese Insel keine bedeutende Berge hat, sondern nur kleine Erhöhungen, so gewährt sie dem Auge von Weitem keinen so imposanten Anblick, wie viele andere Inseln. Selbst die Festungswerke scheinen in der Ferne nicht so großartig, wie sie wirklich sind, und erst als wir bei dem großen Hafen dicht unter den Mauern der Stadt Valetta vorbeifuhren, erkannte man die ungeheuren Werke, die hier Menschenhände aufgeführt haben. Diese riesenhaft hervortretenden Bollwerke mit ihren dicken Mauern scheinen mit dem Fels, auf dem sie fußen, nicht aus zusammengefügten Steinen, sondern aus einem einzigen Gusse zu bestehen. Wir fuhren in den Quarantänehafen, den rechts das Fort Immanuel, links die Stadt Valetta mit dem Fort St. Elmo, an dessen Spitze der prachtvolle Leuchtthurm steht, begrenzen. Ersteres enthält die Quarantäneanstalt, in der wir nun ein paar Wochen verweilen

mußten, und bildet mit seinen weit ausgedehnten Bastionen und Wällen, sowie mit den palastähnlichen Gebäuden eine kleine Stadt für sich. Valetta macht mit seinen stattlichen Häusern einen noch prachtvolleren Anblick. Da diese Stadt an den Felsen hinangebaut ist, so kann man von unten in seine geraden, steil hinangehenden Gassen schauen.

Bei unserer Ankunft in dem Hafen begrüßte uns ein Glöckchen von der Mauer der Stadt und warnte zugleich alle andern Schiffe, mit uns in Verbindung zu treten. Zugleich wurde auf unserem Schiffe die gelb und weiße Quarantäneflagge aufgezogen und unterhalb dem Fort Immanuel warfen wir Anker. Sobald das Schiff ruhig stand, waren alle Seekranken, wie immer, völlig genesen, und erschienen, wenn auch noch etwas bleichen Angesichts, bei dem letzten Frühstück, das wir auf dem Schiffe genossen.

Von dem Fort stieß eine Barke ab, in der sich einige Sanitätsbeamte befanden, die sich nach der Anzahl der Passagiere erkundigten, die hier in Malta zurückblieben, um die Anzahl der Zimmer darnach zu bestimmen.

Bei dem Ausschiffen der Pferde in ein großes plattes Fahrzeug hätte es um ein Haar Unglück gegeben. Die Stute wurde in Gurten gehängt und ohne Kasten auf das Boot hinabgelassen, wogegen der Hengst, dem nicht zu trauen war, in dem Kasten ausgeschifft wurde; doch mochte ihm das Schweben in der Luft nicht behagen und obgleich er an den Füßen gefesselt war, fing er an, sich mit dem Leib gegen die schwachen Wände des Kastens zu werfen und so toll zu schlagen und zu drücken, daß wir jeden Augenblick befürchteten, die Bretter würden auseinander gehen und das Thier in's Meer stürzen. Doch fiel er glücklicherweise bei den Anstrengungen, die er machte, in dem Kasten zusammen, ohne sich wieder aufrichten zu können. Die Quarantäne für die Thiere befindet sich unterhalb dem Fort am Ufer des Hafens, wohin wir den Friedrich und die beiden Pferde begleiteten und dann mit un-

ſern Effekten eine andere Barke beſteigen mußten, die von der, worin ſich die Sanitätsbeamten befanden, in's Schlepptau genommen und bis vor die große ſteinerne Treppe des Forts Immanuel gebracht wurde. Dort warf man uns das Schlepptau zu, die vordere Barke mit den Beamten legte etwas weiter oberhalb an und überließ uns unſerem Schickſale, d. h. einer der Aufſeher mit großem Stock rief uns zu, wir ſollten unſere Sachen auf den Rücken nehmen und ihm in die Gebäude folgen. Was war zu thun? Daß Jemand unſere Koffer angreifen und ſich ſo dem ausſetzen ſollte, wie wir, dreiundzwanzig Tage Quarantäne zu halten, daran war nicht zu denken, doch waren die Leute ſo gefällig, uns eine Tragbare herabzubringen, vermittelſt welcher wir unſere Effekten nach und nach die hohen Treppen hinauf in den Hof des Schloſſes brachten.

Alles, was wir bisher über Quarantäne geleſen und was wir in Adrianopel ſelbſt erfahren, ließ uns mit einem gewiſſen Schrecken daran denken, noch einmal die Bekanntſchaft einer ſolchen Anſtalt machen zu müſſen; doch wurde das unangenehme Gefühl, das uns beſchlich, wenn wir an die Tage dachten, welche auch wir am Eingang zur Heimath wie eingeſperrte wilde Thiere zubringen ſollten, dadurch gemildert, daß man uns allgemein verſicherte, die Quarantäne in Malta ſei die beſte von allen: und das muß wahr ſein. Wenigſtens zähle ich die Tage, die wir dort zubrachten, obgleich im Allgemeinen der Freiheit beraubt, nicht zu den unangenehmſten unſerer Reiſe.

Der Hof des Forts Immanuel lag, wie die Gebäude ſelbſt, an fünfzig Fuß über dem Meere und war mit ſtattlichen maſſiven Häuſern umgeben. In der Mitte deſſelben ſtand die aus Erz gegoſſene Bildſäule des Großmeiſters, der das Fort angelegt und nach ſeinem Namen benannt. Die Gebäude zu beiden Seiten waren etwas kleiner als das, welches neben der Kirche dem großen Thore gegenüber lag. Eine Tafel über dem Eingange ſagte uns,

es sei der palazzo di grand maestro, und in demselben wurde uns eine Wohnung angewiesen, und ich glaube wohl die beste, die im ganzen Fort war. Sie bestand aus einem Salon, an dem zur rechten Seite das Zimmer lag, in welchem der Baron und ich wohnten. Links war ein kleineres für den Maler F., und diese drei Pieces hatten nach vornen große Glasthüren, die auf einen breiten Bogengang führten, der gegen Hafen und Stadt geöffnet, uns eine prächtige Aussicht gewährte. Hinter unserem Salon waren noch zwei andere Zimmer, wo der Dr. B. und Herr Imhof wohnten. Giovanni bekam ein Kämmerchen im untern Stock. Wir mußten unsere Sachen auch hier wieder höchst eigenhändig die Treppen hinaufschleppen, und fanden die Zimmer ohne alle Einrichtung. Doch hatten wir kaum die kahlen Wände etwas überrascht betrachtet, als einer der Sanitätsbeamten eintrat, uns anzukündigen, daß er für die Dauer unserer Quarantäne bei uns bleiben würde, und uns als Wache bestimmt sei. Zugleich übergab er uns einige Papiere, in welchen Möbel und Geräthschaften aller Art verzeichnet waren und die Preise derselben für die Dauer der Quarantäne, sowie ein anderes vom Restaurateur der Anstalt, bei dem wir Frühstück, Mittag- und Abendessen zu verschiedenen Preisen und zu jeder beliebigen Stunde haben könnten. Wir suchten uns auf ersterem die nöthigen Sachen aus und bestimmten dem zweiten die Stunden, in welchen wir unsere Mahlzeiten halten wollten, und waren noch vor Abend mit Allem versehen, was zu einer bequemen Einrichtung gehört. Obgleich die Preise auf englische Art in Guineen und Schillingen angesetzt waren, fanden wir sie doch nicht übermäßig groß, besonders wenn man bedenkt, daß die armen Gefangenen in andern Quarantänen gern für dergleichen Sachen das Drei- und Vierfache bezahlen würden. Um frische Luft zu schöpfen und kleine Spaziergänge zu machen, war uns hinter dem Palaste eine Bastion angewiesen worden, von wo wir eine weite Aussicht auf das Meer und einen großen Theil der Insel hatten.

So lagen dreiundzwanzig Tage vor uns, eine ziemliche Zeit, die, wenn wir auch unter uns genug Unterhaltung hatten, doch zuweilen hätte langweilig werden können, wenn wir die Stunden des Tages nicht zwischen Arbeiten, Spazierengehen, Essen und Trinken eingetheilt hätten.

Am Morgen gegen acht Uhr wurde in dem Saal gemeinschaftlich gefrühstückt und dann zog sich jeder in sein Zimmer zurück, wo Tagebücher geordnet und Briefe geschrieben wurden. Unser Maler sammelte für seine Mappe und führte kleine Zeichnungen aus, die er an Ort und Stelle angefangen. Der Doktor B. stellte seine kleinen Sammlungen an Muscheln, Steinen, Alterthümern ꝛc., die er, soviel es die Schnelligkeit unserer Reise erlaubt, hie und da aufgesucht und mitgenommen hatte, zusammen und verpackte sie auf's Sorgfältigste für die Weiterreise. Im Laufe des Morgens trat auch gewöhnlich noch eine kleine Pause ein, wenn einer oder der andere, der gerade des Arbeitens müde war, in den Saal ging und durch das Anklopfen seiner Pfeife oder ein sonstiges Geräusch uns andere ebenfalls herbeilockte, wo alsdann gewöhnlich einige Flaschen Porter getrunken wurden, die wir Tags vorher durch Wetten gegenseitig verloren hatten, denn, mochte es der Aufenthalt auf dem englischen Schiffe sein, oder daß wir uns gerade auf einer englischen Besitzung befanden, genug, wir hatten die Leidenschaft des Wettens von den Söhnen Albions angenommen und wetteten über alles Mögliche, über das Wetter, über die Bewegung der Schiffe auf der See, hauptsächlich über die Zahl der Kugeln, die in verschiedenen Haufen auf unserer Bastion lagen, wobei einer die Uebrigen nicht selten scherzweise anführte. So hatte unser pfiffiger kleiner Doktor eines Morgens die Bastion nach allen Seiten gemessen und gewann den Nachmittag, in Bezug auf die Maße, natürlich alle Wetten. Um drei Uhr wurde zu Mittag gespeist und alsdann spazierten wir eine Stunde auf der Bastion herum, wobei uns das Wetter noch so ziemlich günstig

war; denn obgleich es zuweilen stürmte, regnete es doch wenig, und wir hatten die letzte Zeit sehr gutes Wetter. Gegen sieben Uhr wurde Thee getrunken und dann war, wie auch meistens auf unserer Tour in Syrien, wie der Baron es nannte, große Oper, das heißt, jeder sang, was ihm gerade einfiel und was er konnte. Herr Imhof, welcher Bekannte in der Stadt Valetta hatte, ließ von dorther eine Guitarre kommen, wodurch diese Abendunterhaltungen ziemlich glänzend ausfielen.

So verging uns die Zeit ziemlich schnell und wir waren schon über die Hälfte unserer dreiundzwanzig Tage, als der Geburtstag unseres Barons kam, den wir mit allem möglichen Pomp feierten. Die ganze Länge des Bogengangs vor dem Palaste wurde mit kleinen Lichtchen illuminirt und in dem mittleren Bogen sogar ein Transparent aufgestellt, auf dem ein Johanniterkreuz prangte, da der Baron Ritter dieses Ordens ist. Unsere Festlichkeiten machten den Sanitätsbeamten in der Anstalt viel zu thun; denn alle unsere Mitgefangenen wollten die glänzende Illumination sehen und drängten sich auf dem Hofe zusammen, ja sogar auf dem Quai der Stadt, am andern Ende des Hafens, bewegten sich viele Menschen hin und her, denen so etwas in einer Quarantäne noch nicht mochte vorgekommen sein. An den beiden Enden des Bogenganges hatten wir Feuerkörbe aufgestellt und das Material zu den Bränden war äußerst originell. Wir hatten von Kairo große Stücke verschiedener Mumien mitgenommen, die in eine Kiste gepackt waren, welche unglücklicherweise beim Einschiffen in den Orientalen in's Wasser fiel, wodurch die Mumien, wie wir beim Auspacken in Malta sahen, in kleine Stücke zerfallen und gänzlich unbrauchbar geworden waren. Desto schöner aber brannte und roch das Erdpech und die Spezerei, als wir sie in die Feuerkörbe thaten.

Die Zeit unserer Quarantäne, die uns, wie schon gesagt, sehr schnell vorbei ging, schien nur in den letzten Tagen viel langsamer

regnet haben, damit der Staub nicht aufwirbeln kann. Dichte Wolken ziehen noch langſam über der Erde hin, und der volle Mond arbeitet ſich ruhig hindurch, die Gegend mit hellen Streiflichtern verzierend. Ein Poſtillon lobt dem andern beim Umſpannen die Größe des Trinkgeldes, und alle fahren wie beſeſſen darauf los. Du liegſt in die Ecke des Wagens geſchmiegt, vorn auf dem Bocke ſitzt der Bediente, leiſe mit dem Schwager plaudernd. Die Wagenlaterne wirft einen zitternden Schein auf den Boden, und wie Mücken ein Licht in der Stube umflattern, ſo ſpringen, vom raſchen Fahren aufgeregt, kleine Erdklümpchen in dem hellen Scheine hin und her. Ach, und die ganze Natur iſt ſo ſtill und feierlich; es wird dunkel nah und fern, und Alles nimmt eine phantaſtiſche Geſtalt an. Die rieſenhaften Pappeln an der Chauſſee huſchen eilfertig vorbei, und wenn man auch von Weitem ganz genau ſah, wie ſie dicht beiſammen ſtanden und mit einander plauderten, ſo ſtehen ſie doch beim Näherkommen gerade und vereinzelt da, wie ertappte Schulbuben. Und dann in der Nacht die Einfuhr in eine Stadt, das Klirren auf dem Pflaſter, die ſchlafenden Häuſer, das Blaſen des Poſtillons — das iſt die Poeſie des Reiſens!

Ja, dies iſt freilich die Poeſie des Reiſens, aber ſie iſt ſehr theuer und ſchon faſt ganz verſchwunden; man wird bald nur noch von ihr den Kindern und Enkeln erzählen können, wie von einer alten, fabelhaften Geſchichte. An die Stelle der Chauſſee, die ſich maleriſch zwiſchen Thal und Berg windet, iſt der Schienenweg getreten, der einförmig und langweilig in gerader Linie dahin zieht. Statt des ſanft ſchaukelnden Wagens ſind Diligencen, Waggons, Charabancs, und wie alle dieſe Marter-Inſtrumente noch heißen mögen, entſtanden, die in einer ewigen, nervenzerſtörenden Bewegung durch ein feuerſpeiendes Ungeheuer, Locomotive genannt, mit raſender Schnelligkeit dahin geriſſen werden — bald auf hohen Dämmen über tiefe Thäler hinweg, bald mit entſetzlichem Gekrach und Geſeufze, durch den Schooß der Erde.

Immer zu, immer zu,
Ohne Raſt und Ruh'.

Es war im Sommer 1844 zu Cöln am Rhein. Da ſaßen wir etwa unſer Zehn, einträchtig in den großen Omnibus des Königlichen Hofes gezwängt, um hinaus nach dem Bahnhof zu fahren. Es wäre ungefähr Zeit geweſen, um nicht gerade in der letzten Minute anzukommen. Doch gefiel es dem lieben Gott, unſere Geduld in der Geſtalt eines reiſenden Engländers, eines langbeinigen, klapperdürren und rothhaarigen Gentleman aus dem Specereiladen, hart auf die Probe zu ſtellen. Obgleich dieſer Edle, wie wir, vor Fünf aus dem

zu werden, was aber gewöhnlich der Fall ist. Jetzt spähten wir stündlich auf das Meer hinaus und dachten bei jedem Dampfschiff, das wir kommen sahen, ob es nicht das sei, was uns von hier weiter führen sollte, denn man wußte in Malta noch nicht, welches Schiff gerade in den Tagen, wo unsere Quarantäne beendigt sei, abgehen würde, ob ein französisches oder italienisches. Auch trübte die Erzählung von einem unangenehmen Vorfall in dem Quarantänehafen sehr die letzten Tage unseres Aufenthalts. Von einem türkischen Schiff nämlich, das hier Quarantäne hielt, waren, wie man sagte, fünf Matrosen entsprungen, die man freilich am andern Tag wieder einbrachte, doch hatte sich diese Nachricht sehr schnell verbreitet und man fürchtete nun, die italienischen Staaten möchten sich durch diesen Fall veranlaßt sehen, die von Malta kommenden Schiffe in ihren verschiedenen Häfen mit einer neuen Quarantäne zu belegen, was für uns äußerst unangenehm gewesen wäre.

Mehrere von den großen Schiffen der englischen Flotte, die wir in Marmarizza gesehen, fanden wir ebenfalls hier. Die meisten hatten schon ihre Quarantäne abgehalten und lagen im großen Hafen, von wo aus wir sie während unsers Aufenthaltes mehrere Male nach Sicilien segeln sahen, wo sie, bei dem Mangel an gutem Wasser auf Malta selbst, ihre Tonnen füllten. Gegen Mitte April kam auch das andere große Dampfboot, der Liverpool, auf seiner Tour nach Alexandrien hier an, und einige Stunden nach ihm ein kleines neues Dampfboot, der Lotus, das Mehemed Ali für die Fahrten auf dem Nil in England hatte bauen lassen. Dem kleinen Schiff war kurz vor Malta etwas an der Maschine gebrochen, weßhalb ihn der Liverpool von hier aus in's Schlepptau nahm, was äußerst komisch aussah; denn der Lotus erschien hinter dem Riesen so unbedeutend, wie bei unsern Rheindampfbooten der angehängte Nachen. Mein alter Engländer, mit dem ich auf dem Orientalen die Kletterübungen ausgeführt und der sich ebenfalls hier befand, sagte mir: man könne den

Lotus ganz bequem wie eine große Schaluppe auf das Deck des Liverpools ſtellen.

Endlich brach der Tag unſerer Erlöſung an. Die Tagebücher waren ziemlich geordnet und wir hatten ſchon den Abend vorher unſere Sachen gepackt, ſo daß wir beim erſten Zeichen zur Freiheit die Anſtalt verlaſſen und nach Valetta überſchiffen konnten. Doch dämpfte eben jener Engländer am letzten Morgen unſere Freude für einige Augenblicke wieder, denn es fiel ihm plötzlich ein, er ſei unwohl geworden, was uns Allen, wenn es der Quarantänearzt erfahren hätte, wahrſcheinlich eine Zulage von einigen Tagen zu Wege bringen mußte. Glücklicherweiſe gelang es jedoch unſerem Zureden, ihm verſtändlich zu machen, daß er nicht krank ſei, und ihn nur die Freude, ſich jetzt bald nach Alt-England einſchiffen zu können, ſo angegriffen habe. Auch malten wir ihm mit ſehr ſchwarzen Farben unſer Aller Zuſtand, wenn die Behörde von ſeinem Unwohlſein Kenntniß bekäme, weßhalb er denn allen dieſen Gründen nachgab, ſich von ſeinem Sopha erhob und ſeine Nachtmütze, die er tief über die Ohren gezogen hatte, wieder ablegte. Ich glaube, die zärtlichſte Mutter kann auf die Geſundheit ihres Kindes nicht mit größerer Sorgfalt Achtung geben, als wir in der Quarantäne einer auf den andern. Doch ſollte unſere Gefangenſchaft geendigt ſein. Der Quarantänearzt erſchien, erkundigte ſich nach unſerem Befinden, wobei Herr Imhof ſcherzweiſe meinte, wir ſollten den Herrn ſtatt aller Antwort in die Küche ſchicken, dort würde man für unſere Geſundheit das glänzendſte Zeugniß ablegen können; dann reichte der Arzt jedem von uns die Hand, und wir konnten in die Geſellſchaft anderer ehrlicher Leute zurückkehren.

Es war gerade ein Sonntag, als wir unſerm Fort Immanuel Lebewohl ſagten und nach Valetta überſchifften. Auf den Straßen dieſer Stadt war ein regſames Leben, und daß Alle, die wir ſahen, europäiſch gekleidet waren, war unſern Augen ein neuer Anblick; beſonders befremdete es uns Anfangs, die ſchönen Malteſerinnen

ohne Schleier auf den Straßen umherwandeln zu sehen, etwas, woran wir uns jedoch sehr bald wieder gewöhnten, doch haben die hiesigen Damen auch für ein Auge, das direkt aus Deutschland kommt, in ihrer Kleidung etwas Fremdartiges, denn keine Malteserin geht auf der Straße, ohne einen Rock von schwarzer Seide oder anderem Zeug und eine eben solche Mantille, die sie jedoch wie die Türkinnen über den Kopf werfen, so daß man von der ganzen Figur nichts sieht, als die schlanke Taille und ein frisches, lebhaftes Gesicht, das den hiesigen Damen eigen ist, und aus welchem die dunkeln Augen eine sehr lebhafte Sprache führen.

Zu unserer großen Freude kam heute ein italienisches Dampfschiff in den Hafen, das morgen wieder abfahren sollte. Es brachte die Nachricht mit, daß kein italienischer Hafen wegen des erwähnten Vorfalls auf dem türkischen Schiff gesperrt sei oder die ankommenden Fahrzeuge Quarantäne halten lasse. Wir besahen heute und den folgenden Tag von der Stadt und Umgegend so viel wie möglich; für letzteres nahmen wir eine der eigenthümlichen hier gebräuchlichen Carossen, einen großen vierssitzigen Kasten, der auf zwei Rädern ruht und von einem Pferd gezogen wird. Wir fuhren nach Civita vecchia, der älteren und früher bedeutenderen Stadt der Insel. Obgleich es schon sehr warm war, blühte und grünte noch nicht viel auf den Feldern und da fast überall der nackte Fels hervorblickte, aus dem die Insel besteht, so kann ich gerade nicht sagen, daß der Anblick von der Höhe der alten Stadt dem Auge ein sehr freundlicher und angenehmer gewesen wäre.

Auf dem Heimwege lernten wir einen sehr interessanten merkwürdigen Mann kennen. Wir besuchten nämlich das von einem Engländer mit schönen Parkanlagen versehene Landhaus, wo sich Emir Beschir, der alte Fürst der Drusen, damals gerade befand. Es war unsere Absicht eigentlich nur gewesen, den schön angelegten Garten zu sehen, in welchem wir zufällig unsern Giovanni trafen, der von Valetta aus einen Spaziergang hieher gemacht hatte, um

einen Bekannten aufzusuchen, der sich in Diensten des Emir befand. Giovanni, der eine Gelegenheit, sich als Dolmetscher zu zeigen, nicht gern vorbeigehen ließ, bat den Baron, er möge sich doch bei Emir Beschir melden lassen, was den alten Fürsten gewiß erfreuen würde. Da es uns Allen sehr lieb war, diesen merkwürdigen Mann kennen zu lernen, so ließ sich der Baron melden, und wir wurden gleich vorgelassen.

In einem großen Zimmer des ersten Stockwerks war eine Ecke mit Teppichen belegt und durch große Sophakissen abgetheilt, woran der alte Fürst auf dem Teppich sitzend lehnte und aus einem arabischen Nargileh rauchte. Giovanni kniete vor ihm nieder und nachdem er ihm den Saum des Kaftan geküßt, nannte er dem Emir unsere Namen, worauf dieser Stühle herbei bringen ließ und wir mußten uns im Kreis um ihn herum setzen.

Emir Beschir ist ein Mann von mittlerer Größe; seine Figur, die trotz seinem hohen Alter noch ziemlich kräftig erscheint, und besonders sein ausdrucksvolles Gesicht mit dem noch sehr lebhaften Auge, lassen den mächtigen Fürsten der Berge erkennen, der das wilde freie Volk des Libanons zu zügeln verstand. Er trug einen hellbraunen Kaftan, einen bauschigen Turban, und sein schneeweißer Bart hing ihm fast bis auf den Gürtel. Es machte einen unangenehmen Eindruck auf mich, den Mann hier zu sehen in seiner Umgebung, wo er sich nicht heimisch fühlen kann. Aus seinem schönen Schlosse, mitten im Libanon gelegen, hieher versetzt in ein europäisches Haus, dessen Einrichtung seiner ganzen früheren Lebensweise widerspricht, kam er mir vor, wie ein gefangener Löwe. Nach einem kurzen Gespräch, das wir durch Giovanni mit ihm hielten, verließen wir das Landhaus und kehrten nach der Stadt zurück.

Am folgenden Morgen besuchten wir unter Anderem die Kirche des heiligen Johannes, in der die Großmeister des Ordens und viele Ritter begraben liegen. Sie ist auf das Prächtigste ausge-

ſchmückt und beſonders ſchön und intereſſant iſt der Boden des Schiffes, der aus den Leichenſteinen der hier begrabenen Ritter beſteht. Sie ſind von weißem Marmor, und die Wappen und Namen derſelben ſehr ſchön mit bunten Steinen eingelegt. In den untern Gewölben ſahen wir neben mehrern Andern das Grabmal des tapfern Großmeiſters von Rhodus Villiers de l'Isle Adams, den Sultan Soliman durch Eroberung jener Inſel vertrieb und der ſich hieher zurückzog.

Gegen Mittag kehrten wir noch einmal nach unſerer Quarantäne zurück und holten die Pferde ab, die bis jetzt da geblieben. Um den Quarantänehafen herum brachten wir ſie nach dem großen Hafen auf das italieniſche Dampfboot Francesco I., ſtiegen dann wieder zur Stadt hinauf, um unſere Sachen zuſammen zu packen und uns ſelbſt einzuſchiffen, da das Boot gegen Abend abfuhr. Unſer theurer Giovanni, der Anfangs große Luſt bezeugt hatte, mit nach Deutſchland zu gehen, hatte ſich hier in Malta eines Andern beſonnen und bat den Baron, ihn von hier nach Beirut zurückkehren zu laſſen. Man mußte unſere liebe Heimath ſehr bei ihm verſchwärzt haben; denn ſeinen geänderten Entſchluß motivirte er durch die über Deutſchland eingezogenen Erkundigungen, daß es ein unſicheres Land ſei, wo ſich die Leute auf der Straße todtſchlügen und Alles Soldat werden müßte. Gegen ſo triftige Gründe war nun freilich nichts einzuwenden und der Baron entließ ihn in Gnaden mit einem reichlichen Geſchenk für die Dienſte, die er gethan und nicht gethan hatte. Als wir das Schiff betraten, und er auf der Barke, die uns hingebracht, wieder zurückkehren ſollte, wankte ſein Entſchluß auf's Neue und er verſicherte ſchluchzend, daß er einen ſo guten Herrn, wie den Baron, ungern verlaſſe, er würde einen ſolchen nicht wiederfinden, und Gott wiſſe, mit welchen Leuten er künftig durch das Land ziehen müſſe. Noch in der Barke rief er uns mehrmals ſein Addio! Addio! zu und ſetzte weinend hinzu: Il pauvro Giovanni! Il pauvro Giovanni!

Das Schiff war ziemlich beſetzt und obgleich die Stunde der Abfahrt ſchon da war, kamen noch immer Boote, die Paſſagiere und Wagen brachten. Neben dieſen umſchwärmte uns eine Menge Nachen, in denen Knaben ſaßen, die kleine Geldſtücke vom Grund des Meeres heraufholten, die wir ihnen hinabwarfen. Jetzt wurden die Treppen des Schiffs auch hinaufgezogen, der Kapitän beſtieg den Radkaſten, der letzte Kanonenſchuß zum Zeichen der Abfahrt donnerte gegen die Stadt und im gleichen Augenblick, wo die ſicilianiſche Flagge an dem Maſt hinaufflog, begannen die Räder ihre Bewegung, das Schiff ſchoß dahin und wir verließen Malta, wo wir eine ſo angenehme Gefangenſchaft verlebt hatten.

Siebentes Kapitel.

Heimkehr.

Syracus. — Das Ohr des Dionys. — Meſſina. — Neapel. — Der Veſuv. — Genua. — Mailand. — Chiavenna. — Der Spliigen. — Chur. — Tübingen. — Ankunft in Stuttgart.

Es war Nacht und hinter uns drückte ſich mehr und mehr, einem untergehenden Sterne vergleichbar, das rothe Licht des Leuchtthurms von St. Elmo. Die See wogte unruhig und über mir ſtampften ungeduldig unſere Pferde das Verdeck. Rückblicke auf das Erlebte füllten meine Seele mit phantaſtiſchen Bildern, bis ich einſchlief, um beim Erwachen einen der herrlichſten Morgen zu begrüßen. Das Meer war wie ein glatter Spiegel, und die Küſte von

Sicilien breitete ſich vor unſeren Blicken aus. Aber als wir endlich in den entzückenden Hafen von Syrakus einfuhren, mußten wir zuvor einem Büſtirboot Rede ſtehen, das uns vermittelſt einer langen, heraufgereichten Stange unſere Quarantäneſcheine abnahm, worauf ſie in der Barke mit eiſernen Zangen auseinander geklaubt wurden. Erſt nach dieſer unſerer Legitimation konnten wir uns der Landungsboote bedienen, die jetzt in Schaaren heranfuhren. Bei Betrachtung der Stadt kam uns die angenehme Geſellſchaft eines Dänen, Namens Mattiſon, der früher ſchon in Syrakus geweſen war, ſehr zu gute, und wir verlebten im Umgang mit ihm und ſeiner ſchönen Gattin heitere Stunden. Da unſer Dampfboot den ganzen Tag im Hafen liegen blieb, ſo hatten wir Muße, die Stadt ſammt ihrer nächſten Umgebung zu beſichtigen; weil aber erſtere nicht viel Intereſſantes bietet, ſo machten wir uns bald auf den Weg, um die berühmten Steinbrüche mit dem Ohr des Dionys zu beſuchen.

Der Eingang zu dieſen Brüchen beſteht aus einer ſehr ſteilen, über hundert Fuß hohen Felswand, deren Zerklüftungen mehrere weite Thore bilden. Durch letztere gelangt man in's Innere, das einen großen, oben offenen Felſenkeſſel darſtellt. Die Wände ſind auf die mannigfaltigſte Art durchbrochen und bieten dem Blicke ſeltſame Höhlen und Figuren dar, während auf dem Boden herum mächtige Steinblöcke liegen, von denen einer in der Mitte etwas über die Schlucht hinausragt und auf ſeiner Höhe ſpärliche Ueberreſte eines alten Mauerwerks unterſcheiden läßt. Man hält dieſe für die Trümmer einer Burg des Tyrannen von Syrakus.

Ein paar hundert Schritte links vom Eingang laufen zwei über hundert Fuß hohe glatte Felswände unter einem rechten Winkel zuſammen, und an der einen mündet ſich eine Höhle, die faſt wie ein koloſſales gothiſches Thor ausſieht. Neben demſelben, rechts und etwa ſechzig Fuß über dem Boden, bemerkt man eine kleine Oeffnung, an deren Form die Meißelarbeit nicht zu verkennen iſt.

Gewaltige Epheuzweige bekleiden die Wand mit dem saftigsten Grün. Die Höhle selbst ist gegen achtzig Schritte lang, schlangenförmig gewunden und führt zu einem kleinen, in Trichterform zusammenlaufenden Gemach, in welchem der Sage nach Dionys die Gefangenen vermittelst eiserner Ringe an die Wand fesseln ließ. Die Decke bildet mit den Seiten fast einen gothischen Bogen, und in die Spitze ist eine fußtiefe runde Rinne gehauen, die oben durch den Gang läuft, wenige Fuß vor dem Eingang die rechte Wand durchbricht und in das von außen sichtbare kleine Gemach führt. Letzteres ist das sogenannte Ohr des Dionys, in welchem der Tyrann auf die Reden der im Gemach am Ende der Höhle eingesperrten Gefangenen zu lauschen pflegte. Man gelangt nach diesem Raume vermittelst eines über eine Rolle geschlagenen Seils, an welchem ein Lehnsessel befestigt ist, und kann sich daselbst in Wirklichkeit überzeugen, wie die von unten kommenden Töne sehr verstärkt werden; es ist deßhalb wohl glaubwürdig, daß in einer Zeit, wo der Eingang, der später durch Erdbeben weiter gerissenen Höhle noch kleiner war, in dem Kämmerchen oben das geringste Geräusch deutlich vernommen wurde und der Tyrann diesen Vortheil benützte, um verdächtige Personen unten einzusperren und zu behorchen.

Die übrigen Höhlen sind minder merkwürdig. In den meisten trieben Seiler ihr Handwerk, deren mithelfende Kinder uns sehr eifrig anbettelten und zum Besten unseres naturforschenden Doktors ganze Säcke mit Petrefakten herbeischleppten.

Unser nächster Besuch galt den unfern gelegenen Ruinen der alten Neapolis, von welcher außer vielen Todtenkammern noch Ueberreste eines alten griechischen Theaters vorhanden sind. Es ist fast rings herum in den Fels gehauen, und die grauen Steinstufen sind mit freundlichem Grün durchwachsen. Man hat von hier aus eine herrliche Aussicht über Hafen und Meer, und in der Nähe bildet das Wasser eines alten Aquäducts, der noch heute die Stadt versorgt, einen romantischen Fall.

Das Kloſter San Filippo iſt intereſſant durch eine ſehr tiefe Gruft, in welcher ſich die Leichen unbalſamirt ſehr gut erhalten, und von hier aus begaben wir uns, nachdem wir in einer erbärmlichen Lokanda Erfriſchungen eingenommen hatten, nach dem Kloſter der Kapuziner, das wegen ſeiner wild romantiſchen Lage in den großen Latomien berühmt iſt. Von dem traulichen Kloſtergarten aus führt ein natürliches Felſenthor in die ſchauerlichen Steinbrüche, welche wahrſcheinlich während des peloponneſiſchen Kriegs als Gefängniſſe für die Athener dienten. In einer der Höhlen ſieht man einen ähnlichen Gang, wie bei dem Ohr des Dionys; er iſt jedoch, vielleicht wegen Untauglichkeit des Geſteins, nicht ausgeführt worden.

Mittlerweile war die Stunde unſeres beſtellten Diners herangekommen, und wir ſuchten die Aermlichkeit deſſelben durch den feurigen Syrakuſer zu würzen. Der herrliche Abend verlockte uns noch zu einem Gang nach der Quelle der Arethuſa, bei deren ſpärlichem, aber klarem Waſſer ein ganzer Haufen Wäſcherinnen ihr Geſchäft trieb. Endlich mahnte uns ein Schuß von unſerem Dampfboot zum Aufbruch. Ich habe das Meer ſelten ſo ruhig und klar geſehen, wie an dieſem Abende, und der ſpät aufgehende Vollmond geſtattete uns noch den Anblick des Aetna mit den Schneefeldern unter dem Krater, von denen Meſſina den Stoff zu ſeinem Gefrorenen nimmt. Unter derſelben kommen öde Lavaſtriche, hin und wieder mit ſpärlichem Grün beſät, das aber ſpäter reicher wird und mit den fruchtbaren paradieſiſchen Gegenden bei Catanea ſowohl, als mit der ganzen Küſte maleriſch zuſammenhängt. Am 22. April Morgens weckte mich das Stilleſtehen der Räder und das Klirren der Ankerkette aus meinem Schlummer. Ich eilte auf's Verdeck, und das ſchöne Meſſina lag in der Form einer Sichel vor unſern Blicken ausgebreitet. Trotz des frühen Morgen war doch der Kai bereits voll rührigen Lebens. Auf den Bergen und dem fernen Meere lag ein feiner Morgenduft, der, immer tiefer ſinkend,

die Schluchten ausfüllte und uns einen herrlichen Tag verſprach. Wir fuhren an's Land und erhielten in einem Gaſthofe ein paar hübſche Zimmer für die beiden Tage, welche unſer Boot im Hafen liegen bleiben ſollte.

Die Stadt iſt nach dem letzten großen Ausbruch des Aetna (1696) in großartigem Styl wieder aufgebaut worden, namentlich die Hafenſeite, welche eine Front der ſchönſten Regierungs- und Privatgebäude bietet. Die Straßen der untern Stadt ſind breit, meiſt gerade, und ſchneiden ſich rechtwinklig, aber nach der Feſtung und dem Gregoriuskloſter hin werden ſie enge und gebrochen. Wir durchſchnitten den Dom, deſſen ſchönes Gewölbe das erwähnte große Erdbeben umſtürzte und das man jetzt theilweiſe aus Holz wieder aufgeführt hat. Im Schiff der Kirche ſahen wir ſchöne Granitſäulen aus Aegypten, und auch das Portal haben die Werke des Heidenthums ſchmücken müßen, da man die Vorderſeite eines prächtigen Neptuntempels bei Sylla hieher verſetzte. Im Kloſter zeigte man uns als Merkwürdigkeiten verſchiedene große Moſaikgebilde, in denen die Farben der Steine, beſonders die hellblauen, wirklich prächtig zu nennen waren. Nachdem wir unſer Mittagsmahl etwas früher, als es hier landesüblich iſt, eingenommen hatten, traten wir den Weg nach dem Telegraphen, einem der ſchönſten Punkte auf der Nordküſte der Inſel, zu Eſel an. Der Weg führte zwiſchen blühenden Mandel- und Orangenbäumen ſanft aufwärts. Welch einen Gegenſatz bot nicht hier die Landſchaft gegen die Scenerie im Orient, wo die Scheitel der Berge gleich den Köpfen ſeiner Bewohner glatt und kahl raſirt ſind! Nach einer halben Stunde hatten wir den höchſten Küſtenpunkt, den Standort des Telegraphen, erreicht, und nun lag die calabriſche Küſte mit ihren ſeltſam geformten Felſen und Schluchten vor uns, bis ſie ſich am Horizont in blauen Nebel auflöste. Rechts hatten wir Meſſina unter uns; hinter ihm ſahen wir die Spitzen des Aetna und weit hinaus in das joniſche Meer; zu den Füßen des Berges, auf dem

Schlaf war aufgeſtört worden, obgleich man ihn fünf- bis ſechsmal geweckt hatte, ſo forderte der liebenswürdige Ausländer gerade in dem Augenblick warmes Waſſer zum Raſieren, als wir nach haſtigem Verſchlingen unſeres Frühſtücks in den Wagen ſtiegen. Und wir mußten warten, wir alle, unſer Zehn, mußten warten dieſes einzigen lumpigen Engländers wegen. So will es das Gaſthofgeſetz. Endlich kam er die Treppen herab, bezahlte aufs Umſtändlichſte ſeine Rechnung, zankte ſich über einige Pfennige, die ihm zu viel angerechnet ſeien, und war nicht eher zum Einſteigen zu bringen, als bis der Kutſcher in die Pferde hieb und alles Ernſtes Miene machte, davon zu fahren.

Man muß es dem Bahnhof in Cöln nachſagen, daß er aufs Zweckmäßigſte eingerichtet iſt. Die Anfahrten ſind alle ſehr bequem, die Räumlichkeiten für Paſſagiere und Güter wohl eingerichtet, und das Perſonal ſehr zuvorkommend und höflich. Es war, wie geſagt, ſchon ziemlich ſpät geworden, und um die Caſſe wogte und drängte es ganz gewaltig. Man hat hier eine ſinnreiche Einrichtung getroffen, um das heranſtrömende Publikum zu vermögen, daß es ſich von einer Seite zur Caſſe hinbegibt und von der andern Seite wieder wegflutet. Sie beſteht in einer Barriere, die in einem ſpitzen Winkel gerade ſo nahe vor das Caſſenfenſter gerückt iſt, daß ſich allenfalls noch ein ziemlich wohlbeleibter Menſch durchdrängen kann. Zum Ueberfluß für jemanden, der, obgleich er eine ganze Reihe Leute dort ankommen und hier abgehen ſieht, noch im Zweifel ſein könnte, ob ſie auch den richtigen Weg gewählt, ſieht man an jeder Seite der Barriere eine große fette Hand gemalt, die ruhig und gemeſſen jedem Ankommenden den Weg zeigt. Man muß alſo ſchon ſehr verhärtet oder ein ganzer Engländer ſein, um trotz dieſen deutlichen Hinweiſungen die Sache verkehrt anzugreifen. Heute Morgens aber paſſirte es nicht nur einem Einzelnen dieſes ſeltenen Volkes, ſondern als ich in die Barriere trat und ungefähr noch der Sechste bis zum Caſſenfenſter war, lenkte drüben eine ganze Familie Engländer nach ſorgfältigem Umherſchauen und Prüfen in den verbotenen Weg ein, uns entgegen. Es war ein Engländer Vater, eine Engländerin Mutter, und ſechs engliſche Kinder, alle acht ſehr pikant blond und äußerſt mager. Alle hatten den Mund weiter geöffnet, als gerade nöthig war, — ein ſtark ausgeprägter Familienzug; nur ließen die drei jungen Gentlemen gleich dem Vater die Unterlippe herabhangen, während die drei Ladies, analog der Mutter, die Oberlippe emporzogen. So ſtanden wir, zwei feindliche Parteien, einander gegenüber, und meine überhöflichen Landsleute, wenn ſie bei dem Caſſenfenſter vorbei ſich durch die wegſperrenden Engländer mit Mühe hindurch zwängten, baten dieſe freundlichſt um Verzeihung. Gerade vor mir in der Barriere ſtand ein Mann von ganz koloſſalem

wir saßen, brauste die Scylla und Charybdis, und die Wellen schossen durch den engen Pfad hinaus in ein anderes Meer, das sich zu unserer Linken endlos ausdehnte. Dort sahen wir, wenige Seemeilen von der Küste, kleine Inselchen, darunter befand sich eines in der Gestalt eines abgekürzten Kegels, der Vulkan Stromboli, welcher beständig Rauchwolken ausstieß.

Der andere Tag war einem Besuch der lieblichen Umgebung von Scaletta geweiht, und am 24. April mußten wir uns in aller Frühe wieder auf unserm Dampfboot einfinden, obschon sich dieses erst gegen neun Uhr in Bewegung setzte. Die Meerenge ist hier so schmal, wie die Donau vor dem Kaszan, Strömung und Brandung aber, besonders beim Südwind, sehr stark, obschon die gefürchteten Ungeheuer, die Scylla und Charybdis, mit ihren Gefahren durch Wegräumung der hemmenden Klippen und Sandbänke aus dem Reiche der Wirklichkeit verdrängt wurden. Das Meer ging an diesem Tage sehr hoch, und es begannen sich bei vielen Passagieren sehr belästigende, mitunter aber auch possierliche Symptome von Seekrankheit einzustellen. Der folgende Morgen brachte uns den schönen Golf von Neapel mit dem Vesuv zu Gesicht. Wir hielten den Rauch des Vulkans anfänglich für Morgenwolken, erkannten aber beim Näherkommen den gelben Dampf, den der Krater beständig ausstieß. Nach einigen Stunden erreichten wir die Insel Capri, deren sonderbar geformte Felsen an der Südküste ein kolossales Thor bilden, und langten um zehn Uhr im Golf von Neapel an.

Welch prächtiger Anblick! Schon lange hatte ich mich darauf gefreut, da diese Gegend von allen Reisenden als das Einzige geschildert wird, was man dem Anblick von Konstantinopel an die Seite setzen könnte. Indeß fand ich das Schauspiel hier großartiger, weil das Auge mit Wonne auch an den Einzelnzügen haften muß, während bei Stambul die Schönheit des Ganzen mehr

auf einen Punkt zusammengedrängt ist, den man viel schneller erfaßt.

Aber ehe wir in dieses Paradies einziehen durften, hatten wir ein kleines Fegfeuer von Seiten der Paßbeamten zu bestehen, die uns, nachdem sie uns unverdächtig erfunden, einem zweiten Purgatorium, dem Mauthpersonale, überantworteten, und so stund es geraume Zeit an, bis wir in dem Hôtel de Russie, dem Vesuv gegenüber gelegen, anlangten. Hier sollte sich unsere Gesellschaft trennen, da der Baron, der Maler und der Doktor zehn Tage in Neapel bleiben wollten, ich aber mit den Pferden auf dem Dampfboot, das uns hergebracht hatte, die Tour über Genua und Mailand zu machen gedachte. Da übrigens dieses Fahrzeug zwei Tage im Hafen liegen blieb, so säumte ich nicht, meine Zeit zu Besichtigung der Stadt und Umgegend möglichst zu benützen. Es war Sonntag und ich ließ einen Wagen kommen, um zuvörderst die Alterthümer von Puzzuoli zu besuchen. Nachdem wir schon vor dem Gasthofe ein paar Dutzend Cicerone, die uns überall hin begleiten wollten, bekämpft hatten, kamen wir glücklich über den Corso an den Eingang der Grotte Pausilippo, wo uns unser Führer vom Wagen aus die Stelle von Virgils Grab zeigte, ohne daß wir übrigens Zeit gewonnen hätten, dieses idyllische Plätzchen zu betreten. Der Weg durch den Pausilippo ist vom Anfang bis zum Ende in den Felsen gehauen, und in der Mitte der Grotte, von Neapel aus links, befindet sich im Gestein eine Kapelle der heiligen Jungfrau, die in dem dunkeln Gang durch ihre stets brennenden Lampen und durch die Blumensträuße vor dem Altar einen eigenthümlichen Eindruck übt.

In Puzzuoli stiegen wir einen Augenblick ab und setzten sodann unsern Weg um den Meerbusen herum nach Baja fort, um die dortigen Bäder zu betrachten, worauf wir das sogenannte Grab Agrippinens und die Gefängnisse des Nero besuchten. Dann begaben wir uns nach dem Averner See, der zwar nicht größer ist,

als ein gewöhnlicher Teich, aber ungemein schöne, romantische Ufer hat. Der Zugang zu der Grotta der Sibylle wird durch einen kleinen Einschnitt in den Berg gebildet, dessen Wände mit frischem Moos und duftigen Pflanzen bedeckt sind. Am andern Ufer des Sees, theilweise im Wasser liegend, sieht man die Trümmer des alten Apollotempels, so viel sie der neue Berg, der sich nicht weit davon erhob, verschonte. Wir fuhren nach Puzzuoli zurück, besahen noch das alte römische Amphitheater, das zu Thierkämpfen eingerichtet war, die sogenannten Fischteiche des berüchtigten Pollio und die Trümmer eines alten Gebäudes, angeblich der Schule Virgils, worauf wir endlich an den Meerbusen von Bajä zurückkehrten, bei diesem Anlaß uns eines Abends erfreuend, wie ihn nur Italien, nur Neapel gewähren kann. Das tiefblaue Meer war ruhig, und Capri und der Vesuv prangten in den schönsten Farben. Auf der ganzen Strecke fanden wir Menschen, die sich des Lebens freuten — spielend. Kinder und erwachsene Mädchen, die zu dem Klang einer Zither oder zu dem Klappen von Castagnetten tanzten. Auf dem Corso angelangt, entließen wir unsern Wagen, um uns noch eine Zeit lang in der glänzend beleuchteten Strada Toledo mit ihrem bunten Menschengewühle zu ergehen. Am andern Tage wollten wir den Vesuv besteigen und machten uns zu diesem Ende schon Morgens um vier Uhr auf den Weg, den wir bereits mit Leuten aller Art, namentlich mit nach der Stadt ziehenden Fischern und Gemüsehändlern bedeckt fanden. Das Wetter war sehr schön, und wir fuhren wohlgemuth in einem Vetturino an dem schönen Golf hin, bis wir Portici erreichten, wo wir unsern Wagen einstellten und Pferde nebst einem Führer zu Besteigung des Berges nahmen. Wer erkennt nicht schon aus Beschreibungen den schönen Weg bis zum Eremiten, wo man nach jedem Schritt mit dem Rückblick eine neue prächtige Aussicht gewinnt? Bald hinter den Gärten fingen die schwarzen Lavafelder an. Wir ritten noch eine Strecke aufwärts über einen aus Lava gebildeten Felskamm und ließen daselbst unsere

Thiere, um unseren Füßen das mühsame Stück Arbeit zuzutrauen; denn von hier geht es über scharfe Lavablöcke, weichendes Gerölle und Asche den Kegel hinan. Wir brauchten eine volle Stunde bis wir oben waren, und fühlten uns nun in einem Grade erschöpft, daß uns der mitgebrachte Thränenwein sehr zu statten kam. Erst nach dieser Erfrischung war es uns möglich, uns des wunderbaren Panoramas recht zu erfreuen. Der Maler und ich versuchten, unter Begleitung unseres Führers, den Krater zu ersteigen, was uns mit vieler Mühe und Beschwerniß von Seiten der gelben qualmenden Dünste gelang, hielten es aber nicht lange aus, sondern traten bald den Rückweg wieder an, um uns mit unsern Freunden den reichlichen Vorrath von lacrymae Christi belieben zu lassen. Das Hinuntersteigen ging viel schneller, und schon nach fünf Minuten hatten der Baron und ich unsere Pferde wieder erreicht. In Portici stiegen wir abermals in unsern Wagen und fuhren nach Pompeji hinaus. Inzwischen war es sehr heiß geworden und wir freuten uns, nach einer Stunde von der staubigen Chaussee aus nach den Häusern abbiegen zu können, in denen die bei der Ausgrabung von Pompeji beschäftigten Arbeiter wohnten. Die wieder erstandene Stadt sieht man von außen nicht, da sie von einem gewaltigen Aschen- und Lavawalle umgeben ist. Wir traten durch ein kleines Thor ein und sahen die stillen, öden Straßen mit kleinen Häusern besetzt, die aber alle wie in einem bewohnten Orte zu Tag liegen. Sie sind nur ein Stockwerk hoch und die Decken eingestürzt; aber Verzierungen und Malereien haben sich aufs Beste erhalten. Sehr niedlich ist das nunmehr ganz aufgedeckte Forum, auf dem die besten Säulen so viel als thunlich wieder zusammengestellt und aufgerichtet werden. Wir sahen ferner das bekannte Mosaikgemälde, eine Schlacht vorstellend, das Haus des Diomedes mit seinen gewölbten Kettengängen und die Stelle, wo man das Gerippe der Frau des Diomed gefunden haben will. Seitwärts von der Stadt liegt das jetzt ganz zu Tag geförderte Amphitheater,

das in Eiform und vollkommen nach den Regeln der Akuſtik gebaut iſt.

Wir beſtiegen unſere Wagen wieder und machten in Torre del Greco Mittag, uns der herrlichen Ausſicht auf den Golf, wie auch auf die ſchönen Villen und Dörfer bis Caſtella Mare erfreuend. Am andern Morgen waren für mich die ſchönen Tage von Aranjuez vorüber, da das Schiff, in welchem ich mit den Pferden abzufahren gedachte, am Mittag die Anker lichten ſollte. Da gab es denn genug zu packen, ſo daß ich keine Gelegenheit fand, mich weiter in der Stadt umzuſehen, und als ich die Paßvlackereien bereits bereinigt glaubte, ſtellte ſich noch im letzten Augenblick heraus, daß ich den Bedienten Friedrich zurücklaſſen mußte, weil in Betreff der Paßviſirung ein Verſehen ſtatt gefunden hatte. Die Thiere blieben daher während der ganzen Fahrt ausſchließlich meiner Obhut überlaſſen, was mir nicht wenig Sorge machte, weil ich namentlich das Fohlen nicht genug vor der liebkoſenden Ueberfütterung oder vor den Neckereien der Paſſagiere zu ſchützen vermochte. Am andern Morgen machten wir ein Paar Stunden vor Civita Vecchia Halt, und Tags darauf langten wir zeitig zu Livorno an, wo das Schiff bis zum Abend liegen blieb — eine Friſtung, die ich dazu benützte, mir die Stadt zu betrachten. Es dunkelte ſchon, als wir den Hafen verließen, und ich fühlte mich glücklich in dem Bewußtſein, daß dies die letzte Nacht war, welche ich zur See zubringen ſollte; gleichwohl aber hatte ich noch einen Schrecken zu beſtehen, mit dem ich alle vergangenen hätte würzen können. Mein Fohlen nämlich wurde von einer heftigen Kolik befallen, warf ſich auf den Boden ſeines Kaſtens nieder, ſchlug mit den Füßen um ſich und traf zuweilen die Stute, die auch manchmal ungeduldig zu werden anfing. Kurz, ich war in den größten Nöthen und verſuchte alle erdenklichen Abhilfmittel erfolglos, bis mir endlich einer von den vielen theilnehmenden Paſſagieren — denn alle hatten das hübſche Thierchen liebgewonnen — ein Inſtrument anbot, das er zum Beſten ſeiner Kinder an Bord führte, und mich dadurch in die Lage ſetzte, meinem kleinen Patienten eine wirkſame Erleichterung zu verſchaffen.

Als ich am andern Morgen auf das Verdeck trat, ſah ich die

beiden Leuchtthürme von Genua vor mir, und einige Stunden später wurde in dem schönen Golf der majestätischen Stadt der Anker niedergelassen. Da hatte ich denn meine liebe Noth, bis ich mit Hülfe eines jungen Kurschmids aus der Stadt meine Pferdefamilie am Lande hatte, welche endlich am Thore, wo ihr Signalement aufgenommen werden sollte, von der ungewohnten Musik der Wachparade nicht länger Stand hielt, so daß das Geschäft der Signalisirung später im Stalle vollendet werden mußte. Während der Paar Tage, die ich mich in Genua aufhielt, ersah ich die Gelegenheit, diese Stadt der Paläste in allen ihren Theilen zu mustern; auch wollte es mein gutes Glück, daß ich dem Flottmachen einer neugebauten Fregatte anwohnen konnte — eine Festlichkeit, zu deren würdiger Begehung sich auch der König von Sardinien eingefunden hatte.

Nachdem sich meine Thiere von der Anstrengung der Seereise genugsam erholt hatten, trat ich mit dem Bedienten Friedrich, welcher mir von dem Baron gleich am andern Tag nachgesendet worden war, an einem schönen Abend den Landweg durch Italien an, da ich die Pferde der drückenden Hitze des Tages nicht aussetzen mochte. Der Weg nach Mailand wird mit Postwagen in 36 Stunden zurückgelegt; ich aber brauchte dazu acht Tage, weil ich wegen des Fohlens nur kleine Märsche machen konnte — trotz der schönen Natur eine sehr ermüdende Aufgabe, da mir Niemand zur Seite war, um seine Gefühle gegen die meinigen auszutauschen.

In Mailand hatte ich mir bald einige liebe Bekannte erworben, die ihr Möglichstes thaten, mir die schöne Stadt genußreich zu machen. Ich sah hier, was schon Tausende vor mir gesehen und beschrieben haben, und erinnere mich mit Freuden der vielen angenehmen Stunden, die ich hier verbrachte. Besonders hatte ich Muße, den ganzen Schmelz schöner italienischer Abende zu genießen, und mit Sehnsucht denke ich an einige Straßen und Plätze zurück, durch die ich öfters gewandelt bin. Wie schön war an einem solchen Abende der Platz vor dem Dom mit seinen hellerleuchteten Kaffeehäusern und dem mächtigen Marmorgebäude im Hintergrunde,

deſſen hochragende weiße Spitzen ſich an dem dunkeln Himmel ſcharf abzeichneten.

Am 6. Juni ritt ich Abends aus Mailand fort, die Bruſt mit all dem Angenehmen erfüllt, was ich in der ſchönen Stadt genoſſen, und lebhafter als je an die Heimath denkend, die ich nun bald wieder betreten ſollte. Meine Karawane war wie früher organiſirt: der Reitknecht führte die Stute, das Fohlen ſprang nebenher, und ich ritt den Hengſt, welcher mir die kurze Tour nach Monza recht ſauer machte, denn er ſah heut zum erſtenmal in ſeinem Leben eine Lokomotive, die ihn zu den unangenehmſten Sprüngen veranlaßte; auch behielt er den Anblick nur zu gut im Gedächtniß, denn ſo oft er ſpäter irgendwo Rauch aufſteigen ſah, wurde er unruhig und konnte nur mit Mühe von den gröbſten Unarten abgehalten werden. Am Abende des nächſten Tages erreichte ich Lecco am Comerſee und traf daſelbſt einen ſcheerenkundigen Landsmann, den ich aus einer kleinen Verlegenheit gegen den Wirth erlöste — eine Gefälligkeit, die er mir durch eifrige Handreichung, welche er dem Reitknechte leiſtete, dankte. Er ſchloß ſich meiner Karawane an, aber das Ausſehen meiner beiden Begleiter war ſo abenteuerlich, daß mich in der Nähe von Chiavenna ein Menſch, der an der Straße Steine klopfte, mit der Frage anging, wann wir unſere Vorſtellungen beginnen wollten; er ſei nämlich einer der Tambours des Orts, und wir möchten ihn die Ankündigungen austrommeln laſſen, damit er etwas verdiene.

Bisher hatte ich ſtets günſtiges, ja heißes Wetter gehabt; aber von Chiavenna aus, wo mein Schneiderlandsmann zurückblieb, änderte ſich die Scene, und ich mußte, ſtatt früher nur Morgens und Abends zu reiſen, den umgekehrten Plan befolgen. Doch auch ſo wurde mir bei meiner leichten Bekleidung die Kälte ſehr empfindlich, und namentlich litt das an rauhes Wetter nicht gewöhnte Fohlen, welches ſich zuweilen gegen den Wind gar nicht emporarbeiten konnte. Auf dem Splügen wurde ich von einem luſtigen Schneegeſtöber begrüßt, und in der Nähe des öſtreichiſchen Zollhauſes waren die Bergwaſſer theilweiſe mit Eis bedeckt. Ich übernachtete in dem Dorfe Splügen und reiste am andern Morgen

gegen neun Uhr wieder weiter, die wegen ihrer schauerlichen Wildheit so berühmte, und berichtigte via mala begehend, obschon ich sie — vielleicht in Folge meiner Erfahrungen im Libanon — lange nicht so schlimm fand, als ich mir vorgestellt hatte. Allerdings jagte mir einmal mein Hengst einen ziemlichen Schrecken ein. Man führte ihn nämlich an dem sogenannten verlornen Loche, wo vorspringende Felsen es unmöglich machten, den Weg auf dem rechten Ufer der Schlucht fortzusetzen, vermittelst einer Brücke, die mit einem einzigen Bogen kühn zwischen den hohen Felsen hängt, auf die linke Seite. Bei dem Brausen der an den Wänden niederfallenden Wasserbäche kamen dem Thiere vielleicht die Leiden der Seefahrt, oder das Sausen des Dampfes in's Gedächtniß — kurz, es wollte nicht auf die Brücke und machte Miene, wieder umzudrehen. Natürlich brauchte ich endlich Gewalt, und Scham sprang nun mit einem mächtigen Satze auf die Brücke, wo er sich seiner Gewohnheit gemäß auf die Hinterbeine stellte und so eine Strecke vorwärts marschirte — ein fatales Courbettiren über einem 400 Fuß tiefen Abgrund. Mein nächstes Nachtlager war Thusis, wo mir im Stalle ein schwarzer Ziegenbock eine Partie schlechte Cigarren abnahm (zwar nicht um sie zu rauchen, sondern um sie zu fressen), und am andern Nachmittag mußte ich wegen Sturm und Regen für zwei Tage in Chur Herberge nehmen. Sodann führte mich mein Weg über die Haltorte Oberrieth und Sankt Gallen nach Rorschach, von wo aus ich mit dem Dampfboote nach Constanz fuhr. Hier mußte ich wegen des Fohlens einen halben Tag bleiben und zu größerer Schonung des Thierchens mich wieder auf dem Bodensee einschiffen, um den weiten Umweg um den See nach Ludwigshafen zu vermeiden. Noch am selben Abend ritt ich nach Stockach, wo ich übernachtete. Jetzt, so nahe dem Ende meiner Reise, zählte ich jede Minute und jeden Schritt; die Märsche erschienen mir nochmal so lang, namentlich zwischen Stockach und Tuttlingen, wo ich obendrein von einem furchtbaren Gewitter überfallen wurde. Dem Hengst kam das Donnern und Blitzen so schrecklich vor, daß er öfters über die Chausseegräben davon wollte.

Je näher ich übrigens dem Ziele meiner Reise kam, desto mehr

quälte mich die Furcht, es könnte meinen Pferden auf dem kurzen noch übrigen Wege ein Unfall zustoßen und dadurch alle meine Mühe und Sorge zu nichte werden. Glücklicherweise jedoch betraf mich nichts Unangenehmes und ich brachte die ganze Familie gesund und wohlbehalten über Schömberg und Hechingen nach Tübingen. Hier begrüßte ich einige meiner frühern Bekannten und verlebte in ihrem Kreise wieder einmal einen lustigen deutschen Abend. Einige gaben mir am andern Tage das Geleite gegen Waldenbuch, wo ich noch einmal übernachten mußte.

Mit einem eigenen Gefühle trat ich den letzten Tag meiner Reise an, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, denn ehe ich meine Pferde abgeliefert hatte, war ich ja keinen Augenblick vor einem Unfall sicher. Ich hatte schon eine ziemliche Strecke des Wegs zurückgelegt, als wir plötzlich einen Menschen in der wohlbekannten Livree der königlichen Stallbedienten auf uns zukommen sahen. Er war mir auf einen Brief, den ich von Tübingen nach Stuttgart geschrieben, entgegen geschickt worden. Mein Friedrich hatte ihn schon gekannt, ehe er die große Tour unternommen, und obendrein machte es die Freude, wieder im lieben Schwaben zu sein, daß er ihn wahrhaft rührend begrüßte.

Bald darauf näherte sich uns ein Reiter, den ich schon von Weitem als den Königlichen Stallmeister Baron v. H. erkannte. Jetzt wurde ich mit der Gegend vertrauter, denn ich war früher in dieser Richtung nie über Degerloch hinausgekommen. Es freute mich innig, hier den ersten herzlichen Gruß auf heimathlichem Boden der liebenswürdigen Mutter unseres guten Barons v. T. darbringen zu können, welche von ihrem Landsitze aus mir freundlich entgegenkam.

Unten im Thale tauchten Thürme und Häuser auf, die mir wohl bekannt waren. Noch wenige Schritte zwischen den mit Reblaub bedeckten Bergen abwärts, und meine Pilgerschaft hatte ihr Ende erreicht. Ich war in Stuttgart.

F. W. Hackländer's Werke

X. Band.

Körperbau. Der Raum war ihm eigentlich zu klein, denn er mußte halb links vorwärts marſchiren, um die Barriere nicht auseinander zu drücken. Ich war recht auf den Augenblick geſpannt, wo dieſer Koloß der engliſchen Familie drüben begegnen würde, weil neben ihnen ein Ausweichen nicht zu denken war. Jetzt hatte er ſein Billet gelöſ't und ſtand nun mit einer ſonderbar lächelnden Miene dem Engländer gegenüber. Dieſer drängte ſeinerſeits auch vorwärts, Madame drängte ihren Herrn Gemahl, und die ſechs Kinder im entſetzlichſten Gedränge drückten die Mutter vorwärts. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Sie öffneten ihre Mäuler weiter und zogen ſie krampfhaft zuſammen, wie Fiſche auf trockenem Sand. Aber alle Anſtrengungen waren vergebens. Der dicke große Mann ging unaufhaltſam und ruhig weiter, wie das Verhängniß, und riß alles Widerſtrebens ungeachtet die ganze Familie mit ſich fort. Der Engländer fluchte auf Engliſch, der dicke Mann ſchimpfte Deutſch dazwiſchen, einige Bahnaufſeher bemühten ſich, die Streitenden zur Ruhe zu bringen, der Caſſier ſtreckte ſeinen Mund an die kleine Oeffnung und bat um Stille, dazwiſchen begann die große Glocke zu läuten und gab das Zeichen zur Abfahrt. Alle, mit Ausnahme jener Inſulaner, hatten ihre Billets und eilten in die Säle, die auf den Bahnhof führten. An der Ecke ſchaute ich mich noch einmal um, und der Engländer, dem jetzt Ein- und Ausgang zu Gebot ſtand, wählte trotz der Ermahnung des Caſſirers aufs Neue den letztern, um vorzudringen, und ging, als er endlich ſeine Billets errungen, ruhig auf der andern Seite ab. Ich kann es mir nicht anders erklären, als daß der Engländer dieſes Gegenden-Strom-Schwimmen mit allen Seefiſchen gemein hat. Es liegt in ſeiner Natur, er kann nicht anders.

Die Plätze auf der Eiſenbahn ſind bekanntlich in drei Claſſen eingetheilt, erſte, zweite und dritte oder Diligence, Charabancs und Waggons, und faſt ohne Unterſchied iſt auf allen Bahnen für die Bequemlichkeit des zweiten und dritten Platzes ſehr ſchlecht geſorgt, obgleich ſie, namentlich der zweite, bei Weitem mehr als der erſte benutzt werden. Auf der rheiniſchen Bahn ſind die Diligencen allerdings recht zierlich und elegant eingerichtet. Sitz und Lehnen ſind gepolſtert, und durch die Eintheilung der Plätze iſt es möglich geworden, daß jeder Reiſende eine Ecke hat. Auf der zweiten Claſſe dagegen ſind die Sitze kaum mit einem magern Polſter verſehen, die Wagen haben keine Scheiben und man kann ſich vermittelſt eines zwilchenen Vorhanges kaum gegen Regen und Wind ſchützen. Da das Wetter im Verhältniſſe zum Charakter des ganzen Sommers gut zu nennen war, ſo nahm ich mir einen Platz der zweiten Claſſe, ſetzte mich aber auf

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Zehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Eugen Stillfried.

Erſter Band.

Erſtes Kapitel.

Der geneigte Leſer ſieht alte Dinge vielleicht auf eine neue Art. Er macht bei Tagesanbruch die Bekanntſchaft einer würdigen Mutter und wohnt einem Zwiegeſpräch bei, welches dieſelbe mit ihrem Sohne hält.

Wenn man in einer großen Stadt lebt und ſpät in der Nacht oder, noch beſſer, früh gegen Morgen von einer durchſchwärmten Soirée, einem lange dauernden Souper oder einem ermüdenden Balle träge und matt nach Hauſe ſchleicht, ſo bemerkt man, daß jetzt, wo ſich faſt Alles zur Ruhe begeben hat, ein eigenthümliches, ſonderbar ſchattenhaftes Getreibe hie und da beginnt. Tiefe, ſchlummerverkündende Stille liegt auf den finſtern Straßen, die Gaslaternen flackern unmuthig, als wollten ſie ſagen, ſie hätten jetzt des Leuchtens für heute Nacht genug.

In ſolchen ſehr ſpäten oder ſehr frühen Stunden, wo der einſam nach Hauſe Wandelnde einem andern ebenſo einſamen Wanderer gern aus dem Wege geht — denn iſt dieſer ein Freund und Bekannter, ſo iſt man zu träg, um noch mit ihm zu ſprechen, iſt er aber ein Fremder, ſo braucht er nicht zu wiſſen, daß man erſt bei anbrechendem Morgen heimkehrt — in ſolchen Stunden, wo man in den meiſten Straßen nichts vernimmt, als das eintönige Lied des Nachtwächters, das Rollen eines fernen Wagens oder das

Plätſchern ſämmtlicher Röhrbrunnen der Stadt und der Fontänen auf öffentlichen Plätzen, bemerkt man auf einmal, wenn man ſich zufällig gewiſſen Stadttheilen nähert, eine ſeltſame Geſchäftigkeit, die hier mitten in der Nacht ihr lebhaftes Weſen treibt.

Von den Thoren heran durch die breiten Straßen, welche auf den Marktplatz führen, rollen ſchwerfällige Karren, mit einem oder mehreren Pferden beſpannt und angefüllt mit allem dem, was die hungrige Stadt am nächſten Tage zu verſchlingen gedenkt. Ungeheure Quantitäten Gemüſe, Fleiſch, Butter — Eier nicht zu zählen — Obſt wie es gerade die Jahreszeit mit ſich bringt; das alles wankt hochgeladen auf dieſen ächzenden Karren durch die ſtille Stadt und wird in der Nähe des Marktes abgeladen, wo jetzt ſogleich ein reges, bewegtes Leben anfängt. Hier ſind alle Wirthshäuſer und kleinen Läden geöffnet; eine geſchäftige Menge unkenntlicher faſt geſpenſtiger Weſen treibt ſich umher, die ankommenden Sachen in Empfang zu nehmen, oder um beim Abladen und Verhandeln derſelben zu helfen und ſo etwas zu gewinnen. Da ſind Verkäufer und Aufkäufer, die ganze Ladungen übernehmen, um ſie in kleineren Partien wieder an Andere zu verkaufen, von welchen ſie erſt das Publikum erhält. So vertheuert ſich die Waare nach und nach, und das Ei und das Gemüſe, welches ſo harmlos und ſehr wohlfeil zum Thore hereinkam, hat ſchon mehreren hungrigen Spekulanten dienen müſſen und iſt wohl auf das Doppelte des urſprünglichen Preiſes geſtiegen, ehe es in die rechte Küche gelangt.

Da kommen ſie an in langen dunkeln Reihen, die vielen, vielen Wagen, und die Pferde ſchleichen langſam dahin, wohl aus Müdigkeit oder in der Abſicht, die Schläfer ringsum nicht zu erwecken, zu denen ja auch der eigene Fuhrmann zu rechnen iſt, der auf der Gabel ſitzt und, nachdem er am Thore die Zoll-Viſitation glücklich beſtanden, nun wieder ruhig einnickt und

sanft fortschläft, bis das Stillhalten des Karrens auf dem Marktplatze ihn abermals aufweckt.

Dazwischen wandeln Fußgänger, Männer, Weiber und Kinder, mit Tragkörben auf dem Rücken oder anderen, kleineren auf dem Kopfe und den Schultern, und bringen ebenfalls ihre Erzeugnisse zum Verkaufe in die Stadt, das, was sie im Laufe des gestrigen Tages mühsam angefertigt oder gesammelt. Sie schleppen ein ganzes Stück Wald mit herein an Blüthen und Früchten — Blumen in großen, weithin duftenden Büscheln, Wald- und Erdbeeren, frischen Waldmeister und was sonst die Natur im Augenblicke Freundliches bietet. Andere bringen harziges Holz von Tannen, und Föhren zum Anzünden der Feuer oder kleine Besen und Strohmatten — fast Alles ihrer Hände Arbeit.

Der Markt selbst bietet nun ein eigenthümliches Bild. Aus den Läden und Wirthshäusern rings umher dringt der Glanz der Lichter und bescheint die Menge, welche vor diesen Lokalen hin und her wogt. Es ist ein wildes Durcheinander von dunkeln, unkenntlichen Gestalten auf dem weiten Platze, und obgleich Jeder beim Aufstellen seiner Waare so wenig Geräusch wie möglich macht und leise lispelt und flüstert, so machen doch alle diese Klänge und Töne zusammen ein hörbares Brausen und Murmeln aus, das man in den angrenzenden Straßen vernimmt und welches auch gewiß manchen leichten Schlummer in den anstoßenden Häusern stört.

In den Wirthsstuben geht es unterdessen lustig genug zu. Die Fuhrleute sowie die Knechte großer Bauern, die noch ein beschwerliches Tagewerk und die Heimfahrt vor sich haben, suchen schon so viel wie möglich die durchwachte Nacht mittelst ziemlicher Quantitäten Wein und Branntwein aus ihren Gliedern zu vertreiben. Die Spekulanten, denen alle Mittel gelten, um die herbeigeführten Waaren billig einzuhandeln, setzen sich mit den Bauern selbst oder deren Bevollmächtigten hinter der Flasche fest, und beide Theile lassen gern etwas darauf gehen, um sich gegenseitig zu benebeln

und dadurch zu niedrige oder zu hohe Preiſe zu erlangen. Das geringe Volk der Marktknechte, der Ablader treibt ſich unterdeſſen draußen umher und hilft die Sachen, die herangebracht werden, von den Wagen herunter nehmen und in zierlichen, dem Auge wohlgefälligen Haufen auf dem rein gefegten Pflaſter des Marktes ordnen.

Aber auch andere Geſtalten winden ſich durch das Gewühl und halten ſich fern von dem Scheine des Lichtes oder von dem unſicheren Glanze, der von den Epaulettes oder dem Säbel eines Polizei-Beamten ausgeht. Das ſind Spitzbuben und Diebe durch alle möglichen Rangklaſſen und Grade hindurch, von armen, hungrigen Schelmen angefangen, die ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie ein Stück Fleiſch, ein Dutzend Kartoffeln, ein Kohlhaupt oder dergleichen erbeuten können, bis zu den vornehmeren ihres Geſchlechtes, die es auf die Taſche ihres Nebenmannes abgeſehen haben, oder bis zu jenen hinauf, die dem etwas angetrunkenen Bauer bereitwillig in eine Nebengaſſe folgen, und welchen es auf einige Fauſtſchläge oder gar Meſſerſtiche nicht ankommt, um ſich in den Beſitz einer wohlgefüllten Geldkatze zu ſetzen. Auch ähnliche Praktikanten des ſchwächeren Geſchlechtes treiben hier ihr heimliches, ſcheues Weſen und ſind geſucht und gemieden, wie es eben kommt. Ihnen iſt jede Beute recht, und wenn ſie keinen rechtmäßigen Erwerb finden, begnügen ſie ſich mit einem unrechtmäßigen, und die ſchlechtbekleideten, elenden hohläugigen Geſtalten nehmen mit, was in ihren Bereich kommt, und ſchleppen es davon in ihren weiten Rocktaſchen oder unter ihren nachläſſig umgeworfenen, langen ſchmutzigen Halstüchern.

So wogt und wimmelt Alles durch einander in der Dämmerung einer verſchwindenden Sommernacht, und je wärmer und angenehmer die Luft iſt, und je klarer und freundlicher der Mond oder die funkelnden Sterne herabblicken, um ſo unheimlicher erſcheint dieſes nächtliche Getreibe. Auf Augenblicke herrſcht wirkliche Stille da unten, dann aber vernimmt man Menſchenſtimmen, die rufen,

ſchreien, zanken; dazwiſchen ſchnauben und wiehern Pferde, Hunde bellen, Enten und Gänſe in ihren Körben laſſen ſeltſame Klagetöne vernehmen, und um all' dieſe hunderterlei Gegenſtände und Geſtalten, die in großen Haufen daliegen oder eilig durch einander ſchlüpfen und emſig hin und her eilen, ſtehen die alten, ernſten Häuſer mit ihren hohen, ſpitzigen Giebeln, mit ihren zierlichen Erkern und ſchauen verwundert in das wirre Treiben der Maſſen da unten.

Es iſt wie ein anderer Hexen-Sabath, und wie ein ſolcher beginnt es auch aus einander zu ſtieben mit dem erſten Hahnenſchrei. Sobald der Himmel anfängt, im Oſten heller zu werden, ſobald die friſchere, kältere Morgenluft den herannahenden Tag verkündigt, und ſobald die Sterne droben am Himmel erbleichen, erlöſchen auch die Lichter in den Wirthshäuſern und Läden; nach und nach erſtirbt das Leben auf dem weiten Marktplatze. Nach allen Richtungen hin verläuft ſich die Menge, die hier beſchäftigt war, wie ein ſchmutziges, rauſchendes Gewäſſer, das den Platz vorhin bedeckte, nun allmälig verſchwindet, und darauf tritt hervor das ganze Terrain, welches er bis jetzt bedeckte, mit ſeinen Höhen und Tiefen. Und dieſe Höhen ſtehen wohlgeordnet da und zeigen ſich dem Auge als ſchön aufgeſtellte Gemüſehaufen, und die Tiefen und Gaſſen dazwiſchen hat man reinlich gekehrt, und wie es nun immer heller und heller wird, und die graue Morgendämmerung in das helle, glänzende Licht eines friſchen Sommertages übergeht und deutlich zeigt die vielen glänzenden Farben der tauſenderlei Gegenſtände, die hier ausgeſtellt ſind: ſo verſchwindet ebenſo ſchnell das Unheimliche des Nachtgemäldes, und ein anderes, ſchönes, freundliches, angenehmes Bild zeigt ſich dem Auge des Beſchauenden.

Aber es iſt noch ſehr früh am Tage. Nur hie und da öffnet ſich langſam eine Hausthüre, und ein ſchläfriges Dienſtmädchen tritt heraus, das Morgenwaſſer für die Haushaltung zu holen.

einen der dritten, deren Wagen gänzlich unbedeckt ſind und eine freie Ausſicht gewähren.

Es war die höchſte Zeit, und kaum hatten wir uns niedergelaſſen, als die Locomotive, das dritte Geläute auf dem Bahnhofe mit ihrem eigenthümlichen gellenden Pfiff beantwortend, ſich langſam in Bewegung ſetzte und davon fuhr. Die erſten Stationen auf der Bahn von Cöln nach Aachen bieten nicht viel Intereſſantes dar. Das Terrain iſt eben und flach, und kleine Hügel haben höchſtens einen zwanzig Fuß tiefen Einſchnitt oder einen eben ſo hohen Damm bedingt.

Die Geſellſchaft unſeres Wagens beſtand theils aus Arbeitern, Handwerksleuten, Soldaten, Krämern, meiſtens Leuten, die in Geſchäften reiſten, theils befanden ſich viele Paſſagiere der erſten und zweiten Claſſe hier, die wie ich einen Blick auf die Gegend thun wollten. Mir gegenüber ſaßen ein paar gelehrte Herren aus der Schweiz, die ſich freuten, an mir jemanden gefunden zu haben, der hier bekannt war und ſie über Manches aufklären konnte. Wir wurden in kurzer Zeit recht bekannt mit einander, und da ſie auch nach Brüſſel und weiter hinaus wollten, ſo würden wir uns wahrſcheinlich zu einer Geſellſchaft vereinigt haben, wenn nicht der Dämon der Zwietracht ſchon auf der nächſten Station eine junge hübſche Wienerin zwiſchen uns geſetzt hätte, die durch ihr freies, munteres Benehmen den würdigen Herren ein Aergerniß gab, welches ſie bis auf mich auszudehnen Urſache zu haben glaubten. Dieſe junge Dame, ſehr fein und elegant gekleidet, hüpfte, als der Wagen hielt, herein, ſchaute ſich neugierig nach allen Seiten um, und kam erſt im Augenblick, als der Zug wieder fortging, auf eine etwas gewaltſame Art zum Sitzen, indem ſie durch das Prellen der Wagen faſt umgeworfen wurde und ſich wahrſcheinlich wehe gethan hätte, wenn ich ſie nicht in meinen Armen aufgefangen. Erſtes Aergerniß der beiden Herren, welches ſich durch eine nur ſparſam fortgeſetzte Converſation kund gab. Deſto mehr aber plauderte meine kleine Nachbarin, und bald hatte ſie mir Zweck und Ziel ihrer Reiſe anvertraut. Sie war kürzlich verheirathet und reiſ'te in Begleitung ihres Mannes, der aber, häufig an Kopfſchmerzen leidend, es nicht wagte, ſich der Zugluft auszuſetzen, und deshalb auf der erſten Claſſe geblieben war. Sie zeigte mir oben an der Stirn die Stelle, wo er zu leiden pflegte, und erzählte, daß ſie nach Aachen wollten, um dort die Bäder zu gebrauchen. So ein Wagen auf der Eiſenbahn iſt eigentlich recht dazu gemacht, um eine heimliche Converſation zu führen, denn das Raſſeln und Dröhnen iſt ſo groß, daß die Nebenſitzenden genau Achtung geben müſſen, um von dem Geſpräch etwas zu erlauſchen.

Hinter uns ſaßen ein paar ehrliche Handwerker mit ihren Frauen,

Lohnkutſcher und Fiaker, die früh einſpannen müſſen, kommen in ſehr mangelhafter Toilette und ziehen ihre Pferde nach ſich an den benachbarten Brunnen. In den Straßen der Stadt liegt noch ein feiner Duft, und der reine blaue Himmel, der ſich oben zwiſchen Kirchthürmen und Schornſteinen zeigt, ſowie das feucht werdende Pflaſter verſprechen einen ſchönen warmen Tag.

Die Straßen ſind ſtill; der Lärm der Nacht, den wir vorhin beſchrieben, hat ſich auch in der nächſten Nähe des Marktes vollkommen gelegt; man hört einen frühzeitigen Spaziergänger auf mehrere hundert Schritte ſeine Hausthüre hinter ſich zuſchließen und vernimmt den Klang ſeiner Fußtritte. Die letzten Wanderer, die in der vergangenen Nacht den erſten Marktwagen begegneten, haben ſich noch nicht gar lange zu Bette gelegt; ſie verdunkeln ihre Fenſter ſo viel wie möglich, um dem Tageslichte den Eintritt in ihre Schlafzimmer zu verwehren; ſie werfen ſich unruhig hin und her, und der leichte, unerquickliche Schlummer, der über ſie dahin fährt und ſie nur zuweilen und wie neckend mit ſeinem Finger berührt, iſt ein erbarmungsloſer Spiegel und zeigt ihnen die Leiden und Freuden der vergangenen Nacht, das Gewühl des Tanzes, und dabei erklingt in ihrem Ohr die gleiche Tanzmuſik immer und unaufhörlich fort, oder es gaukelt vor ihrem innern Auge die Karte, auf welche ſie beſtändig verloren, oder an ihre Seite ſchmiegt ſich ſpottend und neckend das Bild eines Mädchens, von dem ſie vergebens getrachtet, einen Blick der Liebe zu erhalten.

Aber auch andere Schläfer, die nicht die Nacht durchgeſchwärmt, wälzen ſich in der frühen Morgenſtunde unruhig auf ihrem Lager — ſolche unglückſelige Sterbliche, die ſich im Allgemeinen eines ſchlechten Schlafes erfreuen, die den ſehnlich herbeigeſeufzten nicht feſtzuhalten vermögen, die während der Nacht jede Uhr von allen Kirchen ſchlagen hörten, und die nun, da das unbarmherzige Tageslicht ihr Zimmer erfüllt, verdrießlich aufſtehen, ärgerlich den Fenſtervorhang aufziehen und mit einem entſetzlich nüchternen Blicke

in den jungen, glänzenden Tag hinaus ſchauen. Ach! was ihnen fehlt, iſt Anderen in ſo reichlichem Maße gegeben, und aus den gegenüber liegenden offenen Fenſtern tönt das feſte ſolide Schnarchen eines außerordentlich geſunden Schlafes, eines Schlafes, der nur vor dem raſſelnden Wecker einer Uhr entflieht, der gleich darauf im Zimmer des Nebenhauſes anfängt zu arbeiten.

Die gefangenen Nachtigallen in den Straßen ſind ſchon lange verſtummt; draußen auf dem Felde ſingt die Lerche und jubilirt der Sonne entgegen, die nun anfängt, mit den umliegenden Bergen und Kirchthürmen zu liebäugeln. Die Häuſer öffnen jetzt nach und nach ihre Augen: zuerſt die obern Stockwerke, — bei den untern dauert es freilich noch eine Zeit lang — die Stadt wird lebendig und fängt an zu ſummen und zu raſſeln. Aus ſämmtlichen Schornſteinen ſteigt der blaue Dampf kerzengerade in die Höhe: aus den Werkſtätten hervor klingt luſtig das Schlagen der Hämmer, das Seufzen der Säge und des Hobels.

Wir wiſſen nicht, ob es anderen Leuten auch ſo ergeht, aber uns iſt der Marktplatz, ſo vollſtändig verſehen mit allen Lebensbedürfniſſen, namentlich in früher Morgenſtunde, einer unſerer liebſten Spaziergänge. Noch ſind nicht viele Käufer da, nicht einmal alle Verkäufer, und man hat ſo Muße und Zeit, ſich all' die Sachen in der Nähe zu betrachten: das friſche Gemüſe, das ſchöne Obſt, die unendliche Reihe mit Körben voll hellgelber Butter, die Eierniederlagen, die friſchen Küchenkräuter, die duftigen Blumen. Dann hat auch der Markt, wenn er ſo in den erſten Stunden des Tages in ſeiner ganzen Jungfräulichkeit daliegt, eine ſo köſtliche Atmoſphäre, einen ſo friſchen Wald- und Gartenduft. Das Pflaſter iſt reinlich gekehrt, Blumen und Früchte ſind mit Millionen Waſſertropfen bedeckt, theils wirklichen, vom herabfallenden Thau, theils künſtlichen, durch darauf geſpritztes Waſſer.

Auch die Nebenſtraßen und kleinen Gäßchen, die auf den Marktplatz münden, haben etwas mitgetheilt erhalten von dem

Duft und der Friſche deſſelben. Mag es nun von dieſer Nachbarſchaft herkommen, oder von den engen Straßen und hohen Häuſern, welche die Sonnenhitze abhalten, oder von den vielen Brunnen, die hier rauſchen und kühlen — genug, es iſt um dieſe Tageszeit hier in den engen Gäßchen recht behaglich und angenehm, und wenn man aus den breiteren heißen Straßen herniederſteigt, thut die Friſche und Kühle hier, ſowie der Anflug von Morgendämmerung, der noch nicht ganz verſchwunden und namentlich in den langen, finſteren Höfen der Häuſer zurückgeblieben iſt, ſo unendlich wohl.

Dieſer langen und finſteren Höfe gab es in der Stadt, von welcher wir hier ſprechen, noch eine große Menge, und ſie gehörten zu ebenſo finſteren und engen Häuſern, die aber von den Gewerbetreibenden und Geſchäftsleuten ſehr geſucht wurden. Dieſe Häuſer hier ſtammten aus alter Zeit und waren aus ſolidem Mauerwerk aufgeführt, hatten meiſtens gewölbte Treppen und Gänge, kleine Fenſter, dicke Mauern, und es war in ihnen kühl im Sommer und warm im Winter. Sie bildeten mit dem Marktplatze den Kern der Stadt und waren von alten adeligen Geſchlechtern und reichen Patriziern erbaut worden. Hier hatten dieſe bekannten Geſchlechter lange, lange Jahre gehauſt, in der Nähe eines alten Caſtells und geſchützt von dieſem, ſowie durch die innere Stadtmauer, welche ſie ehedem in ſtattlicher Höhe und Breite umgaben. Bald aber wurde es den vornehmen Geſchlechtern und reichen Kaufherren zu eng und zu finſter in ihren maſſiven Wohnungen; ſie verließen dieſelben, riſſen die Stadtmauer nieder und bauten ſich in breiteren Straßen luftigere Häuſer. Die alten aber behielten ſie bei zu Waarenlagern, Stallungen, Magazinen und ſonſtigen Gelaſſen, und als ſie nach und nach des Geldes benöthigter wurden, vermietheten ſie dieſe Stammhäuſer an Bürger und Handwerker, verkauften ſie auch wohl, und ſo begann hier ein friſches, reges Leben, und die Stille dieſer hohen Treppen und Gewölbe wurde vertrieben

durch das Leben und Weben eines allgemeinen Verkehrs. Die steinernen Wappen über den Thüren und Thoren sahen seltsam hernieder auf die so ganz anders gewordene Zeit, und die Grafenkrone, die, aus Stein gehauen, mit ihren neun Spitzen trotzig aus dem Gemäuer eines dieser Häuser hervorragte, und die vordem reich vergoldete Säften, prachtvoll aufgeschirrte, glänzende Rosse an der Hand in Seide gekleideter Edelknaben gesehen, würde jetzt gewiß schmerzlich zusammengezuckt sein, wenn das anders möglich gewesen wäre, bei dem Betrachten des ambulanten Obstkrames, der sich unter sie etablirt, oder bei der pöbelhaften Berührung der großen Fahrpeitsche, die der benachbarte Brauknecht so gern über die neun Zacken legte. Aber daran ließ sich nichts mehr ändern.

Das Haus, von dem wir eben sprachen, hatte neben dem riesigen Steinportal mit hochgräflichem Wappen in der That einen kleinen Obstkram, und in den weitläufigen Hintergebäuden war eine Brauerei errichtet. Durch das eben erwähnte Portal trat man in einen ziemlich breiten Hof, den vormals Säulengänge umgeben hatten; jetzt aber waren die Bogen zugemauert worden, um Platz für ein Heumagazin, das rings herum lief, zu gewinnen. Die armen alten Säulen staken zwischen neumodischen Backsteinen, und es war kläglich anzusehen, wie nur noch hie und da eine Idee der Rundung des Capitäls sichtbar geblieben war.

Dieser Hof war das Bild einer malerischen Unordnung. Das einzige aus alten Zeiten her noch ziemlich Erhaltene war ein schöner Brunnen, ein wahres Kunstwerk, — ein aus Stein gemeißelter Drache, der sich emporbäumend das Wasser in ein großes Marmorbassin spie. Doch da das kupferne Mundstück, das er früher zwischen den Zähnen seines Rachens hielt, gewiß eines Tages entwendet und verkauft, kurz abhanden gekommen war, so hatte man eine dicke Holzröhre zwischen seine Zähne hineingeschlagen, die dem Gesichte des Drachen ein äußerst verschwollenes Ansehen gab. Statt in die Marmorschale, wie früher, lief das Wasser in eine Vertiefung

des Bodens und diente hier zum Aufenthalt einer ganzen Schaar kleiner und großer Enten und Gänſe, die watſchelnd und ſchreiend den weiten Hof zu einem harmloſen Spielplatz erwählt zu haben ſchienen. Daneben befand ſich eine große Schaar Hühner, die ſich von dem gemeinen, naſſen und beſchmutzten Geſchlechte der ebengenannten Waſſervögel ziemlich fern hielt und auf einem großen Miſthaufen ſtolz für ſich allein blieb. Der Hahn mit hochrothem Kamme und goldgelbem Gefieder ſchien beſonders darauf zu halten, daß die Hühner ſtreng auf Rang und Stand ſahen und ſich mit jenen nicht gemein machten, denn er umkreiste ſtolz den Miſthaufen, und wenn eine der jungen Enten oder Gänſe ſich zu nähern wagte, ſo ſtreckte er ſich lang empor, ſträubte zornig ſeine Federn und ließ ein majeſtätiſches Krähen vernehmen. Kleine Ferkel und junge und alte Hunde, die ſich ebenfalls hier herumtrieben, ſchienen eine vermittelnde Rolle zwiſchen Enten und Hühnern ſpielen zu wollen: denn bald ſchnupperten ſie in der Kothlache bei den Waſſervögeln umher, bald wälzten ſie ſich in kleinen ſchmutzigen Pfützen, welche den Miſthaufen begrenzten.

Auf der einen Seite des Hofes ſtand ein großer Karren, ähnlich denjenigen, welche heute Nacht in langen Reihen und ſchwer beladen in die Stadt fuhren. Ein blaues Tuch war darüber geſpannt, und wo daſſelbe hinten zurückgeſchlagen war, bemerkte man, daß auf dem Wagen nur noch einige Ueberreſte von Gemüſe zurückgeblieben waren. Die Hauptladung dagegen hatte man ſorgſam auf den Boden niedergelegt, und beſtand dieſelbe aus einem gewaltigen Haufen von Kohlköpfen, gelben und weißen Rüben, neben welchen ſich große Körbe mit Erbſen und Bohnen befanden.

Aus dieſem Hofe führte eine breite Treppe in die hinteren Wohnungen und zuerſt in ein Veſtibül, hoch gewölbt, welches nicht übermäßig erhellt wurde durch dieſen Eingang ſelbſt, ſowie durch ein halbrundes vergittertes Fenſter. Dieſe Vorhalle bildete eine würdige Fortſetzung des Hofes; Geflügel und andere Thiere liefen

hier aus und ein, und namentlich legten die kleinen Ferkel hier eine außerordentlich liebenswürdige Ungezwungenheit an den Tag. Obgleich es, wie ſchon geſagt, Sommer und draußen ſehr heiß war, ſo brannte doch in dieſem Gewölbe in einem mächtigen alten Steinkamine ein hell loderndes Feuer, über welchem an einer ſtarken rußigen Kette ein Waſſerkeſſel hing, deſſen Inhalt dampfte und ziſchte. Neben dieſem Keſſel ſaß auf einem breiten hölzernen Stuhle eine Frau, die ſowohl als Herrin des eben beſchriebenen Hofes, wie der geneigte Leſer ſpäter erfahren wird, als auch in anderer Beziehung unſere Aufmerkſamkeit ſehr verdient.

Dieſe Frau war von der Natur mit einer ſolch wahrhaft erſchreckenden Körperfülle bedacht, daß unbefangene Perſonen, die ſie zufällig ſahen, erſtaunt ſtehen blieben und ſich gegenſeitig verwundert fragten, ob hier Wahrheit oder Täuſchung ſei. Daß aber Letzteres nicht der Fall war, ſah man auf den zweiten unbefangenen Blick, denn die Frau trug ihre Körperfülle mit einer gar zu ſichtbaren Anſtrengung. Da ſie obendrein nicht ſehr groß war, ſo fiel ihre rieſenhafte Taille um ſo mehr in die Augen. Hierzu paßte der kurze dicke Hals und das runde, vom Wetter ſtark gebräunte Geſicht.

Die Frau war hoch in den Vierzigen und hatte trotz ihrer gewaltigen Dicke im Aeußeren nichts Unangenehmes, das heißt in ruhigen Momenten. Sobald ſie aber heftig wurde — und das kam zum Schrecken ihres Arztes zuweilen vor — ſo ſtemmte ſie ihre beiden dicken Arme in die Seiten und blies die Naſenlöcher ungebührlich auf; ihr ſonſt bräunlicher Teint ſpielte alsdann in's Bläulichrothe, und ihre gewöhnlich ſchwerfälligen Bewegungen hatten in ſolchen Augenblicken etwas entſetzlich Behendes.

Dieſe Frau war Madame Schoppelmann, erſte Obſt- und Gemüſehändlerin der Reſidenz, das Factotum ſämmtlicher Köchinnen und Köche guter Häuſer, — eine Dame, die nicht blos ge-

meinen Kohl und Erbſen verkaufte, ſondern der man es bei großen Diners und anderen Feſtlichkeiten getroſt überlaſſen konnte, Fruchtpyramiden und Blumenkörbe nach eigenem Geſchmack und Sinn aufzuſtellen. Madame Schoppelmann war eine wirkliche geheime Räthin in allen adeligen Küchen und denen vornehmer Bürgerhäuſer. Letztere überließen ihr nicht ſelten die Beſchaffung einer ganzen Gaſterei, d. h. was die Urſtoffe aus allen Reichen der Natur anbelangte; denn ſie gab ſich nicht blos mit Gemüſen und Blumen ab — dies waren eigentlich nur Nebengeſchäfte — ſondern ihre Hauptſtärke beſtand in dem Auffinden der beſten Quellen für Wildbret aller Art, für die feinſten Geflügel, für Fiſche und Krebſe. Wehe dem Koch, der ſich mit ihr verfeindete! Wehe dem Ehemanne, der behauptete, eine Schüſſel Krebſe, die ſie geliefert, beſtehe für die Jahreszeit aus zu kleinen Individuen! Der Name der Madame Schoppelmann, die ſolche beſorgt, machte ihn verſtummen, ſchlug ihn vollkommen darnieder.

Das Haus und den Hof, von dem wir vorhin ſprachen, hatte ſie gekauft, und war hier auf ihrem Grund und Boden abſolute Herrſcherin. Wenn es ſchon an ſich, wie wir vorhin bemerkten, ſehr unangenehm war, mit Madame Schoppelmann in einen Streit zu gerathen, ſo wäre es doch für jeden Sterblichen weit gefahrloſer geweſen, eine Löwin in ihrer Höhle anzugreifen, als dieſe würdige Frau in ihrer Wohnung. Die beherzteſten Straßenjungen, die es nicht unterließen, hie und da ihre ſchmalen Backen höhniſch aufzublaſen, wenn ſie bei der dicken Frau auf dem Markt vorbeigingen, ſchlichen muthlos bei dieſem Hofe vorüber, und keiner unter ihnen hätte es je gewagt, die Ferkel, die kleinen Hunde oder das Geflügel durch einen geſchickt angebrachten Steinwurf zu beunruhigen. Es ging unter der Knabenwelt die Sage von entſetzlichen und unheimlichen Kellern und Löchern im Hintergebäude dieſes Hofes, und man erzählte, Frau Schoppelmann habe eines Tages einem kleinen Buben, der ihr einen Apfel wegſtipitzt und

aufgeſpeist, gedroht, ſie wolle es mit ihm nächſtens gerade ſo machen. Selbſt die Polizei vertiefte ſich nicht gern in dieſe Räume, und wir glauben, des Abends, wenn das große Hofthor geſchloſſen war, hätte es kein Polizeibeamter gewagt, daſſelbe ohne den Willen der Beſitzerin öffnen zu laſſen.

Und doch ſah die Polizei ſich häufig veranlaßt, mit dieſer Frau oder vielmehr ihren Söhnen in intime Unterhandlungen zu treten. Dieſen Söhnen — es waren deren zwei — ſagte man überhaupt nicht viel Gutes nach. Es waren wilde, rohe Burſche, jähzornig und raufluſtig, in allen Wirthshäuſern bekannt, in allen gefürchtet und gemieden. Der Eine war ſeines Zeichens ein Fuhrmann, der Andere ein Händler, und Beide trieben ſich in den benachbarten Dörfern und Städtchen umher, und was der Eine für das Geſchäft der Mutter erhandelte, das führte der Andere nach Hauſe. Von dem Händler ſagte man obendrein noch, daß die wenigſten der Haſen und Rehe, welche Madame Schoppelmann feil bot, von ihm erkauft worden wären, vielmehr hielte er es für eine ſehr geſunde Bewegung, mit ſeiner leichten Büchſe in den herrſchaftlichen Wäldern umher zu ſpazieren und ſich dabei zu einem guten Schuß und einigen Gulden zu verhelfen. Denn in ſolchen Fällen verkaufte er das geſchoſſene Wild an die Mutter, und wir müſſen es zur Ehre dieſer Frau ſagen, daß ſie ſelten, und auch dann nur zu einem unklaren Begriff über das wilde, liederliche Treiben ihrer Söhne kam.

Dabei aber hatten dieſe beiden Burſche eine gewaltige Scheu vor ihrer Mutter, und wenn ſie nach Hauſe zurückkehrten, waren ſie wie umgewechſelt und betrugen ſich ſo ſtill und manierlich wie möglich. Madame Schoppelmann handhabte aber auch das Regiment in ihrem Hauſe mit einer eiſernen Strenge und ließ ihren Söhnen in fraglichen Fällen dieſelbe Behandlung wie ihren Hausthieren angedeihen, das heißt, ſie ſchlug ſie, ohne ſich weiter dabei zu ereifern und ohne Anſehen der Perſon, mit dem Stück Holz

oder Hausgeräthe, das ſie gerade in der Hand hatte, derb auf die Köpfe.

Madame Schoppelmann hatte aber auch eine Tochter, und Alles, was der ganzen übrigen Familie an Schönheit und Liebreiz mangelte, ſchien auf dieſe vereinigt zu ſein. Es gab kein ſchöneres, blühenderes Bild der friſcheſten Geſundheit, wie dieſes Mädchen. Von der Mutter hatte ſie den feſten, runden Körperbau, dazu etwas Schnippiges, ja Trotziges geerbt; von dem ſeligen Herrn Schoppelmann dagegen ein weiches Gemüth, kohlſchwarze, dichte Haare, blitzende Augen und einen ſehr guten Humor.

Katharina, ſo hieß das Mädchen, war der Glanzpunkt des ganzen Marktes, und einen Strauß von ihrer Hand zu bekommen, war bei den jungen Herren der Stadt gewiſſermaßen zur Mode geworden. Die Mutter hatte ſich ſchon oft darüber geärgert, daß ſich die junge Männerwelt ſo auffallend um ihre Körbe herum trieb, und hätte den Grund hiezu, den Blumenhandel, ſchon längſt gern aufgegeben, wenn derſelbe nicht ſo außerordentlich viel Geld abgeworfen hätte. Auch war es bei dem allerdings angeſtrengten Tagewerk ihrer Tochter deren einzige Erholung, die verſchiedenartigſten Blumen kunſtreich zu Sträußen zu binden, und Madame Schoppelmann geſtand ſich mit Stolz, daß kein Gärtner ein ſo gut zuſammengeſetztes Bouquet anzufertigen im Stande ſei, wie ihre Katharina.

Es war alſo noch ſehr früh am Morgen; das Holz auf dem Herde praſſelte, der Waſſerkeſſel ſummte, und Madame Schoppelmann vervollkommnete dies zu einem Terzet, indem ſie eine gewaltige Kaffeemühle handhabte und den Schwengel derſelben raſſelnd herumdrehte. Nahe beim Eingange ſaß der älteſte Sohn, Fritz, der Fuhrmann; er hatte beide Arme auf den Tiſch geſtemmt und ließ das Haupt darauf ruhen. Er war vollſtändig angezogen, und ſeine ſchweren Schuhe und Leder-Gamaſchen, ſowie das dunkelbraune Wamms, dicht mit Staub bedeckt, zeigten deutlich an, daß

er heute Nacht über Land geweſen war. Jetzt richtete er ſich langſam in die Höhe, ſchob ſeine kleine Ledermütze auf das rechte Ohr und ſagte: „Da iſt nichts zu machen, die Anderen verderben uns alle Preiſe. Ich hätte Euch die Artiſchoken gern mitgebracht und auch beſſere Melonen; aber ein ſolches Sündengeld dafür hinlegen, das habe ich nicht über's Herz bringen können.“

„Und wer hat ſie dir denn wieder vor der Naſe weggekauft?“ fragte barſch die Mutter.

„Nun, wer denn ſonſt, als unſer Nachbar, der alte Sünder! Kam mir ſchon hohnlachend aus der Gärtnerei entgegen und unterſtand ſich, mir zu ſagen, wenn ich Artiſchoken oder Melonen wolle, könne ich ſie von ihm kaufen. Das Vieh! Aber der lauft mir noch einmal des Nachts in den Weg. — — Wenn ich nur alles andere ſo genau wüßte!“ — Mit dieſen Worten ſchlug der Fuhrmann ingrimmig auf den Tiſch, und dann ſpie er vor ſich nieder auf die Erde.

Die Mutter ſchien ihren Zorn über den verfehlten Melonen- und Artiſchokenkauf an ihren Kaffeebohnen auslaſſen zu wollen, denn ſie drehte darauf los, daß die armen, halbzerquetſchten Bohnen die verzweifeltſten Verſuche machten, der Kaffeemühle zu entſpringen.

„Und du haſt deinen Bruder nachher nicht mehr geſehen?“ fragte die Frau. „Weiſt du nicht, ob er auf das Schloß Wolfsberg gegangen iſt? Ich habe es ihm wenigſtens ſo anbefohlen, man läßt dort die großen Teiche ab, und ich brauche für die nächſten Tage ſo viele Karpfen und Aale, als ich bekommen kann!“

„Ich glaube, er ging dorthin,“ erwiederte der Fuhrmann. „Auch wollte er ſich nebenbei nach Feldhühnern umſehen.“— Dabei lächelte er verſchmitzt in ſich hinein.

„Was das Umſehen anbelangt,“ nahm die Mutter ſehr ernſt das Wort, „ſo hoffe ich nicht, daß er ſich in den Feldern umſieht. Hat gewiß wieder ein Gewehr bei ſich verſteckt! Ich will's ihm

welche ſich über die verſchiedenen Unglücksfälle laut genug unterhielten, die auf den Eiſenbahnen ſchon paſſirt ſeien. Obgleich durch die guten Einrichtungen der Direktion und die Umſicht der Locomotiv- und Zugführer in der Art ſich nicht viel zugetragen hat, ſo wurden doch einzelne Vorfälle von den guten Leuten ſo ins Entſetzliche gezogen, daß meiner kleinen Nachbarin angſt und bang wurde. Namentlich die Geſchichte des armen Mädchens, vor kurzem paſſirt, die, in einem der offenen Wagen ſitzend, ſich bis zum Tunnel mit einer Nachbarin recht freundlich unterhalten hatte, aber verſchwunden war, als der Convoi aus der jenſeitigen Oeffnung wieder hervorkam. Man ſchickte natürlich von der nächſten Station gleich wieder zurück und fand die Unglückliche in höchſt beklagenswerthem Zuſtande im Tunnel liegen. Obgleich ſie nichts geſtand, erklärte man ſich die Sache auf die natürlichſte Weiſe, daß ſie nämlich aus dem Wagen geſprungen ſei, um freiwillig ihrem Leben ein Ende zu machen.

Meine kleine Nachbarin, die nicht gut begreifen konnte, wie ein Menſch ſeines Lebens ſo überdrüſſig ſein könne, rückte näher an mich heran und erkundigte ſich etwas ängſtlich, ob es denn nicht vielleicht möglich ſei, daß das Mädchen ſchwindelig geworden oder daß der ſehr ſtarke Luftzug etwas zu dem Unglück beigetragen. Sehr naive Fragen, die ich im Angeſichte des unterirdiſchen Weges aus wohl erklärbaren Gründen achſelzuckend beantwortete. Jetzt ſtieß die Locomotive einen gellenden Pfiff aus. Das Raſſeln und Klappern der Maſchine, die jetzt in den Eingang des Tunnels fuhr, war wirklich betäubend. Meine kleine Nachbarin fuhr aus Schrecken heftig zuſammen und gegen mich hin, ich fuhr aus Mitgefühl etwas Weniges gegen ſie hin, und ſo fuhren wir zuſammen durch den faſt eine halbe Stunde langen, gänzlich finſtern Tunnel. Eine wahre Höllenfahrt, das Dröhnen, Raſſeln, Klappern der Maſchine, das Knirſchen der eiſernen Räder gegen die Schienen, doppelt fürchterlich durch das Gewölbe, das uns rings einſchließt, hierzu der Lärm des Dampfes; der Weg, den wir durchfliegen, finſterer als die dunkelſte Nacht, nur zuweilen erhellt von den rechts und links umher fliegenden feurigen Kohlen, die Alles noch ſchrecklicher machen und hier und da in tauſend Funken zerſtieben, auf wenige Sekunden die erſtaunten und ängſtlichen Geſichter beleuchtend. Auch ohne Furcht athmet man jenſeits etwas leichter auf, beim Eintritt ins roſige Licht.

Meine Nachbarin hatte, wie ſie mir geſtand, die Augen feſt geſchloſſen gehabt und alle Heiligen zum Schutz angerufen. Doch wollte ſie gefunden haben, daß der Luftzug nicht ſo ſtark ſei, als ſie ſich vorgeſtellt. Auch glaubte ſie nicht, daß er im Stande wäre, ein Mädchen zu entführen. Ihren eleganten weißſeidenen Hut hatte er aber

ſchon ſagen, wenn er nach Hauſe kommt. Habe wahrhaftig keine Luſt, jede Woche wegen euch vor Gericht geladen zu werden! Das ſag' ich dir ein für alle Mal, und du kannſt dir's merken und deinem Bruder mittheilen: wenn ſie euch wegen eurer Geſchichten einmal ernſtlich einſperren, da thue ich keinen Schritt, weder mit guten Worten, noch mit Geld, und wenn ſie euch bis zum letzten Tage ſitzen laſſen!" — Dabei ſtreckte die Frau ihren dicken, muskulöſen Arm weit von ſich, als wollte ſie ſagen: „Das iſt abgemacht!" Der Kaffee ſchien auch gemahlen zu ſein; denn ſie zog die Schublade der Mühle heraus, und nachdem ſie ſich überzeugt, daß alle Bohnen gehörig zerrieben ſeien, ſchüttelte ſie das Mehl in eine auf dem Herde ſtehende rieſenhafte Kaffeekanne.

Der Sohn hatte ſeinen Arm wieder auf den Tiſch geſtützt und murmelte während deſſen etwas in ſich hinein von ewigen Plagereien und Schindereien, und daß das ſchlechte Volk es nicht unterlaſſen könnte, ſie beſtändig anzugeben. „Wenn ich aber oder der Bruder," fuhr er lauter fort, „einmal jemand erwiſche, der uns ſolche Geſchichten nachſagt, da kann es ein Unglück geben — mich ſoll der Teufel holen, ein rechtes Unglück!"

„Halt dein Maul!" verſetzte die Mutter ruhig, während ſie das ſiedende Waſſer auf den Kaffee goß, „euch beiden ſagt man nicht zu Schlimmes nach; ich weiß es ganz genau, aber ich habe nur keine Conſtitution, um mich den ganzen Tag über eure Spitzbübereien zu ärgern. Der Doktor ſagt, ich ſoll mich vor einem Schlaganfalle in Acht nehmen; deßhalb ärgere ich mich auch gar nicht mehr mit euch. Gewiß, ich will mich gar nicht mehr ärgern! das verſichere ich dir und deinem Bruder, und ihr könnt mir's glauben: ehe ein Schlag an mich kommt, kommt noch mancher an euch. — Katharine!"

„Ja, ja, ich weiß ſchon!" brummte der Sohn halblaut, „wir beide müſſen immer Alles gethan haben! An uns muß immer der ganze Zorn hinaus! Es iſt gerade, als wenn wir vor der Thür

geſunden worden wären — — aber das Mädel .... das kann machen, was es will!"

„Was ſollen die nichtsnutzigen Reden?" entgegnete die Frau und ſtemmte ihre beiden Hände, die ſie jetzt frei hatte, in die Seiten. „Was thut das Mädel, was nicht vor Gott und mir zu verantworten wäre? he? du Strick!"

„Nun, was wird ſie thun!" lachte der Fuhrmann; „gewöhnlich thut ſie nichts, das iſt's ja eben, und wenn ſie einmal was thut, ſo wäre es auch beſſer, ſie ließe es bleiben!"

Zweites Kapitel.

Indem Madame Scheppelmann ihren Kaffee bereitet, erfahren wir aus fortgeſetzten Geſprächen während dieſes Geſchäfts, daß eine ſchöne Tochter ſchwer zu hüten iſt.

Kaum hatte der Bruder dieſe Worte geſprochen, ſo flog die Thüre, die in's Nebenzimmer führte, heftiger auf, als nothwendig geweſen wäre, und das Mädchen, von dem oben die Rede, ließ ſich auf der Schwelle ſehen. Sie war mit ihrer Morgentoilette beſchäftigt und augenſcheinlich nur durch den Angriff des Bruders dazu vermocht worden, ſo in das Vorzimmer herauszukommen; eben im Begriffe geweſen, in einen hellfarbenen kattunenen Ueberrock zu ſchlüpfen, ſchnürte ſie zu dieſem Zwecke eiligſt ihr Mieder zuſammen. Ihr dichtes ſchwarzes Haar war in zwei faſt unförmlichen Flechten um den Kopf herumgewunden und wurde oben durch ein rothes Tuch feſtgehalten, das ſie, gewiß ohne es zu wollen, maleriſch und kokett darüber hingeſchlungen. Ihr Auge blitzte, ihre etwas ſtarken, aber friſchrothen Lippen waren leicht geöffnet, und ſie wiederholte haſtig die Frage der Mutter.

„Da hätte man viel zu ſagen!“ gab der Bruder achſelzuckend zur Antwort; „ich weiß nichts und will nichts wiſſen!“

„Was willſt du nicht wiſſen und was weißt du?“ fragte haſtig Katharina.

Der Bruder aber dachte, daß es beſſer ſei, vor der Hand den beiden Frauenzimmern gegenüber an einen klugen Rückzug zu denken, und verſuchte dieſen zu bewerkſtelligen, indem er ſagte: „Nun, ich will mich gerade in nichts Genaueres einlaſſen; das ſollte mir fehlen!“

„Sprich gerade heraus!“ entgegnete das Mädchen, „ſag', was du willſt und was du weißt!“ — Darauf riß ſie eifrig an dem Schnürriemen und zog dann ihren Ueberrock zuſammen, um dem Bruder auch in ihrem Aeußeren gerüſteter entgegen treten zu können.

„Laß mich in Frieden!“ ſagte dieſer. „Nun ja, wenn man den ganzen Tag gereizt wird und es nur über uns beide hergehen ſoll, das kann man ſich auch nicht immer gefallen laſſen und das wollen wir auch nicht. Und daß dagegen die Katharine Euer Schoßkind iſt, das weiß die ganze Welt, und daß ſie thun und treiben kann, was ſie will, das weiß wieder die ganze Welt. Aber warte nur!“

„Und worauf ſoll ſie warten? du böſes Maul!“ entgegnete Madame Schoppelmann und rührte langſam in dem Kaffee, den ſie vorhin aufgegoſſen.

Das Mädchen aber, kräftig und feſt wie ein Mann und dabei geſchmeidig wie ein Aal, näherte ſich mit größter Lebhaftigkeit dem Tiſche, an dem der Bruder ſaß, legte ihre volle, aber feine Hand auf denſelben, beugte den Oberkörper vor und ſah ihm feſt in die Augen. „Es iſt das ſchon öfter vorgekommen, daß du und dein Bruder den Verſuch machten, der Mutter allerlei Spinnen in den Kopf zu ſetzen, und immer hinter meinem Rücken. Auch heute haſt du wohl gedacht, die Katharine iſt noch lange nicht bei der Hand,

ſonſt wäreſt du nicht mit deinen bösartigen Redensarten losgegangen, darauf könnte man ſchwören. Aber jetzt rathe ich dir im Guten, Fritz, ſage gerade heraus und unumwunden, worauf du vorhin angeſpielt; denn ich bin doch wahrhaftig neugierig, endlich einmal zu erfahren, was ich für einen Lebenswandel führe!"

„Das möchte ich auch wiſſen!" ſetzte die Mutter hinzu. Und das ſagte ſie mit einer außerordentlich kräftigen und entſchloſſenen Stimme, und näherte ſich in ihrer ganzen breiten Geſtalt, beide Arme in die Seite geſtemmt, ebenfalls dem Tiſche.

„Laß mich in Frieden!" ſagte barſch der Fuhrmann; „von Lebenswandel habe ich auch gar nicht geſprochen."

„Wovon denn?" fragte heftig Katharina und beugte den Kopf ſo herab, daß ihre großen, dunkeln Augen wenige Zoll von den grauen, unſteten ihres Bruders entfernt waren und ihn feſt zu bannen ſchienen. Er fuhr zurück und lehnte ſich dann in ſeinen Stuhl, wobei er ein außerordentlich luſtiges Lachen erheuchelte, indem er hoffte, ſich ſo aus der Affaire zu ziehen.

Doch waren die beiden Damen nicht geſonnen, ihn dieſes Mal ohne gründliche Beichte entwiſchen zu laſſen. Katharina, welche dieſer beſtändigen Sticheleien hinter ihrem Rücken müde war, wußte ganz genau, um was es ſich eigentlich handle, und war überzeugt, wenn der Bruder auch wirklich etwas vorbringen würde, daß ſie doch im Stande ſei, ſich vor der Mutter herauszureden und damit den ewigen Neckereien ein plötzliches und raſches Ende zu machen.

Der Bruder aber brach, durch die lange Weigerung, ſeine Anklage vorzubringen, dieſer ſelbſt die Spitze ab, und die Mutter mußte natürlicher Weiſe denken, wenn er wirklich etwas wüßte, ſo würde er ſich nicht ſo lange ſperren, damit heraus zu rücken. Und doch bedurfte es noch mancher außerordentlich heftigen Aufforderung von Seiten der Schweſter, ſowie eines nicht ganz gelinden Schlages der Mutter auf den Tiſch, um den einigermaßen eingeſchüchterten

Fuhrmann zu bewegen, das, was er wußte, von ſich zu geben. „Es iſt die alte Geſchichte,“ ſagte er achſelzuckend, „die Ihr aber nie glauben wollt, Mutter, ſo oft man Euch auch ſchon davon geſprochen — der Blumenhandel von Katharine.“

„Und was geht dich mein Blumenhandel an?“ verſetzte verächtlich das Mädchen und richtete ſich mit ihrer anſehnlichen Geſtalt ſtolz in die Höhe. „Bekümmere dich um deine Gänſe und Enten!“

„Ja freilich,“ entgegnete lachend der Bruder, „geht mich dein Blumenhandel nichts an; ich bin auch, Gott ſei Dank! keiner von jenen jungen Offizieren zu Fuß und zu Pferd, die das Pflaſter auf dem Markt zu Schanden trampeln, mit Schleppſäbel und Federhut, und dann bin ich ja auch nicht die ſchöne Katharine, wie ſie dich heißen. Ha! ha! Und noch viel weniger gäb ich nur einen Groſchen um das beſte Bouquet von dir, und wenn du . . . es mir auch ſelbſt an den Rock ſtecken thäteſt.“

„Wem ſtecke ich Blumen an den Rock?“ ſagte heftig und erhitzt das Mädchen; „wem? du Läſtermaul!“

„Nun, nun,“ entgegnete der Bruder, „das thuſt du freilich nicht Vielen, aber wenn ich auch ſo ein — — junger Menſch wäre, mit dem braunen Frack, hohem Hemdkragen und darunter ſo ein violet ſeidenes Tuch, und wenn ich ſo ein blaſſes, liederliches Geſicht hätte, wie gewiſſe Leute mit hinaufgewichstem blondem Schnurrbart, da käme es dir nicht darauf an, mir eine Roſe in's Knopfloch zu ſtecken. He, Jungfer Schoppelmann? he, ſchöne Katharine?“

„Von wem ſpricht denn der Bub' eigentlich?“ ſagte die Mutter und ſtieß ihre Tochter mit dem linken Ellenbogen an den Arm. „Das ſind auch gewiß nur wieder von ſeinen dummen Phantaſieen! Nicht wahr, Katharine?“

Die Sache mußte doch nicht ſo ganz auf der Phantaſie des Bruders beruhen; denn als er ſo von dem braunen Frack und dem blonden Schnurrbart ſprach, zuckte das Mädchen ganz leiſe zuſam-

men, und die glühende Röthe ihrer Wangen wich einer augenblicklichen Bläſſe, die, auf der hohen Stirn anfangend, ſich mit Blitzesſchnelligkeit bis auf die heftig athmende Bruſt fortſetzte.

„Nun, Katharine," wiederholte die Mutter, „was will er damit ſagen? Leg' ihm ſeine böſen Reden!"

„Sie wird ſie mir nicht legen!" ſprach triumphirend der Bruder und trommelte mit ſeinem Meſſer auf den Tiſch. „Siehſt du, Kätherle, es iſt beſſer, wenn du nicht ſo herausfordernd thuſt!"

„Und was willſt du damit ſagen?" rief die Mutter und ſtützte beide Arme auf den Tiſch; „was ſoll das heißen?"

„Ja, das möcht ich auch wiſſen," ſagte Katharina, „was und wen er damit gemeint hat!"

„Was und wen?" lachte der Fuhrmann. „Was? den Blumenhandel, und wen? einen gewiſſen Herrn Eugen; die Jungfer Katharine kennt ihn ſchon."

„Du kennſt ihn ſchon?" ſagte die Mutter und blickte die Tochter bedenklich an.

Doch Katharina lachte ſtatt aller Antwort laut hinaus, und es gelang ihr, recht unbefangen zu lachen. „Eugen! Eugen!" ſprach ſie alsdann; „nun ja, das iſt möglich, daß einer von den vielen Herren, die von meinen Blumen kaufen, Eugen heißt, auch daß er vielleicht oft kommt, ſich Sträuße zu holen."

„So oft," rief der Bruder dazwiſchen, „daß die ganze Stadt davon ſpricht."

„Ei, Katharine," bemerkte die Mutter ſehr ernſt, „da fällt mir auch etwas ein, was man mir neulich geſagt — ich weiß nicht mehr recht, welche von den Weibern es war — ja, ja, die ſagte mir wahrhaftig etwas Aehnliches. Nimm dich in Acht, Katharine, vor dem Gerede der Leute und vor deiner Mutter! Jetzt komme ich auf einmal wieder klar auf die ganze Geſchichte; ja, ja, es iſt ſchon was Wahres daran, was der Fritz ſagt."

„Nicht wahr, Mutter?"

„Und ich werde dir den ganzen Blumenhandel noch legen," fuhr dieſe fort. „Meiner einzigen Tochter was nachſagen zu laſſen, das ſollte mir fehlen! Ja, ja, wer hat es mir nur geſagt? Katharine, nimm dich in Acht! Ich glaube — wenn ich mich nicht ganz irre — es hieß, der nichtsnutzige Sohn der verwittweten Staatsrätbin Stillfried ſtreiche den ganzen Vormittag um deine Körbe herum."

„So iſt's, Mutter," ſagte der Fuhrmann, „der liederliche Herr Eugen, der iſt's! Und daß an der Sache was Wahres iſt, könnt Ihr deutlich an Eurer Jungfer Tochter abnehmen. Hat ſie nicht vorhin gethan, als wenn ſie mich freſſen wollte, und jetzt iſt ſie mäuschenſtill geworden?"

Das Mädchen warf den Kopf trotzig in die Höhe und ließ auf den Bruder einen Blick unbeſchreiblicher Verachtung blitzen. Dann ſagte ſie: „Es iſt freilich am beſten, wenn man deine dummen Reden unbeantwortet läßt; ich will mich auch gar nicht darum kümmern. Sag', was du willſt, und wenn dir die Mutter am Ende wie gewöhnlich glaubt, ſo kann ich auch nichts dagegen haben. Ich werde doch thun und laſſen, was mir gefällt, denn ich bin kein Kind mehr und weiß ſchon, was ich zu thun habe." — Damit wandte ſie ſich vom Tiſche weg und ging wieder in's Nebenzimmer, deſſen Thüre ſie ebenſo heftig, als ſie ſie geöffnet, wieder hinter ſich zuſchlug.

„Seht Ihr, wie ſie trotzig iſt, obgleich ſie mir nichts Rechtes zu antworten weiß!" ſagte der Bruder; „ja laßt der nur allen Willen, und Ihr werdet genug Freude an ihr erleben!"

Madame Schoppelmann gab keine Antwort, ſondern ging an den Herd, nahm von dort die große Kaffeekanne und ſetzte ſie auf den Tiſch; dann langte ſie vom Kamingeſims einige Taſſen herunter, die ſie daneben ſtellte, nahm aus einem Wandſchrank einen Teller, worauf ein friſches Stück Butter in einem Kohlblatte eingewickelt lag, und ſtellte das nebſt einem großen Stück Brod

daneben. Aber obgleich sie das Gespräch von vorhin nicht laut fortsetzte, so sah man doch ihrem Mienenspiel an, daß sie diese Geschichte nicht ganz gleichgültig aufnahm, sondern vielmehr eifrig darüber nachdachte. Zuweilen schüttelte sie den Kopf, seufzte auch wohl gelinde auf, und als sie das Frühstück hergerichtet hatte, ließ sie sich mühsam auf einen breiten, schweren Stuhl an dem Tische nieder und legte, statt zuzulangen, die Hände in den Schooß.

„Hast du," fragte sie nach einer Pause, „deine Schwester vorhin nur necken wollen, wie es unter euch Mode ist, oder sagt man wirklich in der Stadt etwas über sie und jenen Herrn Eugen?"

„Allerdings sagt man etwas!" entgegnete bestimmt der Bruder und goß sich eine Tasse Kaffee ein. „Und man sagt sogar recht viel über Herrn Eugen und Jungfer Katharine, über die schöne Katharina, wie die Leute sie nennen."

„Ueber mein Kind!" sagte ernst die Mutter. „Aber Katharine," fuhr sie nach einer Pause eifriger fort und schüttelte die Hand, „weiß gewiß nichts davon, sie ist ganz unschuldig. Doch dem Herrn Eugen sollte man das legen."

„Ja, wenn ich's ihm nur legen dürfte!" meinte der Fuhrmann und schnitt sich ein ungeheures Stück Brod ab; „ich wollte es ihm so legen, daß er sich selbst mit legen müßte. Soll ich ihm vielleicht einmal in den Weg laufen und ein Wort mit ihm sprechen?"

„Nein, nein," sagte die Mutter, „das ist keine Sache für deine Hände. Gott soll mich bewahren! Darin will ich schon meine eigenen Gänge machen. Der Katharine will ich den Kopf schon zurecht setzen, und wenn die Frau Staatsräthin eine rechtschaffene Dame ist, so wird sie mit ihrem Sohne das gleiche thun. Laß mich nur machen."

Der Bruder wollte noch Einiges entgegnen, doch bat ihn Madame Schoppelmann, jetzt gefälligst sein Maul zu halten, denn sie wolle ihren Kaffee in Ruhe trinken.

Nach einigen Augenblicken kam auch Katharina wieder aus

dem Nebenzimmer hervor, jetzt vollständig angezogen, einfach, in einer Tracht, die zwiſchen denen der Dienſtmädchen guter Häuſer und der Bürgerstöchter die Mitte hielt. Von jenen hatte ſie das ſchwarze nette Mieder entlehnt, von dieſen den langen Rock, und der Schnitt des ganzen Kleides paßte ſo gut zuſammen und war in den Farben ſo geſchmackvoll gewählt, daß Jedermann, der dieſer vollen, prächtigen Geſtalt mit dem friſchen, blühenden Geſichte begegnete, unwillkürlich ſtehen bleiben und zu ſich ſelbſt ſagen mußte: Das iſt in der That ein ſchönes Mädchen!

Die Familie, durch den vorherigen Streit etwas verſtimmt, wechſelte während des Kaffeetrinkens nicht ein einziges Wort, und es wäre ſolcher Geſtalt im Gewölbe ſehr ſtill geweſen, wenn nicht in dieſem Augenblicke ungefähr ein Dutzend Weiber nach und nach eingetreten wären, die ſich auf den Steinen am Herd und den davorſtehenden Stühlen ziemlich geräuſchvoll niederließen. Obgleich dieſe Weiber Colleginnen, wenn gleich ärmere und unbedeutendere Colleginnen der Madame Schoppelmann waren, ſo wagte doch keine, die feierliche Kaffeeſtunde durch eine laute Frage an die Frau zu unterbrechen, vielmehr begnügten ſich alle mit einem ſtummen Gruße, der von Madame Schoppelmann ebenſo ſtumm, wenn gleich etwas vornehmer, erwidert wurde. Unter ſich dagegen ſprachen die Weiber bald leiſe, bald lauter, und es herrſchte eine lebhafte Unterhaltung, welche ſich natürlicher Weiſe nur um ihr Geſchäft, den Gemüſe- und Obſthandel, drehte.

Jetzt hatte Madame Schoppelmann ihren Kaffee mit der bedeutenden hierzu gehörigen Menge von Brod und Butter zu ſich genommen; ſie rückte ihre Haube zurecht, erhob ſich dann ſchwerfällig von ihrem Sitze, wobei ſie ihre beiden Arme auf den Tiſch ſtützte, daß er krachte. Dann trat ſie mit einer gewiſſen Würde und Feierlichkeit an den Herd in den Kreis jener Weiber, die ſich darauf ehrfurchtsvoll von ihren Sitzen erhoben.

Nach einer kleinen Pauſe, während welcher die Weiber erwar-

tungsvoll zu Madame Schoppelmann aufblickten, ſetzte dieſe den rechten Arm in die Seite und fragte mit einer ſehr wichtigen Stimme: „Wie ſchaut's heute Morgen auf dem Markte aus?“

„So, ſo!“ entgegnete eines der Weiber; „es iſt im Allgemeinen nicht zu viel und nicht zu wenig da, gerade was die Stadt braucht.“

„So könnte man alſo,“ entgegnete Madame Schoppelmann, „die Preiſe vom vorigen Dienſtage im Allgemeinen feſthalten?“

„Wahrhaftig, man könnte ein wenig anziehen,“ erwiderte die Gefragte, und die Anderen nickten mit dem Kopfe und meinten auch, es wäre nicht unthunlich, die Preiſe etwas zu erhöhen.

„Sie wird am beſten wiſſen, Frau Schoppelmann,“ ſagte eine Zweite, „daß es in dieſer Woche eine Menge Geſchichten in der Stadt gibt; ein paar große Hochzeiten weiß ich, einige tüchtige Kindtaufen ebenfalls.“

„Und in den beiden erſten Gaſthöfen,“ ergänzte Madame Schoppelmann, „ſind heute und morgen große, extra beſtellte Diners. Ja, ja, das iſt ſchon wahr. — Wie ſieht's draußen mit der Butter aus? — Es kann nicht übermäßig viel da ſein.“

„Daran fehlt's wirklich,“ antwortete die, welche zuerſt geſprochen, „es fehlen mehrere von den gewöhnlichen Lieferanten.“

„Denen ich ihre ganze Ladung im Voraus abkaufte,“ ſagte ſtolz die dicke Frau und blickte ehrfurchtgebietend um ſich. „Und da demnach der Vorrath nur gering ſein kann, ſo können wir mit der Butter ſchon um einige Kreuzer aufſchlagen.“

Die Weiber lächelten vergnügt und ſchauten die Frau Schoppelmann mit Mienen an, welche deutlich ſagen wollten: „Welch eine Frau!“

„Mit den Eiern,“ fuhr dieſe fort, „iſt es gerade ſo; es können unmöglich zu viel auf dem Markte ſein. — Sie ſollen's zahlen!“

„Natürlich!“ murmelten vergnügt die Weiber.

„Alſo Butter und Eier,“ fuhr die Herrin dieſer Victualienbörſe in beſtimmtem Tone fort, „werden um einen Kreuzer theurer

dennoch ein wenig auf die Seite gerückt. Auch auf die beiden erwähnten Herren ſchien der Druck der Luft ſonderbar eingewirkt haben, denn ſie, die früher gegen uns gekehrt waren, hatten jetzt plötzlich eine ganze Schwenkung gemacht und zeigten uns ihre Kehrſeite.

Unterdeſſen fuhren wir raſch vorwärts, erreichten Düren mit ſeinen vielen Dampfmaſchinen und mit ſeinem unausſtehlichen Glockenſpiel, das alle Viertelſtunden, ſeit den zwanzig Jahren, die ich dieſe Stadt kenne, die Melodie des bekannten Liedes: „Heil dir im Siegerkranz“ ſpielt, ſahen bald darauf Stolberg mit ſeinen Kupferwerken und Galmeigruben, deren große flackernde Feuer ſich namentlich Abends ſehr gut ausnehmen, und kamen ſo in die Gegend von Aachen. Die Eiſenbahn hat hier einen ſehr ſchönen Wald durchſchnitten, der früher in ſeinem dichten Laubwerk zwei maleriſch gelegene Burgen des alten Kaiſers Carl verbarg, zu welchen man nur auf vielfach gewundenem Wege hingelangen konnte. Es that mir leid um die ſchönen alten Ruinen. Ihre heimliche Lage iſt verſchwunden, der Damm der Bahn führt haushoch neben ihnen vorbei und ſtellt ſie neben ſich und der koloſſalen Brücke über das Wurmthal, das hier beginnt, den Blicken recht kalt und proſaiſch bloß.

Jetzt ſind wir in Aachen, haben zur Rechten die alte Kaiſerſtadt mit dem Dome Carls des Großen, rings von freundlichen Bergen umgeben, unter denen der ſogenannte Lußberg hoch emporragt. Links liegt das kleine Burtſcheid mit ſeiner ſtattlichen Abtei und den ſteilen engen Straßen. — Arabien mein Heimathland! — —

Der Zug hält hier eine halbe Stunde an, und alle Paſſagiere verlaſſen die Wagen, um ſich durch einige freie Bewegungen von dem heftigen Zuſammenrücken zu erholen. Meine kleine Nachbarin ſuchte ihren Mann auf, mit dem ſie gleich darauf zurückkam und uns gegenſeitig vorſtellte. Eine unglückliche vertrocknete Geſtalt, der Herr Gemahl, und ganz das Gegentheil ſeiner Begleiterin. Er hatte, obgleich es nicht kalt war, drei Röcke über einander an, wenn ich nicht irre, eine ungeheure Halsbinde à l'Anglaise bedeckte ihm Kinn und Mund, und unter dem Hute blickte eine ſchwarz ſeidene Mütze hervor, die er als Mittel gegen das Kopfweh trug. Die junge Dame, der ich von den Schönheiten der nun folgenden Bahn keine ſchlechten Schilderungen gemacht, ſah mit Sehnſucht nach Weſten, wo ſich der Schienenweg den Berg hinanzog, und machte einige leiſe ſchüchterne Verſuche, den Herrn Gemahl zum Weiterfahren zu bewegen.

„Lieber Fritz,“ ſprach ſie, mit der vollen Kraft ihrer einſchmeichelnden Stimme, „wir wollten ja ohnehin nach Brüſſel. Wenn Ihnen nun das Fahren Erleichterung verſchafft, ſo wäre es am Ende beſſer, wir ſetzten heute unſere Fahrt bei dem guten Wetter fort.“

gehalten, als am letzten Markttage, und darnach richten ſich Obſt und Gemüſe. Was die kleineren Früchte: Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren anbelangt, ſo beruft man ſich auf die Hagelwetter der vergangenen Woche, ſowie auf die Faulheit der Bauernkinder, die gar nichts hereinbrächten. Was die neuen Kartoffeln und die Gemüſe betrifft, ſo vergeßt mir die Kartoffelkrankheit und die Würmer nicht. Es kann nichts ſchaden, wenn ihr in jeden Korb ein paar Schnecken werft, namentlich in den Salat, und ſie den Köchinnen zeigt. Es ſeien dieſes Jahr unzählige, ſagt man, und ſie freſſen alles Grüne ab, wie es eben aus dem Boden heraus kommt. Dafür aber ſucht eure Waare ſorgfältig aus, und wenn man euch verwirft, ihr wäret theurer als am vorigen Markttage und als manche Andere, die nicht zu uns gehört, ſo beruft euch erſtens auf mich und dann auf die Güte eurer Sachen. Aber laßt mich nie erfahren, daß Jemand unter der Hand wohlfeiler verkauft und ſo das ganze Geſchäft ruinirt: — Hat Jemand die Frau Weber geſehen?“

„O, das iſt eine verſteckte Frau!“ ſagte eines der Weiber; „denkt nur, als ich bieher ging, rief ſie mir zu: Geht nur zu eurer Frau Schoppelmann und macht dort eure Geſchichten aus, ich thue doch, was ich will, ich verkaufe nach meinen eigenen Preiſen, und wenn ich auch darüber zu Grunde gehen ſoll! Ja, geht nur zur Schoppelmann!“

„Das kann ihr geſchehen!“ verſetzte dieſe. „Hat ſie nicht neulich die verrückte Idee gehabt und einige Haſen zum Verkaufe ausgelegt, kleine, miſerable Dinger, und wollte ſie um ſechsunddreißig Kreuzer verkaufen! Die meinigen — ſchöne, ſchwere — waren zu achtundvierzig angeſetzt; aber ich habe ſie an dem Tage zu vierundzwanzig gegeben, und Madame Weber hat die ihrigen ſelbſt eſſen können.“

„Ja, ja!“ jubelten die Weiber; „ſo iſt es ihr ergangen, und

wir wollen sie schon noch kriegen!“ Damit erhoben sie sich von ihren Sitzen, um an ihr Geschäft zu gehen.

„Haltet mir eure Preise fest und macht mir keine Geschichten!“ Mit dieser Mahnung entließ die Oberin des Gemüsemarktes ihre Colleginnen und hob die Börse auf.

Die Weiber verließen die Halle und gingen durch den Hof auf die Straße, nicht ohne unterwegs neugierige und auch wohl neidische Blicke auf die großen Haufen Gemüse, auf die zahlreichen Hühner und Enten und auf die fetten Ferkel zu werfen.

Der Fuhrmann hatte unterdessen ebenfalls sein Frühstück beendet, stopfte sich eine Pfeife und ging in den Hof, nach seinen Pferden und seinem Geschirr zu sehen.

Katharina holte aus dem Nebenzimmer einen großen, zierlich geflochtenen Korb, den sie mit Beihülfe der Mutter mit dem feinsten und schönsten Obst anfüllte; oben hinauf legte sie ihre Blumensträuße; die Mutter gab ihr Verhaltungsbefehle, ermahnte sie, die beiden Mägde draußen, die vorläufig bei den Gemüsen und Früchten waren, wohl im Auge zu behalten und nicht weglaufen zu lassen. Dann half sie ihr den schweren Korb emporheben; Katharina nahm ihn leicht und gewandt auf ihren Kopf, und als sie so dahinschritt, das schöne Mädchen mit der schlanken Taille, mit der rechten Hand zierlich den Rand des Korbes haltend, mit der linken ihre Röcke ein klein wenig erhebend, damit sie auf dem Hofe nicht beschmutzt würden, so hätte man glauben können, sie thue das alles nur zu ihrem Vergnügen, um ihre kräftigen und doch eleganten Körperformen sehen zu lassen, oder sie sei aus einem Bilde hervorgegangen, auf welchem der Maler mit kunstreicher Hand das Ideal eines weiblichen Wesens mit den glühendsten Farben hingezaubert.

Auch die Mutter sah ihr mit einem Gefühle des Stolzes und der Befriedigung nach, und dann schüttelte sie mit dem Kopfe, wenn sie an jene Rede ihres Sohnes dachte. Auch fiel ihr jetzt klar und

deutlich ein, daß man schon früher von dieser Sache gesprochen, sie gewarnt und ihr dabei gesagt, sie solle die schöne Katharina hüten, denn jener Herr Eugen, einer der leckersten Pflastertreter der Residenz, beschäftige sich in seinen immerwährenden Freistunden damit, ihrer Tochter auffallend die Cour zu machen.

„Wir wollen das schon arrangiren!“ sagte die Frau für sich und begab sich daran, ihr Kaffeegeschirr zu spülen und Kannen und Tassen, Butter und Brod wieder an ihrem gehörigen Ort unterzubringen.

Doch war sie mit diesem Geschäfte noch nicht sehr weit gekommen, als ein neuer Besuch bei ihr eintrat.

Drittes Kapitel.

Madame Scheppelmann erhält einen Besuch, bei welcher Veranlassung wir eine merkwürdige Episode aus ihrem Leben zu hören bekommen. — Ein ziemlich lehrreiches Kapitel.

Dieser neue Besuch, ein Frauenzimmer in der Tracht der Bürgertöchter, war eine lange, dürre Gestalt, angethan mit einem Kattunkleid von zarter hellblauer Farbe. Auf dem Kopfe trug sie eine Haube, mit Rosabändern verziert, und in der Hand hatte sie einen Sonnenschirm von blassem, seegrünem Seidenzeuge, an den Händen aber weiße baumwollene Handschuhe. Das Gesicht dieser Gestalt paßte eigentlich durchaus nicht zu den eben genannten jugendlichen, frischen Farben, wäre vielmehr in einer Umhüllung von Grau und Schwarz weit besser an seinem Platze gewesen. Es war ein langes, mageres Gesicht, mit dünnen, wenig gerötheten Lippen und großen, fast glanzlosen Augen von einer Farbe, als hätte man Vergißmeinnicht in Milch gekocht.

Dieses Frauenzimmer trat ziemlich lebhaft, ja sogar aufgeregt in das Gewölbe der Frau Schoppelmann. Es war eine jener Aufregungen, von denen man wünscht, daß sie von unsern Nebenmenschen gleich bemerkt werden, eher eine künstliche, als eine wirkliche. Die Dame in dem blauen Kleide, die offenbar mit der Gemüsehändlerin befreundet war, warf sich, wie erschöpft, in einen Stuhl und seufzte einige Mal aus tiefster Brust. Doch wurde es ihr nicht so leicht, die Aufmerksamkeit der Madame Schoppelmann, wie sie wohl gewünscht, sogleich zu erregen.

Diese würdige Frau war zu sehr mit ihrem Geschirr beschäftigt, überhaupt von einer zu großen Gemüthsruhe, um zu bemerken, daß ihr Besuch sehnlichst gewünscht, sie möchte sogleich fragen: „Um Gottes willen, was ist Ihnen denn begegnet?“ Erst nachdem sie wiederholt einige tiefe herzbrechende Seufzer gethan, dabei sehr auffallend geschaudert, wandte sich die Gemüsehändlerin, die ihr gleich Anfangs einen guten Morgen geboten, von dem Herdfeuer ab, um sie zu fragen, ob sie nicht ganz wohl sei.

Statt aller Antwort schüttelte die blaue Dame ihr mageres Köpfchen, ließ es dann nach der Gegend der Brüst zu sinken und sagte: „O lieber Gott!“

„Nun, was soll's denn, Jungfer Strebeling?“ fragte verwundert die Gemüsehändlerin, welche, mit dem Abtrocknen ihrer Kaffeekanne beschäftigt, zufälliger Weise über dieselbe hinausschaute und auf diese Art das Manöver der sehr ehrenwerthen Jungfrau bemerkte. „Nun, so sprechen Sie doch! Was ist Ihnen denn so Grausames begegnet?“

„O lieber Gott!“ entgegnete die Andere und seufzte abermals tief auf.

„Nun, so reden Sie doch gerade heraus! Hat man Ihnen was gethan, ist Ihnen was gestohlen worden, haben Sie mit Ihrer Frau Schwester Streit gehabt? — So sprechen Sie doch! Nun?“

„O lieber Gott!“ wiederholte das geängſtete blaue Weſen; aber in dem Ton und in der Stimme, womit ſie dieſen Ausdruck wiederholte, lag es deutlich, daß es das nicht ſei, was ihr zartes Gemüth beängſtigte.

„Haben Sie Kopfſchmerzen?“

„O lieber Gott!“

„Iſt Ihnen denn überhaupt was paſſirt?“

„O lieber Gott!“

„Und wollen Sie etwas ſagen?“

„O lieber Gott!“

„Nun, ſo reden Sie in's Kukuks Namen! denn ich bin wahrhaftig nicht im Stande, Ihr Gefaſel zu errathen! Oder wenn Sie nichts ſagen wollen, iſt mirs auch recht. Ich kann das Gewinſel ſo nicht recht vertragen, Jungfer Strebeling, das wiſſen Sie; alſo wenn Sie mich damit verſchonen wollen, iſt mirs ganz recht.“

„O lieber Gott!“ gab die alte Jungfer verſchämt zur Antwort und hielt den meergrünen Sonnenſchirm vor ihr gelbliches Geſicht, welches dadurch eine wunderbare Schattirung erhielt.

Die dicke Frau aber beſchäftigte ſich, ohne ſich um ihren Beſuch weiter zu bekümmern, mit dem Ausſpülen ihrer Taſſen, und die rappelten in dem Kübel durcheinander, und das Waſſer plätſcherte, oder es ziſchte zuweilen laut auf, wenn die Frau in ihrem Amtseifer etwas auf den heißen Herd ſpritzte. Sie that gerade, als ſei Niemand gegenwärtig, und ihr, die ſie die Jungfer Strebeling genau kannte, mochte es auch wohl einerlei ſein, eine von deren lamentablen Geſchichten zu vernehmen.

Die Jungfer Strebeling war nämlich bekannt dafür, daß ſie das Leben ſtets von der Schattenſeite auffaſſe, und daß ihr der Tag als verloren erſchien, ihr ungenießbar vorkam, den ſie nicht mit ihren Thränen beträufelt. Dabei wußte ſie nicht immer, weßhalb ſie weine; denn in Ermanglung eines wirklichen Schmerzes weinte ſie über einen trüben Sommertag, über eine todte Fliege, über ein lautes Wort der

Nachbarschaft und dergleichen mehr. Sie war eine ehrbare alte Jungfer, hoch in den Dreißigen; ihr Vater, ein seliger Schneidermeister, hatte ihr ein kleines Vermögen hinterlassen, von dem sie leben konnte, aber dabei so wenig Vorzüge des Körpers, daß es noch nie einem männlichen Wesen eingefallen war, von der Jungfer Strebeling die kühne Vermuthung aufzustellen, als sei auch sie zur Liebe geschaffen. S.. hatte eine verheirathete Schwester, ein unzartes Wesen, mit der sie nicht gern verkehrte; denn diese hatte ihr eines Tages die absurde Zumuthung gemacht, sie, die Jungfer Strebeling nämlich, möchte doch die Güte haben, einen Knopf an den Hosen ihres Schwagers festzunähen. Schaudernd war sie nach Hause entwichen, und das eben Erzählte, sowie ähnliche, wenn auch minder starke Angriffe auf ihre Sittsamkeit, hatten ihre zarte Seele so in den leichten Körper hineingeschüchtert, daß sie am liebsten allein war, und daß sie sich in ihrer Einsamkeit als die größte Seligkeit ausmalte: ach, wenn ich doch katholisch geboren wäre und in ein Kloster gehen dürfte! Ihr — davon war sie fest überzeugt, könne nach jahrelanger Buße der Heiligenschein nicht entgehen, und schon jetzt kam sie sich wie ein vollkommen reiner, geschlechtsloser Engel vor. Das einzige Sündhafte oder vielmehr Irdische, was diesem geläuterten Wesen noch anklebte, war eine geringe weltliche Eitelkeit in Betreff ihrer Kleidung. Nicht als ob sie Aufwand und Luxus gemacht hätte. — Gott bewahre! aber sie konnte selbst Tage lang darüber weinen, nachdem sie ein buntfarbenes Kleid gekauft, oder glänzende Bänder für ihre Haube, und konnte durchaus nicht begreifen, woher diese sündhafte Neigung komme. — Ach, gewiß nur von den vielen bunten Lappen, die ihr Vater, der selige Schneidermeister, in die Hölle fahren ließ, und sie begriff selbst nicht, weßhalb sie ihr Aeußeres nicht vor den Blicken der Welt analog ihrem Inneren darstellte: Grau in Grau schattirt.

Jungfer Strebeling — sie hatte von ihrer gefühlvollen Mutter in der Taufe den zarten Namen Clementine erhalten — hatte

heute Morgen wirklich etwas auf dem Herzen und mußte jetzt sich schon entschließen, damit aus freien Stücken heraus zu rücken; denn sie bemerkte wohl, wie Madame Schoppelmann nicht die geringste Anstalt machte, sie nochmals darum zu befragen.

„Ach," sagte sie nach einer Pause, „ich war bis jetzt so gern hier in dem Hause bei Ihnen zur Miethe, werthe Madame Schoppelmann, auf meinen beiden kleinen, heimlichen Zimmern hinten heraus, wo man nichts bemerkt, als die lieben grauen Mauern des Nebenhauses, darüber ein Stückchen blauer Himmel, wenn es nicht gerade regnet, und das goldene Kreuz der Spitalkirche, freundlich darüber hinglänzend — in hoc signo."

„In was?" fragte die Gemüsehändlerin.

„O lieber Gott, ich mein's ja nur so!" fuhr Clementine fort; „aber ich war in diesem Hause so gern, so unendlich gern, daß es mir Schmerz machen würde, es verlassen zu müssen."

Auf diese Anrede hin, die der dicken Frau unerwartet kam, ließ sie die eine Hand mit dem Spüllappen herunterſinken, stemmte die andere in die Seite und sagte in lang gedehntem Tone: „Wa—a—s? Sie wollen unser Haus verlassen, Jungfer Strebeling, ausziehen, eine andere Wohnung nehmen?"

„Das habe ich eigentlich noch nicht gesagt," entgegnete Clementine mit ängstlicher Stimme; „vielmehr meinte ich, es würde mir außerordentlich schwer fallen, wenn ich dieses Haus verlassen müßte."

„Ja so!" versetzte beruhigt die Gemüsehändlerin. „Aber in's Kukuks Namen! wer will Sie denn zwingen, dieses Haus zu verlassen? Jemand, der so ruhig ist, wie Sie, und seine Miethe so pünktlich bezahlt, der wird gewiß von keinem Hausbesitzer molestirt."

„O lieber Gott!" entgegnete die alte Jungfer; „aber andere Umstände zwingen mich."

„Andere Umstände?" sagte erstaunt die Gemüsehändlerin; doch lachte sie gleich darauf so laut und gewaltsam hinaus, daß Clementine zusammenfuhr und eines der kleinen Ferkel, welches sich unter

dem Kaffeetische beschäftigte, erschrocken und grunzend in den Hof hinaus fuhr.

„Nun, kommen Sie endlich zur Welt mit Ihrem dummen Zeug!“ sagte nach einer Pause die gutmüthige dicke Frau. „Was hat's denn gegeben? — — Na, so reden Sie einmal frei von der Leber weg!“

„O lieber Gott!“ sprach nach einer längeren Pause schüchtern die alte Jungfer. „Neben meinem Schlafzimmer war bis jetzt ein anderes Zimmer, das längere Zeit leer stand.“

„Richtig, das grüne mit dem Alkoven.“

„Da hinein zog vor acht Tagen eine Choristin des Hof-Theaters.“

„Ganz richtig, ganz richtig! eine ledige Person.“

Statt zu antworten, schüttelte Clementine verschämt mit dem Kopfe.

„Es ist doch eine ledige Person,“ fuhr Madame Schoppelmann fort, „was soll denn Ihr Kopfschütteln bedeuten?“

„Sie muß doch wohl nicht ganz ledig sein,“ sagte die geängstigte Jungfrau mit unsicherer Stimme, „denn ich höre zuweilen eine . . . Männerstimme sprechen.“

„Nun ja doch!“ entgegnete ruhig Madame Schoppelmann; „sie ist aber doch ledig. Das wird nur ihr Liebhaber gewesen sein.“

„Madame Schoppelmann . . . !“ sagte Clementine empfindlich und mit gerechter Entrüstung.

„Ei freilich,“ entgegnete die dicke Frau, „und davon wollen Sie so ein Aufheben machen? Das wird Sie doch wohl nicht stören?“

„O ja, das stört mich sehr!“ sagte die alte Jungfer, nachdem sie sich Muth gefaßt, diese Worte lauter auszusprechen; „das stört mich recht sehr, das kann ich nicht ertragen!“

„Nun, nun, liebes Kind,“ sprach die Gemüsehändlerin, „das ist der Lauf der Welt, und am Ende haben Sie sich doch geirrt.

Man muß nicht immer das Aergſte von den Leuten glauben. Ich will mit der Choriſtin ſprechen, ſie ſoll ihr dummes Zeug laſſen; aber geben Sie Acht, Jungfer Strebeling, Sie haben ſich gewiß geirrt!“

Clementine ſchüttelte wehmüthig ihr Köpfchen, doch war dieſer Gegenſtand für ſie zu zart, um ihn nochmals zu berühren. Auch nahm ſie es als einen ſüßen Troſt, daß ſie ſich in Betreff der Männerſtimme vielleicht doch geirrt haben könnte. Aber daß ſie heute Morgen geſehen, mit ihren beiden Augen geſehen, wie eben jene Choriſtin auf der Treppe, auf der gemeinſchaftlichen Treppe, die auch ihr Fuß betreten mußte, einen jungen Mann geküßt, das erzählte ſie jetzt der Gemüſehändlerin, und es that ihr in innerſter Seele weh, daß Madame Schoppelmann über dieſe ſchreckliche Geſchichte nicht außer ſich gerieth, vielmehr ruhig ihre dicken Achſeln zuckte und ſagte:

„Ja, mein liebes Kind, man kann in dieſer Welt nicht nach allen Fliegen ſchlagen. Etwas Unangenehmes gibt es in jedem Hauſe, und bei mir iſt es doch wahrhaftig ſehr ſtill, ſehr behaglich! — Denken Sie ſich nur, Jungfer Strebeling, wenn Sie in eine Straße zögen, wo z. B. das Militär vorbei zieht, wo die Untert offiziere herumflankiren, wo die Offiziere zu Pferd bei den Fenſtern vorbeireiten und in alle Häuſer hineinſchauen, wo Sie den ganzen Tag die wilden Trommeln und Regimentsmuſiken hören müßten, wo Ihnen vielleicht gegenüber ein unternehmender Ladendiener wohnte, der Ihnen Abends neugierig in's Fenſter blickte!“

Clementine ſchauderte.

„O, wenn Sie in ein Haus zögen, wo viele junge Herren zu Miethe wohnen, die Nachts um zwölf Uhr nach Hauſe kommen, oder die bei ſich ſpielen und trinken und dazu allerhand läſterliche Lieder ſingen! Ja, das ſollten Sie erſt erleben! Und wo der Hausherr ſich um gar nichts bekümmert, oder noch obendrein darüber lacht, wenn die jungen Leute den Nebenwohnenden allerlei Schabernak aufführen.“

„Und das kommt zuweilen vor," fragte schüchtern die alte Jungfer, „daß solche schreckliche Leute ein ehrbares Frauenzimmer belästigen?"

„O, das kommt sehr oft vor," antwortete wichtig die Gemüsehändlerin; und wissen Sie, Jungfer Strebeling, Sie sind eine zarte Person, Sie können sich nicht helfen. Aber sehen Sie einmal mich an, ich war freilich nicht immer so dick, wie jetzt, aber nehmen Sie meine Katharine. Nun, ich war vielleicht in den Jahren noch einmal so stark, und wer von mir eine Ohrfeige bekam, der wußte davon zu erzählen. Nun, also denken Sie sich, mich sogar ließen sie nicht in Frieden! Ich habe damals in einem Hause in der Lederstraße gewohnt, ledig wie Sie — ehe ich nämlich den seligen Schoppelmann heirathete — und da wohnten neben mir auch so ein paar Galgenstricke, und jeden Sonntag Morgen kam der selige Schoppelmann, mich zum Spaziergang abzuholen, und das wußten diese Gauner. Was thun sie einmal? Sie gehen des Samstag Nachts, als ich schon lange zu Hause war, her, und einer stellt mir vor meine Kammerthür seine Stiefel neben meine Schuhe, und da mag man sagen, was man will, das sieht verdächtig aus. Und den andern Morgen warte ich auf den seligen Schoppelmann, und er kommt nicht, und ich warte noch eine Stunde, und er kommt immer nicht. Und wie ich endlich zum Fenster hinausschaue, da steht er an der Straßenecke mit einem langen Gesicht, wie Butter an der Sonne, und schaut immerwährend mein Haus an. Ich winkte ihm natürlicher Weise, aber ich mußte ihm lange winken, bis er endlich kam, und dann machte er ein Gesicht — nun, das will ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen — und sagte mit ganz trotzigem Tone, als ich ihn fragte, warum er heute Morgen nicht gekommen, mich abzuholen: Margarethe, sagte er, ich war schon einmal da, aber vor deiner Thüre sah ich etwas, was mir durchaus nicht gefallen wollte — wissen Sie, Jungfer Strebeling, die Stiefel nämlich neben meinen Schuhen — und ich erwiderte ihm

Obgleich ich der jungen Frau, aber natürlich in dem gleichgültigsten Tone half, so warf ich doch einige nicht schlechtklingende Phrasen dazwischen, und am Ende sagte der Gemahl Ja und ging hinweg, um Karten bis Brüssel zu holen. Als er zurückkam, versprach er obendrein, er wolle einen Versuch machen, bei uns auf dem offenen Wagen zu fahren, was von der hübschen Wienerin mit großer Freude aufgenommen wurde.

Während dieser Zeit gingen die gelehrten Herren um uns herum, wie brüllende Löwen, und wandten ihr Gesicht weg, wenn sie in meine Nähe kamen. Auch sah ich hier die ganze Heerde maulaufsperrender Engländer wieder, die sich in allen Ecken des Bahnhofes umhertrieben, an der Spitze Vater und Mutter, denen die Kinder alle Bewegungen, alle Ausrufe des Erstaunens oder der Mißbilligung auf das Genaueste nachmachten. Jetzt ertönte die Glocke wieder und Alles strömte in die Wagen, um einen guten Platz zu bekommen, unter dem hier das Umgekehrte wie bei gewöhnlichen Fuhrwerken zu verstehen ist, indem die Rücksitze des Luftzugs wegen sehr gesucht sind. Hier beginnt mit einer sehr starken Steigung, von einer stehenden Maschine gezogen, die Fahrt nach Verviers und Lüttich, die jeden Schritt Terrainhindernisse zu überwinden hat und deshalb vielleicht zu den merkwürdigsten Eisenbahnen der ganzen Welt gehört.

Ein galvanischer Telegraph gibt der zwei Stunden von Aachen auf der Höhe stehenden Maschine ein Zeichen, daß Alles bereit sei, worauf sie sich in Bewegung setzt. Im Vergleich zu der sehr starken Steigung geht es rasch genug hinauf. Oben wartet die Locomotive, die von hier bis Herbesthal ihre ganze Kraft gebrauchen muß, da die Bahn beständig im Verhältniß von 1 bis 120 ansteigt.

Es ist nicht meine Absicht, alle Einzelnheiten der schönen rheinisch-belgischen Bahn genau und ausführlich, wie es schon oft geschah, zu beschreiben. Nur freut es mich, daß selbst mein kranker Wiener versicherte, es gereue ihn nicht, die Tour zu machen, und daß seine liebenswürdige Frau ganz außer sich war. Bald stand sie auf, um so die Sache besser übersehen zu können, bald wandte sie sich um, und lachte, wenn der Kohlenstaub der Maschine sie augenblicklich nöthigte, die Augen zu schließen.

Gleich auf der Höhe hinter Aachen windet sich die Bahn durch tiefen Sand fort, und man verläßt nur die unterirdischen Wege, um auf hohen Brücken über tiefe Thäler zu fliegen. Dabei ist die Gegend sehr schön — ein dichter Wald, der sogenannte aachener Busch, mit kleinen, aber sehr tiefen Thälern, aus denen hier und da freundliche Häuser hervorblicken — vorbei, vorbei! Kaum sieht man einen bemerkenswerthen Punct vor sich, so hat man ihn erreicht und läßt ihn

ganz ruhig: Schoppelmann, Er ist ein Narr, versteht Er mich? und wir wollen schon sehen, wem die Stiefel gehören! Weiß Er was, fang Er einmal tüchtig an, mit mir zu schreien und zu schimpfen! Und das that denn auch der selige Schoppelmann, so gut als möglich; aber darin konnte er nie etwas leisten. Und als er so eine Zeit lang fortgeschrieen und endlich still wurde, hörte ich sie im Nebenzimmer lachen, und dann machte einer langsam drinnen die Zimmerthüre auf und schlurfte in den Strümpfen auf den Gang hinaus bis vor meine Stube, um seine Stiefel wieder zu holen. Ich aber hatte meine Stubenthür ein ganz klein wenig geöffnet und streckte langsam die geöffnete Faust hinaus; und wie ich sie nun so plötzlich wieder zumache und darin etwas Lebendiges zappeln fühle, so ziehe ich es zu mir herein, und was war es, Jungfer Strebeling? — so ein kleiner miserabler Ladenschwengel! ein gebrechliches Ding, kaum vier Fuß hoch, und sah aus wie ein gespaltener Rettig, und war blaß und zitterte, wie ich es vor mich hinstellte, und die Stiefel hielt er in seiner Hand, und ich fragte ihn: Wem gehören diese Stiefel, du Ding? und er antwortete: Mir — mir — ich will Sie aber gewiß in meinem ganzen Leben nicht mehr plagen, Jungfer Margarethe! Und darauf lachte der selige Schoppelmann und sagte: Es ist abgemacht, Margarethe, sei so gut und wirf das Ding vor die Thür! — Und draußen lag er mit sammt seinen Stiefeln. — Ja, sehen Sie, Jungfer Strebeling, so was geschah mir als lediger Person in fremden Häusern, und jetzt denken Sie sich, was das wilde Volk erst mit Ihnen anfangen würde!"

Bei diesen Worten stellte sich die Gemüsehändlerin in ihrer ganzen breiten, kolossalen Gestalt wie zum Vergleich vor die alte Jungfer hin und gab damit den eben gesagten Worten den vollkommensten Nachdruck. Diese beiden weiblichen Wesen verhielten sich aber auch in der That zu einander, wie ein dicker Laubfrosch mit

heller, weit hinschallender Stimme zu einer dünnleibigen, ängstlich flatternden, leise sumsenden Mücke.

„Nein, mein liebes Kind," sagte der Laubfrosch — wir wollen sagen: die Gemüsehändlerin — und legte ihre fleischige, schwere rechte Hand vertraulich auf die Schulter der armen Mücke, daß sie fast zusammenbrach; „lassen Sie sich dergleichen gar nicht anfechten! Das mit der Choristin sind Kleinigkeiten, wissen Sie, da kann man nichts machen; aber wenn Ihnen einmal Jemand ernstlich in den Weg träte und Ihnen nur das Geringste zu Leid thun wollte, da kommen Sie zur Frau Schoppelmann, die nimmt es nicht blos mit einer Choristin auf, sondern, das kann ich Ihnen versichern, selbst mit dem ganzen Hoftheater, wenn es nothwendig wäre. Da seien Sie ganz ruhig."

„O lieber Gott!" seufzte Clementine nach einer Pause, „das weiß ich ganz genau und erkenne es auch dankbar an, wie Sie mich in jeder Hinsicht beschützen. Aber hier — damit zeigte sie auf ihr Herz — thut einem doch so etwas sehr weh. Ach, ein Mädchen fühlt so zart in dem Punkt!"

„Versteht sich!" sagte gutmüthig die dicke Frau; „aber man muß Jedermann seine Freiheit lassen. Man muß an sich selbst denken; wer weiß, wer weiß, Jungfer Strebeling, es ist noch nicht aller Tage Abend, auch Sie werden schon noch einmal einen Liebhaber auf die Treppe begleiten!"

„O lieber Gott, Frau Schoppelmann!"

„Denken Sie an mich! — Tanzen kann ich freilich nimmer, aber tüchtig essen und trinken werde ich gewiß noch auf Ihrer Hochzeit. Na, laßt die Geschichte gut sein! Mit der Choristin werde ich übrigens auch ein ernstes Wort reden; jetzt muß ich aber auf meinen Markt und nach meinen Sachen und meinem Kinde sehen. — Brauchen Sie sonst was, Jungfer Strebeling? etwas Obst?"

„Nur einige Blumen," ſagte die zarte alte Junger, „und die will ich mir ſelbſt bei der Katharine holen."

Damit ſchwebte ſie zur Thüre hinaus.

„Das wird ſie recht freuen!" rief ihr die Gemüſehändlerin nach. Dann verſchloß ſie ihre Schränke, band ſich eine friſche weiße Schürze vor, rief ihrem Sohne, dem Fuhrmann, in den Stall hinein, er ſolle recht auf das Haus Acht haben, und ging alsdann auf den Markt und ihren Geſchäften nach.

Wohin ſie unter anderem ging und worin dieſe Geſchäfte beſtanden, wird der geneigte Leſer im nächſten Kapitel erfahren.

Viertes Kapitel.

Worin neue Perſonen vorkommen, wie das zu Anfang einer Geſchichte meiſtens der Fall iſt, auch Unterredungen verſchiedener Art, jungen Leuten auf's Beſte zu empfehlen.

In der Steinſtraße derſelben Reſidenz, von der wir in den vorigen Kapiteln ſprachen, ſtand ein altes, ehrwürdiges Haus, welches das ſeltene Glück oder Schickſal gehabt hatte, daß es ſeit unvordenklichen Zeiten, wo es entſtanden, derſelben Familie, deren Stammvater es erbaut, verblieben war.

Es ſah aber auch außerordentlich ſtolz und reſpektabel aus dieſes Gebäude. Vorn an der Straße präſentirte es einen rieſenhaften Giebel, der mit zackigen Seitenwänden und in den kühnſten Schnörkeln bis zur Spitze hinauf ſtieg, wo eine große, ſeltſam geformte Wetterfahne das Ganze krönte. Das Haus war von unten bis oben maſſiv aus Stein gebaut, hatte unten kleine vergitterte Fenſter,

die ein sehr weites Treppenhaus beleuchteten, welches nach der Straße zu von einem großen Thor verschlossen wurde. An diesem Thore hatte die Phantasie des Baumeisters in der Mitte einen außerordentlich großen Thürklopfer angebracht, der, mit einer Reihe von Zähnen versehen, einem aufgesperrten Maule glich, und dazu hatte er oben auf beiden Flügeln zwei runde Einschnitte machen lassen, die wie Augen aussahen, was dem Thore vollkommen das Ansehen eines Riesenhauptes gab. Namentlich Abends, wenn das Treppenhaus innen beleuchtet war, glänzte das Licht so unheimlich aus diesen beiden Augenöffnungen, daß sämmtliche Straßenjungen sich ordentlich davor fürchteten und nur in einem großen Bogen bei dem alten Hause vorbei gingen. Alsdann schielten aber auch die beiden feurigen Augen in der That so sonderbar den Vorüberwandelnden an und schienen ihm zu folgen, soweit er das alte Thor im Gesicht behalten konnte.

Im Innern war dieses Haus nach alten Begriffen wohnlich, ja prächtig eingerichtet. Die Treppen, welche in die oberen Stockwerke führten, waren massiv aus Eichenholz, und Geländer und Pfosten bestanden aus kunstreich geschnitzten Figuren. Die Zimmer waren hoch, einige sogar gewölbt, die Decken reich mit Stuccaturarbeiten versehen, die Wände mit alten Ledertapeten bedeckt, und Fußböden und Getäfel bestanden aus hartem, ganz dunkelbraun gewordenem Holze.

Dies alles zugleich mit der Stille, welche über dem alten Hause ruhte, gab ihm etwas Oedes, ja unheimliches, und wenn Jemand die Treppen hinaufschritt und sich zufällig räusperte, so klang das durch das ganze Haus, und in allen Ecken und Winkeln niesten unsichtbare Nasen im hohlen Echo nach. Still war dieses Haus über alle Beschreibung, und aus dem einzigen Grunde, weil in allen den weitläufigen Stockwerken nur eine einzige Dame wohnte, die jetzige Besitzerin, die verwittwete Staatsräthin Stillfried. Diese — eine Dame hoch in Fünfzigen — hatte ihre Zimmer im zweiten

Stock und lebte sehr ruhig und eingezogen. Ihre Dienerschaft wohnte theils unten, theils im vierten Stock, und da dies meistens alte und lang gediente ruhige Leute waren, so machten sie in dem stillen Hause ebenso wenig Spektakel wie ihre Gebieterin.

Der alte Staatsrath Stillfried war schon vor langen Jahren gestorben. Er hatte einen einzigen Sohn hinterlassen, und die Wittwe, eine sehr schöne, stattliche Frau, schien große Lust zu haben, sich wieder zu verheirathen. Die ganze Stadt bezeichnete auch schon ihren zweiten Mann, und das war ein damals junger Advokat, der schon zu Lebzeiten des seligen Staatsrathes in dessen Hause wohlgelitten war. Aber es kam zu keiner zweiten Heirath. Das Warum, so sehr es die Köpfe aller Neugierigen beschäftigte, wurde nicht bekannt, und das war mancher alten Klatschschwester um so unangenehmer und unerklärlicher, weil, trotzdem, daß die Staatsräthin ihren Hausfreund nicht heirathete, dieser doch nach wie vor ins Haus kam, und weil selbst nach langen Jahren das freundschaftliche Verhältniß zwischen den Beiden durchaus nicht abzunehmen schien. Der Doktor Werner, welcher unterdessen zum Justizrath ernannt worden war, verwaltete das Vermögen der Staatsräthin, wie er schon zu Lebzeiten ihres Gemahls gethan, nach wie vor, speiste wöchentlich verschiedene Mal in dem Hause, fuhr mit der alten Dame spazieren, kurz, er galt sowohl bei der Dienerschaft als auch bei den Leuten der Stadt, die sich darum bekümmerten, für das Faktotum der Staasräthin und für den Allgewaltigen dieses reichen Hauses.

Wenn wir vorhin von der Verwaltung des Vermögens sprachen, so verstehen wir natürlicher Weise nur das eigene Vermögen der Staatsräthin, welches sie mit in die Ehe gebracht, das aber an sich sehr ansehnlich war. Das Erbe des Vaters war einem einzigen, nun majorenn gewordenen Sohne ausbezahlt worden und belief sich auf eine Rente von vielleicht zehntausend Gulden jährlich.

Obgleich der Justizrath Werner, wie schon gesagt, in dem Hause

der Staatsräthin unumschränkt seine Befehle ertheilte und überhaupt handelte, wie es ihm gefiel, so kann man dagegen nicht behaupten, daß ihn die Dienerschaft deßhalb hiezu berechtigt hielt oder ihm gern und willig dieses Recht zuerkannte. Wenn sie auch seinen Befehlen Folge leisten mußte, so geschah dies doch mit großem Widerwillen, den sich die Aeltesten dieser Dienerschaft, ergraute, erprobte Leute, zu verhehlen auch durchaus keine Mühe gaben.

Die Staatsräthin hatte den zweiten Stock ihres Hauses, dessen Zimmer früher so bestanden wie die des ersten Stockes, für sich wohnlicher einrichten lassen. Die alten dunklen Tapeten hatten freundlicheren, helleren Platz gemacht, die schweren Möbel waren mit leichten, nach neuerem Geschmacke vertauscht worden; kurz, die ganze Wohnung hatte man nach unsern Begriffen elegant und comfortabel hergestellt. Die großen Fenster mit ihren tiefen Nischen hatte man allerdings nicht ändern können; doch verwandelte der Geschmack der Staatsräthin diese früher etwas finsteren Winkel in angenehme Ruheplätze, und auf einem derselben, welcher einen freien Blick über einen großen Theil der Stadt gestattete, war ihr Lieblingssitz, wo sich denn auch die alte Dame den größten Theil des Tages aufhielt. Es war ein kühles heimliches Plätzchen, die dicken Mauern des Hauses erlaubten der Sonne nur, sich von außen auf die Scheiben zu lagern und, statt in übermäßiger Hitze einzudringen, dieses Plätzchen sanft zu erwärmen. Ein weicher violetsammtner Fauteuil stand in der Vertiefung dieses Fensters, vor demselben ein kleiner Tisch, worauf Bücher und Zeitungen lagen, mit welchen sich die Staatsräthin beschäftigte, wenn sie es müde war, auf die Straßen hinab zu schauen oder auf die Berge, die, mit Wäldern gekrönt, rings die Stadt umgaben.

Die Dienerschaft der Staatsräthin führte ein äußerst behagliches Leben; sie war nicht zahlreich und bestand nur aus einem alten Kutscher, einem Manne an die Sechszig, einem ebenso alten Bedienten, der bei dem seligen Staatsrathe die Stelle eines Kammerdieners

verſehen, einer Köchin und einem Stubenmädchen, welches letztere zugleich die Verpflichtung hatte, der Staatsrätbin vorzuleſen, oder, ſo oft die alte Dame dies ausdrücklich verlangte, ihr Geſellſchaft zu leiſten.

Dieſe ſämmtliche Dienerſchaft betrachtete ſich wie eine Familie und führte neben einem, wie ſchon geſagt, behaglichen auch ein ſehr einträchtiges und auf dieſe Art äußerſt vergnügtes Leben. Die große Küche im unteren Stockwerk des Hauſes war das Hauptquartier derſelben, und auch an dem Tage, an welchem unſere Geſchichte beginnt, finden wir ſie ſämmtlich dort verſammelt. Sonſt ſind gewöhnlich die Köchinnen außerordentlich eiferſüchtig und laſſen durchaus keine Entheiligung des Terrains zu, auf welchem ſie ihre Kunſt zu entfalten pflegen. Mit der alten Martha des ſtaatsrätblichen Hauſes dagegen war das ganz anders, und wenn ſie ſo ganz allein in der Küche war, ſo befand ſie ſich in übler Laune, und kein Geſchäft ging ihr recht von der Hand. Wenn aber, wie heute, ihre ſämmtlichen Getreuen um ſie ber gruppirt oder beſchäftigt waren, ſo flog das Fleiſchmeſſer oder die Spickgabel in ihrer Hand, die Kartoffeln ſchälten ſich faſt von ſelbſt, und man hätte meinen können, das Geflügel ſei in einer ganz unerklärlichen Mauſer begriffen, denn die Federn ſtäubten nur ſo davon, und im Umſehen war es kahl und glatt.

Martin, der Kutſcher, ſaß hinter der Thüre unter der alten Schwarzwälderuhr und flickte mit Beihülfe des Stubenmädchens an einer alten Pferdedecke, deren Riſſe und Löcher er mit allerhand buntfarbigem Zwirn aufs kunſtreichſte zu vertilgen ſuchte. Er hatte eine Schwäche, einen Aberglauben für ſeine langgebrauchten Stallrequiſiten, und hätte ſich um Alles in der Welt nicht dazu entſchließen können, ſeinen Pferden etwas ganz Neues aufzulegen. Ja, wenn er im Laufe der Zeiten einmal neue Geſchirre bekommen hatte, ſo mußten wenigſtens ein paar gebrauchte Riemen oder eine

alte Stange mit hineingeschnallt werden, sonst wäre Martin nicht auf den Bock geklettert.

Der alte Jakob, zu Lebzeiten des Staatsrathes dessen Kammerdiener und einziger Vertrauter — denn das zwischen dem Staatsrath und dem Doktor Werner anfangs bestandene genaue Verhältniß hatte sich in späterer Zeit ziemlich gelöst — saß auf einem hölzernen Küchenstuhle und hatte die heutige Nummer der Zeitung beendigt. Das Stubenmädchen aber half der Köchin Erbsen für den Mittagstisch herrichten.

„So," sagte der Kutscher nach einem längeren Stillschweigen, während dessen man nichts vernommen, als das Krachen der Erbsenschoten und das Picken der Uhr, „jetzt hält die Geschichte wieder für ein paar Monate."

„Es wäre doch besser," meinte Jakob, „wenn Ihr bald einmal neue kaufen wolltet, Meister Martin. Weiß der Herr, wie lange ich nun schon die blau und schwarz gestreiften Decken kenne! Das muß ja dem Vieh gar nicht mehr recht warm geben."

„Er hat ja ganz neue," entgegnete das Stubenmädchen lachend, „und die schnallt er den Pferden oben auf die alten Decken hinauf."

Diese Bemerkung wurde von Seiten des Kutschers mit einer Miene voll Geringschätzung, ja fast Verachtung beantwortet. Er zuckte die Achseln und sagte: „Na, Jungfer Nanett, Ihrer Jugend muß man schon etwas zu Gut halten."

Das Stubenmädchen, bei Weitem die Jüngste dieser ehrwürdigen Gesellschaft, wurde in solchen streitigen Fällen immer noch wie ein unmündiges Kind behandelt. Sie war vor etwa zwanzig Jahren in einem Alter von sechszehn in das Haus gekommen und die übrige Dienerschaft konnte oder wollte nicht begreifen, daß man in zwanzig Jahren um eben so viel älter wird.

Nach einer längeren Pause sagte Jakob zum Kutscher: „Gestern

habe ich zufällig unſeren jungen Herrn geſehen.“ — Und auf dieſes Wort hin legte die Köchin ihre Arbeit aus der Hand und ſchaute fragend auf den alten Bedienten.

„Ja, geſtern bin ich ihm begegnet,“ fuhr dieſer fort, „es iſt doch Jammerſchade um den Herrn.“

„Jammerſchade?“ ſagte die Köchin leidenſchaftlich; „o es iſt herzzerreißend, wenn man von guten Bekannten hört, was der unglückliche Menſch für Streiche treibt, und ich kann Euch verſichern, man muß viel über ihn hören! Du gerechter Gott, was wäre aus dem Herrn nicht alles geworden, wenn der ſelige Staatsrath am Leben geblieben wäre! es gab kein folgſameres und geſcheidteres Kind, als den kleinen Eugen. Und wenn man jetzt hört, was ſie alles in der Stadt über ihn ſagen, da muß es einem ordentlich weh thun, daß man ihn einmal gekannt.“

„Dummes Geſchwätz!“ brummte Jakob; „nun ja, man ſpricht genug über ihn, aber was kann man denn ſo Böſes von ihm ſagen? Jugend hat keine Tugend, und ein junger Menſch, der mit vierundzwanzig Jahren über zehntauſend Gulden jährlich zu befehlen hat, ſchlägt leicht über alle Stränge. Das iſt einmal nicht anders. Und was ihr Frauenzimmer einander erzählt, das iſt gar nicht einmal der Rede werth. Wenn er auch hie und da einem Mädel nachlauft, pah! darum drehe ich keine Hand um.“

„Nun, recht iſt das doch gerade auch nicht,“ antwortete die alte Köchin.

„Aber das Schlimmſte iſt,“ ſagte Martin, „daß er nichts thut und nichts treibt, daß er all' das Viele, was er gelernt hat, wieder vergißt, und daß er kein ordentliches Geſchäft anfängt, ſondern ſein Geld auf eine wirklich erſchreckende und leichtſinnige Art durchbringt. Zehntauſend Gulden jährlich, die alle in den Wind hinaus gehen, und er hat nicht einmal Wagen und Pferde!“

„Aber dafür deſto mehr gute Freunde,“ verſetzte bitter lachend der alte Diener, „die wie Blutegel an ihm hangen und ihn förmlich

anfangen; denn was der junge Menſch von einer Freigebigkeit iſt, von einer Herzensgüte und . . .“

„Von einem Leichtſinn,“ ergänzte Martha und ſchlug gewaltig und ingrimmig auf ein großes Stück Fleiſch los, „das iſt gar nicht an den Himmel zu malen.“

Draußen wurde die große Hausglocke gezogen. Jakob, der ſich darauf hin ſchon halb von ſeinem Stuhle erhoben hatte, ließ ſich langſam wieder nieder, zog eine kleine ſilberne Doſe aus der Taſche, nahm bedächtig eine Priſe und ſagte, nachdem er einen Blick auf die Schwarzwälderuhr geworfen: Ah ſo! er wird es ſein! Da preſſirts mir gar nicht.“

„Mir auch nicht,“ ſagte der Kutſcher und faltete ruhig ſeine Decke zuſammen.

„Und mir erſt recht nicht,“ meinte lachend das Stubenmädchen.

„Er muß das Warten ſchon gewohnt werden,“ brummte die Köchin und machte ein ungeheures Gepolter, indem ſie mit dem Stücke Holz, das ſie in der Hand hielt, mehr auf den Tiſch als auf das Fleiſch ſchlug.

Draußen wurde aber zum zweiten Mal und heftiger geklingelt.

„Er wirds doch nicht ſein,“ ſagte jetzt Jakob, indem er von ſeinem Stuhle aufſtand und ſich der Küchenthüre näherte: „ſo heftig ſchellte er niemals. Das geht alles langſam und ruhig, feierlich und abgemeſſen.“

„Ja, es muß Jemand anders ſein,“ meinte die Köchin, „für ihn iſt's noch zu früh. Geſchwind, Nanett, mache Sie die Hausthüre auf! Bleibe Er ſitzen, Jakob, das Mädel hat junge Beine.“

Nanette eilte gehorſam dieſem Befehle zur Küche hinaus, zog draußen den ſchweren Thorflügel auf und begleitete die Perſon, welche zweimal geſchellt und welche halblächelnd meinte, man ſolle in einem ordentlichen Hauſe Niemanden zweimal ſchellen laſſen, nach der Küche.

Dieſe Perſon aber war Niemand anders, als Madame Schop-

gleich darauf weit hinter ſich. Jetzt pfeift die Maſchine aufs Neue, und wenn man aus dem Wagen ſpäht, um das Stationshaus oder einen Tunnel zu erblicken, dem das Signal gelten könnte, wird man überraſcht, ich möchte ſagen, erſchreckt, da man bemerkt, wie der Zug auf ein ſehr breites und tiefes Thal losraſt, und man keine Idee hat, wie da hinüber zu kommen. Jetzt biegt ſich die Bahn etwas, und man ſieht durch das Thal lang hingeſtreckt ein wahrhaft rieſenhaftiges Werk, eine ungeheure Brücke, die von einer Höhe zur andern führt. Die Bogen ſind doppelt über einander geſetzt, und die Höhe der mittleren beträgt an 220 Fuß. Dies Werk iſt, was elegante Bauart anbetrifft, nur mit den ſchönſten der altrömiſchen Waſſerleitungen zu vergleichen, vielleicht mit der des prachtliebenden Juſtinian bei Konſtantinopel. Es iſt die bekannte und berühmte Brücke über das Geulthal.

Bei Herbesthal an der preußiſch-belgiſchen Gränze, durch eine große eiſerne Brücke repräſentirt, welche diesſeits den preußiſchen Adler, jenſeits den belgiſchen Löwen führen wird, mußten wir eine Zeit lang warten, theils der Mauth halber, theils um einen Eiſen-Convoi zu erwarten, der von Lüttich hier angezeigt war.

Bald darauf ſetzten wir uns wieder in Bewegung, begleitet und beaufſichtigt von einer Menge belgiſcher Zollbeamten, die hoch auf den Wagen thronten, um zu überwachen, daß nicht ein vorwitziger Paſſagier unviſitirt den Zug verließe. Obgleich an dieſen Gränzen alles Mögliche gethan iſt, um den Verkehr zu erleichtern, und das Viſitiren ſelbſt ohne ſonderliche Strenge vor ſich geht, ſo hat man ſich doch z. B. ſehr in Acht zu nehmen, daß man nicht ein kleines Päckchen, einen Nachtſack oder dergleichen bei ſich im Wagen hält, indem man es den Blicken der nachſuchenden Officianten zu entziehen weiß. Ein ſolches würde nämlich in Verviers fortgenommen und ohne Gnade plombirt nach Aachen zurückgeſchickt werden. Meine Nachbarin führte eine kleine zierlich gearbeitete Reiſetaſche bei ſich, in welcher ſie allerlei überflüſſige Gegenſtände hatte, die ihr aber ſehr nothwendig erſchienen, als Flacons, einige Bücher, verſchiedene Schachteln mit Magenpaſtillen u. dgl. m. Doch war ihre Furcht und Gewiſſenhaftigkeit ſo groß, daß ſie dem Mauthoffizianten die ganze Geſchichte einhändigen wollte, der ſie aber lachend zurückwies. Ueberhaupt kann ich nicht umhin, ſowohl den preußiſchen als den belgiſchen Douanen das Zeugniß zu geben, daß ſie ſich bei ihrem delicaten Geſchäft mit äußerſter Schonung und Artigkeit benehmen.

Von Dolhain, das neben dem hohen Damme der Bahn tief im Grunde liegt, und wieder hoch von der Veſte Limburg überragt wird, fällt die Bahn noch ſtärker, als ſie von Aachen nach Herbesthal ſtieg. Die Locomotive arbeitet hier gar nicht, ſondern der Zug läuft von

pelmann, die ſich nun in der Küche in ihrer ganzen Breite aufpflanzte und mit einem lächelnden Geſicht ihre, dem Stubenmädchen ſo eben ertheilte Vorwürfe wiederholte. „Ei, ei!“ ſagte ſie lachend, „da iſt die ganze Familie beiſammen und läßt mich zweimal ſchellen, und ſo eine arme, alte Perſon, wie ich bin, der das Stehen unendlich ſauer wird, muß draußen vor der Hausthüre warten, bis es den gnädigen Herrſchaften gefällig iſt. Das iſt ja ganz entſetzlich. Ja, Jakob,“ fuhr ſie lachend fort, „man wird alt, und da gilt man bei dem Mannsvolk nichts mehr. Ich weiß noch ſehr genau die Zeit, wo der damalige junge Jakob vier Treppen auf einmal herab ſprang, um der Jungfer Margarethe die Thüre aufzumachen. He! iſt dem nicht ſo?“

„Das kann ich in der That nicht läugnen,“ ſagte ebenfalls lachend der alte Diener. „Aber Ihr müßt gerecht ſein, Frau Schoppelmann: wie hätten wir euch um zehn Uhr erwartet? Ihr kommt nie ſo ſpät, und wenn ihr dagegen Morgens um acht Uhr an der Hausthüre ſchellt, ſo dauert es gewiß nie eine Minute, bis man Euch herein läßt.“

„Ja, ja, Kinder, das iſt ſchon wahr,“ ſprach die Gemüſehändlerin; „aber laßt mich niederſitzen. Das Stehen und Laufen wird mir, abſonderlich in der Hitze, außerordentlich beſchwerlich.“

„Nanett, gib den großen Stuhl her!“ befahl die Köchin; und als ſich hierauf Frau Schoppelmann auf dieſen großen Stuhl niederließ, krachte derſelbe bedeutend und ſtöhnte laut auf, obgleich er aus dem dickſten, ſolideſten Eichenholze gemacht war.

Die Gemüſehändlerin hatte ihren Anzug von heute Morgen durch eine Haube mit dunkelbraunen Florbändern beſetzt, ſowie mit einem ſchwarzen Umſchlagtuch vervollſtändigt, und trug in ihrer Hand ein weißes, zierlich geflochtenes Körbchen voll der größten und ſchönſten Erdbeeren.

„Ei, ei,“ ſagte lachend die Köchin und zeigte auf dieſes Körbchen, „ſolche Erdbeeren habt Ihr uns lange nicht beſorgt, und

Ihr wißt doch, Frau Schoppelmann, daß unſere Herrſchaft die Erdbeeren außerordentlich liebt.— Sie ſind doch für uns? — Nanett, nimm der Frau die Erdbeeren ab!"

Die Gemüſehändlerin aber wehrte das Stubenmädchen mit der Hand von ſich ab und erwiderte: „Dieſe Erdbeeren ſind für Euch und nicht für Euch, wie man will, d. h. ich habe ſie allerdings für die Frau Staatsräthin beſtimmt, doch will ich ſie ihr zum Geſchenk machen, möchte ſie aber auch dafür ſelbſt übergeben."

„Ah, das iſt was Anderes!" entgegnete die Köchin; „dann müßt Ihr Euch hinauf bemühen, Frau Schoppelmann, die Frau Staatsräthin ſind oben in ihren Zimmern."

„Und will der Herr Jakob die Freundlichkeit haben, mich der Herrſchaft droben anzumelden?" ſagte die Gemüſehändlerin und machte den Verſuch, ihren breiten Kopf auf dem dicken Halſe nach dem alten Bedienten, der faſt hinter ihrem Rücken ſaß, herumzudrehen. Doch gelang ihr dies nur unvollkommen, vielmehr befiel ſie bei dieſer unnatürlichen Bewegung ein heftiger Huſten, den Jakob achtungsvoll für die alte Bekannte ruhig vorübergehen ließ und in dieſer Zwiſchenzeit aus ſeiner ſilbernen Doſe abermals eine Priſe nahm.

„Ah, geh Sie nur hinauf," meinte freundlich und ſehr herablaſſend die Köchin, „die Frau Staatsräthin wird ſich ein Vergnügen daraus machen, Sie einen Augenblick zu ſehen."

„Wer weiß?" ſagte pfiffig lächelnd die dicke Frau und erhob ſich mühſam von ihrem breiten Stuhle.

Jakob ging ihr voraus, und Beide ſtiegen die Treppen des ſtillen Hauſes hinauf.

Drunten in der Küche huſtete der alte Kutſcher, pickte die Schwarzwälderuhr und klopfte die Köchin ihr Fleiſch. Das hörte man noch auf der Treppe, die in den erſten Stock führte; war man aber dort oben angekommen, ſo vernahm man von allem

dem nichts mehr, und eine tiefe Ruhe und Einſamkeit lag auf dem weitläufigen Gebäude.

Auf dem kleinen, heimlichen Ruheplatz in der Fenſtervertiefung, von der wir oben ſprachen, ſaß die alte Staatsräthin in ihrem weichen Fauteuil, und eine Zeitung, in der ſie vorhin geleſen, war mit der rechten Hand, welche ſie bis jetzt gehalten, in ihren Schooß geſunken und von da herab unbeachtet auf den Boden gefallen, indem die Morgenlektüre der alten Dame wahrſcheinlich durch andere Sachen, die ihren Geiſt beſchäftigten, unterbrochen worden war. Sie lehnte ſich in ihren Fauteuil zurück und ſchaute unverwandten Blickes durch das Fenſter auf die Straßen der Stadt und die im Sonnenſchein funkelnde und lachende Gegend, die ſich hinter dem Häuſermeer vor ihren Blicken ausbreitete. Sie trug ein ſchwarzes, ſeidenes Kleid, eine leichte Mantille von demſelben Stoff und derſelben Farbe, um den Hals ſchlang ſich ein kleiner, weißer Kragen, und ihr feines, bleiches Geſicht ſtach kaum von dem weißen Stoffe ab. Ihr Haar war ergraut und bedeckt mit einem Netz aus dunkelblauen Seidenfäden, das unter dem Kinne zugebunden war.

Die Staatsräthin, welche früher ſehr ſchön geweſen war, erſchien heute noch als eine ſtattliche, gut ausſehende Frau. Ihr Körper, voll und rund, ſah nur faſt zu kräftig aus für die bleichen, krankhaften Züge ihres Geſichts, für den leidenden, ſchmerzlichen Ausdruck in demſelben. Doch war dieſer kränkliche Ausdruck nicht Theilnahme erweckend: man fühlte ſich von dieſem Geſichte nicht angezogen. In den hellen, klaren Augen und um den kleinen, meiſtens feſt verſchloſſenen Mund lag ein unbeſchreiblicher Zug von Feſtigkeit, ja Härte, der aber vollkommen zu der Redeweiſe der alten Dame paßte. Wir haben früher ſchon geſagt, daß die Staatsräthin in einem Alter von ſtark fünfzig Jahren war. Oftmals ſah ſie dafür ſehr gut aus, ja man hätte ſie für weit jünger halten

können; ein anderes Mal dagegen erſchien ſie wie eine vollkommen alte, ſtumpfe, abgelebte Frau.

Madame Schoppelmann war durch Jakob, den Bedienten, gemeldet worden und ſtand ehrerbietig an der Thüre des Zimmers. Eine Handbewegung der Staatsräthin lud ſie ein, näher zu treten. Die Gemüſehändlerin trat darauf hin an die Fenſterniſche und überreichte der alten Dame das Körbchen mit den ſchönen Erdbeeren.

„Ich danke ſehr," ſagte dieſe, „daß Sie ſich meiner erinnert; dieſe Erdbeeren ſind in der That von einer ſeltenen und ausgezeichneten Schönheit."

„Ja, es ſind ausgeſuchte," entgegnete die Gemüſehändlerin; „ich habe mir gedacht, wenn ich einmal etwas ſelbſt zu Ihnen bringe, ſo muß es ſchon was Rechtes ſein."

Die alte Dame nickte ernſt aber wohlwollend mit dem Kopfe.

„Es macht mir in der That ein großes Vergnügen," fuhr Madame Schoppelmann fort, „wenn ich der Frau Staatsräthin mit etwas aufwarten kann, was Ihnen angenehm iſt. Es iſt freilich nur eine Kleinigkeit, aber ich habe ſonſt nichts gewußt; Blumen lieben die gnädige Frau nicht beſonders, ſonſt hätte ich mir ſchon erlaubt, ein ſchönes Bouquet zu bringen."

„Ich danke recht ſehr!" antwortete die alte Dame und verſuchte eine der Erdbeeren.

„Nun, es iſt mir ganz recht," ſagte die Gemüſehändlerin, „daß ich Euer Gnaden wieder einmal ſehe und in ſo gutem Wohlſein; mir ſcheint doch, die Frau Staatsräthin befindet ſich gegenwärtig recht wohl."

„Es geht ſo, meine gute Frau, ich kann nicht klagen."

„Ei, was das Klagen anbelangt," fuhr lächelnd die dicke Frau fort, „ſo glaube ich das recht gern; das Klagen kommt uns zu, gnädige Frau, Leute wie ich, die den ganzen Tag feſt hin ſtehen und arbeiten müſſen, von Morgens bis in die Nacht hinein immer

zu thun, immer Geſchäfte haben, Angenehmes und Unangenehmes, wie es gerade fällt. Aber man thut's ja gern, ſo lange man weiß, wofür man arbeitet, und wenn man ſieht, daß Segen dabei heraus kommt."

„Ja, ja, es iſt ſo," ſagte ernſt die Staatsräthin. „Das Klagen nützt nicht viel."

„Nein, das Klagen nützt in der That nicht viel," wiederholte Madame Schoppelmann. „Euer Gnaden haben da einen ganz richtigen Grundſatz. Ich klage auch eigentlich nie, Gott ſoll mich bewahren! und ich wollte auch gar nichts klagen, nur ſo ein paar Worte ſprechen, wenn es die Frau Staatsräthin nicht ungnädig aufnehmen wollten."

„Mit mir wollten Sie ſprechen?" fragte ruhig die Staatsräthin. „Wenn ich Ihnen vielleicht mit etwas dienen kann, das in meiner Macht ſteht, ſo ſoll es gern geſchehen."

Madame Schoppelmann war mit der feſten Abſicht in das Haus gekommen, etwas von ſehr delicater Natur mit der Staatsräthin zu ſprechen. Sie, die um eine ganze Legion paſſender oder unpaſſender Worte, wie es gerade kam, nicht verlegen war, hatte es ſich außerordentlich leicht vorgeſtellt, mit der alten Staatsräthin, der Mutter jenes Herrn Eugen, eine gewiſſe Sache ganz ruhig zu beſprechen. Sie war in dem beſten Glauben geweſen, daß die alte Dame es ihr ſehr Dank wiſſen müſſe, wenn ſie ihr über jenes Verhältniß einmal mit voller Wahrheit die Augen öffne. Freilich wußte ſie ganz genau, wie geſpannt Mutter und Sohn zuſammen ſtanden, daß letzterer nicht im elterlichen Hauſe wohne, daß er vollkommen als ſein eigener Herr lebe und ſich vielleicht gar nicht einmal nach mütterlichen Ermahnungen ſehne, noch viel weniger aber Luſt haben würde, dieſelben irgendwie zu befolgen. Das wußte ſie, wie geſagt, ganz genau; doch ſeit ſie dieſen Morgen von Hauſe fortgegangen war, hatte ſie auf dem Markte noch Einiges erfahren, was ſie in dem Vorſatze beſtärkte, mit der Staatsräthin ein ernſt-

liches Wort zu ſprechen. Ihr Sohn, der Fuhrmann, hatte theilweiſe Recht gehabt mit ſeiner Anklage gegen die Schweſter, und wenn die Mutter auch von ihrer Tochter überzeugt war, dieſe würde ſich nie etwas Unrechtes zu Schulden kommen laſſen, ſo ſprach man doch auf dem Markte und in der Stadt davon, die ſchöne Katharina habe wirklich ein genaues Verhältniß mit dem Sohne der Staatsräthin Stillfried.

Daß aber die Leute hierüber die Achſeln zuckten und lachten, das wußte die Mutter nicht; denn ihre Bekannten hatten ihr geſagt: „Die Katharine weiß ſchon, was ſie treibt; er iſt ein lediger reicher, unabhängiger Menſch, und wenn er das Mädchen abſolut, heirathen will, ſo könnt Ihr wohl nichts dagegen haben.“ Dies war nur ein Grund weiter, weßhalb Madame Schoppelmann es für ihre Pflicht hielt, mit der Staatsräthin ein Wort über dieſe Geſchichte zu ſprechen.

Doch ſtand ſie lange vor der alten Dame, ohne den Anfang zu dieſem Worte finden zu können. Madame Schoppelmann kam ſelten oder nie in Verlegenheit: hier aber befand ſie ſich in einer ſehr großen. Sie hatte ſchon das Geſpräch mit der Staatsräthin auf ungebührliche Weiſe in die Länge gezogen, hatte ſich mehrere Male über das gute Ausſehen derſelben gefreut, hatte die allerliebſten Wachtelhunde gelobt, die knurrend und augenſcheinlich mit böſen Abſichten ihre dicken Beine umkreiſten, hatte ſogar von ihrer Tochter Katharina angefangen, ohne Sinn und Verſtand und ohne weiter fortfahren zu können; denn die Staatsräthin gab auf Alles, wenn gleich keine unfreundlichen, doch ziemlich kurze Antworten.

Ihr letzter Nothanker in dieſer Verlegenheit war unter vielen Miniaturbildern, die in der Fenſtervertiefung hingen, das Portrait eines kleinen blondgelockten Kindes, das mit ſeinen klaren blauen Augen die Betrachtenden ſo freundlich anblickte.

„Ach,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, und nachdem ſie das Bild-

chen längere Zeit aufmerksam angesehen, „das ist der kleine Herr Eugen; wie das vor langen Jahren ähnlich war! ich erinnere mich dessen noch ganz genau."

Die Staatsräthin preßte ihre Lippen fester auf einander, maß die Frau mit einem sonderbaren Blick, ohne jedoch eine Sylbe zu antworten.

„Ja, ja, das ist der Eugen," fuhr die Gemüsehändlerin mit lauterer Stimme fort, wie um sich selbst Muth zu machen, „das kann gar nicht fehlen. Ach, ich habe ihn so gut gekannt — wie viel Aepfel hat mir der kleine Schelm hier und auf dem Markt abgelockt. Und was ist der seit jener Zeit groß und hübsch geworden! Nicht wahr, gnädige Frau?"

„Wahrscheinlich," sagte finster die alte Dame. „In zwanzig Jahren kann man was erleben."

Diese Worte sollten Gleichgültigkeit ausdrücken, aber sie klangen wie der bitterste Hohn.

Jetzt oder nie! dachte Madame Schoppelmann; einmal muß ich doch sprechen, und wenn sie es auch nicht gern hört, was ich ganz deutlich bemerke, so muß die Sache doch heraus. — „Ja, ja, gnädige Frau," fuhr sie fort, „über den Herrn Eugen hätte ich ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen. Nicht über den kleinen Eugen dort, sondern über den jetzigen, groß gewordenen."

„Damit kann Sie mich verschonen!" sagte sehr ernst die Staatsräthin.

„Ja, was das Verschonen anbelangt," entgegnete die dicke Frau, „das wäre mir auch schon recht; ich wäre auch gern mit Manchem verschont, und muß doch als Mutter Vieles anhören, was mir gerade nicht angenehm ist."

„Aber ich sehe nicht ein, weßhalb ich Sachen anhören soll, die mir unangenehm sind!" antwortete die Staatsräthin und sah die Gemüsehändlerin bei diesen Worten mit einem festen und ziemlich unfreundlichen Blicke an. „Laß' Sie das gut sein, Frau

Schoppelmann!“ fuhr ſie nach einer Pauſe mit minderer Strenge fort, „wenn ich Ihr, wie geſagt, ſonſt wo dienen kann, ſo bin ich für eine langjährige Bekannte gern zu Befehl; aber was den Herrn Eugen Stillfried anbelangt . . .“

„Ihren Sohn, Ihren einzigen Sohn . . .“

Die Staatsräthin zuckte mit den Achſeln und zog dabei den Mund in die Höhe als wollte ſie ſagen: Wie zudringlich doch dieſe gemeinen Leute ſind! Dann entgegnete ſie nach einer Pauſe mit kalter, ganz ſtrenger Stimme: „Sie, meine gute Frau, geht hier in dieſem Hauſe ſeit ſo vielen Jahren aus und ein, daß ich wohl vorausſetzen kann, Sie ſei mit den . . . eigenthümlichen Verhältniſſen deſſelben vollkommen bekannt. Da dieſes der Fall iſt und ich auch nicht glauben kann, daß Sie mir abſichtlich eine unangenehme Stunde bereiten will, ſo bitte ich recht ſehr: laſſen wir dieſes Geſpräch fallen!“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ antwortete nach einer kleinen Pauſe der Ueberraſchung die Gemüſehändlerin, „verzeihen Sie recht ſehr und erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß es freilich ſehr angenehm iſt, unangenehme Dinge nicht hören zu müſſen. Das geht mir in meinem Stande — verzeihen Sie, gnädige Frau — wahrhaftig gerade ſo. Aber das läßt ſich nicht immer machen, und ich bitte um Entſchuldigung, aber ich bin nun einmal hierher gekommen, um der Frau Staatsräthin etwas mitzutheilen, der Frau Staatsräthin als Mutter ihres Sohnes nämlich, was mir, als Mutter meiner Tochter, ſchwer auf dem Herzen liegt.“

Die alte Dame hatte, nachdem ſie eben geſprochen, ihren Kopf gleichgültig abgewandt und blickte eifrig und, wie es ſchien, ganz theilnahmlos zum Fenſter hinaus. Doch hätte ein ſehr aufmerkſamer Beobachter wohl gewahren können, daß bei dem letzten Worte der Gemüſehändlerin ihre Augenwimpern ein ganz klein wenig zuckten.

„Ja wohl,“ fuhr Madame Schoppelmann fort, nachdem ſie

Athem geschöpft, „als Mutter meiner Tochter, und wenn ich auch ganz genau weiß, daß die Frau Staatsräthin mit Ihrem Herrn Sohn in einem Verhältniß stehen, wie ich als eine gewöhnliche Bürgersfrau mit meinem ganz schlichten Verstand nicht gut begreifen kann, so bleibt es doch einmal Ihr Sohn, das können Sie mir nicht abstreiten, gerade so, als wie die Katharine meine Tochter bleibt."

„Aber was geht mich Ihre Tochter an?" sagte nach einer Pause die alte Dame, wie es schien, ziemlich ärgerlich und ungeduldig. Doch las man hiervon nichts auf ihrem unbeweglichen Gesichte; nur der Ton ihrer Stimme erschien einigermaßen gereizt.

„Was meine Tochter Sie angeht?" versetzte die Gemüsehändlerin, und ihre Stimme erhob sich ein wenig; auch zuckte sie mit ihren beiden Armen, und ihre dicken Fäuste, die des Herabhangens schon lange müde sein mochten, schienen sich nach dem gewöhnlichen Stützpunkte, ihrer Hüfte, zu sehnen. Doch unterließ die Frau auf den Augenblick noch eine solche respektwidrige Haltung. „Was meine Tochter Sie angeht?" wiederholte sie: „ei, gerade so viel und so wenig, wie mich Ihr Sohn."

„Nun, wenn Sie das einsieht, liebe Frau," entgegnete die Staatsräthin mit erzwungenem Lächeln, „so können wir dieses Gespräch auf jeden Fall abbrechen; denn mir ist es vollkommen gleichgültig, was Ihre Mamsell Tochter macht, und ebenso wenig ist es mir interessant, etwas Näheres über den Herrn Eugen Stillfried zu vernehmen."

Jetzt begann die Geduld und Ruhe der Gemüsehändlerin auf die Neige zu gehen. „Erlauben Sie mir," antwortete sie, und ihre Stimme fing an laut und schneidend zu werden, erlauben Sie mir, Frau Staatsräthin, ich verlange wahrhaftig nicht nach der Ehre, daß Euer Gnaden sich für die Jungfer Katharine Schoppelmann interessiren sollen, aber es ist denn doch in diesem Punkte ein großer Unterschied zwischen mir und Ihnen. Sie bekümmern

ſich nicht um das Treiben Ihres Herrn Sohnes, weil Sie nichts davon hören und wiſſen wollen. Ich aber muß mich darum bekümmern, da dieſes Treiben mich oder vielmehr meine Tochter etwas genauer angeht. Genug" — hier hatte Ihre Stimme die gehörige Stärke erlangt, und ihr rothliches Geſicht begann einen bläulichen Schimmer anzunehmen — „genug, Ihr Sohn, der Herr Eugen Stillfried, lauft meiner Tochter Katharine auf allen Wegen und Stegen nach, was ich nicht leiden will, und ich habe es einmal für meine Schuldigkeit gehalten, Sie davon in Kenntniß zu ſetzen. Er iſt und bleibt doch einmal Ihr Herr Sohn, und Sie ſo wenig wie . . . andere Leute ſind im Stande, dies abzuläugnen."

„Ei, Frau Schoppelmann," ſagte die alte Dame mit der vollkommenſten, wieder erlangten Ruhe, „Sie ereifert ſich zu ſehr."

„Da muß man ſich ereifern!" fuhr die dicke Frau fort. „Zum Teufel! gnädige Frau, nehmen Sie mir es nicht übel, aber Sie behandeln mich in einer ſo wichtigen Sache als ſei ich eine Bettlerin und wolle einen Kreuzer geſchenkt haben. Das iſt aber durchaus nicht der Fall und ich bin nur gekommen, Ihre Anſicht zu vernehmen."

„Ich glaube Ihr ſchon geſagt zu haben, daß ich über den Herrn Eugen Stillfried durchaus keine Anſichten mehr habe."

„Aber über Ihren Sohn, Madame!"

„Ich habe keinen."

„Aber über jenen jungen Herrn, der Ihren Namen trägt."

„Man hat hier in der Stadt ſchon lange gelernt, die Namen von den Perſonen zu trennen," ſagte die Staatsräthin im Tone tiefer Verachtung.

„Alſo etwas Anderes," entgegnete von dieſer Hartnäckigkeit beſtürzt und überraſcht die Gemüſehändlerin, „haben Sie mir nichts hierüber zu ſagen? So bin ich alſo ganz vergebens gekommen?"

„In dieſer Angelegenheit ja, meine beſte Frau," ſprach unbe-

ſelbſt hinab, ſorgfältig überwacht von den Maſchiniſten und Conducteuren, von denen ſich jeder bei ſeinem Poſten an Bremſe und Hemmmaſchine befindet. Auch iſt dieſe Vorſicht hier nicht unnöthig. Der Weg geht an einem felſigen Thalgeländer vorbei, und da oft große Steinmaſſen es gänzlich unmöglich gemacht haben, die Bahn gerade aus zu führen, ſo bildet ſie zuweilen ſtarke Krümmungen. Bei abſchüſſigen Stellen und ſtarken Biegungen hat man die inwendige Schiene einige Zoll tiefer gelegt, wodurch die Wagen etwas ſchief zu ſtehen kommen. Obendrein hat man auch noch zwiſchen den Geleiſen eine dritte höhere Schiene angelegt, und durch dieſe Vorſichtsmaßregel iſt an ſolchen gefährlichen Stellen das Ausſpringen des Zuges gänzlich unmöglich gemacht.

Bald ſahen wir Verviers vor uns; eine ſehr gewerbfleißige Stadt, liegt ſie in einem ſchönen Thale, zwiſchen großen Gärten und Parkanlagen der reichen Fabrikherren verſteckt. Der Schienenweg läuft längs einem ziemlich lebhaften Theile Verviers vorbei, um auf die andere Seite zu dem Bahnhofe zu gelangen. Sie ſchneidet hier die ſchönſten Gartenanlagen zuweilen mitten entzwei, und die reichen Eigenthümer haben ihr Beſitzthum durch koloſſale Brücken, die ſie über die Bahn hinwegführten, nothdürftig wieder zuſammengeflickt. Hier in Verviers wird alles Paſſagiergut, das am Platze bleibt oder weiter ins Belgiſche geht, viſitirt, zu welchem Ende das ganze Gepäck in einen großen Saal geſchleppt wird, wo man es auf Tiſche legt, die dort im Quadrat aufgeſtellt ſind. Ich hätte mir dieſe Ceremonie noch gefallen laſſen, wenn man einzeln oder wagenweiſe dort hineingeführt worden wäre, aber wir mußten alle auf einmal in den Saal, wurden mit den freundlichſten Mienen und lieblichſten Worten angelockt, und kaum war man darin, ſo war man gefangen und wurde nicht wieder hinausgelaſſen.

Da unſer Convoi ſehr ſtark war, ſo herrſchte in dem Saale ein wahrhaft betäubendes Gewühl und Spectakel. Da wurde gedrängt, geſtoßen, gerufen, geweint, geflucht, gebeten, gelacht, Alles in mehren Sprachen, doch war deutſch und franzöſiſch vorherrſchend. Eine unglückliche, ſehr dicke und ältliche Dame arbeitete ſich wie raſend durch das Gedränge und ſuchte nach einer Haubenſchachtel, die ihr abhanden gekommen. Wo ſie ein Gepäckſtück erblickte, das mit dem verlorenen irgend eine Aehnlichkeit hatte, ſtürzte ſie furienartig darauf hin, und es begann dann nicht ſelten ein Kampf auf Leben und Tod. So mit der maulaufſperrenden engliſchen Familie. Die beiden jüngſten Sprößlinge derſelben waren vom Papa in eine Ecke poſtirt worden, wo ihr ganzes Gepäck beiſammen lag. Unglücklicher Weiſe hatte ſich die Haubenſchachtel der dicken Dame hinter zwei rieſigen Koffern der engliſchen

fangen und ruhig lächelnd die alte Dame. „Für dieſe wirklich vortrefflichen Erdbeeren ſage ich Ihr nochmals meinen herzlichſten Dank; ſie ſind außerordentlich gut.“ — Bei dieſen Worten nahm ſie eine aus dem Körbchen und verſpeiste ſie anſcheinend mit großem Appetit; doch zitterte ihre Hand.

Die Gemüſehändlerin überlief ein leichtes Fröſteln, und es begann ihr bei dieſer Frau unheimlich zu werden. Sie zuckte ihre Achſeln ſo ſehr wie möglich, zog ihr Umſchlagtuch feſt an ſich und ſagte: „Ich habe meine Schuldigkeit gethan, Frau Staatsräthin. Seien Sie verſichert, ich werde mich um meine Tochter bekümmern, und jetzt auch in gewiſſen Angelegenheiten auf's Sorgfältigſte um Ihren Herrn Sohn. Erſcheint mir die Sache unrichtig, ſo werde ich gegen zudringliche junge Leute, die den Verſuch machen, die Ruhe meines Hauſes zu ſtören, ſchon irgendwo Schutz und Hülfe finden. Geht aber die Sache auf anſtändigem und redlichem Wege zu — Sie werden mich verſtehen, Frau Staatsräthin?“

Dieſe Pauſe, welche die Gemüſehändlerin hier abſichtlich machte, benutzte ſie, um forſchend auf die alte Dame zu blicken, die aber ſo aufmerkſam zum Fenſter hinausſah und ſo theilnahmlos ſchien, als ſei außer ihr Niemand im Zimmer.

„Wenn alſo,“ fuhr Madame Schoppelmann mit lauter Stimme fort, „Herr Stillfried ſolide und redliche Abſichten auf meine Tochter hat, ſo ſehe ich in dieſem Falle nicht ein, weßhalb ich deren Glück im Wege ſtehen ſoll, und werde alsdann recht gern erlauben, daß der Herr Eugen Stillfried die Jungfer Katharine Schoppelmann zu ſeiner Frau nimmt. — Ich habe die Ehre, mich der Frau Staatsräthin beſtens zu empfehlen.“

Damit ging die dicke Frau, jetzt ihres Theils außerordentlich ſtolz und hochmüthig, zur Thüre hinaus. Kaum aber waren ihre Tritte auf der Treppe verklungen, ſo ſprang die Staatsräthin heftig von ihrem Fauteuil in die Höhe, ſtieß ihn mit dem Fuße zurück und eilte mit gefalteten Händen im großen Zimmer auf und

ab. Aus ihren Augen blitzte ein wildes Feuer, den Kopf hatte ſie ſtolz erhoben, doch bebten ihre Lippen. Bald wurde ihr Schritt minder haſtig, bald blieb ſie an dieſem Fenſter, bald an jenem einen Augenblick ſtehen; das Feuer ihrer Augen erloſch unter hervorbrechenden Thränen, ſie preßte die rechte Hand feſt auf ihr Herz und ſank endlich mit einem lauten Ach, das wie ein ſchneidender Wehruf klang, in ihren Fauteuil zurück. Das Körbchen mit den Erdbeeren war vom Tiſch auf den Boden gerollt, die Früchte lagen hie und da auf dem Fußboden und wurden von den kleinen Wachtelhunden aufs eifrigſte verzehrt.

Eine kleine halbe Stunde mochte die Staatsräthin, in tiefes Nachſinnen verſunken, in ihrem Fauteuil geruht haben, und während dieſer Zeit hatte ſie vollkommen das Ausſehen einer achtzigjährigen Frau; dann aber glätteten und veränderten ſich ihre Züge mit einer wunderbaren Schnelligkeit, ihre Lippen preßten ſich wieder feſt auf einander, das Auge wurde ruhig, klar und kalt wie früher, und ſie zog mit feſter Hand die Klingel, welche in das Bedientenzimmer führte.

Jakob erſchien unter der Thüre.

„Sagen Sie der Köchin," befahl die Staatsräthin mit ruhiger, ſanfter Stimme, „es ſei mein Wille, künftig nichts mehr von jener Frau, die eben hier war, zu kaufen. Ich will ſie nicht mehr in meinem Hauſe wiſſen; man ſoll einen andern Lieferanten anſchaffen."

„Die Frau Schoppelmann ſoll nichts mehr für die Küche beſorgen?" fragte der alte Bediente mit einem wahren Schrecken, worauf die Dame entgegnete: „So iſt es, Jakob, nicht das Geringſte mehr — ſagen Sie es der Köchin."

Jakob eilte die Treppen hinab, ſichtlich erregt von dem Befehle, den er ſoeben erhalten und den er drunten dem ſämmtlichen Dienſtperſonale wiederholte.

Die Köchin war außer ſich und wollte hinauf, um Gegen-

vorſtellungen zu machen. Doch Jakob, der das Geſicht der Staatsräthin ſchon länger als dreißig Jahre ſtudirt hatte, hielt ſie von dieſem fruchtloſen Verſuche ab. Ihm war es nicht entgangen, daß die Dame droben, trotz der Ruhe ihres Aeußern, ſich in einer großen Gemüthsbewegung befand. Er zuckte die Achſeln und bat die alte Martha, ruhig zu ſein — in dieſer Angelegenheit ſei wenigſtens für heute nichts zu ändern.

Da wurde abermals die Glocke an der Hausthüre gezogen, und Jakob, der ſehr ernſt geſtimmt war, öffnete ſogleich.

Fünftes Kapitel.

Worin des Helden dieſer Geſchichte ausführlicher Erwähnung geſchieht, wenn auch gerade auf keine ſchmeichelhafte Art.

Es trat ein langer, magerer Herr in den Hausflur; den Hut auf dem Kopfe, begrüßte er den alten Bedienten mit einem flüchtigen Kopfnicken. Jakob dankte ihm mit einer tiefen, ſtummen Verbeugung.

Der lange Herr warf einen flüchtigen Blick in die halbgeöffnete Küche und ſtieg ohne eine Frage langſam die Treppen hinauf. Jakob blieb unten zurück.

Dem Herrn mochte es von dem Gehen draußen in dem heißen Wetter warm geworden ſein; denn während er die Treppe hinauf ging, zog er ein weißes Sacktuch aus der Taſche und fächelte ſich damit Kühlung zu. Auch huſtete er nebenbei einigemal ziemlich laut, und als das Echo in dem großen, weiten Hauſe dieſes Geräuſch dumpf und ſeltſam tönend wiederholte, blickte er wie ärgerlich um ſich und beeilte ſeine Schritte, um in den erſten Stock zu gelangen. Hier blieb er einen Augenblick ſtehen, dann wandte er ſich nach

der Treppe zu, die in den zweiten Stock führte, zog aber den erhobenen Fuß von der erſten Stufe wieder zurück und blickte einen Augenblick forſchend in den langen Corridor, in welchem die weiten, unbewohnten Gemächer des erſten Stockes lagen. Er zog die Augenbrauen finſter zuſammen und ſah einige Sekunden unverwandt nach dem Ende dieſes Corridors; dort ſchien eine Thüre halb offen zu ſtehen, während alle anderen feſt verſchloſſen waren.

„Ich werde doch noch dieſen alten nichtsnützigen Bedienten nächſtens entlaſſen müſſen," ſagte der lange Herr. „Ich glaube, dieſer Hallunke arrangirt es immer ſo, um mir einen unangenehmen Augenblick zu machen. Ich kann es nun einmal nicht leiden, wenn jene Thüre offen ſteht!" — Nach dieſen Worten, die er finſter und halblaut vor ſich hingeſprochen, und ſich dann umſchaute, um ſich zu überzeugen, daß ihn Niemand gehört, ging er mit haſtigen Schritten den langen Corridor hinab bis an jene halb offen ſtehende Thüre, um ſie zu verſchließen. Doch ehe er dies that, konnte er ſich, obgleich mit ſichtbarem Widerwillen, nicht enthalten, für einen Augenblick in jenes Zimmer hinein zu blicken.

Es war ein großes Gemach, und da die Läden der Fenſter, welche verſchloſſen waren, nur ſpärliches Licht und gar keine Wärme einſtrömen ließen, ſo war es in demſelben ſehr kühl und ſo finſter, daß man die Gegenſtände, welche ſich darin befanden, kaum zu unterſcheiden vermochte. Es drang dem Eintretenden eine kalte, kellerartige Luft entgegen. Das Zimmer, hoch und gewölbt, war mit dunkelbraunen Tapeten verſehen, ein alter Teppich bedeckte den Boden, ſchwere Seidenvorhänge hingen von den Fenſtern herab, alte Stühle und einige Tiſche ſtanden an den Wänden, und zur linken Seite, neben der Thüre, bemerkte man ein großes und breites Bett, mit einem dunklen Ueberwurfe bedeckt, der auf allen vier Seiten bis auf den Boden herab hing. Wie alle lange Zeit ver-

ſchloſſenen Zimmer, in welchen man die Möbel altern, die Stoffe morſch werden ließ, hatte auch dieſes etwas Unheimliches. Wenn man die Thüre öffnete, ſo drang von dem helleren Corridor plötzlich Licht und Luft herein und kämpfte mit der Finſterniß, die ſich aber aus ihrem Beſitzthume nicht vollſtändig vertreiben ließ. In den Ecken blieben tiefe Schatten liegen, und dazu machte ſich der Luftzug, der zugleich mit herein drang, an die alten Fenſtervorhänge und bewegte die ſchweren Stoffe, daß ſie langſam und wie unmuthig über dieſe Störung hin und her wankten. Altmodiſche, goldene Rahmen funkelten plötzlich aus allen Ecken, und ein trüb angelaufenes Spiegelglas, das ſich neben dem Bette befand, erhellte ſich auf einmal und zeigte dem langen Herrn, der die Thürklinke feſt mit der Hand umſchloß, ſein Bild in ganzer Größe, und es war, als beuge ſich jenes Spiegelbild auf das Bett herab und ſchaue angelegentlich auf dieſes ſeit ſo langen Jahren verlaſſene Lager.

Dieſes Gemach aber, das der lange Herr nun eilfertig, und wie erſchreckt von ſeinem Bilde im Spiegel, hinter ſich zuzog, war vor ſo und ſo vielen Jahren das Schlafzimmer des ſeligen Staatsrathes geweſen.

Der Herr drehte den Schlüſſel zweimal im Schloſſe herum, ſchritt eilig durch den Corridor an die Treppe und ſtieg den zweiten Stock hinauf. Die Wachtelhunde der Staatsräthin bellten laut auf, als ſie ſeine ſchweren Schritte hörten, und erweckten dadurch ihre Herrin aus tiefem Nachſinnen, in das ſie abermals in ihrem Fauteuil am Fenſter verſunken war.

Der Juſtizrath, denn er war es, der nun in das Zimmer trat, legte ſeinen Hut auf ein Seitentiſchchen und ging an die Fenſtervertiefung, wo er der Dame die Hand reichte und ſich dann auf einen Stuhl ihr gegenüber niederließ.

Er mochte ungefähr ein Mann an die Fünfzig ſein, hatte, wie ſchon geſagt, eine lange etwas magere Geſtalt und ein durchaus

nicht unangenehmes Gesicht; ja, es lag darin etwas Gutmüthiges und zugleich Geistvolles. Wenigstens sprach hiefür die hohe, breite Stirn. Er hatte dunkle, etwas kleine Augen, die man übrigens selten zu sehen bekam, denn seine Augenlider hingen schwer darüber hin, und dies allein gab seinem Gesichte in Augenblicken, wo er ruhig saß und nachzudenken schien, was häufig vorkam, etwas Finsteres, Abstoßendes. Dann hatte er auch die Gewohnheit, seine Unterlippe zwischen die Zähne zu klemmen und den Mund zusammen zu ziehen. Wenn er aber seine Augen aufschlug und Jemand anschaute, und namentlich, wenn er sprach, so glätteten sich diese Züge seines Gesichtes vollkommen, um seine Mundwinkel spielte ein freundliches Lächeln; er hatte alsdann etwas Zuversichtliches, Imponirendes, und es war nicht leicht, ihm zu widersprechen. So war auch seine ganze Haltung: er trat fest und sicher auf, wie Jemand, der vollkommen mit sich darüber im Reinen ist, was er will, und der sich durch keine Einreden leicht wird beirren lassen. Dieses Gefühl von Sicherheit theilte sich auch seiner Umgebung mit und war ein gewaltiger Schutz für seine Partei, entmuthigte dagegen seine Feinde und Widersacher.

Der Justizrath war sorgfältig, fast elegant gekleidet. Er trug einen braunen Morgenfrack, an den Händen Glacéhandschuhe und um den Hals eine weiße Cravatte, welche bei allen Toiletten, die er machte, die gleiche war.

Die beiden kleinen Wachtelhunde hatten sich wieder an die Erdbeeren begeben, und mit den Früchten, welche sie nicht verzehrten, spielten sie im Zimmer umher. Der Justizrath erkundigte sich nach dem Befinden seiner Freundin, und dann sagte er lächelnd, indem er auf die hin und herjagenden Thiere wies: „Mir scheint, es ist heute der Geburtstag von Molly; denn Sie haben ihm da ein vortreffliches Frühstück vorsetzen lassen, Erdbeeren von dieser Größe und Schönheit; ich habe noch nie solche auf Ihrer Tafel gesehen. Ei,

ei, theure Sophie, Sie verwöhnen Ihre Lieblinge auf eine wirklich unverantwortliche Art!"

„Da haben Sie wahrhaftig Recht," verſetzte lächelnd die alte Dame; „aber ſie verdanken dieſes köſtliche Mahl nur dem Zufall. Ich verdiene Ihre Vorwürfe nicht, mein lieber Freund; ich hatte das Körbchen neben mir ſtehen, durch ein Ungefähr fiel es herunter, und nur dieſem verdanken die kleinen Schmarotzer die ſüßen Früchte."

Der Juſtizrath nahm einen Sonnenſchirm, der in der Ecke der Fenſtervertiefung lehnte, und verjagte die kleinen Hunde neckend von dem Körbchen, welches ſie mit ihren Pfoten bald hierhin, bald dorthin rollten. Dabei entfiel ihm der Schlüſſel, den er im unteren Stock abgezogen. Doch hob er ihn ſchnell wieder in die Höhe, ſtand auf und legte ihn auf ein entferntes Tiſchchen.

Die Staatsräthin ſah ihn fragend an.

„Ich fand ihn unten an der Treppe," ſagte er nach einer kleinen Pauſe mit großer Unbefangenheit; „wahrſcheinlich hat ihn Jakob dort liegen laſſen. Mir ſcheint, der alte Mann wird mit jedem Tage unzuverläßiger; ich glaube, man wird bald ernſtlich daran denken müſſen, ihn mit einer anſtändigen Penſion zu entfernen und in Ruheſtand zu verſetzen."

„Sie haben Recht, lieber Freund," antwortete die Dame; „aber ſind wir nicht die Diener unſerer Diener, wenigſtens ebenſo abhängig von ihnen, wie ſie von uns? — Sie wiſſen ganz genau, wie ſehr ich dieſes verſchloſſene Weſen des alten Jakob haſſe, wie feſt ich davon überzeugt bin, daß hier in dieſem Hauſe von uns nichts gethan, ja faſt nichts geſprochen wird, wovon er ſich nicht wenigſtens bemüht, Kenntniß zu erhalten. Aber was will ich machen? Die da drunten halten auf eine merkwürdige Art zuſammen, und wenn ich Eines von ihnen aus dem Hauſe entlaſſe, ſo kündigen mir Alle zuſammen ihre Dienſte auf und gehen davon."

„Einmal muß es am Ende doch geſchehen," ſagte beſtimmt

der Justizrath. „O, Sophie, wir haben doch lange genug diese Geschichten um uns geduldet, die Ihnen, sowie mir fast unerträglich waren."

„Das weiß Gott!" sprach die Staatsräthin seufzend. „Aber Sie wissen so gut, wie ich, lieber Freund, daß . . ."

„Sich Manches nicht ändern läßt," ergänzte der Justizrath achselzuckend. „Leider! — von etwas Anderem denn!"

„Ich bin in der That sehr erfreut," sagte nach einer längeren Pause die Dame, „daß Sie gekommen sind. Ich habe soeben eine sehr, sehr unangenehme Unterredung gehabt."

„Auch wieder mit Jemand aus Ihrer Dienerschaft?" fragte lächelnd der Justizrath.

„O nein!" antwortete die alte Dame; „Sie sehen diese Erdbeeren, die dort am Boden liegen. Sie wurden mir vor einer halben Stunde gebracht von jener Gemüsehändlerin, der Frau Schoppelmann, die Sie ja auch kennen."

„Natürlich," entgegnete der Justizrath. „Wer kennt sie nicht? — Und diese Frau hat Ihnen eine Scene gemacht?"

Die Staatsräthin nickte mit dem Kopfe und fuhr nach einer Pause fort: „Sie soll eine Tochter haben . . ."

„Eine schöne Tochter!" entgegnete der Justizrath und blickte sein Gegenüber erwartungsvoll an. Dabei hatte er das Sonnenschirmchen in beide Hände genommen und steckte den Knopf desselben zwischen seine Zähne. „Eine schöne Tochter!" wiederholte er, „das weiß die ganze Stadt."

„Und ich," sagte die Staatsräthin mit einem heftigen Tone, „habe einen Sohn, und das weiß ebenfalls die ganze Stadt."

„Ah so!" meinte der Justizrath.

„Dieses Weib nun dringt unter dem Vorwande, mir jene Erdbeeren zu überreichen, bei mir ein und erzählt mir eine Geschichte des Herrn Eugen, wie ich sie leider Gottes schon zu Hunderten vernommen."

„Er macht der schönen Katharine auffallend die Cour; ja, ja, ich habe das auch schon gehört."

„Und davon sagten Sie mir nie ein Wort!"

„Weil ich es erstens für zu unbedeutend hielt, und weil es mich zweitens schmerzt, wenn ich einmal genöthigt bin, Ihnen dergleichen mitzutheilen."

„Und was ist denn eigentlich an dieser Geschichte?" fragte die Staatsrätbin und sah ihren Freund aufmerksam an.

Dieser zog die Schultern in die Höhe, drehte das Sonnenschirmchen zwischen seinen Händen und sagte: „So und so! Ich weiß selbst nicht recht, was ich davon halten soll. Es ist keine Frage, daß das Mädchen sehr schön ist und daß sie bis jetzt den vielen Anträgen, die man ihr gemacht, siegreich und tugendhaft widerstanden; ebenso wahr ist aber auch, daß sie sich seit einiger Zeit in ein Verhältniß mit Monsieur Eugen eingelassen. Ich glaube, in ein inniges Verhältniß!" — Dabei lächelte er vor sich hin, wie Jemand, der einer nicht unangenehmen Sache gewiß ist.

Die alte Dame wischte sich mit ihrem Taschentuche die Stirn ab und entgegnete nach einer Pause, während welcher sie über etwas nachgedacht: „Und dieses innige Verhältniß, das wird wohl enden, wie manche frühere derartige?"

„Ich glaube nicht so," antwortete ruhig der Justizrath. „Diese Scheppelmann's sind eine entschlossene Familie; namentlich hat das Mädchen zwei Brüder, welche zu den verwegensten Gesellen der Stadt gehören. Beide sind schon ein paar Mal hart an meinem Stuhle vorbeigestreift, und wenn ich sie einmal in meine Hände bekomme, so werde ich mich veranlaßt sehen, sie lange festzuhalten. Diese Beiden nun möchten gesonnen sein, dem Monsieur Eugen übel mitzuspielen, wenn er die Idee haben sollte, mit dem Mädchen eine ganz gewöhnliche Liebesgeschichte aufzuführen; und das wäre auch am Ende so übel nicht, wenn er einmal eine ganz tüchtige Lektion erhielte."

Die Staatsräthin sah ängstlich und fragend in das Gesicht ihres Freundes.

„Natürlich," fuhr dieser fort, „dürfte ihm kein Leids geschehen; nur ist es meine Ansicht, es könnte von guten Folgen sein, wenn sich der junge Herr bei einer solchen Veranlassung ebenfalls zu unüberlegten Handlungen gegen jene beiden Kerle hinreißen ließe. So was läßt sich leicht arrangiren; er fällt dann ebenfalls in meine Hände, man nimmt ihn für eine kurze Zeit bei Seite, wir sind bei der Voruntersuchung berechtigt, unter Umständen seine Zimmer, seine Papiere zu durchsuchen, und bei dieser Gelegenheit, theuerste Sophie" — der Justizrath war hier sehr ernst geworden — „wäre es uns vielleicht möglich, etwas zu finden, was in unsere Hände zu bekommen mein sehnlichster Wunsch ist — etwas, das uns kostbarer ist, als Hunderttausende, etwas, das ich oft vor mir sehe; wachend und träumend, das mir den Schlaf raubt, indem es vor mich hingaukelt, und das mir jedes Mal verschwindet, so oft ich die zitternde Hand darnach ausstrecke!"

Der Justizrath hatte diese Worte mit sichtbarer Aufregung gesprochen; seine Hand, die er beschwörend von sich abstreckte, zitterte wirklich, seine Augen schossen Blitze unter den herabhangenden Wimpern und sein Gesicht war von einer flammenden Röthe übergossen. Doch das dauerte nur einen Augenblick; nur eine Sekunde war dieser harte, scheinbar so ruhige Charakter aus dem Gleichgewicht gekommen. Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht und ebnete hiedurch seine Züge wieder vollkommen; ja er lächelte sogar anmuthig und liebenswürdig, als er darauf sagte: „Wenn aber auch dies wieder fehl schlägt, so haben wir zweierlei verloren: neben jenem Etwas den guten Klang des Namens Stillfried für ewige Zeiten."

„Ich verstehe Sie nicht ganz," sprach die alte Dame mit dumpfer Stimme und fuhr aus einem tiefen Hinbrüten auf.

„Nichts klarer als das," versetzte der Justizrath; „wenn er das

Familie verkrochen. Aber was bleibt dem ängſtlich ſuchenden Blick einer Mutter verborgen? Bald hatte ſie ihren verlorenen Liebling entdeckt, und die beiden jungen Engländer bei Seite ſchiebend, wollte ſie ſich ihrer Schachtel bemächtigen. Doch Albions Jugend wich nicht vom Platze, und der Aeltere behauptete: dies Stück gehöre ſeinem Papa. Unglückliche alte Dame! Vergebens war ihr Bemühen, zu der Schachtel zu dringen; die beiden rieſigen Koffer dienten den Inſulanern als Bollwerk, und ſie gaben die Schachtel nicht heraus, denn ſie behaupteten, es ſei ein Stiefelkoffer der Mama. Anfänglich erſtarrte die dicke Dame bei dieſer frevelhaften Aeußerung, und die Arme ſanken ihr matt herab. Dann aber machte ſie mit verdoppelter Wuth einen neuen Angriff, wälzte ſich über einen der Koffer hin, riß mit unglaublicher Geſchwindigkeit von der Schachtel den Deckel ab und zog eine ungeheure Haube hervor mit handbreiten Kanten und feuerrothem Bande, und darauf begann ſie dies Beweisſtück den jungen Engländern ſo kräftig wie möglich um die Köpfe zu ſchlagen. Dieſe ließen überraſcht ihre Unterlippen noch weiter herabhangen als ſonſt, und die dicke Frau entfernte ſich triumphirend mit ihrem wieder eroberten Schatz. Man muß aber ja nicht glauben, daß dieſe Scene große Aufmerkſamkeit erregt hätte. Es wurden deren an allen Ecken des Saales mehr oder minder ſtarke geſpielt. „Nehmen Sie Sich nur in Acht,“ ſchrie eine Stimme, „Sie werfen mir ja Ihren Koffer auf meinen Nachtſack!“ — „Hören Sie, mein Herr,“ ſchrie eine andere, „ich finde es durchaus nicht gentil, ſich ſo vorzudrängen.“ — „Herr Controleur, ich bitte Sie, einen Augenblick.“ — „Mir fehlt mein Nachtſack!“ jammerte ein Anderer dazwiſchen. — „O, er wird ſich finden!“ — „Ich verſichere Sie, nein, er fehlt, er iſt grün, roth und weiß, mit einem meſſingenen Schloß. Ich kenne ihn unter Tauſenden heraus.“ So ging es in dem Saale fort. Das war ein entſetzliches Durcheinander von Effecten, Menſchen und Stimmen. Dazwiſchen raſſelten die Schlüſſel und dröhnten die ſchweren Koffer, wenn ſie mit voller Kraft zugeſchlagen wurden. Damen öffneten ihre Riechfläſchchen, und auf allen Geſichtern malte ſich eine gewiſſe Angſt; kam es von der ſtürmiſchen Menſchenmenge her, oder erblaßte manch hübſches Geſicht, wenn es ſah, mit welcher Fertigkeit die Beamten ein verborgenes Fach im Koffer aufzufinden wußten?

Ich ſtand in einer Ecke an der Thür und beſchützte meine kleine Wienerin aus allen Kräften gegen die ſtoßende und herandrängende Volksmenge. Ich deckte ſie ſo viel wie möglich mit meinem Körper und brauchte meine Ellbogen auf das Kräftigſte, um einiger Maßen Platz zu machen. Doch vergebens. Unſer Platz an der Thür war einer von den ſchlechteſten. Der Herr Gemahl hatte ſich entfernt, um nach ſeinen Koffern zu ſehen, und wenn wir auch vor wenigen Augen-

Mädchen nun wirklich auf ehrliche Weise liebt und sie zu seiner Frau machen will, wer kann ihn daran hindern? Dann adieu Hausdurchsuchung, dann gratulire ich zur Schwiegertochter!"

„Aber das wäre empörend!" fuhr die Dame auf. „Eines so schlimm wie das Andere, und Beides zusammen . . . o mein Gott!"

„Ich glaube nicht, daß Eines so schlimm ist wie das Andere, theure Sophie," entgegnete der Justizrath. „Wenn wir jenes Etwas bekommen könnten, so glaube ich, wäre es sehr gleichgültig, wen, verzeihen Sie mir, jener junge Taugenichts eigentlich heirathet. — Aber dieser langersehnte Schatz rückt immer weiter hinaus. Noch weiß ich freilich, wo er sich befindet, aber wie lange werde ich hievon Kenntniß haben? Und dann, wenn Eugen später heirathen will, wird er Sie unter den obwaltenden Verhältnissen je um Ihre Einwilligung fragen? Gewiß nicht!"

„Aber eine solche Schwiegertochter!" sagte die Staatsräthin mit schmerzlicher Stimme und schüttelte den Kopf. „Eine solche Frau meinem einzigen Sohne? das wäre entsetzlich!"

„Beruhigen Sie sich, Sophie, so weit wirds vielleicht gar nicht kommen. Vorderhand weiß ich noch nicht einmal, welche Absichten er mit dem Mädchen hat. Will er heirathen, so muß man ihn daran hindern, man muß die Sache so zu drehen und zu wenden wissen, daß ihm jenes Mädchen zu einem kurzen Zeitvertreib dient. Dann muß man hievon die Mutter oder die Brüder in Kenntniß setzen, und dann geht die Geschichte ihren Lauf. Dies zu arrangiren, sei alles meine Sorge. Es müßte doch sonderbar zugehen, wenn wir nicht einmal im Stande wären, das durchzuführen. — Es ist schon sehr wichtig, daß ich von allen seinen Schritten und Tritten die genaueste Kenntniß habe."

„Durch Joseph, seinen Bedienten?"

„Allerdings!" entgegnete der Justizrath; „ich hätte keinen passenderen Menschen hierzu finden können, als ihn. Den habe ich in

meiner Hand; was hätte mir jeder andere Bursche, der mir auch noch so ergeben gewesen, genützt? — Monsieur Eugen mit seiner leichtsinnigen Wirthschaft, mit seinem Geldhinauswerfen an Freunde und Bediente hätte mir ihn doch bald verdorben. Aber dieser Joseph muß mir treu bleiben, denn, das habe ich ihm auch angekündigt, bei dem geringsten Seitensprung, den er macht — fort mit ihm in's Zuchthaus!"

„Und bringt er öfters Rapporte?" fragte die Dame mit anscheinender Gleichgültigkeit.

„O ja," entgegnete der Justizrath, „alle Wochen ein paar Mal."

„Und das Leben, das sie führen, ist immer das gleiche?"

„Es ändert sich nur in so fern, als wöchentlich eine neue Thorheit projektirt und ausgeführt wird."

„Und die Gesundheit meines . . . des . . . Eugen Stillfried? Wie hält er dieses wilde Leben aus?"

„Ganz vortrefflich!" entgegnete achselzuckend der Justizrath; „ich begreife das nicht. Er hat eine merkwürdige Konstitution."

„Und ist jener Andere, sein Freund, immer noch bei ihm?" forschte die alte Dame weiter, „sein lustiger Rath, wie er ihn nennt, jener mißvergnügte, kopfhängerische Schulmeister?"

„Leider, leider!" seufzte der Justizrath, „das Bündniß hat der Teufel geschlossen, und so viele Mühe ich mir auch schon und namentlich durch Joseph gegeben habe, die Beiden aus einander zu bringen, es ist rein unmöglich."

Die Staatsräthin sah ihren Freund fragend und aufmerksam an.

„Die herrlichsten Thorheiten des Monsieur Eugen," fuhr der Justizrath fort, „die schönsten dummen Streiche, die zu den schlimmsten ausfallen könnten, weiß der Andere in ihrem vollen Laufe aufzuhalten und ihnen durch irgend ein Manöver die Spitze abzubrechen. Man sieht nie Einen ohne den Anderen, und wenn es

auch Monsieur Eugen, wie gesagt, absichtlich darauf anzulegen scheint, seinen Namen und seine Gesundheit auf ewige Zeiten zu ruiniren, so springt der Andere dazwischen und bringt Alles, so viel es thunlich ist, wieder ins Geleise. O, es ist das eine heillose Wirthschaft!"

Das Auge der alten Dame glänzte sonderbar, doch wandte sie ihren Kopf dem Fenster zu. Dann sagte sie, ohne den Justizrath anzusehen: „Also könnte man ihn den Schutzgeist jenes verlorenen jungen Menschen nennen?"

„Allerdings!" entgegnete ärgerlich der Justizrath und blickte forschend auf seine Freundin; „wenn bei einer solchen Wirthschaft ein Schutzgeist überhaupt denkbar wäre."

„Gott sei Dank!" lispelte die alte Dame, aber so leise in sich hinein, daß der Andere nichts als einen schwachen Seufzer vernahm. Er setzte das Sonnenschirmchen, mit dem er bis jetzt gespielt, in die Ecke der Fenstervertiefung, ging ein paar Mal in dem Zimmer auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt, dann trat er wieder an den Fauteuil der Staatsräthin und streckte die Hand aus nach einem kleinen Kästchen von Ebenholz, das vor ihr auf dem Tische stand.

Bei dieser Bewegung aber legte die Dame mit einem schmerzlichen Lächeln die Hand auf jenes Kästchen und sah ihn dabei so sonderbar an, als wolle sie ihn bitten, dasselbe jetzt nicht zu berühren. Der Justizrath blickte sie jedoch so befremdet, ja vorwurfsvoll an, daß sie ihre Hand mit einem Seufzer zurückzog und ihn das Kästchen ergreifen ließ, das er vom Tische nahm und in die Höhe hob. Er drückte an einer Feder, der Deckel sprang auf und zeigte das Bild eines jungen Mädchens von vielleicht fünfzehn Jahren, das ihn jetzt so zufrieden, heiter und glücklich aus den klaren Augen anschaute, als sei es froh, daß man endlich einmal wieder sein schwarzes Gefängniß geöffnet.

Der Mann mit dem strengen Gesicht blickte lange und schweigend

dieses Bild an, und über die harten Linien seiner Züge floß eine unendliche Weichheit. Nach einigen Augenblicken setzte er das geöffnete Kästchen vor die Staatsräthin nieder, diese aber drückte mit abgewandtem Gesicht den Deckel wieder darauf.

Der Justizrath schritt abermals, in tiefe Gedanken versunken, in dem Zimmer auf und ab. „Und dieses arme unglückliche Kind," sagte er nach einer längeren Pause, „so gut, so unschuldig, leidet wohl unter diesen entsetzlichen Verhältnissen am meisten."

„Und wir nicht, Ferdinand?" fragte die Dame mit weicher Stimme.

„Unsere Herzen schlagen ruhiger, Sophie. Wir haben ein langes Leben durchgekämpft in bitterer Qual, ja in tiefer Verzweiflung, und das liegt jetzt hinter uns. Wir haben nicht errungen, was wir gehofft, was wir gewünscht, wir sind nie zu einem glückseligen Ziele gelangt . . . Ist es aber nicht erschrecklich, daß uns aus all' dem, was wir in finsterer Nacht gesät und worauf wir Tausende blutiger Thränen geweint, nicht die geringste Frucht erblüht? o ja, was noch schlimmer ist, daß diese Frucht jene liebe Blume" — dabei deutete er auf das Kästchen — „nur uns, von allen Menschen nur uns, nicht mit ihrem süßen Lächeln erfreuen darf. O, es ist eine fürchterliche Strafe!"

„Aber keine ungerechte!" antwortete die alte Dame mit leiser, doch fester Stimme.

„Und ich leide doppelt, dreifach, zehnfach, tausendfach!" fuhr der Justizrath heftiger fort; „dein Herz, Sophie, ist getheilt, du magst sagen, was du willst, zwischen dieser armen Unglücklichen und jenem ungerathenen Buben; und wenn er auch an dem Unglück dieser schuld ist, so ist und bleibt er doch dein Sohn, dein rechtmäßiger Sohn, der aller Vorrechte, alles Glückes seiner Geburt genießt, der rechtmäßige Sohn seines Vaters, an dem dein Herz immer noch mit mütterlicher Liebe hängt."

Der Justizrath machte bei den letzten Worten eine hastige

abwehrende Bewegung mit der Hand, als wollte er alle Einwendungen von Seiten der Staatsrätbin abſchneiden, was ihm auch gelang.

Dieſe war in ihren Fauteuil zurückgeſunken, preßte ihr Schnupftuch vor die Augen und machte nicht den geringſten Verſuch, eine Sylbe der Entgegnung hören zu laſſen.

So vergingen wohl volle zehn Minuten, und im Verlauf derſelben wurde der Schritt des Juſtizrathes ruhiger; ſeine Züge, die ſich ſonderbar verzerrt hatten, glätteten ſich wieder. Auch die Staatsrätbin fuhr mit dem Taſchentuche mehrere Mal über die Augen, dann reichte ſie ihrem Freunde, der wieder in die Nähe der Fenſtervertiefung gekommen war, die Hand und ſagte mit leiſer Stimme: „Wozu dieſe ſelbe Scene bei jeder Veranlaſſung immer und ewig wiederholen? Meinſt du denn, Ferdinand, ich hätte dieſes Käſtchen mit dem Bilde des unglücklichen Mädchens zur Luſt, zum Vergnügen vor mir ſtehen? meinſt du, es ſei mir ein Troſt, in dieſe reinen unſchuldigen Züge zu blicken? — Gewiß nicht, Ferdinand! O, wie ich mich damit quäle! Du kannſt es mir glauben, mein Freund! Nur in ſolchen Stunden, wo mein Herz den ſchwachen Verſuch macht, freudiger zu ſchlagen, in Augenblicken, wo ich denke, das Glück werde doch nochmals einkehren in dieſes Haus, nur dann betrachte ich dieſes kleine Geſicht und ſtürze mich dadurch abſichtlich und ſchonungslos von den geträumten Höhen mit ſeliger, ſüßer Ausſicht wieder hinab in meine finſtere Alltäglichkeit . . . Ah!“

„Laß es gut ſein, Sophie,“ ſprach der Juſtizrath. Er ſchien tief ergriffen von dem Schmerze ſeiner Freundin und drückte ihr warm die Hand. „Laß es gut ſein! Wer weiß, ob nicht noch einmal auch für unſer Leben klar und angenehm die Sonne hervorbricht, die ſich ſo lange hinter finſteren Wolken verborgen!“

„Nie, Ferdinand, nie!“ ſagte die Dame mit feſter Stimme; „wenn ſich einſtens jenes Gewölbe zertheilt — um mich deiner Worte

zu bedienen — und die Sonne wieder hervorbricht, so wird sie, ich weiß es und hoffe es — unsere Gräber bescheinen."

Der Justizrath blickte nach diesen Worten lange zum Fenster hinaus; er schien gewaltsam jedes fernere Gespräch unterdrücken zu wollen. Seine Brust hob sich heftig; er nahm sanft und leise die Hand der Staatsräthin, drückte sie an seine Lippen und verließ schweigend das Gemach.

Seine Schritte hallten auf den einsamen Treppen wider, dann hörte man, wie unten die Thüre wieder geschlossen wurde, und darauf war es ruhig, wie vorher, in dem weiten, öden Hause.

Draußen aber blitzte die Sonne mit aller Pracht auf Berg und Thal und berührte Straßen und Häuser mit ihrem warmen Hauche. Auch das Stillfried'sche Haus umschlang sie mit heißen Armen; doch war es ihr nicht möglich, dort hinein zu dringen; Fenster und Thüren blieben nach wie vor fest verschlossen, und jetzt hatte auch die Staatsräthin oben im zweiten Stock einen grünseidenen Vorhang vor das Fenster herabgelassen, hinter welchem sie saß, einsam und allein über ihr vergangenes Leben nachbrütend, tiefes, gewaltiges Weh im Herzen.

In einem kleinen Hause gegenüber wohnte ein armer Schuhmacher mit seinem Weibe und vier Kindern in zwei kleinen heißen Stuben. Er besorgte Schuhe und Stiefel für die Dienerschaft drüben und kannte das große leere Haus ganz genau. Wenn er nun so von seiner Arbeit aufblickte und sich den Schweiß von der Stirne trocknete, und wie er jetzt den Justizrath, den stattlichen, wohlhabenden Herrn, herausgehen sah, so mochte er wohl über sein Schicksal und über die ungleiche Vertheilung der Güter im menschlichen Leben nachdenken. Doch war er glücklicher, als Jene drüben, mit seinem ruhigen, zufriedenen Gemüthe; und hätte man ihn einen Tag dort hinein gesetzt, und auf ihn gehäuft nur den zehnten Theil des Kummers und des Schmerzes, welcher auf dem Gemüthe dieser reichen, vornehmen Leute lagerte, so wäre er mit tausend

Freuden wieder nach Hause gelaufen, in seine kleinen Zimmer, zu seinem Arbeitsstuhle, zu seinem Weibe und zu seinen vier gesunden Kindern.

Sechstes Kapitel.

Katharina Scheppelmann und Clementine Strebeling theilen sich ihre kleinen Abenteuer mit. — Ein Kapitel voller Liebesgeschichten.

Unterdessen war Frau Schoppelmann mit keinem geringen Zorn in die unteren Theile der Stadt, auf den Markt zurückgekehrt. Das sonst so ruhige, gleichmüthige Gesicht der dicken Frau glühte vor Hitze und Aufregung; sie schnaubte wie ein überhitztes Dampfboot, die dunklen Bänder ihrer Haube flatterten hinter ihr drein wie Trauerwimpel, und dazu wallte ihr Umschlagtuch wie ein schwarzes Segel.

Die Frau grüßte ihre besten Bekannten nicht, und mehrere Köchinnen, die sich unter Wegs an sie wandten, waren nicht im Stande, ein Wort anzubringen, und versicherten hoch und theuer, der Frau Schoppelmann müsse unfehlbar ein ganzes Obstmagazin zu Grunde gegangen sein, oder sie komme von einer Herrschaft, wo man sie beschuldigt, sie habe faule Fische abgeliefert.

So lenkte sie auf die Straßen ein, die auf den Marktplatz führten, hoffend, auf letzterem etwas zu finden, an welchem sie ihren gerechten Zorn auslassen könne. Doch die Frau hatte ein zu gutes Gemüth, um ihren Zorn lange fest zu halten. Die vielen Leute, die sich hier ab und zu drängten, die eilig nach dem Gebiete gingen, auf welchem sie fast Alleinherrscherin war, oder die von dort her zurück kamen mit vollen Körben, in welchen sie ihre Waare

erkannte, alles das besänftigte nach und nach ihr Herz. Ihr Schritt wurde ruhiger, je mehr sie sich dem Gewühl des Marktplatzes näherte; und als sie nun von fern bemerkte, wie ihr großes Gemüse- und Obstlager zusammengeschmolzen war, da schmolz auch ihre Aufregung vollständig, und sie war im Stande, mit dem gewohnten ruhigen und sicheren Ausdruck des Gesichtes an ihren Stand zu treten.

Glücklicher Weise war auch hier an dem Blumenkorbe ihrer Tochter keine männliche Seele zu sehen; vor Allem aber fehlte er dem sicher heute Morgen ein unfreundliches Wort zu Theil geworden wäre. Der Blumenhandel schien, trotz dem, recht gut gegangen zu sein, denn der Korb der schönen Katharina war bis auf einige unbedeutende Ueberreste leer, sie selbst aber schon, da das Geschäft für heute fast beendigt war, nach Hause gegangen.

Dorthin verfügte sich auch jetzt Madame Schoppelmann, und als sie in den dunkeln, feuchten Hof trat, waren hier und in dem Gewölbe so viele ihrer besten Kunden versammelt, denen sie Audienz zu ertheilen hatte, daß auch bald die geringste Spur des Unmuthes aus ihrem Gemüthe und von ihrer Stirne verschwunden war und sie sich mit ruhigem Herzen ihrem so verwickelten und schwierigen Geschäfte hingeben konnte.

Oberhalb des Gewölbes, in welchem wir heute Morgen dem Kaffeefrühstück der Familie Schoppelmann beiwohnten, befand sich ein kleines Gemach mit sehr niedriger Decke und einem einzigen großen Fenster. Dieses Fenster führte auf eine Seitengasse und war eines der wenigen des ganzen weitläufigen Hintergebäudes, an welches die Sonne mit einem Streiflichte dringen konnte.

So malerisch unordentlich, ja schmutzig es drunten in dem Hofe wie in dem Gewölbe aussah, so nett, reinlich und friedlich war es hier oben. Die Wände hatten einen hellen, freundlichen Anstrich, das Fenster war mit weißen Vorhängen versehen, die jetzt, da die Glasfenster, und zwar nach außen, geöffnet waren, hell in dem Sonnen-

lichte flatterten und zuweilen mit einigen Reseden und Geranien kosten, die in kleinen Blumenscherben an der Fensterbrüstung standen. An der hinteren Wand dieses kleinen Zimmers war ein breites, altmodisches Bett zu sehen, aber das Weißzeug desselben war blendend weiß und frisch; in einer Ecke befand sich ein einfacher Kleiderkasten, und dies, sowie ein paar alte hölzerne Stühle machten das ganze Ameublement des Zimmers aus.

Der geneigte Leser wird errathen, daß wir es hiemit gewagt, einen schüchternen Blick in das Zimmer der schönen Katharina zu werfen. Ja, dies war ihre Wohnung, ihr Heiligthum! Hieher setzte selten die Mutter, nie aber einer der wilden Brüder einen Fuß; hier behauptete das Mädchen ihr Recht, hier war sie allein, und hier baute sie oftmals aus den süßen Träumen, die ihrem warmen Herzen entstiegen, die glänzendsten Luftschlösser.

Katharina hatte mehrere Stunden in der glühend heißen Luft des Marktes zugebracht, hatte ihre Geschäfte bestens besorgt, ihre Rechnung schriftlich in den Tisch der Mutter verschlossen, die ansehnliche Kasse dazu, und saß jetzt droben in ihrem kleinen Zimmer an dem geöffneten Fenster in der erfrischenden Kühle, welche beständig zwischen diesen dicken Steinmauern herrschte. Sie hatte das rothe Tuch von dem Kopfe herunter genommen, ihr enges Mieder geöffnet, und die langen, kühlen Flechten fielen auf ihre entblößten Schultern, auf ihre volle Brust herab.

Katharina war nicht allein: ihr gegenüber auf einem anderen Stuhle saß die Jungfer Strebeling, und die zarte Clementine hatte nun, wie vorhin der Mutter, jetzt auch der Tochter ihr Herz ausgeschüttet in Betreff der sündhaften Cheristin. Daß Madame Scheppelmann sich nicht sehr hierüber alterirt hatte, darüber wunderte sich die alte Jungfer gerade nicht; aber daß Katharina sogar keine Miene machte, welche Schrecken und Abscheu ausdrückten, das war ihr völlig unerklärlich. Sie schauderte in sich zusammen, wie

eine dreiviertels verblühte Herbſtroſe, welche von einem eiſigen Schneewinde gefaßt wird.

„Aber das war am hellen Tage,“ ſagte ſie, „und an der öffentlichen Treppe, und er hat ſie geküßt! — Iſt denn das nicht ganz entſetzlich, Jungfer Katharine?“

Dieſe ließ nachſinnend und lächelnd ihr Haupt ſinken, ſo daß die ſchwarzen Flechten über ihr glühendes Geſicht herab fielen. Wir wiſſen nun nicht ganz genau, wem dieſes Lächeln galt, hoffen aber nicht, daß die Erzählung Clementinens es hervorgelockt, da wir ohne weitere Beweiſe unmöglich annehmen wollen, als ob Katharina nur über ſo etwas lachen könnte. Aber die Welt iſt ſehr verderbt!

Das mochte auch Clementine denken, denn ſie ſah erſtaunt ihr lächelndes Gegenüber an, und es ſchmetterte ihr zartes Gefühl ordentlich darnieder, ja, ſie verlor allen Glauben an ihre Mitſchweſter, als dieſe nicht nur zu lächeln fortfuhr, ſondern ſogar nach einer kleinen Pauſe die ſchrecklichen Worte ſprach: „Und Sie haben noch nie einen Mann geküßt, Clementine?“

Die alte Jungfer ſaß auf dieſe Frage ſtarr wie eine Bildſäule. Sie hätte fliehen mögen, aber ſie konnte nicht zum Aufſtehen kommen. So etwas Entſetzliches hatte noch Niemand mit ihr geſprochen. Sie ſah Katharinen mit einem wahren Entſetzen an, ſie fürchtete ſich vor ihr, es ſchauerte ſie in ihrer Nähe, ſie hatte ein Gefühl, wie wir vielleicht vor Jemanden, der zu uns ſagt: er ſei mit einem ſchrecklichen Uebel behaftet, er habe Momente, wo es ihm das größte Vergnügen mache, ſeinem Gegenüber an den Hals zu ſpringen, um ihn gelinde zu erdroſſeln.

Und die ſchöne Katharina hatte ſo gar keine Ahnung von den Gefühlen, die ihre unbedachte Frage in der Bruſt der alten Jungfer hervorgerufen; ja ſie wiederholte dieſelbe ſogar und im Tone des Zweifels und ſetzte hinzu: „Wirklich, Clementine, es hat Sie noch nie ein Mann geküßt?“

blicken ſeine ſchwarzſeidene Mütze hier und da auftauchen ſahen, ſo war er doch jetzt im Gedränge verſchwunden, und ich konnte ihn nirgends mehr entdecken. Seine großen Koffer ſtanden noch unangerührt auf dem Tiſche, und einer der Beamten klopfte zuweilen laut mit der Hand daran, um den Eigenthümer herbei zu locken, da nicht viel Zeit mehr übrig war. Meine Begleiterin ſuchte in ſteigender Angſt mit den Augen ihren Gefährten und wurde blaß und immer bläſſer. Sie hielt ſich krampfhaft an meinen Arm und zitterte heftig. Auch mir war es unbegreiflich, wo ihr Mann mochte hingerathen ſein. Plötzlich ſchaue ich durch die Glasthür neben mir und ſehe ihn von den Wagen kommen, ein kleines Packet in der Hand, das er wahrſcheinlich vergeſſen hatte. Das Gedränge um uns wurde immer heftiger. Alles ſtrömte vorbei, um den andern Ausgang zu gewinnen. Trotz dem, daß ich meine Nachbarin ſo gut wie möglich beſchützte, konnte ich doch nicht verhindern, daß ein ſchwerer Koffer, der bei uns vorbeigeſchleppt wurde, ſie etwas unſanft berührte. Sie zuckte zuſammen, ſchloß die Augen und fiel ohnmächtig in meinen Arm. Da befand ich mich denn in einer ganz verfluchten Stellung. Draußen der Gemahl an der Glasthür, den die Beamten als ihrem Reglement zuwider dort nicht hereinlaſſen wollten. „Oeffnen Sie doch!“ ſchrie der unglückliche Mann, und dabei blickte er mich an, als er ſah, daß ſeine Frau mit geſchloſſenen Augen in meinem Arme lag. „Oeffnen Sie doch!“ Was ſollte ich um Gotteswillen anfangen? der Beamte, der innerhalb ſtand, und der, wenn von der Thür die Rede geweſen wäre, doch wohl ſelbſt am beſten hätte öffnen können, wandte ſich beim Anblick meiner ohnmächtigen Gefährtin zu mir hin, indem er mir ſagte: „Ja, mein Herr, öffnen Sie, es iſt beſſer!“ Und mir flammte in dieſem Augenblick ein ungeheures Licht auf. Doch wie ſollte ich Aermſter öffnen, da ich genug zu thun hatte, um die unglückliche Wienerin feſtzuhalten! Alles ſtrömte unerbittlich bei mir vorbei. Da gewahrte ich zum Glück jene dicke Dame, deren pfiffig lächelndes, freudeſtrahlendes Geſicht verkündete, daß ſie irgend eine unbedeutende Kleinigkeit glücklich eingeſchmuggelt habe.

„Madame,“ rief ich ihr zu, indem ich ſie beim Koſtbarſten, was ſie beſaß, bei ihrer Haubenſchachtel, feſthielt, „ſtehen Sie mir einen Augenblick bei.“

„Oeffnen Sie,“ ſchrie der Gemahl draußen. — „Oeffnen Sie,“ ſagte der Beamte. — Und ich ſetzte mit halb abgewandtem Geſicht hinzu; „Ja, Madame, öffnen Sie.“

Eine zierlich gearbeitete Broche war von der kunſtfertigen Hand der alten mitleidigen Dame alsbald beſeitigt; im ſelben Augenblick verſchwand der Gemahl an der verſchloſſenen Glasthür, um auf der andern

„Nein!“ antwortete dieſe nach einer längeren Pauſe mit tonloſer Stimme, und es lag in dieſem Nein ein unendlicher Schauer, und zugleich ein Schrei des Entzückens über die unendliche Reinheit ihrer eigenen Seele. — „Nein, gewiß nicht, Katharine!“ fuhr ſie nach einer abermaligen Pauſe haſtig fort; „Gott ſoll mich bewahren, ſo etwas Schreckliches iſt mir, dem Himmel ſei es gedankt! bis jetzt nicht widerfahren.“

Katharina blickte lächelnd auf und ließ ihre leuchtenden Augen eine kleine Weile auf dem zarten Geſicht der alten Jungfer ruhen. „Das iſt eigentlich ſonderbar,“ ſagte ſie leiſe mehr zu ſich ſelber als zu der Anderen, „in Ihrem langen Leben nicht ein einziges Mal geküßt?“

„Nein, in meinem langen Leben nicht ein einziges Mal,“ wiederholte Clementine, und ſie hätte ſich über dieſes „lange“ Leben vielleicht beleidigt gefühlt; doch welcher Triumph für ſie! ihr Herz war in dieſem langen Leben rein geblieben, und das Kind ihr gegenüber, ein unreifes Ding von zwanzig Jahren, hatte vielleicht ſchon Erfahrungen gemacht, hatte vielleicht ſchon — o ſchrecklich! — einen Mann geküßt!

Anfänglich dachte Clementine, es ſei für ihre eigene Gemüthsruhe wahrſcheinlich beſſer, wenn ſie hierüber in Ungewißheit bliebe. Dann aber brach die weibliche Neugierde mächtig und ſiegreich hervor, und die Folge hievon war, daß ſie ſchüchtern fragte: „Und Sie . . .?“

„Was?“ entgegnete Katharina, aus einem tiefen Nachdenken auffahrend.

„Ich meine: und Sie?“ ſagte die alte Jungfer; „ob Sie vielleicht ſchon . . .?“

„Nun, was denn?“

„Nun, was Sie mich vorhin fragten, ob . . .“

„Mich ſchon vielleicht ein Mann geküßt?“ entgegnete Katharina lachend.

Clementine nickte erröthend mit dem Kopfe.

„Ja, ja," gab Katharina zur Antwort, „er hat mich schon geküßt, nicht oft, aber innig geküßt. O Gott, das war eine Seligkeit!" — Sie sagte das mit sehr leiser Stimme, als fürchte sie, von jemand Anderem gehört zu werden, und dabei athmete ihre Brust schwer auf, als sei sie froh, daß sie einem anderen weiblichen Wesen dieses selige Geheimniß habe anvertrauen können.

Clementine schauderte mehr und mehr; und doch konnte sie sich nach einigen Augenblicken nicht enthalten, zu fragen: „Er? — wer ist das?" Die gute Seele hoffte und glaubte, es könne mit diesem Er vielleicht einer der Brüder Katharinens gemeint sein; doch fand sie sich durch die nächsten Worte des jungen Mädchens grausam enttäuscht.

„Ach, er war es," sagte diese und schlug die Augen zu Boden; „er, den ich liebe, o nein, nicht blos liebe, er, der mein Alles ausmacht, von dessen Bild ich mich durchdrungen fühle, ohne den ich nichts denken kann und mag; er, ja er, mein Leben, meine Seele!"

„Ein Mann?" fragte entsetzt Clementine.

„Der mich liebt wie ich ihn liebe, so glaube ich wenigstens, so hoffe ich. Ach, Clementine, könnte ich Ihnen einen Begriff geben von dem Gefühl, das mich durchströmt, wenn er zu mir tritt, wenn ich seine Nähe fühle oder gar wenn mich seine Hand berührt! O, wie es mich da durchschauert, wie es zuerst eiskalt durch mein Blut läuft und mein Herz fast still steht, und wie es mich dann glühend heiß durchtobt und ich kaum zu athmen vermag!"

„Das ist ja entsetzlich," sagte die alte Jungfer. „Das muß ja fürchterlich, wie eine Krankheit sein!"

Katharina legte ihre warme Hand auf den dünnen Arm ihrer entsetzten Zuhörerin und fuhr fort: „Clementine, Sie wissen nicht, wie glücklich ich mich fühle, daß ich mit Ihnen darüber

ſprechen kann. Habe ich doch Niemanden, dem ich mich anvertrauen könnte, und hier in meiner Bruſt war es ſo voll, ach, ſo voll Glück und Vergnügen; gewiß, ich wäre noch daran erſtickt. Ja, wenn ich an alles das dachte, wie und wo ich ihn zum erſten Mal geſehen, dann ſchwoll es mir bis an den Hals hinauf, ich verſuchte vergeblich zu athmen; aber jetzt iſt mir leichter, und ich will Ihnen Alles, Alles erzählen."

„Um Gottes willen, Katharine!" ſagte die Andere und rückte ihren Stuhl etwas zurück; „was wollen Sie mir erzählen? — O liebe Seele, verzeihen Sie mir, aber ich habe dergleichen noch nie gehört, und wenn es zufällig etwas Schreckliches wäre, ſo könnte ich es nicht ertragen; ich glaube, ich würde ohnmächtig werden."

„Es iſt aber gar nichts Schreckliches!" entgegnete erſtaunt Katharina. „Gewiß nicht! Es iſt etwas ſo Schönes und Liebes! Sie wiſſen, Clementine, wie viele junge Herren aus der Stadt täglich von meinen Blumen kaufen; aber es war mir wahrhaftig ganz gleichgültig, wer an meinen Korb kam: ich gab Jedem bereitwillig, was er verlangte, dem Einen wie dem Anderen, und wenn mir vielleicht ein Kunde weniger lieb war, ſo kam es daher, weil dieſer vielleicht mehr dumme Worte an mich hinſprach, als ein anderer. Da kam er zum erſten Mal auf den Markt und ſagte, er habe mich ſchon lange um einen Strauß bitten wollen, aber ich möchte ihm einige Blumen ſchenken, er könne und wolle mir nichts abkaufen. Natürlich ſah ich ihn erſtaunt an und wollte ihn anfänglich auslachen; doch wie ich in ſein Geſicht blickte, das mich ſo offen und ehrlich anſieht, in ſeine klaren Augen, die ſo gar nicht ausſahen, als wollten ſie einen Scherz mit mir treiben, da konnte ich nicht mehr lachen. Ich weiß nicht, es war mir ſo verwirrt zu Muth, ich mußte mich plötzlich auf meine Körbe niederbeugen, und da ſuchte ich lange unter den Blumen herum, und ich konnte nicht anders, ich mußte ihm den ſchönſten Strauß geben, den ich hatte. Es waren Vergißmeinnicht, Veilchen und eine Roſe.

Er nahm ſie aus meiner Hand und ſah mich lange feſt an, dann ſagte er: Gott, wie froh bin ich, daß Sie mir dieſes Geſchenk geben, Katharine! Ach, das Kaufen und Bezahlen iſt entſetzlich langweilig! — und er ſah gewiß nicht aus, als wenn ihm das Kaufen und Bezahlen Mühe gemacht hätte. Dann fragte er mich noch: Und Sie geben mir die Blumen gern? — worauf ich antwortete: Warum nicht? — Und dann ging er fort und ſchenkte einem Bettelweib, das ihm in den Weg lief, einen Gulden. — Ich weiß nicht, warum, aber ich hatte ihm den Strauß gern gegeben. Es hatte mich noch keiner von dieſen Herren gebeten, ihm eine Blume zu ſchenken, und das kam mir ſo außerordentlich nobel und anſtändig vor. Andere von den jungen Leuten hatten mir oft das Doppelte, das Zehnfache meines Preiſes bezahlen wollen, und das fand ich ſo gemein, ja unartig.

„Von da an hatte ich jeden Tag etwas Beſonderes in meinen Körben verſteckt. Aber er kam erſt nach einiger Zeit wieder und ſagte, er habe meine Güte nicht mißbrauchen wollen. Doch mußte er bei dem zweiten Male wohl gemerkt haben, wie gern ich ihm einige Blumen gebe — ich war wahrhaftig nicht im Stande, dies zu verbergen — und von da an kam er jeden Markttag, und als ich einmal nicht hingehen konnte, da ſteckte ich eine kleine Roſe neben den Henkel meines Korbes und ſagte leiſe zu mir, als ihn die Magd fort trug: Die iſt für dich! Und es war, als habe ihm die Roſe das wieder geſagt, denn er kam zur Mutter und verlangte gerade nur dieſe Roſe.“

„Das iſt aber alles recht nett und ſchön,“ ſagte die alte Jungfer, die augenſcheinlich erfreut war, daß ihre zarten Ohren nichts Schrecklicheres hören mußten.

Aber Katharina war mit ihrer Geſchichte noch nicht zu Ende.

„Eines Abends,“ fuhr ſie fort — „es war in dieſem Frühjahr — ging ich, als es ſchon dunkel wurde, von meiner Tante, die draußen vor der Stadt wohnte, allein nach Hauſe. In der Alleeſtraße,

wo die großen neuen Häuser stehn, kam ich bei einem Parterre vorbei, das erleuchtet war, und wo die Fenster offen standen. Zwischen ihnen aber sah ich hölzerne Kästchen aufrecht stehen, und zwischen diese Kästchen waren Saiten gespannt."

„Aeolsharfen," sagte Clementine.

„Ja, ich glaube, so heißt es," fuhr das junge Mädchen fort. „Und aus diesen Dingern klang es so merkwürdig und schön, es flüsterte und sang und klagte und erzählte allerlei, daß ich unwillkürlich stehen blieb und zuhorchte. Ich hatte eine solche Musik in meinem Leben nicht gehört; es war aber auch keine bekannte Melodie darin, sondern es war, als wenn viele Stimmen durch einander sängen und selbst nicht wüßten was, und doch ging es ganz nett zusammen. Zufällig blickte ich in die Fenster hinein, und da sah ich, daß um eines dieser Kästchen ein Kranz von verwelkten Blumen hing, und wie ich so genauer hinschaute, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß es meine Blumensträuße waren, die man zusammengebunden und dorthin gehängt hatte. Als ich das aber gesehen, blieb ich keine Sekunde länger vor dem Fenster, sondern lief rasch die Straße hinab. Aber ich lief nicht allein: ich fühlte wohl, daß Jemand schnell hinter mir drein ging."

„Ah!" rief erstaunt Clementine.

„Er war es," fuhr das junge Mädchen mit ganz leiser Stimme fort, „und ich mochte so schnell gehen, wie ich wollte, er blieb dicht hinter mir. — — Endlich sprach er mich an."

„Auf der Straße?" fragte entsetzt Clementine.

„Natürlich auf der Straße!" entgegnete die Andere. „Ich weiß eigentlich nicht genau, was er anfänglich sagte; aber so viel verstand ich, er habe mich am Fenster gesehen und sei mir nachgeeilt. Ich war natürlich sehr verwirrt und in Verlegenheit und mußte ihm wohl entgegnet haben, ich habe meine Blumen bemerkt, denn er sagte mir ganz vergnügt: Ach ja, Katharine, das sind freilich Ihre Blumen, ich habe sie über meine Aeolsharfe gehängt, und wenn es

Abends aus den Saiten hervor und in mein Zimmer hinein flüstert, so meine ich immer, Sie sprächen mit mir. — Das kam mir so rührend und schön vor, wie er das zu mir sagte, daß ich ordentlich zitterte und mir die Thränen herab liefen. Dann begleitete er mich in die untere Stadt, und als er hier vor dem Hause — es war schon ganz dunkel — Abschied von mir nahm, da geschah das, was ich vorhin sagte."

„Er hat Sie geküßt! — — —"

„Ja, er hat mich geküßt; ach, Clementine, und das war eine Seligkeit! ich hätte das vordem in meinem ganzen Leben nicht geglaubt. Er schlang seinen Arm um mich herum — kommen Sie, ich will Ihnen das einmal zeigen . . ."

„Ach nein, um Gotteswillen nicht!" bat Clementine, „ich könnte den Gedanken in meinem ganzen Leben nicht mehr los werden!"

„Also er schlang seinen Arm um mich, und dann fühlte ich auf einmal seine Lippen auf meinem Munde. Es war, als sei ein Blitz über mich gefahren. Ich war so erschrocken, daß ich mich nicht einmal mehr losmachen konnte, und er küßte mich einmal und sogar zweimal."

„Sogar zweimal!" sagte Clementine; „das ist ja entsetzlich!"

„Ja, es wurde mir auch so sonderbar und ängstlich zu Muth, und darauf machte ich mich los, lief nach Hause und ging zitternd zu Bett. Ach, ich konnte die ganze Nacht fast kein Auge schließen, was mir sonst nie geschehen war, und wenn ich einmal einschlief und träumte, dann träumte ich von ihm, dann küßte er mich im Traume immer fort."

„Sehen Sie," sagte die alte Jungfer feierlich, „das ist Sündenschuld!"

„Aber es war mir gar nicht zu Muth, als wenn ich eine Sünde begangen hätte," sagte Katharina ganz aufrichtig und schaute ihre Zuhörerin unbefangen an. „Aber nicht wahr, Clementine, was ich

Ihnen hier erzählte, das bleibt ganz unter uns, Sie sprechen gegen Niemand davon!"

„Gott soll mich bewahren! Ich werde es nicht über meine Lippen bringen."

Hier trat in dem Gespräche der Beiden eine kleine Pause ein; Katharina stützte ihren Arm auf das Fenstergesims, legte ihr glühendes Gesicht auf die Hand und schien über etwas Angenehmes nachzudenken. Clementine hatte unterdessen die Hände gefaltet und sah das junge Mädchen vor sich mit traurigem Blicke an, mit einem Blicke, der zu sagen schien: „Arme Unglückliche, du bist gerade so eine Verlorene, wie die Choristin des königlichen Hoftheaters!"

„Nun habe ich Ihnen Alles, Alles erzählt," sagte Katharina nach einer kleinen Weile; „aber jetzt, liebe Clementine," fuhr sie lächelnd fort, — „Sie waren vorhin so erstaunt, als ich Ihnen sagte, ich liebe ihn so innig, so aufrichtig, — hat Sie denn das wirklich so sehr überrascht? haben Sie denn in Ihrem Leben nie Jemanden geliebt?

„Ich?" fragte erstaunt die alte Jungfer. „Heiliger Gott! das ist mir nie eingefallen, gewiß und wahrhaftig nicht! Ich hätte keine ruhige Stunde mehr!"

„Das ist schon wahr," sagte träumerisch lächelnd Katharina, „die Ruhe, die man früher hatte, geht dabei verloren; aber die Unruhe, die man dagegen bekommt, ist viel schöner, o viel, viel schöner. Früher ist man freilich ruhiger, aber man hat so für gar nichts ein wirkliches Interesse, man freut sich über Alles und doch so recht über gar nichts. Aber wenn man liebt, da ändert sich das, man sieht jedes, was man sonst nicht beachtet, mit ganz anderen Augen an. Meine Blumen sprechen zu mir, der blaue Himmel eines schönen Tages, ein Sonnenstrahl, und dann erst ein Blick von ihm, ein Gruß — o, das müssen Sie noch erfahren, Clementine!"

„Nein, nein, gewiß nicht!" entgegnete erschrocken die alte Jungfer; „ich bin nicht dazu gemacht. Wie das einem Menschen

nützlich und angenehm sein könnte, davon habe ich keine rechte Vorstellung."

„Aber Sie müssen doch schon zuweilen gedacht haben, daß es auch Ihnen ganz anders sein würde, wenn Sie Jemanden hätten, der sich um Sie bekümmerte, und dem auch Sie Aufmerksamkeiten erzeigen könnten, dem Sie helfen, für den Sie leben könnten."

„Ja, das habe ich wohl schon einmal gedacht," sagte schüchtern Clementine und blickte nun ihrerseits zu Boden; „aber die Männer alle sind so roh, so ohne Rücksicht — sie sollen, wie man mir schon oft gesagt, so schreckliche Absichten haben."

„O, das ist gar nicht wahr!"

„Ich scheue mich vor dem ganzen männlichen Geschlecht," fuhr die zarte Jungfrau fort, „und meine Mutter, die Gott selig haben möge, hat mir immer dasselbe gesagt. — Ja," sprach sie nach einer Pause stockend weiter, „wenn es eine — — eine — — Liebe gäbe, wie ich sie mir vorgestellt, das könnte mir vielleicht doch gefallen."

„Also Sie haben sich doch schon einmal eine Liebe vorgestellt?" lachte Katharina.

„Schreien Sie doch nicht so!" bat die Andere und sah sich scheu um. „Aber Sie verstehen mich doch nicht."

„Das wollen wir einmal sehen," entgegnete das junge Mädchen. „Lassen Sie hören!"

„Ach," sagte leise Clementine, „ich wollte mich wohl gern für Jemand interessiren, möchte ihn auch lieben, aber ich dürfte ihn nicht sehen, noch viel weniger sprechen."

„Ihn nicht sehen und nicht sprechen?"

„Sehen vielleicht, ja, doch nur ein einziges Mal, damit ich mir ein Bild von ihm machen könnte. Aber sprechen dürfte er nicht mit mir — ach, die Männer sind so entsetzlich roh, und wenn sie einmal anfangen zu sprechen, so würde er mich auch — was Sie vorhin sagten —"

„Küssen wollen!" sagte das Mädchen, und aus ihren Augen

blitzte es, und ihr Mund zuckte, als unterdrücke sie ein heftiges Lachen.

„Ja, — — das," erwiederte schüchtern Clementine, „und das wäre mein Tod, mein gewisser Tod. Aber er dürfte mir schreiben, und ich würde ihm auf seine Briefe antworten, und wenn er traurig wäre, würde ich ihn trösten, und wenn er unglücklich wäre, würde ich ihm helfen."

„Das wäre aber eine eigenthümliche Liebschaft," meinte Katharina, jetzt laut lachend.

„Nun sehen Sie, wie Sie über mich spotten!" sagte die alte Jungfer einigermaßen empfindlich. „Sie haben es aus mir herausgedrückt und jetzt machen Sie sich über mich lustig."

„Nein, gewiß nicht, meine liebe Clementine!" sprach gutmüthig das junge Mädchen und faßte ihre beiden Hände; „ich fühle und denke nur ganz anders, als Sie. Ein gesprochenes Wort ist doch etwas ganz anderes, als ein geschriebener Brief. Freilich, so ein kleines, liebes Blättchen Papier, das hie und da dazwischen kommt, das hat man auch gern und kann es sich wohl gefallen lassen." — Damit ließ sie die Hände der alten Jungfer los und drückte ihre Rechte fest auf die Brust, als habe sie dort einen solchen Schatz versteckt.

Drunten aber vernahm man in diesem Augenblicke sehr laut und deutlich die Stimme der Madame Scheppelmann, welche nach ihrer Tochter rief.

Diese Unterredung der beiden Mädchen, welche vielleicht dem geneigten Leser unbedeutend vorkommen mag, die aber für unsere wahrhaftige Geschichte einigermaßen wichtig ist, wurde durch diesen Ruf beendigt und somit auch das vorliegende Kapitel.

Siebentes Kapitel.

In welchem der Held der Geschichte endlich auftritt und woraus wir ersehen, welch' sorgloses Leben derselbe zu führen pflegt.

Die hellen, klaren, so angenehm warmen Abende, welche auf die heißen, dunstigen Tage dieses Sommers folgten, lockten die Bewohner der Stadt, sobald die Dämmerung eingetreten war, in großer Anzahl auf die Promenaden, auf die Plätze und Straßen; und diese Orte, welche den Tag über in der glühenden Sonnenhitze öde und leer dalagen, füllten sich jetzt mit lachenden, plaudernden, lustigen Spaziergängern, und ein lebhaftes Gemurmel stieg aus den dichten Schaaren an den blauen Nachthimmel empor. Es war gerade, als sei die ganze Stadt von Nachtschmetterlingen bewohnt, die jetzt erst, bei einbrechender Dämmerung, sich ihres Lebens zu freuen anfingen.

So zog es aus allen Gäßchen und Gassen heraus auf die breiteren Straßen, um sich noch ein paar Stunden der kühleren Abendluft zu erfreuen. Ganze Familien schritten dort leise plaudernd auf und ab, der Vater, die Mutter und vielleicht auch die Großmutter, eine ganze Schaar von Kindern, einige alte Onkel und Tanten und sprachen von den Geschäften des Tages oder von erschrecklichen Ereignissen in der Politik. Mitten in dem Schwarm der Begegnenden und Mitziehenden blieb so eine Familie doch immer ein Ganzes für sich, von der übrigen Masse getrennt, und ebenso war es mit allen Anderen. Dazwischen gingen junge Bürgerstöchter zu fünf und sechs Arm in Arm, und diese große Zahl war es, welche sie so keck machte, ohne Begleitung ihrer Brüder und Väter, die im Wirthshause saßen, an diesem Abende zu lustwandeln, und welche sie vor allerlei Unannehmlichkeiten be-

Seite den Eingang zu gewinnen. Meine arme kleine Ohnmächtige athmete tief auf und wollte noch immer nicht die Augen öffnen, obgleich an ihrem schwarzseidenen Oberrock schon drei Schleifen geöffnet waren. Dem Himmel Dank, daß in diesem Augenblick der bestürzte Wiener herbeikam und ich ihm seine Frau überliefern konnte, bevor die unermüdlich dicke Dame in ihrem Enthüllungs-Geschäft weiter fortschritt. Ich wollte die Götter nicht ferner versuchen, und eilte zu meinem Koffer, denn es war in jeder Hinsicht die höchste Zeit.

Als guter Staatsbürger führte ich natürlich nichts Mauthbares bei mir, und wurde in wenig Augenblicken erlös't. Man machte auf meinen Koffer, wie auf alle übrigen, einen Kreidestrich, und so bezeichnet, durfte ich mit meinen Sachen die Ausgangsthür passiren. Bald saßen wir wieder im offenen Wagen beisammen, der Wiener nämlich, die Wienerin und ich. Die beiden gelehrten Herren dagegen hatten einen andern Waggon bestiegen: sie flohen meine Nähe! England war in einem Charabanc, und auch die dicke freundliche Dame befand sich in demselben Waggon, nur in einer andern Ecke. Hier in Verviers fing man schon an, Zeitungen und Broschüren öffentlich auszubieten, wie es in Belgien und Frankreich in den Theatern Mode ist. Auch lief ein Mensch in einer weißen Blouse den Zug auf und ab, seine Beinkleider hatte er auf das Solideste unten mit Leder besetzt. Er redete jeden Wagen ungefähr an, wie folgt: „Meine Herren und Damen, viele von Ihnen werden Paris sehen wollen, die Hauptstadt Frankreichs und Europa's, den Mittelpunct der ganzen Welt! Ich erlaube mir, Ihnen eine Karte zu überreichen, eine Karte der uneigennützigsten und solidesten Gesellschaft, die je von Brüssel nach Paris gefahren. Nehmen Sie, meine Herren, nehmen Sie! Mittags und Abends! In zwei und zwanzig Stunden! eher früher als später, die besten und bequemsten Wagen.“ Auf diese Art schrie der Kerl in Einem fort, während er bald rechts, bald links bei uns vorbei lief. Obgleich ich im Ganzen dergleichen Anpreisungen hasse, und mich wie bei Privat-Lotterien und allen dergleichen Geschichten nicht gern darauf einlasse, so kam ich doch hier zu einer Karte und wußte nicht, wie. Ich hatte wohl, aber sehr entfernt, daran gedacht, Paris zu sehen, und wandte mich bei dem Anruf des Menschen etwas herum. In demselben Augenblick schob er mir auch schon eine Karte zwischen die Finger und versicherte mir nochmals, es sei die beste Gesellschaft. Jetzt zog die Locomotive langsam an, und ich hörte durch das Geräusch des Dampfes nur einzelne Sätze, die er stärker betonte. „Ganz bequeme Wagen — in zwei und zwanzig Stunden präcis!“ Ich steckte die Karte zu mir und konnte nicht begreifen, wie ein Mensch sich zu einem solchen Commissions-Geschäfte hergab, das doch gewiß nichts einbrachte.

wahrte und ſogar vor üblen Nachreden. Andere junge Damen, oft in Hut und Schleier, bald einzeln, bald zu zwei, ſtrichen ebenfalls durch die Menge, aber ängſtlich, ſchüchtern; jetzt wichen ſie den Begegnenden rechts, jetzt links aus, blickten bald hierhin, bald dorthin, jetzt rückwärts oder vorwärts, jetzt mit eiligem Schritte, jetzt faſt ganz ſtehen bleibend, ein fortwährend ſcheues Dahinflattern.

Den Bürgermädchen und jenen Damen folgten unternehmende junge Herren in den verſchiedenſten Abſichten und mit dem verſchiedenſten Glücke. Hier fanden ſich unter dem jungen Volk alte Bekannte, und es wurde gekichert und laut gelacht, und man fand es außerordentlich charmant, ſich auch hier zu treffen, und man hätte es gewiß nicht gedacht, obgleich die Jette und die Rane, und die Mine und die Ricke ſchon lange geglaubt haben, ſie bemerkten in dieſer Straße einen guten Bekannten; und wie es ſo gar angenehm wäre, ſich hier zu treffen, und wie man morgen gewiß wieder herkommen wolle. Und in dieſem Augenblick ſtockt plötzlich das Geſpräch allgemein und verliert ſich in ein unbeſtimmtes Huſten und Räuſpern. Jede der anſtändigen Bürgerstöchter ſtößt ihre Nachbarin mit dem Ellbogen an und ſie blicken ſich einander fragend in die Geſichter, als wollten ſie ſagen: Haſt du es denn auch geſehen? war es in der That Stadtraths Karoline, die dort eben bei uns vorbeiging am Arm eines jungen fremden Menſchen, die es wagt, ſich jetzt ſchon öffentlich mit ihm auf der Straße zu zeigen, bevor vierhundert alte vertrocknete Jungfern und dreißig Dutzend Kaffeeklatſchgeſellſchaften die eben erſt begonnene Brautſchaft zwiſchen ihren alten wackeligen Zähnen zermalmt und feierlich angenommen und verkündigt hatten? Sie war von jeher etwas gemein, Stadtraths Karoline, etwas frei in ihren Aeußerungen, und wenn man mit der chriſtlichen Milde und Liebe, wie es hier in der Stadt ſo recht Mode war, das Boshafteſte über ſeinen Nebenmenſchen verbreitete, dem man einen Augenblick vorher warm die

Hand gedrückt, ſo wagte ſie es zuweilen, nicht nur nicht mit einzuſtimmen, ſondern ſie hatte ſich ſchon unterſtanden, die Tugend einer Sängerin oder Tänzerin zu vertheidigen oder das Betragen einer Nähterin und Putzmacherin in Schutz zu nehmen. Solche lockere Grundſätze müſſen beſtraft werden und die echt untadelhaften Jungfrauen aus dem Bürgerſtande, die mit ebenſo echt untadelhaften Ladengehülfen dort im Geſpräch begriffen ſind, im Geſpräch, vermiſcht mit unterſchiedlichen Händedrücken und ſchmachtenden, begehrlichen Augen, klopfen ſich ſelbſt an ihre verſchiedenen Buſen und ſagen, wenn auch mit andern Worten: „Wir danken dir, Herr, daß wir nicht ſind wie Jene . . .“

Auch Muſik ſchallte in die Nacht hinaus; in weiter Ferne vernimmt man das Kreiſchen einer Violine, die es jammernd beklagt, daß Robert, Robert der Geliebte, durchaus keine Gnade üben will. In einer Nebengaſſe aus einem Spezereiladen tönen andere, aber ebenſo wehmüthige Klänge hervor; dort flötet eine andere Nachtigall. Der eingeſperrte Lehrling einer Spezereihandlung bläst die Flöte, er ſpielt mit rührender Beziehung: „Ach wär' ich zu Hauſe geblieben!“ und zerreißt jeden Takt, ſowohl aus innerer Rührung, als auch um mit der Zunge die Flöte anzufeuchten.

Aber dazwiſchen erfreuen auch beſſere Klänge unſer Ohr; wir vernehmen entfernte Regimentsmuſik, die vielleicht in ihrem Kaſernenhofe ſpielt, oder vor dem Quartier des betreffenden Generals ein Ständchen bringt. Jetzt iſt die Regimentsmuſik verſtummt und neben uns in einer dunklen Seitenſtraße tönen auf einmal die mächtigen Accorde einer guten Straßenorgel; ſie ſpielt aus dem Nabucco:

„Und tief in dem Herzen
Die bitterſten Schmerzen.“

Und ſehr viele unſerer Spaziergängerinnen bleiben ebenſo plötzlich ſtehen und lauſchen dieſer Muſik.

„Das iſt er wieder!“ flüſterten Einige, und Andere antworteten: „Ja, er hat etwas echt Ungariſches: einen langen Schnurrbart, melancholiſche Augen und einen blauen verſchnürten Rock.“

„Ach, wenn ich ihn nur auch einmal ſehen könnte!“ meint eine Dritte, und Alle halten ſich ſo lange in der Nähe der Nebenſtraße auf, bis die Muſik verſtummt und ein kleiner Bube mit einem Tellerchen erſcheint, der um eine kleine Gabe für ſeinen armen Herrn, den unglücklichen Orgelſpieler, bittet.

„Siehſt du, wie zart!“ flüſterte eines der Mädchen ihrer Nachbarin zu: „er läßt ſich nicht ſelbſt ſehen, der ungariſche Graf. — Ach, wenn ich nur Geld bei mir hätte!“

Zu all dieſem unſäglichen Vergnügen auf der Straße unſerer Reſidenz hatten die Sterne gefunkelt und der Mond geſchienen, letzterer aber nur ſehr unbedeutend; denn er hatte ſich wahrſcheinlich anderswo verſpätet, und ſtieg nun erſt langſam über die Berge empor, nachdem ſchon alle Glocken der Stadt zehn Uhr geſchlagen hatten. Es war dies einigermaßen unhöflich von dem Monde — denn er mußte es als langjähriger Bekannter der Stadt ſchon wiſſen, daß es wenig Leuten derſelben noch nützen kann, ob er nach dieſer Stunde ſein weißes Licht vom Himmel herabgießt. Um dieſe Zeit ſchließen ſich Fenſter, Thüren und Augen, die Lichter löſchen aus, die Vorhänge an den Fenſtern werden zugezogen, Alles iſt ruhig und ſtill, und für wen kann der Mond alsdann noch das Vergnügen haben, zu ſcheinen? Für ſich ſelbſt oder für ein paar ſpäte Nachtvögel, die um die Polizeiſtunde nach Hauſe eilen. Der Mond ſoll aber, ſo ſagt man, an dieſer Stille und Ruhe großes Gefallen finden. Er geht dann bei ſpäter Nacht ſo ungenirt ſeine leichtſinnigen Wege, ſchleicht ſich in das Kellerloch, wo ſchlechte Geſellen bei einer ſchmorigen Oellampe allerlei Unheil brüten, hört dort in jenem Hauſe lächelnd eine gewaltige Gardinenpredigt mit an und küßt hier einem einſamen jungen Mädchen in dem Schlafzimmer

die Wangen. Und das thut er so ganz ungenirt, der leichtsinnige alte Herr!

Am Anfang oder Ende der schon in einem der vorigen Kapitel erwähnten Alleestraße der Stadt, von der wir zu sprechen die Ehre haben, befand sich ein großer freier Platz, auf welchem am heutigen Abend der verspätete Mondschein im hellsten Licht und voller Ueppigkeit wucherte. Ringsum herrschte eine unendliche Stille; man hörte den süßen Ton einer Nachtigall vom anderen Ende der Straße her, und so oft die Thurmuhren an den benachbarten Kirchen schlugen, vernahm man das Rasseln der Räder und das Aufheben des Werkes einige Sekunden vorher, ehe die Glocke anschlug.

Auf dem Platz und in der angrenzenden Straße schien für den oberflächlichen Beschauer keine menschliche Seele zu sein. Wer aber, wie es unsere Pflicht ist, genauer hinsah, bemerkte bei näherem Betrachten zwei menschliche Wesen, die auf zwei Eckſteinen saßen, da, wo die Alleestraße auf den freien Platz mündete. Bei noch näherem Erforschen fand sich, daß diese menschlichen Wesen zwei junge, elegant gekleidete Männer waren, und daß sich da noch ein drittes lebendes Geschöpf befand, ein großer Hund nämlich, der auf den Ruf „Sultan", welcher bald von diesem, bald von jenem Eckſteine her erschallte, gehorsam hin und hersprang. Der Hund war dunkelbraun und weiß gefleckt, von einer außerordentlichen Größe, und wenn man ihn so dahinspringen sah auf dem hellen, fast weißbeschienenen Straßenpflaster, so machte dies eine eigenthümliche Wirkung und man war einige Augenblicke versucht, zu glauben, es sprängen wenigstens drei Hunde hin und her: ein riesenhafter, schwarzer — der langgestreckte Schatten des Neufundländers nämlich — und ein paar kleine — die dunklen Flecken auf seinem weißen Fell.

„Sultan!" hieß es jetzt auf einem Eckſteine, „da, bring dem

Herrn Rath meine Cigarrendoſe; ich bemerke ſo eben, daß derſelbe nicht mit Rauchmaterial verſehen zu ſein ſcheint."

„Schon lange nicht mehr," ertönte es von drüben her.

Der Hund nahm gehorſam die große Cigarrendoſe ins Maul und ſprang in großen haſtigen Sätzen auf die andere Seite der Straße.

„Würde Sultan wohl," erſchallte es vom dieſſeitigen Steine, „ein brennendes Stück Schwamm appertiren? — Was meinſt du über dieſen Gegenſtand, Herr Rath?"

„Wenn das Stück Schwamm ſo groß iſt, daß er ſich ſeine Naſe nicht verbrennt, ſo könnte der Verſuch vielleicht gelingen."

„Machen wir einmal dieſen Verſuch!"

„Aber wozu das?" war die Antwort. „Iſt Sultan ein pflichtgetreuer Hund, ſo wird er den Schwamm feſthalten, auch wenn er ſich die Schnauze verbrennt; iſt aber ſeine Erziehung nicht gelungen, ſo läßt er den Schwamm fallen, und wir ärgern uns darüber. Ueber dergleichen Dinge iſt eine Ungewißheit, mit Hoffnung verziert, jedenfalls angenehmer, als eine hoffnungsloſe Gewißheit."

„Sehr richtig bemerkt, Herr Rath!" gab der Erſte, der geſprochen, zur Antwort; „ich halte es überhaupt in vielen Dingen ſehr mit dem alten guten Sprüchwort, welches uns lehrt, daß zu vieles Wiſſen Kopfſchmerzen verurſacht!"

„Nun, da muß dir dein Kopf nie außerordentlich weh thun," erſchallte es von drüben her.

„Dieſe Schande, Herr Rath," verſetzte der Andere — „wenn es überhaupt eine Schande iſt — fällt meinen Erziehern zur Laſt. Es iſt wahr, ich bin greulich vernachläſſigt.

„Da ich das Glück hatte, einer jener Erzieher zu ſein," entgegnete der Herr Rath, „ſo kann ich dieſe Bemerkung, welche meine Ehre verletzt, nicht auf mir ſitzen laſſen, d. h. inſofern Sie dieſes

„greulich vernachläſſigt“ in Bezug auf die Wiſſenſchaft zu verſtehen belieben.“

„Nein, im Gegentheil!“ ſagte lachend der Erſtere; „was das anbelangt, da haben Euer Geſtrengen ſo viel in meinen Kopf hineingepumpt, daß es mich heute noch wundert, daß derſelbe in Folge davon nicht zerſprungen. Aber greulich vernachläſſigt bin ich doch, und der Herr Rath ebenfalls, ſonſt würde es uns beiden kein Vergnügen verurſachen, hier lieber im Mondſchein zu ſitzen auf einem kalten Steine, als zu Haus im weichen Fauteuil beim ſtrahlenden Licht der Lampe. — Aendern wir dieſen Zuſtand, Herr Rath!“

„Warum nicht?“ entgegnete dieſer. „Es war mir überhaupt nicht ſehr angenehm; aber da mußte erſt Hundedreſſur probirt werden. Doch ich verſichere dich alles Ernſtes, Eugen, es gibt für mich nichts Langweiligeres, als ſo eine dreſſirte Beſtie.“

„Undankbarer!“ ſagte der Andere, „und doch hat ihm dieſe dreſſirte Beſtie zu einer vortrefflichen Cigarre verholfen. Komm, Sultan! laß ihn gehen, er erkennt deine Verdienſte doch nicht an.“

„Mir ſind dieſe Dienſte nur zu gegenwärtig!“ lachte der Rath. „und ich erinnere mich ganz genau, wie Sultan mich einmal einen ganzen Vormittag nicht aus dem Zimmer ließ, bis du, ſein Herr, nach Hauſe kamſt und mich erlöſteſt.“

„Ah!“ meinte dieſer, indem er von dem Steine aufſtand, „es iſt immer noch warm. — Gehen wir nach Hauſe; ich habe es ſatt hier außen in dem langweiligen Mondſchein.“

„Und doch wollteſt du nicht mitgehen, als ich daſſelbe ſchon vor zwei Stunden vorſchlug.“

„Ja, vor zwei Stunden, das war etwas ganz Anderes! Jetzt habe ich doch wieder vergeblich gewartet.“

„Es kommen die Waſſer all',“

deklamirte der Rath, indem er ebenfalls von ſeinem Sitze aufſtand,

„Sie rauſchen herauf, ſie rauſchen hernieder,
Sie bringt keines wieder!“

„Das iſt für einen Schulmeiſter, der ſelbſt Verſe macht, eine meiſterhafte Parodie!“ ſagte Eugen. „Mir thun die Ohren davon weh.“ — Damit faßte er ſeinen Hund am Halsbande, und das Thier war ſo groß, daß er ſich bequem darauf ſtützen konnte. Er ſchlenderte mit ihm mitten in die Straße, wohin ſich der Andere ſchon begeben hatte. Dann promenirten ſie mit einander ihrer gemeinſchaftlichen Wohnung zu.

„Riegel auf in ſtiller Nacht,
Riegel auf, der Liebſte wacht.
Riegel zu des Morgens früh.“

recitirte der Herr Rath, während ſie dahin gingen.

„Ja, ja,“ bemerkte der Andere lachend, „du haſt Anlage zu einem Mephiſtopheles, das muß wahr ſein.“

„Aber du,“ entgegnete der geheime Rath, „ſehr wenige zu einem Fauſt.“

„Dies meine ich nicht,“ ſagte Eugen: „ich fühle einige Aehnlichkeit zwiſchen Fauſt und mir.“

„Aber Fauſt folgte ſeinem Freunde in allen Dingen, obgleich er ihm zum Schlechten rieth, und du folgſt mir nicht einmal, obgleich ich dir zum Guten rathe.“

„Pah, Unſinn!“ erwiderte Eugen; „wie nur ein geſcheidter Menſch ſo etwas ſprechen kann! Folge ich dir nicht in ſo vielen Dingen?“

„In manchen wohl, aber nicht in allen.“

„Das wäre auch höchſt langweilig, wenn ich dir gar keine Oppoſition machte.“

„Eine vernünftige Oppoſition iſt ſehr erſprießlich, aber du opponirſt mir nur inſofern, als du zum Schluſſe meiner langen

Reden gewöhnlich sagst: Ich habe Recht, ich thue doch, was ich will!"

„Du kannst das Schulmeistern nicht lassen," sagte Eugen. „Da, Sultan, nimm meinen Hut und meinen Stock! — Und was ist denn in letzter Zeit wieder geschehen?" fuhr er zu seinem Gefährten gewendet fort, „als die einzige, an sich unbedeutende Geschichte . . . mit ihr?"

„Ja, freilich mit ihr," entgegnete der Andere. „Wozu soll das führen? Ich versichere dich, Eugen, darin mußt du noch Vernunft annehmen, das führt zu keinen guten Häusern. Du machst das Mädchen unglücklich und dich ebenfalls mit. Sie scheint mir zu gut, zu lieb und schön, um blos ein Spiel mit ihr zu treiben."

„Ei, ei!" sprach Eugen lachend, „du bist ja ein gewaltiger Lobredner geworden! Bricht endlich die Kruste um dein Schulmeisterherz, fängst du endlich einmal an, ein Weib schön zu finden, mein lustiger Rath?"

„In deinem Sinne wahrhaftig nicht!" versetzte der Andere; „ich habe, Gott sei Dank! nicht die geringste Neigung zu dem weiblichen Geschlecht. Das läßt mich alles kalt, und ich betrachte es nur wie einen glänzenden Stein, wie eine schöne Blume."

„Aber es ist immer noch unerträglich warm!" sagte Eugen um dieses Gespräch abzubrechen. „Ich muß meinen Rock ausziehen; Sultan kann ihn tragen, er wird es außerordentlich geschickt machen." — Er that so wie er gesagt, zog seinen Rock aus und hängte ihn dem Hunde, wie eine große Schabracke, über den Rücken.

Bald darauf hatten sie ihre Wohnung erreicht, die Parterrezimmer mit den Aeolsharfen zwischen den Fenstern, wie wir sie im vorigen Kapitel bereits kennen gelernt. Der Herr Rath zog die Glocke an der Thüre, ein Bedienter in einer eleganten Livree öffnete und leuchtete den beiden Herren in ein großes Zim-

mer, rechts von der Hausflur, in das ihnen auch der Hund nachfolgte.

In dem Zimmer angekommen, warf ſich Eugen in einen Fauteuil, legte die Hände unter ſeinen Kopf und ſtreckte die Beine weit von ſich. Der Hund ließ Hut und Stock zu den Füßen ſeines Herrn niederfallen, ſchüttelte den Rock von ſeinem Rücken auf den Boden und legte ſich in eine Ecke auf ein dickes Stück Teppich, ſeine gewöhnliche Lagerſtatt.

Achtes Kapitel.

Handelt von einem guten Freund und einem getreuen Diener.

Das Zimmer, in welches wir die beiden jungen Leute eintreten ſahen, war elegant, ja reich möblirt. Zwiſchen den Fenſtern ſtanden die bekannten Aeolsharfen mit ihrem melancholiſchen Geflüſter; über einer derſelben hing der erwähnte Blumenkranz. Lange und breite ſeidene Vorhänge ließen faſt nicht mehr Platz, als die Kaſten jener Inſtrumente brauchten. Das Ameublement in dem Zimmer war, wie geſagt, reich, dazu ſehr manigfaltig. Da ſtanden Fauteuils und Seſſel von allen Formen, Farben und Größen, Tiſche und Stühle, den verſchiedenſten Zeiten angehörend, in der Ecke auf einem alten holzgeſchnitzten Buffet Porcellanvaſen neuerer Zeit mit Blumen, oder pompejaniſche Krüge und Bronzen. Von letzteren war überhaupt in dem Zimmer eine große Menge zu finden, und neben prachtvollen alten und ſeltenen Sachen, neben den intereſſanteſten Thierfiguren ſah man nackte Mädchengeſtalten in allen erdenklichen Stellungen und Lagen, theils ſchön, theils unbedeutend ausgeführt. An den Wänden hingen werthvolle Aquarelle neuerer Meiſter

in ſchwarzen Ebenholzrahmen, das kleinſte Blättchen derſelben aufs breiteſte eingefaßt, mit einer wahren Verſchwendung von Papier, Glas und Holz.

In dem Zimmer, in welchem wir uns eben befinden, ſind zwei Thüren: die eine führt in ein kleines Vorzimmer, welches an den Hausflur ſtößt, die andere in ein Seitenkabinet mit Schreibtiſch, einigen kleinen Fauteuils und einer Art türkiſchen Divans in einer alkovenartigen Niſche. Auch hier Bilder an den Wänden, Vaſen, Bronzen, ſeltene Taſſen und Porcellanfiguren, auf allen Etageren, Tiſchen, Komoden, und wo ſonſt noch Platz war. Ueber dem türkiſchen Divan war eine Sammlung prächtiger alter Waffen aufgehängt, eine kleine Trophäe, aus nicht zu vielen Stücken beſtehend, aber in ausgeſuchten Exemplaren. Was von dieſen Dolchen, Piſtolen, Schwertern, Armbrüſten, Pulverhörnern, Streitkolben nicht durch beſondere Einrichtung oder hohes Alter ſelten war, erſchien nun koſtbar und reich mit Gold, Silber und Elfenbein ausgelegt oder mit Edelſteinen verziert.

An dieſes kleine Schreibkabinet ſtieß ein Schlafzimmer nicht minder reich und elegant eingerichtet. Hier waren einige ſeltene alte Oelbilder, welche auf den Bewohner dieſer Gemächer von dem Vater her vererbt worden waren.

In dem Vorzimmer, deſſen wir Anfangs erwähnten, ſtand ein Bett für den Bedienten, was deßhalb ſo eingerichtet worden war, daß er unten an der Hausthüre und gleich bei der Hand war, wenn ſein Herr, was häufig vorkam, ſehr ſpät in der Nacht heimkehrte.

Der Herr dieſes Bedienten und dieſer Zimmer war nun aber, wie der Leſer bereits wiſſen wird, jener junge Menſch, der ſich in den Fauteuil geworfen, Eugen Stillfried, der Sohn der verwitweten Staatsräthin. Da es an ſich ſehr ſchwierig und undankbar iſt, Jemanden mit der Feder und in Schriftzügen zu portraitiren, ſich auch der geneigte Leſer, wenn er anders unſerer Geſchichte einige

War ſchon von Aachen nach Verviers die Gegend reizend und intereſſant geweſen, ſo konnte man in der That nichts Anmuthigeres ſehen, als die Thäler, durch welche wir nun dahin flogen. Die Bahn, welche ſich ſo recht eigenſinnig auf dem geradeſten Wege über Thal und Berg einen Durchgang erzwang, deckte ſo viele heimliche Schönheiten auf, die ſich bis dahin fern von der ſtaubigen Landſtraße verborgen hatten. Bald kamen kleine freundliche Dörfer, deren Häuſer um ein ungeheures Fabrikgebäude mit rauchendem Schornſtein gruppirt waren, gerade wie ſich in alter Zeit die Landbewohner um Thurm und Warte eines alten Ritterſchloſſes ſchaarten, nur in anderm Sinne: hier ſuchten ſie Schutz, dort fanden ſie Nahrung.

Nach der Scene im Mauthhauſe hatte ich mit meiner Nachbarin noch kein Wort gewechſelt. Der Herr Gemahl ſchaute etwas verdrießlich drein und behauptete, ſein Kopfweh plage ihn mehr als vorhin. Die Dame ſchaute zum Wagen hinaus und hatte mir noch keinen einzigen Blick geſchenkt. Ich wußte aber auch wahrhaftig nicht, wie ich das Geſpräch wieder beginnen ſollte — von der Gegend und dem Wetter, das war zu geſucht, ich wollte unbefangen erſcheinen. Die Wienerin hatte ihren Shawl etwas zurückgeworfen und ich konnte kein Auge von der verfluchten dritten Schleife verwenden. Ueberhaupt war mir das ganze Schleifenſyſtem etwas Neues, doch hielt ich in Gedanken der ganzen Mode der Ueberröcke eine kleine Lobrede, malte mir die hohe Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieſes Kleidungsſtückes ſo lebhaft aus, daß meine Phantaſie nun plötzlich Worte bekam und ich, vielleicht ein wenig unpaſſend, meiner hübſchen Nachbarin verſicherte, gegen ein gewöhnliches Kleid, habe ein Ueberrock für mich etwas ungemein Reizendes, ja, Poetiſches. Sie wandte den Kopf herum und ſah mich mit einem ſeltſamen Blicke an. Anfänglich war dieſer Blick etwas ernſt, doch ſpielte er ins Freundliche, und plötzlich brach ſie in ein lautes Lachen aus, wobei ſie auf eine Schaar junger Fohlen zeigte, die neben der Bahn auf einer Wieſe ihre poſſierlichen Sprünge machten. Wenn ich nur hätte heraus bringen können, wem das Gelächter gegolten, den Fohlen oder der dritten Schleife! Doch war ich ſchon zufrieden, daß ihre ernſte Laune gewichen war und ſie mit mir über die luſtigſten Dinge lachte und ſprach. Obgleich mir einer der Conducteure verſicherte, die Wagenzüge von Verviers nach Lüttich würden, der vielen Brücken, Tunnels, Krümmungen wegen, nur ſehr langſam geführt, ſo konnte ich doch das gar nicht finden, ſondern wir waren im Umſehen in letzterer Stadt. Das Aus- und Einpacken der Paſſagiere dauert hier eine kleine halbe Stunde; dann geht der Convoi, von einer ſtehenden Maſchine gezogen, ziemlich ſteil den Berg hinauf, nach Ans, wo die ſchöne maleriſche Gegend aufhört und man auf einer

Aufmerksamkeit widmet, aus dem vorigen Kapitel gewiß schon ein Bild von dem jungen Manne, der vor uns sitzt, entworfen hat, so fügen wir nur noch hinzu, daß seine Gestalt, obgleich ziemlich groß, etwas fein und schlank war, und sein Gesicht, mit sehr gewinnendem, angenehmem Ausdruck, zuweilen abgespannt, ja leidend aussah, namentlich wenn er, wie es in diesem Augenblicke der Fall war, ruhig dalag und nachzudenken schien, die Augen auf den Boden geheftet, wodurch sie fast geschlossen erschienen.

Daß der andere junge Mann derselbe war, dessen der Justizrath vor der Staatsräthin in seinem Sinne nicht eben schmeichelhaft erwähnte, brauchen wir ebenfalls wohl nicht erst zu bemerken. Dieser war vielleicht einen Kopf kleiner als Eugen, und was ihm an Körperlänge fehlte, hatte er in der Breite zugesetzt. Sein Kopf stak dabei so tief in den Schultern, daß es eine fade Schmeichelei gewesen wäre, wenn man von seinem Halse gesprochen hätte. Dieser Kopf, rund, sehr wohl aussehend, mit frischer Gesichtsfarbe und dicken Backen, zeigte ein starkes schwarzes Haar, das, da es obendrein sehr kurz geschnitten war, borstenartig in die Höhe stand. Seine Augen, klein, von dunkler Farbe, waren außerordentlich lebhaft, ja durchdringend und von einer merkwürdigen Beweglichkeit. Eugen behauptete, ihm, seinem Freunde nämlich, sei, wie keinem andern Sterblichen, die Möglichkeit verliehen, um eine Ecke zu sehen oder zu bemerken, was hinter ihm vorgehe.

Dabei war dieser Freund der Geschäftsführer, der Wirthschaftsbesorger, der Rathgeber in allen Dingen des anderen jungen Herrn. Man hätte ihn auch seinen Schutzgeist nennen können — doch hat ein Schutzgeist gewöhnlich die Macht, seinen Schützling von tollen Streichen abzuhalten, was Jenem bei den eifrigsten Bemühungen nicht immer gelungen war. So viel es dagegen in seinen Kräften stand, bemühte er sich, den jungen Menschen, welchen ihm damals die Mutter, als er noch ein Knabe war, anvertraut, auch jetzt noch auf's genaueste zu beaufsichtigen, und suchte ihn so viel als möglich

von einem Wege abzubringen, auf welchem er im Begriffe war, ſich in jeder Hinſicht zu ruiniren.

Eugen hatte zu ſeinem Mentor ein unbegrenztes Vertrauen, und das mit vollem Recht. Er nannte ihn ſeinen luſtigen Rath und folgte bei ruhiger Ueberlegung auch faſt beſtändig deſſen gutgemeinten Rathſchlägen. Der eigentliche Name des Herrn Raths war aber Sidel, und er ſeines Zeichens Pädagog und Knabenerzieher.

Kein Menſch konnte es eigentlich begreifen, wie die Beiden zuſammen ſo lange aushielten, vielmehr, weßhalb der Schulmeiſter ſeinem Zöglinge nicht ſchon längſt davon gelaufen war. Sein Charakter ſchien ſo gar keinen Geſchmack an dieſem oftmals ſo wilden Leben zu finden, und das drückte ſich auch in ſeinen Worten und Mienen unverhohlen aus, war aber dagegen eine Quelle unendlicher Lachluſt für Eugen, für den es kein größeres Vergnügen gab, als wenn ſein luſtiger Rath mit dem verdrießlichſten Geſichte, mit der mürriſchſten Miene von der Welt zu einem tollen Streich mithalf.

Der Dritte in dieſer Junggeſellenwirthſchaft nun, der Bediente nämlich, war, wie jeder Bediente eines ledigen Herrn, ein ſehr wichtiges Mitglied dieſes Haushaltes. Er hieß Joſeph, und wenn man ihn ſah, die ganze ſchlottrige Figur, auf der die ſauber gemachte Livree wie an einem Kleiderſtänder hing, mit einem Geſichte voll unergründlicher Dummheit, ſo glaubte man den harmloſeſten und unſchuldigſten Menſchen vor ſich zu haben. Er ſchien kaum ſo viel moraliſche Kraft zu beſitzen, um ſeine Augen ſo weit zu öffnen, daß er die Stiefel desjenigen betrachten konnte, mit dem er gerade ſprach. Höher hinauf als bis zum unterſten Weſtenknopf kam er bei dieſen Betrachtungen niemals, und man hätte darauf ſchwören können, er habe noch nie Jemand in das Geſicht geblickt. Dazu waren ſeine Augenbrauen auf eine lächerliche Art hoch emporgezogen, die Mundwinkel dagegen ſanken tief herab, und wenn man dieſes Geſicht weiß geſchminkt hätte, und das an ſich ſchon ſehr große Maul

noch durch einige rothe Farbe etwas vergrößert, ſo hätte man die wirkſamſte und komiſchſte Pierrotmaske gehabt, die je auf dem Theater erſchienen.

Zuweilen führten dieſe Drei in ihrem Hausweſen auch unbewußt ſolche lächerliche und merkwürdige Scenen auf, die unwillkürlich an eine vollkommen einſtudirte Harlekinade erinnerten. Da war denn Joſeph der trefflichſte Pierrot und half ſeinem jungen Herrn mit der größten Freude, den luſtigen Rath Pantalon zu überliſten, benahm ſich aber dabei ſo tölpelhaft und ungeſchickt, daß er Alles wieder verdarb und zuletzt, wie in der Komödie, immer derjenige war, der den Schaden davon hatte oder die Prügel bekam.

Monſieur Joſeph-Pierrot hatte alſo den beiden Herren die Thüre geöffnet und zeigte dabei ein entſetzlich verſchlafenes Geſicht. Er taumelte ordentlich mit dem Lichte hin und her, und als ſich nun ſein Herr in den Fauteuil geworfen, der Hund dagegen auf dem Boden die Garderobe verſorgt wie gewöhnlich, und ſich der luſtige Rath an den Tiſch geſetzt, um die Zeitung zu leſen, begab ſich Joſeph wieder in ſein Vorzimmer, ſetzte ſich dort in einen alten mit Leder überzogenen Lehnſeſſel und begann nach wenigen Augenblicken gelinde zu ſchnarchen. Einige Minuten hörte man ſo in den Zimmern nichts, als das melancholiſche Geflüſter der Aeolsharfen, das Picken der verſchiedenen Uhren, das Rauſchen des Papiers, wenn der Rath ſeine Zeitung umwandte, und das tiefe Athemholen des großen Hundes.

„Haben wir denn gar nichts zu trinken im Hauſe?“ fragte endlich Eugen, „ich habe einen unendlichen Durſt. — Geht dir's nicht auch ſo, Herr Rath? Die Hitze von heute hat mich ganz ausgetrocknet.“

„Ich habe dem Joſeph anbefohlen, er ſolle etwas Gefrorenes parat halten; der Schlingel hat's wahrſcheinlich wieder vergeſſen.“

„Das wollen wir gleich einmal unterſuchen. Er ſchläft ſchon

wieder und ſchnarcht, daß man es zwei Häuſer weit hören kann. — He, Joſeph!"

„Vielleicht thut er auch nur ſo," ſagte ruhig der Rath, ohne von ſeiner Zeitung aufzublicken; „es wäre, glaube ich, nicht das erſte Mal."

„Ach, was du immer für Gedanken haſt! Dieſer dumme, faule Kerl — zwei Eigenſchaften, die mir ihn unendlich werth machen," entgegnete Eugen lachend. Dann ſetzte er leiſe hinzu: „Aber wart' nur einen Augenblick, Sultan ſoll ihn aufwecken und herbringen."

Der große Neufundländer, der ſeinen Namen gehört, wedelte mit dem Schweife, und ſeine Augen blitzten unter den dichten Haaren ſeines Kopfes hervor.

Das Geſchnarche im Nebenzimmer hatte ſich indeſſen auffallend vermindert.

„Huſſa, Sultan," rief jetzt Eugen mit lauter Stimme, „Huſſa, hol' den Joſeph!"

Monſieur Pierrot ſchien vorher erwacht zu ſein und keine große Luſt zu haben, auf den Hund zu warten, der jetzt mit einem ungeheuren Satz ins Nebenzimmer ſprang. Er beendigte ſeinen Schnarcher mit einer kunſtgerechten Fermate und ſtolperte in das Wohnzimmer.

Der Herr Rath blickte lächelnd in die Höhe und fragte: „Nicht wahr, mein lieber Joſeph, ich habe dir befohlen, du ſolleſt ein paar Portionen Gefrorenes aus dem Kaffeehauſe holen und parat halten? Gib es her, mein Freund; dein Herr iſt durſtig, wir brauchen etwas Kühlendes."

Joſeph beantwortete dieſe Anrede mit einem wo möglich noch dümmeren Geſicht, als er gewöhnlich machte. Dazu kratzte er ſich hinter dem Ohre und ſagte nach einer Pauſe mit einem blödſinnigen Lächeln: „Ah ja, das Gefrorene!"

„Nun, ſo bring es her, Schnecke!" rief Eugen.

„Ja, das Gefrorene," wiederholte der Diener und ſuchte verlegen auszuſehen, „das Gefrorene habe ich allerdings geholt aus dem Kaffeehauſe, aber es iſt . . ."

„Wahrſcheinlich ausgelaufen, wie geſtern die verſiegelte Rheinweinflaſche, nicht wahr, Joſeph?" fragte der luſtige Rath.

„Ausgelaufen nicht," erwiderte der Bediente, „aber es iſt von der großen Hitze geſchmolzen."

„Rein aufgeſchmolzen?" ſagte lachend der Rath.

„Ja wohl, Herr Sidel," antwortete Joſeph, „rein aufgeſchmolzen."

„Und dann," examinirte der Andere weiter, haſt du es ausgeſoffen, nicht wahr, mein Freund?"

„Es kann ſo ſein!" antwortete Monſieur Pierrot und ſah ſeinen Herrn an, ob er wohl lachen würde.

Dieſer aber entgegnete ärgerlich: „Du biſt ein rechtes Kameel, Joſeph! Du hätteſt das Eis wohl in den Keller ſtellen können, da wäre es gewiß nicht zerfloſſen."

„Ja, das iſt wahr," ſagte Joſeph mit einer Miene der Ueberraſchung, als gehe ihm jetzt erſt über dieſen Gegenſtand das klarſte Licht auf.

„So hole mir eine Flaſche Champagner aus dem Keller!" befahl Eugen, und der luſtige Rath ſetzte hinzu: „Eine halbe, beſter Joſeph, der Herr trinkt doch nur ein Glas."

Eugen nickte mit dem Kopfe, und der Bediente ging hinaus.

„Meinſt du nicht," ſprach nach einer Pauſe Eugen zu ſeinem Freunde, „daß das Eis wirklich geſchmolzen iſt? Du lachſt wieder ſo ſpöttiſch und machſt mir ein ſo zweifelhaftes Geſicht. Bei der Hitze iſt das leicht möglich."

„Ja, das iſt alles möglich," entgegnete der Rath; „aber ebenſo möglich iſt es auch, daß Monſieur Pierrot meinen Auftrag vergeſſen und gar kein Gefrorenes geholt hat."

„O, dann hätte er ſeine Tölpelei gewiß eingeſtanden."

„Aber kein Geld aufschreiben können für das Eis, das er gewiß und wahrhaftig nicht geholt hat," sagte der Rath mit ernster Stimme.

„O, du denkst von diesem Esel viel zu schlecht," antwortete Eugen.

„Und du viel zu gut," sagte der Andere; „wir wollen schon sehen, wer Recht behält."

In diesem Augenblicke erschien Joseph mit einer kleinen Flasche Champagner und zwei Gläsern. Er nahm den Kork herunter, schenkte ein und präsentirte ein Glas seinem Herrn, das andere dem lustigen Rath; dann zog er sich wieder in sein Vorzimmer zurück.

Eugen trank seinen Kelch aus und setzte ihn neben sich auf den Boden. Nach einer längeren Pause sagte er: „Das muß ich dir schon gestehen, ich fange wieder an, mich hier unbeschreiblich zu langweilen, und wenn die Geschichte nicht wäre mit ihr, ich hätte die Stadt schon lange wieder einmal verlassen."

Joseph im Nebenzimmer begann wieder ganz leise zu schnarchen.

„Kommt es dir nicht auch entsetzlich langweilig vor," fuhr Eugen fort, „dieses Leben, das wir hier führen? Jeden Tag das Gleiche, keine rechte Unterhaltung, kein Amusement; ja, wenn das Mädchen nicht wäre, ich hätte schon lange wieder einmal eine Fußreise unternommen."

„Das könnte uns allerdings zerstreuen," entgegnete der Rath.

„Man sollte sich eigentlich an gar nichts binden," sagte Eugen; „Fesseln und Bande, auch wenn sie noch so angenehm sind, bleiben immer drückend."

„So ändere diese Geschichte," antwortete der Andere, „es wäre auf jeden Fall viel vernünftiger. Wie ich dir schon oft gesagt: was kann überhaupt dabei herauskommen? Du bildest dir nur ein, du liebest dieses Mädchen, du denkst an sie den ganzen Tag über, du bist zu nichts Anderem aufgelegt, treibst dich stundenlang in den

ſchmutzigen Straßen der Stadt umher, um dafür alle zwei bis drei Tage, freilich unentgeldlich, einen Blumenſtrauß zu erhalten."

„Ich bilde mir nicht blos ein, ſie zu lieben," entgegnete Eugen, „ich liebe ſie auch wirklich, ich könnte ihr jedes Opfer bringen, um — ſie glücklich zu machen."

„Weißt du aber auch," ſagte der Rath, „ob du die richtigen Begriffe über dieſes Glücklichmachen haſt? — Ich glaube es nicht. Du fängſt da mit dieſem Mädchen eine Liebesgeſchichte an, du ſagſt ihr, wo und wie du immer kannſt, ſchöne Worte, du haſt ſie auch einmal nach Hauſe begleitet und geküßt; aber wenn du meinſt, daß du dadurch das Mädchen glücklich machſt, ſo kann ich dich verſichern, daß du ſehr verkehrte Anſichten haſt."

„Du gibſt allerdings Einzelheiten," verſetzte Eugen, „die an ſich unbedeutend ſind; aber die Hauptſache verſchweigſt du, daß ich ſie nämlich liebe, daß ich ſie außerordentlich und innig liebe."

„Außerordentlich? — Ja, das glaube ich!" lachte der Rath; „ihr wirds aber wahrhaftig angenehmer ſein, wenn du ſie ordentlich lieben wollteſt, d. h. mit ordentlicher und ſolider Abſicht."

„Und dieſe wäre?" fragte Eugen.

„Die Abſicht, ſie zu heirathen!" ſagte ruhig der Rath. „Wenn du das allerdings im Sinne führſt, ah! dann iſt gegen eine ſolche rechtſchaffene Abſicht gar nichts zu ſagen."

„Daran habe ich wahrhaftig noch nicht gedacht," entgegnete Eugen mit leiſerer Stimme, „das iſt mir noch nie eingefallen. Das 'ſt ja auch ganz unmöglich."

„So! das ſiehſt du alſo ein und treibſt doch dieſe Geſchichte fort? Nun, ich wünſche dir viel Glück zu einer ſolchen Unterhaltung. Das wird aber ſicher noch einmal auf eine unangenehme Art enden."

Joſeph im Nebenzimmer ſchnarchte bald ſehr leiſe, bald einige Takte mit äußerſter Heftigkeit. Letzteres aber geſchah merkwürdiger

Weise nur dann, wenn im Gespräch, das wir eben mitgetheilt, eine kleine Pause entstand.

„Und schon lange habe ich mir vorgenommen, einmal mit Katharine ernster zu sprechen, aber ich komme nie dazu. Du selbst hast mich ja immer gewarnt, jenes Haus da unten am Marktplatze zu betreten. Nun ja, ich will ja gewiß gern ehrlich gegen das Mädchen sein, ihr sagen, was ich im Stande bin, ihr zu bieten. Aber dazu muß ich doch eine Unterredung mit ihr haben, und du hast dich ja beständig geweigert, in dieser Richtung irgend einen Schritt mit mir zu thun."

„Das habe ich auch," sagte der Andere, „und werde auch niemals die Hand zu etwas bieten, was unter allen Umständen ein Unglück wäre."

„Aber bei einer Unterredung könntest du doch gegenwärtig sein, nur bei einer einzigen; du könntest da deinen Senf auch dazu geben," meinte Eugen.

„Ich werde mich hüten! Ich soll dir, wie so oft, den Elephantenführer machen und nachher kann ich meiner Wege gehen. Nein, nein, ich kenne das; ich habe mir wohl zuweilen nichts daraus gemacht, aber in dem Falle danke ich. Ich muß gestehen, wenn du dieser Liebesgeschichte wirklich ernstlich nachgehen willst, so heißt das all deinen früheren Streichen die Krone aufsetzen. Ich kenne mein Terrain: du wirst dich in die unangenehmsten Dinge verwickeln und dann werde ich das Vergnügen haben, dich herauszuziehen. Erlaube mir nur eine einzige Frage; willst du sie mir wahr und aufrichtig beantworten?"

„Und warum nicht?" entgegnete Eugen.

„So sage mir: liebst du das Mädchen wirklich, oder ist es wieder so eine Spielerei, deren ich so manche erlebt?"

„Ich glaube, daß ich sie wahr und aufrichtig liebe," sagte der junge Mann; „ach es ist so ein herrliches, gutes, blühendes Geschöpf!"

„Ein blühendes Geschöpf!“ wiederholte der Rath, ironisch lächelnd.

„So ists, Mephisto!“ lachte Eugen, worauf der Andere erwiderte:

„O nein, ich bin kein Mephisto, ich habe gewiß nicht meine Freude daran. — Aber jetzt zu Bette! Dein guter Joseph da drinnen im Nebenzimmer scheint zu erwachen, natürlich weil unser Gespräch zu Ende ist. Es ist jetzt spät genug; möge uns der morgende Tag andere Gedanken, bessere Plane und Kraft zu deren Ausführung geben.“

„Amen!“ sagte Eugen; „schlaf wohl, mein Prediger in der Wüste.“

Der lustige Rath zog sich in seine Zimmer zurück, die sich auf der anderen Seite des Hausganges befanden. Joseph schloß die Läden und Fenster in der ganzen Wohnung. Eugen ging ebenfalls in sein Schlafzimmer: er hatte die Gewohnheit, sich selbst zu entkleiden, und entließ deßhalb den getreuen Pierrot, sobald ihm dieser die Lichter auf seinem Nachttische angezündet.

Bevor aber Eugen diese auslöschte und sich zur Ruhe begab, schloß er ein geheimes Fach seines Pultes auf und nahm daraus ein kleines Kästchen mit einem außerordentlich soliden und festgearbeiteten Schlosse. Dieses öffnete er ebenfalls, aber nur um einen Blick hineinzuwerfen, und als er gesehen hatte, daß sich in diesem kleinen Kästchen ein Paket Papiere befand, mit rothen Bändern zusammen geknüpft und schwarz gesiegelt, verschloß er Kästchen und Schreibtisch wieder und ging zu Bette.

Der Herr Rath drüben in seinen Zimmern hatte es bereits ebenso gemacht, und das einzige Licht, welches noch in der Parterrewohnung brannte, leuchtete dem getreuen Pierrot, der an seinem Tische im Vorzimmer saß, ein Schreibbuch vor sich, in das er emsig allerlei Zeichen und Bemerkungen machte.

Eugen hatte in dieser Nacht einen unruhigen Schlaf: er träumte

von Blumen, die in duftigen Gärten in unendlicher Schönheit plötzlich vor ihm aufschossen, und wenn er sich alsdann niederbückte, um eine derselben abzupflücken, so sanken diese Blumen tief vor ihm in den Boden hinab, und sein Fuß hielt sich mit Mühe am Rande eines giftigen Sumpfes fest, der ihn gewaltsam an sich zu ziehen schien. Nach solchem Traume erwachte er mit einem tiefen Athemzuge, und erst gegen Morgen schlief er fest und ruhig. — —

Zum großen und beständigen Aerger des treuen Pierrot war der Herr Rath, er mochte so spät, als er nur immer wollte, zu Bette gegangen sein, mit Tagesanbruch munter, und dann war auch Joseph gezwungen, die kostbare Nachtruhe abzubrechen. Eugen erhob sich einige Stunden später, und die beiden Freunde sahen sich Morgens selten bis zur Mittagsstunde, wo sie gemeinschaftlich zu ihrem Diner gingen.

Der Herr Rath besorgte die sämmtliche Verrechnung des Junggesellen-Haushaltes und hierbei natürlicher Weise auch die Ausgaben des Bedienten, was dem treuen Pierrot manche unangenehme Morgenstunde verursachte. Gewöhnlich machte er auch hierauf den Versuch, Jenen bei seinem Herrn zu verklagen und obgleich dies nie die geringste Wirkung that, so unterließ er es doch nicht, wenn er seinem Herrn den Kaffee servirte, einige Seufzer über schlechte Behandlung, die ihm durch den Herrn Rath zu Theil geworden, auszustoßen.

Auch heute Morgen erschien er mit einer wahren Jammermiene und brachte den Frühstücktisch seines Herrn in Ordnung. Er zündete seufzend die Spirituslampe unter der Kaffeemaschine an, stellte ein Wachslicht daneben, sowie eine geöffnete Cigarrendose, dann ging er ins Schlafzimmer und meldete, daß der Kaffee bereit sei; dies sagte er aber mit so kläglichem Tone der Stimme, als verkündige er das größte Unglück, machte indeß hierdurch im gegenwärtigen Augenblicke gar nicht den gewünschten Eindruck. Eugen war mit anderen Dingen beschäftigt und schien, während er in

ungeheuren Ebene dahin fliegt. Wenn auch alles Land rechts und links aufs Herrlichste angebaut ist und einem üppigen Garten gleicht, so ermüden doch die unabsehbaren Flächen das Auge, und man kann in Versuchung kommen, die ungeheure Schnelligkeit, mit welcher der Zug dahin fährt, noch langsam zu finden. Wir verließen die Waggons, und mein guter Wiener mit seiner schönen Frau nahm seinen Platz in der Diligence wieder ein. Da ich den meinigen in einem Charabanc genommen, so hätte ich sie verlassen müssen, doch waren diese zweiten Plätze so entsetzlich überfüllt, daß ich blos aus dem Grunde mein Billet zur ersten Wagenclasse umtauschte. Und so saßen wir wieder beisammen im traulichen Verein. Auch die dicke Dame hatte sich zu uns gefunden. — Doch die gelehrten Herren sah man niemals wieder! So kamen wir nach Tirlemont, woselbst noch als schwache Erinnerung an die Berge ein kleiner Tunnel zu passiren ist, erreichten bald Löwen, dann Mecheln, das Eisenbahnherz Belgiens, wo alle Linien ihren Zusammenfluß haben und Alles aus- und einströmt.

Hier dauert das Ein- und Aussteigen eine ziemliche Zeit. Von hier aus werden Wagen gewechselt, und man muß sich genau in Acht nehmen, daß man auf den richtigen Zug gelangt, denn es gehen zuweilen zu gleicher Zeit hier Züge nach Aachen, Antwerpen, Brüssel und Ostende ab. In der letzten Zeit hatten wir in unserer Diligence große Berathungen über die Wahl des Gasthofes angestellt, den wir in Brüssel gemeinschaftlich beziehen wollten. Die kleine Frau meinte: Wir sind unser drei, wir können Morgens ausgehen, um zusammen zu frühstücken, können ohne zu große Kosten einen eigenen Wagen nehmen, kurz, leben ganz en famille. Der alte Herr, der mich liebgewonnen zu haben schien, indem er mich für einen sehr practischen Menschen hielt, da ich nämlich zufällig in Tirlemont die Flucht seines Nachtsackes verhütet, willigte ebenfalls in dieses Zusammenleben, und ich sträubte mich wahrhaftig nicht dagegen.

In Mecheln stiegen die Beiden einen Augenblick aus, und ich unterließ nicht, ihnen nochmals die größte Vorsicht anzuempfehlen, damit sie den richtigen Wagenzug nicht verfehlten. Indessen nahm das Getümmel auf dem Bahnhofe zu, es war hier eine wahre Ueberschwemmung von Passagieren, Koffern und Mantelsäcken, Alles drängte und wogte durcheinander. Die Locomotiven fuhren zischend auf und ab, es begann die große Glocke zu läuten, und Alles eilte seinen Plätzen zu. „Nach Brüssel!“ schrie der Conducteur, der auf unserm Wagenschlage stand; ich wiederholte eben so laut: nach Brüssel, und spähte dabei ängstlich um mich her, ohne von den Beiden auch nur das Geringste zu entdecken. Der Menschenknäul auf dem Bahnhofe war aber auch gar zu groß, und die lebendige Strömung aus den Wartesälen

ſeinen Schlafrock ſchlüpfte, über etwas tief nachzudenken. Draußen im Salon warf er ſich in einen Fauteuil. Joſeph drehte einen Hahn an der Maſchine auf, und Eugen trank ſeinen Kaffee, ohne überhaupt bemerken zu wollen, daß noch Jemand anders außer ihm im Zimmer ſei. Erſt als er nach der Cigarre griff und der treue Pierrot ihm den brennenden Fidibus in die Hand gab, blickte er in die Höhe und konnte ſich nicht enthalten, laut aufzulachen über das merkwürdig klägliche Geſicht, das ihm Joſeph zeigte.

„Es iſt ſchon gut," ſagte er, als Joſeph ſich anſchickte, dieſen Blick mit einem tiefen Seufzer zu beantworten. „Laß nur dein Seufzen bleiben, ich bin das des Morgens von dir ſchon gewohnt! Hat man dir einmal wieder den Leviten geleſen? Freut mich recht ſehr — danke du deinem Schöpfer, daß ich wenig und des Morgens gar nicht dazu aufgelegt bin, mich überhaupt um dich zu bekümmern. Das kann ich dich verſichern, theurer Joſeph, wenn ich der Herr Rath wäre, ich hätte dich vielleicht ſchon lange zum Teufel gejagt." —

„Oh, oh!" lachte jetzt Pierrot mit erſtaunlich freundlichem Geſicht; denn er hatte jetzt erreicht, was er wollte: ſeinen jungen Herrn nämlich vermocht, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen. „Oh!" lachte er abermals; „der Herr Sidel hat ja eigentlich doch nicht zu befehlen, ſondern der Herr Eugen ſelbſt."

„Alles hat er zu befehlen," antwortete dieſer, „das ganze Hausweſen, und er kann mit euch machen, was er will, mit ſämmtlichem Möbelwerk und der ganzen Einrichtung, mit Sultan und mit dir." — Damit nahm er einen Schluck Kaffee und that einige Züge aus ſeiner Cigarre.

Joſeph zog ſeine Achſeln hoch empor, drückte dabei den Kopf tief nieder und ſchien auf ſolche Art pantomimiſch ausdrücken zu wollen: „Ich laſſe ja Alles geduldig über mich ergehen!"

Nach einer längeren Pauſe, während welcher Eugen mit

seinem großen Hunde gespielt und ihm ein Milchbrod gereicht, blickte er wieder in die Höhe und sah seinen Diener abermals lachend an. „Du hast gewiß," sagte er hierauf, „heute einen Extrawischer bekommen. Nun, was hat's denn eigentlich gegeben? — So sage es frisch heraus, denn wenn du es noch lange bei dir behalten mußt, so wirst du unfehlbar daran ersticken, was an sich eben kein großer Verlust wäre. — Nun, was soll's eigentlich?"

„O, es betrifft gar nicht mich; der Herr Rath hat mich nur über Schritte und Gänge examinirt, die ich auf Ihren besonderen Befehl mache."

„Daran hat er recht gethan, und er hat dich blos beaufsichtigen wollen! denn er weiß ohnehin alles, was du für mich zu besorgen hast."

Pierrot schüttelte mit einem Lächeln, das pfiffig sein sollte, seinen dicken Kopf.

„Nicht?" fragte Eugen aufmerksam; „was willst du mit deinem dummen Kopfschütteln sagen?"

„Er hat mich darüber ausgefragt, ob ich einen besonderen Befehl von Ihnen dazu hätte, an den Markttagen auf den Markt zu gehen, um . . ."

„Ja so, das hat er dich gefragt? Das hätte ich beinahe vergessen. — Und was hast du ihm geantwortet?"

„O, ich habe ihm geantwortet," entgegnete Joseph, „daß ich nur deßwegen auf den Markt gehe, um mich nach den Preisen von Butter und Eiern wegen der Haushaltung zu erkundigen."

„Und das hat er dir natürlicher Weise nicht geglaubt!" sagte Eugen laut lachend, worauf der Diener mit einem ungemein pfiffigen Blinzeln seines rechten Auges erwiderte: „O ja, er hat's doch geglaubt."

Eugen legte sich in seinen Fauteuil zurück, drückte seine beiden

Füße in das zottige Fell seines Neufundländers und blickte eine Weile nachdenkend vor sich hin. Joseph ließ aus der Maschine eine zweite Tasse Kaffee laufen; jede Spur des Mißmuthes schien aus seinem Gesichte verschwunden, und dafür hatte sich eine gewisse Traurigkeit auf seine Züge gelagert, welche dieselben außerordentlich komisch machte. Er wollte augenscheinlich die treue, gekränkte Seele spielen, die tiefbetrübte, der es nicht gelingen kann, das volle Vertrauen des Herrn zu gewinnen.

Dieser achtete aber nicht darauf, schien auch das Gespräch von vorhin nicht wieder anknüpfen zu wollen, und so sah sich denn Joseph genöthigt, nach einer Pause selbst fortzufahren, was er mit sehr schüchterner und leiser Stimme that. „Ich habe," sagte er, „da unten genaue Verbindungen angeknüpft, die es mir möglich machen, alle Befehle Eurer Gnaden, wenn Sie welche für mich haben sollten, auf's beste zu vollführen. In der Nähe des Marktes, in einer engen Gasse hinter dem Hause der Frau Schoppelmann, wohnt eine Bekannte von mir, eine alte, brave Wittwe, deren Mann gestorben ist und die dort in der engen Gasse eine kleine Weinwirthschaft eröffnet hat."

„So, so!" sagte Eugen ohne aufzublicken, und Joseph, sehr ermuthigt, daß ihm nicht befohlen worden, sein Maul zu halten, fuhr mit etwas sicherer Stimme fort: „Ich komme nicht nur in die Wirthsstube dieser braven Wittwe, sondern ich bin einer von ihren genauen Bekannten und besuche sie deßhalb auch zuweilen in ihrer Wohnung im ersten Stock. Dieser gerade gegenüber sind die Zimmer der Frau Schoppelmann oder vielmehr nur ein Zimmer ihrer Wohnung, das der schönen Katharine. — — Katharine kennt ebenfalls diese Wittwe, und wenn Beide gerade wollen, so können sie aus ihren Fenstern zusammen sprechen; ja, eines ist so nahe bei dem andern, daß man sich die Hand reichen könnte."

„Und du haſt Alles drüben dem Herrn Rath auch erzählt?“ fragte Eugen nach einer Pauſe.

„Nicht eine Sylbe!“ ſagte der getreue Pierrot mit einem außerordentlich ernſten Geſichtsausdruck. — „Aber neulich, wie ich zufällig aus der Wirthsſtube jener Wittwe auf die Straße komme und ohne Abſicht in die Höhe blicke, bemerke ich Jungfer Katharine, welche aus ihrem Fenſter auf mich herab ſieht.“

„Und ſie bemerkte dich?“ fragte Eugen.

„Allerdings.“ fuhr Joſeph fort: „ſie ſchien mich ſogar wieder zu erkennen und blickte mich einen Augenblick wie fragend an. Natürlich ging ich ruhig meines Weges, denn ich hatte ja keine Aufträge.“

Hier ſeufzte der getreue Pierrot abermals.

„Und wenn du Aufträge gehabt hätteſt,“ ſagte Eugen, mehr und mehr aufmerkſam geworden durch den Bericht ſeines Dieners, „ſo hätteſt du ihr unbemerkt etwas ſagen können?“

„Ganz unbemerkt!“ antwortete Joſeph ſehr erfreut, „ſo unbemerkt, daß es keine Menſchenſeele geahnet hätte. Das Fenſter iſt von der Gaſſe aus, die viel höher liegt als der Hof des Hauſes, wo Frau Schoppelmann wohnt, faſt mit der Hand zu erreichen. Man könnte ganz bequem da hinab ſpringen, und durch dieſe Gaſſe geht faſt nie Jemand, nicht einmal am hellen Mittage. Des Nachts iſt ſie ganz ſtill und leer.“

„So, des Nachts iſt ſie ganz ſtill und leer?“ wiederholte Eugen nachdenkend, und ſprach alsdann nach einer längeren Pauſe, während welcher er den Kopf in die Hand ſtützte und ſeinen Diener feſt anſah: „Es iſt gut, das bleibt unter uns.“

„Gewiß, gewiß!“ entgegnete Joſeph, und auf ſeinem Geſichte zuckte es freudig auf, ſo freudig, daß die harten, dummen Züge ſogar angenehm erſchienen.

Eugen winkte ihm mit der Hand hinweg und ſagte alsdann

zu ſich ſelber: „Ich bin überzeugt, Joſeph iſt ein dummer, aber ſehr guter und ehrlicher Kerl. Er ſoll mir bei dieſer Geſchichte helfen.“

Neuntes Kapitel.

Enthält ein düſteres Stück Familienleben.

Die jetzt verwittwete Staatsrätbin Stillfried war in früherer Zeit eine der ſchönſten und ſtattlichſten Frauen geweſen. In den höheren Kreiſen der Beamtenwelt und des Bürgerſtandes hatte ſie von jeher den Ton angegeben — nach ihr richtete ſich Alles, ſie arrangirte Feſtlichkeiten und Bälle ſowohl in den Geſellſchaftslokalen als auch in ihrem eigenen Hauſe. Und hierzu war ſie vollkommen berechtigt, ſowohl durch ihre Schönheit, ihren Geiſt, als durch ihr großes Vermögen, mit deſſen Einkünften der alte Staatsrath ſie ſchalten und walten ließ, wie es ihr beliebte.

Wir ſagen: der alte Staatsrath; denn der Herr von Stillfried war ſchon damals, als ſeine Frau noch in der Welt glänzte, ein ältlicher, zurückgezogener Mann, der es vorzog, ſich zu Hauſe mit ſeinen Akten und Büchern zu beſchäftigen, ſtatt mit ſeiner Frau auf der Promenade oder in Geſellſchaften zu erſcheinen, und dem die einſame Lampe in ſeinem Studierzimmer lieber war als das Flimmern von Tauſenden von Kerzen im Ballſaale. Er hatte von ſeiner Frau einen einzigen Sohn, deſſen Erziehung und Bildung er ſich auf's Emſigſte widmete. Dem jungen Eugen wurden die trefflichſten Lehrer gehalten, die dafür zu ſorgen hatten, daß er das, was ihm die Profeſſoren in den verſchiedenen Klaſſen des

Gymnasiums, welches er besuchte, beigebracht, nicht vergesse, vielmehr daß dasselbe, geistig auf's beste verdaut, sich bei ihm zur Blüthe und Frucht ansetze. Die Staatsräthin dagegen bekümmerte sich nur insofern um diesen Sohn, als sie mit ihm, einem schönen Kinde, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten den Staat einer Mutter zu machen pflegte. Im Uebrigen überließ sie seine Erziehung, wie das auch recht und billig war, den Händen des Gemahls, der ihr dagegen die Freuden der Welt überließ und sich um ihr Thun und Treiben wenig bekümmerte.

Doch hatte dieses an sich traurige Verhältniß im Stillfried'schen Hause nicht gerade von jeher so bestanden; vielmehr hatte der Staatsrath die ersten Jahre mit seiner jungen Frau äußerst glücklich verlebt. Er schien sie auf's Zärtlichste zu lieben, und da er nebenbei in jener Zeit die gesellschaftlichen Vergnügungen ebenso sehr aufsuchte, wie seine junge schöne Frau, so paßten sie herrlich zu einander. Sie war sehr schön, hatte auch viel Verstand, ja war geistvoll; doch besaß sie neben diesen Vorzügen ein kaltes, ruhiges Herz, das schon nach den ersten Jahren ihren Mann, der für alles Schöne und Gute sich wahrhaft interessirte, mehr und mehr abstieß. Wie hatte er gehofft, mit seiner jungen und schönen Frau ein angenehmes Leben zu führen, in den stillen Freuden des Hauses sich gegenseitig liebend und verehrend, sich beide der Aufsicht und Erziehung ihrer zu hoffenden Kinder widmend! Darin hatte er sich aber sehr getäuscht. Sie wollte ihr Leben genießen in allen rauschenden Vergnügungen — sie war als das einzige Kind reicher Eltern so von Kindheit an gewohnt — und langweilte sich zu Hause und in der Unterhaltung ihres Gemahls, dessen Ideen sie nicht zu folgen die Lust hatte, dessen Neigungen und Wünsche sie weder erreichen noch begreifen, dieselben aber noch viel weniger theilen wollte und — konnte.

Herr von Stillfried sah mit tiefem Schmerze, wie sich dieses traurige Verhältniß so allmälig gestaltete; doch liebte er seine Frau

immer noch um ihrer Perſon willen, mehr aber wohl als die Mutter ſeines eben erſt geborenen Sohnes. Er verſuchte es umſonſt, ſie auf einen anderen Weg zu führen — ſie konnte ihr inneres Weſen nicht ändern. Wäre es ein einfacher Fehler, eine Gewohnheit geweſen, ſie hätte dieſelbe ihrem Manne und dem Kinde zu lieb gewiß abgelegt. Doch die Leere ihres Herzens, welche dieſe Beiden nicht auszufüllen vermochten, konnte nur Befriedigung finden im wilden Treiben der Welt, in rauſchenden, immerwährenden Vergnügungen. Sie war nicht im Stande, ſich zu ändern, obgleich ſie wohl fühlte, daß die häuslichen Freuden, deren Genuß ſie ſich in früherer Zeit ſo ſchön ausgemalt, nicht mit ihrem jetzigen Leben vereinbar ſeien. Daß dieſe Freuden dabei nicht aufblühen konnten, und wenn ſich je eine zarte Knospe angeſetzt, dieſe verwelken und erſterben mußte im Staube des Ballſaales bei dem leeren, hohlen und nichtsſagenden Geſchwätz ihrer Welt, war ja ſo natürlich.

Oft, wenn ſie ſpät in der Nacht nach Hauſe kam und ſie die Uhr in dem Schlafgemache ihres Gatten die ſpäte Nachtſtunde anſagen hörte, dann durchſchauerte es ſie unheimlich, und ſie kam ſich vor wie eine Fremde, wie eine Weihe- und Ruheloſe, die ſich eingeſchlichen in einen ihr gänzlich fremden Familienkreis. Selbſt ihr Kind, ihr ſchönes, blühendes Kind mit jenem geſunden Schlafe der Kindheit, mit Roſen auf den Wangen und Lippen, während ein tiefer, ſüßer, unnennbarer Friede um die geſchloſſenen Augenlider ſpielte, ſelbſt dieſes Bild der Unſchuld war nicht im Stande, in ihr Herz die ſüße Ruhe zu gießen, die wir ſo gern fühlen beim Anblick jener ſchlafenden Engelsgeſtalten. Wohl faßte ſie hie und da in ſolchen Augenblicken den feſten Vorſatz, künftig ihr Leben zu ändern, daſſelbe von jetzt an ihrem Gatten, ihrem Kinde zu weihen — aber es war zu ſpät!

Der Staatsrath, der bei ſeiner Verheirathung den ſüßen Glauben gehabt, es werde ſich erfüllen, was er ſo angenehm geträumt:

sie, die junge, reizende Frau, stolz auf ihn als Menschen und Geschäftsmann, stolz auf seinen Namen, der einen guten Klang hatte, werde ihn, den älteren Mann, mit inniger Liebe umschlingen, ihre frische Jugend werde auch die seinige wiederkehren heißen, oder, wenn dies unmöglich, doch mit ihm einen Herbst bilden voll der besten und süßesten Früchte, — er sah sich bald getäuscht, und nachdem er es ein paar Jahre lang versucht, im Guten und Bösen der Vergnügungslust seiner Frau Einhalt zu thun, erkaltete seine Liebe zu ihr plötzlich, er wandte sich mehr und mehr seinen Studien und Büchern zu, und das Plätzchen in seinem Herzen, welches der Aktenstaub noch nicht eingenommen — es wurde freilich immer kleiner und kleiner — blieb seinem einzigen Sohne Eugen geöffnet.

Das häusliche Leben der Familie Stillfried gestaltete sich hiedurch im Aeußeren ruhiger, selbst zufriedener. Heftige Scenen, wie früher so oft, kamen nicht mehr vor; ja der Staatsrath, der in den nächsten Jahren unter seinen Büchern und Akten, wohl auch unter der Last seines Kummers, sehr gealtert hatte, konnte sich hie und da beim Frühstück von seiner Frau die Scenen des vergangenen Abends, den sie auswärts zugebracht, und die komischen Figuren ihrer Gesellschaft darstellen und selbstredend einführen lassen, zu welchem Spiele sie ein großes Talent hatte und worüber er zuweilen, namentlich wenn es seine Collegen waren, die er so in getreuen Copien vor sich hörte, herzlich lachen konnte.

Da kam der Doktor Werner in's Haus. Er hatte den Ruf eines ausgezeichneten Advokaten und sich in kurzer Zeit hiedurch in der Residenz eine große Praxis erworben. Der Staatsrath brauchte seine Gesetzeskenntniß, seinen gediegenen Rath bei vielen verwickelten Geschäften; er gewann ihn lieb und zog ihn nach und nach fest an sich und sein Haus; doch sah er nur den Geschäftsmann in ihm.

Doktor Werner war, wie die Damen fast einstimmig sagten,

kein Mann, der im Stande sei, ihnen zu gefallen. Dieser kalte, ätzende Verstand, das ironische Lächeln, welches beständig auf seinen Lippen schwebte, hatte etwas so Abstoßendes, und sein Mangel an Liebenswürdigkeit — er gab sich nämlich nie dazu her, ein Gespräch zu führen, blos um die Zeit zu tödten, oder Ansichten zu billigen, die den seinigen entgegen standen, auch wenn der schönste Mund dieselben aussprach — war den Damen so verhaßt, daß sie den Doktor Werner für den unausstehlichsten, unangenehmsten aller Männer erklärten und seine Unterhaltung und Gesellschaft zu fliehen schienen.

Eine Ausnahme hievon hatte die Staatsräthin von jeher gemacht: sie fühlte geistige Kraft genug in sich, um die Anreden des Doktors, die fast immer zugleich Angriffe auf diese oder jene gesellschaftliche Einrichtung waren, festen Fußes zu erwarten und oftmals siegreich abzuschlagen. Wenigstens behauptete sie mit ihm zugleich beständig das Schlachtfeld und wich vor seinen Meinungen und Ansichten nicht einen Zoll breit.

Diese Frau in ihrer frischen Jugendkraft, geistig und körperlich von der Natur mit so großen Vorzügen ausgestattet, imponirte dem harten und strengen Advokaten. Ja, als sie eines Tages zufällig zu einer Berathung kam, die der Doktor mit dem Staatsrath hatte, und sie nach längerem Zuhorchen endlich auch ihre Ansicht in dieser Sache mit wenigen, aber kräftigen Worten aussprach, da fühlte sich der Doktor Werner von einer wahren Bewunderung für diese Frau hingerissen und küßte ihr das erste Mal, sich für überwunden erklärend, die Hand.

Von da an lag er zu ihren Füßen, und das merkte bald die Welt und am Ende auch der Staatsrath, dem, als er diese Entdeckung machte, und als er zu der Gewißheit kam, daß auch sie den Doktor Werner nicht ungern sehe, alle Wunden seines Herzens, die längst vernarbt schienen, noch einmal aufbrachen und ihm entsetzliche Qualen verursachten. Doch nur für ganz kurze Zeit. Der

Staatsrath war unendlich ruhig und ernst geworden, sein Haar hatte sich weiß gefärbt, er zuckte nach längerem Nachgrübeln traurig die Achseln, seine Augen füllten sich mit Thränen als er innig seinen Sohn Eugen auf die Stirn küßte, der zwischen seinen Knieen stand, und als er leise vor sich hinflüsterte: „Ein verlorenes Leben — möge es dir besser ergehen, mein Kind!“

Die Staatsräthin dagegen sah stolz und triumphirend um sich, als sie nun endlich zu der Ueberzeugung gekommen war, daß sie jenen Mann, den Schrecken aller Schwätzerinnen der Gesellschaft, ihn, den alle ihre Mitschwestern fürchteten und doch bewunderten, an ihren Wagen geschmiedet sah, als er endlich willenlos zu ihren Füßen lag, ein überwundener Feind, jetzt ein Sklave, der sich glücklich fühlte, wenn sie den schönen Fuß auf seinen Nacken setzte.

Ob sie ihn wirklich geliebt, sind wir nicht im Stande, genau anzugeben. Aber die Welt glaubte es, die Welt war davon überzeugt, und wir wollen uns dem Urtheile der Welt anschließen; denn hört sie nicht genau mit ihren unzähligen Ohren, sieht sie nicht fast in die Herzen der Menschen mit ihren zahllosen Augen, ruhelos spähend bei Tag und Nacht?

Es kamen damals wieder verschiedene heftige Scenen in dem Stillfried'schen Hause vor, deren Ursache und Ergebniß aber nicht in die Oeffentlichkeit drang; denn die Dienerschaft des alten Staatsrathes, die wir theilweise bereits kennen gelernt, hielt es bei ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihren Herrn für ihre Schuldigkeit, alles geheim zu halten, was die Ehre desselben compromittiren konnte. Es war aber nicht zu verschweigen, daß, wahrscheinlich in Folge jener Scenen, die Staatsräthin eine größere und längere Reise unternahm und fast ein Jahr von ihrem Hause abwesend blieb.

Als sie endlich zurückkam, befiel den Staatsrath eine schwere Krankheit, während welcher sich manch Schauerliches und Unheimliches ergab, namentlich in einer gewissen Nacht, wo der Doktor Werner, ohne daß es der Kranke wußte, im Vorzimmer gewacht

wollte gar nicht aufhören. Jetzt blasen die Conducteure des antwerpener Zugs, der zuerst fortging, und die Locomotive fährt dicht bei unsern Wagen vorüber. Hinter der Locomotive kommt der Tender, dann einige Packwagen, und die Geschwindigkeit des Fahrens nimmt zu. Nun folgen einige offene Wagen, jetzt die Diligence, und in einer derselben sehe ich zu meinem größten Schrecken meine hübsche Wienerin mit ihrem Gemahl sitzen, die lustig nach Antwerpen steuerten. Ich lehne mich zum Wagenschlage hinaus und schreie so laut wie möglich: „Aber um Gottes willen! wo wollen Sie hin?“ — „Nach Brüssel,“ antwortete die Dame und setzte mit einem sonderbaren Blick hinzu: „Warum haben Sie Ihre Reiseroute geändert?“ — Heilige Gerechtigkeit, das war zu hart bestraft! Ich stürze an den Wagenschlag, welchen der Conducteur eben abgeschlossen. „Wohin, mein Herr?“ ruft mir dieser zu, als ich versuchte, das Schloß zu öffnen. — „Nach Brüssel,“ schreie ich ihm entgegen. — „Sie sind auf dem rechten Zuge.“ — „Nein, nein,“ entgegnete ich, „ich muß nach Antwerpen.“ — „Ja so,“ antwortete er mir eben so gleichgültig, „das ist zu spät. Der Convoi hat schon den Bahnhof verlassen.“ Sehr verstimmt werfe ich mich in die Ecke der Diligence, konnte aber nach einigen Augenblicken ruhigen Nachdenkens nicht umhin, über diese höchst unangenehme Verwechselung zu lachen, indem ich bei mir überlegte, welch merkwürdigen Einfluß die Eisenbahnen auf unsere socialen Verhältnisse ausübten.

Ungefähr um drei Uhr Nachmittags langte ich, statt in angenehmer Gesellschaft, allein und ziemlich ärgerlich in Brüssel an. Ich ging ins „Hotel de Flandre,“ und befand mich in der Laune, in der man ein schlechtes Zimmer doppelt empfindet, und dies ward mir in dem sonst ausgezeichneten Gasthofe, der großen Menge Fremden wegen, zu Theil. Ich kannte Brüssel schon von früher her, hatte seine Merkwürdigkeiten alle gesehen, und würde mich nur in der angenehmen Gesellschaft von heute Morgen ein paar Tage gut amüsirt haben. Dadurch, daß die Hauptstraße dieser Stadt, die rue de la Madeleine, vom Place royal steil den Berg hinab geht, wird das behagliche Flaniren, sonst in fremden Städten eine meiner liebsten Beschäftigungen, hier zu einer wahren Arbeit. Als ich meine Brieftasche auf den Tisch legte, fiel mir die Karte in die Hände, die mir in Verviers der Commissionär gegeben, und mir kam plötzlich der Gedanke: „Wie, wenn du die sechs Tage, die du für Brüssel, Antwerpen, Ostende ꝛc. bestimmt, dazu anwenden würdest, einen Begriff von der Häusermasse zu bekommen, die man Paris nennt?“ Mehr konnte ich natürlich in der Zeit doch nicht profitiren, ich zündete mir eine Cigarre an, und schritt die Straße hinab, indem ich die auf meiner Karte angegebene

haben ſolle. Es war dies eine kalte, windige Novembernacht; der Kranke befand ſich auf dem Wege der Beſſerung, aber in jenem Stadium, wo ein Rückfall unfehlbar den Tod nach ſich ziehen mußte. Dieſer Rückfall trat nun auch wirklich in der bezeichneten Nacht gegen Morgen ein, und als der Arzt in der Frühe in das Haus kam, fand er, daß die Krankheit wieder mit unbezwingbarer Kraft über den alten Mann hergefallen war, daß er rettungslos verloren ſei. Ein Diätfehler konnte nicht vorgefallen ſein, und der alte treue Kammerdiener Jakob ſchwor dem Arzte mit Thränen in den Augen hoch und theuer, der Kranke habe nichts zu ſich nehmen können, als was ihm ſeine Hand gereicht.

In dieſem Augenblicke aber zog ein ſcharfer, ſchneidender Luftzug durch das verdunkelte Krankenzimmer, und an einem Fenſter, zunächſt dem Bette, flogen die dunklen Vorhänge wie ſchwarze Trauerſchleier hoch empor. Entſetzt warf ſich der Arzt an das offene Fenſter, um es zu ſchließen, und Jakob, der erſchüttert und todtenbleich daſtand, faßte bebend die Hand des Arztes, drückte ſie krampfhaft und ſagte: „Bei Gott im Himmel, Herr Doktor, ſo wahr ich hoffe, ſelig zu werden, die Fenſter und Läden dieſes Zimmers habe ich geſtern Abend auf das Genaueſte unterſucht. Sehen Sie, wie ſorgfältig die anderen noch befeſtigt ſind. Bei allen Heiligen, auch an dieſem war geſtern Abend kein Riegel, keine Schraube los.“

Tief erſchüttert wandte ſich der Arzt ab, und als er durch das Vorzimmer hinaus ging und dort den Doktor Werner bemerkte, der mit Durchſuchen von Papieren beſchäftigt war, konnte er ſich nicht enthalten, zu dem alten Diener in leiſem, aber ausdrucksvollem Tone zu ſagen: „Das Unglück iſt geſchehen. Ich werde gegen Mittag wieder kommen; bis dahin kann der Staatsrath noch leben, aber ſein Tod iſt gewiß. Jenes offene Fenſter hat ihn herbeigeführt, der — — kalte Nachtwind hat ihn gemordet.“

Bei dieſen Worten war der Doktor mit ſeinem Kopf auf die

Papiere niedergeſunken, in Schmerz und Trauer. Aber das dauerte nur einen Augenblick, dann raffte er ſich auf, nahm ſeinen Hut und eilte mit bleichen, verſtörten Blicken zum Hauſe hinaus.

Der Arzt hatte indeſſen nicht ſo ganz richtig prophezeit: der Staatsrath lebte noch bis zum Abend dieſes Tages. Ja, nach der Mittagsſtunde kehrte ſeine Beſinnung wieder, und er ſagte zu ſeiner Frau, die weinend vor ſeinem Bette auf den Knieen lag: „Gewiß, Sophie, ich bin überzeugt, dein Herz war nur leichtſinnig, aber nicht ſchlecht; nicht wahr, du haſt mir mit Ueberlegung nichts Böſes zugefügt? — Ich will es ja gern glauben und verzeihe dir all die trüben Stunden, die du mir gemacht ... Aber nimm dich vor jenem Manne in Acht, hüte dich vor ihm, hüte mein armes Kind, laßt ihn keine Macht über euch bekommen. Das verlange ich, es iſt mein letzter, aber feſter Wille!“ — Dann hatte er gebeten, ſie ſolle ſich entfernen, und Jakob mußte zu ihm kommen. Ihm gab er mit zitternden Händen den Schlüſſel zu einer kleinen Caſſette, und der alte Diener mußte daraus mehrere Briefe hervorſuchen, die ſämmtlich numerirt waren und welche ihm der Staatsrath bezeichnete. Einige waren von der Hand der Staatsräthin, auch ein paar mit den Schriftzügen des Doktors Werner, andere von einer fremden, dem alten Diener völlig unbekannten Handſchrift. Dann mußte dieſer ein kleines Schreibpult herbeiholen, daſſelbe mit Papier, Feder und Dinte auf das Bett niederſetzen und ſeinen Herrn unterſtützen, der ſich nun mühſam aus den Kiſſen empor hob und mit zitternder Hand zu ſchreiben begann. Es war, als halte der Wunſch, wichtige Gedanken, die den Sterbenden quälten, auf das Papier zu bringen, ſeine Lebensgeiſter aufrecht, ja entflammten ſie zu neuer Kraft; denn er ſchrieb faſt volle zehn Minuten, ſetzte Datum und Stunde hinzu und fügte ſeine Unterſchrift deutlich und leſerlich bei. Als dies geſchehen war und der Arzt, der im Vorzimmer auf die Beendigung dieſes Geſchäftes gewartet, nun hereintrat, zeigte er ihm das beſchriebene Blatt, doch

ſo fern, daß Dieſer nichts davon leſen konnte, und ſagte darauf mit matter Stimme: „Sie ſehen, Doktor, und auch du, Jakob, haſt es geſehen, daß ich dieſes Blatt mit eigener Hand geſchrieben und unterzeichnet, und Sie werden bemerken, daß ich bei dieſem wichtigen Geſchäft im vollen Beſitz meiner geiſtigen Kräfte war. Dies bitte ich mir durch Ihre Unterſchrift und durch die deinige ebenfalls, Jakob, auf der anderen Seite dieſes Blattes bezeugen zu wollen. — Nachdem dies geſchehen, faltete der Kranke das Blatt ſorgfältig zuſammen, legte es zu den vorher erwähnten Briefen, Jakob mußte ein weißes Papier darum ſchlagen, um das weiße Paketchen, das auf dieſe Art entſtand, ein rothes Band ziehen und es mit ſchwarzem Siegellack und dem darauf gedrückten Wappen des Staatsrathes verſchließen. Dieſes Paketchen ſchob der Kranke, ſo lange der Arzt anweſend war, unter das Kopfkiſſen, und als dieſer fort ging, befahl er Jakob, es unter ſeinem Haupte liegen zu laſſen, ſo lange, bis ein gewiſſer Fall eingetreten ſei. Dann ſollte er es auf's Sorgfältigſte zu ſich nehmen und damit verfahren, wie er ihm früher ſchon geſagt.

Gegen Abend dieſes Tages trat nun der Fall ein, den der Kranke ſoeben bezeichnet. Er ließ im Laufe des Nachmittags ſeinen Sohn Eugen nochmals zu ſich rufen, betrachtete ihn lange mit einem Ausdrucke der innigſten Zärtlichkeit und legte ſeine Rechte auf die blonden Locken des Kindes. Dann wandte er ſeinen naſſen Blick langſam in die Höhe, ſeine Augenlider deckten ſich ſanft darüber hin, ſeine Rechte ſank von dem Kopfe des Kindes herab, ſie wurde alsdann von deſſen kleinen Händchen erfaßt und mit Küſſen und Thränen bedeckt. Doch erwiderte kein Druck dieſe Zärtlichkeit des nun Verlaſſenen. — Der Staatsrath ſchien noch einige Stunden ſanft und ruhig zu ſchlummern, dann aber hörte man ſeine Athemzüge immer langſamer, zuletzt gar nicht mehr — er war geſtorben.

In dem Stillfried'ſchen Hauſe fand nach dieſem Trauerfalle

nur in ſo fern eine Veränderung ſtatt, als das Haus ſelbſt eine Zeit lang verſchloſſen blieb, keiner der Bewohner außerhalb deſſelben ſichtbar wurde, als nur die ſchwarzgekleidete Dienerſchaft bei ihren nothwendigen Ausgängen. Es verging auch ein ganzes Jahr, ehe dieſe äußeren Zeichen der Trauer abgelegt wurden, und während all dieſer Zeit ließ ſich der Doktor Werner nur höchſt ſelten im Stillfried'ſchen Hauſe ſehen.

In die Welt war von jenen geheimnißvollen Vorfällen während der Krankheit des Staatsrathes nichts gedrungen, und die Welt wunderte ſich deßhalb auch nicht beſonders, als nach Verlauf dieſes Jahres das alte Haus wieder geöffnet wurde, als Tapezierer, Schreiner, und alle möglichen Handwerker begannen, dort aus und ein zu gehen, um den zweiten Stock, welchen die Staatsräthin von nun an bewohnen wollte, auf's Reichſte und Eleganteſte einzurichten. Ja die Welt erwartete Tag um Tag, von einer Verlobung im Stillfried'ſchen Hauſe zu hören, von einer neuen Verbindung, die ja ſchon früher voraus zu ſehen war und die nur auf Beendigung des Trauerjahres gewartet zu haben ſchien, um öffentlich proklamirt zu werden.

Auch dieſes Mal hatte die Welt, wie ſo oft, nicht Unrecht. Eine Verlobung im Stillen war ſchon gefeiert worden, und das neue Paar ſaß eben bei einander, um über neue Einrichtungen und ihr ferneres Leben zu ſprechen. – Es war wieder Herbſt geworden und der November gekommen mit ſeinen trüben Tagen, mit ſeinem Regen und Wind — da trat Jakob, der alte Diener in das Zimmer der Staatsräthin und bat den Doktor Werner, einen Augenblick herauszukommen, es wolle ihn Jemand ſprechen. Jakob trug einen Armleuchter, und der zitterte vor Aufregung in ſeiner Hand. Sein Geſicht war bleich, und als der Doktor aus dem Zimmer heraustrat, bat er, ihm zu folgen, und ſtieg langſam die Treppen hinab in den erſten Stock. Der Doktor hatte dieſen ſeit jenem Tage nicht mehr betreten, auch folgte er dieſen Abend

ſeinem Führer mit großem Widerwillen, mit einer unerklärlichen Beklemmung. Alle Röthe war von ſeinen Wangen gewichen, ſeine Augen ſtarrten ängſtlich umher, und doch mußte er dem voranſchreitenden Diener folgen. Ja, er mußte ihm auch folgen durch den langen Corridor hinab in das Schlafzimmer des verſtorbenen Herrn.

Es war ein Abend wie an deſſen Todestage, und ob Zufall oder Abſicht, wiſſen wir nicht, der Wind wehte auch wie damals die dunklen Fenſtervorhänge empor und ſauste ſchneidend und kalt durch das Vorzimmer. Dieſer Luftzug ſchien dem Doktor Werner durch Mark und Bein zu dringen: er faßte krampfhaft die Thüre des Schlafzimmers, ſein Haar ſträubte ſich empor. Aber trotzdem war er gezwungen, dem Wink ſeines Führers zu folgen — er wußte ſelbſt nicht, welche Macht ihn hierzu zwang. Ja, er mußte vollends in das Zimmer hinein treten, und die Thüre ſchloß ſich hinter ihm zu. Was die Beiden, der alte Diener und der Doktor, dort verhandelt, ſind wir nicht im Stande, anzugeben; nur ſo viel können wir ſagen, daß Letzterer nach einer kurzen Unterredung die Thüre aufriß, aus dem Zimmer ſtürzte, über den Corridor und die Treppen hinabflog und das Haus verließ ohne Hut und Mantel, in ängſtlicher Haſt wie von Furien gejagt.

Die Folgen dieſer Unterredung waren, daß der Doktor auf lange, lange Zeit nicht mehr das Haus betrat, und daß von einer Verbindung zwiſchen ihm und der Staatsräthin ferner keine Rede mehr war.

Aber die Zeit, die Alles lindernde, führte auch den Doktor Werner, der nun Juſtizrath geworden war, wieder in das Haus der Staatsräthin. Zuerſt kam er ſelten, dann häufiger, bald täglich mehrere Male. Er leitete die Geſchäfte des Hauſes, er gab ſeinen Rath zu der Erziehung des jungen Engen. Und dieſe Rathſchläge waren der Art, daß ſie wohl im Stande waren, ihm die Zuneigung des wilden jungen Menſchen zu erwerben. Eugen fand

in ihm einen Vertheidiger aller seiner tollen Streiche, und wenn die großen Summen, welche ihm die Mutter, als er nun herangewachsen war, zu seinem Aufwande auf der Universität und zu seinen Reisen gab, doch nicht ausreichten, so half ihm der Doktor Werner auf das Bereitwilligste mit den gediegensten Creditbriefen.

So wurde Eugen endlich majorenn, und man mußte ihm die Verwaltung des väterlichen Vermögens überlassen. An dem Tage, wo ihm die Papiere und Abrechnungen übergeben wurden, hatte der alte Jakob eine längere Unterredung mit ihm, nach welcher er auf das Tiefste erschüttert schien, und an deren Schlusse ihm der Kammerdiener seines verstorbenen Vaters ein kleines Paket übergab, mit rothem Bande zugebunden und schwarz versiegelt.

Der Inhalt jener Unterredung mußte den Justizrath, aber auf sehr unangenehme Weise, betreffen; denn Eugen faßte in Folge derselben und von diesem Augenblicke an eine solche Abneigung, ja einen solchen Haß gegen ihn, daß er sich nicht einmal die Mühe gab, denselben vor dem Betreffenden oder der Mutter zu verbergen. Man kann sich leicht denken, daß hiedurch zwischen Mutter und Sohn die unangenehmsten Scenen vorfielen. Ja diese Scenen steigerten sich eines Tages, durch den Justizrath hervorgerufen, zu einer solchen Heftigkeit, daß Eugen erklärte, er könne und wolle ferner nicht mehr in dem elterlichen Hause wohnen. Der Justizrath, der ebenfalls auf diesen Zeitraum, wo Eugen selbstständig in's Leben trat, gewartet zu haben schien, hatte nämlich in einem längeren Gespräch mit seinem früheren Schützlinge seinen Wunsch, sich jetzt mit der Mutter desselben ehelich zu verbinden, auseinander gesetzt und auf's Beste motivirt. Eugen hatte ihm aber hierauf trocken erklärt, er als Sohn könne und wolle diese Heirath nie zugeben; da er jedoch wohl wisse, daß er gesetzlich keine Einsprache dagegen zu erheben im Stande sei, so wolle er dies hiermit privatim thun und, wie er hoffe und glaube, auf's Allerkräftigste. Und dazu hatte er dem Justizrath einige geheimnißvolle Worte gesagt und

ihm etwas gezeigt, worüber dieser sich entfärbt und worauf er die Unterredung kurz und schnell abgebrochen.

Eugen verließ darauf wirklich das elterliche Haus, und die Staatsräthin, seine Mutter, die ihn für einen ungerathenen, verlorenen Sohn hielt — er wurde ihr beständig so geschildert — ließ ihn achselzuckend ziehen.

Seit jener Zeit war es das einzige Dichten und Trachten des Justizrathes gewesen, jenes Etwas in seine Hände zu bekommen, aber bisher immer vergeblich. Aufmerksam folgte er dem ganzen Leben des jungen Stillfried, und sah und hörte mit Vergnügen, wie dieser sich zu Hause und auf Reisen in den wildesten Strudel der Vergnügungen stürzte, wie er große Summen wegwarf, wie er seine Revenuen erschöpfte, und anfing, das väterliche Kapital-Vermögen anzugreifen. Wo es ihm möglich war, that er dem Leichtsinne dieses jungen Menschen allen erdenklichen Vorschub und führte ihm unsichtbar Freunde und Freundinnen zu, die ihm helfen sollten, seine Gesundheit und sein Vermögen zu ruiniren, oder, was letzteres anbetraf, ihn wenigstens in solche Verlegenheiten zu stürzen, daß er sich endlich genöthigt sähe, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm, nach einer rettenden Hand zu greifen, die ihn aus seinen Verlegenheiten, sei's auch um jeden Preis, herausrisse.

Der Justizrath hätte um jenes Paketchen mit Freuden sein ganzes Vermögen gegeben und hätte Jeden als seinen Freund und Retter umarmt, der ihm gesagt: „Gib mir deine ererbten, deine mühsam erworbenen und ersparten hunderttausend Gulden, sei ein Bettler, aber dafür liefere ich in deine Hand jenes Etwas, nach dem deine Seele lechzt!“ — Dergleichen Wünsche waren aber bisher immer vergeblich gewesen. Eugen Stillfried war weder ein Verschwender noch hatte er Hang zu einem liederlichen Leben: er trank nur, wenn seine Kameraden mit ihm tranken, er spielte nur, wenn sie ihn dazu nöthigten, und machte große Einkäufe unnützer Dinge, wenn Jemand auf irgend eine Art ihm eine Veranlassung hiezu gab. Er

hatte für eben genannte Vergnügungen durchaus keine Leidenschaft, und wenn er sich ihnen hingab, so geschah es, weil er gerade nichts Besseres zu thun wußte. Mit seinen Neigungen zum anderen Geschlechte verhielt es sich gerade so; auch hier war er ruhig und ließ sich vom Strome seines Lebens, vom jedesmaligen Augenblicke treiben. Führte ihn dieser hie und da an reizende Ufergestade und warf ihn unter Blüthenduft zu den Füßen eines schönen Weibes nieder, so blieb er dort, genoß, was zu genießen war, bis eine neue Welle von diesem Ufer ihn wieder in den Strom riß, und dann ließ er sich ebenfalls ohne vieles Widerstreben davon tragen. Er wandte kaum den Blick sehnsüchtig zurück; er kämpfte nicht mit der Fluth, um dorthin zurück zu kehren, wo ihm gerungene Hände nachwinkten, und thränende Augen wie geöffnete Arme schmerzlich auf seine Wiederkehr harrten.

Ein solcher Charakter war nun schwer zu fassen. Das sah der Justizrath mit tiefstem Grimme ein. Und hiezu kam noch, daß Eugen auf einer Reise seinen früheren Lehrer wieder fand, als dieser eben im Begriffe war, sich in einem Dorfe vor dem Hungertode zu schützen, indem er etlichen sechzig Kindern mit verschiedenen Prügeln und guten Worten das A B C und ein solides Stück Christenthum einbläute. Mit Freuden ergriff der Schulmeister die Hand seines ehemaligen Zöglings und zog mit ihm in die Residenz zurück als sein Freund, sein Gesellschafter, sein Sekretär, Verwalter und lustiger Rath. Konnte er ein glücklicheres Loos finden?! Eugen's Bibliothek — die Bücher derselben erwiesen sich als sehr bestaubt — stand ihm in der freundlichen Parterre-Wohnung zu Diensten; er hatte keine Sorgen, er lebte seinen Studien in all den Stunden, wo er nicht genöthigt war, mit Eugen in den Straßen der Stadt auf Entdeckungen auszugehen, wie dieser es nannte. Diese Entdeckungsreisen waren an sich ziemlich harmloser Natur und beschränkten sich auf ein großartiges Flaniren; nur zur Meßzeit

und bei großen Märkten dehnten sie sich zu einer Arbeit aus; denn alsdann konnte es Eugen nicht unterlassen, sämmtliche Buden, die dort aufgebaut waren, mochten sie nun Menagericen enthalten oder eine Affenkomödie, oder ein Panorama, oder Wachsfiguren, im ausgedehntesten Maßstabe mit seiner Gegenwart zu beehren. Vom Morgen an, wo der Kerl im schmierigen Tricot zum ersten Male draußen in die Trompete stieß, bis zum Abend, wo die trübe brennenden Oellampen endlich erloschen, durchstreifte Eugen die Sehenswürdigkeiten, weniger dieſen selbst zu Liebe, als dem großen Interesse, das er an dem zigeunerartigen Leben der Buden-Eigenthümer selbst nahm.

Das war eine harte Zeit für den lustigen Rath; denn er mochte sich bei derartigen Veranlassungen auch nicht eine Stunde lang von seinem Freunde trennen, indem er beständig fürchtete, ihn wieder einmal einen sehr extravaganten Streich ausführen zu sehen, wie Eugen früher schon einmal gethan. Da hatte er sich nämlich, mit schlechten Kleidern angethan, zu dem Eigenthümer einer Affen-Komödie begeben und demselben seine Dienste als Sekretär und Billet-Abnehmer angeboten. Da er hier seine Bedingungen außerordentlich billig gestellt, so war er mit dem Prinzipal handelseinig geworden, hatte seinen Bedienten entlassen, seine Wohnung zugeschlossen und war mit der Affenkomödie auf und davon gezogen. Doch hatte er schon kurze Zeit darauf eine für ihn sehr unangenehme Scene mit der Prinzipalin zu bestehen, und er verließ daher ihre Gesellschaft bald wieder, und wir glauben sogar, wie sein Vorgänger aus der heiligen Schrift, ebenfalls mit Zurücklassung seines Mantels.

Doch sprach er noch lange Zeit nachher mit großem Vergnügen von dieſer Kunstreise und erzählte dem verdrießlich zuhorchenden lustigen Rath viel merkwürdige Scenen davon, und wie dieſes freie ungebundene Leben so etwas überaus Köstliches, etwas Ursprüngliches darbiete, und wie dieſes Dahinziehen durch Feld und Wald,

heute mit Mangel kämpfend und morgen im Ueberflusse lebend, die Nerven stärke und das Herz erfrische.

Für den Justizrath aber war die Anstellung des lustigen Rathes bei Eugen ein wahrer Dolchstoß gewesen. Er sah denselben überwacht und geleitet, er sah seine besten Plane durchkreuzt und vernichtet, seine schönsten Minen für den Ruin des jungen Menschen durch kräftige Gegenarbeiten zerstört. Er hatte alles Mögliche gethan, um jenes Bündniß zu lösen und diese Beiden aus einander zu bringen — Alles war vergebens! Und der lustige Rath hielt sich seinem Herrn gegenüber in den gehörigen Schranken. Er war offen und ehrlich, treu, ergeben, sprach seine Meinung unverhohlen aus und flößte hiedurch seinem jungen Freunde ein unbegränztes Zutrauen ein. Eugen fühlte wohl, wie nothwendig er ein solches Gegengewicht brauche, das ihn jetzt empor hielt, wenn er im Begriffe war, sich zu tief in den Schmutz des alltäglichen Lebens zu tauchen, und das ihn jetzt nieder hielt, wenn er in hochfliegenden, excentrischen Planen Zeit und Geld wegzuwerfen im Begriffe war.

Nachdem der Justizrath gesehen, daß er nicht im Stande war, diesen guten Geist von der Seite Eugen's zu nehmen, beschloß er seinerseits, nun noch eine böse Gewalt hinzuzufügen, die jenem entgegen für seine Plane wirke und schaffe. Er hatte hierzu den Bedienten Joseph ausersehen, den getreuen Pierrot, und es war ihm nach unsäglicher Mühe gelungen, diesen, wie wir bereits wissen, in die Dienste Eugen Stillfried's zu bringen.

Hausnummer ſuchte. Endlich finde ich das Haus, das von oben bis unten mit großen Placaten bedeckt iſt, auf denen man mit ellenlangen Buchſtaben leſen kann: „Paris, midi et noir.“ Ich verglich nochmals meine Karte mit der Firma, die über der Thür angebracht war, und als ich nun vor dem Büreau ſtand und nach den Abfahrtsſtunden der Wagen nach Paris forſchte, fiel mir plötzlich ein, wie ſehr ich heute Mittag Unrecht gehabt, die Thätigkeit des Commiſſionärs in Verviers für eine nutzloſe anzuſehen, denn hatte ich mich doch ſelbſt durch ihn beſtimmen laſſen, gerade dieſe und keine andere Anſtalt aufzuſuchen. Der Beamte war ſehr artig, und nachdem er mir ebenfalls verſichert, ſeine Geſellſchaft habe die bequemſten Wagen, ſetzte er mir auseinander, daß man hier in Brüſſel den Platz bis nach Paris bezahle. Die Geſellſchaft laſſe alsdann die Paſſagiere eine halbe Stunde vor der Abfahrt in ihren betreffenden Hotels abholen und nach der Eiſenbahn führen. Dieſe Abfahrtsſtunde ſei Mittags ein Uhr; man führe mit der Eiſenbahn bis Quievrain, wo alsdann die Meſſagerie bereit ſtände, um die Paſſagiere nach Paris zu befördern. Die ganze Fahrt dauerte nicht über zweiundzwanzig Stunden. Nachdem er mir dies Alles auseinander geſetzt, ſah er wegen eines Platzes für Morgen in ſeinen Liſten nach, und es fand ſich, daß nur noch ein einziger, und dieſer gerade in der Rotunde, frei war.

Für den, der die Einrichtung der franzöſiſchen Eilwagen nicht kennt, bemerke ich, daß ein ſolcher viererlei Plätze hat, deren Preiſe ſehr verſchieden ſind. Um mit der Höhe anzufangen, iſt oben auf dem Wagen das Banquet, auch Imperiale oder Cabriolet genannt, doch iſt die erſte Benennung die allgemeine, dann kommt das Coupé, der beſte und theuerſte Platz, nach demſelben der Interieur, der eigentliche Wagenkörper, und an dieſem hängt hinten die Rotunde, zu acht Perſonen eingerichtet, eigentlich nur zu ſechs, doch ſtopft man eher mehr wie acht, als weniger hinein. Von dem Fahren in dieſer Rotunde nun hatte mir einer meiner Freunde, der freilich mit außerordentlich langen Gliedmaßen begabt, und deſſen Laune überhaupt leicht zu trüben iſt, eine wahrhaft jammervolle Schilderung gemacht, wie er, zwiſchen zwei dicken Damen eingeklemmt, von dieſen wie von zwei Mühlſteinen in der Nacht faſt gemahlen wurde, während ihm gegenüber ein ſechs und ein halb Schuh langer Nationalgardiſt ſaß, deſſen Beine mit den ſeinigen nicht gut harmonirten. Wenn ich überhaupt nach Paris fahren wollte, ſo mußte es, um nicht einen Tag zu verlieren, morgen geſchehen. Doch wie geſagt, vor der Rotunde hatte ich einen unüberwindlichen Abſcheu, weshalb ich dem Beamten mein Bedauern ausdrückte, dieſen Platz nicht annehmen zu können, und mich an eine andere Geſellſchaft in derſelben Straße wandte. Es war die wohl-

Zehntes Kapitel.

In welchem der geneigte Leser dem heiteren Zwiegespräch der Diener verschiedener Häuser, sowie einem Rapporte beiwohnt, aus dem er den Charakter des früher erwähnten getreuen Dieners noch genauer kennen lernt.

Der getreue Pierrot hatte an jenem Morgen nach dem Kaffee-Frühstück einige Ausgänge zu besorgen und verließ die Wohnung seines Herrn und die Alleestraße mit einem behaglichen Gefühl. Zum ersten Male schien es ihm gelungen, in einer delikaten Angelegenheit zwischen den lustigen Rath und seinen Herrn getreten zu sein, und sich das Vertrauen des Letzteren in einem höheren Grade als sonst erworben zu haben. Die schöne Katharina saß also doch in dem Herzen Eugen's fest, das glaubte der getreue Diener mit vollem Recht annehmen zu können. Von dieser Angelegenheit wollte der lustige Rath nichts wissen, das hatte Pierrot gestern Abend trotz seines tiefen Schlafes und heftigen Schnarchens sehr wohl vernommen. Ja — in dem Spiel wollte er keine Karte anrühren. — „Außerordentlich schön!“ sagte Joseph zu sich selber; „allein kann mein Herr darin nichts thun, ich habe mich ihm als sehr kundig in diesen Wegen gezeigt — er hat mich angehört, er hat mir sogar, und mit eigenen Worten, gesagt: laß den Schulmeister nichts davon wissen. — Schön! wir wollen unser Möglichstes thun!

Während dieses heiteren Selbstgespräches schritt der treue Diener mit lustiger Miene dahin, den Hut keck auf's rechte Ohr gesetzt, beide Hände in den Hosentaschen, und im Maule eine von seines Herrn besten Cigarren. Er hielt bei seinen Ausgängen stets die Mitte der Straße und schlenderte mit ausgesuchter Faulheit dahin. Die gute Seele that dies, um ihre Kollegen zu ärgern, die im Eifer des Geschäfts durch die Straßen hin und her rannten, im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen mußten und

ſich nicht wenig über den dummen und faulen Kollegen ereiferten. Vor allen Läden blieb dieſer ſtehen, ſchaute nach den ausgeſtellten Waaren und nach den Dienſtmädchen in der ganzen Stadt, und obgleich Pierrot, wie ſchon bekannt, außerordentlich häßlich war, ſo ſprachen doch die hübſcheſten Mädchen mit ihm: erſtens weil er immer die Taſchen voll Geld und geſtohlenem Zuckerwerk hatte, zweitens und hauptſächlich aber darum, weil er die häßlichen Kolleginnen nie auch nur eines Blickes würdigte. Er führte dieſe Taktik ſo pünktlich und meiſterhaft durch auf der Straße, auf Promenaden, auf Bällen, indem er nur mit den Schönſten des ſchönen Geſchlechtes ſprach und tanzte, daß er immer geſucht war und ſich jede, die mit ihm geſehen wurde, einbildete, nicht zu den Häßlichen zu gehören. — Die Züge ſeines Geſichts, die zu Hauſe in der Wohnung ſeines Herrn eine unendliche Schlaffheit und Dummheit ausſprachen, veränderten ſich auf eine merkwürdige Art, wenn er ſo allein auf der Straße dahin ſchritt. Da zog er ſein breites Maul ſpitzig, wie das eines Karpfen, zuſammen, ſeine Augenbrauen ſenkten ſich herab aus ihrer lächerlichen Höhe und beſchatteten, wie bei anderen Menſchen auch, ſeine Aun freundlichen, ja ſchelmiſchen Blicke.

Der treue Joſeph pflegte auf ſeinen langen und häufigen Spaziergängen ſtets das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen.

Das Angenehme beſtand in dieſem Herumlungern an ſich, das Nützliche dagegen zog er aus allen möglichen Spionagen, aus kleinen Einkäufen, die er auf Rechnung ſeines Herrn, aber für ſich ſelbſt beſorgte, namentlich aus Abzügen an Rechnungen, die er bei den Kaufleuten aus reiner Vergeßlichkeit machte.

Heute Morgen aber hatte er ſeinen Rapport beim Juſtizrath. Da die beſtimmte Stunde hiezu noch nicht gekommen war, ſo ſchlenderte er zu ſeinem eigenen Nutzen und Frommen in den Straßen umher. Bei dem alten Stillfried'ſchen Hauſe pflegte er

häufig vorüber zu gehen. Er betrachtete dieſes große, ſtattliche Gebäude gern und lange, er kam ſich ſelbſt als der Erbe deſſelben vor, war aber noch nicht mit ſich in's Reine darüber gekommen, ob es nützlicher ſei, das Haus dereinſt zu verkaufen oder ſelbſt zu beziehen. Er neigte ſich aber ſehr zur letztern Anſicht hin. Er, im jetzigen Augenblicke der einzige Bediente ſeines Herrn, mußte nothwendiger Weiſe zum erſten Kammerdiener vorrücken. Zu dieſem Geſchäfte gehörte eine anſtändige Wohnung, und einige Zimmer droben im zweiten Stock waren gar nicht zu verachten; das Haus hatte überdies ſo kühle, angenehme Räume und einen außerordentlich großen und wohlangefüllten Weinkeller. Bis dahin wäre der luſtige Rath ebenfalls beſeitigt, und Joſeph, der treue Joſeph, hatte alsdann alle Macht in der ganzen Wirthſchaft.

Das waren ſeine angenehmſten und liebſten Träume und ſie drängten ſich ſeinem Geiſte beſtändig auf, ſowie er ſich dem alten Stillfried'ſchen Hauſe näherte. Die bejahrten, gebrechlichen Leute, die man jetzt dort noch duldete, würden ſpäter ſchleunigſt entfernt. Pierrot aber hatte ſich feſt entſchloſſen, ihnen keine Penſion auszahlen zu laſſen. Er haßte ſie gründlich, wie er überhaupt alle ehrlichen Leute haßte. „Du lieber Gott' — konnte er zu ſich ſelbſt ſagen — „wie lange Jahre haben die Leute dort in ihrem Fett geſeſſen! Was für Kapitalien müſſen ſie zuſammengehäuft und auf die Seite gebracht haben! Es iſt in der That unverantwortlich; denn, wenn ich das Ding im rechten Licht anſehe, ſo beſtehlen ſie eigentlich nicht meinen Herrn, ſondern mich, dieſe Gauner! mich um mein Bischen ſauer erworbenes Brod — pfui Teufel!" Damit ſpuckte Joſeph heftig auf die Seite und nahm ſich vor, dieſes Mal bei dem alten Stillfried'ſchen Hauſe vorüber zu gehen, ohne dem alten Jakob und Martin, dem Kutſcher, die am Thore ſtanden, einen Blick, geſchweige denn ein Wort zu gönnen.

Doch ſein gutes Herz ſiegte, wie ſo oft in dieſem Leben, und er konnte ſich nicht enthalten, ſeine Schritte, die einen großen Be-

gen um das Haus herum beſchreiben wollten, gerade auf daſſelbe und die beiden alten Diener hinzulenken. Er nahm dabei eine ſo feierliche Miene, wie nur immer möglich, an, und hielt den Kopf ſehr ſteif und ſtark nach der rechten Seite hin, wodurch ihm beinahe der Hut heruntergefallen wäre. Hierdurch aber erhob ſich ſeine Naſe außerordentlich hoch, das Maul mit der Cigarre ebenfalls, und er war auf dieſe Art im Stande, majeſtätiſch auf ſeine beiden Kollegen herab zu blicken.

Die beiden alten Leute, die ihn ſo mit ſteifen Knieen und weiten Schritten plötzlich auf das Haus losſteuern ſahen, konnten ſich eines Lächelns nicht erwehren, als Joſeph nun zu ihnen trat und ſich in ſehr herablaſſendem Tone nach ihrem Befinden erkundigte. Hiebei ſtellte er ſein rechtes Bein auf die oberſte Stufe der Steintreppe vor dem Hauſe, zog ein gelbſeidenes Sacktuch (ſeines Herrn) aus der Taſche und fächelte den Staub von ſeinen Schuhen und Gamaſchen.

„Ich hatte mir nicht eingebildet," ſagte der alte Kammerdiener Jakob mit einem ruhigen Lächeln, „daß der Herr Joſeph es noch der Mühe werth gefunden hätte, uns einen guten Morgen zu wünſchen."

„O," fügte Martin bei, „es iſt ſehr ſchön, wenn man nicht ſtolz iſt."

Pierrot that ein paar große Züge aus ſeiner Cigarre und ſagte, an ihm habe es noch nie gelegen, daß die Dienerſchaft beider Häuſer, die doch eigentlich zuſammen gehörten, oftmals in Unfrieden gelebt.

„Die Dienerſchaft beider Häuſer?" fragte der Kammerdiener; „und wer iſt denn eigentlich die Dienerſchaft des eurigen? Habt ihr euch vermehrt, oder behilft ſich der Herr Eugen immer noch ſo mit Euch, Monſieur Joſeph?"

„Von „Behelfen" kann gar keine Rede ſein," verſetzte ſtolz der Diener des jüngeren Hauſes; „glauben Sie mir, Herr Kammer-

diener, wir thun unſere Pflicht auf's Genaueſte, und dieſer Kopf und dieſe beiden Hände thun gerade ſo viel allein, als in gewiſſen anderen Häuſern geſchiebt, wo es Kammerdiener, Kutſcher, Haushälterinnen, Köchinnen für eine einzige alte Dame gibt."

„Das muß ſchon wahr ſein," ſagte Martin, der Kutſcher, lachend; „es nimmt mich eigentlich auch Wunder, wie er mit den beiden Händen und einem ſolchen Kopfe das ganze Geſchäft allein betreibt, wenn man obendrein bedenkt, daß es keine Stunde des Tages gibt, wo man nicht eure ganze Dienerſchaft im Bierhauſe oder auf der Straße findet."

„Ich will Ihnen etwas ſagen, Monſieur Joſeph," meinte der Kammerdiener; „unſer Haus iſt hier ein Haus, ein reſpektables Haus, wie ſich's gehört, reſpektabel von oben bis unten, bis zu der Dienerſchaft und das eurige . . ."

„Nun, was iſt das unſrige?" fragte der getreue Pierrot.

„Nun, das eurige — Gott ſei es geklagt! — iſt ebenfalls ein Haus und ebenfalls . . ."

„Was ebenfalls?"

„Reſpektabel, gerade ſo, wie ſeine Dienerſchaft."

„Ich glaube," ſagte Joſeph einiger Maßen gereizt, „das ſoll eine verdeckte Grobheit ſein!"

„Sehr verdeckt iſt ſie gerade nicht!" lachte Martin, der Kutſcher, „aber man kann Euch nicht anders begegnen; ich weiß wahrhaftig nicht, lieber Freund Joſeph, Euer Geſicht hat etwas ſo außerordentlich Herausforderndes, es iſt, was man ſo auf Deutſch ein Ohrfeigengeſicht nennt. Nichts für ungut, lieber Joſeph, Ihr wißt, Ihr habt ſo ſelbſt geſagt, ich ſei ein barſcher, grober Kerl, und das iſt bei Gott wahr; ich kann es mir nun einmal nicht abgewöhnen."

Die Dienerſchaft des jüngeren Hauſes ſah nach dieſer allerdings keineswegs ſehr ſchmeichelhaften Aeußerung bald den Einen, bald den Andern fragend an. Eine Grobheit wollte er gerade

nicht erwidern — er hielt es unter seiner Würde — und etwas Beißendes, Pikantes, Niederschmetterndes, das er ihnen gern gesagt hätte, fiel ihm unglücklicher Weise nicht ein. Er dachte aber dafür: lacht nur, ihr alten Gauner, es wird doch einstens die Zeit kommen, wo ich in dieses Haus und zwischen euch hineinfahren werde wie ein böses Wetter, und da soll alsdann keine Schonung gelten.

Sichtlich beruhigt und innerlich erfreut durch diese kollegialischen Gedanken, setzte Joseph gleichmüthig scheinend, den linken Fuß auf die Treppe und stäubte auch dessen Schuh und Gamasche mit dem gelbseidenen Sacktuche ab.

„Er schüttelt an unserer Pforte den Staub von seinen Füßen," sagte der alte Kammerdiener, „und man kann es ihm eigentlich nicht übel nehmen, daß er uns verwünscht und verflucht. Wir führen ein so ruhiges, behagliches Leben; unser Dienst ist unter uns viele vertheilt, und dann tragen wir nur Wasser auf einer Schulter; wir brauchen — Gott sei Dank! — nicht zweien Herren zu dienen."

Pierrot zuckte mit den Augen, sein Herz wurde zornig und bestürzt und in Folge dessen sein Maul so breit, daß die Cigarre fast herausgefallen wäre. Doch bezwang er sich in so weit, daß er dem Kammerdiener nur einen Blick der tiefsten Verachtung zuschleuderte und sich dann achselzuckend zu Martin wandte, als wollte er sagen: „der alte Mann wird kindisch und boshaft, lassen wir ihm diese Grille!"

Martin aber lachte dem Pierrot ob dieser Pantomime laut in's Gesicht und sagte dann zu Jakob, dem Kammerdiener: „Es mag nun sein, wie es will, und man soll unserem Freunde Joseph alles Schlechte nachsagen: „Eins aber ist und bleibt wahr, er hat ein gutes und vortreffliches Gemüth."

„Ja, wohl," antwortete der Kammerdiener, indem er ruhig und bedächtig eine Prise nahm, „er kann nicht hassen."

„Wie jene Frau!“ fuhr der Kutſcher ungemein luſtig fort; „Jakob, Ihr ſolltet unſerem Freunde dieſe Geſchichte erzählen.“

„Warum nicht?“ entgegnete dieſer und ſchob ſeine Doſe in die Taſche, „wenn er es wünſcht.“

Pierrot hatte zu allen möglichen guten Eigenſchaften auch die minder vorzügliche, daß er ſehr mißtrauiſch und neugierig war. Dieſe beiden Fehler ergänzten ſich und gingen Hand in Hand. Aus dem Mißtrauen entſprang die Neugierde und oft aus der befriedigten Neugierde das größte Mißtrauen. Da er aber im gegenwärtigen Augenblicke nicht thun wollte, als ſei ihm an jener Geſchichte beſonders gelegen, ſo wandte er den Kopf ab und ſchaute angelegentlich die Straße hinunter. Dabei ſtrengte er aber ſeine Ohren auf's Aeuſterſte an.

„Die Geſchichte war ſo,“ erzählte der Kammerdiener: „Eine Frau, welche man wegen Diebſtahls und Spionage — auch wegen Spionag, — kurz, wegen fortgeſetzten ſchlechten Lebenswandels aufgegriffen, wurde durch die Straßen der Stadt und zum Thore hinaus gepeitſcht. — Was that dieſe Frau nun, nachdem ſie draußen auf dem freien Felde gewartet, bis es wieder dunkel geworden? Sie kam zu einem andern Thore wieder herein, indem ſie bei ſich ſelbſt ſagte: Ich kann nun einmal nicht haſſen!“

„So ergeht's auch unſerem Freunde Joſeph,“ ſagte unbändig lachend der Kutſcher, „wenn wir ihn auch mit unſeren Worten rechts die Straße hinabpeitſchen und denken, er ſieht unſer Haus nicht mehr an, ſo kommt er nach ein paar Tagen links wieder herauf; er kann ebenfalls nicht haſſen!“

Pierrot war auf dieſe Erzählung und dieſe Worte hin einen Augenblick unſchlüſſig, wie er ſich zu benehmen habe. Er ballte ſchon ſeine Fäuſte zuſammen, um dem Kutſcher durch einen kräftigen Stoß auf den Magen zu antworten. Doch beſann er ſich eines Beſſeren. Er dachte an das große, einſame Haus, vor welchem er ſtand, und meinte, es wäre möglich, daß jenſeits des harmloſen

Thores deſſelben ein Hinterhalt laure, der ihn dort hineinziehe und grauſam behandle und vielleicht — dieſen Kerlen war Alles zuzutrauen — ſeinem koſtbaren Leben ein ſchleuniges Ende zu bereiten gedachte.

Deßhalb begnügte er ſich damit, ſeinen Hut ſo ſchief auf den Kopf zu drücken, daß er faſt ſein ganzes rechtes Ohr bedeckte. Dann ſpie er vor den Beiden verächtlich auf den Boden, ſteckte ſeine Hände ſtolz in die Hoſentaſchen und ging mit dem Ausdrucke der ſouverainſten Verachtung von dannen. Doch wollen wir ſein zartes Gefühl nicht ſo weit verdächtigen, indem wir ſagen, dieſe auffallende Scene habe den getreuen Joſeph nicht bis in's Innerſte ſeiner Seele verletzt. Er ballte ſeine Hände krampfhaft in den Taſchen und that einen feierlichen Schwur, er wolle ſich für die Behandlung, welche ihm die beiden alten Eſel angethan, auf's Entſetzlichſte rächen.

Im Grunde aber hatten die Beiden nicht ſo Unrecht gehabt, wenn ſie ſeinen Charakter mit dem jener hinausgepeitſchten Frau verglichen. Es war in der That der Wahrheit gemäß: Joſeph konnte nicht haſſen, und wie er ſo die Straße hinabſtieg, Sonnenſchein rings umher, wie ihm ſo viele fröhliche Geſichter begegneten, ſo mancher Kamerad, der ihn mit pfiffig zugekniffenem Auge grüßte, ſo viele hübſche Dienſtmädchen, die ihm auf's Freundlichſte guten Tag ſagten, da öffnete er langſam ſein finſter verſchloſſenes Herz wieder und ließ durch ſeine Bruſt beſſere und ſanftere Gefühle ziehen. Sein Geſicht glättete ſich ebenfalls und nahm einen gleichmüthigen, heiteren Charakter an, ſo ungefähr wie Pierrot auf dem Theater, wenn er jetzt endlich erfahren hat, wo ſich die Schüſſel mit geſchmelzten Maccaroni befindet.

So gelangte er vor das Haus des Juſtizrathes Doktor Werner. Ehe er in die Hausthüre trat, warf er einen Blick auf die benachbarte Kirchthurmuhr. Richtig! es war genau um die eilfte Stunde, die Zeit ſeiner gewöhnlichen Audienz. Joſeph nahm

ſchon unten im Hausgange ſeinen Hut herunter — wir hätten beinahe zu ſagen vergeſſen, daß er ſchon hundert Schritte vor dem Hauſe ſelbſt ſeine Cigarre weggeworfen und ſich den Mund mit dem gelbſeidenen Sacktuche auf's Sauberſte abgewiſcht — der getreue Pierrot alſo nahm ſeinen Hut in die rechte Hand und ſtieg die Treppen hinauf in den erſten Stock, öffnete geräuſchlos eine Glasthür, die nur angelehnt ſchien, ſchaute ringsum, als in dieſem Augenblicke aus einer Thüre neben der Treppe ein alter Bedienter heraustrat mit dem mürriſchſten Geſichte von der Welt.

Dieſer Bediente hatte ganz das Ausſehen eines bösartigen Hundes, dem es das größte Vergnügen macht, einem fremden Ankömmlinge in die Waden zu beißen, und der ſelbſt den Wohlbekannten knurrend und zähnefletſchend umſchleicht, als ſei er eben im Begriff, alle beſſeren Gefühle zu verläugnen und ſelbſt über die eigene Freundſchaft herzufallen. Die Frage, die der Bediente jetzt that: „So, ſeid Ihr's, Joſeph?“ erklang wie die Stimme des Oger, der zuerſt die armen unſchuldigen Kinder zu ſich herein lockt, um ſie alsdann aufzufreſſen. Darauf wiſchte er ſich mit ſeiner großen Hand das Maul und ſagte: „Spaziert nur herein, Ihr müßt einen Augenblick warten, der Herr Juſtizrath ſind ſoeben beſchäftigt.“

Joſeph that, wie ihm geheißen, und trat in das Stübchen neben der Thüre. Er ſtellte ſich beſcheiden neben den Ofen, hielt ſeinen Hut in beiden Händen und ſchaute den anderen Bedienten mit dem dümmſten Geſichtsausdruck an, deſſen er fähig war. Dieſer ſchlich brummend im Zimmer auf und ab; bald warf er hier einen Pack Akten vom Tiſch herunter, bald hob er dort ein anderes Bündel auf und legte es auf den Stuhl. Joſeph ſchaute ſeinen Bewegungen aufmerkſam zu, und als der mürriſche Bediente ihn einen Augenblick anſah, erlaubte er ſich die Frage, wie ſich der Herr Kollege wohl eigentlich befinde.

Der alſo Angeredete blieb mit einem Male plötzlich ſtill ſtehen, hielt wie erſtaunt ein ſchweres Aktenbündel, das er eben

auf den Boden werfen wollte, in der Hand und antwortete: „Es wird wohl Niemanden in der Welt viel bekümmern, wie ich mich befinde!“

Joſeph zuckte mit den Achſeln und ſchaute anſcheinend ganz gleichgültig zum Fenſter hinaus, doch behielt er dabei immer den herumſchleichenden Alten im Auge; denn er hatte die ſchreckliche Idee, daß das beſtändige mürriſche, bösartige Weſen deſſelben von einem tiefgewurzelten Gemüthsübel herrühren müſſe, von einem verſteckten und auf einmal wiederkehrenden Wahnſinn zum Beiſpiel. Auch erſchien es ihm gar nicht unmöglich, daß der Alte früher einmal von einem tollen Hunde gebiſſen worden ſei, welch' ſchreckliche Krankheit nun in jedem Augenblicke ausbrechen könne. So viel war richtig: der alte Mann hatte eine merkwürdige Angewohnheit, welche darin beſtand, jeden Augenblick den Mund ohne alle weitere Urſache zu öffnen und dann wieder zuzuklappen, ſo daß die Zähne mit Geräuſch aufeinander fielen; er ſchien mit Einem Wort nach etwas Unſichtbarem zu ſchnappen. Und dies beſonders erregte dem getreuen Pierrot einen wahren Abſcheu und, wenn er längere Zeit, namentlich des Abends, auf den Juſtizrath warten mußte, oftmals eine unausſprechliche Angſt.

Heute wurde er indeſſen bald erlöst. Im Nebenzimmer wurde die Klingel gezogen, der alte mürriſche Bediente ging hinaus, nicht ohne vorher wenige Zoll vor der Naſe Joſeph's ſeine Zähne heftig zuſammen zu klappen. Und als er wieder zurückkam, öffnete er blos die Thüre und ſagte: „Er ſoll hinein kommen!“

Joſeph ſchlüpfte behende über den Corridor und hielt dabei ſeinen Hut auf den Rücken, um ſich auf ſolche Art vor einem hinterliſtigen Angriff oder Biß zu ſchützen. Er hörte deutlich, wie der Alte drüben, ehe er ſeine Thüre zuſchloß, noch ein paar Mal heftig die Zähne zuſammen ſchlug, als lechze er nach ſeinem entſchwundenen Biſſen.

Der Juſtizrath ſaß in ſeinem Zimmer an einem Schreibtiſche,

bekannte und berühmte der Herren Laffitte, Gaillard und Comp. Hier war auch ſchon Alles ziemlich beſetzt, doch fanden ſich noch Plätze auf dem Banquet und glücklicher Weiſe un coin, d. h. Eckplatz, worauf man namentlich in dem Banquet zu ſehen hat. Man zeigte mir dort in einem Reſervewagen dieſen coin auf dem Banquet, den ich einnehmen könnte, und obgleich ſich der Sitz ſehr in der Höhe befand, ſo ſchien es mir doch da oben, was friſche Luft und Ausſicht anbelangt, nicht übel zu ſein. Auch dachte ich: wenn der Wagen umſchlägt, was zuweilen vorkommt, ſo haſt du Numero eins und kommſt nicht unter die Räder. Ferner wußte mir der Beamte ſo viel Gutes und Angenehmes von dem Banquet vorzuſchwatzen, ſogar von der Liebenswürdigkeit des Conducteurs, der morgen zufällig fahre, daß ich mich kurz entſchloß, meine 45 Francs bezahlte und eine Karte erhielt Numero 1 auf dem Banquet. So war ich denn unwiderruflich für Paris beſtimmt und zog meines Weges. Abends wurden im königlichen Theater „Die Kronbiamanten“ von Auber gegeben, eine mir bekannte Oper, weshalb ich es vorzog, das kleine neugebaute Théâtre de nouveautés zu beſuchen. Hier wurde ein neues Vaudeville gegeben: „Paris voleur,“ und obendrein hieß es auf dem Zettel: die Maſchinerie würde durch Dampf getrieben. Dies war nun allerdings ein kleiner Puff, denn obgleich ſich wirklich zu dieſem Zweck eine Dampfmaſchine hier befand, hatte man noch keine Conceſſion erhalten, um ſie in Wirkſamkeit treten zu laſſen, weshalb heute noch Alles auf dem natürlichen Wege vor ſich ging. Ueberhaupt kann ich die Nützlichkeit und Brauchbarkeit einer Dampfmaſchine, um die Decorationen zu bewegen, nicht einſehen, und wenn auch vielleicht ein Erſparniß an Menſchenkräften bewirkt wird, ſo erfordert doch die Maſchine ihren Maſchiniſten, ihren Heizer ꝛc., und muß vielleicht Nachmittags um 3, 4 Uhr ſchon geheizt werden, um für jeden Act einmal die Decoration zu wechſeln; denn ich kenne keines von den neuen franzöſiſchen Stücken, weder Oper, Vaudeville, noch Trauer- und Luſtſpiel, wo die Decoration nicht den ganzen Act ſtehen bliebe. Was aber die Ausſchmückung und Einrichtung dieſes neuen Theaters betrifft, ſo fand ich ſie äußerſt zweckmäßig, zierlich und elegant. Das Haus iſt klein und hat nur vier Logenreihen; ſtatt eines ſchweren Kronleuchters, der die obere Gallerie theilweiſe am Sehen verhindert, befinden ſich an den Logenbrüſtungen des erſten und zweiten Ranges große Gasflammen, mit matt geſchliffenen Gläſern bedeckt, die ein helles und ſchönes Licht geben. Die Decke, welche gewölbt iſt, beſteht theilweiſe aus gemaltem Glas, hinter dem ebenfalls Gasflammen brennen, welche auf dieſe Art ein gedämpftes, wohlthuendes Licht verbreiten.

Von dem Stücke ſelbſt kann ich nicht umhin zu ſagen, daß es

der mit Akten und Büchern bedeckt war. Auf dem Boden lagen Zeitungen, beſchriebene Papiere und Fascikel aller Art. Der Juſtizrath hatte die Gewohnheit, ein geleſenes Blatt, eine fertige Arbeit auf den Boden zu werfen, wo es die Schreiber nachher zuſammen ſuchten und zur Ausarbeitung mit in ihre Zimmer nahmen.

Joſeph blieb an der Thüre ſtehen — ſein Geſicht hatte den gewöhnlichen dummen Ausdruck angenommen, doch beſchattete eine gewiſſe Schwermuth ſeine breiten Züge.

Der Juſtizrath ſchaute einen Augenblick in die Höhe, dann ſchrieb er wieder eifrig fort, warf hier ein Blatt Papier auf den Boden und legte die andern neben ſich hin. Mit einer Handbewegung befahl er dem Bedienten, näher zu treten, ſchloß hierauf eine kleine Schublade ſeines Schreibpultes auf und nahm ein Buch heraus, das er vor ſich hin legte. Da es uns, die wir unſichtbar zugegen ſind, erlaubt iſt, einen kleinen Blick über die Schultern des Juſtizrathes in jenes Buch zu thun, ſo wollen wir dem geneigten Leſer anvertrauen, daß in demſelben alle Rapporte des getreuen Pierrot auf's Genaueſte von der Hand des Juſtizrathes aufgezeichnet und von jenem eigenhändig unterſchrieben waren. Es war dies ein förmliches Protokoll, das über jeden Rapport aufgenommen wurde, und der Juſtizrath bezweckte damit einestheils ſeinem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, um nach Wochen, Monaten, erſehen zu können, was an dieſem oder jenem Tage im Hauſe des jungen Eugen vorgefallen, anderntheils aber auch, den treuen Joſeph zu zwingen, ſich der vollkommenſten Wahrheit und Gründlichkeit zu befleißigen; denn ein geſchriebenes Wort war nicht wegzuläugnen, und wenn etwas Widerſprechendes vorkam, ſo brauchte der Juſtizrath nur ein Blatt aufzuſchlagen, auf dem die gleiche Sache verzeichnet ſtand, um den Berichterſtatter davon zu überzeugen.

„Nun, was gibt's Neues?“ ſagte der Juſtizrath, nachdem er

jenes Buch aufgeſchlagen, „was hat ſich in den letzten drei Tagen bei euch ereignet?“

„Es iſt faſt Alles beim Alten,“ ſagte Joſeph, und der wehmüthige Ausdruck ſeines Geſichtes gewann für einen Augenblick die Oberhand. „Die Beiden haben die gewöhnlichen Dinge gemacht; viel Geld iſt nicht ausgegeben worden; ſpät nach Hauſe kommen ſie auch nicht; auffallende Beſuche ſind auch keine da geweſen. Der Schulmeiſter paßt ärger auf als je; er hat jetzt, wie ich genau weiß, nicht blos das ganze Hausweſen, ſondern auch die Verrechnung ſämmtlicher Kapitalien und Gelder an ſich gezogen. Seine Unterſchrift gilt bei dem Banquier ſo gut wie die meines Herrn, und dabei läßt er ihn keinen Augenblick aus dem Geſicht. Es gelingt mir höchſt ſelten, ein Wort unter vier Augen anzubringen.“

„Ruhig, ruhig,“ verſetzte lächelnd der Juſtizrath. „Gemach — gemach — Alles in der Ordnung! denn in einem ſolchen Durcheinander, wie du mir eben vorgetragen, kann ich nicht klar ſehen. Eines nach dem Anderen!“ — Er nahm damit eine Feder zur Hand und legte das Buch offen vor ſich hin.

„Alſo keine Beſuche von Bedeutung da geweſen? — Niemand Fremdes, den wir noch nicht notirt?“

„Niemand!“ ſagte Joſeph nachdrücklich.

„Und von älteren Bekannten,“ fuhr der Juſtizrath fort, „keine ſehr häufig dageweſen oder auffallend lange geblieben?“

„Niemand, daß ich wüßte,“ ſagte der Bediente nach abermaligem Beſinnen.

„Und die bewußte kleine Perſon, die wir unter der Hand ſo außerordentlich empfohlen — wie hieß ſie doch?“

„Mamſell Pauline,“ antwortete Joſeph.

„Richtig, dieſelbe!“ ſagte der Juſtizrath, „ſie hat ſich nicht mehr ſehen laſſen?“

„O ja," antwortete seufzend der treue Diener, „sie ließ sich wohl noch einige Mal sehen, wurde aber nicht angenommen."

„Und wer wies sie ab?" fragte der Andere weiter.

„Mehrere Mal der Schulmeister," antwortete Joseph, „einmal der Herr selber."

„So, Eugen selber wies sie einmal ab?" sagte der Justizrath nach einem kurzen Besinnen. — „Mit der ist also nichts mehr zu machen? Das ist unangenehm!" — Er machte nach diesen Worten eine kleine Bemerkung in seinem Buche.

„Und der Zeitpunkt, an welchem sie abgewiesen wurde," forschte er alsdann weiter, „fällt, wie du schon einigemal sagtest, genau in jene Zeit, wo er das erste Bouquet vom Markte mit nach Hause brachte?"

„Ja wohl, Herr Justizrath," antwortete Joseph.

„So erzähle mir nun," sagte Jener und lehnte sich in seinen Schreibstuhl zurück, „was ist in dieser Angelegenheit in den letzten Tagen geschehen?"

„Ach, Herr Justizrath," erzählte Joseph, und die Melancholie trat abermals auf seinem Gesichte auffallend zu Tage, „wenn es nur eine Möglichkeit gäbe, jenen verdammten Schulmeister aus dem Hause zu bringen! Die besten Vorsätze, die mein Herr faßt, werden von dem Andern zu Schanden gemacht. In all' den drei Tagen sind sie nicht ein einziges Mal nach zwölf Uhr nach Hause gekommen. Eingeladen wird auch Niemand mehr, Champagner wird fast gar keiner getrunken. Glauben Sie mir, Herr Justizrath, der Herr ließe sich mit dem Mädchen in alle möglichen Geschichten ein — aber wenn er einmal einen guten Entschluß gefaßt, so theilt er ihn gewöhnlich dem Schulmeister mit, und der bringt ihn allzeit wieder herum."

„Mir scheint," antwortete der Justizrath sehr ernst, „du fängst an, die Geschichte einiger Maßen lahm zu betreiben, Monsieur Joseph. Du gibst dir keine rechte Mühe mehr! Ich glaube fast, du dienst

mir nicht, wie du ſollteſt! Denk an unſeren Vertrag und vergiß nicht, was dort oben in jener Ecke der Aktenfascikel mit weißer Schnur umbunden für eine Bedeutung hat. Wenn ich mich genöthigt ſehe, ihn zufälliger Weiſe einmal wieder zu öffnen und eine Partie daraus hervorzuſuchen — du kennſt dieſelbe, ſie iſt ungefähr folgender Maßen unterſchrieben: Wichtige Indicien gegen Joſeph Schlimmbach, in Betreff der Falſchmünzer-Geſchichte von A und B — ſo — nun verſtehſt du mich?“

Der Juſtizrath hatte dieſe Worte mit außerordentlicher Langſamkeit geſprochen und blätterte darauf in ſeinem Buche, wodurch er dem getreuen Joſeph Zeit ließ, einen ſchüchternen Blick nach der betreffenden Ecke zu ſenden. Dort lag der beſchriebene Fascikel ſehr bemerkbar, breit und ſchwer, ja ordentlich herausfordernd, und die weiße Schnur, die darum gebunden, war eigentlich mehr Strick als Schnur und machte auf die geängſtigte Seele des treuen Pierrot einen ſehr unangenehmen Eindruck.

Doch kehrten nach einigem Beſinnen ſeine Blicke zuverſichtlicher zum Juſtizrathe zurück, er räuſperte ſich gelinde und ſagte alsdann: „Der Herr Juſtizrath thun mir wahrhaftig Unrecht, ich thue gewiß, was in meinen Kräften ſteht. Heute Morgen gelang es mir denn auch, einige nicht unwichtige Worte anzubringen — verſteht ſich, bei dem Herrn allein — die nicht ohne gute Folgen bleiben können.“

„Alſo doch!“ ſagte der Juſtizrath lächelnd.

„Geſtern Abend hörte ich in meinem Nebenzimmer,“ fuhr Joſeph fort, „wie der Schulmeiſter ſich wie gewöhnlich bemühte, dem Herrn dieſe Angelegenheit aus dem Kopfe zu reden, und wie er ſich hoch und theuer verſchwor, zu etwas dergleichen nie ſeine Hand reichen zu wollen, zu einer Sache, die doch nur zum Unglück des Herrn ausſchlagen könne.“

„Zu ſeinem Unglück!“ wiederholte der Juſtizrath nachdenkend.

und fuhr forſchend fort: „Und auf welche Art zu ſeinem Unglück, meinte er wohl? Sprach er ſich nicht darüber aus?“

„Nicht ganz genau,“ entgegnete Joſeph. „Ich glaube aber, er meinte wohl, daß eine Heirath mit der Tochter der Gemüſehändlerin . . .“

„Ah ſo!“ lächelte der Juſtizrath, ihn unterbrechend, „da ſcheint mir der ſchlaue Schulmeiſter doch auf einer falſchen Fährte zu ſein. — Aber weiter in deinem Bericht!“

„Ich ſprach ihm alſo davon,“ fuhr Joſeph fort, „daß ich eine Bekannte habe, die einen Weinſchank hält in der Nähe des Hauſes der Frau Schoppelmann, und daß man von einem Fenſter dieſer Schenke in das Zimmer der ſchönen Katharine ſehen könne.“

„Und dem iſt ſo?“ fragte der Juſtizrath aufmerkſam.

„Gewiß!“ antwortete Joſeph, „und ich ſchlug ihm vor, ich wolle ihn an einem der nächſten Abende in jenes Haus führen; man könne, ſagte ich ihm, ganz genau hinüberſehen, man könne zuſammen ſprechen, ja das Fenſter der ſchönen Katharine ſei vom Boden beinahe mit der Hand zu erreichen.“

„Gut, gut,“ ſagte der Juſtizrath. „Und wie nahm er dieſe Nachricht auf? Mit großer Freude?“

„Ja, es ſchien ihn ziemlich zu intereſſiren, auch befahl er mir, ich ſolle ja dem Schulmeiſter hievon nichts mittheilen.“

„Das iſt das Beſte,“ ſagte der Juſtizrath. „Aber,“ ſetzte er nach einem längeren Nachſinnen hinzu, „wie lange wird es dauern, daß er ſich für jenes Mädchen intereſſirt? und wird ſein Intereſſe ſo groß ſein, daß er etwas dafür wagt? Und wagen muß er, ſonſt hilft uns auch dieſer Plan wieder nichts. — Er muß zur Nachtzeit in das Zimmer des Mädchens dringen,“ ſprach er zu ſich ſelber ſo leiſe, daß Joſeph nichts davon verſtand, „er muß dort überraſcht werden, durch mich feſtgehalten, es muß etwas mehr dahinter ſtecken, als eine gewöhnliche Liebesgeſchichte, ich muß mich veranlaßt ſehen

können, seine Wohnung untersuchen zu lassen und seine Papiere mit Beschlag zu belegen."

„Und was das Andere betrifft," fragte Joseph schüchtern nach einer Pause, „das, worüber ich schon einige Male berichtete, was den Herrn Justizrath sehr zu interessiren schien, darin läßt sich also nichts thun?"

Der Justizrath gab auf diese Frage nicht sogleich Antwort, doch stand er von seinem Schreibstuhle auf, legte die Hände auf den Rücken und ging einige Minuten nachdenkend auf und nieder. Er wußte ganz genau, was sein getreuer Helfer sagen wollte, und es war ihm von der größten Wichtigkeit, denn es handelte sich um jenes Etwas, das er mit Einem Griff hätte erreichen können, und das auf Umwegen zu erlangen er die weitesten und feinst gesponnenen Netze legte: jenes Päckchen nämlich mit rothen Bändeln, schwarz versiegelt. Joseph hatte ihm schon einige Mal gesagt, daß des Nachts, wenn Eugen Stillfried allein in seinem Schlafzimmer war oder sich wenigstens allein glaubte, er alsdann zuweilen sein Schreibpult öffne, eine kleine Kassette herausnehme, diese aufschließe und ein Päckchen betrachte mit rothen Bändeln, schwarz gesiegelt.

Wie hatte der Justizrath gezittert, als er die erste Kunde hievon erhielt! Einen Auftrag an Joseph, ein paar falsche Schlüssel, die leicht anzufertigen waren — und er hatte erreicht, mit einem Male erreicht, wonach er mit ganzer Seele, wonach er so sehnsüchtig verlangte. Aber er hatte nicht den Muth, seinen Helfer wissen zu lassen, um was es sich eigentlich bei Eugen Stillfried handle, was er zu erreichen gedachte, was er bezweckte, indem er ihn, Joseph Schlimmbach, den Falschmünzer, zum Aufpasser seines Herrn gesetzt. Er zitterte schon bei dem Gedanken, daß Jener die geringste Ahnung davon haben könne, welchen unschätzbaren Werth jenes Päckchen für ihn habe. Er traute dem ehrlich scheinenden Gauner nicht, der vor ihm stand, und wenn er ihm heute den Auftrag gegeben hätte: stiehl

Eilftes Kapitel.

Die Gebrüder Schoppelmann erfreuen ſich einer eigenthümlichen Jagd, und während wir [illegible]det von anmuthigen Liedern hören, machen wir die traurige Erfahrung, wie viel Verdorbenheit im Allgemeinen unter den Menſchen zu finden iſt.

Wenn man durch den Hof des Schoppelmann'ſchen Hauſes in jenes Gewölbe oder jene Vorhalle trat, welche dem geneigten Leſer aus dem erſten Kapitel unſerer, der Wahrheit getreuen Geſchichte bereits bekannt iſt, ſo hatte man über ſich das Zimmer der ſchönen Katharina. Das Haus hatte auch neben dieſem weiter keine Gemächer, welche von der Schoppelmann'ſchen Familie benutzt worden wären; doch befand ſich neben dem Zimmer Katharinens eine kleine ſteinerne Wendeltreppe, welche in einen oberen Stock führte, deſſen Appartements von der Madame Schoppelmann, wie wir ebenfalls bereits wiſſen, vermiethet waren.

Hier wohnten unter Anderen Jungfer Clementine Strebeling und die ſündhafte Choriſtin des königlichen Hoftheaters. Das Gewölbe unten, das Comptoir der Madame Schoppelmann, hatte außer dem Thore, das in den Hof führte, rechts und links Seitenthüren. Dieſe führten links in das Schlafgemach der Wittwe ſelber, und die Fenſter dieſes Schlafgemaches gingen auf den Hof, auf welche Art denn die Beſitzerin faſt ihr ganzes Waarenlager, Todtes und Lebendiges, das heißt Gemüſe- und Kartoffelhaufen, Obſt, Getreide, Geflügel, Ferkel und dergleichen, im Auge hatte. Die Thüre rechts ging aus dem Gewölbe in ein anderes Zimmer, eine Art Vorrathskammer. Hier befanden ſich Fiſche, Wildpret, feinere Obſtſorten und dergleichen Dinge an den Wänden aufgehängt oder in Kiſten und Kaſten aller Art und die Fiſche in Zubern mit friſchem Waſſer.

Dieſe Vorrathskammer bildete eine Ecke des Hauſes; an ſie

grenzte rechts ein Pferdeſtall, links ein Zimmer, in welches wir uns nun begeben wollen, da wir genöthigt ſind, demſelben, ſowie deſſen Bewohnern, einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Es iſt nämlich das Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer der beiden Herren Schoppelmann. Die Fenſter dieſes Zimmers gingen auf die benachbarte Straße, und das Gemach ſelbſt bildete mit der Mauer, in welcher im Entreſol das Schlafzimmer der ſchönen Katharina war, einen rechten Winkel. Die Gaſſe, die hinten vorbei ging, war kaum als ſolche zu nennen und ſo unbedeutend, daß man es nicht einmal der Mühe werth gefunden hatte, ihr einen Namen zu geben. Sie war an den meiſten Stellen nicht fünf Fuß breit und erweiterte ſich nur gerade hinter dem Schoppelmann'ſchen Hauſe durch die Ecke, welche dieſes in ſich bildete, einigermaßen. Nur durch dieſe ſchmale Gaſſe getrennt, befand ſich neben der Wohnung der beiden Schoppelmann das Nachbarhaus, ein altes, melancholiſches Gebäude mit ſchiefem Dach und engen Fenſtern, die durch die vielen Flüſſigkeiten aller Art, welche man dort befugter oder unbefugter Weiſe herausgoß, und deren Spuren an der Mauer deutlich ſichtbar waren, wie ebenſo viele triefende Augen ausſahen.

Dieſes alte Haus war eine Art Penſionat mit kleinen, elenden Zimmern, einer noch erbärmlicheren Küche — ſowohl das Gemach ſelbſt, als die Produkte, welche aus derſelben hervorgingen. In dieſem Hauſe wohnten junge Leute, die auf eine Anſtellung warteten, oder die ſich auf ein Examen vorbereiteten, arme, unbekannte Künſtler, die ein Portrait für fünf Gulden malten, junge Schullehrergehülfen, die es vorzogen, ſtatt unter den Augen des Schulmonarchen und Gattin, hier ihr dürftiges Brod in Ruhe und Frieden zu genießen.

Letztere waren wohl die vornehmeren Bewohner dieſes Hauſes: ihrer vier hatten zwei der beſten Zimmer, und die Fenſter derſelben gingen nach jenem kleinen Winkel des Schoppelmann'ſchen Hauſes. In dieſen zwei Zimmern befand ſich ein einziges Klavier, das aber

abwechselnd von einem der vier Schulgehülfen maltraitirt wurde und auf diese Art den ganzen Tag in den verschiedensten Mol-, Dur- und Mißtonarten der gesammten Nachbarschaft sein jammervolles Dasein kund gab. Glücklicherweise war aber die Nachbarschaft, welche gezwungen war, diesen Concerten zuzuhören, weder zahlreich, noch unduldsam. Die schöne Katharina, welche diese Musik aus erster Hand hatte, sog, wie auch ein Schmetterling in den giftigen Blumen Honig findet, aus diesem Klaviergeseufze angenehme Erinnerungen besserer Klänge, die sie schon gehört. Das Ohr der Frau Schoppelmann Mutter war durch das Gackern ihrer Hühner, das Grunzen ihrer Ferkel, sowie durch die harten Stimmen ihrer Kolleginnen nicht verwöhnt, weßhalb ihrem Ohre die Klagetöne von dort drüben durchaus nicht wehe thaten. Was die jungen Schoppelmänner Söhne anbelangte, so waren diese wohl die Einzigen, die an den Fingerübungen der Schulgehülfen einiges Wohlgefallen hatten. Es war doch wenigstens Musik; und wenn die drüben mit Accompagnement einer Flöte und Violine arbeiteten, so übertönten diese Instrumente die Stimmen der jungen Schoppelmänner vollkommen, und sie konnten über ihre Plane und Entwürfe alsdann ziemlich laut sprechen, ohne daß sie hätten fürchten müssen, von der Mutter gehört und verstanden zu werden. Bewegte sich aber die Musik drüben in leisen, klagenden Melodieen, so ließ sich vortrefflich dabei einschlafen, — ein Geschäft, dem die beiden jungen Leute, wenn sie zu Hause waren, auf's Eifrigste obzuliegen pflegten.

Neben dem musikalischen Hause war ein anderes angebaut, welches mit diesem einen stumpfen Winkel bildete, wodurch die eine Seite desselben sich der Ecke des Schoppelmann'schen Hauses wieder näherte und die Gasse dadurch bedeutend verengte.

Das Ganze bildete nun auf diese Art einen harmlosen, aber ziemlich schmutzigen Winkel.

Dieses letzte Haus war eine Weinschenke, und zwar die,

äußerſt ſchlecht war, und wurde es, wie viele dergleichen Neuigkeiten, nur durch ein oder zwei beliebte Künſtler gehalten, ſo wie durch einige Couplets, weil ſie voll Bezüglichkeiten waren. Am nächſten Morgen, es mochte ungefähr ſechs Uhr ſein, kam der Kellner und ſprach mir von einem ältlichen Herrn, der geſtern Abend ſpät von Antwerpen gekommen ſei und ſich nach mir erkundigt habe. Ueberraſcht fuhr ich aus dem Bett empor, und meine erſte Frage war, ob der Herr allein gekommen ſei. „Ja wohl," entgegnete der Kellner, „ſogar ohne Gepäck." Ich warf mich verdrießlich wieder hin. „Und will er was von mir?" ſagte ich ziemlich heftig. „Ja," antwortete der Kellner, „da ich ihm ſagte, Sie würden heute nach Paris abreiſen, ſo bedauerte er es ſehr und wünſchte Sie dieſen Morgen einen Augenblick zu ſehen."

Indem er ſo ſprach, klopfte es ſchon an die Stubenthür, und auf mein: Herein erſchien der Kopf meines theuren Begleiters, des Wiener's mit der ſchwarzſeidenen Mütze, und nickte mir freundlich zu. „Ha, ha!" lachte er, „das war geſtern ein fataler Streich. Meine Frau hat Recht gehabt, indem ſie immer behauptete, wir ſeien auf einem verkehrten Wagen." — „Und jetzt iſt Ihre Frau Gemahlin . . .?" unterbrach ich ihn. — „Sie iſt in Antwerpen geblieben," entgegnete der Wiener, „hat geſtern über Kopf- und alles mögliche andere Weh geklagt und ſich bei ihrer Ankunft gleich zu Bette gelegt. Ich benutzte darauf geſtern den letzten Zug, theils um nach Ihnen zu forſchen, theils um bei meinem hieſigen Banquier Gelder zu erheben." — „Und wollen Sie einige Tage in Antwerpen bleiben?" fragte ich. — „das nicht," entgegnete der Wiener; „denn meine Frau wünſcht bald nach Brüſſel zu kommen. — Ich hätte ſie geſtern Abend ſchon mitgebracht, doch erſchien mir die Tour von Cöln nach Antwerpen ſtark und anſtrengend genug. Sie freut ſich recht darauf, Sie wieder zu ſehen," ſetzte er hinzu, „und wir können uns zwei bis drei Tage recht gut amüſiren." Ich lachte ſo recht aus Ingrimm laut auf, indem ich ihm meine Karte zeigte, die Karte für Numero 1 auf dem Banquet nach Paris.

„Ach," meinte er, „das iſt unangenehm. Und wie lange denken Sie auszubleiben?" „Vor ſechs Tagen kann ich nicht zurück ſein," entgegnete ich, während ich ihn um Erlaubniß bat, aufſtehen zu dürfen und mich anzuziehen. „Bitte recht ſehr," ſprach der höfliche Wiener, „es thut mir wirklich leid, daß Sie abreiſen, aber wenn es Ihnen recht iſt, können wir wenigſtens heute Morgen einmal zuſammen frühſtücken — en famille."

Ich zog mich an und packte meine Geſchichten zuſammen, beſtimmte meinen Koffer zum Dableiben, indem ich nur einen Nachtſack

welche der getreue Pierrot im vorigen Kapitel erwähnt. Die Wände derselben waren aufs Mannigfaltigste und sehr trübe gefärbt, die Fenster in ihnen erblindet und auf mehreren Stellen, wo Scheiben fehlten, mit Papier verklebt. Durch zahlreiche Dachrinnen von Blech und Holz schien man das ganze Regenwasser von sämmtlichen Häusern, die hier mit ihren Hintertheilen zusammenstießen, in diesen Winkel geleitet zu haben, wodurch derselbe bei nassem Wetter unsauber und schmutzig, ja für reinliche Leute fast ganz unzugänglich war.

An den Fenstern des musikalischen Hauses befanden sich morsche Blumenbeete, auf welchen man neben einigen verdorrten und verwelkten Geranien und Reseden hie und da einen üppig wuchernden Kapuziner sah, der mit seinen breiten, saftig grünen Blättern und goldgelben Blumen eine angenehme Abwechslung des verschossenen Braun und trüben Grau war, welches man hier allenthalben entdeckte. Zwischen diesen Blumenresten lag verschiedenes Geschirr, Milchtöpfe, alte Kaffeetassen und dergleichen, welche die ohnehin kleinen Tische des Zimmers verengten und nun hier zugleich mit halb geleerten Weinflaschen und alten Tabakspfeifen, wie auf einer allgemeinen Etagère, ausgestellt waren.

Gemäß einer Uebereinkunft zwischen diesen Häusern, welche den Winkel bildeten, hatte man nach allen Richtungen Waschseile angebracht, und zu Zeiten, wo diese vollständig besetzt waren, sah dieser Winkel aus wie ein kleines Zeltdach von allen möglichen Farben.

Das herabströmende Regenwasser floß auf den Boden in ein paar offene Kanäle, die nach der Nebenstraße zuliefen, um sich dort mit ihrem unsauberen Inhalte sogleich schamvoll unter dem Straßenpflaster zu verlieren. Diese Kanäle, eine nicht sehr angenehme Zugabe des Winkels, waren trotz ihrer Unsauberkeit und ihres Geruches eine Quelle großen Vergnügens für die beiden Herren Schoppelmann. Hier hielt sich nämlich zu allen Zeiten des

Tages eine Unzahl Ratten auf, die so frech und zudringlich waren, daß sie sich kaum von vorübergehenden Leuten verscheuchen ließen; und diese Thiere waren von jenen beiden jungen Herren für jagdbar erklärt worden; sie wurden von ihnen in Schlingen gefangen und geschossen, und diese Beschäftigung war ihnen ein ausgezeichneter Zeitvertreib.

Um in das Zimmer dieser Beiden zu gelangen, brauchen wir nicht den großen Umweg durch das Thor über den Hof und durch eine Vorhalle zu machen. Die Fenster dieses Gemaches, von alten Zeiten her mit kunstreichen, starken Gittern versehen, hatten jene Herren behufs des ungenirten Besuches der nachbarlichen Weinschenke auf eine sehr sinnreiche Art praktikabel gemacht. Sie hatten eines der Gitter aus den Kloben gebrochen, die es in der Mauer fest hielten, und diese dahin abgeändert, daß eine kundige Hand das schwere Gitter so weit vom Fenster entfernen konnte, daß eine Person bequem durchzuschlüpfen vermochte.

Wenn wir hierauf das Gemach betreten, so merken wir vor allen Dingen, daß es mit der freundlichen, sauberen Einrichtung jenes der Schwester auf's Auffallendste contrastirte. Hier sah man nichts von reinlichen Wänden, hellen Vorhängen, frisch gewaschenem Fußboden; Alles hatte hier einen ursprünglichen Schmutzüberzug, und es wäre unmöglich gewesen, mit einiger Genauigkeit anzugeben, in welcher Farbe Decke, Wände und Fußboden einst dem Auge gelächelt. Alles hier sah aus wie eine Fortsetzung des Winkels draußen.

Das Meublement dieses Gemaches bestand aus zwei Betten mit Strohsäcken und Matratzen, die gewiß vor nicht langer Zeit sauber und ordentlich gewesen waren, doch sah jetzt Alles verwühlt und nachläßig aus. Die Decken zu diesen Betten hingen auf den Boden hinab, die Kopfkissen befanden sich auf der Fensterbank als sanfte Unterlage für die aufgestemmten Arme desjenigen, der gerade hinaus sah. In der Mitte befand sich ein Tisch, darauf ein paar

ſchwere Ledergamaſchen, ein runder Jägerhut, eine Fuhrmannspeitſche, ein Krug Bier mit zwei Gläſern.

Das einzige Saubere, was man im ganzen Gemache wahrnahm, waren zwei doppelte Jagdgewehre, die an der Wand hingen, nebſt Hirſchfänger, Kugel- und Jagdtaſche, ſowie ein paar große Reiterpiſtolen. Dieſe Gegenſtände erblickte man, wie geſagt, auf's Beſte geputzt, ja glänzend heraus ſtrahlend aus dem allgemeinen Schmutzchaos.

Der älteſte Sohn der Gemüſehändlerin, Fritz, der Fuhrmann, lag auf dem einen Bette ausgeſtreckt, beide Hände unter dem Kopfe, und ſchien auszuruhen von gehabten Anſtrengungen. Doch ſchlief er nicht; vielmehr gab er auf's Genaueſte Achtung auf die Bewegungen ſeines Bruders, der vor einem der Fenſter kauerte und hinter den Kopfkiſſen, von denen wir vorhin ſprachen, die er in Art einer Schutzwehr um ſich aufgethürmt hatte. In der Hand hielt er ein kleines Gewehr von jener Konſtruktion, aus dem man ohne Pulver, nur durch die Kraft der meſſingenen Zündkapſel eine kleine Kugel mit ziemlicher Gewalt forttreibt. Er ſpähte ſorgſam auf den Winkel hinaus und ſprach nach einer kleinen Pauſe:

„Weiß der Teufel, was die Bälge heute treiben! Jetzt warte ich ſchon eine halbe Stunde, und es kommt mir keine zum Schuß. Sonſt iſt das Zeug frech wie Galgenholz und tritt einem faſt auf den Füßen herum, heute aber wollen ſie aus ihrer verfluchten Röhre gar nicht heraus. 's iſt gerade, als wüßten ſie, daß man hier auf ſie lauert.“

„Meinſt du nicht,“ ſagte Fritz, der Fuhrmann, „daß es ihnen heute zu ſtill im Winkel iſt? Ich glaube faſt; du wirſt ſehen, ſobald die Schulmeiſter drüben anfangen zu ſpielen, da ſpringen die Ratten wie wahnſinnig heraus.“

„Das kann ſchon ſein,“ murrte der Jäger am Fenſter. — „Ich glaube, du haſt Recht. Nur begreife ich nicht, warum die Kerle

drüben nicht wieder anfangen, ihr Klavier zu prügeln. „Jetzt ist es schon eine Viertelstunde, daß man keinen Ton hört.“

„Sie thun es vielleicht absichtlich,“ meinte der Fuhrmann „das sieht ihnen schon ähnlich, um uns die Jagd zu verderben.“

Den armen Schullehrergehülfen geschah mit dieser böswilligen Voraussetzung offenbares Unrecht; denn im nächsten Augenblicke begann das Concert drüben brillanter als je. Nicht nur jammerte das Klavier, sondern auch eine Violine klagte die Grausamkeit desjenigen Menschen an, der mit dem Fiedelbogen über seine Saiten strich, ohne auch nur die allergeringste Befugniß hiezu zu haben.

„Du hast die schönsten Augen —
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?“

wehklagte es von drüben herüber.

Und der Jäger am Fenster hatte vollkommen Recht. Es war in der That, als verständen auch die Ratten diese Töne der Liebe und Sehnsucht.

„Bst! bst!“ machte er hinter dem Kopfkissen, und winkte seinem Bruder, der eben sprechen wollte, mit der Hand, er möge still sein. Dann ballte er die Faust, als wollte er sagen: „es kommt mir ein dickes, rundes Wildpret zu Schuß;“ und dann zählte er mit den Fingern Eins, Zwei, Drei — es seien ebenso viele Stücke.

Der Fuhrmann erhob sich leise aus seiner liegenden Stellung, und da er so im Stande war, über den Kopf des Jägers hinweg zu blicken, bemerkte er zu seiner großen Freude eine dicke Ratte, von zwei kleineren gefolgt, die aus einer der Wasserröhren herabschossen, indem sie anfingen, im Kanal zu wühlen.

Jetzt hob der Jäger langsam das Gewehr in die Höhe, legte es an die rechte Backe, zielte einen Augenblick und drückte dann los.

Die kleine Flinte machte nicht viel Geräusch, es gab einen unbedeutenden Schlag; aber das Ziel war getroffen, die Wirkung der Kugel erwies sich drüben im Kanal als außerordentlich mör-

derisch. Die dicke Ratte stürzte mit dem Kopfe vorwärts in den grünen Schlamm, in dem sie gewühlt, und blieb da regungslos liegen. Die beiden kleinen Ratten sprangen entsetzt in die Wasserröhre zurück, und droben jubilirten Klavier und Violine. Sie fluchten dem Mörder da unten und beklagten das unglückliche Schlachtopfer.

„Du hast mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?“

Vorderhand aber schien der Jäger an diesem einen Opfer genug zu haben; denn er erhob sich aus seiner knieenden Stellung, putzte das Schloß des Gewehres mit einem wollenen Lappen rein ab und trug es dann langsam dem Tische zu.

„Es ist heute kein Vergnügen,“ sagte er alsdann; „bei dem warmen Wetter ist gar kein Leben in den Bestien. Da stellen sie sich faul vor den Schuß, man könnte sie mit der Schlafmütze todt werfen. Da ist mir's in der Dämmerung viel lieber, wenn sie so durch einander wuseln und lustig hin und her rennen. — Willst du einen Schuß thun?“

„Ich danke dir,“ erwiderte der Fuhrmann, „ich habe nicht die geringste Lust dazu. Weißt du was — setz das Gewehr in die Ecke und komm einen Augenblick hieher. Ich habe dir etwas Wichtiges mitzutheilen.“

Der Jäger that, wie ihm der Andere geheißen. Er legte das Gewehr an die Fensterbrüstung und warf sich neben seinen Bruder auf das Bett, welches unter dieser Doppellast in allen Fugen krachte.

„Du weißt so gut wie ich,“ sprach nun der Fuhrmann, „daß die Alte immer verdrießlicher, immer knauseriger wird. Es ist wahrhaftig kein Sinn und Verstand darin, daß wir mit den paar Kreuzern auskommen sollen, die sie uns in die Tasche fallen läßt. Der Nebenverdienst ist ganz schlecht geworden; ein wohlfeiler Einkauf,

wofür uns etwas abfiele, iſt faſt gar nie mehr zu machen, und wenn was abfällt, iſt es verflucht wenig."

„Das iſt ſchon wahr," meinte der Jäger nachdenkend, „auch meine Taſchen ſind ganz leer; wenn uns drüben die Frau Schilder in ihrem Weinſchank nicht einen unbegrenzten Kredit gäbe, ſo wäre ich oftmals in Verlegenheit, wo ich einen Schoppen guten Weins her bekäme; denn das muß ich dir ſagen, Fritz, den ſauren Kräzer von der Alten, den kann man unmöglich ſaufen."

„Unmöglich," ſagte feſt und beſtimmt der Andere, und fuhr nach einer Pauſe fort: „Ja, und das iſt wahr, die Frau Schilder iſt ein braves Weib."

„Sehr anſtändig!" pflichtete der Jäger bei.

„Aber gerade weil ſie ſo anſtändig iſt," fuhr der Fuhrmann fort, „möchte ich auf jede Art Geld zuſammen bringen."

„Für die Schilder."

„Ja wohl, für ſie," ſagte der Fuhrmann. „Daß uns die Frau den Wein borgt, das können wir ganz gut annehmen. Der Teufel! wir ſind ja ſicher genug! Aber ſie hat mir auf einige Zeit Baarſchaften vorgeſtreckt und die möchte ich ihr gern heimzahlen."

„So, dir hat ſie auch Geld geliehen?" lachte der Jäger.

„Dir wohl auch?" fragte raſch dagegen der Fuhrmann, und darauf nickten Beide außerordentlich heiter und vergnügt einander zu.

„Was meinſt du," nahm der Jäger nach einer Pauſe wieder das Wort, „wenn wir die Katharine wieder einmal anpumpten?"

„Oh, die hat nichts Kleines, und ihr großes Geld gibt ſie der Alten zum Aufheben."

„Ja, da weiß ich wahrhaftig keinen Rath; mit der Rattenjagd kann ich keinen Kreuzer verdienen."

„Und die andere iſt vorderhand verſchloſſen!" entgegnete lachend der Fuhrmann.

„Das weiß der Teufel!“ ſagte ſeufzend der Bruder, „wenn ſie mich in herrſchaftlichen Revieren erwiſchen, und wenn ich nur ein Stück Holz bei mir hätte, das wie eine Flinte ausſähe — ich bin feſt überzeugt, ſie jagten mir eine Kugel durch den Leib. Das iſt ſehr traurig! Ich weiß einen kapitalen Wechſelhirſch, keine Stunde von hier.“ — Dabei blickte er ſehnſüchtig und mit einem tiefen Seufzer zu ſeinen blank geputzten Gewehren empor, die ſo einſam und trauernd neben dem Bette hingen.

„Die Frau Schilder,“ begann der Fuhrmann nach einer langen Pauſe, „iſt eine ſehr kluge und umſichtige Frau; ſie hat mir neulich etwas mitgetheilt, wie man auf eine gefahrloſe Art zu einem guten Stück Geld kommen könne.“

„Sollſt du ihr vielleicht wieder ein paar Ferkel von der Alten verkaufen oder einige Säcke neue Kartoffeln und dann ſagen, ſie ſeien geſtohlen worden?“

„Ah, das ſind Kleinigkeiten!“ bemerkte ernſt der Fuhrmann, „das kann gelegentlich auch wieder vorkommen; aber nein, wir würden was Größeres unternehmen. Es iſt eigentlich nur Scherz, aber es kann Geld einbringen, ziemliches Geld, und 's iſt ganz gefahrlos.“

„Du, du, nimm dich in Acht!“ antwortete der Jäger und ſtützte den Kopf auf die Hand, um ſeinem Bruder in's Geſicht ſehen zu können. „Ich kenne dieſe Späßchen der Frau Schilder; dabei kann unter Umſtänden noch Schlimmeres herauskommen, als wenn ich ein Bischen in den friſchen grünen Wald ſpazieren gehe. Nimm dich in Acht!“

„Ja, wenn man nichts wagt, kann man nichts gewinnen,“ brummte der Andere, „und ich verſichere dich, hiebei iſt ſo gut wie gar nichts zu riskiren.“

„Nun, ſo laß hören! Wenn deine Spekulation wirklich einträglich iſt und keine groſſe Gefahr dabei, Mitglied einer geſchloſſe-

nen Gesellschaft zu werden, so könnte ich mich wohl entschließen, ebenfalls dabei zu sein."

„Du kennst doch da oben die alte Schachtel, die Strebeling?"

„Versteht sich, kenne ich sie; hab' es ja einmal versucht, etwas mit ihr anzufangen, war aber rein unmöglich — konnte mich nicht zwingen, zärtlich gegen sie zu sein, sonst wär's gegangen."

„Da bist du auf dem Holzweg," sagte der Fuhrmann. „Mit der ist unsereins nicht im Stande, etwas anzufangen, der sind wir viel zu leichtsinnige, liederliche Gesellen."

„Na, laß gut sein! — Also was ist's mit der Strebeling?"

„Die Strebeling," entgegnete der Fuhrmann, „ist, obgleich sie sich nur so stellt, als könne sie die Männer nicht leiden, doch im Grunde eine alte verliebte Gans; darum bin ich fest überzeugt, wenn nur Jemand hinter sie kommt, der sich recht schüchtern anstellt und zahm thut und schöne Worte an sie hinfaselt — und so Jemanden zu finden, das ist der Anfang von unserem Plan."

„Es wird aber sehr schwer sein," meinte der Jäger, „Jemanden zu finden, der sich dazu hergibt, der dürren Klappermaschine da oben schön zu thun. Mir graust, wenn ich daran denke."

„Es findet sich schon Jemand," sagte bestimmt der Fuhrmann.

„Am Ende gar du selbst?"

„Wo denkst du hin? Ich stehe in gleich gutem Andenken, wie du. — Aber höre weiter. — Wenn also Jemand gefunden ist, der mit ihr in ein Verhältniß tritt — es muß natürlich Jemand sein, auf den wir uns ganz verlassen können, einer der Unsrigen — wenn der also gefunden ist, so muß er der alten Schachtel droben in den Weg laufen, er muß thun, als sei er verliebt, aber sie darf ihn höchstens ein bis zwei Mal sprechen, dann macht er plötzlich eine große Reise, er verläßt die Stadt, und — seine Rolle ist ausgespielt."

„Davon sehe ich noch keinen Vortheil," sagte der Jäger.

„Das kommt erst," antwortete der Fuhrmann. „Sobald Jener

abgereist ist — schon nach ein paar Tagen — schreibt er ihr einen lamentablen Brief, schwört ihr ewige Liebe und Treue und sagt ihr dann, er habe ein Unglück gehabt; er habe seine Brieftasche verloren, oder er sei bestohlen worden und müsse sich jetzt durchbetteln, wenn ihn nicht eine freundliche Hand — jetzt paß auf! — aus der Verlegenheit herausreiße."

Nach diesen Worten stieß der Fuhrmann seinen Bruder bedeutungsvoll in die Rippen und lächelte ihm fragend zu.

Der Jäger hob seine Augen gegen die Decke, schien eine Weile ernstlich nachzudenken, dann machte er ein spitzes, vergnügliches Maul, sah seinen Bruder gleichfalls lächelnd an und sagte: „Das ist nicht so übel, dabei könnte was Ordentliches herausspringen."

„Nicht wahr?"

„Verflucht gescheidte Idee!" fuhr freundlich der Jäger fort. „Ich habe es immer gesagt, die Schilder ist eine kluge Frau, und sei nur überzeugt, sie wird die Briefe schreiben, daß es nur so krachen muß. — Und wann soll die Geschichte vor sich gehen?"

„So bald als möglich. Die Schilder will sogar dafür besorgt sein," sagte der Fuhrmann, „jene Person aufzufinden, die mit der Strebeling anbandelt."

„Richtig — richtig, und das halte ich gerade für nicht so schwer," sagte der Jäger, „und ich glaube nicht einmal, daß es nöthig ist, diese Person in unser Geheimniß einzuweihen. Man macht einen Spaß daraus, man sagt zu jener Person, man wolle sich nur das Vergnügen machen, die Jungfer Strebeling einmal verliebt zu sehen, und ist dann Jener einmal abgereist, das heißt, sobald er der zarten Clementine weiß gemacht, daß er abgereist sei, so ist er für uns todt und nicht mehr vorhanden; unsere ganze Geschichte geht ihn ferner nichts mehr an."

„Du hast Recht," entgegnete der Fuhrmann, „so ist's noch besser, und wenn du also Mitarbeiter sein willst, so sage deine Meinung."

„Ja, was ſollen denn wir eigentlich dabei thun?“ fragte der Jäger.

„Narr! die Briefe ſchreiben, das heißt nur abſchreiben; denn wir bekommen ſie von der Schilder vorgeſchrieben — die Schilder verſteht das; ſie iſt eine verflucht geſcheidte Perſon!“

„Briefe ſchreiben? ſeine Schrift aus der Hand geben, und in einer ſolchen Sache? Höre, Fritz, das will überdacht ſein!“

„Bah, bah!“ ſagte der Fuhrmann, „was biſt du auf einmal ſo ängſtlich? Was geht's mich an, was ich ſchreibe, wenn ich es für Jemand anders thue. Die Schilder kommt zum Beiſpiel zu mir und ſagt: Lieber Herr Schoppelmann, da habe ich einen Brief aufgeſetzt, ich führe eine ſehr ſchlechte Handſchrift, thun Sie mir den Gefallen und ſchreiben Sie mir den Wiſch ab. Was werde ich thun? Ich werde Ja ſagen und mich den Teufel darum bekümmern, was in dem Briefe ſteht. Mag ſie damit anfangen, was ſie will, es iſt mir einerlei. Ich behalte nur ihre Vorſchrift, um dieſelbe ſpäter zeigen zu können, wenn man mir je etwas anhaben wollte.“

„Ja, ja, da haſt du nicht ganz Unrecht, ſo läßt ſich's machen.“

„Wir brauchen mehrere Handſchriften,“ fuhr der Fuhrmann fort; „bald muß der Liebhaber ſchreiben, bald ſein Bruder, vielleicht auch ſein Vater; es gibt nebenbei einen Hauptſpaß, und dann meint die Schilder, es könnte dabei ein außerordentliches Geld herausſpringen. Die Strebeling hat Batzen genug, und wenn ſo eine alte Scheune einmal anfängt zu brennen, da iſt ſie nicht ſo bald wieder gelöſcht. — Jetzt laß uns aufſtehen, wir wollen die Schilder einen Augenblick beſuchen, um die Sache noch genauer abzuſprechen.“

---

mitnehmen wollte. Dann frühstückten wir Beide zusammen, und man kann sich denken, gerade so freundlich und angenehm, so ganz en famille, wie es die junge Frau gestern vorausgesagt. Der Herr Gemahl war noch so freundlich, mich um ein Uhr an die Eisenbahn zu begleiten, wo ich ihm mit aller Beredsamkeit ein Versprechen abzunöthigen suchte, daß er bis zu meiner Rückkehr hier verweilen wolle. „Sie bleiben mit Ihrer Frau Gemahlin," sagte ich, „in Antwerpen, wo Sie zwei Tage nöthig haben, um die Rubensgalerie anzusehen, gehen alsdann nach Gent und Brügge und verweilen darauf einige Zeit in Ostende, wo Sie nothwendiger Weise ein paar Seebäder nehmen müssen."

Obgleich er mir gerade kein festes Versprechen gab, so schien er doch auch nicht abgeneigt, und so trennten wir uns.

Die Bahn von Brüssel nach Valenciennes ist kürzlich wohl fertig geworden, bietet aber wenig Interessantes, da sie beständig durch das flache Land führt. Etwas Unangenehmeres, wie die hiesigen Hemmmaschinen für den ganzen Körper, besonders für die Ohren, weiß ich nicht. Vor jeder Station fangen die Conducteure an zu schrauben, um den Lauf der Wagen aufzuhalten, es drücken sich eiserne Stangen gegen die Schienen, was ein so erbärmliches Gekreisch und Gezitter verursacht, ich kann es nicht anders vergleichen, als mit dem Tone, wenn man mit einem eisernen Griffel über eine Glasscheibe fährt, nur zehntausendmal verstärkt. Obendrein wird auf dieser Tour fast jeden Augenblick angehalten, zuweilen bei einem einzelnen Hause, wo eine kleine Seitenbahn abgeht und schnurgerade auf eine Menge großer schwarzer Schornsteine führt, wahrscheinlich Eisenfabriken, die sich so mit der Hauptbahn in Verbindung setzen. Ich hatte mich in einen Wagen gesetzt, an dem sich eine Tafel befand, mit dem Worte „Tabagie," wo man also rauchen konnte. Hier war die Gesellschaft nun freilich sehr gemischt, bestand aber meistens aus jungen lustigen Belgiern und Franzosen, die mit ihrem Lärmen und Schreien selbst die Locomotive übertönten. Da wurden allerhand Späße getrieben, die mitunter nicht gerade zu den zartesten gehörten, oder sie neckten einander, kurz, trieben alle mögliche Spielerei, und so viel kann ich mit Gewißheit sagen, daß fast keiner der jungen Männer anhaltend zwei Secunden lang ruhig sitzen geblieben wäre. Endlich gegen drei Uhr kamen wir nach Quieverain, wo vor dem Bahnhofe schon drei mächtige Eilwagen vollständig bespannt hielten. Kaum waren wir ausgestiegen, so ging das Geschrei der Conducteure los, die so schnell wie möglich ihre Passagiere zusammen bringen wollten, um davon zu fahren. Zwischen diesen Messagerieen, der „Massagerie royale," der „Messagerie Lafitte et Gaillard" und „les Jamelles," herrscht, besonders da

Zwölftes Kapitel.

Joseph-Pierrot fällt in einen Blumenkorb, erlebt eine traurige Niederlage und entdeckt mit Schrecken, daß es noch klügere Leute als er auf der Welt gibt.

Während sich hierauf das würdige Brüderpaar erhob, um sich nach dem Schauplatze einer neuen Thätigkeit, der Weinkneipe der Frau Schilder, zu begeben, ging im gleichen Augenblick auf dem Markt ein anderer unserer Bekannten ebenfalls diesem Lokale zu.

Dieses war Monsieur Joseph-Pierrot, der in seiner Lieblingshaltung, den Hut auf dem rechten Ohr, die Hände in den Hosentaschen, mit einer frischen Cigarre im Munde, daher zog.

So oft es sich thun ließ, ging dieser getreue Diener quer über den Marktplatz, so nahe wie möglich an dem Obst- und Gemüsestande der Madame Schoppelmann vorüber. Er spähte in solchen Fällen nach der schönen Katharina und pflegte, wenn sie alsdann aufblickte, mit möglichst weit abgewandtem Gesicht vorbei zu schreiten. Er wollte damit als seiner Mann ausdrücken: „Du siehst, hier bin ich, aber wenn ich mein Gesicht abwende, thue ich vor aller Welt, als fiele es mir gar nicht ein, nach dir hinüber zu schauen.“ Dabei verdrehte er aber sein rechtes Auge auf eine entsetzliche Art, um trotzdem bemerken zu können, im Falle ihm die schöne Katharina einmal winkte, um einen Auftrag oder so etwas zu erfüllen. Das war ihm aber bis jetzt noch niemals vorgekommen; denn das Mädchen, so sehr es seinen Herrn liebte, und so innig, ja so ergeben sie zu ihm aufblickte, war doch viel zu stolz, um dem Bedienten nur den vierten Theil eines freundlichen Wortes zu gönnen.

Heute war übrigens die schöne Katharina nicht mehr bei ihren Körben, und in einem solchen Falle, der häufig vorkam, pflegte der treue Pierrot sich dem Stande der Madame Schoppelmann

zu nähern, um mit der Frau selbst oder den Mägden während des Ankaufs einigen Obstes eine kleine Unterredung anzuknüpfen. Heute Morgen war Madame Schoppelmann in höchst eigener Person auf dem Markte, und ein feinerer Menschenkenner, als Joseph, hätte unfehlbar bemerken müssen, daß die Dame sich nicht gerade in der rosenfarbensten Laune befand.

Joseph indessen schritt mit seinem dummen Gesichte, das er mit einem blödsinnigen Lächeln verziert hatte, gerade auf die Madame Schoppelmann zu und pflanzte sich in seiner ganzen Schönheit vor den Körben auf. Beide standen sich fast in der gleichen Haltung gegenüber, nur daß die Frau ihre beiden Arme, statt in ihren Taschen, auf die breiten Hüften aufgestemmt hatte.

Wir glauben annehmen zu können, daß die Gemüsehändlerin den Mann, der so vor sie hintrat, genau zu kennen die Ehre hatte, daß sie wußte, er sei der Bediente seines Herrn. Keine Frage, ob ihm etwas gefällig sei, begrüßte ihn. Die Frau stand unbeweglich, wie ein Koloß, und schaute mit einem finsteren Blick in sein lächelndes Angesicht.

Der gute Pierrot, der gar nicht die Absicht hatte, besondere Einkäufe zu machen, kam etwas Weniges aus der Fassung, als ihn die Frau so, man könnte sagen, herausfordernd, anschaute, und suchte im ersten Augenblicke vergebens nach dem passenden Anfang zu einer Rede, und als er endlich sein großes Maul öffnete und einige Worte sprach, waren eben diese Worte nicht geeignet, Madame Schoppelmann freundlicher für ihn zu stimmen.

„Ich habe," sagte er stotternd, „einen Blumenstrauß kaufen sollen, aber . . ."

„Was aber?" fragte die Gemüsehändlerin laut.

„Aber . . ." fuhr Joseph verlegener fort, „von der schönen Katharine selbst." — Er hoffte jetzt, wenn er die Tochter schön nenne, müsse sich die Mutter außerordentlich geschmeichelt fühlen?

Dem war aber durchaus nicht so.

„Wer iſt die ſchöne Katharine?“ rief entrüſtet die Gemüſehändlerin, und hob einen Augenblick ihre ſchweren Fäuſte aus den Seiten, ſtemmte ſie aber gleich darauf wieder ſo heftig ein, daß ihr ganzes Gebäude leicht erzitterte. — „Wer fragt nach der ſchönen Katharine?“

Pierrot nahm ſeine Cigarre aus dem Munde und lächelte noch dümmer und verlegener als früher.

„Gottes Wunder!“ fuhr die Frau fort, „kommt ein ſolcher Hecht, ein ſolcher Livreeſtänder auf offenem Markte zu mir, zu mir, der Frau Schoppelmann,“ ſagte ſie mit vielem Stolze — „und erlaubt ſich, nach der ſchönen Katharine zu fragen. Nehme Er Sich in Acht! — Er — Er — Hanswurſt! und ſuch' Er Seinen Weg auf der andern Seite; hier iſt kein Grund für Ihn — hier kann Er keinen Stab einſchlagen, hier bricht Seine Angelſchnur entzwei. — Soll mich Gott bewahren, was es auf der Welt für freches Volk gibt! Ich will Ihm etwas ſagen, Spinnengeweb: nehm' Er ſich vor der Frau Schoppelmann in Acht! Geh' Er zum Thore hinaus nach dem Kirchhof, oder meinetwegen auch zum Schinder, da liegen mehr ſo Dinger, wie Er iſt.“ — Die Frau ſprach ſich offenbar in den Eifer hinein, und holte jetzt tief Athem, da ſie in Folge ihrer heftigen Worte etwas zu verſchwenderiſch mit demſelben umgegangen war.

Pierrot, dem bei dieſer Strafpredigt nicht wohl zu Muthe war, und der ſchon bemerkt, wie die nebenan ſitzenden Weiber ſich umwandten und mit Fingern auf ihn wieſen, wollte den Augenblick des Stillſchweigens der Frau benutzen, um ſich ſachte von dieſem Schlachtfeld zurück zu ziehen; denn ihm ahnete eine noch vollkommenere Niederlage.

Er hatte ſich auch hierin nicht getäuſcht; denn kaum verſuchte er den beabſichtigten Rückſchritt, ſo fuhr die rechte Fauſt der Madame Schoppelmann aus ihrer ruhenden Stellung auf, faßte ihn plötzlich in der Gegend des Halſes, wo aus dem ſchwarzen Tuche ein

paar violet gestreifte Vatermörder emporwucherten, und verpflanzte ihn mit einem kräftigen Ruck vom Pflaster des Marktes unglücklicher Weise mitten in einen Korb hinein, wo er sich plötzlich in Blumen befand — eine Trauerweide zwischen zertretenen Blüthen.

Es war ein außerordentlich komischer Anblick, und Joseph hatte seine Fassung vollständig verloren und zitterte an Leib und Seele.

„Da steht Er nun!“ sagte triumphirend die Frau, „und ehe Er, miserabler Storch, aus dem Salate da wieder heraus spaziert, will Ich ihm noch zwei Worte sagen; Er ist mir gerade recht in den Wurf gekommen, und ich habe mir schon lange den Augenblick herbei gewünscht, Seine nähere Bekanntschaft zu machen. Da meint so ein Tagedieb, so ein Tellerlecker und Stiefelwichser, weil er da ein paar bunte Fetzen auf dem Leibe hat, sei er was Rechtes geworden und könne sich unterstehen, zu glauben, ich sei gerade hier auf dem Markte anwesend, damit man so nichtsnutzige Fragen an mich thue, und ich, die Frau Schoppelmann, müßte einen Knix machen — so — und wieder so — und noch einmal so, und freundlich fragen, was dem gnädigen Herrn zu Befehl stände.“

Die Knixe, welche Frau Schoppelmann hiezu wirklich machte, waren gewissermaßen fürchterlich anzusehen; und wenn sie so tief hinab sank und ihre Röcke sich dabei zu einer unendlichen Weite ausdehnten, und nun sich darauf wieder erhob, so duckte sich in diesem Augenblick Pierrot etwas auf die Erde; denn er befürchtete, jetzt sei der Moment gekommen, wo sich die Strafpredigt in ein Atentat auf seine dicken Backen verwandle. Hiedurch kam es, daß er ebenfalls drei Mal knixte, gerade wie die Frau Schoppelmann.

„Aber ich will dem gnädigen Herrn nur sagen,“ fuhr die Frau ironisch fort, „daß er künftig in eigenen Angelegenheiten, sowie in denen seines sauberen Herrn weit klüger thut, wenn er in einem großen Umweg um meine Körbe herum spaziert. Nehm' Er sich meine Worte zur Lehre, und laß' Er sich nie mehr in den

Sinn kommen, Blumensträuße kaufen zu wollen! — — von der schönen Katharine — — Er Rettig, Er miserabler! Er Pflastersteinwetzer! — Jetzt geh Er nach Hause oder wohin Er sonst Seine nichtsnutzigen Wege zu machen hat! Merk Er sich, wo ich meine Blumen verkaufe, und merk' Er sich, daß ich Frau Schoppelmann heiße; auch wohne ich dahinten, rechts herum, bei dem großen Thor mit dem adeligen Wappen über der Thüre; ja, ich bin auch eine vornehme Familie, schau' Er sich das Wappen recht genau an ich kann ihm noch mehrere dazu zeigen, und jetzt zieh' Er dahin, Er trauriger Luftzug! — Spazier Er weiter, Er zerschnittener Melonenkopf, Er Zierrath vom Elend!"

Nach dem letzten Erguſſe ſetzte ſich die Frau auf einen umgekehrten Korb nieder, trotzdem, daß dieſer Korb bedeutend krachte und ſeufzte. Dann holte ſie abermals tief Athem und würdigte den alſo Ermahnten keines Blickes mehr.

Pierrot hatte ſich in dieſem Augenblick auf's Schleunigſte gewendet und lief mehr, als er ging. Seine eifrige Sorge war, den Marktplatz bald hinter ſich zu wiſſen; denn einige Straßenjungen, denen die verſchiedenen Benennungen, womit Frau Schoppelmann ihn beehrt, äußerſt paſſend erſchienen, verfolgten ihn lachend und ſchreiend, bis er in eine enge Seitengaſſe einbog und dann wieder in eine andere, und ſo ſeinen Verfolgern entging.

Der arme Joſeph hatte heute einen unglücklichen Tag, und wenn ihn auch nicht ſeine Geſchäfte zum Weinſchanke der Frau Schilder getrieben hätten, ſo würde er dahin gegangen ſein, um ſich von der erlittenen Niederlage einigermaßen aufzurichten. Bald hatte er dieſes traulich ſtille Aſyl erreicht und trat in das Gaſtzimmer.

Es war dieſes ein Ort, um eine gebeugte Seele, die ſich nach Ruhe und Einſamkeit ſehnte, zu befriedigen, ein Plätzchen, wie gemacht, um in Annehmlichkeit und Gemüthsruhe einige gute Schoppen zu leeren. Hier herein drang nie das Geräuſch der Straßen, kaum

die Klavierkoncerte der Schullehrer, und wenn man ſich, wie Joſeph that, in das Hinterzimmer zurück zog, konnte man glauben, man befinde ſich, von der ganzen übrigen Welt getrennt, allein auf einer wüſten Inſel.

Mit einer wüſten Inſel hatte dieſes Haus überhaupt viel Aehnlichkeit, inſofern man nämlich unter einer wüſten Inſel auch eine verwüſtete verſtehen kann. Hier war kein Stuhl, kein Tiſch geſund und fehlerfrei, Alles alte, ſchwache, krüppelhafte Weſen. Die Tapeten waren grünlich grau angelaufen, die Fenſter erblindet; und dieſes Letztere konnte man als zarte Aufmerkſamkeit der Frau Schilder betrachten, denn hinter dieſen Fenſtern befanden ſich Miſt und Kehrichthaufen, alte Brandmauern und was dergleichen Dinge mehr ſind, die unangenehm in die Augen fallen. — Eines aber war in dieſem Hauſe rein und gut — der Wein nämlich. Die Frau führte nur eine einzige Sorte, einen vortrefflichen Zehner.

Pierrot ließ ſich einen Schoppen davon geben, ſetzte ſich an den Tiſch, und Frau Schilder leiſtete ihm Geſellſchaft. Es iſt wohl der Mühe werth, dieſe Dame näher zu beſchreiben. Sie iſt ein mageres, ſchlampiges Weibsbild, von einer anſehnlichen Leibeslänge; ihr Geſicht iſt hager, doch befinden ſich in demſelben ſchlaue, unternehmende Augen, und um den Mund hat ſie einen verſchmitzten Zug. Obgleich der Frau Schilder in den letzten zehn Jahren keine Katze geſtorben war, um die ſie hätte trauern können, ſo trug ſie doch beſtändig die Livree des Todes — ein ſchwarz gefärbtes Merinokleid, deſſen Nähte, Aermel, Rücken und Hintertheil ſehr in's Fuchſige ſpielten. Wir können hier nicht umhin, zu bemerken, daß dieſe Frau, ſobald ſie auf an ſie gerichtete Fragen keine Antwort zu geben wünſcht, ſich taub zu ſtellen pflegt.

Joſeph konnte nicht unterlaſſen, in einigen Worten ſeiner genaueren Bekannten, der Frau Schilder, die unangenehme Geſchichte zu erzählen, die ihm ſo eben draußen auf dem Markte begegnet.

„Das iſt eine meiſterloſe Frau,“ ſagte die Wirthin mit ihrer trockenen heiſeren Stimme; „weil ſie ein Bißchen Geld erworben hat, glaubt ſie, ſie könne Alles thun und treiben. Und ihre Tochter, der hochmüthige Rotzaff, iſt eigentlich noch viel ſchlimmer. Mit der Alten iſt doch noch zu leben, und wenn man nichts von ihr will, oder ſie gerade keinen Zorn hat, ſo gönnt ſie einem doch wenigſtens die Tageszeit. Aber die Katharine, die hochmüthige Blumenprinzeß — meint Ihr wohl, Joſeph, wenn ich in der Früh' mein Fenſter da oben aufmache und einen guten Morgen wünſche, daß ſie nur ſagte: ich danke? Gott bewahre! — da nickt ſie höchſtens mit ihrem Kopf, wie eine Königin aus ihrem Schloß. Aber die wird noch einmal gedemüthigt werden, daran zweifle ich nicht. — — Aber ſieh doch, ſieh doch,“ fuhr Frau Schilder fort und verzog ihr düſteres Geſicht zu einem freundlichen Grinſen, „was ſchwatz' ich da für dummes Zeug! Ja, ja, ſo geht mir's, immer unbedachtſam: Der gnädige Herr unſeres Freundes Joſeph da iſt der heimliche Geliebte der ſchönen Katharine; wann wird denn eigentlich geheirathet?“

„Sprech' Sie kein ſo dummes Zeug!“ ſprach Joſeph ſehr würdevoll und ſtreckte ſeinen Hals hoch empor. „Heirathen? heirathen? — Es heirathet ſich nur ſo gleich!“

„Gleich!“ rief die Wirthin und hielt ihre rechte Hand hinter das Ohr, als wollte ſie deutlicher hören. „Ei der Tauſend, es wird alſo gleich geheirathet?“

„Ihr ſeid ja wieder einmal ungeheuer taub!“ rief Joſeph ſehr laut; „ich ſage: es denkt Niemand an's Heirathen. Das wär' mir eine ſchöne Parthie!“

„Ja, ja, es wär' freilich eine ſchöne Partbie,“ ſagte Frau Schilder ernſt, „und dann zieht Er da drüben in das Haus, und die Frau Schoppelmann, die Euch ohnehin ſo lieb hat, wird Euch ſchon eine friſche Herberge anweiſen. Mir kann es ſchon recht ſein; Madame Stillfried, geborene Schoppelmann.“

„Wollt Ihr mich denn nicht verſtehen, oder ſeid Ihr wirklich ganz harthörig geworden?“ rief Joſeph ärgerlich! „macht doch keine ſchlechten Witze! — Was heirathen! was heirathen! Das iſt ja nur ſo eine Liebesgeſchichte, das dauert vier Wochen, und damit hollah!“

„So iſt's recht!“ ſagte giftig die Frau: „vier Wochen und dann noch einige Monate — 's wäre außerordentlich luſtig.“

Joſeph nickte ebenfalls vergnügt mit dem Kopfe, dann rückte er der Frau ſo nahe, daß er mit ſeinem Munde faſt ihr Ohr berührte und ſagte nach einer Pauſe: „Ihr ſollt uns einen Gefallen thun.“

„So?“ fragte die Frau und ſah ihn an; „Euch oder Eurem Herrn!“

„Meinem Herrn!“

Die Frau nickte abermals mit dem Kopfe und machte mit den Händen eine Bewegung, als zähle ſie Geld, wobei ſie fragte: „Wird's gut bezahlt?“

„Verſteht ſich!“ ziſchelte Joſeph; „gut bezahlt, und Ihr braucht nichts dafür zu thun.“

„Das iſt mir lieb,“ entgegnete die Frau; „was ſoll's denn?“

„Wir brauchen das Zimmer da vorn heraus, das gegenüber dem Schlafzimmer der Katharine, hie und da, nur für einige Stunden des Abends.“

„So, das Zimmer braucht ihr?“ fragte die Wirthin nachdenkend; „nun, mir kann's ſchon recht ſein; doch“ — ſetzte ſie achſelzuckend hinzu — „wird's euch nichts nützen, das Mädchen bringen zehntauſend Pferde nicht in mein Haus herüber.“

„Davon iſt vorderhand keine Rede,“ entgegnete Joſeph ärgerlich; „er will nur zuweilen kommen und ſich hier im Hauſe verbergen, bis es vielleicht einmal möglich iſt, daß er ſie von der Straße aus einen Augenblick ſprechen kann. Auch ſoll er von En-

rem Zimmer aus Abends ein paar Mal in das Schlafzimmer der schönen Katharine sehen können."

„Er soll?" sagte die Frau aufmerksam; und ihre Taubheit schien sich sehr vermindert zu haben.

„Was — er soll — er soll nicht, er will!"

„So, er will?" lachte spöttisch die Frau; „o lieber Joseph, jetzt wollt Ihr wieder einmal pfiffiger sein, als die arme Frau Schilder; aber dazu habt Ihr kein Talent. Nehmt mir nicht übel, Ihr seid ein guter Mensch, aber etwas dumm. — Also ihr braucht ein Zimmer?"

„Ja," sagte Joseph.

„Und Ihr wollt es mir gut bezahlen?"

„Versteht sich!"

„Nun, so will ich Euch etwas sagen. In meinem Hause muß Alles sauber und ordentlich hergehen, das heißt, ich muß wissen, was darin vorgeht," entgegnete die Frau mit einem sonderbaren Lächeln. „Glaubt mir, lieber Joseph, eine andere Frau wie ich hätte hinter Euren Worten nichts gesucht und das Zimmer gern gegeben, und wär' mit ein paar lumpigen Gulden zufrieden gewesen. Aber Ihr müßt eine arme Wittwe nicht betrügen wollen. Sagt mir, weßhalb Ihr das Zimmer eigentlich wollt; es kann mir nicht einerlei sein, was da geschieht, man könnte ja da oben falsches Geld machen wollen."

„Frau Schilder!" rief Joseph mit zorniger, aber gedämpfter Stimme und schlug dazu mit der Faust auf den Tisch.

„Ich will Euch sagen, wie die Sachen stehen," fuhr die Frau anscheinend unbefangen fort, ohne sich um die wüthende Geberde des Bedienten zu bekümmern. „Ihr handelt nicht im Auftrage Eures Herrn, das heißt, Eures Herrn Stillfried; Ihr habt andere Weisungen, Befehle, die ein schönes, schweres Geld eintragen, die Ihr aber ohne meine Hülfe nicht ausführen könnt. Was wollt Ihr mich nun betrügen, indem Ihr mir ein paar lumpige Gulden hinwerft

und alsdann den Gewinnst allein einsteckt? Nein, lieber Joseph, seid offen und ehrlich mit mir; heraus mit der Sprache, sagt mir, um was es sich handelt; glaubt mir, die Frau Schilder kann Euch hierin gute Dienste leisten. Sagt dem Herrn Justizrath, es wäre mir sehr unangenehm, wenn ich seine Kundschaft verlieren müßte."

„Schilderin, Schilderin, Ihr seid ein Satan!" rief entsetzt der Bediente und schob seinen Stuhl mit einem scheuen Blick auf die Wirthin einen Fuß breit zurück.

„Lassen wir dergleichen Complimente bei Seite!" antwortete diese, „schenkt mir reinen Wein ein; wir haben schon so manchmal ehrlich zusammen gehandelt, warum sollten wir es nicht auch dieses Mal thun? Und glaubt nicht," fügte sie spöttisch lächelnd bei, „daß Ihr mir da so ungeheuer viel Neues sagt; was gilt's, ich will Euch den ganzen Handel erzählen, und wenn ein unwahres Wort daran ist, so will ich weder für mein Zimmer, noch für meine Hülfe einen Kreuzer haben."

Von Joseph's Gesicht war alle Pfiffigkeit verschwunden, und es war nichts übrig geblieben, als Pierrot's dumme, glotzende Züge.

„Da wär' ich wirklich begierig," sagte er nach einer Pause, „was Ihr da über meinen Herrn ausgeheckt habt. Ich gestehe, ich wäre neugierig, das zu hören."

„Hören?" sprach die Frau plötzlich mit einem blöden Gesichtsausdruck, und schien im Begriffe zu sein, abermals ihre frühere Taubheit zu affektiren. „Hören?" wiederholte sie und hielt ihre rechte Hand hinter das Ohr. „Nein, hier kann uns Niemand hören!" Das Gesicht aber, mit dem sie in diesem Augenblicke nach der Thüre blickte, schien diese Worte Lügen strafen zu wollen; denn sie horchte offenbar auf schwere Fußtritte, die sich auf der Straße dem Hause zu nähern schienen. Doch verhallten sie wieder, und es kam Niemand.

ſie zu gleicher Zeit abfahren, immer eine kleine Eiferſucht, da jede zuerſt in Paris ankommen möchte, weshalb ſie alles Mögliche thun, ihre Abfahrt zu beſchleunigen und einer vor der andern einen kleinen Vorſprung zu gewinnen. Wenn auch zu dieſem Zweck jede Geſellſchaft auf der Eiſenbahn ihren eigenen Packwagen hat, den ſie, angekommen, nur aufzuſchließen braucht, um die Güter hinaus zu räumen, ſo iſt doch die Zahl derſelben meiſtens ſo groß, daß eine ziemliche Zeit darüber hingeht. Ich betrachtete mir indeſſen unſern Wagen und fand, wenn ſchon das Banquet auf dem Reſervewagen, den man mir in Brüſſel gezeigt, hoch genug angebracht war, daß doch die Copie, wie es meiſt in der Welt geſchieht, nur weit hinter dem Original zurückblieb, denn der Sitz, den ich nun beſteigen ſollte, befand ſich in einer wirklich fabelhaften Höhe. Mein erſter Verſuch, da hinauf zu kommen, mißlang vollſtändig. Es gehörte auch hierzu eine ganz genaue Kenntniß des Terrains. So lange die eiſernen Staffeln an der Seite des Coupés bis auf deſſen Dach führten, gelang es mir; doch um von da auf den Sitz des Kutſchers zu kommen, mußte man dem Körper einen kräftigen Schwung geben, und um dies zu bewerkſtelligen, hätte ich von unten herauf die erſte Stufe ſtatt mit dem rechten, mit dem linken Fuß antreten müſſen. Ich mußte alſo wieder hinunter, und nach mehren Verſuchen hatte ich im Auf- und Abklettern eine ziemliche Fertigkeit erworben. Da der Wagen auf den Zwiſchenſtationen oft nur wenige Minuten anhält, ſo iſt es nöthig, bei vorkommenden Gelegenheiten ſchnell ab- und aufſteigen zu können. Endlich war Alles fertig, doch hatte uns die „Meſſagerie royale“ einen kleinen Vorſprung abgewonnen; denn als unſer Poſtillon die Peitſche aufhob, um in die Pferde zu hauen, fuhr jene ſchon im vollen Galopp davon, kam uns alſo um vielleicht fünfzig Schritte voraus, was aber hier einen bedeutenden Unterſchied macht, indem der Wagen, welcher zuerſt vor dem Städtchen Quievrain, wo die franzöſiſch-belgiſche Gränze iſt, bei dem Mauthhauſe ankommt, auch zuerſt viſitirt wird, und ſonach der andere wohl eine kleine Stunde warten muß. Dieſe Zeit wird indeſſen dazu angewandt, ein ſehr theures und ſchlechtes Diner einzunehmen, in einer Reſtauration, die ſich gerade dem Mauthhauſe gegenüber befindet. Dort fanden ſich nach und nach alle Paſſagiere ein, und ich hatte Muße, unſere ganze Reiſegeſellſchaft anzuſchauen. Ich trat in das Zimmer und erſtaunte nicht wenig als ich oben am Tiſche die beiden würdigen Gelehrten erblickte, die mit mir von Cöln nach Aachen gefahren waren. Da ſich neben ihnen noch ein Platz offen befand, ſo ſetzte ich mich dorthin und begann ein Geſpräch mit ihnen. Schon aus den erſten Worten bemerkte ich, daß ihr Groll gegen mich nachgelaſſen hatte, denn ſie waren freundlicher

„Laßt die Narrenpoſſen!“ bemerkte Joſeph ärgerlich; „und wenn Ihr was wißt, ſo gebt mit der Sprache heraus, Ihr braucht Euch gar nicht zu geniren; was Ihr mir ſagen könnt, wenn es wirklich etwas iſt, habe ich doch ſchon lange gewußt.“

Die Frau drehte von übrig gebliebenem Brod kleine Kügelchen und ſchaute eine Zeit lang liſtig lächelnd vor ſich hin, ehe ſie dem Andringen des Bedienten nachgab. Dann ſagte ſie: „Nun wohl, Joſeph, damit Ihr alſo ſeht, daß ich Euch hierüber durchaus nichts hinterhalte, ſo hört mich an. Euer Herr — der Stillfried nämlich — iſt eine gute, leichtſinnige, aber in gewiſſer Beziehung etwas phlegmatiſche Haut; er hat der ſchönen Katharine hie und da ein paar Artigkeiten geſagt, die beiden jungen Leute haben ſich etliche Mal geſprochen, und das alles könnte ein nettes kleines Verhältniß werden, wenn es nicht ſo außerordentlich ſchwer hielte, den jungen Herrn Stillfried für die Länge der Zeit zu beſchäftigen, und wenn es möglich wäre, ihn aus ſeiner Gleichgültigkeit ein Bischen aufzuſpornen. Mit ſo einer kleinen Anſpornung iſt er Feuer und Flamme, ich kenn' das; aber ihr alle mit einander ſeid zu dumm, um ihm den gehörigen Sporn einzuſetzen.“

Joſeph zog bei dieſen letzten Worten ſeinen Mundwinkel verächtlich in die Höhe, fuhr durch ſein borſtiges Haar und ſchien eine ungeheure Gleichgültigkeit zur Schau tragen zu wollen; er nahm eine Miene an, als horche er kaum auf die Worte der Wirthin. Und doch ſtrengte er ſein Ohr auf eine übermenſchliche Art an, damit er ja keines derſelben verliere.

Letzteres wußte Frau Schilder zu genau, und es kümmerte ſie durchaus nicht, mit welchen Mienen ihr Gegenüber ſie anſchaute. Sie fuhr fort: „Dagegen iſt es anderen Leuten, die ich Euch, meinem Freunde Joſeph, wohl nicht zu nennen brauche, erſtaunlich wichtig, daß ſich dieſes Verhältniß nicht wieder auflöſe, wie einige frühere, ſondern es ſoll recht innig werden; man will den jungen Menſchen veranlaſſen, ſich mit der ſchönen Katharine ſo eng wie

möglich zu verbinden, und einmal da angekommen, gibt es zwei Wege, die von diesem Punkte aus weiter verfolgt werden könnten."

Was die Frau Schilder eben gesagt, war, wie wir bereits wissen, der Auftrag, den der Justizrath dem getreuen Pierrot gegeben. Das hatte die Frau richtig errathen: aber was dann weiter geschehen könne, wenn das Verhältniß der schönen Katharina zu Eugen ein inniges geworden sei, davon hatte er bis jetzt noch ganz unbestimmte Vorstellungen. Und die Frau wußte sogar zweierlei, was da geschehen könnte; er war außerordentlich begierig, darüber etwas Näheres zu vernehmen, und nahm sich daher vor, mit der Frau eine Komödie des Allwissenden zu spielen.

„Nun ja," sagte er deßhalb nach einer längeren Pause, „ich will in der That gestehen, Ihr habt bis dahin Recht; es interessirt sich Jemand dafür, daß mein Herr mit der schönen Tochter der Gemüsehändlerin eine förmliche Liebschaft anfängt; ich will das zugeben. Daran ist im Grunde nicht viel gelegen; aber jetzt darf ich kein Wort mehr zugeben, auch nichts mehr eingestehen, und wenn Ihr mir bietet, was Ihr wollt, und wenn Ihr auch Euer Zimmer abschlagt, da kann ich nichts machen, da müssen wir eben eine andere Gelegenheit suchen, die uns zum Ziele führt."

„Jetzt sprecht Ihr halb und halb die Wahrheit," entgegnete ruhig die Frau; „Ihr werdet mir nichts mehr eingestehen, ganz richtig! und aus dem einfachen Grunde, weil Ihr nichts mehr wißt."

„Das wäre der Teufel!" sagte lachend der Bediente; „ich wäre wirklich neugierig, was Ihr in der Sache für weitere Ideen habt."

„Da wäret Ihr neugierig, mein Junge?" sprach höhnisch die Frau; „das glaube ich wohl, ich will Euch auch meine Ansicht sagen; aber Ihr müßt nicht glauben, mit Euren dummen Redensarten die Frau Schilder überlisten zu können. — Ich will's Euch sagen, weil es mir gerade so passend erscheint. — Man kann also dadurch zweierlei bezwecken: erstens vielleicht eine Heirath mit dem Mädchen, um ihn so aus der reichen und mächtigen Familie unter

uns ordinäres Volk zu ſtoßen, ihn auf dieſe Art unſchädlich zu machen, und dann läßt man ihn die Einwilligung dieſer Heirath durch irgend etwas, was ich nicht weiß, theuer genug bezahlen."

„Ah!" ſagte Joſeph verblüfft, „glaubt Ihr wirklich, Frau Schilder?"

„Das wär' Eins," fuhr die Frau fort, ohne die Frage weiter einer Antwort zu würdigen; „das Andere aber iſt wahrſcheinlicher. Man will vielleicht, er ſoll ſich Nachts in dieſes Stadtviertel verlieren, er ſoll ſogar wohl den Verſuch machen, ſich drüben in jenes Haus einzuſchleichen, und dort im Neſte der Alten Zuſammenkünfte mit der Jungen haben."

„Das wäre noch weit anſtändiger," entgegnete Joſeph, „und mir viel lieber, als ſo eine Heirath. Pfui Teufel!"

„Trepf!" entgegnete die Frau verächtlich, „Ihr ſeid ein ſchöner Diener Eures Herrn; da iſt Eins ſo ſchlimm wie das Andere. Glaubt mir, man ſteigt in dieſem Stadtviertel nicht ohne Gefahr in das Fenſter eines Bürgermädels, und da drüben in dem Hauſe hat's zwei paar Fäuſte, denen es bei dieſer Gelegenheit ganz einerlei iſt, ob ſie ſich blutig färben oder nicht. — Doch ſtill, ich höre Jemanden kommen; es könnten die Beiden ſein, und in dem Fall dürfen die uns nicht bei einander ſehen. — Ja, ja, es kommen zwei Männer durch den Hausgang, trinkt Euren Schoppen aus und geht."

Mit dieſen Worten ſtand die Wirthin hurtig von der Seite Joſeph's auf, nahm ihren Stuhl mit ſich und ſetzte ſich an eines der erblindeten Fenſter, wo ſie emſig in einem ſchmierigen Zeitungsblatt ſtudirte.

Dreizehntes Kapitel.

Ein kleines Kapitel, aber sehr bedeutsam. Jungfer Clementine hat ihre schöne Stunde, und drei ihrer Freunde beschäftigen sich mit ihrem zukünftigen Wiedergeben.

Die Thüre öffnete sich, und die Gebrüder Schoppelmann traten herein. Sie ließen sich nieder, und der Fuhrmann betrachtete ziemlich unfreundlichen Blickes den Bedienten, der sein Geld auf den Tisch legte.

„Bis ein anderes Mal!“ rief ihm die Wirthin zu.

Joseph setzte seinen lackirten Hut unternehmend auf das Ohr und schritt hochmüthig neben den Brüdern vorbei zur Thür hinaus. Er schlenderte durch den langen Gang und wollte eben zum Hause hinaus treten, als er einen Mann um die Ecke der Nebenstraße kommen sah, bei dessen Anblick er sich sehr behende wieder in den Hausgang zurückzog.

Dieser Mann war aber Niemand anders, als der Schulmeister und lustige Rath, und da der getreue Diener um Alles in der Welt hier nicht gern von ihm gesehen worden wäre, so näherte er seinen Kopf so viel als möglich der Thürspalte, um bemerken zu können, was Jener in diesem abgelegenen Stadtviertel beabsichtigte.

Der lustige Rath schien aber durchaus keine Ahnung davon zu haben, daß er sich hier einem für unsere Geschichte und wohl auch für ihn selber so sehr interessanten Terrain nähere, daß ihn links aus dem Hausgang der Weinkneipe der getreue Pierrot beobachte, und daß sich rechts das Zimmerchen der Jungfer Schoppelmann befinde. Sein Besuch, den er dieser Gasse abstattete, war sehr harmloser Natur und galt dem musikalischen Nebenhause oder vielmehr einem der Bewohner desselben, einem ehemaligen Kollegen, dessen Aufenthalt in hiesiger Stadt er jetzt erst erfahren.

Die beiden Brüder im Gastzimmer, als sie vernahmen, daß

Joseph wieder in den Hausflur zurücktrat, mochten wohl glauben, er halte sich da auf, um zu horchen, und schickten die Wirthin hinaus, nach ihm zu sehen. Mit zwei Worten aber verständigte der Bediente diese würdige Frau, warum er hier gezwungen sei, auf der Lauer zu stehen, und zeigte ihr den Schulmeister, der soeben hinter der Thüre des musikalischen Hauses verschwand. Sobald er auf diese Art aus seinem Gesichtskreis war, schlüpfte Joseph aus der Schenke und schlich an den Häusern hin, um nicht zufällig von dem Andern gesehen zu werden.

Frau Schilder rief in die Gaststube hinein, daß die Luft vollkommen rein sei, daß sie gleich kommen werde, und darauf blieb sie noch einen Augenblick unter ihrer Hausthüre stehen.

Wir glauben gesagt zu haben, daß diese Schenke mit dem musikalischen Hause einen stumpfen Winkel bildet, wodurch es also möglich war, die Fenster des letzteren von der Hausthüre der ersteren genau zu übersehen. Gegenüber hatte die Frau Schilder das Haus der Frau Scheppelmann, mit dem uns wohlbekannten Fenster des Zimmers der schönen Katharina, und über demselben die Wohnung der Jungfer Clementine Strebeling.

Letztere war zu Hause; sie hatte ihre beiden Fensterflügel geöffnet, wahrscheinlich um den Duft einiger Resedenstöcke einzuathmen, die auf der Brüstung standen, sowie die Klänge der schönen Lieder zu vernehmen, die von dem musikalischen Hause herüberschallten.

„Die Lotusblume ängstiget
Sich vor der Sonne Pracht —"

klang es von dort herüber, und Jungfer Strebeling blickte aufwärts zum Himmel; denn mit dem Namen Lotusblume verband sich allerlei hochpoetische Ideen, und dieser Name zauberte phantastische goldene Bilder vor ihr zartes Gemüth.

Lotusblume! — Dabei dachte sie an Indien, das fabelhafte Land der Bajaderen und Elephanten, den Schauplatz all der

ſchönen Märchen, die ſie in ihrer Jugend gehört; an Palmenwälder, an rieſelnde Bäumen, an Blumenduft und zauberiſche Klänge.

Lotusblume! — Die ſtand an einem kleinen ſtillen See, und das Geſicht dieſer Blume neigte ſich über den Waſſerſpiegel, ſchwankte vor und zurück, ſehnſüchtig, einmal ein anderes Bild zu ſchauen, als das ihrige, und zurück ſchreckend, wenn das Waſſer leiſe anſchwoll und rauſchte, als fürchte ſie etwas Entſetzliches, das dort erſcheinen könne, ihre zarte Jungfräulichkeit rauh zu begrüßen. — Und doch ſehnte ſie ſich unbewußt nach dieſem Entſetzlichen.

Gerade ſo ging es der armen Clementine:

„Die Lotusblume ängſtiget
Sich vor der Sonne Pracht.“

Und die unſchuldige alte Jungfer ängſtigte ſich ebenfalls vor ihrer Pracht — und dieſe Sonnenpracht war ihr die Liebe — und davor fürchtete ſie ſich ganz gewaltig. Ach, ſie fühlte ſich ſo behaglich im Schatten kühler Denkungsarten, und doch hätte ſie aus dieſem Schatten einmal ſo gern hinausgeſchaut in das von heißer Gluth und fröhlichen Sonnenſtrahlen beglänzte Leben!

„Sie duftet und weinet, ſie weinet und zittert,
Vor Liebe und Liebesweh.“

Aber es muß eigentlich etwas Süßes ſein, vor Liebesweh zu duften, zu weinen und zu zittern, meinte Clementine.

„Sie blüht und glüht und leuchtet
Und ſtarret ſtumm in die Höh' —“

ſcholl es ſehnſuchtsvoller von drüben herüber, und Clementine, die bis jetzt ängſtlich die Blicke auf ihr Buſentuch geheftet, ſtarrte nun

plötzlich in die Höhe, ganz wie die Lotusblume, und wäre gern von dem Fenster zurückgefahren, wenn dieſes im ſelbigen Augenblicke nicht höchſt unſchicklich geweſen wäre. Denn als ſie ſo in die Höhe ſtarrte, ſtand drüben ein junger Mann an dem Fenſter, der ſich ſittſam herüber verneigte, als er ſo wenige Fuß von ſeiner Naſe plötzlich die himmelblauen Augen der Jungfer Clementine Strebeling erglänzen ſah, oder ſchimmern ſah, oder überhaupt nur ſah.

In dieſem Augenblicke klangen die Worte des Geſanges:

„Der Mond, der iſt ihr Buhle:
Er weckt ſie mit ſeinem Licht,
Und ihm entſchleiert ſie freundlich
Ihr frommes Blumengeſicht.“

Dieſer Vers war außerordentlich paſſend; denn wir wiſſen bereits, daß das Antlitz des Herrn Sidel in ſeiner glänzenden Fülle etwas vom Vollmond an ſich hatte. Auch konnte man, ohne gerade ausſchweifend zu ſein, das Geſicht der alten Jungfer für ein frommes Blumengeſicht anſehen; denn es gibt allerlei Blumen, und Clementinens Antlitz hatte in der That etwas von einer gelben Malve, welche Regen und Sturm getrotzt hat, und über deren zarte Blätter ein eiſiger Novemberwind unbarmherzig geſtrichen iſt.

Aber dem ſei wie ihm wolle; Herr Sidel grüßte herüber, Clementine hinüber — und zwar:

„Vor Lie—ie—ie—ie—beswey. —“

So ſang der unſichtbare Sänger des eben genannten Liedes mit höchſtem Kraftaufwand ſeiner Lungen und offenbarem Stimmmangel.

Alles das ſah Frau Schilder unter ihrer Hausthüre, nur mit ganz anderen Augen und nicht mit ſolch hoher Poeſie. Sie bemerkte recht gut, welchen tiefen Knix die alte Jungfer machte, als

jener fremde Herr hinüber grüßte, und wie ihr gelbes, dürres Geſicht von einer ſanften Röthe überſtrahlt wurde.

„Ei, ei, das freut mich,“ ſprach ſie zu ſich ſelber, „das wäre vortrefflich zu benutzen! Nur muß ich mich vor den beiden Büffeln da drinnen in Acht nehmen. Das ſind ein paar tappige, liederliche Tagdiebe, denen man nicht zu viel trauen darf. — — Aha, jetzt knixt die alte Jungfer abermals, und da ich den Herrn nicht mehr am Fenſter ſehe, ſo wird er ſich zum Weggehen rüſten. Warten wir noch einen Augenblick!“

Die würdige Frau hatte richtig vorausgeſehen. Die Thüre des muſikaliſchen Hauſes öffnete ſich wieder, und heraus trat der Schulmeiſter und luſtige Rath, deſſen Beſuch nun zu Ende war und der durch dieſen unglückſeligen Beſuch das Herz der armen Clementine in einigen Aufruhr verſetzt zu haben ſchien. — Richtig, jetzt geht er die Gaſſe hinab, und ſie beugte ſich zum Fenſter heraus, um ihm nachzuſehen. Ob er an der Ecke der Straße noch einmal umgeſchaut, können wir nicht mit Beſtimmtheit angeben, wenn es aber geſchah, ſo war es reiner Zufall — denn wir müſſen die bündigſte Erklärung abgeben, daß der gute Schulmeiſter an jenes zarte, blaſſe Weſen, das er nur aus Artigkeit gegrüßt, auch nicht im Geringſten weiter dachte.

Die Gebrüder Schoppelmann waren unterdeſſen durch das Ausbleiben der Wirthin einigermaßen ungeduldig geworden und machten ziemlich unfreundliche Geſichter, als ſie wieder hereintrat.

Die Frau bemerkte das aber durchaus nicht, oder ſchien es nicht bemerken zu wollen; denn ſie ſetzte ſich an ihr Fenſter und nahm das ſchmierige Zeitungspapier wieder in die Hand.

Die Brüder tranken in ihrem Unmuthe die Schoppen leer und verlangten neue. Nachdem dieſe gebracht waren, entſtand abermals eine Pauſe, welche die Wirthin durchaus nicht Willens ſchien, durch irgend ein intereſſantes und lehrreiches Geſpräch zu unterbrechen.

„Das muß schon wahr sein," sagte endlich der Fuhrmann nach einer Pause, „bei Euch findet man zuweilen ganz kuriose Gesellschaft. War das nicht der Strolch, der bei dem Stillfried Bedienter ist? — 's war gut, daß er davon ging; denn wenn ich mit ihm bekannt geworden wäre, so hätte ich ihm gleich seinen Wein sauer gemacht."

„Was?" versetzte die Frau und schien entrüstet; „mein Wein sei sauer? Wer kann das sagen? -- Und wenn er wirklich sauer wäre, wer zwingt Euch denn, ihn zu trinken? Laßt ihn nur in Gottes Namen stehen!"

„Die will heute einmal wieder taub sein!" sagte der Jäger zu seinem Bruder; „sie hat wieder ihren schlechten Tag. — He, Frau Schilder, hört ihr wieder einmal nicht gut?"

„Leider, leider!" entgegnete die Frau; „die Hitze regt mir das Blut auf und schlägt mir auf's Gehör."

„So kann man heute kein Geschäft mit Euch besprechen?" sagte der Fuhrmann.

„Geschäft?" entgegnete die Wirthin; „ich weiß von keinem Geschäft, das wir zusammen hätten."

„Nicht?" lachte Jener. „Sie ist heute ungeheuer vergeßlich!"

„Mein Kopf ist zuweilen schwach," meinte die Frau seufzend, „was wollt Ihr eigentlich?"

„Nun in's Teufels Namen!" rief der Fuhrmann ärgerlich und sehr laut; „von wegen der Briefe, die wir schreiben sollen; ich will Geld verdienen."

„Ah das?" antwortete gleichgültig Frau Schilder, nachdem sie einen Blick in den Hausflur geworfen, um sich zu überzeugen, daß Niemand da sei, der unbefugter Weise die lauten Worte des Fuhrmanns vernehme.

„Natürlich das!" entgegnete dieser; „habt Ihr denn nicht von selbst von der Geschichte angefangen? — Warum stellt Ihr Euch denn jetzt so donnermäßig dumm an? He!"

„Ja, das war damals," entgegnete die Wirthin, „aber es ist nichts mit der Angelegenheit."

„Warum nicht?" fragten die Brüder.

„Es geht nun einmal nicht," sagte achselzuckend Frau Schilder.

„Und warum geht es nicht?"

„Nun, ich will es Euch offenherzig sagen, aber — ich trau' Euch auch nicht recht."

„Uns?" riefen die beiden Brüder zornig aus.

„Versteht mich recht," fuhr die Frau fort, „nur in so weit trau' ich Euch nicht, als ich fürchte, Ihr könnt das Schwätzen nicht lassen, da Ihr genau wißt, daß ich allein den Kopf in der Schlinge habe."

„Dummes Zeug! wer wird so was glauben?" sagte der Fuhrmann.

„So was glaube ich," meinte lächelnd die Frau; „'s ist schade um das schöne Geschäft; es war Alles so gut wie eingeleitet. Schon heute hätten wir den ersten Brief schreiben können; und ich bin überzeugt, sie wär' sogleich Feuer und Flamme gewesen, und es wäre was Tüchtiges abgefallen."

„Nun, so thun wir's doch!" rief hitzig der Fuhrmann: „gebt mir Feder und Papier, das ist gleich abgemacht!"

„Nein, nein, ich mag nicht!" sagte die Frau.

„Noch einen Schoppen!" rief der Fuhrmann; und als die Frau aufstand, um ihn zu holen, sagte er leise zu seinem Bruder: „Gib nur Acht, die ganze Komödie, welche die Alte spielt, dreht sich einzig darum, daß sie etwas mehr herausschlagen will — von dem Gewinnst nämlich; wir hatten abgesprochen, Jeder von uns Dreien bekomme ein Drittel, was nicht mehr als billig ist — paff' auf, so wie wir ihr den Willen thun und ihr vom Ganzen die Hälfte lassen — sie meint, sie könne das ansprechen, weil alle Gefahr auf ihrer Seite wäre — so wird sie gleich nachgeben; im Grunde ist's

als neulich, und der eine, indem er luſtig mit den Augen blinzelte, fing an, mich über meine wiener Nachbarin etwas zu necken, und ich traute meinen Ohren kaum, als der andere der Herren darauf ſagte: „Diesmal ſind wir glücklicher als Sie, denn wir haben bei uns im Interieur eine junge Franzöſin, hübſch“ — „und“ fiel der Andere ein, „ſehr anſtändig.“

Bei dieſen Worten ſah ich mich neugierig im Saale um, doch war nichts da, was die Beſchreibung hätte rechtfertigen können. Außer ein paar unvermeidlichen Soldaten befanden ſich am Tiſche drei alte und ſehr dicke Damen, die nebſt ein paar Dienſtmädchen und Kindern den Inhalt der Rotunde ausmachten. Das Coupé gehörte dreien Damen, die unten am Tiſche ſaßen, und die ſämmtlich über die erſte und zweite Periode der Jugend hinüber waren. Die ſchwarzen Herren, welche den Grund meiner Forſchungen wohl errietben, ſtießen ſich lachend an und vertrauten mir, ihre Geſellſchafterin, die ſie gemeint, befinde ſich noch draußen bei dem Wagen. „Dort aber kommt ſie,“ ſagte der eine, und beide blickten ſchüchtern und verſchämt auf ihre Teller. Ich blickte auf, und offenherzig geſtanden, ich hätte den Herren keinen ſo guten Geſchmack zugetraut. Es war eine leichte, allerliebſte Figur, die in das Zimmer trat oder vielmehr herein hüpfte. Sie trug einen feinen Strohhut am Arm, und in der Hand hatte ſie einen kleinen Friſirkamm, mit welchem ſie eben beſchäftigt war, ihr ſchönes braunes Haar zu ordnen. Ihr Anzug beſtand aus einem ſchwarzſeidenen Kleide, das ſehr einfach gemacht war, und nur eine merkwürdige lange Taille zeigte. Es war eine jener zugeſormten niedlichen Geſtalten, wie ſie die franzöſiſchen Künſtler, namentlich im „Charivari,“ mit wenig Strichen hinzuwerfen verſtehen.

Nachdem ſie mit der Herſtellung ihres Kopfputzes fertig geworden, ſetzte ſie ſich uns gegenüber und muſterte Jeden von und der Reihe nach mit einem einzigen vielſagenden, aber ſehr ſichern Blicke. Der eine der Herren ſtieß mich an, und obgleich ich, als gelte es etwas Anderem, gleichgültig die Achſeln zuckte, ſo ärgerte ich mich doch über das gute Glück dieſer Herren. Die kleine Franzöſin war, wie geſagt, angenehm, ſah auch recht luſtig aus, obgleich man ihr auf den erſten Anblick anmerkte, daß ſie gerade nicht einer höhern Claſſe der Geſellſchaft angehörte. Während des Diners, bei welchem ſie gegen die Gewohnheit der Franzoſen ziemlich der Weinflaſche zuſprach, ſchaute ſie beſtändig durch das Fenſter nach dem Mauthhauſe, ſtürzte bald an die Thüre, dem Conducteur zu rufen, bald an das Fenſter, um zu ſehen, ob ihre Effecten noch nicht an die Reihe kämen. Endlich rief unſer Conducteur ſie ab, ſie nahm ſeinen Arm und ſtolz mit ihm die Straße nach dem Wagen. Ich machte den beiden Herren meine Era-

ja einerlei; denn was ſie mehr bekommt, das pumpen wir ihr hintendrein doch wieder ab."

Die Frau kam mit dem Wein zurück und ſetzte ihn auf den Tiſch.

„Wie hatten wir es doch damals verabredet?" fragte der Fuhrmann. „Wenn ich mich recht erinnere, ſo ſolltet Ihr vom Gewinn die Hälfte haben, und wir zuſammen die andere Hälfte — War es nicht ſo, Frau?"

Ein kaum ſichtbares Lächeln flog über das Geſicht der Wirthin, doch waren gleich darauf ihre Züge wieder hart und mürriſch wie zuvor.

„Seid doch nicht eigenſinnig!" fuhr der Andere fort; „ſo was kommt nicht ſobald wieder; da mein Bruder Konrad hilft auch mit. Laßt uns an die Arbeit geben und weiter keine Worte verlieren. Na, ſagt Eure Meinung: was ſchreiben wir zuerſt?"

Jetzt hatte die Frau den Fuhrmann ſo weit, wie ſie ihn haben wollte; er hatte ihr die Hälfte des Gewinnſtes verſprochen, und obendrein war jetzt der Andere der überredende Theil. Ging die ganze Angelegenheit einmal ſchief, ſo konnte ſie immer ſagen: „Warum habt Ihr mich dazu genöthigt? Ihr wißt ganz wohl, daß ich nicht gewollt habe!" Und darauf konnte ſie weiter ſagen: „Ihr habt mich in's Unglück gebracht — in einem ſolchen Falle nämlich — jetzt bringt mich wieder heraus!" — Die alte Frau Schoppelmann war eine wohlhabende Frau und die beiden Söhne hatten einmal ein tüchtiges Erbe zu erwarten.

Faſt eine Viertelſtunde lang überlegte die Frau hin und her; bald ſchüttelte ſie den Kopf, bald blickte ſie an die Decke, bald dem Fuhrmann ernſt in's Geſicht, und dann ſchien ihre feſte Tugend ein wenig weich zu werden, und endlich ſprach ſie: „Nun denn, ich will Euch den Gefallen thun, es bleibt alſo bei den beſprochenen Bedingungen?"

„Ihr bekommt die eine Hälfte vom ganzen Gewinnſt, und wir Beide zuſammen die andere; billiger kann man nicht ſein!“

„Und der iſt ein ſchlechter Hund,“ ſagte der Jäger, „der den Anderen verräth; in einem ſolchen Falle ſollen die beiden Anderen das Recht haben, ihn todt zu ſchlagen.“

„Das läßt ſich hören!“ erwiderte der Fuhrmann, „ich bin dabei.“

„Ich auch!“ ſagte die Wirthin; denn ſie dachte bei ſich: „Mit dem Todtſchlagen hat's gute Weile!“

Darauf reichten ſich die drei Verbündeten über dem Tiſche die Hand; die Wirthin holte Papier, Dinte und Feder, rückte ihren Stuhl neben den des Fuhrmanns und diktirte einen Brief, den Dieſer niederſchrieb.

Was in dieſem Briefe ſtand, werden wir uns erlauben, dem geneigten Leſer ſo bald als möglich mitzutheilen.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Entweihung einer königlichen Infanterie-Kaſerne und dem Strafgerichte des Majors, Freiherrn von Brander.

Der Major der Infanterie, Freiherr von Brander, war ein angenehmer Mann und wohlgelitten in allen Kreiſen der Geſellſchaft.

„Wir ſagen: in allen Kreiſen, und glauben nicht zu viel damit behauptet zu haben.

Um von unten anzufangen, hing das Volk der kleinen Gewerbe und größeren Handwerke, Schuſter, Schneider ſeinerſeits, Putzmacherinnen und Nätherinnen von Seiten der Freifrau von Bran-

der, an ihm mit festem Glauben, da sie seine Gläubiger waren. Die Soldaten liebten ihn wie ihren Vater, und die Furcht, ihm vielleicht durch eine Kleinigkeit zu mißfallen, war so groß, daß bei seinem Anblick das ganze Bataillon, inclusive der Unteroffiziere und Feldwebel, der Lieutenants und Hauptleute, ordentlich erzitterte, und ihm jedes einzelne Glied dieser großen militärischen Familie, wenn es nur irgend möglich war, aus dem Wege ging.

Bei den Bürgersfrauen stand der Major wegen außerordentlicher Moralität in hoher Achtung. Er hegte durchaus nicht den Grundsatz manches Kollegen, daß es den Soldaten erlaubt sein müsse, den Bürger zu chicaniren, indem es den Vaterlandsvertheidigern gestattet sei, das dienende weibliche Personal seinen Pflichten abwendig zu machen; noch viel weniger aber konnte er die Ansicht theilen, es seien Dienstmädchen und Köchinnen der ganzen Stadt nur zum Vergnügen und zur Unterhaltung einer rohen Soldateska angeschafft. Er war in diesem Punkt außerordentlich streng; er hatte unter Anderem den Unteroffizieren und Feldwebeln seines Bataillons eingeschärft, genau darüber zu wachen, daß das Fraternisiren des Militärs in dieser Richtung mit Individuen der bürgerlichen Klasse so viel als möglich unterdrückt würde. Soldaten dagegen, die seine Befehle nicht achteten, und die sich durch ein solches Verlieren in andere Stände in allerlei unangenehme Konflikte brachten, wußte er exemplarisch zu bestrafen. Er gab ihnen bei Wasser und Brod Gelegenheit, über ihre Fehler nachzudenken, und wenn sie anders mit der deutschen Literatur bekannt waren, hatten sie Zeit genug, in Numero „Sicher" — so nennen gefühlvolle Seelen das Arrestlokal — zu jammern:

„Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf dem Richtplatz hier verfluch' ich sie!"

Höher hinauf in den Kreisen der Gesellschaft, bei seinen Standes-Kollegen, bei dem kleinen Adel, war dieser Mann wegen seiner festen

Grundsätze anderer Art sehr wohl gelitten. Der Major war nämlich überzeugt, daß der liebe Gott die höheren Klassen in einem Anflug von guter Laune zu seinem Privat-Vergnügen erschaffen und zu deren Anfertigung einen weit besseren Urstoff genommen, als dies bei den Kreaturen weiter unten geschehen.

Auch in noch höheren Schichten, ja, dort hinauf, wo kein irdisches Auge klar und deutlich mehr sieht und, vom Schimmer geblendet, zurückbebt: an den Stufen des Thrones wußte man, daß der Freiherr von Brander in der Welt sei; und ehe er den Besitz seiner Gemahlin errang, hatte er das Glück gehabt, bei großen Festlichkeiten, ja sogar bei kleinen Kammerbällen häufig als „Tanzender" eingeladen zu werden, und einmal sogar hatte ihn der Kriegsminister so hoch gewürdigt, daß er ihn speziell um seinen Rath in einer militärischen Angelegenheit befragte. Es handelte sich damals um eine Aenderung in der Bewaffnung des Heeres, und wir können mit Stolz sagen, daß in dieser wichtigen Angelegenheit der Rath des Majors, Freiherrn von Brander, das weiße Lederzeug nämlich, statt mit Kreide, mit geriebenem Thon anzustreichen, sowie ferner dem Soldaten zu erlauben, den obersten Haken seines Uniformkragens in den Freistunden zu öffnen, siegreich durchdrang.

Der Major von Brander war ein kleiner, untersetzter Herr, mit außerordentlich dicken Epauletten und einem fast zu kurzen Waffenrocke. Er hoffte durch Letzteres seine Gestalt einigermaßen größer erscheinen zu lassen, was ihm aber hiedurch nur unvollkommen gelang. Sein Gesicht war dick und rund; ein gewaltiger Schnurrbart theilte es in zwei fast gleiche Hälften, deren untere sich in einer schwarzen, ordonnanzmäßigen Halsbinde verlor, die obere dagegen, mit zwei kleinen, grauen Augen verziert, sich in ein Gebüsch kurz geschorener, etwas struppiger Haare endigte. Die Gesichtsfarbe des Majors war gesund zu nennen; sie hatte etwas vom Camäleon an sich, denn wenn seine Züge bei gewöhnlichem Wetter

ſanft gerötbet erſchienen, ſo ſchillerten dieſelben dagegen bei kühlem Wind und Froſt ſtellenweiſe in's Purpurrothe und Bläuliche hinüber, und Abends in einem etwas warmen Salon beim Whiſtſpiel, namentlich aber bei einem guten Souper, nahmen die Backen des Freiherrn von Brander eine Färbung und einen Glanz an, welche ſich nur mit denen eines gut gebratenen Gänſeſchenkels vergleichen laſſen.

Die Majorin, Freifrau von Brander, war, was äußerliche und Körper-Vorzüge anbelangt, vollkommen das Gegentheil ihres Gemahls. Ihre Geſtalt, um einen vollen Kopf länger als die ihres Herrn und Gebieters, war hager und dürr; der Kopf paßte hiezu vortrefflich und war nur in ſeiner Verbindung mit dem Körper ein unerklärliches Räthſel für jeden aufmerkſamen Beobachter; denn dieſe Verbindung — der Hals nämlich — war ſo entſetzlich dünn, daß man nicht begriff, wie es ihm gelang, ſelbſt dieſen Kopf zu tragen. Das Geſicht bildete ein förmliches Dreieck mit ſehr ſpitzigem Kinn und außerordentlich breiter Stirne; und dieſe breite Stirne war der Stolz der Majorin und der ganzen Brander'ſchen Familie, nicht eben wegen der äußeren Form, ſondern wegen ihres inneren Gehaltes.

Die Freifrau von Brander war Dichterin . . .

Nicht blos geheime Dilettantin, ſondern wirklich ausübende Gedruckt-worden-ſeiende. Dabei war ſie als Schriftſtellerin eine Frau von ſehr aufgeklärten Grundſätzen; denn ſie hatte ſich als ſolche ihres adeligen Namens entäußert und nannte ſich am Ende ihrer Aufſätze, ſowie am Anfange ihrer Gedichte: Roſa Immergrün.

Die jungen Offiziere des Regiments, welche keinen Begriff davon hatten, wie verdienſtvoll es von der Majorin war, daß ſie neben der Beſorgung ihres Hausweſens und der Erziehung ihrer Kinder — es exiſtirten freilich keine, aber es hätten doch welche da ſein können — der Kunſt und Wiſſenſchaft diente, machten ſich in allen ihren Kreiſen über ſie luſtig und bezeichneten die Gemahlin

ihres Chefs mit dem höchst unpassenden Namen: Majorin Blaustrumpf, welche Unart, als sie ihr einst zu Ohren kam, von ihr in einem vortrefflichen Gedichte belohnt wurde, das uns aber leider nicht mehr aufzufinden gelang.

Der Major von Brander war an dem Tage, an dem unser Kapitel beginnt, in einer sehr nachdenklichen Stimmung nach der Kaserne gegangen.

Zu Hause wurde gekocht und gebraten, Conditor-Jungen liefen treppauf, treppab, aufwärts mit heiteren Mienen und großen Schüsseln voll Backwerk, aberwärts mit leeren Händen und einigermaßen niedergeschlagen, da es ihnen trotz einiger schüchternen Versuche nicht gelungen war, dem Wunsche ihres Meisters nachzukommen, nämlich die Zahlung für das Backwerk mitzubringen. Die ganze Wohnung war in offenbarer Zerstörung begriffen: Möbel wurden verrückt, Betten entfernt, die Köchin putzte Gläser und Flaschen, der Bursche schliff Messer und polirte Gabeln.

Die Majorin hatte nämlich, um einem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, den Entschluß gefaßt, den Damen ihrer Bekanntschaft, sowie einigen Schöngeistern der Stadt einen ästhetischen Thee zu geben, und der Major hatte dieses Angenehme mit dem Nützlichen dadurch verbunden, daß er für sich eine Whistpartie arrangirte und eine dringend gewordene Abfütterung jener Leute veranstaltete, bei denen er seinerseits schon einige Mal zu Gast gewesen war.

Man kann gar nicht behaupten, daß sich der Major in besonders angenehmer Stimmung befand. Der eben erwähnte Spektakel in seinem Hause war ihm zu kostbar und unangenehm, und ferner hatte seine Gemahlin für ihren ästhetischen Thee die besten Zimmer in Anspruch genommen und die Whistpartie in ein paar Hinterstuben verwiesen, damit, wie sie sagte, jenes rohe Element nicht zu geräuschvoll eintrete in die sanften Harmonieen ihres auserwählten Cirkels. Man muß deßhalb aber nicht glauben, als seien beide

Gesellschaften vollkommen getrennt gewesen. Im Gegentheil. Zuerst sollte ein Vereinigungspunkt um den Theetisch stattfinden, und erst nachdem die Seelen der gebildeten Leute durch einiges aufgegossene warme Wasser weich und empfindlich geworden, und die Mägen der hohen Spieler aus der gleichen Ursache so angefüllt, daß es ihnen möglich wurde, später große Quantitäten Weines und Bieres zu sich zu nehmen, sollten sich beide Partieen trennen.

Vorn sollte angenehmes Gespräch säuseln, sowie Neuerschaffenes vorgelesen, hinten gespielt werden; und getrennt waren beide Gesellschaften durch die Garderobe der Majorin, ein dunkles Gemach: die finstere Grenze von der Hölle in den Himmel. — —

Der Major hatte eigentlich an diesem Nachmittage durchaus nichts in der Kaserne seines Bataillons zu thun; er pflegte nie um diese Stunde hinzugehen, weßhalb er auch, wie wir gleich sehen werden, von seinen militärischen Kindern durchaus nicht erwartet wurde.

Er näherte sich dem weitläufigen Gebäude in der guten Absicht, die Leute durch seinen Anblick zu erfreuen und zugleich zu sehen, ob sich Alles in Richtigkeit und bester Ordnung befinde. Zu diesem Zwecke ging er auch nicht durch das Hauptthor der Kaserne, sondern schlenderte auf einem Umwege durch mehrere Straßen zu einer kleinen Hinterthüre, durch die er ungesehen zu dem Flügel gelangen konnte, in welchem sein Bataillon lag.

Ehe der Major diese Wohnungen erreicht hatte, vernahm er schon von Weitem das Gesenfze einer Violine und das Jubeln einer Klarinette, die sich bemühten, in zarter Harmonie eine Polka hervorzubringen. Obgleich es nun in den Kriegsartikeln nicht verboten war, in der Kaserne Violine und Klarinette zu spielen, und sich darunter eigentlich nichts Schlimmes vermuthen ließ, so kam es doch dem Major seltsam vor, daß er dazu ein Geräusch hörte, wie von vielen strampelnden Beinen, das taktmäßig mit der Polka ging.

Der Major stieg langsam die Treppe hinauf, und je weiter er kam, desto deutlicher wurde es ihm, daß in einem Zimmer seines Bereichs eine Tanzmusik aufgespielt, und daß zu der Tanzmusik obendrein auch getanzt wurde. Er schüttelte gewaltig sein Haupt, und die Züge desselben, seines Gesichts nämlich, begannen in's Dunkelröthliche zu spielen. Es mußte dies wohl von dem starken Gehen in der Mittagshitze kommen. — Jetzt blieb er plötzlich stehen — — aber nein, das war unmöglich — — und doch — zwischen dieser Musik hörte er auch zuweilen einen rasselnden Trommelwirbel; derselbe fing leise an, schwoll zu bedeutender Stärke und hörte pianissimo wieder auf.

Der Major blieb erstaunt stehen und horchte. Das war gewiß unmöglich und doch täuschte er sich nicht. — — Ja, er vernahm lachende Weiberstimmen — am Ende waren es sogar Mädchen, die so laut aufschrieen — und ferner — er mochte kaum seinen Ohren trauen — Kindergeschrei — ja, die Stimmen von kleinen unschuldigen Kindern, welche obendrein die allgemeine Tanzlust nicht zu theilen schienen; denn die Kinder schluchzten und heulten und jammerten durcheinander, als wenn sie an jener Musik gar keinen Gefallen fänden und ihnen etwas absonderlich Unangenehmes geschähe.

Der Major, als kluger Feldherr, beschloß, den Feind im Rücken anzugreifen, ihn zu überraschen, und öffnete deßhalb leise das Zimmer neben dem, in welchem getanzt wurde. Schrecklicher Anblick! — Hier sah es nicht im Geringsten aus wie in einer ordentlichen Kaserne, sondern wie in einer Kleinkinder-Bewahranstalt. Sämmtliche Betten — und es waren deren zwölf im Zimmer — sah er besetzt von kleinen schreienden Wesen, von einem halben Jahre an bis zu vier Jahren; eine ganze Musterkarte von Kinderstimmen war hier vertreten — sämmtliche Rangklassen der bürgerlichen Gesellschaften in ihren Sprößlingen. Das bewiesen ihre Anzüge von Kattun, Merino, Seide und Sammt, und ihre Kopfbedeckungen,

von baumwollenen Mützchen an bis zum italienischen Strohhut mit Band und Feder.

Entsetzlicher Anblick!

Der Major, entrüstet — nein, dieses Wort ist nicht im Stande, den Zorn des Majors auszudrücken — außer sich, schritt durch dieses Kinderzimmer, nicht ohne daß einer der älteren Buben, die herumkrabbelten, den Versuch machte, in den kleinen Beinen des Majors oder seinem langen glänzenden Degen ein neues passendes Spielzeug zu erobern, welcher Beweis kindlicher Zuneigung in diesem Augenblick jedoch nicht im Stande war, das Herz des Racheengels zu erweichen.

So gelangte er unbemerkt an die Thüre des Tanzsaales, und er mußte sich einen Augenblick an einem Pfosten desselben festhalten, um sich so weit sammeln zu können, daß es ihm möglich war, ohne seinem Ansehen zu schaden, würdevoll unter die Schuldigen zu treten.

Da befanden sich in diesem Nebenzimmer sämmtliche Kindsmädchen, welche zu den draußen abgelegten Kindern gehörten, und dabei etwa ein Dutzend seiner Unteroffiziere. Ja, wir können es nicht verschweigen, es waren keine gewöhnlichen Soldaten, es waren „Avancirte," und Jeder hatte ein Mädchen im Arme und tanzte so wahnsinnig mit ihr im Zimmer herum, daß der Staub aufwirbelte, die Röcke weit hinausflogen und die Dielen krachten.

Die Unglücklichen waren obendrein so im Eifer des Vergnügens und durch die schöne Tanzmusik so in den Schuß gerathen, daß es ihnen nicht möglich war, plötzlich einzuhalten und eine der unglücklichen Tänzerinnen an den etwas schnell und unvorsichtig hereintretenden Major dergestalt anprallte, daß letzterer das Gleichgewicht verlor und nach zweimaligem Umdrehen auf eine Trommel niederzusitzen kam, was einen dumpfen, unheimlichen Ton verursachte. Dieser dumpfe Ton fuhr wie der Posaunenschall des jüngsten Tages

auch in die Ohren dieser Schuldigen. Die zwölf Dienstmädchen kreischten laut auf und suchten das Weite.

Hiefür hatte aber der Major gesorgt, indem er die Thüre des Nebenzimmers hinter sich abgeschlossen; den Tanzsaal hatten die Unglücklichen selbst abgesperrt, indem sie einen Tisch vor die Thüre desselben gerückt, auf welchem die Musik gestanden und aufgespielt. Wir sagen: „gestanden;" denn in dem Augenblick, wo der Major sichtbar wurde und wo jener Trommelschlag ertönte, brach die Musik mit einer schrillen Dissonanz ab, und die beiden unglücklichen Musikanten, das Aergste befürchtend, riskirten ihre Flucht durch ein ziemlich breites Oberlicht über der Thüre und entkamen auch auf diese Art, ohne von dem Vorgesetzten erkannt zu werden.

In den ersten zehn Minuten war der Major nicht im Stande, nur ein einziges Wort hervorzubringen; seine Fäuste ballten sich krampfhaft, die Augen hatte er weit aufgerissen, seine Gesichtsfarbe spielte in's Dunkelrothbraunviolette! — —

Der Freiherr von Brander konnte außerordentlich grob sein, und er war es auch bei außerordentlich vielen Gelegenheiten. Es war dies eine Schattenseite an diesem sonst so vortrefflichen Charakter. Heute aber kam diese Grobheit nicht zum Ausbruche; seine Aufregung war zu stark; er grollte nur in der Entfernung einige dumpfe zehntausend Donnerwetter und Kreuz-Mohren-Stern-Elemente, dann aber war es wieder still, eine schwüle Stille, eine entsetzliche Stille! Der Major schloß die Thüre hinter dem Tische ebenfalls ab, ging nach dem Nebenzimmer, setzte sich dort auf einen Stuhl und befahl mit donnernder Stimme den Verbrechern und Verbrecherinnen, Eines um das Andere hervor zu kommen.

In der ganzen Kaserne war es indessen schon ruchbar geworden, daß der Major von Brander ungeladen bei der Tanzpartie erschienen war. Der Offizier du jour, der auf seinem Zimmer mit einigen Freunden eine Partie Landsknecht spielte, faßte den Entschluß, sich vor dem erzürnten Vorgesetzten jetzt nicht mehr sehen

tulation über ihre Eroberung, und um ihnen ihr Betragen von gestern zu vergelten, erlaubte ich mir einige derbe Späße über die Fahrt, die vor uns lag.

Es dauerte ziemlich lange, bis die Effecten der Dame visitirt waren, und die zollbaren Sachen, brüsseler Spitzen, Foulards ꝛc. wollten kein Ende nehmen. Endlich kam sie wieder und setzte ihr Diner fort. Doch, wie ich schon vorhin bemerkte, sprach sie in Gemeinschaft mit dem Conducteur, den sie zum Essen eingeladen und neben sich gesetzt, etwas zu stark der Weinflasche zu. Es schien mir, als musterte sie meine Persönlichkeit und schenke mir mehr Blicke, als ihrer Wagengesellschaft, den beiden Herren, und ich hatte mich, ich könnte wohl sagen, leider! nicht getäuscht. Nach dem Essen sagte mir der Conducteur, die Dame fürchte sich vor dem Fahren im Interieur und wolle zu uns auf's Banquet hinaufsteigen. Unglückliche Gelehrte! Wie wohlgemuth stiegen sie nach gehaltener Visitation in den Wagen und setzten sich zurecht! Ich war auf mein Banquet hinauf geklettert und Alles in Ordnung gebracht, mit Ausnahme der Französin, denn diese wurde von den Zollbeamten noch einmal freundschaftlich ins Local genöthigt, weil sie eine ungewöhnlich große Reisetasche bei sich trug, mit deren Inhalt sich die Beamten bekannt zu machen wünschten. Endlich war sie befreit, die beiden Herren blickten zum Wagen hinaus und wunderten sich nicht wenig, als eine Leiter gebracht und an das Banquet gesetzt wurde. Jetzt stieg die Dame zu uns herauf, der Postillon hieb auf die Pferde, und wir flogen im Galopp auf der Landstraße dahin.

Wer beim gewöhnlichen Fahren mit unsern Wagen und auf unsern Chausseen es nur im Geringsten unbehaglich findet, wenn sich das Fuhrwerk zuweilen etwas stark auf die Seite neigt, oder wenn er einen Rosselenker hat, der bei andern Fahrzeugen so nah vorbeisagt, daß man kein Blatt Postpapier zwischen die beiden Achsen legen könnte, oder wer sich schon auf die andere Seite drückt, wenn ein solider deutscher Postillon in einem kleinen Wagen um die Ecke fährt, ein solcher besteige nie das Banquet eines französischen Eilwagens, will er nicht während der zwanzigstündigen Fahrt eine eben so lange geistige und leibliche Tortur ausstehen. Die Messagerieen sind mit fünf schweren, kräftigen, flamändischen Pferden bespannt, zwei an der Deichsel und drei vorn. Ehe die Fahrt losgeht, leben diese Thiere in beständigem Streit: bald schlägt dies, bald das, und die andern beißen nach allen Richtungen um sich herum, wobei sie jenes laute kreischende Geschrei ausstoßen, das den Pferden eigen ist. Der Postillon hat jetzt viel mehr sein Augenmerk auf sie zu richten, als während der Fahrt; denn bald prellen die Vorderpferde rechts und links, bald ziehen die Hinterpferde

zu lassen, und bat dagegen seinen Kameraden, den Bataillons-Adjutanten, der ebenfalls zufällig zugegen war, hinüber zu steigen und wo möglich den Zorn des Majors abzulenken, daß er nicht auf den Gedanken verfalle, ihn, den unglücklichen Offizier du jour, für den Spektakel verantwortlich zu machen.

Der Bataillons-Adjutant, Lieutenant von Stifeler, war ein Offizier, der den Teufel nicht fürchtete, aber vor dem Major Brauder gewaltigen Respekt hatte; doch nahm er in diesem Punkt allen seinen Muth zusammen und ging eilenden Schrittes nach dem Zimmer Nr. 44, wo das Schreckliche geschehen. Da fand er die Thüre verschlossen und klopfte an. Der Major schrie: Herein! mit einer solch fürchterlichen Stimme, daß es den Adjutanten eiskalt überlief; er fürchtete nicht mit Unrecht, sein Erscheinen werde den Chef veranlassen, die vielleicht schon geschlossenen Schleusen seiner Beredtsamkeit noch einmal aufzuziehen, und der arme Adjutant hatte gar keine Ahnung davon, daß die ganze Grobheit des Vorgesetzten bis jetzt künstlich aufgestaut worden war, und daß sein Eintritt den mühsam erbauten Damm durchbrechen, die wilden Gewässer entfesseln würden, auf daß sie zügellos dahin strömten.

Der erste Ausdruck, der sich auf dem Gesichte des Majors beim Erscheinen seines Adjutanten malte, war der einer unaussprechlich tiefen Wehmuth; er faltete sogar die Hände über seinem ziemlich dicken Bauche zusammen und blickte an seinem Adjutanten, der über zwei Kopflängen größer war, kummervoll in die Höhe. Der Lieutenant von Stifeler faltete ebenfals seine Hände zusammen, doch nicht über seinem Bauche, — denn er hatte keinen — dabei ließ er die Mundwinkel hangen, zog die Augenbrauen in die Höhe und schaute noch ungleich schmerzerfüllter in die Tiefe, als sein Chef in die Höhe.

„Gräßlich!“ sagte der Major nach einer Pause und zuckte die Achseln.

„Unerhört!“ sprach der Adjutant, und zog seine Schultern

so hoch hinauf, daß sein Kopf fast zwischen denselben verschwand.

„Nein! nein!“ schrie der Major, und mit einer solchen entsetzlichen Stimme, daß die Fenster erklirrten, und dabei sprang er mit gleichen Füßen einmal im Kreise herum. „Da soll ja eine ganze Legion von Donnerwettern in einem Hagel von Sterngranaten in die Mordbande hineinfahren! Ist denn die Kaserne Seiner Majestät“ — bei den letzten Worten legte er die Hand salutirend an die Pickelhaube, und der Adjutant machte es gerade so — „ein Tanzboden geworden, und die ganze Welt zu einem Narrenhausen mit zehntausend Millionen Narren? Hat man je so etwas erlebt, ohne daß die Erde entzwei gespalten wäre und diese ganze Schwefelbande mit hinunter geführt, oder der Himmel eingestürzt und mit all seinen tausend Sternen und Elementen auf ihre Köpfe hernieder und sie zusammen gewettert, daß die Fetzen davon geflogen, so weit es Luft hat zwischen Himmel und Erde? Alle Welt-Kreuz-Mohren-Tausend-Himmel-Stern- und Granaten-Sakerment! Wo fang' ich an zu strafen und wo hör' ich auf? — Doch wozu mich eigentlich ereifern?“ Bei diesen Worten schlug der Major ein krampfhaftes Gelächter auf und ließ sich, tief Athem holend, auf einen Stuhl nieder. — —

„Herr Lieutenant von Stifeler,“ sagte er nach einem längeren Stillschweigen, während dessen er blos durch Blicke, aber desto deutlicher gesprochen, „nehmen Sie gefälligst Ihr Taschenbuch zur Hand, wir wollen zu Gericht sitzen, schauerlich zu Gericht sitzen, und die nichts ahnenden Herrschaften dieser nichtsnutzigen Weibsbilder sollen erfahren, wem sie ihre Kinder anvertraut.“

Der Major, so laut er auch schrie, hatte doch Mühe, sich verständlich zu machen; denn die erschreckte Kinderschaar war — das heißt die, welche laufen konnte — aus Furcht zwischen zwei Betten zusammen gekrochen und stieß beim Anblick des kurzen Majors und

des langen Adjutanten ein mörderliches Geschrei aus. Nur ein einziger Sprößling, ein Bube von vier Jahren, konnte sich von der großen Trommel, vor welcher er stand, nicht trennen, und bearbeitete das Fell derselben auf eine die Ohren zerreißende Art.

„Herr Lieutenannt von Stiseler," befahl der Major, „sagen Sie den Kindern, daß sie stille sind, es soll ihnen nichts zu Leide geschehen."

Der Adjutant griff abermals an seine Pickelhaube; doch brachte der erste Schritt seiner langen Beine, den er auf die Kinder zu that, und das erste Wort, womit er sie harauguirte, nicht die gewünschte Wirkung hervor. Der Adjutant hatte im Allgemeinen einen sehr undeutlichen Begriff von der Behandlung kleiner Kinder, und die Art, sie im vorliegenden Falle, wo sie in der königlichen Kaserne vor den Augen des Majors unbändig schrieen, ohne vorher die Erlaubniß hiezu eingeholt zu haben, zu beschwichtigen, war er nicht so glücklich aufzufinden. Er behandelte sie wie eine Schaar Rekruten und sagte zu ihnen in einer tiefen Baßstimme: „Verschiedene Kinder! ich kann es euch auf Ehre! nicht verhehlen, daß ich es für ungeheuer unpassend und durchaus gegen das Kasernenreglement halte, daß ihr hier so unvernünftig schreit; doch der Herr Oberstwachtmeister" — dabei faßte er abermals an seine Pickelhaube — „sowie ich haben wahrhaftig keine Idee, euch etwas zu Leide zu thun. Darum, liebe verschiedene Kinder, steht still und betraget euch so manierlich und anständig, wie man es von einem königlichen Landeskind in einer königlichen Infanteriekaserne zu erwarten berechtigt sein kann."

Auf diese Rede hin, die an sich nicht ohne war, schrieen die Kinder noch heftiger als zuvor, und der jugendliche Trommler versuchte einen Wirbel zu schlagen.

Der Adjutant wandte sich achselzuckend zu seinem Chef und erlaubte sich die Bemerkung, es sei vielleicht besser, wenn man jeder der Verbrecherinnen gestatte, ihr Kind heraus zu suchen und

selbst zum Schweigen zu bringen; man habe auf diese Art Alles bei einander, die Uebelthäterinnen mit den betreffenden Corpus delicti's.

Bevor der Major hiezu seine Einwilligung gab, versuchte er es, den jungen Trommler eigenhändig von der Trommel zu entfernen, ohne jedoch zu dem gewünschten Resultate zu kommen; denn der Junge vertheidigte seine Beute auf's Nachdrücklichste, und hatte so wenig Respekt vor dem Major, daß er sogar von der Defensive in die Offensive überging und mit seinen Trommelschlegeln nach den dürren Beinen des Offiziers stieß.

„Wir wollen das Verhör mit diesem Rangen anfangen," sagte würdevoll der Major. „Wo ist die Person zu diesem Kinde?"

„Hier!" ließ sich eine schüchterne Stimme vernehmen.

„So! Sie ist also diese pflichtvergessene Person, die, anstatt mit den Kindern in Gottes freier Luft spazieren zu gehen, in die königliche Kaserne schleicht, um Ihrer Tanzlust zu fröhnen, während Sie dieses unartige Kind, das eine Aufsicht so nöthig hat, sich selbst überläßt? Bei welcher Herrschaft ist Sie? wem gehört dieser Schlingel? — Nun, wird's bald? Antwort!"

„Bei des Generals von Hammerbach Excellenz bin ich," sagte die unglückliche Person mit niedergeschlagenem Blick.

„Gerechter Gott!" rief der Major und faßte an seine Pickelhaube; „bei Seiner Excellenz dem Herrn General von Hammerbach? Und dieses liebenswürdige Kind, das Sie so gräulich vernachlässigt, ist sein Sohn?"

„Ja," sagte das Mädchen, und der Adjutant schauderte.

„Trommle du ruhig weiter, mein liebes Kind," fuhr der Major fort, „du hast ganz recht, du kannst nichts dafür, daß man dich in die Kaserne geschleppt. — Aber ist es nicht erstaunlich," wandte er sich zu seinem Adjutanten, „wie dieser kleine junge Herr schon so vortrefflich trommeln kann? Es wäre anderswo eine Freude, ihm zuzuhören, aber hier ist es entsetzlich. Herr Lieutenant von

Stifeler, ſehen Sie einen Augenblick nach, das Kind hat die Trommelſchlegel verkehrt; haben Sie doch die Güte, und geben Sie ſie ihm recht in die Hand. — So! — Jetzt trommle nur zu, mein Söhnchen; man muß ein Talent immer unterſtützen; das iſt in der That ein kleines militäriſches Genie. — Aber weiter!“ —

Der beſchränkte Raum dieſer Blätter verbietet uns leider, das ganze Verhör des Herrn Majors von Brander in vollkommenſter Umſtändlichkeit wiederzugeben: wir können nur verſichern, daß, wie ſchon geſagt, hier ſämmtliche Kreiſe der Geſellſchaft vertreten waren. Da gab es, wie ſchon erwähnt, kleine Generale, ferner Regierungs-, Steuer-, Hof- und Stadträthe, dann Kaufleute, ja Schneider und Schuſter, und was die letzteren anbelangt, ſo hatten ſie ſich blos durch die äußeren Vorzüge ihrer Kindsmädchen, welche von allen die blühendſten und friſcheſten waren, in dieſe vornehme Geſellſchaft eingeſchlichen.

Nachdem der Adjutant ſämmtliche Namen der Herrſchaften, ſowie ſämmtliche Vor- und Zunamen der Verbrecherinnen beſtens notirt, wurden dieſelben nach einer langen und kräftigen Rede des Majors entlaſſen und ihnen die tröſtliche Verſicherung mit auf den Weg gegeben, daß er nicht ermangeln werde, dieſer Unthat im Parolebefehl zu erwähnen, daß er aber hauptſächlich durch ein Cirkularſchreiben brevi manu sub voto remissionis an ihre betreffenden Häuſer auf ihre nachdrückliche Beſtrafung hinwirken wolle.

Die Namen der Unteroffiziere, ſowie der Compagnieen, zu welchen ſie gehörten, wurden ebenfalls aufgeſchrieben, um ſie den betreffenden Hauptleuten übergeben zu können; der unglückliche Tambour dagegen, der die königliche Trommel zum Kinderſpiel hergegeben, wurde drei Tage in Arreſt geſchickt, bei Waſſer und Brod, und das von Rechts wegen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Erzähler dieſer Geſchichte führt den geneigten Leſer zu einem äſthetiſchen Thee. — Viel warmes Waſſer und Butterbrod.

Finſter und ſchweigend verließ der Major die Kaſerne, und der lange Adjutant ging ebenſo finſter und ſchweigend neben ihm her. Der Erſtere war durch das eben Vorgefallene auf's Tiefſte erſchüttert — eine ſolche Entheiligung der Kaſerne und noch obendrein eines Theiles der Kaſerne, in welchem ſein Bataillon lag! Als er an der Straßenecke ankam, wo er rechts nach ſeiner Wohnung ging, verabſchiedete er den Lieutenant von Stiſeler, wobei er aus der Tiefe ſeines Herzens nur das einzige Wort: „Unerhört!“ hervorbrachte.

„Unerhört!“ ſagte der Adjutant ebenfalls und hielt ſeine rechte Hand ſo lange an die Pickelhaube, bis der Chef um die Ecke verſchwunden war; dann begab er ſich nach der Kaſerne zurück, um den angefangenen Landsknecht zu vollenden.

Es war ein Glück, daß der Major, als er ebenfalls nach Hauſe kam, durch das Rumoren in demſelben, welches ihn vorhin vertrieben, einigermaßen zerſtreut wurde; auch warteten ſeiner verſchiedene kleine Haushaltungsgeſchäfte, welche er bei feſtlichen Veranlaſſungen, wie der heutigen, ſelbſt zu beſorgen pflegte.

Zwiebel, der Bediente, hatte ſeine Meſſer und Gabeln geputzt, auch den Salat geleſen, darauf mit ſeinen militäriſchen Händen Kartoffeln geſchält und das Küchenfeuer unterhalten. Auch hatte ihn die gnädige Frau unterdeſſen in verſchiedene Kunſtläden herumgeſchickt, um ſich einige koſtbare Bilderwerke „zur Anſicht“ kommen zu laſſen, die dann heute Abend gleichfalls zur Anſicht der Eingeladenen figuriren ſollten. Ferner hatte Zwiebel von einem Sprach-

lehrer, mit dem die gnädige Frau hie und da franzöſiſche Werke las, eine kleine Abhandlung in dieſer Sprache holen müſſen; es waren Recenſionen über ein neu erſchienenes Werk, das viel von ſich reden machte; und der Major hatte ſich ſchon mehrere Stunden des Tages damit beſchäftigt, die Recenſionen ſauber abzuſchreiben — ebenfalls zum „gefälligen" Auffinden.

Der Major ſtieg indeſſen die Treppe hinauf, erhitzt vom ſchnellen Gehen, noch vruſtend in Folge des gehabten Aergers. Das Geklapper der Teller und das Geklirr der Gläſer, dazu der ſüße Bratenduft, den er roch, waren kaum im Stande, ſeinen Unmuth zu zerſtreuen. Mehr aber als durch dieſes bezwang er ihn beim Anblicke Zwiebel's, der in ſeinem Zimmer den Schlafrock parat hielt und ein ſehr bedenkliches Geſicht machte; denn der Major entnahm hieraus, daß der Diener ſchon lange geharrt und daß es nöthig ſei, die trüben Gedanken zu verſcheuchen, um ſich mit Ernſt den ſeiner harrenden Geſchäften hinzugeben.

Er ſetzte hierauf die Pickelhaube ab, entledigte ſich des Waffenrockes mit den dicken Epauletten und ſchlüpfte in ſein bequemes Hauskleid.

Wenn wir nicht wüßten, geneigter Leſer, daß es deinem Herzen wohl thun würde, einen rauhen, wilden Krieger, deſſen Geſchäft es iſt, den Säbel zu ſchwingen und donnernde Schlachten zu gewinnen, einmal in ſanften, friedlichen Geſchäften zu erblicken, ſo würden wir die nächſten Zeilen nicht niederſchreiben; aber da wir glauben, daß Herkules, der den Stall des Augias miſtet (der Major kam, wie wir wiſſen, von einem ähnlichen Geſchäfte), dir vielleicht kaum intereſſanter ſein wird, als der ſanfte Herkules am Spinnrocken, ſo fahren wir fort und wollen berichten, was der Major nun begann, nachdem er ſeinen Schlafrock angezogen und ſich eine kurze Tabakspfeife angezündet.

Er ging zuerſt zu ſeiner Frau hinüber, nicht ohne vor der Thüre zu deren Zimmer die Tabakspfeife in den Schlafrock geſteckt

zu haben. Hier begann er ein gleichgültiges Gespräch, so daß man sah, daß er nicht in der Stimmung war, über gemeine Dinge — die Vorbereitungen zum Thee heute Abend — zu sprechen. Madame zerkaute die Feder, die sie in der Hand hatte, und blickte dabei schwärmerisch gen Himmel. Auch gab sie dem Major auf seine Fragen oft die verkehrtesten Antworten, so daß er sich nicht lange in dem Musentempel aufhielt, sondern ein paar Saiten tiefer griff und sich nach dem Eßzimmer begab, das neben der Küche gelegen war.

„Donnerwetter! wie sieht's hier noch aus?" sagte der Major zu seinem Zwiebel, der hoffnungslos neben einem Haufen der verschiedenartigsten Dinge stand, die alle noch für heute Abend gehörig geputzt und hergerichtet werden mußten, als da waren: Weinflaschen, Spielkarten, Stearinlichter, silberne Löffel und Gabeln in Paketen zu einem halben Dutzend, sorgfältig versiegelt, mit der Adresse des Majors Freiherrn von Brander darauf, verschiedene Käse in Papier, ein Korb voll feinen Theebackwerks, ein anderer voll gewöhnlichen Brodes und mehr dergleichen Sachen noch, die zu einem ästhetischen Thee und einer unästhetischen Whistpartie nöthig und erforderlich sind.

Nachdem der Major seine Pfeife wieder in Brand gesetzt, vorher aber die Fenster geöffnet und das Nebenzimmer geschlossen, schlug er die Aermel seines Schlafrocks in die Höhe und begann mit großem Gepolter das vor ihm liegende Chaos zu ordnen.

„Was meinst du, Zwiebel," sprach der Gastgeber, „wenn wir zuerst bei den alten Weinflaschen anfingen? Ich glaube, es wäre am besten, wenn wir dieses zerbrechliche Zeug in Reih' und Glied brächten und unter einem Winkel aufmarschiren ließen."

„Zu Befehl, Herr Major!" entgegnete der Bediente; „ich glaube, der Herr Major thäten ganz wohl daran."

Dieser ließ sich nun nach dieser Zustimmung eine Serviette geben und auch die Flaschen Stück für Stück herüber reichen. Er

hielt ſie vor das Licht, wiſchte mit dem Tuche den Staub ab, öffnete mit dem Pfropfzieher; das alles geſchah mit großer Feierlichkeit und außerordentlich behende. Die Flaſchen mit weißem Wein wurden in die rechte Ecke geſtellt, die mit rothem in die linke, und hiezu dampfte die Tabakspfeife und ſchaute der Bediente zu mit aufgeſperrtem Maule.

„Siehſt du, Zwiebel," ſagte der Major mit dröhnender Stimme unter dieſen Geſchäften, „ich halte es unbedingt für beſſer, die Flaſchen ſo abgeputzt und hergerichtet auf den Tiſch zu ſtellen; es gibt freilich Leute, die ſie ihren Gäſten mit dem Kellerſtaub vorſetzen, um damit das hohe Alter des Weines anzuzeigen; aber es iſt die vollkommenſte Renommage; Staub gehört nicht auf den Tiſch. — Apropos, da ich einmal bei dem Staube bin, der mit dem Schmutze große Aehnlichkeit hat, ſo möchte ich auch da in der Küche dir ein paar Worte in's Gewiſſen reden" — er rief dieſe Worte überlaut in's Nebenzimmer hinein — „ich muß mir ſehr ausbitten, daß heute Abend nicht wieder Schüſſeln vorkommen, an deren Rande die ſchwarzen Tatzen abgemalt ſind; Alles muß reinlich und nett ſein, ſehr reinlich, keine Malpropreté. — Mir ſcheint auch," fuhr der Freiherr von Brander fort, und hob die Naſe und ſchnüffelte in die Luft, „als rieche ich etwas Verbranntes, ſo einen verbrannten Kalbsbratengeruch. Paßt mir doch auf, in's Dreiteufelsnamen!"

Er eilte geſchäftig in die Küche, um ſich von der Wahrheit ſeiner Behauptung zu überzeugen, und blieb einen Augenblick mit aufgeſtemmten Armen vor dem Kochherde ſtehen.

„Riecht Sie denn gar nichts, Babette?" fragte er nach einer Pauſe, während welcher er ſeine Geruchsnerven übermäßig angeſtrengt, „riecht Sie in der That nichts? He, Zwiebel! merkſt du nichts Verbranntes?"

Damit eilte er in's Eßzimmer zurück.

„Zu Befehl, Herr Major," sagte der Bediente, „es brandelt wirklich etwas."

„Sieht Sie, Babette," schrie der Major, „auch Zwiebel hat's gerochen!"

„Ja, jetzt rieche ich es auch, erwiderte die Köchin, „aber es kommt von einem Papier her, das man in den Ofen geworfen, Papier aus der Madame ihrem Zimmer; es wird eine Schreibfeder dabei gewesen sein."

„Donnerwetter! eine Schreibfeder?" rief der Major entrüstet, „also nicht der Kalbsbraten, Babette? Kann ich mich darauf verlassen, daß es nicht der Kalbsbraten ist? Dann ist es gut!"

„Gewiß kein Kalbsbraten!" versetzte die Köchin.

„Ja wohl, Federn," sagte Zwiebel bestimmt, „kein verbrannter Kalbsbratengeruch."

„Bon!" sprach der Major.

Die Köchin und Zwiebel hätten um Alles in der Welt nicht zugegeben, daß der Kalbsbraten gebrandelt hätte, und wenn dieses auch wirklich der Fall gewesen wäre. Der Major, wenn er sich einmal so mit Haushaltungsgeschäften befaßte, war außerordentlich reizbar, sobald solche Fehler vorkamen, und konnte dann über alle Maßen grob werden. Kam dagegen nichts Unrechtes vor, so war er in solchen Momenten der leutseligste und herablassendste Herr, den man sich nur denken konnte.

Jetzt waren die Flaschen beseitigt. Zwiebel stellte ein Dutzend leere Leuchter auf den Tisch, und der Major machte sich mit eigenen Händen daran, dieselben mit frischen Stearinkerzen zu bestecken. Er that das nur in der reinen Absicht, damit keine schief aufgesteckt würde, denn solches war ihm ein Gräuel. Ja, wenn alle Leuchter montirt waren, so wurden sie in eine Linie gestellt und mit Zwiebel's Beihülfe auf's Genaueste gerichtet. Auch die Papiere unten durften nur so weit vorstehen, wie es bei den Halsbinden der Soldaten der Fall war, genau eine und eine Sechzehntelslinie. Es

die Deichsel nach der verkehrten Richtung. Dabei iſt die Straße, die vielleicht viermal ſo breit iſt, wie unſere Chauſſeen, auf der Mitte der ganzen Länge von Brüſſel nach Paris gepflaſtert; dieſer Steindamm iſt ſo ſchmal und obendrein erhöht, daß von zwei breiten Wagen, die ſich begegnen, die äußern Räder von dem Damme her ab auf die Chauſſee gleiten, und da ſie dort in die weiche Erde manchmal einſchneiden, ſo neigt ſich der ſchwer beladene Wagen ſo auf die Seite, daß man jeden Augenblick umzuſchlagen glaubt. Wer weiß auch, was geſchähe, wenn dieſes Ausweichen nicht meiſtens im vollen Galopp vor ſich ginge, und äußerſt kurz gemacht würde, ſo daß die vordern Pferde ſchon wieder auf dem Steindamme ſind, um den Wagen hinauf zu ziehen, indeß die hintern Räder noch in die Chauſſee einſchneiden. Dabei fahren die Poſtillons bald im ſcharfen Trab, bald im vollen Galopp, wie es ihnen gerade einfällt, und wenn es einmal eine Zeit lang ziemlich ruhig gegangen iſt, und man will den Verſuch machen, ein wenig zu ſchlummern, ſo wird man durch ein entſetzliches Geſchrei des Poſtillons aufgeſchreckt, der in ſeine fünf Pferde wie toll hinein haut, bis das ganze Geſpann in einem vollkommenen Durchgehen in voller Carriere dahin raſt. Unſere Dame auf dem Banquet, die uns offenherzig anvertraute, die Geſellſchaft da unten im Wagen, aus lauter alten Herren und Damen beſtehend, ſei äußerſt langweilig, war von einer auffallenden Luſtigkeit, welche mit im Verein mit ihrem ſtark gerötheten Geſichte nicht recht gefallen wollte. Während der erſten Stunde unſeres Fahrens ſang ſie in Einem fort Couplets aus den neueſten pariſer Vaudevilles, aber ſie machte dem alten gutmüthigen Conducteur eine Liebeserklärung über die andere, der mich alsdann lächelnd anſtieß und mir mit einer Pantomime, als tränke er ein Glas aus, zuwinkte. Ich faß aus Galanterie in der Mitte, und die Dame ſtieß mich ihrerſeits ebenfalls an und machte eine Geberde, als habe ſie den Conducteur nur zum Beſten, und wer weiß, ob die Beiden hinter meinem Rücken nicht mich ſelbſt auslachten! Ich kam mir in der That wie verrathen und verkauft vor und ſah mich in einer ſonderbaren Geſellſchaft; denn hatte ich ſchon geſtern geglaubt, daß meine gute liebe Wienerin in ihrer Natürlichkeit etwas weit gegangen ſei, ſo bat ich ſie für dieſen Verdacht jetzt tauſendmal um Verzeihung. Im Anfang hatte ich mich, durch ihr äußerſt freies Betragen aufgemuntert, mit der Franzöſin in allerlei Redensarten eingelaſſen, die man gerade nicht überall anbringen darf; doch kam ich hier ſchön an, denn da ſich auch der Conducteur nicht eben äußerſt zart in die Unterhaltung miſchte, ſo wurden Sachen und Gegenſtände verhandelt, die einem deutſchen Ohre aus dem Munde einer Dame doch etwas ungewohnt erſcheinen. Ich mußte aber hier wieder der franzöſiſchen

hätte den Major außerordentlich betrübt, wenn man am Anzuge seiner Leuchter die geringste Unregelmäßigkeit entdeckt hätte.

Dieses Geschäft ging indessen glücklich von Statten; der Major schwitzte vor Arbeit und Vergnügen und war äußerst guter Laune.

„Solltest du's wohl glauben," sagte er nach einer längeren Pause, „daß es Leute gibt, die verbrannten Kalbsbraten essen?"

Zwiebel schauerte ein klein wenig zusammen und schüttelte den Kopf.

„Du glaubst es nicht?" sagte der Major.

Der Diener war sehr in Verlegenheit, ob er Ja oder Nein sagen sollte, da er nun nicht genau wußte, welche Ansicht in diesem Punkte sein Herr entwickeln würde; er behalf sich deßhalb mit einem außerordentlich dummen Lächeln.

„Ja, es gibt solche Leute," fuhr feierlich der Major fort und nahm ein Trinkglas vom Tisch, das er gegen das Fenster hielt, um zu sehen, ob es auch rein geputzt wäre; „es soll solche Leute geben," wiederholte er, hauchte dann in das Glas hinein und wischte mit der Serviette darin herum, um einen Flecken zu vertilgen, den er entdeckt.

„Wer hat die Gläser eigentlich geputzt?" fragte er hierauf und unterbrach dadurch seinen Ideengang in Betreff des verbrannten Kalbsbratens. „Donnerwetter! ich finde darin eine Unsauberkeit — hier war ein Flecken. Zwiebel, wenn du Zeit hast, so werden alle Gläser nochmal durchgesehen; verstehst du mich? Man kann doch den Weibsbildern nicht das Geringste anvertrauen! — So — Lichter, Flaschen, es wäre Alles in Ordnung; jetzt wollen wir einmal über die Spielkarten gehen, zu jedem Tisch zwei Spiele, ein rothes und ein blaues; wir haben drei Tische. Hast du sechs Spiele, Zwiebel?"

„Zu Befehl, Herr Major!"

„Drei blaue und drei rothe?"

„Zu Befehl, Herr Major!“

„Bon!“ ſagte dieſer. „Jetzt wollen wir einmal einen Blick in die Zimmer werfen, um nachzuſehen, ob da Alles in gehöriger Ordnung iſt.“

Draußen in der Küche war ein unterdrücktes Huſten hörbar, und eine ſanfte Stimme ſprach: „Babette, Sie muß ſich ein wenig eilen, es iſt gleich ſieben Uhr, um halb Acht kommen die Herrſchaften.“

„Die Frau Majorin,“ ſagte Zwiebel ſehr ſchüchtern, und fügte mit leiſer Stimme hinzu: . . . „Die Pfeife . . . Herr Oberſtwachtmeiſter.“

„Ja ſo, die Pfeife!“ antwortete dieſer einigermaßen verwirrt, „richtig, die Pfeife; ich danke dir, braver Zwiebel! Da nimm ſie und ſteck ſie in die Taſche. — Donnerwetter, das war ein Geſchäft!“

Dieſe letzten Worte galten der eintretenden Majorin, welche in dieſem Augenblicke einem ſtarken Huſtenanfalle faſt zu erliegen ſchien. „Aber, lieber Ferdinand,“ ſagte ſie, „wie kann man denn eine halbe Stunde vor einer Soirée im Geſellſchaftszimmer rauchen?“

„Nicht im Geſellſchaftszimmer, mein Schatz!“ verſetzte freundlich der Major, „Gott ſoll mich bewahren! — Gewiß nicht, nur hier im Eßzimmer, und es ſind überdies die Fenſter auf, das geht im Augenblick wieder hinaus.“

„Da ſehe ich auch Cigarren auf dem Tiſche liegen,“ fuhr die unerbittliche Majorin fort, „ein ganzes Paket Cigarren! — Aber, Ferdinand, was fällt dir um Gotteswillen ein?!“

„Das iſt ja für die Whiſtpartie,“ ſagte der Major kleinlaut und verlegen und ſetzte raſch hinzu, als er bemerkte, daß ſeine Ehehälfte die dünnen Lippen zuſammenbiß: „für's Nachhauſegehen, verſteht ſich von ſelbſt, da nimmt jeder der Herren ſich eine; das iſt ſo der Brauch.“

„Ich will mich nicht an jenen Abend erinnern,“ ſprach die Majorin ſtreng, „wo bei einer Whiſtpartie hier in dieſem Zimmer

geraucht wurde, und wo man drüben bei mir fast erstickt wäre. Ach, der Tabaksdampf greift meine Nerven entsetzlich an! Es liegt schon etwas Rohes in dem Begriff des Rauchens; kann man sich die Cigarre oder eine Tabakspfeife bei irgend einer zarten Situation des menschlichen Lebens denken? Gewiß nicht! Schon die Idee des Rauchens ist gegen alle Poesie!"

„Aber alle Poeten und Schriftsteller," erlaubte sich der Major zu sagen, „rauchen ungeheuer; ich habe das schon oft gehört."

„Gewiß nicht alle," entgegnete sanft die Majorin; „es gibt deren freilich, ich will das zugeben; aber auch sie treiben alsdann diese böse Gewohnheit nur heimlich; ich wenigstens habe noch nie Jemanden gekannt, der roh genug gewesen wäre, die reine Luft eines Theezimmers dadurch zu verpesten."

Mit diesen Worten begab sich die Dame stolz in ihren Salon, und der Major folgte ihr, um sich zu überzeugen, daß dort Alles in Ordnung sei.

Zwiebel blieb indessen im Eßzimmer und rauchte aus der noch brennenden Pfeife des Majors verstohlener Weise die letzten Züge, während er Flaschen, Lichter und Gläser an ihrem Orte aufstellte, sowie die Spieltische richtete und auf jeden ein rothes, sowie ein blaues Paket Karten legte.

Drüben arbeitete der Major im Schweiße seines Angesichts und legte die letzte Hand an die Einrichtung des Theezimmers. Die Stühle wurden bestens gerichtet, die Tassen auf dem Tisch ebenfalls, und mittlerweile war es halb acht Uhr geworden, die Stunde, zu welcher die Gesellschaft eingeladen war.

„Der Teufel!" sagte der Major, „jetzt ist es schon halb Acht, und ich bin noch nicht einmal angezogen. Da werde ich nun ungeheuer eilen müssen!"

„So geht es dir beständig," erwiderte die Majorin sanft und ruhig, „du wirst nie zu rechter Zeit fertig." — Sie hatte sich malerisch auf einen Fauteuil niedergelassen, stützte das Gesicht mit

etwas melancholiſchem Ausdruck auf die Lehne deſſelben und ſchien in tiefes Nachdenken verſunken.

Dieſe Dame hatte freilich mehr Zeit zu ihrer Toilette gehabt, als der gute Major; ſie, die Hausfrau, hatte weder Lichter aufgeſteckt, noch Flaſchen abgewiſcht, noch die Küche überwacht, daß der Kalbsbraten nicht anbrenne, woher es denn auch kam, daß ſie vollkommen Zeit hatte, nachdem ſie die Feder weggelegt, ſich auf's Beſte heraus zu putzen. Sie trug ein Kleid von hellſeegrünem Mouſſelin; auf der Stelle des Buſens trug ſie ein kleines Roſenbouquet, ihr Haar war mit Immergrün verziert.

Wir brauchen kaum dem fühlenden Leſer zu ſagen, daß Blumen und Blätter äußerſt ſinnig ihren Schriftſtellernamen anzeigten — Roſa Immergrün!

Draußen wurde unterdeſſen die Glocke gezogen.

„Gerechter Gott!“ ſchrie der Major, „jetzt kommt ſchon Geſellſchaft, und ich bin noch im Schlafrock! Zwiebel, ſchau nach, wer es iſt? führ' ihn in den Salon, ich werde mich in das Eßzimmer retiriren.“ — Er that alſo, öffnete aber im nächſten Augenblick ſelbſt die Salonthüre, um den zuerſt Angekommenen herein zu laſſen.

Es war dies nur der Adjutant, Lieutenant von Stiſeler, vor dem er ſich nicht zu geniren brauchte.

„Freut mich ungeheuer,“ ſagte der Major, „daß Sie ſo früh kommen, lieber Stiſeler! Thun Sie mir die einzige Liebe und ſpazieren mir durch die Zimmer, um nachzuſehen, ob Alles an ſeinem gehörigen Platze ſteht und in ſcharfer Richtung iſt, mein Freund. Um Gotteswillen, kein krummes Glied! Ich will unterdeſſen meine Toilette machen; ſeien Sie ganz rückſichtslos, ohne alle Nachſicht.“

Der Adjutant, Lieutenant von Stiſeler, machte der Dame des Hauſes ſein Kompliment und ging, das ihm Aufgetragene zu beſichtigen. Der Major zog ſich in ſein Schlafzimmer zurück und putzte ſich unter Beihülfe des getreuen Zwiebel auf's Beſte heraus;

er zog dann den zweiten Paradewaffenrock an, dazu die Epauletten Numero drei — es wurde bald Abend, und da glänzten sie ja doch wie neu — er strich sein Haar unternehmend in die Höhe, der Bart wurde lange gewichst, bis er in zwei drohenden Spitzen horizontal über dem Munde stand; das Sacktuch wurde mit Rosenöl beträufelt — die Majorin Rosa litt in ihrem Hause kein anderes Parfum — und so gerüstet trat der Hausherr in das Gesellschaftszimmer.

Der Lieutenant von Stifeler hatte nicht außerordentlich viel zu erinnern gefunden; nur einige unwichtige Sachen waren ihm aufgestoßen, die er aber alsbald reparirte; zum Beispiel ein Stuhl, der sich einen Zoll vor seinem Kollegen herausgedrängt, eine Tasse, die auf der Seite lag, sowie im Eß- und Spielzimmer zwei Lichter, die sich um eine halbe Linie nach rechts neigten, — ein Fehler, den sogar das scharfe Auge des Majors übersehen.

Jetzt tönte draußen die Glocke abermals, und nun kamen die Gäste. Anfangs erschienen sie in größeren Pausen, nachher aber schneller auf einander, und Zwiebel in der neuen Livrée: lederfarbenem Rock und gelber Weste, kam ebenso wenig mehr von der äußeren Thüre weg, wie der Major von der inneren, bis Alles versammelt war.

Es war eine zahlreiche Gesellschaft da, Herren und Damen, erstere aber vielleicht die Hälfte mehr als die Letzteren; und das kam daher, weil die Whistpartie natürlicher Weise aus lauter Männern bestand. Dies waren meistens alte Stabsoffiziere, auch einige Hauptleute darunter, und dann einige Regierungs- und andere Räthe, die sich bei Damengespräch und Theetassengeklirr durchaus nicht heimisch zu fühlen schienen. Diese Mitglieder der Gesellschaft waren froh, als sie der Dame des Hauses ein Kompliment gemacht und es ihnen darauf gestattet war, sich in irgend eine Ecke des Salons zu harmlosem Zwiegespräch oder zu tiefen Alleinbetrachtungen zurück zu ziehen. Es waren meistens ganz

geſcheidte Leute, denen es aber ſehr ſchwer wurde, dieſe nothwendige nichtsſagende Theeconverſation anzuknüpfen, die, außerordentlich beredt in ihrem Fache und unter den Männern, es ſehr ſchwer fanden, in Damenkreiſen den Gemüthlichen und Liebenswürdigen zu ſpielen, und denen, wenn ſie auch in ſolchen Augenblicken ihrem Geiſte die mächtigſten Sporenſtöße gaben, doch nichts einfiel, und die ſteif und unbeholfen neben der plappernden, hier geiſtreichen, ſich ungeheuer amuſirenden Jugend daſtanden in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle.

So eine Theeconverſation von Weitem zu belauſchen, all' das Geräuſch und all' die Worte ohne Zuſammenhang aufzufaſſen, macht einen außerordentlich komiſchen Eindruck. Das huſtet und räuſpert durch einander, das kichert und lacht, die Taſſen klirren, der Theekeſſel ſingt; die alten Damen bilden um den großen Tiſch den innerſten Kern und ſprechen über ernſte Gegenſtände, die jüngeren ſitzen außen herum in einzelnen Gruppen — leichte Vorpoſten, dem erſten Angriff des Feindes bloßgeſtellt. Und dieſer Feind in ſchwarzem Frack, in weißen Glacéhandſchuhen, den Hut entweder ängſtlich vor den Bauch gedrückt oder denſelben ſchüchtern auf den Rücken haltend oder kühn in die Seite geſtemmt, attaquirt die Vorpoſten und fängt auf der ganzen Linie an zu plänkeln. „Charmant! — köſtlich! — delicios!" knallt es von allen Seiten. — „Finden Sie das auch, mein Fräulein?" — „Gewiß! — Superb! — Sie ſehen, wie ich lache. — O, das kann nicht Ihr Ernſt ſein! — Auf Ehre! — Auf Seele! — Sie Unausſtehlicher! — Großartig, ich verſichere Sie! — Bei Gott! — Reizend! — Ueberirdiſch! — Himmliſch ſchön . . ." Und dann lacht es wieder, und in einer Viertelſtunde oder noch früher iſt die äußere Vorpoſtenkette durchbrochen, die jungen Leute im ſchwarzen Frack und in Uniform ſchlagen ſich kühn durch die Vorpoſten hindurch mit einer ganzen Menge von . . . „Bitte um Entſchuldigung! — Erlauben Sie! — Bitte recht ſehr! — Mit Vergnügen!" — und

greifen das Centrum an, das ruhig und gefaßt diesen Angriff erwartet.

Dazwischen durch bemerkt man Zwiebel's lederfarbene Gestalt; sein Gesicht lächelt freundlich, während ihm Angst- und Schweißtropfen auf der Stirn stehen und während die Tasse auf seinem Teller ängstlich klappert. Gott! er hat unbestimmte Ahnungen von großem Unglück, das ihm begegnen könnte, von heimtückischen Sporen, Hühneraugen und zarten Damenschuhen, die ihm statt des Teppichs unter seine breiten Füße gerathen könnten, von umstürzenden Stühlen und Tischen oder Ueberschütten verschiedener Tassen mit heißem Thee und dergleichen mehr. Bald trägt er eine Anzahl leerer Tassen zurück und stürzt darauf mit ebenso viel angefüllten wieder in das dichteste Schlachtgetümmel hinaus.

Noch ist die Theegesellschaft ein förmliches Chaos. Wasser und Land schwimmt noch durch einander, der Geist und die Materie sind noch nicht geschieden; mit andern Worten: die rohen Elemente der Whistpartie wurden noch nicht in das Eß- und Spielzimmer verwiesen. So lange, bis dieses nicht geschehen, ist es unmöglich, daß ein angenehmes Gespräch gedeihen kann.

Die alten Herren mit ihren Pickelhauben unter dem Arm, wie sie da an der Wand und in den Ecken umher stehen, fühlen sich durchaus nicht an ihrem Platz, und ihre ernsten Gestalten lassen anderntheils auch die strömenden Wasser einer poesiereichen Unterhaltung nicht zum gehörigen Durchbruch kommen.

Endlich aber gibt die Majorin mit ihren Augen dem hierauf schon ängstlich wartenden Gemahl ein kleines Zeichen. Dieser schreitet händereibend und feierlich bei den Mitgliedern der Whistpartie vorüber und sagt zu jedem ein heimliches Wort.

Es ist erstaunlich, welche Wirkung dieses hervorbringt. Mit leisem Schritt, ja kaum sichtbar, sind sie mit größter Schnelligkeit verschwunden. Das dunkle Nebenzimmer hat sie verschlungen, und der Letzte schleicht soeben scheu zur Thüre hinaus, indem er sich

ängstlich umschaut, ob ihn nicht eine gesprächlustige Dame so nahe am rettenden Ausgange noch angreifen und festhalten würde.

Der Abfluß und Niederschlag dieser gröberen Stoffe hat nun die Bestandtheile der Gesellschaft etwas geklärt. Der Grund ist freilich schon lange zu Tage getreten, aber das unfruchtbare Terrain ist mit dem fruchtbaren, auf dem Palmenwälder blühen, Brunnen rauschen und Nachtigallenhaine entstehen, noch zu innig vermischt; es muß da noch eine gewaltige Absonderung stattfinden, ein neuer chemischer Prozeß, worauf der Niederschlag der noch vorhandenen allzu materiellen Stoffe erfolgt, um dem geistigen Prinzipe einen Weg zu bähnen, daß es lustig emporflattern kann, sich selbst zum Vergnügen, der wartenden Menschheit aber zu Nutz und Frommen.

Diese Absonderung geschieht, indem sich die Gastgeberin, Rosa Immergrün, Majorin von Brander, von ihrem Sitze erhebt und sich mit einem sanften Gespräche an die Thüre des Nebenzimmers hinzieht. Ihr Aufstehen ist das Signal für die Gesellschaft, es gleichfalls so zu machen, und hier taucht eine Dame auf aus der Klappermühle eines freundschaftlichen Gespräches, und dort sieht man einen jungen Herrn mit einem bangen Blick auf das Nebenzimmer ein Gespräch so schnell als möglich abbrechen.

Rosa Immergrün kann als schwärmende Königin des Bienenstocks betrachtet werden; denn wenn sie sich erhebt und anderswo niederläßt, so erhebt sich mit ihr die ganze Schaar ihrer Anhänger und läßt sich ebenfalls im Nebenzimmer nieder.

Sechszehntes Kapitel.

Von des Goldkäfers letzter Brautfahrt, von den Trägern deutscher Literatur und von schlechten Dienstboten im Allgemeinen. — Ein vielleidiges Kapitel.

Dieses Nebenzimmer ist auf sinnige Art heute Abend zum Dienst der Musen eingerichtet. Da ist eine Decke mit einem Eck-divan, vermittels vier Geranien, eines kleinen Lorbeer- und eines kümmerlichen Citronenbaumes lieblich geschmückt. Vor dem Divan befindet sich ein runder Tisch, auf demselben Wasserflaschen mit Gläsern und vor demselben so viele Stühle, als es der Raum erlaubt.

Der Divan wird von den Damen eingenommen, die Wirthin — wir müssen gestehen, nach vielem Sträuben — nimmt den Eckplatz ein und sitzt nun unter Lorbeeren und Citronen. Die übrigen Damen scheinen den Beweis liefern zu wollen, wie viel geduldige Schafe in einen Stall gehen, und haben sich deßhalb auf dem Divan entsetzlich zusammen gepreßt. Die Herren sitzen auch nicht viel behaglicher; denn um den Geist recht frisch und regsam zu erhalten, scheint der Körper absichtlich kasteit zu werden, und die Kasteiung hier besteht in unsäglich kleinen Stühlen, auf welchen man sich nur durch ein geschicktes Balanciren aufrecht zu erhalten vermag. Wehe dem Unglücklichen, der unter dem Vorwande, er dächte mit geschlossenen Augen über all' das Schöne hier nach, einen kleinen Schlaf riskirte! Er würde unfehlbar beim geringsten Räuspern seines Nachbars unter den Stuhl fallen.

Aber wie kann auch hier von Schlaf die Rede sein, hier, wo alles Materielle verabschiedet ist, wo nur der Geist mit glänzenden Flügelschlage dahin rauscht? —

Rosa Immergrün sieht sich mit leuchtenden Augen und triumphirend um in dem Kreise ihrer heutigen Anhänger. Was d

Residenz an Talenten besitzt, an wirklichen Talenten in den verschiedensten Fächern der Kunst, das ist hier um sie versammelt. Wessen Herz beginnt nicht schneller zu schlagen, wenn es diese Namen nennen hört? Dort unser genialer Wolfssohn, der Verfasser mehrerer klassischen Romane; dort Löwenthal, unser großer Löwenthal, um so größer als Dichter und Mensch, da er bis heute von seinen Werken nur gesprochen hat und noch nichts erscheinen läßt, fürchtend, eine übereilte Arbeit zu liefern; neben ihm der unvergleichliche Smaragdstein, unser großer Lyriker; an seiner Seite der zarte Goldenstein; dort Abendstein, der Lustspieldichter; hier Morgenstein, der Componist; an seiner Seite unser vielgenannter Silberstein, der größte Maler seiner Zeit, Deutschlands Stolz und Deutschlands Hoffnung. Leider sehen wir uns genöthigt, auch andere Namen neben diesen volltönenden und herrlich klingenden zu nennen. Wir sagen: leider! denn, wie kann ein einfacher Name, wie vielleicht Müller, Schmidt, Früh, Spät, Groß oder Klein, hier genannt werden, wie kann er an der Mitwelt anklingen, neben den gewaltig dahin rauschenden, wie Smaragdstein, Goldenstein, Abendstein, im Gefunkel der Edelsteine, im Klange der Metalle, im Glanze des Abendroths einer untergehenden Literatur?! —

Und doch sitzen auch jene anderen Herren (die mit den einfachen Namen) neben diesen und werden auch von ihnen geduldet. Warum sollten sie sie auch nicht dulden, jene armen Unbedeutenden, ja ihnen sogar hie und da einen belohnenden Blick, ein Wort der Ermunterung schenken? Werden sie deßhalb aufkommen oder genannt werden in weiten Kreisen? gewiß nicht! das lassen schon die verwandten Edelsteine und Metalle nicht zu. Sie haben das ganze Bankgeschäft der Literatur und Kunst in ihrer Hand, und wenn sie ein Papier steigen lassen, so sind es Wolfssohn'sche oder Smaragdstein'sche dreieinhalbprocentige und ähnliches schlechtes Papier;

Sprache den großen Vorzug einräumen, den ſie für eine leichte Converſation vor unſerer ſoliden deutſchen voraus hat; denn wenn ich zuweilen verſuchte, eine im Franzöſiſchen etwas ſtark klingende Phraſe der Dame zu überſetzen, ſo erſchrack ich wirklich ſelbſt vor dem Klange, den dieſe im Deutſchen hatte. Nebenbei wurde dieſe leichtfertige Unterhaltung von der Franzöſin mit einer gewiſſen Decenz, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, jedenfalls aber mit großer Heinheit und Eleganz geführt.

So fuhren wir dahin und kamen nach Valenciennes, wo unſere Päſſe viſirt und weggenommen wurden, wogegen wir einen franzöſiſchen Paß erhielten, der zwei Francs koſtete. Die ſanft ſo freien und artigen Franzoſen hätten eigentlich ſchon lange von dieſer häßlichen Gewohnheit, ſich den Eintritt in ihr Land mit zwei Francs bezahlen zu laſſen, abkommen ſollen. Ich würde nichts dagegen haben, wenn man ſich hiedurch eine Erleichterung erkaufte, aber im Gegentheil, man iſt genöthigt, dieſen franzöſiſchen Paß in Paris bei der Abreiſe gegen den heimathlichen umzutauſchen, wodurch man wenigſtens ein paar Stunden Zeit verliert, die man dort weit beſſer anwenden könnte. Ein Kaufmann, der mit im Wagen war, erzählte mir ſpäter, daß er die Wegnahme ſeines Paſſes dadurch verhindert, indem er vorgab, er reiſe nur bis Peronne. Selbſt dieſe franzöſiſchen Päſſe, erhält man nicht im Augenblick, ſondern ein Kerl in einer halb zerriſſenen Blouſe rannte dem Wagen bis vor die Stadt nach und überreichte, auf dem Wagentritt ſtehend, jedem Paſſagier das Papier, was auch wieder einige Sous koſtete. Bald wurde es Nacht, und ich muß geſtehen, daß es auf dem Banquet oben gar nicht ſehr angenehm war. Es regnete und ging ein kühler Wind, wobei die arme Franzöſin, die nur einen leichten Shawl trug, erbärmlich fror. Sie nahm in Cambray unſern gut gemeinten Rath an, ſich ins Interieur zu begeben, wo ſie auch blieb bis zum Anbruch des Tages. Dann aber kletterte ſie wieder zu uns herauf, um friſche Luft zu genießen, wie ſie ſagte. Waren ihre Geſichtszüge geſtern Abend etwas mehr als ſanft gerötet geweſen, ſo ſah ſie dagegen todtenblaß aus und ſehr durchwacht. Ich kann hier nicht umhin, die Artigkeit eines franzöſiſchen Poſtillons zu erwähnen, der, als er auf den Wagen ſteigen wollte, und das traurige Ausſehen ſeiner Landsmännin bemerkte, plötzlich ins Haus zurückeilte und eine friſch aufgegangene duftende Roſe brachte, die er ihr mit der Bemerkung überreichte, der ſüße Geruch würde ſie erquicken.

Bald erreichten wir Senlis, wo gefrühſtückt wurde, und nach einigen Stunden ſahen wir Paris vor uns ausgebreitet liegen. Ich ſuchte die Kirche Notre-Dame; doch ſieht man ſie von hier aus nicht. Dagegen ragt der Montmartre hinter der Stadt hervor, das ganze

aber nach etwas Gediegenem von einem anderen Christenmenschen ist auf dieser Papierbörse wenig Nachfrage.

Wir erschrecken über diese Gedanken, die wir soeben leichtsinniger Weise niedergeschrieben, und können uns nur damit entschuldigen, indem wir der Wahrheit gemäß sagen, daß wir sie einem der Gäste abgelauscht, einem jungen Manne mit seltenem blonden Haar und Bart, selten in diesem Cirkel, der etwas zurückgezogen aus dem Kreise dieser großen Männer Deutschlands sich so bequem wie möglich in einem kleinen Fauteuil niedergelassen hatte.

Dieser junge Mann war aber Niemand anders, als unser Bekannter, Eugen Stillfried, der sich eigentlich hier vorkam wie Saul unter den Propheten. Wir wissen überhaupt nicht, weßhalb die Majorin ihn mit einer Einladung beehrt hatte; aber er war beehrt worden und in Folge dieser Einladung hier. So viel ist gewiß, daß Eugen Stillfried nicht als zum ästhetischen Thee gehörend betrachtet zur heutigen Gesellschaft gekommen war; wir vermuthen etwas Anderes. Die Majorin, neben dem, daß sie Gattin war, war auch Tante, Tante von zwei in bester Blüthe stehenden Jungfrauen, die nach Erlösung aus diesem Stande aufrichtig schmachteten. Und als solcher Erlöser schien nun Herr Eugen Stillfried mit seinen zehntausend Gulden Revenuen eine äußerst passende Person, und es verlohnte sich schon der Mühe, wenigstens einen Versuch zu machen.

Eugen war ganz unbewußt in jenes Nebenzimmer getreten und hatte auf diese Weise den ästhetischen Kreis um drei Mitglieder vermehrt, indem darauf auch die beiden Jungfrauen sich heute Abend gedrungen fühlten, etwas tiefer in die Literatur einzugehen.

Rosa Immergrün betrachtete mit leuchtenden Blicken die glänzende Versammlung auf den kleinen Stühlen um den runden Tisch und sagte nach einer längeren Pause: „Wie freue ich mich, daß

Sie so zahlreich sind! Nur eine einzige Blüthe fehlt in diesem duftigen Kranze — unser guter Seeligstein. Lieber Wolfssohn, haben Sie Nachricht von unserem theuren Freunde?"

„Indirekte, gnädige Frau, nur durch sein köstliches Buch, das mir vor acht Tagen von dem Verleger zugeschickt wurde," antwortete Herr Wolfssohn, ein kleiner, dicker Mann mit schwarzem Bart, kohlschwarzem Haar und einer grünen Brille. „Ein köstliches Buch!" wiederholte er; „ein großes Buch!"

Und dabei blickte er aufmerksam im Kreise umher, als wollte er erforschen, ob sich Jemand unterstehe, anderer Ansicht zu sein.

„Es ist lange nichts so geschrieben worden," sagte Herr Silberstein, „so frisch, so lebendig, mit so pikanten Schilderungen, nichts, was sich so zur bildlichen Darstellung eignet. Der vortreffliche Seeligstein hat uns Malern einen wahren Schatz damit gegeben. Jedes Kapitel ist ein großes Gemälde, jede Seite ein reizendes Bild. Ich werde eine Reihe Illustrationen daraus bearbeiten."

„'s ist ein großer Mann, dieser kleine Seeligstein!" sprach Morgenstein; „welche vortreffliche kleine Lieder er in die Erzählung verwebt hat! Ich habe schon angefangen, einige davon zu componiren."

„Wir können uns in der That glücklich schätzen," sagte die immergrüne Rosa, „daß er längere Zeit zu unserem Kreise gehörte."

„Apropos, gnädige Frau," nahm Wolfssohn das Wort, „haben Sie das neue Buch des Herrn Herder schon bekommen?" — Herder gehörte natürlicher Weise nicht zu dieser Koterie und wurde deßhalb „Herr" genannt. Bei Freunden und Bundesbrüdern begnügte man sich in der Regel mit einem einfachen Prädikat, z. B. unser trefflicher Silberstein, unser großer Wolfssohn, unser berühmter Morgenstein. — „Herr Herder schrieb dieses Buch im vergangenen Winter."

Wir müssen uns hier erlauben, noch den geneigten Leser dar-

auf aufmerksam zu machen, daß man bei seinen Freunden selten den Ausdruck „schreibt“ anwendet; man sagt blos bei Fremden wie eben geschehen: „Herr N. schreibt oder läßt erscheinen;“ von Freunden sagt man dagegen z. B.: „Unser vortrefflicher Abendstein arbeitet in diesem Augenblicke an einem fünfaktigen Lustspiele, und diese gediegene Arbeit wird bei seinem demnächst erfolgenden Erscheinen einen unerhörten Erfolg in ganz Deutschland haben; wir erlauben uns dabei zu bemerken, daß die letzte Arbeit dieses Hauptträgers der deutschen Literatur à 25,000 Exemplaren verkauft wurde.“

„Ja, freilich ist das Buch im Winter geschrieben worden,“ meinte Herr Silberstein; „dafür ist es aber auch sehr kalt ausgefallen.“

„Ich habe es nicht gelesen,“ sagte Rosa Immergrün, „man hat nicht Zeit für alles, was gedruckt wird. Aber Sie, lieber Wolfssohn, Sie, der Sie auch dem Geringsten in der deutschen Literatur Aufmerksamkeit schenken, werden gewiß etwas Näheres über das Buch wissen.“

Wolfssohn setzte sich so fest wie möglich auf seinen kleinen Stuhl, drückte seine blaue Brille etwas näher an die Nase und sprach: „Es liegt ein Buch vor uns, dessen Verfasser man poetisches Talent nicht absprechen kann. Derselbe hat soweit die Sprache in seiner Gewalt, daß man, ohne an bedeutende Härten zu stoßen, die Seiten mit einiger Behaglichkeit zu durchfliegen im Stande ist. Was die Erfindungsgabe des jungen Autors anbelangt, so hätten wir erwartet, hie und da den Bau irgend einer Erzählung mit größerer Wahrscheinlichkeit aufgeführt zu sehen, und wir können ihn unmöglich darum loben, daß er oftmals das gelegte Fundament so bald wieder verläßt und anstatt eines prächtigen, großartigen Gebäudes, das wir nach jenem zu erwarten berechtigt gewesen wären, ein kleines zierliches Landhaus vor Augen führt; übrigens haben manche seiner Gestalten Fleisch und Blut, ja Lebensfähigkeit,

und könnten bei veränderter Staffage als sehr gelungen betrachtet werden."

Das Alles sprach Herr Wolfssohn so fließend und ohne Anstoß, daß es zum Erstaunen war.

„Welcher Mann!" sagte Rosa Immergrün zu einer ihrer Nichten.

„Welch gediegenes Urtheil!" rief Silberstein aus.

„Ich habe es heute schon einmal gelesen," sagte jetzt plötzlich eine Stimme außerhalb des Kreises, die des Herrn Stillfried; „fast Wort für Wort; es ist freilich ein gediegenes Urtheil."

Mehrere Brillen und erstaunte Herren- und Damenaugen richteten sich nach dem Sprecher, der in seiner bequemen Stellung verharrte und ruhig wiederholte: „Ja wohl, gelesen, fast Wort für Wort."

„Und wo, wenn ich fragen darf?" fragte etwas spitzig die Majorin.

„In dem Magazin für Kunst und Literatur, gnädige Frau," antwortete Eugen unbefangen, denn er wußte nicht, welch' schreckliches Gespenst er durch Nennung dieses Namens herauf beschwor. Das Magazin für Kunst und Literatur war nämlich vor nicht langer Zeit über ein Büchlein von Rosa Immergrün, ein zartes Gedicht in vierundzwanzig Gesängen, betitelt: „Des Goldkäfers letzte Brautfahrt," schonungslos hergefallen und hatte Käfer, Brautfahrt und Verfasserin auf's Unverantwortlichste gegeißelt.

„Im Magazin für Kunst und Literatur?" fragte die Majorin mit dumpfer Stimme und warf, unangenehm überrascht, dem Wolfssohn einen sonderbaren Blick zu. „Und in dieses Blatt schreiben Sie?" sagte die würdige Dame und stieß dabei einen Seufzer aus, halb des Zweifels, halb ängstlicher Erwartung.

Doch Wolfssohn lächelte außerordentlich ruhig und antwortete ohne aus der Fassung zu kommen: „O dieser Gedanke, gnädige Frau! Ich sollte in jenes miserable Blatt schreiben? ein Blatt von

der niedrigsten Aufführung, ein Blatt, welches lügt und stiehlt? — Ja, es stiehlt," fuhr er mit erhobener Stimme fort und schaute ruhig und groß im Kreise umher; „ich — — ich — — ließ jenen Aufsatz im Wanderboten erscheinen, und daraus muß ihn das Magazin ohne Quellenangabe nachgedruckt haben, und das ist auf jeden Fall ein Diebstahl."

„Verzeihen Sie, Herr Doktor Wolfssohn," versetzte Eugen, „jener Artikel im Magazin ist kein Abdruck, sondern ein Originalartikel."

„Mein Herr!" fuhr jener auf, mäßigte sich aber im nächsten Augenblicke und machte eine Pantomime gegen die Wirthin, als wolle er damit ausdrücken, nur ihre Gegenwart verbiete ihm, jenem Herrn, den er übrigens gar nicht kenne, zu antworten, wie es ihm gebühre — ihn augenblicklich moralisch todt zu schlagen.

Die Majorin aber sah sich durch diese Pantomime veranlaßt, die beiden Gegner mit einander bekannt zu machen, indem sie sagte: „Herr Eugen Stillfried — Herr Doktor Wolfssohn!"

„Ah, so?" sagte der Letztere und machte eine angenehme Verneigung mit dem Kopfe.

„Sehr viel Ehre!" entgegnete Eugen, und hätte das Gespräch nicht weiter fortgesetzt, wenn nicht eine der unglückseligen Nichten, die vor Sehnsucht brannte, ein Gespräch mit Herrn Stillfried anzuknüpfen, an ihn die entsetzliche Frage gethan: „Nun, jener Artikel, Herr Stillfried?"

Doktor Wolfssohn saß wie auf Kohlen.

„Jener Artikel, mein Fräulein," entgegnete Eugen ruhig, „ist ein Originalartikel."

„Also doch!" rief die Majorin empört aus. „O mein Gott, Sie schreiben in das Magazin für Kunst und Literatur! Das hätte ich nimmer gedacht!"

„Von diesem schrecklichen Vorwurfe fühle ich mich verpflichtet, Herrn Wolfssohn zu reinigen," sagte der unerbittliche Eugen. „Der

fragliche Aufſatz, obgleich Originalartikel, iſt nicht von dieſem Herrn verfaßt; einer meiner beſten Freunde hat ihn eingeſandt."

Jetzt hätte ſich jeder andere Sterbliche unbedingt ſchämen müſſen. Nicht ſo der große Wolfsſohn. Auch kamen ihm die Herren Löwenthal, Smaragd, Golden- und Abendſtein ſchleunigſt zu Hülfe, indem ſie das Terrain verließen und auf das der Mitarbeiterſchaft des ſchändlichen Magazins für Kunſt und Literatur die Rede hinüber ſpielten.

„Wie hatten Sie auch glauben können, gnädige Frau?" ſagte hitzig Löwenthal.

„Wie wäre das auch möglich?" meinte eifrig Goldenſtein.

„Ein ſolcher Gedanke!" rief empört Abendſtein.

„Ich bin außerordentlich glücklich," ſetzte Wolfsſohn hinzu, „daß unſer geiſtreicher, beleſener junger Freund mich in Ihren Augen von einem ſo ſchrecklichen Verdachte gereinigt hat. Laſen Sie denn nie im Wanderboten, wie ich ihren ſchändlichen Angreifer niederſchlug?"

„Ich las es," ſagte Roſa Immergrün befriedigt.

„Jenen Verächter des guten Geſchmackes, jenen — jenen Poeſieläugner!"

Das war ein neues Wort, die Verachtung auf's Kräftigſte ausſprechend, voll concentrirten Abſcheues, ungefähr ſo, wie Gotteslängner für jeden Gläubigen iſt; und Doktor Wolfsſohn war ſtolz auf dieſe Erfindung.

„Kennen Sie," fragte er nach einer Pauſe und wandte ſich an Eugen Stillfried, „kennen Sie dieſes größte Werk unſerer hochverehrten Freundin, kennen Sie des Goldkäfers letzte Brautfahrt?"

„Leider nein," ſagte lächelnd Eugen.

„O gnädige Frau!" rief enthuſiaſtiſch der vortreffliche Löwenthal, „dann muß ich Sie um einen Geſang deſſelben bitten, nur um einen einzigen kleinen Geſang, zum Beiſpiel um den vierten!

— Nicht wahr, Wolfssohn, es ist doch der vierte, der glaube ich, anfängt:

„Sum — sum — dum —
O holde Rose mein!
So sprach das Käferlein —
O, laß mich ein!
Ein — ein — ein!“

„Ja, ich glaube, es ist der vierte,“ sagte Wolfssohn wichtig, „wenn es nicht der sechste ist. — O, gnädige Frau, nur diesen vierten Gesang.“

Rosa Immergrün, welche sich in diesem Augenblicke leidenschaftlich bestürmt sah, war im Begriffe, dem allgemeinen Drängen nachzugeben, denn sie griff still erröthend nach einem kleinen Buche, das auf dem Tische lag, roth eingebunden, mit Goldschnitt; und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke in dem Nebenzimmer ein halbes Dutzend Damenstimmen laut aufgeschrieen hätten, dann heftig Stühle gerückt worden wären und Tassen verdächtig geklappert hätten, und wenn nicht der lederfarbene Zwiebel in diesem Augenblicke an der Thüre erschienen wäre und stotternd gemeldet hätte, daß die Spirituslampe umgefallen sei und die Theeserviette brenne.

„Wo ist der Major?“ rief die erschreckte Hausfrau; „ruf ihn!“ worauf Zwiebel in's Nebenzimmer zurückstürzte und der Gerufene als rettender Engel erschien. Wolfssohn hatte beide Wasserflaschen ergriffen, aber man brauchte sie nicht. Der Major, der mit einem halben Hundert Donnerwetter aus dem Whistzimmer in den Salon stürzte, löschte äußerst kunstgerecht mit einer nassen Serviette die angehende Feuersbrunst, und bald hatte sich Alles wieder beruhigt.

Mochte es nun die Aufregung des eben Stattgefundenen thun, oder war es der drohende vierte Gesang von des Goldkäfers letzter Brautfahrt — genug, der ästhetische Kreis war kleiner und — reiner

geworden. Eugen Stillfried zum Beispiel hatte sich leise in den Salon geschlichen, ihm nach die beiden jungen Nichten, und der Erstere fühlte sich hier außerordentlich behaglich, als es nun im Nebenzimmer begann

Sum, sum, dum!

und es war für ihn ein ebenso angenehmes Gefühl, als wenn er im trockenen Zimmer säße und mit anhörte, wie draußen der Regen niederschösse.

Im Salon waren die niederen Elemente versammelt, lauter unpoetische Naturen; alte, strenge Regierungs- und Kanzleiräthinnen, nervöse Hauptmannsfrauen, die schüchternen Gemahlinnen junger Lieutenants, die aus den Gesprächen, welche hier geführt wurden, etwas Solides zu lernen vermeinten, oder die sich eine erlaubte Cour von einigen Kameraden ihres Mannes machen ließen.

Das Feuer war, wie schon gesagt, glücklich gelöscht; der Major hatte eigenhändig auf die Brandstelle eine frische Serviette gedeckt; aber noch saßen die erschreckten Damen schweigend und nachsinnend da. Dieses Schweigen dauerte auch noch eine Zeit lang fort — es fand sich im Augenblicke kein passender Gegenstand für solch ein Dutzend spitziger Zungen und scharfer Zähne.

Da fiel von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Dieser Handschuh aber war nichts Anderes, als der ästhetische Kreis im Nebenzimmer, der sich in diesem Augenblicke durch übermäßiges Sumsen im Salon bemerkbar machte.

Eine alte, streng aussehende Regierungsräthin, eine große Frau mit einem sehr würdevollen Aeußern, machte eine Bewegung mit den Augen nach dem Nebenzimmer und zuckte auffallend die Achseln.

Dieſem folgte ein allgemeines Achſelzucken, und nachdem eine ebenſo würdige Kanzleiräthin durch einen Blick auf die beiden Nichten der Majorin ſich überzeugt, daß dieſelben in einer Ecke des Salons mit dem Herrn Stillfried und einigen jungen Offizieren lebhaft verkehrten, ſagte ſie leiſe: „Die arme Närrin da drinnen! jetzt haben ſie ſie wieder einmal zum Beſten — und laſſen ſie das Gedicht deklamiren, das ſie neulich drucken ließ. Der Kanzleirath verſicherte, es gäbe nichts Faderes.“

„Ich habe es auch geleſen,“ ſagte eine alte Jungfer, „es iſt kein einziger guter Gedanke drin, und entſetzliche Reime!“

Die alte Jungfer hatte früher auch zum äſthetiſchen Kreiſe gehört, ja höchſtſelbſt geblauſtrümpfelt; doch war ſie jener Geſellſchaft untreu geworden, weil der Herr Doktor Wolfsſohn eines Tages erklärt, ein Mädchen, deren Bruſt noch nicht für die Liebe geglüht, ſei nicht im Stande, ein warmes Gedicht zu ſchreiben. Sie aber war eine zweite Luna, und ſelbſt Lucretia hätte ihr gegenüber für eine etwas leichtfertige Dame gelten können.

„Gott! wie man nur ſo thöricht ſein kann,“ nahm die ſtrenge Regierungsräthin wieder das Wort, „und ſich in ſolche Geſchichten, wie Schriftſtellerei und dergleichen einlaſſen, namentlich wenn man, wie unſere theure Freundin, kein Talent hiezu hat! Wie man nur auf ſo etwas verfallen kann!“

„Ach, die Einbildung!“ ſagte die Kanzleiräthin.

„Und Schmeicheleien!“ ſetzte zart die alte Jungfer hinzu. „Da macht man einen kleinen, ſchüchternen Verſuch und wird durch die größten Lobeserhebungen aufgemuntert, darin fortzufahren. Ich kenne das.“

„Es iſt noch ein Glück, daß die Frau keine Kinder hat,“ meinte die Regierungsräthin; „da müßte es eine troſtloſe Wirthſchaft ſein; denn ich kenne das jetzt ſchon ſo ſchlampige Hausweſen.“

„Ja, ja, wenn ſie den Major nicht hätte,“ ſagte die Kanzlei-

räthin, „und der nicht die Sachen ein Bischen in Ordnung hielte, so müßte es schrecklich in diesem Hause aussehen.“

„Der Major und sein Zwiebel leisten Außerordentliches, aber es gibt Dinge, um die sich ein Mann denn doch nicht bekümmern kann, Dinge, die streng gehandhabt sein wollen; wie ist zum Beispiel ein Hausherr im Stande, die Mägde in Ordnung zu halten? Und ohne das geht es nicht.“

„Nein! — gewiß nicht! — wahrhaftig! — in der That!“ tönte es von allen Seiten, und zwei Hauptmannsfrauen, die sich nicht für stark genug hielten, zu dem Gespräche über Literatur ihren Senf zu geben, und deßhalb auf dem Trockenen saßen, wurden jetzt plötzlich flott und plätscherten vergnüglich in den oben erwähnten Ausrufungen umher.

„Ja, die Mägde!“ sagte die Kanzleiräthin.

„Und sie werden jeden Tag schlechter,“ versetzte die Hauptmannsfrau.

„Und dabei steigen ihre Prätensionen,“ bemerkte die andere.

„Und wenn man ihnen nicht alles das gibt, was sie in ihrem Uebermuthe in Anspruch nehmen, so greifen sie zu, wo sie können,“ sagte würdevoll die Regierungsräthin.

Die alte Jungfer lachte krampfhaft hinaus und erzählte eine schreckliche Geschichte, wie ihr Dienstmädchen von ihrem Kölnischen Wasser genommen, um es Sonntags in das Sacktuch zu gießen, und wie alsdann die dumme Person es mit Wasser wieder aufgefüllt habe, wodurch der Rest milchweiß geworden und so die Entdeckung herbeigeführt habe.

Unterdessen hatten sich die beiden Nichten des Majors, einige Lieutenantsfrauen, in Gesellschaft junger Offiziere, ebenfalls dem Tische genähert, um an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen.

Herr Eugen Stillfried spähte nach seinem Hute, um zur gelegenen Zeit verschwinden zu können; doch war dieses Manöver

Terrain beherrschend. Bald glänzte uns die große Befestigungslinie entgegen, aus einzelnen Forts, Schanzen und Mauern bestehend, Alles aus weißgrauem Stein aufgebaut. Jetzt erreichten wir das Faubourg St. Martin, wo unser ganzer Wagen gewogen wurde, und dann waren wir in Paris. Ich kann unmöglich beschreiben, welchen Eindruck es auf mich machte, durch diese Straßen, bei diesen Häusern vorbei zu fahren, einen Boden unter mir zu haben, der, um mit den eitlen Franzosen zu sprechen, in so vieler Hinsicht der Mittelpunkt der Welt war und ist. Bei jedem Schritt, den wir vor uns kamen, nahm das Gewühl und Gedränge von Menschen, Equipagen und Karren zu; eben so die eigenthümliche Dekoration der Häuser. Hatten sich diese am äußersten Ende der Vorstadt mit einem oder zwei Aushängeschildern begnügt, so nahm ihre Eitelkeit zu, je weiter wir kamen, und bald sahen wir fast kein Gebäude mehr, das nicht von unten bis oben mit ellenlangen Buchstaben bemalt war, mit Namen von Eigenthümern verschiedener Geschäfte, mit Angaben, welcher Art Magazine sich dort befanden, daneben riesige Theaterzettel oder Anzeigen von Verkäufen. Kurz, jedes Haus erzählte den Vorübergehenden auf das Freundlichste, wen es beherberge und was hier alles für Lebensbedürfnisse und Luxusartikel zu haben seien.

Nun erreichten wir Porte St. Martin, ein schwarzes hochgewölbtes Thor, und eines der wenigen, welches die Revolution verschonte. Wir durchschnitten die Boulevards und kamen in die Stadt, wo das Gedränge und das Spektakel auf eine wahrhaft erschreckende Art zunahm. Ich weiß nicht, soll ich es Leichtsinn, Selbstvertrauen oder Geschicklichkeit nennen, daß der Postillon in vollem Trabe durch die überfüllten Straßen und um scharfe Ecken fuhr. Bei letzteren half der Condukteur den Wagen dirigiren, indem er die Hemmmaschine fleißig und aufmerksam handhabte.

Eine lange Zeit fuhren wir durch die Straße St. Honoré, bis wir die Bureaus der Messagerie erreichten, in einem großen Hofe, mit Eilwagen aller Art vollgepfropft. Meine Begleiterin suchte alsbald ihre Kisten und Kasten zusammen, und

Schnell war ihre Spur verschwunden,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Die beiden Herren sah ich mit ihren Nachtsäcken im Hofe umherirren; vielleicht suchten sie mich, doch war ich mit dem Condukteur und meinem Gepäcke beschäftigt; dann sah ich sie zu einem der Hofthore hinausgehen, ehe ich ihnen zurufen konnte. Sie waren fort und natürlich an kein Wiederfinden zu denken. Auch der Condukteur empfahl sich, und so stand ich denn allein, nahm meinen Nachtsack auf die

jetzt noch nicht ausführbar, da der eine Ausgang durch den ästhetischen Kreis besetzt gehalten, der andere von der Whistgesellschaft blokirt wurde.

Drinnen schien der Käfer endlich ausgesummt zu haben, da ein allgemeines Händeklatschen erfolgte, Bravo! gerufen und Stühle gerückt wurden. Die Wirthin hob die Sitzung des ästhetischen Kreises auf und hielt es für ihre Pflicht, jetzt auch die übrigen Theile der Gesellschaft mit ihrer angenehmen Persönlichkeit zu erfreuen.

Die Regierungsräthin drohte ihr beim Eintritte schalkhaft mit dem Finger und sprach mit mildem Vorwurf: „Ist es auch recht, theuerste Freundin, daß Sie sich mit wenig Auserwählten zurückziehen und Ihre Schätze nur einem kleinen Kreise mittheilen?"

„Wie lange hatte ich schon gewünscht und gehofft," sagte die alte Jungfer mit weicher Stimme, „einmal einen Gesang Ihres vortrefflichen Gedichtes von Ihnen selbst vortragen zu hören! Und jetzt thun Sie das Alles im Nebenzimmer, und wir genießen nicht das Geringste davon. — Pfui, wie abscheulich!"

Herr Eugen Stillfried hatte sich bei diesen Reden lächelnd in einen Stuhl niedergelassen und sagte mit lauter Stimme: „Ich bin überzeugt, wenn wir uns vereint auf's Bitten legen, so ist unsere freundliche Wirthin so liebenswürdig, auch uns einige Gesänge zum Besten zu geben. — Was meinen Sie, meine Damen?"

Diese aber saßen alle erstarrt bei der Zumuthung des jungen Menschen, und athmeten erst wieder auf, als die Majorin laut ausrief: „Nein, nein, nein! gewiß nicht! ich habe jetzt unmöglich Zeit, ich kann mich des geistigen Wohles meiner Gäste in diesem Augenblicke nicht mehr annehmen, ich muß für Materielles sorgen. Mich ruft die Hausfrau!"

Damit säuselte sie in das Vorzimmer.

„Die Hausfrau ruft sie!" sagte die Regierungsräthin.

„Und ich habe doch die Stimme des Majors nicht gehört,"

setzte die Kanzleirāthin in bitterer Ironie hinzu, und fuhr alsdann fort: „Wenn die Frau im Stande ist, zu beurtheilen, ob ihr eigenes Souper gut ist, so will ich gezwungen werden, Gedichte zu machen."

Eine der jungen Nichten wandte sich in diesem Augenblicke zu Eugen mit der Frage, ob er denn die Gedichte der Tante wirklich so ausserordentlich verehre, und die andere junge Nichte setzte hinzu; „Ja, das möchte ich in der That wissen, Herr von Stillfried!"

Das war nun eine Gewissensfrage, und Eugen bedachte sich einen Augenblick, wie er hierauf am besten antworten solle, als er sich dieser Mühe durch den Herrn Morgenstein überhoben sah, welcher sich auf die Lehne des Stuhles stützte, auf welchem eine der Nichten saß, und mit schmelzendem Tone sagte: „Sie sind hinreißend, Fräulein Eugenie! wahrhaft bezaubernd schön!"

Eugen nickte mit dem Kopfe und fügte hinzu: „Sehr schön."

Der Herr Morgenstein war nun so freundlich, die beiden jungen Damen in eine lebhafte Conversation zu verwickeln, und ließ Eugen hiedurch Zeit und Muße, seinen Gedanken nachzuhängen, die schon einige Male diesen Theecirkel verlassen und in andern Regionen herumgeschweift hatten; doch hatte er sie beständig und gewaltsam zurückgerufen. Wenn er sich aber hier in diesem Kreise umsah und die gelben, neidischen Gesichter der Frauen erblickte, wie sie einander auf Wort und Blick paßten, und dazu die jungen Mädchen dieser Gesellschaft, mit blassem Teint, oftmals verwelkt, ehe sie noch gehörig aufgeblüht waren, da wandte er seine Gedanken einem gegenüber stehenden leeren Fauteuil und einem anderen Bilde zu, und freute sich in seinem Herzen, wenn er bedachte, wie prächtig sich jene volle schöne Gestalt hier ausnehmen würde, in glänzender Seide, mit flatternden Spitzen, vielleicht eine einzige dunkelglühende Camelie im schwarzen Haar. — Aber das waren Träume, die sich wohl nie verwirklichen ließen. Und das ließen sie sich auch in der

That nicht, da Eugen Stillfried in seiner Gleichgültigkeit sie leider nur für Träume und Phantasieen hielt. —

Die Whistpartie am andern Ende des Appartements nahm unterdessen einen ebenso glücklichen als angenehmen Fortgang. Dieses Whist war in sofern von dem englischen verschieden, als der Name Whist hier durchaus nicht beachtet und daneben bei dem Spiel unendlich viel gelacht, geplaudert und geflucht wurde. Es waren drei Tische in voller Arbeit, und man hätte glauben sollen, die zwölf Herren, die dort beschäftigt waren, seien zu einem Kriegsrathe versammelt und könnten über einen wichtigen Fall auf keinerlei Weise einig werden. So klang es in dem Vorzimmer, und wenn man näher trat, so unterschied man deutlich, daß sich sämmtliche Reden und Ausrufungen auf das Whistspiel bezogen.

Es war ziemlich warm in dem Whistzimmer; die Herren tranken auch einiges Bier und einigen Wein, woher es wohl kam, daß die Gesichter so geröthet erschienen.

Hier spielte der Major mit dem Strohmann, mit einem anderen Major und einem alten Hauptmann.

„Donnerwetter!“ sagte der Gastgeber, „es ist eigentlich eine wahre Schande, was ich für niederträchtige Karten bekomme. — Da seht her! Im Blinden zwei lumpige Trümpfe und die niedrige Coeurfamilie; keinen Stich in Treff und in Pique! — Da soll einem nicht alle Lust zum Spielen vergehen!“

Der andere Major lachte übermäßig, wie die Karten aufgelegt wurden, und sprach zu seinem Partner, dem Hauptmanne: „Sehen Sie, lieber Kamerad, jetzt heult er schon wieder und hat noch nicht einmal seine Handkarte besehen. Passen Sie nur auf, er wird uns schon wieder herum holen.“

„Auch hier nichts als Schund,“ rief der Gastgeber, „gewiß nichts als Schund!“ Doch seine Züge, die sich einigermaßen wieder aufgeklärt hatten, straften seine Worte Lügen.

„Ja wohl, ja wohl," sagte der Hauptmann, „hier gilt's, die Ohren steif zu halten! — Coeur-Aß?"

„Ha, ha!" lachte der andere Major, „blasen Sie vom Thurm, aber lassen Sie mir nicht so bald nach!"

„Hier ist auch der König," fuhr der Hauptmann fort. „Respekt vor Seiner Majestät!"

„Den allergrößten!" sagte der Gastgeber lächelnd, „nur nicht hier im Spiel." Und damit patschte ein Trumpf auf die unglückliche Majestät.

„Haben Sie's gesehen?" rief der andere Major ärgerlich. „Aber, lieber Hauptmann, wie kann man eigentlich so unüberlegt spielen? Sehen Sie da einen Blinden, diese ganze Coeurblamage. Pfui, Brander, ich finde es für einen Wirth unverantwortlich, wenn er seine Gäste auf solche Art auszieht!"

„Im Gegentheil!" lachte der Gastgeber! „muß ich nicht mein Souper herausschlagen?" —

„A tout!"

Am zweiten Tische wurde viel ruhiger gespielt. Hier saßen vier stille Hauptleute, und man hörte nur gelegentlich einige Ausrufungen. Ganze Gespräche wurden hier nicht geführt.

Am dritten Tische dagegen ging es hoch her. Hier saß der Regimentscommandeur, Oberst von Hackenstein, und schrie bei jedem Trique, den er machte oder verlor, mit einer solchen Stimme, als müßte er das ganze Regiment kommandiren. Sein Partner war der unglückliche Adjutant Stifeler; und ein kurzer, dicker Oberstlieutenant, mit einem ungemein pfiffigen Gesichte arbeitete mit dem Strohmann.

Der Oberst war im Verlust und äußerst ungeduldig; er rückte auf dem Stuhle hin und her, als sitze er auf dem Sattel seines Schlachtrosses, und hiedurch wurde es dem still vor sich hin lächelnden Oberstlieutenant möglich, jeden Augenblick einen forschenden Blick in die Karten seines Vorgesetzten zu werfen.

„Reſpekt vor den Damen!“ ſagte der Oberſtlieutenant jetzt, indem er die Coeurdame auf den Tiſch warf.

„D'rauf, d'rauf!“ kommandirte der Oberſt. „Attaquiren Sie, liebſter Stiſeler; nehmen Sie die Dame!“

„Die Tante iſt mir zu ſtark,“ entgegnete der unglückliche Adjutant kleinlaut, „ich will dem Herrn Oberſten den Vorzug laſſen.“

„Nicht einmal die Dame können Sie nehmen?“ ſchrie dieſer, „Sie müſſen ja ein niederträchtiges Papier haben!“

„Ganz niederträchtig, Herr Oberſt!“ ſprach traurig der Adjutant, „ich komme über die Tante nicht hinüber.“

„O Tante Palpiti!“ ſagte der Oberſtlieutenant und lachte über ſeinen herrlichen Witz.

„Aber da muß man ja Alles verlieren!“ rief der Oberſt entrüſtet: „nicht einmal den König oder ein Aß! Wie kann man ſich ſo ſchlechte Karten anſchaffen? — Wahrhaftig, beſter Stiſeler, Sie ſind ein wahrer Unglücksmenſch.“

„Gewiß, Herr Oberſt. Aber ich will einmal mit Trumpf attaquiren.“

„Was machen Sie? um Gottes willen!“ rief der Regiments-Commandeur. „Da ſoll doch eine Million hineinſchlagen! — Sie ſpielen Trumpf gegen die Stärke des Feindes? — O, das iſt in der That unerhört! Sie werden ſehen — ſehen Sie — mein König iſt verloren. — Nehmen ſie mir nicht übel, beſter Lieutenant von Stiſeler, aber das war ungeheuer ſchlecht geſpielt!“

Der unglückliche Adjutant gab dies ſtillſchweigend zu und erlaubte ſich nur, ein ganz klein wenig mit den Achſeln zu zucken.

„Wir werden kleine Schlemm!“ ſchrie der Oberſt und ſein Geſicht ſpielte in's Kirſchrothe; „ſo wahr ich lebe, kleine Schlemm!“

„Mir ſcheint es auch ſo,“ ſachte lächelnd der Oberſtlieutenant; „hier, mein Herr, ſind noch die vier letzten Trümpfe, drüben

Pique-Aß und zwei feine Coeur; ich habe die Ehre — kleine Schlemm!"

„Hol' Sie der Teufel!" rief der Oberst, und der arme Stifeler blickte angelegentlichst und mit einer wahren Seelenangst die Karten an, ob sich davon nichts wegdisputiren lasse.

Aber es war, wie der Oberstlieutenant gesagt, kleine Schlemm.

Dieses wichtige Ereigniß wurde den übrigen Spieltischen durch den Oberstlieutenant triumphirend mitgetheilt. — Klein Schlemm — und der Oberst gab es fluchend und schimpfend zu, wobei er alle Schuld auf den armen Adjutanten schob.

Während des Lachens, das hierüber entstand, und während des Spektakels, indem der Oberst von seinem Stuhle aufstand und sich zur Uebernahme des Strohmannes anschickte, schlüpfte Eugen Stillfried zum Spielzimmer hinaus und an die Treppe. Er wurde nur einen Augenblick von dem lederfarbenen Zwiebel bemerkt, der sich eilig an die Treppe begab, um dem Davoneilenden die Glasthüre zu öffnen. Er wurde mit einem guten Trinkgelde belohnt und zog sich mit einem tiefen Bückling in die Küche zurück, in welcher jetzt Teller, Messer und Gabeln auf's Einladendste zu klappern begannen.

Es war Zeit zum Soupiren, und wir bedauern, leider unserem Freunde Eugen folgen zu müssen, weßhalb wir außer Stande sind, dem geneigten Leser auf's Umständlichste zu berichten, wie später die verschiedenen Zungen und kalten Kalbsbraten, die italienischen und anderen Salate auf's Unbegreiflichste und Schnellste verschwanden, wie Rosa Immergrün nur ein Glas Mandelmilch mit Biskuit genoß, wie der Komponist Herr Morgenstein für die beiden jungen Nichten, namentlich aber für Eugenie, sorgte, und wie der alte Oberst für die Niederlage, die er im Whist erlitten, durch eine furchtbare Zerstörung sich rächte, welche er unter den aufgestellten Schüsseln und Flaschen anrichtete.

Lieutenant von Stifeler stand, wie wir berechtigt sind anzu-

nehmen, während des Soupers in einer Ecke, und wir glauben, daß er still vor sich hin weinte. Er hatte in Whist nicht unbeträchtlich verloren; sein Vorgesetzter hatte mit ihm gezankt, und das aufgetragene Nachtessen verschwand auf so entsetzliche Art, daß für ihn, den natürlicher Weise zuletzt Kommenden, sehr wenig übrig blieb.

Siebenzehntes Kapitel.

Handelt von guten Verläßen und führt den geneigten Leser in eine sonderbare Gesellschaft, die „Leimsudia." Erzählt auch, was sich allda begab.

Als Eugen aus dem Hause des Major von Brander trat, war er nicht wenig erstaunt, auf der Treppe dieses Hauses einen Menschen zu erblicken, der die Knie hoch emporgezogen hatte, den Kopf oben darauf gelegt, und der, wie es schien, sanft schlummerte. Noch größer war das Erstaunen Eugen's aber, als er näher tretend bemerkte, daß dieser Schlafende Niemand Anders als sein getreuer Pierrot war.

Er faßte ihn beim Kragen, und es gelang ihm nach einigem Rütteln, ihn aufzuwecken und auf die Beine zu bringen.

„Ei, wie kommst denn du hieher?" fragte der Herr.

Joseph rieb sich die Augen und schaute mit einem Gesichtsausdruck um sich her, welcher deutlich anzeigte, diese Frage sei jetzt in seiner halben Schlaftrunkenheit außerordentlich schwer zu beantworten; bald aber schien er sich zu erinnern. Auf seinem dummen Gesichte traten nach und nach einige pfiffig lächelnde Züge zu Tage, und bald darauf grinste er auf's Freundlichste und sagte: er habe hier auf ihn, seinen Herrn, gewartet.

„Und zu welchem Zwecke?“ forschte Eugen weiter.

„Ja, zu welchem Zwecke?“ sagte Pierrot, geheimnißvoll lächelnd, „Ich weiß nicht recht, ob sich Euer Gnaden noch erinnern, daß mir Euer Gnaden vor ein paar Tagen befahlen — — nicht eigentlich befahlen — aber erlaubten, Sie einmal des Abends da unten hinter die Marktstraße zu führen, um die Gelegenheit einzusehen.“

„Und welche Gelegenheit meinst du, treue Seele?“ fragte der Herr lachend.

Bei dieser Frage lachte der treue Diener ebenfalls, als wolle er hiemit ausdrücken, das sei ein ungeheurer Spaß, daß sich sein Herr jenes Gespräches nicht mehr erinnern wolle.

„Laß dein dummes Lachen!“ sagte Eugen; „ich erinnere mich ganz gut. — Meinst du, die Zeit sei günstig?“

„Außerordentlich günstig!“ entgegnete Pierrot; „am Himmel sind Wolken, es ist ziemlich dunkel — und auch schwül; sie wird ihre Fenster offen haben.“

„So gehen wir!“

Und dahin gingen sie, der Diener seinem Herrn ein paar Schritte voraus durch die dunkeln, stillen Straßen. Es schlug von allen Kirchthürmen die zehnte Stunde; die Nachtwächter mit ihren heiseren Stimmen schrieen dasselbe an den Straßenecken. — Es mochte ein Gewitter im Anzuge sein; die Luft war außerordentlich drückend und schwül, und der Wind, der sich hie und da erhob, nicht im Stande, die Hitze abzukühlen; er blies wie aus einem warmen Ofen heraus, nur in einzelnen Stößen, launisch und matt, und war kaum im Stande, ein Bischen Staub aufzuwirbeln. Hin und wieder fiel sogar schon ein schwerer Tropfen aus den dunkeln Wolken herab, aber auch dieses himmlische Wasser war warm und dunstig.

Jetzt stiegen die Beiden von den höher gelegenen Stadtvierteln hinab dem Marktplatze zu, der noch ruhig und still dalag. Einige Wachteln, die in ihren Käfigen vor den Fenstern hingen,

ließen nur gedämpft ihren melancholischen Schlag ertönen und dazwischen trillerte eine Nachtigall in einer Nebenstraße, und jauchzte erst leise, dann immer lauter und lauter ihre Liebeslieder durch die warme Nacht.

Hier war das Haus mit der Grafenkrone, die Wohnung der Madame Schoppelmann. Das große Hofthor war fest verschlossen. Um das alte Gebäude gingen sie herum und kamen in die enge Gasse, welche wir bereits kennen. Hier brannte keine Gaslaterne, und es gehörte eine sehr genaue Ortskenntniß dazu, die glücklicher Weise der getreue Pierrot besaß, um die Einfahrt in diesen schmierigen Hafen zu finden, ohne sich den Kopf an jeder Ecke anzustoßen. Doch segelten Beide ohne Unfall durch die Straßenenge gerade auf die Thüre der Madame Schilder los, und Joseph legte sich hier hart vor Anker, das heißt, er drückte sein Ohr fest an die Thüre, um zu hören, ob sich noch menschliche Stimmen vernehmen ließen, ob noch Jemand in der Wirthsstube sei. — Alles war todtenstill. Jetzt kratzte er mit einem Fuß unten an der Schwelle, ungefähr wie es ein großer Hund machen würde, der Einlaß verlangt. Alsbald öffnete sich auch die Hausthüre, und da der Flur nicht beleuchtet war, so tappte Joseph, nachdem er vorsichtig hinein geschritten, mit den Händen um sich, und erst, nachdem er das schwarze Merinokleid der Frau Schilder zwischen seinen Fingern gefühlt, sagte er: „Ich bin's."

Die Frau verschloß die Thüre sorgfältig hinter den Beiden, dann eilte sie in ihre Schenkstube und kam gleich darauf mit einer brennenden Lampe zurück. Als sie den Herrn Eugen Stillfried erblickte, machte sie einen tiefen Knix und leuchtete auf ein Zeichen von Joseph die Treppe hinan, welche in den ersten Stock führte. Oben öffnete sie eine Zimmerthüre; doch ehe sie die Beiden in die kleine Stube treten ließ, löschte sie die Lampe aus; denn von drüben — so sagte sie leise zu Joseph — dürfe man kein Licht sehen, das heißt,

man dürfe nicht gewahr werden, daß sich Jemand anders als sie, die Frau selbst, hier aufhalte.

Eugen trat in das Zimmer, und Joseph und die Wirthin zogen sich zurück. Die Stube hatte ein einziges Fenster; dorthin eilte Eugen und ließ sich auf einen Stuhl nieder, der da stand. Dicht vor seinen Augen, nicht zehn Schritte weit, hatte er die Wand des Schoppelmann'schen Hauses. Er bemerkte gerade gegenüber ein Fenster, das aber nicht erhellt war.

Hier saß er und wußte sich weder so eigentlich Rechenschaft zu geben, wie er gerade hieher gekommen, noch was er eigentlich da wolle. — Sie sehen, das Mädchen, das er liebte, einen Augenblick sehen, ihr einige Worte zuflüstern? — Aber das hätte er auch morgen am hellen Tage auf dem Markte gekonnt! Warum denn sich hier wie ein Dieb in der Nacht herschleichen in diese öden, unheimlichen Straßen? er fühlte sich nicht behaglich, ohne eigentlich zu wissen, warum. Da unten die kleine Gasse lag so traurig und dunkel, die hohen Wände der Häuser ebenfalls, nirgends eine freundliche Helle, nirgends ein Lichtstrahl.

Horch! was war das? — Musik?

Im Nebenhause wurde auf einem Klavier gespielt, ein altes bekanntes Lied, und eine Flöte begleitete das Klavier. So einfach die Melodie war und so kunstlos sie vorgetragen wurde, drangen doch die Töne tief und schmerzlich in das Herz Eugen's. Es war eine Weise, die er vor langen Jahren gehört, ein altes Volkslied, das ihm seine Wärterin hundertmal vorgesungen — seine liebe, alte Wärterin, die ihn jeden Morgen auf ihre Arme nahm und ihn, wenn er recht brav gewesen war, in das Studierzimmer von Papa hinüber trug.

Ach, dieses Studierzimmer trat wieder so lebendig vor seine Seele, und in demselben die Gestalt seines Vaters, wie er auf und ab schritt im dunkelbgrünen Schlafrock, den er, Eugen, mit seinen Händchen gefaßt hatte und nun mit trippelnden Schritten neben

Schulter und ſuchte ein Unterkommen im Hotel Laffitte neben der Meſſagerie, was ich auch fand.

Es hat mir einmal ein Freund erzählt, daß er vor langen Jahren mit einem Landsmann, ebenfalls einem Deutſchen, durch die Porte St. Martin nach Paris hereinfuhr. Beide wollten hier ihr Glück verſuchen; der Eine war ein Schriftſchneider, der Andere ein ſehr geſchickter Ebeniſt. Es waren junge Leute und ihr Gepäck natürlich ſehr unbedeutend, ſo daß Jeder es bequem in ſeine Taſche ſchieben konnte. Der Schriftſchneider ſpricht mit dem Condukteur und erkundigt ſich nach einem wohlfeilen Gaſthauſe, während der Andere auf die Straße hinaus und zufällig in ein Caffeehaus tritt, um dort etwas zu ſich zu nehmen. Beide denken, ſie werden ſich natürlich gleich wieder finden. Doch gerathen ſie zufälliger Weiſe in entgegengeſetzter Richtung aus einander. Es wird Abend, und ſie finden ſich nicht wieder, eben ſo den andern Tag, da Keiner des Andern Gaſthaus weiß. Beide waren traurig darüber, da ſie ſich ſo viel Schönes von dem Zuſammenleben in Paris verſprochen. Doch gehen ſie wohlgemuth an ihre Geſchäfte, finden Arbeit, ſind fleißig und kommen empor, während Jeder vom Andern glaubt, der arme Kerl wird geſtorben ſein oder nach Hauſe zurückgekehrt. Endlich nach zwanzig Jahren begegneten ſich zufällig zwei wohlbeleibte, wohlhabende Bürger in einem Caffeehauſe, die ſich plötzlich erkennen und ſich erinnern, wie ſie vor langer Zeit zuſammen eingewandert ſind.

Ich hatte dieſe Geſchichte immer als etwas fabelhaft betrachtet, obgleich ich manche große Stadt geſehen; aber wie ich hier ſo allein in die Straße hinausging und dieſes unſägliche Menſchengewühl erblickte, wie Jeder unbekümmert an dem Andern vorbeieilt, Keiner den Andern grüßt, wie in kleinen Städten, da ſich hier ſelten ein Paar kennt, zweifelte ich nicht mehr an deren Möglichkeit. Wenn man ſo Stunden lang durch die Straßen gelaufen iſt, und nirgends einen Ruhepunkt findet, immer das gleiche unruhig wogende Leben, das haſtige Hin- und Herrennen, und wenn man die Unzahl der Wagen erblickt, die unaufhaltſam nach allen Richtungen hinſtrömen und einen in kurzer Zeit in ganz andere, eben ſo unbekannte Stadtviertel bringen, wo man den Rückweg ohne Hülfe nicht mehr findet, ſo kann man wohl glauben, daß ein Vorfall wie der erwähnte wahr iſt. Mir aber paſſirte dagegen etwas, das meinen eben geführten Beweis für die Möglichkeit jenes Falles beeinträchtigen könnte, wenn nicht Jeder einſehen würde, daß es der allerſeltſamſte Zufall war. Als ich nämlich von meinem Gaſthof auf die Straße trat und auf dem klaſſiſchen Boden des Flanirens in dieſer ſchweren Kunſt einen ſchwachen Verſuch zu machen begann, ſah ich vor einem Hutladen eine Geſtalt ſtehen,

ihm daher lief. Auch das Bild ſeiner Mutter erſchien ihm; aber merkwürdig genug ſah er ſie nur in reichen, ſchönen Kleidern, Blumen im Haar und an der Bruſt, glänzende Steine um Arm und Nacken — eine prächtige Fee. So war ſie dem Kinde allnächtlich erſchienen; denn wenn ſie von Bällen oder großen Soireen heim kam, dann trat ſie an ſein Bettchen, und er erwachte alsdann gewöhnlich und ſah die glänzende Erſcheinung mit blinzelnden Augen an, und wenn er darauf wieder einſchlief, träumte er von Feen und Elfen. Darum liebte er es nicht, das Bild der Mutter in dieſer Pracht und Herrlichkeit, und er ſcheuchte es hinweg von ſeinem inneren Auge. Aber es machte ihm Mühe, aus jenem ſtrahlenden Bilde die Züge der Mutter heraus zu finden, wie ſie jetzt waren, oder wenigſtens vor einigen Jahren, wo er ſie zuletzt geſehen. Das war bei jener Unterredung, die er mit ihr gehabt, wo ſie zuſammengeſunken und gebrochen in ihrem Armſtuhle lag und dem Sohne mit der Hand winkte, er ſolle ſich entfernen, er ſolle ſie allein laſſen. Ja, ja, er ſah ſie deutlich wieder vor ſich mit zerſtörten Zügen, und erblickte die Hand, die ſie ihm abwehrend entgegen ſtreckte. Damals hatte er lange geſchwankt und hatte tauſend Mal den Wunſch gehabt, ſtatt darauf das Zimmer und elterliche Haus zu verlaſſen, jene Hand an ſeine Lippen zu drücken und der Mutter zu ſagen: Ich will alles thun, was du von mir verlangſt, nur laß uns Ruhe und Frieden halten und laß uns nicht feindlich ſcheiden — der einzige Sohn von der Mutter! — Aber wenn er in jenem Augenblicke ſchwankte, ſo vernahm er die ſtrenge Botſchaft ſeines ſterbenden Vaters, den Befehl, welchen derſelbe an ihn zurückgelaſſen. Dann ſchwebten ihm jene Briefſchaften vor Augen mit den rothen Bändern, ſchwarz geſiegelt, welche er — ſo war ihm aufgetragen worden — zwiſchen die Mutter und jenen Anderen legen ſollte, was er denn auch ſchaudernd gethan.

Und doch drängte es ihn, die Mutter wieder einmal zu ſehen, und er war ſchon oft im Begriffe geweſen, das elterliche Haus zu

betreten und den Verſuch zu machen, ob keine Annäherung zwiſchen ihm und ihr möglich ſei.

Heute Nacht, wo er ſo allein in der tiefen Dunkelheit hier ſaß, wo er vergeſſen hatte, weßhalb er eigentlich hierher gekommen, wo jene Gedanken an ſeine Familie heftiger auf ihn eindrangen, da fühlte er mehr als je das Bedürfniß einer Ausſöhnung mit ſeiner Mutter. Sein ganzes Leben bis dahin kam ihm ſo ſchal, ſo freudenlos vor, das wilde Treiben, in dem er ſich bewegte, ſo leer, ſo abgenutzt! Er fühlte es wohl, in ſeinem Innern war finſtere Nacht, von keinem Strahl erhellt; ihm leuchtete kein freundliches Morgenroth, auf das er ſehnſüchtig geblickt und das ihm einen beſſeren, ſchöneren Tag verſprochen hätte. „O, nur etwas gebt mir, das meine Seele gänzlich erfüllt, nur ein Bild, zu dem ich vertrauensvoll aufblicken kann, das den dämmerigen Tag meines Lebens mit neuem Glanze erfüllt!“ ſo ſeufzte er aus der Tiefe ſeines Herzens, indem er den Kopf langſam erhob und in die Nacht hinaus blickte. Da ſprang er erſchrocken von ſeinem Stuhle auf, und ſeine zitternden Lippen ſagten: „Katharina, du biſt es! Habe ich denn nie den Schutzengel begriffen, der neben mir wandelt, habe ich denn nicht an dich gedacht, als ich ein Weſen verlangte, dem ich mit voller Seele anhangen möchte? — Ja, ich fühle es, bis jetzt liebte ich dich nicht ſo innig und wahr, wie man lieben ſoll; aber jetzt erkenne ich es; du biſt der Stern, der am dunkeln Nachthimmel meiner Seele empor ſteigt — mein ſchöner, innig geliebter, mein glänzender Stern!“ Er ſtreckte die Arme nach dem gegenüber liegenden Hauſe aus, nach dem Bilde, das ſich ihm zeigte.

Dort hatte ſich ein einziges Fenſter hell erleuchtet; die Flügel deſſelben waren geöffnet, und unter den Roſen, die dort ihre Köpfe im Abendwinde ſchelmiſch auf und nieder neigten, ſtand ſie, ſtand das Mädchen, unbewußt, daß Jemand ſie belauſche und — — wer ſie belauſche. Sie lehnte an dem Fenſter im weißen einfachen

Nachtkleide; das lange ſchwarze Haar fiel über ihren Nacken und die entblößten Schultern; den rechten Arm, mit dem ſie ſich gegen das Fenſter ſtützte, hatte ſie hoch erhoben, ihre eigene kleine weiße Hand lag, wie ſich ſelbſt ſegnend, auf dem Haupte. — Ja, dieſes Mädchen konnte Segen ſpenden, ſich und Anderen, denn ſo rein, ſo gut, ſo lieb war ihr Herz, von Allen auserkoren, eine Auserwählte! — —

Wie drängte es Eugen, das Fenſter, an dem er ſtand, zu öffnen und ihr ein Wort der Liebe hinüber zu rufen! Doch bebte er ſelbſt vor dieſem Gedanken zurück. Katharina war ihm in dieſem Augenblicke eine überirdiſche Erſcheinung, ein Bildniß der Verehrung und Andacht, und dazu die ſtille Nacht, die Melodie des einfachen Liedes, die etwas Kirchliches an ſich hatte — nein! nein! dieſer Moment durfte nicht geſtört werden. Aber feſt ſtand es in ihm, daß er gefunden, was er geſucht, daß ſie es wäre, welche ſein Leben mit Glanz und Roſen auszuſchmücken im Stande ſei.

Und noch einen andern Entſchluß faßte er hier beim Anblick der Geliebten: ja, er wollte die Mutter wieder ſehen, er wollte auf die Gefahr hin, von ihr zum zweiten Male und noch härter verſtoßen zu werden, zu ihr gehen, ſie beſchwören, jenen finſteren Mann zu laſſen, und mit ihm, dem Sohne, und dann vielleicht mit ihr ein neues, freudiges Leben zu beginnen.

Drüben ſchloß ſich das Fenſter, das Licht erloſch, tiefe Finſterniß, wie vorher, trat ein, und als ſei nun auch mit dieſer himmliſchen Erſcheinung Alles aus und zu Ende, ſo verklang auch die Melodie im Nebenhauſe in ein paar leiſen, langſam erſterbenden Accorden.

Eugen verließ das Zimmer und ging die Treppen hinab; drunten war der getreue Pierrot, ſowie Frau Schilder, welche mit ihrer Lampe ſorgſam leuchtete. Doch war Eugen nicht im Stande, dieſem Weibe in's Geſicht zu ſehen; er faßte ſtumm grüßend ſeinen Hut und verließ, von Joſeph gefolgt, das Haus.

Als er auf die Straße trat, sah er drei Männer vor sich hergehen, die aber an der nächsten Ecke seinen Blicken entschwanden. Doch als er dort in die breiteren Straßen einbog, sah er sie wieder vor sich und hörte, wie sie laut lachend und scherzend ihres Weges gingen.

Pierrot, der, wenn er bei Nachtzeit ging, seine langen Ohren gewaltig spitzte, blieb jetzt auf einmal stehen, faßte seinen Herrn beim Arme und hielt ihn leise zurück, während er auf die vor ihm Herwandelnden zeigte.

„Was soll's?" sagte Eugen.

„Wenn Sie hier nicht gesehen und erkannt sein wollen," flüsterte Joseph, „so bleiben Sie einen Augenblick stehen."

„Wer soll mich kennen?" fragte Eugen. „Was meinst du damit?"

„Dort vor uns," antwortete Joseph mit gedämpfter Stimme, „geht der Herr Rath, ich habe ihn augenblicklich erkannt."

„Mein lustiger Rath?" fragte Eugen und setzte, zu sich selbst sprechend hinzu; „ei, ei, was macht mein Sittenprediger so spät ohne mich auf der Straße und namentlich in diesem Theile der Stadt? — Und wer sind wohl die Anderen?" fragte er seinen Bedienten.

„Mir schien," antwortete Joseph, „sie kamen aus dem Hause neben dem, wo wir uns befanden."

„Und was ist das für ein Haus?"

„Es wohnen dort vielerlei Leute: Maler, Bildhauer und ein paar Schullehrer-Gehülfen."

„Ah, ein paar Schullehrer-Gehülfen!" entgegnete Eugen; „das werden unsere Leute sein, alte Bekannte, die mein lustiger Rath aufgesucht hat, und mit denen er noch ein heiteres Stündchen zuzubringen gedenkt. Ich möchte dabei sein!"

Sein Herz war zu voll, seine lebhaften Gedanken bestürmten ihn unaufhörlich; es wäre ihm unmöglich gewesen, jetzt schon zu

ſchlafen; er konnte nach dem, was er eben gedacht und geſehen, ſich nicht entſchließen, ſchon die Einſamkeit ſeines Zimmers aufzuſuchen. — „Gewiß," wiederholte er laut, „ich will ihn begleiten."

„Aber nicht von dieſer Stelle aus!" bat der getreue Pierrot; bedenken Euer Gnaden, wo wir ſind! Der Herr Rath würde im Augenblicke wiſſen, wo wir eigentlich her kommen."

„Du haſt Recht!" ſagte Eugen, und er dachte bei ſich, die beiden Andern', die mit ſeinem Freunde dort vorn gingen, könnten vielleicht auch ſchon ſein Verhältniß zu jenem Mädchen erfahren haben und Sonderbares denken, wenn ſie ihn um dieſe Stunde hier vor ihrer Wohnung ſähen.

„Mir ſcheint es auf jeden Fall gerathener," meinte der getreue Pierrot, „wenn ich von hier aus nach Hauſe gehe. — Was meinen Euer Gnaden? Es wäre wirklich beſſer, wenn der Herr Rath nicht erführen . . ."

„Daß wir Beide hier zuſammen auf der Straße ſind," entgegnete Eugen, lachend über die Beſorgniß ſeines Dieners. „Ja, da magſt du in der That Recht haben; deine Geſellſchaft wirft nicht das beſte Licht auf meine Unternehmung. So geh' denn deiner Wege, und ich hoffe, dieſer Weg werde dich zufälliger Weiſe nach Hauſe führen."

Während dieſes kleinen Geſpräches waren die drei Vorauswandelnden ſchon ſo weit entfernt, daß man kaum noch den Klang ihrer Stimmen und den Schall ihrer Tritte hörte.

Eugen, in der Beſorgniß, ſie zu verlieren, eilte hinter ihnen drein und kam auf dieſe Art in die belebteren Stadttheile, wo er ſich ſeinem Mentor zeigen konnte, ohne in den Verdacht zu gerathen, als wandle er auf verbotenem Wege.

Der luſtige Rath blieb erſtaunt ſtehen, als er ſeinen Freund ſo plötzlich aus dem Dunkel einer Seitengaſſe auftauchen ſah.

„Sieh da! ſieh da!" rief Eugen, „iſt das der Weg nach Hauſe, geſtrenger Mentor? Oder iſt es vielleicht noch zu früh in der Nacht,

daß man daran denken müßte zum heimischen Herde zurückzukehren?"

„Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!" sagte lustig der Rath; „und ich war heute Abend ungeheuer glücklich, da ich weder gezwungen war, einen ästhetischen Thee zu besuchen, noch in Euer Gestrengen Gesellschaft allerlei Kreuz- und Querfahrten zu machen."

„Also meine Gesellschaft macht dich unglücklich, du Schelm?" lachte Eugen; „nun ich will mir das für die Zukunft merken; aber für heute Abend kann ich wahrhaftig nicht umhin, dich noch unglücklich zu machen."

„Pah!" sagte der lustige Rath.

„Das heißt," setzte Eugen hinzu, „wenn du nicht zufälliger Gast dieser beiden Herren bist; alsdann ziehe ich mich bescheiden zurück."

„Ja, ja, ich vergaß, dir meine Freunde vorzustellen," sagte der lustige Rath. — „Herr Knick, Schullehrer-Gehülfe erster Klasse, mein langjähriger Bekannter, Herr Wedel, Schullehrer-Gehülfe zweiter Klasse, ebenfalls einer meiner Bekannten. — Herr Eugen Stillfried!" Und dann setzte er lachend hinzu: „Wie Ihr wißt, habe ich diesen jungen Menschen erzogen!"

„Das hättest du nicht sagen sollen," bemerkte Eugen leise, „denn jetzt bin ich gezwungen, mich heute Abend ungeheuer ernst zu betragen, um dir keine Schande zu machen."

„O, genire dich ganz und gar nicht!" entgegnete laut lachend der lustige Rath; „du kannst dich betragen, wie du willst, du wirst doch meinen Ruhm nicht erhöhen. — Aber jetzt Scherz bei Seite; wo willst du eigentlich hin? Wo du herkommst, brauche ich dich gar nicht zu fragen."

„Darüber könnte ich dir in der That keine genügende Antwort ertheilen," versetzte Eugen; „aber wohin ich will? einfache Frage!

— ich will dich begleiten, das heißt vorausgeſetzt, die Herren Knick und Wedel haben nichts dagegen einzuwenden."

Beide genannte Herren verbeugten ſich auf's Höflichſte und verſicherten, ſie befänden ſich in der Begleitung ihres langjährigen Bekannten, des Herrn Sidel, und wenn das auch nicht der Fall wäre, das heißt, wenn der Herr Sidel ſich in ihrer Begleitung befände, ſo würden ſie es ſich doch zur allergrößten Ehre rechnen, in Geſellſchaft des Herrn Stillfried erſcheinen zu können.

Eugen dankte den beiden Herren für ihre außerordentliche Freundlichkeit und ſagte alsdann zu ſeinem Mentor: „Alſo du biſt der Rädelsführer? Nun, wo geht's denn eigentlich hin, kann man euch begleiten oder nicht?"

Der luſtige Rath ſtellte ſich bei dieſer Frage mit geſpreizten Beinen mitten auf die Straße, — eine Stellung, wodurch ſein kurzer, dicker Körper durchaus nicht den majeſtätiſchen Anblick, wie gewöhnlich, darbot; dabei legte er den Zeigefinger an die Naſe und ſprach: „Es wird ſehr ſchwer gehen, daß man dich mitnimmt; wir ſind gerade im Begriff, uns in das Lokal der geſchloſſenen Geſellſchaft einer geheimen Verbrüderung zu begeben."

„Was Teufel," ſagte Eugen, „ein geheimer Club — etwas Politiſches — eine kleine Verſchwörung? — Nimm dich in Acht, Herr Rath! Ich kenne den großen Richter in Iſrael; wenn du dem zufällig unter die Finger geräthſt, ſo erhältſt du eine Wohnung angewieſen, in der man dich bis zu deinem hohen Alter frei beherbergen und verköſtigen wird."

„Es handelt ſich durchaus nicht um Politik," erwiderte der ehemalige Schulmeiſter. „Die Geſellſchaft, in die wir uns begeben, iſt eine harm- und zwangloſe; der einzige Zweck derſelben iſt, ſich einige Stunden zu amuſiren und Univerſitäts- wie andere Freunde wieder zu finden. Du findeſt dort nur Gelehrte und Künſtler; und aus dem einfachen Grund, weil du weder das Eine noch das Andere biſt, nehme ich einen Anſtand, dich dorthin zu führen. Doch

ich weiß mir zu helfen — ich stelle dich als einen Künstler vor, einen Künstler, dem es nämlich gelang, meine bewährte und außerordentliche Erziehungs-Methode vollkommen zu Schanden zu machen."

„Deß bin ich zufrieden," sagte Eugen, „gehen wir! — Aber während wir so langsam dahin schlendern, könntest du mir etwas Näheres über das Wesen, sowie die Zusammenstellung dieser mir bis jetzt gänzlich unbekannten Gesellschaft mittheilen. — Wann ist sie gegründet worden? wer ist ihr Stifter — wie heißt sie?"

„Ich darf mich kühn zu den Stiftern dieser Gesellschaft zählen, versetzte stolz der ehemalige Schulmeister. „Ihren Zweck habe ich dir vorhin schon gesagt: sich nämlich einige Stunden zu amusiren. die Gesellschaft heißt: ‚Die Leimsudia.'"

„Die Leimsudia?" fragte erstaunt Eugen: „und so nennen sich ihre Mitglieder wohl Leimsieder?"

„Leimsieder in der edelsten Bedeutung dieses Wortes," entgegnete der lustige Rath außerordentlich würdevoll und erhaben. „Da ich aber dein Staunen sehe," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „und da ich es mir trotz deiner Unverbesserlichkeit beständig angelegen sein lasse, den Kreis deines Wissens zu erweitern, so will ich dich einen Blick in die Stiftungs-Urkunde der Leimsudia thun lassen."

„Dafür werde ich dir sehr verbunden sein, edler Leimsieder!" sagte Eugen.

„Du weißt," begann wichtig der lustige Rath, „daß geschlossene Gesellschaften überhaupt bei ihrer Stiftung gewöhnlich einen Zweck haben."

„Ein unerhört weiser Eingang!" lachte der Andere.

„Dieser Zweck," fuhr der ehemalige Schulmeister fort, „ist nun gewöhnlich bei ähnlichen Geschichten ein rein gesellschaftlicher; man findet seine Bekannten, man ißt, man trinkt, man raucht, man liest Journale, man hört langweilige Conzerte; man geht auf noch langweiligere Bälle — kurz, man will sich amusiren, so gut wie mög-

lich, und jeder gibt ſich die größte Mühe, dies mit ſich und Anderen zu thun. Hiedurch aber entſteht nun gewöhnlich das Gegentheil. Wenn auch Anfangs Alles gut geht, ſo dauert es doch nicht lange, und die Unterhaltung eilt zu Thüre und Fenſter hinaus, und dadurch wird man langweilig. — Wir haben das nun bei der Leimſudia ganz anders angegriffen: wir wollen uns langweilen, es iſt Pflicht jedes talentvollen Leimſieders, ſo langweilig wie möglich zu ſein, und durch dieſes Beſtreben zur Unterhaltung durchaus nichts beizutragen, amuſiren wir uns und ſind unſere Verſammlungen oftmals vom beſten Humor erfüllt."

„Eine große Idee!" ſagte lachend Eugen. „Aber auf welche Art beſtrebt ihr euch, langweilig zu ſein?"

„Das wirſt du noch alles erleben," entgegnete der luſtige Rath. „Siehe da! wir ſind am Lokal der Leimſudia angelangt, wir treten jetzt in dieſe erlauchte Geſellſchaft; ich bitte dich aber inſtändigſt: mache mir keine Schande und führe dich ordentlich auf."

„Ich will gähnend eintreten," ſagte Eugen.

„Auch nicht ſo übel!" meinte Herr Sidel und blieb vor einem kleinen Thorwege ſtehen.

Es war dies eigentlich weniger ein Thorweg, als eine kleine ſchmutzige Gaſſe, welche durch zwei, einige Fuß von einander ſtehende Häuſer gebildet wurde, in einer einſamen Straße, weit vom Mittelpunkte der Stadt entfernt.

Dieſe Gaſſe war nur in ſo weit erhellt, als eine der letzten Gaslaternen einen kleinen Lichtſtrahl hineinfallen ließ. Wohin aber dieſe Gaſſe eigentlich führte, konnte ein Uneingeweihter durchaus nicht ergründen, da ihr Ende in undurchdringliche Finſterniß gehüllt war.

„Ich bitte um den Gänſemarſch!" ſagte Herr Sidel und ſchritt, mit den Händen tappend, voran. Ihm folgte Eugen, dieſem Herr Knick, dann kam Herr Wedel.

Nachdem ſie ſolchergeſtalt ein paar Minuten fortgewandelt

waren, erweiterte sich die Gasse zu einem Hofe, in welchem man in ziemlich undeutlichen Umrissen große Fässer erblickte und daneben aufgethürmtes Holz, alte Kisten und Erdhaufen. Ein kleiner Lichtschimmer verrieth ein Hintergebäude und in demselben eine Thüre, auf welche Herr Sidel lossteuerte.

„Wir sind zur Stelle!" sagte er jetzt; und hinter der Thüre hörte man lautes Lachen und das Geräusch mehrerer Stimmen.

„Ehe wir eintreten, sage mir vor allen Dingen," wandte sich Eugen an seinen Führer, „werde ich als Mitglied eingeführt oder als Gast?"

„Auf alle Fälle nur als Gast," entgegnete wichtig Herr Sidel; „um Mitglied dieser ehrenhaften Gesellschaft zu werden, muß man dieselbe öfters besuchen, man muß vorgeschlagen, man muß geprüft sein."

„Also eine Art Freimaurerei?" sagte lachend Eugen.

„Nenne es, wie du willst, aber halte jetzt dein Maul!" — Er öffnete leise die Thüre des Hinterhauses, vor dem sie standen, und sie traten in ein Vorzimmer, das zugleich als Garderobe benützt wurde. Hier standen sehr anständige Regenschirme, zierliche Stöcke und gute Hüte, woraus Eugen den vernünftigen Schluß zog, daß die Leimsudia, gegen seine bisherige Erwartung, aus sehr anständigen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft bestände.

Aus diesem Vorzimmer führte eine andere Thüre in das Gemach, wo sich die Gesellschaft zu befinden schien. Herr Sidel öffnete ein kleines Loch in derselben, legte seinen Mund daran und meldete in das Gesellschaftszimmer, er sei da, mit ihm die beiden aufzunehmenden Mitglieder, Herr Knick und Herr Wedel, und zugleich als Gast Herr Eugen Stillfried.

„Schön, sie mögen kommen!" antwortete eine tiefe Stimme.

Jetzt öffnete sich die Thüre, und man sah ein ziemlich großes Gemach, das außerordentlich mäßig erhellt war, so mäßig, daß,

die ich augenblicklich für einen meiner Bekannten aus St. gehalten hätte, wenn ich nicht in Paris geweſen wäre. Es war ein junger Mann, der ſich während der Ferien auf Reiſen begeben hatte und der von uns den Namen Reiſegeſpenſt erhalten. Er ſpukte nämlich ſchon vielleicht acht Tage vor ſeinem Auszuge in ſeinem Reiſeanzuge umher, und um ſich von der Vortrefflichkeit deſſelben in allen Lagen zu überzeugen, beſtieg er Kirchthürme und Berge, wo er ſchon hundertmal geweſen, ſetzte ſich in ganz miſerable Fiaker und quälte uns mit allen möglichen Projekten zur Reiſe, die er machen wolle, worauf er jeden Abend herzlichen Abſchied von uns nahm, und am andern Morgen ſahen wir ihn eben ſo wohlgemuth wieder durch die Straßen wandeln. Endlich an einem ſchönen Morgen war das Reiſegeſpenſt verſchwunden, und hier ſollte ich es wieder finden. Ja, er war es, ich erkannte die großkarrirten Beinkleider, die grauen Gamaſchen, den erbſenfarbigen Rock und den grauen breitkrämpigen Hut.

Unſer Wiederſehen war wirklich rührend. Für mich war es in jeder Hinſicht intereſſant, das Reiſegeſpenſt gefunden zu haben, denn es wandelte ſchon acht Tage hier herum und konnte mir daher zu mancherlei eine kleine Anleitung geben.

Unterdeſſen war es ſpät geworden, und wir hatten nicht viel geſehen, da ich von dem Ungeheuren dieſer Stadt mich ſo ins Klaniren vertieft hatte, daß es fünf Uhr, Eſſenszeit ſchlug, ehe wir noch daran dachten. Wir hatten flüchtig das Palais Royal durchirrt, die Tuilerien, natürlich von außen geſehen, waren auf dem Platze de la Concorde geweſen, warfen einen Blick hinaus auf die Champs Elyſees und den Arc-de-Triomphe de l'Etoile, und ſpeiſten alsdann für 30 Sous ganz gut zu Mittag. Nachher zog ich mit dem Reiſegeſpenſt wieder aus, und wir ſuchten diesmal die Boulevards auf, wo wir hinauf und hinab rannten, ſo weit wir kommen konnten. Wenn Paris ſchon etwas von einer Hauptſtadt der Welt hat, und die Boulevards der erſte Spaziergang von Paris ſind, ſo ſind ſie auch der erſte Spaziergang der Welt, und das kann man ihnen auch in ihrer Art zugeſtehen. Wenn freilich der Molo von Neapel bei Mondſchein und Meerleuchten, mit dem Veſuv im Hintergrunde, der zuweilen dumpf donnernd eine feurige Lohe ausſtößt, auch ſeine großartigen Schönheiten hat, ſo ziehe ich doch auf die Dauer die Boulevards von Paris vor. Man hat hier ſo Alles, was die Seele nur verlangen kann, und braucht nur zuzulangen. Man findet 's hier bis auf die geringſten Kleinigkeiten ſchön und appetitlich zugerichtet. Es muß nothwendig im Himmel Boulevards geben oder — doch wir wollen uns in ein Caffeehaus ſetzen und Eis eſſen und laſſen die Menge einen Augenblick bei uns vorbeiſpazieren. Man braucht hier in Paris nicht

wenn man nicht von der tief dunkeln Straße gekommen wäre, man gar nichts gesehen hätte; das Ganze nahm sich aus wie der Aufenthalt der heiligen Vehme. An einem langen Tische saßen zehn bis zwölf Herren, deren Gestalten man nur in den undeutlichsten Umrissen sah. Auf diesem Tische war nämlich nur ein einziges Lämpchen aufgestellt, und dasselbe brannte obendrein in einem blechernen Gehäuse; es sah aus wie ein Apparat, auf welchem man warmes Wasser zu kochen pflegt.

Unsere vier Ankömmlinge ließen sich auf ebenso viele Stühle am unteren Ende des Tisches nieder, und darauf erhob sich der ehemalige Schulmeister und bat um das Wort.

Dieses wurde ihm von jener tiefen Stimme, die vorhin „Herein" gerufen, ertheilt.

„Hochansehnliche Versammlung!" sagte Herr Sidel, „Mitglieder der Leimsudia! Mit Erlaubniß der hohen Gesellschaft schlug ich vor vier Wochen meine beiden Freunde, die Herren Knick und Wedel, zu Mitgliedern vor. Während dieser Zeit bemühte ich mich auf's Sorgfältigste, den Charakter der eben Genannten zu prüfen, und fand in ihnen zu meiner großen Beruhigung erstaunliches Talent zur Langeweile, ja, meine Herren, alle bis dahin noch unentwickelte Erfordernisse, um es mit der Zeit zu einem tüchtigen Leimsieder zu bringen. — Den benannten Vorgeschlagenen verfehlte ich nicht, einen sehr richtigen Begriff von unserer ehrenwerthen Verbrüderung beizubringen, und sie fühlen die Kraft in sich, allen Verpflichtungen, welche ihnen als Mitgliedern der Leimsudia auferlegt werden, auf's Gewissenhafteste nachzukommen."

„Ist das Ihr fester Wille?" fragte die tiefe Stimme; worauf die Herren Knick und Wedel antworteten:

„Ja, es ist unser fester Wille!"

„In diesem Falle ersuche ich meinen Herrn Kollegen und ersten Vicedirektor, die gewöhnlichen Fragen an die Neuaufzunehmenden zu thun."

Der erste Vicedirektor räusperte sich und fragte darauf, was denn eigentlich unter einem gehörigen Leim zu verstehen sei.

Hierauf antwortete Herr Knick: „Leim sei eine zähe, klebrige Substanz, ein Material, welches nur im warmen Zustande zu gebrauchen sei."

Nach dieser Antwort ersuchte die tiefe Stimme den zweiten Vicedirektor der Leimsudia, dem andern Aufzunehmenden ebenfalls eine Frage zu stellen.

Hierauf räusperte sich der zweite Vicedirektor und fragte den Herrn Wedel, was unter einem Leimsieder, nach der wahren Bedeutung des Wortes, zu verstehen sei.

Herr Wedel beantwortete diese Frage zur vollkommensten Zufriedenheit der Gesellschaft, indem er sagte: ein Leimsieder sei dasjenige nützliche Mitglied der menschlichen Gesellschaft, welches jenen harten und zähen Stoff, Leim genannt, auf eine passende Art zum Nutzen und Frommen seiner Mitmenschen zu behandeln verstände.

Der Präsident mit der tiefen Stimme ersuchte alsdann den dritten Vicepräsidenten der Leimsudia, jenen beiden Herren die Statuten vorzutragen, worauf sich der dritte Vicepräsident ebenfalls räusperte und sprach: Der Paragraph Eins der Statuten besagt, daß die Gesellschaft „Leimsudia" wirklich und wahrhaftig bestehe und daß die Mitglieder derselben Leimsieder genannt werden. Der Paragraph Zwei fügt hinzu, daß Paragraph Eins eigentlich vollkommen überflüssig und deßhalb förmlich wieder aufgehoben sei. Paragraph Drei macht es ebenso mit Paragraph Zwei, und Paragraph Vier spricht die Vermuthung aus, daß nach einer solch gründlichen, umfassenden Darlegung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Leimsudia keines der Mitglieder ferner im Unklaren sein könne, welch wichtige Pflichten es durch den Beitritt zu derselben auf sich nehme.

Hierauf ersuchte der Präsident mit der tiefen Stimme den

Stellvertreter des ersten Vicedirektors, zur feierlichen Aufnahme zu schreiten.

Die Lampe auf dem Tische und über derselben die dampfende Flüssigkeit, die sich als kochender Leim ergab, wurde vor den Präsidenten gerückt, der diesen Leim eigenhändig viermal herum rührte. Dasselbe thaten alle Anwesenden, und darauf bot der Stellvertreter des ersten Vicedirektors dem Sekretär der Leimsudia einen kleinen Löffel des kochenden Leims, welchen dieser würdige Beamte auf zwei Gläser Wasser vertheilte, die vor ihm bereit standen, so daß durch diese Manipulation ein schwaches Leimwasser entstand. Dieses wurde den neu Aufgenommenen durch den ersten und zweiten Kassier überreicht, und als Herr Knick und Herr Wedel nach einigem Zögern dieses Getränke hinunter gewürgt hatten, waren sie aufgenommen in die Leimsudia und konnten sich als wirkliche und ordentliche Mitglieder betrachten.

Eugen Stillfried als Gast bekam nun ebenfalls, aber eine weit kleinere Portion Leimwasser, worauf der Präsident eine sehr schöne Rede hielt, aus welcher wir ungefähr behalten haben, daß es der Zweck der Gesellschaft sei, durch Langweil zur Kurzweil zu dringen. So lange aber die letztere nicht zum Durchbruch kam, blieb jene Lampe unter dem kochenden Leim die einzige Beleuchtung des Gemaches, und dann hatten sämmtliche Beamte der Gesellschaft — sie bestand nämlich nur aus Beamten — die Verpflichtung, abwechselnd den Leim umzurühren, damit er nicht anbrenne. Sobald aber der Präsident an der Unterhaltung merkte, daß sie einen regen Aufschwung erhalte, so nahm er den kochenden Leim von der Lampe herunter und ließ durch den Kellner Lichter bringen; fing aber nach diesem Verfahren die Unterhaltung wieder an, schläfrig und leimig zu werden, so löschte er die Lichter wieder aus, und der Leim begann auf's Neue zu kochen und zu brodeln.

Eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel machte, wie

heute geschehen, die Aufnahme neuer Mitglieder. In solchen Fällen hatte der Präsident auch ohne lebhafte Unterhaltung das Recht, zur gegenseitigen Erkenntniß die Lichter anzünden zu lassen; doch blieb alsdann der Leim auf der Lampe stehen und mußte bis zum Beginn eines lebhaften Gesprächs umgerührt werden, damit er nicht anbrenne.

Als nun die Lichter gebracht wurden und man sich gegenseitig anschaute, sah Eugen Stillfried unter außerordentlichem gegenseitigem Gelächter eine Menge bekannter Gesichter um den Tisch herum sitzen. Da waren Juristen, Mediciner, Maler, Bildhauer, Schriftsteller, im Ganzen sechszehn Leimsieder; größer durfte die Zahl nicht werden.

Der vorsitzende Präsident mit der tiefen Stimme, die schon früher etwas außerordentlich Bekanntes für Eugen hatte, war sein Hausarzt, Doktor Wellen, ein berühmter Arzt mit großer Praxis. Er machte seine Krankenbesuche in einem Wagen mit zwei Pferden, hatte einen Stock mit goldenem Knopf, trug gewöhnlich einen blauen Frack, und wenn er auch als jovialer Mann und lustiger Herr bekannt war, so würden doch seine sämmtlichen Patienten einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen haben, wenn sie gewußt hätten, daß Herr Doktor Wellen der Vorsitzende der Leimsudia sei. Aber hierüber mußte von den Mitgliedern und den eingeführten Gästen das unverbrüchlichste Stillschweigen bewahrt werden, wie denn überhaupt von der Existenz der Leimsudia bis heute nichts in das Publikum gedrungen war.

Eugen schüttelte seinem Arzte und allen Bekannten lachend die Hand, und der Präsident meinte, er fange jetzt an, an eine Besserung des jungen Mannes zu glauben, da er endlich einmal anfange, sich in anständige und solide Gesellschaft zu begeben.

Außer dem vorhin erwähnten Getränke, dem Leimwasser nämlich, bemerkte man jetzt beim Schein der Lichter, daß noch Anderes auf dem Tische vorhanden war. Da sah man Wein- und Bier-

flaschen, und auch eine Speisekarte fehlte nicht, durch deren Hülfe hungrige Leimsieder zu einem soliden Nachtessen kommen konnten.

„In meinem ganzen Leben," sprach Eugen nach einer Pause zum Präsidenten, „habe ich keine Ahnung von der Existenz der Gesellschaft gehabt; ich würde wahrhaftig keinen Augenblick gezaudert haben, mich zum Mitgliede einer so würdigen Verbrüderung vorschlagen zu lassen. Es ist eigentlich schändlich von meinem lustigen Rathe, daß er mich nicht früher hievon in Kenntniß gesetzt."

„Derselbe würde in diesem Falle ein großes Verbrechen begangen haben," sagte der Doktor; „er hat schon viel gewagt, daß er Sie hieher brachte: denn wenn man einen Gast einführt, von dem man nicht überzeugt ist, daß er der Gesellschaft convenirt, so wird dies an dem Einführenden auf's Strengste bestraft."

„Aber man muß doch wenigstens eine Ahnung vom Dasein einer Gesellschaft haben, ehe man sich zum Mitgliede derselben melden kann!"

„Man muß dahin vom Geiste getrieben werden," entgegnete der Präsident, „man muß sich im allgemeinen Getriebe der Menschheit entsetzlich langweilen, und in diesem Falle hat ein Mitglied der Gesellschaft das Recht, den Gelangweilten zum Leimsieder vorzuschlagen."

„Und daß dies bei dir wahrhaftig nicht der Fall war," bemerkte der lustige Rath, „so fand ich es niemals gerechtfertigt, dich hieher zu bringen; du hast dich meines Erachtens nie sichtlich gelangweilt; auch bin ich selbst noch ein sehr junges Mitglied."

„Es ist eigentlich nicht schmeichelhaft für mich," versetzte Eugen lachend, „daß dich die Langweile hieher geführt. Ich hatte gehofft, du findest meine Gesellschaft amusanter."

„Verliebte Leute sind immer langweilig," sagte der lustige Rath mit leiser Stimme.

Der Präsident dieser ehrenwerthen Gesellschaft führte das

Regiment mit sehr strenger Hand, und nachdem sich die Neuangekommenen zu einigem Bier und Wein verholfen, versicherte er mit bedenklicher Miene, daß die Unterhaltung in der That nicht die Kosten der Beleuchtung abwerfe, weßhalb er sich veranlaßt sehe, zum Scheine der harmlosen Leimwasser-Lampe zurückzukehren. Er forderte hiemit die Mitglieder der Gesellschaft dringend auf, durch irgend etwas das Gespräch zu beleben.

„Mich hat der feierliche Akt von eben sichtlich angegriffen," sagte ein ältlicher Herr mit einer röthlichen Nase, indem er die Brillengläser mit seinem Sacktuche abputzte; „oder wirkt die Hitze von heute Abend lähmend auf unsern Geist?"

„Der Herr Präsident," bemerkte ein anderer Leimsieder — er war im gewöhnlichen Leben Regierungsrath — „scheint mir heute Abend in außerordentlich strenger Laune zu sein; ein rechter Vorstand sollte zu Ehren seiner Gesellschaft beständig eintreten und immer etwas in petto haben, wenn die Unterhaltung einmal erlahmt. Wenn man eine solch hohe und wichtige Stellung einnimmt, so muß man auch das Zeug hiezu haben."

„Ganz richtig! — Vollkommen wahr! — Sehr gut bemerkt!" riefen mehrere Stimmen.

„Opposition," sagte lachend der Vorsitzende, „sträfliche Opposition! Ich werde mich veranlaßt sehen, den Leim anbrennen zu lassen und euch durch den dadurch entstehenden Geruch zum Teufel zu jagen."

„Das wäre einigermaßen Mißbrauch der Amtsgewalt," meinte der dicke Herr mit der rothen Nase. „Allzu scharf macht schartig! Die Gesellschaft würde sich in solchem Falle veranlaßt sehen, einen neuen Präsidenten zu wählen."

„Eine fürchterliche Drohung!" sagte lachend der Doktor.

„Wir hätten in der That vorsichtiger sein sollen in der Wahl unseres Oberhauptes," warf ein langer und sehr dürrer Advokat ein, „er ist leider unabsetzbar; wir waren leichtsinnig genug, dies aus-

zusprechen, ehe wir uns überzeugt, welcher Hand wir die Leitung unserer Republik anvertrauten."

„So müssen wir eine Revolution unternehmen!" sagte wichtig der dicke Herr mit der rothen Nase — „einen Staatsstreich — wir müssen uns in den Besitz des Leimtopfes setzen und auf diese Art die Embleme der höchsten Gewalt in die Hände bekommen; alsdann können wir unser Oberhaupt stürzen und eine neue Regierung einführen."

„Keine Tyrannei!" rief der Regierungsrath, „Befolgung der Gesetze, so lange uns das gut däucht; aber keine Tyrannei! das muß aufhören."

„Ja wohl," ließ sich die Stimme des lustigen Raths vernehmen. „Alles das nimmt ein Ende, so sagt der Teufel am Buß- und Bettage."

„Verehrteste Freunde — werthe Leimsieder!" nahm der Präsident das Wort; „glaubt nicht, daß mich eure Drohungen erschrecken — ich fühle eine Armee in meiner Faust." — Hier faßte er den Stiel des Leimtopfes — „Ihr seht, ich bin im Besitze der vollkommensten Macht; und nur, weil ich in diesem Besitze bin, weil ich die Kraft in mir fühle, die Rebellion kräftig niederzuschlagen, will ich mich herablassen, mit den Häuptern derselben zu capituliren.

„Das läßt sich hören!" riefen mehrere Stimmen.

„Ihr verlangt von mir," fuhr der Präsident fort, „ich soll in den Riß treten, wenn in eurer Unterhaltung eine Bresche entsteht; ich habe das schon sehr häufig gethan."

„Hört! hört!" rief der dicke Herr mit der rothen Nase.

„Ich that das schon sehr häufig," wiederholte nachdrücklich der Präsident; „aber Alles hat ein Ende, und es scheint mir, verehrte Leimsieder! ihr seid der süßen Absicht, euch ganz auf euren Präsidenten zu verlassen, die Last der Unterhaltung auf meine Schultern zu schieben. Wohlan denn! damit ihr seht — es ist nur für künf-

tige Fälle — wie ein Präsident der Leimsudia beschaffen sein muß, so will ich wieder einmal in eure stockende Unterhaltung eintreten und etwas zum Besten geben."

„Bravo! bravo!" rief es von allen Seiten.

„Erwartet nichts Lustiges, nichts Erheiterndes," fuhr der Präsident fort. „Ihr habt mich durch eure begonnene Revolution trüb und wehmüthig gestimmt; aus dieser Quelle fließt die Kleinigkeit, die ich vorzutragen die Ehre haben werde."

„Sehr gut! wir hören!" riefen sämmtliche Leimsieder.

Mit großer Feierlichkeit nahm hierauf der Präsident der ehrenwerthen Gesellschaft den Leimtopf vom Feuer, übergab ihn feierlich dem ersten Vicepräsidenten, die Lampe seinem zweiten Stellvertreter, legte sich in seinen Stuhl zurück und begann folgendermaßen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Präsident der Leimsudia hat das Wort und trägt eine Geschichte vor, welche nicht ohne Interesse für unsere Erzählung ist.

Als vor ein paar Jahren der Kriegslärm in Oberitalien losbrach und Marschall Radetzky seine Soldaten zu Kampf und Sieg führte, konnte ich es nicht lassen, mit dem österreichischen Adler zu ziehen und unter diesen glorreichen Fahnen, wenn auch nur als Arzt, hinten bei der Bagage, statt mit dem Säbel mit dem Verbandzeug, für die braven Truppen nach besten Kräften zu wirken.

Ich hatte gute Briefe und Protektionen, und so ward es mir gestattet, bei dem Auszuge aus Mailand mit dem Hauptquartier ziehen zu dürfen; ich ward zur Disposition gestellt, um mich später einem Truppenkörper, bei dem es gerade an Aerzten fehle, anschließen

zu können. So kamen wir nach St. Angelo, den zweiten Tag darauf nach Pavia, wo der große Feldherr mit Einem Mal seine ganze Armee in das feindliche Land hinüber warf, zur großen aber nicht sehr angenehmen Ueberraschung der Piemontesen, die in dem festen Glauben standen, es werde hier am Tessin nur ein kleines Corps zur Beobachtung aufgestellt.

Der Uebergang über diesen Fluß, der Mittags um zwölf Uhr begann und bis tief in die Nacht hinein dauerte, war das großartigste von militärischen Schauspielen, denen ich in meinem Leben beigewohnt, und ich werde auch wohl nie wieder etwas Aehnliches zu sehen bekommen. Diese Masse Infanterie und Kavallerie, die lustigen Jägerbataillone mit ihren grünen Büschen, die schwere und leichte Artillerie und Raketenbatterieen, das alles dröhnte und rasselte in den engen Straßen Pavia's, und eine unzählige Menschenmenge schaute dem Einzuge der österreichischen Armee zu. Der Feldmarschall stand an der Ecke der Hauptstraße Stundenlang auf dem kleinen Balkon des ersten Gasthofes der Stadt, der sich hier befindet und ließ die Truppen an sich vorüber ziehen. — Aber ihr habt das alles in den Zeitungen gelesen, von dem Enthusiasmus der Soldaten, als sie den geliebten Feldherrn da droben stehen sahen, von ihrem unendlichen Jubelgeschrei in so und so vielen Sprachen, das die Lüfte wahrhaft zerriß. — Es war ein unvergeßlicher Anblick.

Das Hauptquartier befand sich in dem Gasthause, von dem ich eben sprach; die Pferde desselben standen in den Ställen und im Hofe, und mehrere Offiziere, die gerade nicht beschäftigt waren, hielten sich am liebsten am großen Thore auf, um da vorüberziehenden Bekannten ein freundliches Wort zu schenken. — Aber der ganze Tag verging. Das Vorbeiziehen dauerte immer fort. In dicht geschlossenen Kolonnen folgten sich Kompagnieen, Bataillone, Regimenter. Es wurde Abend, und fort und fort klirrte und rasselte es am Hause vorbei.

Die jungen Offiziere des Hauptquartiers hatten hinten nach dem Hofe zu ein paar leere Zimmer aufgefunden, und dort saßen wir, der Dinge erwartend, die sich heute noch ereignen würden. Es waren kleine Stuben mit weißen Wänden, kleinen vergitterten Fenstern und einem sehr spärlichen Ameublement; ein paar grobe hölzerne Tische und Bänke war alles, was von dergleichen vorhanden war. Hiezu ein grobes Tischtuch auf einem der ersteren, das in italienischen Gasthäusern unentbehrliche Essig- und Oelfläschchen und einige strohumwundene Flaschen. Aber alles war heiter und guter Dinge. Im Herde brannte ein lustiges Feuer, was uns allen sehr wohl that; denn es war Mitte März, und der freundliche Sonnenstrahl, der draußen über die Ebene glänzte und sich wohlgefällig in den zahllosen Bayonetten und Helmen spiegelte, konnte nicht eindringen in diese Hinterzimmer, und deßhalb hatten wir sie bei unserer Ankunft recht unheimlich und frostig gefunden. Cigarren dampften, Gläser klirrten; Niemand wußte, wie lange wir hier verweilen würden. Bald hieß es, das Hauptquartier setze noch im Laufe des Nachmittags mit den ersten Truppen über den Tessin; dann sagte man wieder, wir werden Pavia erst bei einbrechender Nacht verlassen; kurz, wir wußten nicht, was heute aus uns werden sollte; — nur der alte Herr draußen auf dem Balkon wußte es, der mit fester Hand und sicherem Blick das Schicksal dieser sechzigtausend Menschen leitete, die heute hier vorüber zogen. In dieser Ungewißheit blieben die Pferde gesattelt, und die Offiziere saßen bei einander in Wehr und Waffen, Helm und Tschako auf dem Kopf, Säbel und Säbeltasche an der Seite.

Im Felde ist man gleich eingerichtet, und nachdem sich so in den beiden hinteren Zimmern kleinere und größere Gruppen gebildet hatten, ging das Glas und die Conversation lustig im Kreise. Auch mit Neuigkeiten wurden wir bedacht; denn jeder der Ordonnanzoffiziere und Adjutanten, der vom anderen Ufer mit einer Meldung herüberkam, trat, sobald er droben verabschiedet war, wenn

wie in einer andern Stadt zu fragen: was beginnen wir nun? sondern man fragt sich: wozu haben wir Zeit oder Lust? und so war es auch jetzt. Wir berathschlagten, in welches Theater wir gehen sollten in welches Theater! wie einem bei der Idee, unter einem Dutzend Theater die Auswahl zu haben, so sonderbar wird, wenn man aus einer deutschen Residenz kommt, wo jede Woche einmal in einem einzigen gespielt wird! Wir entschieden uns für das Theater der Porte St. Martin. Dort wurde ein fünfaktiges Spektakelstück, »Don Cesar de Bassan«, gegeben, in welchem Frederic Lemaitre glänzte. Es war mir interessant, diesen berühmten Künstler zu sehen. Das heutige Stück entstand, indem Lemaitre, welchem der Charakter des Don Cesar im Ruy Blas sehr zusagte, sich von ein paar jungen Autoren ein Stück schreiben ließ, in welchem derselbe Don Cesar, wie schon der Titel des Stücks besagt, die Hauptrolle hat. Es war ein wahres Spektakelstück, die erste Scene ein öffentlicher Markt zu Madrid, Volksgetümmel, Tanz von Zigeunern, deren Königin oder Herzogin ein paar Arien singt. Sie ist die Primadonna und muß durch das ganze Stück in allen Löchern wirken. Sie tanzt, sie singt und schauspielt. Es kommt ein Page, der in irgend einem Cavallerie-Regimente dient und von seinem Capitän mißhandelt worden ist — jetzt erscheint Lemaitre, Don Cesar, der heruntergekommene, leichtsinnige, ausschweifende Mensch von guter Familie. Alles an ihm hierzu wunderbar übereinstimmend: der nachlässige Gang, das heisere Organ und das einzig zusammengestellte Costume, ein Costume, das, aus Sammt und Damast bestehend, vor der Zeit prachtvoll gewesen war, und der es trägt, weiß sich noch in den übrig gebliebenen Lumpen mit Anstand zu bewegen; Collet und Beinkleider fahl und abgerissen, der eine Stiefel hängt nachlässig herunter, und dessen Schleife ist vor dem Knie gebunden, während die andere an ihrem Platze sitzt. Der graue Hut trägt Spuren von zahlreichen Hieben, und er so wie die abgenutzte Feder geben deutliches Zeugniß, daß der Kopf, den sie schmücken, nicht immer unter gutem Obdach und auf seidenen Polstern ruht. Das einzige Wohlerhaltene an seinem ganzen Anzuge ist seine Waffe, der überaus lange Stoßdegen, auf dem der sehr zerfetzte roth und weiße Mantel ruht. Nachdem er den Pagen natürlicherweise beschützt, ersticht er den Capitän und wird dafür, da man sich gerade in der heiligen Woche befindet, zum Tode verurtheilt. Wahrhaft groß ist Lemaitre im zweiten Akt, wo er im Gefängniß nachlässig auf einem Lehnstuhl ausgestreckt liegt, neben sich die Wanduhr, die ihm anzeigt, daß er nur noch zwei Stunden zu leben hat. Es versteht sich aber von selbst, daß er von dem Pagen gerettet wird. Das Stück an sich ist ziemlich schwach und würde ohne Lemaitre gar nichts machen. Es

auch nur auf wenige Augenblicke, in unser Zimmer und nahm eine Cigarre und ein Glas Orvieto. — Nun, wie geht's? rief man ihm entgegen. — Wir haben ein paar Vorposten gesehen, aber sie zogen sich schleunigst zurück; unsere braven Jäger hatten nicht einmal Zeit, ihre Büchsen abzufeuern. — Bleiben wir hier? — Weiß nicht; sind noch keine Befehle ausgegeben worden. Nun, mir scheint, ihr könnt's hier schon aushalten. — Warum nicht? Aber es wäre drüben doch besser. — Na, lebt wohl! Ich muß wieder hinaus. — Adieu, auf Wiedersehen!

Von Zeit zu Zeit ging wohl auch der Eine oder der andere zur Hinterthüre des Gasthofes hinaus, einige Straßen weiter, auf eine alte Bastion, wo man den Tessin vor sich sah und weit in das Piemontesenland hineinblicken konnte. Es war ein herrlicher Anblick! Auf drei Brücken zog die prächtige Armee über den Fluß, — ein unendliches Gewimmel von Menschen, Pferden und Fahrzeugen; dazu spielten die Musiken auf allen Punkten, die Soldaten riefen ein kräftiges Hurrah, als sie den feindlichen Boden betraten, wo alsdann Regiment um Regiment, Infanterie, Kavallerie und die zahlreichen Batterien auf verschiedenen Straßen abmarschirten. Doch lange noch erblickte man sie drüben ziehen; zwischen den Bäumen an den Ufern des Tessin sah man im röthlichen Scheine der Abendsonne Geschütz und Waffen glänzen, und weiter hinaus, wie sich die Kolonnen gleich gewaltigen Strömen in das feindliche Land ergossen.

Von einer solchen Promenade kehrte man gern wieder zurück in die hinteren Zimmer des Gasthofes und erzählte den Zurückgebliebenen was man draußen alles gesehen.

Es gibt wohl in der ganzen Welt in keiner Lage des Lebens glückseligere und zufriedenere Leute, als Offiziere beim Beginn eines Feldzuges, an einem Tage wie heute, wo vielleicht morgen schon eine Schlacht zu erwarten ist. Mit blitzenden Augen und wahrem Entzücken spricht man vom bevorstehenden Kampfe; wer

schon dabei gewesen, erzählt kleine Züge von einer tüchtigen Attaque, aus einem lustigen Reitergefecht; und der, welcher noch keinen feindlichen Säbel blinken sah, noch nicht das Sausen der Kugeln gehört, lauscht aufmerksam und mit Befriedigung den Worten der Anderen; denn er braucht wahrscheinlich nach diesem Genusse nicht lange mehr zu schmachten; vielleicht morgen schon schlägt seine Stunde, eine gute oder eine schlimme — sei's darum!

So saßen wir beisammen, erzählend, lachend, plaudernd. Schon einige Mal hatten wir unter dem allgemeinen Gewühle draußen, das unter dem großen Thorgang herrschte, einen jungen Mann bemerkt, dessen Aeußeres uns einigermaßen aufgefallen war. Dieses Aeußere war so einnehmend, sein Kopf, ja seine ganze Haltung so elegant und gar nicht passend zu den Leuten des Gasthofes oder den Ordonnanzen und Reitern, zwischen denen er stand, daß ich ihn schon mehrere Mal aufmerksam angesehen hatte. Er trug einen grauen Rock mit grünem Kragen, wie man bei uns die Förster sieht, dazu graue Beinkleider und elegante Stiefel; auf dem Kopfe hatte er eine Art Tyrolerhut von dunkelgrauer Farbe. Jetzt lehnte er an dem Thore und sah dem Vorbeiziehen der Truppen zu, zuweilen kam er auch an die Thüre der hinteren Zimmer, wo sich die Offiziere befanden; doch schien er nicht den Muth zu haben, einzutreten. Meistens aber hielt er sich an der großen Treppe auf, die in den oberen Stock führte; er schien von dorther angelegentlich etwas zu erwarten. Der junge Mann hatte dunkles Haar, ein angenehmes, etwas blasses Gesicht und einen stark hinaufgedrehten Schnurrbart; seine Augen waren braun, lebhaft und freundlich.

Ein paar Stunden später, als ich wieder in dem hinteren Zimmer am Kamine saß und die Flamme desselben mit dürrem Olivenholz nährte, bemerkte ich den Adjutanten des Feldmarschall's, Major E., der in das Zimmer trat, hinter ihm der junge Mann, dessen ich soeben erwähnt. Neben mir am Kamine stand

ein junger Jägeroffizier von einem Bataillon, das bereits vor einer Stunde vorbeimarſchirt war. Er war beordert worden, zurückzubleiben, um ſeinem Chef ſpäter einen Befehl des Hauptquartiers überbringen zu können. An dieſen wandte ſich der Adjutant und ſtellte ihm den Unbekannten im grauen Jägerrocke vor.

„Herr ſo und ſo," ſagte er — ich verſtand den Namen nicht — „hat ſich mit guten Papieren und Empfehlungen im Hauptquartier gemeldet und wünſcht den Feldzug als Freiwilliger mitzumachen. Da er Ihrem Bataillon zugetheilt wurde, ſo wollen Sie ihn gefälligſt inſtruiren, wohin er ſich morgen in aller Frühe zu wenden hat. Ihr Bataillon bleibt ganz in der Nähe, und wenn Sie einmal genau den Ort wiſſen, wo Sie hin marſchiren, bitte ich, es ihm zu ſagen, ſo kann er morgen mit weiter marſchiren."

Der Major ging hinaus, und der Jägeroffizier ſagte zu ſeinem neuen Freiwilligen: „Halten Sie ſich in der Nähe auf, bleiben Sie im Hauſe, und ſobald ich etwas über den Namen des Ortes erfahre, wo ſich unſer Bataillon befindet, ſo werde ich es Ihnen augenblicklich mittheilen."

Der junge Mann zog ſich beſcheiden nach der Thüre zurück und ſetzte ſich dort an einem Tiſche nieder, wo ihm ein paar Offiziere auf's Freundlichſte und Bereitwilligſte ein Plätzchen einräumten. Später ging er wieder hinaus, und ich verlor ihn vorderhand aus dem Geſichte; nachher machte ich mit mehreren Offizieren, da unterdeſſen die Nachricht gekommen war, das Hauptquartier bleibe in Pavia, einen größeren Spaziergang, und als wir zurück kamen, war es bereits Nacht geworden.

Noch immer zogen die Truppen am Gaſthofe vorbei, noch immer war der Thorweg unſeres Hauſes mit einer Menge von Leuten vollgepfropft. Man hatte uns zu einem gemeinſchaftlichen Nachteſſen einen größeren Saal im Vorderhauſe eingeräumt, dort bekamen wir unſere Quartierzettel — ich war in das weiße Kreuz gewieſen, in

einer Straße gelegen, deren Namen ich begreiflicher Weise in meinem ganzen Leben früher nicht gehört.

Nachdem wir noch ein paar Stunden bei einander gesessen unter lustigem Lachen und Scherzen, war es spät geworden, und Jeder suchte sein Quartier auf. Für meine Pferde hatte ich durch den glücklichsten Zufall einen kleinen Winkel im Gasthause selbst gefunden, und nachdem ich mich überzeugt, daß sie nebst dem Reiter, der sie unter Aufsicht hatte, gut versorgt seien, warf ich meinen grauen Paletot über die Schulter, nahm meinen Säbel unter den Arm und wollte das Haus verlassen.

Hier war es unterdessen bedeutend stiller geworden, die Zuschauer hatten sich verlaufen, Ordonnanzen und Reiter ihre Stuben und Ställe aufgesucht, und ich bemerkte unter dem Thorwege nur noch einen einzigen Menschen, der, in einen weiten blauen Mantel gewickelt, auf einem Steine saß und zu schlafen schien.

Als ich näher trat, bemerkte ich, daß es jener junge Mann, jener Freiwillige war. Ich konnte mich nicht enthalten, einen Augenblick bei ihm stehen zu bleiben.

Er schlief nicht, sondern blickte in die Höhe, als ich vor ihn hintrat.

„Warten Sie auf Jemand?“ fragte ich ihn theilnehmend. „Wünschen Sie vielleicht noch einen der Offiziere zu sprechen? — Wenn ich Ihnen da dienlich sein kann, will ich es recht gern thun.“

„Ich danke Ihnen herzlich,“ sagte der junge Mann, indem er seine Hand grüßend an seinen Hut erhob, „ich warte auf Niemand; ich habe meine Instruktionen erhalten.“

„Sie wurden heute Mittag als Freiwilliger einem Jägerbataillon zugetheilt?“ forschte ich weiter.

„Ganz recht!“ entgegnete er mir, „es liegt bei La Cava, wo es auch morgen wahrscheinlich bleibt, und wohin ich mich mit dem Frühesten begeben werde.“

„Aber unterdeſſen" — ſagte ich lächelnd — „wollen Sie unter dem Thorwege bleiben?"

Er zuckte mit den Achſeln und verſetzte ebenfalls lächelnd:

„Was will man da machen? Ich bin ſehr glücklich, daß man mich meinem Wunſche gemäß einem Jägerbataillon zugetheilt; ich kann doch gewiß nicht verlangen, daß man mir obendrein noch Quartier gäbe."

„Sie ſind ein Deutſcher?"

„Ja wohl," ſagte er, „aus Bayern."

„Aber die Nacht iſt lang," entgegnete ich, „und Sie haben hier wahrhaftig einen ſchlechten Aufenthalt."

„Das wird noch oft ſo kommen," meinte er, „und vielleicht noch ſchlimmer als hier. Da bin ich doch vor Regen und Wind geſchützt; mein Mantel iſt auch warm genug."

„Wiſſen Sie was?" ſagte ich ihm, „ich befinde mich faſt in der gleichen Lage wie Sie; ich bin ebenfalls Freiwilliger, ein Deutſcher, Arzt, und dem Hauptquartier zugetheilt. Ich habe hier eine Anweiſung auf ein Quartier, wahrſcheinlich auch auf ein Bett, und außerdem werden wir gewiß noch eine Matraze oder ein Sopha auftreiben. Kommen Sie mit mir, ich kann einen Landsmann unmöglich unter dem Thorwege laſſen."

Er ſah mich einen Augenblick erſtaunt an und ſagte darauf: „Ich will wahrhaftig Ihre freundliche Einladung nicht abſchlagen. Sie haben Recht; es iſt in der Stube beſſer als hier."

„So kommen Sie, wir wollen gehen."

Wir verließen das Haus und gingen die breite Hauptſtraße von Pavia hinab.

Fort und fort zogen die Truppenmaſſen noch immer durch die Stadt, es war, als ſollte das niemals aufhören. In dieſem Augenblicke war die Straße, ſoweit man ſehen konnte, mit Geſchützen bedeckt, eines hinter dem anderen. Auf den Laffetten ſaßen die Leute in ihren Mänteln, dunkel und geſpenſterhaft; die Lunten

glimmten, die Geschützröhre glänzten in falbem Scheine, die Pferde gingen in langsamem Schritte, und die ganze gewaltige Masse dröhnte auf dem Pflaster dahin, daß die Fenster erzitterten.

Das weiße Kreuz lag in einer engen Nebenstraße und erwies sich als ein sehr bescheidenes Gasthaus. Doch führte man uns in ein großes Zimmer, und da wir zu zwei kamen, so sah der aufwartende Kellner die Nothwendigkeit ein, neben dem vorhandenen Bette noch eine Lagerstatt einzurichten, was er auch auf's Bereitwilligste that. Mein junger Freiwilliger legte seinen Mantel ab, sowie ein kleines Felleisen, das er unter demselben getragen.

„Sie werden müde sein," sagte ich, „und nach Ruhe verlangen?"

„Durchaus nicht," entgegnete er mir; „ich komme heute von Mailand und habe diesen Weg mit einem Einspänner zurückgelegt, auch hielt ich mich unterwegs ein paar Stunden in der Certosa auf. Ein prächtiges Bauwerk, voll der herrlichsten Kunstschätze!"

„Das will ich meinen!" erwiderte ich einigermaßen erstaunt. „Sie sind ein Verehrer der Kunst?"

„Ein Verehrer und Ausüber derselben," antwortete er mir; „ich bin selbst Künstler — hoffe es wenigstens zu sein," setzte er lächelnd hinzu — „ich bin Bildhauer."

„Ah!" sagte ich überrascht; „und Sie verlassen Ihre schöne Kunst, um dem wilden Kriegsleben nachzugehen? — Das finde ich einigermaßen unbegreiflich."

Er zuckte die Achseln und sprach: „Ich verstehe Sie vollkommen; aber es gibt Verhältnisse im Leben, wo es einem die größte Wohlthat ist, sich in einen wilden Strudel zu stürzen, wenn man auch vielleicht darin untergeht; ein wildes, brausendes Leben aufzusuchen, von dem man wenigstens das hat — so hoffe und glaube ich — daß es die Sinne betäubt und das Andenken an frühere Tage vergessen macht."

„Ei, ei!“ entgegnete ich lächelnd; „haben Sie denn ſo ſchreckliche Erinnerungen, die Sie nicht anders als durch ein ſolch überkräftiges Mittel aus Ihrem Gedächtniſſe verbannen können, und ſind dieſe Erinnerungen wirklich der Art, daß Sie Geſundheit und Leben auf das Spiel ſetzen, um ſie und ſich ſelbſt zu vergeſſen?“

„Ja und nein,“ antwortete er mir; „es iſt eine jener Geſchichten, die nur für den, welchen ſie betreffen, die größte Wichtigkeit haben, die aber Anderen unbedeutend, vielleicht fade erſcheinen können.“

„Alſo eine Liebesgeſchichte!“ ſagte ich lächelnd.

„Man könnte es ſo nennen.“

„Und wegen einer ſolchen werden Sie Ihrer göttlichen Kunſt untreu und ſtürzten ſich in dieſes Treiben hier — Sie, den die geringſte körperliche Verletzung, die Sie erhalten, vielleicht für immer untauglich machen wird, je wieder den Modellirſtab und den Hammer in die Hand zu nehmen?“

„So arg iſt es auch wohl nicht,“ entgegnete der junge Mann. „Zum Krüppel geſchoſſen zu werden, wäre mir freilich entſetzlich; aber eine Kugel, die einen ſo mitten aus der Sturmattaque abruft und einen dahin wirft in Gras und Blumen, iſt nicht zu verachten; man ſieht nur noch den letzten betrübten Blick des Kameraden, dann umflort ſich das Auge, und nur das Ohr iſt noch der Vermittler zwiſchen dem Sterbenden und der äußeren Welt, und in dieſes Ohr, das aufmerkſam lauſchende, dringt ein plötzliches Hurrah! ein Siegesjubel! — die feindliche Batterie iſt genommen.“

„Das iſt alles ſehr ſchön und gut,“ antwortete ich dem jungen Freiwilligen; „für Jemanden, der des Lebens müde iſt, wäre ein ſolcher Tod freilich der angenehmſte; aber erſtens kann ich mir in der That nicht denken, daß Sie ſich in dem Falle befinden, und zweitens vergeſſen Sie nicht, daß ſich ein jugendliches Leben, wie das Ihrige, ſchwer von einem ſo kräftigen Körper losreißt. Da liegen Sie in Schmerzen und Todesangſt — keine Hülfe weit und

breit. Die Liebe zum Leben findet sich mächtig wieder ein — umsonst! es fehlt die hülfreiche Hand, welche Sie aufrichtet und sorgsam pflegt!"

„Das ist wohl alles wahr," meinte düster der Bildhauer; „warum aber das Schlimmste glauben? — Ich sagte vorhin: wenn eine Kugel meinem Leben ein Ende macht, wohlan, so geschehe es! Ich will aber damit nicht aussprechen, daß ich das für unbedingtes Resultat meines Feldzuges ansehe und herbeiwünsche; gewiß nicht! Ich will nicht als eine Art von Selbstmörder vor Ihnen stehen, von Ihnen scheiden — was ich vorhin sagte, ist wahr: ich will eine traurige Periode meines Lebens vergessen, vielleicht gelingt es mir, vielleicht putzt der Kriegslärm und das Getöse der Schlacht Kopf und Brust wieder hell und rein — wie sie ehedem waren," setzte er schmerzlich hinzu, „und dann habe ich meinen Zweck auch erreicht! ich habe diesen Beschluß einmal gefaßt, und würde um keinen Preis zurücktreten."

Der junge Künstler gefiel mir, trotz des sonderbaren, für einen ruhigen Menschen nicht vollgültigen Motives, das ihn hieher nach Italien rief. Es lag etwas so Frisches und Gesundes in seinem Aeußeren, und auch in der Art, wie er mir alles das erzählte. Da war nichts Sentimentales, nichts Geziertes, keine Empfindelei; er schaute mich mit seinen glänzenden Augen hell an und drehte seinen Schnurrbart keck in die Höhe, während er mit mir im Zimmer auf und ab schritt.

Ich bin sonst ein Feind aller Liebesgeschichten und danke für jede Mittheilung einer solchen; aber hier war ich wirklich neugierig, zu erfahren, was diese anscheinend so gesunde Natur denn so Schlimmes erlebt habe, um sie zu diesem Beschlusse hieher zu treiben.

„Wissen Sie was?" sagte ich ihm, „Sie sind nicht ermüdet, ich auch nicht, wir wollen uns ein Glas Punsch bestellen, und dann erzählen Sie mir Ihre Geschichte."

„Warum nicht?“ entgegnete er; „aber erwarten Sie nicht, etwas Bedeutendes zu hören.“

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu —
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Der Punſch kam, wir ſteckten uns Cigarren an und mein junger Freund erzählte.

Neunzehntes Kapitel.

Ein beachtenswerthes Kapitel für junge Künſtler, denn es handelt von den Gefahren, in welche man durch weibliche Modelle gerathen kann.

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich ein Bildhauer bin, und wenn ich hinzu ſetze, daß ich längere Zeit in Rom war, daß ich dort, und ſpäter in Deutſchland, die beſten Beſtellungen auszuführen hatte, daß meine Arbeiten außerordentlich geſucht und hoch bezahlt wurden, ſo glaube ich, Sie können daraus entnehmen, daß ich im Stande bin, etwas Ordentliches zu leiſten, daß ich in der ſchwierigen Branche der Kunſt, die ich erwählt — der Bildhauerei nämlich — ein Künſtler bin.

„Eines Tages wurde mir der Auftrag, die Kompoſition zu einem großartigen Grabmal zu entwerfen, welches ein Graf ſo und ſo — der Name thut nichts zur Sache — ſeiner verſtorbenen Gemahlin zu errichten beabſichtigte. Mein Entwurf gefiel, ich führte ihn im Modell aus und ging damit nach Carrara, wo ich mir den nöthigen Marmor ausſuchte, die Arbeit in Punkt ſetzen ließ und ſie

ſpäter ſo weit ausführte, daß ich in Deutſchland an Ort und Stelle nur noch wenig daran zu thun hatte.

„Das Grabmal war für die Kapelle eines großen Schloſſes jener Familie beſtimmt; ich kam zum erſten Male in die Gegend, wo es ſich befand. Dieſe Gegend war reizend, das Schloß ſelbſt über alle Beſchreibung ſchön gelegen. — Erlauben Sie mir," unterbrach er ſeine Erzählung — „daß ich aus meinem kleinen Felleiſen eine Skizzenbuch hole, um Ihnen eine Anſicht dieſes Schloſſes und der Gegend zeigen zu können. —

„Sehen Sie hier!" fuhr er fort, und damit zeigte er mir in einem ziemlich großen Buche die außerordentlich ſchön gezeichnete Anſicht eines der reizendſten Schlöſſer, die ich lange geſehen. Es lag auf der Höhe einer ſanft anſteigenden Thalwand, unten floß ein kleines Waſſer vorbei und ſchlängelte ſich durch Wieſen und zwiſchen ſchön geformten Hügeln, lange noch dem Auge ſichtbar, einer weiten Ebene zu, welche fern am Horizonte von hohen und zackigen Gebirgen eingefaßt war. Das Schloß ſelbſt war ein mittelalterliches Gebäude, auf's Sorgfältigſte reſtaurirt, mit zackigen Zinnen, einem hohen Thurme, vielen kleinen Erkern und Nebengebäuden, mit der freieſten Phantaſie zuſammengeſtellt, oder wie die damaligen Verhältniſſe gerade einen Neubau bedingten; alles das durch Terraſſen und Brücken mit einander verbunden und ſo ein wahrhaft maleriſch ſchönes Ganzes bildend. Das Schloß in ſeiner Höhe ſtand auf der Grenze des lieblich Sanften und wild Romantiſchen. Vor ihm das Thal mit dem Fluſſe und den ſanften, mit Wieſen bedeckten Abhängen war ſchön und anmuthig, und war das Ende einer Berggegend, die ſich hinter dem Schloſſe mit wildem Wald, mit Schluchten voll zackiger Felſen und rauſchenden Bergwaſſern meilenweit fortſetzte.

Der junge Bildhauer legte das Buch an den Fuß der dreiarmigen kupfernen Lampe, welche auf dem Tiſche ſtand und ſagte:

iſt Schade, daß das heiſere Organ, welches im erſten Akte nach einer durchſchwelgten Nacht ſo ganz an ſeinem Platze iſt, nicht angenommen, ſondern ſein natürliches iſt. Man muß genau Achtung geben, um ihn zu verſtehen. Der große Künſtler ſoll auch im Leben etwas ſehr Don Ceſar de Baſſan ſein; anſtändig und nobel, aber ſehr ausſchweifend.

Am andern Morgen nahm ich mir einen Fiaker und kutſchirte in Paris herum, um zu ſehen, ſo viel es mir möglich. Berauſcht, wie ich war von all dem Großen, kann ich mir ſelbſt von dem Geſchehenen kein klares Bild machen, viel weniger einem Andern. Was ſoll ich mehr ſagen, als daß ich im Pantheon, im Dom der Invaliden und in St. Denis war, daß ich vom Louvre ſo viel wie möglich ſah, daß ich auf den Thurm der Kirche Notre Dame ſtieg, im Pflanzengarten die Affen und Bären ſah, im Palais Royal umherlief, den berühmten und berüchtigten Greve- und Carouſſelplatz beſuchte und alsdann ſpät am Abend verwirrt und betäubt zu Bette ging! Gott ſoll mich bewahren, daß ich es wage, etwas über dieſe allgewaltige Stadt zu ſchreiben, ſelbſt wenn ich auch ſtatt zwei Tage vierzehn Tage da geweſen wäre. Auch bin ich überzeugt, daß man mir dies gern erlaſſen wird. Da ich aber die Fahrt auf der Meſſagerie aufs Gründlichſte kennen gelernt habe, ſo will ich noch eine ſchwache Schilderung der Rückfahrt von Paris nach Brüſſel verſuchen, die mit der Herfahrt Aehnlichkeit hatte, aber doch ganz verſchieden war, — Aehnlichkeit, da es daſſelbe unaufhörlich lange Pflaſter war, dieſelbe reizloſe Gegend, und die gleichen Stationen; verſchieden aber durch unſere Reiſegeſellſchaft, die äußerſt zahlreich, ja, zu zahlreich war. Wie die untern Regionen des Wagens beſetzt waren, darum kümmerte ich mich wenig; bis zu uns drang kein Aechzen der Rotundebewohner.

Auf den Bergen iſt Freiheit, der Hauch der Grüfte ꝛc.

ſagte der unſterbliche Schiller irgendwo. Aber wenn wir auch Freiheit und friſche Luft dort oben genug hatten, ſo war letztere ſo ſtark mit Regen vermiſcht, daß wir die ſchlechten flatternden Ledervorhänge vergeblich anſtrengten, um uns dagegen zu ſchützen. Mit dem Conducteur, der ſich, durch das Regenwetter getrieben, zu uns hereinſetzte, waren wir zu Vier auf dem Banquet, lauter hübſche, gut gewachſene, aber ſehr beleibte junge Leute. Ich ſaß zwiſchen zwei Franzoſen eingekeilt, die mich ſonderbar anſahen, als ich meine Cigarrendoſe herausholte, und mich darauf ganz naiv mit einem Blick auf den Conducteur fragten: „Aber Sie wollen rauchen, mein Herr?“ — „Ja ſo, es iſt in den franzöſiſchen Eilwagen verboten, zu rauchen, ſelbſt auf

„Dies iſt alſo der Schauplatz meiner kurzen und traurigen Geſchichte.

„Ich kam zu gleicher Zeit mit meiner Arbeit dort an. Der Unterbau zum Denkmal war vollendet; meine Gruppe wurde ausgepackt und aufgeſtellt. Ich hatte in den erſten Tagen außerordentlich viel zu thun und arbeitete an der Beendigung meiner Figuren vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht. Die Hauptfigur meines Werkes war eine Mädchengeſtalt — Glaube, welche ſich mit dem einen Arm auf die Hoffnung geſtützt, mit dem andern die Liebe empor hält, welche gerade im Begriffe iſt, den Deckel des Sarkophages zu öffnen. Ich weiß nun nicht, woher es kam — genug, ich hatte in Italien keinen recht ſchönen Mädchenkopf finden können, den ich für edel genug hielt, danach meinen Genius der Liebe zu bilden. Ich dachte bei mir: das wird ſich ſchon finden, und ließ jenen Kopf ganz unvollendet. Als nun das Werk aufgerichtet da ſtand und meine Arbeit faſt beendigt war, fehlte mir nur noch jenes Geſicht, und ich befand mich daher in einiger Verlegenheit. Eine faſt fertige Arbeit wieder ernſtlich aufzunehmen, iſt an ſich ſchon ſchwer, hier aber fand ich, daß es mir unmöglich ſei, jenen Kopf ſo zu bilden, daß er zum Ganzen paſſe und ich damit zufrieden ſein könne. An dem Orte, wo ich war, ein Modell zu finden, das mir nur halb genügte, ſchien mir eine Unmöglichkeit. Ich ſtrengte meine Phantaſie an — ich brachte nichts Ordentliches zu Stande, ich war faſt in Verzweiflung und lief träumend umher.

„Um die Bewohner jenes Schloſſes hatte ich mich bis jetzt gar nicht bekümmert. Es war auch von der gräflichen Familie Niemand da; nur ein Beamter lebte hier, ein alter, freundlicher Mann, der mir zu meinen Arbeiten bereitwillig ein paar Zimmer einräumte.

„Unten im Dorfe war ein kleines Wirthshaus: „Zur wilden Roſe“ genannt; dort wohnte ich und dort hielt ich mich auch, nach-

dem die Aufstellung droben beendigt war, den größten Theil des Tages auf. Abends war ich immer in der kleinen Wirthsstube, wo sich die Honoratioren des Dorfes einfanden. Ich muß gestehen diese guten Leute waren außerordentlich dankbar für die Zierde, die der Schloßkapelle durch mein Werk zu Theil geworden, und sie überhäuften mich mit Aufmerksamkeiten. Von der Malerei hatten sie einen ziemlichen Begriff, aber meine Kunst war ihnen vollkommen fremd, weßhalb es ihnen auch ein großes Vergnügen gewährte, als ich ihnen etwas vom Wesen derselben auseinander setzte und ihnen den richtigen Begriff von einem Thonmodell und über die Ausführung in Stein beibrachte. Hier fand sich auch jener Verwalter des Schlosses häufig ein, sowie der Schultheiß des Dorfes und der Lehrer; und nicht selten erwies uns auch der Pfarrer die Ehre, in unserer Gesellschaft sein Gläschen zu trinken.

„Eines Abends kam wieder, wie gewöhnlich, die Rede auf mein Werk, und der Pfarrer, der an dem Nachmittage mit mir oben war, bedauerte, daß der Kopf der einen der Figuren immer noch nicht vollendet sei. Ich entgegnete ihm, daran sei Niemand Schuld, als die hiesige Bevölkerung; ich hätte gehofft, unter den Mädchen ein passendes Modell zu finden, müsse aber leider gestehen, daß ich bis jetzt nichts angetroffen, was mir brauchbar erschienen."

„Ah, das ist eine Schande für uns!" sagte lachend der Schulmeister; „aber vielleicht verlangen der Herr Professor auch zu viel" — so nannten sie mich nämlich. — „Was meinen Sie denn zu Verwalters Rosalie?"

„Possen!" sagte der alte Mann vom Schlosse.

„Ich mußte gestehen, daß ich bis jetzt keine Ahnung davon hatte, daß es droben eine Tochter des Verwalters gäbe."

„Das wäre ein schönes Modell für einen Kopf der Liebe," meinte der Pfarrer.

„Ich wurde neugierig und bestürmte den alten Verwalter mit Bitten, mir doch wenigstens den Anblick seines Kindes zu gönnen.

„Dieſer aber zuckte die Achſeln und meinte, es ſei nicht ſo arg. Da gerieth jedoch der Schulmeiſter in eine wahre Ekſtaſe und verſicherte hoch und theuer, er wolle anfangen das A B C nochmals zu lernen, wenn ich nicht ſpäter geſtehen müſſe, daß Roſalie das lieblichſte und ſchönſte Geſicht habe, das mir in meinem ganzen Leben vorgekommen."

Hier that der junge Bildhauer einen tiefen Zug aus ſeinem Punſchglaſe, zündete ſeine Cigarre, die ihm ausgegangen war, wieder an und fuhr nach einer Pauſe fort:

„Leider hatte der Schulmeiſter Recht. O, hätte ich ihm nie geglaubt und hätte den unfertigen Kopf nach einem der vielen Bilder fertig gemacht, die mir in der Nacht nach jenem Geſpräch wie warnend im Traume erſchienen! Er wäre nicht ſo ſchön geworden, wie er jetzt iſt, aber ich hätte meine Ruhe behalten — — und wäre jetzt nicht hier in Italien.

„Ich ſah alſo gleich den andern Morgen das Mädchen, ich war entzückt von dieſer lieblichen Erſcheinung, ich bat den Vater auf's Dringendſte um die Erlaubniß, ſie zum Modell meiner Liebe zu nehmen. Er gab es nicht gern zu, und erſt den mit den meinen vereinigten Bitten des Schulmeiſters und Pfarrers gelang es, ſeine Einwilligung zu erhalten.

„Roſalie war ſechszehn Jahre alt. Anfangs überlief ſie ein frommer Schauder bei dem Gedanken, daß ihr Geſicht ſo allein in der Kapelle zwiſchen anderen weißen Geſtalten ſtehen ſolle, und ſie beruhigte ſich erſt, als ich ihr verſprach, auch meine „Hoffnung" ſo weit abzuändern, daß ſie einer ihrer Freundinnen ähnlich ſehe — einem ebenfalls recht hübſchen Mädchen.

„Ich modellirte nach ihrem lieblichen Geſichte und war glückſelig dabei. Ich führte es in Marmor aus und war entzückt über mein eigenes Werk. — Was ſoll ich Ihnen aber nun weiter ſagen? Das Uebrige können Sie ſich ganz gut denken. — Ich hatte bis dahin nur meiner Kunſt gelebt, all' die ſchönen Weiber- und

Mädchengestalten, die mir bisher begegnet, hatte ich nur so mit den Augen des Künstlers angesehen. — Hier war das zum ersten Male anders; kurz, ich liebte, ich liebte grenzenlos mit der Gluth der Jugend, mit dem Feuer der ersten Liebe.

„Wie hatte ich anfänglich den Tag herbeigewünscht, an dem ich diese einsame Gegend wieder verlassen könnte! Jetzt aber hätte man mir alle Schätze der Welt bieten können, ich hätte freiwillig dieses für mich so reizende Thal nicht mehr verlassen. Ich hoffte auf ihren Besitz, ich wollte hier ein stilles Künstlerleben führen, fern vom Geräusche der großen Städte; ja, wenn es mir an Arbeit in meiner Kunst gemangelt hätte, so würde ich diese bei Seite geworfen haben, ich hätte mich mit dem bescheidensten Dasein begnügt. Ich wäre dem Schulmeister als Zeichnenlehrer an die Hand gegangen, ja ich wäre Steinhauer geworden und hätte Grabsteine und Tröge gemeißelt. — Ich war wie rasend vor Liebe."

„Es scheint mir wirklich so," entgegnete ich ihm lächelnd.

„Auch Rosalie liebte mich, ich wußte das ganz wohl, doch habe ich nie ein Geständniß von ihr erhalten; ich wußte es — das war mir genug. Ich wollte dieses selige Geheimniß, das meine ganze Brust ausfüllte, nicht in Worten vor meinen Ohren hören, nicht eher, als bis mir ihr Besitz gesichert gewesen wäre.

„Da sprach ich mit dem Vater — aber meine Hoffnungen wurden mit einem Male vernichtet. Zuerst lächelte er über meinen Antrag, wie über eine leichte Grille, ein jugendliches Aufwallen, das bald vorüber sein werde. Als ich aber dringender wurde, als ich ihm gute und gültige Beweise über meine Verhältnisse vorlegte, und dringend die Hand seiner Tochter verlangte, da schüttelte er seinen Kopf und sagte fest und ruhig? „Unmöglich! daraus kann in alle Ewigkeit nichts werden!"

„Längere Zeit wollte er mir, dem Verzweifelnden, nicht einmal einen Grund angeben; endlich sagte er, über das Schicksal Rosaliens sei in frühester Jugend entschieden worden, er könne,

bei Gott dem Allmächtigen! nicht anders handeln. Da wurde der alte Mann weich und die Thränen traten ihm in die Augen. Er gab sein heiligstes Wort, daß er in der Sache nichts für mich thun könne, und wenn ihm selbst, dem Vater, der mich lieb gewonnen, das Herz darüber breche. Er rieth mir, augenblicklich abzureisen, und setzte hinzu: „wenn Sie nicht gehen, so sehe ich mich genöthigt, das Mädchen zu entfernen."

„Diesem seinem Worte glaubte ich nicht und irrte wie ein Wahnsinniger mehrere Tage durch die Wälder, trat unzählige Mal in die Kapelle vor mein Werk, umkreiste das Schloß, um sie zu sehen — umsonst! — ich konnte keine Spur von ihr entdecken. Ich dachte mir, ihr Vater bewache das Mädchen, weil ich mich in der Nähe des Schlosses umher treibe; ich blieb deßhalb drunten im Wirthshause in meiner Stube, wo ich an ihre Fenster sehen konnte. Alles vergebens! Dort droben blieben die Vorhänge fest zugezogen — ich konnte nichts von ihr entdecken.

„Da kam eines Morgens der Schulmeister zu mir — er hatte von der Geschichte gehört — und während ich mit ihm darüber sprach, schnupfte die gute Seele aus einer Horndose eine Prise um die andere, und dabei zwinkerte er mit den Augen, als wenn ihm sein Tabak zu stark wäre."

„Wissen Sie was, mein lieber Herr Professor?" sagte er nach einer Pause; „reisen Sie ab — Rosalie ist fort."

„Fort? Und wohin?"

„Das weiß Niemand, als der Alte droben."

„Ihr Vater?"

„Ja," sagte stockend der Schulmeister, „ja — ihr Vater — doch man weiß das nicht so ganz genau."

„Was?" rief ich und ein Strahl von Hoffnung belebte mich; „man weiß nicht ganz genau, ob Rosalie abgereist ist?"

„O nein," entgegnete er, „daran ist kein Zweifel; aber man weiß nicht genau, ob der Alte droben — — ihr Vater ist."

„Ah!“ rief ich aus, „und ich kann Sie versichern, diese Nachricht traf mich wie ein Blitzstrahl. Ich versuchte, aus dem Schulmeister mehr herauszubringen — umsonst. Entweder wußte er in der That nichts, oder er wollte nichts sagen.

„Darauf hatte ich eine zweite Unterredung mit dem alten Verwalter. Sie hatte denselben Erfolg wie die erste, und er sagte mir am Ende achselzuckend: Da Sie nicht gegangen sind, wie ich Ihnen gerathen, so habe ich das Mädchen entfernen müssen. — Lange stand ich dann in der Kapelle vor meinem Werk und schaute unter Thränen das marmorne, blasse, geisterhafte und doch so liebe, liebe Gesicht an. O, meine Kunst hatte mir trefflich gedient: da war jeder ihrer reizenden Züge mit einer Treue wiedergegeben, mit einer Wahrheit, die mich jetzt schaudern machte. Mehrmals stand ich im Begriffe, mit Hammer und Meißel mein eigenes Werk zu verderben? aber eine unsichtbare Gewalt zog meinen Arm zurück, so oft mich dieser unselige Gedanke antrieb, die Hand zu erheben. Ich floh die Kapelle, packte meine Sachen zusammen, ich verließ das Thal und die Gegend; ich ging nach München zurück und legte mich auf genaue Kundschaft über die Verhältnisse jener gräflichen Familie, für die ich garbeitet. Ich hoffte hier einen Faden zu erhalten, der mich auf ihre Spur leiten könnte. — Wenn sie, wie der Schulmeister mir angedeutet, nicht die Tochter des Verwalters war, wer konnte sie sein? — Ich erfuhr endlich, daß der jetzige Besitzer jener Herrschaft, Graf D., keine Kinder habe, wenigstens keine legitimen; doch erzählte man sich von einem gespannten Verhältnisse, in welchem er lange Zeit mit seiner Gemahlin gelebt. — War Rosalie vielleicht seine natürliche Tochter? — ein schrecklicher Gedanke, wenn ich ihre Züge nachgebildet am Grabe derjenigen, welche die Gemahlin ihres Vaters war, ohne ihre Mutter gewesen zu sein!

„Aber meine Ruhe war dahin, meine Kunst widerte mich an. So oft ich nach jener Zeit den weichen Thon zu formen begann,

ſo traten immer und ewig ihre Züge zu Tage. Ich verließ München wieder, ich wollte große Reiſen unternehmen, weite unbekannte Länder ſehen — ich hoffte, ſie alsdann zu vergeſſen. Da ertönte aus den lombardiſchen Ebenen der erſte Trompetenſtoß, da entfaltete Radetzky, der große Feldherr, ſeine ſiegreiche Fahne, da vernahm ich, daß Graf D. in öſterreichiſche Dienſte getreten war, um den glorreichen Feldzug des Jahres 1848 mitzumachen. Es war mir wie ein Wink des Schickſals, in ſeine Nähe zu eilen. Die Jugend hat ſonderbare Träume — ich dachte an große Thaten, die ich verrichten wollte; ich ſah mich auf blutgedüngtem Schlachtfelde, vielleicht in ſeiner, des Grafen Nähe. Er lag ſchwer verwundet in meinen Armen — ſo phantaſirte ich — es war in ſtiller Nacht, er vertraute vor ſeinem Tode dem Deutſchen, dem Landsmanne, ein Geheimniß an, das ſeine Bruſt bedrückte, er erzählte mir von jenem Schloſſe und von einer Tochter, die ihm dort lebe — — ſolche Bilder beſchäftigten meinen Geiſt und zerſtörten meine Geſundheit.

„Auf dem Wege nach Verona, wo ſich damals die öſterreichiſche Armee befand, wurde ich krank und lag Monate lang an einem heftigen Fieber darnieder. Als ich wieder hergeſtellt war, ſchien der ganze Feldzug beendigt. Radetzky war ſiegreich in Mailand eingezogen, der Waffenſtillſtand mit Karl Albert geſchloſſen. Da ward dieſer unverhofft gekündigt, der Marſchall zog auf's Neue ſein Schwert für die gerechte Sache; ich eilte hieher und meldete mich als Freiwilliger. Ich wurde angenommen, wie Sie bereits wiſſen, und — das iſt meine ganze Geſchichte."

So erzählte mir der junge Bildhauer, und ſeine Geſchichte war mir ſo intereſſant, daß ich nicht bemerkte, wie ſchnell die Zeit verflogen. Unſer Punſch war zu Ende, mehrere Cigarren ausgeraucht, und die Flamme des dreiarmigen Leuchters brannte dunkelroth, und zu dem Fenſter herein drang der ſchwache Schein des anbrechenden Morgens. Da ſtanden unſere unberührten Lagerſtätten — wer wollte ſich jetzt noch für eine kleine Stunde zur Ruhe legen?

Mein junger Künstler war sichtlich aufgeregt und ging mit heftigen Schritten auf und nieder. In dem Nebenzimmer wurde es lebendig. Stimmen riefen, Säbel klirrten auf den Gängen und Treppen, im Hofe schmetterte lustig eine Trompete.

Ich öffnete das Fenster und sah beim schwachen Scheine der Morgendämmerung, wie sich ein Stabsdragoner zu Fuß eilfertig dem Gasthofe näherte. Es war der Reiter, den ich bei meinen Pferden zurückgelassen. Ich rief ihm zu, daß ich auf Nummer Vier sei, und darauf sprang er die Treppe herauf und meldete mir, das Hauptquartier breche in einer Viertelstunde auf.

Mein junger Bildhauer hatte sein Skizzenbuch wieder in das Felleisen gepackt, wir riefen nach einer Tasse Kaffee, die uns ein schlaftrunkener Kellner brachte; dann machten wir mit kaltem, frischem Wasser und einer Haarbürste unsere Toilette, und nahmen Abschied von einander, wie langjährige gute Freunde. Ehe ich aber den jungen Freiwilligen verließ, schrieb ich ihm auf eine Karte ein paar freundliche Worte an den Major v. C., einen liebenswürdigen Offizier, den ich kennen gelernt und bei dessen Bataillon mein junger Landsmann eingetheilt war.

„Ich habe Sie in der That lieb gewonnen," sagte er mir und drückte mir zum Abschiede herzlich die Hand; „ich hoffe, wir sehen uns wieder. Vielleicht auf dem Schlachtfelde — vielleicht auch im Spital," — setzte er lächelnd hinzu.

„Gott wolle das verhüten!" versetzte ich ihm ernst; „doch für den Fall, daß Ihnen etwas begegnen sollte, nehmen Sie meine Karte — „Doktor Wellen beim Hauptquartier." Wenn es möglich, so verlangen Sie nach mir oder schicken mir diese Karte zurück; ich werde Sie alsdann nach besten Kräften aufsuchen und will Sie gewiß finden. Adieu, mein lieber Freund — Muth und Vertrauen!"

Er nahm sein Felleisen unter den Arm, warf den Mantel über

und wir schieden von einander mit denselben Gefühlen, als ob wir uns schon lange Jahre gekannt hätten.

Mit dem ersten Scheine des jungen Tages brach das Hauptquartier von Pavia auf, ich mit demselben. Es war ein schöner, klarer, etwas frostiger Morgen; die Pferde schüttelten sich und sogen schnaubend die kalte Luft ein. Drüben bei Graveltone sahen wir vor uns die letzten Truppentheile, welche heute noch in aller Frühe die Stadt passirt hatten. Wir ritten weiter — es fiel nichts von Bedeutung vor.

Den folgenden Tag trafen wir auf jenes Jägerbataillon; es war die letzte Nacht durchmarschirt und uns so vorgekommen. Ich sprach den Kommandanten desselben, Major v. C.; er hatte meine Karte erhalten, der Freiwillige war bereits eingekleidet und eingetheilt worden.

„Ein hübscher Bursche!" sagte der Major, indem ich an ihm vorbeiritt und ihm herzlich die Hand schüttelte, „und er hat, glaube ich, den Teufel im Leibe — kennt das Exercitium wie ein alter Jäger."

„Ich glaube, er hat in Mailand darin Privatstunde genommen," erwiderte ich lachend.

„Wird ihm gut bekommen, die Lektion!" sagte der Major und blickte in die Luft hinauf; „es riecht hier verdammt nach Pulver, es kann mit Nächstem losgehen. Denken Sie an mich, Doktor!"

„Na, leben Sie wohl! auf frohes Wiedersehen!" — Wir drückten uns herzlich die Hand und schieden.

Da kam der Tag von Mortara. Es war Abends in einem kleinen Neste, ein paar Stunden von eben genannter Stadt — ich habe den Namen des Dorfes vergessen — da hörten wir vor uns und rechts neben uns die ersten Kanonenschüsse; unsere braven Truppen hatten in zwei Gefechten zu thun, bei Gambolo das eine, das bedeutendere bei Mortara. — Aber alles das ist genugsam bekannt.

Noch in der Nacht verließ ich das Hauptquartier und ging nach Mortara, um da hülfreiche Hand zu leisten. Es gab genug zu thun, und sämmtliche Aerzte kamen aus den provisorisch eingerichteten Lazarethen diesen und den folgenden Tag nicht hinaus.

Zwanzigstes Kapitel.

Vor, während und nach der Schlacht. — Heute roth, morgen todt.

Ich glaube nicht, fuhr der Präsident der Leimsudia, nachdem er einen tüchtigen Schluck aus seinem Glase gethan, nach einer Pause fort, daß es euch darum zu thun sein wird, von mir die Schilderung eines Verbandplatzes während und nach der Schlacht zu erhalten. Man sieht da an menschlichem Jammer und Elend, was die kühnste Phantasie nicht auszudenken im Stande ist, fürchterliche Leiden des Körpers und der Seele. Ich muß euch gestehen, ich betrachtete ängstlich jeden neuen Verwundeten, der mir gebracht wurde: denn ich fürchtete immer, meinen jungen Freund vor mir zu sehen mit zerschossenen Gliedern.

Aus dieser Besorgniß riß mich endlich gegen Mitternacht Major v. C., der in das Spital kam — sein Bataillon lag dicht bei Mortara — um nach seinen verwundeten Leuten zu sehen. Die braven Jäger hatten sehr gelitten. Natürlich war meine erste Frage nach jenem jungen Manne.

„Er ist wohl und gesund," gab mir der Major zur Antwort, „und es freut mich außerordentlich. Geben Sie Acht, der bringt's bald zum Offizier," setzte er hinzu. „Freilich ein tollkühner Bursche, aber dabei mit einem ungeheuer kalten Blute, was man selten beisammen findet, und schießt zugleich wie ein Engel. Ich werde

dem Banquet, wenn keine Damen da sind.“ — „Allerdings, mein Herr!“ — „Sehr gut!“

Und schon wollte ich meine Cigarre in größter Ruhe wieder einschieben, als mir die beiden höflichen Franzosen, wahrscheinlich durch meine Folgsamkeit gerührt, versicherten, so eine kleine Cigarre würde ihnen nichts schaden, ich möchte sie nur rauchen. Unsere Lage dort oben war in Wahrheit schrecklich. Keiner konnte sich neben dem Andern rühren. Der Regen goß in Strömen und drang zu uns herein, und hinter unserm Sitze war das Leder nicht befestigt, so daß Niemand den Kopf anlehnen konnte. Und dabei hatten wir vier und zwanzig Stunden vor uns, die beim furchtbaren Schütteln des Wagens auf dem entsetzlichen Pflaster also zugebracht werden mußten.

So kamen wir zur Vorstadt St. Martin heraus, passirten die Barrière und fuhren in scharfem Trabe davon, als wir plötzlich vor uns auf der Straße einen Mann gewahr wurden, der sich in sonderbarer Lage befand. Er streckte die Arme nach uns aus, in der Art, wie es Beter an der Straße vor Heiligenbildern zu thun pflegen. Gäbe es heut zu Tage schon Luftdampfschiffe, so hätte man ihn für einen Passagier halten können, der mit seinen sämmtlichen Effekten einem solchen entfallen wäre. In seiner Nähe war weder Wagen noch Haus, noch sonst etwas zu sehen, und doch befand er sich hier mitten im Regen, umgeben von zwei Koffern, einem Nachtsack und ein paar Hutschachteln. Es dauerte indessen nicht lange, so wurden wir durch den Conducteur belehrt, daß der Mann dort ein sogenannter blinder Passagier sei, einer seiner besten Freunde, der um Alles in der Welt morgen nach Brüssel müßte.

„Es ist ein Franzose, meine Herren,“ haranguirte uns der Conducteur, „ein Landsmann, der sich in Verlegenheit befindet, wir müssen ihm helfen.“ — „Ja, ein Landsmann,“ wiederholten seufzend meine beiden Reisegefährten, „aber wohin mit ihm?“ Der Wagen hielt, und der Conducteur ließ sich die beiden Koffer, Hutschachteln und Nachtsack heraufreichen und überließ dem Neuangekommenen seinen Platz auf dem Banquet, wogegen er sich trotz des dichten Regens hinaus zum Postillon setzte. Der blinde Passagier, ein wohlgenährter Epicier der Rue St. Honoré, kletterte mit Mühe zu uns herauf, denn neben einem nassen Mantel, den er auf den Schultern trug, hinderten ihn ein paar große Melonen, die er unter dem Arme hielt, an freier Bewegung. Glücklicher Weise kam er nicht neben mir zu sitzen. Sein Mantel troff von Nässe, ein Umstand, der nur seinem Nachbar zu Gute kam. Dagegen aber verbreitete sich der unangenehme Geruch der überreifen Melonen schnell durch den ganzen Wagen. So fuhren wir dahin, eingekeilter als je, und wir alle vier lieferten einen schlagenden

mich wahrhaftig genöthigt sehen, ihn zur silbernen Medaille vorzuschlagen, wenn er sich nicht in den nächsten Tagen vielleicht gar die goldene heraus haut." — —

Vor Mortara wich der Feind, wie bekannt zurück, und der König von Sardinien sammelte bei Novara seine ganze Streitmacht, um die österreichische Armee in ihrem Siegeslauf aufzuhalten. Es war eine blutige Affaire, die bei Novara, und als wir gegen Mittag das Schlachtfeld betraten, sah man die verschiedenen Gefechtaufstellungen, wie sie heute Morgen gewesen, bezeichnet durch Massen von Todten und Verwundeten, die überall herum lagen. — Hier gab's zu thun. Ich blieb auf dem ersten Verbandplatze, den wir erreicht, und bat einen der jungen Ordonnanzoffiziere, mich rufen zu lassen, sobald man meiner, was ich übrigens nicht hoffe, beim Hauptquartier bedürfe. Nachdem ich ein paar Stunden auf dem Verbandplatze mein Möglichstes gethan und in doppelter Hinsicht froh war, daß kein Bote an mich gekommen, sah ich einen Stabsdragoner eilfertig die Straße hinab eilen, der überall umher schaute und richtig auch mich zu suchen kam. Einem seiner Kameraden, im Gefolge des Hauptquartiers, war von einer Geschützkugel der Fuß weggerissen worden, und man beorderte mich, dorthin zu kommen. Ich warf mich auf's Pferd, und nach einer kleinen halben Stunde langten wir im Hauptquartier an.

Dieses stand ziemlich tief im Feuer. Schon ehe wir den Feldmarschall erreichten, schlugen die schweren sechspfündigen Kugeln rechts und links auf die Chaussee und in die Weingärten. Mein Geschäft war bald beendigt; ich ließ den Verwundeten zurückbringen und blieb nun hier, um für alle Fälle bei der Hand zu sein.

Es war ein grauenvoller Tag. Des Himmels Angesicht war verhüllt in graue Schleier ob all der Gräuel, die unter ihm geschahen; Nebelmassen sanken herab und wurden zerrissen wieder

emporgeschleudert von dem unendlichen Pulverdampf, der die Ebene bedeckte.

„Einer meiner genauen Bekannten, ein Ordonnanzoffizier, Graf S., kam herangesprengt und suchte nach einem Arzte. Ich eilte mit ihm fort, in die Schlachtlinie hinein, um einem Offizier, der dort schwer verwundet lag, wo möglich Hülfe zu bringen. Wir hatten eine weite Strecke zu reiten. Ich rauchte eine Cigarre, der junge Offizier wollte sich die seinige bei mir anzünden, — da, als wir unsere Pferde gegen einander dirigirten, fuhr eine Granate zischend und heulend zwischen unseren Köpfen hindurch — ein unwillkommenes Feuer. — Ich hatte bei diesem Ritt Gelegenheit, zu bemerken, wie wenige von den in einer Schlacht abgeschossenen Kugeln eigentlich treffen. Das pfiff und sauste immer nur so an uns vorbei und um uns herum und als wir näher kamen, waren die Vollkugeln und Granaten, die vor und hinter uns, rechts und links einschlugen, nicht mehr zu zählen. Ich hätte nimmer geglaubt, daß ich mir nach kurzer Zeit so wenig daraus machen würde, mich so als lebendige Scheibe hinzustellen; aber man wird das Ding gewohnt, und nur alsdann tief davon erschüttert, wenn man zufällig in die Nähe eines Bataillons kommt, wo so eine mörderische Kugel mehrere Rotten wegreißt und ein halbes Dutzend Menschen in ihrem Fluge dahin wirft, so daß die Nebenstehenden für einen Augenblick entsetzt auf die Seite prallen.

„Bald mischten sich unter das grobe Geschütz Kartätschen und einige weit gegangene Büchsen- und Flintenkugeln; auch mehrten sich die Leichen am Boden. Es war in der Nähe der Casa Visconti, einer Villa mit hohen Mauern und Thoren, die von den Piemontesen mit Geschütz und Mannschaft besetzt und auf's Hartnäckigste vertheidigt wurde. Hier litten besonders die Wiener Freiwilligenbataillone beim Sturm auf diese Villa. In der Richtung vom Haupttthore, aus dem vier Geschütze ein ununterbrochenes Kartätschenfeuer unterhielten, lagen ganze Reihen niedergestreckt.

„Wir ritten auf einem Feldwege, der uns dorthin brachte; und dieſer Feldweg hatte das Angenehme, daß auf ihn alle Kartätſchenkugeln, welche über die Häupter der Stürmenden hinwegſausten, einſchlugen und ſie waren wahrhaftig nicht zu zählen.

„Reiten wir gerade aus?“ rief ich dem jungen Offizier bei dieſem Anblick zu; „oder machen wir einen kleinen Umweg?“

„Immer der Naſe nach!“ entgegnete er lachend und warf ſein Pferd in den Kugelregen hinein.

„Es war auf unſerer Seite und zu den Füßen unſerer Pferde ein Anblick, wie wenn im Sommer auf einer ſtaubigen Chauſſee ſchwere Regentropfen mit großer Gewalt aufſchlagen, ſo ziſchte und klatſchte es hier von allen Seiten, und das war eine Strecke von vielleicht hundert Schritten, die wir ſolcher Geſtalt zu paſſiren hatten.

„Unter einem Baume, etwas rückwärts von der Schlachtlinie, fanden wir den Offizier, zu deſſen Hülfe ich herbeigeeilt. Es war leider zu ſpät! Er hatte zwei Kartätſchenkugeln in der Bruſt, und wir kamen früh genug, ihm die Augen zuzudrücken. Aber ich hätte ihn, auch wenn ich früher gekommen wäre, nicht retten können — jede der Verwundungen war tödtlich.

„Wir ſchwangen uns wieder auf unſere Pferde, um zum Hauptquartire zurück zu eilen in dem Augenblicke, als ein friſches Jägerbataillon gegen das Thor der Villa geführt wurde. Es war Major v. E. — Ich zitterte ordentlich bei dem Gedanken an meinen jungen Künſtler, ob er wohl noch unter den Lebenden ſei, oder ob er nicht am Ende hier vor meinen Augen todtgeſchoſſen werde. Unter lautem Hurrah kamen die Jäger heran. Gott ſei Dank! dort ſah ich ihn auf dem Flügel, das friſche Geſicht von Pulverdampf geſchwärzt. Er ging mit den Andern freudig darauf los, wie zu einer Luſtpartie: vorn auf der Bruſt zwiſchen dem ſchwarzen Lederzeug hatte er eine blaurothe Nelke ſtecken. Auch er erkannte mich; denn er winkte mit der Hand und zeigte freudig lachend auf

das Thor droben, das immer dichtere Pulverwolken und immer zahlreichere Kartätschenkugeln ausspie.

„Wie gingen die braven, tapferen Jäger darauf los! Zuerst schwenkten sie etwas gegen die Mauer, dann wandten sie sich wieder dem Thore zu. Schon waren sie nicht fünfzig Schritte mehr davon entfernt, da blitzte es abermals aus diesem Höllenrachen hervor. Mehrere Kugeln hatten getroffen. Mancher, der eben in frischer Jugendkraft vorwärts geeilt war, lag zerschmettert am Boden, todt oder schwer verwundet; Mancher blieb plötzlich wie angewurzelt stehen und stierte eine Sekunde vor sich hin — auf den bleichen Zügen die grauenhafteste Ueberraschung; dann ward sein eben noch so lebhafter Blick starr und gläsern, er drehte sich mit einer entsetzlichen Geschwindigkeit herum und fiel todt auf das Gesicht. Aber der Anblick so mancher gefallenen braven Kameraden entflammte den Muth der Jäger höher und höher. Aufgepaßt! schrien die Vorderen. — Nieder, nieder! Ganze Reihen bückten sich bei diesem Zurufe der Kameraden tief auf den Boden. Droben auf der Villa krachten abermals die Schüsse, pfiffen abermals die Kugeln, sausten aber unschädlich über die am Boden liegende Mannschaft hinweg. Wie Ein Mann erhob sich diese wieder und eilte in wilden Sprüngen vorwärts. So stürzt der Tiger auf seine Beute. Da hörte man keinen Schuß mehr aus der Reihe der Jäger; die Büchse mit dem doppelschneidigen Hirschfänger zum Stoßapparat umgewandelt, waren die Verwegensten von ihnen in drei, vier Sätzen vor dem Thore der Villa. Die piemontesischen Artilleristen hatten in diesem Leben zum letzten Male gefeiert. Kobolden gleich verschwanden die Jäger und die Wiener Freiwilligen zwischen den Gebäuden. Der Pulverdampf verzog sich langsam, die blanken Kanonenmündungen sahen jetzt zum ersten Male stumm und still auf das Todtenfeld hinaus, und nachdem drinnen in dem Hofraum der Kampf unter Flinten- und

Büchſenſchüſſen noch einige Minuten fortgedauert, waren die Piemonteſen verjagt und die ſtark befeſtigte Villa genommen.

„Wir ritten durch das Thor hinein, über Leichen und Sterbende hinweg. Drüben ſammelte der tapfere Major von C. ſeine Leute auf's Neue, um die Braven zur weiteren Arbeit zu führen. Ich hatte nun Zeit, ihm meine Bewunderung auszudrücken und mich nach meinem jungen Freunde umzuſchauen. Da war er an der Seite des Majors friſch und lebendig, aber um den Kopf hatte er ein weißes Tuch gebunden und darüber keck den Jägerhut auf's Ohr geſetzt. „Ein kleiner Säbelhieb!“ rief er mir zu; „unbedeutend, nicht der Rede werth!“ Seine Nelke hatte er noch im Knopfloch ſtecken, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu ſagen: „Aber warum haben Sie ſich mit Blumen geſchmückt?“ worauf er mir antwortete: „Ein Feſttag! ein Freudentag!“ und dann ſetzte er leiſer hinzu: „Es war ihre Lieblingsblume.“ — „Narrenpoſſen!“ brummte der Major, indem er den Schweiß von der Stirne wiſchte; „ich habe das heute Morgen ſchon geſagt, thun Sie mir das Ding weg! Wozu die rothe Blume? Wir ſehen ja Blut genug um uns.“ — „Wenn Sie befehlen, Herr Major,“ antwortete er darauf, „ſo ſtecke ich ſie in die Taſche.“ — Und er that alſo.

„Wer mich kennt,“ ſagte der Major leiſe zu mir, „weiß, daß ich ebenſo getroſt mit meinem Bataillon gegen den Feind marſchire, als ich einen Spaziergang mache; aber ſo was kann ich nicht leiden: das Ding ſah aus, wie eine klaffende Wunde auf der Bruſt.“ — Nun Gott befohlen! — Vorwärts, Kinder! — Adieu, Adieu!“

„Die Jäger ſtießen wieder zu ihrer Diviſion, wir kehrten nach dem Hauptquartier zurück.

„Die Schlacht dauerte bis zum Abend. Die Nebel ſanken wie graue Schleier auf den Boden nieder und bedeckten darauf mit einem feinen Regen Tauſende der Unglücklichen, die hier beiſam-

men lagen. Das Hauptquartier ging nach Charlasco zurück; doch brauchten wir mehrere Stunden, um Schritt für Schritt durch den Knäuel von Menschen und Pferden, Geschützen und Wagen zu dringen, mit denen die Landstraße bedeckt war. Es war spät in der Nacht, als wir in unser Quartier kamen. Keiner hatte nach diesem aufregenden Tagewerke Lust, sogleich zu Bette zu gehen; auch fehlte noch mancher der Ordonnanzoffiziere, die da und dorthin auf das Schlachtfeld geschickt worden waren und deren Rückkehr wir abwarten wollten. Im Kamine brannte ein großes Feuer, wir saßen im Kreise herum und erzählten unsere Erlebnisse. Bald hörten wir jedoch Pferdegetrappel, Einer um den Andern kam zurück, durchnäßt und müde, zuletzt Graf S., der am Schlimmsten aussah — denn er hatte keinen Paletot, und an dem dünnen Attila troff das Regenwasser herunter.

„Du siehst schön aus!“ riefen ihm die Kameraden zu; „wie kann man auch in dem Wetter ohne Mantel ausreiten?“

„Ihr habt gut reden!“ sagte lustig der Husarenoffizier; „wie ihr mich da seht und ich da vor euch stehe, bin ich wahrhaftig noch ein paar Procent besser, als der heilige Martin. Der hat seinen Mantel mit jenem Armen nur getheilt, ich habe den meinigen ganz weggegeben. Habt Respekt — ei, das ist ja der Doktor!“ wandte er sich an mich; „Sie sind an meiner außerordentlichen That die Hauptursache.“

„Mich überschlich bei diesen Worten eine traurige Ahnung.

„Da habe ich etwas für Sie,“ fuhr Graf S. fort; dabei hob er seine Säbeltasche in die Höhe und zog ein kleines Stück Papier heraus, das er mir darreichte.

„Es war meine Karte, die ich vor einigen Tagen in Pavia dem jungen Freiwilligen gegeben. Sie war zerknittert, von Pulver geschwärzt — — mit Blut befleckt.

„Erzähle,“ riefen die anderen Offiziere, „was hast du getrieben?“ Auch ich bat mit leiser Stimme darum.

„Als Alles vorbei war," ſagte der Huſar offen, dem man begreiflicher Weiſe den beſten Platz am Herde eingeräumt — „wurde ich mit einem Befehle bedacht, den ich nach dem zweiten Armeecorps bringen ſollte; ich habe in ſolchen Fällen immer das meiſte Glück. Mein Pferd war müde, ich auch, wir Beide ebenfalls durchnäßt, aber der Dienſt rief. Was Teufel! ich hatte nicht daran gedacht, nochmals in die Nacht hinaus zu müſſen; ich dachte mir: die Sache iſt zu Ende, jetzt geht's nach Hauſe, und deßhalb hatte ich auch ſo ziemlich alle Direktionen verloren, und es war mir nur eine unbeſtimmte Idee davon geblieben, wo der Stab des zweiten Corps vielleicht zu finden ſei. Da ſtand ich allein in der Nacht unter dem ſtrömenden Regen, und ſchaute mich rings um. Mein Pferd ließ die Ohren hangen und wandte ſich mehrmals der Gegend zu, von woher man noch das Geklirre des abziehenden Hauptquartiers vernahm. Zu all dem Vergnügen war es noch ſtockdunkel, tiefe Waſſergräben gab es auf allen Seiten, wie ich genau wußte — die Sache war höchſt amuſant." — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hier unterbrach ſich der erzählende Präſident der würdigen Geſellſchaft und ſagte, aus dem bisherigen Tone fallend: „Aber ich erzähle euch da eine Geſchichte, die euch vielleicht langweilt; ich muß wahrhaftig fürchten, daß man mir die Schande anthut und den Leimtopf wieder auf's Feuer ſetzt; ich glaube, es iſt beſſer, wenn ich mit ein paar Worten meine Geſchichte zu Ende bringe."

„Nein, nein!" verſetzte der Herr mit dem rothen Geſicht eifrig; „dagegen proteſtire ich feierlichſt, es wäre in der That nicht zu verantworten, wenn wir den jungen, braven Huſaren nächtlicher Weiſe ſo lange auf dem Schlachtfelde ließen."

„Ja, in Regen und Kälte!" ſetzte der lange Regierungsrath hinzu, „das hört ſich im trockenen Clubbzimmer ſo behaglich an — Regen, Nacht und Schlachtfeld, ich glaube, unſer würdiger

Präſident bedient ſich argliſtiger Schriftſtellerkniffe, er will unſere Erwartung auf's Höchſte ſpannen."

„Wahrhaftig, nein!" ſagte der Ebenerwähnte; „aber es iſt ſchon ziemlich ſpät in der Nacht, und ich fürchte in der That, die Geſellſchaft zu langweilen."

„Ich dächte, wir wollen hierüber abſtimmen," ſprach wichtig der dicke Herr mit dem rothen Geſicht, „unparteiiſch abſtimmen. Wer dafür iſt, daß unſer Präſident nicht weiter erzähle, der krieche unter den Tiſch."

Nach dieſem ſinnreichen Vorſchlage ſah ſich der dicke Herr rings um und ſagte mit feierlicher Stimme: „die Geſellſchaft iſt einſtimmig zu dem Beſchluſſe gekommen, der Präſident habe in ſeiner Erzählung fortzufahren."

„Nichts Beſſres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei,
Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander ſchlagen,
Man ſteht am Fenſter, trinkt ſein Gläschen aus,
Und ſieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus
Und ſegnet Fried' und Friedenszeiten."

recitirte der lange Regierungsrath, und der Präſident fuhr alſo fort:

„Ich that," ſo erzählte der junge Huſaren-Offizier am Kaminfeuer, „was an meiner Stelle jeder brave Kavalleriſt ebenfalls gethan hätte: ich wandte den Kopf meines Pferdes dem Schlachtfelde zu, trieb das müde Thier vorwärts und ließ es, nachdem ich ſo die Richtung angegeben, ſeinen Weg ſelbſt ſuchen. Das war das Beſte, was ich thun konnte, und ſtatt in die Waſſergräben hineinzupurzeln, was unfehlbar geſchehen wäre, hätte ich den Zügel feſt in der Hand behalten, kletterte jetzt der brave Chaliſ

an den Abhängen hinunter und hinauf, daß es eine Freude war. Bald erreichte ich einen Feldweg, der mir für meine Direktion passend erschien, und nun ging's schon schneller vorwärts. Bald war ich mitten auf dem erkalteten Schlachtfelde; ich befand mich in entsetzlicher, grauenhafter Umgebung. Es ist eigenthümlich, daß man das während der Schlacht so fast gar nicht fühlt, daß die Stunden des heißesten Kampfes so gar nichts Erschütterndes, nichts Entmuthigendes für den Soldaten haben. Der Artillerist folgt dem Geschütz mit Lust und Liebe, er nimmt ruhig sein Ziel, und seine Belohnung ist, wenn die Kugel in die dichtesten Haufen der Feinde einschlägt und dort Tod und Verwüstung bringt. Der Reiter scheint Eins zu sein mit seinem Pferde — ein tiefer Athemzug schwellt die Brust beim Signal zum Angriff; alle Leidenschaften sind erwacht, während er den feindlichen Kavalleriemassen entgegen stürmt. Falle, wen es trifft. — Ueber Pferde, über die Leiche des Nebenmannes geht er weg, er kann sich nicht nach ihm umschauen, er kann ihn nur rächen. Die Geschütze krachen, hie und da schallt Trommelwirbel, die Fahnen flattern — es gilt eine Verschanzung zu nehmen, eine Höhe zu stürmen; mit lautem Hurrah stürzen die Colonnen darauf los. Wenn auch ganze Reihen von den feindlichen Kartätschen niedergerissen werden — die Nachfolgenden schließen ihre Glieder wieder und behalten fest im Auge den Punkt da oben, wo es aufblitzt, wo sich die weiße Rauchwolke emporthürmt — die feindliche Stellung.

„Sind sie aber erobert, die mörderischen Geschütze, ist ihr metallener Mund verstummt, sind alle Positionen genommen, zeigen lange Staubwolken dort drüben und dazwischen hervorblitzende Gewehrläufe und Helme den geschlagenen Feind, wie er sich eilig zurückzieht; dann blickt der Soldat rückwärts auf die Strecke, die er heute im heißen Kampfe zurückgelegt, und sucht mit den Augen die Stelle, wo unter Haufen anderer Gefallener sein Freund, sein Bruder ausgestreckt liegen könne. Aber jetzt ist noch keine Zeit

zum Aufſuchen der Gefallenen, zur Klage um die Todten; der Soldat muß bleiben, wo er iſt, die Nacht ſinkt herab; muß das Schlachtfeld behaupten. Aber er ſitzt nicht wohlgemuth um das Feuer, er ſpricht nicht laut und fröhlich mit ſeinen Kameraden; nur leiſe flüſtern ſie zuſammen, denn die da draußen, die umher liegen, ſprechen zu laut, zu entſetzlich. Wer nicht dabei war, kann ſich keinen Begriff machen von dem unheimlichen Gefühl, mit dem man Nachts über das Schlachtfeld reitet. Man hört ſo verſchiedenartige Töne, Klagen, Stöhnen, unendlich grauſenhaft und unheimlich; und dazu ſieht man rechts und links oder gerade vor ſich im Wege dunkle Punkte, und wenn zufällig der Mond ein kleines Streiflicht durch zerriſſene Wolken ſendet, ſo erkennt man dieſe Punkte, dieſe ſchauerlichen Hügel — da liegen ſie lang ausgeſtreckt, zerriſſen und blutig, und hie und da glaubt man eine Bewegung, ein Zucken zu bemerken, und irrt ſich wohl auch nicht; denn noch liegt dort alles durch einander, Lebendige und Todte. — — —

„Dazu pfiff Regen und Wind über die Ebene, und je weiter ich hinaus kam, deſto ſtärker hörte ich die unheimlichen Töne, deſto mehr ſah ich die dunklen Gruppen rechts und links umher liegen. Mein Pferd ſchien alle Müdigkeit verloren zu haben; es ſchnaubte heftig und drängte zuweilen zitternd in die Zügel, um vorwärts zu kommen. Ihm waren ſeine todten Kameraden, die zuſammengeſchoſſen waren und in ihren Geſchirren an Pulverwagen und Geſchützen lagen, ein Gräuel. So kam ich in die Gegend der Caſa Visconti — wiſſen Sie, da, wo wir heute zuſammen waren; aber ich mochte nicht durch das Gehöft reiten, es war mir darin zu viel geſchehen, es mußte gräßlich ausſehen zwiſchen den Mauern des Hofes. Gleich hinter der kleinen Villa begegnete ich einer Kavallerie-Patrouille, die mir ungefähr den Weg nach dem zweiten Corps anzeigte. Ich hatte nun den blutigſten Theil des Schlachtfeldes hinter mir und konnte raſcher weiter. Doch hatte ich keine Viertelſtunde im Trabe zurückgelegt, als ich Feuer ſah und von

Beweis, was der Menſch nicht alles auszuhalten vermag. Es dunkelte ſchon, als wir in Peronne einfuhren, wo hinirt wurde. Der Regen war hier ſo ſtark geworden, daß unſere Mäntel während des Herabſteigens vom Wagen faſt durchnaß wurden. Das Eſſen war leidlich und der Wein gut. Bei Tiſche ſahen wir, wie ungeheuer alle Räume des Wagens angefüllt waren, man hörte nichts wie Klagen über das Wetter, über das Pflaſter und über die langweilige Fahrt. Bald mahnte der Conducteur zum Aufbruch, und wir zwängten uns wieder auf unſere Marterbank zuſammen.

Da das Wetter immer abſcheulicher wurde, ſo hatte der Conducteur für den blinden Paſſagier eine andere Unterkunft gefunden, die aber für den Unglücklichen nichts weniger als angenehm war. Er mußte hinter das Banquet zu dem Gepäck kriechen, wo durch Verſchiebung einiger Koffer und Frachtſtücke ein Raum hergerichtet war, daß ein Menſch zuſammengekauert ſitzen konnte. Obgleich wir ſehr darum gebeten hatten, man möchte das Leder hinter unſerm Rücken ſchließen, ſo bedauerte der Conducteur, daß er es nicht thun könne, indem alle Schnallen geriſſen ſeien. Nebenbei fuhr das Paſſagiergut auf dem Verdeck des Wagens hinter uns hin und her, und ſtieß uns nicht ſelten empfindlich an die Köpfe. Die beiden Melonen waren unter dem Sitze angebracht worden, und ſo fuhren wir in finſterer Nacht dahin. Von Schlafen war natürlich keine Rede; denn nachdem anfänglich der blinde Paſſagier lachend ſeine ſchreckliche Lage vorgeſtellt, behauptete er ſehr ernſthaft, das ſei gar nicht zum Aushalten, und er würde morgen früh an allen Gliedern zerſchlagen oder erſtickt ſein.

„Conducteur, ſchrie er, „es herrſcht unter den Koffern und Hutſchachteln eine wahre Revolution; ich bin Ariſtokrat, aber die Volkspartei iſt mächtiger, ich werde hinausvotirt. Conducteur, denken Sie um Gotteswillen, wenn der Wagen umſchlägt. O, ich werde alsdann zermalmt auf dem Boden ankommen.“ — So ging es ohne Unterbrechung fort. Bald zwängte er ſeinen Kopf durch das Leder hinter uns und bat, wir möchten doch auf ſeine Melonen wohl Acht haben, daß ihnen kein Leides geſchehe. Meine Nachbarn gaben ihm hier und da lachend Antworten, und nur der Conducteur, der gern ſchlafen wollte, brummte ihm verdrießlich zu, er möchte doch um Gottes willen Ruhe halten. Aber es war keine Rede davon. Schwieg er eine Viertelſtunde lang, ſo begann ſein Geſchrei nur deſto ärger und heftiger. „Conducteur!“ ſchrie er, „ich erſticke, ich bin ganz todt! O, ich unglücklicher Menſch! Meine Herren, ich nehme Sie zum Zeugen, daß mir der Conducteur meuchelmörderiſch nach dem Leben trachtet!“

So kamen wir nach Cambray, und meine Uhr zeigte mir, daß

einem Jägerpoſten angerufen wurde. Es war das Bataillon des Majors von C., der hier bivouakirte. An dem konnte ich nicht vorbei reiten. Ich lenkte mein Pferd gegen das Feuer. Da ſaß er auf ein paar Torniſtern, die Knie in die Höhe gezogen, den Kopf darauf geſtützt; er rauchte aus einer kurzen Pfeife und ſtarrte in die ſpielenden Flammen. Beim Hufſchlage meines Pferdes blickte er auf — ich rief ihm meinen Namen zu, und als er mich erkannte, als ich ihm geſagt, ich komme über das Schlachtfeld herüber vom Hauptquartier her, ſchüttelte er ſich und ſagte: Nicht wahr, da ſieht's gräßlich aus? — Schauerlich, entgegnete ich ihm, ihr müßt furchtbar gelitten haben. — Viel, viel, entgegnete er mir kopfſchüttelnd, lauter brave Leute. Apropos! Wenn Ihr in's Hauptquartier zurückkommt, ſo gebt dieſe Karte dem Freunde Wellen; ich habe ſie von jenem jungen Manne, er weiß ſchon, von wem — ja, ja, ſetzte er düſter hinzu, man ſoll auf dem Schlachtfelde keinen Spaß treiben; mich hat die rothe Nelke, als ich ſie dieſen Morgen bei ihm ſah, ſchon genirt, und juſt auf der Stelle traf ihn eine feindliche Büchſenkugel."

„Ihr könnt euch denken," fuhr der Präſident nach einer kleinen Pauſe fort, „wie ich athemlos und geſpannt der Erzählung des Huſarenoffiziers lauſchte; hundertmal wollt' ich ihn unterbrechen, um ihn zu fragen: Und wo iſt der, der dieſe Karte für mich gab? Aber wenn ich das kleine Blatt Papier betrachtete, mit dem ſtarrenden Blute daran, ſo hatte ich nicht den Muth, dieſe Frage zu ſtellen — ich wußte die Antwort im Voraus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Alſo er iſt todt?" fragte ich nach einem langen Stillſchweigen den Grafen S. — Er antwortete mir darauf: „Ganz genau konnte der Major von C. es gerade nicht ſagen; wie ich aber ſchon erzählt, hatte nicht weit von Caſa Visconti, vielleicht eine Stunde nachdem wir dort waren, bei der neuen Attaque ihn eine Büchſenkugel in die Bruſt getroffen; einer der Aerzte, der zufällig in der Nähe war,

schüttelte den Kopf, doch ließ ihn der Major augenblicklich nach dem nächsten Verbandplatze schaffen; was aus ihm geworden, wußte er natürlicher Weise nicht."

„Und welcher Verbandplatz kann das sein?" rief ich aufspringend; „ich muß dahin, ich muß den armen jungen Menschen sehen!" Der Adjutant des Marschalls, Major E., der ebenfalls am Kaminfeuer saß, sagte nach einem kleinen Nachdenken: „das muß am Ende der Schlacht gewesen sein. In der Nähe der Casa Visconti; also ist er nach einem der Verbandplätze gebracht worden, die sich in den Häusern unter den Mauern von Novara befinden. Da wird er morgen dorthin in's Spital kommen."

„Aber was meinen Sie, kann ich ihn wohl heute Nacht noch aufsuchen?"

„Lassen Sie das bleiben," sagte Graf S., „'s ist keine Möglichkeit, Doktor, einen einzelnen Verwundeten zu finden; alle Felder, Wege und Brücken in der Nähe der Stadt stecken so voll von Militär, daß es nicht möglich ist, durchzukommen; auch könnten Sie bei den Vorposten große Schwierigkeiten haben. — Ja, das vergaß ich auch noch zu erzählen, es gehört zu meinem Bericht: ich fand nun das zweite Armeecorps zunächst der Stadt, und in letzterer schien der Teufel los zu sein. Da brannten ein paar Häuser und Gewehrschüsse knallten dazwischen. Sie müssen sich unter einander in den Haaren liegen; denn wir haben blos die Stadt cernirt, von den Unsrigen ist noch Niemand hinein."

„Was sollte ich also thun? Alle riethen mir, den Morgen abzuwarten und dann meine Nachforschung anzustellen. Das that ich denn auch nach besten Kräften, aber Alles vergeblich. Obgleich ich von Tagesanbruch bis zur sinkenden Nacht des folgenden Tages auf den Beinen war, obgleich ich alle Verbandplätze besuchte und selbst mit ein paar Bekannten das Schlachtfeld auf's Eifrigste untersuchte — ich fand keine Spur von meinem jungen Künstler. Da waren die Soldaten beschäftigt und machten große Gruben und legten

die todten Kameraden hinein, und bei manchen dieser Gruben blieb ich stundenlang stehen und betrachtete genau die herbeigebrachten Leichen und dachte immer: jetzt wirst du auch ihn erkennen. Umsonst! ich fand ihn nicht.

„Das Hauptquartier blieb während der Schlacht mehrere Tage in Novara, und diese Zeit benutzte ich zu den sorgfältigsten Nachforschungen. Mein Platz war ja überhaupt in den Spitälern sowie in den Kirchen, wo man eine Menge Verwundeter untergebracht. Aber nebendem ließ ich auch kein Haus in der Umgegend ununtersucht, wo sich noch schwer Kranke befanden, die man nicht transportiren konnte. Aber Alles umsonst! Die einzige Spur, die ich von dem jungen Bildhauer erhielt, bestand in der Aussage zweier seiner Kameraden, die ihn, als er schwer verwundet wurde, aus dem Kampfe zurückgebracht hatten. Diese Beiden versicherten mir, sie haben ihn bis zum nächsten Verbandplatze getragen und dort einem Unterarzte übergeben, der aber die Verwundung achselzuckend betrachtet. Er habe ihm freilich auf ihre dringenden Bitten hin einen Verband angelegt, doch dabei gesagt, das sei alles unnütz, die Kugel sei zu tief gegangen. — — —

„Es war mir, als habe ich einen langjährigen Freund verloren, und ihr könnt euch denken, mit welch schmerzlichem Gefühle ich einige Tage später über das Schlachtfeld ritt, als wir nach Mailand zurückkehrten. Es war ein unfreundlicher Morgen, in der vergangenen Nacht war Schnee gefallen und bedeckte die Vertiefungen des Terrains. Um so schauerlicher aber ragten aus dem weißen Grunde die vielen, vielen Grabhügel hervor, an denen ich vorbei mußte. Hier und dort hatten die Kameraden auf dieselben einen großen Stein hingewälzt oder ein einfaches hölzernes Kreuz dahin gesetzt. Ich mußte beim Vorbeireiten jedes einzelne betrachten und dachte: unter welchem magst du schlafen, mein armer Freiwilliger? Wo mag deine nun erkaltete Künstlerhand ruhen und dein

warmes Herz, das dich hieher getrieben aus dem Frühling des Lebens in diesen Winter des Todes?"

— — — — — — — — — — — — — — —

So erzählte Doktor Wellen, und die Gesellschaft saß bei dieser Erzählung ruhig und still.

„Präsident!" sagte nach einer langen Pause der dicke Herr mit dem rothen Gesicht, „ich glaube, Ihr macht es wieder wie die schlechten Schriftsteller: Ihr habt gewiß noch etwas von jener Erzählung auf dem Herzen und haltet damit hinter dem Berge. Heraus damit! Erzählen Sie ein glückliches Ende der Geschichte, sonst thue ich aus Alteration die ganze Nacht kein Auge zu, und Ihr werdet morgen zu einem Kranken mehr gerufen."

„Das sollte mir leid thun," entgegnete der Doktor mit einem trüben Lächeln; „aber ich kann euch wahrhaftig nicht mehr sagen, als ich weiß. Seit jenen für mich so denkwürdigen Tagen sind einige Jahre verstrichen, und obgleich ich mehreren Kollegen, die dort bleiben, für diesen Fall meine Adresse hinterließ, habe ich nicht eine Sylbe erfahren — mir ein sicheres Zeichen, daß der unglückliche Freiwillige gestorben ist. — — Aber es ist nun über alle Maßen spät geworden, wahrhaftig ein Uhr lange vorüber, und ich erkläre hiemit die heutige Sitzung als aufgehoben."

Der Präsident setzte nach diesen Worten seinen Hut auf; die Lampe und der Leimtopf wurden dem Kellner feierlichst zur Aufbewahrung eingehändigt, und die Gesellschaft ging auseinander.

F. W. Hackländer's Werke.

XI. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Elfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Eugen Stillfried.

Zweiter Band.

es glücklicher Weise schon Mitternacht sei. Als wir diese Festung hinter uns hatten, wurde der blinde Passagier etwas ruhiger, und wir fingen an, uns auf ein Bischen Schlaf zu freuen. Ich lehnte meinen Kopf gegen einen schweren Koffer, der sich mir freundschaftlich von hinten genähert, und befand mich so eine Zeit lang zwischen Schlafen und Wachen, als der unausstehliche Mensch wieder anfing: „Conducteur, he, Conducteur!“ — „Zum Teufel, lassen Sie mich zufrieden!“ — „Conducteur!“ — „Was gibts denn um Gottes willen?“ — „Haben Sie das Buch der Hundert und Eins gelesen, Conducteur?“ — „Ach, ich wollte, daß Sie mich in Frieden ließen!“ — „Haben Sie es gelesen?“ schrie er lauter. „Oder Sie, meine Herren?“ wandte er sich an uns.

Meine Nachbarn lachten und erwiederten ihm, daß sie es freilich kennten, aber was die Frage heißen sollte. „Also haben Sie es gelesen?“ fuhr er fort. „Ein famoses Buch, Sie werden sich des Kapitels von der Morgue erinnern, die Erzählung von der Amme aus der Normandie, die mit dem ihr anvertrauten Kinde, einem unmündigen Jüngling, nach Paris reis't. O, meine Herren! Das arme Kind gerieth, wie ich, unter das Gepäck; es kam erstickt nach Paris, wie ich erstickt nach Brüssel kommen werde. Conducteur! gibt es eine Morgue in Brüssel?“ Jetzt aber vereinigten wir unsere Vorstellungen mit denen des Conducteurs und baten vereint um Ruhe, worauf der blinde Passagier hinter dem Leder her mit dumpfer Stimme zur Antwort gab: er wolle sein Möglichstes thun, aber es sei hart, stillschweigend sterben zu müssen.

Jetzt hatten wir eine Zeit lang Ruhe, und würden wahrscheinlich aus Ermüdung eingeschlafen sein, wenn nicht unglücklicher Weise eine der Melonen unter dem Sitze hervor und zu den Füßen meines Nachbars gerollt wäre. Dieser dehnte sich schlaftrunken aus und bohrte seine beiden Absätze so heftig in die reife Frucht, daß sie auseinander platzte und einen wahrhaft betäubenden Geruch verbreitete. Dieser mußte sogar bis hinter den Ledervorhang gedrungen sein, denn wenige Sekunden später meldete sich der blinde Passagier aufs Neue und erkundigte sich besorgt, ob mit seinen Melonen etwas vorgefallen sei. Mein Nachbar verhehlte ihm das Unglück nicht, das geschehen, worauf der Jammer des armen Epicier so groß ward, daß wir in ein allgemeines Gelächter ausbrachen. Anfänglich ärgerte er sich darüber, doch bald stimmte er mit ein, und bat sich nur die Freiheit aus, sein Unglück bejammern zu dürfen, was er denn auch so überaus kräftig that, daß von einem Schlafen ferner die Rede gar nicht mehr sein konnte.

Glücklicher Weise dämmerte bald der Morgen auf, und wir erreichten Valenciennes. Bald kamen wir nach Quivrain, wo wir uns

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Einundzwanzigstes Kapitel.

Jungfer Clementine Strebeling erhält einen Brief und findet sich in Folge desselben bewogen, die Liebe ihrer Freundin zu unterstützen.

Der Jungfer Clementine Strebeling war unterdessen etwas absonderlich Entsetzliches passirt — entsetzlich in Betreff ihrer Lebensansichten und ihres äußerst zarten Nervensystems. Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß er besagte Jungfer Clementine durch unsere Beihülfe an ihrem Fenster erblickt hat, wo sie aus dem musikalischen Hause ihr gegenüber das sehnsüchtige Lied vernommen hatte von der Lotusblume, die sich ängstiget vor der Sonne Pracht. Hierauf war Jungfer Clementine in eine Verwirrung gerathen, ja sanft erröthet; und wenn eine alte Jungfer erröthet und in Verwirrung geräth, so muß eine wichtige Ursache vorhanden sein.

Dem war auch so, und diese Ursache war, wie wir bereits wissen, nichts Anderes, als die Erscheinung eines jungen Mannes am gegenüberliegenden, offenstehenden Fenster des musikalischen Hauses.

Jungfer Clementine Strebeling wußte gar nicht, wie ihr geschehen. Sie konnte, wie in der Oper, von sich selbst sagen:

Sein Blick, mir zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich.

Nicht als ob der Anblick des Herrn Sidel gar eine heftige Liebe in ihrem jungfräulichen Busen plötzlich entzündet hätte — dem war freilich nicht so; aber sie hatte schon oft drüben am Fenster die verschiedenen Hausbewohner bemerkt, auch keine üblen jungen Leute, und noch dazu mit herabwallenden Haaren und langen, zottigen Künstlerbärten. Es war vielleicht der respektvolle Gruß, den der Herr Sidel im Augenblicke herübersandte, als er das Gesicht der alten Jungfer auftauchen sah. Ja, der Gruß war respektvoll und wie überrascht gewesen, das ist gar nicht zu läugnen; überrascht, weil der lustige Rath an dem gegenüberliegenden Fenster etwas Liebreizenderes erwartet hatte. Aber dem sei, wie ihm wolle: die Thatsache bleibt feststehen, daß er einen festen längeren Blick hinüber gesandt, als bei diesen Verhältnissen gerade nothwendig gewesen wäre, und ebenso wahr bleibt es auch, daß dieser Blick das Herz der alten Jungfer wie ein mächtiger Feind umkreiste und an dem morschen Pallisadenbau eben dieses Herzens mit aller Kraft zu rütteln begann.

Die schöne Katharina saß in ihrem Zimmer; es hatte die Nacht durch gewittert, heftiger Regen war unter Blitz und Donner niedergeströmt, und der Marktplatz hatte sich am frühen Morgen in einem Zustande großer Feuchtigkeit befunden, weßhalb die Tochter der Gemüsehändlerin sich außerordentlich beeilt, um ihre Geschäfte zu beendigen und sich in ihr Zimmer zurückziehen zu können. Wir dürfen aber dem geneigten Leser nicht verschweigen, daß die Feuchtigkeit des Marktes nicht die alleinige Ursache war, weßhalb Katharina ihren Stand so früh verlassen; ja wir sind in der Nothwendigkeit, eine viel schrecklichere Ursache anzugeben. Wir müssen verrathen, daß dem jungen Mädchen, während sie bei ihren Blumenkörben saß, von einer guten, alten, befreundeten Frau ein Blättchen Papier zugeschoben wurde, mit Schriftzügen, welche Katharina augenblicklich als die seinigen erkannte. Wir müssen ferner gestehen, daß sie beim Empfange dieses Briefchens auffallend

erröthete und daß sie sich zu gleicher Zeit scheu und ängstlich umsah; denn die alte Frau Schoppelmann war in der Nähe. Doch da wir der Ansicht sind, daß noch niemals einem Mädchen von ihrer Mutter eine derartige Beute abgejagt worden ist, wenn sie sie nämlich rechtzeitig in das Mieder hinab gleiten ließ, so können wir auch in diesem Falle die Versicherung geben, daß das Briefchen vor der Hand im alleinigen Besitze der Jungfer Katharina blieb, ja daß sie es augenblicklich nach dem Empfang an dem eben angegebenen Orte in sichere Verwahrung brachte, — ohne es vorher gelesen zu haben, wonach es auch Jedermann sehr begreiflich finden wird, daß dem guten Kinde das Pflaster des Marktes plötzlich zu feucht vorkam, daß sie sich nasse Füße geholt hatte, und daß sie mit Erlaubniß der Mutter nach Hause ging.

Hier sehen wir sie nun, wie schon oben bemerkt, in ihrem Zimmer. Sie hatte das Briefchen gelesen und wieder gelesen, und schien auf die Vermuthung zu gerathen, es handle sich in demselben um ein kleines Rendezvous, das sich Herr Eugen von ihr erbeten. Aber nicht allein brauche sie zu kommen, o nein! er war zu zart, das zu verlangen; er schrieb ihr, sie würde ja wohl eine verschwiegene Freundin haben, mit welcher sie, ohne Verdacht zu erregen, ausgehen könne. Aber Katharina wußte keine verschwiegene Freundin; sie dachte hin und her, und wenn ihr endlich Jungfer Clementine einfiel, so schüttelte sie mit dem Kopfe und dachte, diese gesetzte Jungfrau mit ihren strengen Grundsätzen würde sich nimmermehr dazu hergeben, zu einem solchen Unternehmen die Hand zu bieten.

Da wurde die Thüre des Zimmers langsam geöffnet, und die, an welche das Mädchen eben gedacht, Jungfer Clementine in eigener Person, streckte den Kopf zur Thüre herein, um zu sehen, ob Katharina da sei.

Diese winkte ihr auf's Freundlichste, einzutreten, was denn auch die alte Jungfer that und sich an der Seite des innaen

Mädchens niederließ, wobei sie einen außerordentlich tiefen Seufzer ausstieß. Zu gleicher Zeit faltete sie sanft die Hände, blickte einige Mal gen Himmel, kurz, sie geberdete sich wie Jemand, der auf alle Fälle gefragt sein will: Mein Gott, was ist Ihnen begegnet?

Diese Frage that nun auch augenblicklich die schöne Katharina.

Statt aber mit der Sprache herauszugehen, affektirte Jungfer Strebeling eine sehr komische Gleichgültigkeit, die ebenso auffallend war, als ihr Mienenspiel von früher. Sie senkte das Köpfchen auf die eine Seite, lächelte mit niedergeschlagenen Augen, beschrieb mit dem Sonnenschirm von meergrüner Seide allerlei Figuren auf den Boden und lispelte mit sehr verschämter Stimme: „Ach, Katharine, was sollte mir begegnet sein?"

„Es ist Ihnen aber etwas begegnet," sagte bestimmt das junge Mädchen, „Sie sind ganz aufgeregt."

Ein tiefer Seufzer war die ganze Antwort.

„Nun, so reden Sie doch," bat Katharina gutmüthig. „Wir sind ja unter uns Mädchen; ist Ihnen vielleicht etwas geschehen, wie neulich? haben Sie sich über die Choristin geärgert?"

„Ach, die Choristin!" seufzte Clementine und schauerte zusammen; denn es war ihr, als habe sie gerade ebenso Entsetzliches begangen, wie jenes lasterhafte Frauenzimmer.

„Nun," sagte Katharina, „wenn die Choristin Sie nicht weiter geärgert hat, dann weiß ich wahrhaftig nicht, was Ihnen zugestoßen sein könnte."

„Nicht wahr?" versetzte Clementine mit schwacher Stimme; denn sie hielt es selbst für unmöglich, daß ein junger Mann mit ihr einen Blick gewechselt, und für noch unmöglicher, daß ihr dieser junge Mann heute Morgen ein zartes Briefchen gesandt, und doch war es in der That so. Ja, wir haben es dem Leser einmal verrathen und müssen der Wahrheit die Ehre geben. Es würde auch wirklich etwas langweilig sein, wenn man die vielen Worte wieder-

geben wollte, durch welche es der schönen Katharina gelungen war, dieses fürchterliche Geheimniß der alten Jungfer zu entlocken.

Endlich aber war es heraus, die Geschichte von der Lotusblume, welche sich geängstigt vor der Sonne Pracht, dann gebebt und gezittert — vor dem jungen Manne, der am gegenüberliegenden Fenster aufgetaucht, der sie gegrüßt, der ihr zugelächelt. Ja, es kam an's Licht der Sonne, daß es heute Morgen am Zimmer der Jungfer Clementine sanft gepocht, daß hereingetreten war die Magd der Frau Schilder drüben, daß sie ihr ein Briefchen überreicht, und daß Clementine dieses Briefchen, welches sie im ersten Anflug jungfräulicher Angst zerreißen wollte, am Ende dennoch gelesen hatte.

„O lieber Gott," sagte die alte Jungfer am Schlusse ihrer Erzählung, „hier ist der Brief; aber, beste Katharine, Sie werden gewiß recht schlecht von mir denken, Sie werden mich für ein leichtsinniges Frauenzimmer halten?"

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf und entgegnete unbefangen: „Aber an allem dem seh' ich durchaus gar nichts Schlimmes; was können Sie dafür, wenn ein junger Mann, der Sie erblickt — wenn Sie ihm gefallen — an Sie schreibt?"

„Nicht wahr, Katharine," sagte ängstlich die Jungfer, „daran trage ich gewiß keine Schuld?"

„Ganz unschuldig sind Sie," versetzte das junge Mädchen mit der Miene eines Richters; worauf Clementine einen tiefen Seufzer that und gen Himmel blickte, als wollte sie sagen: Warum hat der liebe Gott uns Mädchen auch so unwiderstehlich geschaffen?

„Aber den Brief wollen wir doch lesen," sagte Katharina neugierig.

„Aber leise, ganz leise," sprach Clementine; „ich kann diese Zeilen unmöglich laut vorlesen hören."

Katharina entfaltete das Papier, es war von rosenrother

Farbe, und obgleich ſie gemäß dem Wunſche der alten Jungfer für ſich las, ſo iſt es uns doch kraft unſerer Unſichtbarkeit geſtattet, einen Blick über die Schultern des jungen Mädchens zu werfen.

Auf dem Papier ſtand:

„Theure Clementine!

„O, verzeihen Sie vor allen Dingen, daß ich es wage, Ihren mir ſo lieben Namen auszuſprechen, verzeihen Sie aber vor allen Dingen, daß ich zu Ihnen geſagt: „„Theure Clementine.““ Aber Sie geſehen haben, von Ihnen gegrüßt worden zu ſein, und alsdann dieſe Zeilen vielleicht mit den Worten „„Mein ſchönes Fräulein““ zu beginnen, iſt mehr, als ein fühlendes Herz vermag. — — — Und ich habe ein fühlendes Herz, theure Clementine! ein treues Herz, das für Sie fühlt, ein Herz, das mit jedem Schlage die Worte ausſeufzt: „„O Clementine, ich liebe dich!““ Verzeihen Sie abermals, meine Gefühle reißen mich hin, ich wollte eigentlich ſagen: „„Clementine, ich liebe Sie!““ — — — aber es iſt ganz einerlei: die Gefühle dieſer Liebe ſind da. Doch wie ich in den innerſten Tiefen meines Gefühls fürchte, ſind dieſe Gefühle unerwidert und werden — — — o ich Unglücklicher! — — — auf ewig unerwidert bleiben! — — — — — — — — — — — Denn, ach! Clementine, ich kenne Ihr reines Herz, ich weiß, daß Sie ſich ſchaudernd abwenden von dem, was wir Männer die Liebe nennen, ich weiß, daß Ihr zartes Gemüth zurück ſchreckt beim Anblick eines Mannes — aber was hilft das alles!? Kann ich meine Gefühle verläugnen? O nein, ich kann es nicht! Soll ich leben? Soll ich ſterben? Dieſe Frage weiß ich Ihnen in den verdunkelten Gefühlen meines Herzens nicht zu beantworten. O Clementine, ich hätte nicht den Muth, Ihnen perſönlich gegenüber nur durch einen Blick zu verrathen, wie ſehr ich Sie liebe! Aber wenn ich Ihnen heute, morgen irgendwo begegnete, ſo würde ich

die Augen niederschlagen, und nichts in der Welt vermöchte es ein ähnliches Wort meinen zitternden Lippen zu erpressen. Aber die Frau Schilder gegenüber ist eine äußerst brave Frau, und wenn Sie ihr für mich ein paar freundliche Zeilen übergeben wollten, so wäre ich der Seligste unter den Sterblichen.

„Liebe ist ein einzig's Wort, — Liebe, Leben eilet fort.
Keime sterben, — Blüthen färben,
Leiden enden, — Freuden blenden,
Freundschaft dauert. — Nur Liebe währet, — Liebe währet ewig!

„So denkend, schließe ich und bin und bleibe

„Ihr Ewiggetreuester."

„Keine Unterschrift?" fragte Katharina, nachdem sie gelesen und sah ihr Gegenüber fragend an.

„Keine," antwortete dieses mit verschämten, niedergeschlagenen Augen; „und das finde ich gerade so unendlich zart."

„Und Sie wissen auch gar nicht, wer der junge Mann ist?" forschte das Mädchen weiter.

„Nicht eine Sylbe!" sagte eifrig die alte Jungfer; „ach, es wäre mein Tod, wenn ich es wüßte!"

„Nun, nun, so schlimm wird's gerade auch nicht sein," meinte das junge Mädchen; „werden Sie ihm Hoffnung geben?"

„Worin?" fragte Clementine.

„Nun, daß Sie ihn lieben wollen."

Hierauf erfolgte lange Zeit keine Antwort.

Clementine nahm den Brief aus der Hand ihrer Freundin faltete ihn zusammen und verwahrte ihn bei sich an demselben Platze, wo auch die schöne Katharina ihr Billet von heute Morgen aufgehoben.

„Also Sie fühlen kein Interesse für ihn?" forschte die neugierige Katharina, und ein schelmisches Lächeln spielte um ihren Mund.

„Ich will das gerade nicht behaupten," ſagte ſtockend Clementine, „aber der junge Menſch iſt ſo ſtürmiſch; ich fürchte mich vor ihm."

„Ich dagegen," meinte Katharina, „würde einmal den Verſuch machen, ihn zu ſprechen."

„Ihn zu ſprechen? Nimmermehr!" rief die alte Jungfer.

„Ja, was wollen Sie denn thun?"

„Ihm vielleicht ſchreiben!" entgegnete Clementine verſchämt und hielt ihren Sonnenſchirm vor das Geſicht.

„Nun ja, anfänglich wohl," ſagte die erfahrene Katharina, „aber nachher müſſen Sie ihn doch ſehen und ſprechen."

„Darüber ſprechen?" rief Clementine und zeigte auf die Stelle, die der roſenfarbene Brief hatte. „Ihn? Nimmermehr! — In alle Ewigkeit nicht! Erinnern Sie ſich noch, liebe Katharine, was ich Ihnen neulich ſagte: ich könnte mich wohl vielleicht für Jemand intereſſiren, ihn auch — — lieben, aber ich würde ihn nicht ſehen und dürfte ihn nie darüber ſprechen."

„Ja, ich erinnere mich," ſagte nachſinnend das junge Mädchen.

„Aber daß er mir ſchreibe," fuhr Clementine fort, „dagegen hätte ich nichts einzuwenden; ich wollte mich gewiß gern für ihn intereſſiren, ich wollte ihm helfen, wenn er in der Noth wäre, ihn tröſten, wenn er traurig iſt."

„Und wird er ſich damit begnügen?" fragte Katharina; „es gibt Leute," ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu, „die damit nicht zufrieden wären."

„Das müßte er eben," ſagte beſtimmt die alte Jungfer; „ihn öfter ſehen, mit ihm von Liebe ſprechen, das wäre wahrhaftig mein Tod — nein! nein! das könnte ich unmöglich!"

„Und was wollen Sie nun auf dieſen Brief hin thun?"

„Darüber möchte ich Ihren Rath, liebe Katharine. Soll ich ihm drei Zeilen antworten?"

„Warum nicht?"

„Daß ich ihn am Fenster bemerkt hätte, daß mir sein Brief gerade — — nicht unangenehm gewesen sei —"

„Ja, so was der Art."

„Und wenn er alsdann wieder an mich schreibt?"

„Das wollen wir abwarten; dann antworten wir ihm vielleicht wieder."

„Und wenn er nun endlich verlangt, mich zu sehen, mich zu sprechen?"

„Das wird er am Ende doch thun," sagte nachdenklich Katharina. Doch bemerkte man an ihrem Blicke, daß sie sichtlich zerstreut war und nicht so recht bei dieser Sache. — „Ja, ja, er wird eine Zusammenkunft verlangen."

Clementine schauderte.

„Und wenn er wirklich so ein Rendezvous verlangt?" sagte Katharina und drückte die linke Hand fest auf ihre Brust.

„Nimmermehr!" rief Clementine fest und bestimmt. „Das wäre ja entsetzlich."

„Haben Sie denn schon je einem Rendezvous beigewohnt?" fragte Katharina nach einer Pause mit schüchterner Stimme.

„Nein, Gott soll mich bewahren!"

„Würden Sie auch nie Lust haben, ein solches mitzumachen?"

„Mit ihm und mit mir?"

„Nein," sagte Katharina lächelnd, „aber mit ihm und mit mir."

„Mit ihm und mit Ihnen?"

„Ja," fuhr das junge Mädchen laut lachend fort; „mit ihm, den ich meine. Ja, es ist heraus, Sie müssen mir helfen, Clementine; ich bedarf Ihrer Hülfe."

„Und wozu?"

„Zu einem Rendezvous; er hat mich so dringend gebeten und wünscht so sehnlich, mich zu sprechen; ich kann es ihm wahrhaftig nicht abschlagen. Liebe, gute Clementine! Ich bitte Sie herzlich, Sie müssen mit mir gehen!"

zum Eintritt in Belgien einer Viſitation unterwerfen mußten, die aber ſehr gelinde ausfiel.

Eine halbe Stunde darauf ſaß ich auf dem guten Polſter des Eiſenbahnwagens und floh gen Brüſſel. Der blinde Paſſagier mit den Melonen befand ſich in einem andern Wagen, und ich habe ihn nicht wieder geſehen. Doch iſt mir jetzt, mehr als ein Jahr nach dieſer denkwürdigen Nacht, der Geruch von Melonen ſo zuwider, daß ich nicht im Stande wäre, ein Stückchen dieſer Frucht zu eſſen.

Wie glücklich war ich, als ich nach der ſo ſchlimm zugebrachten Nacht eine Stunde in meinem bequemen Zimmer des „Hotel de Flandre“ zu Brüſſel ausruhen konnte, und alsdann neu geſtärkt, auf die Straße ging. Unter dem Thorweg des Gaſthofes ſah ich einen Herrn und eine Dame, welche die Eiſenbahnkarte eifrig ſtudirten. Beide ſchienen mir nicht fremd, und als ich näher trat, erkannte ich den Wiener mit ſeiner liebenswürdigen Frau, welche ſich unter den Abfahrtsſtunden eine für ſie paſſende ausſuchten, um nach Aachen zurückzukehren. Glücklicher Weiſe ließen ſie ſich bereden, noch ein paar Tage in Brüſſel zu bleiben, und wenn mir die Dame auch anfänglich ein böſes Geſicht machte, daß ich ſie in Mecheln ſo ſchnöde verlaſſen, (denn ſie gab mir die Schuld) ſo wurde ſie doch bald wieder überaus lieb und freundlich, und wir verbrachten noch ein paar recht vergnügte Tage en famille im „Hotel de Flandre“ zu Brüſſel.

„Und wohin?“ fragte die alte Jungfer in ſichtlicher Angſt.

„Nun, zu einem ganz kleinen, lieben Rendezvous,“ antwortete lächelnd das junge Mädchen. „Auch ich habe einen Brief bekommen; hier iſt er, Sie ſollen ihn ſehen.“

„Ich habe genug an dem meinigen,“ ſagte Clementine, „mein Kopf iſt ſchon verwirrt genug!“

„Alſo Sie wollen mich begleiten?“ forſchte das junge Mädchen.

„Zu einem Rendezvous?“ fragte Clementine mit unſicherer Stimme. „Ach, da ſollen oft erſchreckliche Sachen vorkommen!“

„Pah, Unſinn!“ entgegnete Katharina; „wir zwei gehen zum neuen Thore hinaus nach der Promenade, rechts an der alten Baſtei und dann dort hinab, wo ſich die Promenade in den alten Stadtgraben verliert.“

„Nun, waren Sie ſchon öfter dort?“ fragte Clementine mit beſorgtem Blick.

„Auf dieſe Art niemals, gewiß nicht!“ betheuerte Katharina.

„Nicht wahr, Clementine, Sie thun mir den Gefallen?“

„Und was ſoll ich um Gottes willen dabei machen?“

„Gar nichts! Wenn er kommt, ſo ſetzen Sie ſich auf eine Bank, und ich gehe eine Viertelſtunde mit ihm ſpazieren. Wiſſen Sie, Clementine,“ ſetzte das junge Mädchen ſchmeichelnd hinzu, „die Mutter hält ſo große Stücke auf Sie, und wenn ich ihr ſage, ich gehe mit Ihnen, ſo denkt ſie durchaus nichts Anderes dabei; auch wenn man uns zwei zuſammen auf der äußeren Promenade und in dem Stadtgraben ſähe, ſo kann das keinem Chriſtenmenſchen auffallen.“

„Ja, aber“ — meinte die alte Jungfer, — „Katharine! Katharine! ich traue Ihnen nur halb, Sie könnten mir da Geſchichten machen; er könnte Sie zum Beiſpiel entführen, was bei ſolchen Rendezvous häufig genug vorkommen ſoll, und wenn ich alsdann allein nach Hauſe käme! Gott ſteh' mir bei! Ich bin feſt überzeugt, daß die Frau Schoppelmann mich um's Leben brächte,

und wenn die sich nicht an mir vergriffe, so thäten das Ihre beiden Brüder."

Darauf lachte Katharina laut und lustig hinaus und sagte dann: „Darüber können Sie ganz ruhig sein; ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung, daß an so etwas kein Mensch denkt. Seien Sie überhaupt versichert: wenn ich mich einmal entführen lassen wollte, so brauchte ich keinen Menschen mitzunehmen; dann ginge ich ganz allein von Hause fort."

„Sie haben schreckliche Grundsätze," sagte ernst die alte Jungfer. „es wird mir ganz grauselig dabei."

„Es ist ja nur Scherz," lachte das junge Mädchen. „Aber nicht wahr, Sie gehen mit mir?"

„Und wann soll das vor sich gehen?"

„Morgen Nachmittag um zwei Uhr."

„In Gottes Namen denn — — und in meiner Angelegenheit — da rathen Sie mir, ich soll ihm antworten?"

„Unbedingt ein paar Zeilen."

Wir glauben annehmen zu können, daß die Jungfer Strebeling diesen Rath im Laufe des Tages wirklich befolgte; denn sie kaufte sich eigenhändig in einem Laden rosenfarbiges Papier, sie ließ sich von der Frau Schoppelmann etwas warmes Wasser geben, um ihre vertrocknete Dinte aufzufrischen, und als am darauf folgenden Morgen der ältere der jungen Herren Schoppelmann an seinem Fenster auf der Lauer war, während sein Bruder, der Fuhrmann, die ledernen Gamaschen einölte, stopfte sich der Erste auf einmal einen Zipfel des Kopfkissens in sein großes Maul, um ein heftiges Lachen zu unterdrücken; dann winkte er seinem Bruder mit der Hand und sagte: „Pst, pst, sie kommt, sie kommt!"

„Wer?" fragte der Fuhrmann neugierig; „die große Ratte, die dir gestern entgangen?"

„Nein, die Jungfer Strebeling," antwortete der Jäger;

„mich soll der Teufel holen, sie hat angebissen; dort bringt sie in eigener Person der Frau Schilder ihre Antwort auf unseren Brief." — —

Es mochte halb zwei Uhr desselbigen Tages sein, als die schöne Katharina ihre Mutter auf die unbefangenste Weise von der Welt davon in Kenntniß setzte, daß sie einen kleinen Ausgang zu machen habe. Es kam dies nicht häufig vor und wäre auch, wenn es geschehen, der Mutter nicht absonderlich angenehm gewesen; denn sie mochte es nicht leiden, daß ihre Tochter viel allein herumgehe. Daher kam es denn auch, daß bei solchen Veranlassungen eine Menge von Fragen von Seiten der Frau Schoppelmann vorkamen, welche von Seiten der Tochter so gut, als es anging, beantwortet wurden. Heute waren dieser Einreden und Fragen wenige; denn Katharina hatte gleich Anfangs gesagt, sie gehe in Gesellschaft der Jungfer Strebeling, und diese war bei der Gemüsehändlerin als so vollkommen untadelhaft und nach jeder Richtung zuverlässig bekannt, daß sie gegen diesen Ausgang nichts einzuwenden hatte. Es sollte Spitzengrund und Zeichengarn eingekauft werden; auch ein paar Ellen Rosaband, sowie ein Stückchen dunkler Kattun, letzterer Behufs Ausbesserung eines Morgenrockes.

So gingen also die beiden jungen Damen dahin; aber anstatt Spitzengrund und Kattun einzukaufen, wandelten sie geraden Weges zum Thore hinaus auf die Promenade und bogen am Ende derselben in den sogenannten Stadtgraben ab.

Dieser Stadtgraben war zu traulichen Spaziergängen, namentlich aber in der Dämmerung und Nachtstunde, außerordentlich beliebt; es war der ehemalige wirkliche Stadtgraben, auf einer Seite mit einer himmelhohen Mauer versehen, die mit grünem Epheu dicht verkleidet war, im Ganzen ziemlich vertieft, auf der andern Seite an dichtes Laubwerk der großen Promenade stoßend. Ein kleines Bächlein floß hindurch, und absichtlich oder unabsichtlich

in dieſem Theile der königlichen Anlagen geſchah für Ausſchneidung des Gehölzes ſehr wenig. Das wucherte hier luſtig und waldähnlich durch einander; das Einzige, woran man die ſorgſame Hand des Gärtners erkannte, waren kleine, reinlich gehaltene Fußwege, die in Schlangenwindungen von den breiten Gängen der Promenade in den Stadtgraben führten, jetzt eine Strecke ſichtbar blieben, dort zwiſchen dem Dunkelgrün verſchwanden, hinten über einen kleinen Hügel wegliefen, wieder verſchwanden, wieder zum Vorſchein kamen, und die endlich zu einem heimlichen und traulichen Plätzchen führten, wie abſichtlich gemacht für ein Geſpräch zweier Liebenden. Weder von der Stadtmauer, noch von der Promenade ſah man in dieſen ſchattigen Grund; denn uralte Bäume, die da drunten emporwuchſen, breiteten ihre Aeſte ſchützend darüber hin und deckten alles mit einem Mantel grünen Laubes zu.

Bei allen Schönheiten, die der Platz darbot, können wir jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß derſelbe, namentlich in der Dämmerung, einigermaßen verrufen war, und daß ſelbſt bei Tage eine junge Dame, die ſich hier hinein verlor, gerade nicht geſehen und gekannnt ſein wollte. Diskrete Menſchen waren auch zart genug, das Geheimniß des Stadtgrabens zu achten. Es war das bei allen lebensluſtigen Leuten der Reſidenz eine Art ſtillſchweigender Uebereinkunft, ſich hier nicht zu begegnen, und, wenn ſie ſich unglücklicher Weiſe begegneten, ſich nicht zu kennen.

Eugen, von dem wir uns in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen, ſagen zu müſſen, daß er mit den Licht- und Schattenſeiten des Stadtgrabens vertraut war, hatte denſelben zu jenem kleinen Rendezvous vorgeſchlagen, in der guten Abſicht, daß die ſchöne Katharina, welche ſehr bekannt war, nicht ſo leicht geſehen würde; ferner hatte er nach langer Ueberredung ſeinen Freund und luſtigen Rath vermocht, ihn zu begleiten, damit, wenn ihm wirklich Jemand begegne, ſich das Mädchen doch nicht allein in ſeiner Geſellſchaft befinde.

So wanderten nun dieſe zwei Paare von verſchiedenen Seiten dem Spaziergange zu. Eugen und der luſtige Rath waren die Erſten auf dem Platze und ließen ſich auf die Bank nieder, welche zur Zuſammenkunft ausgemacht war.

Katharina ſchritt mit klopfendem Herzen durch die Promenade. Sie athmete ſchwer und tief; ſie ward bald roth und bald blaß; wenn ihr Jemand begegnete, ſo ſah ſie ängſtlich hinter ſich, indem ſie meinte, der Begegnende bleibe ſtehen und ſchaue ihr unfehlbar in der Abſicht nach, zu erfahren, wo ſie hingehe. Ja, wenn die Bäume und Sträuche rauſchten und ihre Zweige und Kronen ſchüttelten, ſo fuhr ſie zuſammen und glaubte allerlei unbekanntes Flüſtern neben und vor ſich zu hören.

Jungfer Clementine Strebeling dagegen ging ungleich gefaßter, ungleich beruhigter an ihrer Seite. Sie kam ſich wie eine halbe Heilige, wie ein Schutzengel vor, und wandelte dahin in dem Mantel ihrer Unſchuld, der dick mit Tugend wattirt war.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

In welchem Jungfer Clementine Strebeling als Nebenperſon zu einem Rendezvous geht und durch ſonderbare Fügung beinahe zur Hauptperſon wird.

Nach dem geſtrigen Regen war der heutige Nachmittag friſch und angenehm. Der heiße Dunſt des geſtrigen Tages war vertrieben; Blumen, Kräuter und Mooſe ſtreckten luſtig ihre Köpfchen empor; das Laub der Bäume duftete; Schmetterlinge mit ihren bunten Flügeln ſchillerten auf dem dunkeln Grün und flatterten hin und wieder; ringsum war tiefe Stille, man hörte nichts vom Geräuſche

der Stadt, man konnte sich entfernt glauben von allen menschlichen Wohnungen — allein in der Einsamkeit.

Jetzt näherten sich die beiden Mädchen dem Platze, wo Eugen und der lustige Rath hinter einem dichten Gebüsche versteckt waren; doch hörte ersterer sogleich den Klang der Schritte, die sich näherten, und sprang den beiden Damen entgegen. Katharina zitterte mehr als je, und es war ihr fast unmöglich, so viel Athem in ihre Brust zu ziehen, um den freundlichen Gruß des jungen Mannes zu erwidern. Dieser war so ungestüm daher gesprungen, daß man wohl die Absicht voraussetzen konnte, er wolle die schöne Katharina ohne langes Bedenken an sein Herz drücken; doch prallte er einigermaßen betreten zurück, als er das alte Gesicht der Jungfer Strebeling erblickte. Das junge Mädchen stellte ihre Freundin und Ehrenwächterin vor; Clementine knixte außerordentlich tief und war taktvoll genug, sich nach einigen wenigen Worten hinter das vorhin erwähnte Gebüsch zu verlieren und die beiden Liebenden ihrem Schicksale zu überlassen.

Wir können jedoch unmöglich verschweigen, daß die alte Jungfer, als sie sich Angesichts jener Bank befand und dort einen zweiten jungen Herrn erblickte, auf's Höchste erschrack und stehen blieb. Dieses Erschrecken verwandelte sich aber in ein wahrhaftes Entsetzen, so daß ihre Knie bebten, als nun jener junge Mann den Kopf aufhob und sie in ihm d e n erkannte, der sie vor einigen Tagen an dem Fenster so bedeutungsvoll und zart gegrüßt — der ihr gestern jenes Liebe athmende Billet geschrieben. Clementine überlegte einen Augenblick, ob es hier thunlich sei, in eine Ohnmacht zu fallen, oder ob es genug sei, wenn sie im Ausdrucke des höchsten Schreckens ihr Sacktuch vor die Augen presse; sie entschied sich für das Letztere und erwartete so gerüstet den Angriff jenes jungen Mannes.

Der lustige Rath war ebenfalls ein wenig überrascht, als er hier so unverhofft eine Dame auftauchen sah, deren Gesicht er sich schwach erinnerte, schon irgendwo gesehen zu haben; doch schien er

hierüber gar nicht bestürzt zu sein; denn er ahnte den Zusammenhang und erhob sich von seiner Bank, die alte Jungfer freundlich begrüßend.

„Mein Fräulein!“ sprach er, „Sie haben wahrscheinlich Ihre Freundin Katharina hieher begleitet, wie ich meinen Freund Eugen, und diesem Umstande verdanke ich das Glück, Sie wieder zu sehen.“

„Gewiß, nur diesem Umstande,“ sagte die alte Jungfer und blickte schüchtern und ängstlich unter ihrem Hute hervor, — „nur ganz allein diesem Umstande, gewiß keinem andern, — o Gott! gewiß keinem andern.“

„Unsere jungen Leute,“ fuhr der lustige Rath lächelnd fort, „sind den Weg dort hinab gegangen, und wenn Sie unterdessen mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen wollen, so würde ich mich außerordentlich glücklich schätzen. Hier ist ein sehr angenehmer Sitz; darf ich Sie vielleicht bitten, auf dieser Bank Platz zu nehmen?“

Clementine leistete dieser Aufforderung Folge, setzte sich aber so weit wie möglich von Herrn Sidel entfernt; auch hielt sie trotz des tiefen Schattens, der ringsum lag, den meergrünen Sonnenschirm vor die Augen und wartete mit hochklopfendem Herzen der schrecklichen Dinge, die hier kommen würden. Sie hatte die feste Ueberzeugung, daß die gottlose Katharina die Zusammenkunft veranstaltet; sie saß da in dem fürchterlichen Bewußtsein, zu einem Rendezvous gekommen zu sein: sie hatte das schmerzliche Gefühl eines halbgefallenen Engels. Auf ihrem Gesichte spiegelten sich allerlei schreckliche Gedanken, und so oft der lustige Rath zufälliger Weise mit dem Fuße scharrte und leise hustete, schauerte sie zusammen, wie die Lotusblume; denn sie dachte, jetzt sei der große Augenblick gekommen, wo er gräßliche Worte der Liebe an sie sprechen und in einem großen Satz zu ihren Füßen sinken werde.

Aber von allem dem geschah nichts; Herr Sidel, nachdem er

einen Augenblick geschwiegen, brachte die gleichgültigsten Dinge vor; er meinte, es sei ein herrliches und erfrischendes Wetter, zugleich aber fürchte er, es werde morgen sehr heiß werden oder gar in der nächsten Nacht ein Gewitter kommen, wie gestern geschehen.

Clementine faßte Muth und dachte: wie zart ist dieser junge Mann, wie versteht er es, sich zu mäßigen, wie weiß er das brennende Feuer seiner Liebe, das er in jenem Schreiben so glühend ausgedrückt, vor mir zu verheimlichen! — Gott! sie fürchtete immer, er werde jener Zeilen, die an sie gerichtet, erwähnen — doch er that das nicht. Nur einmal zitterte Clementine heftig zusammen; da nahm er nämlich seinen Stock zur Hand und schrieb damit einige Buchstaben auf die Erde, wobei er sie mit einem vielsagenden Blicke ansah. Weiter that er gar nicht, als ob je etwas zwischen ihnen vorgefallen sei. Clementine, entzückt über dieses äußerst zarte Benehmen, konnte nicht umhin, ihn mit einem dankbaren Blicke zu belohnen; doch hatte dieser dankbare Blick eine Beimischung von Liebe.

Das andere Paar war unterdessen den schmalen Pfad hinabgegangen und hatte anfänglich auch nicht viel Besseres und Wichtigeres gesprochen, als Herr Sidel und Jungfer Strebeling. Sie hätten auch vielleicht gerade eine eben so große Entfernung zwischen sich gelassen, wie die eben Genannten, wenn das möglich gewesen wäre, aber der Weg, auf dem sie wandelten, war so außerordentlich schmal, daß sie nothwendiger Weise dicht neben einander gehen mußten. Dabei berührten sich zuweilen ihre Hände, und wenn das geschah, so erröthete Katharina und blickte verlegen auf die linke Seite, während Eugen lächelte. Dieses Berühren der Hände kam nun nach und nach häufiger vor und auf einmal stockte das gleichgültige Gespräch über Wetter und Blumen, und gerade in demselben Augenblicke, wo Eugen ihre kleine Hand faßte und mit einem sanften Drucke festhielt, blieb auch das junge Mäd-

chen stehen und holte so tief Athem, daß es wahrhaft erschrecklich war.

„Katharine," sagte der junge Mann und machte den Versuch, sie an der Hand so weit herumzudrehen, daß ihr Gesichtchen, welches sie abgewendet hielt, sich nach ihm hinwandte; „Katharine," wiederholte er nach einer kleinen Pause, „wie freut es mich, daß Sie gekommen sind, wie dankbar bin ich Ihnen dafür!"

Es ist etwas ganz Eigenthümliches um einen schmalen Weg und um eine einmal ergriffene Hand; die Wärme, die herüber und hinüber strömt, hat eine wahrhaft magnetische Kraft, und magnetische Kraft hat die bekannte Eigenschaft, entweder zwei Körper von einander abzustoßen oder zu einander hinzuziehen. Hier geschah nun das Letztere, und als Eugen zum dritten Male den Namen „Katharine" aussprach, drückte er das glühende zitternde Mädchen fest an seine Brust und hob ihr Gesicht ein klein wenig in die Höhe, und wir müssen eingestehen, daß er sie zuerst auf ihre beiden Augen küßte, blos in der guten Absicht, die Thränen daraus zu entfernen, und dann auf den frischen, leicht geöffneten Mund.

Nachdem dies geschehen, war es, als sei ein Bann von den Beiden genommen, als haben sie jetzt erst die Sprache gefunden, in welcher zwei Liebende überhaupt zusammen sprechen sollen. Da wurde alles das ausführlich erzählt und beschrieben, alle die Einzelheiten, die für ein junges Paar so wichtig sind und für andere Leute so außerordentlich langweilig: wann sie sich zum ersten Male gesehen, was jedes dabei gedacht, geglaubt und gehofft, was unterdessen Wichtiges vorgefallen sei, kleine Verleumdungen guter ältlicher Damen und Herren, die man gegenseitig über sich habe hören müssen, aber natürlicher Weise nie geglaubt. Bei diesen üblichen Redensarten hatte Eugen die Hand des Mädchens losgelassen, dabei aber den Arm um ihre schlanke Taille gelegt" —

und so gingen sie dahin unter dem freundlichen Dickicht, lachend und plaudernd.

„Wenn ich dich nur öfter sehen könnte, meine geliebte Katharine!“ sagte Eugen und drückte das Mädchen fest an sich. „Ich bin dir freilich unendlich dankbar, daß du mir diese Zusammenkunft unter Gottes freiem Himmel gegeben; es war gut, daß ich dich hier zum ersten Male recht gesehen und gesprochen; mein Herz ist so voll Glück und Seligkeit, daß ich es in den engen Mauern eines Hauses nicht zu ertragen vermöchte. Aber ich will es nicht, daß du oft hieher kommst, wenn du auch aus Liebe zu mir nochmals in eine solche Zusammenkunft willigen würdest.“

„Nicht wahr, Eugen,“ versetzte hierauf eifrig das Mädchen, „nicht wahr, wir wollen uns hier nicht mehr sehen? Es könnte uns doch Jemand begegnen, und du weißt selbst, wie böse die Leute dann über ein armes Mädchen sprechen.“

„Du hast ganz recht, mein Kind,“ sagte Eugen innig und herzlich; „aber du bist kein armes Mädchen, du bist mein Kind, meine Liebe, mein Alles, meine kleine Braut.“

Bei diesem letzten Worte wand sich das junge Mädchen scheu aus seinen Armen los und sah ihn lange mit einem ernsten Blick an.

„Eugen,“ sprach sie hierauf, „du mußt nicht so grausam mit mir scherzen: wenn du ein solches Wort aussprichst, so fühle ich es tief, wie Unrecht ich habe, deine Worte anzuhören, wie doppeltes Unrecht, dir zu sagen, daß ich dich so unendlich lieb habe.“

„Und warum das, mein Mädchen?“ sagte Eugen und zog sie wieder fester an sich.

„Das weißt du besser, als ich es dir sagen kann,“ entgegnete Katharina. „O Gott!“ fuhr sie schmerzlich fort, „und wenn ich dir gestehe, daß ich fest überzeugt bin, unsere Liebe hat keine glückliche Zukunft — so mußt du mich für entsetzlich leichtsinnig halten, daß ich diese Liebe doch eingegangen; aber ich habe nicht

Eine Reiſe im neuen Styl.

Beim heutigen Zuſtand der Verkehrsmittel geſchieht es leicht, daß man daß vorgeſteckte Ziel einer Reiſe um ein Bedeutendes überſchweift. So ging es mir ſo eben, und wenn mich auch mein Weg nicht in unbekannte Länder führte, von denen ich Ihnen viel Neues und Seltſames mittheilen könnte, ſo iſt doch die Schnelligkeit merkwürdig, mit der ich eine große Strecke durchflogen, Anfangs durch rauchende Locomotiven oder ſchmetternde Poſthörner verführt, am Ende aus Neugier, um zu ſehen, in wie viel Zeit man von Köln über Aachen und Brüſſel nach Oſtende und von dort über Antwerpen und Rotterdam wieder den Rhein hinauf gelangen könne. — Es war Donnerſtag Mittag, als wir von Köln mit dem Convoi nach Aachen fuhren. Seit die neue Eiſenbahn beide Städte verbindet, hatte ich den Weg nicht mehr gemacht, und da ich ihn früher öfters zu Pferde, mit der Poſt, ſo wie mit langſamen Miethkutſchern zurückgelegt, ſo empfand ich recht die Segnungen der neuen Einrichtung. Um die Annehmlichkeit der Eiſenbahn recht zu ſchätzen, muß man bekannte Strecken durchfahren, wo man an einzelnen Häuſern, Dörfern, Bäumen deutlich erkennt, wie entſetzlich ſchnell man alles das erreicht, was man früher im Staube der Chauſſee ſo langſam und beſchwerlich einholte. In Folge der Feſtlichkeiten in der Rheinprovinz waren den Locomotiven ungewöhnlich viele, dicht beſetzte Wagen angehängt. Das lachte und ſchrie durcheinander, deutſch, franzöſiſch und walloniſch, bis zum großen Königsdorfer Tunnel, der wie ein langer ſchwarzer Gedankenſtrich die luſtige Converſation unterbrach. Es iſt wirklich ein eigenes Gefühl, ſo plötzlich aus der Helle des Tages in eine Nacht hineingeriſſen zu werden, die durch die vollkommenſte Finſterniß und den Mangel an genießbarer Luft einem Vorhof der Hölle gleicht. Alle muntern Geſpräche verſtummen, die Maſchine kracht und klirrt auf betäubende Weiſe, und Jeder ſchließt die Augen, theils weil man im Dunkeln überhaupt hiezu

anders gekonnt, Eugen, ich habe wahrhaftig nicht anders gekonnt! Wenn auch die Brüder hämiſch über mich lachen, wenn auch die Mutter zürnt, wenn auch die Leute ſagen: die Katharine rennt in ihr Unglück! ſo kann ich doch nicht anders, und ſo folge ich doch deinen Worten allein — — glücklich und ſelig."

„Mein gutes, gutes Mädchen!"

„Ich habe dir noch nicht geſagt," fuhr Katharina eifrig fort, „daß meine Mutter bei der deinigen war — ja, ſieh mich nur verwundert an: bei deiner Mutter, bei der Staatsräthin."

„Der Tauſend!" ſagte Eugen lächelnd, „und was hat ſie da gethan?"

„Nun, das kannſt du dir denken; ſie hat deiner Mutter geſagt, du lieſeſt mir auf Schritt und Tritt nach, und ob das nicht vielleicht von hier aus zu ändern ſei."

„Und die Frau Staatsräthin?"

„Sie hat geantwortet, ſie bekümmere ſich um dergleichen Sachen nicht, du ſeieſt von jeher deine eigenen Wege gegangen und würdeſt auch jetzt thun, was dir gut dünkte."

„Nun, ſiehſt du, meine Katharine," redete der junge Mann lachend, „was wollen wir machen? Wenn's meiner Mutter recht iſt, daß ich dich meine kleine Braut nenne, wer hat ſich denn ſonſt noch darum zu bekümmern?"

„O, ſprich nicht ſo!" ſagte das Mädchen; „ich weiß leider, wie du mit deiner Mutter ſtehſt, und du weißt genau, was für eine ſtolze Frau die Staatsräthin iſt; ſie bekümmert ſich leider um dich gerade ſo viel, wie du dich um ſie bekümmerſt. Aber das kannſt du mir glauben, wenn ſie je erführe, daß du — — — ſo etwas zu mir geſagt, wie eben, es wäre ihr Tod."

„Was habe ich denn geſagt?" lachte der junge Mann, „daß du meine —"

Katharina ſah ihn ernſt und fragend an.

„Nun, ſprich, was habe ich geſagt, du ſeieſt meine —"

„Eugen!“

„Nun, wiederhole das Wort, ich möchte es gern aus deinem Munde hören, du seiest meine kleine Braut. Ich bitte dich, Katharine, sprich mir das Wort nach!“

„Nein, nein!“

„Mir zu lieb, ich bitte dich darum, sprich nach, was ich dir vorsage: ich sei —“

„Ich sei —“ sagte lächelnd das Mädchen.

„Nun weiter!“

„Deine kleine Braut“ — fuhr Katharina mit leiser Stimme und erröthend fort.

„Ja,“ rief Eugen stürmisch und küßte sie auf die Stirn, „ja, du bist meine kleine, geliebte, schöne Braut! Bei allem, was mir heilig ist, du sollst es sein!“

„Aber ich bin es nicht, gewiß nicht,“ sagte ernst und ein wenig trotzig das Mädchen — „ja,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, „ich will es nicht sein; ich will dich nur lieben, unendlich lieben; ich will keine Versicherungen von dir, nur deine Liebe, deine Treue, mag kommen, was da will. — — — Sag kein Wort mehr darüber; laß mich in dem süßen Glauben, daß ich dir von mir aus etwas geben kann; nichts wiedergeben gegen große und glänzende Versprechungen; ich bin dein, ganz dein. — Nimm mich hin, aber liebe mich treu und wahr. Und wenn du nach einiger Zeit zu mir sagst: sieh, Katharine, unser Verhältniß muß sich lösen, so werd' ich ohne Vorwürfe zurücktreten und werde mich glücklich fühlen in dem Bewußtsein, daß du mich wirklich und einzig geliebt — und, nicht wahr, Eugen, das kann ich jetzt von dir verlangen?“

„Ja,“ antwortete der junge Mann feierlich und drückte ihre Hand an sein Herz, „das kannst du von mir verlangen, und ich werde dieses Verlangen ehrlich und gewissenhaft erfüllen; ich nehme dich hin, wie du dich mir gegeben.“

Von diesem Augenblicke an wurde die Unterredung wieder ein-

sylbig, wie zu Anfang; aber es waren die Gedanken des jungen Mannes ganz anders geworden. Ihre Lippen sprachen nur einzelne Worte, und ihre Augen glänzten und glühten. —

Unterdessen hatte sich der lustige Rath bestrebt, die Jungfer Clementine so angenehm und nützlich zu unterhalten, wie nur immer möglich, war aber dabei immer außerordentlich zart und zurückhaltend geblieben, wofür ihm die alte Jungfer auf's Innigste in ihrem Herzen dankte. Er hatte von den Vögeln des Waldes und von den Bäumen der Flur gesprochen; er hatte seine sämmtlichen botanischen Kenntnisse zu Hülfe gerufen und in seiner Eigenschaft als Elephantenführer das Uebermögliche gethan, damit der Ehrendame die Zeit nicht lange würde. Er hatte gesprochen von Sternen und Blumen, in kindlichster Einfalt, und Clementine hatte ebenso kindlich gelauscht. Nur einmal, und darüber schauderte sie noch nach acht Tagen, hatte sie in diesem harmlosen Gespräche die Offensive ergriffen und ihn gefragt, was eine Lotusblume sei, und darauf hatte sie zitternd gesessen, indem sie gefürchtet, er werde diese Frage zum Anknüpfungspunkte nehmen und darauf von seinem Herzen sprechen, das erzittert und gebebt unter der Liebe Macht. —

Aber er that es nicht, er bezwang sich auch dieses Mal und versicherte mit einem lächelnden Blick, die Lotusblume sei ein orientalisches Gewächs und ihm nur aus Liedern bekannt.

Aus Liedern, hat er gesagt und dann einen Augenblick geschwiegen? Wie dankte ihm Clementine in ihrem Innern auf's Neue für diese überzarte Aufmerksamkeit! Ja er trieb die Unbefangenheit noch weiter, und als er von der Lotusblume gesprochen und dann geschwiegen, bückte er sich zur Erde nieder und zupfte ein harmloses Gänseblümchen, daß er der alten Jungfer mit freundlichem Blick vor's Auge hielt.

„Kennen Sie dies?" fragte Herr Sidel.

„Ja wohl," antwortete Clementine.

„Kennen Sie auch das Spiel, das damit getrieben wird?"

„Das Spiel, das damit getrieben wird," wiederholte Clementine, und es fiel ihr plötzlich ein, daß junge, naseweise Mädchen die Blätter dieser Blume einzeln abzurupfen pflegen und dazu allerlei schreckliche Worte sprechen.

„Um Gottes willen!" dachte sie, „hat er deßhalb nur von Blumen geredet, um nun zuletzt mit der gefährlichen Gänseblume einen Sturm auf mein Herz zu wagen?"

„Sie kennen das Spiel nicht?" fragte Herr Sidel, über alle Möglichkeit unbefangen aussehend.

„Ja, ich kenne es," hauchte Clementine hervor.

„Die Worte hiezu," fuhr der schreckliche junge Mann fort, „werden hie und da verschieden gesprochen. Wie sagen die jungen Mädchen in hiesiger Stadt?"

Die jungen Mädchen, hat er gesagt und hatte dazu die Gänseblume in ihre Hand gelegt? Dieser Augenblick war entscheidend, und die feinfühlende Clementine konnte es nicht über ihr Herz bringen, nachdem er sich auf so zarte, blumige Weise ihr genähert, ferner noch die Unempfindliche, die Hartherzige zu spielen; auch war er ihr bedeutend näher gerückt.

„Nun, mein verehrtes Fräulein," sagte der stürmische Mann, „so zupfen Sie einmal die Blättchen da ab und lassen sich prophezeien."

„Er liebt mich," sagte erröthend Clementine.

„Von Herzen," setzte der lustige Rath hinzu.

„Mit Schmerzen," seufzte sie.

„Ueber alle Maßen."

„Ein klein wenig."

„Ach, gar nicht," sagte der lustige Rath; „aber weiter, weiter es sind nur noch wenige Blättchen da."

„Er liebt mich," fuhr Clementine fort.

„Von Herzen," sagte er.

„Mit Schmerzen," lispelte sie.

„Ueber alle Maßen," jauchzte luſtig und laut lachend Herr Siebel. „Nun, das iſt prächtig, wertheſte Jungfrau," ſetzte er laut hinzu, „Sie können zufrieden ſein, er liebt Sie über alle Maßen."

„O, wenn ich wüßte!" ſeufzte Clementine.

„Was?"

„Daß das Spiel nicht trügt."

„O, darüber beruhigen Sie ſich," wiederholte der luſtige Rath und unterdrückte mit Mühe ſein Lachen. „Das kann ich Sie verſichern, wenn Sie einmal geliebt werden, ſo muß es über alle Maßen ſein — über alle Schranken, ja, das iſt nicht anders möglich. — Wollen Sie vielleicht noch einmal zupfen?"

„Gott ſoll mich bewahren!" ſagte erſchrocken die alte Jungfer. „Ich bin zufrieden, denn er liebt mich ja über alle Maßen."

„Bravo, bravo?" rief in dieſem Augenblicke eine lachende Stimme hinter der Bank, und Clementine, die beſtürzt empor fuhr, ſah das Geſicht der gottloſen Katharina, die am Arme des Herrn Eugen hinter ihr ſtand und wahrſcheinlich die ganze Gänſeblumenzupferei mit angeſehen hatte.

„Bravo, bravo!" wiederholte ſie laut lachend, und ihre Augen glänzten vor Vergnügen. „Kommen wir vielleicht zu früh zurück? Stören wir?"

„O, in dem Falle," ſetzte Eugen luſtig hinzu, „wollen wir Beide noch einen kleinen Spaziergang machen. Ihr habt nur zu befehlen."

„Ach, wie garſtig!" ſagte Clementine mit geſenktem Haupte, „wie complicirt abſcheulich! ſo was hätte ich von Ihnen, Katharine, in meinem ganzen Leben nicht gedacht."

„Ich auch nicht von Ihnen," verſetzte vergnügt das junge Mädchen, „das iſt ja erſchrecklich!"

„Er liebt Sie," ſagte Eugen.

„Ueber alle Maßen," ſetzte der luſtige Rath hinzu.

Dieſes Wort ſollte den unberufenen Zuhörern vergnügt und heiter klingen, aber Clementine glaubte einen tiefen Ernſt zu verſtehen, die ſchwere Bedeutung, welche in dieſen dreien, an ſich ſo unſchuldigen Worten lag. — „Ueber alle Maßen," hatte er geſagt und dabei dem Herrn Eugen mit dem rechten Auge zugeblinzelt. Ach! dieſes Geblinzel im Uebermaß ſeines Entzückens konnte ihm Clementinens ſonſt ſo reizbares Herz verzeihen; war Eugen nicht ſein Freund, und war es nicht begreiflich, daß der Freund dem Freunde durch eine kleine Pantomime zu verſtehen gab: Ich habe geſiegt, ich bin im Reinen, ich liebe ſie über alle Maßen? Ach! und er that es gar nicht ſo, als habe er wirklich erreicht, was er gehofft; er war ſo unbefangen und natürlich, und als Eugen ihn nochmals fragte, ob er mit Katharina nicht noch einen Spaziergang machen ſolle, antwortete er mit ſeltener Selbſtverläugnung: „nein, nein!" und ſetzte hinzu: „Laß, Vater, genug ſein des grauſamen Spiels!"

Somit waren dieſe Unterredungen zu Ende, und beide Paare gingen auf verſchiedenen Wegen nach der Stadt zurück — die Promenade im Stadtgraben blieb in ihrer Stille und Einſamkeit hinter ihnen. Alles war glücklich von Statten gegangen und ſie von keiner Menſchenſeele geſehen worden — ſo glaubten nämlich die zwei Paare. Wir aber, die wir in unſerer Eigenſchaft als Erzähler das Terrain ſorgfältiger unterſuchen müſſen, als Jene es gethan, können leider nicht umhin, dem geneigten Leſer zu eröffnen, daß jene Zuſammenkunft nicht nur nicht ungeſehen, ſondern theilweiſe ſogar nicht unbehorcht geblieben war. Wir glauben ſchon Eingangs der Beſchreibung dieſer Promenade bemerkt zu haben, daß hier eine Menge Singvögel ihre luſtigen Lieder erſchallen ließen, namentlich Nachtigallen, denen das ſchattige Gebüſch an den Ufern des kleinen Baches ein ſehr lieber Aufenthalt war. Dieſe verſchiedenen Singvögel nun als ein angenehmes Wild zu betrachten, war eine der Lieblingsbeſchäftigungen des Herrn Konrad Schoppelmann, na-

mentlich in Zeiten, wie die jetzigen, wo er sich im Besuche der Herrschaftswaldungen allzu sehr angestrengt hatte und dort jedem Jäger und Jägerburschen bekannt war wie ein bunter Hund. Dieses Einfangen von Singvögeln war auch eine Art Jagd, und als angenehme Abwechslung auf das Erlegen von Ratten wohl mitzunehmen.

Herr Konrad Schoppelmann hatte nun leider diesen Morgen einige freie Stunden gefunden, welche er dazu anzuwenden beschloß, dem Stadtgraben einen Besuch zu machen und mit Netz und Falle einige arme Singvögel einzufangen. Er saß zu diesem Zwecke, noch ehe die beiden Paare ankamen, nicht weit von oben erwähnter Bank, und war nicht wenig erstaunt, als er eine halbe Stunde später Menschenstimmen vernahm, und als er diejenige seiner Schwester, sowie des Herrn Eugen und der Jungfer Clementine erkannte. Er rührte sich nicht von der Stelle, er strengte seine Ohren übermenschlich an, um, so viel ihm möglich war, die geführte Unterhaltung zu vernehmen. Dieses gelang ihm einigermaßen bei der alten Jungfer und Herrn Sidel, aber nicht so bei seiner Schwester und Eugen. Doch sah er sie zusammen den kleinen Weg hinab gehen, und das war ihm vor der Hand genug. Nachdem die Sache beendigt war und er bei sich gedacht, jetzt könnten sie weit genug entfernt sein, erhob er sich auch und ging mit leeren Fallen und Netzen, aber trotzdem mit außerordentlich vergnügtem Herzen fort, dem elterlichen Hause zu. Unterwegs überlegte er, wie diese Sache eigentlich zu behandeln sei, um etwas daran zu verdienen; denn er betrachtete alles, was in diesem Leben vorkam, als zu diesem Zwecke erschaffen. Sollte er die Mutter davon in Kenntniß setzen? — gewiß, um der Katharina tüchtig Eins hinauf zu geben! aber vor allen Dingen sollte die Mutter auf's Feierlichste versprechen, gegen die Tochter nichts davon zu erwähnen. Der Jäger wollte das Wild sicher machen und calculirte so: Ich will schon dafür sorgen, daß Katharina mit der alten Jungfer nicht mehr zum Spa-

zieren gehen kommt, und dann wird es nicht lange anstehen, daß Herr Eugen Stillfried sich einmal verstohlener Weise in unsere Höhle schleicht — dann haben wir ihn und er soll mir jeden Besuch theuer bezahlen. — So dachte der Jäger und trat nach einer kleinen halben Stunde, innerlich triumphirend, in das alte Haus am Marktplatz.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Herr Konrad Scheppelmann, welcher mit leerer Jagdtasche heimkehrt, bringt doch allerlei mit nach Hause.

Madame Scheppelmann saß vor dem großen Herd, auf welchem jetzt ein größeres Feuer brannte, als neulich des Morgens, denn nebendem, daß sie ihren Nachmittags-Kaffee kochte, ließ sie Butter aus in große Töpfe, welche sie alsdann zum Winterbedarf an ihre Kunden verkaufte. Katharina war auf ihrem Zimmer; davon überzeugt, erkundigte sich Konrad zuerst durch eine anscheinend ganz gleichgültige Frage nach ihr. Er setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf in die Hände und sah einen Augenblick der Arbeit der Mutter aufmerksam zu, indem er hohnlächelnd bei sich dachte: „Na, den Spektakel wollen wir sehen, wenn die Alte dergleichen Geschichten von ihrem Herzblatt erfährt!“

Obendrein schien Madame Scheppelmann sich durchaus in keiner rosenfarbenen Laune zu befinden, und wenn sie, wie es jetzt der Fall, verdrießlich war, so pflegte sie halblaute Selbstgespräche zu halten, sich selber Red' und Antwort zu geben, woraus alsdann ein aufmerksamer Beobachter leicht erfahren konnte, um was es sich bei

ihr eigentlich handle, und der Jäger merkte demgemäß auch schon nach einigen Augenblicken, daß er für die Geschichte, die er auf dem Herzen hatte, keine bessere Stunde hätte wählen können.

„Sitz' ich da auf dem Markt," brummte die Gemüsehändlerin und drehte den Topf mit der heißen Butter, damit er auf allen Seiten gleich warm würde, „sitz' ich da auf dem Markt und kommt die Köchin der Staatsräthin daher. Guten Morgen sag' ich — danke schön, sagt sie und seufzt. Was soll's mein Kind, frag' ich, braucht Sie etwas Extra's — speist der Justizrath im Hause? — ein paar Feldhühner — wie? — — und da seufzt denn die alte Creatur wieder und sagt: ach, Frau Schoppelmann, das ist ein wahres Kreuz und ein wahres Unglück für mich." — — — — Hier murmelte die alte Frau eine Zeit lang so leise, daß man es unmöglich verstehen konnte, dann aber fuhr sie desto lauter fort: „mich soll der Teufel holen — hat die Staatsräthin verboten, von mir, der Frau Schoppelmann, ferner etwas zu kaufen — es ist unglaublich, aber wahr! Hat nicht die Köchin, das arme Weibsbild, ordentlich geweint, daß ich die noch obendrein trösten mußte — weiß Sie was, sagte ich, da ist vor der Hand nichts zu ändern. — Ach Gott, nein! sagte sie. — Geh' Sie zur Plunker, sagte ich. — Zur Plunker? fragte sie. — Die ist nach mir die Beste, sagte ich, eine brave Frau, und wenn sie etwas nicht hat, so kann's die Plunker bei mir holen. — Wein' Sie nicht, mein Schatz, es kommen noch Zeiten, wo die Schoppelmann wieder zu Ehren gelangt." — Hier rückte sie den Buttertopf näher an's Feuer. — „Ja, zu großen Ehren — aber als sie nun fort ging und der Plunker das Geld hinzählte, kam doch über mich ein gewaltiger Zorn — daß dich ein Donnerwetter! dachte ich." — Madame Schoppelmann stieß bei diesen Worten so grimmig in die brennenden Kohlen, daß sich Tausende von Funken zischend den schwarzen Schornstein hinauf flüchteten. — „So was muß man sich bieten lassen — und wer ist an allem dem Schuld? — Niemand, als der saubere Herr Eugen.

— Ja — ja — ja — ja — wenn wir nur nicht noch Schlimmeres erleben."

„Dazu ſage ich Amen," miſchte ſich Konrad mit lauter Stimme in's Geſpräch.

Die Frau drehte ſich überraſcht herum; denn dergleichen Selbſtgeſpräche waren bei ihr wie eine Art Nachtwandlerei, und wenn ſie durch ein lautes Wort daraus geſtört wurde, dann ſchrack ſie zuſammen.

„Na, wenn du Amen ſagſt," ſprach ſie nach einer Pauſe, „dann muß es was Schönes ſein!"

„Ich ſagte Amen auf Eure Reden."

„Ach, ich ſprach nicht mit dir darüber."

„Aber ich möchte mit Euch darüber ſprechen."

„Ei, ſieh doch," entgegnete die Frau, „hab' ich nicht Herzeleid genug, mußt du noch was dazu lügen?"

„O, keine Lüge," ſagte lächelnd Konrad, „dies Mal was ganz Wahres. — Und nun erzählte der freundliche Bruder, wie und wo er draußen die Schweſter geſehen, mit welcher Beſchäftigung, in welcher Geſellſchaft, und wenn auch, wie der geneigte Leſer weiß, die Sache an ſich nicht von ihm erfunden war, ſo machte er doch ſolche Zuſätze und Bemerkungen, daß die Mutter noch viel Schlimmeres glauben mußte, als wirklich geſchehen, und ſie legte darauf die Hände in den Schooß und ſaß da ſtarr vor Entſetzen.

„Und das iſt alles wahr, Konrad?" fragte ſie nach einer Pauſe, „und nichts daran gelogen?"

„Nicht das Geringſte!" ſagte der Sohn, „aber die Sache iſt noch nicht zu Ende."

„Und die alte Schachtel war dabei, das miſerable Weibsbild, die ſo fromm und ſcheinheilig thut, daß man glauben könnte, ſie habe keinen Begriff davon, daß es auch Mannsbilder in der Welt gebe?"

Konrad nickte befriedigend mit dem Kopfe. „Die war dabei,"

geneigt ist, theils um sie vor dem Dampf und Kohlenstaub zu schützen, der das Gewölbe anfüllt. Der Tunnel ist eine starke halbe Stunde lang, und ob man ihn gleich in drei Minuten durchfliegt, erscheint doch diese kurze Zeit sehr lang. Man hat bei der Bahn von Köln nach Aachen sehr bedeutende Terrainschwierigkeiten zu überwinden gehabt. Außer diesem großen Tunnel gibt es noch einen kleinen, eine Unzahl von Brücken über verschiedene kleine Flüsse, und bei Aachen einen großen Viaduct, der die Bahn über das Wurmthal führt und dessen mittlere Pfeiler einige achtzig Fuß hoch sind. In Folge der vielen Zwischenstationen braucht man zwei und eine halbe Stunde Zeit, um zu der alten Kaiserstadt zu gelangen, die von Köln fünfzehn Stunden Wegs entfernt ist. Bei der Menge von Wagen verschiedener Gasthöfe, sowie der großen Omnibus, welche die Reisenden nach den Posten und den umliegenden Orten führen, geschieht es leicht, daß man in ein unrechtes Fuhrwerk kommt; so ging es auch uns, und wir fuhren in kurzer Zeit, statt in den Gasthof zu den vier Nationen, zu unserer nicht geringen Verwunderung in den Hof der Lütticher Post. Indessen, statt umzukehren, nahmen wir diese Verwechslung als einen Wink des Schicksals und ließen uns nach Lüttich einschreiben, um die großen belgischen Eisenbahnen in der Nähe zu besehen. Bereits schwebte uns sogar Brüssel im Hintergrunde vor. — Abends zehn Uhr fuhr die Post aus Aachen, und da diese alten Wagen noch drei Sitze neben einander haben, da es regnerisches Wetter war, so daß man, trotz der neun Personen im Innern, fast beständig die Fenster schließen mußte, und da der ganze Weg von Aachen nach Lüttich gepflastert ist, so gehörte dieses Stück Reise, mitten zwischen den herrlichsten Eisenbahnen gelegen, nicht zu den angenehmsten Partien. Obendrein wurden wir aus dem ersten Halbschlummer durch die belgischen Zollbeamten geweckt, die auf der Grenze bei Henri-Chapelle unsere sämmtlichen Effekten, so wie unsere Pässe auf's Genaueste revidirten. Endlich lag Lüttich vor uns im Thale, von der aufsteigenden Morgensonne beleuchtet, welche uns zugleich in der Ferne den prächtigen Bahnhof zeigte, wo die Locomotive rauchte und uns freundlichst einlud, auf die fatale langsame Nachtpartie eine windschnelle lustige Tagfahrt zu versuchen. — Diese Aussicht war wirklich zu einladend, und wir ließen uns geduldig auf einen ungeheuern Omnibus laden, der uns geradezu auf den Bahnhof führte. Karten nach Brüssel waren bald genommen, und es verging keine halbe Stunde, so gaben die Conducteurs mit ihren Hörnern das Zeichen zur Abfahrt und der Convoi setzte sich langsam in Bewegung. Noch vor wenigen Monaten mußte man aus dem Lütticher Thale eine lange Strecke bergan zu Wagen zurücklegen, jetzt aber ist auch dieser Theil der Bahn fertig und eine stehende

sagte er, „aber hört weiter, und Ihr sollt künftig nicht mehr sagen, daß wir uns um nichts Ordentliches bekümmern. Ich ging den sauberen beiden Herren nach und holte sie noch vor dem Thore ein. Guten Morgen, Herr von Stillfried, sagte ich zu diesem, wollen Sie mir nicht ein Wort allein vergönnen? Und darauf trat der Andere auf die Seite."

„Der Schulmeister, der sich mit ihm herumtreibt?" fragte die Mutter.

„Derselbe; und nun sagte ich sehr ruhig und höflich: Herr von Stillfried, ich habe Alles gesehen und gehört, und darauf wurde er so blaß wie Eure Schürze und wollte davon gehen. Daraus wird nichts, sagte ich ihm und faßte ihn am Arm; wir sind, sagte ich, freilich nicht so vornehm wie Sie, sagte ich, aber wir sind brave Bürgersleute, sagte ich, und wir haben eine Mutter daheim, sagte ich, wenn die das erfährt, kann es ein Unglück geben. — Was wollen Sie eigentlich? sagte er. — O! sagte ich, Herr von Stillfried, man lauft nicht nur so mit den Bürgermädels in dem Stadtgraben umher, der ganzen Stadt zum Spektakel, und ich bin der Bruder, sagte ich, und frage Sie nun ein für allemal: was haben Sie mit der Katharine vor? sagte ich; — darauf lachte er laut auf und der Schulmeister trat näher."

„Nun?" fragte die Frau Schoppelmann und griff nach ihrem gewichtigen Schüreisen; „weiter! weiter!"

„Wenn Sie mit der Katharine öffentlich gehen, sagte ich, und sie in der Leute Mäuler bringen, sagte ich, dann müssen Sie sie auch heirathen, sagte ich."

„Nun?"

Konrad zuckte die Achsel und spielte einen Augenblick den Zurückhaltenden; doch die Gemüsehändlerin stand von ihrem Sitze auf, eilte zu ihm hin und rief: „Sprich! ich will Alles wissen! was sagte er darauf?"

„Nun, er lachte und meinte, wie ich ihm nur so dummes Zeug

sagen könne; denn Katharine, Eure Tochter, sei gut genug zum Amusement und wolle auch nicht weiter. Ich aber sei ein Narr und solle mich nur um mich bekümmern."

Nach diesen Worten stand die dicke Frau wie erstarrt, sie riß ihre Augen weit auf, öffnete den Mund zum Sprechen, brachte aber kein Wort hervor; auch spielte ihre Gesichtsfarbe in's Dunkelrothe, und sie schnappte so ängstlich nach Luft, daß der gute Sohn und Bruder erschrocken hinter dem Tische hervorsprang, die Mutter am rechten Arm faßte und sie auf's Kräftigste zu schütteln begann — ein Mittel, das schon oftmals in ähnlichen Fällen die gewünschte Wirkung nicht verfehlt hatte. Auch jetzt brachte es das stockende Blut der dicken Frau auf's Neue in Umlauf; sie ließ sich auf einen Stuhl nieder, der an dem Tische stand, und Konrad sah zu seiner größten Befriedigung, daß ein paar Thränen über ihre dicken Backen rollten.

„Und du hast diesen Kerl nicht sogleich zu Boden geschlagen?" fragte die Frau schluchzend; „du führst ja sonst dergleichen immer in deinem Munde — du hast ihn wahrhaftig nicht zu Boden geschlagen?"

Konrad zuckte betrübt die Achsel und sagte: „Ihr könnt Euch denken, wie mir die Faust gejuckt, aber was war da zu machen? Der Schulmeister hätte mich nicht genirt; aber denkt Euch doch, es war ganz nahe am Thor, die Soldaten lungerten auf den Steinen an der Chaussee und die Schildwache spazierte auf und ab. Da wäre ich ein rechter Narr gewesen! Ich ließ ihn laufen und dachte: du entgehst mir gewiß nicht."

„Das hoff' ich auch," sprach die dicke Frau und schlug mit der rechten Faust auf die linke Handfläche; „dem soll das nicht so hingehen, und die Katharine, die jag' ich aus dem Hause, und das gleich!" — Sie wollte sich erheben, doch Konrad drückte sie derb auf den Stuhl nieder und sagte: „Nun seht mir wieder, wie Ihr seid, man kann wahrhaftig mit Euch nicht sprechen! Was wollt Ihr

jetzt thun? Ein Geschrei anfangen, der Katharine Alles wieder sagen, daß die es ihrem Liebhaber mittheilt und der sich in Acht nimmt! — Bewahre, bewahre! Nichts dürft Ihr sagen, keine Sylbe der Katharine — seid doch klug!"

„Und wenn es ein Unglück gibt?" fragte besorgt die Mutter.

„Dafür laßt mich und den Fritz sorgen; wir behüten sie wie unsere Augen, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn sich der Herr Eugen nicht nächstens einmal hier in's Haus verliert, und dann" — schloß Konrad und ballte die Faust — „laßt mich nur machen!"

Die Unterredung wurde jetzt zu einem plötzlichen Ende geführt, indem die geschmolzene Butter aus dem Topfe über und in's Feuer lief, wodurch ein solches Gepraſſel, ein Gestank und Dampf entstand, daß die dicke Gemüsehändlerin, die neben der Mutterpflicht auch noch andere zu erfüllen hatte, erschrocken zu ihren Töpfen hineilte, so schnell, als es ihre Körperfülle erlaubte.

Konrad ging, seinen Bruder Fritz aufzusuchen, und sagte noch im Weggehen: „Also, Mutter, kein Wort zu der Katharine, sonst verderbt Ihr die ganze Geschichte!" Hierauf winkte Madame Schoppelmann mit der Hand, als wollte sie sagen, sie wisse schon, was zu thun sei, und blieb alsdann mit ihren Gedanken allein.

Der geneigte Leser ist so gut wie wir überzeugt, daß der junge Herr Schoppelmann der Mutter die Erzählung von der Zusammenkunft in einer unsauberen Brühe von Dichtung und Wahrheit vorgetragen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Worin Jungfer Clementine Strebeling große Beweise ihres guten Herzens, aber gar keine von Lebenserfahrung gibt.

„Geliebteste Clementine!

„Ja, ich kann mir schon erlauben, über das Theure hinwegzuhüpfen und Sie in einem Prädikat zu begrüßen, wie es aus der Fülle meines liebenden Herzens gewaltsam herausquillt. Nicht um alle Schätze der Welt — so nöthig mir von diesen Schätzen Einiges wäre — gäbe ich die Erinnerung der gestern mit Ihnen verlebten Stunden. O Gott, wie war ich so glücklich! Wie zittert noch jetzt meine Hand, indem ich es niederschreibe. Das war eigentlich zu viel Glück an Einem Tage. Ihre lieben Zeilen, welche ich durch die brave und würdige Frau Schilder erhielt, und jene Zusammenkunft an Einem Tage! Ach, geliebteste Clementine, könnte ich doch frei über meine Zeit verfügen, wäre ich doch nur in anderen Verhältnissen! Doch so bin ich ein armes, gefesseltes Wesen. — Aber, o Gott! wie kann man so etwas mit der Auserkorenen seines Herzens sprechen? Ich würde es auch nicht thun, wenn nicht meine grenzenlose Liebe mir den Muth dazu gäbe. Ach, wie gesagt, ich bin ein armes, gefesseltes Wesen, ja, gefesselt und geknechtet durch die drückenden Verhältnisse dieses miserablen Lebens — aber sprechen wir nicht mehr davon, kein Wort mehr hierüber! Nichts soll im Stande sein, mir etwas Näheres über diese meine Verhältnisse zu entlocken. Wen würde es auch interessiren? Sie? o Gott! Sie — du — Clementine! — — — — — Weg mit diesen Gedanken! Sie blitzen Höllenflammen in mein Herz.

„Auch die Frau Schilder, welche meine Verhältnisse genau

kennt, habe ich auf's Dringendſte beſchworen, nie etwas darüber auszuſagen. O, Clementine! machen Sie keinen Verſuch, dieſe würdige Frau zu veranlaſſen, daß ſie ihr ehrenhaftes Stillſchweigen breche.

„Bis dahin

„Ihr ewig treu Liebender."

Dieſen Brief erhielt Clementine an einem der nächſten Tage früh des Morgens; ſie hatte kaum ihren Kaffee zu ſich genommen. Es war, wenn wir anders nicht irren, ein Sonntag. Draußen läuteten ſämmtliche Glocken der Stadt, und im Nebenzimmer ſang die Choriſtin des königlichen Hoftheaters:

Iſt denn Liebe ein Verbrechen,
Darf man denn nicht zärtlich ſein?

Abends war nämlich die Zauberflöte, und ſolcher Geſtalt präparirten ſie ſich zu der Probe, die dieſen Morgen noch Statt fand.

Clementine las das Schreiben ein-, zwei- und dreimal durch und weinte, daß die Menſchen nach ihrer Meinung ſo unglücklich ſeien. Denn welch' gefühlvolles Herz in dieſes Schreiben hineinblickte! Sie konnte nur einen Augenblick zweifeln, der Verfaſſer deſſelben ſei unglücklich, er bedürfe ſehr eines freundlichen Troſtes, und ihm dieſen Troſt zu reichen, ja auch Hülfe, wenn es nöthig ſei, dazu war Clementine augenblicklich entſchloſſen. Aber nie ſollte ſie etwas von ſeinen Verhältniſſen erfahren? Wem waren dieſe Verhältniſſe bekannt? Niemanden als der würdigen Frau Schilder. Und hatte er nicht ausdrücklich gebeten, mit den rührendſten Worten gefleht, gerade dieſer braven Frau nie das Geheimniß ſeines Lebens zu entlocken?

Clementine ſann lange hin und her und ſeufzte tief: O Gott! Welcher Art konnten dieſe Verhältniſſe ſein, in welchen ſich der junge Mann befand? Feſſelten ihn am Ende andere zarte Bande

oder war er — o schrecklicher Gedanke! — vielleicht mehrfacher Familienvater und durch ihren Anblick zum Verbrecher geworden?

Darum mußte Clementine Gewißheit haben, und zum ersten Male, so lange sie denken konnte, folgte sie nicht dem harmonischen Läuten der Kirchenglocken und ging mit zuckendem Herzen in die Nebengasse und dort in das Haus der Frau Schilder hinein.

Die brave Wirthin saß in ihrem Hinterstübchen allein und hatte etwas in der Hand, das bei näherem Betrachten wie ein schmieriges Gebetbuch aussah. Sie schien diesen Morgen außerordentlich taub zu sein, denn sie vernahm durchaus nichts von den Schritten der Ankommenden, hörte nichts von dem Geräusch, mit welchem sie die Thüre öffnete, und vernahm nichts von dem guten Morgen, mit welchem dieselbe sie begrüßte.

Clementine sah sich genöthigt, ihr Sprachorgan bedeutend anzustrengen und der tauben Wirthin mit übergroßer Anstrengung einen freundlichen guten Morgen zu wünschen. Entsetzt blickte diese in die Höhe, nickte einfach zum Gruß mit dem Kopfe und machte eine Bewegung mit der Hand, welche ausdrücken sollte: laß mich meine stille Andacht vollenden. Darauf las sie nur einige Augenblicke weiter in dem Buche, blickte zum Himmel und dann erhob sie sich von ihrem Sitze und reichte der alten Jungfer zur Begrüßung die Hand.

Clementine knixte schüchtern; da sie wußte, daß die Frau Schilder an Schwerhörigkeit leide, so brachte sie ihren Mund, so weit es thunlich war, an das Ohr dieser würdigen Frau und lispelte: „Ich habe den Brief gelesen."

„Wirklich?" entgegnete die Wirthin, und auf ihrem gleichgültigen Gesichte war nicht die geringste Theilnahme zu lesen.

„Ich möchte mit Ihnen darüber sprechen," fuhr die alte Jungfer fort.

„Mit ihm sprechen?" sagte die Wirthin, „schon wieder?"

„Ach nein," erwiderte erröthend Clementine, „ich möchte mit Ihnen über diesen Brief sprechen."

„Ah, ich verstehe!" meinte Frau Schilder, ich soll mit ihm über diesen Brief sprechen."

„O Gott! Nein! nein!" rief Clementine mit aller Kraft ihrer Lungen.

„Ich habe Sie nicht recht verstanden, scheint mir," sagte die Wirthin mit dem unschuldigsten Gesichtsausdruck. „O, es ist ein wahres Unglück; ich werde bald gar nichts mehr hören! Wissen Sie was, Jungfer Clementine? Gehen wir in mein oberes Stübchen, da kann ich meine Haube abnehmen und höre besser." — Die gute Frau wollte in ihrer Unterredung mit der liebenden alten Jungfer nicht gestört sein; diese ging auf den Vorschlag ein, und Beide begaben sich eine Treppe hinauf, in das Zimmer, welches wir bereits kennen, nachdem Frau Schilder ihre Hausthüre vorher sorgfältig verschlossen. Dort oben nahm sie ihre Haube ab, strich sich die Haare von den Ohren hinweg und sagte: „Nun wird's besser gehen. Was soll es, mein Kind?"

„Ich habe hier einen Brief bekommen."

„Ja."

„Und darüber möchte ich mit Ihnen sprechen."

„Ah so! Wir Beide zusammen über den Brief?"

Clementine nickte mit dem Kopfe. „Ich möchte nur vor allen Dingen wissen," fuhr sie fort, „wer er ist, der mir jetzt schon zweimal geschrieben hat."

„Wer er ist?" sagte die Frau mit einem Blick zum Himmel und schlug die Hände zusammen. „Wer er ist? Ein braver, junger, armer Mensch, aber so geschickt, so gut, so fleißig, es gibt keinen Zweiten der Art."

„Das glaube ich Alles, Frau Schilder," sagte gerührt Clementine. „aber wie heißt er und was hat er für ein Geschäft?"

„Ja so, wie er heißt?" antwortete die Frau; „das hat er

noch nicht einmal geſchrieben? O der beſcheidene, ſchüchterne, junge Menſch. Das iſt ein Kleinod, Jungfer Strebeling; darauf können Sie ſtolz ſein."

Clementine ſchlug erröthend die Augen zu Boden und ſagte nichts.

In dieſem Augenblicke flog über die verwelkten Züge der Frau Schilder ein lebhaftes, höhniſches Lächeln und erhellte ihr Geſicht, wie der Blitz den zerſtörten Kirchhof.

„Aber wie er heißt?" fuhr die alte Frau nach einer Pauſe fort; „er heißt Johannes Müller und iſt ein armer Kandidat der Theologie."

„Er will alſo ein Pfarrer werden?" fragte Clementine mit einem ſeligen Gefühl.

„Ja, er möchte wohl," meinte die alte Frau, „aber es fehlen ihm die Mittel. Er iſt da bei dem Herrn Stillfried," ſetzte ſie leiſer hinzu, „eine Art von Sekretär oder ſo was. Ach, das iſt eine Exiſtenz, Jungfer Clementine, bei ſo einem wilden, ausſchweifenden jungen Menſchen!"

Clementinen überlief es eiskalt, und ſie dachte an die arme Katharina.

„Und warum bleibt er denn bei dem Herrn?" fragte ſie nach einer Pauſe.

„O Gott! wo ſollte er hin?" entgegnete die Frau Schilder und faltete mit dem wehmüthigſten Geſichtsausdrucke ihre Hände „wo ſollte er hin? Ach, es iſt ihm ſchon lange verhaßt, das Leben, und die Zeit iſt gekommen, wo er ſich noch ein halb Jahr auf die Univerſität zurückziehen ſollte, um ſich zum letzten Exame vorzubereiten. Sie wiſſen doch, daß die Theologen acht Exame machen müſſen, und ſieben hat er ſchon glänzend beſtanden, ungeheuer glänzend. Jetzt noch das achte, und dann wird er ein evangeliſcher Pfarrer und würde augenblicklich heirathen, wie es die Herren in dem Falle immer zu machen pflegen."

„Schweigen Sie davon," ſagte die alte Jungfer mit niedergeſchlagenen Augen.

„Nein, es iſt wahr," fuhr Frau Schilder eifrig fort, „gewiß und wahrhaftig, dann heirathen ſie augenblicklich, wenn ſie eine geſetzte, ſittſame, ruhige und gottgefällige Jungfrau finden."

„Und warum thut er das nicht?" fragte Clementine, die den letzten Satz überhören zu wollen ſchien.

„Was? das Heirathen?"

„Ach nein! Das Fortgehen, das achte Examen machen!"

Frau Schilder ſtrich bei dieſer Frage ihre Schürze glatt und ſagte nach einem längeren Stillſchweigen: „das darf ich nicht ſagen, das hat er mir ſtreng verboten."

„Aber ich bitte Sie, Frau Schilder!"

„Nicht um alle Schätze der Welt! Ich habe ihm das feierlich gelobt, und Sie wiſſen, ein Gelöbniß muß man halten. Wozu nützt es auch, hat er geſagt, wozu nützt es auch, was in ihren Augen — damit meinte er Sie, Jungfer Clementine — was mich vor ihr, die ich liebe, nur herabſetzen könnte?"

Wenn die Jungfer Strebeling ebenſo ſchlau geweſen wäre, wie die Frau Schilder, ſo hätte ſie in dieſem Augenblicke, um das zu erfahren, was ſie erfahren wollte, nicht ſchlauer handeln können, als ſie ohne Abſicht that, daß ſie nämlich ganz ſtill ſchwieg und in tiefes Nachſinnen verſank. „Hollah!" dachte die würdige Dame; „mir gegenüber will ſie wirklich nichts weiter wiſſen, will ſich zurückziehen, da muß ich wahrhaftig ein Bischen nachhelfen. — „Ja, wenn es was nützen könnte," ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer, „dann würde ich mich wahrhaftig ſeinem ganzen Zorne ausſetzen und ſein Geheimniß verrathen."

„Nützen," entgegnete Clementine mit leuchtenden Blicken; „warum das nicht, meine gute Frau Schilder? Wenn ich ihm helfen kann, wenn ich ihm nützen kann, ſo iſt ihm ſchon geholfen. Sprechen Sie ohne Scheu!"

„Aber wollen Sie mich nicht verrathen?“ bat die Wirthin; „wollen Sie nie ſagen, daß ich mit Ihnen über dieſe Angelegenheit geſprochen?“

„Gewiß nicht!“

„Nun denn, ſo hören Sie! Gott! ich habe von der Sache ſo viel ſchon verrathen, was ich nicht hätte thun ſollen, daß das Bischen mehr oder weniger auch nicht viel ausmachen wird.“

„Nun denn!“

„Alſo! Um jeden Preis würde Herr Johannes Müller das Haus des Herrn Stillfried verlaſſen, es wäre ſein ſehnlichſter Wunſch, ſich in eine Univerſitätsſtadt zurückzuziehen und dort eifrigen Studien obzuliegen, um ſeinem heiß erſehnten, glückſeligen Ziele ſich nähern zu können — Sie kennen jenes Ziel, Jungfer Strebeling.“

„Weiter! weiter!“

„Aber! Nun ja, es muß endlich heraus: es fehlen die Mittel hierzu; gewiß, es wird mir ſchwer, es auszuſprechen: es fehlt ihm an — Geld.“

„Und iſt das Alles?“ fragte Clementine mit freudigen Blicken, und dabei lächelte ſie ſo glücklich, „iſt das wirklich Alles? Sind das die drückenden Geheimniſſe unſeres theuren Freundes Johannes? Nun, dieſem Mangel kann gewiß abgeholfen werden, liebe Frau Schilder, ich verſichere Sie, es wird ihm abgeholfen.“

„Glauben Sie?“ fragte die Frau mit zweifelhaft tönender Stimme; „glauben Sie wirklich? Aber wer könnte ſich für den armen jungen Müller verwenden?“

„Wer?“ fragte erſtaunt Clementine; „nun, wer ſonſt, als ich? Nennen Sie mir die Summe dieſes Bedarfs, und wenn es in meinen Kräften ſteht, ſie ihm zu geben, ſo bin ich gern dazu bereit.“

„O, Sie ſind ein Engel!“ ſagte die Frau; „Ihnen muß es gut gehen!“ Und darauf blickte ſie gen Himmel und murmelte etwas, das wie ein Gebet klingen ſollte. „Aber nein!“ fuhr ſie

Dampfmaschine schleppt an einem ungeheuern Drahtseil den Wagenzug in verhältmäßig [illegible] kurzer Zeit hinauf. Oben kam uns eine andere Locomotive entgegen, wurde vorgespannt und wir flogen dahin. Das gesegnete, aber flache Land Belgiens auf der Landstraße zu durchschneiden, muß schrecklich langweilig gewesen sein; denn obgleich wir die Strecke von Lüttich nach Brüssel in drei Stunden zurücklegten, däuchte uns der Weg sehr lang, und obgleich die Räder mit rasender Geschwindigkeit dahin rollten, konnten wir nicht begreifen, warum Brüssel so lange nicht erscheinen wollte. So ist der Mensch; wer früher mit guten Pferden Morgens von Lüttich abfuhr, durfte sich unterwegs nicht lange aufhalten, wenn er bei einbrechender Nacht in Brüssel sein wollte. Jetzt würde man mit der Eisenbahn diese Strecke noch schneller zurücklegen, als ich angegeben, wenn sie nicht einen kleinen Umweg über Mecheln machte. Mecheln ist das Herz der Eisenbahnen Belgiens; hier ist der Hauptbahnhof, wo alle Züge zusammentreffen, um ihre Passagiere auszutauschen. — Es mochte eilf Uhr sein, als wir nach Brüssel kamen, und wir wandten den Nachmittag dazu an, die Stadt flüchtig zu besehen. Wir hatten, wie früher bemerkt, früher höchstens bis Brüssel gehen und von hier nach Aachen zurückkehren wollen. Doch der Bekannte, mit dem ich reiste, hatte noch nie das Meer gesehen, und es wäre doch unverzeihlich gewesen, die vier Stunden, die wir nach Ostende hatten, nicht zu opfern, was ja mit so wenig Kosten geschehen konnte. Auch entschlossen wir uns kurz und saßen schon um sieben Uhr auf der Eisenbahn, um nach Mecheln und von da weiter nach Ostende zu fahren.

In Mecheln ist ein wirklich merkwürdiges Leben; die weitläuftigen Gebäude des Bahnhofs mit allen möglichen Werkstätten begrenzen einen weit ausgedehnten Platz, auf dem sich eine Menge Eisenbahnen von allen Richtungen her kreuzen. Oft stehen drei bis vier Züge zu gleicher Zeit da. Die Locomotive rauchen, die Passagiere sitzen in bunten Reihen und die Condukteurs laufen emsig hin und her und rufen laut die Namen der Städte, die dieser oder jener Zug berührt, um einen nachlässigen Passagier vor der Unannehmlichkeit zu bewahren, nach dem unrechten Orte zu gelangen. Und doch ist im ganzen Getreibe eine merkenswerthe Ruhe und Ordnung; die Beamten der Bahn sind äußerst höflich und artig, und wissen gewöhnlich den Passagieren in drei Sprachen Auskunft zu geben. — Wenn man die vielen Locomotive sieht, die den augenblicklichen Dienst versehen sollen, oder zur Reserve geheizt und hergerichtet sind, so kann Einem wohl die Idee kommen, als seien all die tausend Passagiere, die in den eleganten Wagen sitzen, nur Zuschauer bei einem großartigen Wettrennen. Die Locomotive sind die Rennpferde und werden von den Maschinisten

nach einer Pause fort: „das kann und wird Herr Müller niemals annehmen. Nie, nie, gewiß nie! Wenn ich ihm damit komme und ihm sage, ich hätte Ihnen seine Lage verrathen, und hinzusetzen muß, Sie wollten ihm helfen — das überlebte er nicht, das drückte ihn zu Boden."

„Aber Sie können es ja anders einkleiden! Sie kennen ja gewiß seine Familie vollkommen, Sie können z. B. sagen: ein entfernter Verwandter, ein Vetter, ein Onkel und dergleichen habe an ihn gedacht."

Frau Schilder beobachtete langes Stillschweigen und schien in ihrem Herzen das Für und Wider dieses edlen Vorschlages reiflich zu überlegen. Oftmals schüttelte sie heftig den Kopf, und Clementine saß dabei, in der quälenden Erwartung, die Frau würde sagen: nein, es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht! Aber dies that diese ehrwürdige Frau im Dienste des Herrn Johannes Müller nicht. Sie seufzte tief auf, sie verdrehte die Augen auf eine schreckliche Art, sie fuhr mit der Hand über ihr Gesicht, als ob sie ihre Thränen abwischte, und dann reichte sie dieselbe Hand der Jungfer Strebeling dar und sagte in entschlossenem Tone: „nun gut, ich will es wagen. Schicken Sie mir das Geld, ich will sehen, ob er es annimmt; aber wenn er es nicht thut, so müssen Sie es augenblicklich zurücknehmen, und dann schwöre ich Ihnen zu, daß ich nie mehr einen Schritt in der Sache thue. O, der Herr Müller ist so zart, so gefühlvoll! Sie haben gar keine Ahnung davon."

„O doch, doch!" sagte Clementine lächelnd vor sich hin und dachte an das Gespräch bei der Zusammenkunft im Stadtgraben, namentlich aber an das Gänseblümchen.

Nachdem die Unterredung so weit gediehen, waren beide Theile froh, daß sie über diesen delikaten Punkt im Reinen waren.

„Nur die Größe der zu gebenden Summe muß noch festgestellt werden," meinte Clementine.

„Um Alles in der Welt,“ drohte Frau Schilder, „über dieſen ſo außerordentlich delikaten Punkt kein Wort mehr verloren!“

Es bedurfte der ganzen Ueberredungskraft Clementinens, um aus der ehrwürdigen Frau Schilder die Erlaubniß heraus zu bringen, daß ſie geneigt ſei, das ungeheure Kapital von 400 fl. dem Candidaten der Theologie, Herrn Johannes Müller, einzuhändigen. Sie wehrte ſich anfänglich ungeheuer dagegen und konnte nur endlich dazu vermocht werden, ihre Einwilligung zu geben, nachdem ſie bedacht, daß das Examen deßhalb um ſo glänzender ausfallen dürfte und die Pfarrſtelle, die er vier Wochen darauf unfehlbar erhalten müßte, um ſo fetter ſein würde.

So trennten ſich die beiden Damen nach dieſer Verhandlung, welche in vielerlei Hinſicht für Jungfer Clementine Strebeling von großer Bedeutung war.

Als Frau Schilder ſich wieder allein in ihrer Schenkſtube befand, ging ſie mit vergnügten Schritten auf und ab und klopfte nachdenkend mit der linken Fauſt auf die rechte Handfläche. „Vierhundert Gulden,“ murmelte ſie, „die Hälfte wäre zweihundert; aber das will ich den beiden Galgenſtricken ſagen: gleich werden an dieſem Gelde ihre alten Schulden abgerechnet. Ich hab' es ſatt, ihnen all' den Verzehr Jahre lang in meinen Büchern nachzutragen. Doch da kommen ſie ſchon, die haben gewiß auf der Lauer gelegen.“

Und dem war alſo. Der Fuhrmann hatte Clementinen geſehen, wie ſie ſich in die Klauſe der Frau Schilder begab, und ebenfalls bemerkt, wie ſie nach einer kleinen halben Stunde mit freudeſtrahlendem Geſicht wieder heraus kam. Darauf waren Beide, der Fuhrmann und der Jäger, gekommen, um ſich zu erkundigen, wie die Sache eigentlich ſtehe.

„Nun,“ ſagte der Fuhrmann beim Eintritt in die Stube, „ſitzt der Fiſch an der Angel? Haben wir einen guten Zug gemacht?“

„Ach, geht nur, geht!“ ſprach die Frau plötzlich ſehr mürriſch;

„wir thun wahrhaftig groß Unrecht in der Geſchichte; ich ſollte meine Hand nicht dazu bieten.“

„Es iſt Sonntag,“ flüſterte der Jäger ſeinem Bruder zu, „und da hat ſie einen moraliſchen; 's wird ſchon wieder vergehen. Na, bringt 'mal zwei Schoppen vom Beſten!“ fuhr er laut fort, „und dann rückt heraus; 's iſt ſicher was Gutes vorgefallen!“

Der Wein wurde gebracht, das würdige Kleeblatt ſetzte ſich um den Tiſch, und die Wirthin erzählte, was zwiſchen ihr und der Jungfer Strebeling vorgefallen.

Wir ſind wirklich ſelber erſtaunt, dem geneigten Leſer mittheilen zu müſſen, daß ſie die reinſte Wahrheit berichtete und daß ſie der ganzen Summe von vierhundert Gulden erwähnte, welche ſie der alten Jungfer herausgelockt.

„Das arme Thier!“ ſagte ſie am Ende ihres Berichts; „ich habe mich faſt geſchämt über der ganzen Unterredung, die ich mit ihr hatte, und wenn ſie nicht ſo bereitwillig von ſelbſt eingegangen wäre, ich wäre nicht im Stande geweſen, ſie zu überreden.“

„Geſchämt?“ verſetzte lachend der Fuhrmann. „Na, Frau Schilder, das Wort kennt Ihr nicht.“

„Es iſt ſchon etwas Wahres dran,“ entgegnete verdrießlich die Frau, „in Eurem Umgang muß man alles Schamgefühl ablegen.“

„Warum habt Ihr uns ſo ſchlecht gezogen?“ ſagte der Fuhrmann, „wir ſind doch bei Euch von klein auf in die Schule gegangen.“

„Laßt die Komplimente bleiben!“ meinte die Frau; „wir ſind nun einmal im Geſchäft — wie haben wir doch neulich ausgemacht: ich die Hälfte und Ihr Beiden zuſammen auch die Hälfte?“

„So iſt's.“

„Das macht für Jeden von Euch hundert Gulden.“

„Rechnen könnt Ihr,“ lachte der Fuhrmann; „ſo zahlt denn aus, gute Frau.“

„Gemach, gemach!“ entgegnete die Wirthin, „ſo weit ſind wir

noch lange nicht. Erstens hab' ich das Geld noch nicht bekommen, und zweitens werdet Ihr es gewiß nicht unbillig finden, wenn ich einmal mit dem Antheil von den hundert Gulden, die Jeder von Euch bekommt, einen Theil unserer Rechnung lösche."

Die beiden Brüder sahen einander an. Obgleich sie große Lust zu haben schienen, ihrem gerechten Unwillen über diesen Vorschlag Luft zu machen, so konnten sie doch im nächsten Augenblick nicht umhin, in lautes Gelächter auszubrechen. „Hab' ich's denn nicht gesagt," meinte der Fuhrmann, „so wird sie's uns wieder machen?" und der Jäger setzte hinzu: „Ei, es ist in der That miserabel, Frau Schilder, so mit seinen Bundesgenossen umzugehen; das können wir wahrhaftig nicht zugeben."

„Wie Ihr wollt," sagte kaltblütig die Frau und zupfte gleichgültig einige Fäden aus ihrem verschossenen, schwarzen Merinokleide, „ganz nach Eurem Gutdünken. Von dem Gelde hab' ich bis jetzt keinen Kreuzer, und wenn Ihr Euch lange besinnt, meiner gerechten Forderung nachzugeben, nun gut, so sag' ich mit zwei Worten der Jungfer Strebeling, daß sich der Johannes Müller ausdrücklich geweigert, einen Kreuzer von ihr anzunehmen. Dann seht Ihr zu, wie es weiter geht, und namentlich, wenn ich mich darauf genöthigt sehe, meiner guten Nachbarin, der Frau Schoppelmann, Eure Rechnung mitzutheilen."

Bei diesen letzten Worten drückte die Frau ihre Haube zurecht und blickte unbefangen zum Fenster hinaus.

Herr Konrad Schoppelmann zuckte leicht die Achseln gegen seinen Bruder, worauf Herr Friedrich Schoppelmann sein rechtes Auge zukniff und dabei leicht mit dem Kopf nickte. Diese gegenseitig gewechselten Pantomimen mochten so viel ausdrücken, als: es ist besser, wir geben nach; die Alte ist im Stande, uns wirklich im Stiche zu lassen, und wenn unsere Rechnungen einmal getilgt sind, so können wir gleich wieder einen neuen Pump anlegen.

„Johannes Müller!“ sagte der Fuhrmann und trommelte beifällig auf den Tisch, „schöner Name; der wird bei der alten Jungfer einen gewaltigen Eindruck gemacht haben; habt Ihr den Namen erfunden?“

„Allerdings!“ erwiderte die Frau, und es glitt ein leises Lächeln über ihre Züge.

„Also machen wir die Geschichte so,“ nahm der Jäger das Wort, „rechnen unsere Schuld ab, das heißt theilweise; denn etwas klingende Münze müssen wir schon in die Hand bekommen, Ihr werdet es selbst einsehen. Ich brauche sehr nothwendig einiges Geld.“

„Ihr habt mich immer bereitwillig erfunden,“ entgegnete die Frau, „und ich will auch dieses Mal nicht knauserig gegen Euch sein.“

„Aber wird jetzt die Geschichte weiter gehen?“ sprach gierig der Fuhrmann; „so einem famosen Schatz, wie der Herr Johannes Müller sind 400 fl. ein wahres Lumpengeld, um was der Johannes Müller nicht Alles gelernt haben wird.“

„Und wie er so fromm und tugendsam ist!“ sagte der Jäger.

„Ja,“ setzte die Frau lächelnd hinzu, „und wird nächstens Pfarrer werden, und das kann gar nicht lange mehr anstehen.“ — Und darauf lachten alle Drei laut hinaus und freuten sich ungeheuer über ihre außerordentliche Erfindung.

Dieses Lachen wurde plötzlich unterbrochen durch den Eintritt eines neuen Gastes in der Person Joseph Pierrot's. Dieser treue Diener schien in schlechter Laune zu sein und hatte offenbar gehofft, die kleine Kneipe leer zu finden, um mit der Frau Schilder ein vertrauliches Wort sprechen zu können. Herr Pierrot war sehr unangenehm überrascht, als er die Beiden hier sitzen sah, und diese Ueberraschung verwandelte sich durchaus in keine erfreuliche, als er im Eintreten die beiden jungen Schoppelmann erkannte. Doch wußte er sich als Mann von Welt augenblicklich zu fassen

und ließ sich mit vieler Seelenruhe am unteren Ende des Tisches nieder.

Die Anderen sahen ihres Theils den Bedienten ebenfalls mit keiner großen Freude eintreten. Ja, Herr Friedrich murmelte etwas von einem lästigen Gesellen, und Herr Konrad ließ eine zarte Anspielung auf einiges Hinauswerfen mit gedämpfter Stimme vernehmen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Handelt von einem Zusammentreffen der Gebrüder Scheppelmann mit dem Bedienten des Helden dieser Geschichte.

Wir haben schon gesagt, daß sich der getreue Pierrot in schlechter Laune zu befinden schien, und können versichern, daß dem also war. Er hatte diesen Morgen beim Kaffee die gewöhnlichen Versuche gemacht, mit seinem Herrn ein paar passende Worte über den bewußten Gegenstand zu wechseln, er war aber als zudringlich und naseweis erklärt worden, und man hatte ihm aufgegeben, sich künftig nur um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern und namentlich nie mehr den Namen dieses Mädchens in sein ungewaschenes Maul zu nehmen. Ja, das hatte sein Herr sogar in der Gegenwart des Herrn Rathes gesagt, und dieser hatte dazu gelächelt und beigefügt: „Ich habe es dem Joseph schon oft gesagt, er solle sich nicht in Sachen mischen, die ihn nichts angehen, er solle sich überhaupt nur um seinen Dienst bekümmern, sonst werde man sich einmal genöthigt sehen, ihn um ein Haus weiter zu schicken.“ Mit diesem sehr unfreundlichen und untröstlichen Bescheid war der arme

Pierrot zu seinem Rapport beim Justizrath gegangen, und dieser hatte sich durch den mageren Bericht, welchen ihm der Spion in Betreff der ganzen Angelegenheit mittheilte, nicht bewogen gefunden, etwas zur Erheiterung seines Dieners beizutragen.

Die drei jungen Herren, die hier zusammen beim Wein saßen, schienen indessen einander mehr und mehr überflüssig zu finden. Nach einem kurzen Stillschweigen sagte der Fuhrmann: „Wenn die Weinschenke der Frau Schilder anfängt, eine Kneipe für Stiefelwichser zu werden, so können sich anständige Leute bald nicht mehr hier sehen lassen."

Statt aller Antwort ließ sich Joseph Pierrot einen Schoppen vom Allerbesten geben und murmelte zwischen den Zähnen, es sei schauerlich, daß sich jetzt gewisse Leute nicht schämten, und sich am hellen Tage sehen ließen. Der Fuhrmann schien hierüber die Offensive ergreifen zu wollen und schlug mit der Faust so derb vor sich auf den Tisch, daß das Glas des Bedienten hoch empor fuhr und Einiges von seinem edlen Inhalte verspritzte.

Die Wirthin, die ebenfalls am Tische saß, schien gar nicht aufgelegt, eine vermittelnde Rolle zu spielen; denn sie sah, ohne ein Wort zu sprechen, bald den Einen, bald den Andern an, nachdem sich aber die Zeichen der immer heftiger werdenden Entrüstung mehrten und der Jäger seine leere Flasche in der Hand wog, in der augenscheinlichen Absicht, sie dem Bedienten bei dem nächsten Wort an den Kopf zu werfen, schlug sie ihrerseits mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Ich will Ruhe haben in meinem Hause, ich will keine Zänkereien, und namentlich nichts dergleichen unter meinen genauen Bekannten."

„Was Teufel!" sagte der Jäger und setzte seine Flasche nieder; „der da zählt sich auch zu Euren genauen Bekannten? Na, da gratulire ich, dann wollen wir Euch den Titel für uns schenken — nicht wahr, Fritz?"

„Allerdings," entgegnete der Fuhrmann, „dann seht uns lieber als vollkommen Fremde an!"

„Ihr müßt immer streiten!" erwiderte die Frau; „was habt Ihr denn mit dem da, was hat er euch zu Leid gethan?"

Statt aller Antwort spuckte der Jäger ingrimmig vor sich auf den Boden und warf dem Bedienten einen bösen Blick zu.

„Ihr haßt ihn," fuhr die Frau achselzuckend fort, „weil er der Bediente seines Herrn ist. Dummes Zeug! Meint denn ihr Beiden, der könne was dafür, wenn sein Herr Streiche macht, die euch nicht gefallen?"

Pierrot sah die Frau einen Augenblick verwundert an, dann spielte er den Gekränkten und that einen mächtigen Zug aus seinem Glase.

„Deßhalb muß der arme Teufel bei seinem Herrn bleiben," fuhr die Wirthin fort, „weil er keinen anderen Herrn hat. Verschafft ihm einen, und er wird dankbar sein!"

„Was hat er hier in der Gegend unseres Hauses zu schaffen?" sagte hitzig der Fuhrmann, „was braucht er hier herumzukundschaften?"

„Ja, ja, er soll sich in Acht nehmen," setzte der Jäger hinzu, „er und sein Herr! Es soll mir wahrhaftig auf ein paar Loth Blei nicht ankommen, um Beiden ihren Hirnkasten auszutapezieren. Wir brauchen nicht noch obendrein so schuftige Bediente, die unsern Mädeln nachlaufen. Bleibt ihr droben in Eurem Stadtviertel! Euer Herr soll daher kommen, wenn er Lust hat, und seine eigene Haut hier zu Markte tragen."

„Habt Ihr denn nicht gehört, was ich vorhin gesagt," sprach die Frau heftig und zog Joseph auf seinen Sitz zurück, der im Begriff zu sein schien, den schuftigen Bedienten auf eine kräftige Art zu erwidern. „Der da ist so gut ein Kind aus dem Volk wie Ihr, und er würde gewiß seinen Herrn nicht unterstützen, wenn er

ſchlechte Abſichten auf eure — nun ja gerade heraus — eure Schweſter hätte. Nicht wahr, Joſeph?"

„Ja, gewiß," entgegnete dieſer im Gefühl der erlittenen Kränkung von heute Morgen, ich habe die Hudeleien ſatt."

„Hört ihr wohl?" fuhr die Frau fort; „er will nichts mehr von dieſen Hudeleien; das hat er mir ſchon oft geſagt. Nun, gebt euch zufrieden; es ſtände euch wahrhaftig beſſer an, mit dem in gutem Einverſtändniß zu ſtehen; er kann euch nützen und ſchaden."

Joſeph war einigermaßen erſtaunt und wußte nicht recht, welchen Grund die Wirthin hatte, ihn mit den beiden Söhnen der Gemüſehändlerin in gutes Einverſtändniß zu ſetzen.

Madame Schilder wußte aber ganz genau, was ſie that. Erſtens war ſie durch den Jäger unterrichtet worden, daß Jungfer Clementine Strebeling mit dem luſtigen Rathe auf der Promenade jene Zuſammenkunft gehabt hatte; und dem geneigten Leſer wird es bekannt-ſein, daß Niemand anders als der Herr Sidel es war, dem ſie den Namen des Herrn J. Müller beigelegt. Nun konnte wohl der Fall eintreten, daß ſie in dieſer Sache die Verſchwiegenheit Joſeph's gebrauchen konnte, ohne denſelben deßhalb in ihr Geheimniß einzuweihen. Clementine kannte den Bedienten und konnte ſich wohl einmal veranlaßt ſehen, wenn er in ihrer engen Gaſſe herumſtreifte, ihm ein freundliches Wort an Herrn J. Müller zu ſagen. Sie mußte dann das Ganze als einen harmloſen Scherz darzuſtellen wiſſen, den ſich die beiden Schoppelmänner mit der alten Jungfer, ihrer Hausgenoſſin, erlaubt, und zu dem Zweck war es nothwendig, eine gewiſſe Freundſchaft zwiſchen dieſen beiden Parteien zu ſtiften. Ferner hatte ſie eine, obgleich unbeſtimmte, aber richtige Ahnung davon, daß Herr Eugen Stillfried in Betreff der ſchönen Kathrina noch einmal hier in der Gegend ihres Hauſes in unangenehme Händel verwickelt werden würde, und es war ihr, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, Alles daran gelegen,

den Bedienten als gezwungenen Mitschuldigen darzustellen, als Jemanden, der mit den Handlungen seines Herrn durchaus nicht einverstanden, der aber stets gezwungen ist, seinem Bissen Brod zu Liebe dem gegebenen Befehle nachzukommen. Eine Hand wäscht in dieser Welt die andere, und es war ihr, wie schon bemerkt, nicht gleichgültig, ob ihr Freund Joseph bei einem Zusammenstoße mit den Söhnen der Gemüsehändlerin als Mitschuldiger oder als unglückliches Opfer der Bediententreue angesehen wurde.

Sie that daher Alles, um die Streitenden auszusöhnen. Sie rückte die Schoppengläser auf dem Tische zusammen, sie stieß bald den Einen, bald den Andern freundschaftlich in die Rippen, und machte heimlicher Weise die verschiedensten Zeichen und Bewegungen, um die streitsichtigen Männer zu einem gegenseitigen freundlicheren Blick oder auch nur zu einem gleichgültigen Wort und Gespräch zu veranlassen.

Das aber war längere Zeit umsonst, und die Drei saßen da wie eben so viele knurrige, bissige Hunde, welche nur die Peitsche des Herrn zurückhält, über einander herzufallen. Und diese Peitsche war die scharfe und spitzige Zunge der Frau Schilder.

„Geht, geht!" sagte sie nach einer längeren Pause; „man muß sich euer schämen. Ihr betragt euch wahrhaftig wie die Schulbuben, welche einander die Aepfel aufgegessen. Der Teufel auch! wir gehören zu Einer Klasse und sind angewiesen, mit einander Frieden zu halten. Die da oben scheeren uns doch den Pelz, wo sie können, und freuen sich, wenn wir uns zanken, und wünschen deßhalb so Jeden allein vornehmen zu können. Nur Einigkeit macht stark, und was könnten wir nicht alles ausführen, wenn wir Vier unter uns fest zusammen hielten! Das kann ich euch versichern," fuhr sie mit leiser Stimme fort, und stieß den Jäger mit dem Ellbogen an, „es ist sonst gegen meine Grundsätze, Jemanden in's Gesicht hinein zu loben; aber der Joseph da ist ein ganz verfluchter Kerl, der sich vor dem Teufel nicht fürchtet, und der schon

in dem großen Bahnhofe auf- und abgeführt, damit ihre Glieder gelenkig werden, bald rascher, bald langsamer, und die schönen Maschinen gehorchen leicht und willig dem Druck der Handhabe, wie ein edles Roß der Bewegung des Zügels. Plötzlich erschallt eine große Glocke, und aus den Restaurationen stürzen die letzten Passagiere eilfertig zu den Wagen. Jetzt verlassen die Locomotive die kurzen Nebenbahnen und werden vermittelst der großen Drehscheiben vor die betreffenden Züge gespannt. Die Conbukteurs laufen längs der Wagenreihe hin und her, um jede Thüre sorgfältig zu verschließen. Sobald dieß geschehen ist, gibt der Beamte des letzten Wagens durch drei Hornstöße das Zeichen, daß bei ihm alles in Richtigkeit ist, welches Signal von dem des ersten Wagens wiederholt wird. Die Maschine stößt den überflüssigen Dampf aus und setzt sich in Bewegung. Von Mecheln aus fahren gewöhnlich die drei Convois nach Lüttich, Ostende und Antwerpen eine kurze Strecke nebeneinander her. Anfänglich geht es langsam, doch merkbar immer schneller und schneller; jetzt wenden sich die drei Eisenbahnen in weiten Bogen jede nach einer andern Richtung, und da nun auch die Locomotive in vollem Laufe dahin jagen, ist jeder Zug bald aus dem Gesichtskreise des andern entschwunden. — Es mochte eilf Uhr sein, als wir nach Ostende gelangten, und da wir uns von Köln aus mit keinem überflüssigen Gepäck versehen hatten, so konnten wir uns gleich aus dem Wagen nach dem Hafendamme, dem Dyk, begeben, um einen Blick über das Meer zu werfen und uns nach einem Bade umzusehen. Mein Freund, der, wie schon gesagt, hier zum erstenmal die heilige Salzfluth sah, stand sprachlos beim großartigen Anblick, und auch mir, der ich das Meer an vielen Küsten schon gesehen, schlug das Herz rascher. Bald stiegen wir an den Strand hinab, um uns eines der Badekarren zu bemächtigen, von denen, da es eine ungewöhnliche Stunde zum Baden war, viele leer standen. So ein Seebad ist der köstlichste Genuß, so erfrischend und stärkend; leider war es gerade Ebbe und die Wellen gingen nicht hoch. Wir bezahlten für das Bad nebst der Badekleidung zusammen einen Franken. In der wohl eingerichteten Restauration Hammer speisten wir ausnehmend gut und billig, und standen schon im Begriff, noch einen Tag in Ostende zuzusetzen, was wir auch gethan haben würden, wenn wir einige Bekannte, die wir hier vermutheten und die auch wirklich hier waren, aufgefunden hätten; aber ein Fremdenblatt, das hier erscheint, kommt nur alle vierzehn Tage heraus, und auf der Polizei war man zwar außerordentlich artig und freundlich, konnte uns aber keine Auskunft geben. So schlenderten wir mißvergnügt dem Bahnhofe zu, und wenn wir die zurückgelegte Strecke überdachten, waren wir darüber einig, daß der Weg von Lüttich nach Aachen, den

ſchöne Geſchichten beſtanden hat. Ich gebe euch mein Wort darauf, mit dem dürft ihr euch unbedingt einlaſſen."

Dieſe ſehr empfehlende Rede hatte die Folge, daß der Jäger den Kopf ein wenig erhob und den Blick eine Sekunde lang weniger unfreundlich auf dem Geſichte des getreuen Dieners ruhen ließ.

Joſeph ſah in dieſem Augenblick ſehr harmlos, ja man könnte faſt ſagen, gerührt aus. Ihm ſchien zu Muthe zu ſein, wie einem Schulkinde, das wegen tadelloſen, ſehr ſchönen Betragens vor der ganzen Klaſſe öffentliches Lob erhält.

Er zog die Achſeln ſehr in die Höhe und ſagte ſeufzend: „Es iſt traurig für unſer einen, daß wir immer mitzuleiden haben, wenn die Herrſchaft dumme Streiche macht; ja, doppelt zu leiden, denn erſtens wird man zu Hauſe ausgeſcholten und herumgepufft, und zweitens verliert man ſeinen guten Ruf und wird von angeſehenen Leuten und Ehrenmännern ſcheel angeſehen, wie dies jetzt hier der Fall." — Damit machte Pierrot eine ſprechende Handbewegung.

Dieſer getreue Diener hatte bei der Rede der Frau Schilder vorhin das Für und Wider ihrer Ermahnungen bei ſich genau überlegt, und war zu dem Reſultate gelangt, daß ein Bündniß mit den beiden jungen Schoppelmann ihm für ſeine Zwecke ebenfalls nur nützlich ſein könnte, und daß ihm eine neue Anknüpfung an das Haus der Gemüſehändlerin bei dem Juſtizrath Werner ſehr zur Empfehlung dienen würde. Deßhalb leiſtete er auch nach einiger Zeit den Winken der Wirthin Folge und ſchob ſein Glas etwas gegen die Mitte des Tiſches hin, gewiß in der freundſchaftlichen Abſicht, mit dem Jäger und dem Fuhrmann anzuſtoßen. Doch dauerte es längere Zeit und waren viele ermahnende Püffe der Frau Schilder nothwendig, um den Fuhrmann zu vermögen, ſeine Fauſt mit dem Glaſe ebenfalls einen Zoll weit von ſich wegzuſtrecken.

Nachdem dies endlich geſchehen und ſo ein erſter Anknüpfungs-

punkt gefunden war, fand ſich durch die Klugheit der Wirthin bald ein beſſeres Einverſtändniß unter den Dreien. Sie brachten Gegenſtände zur Sprache, über deren Vortrefflichkeit im Voraus Alle ſchon im Reinen waren und ſich deßhalb nicht zu zanken brauchten, wie z. B., daß unſer Nachbar, der mehr beſitzt wie wir, als eine gefundene Beute anzuſehen ſei, daß man überhaupt aus ſeiner eigenen Klugheit, wie aus dem Leichtſinn unſerer Nebenmenſchen ſtets den beſten Vortheil ziehen müſſe und dergleichen mehr. Dann ging das Geſpräch mehr in's Einzelne, und von der Frau Schilder angeregt, machte man ſich über den Herrn Sidel bedeutend luſtig, der — wie die Wirthin mit beſonderer Betonung hervorhob — mit einer alten Jungfer aus der Nachbarſchaft ein Verhältniß angeſponnen habe. „Natürlich," ſetzte ſie hinzu, „dieſe alte Jungfer hat Geld, und jener Herr wird ſchon wiſſen, was er treibt."

Während dieſen letzten Worten blinzelte der Fuhrmann dem Jäger zu und ſagte alsdann zu Joſeph: „es verſteht ſich von ſelbſt, daß alles, was wir hier ſprechen, unter uns bleibt."

Auch des Herrn Eugen Stillfried wurde nun gedacht; doch ſtießen die beiden Schoppelmann nicht geradezu Drohungen gegen ihn aus, denn um dies zu thun, trauten ſie dem Diener doch noch zu wenig.

„Ja, ja, es iſt ein charmanter Herr," ſagte der Jäger mit ſonderbarem Lächeln, „und unſere Familie ſollte ſich eigentlich geehrt fühlen."

„Das thut die Katharina auch," ſetzte der Fuhrmann hinzu; „und was uns anbetrifft, ſo können und wollen wir nicht viel machen." — Dabei ſtieß er unter dem Tiſche ſeinen Bruder mit dem Fuße an; und der Jäger ließ ſeinen Zorn weiter aus, indem er ein großes Glas auf einmal hinunterſtürzte.

„Man muß den jungen Leuten ihr Vergnügen laſſen," meinte die Wirthin. „Du lieber Gott, die wollen ſich auch amuſiren! —

Aber es wäre doch ein großer Spaß, wenn der Herr Eugen einmal Eurer Schwester Katharina einen heimlichen Besuch machte!"

„Ja, das wäre allerdings ein großer Spaß," sagte der Jäger, und sein Auge funkelte sonderbar dabei.

Joseph aber dachte: „damit wäre auch dem Justizrath geholfen und also mir ebenfalls. Nun, wer weiß, was sich im Laufe der Zeit nicht noch alles begibt!"

Bald hatten die Drei ihre Quantität Wein zu sich genommen; Joseph mußte nach Hause, und die Söhne der Gemüsehändlerin brachen ebenfalls auf.

Stehenden Fußes aber schenkte ihnen die Wirthin noch ein Glas extra-feinen ein, worauf das Anstoßen noch viel besser und herzlicher von Statten ging. Alsdann trennten sie sich auch mit einer ziemlich guten Meinung von einander, und während Joseph auf dem Heimwege dachte, die beiden Schoppelmänner seien zwar verfluchte Hallunken, doch recht ordentliche Kerle, sagte dagegen der Fuhrmann zum Jäger: „der Bediente ist freilich ein dummes Thier, aber doch nicht so schlimm, wie ich mir gedacht."

Frau Schilder hatte ebenfalls ihre Gedanken; doch da sie nicht laut mit sich sprach, so können wir nicht genau angeben, was ihren Geist bewegte; so viel aber wissen wir, daß sie ihre Hausthüre schloß und in ihr oberes Zimmer hinauf stieg, um ein Kapitälchen von mehreren Hundert Gulden nachzuzählen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Enthält Unterredungen in der Küche gemüthlicher und wehmüthiger Art.

Seitdem Madame Schoppelmann aus dem Küchenbuche des Stillfried'schen Hauses als Lieferantin ausgestrichen worden, versank

Martha, die Köchin, in eine gelinde Schwermuth. Sie hatte anfänglich geglaubt, hinter den Augen der Staatsräthin doch noch von der dicken Gemüsehändlerin das Nothwendigste und Beste beziehen zu können, und hatte auch in dieser Richtung einen Antrag an sie gestellt, den aber Madame Schoppelmann mit Verachtung von sich wies. „Wenn ich Eurer Dam' nicht mehr gut genug bin und nicht mehr Eurer Frau in's Haus kommen soll, so bin ich dagegen viel zu stolz, um mich durch die Hinterthüre zu schleichen. Für Euch thut es mir leid," setzte sie halb gerührt zur Köchin hinzu; „aber das kann ich Euch versichern, Eure Frau oben wird noch viel darum geben und einstens noch einmal sehr froh darüber sein, wenn die Frau Schoppelmann wieder kommt und ihr einen guten Tag wünscht. — Genug davon! Euer Haus ist ein respektables Haus, das wird kein Mensch läugnen, aber es gibt noch viele dergleichen, noch recht viele ähnliche. Aber — nun ich will mich nicht selbst loben, und doch kann ich es mit Stolz sagen — es gibt in der hiesigen Stadt nur Eine Frau Schoppelmann."

Und darin hatte die Gemüsehändlerin vollkommen Recht. Die Köchin empfand dies auf's Allerschmerzlichste! aber auch die Staatsräthin selbst hatte nicht wenig unter dem Wechsel ihrer Lieferantin zu leiden. Wir können es leider nicht verschweigen, daß die alte Dame seit jenem Tage lauter mangelhafte Diners bekam. Gute Fische kamen gar nicht mehr auf ihren Tisch; das Geflügel, statt gemästet zu sein, sah aus, als habe es krankheitshalber eine Hungerkur durchgemacht; das Gemüse war schlecht und dürftig, und von neuen, feinen Gemüsen war gar keine Rede mehr. Umsonst hatte die Staatsräthin schon einige Mal selbst, und sogar durch den Justizrath, diese Angelegenheit unten in der Küche ermahnend und warnend zur Sprache gebracht; umsonst hatte sie die Drohung ausgesprochen, wenn sich diese Geschichten da unten nicht ändern würden, so sähe sie sich in die Nothwendigkeit versetzt, in ihrem Hause eine allgemeine Aenderung eintreten zu lassen — Alles um-

ſonſt. Die Familie in der Küche hatte ſich gegen die Familie droben verſchworen, und die Familie droben mußte nachgeben, wie das ſo oft in dieſer Welt geſchieht, wenn eine geſinnungstüchtige Dienerſchaft feſt zuſammenhaltend gegen die Herrſchaft conſpirirt.

„Sei Sie vernünftig!“ ſagte der Jakob zur Köchin; „laſſ' Sie es jetzt in dieſer Geſchichte genug ſein; am Ende wird Sie doch noch und wir alle mit Ihr den Kürzeren ziehen müſſen. Mach Sie beſſere Einkäufe für den Tiſch droben. Der Teufel auch! wenn ich die Staatsräthin wäre, ich hätt's ſchon lange geändert.“

„Ja, ja,“ fügte der Kutſcher hinzu (er ſaß auf ſeinem alten Platz unter der Schwarzwälderuhr und putzte ein paar Steigbügel, die ſehr roſtig geworden waren, da ſie Niemand — Gott weiß, wie viel Jahre lang! — gebraucht hatte), „ja, ja, jetzt laſſ' Sie es gut ſein, Martha. Da iſt noch eine andere Lieferantin, eine gewiſſe Frau Weber —“

„Mit der ſoll ich mich einlaſſen?“ rief die Köchin und ſchwang ihr Schlachtmeſſer mit einem entſetzlichen Blick über ein paar unſcheinbare Hühner, wahre Jammergeſtalten, die vor ihr auf dem Tiſche lagen. „Zu dieſer Weber ſollte ich gehen?“ wiederholte ſie; „zur Todfeindin der Frau Schoppelmann? Nie!“

Martin nahm eine Priſe und machte die Schnalle an einem Steigbügel, den er geputzt, laut lachend in den Riemen. „Das Weibervolk iſt unverbeſſerlich!“ ſagte er alsdann. Und Jakob ſetzte hinzu: „Und lächerlich in ihrem Haſſe, wie in ihrer Freundſchaft. — Ja,“ ſchloß der Kutſcher, „und hartnäckig wie alte Kutſchenpferde!“

Nanette, das Stubenmädchen, ſaß nähend in der Ecke der Küche, und da man ſie, das junge, unreiſe Ding von ſechsunddreißig Jahren, nicht zum Sprechen aufforderte, ſo hatte ſie auch nicht den Muth, ſich einzumiſchen.

„Ja,“ rief nun wieder die Köchin laut hinaus, „es war eine brave Frau, die Schoppelmann. Aber ihr Männer habt von ſo

etwas keinen Begriff. Fragt die Nanett' da hinten, wie man ſich auf die dicke Frau verlaſſen konnte. Du lieber Gott auch, wie wußte die auswendig, was ich brauchte! wie konnte ſie ſo ſchön mit mir überlegen!"

„Ja, das muß ſchon wahr ſein," erwiderte lachend Jakob, indem er die Gewichte der Schwarzwälderuhr richtete, „überlegt habt ihr lange genug zuſammen. Das war immer wie 'ne Stadtrathsſitzung."

Martha hatte beide Arme vor ſich auf den Küchentiſch geſtützt, ſchien auf die Worte Jakob's nicht zu achten und ſchaute ſchwermüthig zum Fenſter hinaus. „An den Fingern konnte ſie mir abzählen," ſprach ſie nach einer längeren Pauſe, „was gekocht werden mußte. Ach, ſie wußte beſſer, was geſtern auf dem Tiſche war, als ich ſelber! — Schätzchen, konnte ſie ſagen, Ihr habt erſt geſtern Forellen gehabt und kleine Erbſen mit jungen Hühnern; heute muß 's was Pikanteres ſein. Spargel mit rohem Schinken, vielleicht vorher ein kleines Roaſtbeaf und hintennach meinethalben gebackene Karpfen. Es ſind vortreffliche angekommen. — So ſprach ſie, und darauf konnte man ſich verlaſſen. Ach, und das Geflügel, das ſie einem lieferte! Seht euch dieſe heppigen, miſerablen Dinger hier an; und das ſind faſt die einzigen, die ich auf dem Markt bekommen habe. O! 's iſt nicht zum Aushalten; ich werde darüber zu Grunde gehen!"

„Ich verſichere Euch, Martha," nahm Jakob nach einer kleinen Pauſe das Wort, „all das Geplärr' nützt Euch gar nichts. Nun ja, ich will Euch zugeben, daß es Euch etwas ſchwerer geworden iſt, für den Tiſch zu ſorgen, als vorher, wo Euch ſo zu ſagen die gebratenen Tauben in's Maul geflogen ſind; aber da oben iſt einmal befohlen worden, die Schoppelmann ſolle nicht mehr in's Haus, und Ihr ſolltet doch die Herrſchaft genugſam kennen, um zu wiſſen, daß da ein einmal gegebener Befehl nicht zurückgenommen wird, nament-

lich ein Befehl, von dem wir alle wissen, wo er sich herschreibt."

„Das ist gerade das Traurige!" seufzte die Köchin; „ach! ich weiß das wohl."

„Nun, wenn Ihr's wißt," entgegnete der alte Bediente, „so laßt Euer dummes Zeug bleiben. Wir sind einmal der Herrschaft wegen da, und die Herrschaft nicht wegen uns. Glaubt mir, es thut nicht lange mehr gut. Er macht überhaupt schon so merkwürdige Augen an uns alle hin, ich erwarte jeden Tag ein großes Gewitter, das uns allen zusammen auf die Köpfe schlagen wird."

„Ja, ja," meinte Martin, „es ist nicht ganz geheuer mehr. Hat Er nicht neulich gesagt: Martin, Eure Pferde werden alt, die wird man doch nächstens abschaffen müssen! Und als ich darauf entgegnete: Herr Justizrath, so alte sichere Pferde sind besser als die jungen, namentlich für eine Dame, wie die gnädige Frau, die einfach und solid gefahren sein will, und Herr Justizrath, ich trenne mich nicht von meinen Pferden —"

„Nun, was gab er da zur Antwort?" fragte der Bediente.

„Da gab er mir also zur Antwort: Dann ist es besser, wenn ihr alle drei geht."

Hier stieß die Köchin, die sich abgewandt hatte, einen tiefen Seufzer aus, und eine jener unglücklichen Hühner fiel von ihrer mordgierigen Hand.

„Ihr wißt," fuhr der Kutscher fort, „daß ich auf dem rechten Ohr nicht gut höre, desto besser dagegen auf dem linken. Wenn ich mich nun so recht schief vorn auf den Bock hinsetze, und wenn ich hören will, was sie in der Calesche sprechen, so entgeht mir keine Sylbe; und da war denn gestern über uns von allerlei die Rede, von Widerspenstigkeit und sträflichem Zusammenhalt, und wie das nicht mehr länger so fortgehen könne und man ein Ende machen wolle, und dergleichen mehr. Auch wurde weiter von einer Reise gesprochen und daß man das Haus hier zuschließen könne. Das alles

hörte ich, während wir draußen auf der Chaussee fuhren; dann aber kamen wir auf's Pflaster, und da rappelte der Wagen so, daß ich keine Sylbe weiter verstand."

„Ja, ja," sagte der Bediente kopfschüttelnd; „dergleichen hat er wohl vor; und es wird hernach wohl so weit kommen, was aber ein großes Unglück wäre — nicht für uns, aber für diese anständige Familie. Hier kann er eigentlich nicht viel machen; aber wenn er die gnädige Frau in einer anderen Stadt allein unter die Hand bekommt, da kann Niemand mehr helfen, und da geht das schöne Vermögen hinaus wie der Wind." — Bei diesen Worten ließ der alte Diener den Kopf auf die Brust sinken und verfiel in tiefes Nachdenken.

Auch das zweite Huhn ließ jetzt sein junges Leben.

Die ganze Dienerschaft in der Küche war in diesem Augenblick dergestalt mit ihren Gedanken beschäftigt, daß Keines vernahm, wie die große Hausthüre, welche ausnahmsweise heute Morgen nur angelehnt war, langsam geöffnet und wieder verschlossen wurde.

„So," sprach Martin, der Kutscher, „jetzt sind meine Bügel wieder blank geputzt, jetzt können sie nichts Besseres thun, als wieder nach und nach rostig werden."

„Dann bleibt Ihr auch in der Uebung," sagte Jakob, „mit dem Putzen nämlich."

„Ach, ich putze meine Eisen selbst sehr gern," entgegnete der Kutscher, „wenn es nur einen vernünftigen Grund hätte. Aber sie sind nichts in dem Hause hier; ich versichere Euch, ein Kutscher wie ich, der muß hier ganz versauern, da in kurzem Trab die Calesche herumfahren, das ist ein ekelhaftes Geschäft; ich weiß gar nicht mehr, wie es einem zu Muthe ist mit zwei Pferden in der Hand, die einem etwas zu schaffen machen, die in die Zügel hineingehen und die man ein Bischen zu halten hat. — Pfui Teufel! Da sind meine beiden Braunen; die wären heute noch schneidig, wie das

Donnerwetter; aber die ſind von dem ewigen Schrittfahren ganz roſtig geworden. Nein, ich verſichere Euch, ich werde mich nächſtens an eine Droſchke vermiethen."

„Und ich mich an ein Speiſehaus, wo man für ſechs Kreuzer kocht," ſagte ingrimmig die Köchin.

„Ja, wir kämen noch durch die Welt," meinte der alte Jakob; „aber was fangen wir mit der Nanett' da hinten an? So ein junges Ding kann nicht für ſich allein ſorgen."

„Ja, ja, ſehr verwöhnt iſt ſie hier in dem Hauſe geworden," meinte Martha.

„Vor allen Dingen," ſetzte Jakob hinzu, „müßte man dem Kind eine gute Anſtellung verſchaffen."

Der Kutſcher hielt ſeine beiden Steigbügel in die Höhe und ließ ſie in dem Lichte, das ſchräg zur Küchenthüre herein fiel, funkeln; dann ließ er ſie zuſammenklingeln, und dabei verzog ſich ſein Geſicht zu einem trüben, melancholiſchen Lächeln. „Was könnte das Haus ſein!" ſagte er dann nach einer Weile; „ſechs Pferde im Stall wäre eine Kleinigkeit, darunter ein paar famoſe Reitpferde, und die ſchönen alten Sättel darauf, die wir haben, und hier die Steigbügel daran. O, es iſt ſehr traurig! Warum iſt doch der junge Herr nicht bei uns geblieben! Da wär's ſchon ein anderes Leben, und ich führte ihm ſeinen ſchönen Rappen heraus und hielt ihm ſo den Bügel. — Ah!"

„Ja, das wäre ſchön," meinte dann die Köchin, „und dann gäbe es Einladungen und große Diners."

„Auch vielleicht Bälle," ſetzte Nanette, das Kind, hinzu.

„Nicht ſo übel," ſprach Jakob; „und das Silberzeug käme dann wieder aus ſeinem Gefängniß heraus. Freilich, freilich, hier in dem Hauſe könnte Vieles anders ſein, und ich habe immer die Hoffnung, daß es noch einmal anders wird. Man muß an nichts verzweifeln; alles das kann noch einmal wieder gut werden."

„Dazu ſage ich Amen!" ließ ſich jetzt plötzlich eine Stimme

hinter der Küchenthüre vernehmen; und wenn diese Einmischung in ihr vertrauliches Gespräch die Dienerschaft an und für sich schon bedeutend aufschreckte, so war ihre Bestürzung, ihr Erstaunen, ihre Verwunderung noch ungleich größer, ja, gar nicht zu beschreiben, als sie nun aufblickten und den erkannten, der ihnen dieses Amen zugerufen.

Hinter der Küchenthüre stand nämlich Niemand anders, als der junge Herr Eugen Stillfried, der die Gruppe vor sich lächelnd betrachtete. Die allgemeine Aufregung, die nun bei diesen guten Leuten einer momentanen Erstarrung folgte, war ebenso ergötzlich als rührend. Martha half sich mit dem Hauptattribut ihres Geschlechts, der Schürze nämlich, aus der Verlegenheit heraus und in die Rührung hinein, indem sie einige wirkliche Thränen abtrocknete. Martin, der Kutscher, der schon glaubte, die Zeiten haben sich nach seinen Phantasieen umgeändert, wollte ein kräftiges Hurrah! ausstoßen, doch verschloß ihm die Hand Jakob's, des Ruhigsten und Bedächtigsten von Allen, den Mund; auch war dieser Letztere der Einzige, der den so unerwartet Eingetretenen bewillkommte und begrüßte. Nicht als ob Jakob in diesem außerordentlichen Momente nicht ebenfalls ergriffen gewesen wäre; seine Stimme zitterte, als er den jungen Herrn begrüßte, und seine Augen hatten einen seltsamen Glanz.

Eugen reichte jedem der Anwesenden die Hand, sogar das kindliche Stubenmädchen ging hiebei nicht leer aus; und da dieselbe von der alten Martha, welche in Einem fort Thränen der Rührung weinte, mit angesteckt wurde, so verhüllte sie ebenfalls ihr Gesicht, so daß sich Martin am Ende auch nicht mehr halten konnte, sein breites Maul grinsend zu verziehen. Kurz, es war eine Scene des conservativ-legitimsten Entzückens.

„Ich freue mich in der That sehr," sagte Eugen nach einer Pause, „daß Ihr meiner noch zu gedenken scheint. Was mich

wir auf dem ſchlechten Poſtwagen und dem entſetzlichen Pflaſter nothwendig wieder genießen mußten, gar unangenehm ſei. Ein anderer Weg, um nach Köln zu gelangen, lag allerdings vor uns; doch erwähnten wir deſſelben Anfangs nur ſcherzweiſe gegen einander; denn es grenzte etwas ans Fabelhafte, von Oſtende über Antwerpen und Rotterdam den Rhein hinauf ſich dorthin zu begeben. Indeſſen waren wir im nächſten Augenblicke Beide gar nicht abgeneigt, dieſe zwei Städte, ſo wie die Schelde und Oſterſchelde zu ſehen, und ein kleiner Umſtand entſchied über unſer Schickſal. Da der Convoi von Oſtende zugleich nach Brüſſel und Antwerpen abging, fragte mich der Beamte am Schalter, indem er zwei Karten hervorſuchte: „Pour Anvers Monsieur?“ und ich ſagte: Ja. Eine Viertelſtunde darauf fuhren wir ſchon dahin, kamen im Umſehen nach Brügge und Gent und bei einbrechender Nacht nach Mecheln, wo ſich die Züge für Brüſſel und Antwerpen theilten. Mit lezterem fuhren wir unter einem ſtarken Gewitter dahin und waren Abends um neun Uhr in der Vaterſtadt Rubens. Wir ſuchten im Dunkeln die Statue des großen Niederländers und ſahen ſie auch bald in undeutlichen Umriſſen hervorragen. Das war aber auch Alles, und nachdem wir ein Abendeſſen eingenommen, mußten wir uns auf das Dampfboot nach Rotterdam begeben, das um Mitternacht abfuhr. Wer ſchon große Strecken auf Eiſenbahnen zurückgelegt hat, weiß, daß das eigenthümliche Rütteln auf denſelben ſehr ermüdet, weßhalb wir auch bald entſchliefen und erſt wieder erwachten, als die Sonne hinter den fahlen Dünen der holländiſchen Küſte emporſtieg.

Unſer Schiff fuhr äußerſt langſam, nicht wegen Schwäche ſeiner Maſchinen, ſondern wegen mangelnder Concurrenz, wie uns der gähnende Kapitän verſicherte; ſonſt, als noch eine zweite Geſellſchaft dieſen Weg machte, kamen die Schiffe ſchon Morgens um acht Uhr nach Rotterdam, und wir gelangten erſt um eilf Uhr dahin. — Es war Sonntag, und mochte unſer etwas defekt gewordenes Reiſekoſtüm Schuld ſein, oder die übertriebene Reinlichkeit der holländiſchen Häuſer und Menſchen, genug, wir fühlten uns beim Anblick der reinlichen, geputzten Stadt nicht heimlich und nahmen das Anerbieten eines Fiakers an, dem noch zwei Menſchen an einer Ladung nach dem Haag fehlten. An dieſer Hauptſtadt des Landes ſelbſt lag uns eigentlich nichts; bei unſerem eiligen Durchſtreifen konnten wir ja doch von ihren Merkwürdigkeiten nichts genießen; aber Scheveningen reizte uns, und unſer geſtriges Seebad in Oſtende hatte in uns große Luſt zu einem zweiten gemacht. Auf dem Weg zwiſchen Rotterdam und dem Haag wurde mir ordentlich bange. Da iſt Alles ſo in geraden Linien gezogen, ſo blank geſcheuert und bunt angeſtrichen, ſo gar nichts Zufälliges, von der

anbetrifft, so habe auch ich wahrhaftig Keines von Euch vergessen."

„Und jetzt bleiben Sie wieder bei uns?" schluchzte die Köchin; „ach, das wären Freudentage für uns alle!" — Bei diesen Worten schauten die anderen alle auf den jungen Herrn des Hauses.

„Hiezu kann ich leider nicht Ja sagen," entgegnete dieser; „ich will nicht geradezu glauben, daß es eine Unmöglichkeit sei, aber — nun, vorderhand' bin ich wenigstens daher gekommen, um meine Mutter zu sprechen."

„Ah!" rief Jakob mit freudestrahlendem Gesicht.

„Und was meinst du nun?" fuhr Eugen zu dem alten Diener gewendet fort, „willst du mich bei der Madame melden? oder soll ich so ohne Weiteres zu ihr hinaufgehen?"

Jakob zuckte die Achseln und sann einen Augenblick nach. „Das ist wahrhaftig schwer zu sagen," meinte er nach einer Weile! „die gnädige Frau werden mit jedem Tage verdrießlicher und abstoßender; mein Rath wäre, daß Sie geraden Weges hinauf gingen und zu ihr in das Zimmer träten; denn, wenn ich Sie vorher anmelde, so muß ich leider gestehen, daß ich im Voraus überzeugt bin, sie wird Sie unter keiner Bedingung empfangen."

„Das ist sehr traurig," versetzte Eugen, und ein Schatten flog über seine hellen, freundlichen Züge. Doch tilgte er ihn mit der Hand hinweg und sagte leise seufzend: „nun, ich konnte das im Grunde nicht anders erwarten, hab's mir auch selber gedacht, und ich glaube, du hast Recht. Gehen wir hinauf und versuchen wir in Gottes Namen unser Heil! — Euch," wandte er sich an die Uebrigen, „sehe ich später schon wieder; und ich habe mich recht sehr gefreut, wie ich bemerkt, daß es Euch wohl geht."

Martha sowie der Kutscher konnten sich nicht enthalten, ihren jungen Herrn bis an die Treppe zu begleiten, und als er hinaufstieg, setzte sich die Köchin, die alte Person, auf die unterste Stufe der Treppe und weinte bitterlich. Ja, sie hatte das Haus noch in

seinem Glanze gekannt, sie wußte sich noch des Tages zu erinnern, wo Eugen geboren wurde, sie hatte so zu sagen seinen ersten Schrei gehört und hatte den ersten Milchbrei für ihn gekocht. Das alles ging jetzt an ihrem Geiste vorüber und stimmte sie unendlich traurig.

Martin meinte dagegen, es sei mit den Weibsleuten, wenn sie einmal in's Weinen hineingerathen, gar kein vernünftiges Wort zu sprechen, und ging deßhalb in den Stall zu seinen Pferden. Doch war er ebenfalls recht wehmüthig gestimmt, und als er in der Geschirrkammer den Sattel sah, auf welchem der kleine Eugen damals auf dem kleinen Boni geritten, so wurde ihm ebenfalls gar sonderbar zu Muthe, und er konnte seine Ruhe nur dadurch bewahren, daß er mit lauter Stimme anfing zu singen:

Nichts Schön'res gibt's auf Erden doch
Als wie ein Kutscher zu sein.

Und erst, nachdem er dieses berühmte Lied, das vierundzwanzig Verse hat, zweimal durchgesungen, ward ihm wieder wohler zu Muth, und er fühlte sich heiter.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein Gespräch zwischen Mutter und Sohn, in Folge dessen der Letztere gute Vorsätze faßt, die aber leider nicht zur Ausführung kommen.

Droben in ihrem Zimmer saß die Staatsräthin in der Fensternische, wie gewöhnlich, sie hatte vor sich auf dem Tische ein kleines Schreibpult stehen und schien emsig mit einem Briefe beschäftigt zu sein, denn sie schrieb eifrig und in Einem fort und schaute nicht

einmal in die Höhe, als die Thüre des Zimmers langſam geöffnet und ebenſo wieder geſchloſſen wurde.

„Es iſt Jakob," dachte ſie, „der Zeitungen oder Bücher, die eben angekommen, in das Zimmer bringt." — Das kam des Morgens häufig vor. Die Thüre, die ſich vorhin geöffnet und geſchloſſen, befand ſich faſt in ihrem Rücken, und ſie hätte ſich beinahe ganz herumdrehen müſſen, um nach dem Bedienten zu ſchauen. Darum blieb ſie ruhig bei ihrer Beſchäftigung.

Nach einigen Augenblicken aber hörte ſie, daß der, welcher eben in's Zimmer gekommen, nicht wieder fortgegangen war, ſondern ſie vernahm leichte Schritte, die ſich ihrem Sitze näherten.

Sie blickte auf.

Im erſten Augenblicke fuhr ſie mit der Hand über die Augen, als glaube ſie falſch zu ſehen und als wollte ſie ein ſeltſames Traumbild verſcheuchen, das ſich unerwartet ihrem Blicke zeigte. Als aber dieſes Bild nicht verſchwand, als die Staatsräthin ihren Sohn erkannte, der, ſie ehrerbietig grüßend, näher trat, da ſprang ſie von ihrem Seſſel in die Höhe, drückte ſich, wie vor etwas Entſetzlichem, Fürchterlichem, in die Ecke der Fenſtervertiefung, und ſtreckte nun, unfähig ein Wort zu ſprechen, ihrem Sohne wie abwehrend die rechte Hand entgegen.

Eugen blieb augenblicklich ſtehen und ſchaute die Mutter ruhig, aber gefaßt an.

Ein flammendes Roth übergoß die ſonſt ſo bleichen Züge der alten Dame; ſie faßte mit der linken Hand krampfhaft die Lehne des Seſſels, während ſie mit der Rechten, die ſie hoch emporhielt, mehrere Male und heftig ihr Zeichen wiederholte, welches deutlich ausdrückte, ihr Sohn ſolle ſich augenblicklich entfernen.

Eugen aber blieb ruhig vor der Mutter ſtehen, nicht trotzig, nicht herausfordernd, wohl aber mit einem tiefen Schmerz in den Zügen. Er preßte ſeine Unterlippe feſt zwiſchen die Zähne und fühlte wie in ſeinem Herzen ein tiefes Weh aufſtieg, als die eigene

Mutter ſich ſo vor ſeinem Anblicke, wie vor dem eines Geſpenſtes, entſetzte. Er mochte wollen oder nicht — aber es funkelte ſonderbar in ſeinem Auge. — So ſchlimm hatte er es nicht erwartet, und ebenſoſehr, wie ihn dieſe Begrüßung ſchmerzte, ſo noch mehr der Anblick der Mutter ſelbſt; denn er fand ſie ſehr verändert in den letzten Jahren, ſeit er ſie nicht mehr geſehen.

So ſtanden ſie einige Sekunden lang einander gegenüber, Mutter und Sohn; und der letztere, in dem Glauben, daß hier gar nichts zu machen ſei, wollte ſich langſam zurückſchieben und machte ſchon eine halbe Wendung nach der Thüre zu, da ließ die alte Dame ihre hoch erhobene rechte Hand langſam niederſinken, ihre Züge verloren die unnatürliche Härte von vorhin, und ſie ſprach nach einer Pauſe mit leiſer, aber feſter Stimme: „Was haſt du bei mir gewollt?“

„Gott ſei gedankt!“ dachte Eugen, „ſo bin ich doch vielleicht nicht umſonſt gekommen.“ Und er wandte ſich ebenfalls ſeiner Mutter zu.

„Es iſt unendlich traurig,“ ſagte er nach einer kleinen Weile, „daß wir Beide in Verhältniſſen leben, welche eine ſolche Frage erlauben. Sie fragen mich, was ich gewollt? Vor allen Dingen alſo — trieb es mich an, Sie einmal wieder zu ſehen, wieder einmal Ihre Stimme zu hören.“

„Dieſer Antrieb muß ſehr ſchwach geweſen ſein,“ entgegnete die Staatsräthin; und obgleich ihre Züge wieder vollkommen ruhig geworden waren, ſo ſchienen ſie doch hart und entſchloſſen.

„Allerdings ſind es ein paar Jahre,“ verſetzte der Sohn, „ſeit ich dieſes Haus, Ihr Haus, das Haus meines Vaters, die Stätte, wo ich geboren ward, nicht mehr betreten. Ich kann Sie dagegen verſichern, daß ich die Art und Weiſe, wie ich gezwungen wurde, das Haus meiner Kindheit zu verlaſſen, gewiß nicht vergaß; und da ich mich jenes Tages noch ſehr gut erinnere, und doch wieder heute in dieſem Zimmer ſtehe, möge Ihnen dies als Beweis dienen,

ob der Antrieb, Sie, meine Mutter, wieder zu sehen, schwach oder stark zu nennen ist."

„So ist dein Wunsch also erfüllt worden," sagte ernst und kalt die alte Dame, „du hast dich an meinem Anblick — erfreut —"

„Und du kannst nun gehen, wollen Sie hinzusetzen," fiel ihr Eugen mit bewegter Stimme in's Wort, „aber da ich Sie gesehen, da ich Sie so wieder gesehen, möchte ich — wenn Sie mich anders nicht gewaltsam fortschicken — noch einige Augenblicke da bleiben."

„Du hast vielleicht Geschäftssachen?" fragte nach einer Pause die Staatsräthin und ließ sich langsam in ihren Sessel nieder. „Wenn dem so ist, so muß ich wohl einen Augenblick anhören, was du willst."

„Geschäftssachen sind es nicht," entgegnete Eugen bitter lächelnd. „Was dergleichen anbelangt, so bin ich seit langer Zeit gewohnt, mit der von Ihnen aufgestellten — Mittelsperson zu verkehren."

„Es ist so," sagte ruhig die alte Dame.

„Nein, Mama," antwortete Eugen mit zitternder Stimme, „ich gestehe Ihnen offen, ich bin einfach in der Absicht hierher gekommen, Sie wieder einmal zu sehen, wieder einmal Ihre Stimme zu hören, selbst wenn diese Stimme mir harte unangenehme Worte sagt. Ich habe das befürchtet."

„Und nicht mit Unrecht," entgegnete die Staatsräthin und wischte sich die Stirn mit ihrem Schnupftuche. „Hast du etwas Anderes erwarten können? Wie die Saat, so die Ernte!"

„Ich habe nicht gesäet, Mama," entgegnete ruhig der Sohn, „ich habe, um mich Ihres Wortes zu bedienen, nur geerntet — eine traurige Saat eingebracht, die Andere dem Boden anvertraut. Ja, Andere, Mama, oder — um kein Unrecht auszusprechen, nur Ein Anderer, ein einziger Mensch, der durch diese Aussaat zwischen die Mutter und den Sohn getreten ist."

„Das ist die alte Geschichte," sprach achselzuckend die Staatsräthin.

„Allerdings die alte Geschichte," entgegnete Eugen; „aber ich kann es nun einmal nicht lassen, den letzten Versuch zu machen, ob es denn nicht möglich ist, jenes finstere Wesen zu verdrängen, das zwischen Ihnen und der Sonne steht und ferner zwischen mir und Ihnen. — — Ich wünschte aufrichtig eine Aussöhnung, Mama," fuhr Eugen nach einer Pause fort; „es ist das ein trauriges Verhältniß zwischen uns Beiden."

„Das weiß Gott im hohen Himmel!" antwortete die Staatsräthin, und zum ersten Mal erweichten sich ihre harten Züge. — „Nun denn," fuhr sie nach einigen Augenblicken fort, „du hast ja das Mittel zu dieser Aussöhnung, nach der du, wie du sagst, so eifrig verlangst, in deiner Hand."

„Ich nicht, bei Gott nicht!" sagte Eugen; „ich kann Geschehenes nicht ungeschehen machen, und kann und will nicht vergessen, was geschehen ist. Mama, ich bin kein Kind mehr; Sie können mit mir Alles aufrichtig und ruhig besprechen; ich will Sie geduldig anhören. Sie haben es noch nie für gut befunden, mir die Gründe auseinanderzusetzen, weßhalb Sie mich — verstießen, weßhalb Sie mit mir, dem einzigen Sohne, in Feindschaft leben, weßhalb Sie mich fallen ließen, und weßhalb Sie denn eigentlich nicht von Jenem lassen können. Mama, ich habe jetzt auch Manches in der Welt erfahren; denken Sie, es sei nicht der Sohn, der mit Ihnen spricht, denken Sie meinetwegen, es sei ein gutmeinender Freund, der vor Ihnen steht; denn gewiß, Mama, es gibt wohl Niemanden auf der ganzen Welt, der Ihnen so zugethan ist, wie ich, der so voll Ehrerbietung zu Ihnen aufschaut, der Sie so gern und so innig lieben möchte."

Der junge Mann war bei diesen letzten Worten dem kleinen Fauteuil nahe getreten, in welchem die Mutter lag, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

„Erinnern Sie sich noch," fuhr Eugen fort, „jener letzten traurigen Unterredung, wo man Alles von mir verlangte, ohne mir

zu ſagen: bringe dieſes oder jenes Opfer für deine Mutter, thu es aus dieſen oder jenen Gründen. Man verlangte das wichtigſte Vermächtniß meines ſeligen Vaters, jene Papiere, die er an ſeinem letzten Lebenstage verſiegelt. Gib ſie her! ſagten Sie zu mir. Und weßhalb? — Um jenem — Menſchen gefällig zu ſein! Aber ihm will ich nicht gefällig ſein; wenn ich auch für Sie jedes Opfer zu bringen im Stande wäre, für ihn nicht das Geringſte, nicht die Spitze meines Nagels, um ihn vom Verderben zu retten."

Die Staatsräthin ließ ihren Kopf tief auf die Bruſt herabſinken; ſie drückte ihr Schnupftuch feſt auf die Augen, und man merkte an ihrem heftigen Athemholen, daß ſie tief bewegt war, daß ſie weinte.

„Warum ſprachen Sie damals nicht offen mit mir," fuhr der Sohn fort, „wenn Sie wichtige Gründe hatten zu einer — Verbindung mit Jenem? Warum vertrauten Sie Ihrem Kinde nicht? — Aber es waren keine vorhanden, Mama, als nur bei Jenem der Grund der Selbſtſucht, der Habgier und die Luſt, mir die Fauſt auf den Kopf zu drücken."

Bei dieſen letzten Worten blickte die alte Dame in die Höhe und ſah ihren Sohn mit dem Ausdruck des Schreckens und der Verwunderung an. Sie fuhr mit der Hand über die Augen und drückte die Thränen aus denſelben fort. „Du haſt auch," ſagte ſie darauf mit tonloſer Stimme, „jene Papiere durchgeſehen und geleſen?"

„Jenes verſiegelte Paket, das mir auf Befehl meines Vaters übergeben wurde?" fragte Eugen.

Die Staatsräthin nickte mit dem Kopfe.

„Nie, Mama!" verſetzte der Sohn mit feſter Stimme; „ich habe nie einen Blick hineingeworfen. Verſiegelt, wie man mir es gab, iſt es heute noch."

Verwundert ſtützte die alte Dame ihre beiden Hände auf den

Lehnſtuhl und richtete ſich empor. „Du haſt nie dieſe Briefe durchgeleſen?“ fragte ſie mit zitternder Stimme.

Eugen ſchüttelte mit dem Kopfe.

„O, das iſt ſchrecklich!“

„Mir graute vor dieſen Briefen; ich weiß nichts von ihrem Inhalte.“

„O, das iſt ganz entſetzlich!“ entgegnete die Mutter und verſank in ihre vorige Stellung, beide Hände vor dem Geſicht, und verlor ſich in tiefes Nachſinnen.

„Wenn mir jene Papiere und Briefe Aufklärung geben ſollten, Mama, und ich in Folge derſelben meine Einwilligung zu Ihrer zweiten Verbindung, ſo werden Sie ſelbſt einſehen, daß ich in meinem Rechte war, jene Bewilligung nicht zu geben, da mir, bei Gott im Himmel, kein hinreichender Grund hiezu vorhanden ſchien, und da, wie Sie wohl wiſſen, der letzte Wille meines ſterbenden Vaters mich geradezu beauftragte, energiſch gegen jenen — Herrn aufzutreten.“

„Es iſt da keine Hoffnung,“ ſagte nach längerem Stillſchweigen die Staatsräthin mit ſo leiſer Stimme, daß man ihre Worte kaum verſtand; „keine, keine Hoffnung!“ — Sie ließ ihre Hände auf die Lehne des Stuhles ſinken und blickte, mit einem gänzlich troſtloſen Ausdruck in ihren Zügen, zum Fenſter hinaus.

Eugen ergriff eine ihrer Hände und drückte dieſelbe, ohne daß ſie widerſtrebt hätte, an ſeine Lippen. „Wenn da alſo keine Vereinbarung möglich iſt, liebe Mutter, warum wenden Sie ſich denn nicht Ihrem einzigen Sohne zu, der ſo gern mit Ihnen leben und Sie lieben und verehren möchte, wie es ſeine Pflicht iſt? — Mama!“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „Sie denken doch jetzt gewiß anders, als vor langen Jahren; verzeihen Sie mein freies Wort; aber was zieht Sie denn ſo unwiderſtehlich zu jenem finſtern Menſchen hin, zu ihm, einem Dämon, der den Frieden unſeres Hauſes zerrüttet — wenn er nicht noch Schlimmeres gethan?“

„Ach!“ ſtöhnte die Mutter aus tiefſter Bruſt und verbarg ſchaudernd abermals ihr Geſicht in beide Hände.

„Löſen Sie jenes Verhältniß,“ fuhr Eugen ermuthigt fort, „nehmen Sie mich wieder in Ihr Herz auf; glauben Sie, Mama, ich werde Sie beſchützen, ich werde mit unendlicher Liebe von Ihnen fern halten jeden rauhen Luftzug dieſes Lebens. Trennen Sie ſich von ihm!“

„Es iſt unmöglich?“ entgegnete die Dame mit tiefer Stimme.

„Gewiß nicht, Mama, den Lebenden iſt Alles möglich. Trennen Sie ſich von ihm!“

„Ich kann nicht!“

„Warum nicht, Mutter?“ ſagte Eugen und ſchaute beſorgt in die leichenblaſſen Züge, in den erloſchenen Blick, mit welchem ihn die alte Dame jetzt anſtarrte.

„O, hätteſt du jene Papiere doch geleſen!“

„Warum, Mama?“

„O hätteſt du ſie geleſen!“ antwortete die alte Dame mit tonloſer Stimme und ſtarrte mit ſtierem Auge in's Weite hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich verſtehe Sie in der That nicht,“ ſagte Eugen mehr und mehr erſtaunt, „Sie ſprechen in Räthſeln zu mir. Ich beſchwöre Sie um Gottes willen, Mama, weßhalb iſt dieſer finſtere Menſch unzertrennlich von unſerem Hauſe?“

Aus tiefſter Bruſt ſeufzte die alte Dame, und dieſer Schmerzenslaut ſchien ihre Gedanken, die ſich weithin verloren, wieder zu ſammeln und zurückzubringen.

„Sie erſchrecken mich in der That, Mama,“ ſprach der junge Mann; „ſagen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben, das Sie ſo entſetzlich beunruhigt!“

Sie ſenkte das Haupt tief auf die Bruſt herab, entzog ihre Hand leicht dem Sohne und ſagte mit kaum vernehmlicher Stimme:

„Eugen — du haſt eine Schweſter! — —“

„Ah! Mama!“ rief der junge Mann erſchrocken und machte einen Schritt rückwärts; „ich habe eine Schweſter! —“

„Ja, ein armes, unglückliches Mädchen, ſo lieb und unſchuldig! Ein armes, armes Kind!“

„Wache ich denn oder träume ich?“ entgegnete Eugen und fuhr mit der Hand über ſein Geſicht. „Und das, was Sie mir ſo eben ſagen, hätte ich auch in jenen Papieren gefunden, und das — ſind Ihre Gründe für die Verbindung mit jenem Menſchen? O Gott im Himmel, das iſt ganz ſchrecklich!“

„Es iſt ſo, mein Sohn,“ ſagte die alte Dame jetzt wieder mit feſter, ruhiger Stimme, und trocknete leicht die Thränen aus ihren Augen. „Es iſt ſo, du weißt Alles.“

„Das heißt, Mutter, ich ahne Alles,“ entgegnete der junge Mann mit finſterem Blick und ballte krampfhaft ſeine rechte Hand. „Aber obgleich mir Manches aus der Familiengeſchichte dieſes Hauſes unklar blieb, wenn es mich auch unheimlich und geſpenſterhaft umgab, das, Mutter, hätte ich nie erwartet. Wenn ich das in jenen Papieren damals geleſen hätte, ſo wäre meine Antwort dieſelbe geweſen, wie ſie es heute iſt: ‚möge er und Sie zu Grunde gehen!‘“

„Eugen!“ rief die Staatsräthin erſchrocken und ſah ihren Sohn mit weit aufgeriſſenen Augen an, während ſie ſich feſt auf die Lehne ihres Fauteuils ſtützte. „Eugen, das ſagſt du mir?“

„Ich wollte, ich könnte es *ihm* ſagen,“ entgegnete grollend der Sohn. „Aber es wird die Zeit kommen, wo ich Rache an ihm nehme für den Vater und — für dieſe Schweſter.“

„Für deine Schweſter!“

„Leider, Mama!“

„Für ein armes, verlaſſenes Kind!“

„Arm und verlaſſen, Mama, ſoll ſie nicht ſein. In *dem* Punkte will ich für — dieſe Schweſter thun, was ich kann.“

„Ein unglückliches Geſchöpf ohne Namen!“

Natur Hervorgebrachtes, woran man ſeine Freude haben könnte. In den Wirthshäuſern, wo wir unterwegs anhielten, war ebenſo Alles unheimlich reinlich und obendrein entſetzlich theuer. Alles, was wir geſtern noch mit einem Franc bezahlt hatten, koſtete heute einen Gulden. So kamen wir nach dem Haag, und an der Poſterpedition, wo wir abgeladen wurden, hatte ich es nur meiner Standhaftigkeit zu danken, daß wir für einen Fiaker nach Scheveningen nicht fünf holländiſche Gulden bezahlen mußten, indem einer der Poſtbeamten uns faſt mit Gewalt hinein nöthigen wollte. Es gelang mir mittelſt einiger Grobheiten loszukommen; wir hatten aber damit vier Gulden verdient, denn ein anderer Lohnkutſcher führte uns für einen Gulden gern nach Scheveningen. Indeſſen hatten wir hier von dieſem Roſſelenker eine andere Kränkung auszuſtehen, indem er beim Ausſteigen ſchon ſein ganzes Geld haben wollte, da wir ihn doch auch für die Rückfahrt gemiethet. Er ſtützte ſeine Forderung auf den ſehr angenehmen Grund, wir könnten ja möglicherweiſe im Meer ertrinken. Wir ertranken aber nicht, ſondern erfriſchten uns trefflich in den hochgehenden Wellen, für welchen Genuß wir aber einen Gulden die Perſon zu bezahlen hatten. Abends eilten wir nach dem Haag und von da nach Rotterdam zurück, wo wir die Nacht ruhig verſchliefen, um am andern Morgen ein Dampfboot der niederländiſchen Geſellſchaft zu beſteigen, das uns in zwei Tagen rheinaufwärts nach Köln brachte. Obgleich man uns auf dem Bureau dieſer Geſellſchaft verſichert hatte, wir würden ſchon am Abend gegen acht Uhr nach Emmerich gelangen, ſo wurde es doch halb zwölf, und am folgenden Tage, wo das Schiff gegen eilf Uhr in Köln ſein ſollte, gelangten wir erſt um vier Uhr Morgens dahin, ein Verfahren und Fahren, das ſich die niederländiſche Geſellſchaft oft zu Schulden kommen läßt, und das in öffentlichen Blättern ernſte Rüge verdiente. So hatten wir in fünf Tagen, durch Umſtände und Gelegenheiten verführt, eine ſehr bedeutende Strecke zurückgelegt, waren freilich wie Briefſelleiſen gereist, hatten aber dabei wenigſtens, wenn auch nur im Fluge, die trefflichen Einrichtungen ſo wie die Schnelligkeit und Wohlfeilheit der belgiſchen Eiſenbahnen kennen gelernt. — Dieſe ganze Tour hatte Jeden von uns etwa 40 Gulden gekoſtet, was für den Kreis, den wir über Aachen, Lüttich, Brüſſel, Gent, Brügge, Oſtende, Antwerpen, Rotterdam, Haag, Scheveningen, Emmerich, Weſel, Düſſeldorf beſchrieben, gewiß ſehr wenig iſt.

Eugen zuckte die Achseln, dann schlug er die Arme übereinander und sah die Mutter einige Minuten mit unverwandtem Blicke an. Sie suchte mit zitternden Händen, wahrscheinlich ohne Absicht, unter den Papieren auf ihrem Tische, und seine Augen folgten diesen Bewegungen. Sie mochte den festen Blick ihres Sohnes nicht ertragen.

„Ich kam hieher, Mama," sagte dieser nach einer Pause, „um Ihnen in jeder Hinsicht die Hand zur Versöhnung zu bieten; ich dachte, Sie seien ruhiger geworden, als ich es ward. Da tritt das Wort, das Sie so eben gesprochen, wieder wie ein Gespenst zwischen uns und wirft mich weit von Ihnen zurück."

„Das ist um so schrecklicher, Eugen," sprach die alte Dame, „da ich deiner Hülfe heute noch wie damals dringend bedarf, da ich mich mehr darnach sehne, als je."

„Wie so?" fragte der junge Mann, „dächten Sie wirklich heute noch an jene Verbindung?"

„Gewiß nicht, mein Sohn," entgegnete die Mutter und streckte, wie schaudernd, ihre Hand weit von sich ab; „gewiß nicht, Eugen, aber ich flehe deine Hülfe an für jenes arme verlassene Mädchen, für deine Schwester, Eugen, die ja so unschuldig an all' diesem Unglück ist."

„Und ich?" fragte Eugen. „Habe ich all' das Unglück durch meine Schuld herbeigerufen?"

„Nein, du nicht, mein Kind, du gewiß nicht, mein Eugen," erwiderte die alte Dame, wie in großer Angst. „Ich fühle es jetzt, ich habe dich verkannt. Aber um Gottes Barmherzigkeit willen bitte ich dich, laß diese für mich so schmerzliche Unterredung nicht ohne gute Folgen bleiben; reiche deiner Mutter rettend die Hand, ziehe mich empor aus meinem Elend!"

„Was kann ich für Sie thun?" fragte ernst der junge Mann. „Wie kann ich Ihnen helfen, ohne gegen den letzten Willen meines

Vaters zu freveln? Sie wissen so gut wie ich sein ausdrückliches Verbot, jene Papiere aus meinen Händen zu geben."

„Das sollst du ja auch nicht thun," entgegnete die Mutter. „O, mein Kind! das hat sich ja alles, alles geändert! Ich verlange ja nichts für mich, noch viel weniger für ihn; nur für sie, für das arme Mädchen, deine Schwester."

„Wohlan!" sagte der junge Mann, „sprechen Sie offen. Was soll, was kann ich thun?"

„So öffne jenes verhängnißvolle Paket," erwiderte die alte Dame mit leiser, unsicherer Stimme und gesenktem Blick; „öffne es, und wenn du die Schriften, die du dort verschiedenartig verzeichnet finden wirst, nicht durchlesen willst, so wird dir deine Mutter dafür danken. Eines wirst du aber dazwischen finden, doppelt versiegelt, sowohl von der Hand deines Vaters, wie auch mit einem fremden Siegel. Es trägt die Aufschrift: „Erklärungen zwischen Sophie und mir." Dies nimm heraus und bringe es hieher. — Nur hierher in dieses Zimmer," fuhr die Staatsräthin fort, als sie sah, daß ihr Sohn Einwendungen machen wollte. „Du kannst das mit freiem Gewissen thun. Denn dir wurde nur der Auftrag ertheilt, eine — Verbindung zu verhindern und jene Papiere nicht aus deinen Händen zu geben."

„Und was soll mit den besonders versiegelten Schriften geschehen, wenn ich sie hieher bringe? Was können sie Ihnen denn nützen, wenn ich sie nicht in Ihre Hände gebe?"

„Das verlange ich gewiß nicht von dir," antwortete die Staatsräthin, „du sollst diese Papiere nur hieher bringen, um sie vor meinen Augen zu verbrennen."

„Ah, Mama!" sagte Eugen mit einem schmerzlichen Lächeln, „das ist ziemlich gleichbedeutend; und wenn jene Schriften verbrannt sind, so hat er natürlich freie Hand, zu thun, was er will."

„Eugen!" sprach feierlich die alte Dame und hob wie beschwörend die rechte Hand gen Himmel; „bei dem allmächtigen

Gott, auf deſſen Verzeihung ich ſehnſuchtsvoll hoffe, bei allem, was mir heilig iſt, ſchwöre ich dir, die Papiere, welche du vernichten ſollſt, ſtehen in keiner Beziehung zu ihm."

„Aber zu — der Tochter."

„Ja, das will ich dir nicht verſchweigen," antwortete die alte Dame, „durch die Vernichtung jener Schriften treten andere Papiere, die in meinen Händen ſind, in Kraft, und ſie iſt von dieſem Augenblicke an deine rechtmäßige Schweſter. — Willſt du ſie aufnehmen, Eugen? Willſt du dieſes arme Kind an dein Herz ziehen? Willſt du die letzten Lebenstage deiner unglücklichen Mutter verſüßen? Willſt du es thun? — Gottes reiche Gnade und der Segen deiner Mutter ſoll dich dafür belohnen."

„Das iſt es alſo?" ſagte der junge Mann, wie aus tiefen Träumen auffahrend, obgleich er keine Sylbe von den Worten der Mutter verloren. „Wohlan, ich will Ihren Wunſch erfüllen; doch, Mama, unter Einer Bedingung. Sie geben mir," fuhr er mit einem ſchmerzlichen Lächeln fort, „ſo unerwartet, ſo plötzlich eine Schweſter; erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dagegen zu einer weiteren Tochter verhelfe."

„Eugen!" rief die Dame und ſah ihn erſtaunt an.

„Gewiß, Mama!" entgegnete er, „es iſt ſo, ich habe dieſen unwiderruflichen Entſchluß gefaßt. So viel ich weiß, kennen Sie das Mädchen, das ich zu meiner Frau machen will."

„Ich hörte davon," ſagte die alte Dame erbleichend, „doch mochte ich es nicht glauben."

„Es iſt aber ſo," antwortete Eugen, „ſie oder Keine. Ich habe ſie kennen gelernt; ich liebe ſie, ſie paßt vollkommen für mich. Warum ſollte ich der Welt zu Liebe, die vielleicht die Achſeln darüber zucken wird, mein Glück von mir weiſen? Sie werden das nicht wollen."

Die Staatsräthin war wieder in ihren Seſſel zurückgeſunken, ſie hatte ihre Hände gefaltet und blickte vor ſich nieder, ohne ein

Wort zu erwidern. Dann ſchüttelte ſie den Kopf, erhob ihn darauf zu ihrem Sohne, ihn einige Sekunden feſt anſehend, und blickte darauf ſchmerzvoll zum Himmel empor.

„Sie werden mein Verlangen nicht unbillig finden, Mama, und es ſollte mir in doppelter Hinſicht wehe thun, wenn meine Bitte Sie ſo ſehr betrüben würde. Gewiß, wenn Sie das Mädchen kennten, Sie würden meinen Wunſch bereitwillig erfüllen.“

„Bereitwillig?“ entgegnete die Mutter, und ihr Blick wurde ernſt und finſter. „Nie, nie! — Aber,“ ſetzte ſie mit einem tiefen Seufzer hinzu, „ich bin in deiner Hand, du wirſt mich zwingen, dir meine Einwilligung zu geben.“

Eugen zuckte ärgerlich zuſammen, als er dieſe Worte vernahm, und hätte faſt etwas Heftiges erwidert. Da er ſich aber des Seelenzuſtandes erinnerte, in dem ſich die Mutter befand, ſo bezwang er ſich gewaltſam und ſagte: „damit Sie ſehen, Mama, wie offen und ehrlich ich gegen Sie verfahre, ſo will ich morgen jene Papiere hier vor Ihren Augen vernichten, und wenn das geſchehen iſt, will ich über die zweite Angelegenheit weiter mit Ihnen ſprechen. Sie ſehen, daß ich nicht im Sinne habe, Sie zu zwingen, nicht einmal zu meinem Glücke.“

Die alte Dame athmete bei dieſen Worten tief auf, dann reichte ſie ihrem Sohne die Hand, die derſelbe auch jetzt wieder, obgleich nicht ſo herzlich wie früher, an ſeine Lippen drückte. „Es bleibt dabei,“ ſprach er nach einer Pauſe. „Auf morgen alſo, Mama. Nur bitte ich Sie herzlich und dringend, ſo lange, bis dieſe Angelegenheit in Ordnung iſt, mit ihm nicht darüber zu ſprechen.“

„Gewiß nicht!“ verſetzte die alte Dame; und während ſie aufſtand und ihre beiden Hände auf die Schulter ihres Sohnes legte, ſagte ſie mit bewegter Stimme: „O, mein Sohn, mein Eugen, möge dieſe Stunde ſegensreich für uns Beide werden!“ Dann berührte ſie mit ihren feinen, bleichen Lippen ſeine Stirn,

preßte ihr Schnupftuch vor die Augen und ging eilig in's Nebenzimmer.

Eugen nahm seinen Hut und verließ das Gemach, ohne sich weiter darin umzuschauen. Er kannte diese Zimmer so gut wie gar nicht. Hier war kein Winkel, kein Geräth, das ihn an seine Kindheit erinnert hätte. Alles hier war für ihn kalt und fremd. Er ging leise zur Thüre hinaus und konnte sich dabei des Gedankens nicht erwehren, daß er vor einer Stunde diese Schwelle mit einem wärmeren Herzen, mit besseren Gedanken überschritten, als im jetzigen Augenblick, und er sagte sich seufzend, daß seine guten und schönen Erwartungen sich hier nicht erfüllt haben.

Auf der Treppe blieb er einen Augenblick stehen und schaute in das stille Haus hinab. Ach! obgleich hier keine Stimme zu ihm sprach, so redeten doch unzählige Gegenstände herzlich und freundlich mit ihm. Die breite dunkle Treppe, vor allem das glänzende schwere Geländer derselben, sein gefährliches Spielzeug aus der Knabenzeit, wenn er mit seinen kleinen Händen kaum im Stande war, sich an der breiten Balustrade festzuhalten, während er mit anderen ebenso leichtsinnigen Gespielen darauf hinunterrutschte. Da waren die langen und breiten Gänge im ersten Stock, auf denen er seine Spiele getrieben und mit dem Kreisel und dem Steckenpferde getobt und gelärmt, bis sich dort hinten am Ende die letzte Thüre öffnete, bis dort der Vater mit dem ernsten Gesichte herausschaute und ihm anempfahl, jetzt endlich einmal das schreckliche Lärmen zu lassen.

Es war eigenthümlich, daß die für ihn so unangenehme und finstere Zeit, die er schon erwachsen hier verlebt, sich beim Anblick des Hauses wie in einen schwarzen Schleier verbarg und durch so gar nichts mahnend vor ihn hintrat. Er übersah sie, wie eine unfreundliche wilde Kluft zu seinen Füßen, über welche er rückwärts hinwegschaute. Ja, als er die Treppen tiefer hinabstieg und unten das Picken der alten Uhr hörte und den knarrenden Ton

der Hofthüre, durch welche die alte Köchin so eben hereinkam, und als er dazu den Speisedust roch, da war es ihm, als sei er so eben erst aus der Schule gekommen, als habe er droben so eben erst seinen kleinen Tornister mit den Büchern abgelegt, und als rutsche er nun geschäftig in die Küche hinab, um die Martha zu fragen, was denn eigentlich heute Gutes gekocht werde.

Hier unten in der Region der Dienerschaft hatte sich so gar nichts verändert; da lagen am Hausthore alte Steine seit unvordenklichen Zeiten, auf welchen er als kleines Kind schon gespielt, und daneben stand ein alter Schlitten, noch immer wie damals mit einer staubigen grünen Decke verhängt.

Durch all' diese Erinnerungsmale, die er vor sich sah, durch die todten, nur ihm verständlichen Bilder, war ihm das Herz so schwer geworden, daß er so rasch wie möglich bei der angelehnten Küchenthüre vorbeieilte, um der Dienerschaft aus dem Wege zu gehen, deren herzliche Worte ihm vorhin schon fast die Thränen in die Augen gebracht hatten.

Er eilte durch die Straßen seiner Wohnung zu, und als er an der Ecke rückwärts schauend das elterliche Haus so ernst und still da liegen sah, da faßte er den festen Entschluß, den Wunsch der Mutter zu erfüllen, zu einer Versöhnung mit ihr die Hand zu reichen und Alles anzuwenden, um nicht länger wie ein Verstoßener vor diesen Mauern stehen zu müssen, zwischen welchen seine Wiege gestanden.

Als er seine Wohnung erreichte, traf er dort weder den lustigen Rath noch seinen Bedienten an; Beide waren ausgegangen. Auf dem Tische aber lag eine Menge Briefe, wie dies beinahe täglich der Fall war. Eugen warf sie auseinander, las die Postzeichen, sowie bekannte und unbekannte Handschriften; und suchte sich die ersteren aus, sowie überhaupt die Schreiben, die ihm interessant vorkamen. Dieses Mal aber hatte er kaum die Briefschaften flüchtig durchgesehen, so faßte er rasch mit der Hand ein kleines zierliches

Couvert, das er hastig abriß und alsdann das Schreiben, das in demselben enthalten war, überflog.

Es mußte etwas Sonderbares sein, das auf dem Papier stand, denn Eugen ließ, nachdem er es gelesen, die Hand, welche es erfaßt hatte, herabsinken, lehnte sich mit dem Kopf gegen das Fenster und sah nachdenkend vor sich hin.

„Das ist doch sonderbar!“ murmelte er nach einer Pause, „das hätte ich von ihr nicht erwartet! Und so schnell, und ohne daß ich sie darum gebeten! Ich weiß nicht, es ist mir nicht angenehm!“

Nach diesem Selbstgespräch überlas er nochmals den kleinen Brief. Es waren nur vier Zeilen, vier kleine Zeilen von ihr, und sie sagte ihm darin, er müsse sie heute Abend um die neunte Stunde in ihrem, in dem Hause ihrer Mutter aufsuchen, er solle nur durch das geöffnete Hofthor gehen, es werde ihm Niemand begegnen.

Wie gesagt, diese Aufforderung war ihm unangenehm, und er konnte sie mit dem bisherigen Betragen des Mädchens gegen ihn nicht zusammenreimen; und doch waren es ihre Schriftzüge, und doch war das Schreiben geformt und zusammengelegt, wie sie es zu machen pflegte. Was sollte er thun? — Nach kurzem Ueberlegen entschied er sich dafür, auf alle Fälle hinzugehen. Hat mir Katharine dies wirklich geschrieben, sagte er zu sich selber, so muß sie etwas Wichtiges, ganz Außergewöhnliches und Dringendes mit mir zu besprechen haben. Denn im anderen Falle hätte Katharine, wie ich sie kenne, nie diesen Schritt gethan. — Vielleicht ist es eine Neckerei von irgend Jemand, und das möchte ich denn doch untersuchen; denn ich will mir nicht verhehlen: es wäre mir sehr lieb, wenn ich Thor und Thür verschlossen fände und sie mir diesen Brief nicht geschrieben hätte. — Aber es ist ihre Handschrift. — Pah! was ist Großes dabei? Ich gehe heute Abend hin; am Ende könnte mir Katharine doch eine Mittheilung machen wollen, die ihr wichtig genug erscheint, um selbst einen solchen Schritt zu rechtfertigen.

Bei allem dem aber war ihm die Sache unangenehm; er schritt lange in dem Zimmer auf und ab, und in seine Liebe zu dem Mädchen war dieses Schreiben wie ein Mißton, wie etwas Unreines, Widerwärtiges hineingekommen. Wenn er sie falsch beurtheilt hätte; o, das wäre schrecklich! Wohl wallte bei dem Gedanken sein Blut auf, und das Briefchen zitterte in seiner Hand; aber dieser Gedanke fuhr kalt und schneidend in sein Herz und ließ zusammenstürzen die süßen Luftschlösser, die er nach jener Unterredung mit der Mutter so kühn und glänzend aufgebaut.

Mehrmals überlas er noch die Zeilen, welche das Mädchen geschrieben; dann steckte er das Briefchen zu sich und hatte den festen Entschluß gefaßt, heute Abend dorthin zu gehen. Dem lustigen Rathe wollte er nichts davon sagen; denn er fürchtete dessen Spott, im Falle, wie er sich für möglich dachte, die ganze Sache ein schlechter Spaß sei, den sich irgend Jemand mit ihm erlaubt.

Als der getreue Pierrot ein paar Stunden später nach Hause kam, war es das erste Geschäft dieses sorgsamen Dieners, die auf dem Tisch umhergeworfenen Briefschaften auf's Genaueste durchzusehen; er hatte sie im Laufe des Nachmittags hübsch ordentlich neben einander gelegt und bezeugte eine große Freude, als er bemerkte, daß sein Herr sie durchgesehen, und daß eines der Schreiben fehlte. Das Couvert hiezu lag auf dem Boden, und Joseph sah sich veranlaßt, es aufzuheben und auf's Sorgfältigste zu vernichten. Dann verließ er die Wohnung ebenfalls; und obgleich heute für ihn keine Rapportstunde war, begab er sich dessen ungeachtet nach dem Hause des Justizrathes, wo er von dem um sich schnappenden Bedienten sogleich angemeldet und darauf auch vorgelassen wurde.

Der Justizrath schien von dem, was ihm Joseph mittheilte, sehr erfreut zu sein; denn er entließ ihn mit aufmunternden Worten, sowie genauen Verhaltungsbefehlen, die der geneigte Leser seiner Zeit schon noch erfahren wird. Darauf setzte sich der Justiz-

rath hin und schrieb ein paar Zeilen an Madame Stillfried, worin er ihr sagte, es sei ihm unmöglich, sie vor spät Abends zu besuchen; doch hoffe er, ihr alsdann eine angenehme Nachricht mitzubringen. Die Staatsräthin versetzte dieser Brief in eine große Aufregung; sie wußte selbst nicht, wie es kam, aber es wehte ihr aus diesen Worten etwas Unheimliches entgegen; sie hätte gar zu gern eine Erklärung darüber gehabt; auch schickte sie sogleich nach dem Hause des Justizrathes, doch war derselbe bereits ausgegangen, und sie mußte sich deßhalb in Geduld fassen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Worin der Held der Geschichte zu einem Rendezvous geht, ein Unternehmen, das ziemlich schlecht für ihn endigt.

Es mochte fast neun Uhr an dem Abende dieses Tages geworden sein, als Eugen durch die schon leer werdenden Straßen dem Marktplatze zuschritt. Manchmal ward ihm zu Muth, als sei es besser, er betrete das Haus der Gemüsehändlerin nicht unter solchen Umständen; ja einige Mal blieb er stehen und wollte schon in eine Seitenstraße einbiegen, um nach seiner Wohnung zurück zu gehen; doch hielt er diese warnende Stimme in seinem Innern für Furcht und verlachte sie deßhalb. Der Markt war leer, wie gewöhnlich um diese Zeit, der Himmel, der mit Wolken überzogen war und mit Regen drohte, hatte die Spaziergänger verscheucht, und so begegnete Eugen fast Niemand und gelangte ungesehen an den Eingang des alten Hauses mit der Grafenkrone. Das große Thor stand ein klein wenig offen, das Innere des Hofes schien ruhig und

still; die kleinen Hausthiere waren in ihren Ställen untergebracht, und die bösen Hunde der Gemüsehändlerin, welche sonst beim geringsten Laut, den ein menschlicher Tritt unter dem Thorbogen verursachte, mit lautem Gebell aufsprangen, gaben keinen Ton von sich. Eugen befremdete dies einigermaßen, doch dachte er bei sich, wie es denn auch sehr wahrscheinlich war, man habe, auf sein Kommen rechnend, die Hunde absichtlich entfernt. Doch wer hatte diese Vorsichtsmaßregel gebraucht — sie oder Andere?

Als er durch den dunkeln Hof dahin schritt, dachte er zum ersten Male daran, es hätte wohl nicht schaden können, bei einem ähnlichen Besuche irgend eine Waffe mit sich zu nehmen. Doch kam dieser Gedanke zu spät, und wenn er ihm auch früher gekommen wäre, dann hätte er ihn wahrscheinlich doch nicht ausgeführt; er kannte keine Furcht. So hatte er denn nichts bei sich, als einen kleinen Spazierstock mit einem dicken silbernen Knopfe, der mit Blei ausgegossen war.

Jetzt hatte er das Ende des Hofes erreicht. Rings um ihn her war tiefe Stille und Dunkelheit; er vernahm nichts als das Schütteln und Schnauben der Pferde in den Ställen und das kurze Gackern irgend eines Huhnes, das vielleicht von einem bösen Traume beunruhigt wurde. Die Eintheilung des Schoppelmann'schen Hauses kannte Eugen nur nach Erzählungen Katharinen's; sie hatte ihm gesagt von der großen Vorhalle, dem Comtoir und dem Wohnzimmer ihrer Mutter, dann von den Wohnzimmern ihrer beiden Brüder und auch von dem ihrigen, das über jener Vorhalle liege. Den Eingang zu ihrem Zimmer hatte er neulich gesehen, als er Abends das Mädchen bis an's Hofthor geleitete; da hatte er im hellen Mondscheine bemerkt, daß sie neben jener Vorhalle in eine kleine Thüre getreten war; auf dem Eingang zu jener Wendeltreppe, die in den Zwischenstock führte, hatte sie von der ersten Stufe sich nochmals hinausgebeugt in den Hof und ihm zum Ab-

Nur natürlich!

Wenn ich im Buche meiner Erinnerungen nachblättere, und meiner Freunde und Bekannten von ehemals gedenke, so kommt mir häufig einer derselben ins Gedächtniß, ein guter gemüthlicher Mensch, der seines Zeichens ein Apotheker war, und mit dem ich lange Zeit auf's Freundschaftlichste zusammenlebte. Wir wohnten nicht in einem und demselben Hause, nur in derselben Stadt. Ueber seinem Quartier war ein goldener Löwe angebracht und vor dem langen viereckigen Gebäude, in welchem ich campirte, standen zwei alte Kanonen und neben ihnen zwei Kanoniere, mit dem Säbel in der Hand, Schildwache. Wo wir uns eigentlich kennen lernten, kann ich nicht angeben und, obgleich wir, was Neigung und Verhältniß anbelangte, nicht sehr zusammenpaßten, so wurden wir doch ganz gute Freunde. Schmidle, so hieß der Apotheker, war ein Schwabe und von unserm Herrgott nicht mit überflüssiger Körperschönheit begabt; doch hatte er an gutem Aussehen, was man für's Haus braucht, und war, wie eine alte Tante von mir in ähnlichen Fällen zu sagen pflegte, vor Ach! und Pfui! bewahrt. Das soll nämlich heißen: vor „Ach, wie schön!“ und „Pfui, wie häßlich!“ Schmidle konnte sogar, wenn er Sonntags seinen feinen schwarzen Frack mit allem dazu Nothwendigen und Passenden anzog, für einen hübschen eleganten Menschen gelten, und einen gewissen süßen Kräuter- und Medicamenten-Duft abgerechnet, der nicht aus seinen Kleidern zu vertreiben war, hätte man es ihm alsdann nicht ansehen, oder vielmehr anriechen können, in welcher Branche er der leidenden Menschheit diente. Ja, man hätte ihn zuweilen für einen jungen Cavalier halten können, vielleicht für einen Offizier in Civil, denn er verstand es, wie diese Leute, sein Halstuch mit einer gewissen lockern Eleganz zu knüpfen und an seinen Handschuhen hatte er beständig ein Knöpfchen abgerissen. Auch setzte er seinen Hut ganz gerade auf den Kopf und ließ sich an Sonn- und Feiertagen gern die

ſchied mit der Hand gewinkt. Nach dieſer kleinen Thüre lenkte er nun ſeinen Schritt.

Der Eingang zu dieſer Wendeltreppe lag ſo finſter da, daß Eugen mit den Händen vor ſich hintappen mußte, um die Stufen zu finden, welche aufwärts führten. Jetzt hatte er ſie erreicht und ſchlich langſam in die Höhe; die Treppe war ſchmal und eng und rings herum von Stein. Er trat ſo leiſe und behutſam wie möglich auf, damit ihn kein Klang ſeiner Schritte verrathe, und dies ſchien ihm auch zu gelingen; denn es rührte ſich nichts in dem weiten Hauſe, und als der junge Mann den Zwiſchenſtock erreicht hatte und dort einen Augenblick lauſchend ſtehen blieb, kam es ihm gerade vor, als höre er, wie unten im Hofe das große Thor langſam zugedrückt werde; auch glaubte er, das Schnauben und Schnuppern von Hunden zu vernehmen; doch kümmerte ihn dieſes Geräuſch wenig im gegenwärtigen Augenblicke. — Er ſtand vor ihrer Thüre, und ſein Herz klopfte ihm ſo gewaltig, daß er einen Augenblick ſtehen bleiben mußte, und verſuchte, es durch tiefe Athemzüge zu beruhigen. Ein kleiner Lichtſtrahl fiel durch die Spalten jener Thüre auf den engen Gang hinaus, und das war auch die einzige Helle, die er rings um ſich bemerkte. Er näherte ſich der Thüre und klopfte leiſe an; drinnen wurde in einer kleinen Pauſe heftig ein Stuhl gerückt, aber es erfolgte keine Antwort. Eugen klopfte wiederholt, und als nach längerem Warten von drinnen kein begrüßendes Wort erſchallte, ſo legte er ſeinen Mund an die Thürſpalte und ſagte: „Katharine, ich bin's! — es iſt Eugen!“ Zu gleicher Zeit faßte er nach der Thürklinke, und nachdem er noch einen Augenblick vergeblich auf eine Antwort gewartet, öffnete er langſam und trat in das kleine, niedere Gemach. Da ſaß Katharine in der hinterſten Ecke des Zimmers, dicht bei dem Fenſter; dort in jene Ecke hatte das plötzliche, unerwartete Klopfen, noch mehr aber Eugen's Stimme, ſie hineingeſchreckt. Dort ſaß ſie zuſammengeſchauert und ängſtlich, und das große, glänzende, weit

aufgeriſſene Auge ſtarrte den Eintretenden mit dem Ausdrucke des größten Schreckens an.

Eugen war durch alles das überraſcht — freudig überraſcht. Die Angſt, welche ſich auf ihren Zügen malte, war ein Bürge dafür, daß, wie er ſich auch gleich gedacht, jenes Schreiben nicht von dem geliebten Mädchen herkomme, daß ihn Jemand anders damit geneckt, mochte das nun aus einem Grunde geſchehen ſein, welcher es wolle. Es war ihm dies im gegenwärtigen Augenblicke ganz gleichgültig.

Er wollte ſich dem Mädchen nähern, doch Katharina ſtreckte ihm ihre beiden Hände ſo flehend und abwehrend entgegen, daß er ſich gezwungen ſah, an der Thüre ſtehen zu bleiben.

„Wie kommſt du hieher?“ fragte ſie nun haſtig, aber mit tonloſer Stimme; „wie kamſt du durch das verſchloſſene Thor? Wie kamſt du bei den Hunden vorbei?“

„Du haſt mir nicht geſchrieben, Katharine?“ ſagte der junge Mann lächelnd und zog das Briefchen hervor, „du haſt dies nicht geſchrieben?“

„Was ſoll ich dir geſchrieben haben?“ fragte das Mädchen in großer Angſt.

„Nun, dieſes Briefchen,“ entgegnete der junge Mann, „das mich eingeladen hat, zu dir zu kommen. — Aber beruhige dich nur,“ ſetzte er ſchnell hinzu, als er ſah, wie das Mädchen heftig in die Höhe fuhr; „ich bin ja nun feſt überzeugt, daß du's nicht geſchrieben haſt; man hat ſich einen Spaß mit uns gemacht.“

„O Eugen!“ rief das Mädchen und rang die Hände, „das nennſt du einen Spaß! Gott im Himmel! das iſt ein Spaß, der blutiger Ernſt werden kann!“

„Wie ſo?“

„Stand das Thor offen?“

„Allerdings.“

„Und die Hunde?“

„Ich ſah und hörte nichts von ihnen.“

„O, das iſt eine angelegte Geſchichte!“ rief jammernd das Mädchen. „Sie haben dich hieher gelockt, ſie haben Uebles mit dir vor! — Horch!“

Und nun, da Katharina ihn, den ſie über Alles liebte, in Gefahr wußte, verlor ſie plötzlich ihre jungfräuliche Scheu, welche ſie vorhin bei ſeinem Anblick in die Ecke des Zimmers getrieben, und ſie ſprang raſch in die Höhe, eilte an die Thüre und ſchob den Nachtriegel vor. „Das iſt wenigſtens für den Augenblick!“ ſagte ſie. — „O, Eugen! warum biſt du hieher gekommen?“

„Ich dachte einen Augenblick,“ antwortete Eugen, „du, mein geliebtes Mädchen, habeſt wirklich jene Zeilen geſchrieben, aber nur einen Augenblick glaubte ich das; du konnteſt mir etwas Wichtiges mitzutheilen haben.“

„O nein! o nein!“ ſagte ſie haſtig, „das konnteſt du auch nicht eine Sekunde von mir denken. Weißt du denn nicht, wie ich dich vor dieſem Hauſe ſtets gewarnt — vor dieſem finſteren Hauſe, vor den beiden Brüdern?“

„Pah!“ verſetzte lachend der junge Mann, „du biſt zu ängſtlich, Katharine. Nun ja, ich bin gekommen in der Hoffnung, dich, mein Leben, einen Augenblick zu ſehen, und das habe ich ja erreicht. Jetzt gehe ich wieder ruhig meinen Weg, und die Sache iſt abgemacht.“

„O, Eugen!“ ſprach ängſtlicher das Mädchen, „ſei nicht ſo arglos, glaube mir, ſie haben dir einen Hinterhalt gelegt!“

„Wer denn?“ fragte zweifelnd der junge Mann.

„Gewiß die beiden Brüder!“ erwiderte das Mädchen. „Das Thor ſtand offen, als du kamſt; jetzt iſt es geſchloſſen; du merkteſt nichts von unſeren böſen Hunden — horch, hörſt du nichts? — jetzt ſind ſie losgelaſſen. Lege das Ohr an die Thüre und du hörſt deutlich, wie ſie unten am Eingang dieſer Treppe hin- und herſpringen.“

„Wahrhaftig!“ ſagte Eugen, nachdem er einen Augenblick gelauſcht — „du haſt Recht, mein Mädchen. Aber was ſoll das alles bedeuten?“

„Das weiß ich ſelbſt jetzt noch nicht genau; aber etwas Gutes auf keinen Fall.“

„Aber etwas ſo arg Schlimmes auch nicht! Nach deinen Worten ſollte man wirklich glauben, wir ſeien um ein paar Hundert Jahre zurück und lebten in einer Zeit, wo man unberufene Eindringlinge, wie mich, für ewig verſchwinden ließ.“

„Wenn wir nicht in der gleichen Zeit leben,“ ſagte eifrig das Mädchen, „ſo doch in einer ähnlichen. Glaube mir, Eugen, die da unten haben etwas Schlimmes mit dir vor.“

„So machen wir den Verſuch,“ antwortete lächelnd der junge Mann, „und ziehen uns langſam dahin zurück, wo wir hergekommen; es wird das jetzt noch beſſer zu bewerkſtelligen ſein, als ſpäter.“

Katharina hatte an der Thüre gelauſcht und winkte mit der Hand zurück, als wollte ſie ſagen, Eugen ſolle ſich mit keinem Worte verrathen; dann wandte ſie ſich raſch um, legte den Finger auf den Mund und zog ihn eilig in die hinterſte Ecke des Zimmers nach dem Fenſter zu. „Sie ſind unten an der Treppe,“ ſagte ſie raſch und tief Athem holend. „Ja, ja, es iſt nichts anders; wer den Brief geſchrieben hat, das kann ich nicht wiſſen; aber ſie haben dir den Durchweg abgeſchnitten, und fort mußt du, augenblicklich fort!“

„Wohin denn?“ fragte er; „wohin, wenn ſie die Treppe beſetzt halten?“

„Es iſt ſchrecklich, Eugen, daß du mich in dieſe Lage gebracht haſt,“ antwortete ſie, „aber es bleibt keine andere Wahl, du mußt hier zum Fenſter hinaus; es iſt nicht tief bis auf die enge Gaſſe, auch wird dich, ſo Gott will, kein Menſch ſehen. Aber warte einen

Augenblick, ich muß vorher das Licht auslöſchen — willſt du? — o, es hilft kein anderes Mittel!"

„Wenn du meinſt, Katharine," verſetzte er; „aber die ganze Sache kommt mir in der That ſonderbar vor. Was können deine Brüder von mir wollen? — Eine Erklärung, die will ich ihnen gern geben."

„Die wollen keine Erklärung," ſagte das geängſtigte Mädchen. — „Doch ſtill, es kommt Jemand an die Thüre!"

Wirklich hörte man in dieſem Augenblick ſchwere Tritte die ſteinerne Treppe heraufkommen und vernahm das Geräuſch einer tappenden Fauſt, welche die Thürklinke ſuchte; es wurde darauf gedrückt; doch da der Riegel von innen vorgeſchoben war, ſo ging die Thüre nicht auf. Eugen, der das zitternde Mädchen mit einem Arme umfaßt hatte, blickte aufmerkſam nach dem Eingang.

„He, Katharine!" erſcholl von draußen die Stimme des Fuhrmanns, „es hat ſich ein Dieb in das Haus geſchlichen, ein feiner Dieb." Dabei hörte man ein halb unterdrücktes Lachen. „Weißt du was davon? Er iſt die Wendeltreppe hinaufgeſchlichen; wir müſſen ihn finden und wollen ihm alsdann zeigen, was es bedeuten will, wenn man ſich zur Nachtzeit in ehrliche Bürgershäuſer ſchleicht. Was weißt du davon, mein Kätherle?"

Eugen hatte gute Luſt, hierauf eine Antwort zu geben; doch das Mädchen, welches wohl befürchtete, er möchte ſolche Unvorſichtigkeit begehen, drückte ihm die Hand feſt auf den Mund und ſagte: „Du biſt es, Fritz? Laß mich in Frieden mit deinen Narrheiten."

„Dazu haben wir aber keine Luſt!" entgegnete rauh und lachend die Stimme des Bruders. „Kommſt du wieder mit deinem Trotz und Hochmuth? Wart nur, mein Schätzle, dießmal haben wir dich gefangen und noch ſonſt Jemanden dazu. O, wir wiſſen's wohl —, und nun frage ich dich nur, ob du gutwillig die Thüre öffnen willſt?"

„Dir meine Thüre öffnen?“ rief das Mädchen; „geh ſchlafen, du kommſt wieder aus dem Wirthshaus!“

Obgleich ſie dieſe Worte ſo kräftig wie möglich ausſprach, ſo zitterte doch ihr ganzer Körper heftig, und Eugen mußte ſie feſt mit ſeinem Arm unterſtützen, damit ſie nicht auf den Stuhl niederglitt, deſſen Lehne ſie krampfhaft gefaßt hielt.

„Du willſt alſo nicht gutwillig öffnen?“ rief der Fuhrmann nach einer kleinen Pauſe draußen. „Wohlan denn, ſo werde ich die Thüre eintreten!“

Katharina wand ſich heftig aus den Armen des jungen Mannes, legte die Hand auf ihren eigenen Mund, öffnete mit der anderen Hand geräuſchvoll das Fenſter; dann winkte ſie heftig dort hinaus.

„Eins — zwei!“ rief draußen der Bruder. „Wenn ich „drei“ ſage, ſo fliegt die Thür hinein. — Willſt du nun aufmachen?“

„Wo iſt die Mutter?“ rief verzweifelnd das Mädchen. „Ruf die Mutter herauf! Ihr will ich die Thüre augenblicklich öffnen.“

„Ja, die Mutter!“ lachte draußen der Fuhrmann, „die iſt glücklicher Weiſe ausgegangen; wir haben das Feld allein.“

„Gottes Barmherzigkeit!“ ſeufzte Katharina; dann faßte ſie Eugen's Hand, drückte ſie krampfhaft zuſammen und ſagte mit leiſer Stimme: „Fort, fort! das iſt ein großes Unglück!“

„Aber es iſt ja ein einzelner Mann,“ ziſchelte Eugen ihr empört in's Ohr, „ſoll ich vor einem Einzelnen fliehen?“

„O, glaube mir, es ſind ihrer Mehrere. Fort, fort!“

„Meint ihr, ich habe euer Sprechen nicht gehört?“ rief draußen die Stimme. „Jetzt paß auf, Schätzle! eins — zwei und drei!“ Mit dem letzten Worte flog die Thüre krachend auf. Eugen, von dem Mädchen, welches im Augenblicke das Licht auslöſchte, auf's Heftigſte gedrängt, ſchwang ſich auf die Fenſterbrüſtung, doch nicht ſchnell genug, daß nicht der Fuhrmann, der ihn augenblicklich bemerkte, Zeit genug gehabt hätte, auf ihn loszuſtürzen und mit einem umgekehrten ſchweren Peitſchenſtiele einen wüthenden Streich nach

ihm zu führen. Eugen, der außerordentlich gewandt war, befand sich in einer schwierigen Lage; er hatte an dem offenen Fenster keinen sicheren Stand und konnte sich nur vor dem Hinausstürzen bewahren, indem er sich mit Kopf und Rücken fest gegen die Fensterbrüstung stemmte. In dem Augenblicke, wo der Fuhrmann den Schlag nach ihm führte, sah er obendrein noch, wie Katharina ihn mit dem Körper decken wollte, weßhalb er gezwungen war, sie unsanft von sich zu schleudern, um sie auf diese Art vor dem Schlage des Bruders zu schützen. Dieser, der augenscheinlich nach dem Kopfe Eugen's geführt war, traf in der Dunkelheit den Fensterrahmen und dann, von diesem abgleitend, seinen linken Arm.

Eugen hatte nichts, als den schon erwähnten kleinen Spazierstock mit bleiernem Knopf. Er faßte denselben jetzt an seinem unteren Ende, und in dem Augenblicke, als der Fuhrmann nach Eugen griff, um ihn zu dem Fenster herein zu ziehen, ließ der junge Mann den Stock schwingen und mit voller Kraft auf den Kopf seines Angreifers niederfallen. Dadurch verlor er aber selbst das Gleichgewicht und stürzte mehr, als er sprang, zu dem Fenster hinaus auf die enge Gasse.

Doch als der junge Mann dort niederfiel und betäubt zusammen brach, war dies nicht die Folge des Sturzes von dem Fenster, sondern in dem Augenblicke, wo er den Boden berührte, empfing er einen solch furchtbaren Schlag in die Seite, der ihm für einen Augenblick Athem und Besinnung raubte — doch glücklicher Weise nur für einen Augenblick. Eugen raffte sich gleich darauf wieder zusammen, und sein erster Gedanke war, daß ihm auch hier Jemand auflaure. Er richtete sich deßhalb an der Mauer in die Höhe, und als es ihm möglich war, in der Dunkelheit die Gegenstände um sich zu erkennen, bemerkte er seinen zweiten Angreifer vor sich stehen und sah, wie dieser im Begriffe war, mit einem Handbeil einen zweiten Hieb nach seinem Kopfe zu führen. Seine Seite schmerzte ihn fürchterlich, und er wäre, dadurch gehindert, kaum im Stande

gewesen, diesem Schlage auszuweichen, und demselben wahrscheinlich erlegen, wenn sich nicht in diesem Augenblicke das Fenster droben erhellt und wenn man nicht die Stimme der Gemüsehändlerin vernommen hätte, die laut und kreischend! „Konrad, Konrad!“ rief. Dieser, der Angreifer mit dem Handbeil, ließ seine Waffe sinken und blickte in die Höhe. „Mörder, Mörder!“ schrie die Frau droben, „sie haben den Fritz erschlagen, er liegt auf dem Boden und regt sich nicht! Hast du ihn, Konrad? Halt ihn fest! Zu Hülfe, zu Hülfe!“

Auf diese Worte hin hob Konrad sein Handbeil abermals in die Höhe, und Eugen machte eine verzweifelte Anstrengung, um dem Schlage auszuweichen, was ihm auch in so fern gelang, als derselbe nur seinen rechten Arm traf, ihm den Aermel aufschlitzte, ihn aber zu gleicher Zeit durch eine tiefe Wunde, die er dort erhielt, ganz kampfunfähig machte.

Droben schrie die dicke Frau: „Zu Hülfe! Räuber und Mörder!“ gellend in die Nacht hinaus; auch vernahm man durch die nächtliche Stille schon Schritte auf dem Pflaster, die sich eilig zu nähern schienen.

Eugen fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe. Durch das Fenster, von welchem er sich herabgeschwungen, schwang sich jetzt noch ein Mann herab, einer der Knechte der Gemüsehändlerin, und faßte ihn so fest an dem verwundeten Arm, daß er sich nicht zu regen vermochte. Konrad ergriff ihn bei der Schulter, Beide rissen ihn von der Mauer fort, und es war augenscheinlich, daß sie die Absicht hatten, ihn in das Haus hinein zu schleppen.

In der Wohnung der Frau Schilder gegenüber ließ sich kein Licht sehen, wohl aber in dem musikalischen Hause. Dort wurden die Fenster aufgerissen und mehrere Köpfe erschienen in dem erleuchteten Zimmer; doch schien sich Keiner auf die Straße hinaus zu wagen. Aehnliche Auftritte waren hier schon mehrfach vorgekom-

men, und die guten Schullehrer kannten die wilde Gemüthsart der Gebrüder Schoppelmann.

Eugen gab sich verloren. — —

Da wurde mit Einem Male, aber wie durch einen Blitzstrahl, Konrad, der Jäger, zu Boden gerissen, und in dem gleichen Augenblicke ließ der Knecht an der andern Seite entsetzt den Arm des jungen Mannes los. Eine zottige, wild aussehende Bestie hatte sich zwischen die Beiden geworfen, den Jäger niedergerissen und machte jetzt mit dumpfem Geheul alle Anstalten, dem Knecht ein gleiches Schicksal zu bereiten. Eugen, hoch erfreut, erkannte seinen Hund, der ihm hier, wo Alles verloren schien, so unverhofft zu Hülfe kam. Der Knecht, ohne den Angriff des ihm grausenhaft erscheinenden Feindes abzuwarten, wandte sich zur Flucht; der Neufundländer wollte ihm nach, doch faßte ihn Eugen am Halsbande, denn ihm war nun Alles daran gelegen, diesen Platz so schnell wie möglich zu verlassen. „Mörder!“ schrie die Frau von ihrem Fenster immer fort und fort, die Schritte von den benachbarten Straßen kamen näher und näher, und man vernahm dazwischen Säbelgeklirr und den festen Tritt der Militärpatrouille.

Eugen, von dem Blutverlust und dem Schlage in seiner Seite erschöpft und ermattet, hielt sich mit der Hand fest an dem Halsbande des riesenhaften Hundes, dann rief er ihm zu: „Ruhig, Sultan, fort!“ und das getreue Thier, das ihn vollkommen zu verstehen schien, schoß davon und riß seinen Herrn mit sich fort durch die enge Gasse über den Marktplatz hinweg, seiner Wohnung zu.

— — — — — — — — — — — — — —

Nachdem der getreue Pierrot am heutigen Nachmittage einen außergewöhnlichen Rapport beim Justizrathe gehabt, hatte ihm dieser anbefohlen, sich Abends nicht in der Nähe dies Marktes sehen zu lassen. Dies stimmte auch mit den Neigungen und Wünschen des Bedienten vollkommen überein, und so begab er sich denn mit

einbrechender Dunkelheit nach Hause, und wir müssen gestehen, nicht ohne einiges Herzklopfen. Jetzt, nachdem durch seine Beihülfe die Katastrophe vorbereitet war, fing er an einzusehen, wie außerordentlich schlecht er an seinem Herrn gehandelt. Zugleich aber war der Trost, den er sich selber gab, noch viel fürchterlicher, noch viel niederdrückender für ihn. „Mußte ich denn nicht dem Anderen gehorchen?“ sagte er zähneknirschend; „hielt er mich nicht fest? Was half mir alles Zerren und Sträuben? Vorwärts mußte ich in's Teufels Namen!“ — Je näher es aber auf neun Uhr ging, um so unruhiger wurde der getreue Pierrot. Mehrmals faßte er den Entschluß, sich mit einer Waffe zu versehen und nach der engen Gasse zu eilen hinter dem Schoppelmann'schen Hause; aber er hatte schlimme Ahnungen von vieler Polizei, die sich dort herumtreiben könnte, und dachte nicht ganz mit Unrecht: „Wenn ich da unten bei der Geschichte erwischt werde, so sorgt der Justizrath schon dafür, daß man mich unter allen Umständen fester als die Uebrigen hält; dann kommt jener Aktenfascikel zu Tage und mit mir ist's aus.“

Es war eigenthümlich, obgleich sehr natürlich, daß alle Betrachtungen und Selbstgespräche Joseph's am heutigen Abend sich stets in traurige finstere Bilder verloren. Da saß er, wir müssen gestehen, ein Bild des Jammers, auf einem kleinen Stuhl an der Thüre; er hatte die Knie hoch empor gezogen und umfaßte dieselben inbrünstig mit seinen Armen. Den Kopf hatte er tief hernieder gesenkt, und seine weit offenen Augen stierten gedankenvoll in eine Ecke. — „Und wenn die Sache jetzt nach den Begriffen des Justizrathes gut geht,“ dachte er weiter, „was geschieht dann mit mir? Wenn jetzt also da unten wirklich ein Unglück geschieht — oh! ich kenne meinen Herrn; denn gutwillig läßt sich der nicht einfangen, und wenn Einer dem Andern den Schädel einschlägt und sie ihn darauf festnehmen und dann hieher kommen und die

Stiefeln lakiren. Dabei war er von einer Gutmüthigkeit und hatte einen Glauben an die ganze Menschheit, der an Schwäche gränzte. Er that für seine Freunde, was er nur immer konnte, und seine Börse, die, da er einiges Vermögen hatte, beständig wohl gefüllt war, öffnete sich jedem Hilfsbedürftigen mit einer Ausdauer, die ans Fabelhafte gränzte. Was dieser Charakter, der, wie ich genugsam dargethan, als Mensch vortrefflich war, als Apotheker galt, ach, darüber war in dem ganzen Stadtviertel, das zur Löwenapotheke gehörte, nur eine Stimme, besonders bei dem dienenden Personal, mit dem Schmidle hauptsächlich verkehrte. Es mußte schon wahr sein, was die Leute sagten, daß der alte mürrische Prinzipal, ein Hagestalz in den Sechzigen, seinen ersten Gehilfen außerordentlich liebte, denn Schmidle zog durch seine ungemein freundliche Persönlichkeit eine Unmasse baaren Geldes an sich, das sonst in die Ladentische anderer Apotheken geflossen wäre. Alle Mägde und Hausknechte, die von ihrer Herrschaft ausgeschickt wurden, irgend etwas zu holen, ohne daß ihnen die Apotheke angegeben wurde, zogen in den Löwen und dort warteten sie lieber halbe Stunden lang an der Thür, wenn Herr Schmidle vielleicht gerade beschäftigt war, ein Zeichen der Popularität, das die andern Gehilfen und selbst den damaligen rothhaarigen Lehrling mit Neid erfüllte.

Es hat aber auch wohl nie in der Christenheit einen zweiten Apotheker gegeben, der die Leute so zu fassen und zu behandeln wußte, wie mein Freund. Seine stehenden Kunden kannte er fast alle auswendig und er sah den goldbetreßten Bedienten dieses und jenes Cavallerie-Offiziers nicht selten an der Nase die Bedürfnisse an, die sie in die Apotheke führten, und wenn diese Herren selbst kamen und im Beisein anderer Leute gleichgiltig vom Wetter und dergleichen sprachen, griff Schmidle mit einem vielsagenden Blick oder dergleichen hinter sich, und traf in den meisten Fällen das Rechte. Den stolzen Dienerschaften noch stolzerer Herrschaften, die sich auf ihren Livréerock etwas zu gut thaten und die es unserm Herrgott nie verzeihen konnten, daß die Bäume anstatt grün nicht gelb oder blau, wie die Wappenschilder ihrer Kutschen waren, wußte er durch bunte glänzende Papiere mit denselben Farben zu schmeicheln, und auf dieselbe Art behandelte er alle Köchinnen und Stubenmädchen, die ihm einmal anvertraut, während er ihnen eine Medizin anfertigte, die nicht gekocht zu werden brauchte, und worauf sie warten konnten, daß Indigoblau oder Ponceauroth ihre Leibfarbe sei. Selbst beim Beschreiben der Etiquetten und Pillenschachteln wußte er Unterschiede zu machen und Nüancen anzubringen, die wohl im Stande waren, das Herz einer gefühlvollen Kammerjungfer zu bewegen. Den Befehlshaberton, wie er gewöhnlich

ganze Wohnung unter Siegel legen — was geschieht dann mit mir?"

Es überlief den getreuen Diener ein gelindes Frösteln.

„Trau' einer dem Teufel!" fuhr Joseph nach einer längeren Pause in seinem Selbstgespräche fort; „wer steht mir dafür, daß er mir nichts zu Leide thut, wenn er mich nicht mehr braucht? daß er sich meiner nicht entledigt, indem er mich an das Messer liefert — und wenn das nicht der Fall wäre, was kann mir Anderes daraus erblühen? Ja, nur ebenso Schlimmes — daß er mich vielleicht in seine eigenen Dienste nimmt neben jenem alten Kerl, neben jenem schnappenden, bissigen Ungeheuer! — O, ich war sehr dumm!"

Es mußte nächstens neun Uhr schlagen. Der Bediente wurde immer unruhiger. Er war so allein in der Wohnung, allein mit dem großen Hunde, der am Boden vor dem Fauteuil Eugen's lag und seinen zottigen Kopf auf den Sitz gelegt hatte. Der Neufundländer schlief nicht; seine Augen glänzten unter dem buschigen Haare hervor und folgten allen Bewegungen des Dieners, der jetzt unruhig auf und ab schritt. Plötzlich blieb Joseph vor dem Fauteuil stehen, und ihm schien ein sehr guter Gedanke zu kommen. „Sultan!" sagte er, „wo ist dein Herr?"

Der Hund, den man oft auf diese Art anredete, stieß ein kurzes Geheul aus, hob den Kopf in die Höhe und blickte nach der Thüre; dabei wedelte er mit dem Schweife, was seine Bitte ausdrückte, ihn fortzulassen. Eugen hatte aber ein für alle Mal streng verboten, den Hund des Abends nach ihm auszuschicken; denn das treue Thier, seinem Herrn außerordentlich ergeben, suchte und fand augenblicklich seine Spur und wurde ihm auf diese Art zuweilen sehr beschwerlich. Dieses Mal aber glaubte Joseph eine Ausnahme machen zu können; er schnallte dem Hunde ein festes eisernes Halsband um, nahm ihn mit sich hinaus, öffnete ihm die Hausthüre und sagte: „such' den Herrn!"

In wilden Sätzen schoß der Hund die Straße hinauf, und im gleichen Augenblicke schlug es neun Uhr.

Durch dieses Manöver fühlte sich Pierrot einiger Maßen erleichtert, und er begann ernstlich zu überlegen, was in seiner Lage am besten zu thun sei. Daß der Justizrath einen angelegten Plan fest verfolge, war ihm nicht entgangen; daß dieser Plan darauf hinauslief, sich unter irgend einem Vorwande der Person und Papiere seines Herrn zu bemächtigen, war ihm ebenfalls klar geworden. Was war nun für ihn zu thun? War es lohnender, hier auf der Bahn, die er betreten, plötzlich umzukehren und seinem Herrn zu dienen, oder war es besser, wie bisher den Befehlen des Justizraths zu folgen? Für den Fall hatte er seine Ordre und sollte, was auch kommen möge, den Verlauf der Dinge in der Wohnung Eugen's ruhig abwarten. Das wäre an sich viel leichter gewesen; doch fühlte er wohl, daß seine Dienstleistungen dem Justizrathe gegenüber mit dem heutigen Abend ihr Ende erreichten, und damit war er auch der Gnade desselben anheimgefallen. Dieser Gedanke machte ihn schaudern.

Da hörte er draußen auf der Straße — die Fenster standen offen — das Schnauben des Hundes und den Klang schwerer, unregelmäßiger Schritte, die jetzt unter der Hausthüre aufhörten; dann wurde heftig die Glocke gezogen.

Joseph stürzte auf den Gang hinaus und öffnete, doch taumelte er vor Schrecken fast zurück, als er seinen Herrn bemerkte, der das Halsband des großen Hundes fest gefaßt hielt und einer Ohnmacht nahe zu sein schien. Joseph wagte kaum, seinen Herrn zu berühren, und geleitete ihn schaudernd in's Zimmer.

Eugen war ohne Hut, todtenblaß und athmete schwer und mühsam. Der Rockärmel seines rechten Armes hing in Fetzen herunter, und darunter blickte das weiße Hemd mit Blutflecken bedeckt, hervor.

BAYERISCHE STAATS-

Eugen ſtützte ſich mit der linken Hand auf den Tiſch und befahl dem entſetzt zuſchauenden Diener, ihm den Rock auszuziehen. Dies war bald geſchehen, und dann wurde die Wunde an dem Arme unterſucht. Obgleich einige tiefe Riſſe und ſtarke Quetſchungen da waren, ſchien die Sache doch nicht ſo gefährlich. Joſeph legte einen nothdürftigen Verband an, und erſt als er ſeinen Herrn auf's Neue angekleidet und dieſer ſich in ſeinen Fauteuil niedergelaſſen, erlaubte er ſich, eine fragende Miene anzunehmen.

„Nicht wahr," ſagte Eugen, „es kommt dir ſonderbar vor, wie ich ſo merkwürdig zugerichtet nach Hauſe komme? Ja, ohne den Hund da wäre ich wohl für längere Zeit ausgeblieben. Ich glaube, die Canaillen hätten mich todt geſchlagen."

Joſeph faltete die Hände, und dieſes Mal war es keine Komödie. Er dachte: Gott ſei Dank, daß ich den Hund losgelaſſen.

„Es war da drunten," fuhr Eugen fort, „ſie haben mir eine Falle gelegt. Ja, warum bin ich hingegangen? — Du mußt aber jetzt gleich fort, Joſeph, um nachzuſehen, wie es da unten gegangen iſt."

„Ja, was iſt denn eigentlich vorgefallen, gnädiger Herr?" fragte der Bediente.

„Was wird vorgefallen ſein!" antwortete der junge Mann; „da ſie mich feſthalten wollten, habe ich mich natürlicher Weiſe gewehrt und Einen zu Boden geſchlagen."

„Und wer war das?" fragte erſchrocken der Bediente.

„Nun, einer der beiden Brüder; ich glaube, der Aeltere. Was kann man da machen? ich ſchlug mit meinem Stock ein Bischen derb zu; aber ſie haben es verdient, dieſe Hallunken!"

„Das weiß Gott, daß die es verdient haben!" ſeufzte der Diener mit einem Blick an die Zimmerdecke. „Aber gnädiger Herr! verzeihen Sie mir; die Sache wird noch nicht zu Ende ſein. Wenn man Sie erkannt hat — o, und man hat Sie gewiß erkannt —

so wird man Sie hier aufsuchen und — das wäre erschrecklich! — festnehmen."

„Das ist sehr wahrscheinlich," entgegnete Eugen, „denn die Polizei war gar schnell bei der Hand. Die Frau schrie aber auch wie besessen."

In diesem Augenblicke hörte man das Rollen eines Wagens, der vor dem Hause still hielt. Joseph öffnete die Thüre, und gleich darauf stürzte der Herr Sidel in's Zimmer.

„Nun, Gott sei gelobt! da bist du ja! Das sind wieder einmal schöne Geschichten!"

„Nur keine Predigt!" entgegnete Eugen lachend; „du siehst, ich bin gestraft genug, also schenke mir das Uebrige."

„Bist du schwer verletzt? forschte dringend der lustige Rath.

„Das glaube ich gerade nicht," entgegnete Eugen. „Meine Seite schmerzt mich stark; aber ich glaube nicht, daß etwas gebrochen ist."

„Du kannst also stehen und gehen?"

„Ich glaube so!"

„Nun dann keine Zeit verloren! Ich habe draußen einen Wagen; wir müssen augenblicklich von hier fort."

„Du erschreckst mich!" sagte Eugen und blickte den Herrn Sidel fest an. „Sollte denn wirklich ein Unglück geschehen sein?"

Der lustige Rath zuckte mit den Achseln und entgegnete: „genau weiß ich das nicht. Du hast deinen Angreifer schwer getroffen, das ist sicher; und glaube mir, es ist besser, von fern abzuwarten, wie die Sache auslaufen wird, als hier in der Stadt, im Handbereiche unseres Freundes, des Justizrathes Werner."

Bei den letzten Worten hatte er sich herabgebeugt und diesen Namen ganz leise ausgesprochen. Joseph hatte ihn aber dennoch verstanden.

„Hurtig! hurtig!" rief Herr Sidel diesem zu. „Wirf von der Garderobe deines Herrn und von der meinigen so viel wie

möglich in ein paar Koffer, und auf den Wagen damit! Ich will unterdeſſen drüben die wichtigſten Papiere zuſammenraffen."

„Nimm auch drinnen mein Käſtchen," ſagte Eugen, „da haſt du die Schlüſſel. Du kennſt es ja."

„Was machen wir mit Joſeph?" fragte der luſtige Rath, nachdem er aus dem Schreibtiſche das Käſtchen geholt. „Ich denke, wir laſſen ihn hier; er kann auf die Wohnung Acht geben und uns von Zeit zu Zeit Nachrichten zukommen laſſen."

Dieſe Worte verſetzten den getreuen Pierrot in nicht geringe Beſtürzung; denn das war es ja gerade, was er am meiſten fürchtete: hier allein zurück zu bleiben und dem Juſtizrath in die Hände zu fallen. Deßhalb bat und flehte er auf's Dringendſte, ihn ebenfalls mitzunehmen, und wußte für dieſen Wunſch die trefflichſten Gründe anzugeben, wobei die Anhänglichkeit an ſeinen Herrn und die Unmöglichkeit, denſelben im Unglück zu verlaſſen, eine Hauptrolle ſpielten.

Endlich gab Eugen dieſen Bitten nach, obgleich Herr Sidel nicht viel Luſt dazu bezeigte, und Joſeph ging nun eifriger und freudiger an die Verpackung des Wagens.

Dieſes Geſchäft war bald beſorgt. Eugen und der luſtige Rath ſtiegen hinein, Joſeph ſetzte ſich auf den Bock, und der große Hund ſprang luſtig nebenher, als nun die Pferde anzogen und im raſchen Trabe zur Stadt hinaus eilten, auf der Landſtraße dahin, die zur nahen Grenze führte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Welches von Visiten im Allgemeinen, von Heirathe- und andern Spekulationen handelt.

Unter vielen Sachen, welche die Menschen erfunden und eingerichtet haben, um sich gegenseitig zu langweilen und beziehungsweise sich das Leben sauer zu machen, stehen Höflichkeitsbesuche unbedingt oben an. Wir meinen natürlicher Weise nur solche Visiten, wo Beide, der Besucher und Besuchtwerdende, außerordentlich froh sind, wenn sie dieses Geschäft mit einer Visitenkarte abmachen können. Aber unter allen dergleichen Zeitverschwendungsgängen sind für beide Theile die unbehaglichsten und zeitraubendsten die sogenannten Digestions- oder Verdauungsvisiten, der Dank für ein genossenes Diner, ein Souper oder ein Soirée mit oder ohne Tanz. Man versäumt ja dergleichen so leicht und gewiß ohne die Absicht, dem Gastgeber eine Unhöflichkeit damit zu bezeugen. Man ist hingegangen, weil man eingeladen war, man hat an den Wänden umhergestanden, man war in Verzweiflung wegen zu enger Stiefel und wegen seines Hutes, den man sorgfältig neben der Thüre unter den kleinen Tisch gestellt, nicht beachtend, daß der kleine Tisch zum Spielen gebraucht und der Hut von dem herrichtenden Bedienten zu zweihundert anderen Kopfbedeckungen in ein entlegenes Hinterzimmer verwiesen wurde. Man hat ihn endlich gefunden, man schleicht sich hinaus, und wenn man das Glück hat, nicht an der äußeren Thüre der Hausfrau zu begegnen, oder ihm, dem an einem solchen Abende sehr geplagten Ehemanne, so gelangt man unangefochten auf die Straße, nach Hause und in's Bett. Das wäre einmal wieder abgemacht; man ist wieder ein freier Mensch, man hat vorderhand keine weiteren Verbindlichkeiten,

man denkt nicht weiter an den genossenen Abend, bis man vielleicht in einer Woche später einem Bekannten begegnet. „Apropos!“ sagt dieser, „warst du schon bei der Frau von C.? Hast du der L. deinen Besuch schon gemacht?“ — „Noch nicht.“ — „Aber es ist Zeit, gehe bald hin, man sieht in dem Hause sehr genau darauf.“ Der Bekannte hat Recht; dieser nothwendige Besuch, der dir am ersten Tage nach dieser Begegnung eine Kleinigkeit zu sein scheint, die man leicht abschütteln kann, wird immer schwerer, je weiter du ihn hinaus schiebst, und endlich sitzt er dir wie ein hohnlachender Alp auf der Brust. Du bist Geschäftsmann, deine Morgen sind dir kostbar; du hast überhaupt nur ein paar in der Woche, wo du dich losmachen kannst, und gerade an solchen, wenn du bereits angezogen bist und den Hut in der Hand hast, gibt ein Besuch dem anderen die Thüre in die Hand. Und das sind keine Visiten, die dich plagen, es sind lauter Geschäftsfreunde; und wenn auch jeder sieht, daß du eilig bist, und sich so kurz wie möglich faßt: es hilft Alles nichts. Die Minuten jagen sich mit unendlicher Geschwindigkeit. Es schlägt zwölf Uhr, ein Viertel, halb, und mit dem Schlage Ein Uhr ist, wie nächtlich um dieselbe Stunde, für die Geister, jetzt mittäglich für dich die Zeit zu Besuchen vorbei. Du kannst deinen Hut in die Ecke werfen, und wenn du Nachmittags zufällig der Frau von C. begegnest, so hustet sie bedeutsam, während sie für deinen Gruß flüchtig dankt, oder sie sieht ihre Schwester, die neben ihr geht, zufällig an; auch kann es dir sogar passiren, daß, wenn du vierzehn Tage gewartet hast, sie sich in dem Augenblicke, wo du den Hut ziehst, herumdreht und zu ihrem Manne sagt: „Das schöne Wetter ist schon vorbei, dort ziehen die Wolken auf.“

Wenn man in Abstattung der Visiten wirkliches Unglück hat, so kann man der wohlwollendste und höflichste Mensch von der Welt sein, man wird unter Umständen doch für einen Grobian gehalten. Hat man nun endlich Alles auf die Seite geschoben und

ſtürzt auf die Straße, den lange verſchobenen Beſuch endlich zu machen, ſo iſt man vielleicht in Gedanken und ſieht nicht, daß dort, keine zehn Schritte von uns, das fragliche Ehepaar vorübergeht. Man rennt nach deſſen Hauſe, man athmet freudig auf, als einem der Bediente ſagt: „Die Herrſchaften ſind ausgegangen.“ Man nimmt mit der größten Beruhigung zwei Karten, kneift mit wahrer Befriedigung ein Ohr hinein und gibt ſie dem Bedienten, während man unendlich bedauert, Niemanden zu Hauſe gefunden zu haben.

Gegen ein Uhr kommen Herr und Frau von C. unter einem kleinen Wortwechſel nach Hauſe. „Aber wie kann man ſo etwas glauben?“ ſagt er. — „Du wirſt es ſchon ſehen!“ entgegnete ſie. Darauf treten Beide in's Haus, und ehe noch die Glasthüre des Hausganges hinter ihnen geſchloſſen iſt, fragt man ſchon nach deinem Namen. „War der Herr X. heute Morgen vielleicht hier?“ ſo fragt die Dame des Hauſes, und die beiden Karten, die ihr der Bediente übergibt, hält ſie nun dem Gemahl triumphirend unter die Naſe, wobei ſie indignirt ausruft: „Ah, c'est trop!“ Man muß ſchon geſtehen, deine Herren Bekannten behandeln uns mit großer Aufmerkſamkeit!“

Von dem Moment an biſt du verloren; du haſt abſichtlich in den erſten acht Tagen keinen Verdauungsbeſuch gemacht, du biſt endlich abſichtlich an dem Morgen hingegangen, wo du Herrn und Madame C. auf der Straße begegneteſt und alſo genau wußteſt, daß ſie nicht zu Hauſe ſeien; du biſt auf deinen unhöflichen Gängen ertappt worden, du biſt ein geſellſchaftliches Scheuſal. — Die Folge von allem dem empfindeſt du zuweilen recht ſchmerzlich, denn wenn dich auch der Verluſt der großen Soiréen nicht beſonders bekümmert, ſo ladet man dich nicht mehr zu kleinen feinen Diners oder zu angenehmen Spielpartien ein. Du biſt geächtet, verſtoßen, verbannt, und haſt nur drei gleich bedenkliche Wege, dich dafür zu entſchädigen, indem du entweder zum Einſiedler

zum Selbstmörder oder zum Ehemanne wirst. So viel ist gewiß, theurer Leser, nimm dich in Acht und unterlasse keine dergleichen nothwendigen Besuche! Das hat schon oft Manchen in's Unglück gebracht. Halte in Geduld aus, bis die endlich der Tag der Erlösung schlägt und man übereinkommt, sich gegenseitig keine dergleichen Visiten mehr zu machen. Tröste dich unterdessen mit denen, welche die Besuche, die wir zu machen gezwungen sind, in Empfang nehmen müssen — jenen Opfern unserer gesellschaftlichen Zustände, die von einer großen Soirée nichts haben, als ein völlig derangirtes Haus, viel zerbrochene Gläser und viel zersprungenes Porzellan, einen halb geleerten Weinkeller, üble Nachreden, Undank und vor allen Dingen wenigstens ein Dutzend sehr langweiliger Vormittage, an welchen sie die mehrfach besprochenen Besuche zu empfangen haben und an welchen man ihnen erzählt, wie delicids es bei ihnen gewesen sei, wie köstlich und amusant, die Unterhaltung so geistreich, daß Souper so vortrefflich servirt.

In diesem letzteren Falle nun befindet sich zu Anfange des neunundzwanzigsten Kapitels dieser überaus wahrhaften Geschichte das freiherrlich von Brander'sche Ehepaar, namentlich die bessere und schönere Hälfte desselben, die Freifrau von Brander, auch Rosa Immergrün genannt.

Der Herr Gemahl hatte an den Vormittagen so außerordentlich viel auf dem Exercirplatze und in der Kaserne zu thun, daß es ihm unmöglich war, Einiges von seiner kostbaren Zeit damit zu vergeuden, daß er die Visiten der sehr dankbaren Eingeladenen hochselbst entgegen nahm.

An diesem Morgen aber ist er zufällig zu Hause; es ist ein Feiertag, und da an einem solchen nicht öffentlich exercirt werden darf, so hatte der Major seinen militärischen Kindern nur dadurch eine Freude zu verschaffen gewußt, daß er sie Morgens um sechs Uhr mit frisch angestrichenem Lederzeug und frisch lackirten Helmen und Patrontaschen antreten ließ. Diese Musterung war

recht angenehm und befriedigend vorübergegangen, und der Major hatte ſich in der beſten Laune, nur begleitet von dem Adjudanten von Stifeler, nach ſeiner Wohnung zurückbegeben.

An Sonn- und Feiertagen war der Adjudant Vormittags meiſtens in dem Hauſe des Chefs zu finden. Er frühſtückte dort mit dem Major in dem Arbeitszimmer deſſelben; dabei wurde die Dienſtthätigkeit der vergangenen Woche ruhig durchgegangen und in ernſte Erwägung gezogen und nebenbei erſchrecklich viel geraucht.

Der Freiherr von Brauder hatte an dieſem Morgen ſeinen Waffenrock abgelegt, war in den leichten Schlafrock geſchlüpft und rauchte eine neue Meerſchaumpfeife, die er jeden Augenblick betrachtete und häufig mit dem Aermelaufſchlag polirte.

„Ein Kapitalſtück!“ ſagte er nach einer Pauſe; „ſehen Sie, beſter Stifeler, wie es anfängt, ſich unten angenehm zu bräunen, es iſt ein Prachtſtück; der junge Herr von Steinbeck, der mir dringend empfohlen iſt, der mich ſo zu ſagen, als ſeinen zweiten Vormund betrachtet, brachte es mir aus Wien mit. Das muß man ihnen da unten ſchon laſſen: Meerſchaumköpfe verſtehen ſie zu ſchneiden. Iſt dieſer nicht famos?“

„Kapital!“ ſagte Stifeler mit einer tiefen Stimme.

„Sollten Sie wohl glauben,“ fuhr der Major nach einer Pauſe fort, „daß es Leute gibt, die behaupten, es ſei nicht mehr gentil und anſtändig, Meerſchaumköpfe zu rauchen?“

Der Adjutant ſchauderte und ſagte mit gepreßter Stimme, er glaube nicht, daß es ſolche Menſchen gebe.

„Und doch!“ rief der Major triumphirend, „ſehen Sie unſern Generalauditeur an. Der Mann hat, Gott weiß, woher, ſo kleine ſchwarze Chemnitzer Thonköpfe bekommen und bildet ſich nun ein, das ſei etwas Elegantes. Ich hab's ihm aber auch geſagt: ſo ein Chemnitzer Kopf iſt paſſend für einen Unteroffizier, aber Jemand, der Stabsoffizierrang hat, kann ſich, wenn er nicht den ganzen Tag Cigarren rauchen will, nur der Meerſchaumköpfe bedienen. —

bei ſolchen Aufſchriften herrſcht, wie z. B.: Alle Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen, wandte er nie allein an, wenigſtens ſetzte er hinzu: w. g. i., das heißt: wenn's gefällig iſt.' Dies war aber noch die niedrigſte Claſſe, denn ſeine Bekannten oder öfteren Kunden wurden auf das Höflichſte gebeten, doch ſtündlich einen Eßlöffel voll zu nehmen. Und mit welcher Feinheit verſtand er es, dem letzten Schnörkel ſeiner Schrift durch allerhand Formen eine tiefere Bedeutung zu geben. Man konnte oft einen gewiſſen Buchſtaben daraus leſen oder ein Ausrufungszeichen und nicht ſelten brachte er ſogar ein ſinnreichverſchlungenes Herz an. War er vielleicht gerade zu ſehr beſchäftigt, um alle Etiquetten ſelbſt zu ſchreiben, ſo unterwarf er doch die vom Lehrling angefertigten einer genauen Reviſion und fügte gewöhnlich einen Strich oder einen Punkt hinzu, was den betreffenden Stubenmädchen äußerſt angenehm war.

Wer aber Schmidle in ſeiner ganzen Glorie ſehen wollte, der mußte die Löwenapotheke an einem Samstag Abend beſuchen. Alsdann wurde von dem dienenden Perſonal des ganzen weiblichen Stadtviertels vor der Apotheke förmlich Queue gemacht, und man konnte Stunden lang warten, bis man zu Schmidle hingelangte, der, hinter einem großen Topfe ſtehend, mit einer Feinheit und Grazie Pomade austheilte, die an's Unglaubliche gränzte. Neben ſich hatte er eine ganze Batterie mit Flaſchen von wohlriechendem Oel, und er wußte recht genau, welche von ſeinen Kunden den Duft der Roſe dem der Nelke vorzog, oder welche zu ihrer Pomade einen ſtärker- oder ſchwächerriechenden Beiſatz bedurfte. Kein Tag, keine Stunde, kein böſes oder ſchlimmes Wetter war im Stande, die liebenswürdige Laune Schmidle's zu verderben, ja ſelbſt in der Nacht, wenn er aus dem ſüßen Schlummer geweckt wurde, ließ er ſich nicht, wie die Apothekergehilfen im Allgemeinen, einige Dutzend Mal durch den Ton der Klingel rufen, ehe er wirklich kam, um alsdann obendrein noch bärbeißig und verdrießlich zu erſcheinen; nein, auch in ſolchen Stunden behandelte er die armen Dienſtboten in den meiſten Fällen ſo ausgezeichnet, daß ſie ſich noch lange daran mit Freuden erinnerten.

Aber bei allen dieſen Vorzügen Schmidle's, bei allen dieſen liebenswürdigen Eigenſchaften meines Freundes kann ich doch nicht umhin, des Spruches zu erwähnen, daß, wo viel Licht, auch viel Schatten iſt. Mein Freund war nur der vortreffliche Menſch, wie ich ihn eben geſchildert, ſo lange er ſein und ſcheinen wollte, was er wirklich war, nämlich erſter Gehilfe der Löwenapotheke, mit einem Worte, ſo lange er ſich natürlich gab, wie ihn Gott geſchaffen. Aber daß er dies nicht immer that, daß er einen Drang in ſich fühlte, ſo wie er den ſchwarzen Frack angezogen und die Thüre des Laboratoriums hinter ſich

„Zwiebel!“ unterbrach hier der Major den Strom seiner Beredtsamkeit und schaute ärgerlich nach dem Bedienten um, der in der Ecke drinnen beschäftigt war, die blank gewichsten Stiefel seines Herrn auf einem Gestelle in saubere Richtung zu bringen. „Zwiebel!“ rief der Major abermals, „mach' keinen so höllischen Lärmen!“

Der Bediente duckte sich sichtlich zusammen und machte ein höchst jammervolles Gesicht; dann entfernte er sich auf den Zehenspitzen und zog die Thüre ohne Geräusch hinter sich zu.

Der Major sah ihm grimmig nach, zog einige gewaltige Züge aus seiner Meerschaumpfeife und sagte alsdann: „Sollte man das glauben, daß ich jetzt volle zwei Jahre an diesem Kerl erzogen habe, an ihm herumgeschliffen und polirt, und nun endlich finden muß, daß statt guten und brauchbaren Stoffes nur eine jämmerliche, nicht zu verwendende Masse an ihm ist? Ist das nicht fürchterlich, Herr Lieutenant von Stifeler?“

„Fürchterlich!“ wiederholte der Adjutant und sah mit trostlosem Gesichtsausdruck nach der Thüre, durch welche Zwiebel so eben verschwunden.

„Ich habe mir,“ fuhr der Major fort, „mit diesem Menschen die unsäglichste Mühe gegeben, ich habe ihm das Serviren beigebracht, ich habe ihm etwas gute Lebensart eingeprägt, ich habe ihm eine außerordentlich elegante Livree machen lassen und zu ihm gesprochen: Siehst du, Zwiebel, wenn du meinen Befehlen gehörig folgst, so kann aus dir ein ganz gewichster Kerl werden; wenn du ausgedient hast und ich mir einen neuen Burschen anschaffen muß, so soll es mir gar nicht schwer fallen, dir bei fortgesetztem gutem Lebenswandel eine anständige anderweitige Anstellung zu verschaffen.“

„Ich weiß es,“ sagte von Stifeler empört. „Der Herr Major haben für diesen Burschen väterlich gesorgt.“

„Ja wohl, väterlich!“ sprach groß der Major; „das ist das rechte Wort, und darnach geht diese undankbare Creatur hin und

blamirt mich vor meiner ganzen Whistgesellschaft!" — Bei diesen Worten betrachtete der Major angelegentlich seinen Meerschaumkopf, und nur das sanfte Braun, das dort zu Tage kam, schien ihm einigermaßen einigen Trost zu gewähren.

„Waren Sie in dem Augenblicke in dem Zimmer?" fuhr der Freiherr von Brander nach einer Pause fort. „Gott der Gerechte! ich meine, mich sollte der Schlag treffen. Vorn die Theegesellschaft hatte sich glücklicherweise verlaufen, Madame sich in ihr Zimmer zurückgezogen, und da sitzen wir so harmlos beieinander und rauchen und plaudern, und der alte Oberst war so in seinem Gott vergnügt; er hatte einen glücklichen Tag gehabt, wir alle eigentlich mit ihm; denn bei der Parade, die an jenem Morgen stattfand — Seine Majestät der König hielt jene Parade ab — da wandten Allerhöchstdieselben Ihr Pferd herum, wie wir mit klingendem Spiel anrückten, und sagten zu ihrem ersten Adjutanten: Ah, das zwanzigste Regiment! und Sie begreifen, bester von Stiseler, was dieses königliche Wort heißen wollte. Seine Majestät wollte unzweifelhaft damit ausdrücken: bis jetzt habe ich nur so aus Pflicht die Parade mit ansehen müssen, aber von dem Augenblicke an, wo das zwanzigste Regiment aufmarschirt, macht es mir ein wahres Vergnügen. Für mich war dieses wichtige Ereigniß doppelt angenehm! denn in dem Augenblicke, wo seine Majestät sprachen: Ah, das zwanzigste Regiment! hatte ich das Glück, gerade mit meinem Bataillon vorbeizumarschiren. Dieser Ausdruck hat uns alle sehr glücklich gemacht. Er steht auch im Parolebefehl desselbigen Tages!"

„Es war in der That ein sehr glückliches Ereigniß," sagte der Adjutant mit großer Rührung.

„Daraus sieht man," fuhr der Major fort, „wie so leicht es den großen Herren wird, die Begeisterung für sich zu erwecken. Ich kenne mein Bataillon, Herr Lieutenant von Stiseler, und Sie kennen es auch. Mit jenem Wort im Leibe hätte ich mit meinem

Bataillon an jenem Morgen eine Schanze genommen, und wäre sie mit vierundzwanzigtausend Teufeln besetzt gewesen. — Ah, das zwanzigste Regiment!“

Der Major schritt ein paar Mal würdevoll im Zimmer auf und ab und brummte jenen Parademarsch zwischen den Zähnen, unter dessen Klängen das Regiment damals vorbeimarschirt war. Endlich blieb er vor dem Adjudanten stehen, faltete seine Hände auf dem Bauche und sagte: „Aber hören Sie weiter! Diesen Tag wollte ich am Schlusse meiner Whistpartie besonders feiern, mit Champagner feiern! Wir waren noch unser acht, darunter zwei Hauptleute, die in solcher Gesellschaft wenig zu trinken pflegen, und da hätten also zwei Flaschen vollkommen ausgereicht. Was geschieht? Als wir so fest bei einandersitzen, rufe ich dem Zwiebel zu: bringe uns Champagner! und nun denken Sie, bester von Stifeler, statt meinem Befehle stillschweigend Folge zu leisten, anstatt, wie ich es ihm befohlen, die Flaschen mit einer Serviette umwickelt zu bringen, sieht er mich groß und dumm an und sagt: Befehlen der Herr Oberstlieutenant, daß ich beide Flaschen auf einmal bringen soll? — — Da war alle Illusion zerstört; der Oberst lachte, die Gäste lachten, und ich mußte nothgedrungen am Ende auch mit lachen. — Aber dem Zwiebel werde ich das niemals vergessen.“

Während der Major auf diese Art den Freuden der Erinnerung lebte, saß Rosa Immergrün in ihrem Zimmer neben dem Salon, das der geneigte Leser bereits kennt, auf dem Eckdivan —

unter blüh'nden Mandelbäumen.

Eigentlich waren es nur ein Kirschlorbeer- und ein Citronenbaum, welch letzterer seine Blätter einigermaßen verloren hatte. Da saß sie und nahm Besuche an. Neben ihr lag des Goldkäfers letzte Brautfahrt, einige Albums und das Bedeutendste, was die neueste Literatur in diesem Zeitpunkte hervorgebracht, deutsch, französisch

und englisch. Diese Schätze war Zwiebel angewiesen, während des dasitzenden Besuches von Zeit zu Zeit noch zu vermehren; denn bald brachte er ein Buch herein, und wenn ihn Rosa Immergrün ziemlich unfreundlich fragte, was er schon wieder wolle, so war der unglückliche Zwiebel dahin instruirt, die Antwort zu geben: die Verlagshandlung von Knittel und Compagnie habe verlangt, daß dieses Werk im Namen des Verfassers augenblicklich übergeben werde. Auch Manuscripte schleppte der treue Zwiebel herbei mit kleinen Briefchen, und nachdem die Schriftstellerin solche gelesen, sagte sie unmuthig zu den vor ihr Sitzenden: „Ich habe, wie Sie sehen, nicht einen Augenblick für mich; da soll ich schon wieder ein Urtheil abgeben über einen dreibändigen Roman." Auch ein armer, unglücklicher Maler wurde ihr zuweilen gemeldet, jedoch niemals vorgelassen; denn Rosa Immergrün hatte jetzt unmöglich Zeit, ihm eine Sitzung zu gewähren zu dem Porträt, welches demnächst in der Modezeitung von der gefeierten Dichterin erscheinen sollte.

So waren nach und nach sehr Viele zum Besuche da gewesen von der ästhetischen Theegesellschaft. Wenige von der Whistpartie. Da hatten die Erstgenannten, unter ihnen der treffliche Goldenstein, die genialen Silber-, Morgen- und Abendsteine, sich dankbar ausgedrückt, wie außerordentlich sie sich amusirt, wie göttlich, geistreich und genußvoll jener Abend für sie gewesen sei. Da hatte die dicke Regierungsräthin abermals schalkhaft mit dem Finger gedroht und lächelnd gefragt, was sie denn eigentlich thun müsse, um bei einer ähnlichen nächsten Gelegenheit auch in den ersten Kreis der Vertrauten gezogen zu werden. Da hatte die gutmüthige Frau des Kanzleirathes, die demselben am Morgen nach der Soirée versichert, unter Anderem seien bei Brander's die Salate so unverantwortlich schlecht gewesen, daß sie acht Tage lang an einer Unverdaulichkeit hätte leiden müssen, da hatte diese also im wohlwollenden Tone die Hausfrau gefragt: „Aber, beste Majorin, etwas

dürfen Sie mir nicht vorenthalten, das ist das Recept zu Ihrem köstlichen italienischen Salate."

Zwischen diese Besuche tröpfelte auch hie und da einer von der Whistpartie hinein; doch geschah dies nur spärlich, und die alten Herren wurden auch nicht mit jenem holdseligen Lächeln empfangen, wie die Beisitzer und Beisitzerinnen des geheimen ästhetischen Cirkels. Fanden sich zufällig von beiden Partien zusammen, so ließ das die Majorin auch so hingehen, und indem sie mit ihren Vertrauten sprach, wurden die anderen, prosaischen Elemente so nebenbei mitgeduldet. Traf es sich jedoch zufällig, das sie sich mit einem der letzteren allein befand, so wurde augenblicklich nach dem Major geschickt, der sich aber meistens mit wichtigen, unaufschiebbaren Geschäften entschuldigen ließ und den Besuch einlud, sich in sein Zimmer zu verfügen, was denn auch ein solcher Besuch gewöhnlich auf's Bereitwilligste annahm und, während er dann später bei dem Hausherrn eine Cigarre rauchte, das sanfte Gespräch der Hausfrau nicht leicht vermißte.

Unterdessen hatte es zwölf Uhr geschlagen; die Stunden, in welchen die Majorin ihre Visiten empfing, waren vorüber, und Zwiebel erhielt den Befehl, Niemand Gewöhnliches mehr vorzulassen, das heißt Niemand, der blos durch die Einladung zum ästhetischen Thee oder zur Whistpartie sich ein Anrecht auf einen Besuch erworben hatte. Die Freunde des Hauses waren natürlicherweise in diesen Befehl nicht einbegriffen, weßhalb denn auch Zwiebel kurze Zeit, nachdem er diesen Befehl erhalten, die Thüre öffnete und hineinmeldete: „Herr von Steinbeck!"

„Sehr angenehm!" entgegnete die Majorin; „man soll es meinem Manne sagen."

Zwiebel zog sich zurück, und man öffnete gleich darauf dem jungen Herrn die Thüre, der sehr elegant gekleidet war, aber etwas linkisch eintrat, schon an der Thüre seine Verbeugung anfing und dieselbe mit steter Hutbewegung so lange wiederholte, bis er

ſich einer der rettenden Hände der Majorin bemächtigt hatte, welche er ehrerbietigſt küßte, und ſich alsdann in einen Stuhl neben dem Eckdivan niederfallen ließ. Eine Zeit lang ſtierte er ziemlich nichtsſagend vor ſich hin, ſah zuweilen ſeine Nachbarin an, ſchluckte dann einige Mal heftig, kratzte ſich mit dem Knopfe ſeines Spazierſtöckchens rechts und links an der Naſe und ſagte endlich, nachdem er ſich auch mit dem Hutdeckel das Kinn gerieben: „ich verſichere Sie, Frau Majorin, es iſt heute verdammt heißes Wetter.“

„Sehr warm,“ liſpelte Roſa lächelnd und fügte verbindlich hinzu: „Wollen Sie nicht gefälligſt ablegen?“

„Danke wirklich,“ entgegnete der junge Herr. „Ich halte Hut und Stock gerne in der Hand; es ſind das ſo artige Spielzeuge, wenn man ſo eigentlich über gar nichts plaudert, wiſſen Sie, wenn man eine ſo gewöhnliche Converſation macht.“

Roſa Immergrün ſchlug lächelnd die Augen nieder und entgegnete mit vielſagendem Tone: „gleich wird der Major kommen, Herr von Steinbeck. Mit dem haben Sie doch lieber zu thun, als mit mir, mit dem ſpricht ſich leichter; nicht wahr?“

Der junge Herr wußte nicht, ob er Ja oder Nein ſagen ſollte. „O, nicht doch!“ verſetzte er nach einer kleinen Pauſe; „der Baron und ich haben freilich einerlei Thema's, worüber wir gern ſprechen und worin wir uns vollkommen verſtehen: Pferde, Hunde, Soldaten und was ſo drum und dran hängt; aber Sie müſſen deßhalb nicht glauben, meine Gnädige, daß ich nicht ein Geſpräch mit Ihnen vorzöge über das Theater, das Wetter, auch über Bücher.“

„Auch über Bücher?“ fragte lächelnd Roſa Immergrün.

„Allerdings,“ antwortete Herr von Steinbeck wichtig. „Ich habe neulich angefangen, mich ſehr mit der Literatur zu beſchäftigen! ich lege mir eine Bibliothek an.“ Bei dieſen Worten ſtreckte er beide Beine von ſich, legte eines über das andere und bemühte ſich, mit hoch emporgezogenen Augenbraunen und ſehr ſpitzigem Munde den Staub von ſeinen glänzend lackirten

Stiefeln wegzublasen. „Ja, ja," wiederholte er, „eine vollkommene Bibliothek lege ich mir an."

„Das wäre!" sagte erstaunt die Majorin; „und wie fangen Sie das an?"

„Nun," erwiderte Herr von Steinbeck mit sehr ernstem Tone, „ich nehme die großen Zeitungen zur Hand, und was in denselben besonders gelobt ist, das kaufe ich."

„Und nachher lesen Sie's durch?" fragte die Majorin.

„Nicht immer," entgegnete der junge Herr. „Ich vertraue unbedingt dem Lob der großen Zeitungen und bin dann überzeugt, daß die Werke, welche darin angepriesen werden, sehr klassisch sind. Aber mich langweilen sie doch manchmal."

„Das ist das Erste, was ich höre, daß Sie sich langweilen!" sagte laut lachend die Majorin; „wie kann man Langeweile haben, wenn man so viele Geschäfte hat wie Sie?"

Herr von Steinbeck sah die Dame des Hauses mit großem Blicke an und versetzte nach einer Pause: „Sie lachen über mich, und wenn Sie sagen, ich hätte viel zu thun, so wollen Sie damit ausdrücken, ich hätte gar nichts zu thun; aber ich versichere Sie, Frau Majorin, da irren Sie ganz gewaltig. Wer sich so seinen Freunden und den öffentlichen Angelegenheiten widmet, wie ich, der weiß kaum, wo er zu allem dem die nöthige Zeit herbringen soll. Sehen Sie" — bei diesen Worten zog er seine Uhr heraus — „jetzt ist es schon wieder ein Viertel nach Zwölf, und ich sollte schon längst auf dem Schloßplatze sein."

„Bei der Parade?" sagte lächelnd die Majorin.

„Die Parade bekümmert mich eigentlich nur in meinen Freistunden," entgegnete der junge Herr mit wichtiger Stimme.

„In Ihren Freistunden?"

„Gewiß, nur dann; aber meistens betrachte ich die Zeit der Parade als eine Art gesellschaftlicher Börse, als wenn ich mich militärisch ausdrücken soll, einen bürgerlichen Appel, wo man seine

Bekannten trifft, wo man sich gegenseitig die Parole gibt und empfängt, d. h. wo ausgemacht wird, an welchem Ort man Nachmittags seinen Kaffee trinkt, ob man in's Theater geht oder wo man sich sonst amusirt."

„Auf diese Art aber haben Sie außerordentlich viel zu thun," antwortete die Majorin.

„Ich brauche in der That meine ganze Zeit," versicherte Herr von Steinbeck. Dabei zupfte er an seiner Halsbinde, strich sich durch's Haar und stützte darauf den Stockknopf mit wichtiger Miene unter das Kinn.

„Meine ganze Zeit," wiederholte er nach einer Pause; „jetzt geht es indeß besser, ich kann mich doch wieder rühmen, ich habe hie und da einen freien Moment. Aber ich versichere Sie, Frau Majorin, vor einem halben Jahre, bei Eröffnung der Eisenbahn, da war ich der geplagteste Mensch unter der Sonne."

Die Majorin hatte ihr Buch von des Goldkäfers letzter Brautfahrt in die Hand genommen und blätterte darin herum; zuweilen bei dem Geschwätze des Herrn von Steinbeck schaute sie einen Augenblick in die Höhe, um ihm damit anzuzeigen, daß sie weit entfernt sei, seinen Worten keine Aufmerksamkeit zu schenken. Gelegentlich sah sie auch sehnsüchtig nach der Thüre, wo der Major noch immer nicht erschien.

Wenn Herr von Steinbeck einmal im Flusse der Rede war, so hörte er sich gern sprechen, und dann plätscherten seine Worte nieder, wie ein Herbstregen, aber auch wie ein solcher langweilig und unerquicklich.

„Ja, die Eisenbahn," fuhr er fort, „nahm mich sehr in Anspruch, anfänglich die Probefahrten; ich habe keine einzige versäumt, ich war sogar auf dem Zuge, als seine Majestät der König zum ersten Male fuhr. Eine kleine Bestechung, und so was gelingt immer! — Nachdem die Bahn dem Verkehr übergeben war, hatte

ich wirklich außerordentlich viel zu thun, um die Züge ankommen und abfahren zu ſehen, und mir genau zu notiren, wie viel Minuten jeder einzelne zu früh oder zu ſpät eintraf. Es iſt das von großer Wichtigkeit, und ich habe nicht verfehlt, meine Bemerkungen während des erſten halben Jahres dem Eiſenbahndirektor mitzutheilen. Er war mir dankbar dafür. — Jetzt aber iſt dieſe Geſchichte in Ordnung, ſie nimmt mir nicht viel Zeit mehr weg, und ich kann jetzt meinen Beſchäftigungen regelmäßig wieder nachgehen."

„Es iſt ganz erſtaunlich," ſagte die Majorin, abermals aufblickend; ſie hatte aber während der Zeit einen halben Geſang ihres Gedichtes durchgeleſen.

„Wenn nur nicht wieder in nächſter Zeit die Aſſiſen eröffnet würden!" fuhr Herr von Steinbeck mit einem tiefen Seufzer fort, „in der Zeit bin ich immer außerordentlich geplagt."

„Wie ſo?" fragte die überaus höfliche Majorin.

„Ich habe noch nie eine wichtige Sitzung verſäumt," entgegnete ſtolz der junge Herr; „ich halte das für meine Schuldigkeit, aber ich verſichere Sie, man muß darunter leiden. Die Hitze in dem Saal, das ſtundenlange Hinſtehen, die oftmals ſehr langweiligen Reden der Advokaten, das kann einen ſchon zur Verzweiflung bringen. Ich war bei der letzten Seſſion — der berühmten Falſchmünzergeſchichte — außerordentlich froh, als ſich auf einmal in dem Saal die Nachricht verbreitete, es ſei zwei Stunden vor der Stadt eine Lokomotive ſtecken geblieben, wodurch ich einen genügenden Grund bekam, den heißen Saal zu verlaſſen, und wodurch ich es bei meinem Gewiſſen verantworten konnte, den Schluß der wichtigen Sitzung nicht mit anzuhören. — Die Lokomotive ſaß ungeheuer feſt; wir mußten den ganzen Nachmittag arbeiten, um ſie wieder auf die Schienen zu bringen; und es war an dem Tage verflucht heiß."

„Ah, da kommt der Major!" rief nun plötzlich das unglück-

liche Schlachtopfer dieſes Geplauders, und in demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thüre und der längſt erwartete trat ein.

Der Freiherr von Brander war in Uniform: Waffenrock mit ſehr dicken Epauletten, und er eilte auf den jungen Herrn zu und reichte ihm beide Hände zur Begrüßung dar. Herr von Steinbeck konnte aber von dieſer großen Freundſchaftsbezeugung nur einen ſehr mäßigen Gebrauch machen; denn mit der einen Hand hielt er den Hut, mit der anderen den Stock, und ſo blieben für den Major nur zwei Finger übrig, die er auf's Liebreichſte mit ſeinen beiden Händen umfaßte und ſchüttelte.

„Guten Morgen, lieber Major!“ ſagte der junge Herr freundlich lächelnd; „Sie ſehen, ich bin pünktlich, ein Viertel nach Zwölf- und ich hätte wahrhaftig auf Sie warten müſſen, wenn nicht die gnädige Frau ſo freundlich geweſen wäre, mir zu erlauben, ſie ein wenig zu unterhalten.“

„Richtig! ſchon ein Viertel nach Zwölf,“ entgegnete der Major, bedeutſam huſtend, und ſah ſeine Frau dabei an. Dieſe ſchien den Blick vollkommen zu verſtehen; ſie legte das roth eingebundene Buch nieder und ſetzte ſich, aber mit einem etwas verdrießlichen Geſichte, in Poſition. Der Major rückte ſeinen Stuhl neben den des jungen Herrn, und es gelang ihm nach einigen fruchtloſen Verſuchen, demſelben Hut und Stock freundſchaftlich zu entwinden und Beides auf dem Tiſche niederzulegen.

„Ja, mein Beſter,“ ſprach nun der Major wieder nach einer Pauſe, während welcher er ſeine Stiefelabſätze zuſammenſchlug, daß die Sporen klirrten, „wir haben uns alſo verabredet, ein Viertel nach zwölf Uhr zuſammen zu kommen, um das Nähere zu beſprechen, ehe der Juſtizrath Werner erſcheinen wird, der ſich bis um ein Uhr angemeldet hat.“

„Ganz recht, ganz recht!“ ſagte Herr von Steinbeck. „Ich war alſo in der vorigen Woche mit dem Schreiben des Herrn Juſtizraths auf dem Schloſſe — wie heißt es doch?“

zugemacht hatte, etwas Anderes sein zu wollen, als ehrsamer Apothekergehilfe, dies war die Schattenseite des sonst so vortrefflichen Charakters. Man hätte glauben sollen, Jemand, der, wie er, hinter dem Ladentische die Achtung der ganzen Bevölkerung des Stadtviertels besaß, müsse stolz darauf gewesen sein, so in seinem Stand etwas zu gelten, und mit einer Miene auf die Straße hinausgetreten sein, die deutlich verkündigte: Ich bin Schmidle, der geschickte Apotheker. Aber nichts weniger als das. Schon vorhin sprach ich von der Art, wie er seine Halsbinde umband, wie er seinen Hut aufsetzte, seine Handschuhe anzog. Ach, das Alles that er nicht, weil ein inneres Bewußtsein ihm vorschrieb, sich so zu kleiden, nein, er that es nur, um einen höheren Stand nachzuäffen, und da er solcher Gestalt die Götter versuchte, rächte sich das Schicksal bisweilen an ihm und ließ den Armen Niederlagen erleben, die oft durch unbedeutende Kleinigkeiten in der Kleidung herbeigeführt wurden. O es ist eine große Kunst, sich elegant anzuziehen, selbst wenn man auch, wie Schmidle, die Mittel dazu besitzt, und eine noch größere Kunst ist es, sich einer feinen eleganten Kleidung gemäß in jeder Hinsicht zu betragen. Und da Schmidle von Jugend auf keine Gelegenheit gehabt, sich in diesen beiden Künsten zu üben, so folgte die Strafe, daß er seine liebenswürdige Natürlichkeit unter dem Deckmantel einer unpassenden geborgten Eleganz verbarg, ihm gewöhnlich auf dem Fuße nach, indem er sich unzählige Male lächerlich machte, wobei ihm nie seine eleganten Bestrebungen gelangen. Welche Noth hatten wir mit ihm, wenn er eine Champagnerflasche aufmachte, damit er den Pfropfen nicht knallen ließe! Und die großen Kelchgläser mußten wir ihm fast mit Gewalt verbieten, indem es ihm gar nicht passend erschien, den edlen Wein aus gewöhnlichen Gläsern zu trinken. In der Regel ging er alle Jahr einmal zu seinen Aeltern auf Urlaub, und fand da Gelegenheit, auf eine Jagd mitgenommen zu werden. Es versteht sich von selbst, daß er den Wildstand bei dieser Gelegenheit auf keine Weise verminderte, denn wenn er auch von Hasen, Füchsen und Böcken erzählte, die er geschossen, so kam man seinem Jägerlatein doch glücklich auf die Spur, indem er erzählte, wie er den Fuchs im jungen Klee getroffen, oder daß der Rehbock, den er erlegt, eben vorsichtig aus seinem Sandloch herausgekommen sei. Das wäre an sich nun nichts Böses gewesen, aber unsere Neckereien über seine Nimrodiaden brachten ihn auf die Idee, aus irgend einem für die Menschheit sehr nützlichen Werke die Jägersprache zu studiren, und als er die meisten vorkommenden Ausdrücke so ziemlich inne hatte, konnten wir uns in unsern Unterhaltungen schlechterdings nicht mehr davor retten. O es war oft rein zum Verzweifeln, nicht als wenn er diese Ausdrücke nur angewandt hätte, wo sie wirklich

„Gleichviel, gleichviel!“ verſetzte eifrig der Major; „alſo Sie waren da? nun, da bin ich begierig, zu erfahren, welchen Eindruck Sie von dort mitnahmen.“

„Ach, ich muß geſtehen, einen überaus günſtigen, beſonders was die junge Dame anbetrifft; auch iſt das Landgut ſchön gelegen, die Gebäude vortrefflich, die Gegend allerliebſt. Es hat mir im Ganzen recht wohl gefallen — aber —“

„Sie ſoll ſehr gut erzogen ſein,“ ſagte der Major mit großer Würde, „ſie ſoll die beſten Lehrer gehabt haben; man hat in ihrer Erziehung nichts verſäumt.“

„Das ſchien mir auch ſo,“ entgegnete Herr von Steinbeck, „und ich muß geſtehen, ich bin wohl entſchloſſen, dieſe Verbindung einzugehen, aber —“

„Sie iſt außerordentlich reich,“ warf die Majorin leicht hin, „und die Familie ſehr reſpektabel.“

„Ja, aber —“ ſagte Herr von Steinbeck und ſchaute die Majorin mit einem ziemlich nichtsſagenden Blicke an. „Die Familie iſt allerdings ſehr reſpektabel; der Mann wenigſtens, obgleich viel geſchehen iſt, dieſem Namen Unangenehmes anzuhängen.“

„Das iſt wahr,“ ſeufzte die Majorin, „aber nur allein durch den Sohn, durch jenen Herrn Eugen. Was der der alten Staatsräthin ſchon für Kummer verurſacht hat! — Und nun erſt dieſe letzte Geſchichte! Gott! wenn ich bedenke, daß er erſt wenige Tage vor dem Vorfall hier in dieſem Salon war, hier bei mir in meinem Hauſe!“

„Die Schwägerſchaft iſt mir gerade nicht das Angenehmſte bei der Sache,“ antwortete der junge Mann.

„Der iſt beſeitigt!“ ſprach der Major in beſtimmtem Tone; er wird es nicht wagen, ſich vor einem Bekannten ſehen zu laſſen. Wenn er auch jenen jungen Schoppelmann, einen braven jungen Menſchen, der die Ehre ſeiner Schweſter vertheidigte, wenn er ihn auch glücklicher Weiſe nicht todtgeſchlagen hat, ſo hat er ihn doch ſo dar-

niederlegt, daß derselbe gewiß über sechs Wochen das Bett hüten muß. Es ist das ein Kriminalfall."

Rosa Immergrün schauderte. — Hier in diesem Zimmer hatte er gesessen, der hart an dem Mörder vorbeigestreift war und der jetzt, dem Kriminalgericht verfallen, flüchtig in der Welt umherirrte. Sie hatte schon angefangen, das in einen kleinen Roman zu bringen; doch können wir dem geneigten Leser zu seiner Beruhigung versichern, daß er nicht in den Fall kommen wird, auch noch obendrein diese Bearbeitung der Eugen Stillfried'schen Thaten lesen zu müssen, indem jener Roman weder beendigt noch gedruckt wurde.

„Es ist eigentlich merkwürdig," sagte der Herr von Steinbeck, „daß ich diesen Eugen Stillfried nie gesehen, wenigstens nicht gekannt habe; er könnte mir heute begegnen, und ich würde nicht wissen, wer er ist."

„Das ist begreiflich," meinte sehr ernst der Major und drückte seine dicken Epauletten etwas nach hinten. „Die Beschäftigungen und Liebhabereien jenes Herrn Stillfried waren auch beständig der Art, daß er anständigen jungen Leuten fern blieb."

„Kommen wir also zu Ende!" fuhr der Herr Steinbeck fort. „Wie ich Ihnen schon vorhin bemerkte, hat mir die junge Dame außerordentlich wohl gefallen. Ihr Vermögen ist sehr beträchtlich."

„Ueber hundertfünfzigtausend Thaler!" schaltete der Major ein.

„Aber," sagte der junge Mann, an den diese Worte hauptsächlich gerichtet waren, „wir sind ja unter uns und können diese Sache offen besprechen; es soll da in dem Stillfried'schen Hause, namentlich in Betreff dieser Tochter, Manches räthselhaft sein. Und wir müssen doch zuerst klar sehen, wie sich diese Sache verhält."

„Das müssen wir vor allen Dingen," versetzte der Major, „und da Sie sich in dieser Sache vertrauensvoll an mich gewandt, so versäumte ich nicht, mich mit dem Justizrath Werner ernstlich darüber zu benehmen."

„Nun?" fragte gespannt der junge Mann.

Der Major klirrte abermals mit seinen Sporen, öffnete sodann ein paar Knöpfe an seinem Waffenrock und steckte seine rechte Hand dort sehr würdevoll hinein. „Sie bemerkten vorhin, mein lieber junger Freund," nahm er alsdann das Wort, „daß in dem Stillfried'schen Hause manch Räthselhaftes vorgefallen sei, und das ist durchaus nicht in Abrede zu ziehen. Was mich anbelangt, so habe ich den alten Staatsrath noch genau gekannt. Das war ein braver, redlicher Herr und ungeheuer wissenschaftlich gebildet. — Er ist todt, das wissen wir alle. Seine Frau nun, die Staatsräthin, war eine Dame von Welt, eine brillante Erscheinung in der Gesellschaft. Gott der Gerechte! wie oft war sie hier in diesem Salon! Dort in jenem kleinen Fauteuil pflegte sie zu sitzen."

„Herr von Steinbeck folgte mit den Augen den Fingern des Majors und blickte den kleinen Fauteuil so genau an, als wollte er jetzt noch die Gestalt der Staatsräthin dort entdecken.

„Nun hatten sie also einen Sohn, das war jener Herr Eugen, und vielleicht nach zehn Jahren verbreitete sich das Gerücht, der Staatsrath sei nun ebenfalls mit einer Tochter beschenkt worden. So viel ist sicher, daß unser alter Oberst, der im Hause sehr befreundet war, den Staatsrath einmal über diese Angelegenheit befragte und dieser zur Antwort gab: ja, wir haben eine Tochter, und dann setzte er hinzu: sie ist sehr kränklich und schwach, sie muß auf dem Lande erzogen werden."

„Das ist schon etwas," entgegnete Herr von Steinbeck, der dem Major aufmerksam zugehört.

„Und daß der Staatsrath so gesprochen, darauf gibt der Oberst sein Ehrenwort."

„Und das ist wie ein schriftliches Dokument," antwortete, sich verbeugend, der junge Mann.

„Was nun Alles die böse Welt über jene Tochter gefabelt, das kann uns im Grunde sehr gleichgültig sein, d. h. in dem Falle, wenn Sie fest entschlossen sind, mit jener jungen Dame eine Ver-

bindung einzugehen, zu der weder ich noch meine Frau an- oder abgerathen haben. Das müſſen Sie nicht vergeſſen, Herr von Steinbeck. Wenn Ihnen alſo dieſe Verbindung wünſchenswerth erſcheint — und das junge Mädchen ſoll ein wahrer Engel ſein — ſo halten Sie an jenem Ausſpruche des Vaters feſt, namentlich aber an den vollgültigen Papieren über Geburt und Taufe, welche der Juſtizrath Werner jeden Augenblick bereit iſt, Ihnen im Auftrage der Staatsräthin vorzulegen."

„Iſt er das wirklich?" fragte der junge Mann. „Man hat mir geſagt, mit dem Juſtizrath ſei ſehr ſchlecht Kirſchen eſſen, und er pflege gerne Ausflüchte zu machen."

„In dieſem Falle gewiß nicht!" ſagte der Major. „Es handelt ſich ja nur um Ja und Nein. Legt er die Papiere vor — gut, wir prüfen ſie und ſind nach Befund zufrieden; legt er ſie nicht vor oder finden wir die Dokumente nicht in der Ordnung, ſo geben wir in der Sache nicht vorwärts. Das iſt meine Anſicht."

„Und auch die meinige," bemerkte Herr von Steinbeck, wobei er den Knopf ſeines Stockes, den er wieder vom Tiſche an ſich genommen, mit einer außerordentlich entſchloſſenen Miene unter das Kinn ſtützte.

Daß auch Roſa Immergrün dieſer Anſicht ſei, beſtätigte ſie durch ein ſtummes Nicken mit dem Kopfe.

Schließlich konnte Herr von Steinbeck ſich nicht enthalten, die Anſicht auszudrücken, daß, wenn ſich alſo ſämmtliche Papiere in Ordnung befänden, er durchaus nicht abgeneigt ſei, jene Verbindung einzugehen. Doch ſetzte er hinzu, der Major ſowohl wie die Majorin möchten nicht glauben, daß ein wenn auch noch ſo gefürchteter Mann, wie der Juſtizrath, ihm zu imponiren im Stande ſei, daß er ſich vorgenommen habe, dieſem Geſchäftsmanne der Staatsräthin gegenüber ernſt und feſt aufzutreten.

Es war nachgerade ein Uhr geworden, und der Juſtizrath Werner erſchien zu dieſer vorher beſtimmten Stunde, um wegen der Angele-

genheit, die wir eben dem geneigten Leſer mittheilten, mit dem Herrn von Steinbeck zu unterhandeln. Da wir alle Wiederholungen ſcheuen, ſo erlauben wir uns nur zu ſagen, daß nach einer guten Stunde die Sache ſo gut wie abgeſchloſſen betrachtet werden konnte. Doch können wir nicht verſchweigen, daß während dieſer Unterredung der Juſtizrath zuweilen ſeltſam lächelte, wenn der Herr von Steinbeck mit groſſen Redensarten begann; daß ferner nur im Allgemeinen der Vorlage der beſprochenen Dokumente als wünſchenswerth erwähnt wurde; und ſchließlich, daß Herr von Steinbeck dem Geſchäftsmann der Staatsräthin gegenüber durchaus nicht feſt und ſicher auftrat, ihm aber noch weniger im Geringſten imponirte.

Dreißigſtes Kapitel.

In welchem man erfährt, wie Madame Schoppelmann ihre Kinder zu erziehen pflegt.

Draußen auf der Straße glänzte und jubelte der Feiertag in voller Pracht und Herrlichkeit. Der Himmel hatte ſich dazu tiefblau angezogen, und die Sonne ſchien in ihrer beſten und freigebigſten Laune; ſie warf nur ſo ganze Maſſen von Sonnenſchein, von Licht und Glanz herab, und das theilte ſie aus ſo liebreich, ſo gut geſinnt, ſo ohne Anſehen der Perſon. Der goldene Knauf dort oben auf dem Thurme des Rathhauſes erhielt von ihr nichts Beſſeres, als tief unten in dem Straßenwinkel auf dem Kehrichthaufen die kleine Glasſcherbe, und beide funkelten und glitzerten in die Wette.

Und wie ſich die Menſchen ſo wohl befanden bei dieſer aller-

wärmenden, allumfassenden Liebe des Sonnenlichtes! Da hatten sie massenweise die dunkeln Häuser verlassen und kamen hervor auf Plätze und Straßen, um zu sehen und sich sehen zu lassen. Zu den Thoren herein strömten sie aus den nächsten Dörfern, die Kirchen öffneten jetzt zur Mittagszeit ihre halbdunkeln kühlen Hallen, und zugleich mit den tiefen Orgeltönen flutete die Menge aus ihnen heraus — Leute jedes Alters, jedes Standes; und auf Jeden schien der kirchliche Dienst anders gewirkt zu haben. Während hier zwei Männer mit weißen Haaren die Predigt einer scharfen Kritik zu unterwerfen scheinen, finden es dort zwei Frauen sehr passend, daß der sonst so sanftmüthige Prediger heute einmal einen scharfen Text unterlegt hatte und gesprochen von einem zornigen Gott, der da herfahren wird auf Gewitterwolken, sämmtlichen Sündern zum Verderben. Eine gute Kirchgängerin, die mit Herz und Seele bei der Predigt war, erkennt man noch viele Straßen weit an Gang, Haltung und Geberde; ja sogar jene jungen Mädchen, die es nicht unterlassen konnten, während der Predigt den neuen Shawl und Hut der Nachbarin zuweilen einer scharfen Musterung zu unterwerfen, gehen still und ruhig ihres Weges und blicken mehr zu Boden, als sie sonst zu thun pflegen.

So wogt Alles durch die Straßen dahin. Männer, Weiber, Kinder, Offiziere, Soldaten, und Alles strömt nach dem Hauptplatze der Stadt, um sich dort einen Augenblick sehen zu lassen und selbst zu sehen. Jetzt zieht auch die Parade dorthin mit klingender Musik, und die breite Straße, durch welche sie kommt, ist vollgepfropft mit Musikern und Militär und Volk von allen Sorten und unendlich vielen Kindern. Das alles bewegt sich bei den lustigen Klängen vorwärts, stampft daher, so gut wie möglich im Takt, schlenkert mit den Armen und versucht es, die Füße gleichmäßig zu heben, wie es das Militär in Reih' und Glied thut. Der Offizier, der die Wache führt, marschirt äußerst wohlgefällig durch die Straßen, den blanken Säbel in der Hand, zumeist angestaunt von

den Landleuten beiderlei Geſchlechts, die rechts und links mit ihm in gleicher Linie gehen. Zuweilen neigt er die Spitze des Säbels ein klein wenig, auf dieſe Art einen Bekannten grüßend. Iſt dieſer ein Offizier, ſo geſchieht dies mit ernſtem Blick, iſt es aber eine Civilperſon, mit herablaſſendem Lächeln. Auch an verſchiedenen Häuſern blinzelt er in die Höhe, und wenn er hier ein offenbares Zeichen des Erkennens macht, ſo gibt er dort durch einen ſchmachtenden Blick zu verſtehen, daß er das Nothwendige geſehen hat, und hofft ebenfalls, geſehen worden zu ſein.

So zieht die ganze Menge bei uns vorüber, lachend, plaudernd und ſchreiend, die Töne der Muſik nachäffend, und wir, die wir dieſem Strome entgegen kommen, drücken uns in eine Thürvertiefung, um nicht mit fortgeriſſen zu werden.

Dorthin zieht die Militärmuſik; wir wenden ihr den Rücken, laſſen die neueren, helleren Stadtviertel hinter uns liegen und ſteigen zu dem Marktplatze hinab, der heute in ſonntäglicher Feier und Stille daliegt, und auf welchem die heiße Mittagsſonne gewaltig herrſcht. Hier iſt es ſchon um dieſe Zeit ruhiger. Der Bürger und Handwerker, der hier wohnt, hat ſein Mittagsbrod ſchon längſt verzehrt und gedenkt die heißen Tagesſtunden im kühlen Zimmer zu bleiben, oder er rüſtet ſich, um mit Weib und Kind einen Ausflug zu machen und etwa auf einem benachbarten Dorfe nach ausgeſtandener Hitze und reichlich genoſſenem Staube auf der Chauſſee ſich einen mittelmäßigen Kaffee für theures Geld anzuſchaffen.

Wir laſſen den Marktplatz ebenfalls hinter uns und gehen bis zu dem Hauſe mit der Grafenkrone. Das Thor ſteht halb offen, und die Mittagsſtunde, ſowie der Feiertag haben eine tiefe Stille über den ſonſt ſo lebendigen Hof gebreitet. Madame Schoppelmann hielt dieſen Ruhetag außerordentlich hoch, und von ihrer Seite geſchieht Alles, daß derſelbe, ſo weit die Grenzen ihres Hauſes reichen, durch keinen unnöthigen Spektakel geſtört und ſomit

entheiligt werde. Zu diesem Zwecke wurden die sonst so lärmenden Thiere: Ferkel und Hunde, heute in ihren Ställen gehalten, und selbst dem Haushahn wurden nur Nachmittags ein paar Stunden vergönnt, seine Damen in freier Luft spazieren zu führen.

An einem solch hellen, sonnigen Tage, namentlich wenn man von dem blendenden Marktplatze her herein kam, war die Vorhalle oder das Wohnzimmer der dicken Gemüsehändlerin ein sehr trübseliger, trauriger Aufenthalt. Ja, man mußte seine Augen erst an das hier herrschende Dunkel gewöhnen, um nur die Gegenstände einigermaßen unterscheiden zu können.

Sobald wir dies nun ebenfalls gethan, sehen wir Madame Schoppelmann auf ihrem gewöhnlichen Platze neben dem niedrigen, rußigen Herde sitzen, auf welchem — wie fast zu jeder Tages- und Jahreszeit — ein mächtiges Feuer loderte. Die Frau war sonntäglich angezogen, ihr Kleid von dunklem Kattun; und dazu hatte sie auf dem Kopfe eine Haube mit langen himmelblauen Bändern. Dieser Anzug wurde durch eine weiße Schürze vervollständigt — ein großer Luxusartikel, den sich die Gemüsehändlerin nur an Sonn- und Feiertagen erlaubte. Sie saß auf ihrem starken Eichenholzstuhle sehr vornübergebeugt, und hatte die beiden Arme auf ihre Knie gestemmt. Vor ihr befand sich Jungfer Clementine Strebeling in weißem Kleide, mit einer hellblauen, ziemlich kokett Schürze, und sie hatte sich auf einen Stuhl so weit von der Madame Schoppelmann und dem Feuer niedergelassen, daß jene sie im Eifer des Gesprächs nicht auf die Schulter klopfen könne, wie sie gern zu thun pflegte, und daß dieses mit seinem Rauche weder dem weißen Kleide noch dem Teint der alten Jungfer Schaden brächte.

Die Unterhaltung der Beiden mußte einen Augenblick geruht haben, und die Gemüsehändlerin schien eifrigst über etwas nachzudenken.

Nach einer längeren Pause stützte sie ihr Kinn in die Hand und

ſagte: „Strebelinge, nehm' Sie mir's nicht übel, aber Sie ſollte doch mit Ihrem Gelde nicht gar ſo großartig umgehen. Meint Sie denn, ſo ein Kapital ſei nicht zu erſchöpfen. Und wenn mir auch Ihr gutes Herz wohl gefällt, wenn ich auch begreife, daß Sie arme Verwandte, die ſich in Noth befinden, gern unterſtützt, ſo muß das doch mit Maß und Ziel geſchehen. Hat Sie mir nicht geſagt, erſt vor acht Tagen habe Sie Ihrem Vetter vierhundert Gulden geſchickt? Nun ja, das iſt aller Ehren werth, damit kann er wohl eine Zeit lang zufrieden ſein."

„O du lieber Gott!" ſeufzte Clementine.

„Ja, was, lieber Gott!" fuhr die alte Frau fort; „du lieber Gott! ſagt Sie immer und thut doch, was Sie will, ohne meine gutgemeinten Ermahnungen nur im Geringſten zu befolgen. Ich habe doch recht in den meiſten Dingen."

„O lieber Gott!" ſagte Clementine abermals.

„Jetzt will Sie alſo ſogar ſechshundert Gulden wegſchicken? Weiß Sie, was ſechshundert Gulden bedeuten? Das ſind ſechshundert einzelne Gulden, und jeder Gulden hat ſechzig Kreuzer, und ein Kreuzer will verdient ſein, das kann Sie mir glauben."

„O du lieber Gott!" ſagte hierauf Clementine; „ich weiß das alles, Frau Schoppelmann; und glaubt ja nicht, weil ich in meinem Leben noch nichts verdient habe, wüßte ich das Geld nicht zu achten."

„Ich muß ſchon ſagen," entgegnete mürriſch die Frau, „auch ich habe früher nicht an Ihr entdeckt, daß es Ihr Spaß gemacht hätte, Ihr Geld hinauszuwerfen; aber jetzt mit Einem Mal fängt Sie an, recht toll zu wirthſchaften. Nehm' Sie mir's nicht übel."

„Ich weiß wohl, daß ich zu gut bin," ſagte die alte Jungfer und ließ ihr Köpfchen ſinken, „viel zu gut. Du lieber Gott! wer kann für ſein Herz?"

„Ach was, Herz!" entgegnete die alte Frau und hob ſich etwas in die Höhe, indem ſie ſich auf ihre Hände ſtützte. „Mach'

Sie mir die Pferde nicht ſcheu. Was iſt da von Herz im Spiel? War nichts; das iſt bei Ihr nur die Schwäche, daß Sie keinem Menſchen was abſchlagen kann: das weiß der ſaubere Vetter ganz genau."

„O lieber Gott!"

„Und dann," fuhr die dicke Gemüſehändlerin fort, „ſag' Sie mir einmal aufrichtig, wer iſt denn der Vetter eigentlich? Ich kenne doch ſo ziemlich Ihre Verwandtſchaft, und die ſind alle, Gott ſei Dank! in ſolchen Umſtänden, daß ſie Ihre Hülfe nicht brauchen. — Tauſend Gulden — es iſt ja ein ganzes Vermögen! Nun, wer iſt denn der Vetter?"

„Das — — — darf ich um keinen Preis ſagen. Ihr wißt ſelbſt, Frau Schoppelmann, wenn man Jemand hilft und hängt es nachher an die große Glocke, ſo hat dieſe Hülfe ſchon gar keinen Werth mehr."

Bei dieſen Worten hatte Jungfer Clementine ihr Geſicht abgewandt; denn ſie fürchtete, die Gemüſehändlerin möchte trotz der Dunkelheit, die in dem Gemache herrſchte, die flammende Röthe bemerken, in welche ſich das Gelb ihres Geſichtes verändert.

„Nun, weiß Sie was?" ſagte hierauf nach einem längeren Stillſchweigen und nachdem ſie in ihre vorige ruhige Stellung zurückgeſunken war, Madame Schoppelmann, „mir kann's ja im Grunde gleich ſein; ich habe mit Ihr über die Sache geſprochen, weil ich es gut mit Ihr meine. Sie iſt anderen Sinnes — gut! Bring' Sie mir morgen früh Ihren Pfandſchein — ich weiß, daß Sie ordentliche, ſolide Papiere von Ihrem Vater ſelig hat, — dann will ich Ihr in Gottes Namen die ſechshundert Gulden dafür geb'n." Damit erhob ſich die dicke Frau ſo raſch als möglich von ihrem Sitze, anſcheinend um den Waſſerkeſſel etwas näher zu dem Feuer zu rücken: doch war dies nur Nebenſache: die Hartnäckigkeit, mit der Jungfer Strebeling darauf beſtand, ihrem Vetter zu helfen, hatte ſie ſichtlich erzürnt, und darauf hin ſtemmte ſie ihre

hingehörten, nein, es erſchien ihm vielmehr höchſt elegant, ſie in alle ſeine Geſpräche einzuflechten. So konnte er uns von keiner Prügelei zwiſchen Straßenjungen erzählen, ohne daß er verſicherte, der Eine habe ſchrecklich an ſeinen Löffeln geſchweißt. Die Pferde hatten bei ihm Läuſe und alle Haare ohne Ausnahme nannte er Wolle.

Was ſein Herz anbetraf, ſo war es bis zu dem Zeitpunkt, von dem ich jetzt erzählen werde, noch eine jungfräuliche Feſtung und hatte alle Stürme ſiegreich abgeſchlagen. Nicht als ſei er unempfänglich für weibliche Schönheit geweſen und noch viel weniger, als wäre er von dem andern Geſchlecht nicht ausgezeichnet worden, im Gegentheil, da Schmidle ein ziemlich anſtändiges Vermögen beſaß, ſo daß es von ihm hieß, er werde baldigſt eine eigene Apotheke kaufen, ſo wandte ſich der Blick manches ſchönen Augenpaares, das viele andere mit Eiſeskälte anblickte, freundlich gegen Schmidle und forderte ihn deutlich auf, ſich zu nähern. Aber auch hier traten ihm die Schatten ſeines Charakters wieder in den Weg, denn eine gutgeregelte bürgerliche Liebſchaft ſchien ihm nicht nobel und elegant genug, und dann hatte er ſich auch feſt vorgenommen, ſein künftiges Ehegeſpons ſolle ſich durch ſeine geſellſchaftlichen Vorzüge, durch ſeine eleganten und ritterlichen Manieren zu ihm hingezogen fühlen, kurz, es erſchien ihm ſchrecklich, ſich als Apotheker geliebt zu wiſſen und glauben zu müſſen, daß die Liebe ſeiner Zukünftigen auf ſein Vermögen gegründet ſei.

Eines Morgens nun, als ich gerade im Begriff war, einigen wenig verſprechenden Rekruten die Anfangsgründe der edlen Reitkunſt beizubringen — es war an einem Samſtag Morgen — erhielt ich ein kleines Billet von Schmidle, worin er mir ſchrieb: „Bruderherz! Da ich heute Morgen leider viel zu thun habe, ſo erzeige mir doch den Gefallen und komme, ſo bald Du kannſt, zu mir.“ Ich kürzte die Reitſtunde ſo viel wie möglich ab, ging in die Löwenapotheke und fand meinen Freund, indem er ſich eifrig damit beſchäftigte, irgend ein Tränklein zuzubereiten. Bei meinem Eintritte übergab er dies Geſchäft dem zweiten Gehilfen und zog mich raſch in das kleine Stübchen hinter der Apotheke, wo er mir feierlich ſeinen Stuhl anbot und ſich vor mich hinſetzte. Nach einer kleinen Pauſe, während welcher er mich aufmerkſam anſah, als müſſe er erſpähen, daß ich das große Ereigniß ahne, weshalb er mich herbeigerufen, ſagte er mit einem unterdrückten Seufzer: „Du, ich habe mich ganz erſchrecklich verliebt!“ Ich war über dieſe Aeußerung nicht wenig erſtaunt, doch er ließ mich nicht zur Sprache kommen und fuhr fort: „Ach, es mögen jetzt ungefähr vier Tage ſein, als mich der Reiſende des Hauſes Faber und Comp. — Du weißt, woher wir viele Materialien und Oele beziehen — beſuchte und ich darauf, wie gewöhnlich, zu Mittag im engliſchen

Arme in die Seite, hob den Kopf in die Höhe und ging mit haſtenden Schritten auf und ab.

Clementine ſah eingeſchüchtert vor ſich nieder und wagte es nicht, den Verſuch zu machen, die Frau mit einem Worte zu beſänftigen; denn das wäre in dieſem Augenblicke vergebliche Mühe geweſen. Man mußte ſie ihren Zorn austoben laſſen, und dazu brauchte es nicht einmal lange Zeit, dann war ſie wieder die guthmüthige Frau von früher.

Nachdem Madame Schoppelmann ſo ein Dutzend Mal auf- und abgerannt war, blieb ſie vor der alten Jungfer ſtehen und ſagte mit ſehr lauter Stimme: „Aber jetzt hör' Sie mich an, Strebelinge! Sieht Sie, die ſechshundert Gulden zahl' ich Ihr aus; aber das ſag' ich Ihr, kommt Sie mir wieder mit einer ähnlichen Geſchichte, ſo höre ich Sie gar nicht mehr an und thu' Ihr nicht ſo viel mehr zu Gefallen." — Dabei ſchnippte die Frau mit ihren Fingern in der Luft und ſetzte mit einem tiefen Athemzuge hinzu: „Ich kann's nicht verantworten."

Nach dieſen letzten Worten drehte ſich die Gemüſehändlerin ſo kurz wie möglich herum und wandte ſich ihrem Waſſertopfe zu, deſſen Inhalt ſchon angenehm zu ſingen begann. Es kam nun die Stunde, welche ihr die liebſte im ganzen Tage war; die Zeit des Kaffeetrinkens nämlich, und die Ausſicht auf dieſes harmloſe Vergnügen beruhigten die Zorneswellen in ihrer Bruſt bedeutend, und Madame Schoppelmann würde in kurzer Zeit zu ihrem normalen ruhigen Gemüthszuſtande zurückgekehrt ſein, wenn nicht in dieſem Augenblicke die Thüre des Nebenzimmers aufgeriſſen worden wäre, und wenn nicht ſchon dieſe Bewegung an und für ſich die dicke Frau einigermaßen erſchreckt hätte. Dieſer Schrecken aber gab ihrem Zorne um ſo mehr eine Nahrung, als ſie zu gleicher Zeit ſah, wie ihre Tochter Katharina mit großer Heftigkeit in das Zimmer trat, die Thüre hinter ſich zuſchlug und ſich mit blitzenden Augen der Mutter gegenüberſtellte.

Das Aeußere des ſchönen Mädchens war merkwürdig, aber traurig verändert. Ihr volles ſchwarzes Haar, das ſonſt ſo zierlich und nett in dicken Flechten um den Kopf gelegt war, hatte ſie offenbar in aller Eile nur leicht befeſtigt und ihr uns bekanntes rothes Tuch nachläſſig darum gewunden. Ihr Geſicht war bleich, ihre Augen glühten, und aus ihnen war jener ſchelmiſche, neckende Blick verſchwunden, jenes angenehme Feuer, das dieſes ganze Geſicht ſo lieblich erwärmte, jenes Zeichen der Friſche und Geſundheit. Ihr Körper, voll und doch ſchlank wie immer, zeigte durch ſeinen Anzug, daß ſie heute keine Sorgfalt auf ihn verwendet hatte.

Katharina trat dicht vor die Mutter hin; ſie ballte ihre rechte Hand feſt zuſammen und ſprach mit bebenden Lippen: „Und jetzt könnt Ihr ferner ſagen, was Ihr wollt, Mutter, ich thue keinen Schritt mehr in das Zimmer der Brüder!“

Statt aller Antwort zuckte die Gemüſehändlerin mit ihren Schultern, was ſo viel bedeuten ſollte, als: „Das iſt kindiſches Geſchwätz.“ Nebenbei aber ſah man an dem Geſichte der Frau, daß ſie gewaltſam an ſich halten mußte, um den Zorn, den Jungfer Strebeling erregt hatte, nicht gegen ihre Tochter aufflammen zu laſſen.

„Thut nicht ſo,“ fuhr dieſe fort, „als verſtändet Ihr mich nicht; ich habe mich freilich ſchon oft geweigert und bin doch immer wieder hinübergegangen; denn es war ja nun einmal mein Bruder! Jetzt aber, wo ich, Gott ſei's geklagt! die volle Schuld an dem Unglück haben ſoll, das ihn getroffen —“

„Die haſt du auch,“ ſagte die Gemüſehändlerin mit leiſer Stimme, indem ſie ihre Lippen aufeinander biß; doch wandte ſie ſcheinbar ruhig noch keinen Blick von ihrem Feuer und ihrem Waſſertopfe.

Katharina machte eine heftige Bewegung mit der rechten Hand, als wollte ſie ſagen: „ſei es darum!“ und gleichlautend dieſer Bewegung antwortete ſie auch: „Ihr habt darin Eure Anſicht

ausgeſprochen, und die will und kann ich nicht ändern. — Gut denn! ſeht mich als die Urſache an, daß der Fritz darniederliegt; — ich ſage nochmals, es ſei ſo, und wenn ich denn einmal die Urſache davon ſein ſoll, gut! ſo bin ich ſie und ſo bin ich ſie gern; denn was dem dahinten geſchehen, hat er hundert Mal an Euch und mir verdient."

Bei dieſen Worten wandte ſich die Mutter mit einer erſchrecklichen Geſchwindigkeit von dem Feuer ab, und ihre Züge waren bleich vor Zorn über ihre Tochter; ihre Lippen bebten ebenſo; und doch war etwas ſo fürchterlich Aufgeregtes in dem Auge und dem Körper des zitternden jungen Mädchens, daß die alte Frau, ſtatt in die heftigſte Wuth auszubrechen, einen Schritt zurück trat und ſie nur mit rollenden Augen von oben bis unten maß.

Katharina folgte dieſem Blicke feſt und beſtimmt; dabei war die Gluth ihres Auges ſo unnatürlich wild, gehäſſig, ja man könnte ſagen: falſch, daß Jungfer Strebeling auf's Höchſte erſchreckt, es für ſehr geeignet hielt, ſich zwiſchen Mutter und Tochter zu drängen. Doch ſchob Katharina die alte Jungfer — dieſes zarte Weſen — leicht mit der Hand zurück, und dabei glitt ein ſonderbares Lächeln über ihre harten, marmorgleichen Züge, als wollte ſie ſagen: „du brauchſt mich nicht zu ſchützen!"

Madame Schoppelmann ſchien der Anſicht zu ſein, wenn ſie vorderhand nichts weiter ſage, ſo werde ſich auch Katharina beruhigen und ſchweigen, und das erſchien ihr in dieſem Augenblicke das Paſſendſte, weßhalb ſie ſich denn auch dem Feuer ſchon wieder zuwenden wollte, als Katharina mit der größten Heftigkeit fortfuhr: „Ihr habt mich verſtanden, Mutter! Ich habe Euch das geſagt, weil Ihr mich durch Eure Behandlung ſeit acht Tagen dazu gereizt — ja gereizt; Ihr habt mir befohlen, ich ſoll meinen Bruder pflegen, weil er krank ſei, krank durch meine Schuld, und dann habt Ihr hinzugeſetzt: ich könne mich dabei meiner Sünden erinnern und der Schande, die ich über Euer Haus gebracht. Ich

habe Euren Befehl erfüllt, obgleich — ich gestehe es Euch — widerstrebend, mit zerrissenem Herzen; ich habe mich meiner Sünden erinnert und der Schande, die ich über Euer Haus gebracht, und habe dadurch selbst für spätere Fehler im Voraus abgebüßt. So ist meine Meinung in Betreff der Sünde und Schande; — nun gut, ich habe meinen Bruder gepflegt, und in den ersten Tagen, wo er sehr krank und bewußtlos darnieder lag, mit der Liebe einer Schwester für den Bruder; denn er war hülflos, und wenn er zuweilen seinen Blick aufschlug und mich ansah, so konnte dieser Blick ja auch heißen: ich danke dir, Katharine! Ich habe es wenigstens so angenommen, obgleich er nie daran gedacht."

Die alte Frau hatte sich bei dieser längeren Rede, welche Katharina mit der größten Heftigkeit heraus sprach, sonderbarer Weise eher beruhigt, als noch mehr erzürnt. Es war dergleichen schon öfter vorgekommen, und dann mochte sie als Mutter es nicht ungern sehen, daß die Strafe, welche sie der Tochter durch die Pflege des Bruders diktirt, diese offenbar tief erschüttert hatte. Genug, sie hatte ihre Arme in die Seite gestemmt, sich auf ihren Stuhl am Feuer niedergelassen und schien ruhig erwarten zu wollen, was Katharina noch weiter zu sagen habe.

Katharina hatte einen Augenblick geschwiegen, offenbar eine Entgegnung von Seiten der Mutter erwartend. Als diese aber nicht erfolgte, schwellte ein tiefer Athemzug die Brust des schönen Mädchens, und sie fuhr fort: „So war er in den ersten Tagen, und obgleich ich weiß, daß Ihr, Mutter, mich bei dem Bruder ließet, um mich zu bestrafen, so habt Ihr doch selbst nicht gewußt, welche entsetzliche Strafe das für mich war; sonst hättet Ihr das gewiß nicht gewollt. — Ich wußte ganz genau, daß der Fritz nur so lange Ruhe geben werde, als er unfähig sei, zu sprechen; ich habe es Euch schon vor ein paar Tagen gesagt, daß er, sowie Konrad, die gehässigsten Reden gegen mich ausstoße, mich auf alle mögliche Art necke und plage, mir immer und

immer wieder die traurige Geſchichte jenes unglückſeligen Abends vorerzähle; jene Geſchichte," fuhr ſie erbittert fort, „wo es nur eines Zufalls bedurfte, daß Eure beiden Söhne nicht als ausgemachte Mörder eingeſperrt wurden."

Die alte Frau zuckte bei dieſen Worten zuſammen und ihre Hand faßte unwillkürlich das ſchwere Schüreiſen.

Katharina, welche dieſe Bewegung wohl bemerkte, lächelte eigenthümlich und hob die linke Hand, wie leicht abwehrend, vor ſich hin.

„Und was ſoll dieſe ganze Geſchichte?" fragte die Mutter mit tiefer, ſturmverkündender Stimme: „was ſoll dieſer Auftritt zwiſchen mir und dir?"

„Er ſoll Euch einfach ſagen," entgegnete das Mädchen kurz und beſtimmt, „daß ich von jetzt an keinen Schritt mehr in das Zimmer der Brüder hinüber thue."

„Was!" ſchrie die Mutter und ſprang heftig in die Höhe.

„Laßt mich ausreden!" rief gebieteriſch Katharina; „und dann — macht was Ihr wollt. Dieſe Stichelreden der Beiden über jenen Abend hätte ich am Ende ſchon noch ertragen; aber jetzt fangen ſie an, vor meinen Ohren andere Sachen zu ſprechen, Sachen, die ich nicht hören ſollte, die ich auch nicht verſtehe, und die — obgleich ich ſie nicht begreifen kann — mich doch mit einer ſolchen Wuth erfüllen, mit einem ſolchen Abſcheu, daß ich, wie ſchon geſagt, nie mehr in dieſes Zimmer zurückkehre, und ſollte es mein Leben koſten."

„Und wer ſagt ſolche Dinge?" fragte die alte Frau erbleichend und mit vor Wuth erſtickter Stimme; „wer führt ſolche Redensarten?"

„Nun, wer wird ſie führen!" ſagte verächtlich Katharina; „Beide, der Kranke am meiſten."

„Gottes Gerechtigkeit!" ſeufzte die Gemüſehändlerin; „der könnte doch wohl genug haben und Ruhe halten; aber ich will einmal hinüber, ich will den beiden Buben einmal die Tageszeit anſagen; bleib du nur hier, und wenn dem ſo iſt, wie du geſagt, ſo ſollſt du freilich nicht mehr hinüber."

„Und wer wird Euch ſagen, ob dem ſo iſt?“ entgegnete Katharina mit finſterem Blick; „meint Ihr denn, einer von den Beiden? Die werden ſich ſchon wieder gegen Euch hinauslügen und dann —“

„Man lügt mich nicht nur ſo an,“ ſprach die alte Frau, indem ſie ſich auf das ſchwere Schüreiſen ſtützte; „ich will ſchon ſehen, wer Recht oder Unrecht hat.“

„Und im Falle ſie Euch beweiſen, daß ich Unrecht habe?“ fragte Katharina mit blitzenden Augen.

„So gehſt du wieder hinüber, wie ich es befohlen,“ verſetzte ſchwer athmend Madame Schoppelmann.

„Nie, Mutter!“

„Katharine!“ ſchrie die Frau, und die Hand, in welcher ſie das Eiſen hielt, zitterte.

„Niemals wieder, Mutter, geh' ich hinüber in das Zimmer,“ ſagte mit feſter Stimme das Mädchen und trat furchtlos einen Schritt näher zum Herde, neben welchem die Gemüſehändlerin ſtand.

„Und — wenn — ich — es befehle?“ ſchrie dieſe, und ihre Lippen bebten, und ſie brachte die Worte nur ſtoßweiſe hervor.

„Auch dann nicht!“ betheuerte Katharina und ſah feſten Blickes und ohne Furcht, wie die Mutter im Uebermaße des Zornes das ſchwere Schüreiſen aufhob, um damit einen Streich auf das unglückliche Mädchen zu führen. Wer weiß auch, was geſchehen, wenn nicht Clementine in dieſem Augenblicke abermals zwiſchen die Streitenden geſprungen wäre! Sie wollte den Arm der Gemüſehändlerin faſſen, bekam aber das Eiſen zwiſchen ihre Hände, welches ſie, trotzdem, daß es heiß war, mit Aufwendung all ihrer Kraft feſt hielt. Madame Schoppelmann, welche ſolcher Geſtalt ſah, daß ihre Waffe ihr nichts nütze, ließ das Eiſen fahren, welches klirrend zu den Füßen der alten Jungfer niederfiel. Doch hatte dieſe Hülfe derſelben den Zorn der alten Frau nicht gedämpft; im Gegentheil, ihre Hand, die nun im Schwunge war, ſetzte ihren Weg fort; indeß mochte das weiße, erſtarrte Geſicht Katharinens, ihre weit aufgeriſſenen, glühenden Augen,

ja ihre ganze entſchloſſene Haltung es ſein, was die Mutter abhielt, einen Streich nach der Tochter zu führen. Ihre zuckenden Finger berührten nur das rothe Tuch auf dem Kopfe Katharinens, welches ſie herabriß; ihm folgte das loſe aufgeſteckte Haar, und die dicken ſchwarzen Flechten deſſelben ſanken über die Schultern, Arme und Hände des bebenden Mädchens herab. Noch einmal griff die Mutter nach dieſem Haar, aber als ſie eine der dicken Flechten gefaßt hatte, war es vielleicht die Kälte und Glätte derſelben, was ſie einigermaßen zur Beſinnung brachte; genug, ſie ließ ihre Hand langſam herunterſinken, und ihr Zorn ſchien plötzlich eine andere Richtung zu nehmen. Sie griff das Schüreiſen wieder auf und eilte mit einer überraſchenden Geſchwindigkeit durch die Vorrathskammer nebenan nach dem Schlafzimmer ihrer Söhne.

Katharina blieb noch einen Augenblick regungslos ſtehen, dann blickte ſie um ſich; ihre Bruſt holte tief Athem, und es war, als ſei ſie von einem ſchweren und tiefen Traum erwacht. In dieſem Augenblicke ſchien auch ihre ganze Entſchloſſenheit und Faſſung von vorhin entſchwunden. Sie ſchaute ſchaudernd um ſich; ihr ganzer Körper zitterte, und ihr Blick haftete einen Moment entſetzlich an der Thüre, durch welche die Mutter verſchwunden war. Zuerſt machte ſie eine Bewegung, als wolle ſie ebenfalls dort hinein ſtürzen, dann aber raffte ſie ſich plötzlich zuſammen, ergriff die Hand Clementinens und zog ſie mit ſich über die kleine ſchmale Treppe hinauf in ihr Zimmer.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Eine Fortſetzung des Vorigen mit praktiſchen und handgreiflichen Beweiſen.

Dieſes Zimmer war noch ganz ſo wie früher, nur waren die Roſen vor dem Fenſter verblüht, und die Geranien, welche Katharina lange nicht mehr begoſſen hatte, ließen ihre Köpfe hangen. Die Fenſter ſtanden weit offen, und man ſah gegenüber einen hellen Strahl der Nachmittagsſonne, die einen Theil des muſikaliſchen Hauſes mit ihrem freundlichen Schein vergoldete. Es war hier in dem Winkel ruhiger und ſtiller als gewöhnlich. Der Feiertag-Nachmittag übte ſeine Herrſchaft in den benachbarten Straßen; man hörte nichts, als das Läuten der Kirchenglocken, welche die Gläubigen in die ſchattigen, angenehmen Kirchen riefen.

Katharina warf ſich in einen Stuhl hinter der Thüre, beugte das Geſicht in beide Hände und machte ihrem gepreßten Herzen durch einen Strom wohlthätiger Thränen Luft. Jungfer Clementine Strebeling hatte ſich an das offene Fenſter geſetzt; ſie faltete ihre Hände, und der Anblick der leeren Fenſter des muſikaliſchen Hauſes drüben war mit der Erinnerung an ein rundes, freundliches Geſicht, das öfters dort heraus geſchaut, nicht im Stande, ihr Gemüth zu erheitern. Dabei erwartete ſie nicht ohne Grund, da unten in den Zimmern der Gebrüder Schoppelmann einen neuen, noch größeren Spektakel, als den vorhin erlebten, losgehen zu hören.

Die Gemüſehändlerin ſchien ihren Angriffsplan geändert zu haben, und ſtatt in das Zimmer ihrer beiden Sprößlinge hinein zu ſtürzen, wie ſie anfänglich vorgehabt, bezwang ſie, als ſie die Vorrathskammer erreicht hatte, ihren Zorn ſo weit, daß ſie dort plötzlich ſtehen blieb und beſchloß, zuerſt zu beobachten, was die

da drinnen trieben, ehe ſie wie ein Racheengel mit ihrem Schüreiſen erſchiene. Es war übrigens eigenthümlich, daß dieſe Vorrathskammer von jeher beruhigend auf die Nerven der Frau Schoppelmann wirkte. War es der Anblick der angehäuften Gegenſtände, oder war es der ſüße und doch ſcharfe Geruch der Aepfel und Melonen — genug, ſobald die dicke Frau, ſelbſt in dem größten Zorne, dieſes Gemach betrat, dauerte es doch gar nicht lange, und ihr Athem ging leichter, ihre geballte Fauſt löste ſich friedlich auf, und ein ruhiges Nachdenken trat an die Stelle der höchſten Leidenſchaft.

Heute war es nun gerade wieder ſo; ſie blieb, wie ſchon geſagt, in der Mitte der Vorrathskammer ſtehen, und da lagen alle ihre Reiche ſo friedlich um ſie herum. Auch ſtanden an der Wand auf einem Brette zwei geleerte Arzneiflaſchen von bedeutendem Umfange mit lang herabhangenden Gebrauchszetteln, und beim Anblicke dieſer Flaſchen erinnerte ſich die dicke Frau, was ihr Arzt einſt bei einer ähnlichen Veranlaſſung zu ihr geſprochen, und daß er geſagt: „Frau Schoppelmann, Sie ſind eine geſunde Frau, und wenn Sie Ihr Leben ruhig genießen und ſich namentlich vor Aerger hüten, ſo können Sie's an die Achtzig bringen; wenn Sie aber fortfahren, ſo bei jeder Kleinigkeit in einen unmenſchlichen Zorn zu gerathen, ſo ſtehe ich für nichts, und dann iſt bald Ihr letztes Rezept geſchrieben.“ So hatte der Doktor Wellen, der Präſident der Leimſudia, geſprochen, aber begreiflicher Weiſe nicht in letzterer Eigenſchaft, ſondern vielmehr als Hausarzt der Madame Schoppelmann. Die dicke Frau hatte ſich dieſes Wort auch beſtens gemerkt und die beiden Arzneiflaſchen ſo geſtellt, daß ſie ihr leicht in die Augen fallen mußten, was dann augenblicklich zur Beſänftigung ihrer Gefühle ſehr viel beitrug.

Im Nebenzimmer hörte ſie die beiden Söhne deutlich zuſammen lachen, und Fritz, der von ſeiner Kopfwunde ziemlich wieder geneſen war, ſagte luſtig: „Gib nur Achtung, die kommt nicht ſo

bald wieder; der Aufpaſſerin ſind wir endlich los; hol' mich der Teufel, ich wär' ſchon lange wieder geſund, wenn ich mich nicht den ganzen Tag über die Waſſerſuppen hätte ärgern müſſen, die ſie mir gekocht."

Da die Thüre nur angelehnt war, ſo wurde es der Mutter leicht, in das Schlafzimmer ihrer beiden Söhne zu ſchauen, und der Anblick, den ſie hier hatte, wäre wohl im Stande geweſen, ihr Blut auf's Neue in Wallung zu bringen; doch übten die beiden leeren Medizinflaſchen eine nachhaltige Wirkung auf ihr Gemüth.

Das Bett des kranken Fuhrmanns war dicht an's Fenſter gerückt, und dieſer lag auf ſeinem Bauche und ſo nahe an den Scheiben, daß er dieſelben faſt mit ſeiner Naſe berühren konnte. Der eine Fenſterflügel war geöffnet, und auf dem Fenſtergeſims ſaß Konrad, der Jäger, und hatte eine große Flaſche mit weißem Wein in der Hand, woraus er ſich und dem Fuhrmann eifrigſt einſchenkte. Das eiſerne Gitter draußen, welches die beiden Brüder auf eine ſinnreiche Art praktikabel gemacht hatten, war zurückgeſchoben, und hiedurch wurde dieſe ganze Maſchinerie dem erſtaunten Auge der Gemüſehändlerin ſichtbar.

„Das ſchmeckt anders als Himbeerſaft!" ſagte lachend der Fuhrmann und hob das volle Glas in die Höhe.

„Ja, er iſt nicht ſchlecht," meinte der Jäger; „aber du thätſt doch klug daran, wenn du dich ein Bischen in Acht nähmeſt; jetzt ſind wir ſchon am dritten Schoppen."

„Die du aber unchriſtlich mit mir getheilt haſt," entgegnete der Fuhrmann und that einen tiefen Zug.

„Weil ich beſſer weiß, was dir gut iſt, als du ſelbſt, würde die Katharine zur Antwort geben," erwiderte Konrad, indem er ſich den Reſt der Flaſche eingoß.

„Haſt du nicht eben was im Nebenzimmer gehört?" fragte der Fuhrmann aufmerkſam, indem er ſich auf die Seite wandte und den Kopf in die Höhe hob.

Hof mit ihm speiste. O Gott, gegen uns über waren ein Paar leere Couverts und nach der Suppe, beim Rindfleisch, erschienen zwei Damen dort, zwei Damen, von deren Schönheit das Herz eines reitenden Artilleristen nicht im Stande ist, sich einen Begriff zu machen. Ich hatte meine gute Laune und entfaltete bei Tische eine Liebenswürdigkeit, die mich selbst in Erstaunen setzte."

— „Natürlich," schaltete ich ein, „ließest Du den Champagnerpfropfen gegen die Decke fliegen, und erzähltest von der großen Jagd, wo Du den Fuchs im Kleefeld geschossen."

„Nicht ganz so," entgegnete Schmidle. „Ich muß wirklich sehr liebenswürdig gewesen sein, denn die Damen waren es ebenfalls und unsere Bekanntschaft wurde schon den ersten Tag so intim, daß wir mit ihnen Kaffee tranken und sie sich nach Tische noch eine gute Stunde mit uns unterhielten. Auf mich hatte besonders die Eine, die schwarze Haare und ein Paar Lichter im Kopf hatte, o Gott, ein Paar Lichter! den unvertilgbarsten Eindruck gemacht. Denselben Abend ging ich ins Theater, die Damen saßen in der Fremdenloge und nun speis' ich jeden Mittag da, und ich muß Dir gestehen, daß ich fast glaube, einigen Eindruck auf das Herz der jüngeren Schwarzen gemacht zu haben."

— „So," entgegnete ich, „nur die Eine ist jung, die Andere also alt?"

„Ei ja," antwortete Schmidle, „es ist eine ältliche Tante mit ihrer Nichte, sonst würde es sich ja auch nicht schicken; zwei junge Damen allein? Du weißt, ich sehe auf so etwas."

— „Aber sage mir," entgegnete ich ihm, „was hast Du denn eigentlich mit der ganzen Geschichte vor? Hast Du Absichten auf das Mädchen, oder willst Du sie blos durch Deine unerreichbare liebenswürdige Person unglücklich machen? Höre, Schmidle, Du bist ein entsetzlicher Roué!"

Schmidle schien das selbst zu fühlen, denn er schlug die Augen nieder und entgegnete mir: „Alter Junge, Du kennst meine Verhältnisse, Du weißt, daß mein Vater in mich dringt, mich zu verheirathen, um den Stamm meiner alten Familie forzupflanzen. Aber vorher —"

— „Willst Du erst ein verfluchter Kerl sein, wie Weinberl im Jux sagt?"

„Das nicht," antwortete mein Freund, „aber ich möchte erst sehen, ob, nun ja, ob meine persönlichen Eigenschaften im Stande wären, ein weibliches Herz und noch dazu eins aus der höhern Gesellschaft zu fesseln. — Gestern," fuhr er fort, „gingen sie bei unserm Laden vorbei, ich stand gerade am Fenster, und Du kannst Dir denken, wie ich zurückfuhr. Glücklich haben sie mich auch nicht erkannt, denn Du

„Nicht das Geringſte," entgegnete Konrad; „es wird eine Maus geweſen ſein, die am Speck herum nagt. Jetzt will ich aber der Frau Schilder die Flaſche und Gläſer zurückbringen, damit, wenn's Käthele allenfalls doch zurückkommt, ſie nicht ſo ſchreckliche Sachen bei uns findet, wie Weinflaſchen und Gläſer."

„Die kommt nicht wieder!" ſagte beſtimmt der Fuhrmann.

„Ich glaube auch nicht," lachte der Jäger.

„Sie hat genug an meiner Schilderung," fuhr Fritz luſtig fort, „an dem, was ich ihr geſagt, wie es ihr, der Jungfer Schoppelmann, an jenem Abend wahrſcheinlich ergangen wäre, wenn wir ſie allein bei jenem Taugenichts gelaſſen hätten, und daß wir ſolcher Geſtalt ihre Unſchuld und Ehre gerettet."

Konrad, der Jäger, lachte bei dieſen Worten recht freundlich in ſich hinein, und da er gerade im Begriffe war, ſich umzuwenden und zum Fenſter hinaus zu klettern, ſo zog der Fuhrmann den einen Fenſterflügel etwas zurück, damit der Andere nebſt Gläſern und Flaſche mehr Platz hätte. Dieſer Augenblick ſchien der Madame Schoppelmann beſonders günſtig, um ſo gänzlich unerwartet und unverhofft vor den Blicken ihrer Söhne zu erſcheinen. Mit ihrer in der Vorrathskammer wieder erlangten Ruhe hatte ſie auch ihre bisherige Waffe, das Schüreiſen, ruhig auf den Boden geſtellt und dafür eine der Peitſchen ergriffen, welche Fritz, der Fuhrmann, hier aufzubewahren pflegte. Es war eigentlich nur der Stock einer Peitſche, ohne Schnur, aus zähem Holz geflochten, der Handgriff aber mit dickem Leder umwunden. Dieſes Inſtrument nun nahm ſie am oberen, dünnen Ende zur Hand, öffnete geräuſchlos die Thüre und kam in dem überaus günſtigen Augenblicke, wo Konrad, der Jäger, den Kopf zum Fenſter hinaus bog und auf dieſe Art den Rücken und angrenzenden Theil zur kräftigen Bearbeitung freundlichſt darbot.

„Das ſind eure Unterhaltungen?!" rief nun plötzlich die Frau mit gellender Stimme; aber es war nicht der Ton der Wuth, ſondern der eines gelinden Zornes, welcher ruhige Ueberlegung geſtattet.

Zugleich mit dieſen Worten ließ ſie auch den unteren Theil ihres Peitſchenſtockes mit ſolcher Kraft auf den Rücken ihres Erſtgeborenen, des Jägers, niederfallen, daß dieſer mit einem lauten Geſchrei zurückfuhr, wobei Gläſer und Flaſchen auf die Gaſſe fielen, daß ſie klirrend zerbrachen. Da er zu gleicher Zeit begreiflicher Weiſe glaubte, der Bruder habe mit dieſem Schlage einen überaus ſchlechten Witz machen wollen, ſo fuhr er zornig nach dieſem herum und faßte nach deſſen Halsbinde.

„Nein, ich war es, du Galgenſtrick!“ rief jetzt die Mutter mit noch lauterer Stimme als vorhin, und dabei fiel der Peitſchengriff nochmal nieder und hob ſich darauf mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit, um abermal niederzufallen, und dazwiſchen ſchrie die Frau, die ſich trotz ihres Vorſatzes allmälig in einen heftigeren Zorn hinein ſchrie und prügelte: „Das iſt für euer ſauberes Leben, ihr Kanaillen! — und das für den Wein, den ihr in eurer Krankheit ſauft! — und das iſt für mein zerbrochenes Gitter! — und das — und das — und das iſt für eure ſchlechten Redensarten gegen eure Schweſter!“

Die Streiche fielen hageldicht, und Konrad, der zwiſchen Bett und Fenſter eingeklemmt war, konnte nichts Beſſeres thun, als in Gottes Namen ſeinen Rücken darzubieten; denn die Gemüſehändlerin ſchlug in ihrer blinden Wuth zu, und es ſchien ihr ganz gleich zu ſein, ob ihre Schläge den Rücken, die Schultern oder gar den Kopf ihres Sohnes träfen.

Der Fuhrmann, ebenſo ſchlecht als feige, hatte nicht ſobald bemerkt, daß er, wahrſcheinlich ſeiner Krankheit halber, verſchont wurde, als er ſeine Decke ſo hoch wie möglich hinauf zog und einen äußerſt leidenden Geſichtsausdruck annahm.

„Iſt's nun bald genug?“ ſchrie erboßt der Jäger und ſuchte den Peitſchenſtiel zu faſſen; „werdet Ihr jetzt aufhören oder nicht?“ Dabei funkelten ſeine Augen auf eine recht häßliche Art, und er verſuchte es, ſeinen Knotenſtock zu ergreifen, der jenſeits des Bettes ſtand.

Doch Madame Schoppelmann, welche, wie wir schon früher dem geneigten Leser bemerkten, leider gern auf ihre Kinder losschlug, und wenn sie einmal anfing, für die nächste Zeit das Aufhören vergaß, traf bei der eben angedeuteten Bewegung ihres Sohnes so nachdrücklich dessen Hand, daß er laut auf heulte und darauf plötzlich wie umgewandelt schien. Aller Trotz war aus seinen Zügen verschwunden, ja er versuchte es, schmerzlich zu lächeln, und sagte mit einem bittenden Tone: „Jetzt ist's aber wahrhaftig genug, für Scherz schon lange zu viel, und wenn Ihr mich im Ernste prügeln wollt, so möchte ich doch eigentlich auch wissen, warum!"

„Das möchtest du wissen?" rief erstaunt die Frau. „Nun, bei Gott! bist du nicht der größte Gauner, der mir je vorgekommen ist? Ich ertappe ihn, wie er zum Fenster hinaus steigt gleich einem Dieb, er rühmt sich der größten Schändlichkeiten gegen seine Schwester und fragt mich noch, was er gethan habe! Nimm dich in Acht, Konrad! Es wird leider Gottes noch eine Zeit kommen, wo du mir zu miserabel vorkommen wirst, um nur einen Schlag nach dir zu führen, wo ich mich auch nicht mehr ärgern werde, wo ich aber die Polizei kommen und dich abführen lasse ins Zuchthaus als den Schlechtesten der Schlechten."

Der Jäger zuckte verächtlich lachend die Achseln.

„Woher habt ihr diesen Wein?" fuhr die Frau fort und stemmte ihre Arme in die Seite; „woher bekommt ihr ihn? Von jenem nichtsnutzigen Weibsbilde da drüben? — Womit bezahlt ihr ihn? — Mit Sachen, die ihr mir oder sonst Jemanden abstehlt. — Halt dein Maul! Die da drüben könnt' ich aufs Kriminal bringen; aber dann müßtet ihr auch mit, und vorderhand will ich meinem Namen diese Schande noch nicht anthun."

Bei den letzten Worten, welche die Frau voll Zorn und Verachtung herausstieß, warf sie den Peitschenstiel über das Bett hinüber dem Jäger vor die Füße, und dann blieb sie noch einen Augenblick ruhig erwartend stehen, ob dieser es wagen würde, noch etwas

zu ſagen, worauf ſie ſich umdrehte und ohne ein Wort weiter zu verlieren in ihr Zimmer zurückging.

Wie ein böſer Hund in den Knittel beißt, mit dem man ihn geſchlagen, ſo ſtampfte Konrad, der Jäger, den Peitſchenſtiel unter ſeine Füße und ſah mit einem Blicke unbeſchreiblicher Wuth nach der Thüre, durch welche die Mutter verſchwunden war; auch ballte er die Fauſt und ſtieß leiſe Drohungen aus.

Der Fuhrmann ſchaute nach einigen Augenblicken unter der Bettdecke lachend hervor und meinte, der Bruder ſolle nur das Erlebte in Geduld hinnehmen, zur Strafe für die vielen Sünden, die er ſchon begangen.

Nachdem Konrad noch einigemal mit der geballten Fauſt gegen die Thüre gedroht, durch welche Madame Schoppelmann verſchwunden war, ſagte er zu dem Kranken: „Weißt du, weßhalb ich an mich gehalten und weßhalb es, beim Teufel! kein Unglück gegeben? Mich hat die Redensart der Alten beſtürzt gemacht von wegen der Geſchäfte mit der Frau Schilder; kannſt du dir denken, was ſie damit gemeint hat? Fritz, Fritz! ich fürchte immer, die Alte hat eine Ahnung von unſerem Briefwechſel. Der Gedanke hat mich auch vorhin erfaßt und ganz darniedergeſchlagen.“

„Narrenpoſſen!“ verſetzte der Fuhrmann, indem er ſich im Bett aufrichtete und den Kopf auf den Arm ſtützte. „Mit ihrem Schimpfen und ihren Drohungen hat ſie nichts weiter gemeint, als die alten Geſchichten mit der Schilder, wo wir ſie damals auf unſere Art bezahlten — mit Viktualien von der Alten.“

„Aber ſie machte ſo verdächtige Anſpielungen auf das Zuchthaus!“ fuhr Konrad mit beſorgtem Blicke fort.

„Und das nimmt dich Wunder, du Tropf?“ ſagte lachend der Fuhrmann. „Nun, ſie hat volles Recht, vom Zuchthauſe zu ſprechen; denn wenn ſie wirklich einmal ihre Drohungen wahr und eine ſolche Geſchichte anhängig machte, da hätten wir am längſten in freier Luft gelebt.“

„Laß gut ſein,“ ſprach verdrießlich der Jäger; „ich habe genug für heute, mich ſchmerzt mein Rücken teufelmäßig, und wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo trau' ich weder der Schilder noch der Alten.“

„Narrheiten!“ antwortete der Fuhrmann; „weder die Eine noch die Andere iſt zu fürchten. Die da drüben weiß wohl, weßhalb ſie ihr Maul hält, und die Alte wird ſich auch zehnmal bedenken, ehe ſie einen ſolchen Skandal macht und uns etwas zu Leide thut. Aber jetzt faſſ' an, Konrad, wir müſſen mein Bett wieder dort in den Winkel auf ſeine alte Stelle bringen.“

Damit ſprang der Kranke leicht aus dem Bette, und den vereinten Bemühungen der Brüder gelang es in kurzer Zeit, das Bett auf ſeinen alten Platz zu rücken, das Gitter wieder vor dem Fenſter zu befeſtigen, überhaupt nach ihren Begriffen die Stube wieder in Ordnung zu bringen. — —

Jungfer Clementine Strebeling, die, wie wir wiſſen, oben am offenen Fenſter ſaß, war Augen- und Ohrenzeuge geweſen von der ganzen Strafverhandlung, die ſich unten begab. Sie hatte ſich beim Beginne derſelben kluger Weiſe etwas zurückgezogen und ſich ſo verdeckt aufgeſtellt, daß keiner der beiden Brüder da drunten die Zuſchauerin gewahr werden konnte. In dieſem Falle nämlich waren die Herren Schoppelmann außerordentlich zarten Gemüthes und hatten in früheren Zeiten ſchon beinahe einmal ihre Schweſter Katharina mißhandelt, die zufällig einer ähnlichen Scene beigewohnt.

Trotzdem Clementine, wie dem geneigten Leſer bekannt iſt, ein ſo zartes Gemüth hatte, daß eine kranke Fliege ihr höchſtes Mitgefühl in Anſpruch nahm, ſo konnte ſie doch hier, nachdem ſie ſich vom erſten Schrecken erholt, nicht umhin, mit einer wahren Beruhigung und Genugthuung dem Strafamt der geſtrengen Mutter zuzuſchauen. Die beiden Brüder hatten ihr, der ſchüchternen Jungfrau, ſchon manches Herzeleid angethan, und von Katharina hatte

ſie erfahren, wie ſie das arme Mädchen, das gezwungen war, in ihrem Zimmer zu verweilen, mit ihren ungezogenen Redensarten gequält. Auch ſah ſie in dem Akt, der ſoeben drunten vollzogen wurde, eine Art göttlichen Strafgerichtes, wenn ſie an den armen Herrn Eugen dachte, gegen welchen die beiden Brüder da drunten ſich auf's Schändlichſte benommen hatten. Clementine hatte in der Tiefe ihres Herzens nur den Wunſch, daß auch der Fuhrmann ſeinen Theil erhalten möge, was aber, wie wir bereits wiſſen, dieſes Mal nicht geſchah.

Katharina in ihrem Winkel hinter der Thüre hatte nicht ſobald den Spektakel drunten vernommen, als ſie erſchrocken in die Höhe fuhr und Jungfer Strebeling bat, das Fenſter zu ſchließen. Das junge Mädchen zitterte an dem ganzen Körper; denn ſie hatte leider ſchon zu oft dergleichen Scenen mit anwohnen müſſen, und jedes Mal hatten dieſelben den Stachel des bitterſten Schmerzes, das Bewußtſein eines tiefen Unglücks in ihrer Bruſt zurückgelaſſen. Auch jetzt faltete ſie die Hände und horchte entſetzt zu, und ſie konnte ſich erſt einigermaßen wieder beruhigen, als ihr endlich Jungfer Clementine mittheilte, ihre Mutter habe das Zimmer der beiden Brüder verlaſſen.

Katharina, welche beſſer, als Madame Schoppelmann ſelbſt, den böſen und wilden Charakter der beiden Brüder kannte, fürchtete, — und wohl nicht mit Unrecht — daß aus einem ſolchen Auftritte doch einmal das größte Unglück entſtehen müßte; denn wenn die Mutter einmal in ihrem Zorne zu weit ging und durch irgend etwas die Herrſchaft, deren Kraft in der Macht der Gewohnheit, in Worten und Blicken der alten Frau lag, verlor, ſo konnte etwas Entſetzliches geſchehen.

Endlich war es drunten wieder ruhig geworden, und Clementine ſetzte ſich neben das junge Mädchen, nahm deſſen beide Hände und ſchaute tief betrübt in die dunkeln, thränenerfüllten Augen.

„Das iſt ein troſtloſes Leben!“ ſagte Katharina und blickte zum

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20760 / 026

Himmel auf; „und ich ſehe gar kein Ende, keinen Ausweg. Gott ſei mir gnädig!“

„Nur nicht verzweifeln, mein liebes Herz!“ bat Clementine, „nur den Muth nicht verlieren! Auf Regen folgt Sonnenſchein, das iſt ein altes und wahres Sprüchwort.“

Katharina ſchüttelte mit dem Kopfe. „Mir hat die Sonne in der letzten Zeit zu glänzend geſchienen,“ ſprach ſie nach einer Pauſe; „ich habe zu viel Glück gehabt, ich war zu ſelig, und das muß ich nun durch langen Kummer abbüßen.“

„Es geht gewiß vorüber,“ entgegnete Jungfer Strebeling; „nur den Muth nicht verlieren! O lieber Gott! wenn ich Alles ſo genau wüßte, wie Sie noch an dem Altar zu ſehen mit dem Herrn Eugen! Ihnen geht's gewiß noch ſehr gut, mein Herz; denn das iſt gar nicht anders möglich. Bei all dem Kummer, den Sie jetzt haben, ſind und bleiben Sie doch ein Glückskind; Sie ſind nicht wie andere arme Menſchen, denen Alles in dieſer Welt fehlſchlägt.“ — Dabei ſeufzte die alte Jungfer aus tiefſtem Herzen.

„Eigentlich iſt es wahr,“ ſagte Katharina; „wir können einander tröſten; Sie haben das gleiche Schickſal wie ich.“

„O, noch viel ſchlimmer!“ entgegnete Clementine; „ich bin eine armſelige Kreatur, ich tauge gar nicht für das Leben. O du lieber Gott! ich hätte in ein Kloſter gehen ſollen — wenn ich nur katholiſch wäre!“

Jungfer Clementine machte bei dieſen Worten ein ſo überaus wehmüthiges und jammervolles Geſicht, daß ſich Katharina, trotz ihres tiefen Schmerzes, nicht enthalten konnte, der Leidensgefährtin durch ihre Thränen einen freundlichen Blick zuzuwerfen.

„Sind neue Briefe gekommen?“ fragte ſie theilnehmend; und Clementine nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Traurige?“ fragte das junge Mädchen.

„Zwei ſehr traurige,“ entgegnete Clementine und zog unter ihrem Halstuche zwei Briefe hervor, welche ſie vorher ſorgfältig öffnete, ehe

ſie dieſelben der Freundin übergab. — „Ja, richtig, dies iſt der erſte,“ ſagte ſie, nachdem ſie einen Blick hineingeworfen; „den leſen Sie zuerſt, Katharine, und dann erſt den anderen.“

Das junge Mädchen nahm den Brief und las wie folgt:

„Angebetete Clementine!

„Wie ſteh' ich vor Ihnen, in Gedanken nämlich, oder vielmehr wie ſitz' ich hier vor Ihnen an meinem Schreibtiſch, die Feder in zitternder Hand haltend, das Papier mit meinen Thränen benetzend! Bis jetzt glaubte ich nicht an Wunder, aber jetzt glaube ich daran. Bis jetzt wußte ich nicht, daß auf dieſer verderbten Welt noch wirkliche Engel umherwandelten zur Luſt und Freude, ja zum himmliſchen Troſte des bedrängten menſchlichen Herzens; jetzt weiß ich, daß ſich noch Engel unter uns ſehen laſſen, nämlich, daß ich das Glück hatte, einen ſolchen zu ſehen, und dieſer mir erſchienene hülfebringende Engel, das ſind Sie, angebetete Clementine. — —

„Und doch, wie hat mich Ihre Hülfe, wenn gleich erquickt, auch zugleich gedemüthigt, ja tief in den Staub hinab gedrückt!“

Bei dieſen Worten ſah Katharina fragend in die Höhe.

„Es iſt nur wegen des Geldes, das ich ihm geſchickt,“ ſagte ſchüchtern die alte Jungfer.

„Ah ſo — o — o!“ entgegnete Katharina, mit dem Kopfe nickend, und fuhr fort zu leſen:

„Sie reichten mir die Hand, theuerſte Clementine; o, mißverſtehen Sie mich nicht! Ihre Hand — bildlich geſprochen. An dem gähnenden Abgrund der Armuth und Verzweiflung, in welchen ich mich hineinſtürzen wollte, traten Sie auf mich zu, reichten mir dieſe Hand und hielten mich ſo von dem Schrecklichen zurück.

„Ich glaube Ihnen geſagt zu haben, daß ich mich von dort hieher zu meinem Onkel begab, zu dem Manne, der ſich des verwaisten Knaben annahm, der mich unterſtützte und auf einen Weg brachte, an deſſen mühevollem Ende mir ein Lichtpunkt glänzt, das

ſchönſte Ziel — Sie, Clementine, Ihr Beſitz! Doch, ach, wie fand ich dieſen Mann wieder! Sein Vermögen war zerrüttet; ſtatt von ihm Hülfe zu erwarten, mußte ich ihm und ſeinen acht noch unverſorgten Kindern helfen! So, Clementine, wurde die Gabe angewandt, welche Ihr volles, ſchönes Herz über mich ausgeſchüttet. — Thränen erſticken meine Stimme; ich kann nicht weiter ſchreiben. Bis nächſtens mehr.

„Ihr getreuer

Johannes Müller."

„Das iſt allerdings ſehr traurig!" ſagte Katharina.

„Leſen Sie noch den zweiten," entgegnete Clementine; „der iſt kurz, aber in wahrer Verzweiflung geſchrieben; er hat ſogar die Ueberſchrift vergeſſen."

Katharina las:

„Wen das Unglück mit ſeinem giftigen Haß verfolgt, den ſchlägt es darnieder, wenn ihn auch gleich Engel ſchützend umgeben."

„Das iſt eigentlich eine Läſterung!" ſagte betrübt die alte Jungfer.

„Mein unglücklicher Onkel glaubte ſich durch die Hülfe, welche von Ihnen ſo großmüthig geſpendet wurde, einigermaßen retten zu können — umſonſt! — vergebens! — umſonſt! — Schlag auf Schlag trifft ihn ein hartes Schickſal und mich mit ihm. Verzeihen Sie mir, theure Clementine, aber ich habe geſchworen, mit ihm, der an mir ſo lange Vaterſtelle vertrat, zu Grunde zu gehen. Wegen ſechshundert Gulden droht dem edlen Manne eine Schuldhaft. Der Himmel erbarme ſich ſeiner acht unglücklichen Würmer! — Leben Sie wohl, Clementine — meinen nächſten Brief erhalten Sie — denn ich gehe mit ihm — aus den Mauern des Gefängniſſes. — O, es iſt entſetzlich!

„In Verzweiflung

Johannes Müller."

wirſt ſelbſt begreifen, daß ich jeden Mittag im engliſchen Hof als junger reicher unabhängiger Particulier erſcheine.“

— „Richtig,“ entgegnete ich ihm, „dafür kenne ich Dich. Aber was kann ich bei der ganzen Geſchichte thun? Uebrigens weißt Du, daß ich ganz zu Deinen Dienſten bin.“

„Ja,“ verſicherte Schmidle, und drückte mir warm die Hand. „Das weiß ich. Und deswegen habe ich Dir geſchrieben. Du mußt mir einen großen Gefallen erzeigen. Ich glaube, Dir ſchon geſagt zu haben, daß ich vermuthe, einigen Eindruck auf das Herz der kleinen Schwarzen gemacht zu haben, aber ich fand bis jetzt keine Gelegenheit, ihr eine Erklärung zu machen und ihr meine Liebe zu geſtehen. Und was das Schrecklichſte iſt: morgen reiſen ſie ab. Sie nehmen von hier einen Wagen, und wollen durch unſere herrliche Gegend bis zum Städchen M. einen ganzen Tag gebrauchen, um unterwegs das königliche Luſtſchloß mit ſeinen herrlichen Gartenanlagen zu beſehen. Denke Dir doch, in der freien Natur, in den ſchattigen Gängen treffen wir zuſammen. Du beſchäftigſt Dich mit der Alten, führſt ſie an den kleinen See und zeigſt ihr die melancholiſch herabhängenden Trauerweiden. Ich dagegen verliere mich mit der Nichte auf die kleine Anhöhe, wo der Amor ſteht, und da werde ich ſchon einen Anknüpfungspunkt finden.“

Wäre es nicht mein Freund Schmidle geweſen, der mir dieſe Idylle ausmalte, ſo hätte ich laut auflachen müſſen. Aber ſo kannte ich meinen Mann und willigte mit kurzen Worten in Alles. Er hatte gefürchtet, ich möchte Einwendungen machen, und entzückt über meine Bereitwilligkeit fuhr er freudig fort: „Ich dachte anfänglich, einen Wagen zu nehmen, aber wir müßten dann beſtändig hintereinander fahren, und dann, geſtehe ich Dir offenherzig, ſprach ich bei Tiſche viel von Pferden und vom Reiten, weshalb ich der Meinung bin, daß es weit beſſer wäre, wenn wir die Partie zu Pferde machten.“

— „O,“ entgegnete ich ziemlich überraſcht, „zu Pferde! Kannſt Du aber auch reiten?“

„Nicht viel, alter Kerl, aber ſiehſt Du, da brauche ich Dich ja wieder. Du trabſt den Nachmittag in der Stadt herum und ſuchſt für mich ein ſanftmüthiges Thier von gutem Ausſehen, dem ich meine Perſon, meine Hoffnungen und meine Liebe anvertrauen kann. Im engliſchen Hofe habe ich ſchon ein Zimmer gemiethet, wo wir die Nacht ſchlafen werden. Du kommſt natürlich in Uniform und biſt mein Freund, ein angehender Offizier aus einer benachbarten Garniſon, und am Morgen, kurz nachdem die Damen abgefahren ſind, ſchwingen wir uns auf und folgen ihnen.“

Katharina faltete kopfſchüttelnd dieſe Briefe zuſammen und gab ſie ihrer Freundin zurück. „Das iſt ſehr ſonderbar," ſagte ſie nach einer Pauſe.

„Entſetzlich, nicht wahr?" jammerte Clementine.

Das junge Mädchen dachte einen Augenblick nach, ohne eine Antwort zu geben, und darauf ſagte ſie: „Aber nehmen Sie mir nicht übel, Clementine, ſo ſehr es mich freut, daß Ihr Herz endlich einmal einen Gegenſtand gefunden, für den es ſich intereſſirt, ſo möchte ich doch etwas Genaueres erfahren, wer dieſer Gegenſtand eigentlich iſt, und ob Sie über ſeine näheren Verhältniſſe genauer unterrichtet ſind. Nehmen Sie mir nicht übel, ich will mir nicht herausnehmen, ein Examen mit Ihnen anzuſtellen; aber ſagen Sie mir etwas Näheres über dieſe Geſchichte in Ihrem eigenen Intereſſe."

Jungfer Strebeling hatte die Briefe wieder an ſich genommen, ſie zuſammen gefaltet und an ihrem gewöhnlichen Orte verwahrt; dann nickte ſie mit ihrem Kopfe, d. h. ſie ließ denſelben tief auf die Bruſt herabſinken, was ihr ganz das Anſehen einer geknickten Blüthe gab; und dieſen Eindruck wollte ſie auch hervorbringen.

„Sie ſahen alſo," fragte das junge Mädchen, „den Herr-n-n Müller zum erſten Mal —?"

„Dort drüben," erwiderte die alte Jungfer, indem ſie ihre blauen Augen nach der Gegend des muſikaliſchen Hauſes hindrehte.

„Richtig, beim Geſang von der Lotusblume," fuhr das junge Mädchen fort. „Aber darauf ſahen und ſprachen Sie ihn nicht wieder?"

Bei dieſer Frage ſchwieg Clementine eine längere Weile. In ihrer Bruſt kämpfte die jungfräuliche Scham und das Bewußtſein, der Freundin, die ihr Alles mitgetheilt, einen wichtigen Moment ihres Lebens verſchwiegen zu haben.

„Nun, Clementine?" fragte das junge Mädchen abermals.

„O ja," brach Clementine endlich ihr Stillſchweigen; „ich habe

ihn wieder gesehen, aber wo? das werde ich unter keiner Bedingung sagen."

„Und da sprachen Sie mit ihm?" fuhr Katharina fort; „auch über seine Verhältnisse?"

„O nein, das nicht," sagte die alte Jungfer, „gewiß nicht; Sie können sich kein zarteres Gemüth denken, als das des Herrn Müller. Gott im Himmel, wie kann man auch gleich von Verhältnissen sprechen oder von — Liebe? So was wäre mein Tod! O nein, ich nehme Antheil an ihm, weil er so zart, so still, so bescheiden ist. O Katharine, als ich ihn damals sah, verrieth er mir mit keiner Sylbe, welchen Antheil er an mir nimmt; aber seine Blicke sprachen, und einzelne Andeutungen ließen mich die Gefühle seines Herzens errathen — er liebt mich über alle Maßen!" sagte Clementine schaudernd und dachte an das Gänseblumenspiel.

„Und wer ist die Mittelperson!" fragte das junge Mädchen weiter, „durch welche diese Briefe an ihn und Sie gehen?"

„Das darf ich um keinen Preis sagen," versicherte Clementine, „ich habe das feierlich beschworen, und so gern und freiwillig. — Ist nicht das Geheimnißvolle und Verschwiegene einer Sache so schön, so zart, so angenehm?"

„Das ist wahr," dachte Katharina, und ein stechender Schmerz durchzuckte ihr Herz. Ihre Gedanken waren in diesem Augenblicke von der Sache Clementinens abgeschweift; sie dachte an vergangene Tage, wo auch sie so unendlich glücklich gewesen war in ihrem süßen Geheimniß. Und wie roh, wie rücksichtslos hatte man die Hülle von demselben weggerissen! — Katharinens frische Wangen waren nicht umsonst gebleicht, ihre dunklen Augen nicht ohne Grund eingefallen. Hatte sich doch die Begebenheit jener Nacht wie ein Laufeuer durch die unteren Stadtviertel verbreitet, und mit welch' höhnischer Freude und Bosheit hatten gute Freundinnen und alle Klatschschwestern nacherzählt, daß Herr Eugen Stillfried spät Abends bei

der ſchönen Katharine geweſen ſei und daß ihn die Mutter dort ertappt u. ſ. w.

Katharina fuhr mit einem tiefen Seufzer aus ihren Träumereien und ſagte: „Ach, Clementine, Ihre Geſchichte iſt wohl traurig, aber es bleibt Ihnen doch die Hoffnung. Doch bei mir iſt Alles, Alles aus!“

Clementine war erſchrocken von dem tiefen Schmerz, der nun plötzlich wieder in den Zügen des jungen Mädchens wühlte. Die gute alte Seele vergaß ihren eigenen Kummer und faßte mitleidig die Hände der Freundin, um ſie zu tröſten.

Katharina ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte nach einem längeren Stillſchweigen, indem ſie endlich den Fragen der Jungfer Strebeling nachgab: „ich glaube, er hat mich vergeſſen, er hat ein falſches Spiel mit mir getrieben!“

Clementine ſah ſie fragend an.

„Hätte er mir nicht nach jenem ſchrecklichen Vorfalle ſchreiben müſſen?“ fuhr Katharina fort; „hätte er mir, im Falle es Schwierigkeiten gemacht, mir einen Brief zukommen zu laſſen, nicht wenigſtens ein paar Worte müſſen ſagen laſſen, mir eine Nachricht von ſich geben, wie es ihm ergangen an jenem unheilvollen Abend? Aber ich erfuhr von ihm nicht eine Sylbe; nur aus den Geſprächen der Brüder habe ich erfahren, daß er noch an jenem Abend die Stadt verlaſſen; wohin er gegangen iſt, weiß ich nicht.“

„Das iſt freilich nicht recht,“ ſagte Clementine; aber Sie müſſen auch nicht vergeſſen, wie emſig Ihre Mutter bemüht ſein wird, alle Briefe, die an Sie kommen, zurück zu halten, ſowie zu verhindern, daß jemand Fremdes mit Ihnen ſpricht.“

„Das iſt wohl wahr,“ entgegnete das junge Mädchen; „aber fand er nicht früher Mittel und Wege, mir irgend ein Zeichen des Verſtändniſſes, eine Botſchaft zukommen zu laſſen? und jetzt, wo ich ſo ſehnlich wünſche, etwas von ihm zu erfahren, nicht das Geringſte, keine Sylbe!“ — —

Unterdeſſen war Madame Schoppelmann nach vollzogenem Strafamte durch die Vorrathskammer an ihren Herd zurückgekehrt. Das Feuer unter dem Waſſerkeſſel war in der Zwiſchenzeit faſt erloſchen, und die Mühe, welche die dicke Frau ſich nunmehr geben mußte, daſſelbe wieder anzufachen, hatte nebenher den guten Erfolg, daß ſich ihr Zorn bedeutend verminderte und ſich in gelinden Kummer und in Betrübniß verwandelte. Mit dieſen beiden unangenehmen Begleitern ſetzte ſie ſich auf ihren Stuhl am Feuer nieder, nahm die große Kaffeemühle auf den Schooß, und während ſie ſolcher Geſtalt Vorbereitungen traf, für den Nachmittag ihr Lieblingsgetränk anzufertigen, begann ſie ein Selbſtgeſpräch, wie ſie es bei ähnlichen Veranlaſſungen häufig zu machen pflegte. Zuerſt ſchüttete ſie die braunen Bohnen in ihre Mühle und drehte den Schwengel einige Male heftig herum. „Das Ding kann nicht ſo fortgehen," ſagte ſie zu ſich ſelber; „der Haß unter den Kindern richtet meine ganze Wirthſchaft zu Grunde und wird nicht beſſer, wenn ſie bei einander bleiben. Eine Partie muß aus dem Hauſe — aber welche? Wohin ſoll ich mit den beiden Buben? Die will kein ordentlicher Chriſtenmenſch bei ſich aufnehmen, und wenn ich ſie nicht unter der Fuchtel habe, ſo treiben ſie noch größeres Unheil, als jetzt ſchon. O, es iſt eine betrübte, betrübte Geſchichte!" — Damit mahlte die Gemüſehändlerin mit ſolcher Heftigkeit und Erbitterung ihren Kaffee, daß ihr der Schwengel zuweilen aus der Hand und raſſelnd einige Mal allein herumfuhr, ehe ſie ſeiner wieder habhaft werden konnte. — „Und das Mädchen," fuhr ſie zu ſich ſelbſt redend fort, „es iſt im Grunde ein gutes Geſchöpf, und ich hätte nie über ſie klagen können, wenn der böſe Feind nicht jenen Herrn Eugen ihr in den Weg geführt hätte. — Ihn ſollt' ich nochmals hier haben, ich wollt' es ganz allein mit ihm ausmachen; ich wollt' ihn lehren, ehrſamen Bürgerstöchtern nachzulaufen! — Gott ſei es geklagt! aber die alte Staatsräthin hat

Recht gehabt. Reſpekt vor der Frau! man kann ſie nur loben, daß ſie ihr Haus rein erhält vor ſolchem Ungeziefer. — Ja, das Mädchen — meine Katharina — ich muß ſie doch aus dem Hauſe thun, ſonſt gibt es noch einmal ein wahres Unglück. Will ſie auf's Land zu ihrer Tante ſchicken; aber wer bürgt mir dafür, daß dann er nicht auch wieder bald da herumſchleicht? Mit dem Gelde, das er hinauswirft, kann man Unterhändler und Spione genug haben."

Der Kaffee war gemahlen, aber Madame Schoppelmann noch nicht mit ſich im Reinen, was mit ihrer Tochter zu thun ſei. Das Paſſendſte erſchien ihr wohl, ſie aus dem Hauſe zu entfernen — aber auf welche Art und wohin?

Mit der Beantwortung dieſer Frage wollen wir dieſes ſchon ſehr große Kapitel nicht noch verlängeren, und ſchließen mit der Verſicherung, daß der geneigte Leſer erfahren wird, was Madame Schoppelmann beſchloſſen.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Worin der geneigte Leſer von dem Erzähler dieſer Geſchichte veranlaßt wird, eine kleine Anbreiſe zu machen.

In einem kleinen Städtchen, vom früheren Schauplatz unſerer Geſchichte jenſeits der Grenze, war ein Gaſthof, wenn wir nicht irren „Zum goldenen Bären" genannt. Doch thut hier der Name nichts zur Sache, denn für uns kommt nur der Gaſthof als ſolcher in Betracht, und hier war am andern Morgen nach ſeiner Flucht aus der Stadt Eugen Stillfried angelangt mit ſeinem luſtigen Rath, dem getreuen Pierrot und Sultan, dem Neufundländer.

Eugen beſchloß, ſich hier eine Zeit lang aufzuhalten, vor allen Dingen um Nachricht aus der Stadt abzuwarten über das Befinden ſeines Gegners, den er zu Boden geſchlagen, namentlich aber von Katharina, die er in einem Schreiben von Allem in Kenntniß ſetzte und ſie bat, mit wenigen Worten ſagen zu wollen, wie er ſich im Allgemeinen, beſonders aber ihr gegenüber verhalten ſolle. Da es ihm nicht räthlich erſchien, das Schreiben dem Poſtamt zu vertrauen, ſo wurde Joſeph dazu auserſehen, den Brief nach der Stadt zu bringen, um dort ſeine Erkundigungen einzuziehen und wo möglich eine Antwort von Katharina zu erhalten.

Der getreue Diener reiste auch in der nächſten Nacht wieder nach der Stadt zurück; doch glauben wir annehmen zu können, daß er entweder nicht den Muth hatte, ſich in der Nähe des Marktplatzes lange umher zu treiben, oder im Falle der Noth der Madame Schilder einen Beſuch zu machen, ihr den Brief zu geben und auf Antwort zu warten; oder wenn er es doch gethan, ſo ſind wir wohl berechtigt, zu glauben, daß jene würdige Frau den Brief unterſchlug oder ihn ſogar dem Herrn Konrad Schoppelmann einhändigte; genug, obgleich Pierrot zwei Tage fortblieb, ſo brachte er doch von Katharina keine Antwort zurück, wohl aber die Nachricht, daß ſich Fritz, der Fuhrmann, ziemlich außer Gefahr befinde, und daß, wenn er auch einige Wochen das Bett hüten müſſe, für ſein Leben durchaus keine Gefahr ſei.

Eugen gab ſich mit dieſer Botſchaft nicht zufrieden, er wollte anfänglich ſelbſt hinüber, doch gab Herr Sidel hiezu unter keiner Bedingung ſeine Einwilligung; ja, in Folge der Unterredung hierüber entſchloß er ſich, obgleich widerſtrebend, ſelbſt nach der Reſidenz zurückzugehen, dort zu erforſchen, wie die Sachen ſtänden, namentlich aber den Verſuch zu machen, ob es möglich ſei, Katharinen zu ſehen und zu ſprechen.

Der luſtige Rath reiste auch wirklich ab, kehrte aber ebenſo unverrichteter Dinge zurück, wie Joſeph. Durch ſeine Bekannt-

ſchaften im muſikaliſchen Hauſe hätte es ihm nicht ſchwer werden ſollen, indem er ſich dort aufhielt, die Aufmerkſamkeit des gegenüber wohnenden jungen Mädchens auf ſich zu ziehen. Er behauptete aber bei ſeiner Zurückkunft, in dieſer Richtung alles Mögliche gethan zu haben; ja, er ſetzte hinzu, Katharina müſſe ihn geſehen haben, ſei ihm aber durchaus nicht gewillt erſchienen, in irgend eine Unterhandlung mit ihm zu treten. Wenn wir uns erinnern, daß Herr Sidel von jeher nicht geneigt war, das Verhältniß ſeines jungen Freundes zu jenem Mädchen zu billigen, noch viel weniger aber daſſelbe auf irgend eine Art zu unterſtützen, ſo können wir wohl annehmen, daß er ſich in dieſer Sache, obwohl in der beſten Abſicht, eine Unwahrheit zu Schulden kommen ließ. Er ſah in jener Liebe durchaus nichts Erſprießliches für ſeinen Freund; ihm ſchien es überhaupt für die ganze Zukunft Eugen's beſſer, wenn es ihm möglich würde, denſelben für eine Zeit lang aus dem Leben und Treiben jener Stadt zu entfernen. Herr Sidel ahnete nicht, wie theuer Katharina dem Herzen ſeines Freundes wirklich war, er hielt dieſe Geſchichte, wie ſo manche frühere ähnliche, für vorübergehend. Nebenbei hatte Eugen ſeinem Vertrauten leider nichts von der Unterredung mit der Staatsräthin geſagt, und Herr Sidel, dem alles daran gelegen war, Mutter und Sohn zu vereinigen, glaubte, daß zu dieſem Zweck eine Entfernung ſehr heilſam ſei. Die Staatsräthin erfuhr alsdann nicht Geſchichten von ihrem Sohne, auf's Gehäſſigſte verdreht, unendlich vergrößert und verſchlimmert, und dem jungen Manne wurden an ſich unbedeutende Worte der Mutter nicht auf die gleiche Art überbracht. Das war die an ſich gute Abſicht des luſtigen Rathes, und aus dieſem Geſichtspunkte müſſen wir es verzeihlich finden, wenn er ſich bei ſeiner Rückkehr aus der Reſidenz einige Unwahrheiten zu Schulden kommen ließ. Nach ſeiner Angabe war der junge Schoppelmann durchaus nicht außer Gefahr, der Juſtizrath Werner dagegen, wie er aus guter Quelle erfahren haben wollte, auf's Eifrigſte bemüht, die

nöthigen Mittel zu erhalten, um Eugen auch jenseits der Grenzen des Landes verfolgen zu können; Katharina aber hatte sich, so sei es ihm erschienen, gelinde ausgedrückt, bei seinem Erscheinen vollkommen theilnahmlos gezeigt. Er hätte, als sie ihn zum ersten Male wieder gesehen, weder eine große Ueberraschung, noch viel weniger eine Freude auf ihrem Gesichte entdeckt. Ihr Aussehen sei gut und wie gewöhnlich gewesen, man habe durchaus nichts Besonderes an ihr bemerkt.

Man kann sich denken, wie unangenehm diese Nachrichten auf Eugen einwirkten. Er hatte gehofft, in der nächsten Zeit nach der Residenz zurückkehren zu können, um sich mit seiner Mutter auszusöhnen und dieselbe durch die größte Nachgiebigkeit zu vermögen, daß sie zu seiner Verbindung mit Katharina endlich ihren mütterlichen Segen ertheilte. Das war jetzt alles in weite Ferne gerückt, und wenn ihn auch die Hoffnung nicht verließ, daß sich diese süßen Träume einst verwirklichen könnten, so ließ doch die gewaltsame und einigermaßen künstliche Spannung seines Gemüthes nach, und andere Lebensbilder, andere Ansichten und Wünsche strömten durch seine leicht bewegte Brust und drängten das, was dieselbe noch gestern allgewaltig ausgefüllt, leicht, wenn auch nicht schmerzlos, in den Hintergrund.

Die beiden Freunde saßen in dem Garten des benannten Gasthofes unter einem schattigen Kastanienbaume. Eugen war trübe gestimmt, und der lustige Rath suchte ihn aufzuheitern.

„Du hast mir so oft," sagte er nach einer längeren Pause, „von deiner ersten Kunstreise erzählt und mir dieses Leben mit so glänzenden Farben ausgemalt, daß ich wahrhaftig Lust bekomme, etwas Aehnliches mitzumachen. Wir sind jetzt für die nächste Zeit vollkommen frei; es wäre überhaupt wegen vergangener Geschichten besser, statt mit Extrapost zu reisen und in den Gasthöfen Zimmer in dem ersten Stock zu bewohnen, sich bescheidener Fortkommensmittel zu bedienen und unbemerkter zu leben. Was willst du hier

in dieſem langweiligen Neſte liegen, um abzuwarten, ob und wie ſich die Sachen in der Stadt geſtalten? Laß uns ein Bischen in dieſes ſchöne Land hinauswandern. Der Spätſommer iſt da, wir werden einen prächtigen Herbſt haben, laß uns das genießen! Bald," ſetzte er lächelnd hinzu, „werden die Geſchichten in der Stadt vergeſſen ſein, du kehrſt heim, ſöhnſt dich mit deiner Mutter aus, wer weiß, was ſonſt noch geſchieht? Und wenn dir im guten Falle einmal gewiſſe enge Grenzen geſteckt ſind, ſo kommſt du doch nimmer dazu, etwas Aehnliches ausführen zu können, eine Zeit lang ein ungebundenes, fröhliches Leben zu führen, das uns jetzt ſo angenehm, ja gewiſſermaßen glänzend winkt. Wir wollen uns," ſchloß er mit komiſchem Pathos, „in den böhmiſchen Wäldern niederlaſſen und dort eine Räuberbande zuſammenziehen."

„Wir ſind wahrhaftig beinahe in gleichem Falle mit Karl Moor," ſagte Eugen; „ich wenigſtens, vertrieben von meinem väterlichen Hauſe, gewaltſam getrennt von dem Mädchen, die ich wahr und treu liebe, wahr und treu, trotz deiner Botſchaften, Mephiſto!"

„Das iſt anerkennenswerth," lachte Herr Sidel, „und Gott ſoll mich in Gnade bewahren, daß ich ernſtlich daran dächte, an dieſer Wahrheit und Treue zu rütteln; aber glaube mir nur," ſetzte er ernſter hinzu, „es iſt wahrhaft beſſer, wenn wir für eine Zeit lang vollſtändig verſchwinden. So lange du da warſt, ließ ſich deine Mutter bereitwillig gegen dich einnehmen, wenn man dagegen eine Zeit lang nichts von dir gehört, ſo wird ihre mütterliche Liebe zu dir ſtärker als je erwachen und dich wieder aufnehmen, vorausgeſetzt, daß du dich alsdann dieſer mütterlichen Zuneigung werth zu machen ſuchſt."

„Und für Katharina," fügte Eugen hinzu, „iſt es auch wohl beſſer, wenn ſie längere Zeit nichts von mir hört! Was ſagt deine hölliſche Beredtſamkeit über dieſen Punkt?"

„Ich bleibe vollkommen bei meiner Anſicht," entgegnete der

luſtige Rath; „du haſt das junge Mädchen einige Male geſehen, du biſt von ihrem Aeußeren, meinethalben auch von ihrem Inneren entzückt und du denkſt nun mit deinem bekannten Leichtſinn dich an das Mädchen zu feſſeln — nimm's mir nicht übel, ehe du ſie hiezu genau genug kennſt. Um eine ſo glänzende Partie zu machen, wie du eine biſt — ich ſpreche von deinem Vermögen, nicht von deiner Perſönlichkeit — um alſo eine ſolche Partie zu machen, wird ſich jedes Mädchen zuſammennehmen und ihre glänzende Seite herauskehren, namentlich, da dieſes Katharinen bis jetzt ſo leicht wurde.

Da kommt das Schickſal; roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Geſtalt —

und wirft ſie — in die Hände der Gebrüder Schoppelmann. Man hat dich als Ungeheuer der ſchlimmſten Gattung dargeſtellt; man wird Verſprechungen und Drohungen nicht ſchonen, um das Mädchen von dir abwendig zu machen; nun gut, das iſt die Zeit der Prüfung. Wenn ſie wirkliches Gold iſt, ſo laß ſie es jetzt bewähren, überlaß ſie auf kurze Zeit ſich ſelbſt, ſieh zu, ob ſie dir wirklich treu anhängt, und wenn das der Fall iſt, in Gottes Namen denn, ſo ſage auch ich: Amen!“

Da Eugen auf dieſe Rede nicht antwortete, ſo fuhr Herr Sidel nach einer Pauſe fort:

„Glaube mir, Eugen, ſie wird in dieſer Prüfung nicht zu Grunde gehen, und wäre dieſes doch der Fall, dann hätteſt du nicht viel dabei verloren; nebenbei habe ich drinnen Alles eingeleitet, um genau zu erfahren, was in dem Hauſe am Marktplatze vor ſich geht — aber jetzt laß das Kopfhängen ſein, ſei der Alte wieder, laß uns ein neues Leben anfangen; und bei dieſem neuen Leben müſſen wir beſorgt dafür ſein, dem getreuen Pierrot eine gelinde Strafe zukommen zu laſſen, denn ich bin der feſten Ueberzeugung, daß bei der Geſchichte von jener Nacht dieſer Kerl die Hand mit im Spiele gehabt.“

— „Abgemacht!“ ſagte ich. „Ich werde jetzt alles Nöthige beſorgen und wo treffen wir uns?“

„Gegen acht Uhr im engliſchen Hof,“ antwortete er mir, „denn Du weißt,“ ſetzte er kleinlaut hinzu, „ich muß vorher alle Stubenmädchen der Stadt mit Pomade verſehen.“

— „So will ich lieber um die Zeit hierherkommen und Dir helfen,“ entgegnete ich.

„Nein, nein, es iſt beſſer,“ ſagte Schmidle, „Du erwarteſt mich um acht Uhr im engliſchen Hof. Adieu!“

— „Adieu!“ — —

Ich ging nun, der Bitte meines Freundes gemäß, in die Stadt zu einem mir bekannten Pferdevermiether und ſuchte für meinen Freund Schmidle einen Klepper, wie er ihn nur wünſchte. Das Thier hatte früher einem Stallmeiſter gehört, war alſo ſehr gut zugeritten, und wenn auch die Zeit ſchon mit harter Hand über ſeine Glieder gefahren war, ſo konnte es ſich unter der Fauſt eines guten Reiters noch immer ein ſtattliches Anſehen geben. Die Hauptſache war, das Pferd war ſicher, hatte einen angenehmen Trab, und wenn es einmal warm geworden war und die Steifheit ſeiner alten Glieder etwas überwunden hatte, ſo ging der alte Gaul herrlich vom Fleck. Dabei war er, wenigſtens unter meiner Hand, lammfromm. Ich ſuchte für meinen Schmidle noch eine Schabrake unter den Sattel aus, von ſchwarzer Farbe, die ihm nothwendig gefallen mußte. Darauf ſchlenderte ich in der Stadt umher, ſpeiſte irgendwo zu Mittag und kam erſt Nachmittag gegen vier Uhr in meine Caſerne zurück, wo ich ſogleich des Hausknechtes aus der Löwenapotheke anſichtig wurde, der mich erwartete. Auf dem Arm hatte er einen vollſtändigen Anzug Schmidle's hängen, den er meinem Burſchen übergab, und mir ſelbſt händigte er ein Billet ein mit dem kurzen Inhalte: „Lieber Bruder, erzeige mir doch den Gefallen und laß meine Kleider bis acht Uhr in den Stall hängen, daß ſich ihr Kräuterduft etwas verliert, und wenn ſie dagegen etwas Stallgeruch annehmen, iſt es noch beſſer.“

Ich that nach ſeiner Bitte und ließ den ganzen Anzug an einem Theil des Stalles aufhängen, wo Schmidle's Wunſch auf's Kräftigſte in Erfüllung ging. Als es acht Uhr geſchlagen hatte, verfügte ich mich in den engliſchen Hof und Schmidle ließ nicht lange auf ſich warten. Seine erſte Frage war, ob ich das Pferd für ihn ausgeſucht, und als ich ihm dies verſicherte, wollte er es anfänglich durchaus ſehen. Doch nachdem ich ihm auseinandergeſetzt, das Thier müßte auf den morgenden ſcharfen Ritt nothwendig ſeine Ruhe haben und es würde durch unſern Beſuch ſehr darin geſtört, ſo fand er dieſe Gründe kräftig genug, und wir gingen auf unſer Zimmer, eigentlich

„Wenn man das annehmen könnte," entgegnete Eugen, „ſo wäre es beſſer, man ſchickte ihn augenblicklich fort."

„Gewiß nicht!" ſagte der luſtige Rath. „Trägt er wirklich auf beiden Schultern und hat neben dir noch einen anderen Herrn, ſo wird er augenblicklich zu dieſem zurückkehren, um über unſere Schritte bis hieher zu rapportiren."

„Wenn dein Verdacht gerecht wäre," meinte Eugen, „ſo hätte er uns wohl in der Stadt verlaſſen und nicht ſo dringend gebeten, ihn mitzunehmen."

„Heilige Einfalt!" verſetzte Herr Sidel, „ſeine Aufträge ſind wahrſcheinlich noch nicht zu Ende."

„Ich habe ihm auf deinen Rath deutlich genug erwieſen, daß er mein Vertrauen vollſtändig verloren," antwortete Eugen, „und bat er trotzdem nicht de- und wehmüthig, ja faſt kniefällig, ihn mitzunehmen?"

„Das iſt mir ebenfalls aufgefallen," entgegnete der luſtige Rath, „und könnte mich auf die Vermuthung führen, als habe Joſeph ſich gegen einen anderen Herrn ebenfalls eines kleinen Verrathes ſchuldig gemacht, indem er uns nicht vollſtändig verrieth. Dem ſei nun, wie ihm wolle, wir haben ihn einmal mitgenommen, er iſt da, und wenn du auch dieſes Mal, wie gewöhnlich, ſchwach biſt, ſo werde ich ſo viel wie möglich das Meinige thun, daß ihm für wirklich begangenes Unrecht die nothwendige Strafe wird. Aber jetzt ſage mir, was hältſt du von dem Vorſchlage? Iſt es dir genehm, ein Bischen in der Welt herum zu ziehen, ſo wollen wir gleich morgen damit anfangen; unſere Sachen laſſen wir hier, denn zu einer Fußreiſe, wozu ich dich veranlaſſen möchte, taugt vieles Gepäck nicht; ein kleines Bündel, wenig Geld, ein tüchtiger Knotenſtock und ein froher Muth — mehr braucht's nicht."

„Und was willſt du, daß wir beginnen ſollen?" fragte Eugen.

„Das wird ſich alles finden; wir ziehen einmal auf's Gerathewohl hinaus und ſehen, ob und wo uns endlich einmal etwas auf-

stößt. Finden wir irgend zufällig eine Schulmeistersstelle vacant, gut, so werde ich mich darum bewerben, du wirst mein Famulus und der getreue Pierrot kann in doppelter Hinsicht die Stelle eines Einheizers versehen, indem er nämlich die Oefen und die unaussprechliche Freude, die Schulkinder zu bearbeiten, erhält. Vor allen Dingen aber pflichte meinem Vorschlage im Allgemeinen bei; denn du wirst mir doch zugeben, daß es hier in diesem Nest ungeheuer langweilig ist."

Eugen fand sich mit dem neuen Lebensplane, den der lustige Rath entworfen, vollkommen einverstanden, und so wurden denn zur Ausführung desselben die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Man bezahlte die Rechnung im Gasthofe, ließ die mitgenommenen Koffer unter dem Vorwande zurück, man wolle eine kleine Fußtour unternehmen und werde später darüber verfügen. Die nothwendige Wäsche und Kleidungsstücke wurden in Felleisen verpackt, und während Herr Sidel mit Hülfe Pierrots sie recht vollstopfte und sie dem getreuen Diener zur Probe umhängte, dachte er bei sich, wie dies ein treffliches Mittel sei, die Bestrafung desselben jetzt schon anzufangen.

So zogen die Drei an dem andern Morgen hinaus und beschlossen, es dem Zufalle zu überlassen, wo er sie hinführen wolle. Zu diesem Zwecke waren sie von der großen Landstraße abgegangen und folgten einem kleinen Fahrwege, der die benachbarten Dörfer und Städte mit einander verband. Eugen, sowie der lustige Rath hatten eine sehr einfache Toilette gemacht, bestehend in einem leichten Sommerrocke, auf dem Kopfe einen Strohhut; der getreue Pierrot aber trug beide Felleisen. So wandelten sie dahin unter dem Gesang der Vögel und dem Duft der Blumen. Der Feldweg, auf dem sie sich befanden, war breit genug, um einen einfachen Karren durchpassiren zu lassen, und daß dergleichen Fuhrwerke auf ihm fortbewegt wurden, sah man an den bald tief bald schwach eingedrückten Geleisen. Der Weg lief, wie die meisten seines

Gleichen, ungebunden, wie es ihm gerade einfiel, über die Felder dahin; bald wandte er sich, ohne allen sichtbaren Grund, etwas links, dann wieder scheinbar ebenso unabsichtlich rechts, eine beständige Schlangenlinie; oftmals verließ er auch diesen schlangenähnlichen Lauf wieder, um plötzlich mit scharfem Winkel nach einer anderen Richtung abzubiegen, nach einer Sandgrube, einem Kalkofen oder dergleichen, und wenn er diese verschiedenen Gegenstände solcher Gestalt näher betrachtet und seine Neugierde befriedigt hatte, so wandte er sich wieder ebenso scharf der alten Richtung zu. Dergleichen Extravaganzen und außerordentliche Abschweifungen hatte aber der mit der Zeit karge Bauer oder der Fußgänger, welcher es gerade sein mochte, nicht geduldet, und wo der alte Fahrweg einer solchen Lust, über das Feld hinzubummeln, nicht widerstehen konnte, da waren kleine, gerade ausgehende Fußpfade entstanden, welche bald parallel mit jenem Wege liefen und dann rechts oder links durchschnitten, sich eine Zeit lang von ihm trennten, um sich am Ende nach einer scharfen Biegung mit ihm zu vereinigen. Das Ganze sah hiedurch von Weitem aus wie ein Flußbett mit kleinen Armen und Nebenflüssen, und wie ein solches verschwand es auch hier und kam dort wieder zum Vorschein, bald, wie der Lauf eines Stromes sich rechts und links um Hügel und Berge windet, bald aber wie es ein ächter und gerechter Fahrweg zu thun pflegt, in diesem Punkte eigensinnig wie ein altes Kutschenpferd, und wo sich Hindernisse befinden, gerade ausrennend. Es ist das von jeher eine Theorie aller Fahr- und Hohlwege gewesen, nie einen Hügel oder eine Schlucht zu umgehen, sondern mit größter Mühe darüber weg oder hindurch zu klettern, sich selbst zum Verderben, dem armen Fuhrmanne zur größten Beschwerde, oft zum Unglück.

Wenn man so einem Feld- und Hohlwege gedankenvoll folgt — man muß aber nicht eilig sein, sondern zu Betrachtungen aufgelegt — so entwickelt derselbe in seinem Laufe so schöne poetische

Bilder und Gedanken, wie man sie in manchem Buche vergebens sucht. Jetzt ist er auf der Höhe und schaut rings um sich herum, hinweg über ein hügeliges Land bis zu fernen tiefblauen Bergen; auf allen Seiten sieht man gleiche alte Fahrwege aus dem Grün der Felder freundlich heraus winken mit ihrem weißen, sandigen Boden; die kennen sich all unter einander besser als wir uns einzubilden vermögen — sie blinzeln sich während des Tages zu, wenn sie, von der Sonne beschienen, so glänzend weiß da liegen, und in der Nacht, wenn hoch über ihnen der volle Mond steht und man sie aus der Entfernung nur ahnet, zwischen dem dunkeln Haidegestrüpp hindurch, ein nebelhafter, blasser Streifen.

Ja, man muß es wissen, in welch innigem Rapport diese Feldwege unter sich mit den breiten, langweiligen Landstraßen stehen. Das ist eine Art natürlicher Telegraphenverbindung; denn bald berühren sie sich, laufen durch einander, kreuzen sich nach allen Richtungen, und dadurch auch wird es so bald im ganzen Lande bekannt, was namentlich nächtlicher Weile auf solchen Fahr- und Hohlwegen alles geschieht. Die Nachbarn haben es doch gewiß nicht gesehen, wie jenes junge frische Bauernmädchen mit dem herrschaftlichen Jäger, der bei sinkendem Abend nach seinen Revieren zu gehen pflegt, dort unter jenem Hügel gesessen — ein Plätzchen, das außerordentlich gut versteckt ist, und kein Mensch hat's gehört, wie sie dort zusammen geplaudert und gelacht. Und ist es darum für alle Welt auf ewig verschwiegen geblieben? Gewiß nicht! Neben dem alten Holzwege haben sie dagesessen, und der listige Gesell, obgleich er sich anstellte, als laufe er ruhig über die Höhe davon, hielt sich doch oben an der Ecke auf und blinzelte neugierig zurück, und als er nun nächtlicher Weile, wahrscheinlich zur Mitternachtstunde, dort unten im Grunde den alten Kameraden traf, der ihn rechtwinkelig durchschneidet, da blieben die beiden Schwätzer bei einander sitzen und erzählten einander, was sie gesehen und gehört: dieser schmunzelnd von dem Liebespaar, jener schaudernd von

einer schweren Unthat, die sich weiter oberhalb begeben und als sie genug ausgeruht und geplaudert hatten, trollten die vier Arme des Kreuzweges nach allen Seiten auseinander und fanden bald wieder andere Pfade, die sie durchschnitten, liefen auch endlich in's Dorf, wo das arme Mädchen schon längst süß träumend schlief, und trafen endlich auch auf die Chaussee, wo das Gericht den Mörder verfolgte und dieser sich entsetzt umschaute, wenn der Wind rechts und links in den Baumgipfeln neben ihm daher sauste und ebenfalls wiederholte, was der alte Hohlweg erzählt.

Von den Kreuzwegen sagt man, daß sich dort zu Nacht Hexen, Kobolde und dergleichen Gesindel aufzuhalten pflegen, und das ist wahr und hat in dem vorher Erwähnten seinen guten Grund. Doch seien sie in Erdlöchern und hinter alten Baumstämmen und horchen den Erzählungen der alten Wege, und was sie auf diese Art erfahren vom Thun und Treiben der Menschenkinder, das wenden sie an zu ihrem Schaden und Unheil. Drum, wenn der geneigte Leser gewillt ist, aus der vorstehenden Abschweifung vom geraden Wege unserer wahrhaften Geschichte irgend eine Lehre zu ziehen, so ist es die: bei vorkommenden Gelegenheiten auch dem harmlosesten Fahr- und Hohlwege nicht unbedingt zu vertrauen.

Unser Kleeblatt that ebenfalls so, indem sie neben und hinter einander gingen, ohne längere Zeit ein Wort zu wechseln. Doch thaten sie das weniger aus Mißtrauen gegen den Weg, auf dem sie wandelten, als vielmehr, weil Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war. Eugen dachte an die Stadt und Katharina, der lustige Rath an seinen Vorschlag, in dessen Folge die Drei auf dem Feldwege dahin wandelten, auf einen glücklichen Zufall hoffend, der ihnen etwas Angenehmes und Lehrreiches zuführen möchte; der Geist des getreuen Pierrot aber war am Ernsthaftesten, und wir können sagen, betrübt beschäftigt, denn er dachte an die Narrheit der Menschen und an die Wandelbarkeit der Glücksgüter. Wie hatte er noch vor einigen Tagen so stolz hinten auf dem Wagen

seines Herrn gesessen, sich schaukelnd auf dem Federsitze, die Arme würdevoll über einander geschlagen und den Hut auf dem rechten Ohr, wobei er zuweilen den Postillonen zurief, schneller zu fahren, und wobei er es auch nicht unterließ, einem armen Handwerksburschen mitleidig nachzublicken, der neben ihm daher zog, keuchend unter der Last seines Felleisens! Und jetzt hatte auch ihn das unerbittliche Schicksal von der Höhe herabgeworfen, und auch er wandelte jetzt dahin im Schweiße seines Angesichts, seufzend unter der Last des ihm Aufgebürdeten. Ach, und er trug sogar zwei Felleisen! Die Sonne schien recht heiß von dem wolkenlosen Himmel, die Zeit seines zweiten Frühstücks war längst vorüber, und dazu konnte er nicht einmal seiner Lieblingsbeschäftigung nachhangen und einigen Tabak rauchen; denn er besaß letzteren nur in Gestalt von Cigarren, die seinem Herrn gehörten.

Jetzt waren die Drei auf der Höhe eines Hügels angekommen, wo ein anderer Feldweg, ganz gleich demselben, dem sie bis jetzt gefolgt, diesen in einem rechten Winkel durchschnitt. Auf diesem Punkte blieb der lustige Rath, welcher den Vortrab führte, einen Augenblick stehen und wandte sich an Eugen mit der Frage, nach welcher Richtung man sich weiter begeben solle, ob die alte beizubehalten sei, oder ob es nicht besser wäre, rechts oder links abzuschweifen.

„Für Jemand, wie du, der den Zufall zum Führer erkoren," antwortete Eugen lachend, „ist es begreiflich, daß er auf einem Kreuzwege, wie dieser, einigermaßen in Verlegenheit gerathen kann. Hier ist guter Rath theuer, und ich möchte um Alles in der Welt dem Schicksale nicht vorgreifen, indem ich beschlösse, der alten Richtung zu folgen oder eine neue einzuschlagen. Was meinst du? Sollen wir den Strich des Windes entscheiden lassen, oder willst du dich, ein moderner Augur, nach dem Fluge der Vögel richten?"

„Beides ist sehr schwer," meinte lachend der lustige Rath, „der Wind, der südöstlich zu gehen scheint, schneidet gerade zwischen

dem Kreuzwege hindurch und zeigte alſo nach rückwärts über das angebaute Feld; — was den Flug der Vögel anbelangt, ſo ſcheint es mir ſehr ſchwer zu ſein, ſich darnach zu richten, denn außer dieſen Schwalben da, die in einem unerträglichen Zickzack fliegen, bemerke ich weit und breit nichts, als dort einen Raubvogel, der eben zur Erde herabſchießt; und welche Richtung zeigt uns der an?"

„Du biſt ein ſchlechter Zeichenerklärer," verſetzte Eugen; „der Vogel, welcher ſich dort zur Erde hinabſchwingt, ſollte offenbar bedeuten, das uns das Schickſal befiehlt, es ebenſo zu machen, das heißt, uns hier niederzulaſſen, bis ein neuer Zufall, nach deinem Vorſchlage, uns weiter hilft."

„Vortrefflich!" antwortete der luſtige Rath; „hier im Angeſicht dieſer weiten gewaltigen Natur, unter dem Blau des Himmels thu' ich dir feierlichſt Abbitte dafür, daß ich dich in früheren Zeiten ſo oft für ungelehrig erklärt; ich fange an, ſtolz auf meinen Zögling zu ſein."

„Ich danke für das Kompliment," entgegnete Eugen; „aber iſt dieſe Höhe nicht zum Ausruhen ſehr einladend? Sieh hier, dicht am Wege jenes Heiligenbild unter dem Lindenbaum, der ſeine Zweige ſchattengebend ausbreitet — wie vortrefflich können wir hier ausruhen und neue Kräfte zu weiteren Unternehmungen ſammeln?"

„Da unten iſt auch ein Wirthshaus," erlaubte ſich ſchmunzelnd Joſeph zu ſagen, „ich erkenne es an dem großen Baume, der daneben ſteht, mit ſeinem Kranz von Tannenzweigen." Der brave Diener hatte in Betreff von Orten, wo es zu eſſen und zu trinken gab, einen merkwürdigen Inſtinkt und ein Talent im Auffinden von Wirthshäuſern, das ganz erſtaunlich war.

Der luſtige Rath ſchien augenſcheinlich über dieſe Aeußerung des Bedienten gerührt zu ſein; zuerſt zuckte ein Lachen über ſein Geſicht, dann aber nahm er eine ſehr feierliche Miene an, klopfte

dem einigermaßen erſtaunten Joſeph auf die Achſel, indem er ſo ernſt wie möglich ſagte: „Guter Pierrot, die Zeit der Wirthshausfreuden iſt leider vorbei. Wir ſind nicht mehr im Stande, dein Herr, ich und du, dort anzuhalten, wo der liebe Gott dem durſtigen Reiſenden ſo freundlich eine Hand entgegenſtreckt, das heißt, wir ſind es nur dann, wenn wir vorher etwas verdient haben. Ja, die Zeiten haben ſich traurig geändert. Du wirſt es ſchon noch erleben. Dein Herr iſt durch einen unglücklichen Zufall für einige Zeit vollkommen verarmt, und es geſchieht wahrlich nicht aus Luſt am Spazierengehen, daß wir uns hier ohne Wagen und Pferde auf freiem Felde befinden.“

Pierrot ſah bald ſeinen Herrn, bald den luſtigen Rath mit aufgeſperrtem Munde, mit wahrhaftem Erſtaunen und mit ſehr dummem Ausdruck an. Namentlich auf dem Geſichte ſeines Herrn hafteten ängſtlich hoffend ſeine Blicke. Doch Eugen zuckte die Achſeln und nickte mit dem Kopfe.

„Es iſt ſo, guter Pierrot,“ fuhr der luſtige Rath fort, „und wir laſſen dir in dieſer Stunde noch die Wahl, ob du mit uns gehen oder nach der Stadt zurückkehren willſt. Im letzteren Falle ſollſt du auf's Genügendſte mit Reiſegeld verſehen werden, und ich will auch obendrein nicht ermangeln, dir einen wichtigen Empfehlungsbrief an den Herrn Juſtizrath Werner mitzugeben.“

Bei Nennung dieſes Namens zuckte der Diener augenſcheinlich zuſammen, und die Erinnerung an dieſen Herrn brachte in ihm allerhand ſchreckliche Vorſtellungen von ſchweren Akten-Faſcikeln und von ſchnappenden Bedienten lebhaft in's Gedächtniß zurück. Er verſicherte hierauf, er könne unter keiner Bedingung ſeinen Herrn verlaſſen, möge auch kommen, was da wolle.

„Schön!“ ſagte hierauf der luſtige Rath; „deine Antwort, mein treuer Pierrot, iſt lobenswerth. Damit du ſiehſt, wie ſchon dieſſeits die Belohnung für gute Thaten öfters erfolgt, ſo lege deine beiden Felleiſen unter jenem Baume nieder, öffne das kleine, und

du wirſt dort für uns genug finden, um das Wirthshaus da unten mit hohem Baume und Tannenkranz vergeſſen zu können.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Die Reiſenden befragen das Schickſal, welches nicht antwortet, ihnen aber einen ſeltſamen Charakter zuführt.

Joſeph that, wie ihm geheißen. Er legte beide Felleiſen behutſam nieder, namentlich aber das kleinere, und als er daſſelbe langſam öffnete, konnte er ſich auch erklären, weßhalb ihm auf dem Wege hieher ſo oft ein eigenthümlicher Braten- und Käſeduft um die Naſe gezogen, wie eine ſchmerzliche Erinnerung an vergangene Tage, wie ein Klang aus der guten alten Wirthshauszeit.

Der luſtige Rath hatte zu einem ſoliden Frühſtück nicht das Geringſte vergeſſen, und Pierrot deckte behende, wie nie, am Fuße des Heiligenbildes, im Schatten des Lindenbaumes, eine gut beſetzte Tafel. Da war kalter Braten und Schinken, Brod, Käſe und Rothwein in anſtändiger Menge vorhanden, und die Drei ließen ſich mit großem Behagen um die weiße Serviette nieder, auf welcher all' dieſe Herrlichkeiten ſtanden.

„So hat mir lange nichts geſchmeckt," ſagte Eugen nach einer Pauſe, welche dadurch entſtanden war, daß er ein Glas Rothwein haſtig ausgetrunken und dann aufgeſprungen war, einen tiefen Athemzug zu thun; „wahrhaftig, kein Frühſtück oder Mittageſſen, ſo lange ich mich erinnere."

„Das macht der Marſch von vier Stunden!" bemerkte luſtig Herr Sidel, dem es ebenfalls außerordentlich ſchmeckte, der aber

dabei nicht vergaß, dem getreuen Pierrot ebenfalls seinen Theil zukommen zu lassen. „Gib nur Achtung, Eugen, welch herrliches Leben wir erst führen werden, wenn wir einmal eine ähnliche Mahlzeit mit unserer Hände Arbeit verdient haben!“

„Mit unserer Hände Arbeit?“ sagte kopfschüttelnd Eugen und besah seine feinen weißen Finger, welche, glatt und weich, wie die eines Mädchens, bis jetzt durch den Glacéhandschuh geschützt worden waren, und doch hatte auch schon an ihnen die Sonne ihre Verheerungen angestellt, indem sie um das Handgelenk herum einen kleinen rothen Streifen gebrannt.

„Die Arbeit unserer Hände allerdings,“ sprach der lustige Rath, „oder die unseres Kopfes, das ist am Ende gleich viel.“

„So laß uns endlich einmal einen soliden Plan entwerfen, oder willst du deine Theorie vom Zufall wirklich aufrecht erhalten und durchführen?“

„Auf alle Fälle!“ meinte Herr Sidel mit komischem Ernste. „Da wir einmal ein ungebundenes Leben führen wollen, so soll es auch nicht einmal durch unsere Gedanken und Wünsche gefesselt sein, oder gezwungen, sich in vorher gedachten Geleisen zu bewegen.“

„Dann sitzen wir aber hier gleich schon fest,“ erwiderte lachend Eugen, „und müssen auf einen Zufall warten, der uns sagt, welchen der vier Wege wir nehmen sollen.“

„Gewiß!“ sagte Herr Sidel; „doch hatte ich mir schon vorgenommen, mit deiner Bewilligung den getreuen Pierrot in unseren Kriegsrath zu ziehen; vielleicht weiß er aus seiner Knaben- oder Jünglingszeit aus vier unbekannten Wegen den richtigen heraus zu wählen, und auf eine Art, daß diese Wahl etwas Gültiges für sich hat.“

Der getreue Pierrot, nachdem er gesehen, daß die ansehnlichen Vorräthe, die vorhin auf der Serviette geprangt, auf eine wahrhaft erstaunlich schnelle Art verschwunden (er hatte aber das Seinige auch dazu beigetragen), überlegte bei sich, daß ein längeres Hier-

in unſere Zimmer, denn es waren ihrer zwei. Doch Schmidle zeigte gleich auf die Thür, welche in das zweite führte, wobei er auf den Zehen ſchlich und mir anvertraute, indem er den Finger auf den Mund legte, daß jenes an das Schlafgemach der kleinen ſchwarzen Dame ſtoße.

Der gute Schmidle war heute Abend in einer ſeltſamen Aufregung und Unruhe. Als nach einer halben Stunde mein Burſche den durchräucherten Anzug brachte und der Hausknecht der Löwenapotheke ein Paar Stiefeln mit darangeſchraubten ſchweren neuſilbernen Sporen, mußte Alles vorher anprobirt werden, damit er ſicher ſei, ob auch Hoſenträger und Sprungriemen in beſter Harmonie ſeien und ihn an einem eleganten Sitz nicht hinderten. Nach vielem Schnallen und Anprobiren war endlich Alles in Ordnung, und da nun Schmidle einmal ſeine Sporen an den Füßen hatte, legte er ſie nicht wieder ab, ſondern ſtolzirte mit klirrenden Schritten in dem Zimmer umher, wobei er ſich hauptſächlich in dem zweiten aufhielt und dort eine Mazurka pfiff, die er einſtens gelernt, wobei er mit den Abſätzen wie wüthend aufeinander ſchlug. So wurde es ſpät, wir ſpeiſten zu Nacht und machten es uns ſo bequem wie möglich, um bei einer Flaſche Wein über die morgende Tour zu ſprechen. Hierbei bemerkte ich, daß, ſo oft mein Freund von ſeinem Pferde ſprach, er tiefer athmete als gewöhnlich und daß er das Geſpräch immer auf Unglücksfälle zu lenken wußte, die beim Reiten vorkämen, woraus ich denn nicht ohne Grund ſchloß, daß Schmidle's Freude auf die morgende Partie durch einige beträchtliche Angſt vor dem Reiten ſehr gedämpft wurde. Das konnte man ihm aber auch nicht übel nehmen, denn mit vieler Offenherzigkeit vertraute er mir: morgen ſei es das zweite Mal, daß er ein Pferd beſteige, und obendrein liege zwiſchen dieſen beiden wichtigen Ereigniſſen ein Zeitraum von circa fünfzehn Jahren. Im Allgemeinen gab ich ihm einige Verhaltungsregeln, zeigte ihm an einem Stricke, wie er die Zügel halten müſſe, und damit er ſich gleich morgen früh vor Hausknecht und Kellnern keine Blöße gebe, ſtellte ich mich an ein Ende des Sophas, welches wir als Pferd annahmen und er mußte auf die linke Seite herantreten, den linken Fuß aufheben, als ſetzte er ihn in den Bügel und ſich mit dem rechten über den Sitz ſchwingen. Am meiſten examinirte er mich über das Durchgehen der Pferde und wie man ſich bei einem derartigen Fall am beſten zu benehmen hätte. Vor einem ſolchen Ereigniß hatte er überhaupt die größte Angſt und wie ſchon geſagt, obgleich es mir leid that, dieſe Furcht noch mehr zu vergrößern, drang er doch ſo lange in mich, bis ich ihm einige ſchauderhafte Fälle von durchgehenden Pferden und nachgeſchleiften Reitern erzählte. Es ging ihm wie den Kindern, die, je mehr ſie

verweilen bei der Averſion des Herrn Sidel gegen das Wirthhaus da unten leicht gefährlich werden könnte, und ließ ſich nach einigem Nachdenken bereitwillig finden, ein äußerſt zweckmäßiges Mittel anzugeben, um, wie hier, im Falle des Zweifels eine Richtung feſtzuſtellen.

Er beſeitigte aber zuerſt den Reſt des Kalbsbratens und Käſes, indem er denſelben ſehr geſchickt in die Serviette hinein rollte. Eine gute Portion Brod hatte er ſchon früher bei Seite gebracht. Auch trank er vorher eine Flaſche leer, die ihm zufälliger Weiſe an die Seite gerollt war; dann öffnete er lächelnd ſeinen großen Mund und ſprach: „Wie Sie wiſſen, gnädiger Herr, und auch Sie, der Herr Rath, ſo ſchicken die Metzgermeiſter ihre Knechte aus der Stadt auf's Land, um gute und wohlfeile Kälber einzuhandeln.“

„Ganz richtig,“ ſagte lachend Herr Sidel, „und dabei machen ſie zuweilen Metzgergänge, das heißt, ſie finden oftmals keine Kälber.“

„So iſt's,“ antwortete der getreue Pierrot; „da liegen nach allen Richtungen um ſie herum die Dörfer, wo ſie ihre Kundſchaft haben; aber wer weiß, in welchem Dorfe an dieſem Tage nun gerade viele Kälber gefallen ſind? Da hilft ſich nun der Metzgerknecht auf folgende Art: er geht auf die Straße hinaus und wirft ſeine Mütze ſo hoch, als er kann, in die Luft hinauf; natürlicher Weiſe fällt ſie alsbald wieder herab, und dann paßt er genau auf, wohin der Schirm der Mütze gerichtet iſt; dahin geht er hinaus, nach jener Richtung nämlich, und findet da immer Kälber, ſo viel er mag.“

„Bravo! köſtlich! vortrefflich!“ jubelte der luſtige Rath. „Das iſt ein ganz kapitales Mittel, und dir, als dem Erfinder, oder wenigſtens als dem, der uns damit bekannt gemacht, ſoll es auch geſtattet ſein, dieſen Wurf zu unternehmen. Nebenbei biſt du auch der Einzige, der eine Mütze trägt, und für uns, mit unſeren Strohhüten, würde das Orakel ſtumm bleiben.“

Pierrot lachte außerordentlich vergnügt, daß der Herr Sidel auf seinen Scherz einzugehen schien, sah aber vorher fragend seinen Herrn an.

„Ich erkläre dieses Mittel ebenfalls für vortrefflich," sagte Eugen, „und auch gewiß für untrüglich. Sollten wir nicht eine Wette machen, nach welcher Seite der Mützenschirm zu liegen kommt? — ich bin für dort hinaus."

„Bei solch wichtigen Sachen muß man nicht wetten," gab Herr Sidel scheinbar ernst zur Antwort; „komm her, getreuer Pierrot, stelle dich genau in die Mitte des Kreuzweges und mache dein Manöver."

Joseph begab sich dahin; nicht ohne eine Befriedigung in seinen Zügen auszudrücken, sowie einen gewissen Stolz, daß man sein Mittel für würdig befinde. Darauf nahm er seine Mütze in die Hand, schien ein paar Mal die Kraft seines Armes zu probiren und schnellte sich dann, so hoch er konnte, in die Höhe; aber o Unglück! der Wurf war nicht senkrecht gelungen, und als die Mütze in einem kleinen Bogen wieder herab kam, blieb sie an den Zweigen des Lindenbaumes hängen und obendrein noch in so unangenehmer Haltung, daß der Schirm zu Boden sah.

Erstaunt und überrascht sahen die drei nach der Mütze empor, und selbst der Herr Sidel kratzte sich einen Augenblick unschlüssig am Kopfe.

„Wenn wir auf den Fall dieser Mütze," bemerkte Eugen nach einer Pause, „das heißt auf die Art, wie der Schirm zu liegen kommt, ein wirkliches Gewicht legen und ihm als Orakelspruch folgen wollen, so sagt uns der Schirm der Mütze, indem er zu unseren Füßen auf den Boden zeigt, wir sollen da bleiben und hier geduldig warten, bis uns das Schicksal eine Aufforderung zu Theil werden läßt."

„Darin hast du Recht," sagte Herr Sidel; „wir haben überhaupt nichts zu verlieren und deßhalb keine Eile; lagern wir uns

wieder im Schatten dieses Baumes und rauchen unter anmuthigen Betrachtungen unsere Cigarre."

Eugen und der lustige Rath streckten sich hierauf wieder in den Schatten des Baumes auf das Gras nieder, und Pierrot beschäftigte sich damit, durch verschiedene Steinwürfe seine Mütze vom Baume herunterzubringen, was ihm endlich auch gelang.

Die beiden Anderen hatten sich eine Cigarre angezündet und bliesen in angenehmer Ruhe den blauen Rauch von sich.

„Wenn wir keinem Zufalle zu folgen hätten," sprach Eugen nach einer längeren Pause, „so würde ich unbedingt vorschlagen, den Weg dort hinaus zu nehmen, wo das Terrain sich sanft abflacht und von der Höhe in ein Thal hinab fällt, das zwischen grünen Bäumen und Sträuchern gewiß auch fließendes Wasser enthält, so einen kleinen Fluß, an dessen Ufer man so angenehm dahin dämmert; auch ziehen mich, ich weiß nicht, weßhalb, die schroffen, dunkelblauen Berge an, die in weiter Ferne über jenem Thale so ernst und feierlich nach uns hinblicken. Ich komme mir in diesem Augenblicke wie ein fahrender Ritter vor, und dann bilde ich mir ein, da hinaus auf den Spitzen jener Felsen liegen allerlei verzauberte Schlösser und verwunschene Prinzessinnen, die nach Erlösung schmachten."

„Ei, ei," sagte lachend der lustige Rath, „du denkst an fremde Prinzessinnen und wendest diesen dein Gesicht zu, während du in deinem Rücken eine andere arme Jungfrau sitzen läßt!"

„Schweig, Mephisto," entgegnete Eugen, „du hast gar keinen Sinn für Poesie."

„Leider nur zu viel!" seufzte Herr Sidel; „denn sonst hätte ich meine ehrbare Schule nicht aufgegeben, um zu dir zu ziehen und jetzt als anderer Sancho Pansa mit dir als zweitem Don Quixote durch das Land zu streifen."

„Wir haben wirklich eine Aehnlichkeit mit diesem ehrenhaften Ritter, doch sind wir noch miserabler daran — ich ohne Pferd, du

haſt nicht einmal einen Eſel, und dann fehlt uns das eigene Bewußtſein unſeres Werthes, die feſte Ueberzeugung, ſich auf dem ſicheren Pfade zum Ruhme zu befinden, die jener hatte."

„Und Dulcinea von Toboſo!" ſagte lachend der luſtige Rath.

„Iſt vorhanden," entgegnete Eugen, „aber in dieſem Falle Sancho Panſa'n angehörig; ich meine nämlich jene abgeblichene Dame, mit welcher wir dich, Ehrenfeſter, an dem Tage der Promenade Blumen zupfend fanden."

„Brrrr!" ſagte, ſich ſchüttelnd, Herr Sidel, „dafür muß ich danken. Ueberhaupt ſteht auch nirgendwo geſchrieben, edler Ritter von der traurigen Geſtalt, daß Euer ganz ergebenſter Schildknappe ſich eine Dame erkoren habe, das war ein Vorrecht Eurer Ritterſchaftlichkeit und blieb Euch vorbehalten. — — Aber ſieh einmal dort den Fahrweg hinab, welch ſonderbares Fuhrwerk wird dort ſichtbar! Jetzt kannſt du's deutlich ſehen, da es auf der Höhe des Hügels iſt; ſchau genau hin, es wird bald wieder in der Senkung des Weges verſchwinden!"

„Wahrhaftig," ſagte Eugen, „das iſt ein ſeltſamer Aufzug. Was kann das wohl ſein? Ich möchte auf Zigeuner rathen, doch ſehe ich zu wenig Fußgänger bei dem Karren."

„Es wird der Zufall ſein," meinte der luſtige Rath mit ernſter Miene, „der uns hier von dieſer Stelle erlöst."

Der Karren, oder was es ſonſt war, der die Aufmerkſamkeit der beiden Freunde auf ſich gezogen hatte, verſchwand jetzt wieder hinter den nächſten Hügeln, und es konnte noch eine ziemliche Weile dauern, ehe er an die Stelle kam, wo ſich die Beiden gelagert; denn dort unten machte der Fahrweg eine der oben erwähnten Abſchweifungen, dieſes Mal nach einem Kalkofen, und beſchrieb deßhalb einen großen Umweg, ehe er wieder die frühere Richtung einnahm. Doch hatte ſich der Fußgänger, der dieſes Weges kommen mußte, auch hier zu helfen gewußt, indem er, jene weite Biegung liegen laſſend, gerade zu ging, einen kleinen Fußpfad oktroirend,

der bald Gemeingut wurde. Auf dieſem Fußwege nun ſahen die beiden Freunde eine ſonderbare Geſtalt, die den Hügel herauf kam, gerade auf die Stelle los, wo ſie lagerten. Es war ein Mann, man hätte ſagen können, ein junger Mann, denn ſo waren die Körperbewegungen; das Geſicht aber ſah ſehr eingefallen und runzelig aus. Er trug einen Sommeranzug, Rock, Weſte und Beinkleider von demſelben Stoffe. Doch hatte dieſer Anzug, ſeine Farbe, die ehemals grau geweſen, ſo viel durch äußere Einflüſſe zu leiden gehabt, daß man die Grundfarbe nicht genau feſtſtellen, ja, nicht einmal mit einiger Genauigkeit beſtimmen konnte, ob die obgenannten drei verſchiedenen Bekleidungsſtücke nicht einſtens' aus drei ganz verſchiedenen Stoffen gemacht worden ſeien. Der Rock war eher durch Regen und Sonnenſchein, als durch häufiges Waſchen abgebleicht, die Weſte ſah ziemlich dunkel und ſchmutzig grau darunter hervor und hatte einen verdächtigen Glanz an den Taſchen und am unteren Rande. Ueber die Beinkleider ließ ſich nicht viel ſagen. Sie ſchienen am längſten gedient zu haben oder am ſtärkſten gebraucht worden zu ſein. Das waren arme defekte Weſen, die ſich in der Gegend der Fußknöchel krampfhaft empor zogen und ausgefranst und ganz erdfarbig waren. Dieſem Anzuge gemäß hätte die Geſtalt, welche ihn trug, ſtill und ſchüchtern an den Hügel hinanſchleichen müſſen; dem war aber durchaus nicht ſo, ſondern der Mann, der auf die eben beſchriebene Weiſe daher kam, warf ſich in die Bruſt, machte große und ſichere Schritte und hatte in ganz kurzer Zeit die Spitze des Hügels erreicht. Auf dem Kopfe trug er einen Strohhut! der merkwürdiger Weiſe an allerlei Stellen mit verſchiedenen Feldblumen beſteckt war; wie ſich ſpäter ergab, verbarg der graue Spaziergänger auf dieſe Art die defekten Stellen ſeiner Kopfbedeckung. Sein Geſicht war nicht unangenehm zu nennen, es hatte einen freundlichen Ausdruck; die dunkeln Augen blickten keck und fröhlich um ſich, und die emporgezogenen Augenbrauen, ſowie die ſtolz in Falten gelegte Stirn zeigten viel Selbſtbewußt-

ſein, ein Gemüth, das von ſeinem eigenen Werthe vollkommen überzeugt iſt. Es wäre eigentlich beſſer, von dem Hemdkragen nicht zu ſprechen, indem dieſer faſt zur Fabel geworden war; doch ſind wir in die Nothwendigkeit verſetzt, dem geneigten Leſer zu verſichern, daß ein ähnliches Ding da war, welches, von einem rothſeidenen, ſtrickartigen Halstuche feſtgehalten, den nackten Hals umflatterte. Hiezu trug die Geſtalt einen knotigen Stock! den ſie heftig ſchwang, bald indem ſie Quarten und Terzen damit in der Luft hieb, bald indem ſie ihn ſehr kunſtreich an einem Finger herumwirbeln ließ oder auf der Nagelſpitze balancirte. Jetzt hatte der Spaziergänger die Höhe des Hügels erreicht und wurde nun der Geſellſchaft anſichtig, die im Schatten des Lindenbaumes lagerte. Bei dieſem Anblicke blieb der Fremde ſtehen, ſetzte den rechten Fuß ſtolz auf die unterſte Stufe des Heiligenbildes, machte mit dem Knotenſtock eine Bewegung, als ſtoße er ein Schwert in die Scheide, und ſagte, indem er den Verſuch machte, die rechte Hand in den knopfloſen Rock zu ſtecken:

„Da alſo findet man Euch, edle Waffenbrüder, tapfere Geſellen, da alſo ruht Ihr aus auf Euren faulen Bäuchen, während rings herum der Teufel los iſt! Ja ſo!“ unterbrach er ſich lachend, indem er ſeine heroiſche Haltung verließ und grüßend an ſeinen Hut langte; „ich ließ mich wieder einmal von der Poeſie meiner Gedanken fortreißen, verzeiht mir deßhalb, ehrenwerthe Herren und Kampfgenoſſen. Trommler, der bekannte Trommler entbietet Euch ſeinen Gruß und erkundigt ſich nach Eurem ſchätzbaren Wohlbefinden.“

Eugen und der luſtige Rath ſahen lachend in die Höhe, und der Letztere ſagte, indem er höchſt ehrerbietig ſeinen Strohhut ſchwang: „Ich entbiete dem bekannten Herrn Trommler den freundlichſten Gruß in unſer aller Namen und erkundige mich nach Ihrem ſchätzbaren Wohlbefinden.“

Bei dieſen Worten überflog eine düſtere Freude das ernſt-

komiſche Geſicht des alſo Angeredeten. „Nein," ſprach er und hob dabei die Hand wie beſchwörend gegen den Himmel, „Trommler kann ſich nicht irren, er iſt ſo glücklich, auf dieſem elenden Fleck Erde drei Kunſtgenoſſen zu begrüßen. Gewiß," fuhr er enthuſiaſtiſch fort, „ein Irrthum iſt hier unmöglich. Die zwei kleinen Felleiſen zu drei Mann, und der leichte künſtleriſche Anzug und vor Allem das heilige Feuer, das aus Ihren Augen blitzt — glauben Sie mir, Trommler kennt ſeine Leute. Sie," damit wandte er ſich an Eugen, „arbeiten im Fache jugendlicher Liebhaber, die Natur ſcheint Sie dazu abſonderlich erſchaffen zu haben. In Ihnen," ſagte er zum luſtigen Rath, „verehre ich noble Familienväter, und in jenem würdigen Manne dort hinten mit dem komiſchen Blick und dem nicht ganz kleinen Mundwerk biete ich hiermit einem trefflichen Komiker die Bruderhand."

„Siehſt du," ſagte Herr Sidel leiſe zu Eugen, „das iſt der Zufall! Wir ſind durch ihn reiſende Schauſpieler geworden und müſſen die Rollen, die uns das Ungefähr zugeworfen, bereitwillig auffaſſen und beſtens durchführen."

Eugen nickte mit dem Kopfe.

„Sie haben," wandte ſich nun der luſtige Rath an den Schauſpieler, „ein vortreffliches Engagement, wie mir ſcheint." Dabei konnte er aber nicht unterlaſſen, ſeine Augen leicht blinzelnd auf dem Anzuge des Künſtlers einen Augenblick ruhen zu laſſen.

„Das Engagement iſt nicht ſchlecht," ſagte Herr Trommler mit großer Wichtigkeit; „wir leben in einem ſehr kollegialiſchen Verhältniſſe, wir haben eine Art Republik errichtet, wir ſpielen in Erwartung anderer Zeiten vorderhand auf Theilung."

„So lange etwas zu theilen iſt," ſagte lachend der luſtige Rath, „im anderen Falle aber —"

Herr Trommler zuckte die Achſeln und verſetzte nach einer Pauſe: „Ich kann nicht umhin, zuzugeben, daß bei uns ſchon Zeiten vorgekommen ſind, wo das Reſultat der Theilung ſehr unbe-

friedigend war — was will man machen? Künſtlers Erdenwallen! Verſtehen Sie mich recht, ſo ohne allen Verdienſt, ohne alle Einnahme ſind wir nur in höchſt ſeltenen Fällen geweſen! Oftmals lebten wir an jenen Abenden, wo kein baares Geld einlaufen wollte, herrlich und in Freuden, das kann ich Sie verſichern; denn wenn man in ſolch elenden Neſtern, auf miſerabeln Dörfern, wo kein Kunſtgefühl iſt, die Bemerkung machte, daß an eine baare Einnahme nicht zu denken ſei, ſo hatte der Direktor oder vielmehr ſeine Frau den klugen Einfall, gegen Erlegung von Viktualien, Eſſens- und Trinkwaaren aller Art die Hallen des Kunſttempels zu öffnen: erſter Platz: etwas Geflügel, Käſe, Rauchfleiſch und dergleichen, zweiter Platz: Butter, Brod und Eier — und das ging ſo fort bis zum letzten, wo als Nebenverdienſt der direktoriſchen Kinder auch Aepfel und Nüſſe angenommen wurden."

„Und iſt Ihre Geſellſchaft vollſtändig beſetzt?" fragte Eugen.

Hierauf trat Herr Trommler einen Schritt zurück, faltete die Hände vor ſeinem Leibe, drückte ſich ſtraff hinunter, wie er es als Tyrann zu machen pflegte, in dem Augenblicke, wo er ſeine unruhig gewordenen Kriegsvölker beſchwichtigen ſollte; auch ſein Geſicht, ſtolz empor gehoben, hatte hiezu den nothwendigen Ausdruck. „Wer will," ſagte er nach einer Pauſe im tiefſten Baſſe, „ein Fatum bezweifeln, ein unbeugſames, ſtrenges Fatum, das über unſeren Häuptern dahin rollt, uns hier leitend, dort zurückweiſend, aber immer wirkend und ſchaffend zu unſeres Lebens Beſtem. — —

„Es war heute in der Frühe — Morgendämmerung, die Lager brachen auf, die Nebel ſtiegen in die Höhe, über die fernen Berge hinweg ſah man den röthlichen Schein der aufſteigenden Sonne. Da trat der Führer der vielen Tauſende, die zu unſeren Füßen ſchliefen, an mich heran, lehnte ſich auf meine treue Schulter und ſprach: „wir brechen auf," ſagte er, „und ich habe mir vorgezeichnet drei Städtchen und drei Wege, wo wir unſer Glück verſuchen könnten und den Tempel der Kunſt aufrichten." So ſprach

der Prinzipal zu mir, während ſie vor den Thüren der Scheuer ſaß und den ſtärkenden Morgenkaffee aufgoß. — Wie ſchon geſagt, nach drei Städten können wir ziehen, das iſt Schmalzhauſen, Käſeheim und Schloßfelden. Was meinſt du, welcher von dieſen dreien ſollen wir den Vorzug geben? Ich habe mich für Schmalzhauſen entſchloſſen. — Da dachte ich, Trommler nämlich, an ein Geſicht, welches ich in vergangener Nacht gehabt, und in welchem ich deutlich vor mir geſehen dieſen Hügel mit dem Zauberbaume. Und hier vorbei führt der Weg nach Schloßfelden, da klang es in mir: hier unter dem Zauberbaume wird dir etwas abſonderlich Angenehmes paſſiren, und

Mein Bruder, ſprach ich, reite heute nicht
Den Schecken, wie du pflegſt. Beſteige lieber
Das ſich're Thier, das ich dir ausgeſucht.
Thu's mir zu lieb, es warnte mich ein Traum.

Und darauf ſagte mir der Prinzipal: Trommler, ich danke Ihnen, und entſchied ſich für Schloßfelden, und wohl zu unſerem Glück und Heil; denn indem ich jetzt die mir vorhin geſtellte Frage, ob unſere Geſellſchaft vollſtändig ſei? beantworte, rufe ich mit Freuden aus: wenn wir Sie, verehrte Herren und Kunſtfreunde, zu gewinnen im Stande ſind, ſo können wir uns ohne Furcht mit jedem Hoftheater meſſen."

„Schön geſprochen!" lachte Herr Sidel, „und glauben Sie, wenn wir uns geneigt zeigten, ihrer Truppe beizutreten, daß uns der Direktor annehmbare Bedingungen zugeſtehen würde?"

Herr Trommler zog die Achſeln außerordentlich in die Höhe, neigte ſeinen Kopf ſtark auf die linke Seite und ſagte: „im Augenblicke ſind unſere Kaſſen leer; doch da ich überzeugt bin, daß wir durch Ihren Beitritt in Schloßfelden glänzende Geſchäfte machen werden, ſo glaube ich, verſichern zu können, daß der Herr Direk-

tor — ein vortrefflicher Unternehmer — Ihre Engagementsforderungen beſtens prüfen wird."

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

In welchem die Reiſenden mit einer Künſtlergeſellſchaft zuſammentreffen und ein gutes Nachtlager finden.

Unterdeſſen war der Karren, den man vorhin im weiten Felde geſehen, näher und näher gerückt und jetzt am Fuße des Hügels angelangt, auf welchem ſich unſere Geſellſchaft befand. Der Karren war ein Mittelding zwiſchen einem ſolchen und einem Wagen, das heißt, er hatte vier Räder; der Kaſten, der blau und roth angeſtrichen war, ruhte auf Druckfedern und war mit einem Zelt überſpannt von roth und weiß geſtreiftem Zeuge, unter welchem ſich die Damen der Geſellſchaft, das war die Frau des Direktors mit ihrer Schweſter, ſowie der erſteren vier Kinder befanden. Der Mann, der dieſe ganze Kunſtanſtalt leitete, hielt es nicht unter ſeiner Würde, ſein Pferd vorwärts zu treiben und auch ſolcher Geſtalt den Thespiskarren zu dirigiren. Er war ein großer ſtarker Mann und hatte in ſeinem Aeußern etwas von einem Müller; denn ſein Anzug beſtand in einem gelblich-weißen tuchenen Rock, der bis unter das Kinn zugeknöpft war und von da in anſehnlicher Länge bis auf die Füße niederwallte. Seine Kopfbedeckung beſtand in einem einſt weiß geweſenen Filzhut, und darunter hervor blickte ein ſtark knochiges, ziemlich geröthetes Geſicht mit kohlſchwarzem Haupthaar und einem mächtigen Backenbart von derſelben Farbe.

Am Fuße des Hügels hielt der Karren, und der Schauſpieldirektor rief in das Innere deſſelben: „jetzt könnt' es nichts ſcha-

ſich fürchten, doch um ſo lieber die entſetzlichſten Schauergeſchichten anhören. Ja, als ſich Schmidle ſchon ausgezogen hatte und in ſeinem Bette lag, ſtand er noch einige Male auf und kam zu mir, um ſich zu erkundigen, was denn eigentlich zu thun ſei, wenn ein Pferd ſtürze oder der Reiter mit den Sporen im Bügel hängen bliebe. Ich tröſtete ihn ſo gut wie möglich, doch konnte ich ſein Herz nicht beruhigen, denn ſo oft ich in der Nacht aufwachte, hörte ich ihn ſchwer träumen und vernahm, wie er ängſtlich ſtöhnte und ſeufzte: „O Gott, o Gott! halt an! ein fürchterlicher Abgrund!“ und dann arbeitete er mit Händen und Füßen um ſich, daß das Geſtell des Bettes krachte. Es war für den armen Schmidle eine ſehr unerquickliche Nacht.

Kaum graute der Morgen, ſo war er ſchon wach, um im Zimmer umher zu rumoren, und wenn ich ihn ſo laut ſingen und pfeifen hörte, wobei er aber ein ſonderbares Geſicht machte, ſo kam ich leicht auf die Vermuthung, er ſtelle ſich nur ſo luſtig, um ſeine immer mehr wachſende Angſt zu verbergen. Der arme Schmidle war von einer ungewöhnlichen Haſt und Unruhe. Bald ſchellte er dem Kellner und beſtellte auf's Neue den Kaffee, den er ſchon einige Male befohlen, bald betrachtete er ſeine Sporen und trieb die Mädchen herum, bald lief er ans Fenſter und fluchte, daß die Pferde noch nicht kämen, dann eilte er wieder ins Nebenzimmer, um zu lauſchen, ob die Dame ſeines Herzens noch nicht aufgeſtanden ſei.

Endlich wurde es auch in den Zimmern neben uns lebendig, die Damen machten ihre Toilette und tranken Kaffee; darauf hörten wir, wie der Oberkellner zu ihnen ins Zimmer ging, um die Rechnung vorzulegen und wie er dabei den Gaſthof für die Zukunft empfahl. Jetzt fuhr unten ein Wagen vor und Schmidle nahm eilig ſeinen Hut, um die Damen vorläufig an der Hausthür zu empfangen und ihnen durch Reitanzug und Sporen einen kleinen Hoffnungsſtrahl zu geben, daß ſie ihn noch wiederſehen würden. Ich legte mich oben ins Fenſter, um mir die Damen wenigſtens anzuſehen, die nun aus dem Hauſe an ihren Wagen traten. Richtig! Schmidle ſtolperte hinter ihnen drein die ſteinernen Stufen des Hôtels herab, wobei er um ein Haar mit ſeinen Sporen hängen geblieben wäre. Unter dem Arme hatte er ſeine ungeheure Reitpeitſche mit ſilbernem Knopf, den Hut trug er in der Hand, und nachdem er mit den Damen einige vorläufige Complimente gewechſelt, trat er, wahrſcheinlich um als ächter Reiter ſeine Pferdeliebhaberei kund zu geben, zu den magern Miethgäulen hinan, klopfte ſie auf den dürren Hals, und hatte ſchon zu Anfange des Tages beinahe ein Unglück; denn als er, wie ich es ihn gelehrt, mit der Hand den Kamm herab durch die Mähne fuhr, um ſich von der guten Race der Thiere zu überzeugen, berührte er vielleicht eine kitz-

den, wenn ihr ein bischen ausstieget; reicht mir die Kinder behutsam heraus, sie können ein wenig laufen, und dir und deiner Schwester wird's, glaub' ich, auch Vergnügen machen, den ziemlich starken Hügel hinan zu steigen. Die Sonne sinkt schon nieder, es ist nicht mehr so arg heiß."

„Wie du meinst, Hektor," sagte eine Frauenstimme aus dem Wagen.

„Hier nimm den kleinen Hugo" — Hugo wurde auf den Boden gesetzt. — „Sei artig, Hypolit," fuhr die Dame fort, „man kann nicht immer gefahren werden, das Pferd will auch ein wenig ausruhen." Hypolit schien nicht dieser Ansicht zu sein, sondern wischte sich verdrießlich die Augen und stampfte unartig mit seinen kleinen Beinen in der Luft, ehe ihn der Vater auf den Boden setzte. Hierauf kamen die beiden Direktorstöchter, junge Damen von sechs bis acht Jahren, Euphrosine und Amalie, und ihnen folgte die Prinzipalin selbst. Sie war eine Frau in gutem Alter, zwischen den Dreißig und Vierzig, ziemlich korpulent, mit dunkelm Haar, freundlichen Augen und einem munteren Wesen. Ihre Schwester, die hierauf mühsam über das Rad herab kletterte, hätte man im zweifelhaften Falle gewiß für keine Verwandte erklärt. Sie war angeblich die jüngere Schwester, in der Wirklichkeit aber die ältere, hatte eine lange, dürre Figur, hellblonde Haare und spielte Anstandsdamen und Heldinnen.

Herr Trommler hatte nicht sobald gesehen, daß drunten am Fuße des Hügels die Familie des Direktors angekommen war und ausgeschifft wurde, als er sich einen Augenblick von unseren Freunden verabschiedete und seinen Collegen entgegen eilte. Unten nahm er den Direktor auf die Seite und schien angelegentlich mit ihm zu sprechen. Eugen sah augenblicklich, daß sich die Rede des Schauspielers auf ihn und den Herrn Sidel bezog.

„Nun was meinst du," sagte Letzterer, „zu diesen Aussichten, die sich uns hier plötzlich eröffnet haben? Bist du dem Zufalle dankbar oder nicht?"

„Das muß die Zukunft lehren," ſagte lachend Eugen; „du kennſt auch meine Neigungen genugſam, um zu wiſſen, daß ich mir lange gewünſcht, ein ähnliches Leben einmal für eine Zeit lang mitzumachen. Aber was iſt mit Joſeph?" ſetzte er leiſe hinzu.

„Joſeph," antwortete Herr Sidel mit ſehr wichtigem Geſichte, „wird, im Falle man uns engagirt, gerade ſo gut ausübender Künſtler, wie wir Beiden. Haſt du es gehört?" wandte er ſich an den getreuen Pierrot; „wir ſind im Begriffe, zum Theater zu gehen, und wenn wir uns für dich verwenden, was gewiß geſchehen ſoll, ſo werden ſie dich ebenfalls an- und aufnehmen. Aber hör' und achte auf meine Worte: dein Herr heißt von dieſem Augenblicke an Eugen Wellen — ich muß das," ſetzte er lachend hinzu, „unſerem vortrefflichen Präſidenten zu Liebe thun. Ich bin der Herr — nun, wie heiße ich gleich? — meinetwegen Müller; alſo merke dir das ganz genau, getreueſter Pierrot, der Herr Wellen und der Herr Müller. Du kannſt dich Herr Hannibal nennen, ein ſehr ſchöner Name und paſſend für dein Aeußeres. Merke dir aber, lieber Freund, daß unſere früheren Namen für uns jetzt nicht mehr exiſtiren, vergiß dieſelben alſo vorderhand: ſei, was frühere Tage anbelangt, verſchloſſen wie ein Grab, überhaupt ſo ſchweigſam wie möglich, und glaube mir, daß es nur von deinem Betragen abhängt, ob dein Herr ſich ferner deiner annimmt oder ob man dich in die weite Welt hinausſchickt."

Dem getreuen Pierrot war es ſchon nicht bei der Verhandlung vorhin, noch weniger aber jetzt bei der Rede des Herrn Sidel außerordentlich wohl zu Muthe. Er hatte von jeher keine große Achtung vor Schauſpielern gehabt, ſogar vor denen nicht, welche er in der Reſidenz geſehen und die doch in der eleganteſten Toilette umhergingen und in ſehr ſchönen Häuſern wohnten. Nun aber hier erſt der Kollege, der ſich eben präſentirt mit ſeinem grauen farbloſen Anzuge — o, das Leben, das unter dieſen Ausſichten

dem armen Pierrot für die Zukunft vor die Augen trat, schien ihm ebenso Grau in Grau gemalt. Doch was war zu thun? In Geduld folgen und sehen, wie lange diese Idee seines Herrn wieder einmal dauern würde. Glücklicher Weise waren ähnliche Vorgänge da, und Joseph erinnerte sich, daß Herr Eugen Stillfried die Veränderungen liebe.

Mittlerweile war die Gesellschaft fahrender Künstler den Hügel heraufgekommen, und der Herr an ihrer Spitze beeilte sich, unsere Freunde dem Prinzipal und der Prinzipalin vorzustellen. Dies war bald geschehen, und der Direktor schlug vor, hier einen kleinen Ruhepunkt zu machen, theils weil er nach einem Marsche von sechs Stunden in der That das Bedürfniß fühlte, sich niederzulassen, theils aber auch, weil er hoffte, so behaglich im Schatten sitzend, die neu aufzunehmenden Mitglieder milder gestimmt zu finden und für sich bessere Bedingungen heraus zu schlagen.

Das Letztere wurde ihm gerade nicht schwer; denn da unsere Freunde einmal geneigt waren, diesem sich darbietenden Zufalle zu folgen, auch andererseits, wie wir recht gut wissen, von den Bedingungen des Direktors in keiner Weise abhängig waren, so wurden beide Parteien bald einig. Sie spielten gleich der übrigen Gesellschaft mit auf Theilung und behielten sich nur das Recht vor, mit achttägiger Kündigung wieder austreten zu können.

Das Fuhrwerk, welches wir vorhin erwähnt, und das der Familie des Direktors zum Fortkommen diente, enthielt außerdem nur die besten Garderobesachen. Ein anderer Wagen mit der Einrichtung des Theaters, mit Dekorationen und Requisiten war noch zurück und wurde von dem jungen Bruder des Direktors geleitet.

Der Prinzipal traf die Bestimmung, daß die Gesellschaft hier unter der Linde auf den zurückgebliebenen Wagen warten solle, während er mit den neu angeworbenen Mitgliedern jetzt gleich nach dem nicht mehr sehr entfernten Schloßfelden aufbrechen wolle, um

dort die Quartiere zu besorgen. Die Gesellschaft sollte in der Dämmerung nachrücken. Er pflegte es immer so zu machen und wollte es um Alles in der Welt nicht leiden, daß der Troß jubelnder Straßenbuben den einziehenden Thespiskarren begleite.

Nachdem sich Eugen, nunmehr Herr Wellen, sowie Herr Müller und Herr Hannibal von den Damen und dem Herrn Trommler verabschiedet — letzterer war dazu bestimmt, an des Direktors Stelle das Pferd des kleinen Karrens weiter zu führen — begaben sie sich mit dem Prinzipal auf den Weg und ließen die andere Gesellschaft hinter sich.

Noch eine Zeit lang gingen sie auf der Hochebene fort, und wenn sich auch der Fahrweg bald hob, bald senkte, so hatten sie doch volle zwei Stunden zu marschiren, ehe sie an den Abhang dieser Ebene kamen, an das Thal, nach welchem Eugen schon im Laufe des Tages sehnsüchtig geblickt, mit seinen grünen Gebüschen, über das hinweg die fernen blauen Berge blickten.

Der Prinzipal schien sich ein wahres Vergnügen daraus zu machen, so stattlich aussehende Mitglieder die Seinigen nennen zu können. Er erlaubte sich auch wegen der ganzen Haltung derselben nicht viele zudringlich erscheinende Fragen über ihre frühere Künstlerlaufbahn und begnügte sich damit, als Eugen durchblicken ließ, sie seien bis jetzt nur bei großen, bedeutenden Bühnen beschäftigt gewesen und nur durch gewisse Verhältnisse gezwungen worden, so bei ihm eine Zeit lang zu privatisiren. Wir sagten so eben, der Direktor begnügte sich mit dieser Aussage, wollen aber damit nicht zugestehen, als habe er dieselbe geglaubt. Er war ein alter Praktikus, hinter den Lampen, wenn auch nicht ergraut, doch groß geworden, und wenn er auch in Betreff seiner drei neuen Mitglieder nicht die volle Wahrheit traf, so schoß er doch auch nicht weit daneben. Zwei von den Dreien, dachte er bei sich, der Herr Wellen und der Herr Müller, haben irgend etwelche lockere Streiche aufgeführt, in deren Folge sie in Verbindung des Dritten, des Herrn

Hannibal, der eigentlich weit unter ihnen stehe, gezwungen wurden, was man so im Leben nennt, durchzugehen. Das ist mir nun am Ende gleich viel, speculirte der Prinzipal weiter, die drei Bursche sehen gut aus, werden das Bischen schon lernen, was sie gebrauchen, um den Bauern einen vergnügten Abend zu machen, und wenn die Sache auch nicht geht, so sind wir ja beiderseitig an gar nichts gebunden.

So schlenderten sie dahin, und rauchten von den feinen Cigarren des Herrn Wellen.

„Sagen Sie mir," hub der Direktor nach einem längeren Stillschweigen an, „mir scheint, der Herr Hannibal dort habe sich schon viel in komischen Fächern versucht, er scheint mir wenigstens das ganze Zeug zu haben, wär' auch gewiß für's Ballet und die Pantomime sehr verwendbar. In letzterer werden Sie auf alle Fälle den Pierrot geben. Sie müssen mir verzeihen, aber dazu ist ihr Gesicht in der That wie gemacht."

Herr Müller konnte sich nicht enthalten, bei dieser Bemerkung laut hinaus zu lachen, und antwortete: „Ich muß den Scharfblick des Herrn Direktors bewundern. Wenn auch Herr Hannibal im Allgemeinen bis jetzt kein schlechter Schauspieler war, so steht er doch einzig in seiner Art in der Rolle des Pierrot da. Wahrhaftig, wenn nicht die Pantomime leider auf unseren größeren Theatern nach und nach ganz verschwände, so hätte dieser vortreffliche junge Mann in dieser sonst so beliebten italienischen Charaktermaske eine glänzende Carriere machen müssen, einen ungeheuren Weg, etwa wie Grimaldi seiner Zeit als Clown."

„Für uns," entgegnete der Direktor, „ist die Pantomime noch beständig sehr dankbar und ergiebig, und unser Publikum begieriger darauf, als auf die schrecklichsten Schauer- und Trauerstücke. Nebenbei ist es für unsere Künstler eine Art Ausruhen; sie brauchen keine Rollen zu lernen und können sich bei unserer Pantomime in einem ungezwungenen Extempore gehen lassen. Man gibt im Allgemeinen

den Faden des Stückes an. Die Perſonen ſind immer die gleichen: Harlekin, Colombine, Pantalon und Pierrot. Der Alte wird betrogen, die Tochter von Harlekin entführt, und Pierrot bekommt ſeine Schläge, wie das ſo der Brauch iſt."

„Ganz richtig," ſagte lachend der luſtige Rath, „Pierrot bekommt ſeine Schläge, und das aus dem FF."

Dem Herrn Hannibal war es bei dieſen Worten nicht ſehr angenehm zu Muthe, und wenn auch die beiden Felleiſen — ſie waren bei dem Wagen zurückgeblieben — ſeine breiten Schultern nicht mehr drückten, ſo laſtete doch das Bewußtſein, ſo plötzlich und unverhofft aus einem ehrlichen und ſoliden Bedienten ein vacirender Künſtler geworden zu ſein, ſchwer auf ſeiner Seele.

Vor den Augen unſerer Wanderer that ſich aber jetzt im Strahle der Abendſonne ein wunderliebliches Bild auf. Es war, als habe die Natur ſich am Ende ſelbſt gelangweilt bei Erſchaffung der, wenn gleich ſehr fruchtbaren, doch ermüdend einförmigen Hochebene, die ſich meilenweit nach allen Seiten ausdehnte, und als habe ſie jetzt in ihrer köſtlichſten Laune daran ein weites Thal gewirkt voller Lieblichkeit und Anmuth.

Unſere Reiſenden ſtanden am Abhange der Ebene, und der breite Fahrweg, auf dem ſie bis jetzt gewandelt, mit ſeinen langweiligen Karrengeleiſen, ſeiner gleichen, weiß-grauen Farbe, ſeiner einförmigen Abgrenzung von grünen Raſen, mit einigen bunten Blumen verziert, ſchien bei dem Anblicke der Gegend zu ſeinen Füßen plötzlich ein ganz anderer geworden zu ſein: voll Uebermuth und Jugendkraft. Er wand ſich luſtig hin und her, vertiefte ſich zum Hohlweg mit ſteilen Wänden, die bald grün bewachſen waren, bald zackige Felſen zeigten, bald bröckeliges Geſtein und Erde, zuſammengehalten durch die Wurzeln mächtiger Bäume, welche hoch über ihm ein Laubdach bildeten, während unten dieſe Wurzeln ſelbſt, phantaſtiſch verſchlungen, dem Auge des Dahinwandelnden die angenehmſte Abwechslung boten.

Hie und da verflachten sich die Wände des Hohlwegs auf kurze Zeit, und das geschah immer an solchen Stellen, wo er sich im tollen Uebermuth plötzlich rechts oder links wandte, oder wo er eilig und lustig niedersteigend sich um die Felszacken wand, als wolle er selbst seinen raschen Lauf zügeln.

An solchen Stellen nun zeigte sich vor den Augen unserer Reisenden das vor ihnen liegende Thal in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit. Eugen hatte vorhin richtig geahnet. Dort unten schlängelte sich ein kleiner Fluß; hier, wo die beiden Thalwände enger zusammen standen und wo das Wasser von der Hochebene mit raschem Falle herunterstürzte, trieb es Mühlen und Fabrikwerke. Weiter hin wurde das Thal immer weiter und breiter, und da liefen die Wellen des kleinen Flusses ruhiger und eilten lustig dem flachen Lande zu; aber von der Höhe sah man noch lange, lange die Krümmungen desselben, besonders jetzt, wo der röthlich schimmernde Strahl der Abendsonne darauf lag und der kleine Fluß zwischen den grünen Wiesen sich dorthin wie eine goldene Schlange ringelte.

Das große Dorf oder kleine Städtchen, der Bestimmungsort unserer Reisenden, lag dicht an den Fuß des Berges geschmiegt. Auf seiner linken Seite stand auf der sanft ansteigenden Thalwand eines der reizendsten alten Schlösser, die man sehen konnte. Es war ein mittelalterliches Gebäude, aber, wie es schien, auf's Sorgfältigste restaurirt mit zackigen Zinnen, einem hohen Thurme, vielen kleinen Erkern und Nebengebäuden, mit der freiesten Phantasie zusammengestellt, oder wie die damaligen Verhältnisse gerade einen Neubau bedingten. Alles das war durch Terrassen und Brücken mit einander verbunden, so ein wahrhaft malerisch schönes Ganzes bildend.

Als die Wanderer dieses Schlosses zum ersten Mal ansichtig wurden, blieb der Schauspieldirektor einen Augenblick stehen, fuhr mit der Hand über das Gesicht und sagte: „Ich habe so gewisse

Gegenden, verschiedene Städte, zwischen denen ich Jahraus, Jahrein herumziehe. Dem Orte da unten war eigentlich für jetzt noch kein Besuch zugedacht; Trommler brachte mich auf die Idee, und es ist mir jetzt lieb, daß es so gekommen ist, einestheils, weil ich Euch, Ihr Herren, auf dem Wege dahin gefunden, und zweitens, weil ich gar gern hieher gehe. Der Ort da unten hat für mich immer etwas Gutes gehabt, der Aufenthalt dort mir etwas Angenehmes gebracht. Das sind nun schon lange Jahre, seit ich zum ersten Male hier war. Damals war das Schloß noch in vollem Glanze, d. h. es wurde von der gräflichen Familie, der es angehört, selbst bewohnt, und das war auch eine gute Zeit für unser einen. Da wurden wir wöchentlich ein oder zwei Mal eingeladen, im Schlosse selbst unsere Vorstellungen zu geben. Es befindet sich dort ein ganz charmant eingerichtetes kleines Theater. Die Gräfin, die Gemahlin des Besitzers, protegirte uns, und wenn wir abzogen, erhielten wir gewöhnlich noch ein Geschenk, das meistens unseren Verzehrungskosten gleich kam. Das war noch eine gute, glückliche Zeit; aber auch später, als das Schloß schon leer stand, ging ich doch noch gern dahin. Es ist hier, wie wir es nennen, ein gutes Klima. Die Leute verlangen nicht zu viel, sind zufrieden mit dem, was wir ihnen geben können, und bezeugen ihre Dankbarkeit dadurch, daß sie unsere Vorstellungen häufig besuchen."

Die Sonne war nun im Begriff, unterzugehen, und da die Wanderer Westen gerade vor sich hatten, so erschien ihnen das ganze lange Thal vor ihnen wie mit glühendem Lichte erfüllt. Die Luft war warm und würzig, Käfer und Nachtschmetterlinge flogen; und, als sie immer tiefer hinabstiegen, drangen von unten menschliche Stimmen an ihr Ohr, sowie das Klopfen der Hämmer und das Rauschen der Wasser, während hinter ihnen die Bergwand sich in die Schatten der Nacht hüllte und einsam und schweigend da lag in feierlicher Stille, die nur zuweilen unterbrochen wurde durch das Gekreische des Raubvogels oder den lauten lustigen Ruf von Kindern,

welche dort oben gespielt hatten und nun mit Beeren und Blumen beladen nach Hause zurückkehrten.

Fremde waren hier etwas Ungewöhnliches, deßhalb schauten die Leute, die vor ihrer Hausthüre standen, unseren Wanderern neugierig nach und ergingen sich in Muthmaßungen, wer es wohl sein könne. Hie und da blieb der Schauspieldirektor einen Augenblick stehen und rief lustig einen Namen. Der Gerufene kam dann augenblicklich in die Straße herein und schien sich in den meisten Fällen wahrhaft zu freuen, den alten Bekannten wieder zu sehen. Wenn er alsdann wieder unter seine Hausthüre zurücktrat, so sah man beim Lichte des Herdfeuers, welches auf die Gasse hinausdrang, daß die ganze Familie sich neugierig versammelte, um zu erfahren, wer es gewesen sei, der eben vorübergekommen und gegrüßt.

So zogen unsere vier Wanderer durch den größten Theil des Ortes und kamen endlich an das Wirthshaus, wo der Schauspieldirektor gewöhnlich einzukehren pflegte. Es war dies ein großes, weitläufiges Gebäude, und neben demselben befand sich eine Terrasse mit Rebenlaub überdeckt, auf welcher die Gäste saßen. Wir müssen gestehen, daß der Schauspieldirektor von den Wirthsleuten auf's Freundlichste empfangen wurde; ja, auch einige von den Gästen erschienen am Rande der Terrasse, um sich zu erkundigen, ob es denn wirklich der Herr Sommerfeld sei, der eben angekommen.

Nachdem nun der Prinzipal die Stärke seiner Gesellschaft angezeigt und gesagt, sie würde in einer kleinen Stunde mit Kind und Kegel eintreffen, machte er sich alsbald wieder auf den Rückweg, um den Seinigen entgegen zu gehen und ihnen zu helfen, damit auf dem steilen Pfade in's Thal herab Niemand Schaden leide; denn so ein ausgezeichneter Künstler der Herr Trommler auch war, so besaß er doch nicht allzu große Geschicklichkeit in der Leitung von Pferd und Wagen.

Das Wirthshaus, vor welches wir den geneigten Leser im

Dunkel des Abends geführt, ſind wir aus letzterem Grunde vorerſt unmöglich im Stande genauer zu beſchreiben. Wir ſehen nichts, als die unbeſtimmte Maſſe des Gebäudes, im oberen Stock ein einziges Fenſter erhellt, den Hausflur dagegen hell beleuchtet von der lodernden Flamme des Küchenfeuers. Zwiſchen dem Rebenlaub hervor glänzen einige Lichter und dort hört man ein Geſpräch und das Klirren von Gläſern. — Eugen, der es mit dem Prinzipal ſo abgemacht, verlangte ein beſonderes Zimmer für ſich und den Herrn Müller und ein daran ſtoßendes für den Herrn Hannibal, was ihm augenblicklich angewieſen wurde.

Das Wirthshaus ſelbſt hieß: „Zur wilden Roſe.“

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Herr Juſtizrath Werner entwickelt Heirathsprojekte, die aber nicht ſo aufgenommen werden, wie er vorausgeſetzt.

An jenem Tage, wo Eugen die letzte Unterredung mit ſeiner Mutter hatte, in welcher er verſprochen, einen Theil jener Papiere, die ſich in dem kleinen verſiegelten Pakete befanden, in ihre Hände zu liefern, hatte die Staatsräthin, wie wir bereits wiſſen, ihren Hausfreund, den Juſtizrath Werner, bitten laſſen, ſie doch ja im Laufe des Nachmittags zu beſuchen. Daß er nicht erſchienen, und welche Geſchäfte ihn zurückgehalten, wiſſen wir ebenfalls. Madame Stillfried, obgleich ſie nicht die geringſte Kenntniß davon hatte, was ſich an jenem Abend begeben, befand ſich trotzdem den ganzen Reſt des Tages in einer ahnungsvollen Sorge und Angſt, die ſich als gerechtfertigt erwies, ſobald nämlich — es war gegen zehn Uhr — der

liche Stelle des armen Gaules, denn dieser warf den Kopf mit solcher Gewalt gegen Schmidle zurück, daß mein armer Freund vor Schrecken rückwärts gegen die Wagenthür prallte, und dort zum noch größeren Unglück unsanft gegen die ältere Dame stieß, die eben im Begriff war, einzusteigen. O weh, o weh! mir wollte es in diesem Augenblick gar nicht gefallen, daß die junge Dame hastig mit ihrem Taschentuch an den Mund fuhr, denn es kam mir nicht vor, als trockne sie Abschiedsthränen ab, vielmehr schien es mir, als bedecke sie ein leises spöttisches Lachen. Es war sehr gut, daß Schmidle dies nicht bemerkte, denn der Angriff des Pferdes auf ihn hatte ihn schon genug aus der Fassung gebracht und vergeblich suchte er durch eine Masse von Complimenten das gehörige Gleichgewicht wieder zu erlangen. Endlich bestiegen die Damen ihren Wagen, der Schlag wurde zugemacht und der Kutscher fuhr dahin. Ich sah ihnen einen Augenblick nach, und ich muß gestehen, daß ich deutlich bemerkte, wie die junge Dame aus dem Wagenschlag rückwärts sah. Ob dies wohl meinem Freund Schmidle galt? ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. Er aber fuhr mit dem silbernen Knopf seiner Reitpeitsche auf das Herz und verneigte sich unendlich tief. Selig über die Triumphe, die er erlebt, stieg Schmidle die Treppen herauf und trat zu mir ins Zimmer, wobei er nicht anders erwartete, als daß ich ihn mit dem größten Lobe überschütten würde, weshalb es ihn nicht wenig befremdete, als ich ihm versicherte, er habe sich wieder einmal sehr unnatürlich und deshalb schlecht benommen — eine Anklage, die ich durch meine Behauptung motivirte, daß es ihm gar nicht darum zu thun gewesen wäre, die gute oder schlechte Race der Fiakerpferde zu untersuchen, sondern daß er den Damen nur habe zeigen wollen, wie gut er es verstehe, ein Pferd anzufassen. „Doch, lieber Schmidle," setzte ich hinzu, „Du hast selbst gesehen, wie unglücklich es Dir mit dieser Renommage beinahe ergangen wäre; nimm Dich also künftig in Acht."

Diese Worte sprach ich in sehr ernstem Tone, doch als ich sah, daß er sie eben so aufnahm und daß sein Gesicht sich zusehends verlängerte, dachte ich mitleidig an die große Angst, die er schon in der Nacht ausgestanden, und brach, um ihn zu trösten, in ein lautes lustiges Lachen aus, was mir jedoch nur halb gelang, denn obschon er im Begriff war, kräftig mit einzustimmen, so brach er doch plötzlich ab, da wir auf der Straße den Hufschlag von Pferden hörten. Schmidle eilte an's Fenster; richtig, es waren unsere Rosse, die eben von dem Hausknechte des Pferdevermiethers herangeführt wurden. Mein Freund, der bei diesem Anblicke in sichtliche Unruhe gerieth, wollte sich sogar mir gegenüber das Ansehen eines gleichgiltigen Menschen geben und begann eine Arie zu pfeifen. Doch kam der Ton sehr tremulando

Justizrath Werner in höchster Aufregung in dem Stillfried'schen Hause erschien und, nachdem er sich der ungewöhnlichen Stunde halber bei der alten Dame hatte melden lassen, vorgelassen wurde und ihr darauf das Geschehene erzählte.

Der ganze Anschlag gegen Eugen, von dem übrigens die Mutter keine Ahnung hatte, war vollständig verunglückt; denn als man nach dem jungen Mann in seiner Wohnung gesucht, war er verschwunden, und was den Justizrath am meisten beunruhigte und in Sorgen versetzte, der getreue Pierrot mit ihm, der doch so gemessene Befehle erhalten hatte, nicht die Stadt, ja nicht einmal die Wohnung seines Herrn zu verlassen.

Da, zum erstenmal seit längerer Zeit, sowie auch einige Zeit später wegen der ähnlichen Veranlassung, hatte die Staatsrätbin mit dem Herrn Werner mehrere ziemlich lebhafte, ja heftige Unterredungen, in deren Verlauf sie ihn gar beschuldigte, daß er, wie es schiene, sein Möglichstes thue, den Sohn von der Mutter gewaltsam zu entfernen, unter dem Vorwande, jene Papiere zu erlangen. Das war nun an sich auch vollkommen richtig; doch bemühte sich der Justizrath begreiflicher Weise, der Staatsräthin jene Gedanken auszureden, indem er ihr versicherte, es sei durchaus nicht glaubwürdig, daß Eugen ernstlich im Sinne gehabt, ihr einen Theil jener Papiere in die Hand zu geben. Doch wenn die Mutter auch am Ende dieser Behauptung gegenüber still schwieg, so glauben wir doch annehmen zu können, daß sie bei jener Unterredung in dem offenen, ehrlichen Auge ihres Sohnes nicht eine Spur von Falschheit entdeckt hatte, und daß sie auch heute noch seinem Versprechen mehr glaubte, als den Worten des Justizrathes.

Als dieser sie nun eines Abends verlassen, blieb sie noch einen guten Theil der Nacht in ihrem kleinen Lehnstuhl in der Fensterecke sitzen, hielt den Kopf in die Hand gestützt und dachte eifrigst an vergangene Zeiten, wohl auch zuweilen an die Zukunft. Bei den letzteren Gedanken verfinsterte sich ihr Gesicht und sah eine Zeit lang

gehässig, menschenfeindlich aus. Sie sprang in solchen Momenten auf und eilte mit raschen Schritten durch das Zimmer. Plötzlich aber, während sie so heftig auf und nieder ging, konnten sich ihre Züge mit Einem Male aufhellen, ihr Blick wurde alsdann freundlich, ja ein leichtes Lächeln spielte um ihren Mund, und dann konnte sie plötzlich stehen bleiben und sich selbst fragen: „Und warum nicht?" Auch schienen die freundlichen Bilder, die auf diese Art ihre Seele beschäftigten, häufiger wieder zu kehren, und unter dem Einflusse derselben begab sie sich endlich zur Ruhe. Wir glauben, annehmen zu können, daß die alte Dame seit langen Jahren zum ersten Male wieder freundliche und angenehme Träume hatte, und wenn auch zuweilen ein finsteres Bild hindurch schritt, so war es ein Gedanke an das, was an jenem Abend mit ihrem Sohne geschehen, von dem sie durch ihren Diener genaue Kunde erhielt.

Am Morgen nach jenem Vorfalle hatte sie den alten Jakob zeitig zu sich heraufkommen lassen, und ihm den Befehl ertheilt, sich augenblicklich nach den näheren Umständen jenes traurigen Vorfalles vom gestrigen Abend zu erkundigen. Doch wußte der alte Diener diesen bereits bis in die kleinsten Einzelheiten, und in der Küche hatte man schon vom frühen Morgen an debattirt und berathschlagt, auf welche Weise es am besten thunlich sei, der Staatsräthin die Wahrheit unumwunden mitzutheilen.

Jetzt, da ihm die Herrschaft mit dieser Frage auf halbem Wege entgegen kam, ermangelte Jakob nicht, den Sachverhalt auf's Klarste aus einander zu setzen, und obgleich er nichts Unwahres zu Gunsten des jungen Herrn Stillfried sagte, so stellte er doch das, was derselbe gethan und was ihn dazu angetrieben, in so hellem Lichte dar, daß an seiner Handlungsweise auch nicht der geringste Schatten kleben blieb. Dabei müssen wir eingestehen, daß der alte Jakob, der sich um das Thun und Lassen seines jungen Herrn fast nicht weniger als der Justizrath selbst bekümmerte, und der oftmals noch besser unterrichtet war, nicht unterließ, der Mutter einige von den

Fäden zu zeigen, welche jene ganze Geschichte dirigirt. Daß dabei des Justizraths Werner gerade nicht schmeichelhaft erwähnt wurde, können wir uns leicht denken; doch verdächtigte dies leider in den Augen der Staatsräthin die Aussagen des alten Bedienten; denn sie wußte, wie feindlich ihrem Freunde sowohl Jakob, als auch die ganze übrige Dienerschaft gesinnt war. Sobald demnach Jakob auf das geneigte Gehör hin, das ihm die Staatsräthin geliehen, anfing, seine Herzensmeinung auszusprechen, brach sie die Unterhaltung kurz ab und blieb mit ihren Gedanken allein.

Mehrere Tage später, nachdem sie mit dem Justizrath die letzte lebhafte Unterredung über diese Gegenstände gehabt, schritt die alte Dame in ihrem Zimmer auf und ab; bald blieb sie nachdenkend hier, bald dort stehen, drückte zuweilen die Hand vor ihre Stirn oder stützte sich auf die Lehne ihres Fauteuils, um eine Zeit lang, in tiefes Nachsinnen verloren, in die Gegend hinaus zu blicken. Wir sind nicht im Stande, anzugeben, womit sich ihre Gedanken eigentlich beschäftigten; doch glauben wir annehmen zu können, daß sie eine Fortsetzung der freundlichen Bilder waren, welche schon einige Mal seit der Unterredung mit Eugen ihrem Geiste vorgeschwebt. Und wenn sie heute Morgen wieder daran dachte, wie unendlich schön es doch sein müsse, sich mit ihrem Sohne auszusöhnen und im Verein mit ihm und vielleicht noch sonst einigen Personen ein freundliches, angenehmes Leben zu führen, so trat das Bild des Justizraths Werner finster und grollend zwischen diese Träume und zerriß sie, indem er wie beschwörend die Hand erhob.

So verflossen der Staatsräthin die ersten Stunden des Tages, und als es eilf Uhr wurde, erschien der Justizrath zu dieser seiner gewöhnlichen Zeit, um der Freundin seinen Besuch zu machen.

Er schien noch ernster als gewöhnlich gestimmt, legte nach einem kurzen Gruße seinen Hut ab und stellte sich mit über einander geschlagenen Armen vor den kleinen Lehnstuhl und die

Fenſterniſche, in welch letzterer die Staatsräthin ihren Platz wieder eingenommen.

„Geht es Ihnen gut?“ ſagte er nach einer Pauſe; „haben Sie eine ordentliche Nacht gehabt? Es ſollte mich das eigentlich wundern auf all den Schrecken, den Verdruß und Kummer, den man Ihnen gemacht; da ich namentlich nebenbei überzeugt bin, daß die Leute Ihres Hauſes nicht ermangeln werden, Ihnen die Vorfälle jenes Abends auf ihre Art darzuſtellen. Nicht wahr? Doch gleichviel!“ — Ohne indeß auf dieſe verſchiedenen Fragen eine Antwort abzuwarten, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort: „So begab ich mich denn, wie ſchon geſagt, an jenem Abend ſpät und am anderen Morgen ſelbſt in die Wohnung des Herrn Stillfried, und zwar in doppelter Eigenſchaft: ſowohl um mich der Papiere eines Mannes zu verſichern, der unter ſchwerem Verdacht entfloben, wie auch als Bevollmächtigter der Mutter jenes jungen Mannes, fand aber,“ ſetzte er bitter lachend hinzu, „weder in der einen noch in der anderen Eigenſchaft das Gewünſchte. — Ach, man hat trefflich gegen uns conſpirirt, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo hätte uns der Feind total aus dem Felde geſchlagen; jener arme Teufel lag ſchwer darnieder.“

Hier ſchwieg der Juſtizrath einen Augenblick ſtill, ſichtlich in der Erwartung, die Staatsräthin werde ihm irgend eine Frage ſtellen. Dies geſchah aber nicht; ſie hatte die Hände gefaltet und ſchaute, ſcheinbar unbeweglich, zum Fenſter hinaus.

Der Juſtizrath warf einen flüchtigen Blick auf ihr Geſicht, und ein Zeichen der Ungeduld flog über ſeine Züge. — „Die Wohnung fanden wir alſo,“ ſagte er nach einigen Sekunden, „wie er ſie kurze Zeit vorher verlaſſen. Sie müſſen wenig Zeit gehabt haben, ihre Sachen einzupacken, denn es war faſt Alles von Toilettegegenſtänden und Kleidern da. In ſeinem Schreibpulte, deſſen Behälter und Schubladen alle verſchloſſen waren, ſtand nur ein geheimes Fach offen; aber es war ohne Gewalt und mit dem gewöhnlichen Schlüſſel

geöffnet. Daneben auf dem Boden befand sich ein fein gearbeitetes Kästchen, ebenfalls offen und — leer."

Bei diesen Worten seufzte die Staatsräthin tief auf; doch war es unmöglich, auf ihrem unbeweglichen Gesichte zu lesen, ob dieser Seufzer getäuschter Erwartung galt, oder aber in einem gerade entgegengesetzten Gefühle seinen Grund hatte.

„Jener Kerl," fuhr der Justizrath fort und ließ seine beiden Hände plötzlich herabhangen, „jener schuftige Bediente hat mich offenbar betrogen und verhöhnt, er, den ich vor dem Zuchthause gerettet —"

„Und — ihm zum Diener gegeben," sagte die Dame mit sehr leiser Stimme.

Dem Justizrath klang das fast wie ein Vorwurf, und er schaute aufmerksam, fast verwundert auf das Gesicht der alten Dame. Diese aber hatte dasselbe nach wie vor abgewandt und blickte gleichmüthig wie vorhin zum Fenster hinaus.

Der Justizrath zuckte leicht mit den Achseln und fuhr fort: „Allerdings habe ich ihn dem Herrn Eugen zum Bedienten gegeben, und zwar mit Ihrer Bewilligung, Sophie. Sie wußten um diesen Schritt, Sie billigten ihn. Doch weiter! Jener Mensch hat mich also betrogen, das ist klar; denn ich kann mir nicht denken, daß die beiden Anderen ihn gewaltsam mit sich fortgenommen; dazu waren sie nicht in der Lage. Die Sache also kurz und gut genommen, wir haben umsonst gearbeitet."

„Das weiß Gott in seinem Himmel!" sagte die alte Dame und wischte sich mit ihrem Taschentuche die Stirn.

„Wir haben um so mehr umsonst gearbeitet," sprach der Justizrath mit sehr gedehntem und lauerndem Blick auf die Dame weiter, „als durch das mißlungene Unternehmen jenes Abends die Unterhandlungen, die Sie mit Ihrem Sohne gepflogen, ebenfalls und wahrscheinlich für immer abgebrochen sind."

„Um so mehr wohl für immer abgebrochen sind," versetzte die

Staatsräthin mit festem Tone, „als die Vorfälle jenes Abends für ihn gewiß keine Aufmunterung sein werden, wieder mit uns anzuknüpfen. Die Unterhandlungen zwischen streitenden Parteien sind doch jedenfalls eine Art Waffenstillstand, und vielleicht auf einen solchen vertrauend, ist er arglos in die Falle gegangen; während wir ihm die eine Hand zur Versöhnung boten, stießen wir mit der anderen nach seinem Herzen.“

„Das heißt,“ entgegnete der Justizrath mit eiskalter, ruhiger Stimme, „wir sind in dem Falle verschiedene Wege gegangen; obgleich fest und innig Verbündete, hat doch ein Theil derselben mit dem Feinde verhandelt, während der andere schlachtfertig dastand.“

„Ich verstehe den Vorwurf, der in Ihren Worten liegt, vollkommen,“ sprach die alte Dame, „doch glaube ich Ihnen schon neulich gesagt zu haben, daß Eugen unaufgefordert und freiwillig zu mir kam.“

„Unaufgefordert und freiwillig, so sagten Sie,“ antwortete der Justizrath, und bei diesen Worten flog eine Sekunde lang über seine Züge ein eigenthümliches Lächeln. — „Doch lassen wir diese unangenehmen Auseinandersetzungen ruhen; die Sache ist abgemacht, wir müssen neue Plane entwerfen.“

Hier wandte die alte Dame ihr Gesicht zum ersten Male von dem Fenster weg, und sah dem Justizrath aufmerksam, wir möchten fast sagen: ängstlich, in die Augen.

„Sie sind über die Grenze entflohen,“ sagte dieser nun, indem er seinerseits dem Blicke der Dame auswich. „Es wäre mir ein Leichtes gewesen, ihre Verfolgung nachdrücklich einzuleiten; doch wozu soll das führen? Zu neuen Unannehmlichkeiten, zu abermaligen Entwürfen, die vielleicht wieder fehlschlagen. Ich habe zu dieser Verfolgung keinen Schritt gethan; ich bin endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß es besser ist, wir lassen den Herrn Eugen

Stillfried für die Zukunft gänzlich aus unseren Berechnungen, aus unseren Planen."

„Gott sei Dank!" sprach die Staatsräthin; doch klang das dem Ohr des Anderen nur wie ein leiser Seufzer.

„Lassen Sie uns wie bisher ehrlich zusammen verfahren," fuhr der finstere Mann fort, indem er hastig mit der Hand über die Augen fuhr, um seine erregten Züge zu glätten; „lassen Sie uns unseren Weg klar machen, wenigstens das eine Ziel fest im Auge behalten, mit aller Kraft dahin streben, wenigstens dieses Eine zu erreichen."

Die Staatsräthin, welche fragend in die Höhe blickte, nickte nun schweigend mit dem Kopfe, als der Justizrath mit dem Finger auf jenes kleine Kästchen wies, in welchem sich das uns bekannte Miniaturbild befand.

„Nur jenes einzige Ziel wollen wir erreichen, das Glück jener Verlassenen zu begründen, indem wir ihr einen Namen geben und sie in die Gesellschaft, der sie eigentlich angehört, zurückführen. Was das Erste anbelangt, so sagten Sie ja selbst, Sophie, daß Ihr Sohn sich nicht abgeneigt gezeigt hätte, der — Schwester zu Liebe einen Theil jener Papiere zurück zu geben. Wenn dem also ist, so wird er unseren ferneren Weg, da er denselben Zweck hat, gewiß nicht durchkreuzen."

„Aber er stellte eine Bedingung?"

„Ich kenne diese Bedingung, und es ist mir lieb, daß er sie gestellt; wir sind damit im Stande, seinen späteren Einreden zu begegnen. Lassen Sie mich Ihnen meinen Plan entwickeln; ist er zu verwirklichen, so werde ich es thun, und tritt dann Herr Eugen gegen uns auf, so erfüllen Sie ihm seine Bedingung in Betreff jenes Mädchens, und er wird uns in Ruhe lassen."

„Ich soll eine solche Heirath gutheißen?" fragte erstaunt die Dame.

„Und warum nicht?" entgegnete gelassen der Justizrath; „die

Stände ſind freilich verſchieden, aber erſtens iſt das Mädchen nicht ohne Vermögen, und zweitens, was für Sie das Wichtigſte iſt: ich habe mich in der letzten Zeit ernſtlich bei verſchiedenen Perſonen nach ihrem Lebenswandel erkundigt, und der iſt vollkommen untadelhaft; man ſagt nur das Günſtigſte über ſie."

Erſtaunt blickte die Staatsräthin ihren Freund bei dieſen Worten an; ſie wollte auf ſeinem Geſichte leſen, ob er im Ernſte oder im Scherze ſpreche. Doch behielten ſeine Züge den gewöhnlichen ruhigen, ernſten und nachdenkenden Ausdruck.

„Es iſt mein Ernſt," ſagte er, nachdem er jenen forſchenden Blick der Staatsräthin bemerkt und ausgehalten; „was können Sie am Ende dagegen machen? Seien Sie froh, daß er keine ſchlimmeren Bedingungen geſtellt."

„Schlimmere Bedingungen?" fragte verwundert die alte Dame, worauf der Juſtizrath die Achſeln zuckte, und lächelnd ſagte: „Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß Ihr Herr Sohn mich nicht beſonders liebt; er hätte auch zum Preis für ſeine Papiere für immer meine — Entfernung aus dem Hauſe verlangen können, und eine ſolche Bedingung," ſetzte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, „wäre für mich viel ſchlimmer geweſen."

„Daran dachte ich nicht," entgegnete die Staatsräthin und ſah wie früher, angelegentlich zum Fenſter hinaus.

Ueber die Züge des Herrn Werner flog ein finſterer Schatten, und ſeine Mundwinkel zuckten einen Augenblick; doch war ſein Geſicht gleich darauf wieder ruhig und freundlich wie vordem. Er rückte einen Seſſel von der Wand vor die Fenſterniſche, ſetzte ſich hinein, nahm ſeinen Stock zur Hand, mit deſſen Knopfe er zwiſchen ſeinen Fingern zu ſpielen begann.

„Es war ſchon einige Mal," fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, „unter uns davon die Rede, das Schickſal — Ihrer Tochter feſtzuſtellen; blos zu dieſem Zwecke trachtete ich ſo unabläſſig nach dem Beſitze gewiſſer Papiere, durch deren Vernichtung

andere in unſeren Händen befindliche volle Kraft und große Wichtigkeit erhielten. Nach den letzterwähnten Dokumenten gibt es mit dem gleichen Rechte ein Fräulein Stillfried — wie ein Herr Eugen Stillfried lebt und wirkt. Sobald wir nun dieſes Recht feſtgeſtellt haben, und es vor den Augen der Welt unzweifelhaft iſt, ſo wird es uns nicht ſchwer fallen, für Fräulein Stillfried eine paſſende, anſtändige Verbindung zu finden."

„Eine Heirath?" fragte die Mutter überraſcht.

„Allerdings, Sophie, eine Heirath!" ſagte ernſt und beſtimmt der Juſtizrath. „Das ſollte der Endpunkt ſein," ſetzte er finſter hinzu, „um nicht zu ſagen: der Lohn für meine langjährigen Bemühungen und Qualen, für durcharbeitete Tage, für durchwachte Nächte, das ſollte mein Aſyl ſein, wohin ich mich zurückzöge, da doch ſonſt keine Heimath, kein Herd für mich zu erwarten ſteht. Jener neuen Familie wollte ich mich widmen, ihr helfen, wo Menſchenhülfe möglich iſt, ſie in ihrem Fortleben, ihrem Wachsthum glücklich und ſtill zufrieden beobachten, für ſie leben und arbeiten, um für alles das eine einzige Belohnung zu erhalten, welche darin beſtünde, daß einſt — Ihre Enkel mir nach meinem Tode eine beſſere Gedächtnißrede halten ſollten, wie es Ihre Kinder — Ihr Sohn wollte ich ſagen — bei meinen Lebzeiten thun wird."

— — — — — — — — — — — — — —

„So war mein Plan, und wie Sie mich kennen, Sophie, habe ich ihn feſtgehalten und halte ihn feſt bis zum letzten Athemzuge. O, Sie wiſſen es nicht, was es heißt, ein Kind zu beſitzen und dieſes Kind nie das ſeinige nennen zu dürfen, nie mit dem Ausdruck väterlicher Zärtlichkeit ſeine Hände zu ergreifen, nie ſeinen liebevollen dankenden Blick aufzufangen; was es heißt, zuſchauen zu müſſen, wenn es ſich an die Bruſt Anderer ſchmiegt, wenn es Anderen den vollen Ausdruck der Liebe und Zärtlichkeit zukommen läßt, und wenn dann plötzlich ſein Blick erkaltet, ſein

zärtliches Lächeln ſich in ein förmliches verwandelt, wenn es nun einmal dem — fremden Menſchen die Hand reichen muß!!"

„Ob ich es weiß?" ſagte die alte Dame erſchüttert; „ob ich jene Qualen kenne?"

„Nein, Sie kennen ſie nicht," verſetzte der ſonſt ſo ruhige Mann mit heftigem Tone; „Sie erhielten als Mutter das erſte Lächeln Ihres Sohnes, die erſten freundlichen Blicke Ihrer Tochter. Und ich? — Eugen, den ich eine Zeit lang ſo ſehr geliebt, für den ich in ſeinen Kinderjahren gethan, was in meinen Kräften ſtand, der auch mir Jahre lang mit größter Zärtlichkeit anhing — ihm wurde, ſobald er denken konnte, gelehrt, mich zu haſſen, mich als den ſchändlichſten und verabſcheuungswürdigſten aller Menſchen anzuſehen. — Und was ſie anbelangt," ſetzte er mit unendlich weichem Tone hinzu, mit einem Tone, den man ſo ſelten von dieſem harten Manne hörte, „ſo haßt ſie mich nicht, aber ich bin ihr gleichgültig, und wenn ich je im Gefühle meines Unglücks ihr weiches Haar etwas heftig küßte oder ihre kleinen Hände zu innig drückte, ſo wandte ſie ſich erſchrocken, ja ſich fürchtend ab vor dem fremden Manne."

— — — — — — — — — — — — — —

„Doch genug von dieſen Erinnerungen!" fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, während er den vorhin weggeſchleuderten Stock wieder aufgenommen und dabei ſeinen Zügen Zeit gelaſſen, ſich wieder vollkommen zu ebnen und zu beruhigen. „Genug davon, Sophie! — Was ſagte ich vorhin? — Ja ſo, ich ſprach von einem Plane, den ich mir entworfen und den ich auf alle Fälle auszuführen feſt entſchloſſen bin. Nur bin ich gezwungen, dieſen Plan der geſtrigen Vorfälle wegen vollſtändig umzukehren, und ſtatt, wie es bisher meine Abſicht war, durch den Beſitz des Namens zu einer Heirath zu gelangen, muß ich jetzt den Verſuch machen, durch eine gute Heirath zu dem Beſitz des Namens zu gelangen."

zwiſchen ſeinen Lippen hervor und ich bemerkte ebenfalls, daß ihm, als er aus ſeiner Kaffeetaſſe noch einen guten Schluck nehmen wollte, die Hand bedenklich zitterte. Jetzt war es aber die höchſte Zeit, wenn wir den Wagen noch unterwegs einholen wollten, weshalb wir die Treppen hinabſtiegen und uns zu den Pferden begaben. Hier ſteckten wir jeder eine Cigarre an und ich hielt meinem Freunde den Bügel, um ihm, wenn er droben ſäße, die Zügel richtig in die Hand zu geben. Ach, hier fühlte ich denn deutlich, was ich ſchon oben bemerkt, daß ſich der gute Schmidle in einer fieberhaften Aufregung befand, denn er konnte kaum ſprechen und holte bei jedem Wort den Athem tief aus der Bruſt. Nachdem ich ihm die Bügel mit vieler Mühe paſſend geſchnallt, ſetzte ich mich ebenfalls auf und wir ritten, um dem nachgaffenden Hausknecht und den Kellnern kein Aergerniß zu geben, langſamen Schrittes davon.

Draußen vor dem Thor hatten wir eine ſchöne breite Chauſſee vor uns, die etwas aufwärts ſtieg, und oben auf der Höhe ſahen wir den bewußten Wagen dahinrollen, wodurch ſich Schmiedle's Herz mächtig nachgezogen fühlte, ſo daß er mich bat, in einen kleinen Trab einzugehen. Mir war das ganz recht, ich trieb mein Pferd an und rief meinem Freunde zu, er möge nur die Schenkel anlegen, ohne mit den Sporen dem Gaul zu nahe zu kommen. Doch war dies leichter geſagt, als gethan. Obgleich mein Freund nachher feierlich beſchwor, das Pferd ſei ungeheuer kitzlicher Natur, denn er habe es nur ſanft mit dem Schenkel berührt, ſo war ich doch vom Gegentheil überzeugt, indem das ruhige Thier beim Antraben ein Paar Sprünge machte, daß Schmidle faſt heruntergefallen wäre. Dies Mal verlor er aber nur beide Bügel und rettete ſich durch einen kühnen Griff an den Sattelknopf.

Ich hielt an und darauf verſuchten wir es noch ein Mal anzutraben, aber auch dies Mal ohne beſſeren Erfolg; wir würden wahrſcheinlich nicht anders wie im Schritt von der Stelle gekommen ſein, wenn ich nicht meinen Freund gebeten hätte, ſein Pferd ohne alle Hilfe dem meinigen folgen zu laſſen, worauf es vortrefflich ging. Freilich machte der Gaul, der durch Schmidle's Sporenangriff unruhig geworden war, noch einige leichte Courbetten, dann aber trabte er mit dem meinigen ruhig fort. Aber der Reiter auf ſeinem Rücken war nicht ſo ruhig, den Oberleib hielt er vorgebeugt und den Kopf hatte er weit hinten übergelegt, ſo daß er, anſtatt wie es einem guten Reiter zukommt, zwiſchen den Ohren des Pferdes hindurch auf den Boden zu blicken, hoch in die Spitzen der Pappeln hinaufſah. Hierdurch rutſchte ſein Hut langſam auf den Hinterkopf hinab in den Nacken, was äußerſt roſſirlich ausſah und die Bügel ſchlotterten, anſtatt daß

Die Staatsräthin ſah erſtaunt in die Höhe.

„Ich muß mich bemühen,“ fuhr der Andere fort, „durch eine ſehr anſtändige Partie die Leute vergeſſen zu machen, daß hier früher etwas vorgefallen, und wenn das Mädchen einmal „Frau von ſo und ſo“ iſt, dann wird nach dem Laufe der Welt kein Menſch es ferner wagen, daran zu zweifeln, daß ſie wirklich ein Fräulein Stillfried geweſen.“

„Und dieſe Partie?“ fragte mehr und mehr überraſcht die alte Dame.

„Iſt bereits gefunden,“ entgegnete ruhig der Juſtizrath, „und Ihnen dies anzuzeigen, war eigentlich der Zweck meines heutigen Beſuches.“

„Ich könnte faſt erſchrecken,“ antwortete die Staatsräthin; doch fiel ihr der Juſtizrath ſchnell in's Wort: „Wenn Sie nicht überzeugt wären, daß das Wohl und Wehe jener jungen Dame mir ebenſo nahe am Herzen liegt wie Ihnen.“

„Aber es betrübt mich in der That, es ſchmerzt mich,“ ſagte die Dame nach einer Pauſe, „daß Sie mir eine ſo wichtige Sache erſt dann mittheilen, wenn ſie, wie ich nach Ihren Aeußerungen ſchließen muß, als eine abgemachte zu betrachten iſt.“

„Abgemacht freilich in ſo weit, als mich nur die triftigſten Gründe dazu bewegen könnten, dieſe Verbindung, welche ich für das Glück des jungen Mädchens betrachte, rückgängig werden zu laſſen. Aber ich bin von Ihnen überzeugt, Sophie, Sie haben nichts Ernſtliches dagegen einzuwenden.“ — Bei dieſen Worten nahm der Juſtizrath den Stockknopf zwiſchen die Finger und rieb ihn emſig mit der Handfläche, während er die alte Dame feſt anſah.

Dieſe zuckte die Achſeln, blickte zum Fenſter hinaus, und als ſie ihr Geſicht dem Freunde wieder zuwandte, glänzten Thränen in ihren Augen. „Und es iſt derſelbe, von dem Sie früher ſprachen?“ fragte ſie mit leiſer Stimme.

„Derſelbe, Sophie!“ entgegnete der Juſtizrath. „Der junge

Herr von Steinbeck, von einer sehr anständigen Familie, obwohl nur ein kleines Vermögen da ist."

„Und er will das Mädchen heirathen, ehe er sie gesehen?" fragte die Mutter und biß ihre Lippen fest zusammen.

„Nicht bevor er sie gesehen," antwortete lächelnd der Justizrath; „er hatte Geschäfte dort oben im Lande, und da autorisirte ich ihn, sich bei der jungen Dame vorstellen zu lassen."

„So, das thaten Sie?" sagte die alte Dame und blickte ihn mit großen Augen an, und man wußte im ersten Augenblicke nicht, war diese Frage im Voraus zustimmend gemeint, oder drückte sie einen tiefen Schmerz aus über das, was die Fragende eben erfahren. Aber während sie diese Frage stellte, preßte sie ihr Schnupftuch fest in die Hand, und diese Hand zitterte heftig.

„Das that ich," erwiderte der Justizrath mit ruhiger Stimme. „Sie wissen, theure Sophie, wie sorgfältig ich einen Plan von allen Seiten beleuchte, und wie ich stets nur nach reiflichem Nachdenken zur Ausführung schreite; überlegt haben wir nun in dieser Sache wahrhaftig genug. Und doch war ich fest überzeugt, daß wenn ich ihn nun vor endlicher Ausführung ausgesprochen hätte Sie mich mit tausend Gründen zurück gehalten haben würden. — Ich kenne das und habe deßhalb gehandelt zu Ihrem Besten und zum Besten des jungen Mädchens."

„Herr von Steinbeck!" sagte die alte Dame leise vor sich hin, und ein unangenehmes Lächeln glitt über ihre Züge.

„Es ist das leider einer von den vielen jungen Leuten, die nicht in Ihrer Gnade stehen," sprach achselzuckend der Justizrath; „aber seine kleinen, unbedeutenden Fehler abgerechnet — und wer hätte keine? — ist Herr von Steinbeck sehr anständig."

„Er ist schlimmer als fehlerhaft," sagte die alte Dame wegwerfend; „er ist lächerlich."

„In Ihren Augen, Sophie," entgegnete der Justizrath; „wann hielten Sie von jungen Leuten aus unserer Zeit nicht alles für

lächerlich! und dieſen Fehler — ich muß es ſo nennen — haben Sie bis heute nicht abgelegt. Der junge Menſch, von dem wir reden, hatte bis jetzt nichts zu thun und füllte ſeine Zeit mit lauter unnützen Dingen aus; das iſt wahr. Aber man kann dagegen nicht ſagen, daß er zuweilen ausſchweifend oder verſchwenderiſch ſei; im Gegentheil, er hält das Seinige zu Rath und iſt in ſeinen Finanzen ſehr geordnet. — Schließlich werden Sie mir erlauben, Ihnen die Bemerkung zu machen, daß ich glaubte, in Ihrem Sinne zu handeln, als ich die Verhandlungen bis auf jenen Punkt betrieb, wo ſie jetzt angekommen ſind. Sie — als Mutter haben freilich am Ende das Recht, Ihren — Geſchäftsfreund zu desavouiren und jene Verhandlungen kurzweg abzubrechen; aber Sophie, dieſer Geſchäftsmann, dieſer Geſchäftsfreund könnte alsdann geneigt ſein, künftig unbedingt ſeinen eigenen Weg zu gehen und ohne alle Rückſicht über das Schickſal jenes jungen Mädchens zu beſtimmen, die ihm das Schickſal — nun doch einmal anvertraut hat," ſchloß er mit einem leichteren Tone und einer Verbeugung.

Er war bei der letzten Rede von ſeinem Stuhle aufgeſtanden und ging, die Hände auf den Rücken gelegt, in dem Zimmer mehrmals auf und nieder. Die alte Dame blickte zum Fenſter hinaus und drückte ihr Schnupftuch an die Augen, aus denen die Thränen niederſtrömten, obgleich ſie weit aufgeriſſen in die Ferne ſtarrten. Die Staatsräthin dachte an Eugen, der ſich ihr neulich ſo liebevoll genähert, und wie es doch wohl ganz anders gehen könnte, wenn ſie jenem ernſten Manne dort zu ſagen vermöchte: „Sprechen Sie mit meinem Sohne darüber, er weiß um Alles, er ſoll auch ein Wort mitreden dürfen, wo es das Schickſal ſeiner Schweſter gilt." Aber das war unmöglich. Sie hätte nimmer gewagt, dem Anderen gegenüber ein ſolches Wort zu ſprechen. Und Eugen — wo war er? Hatte er nicht die Stadt verlaſſen, ohne in Bezug auf die gehabte Unterredung der Mutter noch ein einziges Wort zu ſagen? konnte ſie ſich auf ihren Sohn verlaſſen? — Ohne ſeine Kraft

verſucht zu haben, war ſie feſt überzeugt, er würde ihr eine ſchwache Stütze ſein, und ein ſolches Mißtrauen, das immer beſtanden, hatte von jeher ein trauliches Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn verhindert."

Der Juſtizrath trat nach einiger Zeit wieder vor die Fenſternische, und nachdem ihn die Staatsräthin eine Weile kopfſchüttelnd angeblickt, ſagte er endlich feſt und beſtimmt, faſt ärgerlich: „Laß das Weinen, Sophie! Ohne mich zu compromittiren, iſt an jener Sache nichts mehr zu ändern. Glauben Sie mir um Gotteswillen, daß ich Alles genau überlegt und geprüft. Ich verlange ja nicht Ihre Einwilligung zur Hochzeit auf morgen oder übermorgen; Sie ſollen ſich nur dem ganzen Projekte nicht abgeneigt zeigen und den Herrn von Steinbeck, der ſich Ihnen morgen vorſtellen wird, nicht ungnädig aufnehmen."

Die alte Dame machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe, und nachdem der Juſtizrath längere Zeit vergeblich hatte warten müſſen, ſagte ſie kurz und mit ſchneidendem Tone: „Es wird mir alſo ſehr angenehm ſein, den Herrn von Steinbeck bei mir zu ſehen.".

„In ſeiner Eigenſchaft —?" ſetzte der Juſtizrath lauernd hinzu.

„In ſeiner Eigenſchaft als Bräutigam," ſagte die alte Dame mit ſchon viel ruhigerer Stimme.

So endigte dieſe Unterredung, wie ſchon ſo viele ähnliche in dieſem Hauſe, in dieſem Zimmer. Der Juſtizrath entfernte ſich nach einigen unbedeutenden Worten, und die Staatsräthin blieb wie immer mit ihrem Kummer, mit ihrem Schmerze allein. —

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Worin der Leſer erfährt, wie gefährlich offen ſtehende Hinterthüren und unternehmende Hofbediente ſind.

Während ſich dies droben bei der Herrſchaft begeben, mußte drunten bei der Dienerſchaft etwas nicht weniger Wichtiges verhandelt werden. Verhandelt iſt eigentlich nicht das richtige Wort, denn zu einer Verhandlung gehören mehrere Perſonen, die ſich im Verein mit einem Gegenſtande beſchäftigen; dies war aber bei der Stillfried'ſchen Dienerſchaft im gegenwärtigen Augenblicke durchaus nicht der Fall. Sie, die ſonſt ſo einträchtig zuſammen lebte, und namentlich um dieſe Morgenſtunde ſtets beiſammen im Hauptquartiere, in der Küche, zu finden war, machte ſammt und ſonders heute Morgen hievon eine betrübte Ausnahme.

Die Küche ſtand offen, wie gewöhnlich, auch pickte in derſelben die Schwarzwälderuhr in dem gleichen Takte wie ſonſt, und Martha, die Köchin, war ebenfalls in ihrer Küche; aber, was ſeit langen Jahren nicht vorgekommen war, ſie befand ſich allein, nicht rührig und thätig, nein, ſie ſaß hinter dem Küchentiſch auf einem Stuhle, ſie hatte die Hände zuſammen gefaltet in den Schooß gelegt, ſie blickte tief nachdenkend in eine Ecke der Küche, und nur dann und wann fuhr ſie aus ihren tiefen Träumereien in die Höhe und griff mit einer ſchrecklichen Geberde nach der großen Spicknadel, um ſie einem armen Haſen, der vor ihr auf dem Tiſche lag, mit wahrhaft kannibaliſcher Luſt durch das Fleiſch des Schenkels zu ſtoßen. Ja, ſie that alſo; aber alles das in tiefes Nachdenken verſunken, und als ſie alsdann die Nadel drüben wieder heraus zog, merkte ſie erſt, daß ſie den Speck vergeſſen hatte, und dann ſank ſie wieder in ihren Stuhl nieder mit einem herzbrechenden Seufzer.

Martin, der Kutscher, der seinerseits nicht um eine Million des Morgens aus der Küche geblieben wäre, befand sich heute im Stalle; und dort saß er auf der Futterkiste, hatte eine alte wollene Pferdedecke auf dem Schooße und trommelte mit den Füßen einen Trauermarsch: drumm — drumm — — drumm — — drumm! Dabei hatte er den Kopf in die Hand gestützt und schaute nachdenkend an die Decke.

Selbst Jakob, der alte ruhige Diener, der sehr schwer aus dem Gleichgewichte zu bringen war, beschäftigte sich einsam und allein auf der Porzellan- und Silberkammer, und wenn man bemerkte, wie heftig er die Schlösser auf- und zudrehte, so konnte man wohl auf die Vermuthung kommen, auch ihm sei etwas absonderlich Unangenehmes passirt, was den bedächtigen, ruhigen Mann so seltsam verwandelt; zuweilen ging er in dem Zimmer auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt, blickte mitunter auch wohl Minuten lang zum Fenster hinaus, hielt die Hand an die Stirn, drückte mit zwei Fingern seine Nasenspitze fest zusammen, kurz, betrug sich wie Jemand, der über eine wichtige Sache eifrig nachdenkt.

Nanette, das Kind, die im gewöhnlichen Leben durch ihr naives, kindisches Betragen und ihre vorzüglichen Einfälle die lustige Person in der Küche abgab, war heute Morgen am meisten verwandelt und saß in dem Waschzimmer, unter großen Haufen von Wäsche, als ein Bild der Traurigkeit. Sie hatte stark aufgelaufene, roth geweinte Augen und war gar nicht mehr zu kennen. Zuweilen arbeitete sie emsig in ihrem Geschäfte, sortirte die Wäsche und legte sie in schönen Haufen in die dazu bestimmten Schränke; gleich darauf zeigte sie wieder eine Geistesabwesenheit, die offenbar zum Weinen war. Da legte sie Hemden und Servietten auf einander, Tischtücher, Strümpfe und Küchenschürzen neben Nachtmützen der gnädigen Frau; oftmals aber auch that sie wie Martha und legte die Hände ganz in den Schooß und versank in eben solch

tiefes Nachdenken, wie ihre Kollegin in der Küche. Doch müssen wir dabei bemerken, daß Nanette bei diesen unverkennbaren Ausbrüchen des tiefsten Schmerzes auch lichte Momente hatte, wo ihr Auge freudig glänzte und ihre Mundwinkel sich zum Lächeln in die Höhe hoben. In solchen Augenblicken erhob sie sich von ihrem Geschäfte, trat an's Fenster und schaute auf die Straße hinab. Ja, wir müssen gestehen, daß sie alsdann auch mitunter ihre Lippen bewegte und anfing, ein Lied zu summen, von dem aber nur die Worte zu verstehen waren:

Freudvoll und leidvoll —
Gedanken sind frei.

Das mochte in den vier eben benannten Räumen des Stillfried'schen Hauses eine gute Stunde so gedauert haben, da riß sich Martin, der Kutscher, zuerst empor aus seinem Schmerze. Er warf die Stalldecke in einen Winkel, rutschte von der Futterkiste herab und ging nach der Küche, seine schwarze Tuchmütze tief in die Augen gedrückt, die rechte Hand in den Rock gesteckt, mit langsamen, feierlichen Schritten. In der Küche angekommen, setzte er sich stumm hinter die Thüre auf seinen gewöhnlichen Platz neben der Schwarzwälderuhr und nickte, ohne ein Wort zu sagen, leise, aber bedeutsam mit dem Kopfe.

Martha, die Köchin, that sich in diesem Augenblicke die offenbarste Gewalt an, um nicht in ein lautes Weinen auszubrechen; ja sie begann mit einer wahren Wuth den armen Hasen zu spicken, stopfte ihm aber in ihrem Schmerze solche schreckliche Speckbrocken in den Leib, daß sie von dreien immer zwei wieder heraus ziehen mußte. Und wenn dies geschah, wandte sie sich achselzuckend zu Martin, und ihre jammervolle Miene wollte offenbar ausdrücken: „Muß man nicht zerstreut sein bei solchen entsetzlichen Veranlassungen?“

Auch der alte Jakob sah, daß er heute Morgen keinen Sinn

für Porzellan und Silber habe, und schloß deßhalb seine Schränke und ging hinab, um ebenfalls in der Küche Trost zu suchen.

Sein Eintritt war das Zeichen zu einigen wirklichen Thränen der Köchin; der alte Martin wischte sich heftig die Augen, worauf sich selbst Jakob veranlaßt sah, eine starke Prise zu nehmen. Dann klopfte er heftig auf den Deckel seiner Dose und sagte: „was nützt alles das Geflenn? geschehene Dinge sind nicht zu ändern; jetzt muß man dafür sorgen, die Sache auf eine anständige Art zu Ende zu bringen."

Wir können hier als Erzähler nicht umhin, die Vermuthung auszusprechen, als glaube der geneigte Leser, die Vorfälle im Schoppelmann'schen Hause in Bezug auf Herrn Eugen Stillfried seien es, was die Dienerschaft des elterlichen Hauses so in Schmerz und Betrübniß versetzt. Wir müssen aber erklären, daß der Grund hievon ein anderer ist. Hatte auch die Nachricht von dem neulichen Vorfalle die sämmtliche Dienerschaft so bestürzt gemacht, so war dagegen die Thatsache, daß Herr Eugen dem jungen Schoppelmann ein Tüchtiges ausgewischt und daß er darauf schleunig die Stadt verlassen, so erfreulicher Art, daß man sich hierüber bald wieder beruhigte. Auch hatte Jakob, der den Zusammenhang genau zu kennen schien, die Versicherung abgegeben, es sei für den jungen Herrn weit besser, daß er für eine Zeit lang die Stadt verlassen habe.

Etwas Anderes war es demnach, was die Gemüther der sämmtlichen Stillfried'schen Dienerschaft so schmerzlich drückte. Jakob hatte gesagt: geschehene Dinge seien nicht zu ändern, und man müsse nur dafür sorgen, daß die Sache auf eine anständige Art zu Ende gebracht werde. Martha hatte bei diesen Worten augenscheinlich geschaudert.

„Ich habe das Ding schon lang gemerkt," sprach Martin, „da mögt ihr sagen, was ihr wollt. Wenn ich auch nicht gewußt, um was es sich handelt, so sah ich doch, daß etwas nicht richtig war."

„Und woran ſaht Ihr das?“ fragte erſchrocken die Köchin.

„Das will ich Euch ſagen,“ fuhr der Kutſcher fort. „Seht Ihr, die Nanett', die war bis vor einem halben Jahre ganz anders. Damals hatte ſie noch über alles ſo recht herzlich gelacht; das konnte man ihrer großen Jugend ſchon verzeihen; denn nebenbei geſagt, wenn man ihr etwas auftrug, ſo hatte ſie es immer pünktlich ausgerichtet; dabei bekümmerte ſie ſich um die ganze Welt nicht; die Hausthüre machte ſie höchſt ungern auf. Ausgänge für ſich zu machen, liebte ſie gar nicht, und wenn man ſie einmal wegſchickte, ſo kam ſie in der allerkürzeſten Zeit zurück.“

„Das iſt alles wahr,“ ſagte Jakob.

„Hat ſich aber in der letzten Zeit ſehr verändert,“ fuhr der Kutſcher fort.

„Richtig,“ meinte die Köchin, und legte die Spicknadel nieder mit einem ſo verblüfften Geſicht, als erſtaune ſie über ihre eigene Dummheit, das nicht früher gemerkt zu haben.

„Seit einem halben Jahre,“ ſo ſprach Martin weiter, „wenigſtens ſeit ein paar Monaten, habe ich die Nanett' nicht mehr aus Herzensgrund lachen hören; das war, wenn es vorkam, nur ſo ein erzwungenes Gekicher, und wenn man einmal einen Spaß mit ihr machte, da konnte ſie im vollen Ernſte verlegen werden. Wißt ihr noch, wie ich vor einiger Zeit ſagte: ich hätte jetzt alles Ernſtes Luſt, mich zu verheirathen, und wenn ſie dazu geneigt wäre, ſo wollte ich mit der Madame ein Wort ſprechen?“

„Das war aber auch ein ſchlechter Spaß,“ ſagte einigermaßen ärgerlich die Köchin; „man muß den jungen naſeweiſen Dingern ſolche Grillen nicht in den Kopf ſetzen.“

„Da hat ſich was in den Kopf zu ſetzen!“ lachte der Kutſcher. „Doch hört weiter! Zerſtreut war die Nanett' in letzter Zeit auch ſehr. Wißt Ihr noch, wie ſie der gnädigen Frau vor vierzehn Tagen das Salzfaß ſervirte, als dieſe ein Glas Waſſer befohlen?“

„Gerechter Gott, das iſt wahr!“ ſagte die Köchin; „das hätte ich faſt vergeſſen.“

„Und wie gern ging ſie in letzter Zeit aus!“ ſprach der Kutſcher. „Hat ſie nicht ſogar mehrere Male gebeten, für Euch auf den Markt gehen zu dürfen? Da traf ſie mit ihm zuſammen; das könnt Ihr mir glauben.“

„Ja, und wie lange blieb ſie nicht jedes Mal aus!“ ſagte die Köchin entrüſtet, der auf einmal eine ganze Gasbeleuchtung aufzuflammen ſchien; „und dann fällt mir auch noch ein, ſo oft ich ſie in der letzten Zeit rufen mußte, ſtand ſie unter der Hausthüre.“

„Was hilft da alles Gerede?“ miſchte ſich jetzt Jakob in das Geſpräch, das die beiden Andern bis jetzt aufs Eifrigſte allein geführt. „Glaubt Ihr, daß der junge Menſch gute Abſichten auf das Mädchen hat?“

Die Köchin ſah erröthend auf den halbgeſpickten Haſen.

„Das glaube ich wohl,“ bemerkte wichtig der Kutſcher, „und ich habe dem Monſieur heute Morgen, als ich ſie bei einander traf, unſere Meinung über dieſen Punkt ziemlich klar auseinander geſetzt.“

„Und Ihr habt ſie alſo wirklich bei einander getroffen?“ fragte ſchüchtern die Köchin und hantierte eifrig mit ihrer Spicknadel.

„Das will ich meinen!“ entgegnete beſtimmt Martin. „Ich bin ſchon im Hauſe der Erſte des Morgens aus den Federn, und wenn ich für meine Pferde Waſſer hole, ſo dreht Ihr Euch alle noch ein paar Mal herum. Das denke ich denn heute Morgen ſelber, als ich ſo durch das ſtille Haus gehe, und ſage mir: So ein Kutſcher hat doch ein mühſeliges Geſchäft! und dabei nehme ich meine Eimer und trage ſie in den Stall. Wie ich nun ſo durch den Hof gehe und von Weitem die kleine Thüre erblicke, die auf die Gaſſe führt, hinten am Hauſe, ſo denke ich: Blitz auch, ſteht die nicht offen? das wär' mir eine ſaubere Wirthſchaft! da hätten Diebe die allerbeſte Gelegenheit! Wie ich näher trete, ſehe ich,

er ſie mit den Fußſpitzen feſtgehalten hätte, an den Abſätzen umher und verurſachten mit ſeinen neuſilbernen Sporen ein anmuthiges Geklingel. Es war ein Glück, daß Schmidle ſeine Cigarre noch im Munde hatte, denn obgleich ſie längſt ausgegangen war, diente ſie ihm doch dazu, die fürchterlichen Anſtrengungen des Reitens auf ihr zu verbeißen, was er mit ſolchem Erfolge that, daß ſie in kurzer Zeit ganz platt gedrückt war und ſich ſeine beiden Mundwinkel braun färbten.

So trabten wir luſtig dahin und kamen bald dem Wagen näher und immer näher; ehe wir ihn aber erreichten, ließ ich mein Pferd kürzer gehen und fiel darauf in den Schritt, um meinem Freunde Zeit zu laſſen, ſeinen Sitz etwas zu regeln und mit Anſtand bei den Damen vorbeizukommen. Schmidle war ſo außer Athem, daß er auf meine Fragen nach ſeinem Befinden nur durch ein leiſes Kopfnicken und ein ſehr erkünſteltes Lächeln Antwort geben konnte. Er rückte ſich mühſam in dem Sattel zurecht, richtete ſeinen Hut auf und faßte die Bügel, wie es ſich gehört.

„Lieber Schmidle," ſagte ich ihm darauf, „wenn wir an dem Wagen vorbeikommen, reiteſt Du links, wo die junge Dame ſitzt, und ich halte mich an der rechten Seite. Nimm Dich aber jetzt zuſammen, daß uns im wahren Sinne des Worts keine Niederlage paſſirt. Ich werde kurz angaloppiren und Du thuſt das Nämliche, indem Du den rechten Zügel Deines Gauls etwas anziehſt, den linken Schenkel ſcharf an den Gurt legſt und ihm mit dem rechten Fuß einen kleinen Sporenſtich verſetzſt. Verſtehſt Du?"

Schmidle nickte mit dem Kopfe.

„Wenn wir," fuhr ich fort, „glücklich an dem Wagen vorbei ſind, haſt Du Dich als famoſer Reiter gezeigt, und es kann Dir alsdann ſpätter in M. gar nicht fehlen. Noch eins! Haben wir erſt den Wagen im Rücken, ſo müſſen wir den Damen aus den Augen zu kommen ſuchen, damit ſie Deinen mangelhaften Sitz keiner Kritik unterwerfen können. Ich werde alſo ſcharf davongaloppiren, und wenn Du fühlſt, daß Du etwas locker auf dem Sattel ſitzeſt, ſo faſſ' nur in Gottes Namen die Mähne und laſſ' Dein Pferd dem meinigen folgen, es wird nicht davonlaufen."

Mit ſolchen Ermahnungen ausgerüſtet, verſprach Schmidle ſein Möglichſtes zu thun, und das Rennen begann. Glücklich brachte er ſein Pferd links in Galopp, und dieſe Bewegung ſchien ihm beſſer zu gefallen, als das Traben. Er verſuchte es, den Kopf nach mir hinzuwenden, um mir durch eine freundliche Miene ſein Vergnügen auszudrücken; doch brachte er es nur dahin, ſeine Augen zu verdrehen. Jetzt erreichten wir den Wagen. Ich bog rechts ab und Schmidle's

daß ich mich wahrhaftig nicht geirrt: die schweren Riegel sind zurückgeschoben, und als ich langsam näher trete, höre ich leise zusammen sprechen."

„Leise zusammen sprechen?" wiederholte die Köchin mit einem tiefen Athemzuge.

„Und wessen Stimme erkenne ich?" fuhr der Kutscher fort. „Die Stimme der Nanett'. Ich denke, mich soll der Schlag treffen, und höre zugleich die Stimme eines Mannes, und die Beiden plaudern von Liebe und ewiger Treue und solchen Geschichten."

„Ach, hört doch auf!" bat schüchtern die Köchin und wandte ihr Gesicht schamvoll auf die Seite von dem gespickten Hasen hinweg, als habe dieses arme Geschöpf irgend einen Antheil an der trauervollen Geschichte.

„Ja, da hat sich was zum Aufhören!" sagte der Kutscher einigermaßen entrüstet. „Die Beiden hörten auch nicht, wie ich kam — ich, der Kutscher — und dachte mir doch, der Bursche, den ich da trappirte, müßte augenblicklich um eine Ecke verschwinden und das junge Ding sich in Verzweiflung ein Mauseloch suchen."

„Nicht?" fragte die Köchin, offenbar auf's Schmerzlichste überrascht.

„Gott bewahre! di: Nanett' wurde freilich ein Bischen roth, zupfte an ihrer Schürze und stammelte ein paar Redensarten ohne Sinn und Verstand, aber der Monsieur — es war ein Hofbedienter — stellte sich trotzig vor mich hin, legte die Hände auf den Rücken und sagte mit unbeschreiblicher Frechheit: Guten Morgen, Herr Kamerad! — Der Teufel auch! ich habe keine Lust, Sein Kamerad zu sein, und mir wäre es auch nie eingefallen, des Morgens in aller Frühe an fremden Hinterthüren herumzuschnuppern und junge Mädel zu verführen und mich patzig anzustellen! und was man zu einem ähnlichen Falle weiter sagt. Da wurde der Kerl ebenfalls grob und murmelte etwas von einem alten Esel,

worauf ich die Nanett' am Arme hereinzog und die Thüre wieder zuriegelte. So ſteht die Geſchichte. Ich habe aber zur Vorſorge noch ein Vorhängeſchloß angebracht."

„Ja, ja, es hat mich überraſcht," ſprach Jakob bedächtig, indem er abermals eine Priſe nahm; „wir hatten das Mädchen ſo, wie man ſagt, in unſere Familie aufgenommen, in unſeren Kreis, wo Eins für das Andere lebt, wo man ſich hilft, wo man keine Geheimniſſe vor einander hat."

„Ja, das iſt wahr!" jammerte Martha.

„Und da ſich uns nun das junge Mädel zu entfremden ſucht, durch dieſe Liebſchaft, ſo kann man wohl ſagen, daß ſie dadurch unſerer Gemeinſchaft treulos geworden iſt."

„Gewiß!" jammerte die Köchin; „und das hätte ich von dieſem Kinde in meinem ganzen Leben nicht gedacht. Nein, es iſt unverantwortlich, ganz ausgeſucht abſcheulich!"

„Sagen wir lieber: es iſt der Lauf der Welt," entgegnete Jakob; „man ſollte eigentlich niemals auf eine von Euch Vertrauen ſetzen: wenn der rechte Wind kommt, ſegelt Ihr doch aus dem ruhigſten Hafen in die offene See hinaus. — Aber Freund Martin" — wandte er ſich an dieſen — „habt Ihr das Mädchen nachher nicht gehörig ausgefragt, was ſie für Hoffnungen und Erwartungen von dieſem Hofbedienten hat?"

„Ja, das habe ich freilich gethan, und habe ihr auch bemerklich gemacht, daß wir hier unter uns ſolche Liebſchaften nicht gebrauchen können. Und was meint Ihr wohl, daß ſie mir darauf zur Antwort gab? — Sie bedaure recht ſehr, das Haus verlaſſen zu müſſen, aber ſie wolle noch den nächſten Herbſt heirathen."

„Heirathen?" ſagte empört die Köchin; „ſo ein unreifes naſeweiſes Ding!"

„Ja, hört nur weiter, was ſie noch mehr ſagte: mit der gnädigen Frau habe ſie ſchon vor acht Tagen darüber geſprochen,

und die sei vollkommen damit einverstanden. — Hinter unserem Rücken mit der gnädigen Frau zu verhandeln!"

„Das ist allerdings stark!" meinte auch Jakob.

„Und sich verheirathen zu wollen!" lachte krampfhaft die Köchin; „ich wohne mit der Nanett' nicht mehr in Einem Zimmer; eine Person, die mit dem Gedanken umgeht, nächstens heirathen zu wollen —"

„Wird Ihr deßhalb doch nicht gefährlich werden, Jungfer Martha," meinte Jakob lächelnd; „so eine Brautschaft steckt nicht an, darüber kann Sie sich beruhigen."

Hier wurde die Unterredung durch einen starken Zug der Klingel aus dem Zimmer der Staatsräthin unterbrochen. Jakob eilte die Treppe hinauf, und als er nach einigen Minuten wieder herunter kam, blieb er nachdenklich an der Küchenthüre stehen, stemmte seine beiden Arme in die Seiten und schüttelte bedeutsam mit dem Kopfe.

„Nun, was gibt's?" fragte Martin, der erstaunt diesem außerordentlichen Benehmen zusah.

Auch die Köchin, welche im Begriffe war, den endlich fertig gewordenen Hasen in die Bratpfanne zu legen, hielt dieses unglückliche Schlachtopfer an den beiden Hinterläufen in die Höhe und blickte ebenfalls mit Verwunderung auf Jakob.

Dieser schüttelte mehrmals seinen Kopf, nahm außerordentlich bedächtig eine Prise und sagte: „Das ist wirklich sonderbar."

Auf diese Ausrufung hin gelangte der Hase noch nicht in die Bratpfanne, vielmehr wurde er wieder auf den Küchentisch plazirt, und Martha trat dem alten Kammerdiener näher und fragte: „Was ist denn so sonderbar, Meister Jakob?"

„Wirklich merkwürdig!" sagte dieser. „Nun rathet einmal: was hat mir die gnädige Frau für einen Auftrag ertheilt?"

„Vielleicht, daß die Nanett' plötzlich aus dem Hause soll?" meinte freundlich lächelnd die Köchin.

Jakob ſchüttelte abermals mit dem Kopfe und verſetzte: „Das iſt es nicht; aber es kam mir ſehr unerwartet.“

„Nun, ſo ſagt's gerade heraus, Jakob!“ meinte der Kutſcher. „Wie können wir eigentlich errathen, was Euch die gnädige Frau für einen Auftrag ertheilt hat! Betrifft es vielleicht einen von uns? mich zum Beiſpiel?“

„Oder mich?“ meinte eifrig die Köchin.

„Euch könnte es ſchon mitbetreffen,“ ſagte pfiffig lächelnd der alte Bediente.

„Gerechter Gott! 's iſt doch nichts Schlimmes!“ rief Märtha auf dieſe Worte.

„Nein, nichts Schlimmes,“ ſagte nun Jakob außerordentlich freundlich; „gar nichts Schlimmes, was Gutes in jeder Hinſicht, und wenn es ſchon an ſich was Angenehmes für uns Alle iſt, namentlich für Euch, alte Martha, ſo kann es doch am Ende der Anfang zu etwas ganz Glückſeligem ſein, was uns Alle betrifft. — Hurrah!“

Bei dieſen Worten lachte der alte Diener herzlich hinaus und ſtieß den Kutſcher, der ſich ihm ebenfalls genähert, freundſchaftlich mit der Fauſt auf die Bruſt.

„Als ich hinauf kam,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „ſaß die gnädige Frau auf ihrem Lehnſtuhle an dem bekannten Plätzchen, und ich ſah ihren Augen an, daß ſie heftig geweint hatte. — Er war ja da geweſen!“ ſetzte Jakob mit einer finſteren Miene hinzu. „Die gnädige Frau war ſehr aufgeregt, und als ich vor ihr ſtand und nach ihren Befehlen fragte, wandte ſie ihr Geſicht von mir ab, und es dauerte einige Sekunden, ehe ſie zu mir ſagte: „Ihr kennt die Frau Schoppelmann, die Lieferantin, genauer, nicht wahr, Jakob?“ — „Allerdings, gnädige Frau,“ ſagte ich, „ſeit langen, langen Jahren.“ — „Es iſt im Grunde eine ordentliche Frau,“ meinte ſie. — „Wenn mir die Frau Staatsräthin zu Gnaden halten wollen,“ ſagte ich, „eine kreuzbrave Frau,

nur hie und da ein Bischen aufſahrend und heftig." — „Und ihre Kinder?" ſagte ſie. — „Die taugen nichts!" antworte ich Eſel, denn ich denke, ſie ſpricht von den Söhnen; und als ſie mich darauf erſtaunt anſieht, fühl' ich die Dummheit, die ich gemacht, und ſage: „Nun, Euer Gnaden, ich habe die beiden jungen Schoppelmänner gemeint; was aber das Mädel anbelangt, ſo gibt's nichts Braveres und Beſſeres in der ganzen Stadt." — „Meint Ihr das wirklich, Jakob?" ſagte ſie darauf mit einer außerordentlich freundlichen Stimme. „Nun, ich will's ja glauben; alſo —"

Bei dieſen letzten Worten ſah Jakob mit luſtiger Miene bald den Kutſcher, bald die Köchin an. „Alſo jetzt kommt der Auftrag; nun, was meint ihr?"

„Dummheiten!" murmelte der Kutſcher; „ſeid doch nicht ſo ein alter Kerl; fahrt zu!"

„Ich habe alſo den Auftrag," fuhr der alte Diener ernſt und feierlich fort, die Frau Schoppelmann ſammt ihrer Tochter Katharine auf heute Nachmittag vier Uhr zur gnädigen Frau zu beſtellen."

„Ah, der Tauſend!" rief die Köchin; „das iſt freilich eine gute Kommiſſion."

„Gefällt mir auch," ſagte der Kutſcher; „möchte nur das Geſicht von der dicken Frau ſehen."

„Das iſt am Ende gar nicht einmal freundlich," meinte Jakob; „ſie hat einen alten, hartnäckigen Kopf; nun, wir wollen ihr die Sache ſchon gehörig vorſtellen." Damit holte der alte Bediente einen Hut vom Nagel herunter, zog ein Paar waſchlederne Handſchuhe an und begab ſich in die Stadt, ſeinen Auftrag auszurichten.

Da er aber ſeiner alten Beine wegen ziemlich langſam durch die Straßen ſtolperte, wir dagegen die Macht haben, mit der Schnelligkeit der Gedanken ihm vorauszueilen, ſo treten wir ſchon in den

Hofraum der Gemüſehändlerin ein, ehe Jakob noch das Thor des Stillfried'ſchen Hauſes hinter ſich in's Schloß gezogen.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Erzählt von neuen Planen der Gebrüder Schoppelmann und von einem Kriegsrathe, in welchem nicht viel beſchloſſen wurde.

Es war ein angenehmer, warmer Nachmittag im Spätſommer, gegen Anfang September, und um dieſe Zeit gegen zwei Uhr Mittags drang durch eine Häuſerlücke in der Nachbarſchaft ein kleiner Strahl der Sonne in den ſonſt ſo ſchattigen Hof des alten Hauſes. Es herrſchte dort um dieſe Zeit die tiefſte Ruhe und Stille. Die zwei- und vierfüßigen Bewohner des Miſthaufens und des kleinen Waſſerpfuhls, befiedert und unbefiedert, die Ferkel, kleinen Hunde, Hühner und Enten, hielten nach eingenommenem Mittagsmahl ihre Sieſta. Die großen Hunde, die Wächter des Hauſes, hatten eifrigſt einen kleinen Streifen Sonnenlicht aufgeſucht, der ſchmal und lang auf dem Pflaſter des Hofes glänzte; in der Verlängerung deſſelben aber, wo er ſich an der Mauer des Hauſes brach und auch dieſe bis oben hinauf beſchien, befand ſich ein Stuhl, und auf dieſem Stuhle ſaß der Fuhrmann, Herr Fritz Schoppelmann, mit leicht verbundenem Kopfe, ſich als Geneſender an der freundlichen, warmen Luft erfreuend. Man kann leider nicht ſagen, daß ihn das Gefühl des Dankes bewegte, welches faſt immer in der Bruſt desjenigen wohnt, der von einem ſchweren und lebensgefährlichen Krankenlager aufſtand; was ſein Herz allenfalls bewegte, war Grimm und Wuth auf den, der ihn doch ſo rechtmäßiger Weiſe niederge-

ſchlagen, und zugleich ein verdrießlicher Gedanke über die verlorene ſchöne Zeit, die er auf dem Krankenlager bei der mageren Koſt der Mutter, welche der Arzt ihm vorgeſchrieben, hatte verbringen müſſen.

Sein Bruder Konrad, der vor ihm auf einem Schemel ſaß, war nicht minder ſchlecht gelaunt. Ihn hatte der ſtrenge Wille der Mutter die ganze Zeit zu Hauſe gehalten; er hatte ſogar ein paar Jagdpartieen auf Feldhühner ausſchlagen müſſen, und, was noch ſchlimmer war, die Gemüſehändlerin zog es vor, ein paar Prozente weniger zu verdienen, indem ſie ſich die Produkte nach der Stadt bringen ließ, ſtatt dieſelben, wie ſonſt, durch ihre Söhne an dem betreffenden Ort einkaufen zu laſſen.

Konrad, der Jäger, hatte eine kurze Pfeife zwiſchen den Zähnen, und während er daraus rauchte, ſchaute er mißmuthig in dem Hofe umher. „Das iſt doch hier gerade wie ein Gefängniß," ſagte er ſeufzend.

„Viel ſchlimmer!" meinte der Fuhrmann; „in einem Gefängniſſe hat man doch Ruhe in ſeinen vier Wänden und wird nicht mit guten Lehren und dergleichen moleſtirt! Das ſag' ich dir, Konrad, ich halt' es bald nicht mehr aus, und wenn ich wieder vollkommen geſund bin, ſo gehe ich der Alten durch und ſuche mir einen Dienſt, mag es ſein, wo es will."

„Das iſt auch meine Anſicht; ſoll der Teufel das langweilige Leben hier zu Lande holen! Mich ekelt die Stadt an und die ganze Geſchichte; 's iſt ja gar nichts mehr! Jetzt hab' ich doch ſeit einem halben Jahre keinen vernünftigen Schuß mehr gethan, und muß hier in der langen Weile ſitzen. Und was für einen Genuß haben wir? Einen Schoppen Wein zu trinken. Hol' der Teufel die ganze Wirthſchaft!"

„Ja, und den armſeligen Schoppen Wein nur verſtohlener Weiſe!" ſetzte ingrimmig der Fuhrmann hinzu. „Und für dieſen Schoppen Wein werden wir von dem alten Vieh, der Schilder,

noch betrogen und über's Ohr gehauen, daß es eine Schande iſt. Die Hälfte müſſen wir jedes Mal abgeben, und von der anderen Hälfte, die wir unter uns theilen, zieht ſie uns das Meiſte für alte und neue Rechnungen ab."

„Meine Taſchen ſind leer," ſagte der Jäger mit einem troſtloſen Blick in die Höhe. Und während er beide Füße weit von ſich abſtreckte, ſuchte er mit ſeinen beiden Händen in den wirklich leeren Taſchen umher.

„Hat ſie jetzt nicht ſchon an tauſend Gulden der alten Jungfer abgezapft? und ich bin überzeugt, ſie hat ihre fünfhundert Gulden bei ſich verwahrt liegen, während wir, außer dem Kopfe in der Schlinge, nichts davon übrig behalten haben."

„Das muß anders werden!" ſprach giftig der Jäger und ſpuckte vor ſich auf den Boden.

„Meinſt du wirklich?" fragte Fritz mit einem lauernden Blicke.

Konrad nickte mit dem Kopfe und ſah ſich ſcheu um, dann rückte er ſeinen Stuhl ſo nahe wie möglich neben den des Bruders, beugte ſeinen Mund an deſſen Ohr und ſagte: „meinſt du denn, ich hätte alles Ernſtes Luſt, mich drüben für die Hexe abzuplagen? Wir ſollen die Arbeit thun und ſie das Geld einſtecken? Nein, das kann ich dich verſichern, wenn ſie einmal etwas Ordentliches angeſammelt hat, ſo werde ich mich wahrſcheinlich veranlaßt ſehen, nöthigenfalls ſelbſt eine Zwangsanleihe bei ihr zu machen. He! was denkſt du darüber?"

„Vollkommen einverſtanden!" verſetzte der Fuhrmann mit einem unangenehmen Lächeln. „Aber um die fünfhundert Gulden iſt es nicht der Mühe werth. Wie iſt's denn mit ihrer größeren Spekulation, von der ſie heute Morgen geſprochen?"

„Die warten wir erſt ab," antwortete Konrad pfiffig lächelnd; „die Briefe dafür ſind bereits geſchrieben."

„Und meint ſie, es werde gehen?" fragte der Fuhrmann.

„Sie zweifelt nicht daran," fuhr Konrad mit Beſtimmtheit fort.

„Die sechshundert Gulden, welche die Strebeling hergegeben, haben den armen Familienvater und den getreuen Freund aus dem Schuldgefängniß befreit. Seine Gläubiger scheinen geneigt, einen Vergleich mit ihm einzugehen, wodurch er wieder in den Besitz des Geschäftes käme und im Stande wäre, seine sieben oder acht Würmer vor dem Hungertode zu erretten. Aber die Gläubiger sind nur dann geneigt, etwas für ihn zu thun, wenn sich Jemand findet, der eine Bürgschaft übernimmt im Betrage von ungefähr zweitausend vierhundert Gulden. — Es ist von der Hexe, der Schilder, außerordentlich pfiffig, statt baares Geld jetzt eine Bürgschaft zu verlangen; denn das kommt am Ende für uns auf Eins heraus. Verlangen will sie auch nicht einmal eine solche Bürgschaft; Gott bewahre! Sie übergibt nur einen lamentablen Brief, wo so was von ewigem Abschied drin steht, vom Todtschießen und dergleichen, und dann wird sie der Strebeling erklären, sie wolle mit der Geschichte nichts mehr zu thun haben. — Gib nur Acht, das wirkt! Die alte Jungfer wird sie förmlich nöthigen, eine Bürgschaft von ihr anzunehmen, und das geht nur in dem Falle, wenn sie mit vollgiltigen Pfandscheinen oder Schuldbriefen herausrückt. Da sie obendrein ihr Geheimniß bewahrt haben will, so muß sie die Schilder noch bitten, daß diese selbst die Bürgschaft übernimmt, indem sie ihr die Pfandbriefe übergibt. Das wird aber die Schilder nur dann thun, wenn sie zu gleicher Zeit etwas Schriftliches bekommt, worin deutlich zu lesen steht, daß ihr jenes Geld von der Jungfer Strebeling zur Bezahlung einer alten Schuld oder dergleichen übergeben wurde.“

„Vortrefflich!“ meinte der Fuhrmann; „wenn die alte Jungfer damit noch heraus rückt, so haben wir was Artiges bei einander.“

„Namentlich,“ fuhr bedeutsam der Jäger fort, „wenn wir es zufälliger Weise verständen, die ganze Summe an uns zu bringen, und zwar mit den anderen, schon vorhandenen fünfhundert Gulden.“

„Dafür iſt mir gar nicht bange," ſagte der Fuhrmann mit feſtem Tone, „wenn bis dahin meine Geſchichte am Kopf vollkommen in Ordnung iſt." Mit dieſen Worten ſchob er den Verband etwas auf die Seite und taſtete mit den Fingern auf der verwundeten Stelle umher. „Wenn ich dahin lange," fuhr er fort, „habe ich immer noch einen ganz verfluchten Schmerz; ich meine immer, die Sache iſt noch nicht ganz in der Ordnung; auch des Nachts weckt es mich oft auf, gerade als bohre man mir ein glühendes Eiſen dort hinein. — O, wenn es mir nur in dieſem Leben vergönnt wäre, jenem Kerl alles das heimzugeben!"

„Glaube mir nur," bemerkte der Jäger, „der hat auch ſein gutes Theil bekommen. Du hätteſt einmal das Blut auf den Steinen vor dem Fenſter ſehen ſollen; ich hab's den andern Morgen gleich abwaſchen laſſen. Es war ganz unnöthig, es da zu laſſen. Die Alte iſt eine kurioſe Frau, das kann ich dich verſichern; in ihrem Herzen hält ſie doch mehr auf jenen Kerl als auf uns, und blos, weil er ihrer ſchönen Tochter nachgelaufen iſt. Ha! hahaha!"

„Sei ſtill!" ſagte der Fuhrmann; „das Hofthor geht auf; die Alte kommt vom Markt."

Und dem war in der That ſo. Das Hofthor öffnete ſich knarrend, die großen Hunde, welche bis jetzt faul in der Sonne gelegen, ſprangen empor und eilten in luſtigen Sätzen und wedelnd auf die Gebieterin zu; ja ſogar der Haushahn erwachte aus ſeiner ſtillen Betrachtung, hob den Kopf empor, ſchaute ſtolz um ſich, und begrüßte die dicke Gemüſehändlerin mit einem majeſtätiſchen Krähen.

Auch in der Haltung der beiden Söhne hatte ſich bei dem Eintritt der Mutter Einiges verändert. Der verwundete Fuhrmann ließ den Kopf auf die Bruſt hangen und ſah offenbar ſehr angegriffen und hinfällig aus. Konrad aber nahm eine große Flaſche mit Bleiwaſſer aus der Taſche und befeuchtete mit demſelben einen ſehr trocken gewordenen Lappen, den er alsdann mit einer großen und wichtigen Handbewegung dem Bruder auf den Kopf patſchte.

Pferd folgte glücklicher Weise dem meinen nicht, wie ich gefürchtet; nur sah ich, daß das Thier seine Ohren in den Nacken legte und stärker galoppirte, als es bemerkte, daß ich nicht mehr an seiner Seite sei. Bald war ich neben dem Wagen und ich sah in diesem Augenblick natürlich von meinem Freunde nichts mehr. Was er gethan, wußte ich nicht. Doch wollte es mir nicht gefallen, daß die Damen in dem Wagen neugierig lachend links hinausschauten und daß der Kutscher auf dem Bock ein brüllendes Gelächter ausstieß. Schon war ich im Begriff, mein Pferd anzuhalten und auf die andere Seite zu reiten, denn ich dachte nicht anders, als Schmidle lasse seinen Gaul im Trab neben dem Wagen hergehen, um alsdann, natürlich in der lächerlichsten Position, den Angenehmen zu spielen. Doch ich hatte diesen Gedanken noch nicht erfaßt, als das Pferd mit meinem armen Freunde in Carriere links an dem Wagen hervorkam, und im vollkommensten Durchgehen auf der Chaussee dahinjagte. Die beiden Damen schauten ihm nach und lachten jetzt eben so überlaut, wie der Kutscher. Obgleich mich dies im ersten Augenblicke ärgerte, so mußte ich ihnen doch im andern ihre Lustigkeit verzeihen; denn Schmidle hing gar zu erbärmlich komisch auf seinem Pferde. Von Bügel- und Zügelhalten war gar keine Rede mehr. Seine Beine hielt er krampfhaft in die Weichen des Pferdes gedrückt; sein Oberleib hing ganz vorn über und mit seinen beiden Armen hatte er den Hals des Pferdes umklammert. Dabei ritt er ohne Hut und sein Haar flog im Winde. Ich nahm mir natürlich keine Zeit, in Ruhe diesen seltsamen Sitz zu betrachten, sondern ich gab meinem Pferde die Sporen und jagte, was das Thier laufen mochte, hinter meinem Freunde her. Bald näherte ich mich ihm und rief ihm mit lauter Stimme zu, die Zügel anzufassen, aber er hörte mich nicht. In diesem Augenblick lief Schmidle's Pferd an einigen schweren Lastwagen vorbei und zu gleicher Zeit kam ihm ein großer vierspänniger Eilwagen gerade entgegen. So zwischen zwei Fuhrwerken eingeengt, mochte das Pferd keinen Begriff haben, wie es diese gefährliche Stelle wieder verlassen könne, und es wandte sich plötzlich, um links von der Chaussee hinab in ein Kleefeld zu setzen, bei welchem Sprung mein armer Freund gänzlich das Gleichgewicht verlor und, von dem Rücken des Pferdes bis zur Erde einen großen Bogen beschreibend, gewaltsam in den Klee geschleudert wurde. Da lag der Aermste und so regungslos, daß ich allen Ernstes glaubte, es sei ihm ein Unglück passirt. Ich näherte mich eilig, sprang von meinem Pferde und versuchte meinen Freund aufzurichten. Doch half er sich schon allein empor und sein Erstes war, sich auf allen Seiten zu befühlen, ob er nichts zerbrochen habe, denn nach seiner Idee mußte ein Sturz vom Pferde von einem Bein- oder

Madame Schoppelmann schien sich in ihrer guten Laune zu befinden. Sie hatte offenbar einen guten Markttag gehabt, was denn auch an den leeren Körben zu sehen war, welche zwei Mägde hinter ihr drein trugen. Vor ihren beiden Sprößlingen blieb die Mutter einen Augenblick stehen, stemmte ihre Arme in die Seiten und sagte lächelnd: „nun, wie sieht's aus? Hellt's tüchtig? Es wäre Zeit, daß die Geschichte einmal zu Ende ginge."

„Ja, mir wär's auch schon recht," brummte der Fuhrmann, und der Jäger setzte mit sehr wichtigem Tone hinzu: „Und mir erst! Ich muß gestehen, das Krankenwärterspiel ist nicht meine Passion."

Auch Katharina kam hinter der Mutter vom Markte zurück. Sie hatte ein kleines leeres Körbchen in der Hand, und ihr großer Strohhut hing an einem rothseidenen Bande an dem rechten Arme. Ihr folgten noch ein paar Colleginnen der Mutter, welche ebenfalls, ihr Bedauern ausdrückend, vor den beiden Brüdern stehen blieben.

Katharina aber, ohne sich viel nach ihnen umzusehen, schritt mit erhobenem Kopfe bei den Beiden vorbei und stieg die Wendeltreppe hinauf in ihr Zimmer.

„Nun, wie geht's, Herr Schoppelmann?" fragte eines der Weiber; „bald wieder gesund und munter?" Und eine andere setzte hinzu: „Ach, so ein junges Blut reißt sich bald wieder heraus!"

Auf diese theilnehmend sein sollenden Aeußerungen der beiden Weiber murmelte der ältere Herr Schoppelmann etwas zwischen den Zähnen, was ein arglosers Herz für einen Dank wegen gütiger Nachfrage hätte hinnehmen können. Wir aber, die wir uns der strengsten Wahrheit befleißigen, sind leider in dem Falle, eingestehen zu müssen, daß die Aeußerung des Fuhrmanns so viel besagte als: sie sollten ihn zufrieden lassen und seinetwegen zum Teufel gehen.

Hierauf folgten die beiden Weiber der dicken Gemüsehändlerin, und alle Drei begaben sich in die uns bekannte Vorhalle.

Wir hatten schon vorhin Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß das Marktgeschäft heute äußerst gut von Statten gegangen zu sein schien, und dem war auch so. Frau Schoppelmann hatte nicht blos ihren eigenen Gemüsestand an Kleinhändlerinnen und tägliche Kunden ausverkauft, sondern auch die Waaren der ihr zugethanen Nachbarinnen waren unter ihrer Protektion ebenfalls auf's Schnellste verkauft worden.

„Es ist ein wahrer Segen," sagte eines von den Weibern in der Vorhalle zu der dicken Frau, „wenn man mit Euch zu thun hat; da fliegt Alles nur so weg, und während die Anderen noch bis heute Abend draußen stehen müssen, wo ihnen Alles verdorrt und verwelkt, sind wir schon um zwei Uhr fertig; ja, es ist wahrhaftig ein offenbarer Segen bei Eurer Sache."

Die Gemüsehändlerin hatte sich an ihren Tisch niedergelassen, einestheils um mit ihren Colleginnen abzurechnen, anderntheils weil sie ermüdet war, und drittens, weil es einigermaßen ihr Hochmuth und Stolz war, wenn die anderen Weiber stehend mit ihr verkehrten. Heute aber lud sie die beiden Weiber durch eine Handbewegung und ein freundliches Wort ebenfalls zum Niedersitzen ein.

„Ja, ja," sagte sie nach einer Pause; „unser Herrgott ist wirklich gnädig gegen eine arme Wittfrau und gibt seinen Segen, daß mein Geschäft so ziemlich gedeihen kann. Aber ach du lieber Himmel! es ist nichts vollkommen auf der Welt, und wo einem hier gegeben wird, da wird einem da wieder genommen."

Hier seufzte die dicke Frau und die beiden andern Weiber seufzten ebenfalls, ohne eigentlich genau zu wissen, warum.

„Ich kenne Euch Beide schon längere Jahre," fuhr das Oberhaupt des Gemüsemarktes fort, „und habe Euch von jeher als rechtschaffene Weiber kennen gelernt; deßhalb will ich nun auch

Euren Rath in einer für mich besonders wichtigen Angelegenheit hören."

Die beiden Weiber horchten geschmeichelt auf, und während die Eine demüthig ihren Kopf neigte, als wollte sie sagen, sie sei ganz zu den Befehlen ihrer reichen Collegin, legte die andere fest und sicher die Hand auf den Tisch, schaute keck in die Höhe und schien damit andeuten zu wollen: ihr wißt, daß ich mich vor dem Teufel nicht fürchte; meinen Rath sollt ihr haben, gerade heraus, mögt ihr ihn annehmen wollen oder nicht!

„Ihr alle habt die verdrießliche Geschichte mit meiner Katharine gehört," sagte die dicke Frau, indem sie ihre Ellbogen auf den Tisch stützte, „Ihr habt sie von den Leuten draußen gehört, und ich habe Euch gesagt, was Wahres daran ist. Das ist nun freilich schon genug, um Jemand außer sich zu bringen; aber es ist doch nicht so arg, wie ich mir Anfangs gedacht. Ich habe die Wahrheit in der ganzen Geschichte auch erst so nach und nach erfahren, sonst wäre ich an dem Abend ganz anders aufgetreten."

„Ja, das muß ich sagen," meinte die Frau mit dem erhobenen Kopfe und dem herausfordernden Wesen, „an dem Abend seid ihr zu gut gewesen, und wenn es mich hätte mein Leben gekostet: todt hätt' er sein müssen."

„Ach, Nachbarin," sagte die andere Frau, die demüthig scheinende, „er soll ja auch so gut wie todt sein; so sagt man wenigstens, er liege in D. übel, sehr übel zugerichtet."

„Narrenpossen!" entgegnete Madame Schoppelmann. „Wen meint Ihr denn eigentlich? Von wem sprecht Ihr?"

„Nun, von dem Herrn Stillfried," sagte die Herausfordernde; „von dem spracht doch Ihr auch, als Ihr vorhin sagtet, es wär' Euch leid, daß es an jenem Abend nicht noch ganz anders gekommen sei."

„Allerdings," erwiderte die Gemüsehändlerin, „aber ich wollte mich ausdrücken, es sei mir eigentlich leid, daß dem jungen Men-

ſchen bei der Geſchichte ſchon ſo viel geſchehen ſei, als ihm geſchehen."

„Iſt er denn wirklich ſo arg zugerichtet?" fragte die Demüthige.

„Ein Arm ſoll gleich hin geweſen ſein;" gab die Andere mit trotzig aufgeworfenem Munde zur Antwort, und dabei griff ſie nach einem Meſſer, als fühle ſie nachträglich noch ein Privat-Mordgelüſte. „Ein Arm ſoll gleich hin geweſen ſein," wiederholte ſie, und klopfte mit der Klinge auf den Tiſch, „und zwar der linke, glaube ich, und den rechten Fuß hat man, wie man mir erzählte, den andern Morgen gleich abnehmen müſſen."

„Ihr ſeid ein recht albernes Weibsbild, Frau Klingler!" ſagte ärgerlich die Gemüſehändlerin. „Wie kann man ſich nur ſo dummes Zeug vorſchwätzen laſſen? Gott ſoll mich in Gnaden bewahren! Wenn das wahr wäre, ſo hätte ich meiner Lebtag keine ruhige Stunde mehr."

„Alſo 's war nicht ſo ſchlimm?" ſagte die Demüthige mit ſanftem Geſichtsausdrucke; „ich habe mir das wohl gedacht."

„Mir aber hat man erzählt," fuhr Frau Klingler fort, „er ſei übel zugerichtet worden. Nun, wenn dem nicht ſo iſt, und er mit dem blauen Auge davon kam, da glaub ich wohl, wie Ihr vorhin ſagtet, es thu' Euch leid, daß die Geſchichte nicht anders gekommen ſei. Ja, mir thät' das auch leid, das muß ich ſchon ſagen."

„Schwätzt doch nicht immer ſo in den Tag hinein!" ſprach ärgerlich Madame Schoppelmann und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch; „laßt mich doch auch einmal zu Worte kommen und verſteht mich recht! Wenn ich vorhin ſagte, es thäte mir leid, daß die Geſchichte ſo gekommen iſt, wie ſie kam, ſo wollt' ich damit ſagen, daß es mir unangenehm iſt, daß dem jungen Menſchen überhaupt von meinem Hauſe etwas Widerwärtiges geſchah; denn ruhig überlegt, hat er eigentlich die allerwenigſte Schuld gehabt; meine beiden Galgenſtricke da draußen haben die Sache wieder angezettelt."

„Ah!“ rief Madame Klingler und legte ihre Hände in den Schooß.

„Seht Ihr wohl!“ ſagte die Demüthige; „das habe ich mir doch gleich gedacht. Der arme junge Menſch hat gewiß keine Schuld gehabt.“

„Keine Schuld habe ich eigentlich nicht geſagt,“ antwortete die Gemüſehändlerin. „Aber ſo junge Leute nehmen dergleichen Sachen nicht ſcharf; ſo den Bürgersmädeln nachzulaufen und ihnen den Hof zu machen, das halten ſie obendrein noch für ein verdienſtliches Werk.“

„Das weiß Gott!“ ſagte eifrig Madame Klingler; „darüber kann ich auch der Welt eine Geſchichte erzählen, eine traurige Geſchichte, ehe ich den ſeligen Klingler geheirathet. — Da war ein Offizier —“

„Ja, wir wiſſen das ſchon,“ ſagte Madame Schoppelmann, mit der Hand von ſich weiſend, „Ihr habt mir das ſchon oft erzählt; aber mit meiner Katharine iſt es doch ganz anders.“

„Natürlich,“ ſagte die Demüthige, „ganz anders; Frau Klingler, das muß Sie zugeben.“

Madame Klingler that demgemäß auch, d. h. ſie ſchwieg ſtill; doch ſtieß ſie, an jene Geſchichte und den Offizier denkend, den ſie vor dem ſeligen Klingler gekannt, einen tiefen Seufzer aus.

„Die Sache iſt alſo die,“ nahm Madame Schoppelmann wieder das Wort: „Der junge Menſch iſt meiner Katharine auf Schritt und Tritt nachgelaufen. Ihr Beide habt mir das ſelbſt oft erzählt.“

„Gewiß“ warf Madame Klingler dazwiſchen, „ich hätte es nicht über's Herz bringen können, Euch das zu verſchweigen, obgleich — das muß ich jetzt doch ſchon geſtehen — der junge Menſch ſich immer ſehr ordentlich und anſtändig aufgeführt.“

„Ach ja,“ ſeufzte die Demüthige, „es war etwas Rührendes darin. Du lieber Gott, es iſt für mich doch gerade wie heute

Morgen geſchehen, als die Katharine meinem Buben, dem Fritzle ein kleines Kränzchen von Vergißmeinnicht geſchenkt, und als der Herr Stillfried gerade dazu kam. Hat er nicht dem Kinde einen ganzen Gulden geſchenkt und iſt darauf ganz glücklich fortgegangen, d. h. der Herr Eugen nämlich; mein Bub' war aber auch zufrieden, denn —"

Madame Schoppelmann rückte auf ihrem Stuhle ungeduldig hin und her; ihre Hände ſuchten die Hüften, und ſie rief mit ſehr lauter Stimme: „Aber um's Himmels willen, unterbrecht mich doch nicht ewig! Wenn Ihr ſo fortfahren wollt, ſo kommen wir ja nicht zu Ende."

„Das iſt wahr," ſagte Frau Klingler und warf der Demüthigen einen ernſten Blick zu; dieſe dagegen der Frau Klingler einen ſanften, worauf die dicke Gemüſehändlerin fortfuhr:

„Nun hat aber der Herr Stillfried gar nicht die ſchlechten Abſichten gehabt, wie mich der Bub', der Konrad, wollte glauben machen; ich weiß das jetzt ganz genau, und wenn durch jenen unangenehmen Abend das Glück der Katharine verſcherzt iſt, ſo bin ich, leider Gottes! ganz allein daran Schuld."

„Sieht Sie, Schoppelmann, ſieht Sie, antwortete eifrig Madame Klingler, „das kommt von Ihrer traurigen Heftigkeit! So armen jungen Leuten muß man ein anſtändiges Plaiſir gönnen, und nicht gleich mit dem Knittel drein ſchlagen."

„Halt' Sie Ihr Maul!" ſagte Madame Schoppelmann ſo ſanft wie möglich; „ich hätte Sie an meiner Stelle ſehen wollen; da läuft einem das Blut über. Nicht wahr, Frau Claaſen?"

„Allerdings," entgegnete die alſo Angeredete. „Aber die Frau Klingler hat keine Kinder."

„Weil ſie mir leider geſtorben ſind," ſeufzte dieſe; „gleich nachdem ich den ſeligen Klingler geheirathet. Ich hatte mit dem Mann gar kein Glück."

„Sie haben dem Herrn Stillfried einen Brief geſchrieben!"

rief Madame Schoppelmann mit außergewöhnlicher Stimme. „Wer, das habe ich nicht herausgebracht; aber ich bin feſt überzeugt, die Beiden da draußen. Sie haben ihm geſchrieben, meine Tochter, die Katharine, hätte ihm etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen und erwarte ihn Abends um neun Uhr auf ihrem Zimmer. Darauf iſt denn der arme Narr gekommen; ich hätte aber auch den ſehen mögen, der einer ſolchen Einladung nicht gefolgt wäre!“ Dabei erhob ſie ſtolz ihr Haupt und ſah die beiden Weiber wie fragend an.

Dieſe machten es unter ſich ebenſo, und wir ſind vollſtändig überzeugt, wenn Madame Klingler auf dem Geſichte der Demüthigen den geringſten Zweifel in das Wort der Madame Schoppelmann bemerkt hätte, ſo würde es eine heftige Scene gegeben haben.

Aber dieſe ſagte mild lächelnd: „Das muß ſchon wahr ſein; darauf hin wär' die ganze Stadt gekommen, Grafen und Herren.“

„Er kam alſo,“ fuhr die Gemüſehändlerin voll Selbſtgefühl fort, „und das Weitere wißt Ihr, leider Gottes! ſo gut wie ich.“

„Der arme junge Menſch!“ ſeufzten die beiden Weiber, dieſes Mal von der gleichen Geſinnung beſeelt.

„Nachdem nun das Unglück einmal geſchehen war,“ fuhr Madame Schoppelmann fort, „und ich der feſten Meinung war, Katharine ſei ebenfalls mit im Einverſtändniß und deßhalb auch im Unrecht, ſo zwang ich das Mädel, ihren Bruder während der Krankheit zu pflegen, und das war unter beſagten Umſtänden nicht gut, es war hart von mir.“

„Es war ſehr hart,“ ſagte beſtimmt Madame Klingler und ſchaute die Claaſen herausfordernd an, ob ſich dieſe vielleicht unterſtände, anderer Meinung zu ſein.

„Durch dieſe Geſchichten iſt mir nun das ſonſt ſo gute und folgſame Mädel ganz rappelköpfiſch geworden, und wenn ich nicht mit Gewalt an mich halten müßte, ſo gäbe es oftmals arge Händel.“

„Sieht Sie wohl, ſieht Sie wohl?“ konnte ſich Madame Klingler zu ſagen nicht enthalten.

„Mit ihren beiden Brüdern,“ ſprach Madame Schoppelmann weiter, „kommt ſie natürlicher Weiſe gar nicht mehr aus; ich begreife es vollkommen, daß ſich ihr Alles im Kopf herumdreht, wenn ſie den Fuhrmann anſieht, der zuerſt nach dem Herrn Stillfried geſchlagen.“

„Das begreife ich auch vollkommen,“ ſagte die Klingler mit einer Beſtimmtheit und Ruhe, welche deutlich anzeigte, daß ſie entſchloſſen, ſich nicht wieder über das Maul fahren zu laſſen, ſondern um jeden Preis ihre Meinung zu ſagen. „Das begreife ich,“ wiederholte ſie, „ich habe damals mit dem Offizier eine ähnliche Geſchichte gehabt. Dem klemmte mein Bruder beinahe einen Finger ab, ebenfalls an meinem Fenſter, worauf ich augenblicklich in Ohnmacht fiel, dann mich aber anders beſann, in die Höhe ſprang und ihm — meinem Bruder nämlich — das Geſicht ſo arg zerkratzte, daß er ſich während vier Wochen nicht konnte ſehen laſſen.“

„Thu' Sie mir den einzigen Gefallen und ſchweig Sie mir endlich von Ihrem Offizier und von Ihrer ganzen Leidensgeſchichte!“ ſagte Madame Schoppelmann ſehr ernſt. „Ich habe Sie und Frau Claaſen daher gebeten, weil Ihr ein paar rechtſchaffene Weiber ſeid, um Eure Anſichten, Euren Rath zu hören, aber zu ſonſt nichts. Vergeßt das nicht!“

„Ja, Ihr müßt das nicht vergeſſen,“ ſagte die Demüthige worauf Madame Klingler bemerkte:

„Nein, ich werd's wahrhaftig nicht vergeſſen.“ Doch dachte ſie bei dieſen Worten an ihre harmloſe Jugendzeit, an den Offizier mit dem eingeklemmten Finger und an den Bruder mit der zerkratzten Naſe.

„Nein, es thut ſich länger nicht,“ fuhr hierauf Madame Schoppelmann nach einem kleinen Nachdenken und mit einem tiefen Seufzer fort. „So leid es mir in meinen alten Tagen noch iſt, das

Mädel nicht mehr um mich zu ſehen, ſo muß ſie doch fort aus dem Hauſe hier. Nur weiß ich nicht, was ich mit ihr beginnen ſoll, ob ich ſie auf das Land zu meinem Bruder thue oder ob ich ihr irgend einen Dienſt ſuche. Und darüber möchte ich Euren Rath haben. Jetzt ſprecht, was meint Ihr davon?"

Madame Klingler warf den Kopf in die Höhe und ſah die Demüthige ſtolz und herausfordernd an. Obgleich ſie ſich ſelbſt natürlicher Weiſe noch keine Anſicht gebildet hatte, ſo wartete ſie doch begierig auf ein Wort aus dem Munde der Madame Claaſen, um, dieſe augenblicklich bekämpfend, der entgegengeſetzten Meinung zu ſein.

Madame Claaſen aber faltete demüthig ihre Hände, und während ſie die Schultern hoch empor zog, ſenkte ſie den Kopf tief herab auf ihr Halstuch. Dann blickte ſie Madame Schoppelmann von der Seite an und ſagte gar nichts.

„Nun," fuhr die Gemüſehändlerin nach einer längern Pauſe fort, „was denkt ihr darüber? Sprecht Ihr zuerſt, Frau Klingler! Seid Ihr für das Land oder für den Dienſt?"

„Ja," ſagte die alſo Aufgeforderte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, „alſo daß die Katharine überhaupt aus dem Hauſe ſoll, das ſteht feſt bei Euch!"

„Unwiderruflich!" antwortete die Mutter.

Hierauf verſank Madame Klingler in ein tiefes Nachdenken; denn ſie hoffte, Madame Schoppelmann würde während deſſelben mit ihrer eigenen Anſicht herausrücken und ihr ſolcher Geſtalt erlauben, ſich derſelben anzuſchließen. Da aber die Gemüſehändlerin die Antwort der Madame Klingler erwartend, ebenfalls ſtill ſchwieg, die demüthige Frau Claaſen es aber am allerwenigſten wagte, ihre perſönliche Meinung Preis zu geben, ſo entſtand eine große Pauſe, welche ſich unter den obwaltenden Umſtänden wahrſcheinlich in's Unendliche ausgedehnt hätte, wenn in demſelben Augenblicke nicht

ein Mann unter der Thüre der Vorhalle erſchienen wäre, der den Namen der Madame Schoppelmann ausrief.

Da das einzige Fenſter in dem Gemache zu wenig Licht hereinfallen ließ, um Jemand augenblicklich erkennen zu können, namentlich wenn dieſer unter der Thüre ſtand und ſo auch von dort das volle Licht abhielt, ſo war es der Gemüſehändlerin, trotzdem, daß ſie ihre rechte Hand wie einen Schirm über die Augen hielt, nicht möglich, zu wiſſen, wer dort ſtand und wer ihren Namen gerufen.

„Nun, das muß ich ſagen,“ rief der Eintretende luſtig. „Ihr ſcheint Eure alten Freunde ſchnell vergeſſen zu haben, Frau Schoppelmann! Kennt Ihr denn den Jakob nicht mehr? Sollt' Euch doch Euer Herz ſagen, daß ich's bin. Alte Liebe roſtet nicht! ſo heißt's wenigſtens im Sprichwort.“

„Ei, der Jakob!“ rief luſtig die Gemüſehändlerin und erhob ſich ſo ſchnell wie möglich von ihrem Sitze. „Wo kommt Er her? Weiß Er wohl, daß Er ein Schalk iſt, ſolche Dinge von alter Liebe da vor den beiden Weibern auszuplaudern!“

Madama Claaſen und Madame Klingler, die ſich vor der Livree des herrſchaftlichen Bedienten reſpektvollſt erhoben, kicherten leiſe über dieſen ungeheuren Spaß, und die Erſtere erlaubte ſich, die Bemerkung zu machen: „So alſo kommt man hinter Eure früheren Geſchichten, Frau Schoppelmann!“

„Das iſt ſchon lange her,“ ſagte lächelnd der Bediente, „und war Alles in Ehren mit der damaligen Jungfer Margareth; konnte nichts machen: der ſelige Schoppelmann war der Glückliche.“

„Nun, ſetzt Euch einmal daher,“ antwortete vergnügt die dicke Frau und machte dazu einen tiefen Knix, „wenn es dem Herrn Kammerdiener anders recht iſt, in ſo geringer Behauſung einen Stuhl zu nehmen.“

Die beiden weiblichen Räthe der Frau Schoppelmann wußten in dieſem Augenblicke nicht, wie ſie ſich zu benehmen hatten. Sie

Armbruche unzertrennlich ſein. Glücklicher Weiſe war ihm aber nichts geſchehen und es dauerte keine Viertelſtunde, ſo erzählte er mir zwiſchen Ernſt und Lachen, daß er eigentlich gar nicht wiſſe, wie das Pferd mit ihm durchgegangen ſei, nur erinnere er ſich, daß, als er bei dem Wagen dem Thier etwas nachdrücklich die Sporen gegeben, damit es in kühnen Sätzen vorbeilancire, der eigenſinnige Gaul ſeinen Kopf faſt zwiſchen die Vorderbeine geſteckt habe, wobei er, da er ſich an den Zügeln feſthielt, ganz natürlich aus dem Sitze gekommen ſei, und darauf ſei er plötzlich mit ihm durchgegangen. „Gott, was werden die Damen von mir denken!“ fuhr Schmidle fort und ſetzte ſich nachdenkend vor mir auf einen Wegſtein. „Ich glaube, ich habe mich in ihren Augen entſetzlich lächerlich gemacht.“ Ich konnte nicht umhin, dieſe Vermuthung zu beſtätigen, und erzählte ihm meiner Seits, wie überlaut die Damen über ſeine Fatalität gelacht hätten. Aber wie ich ſie ſchon früher in meinem Innern hierüber entſchuldigt, ſo ſah ich mich auch jetzt veranlaßt, ein Gleiches gegen meinen Freund zu thun, indem ich ihm ungefähr die Stellung vormachte, wodurch er die Rückſeite ſeines Körpers den Damen entgegengeſtreckt.

Nach vielen innerlichen Kämpfen ſah denn Schmidle wirklich ein, wie lächerlich er ſich gemacht, und begann, es von der jungen Dame verzeihlich zu finden, wenn die Zuneigung, die er ihr vielleicht in den vergangenen Tagen eingeflößt, durch die verunglückte Reitpartie gänzlich erkaltet ſei, worauf ich noch weiter in ihn drang und zu ſeinem eigenen Beſten den Verſuch machte, ihm die Idee, als habe er ſich in den letzten Tagen wirklich elegant und liebenswürdig gezeigt und die Neigung der jungen Dame erworben, zu benehmen. Schmidle war durch den Sturz vom Pferde in allen Tiefen ſeines guten Herzens ſo erſchüttert, daß er nach und nach meine Vorſtellungen richtig fand und einſah, daß ſein unnatürliches Weſen, ſeine Anwendung von Ausdrücken, die er nicht verſtand, beſonders ſeine Manier, einen eleganten Herrn vorſtellen zu wollen, ihn nur lächerlich machen könne. Dieſe praktiſch philoſophiſchen Geſpräche hielten wir, wie geſagt, in oben benanntem Kleefelde, an einem Meilenzeiger ſitzend, der, wie ein großes Fragezeichen, vor unſerer heutigen Luſtpartie ſtand. Auf der einen Seite zeigte er nach E., wo wir eben herkamen, und er bezeichnete zwei Stunden bis da; auf der andern Seite aber verkündigte er uns, daß M., das Ziel unſeres Ritts, faſt eben ſo weit entfernt ſei. Sollten wir zurückkehren, wo wir hergekommen, oder ſollten wir unſere Tour vollenden? Ich war ſehr für das Letztere, denn wenn wir dem Pferdevermiether ſo früh am Tage ſeine Pferde zurückbrachten, ſo war es natürlich, daß er ſich einbildete, es ſei uns ein kleines Reiterunglück paſſirt, und ich kannte meinen Mann, daß er ſich ein

knixten ebenfalls und waren im Begriff, ſich knixend und rückwärts zur Thüre hinaus zu ziehen; doch ſagte Jakob, der ihre Abſicht merkte: „ich will die Damen durchaus nicht ſtören; ich habe auch im jetzigen Augenblicke zu einer längeren Unterredung nicht die Zeit; was aber," ſetzte er bedeutſam hinzu, „durchaus nichts zu ſagen hat, denn ich werde bald Gelegenheit haben, Euch wieder zu ſehen. — Ich komme in einem Auftrag der Frau Staatsräthin an Euch; ſie läßt Euch nämlich erſuchen, heute Nachmittag ſo gegen vier Uhr mit Eurer Tochter, der Katharine, zu ihr zu kommen."

Hätte man in dieſem Augenblicke der Frau Schoppelmann geſagt, draußen auf offenem Markt tanze der Rathhausthurm auf dem Pflaſter umher, ſie hätte ſich nicht mehr gewundert, als über dieſe Botſchaft. Sie wußte anfänglich nicht, was darauf zu antworten ſei, und behalf ſich ſtatt der mangelnden Worte mit einem neuen, tieferen Knixe.

Die beiden anderen Weiber ſahen, gerade ſo verblüfft von dem eben Gehörten, hierin eine Aufforderung, gleichfalls zu knixen, und thaten es ſo ehrerbietig wie möglich. Doch gewährten dieſe drei Knixe einen mannigfaltigen Anblick, und während die der Madame Klingler und der Madame Claaſen in die Tiefe gingen, ſchien Madame Schoppelmann auf eine außergewöhnliche, noch nie dageweſene Art in die Breite zu knixen.

Jakob nahm dieſe Höflichkeitsbezeugung ſehr herablaſſend auf, ſchützte aber dringende Geſchäfte vor und entfernte ſich eilig mit der Bemerkung, Madame Schoppelmann und Katharina möchten um vier Uhr ja nicht fehlen.

Die Gemüſehändlerin hatte kaum ſo viel Ueberlegung, den ſo ſchnell entſchwundenen alten Freund bis an die Schwelle des Gemachs zu begleiten. Das Anerbieten von einem Gläschen Liqueur blieb ihr auf der Zunge ſtecken und wurde erſt gemacht, als Jener das Hofthor ſchon längſt hinter ſich hatte, auch großmüthiger Weiſe

nicht mehr zurückgezogen, als die beiden Weiber, es auf ſich beziehend, freundlichſt bejahend dankten.

Madame Schoppelmann rückte nun auch wirklich, aber wie im Traume, mit einer großen Flaſche hervor, ſchenkte drei Gläschen voll ein, ſank dann auf ihren Stuhl nieder und ließ die Hände in den Schooß fallen. „Um vier Uhr mit der Katharine!“ ſagte ſie und ſchaute kopfſchüttelnd die beiden Weiber an.

„Das muß ich ſagen,“ meinte Frau Klingler, „das iſt eine ſehr merkwürdige Geſchichte; das hat jedenfalls was zu bedeuten.“

„Zu bedeuten hat's was,“ pflichtete die demüthige Frau Claaſen bei und nahm heimlicher Weiſe einen großen Schluck aus ihrem Glaſe.

„Aber der Katharine muß ich es doch jetzt ſchon ſagen,“ rief ſchnell aufſtehend die Gemüſehändlerin. Damit eilte ſie zur Thüre hinaus an die kleine ſteinerne Treppe und rief mehrere Male den Namen ihrer Tochter.

Als die Mutter wieder zurück in die Vorhalle ging, kam die Tochter die Treppe herab und trat in das Gemach, wo ſie von den beiden Weibern mit Freundlichkeit, ja mit einem Anflug von Hochachtung begrüßt wurde.

Wenn auch Katharina nicht mehr ſo entſetzlich bleich ausſah, wie an jenem Tage, wo wir ſie zuletzt geſehen, und wenn auch das tiefe Weh, das damals aus ihren Augen zuckte, vor einem ſchmerzlichen Zuge verſchwunden war, der jetzt um ihren verſchloſſenen Mund ſpielte, ſo ſah man doch ihrem ruhigen, leidenden Blicke an, wie vielen Kummer das Mädchen in letzter Zeit gehabt, und eine Vergleichung gegen ſonſt und jetzt mußte für den ruhigen Beſchauer wahrhaft erſchütternd ſein. Das waren freilich noch die glänzenden Augen von ehemals; doch hatte das Mädchen die langen Wimpern tief geſenkt, und die ganze Welt ſchien ihr in dieſem Augenblicke nicht mehr der Mühe werth zu ſein, ſich froh darin umzuſchauen. Ihr Mund, der ſonſt ſo heiter geöffnet war

und wo die frischen Lippen und weißen Zähne glänzten, wie ein Strauß von weißen und rothen Rosen, die noch nichts berührt hat, als der herabfallende Morgenthau, war jetzt ernst geschlossen und zeigte höchstens ein wehmüthiges Lächeln; ja der Körper des schönen Mädchens, sonst so elastisch und frisch beweglich, schien alles Leben verloren zu haben, denn Katharina, die sonst in voller Kraft der Jugend auftrat, ein Bild der frischesten Gesundheit, schlich jetzt verdrossen und still umher, und sie, die früher so fest, ja herausfordernd Jedem gegenüber trat und zum Gruße leicht und lächelnd mit dem Kopfe nickte, trat jetzt, ohne ein Wort zu sprechen, vor die Mutter hin und stützte sich, wie ermüdet, mit der Hand auf den Tisch, was sie vordem nie gethan.

Wenn Katharina von der Botschaft, die man ihr nun mittheilte, auch nicht so außerordentlich erfreut und überrascht schien, wie ihre Mutter, so malte sich doch ein Erstaunen, und keineswegs ein unangenehmes, in ihren Zügen.

Madame Klingler stellte sich vor sie hin, stemmte sehr herausfordernd die beiden Arme in ihre Seiten und sagte: „Nun, mein Schatz! was meinen Sie dazu, Jungfer Katharine?“ Dann wandte sie sich an die Mutter, hob vielsagend die rechte Hand in die Höhe und fuhr in einem Tone fort, der ein Widersprechen von vorn herein abschneidet: „Ihr könnt mich nun meinetwegen für eine alte Gans erklären oder nicht, so viel ist gewiß und das steht fest: die Staatsräthin hat Euch nicht umsonst mit Eurer Tochter rufen lassen. Gebt nur Achtung, da hat sich was zugetragen; am Ende ist der Herr Eugen mit seiner Mutter ausgesöhnt, und wir können morgen schon unser Compliment der gnädigen Frau machen.“ Bei diesen Worten sah sie die demüthige Frau Claasen mit wahrhaft wildem Blick an, hoffend, dieselbe würde sich unterstehen, irgend welche Einsprache gegen ihre Worte zu machen.

Doch mochte die Demüthige dieselben Gedanken hegen, wie ihre Collegin, oder nicht, genug, sie sprach kein Wort, wischte sich aber

wehmüthig die Augen, trank ihr Schnapsglas leer und deutete alsdann auf ihr Herz, als wollte sie sagen: hier steht's geschrieben!

Madame Klingler, die sehr in der Laune war, einen kleinen Streit anzufangen, hätte gewiß gar zu gern gefragt, was denn eigentlich da geschrieben stehe; doch hob Madame Schoppelmann die Sitzung auf und verabschiedete die beiden Weiber.

Katharina ging in ihr Zimmer zurück, setzte sich mit gefalteten Händen an ihr Fenster, und wenn auch zuweilen in ihrem Herzen etwas aufzucken wollte wie ein früherer glücklicher Gedanke, wie das Bild eines neuanbrechenden sonn- und rosenbeglänzten Lebenstages, so zerriß doch gleich darauf ein heftiger Schmerz diese glückseligen Phantasieen; sie preßte die rechte Hand fest auf ihr wild klopfendes Herz und sagte: Er hat mir ja nicht die geringste Nachricht von sich gegeben, er hat mir ja nicht ein einziges Wort geschrieben, nicht einmal zwei kleine Worte — er hat mich vergessen!

Achtunddreißigstes Kapitel.

Der geneigte Leser lernt das Wirthshaus zur wilden Rose, sowie kleine Theaterverhältnisse näher kennen.

Das Gasthaus zur wilden Rose, an welches wir den geneigten Leser in einem der vorhergehenden Kapitel führten, lag fast am äußersten Ende des bedeutenden Dorfes, dessen erster Gasthof, Post- und Schauspielhaus es zugleich war. Das Haus an sich war groß und geräumig, hatte im unteren Stock bedeutende Räumlichkeiten für Schenkstuben verschiedener Grade; so z. B. war eine da für die durchreisenden Fuhrleute mit ihrem Anhange, eine zweite

für die Bauern, die hier ihren Schoppen tranken, eine dritte für die Honoratioren, als: den Schultheißen, den Schulmeister, den Förster oder auch zuweilen den Pfarrer, und an dieses stieß noch ein kleines Gemach, für vornehme Fremde bestimmt, die hier abgesondert ihr Mittag- oder Abendessen verzehren wollten.

Diese verschiedenen Zimmer waren ihrem Range nach auch verschieden ausgeschmückt. Während sich in dem Fuhrmannszimmer und dem darauf folgenden Gemache neben hölzernen Tischen und Bänken an den Wänden nur ein alter Kalender befand, sah man in dem dahinter befindlichen Raume, wenn auch die Möbel die gleichen waren, die Wände doch schon besser verziert; denn hier prangte eine Geschichte der heiligen Genovefa mit Hirschkuh, Schmerzenreich und Golo, dem Grausamen. Alles sauber und bunt kolorirt, mit schönen rührenden Unterschriften, welche von den Bauern und den zahlreichen Fliegen sehr aufmerksam durchgelesen wurden. Das Honoratiorenzimmer hatte schon Sessel, deren Sitz mit braunem Leder überzogen war, einen Tisch mit grünem Wachstuche, und an den Wänden die Bildnisse der königlichen Familie in einer sauberen, im nahen Städtchen verfertigten Lithographie, welche nur den einzigen Fehler hatten, daß man nämlich bei ihrem Anblicke auf die Vermuthung kommen konnte, sämmtliche Glieder dieser erlauchten Familie, wie sie hier abconterfeit waren, litten an leiblichen Gebrechen; denn während die Einen schielten, hatten die Anderen einen verdrehten Hals oder hohe Schultern, oder an Armen und Beinen verschiedene bis jetzt unentdeckte Gelenke. Ja, Seine Majestät der König, im grausamsten Waffenschmuck, saß auf einem Pferde, welches, ruhig stehend, eine solche entschiedene Neigung zum Umfallen zeigte, daß ein getreuer Unterthan nicht im Stande war, dieses Bild ohne Schrecken anzusehen.

Im letzten Zimmer hing das Bildniß der Wirthin des Hauses, in der That recht sauber gemalt, vor langen Jahren von einem durchreisenden Künstler verfertigt, welches dem heutigen Beschauer

einen Begriff davon gab, welch' hübſche Frau die Wirthin zur wilden Roſe damals geweſen war. Wenn wir vielleicht auch annehmen können, daß der Künſtler, der ſich in dem wild romantiſchen Thale länger aufhielt, als er Anfangs gewollt, der ſchönen Wirthin in jeder Hinſicht, alſo auch bei Anfertigung dieſes Portraits, geſchmeichelt habe, ſo wollen wir doch den Worten des alten Schulmeiſters Glauben ſchenken, der uns auf Befragen hoch und theuer verſicherte, es habe nichts Liebenswürdigeres, Luſtigeres und Hübſcheres gegeben, als die Wirthin, die Frau Roſel. Ja, wenn man mit dem Schulmeiſter näher bekannt wurde und das eben angedeutete Geſpräch weiter verfolgte, ſo konnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, als ſei dieſe große Liebenswürdigkeit der Wirthin daran Schuld geweſen, daß ſich der regierende Lehrer des Dorfes niemals verheirathete.

Wer aber noch Zweifel geſetzt hätte in die Worte des Schulmeiſters, der brauchte ſich nur die Mühe zu geben und Frau Roſel mit Kennerblick zu betrachten, ſo fand er ſelbſt das, was in dieſen ſpäteren Jahren von ihrer Schönheit und Poſſierlichkeit übrig geblieben war, noch ſo bedeutend und wichtig, daß er gewiß geneigt war, dem damals durchgereiſten Maler auf's Wort zu glauben und das Portrait im vornehmſten Gaſtzimmer für vollkommen echt und untadelhaft zu halten.

Frau Roſel war Wittwe, und obgleich ſich ihr Name „Roſel" von ihrem Vornamen „Roſalia" herſchrieb, ihr Familienname aber ganz anders lautete, ſo hatte man ſich doch ſo daran gewöhnt, nur von der Frau Roſel zu ſprechen, daß man den wirklichen Namen darüber ganz vergaß. Ja, bei öffentlichen Verhandlungen, wenn z. B. von ihrem Anweſen oder von ihren Gütern die Rede war, las man in den Blättern nicht anders, als etwa: der Krautacker der Frau Roſel, oder: die hintere Hausecke der Frau Roſel u. ſ. w. Selbſt ihre einzige Tochter, welche man in der Taufe „Maria" nannte, wurde von Leuten, die nicht auf ſo vertraulichem Fuß mit

ihr standen, um sie bei ihrem Vornamen nennen zu dürfen, Jungfer Rosel genannt.

Die Mutter Rosel war eine große starke Frau, sehr rund und sehr dick. Man hätte sie für eine entfernte Anverwandte von unserer guten Freundin, Madame Schoppelmann, halten können, doch war die Wirthin weit proportionirter, auch lange nicht mit derselben Körperfülle bedacht. Dabei waren Beide im Temperament vollkommen von einander verschieden. Es gab nämlich nichts Vergnügteres und Lustigeres, als das ewig heitere Gesicht der Wirthin. Ihre Augen glänzten vor Fröhlichkeit, ihr Mund war immer zum Lachen geöffnet und zeigte dabei sehr weiße Zähne, deren sich kein junges Mädchen hätte zu schämen gehabt. Dabei hatte die Frau das unschätzbare Geschenk von ihrem Schöpfer erhalten, daß es ihr nicht möglich war, etwas, das ihr in diesem Leben vorkam, lange von einer ernsten Seite zu betrachten. Sie nahm fast Alles für einen köstlichen Spaß auf, und wenn sie sich auch über etwas im ersten Augenblicke ärgerte, so dauerte das nicht viele Sekunden, und es war ihr gelungen, etwas Komisches daran aufzufinden, worüber sie herzlich lachen konnte.

Das Wirthshaus zu wilden Rose lag nicht ganz auf dem Grunde des Thales, sondern auf einem kleinen Hügel, etwas höher, als die übrigen Häuser des Dorfes. Man übersah das Letztere von den Fenstern des Wirthshauses, sah, wie sich der schlanke Kirchthurm aus den Stroh- und Ziegeldächern hervorhob; man überblickte das ganze Thal bis an die gegenüberliegende Bergwand, und wenn die Augen dort einem Wege folgten, der bald offen dalag, bald sich zwischen Bäumen und Felsen versteckte, so sah man das prächtige Schloß, welches die Anhöhe krönte, gerade vor sich liegen.

Der Karren des Schauspieldirektors war gestern Abend wohlbehalten angekommen, ein paar Stunden später auch der große Wagen mit dem Reste der Gesellschaft, mit Dekorationen, Requi-

ſiten und Coſtumen. Frau Roſel hatte ihren alten Bekannten lachend empfangen, und ihm, ſowie ſeiner Geſellſchaft, auf das Billigſte recht ordentliche Zimmer angewieſen. Auch hatte ſie ſogleich Befehl gegeben, den großen Tanzſaal im Hinterhauſe, der während des Sommers zur Aufbewahrung von allerlei Geräthſchaften benutzt wurde, alſobald auszuräumen und reinlich zu putzen. Das war noch des Morgens in aller Frühe geſchehen, und als der unermüdliche Prinzipal ſchon um ſechs Uhr eine Inſpektion jener Räumlichkeiten unternahm, ſah er zu ſeinem großen Vergnügen, daß hier ſchon ſehr viel geſchehen ſei.

Frau Roſel war bereits in ihrer Küche beſchäftigt, und dorthin begab ſich auch der Schauſpieldirektor, um der Wirthin einen guten Morgen zu wünſchen. Sie ſaß neben ihrem Herde, auf dem ein gewaltiges Feuer loderte und die umfaſſendſten Zubereitungen für verſchiedene Frühſtücke gemacht wurden. Ihre Tochter Marie, ein hübſches, junges Mädchen, von vielleicht achtzehn Jahren, das genaue Ebenbild der Mutter und deßhalb ſehr ähnlich dem Portrait im Gaſtzimmer, ſchüttelte aus einer gewaltigen Kaffeemühle die gemahlenen Bohnen in einen großen Topf, aus welchem ſpäter die verſchiedenen kleineren angefüllt wurden.

„Nun, das freut mich wirklich,“ rief Frau Roſel dem Schauſpieldirektor entgegen, „daß Sie ſich einmal wieder hierher nach Schloßfelden verirrt haben; jetzt ſind es bereits vier Jahre. — Ich glaube doch, es ſind vier Jahre; nicht wahr, Marie?“ unterbrach die Wirthin den eigenen Strom ihrer Rede.

„Behüt' uns Gott, Mutter!“ ſagte die Tochter; „das ſind wenigſtens ſchon ſechs Jahre.“

„Meinſt du wirklich, ſechs Jahre?“

„Gewiß, Mutter, ſechs Jahre! Frag nur den Herrn Direktor.“

„Dann war es in jenem Sommer,“ ſagte ſichtlich erheitert Frau Roſel, „als die vielen Extraposten durchkamen. Nein, die

Zeit vergeſſe ich mein Leben nicht.“ Bei dieſen Worten zuckte eine lachende Geberde wie ein Blitz aus ihren Augen.

„Ja wohl, Mutter,“ beſtätigte Marie und ſtieß die Frau Roſel leicht an den Arm, „das war in jenem Sommer, wo dir die Geſchichte paſſirt iſt.“

„Du biſt ein gottloſes Kind!“ verſetzte die Mutter laut lachend. „Was brauchſt du mich an die Geſchichte zu erinnern! Nicht wahr, du weißt es, wie das viele Lachen wehe thut, und deßhalb plagſt du mich damit? O du Ausbund von Gottloſigkeit! Dabei war aber Frau Roſel, wie es ſchien, aus eigenem Antriebe und für nichts und wieder nichts ſo in's Lachen hineingekommen, daß ſie ihre Hüften halten mußte und ihr die Thränen über die Wangen herab liefen. Und obgleich die Tochter von jener Geſchichte gar nichts mehr erwähnte und nur hie und da die Mutter neckiſch anſtieß, oder mit einem Auge blinzelte, ſo rief doch Frau Roſel unter dem gewaltigſten Lachen, das ſich in einen kleinen Erſtickungsanfall zu verwandeln drohte: „ſo hör' doch auf, du gottloſes Kind! Quäl' deine arme Mutter nicht ſo! 's iſt ja eine Schande, wenn ich mich vor fremden Leuten ſo anſtellen muß!“

„Das ſind ja für uns keine fremden Leute, der Herr Direktor nämlich,“ entgegnete Marie mit dem ruhigſten und treuherzigſten Geſichtsausdruck. Doch blickte beſtändig aus ihren dunkelbraunen Augen, namentlich aber im gegenwärtigen Moment, ein luſtig neckender Schelm, der nicht im Stande war, irgend Jemanden in Frieden zu laſſen. „O, der Herr Direktor kennt uns recht gut; er war ja, wie du ſelbſt vorhin ſagteſt, in dem Sommer hier; weißt du, in jenem Sommer, wo die Extraposten kamen und wo die Geſchichte vorfiel.“

Hier lachte Frau Roſel auf's Neue und heftiger als zuvor. Ihr ganzer Körper zitterte ordentlich zuſammen, und ſie konnte erſt wieder an Erholung von dieſer gewaltſamen Aufregung denken,

nachdem sie ihrer Tochter streng anbefohlen, augenblicklich die Küche zu verlassen und einstweilen nach dem Hühnerhofe zu sehen.

Das that denn auch Marie als ein folgsames Kind sogleich; doch sprang sie vorher auf die Mutter zu, schlang ihr die beiden runden Arme um den Hals, küßte sie auf den Mund und zischelte ihr darauf in die Ohren: „aber vergiß mir die Geschichte nicht!“

Damit sprang sie in großen Sätzen nach der Küchenthüre, und ein gelinder Klapps, den die lachende Mutter nach dieser unartigen Tochter führte, traf nur ihr Kleid und wurde draußen auf dem Gange mit einem freundlichen Lachen beantwortet.

„Sehen Sie, so geht's, wenn man zu gut ist,“ sagte Frau Rosel, nachdem sie wieder zu Athem gekommen war, zu dem Schauspieldirektor. „Das böse Ding kennt meine schwache Seite! Wie andere Leute kitzelig an ihrem Körper sind, so bin ich, wenn ich mich so ausdrücken darf, kitzelig im Lachen, und wenn man mich in dem Punkte schon des Morgens beunruhigt, so habe ich auf den ganzen Tag keine stille Viertelstunde mehr. Und das weiß das ausgelassene Geschöpf. Ich bin darin eine ganz unglückliche Frau, und wenn sie mich heute unter Tags nur ansieht, und mag da zugegen sein, wer will, so muß ich laut hinausplatzen.“

„Aber war denn die Geschichte wirklich so schlimm?“ fragte der Direktor, und gewiß nicht in der Absicht, Frau Rosel zum Lachen zu bringen, wie es vorhin Marie gethan. Doch zuckte schon bei dieser Frage wieder auf's Neue ein wahres Gewitter von Lachen in den Augen und Mundwinkeln der Wirthin, und sie rief aus: „lassen Sie mich um Gotteswillen zufrieden mit der Geschichte! Jetzt fangen auch Sie an, mich zu quälen! Sprechen wir von etwas Anderem, Vernünftigerem. — Wo waren Sie eigentlich all die Zeit über?“

„Wo soll ich herumgekommen sein?“ sagte mit einem trüben Lächeln der Schauspieldirektor; „bald hier, bald da. Viel gewonnen habe ich in den sechs Jahren nicht, und bin in der That froh,

Vergnügen daraus machen würde, diese Vermuthung unter der Hand unsern Freunden und Bekannten mitzutheilen. Auch Schmidle, obgleich er mit einem sorgenvollen Blick sein Pferd ansah, das sich ruhig, als sei nichts vorgefallen, den Klee schmecken ließ, stimmte dafür, vollends nach M. zu reiten, und ich hätte ihn wahrscheinlich so weit gebracht, diesen Vorsatz auszuführen, ohne daß er die junge Dame wieder gesehen hätte, wenn uns jetzt nicht plötzlich eingefallen wäre, daß er seinen Hut dahinten gelassen, den der Kutscher, wie wir nicht anders erwarten konnten, mitbringen würde. Und so war es auch.

Bald rollte der Wagen, der an allem Unglück von heute Schuld war, heran, und schon von Weitem bemerkte ich den Hut meines Freundes, den der Rosselenker auf das Dach seiner Kutsche gesetzt hatte. Jetzt hielt der Wagen und die beiden Damen erkundigten sich sorgfältig nach dem Befinden Schmidle's. Mir wäre es viel lieber gewesen, wenn sie das nicht gethan hätten, denn ich merkte schon bei dem ersten freundlichen Worte, daß seine Hoffnungen wieder hoch empor wuchsen. Ach, es ist etwas Gefährliches um ein Paar schöne schwarze Augen, und mein Freund war überhaupt nicht der Mann, sein Herz, das schon entzündet war, vor ihnen zu bewahren. Trotz allen meinen Ermahnungen und trotz den Versprechungen, die er mir gegeben, war Schmidle, der jetzt am Wagenschlage stand, plötzlich wieder ein ganz anderer Mensch geworden, als Schmidle, der vorhin neben mir unter dem Meilenzeiger saß. Er versicherte den Damen, er, der so viel reite und so gut mit Pferden umzugehen wisse, habe keine Ahnung davon, was vorhin sein Roß angewandelt. Er könne nicht anders glauben, als daß sich eine Schmeißfliege irgendwo in der Wolle festgebissen, oder das arme Thier an den Lichtern genirt habe. „Ja, meine Damen," fuhr er fort, „ich hatte Mühe, Meister über das Pferd zu werden und es wäre auf ein Haar mit mir gestürzt."

Bei dieser ungeheuren Prahlerei bemerkte ich sehr gut, daß die junge Dame still lächelnd an dem Anzuge Schmidle's herunterfah, der hier und da einige erdfarbige Flecke zeigte und daß sie einige abgerissene Kleeblätter betrachtete, die verrätherisch aus seinem Haar und aus den Falten seines Rocks hervorblickten. Trotz meinem Winke mit den Augen und meiner ungeduldigen Miene konnte mein Freund es nicht über sich gewinnen, den Vorschlag der jungen Dame abzulehnen, die ihn bat, doch bis M. neben dem Wagen herzureiten. Er warf mir dagegen einen flehenden Blick zu, und war überhaupt in seiner ganzen Unnatürlichkeit so komisch, daß ich nicht böse sein konnte, sondern ihm vielmehr den Bügel hielt und ihm auf's Neue zu Roß half. Der Wagen fuhr fort, zuerst, da es bergauf ging, im Schritt, und später bergab im Trab. Auch ich hielt mich diesmal an

daß ich mit dem, was ich damals beſaß, noch ſo auf dem Laufen, den geblieben bin. Freilich, einen unerſetzlichen Verluſt habe ich gehabt: der kleine Bub', der, als ich mich zum letzten Male hier befand, zwei Jahre alt war — wiſſen Sie, Sie hatten ihn ſo gern, er lief Ihnen überall nach, und Sie thaten dem armen kleinen Geſchöpf ſo viel Liebes und Gutes, Gott möge es Ihnen vergelten! — der iſt gleich nachher geſtorben. Es ging mir ein ganzes Stück von der Seele ab, wie ich das Kind verlor."

Es war eigentlich gut, daß der Schauſpieldirektor das Geſpräch, wenn auch ohne Abſicht, auf etwas Trauriges brachte; denn das aufgeregte Gemüth der Frau Roſel beruhigte ſich ſichtlich dabei, und ſie war froh, aus dem hellen, glänzenden, ſonnenbeſchienenen Ankergrunde ihres Gelächters von vorhin wegſegeln zu können in eine ſchattige kühle Bucht, an deren Ufern Trauerweiden herabhingen.

„Ja," ſagte ſie nach einer Pauſe, „das war ein herziges Kind; ich hätte es ſo gerne bei mir behalten; wenn Sie es mir gelaſſen hätten, wäre es vielleicht nicht geſtorben."

„Glauben Sie das ja nicht, Frau!" rief faſt erſchrocken der Schauſpieldirektor; „wir haben das Kind gepflegt, wie nur immer möglich, und als es anfing, krank zu werden, hielten wir in einem kleinen Dorfe an, und ich miethete eine gute Stube, wo die Frau mit dem Kinde blieb, während ich vorausziehen mußte, um Theater zu ſpielen und Geld zu verdienen. Damals gelangen mir," fuhr der Mann fort, „alle nachdenkenden finſteren Charaktere wie ſonſt nie; denn ich dachte an das Kind, wenn ich mich anzog, und das gab meinem Geſichte ein betrübtes Ausſehen, und wenn ich vor dem Publikum ſtand und ſpielte, dann dachte ich immer wieder nur an das kranke Kind, und dadurch klang meine Stimme dumpf und kläglich. — Doch das iſt hinter uns, wie ſo Vieles — von was Anderm denn! Erzählen Sie mir lieber Ihre Geſchichte von damals."

Der Mann fuhr mit der Hand über das Geſicht und ſah die Wirthin mit einem erzwungenen Lächeln an.

„Laßt das gut ſein!“ entgegnete Frau Roſel; „nicht gleich wieder hinten nach ſolche Späſſe. Ihr Schauſpieler ſeid ein eigenes Volk: jetzt heiter, jetzt traurig, jetzt lachen, jetzt weinen, wie es gerade kommt und wie man die Hand umdreht.“

„Ganz richtig!“ ſagte der Schauſpieldirektor, und ſein erzwungenes, aber freundliches Lächeln von vorhin verwandelte ſich in ein natürliches, aber düſteres, und er ſetzte mit bitterem Spotte bei: „Ganz recht, dafür werden wir ja bezahlt.“

„Sie haben mir ja noch gar nicht einmal geſagt,“ fuhr die Wirthin mit heiterem Tone fort, ob Ihre Geſellſchaft dieſelbe geblieben iſt, wie damals.“

„Faſt dieſelbe,“ entgegnete der Direktor, indem er mit dem Kopfe nickte.

„Die Frau habe ich geſehen,“ ſagte die Wirthin, „die ſieht recht gut aus, wie damals; die Schwägerin iſt ein Bischen älter geworden und der luſtige Trommler war auch dabei. Aber die Anderen mit dem zweiten Wagen kamen mir zu ſpät; ich war ſchon im Bette. Sind die noch alle da, wie früher?“

„Faſt Alle,“ antwortete der Direktor.

„Ihr Bruder?“

„Befindet ſich wohl.“

Und Ihr dicker Vetter, der die alten Väter ſpielte, glaub' ich, er hat auch bei uns einmal den Rummelpuff gegeben in der falſchen Catalani; ich habe damals unſäglich gelacht; was er für Einfälle hatte, das war zum Sterben!“

„Ja, es war allerdings zum Sterben,“ ſagte ernſt der Schauſpieldirektor; „er iſt auch daran geſtorben, der arme Teufel!“

„Wer iſt geſtorben?“ fragte entſetzt die Wirthin. „Und woran iſt er geſtorben?“

„An ſeinen Späſſen,“ entgegnete achſelzuckend der Direktor,

„Als wir einmal irgendwo waren, wo die wahre Kunſt gar nicht ziehen wollte und wo wir uns auf allerlei Gaukeleien und Hanswurſteaden verlegen mußten, da machte er ein verfluchtes Kunſtſtück nach, das ſie jetzt in den großen Städten ſehen laſſen: er ſpazierte nämlich auf einer Kugel, die ſich unter ſeinen Füßen drehte, ein ſchief gelegtes Brett auf und ab, und dabei fiel er eines Tages hin — ich hatte ihn oft genug gewarnt — und verletzte ſich ſo, daß er daran ſtarb."

„Das iſt aber ganz ſchauderhaft!" meinte die Wirthin.

„Ja wohl," entgegnete anſcheinend ruhig der Direktor, „wie ſo Manches in der Welt."

„Apropos!" fragte die Wirthin nach einem augenblicklichen Stillſchweigen weiter, „was macht denn Herr Holder, der große Schauſpieler mit der ſchönen Stimme?"

Der Direktor zuckte die Achſeln und zog die Stirn in Falten. Darauf ſchaute er ſich um, ob ihn von den Mägden Niemand belauſche, und ſagte: Das iſt eine ganz eigenthümliche Geſchichte, Frau Roſel. Er iſt freilich noch bei mir, kam geſtern mit dem zweiten Wagen, iſt, wenn er guten Willen und keine böſe Laune hat, heute noch ein Künſtler, deſſen ſich keine Hofbühne zu ſchämen brauchte; aber hier — damit zeigte er auf die Stirn — wird es immer ſchlimmer."

„Das erſchreckt mich," ſagte die Frau; „er thut einem doch am Ende nichts zu Leide?"

„O, unbeſorgt!" entgegnete der Schauſpieldirektor; „er iſt im gewöhnlichen Leben wie ein Kind; ja, wie ein kleines Kind," ſetzte er ſeufzend hinzu, „und nur Abends, wenn er vor den Lampen ſteht, da zeigen ſich oftmals Spuren des zerſtörten Denkvermögens. Das fängt ſo an, daß er in dieſen Fällen ſeine Rolle plötzlich ganz und gar vergißt. Zuweilen hilft er ſich nun durch ein höchſt geiſtreiches Extemporiren; aber wenn er dazu nicht im Stande iſt, ſeine Gedanken zu ſammeln, und er die traurige Schwäche ſeines Kopfes

fühlt und begreift, so geräth er oft in eine unbeschreibliche Wuth, und es muß nicht selten vor ihm und seinem Schwerte Alles von der Bühne flüchten. Ja, es geschah mir einmal, daß er in's Orchester hinunter sprang und anfing, einen armen Klarinettisten zu prügeln, von dem er behauptete, er schneide ihm absichtlich die fürchterlichsten Gesichter, und jener arme Teufel schnitt doch nur die Gesichter deßhalb, weil er es sich beim Blasen so angewöhnt hatte."

„Und gibt es Niemanden, der in solchen Augenblicken eine Kraft auf ihn ausübt, der ihn von so lächerlichen Streichen abzuhalten vermag?" fragte die Wirthin.

„Es gab Jemanden," entgegnete düster der Direktor, „und das war das kleine Kind, das uns gestorben ist. Dieses liebte er über Alles; er war ihm mit einer rührenden Anhänglichkeit zugethan, und die Spielereien des kleinen Wesens wirkten beruhigend auf seinen Gemüthszustand. Wenn er spielte, mußte das Kind auf seinem Stühlchen hinter der Coulisse sitzen, und wenn dies geschah, so hatten wir niemals den Ausbruch seines schlechten Humors, wie er seinen Zustand selbst zu benennen pflegte, zu befürchten. Er blieb alsdann meist ruhig, und wenn er sich je einmal erhitzte oder aufgeregt wurde, so begnügte er sich mit einigen Extemporationen, welche das Publikum nicht verstand, die aber auch nicht weiter störten."

„Jetzt haben Sie aber auf einmal drei neue Leute engagirt, die gestern zuerst mit Ihnen kamen?"

„Mit denen hat es, glaube ich, eine eigene Bewandtniß," sprach pfiffig lächelnd der Direktor. „Unter uns gesagt, glaube ich nicht, daß sie schon viel auf den Brettern gearbeitet; jedenfalls sind es Leute, die in guten Verhältnissen waren."

„Und die noch in keinen schlechten sind," entgegnete Frau Rosel leise und wandte ihr Gesicht dem Schauspieldirektor zu. „Der Eine von ihnen, der kleine Dicke, ließ sich heute Morgen erkundigen, was die Zimmermiethe und das Frühstück für die Woche

ausmache, und nachdem man es ihm gesagt, zahlte er für vierzehn Tage voraus."

„Das ist mir nicht unlieb," meinte der Direktor; „sie werden alsdann keine großen Ansprüche an mich machen, und ihre Stellen füllen sie doch so gut als möglich aus."

„Werden Sie uns schöne Stücke geben?" fragte die Wirthin. „Ach, da sind ein paar, die möchten wir gar zu gern noch einmal sehen!"

„Sie wissen, Frau Rosel," sagte der Direktor lächelnd, „daß ich Sie immer zu Rathe zog, wenn ich mein Repertoire entwarf, und das soll auch dieses Mal geschehen, wenn Sie alsdann billige Wünsche haben."

„Gewiß sehr billige," antwortete Frau Rosel. „Da ist mein Leibstück, die Räuber auf Maria-Culm; dann der Hans Sachs; den habe ich neulich in der Stadt gesehen. Ich bin überzeugt, wenn Sie den Hans Sachs spielen, so geht sogar der Herr Pfarrer in's Theater; denn das ist doch gewisser Maßen ein christliches Stück; und wenn wir den Herrn Pfarrer nur einmal dazu bewegen können, so hat's durchaus keine Schwierigkeiten mit den schwarzen Kirchenmänteln und den beiden alten Ritterschwertern, die sich in der Sakristei befinden; es sind sogar drei neue dazu gekommen."

„Was, Ritterschwerter?" sagte der Direktor mit zufriedener Miene; denn in dem Artikel war er sehr schwach versehen.

„Gott bewahre!" entgegnete die Frau; „Kirchenmäntel. Ich habe selbst einen gestiftet; er ist dunkelbraun, fast wie schwarz, die anderen aber sind ganz schwarz."

„Ah so! das ist nicht so übel."

„Dann noch Eins," fuhr die Wirthin fort, welche eine große Freundin der Kunst war und den Direktor von jeher auf jede Weise und bestmöglich unterstützt hatte; „da haben sie auch hier ein Feuerlöschcorps eingerichtet; es sind ihrer Zwanzig, und die haben sich lederne Helme machen lassen mit kupfernen Knöpfen dar-

auf. Ich kenne den Vorſtand ſehr genau. Sie müſſen ſich ſeiner auch noch erinnern: der junge Striegel, der Sohn des verſtorbenen Steueraufſehers; er hat ſich lang in der Fremde herum getrieben; man ſagt ſogar, er ſei bei einer Seiltänzerbande geweſen, und ich glaube ſchon, daß was Wahres daran iſt; denn klettern kann Ihnen der wie eine Katze, und Sprünge machen wie ein Eichhorn; deſthalb haben ſie ihn auch zum Vorſtand der Feuerlöſchgeſchichte gewählt. Eine ſehr nützliche Anſtalt; denn wo es nur in einem Kamin unrecht zu dampfen anfängt, da ſind ſie gleich bei der Hand und ſpritzen einem das ganze Haus voll Waſſer. Freilich wird dadurch Manches ruinirt; aber es iſt doch beſſer, wenn es von Waſſer verdorben wird, als wenn es ſo unnützer Weiſe verbrennt."

„Und was die Helme anbelangt," unterbrach der Direktor den Redefluß der Frau.

„Die werden wir bekommen. An Helmen hat's Ihnen doch immer gemangelt. Das wird gar nicht fehlen, daß wir ſie bekommen. Dafür geben Sie ihnen ein Freibillet oder laſſen ſie einmal mitſpielen, ſo als Wilde, als Rathsherren oder als Räuber; daran iſt doch immer Mangel."

„Ich könnte ſie auch mit ihrer Feuerſpritze einmal benutzen," ſagte der Schauſpieldirektor nachdenklich, „da gibt es ein vortreffliches Stück: „Steffen Langer aus Glogau," darin kommt eine ganze Brandſpritze vor mit ſämmtlicher Bedienung, was überall einen wunderbaren Effekt gemacht. An allen Orten, wo ich etwas Sinn für die Kunſt vorfand, war man von dieſer Idee ſo frappirt, daß die Brandſpritze, nachdem ſie abgefahren war, ſtürmiſch da capo verlangt wurde, und dazu mußten die Muſikanten im Orcheſter einen Tuſch blaſen."

Marie kam wieder in die Küche zurück, und in ihrem ſchelmiſchen Geſichte zuckte es immer noch umher, wie ein verloren gegangenes Lächeln, das ſich alle Mühe gibt, wieder gefunden zu werden. Mit wahrhaft komiſchem Ernſte ging ſie an den Herd,

konnte ſich aber nicht enthalten, zu ſagen, ohne jedoch dabei die Mutter anzuſehen: „Jetzt wollen wir aber auch nie mehr von der Geſchichte ſprechen.“

„Du biſt ein gottloſes Kind!“ entgegnete Frau Roſel. „Du wirſt noch einmal ſehen, daß ich über deine Kindereien ernſtlich böſe werde.“ Dabei war aber auf ihrem Geſichte von Zorn keine Spur, und ihre Augen funkelten ſehr vergnüglich, und in ihren Mundwinkeln zuckte es heftig, ſo daß Marie, als ſie zufällig aufblickte, ein leiſes Gekicher nicht unterdrücken konnte, was auch auf die Mutter ſo anſteckend wirkte, daß ſie plötzlich mit aller Kraft laut hinaus lachte und nachher wahrhaft komiſch ausſah, als ſie ſich vergeblich abmühte, einige ernſte Züge zuſammen zu bringen, um ihre naſeweiſe Tochter würdevoll und ſtrafend anſehen zu können.

Auch der Schauſpieldirektor mußte mitlachen, und die Mägde am Herde und Marie lachten jetzt ſo heftig wie möglich, und Frau Roſel am tollſten von Allen, ſo daß es durch das ganze Haus ſchallte und im erſten Stock, wo Eugen und Herr Sidel wohnten, ganz deutlich gehört wurde.

„Das iſt ein luſtiges Haus,“ ſagte der Letztere, der eben im Begriffe war, ſeine Morgentoilette zu machen.

Eugen lag bereits im Fenſter und rauchte eine Cigarre mit unendlichem Behagen in die friſche Morgenluft hinaus.

„Ich habe die ganze Nacht die beſten Träume gehabt,“ fuhr der luſtige Rath fort, „und das war auch gar nicht anders möglich; denn geſtern Abend bin ich unter einem ebenſo herzlichen Lachen eingeſchlafen, wie das, welches wir ſo eben gehört. Das muß hier ein außerordentlich vergnügtes Haus ſein.“

„Ich habe es auch bemerkt,“ verſetzte Eugen, „und mir ſcheint, unſere Wirthin iſt ſo luſtiger Natur. Nun, das iſt ſchon angenehm; ich liebe nichts ſo ſehr, wie fröhliche Geſichter um mich. —

Nun, biſt du bald fertig? Komm einen Augenblick daher an's Fenſter; das Thal hier gewährt, namentlich in der Morgenfriſche, einen außerordentlich entzückenden Anblick, und wir haben heute einen wahrhaft prachtvollen Tag."

„Gleich, gleich!" ſagte Herr Sidel; „ich muß nur noch meine Halsbinde umnehmen; ich kann mich unmöglich ſo im Negligé ſehen laſſen, das müßte unfehlbar unſerem Anſehen ſchaden. — Aber da bin ich."

Der luſtige Rath legte ſich nun ebenfalls in's Fenſter und athmete mit ſichtlichem Wohlbehagen die friſche, duftige Luft ein, die aus dem Thale aufſtieg und die aus den Wäldern von der andern Seite herüber wehte.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Ausſichten vom Fenſter, und in Folge derſelben bedeutendes und anhaltendes Herzklopfen des Herrn Sidel.

Das Wirthshaus befand ſich, wie wir bereits erwähnt, am Ende des Dorfes auf einer kleinen Anhöhe, von der man die Häuſer deſſelben vollkommen überſah.

Da lagen die Dächer in ihren verſchiedenen Formen vor ihnen mit ihren hohen und niedern Giebeln, mit Schiefer, Ziegeln und Stroh bedeckt, in den verſchiedenen Farben dieſes Materials ſelbſt und in den verſchiedenen Nuancen derſelben, wie Regen, Schnee und Sonnenſchein ſie hervorgebracht. Auch Verzierungen aller Art unterbrachen die einförmige Anſicht dieſer Häuſerbedeckungen. Hier ſah man auf dunklem Schiefergrund ein rothes Kreuz oder den

Namenszug und eine Jahreszahl; dort auf dem Ziegeldach etwas Aehnliches von schwarzer Farbe. Die Strohdächer hatten eine noch freundlichere und natürlichere Verzierung, nämlich hellgrüne und fast schwarze Moose und Flechten, die darüber hinuntergewachsen waren und sie wirklich sehr schön färbten. Auch wuchsen auf diesen Strohdächern hie und da kleine Gesträuche lustig in die Höhe. Diese waren wohl aus einem Samenkorn entstanden, das ein Vogel dort im Vorbeifliegen, unabsichtlich oder absichtlich, fallen ließ. Man konnte wohl das letztere annehmen; denn einer der Nachkommen jenes alten Vogels hüpfte jetzt mit vielem Wohlbehagen durch die zarten, schlanken Zweige und sang vergnügt sein Morgenlied. Zwischen diesen verschiedenen Dächern hervor ragte der Kirchthurm aus grauem Stein, mit einem langen und spitzen Schieferdach. Oben auf der Spitze stand ein vergoldeter Hahn, der in der Morgensonne funkelte und strahlte und stolz dem Südostwinde entgegen sah, welcher das glänzende, warme Herbstwetter gebracht.

In den Gassen des Dorfes herrschte eine unendliche Ruhe und Stille; nur zuweilen hörte man das Brüllen einer Kuh, die im Stalle gehalten wurde, oder das Krähen eines Hahnes, häufiger aber das Schnattern von Gänsen und Enten, die auf das Feld hinaus zogen, dem kleinen Bache nach, wo sie sich badeten, fischten und lustig umherplätscherten. Auch hier und da bellte ein Hund; aber wie Alles hier heute Morgen den Anstrich des Frischen und Lustigen hatte, so auch dieses Hundegebell. Es war nicht der Ton der Wachsamkeit und dabei des Ingrimms gegen vermeintliche Räuber, wie man in der Nacht wohl auf Dörfern zu hören pflegt; nein, es war ein lustiges Hundegebell, und wer sich auf diese Unterscheidungen verstand, der mußte deutlich wahrnehmen, wie jene Töne von einem kleinen vergnügten Spitz oder Rattenfänger ausgingen, dem es gestattet wurde, mit dem Wagen auf's Feld hinaus zu ziehen, und der nun lustig und schreiend vor den Pferden daher sprang.

„Jetzt wäre es in der Stadt noch lange nicht Tag," unterbrach

der Herr Sidel das Stillschweigen, das einige Minuten geherrscht, „jetzt schwebt ein schrecklicher Dunst über den Straßen und Häusern, und deßhalb begreife ich auch vollkommen, weßhalb die Sonne dort gegen hier oft so verdrießlich scheint und weßhalb es bei uns in den Straßen gleich so unangenehm heiß wird, während hier die Luft so lange kühl und erquickend bleibt. Die arme Sonne im Kampf mit dem schlechten Gesindel, dem Dampf und Rauch, plagt und ermüdet sich, indem sie dasselbe verjagt und niederdrückt, und dabei erhitzt sie sich begreiflicher Weise und brennt alsdann unbarmherzig herab, wenn sie nun endlich Siegerin geworden ist. — Jetzt öffnen sich nach und nach langsam die Fenster in den Häusern der Stadt, und verdrießliche Gesichter schauen heraus und denken an die Langeweile, die sie den ganzen lieben Tag über auszustehen haben."

„Auch wir haben es nicht besser gemacht," meinte Eugen, „als wir noch in der Stadt waren."

„Aber jetzt fühlen wir doch ganz anders," entgegnete der lustige Rath; „ich wenigstens und du theilweise auch, obgleich ein guter Theil deines Wesens — deine Gedanken nämlich — noch in der Stadt zurückgeblieben sind."

„Das läugne ich gar nicht," sagte Eugen; „es ist mir das im Leben leider schon oft vorgekommen, und ich halte es für ein großes Unglück. Eine Sache, die ich besitze, der ich nahe bin, wird mir leicht gleichgültig, verliert wenigstens an Interesse für mich; aber sowie ich mich von ihr entferne, wird sie mir wieder theuer, und dieses Gefühl wächst mit der Größe der Entfernung."

„Das ist aber für deine zukünftige Frau eine sehr schlechte Aussicht," meinte lachend der lustige Rath. „Oder gilt deine Bemerkung von so eben nicht derartigen Gefühlen?"

„Leider wohl auch!" entgegnete Eugen. „Aber du mußt mich recht verstehen: in dem Falle braucht es keine Entfernung von Tagen und Meilen, da zieht es mich schon wieder mächtig zurück, wenn ich erst eine halbe Straße durchwandert, und schon nach einigen

der linken Seite des Wagens, um zu ſeinem Schutz und zu ſeiner Hilfe nöthigenfalls bereit zu ſein.

Es dauerte nicht lange, ſo hatte er wieder denſelben komiſchen Sitz eingenommen wie früher, den Oberleib nach vorn und den Hut nach hinten, was jetzt um ſo lächerlicher ausſah, da er die fürchterlichſten Anſtrengungen machte, ungezwungen und möglichſt elegant auf dem Sattel zu bleiben. Seine ſchweren Athemzüge, das ſtiere Auge und die zuſammengepreßten Mundwinkel ſtraften das luſtig ſein ſollende Lächeln, das er hier und da hervorbrachte, ſo wie die Stellung ſeiner rechten Hand, die er leicht an die Hüfte gelegt, gewaltig Lügen, und übrigens wurde es von Minute zu Minute ſchlimmer mit ihm. Sehr gut bemerkte ich, daß die Damen im Wagen Mühe hatten, ihr lautes Gelächter zu verbergen. Der Kutſcher auf dem Bock ſah in ſtiller Freude beſtändig hinter ſich, und trieb, da es jetzt ſtärker bergab ging, ſeine Pferde zu eiligerem Laufe an. Wir mußten folgen. Schmidle's Geſicht, das vorhin ſehr bleich geweſen war, ging in eine unnatürliche Röthe über, ſein Hut, den ich ihm, von den Damen ungeſehen, zuweilen wieder zurechtgerückt hatte, ſank immer wieder ſchneller hinten hinab. Den einen Bügel hatte er ſchon lange verloren und er konnte ihn trotz den verzweifelſten Anſtrengungen nicht wieder erfaſſen. Dabei fuhren ſeine Ellnbogen auf und ab und verurſachten eine Bewegung, als wollte er einen Verſuch zum Fliegen machen. Wohl dachte ich in dieſem kritiſchen Augenblicke daran, ſein Pferd und das meinige anzuhalten und zurückzubleiben. Aber was hätte es geholfen? — Nein, nur eine förmliche Niederlage vor den Augen der jungen Dame konnte ihn vielleicht für die Zukunft heilen. Und ſie blieb nicht lange aus! Umſonſt warf er flehende Blicke zu mir herüber, umſonſt erfaßte er die Zügel und riß ſie mit aller Kraft zurück, je härter er zog, je ſtärker trabte das Pferd, und je ſtärker ſein Pferd trabte, je mehr ließ der Kutſcher ſeine Gäule laufen und je heftiger lachten die Damen. Es war Schmerz und Freude in immer ſteigenden Verhältniſſen. Doch der Schmerz gewann für einen Augenblick das Uebergewicht. Schmidle, der jetzt ſtatt der Zügel den Sattelknopf erfaßt hatte, berührte unſanft die Seiten ſeines Pferdes mit den Sporen, das Thier begann unruhig zu werden, prallte vor und zurück, ging vorn und hinten in die Höhe und es dauerte keine Minute, ſo ſchoß Schmidle mit einer merkwürdigen Geſchwindigkeit vom Sattel in den Sand hinab, geleitet von dem brüllenden Gelächter des Kutſchers und den nichts weniger als mitleidigen Blicken der Damen. Die jüngere beugte ſich etwas hinaus, doch ich ſowohl wie der unglückliche Schmidle ſah, wie ſie das Lachen nicht verbergen konnte, und uns ziemlich ſpöttiſch eine glückliche Reiſe wünſchte. Dann fuhr der Wagen davon und war in kurzer

Minuten möchte ich wieder umkehren, wenn ich ſie eben erſt nicht ungern verlaſſen hatte."

„Ja, ja, du biſt ein merkwürdiger Heiliger!" ſprach lachend Herr Sidel; „ſo einer iſt noch nicht dageweſen. Und das Traurige an der Sache iſt, daß du mich zum ſchlechten Kerl und Dieb gemacht haſt; denn das Geld, das ich für deine Erziehung erhalten, muß ich leider als unverdient, als — geſtohlen betrachten."

„Da ſprichſt du ein wahres Wort," ſagte Eugen, „und ich freue mich nur, daß du ſelbſt ſo viel Einſicht haſt, dies zu begreifen."

„Aber wenn deine Sehnſucht ſo gewaltig mit der Entfernung wächst, fuhr der luſtige Rath fort, nachdem er ſich für das Kompliment bedankt, „ſo wirſt du's leider Gottes bald hier nicht mehr aushalten können und nach der Stadt zurück verlangen, und damit wäre unſere ganze Kunſtreiſe beendigt."

„Ein Ende muß ſie jedenfalls einmal nehmen," ſagte lächelnd Eugen.

„Ehe ſie noch angefangen hat?"

„Das nicht; ich weiß, daß ich nicht zurückkehren kann, und ſo ſehr ich auch danach verlange, die Verhältniſſe, an welche mein Herz denkt, und die ich in einiger Konfuſion zurückgelaſſen, beſtmöglich zu ordnen, ſo iſt es doch ſchon recht, daß ich einige Zeit hier zurückgehalten werde. — Wird nicht meine Freude deſto größer ſein, wenn wir uns auf den Heimweg begeben?"

„Ach ja," ſagte Herr Sidel ironiſch lächelnd.

„Und wenn ich die Stadt wieder ſehe, wo ſie wohnt?"

„Ach ja!"

„Und Madame Schoppelmann mich in die Arme ſchließt?"

„Verſteht ſich! — Und Herr Fritz und Herr Konrad dir die Hände ſchütteln."

„Ganz recht!" ſagte lachend Eugen. „Das wird ſich Alles ſo begeben, wie du ſo eben prophetiſch vorausgeſagt, und du wirſt im Bunde der Sechste ſein; ich werde dann ein großes Haus einrichten, und dir wird dann die ehrenvolle Aufgabe, die Herren Fritz und Konrad Schoppelmann beſtens zu erziehen."

„Das kannſt du nicht von mir verlangen," entgegnete der luſtige Rath mit komiſchem Ernſte; „denn wie du weißt, habe ich zur Erziehung gar kein Talent. Aber jetzt wäre es beſſer," fuhr er mit anderem Tone fort, „wenn wir uns nach unſerem Frühſtück umſähen. Es riecht aus der Küche ungeheuer appetitlich herauf nach friſch gemahlenem Kaffee und neugebackenem Brod. — He! du Kleine!"

Dieſer Ausruf galt Marien, der Wirthstochter, welche im Begriffe war, ſich auf die Terraſſe neben dem Hauſe zu begeben.

Das junge Mädchen ſah augenblicklich in die Höhe.

„Die iſt faſt zu hübſch," ſagte Herr Sidel zu Eugen, „als daß ich ſo vom Fenſter herab mit ihr ſprechen dürfte."

„Thu es immerhin!" entgegnete dieſer; „denn ich halte es noch für viel unpaſſender, ſie ſo lange warten zu laſſen, bis du dich mit deiner dicken Figur hinabgewälzt haſt."

Dieſem Rathe folgend, ſprach alſo Herr Sidel zum Fenſter hinab; doch verwandelte er das vertrauliche „Du" in ein reſpektvolles „Sie".

„Würden Sie nicht die Güte haben," ſagte er demgemäß, „uns freundlichſt für ein Frühſtück beſorgt ſein zu wollen? Kaffee, Butter und Brod."

„Für zwei Herren?" rief das Mädchen herauf.

„Natürlich, für zwei!"

„Und der Herr Hannibal?" ſagte lächelnd das Mädchen.

„Richtig!" antwortete der luſtige Rath, jetzt Herr Müller genannt, „Herrn Hannibal hätten wir beinahe vergeſſen."

„Dieſer Künſtler," nahm Eugen das Wort, „wird für ſich allein frühſtücken; aber wenn es Ihnen keine große Mühe machte, mein liebes Kind, ſo würde ich Sie bitten, unſern Kaffee auf die Terraſſe bringen zu laſſen; es muß ſich da vortrefflich frühſtücken laſſen."

„Recht gern!" rief das Mädchen, und ſprang in's Haus zurück.

„Betrachte doch einmal dieſe Kirche," ſagte Eugen nach einer Pauſe, „ſieh den viereckigen Thurm, überhaupt die zierliche, hübſche Bauart des Ganzen an und betrachte dir dort an dem Chor jene

hohe Mauer, die ſich eine Strecke weit den Berg hinauf fortſetzt. Dort endigt ſie mit dem kleinen runden Thurm, um höher hinauf, aber zerbrochen, wieder anzufangen. Die Kirche iſt wahrſcheinlicher Weiſe zu gleicher Zeit mit dem älteren Theile des Schloſſes da oben entſtanden und war mit ihm verbunden."

„Das heißt," entgegnete Herr Sidel, „jene Mauer, die wahrſcheinlich um das Ganze dort herumlief, ſetzte das Letztere mit dem Kaſtell da droben in Verbindung und war eine Art leichter Schutzwehr gegen räuberiſchen Ueberfall, damit die von dort oben Zeit hatten, ihren Vaſallen zu Hülfe zu kommen."

„So mag's ſein," entgegnete Eugen, indem ſeine Augen dem Laufe der Mauer folgten und endlich auf dem Schloſſe ſelbſt ruhen blieben.

Dieſes lag ernſt, gewaltig und in gegenwärtigem Augenblicke, wo die Sonne hinter ihm aufſtieg, dunkel, ja finſter vor ihren Blicken. Die vordere Seite deſſelben befand ſich in tiefem Schatten, und ſeine Zinnen, die hohen ſpitzen Thürme und Dächer zeichneten ſich in ſchwarzen Maſſen an dem hellen Morgenhimmel ab. Durch eine Schlucht, welche die Felswand drüben bis tief hinab zerriß, drang der glänzende Strahl der Sonne in das Thal und übergoß es mit einem Meer von Licht und Glanz.

„Wenn ich nicht irre," ſprach Eugen nach einer längeren Pauſe während welcher er ernſt und nachdenkend das Schloß drüben betrachtete, „ſo ſind wir um acht Uhr zum Dienſt kommandirt."

„Ganz richtig!" entgegnete der luſtige Rath; auf der Tagesordnung ſteht; Aufſchlagen des Theaters im großen Wirthshausſaal unter Beihülfe der ganzen Geſellſchaft."

„Und da müſſen wir auch dabei ſein?" fragte Eugen.

„Verſteht ſich von ſelbſt, und es iſt für uns von großem Intereſſe, unſer Lokal genau kennen zu lernen."

„Nun gut, das kann ſich vielleicht bis gegen Mittag hinziehen; dann aber, das heißt nach dem Mittageſſen, wollen wir gleich einen Gang dort hinauf nach dem Schloſſe machen. Es intereſſirt mich außerordentlich, daſſelbe näher zu betrachten; ich liebe dieſe alten Gebäude."

„Mit diesem Vorschlag bin ich sehr einverstanden," sagte der lustige Rath. „Aber jetzt laß uns hinabgehen; dort kommt unsere freundliche Hebe. Siehst du, sie winkt uns. Der vortreffliche Trommler würde sagen: Auf, nach Valencia!"

Somit stiegen sie die Treppen hinab, und als sie an der Küche vorbei kamen, warfen sie einen Blick hinein und sahen, wie die vier kleinen Kinder des Direktors an einem Tische saßen und ihre Morgensuppe verzehrten. Jedes hatte eine kleine Schüssel vor sich und arbeitete mit einem zinnernen Löffel wacker darin herum; hinter ihnen aber stand der vorhin erwähnte vortreffliche Herr Trommler und hatte ebenfalls einen Löffel in der Hand, aber offenbar keine Schüssel zu seiner Verfügung; denn er speiste abwechselnd mit den Kindern, welche sich hiedurch außerordentlich belustigten und dieses ganze Geschäft wie einen großen Spaß zu betreiben schienen; denn bald rief das Eine, bald das Andere: „Jetzt mußt du aber auch mit mir essen, Trommler! Du willst ja heute Morgen gar nichts von mir. Mit den Andern," sagte ein kleiner, frisch aussehender Junge, der zweitälteste Sprößling des Direktors, „hast du schon vier Mal gegessen, und mit mir noch gar nicht."

„Das ist in der That wahr," sagte lächelnd der arme Künstler und folgte augenblicklich dem Verlangen, das man an ihn gestellt. Es war ganz merkwürdig; obgleich auch er diese Geschichte als einen großen und köstlichen Spaß anzusehen schien und demgemäß mit einer freundlichen Herablassung mit den Kindern spielte, während er ihre Suppe versuchte (ungefähr gerade so, wie es ein hoher militärischer Beamter in der Kommißküche zu machen pflegt), so nahm er doch seine Löffel recht voll und aß auch jedes Mal ein tüchtiges Stück Brod dazu, und dann lachten alle Kinder und Herr Trommler mit.

„Sieh da," sagte Herr Sidel lachend, „das ist ja unser freundlicher College und, wie mir scheint, in der Rolle als Kinderfreund. — Wir sollten ihn zu unserem Frühstück einladen," sagte er leise zu Eugen; „der arme Mensch scheint mit der Spielerei dort einen ernsten Zweck zu verbinden; diese Suppe wird wohl das Einzige sein, was er für den Morgen zu erschwingen vermag."

„Versteht sich," versetzte Eugen, und während er unter die Küchenthüre trat, lud er Herrn Trommler freundlichst ein, mit auf die Terrasse hinaus zu kommen und ihnen das Vergnügen zu machen, dort mit ihnen zu frühstücken.

„Meinetwegen!" sagte der Künstler nach einem augenblicklichen Nachdenken; „ich hatte freilich schon meinen Kaffee auf das Zimmer bestellt; aber im Freien genießt sich so etwas außerordentlich delicios. Und dann die Gesellschaft, meine Lords! Ich möchte um Alles in der Welt von Ihnen nicht für unhöflich gehalten werden."

„So kommen Sie denn," erwiderte Herr Sidel; worauf der wackere Künstler seinen Löffel niederlegte und die drei mit einander vor das Haus gingen.

Dort auf der Terrasse hatte Marie Alles auf's Freundlichste hergerichtet, und das Lieblichste in ihrem ganzen Arrangement war sie selbst, wie sie so freundlich lächelnd daneben stand, nur um zu sehen, ob sie auch nichts vergessen.

Herr Sidel behauptete später, er habe bei diesem Anblicke zum ersten Mal einen Stich in sein schulmeisterliches Herz gefühlt, und habe zum ersten Mal die volle Schönheit des jungen Mädchens empfunden. Auch Eugen blieb einen Augenblick befremdet und nachdenklich vor der liebreichen Erscheinung stehen, vor dem jungen, schönen Mädchen, das sie mit den großen, glänzenden Augen so freundlich ansah. — Ja, sie hatte etwas von Katharina; es war eine Aehnlichkeit zwischen den beiden Mädchen; nur war das Gesicht Katharinens edler, untadelhaft in seiner Schönheit, die Figur voll, ja majestätisch — eine stolze, vollblühende Rose, wogegen die Gestalt Mariens in ihrer Leichtigkeit und Biegsamkeit, in ihrer ewigen Heiterkeit und guten Laune mit einem neckischen Schmetterling zu vergleichen war.

Eugen reichte ihr die Hand zum Gruß dar, worauf sie mit der ihrigen laut lachend und derb einschlug und alsdann in großen Sprüngen über die Terrasse hinab in's Haus eilte.

Lächelnd schaute ihr Eugen einen Augenblick nach und verdeckte dann die Augen mit der Hand, um mit dem Dunkel, das

dadurch entſtand, ein anderes liebes Bild vor ſich erſcheinen zu laſſen.

Der luſtige Rath, welcher dieſe Bewegung wohl verſtand und ſich vielleicht ein klein wenig ärgerte, nicht auch einen Handſchlag erhalten zu haben, ſagte mit einem ironiſchen Lächeln zu Eugen:

„Mich däucht,
Daß ſie dem guten Gretchen gleicht.“

worauf Eugen nichts erwiderte, ſondern ſich gedankenvoll an dem Tiſche niederließ.

Die beiden Anderen folgten ſeinem Beiſpiele, und einen Augenblick darauf klapperten die Taſſen, und es dauerte noch einige gute Minuten, ehe einer Zeit fand, ein Wort zu ſprechen.

Die Terraſſe war ein allerliebſter Aufenthalt. An ihrer Fußmauer wuchſen drei, vier Linden, die im Laufe der Zeit ſtarke Stämme geworden waren und deren weitverzweigte Aeſte das traulliche Plätzchen dicht überſchatteten. An dem Geländer der Terraſſe ſelbſt hatte man Schlingroſen gepflanzt, die es den großen Bäumen hatten gleich thun wollen und ebenfalls luſtig in die Höhe gewachſen waren. Ihre zarten Ranken hatten ſich um die Aeſte der Linde geſchlungen, und nachdem ſo jeder Baum mit einem Roſennetz umſponnen war, wuchſen dieſelben immer weiter hinaus und flatterten in loſen Zweigen herab. Hier half nun der Wind oder die Menſchenhand nach und verband die loſen Zweige unter einander oder mit dem nächſtſtehenden Baume, und ſo bildeten ſie nach und nach eine dichte Decke von Roſen und Lindenlaub.

Herr Trommler hatte ſich das Frühſtück außerordentlich ſchmecken laſſen, und wie dankbar nahm er eine der guten Cigarren Eugen's und ließ den blauen Dampf mit unendlichem Wohlbehagen in die klare Morgenluft hinauf ſteigen! Obgleich ein ſtarker Raucher, hatte er doch begreiflicher Weiſe ſo etwas Gutes lange nicht geraucht, und ſo ſaß denn der würdige Künſtler, die Augen halb geſchloſſen, den feinen Dampf in ſich ziehend, und hob nur zuweilen den Blick etwas in die Höhe nach dem alten Schloſſe zu, hinter dem jetzt die Sonne in aller Pracht aufzuſteigen begann.

„Vor der Hitze ſind wir hier geſchützt,“ ſagte Herr Trommler

nach einer längeren Pause, indem er vergnügt um sich blinzelte und den zitternden leuchtenden Punkten zusah, welche hie und da auf den Steinen der Terrasse sichtbar wurden, — einzelne Sonnenblicke, die in die Laube drangen, wo sich hie und da durch den leichten Luftzug in der Rosendecke ein Blatt verschob; draußen aber glänzte und funkelte das Licht des mächtigen, allgewaltigen Gestirnes in aller Pracht und Herrlichkeit und seine Macht empfand die Straße, welche durch die Felder lief und jetzt schon bei jedem Fußtritte dicke Staubwolken aufsteigen ließ; noch mehr aber die Pferde vor dem hochbeladenen Wagen, welche die Köpfe hängen ließen und mit dem Schweife wedelten, um zahllose Fliegen von sich abzuhalten.

„Sie sind, wie ich gestern erfuhr, zum ersten Mal in dieser Gegend," sagte Herr Trommler zu Eugen; „nicht wahr, sie ist schön? Man könnte sich leicht entschließen, hier sein ganzes Leben zu verbringen. — Sie haben doch gute Zimmer erhalten? Man wohnt bei Frau Rosel ganz ordentlich und hat gute Betten — namentlich in den unteren Stockwerken," setzte er mit einem Lächeln hinzu; „ich wohne etwas höher, weil ich die weiteste Aussicht vorziehe."

„Wir können nicht klagen," sagte Eugen; „ich wenigstens bin vollkommen zufrieden, und du," wandte er sich an den Herrn Sidel, „wirst es wohl auch sein; denn, wenn man von lauter Lachen und Lustigkeit träumt, so muß man gut geschlafen haben."

„Das habe ich auch," erwiderte der lustige Rath. „Mit meinen Träumen kann ich dir leider nicht aufwarten; denn die habe ich vergessen; aber sie waren schön, lustig und heiter, weßhalb ich zufrieden bin; denn man sagt, es komme viel darauf an, was man in der ersten Nacht, wo man sich an einem neuen Aufenthaltsorte befindet, für Träume habe, das sei prophetisch für diesen ganzen Aufenthalt selbst."

„Das glaube ich auch," meinte Herr Trommler, „und wenn mein Traum dieses Mal eintrifft, so müssen wir hier eine unerhörte Einnahme machen. Ich hatte nämlich diese Nacht ein seltsames Gesicht: mir war, als säße ich neben der Prinzipalin an der

Kasse, und obgleich wir gar Niemanden sahen, der zu uns kam, um Billete zu lösen, so füllte sich doch die Kasse auf eine wahrhaft erschrecklich geschwinde Art. Vom Boden herauf stieg es empor, eine wahre Fluth von Münzen, Silber und auch Gold darunter, und stieg immer höher, so daß wir zuletzt ganz erschrocken, die Prinzipalin und ich, den Deckel zudrückten, damit das Geld, das immer noch höher anschwoll, nicht herausrolle und auf dem Boden herumspaziere. Wir verschlossen auch glücklich den Kasten; doch als das geschehen war, schien das Geld in demselben rebellisch zu werden, und oben aus der Spalte heraus sprang ein Geldstück um das andere, und merkwürdiger Weise sämmtlich in meine Tasche. Da sagte die Prinzipalin: behalten Sie es, guter Trommler, es soll Ihnen bleiben! und dann erwachte ich, und hatte leider nichts mehr als die Erinnerung an diesen Traum."

„Aber der bedeutet unbedingt etwas Gutes," sprach lachend Herr Sidel, „und Sie sollen sehen, wir machen hier ganz glänzende Einnahmen und Sie erhalten vom Herrn Direktor ein Benefiz."

„Das gebe Gott!" seufzte Herr Trommler; und darauf wandte er sich als höflicher Mann an Eugen mit der Bitte, ihm nicht vorenthalten zu wollen, was ihm in vergangener Nacht geträumt.

Vierzigstes Kapitel.

Läßt in Träumen ahnen, daß einer Geschichte, welche der Verfasser in einem früheren Kapitel erzählt, vielleicht etwas Wahres zu Grunde liege, und zeigt die Einrichtung eines ländlichen Theaters.

„In meinen Träumen von heute Nacht," nahm Eugen das Wort, „fand ich frühere Erfahrungen bestätigt, daß man nämlich gewöhnlich darüber träumt, womit man sich den Abend vorher lebhaft beschäftigt."

„Aha!" sagte lachend der lustige Rath, „dann kenne ich schon deinen Traum!"

„Dieſes Mal haſt du falſch gerathen. Ich dachte nämlich während des Einſchlafens an den Namen des Wirthshauſes, in welchem wir uns befinden.“

„An die wilde Roſe!“ rief Herr Trommler.

„Natürlich!“ lachte Herr Sidel, „an eine wilde Roſe; das meinte ich ja vorhin auch.“

„Schweig, Spötter!“ ſagte Eugen, „zu dir rede ich gar nicht mehr; du biſt unfähig zu irgend einer poetiſchen Auffaſſung.“

„Nun, die Auffaſſung war doch nicht unpoetiſch!“

„Ich dachte alſo an den Namen des Wirthshauſes,“ fuhr Eugen fort, „und dieſer Name zur wilden Roſe klang mir merkwürdig bekannt. Ich beſann mich hin und her; ich dachte an meine Reiſen, an all' die Gaſthöfe, wo ich ſchon geweſen, und erinnerte mich ſo vieler Namen derſelben, wie nur immer möglich. Umſonſt! Ich konnte mich nicht erinnern, jemals in einem Wirthshauſe deſſelben Namens geweſen zu ſein. Und doch klang die wilde Roſe unter meinen lebhaften Gedanken immerfort hindurch, wie ein bekannter, angenehmer Ton; und darüber ſchlief ich ein.“

Herr Sidel war bei dieſen Worten ſichtlich in tiefes Nachdenken verſunken; er ſtützte den Kopf auf die Hand, ſah einen Augenblick vor ſich nieder, dann aber hörte er aufmerkſam zu, was Eugen weiter ſagte.

„Darauf träumte mir denn,“ fuhr dieſer fort, „nach allerlei wirrem, unklarem Zeug von einem Abende, den ich mit dir“ — bei dieſen Worten wandte er ſich an den luſtigen Rath — „in einer Geſellſchaft verbracht, wo du mich — es iſt noch gar nicht lange her — hingeführt.“

„Ah, von der Leimſudia,“ rief hier Herr Sidel; „jetzt dämmert mir auch ein Gedanke auf.“

„Ganz richtig, von der Leimſudia,“ ſagte Eugen. „Aber wie ich im Traume ſo in die Geſellſchaft hinein kam, verlor ſich mein Gedanke an den Namen dieſes Wirthshauſes wieder; ich ſah allerlei tolle und wilde Geſchichten, dich unter Anderem als das Ideal eines Leimſieders, und erſt nach und nach klärten ſich meine Träume

wieder ab. Da erſchien mir Doktor Wellen, unſer Arzt, und indem er mir einen Strauß wilder Roſen überreichte, erwachte ich."

„Seltſam, ſehr ſeltſam!" ſagte Herr Sidel. „Jetzt fällt mir auf einmal die ganze Geſchichte ein, und du wirſt dich ebenſo gewiß daran erinnern."

„Freilich thue ich das," entgegnete Eugen.

„Doktor Wellen erzählte uns von einem Freiwilligen, den er im italieniſchen Feldzuge getroffen, und der in der Schlacht von Novara geblieben. Nicht wahr? Dieſer hatte ihm eine Begebenheit aus ſeinem Leben vertraut, deren Schauplatz nahe einem Wirthshauſe zur wilden Roſe war. — Iſt's nicht ſo?"

„Ganz recht!" ſagte Eugen; „ich erinnere mich jetzt genau."

„Und der Doktor Wellen beſchrieb die Gegend ſo außerordentlich umſtändlich," verſetzte Herr Sidel; „und dieſe Beſchreibung paßt merkwürdig hieher. Ich habe doch nicht gewußt, weßhalb mir das Thal und das Schloß da drüben ſo gar nicht fremd vorkamen."

„Mir ging es gerade ſo," entgegnete Eugen. „Als wir geſtern Abend den Berg hernieder ſtiegen und nun ſo plötzlich die unregelmäßigen Gebäude dort oben mit ihren Zinnen und Mauern vor meinem Blicke erſchienen, da war es mir, als kenne ich das alles ſchon, als ſei ich hier ſchon oft geweſen — und gern da geweſen. Das iſt in der That ſonderbar; es war mir gar nicht ſo, als käme ich in eine fremde Gegend; nein, es heimelte mich an, als wäre ich hier zu Hauſe."

„Das kann ich von mir gerade nicht ſagen," meinte Herr Sidel, „Aber ſollte es möglich ſein, daß jene Geſchichte des Doktors Wellen mit dem Schloſſe und dem Thale zuſammenhängt, daß hier wirklich der Schauplatz dieſer Begebenheit wäre? In dem Falle hielte ich es für höchſt ſeltſam, daß wir gerade hieher gekommen. Siehſt du, Eugen, der Zufall!"

„Und ein glücklicher Zufall," ſagte Herr Trommler, indem er die ihm freundlich angebotene zweite Cigarre annahm. „Wie glücklich ſchätze ich mich, daß auch ich eine kleine Schuld an dieſem Zufalle habe!"

Zeit hinter der nächsten und letzten Anhöhe vor M. unsern Blicken entschwunden. Außer einem großen Risse in seinem Rocke und einigen Beulen in seinem Hut hatte Schmidle keinen Schaden genommen. Nur war er äußerst niedergeschlagen, und da ich den Erzürnten spielte, und ihm ohne ein Wort zu sagen auf's Pferd half, so ritten wir stillschweigend im Schritt davon und erreichten M. in kurzer Zeit.

An dem Thore wandte ich mich mit kurzen Worten an ihn und fragte: ob er denn noch wisse, in welchem Gasthof die Damen eingekehrt seien, damit wir sie finden könnten. „Denn," setzte ich hinzu, „Deine beiden Niederlagen von heute Morgen werden Dich nicht abhalten, den Eleganten und Unnatürlichen zu spielen, um Dich und mich lächerlich zu machen;" worauf er statt aller Antwort mit dem Kopf schüttelte und mich versicherte, es sei ihm ganz gleich, wohin wir ritten. Er fühle sehr gut sein Unrecht und seine Ungeschicklichkeit und werde sich für die Zukunft gewiß in Acht nehmen.

Bald erreichten wir einen Gasthof, stellten unsere Pferde ein und gingen in ein Zimmer hinauf, woselbst Schmidle bei einer guten Flasche Wein und einer Cigarre bald über den Morgenspazierritt zu lächeln anfing, so daß ich es nochmals wagen konnte, ihm mit allen möglichen Details sein auffallendes Betragen vorzustellen, und wie dies eher geeignet sei, ihm ein weibliches Herz abgeneigt, als gewogen zu machen. Ein herbeigerufener Schneider setzte den Rock meines Freundes wieder in gehörigen Stand, und da es bald Zeit zum Essen war, gingen wir hinunter in den Speisesaal, wo sich außer uns noch eine kleine Gesellschaft befand: zwei junge Damen und zwei sehr junge Herren, die man auch füglich Knaben hätte nennen können. Mir schien es, als seien es Schüler irgend eines Gymnasiums, die sich allmählich zur Universität vorbereiten. Sie trugen kurze Sammetröcke, blau und grüne Cerevis-Mützen und hatten sich schon ein gewisses burschikoses Wesen angewöhnt, das aber, durch schülerhafte Bescheidenheit gemildert, etwas sehr Naives und Lustiges hatte. Auch die beiden Mädchen, die zwischen achtzehn und neunzehn Jahren alt sein mochten und die recht hübsch waren, hatten etwas Heiteres und Ungezwungenes. Wir setzten uns zusammen an den Tisch und wurden bald die besten Freunde. Ich ließ es mir anfänglich besonders angelegen sein, die Freundschaft der beiden jungen Herren zu gewinnen, was mir auch dadurch gelang, daß ich ihnen häufig etwas vortrank und mich einige Mal erkundigte, im wie vielsten Semester sie studirten. Mein Freund Schmidle war seit heute Morgen wie umgewandelt. Er war natürlich und deshalb sehr liebenswürdig. Wenn ihm auch zuweilen im Eifer des Gesprächs ein Jagdausdruck entfuhr, so setzte er hinzu: So sagen die Jäger, deren ich aber keiner bin, und zum Belege hierfür nahm er sogar keinen

„Da ist ja unser würdiger College, der Herr Trommler," rief der lustige Rath; „der muß Ortskenntnisse genug besitzen, um uns sagen zu können, ob da droben das Schloß zu jener Beschreibung des Doktor Wellen paßt."

„Vom Schlosse droben weiß ich leider nicht sehr viel; wir haben freilich ein paar Mal oben gespielt, aber dann kamen wir kurz vor der Vorstellung hinauf und gingen gleich nachher wieder herunter. Für mich allein war ich nie droben."

„Aber Sie werden doch wissen," fragte Eugen, „ob sich in der Nähe des Schlosses eine kleine Kapelle befindet?"

„Das weiß ich nun gerade nicht," antwortete der Künstler. „Leider muß ich bekennen, daß ich in der Umgebung des Schlosses nur von einem kleinen Wirthshause weiß; von einer Kapelle habe ich nie etwas gehört."

„Wir werden uns irren," sagte Eugen; „es gibt am Ende viele Wirthshäuser zur wilden Rose, die in der Nähe von alten Schlössern liegen."

„Was die Wirthshäuser zur wilden Rose anbelangt," sprach Herr Trommler, „so muß ich Ihrer Meinung widersprechen. In dieser Gegend des Landes gibt es nur das einzige dieses Namens; es ist keines mit einem gleichen Schilde auf zehn Stunden in der Runde."

„Das Beste wäre," meinte Herr Sidel, „wenn wir die Wirthin ersuchten, uns hierüber Auskunft zu geben. Ist jene Begebenheit hier geschehen, so muß sie am besten darüber Bescheid wissen."

„Lassen wir das," sagte Eugen bittend; „thu mir den Gefallen, lieber Freund, und forsche jetzt nicht weiter darüber nach. Nach Tische wollen wir zum Schlosse hinauf und uns da oben selbst überzeugen, ob jene Kapelle vorhanden ist oder nicht. Es ist mir das wie ein interessantes, geheimnißvolles Buch; ich will es gern Seite für Seite durchlesen, möchte aber um Alles in der Welt zu Anfang nicht erfahren, was auf der letzten Seite steht. Ich bitte dich darum; wir wollen nachher langsam hinaufsteigen und uns droben überraschen lassen."

Herr Trommler war aufgestanden und an den Rand der Ter-

raſſe getreten. „Es iſt Zeit,“ ſagte er dann; „im Augenblicke wird's neun Uhr ſchlagen; wir müſſen in den Saal hinauf und den Prinzipal bei Aufſchlagung des Theaters unterſtützen. Es iſt dies allemal eine Art Feſttag für uns,“ ſetzte er freundlich ſchmunzelnd hinzu; „denn wenn das Geſchäft beendigt iſt, werden wir alle mit einem ſoliden Mittageſſen regalirt.“

„Bravo!“ entgegnete Eugen; „zuerſt die Arbeit, dann das Vergnügen! — Komm alſo, wir wollen ſehen, welche Dienſte wir beim Aufſchlagen des Theaters zu leiſten im Stande ſind.“

Der große Wirthshausſaal des Gaſthofes zur wilden Roſe befand ſich um die Zeit, als ſich unſere Freunde dorthin begaben, in einer höchſt maleriſchen Unordnung. Es war ein ziemlich langes, auch anſtändig breites und hohes Gemach, hatte auf einer Seite ſechs Fenſter, an den ſchmalen Seiten je eine Thüre, und war, was Wände und Decke anbetrifft, einſtens weiß angeſtrichen geweſen. Doch hatte der Dunſt der Talgkerzen, ſowie der Staub, den die tanzenden Bauern mit ihren ſchweren Stiefeln aus dem nicht allzu feſt gefügten Fußboden herausklopften, dieſer ehemals weißen Farbe einen etwas trüben, grauen Ueberzug verliehen. Auch hatte man ihn vor nicht langer Zeit zum Trocknen von Hopfen benutzt, und da man zu dieſem Zwecke Fächer anbringen mußte, ſo hatte man dieſe durch in die Wand hineingeſchlagene Blöcke befeſtigt, welche noch auf allen Seiten hervorragten, zum guten Ausſehen des Saales keineswegs beitrugen, wohl aber dem Direktor beim Aufſchlagen des Theaters weſentliche Dienſte leiſteten.

Das Beſte und Brauchbarſte an der vorhandenen Einrichtung war der Kronleuchter, den Frau Roſel einſtens in dem benachbarten Städtchen gekauft hatte. Er war zur Aufnahme von acht Oellampen berechnet, und wenn dieſe recht ſauber geputzt waren, ſo ſpendeten ſie Licht genug, um das Auditorium anſtändig zu erhellen.

Der Saal war durch verſchiedenartige Gegenſtände, welche man von dem Wagen des Direktors abgeladen und hinauf geſchafft hatte, ſowie von anderen, welche Frau Roſel geliefert, in zwei ungleiche Hälften getheilt. Die letzteren Gegenſtände, welche ſich

in der kleineren Hälfte des Saales befanden, waren ein paar Dutzend Fässer von verschiedener Größe, und ein Haufe Bretter, zum Podium des Theaters bestimmt.

In der größeren Hälfte des Saales befanden sich Kisten, die mit Garderobe und Requisiten angefüllt waren, und große zusammengerollte Leinwandstücke: Vorhänge und Dekorationen.

Die ganze Gesellschaft war in dem Saale schon versammelt, als Herr Trommler in Begleitung unserer Freunde, der Herren Müller und Wellen, sowie auch des Herrn Hannibal, eintrat. Letzterer hatte sich am Fuße der Treppe eingefunden und machte ein Gesicht wie jemand, der sich wohl bewußt ist, daß es mit ihm anfange zu Ende zu gehen, der aber trotz des angestrengtesten Nachdenkens noch nicht mit sich im Reinen ist, welche Art eines jämmerlichen Todes er zu sterben bestimmt sei.

Herr Wellen und Herr Müller begrüßten die Frau und die Schwägerin des Direktors und wurden hierauf dem Bruder des Letzteren, sowie dem Heldenspieler, Herrn Holder, vorgestellt.

Dieser war ein großer, kräftiger Mann und war gewiß einstens interessant, ja schön gewesen; doch hatten die Jahre und wildes Leben seine Gestalt gebeugt, und das Leiden, von dem der Direktor vorhin der Wirthin erzählt, seinem Gesichte einen unstäten, ja einen unheimlichen Ausdruck verliehen. Spärliches Haar bedeckte seine hohe Stirn; seine Gesichtsfarbe war bleich, den Mund kniff er meistens fest zusammen, und selbst wenn er sprach, öffnete er die Zähne nur so viel, als eben nothwendig war, um einen Ton hindurch zu lassen. Dadurch klang sein Sprechen dumpf und murmelnd, und da der Ton seiner Stimme kräftig und gewaltig war, so tönte dieselbe tief, wie aus dem Grabe hervor, was ihm bei manchen seiner Rollen wohl zu Statten kam, im gewöhnlichen Leben aber für das Ohr des Zuhörers nicht angenehm war.

„Herr Wellen — Herr Müller — Herr Hannibal!“ sagte der Direktor. — „Und dies ist Herr Holder, „fuhr er nach einer Pause fort, „mein Heldenspieler.“

„Unseres Thrones feste Säule!“ fügte würdig der Herr Trommler bei, indem auch er seinerseits auf Herrn Holder zeigte und ihm zu-

gleich einen guten Morgen bot. Dann zeigte er ebenfalls auf die drei neuen Mitglieder und ſagte vertraulich: „Ich kann Sie verſichern, lieber Holder, drei liebenswürdige Collegen!“

„Collegen?“ fragte finſter der Heldenſpieler, indem er die rechte Hand zwiſchen ſeinen Rock ſteckte. „Collegen? Von Ihnen vielleicht, Herr Trommler. Das iſt möglich! Ob ich ſie auch als ſolche anerkennen kann, wollen wir nach der erſten Aufführung ſehen. — Es fühlt ſich mancher berufen,“ ſetzte er mit tiefer, grollender Stimme hinzu, „aber Wenige ſind auserwählt.“ Damit wandte er ſich um und begab ſich zwiſchen die Fäſſer zurück, die er anfing herum zu rücken und herzuſtellen.

„Er iſt etwas eigen, der gute Holder,“ ſprach freundlich der Direktor zu ſeinen drei neuen Mitgliedern; „aber Sie werden ſich ſchon näher kennen lernen; er iſt gar nicht ſo ſchlimm, wie er ſich anläßt.“

Herr Trommler zuckte mit einem Blick auf den ſo raſch davongegangenen Heldenſpieler mitleidig die Achſeln und ſagte zu Eugen:

„Stolz will ich den Spanier,
Wenn auch der Becher nicht mehr überſchäumt.“

Jetzt klatſchte der Direktor dreimal in die Hände und rief: „Allons, meine Herrſchaften, fangen wir an!“ Zu gleicher Zeit legte er ſeinen langen Rock ab, um in Hemdärmeln freier und ungenirter arbeiten zu können.

Herr Trommler, der wohl ſeine guten Gründe hatte, es nicht ebenſo zu machen, wie ſein Chef, lief zu einer ſehr kleinen Kiſte — man hätte dieſes Behältniß füglich eine Schachtel nennen können — und zog aus derſelben ſeinen grauen Reiſerock von geſtern hervor; einen beſſeren, den er heute Morgen anhatte, legte er mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit ab und ſchlüpfte ſo behende in das alte fadenſcheinige Kleidungsſtück, daß während dieſes Umzuges kein Menſch im Stande war zu beſtimmen, von welcher Farbe die Hemdärmel dieſes würdigen Künſtlers eigentlich geweſen. Ueberhaupt ſchien er den Vorſatz gefaßt zu haben, um Alles in der Welt keine Wäſche ſehen zu laſſen; denn während ſich ſeine hohe, ſchwarze Merino-

halsbinde fast krampfhaft unter dem Kinn herum zog, breitete dieselbe auf der Brust ein paar schützende Flügel aus, und das auf so ängstliche Art, wie eine Gluckhenne es zu machen pflegt, wenn sie ihre Brut dem herannahenden Feinde auf's Aengstlichste zu verbergen strebt.'

Nach dem Gesetze aller Baukunde, zuerst ein solides Fundament zu legen, ging man denn auch hier zu Werk. Die oben erwähnten Fässer, die schon öfters den ehrenvollen Beruf erfüllt hatten, jene Bretter zu tragen, welche die Welt bedeuten, wurden reihenweise nebeneinander gestellt, und zwar so, daß die kleineren vorn, die größeren nach hinten zu stehen kamen. Hiedurch gewann man auf sehr kunstlose Art ein sanft ansteigendes Podium. Die Fässer wurden nun unter sich mit Latten verbunden, die Bretter darüber hin genagelt, und so war das Fundament in Kurzem fertig. Ja, es befand sich sogar hinten eine Versenkung, eine höchst nothwendige Einrichtung, die bei einem Schauspiel unmöglich fehlen darf.

Nachdem das Podium so hergestellt war, wurde die Hauptgardine angebracht, und hiezu fanden sich noch zwei eiserne Kloben vor, die vom vorigen Male, wo man hier gespielt, durch die Fürsorge der Wirthin stecken geblieben, und welche man nur dem Auge dadurch unsichtbar gemacht hatte, daß man sie mit weißer Farbe überstrich. Nach dem Vorhange wurden die Seitenkoulissen aufgehängt, welche bei einer nöthigen Verwandlung auf die einfachste Art gedreht wurden. Die vier Hintergründe, welche die Gesellschaft besaß, wurden nun ebenfalls ungefähr zwei Schuh vom hinteren Ende des Saales angebracht, da, wo das Podium bereits aufhörte. Hiedurch gewann man wenigstens unten einen Platz zum Verwandeln, der oben abging; denn statt daß bei anderen Theatern die Vorhänge in die Höhe gezogen und so entfernt werden, wurden sie hier herab gelassen, was ebenfalls einen sehr schönen Effekt machte.

Dekorationen besaß die Gesellschaft vier: ein bürgerliches Zimmer, ein Gemach in einem Schlosse, eine Straße und einen Wald. Letzterer wurde durch die schöne Kunst, mit Versatzstücken

zu arbeiten, ſehr leicht zu allem anderen Nothwendigen eingerichtet; vermittelſt eines Paars zierlich zugeſpitzter Bäume und einer Marmorfigur wurde ein Garten daraus. Ein paar Felſen hinein verſetzt, verwandelten ihn in eine Felspartie; ein einfaches Kreuz machte ihn zum ſchauerlichen Rendez-vous für Mörder und Räuber, oder auch zum Spielplatze der verſchiedenartigſten Geiſter. So half man ſich, ſo gut man konnte, und das Publikum von Schloßfelden war ſo höflich und gut erzogen, daß es dem Direktor und ſeinen Dekorationen Alles auf's Wort glaubte, ſeine Felſen für wirkliche und ſeine gemalten Bäume für die ſchönſten auf der Welt hielt. Es ſtellte keine Vergleichungen an, es nahm in kindlicher Unſchuld hin, was man ihm gab, und war ſo für ſeine paar Kreuzer heiter und zufrieden.

Als nun das Theater ſo weit hergeſtellt war, eine Arbeit, bei welcher der Heldenſpieler, Herr Holder, das Uebermögliche geleiſtet, wurden ſämmtliche Dekorationen ſowie die Hauptgardine probirt, und erſt als ſich die ganze Maſchinerie als vollkommen und untadelhaft erwieſen, ſchritt man zur Einrichtung der Garderobe.

Glücklicherweiſe ſtieß der Tanzſaal auf der Seite, wo ſich die Bühne befand, an einen Heuboden, deſſen Eingang kaum zwei Fuß von dem letzten Fenſter des Saales entfernt war. Dieſe beiden Oeffnungen wurden nun mit Hülfe eines kundigen Zimmermannes zuſammen verbunden, ſowie mit einer alten Leinwand überdeckt, und als dieſer Verbindungsgang hergeſtellt war, transportirte man die Kiſte mit Garderobe und Requiſiten auf den Heuboden, zog vermittelſt einer alten unbrauchbaren Dekoration eine Scheidewand, um die beiden Geſchlechter zu trennen, und übergab darauf den einen auf dieſe Art entſtandenen Raum den Damen zum Ankleiden, den anderen den Herren.

In den Raum der Zuſchauer wurden nun vorn hin Stühle, dahinter Bänke geſtellt, die etwas höher waren als die erſteren und den zweiten Platz bildeten. Nachdem dies alles geſchehen, auch der Souffleurkaſten aus drei Brettern zuſammengenagelt war, erſchien die Arbeit gethan und das Theater fertig.

Obgleich Herr Trommler während dieſer ganzen Zeit bei ſeiner

Arbeit die größtmöglichen Anstrengungen zu machen schien, die für diesen großen Künstler um so mühsamer war, als er zu gleicher Zeit unsere Freunde noch unterweisen mußte, so glauben wir doch versichern zu können, daß er sich durchaus nicht überarbeitete. Wenn er z. B. mit einem wahren Ingrimm auf ein großes Faß oder schweres Brett losstürzte und beim Anprallen fand, daß diese Gegenstände nicht geneigt seien, sich so leicht bewegen zu lassen, so bestand er durchaus nicht hartnäckig darauf, dies doch zu thun, sondern er schwang sich leichtfüßig über den fraglichen schweren Gegenstand hinweg, um seine Kraft an einem leichteren zu üben. Der Prinzipal selbst sowie dessen Bruder arbeiteten ausdauernd und hielten sich ruhig an dem, was sie einmal ergriffen. Holder dagegen suchte sich die schwersten Stücke aus, und wenn auch eines seiner Kraft widerstehen wollte, so sah man, wie ein düsterer Schatten über sein Gesicht flog und sich seine Muskeln auf's Gewaltigste anstrengten, bis das, was er vor hatte, geschehen war. Oft sah man ihn bei einer solchen Veranlassung drei, vier Mal mit einer wahren Wuth auf's Neue angreifen; oft ließ er dabei ermattet die Arme sinken, um immer wieder auf's Neue anzufangen, und dabei schaute er mit wildem, eifersüchtigem Blick um sich herum, ob sich Jemand vielleicht unterstehe, in seine Nähe zu kommen oder ihm gar helfen zu wollen.

Die Arbeiten der Herren Wellen und Müller bei diesem Geschäfte waren eigentlich nicht der Rede werth; sie beschränkten sich mehr auf Handlangerdienste, auf das Darreichen einzelner Stücke, auf das Aufwickeln und Ordnen durcheinander gerathener Schnüre. Der Thätigkeit des Herrn Hannibal dagegen müssen wir volles Recht widerfahren lassen; denn wenn wir das auch dem Schauspieldirektor nicht verrathen dürfen, so darf doch der Leser es wissen, daß nämlich der getreue Pierrot seine Laufbahn als Mensch und Staatsbürger in einer Schreinerwerkstätte begonnen hatte, aber nicht lange da verblieben war, weil seine Ansichten vom Arbeiten im Allgemeinen mit denen seines Meisters nicht in Einklang zu bringen waren, namentlich aber, weil er durchaus keine Neigung in sich verspürte, sich zum

Kindererzieher heranzubilden, was dagegen die Meisterin für die Hauptbeschäftigung eines Lehrjungen ansah.

Herr Hannibal half dem herbeigerufenen Zimmermann sogar bei jenem Verbindungsgange zwischen Theater und Heuboden, was ihm ein spezielles Lob des Direktors eintrug, der ihm auf die Schulter klopfte und ihm erklärte, er glaube bestimmt, daß Hannibal noch ein tüchtigs Mitglied der Gesellschaft werden würde.

Das weibliche Personal, aus den beiden Damen der direktorlichen Familien bestehend, sowie aus einer kleinen dicken Soubrette Mademoiselle Jette, welche in ihren Freistunden Kindererzieherin bei der Prinzipalin war, hatte bei der oben erwähnten Einrichtung des Theaters nur insofern Dienste geleistet, als es die Garderobestücke auf den Heuboden schaffte, die Stühle gerade rückte und dieselben nachzählte, worauf sich die Prinzipalin einen Ueberschlag machte, welche Summe bei dem vollen Hause eingenommen werden könne. Nur die Schwägerin des Direktors hatte sich bei den Arbeiten im Saale selbst aufgehalten und allerlei kleine Handleistungen gethan, zuerst an der Seite Eugen's, dann, als dieser sich durchaus nicht dankbar dafür erwies, bei dem Herrn Sidel, und später, als der herzlose Schulmeister sich ebenfalls für diese Herablassung durchaus nicht gerührt und erkenntlich zeigte, bei dem Herrn Hannibal, der, obgleich anfänglich bestürzt und überrascht von der Freundlichkeit der großen Künstlerin, sich doch im Laufe der Arbeit sehr geschmeichelt und hoch geehrt durch die Aufmerksamkeit fühlte und, als dies Seitens der Dame sehr günstig aufgenommen zu werden schien, nun keinen Nagel mehr einschlug und kein Brett mehr verrückte, ohne sich zuvor in den grauen Augen seiner Zuschauerin Raths erholt zu haben.

Endlich war alles beendigt, und die ganze Gesellschaft ließ sich auf den Stühlen vor der Bühne nieder, um das vollbrachte Werk im Allgemeinen übersehen zu können. Eugen und der lustige Rath saßen ziemlich vorn an, bei ihnen der Direktor und Familie, mit Ausnahme der hellblonden dürren Schwägerin, welche sich mit Herrn Hannibal auf den zweiten Platz begeben hatte, nur um zu sehen, wie sich von dort aus die Bühne ausnehmen werde.

Es sah Alles recht nett aus; die Fässer, auf welchem das Podium ruhte, waren ebenso wie der Soufleurkasten mit rothem Zeuge drapirt, der Vorhang war aufgezogen oder vielmehr herabgelassen, und auf der Bühne war die Walddekoration sichtbar.

Da trat der Heldenspieler, Herr Holder, aus der rechten Seitenkoulisse hervor bis an die Lampen und verbeugte sich drei Mal sehr tief.

„Jetzt hält er seinen Zimmerspruch," sagte Herr Trommler leise zu Eugen, „da werden Sie was hören; er läßt sich das nicht nehmen; denn das ist, wie er selbst sagt, seine liebste Rolle, in welcher er sich nämlich erlauben kann, einem Publikum, das gar nicht vorhanden ist, die schönsten Grobheiten zu sagen."

„So wären wir denn einmal wieder fertig," begann jetzt wirklich der Heldenspieler mit tiefer, dröhnender Stimme, und das Organ war so gewaltig, daß trotzdem, daß jede Sylbe von den fest geschlossenen Zähnen zerrissen wurde, doch jede klar und verständlich an das Ohr schlug. „So wäre denn wieder einmal diese miserable Bude aufgebaut, ein Tempel der Kunst, wie wir sie nennen, die doch in Wahrheit nichts ist, als ein erbärmliches Narrenhaus. Ja, ein Narrenhaus! nicht jetzt, wo diese Stätte noch unentweiht vor unsern Augen liegt, aber es werden in dem Augenblicke, wo sich die Thüren öffnen und wo jene Narren — Publikum genannt — diese stillen Räume bevölkern, entheiligen. Ehe dies also geschieht, und ehe wir gezwungen sind, in die glotzenden stieren Augen zu sehen, und ehe wir es uns gefallen lassen, daß sie uns Beleidigungen aller Art in unser edles Künstlerantlitz schleudern, schwere Beleidigungen in der Gestalt von Beifall, leichtere in der Gestalt von Mißfallen — ehe alles das geschieht, und so lange wir noch hier unter uns und allein sind, will ich euch sagen, daß — daß —" Hier machte Herr Holder eine peinliche längere Pause, und fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schaute ängstlich rechts und links in die Coulissen. „Ja, will ich euch eigentlich sagen," fuhr er mit fast tonloser Stimme fort und starrte hinunter auf die leeren Stühle.

„Bravo!" rief der Direktor in diesem Augenblicke, und „Bravo!"

rief deſſen Bruder; und die vier kleinen Kinder, die ebenfalls da waren, ſchrieen ſo laut, als ſie mit ihren dünnen Stimmen vermochten: „Bravo, Herr Holder!“ und der kleine Hektor ſetzte hinzu: „den Zimmerſpruch, lieber Herr Holder!“

Der Heldenſpieler auf der Bühne holte tief Athem, und als er dabei die niedergeſchlagenen Augen erhob, hätte man glauben ſollen, er tauche aus einem dichten Nebel auf und ziehe oberhalb deſſelben begierig die reinere Luft ein.

„Ja ſo, den Zimmerſpruch?“ murmelte er. „Richtig, richtig! Mir ſcheint, ich bin einigermaßen von meiner Rolle abgeſchweift. Nun, es thut wahrhaftig nichts, könnt's noch öfters hören. —

„Dieſe Bretter, dieſe armſeligen Bretter voller Aſtlöcher und Sprünge, aufgenagelt auf halbmorſche Fäſſer, die zu altersſchwach ſind, um noch irgend eine Flüſſigkeit in ſich aufzunehmen und ertragen zu können, dieſe Bretter, welche die Welt bedeuten, haben wir alſo zuſammen gefügt. Das Fundament wäre da, und lieblich darauf hingebaut Zimmer und Schloß, Wald und Straße. Möge nun unſer Werk gedeihen, möge ſich zahlreich füllen dieſer Tempel der Kunſt! Und möge ſich das vielköpfige Thier, Publikum genannt, drunten an der Kaſſe ſeine dicken Köpfe blutig ſchlagen und ſich am Eingange um eine Karte balgen, wie hungrige Buben um eine Semmel beim Bäcker! — Dazu ſage ich Amen!“

„Wir auch, wir auch!“ riefen ſämmtliche Zuhörer, und darauf ließ Herr Holder die Gardine wieder aufziehen, und die ganze Geſellſchaft, geführt von der Prinzipalin, begab ſich in ein großes Zimmer neben der Küche, wo die Mittagstafel gedeckt war.

Anſtand, lachend ſeiner früher erwähnten Jagdpartie zu gedenken, wo er das Reh geſchoſſen, als es eben aus ſeinem Sandloche hervor kam.

Wenn auch unſer Project, mit den beiden Damen aus dem engliſchen Hof, von denen wir aber keine Spur mehr fanden, das ſchöne Schloß und die herrlichen Parkanlagen M.'s anzuſehen, förmlich zu Waſſer wurde, ſo wandelten wir doch nach Tiſche in nicht minder liebenswürdiger Geſellſchaft durch die ſchattigen Alleen; beſonders ich hatte bei dem Tauſche ſehr gewonnen, denn anſtatt, wie Schmidle gewünſcht, der alten Tante die herabhängenden Trauerweiden an dem kleinen See zu zeigen, war ich ſo glücklich, meine ſchöne neunzehnjährige Begleiterin darauf aufmerkſam machen zu können. Ob Schmidle, der unterdeſſen mit der andern Dame und einem der jungen Herren, während der zweite bei mir als Ehrenwache blieb, auf dem Hügel zu dem ſteinernen Amor ging, dort einen Anknüpfungspunkt fand, kann ich nicht genau angeben; nur ſo viel weiß ich, daß er mit ſeiner Begleiterin am Arm luſtig lachend wieder mit mir zuſammentraf und daß er mir darauf freudig die Hand drückte mit der leiſen Verſicherung: er würde ganz glücklich ſein, wenn ihm nicht heut Abend der fatale Ritt nach der Stadt bevorſtände. Ich hatte ſchon ein Auskunftsmittel gefunden, indem die beiden jungen Herren meinen Vorſchlag, die Pferde nach C. zu reiten, wohin auch ſie wollten, mit Freuden annahmen, wogegen wir uns ihrer Plätze in dem Wagen bedienten.

Schmidle war heute der liebenswürdigſte Menſch von der Welt. Bei einem kleinen Souper, das wir einnahmen, verwundete ſich ſeine Begleiterin mit dem Meſſer und da er dieſe Verletzung mit einem kleinen engliſchen Pflaſter, das er ſtets bei ſich führte, auf das kunſtgerechteſte bedeckte, ſo konnte er auf die Frage der beiden Damen nicht läugnen, daß er mit dergleichen Sachen viel zu thun habe, und er geſtand auch gern und willig, daß er Apotheker ſei. Ihm folgte aber auch der Lohn für ſeine Aufrichtigkeit und Natürlichkeit auf dem Fuße nach, denn die beiden Mädchen erklärten ihm freudig, auch ſie hätten in C. einen Onkel, der Apotheker ſei und den er vielleicht kenne. Er ſei der Beſitzer der Löwenapotheke.

Von der Freude Schmidle's über dieſe Entdeckung will ich nichts ſagen, da es meiner ſchwachen Feder doch unmöglich wäre, ein getreues Bild davon zu entwerfen. Bald beſtiegen wir den Wagen, die beiden jungen Herren ſchwangen ſich auf unſere Pferde und mein Freund fand dieſe neue Reiſeart um ſo viel behaglicher und beſſer, daß er im Uebermaße ſeines Glücks ſogar des unglücklichen Ritts von heute Morgen erwähnte. Sehr ergötzlich malte er ſeinen zweimaligen Fall vom Pferde aus und er that es mit ſolcher Lebendigkeit und ſolcher Treue, daß die beiden Mädchen mehrmals laut lachten, aber mit

F. W. Hackländer's Werke.

XII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Zwölfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Eugen Stillfried.

Dritter Band.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Erzählt von einer Entdeckungsreiſe, welche zu einem gewünſchten Reſultate zu führen ſcheint.

Dieſes Eſſen ging nun vorüber, wie manches andere Feſteſſen, nur mit dem Unterſchiede, daß hier keine Reden gehalten, vielmehr nur den Schüſſeln zugeſprochen wurde. Herr Holder ſaß neben den Kindern des Direktors, finſter und in ſich gekehrt, und warf zuweilen einen miſstrauiſchen Blick auf die neuen Kollegen, wogegen der würdige Herr Trommler ſein Möglichſtes that, um dieſelben, die an ſeiner Seite ſaßen, auf's Beſte zu unterhalten. Von dem Herrn Hannibal können wir nicht verſchweigen, daß er — wahrſcheinlich unbewußt — an der Seite der Schwägerin des Schauſpieldirektors (ſie hieß Thusnelde) niedergeſeſſen war und ſich dort ſehr wohl zu befinden ſchien; wenigſtens war ihm dieſer zweite Akt ſeines neu begonnenen Künſtlerdrama's nicht minder angenehm, als der eben vorübergegangene erſte; denn hatte er droben fleißig mit Hammer und Säge gearbeitet, ſo that er jetzt hier unten mit Meſſer und Gabel deßgleichen, und fand dabei noch vollkommen Zeit, ſeine Nachbarin von der Seite anzuſehen, die ihm häufig etwas zuflüſterte. Auch brachte er es in Folge dieſer Zuflüſterungen zuweilen zu einem Lächeln; doch kam dies nicht häufig vor, denn die großen Biſſen, mit denen er ſich verſah, drückten ſein

Geſicht ſo in die Breite, daß er trotz übergroßer Anſtrengung nur ſelten im Stande war, obendrein auch noch zu lachen.

Daß der Reiz des Lebens in Abwechslung beſteht, wußte auch der Schauſpieldirektor; deßhalb arangirte er dieſes heitere Familienfeſt nach der harten Arbeit droben, und um dieſem Grundſatze treu zu bleiben, übergab er nach dem Diner dem Herrn Wellen, dem Herrn Müller und dem Herrn Hannibal jedem ein Paket alter vergilbter Papiere. Das waren Rollen zu verſchiedenen Schau-, Trauer- und Luſtſpielen, womit ſich dieſe drei Herren in den nächſten Tagen vertraut zu machen hatten.

Als nun die Tafel aufgehoben und die Geſellſchaft auseinander gegangen war, Jedes ſeinem Geſchäfte nach, verließen Eugen und der luſtige Rath das Wirthshaus zur wilden Roſe, um dem Schloſſe droben in der Höhe einen Beſuch abzuſtatten.

Sie gingen durch das Dorf, bei der alten Kirche vorbei; dort, hatte Eugen ganz richtig vermuthet, müſſe ein Fußweg auf die Höhe führen. Da lag die kleine Kirche ſo ſtill und friedlich inmitten des von Mauern eingefaßten Friedhofes, und die warme Sonne umſchlang ſo freundlich und herzlich die alten Mauern, drang ſo unwiderſtehlich durch die langen, ſchmalen, vergitterten Fenſter, daß das alte Gebäude unter dieſen warmen Küſſen ordentlich aufzuleben ſchien. Es war ſo ſtill hier zwiſchen den Gräbern, ſo feierlich ſelbſt außerhalb der Kirche, daß unſere Freunde mit abgezogenem Hute durch das kleine Thor ſchritten. Der Friedhof ſchien nicht mehr zu dem, was er war, benutzt zu werden; da war kein friſch aufgeworfenes Grab, wo die ſchwarze Erde ausſah, als ſei ſie feucht von Thränen, hier war Alles bedeckt mit einem mitleidigen Raſen, einem vielfarbigen Blumenteppiche, den die freundliche Natur über diejenigen von ihren Kindern deckte, die den Mühen dieſer Welt erlegen waren und ſich vertrauensvoll in ihren Schooß geflüchtet hatten.

Die alte niedrige Mauer war mit Grabſteinen bedeckt, von

denen die meisten mit ganz geharnischten Ritterfiguren, oder mit Damen in dicken Halskrausen und langen, steifen Schnürleibern, oder auch mit Helm und Wappen von einer längst vergangenen Zeit erzählten, von alten Geschlechtern, die droben auf dem Schlosse eines nach dem andern gehaust, und die dann von der glänzenden Höhe ihres Berges und ihrer Stellung im Leben herabsteigen mußten in den engen Raum der kleinen Dorfkirche.

Wie schön waren die zwei kleinen Thore an beiden Seiten des Friedhofes! Ein flacher Bogen bedeckte jedes, und in dem Schlußstein war das Wappen der gräflichen Familie da droben eingemeißelt. Doch war die unnachsichtige Hand der Zeit darüber hingefahren und hatte die Linien dieses Wappens verwischt, und es kostete Mühe, aus den wenig übrig gebliebenen die Formen des Helms und des Wappenschildes heraus zu bringen. Auch der Epheu, der neben diesen Thoren an der Mauer lustig emporwucherte, hatte seine langen, faserigen Wurzeln in Zeichen und Schrift eingedrängt, Beides beschattend, und wenn man davor trat, um Worte oder Buchstaben zu entziffern, so schüttelten sich die Blätter lachend im sanften Winde, als wollten sie sagen: Gebt euch keine Mühe mit den alten, moderigen Steinen, betrachtet uns lieber und denkt an euer eigenes Leben, das noch wie wir, frisch und grün vom Glanz der Sonne beschienen wird. — So denkt der Epheu, und deßhalb hält er sich auch so gern an alten Mauern und Kirchhöfen auf, als Gegensatz zu diesen ein freundliches „Wir leben!“ wir leben neben den trüben Zeichen der Vergänglichkeit.

Hinter dem Kirchhofe führte der Weg aufwärts in die Berge, eine Zeit lang bei jener Mauer vorbei, welche die Freunde heute Morgen aus ihrem Fenster gesehen. Es war ein schmaler, wenig betretener Fußpfad, den die Kräuter, Blumen und Sträucher, welche unter dem Schutze der Mauer wuchsen, dem Menschen beständig streitig machten. Oft, wenn in der Länge der Zeit ein dichter Hollunderbusch empor gewachsen war, zu dessen Füßen sich Gräser

und Moose angesetzt, hatten sich diese hie und da so weit vorgeschoben, daß sich der Weg einen großen Bogen zu machen genöthigt sah.

„Kommt dir das nicht alles so heimlich und bekannt vor?“ sagte Eugen zu seinem Freunde; „mir ist es gerade, als sei ich hier schon gewesen, als habe ich namentlich diesen Weg der Mauer entlang schon hundert Mal gemacht.“

„Ja, ja,“ entgegnete Herr Sidel, „es geht einem zuweilen so. Hier ist das nun eigentlich kein Wunder, denn das alte Kirchlein da unten hat so viel Aehnlichkeit mit anderen, wo wir schon waren, und auch das Gemäuer, neben dem wir wirklich dahergehen. Erinnere dich, es befindet sich etwas so sehr Aehnliches in E., daß man wohl die beiden Orte mit einander verwechseln und glauben kann, man wäre hier schon gewesen, während einem doch nur das Andere vorschwebt.“

„Ganz recht! dies mag hier der Fall sein; aber dir ist es gewiß auch schon im Leben begegnet, daß du Städte, Gegenden, wo du niemals gewesen, nun auf einmal auf deinen Reisen vor dir siehst und du dir plötzlich befremdet sagen mußt: das ist mir nicht unbekannt, das habe ich alles schon einmal gesehen.“

„Vielleicht in Abbildungen,“ meinte Herr Sidel.

„O nein, gewiß nicht!“ fuhr Eugen fort. „Abbildungen zeigen dir nur eine einzige Seite, und wenn du nicht gerade auf den Punkt kommst, von wo man sie aufgenommen, so erkennst du meistens das Original nicht wieder, und dann ist die Kenntniß, welche du auf jene mir unbegreifliche Art von fremden Städten und Gegenden erhältst, eine so wahre, eigentlich möchte ich sagen erschreckend genaue. Wenn du mich nach deiner löblichen Gewohnheit nicht auslachen willst, so möchte ich dir eingestehen, daß ich zuweilen im Traum glaube, solche Städte, solche Orte gesehen zu haben, die ich also nun später in der Wirklichkeit so plötzlich wieder erkenne.“

einem ganz andern Tone, als die junge schwarze Dame aus dem englischen Hof. Nur ließ sich Schmidle bei seiner Erzählung eine große Unwahrheit zu Schulden kommen, indem er mich als denjenigen angab, den die schwarzen Augen der schönen Dame angezogen, und als sei er nur mir zu Liebe mitgeritten.

Es versteht sich von selbst, daß ich seine Erzählung als wahr passiren und mir die Neckereien der jungen Mädchen über mein mißlungenes Abenteuer gefallen ließ.

Es war ein wunderschöner Abend. Wir sangen und lachten in dem offenen Wagen, und die beiden jungen Herren hielten mit unsern Pferden auf der Chaussee kleine Wettrennen. So erreichten wir die Stadt. Vor dem Thore bestiegen wir unsere Rosse wieder, wünschten den Damen gute Nacht und Schmidle sprach still lächelnd die Vermuthung aus, daß er sie wiedersehen werde. Der Glückliche wollte abwarten, welchen Eindruck er morgen früh in seinem Arbeitscostüme, vor der Reibschaale stehend, im Gegensatze zu heute Abend, auf das Mädchen machen würde. Ach, er hatte große herrliche Pläne! —

Ich ging allein in meine Caserne, und hörte in den nächsten Tagen nichts von meinem Freunde; aber ungefähr eine Woche nach unserm merkwürdigen Spazierritte bekam ich einen Brief von ihm, worin er mir schrieb, daß er der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt sei; er habe sich mit der Nichte seines Prinzipals verlobt und schon die Einwilligung seines Vaters erhalten. Ich eilte zu ihm und wir besprachen uns lange und freundlich im kleinen Stübchen hinter der Apotheke, wo Schmidle mir gerührt die Hand drückte, und ich konnte nicht umhin, ihm auch für die Zukunft den Wahlspruch zu empfehlen, den ich ihm so oft gesagt: „Nur natürlich!“

„Ich gebe das zu," versetzte der lustige Rath, „obschon mir dergleichen noch nicht vorgekommen ist."

„Du wirst sehen, daß sich das, was ich dir vorhin sagte, droben bei dem Schlosse, ja sogar bei dem Wege, der dahin führt, vollkommen bestätigen muß." — Bei diesen Worten war Eugen stehen geblieben und blickte seinen Freund lächelnd an. — „Da vor uns," fuhr er fort, „siehst du jenes alte, halb verfallene Thürmchen; dort scheint der Weg, auf dem wir eben gehen, zu verschwinden. Obgleich ich nun, wie du selber weißt, niemals hier in dieser Gegend war, so will ich dir doch genau beschreiben, wie und auf welche Art jener Weg von dem Thurm an weiter geführt ist."

„Darauf wäre ich begierig," meinte der lustige Rath.

„So höre mich an," sagte Eugen. „Dort links hinter dem Thurme fällt der Weg plötzlich, statt wie bis jetzt zu steigen. Wir gehen abwärts bis zu einem schattigen Grunde, dicht mit großen Bäumen bewachsen. Es ist dort ein Wasser, nur weiß ich nicht, ob ein kleiner Bach oder ein Teich oder nur eine laufende Quelle; von dort steigt der Weg wieder und wendet sich auf der anderen Seite um den Berg bis zum Schlosse empor."

„Wenn dem so ist," bemerkte lachend Herr Sidel, „so bekomme ich einen ungeheueren Respekt vor dir und werde dir, einem Hellseher und Propheten, meine vollste Achtung nicht versagen."

„Deine Ungläubigkeit ist bekannt, mein edler Thomas," sprach Eugen ebenfalls lachend. „Aber viel lieber, als deine übergroße Achtung, wäre mir eine kleine Wette, die wir um den fraglichen Gegenstand eingehen könnten."

„Wozu das?" meinte Herr Sidel, „du würdest von mir doch dein eigenes Geld gewinnen. Aber sage mir, wenn du wirklich auf übernatürliche Weise Kenntniß von dem Weg und dem Schlosse erlangt hast, werden wir droben jene Kapelle finden oder nicht?"

„Wir werden sie finden," sagte Eugen fest und bestimmt. Und

da ſie nun an dem kleinen Thurme angelangt waren, ſo ſprang Eugen bei dieſen Worten über das zerbröckelte Mauerwerk, um einen Blick in das Thal zu gewinnen.

Der luſtige Rath, der ihm gefolgt war, konnte nicht umhin, ehe er ein Gleiches that, auf die Fortſetzung des ſchmalen Weges zu blicken, auf dem ſie hieher gekommen und der ſich nun hart am Fuße des Thurmes herum wand.

Ja, es war ſo, wie Eugen geſagt. Dort ſenkte ſich der Weg hinab zu einem ſchattigen Grunde, der mit hochſtämmigen Bäumen bewachſen war.

Der luſtige Rath trat kopfſchüttelnd und lächelnd an die Seite ſeines Freundes.

Eugen blickte in das Thal hinab, das ſich weit, weit hinaus, rechts von ihnen, mit dem flachen Lande zu vereinigen ſchien. Die beiden Höhenzüge — der, auf welchem das Schloß ſtand, und der andere, von dem ſie geſtern Abend herabgeſtiegen waren — liefen jenſeits des Dorfes auseinander und verflachten ſcheinbar wenige Stunden von da. Es mußte ein fruchtbares Land ſein, das Thal zwiſchen dieſen beiden Höhenzügen. Da erblickte man große Strecken mit Kornfeldern und unendliche Wieſen, auf welchen man hier, wie aus der Vogelperſpektive, das zwerghafte Treiben der Menſchen ſah, wie ſie mit Pferd und Wagen hinauszogen, wie ſie hier Haufen des duftigen Heues zuſammen trugen, dort das friſche Gras erſt niedermähten. Die letztere Arbeit konnte man deutlich erkennen an dem Blitzen der Senſen, wenn ſie ſo gehalten wurden, daß ein Sonnenſtrahl darauf fiel.

Zu ihren Füßen lag die Kirche und das Dorf, und ſie ſahen es wie heute Morgen, nur von einer anderen Seite; aber es war durch die Gleichheit der Dächer und der Schornſteine faſt ganz dieſelbe Anſicht. Dort war auch das Wirthhaus, die wilde Roſe, von der Sonne hell beſchienen, welche luſtig in den vielen Fenſtern glänzte. Auf der Terraſſe ſah man Leute, und die Frau Roſel ſaß vor der Hausthüre.

„Siehſt du dort den Weg, wie ich ihn dir beſchrieben?“ rief Eugen, als er nun wieder herabgeſtiegen war. „Gib nur Achtung, es trifft Alles genau zu, wie ich dir geſagt.“

„Ich muß dich in der That bewundern,“ entgegnete Herr Sidel mit vielem Ernſte; „und ſowie wir dort in jenem kühlen Grunde die mächtige Eiche erreicht haben, werde ich mich bemühen, einige Zweige davon abzubrechen, um dir, wie es in alten Zeiten der Brauch war, den wohlverdienten Seherkranz zu winden.“

So gingen ſie mit einander fort, und es war in der That ſo, wie Eugen vorausgeſagt. Zuerſt führte der Weg ſie abwärts zu jenem kleinen Thale, wo unter uralten Buchen und Eichen eine kleine Quelle aus den Felſen hervorrieſelte und, abwärts eilend, zwiſchen dem dunkelgrünen feuchten Mooſe, zwiſchen den Farrenkräutern und Waſſerpflanzen verſchwand. Dann wandte ſich der Pfad um den Berg herum, und nachdem ſie hierauf eine gute halbe Stunde empor geſtiegen waren, ſahen ſie das Schloß dicht über ſich und vor ſich liegen.

Der Weg führte ſie zu einer kleinen Pforte, welche bis vor eine vorgeſchobene, tiefer liegende Terraſſe ging. Dieſe Pforte ſtand offen, und auf einer ſteinernen Treppe hinter derſelben gelangten ſie auf die Höhe jener Terraſſe. Hier war Alles ſorgfältig gehegt und gepflegt und auf's Beſte erhalten. Feiner Sand bedeckte den Boden; neben zierlich angelegten Blumenbeeten wuchſen hohe Waldbäume, um deren Stämme Ruheplätze angebracht waren, und Alles hier zeigte eine ſchaffende, ordnende Hand. An einer zweiten, höher liegenden Terraſſe, die an dieſe ſtieß, wuchſen Epheu, wilde Reben und Schlingroſen, und die verſchiedenen Aeſte und Zweige dieſer Pflanzen waren künſtlich geordnet und befeſtigt.

Zur zweiten Terraſſe führte eine ähnliche Treppe wie zur erſten, und da die beiden Freunde Niemanden fanden, der ihnen den Eintritt verwehrt hätte, auch die kleine Pforte hier ebenfalls

offen ſtand, ſo ſtiegen ſie hinauf und ſahen nun einen Theil des Schloſſes vor ſich liegen. Die Terraſſe hier war ebenſo angelegt, wie die untere, nur daß die hohen Bäume, welche die Ausſicht benommen hätten, fehlten, und ſtatt derſelben zwiſchen Blumenbeeten und Geſtellen mit duftigen Topfpflanzen überall kleine Partieen der ſeltenſten und mannigfaltigſten Geſträuche waren, zwiſchen denen ſich der Weg hindurch wand.

Das Schloß erſchien auch hier als ein ſtattliches und gewaltiges Gebäude; doch war man zu nahe, um auch nur einen Theil deſſelben genau überſehen zu können. Hier lag vor dem Blick ein Theil des Gebäudes neben dem anderen, und eines erhob ſich wieder über dem anderen. Da waren flache Dächer mit Terraſſen und Zinnen neben hohen Giebeln, und zwiſchen zwei ſchlanken Thürmen wölbte ſich ein gothiſcher Bogen, der offenbar einem dahinter liegenden Zimmer zum Balkon diente. Eine ſchwere Steinbaluſtrade ſchloß den Bogen von vorn, und hier ſah man die erſten Zeichen, daß das Schloß bewohnt ſei. Auf dieſem Balkon befand ſich ein Blumentiſch mit zierlichen blühenden Geſträuchen, daneben ſtand ein kleiner Tiſch mit einem Lehnſeſſel, auf der Balauſtrade ſelbſt lag ein Buch, und neben demſelben hing ein Damenſhawl herab in röthlicher Farbe, was zwiſchen den grauen, gewaltigen Steinmaſſen dem Auge angenehm und wohlthuend erſchien.

„Jetzt müſſen wir Achtung geben," ſagte der luſtige Rath, „und auf jeden Fall mit der Hand bereit ſein, nach unſeren Hüten zu fahren; denn ich bin feſt überzeugt, im nächſten Augenblicke wird uns irgend ein knurrender oder murrender Cerberus in den Weg ſpringen und uns fragen, warum wir uns zur Hinterpforte hereingeſchlichen, ſtatt den Haupteingang zu wählen, wie es anſtändige Fremde ſonſt zu thun pflegen."

„Die Beantwortung einer ſolchen Frage," entgegnete Eugen, „ſcheint mir ſehr leicht zu ſein; wir mieden den hellen, ſonnenbeſchienenen Fahrweg, wir ſchwangen uns durch der Wälder Dickicht

hinauf, und als uns an der Hinterpforte kein „verbotener Eingang" entgegen glänzte, so traten wir unangemeldet ein. Aber es ist doch merkwürdig, was das Schloß öde und leer erscheint, und was dagegen Alles gut erhalten aussieht, so wohnlich, wie ich noch nie ein solches Gebäude erblickte. — Sieh die Fenster mit ihren ungeheueren Scheiben, alle die kunstreichen Gitter am unteren Stockwerk unverletzt, da fehlt kein Blatt, kein Schnörkel. Dann die Zinnen auf den Mauern: Alles gut erhalten; ebenso die Dächer mit ihren phantastischen Rinnen, aus welchen fabelhafte Ungethüme aller Art das Regenwasser speien; vor allen Dingen aber die zierlichen Terrassen. Ich sah nie etwas Lieblicheres und Angenehmeres, als namentlich die untere mit ihren dicken, schattigen Bäumen."

Der Weg, den beide Freunde unter diesen Worten verfolgten, führte um einen runden Eckthurm herum, der am Ende der Terrasse zu stehen schien; und so war es denn auch. Die Schutzmauer der letzteren stieß hinter dem Thurme an das Mauerwerk, sich auf diese Art abschließend, und ließ nur Platz zu einem kleinen Thore, das zwischen Thurm und Mauer durch einen breiten und dunkeln Bogen in das Innere des Schloßhofes führte.

Derselbe war mit breiten Steinen gepflastert, und von dem großen Thore, welches die Beiden zur Rechten liegen sahen, führte ein breiter, mit Kies bedeckter Weg nach dem gegenüber liegenden Haupteingange. In der Mitte des Weges und des Schloßhofes war ein runder Platz, der offenbar die Bestimmung hatte, den Equipagen zum Ausweichen zu dienen. In der Mitte desselben erhob sich ein marmorner Brunnen mit zwei übereinander liegenden Schalen, deren oberste einen kleinen Wasserstrahl in die Höhe sandte. Dieser Brunnen mit seinem murmelnden, plätschernden Wasser belebte den Hof auf die angenehmste Weise. Um das Marmorbassin herum standen Sträucher und Blumen, ebenso wie an allen Thüren, die in den Hof mündeten, was den vier grauen

hohen Steinmauern ein äußerſt angenehmes und freundliches Anſehen gab. Fenſter ſah man keine hier heraus, wohl aber zwei Reihen ſehr kunſtreicher Arkaden, welche um alle vier Mauern herum liefen und den erſten und zweiten Stock zu bezeichnen ſchienen, auch zugleich für die Zimmer derſelben als Verbindungsgänge dienten.

An einer der Thüren, links von dem kleinen Thore, durch welches die beiden Freunde eingetreten waren, bemerkten ſie nun die erſten lebendigen Weſen. Das war ein Reitpferd, ein Jagdhund, ein Stallknecht und ein alter Herr, welche, jedes auf ſeine Art, beſchäftigt waren. Der Hund ſpitzte die Ohren und ſah die Eintretenden überraſcht und neugierig an, das Pferd wandte den Kopf mit einem leiſen Wiehern herum, wahrſcheinlich nach den Ställen, wo ſich ſeine Kameraden befanden. Der Knecht hielt es am Zügel und mochte dem alten Herrn etwas geſagt haben, welcher ihn aber nicht zu hören ſchien, indem er in dieſem Augenblicke die beiden Fremden anſah, die ſo plötzlich durch das Thor und vor ſeinen Blick traten.

Eugen trat auf den alten Herrn zu, nahm freundlich grüßend ſeinen Hut ab und bat um Entſchuldigung, ſo ohne Erlaubniß eingetreten zu ſein. „Mein Freund und ich," ſagte er, „haben, wie es ſcheint, den Hauptweg zum Schloſſe verfehlt, und erlaubten uns, zu der Hinterthüre einzutreten. Jetzt aber, da wir einmal oben ſind, bitte ich, uns geſtatten zu wollen, dieſes ſchöne Schloß und ſeine Umgebungen etwas näher zu betrachten."

Der alte Herr, der, dem Aeußern nach zu urtheilen, ein Verwalter oder Rentamtmann ſein mußte, blickte die beiden Fremden mit klaren, freundlichen Augen feſt an; dann zog er eine Sammtkappe von grüner Farbe, die er auf dem Kopfe hatte, höflich grüßend herunter und erwiderte, es mache ihm ein außerordentliches Vergnügen, ihnen dieſe Erlaubniß zu ertheilen, und wenn ſie ſpäter auch das Innere des Schloſſes zu ſehen wünſchten, bäte er nur,

ſich dieſe Thüre zu merken, hinter welcher ſie zur Linken im Korridor ſein Arbeitszimmer finden würden.

Der alte Herr hatte etwas ſo außerordentlich Angenehmes und Vertrauliches in ſeinem Weſen, ſein Haupt war mit ſchneeweißem Haar bedeckt, und nachdem er die eben angedeuteten Worte geſagt, grüßte er nochmals auf eine liebenswürdige, herzliche Art.

Eugen und der luſtige Rath ſchritten quer über den Hof dem Haupteingange zu, und als der Erſtere ſich nicht enthalten konnte, — er wußte ſelbſt nicht, warum — nochmals nach dem alten Herrn umzuſchauen, ſah er, wie dieſer noch an der Thüre ſtand und den beiden jungen Leuten ebenfalls nachzublicken ſchien.

Hatten dieſe auf jenen beiden Terraſſen die freundliche, heitere, der Sonne zugekehrte Seite des Schloſſes geſehen, ſo bemerkten ſie jetzt, nachdem ſie das Hauptthor hinter ſich hatten, die nördliche, ernſte und gewaltige. Hier war ein tiefer Graben in den Felſen geſprengt, über welchem an ſchweren Ketten die Zugbrücke hing. Die dicken Mauern und Thürme neben dem Thore, über welchem in Stein gehauen ein rieſiges Wappen zu ſehen war, lagen im tiefſten Schatten; um ſo reizender aber war von hier aus der Blick in das ſonnenbeſchienene, helle und glänzende Thal zu ihren Füßen. Die beiden ſetzten ſich einen Augenblick auf das Geländer der Brücke und verloren ſich ſo recht im Anſchauen des lieblichen Bildes.

Das Dörfchen Schloßfelden war von dieſem Punkte aus kaum ſichtbar; nur der Kirchthurm ragte empor, und ein paar von den letzten Häuſern, ſowie das Wirthshaus zur wilden Roſe; aber was man von dem Dorfe auch ſah, lag ebenfalls im Schatten, dunkel, in tiefe Farbentöne getaucht, aber duftig am Fuße der gegenüber liegenden Bergwand, deren obere Theile jetzt von der Sonne hell beſchienen wurden. Aus den Häuſern drunten ſtieg hie und da Rauch auf, der tief unten violett gefärbt erſchien, dann immer

heller wurde und zuletzt, wie er das Sonnenlicht erreicht, glühend und durchſichtig erſchien.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Nachdem die beiden Freunde eine Zeit lang dort hinab geblickt, ſchritten ſie über die Brücke hinweg, und Eugen wandte ſich am Ende derſelben links, einem Platze zu, der an der äußern Ringmauer des Schloſſes zu liegen ſchien und wo viele uralten Buchen und Eichen ſtanden.

„Dort hinten liegt die Kapelle,“ ſagte er lächelnd zu Herrn Sidel, der ihm ſchweigend folgte. „Ich bin nun feſt überzeugt, daß wir wirklich auf jenem Platze ſind, von welchem der Doktor Wellen damals ſo anziehend erzählte. Auch jener alte Herr kam mir ſo bekannt vor. Glaube mir, es iſt derſelbe, der mir in jene Geſchichte verwickelt iſt.“

„Ich muß geſtehen,“ entgegnete Herr Sidel, „daß ich es nicht mehr wage, an deiner prophetiſchen Gabe zu zweifeln, ja ich glaube, du haſt mich angeſteckt; denn ich weiß nicht, woher es kommt, aber dieſe gewaltigen Mauern, dieſe alten ſchattigen Bäume, das alles heimelt mich jetzt ebenfalls auf eine unbegreifliche Weiſe an.“

„Ah,“ ſprach Eugen, indem er plötzlich ſtehen blieb, „wie das prächtig iſt!“

„Und dort iſt auch in der That die Kapelle,“ ſagte ernſt Herr Sidel.

Da lag wirklich ein Kirchlein vor ihnen, hinaus gebaut auf

die äußerste Spitze des Felsens — so schien es wenigstens. Doch lief die Mauer noch so weit hinter dem Chore herum, daß man einen prächtigen Ruheplatz dort angebracht hatte; aber von dem Punkte aus, wo die beiden Freunde standen, schien es, wie gesagt, als stehe die Kapelle dicht am Abhange. Die Buchen und Eichen, welche hier stolz empor wuchsen, hatten sie bis jetzt den Blicken entzogen und bereiteten auch vor ihr ein dichtes undurchdringliches Schattendach aus, durch welches die Sonne nur mit einzelnen blitzenden Streiflichtern zu dringen vermochte. Desto liebevoller und glänzender aber umschlang das Licht das Chor der kleinen Kirche, drang durch die Fenster desselben ein, erfüllte sie mit Glanz und Pracht, so daß man glauben konnte, wenn man so davor stund und die Fenster röthlich hell erleuchtet sah, es werde dort ein Amt gehalten, und der Weihrauch duste im Schimmer von Tausenden von Kerzen.

„Mich beschleicht ein eigenthümliches Gefühl," sagte Eugen, als sie nun näher schritten; „und jene Erzählung tritt so lebendig und gewaltig vor mich hin, daß ich mich ordentlich fürchte, die Kirchthüre zu öffnen, um alles das zu finden, von dem ich überzeugt bin, daß es wirklich da ist."

„Wenn die Thüre wirklich zu öffnen ist," bemerkte der praktische Herr Sidel; „aber ich befürchte fast, wir werden den alten Herrn in seinem Arbeitszimmer inkommodiren müssen. Doch nein, sie ist offen; jetzt bin ich auch wirklich begierig darauf, was wir hier finden."

Die Thüre der Kapelle war unverschlossen, und Eugen öffnete sie und drückte sie weit auf.

Sie traten ein.

Da lag das Schiff der kleinen Kirche, hoch gewölbt, von schlanken Säulen getragen, lichterfüllt und glänzend vor ihnen, namentlich das Chor derselben, dessen hohe, schmale Fenster auf die freie Gegend hinaus gingen und durch deren bunte, vielfar-

bige Scheiben das volle Sonnenlicht hereindrang und eben durch dieſe vielen Farben einen unausſprechlich angenehmen röthlichen Ton bildete.

Ja, Eugen hatte richtig geahnet: das Wirthshaus zur wilden Roſe war daſſelbe, von dem jener Freiwillige in der Nacht von Pavia erzählt; dieſes Schloß war daſſelbe, das für ihn ſo glücklich und unglücklich geweſen war; und dieſe Kapelle war es, wo er mit Meiſterhand ſeine Gebilde aufgebaut.

Dort ſtand das Werk im Chor der Kirche, aus weißem Marmor gehauen; die Hauptfigur war eine Mädchengeſtalt: der Glaube, welche ſich mit einem Arme auf die Hoffnung ſtützte, mit dem anderen die Liebe empor hielt, die gerade im Begriffe war, den Deckel des Sarkophages zu öffnen. —

Keiner der beiden Freunde vermochte ein Wort zu ſprechen. Ihnen war der gegenwärtige Moment wahrhaft feierlich; Beide fühlten ſich in eine fromme, kirchliche Stimmung verſetzt, wie vordem noch nie. War es die Erinnerung an jene rührende Geſchichte, die mit dieſem Werke zuſammen hing, war es die unendliche Schönheit deſſelben, was ihr Herz erfüllte? Genug, Keiner der Beiden fand Worte, ſich gegen den Anderen auszuſprechen. Eugen ließ ſich in einen kleinen Betſtuhl nieder und blickte die drei lieblichen Mädchenfiguren mit gefalteten Händen an, wogegen Herr Sidel, der ſelbſt in ſeinen gefühlvollſten Augenblicken die praktiſche Seite des Lebens nicht aus dem Geſichte verlor, ſich ſtillſchweigend zu der kleinen Orgel hinauf begab, welche gegenüber dem Chore angebracht war.

Wenn auch die drei Figuren des Werkes gleich edel und ſchön gedacht, ſowie mit derſelben Meiſterſchaft ausgeführt waren, ſo waren doch die Köpfe derſelben unendlich verſchieden. Der Glaube war ein Geſicht voll Ernſt und Würde, ſtreng, gewaltig, wie er ſein ſoll, mit edlem kräftigem Ausdruck, zu welchem vertrauensvoll aufzublicken der arme Sterbliche ſchon im Stande iſt. Wie innig

In Scene setzen.

Wenn man eine fertige Arbeit betrachtet, so denkt man selten der Schwierigkeiten, der Mühe und Arbeit, deren es bedurfte, um ein Werk auf den Punkt zu bringen, daß es dem Auge wohlgefällig, den Sinnen genießbar erscheint, wer denkt daran bei dem fertigen Palast, einem vollendeten Gemälde, bei einem Rock, der einem eben durch den Schneider angepaßt wird? Noch weniger aber als man bei all' diesen Werken auf die Einzelnheiten ihrer Entstehung zurückblickt, ist dies der Fall, wenn man des Morgens im Fauteuil eine Cigarre raucht oder des Mittags aus der Restauration kommt und an einer Straßenecke den Theaterzettel liest.

„Norma."

Ja, das Wort und die ganze Reihenfolge des Personals kommt dem Leser so natürlich und unzweifelhaft vor, es versteht sich so von selbst, daß heute Norma sein muß, weil gestern diese Oper auf dem Zettel angekündigt stand, daß es dem Laien ganz unbegreiflich ist, wenn man ihm sagt, daß dieses einzige Wort Norma dem Intendanten, dem Capellmeister, den Regisseuren, kurz allen denen, die bei der Oper mehr zu thun haben als sich zu schminken und anzuziehen, vielleicht eine schlaflose Nacht verursacht hat. Was ich oben von der Undankbarkeit sprach, die man im Allgemeinen gegen fertige Werke ausübt, so ist dies namentlich bei dem Theater der Fall. O, so ein Theaterzettel ist ein stiller klarer See, die Buchstaben und Worte auf demselben stellen sich dem Auge des Beschauenden so natürlich dar wie die Furchen, die der leise Wind auf dem Wasserspiegel zieht. Aber der Mensch begehre nimmer zu schauen, wie der klare See noch vor wenigen Stunden aussah, ehe eine mächtige Hand ihn ebnete und glättete, wie es noch unter der blanken Oberfläche in seinem Innern kocht und gährt, und es nur eines einzigen Tropfens mehr bedarf, — sei es nun der Tropfen, den einer der Sänger über den Durst

und rührend umstanden aber hier in diesem Bilde Liebe und Hoffnung diesen Glauben! wie war auch der Ausdruck so unendlich mild und schön, mit welchem die Liebe empor blickte! Ja, dieses Gesicht aufzufinden und so darzustellen, wie es hier geschehen, darin hatte der Künstler seine ganze Meisterschaft bewährt. Die Züge, obgleich für Eugen völlig fremd, hatten doch etwas unsäglich Bekanntes für ihn. Noch nie hatte ihn etwas so angesprochen, wie dieses Gesicht; ihm hätte er unbedingt vertrauen können, ihm hätte er sein volles Herz ausschütten mögen, wie noch vordem keinem menschlichen Wesen. — Und das that er auch. Während er so in dem kleinen Betstuhle mit gefalteten Händen saß, da klagte er ihr — der Liebe — ohne Worte auszusprechen, von seiner freudelosen Jugend und allem dem, was ihn vom Vaterhause vertrieben, von seinem unglückseligen Verhältniß mit seiner Mutter; und dann sagte er ihr ferner, wie er so Niemanden auf der ganzen weiten Welt habe, als jenes Mädchen, das er liebe, und fragte zugleich, ob er sie lieben dürfe, ob er gegen den Willen seiner Mutter jenes Herz das seinige zu nennen berechtigt sei, ob die Mutter ihn dereinst noch segnen werde, als ihren Sohn mit offenen Armen empfangen, wenn er, wie er denn nicht anders könne, an der Hand jenes Mädchens vor sie hintrete.

Das stumme Marmorbild gab auf all diese Fragen keine Antwort; aber es blickte fortwährend mit dem unaussprechlich rührenden Ausdruck den Glauben an und reichte der Hoffnung die Hand, als wolle es sagen: Glaube und hoffe! Auch waren seine Züge wie belebt; denn das Sonnenlicht, welches drüben durch eine rothe Scheibe herein fiel, warf so glänzende Farben auf den Marmorkopf, daß es die todten Züge ordentlich zu beleben schien. — Eugen war mit dem Gesichte auf das Betpult niedergesunken; da zitterten oben von der Wölbung der Kirche herab ernste, feierliche Orgelklänge, zuerst in rührender Klage, dann in einer lieblichen tröstenden Melodie, und die Töne, die ganz leise anfingen, schwol-

len jetzt gewaltig an und sangen von glücklichen, frohen Tagen, wenn die Nacht der Prüfung vorbei sei, und wurden immer lauter und lebhafter, und jubilirten und schmetterten endlich fröhlich durch einander.

Eugen lag eine lange Zeit, das Gesicht auf seine Hände gedrückt, und er fühlte, wie die letzteren feucht von seinen Thränen wurden; aber unendlich wohlthuend und beruhigend drangen die Orgeltöne in sein Herz, und es begann ruhiger zu schlagen, und folgte der Liebe, indem es dabei glaubte und hoffte. Langsam richtete er sich wieder empor, und wie er nun zufällig neben sich blickte, wo an der Seite des Chores eine andere kleine Thüre in's Freie führte, fuhr er entsetzt und erstaunt in die Höhe, faßte an seine Stirn und glaubte zu träumen. — Waren die beiden Marmorfiguren, die Liebe und die Hoffnung von ihrem Gestelle herabgestiegen, oder hatten sich zwei überirdische Wesen dieser Hüllen bedient und sich dem erstaunten Blicke des jungen Mannes vorgestellt? —

Er sah neben sich zwei Mädchengestalten stehen, die verkörperten Gegenbilder der beiden Steinfiguren — der Liebe und Hoffnung. Beide standen, von dem Glanze des Sonnenlichtes rosig gefärbt, wie in überirdischem Scheine da. Die Liebe blickte ihn ernst, fast verwundert an, während die Hoffnung schelmisch lächelte.

Eugen fuhr von seinem Sitz in die Höhe und trat nun auf die beiden Mädchen zu; doch als er sah, daß sie vor seinen weit aufgerissenen Augen erschrocken zurück traten, blieb er stehen und verneigte sich lächelnd vor ihnen. Es war ihm unmöglich, in diesem Augenblicke zu Worte zu kommen; denn einestheils lähmte ihm die Ueberraschung die Zunge, und anderntheils brauste da oben der Herr Sidel so gewaltig und kräftig durch's Register, daß es nicht möglich war, sich mit einer Sylbe verständlich zu machen.

Er konnte denn auch nach einem Augenblicke gegenseitigen

Erstaunens nichts Anderes thun, als achselzuckend nach oben zu zeigen, wo der lustige Rath, versunken in die Töne, die unter seinen Fingern hervorquollen, mit Füßen und Händen das Orgelwerk bearbeitete.

Die Mädchen baten, ebenfalls durch Pantomimen, den Spielenden droben nicht zu stören, und ließen sich vor Eugen auf einer Bank nieder, geduldig erwartend, bis Herr Sidel mit seinem Choral, den er in's Unendliche variirte, fertig sein würde. Endlich kehrte er aus dem bunten Gewebe der sich tausendfach kreuzenden Töne zur einfachen Melodie zurück, und am Schlusse derselben hielt er einen tiefen Ton noch unbeschreiblich lange an; dann schwieg die Orgel, und er stolperte die Treppe herab.

Unten angekommen, war er nicht wenig erstaunt, Eugen in der Gesellschaft dieser jungen und schönen Mädchen zu finden; doch war dieses Erstaunen nicht so überschwänglicher Art, nicht so ungläubig an das körperliche Dasein der beiden Gestalten, wie es vorhin bei Eugen der Fall gewesen war. Nein, er als praktischer Mann nahm die Sache gleich, wie sie war, begrüßte in der Einen die Wirthshaustochter von der wilden Rose, in der Anderen — dem lieblichen Gesicht mit blondem Haar, nach dem dort jener Genius der Liebe gebildet war — wie eine gute Bekannte; denn er erinnerte sich klar und deutlich der Erzählung jenes würdigen Präsidenten und wußte daraus genau, daß er hier die Tochter des Verwalters — wahrscheinlich jenes alten Mannes mit weißem Haar — vor sich habe. Er sprach darauf von dem prächtigen Wege auf das Schloß, von der reizend gelegenen Kapelle und von der Aehnlichkeit der beiden Marmorbilder mit den Originalen, die hier vor ihm ständen.

Eugen dagegen war nicht im Stande, sich so schnell und gut in die Wirklichkeit zu finden. Wenn ihm auch die kleine Marie mit ihrem lustigen, neckischen Wesen durchaus nicht gespensterhaft vorkam, so konnte er sich dagegen nicht enthalten, so oft er die

Andere betrachtete, zu gleicher Zeit einen forſchenden Blick auf das Marmorbild zu werfen, indem er nicht anders glaubte, als dies ſei verblaßt, verſchwunden, und die Stelle leer, wo es geſtanden.

Und Roſalie — ſo war ja der Name der Tochter des Verwalters, wie ſich Eugen jetzt deutlich erinnerte — hatte hier in Wirklichkeit genau die ernſten, ruhigen, melancholiſchen Züge, wie jenes Steinbild, und ihre Geſichtsfarbe war über alle Beſchreibung blaß, ja bleich. Ein ſchmerzlicher Zug zuckte um ihren Mund, und wen ſie mit den großen, glänzend blauen Augen anſah, der bemerkte wohl, ſelbſt wenn der kleine Mund augenblicklich lächelte, daß der ſchmerzliche Ausdruck dieſes Geſichtes deßhalb nicht gewichen war, ſondern jetzt — wenn auch verſtohlen — aus den Augen hervorblickte. Ueber der hohen Stirn dieſes Mädchens glänzte das ſchönſte hellblonde Haar; in dicken, goldenen Flechten umgab es den Hinterkopf und breitete ſich an den Schläfen fächerartig aus. Sie hätte, wie ihr Kopfputz heute geordnet war, auf jedem Balle erſcheinen können; denn die kleine Marie hatte ſie mit einem Kranz von blauen Kornblumen geſchmückt und dieſen ſo nett und anmuthig durch ihr Haar geſchlungen, daß man nichts Lieblicheres ſehen konnte.

Roſaliens Geſtalt war ſchlank und von ſehr ſchönen Formen, auch ſchienen ihre Glieder zart und fein zu ſein. Sie war eine jener Geſtalten, die man neben anderen, glänzenden, vollen und kräftigen im erſten Augenblicke leicht überſieht, die man aber, wenn man ſie erſt näher betrachtet, wegen des feinen Ebenmaßes, wegen der anmuthigen und zierlichen Bewegung nicht leicht wieder vergißt. Roſalie mußte für jeden Künſtler ein Ideal ſein; denn in ihr erſchien Alles ſchön und wohlgeformt von der hohen Stirne bis zu den kleinen, feinen Händen und den zierlichen Füßen.

Es war für Eugen ein ſchmerzliches Gefühl, ſo dieſem Mädchen, das ihn wunderbar anzog, gegenüber zu ſtehen, von ihr als ein völlig Fremder betrachtet zu werden, er, der doch durch jene

Erzählung mit einem traurigen Theil der Geſchichte ihres Lebens bekannt geworden war. Es ſchauderte ihn, wenn er an jene Begebenheit dachte, wenn er in das ehrliche, offene Auge des armen Mädchens ſah und wenn er ſich nun ſagen mußte: ſie weiß vielleicht nicht einmal, daß die Hand, welche die ihrige zärtlich gedrückt, und welche mit hoher Meiſterſchaft ihr Ebenbild hervorgebracht, jetzt fern von hier in kalter Erde ruht, und ſie ahnet nicht, daß das Auge, welches ſie ſo liebevoll angeblickt, für ewig verſchloſſen iſt.

Eugen, welcher bemerkte, daß der luſtige Rath jetzt erſt die Marmorgruppe aufmerkſam betrachtete und ſeine Vergleichung anzuſtellen begann, erſchrack bei dem Gedanken, Herr Sidel in ſeiner Wißbegierde könnte das Geſpräch auf jenen Bildhauer bringen und am Ende mit dem, was er damals über den jungen Freiwilligen erfahren, vor den beiden jungen Mädchen herausrücken. Um dem vorzubeugen, wandte er ſich an Roſalie, indem er um Entſchuldigung bat, daß er und ſein Freund hier ſo ohne Erlaubniß in das Heiligthum eingedrungen ſeien.

„Es bedarf das keiner Entſchuldigung,“ entgegnete die Tochter des Verwalters freundlich mit einer Verneigung des Kopfes. „Alle Fremden, die durch Schloßfelden kommen und die einigermaßen Zeit haben, kommen auf das Schloß, um daſſelbe zu ſehen, ſowie die Gärten und die kleine Kapelle — mit den Marmorfiguren darin,“ ſetzte ſie mit leiſerer Stimme hinzu.

Aber der Ton dieſer Stimme drang Eugen zu Herzen; ja er erſchütterte ihn auf's Tiefſte. Es lag für ihn ſo etwas unausſprechlich Angenehmes in dem Klange derſelben, eine Erinnerung an frühere Tage, an ſeine Jugendzeit; er wußte ſelbſt nicht genau, an was, aber er konnte ſich nicht enthalten, dem Mädchen innig und herzlich in die Augen zu blicken; und dieſer Blick war ſo feſt und anhaltend, daß ſie darüber ihre Augen niederſchlug.

„Sie ſind erſt geſtern Abend gekommen?“ ſagte Roſalie nach

einer Pauſe, worauf Marie ſchnell antwortete: „Ja, erſt geſtern Abend, und ſie werden längere Zeit dableiben und Komödie ſpielen; und beinahe alle ſind ſie wieder mitgekommen; der finſtere Herr Holder und der luſtige Herr Trommler; und der Herr und der andere da hinten ſind neue Mitglieder der Geſellſchaft.“

Roſalie ſah bei dieſen Worten den jungen Mann überraſcht und fragend an, und ihn ſchmerzte dieſer fragende Blick, dieſe Ueberraſchung, die ſich in ihrem Auge ſpiegelte. Er hätte gar zu gern ſeinen jetzigen Stand verläugnet; aber das war unmöglich, deßhalb verbeugte er ſich ſtumm und gezwungen lächelnd.

„Wir wollen die Herren nicht ſtören,“ ſagte hierauf Roſalie, indem ſie grüßend einen Schritt zurück trat. „Sehen Sie ſich Kapelle und Schloß nach Belieben an; es wird meinem Vater eine große Freude ſein.“ Damit wandten ſich die Beiden der Thüre zu und eilten davon.

Eugen blickte ihnen gedankenvoll nach und fuhr mit der Hand über die Stirn, wie Jemand, der eine Erinnerung feſtzuhalten ſtrebt und ein unklares Bild ſich deutlich zu machen ſucht.

Herr Sidel, der bis jetzt die Marmorgruppe betrachtet hatte und nun ebenfalls herbei kam, um auch noch ſeinen Theil an der Unterhaltung mit den beiden Mädchen zu nehmen, bedauerte ſehr, daß ſie die Kapelle ſchon verlaſſen. Dann blickte er ſeinen Freund befremdet an, der an die kleine Seitenthüre getreten war und dort, an dem Pfeiler lehnend, den Beiden gedankenvoll nachſah.

„Ei, ei!“ ſagte der luſtige Rath, indem er Eugen ſanft am Arme nahm, „welch' Intereſſe für jenes Mädchen! Wenn ich das nach Hauſe ſchreiben wollte?“

Eugen riß ſich mit einem kurzen Seufzer aus ſeiner Stellung los und ſagte: „Eigentlich haſt du nicht ganz Unrecht, Mephiſto. Gehen wir nach Hauſe zurück; ſteigen wir zur Atmoſphäre hinab, in die uns der Zufall geworfen, zu Herrn Trommler und Genoſ-

ſen; die Luft hier oben auf dem Berge iſt zu klar und rein für uns, ſie greift die Nerven an."

Und damit verließen ſie die Kapelle und ſtiegen den Berg hinab zu dem kleinen Dorfe, ihrer nunmehrigen Heimat, das anfing, ſich wie ſchläfrig einzuhüllen in tiefen Schatten und Abendduft.

Der Abend war ſo ſchön, wie der Tag es geweſen, und wie vom gleichen Gedanken getrieben, ließen ſich die Beiden in der Hälfte des Berges auf einer Steinbank nieder und ſahen, wie die Nacht herauf kam, ſo beruhigend, ſo ernſt und gewaltig.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Ein ſehr kurzes Kapitel, in welchem ſich der Erzähler erlaubt, eine an ihn geſtellte Frage beſtmöglichſt zu beantworten.

Als vorliegende Erzählung ſo weit gediehen war, drückte eine „achtbare Dame" aus Hönningen in einem Inſerat der Kölniſchen Zeitung ihre Sympathieen für den treuen Hund Sultan, ſowie den Wunſch aus, denſelben einſtens zu beſitzen. Auch erkundigte ſie ſich auf zarte Weiſe nach ſeinem Alter, was er zu ſpeiſen pflege, und überhaupt nach vielen Gegenſtänden, welche der leichtſinnige Erzähler dieſer Geſchichte vergeſſen hatte, dem Leſer mitzutheilen.

Es iſt für einen Autor ein außerordentlich angenehmes Gefühl, wenn er erfährt, daß die Perſonen, von denen er ſchreibt, die Geſtalten, welche er erſcheinen läßt, in der gefühlvollen Bruſt des Leſers Theilnahme, ja Freundſchaft zu erwecken im Stande ſind. Es iſt dies ſchon bei einer kleinen Geſchichte ſehr belohnend, die ſchnell erzählt, ſchnell geleſen und ſchnell wieder vergeſſen

iſt; um ſo mehr aber ſind ſolche Zeichen der Aufmerkſamkeit auf's Höchſte belohnend bei einer Arbeit, wie die vorliegende, die vielleicht für Manchen theilweiſe nicht übermäßig kurzweilig iſt, die ſich aber trotzdem — und das kann mir der geehrte Leſer auf mein Wort glauben — weit leichter lieſt, als niederſchreibt.

Dem mag nun ſein, wie ihm will; die Zeichen der Theilnahme, welche der Erzähler dieſer Geſchichte ſchon ſo glücklich war, zu empfangen, haben ihn außerordentlich gerührt, und er verſpricht dafür, beim Schluſſe dieſer Geſchichte keine Perſon im Nebel verſchwinden zu laſſen, ſondern getreulich zu berichten, wo jede ihr Plätzchen fand, auf dem ſie von den gehabten Strapazen auszuruhen im Stande war.

Es iſt aber in der That eigenthümlich und von unſerem lieben Gotte weiſe ſo eingerichtet, daß, wie in der Natur, ſo auch in der Erzählung, dem Einen Dies, dem Andern Das gefällt. Was Jener verwirft, findet Dieſer ſchön; was Dieſem eines Nachdenkens werth genug erſcheint, iſt für Jenen vollkommen unbedeutend; er legt es gleichgültig bei Seite. Aber wenn der Erzähler einer Geſchichte das unausſprechliche Glück hat, daß nicht nur die vernünftigen Geſchöpfe, welche er reden und handeln läßt, das allgemeine Intereſſe zu feſſeln im Stande ſind, ſondern daß auch die unvernünftigen (Geſchöpfe nämlich) einen ſtillen Familienkreis finden, wo man über ſie ſpricht, an ſie denkt, von wo aus man über ſie Nachforſchungen anſtellt, das iſt wahrhaft rührend, ſo außerordentlich rührend, daß ich, der ich ſo glücklich bin, mich in dieſem Falle zu befinden, einige ſtille Thränen nicht unterdrücken konnte.

Der geneigte Leſer, der mir ſchon Vieles verziehen hat, muß mir geneigteſt auch dieſe kleine Abſchweifung nachſehen, und da er es thut, gewinnt er dabei; denn ich hätte mich ſonſt veranlaßt ſehen müſſen, für eine ſehr achtbare Dame in Hönningen am Rhein ein eigenes Hundekapitel zu ſchreiben, was Manchem doch gerade nicht angenehm geweſen wäre. Ich werde mich deßhalb auch ſo

kurz als möglich zu faſſen ſuchen, und der freundliche Leſer wird mich vollkommen verſtehen, wenn ich, ſtatt wie bisher, zu ihm als Publikum zu ſprechen, mich dieſes Mal an eine einzelne Perſon wende, die in des eben benannten Dörfleins beſcheidenem Grunde, ſanft gelegen zwiſchen Köln und Coblenz — ſo glaube ich, — wohnt, vielleicht auch an den flachen Ufern des Rheines zwiſchen Bonn und Colonia, oder weiter aufwärts, allwo der Rhein ſich verengt, wo ſteile Felſen ſich in die klare Flut herabſenken und ſich in ihr ſpiegeln mit ihrem grauen zerriſſenen Geſtein und den alten ernſten Burgen und Schlöſſern, wo Elfen und Meerweiblein ihr luſtiges, neckiſches Spiel treiben. Und daß ſie im letzteren Revier ſich aufhalte, iſt mir wahrſcheinlich.

Ja, Madame, Sultan lebt, Sultan iſt wohl! Sultan, obgleich nur ein Hund, iſt gerührt von der Gnade, die er vor Ihren Augen gefunden, und freut ſich wie ein Kind, bei einer dereinſtigen Rheinfahrt Hönningen und Sie kennen zu lernen. Von dem Verkaufe dieſes treuen Thieres, den Sie ſo freundlich waren, vorzuſchlagen, Madame, kann begreiflicher Weiſe keine Rede ſein. Sultan, der treue Sultan, liebt ſeinen jetzigen Herrn und iſt als Hund auch geſchmackslos genug, die Ufer des Neckars, wo er geboren, ſelbſt den Ufern des Rheins vorzuziehen, ſogar jener maleriſchen, unausſprechlich ſchönen Stelle, an welcher Hönningen liegt.

Aber, Madame, Sie haben Recht: Sie haben mich an eine Pflicht erinnert. Ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß der treue Sultan nicht bis heute neben dem Wagen herſpringt, in welchem ſein Herr ſaß, ſondern aus dem beachtenswerthen Grunde, weil dieſer Wagen am anderen Morgen ſeinen Beſtimmungsort jenſeits der Grenze erreichte und dort ſtille hielt, that Sultan das Gleiche. Ja er that noch mehr. Er legte ſich, als es Nacht wurde, vor das Bett ſeines Herrn nieder, nachdem er vorher von dem getreuen Pierrot gewaſchen und gekämmt worden war. — Sie pflegen das in Hönningen gerade ſo zu machen? — Darauf ſchlief Sultan;

wir glauben auch, daß er träumte: es kommt dies bei Hunden zuweilen vor. Hönningens Jäger werden Ihnen dies beſtätigen.

Als hierauf der Morgen kam, erwachte er, wie ſich von ſelbſt verſteht, und lebte „ſtill und harmlos," wie Wilhelm Tell im vierten Akte, und das trieb er ſo fort, ſo lange ſein Herr in jenem Grenzſtädtchen verweilte. Er machte wenig Bekanntſchaften, betrug ſich ruhig und anſtändig, wie denn überhaupt Sultan ein geſetzter Hund war und iſt. Das einzige Außergewöhnliche, was allenfalls von ihm zu berichten wäre, iſt, daß er die ſtärkſte Neigung an den Tag legte, mit Katzen, die ihm in den Weg liefen, kleine Zänkereien anzufangen. — Sie werden aus der Naturgeſchichte wiſſen, Madame, daß Hunde und Katzen in Feindſchaft zu leben pflegen; es iſt das ſo der Lauf der Welt, und wird auch in Hönningen nicht anders der Fall ſein. Sprechen wir nicht weiter darüber!

Da kam jener Morgen, an welchem Eugen Stillfried, der luſtige Rath und der getreue Pierrot eine Fußreiſe unternahmen. Glauben Sie ja nicht, Madame, daß Sultan zurück blieb; im Gegentheil, er ſprang ſogar voraus; er zog mit über Kreuz- und Feldwege, gerade wie ein vernünftiger Menſch, nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß jene Wanderung ſich auf's Sonderbarſte dadurch auszeichnete, daß er durch Vor- und Zurücklaufen, durch Hin- und Herſpringen den Weg drei bis vier Mal machte; doch ſoll ſich bei Hunden dieſe Erſcheinung zuweilen zeigen und für den Kenner durchaus zu keinen ernſten Beſorgniſſen Veranlaſſung geben.

Indem ich Ihnen, Madame, nun ferner berichte, daß Sultan unter jenem Baume — Sie wiſſen, wo das Heiligenbild ſtand — an dem von Pierrot ſervirten Frühſtück den innigſten und gemüthlichſten Antheil nahm, ſehe ich mich veranlaßt, auf eine Ihrer Hauptfragen: was Sultan zu ſpeiſen pflege? durch die Thatſache zu antworten, daß er bei jenem Frühſtück kalten Braten und rohen Schinken dem gebackenen Geflügel vorzuziehen ſchien. Was das

trinkt, oder sei es ein Hoffmannstropfen, den die Prima Donna zu sich nehmen zu müssen glaubt — um die Wellen zu empören, daß sie in lautem Tosen über den Strand schlagen.

Ja, wir sind undankbar, sehr undankbar. Bald wird uns eine Oper zu oft gegeben, bald ist uns ein Schauspiel zu lang, denn wir glauben ja, daß der Intendant blos mit seinem Aermel zu schütteln brauche, um etwas Anderes über die Bretter rauschen zu lassen. Hat man nun den Zettel von oben angefangen zu lesen, sich da schon über Diverses geärgert, über ein aufgehobenes Abonnement, oder ein Benefiz zu Gunsten für Diesen oder Jenen, der einem eigentlich gar nichts angeht, hat man es niedergeschluckt, daß man statt eine gewünschte Oper zu hören, oder ein leichtfüßiges Ballet über die Bühne säuseln zu sehen, ein fünfactiges Drama in dröhnendem Galoppschritt über die Bretter soll klirren hören, so stellen sich den Blicken, ehe man zu den Personen gelangt, oft noch ein paar Worte dar, die man entweder leichtsinnig überhüpft, oder die man undankbarer und unverständiger Weise unter dieselbe Rubrik wirft, wie wenn man in den Zeitungen liest: »Ausverkauf« oder »Herabgesetzte Preise« oder »Nur noch heute«, so wie wenn auf den Zetteln der herumziehenden Künstlergesellschaften das bekannte »Auf Verlangen zum allerletzten Male« steht, — ich meine die gewichtigen Worte: »Neu in Scene gesetzt.«

Es ist eigentlich unverantwortlich und traurig, daß wir dies Wort nie gehörig beachtem daß Wenige darüber nachdenken, welch' ungeheuer Großes der Ausdruck: »In Scene setzen«, in sich begreift. Es ist auf dem Zettel wie beim Spiel die Hauptsache; es ist die Hose, die der Regisseur dem Nackten, dem Unschicklichen anzieht, es ist die Wattirung, durch die er einem klapperndem Verse ein rundes stattliches Ansehen gibt, es ist die Scheere, die das Röckchen der Tänzerinnen kürzt und das begierige Aug' üppige Formen sehen läßt, es ist der lange Talar, der oft den nach der Rhetorik der Handwerksburschen Declamirenden zum Oberpriester oder König umwandelt: es ist Alles in Allem, sowohl auf den Brettern, die die Welt bedeuten, als wie in der Welt selbst. Setzt sich nicht Jeder in Scene, wenn er am Morgen seinem Bette entsteigt, mag die Garderobe in einem durchlöcherten Flauß oder in einem seidenen Schlafrock bestehen, mag die Decoration eine Dachkammer oder das Gemach eines Palastes sein. Und da es schon einem einzelnen Menschen oft schwer genug wird, sich selbst ordentlich in Scene zu setzen, um anständig erscheinen zu können, welche Arbeit hat also der arme Regisseur, der ein ganzes Personal so weit bringt, daß es wie ein Uhrwerk in einander greift und das aufgegebene Stück ohne Störung zu Ende spielt. Muß er sich nicht um Alles bekümmern, um Garderobe und Decorationen, um Requisiten und Musik, um Lam-

Getränk anbelangt, so liebt der getreue Sultan frisches, klares Wasser über alles, weßhalb ich, Madame, da Hönningen sehr wasserreich sein soll, in dieser Hinsicht für das Schicksal Sultans ganz unbesorgt wäre, wenn er je einmal in Ihre Hände gerathen sollte.

Nach Schloßfelden ging das getreue Thier ebenfalls mit und wurde dort auf's Beste einquartiert. Der entschlafene Hofhund der Frau Rosel hatte eine sehr schöne Hundshütte hinterlassen, welche dem Gast angewiesen wurde. In dieselbe wurde frisches Stroh hinein gethan, einfaches Weizen- oder Gerstenstroh, wie es gewiß in Hönningens gesegneten Gefilden genugsam erzeugt und getrocknet wird. An jenem Abend nun, wo unser voriges Kapitel schließt — Eugen hatte Schicklichkeitsgefühl genug, den getreuen Sultan nicht mit zum Spaziergange auf das Schloß hinauf zu nehmen, man nimmt überhaupt die Hunde nicht überall hin mit, Madame, — an jenem Abend also war Sultan zurückgeblieben, und während sein Herr sich auf dem Heimwege stillen Träumereien überließ, machte es drunten der Hund gerade so. Was er gedacht, bin ich unglücklicher Weise nicht im Stande, Ihnen heute genau anzugeben. Sollte jedoch die menschliche Wissenschaft es noch so weit bringen, auch die Hundesprache verstehen zu lernen, so werde ich mich bemühen, Sie auch in diesem Punkte vollkommen zu befriedigen; Sultans Erinnerungen, Träume und Wahrnehmungen sollen alsdann — zu einem zierlichen Memoire vereinigt — Ihnen zu Füßen gelegt werden. Die Widmung an Sie, Madame, würde ich nicht ermangeln selbst zu schreiben, um dadurch einigermaßen die Schuld abzutragen, die ich gegen Sie habe, indem ich es bis dahin unterlassen, Ihnen recht viel und Ausführliches über Sultan, den getreuen Hund, zu erzählen.

Genehmigen Sie, sogar in Hönningen, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Den geneigten Leser im Allgemeinen muß ich für diese Abschweifung um Verzeihung bitten; doch hat mir das Publikum vor-

liegender Blätter, für welches ich bis jetzt geſchrieben, ſo viel erquickliche und freundliche Theilnahme bezeigt und für die Geſtalten, die ich aufgeſtellt, ſo warm und lebendig gefühlt, daß ich nicht umhin konnte — gewiß in der freundlichſten Abſicht, — jene Frage an mich, wenn ſie auch nur einen Hund betraf, zu beantworten. Zugleich bekam ich hiedurch Gelegenheit, den treuen Sultan wieder in die Geſchichte hinein zu ziehen, was unterlaſſen zu haben ich mir zum großen und gerechten Vorwurf gemacht.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Handelt von Angenehmem und Unangenehmem in einer Familie, und zeigt, daß die Böſen, wenn ſie auch Einen Weg gehen, doch oftmals verſchiedener Meinung ſind.

An jenem ſo denkwürdigen Tage hatte ſich Madame Schoppelmann ſchon um halb vier Uhr mit ihrer Tochter auf den Weg begeben, um ja zur rechten Zeit im Stillfried'ſchen Hauſe zu erſcheinen. Sie hatte in ihrem Anzuge das Uebermögliche geleiſtet und ſah ungemein ſtattlich aus; ſie war auch in die Nähe des Hauſes gekommen, ehe es noch drei Viertel geſchlagen hatte, und ſpazierte nun mit Katharina in einer entlegenen Straße auf und ab, indem ſie alles Ernſtes behauptete, es müſſe an den Kirchenuhren irgend etwas geſchehen ſein, denn nach dem richtigen Laufe der Zeit ſollte es ſchon lange vier Uhr geſchlagen haben. Endlich kam der erſehnte Moment herbei; der alte Jakob ſtand ſchon unter dem Thore, ſie erwartend, und führte ſie ſogleich die Treppen hinauf zur Staatsräthin.

Dieſe hatte die Beiden ungemein freundlich empfangen und

machte nach einigem Hin- und Herreden der hocherstaunten und sehr erfreuten Madame Schoppelmann einen Antrag, den diese eigentlich am allerwenigsten erwartet hatte.

„Ich fühle mich einsam und sehr allein," hatte die alte Dame gesagt; „es ist hier in dem großen, öden Hause Niemand, mit dem ich mich unterhalten könnte; ich brauche Jemanden, der mit mir spricht, ein freundliches Wesen, das um mich ist, und deßhalb habe ich Sie bitten wollen, mir Ihre Katharine zur Gesellschafterin zu geben."

Madame Schoppelmann wußte im ersten Augenblick nicht zu antworten, und sie schlug in großer Verlegenheit mehrere Male mit beiden Händen auf die schwarzseidene Schürze; denn sie konnte nicht gleich das Wort finden, womit dieser Antrag anzunehmen sei, ohne doch wie Jemand zu erscheinen, der geneigt ist, mit beiden Händen darnach zu greifen.

Katharina hatte es leicht durchschauert, als sie in dieses Zimmer trat. Sie erkannte augenblicklich die Züge des Sohnes im Gesichte der Mutter, und wenn sie auch einige Verehrung für die alte Dame fühlte, so konnte sie sich doch nicht enthalten, all des Unangenehmen zu gedenken, was hier in diesen vier Mauern zwischen Mutter und Sohn schon vorgefallen war.

„Wenn Sie, was mein Anerbieten anbelangt, Bedenkzeit verlangen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden; doch würde ich bitten, mir baldigst eine Antwort zu sagen.",

Madame Schoppelmann fand es aber durchaus ungeeignet, eine so vornehme Dame auch nur einen Tag warten zu lassen, weßhalb sie sich veranlaßt sah, ihrer Tochter, ohne daß es die Staatsräthin bemerkte, einen aufmunternden Blick zuzuwerfen.

Katharina, deren Herz übervoll war, machte darauf eine kleine Verbeugung, einen Schritt gegen die Staatsräthin, welche ihr Gesicht dem Fenster zugewendet hatte. Als sie aber umschaute und in das

bleiche ſchöne Geſicht des jungen Mädchens ſah, welche ſich ihr bittend nahte, mit einem unnennbar rührenden Ausdruck in den Zügen; als ſie ferner bemerkte, wie ſich Katharina erwartungsvoll und bittend vorbeugte, um von der Mutter ihres Geliebten ein freundliches, herzliches Wort zu erhalten, da füllten ſich unwillkürlich die Augen der alten Dame mit Thränen; ſie ſtreckte ihre Hand aus, welche das junge Mädchen ergriff und innig küßte. Zugleich mit dieſen Küſſen fühlte die Staatsräthin heiße Tropfen auf ihrer Hand, und ſie konnte nicht umhin, zu thun, was ſie ſich nicht vorgenommen, zu thun. Sie zog das junge Mädchen an ſich und küßte ſie auf die Stirn, während Katharina auf den Tritt vor dem Fenſter unwillkürlich niedergekniet war, jenen mütterlichen Kuß empfangend mit einem Gefühl, deſſen Wonne und Seligkeit über alle Beſchreibung war.

Auch Madame Schoppelmann fühlte ſich von dieſem Anblicke mächtig angeregt. Sie zog ein rothkarirtes Schnupftuch aus der Taſche, und ehe ſie es noch an die Augen brachte, plätſcherte unter verſchiedenen ſehr lauten Tönen ein heftiger Thränenſtrom darauf hernieder.

Jetzt iſt Alles gut, dachte die dicke Frau; und da ſie in ihrem ganzen Leben nicht gewohnt war, Thränen zu vergießen, ohne ſich dabei traurigen oder freudigen Betrachtungen zu überlaſſen, ſo ſchaute ſie auch hier durch den Schleier ihrer Thränen hindurch die ſchönen großen Zimmer an und die prächtigen Möbel, dachte auch an das große Haus und Keller und Küche, und wenn ſie ſich dabei vorſtellte, daß ihre Katharina hier einmal als Gebieterin wandeln würde, ſo konnte ſie ihre Thränen unmöglich ſo ſchnell verſiegen laſſen und weinte, daß es — um uns eines gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen — einen Stein hätte erbarmen können.

„Laß es gut ſein, mein Kind,“ hatte die Staatsräthin darauf zu Katharina geſagt und hatte ſie abermals auf die Stirn geküßt und dann ſanft emporgehoben.

Die dicke Gemüsehändlerin redete darauf Einiges von Gottes Fügung, von unermeßlichem Glück, und versprach schließlich, ihre Tochter solle morgen früh, wenn es die Staatsräthin denn durchaus nicht anders haben wolle, sie, die arme Mutter, verlassen und in das große schöne Haus ziehen.

Das war denn auch am andern Morgen wirklich geschehen und die Nachricht von diesem Ereigniß hatte in der Nähe des Schoppelmann'schen Hauses Freude, Bestürzung und Trauer hervorgebracht. Freude bei all den Leuten — und es waren ihrer sehr viele, — die Katharinen gern hatten und durch diesen Vorfall eine neue glückliche Zukunft für das schöne Mädchen angebahnt sahen; Trauer dagegen bei Jungfer Clementine Strebeling, die sich so einsam und verlassen sah, und endlich Bestürzung bei den Gebrüdern Schoppelmann, welche sich diesen Vorfall gar nicht erklären konnten und von demselben nicht mit Unrecht eine unangenehme Rückwirkung für sich fürchteten.

Sie beschlossen, einen Kriegsrath bei Madame Schilder zu veranstalten, und saßen zu dem Zweck in der trüben Hinterstube des kleinen Weinhauses, ihnen gegenüber die schmierige Wirthin, welche einige Papiere vor sich ausgebreitet hatte.

„Ehe wir die neue Sache besprechen," sagte Madame Schilder, indem sie ihr Kinn in die Hand stützte, „wollen wir die andere gehörig abmachen und in's Reine bringen. — Die Sache mit der alten Jungfer ist über alle Erwartung gut abgelaufen und ich möchte nur wissen, welcher Liebesteufel sie in ihren alten Tagen noch regiert."

Frau Schilder sah bei diesen Worten auf die Seite, und das benutzten die beiden Brüder, um sich einen Blick des Einverständnisses zuzuwerfen. Dieser Blick dauerte nicht eine halbe Sekunde, aber er war vielsagend.

„Wenn so eine alte Scheuer einmal anfängt zu brennen, da

hilft kein Löſchen," ſprach Konrad, der Jäger, mit gleichmüthigem Tone.

„Alſo die Sache wird ſich machen," warf der Fuhrmann leicht hin.

„Sie hat ſich bereits gemacht," ſagte die Schilder, welche durch den großen Gewinn verblendet, ihre gewöhnliche Vorſicht vergaß. „Das heißt, ſie wird ſich machen," fügte ſie nach einer Pauſe, ſich jetzt auf einmal erinnernd, hinzu. „Das ſind freilich vor der Hand nur Papiere —"

„Die man aber leicht umſetzen kann," meinte der Jäger.

„Aber wie iſt denn eigentlich die Geſchichte gegangen?" fragte der Fuhrmann.

„Nun, wie wird ſie gegangen ſein? — Ich habe ihr alſo den lamentablen Brief vorgeleſen und ihr geſagt, daß den Herrn Johannes Müller nur eine Bürgſchaft von zweitauſend vierhundert Gulden zu retten im Stande ſei. — Dies iſt viel! gab mir die Strebeling zur Antwort, und ich denke ſchon, ſie wird's abſchlagen. Aber nein! nachdem ſie einige Augenblicke mit ſich überlegt, macht ſie mir, wie ich anfänglich gedacht, wirklich den Vorſchlag, ich ſolle die Bürgſchaft leiſten, und ſie wolle mir dafür die vollgültigſten Papiere geben. — Jetzt paßt auf, wie ich in enrem Intereſſe gehandelt."

„Darauf bin ich begierig," ſagte der Fuhrmann und ſtrich ſich das Kinn, und als in dieſem Augenblicke die Wirthin ihre Papiere in die Höhe hielt, ſchielte er mit dem einen Auge zu ſeinem Bruder hinüber, der dieſen Blick auf gleiche Weiſe beantwortete.

„Ich habe ihr alſo geſagt," fuhr Frau Schilder fort, „daß wenn Papiere auch noch ſo gut ſeien, man, um zweitauſend vierhundert Gulden zu decken, wenigſtens Papiere im Werthe von dreitauſend brauche."

„Das war nicht ſo dumm," meinte lächelnd der Fuhrmann.

„Und die hat ſie gegeben!" fuhr triumphirend die Frau fort.

„Hier sind sie; gute, vollgültige Obligationen, drei Stück, jede zu tausend Gulden; und was noch mehr ist, das ist auch die Schrift der Strebeling, worin sie erklärt, sie sei mir diese dreitausend Gulden schuldig gewesen und habe mich mit Obligationen bezahlt. Somit sind wir für alle Fälle gedeckt."

„Das sind wir," sagte ruhig der Fuhrmann und that einen langen Zug aus seinem [illegible]

„Für alle Fälle," setzte der Jäger bei und klopfte mit dem Brodmesser auf den Tisch.

„Wie ist's aber jetzt mit der Theilung?" fragte der Fuhrmann lächelnd.

„Theilung?" entgegnete die Frau eifrig und legte ihre magere gelbe Hand auf die Papiere. „Theilung?" wiederholte sie ängstlich. „Das ist ja doch alles bei uns vorher genau ausgemacht worden; was braucht ihr da noch zu fragen? Ich die Hälfte und ihr die Hälfte, so ist's billig."

„Nun, billig ist's gerade nicht," sagte der Fuhrmann mit einem sonderbaren Lächeln; „aber wir haben uns von Euch einmal über das Ohr hauen lassen. Sei's darum."

„Die Schilder ist eine gute Frau," sprach freundlich der Jäger; „und wenn wir von unserem Theil nichts mehr haben und sie freundlich bitten, leiht sie uns schon etwas von dem ihrigen."

„Nicht so viel," versetzte die Frau und hielt den Nagel ihres Daumens an den des Zeigefingers: „nicht Nagelsgroß." Und bei diesen Worten blitzten ihre grauen Augen recht unheimlich. „Glaubt ihr, ich habe mein Gewissen wegen euch erschwert? — Und was nützt euch auch das Geld? Ihr jagt es durch die Gurgel oder verjubelt es sonstwo. Zehrt ihr mir nur euer Erbtheil im Voraus auf; die alte Schoppelmann hat für euch gespart; ich aber bin eine arme Wittfrau ohne Verwandte und Bekannte, und wenn die ganze Welt ausstirbt, erbe ich doch rechtmäßiger Weise keinen Pfennig."

„Nun, nun, nicht ſo hitzig!“ ſagte der Fuhrmann; „es war ja nur unſer Spaß.“

„Man weiß aber nie,“ entgegnete die Frau, „wo bei euch der Spaß aufhört und der Ernſt anfängt. Namentlich im Punkte des Geldleihens verwechſelt ihr Beides beſtändig mit einander.“

„Wie geſagt, es war unſer Spaß,“ antwortete der Fuhrmann mit grobem Tone und drückte die Fauſt auf den Tiſch; „Ihr ſeid aber ein ekelhaftes Weibsbild und könnt nicht einmal von Euren Verbündeten einen Scherz leiden.“

„Ja, von Euren Verbündeten,“ lachte der Jäger; „das könnt Ihr denn doch nicht läugnen, wir ſind feſt verbunden und vereint, wie es in dem Handwerksburſchen ſeinem Lied heißt. Und mir iſt ſo wohl dabei, daß ich Euch zu Lieb' überall mit hin ginge; ſei es auch ſogar in die geſchloſſene Geſellſchaft.“

„Ihr habt einen ſchlechten Humor,“ ſagte die Frau mit gezwungenem Lächeln, indem ſie ihr Papier vom Tiſche wegnahm. „Aber führt mir keine ſo garſtigen Reden, oder wenigſtens ſo lange nicht, bis die Sache vollkommen in Ordnung iſt.“

„Das heißt, bis wir getheilt haben,“ bemerkte wichtig der Fuhrmann.

„Und wann wird das vor ſich gehen?“ meinte der Jäger.

„Wann wird es vor ſich gehen!“ ſagte ärgerlich die Frau; „ich muß doch wahrhaftig zuerſt dieſe Papiere in Geld umſetzen, dann kann ich euch auszahlen.“

„Thut mir nur nicht ſo;“ verſetzte der Fuhrmann, und blinzelte ſeinem Bruder verſtohlener Weiſe zu, und als er von den raſtloſen Augen der Frau Schilder bei dieſem Blicke ertappt wurde, kratzte er ſich an der Naſe, als ſei ihm dort eine Fliege herum gelaufen. „Thut mir nur nicht ſo!“ wiederholte er; „Ihr werdet das da wechſeln laſſen, um uns die paar lumpigen Gulden zu bezahlen? Ihr habt zehn Mal mehr in Baarem in Eurer Kiſte verwahrt.“

Da fuhr die Frau erſchrocken in die Höhe, und als ſie es trotzdem verſuchte, ihr Geſicht zu einem Lächeln zu zwingen, ſo entſtand durch dieſe verſchiedenen Gefühle, welche ſich auf demſelben abſpiegelten, eine ſo abſcheuliche Fratze, daß ſogar der Fuhrmann, dem ſonſt nicht ſo leicht etwas den Gleichmuth benahm, verlegen lachte und dazu ſeinen Bruder unter dem Tiſche mit dem Fuße anſtieß.

„Wozu die ewigen Neckereien?“ ſagte der Jäger, indem er dieſen Druck mit dem Fuße kräftig erwiderte. „Laß die Frau Schilder geben, ſie wird's ſchon recht machen. Und dann, wie lange kann es dauern, bis ſie die Papiere umgeſetzt hat? — Zwei, drei Tage, dann ruft ſie uns herüber, und bei einer Flaſche guten Vierunddreißiger wird getheilt. Nicht wahr, Frau?“

„Allerdings, allerdings!“ entgegnete die Wirthin, welche in tiefes Nachſinnen verſunken war und offenbar nicht wußte, was Konrad eben geſprochen. Sie hatte zwiſchen ihren zitternden Fingern ihr Haubenband gefaßt, und zerknitterte es Zoll um Zoll.“

„Nicht wahr,“ fragte der Jäger, „einen guten Trunk bekommen wir extra?“

„Einen guten Trunk? Verſteht ſich, verſteht ſich.“

„Nun alſo, das wäre abgemacht,“ ſprach Konrad, indem er aufſtand. „Gehen wir.“

„Aber die andere Geſchichte,“ ſagte der Fuhrmann, indem er den Bruder wieder auf den Stuhl zurückzog; „wir wollen ja mit der Frau da über dieſen Punkt ſprechen. — Habt Ihr Luſt, uns anzuhören?“ wandte er ſich an die Wirthin.

Dieſe mußte über etwas Unangenehmes nachgedacht haben, in ihren Gedanken aber am Ende zu einem freundlichen Reſultate gekommen ſein; denn indem ſie jetzt aus ihren Träumereien emporfuhr, erhellten ſich ihre Mienen zuſehends, und ihr Geſicht wurde ſo freundlich und angenehm wie nur immer möglich.

„Was ſoll ich denn hören?“ ſagte ſie. „Sprecht nur zu, und wo euch mein Rath helfen kann, ſollt ihr ihn umſonſt haben.“

„Es iſt dies die Geſchichte mit der Katharine,“ ſprach der Fuhrmann. „Was uns das Mädchen für Kummer macht, es iſt nicht an den Himmel zu malen! Ihr habt doch ſchon gehört, daß ſie bei Stillfried's iſt?“

Die Frau nickte mit dem Kopfe.

„Was ſoll das bedeuten?“ fuhr eifrig der Fuhrmann fort. „Weßhalb iſt ſie da? was ſoll ſie dort?“

„Es iſt nicht gut für uns,“ ſagte ebenfalls kopfſchüttelnd der Jäger.

Frau Schilder zuckte mit den Achſeln und meinte: „angenehm iſt es freilich nicht; aber daran läßt ſich nichts ändern. Ihr werdet ſehen, das läuft auf eine Heirath hinaus, und da die Sachen ſo ſtehen, ſo könnt ihr nichts Geſcheidteres thun, als eine gute Miene zum böſen Spiel machen. Wenn die Katharine heirathet, wird ihr an den paar Batzen von eurer Mutter nicht viel gelegen ſein, und wenn ihr euch ordentlich gegen ſie betragt, ſo kann euch das gewiß nicht entgehen.“

„Und wenn der Kerl ſie heirathet?“ fuhr der Fuhrmann auf.

„So dankt Gott,“ ſagte die Frau, „daß ihr in eine vornehme Familie kommt, die euch aufhelfen kann.“

„So iſt es nicht gemeint,“ entgegnete der Fuhrmann kopfſchüttelnd. „Abrechnung muß ich mit ihm halten; ſeinen Schädel muß ich ihm einſchlagen, und wenn ich es vor dem Altar in der Kirche thun müßte.“

„Und was habt ihr davon?“ meinte die Frau. „Man nimmt euch feſt und ſteckt euch zwanzig Jahre ein.“

„Was liegt mir daran! wenn ich einmal Rache geſchworen, das halte ich, und wenn ich zehnmal darüber zu Grunde ginge. Seht, Frau Schilder, es gibt Manchen, dem ich Eine hinauf

verputzer und Statisten, und Alles das erst, nachdem er vielleicht schon lange vorher das Stück zu Hause durchgenommen, hier eine Stelle gekürzt, da eine Stelle gestrichen und sein Denkvermögen fast vernichtet hat, um nur herauszubringen, wie er alle Rollen schicklich besetzen will. — —

Seit langen Jahren ist Egmont von Goethe nicht mehr gegeben worden. Plötzlich kommt von Oben herunter der Befehl: das Stück neu in Scene zu setzen und bald zu geben. — Egmont von Goethe! Der Auftrag hat dem Regisseur sein Abendbrod sehr vergällt, denn da ist für ein paar Dutzend redender Personen zu sorgen, für eine Unzahl von Statisten, außerdem spielt er noch die Hauptrolle, die er seit Jahren nicht mehr angesehen, und die seinem Gedächtniß allmälig entschlüpft ist. Noch spät am Abend, als er nach Hause kommt, händigt er seinem Bedienten einen Zettel ein, wonach ihm der Inspicient des Theaters am folgenden Morgen in der Früh sämmtliche Rollen schicken muß. Er schreibt noch eine Masse von kleinen Briefen an seine Freunde; der eine besitzt ein altes Kupferwerk aus den Zeiten des niederländischen Befreiungskrieges, der andere hat sich mit der Geschichte selbst viel beschäftigt, ein dritter hat den Egmont vor einiger Zeit in X. gesehen, der besitzt eine Masse alter Schwerter und Hellebarden, die gut zu brauchen wären, jener das echte Exemplar eines Ordens vom goldenen Vließe. Alle werden um irgend etwas gebeten, und so den Kopf voll von Egmont legt sich der Regisseur zu Bett. Im Traum erscheint ihm Herzog Alba und verlangt in eigener Person mitspielen zu dürfen, denn keiner würde das so gut machen wie er selbst. Kaum hat der Träumende, durch die Erscheinung des blutigen Kriegsmanns erschrocken, ihm Alles bewilligt, was er verlangt, so erscheint der Schauspieler, dem die Rolle von Gott und Contracts wegen zukommt, und spricht sie für sich an. Die beiden Aspiranten gerathen in Streit, der wirkliche Herzog zieht sein Schwert und der Schauspieler seinen Contract aus der Tasche, den er in Stücke zerreißen will und seine Entlassung fordert. Wer weiß, wie sich dieser Kampf endigen würde, wenn nicht noch zur rechten Zeit Wilhelm von Oranien die Beiden verdrängte. Doch jetzt kommt der Regisseur vom Regen in die Traufe, denn da ihm immer die Kraftstelle des Prinzen, wo er ein paar Thränen fließen läßt, im Andenken ist, so erscheint er als heulendes und schluchzendes Gespenst und will sich gar nicht zur Ruhe bringen lassen. Auch Klärchen schwebt heran; aber es ist eigentlich die Schauspielerin, welche diese Rolle spielt. Sie bittet den guten Regisseur mit ihrer schmeichelnden zarten Stimme um ein neues, schönes Costüm, und der unruhig sich hin und her wälzende Mann verspricht, ihr das schönste Kleid aufzuheben. Doch hat er noch keine Ruhe,

BIBLIOTECA MONACENSIS

ſetzen könnte, Manchen und Manche; aber die Wuth, die ich auf jenen Kerl habe, da iſt alles Andere Kinderſpielerei dagegen."

Der gute Fuhrmann hatte offenbar den Wein zu ſchnell getrunken, denn ſeine Augen hatten ſich einigermaßen geröthet, ſein Mund ſchäumte, und bei den letzten Worten ſchlug er auf den Tiſch, daß er krachte. Dabei knirſchte er mit den Zähnen und ſchaute ſo angelegentlich auf die Frau Schilder hin, und mit einem ſo unfreundſchaftlichen Blicke, daß man hätte glauben ſollen, Herr Eugen Stillfried ſitze ihm leibhaftig gegenüber.

Der beſonnenere Jäger, welcher fürchtete, Fritz möge in ſeinem aufgeregten Zuſtande mehr ſprechen, als gerade nothwendig, ſtand auf und ſagte: „nun ja, du haſt Recht; aber laß es jetzt gut ſein und komm mit nach Hauſe. Die Alte wird uns ſchon lange vermißt haben."

Anfänglich wollte der Fuhrmann hievon nichts hören, ſondern er ſtemmte die Arme auf den Tiſch, ſah die Frau Schilder frech und herausfordernd an, biß die Zähne auf einander, daß ſie laut krachten, und rief: „ja Frau, hin muß er ſein, und noch Mancher und Manche!"

Konrad zuckte ärgerlich mit den Achſeln, und endlich faßte er den Bruder am Kragen und zog ihn vom Stuhle in die Höhe und mit ſich fort.

Die Wirthin gab ihnen das Geleite bis an die Hausthüre; dort blieb ſie ſtehen und ſchaute den Beiden nach, wie ſie über die Gaſſe dahin gingen, nach dem Fenſter zu mit dem mobilen Gitter, und dort hineinſtiegen. So lange die Brüder noch ſichtbar waren, behielt Frau Schilder auf ihrem Geſichte ein freundlich ſein ſollendes grinſendes Lächeln bei; doch als ſie nun verſchwunden waren und die Frau ſich in dem Hausflur herumdrehte, fielen ihre Mundwinkel ſchlaff herab, ihre Augen verloren alle Lebhaftigkeit, und ſie ſah ängſtlich und forſchend vor ſich hin.

Das Haus lag düſter vor ihr da mit der dunkeln Treppe, die

in den erſten Stock führte, mit der finſteren, ſchmierigen Hinterſtube; und alles das war ſo öde und unheimlich, erſchien ſo traurig und verlaſſen, von dem gleichen Gefühle durchzogen, wie das Herz der ſchwarzgekleideten Frau, der Gebieterin und einzigen Bewohnerin dieſes troſtloſen Hauſes. Sie wußte ſelbſt nicht, woher es kam, aber es ſchauderte ſie, ſo allein zu ſein; ſie hätte ſich um Alles in der Welt ein paar luſtige Gäſte gewünſcht, die lärmend und jubilirend die Stille aus dem Hauſe verjagt hätten. Aber von Gäſten war Niemand da, und was allein den dunkeln Gang und das Hinterzimmer bevölkerte, das waren unheimliche Gedanken, die geſpenſterartig ihrer Bruſt entſtiegen und wie verkörpert um ſie her ſchwebten.

Die Frau mußte ſich an dem Treppengeländer halten, denn es wurde ihr ganz dunkel vor den Augen. Sie hatte ſchreckliche Geſichte, und es war ihr, als zögen müßige neugierige Schatten aus der Hinterſtube auf den Gang heraus und Treppe auf und Treppe ab und drängten ſich um ſie herum und betrachteten ſie, die ſich krampfhaft am Geländer der Treppe hielt, als ſei ſie ſelbſt für ein Geſpenſt ein ſchrecklicher Anblick.

„Das macht das Blut,“ ſagte die Frau und faßte mit der Hand an ihre kalte Stirn; „das Blut, das ſo wild durch meinen Kopf raſt. Ich weiß nicht, wenn ich nur den Gedanken los wäre! — Ich weiß nicht, was das iſt,“ fuhr ſie nach einer längeren Pauſe fort und holte tief und mühſam Athem; „liegt mir doch das ganze Haus wie Blei auf der Bruſt. Wenn ich nur heute Abend ſchon fort könnte! — — Aber morgen früh, da ſoll es nicht fehlen, da werden die beiden Hallunken kommen und hier ein leeres Neſt finden, und werden nach der Frau Schilder und ihrem Gelde ſehen, während ich mit demſelben ſchon über alle Berge bin. — — Hahahaha!“ lachte ſie krampfhaft hinaus, und dann blickte ſie erſchreckt um ſich, als lache auch Jemand anders dicht neben ihr.

„Ich mag nicht in das Zimmer gehen, und die Treppen hinauf auch nicht,“ ſprach ſie nach einer Weile zu ſich ſelber; „es iſt doch

ein verwünſchtes trauriges Haus! wie werde ich froh ſein, wenn ich dieſe elenden Gaſſen einmal hinter mir habe, und auch die Stadt, und hinaus komme in's Freie, wo die Sonne ſcheint und wo die grünen Bäume wachſen! Ach, Bäume und Sonne! Ich habe das ſchon lange nicht mehr recht geſehen! Ich möchte nur heute Abend noch einen Spaziergang machen; aber ich traue denen da drüben nicht. Da liegen ſie auf der Lauer wie zwei wilde Thiere, und wenn ſie mich das Haus verlaſſen ſehen, — behüt' mich der Himmel! ſie wären im Stande und brächen bei mir ein und nähmen mir Alles, Alles, Alles!" —

Während ſich die Frau Schilder ſo in Gedanken mit den Gebrüdern Schoppelmann beſchäftigte, hatten dieſe nicht ſobald ihr Zimmer erreicht und ſich auf ihrem gewöhnlichen Ruheplatze, dem Bette, niedergelaſſen, als ſie zugleich begannen, ſich ebenfalls in Gedanken mit der Wirthin drüben zu beſchäftigen.

„Du biſt aber ein rechtes Vieh," ſagte der Jäger und ſtieß ſeinen Bruder freundſchaftlich in die Rippen; „meinſt du denn, Die da drüben traue uns überhaupt viel Gutes zu? Du haſt wohl nöthig, ihr mit deinen dummen Redensarten: Mancher und Manche — Mucken in den Kopf zu ſetzen!"

„Ich war gereizt," entgegnete der Fuhrmann; „das Blut ſtieg mir in den Kopf."

„Weil du immer ſo ſchnell in dich hineinſäufſt. Wenn du aber wirklich betrunken biſt, ſo will ich kein Wort zu dir ſprechen und dich ausſchlafen laſſen. — Nun, verſtehſt du mich recht?"

„O, was das anbetrifft," ſagte lachend der Fuhrmann, „ich kann dich verſichern, daß ich ganz nüchtern bin; ſo ein Paar erbärmliche Flaſchen Wein werden mir doch nichts thun! Aber der Aerger ſteigt mir zuweilen in den Kopf, und ich weiß wohl, daß ich dann dummes Zeug ſchwatze."

„Alſo biſt du im Stande, mich anzuhören und zu begreifen?" fragte der Jäger.

„Vollkommen!“ antwortete lächelnd der Fuhrmann; „weiß ſogar ſchon, was du ſagen willſt.“

„Die da drüben — die Schilder — hat was vor. Sie will uns betrügen.“

„Und uns wahrſcheinlich mit dem Gelde davon gehen.“

„So wollen wir ihr zuvor kommen.“

„Das iſt ganz meine Meinung.“

„Aber was geſchehen ſoll, muß gleich geſchehen!“

„Heute Abend?“

Der Jäger nickte ſtatt aller Antwort mit dem Kopfe; dann blickte er aber nach dem Nebenzimmer und ſagte: „Pſt!“ wobei er die rechte Hand aufhob und nach der Thüre zeigte.

„Es iſt die Katze,“ meinte der Fuhrmann, der vollkommen und ganz nüchtern ſchien.

„Laßt uns einmal rechnen,“ meinte der Jäger: „da hat ſie bei ſechshundert Gulden von früher, dann die letzte Geſchichte mit dreitauſend macht dreitauſend ſechshundert. Alles das iſt Geld von der Strebeling; aber gib nur Acht, ſonſt finden wir auch noch ein paar Kreuzer.“

„Finden?“ ſagte der Fuhrmann. „Du willſt alſo heimlicher Weiſe danach ſuchen?“

„Ja, meinſt du anders?“ fragte der Jäger.

„Natürlich,“ antwortete der Fuhrmann; „nur keine halbe Geſchichte; entweder Alles oder gar nichts. Glaube mir nur, der alte Drache da drüben hat das Seinige ſo verſteckt, daß es ſchwer hält, etwas zu finden. Nein, nein, wir gehen ihr geradezu auf den Leib.“

„Iſt das dein Ernſt?“ fragte zweifelnd der Jäger.

„Vollkommen. Wir machen eine Zwangsanleihe bei ihr.“

„Und wenn ſie ſich weigert?“

„So ſchlag' ich ſie todt,“ ſagte der Fuhrmann beſtimmt, „oder drohe ihr wenigſtens damit.“

Der Jäger kratzte ſich am Kopfe und ſprach nach einer Pauſe:

„Höre, Fritz! die Geſchichte will beſonders überlegt ſein. Die Schilder iſt ein Satan; noch ſchlimmer! denn der Teufel gibt eher eine arme Seele heraus, als die einen Kreuzer von ihrem Gelde. — Willſt du alſo wirklich Gewalt brauchen, wenn ſie ſich weigert?“

„Wir müſſen wohl!“ entgegnete düſter der Fuhrmann; „du ſo gut wie ich. Haben wir nicht in den letzten Tagen zwei Briefe bekommen von dem verfluchten Juden, der mit einer Klage droht, wenn wir ihn dieſes Mal nicht bezahlen? Glaube mir, der hält ſein Wort; und was dann? — dann werden wir alſo eingeklagt, worüber ſich unſere Alte freut, und da wir nicht zahlen können, läßt man uns einſtecken, und dann hilft uns kein Menſch. Madame Schoppelmann würde ſich darüber freuen, wenn ihre Söhne ein halbes Dutzend Jahre brummen müßten.“

„Ja, ja, es iſt freilich nicht anders zu machen,“ ſagte der Jäger nach einer längeren Pauſe. „Aber wir ſollten der Schilder doch eher gütlich zureden, bevor wir Gewalt brauchten.“

„Da haſt du Recht,“ entgegnete der Fuhrmann, „und das iſt auch meine Anſicht, die uns aber nichts nützen wird.“

„Nun ja, man verſucht's.“

„Und wenn das, wie ich beſtimmt weiß, nichts hilft, ſo ſieht man zu, wie man mit ihr fertig wird.“

„Abgemacht!“ ſagte leiſe der Jäger und winkte abermals ſeinem Bruder, ſtill zu ſchweigen; denn im Nebenzimmer hörte man wieder ein Geräuſch, das aber dieſes Mal nicht von der Katze herkommen konnte, denn es war ein ſchwerer Fußtritt, und zugleich ließ ſich ein lautes Räuſpern hören.

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Madame Schoppelmann nimmt Gratulationen in Empfang, theilt gute Lehren aus und findet ſchließlich, daß ſie ihr Gelerntes ſelbſt vergeſſen.

Madame Schoppelmann hatte ſich in ihre Speiſekammer begeben, die, wie wir wiſſen, neben dem Gemach ihrer Söhne gelegen war. Sie holte eine uns wohlbekannte große Flaſche Liqueur von einem der Bretter herab, nahm zwei Gläschen dazu und ging nun zurück, wo ſie hergekommen war, nämlich in ihre Vorhalle, wo ſich Frau Claaſen und Frau Klingler befanden, die gekommen waren, um der Frau wegen des ihrer Tochter Katharina widerfahrenen großen Glückes beſtens zu gratuliren.

Die demüthige Frau Claaſen ſtand unter der Thüre; ſie hatte einen Zipfel der Schürze mit beiden Händen gefaßt und ſchien noch nicht im Reinen mit ſich darüber zu ſein, ob es nicht bei dieſer Veranlaſſung paſſend wäre, einige Freudenthränen fallen zu laſſen.

Frau Klingler dagegen ſtand ſtolz aufgerichtet neben dem Tiſche; ſie hatte ihre beiden Arme keck in die Seiten geſtemmt und ſchaute unverwandt auf die Frau Claaſen, um deren Benehmen — mochte es nun ſein, wie es wolle, mochte die Aermſte vor Freuden lachen oder weinen — tadeln zu können.

Nun trat die dicke Gemüſehändlerin in die Vorhalle, ſetzte die Flaſche mit den beiden Gläſern auf den Tiſch, ſchenkte die letzteren voll und lud die beiden Weiber ein, ſich zu bedienen.

Beim Anblicke des Schnapſes hielt ſich Frau Claaſen nun nicht mehr länger; ſelbſt auf die Gefahr hin, der Frau Klingler zu mißfallen, führte ſie den Schürzenzipfel an ihre Augen, flennte etwas Weniges und ſagte mit ſchluchzender Stimme: „Aber das iſt ſo ſchön, ſo ſchön, ach, ſo ſchön!“

Frau Klingler hatte jetzt erreicht, was sie wollte. Sie schaute mit einem Blicke unbeschreiblicher Verachtung auf die Kollegin. „Das muß immer weinen!“ sagte sie mit erkünstelter Entrüstung; „ist denn das eine Gelegenheit, um traurige Gesichter zu schneiden?“

„Laß' Sie es gut sein, Klinglere,“ meinte die dicke Gemüsehändlerin. „Es sind Freudenthränen, und die kann man einem schwachen Weibsbild, wie die Claasen ist, schon verzeihen. Ihr seid freilich anderer Natur; Euch hat vielleicht noch Niemand weinen sehen.“

„Gewiß noch Niemand,“ meinte die demüthige Frau Claasen.

„Meint Ihr das wirklich, Frau Schoppelmann?“ sagte die Klingler, indem sie ihr Glas erhob; „und auch Ihr, Claasen, glaubt so? Da seid Ihr beide auf dem Holzwege; wo es wirklich was Schmerzhaftes gibt, da kann auch ich weinen. Ja, ich versichere Euch, wenn ich nur an jene Geschichte denke mit dem Offizier, da gab's Thränen, na — was für Thränen!“

„Wir glauben es Euch gewiß, wir glauben es!“ sprach lächelnd Frau Schoppelmann. „Nun trinkt Euer Glas aus. Ich habe heute Morgen meine Katharine gesehen; sie ist recht zufrieden, und die Staatsräthin auch, wie es scheint. Gott, der Gerechte! ich habe all' das Leid rein vergessen.“

„Ja, das kann man auch bei einer solchen Veranlassung,“ meinte die Klingler; „wenn man bedenkt, was alles dahinter steckt.“

„Ja, was alles dahinter steckt,“ wiederholte Frau Claasen, indem sie lächelnd ihr Haupt hin und her wiegte.

„Nun, was wird dahinter stecken?“ entgegnete die Klingler halb lächelnd und halb mit einem ernsten Blick und blinzelte der Frau Schoppelmann zu; „sagt es mir, Frau Claasen, wenn Ihr es wißt!“

„Nun, eine Hochzeit wird dahinter stecken,“ versetzte das demüthige Weib und schlug ihre Hände zusammen; „eine wirkliche und wahrhaftige Hochzeit.“

Dem wußte die Andere durch nichts zu widerſprechen; ſie winkte alſo herablaſſend mit der Hand. „Es iſt gut, Frau Claaſen, Ihr könnt Recht haben; ich glaube auch, daß eine ſchöne und glänzende Hochzeit daraus wird.“

„Das gebe Gott!“ ſagte die Gemüſehändlerin und faltete ihre Hände. „Nein, wie mich das Glück angreift, davon habt Ihr beiden Weiber gar keine Idee; aber es iſt gut ſo, gewiß ganz gut, denn ich werde ein Bischen mager dabei; ich verſichere Euch, Ihr könnt mir's glauben oder nicht, aber es iſt ſo. All' der Aerger, wenn er auch mein Gemüth angegriffen hat, hat mich nur immer dicker gemacht. Der Doktor ſagt es auch, er bringt das Blut durch einander und ſtärkt die Nerven.“

„Wenn ich nur die Katharine bald einmal ſehen könnte!“ ſagte Frau Klingler; „ich muß ſie abſolut baldigſt ſehen. Du meine Güte! wenn ich denke, daß ich ihr nächſtens auf der Straße begegne, wie ſie in der Kutſche mit der Frau Staatsräthin ausfährt — und ſie wird mit ihr ausfahren — glaubt Ihr das nicht auch, Frau Claaſen?“

Glücklicher Weiſe ſchien dieſe ganz derſelben Anſicht zu ſein, und, alſo beruhigt, konnte Frau Klingler fortfahren: „Und wenn ich ihr begegne, das ſag' ich Euch, Frau Schoppelmann, einen Knix mach' ich ihr, als käm' die Prinzeſſin daher gefahren. Gerade ſo.“

Die glückliche Mutter lächelte bei all' dieſem vergnügt in ſich hinein, und nur zuweilen überflog ein düſtrer Schatten ihre Züge, und das war, wenn ſie an ihre beiden Söhne dachte. Und ſie dachte gerade neben dem glücklichen Looſe, welches die Tochter zu betreffen ſchien und das ſie ſich ſo glänzend vorſtellte, recht häufig an ihre anderen Kinder, und ein tiefer Seufzer entwand ſich dann ihrer Bruſt.

Frau Claaſen ſeufzte ebenfalls, und Frau Klingler, die nicht wußte, wie ſie ſich zu verhalten hatte, da ſie das ernſte Geſicht der

dicken Gemüsehändlerin sah, wußte nichts Besseres zu thun, als die demüthige Frau an der Thüre finster anzublicken.

„Ja, meine beiden Buben!“ sagte Madame Schoppelmann und seufzte abermals. „Wenn ich nur wüßte, was mit denen anzufangen ist! Glaubt mir,“ wandte sie sich speziell an die beiden Weiber, „daß ich gar nicht Lust habe, bis an's Ende meiner Tage hier das mühsame Geschäft fortzusetzen. Gott soll mich bewahren! Wenn meine Tochter Katharina wirklich einmal versorgt ist, so sehe auch ich mich nach einer Versorgung um, das heißt, ich will alsdann genau überlegen, auf welche Art und Weise ich dann meine paar noch übrigen Tage verbringen will.“

„Es versteht sich ja von selbst,“ erwiderte Frau Klingler hierauf, „daß Ihr alsdann zu Eurer Tochter geht; das ist doch ein gewiesener Weg.“

„Nicht so ganz,“ meinte die dicke Frau. „In so ein vornehmes Haus passe ich nicht hinein, und wenn es mir auch außerordentlichen Spaß machen würde, so hie und da wieder in die Kinderstube zu gehen und meine kleinen Enkel zu pflegen, so würde ich mich doch in den andern — den schönen — Zimmern ganz unbehaglich finden.“

„Ach ja, die kleinen, lieben Enkel!“ sagte die demüthige Frau Claasen, und dann machte sie eine Bewegung mit dem rechten Arme als wiege sie schon eines dieser, bis jetzt blos in der Phantasie bestehenden Wesen hin und her.

„Aber wie kann ich mich zurückziehen?“ fuhr die Gemüsehändlerin fort. „Wem soll ich mein Geschäft übergeben? Meinen beiden Söhnen? — Da soll mich Gott bewahren, daß ich meinen Namen so auf's Spiel setze! Nein, der soll bleiben, wie ich ihn geschaffen, solid und ehrlich, und soll noch in späteren Jahren mit Achtung genannt werden. Ich müßte mich ja vor meiner Kundschaft schämen, wollt' ich das Geschäft in solche Hände geben, wie die der beiden Buben sind.“

„Leider!“ ſagte die Demüthige, und Frau Klingler konnte ſich ſogar nicht entſchließen, anderer Anſicht zu ſein, und ſagte ebenfalls: „Leider!“

„Was aber anfangen?“ fuhr die dicke Frau fort. „Du mein Gott im Himmel! Das macht mir recht betrübte und traurige Stunden. Wenn die Buben nur auswärts was Rechts anfangen wollten, ich würde ſie ja mit Geld, ſo viel ich kann, unterſtützen. Aber das hat auf der weiten Welt keinen anderen Trieb, als wie im Wirthshaus ſitzen, den ganzen lieben Tag nichts verdienen, und das Geld auf die unwürdigſte Art durchbringen. — Und dann bedenkt nur, wenn ich einmal nicht mehr da bin! Ich bin noch die einzige Perſon, die im Stande iſt, mit den beiden Raugen fertig zu werden. Hab' mir ſchon gedacht, man ſollt' ihnen ein Stück Land in Amerika kaufen, da hätten ſie Platz genug, um auszutoben; da iſt ſchon Mancher zahm geworden. Sie fänden da keine Nachbarn, mit denen ſie Streit anfangen könnten, auch keine Wirthshäuſer, und müßten, um ſich durchzubringen, tüchtig arbeiten. Es iſt ein geſegnetes Land, das Amerika.“

„Ihr habt eine gute Idee,“ ſagte Frau Klingler. „Ihr ſolltet das den Beiden vorſchlagen.“

„Sie werden's nicht annehmen,“ entgegnete beſtimmt die dicke Frau. „Nur die Noth kann die Beiden zu einem ſolchen Schritt treiben, wenn ihnen einmal das Waſſer in den Kragen hinein läuft. So lange ſie im Trockenen ſind und die Füße unter meinen Tiſch ſtrecken können, denken ſie nicht an's Auswandern. — Nicht noch ein Gläschen Schnaps, Klinglere? Was meint Ihr, Claaſen, noch ein Halbes?“

Beide Weiber ließen ſich die Gabe gefallen, tranken die dargebotenen Gläſer leer, und als ſie darauf ſahen, daß Madame Schoppelmann keine Luſt mehr zu haben ſchien, die vorhin begonnene Unterhaltung fortzuführen, ſondern daß ſie vielmehr die Hände in den Schooß legte und in tiefes Nachſinnen verſank, hielten ſie

jetzt rauscht das niedere Volk heran, die Bürger von Brüssel, und schreien nicht nach Freiheit, sondern nach neuen Costümen; die Garden des Herzogs von Alba, die langen steifen Spanier, wollen auch neu gekleidet sein, und schon denkt der Regisseur, wie schön ihnen die Röcke stehen würden, die er auf einem niederländischen Gemälde aus jener Zeit gesehen. Er denkt an die Kosten, die allenfalls noch herauszuschlagen wären, als es ihm plötzlich so vorkommt, als sei er — Egmont im Kerker, die himmlische Musik ertönt, der Hintergrund öffnet sich, Klärchen erscheint, aber statt der Friedenspalme schwingt sie in ihrer Hand ein Decret von der Oberhofintendanz, worin der Regisseur mit dürren klaren Worten zur Sparsamkeit aufgefordert wird. Der arme Mann fährt aus seinem leichten Schlummer empor, greift nach einem Glase Wasser und legt sich wieder hin. Diesmal ist ihm Morpheus günstiger, doch weil er sich unaufhörlich mit dem Egmont beschäftigt, träumt er wieder von der Tragödie, und es umschwebt ihn diesmal das Balletcorps und bittet ihn, die nöthigen Pagen auszulesen:

Sie neigen sich, beugen sich,
Schweben auf und ab.

„Eine Hexenzunft!“ murmelte der träumende Regisseur mit Meyhistopheles, sieht aber mit Wohlgefallen den reizenden Bewegungen zu. Wilder wird der Tanz, tiefer der Schlaf, aber undeutlicher die Gestalten, und endlich erblickt der Regisseur nichts mehr als Himmel und Tricots. — Er ist sanft entschlummert.

In der Nacht war es uns nicht möglich, die Wohnung des Regisseurs genau zu besehen, doch jetzt erlaubt uns der helle Tag, einen Blick in die geheimen Gemächer zu werfen. Wie sich die Zeiten geändert haben! Poeten und Künstler sind von ihren Mansarden herabgestiegen in den ersten Stock oder in glänzende Parterrewohnungen, und wenn die Kunst selbst mit ihren Jüngern in Wechselwirkung steht, so muß sie bedeutend emporsteigen; doch hoffentlich nicht in die leer stehenden Dachstuben, sondern als geistiges Wesen gen Himmel, wo sie hingehört, um uns von da herab mit ihren Strahlen zu durchdringen.

Es ist eine Parterrewohnung, vor der wir stehen, und während ein gähnender Bedienter in Livree die Glasthüre öffnet, welche in den Vorsaal führt, schlüpfen wir hinein und können unbesorgt sein, daß uns Niemand hört, denn auf dem Boden liegen Teppiche, Bärenfelle, und die Thüren, die uns durch ihr Knarren verrathen könnten, sind ausgehoben und haben Vorhängen von buntem, glänzendem Stoffe Platz gemacht. In den Zimmern selbst sind schwellende Divans, Blumentische, die den herrlichsten Duft ausströmen; Gemälde und Kupferstiche in goldenen Rahmen bedecken die Wände, und Bildsäulen der Venus

es für gerathener, ſich langſam zurück zu ziehen, was ſie auch ausführten, indem ſie von der Oberin des Gemüſemarktes mit einer freundlichen Verneigung des Kopfes verabſchiedet wurden.

Madame Schoppelmann blieb auf dieſe Art allein an dem großen Tiſche ſitzen, hielt die gefalteten Hände im Schooße und dachte eifrigſt nach über Vergangenes und Zukünftiges; bald nickte ſie mit dem Kopfe, bald ſchüttelte ſie ihr Haupt hin und her; zuweilen fuhr ein Lächeln über ihre Züge, zuweilen aber ſeufzte ſie aus tiefſtem Herzensgrunde. Mehrmals begann ſie auch nach ihrer Gewohnheit ein lautes Selbſtgeſpräch, doch waren die Worte, die man vernahm, anfänglich ſo abgeriſſen und ohne allen Sinn, daß es unmöglich war, zu errathen, was ſie damit eigentlich ſagen wollte, und erſt als dies eine gute Viertelſtunde gedauert, legte ſie ihre ſchwere Hand auf den Tiſch, rückte auf dem Stuhle unruhig hin und her, und brachte ihre lauten Betrachtungen in eine ordentliche Reihenfolge und ließ ſie ohne zu große Zwiſchenräume, wodurch ſie verſtändlicher wurden. „Das iſt eine verwetterte Geſchichte!“ murmelte ſie. „Soll ich denn in meinen alten Tagen wieder anfangen wie ein Schulkind und auf der Schiefertafel herum kratzen? Du wirſt es wohl müſſen, Margareth,“ gab ſie ſich ſelbſt zur Antwort, und dann ſeufzte ſie wieder tief auf. „Und mit der Dinte kann ich gar nicht umgehen,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „und wenn ich auch zwei Buchſtaben geſchrieben habe, ſo ſind mir ſchon alle Finger davon ſchwarz geworden. Pfui Teufel!“ Und darauf ſeufzte die dicke Frau ſo entſetzlich tief und ungebührlich lange, daß ſie vor dieſem eigenen Seufzer erſchrack und in die Höhe fuhr.

Dieſes in die Höhe Fahren der Frau Schoppelmann iſt nicht blos geiſtig, ſondern auch leiblich zu verſtehen; denn ſie erhob ſich wirklich von ihrem Stuhle, und das mit einer bei ihr ungewöhnlichen Geſchwindigkeit.

„Auch dazu kann man keinen von den Buben brauchen,“ murmelte ſie in ſich hinein, indem ſie von dem Kamine herunter

eine große Schiefertafel holte und ſie auf den Tiſch legte. Dann brachte ſie aus ihrer Komode, die ſich im Nebenzimmer befand, ein ziemlich dickes Buch herbei, ein paar außerordentlich ſtumpfe Federn und ein Dintenfaß, deſſen Inhalt ſo mit weißem Schimmel überzogen war, daß es des Umrührens mit einem ſtarken Holze bedurfte, um den Schimmel in die Tiefe zu verſenken und die klare ſchwarze Dinte zum Vorſchein zu bringen.

Nachdem dieſes Geſchäft beſorgt war, das Buch aufgeſchlagen, die Schiefertafel in die Nähe gerückt, nachdem ſich Madame Schoppelmann geſetzt, die Federn durch mehrmaliges Anſchlagen an den Tiſch von einer harten, ſchwarzen Kruſte befreit hatte, ſetzte ſie eine kleine Hornbrille auf und begann mit vielem Geſeufze die Hieroglyphen auf der Schiefertafel vermittelſt anderer, ebenſo unleſerlicher Charaktere in das große Buch zu übertragen.

Aber Madame Schoppelmann fühlte ſich bei dieſem Geſchäfte ſehr unglücklich, und ihr Anblick bot etwas außerordentlich Komiſches. Seit ihrer Mädchenzeit hatte ſie ſo recht keine Feder mehr in die Hand genommen; denn früher hatte dieſes Geſchäft der ſelige Schoppelmannn beſorgt, und in ſpäterer Zeit Katharina.

Madame Schoppelmann hatte demnach, was das Schreiben anbelangte, ſehr alte Traditionen aus der Schule aufbewahrt, die ſie jetzt zur Anwendung brachte. Die Ellbogen hielt ſie weit ausgebreitet und bedeckte damit Buch und Schiefertafel. Mit dem Zeigfinger der linken Hand folgte ſie den Schriftzügen auf letzterer, während ſie dieſelben mit der rechten Hand ſo gut als möglich niederſchrieb. Dabei hielt ſie die Feder in der geballten Fauſt und ſo nahe wie möglich an der Spitze, wodurch zuweilen eine artige Schmutzerei entſtand; denn ſie nahm die Feder zu voll, weßhalb die Dinte auf das Papier niedertröpfelte und von der Schreiberin, die in einem ſolchen Augenblicke vielleicht zufällig auf die Schiefertafel blickte, zu einem ſchwarzen Fleck von mäßiger Ausdehnung zerrieben wurde.

Nach einem ſolchen Unglücke ſeufzte die Frau tief auf, überſchaute dann mit wahrem Schmerze die von der Hand ihrer Tochter ſo zierlich geſchriebenen vorangehenden Seiten. Das war aber auch ein Unterſchied wie Tag und Nacht, ein Elfentanz im Mondſchein, ſchlanke, zierliche, hin und her ſchwebende Geſtalten neben einem Hexenſabbath, wo Kobolde und böſe Geiſter mit Beſenſtielen und Heugabeln ſehr ungenirt einen Ball halten. — Dabei ſprach ſie jedes Wort, jede Zahl laut vor ſich hin, ſowohl wenn ſie es von der Schiefertafel ablas, als auch, wenn ſie ſolche in das Buch einſchrieb, wobei es denn auch zuweilen vorkam, daß ſie den Zeigefinger ihrer linken Hand verrückte und dann während des Schreibens las: Zwei Bündel Rettige . . . 4 fl. 30 kr., über welchen enormen Preis alsdann die Frau erſchrack und ſich überzeugte, daß die oben genannte Summe einigen Pfunden Lachsforellen galt, welche gleich nach den Rettigen kamen.

So ſchrieb ſie unter vielem Stöhnen und Klagen eine gute Weile fort, und wer ihre Lamentationen ſo mit angehört hätte, ohne zu ſehen, was die Frau eigentlich treibe, der hätte unbedingt auf den Glauben kommen müſſen, der Verſtand der Madame Schoppelmann habe einigermaßen gelitten.

„Vier Pfund Butter 1 fl. 12 kr.," ſagte ſie mit einem kläglichen Tone und ſetzte ſeufzend hinzu: „2 Karpfen 48 kr." Dann ſtieß ſie einen tiefen Seufzer aus und ſprach wahrhaft jammernd: „24 Köpfe Antiviſalat thut 1 fl. 10 kr." Dann kam ein neuer Dintenfleck, und die unglückliche Schreiberin ſagte im kläglichſten Tone: „o du mein lieber Gott!" und fuhr darauf mit höchſter Entrüſtung fort: „64 Krebſe, das Stück zu 6 kr., macht in Allem 48 kr." — „Nein, es iſt ja unmöglich," unterbrach ſie ſich dann ſelber; „das ſind ja die 8 Büſchel Zellerie, die Krebſe dagegen machen 6 fl. 24 kr. So eine Plage habe ich noch in meinem ganzen Leben nicht durchgemacht. Oh! oh!"

Da verdunkelte ſich die Helle, in welcher Frau Schoppelmann

ſaß und ſchrieb, durch Jemand, der von außen in die Thüre trat, und die dicke Frau, welche über dieſe Unterbrechung nichts weniger als ungehalten war, legte ihre Feder hin und ſchaute in die Höhe.

Es war Jungfer Clementine Strebeling, die einen kleinen Ausgang beſorgt hatte und nun, nach Hauſe zurückkehrend, der Frau Schoppelmann einen guten Tag bieten wollte, ehe ſie in ihr Zimmer hinaufſtieg. Die Jungfer hatte etwas Leidendes an ſich; ſie ließ ihr Köpfchen mehr als gewöhnlich hangen, ſie ſchlug die Augen zu Boden, ſie ſchien ſich auf ihren Sonnenſchirm zu ſtützen; kurz, Madame Schoppelmann, welche ſie einen Augenblick unter ihrer Brille hervor betrachtet, ſagte ihr mit dem wohlwollendſten Ausdrucke, ſie ſähe ziemlich bummelig, ja miſerabel und hinfällig aus.

„O lieber Gott!“ ſeufzte Clementine und ließ ſich auf einen der Stühle am Tiſche nieder. Man konnte es nicht niederſitzen heißen; es war ein Niederſchweben, ein Herabflattern.

„Iſt Ihr etwas Unangenehmes begegnet?“ fragte die dicke Frau, die ſehr erfreut war, ihre Feder niederlegen zu dürfen.

„Ach du mein lieber Gott! ich kann das eigentlich nicht ſagen, fehlt mir was oder fehlt mir nichts? ich weiß es ſelbſt nicht; aber ich fühle mich ſo elend, ſo hinfällig.“

„Laſſe Sie ſich einen Pfeffermünzthee machen,“ ſagte die alte Frau, „und wenn das nicht hilft, ſo lege Sie ſich heute Abend Senf-ig unter die Füße.“

„Ach du lieber Gott!“ entgegnete Clementine. „Der Körper iſt's nicht, Frau Schoppelmann; ſieht Sie, das Gemüth iſt krank, da fehlt's mir.“

„Ja, für das Gemüth weiß ich nichts,“ ſagte die Gemüſehändlerin; „dafür weiß auch kein Doktor was. Dem Gemüth kann man keinen Senfteig auflegen, ſonſt hätte ich auch das meinige ſchon ganz in Senfmehl eingeſchlagen. Was Gemüth! von dem muß man ſich nicht unterdrücken laſſen. Gemüth — das iſt der böſe Geiſt, der lauert nur darauf, wo er Fröhlichkeit und gute Laune anfaſſen kann und

zum Tempel hinausjagen. Was hat Sie denn wieder so Schreckliches gebabt?"

„Ach, das weiß ich eigentlich selbst nicht," versetzte die alte Jungfer; „aber ich fühle mich so allein und einsam auf der Welt, und jetzt, seit die Katharine fort ist, habe ich sogar Niemand mehr."

„Das ist wahr," entgegnete die Frau; „das Mädel fehlt mir auch an allen Ecken." Dabei sah sie seufzend ihr beklecktes Schreibbuch an.

„O lieber Gott!" meinte Clementine, „es ist ein trauriges Leben, es ist gar nichts mehr auf dieser Welt!"

„Ich will nicht hoffen," sprach auf einmal streng und ernst Madame Schoppelmann, „daß sie wieder Briefe von Ihrem sogenannten Herrn Vetter hat. Das sind mir schöne Geschichten, Jungfer Clementine! ich habe zufälliger Weise etwas darüber erfahren. Ein sauberer Vetter, der Herr Müller! Na, geh' Sie mir! Aber nehm' Sie mir's nicht übel, Strebelinge, mit dem Herrn ist's nicht sauber."

„Um Gotteswillen! was meint Ihr, Madame Schoppelmann?" sagte erschreckt die alte Jungfer.

„Mit dem Herrn, mit dem ist's nicht sauber," fuhr die Gemüsehändlerin fort und machte eine gewaltige Handbewegung, welche deutlich anzeigte, in dem Punkte lasse sie sich keine Einwendung gefallen.

„Aber du lieber Gott!" fuhr Clementine ängstlich fort, „was soll denn nicht sauber sein?"

„Die ganze Geschichte. Ein ordentlicher Mensch nimmt kein Geld von einem Mädel, das er so gut wie gar nicht kennt, und am allerwenigsten von einer, mit der er ein Verhältniß anfangen möchte, das kann Sie mir auf's Wort glauben. Da geht so ein Mensch, wenn er brav ist, lieber her und arbeitet und hungert und springt am Ende resolut in's Wasser oder kann sich gar auch meinetwegen aufhängen. Das ist noch immer viel respektabler, als so einem

armen, alten, gebrechlichen Geſchöpf, wie Ihr ſeid, ſein Bischen Geld nehmen. Pfui Teufel!"

„Ja, das hat er auch alles thun wollen," ſagte zaghaft Clementine.

„Was hat er thun wollen?"

„Nun, arbeiten. — Und gehungert hat er auch."

„Wird ihm nichts geſchadet haben."

„Und ein Leid wollte er ſich auch anthun."

„Hat's aber nicht gethan!" rief entrüſtet die Gemüſehändlerin. „Der Lump! Sieht Sie, Strebelinge, da ſteckt eben die Schlechtigkeit! Wie ich vorhin geſagt, ein rechtſchaffener Kerl, der geht lieber aus der Welt, wenn es denn nicht anders möglich iſt, ehe er auf ſolche Art zu Geld kommt. Das iſt immer miſerabel. — Sieht Sie," fuhr die dicke Frau nach einer Pauſe fort, „da war der ſelige Schoppelmann, der hatte einen Bruder, Johann Chriſtian Schoppelmann. Nun, der war auch einmal in einer ſolch verzweifelten Lage und hatte auch ein Mädel, die war viel reicher wie Sie; aber der ging nicht hin und ließ ſich von dem Mädel Geld geben — Gott ſoll mich bewahren! — Das that er nicht, und die hätte ihm ſo viel Tauſend geben können, wie Ihr Hundert habt. Aber das fiel ihm nicht ein, und er hatte Schulden, der Johann Chriſtian Schoppelmann, und konnte ſie nicht bezahlen und war ein reſoluter Menſch."

„Um Gotteswillen!" ſagte die alte Jungfer; denn ſie war überzeugt, daß ſie etwas Schreckliches zu hören bekomme.

„Da war nirgends eine Hülfe, denn ſein Bruder, der ſelige Schoppelmann, hatte auch kein Geld. Was alſo machen? Der Termin war verfallen, die Schuld mußte bezahlt werden; im Geldſack war kein Kreuzer."

„Du lieber Gott!" ſagte ſchaudernd Clementine.

„Was that alſo der Johann Chriſtian Schoppelmann?" fuhr die dicke Frau mit einem finſteren Blicke fort.

„Nun?“ rief angſtvoll die alte Jungfer. „Was that er?“

„Was der Herr Müller auch hätte thun ſollen.“

„Um Gotteswillen! Er ſprang in's Waſſer?“

„Nein, das that er nicht,“ entgegnete ruhig die dicke Frau.

„Oder — du lieber Gott! ich kann es gar nicht ausſprechen! — er hängte ſich wohl gar auf?“

„Nein,“ ſagte Madame Schoppelmann, „daran dachte er nicht; aber er hat —“

„Sich erſchoſſen!“ rief die alte Jungfer mit gerungenen Händen.

Madame Schoppelmann ſah ihr Gegenüber einige Augenblicke feſt an, dann ſprach ſie mit ernſtem, faſt finſterem Blicke: „Nein, auch das that er nicht, ſondern als ſein Gläubiger kam und ihn mahnte, da ſagte er zuerſt: heute hab ich kein Geld, aber in vier Wochen will ich Euch bezahlen. Und darauf hin wurde der Gläubiger grob und drohte ihm mit Verklagen und Arreſt; und darauf geſchah das, was ich für reſpektabler halte, als dem armen Mädel ſein Geld abborgen.“

„Und was that er?“ fragte geſpannt Clementine.

„Er warf ſeinen Gläubiger zur Thüre hinaus,“ ſagte ruhig und groß die dicke Frau, „und bezahlte ſpäter, ſobald er Geld bekam.“

„Ah!“ entgegnete Clementine, einigermaßen unangenehm überraſcht, denn ſie hatte etwas Poetiſcheres, etwas Zarteres erwartet. — „Nein, das würde er doch nicht thun,“ fuhr ſie nach einer Pauſe mit großer Befriedigung fort; „nein, gewiß nicht, er würde das niemals thun.“

„Das glaube ich auch,“ murmelte die Gemüſehändlerin. „Wird ſich auch ſo was ſo ein kleines Ding, wie der Herr Müller ſein mag, ſo eine Vogelſcheuche herausnehmen? Sie wird das nicht thun, darauf ſchwöre ich Euch. — Nun, laſſen wir eben die ganze Geſchichte ruhen, Strebelinge, das hilft vor der Hand nichts; Sie wird ſchon noch einſehen lernen, daß die alte Schoppelmann Recht

gehabt, und dann kann Sie wieder zu mir kommen; ich helfe Ihr alsdann doch aus der Patſche, wenn es noch möglich iſt."

Clementine ſeufzte tief auf, faltete ihre Hände und ſagte, indem ſie das Köpfchen ſchüttelte: „So weit wird es hoffentlich nie kommen. Aber ſprechen wir nicht mehr davon, es iſt beſſer."

Die Gemüſehändlerin ſetzte ſich nach dieſen Worten wieder zum Schreiben zurecht, d. h. ſie tunkte die Feder ein, bis dieſelbe auf dem Boden des Dintenfaſſes aufſtieß, und da ſie dadurch natürlicher Weiſe zu voll mit Dinte wurde, ſo klopfte die Gemüſehändlerin ſie alsdann auf dem Tiſche wieder aus, wodurch um das Dintenfaß herum ein artiger Kreis von ſchwarzen Flecken entſtand. Dann ſchob ſie ihre Ellbogen wieder ſo weit auseinander, daß ihr fettes Unterkinn faſt auf dem Buche zu ruhen ſchien, und nachdem dieſe Vorbereitungen beendigt, ſtieß ſie einen tiefen Seufzer aus.

Jungfer Clementine Strebeling hatte dieſen Vorbereitungen mit nicht geringer Verwunderung zugeſchaut; denn die Anſtalten, welche die dicke Frau traf, um wieder mit dem Schreiben anfangen zu können, waren, wie geſagt, ſo ſeltſamer und ungeheuerlicher Art, daß ein Uneingeweihter nicht eher wußte, was ſie beginnen wolle, als bis ſie mit dem Zeigefinger der linken Hand auf der Schiefertafel die richtige Stelle aufgefunden hatte und alsdann vor ſich hin ſprach: „Vierundzwanzig Stück Borsdorfer Aepfel," und darauf anfing, Zahlen und Gegenſtände in der ſpäter nur ihr allein leſerlichen Keilſchrift in das Buch zu malen.

„Ich glaube, Ihr ſchreibt!" rief endlich die alte Jungfer, nachdem ſie eine Zeit lang mit großem Erſtaunen geſehen, wie der Oberkörper der dicken Frau eine Weile auf dem Tiſche hin- und hergerutſcht. „Das habe ich ja von Euch noch nie geſehen, ſo lange ich Euch kenne."

„Daß ich ſchreibe," entgegnete die Gemüſehändlerin, welche froh war, einen Augenblick innehalten zu können, „das will ich glauben, mein Schätzchen; hab's auch ſeit zwanzig Jahren nicht

mehr praktizirt, kommt mich unbeschreiblich sauer an. Das war das Geschäft der Katharine. Was will ich aber nun machen? Das Mädel ist fort; aufgeschrieben muß sein."

Bei diesen Worten der Frau leuchtete es freundlich auf in dem Gesichte der Jungfer Strebeling. „Ei," sagte sie, indem sie aufstand und sich dem Tische näherte, „was meint Ihr denn, Frau Schoppelmann, wenn ich das für Euch besorgte? Ich versichere Euch, ich schreibe eine recht brave Handschrift und bin außerordentlich pünktlich."

„Ja, das glaube ich wohl," versetzte die Gemüsehändlerin freudig überrascht und blickte mit lächelndem, strahlendem Gesicht in die Höhe. „Jungfer Clementine hat was gelernt. — Aber es geht doch nicht," setzte sie nach einer Pause verdrießlich hinzu.

„Und warum geht's nicht?"

„Das will ich Euch sagen," fuhr Madame Schoppelmann fort. „Wenn Ihr mein Buch auch für einmal einschreibt, was hilft mich das? Wahrhaftig nicht viel. Seht Ihr, das Geschäft kommt jede Woche vier Mal vor, nach jedem großen Markttage, und da —"

„Desto besser!" meinte Clementine, und ihr Blick war ganz glücklich und verklärt; „so schreibe ich Euch das Buch vier Male die Woche und bemerke obendrein noch auf der Schiefertafel, was Ihr mir jeden Tag diktirt, gerade so, wie es die Katharine gemacht. — Wißt Ihr was, Frau?" fuhr Clementine nach einer Pause, während welcher die Gemüsehändlerin sie erstaunt betrachtet, zu sprechen fort, „wißt Ihr was, Frau?" wiederholte sie, und dabei war es, wie wenn ihre Stimme ein klein wenig zitterte; „nehmt mich mit in Euer Geschäft, ich will redlich für Euch thun, was ich kann, und wenn Ihr mir etwas dafür geben wollt, so bin ich wohl zufrieden."

„Ja, wie ist mir denn?" fragte mehr und mehr überrascht die dicke Frau; „Ihr, eine Kapitalistin, wollt Dienste nehmen, und Dienste bei mir, der Gemüsehändlerin?"

„Nennt es nicht ſo,“ bat Clementine mit leiſer Stimme. „Bedenkt doch, ſeit wie viel Jahren ich bei Euch aus und ein gehe, wie lange ich mit angeſehen, was Katharine alles gethan, und daß es mir in der Seele weh thut, Euch ſo allein das ganze Geſchäft beſorgen zu ſehen. O, glaubt mir, ich könnte Euch Vieles beſorgen, wie z. B. die Schreiberei und was im Hausweſen ſo vorkommt, während Ihr auf dem Markte ſeid. — Denn,“ ſetzte ſie ſtockend hinzu, „für den Markt ſelbſt tauge ich gar nicht; das würde ich auch nicht einmal gern thun. Man muß das von Kindheit auf gewohnt ſein, ſich ſo dahin zu ſetzen und ſich angaffen zu laſſen.“

„Und man muß ſich vor allen Dingen dabei zu benehmen wiſſen,“ ſagte die alte Frau mit großem Stolz; „da habt Ihr Recht, Clementine, das Auf-dem-Markt-Sitzen iſt keine Kleinigkeit; ich mußte dahin als eine Jungfer von ſechszehn Jahren, und das kann ich Euch verſichern, mein Ausſehen war ſo, daß alles, was über den Markt bei meinen Körben vorbei kam, vor mir ſtehen blieb, und die alten Herren nahmen bedächtig eine Priſe, und die jungen Laffen ſagten: Sapperment, die iſt einmal ſchön! Eines Tages — aber da ſchwätz ich dummes Zeug in den Tag hinein,“ unterbrach ſie ſich ſelber, „ſtatt Euch eine vernünftige Antwort auf Euren angenehmen Vorſchlag zu machen.“

Clementine, welche wohl wußte, daß das Herz der Madame Schoppelmann ſich nie froher bewegt fühlte, als wenn ſie etwas aus ihrem vergangenen Leben erzählte, war klug genug, auf's Dringendſte darum zu bitten, die Frau möge ihr zuerſt erzählen, was eines Tages auf dem Markte paſſirt ſei; ihre Sache habe immer noch Zeit.

„O, es iſt gar nicht der Rede werth,“ entgegnete Madame Schoppelmann geſchmeichelt. „Alſo die jungen Laffen, welche um die Körbe herum ſtanden, ſagten —“

„Die iſt einmal ſchön!“ ſchaltete Clementine ein.

„Das ſagten ſie wahrhaftig,“ fuhr die Frau fort, „und da-

in allen möglichen Stellungen ſind in den Ecken placirt. Im zweiten Zimmer befindet ſich der Regiſſeur im eleganten Schlafrock; er liegt in einem prächtigen Fauteuil; vor ihm ſteht ein Marmortiſchchen, auf dem der Caffee ſervirt iſt, und ein angenehmer Duft, der uns entgegenſtrömt, ſagt uns, daß er eine ſehr feine Havannahcigarre rauche. Obgleich es erſt acht Uhr iſt, iſt doch ſchon Geſellſchaft da. So eben trat der Theaterdiener ein und brachte einen Stoß vergilbter Papiere, es ſind die verlangten Rollen des Egmont; der Theaterdiener iſt ein ganz merkwürdiger Menſch. Obgleich er nichts zu thun hat, wie Ausgänge zu beſorgen, Briefe auf die Poſt zu tragen, Proben anzuſagen, dem Perſonale die Monatsgagen zu bringen, ſo weiß er mit einer ungemeinen Feinheit in dieſe untergeordneten Geſchäfte einen Faden aus den höhern Zweigen des Theaterweſens hinabzuziehen und da oben, wenn auch ganz unbemerkt, die Hände im Spiel zu haben. Der Theaterdiener wird „Herr“ genannt, iſt bei Hoftheatern meiſtens ein alter gedienter Soldat, der die Medaille im Knopfloch trägt. Auf ſeinen Lippen ſteht ein beſtändiges Lächeln, und er macht ſich ein Geſchäft daraus, das ganze Theaterperſonal ſo zu ſtudiren, daß er weiß, bei dem braucht es nur eines Ausweiſes, bei dem einer kleinen Bemerkung, bei Jenem ein wohlangebrachtes Lächeln, um zu erfahren, was er zu wiſſen wünſcht.

Dabei muß der Theaterdiener ein ſtarkes Gedächtniß beſitzen, muß alle alten Stücke mit ihren Verſetzungen wie ſeine Taſchen kennen. Ja, er iſt ein unentbehrliches Glied in der langen Kette, an der das ganze Perſonal zappelt. Ohne ſeinen Willen wird vielleicht Norma an dem und dem Abend nicht gegeben. Die erſte Sängerin hat zufällig etwas Anderes zu thun, als in der Oper zu ſingen, und klagt am Abend vor der Vorſtellung ihrem Kammermädchen die Noth. Der Theaterdiener kommt ins Vorzimmer und ſagt Liſettchen eine Probe an. „Ach, mein lieber Freund,“ entgegnet ihm dieſe, „ich glaube, wir können morgen unmöglich ſingen; ich verſichere Sie, wir ſind ganz heiſer;“ — die Roſen der Künſtlerinnen reden nämlich immer in der Mehrzahl. — Der Theaterdiener denkt einen Augenblick nach und plötzlich fällt ihm eine ſchnipp'ſche Antwort ein, die ihm Mademoiſelle G., die Soubrette, vor einigen Tagen gegeben. Er nickt mit ſeinem Kopf und geht nachdenkend fort. Der gute Intendant, der ſich nicht wenig freut, die Norma endlich glücklich herausgeſchält zu haben, wird ſehr unangenehm überraſcht, als ihm der Theaterdiener meldet, daß die erſte Sängerin von einer ſo entſetzlichen Heiſerkeit befallen wäre, daß ſie kein Wort ſprechen könne. Die Regiſſeure ſind augenblicklich nicht bei der Hand, der Zettel für morgen muß in die Druckerei, und da weiß denn ein kluger Theaterdiener zu rechter Zeit ſchüchtern den Namen eines Stückes

gegen konnte ich nichts machen. Meine Mutter hatte mir auch gesagt: laß sie nur sagen und dich anschauen, wie sie wollen, aber wie einer zudringlich wird, so schlägst du zu. Sieht Sie, Jungfer Clementine, so sagte meine Mutter — Gott hab' sie selig! — und andere Moral hat sie mir nie gepredigt; war aber auch gar nicht nothwendig: in dem war Alles inbegriffen. Da geben sie her und schreiben ganze Bücher über das Verhalten der Jungfern von mittleren und höheren Ständen, wie sie es nennen. Wozu das? — Luxus ist's, der helle Ueberfluß! Und hätte ich zehn Töchter gehabt, ich hätte sie Alle mit dem Wort von meiner Mutter-selig erzogen, denn darin liegt das ganze Geheimniß. Laßt sie euch angaffen und reden, was sie wollen, danach schüttelt man kein Ohr; aber wenn sie zudringlich werden, zugeschlagen und tüchtig zugeschlagen, treff' es, wohin es wolle und wen es wolle?

Die Gemüsehändlerin holte nach dieser längeren Rede tief Athem, und dann fuhr sie fort: „So sitz' ich also eines Tages bei meinen Körben, kommt Einer daher und will Blumen von mir kaufen. Ich sage: da sind genug, wählt Euch aus. Er sucht und sucht, und zu gleicher Zeit kommen noch mehrere so Pflastertreter heran und lachen mit dem Ersten und stoßen ihn an und sagen: nur zu, nur zu! und ich sehe, daß sie irgend eine Schelmerei vorhaben.

„Endlich sagte der Erste mit so einer dünnen, piepsenden Stimme: wissen Sie was, Mamselle, Sie können wohl so gut sein und mir Ihren Strauß geben. — Meinen Strauß, Jungfer Strebeling! Das war nämlich ein Bouquet von Rosen, das ich mir vorn in's Mieder gesteckt hatte. Ich entgegnete ihm auch ganz ruhig, das seien meine Blumen und das bleiben auch meine Blumen. Da lachten die Anderen wieder und stupften ihn in die Seite, und Einer sagte: siehst du wohl, das habe ich mir gleich gedacht. — Und nun, Jungfer Strebeling, was denkt Sie? Nun kommt der Erste dicht auf mich und —"

Damit ſah die Frau ihr Gegenüber mit einem fragenden Blicke an, als ſollte Dieſe errathen, was denn eigentlich geſchehen ſei.

„Ich will nicht hoffen — —“ ſagte Clementine ſchüchtern.

„Hoff' Sie nur immer zu!“ entgegnete die dicke Frau. „Er geht alſo bei Gott her und will mir den Blumenſtrauß von meinem Mieder herausziehen. Das war doch offenbar zudringlich, und ſo nahm ich es auch, und hatte gerade in meiner rechten Hand eine ganze Menge wilder Roſen, aus denen ich einen Kranz machen ſollte, und wie der alſo meinen Strauß nehmen wollte, ſpring' ich in die Höhe und ſchlage ihm meine wilden Roſen — es waren recht ſchöne Dornen daran, und obendrein waren die Blätter ganz naß — rechts und links um das Geſicht herum, und ſo nachdrücklich, daß Roſenblätter und Laub und Stengel und die Waſſertropfen nach allen Richtungen hinaus flogen.“

„Nun?“ fragte ängſtlich Clementine, da die Frau einen Augenblick ſchwieg.

„Nun,“ fuhr Madame Schoppelmann mit großem Selbſtgefühl fort, „damit war die Geſchichte aus. Er ſagte wohl, ich ſei ein wilder Teufel, aber dann gingen ſie lachend davon; und das waren vornehme Herren, ein paar Barone und ein Graf. Und für ihn, den ich ſo bedient, habe ich ſpäter lange Zeit in die Küche geliefert. Ja, das kann ich Sie verſichern, Strebelinge, ſo was gibt Reſpekt. — Aber jetzt ſchwätz' ich da fort und fort, und Ihr hättet mich wahrhaftig unterbrechen ſollen. Nun, wie war's denn mit Eurem Vorſchlage vorhin? War das Scherz oder Ernſt?“

„Mir war's vollkommen Ernſt,“ ſagte ſchüchtern Clementine; „ich habe ja doch nichts zu thun, und wenn ich Euch helfen kann, ſo will ich es von Herzen gern thun.“

„Aber umſonſt iſt der Tod,“ verſetzte ernſt die alte Frau. „Wenn Ihr für mich arbeiten wollt, ſo muß ich Euch auch dafür bezahlen.“

„Nein, nein," sprach eifrig Clementine, „von Bezahlen, d. h. von Geld, kann keine Rede sein. Ich helfe Euch, wie Euch Katharine geholfen, mit Ausnahme des Marktgeschäftes, und dafür — wenn Euch das nicht zu viel erscheint — wohne ich umsonst bei Euch und esse bei Euch.

Die alte Jungfer seufzte tief auf, als sie die letzten Worte sprach. „Das lass' ich mir schon gefallen," entgegnete lachend Madame Schoppelmann; „so wohlfeil hätt' ich nicht gedacht, einen Buchhalter zu bekommen. Im Grunde kann ich mir auch denken, daß Sie es nicht thut, um Geld zu verdienen, denn Sie ist ja, was man so bei uns nennt, eine reiche Person."

„Das war ich wohl," dachte Clementine, und einen Augenblick wollte ein trauriges Gefühl ihr Herz beschleichen. Dann aber richtete sie sich an dem süßen Gedanken, daß sie ja für ihn das alles geopfert, wieder in die Höhe, und dabei glänzte ihr Auge freudig auf. „Und wenn ich jetzt anfange zu arbeiten," sprach sie zu sich selber, „so thue ich es ja ebenfalls für ihn, und dafür muß mir doch einmal ein schöner Lohn werden." Aber wenn sie genauer an diesen Lohn dachte, so schauderte sie leise in sich zusammen.

„Wenn das also Ernst ist," nahm höchst vergnügt die Gemüsehändlerin das Wort, „so können wir in Gottes Namen gleich anfangen. Das Buch liegt schon seit zwei Markttagen ungeschrieben, und meine Schiefertafel steht in die Kreuz und quer so voll, daß ich selbst kaum daraus komme."

„So muß Sie mir andiktiren," sagte Clementine und setzte sich vor das Buch hin. Ehe sie aber anfing zu schreiben, nahm sie einen feuchten Lappen und vertilgte die vielen Seen und Ströme von schwarzer Dinte, die zahlreich auf dem Tische glänzten. Dann begann die Arbeit, und wir können versichern, daß sie rasch von Statten ging. Madame Schoppelmann wischte mit zufriedener Miene einen Tag um den anderen aus, und da der neue Buchhalter erst dann zu ruhen beschloß, wenn das Buch in Ordnung

ſei, ſo wurde nach ein paar Stunden die Lampe angezündet, und während draußen der Abend herabſank und es ringsum dunkel wurde, arbeiteten die Beiden emſig darauf los.

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Berichtet von einem Vorfall, der anzeigt, daß die ewige Gerechtigkeit ſchon hier zuweilen den Schuldigen trifft.

Die Gebrüder Schoppelmann, welche in den Nachmittagsſtunden einen kleinen Ausgang gemacht, waren nach Hauſe zurückgekehrt und ſaßen neben einander auf dem Bette des Führmanns. Ihre Unterhaltung war ziemlich einſylbig; Beide ſchienen mit ihren Gedanken beſchäftigt. Zwiſchen den hohen Mauern des Nebenhauſes hindurch drang von der breiten Straße, in welche die enge, ſchmutzige Gaſſe endete, ein ſchmaler Strahl des Gaslichtes der Laternen, leuchtete auf den Gitterſtäben vor den Fenſtern und warf einen bleichen Schein auf die beiden Köpfe der würdigen Brüder.

Der Winkel war faſt ganz dunkel und nur in dem muſikaliſchen Hauſe, wie gewöhnlich, ein Fenſter erhellt, hinter welchem man den Schatten eines Schulgehülfen erblickte, der nach des Tages Laſt und Hitze ſein Gemüth mit ſanften Melodieen erheiterte. Sanft und angenehm waren dieſe Melodieen, aber wohl nur für ſein eigenes Ohr; denn in Wahrheit zu ſagen, brachte er auf dem alten Klavier zuweilen entſetzliche Mißtöne hervor und ſang dazu ein Lied, woran das Bemerkenswertheſte war, daß es trotz Inſtrument und Noten beſtändig durch verſchiedene Tonarten klang, und daß jeder Vers faſt einen ganzen Ton tiefer endigte, als ihn der Sänger begonnen und als ihn das eigenſinnige Klavier vorſchrieb. Das war aber für den Künſtler da

droben gleichgültig; es schien wenigstens so, und er mußte sich offenbar an den Tönen erfreuen, die er hervorbrachte; denn er sang alle Verse des Liedes durch, dann präludirte er ein wenig und fing wieder von vorn an:

Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht,
An seiner Seite klirrt das Schwert, das scharfe.

Die Gebrüder Schoppelmann saßen schon ziemlich lange auf dem Bette des Fuhrmanns, ohne viel mit einander zu sprechen. Jeder war mit sich selbst beschäftigt, und nur zuweilen, wenn der Sänger droben gar zu laut hinaus jammerte und zu kläglich versicherte, daß er die Dame, so er liebe, um keinen Preis nennen wolle, schaute der Jäger seinen Bruder an, worauf dieser entgegnete: „das sind langweilige Kerle!“ — Das Wetter draußen mochte neben anderen Ursachen auch wohl niederdrückend auf das Gemüth der Beiden wirken; denn der Himmel, der schon seit ein paar Tagen mit dunkeln Wolken bedeckt war, sandte heute Abend einen kalten, unfreundlichen, schon recht herbstlichen Regen herab. Draußen plätscherten die Rinnen; man hörte das Wasser rieseln, und wenn man so in den Schein der Laternen hineinsah, so bemerkte man die schweren Tropfen, die vom Winde in schiefer Richtung gegen die Wände der Häuser getrieben wurden.

Mittlerweile hatte der Singende droben ein höchst unmelodisches Accompagnement gefunden; denn ein Hund, der draußen im Winkel vor dem Regen irgendwo untergekrochen war, fing an zu heulen, zuerst leise und schmerzlich, dann lauter und jammervoll; oft stieß er auch kurze traurige Töne aus, dann erhob sich aber seine Stimme wieder zu einem wahren Klaggesange, der sich zuletzt in unendlich hohen Tönen verlor.

Anfänglich hatte es die Beiden gefreut, daß der Schulmann droben auf so unangenehme Art gestört wurde; denn dieser war

ſchen einige Mal an's Fenſter getreten, hatte es geöffnet und ſehr laut hinab gerufen: Bſt! Bſt! indem er hoffte, den Hund auf ſolche Weiſe zum Schweigen zu bringen.

„Das iſt doch eine rechte Beſtie!“ ſagte der Fuhrmann nach einer Pauſe. „Warum heult das Vieh eigentlich?“

„Das macht die Muſik da droben,“ verſetzte der Jäger, „oder auch vielleicht der Regen.“

„Es könnte doch vielleicht heute Nacht Jemand hier in der Nähe ſterben,“ entgegnete der Fuhrmann; „dann heulen dieſe Beſtien auch immer.“

„So—o—o—!“ erwiderte der Jäger gedehnt und ſah ſeinen Bruder an. „Das iſt ein dummer Aberglaube; es iſt ja Niemand krank in der Nähe. Ich weiß wenigſtens Niemand.“

„Ja, man ſagt ſo,“ ſagte gleichmüthig der Fuhrmann. — — „Aber ich weiß nicht,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „mich friert's heute Abend; es fängt doch ſchon an kalt zu werden.“

„Ach ja, der Herbſt kommt,“ meinte der Jäger und warf einen ſehnſüchtigen Blick nach den Gewehren, die über ſeinem Bette hingen. „Jetzt wird es im Walde lebendig und ſchön, und wir ſitzen hier und können nicht einmal hinaus.“

„Das muß man ändern,“ ſagte beſtimmt der Fuhrmann. „Ich verſichere dich, ich habe das Leben ſatt und will lieber irgendwo als Knecht arbeiten, als wie hier ſo miſerabel meine Tage verbringen. Wir leben, d. h. wir eſſen und trinken; das iſt aber auch Alles; wir ſind wie die Schulbuben, die angezogen werden, die ihren Kaffee und ihr Mittageſſen erhalten, aber wenn ſie ein Taſchengeld verlangen, auf die Finger geklopft werden.“

„Es iſt empörend,“ erwiderte der Jäger, „und du wirſt ſehen, mit uns wird's nicht mehr anders. Die Alte verdient viel lieber des Jahres ihre Tauſend Gulden weniger, als daß ſie uns wieder hinaus läßt, wie früher. Wir ſollen hier in der Unthätigkeit verderben und verlahmen.“

„Weßhalb thun wir's?“ fragte giftig der Fuhrmann. „Mir steht die ganze Wirthschaft bis hier oben; hast du heute Abend bemerkt, als wir in's Bierhaus gingen, wie der alte Kerl ein Gesicht machte, wie wir kamen? Freilich hatte ich kein Geld, aber das war früher auch oft der Fall, und da sprangen sie doch, als wenn wir Grafen und Herren wären. Ich versichere dich, Konrad, die Alte hat unserem Kredit geschadet; und wenn uns nicht die Frau bedient hätte, so wäre uns — straf' mich Gott! — die Schande angethan worden, daß wir trocken dagesessen wären. Sollen wir das alles so hinunter schlucken?“

„Und ich meine Prügel von neulich?“ nahm ingrimmig der Jäger das Wort. „Meinst du, das hätt' ich vergessen? Sieh, Fritz, damals hat es mir in der Hand gejuckt, und es hätte was Garstiges geschehen können, wenn — —“

„Du nicht hinter der Bettlade festgesteckt wärest!“ lachte der Fuhrmann.

„Und du thätest besser, darüber keine schlechten Witze zu machen,“ fuhr der Jäger fort; „du am allerwenigsten; du hättest dich für mich verwenden sollen und mit der Alten ein vernünftiges Wort sprechen, oder sie sanft am Arm zurückhalten; aber statt dessen krochst du unter die Bettdecke und ließest mir geschehen, was da wollte.“

„Nun, das muß ich sagen,“ sprach der Fuhrmann, „du kennst die Alte doch, beim Blitz, gerade so wie ich. Das hätte was genützt! Sie wäre dann über uns beide hergefallen. Nein, nein, Alles zu gleichen Theilen, ich meine Kopfwunde, du deine Prügel, das hebt sich auf.“

„Ich will nicht mit dir streiten,“ sagte verdrießlich der Jäger. „Aber hast du wirklich vor, was zu wagen, daß wir für eine Zeit lang aus dieser verdammten Lage heraus kommen und ein Bischen Luft schöpfen können? Ich bin dafür mit Leib und Seele.“

„Darauf rechne ich,“ antwortete der Fuhrmann und trommelte mit den Füßen auf die Bettlade.

„Und was geſchieht, muß noch heute Abend geſchehen,“ meinte der Jäger.

„Das, denk' ich, iſt auch meine Idee. Gib nur Achtung, es wird hohe Zeit ſein, da drüben dem alten Thier, der Schilder, zuvorzukommen. Sie hat nichts Gutes im Sinne.“

„Was kann ſie mit uns wollen?“ lachte der Jäger.

„Narr! mit uns freilich nichts,“ ſagte der Fuhrmann; „aber mit unſerem Gelde. Meinſt du, ſie habe vor, mit uns zu theilen? — Gott bewahre! Wenn wir ihr nicht noch heute Abend einen Beſuch machen, ſo haben wir ſie zum letzten Mal geſehen.“

„Und du meinſt, ſie könnte davon gehen,“ fragte erſtaunt der Jäger, „und ihre Wirthſchaft dahinten laſſen?“

„Was Wirthſchaft!“ entgegnete Fritz. „Von dem, was drüben iſt, gehört ihr keine Glasſcherbe.“

„Und der Wein in ihrem Keller?“

„Was ſo ein Jäger nicht für ein gutmüthiger Narr iſt!“ antwortete lachend der Fuhrmann. „Wein im Keller, ſagſt du? Sie hat ebenſo wenig mehr welchen, wie ſie außer uns Kunden hat; ich merke ſchon ſeit einigen Tagen, daß das letzte Faß leer iſt; ich ſchmecke ſo was augenblicklich. Und was ſie uns des Abends zu trinken gibt, das holt ſie Nachmittags im Krug aus irgend einer anderen Weinſchenke.“

„Du kannſt Recht haben,“ entgegnete nachdenkend der Jäger. „Mir iſt es wahrhaftig auch ſchon ſo vorgekommen, und wir ſind demnach in unſerem Rechte.“

„Das will ich meinen!“ lachte der Fuhrmann; „ſehr in unſerem Rechte! und wenn wir hinüberſteigen und ein freundliches Wort mit der alten Schilder reden, ſo thun wir nach der Vorſchrift und haben als gute Haushalter nach dem Unſrigen ausgeſchaut.“

„So ſei es!“ ſprach der Andere und blickte nachdenkend in

das Licht der Gaslaterne, die ihren fahlen Schein über sein Gesicht ergoß, über sein Gesicht und das des Bruders; und als sich nach einem Augenblicke Beide gegenseitig betrachteten, so machte Jeder die Bemerkung, der Andere sehe sehr bleich aus.

Zehn Uhr war's an demselben Abend. Es regnete noch immer trübselig und langsam fort, die Dachrinnen sprudelten und klapperten, die kleinen, fast vertrockneten Rinnen waren angeschwollen und brausten durch die Straßen, und in den feuchten Pflastersteinen spiegelte sich das Licht der Straßenlaternen in langen, röthlich zitternden Streifen; und wenn der Wind, der sich zuweilen erhob, in das gläserne Gehäuse dieser Laternen drang und die Flammen hin und her wehte, so zerriß der Schein auf dem Boden, und Licht und Schatten jagten und verdrängten einander. Es war ein Wetter, von dem der ruhige Bürger sagt, man solle bei einem solchen keinen Hund auf die Straße jagen, und deßhalb waren Plätze und Gassen weit und breit leer. Die Bewohner der unteren Stadtviertel um den Markt, welche früh am Tage an ihre Geschäfte mußten, suchten dafür auch zu guter Zeit ihre Betten, woher es denn kam, daß um diese Nachtstunde hier Alles in tiefer Ruhe und Finsterniß begraben lag.

Das Schoppelmann'sche Haus machte hievon keine Ausnahme. Das große Hofthor war verschlossen und klapperte nur zuweilen in seinen Angeln, wenn ein Windstoß durch den Hof und durch den Thorweg sauste. Dann erzitterte es leise und stöhnte, und die großen Hunde, die dahinter lagen, fuhren in die Höhe und knurrten und schlugen auch wohl ein paar Mal laut an; dann aber schienen sie zu merken, daß es blos der Luftzug sei, was sie beunruhigte, und legten ihren Kopf wieder auf die Vorderpfoten, um fortzuschlafen.

Da klang es vor dem Fenster der Gebrüder Schoppelmann scharf und durchdringend, wie wenn man Eisen auf Stein wetzt, und darauf hörte man die Stimme des Fuhrmanns, welcher leise,

aber eindringlich ſagte: „heb' doch in's Teufels Namen das Gitter mehr in die Höhe! Die Muſik wird uns noch die Alte aus dem Schlafe auf den Hals laden. Halte feſt! — So. Steig' ruhig hinaus."

„Ich habe doch noch heute dieſes alte Eiſenwerk mit Oel geſchmiert!" brummte der Jäger. „Weiß der Henker, was dem einfällt!"

„Die Näſſe," antwortete der Fuhrmann. „Aber jetzt komm!"

Und damit waren ſie von der Fenſterbank herabgeglitten und wandten ſich dem muſikaliſchen Hauſe zu, an deſſen Mauern ſie dicht vorbei bis zur Schenke der Frau Schilder gingen.

Hier war alles ſo dunkel und öde, wie in den anderen Häuſern, die Thüre feſt verſchloſſen, die Läden zugemacht; kein Lichtſtrahl ſagte denen da draußen, ob die Beſitzerin noch auf ſei und daß ſie Hoffnung hätten, noch eingelaſſen zu werden.

„Sollen wir das gewöhnliche Zeichen machen?" fragte leiſe der Jäger.

„Gewiß nicht," entgegnete der Fuhrmann; „auf das hin wird ſie uns nicht öffnen. Ich will dir etwas ſagen: du bleibſt hier an der Thüre ſtehen; ich gehe hinten um's Haus herum, ſpringe über die Mauer in den Hof des alten Kloſters, wo das Fenſter der Hinterſtube hinaus geht, da wird ſie ſitzen und mir gutwillig aufmachen. — Gutwillig," ſetzte er leiſe lachend hinzu, „wenn ich ſie überraſche und erſchrecke. Du mußt aber hier bleiben; denn wenn ich hinten anklopfe, könnte ſie am Ende hier zur Thüre hinaus das Haus verlaſſen wollen."

„Alſo wenn ſie hier hinaus wollte —?" fragte der Jäger.

„So hältſt du ſie zurück," antwortete beſtimmt der Fuhrmann, „verhinderſt ſie vor allen Dingen am Schreien; das wirſt du doch wohl können. Du nimmſt ſie einfach am Halſe und hältſt ſie feſt."

„Gut!" ſagte der Bruder; „ich will's beſorgen." Damit drückte er ſich ſo dicht wie möglich an die Hausthüre, einestheils

hinzuwerfen, das lange nicht gegeben wurde. Wird diese Idee von dem Chef aufgefaßt, so hat Jener gewonnenes Spiel und läuft mit Freuden nochmals herum, das andere Stück anzusagen, denn er kommt ja auch in das Haus der Soubrette, der er dadurch vielleicht einen genußreichen Abend verdirbt. Aber auch wegen anderer Motive läßt der Theaterdiener seine Minen springen. Der erste Held ist vielleicht gerade krank, und der zweite Held, der eben kein Held ist, möchte gern einmal den Wallenstein spielen; denn ein durchreisender Tourist, der sein Freund ist, möchte den großen Mimen gern einmal in einer Glanzrolle sehen, um mit ihm ein Capitel in seinen Reisetabletten ausfüllen zu können, und dies wäre nur unter diesen Umständen möglich. Ein Anderer möchte seinem Collegen gern den Spaß verderben und ihm einen Stein in den Weg legen, damit ein Stück, in dem Jener eine Lieblingsrolle hat, nicht gegeben wird. Doch wir schweifen zu weit ab und kehren lieber ins Zimmer des Regisseurs zurück, wo wir vielleicht bessere Gelegenheit haben, dergleichen interessante Betrachtungen anzustellen.

Der Theaterdiener, der gegen den Regisseur noch viel geschmeidiger ist als gegen den Chef selbst, denn Ersterer ist ein praktischer Theatermensch und läßt sich nicht leicht etwas vormachen, rückt das Marmortischchen näher und legt den Rollenstoß mit einem gelinden Seufzer darauf hin. Der Regisseur läßt das Zeitungsblatt neben sich fallen und wirft die Rollen auf dem Tische aus einander. Da es dem Theaterdiener für jetzt nur darum zu thun ist, zu wissen, wie die Partien aufs Neue besetzt werden, damit er sieht, ob seine Protegés auch gehörig bedacht sind, so fängt er an, den Regisseur leise auszuforschen.

„Da haben der Herr Regisseur wieder eine schwere Arbeit.“ Keine Antwort. „Nun, die meisten Rollen werden bleiben, wie sie früher gewesen sind.“ Der Regisseur blättert emsig in den Papieren fort. „Seit Herr C., der den Alba zum letzten Male spielte, gestorben ist, ist das Stück nicht mehr gegeben worden. — Der Herr Regisseur werden Mühe haben —“ — „Das wär' das Wenigste,“ entgegnet ihm dieser, „Herr M. wird diese Rolle eben so gut spielen.“ — Das schreibt sich der Theaterdiener gleich hinter das linke Ohr und fährt so mit Fragen fort, bis er ziemlich mit der Rollenvertheilung im Klaren ist. „Befehlen der Herr Regisseur, daß ich wiederkommen soll?“ — „Gegen Mittag, ja, Adieu!“

Der Theaterdiener empfiehlt sich und der Regisseur ist allein und hält in Gedanken einen ähnlichen Monolog wie König Philipp, als er seine Brieftasche durchmustert. Er sieht die Namen, die auf den vor ihm ausgebreiteten Rollen stehen, bald mit Lächeln, bald mit Kopf-

um im tiefen Schatten derſelben nicht geſehen zu werden, anderertheils um den herabfallenden Regentropfen zu entgehen.

Der Fuhrmann ging um das Haus herum; da war hinter demſelben eine kleine Mauer, die er leicht überſprang und ſich nun auf einem öden Platze befand, einem ehemaligen Kloſterkirchhofe, den aber die herandrängenden Häuſer nach und nach verengt hatten, ſo daß derſelbe, der ehemals eine weite Fläche einnahm, jetzt auf etwa hundert Schuh im Quadrat zuſammen gedrückt war. Aber alles Unheimliche des ehemaligen weiten Platzes mit ſeinen Grabſteinen, Kreuzen, zerbrochenen Sarkophagen hatte ſich ebenfalls hier zuſammen gedrängt, und um zu dem Fenſter zu gelangen, welches von der Hinterſtube der Madame Schilder auf dieſen Platz führte, mußte man über große Haufen dieſer Gegenſtände hinwegklettern, was denn auch der Fuhrmann leiſe und umſichtig that.

Er hatte richtig geahnet; die Fenſter waren, wenn auch ſchwach, erleuchtet, und als er langſam näher ſchlich, ſah er die Frau Schilder an ihrem Tiſche ſitzen; ſie hatte den Kopf in die Hand geſtützt und las in einem großen Buche. Es war augenſcheinlich eine Bibel.

Im erſten Augenblicke lächelte der Fuhrmann darüber und ſchüttelte den Kopf, im nächſten Augenblicke aber befremdete ihn doch das Treiben der Frau, als er ſah, wie ſie mit ihren Augen gierig über die Blätter hinfuhr, wie ihr Haar ſo zerſtört, ihr Geſicht ſo bleich war. Zuweilen blickte ſie in die Höhe und ſchüttelte mit einem unſäglich troſtloſen Blicke den Kopf, als wollte ſie ſagen: das alles, was ſie hier leſe, bringe ihr doch keinen Troſt. Und ſo mochte es wohl auch ſein; denn nachdem ſie eine Zeit lang in die Blätter geſtarrt, nahm ſie ein Meſſer, das neben ihr auf dem Tiſche lag, ſchlug das Buch zu, ſteckte alsdann das Meſſer auf's Geradewohl zwiſchen die Blätter und begann dann wieder eifrigſt eine ſo durch den Zufall aufgeſchlagene Stelle zu leſen.

Da rollte ein Stein unter den Füßen des Fuhrmanns hinweg

und polterte dumpf an die Wand des Hauses. Entsetzt fuhr die Frau in die Höhe und starrte mit einem schrecklichen Blicke nach dem Fenster. Ihre Angst schien sich auch nicht zu vermindern, als nun der Fuhrmann leise an die Scheiben klopfte. Einen Augenblick blieb die Frau unschlüssig stehen, dann machte sie eine zuckende Bewegung gegen das Fenster hin, wandte sich aber, ehe diese noch ganz ausgeführt war, wieder nach der Thüre, ohne auch diese erreichen zu können; denn sie war zu jedem Schritte unfähig, sie zitterte an allen Gliedern.

Jetzt klopfte der Fuhrmann stärker an das Fenster, legte auch seinen Mund dicht an die Scheiben und sagte: „macht doch keine Faxen, Schilderin! Ich bin's ja, Fritz Schoppelmann; wir wollen nur ein kleines Glas Wein bei euch trinken. Oeffnet die Thüre oder das Fenster, wie Ihr wollt."

Auf diese Worte hin machte die Frau eine hastige Bewegung, das Zimmer zu verlassen. Doch schien sie sich an der Thüre eines anderen zu besinnen; sie warf einen trostlosen Blick rings um sich, dann trat sie seufzend an das Fenster.

„Was wollt ihr?" fragte sie den Fuhrmann, der jetzt sein ganzes Gesicht und so lächelnd als möglich am Fenster zeigte.

„Was ich will?" entgegnete er. „Nun, das ist einmal wieder eine lächerliche Frage! Ich habe es Euch ja schon gesagt: ein Glas Wein trinken. Oeffnet nur jetzt das Fenster oder vorn die Hausthüre."

„Wollt ihr denn bei mir einsteigen wie ein Dieb in der Nacht?" versetzte die Frau, indem sie sich an einer Tischecke festhielt und ihren Körper schien ein leichter Schauder zu überfliegen.

„Was Dieb!" antwortete grinsend der Fuhrmann. „Sind wir nicht eure guten Freunde, mein Bruder und ich?"

„So, ist der Jäger auch da?" fragte die Frau, und blickte aufmerksam zum Fenster hinaus, wobei man auf ihrem Gesichte

ſah, daß ihr die Anweſenheit des jüngeren Bruders nicht ſo unangenehm war, wie die des älteren.

„Er ſteht draußen vor der Hausthüre,“ murrte der Fuhrmann. „Aber jetzt macht endlich einmal auf! Ich habe es ſatt, hier im Regen zu ſtehen.“

Der Fuhrmann, der ſich nun an die Scheiben legte, hörte, wie die Frau wirklich die Hausthüre öffnete, und gleich darauf ſah er ſie mit ſeinem Bruder zurückkommen. Der Jäger konnte ſich eines Lächelns nicht enthalten, als er den Andern ſo draußen vor dem Fenſter im Regen ſtehen ſah und als er vernahm, wie die Wirthin hoch und theuer ſchwor, ihr Fenſter öffne ſie nicht, und wenn der Fuhrmann in's Haus wolle, ſo ſolle er nur getroſt vorn zur Thüre hereinkommen.

Das that er denn auch, und wenige Minuten nachher trat er in's Zimmer und ſetzte ſich an dem alten ſchwarzen Tiſche nieder, vorn hin in den Schein der Lampe, während der Jäger ſich etwas zurückzog und ſich abſichtlich oder unabſichtlich in dem Schatten niederließ. Die Frau ſtand an dem Tiſche und blickte den Fuhrmann feſt an.

Dieſer hatte die Hände in die Hoſentaſchen geſteckt, ſtreckte die Beine weit von ſich und pfiff eine Melodie dazu, während er den — wir möchten ſagen: ſtarren — Blick der Frau feſt aushielt.

„Was wollt ihr alſo?“ fragte dieſe.

„Vorderhand ein Glas Wein trinken,“ entgegnete ruhig der ältere Schoppelmann.

Einen Augenblick ſchwieg die Frau ſtill, dann ſagte ſie trotzig und beſtimmt: „ich habe keinen mehr, das Faß iſt leer.“

„Keinen Wein mehr im Hauſe?“ fragte der Fuhrmann lächelnd und verſuchte es, mit ſeinem Bruder einen Blick zu wechſeln, was aber unmöglich war, da dieſer faſt hinter ihm ſaß.

„Nicht einen Tropfen!“ ſagte die Frau, ohne irgend eine Be-

wegung zu verrathen. Auf morgen erhalte ich neuen, und dann steht mein Haus wieder zu euren Diensten."

„So, a'so auf morgen?" antwortete lächelnd der Fuhrmann. „Das ist doch eine schlechte Wirthschaft, die ihren Wein ausgehen läßt; das thut man nur dann, wenn man das ganze Geschäft aufgeben will. Habt Ihr das vielleicht im Sinn, Frau Schilder?" Dabei blickte er die Frau lauernd an.

Diese zuckte die Achseln und entgegnete: „wer weiß, was geschieht über kurz oder lang! Es kann wohl sein, daß ich es nicht wünsche, mein Leben hier in diesem Winkel zu verbringen. — So Gott nämlich will," setzte sie leiser hinzu und blickte auf eine sonderbare Art um sich.

„Wenn Ihr also keinen Wein habt," fuhr der unerschütterliche Fuhrmann fort, indem er seine rechte Hand aus der Hosentasche hervorzog, zu gleicher Zeit aber ein großes Einschlagmesser, das er langsam öffnete und damit den Rand des Tisches beschnitzelte; „wenn Ihr also keinen Wein mehr habt," wiederholte er, „so wollen wir trocken von Geschäften reden; denn Wasser mag ich keines saufen."

In dem Herausziehen des Messers lag an sich nichts Besonderes und ebensowenig darin, daß er von dem Tische kleine Stücke herunterschnitt. Er pflegte das beständig so zu machen, es war das, während er Wein trank, ein kleines Privatvergnügen für ihn. Obgleich nun die Frau diese Spielerei hundert Mal gesehen hatte und nie etwas dahinter gesucht, so erblaßte sie jetzt doch, als der Fuhrmann sein blitzendes Messer öffnete, und sogar der Jäger in der Zimmerecke schien unruhig auf seinem Stuhle hin und her zu rücken.

„Wir wollen also von Geschäften reden," sagte der Fuhrmann, ohne in die Höhe zu blicken.

„Von Geschäften?" wiederholte die Frau mit tonloser Stimme; „das haben wir ja schon heute Mittag gethan."

„Ganz richtig!“ meinte der Fuhrmann, „ohne aber zu einem Resultat zu kommen.“

„Zu welchem Resultat?“

„Nun, zu einem klingenden!“ lachte der Fuhrmann. Doch war dieses Lachen ein erkünsteltes, und seine Züge nahmen gleich darauf einen fürchterlichen Ernst an. „Wir brauchen Geld!“ sagte er finster und trotzig, „ich und mein Bruder, viel Geld; wir haben keinen Kreuzer, Ihr habt genug.“

„Du mein Gott!“ unterbrach ihn die Frau und wollte lächeln. Aber dieses Lächeln verwandelte sich in den Ausdruck höchsten Schreckens, als der Fuhrman sie jetzt mit seinen seltsam funkelnden Augen fest ansah. — „Geld?“ fuhr sie mit leiser Stimme fort. „Woher soll ich solches nehmen? — — Nun ja, wenn ihr es denn wollt, so will ich morgen früh nachsehen, wo ich etwas bekomme.“

„Morgen früh?“ lachte hämisch der Fuhrmann. „Wie Ihr so schlau seid! — Was morgen früh!“ fuhr er plötzlich mit barscher Stimme fort, „sollen wir uns wieder von Euch zum Narren halten lassen? Rückt heraus damit!“ rief er aufspringend, „Ihr habt Geld genug im Hause; ich rathe Euch, laßt Euch nicht lumpig finden! 's könnte Euer Schaden sein!“

„Aber was wollt ihr denn?“ entgegnete erbleichend die Frau und machte ein paar Schritte rückwärts der Thüre zu.

„Nicht von der Stelle!“ schrie erbost der Fuhrmann und faßte sie mit seiner schweren Faust am Handgelenk. „Ich will euch sagen, was wir wollen: das Geld der alten Jungfer wollen wir.“

„Ihr habt ja Euren Theil,“ sagte zitternd die Frau.

„Was Theil!“ fuhr der Fuhrmann fort. „Ihr habt an tausend Gulden baar da liegen, die will ich und das Papier von dreitausend Gulden als Pfand nehmen. Seht, Euch traue ich nicht so weit. — Ja als Pfand will ich sie nehmen, die Verschreibung, denn Ihr würdet uns doch keinen Kreuzer davon geben. Ja und

lieber noch will ich das Papier zerreißen, als es in Euren Fingern lassen."

Die Frau wußte einen Augenblick nicht, was sie darauf antworten sollte. Sie hatte wohl schon mit dem Fuhrmann ähnliche Scenen erlebt, doch war sein Blick bei diesen Veranlassungen nie so abscheulich gewesen, wie heute Abend; sie hatte sich nie so erschüttert und rathlos gefunden, wie in diesem Augenblicke.

„So wollt ihr mich also berauben?" sagte sie nach einer längeren Pause. „Ihr — zwei Männer eine schwache Frau? Es ist weit mit euch gekommen."

„Da habt Ihr Recht!" entgegnete ingrimmig der Fuhrmann. „es ist weit mit uns gekommen. Aber wer ist daran Schuld, als Ihr schlechtes Weibsbild? Wer hat uns seit Jahren in dieses Haus gezogen, wer hat uns leichtsinniger Weise geborgt, Geld und Wein? Wer hat an Zahlungs Statt lachend die Waaren angenommen, die wir unserer Mutter drüben gestohlen? — Ihr — Ihr und wieder Ihr!"

„Ja, das könnt Ihr nicht läugnen," mischte sich der Jäger in's Gespräch, „das habt Ihr alles gethan, und auch den Gedanken angegeben zu der Geschichte mit der alten Jungfer drüben."

„Und wer hat den Kopf in die Schlinge gesteckt?" fuhr der Fuhrmann fort. „Wir Beiden! — Und was haben wir davon? — Nichts, gar nichts! Unseren Theil habt Ihr wieder an Euch gezogen: uns ist, wie gesagt, nicht ein Kreuzer geblieben."

„Das ist alles wahr," bekräftigte der Jäger die Rede seines Bruders.

„Deßhalb rückt heraus," fuhr der Andere mit gepreßter Stimme fort, „mit Papier und Geld, oder — es geschieht ein Unglück!"

„Papier und Geld!" wiederholte die Frau; doch klangen diese Worte fast unverständlich. „Alles soll ich hergeben?"

„Alles!" sagte bestimmt der Fuhrmann.

„Wenigſtens das baare Geld,“ meinte der Jäger. „Seid klug und thut, wie Euch der Fritz geſagt.“

„Alſo das baare Geld?“ fragte die Frau mit einem tiefen Seufzer und blickte rathlos um ſich.

„Geld und Papier!“ entgegnete mit feſtem Tone der Fuhrmann.

„Nein, nein! gewiß nicht!“ kreiſchte jetzt die Frau laut auf. „Nein, ihr bekommt es nicht! Lieber könnt ihr mich jetzt gleich auf der Stelle todt ſchlagen — Räuber und Mörder ſein. Aber ihr ſollt nicht Alles haben.“

Der Fuhrmann ließ den Arm der Frau los und griff nach ſeinem Meſſer, das er auf den Tiſch geworfen. Doch drängte ihn der jüngere Bruder in dieſem Augenblick zurück und rief: „ſo ſeid doch Beide klug und verſtändig! Gebe Jedes von euch die Hälfte nach! Holt das baare Geld, tauſend Gulden voll gezählt, und dafür laſſen wir Euch das Papier, bis es umgewechſelt iſt. Dann wird wieder redlich getheilt.“

Der Fuhrmann wollte etwas heftig entgegnen, doch zog ihn der Bruder einen Schritt zurück und flüſterte ihm zu: „Was nützen dich die Papiere? Sie gehen ja auf ihren Namen; wir können ſie doch nicht verkaufen.“

Hierauf entſtand eine längere Pauſe, während welcher der Fuhrmann ſein Meſſer feſt in der Hand hielt und die Frau mit einem tückiſchen Blicke von oben bis unten maß. Seine linke Hand ballte ſich auf und zu, und er war anzuſehen wie ein wildes Thier, das jeden Augenblick bereit iſt, ſich vernichtend auf ſeine Beute zu ſtürzen.

Die Frau ſah und fühlte genau, was in ihrem Feinde vorging, und während ſie heftig zitterte, brauchte ſie zur Abwehr die einzige Waffe, die ihr übrig blieb: ſie gab ihm Blick um Blick zurück und hielt ſein Auge feſt mit dem ihrigen. Dabei rieſelte ihr der Schweiß über das Geſicht herab, und ihre Bruſt hob ſich keuchend.

„Tausend Gulden baares Geld," sagte beschwichtigend der Jäger.

„Sei es darum!" rief nach einer abermaligen längeren Pause der Fuhrmann und warf sein Messer hinweg.

„So will ich sie holen," brachte die Frau mühsam heraus und ging mit wankenden Schritten zur Thüre hinaus.

Ihr folgten die beiden Brüder, und während der Fuhrmann dicht hinter der Frau ging, blickte sie sich jeden Augenblick scheu um; sie schien etwas Entsetzliches zu befürchten. An der Treppe brachen ihr fast die Knie zusammen, und während sie langsam hinaufstieg, wischte sie sich mit der linken Hand über das Gesicht und hielt sich mit der rechten krampfhaft am Geländer.

Der Fuhrmann blickte finster vor sich hin und stützte sich mit dem Arm auf den Treppenpfosten. Konrad schlich an die Hausthüre und horchte hinaus, ob sich auf der Straße nichts rege. Aber da vernahm er nichts, als das Plätschern der Regentropfen und das Sausen des Windes, wenn er um die Straßenecke herumfuhr.

Die Frau blieb ziemlich lange aus.

„Was meinst du," sagte der Fuhrmann, nachdem sie einen Augenblick gewartet, „sollen wir nicht ebenfalls hinaufsteigen und nachsehen, was sie droben in ihrer Kiste hat."

Doch der Jäger schüttelte mit dem Kopfe und erwiderte sonderbar lächelnd: „lassen wir das; wir wollen ihr ja nichts gewaltsam wegnehmen. Was sie uns freiwillig anleiht, damit sind wir zufrieden."

Jetzt erschien auch die Frau wieder oben an der Treppe. Sie trug eine Lampe in der rechten Hand und hielt mit der linken ihre schwarze Merinoschürze fest, in welcher sich etwas Schweres zu befinden schien. Ihr Gesicht war furchtbar bleich und entstellt. Schon erhob sie den Fuß, um die erste Stufe hinab zu steigen, da zog sie ihn wieder zurück und blieb plötzlich droben wie ange-

bannt stehe::. Ihr Augen öffneten sich entsetzlich weit und starrten ohne allen Ausdruck vor sich hin. Es war ein so unheimlicher Anblick, daß Konrad die Augen wegwandte und selbst der Fuhrmann mit der Hand über das Gesicht fuhr.

Immer noch stand die Frau oben, und ihr Blick wurde gläsern und kalt. Plötzlich fing sie an zu schwanken, die Lampe entstürzte ihrer Hand und erlosch.

Die beiden Brüder sahen nichts mehr.

Das Licht aus der Hinterstube warf noch einen zweifelhaften Schein in den Hausflur. Sie sahen nichts mehr; aber was sie hörten, war um so fürchterlicher. Es klang wie ein tiefer entsetzlicher Seufzer, wie ein kurzer, trostloser Hülferuf; dann klapperte es auf der Treppe und klingelte wie Geldrollen, die herab geworfen werden, und wie wenn aus den zerborstenen Hülsen die einzelnen Geldstücke herausrollten. Darauf hörten sie einen harten Fall; ein schwerer Körper rollte die Treppe herab, und der Fuhrmann, der sich entsetzt vorbeugte, um in der Dunkelheit etwas zu sehen, fuhr erschreckt zurück, denn eine kalte, leblose Hand streifte sein Gesicht.

Da sträubte sich sein Haar empor, und obgleich er sich bezwang und in die Hinterstube eilte, das Licht zu holen, so zitterte doch seine Hand, und die Knie brachen fast unter ihm zusammen.

Der Jäger hielt sich an dem Treppenpfosten, und als sein Bruder mit der Lampe zurückkam, um das Gräßliche, das sich hier begeben, zu beleuchten, kehrte er scheu seinen Blick ab und wandte sich der Hausthüre zu.

Das Leben der Frau Schilder hatte ein plötzliches Ende genommen; die kalte Hand des Todes hatte den Faden desselben zerrissen in dem Augenblicke, als man sie gezwungen, ihr Liebstes zu opfern. Sie war mit dem schrecklichsten Bewußtsein gestorben, und die letzte Viertelstunde ihres Lebens mit dieser entsetzlichen Qual, vielleicht vermischt mit der Ahnung ihres nahen Todes,

war eine fürchterliche Strafe für alles, was ſie Uebles auf dieſer Welt gethan.

Der Fuhrmann hatte es auch nur eine Sekunde vermocht, dieſen Anblick zu beleuchten. Da lag die Frau blutend an der Treppe in ihrem verſchoſſenen ſchwarzen Merinokleide mit erdfahlem Geſichte. Und das Gräßlichſte dabei war: um ſie herum ausgeſchüttet — dieſer Todten zu einer fürchterlichen Verzierung — lagen goldene und ſilberne Münzen. Wie geſagt, nur einen Augenblick vermochte es der Fuhrmann, dorthin zu blicken. Haſtig ſtellte er die Lampe auf den Boden, riß ſeinen Bruder, der zitternd an der Thüre ſtand, am Arm und eilte mit ihm hinaus auf die Straße, die Hausthüre haſtig hinter ſich zuwerfend.

Erſt als die Beiden wieder in ihrem Zimmer waren und das ausgenommene Gitter wieder vor dem Fenſter befeſtigt hatten, war es ihnen möglich, das, was ſoeben geſchehen, mit etwas ruhigerem Blute zu überlegen. Der Fuhrmann faßte ſich zuerſt und ſchlug ſich vor den Kopf, ſeine Dummheit verfluchend, daß er nicht wenigſtens ſo viel als möglich von dem Gelde aufgerafft, wogegen der Jäger verſicherte: nicht um alle Schätze der Welt möchte er ein Stück von dem Geld in ſeiner Hand wiſſen.

Der Fuhrmann hatte auch noch an andere Sachen gedacht; denn nachdem er eine Zeit lang in ſich verſunken auf ſeinem Bette geſeſſen, fuhr er plötzlich in die Höhe und ſagte mit unſicherer Stimme: „das iſt ein großes Unglück, Konrad! Wir müſſen fort, noch heute Nacht. Man wird uns für — die Mörder der Frau drüben halten.“

„Um ſo gewiſſer wird man das thun,“ entgegnete der Jäger, „wenn wir entfliehen. Bah! welches Anzeichen könnte auf uns deuten?“

„Viele!“ ſprach ernſt der Fuhrmann; „unter anderen mein Meſſer, das ich drüben weggeworfen.“

ſchütteln an. Ach, er iſt ja auch nur ein Menſch, und ihm fällt ein, wie ſich Dieſer und Jener gegen ihn benommen, und wenn er auch zu rechtlich iſt, um Jemand zu unterdrücken, ſo kann man es ihm doch nicht verdenken, wenn er gerade dem, der ihm beſtändig opponirt, eine Eſelsbrücke bauen ſollte. Auf dieſe Art hat Mancher den Sieg bei St. Quentin längſt verwirkt und wird zu den Todten gezählt. Dieſe vergilbten Rollen zeigen mit den Namen der verſchiedenen Schauſpieler, die auf ihnen gezeichnet und wieder ausgeſtrichen ſind, aufs beſte die Laufbahn, die mancher Künſtler gemacht hat. Hier iſt die Rolle des erſten Bürgers von Brüſſel und mit manchem durchſtrichenen Namen verſehen. Hier nahm manches junge Talent ſeinen Anlauf, manches kam höchſtens bis zur Rolle des Gomez; der ſpielte einmal den jungen Herzog von Alba und wurde bei Seite gelegt, und von ſo vielen iſt kaum ein einziger, der ſich bis zu einer erſten Rolle durchdrang und ſich da erhielt. Auch der Regiſſeur hat dieſen Weg gemacht; aber er ſieht mit ſtillem Vergnügen, wie die Rollenhefte, auf denen ſein Name prangt, allmälig dicker wurden; er ſieht einen ganzen Lebenslauf dazwiſchen liegen, und jede Rolle, die er durchſieht, bringt ihm traurige und angenehme Stunden ins Gedächtniß. Wo ſind all' die Klärchen geblieben, mit denen er auf den Brettern, ſo wie im Leben geſpielt. Auf dem Rollenhefte ſteht eine zahlreiche Liſte von Namen, die einſt ſchönen jungen Mädchen angehörten, aber die meiſten ſind alt geworden, verſchollen, geſtorben und verdorben. Andere ſind weiter gerückt, doch wenn ſie auch dickere Rollen bekamen, ſind ſie doch nicht aufwärts geſtiegen. Aus jungen Liebhaberinnen wurden ſie auf den Brettern und in der Wirklichkeit Mütter und keifende Matronen. Aber wenn man alle dieſe hört, geſchah ihnen bitteres Unrecht. Sie wurden unterdrückt und würden Klärchen heute noch ſo gut ſpielen wie vor fünf und zwanzig Jahren. Doch ſtill, es klopft, und ein lebendiges Beiſpiel tritt ein. Es iſt Madame H., die vor etlichen zehn Jahren mit dem Regiſſeur Liebhaber ſpielte und auf die zarte Neigung, die ſie früher ſo oft auf den Brettern verband, eine feſte Freundſchaft baute, welche ſie jetzt bei kleinen Bitten geltend macht. Aus jungen naiven Mädchen ging ſie ins Fach der zärtlichen Mütter über, wurde nach und nach Ehrendame der Königinnen, ſpielt auch in alten Stücken vornehme Perſonen ſelbſt, denn ſie hat eine ſtattliche hohe Figur, über welche ſich der Königsmantel ſehr ſchön zur Schau hängen läßt.

Obgleich es dem Regiſſeur nicht angenehm iſt, unterbrochen zu werden, rückt er doch der Dame Anſtandshalber einen Seſſel hin, und ſie läßt ſich mit einer unnachahmlichen Grazie nieder. „Ach, guten Morgen, lieber Regiſſeur, hab' ſchon lange die Idee gehabt, Sie zu beſuchen, komme aber nie dazu.“ — „So,“ entgegnet dieſer ziemlich

„Haſt du das gethan?“ fragte ſchaudernd der Jäger. „Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm! Wir können es nicht wieder holen.“

„Leider nicht; die Thüre iſt verſchloſſen,“ antwortete der Fuhrmann.

„Auch wenn ſie offen ſtände,“ ſagte der Jäger, „brächten mich vier Pferde nicht in das Haus hinein. Mir graut davor; ich kann morgen unmöglich dort vorbei gehen.“

„Ich auch nicht,“ entgegnete der Fuhrmann. „Deßhalb laß uns für eine Zeit lang unſichtbar werden, bis der Spektakel vorüber iſt.“

„Aber wohin?“

„Das iſt deine Sache; ich kenne nur die offenen Landſtraßen; die Wälder mit den Schlupfwinkeln ſind dir bekannt.“

„Gut! ſo gehen wir über die Grenze bei D. Ich habe dort in der Umgegend einen alten Bekannten, der uns gern eine Zeit lang aufnimmt. Wahrhaftig, du haſt Recht, wir wollen fort! Ich hätte doch beim Anblick des verſchloſſenen Hauſes drüben keine ruhige Stunde mehr.“

„Und Verdacht erregt es gewiß nicht, daß wir fort ſind,“ meinte der Fuhrmann. „Der Frau drüben iſt von Menſchenhand nichts geſchehen, das werden die Doktors ſchon heraus doktern; und wenn ſie auch mein Meſſer entdecken, ſo werden ſie es neben dem Tiſche finden, von dem ich Holzſplitter abgeſchnitten. — — Aber was meinſt du, Konrad — einen kleinen Zehrpfennig ſollten wir doch mitnehmen?“

Bei dieſen Worten ſtieß er ihn mit der Schulter an und machte ein Zeichen mit dem Kopfe nach der Thüre des Nebenzimmers.

„Thu, was du willſt,“ erwiderte der Jäger; „ich will zu Allem Ja ſagen; aber ich bin ſo abgeſchlagen, daß ich weder Hand noch Fuß rühren kann und zu Allem unfähig bin.“

„Laß mich nur machen!“ ſagte der Fuhrmann, zog ſeine Stiefel aus und ſchlich ſich auf den Strümpfen zur Thüre hinaus.

Konrad, der Jäger, blieb auf dem Bette ſitzen und ſah wieder in die Nacht hinaus und auf den Schein der Gaslaterne drüben an der Straßenecke. Doch kehrte ſein Blick wieder von dort zurück und heftete ſich mit einem unbeſchreiblichen Grauen auf die Thüre des kleinen Wirthshauſes drüben, die ſie vorhin ſo feſt verſchloſſen hatten. Wenn aber der Schein der Laterne darüber hinfiel und das Licht, vom Winde bewegt, hin und her flackerte, ſo war es ihm gerade, als bewege ſich die Thüre, als öffne ſie ſich leiſe, und als ſchaue eine ſchwarze Geſtalt heraus: die Frau Schilder mit einem blendend weißen Geſichte — und zeige auf ihn und nicke ihm zu, und alsdann glaubte er die Worte zu hören: das iſt auch einer von den Beiden, die mich in den Tod gejagt. Da ſitzt er.

Nach ſolchen Bildern, die ihm ſeine Phantaſie vorſpiegelte, ſprang der Jäger entſetzt von dem Bette auf und fand, daß es ihm unmöglich ſei, in dieſem Hauſe zu bleiben und ſo Tag und Nacht die Thüre drüben vor ſeinem Blicke zu haben. Er langte ſein Gewehr von der Wand herunter, ſeine Jagdtaſche und ſeinen Hut, ſah nach Pulver und Blei und hielt nur in dieſer Arbeit inne, um auf leiſe Schritte zu lauſchen, die ſich vom Nebenzimmer her näherten.

Es war der Fuhrmann, der von dort zurück kam und nun die Worte ſprach: „es iſt Zeit — komm!“

Fritz nahm ebenfalls einen alten Jagdranzen von der Wand, den er ſich umhängte, und als dies geſchehen, ließ er etwas hineingleiten, das klang, als ſeien es ſchwere Geldſtücke in einem Säckchen.

Darauf verließen Beide das elterliche Haus, ohne ſich viel umzuſchauen, ohne viel zu reden. Als ſie an dem Hauſe der Frau Schilder vorbei kamen, blieb der Jäger zitternd einen Augenblick

ſtehen und horchte. Er meinte, er höre etwas in dem Hauſe; doch zog ihn der Bruder brummend mit fort. —

Die Frau Schilder hatte wenig Bekannte, Freunde wohl gar keine, weßhalb es denn auch wohl kam, daß Niemand darauf achtete, daß ihr Haus ein paar Tage verſchloſſen blieb und kein Menſch aus und ein ging. Es war ſchon oftmals vorgekommen, daß ſich die Thüre längere Zeit nicht geöffnet, und Niemand hatte Arges dabei gedacht. Wer weiß auch, wie lange es noch gedauert hätte, bis man Verdacht geſchöpft, daß hier etwas Unheimliches geſchehen, und man das Haus gewaltſam erbrochen, wenn nicht ein paar Buben, die zwei Tage nachher auf der Treppe vor der verſchloſſenen Thüre ſpielten, einen vorübergehenden Mann aufmerkſam gemacht hätten auf kleine ſchwarze Tropfen, die über der Thürſchwelle herabgerieſelt, dort feſt getrocknet waren und die wie Blut ausſahen.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Erzählt von einigen Theatervorſtellungen, und ſetzt den Leſer in Kenntniß, auf welche Art Herr Hannibal zum Künſtler gebildet wird.

In Schloßfelden hatte man unterdeſſen unter dem Schutz und der Fürſorge des conceſſionirten Schauſpieldirektors Müller, unſeres guten Bekannten, das Publikum ſchon einige Mal mit klaſſiſchen Vorſtellungen beglückt, und wir müſſen geſtehen, daß die Saiſon ſich außerordentlich gut anließ. Der Saal war zum Erdrücken voll und kein Platz mehr zu haben geweſen, ſowohl bei der Vorſtellung „die Räuber auf Maria-Culm," als der des „Hans Sachs,"

noch mehr aber bei einer neuen Bearbeitung der „Genovefa," dem Meiſterwerk eines jüngeren Dramatikers, das ſich der Schauſpieldirektor unter der Hand zu verſchaffen gewußt hatte. In dieſes letztgenannte Stück — es hatte ſechs Akte und ein Vorſpiel — war alles hineingelegt, was ſich in der menſchlichen Bruſt an Leidenſchaften, an Tugenden und Fehlern bewegt und je bewegt hat, ferner alle Situationen, die einem geſchickten Theatermeiſter einen Raum ließen, ſich in der Luft und auf der Erde in Feuer und Waſſer, im Orient und Occident vermittelſt Maſchinerieen und Dekorationen bewegen zu können. Ja, eine Scene ſpielte in der Wüſte, und hier führten ſich die wilden Thiere des Waldes ſo lieblich und anſtändig redend ein, daß es zum Erſtaunen war.

In dieſem Stücke nun hatte unſer vortrefflicher Herr Weſſen den Ritter Siegfried geſpielt (es war ſeine Antrittsrolle), und Herr Müller, ebenfalls als ſolche, den grauſamen Golo. Herr Hannibal, auf deſſen Dreſſur ſich nun nicht abſonderlich zu verlaſſen war, gab einige Thiere des Waldes in höchſter Natürlichkeit und zum größten Vergnügen namentlich der letzten Plätze.

Eugen fand dieſes Publikum außerordentlich dankbar und bemerkte zu ſeiner großen Freude, mit wie Wenigem man es zufrieden ſtellen könne. Da fiel es Keinem ein, zu bemerken, daß der Mantel des Ritters Siegfried im nächſten Augenblicke auf den Schultern des grauſamen Golo erſchien; noch viel weniger aber ſchien das Auditorium eine Ahnung davon zu haben, daß die beiden anſtändigen Ritterſchwerter, die ſich in der Requiſitenkammer vorfanden, zum beſtändigen Dienſt auf der Bühne verurtheilt waren. Und doch ging es einmal nicht anders: der Abſtürzende hatte nichts Eiligeres zu thun, als, hinter den Couliſſen angekommen, das Schwert ſammt Scheide, oftmals auch Hut und Mantel, abzuwerfen, worein ſich nun der Feind kleidete und, nachdem dies geſchehen, von der anderen Seite ruhig, aber majeſtätiſch auftrat. „Ha!" ſprach er, „dorthin eilt der Verräther! Noch ſeh' ich die Federn

seines Hutes flattern, noch seh' ich sein Schwert blitzen. — Weh ihm!"

Wie gesagt, die Zuschauer Schloßfeldens waren genügsam und zufrieden, und jede Vorstellung wurde von einer anständigen Einnahme, sowie von donnerndem Applaus gekrönt. Der Schauspieldirektor war äußerst zufrieden mit dem Engagement unserer drei Bekannten und sprach dies bei der ersten Theilung, am Abend der ersten Vorstellung, unverhohlen aus. Das war bei dem schönen Momente, wo der Vorhang wieder aufgezogen und ein paar Fenster geöffnet wurden, um einige frische Luft herein zu lassen. Da fand sich die ganze Gesellschaft, nachdem sie sich wieder in ihren gewöhnlichen Anzug geworfen, auf der Bühne zusammen; die Prinzipalin saß an einem kleinen Tische, hatte vor sich die Kasse stehen und ein ziemlich schmieriges Papierheft, worin die Namen der Künstler, sowie der Antheil, der ihnen zukam, verzeichnet war. Aber Alles im Leben hat seine Schattenseiten, so auch dieses Buch: denn es war zugleich ein Abrechnungsconto zwischen den Mitgliedern und dem Prinzipal, und das „Soll" desselben oftmals, wie z. B. bei dem Herrn Trommler, mit unangenehmen Zahlen bedeckt.

Die Theilung ging vor sich; der Heldenspieler, Herr Holder, strich sein Geld mit einer Miene der Geringschätzung ein, mit der Geberde des Kapitalisten; dem es einmal Spaß macht, statt sich immer in großen Zahlen zu bewegen, einen kleinen, unbedeutenden Verdienst der Merkwürdigkeit halber in Empfang zu nehmen. Herr Trommler ging leicht und gewandt auf die Prinzipalin los, schaute mit einem schmerzlichen Blicke auf die rechte Seite des Buches, wohin der Finger der Madame Müller wies, und strich seufzend das Geld ein, das ihm hingezählt worden. Jetzt kam die Reihe an die drei neu Engagirten, denen man, wie sich von selbst versteht, eine frische Seite eingeräumt hatte. Mit einem wohlwollenden Lächeln zählte die Prinzipalin ihren Abendantheil hin, während sich der Prinzipal schmunzelnd auf den Tisch stützte, wobei seine heitere

Miene ſagen wollte: nicht wahr, das iſt ſchon etwas? Man ſtellt ſich nicht ſo ſchlecht bei mir. Doch wer beſchreibt das Erſtaunen dieſes würdigen Mannes, als Eugen ſeinen Antheil, ſowie den des Herrn Müller leicht mit der Hand zurück ſchob und die Verſicherung gab, es ſei ihm unmöglich, für die jetzige Zeit, die er als eine Lehrzeit betrachte, ſich bezahlen zu laſſen. „Ich, ſowie mein Kollege, der Herr Müller," ſetzte er hinzu, „haben, Gott ſei Dank, noch einiges Erſparte und werden uns nur dann entſchließen, eine Gage von Ihnen zu nehmen, wenn wir einmal einſehen, daß wir Ihnen von wirklichem Nutzen ſind. Was dagegen den Herrn Hannibal anbetrifft," fuhr er fort, indem er dieſem herbei rief, „ſo verhält ſich die Sache anders. Er ſoll ſein Geld nehmen," ſetzte Eugen leiſe hinzu; „ſo ungeſchickt er ſich auch anzuſtellen pflegt, ſo iſt doch dieſer junge Mann im Stande, Ihnen den allergrößten Nutzen zu bringen."

Der Schauſpieldirektor ſah ihn erſtaunt an.

„Er hat ſeine Launen," fuhr Herr Wellen ruhig fort; „aber wenn er in ſeinem eigentlichen Fache arbeiten will, ſo ſetzt er die Welt in Erſtaunen."

„Und was iſt ſein eigentliches Fach?" fragte der Prinzipal.

„Das ſteht ihm doch auf ſeinem Geſichte geſchrieben," entgegnete Eugen. „Haben Sie je Züge geſehen, die mit einer kleinen Aufbeſſerung von Kreide und Schminke eine vollkommenere und herrlichere Pierrotmaske geben würden? Vergrößern Sie dieſen an ſich großen Mund nur um ein Weniges, malen Sie dieſe Unterlippe nur ein Geringes dicker, und das Publikum, das ihn ſieht, ſtirbt vor Lachen."

Der getreue Diener, der bei Nennung ſeines Namens näher herbei geſchlichen war, hörte mit nicht geringem Erſtaunen ſo viel zu ſeinem Lobe ſagen, und da ihn dies ungemein überraſchte, und ſich dieſe Ueberraſchung auf ſeinem ohnehin nicht geiſtreichen Geſichte deutlich und vortheilhaft ausſprach, ſo hatte er in dieſem

Augenblicke wirklich ganz das Anſehen eines Pierrot, der ſo eben von Harlekin die ſchönſten Schläge bekommen.

„Sie bringen mich da auf eine Idee," ſagte lächelnd der Schauſpieldirektor, indem er ſeine rechte Hand in die Seite ſtemmte und mit der linken das Kinn unterſtützte. „Pantomimen und dergleichen iſt eine Leibſpeiſe für das Publikum; aber ſeit mein armer, dicker Komiker ſtarb —"

„Der von der Kugel herabrollte?"

„Derſelbe. — Seit er nicht mehr iſt, war ich nicht mehr im Stande, dergleichen zuſammen zu bringen."

„Mit Hannibal iſt Ihnen geholfen," ſagte Eugen mit einer Beſtimmtheit, die allen und jeden Zweifel niederſchlug. Er faßte den Arm des Direktors und fuhr fort: „Wenn ich Ihnen erzählen könnte, was dieſer junge Mann in ſeinem Fache alles ſchon geleiſtet hat, Sie würden erſtaunen. Aber —"

Hannibal ſtand noch immer da, ſtumm bei den Lobeserhebungen ſeines Herrn, und war nicht im Stande, zu begreifen, wie dieſe Rede eigentlich zu verſtehen ſei. Doch ſtrengte er ſeine großen Ohren übermäßig an, um nicht ein Wort von dem zu verlieren, was Eugen im Begriffe war, noch ferner zu ſeinem Lobe oder Tadel vorzubringen. Er fand ſich jedoch in der Ausübung dieſes guten Vorſatzes dadurch gehindert, daß ihm ſein Herr mit der freundlichſten Miene von der Welt den Rath gab, ſein Geld einzuſtreichen und ſich ein Bischen auf die Seite zu begeben.

Die Prinzipalin ſchloß ſchmunzelnd ihre Kaſſe und ließ ſie von ihrer Schweſter auf das Zimmer zurück bringen. Herr Weſſen und Herr Müller hatten in ihrer Achtung enorm zugenommen, und da Erſterer noch immer bei dem Schauſpieldirektor ſtehen blieb, um mit ihm zu plaudern, ſo konnte ſich die Dame ebenfalls nicht entſchließen, wegzugehen. Die untere Hälfte ihres Körpers war noch mit einigem Coſtume verſehen; ſie hatte die Genovefa geſpielt und noch nicht die Zeit gehabt, ſich ihres farbigen Rockes, der Trikots

und Stiefelchen zu entledigen; auch ſtak ihr Kopf noch in der halben Wüſtenfriſur, wie ſie der getreue Gatte in der Wildniß wieder findet. Ueber ihre Schultern aber hatte ſie ein großes ſchwarzes Umſchlagtuch genommen, das ſo ziemlich alles, was man nicht ſehen ſollte, verdeckte.

„Sie werden ſehen, daß ich Recht habe," fuhr Eugen fort, nachdem ſich der Herr Hannibal entfernt hatte. „Aus dieſem jungen Manne iſt für Ihre Anſtalt der größte Nutzen zu ziehen; er iſt ein Künſtler im beſten Sinne des Wortes. Aber er will mit Strenge und Ernſt behandelt ſein."

„Ah!" machte der Direktor, und die Prinzipalin nickte beiſtimmend mit dem Kopfe.

„Mit Ernſt und großer Strenge," fuhr Eugen fort. „Uebergeben Sie ihm morgen in irgend einer Pantomime eine beliebige Rolle, ſo wird er auf die Probe kommen und Ihnen ſagen, er könne das nicht machen — weil er nicht will. Hartnäckigkeit und Eigenſinn ſind die Grundlagen ſeines Charakters. Aber wie ich Ihnen ſchon ſagte: er iſt ein vortrefflicher Künſtler."

„Alſo man müßte ihn mit großer Strenge behandeln?" meinte der Direktor und ſtreichelte ſeinen langen weißen Rock.

„Mit großer Strenge! zu ſeinem eigenen Beſten allerdings. Und das Gute an dieſem Künſtler iſt, daß er, ſobald man ihn ernſt und ſtreng behandelt, baldigſt einſieht, man habe nur ſein Beſtes gewollt, und ſich alsdann ſehr dankbar für die Mühe bezeigt, die man ſich mit ihm gegeben."

„Glauben Sie?" fragte der Direktor und ſtemmte beide Arme in die Seiten. „Und ſind Sie nicht vielmehr der Anſicht, daß ihn eine etwas harte Anſprache widerwärtig und rappelköpfiſch machen wird?"

„Gewiß nicht!" entgegnete Eugen. „Ich kenne dieſen Charakter zu genau; mit Güte erreicht man bei ihm gar nichts, mit der größten Strenge aber Alles."

„Nun, wir wollen ſehen!“ ſagte der Direktor ſchmunzelnd. „Aber ich befürchte nur Eines, daß es ihm nämlich bei ſolchen künſtleriſchen Anſtrengungen ferner nicht mehr bei uns gefallen möge und er auf und davon gehe. Es wäre mir das doch ſehr unangenehm, einen Ihrer Freunde vertrieben zu haben.“

„Unbeſorgt!“ erwiderte Eugen lachend; „ſo lange wir dableiben, iſt Herr Hannibal ebenfalls engagirt; und wenn er ſich je mit Worten oder Mienen Ihrer Zucht oder Ihrem Unterrichte widerſetzen wollte, ſo ſagen Sie ihm einfach, Sie ſähen ſich veranlaßt, ihn von der Geſellſchaft zu entlaſſen, und wollten hingehen und mir dies anzeigen.“

„Schön, ſchön,“ meinte der Schauſpieldirektor und ſchnalzte mit den Fingern. „Auf dieſe Art wäre es denn doch möglich, wieder eine gute Pantomime zuſammen zu bringen.“

Die Prinzipalin hatte einfach mit dem Kopfe genickt, und da ihr Herr Hannibal, dem ſie eine Gage ausbezahlen mußte, bisher als ein ſehr unwichtiges Mitglied der Geſellſchaft erſchienen war, ſo gab ſie dem Herrn Weſſen vollkommen Recht, indem er einen Weg anzeigte, wie dieſer junge Künſtler brauchbar und nutzbringend zu machen ſei.

Demgemäß hatte nun auch der Prinzipal ſchon am folgenden Morgen die Mitglieder davon benachrichtigt, daß er eine Pantomime einzuſtudiren Willens ſei. Auch wurden die Rollen vertheilt und Herrn Hannibal die des Pierrot übertragen. Herr Trommler galt als ein vortrefflicher Harlekin. Doch fand dieſe Rollenvertheilung zuerſt einigen Widerſpruch bei der Schwägerin des Direktors, welche in Pantomimen die Columbine, in Balleten aber die gefallene Prinzeſſin oder ſonſt irgend eine unterdrückte Unſchuld zu machen pflegte. Sie hatte ſich den Herrn Hannibal, der ſich bereits ihrer Zuneigung in bedeutendem Grade erfreute, als Arlequino gedacht und ſich in ihrem Geiſte ausgemalt, wie ſchön es ſein würde, wenn ſie, ſeine zarte Columbina, hier mehrmals Gelegen-

heit hätte, in ſeine Arme zu flattern. Dieſer Geiſt des Widerſpruches hatte ſich durch ſie auch des Herrn Hannibal bemächtigt, und er trat vor den Direktor hin, jeder Zoll ein Künſtler. Er hatte den Hut etwas auf das linke Ohr gerückt, hielt die eine Hand in der Rocktaſche, während er die andere dazu benutzte, die zu ſeiner Rede nöthigen Geſten zu machen.

So trat er alſo vor den Prinzipal, der, in ſeinen langen, weißen Ueberrock eingeknöpft, die Hände auf den Rücken gelegt, ruhig wartend daſtand. Wir glauben ſchon geſagt zu haben, daß der Prinzipal, Herr Müller, eine große und breite Geſtalt hatte, und fügen noch hinzu, daß Herr Hannibal um ſo viel kleiner war, ſo daß er, vor dem Prinzipal ſtehend, an ihm ordentlich in die Höhe blicken mußte.

Kaum hatte der getreue Pierrot in ernſtem und beſtimmtem Tone ſeinen dringenden Wunſch ausgeſprochen, von der für ihn ſo paſſenden Rolle verſchont zu bleiben, als ihn der Direktor ſtreng, faſt finſter erſuchte, ſich vor allen Dingen der Regeln der Höflichkeit zu befleißigen und ſeinen Hut herab zu nehmen, wenn er mit ihm, als ſeinem Vorgeſetzten, zu ſprechen ſich erlaube. Bei dieſen Worten hatte ein kleines Lächeln auf den Zügen des jungen Künſtlers aufzudämmern faſt begonnen, doch unterdrückte er es vermittelſt eines kräftigen Huſtens, als er bemerkte, wie der Prinzipal ſeine Augenbrauen finſter zuſammen kniff. Auch wurde nicht nur der Hut ſanft herab gezogen, ſondern die Hand verlor ſich ſachte aus der Rocktaſche und nahm eine etwas ungezwungenere Stellung ein.

„Was wollen Sie?“ fragte Herr Müller ziemlich barſch.

Herr Hannibal ſah ſich einigermaßen eingeſchüchtert und antwortete demgemäß, er habe nur den Wunſch ausſprechen wollen, man möge ihm die Rolle des Pierrot nicht übertragen, er bitte vielmehr um die des Harlekin.

„Sie werden die Rolle nehmen, die man ihnen gibt,“ ſagte

lang gezogen, „und was führt Sie jetzt zu mir?“ — „Ach,“ declamirt die H. ſchmachtend:

„Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

„Sie wiſſen ja, lieber Regiſſeur, daß mit dem nächſten Jahre mein Contract zu Ende läuft, und da Sie Alles bei der hohen Intendanz vermögen, ſo werden Sie doch, hoffe ich, einer alten Collegin, wollte ſagen, einer Collegin, die ſchon lange mit Ihnen ſpielt, das Wort reden.“

Der Regiſſeur hat während dieſer Rede, die ihm nicht neu iſt, in den Rollen des Stücks geblätttert und ohne gerade der Dame auf ihre Bitte eine Antwort zu geben, legt er ein dünnes Heftchen vor die Madame H. hin, es iſt die Rolle von Clärchens Mutter, auf der ihr Name prangt.

„Aber, lieber Freund,“ fährt dieſe überraſcht fort, „was machen Sie denn da? Sie ſind doch ſehr zerſtreut. Sie dachten an mich und ſchreiben meinen Namen auf dies Rollenheft?“

„Ja,“ entgegnete der Regiſſeur, jedoch ohne aufzuſehen; denn es iſt gefährlich, einer Künſtlerin, die Heldinnen ſpielt, bei Momenten, wo man ihr etwas Unangenehmes ſagen muß, in das Auge zu blicken. „Ich that es nicht in der Zerſtreuung; es iſt gewiß beſſer, liebe H., daß Sie anfangen, ſich in Müttern zu verſuchen. Wiſſen Sie, die Zeit rückt vorwärts, ich werde auch allmälig alt, und ich verſichere Sie, daß es mir ſehr läſtig wird, noch den Egmont und dergleichen jugendliche Rollen zu ſpielen.“

War die Dame wirklich durch die ihr zugedachte Rolle ſo überraſcht, oder affectirte ſie nur die Beſtürzung und den Verdruß, der ſich auf ihrem Geſicht und an der ganzen Haltung deutlich blicken ließ, genug das drohende Feuer in ihrem Blick verſchwand, ſie wandte den Kopf recht würdevoll gegen den Regiſſeur, hob eine ihrer Hände mit einer unnachahmlichen Bewegung gegen das Herz und lispelte mehr, als ſie ſprach: „Aber lieber Regiſſeur, wie kann ich bei meinem edlen Weſen ſo ein Weib ſpielen, die Mutter einer ſolchen Tochter. Ah! Ich würde ganz meine gewöhnliche Natürlichkeit verlieren, und jeder würde mir anſehen, daß ich mit Widerwillen einen ſolchen Charakter darſtelle.“

Aber der Herr Regiſſeur blieb trotz dieſen Lamentationen feſt. Er zuckte die Achſeln und verſicherte, vergeblich einem Auskunftsmittel nachgedacht zu haben. „Sehen Sie,“ ſagt er und ſteckt ſich eine neue

ſtreng der Prinzipal, „und werden ſich bemühen, aus dieſer Rolle etwas Tüchtiges zu machen. Sie haben alles Zeug dazu; auch weiß ich, daß Sie auf bedeutenderen Theatern, wie das meinige, in dieſem Fache ſchon Tüchtiges geleiſtet haben. Alſo gehen Sie mit Luſt und Liebe an die Arbeit und laſſen Sie mich vor allen Dingen nicht eines Tages zu der Bemerkung kommen, daß es Ihnen an gutem Willen fehle.“

Nun hatten die Proben begonnen, und der unglückliche Pierrot war mit ſo komiſch dummem Geſichtsausdruck und ſo unendlich tappig auf den Brettern erſchienen, daß dieſes Auftreten unter den Mitgliedern der Truppe einen wahren Beifallsſturm hervor rief.

„Sehen Sie wohl,“ ſagte Eugen zu dem Direktor, „wie er dieſe Rolle aufzufaſſen verſteht!“

„Aber geben Sie nur Achtung,“ nahm der luſtige Rath das Wort, „ſein guter Wille wird bald zu Ende ſein, und er wird ſie ſchmählich fallen laſſen.“

Dem war nun auch in der That ſo, und Herr Hannibal ſchien ſich in den Kopf geſetzt zu haben, die einfachſten Dinge nicht begreifen zu wollen. Statt rechts trat er links auf, ſtatt links ging er rechts ab, und der majeſtätiſche Schritt, mit dem ſich Pierrot auf der Bühne zu bewegen pflegt, wollte ihm um Alles in der Welt nicht gelingen.

Umſonſt zeigte es ihm der Direktor mehrmals, umſonſt bat und warnte er.

„Sehen Sie,“ ſagte Eugen, „jetzt iſt der gute Wille ſchon vorbei; aber es iſt wahrhaftig ſchade — dieſe Vorſtellung hätte glänzend werden müſſen.“

„Und ſie ſoll es auch werden,“ verſetzte kurz der Direktor und hob die Probe auf.

Darauf begannen ſchwere, unerhörte Leiden für den unglücklichen Hannibal; denn der Prinzipal, der ſich nun für überzeugt hielt, daß ſeinem Pierrot der gute Wille fehle, ſah ſich veranlaßt,

ihm Morgens in aller Frühe einige Privatlektionen zu ertheilen. Was hiebei vorfiel, iſt in ſeinen Einzelheiten nie bekannt geworden; nur ſo viel vernahm man, daß der Herr Hannibal ſehr heftig anfing zu ſprechen, worauf der Herr Müller noch heftigere Erwiderungen gemacht; dann hörte man hie und da einen Stuhl umfallen, ein kurzes Geheul des Herrn Hannibal, was aber alles zur Rolle zu gehören ſchien und durchaus die Probe nicht unterbrach; denn der Prinzipal hörte nicht eher auf, während einer ganzen Stunde lang den jungen Künſtler zu lehren, wie man in den Geiſt einer Rolle eindringe; und nach Beendigung dieſer Lektion erſchien der Schauſpieldirektor wieder, das Geſicht einigermaßen geröthet, der junge Künſtler dagegen ſehr matt und abgeſchlagen.

Wir können dagegen nicht ſagen, daß Herr Hannibal dieſe Lehrmethode ſehr angenehm und für ſich zuträglich gefunden, oder daß er dieſelbe ohne ernſtliches Widerſtreben ſeinerſeits hingenommen hätte, müſſen dagegen verſichern, daß dieſes Widerſtreben zu keinem erwünſchten Ziele führte; denn als er ſich eines Tages über dieſe ſonderbare Lehrmethode bei ſeinem Herrn beklagte und dabei nicht undeutlich zu verſtehen gab, er ſehe ſich bei ſolch fortgeſetzten Proben veranlaßt, ſeine Künſtlerlaufbahn aufzugeben und ſich ein anderes Brod zu ſuchen, ſo verwies ihn ſein Herr freundlich an den luſtigen Rath, der ihm mit großer Sanftmuth auseinander ſetzte, wie ihm ſeinerſeits ebenſo wenig als von Seiten des Herrn Stillfried etwas in den Weg gelegt werden ſollte, ein vollkommen freier Menſch zu werden. „Ja," ſetzte Herr Sidel lächelnd hinzu, „die Sehnſucht, die du, mein Freund, nach der Reſidenz verſpürſt, ſcheint in dieſer Stadt ebenfalls nach deiner werthen Perſon zu beſtehen; denn ich las neulich in mehreren Blättern einige Zeilen, aus welchen ich zu entnehmen ſchien, man fordere dich zärtlich und dringend auf, wieder jenſeits der Grenze zu erſcheinen. — Da lebt, wenn ich nicht irre," fuhr der unerſchütterliche

Rath fort, „ein gewiſſer Juſtizrath Werner, den es außerordentlich zu freuen ſcheint, deine Bekanntſchaft zu erneuern.“

Bei Nennung dieſes Namens war der getreueſte Pierrot einigermaßen erblaßt und ſtammelte einige Worte, welche aber durchaus nicht ſo klangen, als beſtehe er hartnäckig darauf, ſeinen Abſchied zu erhalten.

Damit war dieſe kleine Unterredung beendigt, jedoch nicht ſo die unangenehmen Proben bei dem Schauſpieldirektor. Joſeph aber ergab ſich ſeufzend in ſein Schickſal, und da der Menſch gewöhnlich trachtet, für irgend welche Leiden, die ihn treffen, ſich eine Entſchädigung durch Freuden zu verſchaffen, ſo ſchien er ſich der Liebe der blonden Schwägerin auf Gnade und Ungnade ergeben zu haben, um dort Erſatz zu finden und ſich einigermaßen zu zerſtreuen.

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Frau Roſel beweiſet, daß die Eiſenbahnen eine ſchädliche Erfindung ſind; ſie tauſcht Geheimniſſe aus, wodurch ſie und der geneigte Leſer etwas Neues erfahren.

Eugen und der luſtige Rath hatten nach jenem Abend, wo ſie droben auf dem Schloßberge Kapelle und Monument und ſo den Schauplatz einer für ſie intereſſanten Geſchichte gefunden, ſich nicht vergeblich bemüht, etwas Näheres über die Sache zu erfahren, was übrigens alles mit der Erzählung des Doktor Wellen zuſammentraf.

Frau Roſel, die Wirthin, war mit unſeren beiden Freunden außerordentlich zufrieden; ſie verzehrten ein ziemliches Geld, anſtändig für Reiſende, außerordentlich dagegen für die Mitglieder

einer herumziehenden Schauſpielergeſellſchaft. Auch war Alles bei dieſen beiden Herren ſo außerordentlich ſolid, von einem guten Hauſe herſtammend, Kleidung, Wäſche, daß ſie oftmals ihrer Tochter Marie verſicherte: dergleichen ſei ihr bei den anſtändigſten Reiſenden noch nicht vorgekommen. Dies alles, ſowie Eugen's und des luſtigen Rathes artiges Benehmen hatte ſie denn auch außerordentlich für die Beiden eingenommen, und wenn ſie ſich, mit Ausnahme des Direktors, mit der übrigen Schauſpielergeſellſchaft nicht viel abgab, ſo ſchien es ihr dagegen nicht übel zu gefallen, wenn ſich Eugen oder der luſtige Rath in ein Geſpräch mit ihr einließ.

Nachdem ſie des Vormittags der Küche große Laſt und Hitze getragen, pflegte ſie Nachmittags vor der Hausthüre zu ſitzen, und dies war die Stunde, wo ſie am liebſten ihre Audienzen gab. Auch war ſie in dieſem Augenblicke am meiſten zum Ernſt geneigt; denn Marie hatte alsdann mit der Anfertigung des Kaffee's zu thun und demnach keine Zeit, ſie mit ihrem ſchelmiſchen Auge anzublinzeln oder ihr eine ungemein lächerliche Geſchichte in's Gedächtniß zu rufen.

Eugen hatte ſich eine Cigarre angezündet und lehnte unter der Hausthüre, während Frau Roſel davor ſaß, in dem Schatten der großen Lindenbäume. Es war einige Tage nach dem, an welchem Eugen mit dem luſtigen Rath auf dem Schloſſe geweſen war.

„Nun, Frau Roſel," ſagte der junge Mann, „jetzt ſind Sie wieder einmal für heute fertig. Das muß für Sie keine Kleinigkeit ſein, ſo den ganzen Morgen an dem praſſelnden Herdfeuer zu ſtehen."

„Gewohnheit, Herr Wellen," entgegnete die freundliche Wirthin; „nur Gewohnheit! Zuweilen wird's einem wohl ein bischen warm, wenn man ſich ſehr herumjagen und bewegen muß, aber ich halte das für mich ſehr geſund. Ich könnte freilich die Hände in den Schooß legen und mein Geſchäft durch die Köchin und Marie ver-

sehen lassen; aber es ist jedenfalls besser, wenn ich selbst dabei bin. Jetzt ist die Plagerei auch nicht arg groß, es ist mit dem Wirthshausgeschäft nichts mehr. Da hätten Sie einmal vor ein paar Jahren da sein sollen, noch vor vier bis sechs, ehe sie da hinten herum die verdammte Eisenbahn — Gott verzeih' mir's! — gebaut haben. Damals mußte Alles hier durch; es war die große Straße, und Kaiser und König, die an den Rhein wollten, mußten sich halt bequemen und über den Berg hinüber. Das war einmal nicht anders, und sie mußten die Berge hinnehmen, wie sie gerade waren; hätte auch nie anders werden sollen. — Ich bitte Sie, Herr Wellen, haben wir nicht eine prächtige Chaussee und seit hundert Jahren daran genug gehabt? Hätte es wohl einem vernünftigen Geschöpf einfallen mögen, daß sie nun auf einmal hergehen wollen und eine Eisenbahn bauen, immer gerade zu, durch Alles hindurch, über Thäler hinweg und durch Berge? hätte man das vor zwanzig Jahren geglaubt?" Die Frau sah bei diesen Worten ziemlich entrüstet und fragend in die Höhe.

„Nein," sagte Eugen, „man hätte es nicht geglaubt. Es ist aber auch in der That merkwürdig."

„Merkwürdig, sehr merkwürdig," entgegnete Frau Rosel. „Wissen Sie, wir bekümmern uns hier nicht viel darum, was sie in die Zeitungen schreiben, und wenn wir auch schon lange von den Eisenbahnen lasen, so dachten wir: nun, damit hat's gute Wege, das ist so eine Planmacherei wie viele andere. Da kommt eines Tages mein Pferdeknecht nach Hause — er war in Schmalzhausen gewesen, und nachdem er ausgespannt hat und in die Stube tritt, seufzt er tief auf. Nun, was gibt's denn, Heiner? — Ach, Frau, sagt er, jetzt wird's doch Ernst mit der Eisenbahn! Da drüben am Ameisenberg haben sie schon angefangen, da sieht's aus wie bei der Völkerwanderung, da sind zweitausend Italiener angekommen mit gelben Gesichtern und schwarzen Bärten, sie schlafen auf der Erde und essen nichts als Zwiebeln, und die wühlen eine Straße mitten durch

den Ameiſenberg durch, daß die Wände vierzig, fünfzig Fuß hoch an der Seite ſtehen bleiben. Ich lachte ihn aus und dachte: das Ding mußt du ſelbſt ſehen, und des anderen Tages fuhr ich da hinaus. Aber es war, weiß Gott, wie er geſagt: da waren ſie am Wühlen, am Krabbeln und am Graben, und das dauerte faſt zwei Jahre, und jetzt iſt die Eiſenbahn da, und wir haben den Schaden davon. Wenn ich wir ſage, ſo meine ich nicht ſo ſehr mich hier in der wilden Roſe, als vielmehr die einſamen Fuhrmannsherbergen an der Straße. Die Leute ſind merkwürdig ruinirt, und wo früher allnächtlich in den Ställen zwanzig, dreißig Pferde ſtanden und vier Hausknechte waren, da wächst jetzt das Gras vor der Thüre, und der einzige Knecht, der da iſt, ſpielt den langen lieben Tag durch mit dem Wirth einen Biergaigel, daß es zum Erbarmen iſt."

Eugen, der ganz gut wußte, daß er den erſten Redeſtrom der Wirthin geduldig mußte ablaufen laſſen, ehe er ihn dahin zu leiten vermochte, wo er ihn haben wollte, pflichtete ihr vollkommen bei über die Nutzloſigkeit der Eiſenbahn und ſagte nach einer kleinen Pauſe: „Aber Ihnen hier in dem wohlhabenden Dorfe hat ſie eigentlich doch nicht viel geſchadet."

„Geſchadet genug!" ſagte die Wirthin. „Was war das früher hier für ein Leben mit Extraposten! Eins gab dem Anderen die Thüre in die Hand. Wir hatten oft bei achtzehn Pferde; jetzt kommt noch ein einziges Paar, das den unbedeutenden Dienſt nach Schmalzhauſen verſieht."

In dieſem Augenblicke kicherte es leicht hinter Eugen, und als er ſich umwandte, ſtand Marie am Hausgange, putzte eine porzellanene Kaffekanne mit einem weißen Tuche und machte ein außerordentlich vergnügtes Geſicht.

„Haſt du wieder was zum Lachen?" ſagte die Wirthin. Doch verzog ſich auch ihr Geſicht auf eine komiſche Art, und ihre beiden Ellbogen fingen an zu zucken, wie es gewöhnlich in ſolchen Augenblicken der Fall war.

„O, es ist nichts!“ versetzte Marie mit scheinbarem Ernste; „ich wollte nur sagen, daß es recht schade ist, daß keine Extraposten mehr kommen; es passiren auch gar keine Geschichten mehr.“ Damit fuhr sie lachend in die Küche zurück.

„Das ist ein gottloses Kind!“ bemerkte Frau Rosel. „Sie muß immer ihre Mutter plagen.“ Dabei aber lächelte sie im Gegensatze zu ihren Worten aufs Allerfreundlichste.

Eugen nahm sich einen Stuhl und setzte sich neben die Wirthin. „Die wilde Rose,“ sprach er alsdann nach einer kleinen Weile, „liegt aber doch vortrefflich, und wenn droben in dem Schlosse die Herrschaft ist, so muß doch zuweilen ein Besuch kommen, der Ihnen auch etwas Gutes einbringt.“

„Wenn die Herrschaft droben ist?“ sagte die Frau und zuckte mit den Achseln. „Die alte war seit langen Jahren nicht da, und die jetzige scheint's auch nicht besser machen zu wollen.“

„Gehört denn das Schloß nicht mehr dem Grafen D.?“

„Es ist vor einem Jahre verkauft worden.“

„Ah!„ machte Eugen, „das habe ich nicht gewußt.“

„Wir haben es auch nur zufällig erfahren. Der alte Verwalter ist ein Geheimnißkrämer, und ehe der was sagt, dauert's lange.“

„Also verkauft ist die ganze schöne Herrschaft? — Und an wen, Frau Rosel?“

„An eine Herrschaft im Württembergischen,“ entgegnete die Wirthin. „Aber wie sie heißt, weiß ich wahrhaftig nicht. Es hat sich noch Niemand von ihnen sehen lassen. Eine Gerichtsperson hat den Kauf besorgt; weiter wissen wir nichts. Aber für die Gebäulichkeiten und Alles ist es gut, daß das Schloß in andere Hände kam, denn jetzt wird etwas darauf verwendet. Sie werden gesehen haben, in welch' schönem Stand Alles da droben ist.“

„Allerdings habe ich das gesehen,“ entgegnete Eugen; „ich ließ mir Alles zeigen; nur Eines wundert mich: warum verkaufte

die frühere Herrſchaft das Schloß, da ſie doch noch vor ein paar Jahren in der Kapelle deſſelben ein ſo ſchönes Monument ſetzen ließ?"

„Wer weiß, was ſo reichen Leuten oft durch den Sinn fährt!" antwortete Frau Roſel. „Aber das Monument wäre bald die Urſache geworden, daß der Gutsverkauf wieder rückgängig wurde; denn die frühere Herrſchaft wollte die Marmorfiguren wegführen laſſen, was aber der neue Käufer — eigentlich der Verwalter droben — unter keiner Bedingung zugeben wollte."

„Lag denn beiden Theilen ſo viel an den marmornen Figuren?" fragte Eugen.

„So ſcheint es. Sie ſtehen auf dem Grabmal einer Gemahlin des früheren Beſitzers."

„Aber was konnte dem jetzigen daran liegen?"

„Das iſt eine eigene Geſchichte," ſagte Frau Roſel und ſchlug die Arme über einander. „Eigentlich eine dumme Geſchichte; mich hat ſie ſchon oft genug geärgert. Aber Sie waren ja ſelbſt droben," fuhr ſie fort und blickte ihren Gaſt an; „Marie hat es mir geſagt. Sie haben ja zufällig die beiden Mädchen daneben geſehen; iſt Ihnen dabei nichts aufgefallen?"

„Richtig!" ſprach Eugen nach einer abſichtlichen Pauſe des Nachdenkens und einer erkünſtelten Ueberraſchung; „das iſt wahr, Frau Roſel, jetzt fällt mir's ein. Das ſind ja die Portraits der beiden Mädchen. Wie man auch ſo was nicht gleich merkt! — Und das iſt doch abſichtlich geſchehen?"

„Natürlich abſichtlich! Hier im Hauſe hat der Bildhauer gewohnt, der das Ding droben gemacht hat. Es war ein braver junger Mann!" ſagte die Frau mit einem Seufzer; „hier, wo ich jetzt ſitze, hat er oft geſeſſen."

„Ei, ei, Frau Roſel! Das Portrait der Marie hat er auch gemacht; da hat er wohl Ihr Schwiegerſohn werden wollen, nicht wahr?"

„Ach, geben Sie mir weg mit Ihren Possen!“ sagte die Frau so ernst, als es bei ihrem freundlichen Gesichte möglich war. „Wenn das der Fall gewesen wäre, so hätte ich bei Gott Amen dazu gesagt; denn, wenn ich auch im Ganzen all das Künstlervolk — nehmt mir's nicht übel, — mögen es nun Musikanten oder Schauspieler, oder Maler oder Steinhauer sein, nicht besonders leiden kann, so weiß ich doch Ausnahmen zu machen. Und der Professor das war eine solide Ausnahme. Aber der hat nie an meine Marie gedacht.“

„Und an wen dachte er denn?“

„Nun, an die Andere, an die Rosalie. Ach, das war Ihnen eine Liebe! So was Schönes und Jammervolles will ich nicht mehr erleben.“

„Sie machen mich neugierig, Frau Rosel,“ antwortete Eugen. „Also der Bildhauer liebte die Tochter des Verwalters?“

„Die Rosalie, allerdings, und sie liebte ihn auch; die Marie wußte Alles. Und mit dem Verwalter hat er auch darüber gesprochen und hat sein gutes Auskommen nachgewiesen und wollte das Mädchen heirathen. — Umsonst! Wissen Sie, Herr Wellen, ich sage Ihnen da, was ich weiß. Aber da droben in dem Schlosse sind Geschichten, über die man nicht klar werden kann. Der Verwalter mochte den jungen Mann ebenfalls leiden und jammerte über die Geschichte.“

„Und gab ihm das Mädchen doch nicht?“

Frau Rosel schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Er wollte nicht. Er that die Rosalie fort, und als sie abgereist war und der Professor sah, daß nichts zu machen sei, ging er ebenfalls in die weite Welt.“

„Das ist sehr traurig!“ meinte Eugen.

„Freilich ist es sehr traurig,“ entgegnete Frau Rosel. „Ach! er hat als noch geschrieben, und was für herzbrechende Briefe! Wissen Sie,“ fuhr die Wirthin fort und sah sich vorsichtig um,

„mit der Marie habe ich nie etwas von den Briefen geſprochen, Frau Roſel — ſagte der Verwalter in der Zeit zu mir, — laſſen Sie die Geſchichte gehen; als ehrlicher Mann ſchwöre ich Ihnen zu, daß da nichts zu machen iſt. Sagen Sie auch der Marie, ſie ſoll mit meiner Tochter nicht mehr darüber ſprechen, und wenn Briefe kommen, ſo laſſen Sie ſie nichts davon wiſſen. Verſprechen Sie mir das. Nun, ich habe es ihm verſprochen und Wort gehalten.“

„Und er ſchrieb Ihnen mehrmals?“ fragte Eugen nach einem längeren Nachdenken; „und in letzter Zeit?“

„In letzter Zeit nicht mehr,“ entgegnete die Frau. „Es mögen nun über zwei Jahre ſein, daß ich nichts mehr von ihm gehört. Ich weiß auch beſtimmt, warum er nicht mehr geſchrieben. Glauben Sie mir, Herr Wellen, er iſt zu Grunde gegangen.“

„Ah!“ machte Eugen.

„Gewiß!“ fuhr die Frau fort; „ich bin davon überzeugt. Da war im Jahr 1849 ein Krieg drunten in Italien“ — das ſagte ſie mit ganz leiſer Stimme, nachdem ſie ſich vorher umgeſchaut, — „dahin iſt er gegangen; denn er ſchrieb mir das und ſetzte hinzu, er wolle in die Schlacht gehen, er wolle ſeinen Tod ſuchen.“

„Und Roſalie?“ fragte Eugen.

„Das arme Herz träumt ſich auch nichts Gutes. Ach, wie haben ſich die Beiden ſo lieb gehabt! Ja, es iſt nicht zum Verantworten! Sehen Sie ſich das Mädchen an; ſchön iſt ſie noch immer, aber bleich wie der Tod. Es geht ihr ans Leben, und wenn ſie auch nicht klagt und weint, ſo bricht es ihr langſam das Herz ab.“

„Und hat der junge Bildhauer an Roſalie nie geſchrieben?“ fragte Eugen. „Hat er ihr ſeinen Entſchluß nicht mitgetheilt?“

„Ich glaube wohl, daß ſie etwas der Art weiß,“ entgegnete die Frau; denn ſchon ſeit zwei Jahren weint und klagt ſie auch gegen die Marie nicht mehr; ſie iſt ruhig und ſtill geworden, und

Cigarre an. „Die M. iſt krank, die W. auf Urlaub und der R. ſo wenig wie der N. Z. kann ich doch eine ſolche Rolle anvertrauen. Sie wiſſen ja ſelbſt, liebe H., daß der Effect all' der Scenen zwiſchen Egmont und Klärchen ſehr viel auf dem würdevollen Benehmen der Mutter beruht. Und darum habe ich Sie vorgeſchlagen.“ Dann fährt er mit ſanfter Stimme fort: „ich muß es Ihnen offenherzig geſtehen, iſt mir die Zeit, wo wir zuſammenſpielten, die Zeit, wo der Egmont eine meiner Glanzpartien war, noch ſo im Gedächtniß, daß es mir ſchmerzlich ſein würde, die bekannten Züge — Sie wiſſen, liebe H., wie wir uns gekannt haben, gar nicht mehr von mir zu ſehen. Es bleibt ja doch in der Familie. Vor zehn Jahren liebt' ich die Mutter, heute die Tochter. Apropos, wie geht's Ihrer Emilie? Das Mädchen wird jeden Tag ſchöner; bei ihr möcht' ich gern einmal den Egmont ſpielen. — Sie wiſſen doch, daß ich ihr ſeit geſtern freie Entrée verſchafft habe? Der Intendant hat es ſehr gern gethan, denn er iſt mit mir einverſtanden, daß hübſche Mädchen eine gute Decoration fürs Parterre ſind.“

Der Regiſſeur hatte die letzten Worte mit Herzlichkeit geſprochen und fällt jetzt wieder in ſeinen ruhigen Ton zurück. „Nicht wahr, liebe H., Sie werden das einſehen, und dann iſt es auch wegen Ihres Contracts. In dem Rollenfach der komiſchen und polternden Alten können Sie ſich noch lange erhalten.“

Madame H., die ihren Freund kennt, weiß wohl, daß hier nicht viel mehr zu machen iſt, legt alſo ſeufzend dem Regiſſeur noch einmal die Contractſache ans Herz und zieht ſich gegen die Thür. In der Ecke des erſten Zimmers ſteht ein Sopha mit prachtvollen geſtickten Kiſſen. Beider Blicke fahren unwillkürlich über dieſe Zeichen früherer glühender Liebe hin, und während der Regiſſeur liſtig lächelt, ſagt die Dame: „Ach, Heinrich, die vergangenen Zeiten waren doch ſchön!“ Er begleitet ſie zur Thür, und wie ſie zwiſchen den rauſchenden Vorhängen verſchwindet, ruft er ihr laut genug nach, daß ſie es deutlich verſtehen kann:

„Sie geht, und da ſie geht, möcht' ich ſie halten!“ Noch ein Blick, der Bediente macht mit ſeinem äußerſt dummen Geſicht ein Compliment, und die Dame iſt verſchwunden. Raſch wendet ſich nun der Regiſſeur ins Zimmer zurück, klopft unmuthig die Aſche von der Cigarre und ruft dem Bedienten hinaus: „das verfluchte ewige Stören! Ich bin für Niemand mehr zu Haus!“

Er ſetzt ſich wieder in ſeinen Fauteuil und fährt fort in den Rollen, ſo wie in den Büchern, die ihm nach und nach von ſeinen Freunden geſchickt werden, zu blättern. Wenn ihm auch nicht gerade die Scene, die er mit der H. hatte, alte Jugenderinnerungen, weder traurig noch

wenn sie über jene Zeit spricht, so kann sie wohl sagen: ach, Marie, ich habe auf der Welt doch nichts, als Leid und Schmerz; wenn es nicht sündhaft wäre, so zu denken, so möchte ich wohl, ich könnte sterben. Dann sehe ich ihn wohl wieder! — Und dann haben die Beiden zusammen geweint, und meine Tochter, die ihre Freundin sehr lieb hat, erzählte mir das wieder und setzte hinzu: ach, ich möchte mit der Rosalie sterben, gewiß recht gern, wenn ich nur Jemanden da droben zu erwarten hätte! — Ich habe sie aber heimgeschickt und ihr den Kopf ordentlich zurecht gesetzt."

Eugen wußte nicht, was er machen sollte, ob es thunlich sei, die Mittheilungen, die er über jenen jungen Mann von Doktor Wellen erhalten, sei es durch Marie oder den Verwalter selbst, an Rosalie gelangen zu lassen. Er verstand wohl die trüben Ahnungen, die das Herz des armen Mädchens erfüllten, die Ahnungen über das Schicksal des Mannes, den sie so innig geliebt, und es dünkte ihm nicht grausam, wenn er ihr die traurige Gewißheit hierüber verschaffte. Ist doch die traurigste Gewißheit weit besser und nicht so quälend, als immerwährende bange Zweifel.

Die Wirthin schien, ohne es zu wissen oder zu wollen, in seine Gedanken einzugehen; denn sie sagte: „Wenn man nur etwas Bestimmtes wüßte über das Schicksal des armen jungen Mannes, wenn man es nur Schwarz auf Weiß hätte! Es läge doch eine Art von Beruhigung für das unglückliche Mädchen darin. Ueber Jemand, der gestorben ist, klagt sich weit sanfter und besser, über ihn beruhigt sich das Herz leichter, als über Jemand, von dem man keine Sylbe weiß, wo er geblieben ist."

„Aber Rosalie glaubt, daß er todt sei?" fragte Eugen bekümmert.

„Sie sagt, sie wisse es gewiß," entgegnete Frau Rosel. „Es ist ihr etwas Eigenthümliches passirt. Sie können sich denken, daß die Kapelle ihr Lieblingsplatz ist. Da saß und sitzt sie oft Stunden lang und betrachtet die Marmorbilder und denkt an ihn. Und

vor zwei Jahren, im Jahre 1849, war ſie ebenfalls da, an einem trüben Nachmittage im Frühjahre — Marie war nicht droben; die arme Roſalie war ganz allein in der Kapelle. Da habe ſie inniger als je an ihn gedacht und habe ihn im Geiſte vor ſich geſehen, als ſie unwillkürlich ihre Augen geſchloſſen; aber nicht lebend und geſund, wie ſonſt wohl, ſondern bleich und mit Blut bedeckt. Und ſie habe plötzlich die Augen wieder geöffnet, denn es ſei ihr geweſen, als fahre Jemand mit der Hand über die Marmorfiguren. Aber das war nichts Unnatürliches, ſondern nur ein verwelkter Blumenkranz, der von ſelbſt losgeriſſen und herabgefallen war. Aber den Blumenkranz hatte ſie damals als ein Zeichen um ihr eigenes Bild gehängt und hatte zu ſich ſelber geſagt: dort ſoll er hangen bleiben, bis ich von ihm ſichere Nachricht erhalte. Der fiel nun herunter, und das durchſchauerte ſie. Als Marie an dem Abend hinauf kam, warf ſie ſich ihr weinend um den Hals und ſagte: du kannſt mir glauben, heute iſt er geſtorben. Das war am 23. März."

„Ja, ſie hatte Recht!" rief Eugen erſchüttert, „das war der Tag der Schlacht von Novara."

Die Wirthin ſah den jungen Mann ängſtlich fragend an und nickte mehrere Mal mit dem Kopfe. „Ja, ja," ſagte ſie nach einer Pauſe, „ſo hätte es geheißen, meinen Sie — Novara. Ja, ich habe es nicht vergeſſen. Aber ſprechen Sie, Herr Wellen, was wiſſen Sie um Gottes willen davon? Sagten Sie nicht, es wäre ſo, er wäre geſtorben?"

„Das ſagte ich gerade nicht, gute Frau Roſel," ſprach Eugen einigermaßen beſtürzt; „ſondern ich meinte nur —"

„Macht mir keine Flauſen!" antwortete die Frau. „Habe ich mit Ihnen offenherzig geſprochen, ſo thun Sie es auch mit mir. Sie ſind mir ein feiner Vogel! Gehen Sie da her und forſchen mich aus und wiſſen am Ende mehr als ich! Pfui! ſchämen Sie ſich!"

„Sie thun mir wahrhaftig Unrecht! Ich will Ihnen gern ſagen, was ich weiß. Allerdings habe ich durch Zufall eine Geſchichte erfahren, die ſehr viel Aehnlichkeit mit der Ihres jungen Bildhauers hat. Aber wie hätte ich ahnen können — und ich glaube es noch nicht, — daß es Eine und dieſelbe Perſon iſt.“

„Aber die Schlacht von Novara!“ meinte ängſtlich die Frau, „am 23. März — das trifft doch zuſammen.“

„Ach, meine gute Frau,“ entgegnete Eugen, „das will am Ende nichts ſagen. Da ſind Viele geblieben, ſehr Viele, und haben ihren Eltern und Verwandten nicht mehr ſchreiben können, wie es ihnen ergangen iſt.“

„Ziehen Sie ſich nicht ſo zurück!“ rief emſig die Wirthin. „Gottes Wunder! es wäre wahrhaftig beſſer, wenn wir etwas Genaueres über dieſe troſtloſe Geſchichte erführen.“

„So ſchicken Sie wenigſtens Ihre Tochter hinein,“ ſagte Eugen, indem er ſich zu der Wirthin vornüber neigte. „Ich glaube, die braucht das jetzt nicht zu hören.“

„Da haben Sie recht,“ antwortete die Frau und rief mit lauter Stimme: „Marie, geh in mein Zimmer hinauf, in der dritten oder vierten Schublade der großen Komode wirſt du ein Tuch finden, roth mit weiß. Setz' dich damit gleich oben hin und ſäume es; ich brauch's nachher. — So,“ wandte ſie ſich zu dem jungen Manne, „jetzt iſt die Luft rein, jetzt ſagen Sie mir, was Sie wiſſen.“

Darauf hin erzählte Eugen, was er damals in jener Sitzung der Leimſudia über den Freiwilligen, der in der Schlacht von Novara geblieben war, von dem Doktor Wellen erfahren, und alle Einzelnheiten, die ſich auf den Aufenthalt des jungen Mannes in dem Dorfe hier bezogen, fand die Wirthin ſo getreu und wahr, daß man unmöglich daran zweifeln konnte, der Bildhauer, der droben das Denkmal gearbeitet, ſei derſelbe, der ſich in Italien ſo brav gehalten und dort den Tod geſucht und gefunden.

Frau Roſel legte die Hände in den Schooß, und wir müſſen

geſtehen, daß über die ſonſt immer lächelnden und freundlichen Wangen der guten Wirthin ein paar dicke Thränen herab rollten.

„So hat alſo das arme Mädel in ihrem Herzen richtig gewußt, wann ihr Liebſter geendet," ſagte die Frau nach einer Weile. „Aber was meinen Sie, Herr Wellen? Ich halte es für unbedingt nothwendig, den Verwalter droben, der im Allgemeinen ein ſehr braver Mann iſt, von dieſem traurigen Ende in Kenntniß zu ſetzen. Es iſt beſſer, daß ſowohl er wie Roſalie wiſſen, woran ſie ſind."

Eugen konnte nicht umhin, der Frau in dieſem Punkte Recht zu geben, und nach einigem Ueberlegen entſchloß ſich die Wirthin, trotz des heißen Tages, ſelbſt den Berg hinauf zu ſteigen, um mit dem Verwalter über dieſe Angelegenheit zu ſprechen.

Eugen ſollte ſie begleiten, doch mochte er ſich dazu nicht entſchließen. Er nahm einen unbegreiflich innigen Antheil an dem Mädchen; er wußte ſelbſt nicht, weßhalb. „Was nützt es," ſagte er der Wirthin, „daß ich bei einer ſo traurigen Scene gegenwärtig bin? Will mich Roſalie nach ein paar Tagen ſprechen und von mir nochmals alle Einzelheiten hören, ſo bin ich gern dazu bereit. Aber glauben Sie mir, es iſt beſſer, wenn ſie ihr Unglück vom Vater erfährt ohne Beiſein von Zeugen."

Frau Roſel fand dies begründet und ſchickte ſich darauf an, den bei dem heißen Nachmittage für ſie doppelt ſauren Gang zu machen. Da ſie aber die vorwitzigen Fragen ihrer Tochter fürchtete, ſo ging ſie, ohne ein Wort weiter zu ſprechen, in das hintere Gaſtzimmer, rückte ſich dort vor dem Spiegel ihre Haube zurecht, band eine friſche weiße Schürze vor und verlor ſich, ohne viel Geräuſch und Aufſehn, aus dem Hauſe, gerade, als wollte ſie in die nächſte Nachbarſchaft einen Gang machen.

Eugen ging hin und ſuchte den luſtigen Rath auf. Doch fand er ihn nicht in ihren gemeinſchaftlichen Zimmern, auch nicht auf der Terraſſe neben dem Hauſe, noch weniger bei dem vortrefflichen Herrn Trommler, der im Garten unter einem großen Linden-

baum ausgestreckt lag und Hinko, den Freiknecht, studirte. Am Ende ist er gar im Theaterlokale, dachte Eugen, als er so gar keine Spur von dem Freunde fand, und stieg abermals die Treppe hinauf, um droben zu suchen. — Hier war er auch nicht. Der Saal lag öde und finster, und es war Niemand da, als Herr Holder, der mit dröhnenden Schritten auf der Bühne hin und her ging und ebenfalls eine Rolle zu memoriren schien.

Eugen, dem es gar nicht darum zu thun war, diesen würdigen Collegen zu stören, zog sachte den Kopf wieder zurück und wollte eben die Treppe wieder hinabsteigen, als er neben sich laut lachen hörte und dazwischen die Stimme des Herrn Sidel vernahm.

Da die Thüre, aus welcher dieses Lachen erscholl, zu den allgemeinen Wirthschaftszimmern gehörte, dieselbe auch nur angelehnt war, so drückte Eugen sie leise auf, sah hinein und erblickte zu seinem nicht geringen Erstaunen den lustigen Rath, wie er eben beschäftigt war, der kleinen Marie zu helfen, die dem Befehl ihrer Mutter gemäß eifrigst an dem roth und weißen Tuche zu nähen schien. Obgleich sich nun die Hülfe des lustigen Raths darauf beschränkte, daß er sehr unnöthiger Weise zwei Zipfel des Tuches mit seinen Händen ausgebreitet hielt, so schien doch Marie über diese Unterstützung nicht sehr ungehalten zu sein; denn sie lachte laut auf, so oft Herr Sidel sich den harmlosen Spaß machte, das Tuch ihrer Hand zu entreißen, und schien gar nicht einmal sehr böse darüber, daß sie dadurch genöthigt war, ihre Nadel nicht nur wieder zu suchen, sondern auch aufs Neue einzufädeln.

Nachdem Eugen diesem Spiele einen Augenblick zugeschaut, trat er leise wieder zurück, ging an die Treppe, trat dann mit starken Schritten auf die halb geöffnete Thüre zu und sagte darauf sehr laut, als spreche er mit Jemand drunten: „Haben Sie Herrn Müller nicht gesehen?“ und alsdann schritt er wieder auf die Thüre zu und trat geräuschvoll in das Zimmer.

Hier hatte ſich unterdeſſen die Scene verändert. Der luſtige Rath und Marie hatten ihre Stühle einen guten Schritt aus einander gerückt und ſchien Erſterer beim Nähen nicht mehr behülflich zu ſein, vielmehr hatte er das roth und weiße Tuch fahren laſſen, ſich ſogar halb abgewandt und blickte mit einem außerordentlich gleichgültigen Geſichte zum Fenſter hinaus.

„Ah, da biſt du!“ rief er dem eintretenden Eugen entgegen.

„Ja, da bin ich,“ ſagte dieſer. „Du haſt mich vielleicht geſucht?“

„Geſucht nun gerade nicht,“ meinte der luſtige Rath, „aber ich habe dich erwartet; du willſt wahrſcheinlich ſpazieren gehen.“

„Wenn es dir recht iſt,“ antwortete Eugen lachend, „ſo gehen wir zuſammen. Willſt du aber da bleiben, ſo gehe ich allein.“

Marie, die ſich ſelbſt nicht ſo in der Gewalt hatte, wie der ehemalige Schullehrer, war roth geworden wie das Tuch, welches ſie in ihren Händen hielt. Es mochte vielleicht der Widerſchein eben dieſes Tuches ſein; und der lächelnde Blick, mit dem Eugen ſie betrachtete, brachte ſie ſo außer Faſſung, daß ſie aufſtand und davon lief.

„Warum läuft ſie fort?“ fragte Eugen ſo unbefangen wie möglich.

„Nun, begreiflicher Weiſe vor dir,“ entgegnete der luſtige Rath mit einem leichten Aerger. „Du haſt aber auch eine Manier, die Leute anzuſchauen —“

„Daß ſie in Verlegenheit kommen müſſen,“ antwortete laut lachend Eugen.

„Danach die Leute ſind,“ entgegnete achſelzuckend Herr Sidel.

Und damit gingen die Beiden fort, um einen kleinen Spaziergang zu machen.

An dieſem Nachmittage mußte übrigens der Genius der Zuſammenkünfte, wenn es einen ſolchen gibt, ſeine Flügel über dem Wirthshauſe zur wilden Roſe ſchwingen. Denn in einer ſchattigen

Partie des Gartens, ziemlich entfernt von dem Lindenbaume, unter welchem Herr Trommler lag, saß ein anderes Paar und schien sehr vertraulich mit einander zu sprechen.

Es war dies Herr Hannibal und die blonde Schwester der Prinzipalin.

Beide hatten offenbar eine Rolle zusammen studirt; denn ein paar vergilbte Papierhefte lagen zu ihren Füßen im Grase. Doch mußten sie eben diese Rollen bereits auswendig kennen, denn sie blickten nicht hinein und sprachen doch Worte, die sicherlich irgend einem Drama angehören mußten. Die blonde Schwester saß auf einer Rasenbank und hatte den Kopf in malerisch schöner Haltung an einen Baumstamm gelehnt, der zufällig hinter ihr empor wuchs. Herr Hannibal saß etwas tiefer auf einem umgekehrten Fäßchen und schaute zu ihr in die Höhe.

Die Unterhaltung schien einen Augenblick in's Stocken zu gerathen. Endlich nahm sie das Wort. „Herr Hannibal," sagte sie und bewegte eine Aster mit langem Stiele vor ihrem Gesichte hin und her, „Sie sehen, welchen Antheil ich an Ihnen als Künstler und Mensch nehme. Deßhalb ist es nicht recht von Ihnen, mir gegenüber den Geheimnißvollen zu spielen. Daß Sie früher in einer anderen Laufbahn waren, als Ihre jetzige ist, sah ich auf den ersten Blick, Sie und Ihre beiden Collegen; warum nun fortwährend läugnen? — Sie sind nicht das, was Sie scheinen."

Hannibal seufzte.

„Ja," fuhr die Dame fort, „auch der Name, mit dem Sie bei uns auftreten, der Name Hannibal, obgleich von sehr schönem Klange, ist ein anderer, angenommener; Sie heißen in Wahrheit anders."

Hannibal seufzte abermals.

„Glauben Sie," nahm die Blonde wieder das Wort, „daß Sie sich in meinen Augen herabsetzen würden, indem Sie mir eingestehen, daß Sie früher in anderen Kreisen gelebt, Sie und

Ihre Freunde? O, Herr Hannibal" (hier ſeufzte die Dame ihrerſeits), „ich weiß wohl, daß es oft ſonderbare Motive ſind, welche junge Leute von Stand veranlaſſen oder nöthigen, ihre bisherige Stellung aufzugeben und ſich an uns anzuſchließen. Nennen Sie mir die Gründe, welche Sie und Ihre Freunde dazu bewogen, hieher zu kommen, namentlich das Motiv, das Sie dazu antrieb, theurer Herr Hannibal! Ich bin darauf gefaßt, Alles zu hören, ſelbſt wenn dieſes Motiv eine unglückliche Liebe geweſen wäre."

Bei dieſen Worten ſah der junge Künſtler die Dame mit offenem Blicke an und ſagte: „Nein, es war keine unglückliche Liebe!" — Und das war keine Unwahrheit.

„Aber Sie geſtehen mir ein," ſagte ſie mit einem freundlichen Lächeln, „daß Sie ſich früher in anderen Kreiſen bewegt haben."

„Ich will Ihnen dies eingeſtehen. Aber weiter kann und darf ich Ihnen nichts ſagen."

„Sie lebten in guter Geſellſchaft?"

„Vielleicht."

„Sie und Ihre Freunde ſind von Stande!" fuhr ſie mit beſtimmtem Tone fort und ſetzte hinzu, indem ſie ihn mit ihrer Aſter ſanft auf den Kopf ſchlug: „O, nur Eines geſtehen Sie mir, gewiß, es hat Sie nur die Luſt, eine Zeit lang unſer Leben zu führen, zur Geſellſchaft gebracht? Sie ſind unabhängig, reich, Sie können morgen ein anderes Leben beginnen, es hat Sie keine traurige, finſtere Vergangenheit zu uns geführt?"

Hannibal ſchauderte gelinde zuſammen, als er dieſe Worte vernahm und an den Juſtizrath Werner dachte und an den Aktenfascikel, welcher jetzt vielleicht auf deſſen Schreibtiſch lag.

Sie aber blickte ihn ſchmachtend an und wiederholte mit ſüßem Lächeln: „nicht wahr, theuerſter Herr Hannibal, Sie haben es nicht nöthig, Künſtler zu bleiben, um ſich in dieſer Welt fortzubringen? Im Verein mit Ihren beiden anderen Collegen, Ihren beiden Freunden, werden Sie uns morgen, über-

morgen verlassen und, in der rothsammtnen Loge irgend eines Hoftheaters sitzend, über die Stunden lachen und spotten, die Sie bei uns zugebracht?"

„Dieses Letztere gewiß nicht!" sagte ernst und bestimmt der junge Künstler und schaute einigermaßen verlegen um sich; denn es wäre ihm sehr erwünscht gewesen, wenn irgend ein kleines Naturereigniß ihm von dieser Unterredung weggeholfen hätte.

Doch der Himmel blickte klar und blau auf die beiden Liebenden herunter, ebenso wie auf andere Menschen, unter ihnen auch auf die Frau Rosel, welche, so schnell es ihr möglich war, den Schloßberg hinauf stieg.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Unterredungen verschiedener Art — angenehme und unangenehme. Schließlich erfährt der geneigte Leser, wem das Schloß gehört.

Droben fand sie denn auch alsbald den Verwalter; doch war Josalie bei ihm, und sie hätte um Alles in der Welt nicht vermocht, ihn in ihrer Gegenwart mit der traurigen Botschaft, die sie zu überbringen hatte, heraus zu platzen. Es dauerte auch eine Zeit lang, bis die Wirthin im Stande war, dem Verwalter einen Wink zu geben, worauf dieser seine Tochter unter irgend einem Vorwande entfernte. Dann sagte sie ihm Alles.

Es zog ein düsterer Schatten über das Gesicht des alten, braven Mannes, er biß die Lippen auf einander, faltete die Hände und schaute bekümmert vor sich nieder. Dann seufzte er tief auf und sagte nach einem längeren Nachdenken: „es ist traurig, aber wahr so. Sie kennen mich lange genug, Frau Rosel, um zu wis-

ſen, ob ich hartherzig oder grauſam bin.“ Dabei zitterte eine Thräne in ſeinem Auge. — „Niemand weiß auch beſſer als ich, wie ſehr ſich die beiden jungen Leute geliebt, wie ſehr ſie zuſammen gepaßt, ja, ich will es Ihnen geſtehen, wie glücklich mich, — den Vater, dieſe Verbindung gemacht. Aber,“ fiel er mit einer Handbewegung der Wirthin in's Wort, welche ihm eifrigſt etwas ſagen wollte, „aber ich bin leider nicht der Herr meiner Handlungen; ich habe nicht allein über das Schickſal dieſes Mädchens zu beſtimmen. — Sprechen wir nicht weiter darüber! Sie wiſſen es, Frau, daß mir damals das Herz faſt gebrochen iſt, als ich dem unglücklichen jungen Manne jene Antwort geben mußte, und daß mich der Jammer faſt niederdrückte, als ich Roſalien von hier entfernte. — Liebe ich denn das Mädchen nicht,“ fuhr der alte Mann mit emporgehobenen Händen fort, „liebe ich ſie denn nicht, als wäre ſie —“ Da unterbrach er ſich plötzlich und ſprach nach einer kleinen Pauſe mit leiſer Stimme wieder: „liebe ich denn nicht meine Tochter? Dabei aber können Sie mir glauben, wenn er nicht geſtorben wäre, wenn er heute wieder vor mich hinträte, lebendig, friſch und geſund wie damals, und wie damals das Mädchen liebend, und wenn mir Beide zu Füßen fielen und mich anflehten, ihnen meine Einwilligung zu geben, ich könnte heute nicht anders handeln, als ich es an jenem Tage gethan.“

Frau Roſel warf einigermaßen empört ihren Kopf in die Höhe, dann zuckte ſie mit den Achſeln und ſagte: „verzeihen Sie mir, Herr Verwalter, Sie haben immer mit vornehmen Leuten gelebt und zu thun gehabt, und die vornehmen Leute ſollen zuweilen, was das Glück ihrer Kinder anbelangt, ganz ſonderbare Anſichten haben; und davon haben Sie was profitirt, wie mir ſcheint. Ich aber, eine einfache, ſchlichte Frau, denke nun einmal ganz anders, und wenn mein Kind eine rechtſchaffene Neigung zu einem braven jungen Manne hätte, und ſelbſt wenn der junge Mann nur ein Künſtler

komiſch, ins Gedächtniß zurückruft, ſo findet er dagegen auf den gelben Papieren manchen Namen, der ihm ein Lächeln oder einen ſtillen Seufzer ablockt. Auch Bemerkungen, die hie und da von den darſtellenden Künſtlern zwiſchen den Reden eingeſchrieben wurden, kommen ihm äußerſt komiſch vor. Da heißt's bei einer Stelle: der rechte Arm wird ausgeſtreckt, der Kopf würdevoll zurückgeworfen, oder die Augen werden ſchmachtend geſchloſſen; bei einer andern: hier trete ich drei Schritte zurück, knirſche mit den Zähnen und ſtoße drei Seufzer aus; hinter einem langen Monologe ſtehen die Worte: als ich zum letzten Male dieſe Rolle ſpielte, geruhten Se. Durchlaucht der Fürſt, der in Huſarenuniform im Theater war, mich aufmerkſam anzuhören und am Schluſſe beifällig mit dem Kopfe zu nicken; auch applaudirte das Parterre dreimal. Ein anderes Notabene hieß: hier ſtützte ich mich mit dem linken Arm auf mein Schwert, legte den rechten Ellbogen, auf dem mein Kopf ruhte, darauf und bildete ſo, wie meine Freunde mich ſpäter verſicherten, eine maleriſche Stellung.

Das Alles lieſt der Regiſſeur durch, vertheilt die noch fehlenden Rollen, ſchreibt die Zahl der Statiſten auf, ſo wie das ganze Ballet, das er im Stück zu verwenden gedenkt; Einige ſollen Pagen machen, Andere führen bei den Volksſcenen in Brüſſel Tänze auf, und der Nachwuchs des Ballets, die Kinder unter zehn Jahren, ſollen die Straßen bevölkern, hin und her rennen und kleine Spiele treiben. So iſt es elf Uhr geworden. Es ſchellt draußen, der Bediente bringt ein kleines Billet und meldet zugleich drei Tänzerinnen, die aufzuwarten wünſchen. In dem Briefe bittet ein College, der bisher die Rolle des Vanſen ſpielte, da er zufällig gehört habe, daß der Egmont auf dem Repertoire ſtünde, um Abnahme dieſer Rolle und um Zutheilung des Herzogs Alba, da letzterer eigentlich mehr Intriguant ſei als erſterer, und er für dies Fach doch engagirt ſei. Der Brief wird ad Acta gelegt und die Tänzerinnen vorgelaſſen. Neue Klagen und Beſchwerden. Die drei Grazien kommen eben aus der Tanzſtunde, wo ſie erfuhren, daß ihnen zu einem Tanz auf heut Abend, in dem ſie die Solopartien haben, keine neuen Schuhe gemacht werden ſollen. Dem Regiſſeur werden die alten vorgezeigt, die von fleiſchfarbener Seide und jedenfalls ſehr defect, ſogar durchlöchert ſind. Doch zuckt er die Achſeln und rechnet ihnen vor, daß die ausgeſetzte Summe für neue Schuhe faſt überſchritten ſei und er alſo nichts mehr dürfe machen laſſen. Aber das Kleeblatt läßt ſich ſo bald nicht abweiſen, ſie beſtürmen den guten Mann mit Bitten und Schmeicheleien, verſichern ihm, daß ſie auf den durchgetanzten Sohlen faſt nicht mehr ſtehen könnten, eine ſogar, die ſehr ſchöne Waden hat, macht, während ſie die Schuhe vorzeigt, ein kleines Battement, um zu zeigen, daß man bei der Vorſtellung die defecten Stellen

wäre, da würde ich auf Ehre nicht Nein sagen. Das ist so meine Ansicht. Und damit Gott befohlen!"

„Sehen Sie, Frau Rosel," sprach traurig lächelnd der Verwalter, „da werfen Sie wieder Alles über das Haus hinüber, Kern und Schale. — Wie lange kennen wir uns denn eigentlich?"

„Nun," entgegnete die Frau, von dieser Frage überrascht, „ich sollte meinen, das sind jetzt beinahe zwanzig Jahre. Sie kamen damals hieher, ein Wittwer, mit der kleinen Rosalie, die kaum geboren war. Ihre Frau starb in Ihrem früheren Wohnorte, nachdem sie den armen Wurm auf die Welt gesetzt."

„So ist es," sagte nachdenkend der Verwalter. „Also wir kennen uns zwanzig Jahre. Nun hören Sie mich an, Frau Rosel. Ist Ihnen von mir in diesen zwanzig Jahren etwas Unrechtes bekannt geworden, etwas Liebloses, etwas Hartherziges? Habe ich nicht alle meine Nebenmenschen geliebt und denselben das bewiesen, nicht nur mit Worten, sondern auch mit Werken? — Wie, Frau Rosel?"

„Dazu muß ich freilich Ja sagen," antwortete die Frau; „man kann Ihnen nichts Uebles nachreden."

„Nun also!" fuhr der alte Mann fort. „Und jetzt, wo ich nach zwanzigjähriger Bekanntschaft irgend etwas thun muß, was Sie — nicht begreifen können, was Ihnen hartherzig erscheint, wollen Sie mich verdammen und wollen nicht meinem Worte glauben, wenn ich Ihnen mit tiefbetrübtem Herzen sage: bei Gott im Himmel, ich konnte nicht anders! — Gehen Sie ruhig nach Hause, Frau Rosel, und glauben Sie, das Herz thut mir weh, glauben Sie auch, daß eine Zeit kommen wird, wo ich mich zu Ihnen hinsetze und wo Sie sagen werden: jetzt sehe ich es ein, es war nicht anders zu machen."

„Nun ja, ich will es glauben," sagte die Frau mit gepreßter Stimme, nachdem sie einen Augenblick in das offene, ehrliche Auge des alten Mannes geschaut. „Was nützt auch all das Gerede? Todt

ist todt, und wenn Sie selbst jetzt den besten Willen hätten, Den machten Sie doch nicht wieder lebendig."

Damit ging die Frau nach der Thüre, und im Hinausgehen reichte ihr der Verwalter die Hand. „Bleiben wir gute Freunde," sprach er, „und thun Sie mir einen Gefallen. Sagen Sie Ihrem jungen Schauspieler da drunten, er würde mir ein grosses Vergnügen machen, wenn er mich morgen einen Augenblick besuchte. Ich möchte gar zu gern wissen, woher er jene Nachricht hat."

Frau Rosel stieg ziemlich betrübten Herzens den Berg wieder hinab, erzählte ihrem Gaste, wie sie droben ihre Botschaft ausgerichtet, und wiederholte ihm die Bitte des Verwalters.

„Jetzt wird sie es wissen," sagte Eugen zu sich selber und trat mit untergeschlagenen Armen an das Fenster, von wo er aufwärts nach dem Schlosse blicken konnte, „die Bestätigung ihres Unglücks, das arme Mädchen! Und es ist am Ende besser für sie," wiederholte er nachsinnend. „Jetzt ist sie frei; sie kann noch glücklich werden."

Droben am Horizont rechts neben dem Schlosse zeichneten sich die breiten dunkeln Wipfel der Bäume ab, unter denen die Kapelle lag. Dort hatte er sie zum ersten Male gesehen, unerklärlich, aber tief überrascht beim Anblicke dieses lieben, leidenden Gesichtes, von ihr angezogen auf eine unbegreifliche Weise. Ja, er hatte in den letzten Tagen weniger an Katharina gedacht, als sonst wohl, und wenn er sich das auf Augenblicke zum Vorwurfe machte, so lächelte er still in sich hinein und sagte: „Ach, das ist ganz was Anderes!" Er wußte selbst nicht, weßhalb, aber das Mädchen droben erschien ihm so gut, so rein, so edel, und den jungen Bildhauer konnte er ja blos aus der Erzählung des Doktor Wellen. „Wer weiß auch," dachte er, „ob diese Verbindung für sie segensreich gewesen wäre!" Und dann wiederholte er seine früheren Worte: „jetzt ist sie frei; sie kann noch glücklich werden."

Am andern Nachmittage kleidete sich Eugen wieder sorgfältiger

an, zum erſten Mal, ſeit er die Reſidenz verlaſſen, und er ſchien ſo auffallend verändert, daß ihn der luſtige Rath kopfſchüttelnd anblickte und ſich nicht enthalten konnte, ihm zu ſagen: „nimm mir nicht übel, du bewahrſt unſer Incognito ſchlecht. Du haſt heute viel mehr das Anſehen eines reiſenden Grafen, als das eines reiſenden Künſtlers.“

„Laß mir dieſe Grille!“ entgegnete lächelnd Eugen. „Du weißt, ich muß droben auf dem Schloß als Zeuge erſcheinen, und da muß ich ſchon ein Uebriges an meinem Aeußeren thun, daß man meinem Zeugniſſe Kredit gibt. Leider iſt die Welt einmal ſo verderbt, daß man Jemandem in Frack und Glacéhandſchuhen eher meint Glauben ſchenken zu können, als Jemandem, der im leichten Sommerrock und einem zerriebenen Strohhut auf dem Kopfe erſcheint.“

„Und dir iſt Alles daran gelegen,“ antwortete Herr Sidel, „dein Zeugniß recht und bündig hinzuſtellen.“

„Das iſt natürlich,“ meinte Eugen.

„Ich verſtehe!“ ſagte laut lachend der luſtige Rath. „Der arme Bildhauer ſoll todt ſein — mauſetodt — arme Katharine!“

Eugen, welcher dergleichen Ausfälle von Seiten des luſtigen Raths ſchon gewohnt war, antwortete nicht eine Sylbe darauf, ſondern vervollſtändigte ſeinen Anzug, indem er ein paar lederfarbene Handſchuhe anzog, die ihm der getreue Pierrot darreichte.

War dieſer letztere brave junge Künſtler nunmehr mürbe geworden durch die Schläge des Schickſals, welche ihm daſſelbe vermittelſt der Perſon des Schauſpieldirektors zukommen ließ, oder war es, weil er heute ſeinen Herrn zum erſten Male wieder in einem andern Kleide erblickte, oder that es die Erinnerung an eine beſſere Zeit: genug, Herr Hannibal war von einer Unterwürfigkeit, einem Dienſteifer, ſo daß ſich ſogar ſein Herr veranlaßt ſah, ihm dieſelben Vorſtellungen zu machen, wie der luſtige Rath einen Augenblick vorher ihm ſelbſt — das Incognito nämlich zu bewahren.

Darauf ging Eugen die Treppen hinab, und der luſtige Rath legte ſich in's Fenſter, um ſeine ſtillen und lauten Bemerkungen zu machen. Frau Roſel, welche unten im Gange ſtand, erkannte ihren Gaſt im erſten Augenblicke nicht wieder und machte vor dem eleganten Fremden einen tiefen Knix. Dann lachte ſie freundlich hinaus und ſo laut, daß Marie alsbald an der Küchenthüre erſchien. „Ei, ei!“ ſagte ſie, „das nenne ich einmal zu ſeinem Vortheil ſich verändern! Der Tauſend, Herr Wellen!“ Und darauf ſtieß ſie ihre Tochter mit dem Ellbogen an, als wollte ſie ſagen: „was hältſt du davon?“ Und als die Tochter hierauf ebenfalls ganz verwundert drein blickte, ſchüttelte ſie den Kopf und meinte: „ja, wer lange lebt, erfährt mancherlei.“

Mutter und Tochter konnten ſich auch nicht enthalten, ihren Gaſt bis zur Hausthüre zu begleiten, allwo der würdige Herr Trommler ſtand und mit nicht geringem Erſtaunen die Erſcheinung ſeines Collegen betrachtete. Er beſah ihn von oben bis unten, dann wandte er ſich wie ein Kenner zu der Wirthin und ſagte mit leiſem, aber beſtimmtem Tone: „untadelhaft! So ſoll in einem Luſtſpiel der Herzog gekleidet ſein.“

Der luſtige Rath beugte ſich faſt mit dem halben Leibe aus dem Fenſter; denn er konnte nicht begreifen, wo Eugen ſo lange blieb, und hatte eine eiferſüchtige Ahnung, als befleißige er ſich einiger zierlichen Complimente gegen die hübſche Marie. Als er nun endlich an der Hausthüre erſchien, huſtete Herr Sidel gewaltig und rief dann in die leere Straße hinaus: „vorfahren — ſogleich!“ Eugen lächelte dem Spötter zu und ſagte ihm hinauf: „du hätteſt eigentlich recht und würdeſt wohl daran gethan haben, für einen Wagen zu ſorgen,“ worauf der Andere entgegnete: „ich bedaure recht ſehr, es iſt nichts dergleichen im ganzen Dorfe zu finden; Euer Excellenz müßten ſich denn mit einem kleinen zierlichen Heuwagen behelfen.“

Eugen machte lachend eine Handbewegung hinauf, als danke er,

grüßte die Wirthin und Marien auf eine ungezwungene und höchst elegante Art, und ging dem breiten Fahrwege zu, den er heute benutzen wollte, um den Schloßberg zu besteigen.

Der getreue Pierrot war ihm in liebenswürdiger Selbstvergessenheit, die Kleiderbürste in der Hand, bis vor das Haus gefolgt, und als er sich nun umwandte, um wieder hinein zu gehen, begegnete sein Blick den grauen Augen in dem gelblichen Gesichte der blonden Schwägerin. Diese Augen drückten ein sehr potenzirtes Erstaunen aus, und die Besitzerin dieser beiden Sterne konnte sich nicht enthalten, mit etwas spitzigem Tone zu fragen, „warum sich Herr Hannibal so außerordentlich dienstfertig bewiesen."

Der arme Künstler stotterte etwas von inniger Anhänglichkeit, die zwischen ihm und jenem Anderen bestehe, und daß man unter Freunden so etwas nicht so genau nehme; und versicherte schließlich auf sein Ehrenwort, diese Dienstleistungen seien ganz gegenseitig und Herr Wellen habe ihn, Hannibal, auch schon hie und da ausgeklopft.

Eugen stieg unterdessen rüstig den Berg hinan und gelangte nach einer halben Stunde unter den dunkeln Thorbogen und über den Schloßhof hin an die Thüre des Verwalters, die ihm von einem Bedienten augenblicklich geöffnet wurde. Man führte ihn in ein kleines, einfach möblirtes Zimmer, und der Vater Rosaliens trat fast zu gleicher Zeit mit ihm zu der anderen Thüre herein.

Beide Männer machten einander eine Verbeugung und begrüßten sich stumm. Doch, während Eugen ernst und ruhig blieb, drückte das Auge des alten Mannes Ueberraschung aus.

„Ich habe die Ehre, Herrn Wellen vor mir zu sehen?" sagte er nach einer Pause, während er dem jungen Manne artig einen Stuhl anbot.

Eugen setzte sich und entgegnete: „so heiße ich; Sie hatten den Wunsch ausgedrückt, mich zu sprechen."

„Allerdings,“ antwortete der Verwalter, indem er ſich ebenfalls niederließ. „Und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie ſo freundlich waren, mir dieſen Wunſch zu erfüllen und ſich hieher auf's Schloß zu bemühen. — Sie ſind, wenn ich nicht irre, drunten —“

Hier ſtockte der alte Herr und blickte ſein elegantes Gegenüber fragend an.

„Ich bin drunten bei der Geſellſchaft des Herrn Direktors Müller,“ ergänzte Eugen. „Ein reiſender Schauſpieler.“

Der Verwalter verbeugte ſich lächelnd, als wollte er ſagen: „nehmen wir an, es ſei ſo!“ und dann fuhr er fort: „es ſind ſonderbare Verhältniſſe, Herr Wellen, welche Sie zur Kenntniß gewiſſer Sachen kommen ließen, die mich veranlaſſen, über eben dieſe Sachen mit Ihnen zu ſprechen, als ſeien Sie ein langjähriger Freund unſeres Hauſes.“ Bei dieſen Worten wurde die Stimme des alten Mannes ernſt, und ſeine Züge beſchatteten ſich.

„Sie ſprachen zufällig,“ fuhr er fort, „mit der Wirthin drunten über dieſe Vorfälle, und ich wollte Sie nur bitten, mir Ihre Erzählung zu beſtätigen, und Sie vielleicht veranlaſſen — wenn dies nicht indiskret erſcheint, — mir die Quelle zu nennen, woher Sie dieſe Mittheilungen erhielten. Ohne nur den geringſten Zweifel in Ihre Worte zu ſetzen, können Sie ſich denken, Herr Wellen, daß es mir als Vater des armen Mädchens von der größten Wichtigkeit iſt, zu erfahren, ob Sie nicht vielleicht getäuſcht wurden oder ob Sie mich verſichern, daß ich dieſen ſchlimmen Nachrichten unbedingten Glauben ſchenken kann.“

Eugen ſchwieg einen Augenblick nachdenkend ſtill, dann ſagte er, ohne die Fragen des Verwalters zu beantworten: „und dieſe ſchlimmen Nachrichten theilten Sie Ihrer Tochter mit?“

„So that ich,“ entgegnete der Vater.

Eugen blickte ihn fragend an.

Der alte Mann, der dieſen Blick vollkommen verſtand, zuckte mit den Achſeln und ſagte: „was wollten wir machen? Obgleich Roſalie

überzeugt war, daß es ein ſolches Ende mit dem jungen Manne genommen, ſo hat dieſe Nachricht ſie doch begreiflicher Weiſe auf's Tiefſte erſchüttert."

„Sie weinte und klagte?"

„Nein, das that ſie nicht; es war das nie ihre Art, ihrem Schmerze Linderung zu verſchaffen. Sie begab ſich heute Morgen in die kleine Kapelle, und da iſt ſie jetzt wieder. — Aber bitte, Herr Wellen, würden Sie mir nicht ſagen, woher Sie jene Nachrichten erhielten? Oder haben Sie vielleicht ſelbſt jenen Feldzug mitgemacht?"

„Das nicht," ſagte Eugen. „Aber ich erhielt jenen Bericht von einem meiner bewährteſten Freunde, einem in meiner Vaterſtadt ſehr bekannten Arzte, Doktor Wellen."

„Ah, einem Verwandten!" ſagte der Verwalter.

Eugen, der einen Augenblick vergeſſen, daß er jetzt ebenfalls Wellen hieß, entgegnete einigermaßen befremdet: „nein, verwandt iſt dieſer Arzt nicht mit mir," worauf der Verwalter erwiderte: „verzeihen Sie, ich glaubte das nur, weil Sie den gleichen Namen führen. — Doch bitte, fahren Sie fort!"

„Dieſer Doktor Wellen," ſagte Eugen ein wenig verwirrt, „machte den italieniſchen Feldzug mit und lernte dort im Hauptquartier einen Freiwilligen kennen, den er in kurzer Zeit lieb gewann und der ihm eine ſeltſame Geſchichte erzählte von dieſer Gegend, dieſem Schloſſe, jener Kapelle und den Marmorbildern, die er dort aufgeſtellt, dann vor allen Dingen von einem Mädchen, das er geliebt, und — verzeihen Sie mir — von einem hartherzigen Vater, der, Gott weiß, welchem Plane zu Liebe, durch ein einfaches Nein ſein ganzes Lebensglück zerſtört."

„Ja," verſetzte der alte Mann mit einem tiefen Seufzer, während ein ſonderbares Lächeln über ſeine Züge flog, „es iſt eine ſeltſame und traurige Geſchichte. Es iſt nicht daran zu zweifeln: ich war jener hartherzige Vater. — — Und das Ende jenes unglücklichen

jungen Mannes war alſo in der That ſo, wie ich vernommen? — Es iſt fürchterlich!“

„Er blieb in der Schlacht von Novara,“ ſagte Eugen mit ziemlich kaltem Tone; denn er konnte ſich nicht verhehlen, er ſitze hier einem harten, wenigſtens räthſelhaften Manne gegenüber. Deßhalb fuhr er auch nach einer Pauſe fort: „ich glaube nicht, daß Sie, mein Herr, dieſes traurige Ende des jungen Bildhauers befremden kann. So viel ich mich erinnere von Doktor Wellen gehört zu haben, hatte er mit Ihnen vor ſeinem Weggehen eine Unterredung, worin er Ihnen, dem Vater, nicht undeutlich zu verſtehen gab, er könne ohne den Beſitz Roſaliens nicht leben und ſei entſchloſſen, einen anſtändigen, aber ſicheren Tod zu ſuchen.“

„So etwas ſagte er allerdings,“ entgegnete der alte Mann in ernſtem Tone, ſetzte aber mit trübem Lächeln hinzu: „Sie müſſen mir jedoch zugeſtehen, Herr Wellen, wer von euch jungen Leuten ſagte nicht ſchon etwas Aehnliches bei einer gleichen Veranlaſſung? Daß das Schickſal ſo ſchnellen und fürchterlichen Ernſt machen würde, das hätte ich, bei Gott! nicht geglaubt.“

„Alſo wenn er nicht in Italien geblieben wäre,“ fiel Eugen raſch und aufathmend ein, „ſo wäre es Ihnen lieber? Oder wenn Sie gewußt hätten, ſeine Worte würden ſich ſo ſchnell und blutig erfüllen, ſo hätten Sie damals anders an ihm gehandelt?“

„Wozu dieſe Fragen?“ ſprach düſter der alte Mann. „Kann ich Geſchehenes ungeſchehen machen?“

„So iſt es Ihnen alſo lieb,“ ſagte Eugen mit einigermaßen heftigem Tone, „daß ihn die fremde Erde deckt, daß er nicht zurückkommen kann, um nochmals ehrlich um die Hand Ihrer Tochter zu werben? So iſt es Ihnen alſo lieber, daß Ihr armes Kind vielleicht vergeht in Gram und Verzweiflung?“

„Sie ſprechen da harte Worte zu mir,“ bemerkte der Verwalter in mildem Tone, „und ich begreife in der That nicht, woher es

kommt, daß ich von Ihnen dieſe Worte, wenn auch mit tiefem Schmerze, doch mit großer Ruhe anhören kann."

„Sie haben Recht," ſagte Eugen ſo gefaßt als möglich, indem er aufſtand. „Ich vergaß mich. Sie baten mich um Beſtätigung jener Nachricht, und ich erlaubte mir, zu Ihnen zu ſprechen, als ſei jener unglückliche junge Mann, den ich nicht gekannt, mein Freund geweſen, oder als habe ich die Ehre, Ihr langjähriger Bekannter zu ſein."

Der alte Mann war bei dieſen Worten ebenfalls aufgeſtanden und trat an eines der großen Fenſter, die auf die Blumenterraſſe gingen. Er fuhr ſich mit der Hand über die Augen.

„Sie baten mich," fuhr Eugen fort, „jene Nachricht zu beſtätigen. Das habe ich gethan; ich glaube, wir haben weiter kein Geſchäft mit einander."

„Bleiben Sie noch einen Augenblick," antwortete der alte Mann, ohne ſich von dem Fenſter, an welchem er ſtand, abzuwenden. „Wie Sie über mich denken, ſo wird es Jeder thun, der dieſe traurige Geſchichte erfährt, und Sie und Jeder vielleicht beim erſten Anblick der Sache vollkommen Recht haben. Ein junger, angeſehener Mann, ein braver Künſtler mit ſicherem Auskommen wirbt um die Hand meiner Tochter. Ich ſage Nein; nehmen wir an aus Eigenſinn, nehmen wir an, ich habe erſt prüfen wollen, ob die Liebe jenes jungen Mannes mehr als eine vorübergehende Leidenſchaft geweſen ſei. Ich ſpielte gewagt, und da ich dieſes Spiel ſo blutig verloren, ſo ſchreit man entſetzt auf, ich ſei der Mörder jenes Unglücklichen. Das iſt allerdings ſehr traurig; aber ich bin zu entſchuldigen. Nun aber erfahre ich jenes tragiſche Ende, und da ich hierüber ſcheinbar nicht in Verzweiflung gerathe, mir nicht das Haar ausraufe und nicht ſage: o, hätte ich das gewußt! ſo bin ich in Ihren Augen hartherzig, grauſam."

„Wenigſtens räthſelhaft und ſehr unbegreiflich," ſagte Eugen.

„Und ſo möchte ich nicht daſtehen in den Augen der Welt,

deutlich sehen könne, was den Regisseur rührt, und sie erhalten endlich die Erlaubniß, die sehr nothwendigen neuen Schuhe machen zu lassen.

Nachdem sich die Tänzerinnen noch einige Secunden in dem Zimmer des Regisseurs umgesehen, da eine schöne Stickerei bewundert, hier die Stellung der Venus nicht ganz natürlich fanden, trifft der Regisseur Anstalten, sich seines Schlafrocks zu entledigen, um Toilette zu machen, eine Bewegung, welche die drei alsbald in die Flucht schlägt. Jetzt wird dem Bedienten geschellt, doch kaum ist dieser eingetreten, um seinem Herrn die nöthigen Sachen zur Toilette hinzureichen, als draußen wieder heftig geschellt wird. Schon ist der geplagte Mann im Begriff, seinen Schlafrock wieder fester um sich zu ziehen, als er an dem lauten Gelächter der vor der Thür Stehenden erkennt, daß es ein paar gute Freunde sind, vor denen er sich nicht zu geniren hat. Er läßt also den Schlafrock fallen und läßt sich, nachdem er noch einen Blick zum Fenster hinausgeworfen hat, ein paar helle Beinkleider geben, die er dem Sonnenschein zu Liebe heute anziehen will. Indessen sind zwei junge Männer an die Thür getreten, die in ihrem Aeußern den schärfsten Contrast bilden. Der erste ist von einer langen, sehr langen Gestalt, auf der ein interessantes, aber sehr blasses Gesicht, von hellblonden Haaren umgeben, *sehr* von oben herab auf die Welt sieht. Er ist recht elegant gekleidet, trägt bunte carrirte Beinkleider, eine schwarze Atlasweste, auf der ein kleines Stückchen goldener Kette prangt; ein ähnliches Geschmeide verbindet die kolossalen Knöpfe zweier Tuchnadeln, mit denen der lange junge Mann das schwarzsammetne Halstuch verziert hat; ein Frack nach dem neuesten Schnitt mit pfundschweren Knöpfen, auf denen ein Fuchskopf ciselirt ist, vollendet das Ganze. Er schreitet mit großen Schritten durch den Vorsaal, wobei er einer Tanne zu vergleichen ist, die vom wilden Sturmwind bewegt hin und her schwankt. Der Andere, der wenigstens einen guten Schuh kleiner ist als der Erste, aber dagegen der Breite desto mehr zugesetzt hat, ist kaum im Stande, ihm zu folgen. Beide mögen vielleicht fünf bis sechs und zwanzig Jahre alt sein, sehen aber aus ganz verschiedenen Umständen weit älter aus und sind bei ihrem Eintreten über dies Capitel gerade in einen kleinen Streit verwickelt.

„Ich versichere Dich," sagte der Lange, „daß Du mit jedem Tage unförmlicher und dicker wirst. Alles Jugendliche ist aus Deiner Erscheinung verschwunden, und wenn nicht Dein kindischer Kopf wäre, der, beiläufig gesagt, weniger zu Deinem Körper als zu Deinen Neigungen und Gesinnungen paßt, so könnte man Dich für einen alten Kerl von funfzig Jahren halten." Das sprach der Lange finster und ernst und mit solchem Tone, als sei die Sache durch den Ausspruch abgemacht und ließe sich nichts weiter darauf entgegnen. Doch der

ja, damit Sie mich ganz kennen lernen: ich bin gezwungen, noch viel Schlimmeres zu thun. Ja, Roſalie hat ihn geliebt, wie nie vielleicht ein Mädchen einen Mann liebte, das weiß ich alles; ſie hängt heute noch mit derſelben Innigkeit an ihm wie damals; ſie wird ihn nie vergeſſen. Und doch muß ich, will ich ſie zwingen, in nächſter Zeit eine andere Verbindung einzugehen."

„Ah! das iſt zu viel!" brachte Eugen mühſam hervor.

„Ja, es iſt zu viel!" wiederholte der alte Mann mit einem Blicke gegen den Himmel. „Und doch wird es geſchehen! Die Macht, die über uns gebietet, hatte noch ganz andere Dinge begonnen und durchgeſetzt."

„Und welche Macht kann einen Vater zwingen, ſeine Tochter zu tödten?" rief Eugen empört. „Was ſage ich — zu tödten? Der Begriff dieſes Wortes iſt unbedeutend gegen das, was Sie jenem armen Mädchen ſchon gethan, was Sie ihm noch zu thun gedenken! Mein Herr!" fuhr er heftig fort, „entweder ſind Sie ein Narr oder ein Verbrecher!"

„Keines von Beiden," entgegnete der alte Mann mit einem unbegreiflich ruhigen Tone, indem er aber ſeine Zähne auf einander biß, daß ſie knirſchten. „Ich bin nur der Diener meines Herrn."

„Ah!" machte Eugen mit dem Tone der tiefſten Verachtung. „So hören Sie auf, ein ſolcher Diener zu ſein! Sprengen Sie ein ſolch fluchwürdiges Band! Brauchen Sie dazu menſchliche Hülfe, hier iſt meine Hand."

„Die eines reiſenden Schauſpielers," ſagte der Verwalter mit einem ſeltſamen Blicke.

„Vielleicht auch mehr," entgegnete Eugen. „Oeffnen Sie mir Ihr Herz, ſchenken Sie mir Ihr Zutrauen!"

„Ihnen," ſagte der Verwalter mit einem ſonderbaren Lächeln. „Ihnen, einem unbekannten, jungen Manne? Ihnen in einer Frage, die das Schickſal, das Glück eines ſo guten und edlen Weſens, wie

das meiner Roſalie, betrifft? — Von mir gar nicht zu reden! — Ihnen, der unter der Maske eines reiſenden Schauſpielers auftritt, einer Maske, ſo wenig gut gemacht, daß ſie den Unbefangenſten nicht täuſchen wird? — Vertrauen um Vertrauen! Wollen Sie mir helfen und rathen — wohl! Deßhalb vor allen Dingen: wer ſind Sie? — — Doch nein!" fuhr er nach einem Augenblicke fort, „reden Sie nicht, folgen Sie mir!"

Mit dieſen Worten wandte ſich der alte Mann um, nahm einen Bund Schlüſſel von der Wand, winkte ſeinem Beſuche mit der Hand und ging vor ihm zur Thüre des Kabinets hinaus. Eugen folgte in ängſtlicher Erwartung ſeltſamer Dinge, die ſich dieſem räthſelhaften Manne gegenüber begeben könnten.

Beide gingen über einen langen Korridor, ſtiegen am Ende deſſelben eine kleine ſteinerne Treppe hinauf und gelangten ſo in den erſten Stock des weitläufigen Gebäudes. Dort öffnete der Verwalter eine Thüre und bat den jungen Mann, einzutreten. Ein kleines Vorzimmer, in welchem ſie ſich nun befanden, führte auf eine große Reihe von Zimmern, durch deren geöffnete Flügelthüren man von dem einen in's andere ſchauen konnte. Raſch ſchritt der Verwalter durch das erſte, zweite, dritte und vierte, dann öffnete er eine zweite Thüre; ſie traten in ein Eckzimmer und kamen durch dieſes in den andern Flügel des Schloſſes. Hier drückte der alte Mann eine Thüre auf, die nur angelehnt war, und bat ſeinen Begleiter hinein zu treten.

Eugen wußte nicht, wie ihm geſchah. Alles, was ihn in dieſem Gemache, ſowie in dem nächſtfolgenden umgab, die Möbel, Teppiche, Kupferſtiche — Alles hatte für ihn etwas Bekanntes, Heimathliches. Sein Erſtaunen wuchs, je näher er hier die Sachen betrachtete, je weiter er in den Zimmern voranſchritt. Er fragte ſich, ob er wache oder träume, und ob es möglich ſei, was er vor ſich ſehe. — Ja, das waren die alten bekannten Geräthe, die ſchwer geſchnitzten Stühle, Tiſche, Schränke des elterlichen Hauſes; vor denen der

Knabe ſo oft neugierig geſtanden und es verſucht hatte, die ſeltſamen Zeichnungen zu entziffern und zu begreifen, den ſonderbaren Gewinden der Blumen, die ſich hin und her zogen, dort verſchwanden, hier wieder zum Vorſchein kamen, zu folgen. Das waren die ſo oft geſehenen Kupferſtiche in den dunkelbraunen Rahmen, die Jagd- und Pferdeſtücke, die Liebhaberei des verſtorbenen Vaters; in anderen Zimmern bekannte Oelbilder, die ſich oft durch eine gewiſſe Farbe oder durch eine merkwürdige Figur in dem Gedächtniſſe des Knaben feſt eingeprägt hatten.

Eugen faßte ſeine Stirn; träumte er oder wachte er? Und wenn er wachte, wie konnte er es begreifen, daß er hier dieſe bekannten Gegenſtände wieder ſah? wenn auch zuweilen eine Idee in ihm aufblitzte, die vielleicht die richtige war, ſo verwarf er ſie doch lächelnd wieder als eine Unmöglichkeit.

Der alte Mann, der ihm ruhig von Zimmer zu Zimmer folgte, drückte ſich ſachte in die Fenſtervertiefungen hinter die großen Vorhänge, um den jungen Mann ganz ſich ſelbſt zu überlaſſen und ſeine Gedanken durch nichts zu zerſtreuen.

Eugen ſchien ihn auch vergeſſen zu haben und eilte, mehr und mehr überraſcht, durch die Zimmer, bis er an eine Thüre kam, welche wie die erſte ebenfalls nur angelehnt war. Haſtig drückte er ſie auf und blieb mit einem Rufe der Ueberraſchung auf der Schwelle ſtehen. Er blickte in ein kleines, achteckiges Gemach, und an der Wand, ihm gerade gegenüber, von einem einzigen Fenſter auf's Schönſte beleuchtet, ſah er — das Portrait ſeiner Mutter in weißſeidenem Kleide, ihr wohlbekanntes ſchönes Geſicht aus Spitzen, Brillanten und Blumen hervorlächelnd — dieſes Geſicht, wie es ihm noch in der Erinnerung aus den Zeiten der Kinderjahre vorſchwebte; die ganze, hohe Geſtalt ſo, wie er ſich erinnerte, ſie oftmals geſehen zu haben, wenn er Abends in ſeinem Bettchen lag und ſchlief und durch ihren warmen Kuß aufgeweckt wurde, wo er dann aber die Augen gleich wieder ſchloß vor der ſchönen Erſchei-

nung, die vor ihm ſtand — eine gute Fee, wie er glaubte, ſchimmernd und ſtrahlend. — Wie er ſo vor dem Bilde ſtand und es anſchaute, ſo begann er langſam ſich zu erinnern, daß er vor langen, langen Jahren dieſes Bild ebenfalls irgendwo geſehen; dann war es aber plötzlich und ſpurlos verſchwunden.

In dieſem Augenblicke fühlte er ſich bei der Hand gefaßt; er ſchien es völlig vergeſſen zu haben, daß außer ihm noch Jemand durch dieſe Zimmer ſchritt, und blickte haſtig und überraſcht auf die Seite.

Es war der alte Verwalter, der neben ihm ſtand, der ſeine Hand gefaßt hielt, der ihn fragend anſah und alsdann auf das Bild wies.

„Meine Mutter!“ rief Eugen.

Ein freudiges Lächeln flog über die Züge des alten Mannes, indem er ſagte: „ich habe es geahnt, und ich bin glücklich, daß es ſo iſt.“

Jetzt erſt trat Eugen mit ſeinen Gedanken in die Wirklichkeit zurück und blickte ſeinen Begleiter überraſcht an. „Was ſoll das alles bedeuten?“ ſagte er. „Warum finde ich hier ein gutes Theil des elterlichen Hauſes? warum finde ich hier auf dem fremden Schloſſe das Porträt meiner Mutter?“

„Es iſt dies kein fremdes Schloß,“ ſagte freudig der alte Mann. „Dort iſt die Beſitzerin deſſelben.“ Und er wies abermals auf das Bildniß.

„Ah!“ ſagte Eugen, immer mehr überraſcht, „ſpielen wir in einem Märchen? Sagen Sie mir offen und ehrlich: was ſoll dies alles bedeuten?“

Bei dieſen Worten verbeugte ſich der Verwalter vor dem jungen Manne und erwiderte: „es iſt weder Fabel noch Märchen. Auch ſpreche ich offen und ehrlich mit Ihnen, wenn ich Ihnen ſage: ich heiße den Herrn Stillfried willkommen auf der Beſitzung ſeiner Mutter!“

Kopfschüttelnd blickte Eugen bald den Verwalter, bald das Bild an. Dann trat er einen Augenblick an das Fenster, faltete die Hände und schaute hinab.

Fünfzigstes Kapitel.

In welchem Eugen Stillfried seine Schwester findet und der lustige Rath die Entdeckung zu machen glaubt, daß sein Freund ein Ungeheuer ist.

Dort unten zwischen den dichten, dunkeln Bäumen lag die kleine Kapelle, und bei diesem Anblicke fühlte der junge Mann sein Herz sich schmerzlich zusammen ziehen und sich darauf wieder freudig erweitern. Bange und tief athmete er auf; ein Gedanke durchfuhr ihn, ein glücklicher, herrlicher Gedanke, ein Gedanke, den er mit aller Kraft der Seele festzuhalten strebte, ein Gedanke, der ihn glücklich und selig machte. Er faßte die Hand des Verwalters, der neben ihm stand, drückte sie kräftig zusammen und zeigte auf die Kapelle, indem er sagte: „und sie? — Rosalie?“

Dann blickte er ängstlich fragend auf das Gesicht des alten Mannes, in dessen Augen, wo sich aber im ersten Momente nicht viel erkennen ließ; denn sie waren durch Thränen verdunkelt, und erst, als dieselben in zwei großen Tropfen herabrollten und als der alte Mann stumm mit dem Kopfe nickte, da ließ Eugen dessen Hand los und sah in dem Blicke seines Begleiters, ja fühlte er an dem ungestümen Klopfen seines eigenen Herzens, daß er sich nicht getäuscht, daß sie da unten — das arme Mädchen — daß Rosalie seine Schwester sei.

Hastig wandte er sich gegen die Thüre, um den Weg durch die Zimmerreihe zurück zu eilen; doch hielt ihn der Verwalter lächelnd

zurück, öffnete eine andere Thüre in dem kleinen Kabinet und führte ihn eine Treppe hinunter, ähnlich derjenigen, durch welche ſie heraufgeſtiegen waren. Am Fuße derſelben ging eine kleine Pforte in's Freie, auf den dunkeln, ſchattigen Platz, an deſſen Ende jene Kapelle lag.

„Iſt ſie dort?“ fragte Eugen und wollte abermals vorauseilen. Doch ſagte ihm der Verwalter, der ihn wieder zurückhielt: „Gemach, lieber Herr! Sie werden ſie erſchrecken.“

„So weiß ſie von allem dem nichts?“ rief Eugen erſtaunt.

„Doch, doch!“ ſagte der alte Mann; „ſo viel ſie wiſſen durfte. Erſt vor Kurzem erhielt ich die Erlaubniß, ihr zu ſagen, daß ſie — nicht meine Tochter ſei,“ ſetzte er mit betrübtem Tone hinzu, fuhr aber freudiger fort: „doch iſt ihre Liebe zu mir gleich geblieben. Sie weiß nur, daß jene Dame droben ihre Mutter iſt.“

„Und nicht ihren Namen, nicht, daß ſie einen Bruder hat?“

„Nichts von allem dem.“

„Ha! daran erkenn' ich ihn!“ ſagte heftig der junge Mann. „Und erſt kürzlich entdeckte man ihr das Wenige, was ſie weiß? Die arme Schweſter! — Und bei welcher Veranlaſſung?“

„Dieſe Veranlaſſung,“ entgegnete der alte Mann mit finſterer Miene, „erlaubte ich mir Ihnen ſchon früher in meinem Zimmer anzudeuten, als ich noch vor Ihnen da ſtand, ein grauſamer Vater, der nicht nur das Herz ſeiner Tochter brach, indem er ihre erſte und einzige Liebe zerriß, ſondern der auch hartherzig genug war, ſie zu einer anderen Verbindung zwingen zu wollen.“

„Zu einer andern Verbindung —?“

„So iſt es, Herr Stillfried. Sie ſcheinen das vergeſſen zu haben. Wenn ich auch von Ihrer Mutter nicht den Befehl erhielt, Sie in die Geheimniſſe dieſes Hauſes einweihen zu dürfen, ſo habe ich es doch auf meine Gefahr hin gewagt. Es iſt, wie ich Ihnen ſagte: Ihre Schweſter iſt ſeit einigen Tagen die Verlobte eines

jungen Herrn, den ich natürlicher Weiſe nicht die Ehre habe zu kennen."

„Und das erfuhren Sie von meiner Mutter?" fragte heftig Eugen, indem er ſeine Hand zuſammen ballte.

„Indirekt," erwiderte der Verwalter mit ſonderbarer Miene. „Durch den Geſchäftsfreund Ihrer Frau Mutter, den Herrn Juſtizrath Werner."

„Natürlich, durch ihn!" ſprach Eugen im Tone der tiefſten Verachtung. — „Doch kommen Sie zu ihr — zu meiner Schweſter. Sprechen wir von nichts Anderem; dieſer Augenblick iſt mir zu wichtig, zu heilig, ich will ihn nicht entweihen. Später mehr von den Angelegenheiten meines Hauſes; darauf können Sie ſich verlaſſen."

„Das hoff' ich zu Gott!" ſagte der alte Mann und öffnete leiſe die Thüre der Kapelle.

Da kniete Roſalie in demſelben Betſtuhle, wo Eugen ein paar Tage vorher geſeſſen. Sie hatte den Kopf auf ihre Hand gelegt, und durch das Geräuſch der Schritte, mit welchen die Beiden eintraten, aus ihren tiefen Gedanken erweckt, ſchaute ſie mit ihrem bleichen, tief betrübten Blicke empor und lächelte dem Verwalter freundlich, wenn auch etwas ſchmerzlich, entgegen.

„Roſalie," ſagte der alte Mann, und hielt Eugen, der ſich heftig dem Mädchen nähern wollte, an der Hand zurück; „ſieh dieſen Herrn; er hat das Recht, von dir freundlich empfangen zu werden."

Roſalie öffnete ihre großen Augen weit und blickte erſchrocken in die Höhe. Ein Zittern, ein Schaudern überflog ihren Körper, und ſie ſagte mit kaum vernehmlicher Stimme: „Jetzt ſchon? — O du mein Gott!"

„Nein, nein, mein armes Kind!" verſetzte haſtig der alte Mann, „es iſt nicht der, den du fürchteſt, es iſt —"

„Dein Bruder!" rief leidenſchaftlich Eugen, der nicht mehr

länger an ſich halten konnte, indem er neben Roſalie auf den Boden niederkniete. „Dein Bruder iſt's, dein Bruder, der dich herzlich und innig liebt. — Meine arme Schweſter!“

Das zitternde Mädchen wandte ſich bei dieſer heftigen Bewegung des ihr ſo wenig bekannten Mannes wie erſchrocken ab und wollte ſich in die Arme, an die Bruſt ihres bisherigen Vaters flüchten. Doch wies dieſer ſie ſanft von ſich, indem er ſprach: „ja, es iſt ſo, mein Kind, wie er geſagt: er iſt dein Bruder, der Sohn deiner Mutter.“

Einen Augenblick betrachtete das Mädchen den jungen Mann, deſſen Auge voll Thränen zu ihr empor blickte; dann zog ein unnennbar freudiges, glückſeliges Lächeln über ihre bleichen Züge; ſie reichte ihm beide Hände dar, und als er ſie ergriff, zog ſie ihn willenlos, aber gewaltig zu ſich in die Höhe, warf ſich alsdann heftig in ſeine Arme, und ein Strom wohlthätiger Thränen tropfte von ihrem Geſichte herab auf ſeine Bruſt.

Lange hielten ſich die Beiden ſo feſt und innig umſchloſſen, und als darauf Roſalie freudig lächelnd ihren Kopf erhob, um auf dem Geſichte ihres Bruders Zug um Zug neugierig und emſig zu ſtudiren, da bemerkte Eugen, daß der alte Verwalter verſchwunden war und ſie ſich allein in der Kapelle befanden.

„Komm! komm!“ redete nun das Mädchen nach einer längeren Pauſe; „laß uns hinaus in die freie Luft; es iſt mir hier zu eng. Die Mauern, das Gewölbe drücken mir das Herz zuſammen.“ Und dann nahm ſie ihn bei der Hand und führte ihn zur Kapelle hinaus, um das Chor herum, auf eine kleine Steinbank, die hinter dem Kirchlein angebracht war, dicht an der Ringmauer des Schloſſes, wo ſich nun die Beiden niederſetzten; hinter ſich die hohen ſpitzen Fenſter des Chores, vor ſich die weite herrliche Landſchaft im Abendſonnenſcheine, reich vor ihnen ausgebreitet in herbſtlicher Färbung.

Das Mädchen hielt Eugen's Rechte mit ihren beiden kleinen

Händen und ſchaute ihm fortwährend forſchend und glückſelig in's Geſicht.

„Alſo du biſt mein Bruder," ſagte ſie, „und ich bin deine Schweſter! — Ja, es muß ſo ſein; denn als ich dich neulich zum erſten Male ſah, da warſt du für mich gar nicht wie ein ganz Fremder."

„Ich hatte daſſelbe Gefühl," entgegnete Eugen. „Aber, obgleich ich wußte, daß ich eine Schweſter habe, wäre es mir doch nicht eingefallen, dich hier zu ſuchen."

„Das wußteſt du alſo? Ach, da warſt du doch viel glücklicher als ich! Seit mein lieber Vater mir geſagt, daß ich nicht ſeine Tochter ſei, hatte ich ſo gar Niemanden mehr auf der Welt, war ganz verlaſſen und allein. O, es iſt ſehr traurig, wenn man von all' ſeinen Angehörigen nichts kennt, als ein gemaltes Bild, und da droben die ſchöne Frau mit den vielen Brillanten und Blumen war meine ganze Verwandtſchaft."

„Unſere Mutter!" ſagte Eugen mit ſchmerzlichem Tone.

„Du kennſt ſie?" fragte eifrig das Mädchen. „Natürlich, du warſt bis jetzt bei ihr, du hatteſt ſie gern, und ſie liebte dich! Wie ihr Beiden ſo glücklich waret!"

„Ja, meine liebe Roſalie," ſagte bekümmert der Bruder, „wir waren ſchon recht glücklich."

„Ei," entgegnete das Mädchen, „du nennſt mich immer bei meinem Namen, Roſalie, kann ich nicht auch wiſſen, wie du heißeſt?"

„Eugen," ſagte der junge Mann.

„Mein lieber Eugen!"

„Meine gute, gute Roſalie!"

„Und —?" fragte das Mädchen.

„Und —" wiederholte Eugen; denn er wußte, was ſie ſagen wollte.

„Und weiter?“

„Ja ſo!“ erwiderte der junge Mann mit tiefem Schmerze. „Ja ſo, mein armes, armes Mädchen! — Eugen Stillfried.“

„Alſo Roſalie Stillfried?“

„Roſalie Stillfried,“ wiederholte Eugen, und während er die Hand ſeiner Schweſter an die Lippen drückte, floſſen langſam ſeine Thränen darauf hin.

„O mein Gott,“ rief ſie nach einer kleinen Pauſe, „wie viel hätt' ich noch zu fragen! Aber wenn ich einmal anfinge, ſo würde es die ganze Nacht hindurch dauern. Ich weiß ja gar nichts von dir und von uns. Wo haſt du bis jetzt gewohnt? — Wo wohnſt du jetzt? — Wo iſt die Mutter? — Siehſt du, ich frage wie ein Kind. — Ach Gott! ja, und mein wirklicher Vater? — Nach dem habe ich noch gar nicht gefragt.“

Eugen hatte bei all dieſen Fragen gelächelt; nur bei der letzten wurde er ſehr ernſt. „Darauf kann ich dir nur eine traurige Antwort geben,“ ſagte er, „auf deine letzte nämlich, was — meinen guten Vater betrifft. Der iſt ſchon lange, lange todt. Ich ſelbſt, der ich viel älter bin, als du, habe ihn nur ſehr wenig gekannt.“

„Ach, unſer Vater iſt todt!“ ſagte tief betrübt das Mädchen und faltete ihre Hände. „Alſo werde ich ihn nie ſehen? — Das iſt ſehr ſchlimm!“

„Aber die Mutter wirſt du ſehen,“ fiel ihr Eugen ſchnell in's Wort. Er wollte ſie auf einen anderen Gedanken bringen. „Die Mutter wirſt du vielleicht bald ſehen. Und dann bleiben wir zuſammen, lange und glücklich.“

„Ach, mich ſchauert's ordentlich!“ erwiderte Roſalie. „Wie mich all das Glück freut! — Aber du bleibſt jetzt bei mir?“

„Gewiß, meine Schweſter! Drunten im Dorfe wohne ich bei deiner Freundin.“

„Ah, in der wilden Roſe!“

„Ja, und ich komme jeden Tag, dich zu ſehen.“

kleine Dicke, der freundlich lachend hinter dem Langen hertrippelte und zu ihm emporsah, schenkte Jenem nichts und verglich ihn mit einem Streichhölzchen, von dem aber oben der Schwefel abgebrannt sei. So gelangten Beide in das Zimmer des Regisseurs, als Jener sich gerade beschäftigte, das helle Beinkleid anzuziehen. Der Lange bleibt bei diesem Anblick wie erstaunt unter der Thür des Zimmers stehen und sagt mit überraschtem Tone, während sich der Dicke in eine Sophaecke legt und nach einer Cigarre langt: „Ach, lieber Regisseur, Sie wollen heut ein helles Beinkleid anziehen? Welche Idee! Es gibt ja in einer Stunde Regen. Dann sollten Sie sich auch mehr in Acht nehmen und sich nicht hier bei den offenen Thüren anziehen. Ich habe Ihnen das schon oft genug gesagt."

Der Regisseur läßt langsam die Hand sinken und schaut noch einmal zum Fenster hinaus, dann sagt er ruhig: „Ja, Sie haben Recht, es wird doch in kurzem schlechtes Wetter. Johann, eine schwarze Hose!" Und der Dicke bricht in ein lautes Gelächter aus.

Von den beiden eben Eingetretenen, die ich dem Leser zwar bezeichnet, aber noch nicht vorgestellt habe, ist der Lange Schauspieler und der Dicke Schriftsteller. Daß der Mime ein Mann von Talent und Fähigkeiten ist, läßt sich daraus abnehmen, weil er mit dem verständigen, scharfblickenden Regisseur in so vertraulichem Verhältnisse steht, so daß dieser sogar auf die Meinung und das Urtheil des Untergebenen etwas hält. Was den Schriftsteller betrifft, so schweigt die Geschichte.

Der Lange ist indessen mit einigen großen Schritten im Zimmer umhergestürzt und hat in kurzem die Rollenhefte des Egmont auf dem Tische entdeckt. „Ah, der Egmont!" ruft er laut. „Ich bekomme doch den Oranien? Nicht wahr? Ich versichere Sie, ich habe mich sehr darauf gefreut und schon lange über das Costüm nachgedacht, das mir am Besten dazu stehen wird. Was denken Sie zu einem schwarzen Sammetkleide? Ich nehme dazu eine kurze blonde Perrücke und einen rothen Bart." — „Wie Dein natürlicher ist," schaltet der Dicke ein. „Doch hoffe ich, wird Dir jetzt endlich einmal Befehl ertheilt werden, ihn abzuschneiden; denn Du, der so sehr auf Treue des Costüms inclusive Perrücke und Bart sieht, wirst doch wohl wissen, daß damals dieser Wangenschmuck nicht Mode war." Der Lange sieht ihn mit einem großen Blicke an und antwortet ganz ruhig: „Glaub' mir nur, daß ich besser weiß, was sich für meine Rolle paßt als Du." Schon droht wieder, wie beim Eintritt, ein kleiner Streit zu beginnen, wenn nicht der Regisseur gerade angezogen wäre, seinen Hut nimmt, und so das Zeichen zum Aufbruch gibt.

Die Drei gehen fort, und auf der Treppe wird dem Regisseur

„Nicht wahr, mein vieles Fragen belästigt dich? Und ich habe noch gar nicht einmal recht angefangen. Aber eine große und schwere Frage habe ich noch auf dem Herzen; wenn du mir die beantworten könntest!“

„So laß sie hören!“ sagte Eugen. „Wenn ich kann, werde ich sie dir gewiß beantworten.“

„Nun denn — so sage mir, warum habe ich dich erst heute gesehen? Warum hat man mir erst vor ein paar Tagen gesagt, daß jene Dame droben meine Mutter ist? Warum bin ich immer allein hier, so entfernt von euch gewesen?“

„Verzeihe mir, Rosalie,“ entgegnete Eugen nach einer Pause, „du fragst mich da in der That etwas, das ich heute nicht im Stande bin, dir zu beantworten. Aber glaube mir, liebe Schwester, das wirst du alles erfahren, und so bald wie möglich.“

„Ich glaube dir! ich glaube dir!“ sagte eifrig das Mädchen. „Gewiß, Eugen, ich habe ein solches Zutrauen zu dir, daß, wenn du etwas sagst, ich weiß, es muß so und nicht anders sein.“

Dabei drückte sie herzlich seine Hand, blickte ihm längere Zeit in die Augen und sah dann träumerisch in die weite Gegend hinab, die sich dunkler zu färben begann, denn die Sonne war untergegangen.

Eugen war lange nicht so glücklich gewesen, wie an diesem Abend. Bisher hatte das Bild der unbekannten Schwester wie ein finsterer, unheimlicher Geist vor ihm geschwebt, er hatte sich davor gefürchtet, sie einstens zu treffen. Wie würde er sie finden? wie konnte sie sein? — Jetzt hatte er sie so unverhofft gesehen, sie gefunden, so schön, so lieb, so gut! Sie hatte sich vertrauensvoll in seine Arme geworfen, die Stimme ihres Herzens hatte sie an die Brust des Bruders geführt, und jetzt, nach Verlauf einer Stunde, war es ihm, als habe er sie von jeher gekannt; jetzt saßen sie hier zusammen, sich herzlich liebend, wie die Kinder eines und desselben Vaters.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach einem längeren Stillſchweigen, während deſſen Roſalie ſchwärmeriſch in die glühenden Farben geblickt, welche die Sonne jenſeits der Berge zurückgelaſſen, legte ſie ſanft den Kopf auf die Schulter ihres Bruders und ſagte mit leiſer, zitternder Stimme: „Aber du hatteſt ſchon von mir gehört, nicht wahr, mein Bruder?“

„Ja, liebe Roſalie,“ gab er zur Antwort.

„Du weißt vielleicht,“ fuhr ſie fort, „daß ich, ſo jung ich bin, ſchon unendlich viel Leid ertragen mußte?“

„Ich weiß es,“ verſetzte Eugen bekümmert und drückte das Mädchen feſter an ſich.

„Alles?“

„Alles, meine Schweſter!“

„Nicht wahr, Eugen, das iſt fürchterlich?“ ſagte ſie, und ihre Thränen floßen auf's Neue. „Dir will ich's geſtehen — es iſt mir eine Beruhigung, ein ſüßes Gefühl, es dir zu ſagen — o Eugen, ich habe ihn ſo unausſprechlich geliebt! — Aber wie gütig iſt Gott im Himmel! Da ich ihn verloren habe, fand ich dich. O, hätteſt du ihn nur gekannt! Er war ſo lieb und gut!“

„Ich glaube es dir gern, mein armes Kind.“

„Und nun iſt er todt!“ fuhr ſie ſchaudernd fort mit dem Ausdrucke des tiefſten Schmerzes. „Ich werde ihn nie wiederſehen!“

Ruhig und ſtill hielt Eugen die weinende Schweſter in ſeinen Armen, ohne zu ihr zu ſprechen. Was konnten tröſtende Worte helfen? Und wußte er überhaupt dergleichen? Ja, da er jenen jungen Mann nicht gekannt, ſo war es ihm nicht einmal möglich, etwas über deſſen Vergangenheit zu ſagen. — Er küßte die Schweſter ſchweigend, aber innig auf die Stirn, dann ſtand er auf, hob ſie ſanft in die Höhe und führte ſie nach dem Schloſſe zurück.

Als ſie durch das Hauptthor gingen, meinte Eugen, er ſehe Jemanden im Schatten des Brückenpfeilers ſitzen. Doch war es ſchon zu dunkel, um die Gegenſtände unterſcheiden zu können. Er führte die Schweſter in's Haus, wünſchte ihr herzlich eine gute

Nacht, indem er ihr verſprach, morgen wieder zu kommen, und verließ ſinnend und träumend den Schloßhof.

Als er abermals über die Brücke ging, ſah er, daß er ſich vorhin nicht getäuſcht; es ſaß dort wirklich Jemand, und dieſer Jemand war Herr Sidel, der hier ſeinen Freund zu erwarten ſchien.

Eugen war erfreut über dieſes Zuſammentreffen und trat raſch auf den luſtigen Rath zu, ihm freundlich einen guten Abend bietend.

Doch Herr Sidel trat einen Schritt zurück und wehrte ihn mit der Hand von ſich. Eugen wußte nicht, was das zu bedeuten habe, und dachte, er irre ſich vielleicht; doch war es der luſtige Rath — daran konnte Niemand zweifeln — der jetzt ſich raſch umwandte und haſtig ſeinem Freunde voraus den Berg hinabzuſteigen begann.

„He!“ rief Eugen ihm zu, „was ſoll denn das heißen? Was fliehſt du denn davon wie ein Schatten? Biſt du es, oder iſt es nur dein Geiſt, der mir hier erſcheint, um mich vor etwas Schrecklichem zu warnen?“

„Da hätte ich früher kommen müſſen,“ ſprach jetzt der luſtige Rath mit ſehr ernſter Stimme, und blieb an der Biegung des Weges ſtehen; „freilich ohne viel zu helfen, denn nicht einmal Zeichen und Wunder würden im Stande ſein, deinen ſchrecklichen Lebenswandel zu ändern.“

„Dieſe Predigt hätte ich heute nicht mehr erwartet!“ antwortete laut lachend Eugen. „Aber ſage, was ficht dich an, daß du wie ein drohendes Geſpenſt da in der Dunkelheit Stimme und Arm warnend gegen mich erhebſt? Scherz bei Seite, was willſt du?“

„Ja, Scherz bei Seite!“ wiederholte finſter Herr Sidel. „Du vermagſt es noch, mich zu fragen? Weßhalb ich nicht wie immer lächelnd und freundlich vor dich hintrete, das kannſt du mit deinem ſchlechten Gewiſſen —“

„Ich habe aber kein ſchlechtes Gewiſſen!“

„Wo kommſt du her?“

„Nun, vom Schloſſe droben.“

„Was machteſt du da? Kannſt du mir darauf Antwort geben, ohne zu erröthen?“

„O ja,“ meinte Eugen lachend. „Ich könnte das ſchon wagen; denn es wäre auf alle Fälle zu dunkel, als daß du die Scham auf meinen Wangen ſehen könnteſt.“

„Das hätte ich nimmer von dir gedacht!“ ſagte der luſtige Rath mit lauter und feierlicher Stimme, und ſeine Worte konnten unmöglich ſcherzhaft gemeint ſein, denn er ſprach ſie mit dem ernſten Tone. „Nimmer und nimmermehr! Du biſt ein arger Sünder — Eugen Stillfried!“

„Vor allen Dingen, beſter Rath,“ entgegnete Eugen luſtig, „ruf' meinen Namen, oder vielmehr einen Namen nicht ſo laut in die Nacht hinaus, der hier nicht genannt, noch gekannt ſein ſoll. Und was die Sache an ſich betrifft, ſo hätteſt du weit beſſer gethan, bevor du nach deiner gewöhnlichen Art anfingſt, zu lärmen und mir Vorwürfe zu machen, mich um Näheres über dasjenige zu befragen, was du heimlich erlauſcht und geſehen haſt.“

In dieſem Augenblicke raſchelte etwas wenige Schritte entfernt im Geſträuch, das den Weg einfaßte, ſo daß die beiden Freunde erſtaunt ſtehen blieben und aufmerkſam horchten. Es war gerade als ſchleiche dort ein Menſch, der in der Dunkelheit ausglitt und ſich nun an den rauſchenden Zweigen wieder zum Stehen brachte.

„Haſt du das gehört?“ fragte Eugen, „es ſcheint mir, wir wandeln in Geſellſchaft.“

„Aber in keiner menſchlichen,“ antwortete mürriſch der luſtige Rath. „Mir ſcheint, es iſt ein Thier, das nächtlicher Weile herumſchleicht, vielleicht ein Fuchs oder ein Vogel, ein Uhu oder dergleichen. — So viel kann ich dich verſichern, daß mich das, was ich ſo eben gehört, nicht ſo alterirt, als das, was ich droben vernommen.“

„So will ich dich denn über das droben mit einem einzigen

Worte aufklären, das heißt, wenn du einen Augenblick näher zu mir herkommen willst; denn ich habe nicht Lust, so in die Nacht hinauszurufen, wie du eben gethan."

Widerstrebend näherte sich Herr Sidel, und als ihn Eugen mit der Hand erreichen konnte, zog er ihn ganz nahe zu sich hin und sagte ihm leise in's Ohr: „Lustiger Rath, du bist ein Narr; aber die da droben auf dem Schlosse — ist meine Schwester."

„Pah!" machte Herr Sidel und prallte erstaunt zurück.

„Es ist so, wie ich dir sage," fuhr Eugen mit bestimmtem Tone fort; „ich bin da auf eine merkwürdige Spur gekommen, die aber zu sehr viel Gutem führen kann. Glaube mir, Rosalie ist meine Schwester, von der ich früher öfters mit dir gesprochen."

„Hurrah!" schrie nun plötzlich der lustige Rath mit voller Kraft seiner Lungen, indem er mit gleichen Füßen so hoch emporsprang, als es seine dicke, untersetzte Figur erlaubte. „Hurrah und nochmals Hurrah!" wiederholte er, „es wird Licht, mir rollt ein ganzes Gebirge von der Brust."

„Und bei dem unvernünftigen Schreien und den wahnsinnigen Geberden wirst du noch von dem Gebirge hinabrollen," antwortete Eugen und faßte ihn am Arme. „Stille einen Augenblick!" setzte er hinzu und blieb stehen. „Da habe ich das Rascheln wieder gehört; wir sind nicht allein, d. h. neben dem Wege in der Vertiefung schleicht Jemand; es ist mir gerade, als sähe ich sogar einen Schatten hingleiten."

„Phantasie! Phantasie!" meinte lustig Herr Sidel. „Und wenn auch! Es wird ein harmloser Holzhauer sein, der von seiner Arbeit zurückkehrt. — Aber was du eben gesagt, macht mich ganz glücklich."

„Schweige nur jetzt darüber," erwiderte Eugen, „ich will dir drunten auf unserem Zimmer Alles auf's Beste erklären."

Damit schritten die Beiden rüstig bergab, und bald sahen sie Schloßfelden dicht vor sich liegen.

Hier schien schon Alles zur Ruhe zu sein. Die Bewohner,

müde von des Tages Last und Hitze, hatten mit der sinkenden Nacht ihre Lagerstätten gesucht: man sah nirgends einen Lichtstrahl, und der einzige Laut, den man durch die Stille der Nacht vernahm, war hie und da das leise Knurren und Bellen irgend eines Hundes, den etwas aus seiner Nachtruhe aufgestört.

Auf der anderen Seite des Dorfes sahen sie das Wirthshaus zur wilden Rose mit hell erleuchteten Fenstern, die ihnen gastlich entgegen winkten. Noch eine Biegung hatten sie zu machen, um den Berg hinter sich zu haben, und der lustige Rath, der sich eine Cigarre anzündete, blieb deßhalb einen Augenblick zurück; Eugen war ein paar Schritte voraus, da — krachte ein Schuß neben ihnen auf der Seite, wo sie das Rauschen in den Zweigen gehört, und Eugen glaubte das Pfeifen einer Kugel zu vernehmen, welche ganz nahe bei seinem Kopfe vorüber fuhr.

Langsam wälzte sich das Echo des Schusses in den Bergen fort, und Eugen, der überrascht, erschrocken und festgebannt stehen blieb, hörte drunten im Dorfe die Hunde laut werden und anschlagen, und vernahm darauf Schritte in dem rauschenden Laube, Schritte, die sich eilig zu entfernen schienen.

„Was war das?“ rief Herr Sibel, der hinzu sprang. „Wem hat dieser Schuß gegolten?“

„Genau kann ich es nicht sagen,“ entgegnete Eugen, „aber ich glaube fast, einem von uns; denn so viel ist gewiß, daß ich es gehört, ja gefühlt, wie eine Kugel dicht an meinem Kopfe vorbei fuhr.“

„Vorwärts! vorwärts!“ rief der lustige Rath und drängte den Berg hinab. „Hier an der Bergwand ist es unheimlich. Eilen wir hinab; dort erreichen wir sogleich die ersten Häuser des Dorfes.“

So war es denn auch, und schon ein paar Schritte vor denselben kam ihnen der Nachtwächter von Schloßfelden entgegen.

Dieser würdige Beamte schien trotz seines langen Spießes und seines großen Hundes keine starke Lust zu haben, sich weit von den

schützenden Mauern seines Ortes zu entfernen. Auch machte er beim Anblick unserer beiden Freunde eine halbe Wendung nach rückwärts, blieb aber wieder stehen, als ihm Herr Sidel ein lautes: Gut Freund! zurief.

„Haben Sie denn geschossen?“ fragte er, als die beiden näher kamen, wobei er sich neugierig nach einem Gewehr oder einer sonstigen Schießwaffe umsah. Doch als er ihre leeren Hände bemerkte, wiederholte er bedenklich: „Sie haben also nicht geschossen?“

„Nein, mein Freund,“ sagte Eugen; „mir scheint, wir wären beinahe selbst geschossen worden. Ich muß gestehen, das ist hier zu Lande eine schlechte Manier, geladene Gewehre gegen einen Weg abzuschießen.“

Der Nachtwächter, ein ehrlicher Bauer, schüttelte den Kopf und sagte: „Das verstehe ich nicht; man kann Sie doch wahrhaftig nicht für ein Stück Wild, für einen Fuchs oder Rehbock gehalten haben!“

„Und die Jäger,“ fiel ihm Herr Sidel in's Wort, „werden doch hier nicht in der Dunkelheit auf die Jagd gehen!“

„Die gewöhnlichen Jäger freilich nicht,“ erwiderte lächelnd der Bauer, „aber wißt, ihr Herren, da droben hinter dem Schlosse hat's große und prächtige Waldungen; sie ziehen sich links herum auf dem Gebirge fort, und die württembergische Grenze führt mitten hindurch. Da hat's auch einige wilde Jäger, denen es gleich viel ist, ob sie einen Hirsch bei Tage oder bei Nacht schießen.“

„Aber wir sind doch keine Hirsche!“ meinte Herr Sidel. „Das soll der Teufel holen, daß man nicht einmal ruhig nach Hause gehen kann, ohne daß man befürchten muß, von einer Kugel getroffen zu werden! Das ist schlechter Spaß!“

„Ja, ich begreife es auch nicht recht,“ sagte der Nachtwächter, „will aber gleich zum Förster gehen und dem das Ding melden. — Gute Nacht, ihr Herren!“

Damit ging der Beamte seines Weges, und die beiden Freunde

eilten durch das Dorf und erreichten in kurzer Zeit das Gaſthaus zur wilden Roſe.

Hier war noch Licht und Leben genug und in allen Räumen noch Gäſte. In dem Honoratiorenzimmer befanden ſich der Herr Direktor, deſſen Bruder, ſowie der große Holder und der vortreffliche Herr Trommler. Eugen hatte aber nach den wichtigen Ereigniſſen dieſes Tages keine Luſt, noch eine gewöhnliche Converſation zu führen, und begab ſich deßhalb mit dem Herrn Sidel nach ihren Zimmern.

Auf der Treppe kam ihnen die Frau Roſel entgegen; ſie hatte ein Licht in der Hand und ſah ſehr blaß, ja angegriffen aus. Als ſie ihren Gaſt erblickte, hielt ſie ſich wie erſchrocken an dem Treppengeländer feſt und brachte auf die Frage Eugen's, ob ihr etwas zugeſtoßen ſei und was ihr fehle, mühſam die Worte hervor: „ach, Herr Wellen, es geſchehen merkwürdige Dinge auf dieſer Welt!"

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Der geneigte Leſer erfährt nicht viel Neues, wird aber eingeſtehen, daß der Erzähler in manchen Theilen Recht hat.

Es war der Staatsräthin nicht leicht geworden, den Entſchluß zu faſſen, Katharinen zu ſich in's Haus zu nehmen. Sie hatte dieſelbe früher einmal kaum flüchtig geſehen und ſie unter den obwaltenden Verhältniſſen natürlicher Weiſe ſehr wenig beachtet; doch fühlte die alte Dame in ihrer Einſamkeit das Bedürfniß, ein Weſen in ihrer Nähe zu wiſſen, von dem ſie überzeugt ſein durfte, daß es ſich feſt an ſie anſchließen würde, daß es ihr mit kindlicher Liebe zuge-

than ſei, ein Weſen, dem auch ſie nach Befund und Umſtänden ein mütterliches Herz öffnen könnte.

Die Unterredung mit ihrem Sohne, die Offenheit, mit der ihr Eugen entgegen getreten war, die Bereitwilligkeit, mit der er auf ihren Wunſch einzugehen ſchien und ihr jene Papiere zur Verfügung zu ſtellen verſprach, welche zu erlangen der Juſtizrath ſo viele verkehrte und unnöthige Schritte gethan, hatten einen tiefen Eindruck auf das Herz der Staatsräthin gemacht. Hatte nicht ein einziges Wort der Mutter den Sohn dazu vermocht, ein einziges freundliches liebevolles Wort? Ja, ſie fühlte es bitter und beklagte es tief, nicht eher eine Annäherung geſucht zu haben, die früher noch leichter geweſen wäre und ſo Manches anders gemacht hätte.

Glücklicher Weiſe war es noch nicht zu Allem zu ſpät, und die Staatsräthin fühlte wohl, daß es ihr ohne große Schwierigkeiten gelingen würde, das Herz ihres Sohnes wieder an ſich zu ziehen, mit ihm in Gemeinſchaft zu leben, vielleicht glücklich zu ſein, vor allen Dingen aber Eugen wieder in die Stellung einzuſetzen, die ihm gebührte: in die ihres natürlichen Beſchützers. Das hatte ſie anfänglich kaum zu denken gewagt; aber nachdem ſie ſich erſt einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht, verfolgte ſie ihn unabläſſig Tag und Nacht, und hiedurch kam ſie darauf, ſich ſelbſt ſagen zu müſſen, daß die Herrſchaft, welche der Juſtizrath über ſie ausübte, unnatürlich und unerträglich ſei.

All' das hatte ſie denn auch beſtimmt, entſcheidendere Schritte anzubahnen, zuerſt Katharinen zu ſich zu nehmen, in der feſten Hoffnung, das Mädchen würdig zu finden, um ihr auch ſpäter andere Rechte einräumen zu können. Und hierin hatte ſich die alte Dame glücklicher Weiſe nicht getäuſcht. Wenige Tage reichten hin, und die kluge Frau erkannte und würdigte das reine, unſchuldige Herz des ſchönen Mädchens und fand in ihren natürlichen, geſunden Gedanken, in ihrem angeborenen tiefen ſittlichen Gefühl einen biegſamen, dankbaren Grundſtock, aus dem ſich etwas Schönes und

Glänzendes herausbilden ließ. Und damit gab ſich die Staatsräthin alle Mühe.

Anfänglich war es von ihr beſtimmt worden, das Verhältniß Katharinens zu ihr ſollte das der Dienerin zur Herrin ſein. Doch ſchon nach den erſten Tagen wurde Madame Schoppelmann zu einer zweiten Audienz entboten, und nach einer längern Unterredung hatte ſie mit Freuden ihre Einwilligung gegeben, daß ihre Tochter Katharina von nun an wie das Kind vom Hauſe angeſehen würde. Ob dabei auch etwas von ſpäteren Planen in Betreff des Herrn Eugen ausgemacht wurde, ſind wir nicht im Stande anzugeben, hoffen aber das Beſte und wollen nur wenigſtens ſo viel verrathen, daß die Dienerſchaft des Stillfried'ſchen Hauſes der Anſicht war, ſie ſehe in dem jungen ſchönen Mädchen ihre künftige Gebieterin; und wir wiſſen bereits, daß die Anſicht der Dienerſchaft dieſes Hauſes nicht zu verachten war.

Die alte Dame hatte kluger Weiſe dem Juſtizrath gegenüber ihren Wunſch, das junge Mädchen zu ſich zu nehmen, in einem Augenblicke ausgeſprochen, wo ihr Geſchäftsfreund ſehr mit uns bekannten Projekten beſchäftigt war und hiebei die Einwilligung der Mutter zu ſehr gebrauchte, um ihrer Grille, wie er es nannte, ernſtlich etwas in den Weg zu legen.

Seine Angelegenheit ging vortrefflich von Statten; Herr von Steinbeck wurde von der alten Dame, wenn auch nicht herzlich, doch freundlich empfangen; ja, der Juſtizrath hatte es ſogar dahin gebracht, die Staatsräthin zu vermögen, daß ſie, von jahrelanger Gewohnheit abgehend, obgleich einigermaßen widerſtrebend, eine kleine Geſellſchaft bei ſich veranſtaltete, freilich nur von ſehr wenigen Perſonen, aber von dem Juſtizrathe ausgewählt und Alle ſeinen Planen geneigt und denſelben ſehr förderlich. Wir nennen nur den Major und die Majorin von Brander, welche verſicherten, auf die Freundſchaft der Mutter ein ſpezielles Recht zu haben;

noch ein Billet gebracht. Es ist von dem Capellmeister, der anfragt, ob der Egmont wirklich in den nächsten acht Tagen gegeben werde, was ihm eigentlich nicht recht gelegen sei, denn er habe schon für das nächste Concert etwas von der Beethoven'schen Musik aus dieser Tragödie bestimmt. Kaum ist der Brief gelesen, so wird der Regisseur auf der Straße von einem jungen Diplomaten mit der Frage angehalten: „Sie geben nächstens Egmont? Wissen Sie, wir haben diesen Winter über die Tragödie einige Male gesprochen, und da gab ich Ihnen einige Stellen an, die bei uns gestrichen wurden und nothwendig auch hier wegbleiben müssen." Der Regisseur dankte ihm lächelnd und versichert ihm, daß er wohl daran gedacht habe. Für heute Morgen wäre Egmont nun glücklich beendigt, denn obgleich ihm hie und da auf der Straße Collegen begegnen, die mit einer Bitte oder Klage auf ihn zulenken wollen, so thut doch der Regisseur, als sähe er sie nicht, nur um auf einen Augenblick von Allem, was Egmont heißt, befreit zu sein.

Indessen sind Nachmittag die Rollen vertheilt und ist auf den folgenden Morgen eine Probe angesagt worden. Schon in der Frühe sind eine Menge Leute da gewesen, die den Regisseur haben sprechen wollen, doch hat der Bediente den strengsten Befehl erhalten, Niemand vorzulassen, da er sonst mit den Vorbereitungen nicht fertig werden würde.

Auf dem dunklen Theater hat sich indeß das Personal versammelt und steht hie und da in kleinen Gruppen beisammen. Die Zimmerleute tragen die alten Coulissen herbei oder sind auf dem Schnürboden beschäftigt. Der Theaterdiener geht herum und flüstert bald dem Einen, bald dem Andern eine Bemerkung zu. Die Leute, die bei dem Erscheinen des Regisseurs etwas anbringen wollen, halten sich an der ersten Coulisse auf, um ihn gleich überfallen zu können, und ihre Zahl ist nicht klein.

Wie der Theaterdiener in seiner Art ein ganz eigenthümlicher Mensch ist, gibt es deren beim Personal noch viele stehende Personen, die wie die Masken auf dem italienischen Theater mit wenigen Variationen fast immer denselben Charakter haben. Unter den Choristen ist einer, der die andern in jeder Beziehung überragt oder zu überragen glaubt. Das ist meistens eine große starke Figur, der im Rittercostüm wie ein rechter Schlagetodt aussieht, und der sich durch allerhand Kleinigkeiten bemerkbar zu machen weiß. Gewöhnlich stellt er sich vorn hin, macht auffallende Gesten und Bewegungen, und wo der Chor sich in pleno zu freuen hat oder betrübt sein muß, drückt er seinen Schmerz noch heftiger aus, oder lacht mit lauter Stimme einige Secunden früher als die Andern. Er ist es, dem sich bei vor-

denn der verlorene Sohn habe ihr Haus vor allen anderen gern und häufig beſucht.

Wir müſſen geſtehen, daß in dieſer Geſellſchaft die ſchöne Katharina nicht geringe Aufmerkſamkeit erregte; ja, wir wollen dem geneigten Leſer anvertrauen, daß die Staatsräthin hauptſächlich deßwegen wieder Leute bei ſich geſehen, um ihre Pflegetochter, wie ſie das Mädchen nannte, anſtändig vorſtellen und einführen zu können. Und dieſe Vorſtellung war ſehr glänzend ausgefallen.

Katharina, die ſich früher nie in Salons bewegt, hatte eine ſolche glückliche Gabe, ſich leicht und geſchickt in ihr neues Verhältniß zu finden, daß die ſchärfſten Augen der unnachſichtigſten Damen — und welche Dame ſieht in dieſem Punkte nicht unnachſichtig und ſcharf? — nichts an ihrem Benehmen auszuſetzen wußten, als nur das Eine, was aber Jede kluger Weiſe für ſich behielt, und das war: der Kummer, daß ihre eigenen Kinder, die Töchter eines Regierungsrathes, eines Kanzleirathes und mehrerer Hofräthe, von der Tochter der Gemüſehändlerin völlig verdunkelt wurden; und dabei dachten ſie, es ſei doch eigentlich ſonderbar von dem lieben Gott, daß er dieſen Mädchen der unteren Regionen Anſtand und ſittſames Betragen ertheilt; Mädchen, deren Eltern doch gar keiner Rangklaſſe angehören, ebenſo viel, ja oft noch mehr Schönheit des Körpers, als ihren Nachkömmlingen, hervorgegangen und gezogen, in die Welt eingeführt und bewundert unter dem Schutze der vierten bis achten Rangklaſſe.

Die Majorin Brander hatte, wie wir wiſſen, keine Töchter, und deßhalb, und auch weil ſie Dichterin war, fand ſie in dieſer ganzen Geſchichte etwas Schönes und Hochpoetiſches und verſprach ſich von einer ähnlichen Situation ſehr viel für irgend ein Kapitel ihres neuen Romans.

„Stiſeler," hatte der Major zu ſeinem Adjutanten auf dem Heimwege geſagt, „Stiſeler, das iſt ein ſchönes Mädchen! Mich

ſoll der Teufel holen, aber da hätten Sie ſich früher umſehen ſollen!“

Hierauf ſprach der Adjutant achſelzuckend, nachdem er aber vorher die Lippen zuſammen gepreßt: „Zu Befehl, Herr Oberſtwachtmeiſter! nur bitte ich zu bemerken, daß die Mutter eine Gemüſehändlerin iſt.“

„Aber reich, lieber Stiſeler,“ hatte der Major geantwortet, „ſehr reich! und was deckt ſo ein alter Adel, wie der Ihrige, nicht zu? Gehen Sie mir weg! das hätte Ihnen nicht entgehen ſollen!“

Ebenſo wie der Major dachte auch noch mancher Andere, und viele junge Herren, die früher über Eugen Stillfried höhniſch die Naſe gerümpft, blieben jetzt mit einem lauten Ah! auf der Straße ſtehen, wenn die Staatsräthin mit ihrer Pflegetochter vorüber fuhr.

Dieſe freundlichen Bemerkungen in Betreff Katharinens wurden aber im vollen Gleichgewicht, ja, niedergehalten durch die äußerſt liebenswürdige Art und Weiſe, mit der die neue Stellung des früher unbekannten Mädchens bei den ſämmtlichen Kaffeegeſellſchaften der Reſidenz beſprochen und demgemäß zerfleiſcht wurde.

Eine Staatsräthin, alſo eine Frau zur ſechsten Rangklaſſe gehörig, hatte ſolches zu thun gewagt, hatte in den reinen Dunſtkreis der höheren Schichte menſchlicher Geſellſchaft ein Weſen eingeführt, das, tief unten, wo man nicht mehr deutlich hinſchauen kann, geboren, kaum das Recht hatte, auf der Welt zu ſein; ein Weſen, das doch unmöglich verlangen konnte, von ihren Mitſchweſtern freundlich gegrüßt zu werden, von ihren Mitſchweſtern, die obgleich lange nicht ſo ſchön, lange nicht ſo tugendhaft, lange nicht ſo ſittſam, dafür das Vorrecht der Geburt hatten und denen es geſtattet war, ihre Fehler und Vergehen, die weiter unten ſo klar und ſchonungslos vor Augen liegen, deßhalb ungeſehen zu machen, weil ſie dieſelben mit dem mächtigen Familiennamen ihrer Mutter oder mit dem Anſtellungsdekret ihres Vaters bedecken durften.

Was mußte die arme Katharina nicht ſchon alles gethan haben, wenn man dieſe Läſterzungen hörte! — War ſie ſchön? — Das konnte man ihr nicht abſprechen. Mein Gott, ja! ſie ſieht nicht übel aus; aber hat man je gehört, daß der Art Mädchen häßlich ſind? Gott bewahre! Das iſt ja ihr einziges Verdienſt, und wenn Sie nicht das Bischen Schönheit hätte, ſo wären all' dieſe Geſchichten nicht — paſſirt. Der einzige Troſt dieſer Damen beſtand darin, daß dergleichen im Stillfried'ſchen Hauſe vorgefallen war. — „Das Haus iſt ſchon was gewohnt!“ ſagte wehmuthsvoll eine alte Regierungsräthin, „dahin paßt dergleichen. In der Familie iſt ſchon mehr vorgefallen, worüber ſich nicht in guter Geſellſchaft ſprechen läßt.“ Das beruhigte denn auch offenbar die zürnenden Gemüther, und neben dem ſchloßen ſie eine feſte Verbindung, es die arme Katharina entgelten zu laſſen, daß ſie die Tochter einer Gemüſehändlerin ſei, und, ſollte ſie den Herrn Eugen Stillfried wirklich heirathen, ſie mit ihrem Haſſe zu verfolgen bis in's dritte und vierte Glied.

Hievon hatte das arme Mädchen nun gar keine Ahnung; ſie war in Grundſätzen erzogen worden, daß man bei ſeinem Nebenmenſchen auf das Herz zu ſchauen habe und nicht auf das Kleid, und daß, wenn ſich nur Jemand brav und ehrlich aufführe, es keine Schande ſei, aus einem tieferen Stande ſich in einen höheren hinauf gearbeitet zu haben. Sie wußte ſo wenig von der Stimmung, die in den Kreiſen, zu denen ſie jetzt gehörte, gegen ſie herrſchte, daß ſie mit der Liebe, welche ſie gegen ihre Nebenmenſchen im warmen Herzen trug, überall anſtieß und ihre Stellung eher verſchlimmerte als verbeſſerte. Sie lächelte Jedem freundlich zu, grüßte auf der Straße, wenn ſie mit der Staatsräthin ausfuhr, die Begegnenden auf's Freundlichſte und nahm deren erzwungenes liebreiches Grinſen für baare Münze. Daß Jene nachher gelber von Neid und Bosheit wurden als ihre Strohhüte, und ſich die Hand, die ſo eben noch freundlich gewinkt, unter dem Shawl zur

Fauſt zuſammen ballte, das konnte ſie freilich nicht ſehen, da ſie keine Ahnung davon hatte.

Deſto weniger aber entgingen dieſe Sachen dem ſcharfen Auge der Staatsräthin, und wir müſſen geſtehen, daß ſie ihre Freude daran hatte. Wie hatten dieſe ſogenannten guten Freundinnen ſie in früheren Zeiten behandelt! Wie war bei ihr das Sprüchwort ſo wahr geworden: Gott ſchütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſelbſt fertig werden! Wie hatten ſie die leiſeſten Mißſtimmungen ſich zu Nutzen zu machen gewußt, nachdem dieſe im Stillfried'ſchen Hauſe kaum erſt angeklungen! Wie hatten ſie kleine Riſſe in dem Familienleben der beiden Gatten zu benutzen verſtanden, durch hämiſche Zwiſchenträgereien, durch falſche Auslegungen, durch boshafte Stichelworte, durch üble Nachreden! Wie hatten ſie ſolcher Geſtalt jeden trüben Ton zum lauten Lärmſignal anſchwellen laſſen, die kleinſten Sprünge zu einer Kluft gemacht, die nichts mehr auszufüllen im Stande war! Lerne ſie kennen, theurer Leſer! Auch deinen Herd umkriecht vielleicht ähnliches Gezücht, auch von deinem Brode ißt dergleichen Ungeziefer und trinkt von deinem Wein. Nimm dich vor ihm in Acht und zertritt ihm den Kopf, ehe es dich giftig in die Ferſe beißt. Angeſicht gegen Angeſicht greift es dich nie an: es wird nie ausſtreuen, du habeſt Dies oder Jenes geſagt oder gethan — nein, ein ſolches Weſen tritt an Andere heran, Kummer auf dem Geſichte, tiefe Trauer auf der Zunge, und ſpricht zu ihnen von dir: ah, wie iſt die Welt ſo niederträchtig! Nein, dieſe bodenloſe Schlechtigkeit hätte ich nimmer erwartet! Haben Sie es denn auch ſchon gehört, was man unſerer guten, lieben Freundin nachſagt? — Nein, ich weiß noch nichts. — Gott! es wird mir ſchwer, darüber zu ſprechen. Nun denn, unſere Freundin hat ſich von ihrem Manne entfernen müſſen, iſt zu ihren Eltern zurückgekehrt; es ſollen da ſchreckliche Dinge vorgefallen ſein. — So ſagt die Eine dieſer Guten, und dabei ſchwört ſie hoch und theuer, nichts ſolle ſie ver-

mögen, etwas der Art weiter zu ſagen. — Ich kann es nicht glauben, ich will es nicht glauben. Aber man ſagt es. — Und dieſes: Man ſagt, wird wiederholt, bis es die ganze Stadt weiß mit den abſcheulichſten Zuſätzen. Und dann gehe der Betreffende hin und forſche einer ſolchen Quelle nach!

Der Juſtizrath Werner ſchien am Ziel ſeiner Wünſche angelangt; die Verbindung des Herrn von Steinbeck mit Fräulein Stillfried war ſchon ſo ſicher feſtgeſtellt, daß man bereits den Verlobungs- und Hochzeitstag beſprochen hatte. Der Juſtizrath ließ ſich um dieſe Zeit noch häufiger als ſonſt im Hauſe ſeiner Freundin ſehen, ohne gerade durch ein zuvorkommenderes Betragen derſelben hiezu ermuthigt zu werden. Auch der Herr von Steinbeck machte ſeine Beſuche, ſo oft es thunlich und ſchicklich war; doch können wir nicht ſagen, daß er durch dieſe ſeine Gegenwart große Fortſchritte in der Gunſt der Mutter gemacht hätte.

Die Staatsräthin hatte anfänglich darauf beſtanden, das junge Mädchen, das bis jetzt fern von der Mutter erzogen worden war, in die Stadt kommen zu laſſen, um, wie ſie ſagte, ihre Verbindung hier zu vollziehen. Als aber der Juſtizrath dieſen Vorſchlag nicht rathſam fand und ihr denſelben mit tauſend Gründen ausredete, wollte ſie wenigſtens vorher ihre Tochter eine, wenn auch kurze Zeit bei ſich zubringen laſſen, ſich eine kleine Weile an ihrer Gegenwart erfreuen, ehe ſie dieſelbe für immer von ſich ließe. Aber auch dies fand Herr Werner nicht rathſam, und die alte Dame fügte ſich ſcheinbar ſeinem Willen. Wir ſagen: ſcheinbar; denn im Grunde ihres Herzens glaubte ſie es ſo wenig, als ſie es wünſchte, daß jene Verbindung wirklich zu Stande komme. Sie dachte an ihren Sohn Eugen, ſie wünſchte ihn ſtündlich vor ſich zu ſehen, daß er ihr zur Seite ſtehen möchte, um die von ihm ſchon halb anerkannte Schweſter zu ſchützen.

Dieſer Gedanke war das Lieblingsthema in dem Geſpräche der

beiden Damen, und ſie konnten ſich dieſe Idee ſo vergegenwärtigen, daß ſie bei jeder haſtigen Anmeldung des alten Jakob erwarteten, den ihnen ſo theuren Namen ausſprechen zu hören. Dabei müſſen wir zugeſtehen, daß dieſer Glaube feſter und lebendiger bei der Staatsräthin als bei Katharina lebte. Letztere ſchaute nicht mit freudigem Blicke in die Zukunft. Hatte Eugen ſie nie geliebt? Hatte er ſie vergeſſen? Das waren die Fragen, mit denen ſie ſich fortwährend beſchäftigte. Sie wußte ja nichts von den Schritten, die Eugen gethan, um Erkundigungen über ſie einzuziehen und ſie das Nöthige von ſeinem jetzigen Leben wiſſen zu laſſen, — Schritte, die anfänglich in guter Abſicht von Herrn Sibel, ſpäter in ſehr böſer vom Juſtizrathe vereitelt worden waren.

Die beiden Damen ſaßen in dem uns bekannten Zimmer, die Staatsräthin in ihrer Fenſterniſche, Katharina vor ihr auf einem Seſſel, mit einem Buche beſchäftigt, aus dem ſie der alten Dame vorlas. Dieſe fand hierin das beſte Mittel, den Geiſt des jungen Mädchens zu bilden und ſie in manchen nothwendigen Dingen vorwärts zu bringen, welche man bei ihrer früheren Erziehung gerade nicht beſonders berückſichtigt hatte.

Ein Wink von der Staatsräthin beendigte dieſe Vorleſung; Katharina ließ das Buch in den Schooß fallen und ſah die alte Dame fragend an.

„Ich habe heute keinen rechten Sinn für deine Lektüre," ſagte dieſe. „Reiche mir den kleinen Kalender dort von der Wand. — So, mein Kind, ich danke! — Heute iſt der Achtzehnte; gegen Ende des Monats ſoll dieſe Verbindung vor ſich gehen. — Und Eugen, der gar nichts von ſich hören läßt! In D., wo er nach der Behauptung des Juſtizrathes war, iſt er nicht mehr; ich habe Erkundigungen einziehen laſſen. Gott, die Zeit verſtreicht, und ich habe ſo gut wie mein Wort gegeben!"

Katharina horchte dieſen halblauten Worten ſtillſchweigend zu, ohne auch nur eine Sylbe darauf zu erwidern. Sie hatte wohl von

den Verhältniſſen dieſes Hauſes im Allgemeinen Kenntniß erhalten; doch hatte man, als man mit ihr darüber ſprach, dies auf ſo wortkarge und unbeſtimmte Art gethan, daß ſie mit ihrem geſunden und richtigen Takte ſich nie eine Aeußerung erlaubte, welche andeutete, ſie wolle mehr wiſſen, als man ihr geſagt.

„Wir werden auf einige Zeit die Stadt verlaſſen," ſagte die Staatsräthin nach einer Pauſe. „Natürlich wirſt du mich begleiten, mein Kind; es wird dir etwas Neues ſein, andere Gegenden und andere Menſchen zu ſehen. Wie lange wir ausbleiben, weiß ich noch nicht; vielleicht kürzere Zeit, vielleicht auch längere. — O, wenn ich nur eine Ahnung hätte, wo Eugen wäre und warum er mir nicht ſchreibt! Er wird doch nicht die unglückſelige Idee haben, als trage ich auch nur die geringſte Schuld an jenem traurigen Vorfall!"

Schritte, die ſich auf der Treppe vernehmen ließen, unterbrachen die Worte der alten Dame; ſie ſchaute einen Augenblick auf ihre Uhr und dann auf die Thüre.

Der Juſtizrath trat ein.

Er ging auf das Fenſter zu, reichte der Staatsräthin die Hand und machte Katharinen eine leichte Verbeugung.

Letztere bemerkte das gewöhnliche ruhige Lächeln auf ſeinen Zügen; die alte Dame aber, die ſeine Augen ſeit langen Jahren ſtudirt hatte und jeden Blick derſelben verſtand und deutete, bemerkte in denſelben wohl, daß ihn etwas ernſtlich beſchäftigte, irgend ein Gegenſtand, den er in Gegenwart des jungen Mädchens nicht berühren wollte.

„Wir wollen unſere Vorleſung ſpäter beendigen," ſagte die Staatsräthin zu Katharina und machte hiezu eine bezeichnende Neigung mit dem Kopfe.

Das junge Mädchen folgte dem Winke augenblicklich, indem ſie aufſtand und ſich in ihr Zimmer zurückzog.

„Was haben Sie?" fragte die alte Dame den Juſtizrath, der

nun der läſtigen Gegenwart einer dritten Perſon überhoben, eine ungeduldige Bewegung mit der Hand machte.

„Nichts Beſonderes!“ entgegnete er. „Ich erhalte ſo eben von Schloßfelden einen Brief von dem alten Manne.“

„Und was ſchreibt er?“ fragte raſch die Staatsräthin.

„Nun, was er ſchon oft geſchrieben, womit er uns gewöhnlich plagt: Bemerkungen über das Wohl und Wehe Ihrer Tochter.“

„Und was will er eigentlich?“ fragte die alte Dame. „Iſt etwas Beſonderes da vorgefallen?“

„Das ſcheint mir nicht,“ antwortete der Juſtizrath. „Aber er ſpricht wie immer von dem einfachen kindlichen Gemüthe des Mädchens, von ihren Neigungen und Wünſchen, wie ſie ſo gar nicht in die Welt paſſen würde; und der Schluß dieſes Briefes iſt wie der aller früheren: ihm das Mädchen noch zu laſſen, nicht jetzt ſchon an ihre Verbindung zu denken.“

Die alte Dame wollte etwas antworten, doch fuhr der Juſtizrath ſchnell fort: „Sie werden begreifen, beſte Sophie, daß ich Ihnen alles das mittheile, weil unſere Entſchlüſſe feſt ſtehen und an ein Zurückgehen der einmal eingegangenen Verbindlichkeiten nicht zu denken iſt. Sonſt würde ich fürchten,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „daß Sie mit dem alten Herrn gegen mich Partei machten. Aber davon kann jetzt weiter keine Rede ſein; ich hielt es nur für meine Pflicht, Sie von dieſem Briefe in Kenntniß zu ſetzen.“

„Wofür ich Ihnen danke,“ ſagte ernſt die Staatsräthin. „Ich weiß wohl, wir haben in dieſer Sache unſer Wort gegeben, und ich will auch hoffen und glauben, daß dieſes Schreiben aus einer Grille des alten Mannes hervorgegangen. Es iſt ja nicht anders möglich und wäre erſchrecklich, wenn es nicht ſo wäre.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt,“ entgegnete ruhig der Juſtizrath. „Und in ſeiner Stellung begreife ich das auch vollkommen. Er hat ſich an Roſalie gewöhnt, er liebt das Mädchen; ſie iſt ihm ebenfalls

zugethan, und da können Sie ſich leicht denken, daß er alles Mögliche verſucht, um ſie bei ſich zu behalten."

„Aber wenn es anders wäre?" ſagte nach einem Augenblicke des Stillſchweigens haſtig die Staatsräthin: „wenn ſich das arme Kind ſelbſt durch dieſe Verbindung unglücklich fühlte? Wenn es ihre Bitten wären, die ihm jenen Brief und die vielen anderen diktirt hätten?"

„Seien Sie darüber unbeſorgt!" antwortete der Juſtizrath. „Wie ich Roſalien und die Verhältniſſe kenne, ſo iſt es gar nicht möglich, daß ſie einen anderen Gedanken, einen anderen Willen haben könnte, als den unſrigen. Da drunten ſind klare, offene Verhältniſſe; deßhalb war der Ort ſo glücklich gewählt. Da konnte ſich nichts ereignen, was im Stande geweſen wäre, unſere Plane zu durchkreuzen."

Die Staatsräthin konnte einen leiſen Seufzer nicht unterdrücken und ſagte hierauf: „aber das Herz eines jungen Mädchens iſt nicht zu berechnen; ich kenne das auch. — Das muß ich Ihnen geſtehen," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „ich habe meine Einwilligung zu dieſer Verbindung nur gegeben, weil Sie mich beſtändig verſicherten Roſalien komme nichts erwünſchter, als das einſame Schloßfelden zu verlaſſen; weil Sie mir geſagt, das Mädchen kenne nur Einen Willen, den ihres bisherigen Pflegevaters, alſo durch dieſen unſere Entſchließungen."

Es flog ein leichter Schatten über die Züge des Juſtizrathes, den aber die Dame nicht bemerkte, da ſie bei ihren letzten Worten zum Fenſter hinausſah. „Machen Sie ſich keine weiteren Sorgen, Sophie," ſagte er in einem Tone, der einigermaßen ungeduldig klang. „Wir haben jetzt die Sache ſo vielfach beſprochen und überlegt, ſo viele Berathungen gepflogen, ſo viele Plane entworfen und theils wieder verworfen, daß alles Uebrige unnütz wäre."

„Jeder Menſch kann ſich irren," antwortete die alte Dame und blickte den Juſtizrath feſt an. „Sie auch, verehrter Freund.

Wer weiß, was in dem Herzen des armen Mädchens für uns bis heute verborgen lag! Wollen Sie ſie zwingen, wenn ſie Ihnen plötzlich erklärt, ſie könne und wolle jene Verbindung nicht eingehen?"

„Vielleicht würde ich ſie mit Ihrer Hülfe zwingen," entgegnete kalt der Juſtizrath. „Doch ſeien Sie unbeſorgt, ſo etwas wird nicht vorfallen. — Schloßfelden birgt nichts," ſetzte er lächelnd hinzu, „was uns und den guten Herrn von Steinbeck bange machen könnte. Ich kenne mein Terrain vollſtändig."

Die alte Dame zuckte leicht mit den Achſeln und nahm ein Taſchentuch in die Hand, um ſich mit demſelben leicht die Stirn zu wiſchen.

„Ich hielt es für meine Pflicht, Sie von dieſem Briefe in Kenntniß zu ſetzen," fuhr der Juſtizrath fort. „Das wäre alſo abgemacht. Jetzt aber, Sophie, muß ich Sie bitten, Ihre Beſtimmungen hinſichtlich jener Reiſe und der ſtattfindenden Verlobung zu treffen. Das iſt vollkommen Ihre Sache, und werde ich mich nicht da hinein miſchen."

„Ich reiſe mit Katharine," ſagte beſtimmt die alte Dame.

„Sie wollen das Mädchen mitnehmen?"

„Allerdings! Warum ſollte ich ſie hier zurücklaſſen?"

„Wie Sie wollen, Sophie. Ich habe nichts dagegen einzuwenden. Und von ſonſtigen Bekannten, die zu dem Akte eingeladen werden ſollen —?"

„Außer den von Ihnen bereits Beſtimmten weiß ich Niemanden," entgegnete die Staatsräthin.

„Herr von Steinbeck hat den Major Brander gewünſcht; es iſt faſt ſein einziger genauer Bekannter hier, und Sie werden wohl nichts dagegen einzuwenden haben."

„Gewiß nicht!" erwiderte die alte Dame. „Ich finde es begreiflich, daß er als Zeugen Jemanden von ſeinen genauen Bekannten vorſchlägt."

kommenden Gelegenheiten der erſte Tenor an die treue Freundſchaftsbruſt wirft, und der mit ſtarkem Arm den Ohnmächtigen aufrecht zu erhalten hat. Bei Balletten ſpielt er den Zauberkönig oder auch Ungeheuer und iſt im Allgemeinen dadurch kenntlich, daß er an ſeinen Kleidern, die mit denen der übrigen Choriſten gleich ſein ſollten, beſtändig eine kleine Auszeichnung hat. Bald iſt es eine Treſſe, bald eine Reihe Knöpfe mehr, bald eine farbige Feder, wo der ganze übrige Chor nur ſchwarze oder weiße hat. Da ſich dieſer Mann durch kleine Dienſte bei den Regiſſeuren in Gunſt zu ſetzen weiß, ſo hält es ſchwer, ihn von ſeinem Poſten zu verdrängen, denn wenn er auch auf der Bühne nicht ſelbſt mitzuwirken hat, weiß er ſich doch immer hinter den Couliſſen ein kleines Geſchäftchen zu machen. Bald blitzt und donnert er, bald läßt er die Kanonen aus der Entfernung ſpielen, bald dirigirt er das kleine Gewehrfeuer und läutet mit den Glocken. Ihm gegenüber, doch weniger glücklich und anhaltend, regiert eine handfeſte Dame die Choriſtinnen; doch iſt dies weibliche Perſonal nicht gutmüthig genug, um einer Einzigen zu erlauben, daß ſie ſich immer vordränge, und dann fährt auch die rauhe Hand der Zeit weit unnachſichtiger über die Wange der Herrſcherin. Bei ſtämmigen Bäuerinnen kann ſie noch immer eine der Erſten vorſtellen, doch bei jungen unſchuldigen Geſpielinnen irgend einer Prinzeſſin, wo ſie vor fünf und zwanzig Jahren anmuthig glänzte, muß ſie ſich gefallen laſſen, von dem jungen naſeweiſen Volk verdrängt zu werden. Dann fallen auch im menſchlichen Leben allerhand Verhältniſſe vor, die ſie nöthigen, eine Zuflucht hinter der geſchloſſenen Phalanx ihrer Collegimnen zu ſuchen, wobei ſie es dann nicht unterläßt, ſich auf die Zehen zu ſtellen, um den Kopf ſo weit wie möglich vorſtrecken zu können.

Eine andere, nicht minder beachtenswerthe und ſehr wichtige Perſon in dem Haushalte des Theaters iſt der Inſpicient. Da der Poſten eines Inſpicienten einen Mann verlangt, der eine Unzahl von Stücken faſt auswendig weiß, der das Theater durch und durch kennt, ſo ſind es meiſtens gediente Veteranen, denen ein ſolcher Poſten anvertraut wird. Dieſer Mann, der den ganzen Tag in ſeiner Rumpelkammer zu thun hat, wo er die alten roſtigen Schilder hin und her wirft, zur Vorſtellung herrichtet und wieder aufräumt, wo er die Deckelkannen und Becher, aus denen die tapfern Ritter getrunken, zuſammenſtellt, hat ſich durch dieſe immerwährenden Arbeiten mit dem lebloſen klappernden Gegenſtänden ein finſteres, mürriſches Weſen angewöhnt, das er an allen ſeinen Collegen und ſelbſt an den Vorgeſetzten ausläßt. Dabei ſind ihm ſeine alten Geräthſchaften ein wahres Heiligthum, und ein Nagel, der ihm nach der Vorſtellung an irgend einem Stücke fehlt, iſt im Stande, ihn für mehrere Tage unglücklich zu machen.

„Schön," ſagte der Juſtizrath. „So hätte ich für heute nichts weiteres Dringendes und beurlaube mich bei Ihnen."

Somit endigte die Unterredung, wie ſo manche ähnliche in dieſem Zimmer: der Juſtizrath hatte erreicht, was er gewünſcht. Und als er die Thüre hinter ſich geſchloſſen, ſtieß die alte Dame ihren Fußſchemel heftig von ſich, ſtand von ihrem Sitze auf und ſchritt einigemal in dem Zimmer raſch auf und nieder.

Mit jedem Tage wurden ihr die Bande fühlbarer und läſtiger, mit denen ſie ſich umſchlungen wußte, und mit jedem Tage ſeufzte ſie mehr und mehr nach der Stunde der endlichen Erlöſung.

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Hochzeit und Leid. Madame Schrappelmann hat ſchlimme Ahnungen.

Der Eintritt Katharinens in das Stillfried'ſche Haus war vielleicht von Niemand mit aufrichtigerer und größerer Freude begrüßt worden, als von der ſämmtlichen Dienerſchaft deſſelben. Man hatte in dem gewöhnlichen Hauptquartier, in der Küche, anfänglich einen langen Kriegsrath darüber gehalten, welche Stellung das junge Mädchen einnehmen ſolle und müſſe. Martha hatte gerathen, ſich ihr vertraulich zu nähern; doch war dieſer Vorſchlag von Jakob mit gebührender Entrüſtung zurückgewieſen worden.

„Glaubt mir," hatte er geſagt, „die iſt zu was ganz Anderem hieher berufen worden, als der Frau Staatsräthin vorzuleſen oder ſich um die Wirthſchaft zu bekümmern. — Zu Letzterem brauchen wir Niemanden," hatte er lächelnd hinzugefügt, „iſt nicht die Martha da?"

Das hatte die Köchin ſchmunzelnd zugeſtanden.

„Die Jungfer Katharine,“ ſagte der alte Diener des Hauſes, „iſt hieher gekommen, nun — einfach als künftige Schwiegertochter. Glaubt mir, darüber ſind Mutter und Tochter vollkommen einig; und wenn er noch nichts davon weiß, ſo iſt das um ſo beſſer.“

Jakob's Anſicht drang wie gewöhnlich durch; und da auch in wenig Tagen das offene, liebenswürdige und freundliche Weſen des jungen Mädchens die Herzen ſämmtlicher Dienerſchaft erobert hatte, ſo dauerte es nicht lange, und Katharina konnte als unumſchränkte Gebieterin über das ganze Haus betrachtet werden.

In Betreff der Madame Schoppelmann hatte es der alte umſichtige Jakob unpaſſend gefunden, wenn dieſelbe in ihrer früheren Eigenſchaft, als Lieferantin für die Küche nämlich, das Haus ferner beſuche. Dieſes Geſchäft hatte Frau Klingler übernehmen müſſen. Anfänglich hatte ſich die dicke Gemüſehändlerin gewaltig geſträubt, doch wurde ſie überſtimmt, ergab ſich in ihr Schickſal und kam nur zuweilen, fein und ſauber angezogen, um ihrer Tochter einen Beſuch zu machen, bei welchen Gelegenheiten ſie von dem alten taktvollen Jakob auf's Ehrerbietigſte an der Hausthüre empfangen und die Treppe hinauf begleitet wurde, ohne daß er ſich dabei erlaubt hätte, einen der früheren Späſſe mit der langjährigen Bekannten zu machen.

Madame Schoppelmann hatte zuerſt darüber gelächelt und auch wohl geſagt, wenn ſie ſchwer athmend auf der halben Treppe ſtehen blieb: „Jakob, Er iſt ein alter Narr!“ worauf ihr dieſer erwiderte: „Alles hat ſeinen Unterſchied; wenn Ihr uns in der Küche beſucht, oder wenn wir zu Euch kommen, da ſind wir die früheren guten Bekannten; wenn es aber dem gnädigen Fräulein gilt, ſo wird die Sache anders gehalten. Das verſtehe ich beſſer.

Unterdeſſen hatte ſich auch die Geſchichte mit dem Stubenmädchen Nanette auf die für das ſtrenge Herz der Köchin allerbefriedigendſte Art entwickelt. Der Schloßbediente hatte förmlich um die Hand

derſelben angehalten, und zwar bei Martha ſelbſt, welche ſich herbeigelaſſen, Mutterſtelle bei dem naſenweiſen Mädchen zu vertreten. Er war gekommen in ſeiner beſten Livree: roth mit Gold und mächtigen Achſelſchnüren, hatte friſch gewaſchene, weiße baumwollene Handſchuhe an, und trug in der Hand den ſchwarzlackirten Hut. Die Köchin, ſelbſt im beſten Putze, hatte ihn im Zimmer neben der Küche empfangen, hatte ihm nach ſeiner Verbeugung einen ungeheuer tiefen Knix gemacht und alsdann ſehr ernſthaft ſeinen zierlich geſetzten Worten gelauſcht.

Die ganze Brautwerbung war denn auch zur beſten Zufriedenheit aller Theile vorüber gegangen; am Schluſſe derſelben wurde Nanette herbei gerufen, ihr der Antrag des Schloßbedienten wiederholt, und ſchon im Voraus von Martha auf's Beſte inſtruirt, hatte ſich drei Tage Bedenkzeit ausgebeten, — ein Verlangen, das die ſtellvertretende Köchin vollkommen gerechtfertigt fand.

Dieſe hatte ſich auch bei dem ganzen Akte ſo feierlich und würdevoll benommen, daß, als der Hofbediente weggegangen war und ſich die Stillfried'ſche Dienerſchaft wieder in der Küche verſammelt hatte, Martin, der Kutſcher, hoch und theuer verſicherte, da könne man ſagen, was man wolle, er glaube es doch nicht, und er ſei der feſten Ueberzeugung, und würde auf dieſe Ueberzeugung einen Eid ablegen: die Köchin hätte ſchon früher einmal ſtellvertretende oder wirkliche Mutter geſpielt.

Wenn es auch der Köchin ſchmeichelte, ihr Amt ſo gut verſehen zu haben, ſo drohte ſie doch mit einer Ohnmacht und ſagte in Ermangelung einer ſolchen zum Kutſcher: er ſei ein alter, unausſtehlicher Narr.

Tages darauf mußte Jakob, ebenfalls in guter Livree, den Beſuch des Schloßbedienten erwidern; dann wurde der Letztere mit Erlaubniß der Staatsräthin nach den abgelaufenen drei Tagen zu einem Kaffee eingeladen, bei dieſem das Jawort ertheilt und darauf

die Braut und die ſtellvertretende Mutter von dem Schloßbedienten geküßt.

Hiebei können wir nicht umhin, zu bemerken, daß, als Letzteres geſchah, Martin, der Kutſcher, die Köchin ſo auffallend anblinzelte und ſchrecklich lächelnd auf ſie hinſchielte, daß Martha ihre ganze Faſſung verlor und dem Schloßbedienten ſeinen Kuß zurückgab, was eigentlich nicht ganz dem herkömmlichen Ceremoniel gemäß war.

Danach nahm nun die Sache ihren gewöhnlichen Verlauf. Der Schloßbediente und ſeine Braut wurden drei Sonntage nach einander, um uns eines techniſchen Ausdrucks zu bedienen, von der Kanzel herabgeworfen, was Veranlaſſung gab, daß Nanette an drei Sonntagen mit rothgeweinten Augen erſchien, und daß Martha an eben dieſen drei Sonntagen nach der Behauptung des boshaften Kutſchers die Suppe verſalzte. Sofort erhielt die glückliche Braut von ihrer bisherigen Herrſchaft, nicht minder auch von Katharina und Madame Schoppelmann, von Martha, von Jakob und dem Kutſcher eine mehr oder minder reiche Ausſteuer. Hiebei können wir aber nicht verſchweigen, daß ſich Martin etwas ſehr Unzartes zu Schulden kommen ließ; denn er ſchenkte in die neue Haushaltung unter Anderem ein Geräthe, welches man ſich gewöhnlich ſelbſt anzuſchaffen pflegt.

Darauf wurde die Hochzeit gefeiert im Gaſthofe zum ſchwarzen Adler. Ein fürſtlicher Jäger im glänzendſten Schmucke führte die Braut, der Schloßbediente die Köchin. Sämmtliche vornehme Häuſer der Reſidenz waren in ihren beſten Livreen bei dieſem Feſte vertreten. Es wurde ſehr viel gegeſſen, noch mehr getrunken und auch nicht wenig getanzt.

Von dieſem freudigen Ereigniſſe ſehen wir uns veranlaßt, dem gewöhnlichen Lauf der Welt nach auf ein ernſteres überzugehen, welches mit unſerer Geſchichte zu innig verwebt iſt, um nicht davon Kenntniß nehmen zu müſſen.

Wir erlauben uns ſchon, dem geneigten Leſer mitzutheilen, daß es den wenigen Leuten, welche ihren Weg durch die enge Gaſſe hinter dem Schoppelmann'ſchen Hauſe zu nehmen pflegten, an dem erſten und zweiten Tage nicht auffiel, daß die Thüre des kleinen Weinhauſes der Frau Schilder beſtändig und feſt verſchloſſen war.

Endlich machten ſpielende Kinder einen vorübergehenden Mann auf die ſonderbaren Flecken aufmerkſam, welche unten an der Thüre und auf der ſteinernen Schwelle ſichtbar waren. Dieſer Mann klopfte zu wiederholten Malen an die Hausthüre; doch ſchallten dieſe Schläge dumpf und hohl, ohne eine Antwort hervorzurufen. Darauf umging er das Haus, betrat den kleinen Kloſterhof und ſchaute von dort in die Fenſter, bemerkte aber auch da nichts. Dieſer Vorfall wurde der Polizei gemeldet, die ſich hiedurch veranlaßt ſah, bei der Wittwe Schilder eine förmliche Hausſuchung vorzunehmen. Da man die Hausthüre nicht aufſprengen wollte und die Fenſter hinten einem leichten Drucke nachgaben, ſo ſtiegen die Beamten der öffentlichen Sicherheit dort hinein. Der Polizeiwachtmeiſter, der das Ganze leitete, verſicherte ſpäter, mit einem ſeltſamen unheimlichen Gefühle eingetreten zu ſein. In dem Hinterzimmer fand ſich nichts, als auf dem Tiſche die aufgeſchlagene Bibel und in einem Winkel ein großes, offenes Meſſer, welches ſich aber bei ſpäterer genauer Unterſuchung als gänzlich ohne Blutflecken und deßhalb ziemlich unverdächtig ergab. Eine Todtenſtille lag auf dem Hauſe, und der erſte Polizeiſoldat, der nun vorn an die Treppe ging, ein Mann, der doch in dieſem Fache Ziemliches gewohnt war, wich ſchaudernd einen Schritt zurück, als ſich ſo gräßliches ſeinem Blicke darbot. — —

Wir wollen den Leſer mit dieſem Bilde verſchonen.

Die Leiche des unglücklichen Weibes wurde aufgehoben, nachdem die herbeigerufenen Gerichtsperſonen zuvor die genaueſte Kenntniß von ihrer Lage und den ſie umgebenden Gegenſtänden genommen. Die umherliegenden Gold- und Silbermünzen wurden,

ohne ſie zu berühren, zuſammengekehrt und in einen Behälter gethan.

Natürlicher Weiſe vermuthete man anfänglich einen Mord; doch ergab ſich nach angeſtelter ſorgfältiger ärztlicher Unterſuchung und Sektion, daß die Frau, im Begriffe, mit dem bei ihr gefundenen Gelde die Treppe hinabzuſteigen, vom Schlage getroffen worden ſei und unten vielleicht noch einige Stunden lebend gelegen habe. Wenigſtens ſchloß man Letzteres aus dem Blute, welches bis an die Thüre gefloſſen. — Am meiſten wunderten ſich die Gerichte bei dieſer Sache über das baare Geld, welches man bei der Frau Schilder, die als in dürftigen Umſtänden lebend bekannt war, vorgefunden. Es war über tauſend Gulden in Baarem, und einige Zeit darauf, nachdem die Frau begraben war und man das Haus abermals öffnete, um zum Behufe einer Verſteigerung die wenigen Mobilien der Verſtorbenen aufzunehmen, fanden ſich noch einige Papiere, über welche wir ſpäter zu reden Veranlaſſung haben werden.

Den größten Eindruck in der Nachbarſchaft hatte dieſe Geſchichte aus verſchiedenen Gründen auf das Herz der Madame Schoppelmann gemacht. Obgleich ſie die Frau Schilder keineswegs liebte, ſo war es ihr doch fürchterlich, daß dieſe Frau gerade ſo nahe ihrem eigenen Wohnhauſe dieſes ſchreckliche Ende hatte nehmen müſſen. Die Gemüſehändlerin konnte es nicht unterlaſſen, häufig während des Tages, mehr aber noch nächtlicher Weile nach dem verſchloſſenen Hauſe hinüber zu ſchielen, und dabei konnte ſie die ſchreckliche Idee nicht unterdrücken, als würde die nicht mehr exiſtirende Nachbarin plötzlich ihre Thüre öffnen und ihr grinſend einen guten Abend bieten.

Was aber Madame Schoppelmann am meiſten bei der Sache bekümmerte, war das plötzliche Verſchwinden ihrer beiden Söhne. Daß dieſelben einen Tag und eine Nacht abweſend waren, war ſchon häufiger vorgekommen. Als ſie aber nach achtundvierzig Stunden

nicht wieder erſchienen, als drei Tage vergingen, vier Tage, und weder Einer der Beiden zurück kam noch irgend ein Lebenszeichen von ſich gab, da ſchüttelte die Mutter doch einigermaßen beſorgt den Kopf und wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Wenn ihr die beiden Buben auch unendlich viel Kummer verurſachten, ſo waren und blieben es doch einmal ihre Söhne; und daß ſie namentlich ſo ſpurlos verſchwunden, das machte der alten Frau die größte Sorge; denn ſie war deßhalb nicht einmal im Stande, mit einer Gewißheit über ſie zu ſprechen, was ihrem gepreßten Herzen eine Erleichterung geweſen wäre.

Daß die Beiden nicht ſo bald zurück kehren würden, vermuthete ſie übrigens nicht eher, als bis ſie nach ein paar Tagen an ein verborgenes Fach ihres Schreibtiſches kam und dort zu ihrem größten Schrecken wahrnahm, daß ihr ein Sack mit einer beträchtlichen Summe in Kronenthalern fehle. Die Gemüſehändlerin wurde bei dieſer Entdeckung bleich vor Schrecken. Das hatte ſie nicht erwartet und nimmermehr geglaubt, daß ihre eigenen Kinder ſie beſtehlen würden. Wenn ſie auch genugſam von deren Lebenswandel überzeugt war, wenn ſie ſie auch für leichtſinnig, faul und liederlich hielt, wenn es auch ſchon vorgekommen war, daß ſie ſich gerade kein großes Gewiſſen daraus gemacht hatten, irgend etwas von den Viktualien der Mutter zu ihren eigenen Zwecken zu mißbrauchen, ſo wäre es der Frau doch wahrhaftig nie in den Sinn gekommen, zu glauben, ihre Söhne ſeien fähig, die eigene Mutter ſo rückſichtslos zu beſtehlen.

Wenige Tage, nachdem die Polizei das Haus drüben unterſucht, hatte ſich einer dieſer Herren — wahrſcheinlich zufälliger Weiſe — bei Madame Schoppelmann eingefunden, und mit ihr ein gleichgültiges Geſpräch führend, ſie auch im Verlaufe deſſelben nach ihren beiden Söhnen befragt. Die Mutter hatte geſagt, was ſie wußte, daß ſie nämlich ſeit ein paar Tagen fort, wahrſcheinlich über Land ſeien, und hatte mehr aufrichtig als klug hinzugefügt, ſie

begreife dieſes Verſchwinden ihrer Söhne nicht recht, es ſei das für eine Dauer von mehreren Tagen bis jetzt noch nicht vorgekommen.

Die Gemüſehändlerin ſaß vor der erbrochenen geheimen Schublade ihres Schreibpultes und legte die Hände ermattet in den Schooß. Ihr Haupt hatte ſie geſenkt, und da ſie, ehe dies geſchehen, zufällig die beiden uns bekannten leeren Medicinflaſchen ſah, ſo hatte ſie einen heftigen Zorn, der in ihr aufzuſteigen drohte, bekämpft und ließ dafür Schmerz und Wehmuth in ihr Herz ziehen. Sie hatte allerlei Gedanken, und die kamen ſo nach und nach, einer nach dem anderen, daß ſie ſich ordentlich davor fürchtete. Sie wußte wohl, welche Gemeinſchaft ihre beiden Söhne mit der Schilder drüben gehabt; ja, die Strebeling, die an jenem unglücklichen Abend zufällig droben am Fenſter war, wollte die Gebrüder Schoppelmann noch geſehen haben, als ſie ſpät jenes Haus verließen. Nun war die Frau eines ſo plötzlichen und ſchrecklichen Todes geſtorben, und die beiden — Gott im Himmel! dachte die Frau ſchaudernd — vielleicht in Folge davon ſo plötzlich verſchwunden.

Es war gut, daß die arme Mutter, während auf der einen Seite ihr Herz durch ihre Söhne ſo tief betrübt war, durch das Glück ihrer Tochter auf der anderen Seite hoch erfreut wurde. Aber ſie fühlte ſich hier in dieſen finſteren Mauern ſo einſam und verlaſſen. Ja, ihr Geſchäft, das ihr ſonſt ſo große Freude gemacht, war nicht mehr im Stande, ſie aufzuheitern. — „Wozu die Plagerei bei Tag und Nacht?“ ſprach die Gemüſehändlerin zu ſich ſelber. Für wen ſoll ich mich abſchinden und aufopfern? Für Katharine habe ich genug zuſammen gebracht, und auch für die beiden ungerathenen Buben, wenn ſie da geblieben wären. — Und dann,“ fuhr ſie nach einem längeren Stillſchweigen fort, „bin ich es meiner Tochter, der Katharine, wenn ſie je das Glück haben ſollte, in dem Hauſe zu bleiben, wahrhaftig ſchuldig, etwas für ſie

zu thun, was darin beſtehen muß, daß ich mir zu einer Stellung verhelfe, wo ich mich mit Anſtand vor meinem künftigen Schwiegerſohn kann ſehen laſſen. Das geht nicht immer ſo fort, und ich kann und will hier nicht Rettige und Fiſche verkaufen, während ſie in ihrem Wagen bei mir vorbeifährt. Es würde ſich das nicht ſchicken."

Bei dieſen Worten und mit einem leiſen Seufzer blickte die Frau rings in ihrem Waarenmagazine um ſich, und als ſie hier alle ihre Reiche ausgebreitet ſah, da wurde ihr das Herz ſchwer, wenn ſie daran dachte, dies alles ſei nicht mehr für ſie da. Seit Katharina das Haus verlaſſen, war ihr, trotz der thätigen Hülfe der Jungfer Strebeling, das ganze Anweſen eine große Laſt geworden; ſie liebte es nicht mehr, ſie konnte es nicht mehr mit dem Intereſſe anſchauen, wie früher. Nun aber, ſeit jene Geſchichte drüben vorgefallen war, ſeit ihre Söhne das Haus verlaſſen, ſeit die Hand ihrer eigenen Kinder ſie beſtohlen, war es der alten Frau unheimlich geworden, und dieſer Hof, Zimmer und Waarenmagazin, ſonſt ihr Stolz und ihre Freude, alles das hatte nichts Anziehendes mehr für ſie; ſie fand es hier zum erſten Male finſter und unwohnlich.

Nachdem die Gemüſehändlerin ihr Schreibpult wieder verſchloſſen, begab ſie ſich in ihr Zimmer nach dem Hofe zu, in jene Vorhalle mit dem großen Herde, wo ſie ſich in der Kaminecke neben dem praſſelnden Feuer niederſetzte. An dem uns bekannten Tiſche in der Nähe der Thüre befand ſich Jungfer Strebeling; ſie hatte das große Buch vor ſich und übertrug die Hieroglyphen der Schiefertafel in leſerliche Worte und Zahlen. Die alte Jungfer war ſo in ihr Geſchäft vertieft, daß ſie nicht einmal zu bemerken ſchien, wie Madame Schoppelmann aus dem Nebenzimmer kam und ſich in ihren traulichen Winkel ſetzte.

Aber, ach! dieſer Winkel war nicht mehr ſo traulich wie vordem, wie an jenem Morgen, wo wir den geneigten Leſer zum erſten Male

hier einführten, wo draußen auf dem Hofe die warme Frühlingsſonne ſchien und im Scheine derſelben aufgehäuft lag, was es in jener Jahreszeit Schönes und Gutes gab. Und in den Monaten Mai und Juni gibt es viel Schönes. — War damals nicht auch Katharina in das Zimmer getreten, die luſtige, vergnügte, glückliche Katharina, und hatte nicht dort an jenem Tiſche der Fuhrmann geſeſſen? — Wo mag der jetzt ſein? —

Die Gemüſehändlerin ſeufzte ſo laut und lange, daß Jungfer Clementine nothwendiger Weiſe in ihrer Arbeit einhalten und aufblicken mußte.

„Was fehlt euch denn, Frau?“ fragte ſie erſchrocken. „Du lieber Gott, Ihr müßt das nicht ſo zu Herzen nehmen! Die werden ſchon wieder kommen.“

„Darüber habe ich eigentlich nicht geſeufzt,“ verſetzte Madame Schoppelmann. „Es war nur ſo ein Seufzer im Allgemeinen. Aber ich habe in der letzten Zeit wirklich zu viel Unangenehmes erlebt!“

„Aber auch Angenehmes,“ ſagte Clementine, während ſie einen Finger auf die Schiefertafel hielt, um die Stelle nicht zu vergeſſen, wo ſie gerade am Uebertragen war.

„Ja, allerdings, die Katharine,“ ſprach die Frau achſelzuckend. „Da könnte vielleicht noch was Gutes daraus entſtehen. Vielleicht, ſage ich, nur vielleicht; denn das Schickſal hat ſeine Launen. — Aber hier dieſes Haus iſt mir gewaltig entleidet. Sieht Sie, Strebelinge, wenn meine beiden Söhne auch als ein paar Taugenichtſe bekannt waren, ſo hatten ſie doch bis jetzt noch nichts gethan, was ſie vor der ganzen Welt blamiren konnte.“

„Und nun?“ fragte Clementine erſtaunt.

„Da mag man ſagen, was man will,“ fuhr die Gemüſehändlerin finſter fort und ſchlug mit ihrer geballten rechten Fauſt in die Handfläche, „ſie ſtehen zu der traurigen Geſchichte da drüben in irgend einer Verbindung.“

Der Inſpicient iſt gewöhnlich von Natur ein gutmüthiger Menſch, was ſich auch auf ſeinem Geſichte ausdrückt, weshalb der Ingrimm und der Schmerz, der ihm durch die rohe Behandlung ſeiner Requiſiten verurſacht wird, auf ſeinem dicken lächelnden Geſicht nicht recht die Oberhand gewinnen kann. Sein Geſchäft verbietet ihm, in der Kleidung ſehr gewählt zu ſein, und da ihm bei dem Herumſtöbern in den Winkeln zuweilen die Perrücke etwas verſchoben wird, ſo ſieht der Mann nicht ſelten ſehr poſſierlich aus, wenn er ſo mit einigen mächtigen Ritterſchwertern unter dem Arm an das Tageslicht heraufſteigt. Des Abends bei der Vorſtellung läuft er hinter den Couliſſen umher, um jedem der Schauſpieler zu ſagen, wann der Augenblick da iſt, daß er auftreten muß. Dann lieſt er das Stichwort, es mag einen noch ſo rührenden Monolog beſchließen, mit näſelndem Tone ab, gibt dem Schauſpieler einen kleinen Puff, nimmt haſtig eine Priſe und eilt auf eine andere Seite der Bühne, wo es vielleicht eben blitzen ſoll, oder wo er den Befehl zu geben hat, daß ein paar kleine Balletmädchen, die als Genien in ihren Hänggurten zappeln, über die Bühne fliegen ſollen.

Jetzt endlich ſchlägt es zehn Uhr; der Regiſſeur kommt in Begleitung des langen Schauſpielers, von dem ich oben ſprach, und der ihn regelmäßig zu den Proben abholt; denn der Regiſſeur, ein kleiner König in ſeinem Reiche, hat ſo gut Günſtlinge wie jeder Andere. Hier auf der Probe hat ſein Auftreten wirklich etwas Königliches, und er wird umringt von der Schaar der Supplicanten, die ſich in der erſten Couliſſe hinter leinwandenen Bäumen und hölzernen Steinen verbargen. Zuerſt naht ſich ihm der Maſchiniſt, der zugleich Decorateur iſt, und entſchuldigt ſich über einen verunglückten Mondſchein, oder daß eines der Garderobemädchen geſtern bei der letzten Scene, wo der Hintergrund das offene Meer darſtellte, ins Waſſer gegangen ſei, er habe ſie zurückhalten wollen, doch ſei es zu ſpät geweſen. Der Anführer der Statiſten, der, weil er in vorkommenden Fällen die Gefechte zu führen hat, Schlachtenlenker genannt wird, bringt die Liſte, auf der die Soldaten verzeichnet ſind, die im Hintergrunde warten, bis der Augenblick kommt, wo ſie als Leibwache des Herzogs von Alba über die Bretter marſchiren ſollen. Der Balletmeiſter, dem der Regiſſeur heute Morgen einige Zeilen ſchrieb, er möge doch bei den Volksfeſten in Brüſſel durch einige Tänzer im Hintergrunde einen kleinen Tanz aufführen laſſen, ſteht auf der Bühne und macht nur einige Schritte gegen den Regiſſeur, damit dieſer die gleiche Anzahl gegen ihn machen ſoll. Er thut dies nur, um ſeiner Würde nichts zu vergeben, obendrein, da er alle Urſache hat, ſich über das Begehren des Regiſſeurs beleidigt zu finden, denn er ſagt dieſem, daß er es ſehr

„Um Gottes willen, was habt ihr für schreckliche Gedanken!“ rief entsetzt die alte Jungfer.

„Versteht mich recht,“ erwiderte Madame Schoppelmann. „Ich will gerade nicht behaupten — nein, Gott soll mich davor bewahren! — wenn ich das denken sollte, müßte ich ja ein Narr werden; seht, wie ich nur bei so einem Gedanken schaudere; nein, nein, gewiß nicht! Aber sie haben mit dem Weibe da drüben — Gott habe sie selig — irgend eine Gemeinschaft gehabt; sie haben es gewußt, was da drüben vorgegangen, und deßhalb sind sie auf und davon.“

„Freilich, freilich,“ sagte Clementine nachdenkend. „Gerade seit jener Zeit hat man sie nicht gesehen.“

„Das hängt irgend wie zusammen,“ fuhr die alte Frau fort. „Warum sind sie nicht da geblieben, wenn sie sich nicht gefürchtet hätten, zugegen zu sein, wie man die Geschichte drüben entdeckt? Und glaubt mir, Strebelinge, so wie ich denken auch andere Leute. Umsonst war neulich der Polizeiwachtmeister nicht hier. Aber das ist keine Kleinigkeit; der Name Schoppelmann konnte sich bis jetzt hören lassen in der Stadt; da war nicht ein Fleckchen darauf so groß wie eine Nadelspitze. — Und was wird das Ende vom Liede sein? Die beiden Bursche treiben sich irgend wo im Lande umher, bis sie keinen Kreuzer Geld mehr haben, dann machen sie schlechte Streiche und werden an einem schönen Morgen eingebracht, hierher eingebracht auf die Polizei; und dann, Strebelinge, denk' Sie sich das Unglück! Kann ich mich dann ferner sehen lassen? Wird mich nicht die ganze Welt mitleidig und böswillig fragen: ei, Frau Schoppelmann, wie ist denn das? — Hätte man das je denken können! — Ist denn die Geschichte wahr? — O, o! das wär' ich gar nicht im Stande zu überleben! Nein, nein, ich habe die Geschichte satt und will meine Schritte thun.“

Hier gingen die Worte der Gemüsehändlerin, welche sie bis jetzt an ihren weiblichen Buchhalter zu richten schien, in ihre bekannte Manier, zu sich selbst zu reden, über.

„Wozu mich auch länger plagen? — Der Doktor hat es mir ſchon öfters geſagt, ich ſolle den Handel dran geben und mich zur Ruhe ſetzen. Das will ich denn auch thun. — Ich haſſe ſolche garſtige Geſchichten in meiner Nähe, wie drüben bei der Schilder geſchehen; ich mag ſolche Nachbarſchaft nicht. — Aber ich kann es nicht vergeſſen — wachend und träumend muß ich daran denken. — Und warum ſoll ich mir meine letzten Lebenstage ſo verbittern? — Ich habe genug geſchafft.“ — —

Jetzt mußte ſie ſich in ihren Ideen mit dem Zimmer ihrer Söhne beſchäftigen, denn ſie ſagte auf einmal, indem ſie ihre lauten Träumereien verließ: „weiß Sie nicht, Jungfer Strebeling, ob der Schloſſer da war und droben das Fenſtergitter wieder feſtgemacht hat?“

„Iſt Alles geſchehen, wie Ihr befohlen,“ entgegnete Clementine. „Es hat einen Gulden und zwölf Kreuzer gekoſtet; ich habe ſie bezahlt.“

„Ja ſo!“ fuhr die Gemüſehändlerin nach einer längeren Pauſe fort; „an Euch habe ich noch gar nicht einmal recht gedacht. Es thut mir wahrhaftig um Euch leid, wenn ich mich zurückziehe und das Haus verlaſſe. Werdet Ihr hier im Hauſe bleiben, oder,“ fuhr die Frau lächelnd fort, „iſt bald was Anderes im Werke?“

Clementine zerkaute verwirrt die Spitze ihrer Feder und ſah betrübt auf die Schiefertafel. Ach, auch ſie hatte der Tod der Schilder ſchmerzlich berührt! Dieſe Frau hatte allein den Faden in der Hand, der ſie, wenn auch nur brieflich, mit dem entfernten Freunde verband. Das war nun auf einmal zu Ende, und Clementine wußte weder, wo ſich Herr Müller aufhielt, noch, wer künftig ihre Briefe beſorgen würde. Aus den Zeitungen mußte er nothwendiger Weiſe das traurige Ende der Frau erfahren haben, und Tag um Tag, Stunde um Stunde hoffte die Jungfer ein paar Zeilen zu erhalten. Aber es war bis heute nichts gekommen. —

Der Entſchluß der Gemüſehändlerin, Haus und Geſchäft zu

verlaſſen, kam Clementinen im Augenblicke unerwartet; doch begriff ſie vollkommen die Gefühle der alten Frau.

Seit Katharina aus dem Hauſe war, kam es auch ihr öde und unheimlich vor, und wir müſſen geſtehen, daß die einzigen glücklichen Stunden, welche Clementine hatte, jene waren, wo ſie ihre Freundin beſuchen konnte. Und das geſchah denn auch alle paar Tage zur augenſcheinlichen Freude Katharinens.

„Wenn ich einmal von hier fort bin," ſagte Madame Schoppelmann, welche längere Zeit über etwas nachgedacht hatte, „ſo wird's Euch auch nimmer angenehm ſein, da zu bleiben. Was ſollt Ihr unter fremden Leuten? Und wenn Ihr bis dahin keine anderen Ausſichten habt — nun, Ihr verſteht mich wohl! — ſo will ich Euch einen Vorſchlag thun. Ihr wißt, daß ich Euch gut leiden mag; zieht mit mir, und um ein Billiges gebe ich Euch Koſt und Logis. Wahrſcheinlich bleibe ich in der Stadt; ich will nur vorher ſehen, wie ſich das mit meiner Tochter macht. Die Sache hier denke ich aber ſo bald wie möglich aufzugeben. — Wart Ihr ſo gut und habt mir die Claaſen und die Klingler herbeſtellt?"

„Ich that ſo, wie Ihr mir geſagt," entgegnete Clementine ſichtlich zerſtreut; denn ſie dachte über den Vorſchlag der Madame Schoppelmann nach und rechnete, ob ihr zuſammen geſchmolzenes Vermögen ihr auch erlauben würde, ihn anzunehmen, und dachte dabei an ihn, auf den ſie Alles geſetzt, ihre Hoffnungen, faſt ihre ganze Habe.

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Jungfer Clementine Strebeling beſteht ein polizeiliches Examen, und Madame Schoppelmann ſieht ſich veranlaßt, einen wichtigen Schritt zu thun.

Da vernahm man Schritte im Hof, und ehe noch Jemand eintrat, ſchlüpfte eine der Mägde der Gemüſehändlerin in die Vorhalle und ſagte mit leiſer Stimme und eiligen Worten, es ſei Jemand von der Polizei draußen, der ſich bei ihr erkundigt, ob die Frau zu Hauſe ſei.

Gleich darauf trat dieſer Beamte auch in das Gemach; und es war nicht blos ein untergeordneter Beamter, ſondern der Polizeikommiſſär dieſes Viertels, ein langjähriger Bekannter der Gemüſehändlerin.

Dergleichen Leute haben zweierlei Arten von Benehmen. Madame Schoppelmann hatte mit dem Kommiſſär in häufigem geſchäftlichem Verkehr geſtanden, und bei dieſen Veranlaſſungen war Herr Wunſch, der ſehr darauf hielt, jeder Jahreszeit ihr Recht angedeihen zu laſſen, und dem eine Schnepfe um Lätare lieber war als nach dem Palmſonntag, der herablaſſendſte, leutſeligſte und freundlichſte Mann, den man weit und breit finden konnte. Er hatte auch ſchon oft ein Auge zugedrückt über kleine Fehler der Gebrüder Schoppelmann, die zu ſeinen Geſchäftsohren gelangt waren, anerkannten guten Eigenſchaften der Mutter jener leichtſinnigen jungen Leute zu Liebe.

Obgleich die Gemüſehändlerin mit einigem Erſchrecken einſah, daß es ſich hier um nichts Geringes handle, da der Polizeikommiſſär ſelbſt ſich in ihre Wohnung bemüht hatte, war es ihr doch angenehm, mit dieſem Bekannten ſtatt mit einem fremden Unterbeamten verhandeln zu müſſen. Als eine kluge Frau ſpielte ſie

noch obendrein vollkommen die Unbefangene, erhob ſich äußerſt freundlich und ſo ſchnell als möglich von ihrem Stuhle und ſchien ſichtlich entzückt, den Herrn Polizeikommiſſär bei ſich zu ſehen.

Dieſer aber hatte heute das feierliche Dienſtbenehmen angenommen, verſtand es jedoch auch hier, eine kleine Schattirung zu machen. Als Beamter der öffentlichen Gewalt, hatte er in Fällen, wie der vorliegende, ein ernſtes, würdiges Ausſehen, das ſich bei unbekannten Individuen nicht ſelten zu einem Ausdrucke von Strenge und Grobheit ſteigerte, hier aber der bekannten Frau gegenüber mit einer leichten Wehmuth vermiſcht war.

„Sollte der Herr Polizeikommiſſär," ſagte die Gemüſehändlerin nach einem tiefen Athemzuge, „ſich vielleicht ſelbſt hieher bemühen, um in Perſon nach dem gewünſchten Winterobſt zu ſehen?"

Herr Wunſch ſchüttelte auf dieſe Frage hin ernſt und melancholiſch ſein Haupt und antwortete: dieſes Mal nicht, meine gute Frau." Dann blickte er ſich rings prüfend in dem Gemache um, ſchien jedes Fenſter, jede Thür ſeiner beſonderen Aufmerkſamkeit zu würdigen und ſchaute endlich auch Jungfer Strebeling lange und durchdringend an, die, zufällig aufſchauend, vor dieſem Blicke zuſammen ſchrak.

Die Gemüſehändlerin hatte einen Stuhl herbei geholt, und der Polizeikommiſſär ließ ſich langſam darauf nieder, zog mit großer Bedächtigkeit ſeine Schnupftabaksdoſe hervor und nahm eine ſtarke Priſe, wobei er die beiden Frauenzimmer abwechſelnd anſah.

„Das iſt —?" ſagte er nach einer Pauſe, indem er auf die Schreiberin wies, die ſich wieder emſig mit ihrem Buche und ihrer Schiefertafel beſchäftigte.

„Die Jungfer Strebeling," entgegnete die Gemüſehändlerin. „Wohnt ſchon länger in unſerem Hauſe und hilft mir, ſeit meine Tochter nicht mehr da iſt, beim Schreiben der Bücher. — Ich kann damit nicht mehr recht umgehen," ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Ah ſo?“ ſagte Herr Wunſch und blickte die alte Jungfer mit ſichtlichem und ſehr großem Intereſſe an.

Clementine war bei der Nennung ihres Namens zuſammen gefahren. Sie wußte nicht, warum, aber es war ihr recht unheimlich und ängſtlich zu Muthe.

Der Polizeikommiſſär hatte ſich ſo geſetzt, daß er, ohne den Kopf ſtark zu drehen, die Beiden anſehen konnte.

„Soll ich mich vielleicht entfernen?“ fragte die alte Jungfer mit ſchüchterner Stimme und blickte die Gemüſehändlerin an. Sie wagte es nicht, dem Manne des Geſetzes in die Augen zu ſehen.

Madame Schoppelmann blickte fragend auf den Beamten. Doch dieſer ſagte mit ruhigem Tone: „Es wäre mir im Gegentheil ſehr angenehm, wenn die Jungfer Strebeling da bleiben wollte.“

Clementine ſchauderte; Herr Wunſch nahm ruhig eine zweite Priſe.

„Ja, ja!“ ſprach er darauf nach einer längeren Pauſe, „da ſind in unſerem Stadtviertel ja merkwürdige Dinge vorgefallen, die erſten derartigen, ſo lange ich Polizeikommiſſär bin.“

„Es iſt ſehr traurig!“ ſagte die Gemüſehändlerin. „Und wer hätte es glauben können, ſo eine magere Frau muß am Schlag ſterben! Ja, was ſoll dann mit unſer einem geſchehen?“

Sie wollte offenbar auf ihre eigenen Koſten einen kleinen Spaß machen.

„Man nimmt allerdings an, es ſei ein Schlaganfall geweſen,“ entgegnete ruhig der Beamte. „Die Aerzte haben es ſo ausgeſprochen; das Gericht hat ſich damit zufrieden geſtellt.“

Madame Schoppelmann athmete tief auf.

„Nun aber,“ nahm der Beamte nach einem längeren Stillſchweigen wieder das Wort, „haben ſich bei der Hausſuchung, die

wir vor einigen Tagen veranſtalten mußten, allerlei ſonderbare und ſeltſame Dinge ergeben."

„Ah!" ſagte Madame Schoppelmann.

„Ich will nicht von einem Meſſer ſprechen," fuhr der Beamte in demſelben ruhigen Tone fort, wobei er die dicke Frau feſt anſah, „von einem offenen Meſſer mit langer Klinge, das auf dem Fußboden des hinteren Zimmers gefunden wurde.

„Ein Meſſer?"

„Allerdings, ein Meſſer," antwortete Herr Wunſch. „Wie könnte ich Ihnen doch dieſes Meſſer am beſten beſchreiben? — Richtig! ſo wird's gehen. — Sie werden ſich erinnern, Frau Schoppelmann, daß Ihr Sohn Konrad, auch der Jäger genannt —"

„Mein Sohn Konrad?" ſagte die Frau erſchreckt.

„Derſelbe," erwiderte der Polizeikommiſſär, „brachte mir vor einiger Zeit einen Haſen, den ich von Ihnen gekauft, und auf mein Erſuchen ſtreifte er dieſen Haſen in meiner Gegenwart ab."

„Nun?"

„Und bediente ſich dabei eines Meſſers," fuhr Herr Wunſch fort, „ganz ähnlich dem, welches wir in dem hinteren Zimmer der Frau Schilder gefunden."

Jungfer Clementine ſaß wie auf Kohlen; denn der Beamte ſah während ſeiner Rede hauptſächlich ſie an. Vor ihrem Geiſte bewegten ſich allerlei ſchreckliche Bilder; da ſah ſie Meſſer und Blut und Mörder und Geſpenſter. Sie athmete ſchwer und tief auf, und als ſie mit ihrer Hand über die Stirn fuhr, fühlte ſie auf derſelben kalte Schweißtropfen.

Der Beamte, welcher mit größter Ruhe eine dritte Priſe nahm, lächelte ihr auf eine eigenthümliche Art zu. Er klopfte ſich einzelne Körnchen des Tabaks von der Uniform und wiederholte langſam und gedehnt: „Ein geöffnetes Meſſer. Aber das würde an ſich noch nichts bedeuten, hat auch eigentlich nichts zu ſagen, und ich ſprach nur darüber, weil es mir gerade einfiel. — Jetzt aber kom-

men wir zu einem anderen Punkte, demjenigen, weßhalb ich Ihre Meinung, Frau Schoppelmann, hören wollte. Wir nahmen alſo vorgeſtern drüben eine Hausſuchung vor. Dieſe ergab anfänglich kein großes Reſultat; das Hausweſen der Frau ſchien arg verlumpt und herunter gekommen, das Mobiliar in ſchlechtem Zuſtande, Bettwerk ſo gut wie gar nicht vorhanden, von Wirthſchaftsgeräth nur das Kümmerlichſte. Kein halbes Dutzend ganzer Gläſer, Wein nicht einen Tropfen. Aber baares Geld."

„Das iſt erſtaunlich!" ſagte Frau Schoppelmann.

„Allerdings ſehr erſtaunlich!" fuhr der Beamte fort. „Ueber tauſend Gulden baares Geld; doch fanden wir das ſchon am erſten Tage; es lag um die Leiche in ſchönen Gruppirungen. Es wäre ſonderbar geweſen, wenn ſich dieſes baare Geld allein im Hauſe befunden hätte; es war das nicht glaublich. Das meinte auch mein Polizeiſoldat Schneider, der namentlich in dieſer Beziehung eine feine Naſe hat und der ſich ſorgſam daran gab, Kiſten und Kaſten zu unterſuchen, namentlich aber auf verborgene Fächer fahndete."

Bei den letzten Worten zog der Polizeibeamte ſeinen Hemdkragen etwas in die Höhe und blickte nach der Jungfer Strebeling hinüber, die aber bei Nennung der geheimen Fächer durchaus keine Bewegung verrieth.

„Das iſt über alle Maßen erſtaunlich!" warf die Gemüſehändlerin dazwiſchen. „Tauſend Gulden bei der Schilder? Ich hätte ihr nicht tauſend Kreuzer zugemuthet."

„Die Polizei auch nicht," ſagte Herr Wunſch, indem er ſtolz ſeinen Kopf erhob. „Die Frau war als verſchuldet bekannt. Um ſo mehr mußten wir aber erſtaunen, als Schneider in einer alten Komode wirklich einen geheimen Behälter entdeckte und in demſelben merkwürdige Papiere fand."

„Papiere?" fragte erſtaunt Madame Schoppelmann.

„Ganz merkwürdige Papiere," entgegnete der Beamte, indem

er ſeinen Oberrock aufknöpfte und ein anſehnliches Paket hervorzog. „Ich muß mir ſchon erlauben," fuhr er ruhig fort, „Sie von dem Inhalt dieſer Papiere in Kenntniß zu ſetzen."

Damit ſah Herr Wunſch die alte Jungfer mit einem ſo feſten, wir möchten ſagen: gierigen Blicke an, daß ſie die Augen niederſchlug, ſich aber dabei nicht enthalten konnte, zu ſagen: „Wenn's gefällig iſt."

„Gefällig durchaus nicht," entgegnete würdevoll der Beamte. „In der That nicht gefällig; es iſt eigentlich nur meine Pflicht, die ich erfülle, keine Gefälligkeit." Er wollte eigentlich ſagen, keine Schonung, doch ſchien ihm die arme Clementine ſchon eingeſchüchtert genug.

Er riß den Bindfaden herunter, rückte ſeinen Stuhl näher an den Tiſch, alſo auch zu Clementine, entfaltete einen ganzen Stoß Akten und räuſperte ſich mehrere Male.

„Verzeihen Sie mir, Herr Polizeikommiſſär," ſagte jetzt Madame Schoppelmann; „es ſieht ja faſt aus, als gehen uns die Papiere der Frau Schilder an! Was haben wir um Gotteswillen damit zu ſchaffen?"

Herr Wunſch zuckte auffallend hoch die Achſeln und entgegnete: „Wir wollen das ſpäter, hoffe ich, erfahren. Für jetzt muß ich Sie um einen Augenblick Gehör bitten."

Damit hatte er die Papiere vor ſich ausgebreitet, glättete ſie behutſam, indem er mit dem Aermel darüber ſtrich, und las nun mit einer wahrhaft erſchütternden Stimme und mit einem unſäglich blutgierigen Blicke auf Clementine: „Verhandelt in Anweſenheit der Gerichtsbeiſitzer N. N." Dann ſchaute er abermals in die Höhe, um die Gewißheit zu erlangen, welchen Eindruck dieſe ſchreckliche Einleitung auf das Gemüth der beiden Frauen hervorgebracht.

Die Gemüſehändlerin, die dergleichen ſchon mehrmals gehört hatte, war ſich ziemlich gleich geblieben, Jungfer Strebeling dagegen zuſammen geknickt, wie eine vom Hagel getroffene Lilie.

„In Anweſenheit der Gerichtsbeiſitzer ꝛc. wurde an dem und dem Tage von unterzeichnetem Polizeikommiſſär in der Wohnung der verſtorbenen Frau Schilder eine Hausſuchung vorgenommen, deren Reſultat Folgendes war. Nach verſchiedenen unbedeutenden Sachen,“ fuhr Herr Wunſch fort, indem er mehrere Blätter umwendete, „fand ſich eine Eichenholzkommode vor, deren obere Schublade einen doppelten Boden ergab, welches Behältniß nachfolgende Papiere enthielt ꝛc. — unweſentlich; ferner aber eine Staatsobligation Nr. 4680, eine dito Nr. 4681, eine dito Nr. 4682, zuſammen im Betrage von dreitauſend Gulden.“

„Herr Jeſus!“ ſeufzte Clementine.

„Bei dieſen Obligationen lag ein Dokument, welches beſagte, daß dieſe dreitauſend Gulden ſich dadurch im rechtmäßigen Beſitze der Frau Schilder befänden, weil ſie ihr von der vormaligen Inhaberin dieſer Obligationen zur Deckung eines früher gemachten Anlehens zurückbezahlt worden ſeien.“

Hier machte der Beamte eine Pauſe, und Madame Schoppelmann, welche dieſe Sache zu intereſſiren anfing, trat zu dem Tiſche und ſagte: „Das iſt allerdings merkwürdig! Da möchte ich nur wiſſen, welcher Chriſtenmenſch der Schilder etwas ſchuldig geweſen. Dreitauſend Gulden! — und wer hat die heimbezahlt? Na, da ſchau einer an!“

Clementine war mehr todt als lebendig. Obgleich ſie keinen Begriff davon hatte, was eigentlich Schreckliches über ſie hereinbrechen würde, ſo fühlte ſie doch, daß über ihrem Haupte ein Schwert an einem Faden hing, und daß der Faden eben im Begriff ſei, zu zerreißen. Sie erhob ſich langſam von ihrem Stuhle; ſie ſchien das Zimmer verlaſſen zu wollen; doch ein gebieteriſcher Blick des Polizeikommiſſärs traf ſie ſo mächtig, daß ſie kraft- und willenlos in ihren Stuhl zurück fiel.

„Dieſe Obligationen im Betrage von dreitauſend Gulden,“ fuhr der ſchreckliche Mann fort, „wurden der Frau Schilder vor

geſchmacklos fände, wenn man verlange, daß das Ballet im Hintergrunde tanzen ſolle. Der Regiſſeur weiß ihn nur durch das Verſprechen zu beruhigen, daß dort ein kleiner hölzerner Hügel gebaut werden ſoll, auf welchem man vom Parterre aus die Tänze deutlich ſehen könne. So hat der beſchäftigte Mann nach allen Seiten zu fragen, zu beantworten, Bitten zu gewähren oder abzuſchlagen. „Lieber Bruder," ſagt der Herzog Alba zu ihm, „Du könnteſt mir zu der Rolle auch eine neue Perrücke machen laſſen; ich verſichere Dich, die alte paßt gar nicht mehr dazu." Vanſen, der Schreiber, kommt und beklagt ſich, daß er in der Garderobe keinen Rock finden könne, der zerriſſen genug wäre. Kaum ſind die Beiden abgefertigt, und der Regiſſeur iſt glücklich an ſeinen Tiſch gelangt, worauf die Klingel und ſein Hut ſteht, ſo fühlt er ſich leiſe am Rock gezupft. Es iſt eine Choriſtin von kleiner Statur, die ſich gern auszeichnen möchte, und da ſie wegen ihrer unanſehnlichen Geſtalt von den Andern immer zurückgedrängt wird, hat ſie ſich auf die Gaſſenjungen und dergleichen verlegt und bittet den Regiſſeur, ſie bei den Volksfeſten in Brüſſel einen ſolchen ſpielen zu laſſen. Nach einer Zeichnung und Beſchreibung, die er heute Morgen dem Decorateur zuſchickte, hat dieſer das Theater zu der erſten Scene, wo Jetter im Begriff iſt, nach der Scheibe zu ſchießen, hergerichtet. Der Regiſſeur, der die Niederlande bereiſte, hat dort einigen kleinen Feſten der Art beigewohnt und die Häuſer auf dem Theater geſchmückt, wie ſie daſelbſt verziert waren. Von den Giebeln hängen bunte Fahnen mit Namen verſchiedener Ortſchaften und Dörfer, die Theilnehmer zu dem Scheibenſchießen ſandten. Auf dem Boden ſitzen Gruppen von Kindern, und der Regiſſeur zeigt ihnen, wie ſie ſpielen und ſich herumbalgen müſſen; auch dürfen ſie zuweilen ſchreien und laut jubeln. So beginnt die Probe, doch gibt es noch Unſägliches zu thun. Bald ſtehen die Landleute im Hintergrunde zu dick auf einander, bald ſind die Reihen zu dünn und füllen das Theater nicht aus. Die Statiſten, welche die gemüthlichen holländiſchen Soldaten darſtellen ſollen, marſchiren ängſtlich hin und her mit angezogenen Knieen und ſteifen Fußſpitzen, als wenn ſie auf dem Exercirplatze wären. Die Damen des Ballets, die leichtfüßige Bauernmädchen machen ſollen, ſchweben wie Nymphen einher, machen ſtatt natürlicher Bewegungen die ausgeſuchteſten Attitüden, kurz, es iſt noch nicht die Idee von einem wirklichen Leben in dem Gewühl. Der Regiſſeur läuft herum, ſtellt hier eine Gruppe zuſammen, jagt dort die Kinder auseinander und fordert ſie auf, laut zu ſchreien; endlich geht die Sache etwas beſſer; doch kaum wird es von Neuem probirt, ſo haben die Meiſten das eben Gemachte wieder vergeſſen und es muß ihnen abermals gezeigt werden; beſonders die Kinder ſind ſchüchtern

nicht langer Zeit heimbezahlt, und zwar, wie das beiliegende Dokument beurkundet, durch — Jungfer Clementine Strebeling."

Wenn in diesem Augenblicke die ganze Vorhalle eingestürzt wäre, so hätte Madame Schoppelmann, die begierig den Namen erwartete, nicht mehr erschrecken können, als jetzt, wo sie diesen vernahm. Sie faltete ihre Hände und brachte nur mühsam die Worte hervor; „Ja, ist denn das möglich?"

Der Polizeikommissär hatte sich in seinen Stuhl zurückgelegt und spielte mit einem Bleistifte, während er die unglückliche Clementine betrachtete.

„Ja, habe ich denn recht gehört?" rief die dicke Frau, indem sie ihre Hände mehrere Male zusammen schlug. „Ja, kann ich meinen Ohren trauen? Ihr, Strebelinge, habt der Schilder dreitausend Gulden gegeben?"

„In Obligationen," bekräftigte der Beamte mit einem Kopfnicken.

„So sprecht doch, unglückseliges Weibsbild!" sagte die Gemüsehändlerin in wahrer Verzweiflung. „Da sitzt der Herr Oberpolizeikommissär; es ist jetzt kein Spaß mehr mit der Geschichte. Seid denn Ihr der Schilder was schuldig gewesen?"

„Nein, nein, gewiß nicht!" jammerte das unglückselige Wesen.

„Und Ihr habt ihr auch nichts bezahlt?" fuhr die dicke Frau dringender fort.

„Ja, ich habe ihr die drei Papiere gegeben!" lispelte verzweiflungsvoll Clementine und verbarg ihr Gesicht in beide Hände.

„Gerechter Heiland!" rief entsetzt Madame Schoppelmann. „Jetzt geht mir ein Licht auf; wahrhaftig! jetzt geht mir eine Fackel auf! — Ach, Herr Oberpolizeikommissär, da ist was Niederträchtiges geschehen, was ganz absonderlich Schlechtes!"

„Das glaube ich auch," sagte der Beamte mit seltsamem Blick auf Clementine. „Die Jungfer ist sehr verwirrt, und das scheint mir verdächtig."

„Ach!“ rief die Frau, „der arme Wurm hat nichts gethan; die unglückliche Weibsperſon iſt ſelbſt niederträchtig behandelt worden! Mit der hat man ein ſchlechtes Spiel getrieben!“

„So ſoll ſie ſprechen,“ ſagte der Polizeikommiſſär mit zweifelhaftem Tone. „Warum hat ſie der Schilder das Geld gegeben?“

„Nein,“ jammerte Clementine nach einer Pauſe, und nachdem der Beamte ſeine Fragen mehrere Male wiederholt hatte; „nein, ich will nichts ſagen; ich kann nichts ſagen, und ſollte es mein Tod ſein!“

„So will ich ſprechen!“ ſagte entrüſtet die Gemüſehändlerin, während ſie mit der Hand auf den Tiſch ſchlug. „Da war ſo ein Kerl — Müller hieß er.“

„Um Gottes Willen! was ſprecht Ihr da?“ rief Clementine in Thränen. „Frau, Frau! Wenn ich das vor fremden Ohren hören muß, ſo werde ich ſterben.“

„Es ſtirbt ſich nicht ſo leicht,“ fuhr Madame Schoppelmann nach einem tiefen Athemzuge fort. „Ich hab's geſagt; da war ſo ein Kerl, der hieß Müller.“

„Johannes Müller,“ ſagte lächelnd der Beamte, indem er einen zerknitterten Brief entfaltete.

„Meinetwegen, Johannes,“ erwiderte die dicke Frau. „Nun, der hat der alten Perſon da den Kopf verrückt, vollſtändig verrückt. — Da mag Sie heulen und Geſichter ſchneiden, wie Sie will, 's iſt doch wahr! Und das war Ihr Unglück — ich hab's Ihr immer geſagt. — Nur Gleich und Gleich paßt zuſammen; und wenn ein junger Menſch ſo einem alten Ding nachlauft, da ſind immer Abſichten dabei. Und ſo war es auch hier; der ſaubere Herr Müller hat mit der Schilder zuſammen geſpielt. — O, ich bin nicht ſo dumm! Und da haben ſie dem armen Geſchöpf da Briefe geſchrieben und haben darin geſagt, es gehe ihm ſo ſchlecht, und er müſſe ſeine Familie unterſtützen, und dazu brauche er Geld.“ —

Hier machte die Frau eine kleine Pause, um sich durch einen tiefen Athemzug wieder zu restauriren.

Der Polizeikommissär hatte während der heftigen Reden der Frau andere Papiere entfaltet und beistimmend mit dem Kopfe genickt.

„Er brauche Geld!" fuhr diese mit neuen Kräften fort. „Und das Geld hat sie der Schilder gegeben, einmal sechshundert Gulden und nun auch diese dreitausend Gulden. O, das ist nicht an zehn Himmel zu malen!"

Clementine war mit dem Kopfe auf den Tisch niedergesunken und weinte und schluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Ihr zartes, süßes Geheimniß hatte man schonungslos verrathen; ihr reines Verhältniß war zu den Ohren der Polizei gekommen und sie blamirt auf ewig!

„Mir scheint, die Frau hat vollkommen Recht," sagte streng der Beamte. „Wir sind hier einem Verbrechen auf die Spur gekommen, das nothwendiger Weise verfolgt und bestraft werden muß. Deßhalb sehe ich mich denn auch veranlaßt, Sie, Jungfer Strebeling, nöthigenfalls im Namen des Königs zu fragen, wie sich diese Sache verhält."

„Es ist so, es ist so!" rief triumphirend die Gemüsehändlerin.

„Jungfer Strebeling, Sie werden mir antworten!" sagte der Beamte mit ernstem Tone. „Haben Sie Bekanntschaft gehabt mit einem Johannes Müller?"

„Ja," hauchte die Gefragte mühsam hervor.

„Hat Ihnen dieser Johannes Müller durch Vermittlung der Frau Schilder einen Brief zugestellt, worin er Ihnen unter Anderem sagt, er habe seine Familie in traurigen Umständen getroffen und nur eine gewisse Summe könne ihn und sie vom Verderben retten?"

„So ist es!"

„Haben Sie hierauf dieſe Briefe beantwortet und der Frau Schilder zu gleicher Zeit Geld eingehändigt?“

„Ja.“

„Wie hoch beliefen ſich dieſe Summen?“

Clementine zauderte mit der Antwort und faltete bittend die Hände.

„Wenn Sie,“ fuhr der Polizeikommiſſär ſtreng fort, „hier wo wir unter uns ſind, die Beantwortung dieſer Frage verweigern, ſo ſehe ich mich veranlaßt, Sie auf das Polizeiamt zu citiren.“

„So rede Sie doch!“ ſagte Madame Schoppelmann.

„In Gottes Namen denn!“ ſeufzte das gequälte Weſen. „Ein mal fünfhundert Gulden, dann ſechshundert, zuletzt dreitauſend.“

„Faſt ihr ganzes Vermögen!“ jammerte die dicke Frau.

„Es iſt unglaublich!“ ſagte entrüſtet der Beamte. „Und wie lange kannten Sie dieſen Johannes Müller?“

„Ei, Herr Polizeikommiſſär!“ rief nun ſchluchzend die Gemüſehändlerin, „das iſt ja gerade das Schreckliche an der ganzen Sache: ſie hat ihn faſt gar nicht gekannt, nur einmal geſehen und, glaube ich, nur einmal geſprochen.“

„Iſt das wahr?“ wandte ſich der Beamte überraſcht an Clementine.

„Ich kann es nicht läugnen!“ entgegnete dieſe, indem ſie ihren Kopf tief auf die Bruſt herabſinken ließ. „Er war arm und nahm meine Hülfe in Anſpruch; ich half ihm. Habe ich damit ein Verbrechen begangen — nun, ſo kann ich ja dafür beſtraft werden.“

Nach dieſen Worten betrachtete der Beamte zum erſten Mal theilnehmend und kopfſchüttelnd die Jungfer Strebeling. „Mir iſt der[illegible]en noch nicht vorgekommen,“ ſagte er nach einer Pauſe. „Und glauben Sie denn wirklich, daß der Johannes Müller es gut mit Ihnen meint und Ihnen jene Briefe wirklich geſchrieben hat?“

„Er iſt ein braver Mann, darauf möchte ich ſchwören,“ entgegnete Clementine.

„Den Teufel auch!“ rief die Gemüſehändlerin. „Er hat mit der Schilder gewirthſchaftet. Die Beiden haben Sie um Ihr Geld gebracht und lachten Sie obendrein aus.“

„Das hat er nicht gethan!“ antwortete Clementine entrüſtet. „Er iſt zu ſo etwas nicht fähig.“

„Aber wer iſt es denn eigentlich?“ fragte der Beamte. „Wo haben Sie ihn geſehen und geſprochen?“

„Das werde ich nie ſagen!“ entgegnete beſtimmt das unglückliche Frauenzimmer; „dazu kann man mich nicht zwingen. Und wenn ich Alles verloren habe, ſo iſt das meine Schuld; — nun ja, ſo will ich dafür büßen.“

„Aber den Gerichten kann es nicht einerlei ſein, ob er wegen dieſes Verbrechens unbeſtraft bleibe,“ ſagte der Polizeikommiſſär, „und ich muß dringend darauf beſtehen, mir noch einige Fragen zu beantworten. — Sie haben Briefe von dieſem Herrn erhalten; das iſt nicht anders möglich, und ich muß von Ihnen verlangen, daß Sie mir dieſe Briefe ausliefern.“

Clementine antwortete nicht mehr; ſie war mit dem Kopf auf den Tiſch geſunken und ſchien beſinnungslos. Wenigſtens nahm dies die erſchreckte Gemüſehändlerin an; denn ſie holte eilig eine Flaſche mit ſtarkem Kräuteressig, hob den Kopf der armen Perſon etwas in die Höhe, welche wirklich mit geſchloſſenen Augen da lag, und begann denſelben mit einem angefeuchteten Lappen zu reiben.

In dieſem Augenblicke traten Frau Klingler und Frau Claaſen in das Gemach. Letztere, die Demüthige, blieb erſchrocken an der Thüre ſtehen, als ſie die Polizei in dieſem Hauſe erblickte. Frau Klingler aber trat einen Schritt näher, ſtemmte die Arme in die Seite und blickte den Polizeikommiſſär ziemlich herausfordernd an.

„Um Gotteswillen! was gibt's denn da?“ ſagte ſie mit etwas

gereiztem Tone. „Was iſt denn der Jungfer Strebeling widerfahren?“

„Seht Ihr denn nicht,“ entgegnete Madame Schoppelmann, indem ſie den Polizeikommiſſär bedeutungsvoll und nicht eben ſehr freundlich anſah, „daß ihr unwohl geworden iſt? 's iſt aber auch kein Wunder, wenn man mit den Leuten ſo hart umgeht!“

„Hart umgeht?“ ſagte die Klingler mit gellender Stimme; und die Claaſen, als treues Echo, ſetzte hinzu: „in der That, hart umgeht?“

Der Polizeikommiſſär mochte einſehen, daß ſein Terrain durch die Dazwiſchenkunft der beiden anderen Weiber bedeutend ſchwierig geworden war, und daß es unmöglich ſei, mit dieſen drei Zungen fertig zu werden; Clementinen als ohnmächtig gar nicht zu rechnen.

„Sie ſehen, Herr Polizeikommiſſär,“ ſagte Madame Schoppelmann, nachdem Clementine trotz des heftigen Reibens mit dem Kräuteressig noch kein Auge aufſchlug, „Sie ſehen, daß hier vorderhand nichts mehr zu fragen iſt. Fortlaufen thut Keines von uns, und wenn Sie uns vielleicht nächſtens wieder einmal die Ehre ſchenken wollten, wäre es uns weit angenehmer. Sollten Sie aber vorziehen,“ fuhr ſie nach einem tiefen Athemzuge fort, „uns auf das Polizeiamt kommen zu laſſen, ſo habe ich auch nichts dagegen und werde ſelbſt kommen und die Jungfer Strebeling mitbringen und einen Advokaten dazu.“

„Meine liebe Frau,“ ſprach ruhig der Beamte, „Sie ereifern ſich wahrhaftig ganz unnöthig; Sie müſſen nicht vergeſſen, daß ich nur aus Schonung für jenes Frauenzimmer hieher in's Haus kam, um die Fragen, welche mir nothwendig ſchienen, an ſie zu richten. Freilich hat ſich nun durch dieſe kleine Unterſuchung etwas ergeben, wonach ich weiter zu forſchen mich für verpflichtet halte. Doch da ich ſehe, daß ſich Jungfer Strebeling in einem Zuſtande befindet, der ihr meine fernere Gegenwart unangenehm macht, ſo werde ich

mich für heute zurückziehen, vorbehaltlich einer weiteren Besprechung morgen oder übermorgen."

Auf diese Worte hin machte die dicke Gemüsehändlerin einen übermäßig tiefen Knix und drehte alsdann dem Beamten den Rücken, um sich mit der ohnmächtigen Clementine weiter zu beschäftigen.

Herr Wunsch packte seine Papiere zusammen, erhob sich in seiner ganzen Größe und Wichtigkeit und schritt nach einer kurzen Verbeugung stolzen Hauptes zur Thüre hinaus.

Als er fort war, schlug Frau Klingler ihre Hände zusammen und sagte: „Herr Jemine! was hat's denn da gegeben? Aber, Frau Schoppelmann, was wollte die Polizei?"

Die dicke Frau zuckte mit den Achseln und zeigte auf Clementine, welche in diesem Momente die Augen aufschlug.

„Ist er fort?" fragte das arme Schlachtopfer mit matter Stimme. „Hat er mir meine Briefe vielleicht mit Gewalt genommen?"

Und indem sie dies sprach, schaute sie die umstehenden Weiber mit einem trostlosen Blicke an.

„Man hat Euch nichts mit Gewalt genommen," sagte die Gemüsehändlerin, und Frau Klingler setzte hinzu: „mit Gewalt?" und das mit einem Tone, als wollte sie sagen: „mit Gewalt, so lange ich da bin?"

„Gott sei Dank, daß er sie mir nicht genommen hat!" fuhr die alte Jungfer mit einem tiefen Seufzer fort. „Das wäre mein Tod gewesen. Ach, Frau Schoppelmann, glaubt Ihr wirklich, daß man mich betrogen hat?"

„Es scheint mir in der That so," meinte die gutmüthige dicke Frau nach einer Pause. „Wenn man die Sache von dem Gesichtspunkt ansieht, so glaube ich wahrhaftig selbst, es wäre besser, das bei der Polizei anhängig zu machen und zu dem Zwecke die Briefe herauszugeben."

„Ich kann das nimmermehr thun!“ klagte Clementine. „Und wenn er wirklich ſchlecht an mir gehandelt hätte, ſo wäre ich doch nicht im Stande, Zeugniß gegen ihn abzulegen. Aber Euch will ich die Briefe geben, Frau Schoppelmann; hebt ſie auf, oder thut damit, was Ihr wollt. Einen ſolchen Auftritt, wie den von eben, könnte ich nimmermehr überſtehen.“

Damit zog ſie ein kleines Paket aus ihrem Buſen, das ſie der Gemüſehändlerin darreichte.

„Seht nur hinein,“ fuhr ſie fort; „ach, Frau Schoppelmann, leſt ſie alle durch, und dann ſagt mir, ob Ihr glaubt, daß es wirklich auf dieſer Welt ſo ſchlechte Menſchen gibt. Ich aber will auf mein Zimmer hinauf gehen; das hat mich zu ſtark angegriffen.“

Mit dieſen Worten erhob ſich Clementine und verließ die Vorhalle, unterſtützt von der guten Frau Claaſen, welche verſprach, dafür Sorge zu tragen, daß Clementine in ihr Bett komme und einen lindernden Thee erhalte.

Madame Schoppelmann hatte das Paketchen aus der Hand Clementinens genommen und ging damit an die Kaminecke, wo ſie ſich auf ihren Stuhl niederließ und eine kleine Hornbrille auf die Naſe ſetzte. Dann faltete ſie die Papiere aus einander und nahm ein paar Briefe heraus, welche ſie einen um den andern öffnete und vor die Augen brachte.

Dabei müſſen wir geſtehen, daß die Züge der alten Frau, welche anfänglich nur Neugierde zeigten, auf einmal den Ausdruck größter Ueberraſchung, ja des heftigſten Schreckens annahmen. Sie hatte in dem einen dieſer Briefe die Hand ihres Sohnes Konrad erkannt, und das ganze ſchändliche Spiel, das man mit der alten Jungfer getrieben, war ihr plötzlich klar und verſtändlich. Mühſam holte ſie Athem und blickte, um ihre Bewegung vor der aufmerkſamen Klingler beſtens zu verbergen, gedankenvoll in die Papiere, die aber in ihrer Hand heftig zitterten.

Sie nahm alle ihre Kraft zuſammen, und als ſie nach einiger

Zeit aus dem Kaminecke hervor an das helle Tageslicht kam, ſah ſie wohl etwas blaß aus, hatte ſich aber ſo weit gefaßt, um mit einem erzwungenen Lächeln ſagen zu können: „das ſind ſaubere Geſchichten! Sie iſt eine verſchwiegene Frau, Klinglere. Nun denk' Sie ſich, da hat die Schilder drüben mit ein paar ihrer Helfershelfer der armen Perſon droben faſt ihr ganzes Vermögen genommen; bei viertauſend Gulden."

„Das iſt ja entſetzlich!" ſchrie die Klingler. „So hat die Strebeling alſo nichts mehr, wovon ſie leben kann? Und mit ihrer Hände Arbeit bringt ſie ſich auch nicht fort!"

„Nun, was das anlangt," entgegnete gefaßt die Gemüſehändlerin, „da wird noch zu helfen ſein. Der Polizeikommiſſär" — bei dieſen Worten ſchauderte ſie leicht zuſammen — „ſcheint der Sache auf die Spur gekommen zu ſein; und da ſich das Geld vorgefunden, ſo wird ſie das Ihrige wohl wieder erhalten. Aber bei allem dem iſt die Geſchichte ganz erſchrecklich; ſie hat mich ſehr alterirt."

Die Gemüſehändlerin, welche ſich kaum aufrecht erhalten konnte, ließ ſich vor dem Tiſche auf einem Stuhl nieder und klopfte gedankenvoll mit ihren Fingern auf dem erſteren.

Ihr Entſchluß, Geſchäft und Haus zu verlaſſen, befeſtigte ſich mehr und mehr. Ihr, der ehrwürdigen, braven Frau, war in letzter Zeit zu viel Unangenehmes, ja wahrhaftig Fürchterliches begegnet. Sie fühlte wohl, ihr heiterer Lebensmuth ſei von ihr geflohen, ihre gute Laune würde in dieſem finſteren Hauſe nie mehr zu ihr zurückkehren. Die Vorhalle hier mit dem kniſternden Kaminfeuer, ſonſt ihr täglicher, angenehmer Aufenthaltsort, war ihr verhaßt, ja unheimlich geworden. Ihre Vorrathskammer — das begriff ſie wohl — konnte ſie nicht ohne einen gewiſſen Schauder betreten, denn neben derſelben war das Zimmer ihrer Söhne. Oben, wo ihre Tochter Katharina gewohnt, war Alles öde und leer; ſie fühlte ſich hier in dem ganzen weiten Hauſe ſo traurig allein ſtehend, ſo

von aller Welt verlaſſen! Jetzt erſt dachte ſie daran, wie es in dem alten Hauſe hier meiſtens ſo finſter und trübſelig ſei, und wie ſehr es ihr behagen würde, draußen im warmen Sonnenſchein zu wohnen und ihren Blick über Wald und Flur ſtreifen zu laſſen, ſtatt wie hier immer die hohen Mauern, die engen Straßen ſehen zu müſſen.

Sie dachte an ihre Schweſter, die auf einem kleinen Hofe vor der Stadt wohnte, und wie ihr dieſe ſo oft zugeredet, endlich einmal ihr anſtrengendes Geſchäft zu verlaſſen und ſich zur Ruhe zu ſetzen. Und hatte ſie nicht durchaus Fug und Recht, dies zu thun? hatte ſie nicht etwas Schönes in ihrem langen, mühevollen Leben erworben? — Das konnte ſie ſich wohl mit Stolz ſagen; und wenn ſie heute zu ihrem Geſchäftsmanne hinging und ihm ſagte: „Ich brauche Geld!“ ſo gab ihr dieſer ſchmunzelnd zur Antwort: „Wie viel Tauſend wollen Sie, Frau Schoppelmann?“

Frau Claaſen war wieder herabgekommen und ſetzte ſich ebenfalls ſtillſchweigend an den Tiſch; die Klingler warf ihr einen bedeutungsvollen Blick zu; denn dieſe hatte wohl bemerkt, daß Madame Schoppelmann ſich mit außerordentlichen Dingen beſchäftige.

Außerordentliche Dinge waren es nun auch in der That, und ſehr erfreuliche für die beiden Weiber; denn nach einer kurzen Einleitung ſagte die Gemüſehändlerin, ſie ſei entſchloſſen, ſich von ihrem Geſchäfte zurück zu ziehen, und wolle die Beiden unter den beſten Bedingungen in Haus und Kundſchaft eintreten laſſen.

Wir wollen uns nicht bei den Ergüſſen des Dankes aufhalten, der hierauf den gerührten Herzen der Frau Klingler und der Frau Claaſen entſtrömte; wir wollen nicht ausführlich erzählen, daß Erſtere vergebens ihre Rührung zu bemeiſtern verſuchte, und daß Letztere heftige Thränen vergoß.

Die Sache wurde in beſter Form Rechtens abgemacht, und noch am ſelben Tage wußte man es in den bedeutendſten Küchen der Reſidenz, daß die Wittwe Schoppelmann ihr Geſchäft aufge-

und fürchten ſich, bis vorn auf die Bühne zu laufen, weshalb der Regiſſeur einen Korb mit Aepfeln kommen läßt, und der Inſpicient muß einen nach dem andern über die Bühne rollen laſſen. Jetzt wird's beſſer, die Kinder laufen den Aepfeln nach, werfen einander um, überpurzeln ſich und die Sache wird natürlicher. So geht die Probe fort. Die Scenen zwiſchen Egmont, Brackeburg und Klärchen erfordern weniger Mühe; doch hat der Regiſſeur auch hier immer noch genug zu thun, um dem Ganzen die gehörige Rundung zu geben. Da müſſen die Farben der Decoration, der Möbel mit den Coſtümen übereinſtimmen, und wenn er endlich nach ſeiner beſten Einſicht alle dieſe Sachen ordentlich zuſammengeſtellt hat, ſo kommt ihm oft noch die Meinung eines einzelnen Künſtlers dazwiſchen, und er muß, um die Collegen bei guter Laune zu erhalten, die ganze Anordnung wieder umwerfen.

So glaubt Alba, daß ein rother Sammetmantel zu ſeinem Coſtüme beſſer ſtehen würde, was aber nun zu den Möbeln von derſelben Farbe und demſelben Stoffe nicht gut paſſen würde. Der lange Schauſpieler, der den Oranien ſpielt, überzeugt den guten Regiſſeur in einer ſchwachen Stunde, daß er zu ſeinem ſchwarzen Kleide auf jeden Fall blaue Möbeln haben müſſe, und ſo geht das fort, untermiſcht mit andern kleinen Störungen, die jeden Augenblick eintreten. Klärchen iſt heiſer und kann ihre Reden kaum ſprechen, auch zerſtreut und ſieht oft hinter den Couliſſen umher, als ſuche ſie dort etwas. Die Mutter dagegen, die ſich noch der ſeligen Zeit erinnerte, wo ſie Klärchen ſpielte, verſpricht ſich jeden Augenblick und ſagt oft in der Zerſtreuung lange Sätze von den Reden ihrer Tochter. Hinter den Couliſſen wogt und murmelt es durch einander, und der Regiſſeur muß oftmals ſeine Klingel gebrauchen und Ruhe gebieten, damit er die auf der Bühne Befindlichen hören kann. In Gruppen ſtehen die Schauſpieler, die Choriſten und Statiſten vor und in den Garderoben zuſammen, betrachten die Kleider, die dort ausgehängt ſind, haben daran etwas auszuſetzen, oder einer ärgert ſich über den andern, wenn Jener ein beſſeres Kleid hat als Dieſer. Vanſen hat ſich ſo in ſeine Rolle hineinſtudirt, daß er den aufrühreriſchen Schreiber auch hinter den Couliſſen fortſpielt. Er beweiſt eben dem Brackeburg, der gerade ſeinen Contract in der Taſche hat, daß er danach den Egmont rechtmäßig für ſich in Anſpruch nehmen könne; zufällig kommt der zweite Tenor hinzu und iſt voll Gift und Galle über den Regiſſeur, der von ihm verlangt, er ſolle die gemeinſchaftlichen Reden der Bürger mitſprechen. Auf der andern Seite ſtehen die Choriſtinnen beiſammen und Alle haben ſich über den Regiſſeur zu beklagen. Dieſe wollte heute Morgen von der Probe dispenſirt ſein, und trotz dem, daß ſie

geben habe und daß Frau Klingler und Claasen es fortsetzen würden und einen hohen Adel und ein verehrungswürdiges Publikum bestens ersuchten, auch sie künftig mit ihrem Vertrauen zu beehren, indem sie es sich zu ihrer schönsten Aufgabe machen würden, dasselbe zu rechtfertigen und ihre Kunden auf's Beste zu bedienen. Angekommen sei:

Feinstes Tafelobst in den besten Sorten
und
frisches Wildpret durch alle Rubriken.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

In welchem der Held der Geschichte einen Freund wieder findet und sehr angenehme Neuigkeiten erfährt.

Eugen Stillfried hatte auf jenen Abend, wo er seine Schwester wieder gefunden, eine recht unruhige Nacht gehabt. Er träumte viel und schwer, und wenn wir sagen, daß durch diese Träume häufig die Gestalt des Justizrathes Werner schritt, so wird uns der geneigte Leser glauben, daß es keine angenehme Bilder waren, die seinen Geist beschäftigten. Auch seine Schwester sah er häufig aber nicht lebend, doch auch nicht todt, sondern das blasse Marmorbild aus der Kapelle schwebte bei ihm vorüber und schaute ihn mit einem unaussprechlich traurigen Blicke an.

Es war schon spät am Morgen, als er nun endlich erwachte, und Herr Sidel hatte schon Bett und Zimmer verlassen. Eugen kleidete sich an, und kaum war er damit zu Ende, so trat der lustige Rath in's Zimmer, der sich schmunzelnd die Hände rieb und überhaupt von der besten Laune zu sein schien.

Der frische klare Herbstmorgen, der freundliche Schein der Sonne, der in Millionen Thautropfen blitzte und warm zu den Fenstern herein drang, ließ auch Eugen bald die finstere, bittere Nacht vergessen, um so mehr, da er sich mit Freuden alles dessen erinnerte, was er gestern erlebt und erfahren.

„Ich habe schon eine ganze Menge Rapporte angehört," sagte der lustige Rath, „und Bericht erstatten müssen über den Schuß, der gestern Nacht auf uns gefallen. Der Förster mit ein paar Jägern hat die ganze Nacht in der Umgegend gestreift und glaubt, daß es Wilderer gewesen seien, die — Gott mag wissen, aus welcher Ursache — auf uns geschossen. Von Räubern und dergleichen hat man hier seit undenklichen Zeiten nichts gehört; doch soll das Terrain drüben jenseits des Schlosses, die stundenlangen Wälder dicht an der Grenze prächtige Schlupfwinkel für Wilddiebe abgeben. Uebrigens wird man die Aufmerksamkeit verdoppeln und wahrscheinlich in den nächsten Tagen die Bekanntschaft jener unbefugten Jägersleute machen."

„Solche Streifereien," entgegnete Eugen, „sind immer unangenehm. Es ist traurig, daß sich Menschen bei diesen Veranlassungen gegenseitig wie jagdbares Wild betrachten und ohne Ueberlegung auf einander schießen. Und das geschieht bei solchen Fällen meistens. Wer den Anderen zuerst sieht, wer am schnellsten zum Schuß kommt und dabei seines Zieles gewiß ist, bleibt Sieger. Ich bin einmal hart mit dabei gewesen."

„Böses Gewerbe bringt bösen Lohn," meinte Herr Sibel, „und jenen Menschen, die so freundlich waren, uns gestern Abend eine Kugel zuzuschicken, wünsche ich auch nicht viel Gutes. — Apropos!" fuhr er nach einer Pause fort, „um zehn Uhr ist Probe von Hans Sachs. Hast du deine Rolle schon angesehen?"

„Ich wahrhaftig nicht," bemerkte Eugen. „Ueberhaupt muß ich dich versichern, daß ich alle Lust verloren habe, noch ferner

Komödie zu spielen, und ich glaube es wäre das Beste, wenn wir uns mit dem Direktor auf eine vernünftige Art abfänden."

„So dachte ich auch," antwortete Herr Sidel, „und habe auch schon in dieser Richtung mit dem Prinzipal gesprochen. Er bedauert es sehr, zwei so außerordentliche Talente zu verlieren; doch stellte ich ihm dafür eine klingende Stellvertretung in Aussicht, die ihm sehr annehmbar erschien."

„Also hast du uns losgekauft?" fragte Eugen.

„Uns Beide — ja," sagte der lustige Rath, „aber nicht den Herrn Hannibal. Merkwürdiger Weise findet der Direktor einiges Talent in ihm, und da wäre es doch grausam, ihn einer künftigen ehrenvollen Laufbahn zu entziehen."

„Gewiß," meinte Eugen; „und ich sehe schon im Geiste, wie er für die Verräthereien, die er an uns begangen, hier einer harten Strafe entgegen läuft."

Herr Sidel war aufgestanden und ging händereibend im Zimmer auf und ab, gab auch sonst noch so unverkennbare Zeichen von Heiterkeit von sich, daß Eugen aufmerksam wurde und ihn fragte, was ihm denn so Angenehmes begegnet sei.

„Ja, das hätte ich bald vergessen!" antwortete Herr Sidel vergnügt lachend. „Wie kann man auch so gedankenlos sein! Und ich kam deßhalb gerade hieher, um es dir anzukündigen — wir haben Besuch erhalten."

Dabei sah er seinen Freund pfiffig lächelnd von der Seite an.

„Besuch?" fragte Eugen. „Und am Ende aus der Residenz?"

„Eben daher," antwortete der lustige Rath. „Doch ich höre ihn schon an der Thüre. Eugen, du wirst überrascht sein."

Eugen war auch in der That erstaunt über diese Worte seines Freundes, und als nun in diesem Augenblicke mit einem Stocke dreimal heftig an die Thüre geklopft wurde, blickte er betreten dorthin, auf's Höchste gespannt, wer in der langsam sich öffnenden Thüre erscheinen würde.

Dieſe öffnete ſich Zoll um Zoll mit einer erſchrecklichen Langſamkeit, und als ſie nun endlich offen ſtand und ſich der Eintretende in ſeiner ganzen Geſtalt präſentirte, als Eugen dieſen erkannte, konnte er ſich nicht enthalten, demſelben mit einem lauten Ausruf der Freude und der Ueberraſchung entgegen zu eilen.

Es war ſein Arzt, Doktor Wellen, der ſich ſo unverhofft hier eingeſtellt hatte.

„Da findet man euch alſo?“ rief dieſer, indem er dem jungen Manne herzlich die dargebotene Hand ſchüttelte. „Jenſeits der Grenze, in einem kleinen Neſte, als reiſender Schauſpieler!“

„Wohin uns der Zufall verſchlagen,“ entgegnete Eugen lachend. „Doktor, bei meinem bekannten unſteten Lebenswandel kann und darf Sie das in der That nicht wundern. Sie wiſſen, ich habe von jeher dergleichen Extratouren geliebt. — Aber unbegreiflich iſt es mir, wie Sie, Ihre Kranken verlaſſend, ſich hieher verlieren konnten.“

„Das iſt einfach erklärt,“ ſagte Doktor Wellen. „Die Stadt iſt in dieſem Augenblicke ſo außerordentlich geſund, daß wir Aerzte faſt gar nichts zu thun haben. Nebenbei wiſſen Sie auch wohl, junger Menſch, daß mein großer Ruf ſchon längſt über die engen Grenzen unſeres kleinen Landes drang und daß man mich zuweilen weithin berufen hat.“

„Und dieſes iſt auch jetzt der Fall?“

„Verſteht ſich!“ verſicherte wichtig der Arzt. „Ich hatte in einer kleinen Stadt hier in der Nähe zu thun, und da ich zufälliger Weiſe eine Spur von Ihren Fahrten erhielt, ſo konnte ich es mir nicht verſagen, einen kleinen Umweg zu machen, um Sie hier zu ſehen, ſowohl als Menſchen wie auch als Künſtler.“

„Was das letzte anbelangt, ſo werden Sie nicht viel Freude erleben. Meine dramatiſche Laufbahn iſt bereits beendigt; ich fühlte wohl, daß ich dazu kein Talent hätte.“

„Auch dazu nicht einmal?“ ſagte der Doktor mit komiſchem Erſchrecken. „Was ſoll am Ende noch aus Ihnen werden?“

„Laſſen wir das jetzt!“ entgegnete Eugen. „Lieber Doktor, ſprechen wir ein vernünftiges Wort. Setzen Sie ſich auf den Ehrenplatz, in dieſes alte Sopha, nehmen Sie ſich eine gute Cigarre und erzählen Sie mir genau und umſtändlich, wie es bei uns ausſieht. ich ſchmachte nach Neuigkeiten.“

„Das kann ich mir denken,“ ſagte der Doktor, indem er es ſich auf dem Sopha bequem machte. „Ich bringe Ihnen auch keine Hiobsposten; im Allgemeinen ſind meine Nachrichten ganz gut.“

Und nun erzählte er dem freudig aufhorchenden jungen Manne, was der geneigte Leſer bereits weiß, von den Begebenheiten im Hauſe am Marktplatz und deſſen Umgebung, von dem plötzlichen Tode der Frau Schilder, von der Flucht der beiden Brüder und zuletzt von der Aufnahme, welche Katharina bei der alten Staatsräthin gefunden.

Bei der letzten Nachricht ſchaute Eugen jubelnd in die Höhe, und er fühlte, daß ſein Geſchick anfange, ſich freudig zu wenden.

Darauf erzählte er dem bewährten Freunde von dem geſtrigen Abenteuer auf dem Schloſſe, und daß er ſo unverhofft ſeine Schweſter wieder gefunden.

Doktor Wellen vernahm dies mit der größten Aufmerkſamkeit und war auf's Höchſte überraſcht von dieſem ſeltſamen Zuſammentreffen. Ja, die Nachricht, daß jenes junge Mädchen, welches man bis jetzt für die Tochter des Verwalters gehalten, Eugens Schweſter ſei, wirkte ſo heftig auf ihn, daß er aufſprang und mehrmals haſtig im Zimmer auf und ab ging.

„Hier alſo wurde ſie erzogen?“ fragte er nach einem längeren Nachdenken. „Dieſes Mädchen iſt es? — Das iſt ein merkwürdiges Zuſammentreffen! — Iſt Ihnen denn gar nichts eingefallen, wie Sie hieher kamen? Hat Sie der Ort und das Schloß da oben an gar nichts erinnert?“

„O, an ſehr viel, an die wilde Roſe und an die Kapelle droben, von der Sie uns einſtens erzählt.“

„Es iſt unbegreiflich, wie ſich die Wege der Menſchen oft kreuzen! Sie können ſich denken, wie begierig ich darauf bin, die junge Dame zu ſprechen.“

„Sie werden ſie traurig finden,“ ſagte Eugen ernſt. „Sie weiß Alles.“

„Was weiß ſie?“ fuhr der Doktor auf.

„Nun, daß er todt iſt, daß er fern von ihr ſtarb, daß ſie ihn nie wieder ſehen wird.“

„Ja ſo!“ entgegnete Wellen, indem er ſich raſch umwandte und an das Fenſter trat zu Herrn Sidel, der eifrig in die Gegend hinaus ſchaute.

„Sie bleiben doch ein paar Tage bei uns?“ fragte Eugen nach einer Pauſe.

„Heute — vielleicht morgen noch,“ ſagte der Doktor, „Werden Sie mir die Honneurs von Schloßfelden machen? — Kann ich vielleicht eine Vorſtellung der berühmten Truppe ſehen, welche ſo glücklich war, Sie als Mitglied zu beſitzen?“

„Das wird ſchwer angehen,“ meinte der luſtige Rath, „da heute Abend nicht geſpielt wird. Doch wollen wir für Ihre Unterhaltung beſtens ſorgen. Wenn es dem würdigen Präſidenten angenehm iſt, könnten wir vielleicht ein Filial der Leimſudia errichten, um den Einwohnern Schloßfeldens beizubringen, was in der Reſidenz Sitte und Gebrauch iſt.“

„Das wäre auch nicht ſo übel,“ lachte der Doktor. „Vor allen Dingen aber will ich heute Vormittag auf das Schloß, um mich dort ein Bischen umzuſehen.“

„Dahin will ich Sie begleiten!“ ſagte Eugen lebhaft, worauf der Doktor erwiderte:

„Sie wiſſen, mein lieber Freund, ich habe ſo meine eigenen Gänge, und wenn Sie mir es nicht übel nehmen würden, ſo zöge

ich es vor, das erste Mal allein hinauf zu gehen. Mich vor allen Anderen hat das Schicksal jenes Freiwilligen lebhaft interessirt, und ich möchte deßhalb den Ort, wo er gearbeitet, geliebt und gelitten, vorerst allein ansehen. Wollen Sie mir aber zwei Zeilen an Ihre Schwester mitgeben und mich damit als den einführen, der ihr die genauesten Nachrichten von dem Verlorenen mittheilen kann, so wäre ich Ihnen sehr dankbar dafür."

Eugen that gern, wie ihm der Doktor geheißen, setzte sich an den Tisch und schrieb ein paar herzliche Zeilen an Rosalie, worin er ihr den Doktor Wellen empfahl und schließlich versprach, nach Tische ebenfalls hinauf zu kommen.

Damit ging der Doktor fort, und Herr Sidel übernahm es, ihm den Weg längs der Kapelle zu zeigen.

Eugen blieb allein zurück und dachte über das nach, was er von seinem Freunde gehört. Das Benehmen der Mutter gegen Katharina erfüllte ihn mit dem innigsten Danke, und er ging mit sich zu Rathe, ob er dieses Gefühl schriftlich in herzlichen Worten ausdrücken solle. Er warf auch schon einige Zeilen an die Mutter auf das Papier; doch konnte er nicht mit sich darüber einig werden, ob und wie er des Wiederfindens der Schwester erwähnen solle. Der Doktor war ihm zu schnell hinweg gegangen, und er mochte nichts in dieser Angelegenheit ohne den Rath des erfahrenen Mannes thun, der alle Verhältnisse so genau kannte. Jetzt schien es ihm räthlich, der Mutter Alles zu schreiben, dann hielt er es für besser, selbst nach der Heimath zurück zu kehren und die Angelegenheiten des Hauses ganz in seine Hand zu nehmen. Dann beschloß er wieder dem Rathe des Doktors zu folgen, der ja ohnedies morgen nach der Stadt zurück kehren wollte und der ihm Briefe und Aufträge am besten besorgen würde.

So verging der Vormittag. Herr Sidel war längst zurückgekehrt und hatte mit dem Direktor die besten Bedingungen verabredet, unter welchen es derselbe für sehr gerathen fand, nicht auf

der bedungenen achttägigen Kündigung des Kontraktes zu beſtehen. Was Herrn Hannibal anbelangte, ſo war in dem Vertrage ein geheimer Artikel, der den Direktor verpflichtete, dieſen würdigen Diener und angehenden Künſtler zu behalten; und zugleich wurde demſelben angerathen, ihn nöthigenfalls mit äußerſter Strenge zu behandeln und ihn ſo zu einem nützlichen Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft zu erziehen. Der getreue Pierrot hatte keine Ahnung von den Veränderungen, die ſich ergeben, und trotzdem er nicht ohne Hoffnung war, das Herz der blonden Thusnelde zu rühren, ſo ſeufzte er doch nach dem Ende ſeiner Künſtlerlaufbahn und ſah es als eine fürchterliche Strafe an, von dem heftigen, unerbittlichen Direktor in den täglich ſich wiederholenden Proben ſo unnachſichtig abgerichtet zu werden.

Als Eugen Nachmittags auf den Schloßberg hinaufſtieg — er ging den hinteren Weg — fand er Roſalien, ihn erwartend, auf der oberen Terraſſe. Sie eilte ihm freudig entgegen, hängte ſich an ſeinen Arm und zog ihn zu einer kleinen Bank, die, unter Blumen verſteckt, die Ausſicht auf die dichten Wälder ließ, welche das alte Schloß auf der öſtlichen Seite umgaben.

Das Auge des jungen Mädchens glänzte freudig; ſie legte ihre Hand in die ſeinige und blickte ihn lange mit unausſprechlichem Vergnügen an.

„Ich bin glücklich, daß du nicht traurig biſt, meine liebe Schweſter; du haſt heute wieder Unangenehmes erfahren; nicht wahr, mein armes Kind?“

„Unangenehmes?“ fragte ſie ſonderbar überraſcht. Doch dann ſetzte ſie, ſich plötzlich beſinnend, hinzu: „ach ja, du haſt Recht; ich habe heute viel erfahren.“

„Alſo du ſprachſt den Doktor Wellen?“ fragte Eugen. „Er übergab dir meinen Brief?“

„Ja, ich erhielt ihn,“ ſagte ſie. „Ach Eugen!“

„Was geſchehen iſt, iſt geſchehen,“ entgegnete er und drückte

herzlich ihre Hand. „Der Doktor wußte dieſe traurige Geſchichte beſſer als ich. Er iſt einer meiner beſten Freunde; ich will mit ihm überlegen, was für dich und mich zu thun iſt. Vielleicht ſchreibe ich noch heute der Mutter, vielleicht kehre ich morgen ſelbſt nach der Stadt zurück.“

„Thu das nicht!“ ſagte Roſalie erſchrocken. „Bleib in meiner Nähe, verlaß mich nicht! Der Vater erhielt heute wieder einen Brief; ich fürchte, daß ich in den nächſten Tagen, vielleicht heute, morgen ſchon deiner Hülfe nothwendig bedarf.“

„Wer ſchrieb ihm?“ fragte Eugen überraſcht.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Roſalie. „Aber ſie werden kommen in den nächſten Tagen, das iſt ganz gewiß. Und wenn du alsdann nicht da biſt, ſo bin ich verloren. Der Vater kann mich nicht ſchützen. Du weißt ja, Eugen,“ fuhr ſie dringender fort, „ſie wollen mich verheirathen, mich verheirathen mit einem mir gänzlich fremden Manne, während ich doch ihn liebe und nicht vergeſſen kann.“

„Und das ſoll ſo bald geſchehen?“

„Schon in den nächſten Tagen,“ antwortete Roſalie und legte den Kopf auf ſeine Schultern. „Wenigſtens werden ſie hieher kommen, um Alles in Richtigkeit zu bringen.“

„Wer hat dir das geſagt?“

„Der Vater.“

„Und wer wird kommen? — Die Mutter auch?“

„Das wußte er noch nicht genau. Auf jeden Fall aber der Geſchäftsmann der Mutter, der ſchon einige Mal hier war; ein ernſter Herr. Obgleich er gegen mich große Freundlichkeit bewies und recht liebevolle Worte zu mir ſprach, ſo konnte ich doch nie rechtes Zutrauen zu ihm faſſen; ja, es war mir unheimlich, ſo lange er da war.“

„Und ſprach er Beſonderes mit dir?“ fragte der Bruder.

„Nein, das nicht,“ entgegnete Roſalie. „Er ſagte nur, daß

er innigen Antheil an mir nehme, daß er mich von Kindheit an gekannt, daß er mein Beſtes wolle; und als er zuletzt hier war, meinte er unter Anderem, es ſei nothwendig, mich zu verheirathen; ich würde dann dieſes einſame Schloß hier verlaſſen und nach der Reſidenz kommen, wo es viel heiterer und angenehmer ſei. Damals hatte ich noch keine Ahnung davon, daß ich nicht die Tochter des Vaters ſei, wie ich bis jetzt geglaubt, und deßhalb beachtete ich ſeine Reden nicht viel. Doch ſind ſie jetzt ſo traurig zur Wahrheit geworden, und gewiß, Eugen, ich muß verzweifeln, wenn du mir nicht hilfſt."

„Sei ruhig, mein Kind," antwortete dieſer nach längerem Nachdenken; „vor allen Dingen muß ich mit deinem Pflegevater ſprechen und mit dem Doktor Wellen, der vielleicht noch auf dem Schloſſe iſt."

„Ich glaube, er iſt ſchon nach Schloßfelden zurückgekehrt. Er ſuchte dich, und obgleich ich ihm ſagte, du würdeſt gewiß hieher kommen, eilte er doch hinweg."

Eugen erhob ſich von ſeinem Sitze, drückte der Schweſter nochmals freundlich die Hand, indem er ihr verſicherte, es könne gewiß noch Alles gut werden," und als ſie bei dieſen Worten ſo gläubig zu ihm aufblickte, konnte er eine tiefe Rührung kaum bemeiſtern.

Er führte ſie nach dem Schloſſe zurück, nahm einen herzlichen Abſchied von ihr und eilte in's Dorf hinab, den Doktor Wellen aufzuſuchen.

eine große Wäsche hat oder ausziehen will, muß sie doch bleiben; eine Andere, die unverheirathet ist, wurde von ihm auf das Gröbste beleidigt, indem er sie gestern ermahnte, zur heutigen Probe ihre Kinder mitzubringen; einer Dritten endlich, die beim wehmüthigsten Chore oder bei Ausbrüchen der Verzweiflung oder des Schmerzes ruhig ihren Strickstrumpf bearbeitet, wurde diese Thätigkeit auf der Probe untersagt und sie dadurch auf das Empfindlichste gekränkt.

So dauern die Proben fort, Morgens und Nachmittags, und allmälig taucht aus dem Chaos ein fester Kern hervor, und bei der Generalprobe sieht sich im günstigen Falle der Regisseur für seine viele Arbeit und Mühe belohnt, denn die Vorstellung verspricht eine glänzende zu werden. Auf dem Zettel von heute steht schon für morgen der Egmont angekündigt, aber noch ist manche Tücke des Schicksals zu fürchten, die vielleicht die ganze Vorstellung für längere Zeit hinausschieben kann, die wirkliche oder fingirte Krankheit eines Mitgliedes, und der Regisseur sieht an diesem Tage dem Theaterdiener immer mit Schrecken entgegen, weil er die unheilschwangern Worte zu hören glaubt: Herr oder Madame So oder So sind krank geworden. Doch kommt diesmal der Tag der Aufführung ohne Störung heran. Der Zettel wird gedruckt, öffentlich angeklebt, und jetzt ist so leicht an eine Veränderung nicht mehr zu denken. Während nun schon von drei Uhr Nachmittags an der Regisseur in den Garderoben und auf der Bühne herumkriecht, hier andere Costüme aussucht, dort noch Anordnungen für die Möbeln trifft, während der Mann dabei ermüdet und abgespannt von der tagelangen Arbeit obendrein seine Rolle hervorholen und noch einmal ablesen muß, schlendert man auf der Gasse gemächlich ins Kaffeehaus und liest an der Ecke den angeklebten Zettel. „Egmont," sagt Einer, „wäre mir schon recht." — „Mir auch," sagt ein Anderer, „und Der und Der, und Die und Die spielt mit; die Besetzung ist ziemlich." — „Ja," fügt ein Dritter gähnend hinzu, „wenn ich mich nur nicht bei Durchlesung des Theaterzettels immer ärgern müßte, da lesen die Schauspieler ihre Rollen ein halbmal durch, halten zu ihrem Vergnügen eine Stunde Probe, und dann macht sich so ein Regisseur wichtig und läßt auf den Zettel drucken: „Neu in Scene gesetzt!"

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Eine Filiale der Leimsudia. Der vortreffliche Trommler erzählt eine heitere Geschichte.

An Tagen, wie der heutige, wo in das Gasthaus zur wilden Rose vornehme Fremde eingekehrt waren — und zu diesen rechnete Frau Rosel mit vollem Recht den Herrn Doktor Wellen, — hielt sie die Thüre des Honoratiorenzimmers unter ihrer speziellen Aufsicht, und Mancher, der sich zu gewöhnlichen Zeiten hier dann und wann einmal auf die Lederstühle bequem niedersetzen durfte, wurde unter irgend einem unbedeutenden Grunde abgefangen; der wahre Grund war aber, daß Frau Rosel an solchen Tagen nur eine sehr gewählte Gesellschaft in ihrem Honoratiorenzimmer haben wollte.

Hier prangten nun die Lichter, und um den Tisch mit grünem Wachstuch, der in der Mitte stand, saßen vielleicht ein Dutzend Personen, obenan unter dem Bildniß des Landesvaters Doktor Wellen, neben ihm der Pfarrer von Schloßfelden mit seinem Adjutanten, dem Schullehrer, Eugen, der lustige Rath, ferner die würdigsten Mitglieder der Schauspielergesellschaft, unter ihnen der große Holder und der vortreffliche Trommler.

Dem Doktor war es in kurzer Zeit gelungen, sich durch allerlei Schwänke, die er vorbrachte, und komische Reden, die er hielt, die Gunst des geistlichen Herrn in hohem Grade zu erwerben, und dieser gab mit größter Aufmerksamkeit auf jedes Wort, auf jede Miene desselben Achtung, und wenn er anfing: da war einmal —, so blinzelte der Pfarrer schon freundlich lachend mit einem Auge und stieß den Schullehrer unter dem Tische an, der nun schon im Voraus lachte und sämmtliche Umsitzende dadurch zur größten Heiterkeit anfeuerte.

Es ſchien, als müſſe Jeder etwas aus ſeinem Leben erzählen, und nur die beiden geiſtlichen Herren waren davon ausgenommen; denn der Pfarrer hatte verſichert, er wiſſe von ſich nicht das Geringſte, was im Stande wäre, zur allgemeinen Heiterkeit beizutragen. Von ſeinem Schulmeiſter könne er freilich allerlei erzählen, doch wolle er dieſen nicht in Verlegenheit bringen. Dazu hatte er unmäßig gelacht, und dieſes Lachen war für die ganze Geſellſchaft anſteckend, als nun der Schulmeiſter ſeinerſeits die heilige Verſicherung abgab, es ergehe ihm gerade ſo mit dem Herrn Pfarrer, und wenn er ja einer ſeltſamen Geſchichte erwähnen müßte, ſo beträfe dieſelbe ſeinen Vorgeſetzten, weßhalb ihm der Mund verſchloſſen wäre.

Doktor Wellen war zu einer Art Präſident dieſer Abendgeſellſchaft erwählt worden, und wenn es ihm auch nicht möglich war, die Regeln und Geſetze der Leimſudia in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten, ſo hatte er doch eines der Lichter, die auf dem Tiſche waren, dicht neben ſich geſtellt und putzte es aus, ſobald die Unterhaltung anfing ſchläfrig zu werden.

„Ich ſollte meinen," ſagte jetzt dieſer würdige Präſident, „wir geben dem Herrn Holder das Wort. Wer ſo viel und lange auf kleinen und großen Theatern gewirkt, ſollte gewiß im Stande ſein, uns von ſeinem langen Künſtlerleben etwas Intereſſantes vorzutragen."

Der Heldenſpieler verbeugte ſich geſchmeichelt, trank ſein Glas aus und entgegnete mit ſeiner tiefen, klingenden Stimme: „Freilich böte mein Leben Vorfälle genug dar, die intereſſant, vielleicht auch lehrreich anzuhören wären. Aber ſie paſſen nicht in dieſe Geſellſchaft. Wir ſind, wenigſtens die meiſten an dieſem Tiſche, heiter und guter Dinge; warum ſoll ich mit trüben, unheimlichen Erinnerungen einen kreiſchenden Mißton hinein bringen? Meine Geſchichten paſſen nur für die Dämmerung und für die Einſamkeit; die kann ſich vielleicht Jemand erzählen, der nächtlicher Weile

einem ſtillen Waſſer zuſchreitet, um dort das Ende ſeiner Leiden zu ſuchen und zu finden. — Meine Erzählungen paſſen nicht hieher; ſie würfen ſchwarze Schatten in euer fröhliches Herz; das wäre wie ein Gewitter an einem heiteren Sommertag, wie eine wilde zerriſſene Felsſchlucht im ſchönſten, freundlichſten Park. Das würde dieſelbe Wirkung machen, als wenn harmloſe Kinder im Walde nach Beeren ſuchten, oder nach farbigen Blüthen, und plötzlich einen Erſchoſſenen fänden, der unter dem Laube, das ſie emſig durchſuchten, halb verſteckt läge.

Hierauf füllte Herr Holder ſtillſchweigend ſein Glas, um es auf das Wohl der Geſellſchaft zu leeren.

Dieſe war durch die ernſten Worte Holder's einigermaßen ſtill geworden, Niemand ſprach eine Sylbe, und es wäre vielleicht langweilig und verdrießlich geworden, wenn nicht Eugen den Präſidenten gebeten hätte, den vortrefflichen Herrn Trommler zu irgend einer Mittheilung zu bewegen.

Dieſer würdige Künſtler hatte inſofern an der geſellſchaftlichen Unterhaltung den lebhafteſten Antheil genommen, als er ſich von Herrn Sidel fleißig einſchenken ließ und mit der größten Dankbarkeit über den geringſten Spaß laut und anhaltend lachte.

„Ganz richtig!“ ſagte Doktor Wellen. „Herr Trommler wird hiemit erſucht, das Wort zu nehmen. Wir erwarten von ihm die Erzählung einer kleinen intereſſanten Begebenheit aus ſeinem Leben.“

„Die Geſchichte einer Liebſchaft zum Beiſpiel,“ ſetzte der luſtige Rath hinzu. „Nach dem, was Sie mir neulich erzählten, müſſen Sie in dieſem Fache ſchöne und zugleich fürchterliche Erinnerungen haben. Laſſen Sie uns die Geſchichte von der Reichsgräfin hören, die Ihretwegen von dem ſtrengen Vater in ein Kloſter geſperrt wurde.“

„Bſt, bſt!“ entgegnete der Künſtler, mit einem bedeutungsvol-

len Blick auf den Pfarrer. „Solche Geſchichten würde ich nicht wagen, in dieſer Geſellſchaft vorzutragen.“

„Herr Trommler kann erzählen, was er will,“ ſagte der Präſident in beſtimmtem Tone. „Keine Beſchränkung, keine Vorſchriften! Etwas Intereſſantes aus Ihrem Leben.“

Der alſo Aufgeforderte verbeugte ſich vor dieſem Ausſpruche, was ſo viel heißen ſollte, als er werde ihm Folge leiſten; dann legte er einen Augenblick ſeinen Kopf in die Hand und ſchien über etwas nachzudenken. — „Eine Geſchichte weiß ich nicht,“ ſagte er dann nach einer Pauſe; „aber eine kleine Epiſode aus meinem Leben, ſehr kurz und unbedeutend, will ich der werthen Geſellſchaft nicht vorenthalten.“

„Herr Trommler hat das Wort!“

„Es ſind ſchon viele Jahre her,“ erzählte dieſer würdige Künſtler, „ich hatte von einer verunglückten Laufbahn gänzlich Abſchied genommen und mich dem Theater zugewandt, da befand ich mich ohne Engagement in C. Es iſt etwas Trauriges, ſich ohne Engagement zu befinden. Man zählt ſeine Geldbörſe nach, man findet nur einige Gulden, man kommt ſich vor wie ein zum Tode Verurtheilter; denn man weiß genau, wie lange man noch zu leben hat, und daß nach einigen Tagen Alles zu Ende ſein kann, wenn nicht bis dahin Pardon ankommt, d. h. die Antwort irgend eines Direktors, der uns ſchreibt, daß er es mit uns verſuchen wolle, der uns mit Einem Wort auf's Neue anſtellt.

„Man ſollte glauben, wenn man ſo ohne Engagement herumgeht, meiſtens ziemlich herabgekommen — denn unnöthige und nöthige Garderobe iſt das Erſte, was in ſolch' traurigen Tagen verſetzt wird, — man ſei ein abſchreckendes Beiſpiel für alle jungen Leute, denen es in einem angenehmen, behaglichen Leben ſo wohl geht, und die vielleicht die Liebe zur Kunſt, der Drang nach Freiheit, die Luſt an einem regelloſen, oft wilden Leben vom Schreibpulte oder aus der Schule wegtreibt, um ſich an uns anzuſchließen. — Im Ge-

gentheil! Wir sind auch dann noch besucht, ja beneidet von jenen leichtsinnigen jungen Leuten, die unser Leben für das glückseligste halten und die es, selbst mit Kummer und Entbehrung, jedem anderen vorziehen würden.

„Ich hatte damals noch einen Kollegen, dem es nicht besser ging als mir, eigentlich noch schlechter; denn ich besaß außer meinem Anzug noch einen ziemlich anständigen Hut und Paletot; Jener aber hatte nichts als eine graue leinene Hose und einen schwarzen Frack, ein Anzug, den er sogar in dem damals eben vergangenen Winter getragen, und den er der Jahreszeit dadurch möglichst angepaßt, daß er sich auf diesen schwarzen Frack mit eigener Hand einen Pelzkragen genäht hatte.

„Das Kaffeehaus war unser einziger Zufluchtsort; dort lasen wir die Zeitung, tranken ein Glas Wasser und suchten Bekanntschaften anzuknüpfen, die uns zu irgend etwas dienen könnten.

„Hier hing sich nun ein junger Mensch an uns; sein Vater war Beamter, ein anständiger, wohlhabender Mann, der schon alles Mögliche gethan hatte, um seinen Sohn von dem unglückseligen Gedanken, zum Theater zu gehen, abzubringen. — Umsonst! Dieser junge Mensch war voller Phantasie und Schwärmerei und nebenbei verliebt in eine romantische Cousine, der er auf dem Comptoir, hinter dem Schreibpult unausstehlich war, die ihn aber wahrscheinlich zu lieben versprach, nachdem er ein Künstler geworden und sie und das Publikum in irgend einer schmachtenden Rolle entzückt.

„Er träumte nun von nichts, als von großen, glänzenden Rollen und von ungeheuren Erfolgen und lag uns mit den inständigsten Bitten an, ihn irgendwo mit hinzunehmen und ihm zugleich mit uns ein Engagement zu verschaffen. Der Vater, der zu dem Umgange des Sohnes mit uns durchaus nicht freundlich sah, besuchte mich eines Tages und sagte: „Herr Trommler, ich halte Sie für einen braven Mann; Sie werden nicht das Unglück meines

Sohnes und meiner Familie wollen; bringen Sie den jungen Menſchen von ſeiner Idee ab, und ich werde wiſſen, mich dafür dankbar zu bezeigen."

„Sehr gut, dachte ich, und eines Tages machten wir uns auf den Weg und gingen nach dem einige Meilen entfernten kleinen Badeorte, wo der eben angekommene Direktor noch einige brauchbare Mitglieder ſuchte.

„Der junge Menſch, der Urlaub genommen hatte, irgend eine Tante zu beſuchen, begleitete uns. Natürlicherweiſe wußte ich im Voraus, daß dort nichts für uns zu finden war. Das ſagte uns auch der Direktor ſogleich, und wir ſchlenderten auf der Promenade umher, gingen in den Kurſaal, und unſer junger Kunſtgenoſſe, der einige Gulden bei ſich hatte, fing an zu ſpielen. Wie ſich denken läßt, hatte er in kurzer Zeit Alles verloren, und da ſtanden wir nun, und guter Rath war theuer; für uns wenigſtens. Er aber war guten Muthes, und es freute ihn, wie er ſagte, ſo nichts mehr zu beſitzen und ſich auf die eigene Kraft ſtützen zu müſſen. Das war nun alles recht ſchön und gut; aber Geld mußten wir haben, um wenigſtens ein Mittageſſen zu bekommen und ein Nachtlager zu finden.

„Wie machen Sie es in ähnlichen Fällen? fragte der junge Menſch. Das muß Ihnen doch auch ſchon häufig genug vorgekommen ſein.

„Ich zuckte die Achſeln und entgegnete: es gibt allerlei Mittel, ſich zu helfen; aber eines iſt ſo desperat wie das andere, und wenn es fehlſchlägt, ſo ſitzen wir erſt recht im Unglück.

„Und das wäre?

„Ich habe hier unter den Schauſpielern einen Bekannten, der freilich nicht im Stande iſt, uns mit Geld auszuhelfen; aber ich mache den Vorſchlag, wir gehen auf ſein Zimmer und laſſen durch das Loos entſcheiden, welcher von uns Drei ſich für die Anderen opfern ſoll, um Geld zu bekommen: denn Geld müſſen wir haben,

um das wieder zu gewinnen, was wir eben verloren. Wir können nicht heute wieder zurückkehren.

„Das thun wir auf keinen Fall, ſagte der junge Menſch.

„Wenn wir es ein paar Tage hier aushalten, meinte ich, ſo finden wir doch noch Gelegenheit, bei der Truppe anzukommen.

„Darauf gingen wir nach der Wohnung unſeres Bekannten, der nicht zu Hauſe war. Doch ſchloß uns ſeine Wirthin ſein Appartement, ein kleines Dachkämmerchen, auf. Das Opfer, zu dem ſich nun einer verſtehen ſollte, war freilich ſonderbarer Art. Doch war es von einem meiner Bekannten früher ſchon einmal mit großem Nutzen angewendet worden. Wir zogen das Loos, nicht ohne vorher unſerem jungen Begleiter die ernſteſten Vorſtellungen gemacht zu haben, noch ſei es Zeit, zurück zu kehren, um — wenn auch mit hungerigem Magen — den Heimweg zu ſuchen. Umſonſt! Er erklärte, zu Allem bereit zu ſein. Natürlich traf ihn auch das Schickſal roh und kalt und warf des Freundes zärtliche Geſtalt — nicht unter die Hufe ſeiner Pferde, wohl aber auf das Bett in der Dachkammer, nachdem er vorher ſeine ſämmtlichen Kleider ausgezogen hatte. Dieſe wurden in ein Bündel zuſammen gemacht, auf das Leihhaus gebracht, um mit dem Erlös davon das Spiel von vorhin wieder aufzunehmen und das Verlorene wieder zu gewinnen.

„Natürlicher Weiſe aber waren dieſe wenigen Gulden ebenſo ſchnell verſchwunden, wie die früheren. Doch hatten wir wohlweislich vorher einen kleinen Imbiß genommen, während unſer Opfer ohne Kleider mit hungrigem Magen in fremder Stadt auf fremdem Bette ſaß und nach und nach ernſtlich begann nachzudenken über dieſe erſten ſeltſamen Schritte, mit denen er in das Künſtlerleben getreten.

„Stunde um Stunde verrann; wir blieben natürlich ſo lange wie möglich aus. Anfänglich dachte er mit dem Leichtſinne der Jugend, unſer Schritt könne nicht fehlſchlagen, und wenn er

Schritte auf der Treppe hörte, ſo glaubte er, ich ſei es und werde jetzt in die Dachkammer treten mit ſeinen Kleidern unter dem Arm und vor ihm ausbreiten eine hübſche Summe, die wir gewonnen.

„Endlich, als es Abend werden wollte, gingen wir nach Hauſe und traten achſelzuckend in die Dachkammer. Nie werde ich den Ausdruck des Schreckens vergeſſen, der die Züge des jungen Menſchen überzog, als wir ihm unſer Unglück mittheilten. — Was war zu thun? Er meinte, wir ſollten den Direktor der hieſigen Truppe bitten, uns einiges Geld vorzuſtrecken, damit er wenigſtens wieder nach Hauſe kommen könnte. — Unmöglich! Wer leiht einem fremden, reiſenden Schauſpieler Geld?

„Mein Freund, in deſſen Wohnung wir uns befanden, kam endlich auch nach Hauſe und zuckte über unſer Mißgeſchick die Achſeln. Die einzige Hülfe, die er uns nach vielem Hin- und Herreden angedeihen ließ, beſtand in einem langen, weißwollenen Rocke und ein paar alten Pantoffeln, die er uns leihweiſe abtrat, damit wir bei einbrechender Dunkelheit die Blößen unſeres Schlachtopfers verhüllten.

„So zogen wir endlich heim, über die ſtaubige Chauſſee dahin; der lange Rock wallte ihm bis auf die Füße, welche in den alten, breit getretenen Pantoffeln ſtaken. Um den Kopf hatten wir ihm ein buntſeidenes Tuch gewickelt, und ſo gingen wir betrübten Herzens unſeres Weges, wobei wir es an den beſten Ermahnungen nicht fehlen ließen.

„Der junge Menſch war entſetzlich zerknirſcht und hatte an dieſem erſten Künſtlerausfluge ſo vollkommen genug, daß er ſich hoch und theuer verſchwor, nie mehr an etwas Aehnliches zu denken. Glücklicher Weiſe war der Abend lau und angenehm; aber ſo oft ſich ein leichter Wind erhob, wallte der weiße Rock in die Höhe, und dann griff er krampfhaft zu, um ihn feſt zuſammen zu halten.

„So kamen wir mitten in der Nacht nach Hause, und die einzige Hoffnung des jungen Menschen beruhte darauf, unbemerkt in die väterliche Wohnung gelangen zu können. Aber das Schicksal wollte es anders — ich muß gestehen, wir hatten dabei die Hand im Spiele — denn als er die Hausthüre öffnete, erschienen nicht bloß Vater, Mutter und Schwestern, sondern auch sogar die romantische Cousine, und die standen da vor Schrecken angewurzelt. Aber die Sache wendete sich zum Guten; der junge Mensch war von seiner Lust, mit uns herum zu ziehen, völlig geheilt; der Vater bewies sich in der That dankbar dafür, und ich ging stolz nach Hause, mit dem süßen Bewußtsein, eine gute That verübt zu haben."

„Trommler, Trommler!" rief Eugen lachend, als der Künstler geendigt, „ich glaube, Sie haben uns eine Geschichte erzählt, die Sie erfunden, um uns ein abschreckendes Beispiel vor Augen zu stellen, wie es auch uns einstens ergehen könne."

„Nein, es ist eine wahre Geschichte," antwortete Herr Trommler, „und ich könnte auch lebende Zeugen aufführen, die bei derselben zugegen waren."

„Das wäre etwas weitläufig," meinte Herr Wellen. „Wir als Präsident dieser achtbaren Gesellschaft erklären uns um so mehr mit dem eben Gehörten zufrieden, als eine gewisse Moral demselben zu Grunde liegt."

Herr Trommler verbeugte sich geschmeichelt und netzte seinen trocken gewordenen Gaumen mit einem tüchtigen Zuge an.

Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Der Präſident der Leimſiedia erzählt eine ernſtere Geſchichte, welche aber den geneigten Leſer doch vielleicht mehr erheitern wird.

„Der ehrenwerthe Präſident,“ nahm Herr Sidel nach einer Pauſe das Wort, „hat bis jetzt ſein Amt mit ziemlicher Strenge verwaltet, iſt aber wie gewöhnlich unnachſichtig gegen andere geweſen, ohne ſelbſt in's Feuer zu gehen. Ich glaube im Intereſſe der ganzen Geſellſchaft zu handeln, wenn ich ihn alles Ernſtes erſuche, die beiden Lichter friſch zu putzen und auch einmal ſelbſt die Koſten der Unterhaltung zu tragen.“

„Hört, hört!“ ſagte Herr Holder mit tiefer Stimme.

„So ſchmeichelhaft mir auch eine ſolche Aufforderung iſt,“ verſetzte Doktor Wellen, „ſo bin ich doch einigermaßen in Verlegenheit, der Geſellſchaft etwas zum Beſten zu geben, was intereſſant für ſie wäre.“

„Das glauben wir nicht,“ meinte der Pfarrer. „Ein Arzt erfährt ſo Manches; er iſt wie ein Beichtvater, nur daß es ihm nicht verboten iſt, hier und da aus der Schule zu ſchwatzen.“

„Doch ſind die Krankengeſchichten meiſtens langweilig,“ erwiderte der Doktor.

„Ein Arzt, der im Felde war, ſollte ich meinen, hätte Stoff genug, um etwas ſehr Intereſſantes zum Beſten zu geben,“ ſagte Herr Sidel, indem er mit einem ſonderbaren Blicke ſein Glas austrank.

„Ich füge mich,“ entgegnete lächelnd der Doktor; „und da kommt mir gerade etwas in den Sinn, das vielleicht für die meiſten, die hier umher ſitzen, nicht ohne einige Wichtigkeit iſt. Ich muß aber zu dieſem Zwecke etwas weit ausholen oder mir vielmehr einige Fragen erlauben; denn was ich hier vortragen will, iſt eigentlich nur der

Der Leibschneider der Zwerge.

Märchen.

Vor langer, langer Zeit lebte zu Aachen, in der alten Kaiserstadt, ein Schneidermeister, wie es deren heute noch viele giebt. Doch hatte Meister Caspar damals das besondere Vorrecht, die kaiserlichen Stalldecken und sonstige Kleidungsstücke für Pferde und Dienerschaft mit seiner kunstreichen Nadel verfertigen zu dürfen. Er bildete sich auf dieß Amt nicht wenig ein, und wenn man ihn auf seinem Tische sitzen sah, mit der spitzen weißen Mütze auf dem Kopf, die Elle wie ein Scepter in der Hand schwingend, so hätte man wohl glauben können, Meister Caspar sei der Kaiser selbst gewesen. Obgleich er aber nur ein kleines dürres Kerlchen war, so besaß er doch bei seinen Gesellen und Lehrjungen einen fast unglaublichen Respect, was um so unbegreiflicher war, da er mit seinen Leuten nie lärmte und schimpfte, sondern bei vorkommenden Gelegenheiten seine feine krähende Stimme erhob, um seinen Schneiderburschen mit aller Artigkeit zu sagen, daß sie Lumpen und bis unter die Haut schlechte Kerle seien. Es war merkwürdig, was die wildesten und verwegensten Schneidergesellen zahm und gelenkig wurden, wenn sie erst eine kurze Zeit in Meister Caspars Werkstatt gearbeitet hatten. Die Faulen wurden fleißig und die, welche lieber Geschichtchen erzählten oder Lieder sangen, als wie Stiche machten, schienen bald in dem Punkt ihr ganzes Gedächtniß verloren zu haben und waren stumm wie die Fische. An dieser guten Zucht mochte nun der strenge Meister selbst viel Schuld seyn. Doch wollten andere Leute behaupten, daß die Gesellen, wenn ihnen der kleine dürre Mann mit der haarfeinen Stimme eine Standrede hielt, eher darüber zum Lachen geneigt seien, als zu Befolgung seiner Vorschriften, und daß im Haus ein anderer Zauber walte, der im Stande sei, die kecken trotzigen Gemüther der Schneider zu bändigen. Der Zauber war aber Niemand anders, wie das sechszehnjährige Töchterlein des Meister Caspar, die ihm, da die Frau Schneidermeisterin gestorben war, die

zweite Theil einer Geſchichte, deſſen erſter Theil hier unter Ihren Augen geſchehen iſt."

Der Doktor ſprach das mit ſehr gedehntem Tone und ſah Eugen dabei forſchend an; doch ſchien dieſer mit ſeinen Gedanken anderweitig beſchäftigt und gar nicht auf die eben geſprochenen Worte zu hören.

„Und der zweite Theil ſpielt nicht hier?" fragte der Pfarrer.

„Im Gegentheil," ſagte Herr Wellen; „der zweite Theil beginnt auf dem Schlachtfelde von Novara."

„Darauf wäre ich begierig," meinte der geiſtliche Herr.

„Es wird Ihnen faſt allen, die hier am Tiſche ſitzen, erinnerlich ſein, beſſer als mir ſelbſt, denn ich ſpreche nur vom Hörenſagen, daß droben auf dem Schloſſe das ſchöne Monument errichtet wurde."

„Ob wir das noch wiſſen!" entgegnete eifrig der Schulmeiſter. „War doch der Profeſſor während der Zeit ſeines Hierſeins mein guter Freund geworden! Ein ſcharmanter junger Mann! Ich habe ihn ſehr lieb."

„Der Profeſſor?" fragte der Doktor, ſcheinbar nicht wiſſend, wer damit gemeint ſei.

„So nannten ſie den Bildhauer, der das Werk droben gemacht," erklärte der Pfarrer. „Eine ſchöne Arbeit."

„Glaube, Liebe, Hoffnung," ſagte der Doktor, und bei dieſen Worten fuhr Eugen aus ſeinen Träumereien empor.

„Es iſt Schade, daß der talentvolle Künſtler ſo früh enden mußte," meinte Herr Sidel. „Wie hieß er doch?"

„Alfred Welding," erwiderte der Doktor.

„Und wo machten Sie ſeine Bekanntſchaft?" fragte der Pfarrer.

„Wie ich ſchon geſagt zu haben glaube, in Italien, kurz vor der Schlacht von Novara."

„Ruhe für den Präſidenten!" rief Herr Sidel. „Er hat das Wort. Wenn wir ihn ewig mit Fragen unterbrechen, ſo werden

wir nicht viel zu hören bekommen. — Den zweiten Theil der Geſchichte!"

„Welcher Geſchichte?" fragte leiſe Eugen.

„Die eines jungen Bildhauers Namens Alfred Welding," fuhr Herr Sidel laut fort, „der droben auf dem Schloſſe jene herrliche Arbeit lieferte und dann aus dem Thale hier ſpurlos verſchwand."

„Den zweiten Theil kenne ich ſchon," ſprach finſter Eugen.

Der Doktor hatte ſein Glas ausgetrunken, ſah ſich rings im Kreiſe um und ſagte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „Was ich hier vortragen will, iſt eigentlich der dritte Theil dieſer Geſchichte."

„Ah!" rief Eugen, ſeltſam überraſcht, und horchte auf's Höchſte geſpannt den Worten des Freundes.

„Der erſte Theil ſpielte hier unter euren Augen. Ihr alle kanntet den Bildhauer Welding; ich glaube euch vorhin ſagen zu hören: ihr alle hättet ihn lieb gewonnen."

Bei dieſen Worten legte der alte Schulmeiſter ſeine Hand wie betheuernd auf das Herz und der Pfarrer hob die ſeinige in die Höhe, als wollte er ſagen: „Gott weiß es!" Beide aber nickten mehrmals mit ihren grauen Köpfen.

Der Doktor fuhr fort, nachdem er einen flüchtigen Blick auf Eugen geworfen: „er ging von hier fort, tiefes Weh im Herzen, und ſuchte ſeinen Tod auf den Schlachtfeldern Italiens, den er auch dort — gefunden zu haben ſchien."

„Doktor!" unterbrach ihn hier Eugen und wollte von ſeinem Stuhle auffahren. Doch zog ihn Herr Sidel wieder zurück und bat ihn, ruhig zu ſein.

„Der zweite Theil iſt euch, wie ich glaube, in den letzten Tagen durch die Erzählung meines Freundes Eugen bekannt geworden. Ich kann alſo darüber flüchtig hinweggehen und mich zum dritten und letzten wenden. — Es iſt etwas Fürchterliches um eine Schlacht;

ich habe das erlebt und all' die Schreckniſſe geſehen, all' das Elend, das wie ein langer ſchwarzer Mantel wallt hinter jenen blutigen, aufgeregten, ja man könnte ſagen: glänzenden Stunden. Der Kampf iſt vorüber; Regiment um Regiment zieht ſich hier- und dorthin vom Schlachtfelde, und es bleibt nichts zurück, als die Gefallenen, Todten und Verwundeten, als die Leichen von Pferden, als zerſtörtes Heergeräthe aller Art.

„In der Nähe einer kleinen Villa, der Caſa Bianchi, hatte ich meinen jungen Freund zum letzten Male wacker kämpfen ſehen. Dort war er verwundet worden; ein paar Kameraden hatten ihn zurückgetragen; von da ging jede Spur von ihm verloren. Er war in die Bruſt geſchoſſen, nothdürftig verbunden worden; er mußte lange Stunden beſinnungslos gelegen haben."

„Er erwachte?" ſchrie Eugen laut und freudig auf. „Doktor, um Gotteswillen! treiben ſie keinen Scherz mit uns!"

„Junger Mann," erwiderte der Erzähler mit komiſch ernſter Stimme, die aber ein klein wenig vor Rührung zu zittern ſchien, „Sie haben nicht das Wort." Dann fuhr er gelaſſen fort:

„Als der Jäger erwachte, war es finſtere Nacht um ihn. Vom Himmel herab ſtrömte der Regen, langſam und gleichförmig, und erfriſchte ihm die Stirn und die trockenen Lippen. Er fühlte an ſeine Bruſt, die ihn heftig ſchmerzte; man hatte um ſeine Wunde einen Verband gelegt, ihn aber nicht zurück transportirt. Jetzt glaubte er ſich der letzten Worte zu erinnern, die er vor einer langen und tiefen Ohnmacht gehört, der Worte, die ſchmerzlich in ſein Ohr geklungen waren: wir wollen ihn verbinden; aber es hilft nichts, den Transport kann er nicht überleben.

„Daß er ſich unter freiem Himmel befand, bemerkte er, wie ſchon geſagt, augenblicklich, und daß er auch mitten im Schlachtfelde war, hörte er jetzt an den ſeltſamen, ſchrecklichen Tönen, die leiſe und laut an ſein Ohr ſchlugen. Er lag in der Nähe eines Baumes auf einem Erdaufwurf. Doch war ſeine Lage nichts weniger als behaglich, da

ſich bei der Nacht nicht nur ein ſcharfer Wind erhob, ſondern es auch gegen Morgen anfing zu ſchneien.

„Der verwundete Freiwillige ſuchte ſich empor zu richten, und es gelang ihm auch, nachdem er ſich einige Mal vergeblich bemüht. Ein unbeſtimmtes Gefühl trieb ihn, hinter jenem Hügel Schutz zu ſuchen, und nach langer ſchmerzensvoller Anſtrengung kam er auf die andere Seite, rollte aber dort in einen tiefen Graben, wo er wieder eine Zeit lang beſinnungslos liegen blieb. Hier aber war er wenigſtens vor dem Wetter geſchützt, und als er bald darauf abermals die Augen ſchloß, war es nicht wieder eine Ohnmacht, die ihn überfiel, ſondern ein leichter Schlummer.

„Endlich brach der Morgen an, kalt und grau, froſtig und nebelhaft. Die Nacht, die ſo viel Elend mitleidig verhüllt hatte, ſchien ungern empor zu ziehen und ſie zögernd verlaſſen zu wollen, all' die Unglücklichen, die ſie bis jetzt mit ihrem ſchwarzen Mantel bedeckt.

„Der Freiwillige, abwechſelnd zwiſchen Schlummer und Ohnmachten, hatte nicht viel lichte Momente, und als er nach längerer Zeit einmal wieder die Augen aufſchlug, bemerkte er, daß ihn Soldaten umſtanden, die ihn neugierig betrachteten. Sie hatten Schaufeln und Hacken in den Händen, und als er einen tiefen Seufzer ausſtieß, hoben ſie ihn ſanft in die Höhe, legten ihn auf einen Wagen, und er wurde weggeführt.

„Und wieder erwachte er auf einem Strohlager in einer kleinen Hütte; aber das behagliche Gefühl der Wärme durchſtrömte ihn; auch hatte man ſich mit ſeiner Wunde beſchäftigt; denn er fühlte nicht mehr jenen ſcharfen ſtechenden Schmerz, ſondern nur eine große Ermattung, die ſeinen Körper durchzog. Dann aber kam das Wundfieber mit glühender Hitze und wilden Phantaſieen und jagte ſeinen Geiſt ruhelos umher, zauberten ihm ſchöne und ſchreckliche Bilder vor Augen, führte ihn durch den Himmel und die Hölle, in der Wirklichkeit aber hart am Rande des Grabes vorbei.

Doch hielt das Leben zu fest an dem kräftigen Körper; die Tage der Gefahr gingen vorüber — er konnte als gerettet betrachtet werden."

„Doktor!" unterbrach den Erzähler hier Eugen auf's Neue, „ist es wahr, was Sie hier erzählen? — Wollen, Sie werden keinen Scherz mit uns treiben!"

„Das Unerklärlichste an der ganzen Sache war mir immer," fuhr dieser ruhig fort, „daß ich den Freiwilligen, trotz meines emsigen, tagelangen Suchens nicht gefunden. Jetzt ist mir Alles klar geworden. Als man ihn vom Felde hinweg gegen Novara transportirte, wurde er von der Bewegung des Wagens so schwach, so hinsterbend, daß der begleitende Unterarzt es für besser hielt, ihn in einem kleinen Hause an der Straße zu lassen, dessen Einwohner, Piemontesen, sich freundlich bereit erklärten, den Verwundeten aufzunehmen. Sollte er sterben, so versprachen sie, ihn anständig begraben zu lassen, vorher aber wollten sie alles Mögliche versuchen, ihn wieder herzustellen.

„Es war ein alter Mann in dem Hause und eine alte Frau, brave, redliche Leute, die den verwundeten Feind mit einem Gefühl innigsten Dankes gegen Gott in ihr Haus aufnahmen. Ihr einziger Sohn, ein junger Mensch von achtzehn Jahren, hatte ebenfalls die Schlacht mitgemacht und war beim Zurückgehen der Piemontesen nicht weit vom elterlichen Hause von einer Kugel leicht in den Arm verwundet worden. Dieses Glück beim Unglück schien den Eltern so groß und unerhört, daß sie es, wie schon bemerkt, für ihre heilige Pflicht hielten, den Verwundeten, der vor ihre Thüre gebracht wurde, liebreich aufzunehmen und zu verpflegen. Und diesen Leuten allein verdankt er neben der Gnade des Himmels seine Rettung.

„Sie behandelten ihn wie ihr eigenes Kind; der Vater selbst eine Art Doktor, holte ihm die Kugel aus der Brust, die alte Frau verließ Tag und Nacht sein Bett nicht, und an einem schönen Morgen

— die Erde prangte damals im schönsten Schmucke des Frühlings, — nachdem der Kranke oftmals dringend verlangt, zu wissen, wo er denn eigentlich sei, richtete ihn der junge Piemontese, der schon längst wieder hergestellt war, im Bette auf, öffnete das dicht verschlossene Fenster und ließ ihn hinaus schauen.

„Vor seinen Augen breitete sich das Schlachtfeld aus; aber er kannte es nicht wieder. Die damals so kahlen Felder waren mit frischen, grünen Saaten bedeckt und zeigten nur hie und da an einzelnen grauen Stellen, wo die Schlacht am stärksten gewüthet. Die Reben, welche damals nur ihre knorrigen Aeste in den seltsamsten Gestalten gezeigt, waren jetzt mit Blättern bedeckt und wiegten sich im Winde hin und her, leise ihre Blätter, wie vor Schrecken schüttelnd, als erzählten sie sich allerlei blutige und furchtbare Geschichten.

„Bald war der junge Bildhauer so weit wieder hergestellt, daß er das Haus verlassen und, auf den Arm des jungen Piemontesen gestützt, in der Nachbarschaft herum gehen konnte. Sein erster Gang war natürlich auf das Schlachtfeld selbst, wo er die Stellen aufsuchte, auf denen er gefochten und wo er gefallen war. Ihm kam es aber vor, als sei das alles schon vor langen Jahren geschehen; denn von dem Bilde des Schlachttages selbst, wie es ihm vor Augen schwebte, fand er nur unbedeutende Spuren. Casa Bianchi, wo es am blutigsten hergegangen, lag so freundlich und ruhig zwischen den grünen Saaten, zwischen belaubten Bäumen und Rebengeländen, so still und friedlich, als sei durch das weite Thor dieses Landhauses nie etwas Anderes aus und ein gefahren, als jener beladene Wagen mit den weißen, ruhig dahin schreitenden Ochsen. Und doch waren durch eben dieses Thor die piemontesischen Batterien in rasender Eile verschwunden, hatten in dem Hofe abgeprotzt und eine Kartetschenladung um die andere den stürmenden Jägern entgegen geschleudert. — Schritt für Schritt ging er den Hügel wieder hinauf, denselben Weg, den er damals

im Feuer gemacht und ein eigenes wehmüthiges Gefühl beschlich ihn, wenn er dabei zuweilen stehen blieb und an diesen und jenen Kameraden dachte, der hier und dort neben ihm gefallen und ihm, tief aufseufzend, den letzten Blick nachgesandt.

„Als er nun in die Nähe der Gebäude kam, bemerkte er wohl noch die Spuren des heftigen Kampfes. Die Löcher, welche die Kugeln gerissen, waren zwar verstrichen, aber noch immer kenntlich an der helleren Farbe. Hie und da sah man auch neue Fensterläden, Lücken in den Baumreihen und zerstörte Rebengelände. Da mußte er doch unwillkürlich daran denken, wie noch manches lange Jahr vergehen müsse, bis alle die Wunden hier vernarbt seien und ein scharfes Auge nichts mehr finde, was an jenen schrecklichen Tag des Kampfes erinnere.

„Und dabei drückte er mit einem schmerzlichen Gefühle die Hand fest auf das Herz. Auch hier war es wie ein Schlachtfeld; auch hier hatte er begraben geliebte Todte, feurige Wünsche, süße Hoffnungen. Auch hier waren die Keime in den Saaten niedergetreten, ohne Aussicht auf künftige Frucht; hier, das fühlte er wohl, sah es trostloser und öder aus, als auf dem Schlachtfelde von Novara.

„An einem der ersten Tage nach seiner Wiederherstellung ging er nach dieser Stadt, um sich bei dem Commandanten zu melden. Er war als gestorben in den Listen eingetragen; doch hatte sein braver Chef, der Major v. E., ihn zur großen goldenen Medaille vorgeschlagen, die, dem Verstorbenen bewilligt, der Lebende nun erhielt." — —

Eugen hatte in höchster Aufregung den Präsidenten mehrmals unterbrechen wollen, doch hatte ihn Herr Sidel beständig beschwichtigt, und jetzt winkte ihm der Doktor Wellen freundlich mit der Hand, indem er sagte: „Noch einen Augenblick Ruhe; ich bin gleich zu Ende."

„Welding," fuhr er fort, „erhielt natürlicher Weise einen ehren-

vollen Abschied aus den österreichischen Diensten und ging dann auf den Rath der Aerzte nach Nizza, von wo ich vor einiger Zeit Briefe von ihm erhielt."

„Verzeihen Sie, meine Herren," rief nun Eugen aufspringend, „daß ich Ihre Unterhaltung so schnell unterbrechen muß, daß ich nicht einmal erwarten kann, bis der Doktor für seine schöne Erzählung das ihm gebührende Lob aus Ihrem Munde erhalten. Verzeihen Sie besonders, daß ich ihn aus Ihrer Mitte entführen muß. Aber er weiß es am besten, wie Vieles und Wichtiges ich auf dem Herzen habe, wie sehr mich vor Allem das Schicksal jenes jungen Mannes interessirt, den auch Sie alle lieb gewonnen."

Bei dieser Rede war der Doktor ebenfalls lächelnd aufgestanden, ließ sich von Eugen, der ihn am Arme faßte, geduldig fortziehen und folgte ihm zur Thüre hinaus.

Eugen war in heftiger Aufregung. An der Treppe faßte er beide Hände des Doktors, sah ihn fest an und sagte hastig und mit zitternder Stimme: „Nicht wahr, Freund, Sie sprachen die Wahrheit?"

„Die volle Wahrheit," entgegnete Wellen.

„Und ihre Geschichte ist noch nicht ganz zu Ende?"

„Noch nicht ganz," erwiderte der Arzt gerührt. „Aber ich hoffe, sie soll bald und fröhlich schließen."

„Das gebe Gott!" antwortete Eugen.

Und nun gingen sie mit einander die Treppe hinauf: voraus Wellen, langsam und zögernd; Eugen, ihm folgend, hastig und drängend.

Auf des Letzteren Zimmer war Licht, die Thüre nur angelehnt. Wellen drückte sie auf, und Eugen blieb überrascht und zweifelnd auf der Schwelle stehen. Es trat ihm ein junger Mann entgegen, den er nie gesehen; doch wußte er augenblicklich, wer es war.

Dieser reichte ihm freundlich die Hand und sagte mit anscheinend ruhigem Tone: „Verzeihen Sie, daß ich mich Ihnen so un-

erwartet und plötzlich vorſtelle.“ Dabei bebte jedoch ſeine tiefe Stimme. „Doktor Wellen aber,“ fuhr er fort, „verſicherte mich im Voraus Ihrer Verzeihung.“

Eugen faßte die dargebotene Rechte mit ſeinen beiden Händen und drückte ſie herzlich.

„Er hielt es in Italien nicht aus,“ meinte lächelnd der Doktor, „und kehrte deßhalb, wenn auch ohne Hoffnung, nach Deutſchland zurück. Daß ſich Herr Welding hier befindet, iſt mein Werk.“

„Und doch nicht mehr ganz ohne Hoffnung!“ fiel ihm der junge Bildhauer haſtig in's Wort; „denn ich ſtehe ja vor Roſaliens Bruder.“

Wir können dem geneigten Leſer verſichern, daß ſich die beiden jungen Männer in wenigen Stunden kennen lernten und lieb gewannen, auch die beſten Plane für die Zukunft faßten.

Doch ſah ſich der Doktor veranlaßt, ihnen zu ſagen: „nehme die Sache nicht gar zu leicht, denkt an die Staatsräthin und namentlich an deren Geſchäftsmann, den Juſtizrath Werner.“ — —

Am folgenden Morgen verließ Doktor Wellen Schloßfelden und ging nach der Reſidenz zurück. Auch nahm er weder Briefe noch Botſchaften von Eugen mit. Der erfahrene Freund hatte dem jungen Manne geſagt: „Verrathen Sie nichts von Ihren Abſichten, ſelbſt nicht einmal der Mutter. Laſſen Sie Ihrem Feinde keine Zeit zur Ueberlegung. Was geſchehen ſoll, muß ihn hier unvorbereitet und plötzlich überraſchen.“

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Berichtet in Kürzem, wie sich der Major von Brander zu einer Reise vorbereitet.

Das Bataillon, welches die Ehre hatte, von dem Major der Infanterie, Freiherrn von Brander, kommandirt zu werden, hatte schon oft Gelegenheit gehabt, sich zu verwundern, und dies auch bei ähnlichen Fällen nach besten Kräften gethan. Es war schon belobt worden, ohne eigentlich zu wissen, warum, es hatte aus ebenso unbekannten Gründen schon die fürchterlichsten Nasen erhalten, bataillonsweise und in Kompagniefront, in Zügen, in Korporalschaften, in Rotten und in einzelnen Gliedern. Es hatte schon exercirt bei zwölf Grad Kälte und bei achtzehn Grad Hitze, und es hatte seine weißen Gamaschenhosen verloren, und die Unteroffiziere und Gefreiten hatten einen weißen Knopf an den Kragen erhalten. Dies alles war schon geschehen.

Aber daß sich der Kommandant dieses Bataillons auf acht Tage beurlauben ließ und den Befehl dem ältesten Hauptmann übertrug, das war dem Bataillon noch nicht vorgekommen. Die Offiziere schüttelten ihre Köpfe, und ein Sergeant, der viel auf der großen Kanzlei schrieb, meinte, dahinter stecke mehr, und es solle ihn gar nicht wundern, wenn der Major, aus dem Urlaub zurück kehrend, zum Kriegsminister ernannt sei.

So wichtig waren aber, wie wir bereits wissen, die Ursachen nicht, welche den Freiherrn von Brander veranlaßten, auf acht Tage seine militärischen Kinder zu verlassen. Es galt ja nur, seinem guten Bekannten, dem Herrn von Steinbeck, einen Freundschaftsdienst zu erzeigen.

Wir können gar nicht behaupten, daß es dem Major leicht

Wirthschaft führte. Sie kochte für die Gesellen das Essen, legte Allen bei Tische vor, und wenn hier unter ihnen mancher war, der von Hause her die schöne Gewohnheit hatte, auf gut türkisch zu essen, das heißt: mit der Faust in die Schüssel zu fahren, so ließ er es wohl bleiben, wenn ihm Rosa, so hieß Meister Caspars Töchterlein, einmal ein schiefes Gesicht darüber gezogen.

Wenn nun auf diese Art Meister Caspars Zucht in seiner Werkstatt und Rosa's Freundlichkeit in ihrem Hauswesen sich allmählich über die fremden Gesellen und Lehrburschen verbreitet hatte, so war dieß doch bei einem Einzigen nicht der Fall, der noch obendrein aus des Meister Caspars Sippschaft und seiner Schwester Sohn war. Philipp, so hieß dieser Neffe, war eigentlich von Natur ein gutmüthiger Mensch, und wenn er wollte, ein geschickter und fleißiger Arbeiter. Doch hatte er die fatale Gewohnheit, bei keiner Arbeit eifrig aushalten zu können. Nahm er ein neues Kleid oder so etwas vor, so nähte er zum Beispiel die erste halbe Stunde unverdrossen darauf los und machte dabei unvergleichlich schöne regelmäßige Stiche, daß dem Meister Caspar vor Freuden das Herz im Leibe lachte. Doch länger, als höchstens eine halbe Stunde, hielt der gute Philipp das ruhige Arbeiten, besonders aber das Stillschweigen dabei nicht aus. Dann stieß er gewöhnlich seinen Nebenmann an und plauderte mit ihm über Sachen, die gar nicht dahin gehörten; oder er sang, lachte, trieb Späße, kurz, brachte in wenig Zeit die ganze Werkstatt in Unordnung und Aufruhr.

Diese Unart hatte ihm der Meister schon oftmals in Güte und Strenge verwiesen, hatte ihm sowohl in Beisein der Gesellen als wie geheim auf seiner Kammer tüchtig den Text gelesen; aber das half Alles nichts: Philipp trieb seine Späße fort und da er nebenbei die Andern auf alle mögliche Art neckte, so gab er auf diese mehr, als auf sein Geschäft Acht, und verdarb gewöhnlich bei solchen Anläßen eine Arbeit, die er aufs Kunstreichste angefangen. Seine Stiche wurden dann lang und immer länger, und anstatt einen Mantelkragen in kunstreiche Falten zu schlagen, nähte er ohne Bedacht darauf los, als wollte er dem Koch oder irgend einem andern Bedienten eine Schürze machen.

So hatte Philipp dem Meister schon manches Stück Arbeit verdorben, und war von diesem oftmals bedroht worden, daß er ihn bei der nächsten Veranlassung in die Fremde schicken wollte, doch immer hatte eine angelobte Besserung oder die Bitten Rosa's, die den unartigen Vetter wohl leiden mochte, den Zorn des Vaters gedämpft. Auch hätte es diesem selbst leid gethan, so alle schönen Luftschlösser verschwinden zu sehen, die er auf seinen Schwestersohn gebaut hatte.

wurde, dazu einzuwilligen und ſich einen Urlaub zu erbitten; im Gegentheil, dieſer Schritt war reiflichſt überlegt worden, man hatte dafür und dagegen geſprochen, und als nun endlich von der Regimentskanzlei das erwartete Papier anlangte, da behauptete der Major, es ſei ein wichtiger Schritt, und er gäbe etwas darum, ihn ungeſchehen machen zu können.

„Sehen Sie, liebſter Stifeler," ſagte der Freiherr von Brander und ſchlug mit der Hand auf das Papier, daß der Streuſand davon flog, „ſo ein Urlaub iſt wie ein halber Abſchied, und wenn ich an ſo etwas denke, ſo kann ich mich eines kleinen Schauders nicht erwehren."

„O — o — ob!" entgegnete der Adjutant, „Herr Oberſtwachtmeiſter, wie können Sie nur ſo ein Wort ausſprechen? Auf Ehre! das ganze Bataillon müßte ſchaudern, wenn es ſo etwas gehört hätte."

Es war dies eine großartige Idee: ein ſchauderndes Bataillon, incluſive Offiziere, Tambours und Unterärzte. Es müßte dies ein unerhört ſchöner Anblick geweſen ſein.

Der Major war auch offenbar davon gerührt, faltete das Papier zuſammen und ſprach mit liebreichem Tone: „ich danke Ihnen, guter Stifeler; aber hol' mich der Teufel! Seine Majeſtät der König wüßten wahrhaftig nicht, was Höchſtdieſelben in einem ſolchen Falle an mir verlören. Wie ſagt doch der — nun — ein gewiſſer — Schiller in einem ſeiner, übrigens ſehr langweiligen, Trauerſpiele? — Ich fühle eine Armee in meiner Fauſt."

„Karl Moor in den Räubern," ſagte pflichtſchuldigſt der Adjutant und hob die Hand zum Gruße empor. Doch beſann er ſich auf halbem Wege, daß er unbedeckten Hauptes vor ſeinem Chef ſtehe, und fuhr nun mit ſeinen Fingern an den Bart, um als geordneter, ökonomiſcher Offizier keine unnöthige Bewegung zu machen.

„Im Ganzen diene ich jetzt an die fünfundvierzig Jahre," fuhr

der Major fort, indem er aus der Hand Zwiebel's ſeine Meerſchaumpfeife nahm. „Fünfundvierzig Jahre — über zwei Drittel eines Menſchenlebens.“

„Zu ſechzig gerechnet,“ ſchaltete Herr von Stiſeler ein.

„Allerdings zu ſechzig,“ verſetzte der Major. „Und von dieſen fünfundvierzig Jahren Dienſtzeit — freilich rechnete ich Kriegs- und Militärſchulen aller Art mit ein — bin ich nun ſeit zwanzig Jahren Kommandeur des zweiten Bataillons, und während dieſer zwanzig Jahre habe ich mich nicht eine Sekunde beurlauben laſſen.“

„Es iſt ungeheuer!“ ſagte der Adjutant mit einem Ausdruck der höchſten Bewunderung.

„Nicht eine Sekunde!“ fuhr der Major wichtig fort. „Deßhalb liegen mir die acht Tage auch ſchwer auf der Seele. — Acht Tage gewiſſermaßen dem allerhöchſten Dienſt entfremdet! Aber Zwiebel,“ wandte er ſich an dieſen, ſich ſelbſt unterbrechend, „das iſt wieder ein heilloſer Tabak! Sage dem Käſekrämer, ihn ſoll ein Donnerwetter regieren, wie er ſich unterſtehen kann, mir ſo ſchofles Zeug zu ſchicken. Oder haſt du die Pfeifen vielleicht ſchlecht geputzt? Nimm dich zuſammen, Zwiebel, oder es iſt dein Unglück! —

„Ja wohl, liebſter Stiſeler,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „es mag ſein, daß ich mich oft durch übertriebene Beſorgniſſe quäle, mich oft mit Unmöglichkeiten martere. Aber ſtellen Sie ſich vor: ich gehe auf Urlaub über die Grenze, und nun bricht plötzlich ein Krieg aus. —“

„Schauderös!“ ſagte der Adjutant, wie vor Schrecken erſtarrt.

„Ein Krieg aus,“ wiederholte der Major, „und ich wäre drüben über der Grenze — Kriegsgefangener erſter Klaſſe Major Freiherr von Brander! Es wäre mein Tod! Glücklicher Weiſe leben wir im tiefſten Frieden; aber man kann nie wiſſen, was geſchieht.“

Bei dieſen Worten nahm der Major ſeine Pfeife in die Hand

und ſpazierte einige Augenblicke nachdenkend im Zimmer auf und ab.

„Wann werden der Herr Oberwachtmeiſter reiſen?“ fragte der Adjutant nach einer kleinen Weile.

Der Major blieb auf ſeinem Spaziergange plötzlich ſtehen, wandte ſich an den Adjutanten und antwortete: „liebſter Stiſeler dieſe Frage kann ich Ihnen nur beantworten, indem ich Ihnen darüber die größte Verſchwiegenheit anempfehle. — Ich werde morgen früh um ſechs Uhr reiſen. Aber das bleibt ſtreng unter uns. Es iſt nicht gut, wenn der Untergebene erfährt, daß der Vorgeſetzte nicht am Platze iſt. Er darf das höchſtens ahnen; er darf darüber nie zur Gewißheit kommen, namentlich in den erſten Tagen nicht; und vor allen Dingen darf kein Menſch erfahren, wohin ich gegangen bin. Das muß gehen wie nach den höheren Kommando's: unverſtändlich für Alle, nur in ſeinen Wirkungen ſichtbar. Eins! — man ſieht den Kommandeur ruhig umherſpazieren — zwei! — er iſt verſchwunden, plötzlich abgereist — drei! — kein Menſch weiß, wohin — vier! — dort kommt er zurück, als ob gar nichts vorgefallen wäre. In dieſer Hinſicht, liebſter Stiſeler, iſt die Dienſtvorſchrift der ruſſiſchen Feldjäger bewunderungswürdig. Kennen Sie dieſelbe?“

„Leider nein!“ ſagte der Adjutant ſeufzend.

„Sehen Sie,“ fuhr der Major fort, „ſehen Sie, ſo ein Feldjäger geht ſpazieren. Er hat einen beſtimmten Diſtrikt, da darf und muß er ſpazieren gehen. Da begegnet ihm ſein Vorgeſetzter, irgend ein expedirender geheimer Oberfeldjäger, und blinzelt ihm mit dem Auge, was etwa heißt: Abends um acht Uhr auf die Kanzlei! Da erſcheint er pünktlich und bekommt einen großen Brief in Wachstuch eingenäht, mit der Aufſchrift: „nach Tobolsk“ und mit der Bemerkung: „eilt ſehr!“ Der Feldjäger thut gar nicht, als ſei etwas paſſirt, legt ſich zu Hauſe ruhig zum Scheine in ſein Bett, ſagt, man ſolle ihn nicht ſo früh erwecken, und fängt wohl-

berechnet an zu schnarchen. Am anderen Morgen, wenn man ihm seinen Kaffee bringt — was glauben Sie wohl, Stifeler? — ist weit und breit kein Feldjäger mehr. Kein Mensch weiß, wann und wohin, und ehe überhaupt noch Jemand weiß, daß er abgereist ist, hat er schon an hundert Werst gegen Tobolsk hin zurückgelegt. — Das ist Dienst!"

„Es ist außerordentlich," sprach Herr von Stifeler gerührt und von wahrer Bewunderung hingerissen.

„Jetzt, liebster Stifeler, will ich Sie in Gnaden entlassen. Sie können auf mich zählen wie auf eine Uhr, und wenn Sie mir eine Freundschaft erzeigen wollen, so treten Sie morgen nach dem Schlage Sechs in das Zimmer des Hauptmanns von Wedelbach und melden ihm, ich sei abgereist."

„Doch darf ich vorher bei dieser Abreise zugegen sein?" sagte der Adjutant mit einem Anfluge von Rührung.

„Gott bewahre, bester Stifeler!" rief der Major. „Um Alles in der Welt kein Aufsehen! Denken Sie mir an den russischen Feldjäger. Erst nachdem ich zwei Tage fort bin, dürfen Sie es als Thatsache allenfalls zugeben. — Apropos! ich habe eine kleine Amnestie erlassen. Sie können das übermorgen bei der Parole ankündigen. Der Tambour Schneider I., der Hornist Schmitz und die Musketiere Peters, Kurz und Güldenstein sind von da aus dem Mittelarrest zu entlassen. Sie sollen sich aber künftig besser aufführen. — Damit Gott befohlen, bester Stifeler!"

Der Adjutant drückte die ihm dargebotene Hand seines Vorgesetzten und entfernte sich darauf stürmisch wie Jemand, dem es jetzt um eine Million nicht mehr möglich ist, seine Thränen zurückzuhalten.

Da die Reise des Majors über die Gränze ging, so hatte er begreiflicher Weise den Entschluß gefaßt, dieselbe im Civilanzug zu unternehmen, und Zwiebel zu diesem Ende den Befehl erhalten,

die ſämmtliche Friedensgarderobe zu einer genauen Muſterung vorzulegen.

Dieſelbe nahm übrigens keinen bedeutenden Platz weg; ſie beſchränkte ſich auf einen ſchwarzen Anzug, einen dunkelblauen Paletot und einen Hut, deſſen Federn aber einigermaßen verblichen zu ſein ſchienen.

„Zwiebel!“ rief der Major erſtaunt, ja faſt erſchreckt, als er mit Hülfe dieſes getreuen Dieners in den ſchwarzen Frack hineingeſchlüpft war. „Zwiebel, mir ſcheint, ich bin im letzten Jahre bedeutend ſtärker geworden. Das ſoll ja ein Donnerwetter regieren! Ich muß ja ausſehen wie ein Konfirmand — oder wie ein Schneider,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er eine verzweifelte Anſtrengung gemacht hatte, die beiden Fracktheile vorn zu vereinigen. Doch ſchienen Knopflöcher und Knöpfe in einer unbeſchreiblichen Feindſchaft zu leben, und es war unmöglich, zwiſchen ihnen eine Annäherung zu Stande zu bringen.

Der Major ſah Zwiebel mit einem wahrhaft troſtloſen Blick an. Dieſer zuckte die Achſeln.

„Das iſt eine ganz malitiöſe Geſchichte!“ fuhr Herr von Brander fort. „Es iſt zu ſpät, einen neuen Frack machen zu laſſen, und ich kann doch bei der Feierlichkeit nicht ohne ein ſolches Kleidungsſtück erſcheinen. Gib einmal den Paletot her!“

Mit dieſem ließ ſich nun ſchon eher ein vernünftiges Wort reden. Er ſchien aus weit dehnbarerem Stoffe gemacht zu ſein und ließ ſich deßhalb mit einiger Anſtrengung vorn zuknöpfen.

Der Major ſtellte ſich vor den Spiegel und klopfte nachdenklich ſeine beiden Seiten. Ihm kam ein ſehr guter Gedanke. „Wenn ich auch während der Reiſe,“ ſagte er mehr zu ſich ſelber ſprechend als zu ſeinem Diener, „dieſen Paletot anziehe, ſo hindert mich nichts, im Wagen den Mantel darüber zu nehmen; den Frack laſſe ich zu Hauſe, und bei der Feierlichkeit drüben bediene ich

mich kurzweg des Waffenrockes, was nur einen um ſo größeren Eindruck machen muß."

So beſchloß der Major, und danach erhielt Zwiebel ſeine Befehle.

Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Enthält Reiſevorbereitungen anderer Art und zeigt Jungfer Clementine Strebeling als Opfer unglücklicher Liebe.

Im Hauſe der Staatsräthin wurden ähnliche Anſtalten, wenn auch ganz anderer Art, gemacht. Martin, der Kutſcher, befand ſich in einer unſäglichen Aufregung. Erſt geſtern hatte ihn ſeine Herrin vor ſich kommen laſſen und ihm den Befehl gegeben, ihr Reiſecoupé in gehörigen Stand zu ſetzen, damit es am anderen Morgen in aller Frühe mit Poſtpferden beſpannt werden könne. Nun müſſen wir aber der Ordnungsliebe des Kutſchers das beſte Zeugniß geben und zugeſtehen, daß ſich der Wagen im ſolideſten Zuſtande befand. Doch wie die alten Diener ſind: verletzt, daß man ihn nicht früher von dieſer Reiſe in Kenntniß geſetzt, ſchwor er hoch und theuer, ſchon vor vierzehn Tagen hätte man ſollen das Coupé zum Sattler ſchicken; er garantire nicht für eine Station, und wenn ſeine Herrſchaft alsdann mitten auf der Straße liegen bleibe, ſo ſei ſeine Kutſcherehre dahin, und er müſſe ſich ein Leides anthun.

Der alte Jakob hatte dazu gelächelt und ihm geſagt: „macht nur nicht ſo viele Geſchichten! Seid vernünftig, Martin! Das iſt nun einmal ſo ſchnell gekommen mit dieſer Reiſe; Niemand hat's eher gewußt als Ihr, ja nicht einmal die Staatsräthin; das könnt Ihr mir glauben."

Diese Versicherung tröstete denn auch einigermaßen den alten Kutscher; bald darauf hörte man die Remisenthüre öffnen und das langsame Rollen eines Wagens im Hofe. Martin warf den Ueberzug herunter, untersuchte Achsen, Federn, Riemenwerk, Laternen, und als er nach einer guten Stunde hiemit zu Stande gekommen war, versicherte er mit freudestrahlendem Gesichte, ihn solle der Teufel holen, aber er habe sich geirrt: das Coupé müsse auf der Landstraße Parade machen.

Martha, die Köchin, hatte sich seit der Hochzeit der Nanette noch nicht ganz wieder erholt. Sie war gewissermaßen schwermüthig geworden, lachte selten oder gar nicht, und wenn sie allein war, sang sie allerlei schreckliche und ergreifende Lieder, als:

Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten,

oder

Noch einmal, Robert, eh' wir scheiden,
Komm an Elisens klopfend Herz.

Namentlich das letztere liebte sie besonders, und Martin, dem diese musikalische Produktionen, die man auch außer der Küche deutlich hören konnte, höchst langweilig vorkamen, hatte versichert, wenn das nicht aufhöre, so gehe er aus seinem Stalle gar nicht mehr heraus.

Die plötzliche Reise der Staatsräthin hatte nun auch nicht zur Erheiterung der Köchin beigetragen, und dem erhaltenen Befehle gemäß packte sie mit wahrer Wehmuth allerlei Geflügel in ein kleines Reisenecessaire.

Die Staatsräthin war die Einzige, die sich, wenigstens im Aeußeren, wie immer völlig gleich blieb. Sie saß in ihrer Fensternische auf dem kleinen Fauteuil und hatte, wie es schien, Papiere durchgesehen, hie und da ein Schreiben zerrissen, andere aber in ein Kästchen niedergelegt. In dieser Beschäftigung hielt sie öfters inne, legte die Hände in den Schooß und blickte nachden-

kend zum Fenster hinaus. Doch waren ihre Züge heiterer als sonst, ihr Auge blickte lebhaft umher, wenn sie aus solch tiefen Gedanken zu ihrer Beschäftigung zurück kehrte. Zuweilen faltete sie auch ihre Hände, blickte wie dankend in die Höhe, und dann flog auch wohl etwas wie ein leichtes Frösteln über ihren Körper, so daß sie den Kopf schüttelte und hastig aufstand, um ein paar Gänge durch das Zimmer zu machen. Als sie sich darauf ihrem Platze wieder näherte, hob sie eine Visitenkarte vom Boden auf, die sie vorhin herabgeworfen. Sie las den Namen auf derselben: „Dokter Wellen," und versank darüber in Träumereien, wobei sich aber ihr Gesicht zusehends erheiterte.

Katharina hatte in demselben Stockwerke ihre Zimmer, und da die Thüre zu einem derselben heute Morgen nur angelehnt war, so können wir uns schon erlauben, einen Blick hinein zu werfen.

Es war Besuch bei ihr, aber für uns kein fremder: Madame Schoppelmann saß behaglich in der Ecke eines kleinen Sopha's, und Jungfer Clementine Strebeling kniete auf dem Boden vor einem großen Korbe, der voll Wäsche und Kleidungsstücke war. Das ganze Zimmer, inclusive Möbel, schien gewissermaßen in Aufregung begriffen: Schränke und Thüren standen weit offen, Kommodeschubladen waren aufgezogen und in der Ecke stand ein großer Wagenkoffer mit aufgeschlagenem Deckel, der nur darauf wartete, vollgepackt zu werden.

Aber die drei Frauenzimmer schienen mit diesem Geschäfte nicht in's Reine kommen zu können; ja, es war ihnen augenscheinlich unmöglich, dazu einen Anfang zu machen. Keine arbeitete der Andern in die Hände, und was Katharina hieher trug, das brachte Clementine dorthin; dazwischen hatte Madame Schoppelmann jeden Augenblick etwas außerordentlich Wichtiges zu berichten und zu erzählen, und dazu mußten nothwendiger Weise die beiden Mädchen Alles stehen und liegen lassen, an das Sopha treten und ihr aufmerksam in die Augen sehen; sonst war es der alten, dicken

Frau abſolut unmöglich, eine Geſchichte mit gehöriger Wirkung zu Ende zu bringen.

Wir müſſen hiebei geſtehen, daß im Aeußeren dieſer würdigen Frau eine kleine Aenderung eingetreten war, aber eine Aenderung zu ihrem Vortheil. Sie hatte, trotzdem daß es ein Wochentag war, ihren Sonntagsſtaat an und bewegte ſich darin mit einer Ungenirtheit, aus der wir zu entnehmen berechtigt ſind, als kleide ſich die Gemüſehändlerin, ſeit ſie ſich in Ruheſtand verſetzt, immer ſo ſorgfältig, was denn auch wirklich der Fall war.

Clementine Strebeling war, wie ſie immer geweſen: etwas ſtill, etwas melancholiſch, zu Thränen geneigt, ſtets im Begriff, über die ganze Welt zu ſeufzen. Doch können wir die Verſicherung abgeben, daß ſie ſich über das Glück ihrer Freundin aufrichtig freute, und daß ſich ihr Auge merklich erheiterte, wenn ſie ſah, wie Katharina ſo ſelig und ſtill zufrieden zu ſein ſchien.

Selig und ſtill zufrieden, ja, ſo war das ſchöne junge Mädchen. Das Bewußtſein ihres Glücks ſtrahlte aus ihren Augen, die ſanft geöffneten lächelnden Lippen ſchienen nur Worte des Glücks, der Liebe ſprechen zu können. Verſchwunden war die blaſſe Farbe ihrer Wangen; das Mädchen war friſcher und kräftiger aufgeblüht als je, dieſelbe liebliche Erſcheinung, wie ſie zuerſt vor unſer Auge getreten iſt, und doch wieder ganz anders. Sie trat mit einem Gefühle der Sicherheit, des Selbſtbewußtſeins auf, das ihr damals gefehlt, und dabei zeigte ſich hier die Heiterkeit ihres Charakters in ſeiner ganzen Friſche und Liebenswürdigkeit. Sie war ſo köſtlich neckiſch und muthwillig, ſie ließ ſich hier in ihrem leichtgeſchürzten Morgenüberrock ſo zwanglos gehen, daß es eine wahre Freude war. Wir wiſſen nicht, was ihr in den letzten Tagen Angenehmes begegnet ſein mochte; doch war etwas dergleichen vorgefallen, und wir thun vielleicht dem Doktor Wellen kein allzu großes Unrecht, wenn wir glauben, daß er, als er die Staatsräthin beſuchte,

auch dem jungen Mädchen einen vergnügten Tag wünſchte und verſchaffte.

Bald nahm ſich Katharina ernſtlich zuſammen, um mit Hülfe ihrer Freundin die Kleidungsſtücke nach dem Koffer hinzutragen; dann warf ſie einen ganzen Arm voll derſelben wieder leicht auf einen Stuhl, ſprang flüchtig und gewandt über einen der am Boden ſtehenden Körbe hinweg und umarmte die Mutter, die in ſolchen Augenblicken Alles anwenden mußte, um ihre Haubenbänder vor dem Zerdrücktwerden zu hüten.

„Du biſt eine glückſelige Kreatur!“ ſagte Madame Scheppelmann. „Das Reiſen iſt überhaupt was Angenehmes, namentlich wenn man es unter ſo glücklichen Verhältniſſen wie die deinigen thun kann. Das iſt ſchon was ganz Anderes. — Du lieber Gott! wenn ich noch an die damalige Zeit denke, wo ich deinen Vater, den ſeligen Scheppelmann, geheirathet und wo wir zu unſerem Vetter reiſten, vier Stunden von der Reſidenz, in einem damals ſehr ſchönen Wagen! Es waren zwei Schimmel davor geſpannt, und der Kutſcher ſagte: wahrhaftig, jetzt ſoll's einmal recht drauf los gehen! Und als ich ihn fragte, wie lange wir zu fahren hätten, da rechnete er an den Fingern und entgegnete: bis nach Bolzheim ſind es zwei Stunden — die werde ich wohl in drei ein halb zwingen; dann iſt es nach Oberbolzheim wieder ebenſo weit — die fahr' ich in zwei ein halb Stunden. Und das that er auch, und es war für die damalige Zeit gar nicht ſchlecht; — ſechs Stunden nach Oberbolzheim, das fährt man jetzt in zwei, und wenn die Eiſenbahn fertig iſt, in einer halben Stunde, das iſt wahrhaftig grauſich. Ja, das war damals eine Tagreiſe, und der Kutſcher mit den Schimmeln fuhr die Woche zweimal hin und her.“

„Geht unſer Weg auch über jenen Ort?“ fragte Katharina, und als die Mutter das verneinte, fuhr das junge Mädchen lachend

Der Meiſter hatte ſich einiges Vermögen erworben und eine glänzende Kundſchaft, in welche er Philipp, als in ein warmes Neſt hineingeſetzt hätte. Bei dieſem Vorhaben ſah er auch in der Zukunft ſeine Tochter Roſa versorgt, die er ihm dann gern zur Frau würde gegeben haben. Doch vor der Unbedachtſamkeit und Plauderhaftigkeit des Vetters zerfloſſen alle dieſe Projecte in Waſſer. Je mehr Nachſicht der Meiſter übte, je wilder und unartiger wurde Philipp, und verſchlimmerte ſich trotz Roſa's Bitten jeden Tag mehr und mehr. Er lieferte kein Stück Arbeit mehr ab, in welchem ſich nicht ein grober Fehler befand, und neben der Nachläſſigkeit, welche dieſen Fehler begehen ließ, machte er aus Muthwillen andere, die noch viel ſchlimmer waren. So kam es ihm gar nicht darauf an, auf das ſchwarze ehrbare Kleid eines Rathsherrn einige bunte Lappen zu ſetzen, die anfänglich vom Mantelkragen verdeckt wurden und bald darauf, wenn ſich auf der Straße ein kleiner Wind erhob, die ehrbare Magiſtratsperſon dem Geſpött der Gaſſenbuben ausſetzte. Das Sprichwort: Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht, zeigte ſich auch an Philipp in voller Kraft; denn am Ende einer bedeutungsvollen Woche, in der ſich der Vetter beſonders ſchlecht aufgeführt, nahm Meiſter Caspar ein großes Stück Kreide, und machte durch den Namen ſeines Neffen an der Wand einen vielſagenden Strich. Er kündigte ihm darauf an, daß er morgen früh ſein Haus zu verlaſſen habe, und da Meiſter Caspar fürchtete, daß er gegen Philipps Bitten und Roſa's Thränen doch wieder nachgeben würde, ſo that er einen kräftigen Schwur darauf, ihn nicht eher wieder in ſein Haus und ſeine Werkſtätte aufzunehmen, bis er ſich gebeſſert und ihm zum Zeichen dafür wenigſtens ſechs wohl erworbene Goldgulden auf den Tiſch legen könne, eine für die damalige Zeit ſehr große Summe.

Die Geſellen und Lehrburſchen, die umher ſtanden, erblaßten bei dieſem feierlichen Act und nur Philipp, als er hierdurch ſah, daß er unvermeidlich fortmüſſe, war der Gefaßteſte, packte ſein Felleiſen zuſammen, band Scheere und Bügeleiſen oben hinauf und trat noch an demſelben Nachmittage vor den Meiſter Caspar und Roſa hin, um ſich bei ihnen zu verabſchieden.

Ach, hätte er lieber ſein Mühmchen nicht wieder geſehen und wäre ſtillſchweigend fortgegangen! Doch als er jetzt Abſchied nehmend vor ihr ſtand, ſah er wohl, wie ſchön ihr blaues Auge war, wie ſchlank und lieblich ihre ganze Geſtalt, und fühlte wohl in ſeinem Herzen, warum das ihrige ſo ſchlug, als ſie ihm zum letzten Male die Hand reichte. Sie hielt in ihrer Hand ein kleines Beutelchen mit Scheidemünze, das ſie dem Vetter einhändigen wollte. Sie hatte es ihm ſchon in die Hand gedrückt, als zwei Thränen ihren Augen ent-

fort: „nun, das iſt Schade, ſonſt hätte ich die beiden Schimmel von Euch gegrüßt, wenn ſie mir zufällig begegnet wären.“

Jetzt machte aber Clementine alles Ernſtes Anſtalt, den Wagenkoffer zu verpacken, und als Katharina endlich von ihrem unruhigen Weſen abließ und tüchtig mithalf, war dieſes Geſchäft in kurzer Zeit beendigt. Nur hatten die beiden Mädchen ſo viel hinein gedrückt, daß es ihnen unmöglich wurde, den Deckel zu ſchließen, weßhalb Katharina hinauseilen wollte, um Jakob oder Martin zur Hülfe herbeizurufen. Doch ließ es ſich Clementine nicht nehmen, dieſen Gang zu beſorgen, und flog mit einer erſtaunenswerthen Leichtigkeit neben ihrer Freundin zur Thüre hinaus. Katharina blieb ſtehen und ſchaute ihr nach, wie ſie ſo dienſtfertig die Treppe hinab flog. Dann trat ſie in's Zimmer zurück, wandte ſich gegen ihre Mutter, und ihre eben noch ſo lachenden Züge waren ernſt und nachdenkend geworden.

„Die arme Clementine!“ ſagte ſie; „es iſt doch ſchrecklich, wie man es ihr gemacht, und ich kann Euch wahrhaftig nicht begreifen, Mutter, wie Ihr die Sache ſo habt können gehen laſſen. Nein, das hätte mir unterſucht und der Schuldige geſtraft werden müſſen. So iſt es recht in der Welt.“

„Es geht aber leider nicht immer in dieſer Welt, wie's recht iſt,“ verſetzte Madame Schoppelmann. „Glaube mir, ich habe die Sache hin und her überlegt; die Strebeling hat auch Dummheiten genug gemacht. So muß man ſich nicht an den Erſten Beſten hinhängen.“

„Aber Ihr kennt ſie ja,“ entgegnete Katharina betrübt. „Es iſt ein Unglück, wenn man ein ſolches Gemüth hat. Aber ſie hat geglaubt, da thue ſie was Groſſes und Schönes, wenn ſie Jemanden, der ſich in Noth befindet, ſo reichlich und aufopfernd unterſtütze, Jemanden, von dem ſie ſich eingebildet, er liebe ſie, und ſie liebe ihn auch. Ach, Mutter was thut man nicht, wenn man liebt!“

„Das will ich dir zugeben," sagte Madame Schoppelmann, „Aber von dem hat die Strebeling keine Idee gehabt. Mir ist ein solches Betragen unerklärlich. Nun, sie ist dieses Mal noch glücklich davon gekommen."

„Sie erhielt ihr Geld wieder?" fragte Katharina.

„J—a—a—a!" entgegnete die Mutter in gedehntem Tone. „Sie hat's wieder erhalten; aber wenn sie noch einmal so Streiche macht, da kann ihr Niemand weiter helfen. — Ich habe sie mit mir nehmen wollen, aber sie zieht es vor, in der Stadt zu bleiben, ja sogar in unserem ehemaligen Hause, und die Klingler hat ihr mit Vergnügen die Stube auch ferner gelassen. Mir ist es unerklärlich."

„Und von dem gewissen Müller," sagte Katharina, „hat man nie etwas vernommen? Man hat wohl nicht nach ihm forschen können, da in den Briefen kein Aufenthaltsort angegeben war?"

„Ich glaube nicht, daß er überhaupt existirt hat," antwortete unmuthig Madame Schoppelmann, und dabei zupfte sie heftig an ihren Haubenbändern. Sprechen wir nicht mehr davon; es ist das eine garstige verdrießliche Geschichte."

Solche Benennungen verdiente dieser Vorfall von Seiten der Gemüsehändlerin auch vollkommen; denn sie hatte die Sache mit ihrem Advokaten überlegt, und dieser hatte ihr gesagt: hören Sie mich genau an, Madame Schoppelmann. Das Geld, welches man bei der verstorbenen Schilder gefunden, und das ohne allen Zweifel der Jungfer Clementine Strebeling gehört, kann von Niemand als von den etwaigen Erben der Verstorbenen reklamirt werden; für die Strebeling ist es verloren, es sei denn, daß diese eine Untersuchung anhängig macht gegen die Schilder und ihre Helfershelfer wegen mittels Betruges verübter Erpressung, und daß man hierauf so glücklich ist, diese Helfershelfer auf die eine oder die andere Art zu entdecken. Hat man sie festgenommen, und sie sind dieses Betruges geständig, so ist es vielleicht möglich — ich sage: möglich —

wieder zu dem Gelde zu gelangen, vielleicht auch wahrscheinlich; aber dann müßte die Strebeling augenblicklich als Klägerin auftreten.

Diese Helfershelfer verfolgen hatte nun die in dieser Richtung wirklich unglückliche Mutter aus uns bekannten Gründen nicht gewollt, und obgleich der Polizeikommissär Wunsch auch auf's Heftigste in die Strebeling drang, die zu dieser Untersuchung nöthigen Dokumente, die Briefe des Herrn Müller, beizuschaffen, so war doch dieses schüchterne Wesen nicht dazu zu bewegen; im Gegentheil schnitt sie alle Verhandlungen, im Widerspruche mit ihrer gemachten Angabe, mit der einzigen Erklärung ab, die Schilder sei rechtmäßiger Weise in den Besitz des bei derselben gefundenen Geldes gekommen; sie habe es derselben als eine Schuld zurückbezahlt.

Nach allen diesen Vorgängen hatte es aber die Gemüsehändlerin für ihre heilige Pflicht gehalten, der Jungfer Strebeling das Geld zurück zu erstatten. Doch war es sehr schwer, diesen Vorsatz auszuführen. Clementine wollte nun einmal das Opfer ihrer unglücklichen Liebe sein, und sie, die den Herrn Müller für vollkommen unschuldig hielt, was er denn auch in der That war, glaubte noch sehr wenig für diesen vortrefflichen jungen Mann zu thun, wenn sie still für ihn duldete und litt. Es bedurfte auch der ganzen Energie der dicken Frau, sowie einiger List und vieler Ueberredung, um der alten Jungfer begreiflich zu machen, daß das Gericht, welches dergleichen langwierige Untersuchungen herzlich scheue, es für gut befunden habe, ihr die Gelder ohne weiteres wieder zuzustellen. Genug, Clementine hatte, wenn auch mit traurigem Herzen, ihr Kapital zurück genommen; sie wäre ebenso lieb in Armuth geblieben mit dem süßen Bewußtsein, sich für ihre erste Liebe ruinirt zu haben.

Ihr Quartier in dem Hause mochte Jungfer Strebeling um Alles in der Welt nicht verlassen. Da saß sie an dem Fenster und

blickte hinüber nach dem muſikaliſchen Hauſe, immer hoffend, daß doch noch an einem ſchönen Tage wieder einmal die Melodie herüber klinge von der Lotusblume,

Die ſich ängſtigt in der Sonne Pracht. — —

Während auf die vorhin beſchriebene Art im Stillfried'ſchen Hauſe ſowie bei Major von Brander zur bevorſtehenden kleinen Reiſe gearbeitet wurde, ſaß der Juſtizrath Werner vor ſeinem Schreibtiſche, mit Papieren aller Art auf's Emſigſte beſchäftigt. Er trug Obligationen und andere Werthpapiere in ein Dokument ein, das er nachher mit ſeiner Unterſchrift verſah. Neben ſich hatte er mehrere andere Papiere liegen; alle aber ſchienen auf das Ereigniß Bezug zu haben, das ſeine ganze Seele beſchäftigte. Endlich hatte er jene Schriften genugſam durchgeſehen und verglichen, und nachdem er ſie zuletzt ſorgfältig in ein Paket vereinigt, mit einer rothen Schnur umwunden und verſiegelt hatte, ſchrieb er darauf: „Der Baronin von Steinbeck, geb. Stillfried.“ Dieſes Paketchen legte er vor ſich auf den Tiſch, und während er den Namen lange und aufmerkſam betrachtete, ließ er den Kopf in die Hand ſinken, und ſeinen Geiſt ſchienen Träume ſehr angenehmer Art zu beſchäftigen. Hatte er nicht erreicht, wonach er ſo lange geſtrebt, ſah er nicht das erſehnte Ziel dicht vor ſich, faſt vor ihm ſtehend, nicht mehr in der Ferne hin und her gaukelnd? — Ja, er hatte ſich von der ganzen Welt losgeriſſen, ſelbſt von ihr, die er ſeine Freundin nannte. Das Schickſal, die Verhältniſſe hatten ſie langſam, aber um ſo beſtimmter getrennt. Kleine Schatten, die zuerſt in ihr Leben ſpielten — ſie ſchienen anfänglich von nur vorüberziehenden Wolken herzukommen — hatten ſich in ihr Leben feſtgeſetzt und breiteten ſich immer mehr und mehr aus zwiſchen ihnen, und da jeder dieſer Schatten floh und zurück wich, ſo wichen auch die Beiden von einander. Und nicht zu ihrem Unglück. Der Juſtizrath hatte das ſeit Jahren gefühlt; er zuckte die Achſeln darüber, aber

es war ihm nicht einmal unlieb. Er fühlte die Kraft und Macht in ſich, jenes Verhältniß feſtzuhalten, bis er dem Ziele näher gerückt ſei, das er ſich vorgeſteckt, bis er erreicht, wonach er mit aller Kraft der Seele ſtrebte. Nicht, als ob er glaubte, ſobald dieſes Ziel nun wirklich erreicht ſei, habe er das Spiel gewonnen, habe er ſich das Herz jenes jungen Mädchens zugewendet, werde ſie zu ihm aufblicken in kindlicher Verehrung. Nein, ſo kühn waren ſeine Hoffnungen nicht. Aber ſie, die man — und das hatte er wohl berechnet — fremd in der Welt ſtehend erzogen hatte, ſollte ſich für ihn entſcheiden, ſollte ihm ſein, wonach er ſo lange vergebens getrachtet, wie eine anhängliche, liebende Tochter.

Während er ſo nachdenklich in ſeinem Lehnſtuhle ſaß und die Papiere vor ſich betrachtete, flogen zuweilen finſtere Schatten über ſein Geſicht. Seine Augen blitzten unter den buſchigen Brauen hervor, denn er dachte an ein anderes ähnliches Briefpaket, nach deſſen Beſitze er ſo lange getrachtet, und auch heute noch zuckten ſeine Finger in die leere Luft, wenn er ſich ſo in den Gedanken daran vertiefte, als wollte er jenes ſchwarz geſiegelte Paket ergreifen und feſthalten.

„Pah!“ ſprach er nach einer längeren Pauſe zu ſich ſelber, indem er ſich empor richtete und mit der Hand über die Stirne fuhr. „Hoffentlich wird es uns gelingen, die Baronin Steinbeck baldigſt zu überzeugen, was ſie von ihrem — Bruder zu halten hat.“

Darauf ſtand er auf, zog die Klingel, und der alte mürriſche Bediente trat herein.

„Du beſorgſt meinen Wagen,“ ſagte der Juſtizrath, „auf morgen früh um ſechs Uhr. Doch fährt der Poſtillon vorher auf den Königsplatz Nr. 16, um den Herrn von Steinbeck abzuholen.“

Nach dieſen Worten verſchloß er das Paket Papier ſorgfältig in einen Schreibtiſch und ging in das Nebenzimmer.

Der Bediente zog ſich an die Thüre zurück; doch ehe er hinaus ging, ſchnappte er ſeiner üblen Gewohnheit nach einmal über die linke Schulter, als wolle er jemanden beißen, der hinter ihm drein ſchleiche.

Neunundfünfzigſtes Kapitel.

Die handelnden Perſonen werden zum Schluß dieſer Geſchichte ſo gut wie möglich zuſammengeführt und Herr Hannibal findet, daß ſeine Uhr abgelaufen iſt.

In Schloßfelden hatte ſich ſeit der Abreiſe des Doktor Wellen allerlei Neues begeben, worunter das Bemerkenswertheſte war, daß der junge Bildhauer, den das ganze Dorf kannte und liebte, und von deſſen Tode man ſich die fabelhafteſten Gerüchte erzählt, plötzlich wieder im Dorfe erſchien, wo er von den vielen Leuten, die ihn kannten, auf eine wahrhaft enthuſiaſtiſche Art begrüßt wurde. Alt und Jung hatte ihn gern: Jedes ſagte ihm ein freundliches Wort, das er eben ſo erwiderte.

Eugen, der den ganzen Tag mit ihm verkehrte, gewann ihn mit jeder Stunde lieber. Die Beiden waren unzertrennlich, und es gab nur einzelne Stunden, namentlich auf dem Schloſſe droben, wo ſie nicht bei einander waren. Der luſtige Rath verſicherte bei der neuen Bekanntſchaft alles Ernſtes, er ſehe ſich veranlaßt, eiferſüchtig zu werden, und wolle ſich irgenwo im Lande umſchauen, wo eine Schulgehülfenſtelle frei würde. So viel iſt gewiß, daß Herr Sibel ganz gegen ſeine frühere Gewohnheit ernſter und nachdenkender geworden. Doch können wir dies füglich einem anderen, als dem eben angegebenen Umſtande zuſchreiben. Er ſeinerſeits ſuchte ebenfalls die Einſamkeit — ſo konnte man wenigſtens glau-

ben, wenn man ihn zu verſchiedenen Stunden des Tages allein nach dem Garten ſchleichen ſah. Doch müſſen wir eingeſtehen, ihm hier Unrecht gethan zu haben; er ſuchte durchaus nicht die Einſamkeit, und wenn man ihn ſo beobachtete, wie er hinter Hecken und Bäumen ſtand, ſo ſah man, daß ſeine dicken Züge ſich plötzlich ganz freundlich und heiter geſtalteten, wenn er bemerkte, wie die kleine Marie ohne alle Abſicht ebenfalls in den Garten kam.

Ob der Verwalter droben auf dem Schloſſe davon unterrichtet war, daß der junge Bildhauer erſtanden ſei und ſich plötzlich wieder unter den Lebenden zeige, ſind wir nicht im Stande, genau anzugeben. Nur ſo viel iſt gewiß, daß er, als er ihm zufällig einmal auf der unteren Terraſſe begegnete, ihn nicht wieder zu erkennen ſchien und überhaupt mit Roſalie nichts über ihn ſprach. Es war eigentlich merkwürdig, daß ſich der Verwalter jetzt viel weniger um ſeine Pflegetochter bekümmerte, als ſonſt, und daß er ſie ihre Spaziergänge machen ließ, wann und wohin ſie wollte. Uns freut des dagegen ſagen zu können, daß ſie dieſes zarte Benehmen auch dankbarlichſt vergalt, und daß Alle, ſowohl Eugen als ſeine Schweſter und der junge Bildhauer, ihr Möglichſtes thaten, um den Augen des alten Mannes in deſſen ſonderbarer Stellung zu der Herrſchaft kein Ärgerniß zu geben. Ihre kleinen, wir müſſen geſtehen, täglichen Zuſammenkünfte, hielten ſie hinter dem Chor der Kapelle, und da waren ſie heiter und luſtiger Dinge, die Geſchwiſter, der junge Künſtler, meiſtens auch Herr Sidel und Marie, und blickten in das herrliche Thal hinab, die ſchönſten Plane für die Zukunft machend.

Der würdige Schauſpieldirektor, Herr Müller, mit dem großen Holder und dem vortrefflichen Trommler fuhren indeſſen ohne unſere beiden jungen Künſtler fort, die ergötzlichſten Komödien zu ſpielen. Die Anſtrengungen vorbenannter Herren waren natürlich durch den Abgang der beiden anderen Künſtler noch ungleich größer geworden; doch hatte Eugen, um dem Direktor dieſen Verluſt einiger-

maßen zu ersetzen, für die Dauer ihres hiesigen Aufenthaltes ein sehr schweres Abonnement genommen.

Dem unglücklichen Herrn Hannibal ging es dagegen von Tag zu Tag schlechter. Seine Seele war tief betrübt und sein Herz schmerzlich zusammen gedrückt. Die Rolle des Pierrot, die man ihm gewaltsam einstudirt, spielte er zum großen Ergötzen des Publikums. Aber der allgemeine Beifall, der ihn belohnte, war nicht im Stande, sein zerknirschtes Gemüth aufzuheitern. Dabei war auch sein Verhältniß zur blonden Tusnelde ein sehr unangenehmes, man könnte sagen: ein gereiztes geworden. Mit dem Scharfblick des Weibes schien sie entdeckt zu haben, wie Herr Hannibal zu den beiden anderen Herren eigentlich stand, und die Folge davon war, daß, wenn der unglückliche Pierrot die Bretter verließ und wieder zu einem gewöhnlichen Menschen wurde, seine Leiden erst recht anfingen. Da überwachte ihn die dürre Schöne auf Schritt und Tritt; jeder seiner Gänge wurde von ihr erspäht, und als er sich einstmals in einem Anfalle von Verzweiflung, und indem er zu sich selbst sprach, er wolle sich ferner den Teufel genieren um die blonde Schwägerin, unterstand, einem der Dienstmädchen des Hauses gelinde den Hof zu machen, erfolgte eine so schreckliche häusliche Scene mit Ohnmachten und obligaten Krämpfen, daß Herr Hannibal schaudernd dastand und sich selbst die Versicherung gab, er sei einer der unglücklichsten Sterblichen — ein verlorener Mann.

Mit welcher Sehnsucht dachte er jetzt zurück an das Haus in der Alleenstraße, und wie fing er an zu begreifen, daß sein Herr, um seine Verrätherein wissend, ihn absichtlich in diese trostlosen Verhältnisse verwickelt! Eugen machte auch kein Hehl daraus und sagte ihm auf seine verzweiflungsvollen Fragen, er halte es in der That für besser, wenn Hannibal das Fach eines Bedienten vollkommen verlasse, um sich ganz zu einem Komiker heran zu bilden. Sogar den Herrn Sidel hatte der unglückliche Joseph flehentlich angegangen, sich für ihn bei dem Herrn zu verwenden. Doch gab

ihm dieſer nach ſeiner Manier trocken zur Antwort: „Herr Hannibal, das iſt zu ſpät!“ Ein Troſt anderer unglücklicher Sterblicher in ähnlichen Verhältniſſen: Flucht, ja ſogar Selbſtmordgedanken, waren es für ihn nicht. Bei beiden ſchwebte ihm jener uns wohlbekannte Aktenfascikel vor, der lange Arm des Juſtizrathes Werner und die ewige Gerechtigkeit.

Da erhielt eines Tages Eugen ein Schreiben von dem Schloßverwalter, in Folge deſſen er eine längere Unterredung mit dem jungen Bildhauer und Herrn Sidel hatte und dann ſeinen Bedienten vor ſich beſchied.

Hannibal in der Befürchtung, es werde jetzt der Moment gekommen ſein, wo er förmlich aus den Dienſten ſeines Herrn entlaſſen würde, ſtand tief erſchüttert da und wagte es nicht, ſeine Augen zu erheben.

Eugen ſchritt einigemal im Zimmer auf und ab und blieb endlich, wie es ſchien, mit theilnehmender Miene vor dem unglücklichen Hannibal ſtehen. „Du kannſt dich,“ ſagte er nach einer Pauſe, „nicht über mich beklagen. Du weißt, wie gut ich dich früher gehalten habe, und du weißt auch am beſten, wie du mir dafür gedankt. Du haſt mich, deinen Herrn, auf's Schändlichſte verrathen; es iſt wahrhaftig nicht deine Schuld, daß ſie mich an jenem Abend nicht todt geſchlagen.“

Dieſe Worte beſtürzten Joſeph auf's Tiefſte. Vor ſeinen Geiſt trat jener Vorfall mit erſchrecklicher Lebendigkeit, und er wußte nur ſich entſchuldigend, die Worte zu ſtammeln: „Aber der Hund, gnädiger Herr!“

„Ja, ja, das iſt allerdings richtig,“ entgegnete ruhig Eugen. „Den Hund haſt du auf meine Spur geſchickt und haſt geglaubt, dadurch deine Schurkerei wieder etwas gut zu machen. Wir wollen auch das Für und Wider hier gar nicht unterſuchen, denn aufrichtig geſagt — dein Schickſal dauert mich.“

Hannibal erbebte.

„Du kannſt dir denken," fuhr Herr Stillfried fort, „daß wir dich nur aus dem einfachen Grunde mitnahmen, um Niemanden in unſerem Rücken zu laſſen, der unſeren Feinden gegen uns helfen könnte. Ja, ich glaubte zu bemerken, daß dir dein ſchlechtes Benehmen gegen mich leid ſei und daß du den Vorſatz gefaßt habeſt, dich zu beſſern."

„Das habe ich auch," ſagte Hannibal unter wirklichen Thränen. Sein Herr hatte noch nie ſo feierlich mit ihm geſprochen.

„Es iſt zu ſpät," entgegnete dieſer. „Ich übergab dich dem vortrefflichen Herrn Müller zur Erziehung und Ausbildung und dachte, du könnteſt hier in einer untergeordneten, wenn auch ſehr ehrenvollen Stellung, dein Brod verdienen. Aber du kannſt nicht hier bleiben: dein Schickſal will es anders."

Hannibal horchte hoch auf.

„Du haſt Anderen eine Grube gegraben — du ſtürzeſt ſelbſt hinein. Du haſt dich gegen mich mit dem Juſtizrath Werner verbündet; es iſt leider die Geſchichte von dem Teufel, von dem man ſich nicht einmal mit einem Haar ſoll erwiſchen laſſen. — Der Juſtizrath hatte dich reklamirt."

Bei dieſen Worten war es, als habe ein Blitzſtrahl gerade vor dem getreuen Pierrot eingeſchlagen. Seine Knie wankten, ſein Auge verdunkelte ſich; er faßte nach einer Stuhllehne, um ſich zu halten.

„Ich weiß nicht, ob du eigentlich zu erſchrecken brauchſt," fuhr Eugen fort; „denn ich bin nicht im Klaren darüber, welcher Art deine Verbindung mit jenem Herrn war."

„O, o!" brachte Joſeph jammernd hervor.

„Vielleicht," ſagte Herr Stillfried, anſcheinend mit dem Tone der Ueberzeugung, „erhältſt du jetzt deine Belohnung dafür, daß du gegen mich gedient. Thatſache iſt, daß dich der Juſtizrath Werner reklamirt und daß du ihm noch heute Abend ausgeliefert wirſt."

rollten und dem armen Burschen auf das Herz fielen, so daß er auf einmal seinen Leichtsinn und die Größe seiner Schuld einsah, und eilig aus dem Hause lief, um seine Thränen zu verbergen.

In der damaligen Zeit war es für einen Handwerksburschen weit schwerer, ein Unterkommen und Arbeit zu finden, als jetzt. Das wußte auch Philipp wohl, und da er nebenbei jetzt die Größe seiner Fehler recht einsah, so hatte er gar nicht den Muth, sich auf die Straße nach irgend einer großen Stadt zu machen, sondern stieg träumend und nachdenkend hinter seiner Vaterstadt Aachen in die Höhen hinan. Hier verirrte er sich bald zwischen den Felsen und Castanienwäldern des Berges, den man heutzutage den Louis- und Losberg heißt. Dies machte ihn recht traurig, denn es fielen ihm bei jedem Stein, bei jedem Hügel so manche Stunden seiner Kindheit ein, wo er mit andern Knaben hier gespielt. Da liegen große Sandsteinfelsen umher, in denen sich die schönsten versteinerten Muscheln und kleine Seethiere befinden, welche die Kinder aus den Steinen heraushauen und als artiges Spielzeug gebrauchen. Wie manche Tasche voll versteinerter Schneckenhäuser, Wendeltreppen und andere Muscheln hatte er hier zusammengetragen und mit nach Hause genommen.

Hinter diesen Plätzen, wo man die schönsten Versteinerungen mit leichter Mühe findet, fingen dichte weitläuftige Tannenwälder an, bis zu deren Grenze die Kinder und Erwachsenen gingen, aber weiter nicht. Denn hinter diesen alten schwarzen Bäumen sollte es nicht recht geheuer sein, wie die Leute sagten. Da fand man freilich zwischen den Bergen die schönsten Versteinerungen, aber man wollte behaupten, daß Alles, was von dort herkäme, etwas Unheimliches an sich hätte. Oftmals brachten Holzhauer die schönsten Muscheln von dort mit, um sie zu Haus auf Gesims und Wandschränke zu legen; doch trugen sie sie bald wieder fort, denn mitten in der Nacht fing es zuweilen aus den Steinen an zu singen und leise zu wispern; es klagte und seufzte wie mit den Stimmen kleiner Kinder, denen man wehe gethan. Das thaten die Hurlemänner, die in den Steinen und Muscheln wohnten, wie alte Leute versicherten, und die man sich nicht zum Feinde machen durfte, weshalb man auch jenen Theil des Losberges in Frieden ließ und von dort keine Versteinerungen mitnahm.

Philipp, nachdem er auf allen Plätzen umhergewandelt, wo er sich früher mit Knaben seines Alters belustigt, stieg träumend und nachdenkend fort und dachte traurig an Aachen, an den Meister Caspar, aber noch mehr an Rosa. So hatte er bald die Grenze jener Tannenwälder erreicht, von wo es zwischen den Bergen bald auf, bald abgeht. Er achtete nicht auf Weg noch Steg, und sah sich bald dergestalt zwischen den hohen und dichten Bäumen, daß er nicht mehr wußte,

„Nie! nie!“ rief Pierrot verzweifelnd. „O, haben Sie Erbarmen mit mir!“

Eugen zuckte mit den Achſeln und antwortete: „Ich kann nichts für dich thun. Wenn du aber klug handeln willſt, ſo befolge meinen Rath und laß dich zu keinerlei Uebereilung hinreißen. Denke zum Beiſpiel nicht an eine Flucht, man hat die beſten Vorſichtsmaßregeln getroffen, dich zu überwachen; zwei Männer ſind von der Behörde aufgeſtellt, dich nicht aus den Augen zu laſſen. Verhältſt du dich ruhig — deſto beſſer für dich. Willſt du ein Aufſehen machen, willſt du deine unſichtbaren Wächter veranlaſſen, dich wie einen Dieb feſt zu nehmen? Es iſt das ganz deine Sache, dadurch aber wirſt du dein Schickſal nicht ändern. — Lebe wohl; ſollte ich in die Lage kommen, etwas für dich thun zu können, ſo ſoll das doch geſchehen, indem ich meinerſeits vergeſſen will, wie du an mir gehandelt.“

Hannibal ſtürzte auf ſeinen Herrn zu, ergriff deſſen Hand und küßte ſie, ehe dieſer es hindern konnte. Auch wollte er auf die Knie niederſinken, doch zog ihn Eugen kräftig empor und wies auf die Thüre.

Hannibal taumelte hinaus. —

An demſelben Nachmittage ſaß Frau Roſel wie gewöhnlich vor ihrer Hausthüre; Marie war nicht zugegen; ſie nähte vielleicht wieder an einem rothcarrirten Tuche.

Eugen trat zu der Wirthin.

„Nun, Herr Wellen,“ ſagte die Frau mit ernſter Miene, „jetzt ſcheint's Ernſt da oben werden zu wollen. Sehen Sie auf dem Thurme die blau und weiße Fahne flattern? Es iſt ſchon ziemlich lange her, daß man dergleichen nicht mehr geſehen. Früher waren ſie anders, weiß und gelb. Ich bin in der That begierig, wie ſich die Geſchichte mit dem armen Mädchen entwickeln ſoll.“

„Vielleicht ſehr einfach,“ meinte Eugen.

„Herr Welding,“ fuhr Frau Roſel fort, „ſcheint mir nicht der

Mann, der ſich ſein Mädchen ſo leicht von einem Anderen wegnehmen läßt. Und das hoffe ich auch!“ fuhr ſie entrüſtet fort, indem ſie ihre Hände in die Seiten ſtemmte; „ich wollte denen da oben zeigen, wo ſie her wären! Was meinen Sie, Herr Wellen?“

„Da haben Sie ganz Recht,“ entgegnete dieſer, „vollkommen Recht! Sie ſind eine reſolute Frau. Was würden Sie zum Beiſpiel thun?“

„Ich?“ antwortete die Wirthin; und dabei ſah ſie ihren Gaſt an, als wollte ſie unterſuchen, ob dieſe Frage ernſtlich gemeint ſei. „Ich? — Nun, ich wüßte bei Gott ſchon, was ich thäte.“

„Vielleicht weiß er es auch,“ ſagte Eugen lächelnd.

„Fort mit den Beiden!“ entgegnete Frau Roſel mit ſehr energiſchem Tone. „Fort, in's Land hinein! So viel können Sie mir glauben, Herr Wellen, meine beiden Rappen ſollen heute nicht in den Wald. Angeſchirrt ſollen ſie im Stalle bleiben; und der Heiner verſteht ſich auf's Fahren. Mehr will ich nicht ſagen, aber denken Sie mir daran!“

„Ich verſtehe Sie vollkommen,“ antwortete Eugen lachend, „und danke Ihnen herzlich dafür. Das hat uns noch gefehlt. Aber jetzt, denke ich, ſoll ſich die Sache machen.“

„Der Knecht,“ fuhr die Frau eifrig fort, „ſoll einen Brief haben nach Ueberhain, da wohnt meine Nichte — die Frau Pfarrerin. (Das ſagte ſie mit ſehr ſtolzem Tone.) Dahin kann's gehen, was die Pferde laufen können. Aber verſtehen Sie mich recht, auch nur dahin. Sagen Sie das Herrn Welding; der Heiner wird ſie in's Pfarrhaus führen, aber um keine Welt anders wohin. Er geht in's Wirthshaus zum goldenen Anker; das iſt abgemacht.“

Damit fuhr die Frau, zufrieden lächelnd, mit ihren beiden Händen über ihre Schürze herab.

„Ich muß Sie noch um Eines bitten,“ ſagte Eugen. „Die Wagen der — Herrſchaften aus der Stadt werden wohl hier an dem Gaſthofe halten, ehe ſie hinauf fahren?“

„Wie gewöhnlich, ſie nehmen da Vorſpann,“ entgegnete Frau Roſel.

„Richtig!“ fuhr Eugen fort. „Nur ſorgen Sie mir dafür, daß von Ihren Leuten Niemand über unſere Anweſenheit ſpricht. Es könnte das ganz zufällig geſchehen, iſt aber ſehr unnöthig. Außer den Schauſpielern ſind keine Fremden da.“

„Verſteht ſich!“ antwortete die Frau. „Es ſoll mir Jemand das Maul aufthun! und der Marie will ich es ſelbſt ſagen.“

„Die weiß es ſchon durch den Herrn Müller, meinen Kollegen,“ ſagte Eugen lächelnd, worauf ihn die Frau forſchend anſah und mit einigermaßen ungeduldigem Tone zur Antwort gab: „So? — Die weiß es ſchon? Na, von mir kann ſie's auch noch hören.“

Bei einbrechendem Abend kam auch wirklich einer der erwarteten Wagen in Schloßfelden an. Es war die Equipage des freiherrlich von Brander'ſchen Ehepaars, eine alte Kaleſche, mit Extrapoſtpferden beſpannt, und der Poſtillon, der nicht anders glaubte, als er fahre einen hohen Beamten des Nachbarſtaates — denn der Major hatte ſeinen Degen und ſein Hutfutteral auf den Rückſitz gelegt — war den Anderen um eine halbe Stunde vorausgeeilt. Der Major ſtieg einen Augenblick aus dem Wagen, trampelte hin und her, um ſeine Beine gelenkig zu machen, und blickte an den Bergen in die Höhe.

„Auf Ehre, ein holperiger Weg!“ ſagte er zur Frau Roſel, die grüßend vor ihn trat. „Iſt das Schloß weit von hier?“

„Ungefähr eine halbe Stunde,“ entgegnete die Wirthin, „dort auf der Höhe des Berges. Ich bitte, nur einen Augenblick zu verziehen; man ſpannt ein Pferd vor, und die Leute vom Schloß zünden ihre Fackeln an.“

„Schön!“ ſagte der Major, dann trat er an den Wagenſchlag. „Meine Veſte,“ ſprach er hinein, „wir ſind hier in Schloßfelden und müſſen einen verflucht ſteilen Berg hinauf, ziemlich ge-

fährlich, wie mir ſcheint. Aber wir haben Fackelbeleuchtung — dort kommen ſie ſchon."

„Ah, Fackeln!" ſagte Roſa Immergrün mit zarter Stimme. Der rothe Schein derſelben erſchien ihr in der finſteren Nacht außerordentlich poetiſch.

Der Major ſtieg wieder ein, und der Wagen rollte den Berg hinan.

Sämmtliche Bewohner der wilden Roſe, Hausleute und Fremde, hatten ſich an den Fenſtern und Thüren eingefunden, und ſo war es Eugen möglich, verborgen da zu ſtehen und auf den zweiten Wagen zu warten. Und er that das mit hochklopfendem Herzen.

Endlich ſah man zuerſt an der Bergwand zur Seite Laternen blitzen, deren Schein ſich langſam in das Thal hinab bewegte. Jetzt erſchienen ſie auch am Ende der Straße, dann raſſelte der Wagen auf dem Pflaſter, und jetzt hielten die vier Pferde dampfend vor dem Wirthshauſe.

Es war das Coupé der Staatsräthin.

Die Leute des Wirthshauſes, Bewohner aus dem Dorfe, die Fackelträger vom Schloſſe drängten ſich neugierig um den Wagen, um die neue Herrin des Schloſſes zu ſehen.

Die Staatsräthin hatte ſich in die Kiſſen zurückgelehnt; Katharina dagegen blickte mit ihren großen, glänzenden Augen freundlich überraſcht auf das ſeltſame Getreibe.

Noch in ſpäteren Jahren geſtand Eugen gern, dieſes ſei einer der glücklichſten Augenblicke ſeines ganzen Lebens geweſen. Wie hatte er das geliebte Mädchen verlaſſen! In ihrem kleinen Zimmer, in ihrem einfachen Anzuge, in einem Augenblicke, wo ſie gewaltſam von einander geriſſen wurden, und wo es eines Wunders bedurfte, um die entſetzliche Kluft zu überbrücken, die ſich, mit Blut gefüllt, vor ihren Augen aufthat! Und jetzt war dieſes Wunder geſchehen, jetzt ſah er ſie wieder, in den weichen Kiſſen eines eleganten Wagens, ſchöner

als je, von der Güte und Liebe der eigenen Mutter reich geschmückt, wie eine Fürstin.

Fieberhaft klopften ihm alle Pulse, und Herr Sidel, der neben ihm stand, mußte ihn gewaltsam zurückhalten; er war im Begriff, an den Wagen zu stürzen und laut hinaus zu rufen: „Hier bin ich, Katharine, mein angebetetes Mädchen, meine geliebte Braut!“

Da zogen die Pferde an, und der Wagen, mit Fackeln umgeben, verschwand zwischen den Häusern und bewegte sich in dem rothen, zitternden Schein unter den Bäumen hinweg langsam den Berg hinan.

Sobald der Wagen verschwunden war, eilte Eugen zur Hinterthüre des Gasthofes hinaus, ein Diener des Schlosses führte ihm ein Pferd vor, auf das er sich warf und das er eilig zum Hofthore hinaus lenkte.

Eben fuhr der dritte Wagen vor dem Hause an; zwei Herren saßen in demselben, ein älterer und ein jüngerer; das Verdeck dieses Wagens war zurückgeschlagen.

Eugen warf einen finsteren Blick rückwärts, einen Blick des Hasses; doch fuhr gleich darauf ein leichtes Lächeln über seine Züge. Er wandte sein Pferd gegen den Berg und sprengte im Galopp dem zweiten Wagen nach.

Es war gegen das Ende des Monats Oktober, und wenn auch die Tage klar, freundlich und angenehm waren, die Nachmittage heiter und warm, so wurde es doch gegen Abend frostig; die Nebel stiegen feucht und kühl auf, und die Sterne, die an dem dunkeln Nachthimmel funkelten, konnte man alsdann nur mit Behaglichkeit aus einem wohlgewärmten Zimmer anschauen.

Der Verwalter droben im Schlosse hatte die nöthigen Zimmer zum Empfang der Gäste der Jahreszeit gemäß auf's Wohnlichste einrichten lassen; alle waren leicht durchwärmt, und einen großen Salon, in dem mittleren Flügel gelegen, hatte man zum Versamm-

lungsort für die Geſellſchaft beſtimmt. Dieſer Salon, im alten, gediegenen Geſchmack, war durch die vielen dunklen Holzſchnitzereien, mit denen der Plafond und ein Theil der Wände bedeckt waren, am Tage etwas dunkel; ja ſogar Abends bei dem Lichte zahlreicher Kerzen und Lampen wichen die finſteren Schatten kaum aus den Ecken dieſes Gemachs und ſetzten ſich auf's Hartnäckigſte feſt in den tiefen Fenſternischen, vor denen violettſammt'ne Vorhänge herabhingen. Trotzdem aber war dieſes Zimmer nicht unfreundlich zu nennen, und namentlich, wenn wie jetzt in dem weiten, mannshohen Kamine große Scheiter Holz luſtig brannten, gab es um dieſes Feuer herum in den großen Lehnſeſſeln ſo angenehme Plätze, als man ſich nur wünſchen konnte.

Der Juſtizrath Werner hatte ſich nicht lange in ſeinem Zimmer aufgehalten; er hatte nur ſeinen Mantel abgeworfen und war nach dem Salon geeilt, wo er nun, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, bald auf und ab ſchritt, bald einen Augenblick in die durch einander ſpielenden Flammen des Kamins blickte, bald auch an eines der Fenſter trat und in die Gegend hinausſchaute.

Die weite Landſchaft lag noch ziemlich dunkel; nur ein Theil der gegenüberliegenden Berge und des Thales wurde von dem eben aufſteigenden Monde beleuchtet. Ein herbſtlicher Wind hatte ſich aufgemacht, der namentlich hier auf der Höhe fühlbar durch die Zweige der Bäume ſauste und zuweilen heulend um die ſcharfen Ecken des Schloſſes herumflog.

Wenn der Juſtizrath einen Augenblick durch das Zimmer geſchritten war, ſo blickte er aufmerkſam nach der Thüre: er erwartete den alten Verwalter, nach dem er ſchon mehrere Male vergeblich geſchickt.

Dieſer hatte die Gäſte an der Thüre bewillkommt, dann war er verſchwunden.

Jetzt näherten ſich Schritte dem Salon; die Thüre wurde geöffnet. Es war der Major von Brander, der mit ſeiner Gemahlin

eintrat. Dieſer konnte ſich nicht günſtig genug ausſprechen über die wohnliche, ja faſt prächtige Einrichtung des Schloſſes, über die angenehmen Zimmer, die man ihm angewieſen.

„Und wie iſt die Lage ſo reizend!“ ſagte die Majorin. „Ich freue mich unſäglich auf morgen früh. Das Erwachen ſo hoch über der Sphäre der ganzen anderen Menſchheit, der Blick von hier in die erwachende Natur muß göttlich ſein! Vorhin blickte ich zu meinem Fenſter hinaus; vor demſelben zwiſchen dichten Bäumen liegt eine kleine Kapelle, die von dem aufſteigenden Monde mit einem Sreiflicht verſilbert ward. Ich verſichere Sie, ein himmliſch ſchöner Anblick!“

„Es iſt die Schloßkapelle,“ antwortete kurz der Juſtizrath, indem er der Schriftſtellerin einen Seſſel anbot.

„Im Sommer muß es hier auf Ehre göttlich ſein!“ ſprach der Major, der ſich in Uniform geworfen hatte und, vor dem Kamine ſtehend, mit Vergnügen ſah, wie die Flammen des Feuers ſich an ſeinen Knöpfen, ſeinen Epaulettes und ſeinen kleinen Orden wiederſpiegelte.

„Wenn man das ruhig genießen kann, allerdings,“ ſagte ſeufzend Roſa Immergrün. „So ein kleines, behagliches Stillleben hier wäre meine höchſte Seligkeit.“

„Herr von Steinbeck,“ antwortete der Juſtizrath mit einem erzwungenen Lächeln, „wird gewiß ein gaſtliches Haus machen und erfreut ſein, ſo angenehme Geſellſchaft bei ſich zu ſehen.“ Dabei verbeugte er ſich gegen die Majorin.

„Glauben Sie in der That, daß der junge Mann hier bleiben wird?“ fragte der Major.

„Und warum nicht!“ entgegnete raſch der Juſtizrath. „Fräulein Stillfried liebt das Landleben.“

„Aber der Zukünftige,“ fuhr der Major lachend fort, „findet hier keines ſeiner gewöhnlichen Amuſements. Da gibt's keine Aſſiſen,

keine Paraden, keine abfahrenden und ankommenden Eiſenbahnconvois; — er wird ſich langweilen."

„Bah!" ſagte der Juſtizrath. „Wenn man einmal eine Frau hat, denkt man nicht mehr an dergleichen Kleinigkeiten."

Sechszigſtes Kapitel.

Berichtet von einer ſeltſamen Abendunterhaltung, von der Vernichtung eines wichtigen Gegenſtandes, und zeigt wie der Erzähler alles Mögliche thut, um den geneigten Leſer zufrieden zu ſtellen.

Damit öffnete ſich die Thüre, und Herr von Steinbeck trat ein.

„Der Wolf in der Fabel!" rief lachend die Majorin dem jungen Mann entgegen. „Wir ſprachen ſo eben von Ihnen."

Herr von Steinbeck hatte eine ſehr hübſche Toilette gemacht; blauer Frack mit weißer Weſte; er trug ſtrohgelbe Handſchuhe und hatte Hut und Stock in der Rechten. Ohne dieſe beiden für ihn nothwendigen Dinge — Hut und Stock nämlich — wagte er ſich in keine Geſellſchaft. Nur durch ihre Hülfe gelang es ihm, ſeine Hände auf eine halbwegs ungezwungene Art mitnehmen zu können und überhaupt durch einen Salon zu ſteuern. Er war der Baronin ſehr dankbar für das Wort, das ſie ihm entgegen warf, denn er konnte ſich daran feſtklammern und lachend zum Kamin gelangen, wo er ſich augenblicklich neben der Majorin Rückhalt und Stützpunkt ſuchte.

„Wir bedauerten Sie vorhin," wiederholte der Major mit einem freundlichen Lächeln; „Sie Aermſter, der auf dieſem prächtigen Schloſſe künftig ſeine Sommer zubringen ſoll! Ich ſagte, Sie würden

es hier nicht aushalten, und ich bin wenigstens davon überzeugt, daß Sie es nicht über sich gewinnen werden, die Eröffnung und den Schluß der großen Assisen zu versäumen."

„Das ist freilich für mich sehr interessant," antwortete der junge Mann. „Nun, dann läßt man eben einspannen und fährt hinüber. Das ist bald geschehen."

Der Justizrath, der nicht auf dieses Gespräch zu hören schien, blickte jeden Augenblick nach der Thüre.

Der alte Verwalter erschien immer nicht.

Endlich ging er selbst hinaus, um wenigstens nach dem Bedienten zu sehen, der ebenfalls noch nicht zurückgekommen.

„Fräulein von Stillfried wird bei der Toilette sein," sagte die Majorin nach einer längeren Pause. „Ich freue mich recht sehr, das liebe Kind kennen zu lernen. Sie ist schön?" Bei diesen Worten sah sie ihren Gemahl fragend an.

„Ja, sie soll ein hübsches, wohlerzogenes Mädchen sein," entgegnete der Freiherr von Brander, indem er seinen Degen etwas nach hinten schob.

„Ich könnte Sie darüber fragen, Herr von Steinbeck," fuhr die Majorin fort; „aber ein Bräutigam hat kein richtiges Urtheil."

„Ein Verliebter, wollten Sie sagen," versetzte der junge Mann lachend und glaubte, etwas sehr Gescheidtes gesagt zu haben.

Der Major sah seine Frau bedeutsam an und hustete leicht.

„Von der Mutter finde ich es eine hochpoetische Idee," sagte hierauf Rosa Immergrün, „Verlobung und Hochzeit auf diesem einsamen Schlosse hier feiern zu lassen."

„Ja—a—a," meinte trocken Herr von Steinbeck.

„So abgeschieden von der Welt, nur sich selbst lebend, es ist das ein glücklicher Gedanke."

„Poetisch vielleicht," erwiderte der junge Mann, „auch feierlich;

aber nicht freundlich und angenehm." Dabei sah er sich wie ängstlich in dem Gemache um. „Unter uns gesagt, das Schloß scheint mir so ein finsteres, altes Gebäude, und als wir vorhin über die breiten Gräben und die Zugbrücke fuhren, durch das dunkle Thor hinein, da kam es mir gerade vor, als würde ich in's Gefängniß gebracht."

„Ja, mein Lieber," sagte der Major mit einem forcirt lustigen Tone, „die Ehe ist immer eine Art Gefängniß."

„Pfui!" machte Rosa Immergrün mit tiefer Entrüstung.

„Nein, Scherz bei Seite!" antwortete der junge Mann, indem er eine entschlossene Haltung anzunehmen versuchte. „Mir thut es wahrhaftig leid, daß ich nachgegeben habe und hieher gegangen bin. Ich weiß nicht, aber ich komme mir wie ein Opfer vor, das man zu einer Schlachtbank führt."

Die Majorin lachte laut hinaus.

„Ja, lachen Sie nur, gnädige Frau, es ist doch wahr. Wir sind ja unter uns und können darüber sprechen. Zu sehr unter uns! Warum läßt man uns hier allein? Das hätte eigentlich schon ein anderer Empfang sein müssen; da mögen Sie sagen, was Sie wollen, es ist traurig und trostlos. Mir kommt es vor, als sei hier nicht Alles in Ordnung."

„Oh — oh!" entgegnete der Major. „Wer wird immer Gespenster sehen, lieber junger Freund?"

„Danken Sie Gott," fuhr Herr von Steinbeck fort, „wenn Ihnen nicht auch heute Nacht dergleichen begegnet. Das kann ich Sie versichern, bester Major: ich habe mich zu dieser Heirath engagirt, das ist wahr; aber meine Augen behalte ich offen, und wo mir etwas nicht ganz in der Ordnung erscheint, da werde ich sprechen. Sie können sich darauf verlassen."

„Herr von Steinbeck ist ein leicht erregbares Gemüth," sagte Rosa Immergrün. „Er läßt sich gerne durch äußere Eindrücke regieren; und darin muß ich ihm schon Recht geben: dieses Gemach,

wo er hergekommen war und wo er wieder hinaus sollte. Auch sank die Sonne allmählig und jetzt fiel es dem armen Burschen plötzlich ein, in welchem Revier er sich befinde. Er lief bald rechts, bald links, um einen Ausweg zu suchen, fand aber keinen, und wenn er zuweilen seine Stimme erhob und laut nach Jemand rief, der ihm den richtigen Weg zeigen könnte, so war es nur das Echo, das ihm antwortete, und das, so kam es ihm zu seinem Entsetzen vor, hier wie ein feines Hohngelächter klang. Indessen kam die Nacht heran, und da Philipp nun wohl einsah, daß er jetzt keinen Ausweg aus dem Tannenwald mehr fände, so ergab er sich in sein Schicksal, und suchte nach einem Platz, wo er vor dem kalten Winde geschützt wäre und vielleicht etwas schlafen könnte. Bald hatte er auch einen solchen Platz gefunden und setzte sich in's Moos an den Stamm einer Tanne, betete ein paar Vaterunser und schlief darauf ein.

Plötzlich war es ihm im Schlaf, als rufe ihn Jemand beim Namen, und da ihn sonst Rosa des Morgens weckte, indem sie ihn vor der Kammerthür bei seinem Namen rief, so glaubte er auch jetzt, es sei Zeit in die Werkstätte zu gehen und antwortete schlaftrunken wie sonst: „Gleich, gleich, Rosa!“ Doch ein langes feines Lachen, das ihm darauf entgegen scholl, weckte ihn aus seinen Träumen. Er öffnete die Augen und glaubte seinen Blicken nicht trauen zu können, als er sich mitten im Walde sah und bei einer schwachen Beleuchtung, die weder vom Mond noch von der Sonne herkommen konnte, vor sich ein Männlein erblickte, das kaum einen Fuß hoch war. Es sah recht gutmüthig aus, hatte ein langes schneeweißes Bärtlein und stützte sich auf einen Stock. Philipp glaubte zu träumen und rieb sich wiederholt die Augen, hustete, nannte sich selbst beim Namen; doch das kleine Männlein wollte nicht verschwinden, hob vielmehr seine Hand empor und winkte ihm, er solle folgen.

Anfänglich hatte Philipp große Lust davon zu laufen. Doch da das kleine Männlein gar nicht bösartig aussah und ihm auch gegen seine eigene Größe zu klein und unbedeutend erschien, so nahm er seinen Ranzen auf die Schulter und folgte dem Hurlemännchen, denn anders konnte es doch nichts sein. Sie gingen bei der matten Beleuchtung, die Philipp bei seinem Erwachen schon bemerkt, tiefer in den Wald hinein, und letzterer sah bald, daß der Schein von einem Feuer herkam, das sich zwischen einigen großen Sandsteinen befand. Um das Feuer herum saßen aber auf der Erde noch fünf andere Hurlemännchen, die alle recht traurig aussahen und zu welchen sich der Führer Philipps hinsetzte, ihm bedeutend, es eben so zu machen.

Da die Nacht ziemlich kühl war, so that ihm die Wärme wohl, er streckte sich neben das Feuer hin und rieb sich die erstarrten Hände.

so altehrwürdig es aussieht, paßt eher zu einem ernsten Geschäft, als zum lustigen, heiteren Fest einer Verlobung."

„Ja—a—a," erwiderte der junge Mann, indem er abermals umherblickte. „Es sieht gerade wie zum Testamentmachen aus."

In diesem Augenblicke trat der Justizrath wieder in das Zimmer, und man hörte noch, wie er unter der Thüre einem Bedienten nachrief: „ich finde das unbegreiflich — er soll augenblicklich hierher kommen!"

Der Major warf seiner Gemahlin einen einigermaßen bekümmerten Blick zu.

„Tausendmal bitte ich Sie um Entschuldigung!" sprach der Justizrath hinzutretend mit einer sichtlich erzwungenen Freundlichkeit. „Das Gebäude hier ist so weitläufig; die Zimmer liegen so weit von einander; die Staatsräthin muß von der Reise etwas angegriffen sein. Aber ich hoffe, sie wird im Augenblick erscheinen."

„Sie wird bei ihrer Tochter sein; ich finde das sehr begreiflich," sagte die Majorin. „Ein Wiedersehen nach so langer Zeit! Das versteht Ihr nicht, meine Herren."

„Wenn ich morgen früh die Ehre habe, Ihnen das Schloß zu zeigen," fuhr der Justizrath mit einem anscheinend sehr ruhigen Tone fort (doch verwandte er kein Auge von der Thüre), „so werden Sie erstaunen, wie groß, aber vortrefflich erhalten es ist."

„Aber — die Zimmer scheinen sehr dunkel," antwortete Herr von Steinbeck, „nicht recht wohnlich."

Der Justizrath sah ihn fragend an.

„Wenigstens dieses hier. Liegt an dem dunkeln Täfelwerk oder an der Höhe dieses Gemachs die Schuld — ich weiß nicht, es ist ein Bischen frostig."

Der Major räusperte sich sehr laut.

„Sie haben nicht Unrecht," antwortete der Justizrath, „was

dieſes Zimmer anbelangt, und ich begreife auch nicht, warum der Verwalter dieſen Salon gewählt. Sie werden ſich aber morgen überzeugen, es ſind hier ſehr behagliche, freundliche Wohnungen."

„Unſere Zimmer zum Beiſpiel," fiel ihm der Major eifrig in's Wort, „die ſind comfortabel, ja glänzend."

„Und — Fräulein Stillfried," fragte der junge Mann den Juſtizrath, ohne ihn dabei anzuſehen, „wird vielleicht bald erſcheinen? Vielleicht hier? Oder werden wir der jungen Dame in ihrer Wohnung unſere Aufwartung machen dürfen?"

„Wie ungeduldig!" rief der Major aus. „Ja, dieſe jungen Leute!" Dabei wollte er lachen, aber er brachte es nur zu einem komiſchen Grinſen.

Draußen auf dem Gange hörte man Schritte, die ſich eilig näherten.

Der Verwalter erſchien auf der Schwelle, blaß, verſtört. Er ſchien haſtig in's Zimmer eintreten zu wollen; doch als er die fremden Herrſchaften ſah, blieb er beſtürzt an der Thüre ſtehen.

„Ah!" ſtieß er hervor und fuhr ſich mit der Hand über die Augen.

Der Juſtizrath blieb eine Sekunde wie feſtgebannt vor ihm ſtehen. Dann aber ſagte er in ſehr ſtrengem Tone und wie vergeſſend, daß er nicht allein ſei: „vier Mal habe ich vergeblich nach Ihnen geſchickt; ich begreife dieſes Betragen nicht. Warum laſſen Sie ſich gerade heute an Ihre Pflicht erinnern?"

„Das ſind ſchreckliche Dinge, die mich ſie vergeſſen ließen," antwortete der alte Mann mit zitternder Stimme. „Fräulein Roſalie —"

„Was iſt geſchehen?" rief der Juſtizrath, ſich vergeſſend. Doch erſt, als die Anderen vom Kahn herbeieilten und dieſe Frage wiederholten, und als Herr von Steinbeck mit ſcharfem Tone hinzuſetzte: „was iſt mit Fräulein Stillfried?" raffte ſich Herr Werner zuſammen und wandte ſich lächelnd mit den Worten um: „o, ge-

wiß nichts, was Sie beunruhigen kann; irgend eine unbedeutende Kleinigkeit wird den alten Herrn erschreckt haben. Verzeihen Sie nur einen Augenblick!"

Damit ging er hastig nach der Thüre und wollte den Verwalter mit sich hinaus auf den Gang ziehen.

Herr von Steinbeck trat ihm in den Weg.

„Verzeihen Sie," sagte dieser, „ich halte es für mein Recht, ja, für meine Pflicht, Sie zu bitten, die Botschaft des alten Mannes in unserer Gegenwart zu hören. Fräulein Stillfried, um die es sich zu handeln scheint, steht mir schon so nahe, daß ich wohl darnach fragen darf, was mit ihr vorgefallen. Daß die Botschaft, welche jener Herr Ihnen überbringen wollte, auf keinen Scherz, auf keine Ueberraschung hinaus läuft, dafür, glaube ich, bürgt das zerstörte Aussehen desselben, und eine Kunde schlimmer Art glaube ich, wie schon gesagt, anhören zu dürfen."

Der Justizrath hatte den unberufenen Sprecher anfänglich lächelnd und überrascht angeschaut. Bald aber verschwand die Freundlichkeit von seinem Gesichte, und es lagerte sich ein finsterer Ernst darüber. Er war im Begriffe, den jungen Mann über diese Einmischung scharf zurecht zu weisen, blickte aber vorher auf den Freiherrn von Brander, um dessen Zustimmung gewiß zu sein.

Der Major aber machte ein ziemlich verlegenes Gesicht und zuckte die Achseln.

Herr von Steinbeck schien sich seiner eigenen Festigkeit zu freuen, mit der er aufgetreten war, und da ihn der Justizrath, einigermaßen zurückgehalten durch die Pantomime des Majors, nicht augenblicklich mit seiner scharfen und gewaltigen Zunge niederschlug, so wandte sich der junge Mann keck an den Verwalter und sagte zu ihm: „lassen Sie hören, was Sie Schreckliches auf dem Herzen haben. Wir gehören, so zu sagen, mit zur Familie und glauben jetzt schon ein Recht zu haben, nach wichtigen Vorfällen in derselben zu fragen."

Den Justizrath hatte eine seltsame Angst erfaßt, welche den Zorn über das Benehmen des Herrn von Steinbeck überwog. Sein Auge hing an dem Munde des alten Mannes, und als ihn der Major beschwichtigend bei der Hand ergriff, die er krampfhaft zusammen geballt, sagte er nach einem tiefen Athemzuge mit kaum vernehmlicher Stimme: „so reden Sie.“

„Fräulein Rosalie“ — sagte der Verwalter; „Fräulein Rosalie“ — wiederholte er.

„Was ist mit ihr?“

„Sie ist fort — entflohen.“

„Barmherziger Himmel!“ rief der Justizrath und wollte an dem Verwalter vorbei nach der Thüre stürzen.

Der Major hielt ihn zurück.

Rosa Immergrün war mit einem lauten Schrei in ihren Fauteuil gesunken, dem sie sich, etwas Aehnliches vorausſehend, langsam wieder genähert hatte.

Herr von Steinbeck trat mit einem lauten: „Ah!“ einen Schritt zurück.

„Entflohen!“ — sagte abermals der alte Mann, indem er sich an den Justizrath wandte, der dicht vor ihm stand und ihm wie verwirrt in's Auge sah. „Entflohen — heute Abend entflohen, wahrscheinlich kurz, ehe die Wagen in den Schloßhof gefahren sind. Eben vorher habe ich sie selbst noch gesehen.“

Der Justizrath kämpfte gewaltsam mit sich selbst, um im Aeußeren seine Fassung wieder zu erlangen. Wenn er auch gleich darauf wieder ruhig sprach, so sah man doch deutlich an seinen zuckenden Lippen, an der Todtenblässe, die sein Gesicht überzogen, welch' furchtbarer Kampf diesen harten Mann im innersten Herzen durchwühlte.

Er hatte darauf die Kraft, sich mit einem halben Lächeln gegen Herrn von Steinbeck umzuwenden — denn es fiel ihm ein, daß er hier nicht mehr als den Geschäftsmann der Staatsräthin

vorstellen dürfte — um dem jungen Manne zu sagen: „das ist ein merkwürdiger Fall. Man muß es vorderhand der unglücklichen Mutter verschweigen."

„Freilich ein höchst merkwürdiger Fall!" entgegnete Herr von Steinbeck in scharfem Tone, indem er sich an den Verwalter wandte. „Man müßte doch eine Ahnung davon haben, wohin Fräulein Stillfried entflohen ist, ob allein, ob — in Gesellschaft."

Der Justizrath warf ihm für diese Frage einen Blick des tiefsten Hasses zu.

„Was ich thun konnte," sagte der alte Mann, „das ist geschehen. Ich schickte augenblicklich Leute hinab in's Dorf und auf verschiedenen Wegen fort, die von dem Schlosse in's Land führen; doch erhielt ich bis jetzt keine Nachricht. — Aber wenn ich recht höre, so kommt Jemand eilig den Gang daher."

So war es denn auch; man sah einen der Jäger des Schlosses hastig den langen Korridor herab kommen. Der Verwalter wollte ihm entgegen gehen, doch bat ihn Herr von Steinbeck, den Boten eintreten zu lassen. „Denn auch uns ist es interessant," sagte er mit Betonung, „von diesem Unglücke etwas Näheres zu vernehmen."

„Es ist so, wie wir alle geglaubt," sprach der Jäger athemlos. „Einer von der Bande ist aufgegriffen worden und wird so eben daher gebracht."

„Einer von der Bande?!" rief die Majorin. „Das ist ja erschrecklich! Sind wir von Räubern umgeben? — Ist das arme Mädchen geraubt worden?"

„Das nicht," antwortete der Jäger. „Vom Rauben kann keine Rede sein."

„Es kann kein Raub sein," sagte der alte Mann.

„Und wer ist die Bande?" fragte athemlos der Justizrath.

„Reisende Schauspieler," entgegnete der Jäger.

„Bravo!" rief Herr von Steinbeck laut hinaus. „Mit reisenden Schauspielern ist Fräulein Stillfried davon gegangen?"

Der junge Mann hatte sich durch dieses unbedachtsame Wort, das er so leichtsinnig hinaus stieß, während die Anderen in starrem Entsetzen da standen, unbewußt in große Gefahr begeben.

Der Justizrath überlegte eine Sekunde, ob er ihn mit der geballten Faust niederschlagen solle.

Der Jäger blickte verwundert und entrüstet in die Höhe, und aus den Augen des alten Verwalters fuhr ein Blick voll Grimm und Wuth.

Nur einen Augenblick tobte dieses Gefühl der Rache im Herzen des Justizrathes. Dann schien ihn seine Kraft völlig verlassen zu wollen; er fuhr mit der Hand über die Stirn, ließ sie dann langsam herabsinken und verbarg sie, krampfhaft zusammengepreßt, an seiner Brust; seine Knie wankten — er bedurfte fast übermenschlicher Anstrengung, um sich aufrecht zu erhalten.

Wieder hörte man Schritte im Gange.

„Dort bringen sie Einen, den sie erwischt," sagte der Jäger und machte an der Thüre Platz.

Es waren zwei Männer vom Dorfe, die daher kamen und zwischen ihnen ging ein Mensch mit zögernden Schritten und gesenktem Haupte.

Die Beiden kamen vor die Thüre und schoben alsdann ihren Gefangenen in das Zimmer hinein. Dieser zeigte sich nun auf diese Art plötzlich in dem helleren Lichte des Gemaches.

Der Justizrath war ihm entgegen gestürzt, prallte aber wie vor etwas Entsetzlichem, wie vor einem Gespenste zurück, als er in Joseph's ihm nur zu bekanntes Gesicht blickte.

Hatte all' das Fürchterliche, was ihn heute Abend Schlag auf Schlag getroffen, vernichtend und wieder belebend auf ihn gewirkt, oder war es, daß beim Anblick dieses Dieners die Gedanken des Justizrathes plötzlich eine andere Richtung nahmen, genug, nach dem ersten Augenblicke, der ihm einen Schrei tiefer Wuth erpreßte, richtete er sich empor und hatte die Kraft, mit ruhiger Stimme zu

sagen: „diesen Menschen kenne ich; ich muß ein förmliches Verhör mit ihm anstellen.“ Dann wandte er sich an Herrn von Steinbeck und sprach mit einem bitteren Lächeln, das von einer Verbeugung begleitet war: „Leider werden Sie genug gehört haben, so genug, daß das Nähere dieses unglücklichen Falles Ihnen vollkommen gleichgültig sein kann. Ich bitte deßhalb, mich allein zu lassen.“ Zum Verwalter sagte er hierauf: „Lassen Sie den Herrschaften nach ihren Zimmern leuchten.“

Der Major reichte dem Geschäftsmanne der Staatsrätbin mit einem wehmüthigen Blicke die Hand und bot darauf seiner Gemahlin den Arm.

Herr von Steinbeck dagegen, im Gefühl des großen Unrechts, welches man an ihm begangen, setzte noch, ehe er die Schwelle überschritt, seinen Hut auf und sagte zu einem der Bedienten, die mit herbeigeeilt waren: „ich danke für ein Zimmer; man leuchte mir nach irgend einem Wagen, der wohl zu erhalten sein wird.“

Nachdem sich die Thüren geschlossen, blieb der Justizrath mit Joseph allein.

Letzterer stand scheu und ängstlich an der Thüre, Ersterer war nach einem Sessel gegangen und sank, fast zusammenbrechend, auf denselben nieder.

Er hätte so dringend der Ruhe bedurft; doch schreckten fürchterliche Gedanken seine Sinne empor, und er rief in fieberhafter Aufregung: „Mensch, wo kommst du her? — In welcher Verbindung stehst du mit dieser unglücklichen Geschichte?“

Joseph, der nicht wußte, was er antworten sollte, schwieg still.

„Du bist bei einer Schauspielertruppe?“

„Ja.“

„Und wo ist dein Herr?“

„Er war auch hier.“

„Gerechter Himmel!“ schrie der Justizrath und sprang empor.

„War dein Herr — Eugen Stillfried — oftmals hier oben auf dem Schlosse?"

„Ja, Herr Justizrath."

„Sah er die Tochter des Verwalters?"

„Ich glaube so."

„Nein! nein! das wäre zu fürchterlich! — Und doch muß es so sein! — Der Bruder hat seine eigene Schwester entführt!"

Diese Worte schrie er mit lauter und gellender Stimme. Dann sank er zusammen, stürzte in den Sessel zurück und verbarg sein Haupt in beide zitternde Hände. — —

So saß er eine Zeit lang, und nur zuweilen hob ein tiefer Seufzer die Brust, nur zuweilen stieß er einen Schrei des Schmerzes aus. Dabei hörte er nicht, was um ihn her vorging; er sah nicht, daß sich die Thüre langsam geöffnet, daß eine Hand den Arm des Bedienten gefaßt und diesen in den Gang zurückgezogen hatte, daß Eugen Stillfried dafür eingetreten war und nun unter der Thüre stand und regungslos, mit untergeschlagenen Armen, auf den zusammengesunkenen Mann blickte.

Als dieser sich nach einer längern Pause wieder langsam ermannte, zuerst die Hände von dem Gesicht herabsinken ließ, dann nach einer Weile sein Haar von der Stirn zurück strich und den Kopf in die Höhe wandte, da riß er seine Augen weit auf und starrte nach der Thüre, als sähe er dort ein Gespenst. Er erhob sich darauf langsam von dem Sessel, und die beiden Männer, die sich so tief haßten, standen sich einige Augenblicke schweigend gegenüber.

Es war eine fürchterlich lange und peinliche Pause.

Mehrmals fuhr der Justizrath empor, als wollte er sich auf seinen Feind stürzen; doch hielt er sich immer zurück. Endlich aber schrie er laut hinaus: „So ist es denn wahr, Unglücklicher! du hast deine eigene Schwester entführt?"

„So scheint es," sagte Eugen ruhig. „Und da ich das zu-

fällig erfahren, so bin ich zurückgekommen, um darüber mit Ihnen ein wenig abzurechnen."

„Mit mir?"

„Mit Ihnen, der unermeßliches Weh über unser Haus gebracht, und der noch tausendfache Schande hinzugefügt hätte, wenn nicht der gute Gott ein Einsehen gehabt und Alles zum Besten gelenkt."

„Du hast deine Schwester entführt!"

„So that ich. Wußte ich, daß es meine Schwester war? — Wer hat es mir verheimlicht seit langen Jahren? — Wer hat den Unfrieden in unser Haus gesät? — Wer hat Mutter und Kinder von einander gerissen, daß sie theils in immerwährendem Hader lebten, theils sich gar nicht kannten, und daß dieses Unerhörte geschehen mußte, was hier geschehen?"

„Die eigene Schwester! — Und du selbst kommst hierher, um mir dieses Entsetzliche zu sagen, mir die fürchterlichen Vorwürfe zu machen? Du selbst bist Schuld, nicht ich!"

„Ich bin gekommen, um Ihnen gerechte Vorwürfe zu machen," entgegnete Eugen, „um wahr und offen mit Ihnen zu sprechen, wie Sie es mit mir nie gethan. — Sie glauben, ich habe meine Schwester entführt, ich habe sie also unnatürlicher Weise geliebt? Es wäre das leicht möglich gewesen. Sie thaten nichts, um dergleichen zu verhindern."

„Es ist geschehen!" rief der Justizrath schmerzlich und verbarg das Gesicht abermals in seine beiden Hände. „Gott steh' mir bei!"

„Gott — stand Ihnen bei," sagte Jener nach einer Pause mit weicherer Stimme. — „Und er sei gepriesen dafür, daß so Schreckliches — nicht geschehen."

„Nicht geschehen?" rief der Justizrath emporspringend. „Nicht geschehen? Sie entführten Ihre Schwester nicht?"

„Ich habe sie entführt, allerdings," antwortete der junge Mann. „Aber ich that es, weil ich wußte, daß sie meine Schwe-

ſter ſei; ich that es, um ſie vor namenloſem Elend zu bewahren, das Sie ihr zu bereiten im Begriffe waren, Sie — ihr natürlichſter Beſchützer."

„Sprechen Sie wahr?" rief der Juſtizrath und machte ein paar haſtige Schritte gegen Eugen, während ſeine Augen feucht wurden und eine ungewohnte Thräne in denſelben zitterte. „O, dann kann Alles gut werden!"

„Zwiſchen uns iſt nichts gut zu machen," ſagte finſter der junge Mann. „Ich habe meine Schweſter gefunden; ich werde ſie feſthalten; ich werde ſie zu ſchützen wiſſen, vor Jedem; auch vor Ihnen!"

„Und meine Rechte?"

„Ah, Sie haben Rechte?" ſprach Eugen mit einem bitteren Lachen. „Leider! leider! Ich habe das nie vergeſſen. Aber," fuhr er nach einer Pauſe im beſtimmteſten Tone fort, indem er auf den Kamin, an welchem der Juſtizrath ſtand, zuſchritt. „Sie werden dieſe Rechte aufgeben; ich werde Sie dazu zwingen, oder, um mich eines bei Ihnen beliebten Ausdruckes zu bedienen, ich werde mich mit Ihnen vergleichen."

„Was verlangen Sie von mir?"

„Kleinigkeiten! Nur die Ruhe, den Frieden, das Glück unſeres Hauſes."

„Die ich geſtört —?"

„Durch Ihre Gegenwart. Sehen Sie," fuhr der junge Mann fort und zog langſam ein kleines Paket hervor mit rothen Bändern ſchwarz geſiegelt, „ſehen Sie dieſe gewichtigen Papiere. Ich ahne nur zu deutlich, was eines derſelben enthält. Indem ich Ihnen nun erkläre, daß ich künftig das Haus meiner Mutter nicht mehr verlaſſen will, daß ich zu deren Schutze bereit ſein werde, frage ich Sie, ob Sie den Muth haben, unter einem Dache zu verweilen, das zugleich mit Ihrer Perſon dieſe Papiere birgt?"

Beim Anblick dieſes wohlbekannten Paketchens durchfuhr ein

Doch bald begann es ihm bei der ſtummen Geſellſchaft etwas langweilig zu werden. Er hatte ſchon einige Male verſucht, einen von ſeinen kleinen Nachbarn zum Sprechen zu bewegen, wenn er ſich aber mit einer Frage an einen wandte, oder gar durch einen freundſchaftlichen Rippenſtoß zur Antwort bringen wollte, ſo knirſchten die Hurlemänner mit den Zähnen und ſahen ihn recht wüthend an, ja als Philipp es doch nicht aufgab, zu ſchwatzen und zu fragen, ſo ſchlug der Zwerg, der ihn hieher gebracht, mit ſeinem Stöckchen in's Feuer, ſo daß ihm die glühenden Kohlen in Geſicht und Haar flogen und ihn nicht ſchlecht verbrannten. Philipp war im erſten Augenblick bereit, dem Hurlemann mit ſeinem Knotenſtock eins in Genick zu geben. Doch fielen ihm glücklicherweiſe einige Erzählungen ſeiner Amme bei, wo in ähnlichen Fällen die erbosten Zwerge einem armen Menſchenkinde elend das Geſicht nach hinten gedreht hätten. Und ſo gab er ſich in Ruhe, und da der Schlaf gänzlich von ihm gewichen war, ſo nahm er ſein Felleiſen vor ſich und fing es an auszupacken.

Bei dieſem Anblick ſah er, wie ſämmtliche Hurlemänner lange Geſichter machten und neugierig in den geöffneten Ranzen hineinſahen. Philipp ſeinerſeits ſtellte ſich auch jetzt ganz theilnahmslos, und breitete ein Tuch vor ſich hin, worauf er Nadel und Scheere, Faden und Zwirn legte, Alles in ſchönſter Ordnung und daneben das blanke Bügeleiſen. Die Hurlemänner rückten auf dem Boden hin und her und machten lange Hälſe, um genau zu ſehen, was der Burſche jetzt anfangen würde.

Philipp, der bei ſich dachte: Aha, jetzt fangt ihr an aufzupaſſen, that, als wenn er die Neugierde der kleinen Männerchen gar nicht bemerkte, ſondern nahm ein altes Wams vor und fing an, ein großes Loch in demſelben mit ſeiner Nadel recht kunſtreich zuzuflicken. Bei dieſer Arbeit wurden die Blicke der Zwerge lebhafter und Alle regten ſich auf den Fußſpitzen zu dem Schneider hinüber, um genau zuzuſehen. Dabei entfuhr allen Sechſen ein tiefer Seufzer, ſo daß Philipp von ſeiner Nadel emporſah und bemerkte, wie die Männerchen noch viel trauriger ausſahen, als früher. Das jammerte ihn und da er zugleich glaubte, jetzt eine Antwort zu erhalten, ſo fing er wieder auf's Neue an, ſie auszufragen. Doch kaum hatte er das erſte Wort geſprochen, ſo ſetzten ſich Alle mit erbosten Mienen hin, und Philipp erhielt von hinten eine ſo gewaltige Ohrfeige, daß er mit dem Kopf in das Moos ſtürzte. Zuerſt glaubte er, es ſei der Meiſter Caspar, der ihn aufgeſucht und aus einem ſchweren Schlaf erwecken wolle. Doch als er ſich umſah, war es nur ein Baumaſt, der auf eine ſo merkwürdige und nachdrückliche Art auf ſein Ohr gefallen war.

Schauer den Körper des Justizrathes. Seine Wangen entfärbten sich; seine Augen blickten starr darauf hin. Ja, er wich vor Eugen zurück, der ihm näher trat, zurück in die Ecke des Gemaches, bis gegen die Fensternische. Doch fuhr er da mit einem Schrei der Angst, ja der Verzweiflung zurück.

Der herbstliche Wind, der um das Schloß jagte, drückte mit voller Kraft einen der schweren Fensterflügel auf und wehte in das Zimmer hinein, die Kerzen auf dem Kamin auslöschend und die schweren Fenstervorhänge aufhebend, daß sie empor wallten und rauschend wieder niederfielen.

Dabei schienen den Justizrath schreckliche Erinnerungen zu überwältigen; denn einen Augenblick schaute er sich entsetzt um nach dem geöffneten Fenster, als erblicke er dort etwas Fürchterliches. Dann aber raffte er sich gewaltsam empor und stürzte nach der Thüre, durch die er verschwand.

Eugen sah ihm tief erschüttert nach; dann trat er an das Fenster und blickte in den Hof hinab, wo auf seinen Befehl eine bespannte Kalesche mit brennenden Laternen hielt.

Wenige Minuten nachher schien der Postillon, der auf dem Bocke saß, einen Befehl erhalten zu haben; denn er hieb in die Pferde, und der Wagen rollte rasselnd zum Schloßthor in die finstere Nacht hinaus.

Der junge Mann blickte wie dankend gegen den Himmel, und die edelsten und schönsten Gefühle zogen durch sein Herz. Er ging an den Kamin, warf das Paketchen in die Flammen, und nachdem er ruhig zugeschaut, wie das schwarze Siegellack abtropfte, wie die rothen Bänder aufsprangen und wie die Gluth ein Papier um das andere verzehrte, bis nichts mehr übrig blieb als die Asche, schritt er langsam zur Thüre hinaus, und darauf ward es sehr still und einsam in diesem Gemache, dem dunkelsten und unheimlichsten des Schlosses. — —

Der geneigte Leser wird nicht einen Augenblick darüber im

Zweifel sein, was sich Wichtiges und Angenehmes in dem Schlosse nach der Abreise des Herrn von Steinbeck und des Justizrathes begeben, und er wird uns gewiß verzeihen, wenn wir ihm in diesem Schlußkapitel nicht mit allen Einzelheiten erzählen von dem Wiedersehen verschiedener Liebender.

Ein solches Wiedersehen nach Hinwegräumung so vieler Hindernisse ist etwas Köstliches; und das erfuhren auch Eugen und Katharina, Rosalie und der junge Bildhauer, um so mehr, als ihnen eine liebende gute Mutter zur Seite stand, welche zu dieser Vereinigung ihren Segen gab und sie so dauernd machte.

Die alte Dame konnte sich nicht entschließen, ihre Kinder zu verlassen, und blieb mit ihnen zusammen auf Schloßfelden. Sie tröstete und beschützte alle Armen und Traurigen, welche sich an sie wandten, und die Worte des Dankes und der Freude, die sie auf diese Art täglich und stündlich vernahm, verjagten die finsteren Schatten, die das Andenken an frühere Tage in ihr Leben geworfen.

Aus dem Hause in der Residenz wurden Martha und Martin hieher beordert, und Erstere fühlte sich darüber recht glücklich! denn wenn sie auch keinen Neid kannte, so gab es ihr doch jedes Mal einen Stich in's Herz, wenn sie auf der Straße der verheiratheten Nanette begegnete. Der alte Jakob war schon mit seiner Herrin hieher gekommen und befreundete sich bald mit dem Verwalter.

Ueberhaupt hatte sich hier im Schlosse das Hauptquartier der Dienerschaft stark vermehrt; glücklicher Weise war die Küche bedeutend größer als die im Stillfried'schen Hause, und so war es denn für Martha möglich, neben ihren größeren Geschäften hier doch noch zahlreiche Audienzen zu ertheilen und ihre Getreuen um sich zu versammeln.

Durch die glücklichen Veränderungen, welche mit Herrn Eugen

Stillfried, auch Herr Wellen genannt, vor sich gingen, fanden sich nur zwei Parteien nicht ganz zufrieden gestellt.

Die eine derselben bestand in der Person des Herrn Sidel, der so vernünftig war, einzusehen, daß sein inniges Zusammenleben mit Eugen jetzt sein Ende erreicht habe. Er beklagte dies hauptsächlich aus Einem Grunde, indem er nämlich behauptete, die Erziehung des jungen Menschen sei noch durchaus nicht vollendet, und wenn er auch Katharinen alles mögliche Gute zutraue, so habe sie doch, fürchte er, nicht Festigkeit genug, um diesen hartnäckigen Charakter auf einem guten Pfade zu erhalten. Wir können aber dem geneigten Leser versichern, daß der lustige Rath sich hierin geirrt. Herr Sidel hatte jedoch zu lange mit seinem Freunde zusammengelebt, und er fand es deßhalb unerträglich, allein in der Welt zu stehen. Er bewarb sich daher in kurzer Zeit um die Hand der Wirthstochter Marie und zugleich um die erledigte Lehrerstelle im Dorfe; denn der alte Schulmeister hatte sich zurückgezogen. Ersteres wurde ihm von Frau Rosel nach einer kurzen Bedenkzeit bewilligt, das Andere von Eugen im Namen seiner Mutter, der aber dabei nicht unterlassen konnte, die armen Kinder des Dorfes zu bejammern, die von nun an eine schreckliche Erziehung genießen würden.

Die andere Partei, welche den Verlust des Herrn Wellen-Stillfried anfänglich sehr beklagte, war der Schauspieldirektor Herr Müller, und um so mehr, da die Staatsräthin den Wunsch aussprach, die Truppe möge für dieses Mal ihre Vorstellungen beendigen und Schloßfelden verlassen. Das thaten sie denn auch, und wir können dem geneigten Leser versichern, daß sie gern von dannen zogen. Der Traum des Herrn Trommler: die überströmende Kasse, ging durch Eugen's und der alten Dame Freigebigkeit buchstäblich in Erfüllung, und der vortreffliche Trommler wurde nebenbei noch so gut bedacht, als hätte er an irgend einem großen Theater ein Benefiz gemacht.

Sie wandten sich nach Schmatzhausen, und Eugen, der sie ab-

ziehen sah, sandte ihnen einen ernsten, wir möchten sagen: wehmüthigen Blick nach. Er hatte die guten Menschen lieb gewonnen, und der Gedanke, daß sie sein Andenken segnen würden, machte ihn wahrhaft glücklich.

Und doch nahmen die fröhlich davon ziehenden Schauspieler eine Traurige mit sich. Es war die blonde Thusnelda, welche die Erinnerung an diese abermals verunglückte Liebschaft um so mehr darnieder drückte, als Hannibal, wie sie erfahren, ein Unwürdiger gewesen, nur der Bediente seines Herrn.

Daß selbst der getreue Pierrot von Eugen nicht verstoßen wurde, glauben wir kaum bemerken zu dürfen. Er gab die heiligste Versicherung, sich künftig zu bessern, und wurde unter die spezielle Aufsicht des Kutschers Martin gegeben, der mit Zeit, Mühe und unterschiedlichen Püffen etwas Anständiges aus ihm heraus bildete.

So waren denn nun drei Brautpaare in und um Schloßfelden, und die Hochzeit derselben wurde an Einem Tage in der kleinen Kapelle droben vollzogen. Es war das ein Tag der Lust und Freude, und es mangelt uns leider an Zeit und Raum, ihn würdig zu beschreiben.

Der Major von Brander hatte der außerordentlichen Vorfälle wegen seinen Urlaub verlängern lassen, und war ihm dies nicht schwer geworden, da man in diesem Augenblicke an keinen europäischen Krieg dachte. Er war Brautführer der schönen Katharina, und als er nach vollendeten Festlichkeiten sich endlich anschickte, nach Hause zurück zu kehren, versicherte er hoch und theuer, es seien das mit die glücklichsten Tage seines Lebens, die er hier oben verlebt.

Rosa Immergrün ließ den Gemahl allein reisen und blieb noch eine Zeit lang bei der Staatsräthin. Sie hatte hier zu viel poetische Eindrücke in sich aufgenommen und konnte nicht umhin, einen Theil derselben an Ort und Stelle zu verarbeiten. Vielleicht erhält

der geneigte Leser durch ihre Feder noch eine Fortsetzung dieser einfachen Geschichte.

Eugen wurde in jeder Hinsicht ein musterhafter Sohn und Ehemann. Er widmete sich ganz den Geschäften seines Hauses und leitete alle Angelegenheiten desselben.

Eines Morgens meldete ihm der Förster, nach mehrwöchentlichen Streifereien und Nachspürungen sei es endlich gelungen, ein paar der schlimmsten Wildfrevler einzufangen, vielleicht dieselben Burschen, die damals in jener Nacht auf den Herrn selbst geschossen. Eugen ritt zur Försterwohnung hinaus, um sich die Gefangenen vorführen zu lassen. Es wurden zwei herabgekommene, zerlumpte Männer vorgeführt mit großen Bärten, aber trotzigen Gesichtern, und als Eugen sie erblickte, konnte er sich eines tiefen Schauders nicht erwehren.

Wer die beiden Wilddiebe eigentlich waren, hat er nie Jemanden gesagt. Er verbot seinen Leuten auf's Strengste, überhaupt über diese Angelegenheit zu sprechen. Die beiden Männer aber ließ er anständig kleiden, und dann stellte er ihnen nach einer kurzen Unterredung die Wahl, ob sie in ihre Heimat ausgeliefert sein, oder ob sie sich geneigt zeigen wollten, von ihm mit Geld und Briefen unterstützt, nach Amerika auszuwandern. Sie wählten natürlicher Weise das Letztere und verließen Europa, um sich jenseits des Oceans einen neuen Herd zu gründen.

Madame Schoppelmann, die in der Nähe der Residenz bei ihrer Schwester geblieben war und darauf zu einem Besuche nach Schloßfelden kam, wo sie sich mit der Wirthin, Frau Rosel, außerordentlich befreundete, konnte sich doch nicht ganz von ihrem Geschäfte am Markt trennen. Sie unterstützte ihre Nachfolger, die Firma Klingler und Claasen, fleißig mit ihrem gediegenen Rathe, und besuchte bei dieser Veranlassung die Jungfer Strebeling, die sich noch immer in ihrer alten Wohnung befand.

Clementine saß meistens am Fenster, ein zweiter weiblicher

Toggenburg. Doch als sich Herr Müller nie mehr zeigte, sie auch keine Kunde weiter von ihm erhielt, nahm sie die fixe Idee in sich auf, das Bild jenes jungen Mannes sei nichts als eine Versuchung des Bösen gewesen. Darauf hin las sie fleißig in ihrem Gebetbuche und besuchte sämmtliche Kirchen so oft als möglich. Sie wäre gar zu gern in ein Kloster gegangen, doch war dies aus bekannten Gründen nicht thunlich.

Schließlich können wir nicht verschweigen, daß Sultan, der treue Hund, fortan ebenfalls auf dem Schlosse wohnte, und zwar in einer neuen Hütte, grau angestrichen. Sein Halsband war von grünem Leder und darauf standen in gelbem Messing die Buchstaben E. S. — Eugen Stillfried.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

F. W. Hackländer's Werke.

XIII. Band.

Ergrimmt ſetzte er ſich wieder hin und begann ſeine Arbeit von Neuem; bei jedem Stich, den er machte, kamen die Hurlemänner wieder näher und ſeufzten gar kläglich. Da dachte Philipp in ſeiner gutmüthigen Art: was mag den kleinen Kerls nur fehlen? und als ſein Führer von vorhin ziemlich nahe trat, ihn mit einem ſonderbaren Blick anſah und dabei mit der Hand über ſeinen Rücken fuhr, da dachte Philipp: aha, ſoll ich vielleicht den Zwergen ihre Camiſöler und Hoſen flicken; und es war, als wenn der Zwerg ſeine Gedanken verſtanden hätte, denn über ſein kummervolles Geſicht flog ein freundliches Lächeln. Hierdurch aufgemuntert, griff der Schneider nach ihm, faßte ihn in's Genick und legte ihn auf das eine Knie, um ſeine Kleider zu unterſuchen. Da fand ſich denn freilich in dem Rücken des Camiſoles ein großer Riß, und als der Schneider das Zeug auseinander that, ſah er, daß der Schnitt nicht nur durch Unterfutter und Hemd lief, ſondern ſogar bis auf das Körperchen des Hurlemanns. Dieſer Körper war aber von ganz beſonderer Art. Er beſtand nicht aus Fleiſch, ſondern war mit einer Zwiebel zu vergleichen, nur daß die Schaalen, die über einander lagen, aus einem feinen Stoffe, wie lauter Roſenblätter beſtanden. Doch bald darauf fiel ihm ein, wie ihm ſeine Großmutter einmal erzählt, daß die Hurlemänner, ſo wie alle Zwerge und Alraunen von den Wurzelmännern herkämen, welche Nachkommen von den Zwiebelleuten ſeien.

Wie ſchon früher geſagt, war unſer Schneider, wenn er einmal zum Arbeiten aufgelegt war, ein fleißiger und pünktlicher Menſch, weswegen er gleich hier bedachte, daß er doch wenigſtens den Verſuch machen müſſe, auch den kleinen Körper des Zwergs zu flicken, ehe er ihm Unterfutter und Camiſol darüber zuſammen nähe. Auch war er muthwillig genug, in Erinnerung an das Feuer und die Ohrfeige von von vorhin, dem Zwerge hie und da einen Stich tiefer zu thun, als nothwendig war, und begann mit der feinſten Nadel, die er hatte, die Arbeit. Neugierig rückten die andern Zwerge näher, und ihr Geſicht begann ſich etwas aufzuklären, als ſie ſahen, wie der Schneider mit großer Gründlichkeit die unterſten Blätter des Schnittes zuerſt zunähte. Jetzt dachte Philipp, wäre es nicht mehr wie recht und billig, daß ihm die kleinen Krabbelinsky auch einmal auf ſeine Fragen Antwort gäben. Und als er ſich gerade eine neue Nadel einfädelte, that er den Mund weit auf, und bat die Zwerge ihm doch zu ſagen, wer ſie eigentlich wären. Doch, o weh! Kaum hatte er das Wort geſprochen, ſo wurde die Nadel zwiſchen ſeinen Fingern glühend und fuhr ihm einen Zoll tief in die Hand, ſo daß er vor Schmerz laut aufſchrie. Auch bekam er jetzt von der andern Seite eine Ohrfeige, die aber nicht minder kräftig war, als die erſte. Was war zu thun?

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Dreizehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Märchen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Schloß Schweigern.

In der alten Zeit, aus der ſich die meiſten unſerer ſchönen Sagen und Märchen herſchreiben, prangten die herrlichen Gefilde am Neckar noch nicht, wie jetzt, im Schmuck der Getreide- und Obſtfelder; die Höhen bedeckte damals noch dichter, finſterer Wald, aus dem nur hie und da ein Lug in's Land, auch Langerhans genannt, wie man ſie heute noch erblickt, emporragte. Doch dieſe alten Gemäuer, deren Thurm und Fenſter jetzt mit wehendem Epheu bedeckt ſind, und an deren Fuß das dichte Unkraut emporwuchert, faßten damals ein ganz anderes Leben in ſich. Da hörte man nicht den fröhlichen Geſang der Weingärtner oder das Geknarr eines Wagens, der hinaus in's Feld fuhr, um die goldenen Früchte aufzuladen, ſondern der Knappe, der mit eherner Pickelhaube und gewaltigem Spieß dort oben hinter der Bruſtwehr ſtand und in die Gegend hinausſah, vernahm nur zuweilen das Röhren eines Hirſches, den Schall eines Hüfthorns oder den Schlag der Axt, die einen mächtigen Eichbaum niederwarf. Der Neckar, der ſchöne klare Fluß, ſtrömte, wie auch noch jetzt, zwiſchen den Bergen dahin; doch ſahen ſeine Ufer keine reichen Städte oder blühende Dörfer, ſondern ſie waren bedeckt mit

Schilfgras und Weidengestrüpp, durch das sich nur hie und da ein kleiner Pfad wand, der Wechselgesang der Hirsche, wo diese zu Wasser gingen.

Etwas abseits von dem Flusse, ungefähr eine Stunde weit in's Land hinein, ist ein schönes Thal, rings von Bergen eingefaßt und beschützt, eine Wohnung der süßen traulichen Einsamkeit, ein Thal, ruhig und still, das klein genug war, um den vorüberziehenden Wanderern verborgen zu bleiben, und groß genug, um den Blicken seiner Bewohner die Abwechslung des dichten frischen Waldes mit grünen, saftigen Wiesen und klarem Wasser, das von den Bergen niederströmte, zu gewähren.

Von den umliegenden Bergen, die aus dem Thale sanft aufwärts stiegen, sah man weit hinaus in die Landschaft, sah den Neckar, wie er sich in tausend Krümmungen hindurchwand und endlich zwischen fernen Bergen verlor, hinter denen wieder höhere emporstiegen. Und wenn man das Alles gesehen und sich lange umgeschaut in der reizenden Gegend, die rings herum wie ein schönes Gemälde aufgerollt war, so stieg man gern wieder hinab in das Thal, denn so schön, wie dieses, war doch keines der umliegenden. Selbst die Thiere des Waldes fanden es hier am heimlichsten, und wenn zahlreiche Rudel von Hirschen und Rehen auch gerne unter den hochstämmigen Eichen der umliegenden Berge herumsprangen, so war doch im Thal selbst ihr Aufenthalt und sie kehrten am Abend in lustigen Sprüngen dahin zurück.

Aber trotz der Schönheit, mit der die Natur dies Thal geschmückt hatte, war es von keinem Menschen bewohnt und wurde vielmehr von Allen, die in diese Gegend kamen, gemieden. Die Jäger und Edelknappen der umliegenden Schlösser, wenn sie bei der Verfolgung eines Wildes in seine Nähe kamen, und im Eifer der Jagdlust eine der Höhen bestiegen hatten, von wo es hinabging, ließen dem Wild seinen freien Lauf und verfolgten es nicht weiter. Wohl schauten die Jüngsten und unerfahrensten mit Begier dem enteilenden Hirsche nach

und wären ihm gern gefolgt; allein jedesmal wurden sie von den älteren Jägern zurückgehalten und den Unwissenden von der Sage erzählt, die im Munde des Volks lebte und nach der das Thal verrufen und gefährlich für Jeden sei, der es wage, die Markung zu überschreiten.

Die ältesten Knappen und Waldmeister hatten dasselbe von ihren Eltern gehört und wußten Beispiele anzuführen, daß Leute, die neugierig hinabgestiegen, nie zurückgekommen seien. Wohl habe man dieselben von Zeit zu Zeit unten im Thale wandeln sehen, auch seien sie zuweilen an den Höhen hinaufgestiegen und in ihrer ältern Tracht oft nahe zu den Holzhauern und Jägern gekommen; allein niemals hätten sie die Grenze des Thales überschritten und auf keine an sie gerichtete Frage Antwort gegeben, vielmehr wären sie kopfschüttelnd zurückgegangen, indem sie sich wie Stumme auf den Mund deuteten.

Wenn die alten Jäger so bei der Ruhe, die sie unter einem alten Eichbaum oben auf dem Berge hielten, von dem Thale drunten erzählt hatten, führten sie die jüngern an einen anderen Theil desselben, wo die Waldung etwas lichter war und letztere hinabschauen konnten. Und da sahen diese mit Verwunderung unten ein stattliches Schloß liegen, dessen Aeußeres so wohl erhalten war, daß man glauben konnte, es sei bis auf den heutigen Tag bewohnt. Die Fenster desselben glänzten im Sonnenstrahl, die Zugbrücken waren heruntergelassen, die Mauern ohne Fehl und zierlich gebaut, und selbst die Windfahnen auf dem Dach sahen neu aus, als wären sie eben erst dahin gesetzt.

Aber über diesen Gebäuden und dem weitläufigen Parke, der sie umgab, lag eine unheimliche Stille; das Wasser in den See'n schien gemalt und war unbeweglich; die Blätter der Bäume rauschten nicht, und keiner der Vögel, die um Schloß und Wald flogen, ließ seine Stimme erschallen.

Und so war es aber auch in dem ganzen Thale. Da gab das

zahlreiche Gewild, das herumlief, keinen Laut von sich, da erschallte kein Vögelgesang. Alles war ruhig und still. Nie sah man Jemand aus dem Schlosse treten, der mit der äußern Welt in Verbindung gekommen wäre. Und deßhalb wußten die Jäger und Holzhauer von den benachbarten Schlössern, die, wenn sie ihren Geschäften nachgingen, zuweilen in diese Gegend kommen mußten, schon seit den ältesten Zeiten keinen andern Namen, als den ihm das Volk wegen der Oede und Stille gegeben, und nannten es Schloß Schweigen oder später Schloß Schweigern.

Im Munde des Volkes hatte sich über Thal und Schloß eine alte Sage erhalten. Nach dieser lebte hier vor langen, langen Jahren ein mächtiger König, der eine schöne, aber sehr wunderliche Tochter hatte, die einen gar sonderbaren Schwur gethan. Wer nämlich ihr Herr und Gemahl werden wolle, müsse versprechen, sie nicht zu überleben, das heißt, wenn sie zuerst stürbe, dürfe er sich nicht scheuen, mit seiner Gemahlin sich lebendig begraben zu lassen. Durch diese sonderbare Bedingung, die im Lande so ziemlich bekannt geworden war, hielt sich Jeder abgeschreckt, um die Prinzessin zu werben, und diese sah schon mit innerlichem Grausen die Zeit heran nahen, in der ihre außerordentliche Schönheit verblühen und sich dann Niemand mehr finden würde, der so seltsame Verpflichtungen auf sich nähme. Da begab es sich, daß der Sohn eines benachbarten Königs sie sah und sich so heftig in sie verliebte, daß er auf Erden keine Ruhe mehr zu finden glaubte, als nur in ihrem Besitz. Dieser bewarb sich um die Prinzessin, worauf der König antwortete: „Wer meine Tochter heirathen will, muß sich nicht fürchten, lebendig begraben zu werden," und erzählte ihm, was die Prinzessin für einen Schwur gethan. Aber die Liebe des jungen Prinzen war so groß, daß er an keine Gefahr dachte und das Versprechen zu halten gelobte, worauf ihre Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde.

Nun lebte das neuvermählte Paar eine Zeit lang glücklich und

vergnügt mit einander, da geſchah es, daß die junge Prinzeſſin krank ward und kein Arzt ihr helfen konnte, alſo daß ſie ſtarb. Und als ſie todt da lag, fiel dem jungen Prinzen mit Schrecken ein, was er verſprochen hatte, daß er ſich lebendig mit ihr wolle begraben laſſen. und der alte König, aus Furcht, ſein Tochtermann möchte das Verſprechen bereuen, ließ alle Thore mit Wachen beſetzen, damit dieſer nicht entfliehen könnte, und ſprach, nun müßte er halten, was er gelobt hätte.

Als der Tag kam, wo die Leiche in das königliche Gewölbe beigeſetzt wurde, da ward er mit hinabgeführt und alsdann das Thor der Gruft verriegelt und verſchloſſen. Neben dem Sarg ſtand für den lebendig Begrabenen ein Tiſch, darauf ein Licht, vier Laibe Brod und vier Flaſchen Wein, wenn das zu Ende ging, mußte er verſchmachten. Nun ſaß er da beim Sarg voll Schmerz und Trauer und aß jeden Tag nur ein Bißlein Brod, trank nur einen Schluck Wein und ſah doch, wie der Tod ihm immer näher rückte. Da geſchah es, daß er einmal aus der Ecke des Gewölbes eine Schlange hervorkriechen ſah, die ſich der Leiche näherte. Und weil er dachte, die Schlange käme, um die todte Prinzeſſin zu verletzen, zog er ſein Schwert, und hieb die Schlange in vier Stücke, indem er ausrief: „ſo lange ich lebe, ſollſt du ſie nicht anrühren.“ Ueber einer Weile ſah er, wie eine zweite Schlange aus der Ecke herauskroch; doch als dieſe die andere todt und zerſtückt da liegen fand, kroch ſie eilends zurück, kam aber bald wieder und hatte drei ſilberne Ringe im Munde. Alsdann nahm ſie die vier Stücke der getödteten Schlange, legte ſie zuſammen, wie ſich's gehörte und ſteckte über jede Wunde einen der Ringe. Alsbald fügte ſich das Getrennte aneinander und die Schlange regte ſich war lebendig und beide eilten fort. Doch da das Loch, zu welchem ſie hereingekommen waren, kaum groß genug war, um den Schlangenleib durchzulaſſen, ſo ſtreifte die eine Schlange bei dem Hin-

ausschlüpfen ihre drei silberne Ringe ab, die auf der Erde liegen blieben.

Der Prinz, der Alles mit größtem Erstaunen angesehen hatte, dachte: Welch' wunderbare Kraft muß in diesen Ringen stecken! Haben sie eine Schlange wieder lebendig gemacht, so helfen sie vielleicht auch einem Menschen. Er hob die Ringe auf und legte einen davon auf den Mund der Todten und auf jedes Auge einen. Alsbald bewegte sich das Blut in ihrem Leib und stieg in das bleiche Angesicht, daß es sich wieder röthete. Da schlug sie zur größten Freude des Prinzen die Augen auf und sprach: „Ach Gott, wo bin ich?" — „Du bist bei mir, liebes Weib," antwortete dieser, gab ihr etwas Wein und Brod, um sie zu stärken und erzählte ihr, wie Alles gekommen und wie er sie wieder in's Leben erweckt. Da stand die Prinzessin fröhlich auf und der Prinz klopfte an die Thüre der Gruft so laut, daß es die Wachen, die aufgestellt waren, hörten und dem alten König meldeten. Dieser kam selbst und öffnete die Thüre, da standen Beide frisch und gesund, und er führte sie hinauf und erfreute sich mit ihnen, daß nun alle Noth überstanden sei. Die drei silbernen Ringe aber reihte der junge Prinz sorgfältig an eine Schnur und hing sie sich um den Hals.

Es war aber, als ob das Herz der Prinzessin, die sonst treu und gut gewesen war, seitdem ihr Mann sie durch die Schlangenringe wieder in's Leben gerufen, sich ganz umgekehrt und verändert habe, denn es dauerte nicht lange, so faßte sie eine unerlaubte heftige Neigung zu einem der Ritter des alten Königs, und die Beiden trachteten nur, den jungen Prinzen um's Leben zu bringen. Zu dem Zweck ritt die Prinzessin eines Tages mit ihrem Gemahl zum Jagen in den dichten Wald und verließ ihn da wie von ungefähr; denn dort hatte sie Meuchelmörder versteckt, die plötzlich über ihn herfallen und ihn umbringen sollten. Obgleich deren viele waren, so gaben doch die drei silbernen Ringe dem jungen Prinzen eine solche Kraft, daß er sie alle darniederschlug und unverletzt seine

Philipp griff hinter ſich nach ſeinem Knotenſtock, doch glaubte er zu bemerken, wie bei dieſer Bewegung die Hurlemänner plötzlich anfingen, in die Breite und Länge zu wachſen. Deswegen lies er die Hand mit einem Seufzer ſinken, und begann ſeine Art von Neuem. Doch da waren alle Stiche, die er ſchon gethan, wieder aufgeriſſen und es dauerte eine gute halbe Stunde, ehe er wieder ſo weit war, wie vorhin. Innerlich ſeufzte er tief über die ſchlechte Geſellſchaft, in die er gerathen und dachte betrübt an ſeine Werkſtatt in Aachen, an Meiſter Caspar und Roſa. Es war ja wahrhaftig hier noch ſchlimmer wie dort. Da hätte er einen ganzen Tag ſchwatzen können und doch hätte er keine Ohrfeige bekommen oder wäre ihm die Nadel glühend geworden.

Ach, dachte er, das Schwatzen bei einer Arbeit muß doch eine böſe Angewohnheit ſein und wenn das ſchon eine Stunde von Aachen ſo ſchwer beſtraft wird, und das ſo fortgeht, ſo werden ſie mir in der nächſten Stadt für das unſchuldigſte Wort am Ende den Kopf abſchlagen; zum erſtenmal in ſeinem Leben dachte er darauf an eine ernſtliche Beſſerung. Die Arbeit ging ihm indeſſen raſch von Statten, nur kam es ihm aber ſonderbar vor, daß er, ſo oft er einen größeren Stich machte, als nöthig, in der Hand einen ſchmerzlichen Stich empfand, wie von einer Nadel.

Während der Zeit trugen die andern Männerchen beſonders trockenes Reißig zuſammen und unterhielten das Feuer auf's Beſte. Jetzt war auch Philipp fertig geworden und da er doch das Bügeleiſen nicht gebrauchen durfte, um das Camiſol auszubügeln, ſo nahm er ſeine große Scheere, und klopfte die Näthe auf dem Rücken des Zwerges breit, wobei er übrigens heftiger zuſchlug, als gerade nöthig war. Darauf nahm er den Zwerg auf die Hand, beſah ihn nochmals genau, und bemerkte mit Freuden, daß alle Traurigkeit von deſſen Geſichte verſchwunden war, worauf er ihm mit der flachen Hand einen Klaps auf einen gewiſſen Theil des Körpers gab, daß er über das Feuer hinüber in das weiche Moos fiel. Doch ſchien dieſe Behandlung den Zwerg gar nicht böſe zu machen, vielmehr raffte er ſich auf und tanzte wie unſinnig vor Freuden eine Zeit lang herum. Dann aber trat er vor den Schneider hin, zog aus der Taſche ein großes Goldſtück heraus und legte es ihm auf die Hand. Ueberraſcht ſah Philipp das Gepräge und bemerkte, daß es ein wohlausſehender Goldgulden war, der dem Gewicht und Klange nach wohl ächt ſein konnte.

Während dieſen Geſchichten war die Nacht vorgerückt, und ſchon fühlte man den kühlen Wind, der dem Morgen voraus eilt, als Philipp begann, ſein Handwerkszeug zuſammen zu packen und nach ſeinem Knotenſtock langte, um ſich den Zwergen zu empfehlen. Er reichte Allen nach einander die Hand und es that ihm wirklich leid, daß die

Gemahlin wieder fand. Dieser erzählte er, was ihm eben passirt, und als sie sich fälschlich darüber verwundert und erfreut stellte, daß er eine so große Anzahl Mörder habe niedermachen können, vertraute er ihr unvorsichtiger Weise, wie ihm, so lange er die Schlangenringe bei sich trage, kein Leid geschehen könne. Dies merkte sich das böse Weib und mischte eines Tages, als der alte König gerade abwesend war, einen Schlaftrunk, den ihr Gemahl trinken mußte, worauf sie ihn beredete, auf dem tiefen See, der vor dem Schlosse lag, mit ihr eine Spazierfahrt zu machen.

Kaum hatte sie sich mit jenem Ritter in den Nachen gesetzt, als der junge Prinz in einen tiefen Schlaf versank. Alsbald nahm die Prinzessin eine Scheere zur Hand und durchschnitt die seidene Schnur, um so die drei silbernen Ringe zu bekommen. Allein sie benahm sich so ungeschickt dabei, daß die Ringe durch ihre Finger glitten und in den tiefen See fielen. Zu gleicher Zeit hatte der Ritter den armen Prinzen erfaßt und über den Nachen hinaus in's Wasser geworfen, wo dieser sogleich untersank und nicht wieder zum Vorschein kam. Kaum hatten sie auf diese Art das Verbrechen begangen, so war es, als sei der böse Zauber von der Prinzessin gewichen; sie schauderte vor ihrer Unthat zurück, warf sich auf die Knie und gerieth in die schrecklichste Verzweiflung. Als sie wieder in's Schloß zurückgekommen waren, eilte sie dem alten König entgegen und bekannte ihr Verbrechen. Dieser aber sprach: „Wenn du das gethan hast, ist keine Gnade für dich; dein Gemahl hat für dich sterben wollen, und du hast ihn im Schlafe umgebracht. Darum sollst du deinen verdienten Lohn haben." Da ward sie hinaus an den See getragen und hineingeworfen, so daß sie elend ertrinken mußte. Der alte König aber legte sich nach drei Tagen hin und kam vor lauter Gram zu sterben. Doch ehe ihn der Tod erreichte, sprach er wegen der Unthat seiner Tochter einen schrecklichen Fluch über das Schloß aus, auf daß es in Freude und Lust nicht mehr bewohnt würde, bis jener Fluch gelöst sei. — —

So erzählte die alte Volkssage und setzte noch hinzu, in Mitten des See's, wo der arme Prinz versank, sei eine Pflanze mit schwarzen Blättern emporgewachsen, die blutroth gesäumt seien, und auf deren klaren Wellen zeige sich bisweilen ein schwarzer Schwan, das sei die junge Prinzessin, die in entsetzlicher Trauer über ihr Verbrechen umherschwimmen müsse, bis der Zauber gelöst sei. Doch wie dies geschehen könne, wußte Niemand.

Das Alles hatte sich, wie gesagt, vor langen Zeiten begeben, und man wußte selbst nicht einmal genau, ob Thal und Schloß Schweigern jetzt noch einen Herrn habe oder nicht. Niemand kümmerte sich darum, und da in jenen Zeiten wie überall, so auch an den Ufern des Neckars, auf viel Land wenige Menschen kamen, so ließ man das Thal links liegen und vergaß es allmälig. Die Wege, die früher hingeführt, überwuchsen nach und nach mit Gras und Unkraut oder es erhoben sich sogar mächtige Bäume auf denselben, mit ihren starken Aesten die Eingänge in's Thal gleich eisernen Gittern verschließend.

Und doch lebte noch Jemand auf der Erde, dem Schloß Schweigern als rechtmäßige Erbschaft zugefallen war. Allein dieser hatte selten nach dem Erbgute Erkundigungen eingezogen, und wenn er es gethan, so waren die Nachrichten, die er darüber erhielt, nicht einladend genug, um dem unbekannten Besitzthum einen Besuch zu machen. Wäre er ein alter, lebensmüder Herr gewesen, der die Welt genugsam kennen gelernt hat und der das lustige, muntere Hofleben so durch und durch genossen, daß ihm eine stille Einsamkeit, wo ihn nichts mehr an frühere Lustbarkeiten und Thorheiten erinnerte, wohlthuend gewesen wäre, so hätte er sich vielleicht entschlossen, das Gut einmal näher zu besehen und den Rest seiner Tage in der einsamen Gegend zu verbringen. Aber so war der Herr und Besitzer von Schloß Schweigern ein junger lebenslustiger Graf, der auf seiner Burg an der Donau hauste, wo Tag um Tag mit lustigen Spielen und Turnieren hingebracht wurde, und dem

nichts auf der ganzen Welt so zuwider war, als Einsamkeit und Stille. Oft kam im Geräusche der Jagd oder in einer lustig durchtanzten Nacht unter ihm und seinen Freunden das Gespräch auf Schloß Schweigern, und die jungen Herren unterließen dann nicht, ihre witzigen Bemerkungen darüber zu machen. Wenn sie auch der Sage, daß keiner, der die Markung jenes Thales überschritten, zurückkehren könne, sondern in beständigem Schweigen dort sein Leben verbringen müsse, nicht unbedingt glaubten, so wagte man doch in damaligen Zeiten nicht, mit einem Zauberspuk zu spotten und keiner hätte es gewagt, das Schloß zu besuchen, wo den muntern jungen Herrn etwas so Schreckliches wie Schweigsamkeit für's ganze Leben gedroht hätte.

Graf Raimund, so hieß der Erbe von Schloß Schweigern, zog es daher vor, als er einmal glaubte, eine Luftveränderung könne ihm nicht schaden, an den Hof eines benachbarten mächtigen Königs zu reiten, von dem man erzählte, daß neben drei wunderschönen Töchtern, die seinen Hof schmückten, derselbe ein Sammelplatz der edelsten Ritter und Geschlechter der ganzen Welt sei. Graf Raimund, dem sein Vater in der eisernen Truhe des Schlafgemachs eine gute Summe von vollwichtigen Goldmünzen hinterlassen, rüstete sich und seine Knappen auf's Prächtigste zu der Reise: Alles strotzte von Gold, Sammet und Seide und den Panzer des Grafen konnte man bei Sonnenlicht nicht ansehen, solche Strahlen warf die eingelegte Goldarbeit auf dem spiegelglatten Stahlgrunde. Die Zügel der Rosse waren mit köstlichen Steinen besetzt, die Stangen und Stegreife von edlem Metall und die Trompeten der Herolde, die den Bannerträger umgaben, bestanden aus purem Silber.

So zog der Graf an einem schönen Morgen in die Königsburg ein, angestaunt von allen Edlen und Grafen, die dort versammelt waren. Der befanden sich gerade in diesem Augenblicke nicht wenige da, und weil heute eben ein großes Fest gefeiert

wurde, gleichfalls in sehr prächtigem Aufzuge. Der König vermählte nämlich seine beiden ältesten Töchter an benachbarte Königssöhne und hatte deßhalb für acht Tage die unerhörtesten Lustbarkeiten ausschreiben lassen.-

Als Graf Raimund einritt, saß Seine Majestät, umgeben von dem Hofstaat, in seinem Thronsaal und empfing die Gäste. Zu beiden Seiten saßen seine ältesten Töchter und etwas weiter zurück die jüngste, die sich als Unvermählte noch nicht so den Blicken der versammelten Ritterschaft aussetzen durfte.

Daß diese jüngste Prinzessin nicht ebenfalls auch schon verheirathet war, lag weniger daran, daß sich keine Bewerber um sie gemeldet hatten, als vielmehr, daß zu viele um sie geworben hatten. Man konnte aber auch in der That nicht leicht eine angenehmere und wohlthuendere Erscheinung sehen. So liebevoll und sanftmüthig das Herz der Prinzessin war, so war auch ihr Aeußeres, und all' die Tugenden und guten Eigenschaften, mit denen sie geschmückt war, drangen nach Außen und wirkten unwillkürlich auf ihre ganze Umgebung. Wo sie sich befand, oder wo sie gerade hinkam, schwand aller Hader und Zwist. Die Fäuste der wilden Ritter, die oft in Streit gerathend, schon die Griffe ihrer Schwerter gefaßt hatten, öffneten sich wieder und fuhren an's Herz, das beim Erscheinen der Prinzessin unruhig zu schlagen begann. Jedes Gesicht klärte sich auf und alle Schatten des Unmuths verschwanden wie dunkle Gewitterwolken, wenn ein Sonnenstrahl sie durchbricht. Deßwegen liebte der König aber auch diese jüngste Tochter vor allen und freute sich, in den vielen Bewerbern, die sich für sie fanden, eine Ursache zu haben, sie bei sich zu behalten; denn er sagte, er wolle keinem wehe thun, indem er dem andern seine Tochter gebe. In Wahrheit aber wäre der Verlust der Prinzessin für den König ein unersetzlicher gewesen, denn Niemand als sie verstand es, ihn in verdrießlichen Stunden aufzuheitern, was ihr oft blos mit dem anmuthigen Lächeln in ihren Zügen gelang. Die Hof-

beamten behaupteten ſogar, dies holde Lächeln und die freundlichen Worte, die ſie dabei ſprach, wirkten auch auf die ſchweren Träume, die den König oft beim Nachmittagsſchlaf quälten, denn wenn er ſich auf dem ſeidenen Lager herumwarf, beugte ſich die Prinzeſſin über ihn, küßte ihm ſanft die Stirn und flüſterte leiſe, worauf die finſteren Mienen, die ihm die Träume verurſachten, plötzlich entſchwanden und er in einen ruhigen Schlaf verſank.

Doch wir kehren in den Audienzſaal zurück, wo die Herolde fleißig ihre ſilbernen Trompeten gebrauchen und die Pauken jedesmal einen raſchen Wirbel erſchallen laſſen, ſobald von dem Oberceremonienmeiſter ein neuer Name genannt wird, deſſen Beſitzer in reichem Kleide bei dem König und den Prinzeſſinnen vorbeiſchreitet, ſich verbeugt und alsdann unter dem großen Haufen, der den König und die Prinzeſſinnen umgibt, verliert. Für letztere, beſonders für die jüngſte Prinzeſſin, waren dieſe Vorſtellungen ſehr langweilig. Schon hundertmal ſah ſie dieſelben ehrenfeſten Ritter vor ſich wandeln, ohne mehr dabei zu denken, als ob die Farben des Kleides auch gut zuſammen paßten, oder wie ſchön der und der von dieſem und jenem beim letzten Turnier in den Sand gelegt worden ſei. Sie ſah alle gleich freundlich und theilnehmend oder theilnahmlos, wie man will, an und ſchien ſelbſt nicht einmal die feurigen Blicke, die von den benachbarten Königsſöhnen oder reichen Fürſten neben dem Papa vorbei auf ſie zudrangen, zu bemerken. Wenigſtens ſchaute ſie dem jungen blühenden Ritter, der ſich ihr zu Liebe auf's Beſte geſchmückt hatte, ebenſo freundlich und unbefangen in's Auge, wie einem alten, dem ſie ſchon als Kind auf den Armen der Wärterin an dem langen grauen Barte gezupft hatte.

Jetzt ſchmetterten die Trompeten auf's Neue, die Pauken wirbelten luſtig darein, und an den Thüren des Saals wurden fremde unbekannte Farben ſichtbar. Es war Graf Raimund mit ſeinem Gefolge, der glänzend, wie der junge Tag, und ſchön und ſchlank,

wie eine Tanne des Hochwaldes, durch den Saal schritt und auf's Neue Aller Augen auf sich zog. Er beugte vor dem König ein Knie, und bat um die Vergünstigung, bei den Ringelrennen und Turnieren, die ausgeschrieben seien, zu Ehren der hohen Vermählten einen Speer brechen zu dürfen. Der König bewillkommte ihn auf's Freundlichste, und Graf Raimund, der sich eines Armes von Stahl bewußt war, blickte, als er sich von dem König erhob, forschend im Kreise der Ritter umher, ob ihm da nicht eine besonders kräftige Gestalt in's Auge falle, an der er sich nachher versuchen könne. Doch wenn er auch diese Musterung mit festen Blicken und etwas trotzigem Gesicht begonnen, so hatte er noch nicht die Hälfte des Kreises, der den König umgab, angeschaut, als sein Blick alle Sicherheit verlor und seine gebietenden Züge plötzlich den Ausdruck der tiefsten Unterwürfigkeit annahmen. Er hatte die Prinzessin erblickt, die den schönen Grafen ebenso verwundert ansah und zum ersten Mal in ihrem Leben die Verbeugung eines Mannes mit einer kleinen Befangenheit im Auge und einem leichten Erröthen erwiderte. Das war ein wichtiger Augenblick für Beide, und wenn das Ehrenfräulein der Prinzessin nicht ebenso unerfahren gewesen wäre, wie ihre Gebieterin, so hätte sie wohl gewußt, warum diese, als der Hof aus einander und in seine Gemächer ging, so zerstreut gewesen wäre und auf ganz gewöhnliche Fragen die verkehrtesten Antworten gab.

Aber dem armen Grafen erging es noch schlimmer, denn der tiefe Blick, den er in das schöne Auge der Prinzessin gethan, hatte sein ganzes Denken und Fühlen umgewandelt. Er erwachte wie aus einem langen Traume und ein neues glänzendes Licht, das in seinem Herzen aufgegangen, schien von seiner Brust trübe, düstere Schleier zu entfernen, die sein ganzes Denken und Trachten bisher eingehüllt. Er dachte jetzt mit Trauer und Beschämung an die vielen Stunden, die ihm sonst im Toben der Jagd und im Kreise der lustigen Freunde so schön erschienen waren, und es war ihm,

als hätte er alle Tage, ehe er die Prinzessin gesehen, gar nicht verlebt. Sein Pferd und seine Waffen waren ihm in diesem Augenblicke nur deßhalb lieb und werth, weil er sie mit noch größerer Tapferkeit als sonst zu führen hoffte, um sich so durch Niederwerfung aller Gegner vor der Prinzessin bemerkbar zu machen. Beides gelang ihm auch. Die neu erwachte Liebe stählte seinen ohnehin schon starken Arm noch mehr und es wurde am Hof des Königs kein Turnier gehalten, in welchem Graf Raimund nicht einen Preis errungen hätte. Fast alle bewährten Ritter wußten von seiner Faust zu erzählen, denn beim Turnier schien eine wahre Wuth über den Grafen zu kommen, und wen er mit dem Speer traf, der mußte zu Boden, da half kein Gott. Wenn die Festlichkeiten noch wenige Tage länger gedauert hätten, würde der Hof des Königs ein wahres Spital geworden sein, und von den mannhaften Rittern wenige übrig geblieben, um den Fackeltanz mit aufzuführen.

Aber trotz diesen Heldenthaten, die Graf Raimund täglich verübte, war er doch selbst nie so sehr überwunden worden, als gerade jetzt. Die Fesseln, womit ihn die Prinzessin umwunden, wurden immer fester und erpreßten ihm manchen Seufzer. Ach, der tapfere Graf war nur für den Augenblick des Turniers ein Held; wenn er in seine Gemächer zurückkehrte und entwappnet war, sank er seufzend und klagend in seinen Sessel und blickte gegenüber nach den Fenstern der Königsburg, wo seine Sonne, sein Leben wohnte. Aber auch die Prinzessin schaute jetzt öfter als sonst zu den Fenstern hinaus, und die Zofen wußten lange nicht, warum ihre Gebieterin so plötzlich an den alten Mauern drüben Geschmack gefunden habe. Auch sie war seit einiger Zeit ganz verändert, blickte nicht mehr jedem unbefangen und freundlich in's Gesicht, sondern schlug oft ganze Minuten lang die Augen nieder, heftete sie dann wohl mit ungemeiner Innigkeit gedankenlos auf einen alten Panzer, der in der Ecke des Saals hing, erröthete, wenn Graf Raimund in's Gemach trat, und

erbleichte, wenn man von ihm ſprach, kurz, die Stunde der guten Prinzeſſin hatte ebenfalls geſchlagen.

In der erſten Zeit hatte das liebende Paar Niemand, dem es ſeine Noth klagen konnte. Es geht den vornehmen Perſonen darin weit ſchlimmer, als den geringen. Der Graf, wenn er ſich auch in einſamen Stunden manchen Blick der Prinzeſſin, manches Lächeln zu ſeinem Vortheil zuſammen zu reimen ſuchte, ſtürzte doch den Augenblick darauf dieſe glänzenden Luftſchlöſſer wieder um, glaubte nicht an ſein Glück, von der Prinzeſſin geliebt zu werden, und war der Unglückſeligſte aller Sterblichen. Wenn es auch der Prinzeſſin in einem Punkte beſſer erging, und ſie wohl an dem Benehmen Raimunds ſah, was er für ſie fühlte, ſo war ſie doch auf der andern Seite viel mehr gefeſſelt, und mußte auf ihre Mienen und Worte genauer Achtung geben, um den Zuſtand ihres liebenden Herzens nicht in einem unbewachten Augenblicke vor dem Papa, den Schweſtern oder dem Grafen zu verrathen.

Dieſer hatte nur einen einzigen vertrauten Freund bei Hofe, ein biderber Ritter, der mehrere Züge in das heilige Land gethan. Dieſem erzählte er an einem ſchönen Morgen ſeine ganze Leidensgeſchichte. Anfänglich ſtutzte derſelbe ob der vermeſſenen Idee, daß ſein Freund ſein Auge zur Tochter des Königs erhoben, doch da er wußte, daß ſich die Liebe nicht gebieten läßt, verſprach er dem Grafen ſeine Hülfe, und hatte auch bald Mittel und Wege entdeckt, durch die er erfuhr, daß die Prinzeſſin das Bild ſeines Freundes ebenfalls mit der glühendſten Liebe in ihrem Herzen aufgeſtellt hatte. Dieſe Nachricht, die den Grafen Raimund im erſten Augenblick vor Freuden außer ſich brachte, räumte manche Schranke, die ſich der Annäherung der beiden Liebenden entgegen geſtellt, hinweg und in kurzer Zeit ſahen ſie ſich zum erſten Mal ohne Beiſein des ganzen Hofes. Der Graf ſtürzte der Prinzeſſin zu Füßen, ſchwor, ohne ſie nicht leben zu können, und nachdem hin und wieder einige Thränen gefloſſen, reichte ſie ihm die Hand, und nahm ihn, vorläufig wenigſtens im

Geheimen, zu ihrem Ritter an. Doch war damit noch nicht viel gewonnen und wenn auch in phantasiereichen Augenblicken Graf Raimund sich Hoffnung machte, daß ihm der König doch vielleicht seine jüngste und -geliebte Tochter zur Gemahlin geben würde, so fielen diese schimmernden Plane bei kälterem Beleuchten wieder gänzlich zusammen und die beiden Freunde gestanden sich, daß sie vor einer weiten Kluft stünden, die auszufüllen oder zu überschreiten wohl unmöglich sein würde.

Und so war es auch. Nicht so bald hatte der König durch geschäftige Zwischenträger, die sich überall unberufen eindrängen, von einem Einverständniß erfahren, das zwischen seiner Tochter und dem Grafen Raimund stattfinden sollte, als er in einen gelinden Zorn ausbrach und in einer vertraulichen Stunde die Prinzessin ausforschte. Hier sah denn nun der König zu seinem Schrecken ein, daß sich die Sache wirklich so verhalte und das Herz der Tochter sehr zwischen väterlicher Liebe und der Treue, die sie dem Grafen zugeschworen, schwanke. Da nun eine Verbindung zwischen Beiden das Letzte war, woran der König in seiner Ueberraschung dachte, so bemerkte er dem Grafen in einer Unterredung, es schiene ihm sehr, als bedürften seine weitläuftigen Güter der unmittelbaren Aufsicht ihres Herrn, und da Raimund diesen Wink verstand, so wurde er nicht wenig bestürzt, und empfahl sich mit halb gebrochenem Herzen dem Könige zu fernerer Gnade und weiterem Wohlwollen.

Mit welchen Gefühlen der Graf in seine Wohnung zurückkam und dem Freunde Bericht erstattete über alle fehlgeschlagenen Hoffnungen, kann man sich leicht denken. Sein Stolz erlaubte ihm nicht, auch nur einen Tag länger bei Hofe zu bleiben, und das Schlimmste war, daß er nicht einmal mehr Gelegenheit fand, die Prinzessin zu sehen. Ihr nochmals Liebe und Treue bis zum Grabe zu schwören, mußte er seinem Freund überlassen und konnte nur

der nachblickenden Geliebten durch Farben der Feldbinde und Kleidung seine traurigen Gefühle kund geben.

So zog er am folgenden Morgen aus; seine Herolde bliesen wehmüthig das Lied:

„Im Grab ist Ruh'"

und der schöne Graf, der in den reichsten, prächtigsten Gewändern eingeritten war, verließ das Hoflager in kohlschwarzer Rüstung und in einer Feldbinde von himmelblauer Farbe als Zeichen der Treue.

Wie sehr hatten sich seine Gedanken, ja sein Herz verändert, seit er seine lustige Burg an der Donau verlassen. So traurig sich auch jetzt sein Leben zu gestalten begann, so kam ihm doch sein damaliges Treiben unter seinen Freunden noch viel schaaler und nüchterner vor; denn das Bild, das er jetzt in seinem Herzen trug, war, wenn auch mit Trauer umgeben, doch von einem kleinen Hoffnungsstrahl beglänzt, und füllte all' sein Denken so süß aus, daß er andern Gegenständen auch nicht den kleinsten Platz gönnen mochte.

Wenn er sonst von Streifzügen heimkehrte, dachte er mit Lust an seine stattliche Burg und freute sich, seine Pferde, Mannen, ja selbst seine Hunde wieder zu sehen, allein jetzt dachte er mit Unmuth an alle diese Sachen und an das laute Getümmel seiner Freunde, und wäre viel lieber für sich geblieben, um seinen stillen Träumereien ungestört nachhängen zu können. Während er in diesen Gedanken gesenkten Hauptes die Straße dahin ritt und seinem Rosse die Zügel ließ, fiel ihm plötzlich sein nie betretenes Besitzthum, das einsame Schloß Schweigern, ein. Er suchte in seinem Gedächtniß all' die Erzählungen zusammen, die man ihm von dem schönen stillen Thale gemacht, erbaute sich daraus einen Aufenthalt, der ihm zu seiner betrübten Gemüthsverfassung sehr passend erschien, und führte augenblicklich den Gedanken aus, sich auf den Weg nach seinem

fünf noch viel trauriger aussahen, und nur der, den er geflickt, ein munteres und fröhliches Gesicht machte. Dieser zog einen kleinen goldenen Becher aus der Tasche, setzte ihn an den Mund und reichte ihn darauf dem Schneider, der kein Arg hatte, das süße Getränk, was darin war, bis auf den letzten Tropfen auszusaugen. Doch wie ward ihm plötzlich! Zuerst schien es ihm, als falle er von einem Berg herunter, dann aber fühlte er mit Schrecken und Entsetzen, daß sein Körper allmälig einschrumpfte und er in wenig Augenblicken eben so klein war, wie die Zwerge.

Das war ein schrecklicher Moment für den armen Philipp und er war so betrübt, daß er anfänglich keine Gedanken hatte; dann entstürzten ihm heftige Thränen und er dachte an Rosa, zu der er als so ein kleiner Knirps doch nimmermehr zurückkehren durfte. Als er wieder bei voller Besinnung war, gebrauchte er seinen Mund, der so lange geschwiegen, auf das Heftigste und warf den Zwergen unter bitterlichen Thränen ihren Undank vor. Doch alle zuckten die Achseln und zeigten in die Höhe, als wollten sie ihm andeuten, daß er doch wieder so groß werden würde und er möge nur Geduld haben.

Was war zu thun? Der arme Schneider mußte sich in Geduld fügen und den Zwergen folgen, die vorangingen und ihm winkten nachzukommen. Wie ungeheuer erschienen ihm jetzt die Tannenbäume, zu deren Spitzen er kaum hinaufsehen konnte. Das niedere Wachholder- und Distelgebüsch, das er gestern noch mit dem Fuß zertreten, ragte ihm jetzt hoch über den Kopf, und Käfer und Spinnen, die der ankommende Morgen erweckt, und die lustig ihren Geschäften nachliefen, erschienen ihm jetzt groß und fürchterlich.

Nach kurzer Zeit gelangte er mit den Hurlemännern an einen hohen Fels, so hoch wie er früher nie einen gesehen und hier standen sie still, vor einer versteinerten Wendeltreppe, wie er sie sonst mit andern Muscheln aus den Felsen heraus gehauen hatte und die ihm jetzt ungeheuer groß vorkam. Einer der Zwerge nahm ein goldenes Horn hervor und stieß hinein, worauf sich die Wendeltreppe langsam herumdrehte und eine Oeffnung zeigte, zu welcher die Gesellschaft hinein und langsam aufwärts stieg.

Die nie gesehene ungeheure Pracht, die sich jetzt vor den Blicken Philipps entwickelte, ließ ihn für Augenblicke sein Leid vergessen. Von der Treppe kamen sie in eine große Vorhalle, aus den schönsten glänzendsten Steinen zusammen gesetzt und von Säulen getragen, die aus rosenrothem und weißem Krystall bestanden. Von hier kamen sie in große Säle, von denen einer prächtiger geschmückt war, als der andere. Doch war in all' den Zimmern und Gängen keine Menschenseele zu sehen. Daß aber hier noch vor wenigen Stunden Leute gewesen waren,

Schloſſe Schweigern zu machen. Die Schaar ſeiner Knappen und Reiſigen wußte anfänglich nicht, warum der Graf ſein Roß nach einer ihnen unbekannten Gegend hinwandte, und folgte ihm mehrere Tage lang, bis ſie zu den Ufern des Neckars kam, wo ihr der Graf ſeinen Entſchluß kund that.

Anfänglich ſtutzte das Gefolge nicht wenig und verſuchte es, den Grafen von der Vermeſſenheit abzuhalten, in jenes verrufene Thal zu dringen, deſſen ſtille Schreckniſſe den Jüngern aus dem Munde der Aelteren bekannt waren. Allein da der Graf feſt auf ſeinem Vorhaben beſtand und all' denen, die ihn verlaſſen wollten, freien Urlaub bewilligte, befand ſich kein Einziger, der ſeinen Herrn im Ernſt hätte verlaſſen mögen, und alle erklärten ſich bereit, ihm nöthigen Falls in die Hölle zu folgen.

Nachdem der Trupp an den Ufern des Neckars eine Weile ausgeruht hatte, ſchickte der Graf einen Reiſigen nach einigen jener Wartthürme hinauf, die an den Ufern des ſchönen Fluſſes ſtanden, und erbat ſich Jemand, der ihm den Pfad nach Thal und Schloß Schweigern zeige. Bei dieſer Bitte bekreuzte ſich anfänglich die edle Knappenſchaft droben, und erſt als ſie hörten, daß der rechtmäßige Beſitzer von Schloß Schweigern dort unten halte, ſandten ſie einen hinab, der dem Grafen querfeldein vorritt. Bald ſah die kühne Schaar eine Bergkette vor ſich liegen, welche ihnen der Knappe als die Höhe bezeichnete, die das Thal Schweigern umſchließt. Auch gab er ihnen die ungefähre Richtung an, nach welcher ſie hinreiten müßten, um einen der Wege zu finden, die früher in's Thal geführt, beurlaubte ſich dann von dem Grafen, wandte ſein Roß und ſprengte im vollen Galopp den Weg nach ſeiner Heimath zurück.

Graf Raimund, der viel zu ſehr mit der entfernten Geliebten beſchäftigt war, um an gefährliche Abenteuer, die ihm hinter jenen Bergen aufſtoßen könnten, zu denken, ritt ruhig die Höhe hinan. Ihm folgte zwar die Schaar ſeiner Reiſigen, doch ſah man an den

Vorbereitungen, die hie und da gemacht wurden, daß die Ruhe, welche die Bruſt ihres Herrn ausfüllte, bei ihnen nicht ſehr zu finden war. Der Eine ſchnallte ſeine Pickelhaube feſter, der Andere lüftete das Schwert etwas in der Scheide und ein Dritter ſetzte ſich im Sattel zurecht und faßte die Hellebarde. So hatten ſie die Höhe erſtiegen und ſahen vor ſich einen Hohlweg, der in's Thal hinabführte, aber fürchterlich verwahrloſt war. Die Eichen und Buchen, die an ſeinen Seiten wuchſen, hatten ſich mit Wurzel und Krone gegen einander geneigt und den Hohlweg mit dichtem Geflechte ausgefüllt, ſo daß ſich der Graf ſelbſt einen Augenblick bedachte, ob er mit ſeinem Pferde durchkommen könnte. Indeſſen machte er den Verſuch, und wie er die Zweige berührte, ſchienen ſie ſich von ſelbſt auseinander zu thun und ließen ihn und die Schaar ungehindert durch.

Stillſchweigend ritten ſie immer tiefer hinab, und den Wald, der die Thalwände bedeckte, verlaſſend, traten ſie auf friſche grüne Wieſen hinaus, die von klaren Waſſerbächen durchſchnitten waren, und ſahen vor ſich ein ſtattliches Schloß liegen. Die Furcht, allerlei ſeltſamen Schreckniſſen zu begegnen, ſowie die unheimliche Stille, die auf dem ganzen Thale ruhte, hatte die Schaar der Knappen und Reiſigen eingeſchüchtert, und keiner wagte es, den Mund zu öffnen. Doch jetzt, als ſie die ſichern Mauern einer Burg vor ſich liegen ſahen, kehrte ihnen der friſche Muth wieder und die Trompeter ſetzten ihre ſilbernen Hörner an den Mund, um beim Einreiten ein luſtiges Stücklein zu blaſen. Allein o Schrecken! ſo große Meiſter ſie auch auf ihren Inſtrumenten waren und ſo ſehr ſie ſich anſtrengten, recht ſchön zu blaſen, ſo brachte doch keiner einen Ton hervor. Sie ſetzten mit neuer Kraft an, daß ihnen die Geſichter blau anſtiefen, aber vergebens! Kein Laut unterbrach die unheimliche Stille. Beſtürzt ſahen ſich Alle um und wollten in lauten Worten ihr Schrecken über dies Wunder kund geben, als die ganze Schaar ein neues Entſetzen befiel,

denn keiner konnte ein Wort hervorbringen: alle waren ſtumm geworden.

Graf Raimund, der vorn an der Spitze ritt, wandte ſein Pferd, um einen Blick in die herrliche Gegend zu werfen, als er die unruhigen, verſtörten Geſichter ſeiner Knappen ſah, und im Begriffe, ſich nach der Urſache zu erkundigen, auch ohne Antwort gleich darüber belehrt wurde; denn auch er konnte kein Wort von ſeinen Lippen bringen. Von dieſer Entdeckung nicht ſehr erbaut, blickte er gleichfalls beſtürzt zurück, und ſah, wie die letzten der Knappen einen vergeblichen Verſuch machten, dem Thal zu entrinnen; denn die zuſammen gewachſenen Gebüſche, die ihnen ſo bereitwillig den Eingang geſtattet, hatten ſich wieder zuſammen geſchloſſen und machten ſomit den Rückzug unmöglich.

So gefangen, wandte der Graf kopfſchüttelnd ſein Pferd gegen das Schloß und ritt, von der beſtürzten Schaar umgeben, durch das gewölbte Thor in den Hof. Hier war Alles auf's Beſte eingerichtet und in der ſchönſten Ordnung, und ſo ſehr ſich auch die Reiſigen ängſtlich in allen Ecken umſahen, ob nicht ein neues Unheil ſie überfallen werde, ſo fand ſich doch hier ſo wenig Unnatürliches, daß ſie nach kurzem Bedenken ihre Pferde abſattelten und in die geräumigen Ställe zogen.

Der Graf, von ſeinem Stallmeiſter gefolgt, erſtieg die Treppen des Schloſſes und wandelte durch einen langen Gang, der mit einer Sammlung der ſeltenſten und ſtärkſten Hirſchgeweihe geſchmückt war, einer Reihe Gemächer zu, die freilich etwas altmodiſch, aber auf das Prächtigſte eingerichtet waren. In einem der letzten, deſſen Fenſter eine Ausſicht auf den großen, aber verwilderten Park gewährten, ließ Raimund ſich die Waffen abnehmen, und erkor dies Zimmer zu ſeinem Schlafgemach. Auch die Knappen, die in dem untern Theil des Schloſſes herumſtöberten, beruhigten ſich einigermaßen, als ſie Alles ſo wohnlich fanden und endlich ſogar an eine wohlgefüllte Speiſekammer geriethen, die an eine große Küche ſtieß,

deren ſonderbare Gerätbſchaften aus einer uralten Zeit herzuſtammen ſchienen. Noch mehr aber ſtieg ihre Zufriedenheit mit dem alten Schloſſe, als ſie an eine offene Kellerthür kamen und auf einer ſteinernen Treppe in ein großes Gewölbe hinabſtiegen, wo eine Menge großer und kleiner Fäſſer in ſchönſter Reihe neben einander ruhten.

Anfänglich ſchien es ihnen etwas ſonderbar, daß die hölzernen Reifen und Dauben verfault waren, wofür ſich aber der Wein ein eigenes Faß geſchaffen, indem ſich unter demſelben ein fauſtdicker Weinſtein angeſetzt hatte.

Da auf dieſe Art die ganze Schaar in dem Thal Schweigern nichts weiter vermißte, als ſich durch Worte ausdrücken zu können, ſo fanden ſie ſich bald in jenen Zuſtand und lernten ſich in kurzer Zeit durch Pantomimen ſo vortrefflich verſtehen, als hätten ſie ſich von Jugend auf nie anders mit einander unterhalten. Auch der Graf fing an, ſich in ſeiner ſtillen Verbannung heimiſch zu finden. Störte ihn doch kein Gelärm der Hüfthörner, kein Geſchrei der Dienſtleute oder das Gebell der Hunde in ſeinen Gedanken an die entfernte Geliebte, der er jeden Augenblick die herzlichſten Grüße zuſandte. Seine Waffen hatte er bei Seite geſtellt und beſchäftigte ſich mit der Knappenſchaar in dem großen Park, den er bald zu einem reizenden Aufenthalt umſchuf. Es war, als habe der Zauber, der über dem Thal Schweigern ruhte, auf die Pflanzen und Bäume vortheilhaft eingewirkt, denn mit der geringſten Mühe keimten und ſproßten überall die wundervollſten Gewächſe empor. Das Schloß mit ſeinen Terraſſen und dem Park glich in Kurzem einem üppigen Blumengarten und war ſo traulich und wohnlich geworden, daß der Graf nichts vermißte, als die Nähe des Bildes, das ſein ganzes Herz ausfüllte. Aber daß er von der Gebieterin ſeines Herzens auch nicht die geringſte Nachricht erhalten konnte, vermehrte ſeinen Kummer. Schon oft hatte er verſucht, einen ſeiner vertrauteſten Reiſigen mit einer Botſchaft an den Hof des Königs

zu ſenden, aber der böſe Zauber ließ keinen hinaus und alle kehrten unverrichteter Sache in's Schloß zurück.

So ſaß er eines Tages in dem Park unter ſeinen Blumen und unterhielt ſich mit ihnen, wie mit der entfernten Geliebten. Ihm war das ſchneeweiße, ſammtartige Blatt der Lilie der herrliche Grund ihres lieben Geſichtes, die heimliche Farbe der duftigen Nachtviole blickte ihn ſtill und liebend an, wie in der glücklichen Zeit ihre ſchönen Augen, und die eben aufgebrochene purpurrothe Roſe hauchte ihre wunderbaren Wohlgerüche an ſein Geſicht, und es war ihm, als vernähme er in dem zarten Duft eine heimliche Klage, ein leiſes Flüſtern, das ihm von ihren Grüßen ſprach. So ſaß er in Träume verſunken da, als eine von den ſchneeweißen Tauben, deren Flug um das Schloß und den Park er oft zugeſehen hatte, ſich auf ſeine Schultern ſetzte und den Kopf an ſeine Wangen lehnte. Er ſtreichelte das hübſche Thierchen und fühlte plötzlich unter ſeinen Fingern einen kleinen goldenen Reif, den die Taube an ihrem Hals befeſtigt hatte. Raſch unterſuchte er das Halsband und glaubte anfänglich, Noa's Bötin habe auch ihm ein Blatt der Hoffnung von der fernen Geliebten gebracht. Doch fand er nichts an dem Ringe, als einen kleinen Haken, an dem man einen Brief zu befeſtigen pflegt. Nicht ſo bald hatte er dieſen entdeckt, als ihm dieſe Taube wie ein Wink des Schickſals vorkam, um durch ſie einen neuen Verſuch zu machen, der Geliebten die Verſicherung ſeiner unwandelbaren Treue zukommen zu laſſen. Gedacht, gethan. Er beſchrieb in kurzen Worten ſeinen Aufenthalt im Schloſſe Schweigern, ſprach von dem Schmerze ſeines Herzens, die Geliebte nicht zu ſehen, und vielleicht auf ewig von ihr getrennt zu ſein, befeſtigte dies Blättchen an dem Haken des Ringes und ließ das Thier auffliegen. Sogleich erhob ſich die Taube hoch in die Luft, ſchwang ſich höher und höher, und der Graf ſah mit Entzücken, wie ſie bald die Grenzen des verzauberten Thales verlaſſen hatte und ſich in der Ferne verlor.

Am Hofe des Königs hatte sich indessen auch seit dem Abzug des Grafen Raimund Vieles und Trauriges zugetragen, und der König, der geglaubt hatte, sobald der Graf entfernt sei, würde seine Tochter diesen bald vergessen haben, sah zu seinem Schrecken ein, daß er sich sehr geirrt. Von dem Tage an, wo die Herolde des Grafen zum Abschiede bliesen:

„Im Grab ist Ruh'"

war es, als habe die arme schöne Prinzessin diesen Gedanken erfaßt und fände an dem lauten Getreibe des Hofes kein Behagen mehr. Ihre feurigen Augen erloschen, ihr munteres Wesen verschwand, und nicht genug, daß sie die Launen des Königs durch ihr freundliches Geplauder nicht mehr verjagen konnte, mußte dieser sich dazu entschließen, die trüben Stunden der Prinzessin zu erheitern, was er denn auch mit allen möglichen Trost- und Vernunftgründen zu thun versuchte, sich dabei anfänglich aber wohl hütete, des Einzigen, der ihrem Herzen wirklich Trost bringen konnte, zu erwähnen. Doch nicht lange war das Vaterherz des Königs im Stande, den Schmerz seines liebsten Kindes mit anzusehen. Ueberdies bemühte sich der Freund des Grafen, der bei dem Herrn in hoher Gunst stand, ihn zum Guten zu bewegen, wodurch der König am Ende erweicht wurde und geneigt schien, dem Grafen seine Tochter zur Gemahlin zu geben.

Mit dieser guten Botschaft schickte der Freund sechs Reitende nach einander mit Briefen der Prinzessin an den Grafen ab, von denen jeder ein Postscriptum des vorangegangenen war. Allein Alle kehrten nach wenigen Tagen unverrichteter Sache mit der Nachricht zurück, der Graf sei weder auf seine Burg an der Donau heimgekehrt, noch habe er Botschaft gesandt, wo er hingeritten sei. Jetzt erhob sich der Jammer von Neuem und der gute König, der durch die Thränen seiner Tochter am Ende selbst auf den Gedanken gebracht wurde, der Graf habe sich ein Leid gethan oder sei gegen

die Ungläubigen gezogen, machte sich heimliche Vorwürfe, daß er doch ein wenig zu hartherzig gewesen.

Wer weiß, ob die Prinzessin in ihrem Schmerz nicht in ein Kloster gegangen wäre, wenn nicht noch zu rechter Zeit, als sie Abends auf ihrem Balkon saß und Thräne um Thräne dem verlorenen Geliebten nachsandte, die Taube von Schloß Schweigern mit der Botschaft angelangt wäre, wo sich der Graf befände und welcher Zauber ihn gefangen halte. So erfreut die Prinzessin und selbst der König über diese Nachricht war, so war doch dem Letztern der Umstand, daß der Graf sich nicht persönlich bei Hofe einfinden könne, recht unangenehm, und um das Ceremoniell nicht zu verletzen, beschloß er endlich, in eigener Person nach Schloß Schweigern zu ziehen und dort die Vermählung vollziehen zu lassen.

Der Freund des Grafen ritt noch an demselben Tage dem Neckar zu, um Raimund die glückliche Wendung seines Schicksals zu erzählen. Einige Tage darauf ließ auch der König seinen ganzen Hofstaat rüsten und zog mit vieler Pracht und Gepränge von dannen. Die Prinzessin ritt einen weißen Zelter und hatte ihre ganze muntere Laune wieder erhalten. Sie lebte sichtlich wieder auf und wußte ihres Entzückens kein Ende. So zogen sie dahin und am Abend wurden prächtige Zelte aufgeschlagen, unter welchen sich der ganze Hof lagerte, um die Nacht zu verbringen. Doch schien der Mond so hell und es war der Prinzessin so wohl um's Herz, daß sie unmöglich einschlafen konnte. Sie trat deßhalb vor's Zelt und setzte sich nieder, um ihre Träume dahin vorauszuschicken, wo das Liebste verweilte, das sie auf der Welt besaß. So hatte sie noch nicht gar lange gesessen, als sie über sich etwas rauschen hörte, und in die Höhe blickend, einen mächtigen Adler gewahrte, der in weiten Kreisen über ihrem Haupte schwebte. Anfänglich blickte sie dem Fluge des großen Vogels mit Vergnügen zu, doch als er sich immer tiefer herabsenkte, ward es ihr unheimlich und sie wollte aufstehen, um in's Zelt zurückzukehren. Doch plötzlich

ließ sich der Adler herab, umschwebte sie mit rauschendem Flügelschlag ganz nahe, so daß die arme Prinzessin nicht von der Stelle konnte. Bestürzt blickte sie den Vogel an und verwunderte sich nicht wenig, als er ehrerbietig den Kopf neigte und sie anredete. „Schönste Prinzessin," sprach er, „vergib, daß ich dich beunruhige; doch sah ich hoch in der Luft, wie hier unten im Mondschein das goldene Krönlein so herrlich glänzte, das du auf deinem Haupte trägst, und mich faßt ein unüberwindliches Verlangen, solches für mein Weib, die Frau Adlerin, zu erbitten. Ich kenne dein gutes Herz, und würde dir, wenn du meine Bitte gewährst, dafür sehr dankbar sein."

Als die Prinzessin den Vogel so anständig reden hörte, verlor sie alle Furcht, indem sie innerlich über die Eitelkeit des Adlers, daß er seine Frau mit einer Krone schmücken wollte, lächeln mußte. Aber sie machte das Geschmeide von ihrem Haupte los, und reichte es dem Vogel. Dieser nahm es mit seinen Krallen, bedankte sich auf's Zierlichste und schwang sich den Wolken zu, wo er bald verschwunden war.

Die Prinzessin blickte ihm nach und als sie darauf wieder in's Zelt gehen wollte, bemerkte sie, daß vor ihr auf der Erde etwas Glänzendes lag. Sie betrachtete es näher und sah, daß es eine glänzend schwarze Feder des Adlers war. Sie hob sie auf und nahm sie mit sich in's Zelt.

Den folgenden Tag zog der ganze Hofstaat weiter und lagerte sich den Abend wieder auf einem großen freien Plan unter den Zelten. Die Prinzessin, die sich ihres gestrigen Abenteuers erinnerte, setzte sich abermals in den Mondschein und dachte in ihrem guten lieben Herzen an die Freude, welche die Frau Adlerin über das Krönlein haben würde, blickte dabei zufällig aufwärts, und sah mit Erstaunen, daß der Adler wieder über ihrem Haupte schwebte und sich langsam herabließ. Er kam näher, verneigte sich wieder vor der Prinzessin; allein heute hatte sein Auge einen traurigen Aus-

druck, als er ihr sagte: „ach, gnädigste Prinzessin, du wirst deine Güte gegen mich verwünschen, denn ich komme auf's Neue, dich um etwas zu bitten. Die Frau Adlerin hat dein Krönchen so nach ihrem Geschmack gefunden, daß sie mich quälte, dich auch um deine Halskette zu bitten, die herrlich dazu passen würde. Ich kenne dein gutes Herz und würde dir, wenn du meine Bitte gewährst, dafür sehr dankbar sein."

Die Prinzessin, die auf's Neue über den Stolz der Frau Adlerin lächeln mußte, mochte in ihrem guten Herzen dem bedrängten Vogel seine Bitte nicht abschlagen, sondern löste ihre Halskette und gab sie dem Adler, der alsbald damit verschwand, nachdem er auf's Herzlichste gedankt hatte. Auch diesmal ließ er wieder eine Feder zurück, welche die Prinzessin zu der ersten steckte.

Der andere Tag brachte sie an das Ziel ihrer Reise. Sie erreichten den schönen klaren Neckar und lagerten sich so, daß sie vor sich die Höhen erblickten, welche Thal und Schloß Schweigern umgaben. Hier, so im Angesichte des Ortes, wo ihr künftiger Gemahl weilte, konnte die Prinzessin gar nicht in dem Zelte verbleiben, sondern trat hinaus und schickte manche Grüße jenem Thale zu. Wenn sie auch an den Besuch des Adlers von gestern und vorgestern dachte, so hätte sie sich doch nicht träumen lassen, daß er heute wieder kommen und nochmals um Etwas bitten würde. Und doch war dem so. Kaum hatte sie den schönen Vollmond einen Augenblick angesehen, so rauschte es über ihrem Haupte, und der Adler senkte sich wieder herab, sah aber noch viel verdrießlicher und unmuthiger aus, als gestern. „Ach, gütigste Prinzessin," sprach er, „ich werde vor deinem Herzen als sehr unverschämt erscheinen, denn Frau Adlerin hat mich so lange gequält, bis ich ihr versprach, dich auch noch um deine Armspange zu bitten, damit das ganze schöne Geschmeide vollständig sei. Wenn ich nicht dein gutes Herz kennte, würde ich diese Bitte nicht ge-

wagt haben, doch sei versichert, daß ich dir aus allen Kräften dafür dankbar sein werde."

Die gute Prinzessin mußte jetzt doch über den Stolz der Frau Adlerin herzlich laut lachen, machte aber ihre Armspange los und reichte sie dem Vogel, der sich in Danksagungen ergoß und vergnügt gen Himmel flog, nachdem er eine dritte Feder zurückgelassen hatte, welche die Prinzessin gedankenlos aufhob und zu den zwei erstern steckte. Dann ging sie in's Zelt zurück und schlief mit der Hoffnung, den Grafen Raimund morgen wieder zu sehen, recht froh und glücklich ein.

Dieser war indessen durch die Ankunft seines Freundes nicht wenig überrascht worden und zugleich ungemein entzückt über die frohe Botschaft, die er ihm mitgebracht. Da es aber dem biedern Ritter nicht besser erging, als dem Grafen Raimund und der ganzen Knappenschaar, indem er beim Eintritt in's Thal Schweigern stumm wie ein Fisch wurde, so hatten die Beiden anfänglich manche Schwierigkeit, sich zu verständigen, denn die sonderbare Zeichensprache, die im Schlosse angewendet wurde, war dem Neuangekommenen gänzlich fremd.

Graf Raimund wußte sich vor Entzücken über sein Glück nicht zu fassen. Zum ersten Mal befahl er den Knappen, ihre Waffen zu putzen und in guten Stand zu setzen, und eilte dann stündlich hinaus an die Grenze seines Thales, um nach dem anrückenden Zuge auszuspähen. Alles in Schloß Schweigern war in der größten Thätigkeit und bemühte sich, Burg und Park auf's Beste herauszuputzen; ja es war, als wüßten selbst die leblosen Gegenstände, wen sie zu empfangen hätten, denn die Blumen hatten nie so herrlich geduftet, nie in so schönen Farben geprangt, wie gerade an diesem Tage. Selbst in die uralten Eichen und Buchen schien die Begierde gefahren, sich gegen die einreitende Prinzessin galant zu zeigen, denn die alten Stämme, die sonst mit ihren Zweigen mürrisch den Weg versperrten, streckten diese höher empor und bildeten

ſah man an den goldenen und ſilbernen Geſchirren, die hie und da unordentlich auf den Tiſchen umherſtanden, ſo wie an den Kronleuchtern, die mit halb herabgebrannten Lichtern beſteckt waren.

Es war gerade, als ſeien in dieſen Gemächern große Feſte und Gaſtmäler gefeiert worden, und auch Muſik hatte nicht gefehlt, denn in einem der größten Säle ſtanden auf dem Orcheſter noch die verſchiedenartigſten Inſtrumente. Die Zwerge gingen durch dieſe geſchmückten Hallen ſtumm und traurig, und Philipp folgte ihnen mit größter Verwunderung. Jetzt hatten ſie die Säle hinter ſich und befanden ſich vor einer Menge vielfach verſchlungener Gänge, wo ſich die ſechs Hurlemänner die Hand reichten und jeder in einen beſondern Gang hineintrat. Der Eine winkte Philipp, ihm zu folgen, und Beide traten in einen gewölbten Corridor, von deſſen Ende ihnen eine ſanfte leiſe Muſik entgegentönte. Es war wie einzelne Klänge, die der Wind den Saiten entlockte: es war wie die Klage von Aeolsharfen. In dieſem Corridor befand ſich Thür an Thür und faſt am Ende deſſelben öffnete der Zwerg ein Pförtchen, hieß den Schneider hineintreten und ſchloß hinter ihm zu.

Philipp, dem von all' dem Wunderbaren, das ihm heute vorgekommen, der Kopf wie verwirrt war, wagte anfänglich nicht, ſich umzuſehen, aus Furcht etwas Neuem, Unheimlichem zu begegnen; doch dem war nicht ſo. Als er endlich ſein kleines Zimmer unterſuchte, fand er, daß es freilich nur in Stein gehauen, aber weit zierlicher und geſchmackvoller eingerichtet war, als ſeine Schlafſtube bei Meiſter Caspar. Nur kam ihm die Bettlade ſonderbar vor, die aus einer großen verſteinerten Muſchel beſtand. Doch da Kiſſen und Decke in demſelben überaus weich und fein waren, ſo zog er ſich in Gottes Namen aus und legte ſich hinein.

Anfänglich drückte ihn der Gedanke an Roſa ſchwer und wie er ihr ſo nahe und doch ſo fern ſei; doch ließ die Muſik, die immerfort in den Gängen ertönte, keinen trüben Gedanken aufkommen, vielmehr verwandelten ſich alle ſchweren Träume und Seufzer in luſtige fröhliche Geſichter, die ihn umtanzten, und ſo entſchlief er.

Wie lange er ſo mochte geſchlafen haben, wußte er nicht; wie ihm däuchte nach mehreren Stunden fühlte er ſich am Aermel gezupft; ſein Führer von geſtern Abend ſtand vor ihm und ermahnte ihn aufzuſtehen und ihm zu folgen. Der arme Schneider, dem jetzt wieder ſeine ganze Verwandlung und Alles, was ihm paſſirt, ſchwer auf's Herz fiel, ſtand ſeufzend auf und folgte dem Zwerg in den Gang hinaus, wo man jetzt die ſanften Klänge nicht mehr hörte, wohl aber eine andere rauſchende luſtige Muſik, die von den prächtigen Sälen herzukommen ſchien, durch welche ſie geſtern gewandelt. Am Ende

über dem Haupteingang zu Schloß Schweigern einen natürlichen ſchönen Schattenweg.

Auf der Höhe des Berges, wo man den Neckar ſehen konnte und wo die Grenze von Thal Schweigern war, die des mächtigen Zaubers halber Niemand überſchreiten konnte, ließ der Graf einen ungemein zierlichen Pavillon erbauen, der zur Hälfte auf ſeinem Grund und Boden ſtand und deſſen andere Hälfte darüber hinausging, um den König und ſein Gefolge aufzunehmen, die nicht Luſt hatten durch den Eintritt in's Thal Schweigern auf Gott weiß wie lange Zeit ſtumm zu werden.

An einem ſchönen Abend erblickte der Graf endlich den glänzenden Zug, wie dieſer ſich zwiſchen den Bergen an den Ufern des Neckars hervorwand und in der Ebene lagerte. Ihm war das Herz ſo voll, ſowohl vor Entzücken, ſeine geliebte Braut wieder zu ſehen, als auch, weil ihm eine innere Stimme ſagte, daß allein durch der Prinzeſſin treues reines Weſen der Zauber von Schloß und Thal Schweigern genommen werden könnte. So in angenehmen Träumen verging die Nacht, und der erſte Strahl der aufſteigenden Morgenſonne ſah ſämmtliche Reiſige und Knappen von Schloß Schweigern in ihren glänzenden geputzten Rüſtungen im innern Theil des Pavillons aufgeſtellt. Jetzt bewegte ſich auch der Zug des Königs näher und nach den erſten herzlichen Begrüßungen von beiden Seiten ging der Act der Vermählung mit aller für die Verhältniſſe möglichen Pracht vor ſich. Allein ehe dies geſchah, konnte der König nicht unterlaſſen, ſeine geliebte Tochter nochmals mit einer feierlichen Rede auf Alles das aufmerkſam zu machen, was ſie verlaſſe, wenn ſie jene Grenze beträte, ſowie auf das mancherlei Unangenehme, was ihrer dort harre, worin er vor Allem die fatale Schweigſamkeit fürs ganze Leben recht ſcharf hervorhob. Allein die Treue und Liebe der Prinzeſſin zu dem Grafen war ſo groß, daß ſie dieſer Worte nicht achtete. Sie ſank ihrem Vater unter einigen

Thränen nochmals an die Bruſt und trat über die Grenze von Thal Schweigern ihrem Gemahl entgegen, ein Schritt, der von dem ganzen Hofſtaat mit einem lauten Ausruf des Erſtaunens begleitet war; denn Alle hatten geglaubt, wenn die Prinzeſſin die ſtumme Geſellſchaft drüben erſt recht anſehe, würde ſie ihren Entſchluß ſchon ändern.

Kaum hatte die Prinzeſſin ihrem Gemahl die Hand gereicht, als ſich ein großes Wunder begab, indem ſie durchaus nicht ſtumm geworden war, ſondern in deutlichen klaren Worten ihre herzliche Freude über ihr Glück kund that. Den Ehrendamen, die der Prinzeſſin folgten, und dem Troß der Kammerjungfern ging es nicht ſo gut; denn ſo ſehr ſich dieſe auch bemühten, den Zurückgebliebenen ihre beſten Grüße in die Heimath mitzugeben, ſo konnte doch keine derſelben einen Laut hervorbringen und ihre komiſchen Anſtrengungen zu ſprechen, brachten auf beiden Seiten trotz des ſchmerzlichen Abſchieds einige Fröhlichkeit hervor.

Der König, ſehr erfreut und entzückt, daß die Prinzeſſin nicht die Sprache verloren, ertheilte ihr nochmals aus der Entfernung ſeinen Segen und zog zufriedener von dannen.

Indeſſen kehrte mit der Ankunft der Prinzeſſin in Schloß Schweigern ein neues fröhliches Leben dort ein. Es war, als ſei die Luft um Feld und Bach würziger geworden und als blühten die Blumen mit verdoppelter Pracht. Allen, beſonders dem Grafen, that es unendlich wohl, wieder eine menſchliche Stimme zu hören und beſonders die der Prinzeſſin, die ſo ſanft und melodiſch war, daß Jedem, der ſie hörte, das Herz vor Freude erzitterte.

So lebte das edle Paar glücklich und vergnügt in ihrer Einſamkeit, und die Beſchäftigungen im Park, die der Graf früher allein verſah, theilte er jetzt mit der Prinzeſſin, unter deren Hand Alles ſchöner und herrlicher gedieh. Auch verſchmähte ſie es nicht, mit ihm hinauszureiten in den Wald und dem luſtigen Springen der Hirſche und Rehe zuzuſehen, die bei ihrem Erſcheinen zutraulich näher kamen,

als wüßten ſie, daß der Jagdſpieß des Grafen es nicht wagen würde, ihnen ein Leid zu thun.

Im Parke, der das Schloß umgab, war unter hohen Platanen und Buchen eine Stelle, wo die Prinzeſſin am liebſten verweilte. Dort ſah man Thal Schweigern vor ſich ausgebreitet liegen, und der Blick ſchweifte mit Entzücken über die kleinen Bäche, die es durchſchnitten, oder flog die Thalwände hinauf, die aus grünen friſchen Wieſen beſtanden, woran ſich die dichten Waldungen reihten, deren wechſelnde gezackte Grenze ſich freundlich abzeichnete. Von dieſem Platze führte ein Weg abwärts bis an den Fuß des kleinen Hügels, auf welchem Schloß Schweigern lag und wo allem Anſchein nach ein kleiner See liegen mußte. Allein bis zu dieſer Stelle hatte weder der Graf, noch einer aus der Knappenſchaar je dringen können, denn am Ende des Weges hemmte ein undurchdringliches Gebüſch jeden weitern Schritt, ſogar jeden neugierigen Blick. Schon oft hatte man verſucht, einen Theil des Gebüſches niederzuhauen, das wie eine Laube jenen See einfaſſen mußte, und deſſen Zweige gleichfalls oben zuſammen gewachſen waren, aber vergebens. Da ſaß eines Abends die Prinzeſſin auf ihrem Lieblingsplatze und war in Träumereien verſunken, wie ſchön das Thal erſt werden müſſe, wenn der Zauber von ihm genommen ſei und es wieder mit der äußeren Welt in Verbindung treten könne.

So denkend, ſtand ſie auf und wandelte den Weg hinab bis an jenes Gebüſch und ſah, wie ſie ſich ihm näherte, zu ihrer nicht geringen Verwunderung vor ſich durch die dichten Zweige einen kleinen Weg, der ihrem Blick geſtattete, den klaren, aber regungsloſen Spiegel eines See's zu entdecken. Im erſten Augenblick wollte ſie umkehren, doch wurde ſie durch eine unſichtbare Macht vorwärts getrieben, betrat den kleinen Pfad, der nie zuvor da geweſen war und der ſie an das Ufer jenes kleinen See's führte. Wie wuchs aber hier ihr Erſtaunen, als ſie auf demſelben in der Mitte des Waſſers eine Pflanze ſah, deren Blätter kohlſchwarz und nur mit einem kleinen ro-

then Streifen geſäumt waren, und einen Schwan bemerkte, der ebenfalls ſchwarz war und beſtändig in weiten Kreiſen um jene Pflanze ſchwamm.

Dieſer Anblick, ſowie der ganze See, deſſen Waſſer durch die überhängenden Zweige dunkel gefärbt ſchien, war ſo unheimlich, daß die Prinzeſſin gern wieder umgekehrt wäre; doch ſie vermochte es nicht, vielmehr ſetzte ſie ſich ganz willenlos auf eine der kleinen Steinbänke, die am Ufer ſtanden, und ſo ſehr ſie auch ankämpfte gegen eine gewaltige Müdigkeit, die ſie überfiel, ſank ſie doch in einen tiefen Schlaf. — —

Da war es ihr im Traume, als ſchwämme der ſchwarze Schwan ganz nahe an's Ufer und erzählte ihr, er ſei eine verzauberte Prinzeſſin, die ihren Mann, der ſie treu und wahr geliebt, verrathen und um's Leben gebracht hätte; ſie ſei deßhalb zur Strafe von ihrem Vater hieher verwünſcht, ſo lang in Trauer und Verzweiflung auf dem einſamen See zu verweilen, bis ſich eine Königstochter fände, die durch innige Treue und Liebe gegen ihren Gemahl im Stande ſei, den Zauber zu löſen. „Dein Anblick, ſchöne Schweſter," fuhr der Schwan fort mit trauriger Stimme zu ſingen, „hat nach einem Jahrtauſend vergeblichen Wartens die Hoffnung in mir rege gemacht, daß ſich der Zauber bald löſen könne. Daß du deinen Geliebten nicht vergaßeſt, iſt ein Beweis deiner Treue, ſowie, daß du ihm in dies verzauberte Thal folgteſt, ein Zeichen deiner innigen Liebe. Auch muß dein Herz gänzlich rein und klar ſein, denn ſonſt würden dir die Gebüſche, die dieſen See umgeben, wie jedem Andern, den Eintritt verwehrt haben. Doch trotzdem fehlen noch drei gewaltige Sachen, ohne welche der Zauber, der uns gefangen hält, nicht ſchwinden kann. Dieſe ſind ein Tropfen vom Waſſer des Lebens, ein Samenkorn der Blume Rok und ein Hauch jenes warmen Windes, der über das glückliche Arabien weht. Aber dieſe drei Dinge ſind nur dem möglich zu erlangen, der nicht nur gegen ſeine Nebenmenſchen ſtets freundlich und mildthätig war, ſondern auch

durch Güte und Herzlichkeit es vermochte, daß ihm die Thiere in den Lüften und auf der Erde zu Dank verpflichtet sind."

So träumte die Prinzessin und als sie wieder erwachte und den Schwan ruhig wie vorher auf dem See umher schwimmen sah, gedachte sie der Worte, die er zu ihr gesprochen, und ging still und sinnend dem Schlosse zu. Ihrer unwandelbaren Liebe und Treue gegen den Gemahl, sowie eines reinen Herzens war sie sich wohl bewußt. Doch wie sie die drei Dinge, die außerdem zur Lösung des Zaubers erforderlich waren, herbeischaffen sollte, wußte sie nicht. Wie sie so darüber nachdachte, fielen ihr auf einmal die drei Adlerfedern in die Hände, die sie seit jenen Abenden bei Seite gelegt und nicht mehr beachtet hatte. Plötzlich kam ihr der Gedanke, ob sie nicht die Dankbarkeit des Vogels, die ihr dieser so sehr gerühmt, in Anspruch nehmen solle. Voll von diesem Gedanken, entschlief sie und beim Erwachen am andern Morgen beschloß sie, einen Versuch zu machen, ob sie den Adler durch die drei Federn herbeiwünschen könne, und ob sie wohl im Stande sei, den Zauber von Schloß Schweigern zu lösen.

Am Abend wandelte sie einsam und allein dem See zu, dessen Umgebungen ihr wieder bereitwillig den Durchgang gewährten, und setzte sich auf dieselbe Steinbank wie gestern. Sie nahm eine der Adlerfedern und sprach dabei den Wunsch aus, daß sich der Vogel ihrer erinnern und aus den hohen Wolken droben herabkommen möchte. Kaum hatte sie diesen Wunsch ausgesprochen, so rauschte es über ihrem Haupte, und der Adler schwang sich eilig herab, sie mit freundlichen Worten begrüßend. „Schöne Prinzessin," sagte er, „ich hoffe, du hast mich gerufen, um jetzt deinerseits eine Bitte auszusprechen, und es freut mich sehr, dir meine Dankbarkeit bezeigen zu können." Die Prinzessin entgegnete ihm hierauf, daß sie eine große, kaum zu erfüllende Bitte an ihn habe, die in nichts Geringerem bestünde, als in Herbeischaffung eines Tropfens vom Wasser des Lebens. Der Vogel verneigte sich ehrerbietigst und versicherte mit großer

Freundlichkeit, daß ihm die Gewährung dieſer Bitte eine Kleinigkeit ſein würde. Er nahm eine der Adlerfedern, ſchwang ſich in die Wolken und war bald ihren Blicken entſchwunden. Der ſchwarze Schwan ſchien dieſe Verhandlungen verſtanden zu haben, näherte ſich dem Ufer, wo die Prinzeſſin ſaß, ſah ſie lange an, und als er gewahrte, daß er ihre Aufmerkſamkeit erregt, nahm er mit ſeinem Schnabel einen Tropfen Waſſer aus dem See, ſchwang ſich über die Pflanze und ließ den Tropfen darauf fallen.

In weniger als einer Minute kehrte der Adler zurück und trug in ſeinem Schnabel das verlangte Waſſer, das er auf das Geheiß der Prinzeſſin, die den Schwan wohl verſtanden hatte, ebenfalls auf die Pflanze tröpfeln ließ. Kaum war dies geſchehen, ſo verliefen die rothen Bänder und die ſchwarzen Blätter in einander und es wurde eine helle, freundlich grüne Farbe daraus.

Auf gleiche Art bat die Prinzeſſin den Adler, ein Samenkorn der Blume Rok herbeizuholen, ſowie einen Hauch des warmen Windes, der über das glückliche Arabien weht, was dieſer auch Beides in weniger als einer Minute brachte. Kaum war das Samenkorn auf die Pflanze im See gefallen, als ſich in Mitten derſelben eine große Knospe erhob, über welche der Adler alsbald den Hauch jenes fruchtbringenden Windes hinſtrömen ließ. — —

Da brauste ein gewaltiger Donner durch das Thal Schweigern und die Wellen des See's, die früher ſpiegelglatt geweſen waren, gährten in furchtbarer Empörung. Mit heftigem Knall zerplatzte die Knospe der Pflanze und aus ihr wuchs eine Blume, die aus einem einzigen großen Blatte beſtand, das von purpurrother Farbe war, und auf welchem drei ſilberne Ringe glänzten. Noch zweimal wiederholten ſich der betäubende Donnerſchlag und das gewaltige Brauſen des See's ſo heftig, daß die arme ſchöne Prinzeſſin die Augen ſchloß und in tiefe Ohnmacht dahin ſank.

Aber auch im Schloſſe Schweigern hatte man das heftige Praſſeln des Donners gehört und Alle, vom Grafen bis zum niedrigſten

Stalljungen, durchbebte dabei ein freudiger Schreck, denn anstatt daß sie sonst bei dergleichen Veranlassungen ihre Empfindungen in Zeichen kund gaben, gelang es ihnen zum ersten Mal wieder, ein lautes Wort von sich zu geben. Der Graf fuhr von seinem Sessel auf und wunderte sich sehr, seinen Stallmeister fragen zu können, woher aus heiterer Abendluft der plötzliche Donnerschlag gekommen sei. Die Zofen und Ehrendamen ließen ihre Arbeit fallen und kreischten laut auf. Dem Kellermeister, der eben einen Schluck über Durst thun wollte, fiel mit einem lauten Fluch das Glas aus der Hand, und ein paar Stalljungen, die sich sehr unvollkommen durch Geberden gezankt hatten, wunderten sich sehr, daß sie plötzlich ihren Streit mit den nöthigen Schimpfworten begleiten konnten.

Die erste Frage des Grafen, als er wieder auf seinen Sessel zurückgefallen, war nach der Prinzessin, und als er über den Corridor nach ihrem Zimmer eilte, begegneten ihm schon die Ehrendamen, die ihre Herrin gleichfalls suchten und in den Park liefen, wohin sie vor einiger Zeit gegangen sei. Alle suchten die Prinzessin auf ihrem Lieblingsplatz, und der Graf, der zuerst dorthin kam, war sehr erschreckt, sie nicht dort zu finden, und ebenso überrascht, am Fuß des Hügels das Gebüsch verschwunden zu sehen. Doch an seiner Stelle erblickte er einen stillen klaren See, der mit schönen Rosen umgeben war, die über einer Steinbank zu einer großen Laube zusammengewachsen waren, unter welcher die Prinzessin saß. Diese erwachte in dem Augenblick von ihrer Ohnmacht und sank ihrem Gemahl mit Freudenthränen an die Brust. Sie erzählte ihm mit kurzen Worten, auf welche Art sie den Zauber von Thal und Schloß Schweigern gelöst. Alles Unheimliche und Finstere des See's war verschwunden, hoch in den Lüften schwebte ein mächtiger Adler und über einer purpurnen Wolke, die gen Osten zog, schifften emsig ein paar weiße Schwäne. Der See selbst war wieder klar und ruhig geworden und am Ufer, wo die Prinzessin saß, schaukelte das rothe Blumenblatt mit den drei silbernen Ringen.

Da dem Grafen wohl die Sage von den drei heilbringenden Schlangenringen bekannt war, und er durch die Erzählung seiner Gemahlin wußte, daß dieselben bei der Entzauberung von Thal und Schloß Schweigern wieder aus der Tiefe des See's emporgestiegen waren, so hielt er sie gar hoch und that daran nicht Unrecht; denn ihre Zauberkraft ging auf ihn und die Prinzessin über, und wenn sie vorher schon von Jedermann geliebt waren, so fühlte sich jeder jetzt doppelt wohl und glücklich, dem es vergönnt war, in ihrer Nähe zu weilen. Auch nahm der Graf die drei silbernen Ringe in sein Wappen auf, wo sie noch bis auf den heutigen Tag im rothen Felde zu sehen sind.

Das Zwergennest.

Es war einmal ein Mann, der war seines Handwerks ein Weber, das heißt, er bekam von den Kaufleuten in der Stadt Seide und Wolle, aus denen er zu Haus auf seinem Webstuhl schöne Zeuge zu verfertigen wußte. Da ihm das Leben in der Stadt, selbst bei der ärmlichsten Kost und der schlechtesten Wohnung, für sein Bischen Verdienst zu theuer gekommen wäre, so hatte er sich nach einer anderen Wohnung außerhalb umgesehen und endlich eine gefunden, die, wenn auch nichts weniger als bequem oder schön aussehend, ihn doch so ziemlich gegen heftigen Regen und rauhes Wetter schützte.

Diese seine Wohnung stand nämlich in der Nähe eines benachbarten Dorfes und war eine baufällige, schlechte Hütte, die an ein altes Gemäuer geklebt war. Von dem Gemäuer sagte man, daß es in uralten Zeiten ein Gefängnißthurm gewesen sei und zu einer weitläufigen Burg gehört habe, deren Ruinen man noch auf einem benachbarten Fels sah. An diesen Gefängnißthurm nun hatte früher der Schäfer des Orts von alten Balken und schlechten Brettern ein kleines Haus gebaut und darin gewohnt, um seine Schafe zu

beaufſichtigen, die ſich gern zwiſchen den alten Mauern herumtrieben und denen das fußhohe, ſaftige Gras zwiſchen den ſchwarzen, halb verbrannten Steinen gut zu ſchmecken ſchien.

Doch hatte der Schäfer hier noch nicht gar lange gehauſt, als ihn ganz bedenkliche Umſtände zwangen, ſeine kleine Wohnung zu verlaſſen. Oftmals nämlich, mitten in der Nacht, gerieth ſeine Schafheerde, die ſich theils bei ſeiner Hütte, theils in dem alten Schloßhofe gelagert hatte, in eine ſolche Verwirrung und ſolchen Aufruhr, als ſeien ein Dutzend Wölfe unter ſie hineingerathen. Die armen Schafe blöckten jämmerlich und fuhren in einer wahren Todesangſt aus einander, dahin und dorthin, wo ihnen eben gerade eine Oeffnung in den Mauern des alten Schloſſes den Durchgang geſtattete. Alsdann mußte der Schäfer aus Leibeskräften rufen und pfeifen, allein trotz dem war keins von den ſonſt ſo folgſamen Thieren, das ſeiner Lockung Gehör gegeben hätte und zurückgekommen wäre. Vielmehr ſahen dieſe in ihrer Angſt nicht auf den Weg, den ſie nahmen, und da kam es denn nicht ſelten, daß ſie zwiſchen die Felſen ſtürzten und jämmerlich umkamen. Die Hunde des Schäfers, die bei Tage ſchon manchmal den Wolf tüchtig zerzauſt und zurückgetrieben hatten, zogen bei dieſem Spektakel, der mitten in der Nacht losging, ihre Schwänze ein, heulten vor Angſt und waren weder durch Prügel noch gute Worte dahin zu bringen, unter die Schafe zu gehen und ſie ordentlich zurück zu bringen. Der Schäfer, gerade auch nicht der furchtſamſte Menſch, war über den Verluſt ſeiner Schafe in Verzweiflung und deßhalb ſehr wachſam und gleich bei der Hand, ſo oft ſo ein toller Spektakel wieder anfing, was meiſtens in einer Vollmondnacht geſchah, und obgleich es dann ſo hell war, daß er ſeine ganze Umgebung überblicken konnte, ſo ſah er doch nie das Geringſte, weder Wölfe noch böſe Menſchen, die ſeine Schafheerde in Unordnung hätten bringen können. Wohl aber meinte der Schäfer, wenn er ſo zwiſchen den unruhigen Thieren hin und her lief, als höre er bald hier bald

des Corridors traten die fünf andern Hurlemänner wieder zu ihnen und Alle giengen ſchweigend durch ſeitwärts gelegene, glänzend erleuchtete Hallen fort. Die ſechs Zwerge ſenkten ſtumm und traurig die Blicke zu Boden, Philipp aber konnte es nicht unterlaſſen, ſeine Augen überall herumzuſchicken und da ſah er denn, wie ſich hie und da ein Thürlein öffnete und ein Zwerg oder eine Zwergin heraustrat, auf das Prächtigſte angethan mit ſchön geſtickten Kleidern, die aber alle beim Anblick der traurigen Geſellſchaft ſchnell wieder verſchwanden. Jetzt kamen ſie von einer andern Seite her wieder in die große Halle mit den kryſtallnen weißen und rothen Pfeilern; der Eine ſtieß wieder in's Horn, die Wendeltreppe drehte ſich und wie ſie langſam auf ihr hinabſtiegen, wurde die rauſchende Muſik und der laute Jubel in der Zwergenburg immer ſchwächer und ſchwächer und hörte endlich ganz auf, als ſie wieder in den Wald hinaustraten unter die Tannenbäume.

Da war es wieder Nacht wie geſtern; nur wollte es Philipp bedünken, daß es heute weit kälter war. Doch machten die Zwerge gleich ein Feuer an, bei deſſen hellem Schein ſich der Schneider ſeine Finger erwärmen konnte. Auch ſah er jetzt, daß der Zwerg, der ihn aus dem Bette geholt, ſeinen Ranzen über die Schulter gehängt hatte, den er jetzt neben ihn hingelegte. Die Geſellſchaft ſetzte ſich um das Feuer und war ſtumm wie geſtern. Auch Philipp, der an die glühende Nadel und die Ohrfeige dachte, wagte es nicht den Mund zu öffnen. Doch bald ergriff ihn die Langeweile und er öffnete ſeinen Ranzen, nahm Nadel und Zwirn heraus und machte den Zwergen durch Mienen verſtändlich, ob vielleicht noch einer von ihnen geflickt ſein wolle, worauf fünf von ihnen freudig in die Höhe ſprangen und ſich zu ihm drängten. Er faßte einen am Aermel, unterſuchte ihm die Jacke, wo er dann fand, daß dieſer eben einen ſolchen Riß an der Seite hatte, als der geſtrige auf dem Rücken. Er brachte den kleinen Kerl alſo in die gehörige Lage und nähte unverdroſſen darauf los. Doch da er heute eben ſo kleine Hände hatte, wie die Zwerge, ſo ging es mit der Arbeit langſamer als geſtern, und wenn er ſich auch wohl in Acht nahm, damit das Zugenähte nicht wieder aufſpränge, ſo wurde er doch erſt fertig, nachdem ſich der Himmel im Oſten röthete und die Sonne langſam aufzuſteigen begann.

Nachdem der Zwerg, der heute geflickt worden war, eine Zeit lang eben ſo luſtig im Graſe herum geſprungen, wie der geſtrige, zog auch er einen Goldgulden aus der Taſche und gab ihn dem Schneider. Jetzt gingen ſie wie geſtern zur Zwergenburg zurück, ſtiegen die Wendeltreppe hinauf, kamen durch die wieder leer gewordenen Säle und Philipp legte ſich in ſeine Muſchel und ſchlief bei dem Klange der Harfentöne wieder ein.

dort ein leises Lachen oder den Jagdruf: Halloh, halloh! wie ihn die Jäger ausstoßen, wenn sie das Wild in den Wäldern vor sich her jagen.

Nachdem der Schäfer mit mehreren Leuten des Dorfs, die beim Verlust ihrer Schafe anfangs auf den Hirten selbst Verdacht hatten, viele Vollmondnächte gewacht und diese den Spektakel mit eigenen Augen gesehen, auch das leise Lachen und den Hallohruf mit eigenen Ohren gehört hatten, waren alle darüber übereingekommen, daß es die Wichtelmänner oder Zwerge seien, die schon seit undenklichen Zeiten in den benachbarten Felsen und Gründen wohnten und sich hier zum Schaden der Menschen auf ihre eigene Faust ein Jagdvergnügen veranstalteten. Es war nicht das erste Mal, daß die Zwerge hervorkamen und den Menschen durch ihre Spiele und lose Streiche so offenbaren Schaden zufügten. Gesehen hatten sie alte und auch jüngere Leute schon häufig, besonders die, welche auf die nahe liegenden Orte zum Jahrmarkt gingen oder sonst in der Umgegend Geschäfte hatten. Diese Leute mußten nämlich an gewissen Orten, gewöhnlich kleinen grünen Waldthälern, vorbei, die mit frischem grünem Moos bedeckt, von uralten Bäumen umgeben waren. Stand in der Mitte eines dieser Plätze ein einzelner großer Baum, dessen weit ausgestreckte Zweige eine Art von Laubzelt bildeten, so war solch ein Ort der Sammelplatz der Wichtelmänner und sie kamen hier bei dem ersten Strahl des Mondes, der über die Berge stieg, schaarenweise zusammen, um ihre Tänze auszuführen. Schon oft erzählten alte Jäger, die bei Verfolgung eines Hirsches noch spät in der Nacht sich einem solchen Platze genähert, daß sie die höchst wunderbaren Spiele der Wichtelmänner gesehen, und wußten von den zierlichen hohen Sprüngen, dem allerliebsten Tanz und den pfeilschnellen Wendungen der kleinen Zwerge und Zwerginnen nicht genug zu sagen. Nur mußte sich solch ein unberufener Zuschauer so still wie möglich verhalten und gut verborgen sein, damit ihn das scharfe Auge der Zwerge nicht erspähte,

denn sonst hörten diese oft mitten im Tanze auf, verschwanden und rauschten durch die Luft davon, wobei sie ein Geräusch machten, wie ein starker Bienenschwarm, der über ein Blumenfeld hinzieht.

Zuweilen passirte es auch einem solchen Neugierigen, der sich gar zu unvorsichtig genähert, daß ihm beim Verschwinden der Elfen von unsichtbaren Händen eine solche Anzahl unsichtbarer, aber sehr fühlbarer Ohrfeigen verabreicht wurde, daß er betäubt dahin fiel und am andern Morgen mit braunen und blauen Flecken aufstand.

Lange hatten die Elfen so ziemlich entfernt von den Dörfern ihr Wesen getrieben, doch da die Wälder immer mehr und mehr gelichtet und besonders die alten starken Bäume abgehauen wurden, hatten sie ihre Tanzplätze bei alten Gemäuern aufgeschlagen, die in steinigem, unfruchtbarem Boden standen und von den habsüchtigen Menschen in Ruhe gelassen wurden. Hierdurch wurde es nun schwerer, den nächtlichen Tänzen derselben zuzuschauen, denn durch das Vertreiben aus ihren einsamen Waldthälern waren sie vorsichtiger geworden und tanzten selten dem menschlichen Auge sichtbar, auch wurden sie durch den Vorwitz der Menschen boshafter und es gelang selten mehr einem Sterblichen, ihnen unbeachtet und ohne geprügelt zu werden, zuzusehen. Hierdurch war allmählig der Glaube an das kleine Volk etwas verschwunden, und selbst wenn ein neugieriger Bursche am andern Morgen braun und blau geschlagen erschien, und seine Abenteuer, die er mit den Wichtelmännern gehabt, erzählen wollte, so lachte man ihn gewöhnlich aus und meinte, der Deckel der Bierkanne würde wohl seine Nase blutig geschlagen haben.

Bei dem Vorfall mit dem Schäfer wurde man aber wieder auf die kleinen Männer aufmerksam, und sah erst, nachdem den Besitzern der Heerden ein bedeutender Schaden zugefügt war, daß man nothwendig den Wichtelmännern das Feld räumen und sie in ihrem Zufluchtsort, dem einsamen Gemäuer, zufrieden lassen müsse. Der Schäfer verließ demnach seine Hütte und wurde anderwärts unter-

gebracht, wo es ſich alsbald an ſeinen Schafheerden zeigte, daß die Wichtelmänner ſehr verſöhnlicher und im Grunde auch gutmüthiger Natur ſeien, denn als dieſe auf die vorhin erzählte Art ihren Spiel- und Tummelplatz von dem Blöcken und Scharren der Schafe befreit fanden, ließen ſie durch geheime Zauberſprüche oder wer weiß was ſonſt, die Heerden des Dorfs dergeſtalt gedeihen, daß deren Beſitzer für die verlorenen Schafe bald vollkommen entſchädigt waren.

Mittlerweile ſtand die Hütte des Schäfers leer und da ſie vordem ſchon in nicht ſehr wohnlichem Zuſtand geweſen war, ſo zerfiel ſie immer mehr; die Fenſter waren zertrümmert und Sonne, Mond, Regen und Wind machten von allen Seiten im Innern derſelben Beſuche. Trotz dem hatten ſich die Wände, welche aus Raſenſtücken beſtanden, auf's Beſte erhalten, denn ſie waren zu einem Ganzen zuſammengewachſen. Obendrein war die Hütte von Sträuchern und Kräutern in Menge umgeben, ſo daß ſie von Weitem wie ein grüner Hügel oder wie ein großes Vogelneſt ausſah und im Zuſammenhang mit den Wichtelmännern von den Leuten im Dorf das Zwergenneſt genannt wurde, und die Burg auf dem benachbarten Berge die Zwergenburg.

So hatte das Häuschen eine lange Zeit leer geſtanden, bis der Weber, von dem ich oben erzählte, nach langen Wanderjahren in ſeine Heimath zurückkehrte. Da alle ſeine nahen Verwandten und Bekannten unterdeſſen geſtorben und ſeine Eltern vor ihrem Tode arm geworden waren, ſo wollten ſich die noch übrigen entfernten Verwandten des armen jungen Mannes keineswegs annehmen und Niemand that nur einmal ſo viel für ihn, um ihm eine elende Kammer zu vermiethen, worauf er ſeinen Webſtuhl hätte aufſchlagen und ſich von ſeiner Hände Arbeit ernähren können. Dies Benehmen hatte freilich noch einen andern Grund, denn der Vater des Webers, der ein Waldſchütz geweſen war, hatte die Tochter eines Köhlers geheirathet, die mit heilkundigen Kräutern ſehr Beſcheid wußte, und deßhalb von den Leuten für eine Zauberin aus-

geſchrien und gemieden wurde, obgleich ſie Niemanden etwas Böſes that. Von dieſem Glauben war auch ein guter Theil auf den Sohn übergegangen, über den die andern Weiber des Dorfs, als er noch ein Knabe war, ſchon neidiſch und erbost waren. Denn wenn ihre eigenen Kinder elend und krank ausſahen, ſo ſtrotzte Konrad, ſo hieß der Sohn des Waldſchützen, von Fülle und Geſundheit und war das ſchönſte Kind, das man nur ſehen konnte. Da ſeine Eltern glücklicher Weiſe ſo lange lebten, bis er ſeine Lehrzeit bei dem Webermeiſter in der Stadt durchgemacht und auf die Wanderſchaft gehen konnte, ſo hatte er auch ſo lange keine Noth zu leiden und brauchte nicht für ſich ſelbſt zu ſorgen. Doch kaum hatten die Eltern an ſeiner fleißig durchlebten Lehrzeit ihre Freude gehabt, kaum hatten ſie aus der Fremde einige Mal einen Brief von ihm erhalten, worin er ihnen ſchrieb, wie auch dort die Meiſter mit ihm zufrieden ſeien, ſo ſtarben Beide raſch nach einander und hinterließen ihm gar nichts: denn ihr Bischen Hausrath, was ſie ſonſt noch hatten, wurde von den habſüchtigen Nachbarn für die Koſten des ärmlichen Begräbniſſes an ſich geriſſen. Endlich kam Konrad, der ſich unterdeſſen in mancher Herren Länder umgeſehen hatte, zurück und wollte in der Heimath ſeinen Webſtuhl aufſchlagen; doch wie ſchon geſagt, von ihm wollte keiner etwas wiſſen, und wenn nicht die mächtige Liebe, die jeden an die Heimath feſſelt, in ihm beſonders ſtark geweſen wäre und ihn zurückhielt, den Ort zu verlaſſen, wo ſeine beiden Eltern begraben waren, ſo würde er ſchon am erſten Tage ſeiner Zurückkunft dem Dorfe den Rücken wieder zugekehrt haben und auf's Neue in die Welt hinausgegangen ſein. Allein ſo lief er geduldig verſchiedene Mal der Reihe nach bei den Leuten des Dorfs vorbei, um eine Wohnung für ſich zu finden, und wurde von den böſen Menſchen nicht ſelten mit rauhen Worten abgewieſen. Unter Anderm ſagte ihm einer: er habe keinen Platz für ihn übrig, und wenn er denn durchaus in dem Dorfe bleiben wolle, ſo ſolle er drohen zu den Zwergen gehen, die wür-

den ihm vielleicht mit Vergnügen und für billigen Miethzins das Zwergennest überlassen. Ohne auf diese Spöttereien zu achten, erinnerte sich plötzlich der Weber der kleinen Hütte, in welcher er als Knabe so oft gespielt und die er bei seinem Eintritt in's Dorf mit ihrem grünen Dach und Wänden wie früher an dem Gefängnißthurm gesehen hatte, und ihm kam plötzlich der Gedanke, daß es vielleicht nicht so übel wäre, den aus bösem Herzen gegebenen Rath zu befolgen.

Eilig machte er sich daher auf den Weg, öffnete die morsche Thüre der Hütte, die ihm anfangs einigen Widerstand leistete, und sah zu seiner großen Freude, daß das Innere des kleinen Häuschens wohl sehr baufällig war, aber mit einiger Mühe und Arbeit sich recht gut wieder herstellen ließe. Sogleich begann er die Holztrümmer, das Laub und den Staub aus dem Innern zu entfernen, ging dann nach der Stadt, holte von dort einige seiner alten Freunde, die ihres Handwerks Zimmerleute, Glaser und Dachdecker waren, und brachte mit deren Hülfe das Zwergennest bald in eine solche Verfassung, daß es ein stattliches Aussehen bekam und er getrost in demselben seinen Webstuhl aufschlagen konnte.

Die bösen Leute im Dorf sahen diesen Anstalten und Zurichtungen mit nicht geringer Verwunderung zu, lachten aber dabei in ihr Fäustchen und freuten sich, daß der arme Konrad bald wieder ausziehen würde, wenn einmal die Zwerge von seinem Dasein Kunde erhalten hätten. Obgleich der Weber selbst sich oft der Erzählungen erinnerte, die im Munde des Volks von dem Zwergennest lebten, so war er doch durch seine vielen Wanderschaften, auf denen ihm nie etwas Unheimliches passirt war, ganz von dem Glauben an dergleichen Wesen zurückgekommen und dachte in der ersten Nacht, die er in seinem Häuschen zubrachte, an ganz andere Sachen, als an das Erscheinen der Zwerge, die kommen könnten, ihn in seinem kleinen Besitzthum zu stören.

Es war eine recht klare Vollmondnacht und seine Gedanken

ließen ihn lange nicht schlafen. Er hörte im Dorfe die Kirchenuhr schlagen und endlich verkündigten ihm zwölf Schläge, daß Mitternacht herangekommen sei. Jetzt nahm er sich aber ernstlich vor, einzuschlafen, wandte sich auf seinem Lager herum und wollte die Augen schließen, als er im Zimmer ein leises Räuspern und Husten hörte. Er riß die Augen weit auf und wer beschreibt sein Erstaunen, als er neben sich ein kleines Männchen erblickte, das kaum eine Spanne lang war. Es war angethan mit einem zimmetfarbenen Röckchen, kurzen Höschen und schwarzen Strümpfen mit Schuhen, auf denen silberne Schnallen befestigt waren, die aber gegen die ganze Figur so groß erschienen, daß er kaum begreifen konnte, wie sie das kleine Wesen fortzuschleppen vermochte.

Anfänglich glaubte der Weber, er träume, und rieb sich ganz bestürzt die Augen. Er besann sich auf dies und jenes, fand aber, daß er vollkommen wach sei. Das kleine Männchen indessen spazierte im Zimmer hin und her, besah sich die neuen hölzernen Tische, sprang mit einem Satz an die Fenster hinan und klopfte mit einem kleinen Stöckchen, das es in der Hand trug, mit zufriedenem Lächeln an die neuen blanken Fensterscheiben. Auch die Reinlichkeit des Bodens und die frischen weißen Wände schienen ihm zu gefallen, denn es wiegte zufrieden sein kleines Haupt und gab durch allerhand murmelnde Töne sein Wohlgefallen zu erkennen. Der Weber, der dies Alles mit Verwunderung angesehen hatte, richtete sich jetzt von seinem Lager in die Höhe und wollte durch ein bemerkbares Räuspern und Husten dem kleinen Manne ebenfalls seine Gegenwart kund thun. Doch dieser ließ sich anfänglich gar nicht stören, sondern winkte ihm nur mit der Hand, als wollte er ihm sagen: „Gleich, gleich!“ und setzte seine Untersuchung fort. Endlich aber schien er Alles genau besichtigt zu haben, schwang sich mit einem Satz auf den Tisch, der neben des Webers Bette stand, und setzte sich da auf einem großen Laib Schwarzbrod zurecht, von dem er von Zeit zu Zeit ein Brödchen in den Mund

steckte. Nachdem sowohl der Weber als das Wichtelmännchen sich eine Zeitlang stillschweigend angesehen, sagte das Männchen mit einer feinen, krähenden Stimme, indem es vom Sitze aus nochmals seinen Blick in dem Zimmer herumfahren ließ: „wir freuen uns sehr, mein lieber Freund, einen Miethsmann erhalten zu haben, der unsere Sachen so ordentlich in Stand gesetzt hat; wenn du auch sonst die Bedingungen, die wir als die Eigenthümer dieses Hauses von dir mit Recht fordern können, zu unserer Zufriedenheit erfüllst, so werden wir hoffentlich recht wohl mit einander fortleben können.“ Der Weber, dem es nicht eingefallen war, hier in dem früher so verfallenen Zwergennest noch eine Miethe zu bezahlen, horchte hoch auf, war aber zu klug, um es mit diesen fürchterlichen Wesen zu verderben, und erkundigte sich bescheiden nach den Bedingungen seines neuen sonderbaren Miethsherrn. Der Zwerg erzählte ihm mit kurzen Worten die Geschichte des Schäfers, dessen unvernünftige Heerde sein ganzes Volk auf's Schwerste bedrängt und belästigt hatte, und setzte hinzu, daß bei des Schäfers Vertreibung aus diesem Hause das Zwergenvolk keine Bosheit gegen das Menschengeschlecht habe ausüben wollen, sondern es sei ihnen nur darum zu thun gewesen, Ruhe zu bekommen. Konrad, der durch die freundliche Anrede des Männleins und durch den gutmüthigen Ausdruck auf dem Gesichte desselben sich von seiner anfänglichen Bestürzung erholt hatte, sagte zu ihm, wie sehr er sich freue, unvermuthet eine so vornehme Bekanntschaft zu machen, und er hoffe, daß ihm die Miethsbedingungen so gestellt würden, daß er darauf *eingehen könne; freilich Geld oder Geldeswerth, Silber oder Gold* sei bei ihm nicht zu finden. Der Zwerg brach sich ein ziemliches Stück Brod ab und erwiderte ihm lächelnd: „die unnützen Artikel, die du uns nennst, sind es nicht, welche uns erfreuen oder nützen können. Mit Gold und Edelsteinen sind wir genugsam versehen und deßwegen in euern Augen ein reiches Volk. Doch fehlt uns

Manches, was wir nur durch die Hülfe guter und fleißiger Menschen erwerben können. Wir haben dich seit deiner Kindheit nicht aus den Augen gelassen und mit Vergnügen gesehen, daß dein Herz sich von Trug und Arglist frei erhalten hat, und dies ist mit ein Grund, warum wir uns deiner Besitznahme unseres Eigenthums, des kleinen Hauses hier, nicht widersetzt haben. Wir Zwerge wissen auch die menschlichen Tugenden zu schätzen und halten uns lieber in der Nähe frommer und fleißiger Menschen auf, als bei solchen, denen diese Eigenschaften fehlen, zu denen, beiläufig gesagt, auch der Schäfer, der früher hier wohnte, gehörte. Bleibe deßhalb fleißig, wie du bis jetzt gewesen, arbeite still für dich und es soll dir an unserem Beifall und unserer Hülfe nicht fehlen. Jetzt aber höre auf unsere Miethsbedingungen, die darin bestehen, daß du uns jeden Monat einmal in einer Nacht, wenn der Mond voll am Himmel steht, deine Geräthschaften und selbst deinen Webstuhl zu unserem Gebrauche überlässest. Sei in solchen Stunden nicht vorwitzig, sondern begib dich in deine Kammer und wir wollen schon dafür sorgen, daß dich alsdann ein tiefer Schlaf überfällt, der dich verhindert, das Geräusch unserer Arbeit zu hören.

Bei den letzten Worten wurde das Gesicht des Zwerges ernster und er schloß seine Rede, indem er sagte: „merke dir ja, daß du nicht vorwitzig sein sollst, unserer Arbeit zuzusehen, und merke dir auch dabei, daß nur, so lange dein Herz frei von den gewöhnlichen Lastern der Menschen ist, wir in solchen Stunden im Stande sind, dich in Schlaf zu versenken, daß es aber nicht in unserer Macht liegt, Gedanken an böse Thaten, die du vollbracht, zu beseitigen oder dich von Gewissensbissen zu befreien."

Der Weber hatte dies Alles ruhig mit angehört und sich freuend, so wohlfeile Miethsbedingungen erhalten zu haben, schlug er vergnügt in die dargebotene Hand des Zwerges ein, mit dem Versprechen, das Seinige beitragen zu wollen, damit die Arbeit der Zwerge nie gestört würde.

Nach dieſem abgeſchloſſenen Bündniß ſprang das Männchen an dem Brode herunter, lächelte den jungen Mann noch einmal freundlich an und verſchwand. Der Weber legte ſich auf die andere Seite und ſchlief bis zum hellen Morgen.

Am andern Tag war ſein erſter Gang in die Stadt, um ſich dort Arbeit zu ſuchen, und da war es auch ſchon, als ob ihn ein guter Geiſt begleitete; denn gleich bei dem erſten Kaufmann, wo er anfragte, wurde ihm eine gute Aufnahme zu Theil, und nachdem ihn der Werkmeiſter deſſelben gehörig geprüft und dadurch erſehen, daß der junge Mann wirklich in der Weberei gut erfahren ſei, ließ er ſeinen Namen in das große Buch eintragen, wog ihm Seide und Baumwolle zu, die er mitnehmen durfte, um einen ſchönen Stoff daraus anzufertigen. Zu Hauſe angekommen, machte ſich der Weber gleich mit allem Fleiß an das Geſchäft und es war ihm noch nie die Arbeit ſo ſchnell von der Hand gegangen, ſo daß er ſich ſelbſt darüber wundern mußte. Alle die kleinen Unfälle, die ſonſt dem geſchickteſten Meiſter begegnen, kamen bei ihm höchſt ſelten vor: es riſſen ihm ſelten die Fäden in der Kette, und die vielen Schnüre an ſeinem Webſtuhl verwickelten ſich nie in einander. Wenn er an ſeinem Spulrad ſaß, um die Seide auf die kleinen Röllchen zu wickeln, die dann in das Weberſchiffchen gelegt werden, ſo mußte er ſich oft darüber wundern, mit welcher Blitzesſchnelle das Rad herum lief und daß ſich der Faden nie verwirrte, ſondern immer glatt auf der Spule lag, als ſei er mit der größten Langſamkeit und Sorgfalt aufgewickelt. Andere Weber mußten zu dieſem Zweck ein paar kleine Buben halten, allein er verrichtete dieſes Geſchäft des Abends im Zwielicht allein und hatte in kurzer Zeit für den ganzen folgenden Tag genug ſolcher Spulen vorräthig. Wenn der Mond Abends am Himmel wieder ſichtbar wurde und die weiße Sichel ſo ſtand, das man mit der linken Hand hinein greifen konnte, ſo war der Mond im Wachſen und es ging auf die Nacht zu, wo Konrad den Zwergen durch Ueberlaſſung ſeines Webſtuhls den Miethzins zu entrichten

hatte. In diesen Zeitpunkten wußte er es immer so einzurichten, daß seine Arbeit für den Kaufmann in der Stadt beendigt war, und er bemühte sich alsdann, den leeren Webstuhl in schönste Ordnung zu bringen, damit die kleinen Männer sich in keiner Weise über ihn zu beklagen hätten.

In der Nacht, da der Mond voll wurde, legte er sich in sein Fenster und sah hinaus in die Gegend, wo die blauen Nebel so langsam aufstiegen, hörte, wie die Heimchen im Grase sangen, und schaute dem Allem vergnügt so lange zu, bis der Himmel in der Gegend der Zwergenburg anfing heller und heller zu werden und der Mond langsam aufstieg. Dann begab er sich auf sein Lager und da ihn keine bösen Gedanken quälten, so entschlief er bald. Zuweilen glaubte er so bei dem Einschlafen ein sonderbares Summen und Getreibe zu hören, doch da er von Natur nicht vorwitzig war, bekümmerte er sich nicht darum und fiel bald in einen festen Schlaf. Als er nach einer solchen Nacht zum ersten Mal am andern Morgen aufstand und an seinen Webstuhl trat, sah er deutlich, daß die Zwerge in der Nacht gearbeitet hatten, denn hie und da zwischen den Schnüren und an dem Holze hing ein kleines Flöckchen Seide von wunderbarer Farbe und ein Goldfaden blitzte ihm von dem Boden entgegen. An dem Weberbaum, auf den die fertigen Stoffe aufgewickelt werden, bemerkte er einen schmalen Streifen Zeug, den die Zwerge beim Abschneiden hatten hängen lassen, von so wundervoller Zeichnung und Farbe, wie er früher nie etwas Aehnliches gesehen. Er nahm dasselbe herunter, untersuchte es genau, und als er das nächste Mal in die Stadt kam, bat er sich von dem Werkmeister des Kaufmanns Seide in ähnlicher Farbe aus und schickte sich dann zu Hause an, die Arbeit der Zwerge nachzumachen. Wenn ihm dies auch nicht vollkommen gelang, so brachte er doch einen so schönen Stoff zu Wege, wie der Werkmeister noch nie gesehen und der ihm mit theurem Gelde bezahlt wurde.

Durch die letzte Arbeit wurde man in der Fabrik des Kauf-

Eben ſo erging es dem Schneider in der dritten, vierten und fünften Nacht. Er nahm jedesmal draußen im Wald einen der Hurlemänner vor, und nähte ihm Haut, Unterfutter und Rock auf das Sorgfältigſte zuſammen, erhielt dafür ſeinen Goldgulden und fügte ſich, da es einmal nicht anders war, in das traurige Schickſal, im wahren Sinne des Worts Leibſchneider der Zwerge zu ſein und nicht mehr zu den Seinen zurückkehren zu können. Nur kam es ihm bei dieſen nächtlichen Beſuchen des Tannenwaldes ſonderbar vor, daß dieſes Jahr der Winter ſo raſch eintrat; denn ſchon in der dritten Nacht war es ſo empfindlich kalt, daß ihm ohne das Feuer der Zwerge die Finger erfroren ſein würden, und doch war es erſt Ende des Monats Auguſt geweſen, als er Aachen verlaſſen. In der vierten Nacht traute er kaum ſeinen Augen, als er ſah, daß die Zweige der Tannenbäume dicht mit Schnee bedeckt waren und vom eiskalten Winde bewegt traurig ſeufzten; ebenſo in der fünften Nacht und in der ſechsten, wo er den letzten Zwerg vornahm, um ihn ebenfalls wie die Andern, auszubeſſern.

Er nähte heute eifriger, um ſich in der kalten Luft warm zu machen, und war ſchon fertig, als Mitternacht kaum vorüber ſein mochte. Dann entließ er den Zwerg mit einem gelinden Klaps wie auch die übrigen, und ſah zu ſeinem großen Erſtaunen, wie ſie alle ſechs aufſtanden, ſich bei den Händen nahmen und mit luſtigen Geberden wild um ihm herumtanzten. Nachdem es einige Sekunden gedauert hatte, ſtanden die Hurlemänner ſtill, und der, den er zuerſt zuſammengenäht hatte, trat auf ihn zu, öffnete den Mund und ſprach zum erſten Mal zu ihm folgende Worte: „Nimm für das, was Du an uns gethan haſt, unſern herzlichſten innigſten Dank und erfahre, welchen ungeheuren Dienſt Du uns geleiſtet. Du haſt unſere Burg geſehen und an der glänzenden Einrichtung derſelben, ſo wie an den prächtigen Sälen, die bei unſerer Rückkehr eben erſt das luſtige Zwergenvolk verlaſſen, daß wir ein angenehmes und behagliches Leben führen. In der Zeit, die Ihr Menſchen Tag nennt, und wo der große Stern, die Sonne, Euch mit ſeinem unausſtehlichen Licht faſt blendet, ſchlafen wir und erſt wenn die Nacht heraufſteigt, wird es in unſern Burgen lebendig und wir erfreuen uns bei Spiel und Tanz der vergnügteſten Stunden. Wiſſe, daß wir Zwerge ein noch viel reizbareres Temperament haben, als Ihr Menſchen. Und ſo geſchah es denn in einer Nacht, daß wir ſechs in der Burg eines fremden Zwergenkönigs, durch Tanz und Spiel aufgeregt, eines unſerer Hauptgeſetze, dasjenige nämlich, zur rechten Zeit zu ſchweigen, ganz vergaßen, und dadurch mit den andern Zwergen zuerſt in Wortwechſel, dann aber in blutige Händel geriethen. Du haſt geſehen, welche Wunden wir davon trugen und nur dem

manns auf den jungen Weber aufmerksamer und die Herren und Werkmeister, die ihn auch früher wohl als einen fleißigen Arbeiter angesehen, aber nicht weiter beachtet hatten, beschäftigten sich mit ihm aus dem Grund, um zu erfahren, ob die schöne Zeichnung des Stoffes auch wirklich von ihm sei und um ihn alsdann recht zu ihrem Nutzen zu gebrauchen, und der arme Weber, der, wie wir früher gehört haben, von seiner Kindheit an nie recht beachtet, noch weniger ausgezeichnet worden war, fühlte sich durch das Benehmen des Werkmeisters und der jungen Kaufleute außerordentlich geschmeichelt. Diese zogen ihn Abends mit in ihre Gesellschaften, und wenn er sich auch anfangs in diesen Kreisen, wo viel Bier und Wein getrunken wurde, und wo sich die Unterhaltung nicht gerade um die saubersten Gegenstände herumdrehte, nicht heimisch fühlte, wozu hauptsächlich noch kam, daß sein schlichtes Wamms neben diesen Jüngern des Merkurs, die geschniegelt und gebügelt, geschnürt und frisirt waren, etwas sehr abstach, so löste doch der Dampf des Weines und die kunstreiche Arbeit des geschickten Webers diese Standes- und Kleidungs-Unterschiede leicht auf.

Bisher hatte Konrad mit dem, was er durch seine Arbeit verdiente, sehr gut leben können, ohne daß er sich gerade hätte bei derselben zu sehr anstrengen müssen. Doch da bei diesen nächtlichen Schmäusen und Trinkgelagen der Stadt sein Geld unbegreiflich schnell verschwand, so sah er sich bald gezwungen, zu den Stunden, die er bisher gearbeitet hatte, Morgens und Abends noch einige hinzuzufügen, um seinen Verdienst zu erhöhen und das nöthige Geld zu den Abendunterhaltungen herbeizuschaffen.

Zuweilen, wenn er so spät in der Nacht nach Hause kam, fiel es ihm wohl ein, daß er bei seinem jetzigen Leben nicht ganz auf dem rechten Wege sei, und wenn er alsdann durch die Ruinen der Zwergenburg zu seiner Wohnung hinabstieg, so kam es ihm hie und da vor, als sehe er seinen kleinen Miethsherrn drunten auf einem Stein sitzen und ziemlich betrübt den Kopf gegen ihn schüt-

tein. Doch überredete er sich leicht, er habe nicht recht gesehen und wollte in seinem Herzen nicht begreifen, weßhalb der Zwerg nicht mit ihm zufrieden sein könne; denn so oft sich der Mond füllte, brachte er nach wie vor seinen Webstuhl in Ordnung und hatte es noch nie gewagt, eine solche Nacht außer dem Hause zuzubringen, was aber hauptsächlich wohl daher kam, weil er begierig war, gleich am andern Morgen das schmale Streifchen Zeug von dem Weberbaum zu nehmen, das ihm die Zwerge regelmäßig übrig ließen und wornach er die kunstreichen Arbeiten machte, die den Werkmeister in der Stadt und die Herren so in Bewunderung setzten. Doch einstmals mochte er entweder mit seinem Kalender nicht in Ordnung sein, oder denken, die Elfen könnten auch ohne ihn fertig werden, genug, er schnitt am Abend vor einer Vollmondnacht seine fertige Arbeit von dem Webstuhl herunter und brachte sie nach der Stadt, wo dieselbe alsbald in Empfang genommen wurde und seine Bekannten ihn nicht eher losließen, bis der Mond hoch am Himmel stand.

Beim Nachhausegehen fiel es ihm doch ein Bischen ängstlich auf's Herz, daß er seinen Miethsmann vernachläßigt, indem er ihm den Webstuhl nicht gehörig in Ordnung gebracht und die Nacht außer dem Hause geblieben sei. Wenn ihm auch unter diesen Betrachtungen der Gedanke aufstieg: jetzt schnell nach Haus zu eilen, um die Zwerge bei ihrer vollen Arbeit zu sehen, so hatte er doch zu viel Angst vor den kleinen Wesen und zu viel Scheu vor seinem gegebenen Wort, sie nicht zu belauschen; war überhaupt noch nicht verderbt genug, seine Versprechungen so in den Wind zu schlagen. Da es auch gerade um diese Zeit Sommer war, so verbrachte er den Rest der lauwarmen Nacht unter einer alten Tanne, wo er sich in's Moos streckte und bald einschlief.

Als er am andern Morgen erwachte, eilte er mit schnellen Schritten und nicht geringem Herzklopfen seiner Wohnung zu, weil er fürchtete, die Zwerge möchten sich für diese Vernachläßigung auf

irgend eine Art an ihm gerächt haben. Doch war dieß nicht der Fall; er öffnete die Thüre seines Häuschens und horchte zuerst hinein, ob er nichts Ungewöhnliches hörte; aber da war Alles in der alten Ordnung. Die hölzerne Uhr, die über seinem Bette hing, pickte ruhig hin und her, und sein Hänfling, den er in einem kleinen Bauer vor dem Fenster hängen hatte, sang dem anbrechenden Morgen lustig entgegen. Er eilte rasch zu seinem Webstuhle und fand auch hier nichts Außergewöhnliches. Wie immer sah er an den kleinen Flöckchen Seide und Goldfaden, die umher lagen, daß die Zwerge gearbeitet hatten, nur fand er diesmal die Zeichnung an dem kleinen Stückchen Zeug, das ihm dieselben wie immer zurückgelassen, von den früheren ganz verändert. Sonst hatten die Farben neben einander so freundlich, so lustig ausgesehen und standen in gutem Einklange und artig neben einander, so daß es einem beim Ansehen derselben zu Muthe war, als höre man eine schöne Melodie, allein heute hatte Zeichnung und Farbe des zurückgebliebenen Stoffes etwas Unbehagliches, ja Unheimliches. Es schwamm viel Dunkelroth und Schwarz durch einander und dazwischen kleine Silberfäden wie leuchtende Blitze, so daß es dem Weber beim Anblick des Stoffes einmal wieder recht auf's Herz fiel, daß er doch seine guten Miethsherrn schlecht behandle und überhaupt ein Leben führe, wie es sich nicht für ihn passe und vor welchem ihn der Zwerg so sehr gewarnt hatte.

Leider hatte ihn das böse Beispiel der jungen Leute in der Stadt schon so verderbt, daß er diese leise Stimme seines Gewissens nicht achtete, und sich gleich damit beschäftigte, den neuen Stoff nachzumachen, dessen sonderbare wilde Zeichnung in Kurzem seinem leichtfertigen Sinne besser behagte, als die frühere. Den Herren, sowie dem Werkmeister in der Stadt, der wohl noch mit ärgerem Leichtsinn begabt war, als der Weber, gefiel das neue Stück Arbeit ausnehmend gut. Letzterer war aber ein schlauer Fuchs, der es schon lange nicht begreifen konnte, daß so ein einfältiger Mensch, wie der

Weber, all' dieſe ſchönen Muſter ſelbſt erdacht und ausgeführt habe. Wenn es ihm auch nicht in den Sinn kam, daß es das ſtille Volk der Zwerge ſei, deren Arbeit der Weber nachbildete, ſo glaubte er dagegen, daß Konrad von ſeinen Reiſen eine Menge Muſter und ſonderbarer Stoffe mitgebracht habe, die er jetzt abſichtlich erſt nach und nach zum Vorſchein brächte, um mehr Geld damit zu verdienen.

Schon oftmals hatte der Werkmeiſter beim Glaſe Wein das Geſpräch auf die Muſter gebracht, aber die natürliche Klugheit des Webers war ihm ſtets verſtändig ausgewichen und hatte nichts verrathen. Dennoch ließ der Werkmeiſter nicht ab, in ihn zu dringen und brachte es nach und nach durch ſeine Schlauheit ſo weit, daß ihm der Weber ſein ganzes Geheimniß mittheilte, auch bei ſeinem nächſten Beſuch etwas von der Arbeit der Zwerge mitbrachte, über deren Schönheit die Sachverſtändigen die Hände vor Verwunderung über dem Kopf zuſammenſchlugen.

Das Einzige, was er klüglicher Weiſe verſchwiegen hatte, war der Ort und die Zeit, wo die Zwerge ihre nächtliche Arbeit abhielten, indem er fürchtete, daß man ſie da belauſchen könnte und ihm alsdann ſeinen ganzen Verdienſt für immer zerſtören würde; denn durch die Lebensweiſe, die er ſeit einiger Zeit geführt, hatte auch ſein Fleiß nachgelaſſen, ſowie die Sorgfalt, mit der er früher ſeine Arbeiten anfertigte, und das Einzige, wodurch er Geld verdiente, war die Arbeit der Zwerge, deren ſelbſt ſchlechte Nachahmung den Kaufleuten ſo lieb war, daß ſie ihm viel dafür bezahlten. Der Werkmeiſter hatte die Quelle, woher der Weber ſeine Muſter erhielt, einigen guten Freunden entdeckt, und dieſe hatten es Andern nicht verſchwiegen, weßhalb Konrad bald in ein ſolches Gerede kam, daß ſeine bisherigen Freunde gezwungen waren oder gezwungen ſchienen, den Umgang mit ihm aufzuheben. Er aber hatte ſich ſo an luſtige Geſellſchaft gewöhnt, daß er ſich andere Cumpane aufſuchte, mit denen er die Nächte verjubelte, und wenn

das früher bei einem Glase Wein oder Bier geschehen war, so sank er in kurzer Zeit so tief herab, daß er jetzt fast nie ohne einen tüchtigen Branntweinrausch nach Hause zurückging.

Was ihm der Zwerg bei Abschließung des Miethcontractes mit ernster betrübter Miene gesagt hatte: daß sie nur so lange gute Freunde bleiben und er sich ihres Schutzes erfreuen würde, als sein Herz von den Lastern und Fehlern der Menschen frei bleibe, und daß die Arbeit des stillen Volkes in seinem Hause nur so lange zu seinem Nutzen sein werde, als ihn sein Gewissen ruhig schlafen lasse, ging nun allmählig in Erfüllung. Schon oft hatte er bei Vollmondnächten, wenn die Zwerge bei ihm arbeiteten, sich unruhig auf dem Lager hin und her gewälzt und war auch dann und wann erwacht, um ein verworrenes Summen und leises Tönen in seinem Zimmer nebenan zu vernehmen, das ihm seine fünf Sinne auf eine zauberhafte Art zusammen zu schütteln schien, so daß er in solchen Augenblicken nie zu einem klaren Bewußtsein gelangte, und unter heftigen Schmerzen und brennendem Fieber wieder in einen unruhigen Schlaf versank. Da sich seine Lebensart auch nicht besserte, sondern er mit jedem Tage ausschweifender und liederlicher wurde, so kamen diese Pausen im Schlaf noch häufiger vor und er wälzte sich oft Stunden lang unruhig auf seinem Lager herum, wenn nebenan die Zwerge in voller Arbeit waren. Bis hieher hatte er noch immer die Vorschrift seines Miethsmannes respectirt und weder seinen Augen noch Ohren erlaubt, sich genauer um das Getreibe des stillen Volkes zu bekümmern. Doch allmählig vergaß er ihre Ermahnungen und wenn er auch den Vorsatz, die Zwerge zu belauschen, anfangs wieder verwarf, so richtete er sich doch in einer dieser Nächte auf seinem Lager empor, um wenigstens mit den Ohren, so viel er konnte, von der Arbeit der Zwerge zu erlauschen. Da hörte er deutlich den Webstuhl arbeiten, das Schiffchen schoß mit außerordentlicher Geschwindigkeit hin und her und die Spulräder liefen, als würden sie vom Wirbelwind herumgeweht.

Schon hatte er die Klinke der Thür gefaßt, um seine Miethsleute zu überraschen, als der bessere Theil seines Herzens ihn noch einmal davon zurückhielt. Er riß sich mit Gewalt von der Thüre fort und warf sich wieder auf sein Lager.

Am andern Morgen eilte er zu seinem Webstuhl, suchte überall herum nach dem Stückchen Zeug, das die Zwerge ihm bisher gelassen hatten, und suchte vergebens, da war nichts mehr zu finden. Auch der Webstuhl, der sich immer in der besten Ordnung befand, war nicht mehr, wie früher. Die Schnüre und Latten waren durch einander geworfen, kurz Alles das zeigte dem Weber an, daß sich die Gesinnung seines Miethsherrn gegen ihn geändert und er sich nicht mehr dessen mächtigen Schutzes zu erfreuen habe. Auch in der Stadt bei dem Werkmeister fand er zu seinem großen Schrecken, daß man nicht mehr so gegen ihn gesinnt sei, wie früher, denn als er diesmal mit leeren Händen kam und selbst nicht einmal das Muster eines neuen Stoffes mitbringen konnte, wie er durch die Hülfe der Zwerge sonst immer gethan, empfing man ihn mit kurzen rauhen Worten und sagte ihm, daß man mit seiner Lebensweise und seiner Arbeit gar nicht mehr zufrieden sei. Aus besonderer Gunst, wie der Werkmeister sagte, gab ihm dieser noch einmal eine Parthie Seide zu einem letzten Versuch und bedeutete ihm, wenn er hieraus keine gute und sorgfältige Arbeit liefere, müsse man ihn aus der Fabrik entlassen.

Konrad ging nach Hause unter mannigfaltigen sonderbaren Gedanken, wobei ihm auch zuweilen mit einem sehr unbehaglichen Gefühl die Erinnerung früherer Tage ankam, in denen er doch ein ganz anderes Leben geführt. Doch war es diese Erinnerung nicht, die ihn heute gegen seine sonstige Gewohnheit nüchtern nach Haus trieb, vielmehr hatte er lange in seinen Taschen nachgesucht, ob er nicht noch einige Münze fände, um wenigstens im Wirthshaus einen kleinen Anfang machen zu können, aber vergeblich; seine Taschen waren ganz leer, und er wagte es auch nicht, noch einmal

um einen Vorschuß zu bitten, wie er schon oft gethan. Zu Hause gab er sich daran, den Webstuhl in Ordnung zu bringen, was ihm recht sauer ankam und dann bemühte er sich, die erhaltene Seide auf's Beste aufzuspannen, um wieder einmal ein gutes Stück Arbeit zu liefern, was ihm dann auch so ziemlich gelang; allein es war nicht die Lust zu arbeiten, die ihn hiezu antrieb, sondern vielmehr die Begierde, Geld zu erhalten, um seine Ausschweifungen ferner fortsetzen zu können.

So verging der Monat und er hatte gerade vor der Nacht, in welcher die Zwerge wieder erscheinen sollten, seinen Stoff fertig gemacht und glaubte, daß ihm derselbe sehr gut gelungen sei. Als er ihn so betrachtete und dabei ausrechnete, wie wenig Geld er doch für die mühevolle Arbeit erhalten würde, kam ihm ein Gedanke, den er anfänglich zwar hastig unterdrückte, der er bald darauf noch heftiger in ihm rege wurde. Er dachte nämlich zum ersten Male in seinem Leben, wie es wohl zu machen wäre, seinen Herrn zu betrügen, indem er von dem ihm anvertrauten Zeug ein paar Ellen herunterschnitte und sie zu seinem eigenen Nutzen verkaufte, um mehr Geld zu bekommen als der armselige Weberlohn betrüge. Anfänglich sträubte sich sein besseres Gefühl dagegen, allein es zeigte sich bei ihm sehr wahr, daß, wer einmal einen bösen Gedanken aufkommen läßt, von demselben leicht überwältigt wird. Kurz, nach einigem Bedenken nahm er seine Scheere und schnitt für sich ein ziemliches Stück von dem Stoff herunter.

Da es für heute zu spät war, nach der Stadt zu gehen, so wickelte er das übrige Zeug zusammen und warf sich, nicht ohne starkes Herzklopfen, auf sein Lager. Er versuchte zu schlafen, allein das wollte ihm heute gar nicht gelingen, denn er hörte seine Uhr Stunde um Stunde schlagen, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, die Augen zu schließen. Jetzt wurde es draußen hell und der Mond begann aufzusteigen. Zu gleicher Zeit rauschte es um das Zwergennest, als zögen unzählige Bienenschwärme in der Luft

herum; es trippelte und ſummte und er vernahm das Alles ſo deutlich, wie noch nie. Schon war das ſtille Volk in ſeine Stube gezogen, denn er hörte, wie es an dem Webſtuhl beſchäftigt war, und wie die Spulräder liefen, auch vernahm er dabei einen ſeltſamen Geſang, der, obwohl ſehr einförmig klingend, doch eine wundervolle Melodie hatte, die ihm mit Gewalt die Augen zu ſchließen ſchien. Doch wenn er dieſem Drange folgen und ſich zum Schlafe anſchicken wollte, ſo kam ihm plötzlich der Diebſtahl in den Sinn, den er heute Abend begangen und ſein Herz klopfte ihm bei dieſem Gedanken immer ſtärker und ſtärker.

So lag er eine Stunde ungefähr und wälzte ſich ſchlaflos auf ſeinem Lager. Mitunter kam ihm der Gedanke, dem Verbot ſeines Miethsherrn zuwider aufzuſtehen und das Treiben der Zwerge zu beobachten. Doch lange kämpfte er gegen dieſen Vorwitz an, richtete ſich bald in die Höhe, legte ſich dann wieder hin, verdeckte ſich jetzt die Ohren, um nichts zu hören und lauſchte alsdann wieder um ſo ſorgfältiger. Kurz ihm war, als zögen ihn unſichtbare Gewalten auf ſeinem Lager hin und her, bald dahin, bald dorthin. Nun richtete er ſich wieder in die Höhe, erhob ſich und ſtand an der Thür, um die Zwerge in ihrer vollen Arbeit zu überraſchen. Noch in dieſem Augenblicke wollte er wieder zurücktreten, doch widerſtand er der Verſuchung nicht länger, ein Druck, die Thür flog auf und anſtatt etwas zu ſehen, ſtürzte der Weber, von einem furchtbaren Schlage getroffen, beſinnungslos auf den Boden dahin. — —

Als er wieder erwachte, rieb er ſich anfänglich die Augen, und wußte nicht, wie ihm geſchehen. Er ſtarrte um ſich und ſah, daß er zwar in ſeiner Hütte lag, deren Wände aber nicht mehr ganz und rein ausſahen, wie früher, ſondern hie und da Spalten zeigten, durch welche der Morgenwind hineindrang, der mit den Neſſeln und dem Geſträuch ſpielte, das aus dem mit Schutt bedeckten Boden hervorwucherte. Konrad, auf deſſen Kopf eine Be-

täubung lag, wie er sie früher nie empfunden, richtete sich mühsam auf und konnte sich kaum daran erinnern, was er gestern Abend gethan und im Sinn gehabt hatte. Neben ihm lagen die Stücke eines zerbrochenen Webstuhls und vor ihm der eingewickelte Stoff. Erst als er das Stück sah, welches er von demselben heruntergeschnitten hatte, fiel ihm der ganze Verlauf des gestrigen Tages und der gestrigen Nacht ein, und er erkannte zu seinem Schrecken, auf welche Weise er sich vergangen habe. Jetzt kam ihm zum ersten Male der Gedanke wieder recht lebhaft, wie schlecht er gehandelt und was für ein Mensch er geworden sei. Er faßte den festen Vorsatz, ein besseres Leben anzufangen, nahm das fertige Seidenzeug, nebst dem Stück, das er heruntergeschnitten in der Absicht, Beides seinem Herrn einzuhändigen, wo er alsdann seinen Fehler eingestehen und auf's Feierlichste geloben wolle, sich ernstlich zu bessern. Von diesem guten Gedanken innerlich erbaut, verließ er das zerstörte Zwergennest, indem er sich fest vornahm, nicht mehr dahin zurückzukehren, da er den armen kleinen Männern ungerechter Weise die größte Schuld an dem Zustande beimaß, in dem er sich jetzt befand. Als er so heraus aus seiner Hütte in die frische Morgenluft trat, war es ihm, als sei ein finsterer Bann von ihm gewichen und er schämte sich ernstlich seines schlechten Lebenswandels, wie er ihn bisher geführt. Zum ersten Mal nach langer Zeit besuchte er das Grab seiner Eltern und nachdem er sich hier noch einmal Besserung gelobt, wandelte er getrost der Stadt zu.

Schon hatte er dieselbe fast erreicht, als er sich am Wege niedersetzte, sein Päckchen öffnete, um den darin befindlichen Seidenstoff noch einmal genau durchzusehen und schön zu ordnen. Doch wer beschreibt seinen Schrecken, als er das Papier aus einander that und das Päckchen mit schwarzem Staub und Schutt angefüllt sah. Verzweiflungsvoll schlug er sich vor die Stirn und wälzte sich im Grase herum. Mit allen Verwünschungen und Schimpfworten, die ihm gerade in den Sinn kamen, gedachte er der Zwerge,

die er als die alleinige Urſache ſeines Unglücks anſah. Bald ſprang er auf, bald warf er ſich wieder nieder, dann erhob er ſich und lief Stunden lang zwiſchen den Thälern und Felſen umher, beſah hundertmal das Papier, das er in der Hand feſtklemmte, aber aus dem Staube wollte kein Seidenzeug werden. Darauf klagte er auf's Neue dem ganzen Weltall ſein Elend und ſeine Noth. Dazwiſchen glaubte er zuweilen ein heiſeres Lachen zu vernehmen, was ſeinen Zorn noch vermehrte, doch wenn er ſich dorthin wandte, von woher das Geräuſch zu kommen ſchien, hörte er nichts mehr. So lief und tobte er umher, bis der Abend kam, und warf ſich dann erſchöpft am Fuße einiger Felsblöcke nieder. Laut weinend, erklärte er ſich hier als den unglücklichſten der Menſchen, dem gerade in dem Augenblick, wo er ſich ernſtliche Beſſerung vorgenommen, alle Mittel hiezu abgeſchnitten ſeien. Doch bald übermannte ihn ein verzweiflungsvoller Trotz, der zuweilen den Unglücklichen anwandelt, und er ſprach laut zu ſich ſelbſt: „wohlan denn, Gott weiß, daß ich mich habe beſſern wollen und ein anderes Leben anfangen, aber er hat den bußfertigen Sünder nicht annehmen wollen und mir Alles nehmen laſſen, wodurch ich mir hätte wieder empor helfen können. Jetzt mag mit mir geſchehen, was da will, und wer mich will, der hat mich!“

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, ſo hörte er über ſeinem Haupte ein Geräuſch und ſah auf der Spitze eines Steines neben ſich eine kleine, ſonderbare Geſtalt ſitzen. Anfänglich glaubte er, es ſei ſein Miethsherr und wollte erſchreckt aufſpringen, um davon zu laufen. Doch ein genauerer Blick belehrte ihn, daß die Geſtalt des vor ihm ſitzenden Weſens eine ganz andere und verſchieden von der der Zwerge ſei. Sie war nur zwei Fuß hoch und hatte einen dicken, unförmlichen Kopf mit einem tückiſchen, bösartigen Geſichte, aus dem beſonders die rothen Augen recht unheimlich hervorleuchteten. Die Kleidung beſtand in einem ſchwarzen, ledernen Wamms und eben ſolchen Hoſen; an den Füßen hatte ſie

Vorzug eines tausendjährigen Lebens hatten wir es zu danken, daß wir an unsern Wunden nicht starben. Auch sprach bei unserer Rückkehr unser König eine schwere Strafe über uns aus, welche dahin lautete, daß wir so lange von den Festen der lustigen Burg entfernt bleiben und die Stunden, in denen sich die andern Bewohner der Zwergenburg mit Spiel und Tanz unterhielten, im dunkeln Walde zubringen sollten, bis sich ein Mensch fände, der unaufgefordert von uns und ohne dabei ein Wort zu sprechen, nach Eurer Art unsere Kleider und Wunden zunähe. Um diesen Fluch zu schärfen, und seine Lösung recht lange hinauszuziehen, war es uns nicht einmal vergönnt, jede Nacht dem Blicke der Menschen, die vielleicht vorbeikamen, sichtbar zu sein; sondern nur beim Mondeswechsel durften wir uns in unserem erbarmungswürdigen Zustande sehen lassen, um in tiefem Schweigen um Hülfe zu flehen. Du wirst erstaunen und erschrecken, wenn ich Dir die Länge der Zeit nenne, die wir hier vergebens geharrt. Es sind weit über hundert Jahre, weshalb unsere Schuld gegen Dich unbezahlbar ist."

Philipp stand stumm vor Erstaunen da bei dieser Rede des Zwergs und wußte nicht, was er sagen sollte. Dieser zog hierauf unter seinem Mantel den wohlbekannten goldenen Becher hervor und reichte ihn Philipp, der ihn zweifelnd nahm, ihn doch im Vertrauen auf die Zwerge rasch leerte. Da fühlte er plötzlich in allen seinen Gliedern eine gewaltige Lust, sich zu recken und zu dehnen. Er wuchs sichtlich in die Länge und Breite und bemerkte in wenig Minuten zu seiner größten Freude, daß er seine vorige Gestalt wieder angenommen hatte.

„Nimm," fuhr der Zwerg fort zu sprechen, die sechs Goldstücke, die wir Dir in sechs Nächten gegeben, als eine Belohnung des Dienstes an, den Du uns geleistet. Ich weiß, Euch Menschen geht nichts über das blanke Metall. Doch lass' keins dieser Goldstücke aus Deinem Besitze kommen, sondern verschließe sie in eine Truhe, wo Du bei ihnen jedesmal das nöthige Geld zu Deinen Ausgaben finden wirst. Vererbe sie auf deine Kinder und Kindeskinder, denen sie einst noch größere Dienste leisten werden; denn in ihnen wohnt eine geheime Kraft, die erst nach einigen hundert Jahren ihre Reife erlangt. Jetzt lebe wohl und merke Dir die goldene Regel, deren Vernachlässigung uns in's Unglück brachte, und in deren Ausübung Du auch nicht stark zu sein scheinst: „Schweige zur rechten Zeit!"

Bei diesen letzten Worten reichte er und die fünf andern Hurlemänner dem erstaunten Schneider die Hand und im Augenblick darauf waren alle sechs verschwunden. Jetzt drang auch der erste Strahl der Morgensonne über die Berge herüber und beleuchtete den Schnee, der auf dem Boden lag und an den Zweigen der Tannenbäume hing. Nun erst wurde es dem glücklichen Philipp klar, woher er plötzlich in

große Reitſtiefel, von denen ſie aber einen auf dem Schooße liegen hatte und ihn mit der Hand einzureiben und geſchmeidig zu machen ſchien. Der kleine Mann räuſperte ſich und ſagte zu dem Weber, der ängſtlich aufhorchte: „ja, ja, mein Lieber, wenn Euch das Ernſt iſt, was Ihr eben verſichertet, daß Ihr Euch jedem gern verdingen wollt, ſo findet Ihr keinen beſſern Herrn als mich. Wollt Ihr bei mir in Dienſte treten?“

Der Weber, dem es ziemlich unheimlich wurde und der jetzt erſt einſah, daß er ſoeben läſterliche Worte geſprochen, wollte anfänglich davon laufen, doch fiel ihm ſchon beim erſten Schritt ſeine hülfloſe Lage und ſein ganzes Unglück wieder ein, und er dachte bei ſich, du kannſt doch erſt hören, was der kleine Geſelle mit dir im Schilde hat. Deßhalb wandte er ſich wieder um und fragte: „was wollt Ihr von mir?“

Der Kleine wand und drehte ſeinen Stiefel eifrig in der Hand herum, grinste dazu und entgegnete: „lieber Freund, ich leſe in Euern Gedanken, daß Ihr am Ende glaubt, ich ſei der Böſe gar ſelbſt, doch thut Ihr mir damit zu viel Ehre an. Ich bin ein viel geringeres Weſen und gehöre den Geſchöpfen an, die ihr Menſchen mit dem Namen Kobolde belegt. Ich habe auch nicht im Mindeſten Abſicht auf Eure Seele, denn ich wüßte mit einem ſolchen Ding durchaus nichts anzufangen. Allein Ihr könntet mir dieſe Nacht einen Dienſt erzeigen, wenn Ihr wollt, und außer dem Lohn, den ich dafür in klingendem Golde bezahle, räche ich Euch überdies an Euren Feinden, die zugleich auch die meinigen ſind, an jenen kleinen, erbärmlichen Weſen nämlich, die Euch mit ihren ſonderbaren Bedingungen um Alles gebracht haben.“

Als der Weber auf dieſe Art ſah, daß ſeinem Seelenheil keine Gefahr drohe, ſo war ihm die Ausſicht, den Zwergen, die mit ihm ſo unbarmherzig verfahren, ebenfalls einen rechten Treffer zu verſetzen, ſehr erwünſcht, und er erklärte ſich deßhalb bereit, dem Kobolde zu dienen. Dieſer zog nun grinſend und lachend ſeinen Stiefel

wieder an, nahm hierauf einen kleinen Becher aus seinem Wammse und ließ den Weber einen herzhaften Schluck thun, dann befahl er demselben, zu einem benachbarten Teiche zu gehen und dort zwei starke Halme Schwindelhaber zu holen. Konrad machte sich sogleich dahin auf den Weg, während der Kobold seinen andern Stiefel auszog und ihn ebenfalls zu reiben begann. Unten an dem Wasser suchte sich der Weber zwei kräftige Halme mit langen Büscheln aus und brachte dieselben dem Kobold, der sich sehr zufrieden damit bezeigte und seinen Stiefel alsdann wieder anzog.

„Höre mich nun," sprach derselbe, „obgleich du nur mein Diener bist, und ich also eigentlich nicht nöthig habe, dir zu sagen, warum ich dieses oder jenes thue, so will ich dir doch mit kurzen Worten erzählen, was ich heute Nacht auszuführen gedenke." Hier rieb sich der Kobold vergnügt die Hände und grinste bedeutend dazu. „Die Zwerge, denen du in den Vollmondnächten deine Wohnung einräumtest, sind mit dem sehr achtungswerthen und ehrenhaften Stamme der Kobolde in beständigem Hader und Zwist. Die Stoffe und Gewänder, die sie bei dir anfertigten, waren zu den Kleidern einer Hochzeit bestimmt, die heute Nacht unter ihnen stattfinden wird und die ich zu stören gedenke. Hättest du die kleinen Männer gestern Nacht in ihrer Arbeit nicht gestört, so wären sie mit ihren Webereien gänzlich fertig geworden, wodurch es mir unmöglich gewesen wäre, ihnen einen Schaden zuzufügen. So aber kann ich mich in ihr Gelage stehlen und die schöne Braut, der ich lange meine Liebe zugewandt habe, für mich entführen."

Wenn dem Weber auch bei dieser Erzählung anfänglich der Gedanke kam, daß er doch sehr unrecht an seinem alten Miethherrn handle, so fiel ihm dagegen sein ganzes Unglück wieder ein und er freute sich, Rache nehmen zu können. Der Kobold erhob sich jetzt und befahl dem Weber, die beiden Halme von der Erde aufzuheben, steckte einen davon zwischen seine Beine und gebot seinem Diener, ebenso zu thun. Dann schnalzte er mit der Zunge

und ſchlug mit ſeinen Beinen, wie es der Reiter macht, wenn er ein faules Roß antreiben will; und wer vermag es, das Erſtaunen Konrads zu beſchreiben, als er fühlte, wie der Halm zwiſchen ſeinen Beinen, in die Breite und Länge wachſend, zu einem vollkommenen Pferde wurde, das, über Gräben und Hecken ſetzend, pfeilſchnell mit ihm und dem Kobold davon flog. Doch o weh, bei dem Aufſitzen hatte er nicht genau Acht gegeben und die Haberkörner in die Hand genommen, wodurch er jetzt verkehrt auf dem Pferde ſaß und ſtatt dem Zaum den Schwanz in der Hand hielt, an dem er ſich zum großen Ergötzen des Kobolds krampfhaft feſtklammerte.

So ritten ſie durch die Nacht dahin, durch dichte Wälder, über öde Halden, dann wieder jähe Felſenabhänge herunter und durch ſchäumende Flüſſe, und der Weber wunderte ſich über nichts ſo ſehr, als daß er von ſeinem Gaule nicht herabfiel. Freilich fühlte er keine Stöße und kein Rütteln, wie bei gewöhnlichen Pferden, denn das Zauberpferd, auf dem er ritt, ſtrich nur ſo über dem Boden dahin, und wie es ſchien, ohne mit den Füßen aufzutreten. Endlich ſchienen ſie den Ort ihrer Beſtimmung erreicht zu haben, denn ſie waren in einem Thal voll ſeltſam geformter Felſen angekommen, wo der Kobold plötzlich ſein Pferd anhielt und ſich hinabpurzeln ließ. Das Thier ſchrumpfte hierauf augenblicklich wieder ein und wurde ein Haberhalm, wie es früher geweſen.

Der Weber, ein wenig ſchwindlich geworden von all' dem Wunderbaren, das er bisher geſehen, fühlte ſich auf einmal mit einem gewaltigen Ruck auf die Erde geſetzt und als er ſich nach ſeinem Roſſe umſah, war es ebenfalls verſchwunden und er ſah nur einen geknickten Haberhalm zu ſeinen Füßen liegen. „Wir ſind auf der Stelle," ſprach der Kobold, „und wenn du dich jetzt klug benimmſt, ſo iſt in kurzer Zeit die hübſche kleine Braut mein und dein Lohn ſoll nicht gering ſein; nur folge genau meinen Worten, faſſe meinen Gürtel und laſſ' ihn nicht los, bis wir mit dem ſchönen Elfenkinde wieder im Freien ſind. Vor Allem aber merke dir und behalte es

wohl im Gedächtniß, daß du kein Wort ſprechen darfſt, mag auch geſchehen, was da will.“ Der Weber verſprach dieſe leichte Bedingung auf's Pünktlichſte zu erfüllen und faßte den Gürtel des Kobolds, der nun auf einen der größten Felſen losging und behend durch eine ſchmale Spalte ſchlüpfte, die ſich da vorfand. Hier hielt der Weber einen Augenblick ein, denn es wollte ihm doch nicht möglich erſcheinen, daß er mit ſeinem ziemlich dicken Körper durch eine ſolch enge Ritze ſchlüpfen könne, doch da er ſich ſchämte, den Kobold zu verlaſſen, und letzterer des Webers Anhalten bemerkte, ſo gab er ſich einen kleinen Ruck und Beide waren in dem Felſen. Der Weber konnte ſich nicht erwehren, an ſeinem Leibe herunterzufaſſen, denn er glaubte, daß er bei dieſem Durchſchlüpfen wenigſtens ſo dünn wie Kartenblatt geworden ſei. Doch dem war nicht ſo. Er befand ſich mit ſeinem Herrn in einer großen Steinhalle, die mit tauſend Lichtern auf das Prächtigſte verziert war. Eine Menge Zwerge von der Größe ſeines Miethsmannes und auch ganz von deſſen Ausſehen liefen geſchäftig hin und her, und trugen in ihren Händen goldene und ſilberne Gefäſſe, denen ein ſo ausgezeichneter Duft entſtrömte, daß dem armen Weber, der ſeit dem frühen Morgen keinen Biſſen gegeſſen, ganz wohl und wehe wurde. Anfänglich hatte er große Furcht, als ihn der Kobold ſo mitten zwiſchen die Reihen der Zwerge hindurchführte, denn wenn er auch wohl wußte, daß ſie Beide für das Auge dieſer Weſen unſichtbar ſeien, ſo fürchtete er dennoch, von ihnen bemerkt zu werden und ſchloß deßhalb ſeine Augen feſt zu, wie es der Vogel Strauß macht, wenn er von ſeinen Feinden nicht geſehen ſein will. Plötzlich aber drang eine wunderliebliche Muſik in ſeine Ohren und durch ſeine feſt zuſammen geſchloſſenen Augenlider zuckte der feine Strahl eines glänzenden Lichtes, ſo daß er unwillkürlich genöthigt war, mit weit offenen Augen um ſich zu ſchauen. Da ſah er denn, daß er ſich mitten im Hochzeitſaal der Zwerge befand, die in langer bunter Reihe an einer Tafel ſaßen und ſich freuten und jubilirten. Oben auf einer Erhöhung ſaßen die Muſikanten, allerlei ſeltſame,

prächtige Geräthschaften in den Händen haltend, und machten eine Musik so wunderlieblich und durch das Herz gehend, wie der Weber nie etwas Aehnliches gehört. Trotz dem daß der Saal für die Größe der Zwerge sehr hoch war, so mußte er doch gebückt dastehen, und wenn er auch in einer Ecke des Gemachs stand, so reichte sein Kopf doch bis über die Tafel der Zwerge, an deren oberem Ende der Bräutigam und die Braut saßen. Doch wie ward ihm, als er in dem lustigen Hochzeiter seinen Miethsherrn erkannte und als er ferner sah, daß sowohl dieser wie die andern Zwerge in Stoffe gekleidet waren, die sie auf seinem Webstuhl gefertigt hatten.

Der Bräutigam schien außerordentlich vergnügt und koste freundlich mit der Braut, die ein so allerliebstes, niedliches Geschöpfchen war, daß der Weber schon von Herzen bedauerte, seinem neuen Herrn das Versprechen gegeben zu haben, dieselbe für ihn zu rauben. Der Kobold war oben an die Decke des Saals geklettert und hatte sich da an des Webers Kopf in der Nähe eines Kronleuchters festgeklammert. Jetzt kletterte er dem Ohr Konrads noch etwas näher und sagte ihm grinsend vor Freude: „Du siehst, daß der Augenblick sehr günstig ist. Fasse mit deiner Hand langsam hinunter, nimm mit einem kecken Griff die kleine Braut fort und setze sie hier oben neben mich, daß sie den Augen der Andern eben so unsichtbar wird, wie wir, alsdann wollen wir im Tumulte, der hierdurch entsteht, unbemerkt entschleichen. Hörst du, strecke deine Hand hinunter und jetzt gleich."

Plötzlich aber ward es dem armen Weber recht traurig um's Herz und es fiel ihm ein, daß es doch eigentlich unrecht wäre, wenn er so schlechte Rache an seinem Miethsherrn nähme, der ihm doch, im Grunde besehen, nicht eher etwas zu Leide gethan habe, als bis er ihn durch Nachlässigkeiten und Schlechtigkeiten auf's Bitterste gekränkt. Er wollte dem Kobold bescheidene Gegenvorstellungen machen, doch dieser, fest an seinem Ohr, ließ ihn nicht zu Worte kommen, summte wie eine Wespe und sagte ihm mit boshafter Stimme: „Höre, du darfst dich nicht mucksen, denn du bist mein Diener. Strecke

augenblicklich die Hand aus und hole die Kleine herauf, ſonſt verlaſſe ich dich und wehe dir, wenn dich die Zwerge hier ſehen."

Zitternd ob dieſer Drohung ſtreckte Konrad die Hand hinab, allein ſein beſſeres Gefühl ſiegte wieder, denn er brachte ſie abermals leer herauf. „Was machſt du?" ſummte ihm der Kobold in die Ohren. „Ach, Herr," entgegnete ihm der Weber, „mich hat es plötzlich in meiner Naſe gekitzelt und da habe ich gefürchtet, ich müßte laut nieſen." — „Hm, hm! höre du," ſagte der Kleine, „mach' mir keine Ausreden und geh' an dein Geſchäft." Abermals ſtreckte der Weber die Hand hinab und wollte die arme kleine Braut ergreifen, doch da glaubte er, es zucke ihm ſo ſeltſam im Arm, daß er wieder leer mit der Hand heraufſuhr. Jetzt biß ihn der Kobold ein wenig in's Ohr und brummte zornig, daß es klang, als fliege um ſeinen Kopf ein ganzer Schwarm Horniſſe. „Du! was ſoll das? Warum bringſt du die Braut nicht herauf?" — „Ach, verzeiht, Herr," entgegnete ihm der Weber, „es iſt mir von dem Dampf der Speiſen da unten ſo heiß geworden, daß mir ein Schweißtropfen die Naſe herabgelaufen iſt, den ich erſt abwiſchen muß; denn er könnte ſonſt auf den Tiſch fallen und uns verrathen." Dies war wenigſtens keine Lüge, nur daß es nicht der Dampf der Speiſen, ſondern die innere Angſt war, die ihm Schweißtropfen auf die Stirne trieb.

Zum dritten Mal ſtreckte jetzt der Weber die Hand hinab und ſein innerer Kampf, ob er den Raub begehen ſolle oder nicht, war ſo groß, daß ſich ſeine Finger krampfhaft öffneten und ſchloßen. Schon würde er die Braut gefaßt haben, wenn ihr nicht der Bräutigam gerade in dieſem Augenblick einen Blumenſtrauß geboten hätte, den ſie lächelnd an Bruſt und Geſicht drückte. In der Todesangſt, in der ſich Konrad befand, ſuchte er alle Mittel und Ausflüchte, um ſeine grauſame Handlung wenigſtens für einige Augenblicke zu verſchieben. Jetzt wollte er zugreifen, als die Braut bei dem Geruch der Blumen heftig anfing zu nieſen und der Weber, das Gebot des

Kobolds vergeſſend, in ſeiner innerlichen Angſt laut die Worte hervorrief: „Gott ſegne Euch!“

Da krachte und blitzte es gewaltig in dem Felſen, die Zwerge und ihre Tafel wurden dunkler und dunkler und verſchwanden endlich ganz, und der Kobold an ſeinem Ohr ſummte ihm in höchſter Wuth zu: „So hältſt du dein Verſprechen, du ſchlechter menſchlicher Lump!“ und darauf trat er ihm mit einem ſeiner ſchweren Stiefel ſo heftig in's Genick, daß der arme Konrad beſinnungslos auf's Geſicht fiel und eine Zeitlang ſo liegen blieb.

Als er wieder erwachte, fühlte er ſich wie an allen Gliedern zerſchlagen, und es dauerte lange, bis er ſich der vorhergehenden Stunden erinnern konnte. Er rieb ſich die Augen und wollte aufſtehen, um langſam davon zu ſchleichen, als er zu ſeinem größten Erſtaunen und Schrecken neben ſich ſeinen Miethsherrn ſtehen ſah, der alſo zu ihm ſprach: „Fürchte dich nicht vor mir, denn ich bin nicht gekommen, dir ferner Uebles zuzufügen; das, was wir dir gethan, geſchah mit vollem Recht, denn du wirſt dich erinnern, wie du die feſtgeſetzten Bedingungen unſeres Miethsvertrags gebrochen haſt, und was du überhaupt für ein ſchlechter und unordentlicher Menſch in der letzten Zeit geworden biſt. Doch Alles ſei vergeſſen und vergeben. Da du in der vergangenen Nacht mir und meiner geliebten Gemahlin einen unbezahlbaren Dienſt erwieſen haſt, ſo will ich dir wieder helfen, damit du ein ordentlicher, glücklicher Menſch werdeſt. Zwar Gold und Koſtbarkeiten kann ich dir zu deinem eigenen Beſten nicht geben, denn mir iſt zu wohl bekannt, daß dieſe Sachen ſelten zum Glücke beitragen, ſondern im Gegentheil, daß durch dieſelben faſt immer Unglück und Elend in mannigfacher Geſtalt über euch Menſchen kommt. Doch kehre zu deinem Hauſe zurück und fange wie früher an zu arbeiten. Wir bedürfen deiner nicht mehr und werden deßhalb nicht wieder kommen, deine Neugierde auf die Probe zu ſtellen. Ich hoffe, du wirſt klug geworden ſein und nicht wieder in dein altes Leben zurückfallen. Wenn ich dir auch

keine sichtbaren Beweise meiner Dankbarkeit einhändige, so wirst du dich doch überzeugen, daß wir dir unsichtbar mit Rath und That beistehen."

Hierauf verschwand der Zwerg, und als der Weber beim ersten Strahl des Tages, der über die Berge glänzte, um sich schaute, sah er, daß er sich nicht weit von der Zwergenburg befand. Rasch eilte er seinem Häuschen zu, und da er an die Zerstörung dachte, in der er es gestern verlassen, so wunderte er sich um so mehr, daß er heute davon nicht das Geringste bemerkte. Die Thür war verschlossen, auch hörte er drinnen die Uhr picken und den Hänfling singen. Ebenso fand er seinen Webstuhl in bester Ordnung; den Stoff, von dem er gestern ein Stück abgeschnitten, unversehrt daneben liegend, und obendrein sah er, daß derselbe von so wundervoller schöner Arbeit war, wie er früher nie etwas gesehen. Er trug ihn in die Stadt. Allein ihm waren die Orte seiner früheren Ausschweifungen so verhaßt, daß er nach abgemachtem Geschäfte alsogleich davon lief, als brenne es hinter ihm.

Wenn er sich auch durch seine schönen Arbeiten bald wieder das ganze Wohlwollen der Kaufleute erwarb und sie ihm in kurzer Zeit freundlicher als je entgegenkamen, so vermied er doch von jetzt ab um so sorgfältiger ihre Gesellschaften, arbeitete still und unermüdet für sich zu Hause, wobei er aber deutlich sah, daß ihm die Zwerge unsichtbar halfen, und wurde bald ein wohlhabender Mann. Später baute er sich ein stattliches Haus, aber ohne das Zwergennest einzureißen, das noch nach langen, langen Jahren dastand und erst allmählig, wie der Glaube an die Zwerge und Elfen, unterging und verschwand.

Von der Prinzessin Morgana.

Vor langen, langen Jahren herrschte über Bagdad der Kalif Harun al Radschid, einer der mächtigsten, reichsten und dabei weisesten Fürsten, die je auf dem Throne saßen. Dafür war er aber geliebt und geehrt sowohl von den Großen seines Reichs, als auch von den Geringsten seiner Unterthanen. Und obendrein schenkte ihm der Prophet auch noch die Gnade, beständig weise und gerechte Männer zu seinen Dienern zu haben: so sein Großvezier Abdallah, in dessen Hände der Kalif die ganze Verwaltung seines Reichs hätte legen können, denn es war nicht leicht ein Mann zu finden, wie dieser; ein gerechter, unbestechlicher Richter und dabei ein sparsamer Mann, der die Schätze seines Herrn beständig, aber stets auf rechtliche Art zu vermehren suchte. Dafür aber liebte ihn der Kalif auch wie einen Bruder und mochte keine Stunde ohne seinen Großvezier Abdallah sein. Sie arbeiteten beständig zusammen, oder sie spielten Schach, worin Beide große Meister waren; selbst wenn der Kalif auf die Jagd ritt, mußte ihn der Vezier begleiten.

Nun aber hatte der Kalif in seiner Weisheit die Gewohnheit angenommen, verkleidet durch die Gassen und Bazare Bagdads zu

wandeln, um auf diese Art mancherlei Sachen erfahren zu können, die man ihm sonst wohl verschwiegen hätte. Bei diesen Spaziergängen hörte er alsdann auf die Klagen seiner Unterthanen und forschte denselben genau nach, um, im Falle sie nicht ohne Grund waren, denselben abzuhelfen, wo es möglich sei. Auch wohnte er unerkannt den Gerichtssitzungen bei und gab Acht, ob die Richter auch ohne Ansehen der Person Recht sprächen. Hauptsächlich aber war es in der Stille der Nacht, wo er von seinem Großvezier Abdallah begleitet, durch die Straßen ging, und bei diesen Spaziergängen nicht selten Räubereien oder sonstigen Unfug verhinderte; denn in solchen Stunden betrat er die entferntesten und ärmlichsten Stadtviertel, theils aus der oben angeführten Ursache, theils um arme Leute in ihren erbärmlichen Hütten aufzusuchen, und sie mit Geld oder irgend einem guten Rath zu unterstützen.

So wandelte er eines Abends in der gleichen Absicht mit dem Großvezier aus seinem Palaste und ging an den Ufern des Tigris dahin, sich der schönen Nacht freuend. Der Kalif war lustig und guter Dinge und sprach mit seinem Begleiter über die verschiedenartigen Schicksale der Menschen, wie es dem einen schlecht und dem andern gut gehe, und welche Hoffnungen und Wünsche täglich ein jedes Herz habe, von denen doch so wenig in Erfüllung gingen.

„Ja," entgegnete Abdallah, der Vezier, „wenn man jetzt einmal in einem großen Spiegel die verschiedenartigen Wünsche und Gedanken der Tausende von Menschen lesen könnte, die sich unruhig auf ihrem Lager herumwerfen und häufig alle ihre Pläne vereitelt sehen!"

Unter ähnlichen Gedanken und Gesprächen kamen die beiden Männer an eines der ärmsten Stadtviertel und traten in eine kleine winkliche Gasse, die sich vielmals hin und her wandte und deren Lauf der Kalif und der Vezier verfolgten, wodurch sie sich bald in einer ihnen gänzlich fremden Gegend der Stadt sahen. Plötzlich blieb der Kalif stehen, denn er hörte aus einem Seiten-

ſechs Nächten aus dem Sommer mitten in den Winter verſetzt worden war; denn da die Zwerge ſich ihm nur von Monat zu Monat zeigen durften, ſo hatten ſie in den Zwiſchenzeiten ihn mit einem Zauber umgeben, der ihn jedesmal einen ganzen Monat ſchlafen ließ.

Obgleich es ſo Februar und ziemlich kalt geworden war, ſo hatte doch Philipp den Vortheil, daß er jetzt den Weg aus dem Tannenwalde finden konnte, da an den niedern Sträuchern keine Blätter mehr hingen, die ihm die Ausſicht verſperrten. Rüſtig ſchritt er zu und jauchzte vor Freuden laut auf, als vor ihm aus dem Thal der majeſtätiſche Dom Kaiſer Karls emporſtieg. Bald hatte er die Mauern der Stadt erreicht und durchlief eilig die Straßen nach Meiſter Caſpars Hauſe.

Dieſem hatte unterdeſſen ſeine Härte gegen Philipp leid gethan und er ſowohl wie Roſa weinten heiße Thränen, als der Vetter, freilich in etwas abgeſchabtem Anzuge, in's Zimmer ſtürzte. Doch wie groß war das Erſtaunen und die Freude, als Philipp nun aus ſeinem Ranzen ſechs vollwichtige ſchwere Goldgulden hervorzog und ſie nebſt der Erzählung alles Wunderbaren, was ihm paſſirt, vor des Meiſters Augen ausbreitete. Dieſer gab ihm der Formalität wegen noch eine kleine Probezeit auf, um zu ſehen, ob er ſeine Plauderhaftigkeit abgelegt, und fand darnach, daß Philipp ſich ſo gebeſſert hatte, daß er ihm in kurzer Zeit ſeine Kundſchaft übergeben und ihn mit der glücklichen Roſa verheirathen konnte. Seit der Zeit gab es aber auch keinen fleißigeren und ausdauerndern Arbeiter als Philipp; denn wenn ihn anfänglich auch die Luſt anwandelte aufzuſchauen und zu plaudern, ſo empfand er in ſeinen Ohren ein leiſes Jucken, ſo wie einen feinen Stich in der Hand, was ſich aber auch nach und nach verlor. Das Verſprechen der Zwerge bewährte ſich und die Goldgulden, die in einer beſondern Truhe verſchloſſen wurden, gaben bei kleinen Verlegenheiten das nöthige Geld willig her und blieben ſo unangetaſtet im Beſitz der Familie.

gäßchen das klägliche Geschrei eines Menschen, der vielleicht geprügelt oder auf irgend eine andere Art mißhandelt wurde. Auch der Vezier hörte dies Geschrei, und wenn daran im Allgemeinen nichts Besonderes war, so klangen doch diese Klagelaute so sonderbar und wurden so unaufhörlich fortgesetzt, daß sich die Beiden bewogen fanden, den Tönen nachzugehen. Sie traten zu dem Zweck in ein sehr enges und schmutziges Gäßchen, das sie zu einem alten halbverfallenen Thorbogen führte, durch welchen sie auf einen kleinen Platz gelangten, der aber recht unheimlich und traurig aussah. Die Häuser, die denselben umgaben, waren größtentheils zerfallen und hatten weder Thüren noch Fenster. In die meisten konnte man deßhalb von außen hinein sehen und erblickte in den Zimmern und auf den Gängen, wo früher Menschen gehaust, das Gras fußhoch empor wuchern. Auch waren die Dächer der meisten Gebäude eingefallen und große Bäume, als Platanen, Sykomoren oder Palmen blickten oben über die kahlen Mauern und gaben ein trauriges Zeugniß, daß diese Häuser seit einem Menschenalter nicht mehr bewohnt gewesen seien.

Es war nur ein einziges Haus auf dem ganzen Platze, welches durch einen schwachen Lichtschimmer, der durch einen zerbrochenen Fensterladen drang, verrieth, daß sich Jemand darin aufhalte. Aber zugleich mit dem freundlichen Strahl des Lichtes drangen aus dem Innern desselben jene Schmerzenstöne, die den Kalifen mit seinem Begleiter herbeigelockt. Wenn dies Gebäude auch freilich ein zerfallenes Ansehen, wie alle übrigen auf dem Platze, hatte, so mußte es doch einst viel besser als seine Nachbarn ausgesehen haben; denn es war von Steinen aufgeführt und über der Hausthüre befand sich ein Spruch des Korans ausgehauen, eine Verzierung, die nur bemittelte Leute an ihren Häusern anbringen lassen. Allein auch hier hat der Zahn der Zeit die Mauern geschwärzt und sogar theilweise zerrissen. Der Stein, der die Schriftzüge gebildet hatte, war verwittert und

dieſe dadurch unleſerlich geworden, und ebenſo hielten die Thüre, ſowie die Fenſterladen kaum noch zuſammen.

Von Zeit zu Zeit hörte man aus dem Innern des Hauſes das Klagegeſchrei ertönen, und die Beiden näherten ſich jetzt, um etwas von den Worten, die es begleiteten, zu vernehmen.

„Ach!“ rief eine Stimme von innen; „gib mir doch zu eſſen und zu trinken; mich hungert und dürſtet auf die ſchrecklichſte Art. Bin ich denn nicht ſchon zu einem Gerippe zuſammen geſchwunden; ich kann doch ſchon vier Tage und vier Nächte ohne Speiſe und Trank zubringen, ohne daran zu ſterben! — Oh! — Oh! — Habe es überdies ſchon ſo weit gebracht, daß ich täglich meine hundert Stockprügel aushalten kann. Gib mir deßhalb nur wenigſtens zu trinken.“

Die Stimme, die dieſe ſeltſamen Worte mühſam hervorbrachte, ſchien einem jungen Manne anzugehören, allein ſie klang ſo matt und ſchwach, daß man wohl glauben konnte, die Mißhandlungen, von denen er ſprach, ſeien wirklich geſchehen und haben ihn ſo weit herunter gebracht. Jetzt antwortete eine andere Stimme, die aus dem Munde eines ältern Mannes zu kommen ſchien und nicht ſo erbärmlich klang, wie die erſtere: „Ach, Herr, wenn du doch einmal Vernunft annehmen und wieder leben wollteſt, wie andere Menſchenkinder. Was nützen dir denn die Qualen, die du dir ſelbſt auferlegſt! Bei dem Barte des Propheten, es thut mir weh, dir dies ſagen zu müſſen, aber es iſt die Pflicht eines alten Dieners, wie ich bin, und wiederhole dir deßhalb zum tauſendſten Male, daß deine Handlungsweiſe an Wahnſinn grenzt und daß, wenn du nicht aufhörſt, dich ſo unnöthig zu quälen, du ſpäter gewiß deine Tage im Irrenhaus beſchließen wirſt. Hier iſt eine gute Speiſe und hier ein Krug mit Sorbeth. Iß und trink und kehre wieder zurück unter die Menſchen; was können dir deine Phantaſien auch nützen!“

„Ha, ha,“ lachte darauf der Erſte wieder mit ſeiner heiſeren

kraftlosen Stimme und knirschte die Zähne zusammen, daß man es draußen hören konnte. „So machst du es mir beständig, ungetreuer Diener. Geh in die Hölle mit deiner Speise und deinem Trank. Ich will hungern, ja, das will ich und ich will auch geschlagen sein, so lange es mir gefällt."

„Nun, meinetwegen," entgegnete der Andere, „wenn Ihr denn einmal auf elende Art verhungern wollt, so mögt Ihr in Gottes Namen Speise und Trank von Euch stoßen. Der Prophet weiß, daß ich keine Schuld daran trage. Aber das versichere ich Euch, was mich anbelangt, ich hebe keinen Stock mehr auf, um Euch zu schlagen."

„Oh, oh,", jammerte der Andere, „du ungetreuer, unredlicher Knecht! Hast du meinem Vater nicht auf seinem Sterbebett mit einem Handschlag beschworen, dich meiner anzunehmen und mich nicht zu verlassen und weißt du denn nicht sehr gut, für wen ich all' die Leiden ertrage? Jetzt willst du, daß ich Alles das umsonst gethan habe. Oh, oh, du bist ein Ungläubiger, der seines gegebenen Wortes vergißt. Ich will geschlagen sein und ich will hungern. Da, nimm den Stock, ich will die Prügel geduldig aushalten."

Der Kalif und der Vezier vor der Thüre wußten nicht, was sie von diesem sonderbaren Zwiegespräch denken sollten; einer sah den andern voll Verwunderung an, und Abdallah griff an seinen Turban und zwickte sich in die Nase, denn es kam ihm vor, als träume er diese seltsame Geschichte. Der Kalif faßte seinen Begleiter jetzt bei der Hand, und deutete ihm, ruhig zu sein, denn drinnen wurde die Stimme des alten Mannes wieder laut, der in weinerlichem Tone sagte: „O Gott! o Gott! wenn ich doch auch damals mit deinem Vater gestorben wäre! Doch der Prophet kann in mein Herz sehen, daß ich an all' dem Wahnsinn keine Schuld trage."

Darauf war es eine kurze Zeit lang ruhig, allein bald wurde

das Schmerzgeschrei wieder hörbar, begleitet von einem Ton, wie wenn man einen Menschen mit einem Stock schlüge. Dazwischen vernahmen sie zuweilen die Worte: „O weh, o weh! das schöne Bild! das schöne Bild! O die glänzenden Augen! und das rabenschwarze Haar! Der Prophet möge mir gnädig sein und mir helfen!“

Weiter mochte der Kalif diesen unnatürlichen Auftritt nicht mit anhören. Er befahl leise seinem Vezier, sich genau das Haus zu merken und Beide verließen alsdann den unheimlichen Platz, noch eine gute Strecke von dem Klagegeschrei jenes Unglücklichen begleitet.

Am andern Morgen nahm der Großvezier ein paar vertraute Diener mit sich, um sich auf Befehl des Kalifen in das Stadtviertel zu begeben und daselbst das Haus aufzusuchen, an dem der Kalif mit seinem Begleiter in der vergangenen Nacht gehorcht hatten. Sie hatten dasselbe auch bald gefunden und lauschten eine Zeit lang, ob sich nicht wieder das Klagegeschrei wie gestern hören ließe. Doch alles war still und ruhig. Sie klopften an die Pforte, einmal, zweimal, ohne daß sich von innen das Geringste vernehmen ließ. Dann machten sie ein Geräusch an dem geschlossenen Fensterladen und mußten auch hier mehrmal vergeblich pochen, bis sie endlich in dem Zimmer eine Bewegung hörten. Jetzt wurde eine Thüre aufgemacht und ein paar Fußtritte näherten sich der Hauspforte, worauf der Großvezier die Stimme des alten Mannes vernahm, der durch eine Spalte fragte, wer da sei und was man wolle.

„Im Namen des Kalifen aufgemacht!“ rief Abdallah von draußen und setzte hinzu, als der Alte drinnen zu zögern schien, „nur gleich aufgemacht, oder ich befolge den Befehl des Kalifen Harun al Radschid und erbreche die Thüre und lasse Euch obendrein wegen Eurem Ungehorsam strenge bestrafen.“

Jetzt wurde der Eingang langsam geöffnet und die Gestalt eines

alten Mannes in sehr ärmlicher Kleidung sichtbar, der die Hand an Brust und Stirn legte und mit demüthiger Stimme fragte: „Was befiehlt mein Herr, der Kalif?"

Abdallah trat mit seinen beiden Begleitern in das Haus und wandte sich nach dem Zimmer, aus dem er gestern Abend das sonderbare Gespräch vernommen. Der alte Mann wollte ihm anfänglich zwar den Weg versperren, doch als er die bewaffneten Diener sah, stieß er einen tiefen Seufzer aus und öffnete die Thüre des Gemachs.

Obgleich sich dies in einem sehr ärmlichen Zustande befand, so zeigten doch die Ueberbleibsel der ehemaligen Einrichtung, daß ein wohlhabender Mann hier gewohnt habe. Die Wände waren mit zerbrochenen Schränken von vergoldetem Holz verziert und die Decke mit einem alten persischen Shawl bekleidet, wie man es oft in orientalischen Häusern findet. Die Laden des Zimmers waren verschlossen, weßhalb man kaum sehen konnte, daß sich in der Ecke desselben ein Divan befand, auf dem die Gestalt eines Mannes ausgestreckt war. Zufällig warf die Sonne draußen durch ein Loch des Fensterladens einen Lichtstrahl in das Gemach, wodurch dem Großvezier möglich wurde, das Antlitz jenes jungen Mannes genau zu sehen. Wenn man in dies bleiche, eingefallene Gesicht sah, so konnte man keinen Augenblick daran zweifeln, daß er es war, der gestern Abend die Klagetöne ausgestoßen. Er mochte in einem Alter von ungefähr zwanzig Jahren sein und schien sich nicht um die Eingetretenen zu bekümmern. Sein Auge war geschlossen, seine Lippen, die ein leichter schwarzer Bart beschattete, zusammen gepreßt, und abgesehen von der entsetzlichen Magerkeit und Blässe, war der Kopf, den ein dichtes schwarzes Haar bedeckte, von außerordentlicher Schönheit. Seine Kleidung, die zerrissen war, zeigte deutlich, daß sich der junge Mann einst in bessern Umständen befunden. In einer andern Ecke des Zimmers lag ein Haufen großer Bücher, nebst zerbrochenen gläsernen Flaschen und selt-

samen Instrumenten, wie sie die Magier oder Zauberer früher zu gebrauchen pflegten.

Nachdem der Großvezier das Innere dieses Gemachs flüchtig übersehen, fragte er den alten Mann, der demüthig an der Thüre stehen geblieben war, wer dieser Jüngling sei, worauf der Alte mit einem ängstlichen Zeichen um Stillschweigen bat und dem Großvezier winkte, das Zimmer mit ihm zu verlassen.

Draußen flehte er ihn auf das Inständigste an, nicht in seine Geheimnisse zu dringen, worauf aber Abdallah erklärte, daß er vom Kalifen den Befehl habe, ihn vor das Antlitz des Herrschers zu führen, damit er ihm Auskunft gebe über das, was gestern Nacht hier vorgefallen sei.

Als der alte Mann den Namen des Kalifen hörte und den Befehl, vor diesen geführt zu werden, vernommen hatte, stürzte er auf seine Knie nieder und schwor bei Gott und dem Propheten, daß er an Allem unschuldig sei und daß er in der That lieber bestraft werden wolle, als noch länger in diesem Hause wohnen. „Doch," setzte er hinzu, „ich darf meinen jungen Herrn nicht verlassen, und wenn du mich, der ich doch ganz unschuldig bin, in's Gefängniß wirfst, so mußt du dich seiner annehmen, o Herr!"

Der Großvezier versicherte ihm dagegen, es sei von einer Bestrafung nicht die Rede: wenn er nur dem Kalifen die reine Wahrheit sage, so werde dieser in seiner Weisheit über ihn und seinen Herrn das Beste beschließen. Nach diesen Versprechungen trat der Alte noch einmal in das Gemach zu dem jungen Mann und wechselte einige Worte mit ihm, worauf er zurückkehrte und dem Großvezier folgte, nachdem dieser einen seiner Diener zur Bewachung des Hauses zurückgelassen.

Als sie den großherrlichen Palast erreicht hatten, ließ sie der Kalif augenblicklich vor sein Angesicht, um aus dem Mund des alten Mannes eine Auskunft über das sonderbare Gespräch zu vernehmen, welches Harun al Raschid und sein Vezier gestern Nacht

gehört. Der alte Mann beugte ſich tief vor dem Kalifen zur Erde und ſprach: „Beherrſcher der Gläubigen, da ich wohl weiß, daß zu deinem erlauchten Ohr nur die reine Wahrheit dringen darf, ſo werde ich dir ohne alle Umſchweife und mit der größten Treue die Geſchichte meines jungen Herrn erzählen, der ſich in ſo traurigen Umſtänden befindet, wie wohl nie vor ihm ein Rechtgläubiger. Wiſſe denn, o Herr, in jenem Hauſe, vor deſſen zerbrochene Thüre dich der Prophet wahrſcheinlich zu unſerem Heile führte, wohnte noch vor ein paar Jahren Abn el Deri, ein weiſer und gelehrter Mann, von dem deine Hoheit gewiß ſchon gehört. Dieſer konnte die alten geheimnißvollen Bücher der Magier und Zauberer leſen und verſtand es, aus den Sternen Vergangenes und Zukünftiges zu enträthſeln. Ich war ſein Diener, o Herr, und begleitete ihn auf allen ſeinen Reiſen, die er in früheren Jahren nach allen Theilen der bekannten Welt machte. Wie oft durchzogen wir die Wüſte kreuz und quer, und es mag nicht leicht eine der größeren Oaſen geben, die wir nicht beſucht. Auch die Meere ſahen wir, die unſern Sand von allen Seiten beſpülen; indeſſen machte mein Herr dieſe großen Reiſen keineswegs, um aus dem Kauf und Verkauf koſtbarer Waaren Nutzen zu ziehen, ſondern in allen größern und kleinern Städten, die wir beſuchten, traf er mit weiſen und gelehrten Männern zuſammen, mit denen er ſich eifrig über Sternkunde beſprach und ſie belehrte, oder von ihnen zu lernen ſuchte. Ach, Herr, es war eine Luſt, mit Abn el Deri Tage und Wochen lang durch die einſame Wüſte zu ziehen. Nie in meinem Leben habe ich Jemand gefunden, der ſo ſchöne und anmuthige Erzählungen gewußt hätte, wie er. Tage lang konnte er ſo fortſprechen und wir Alle hörten ihm mit Vergnügen zu. Wenn er aber auf ſeinen Reiſen noch ſo redſelig und unterhaltend war, ſo gab es doch Augenblicke, wo er ſehr in ſich gekehrt und ſtille wurde, und das waren die Stunden, in welchen ſich in der Wüſte fern am Horizonte die Fata Morgana ſehen ließ. Alsdann wurde er nachdenkend und konnte oft Stun-

den lang die fabelhaften Bäume, die zierlichen Häuſer und das glänzende Waſſer anſtarren, welche das Wüſtengeſpenſt vor das Auge des Wanderers zaubert. Schon öfters hatte ich's verſucht, ihn in ſolchen Augenblicken anzureden, aber er bedeutete mir beſtändig mit der Hand, ich ſolle ſchweigen, und nahm dann gewöhnlich eines ſeiner geheimnißvollen Bücher vor ſich auf's Kameel, worin er eifrig las und in welchem gar ſonderbare Zeichen ſtanden, die er mit den Figuren der Fata Morgana zu vergleichen ſchien.

Einſt nach einem ſolchen Tage lagen wir Abends unter dem Zelte und Abn el Deri war freundlicher als je, weßhalb ich mir, von innerer Neugier getrieben, die Freiheit nahm und ihn fragte, weßhalb er denn dem Wüſtengeſpenſt beſtändig ſo eifrig und unverwandt zuſchaue und ſich an einem Anblick zu erfreuen ſcheine, der doch jedem andern Muſelmann abſchreckend und unheimlich ſei. Da lachte mein Herr und ſprach zu mir: höre, Ismael, ſo iſt nämlich mein Name, o Herr, du biſt mir lange ein treuer Diener geweſen, weßhalb ich dir deine Neugierde verzeihen will, ja ſogar noch mehr, ich will dir, ſoweit es für deine Verſtandeskräfte faßlich iſt, mittheilen, was ſchon viele weiſe und gelehrte Männer vor mir über das Wüſtengeſpenſt gedacht und was ich ebenfalls davon halte. Schon öfter haſt du ſelber geſehen, beſonders an heißen Tagen, wenn die weite, weite Wüſte vor uns ausgebreitet liegt, daß es plötzlich war, als beginne der Sand am Horizont langſam in die Höhe zu ſteigen, es ſcheinen ſich da Hügel zu erheben, über deren Gipfel gelbe ſchwere Wolken langſam hin und her ziehen. Es wogt und brandet, wie ein fernes Meer und dazwiſchen bricht zuweilen ein Lichtſtrahl hervor, wie wenn die Sonne durch ſchwarze dichte Wolken einen feinen Strahl auf das Waſſer wirft. Immer ſtärker wird die Bewegung auf den Hügeln und die gelben Wolken, die erſt dicht zuſammen geballt ſcheinen, wickeln ſich wie lange dünne Schleier ab, flattern gegen den Himmel und ſteigen langſam aufwärts, ſo daß ſie ſich wie ein Vorhang von der Erde empor-

heben, und dein geblendetes entzücktes Auge dort, wo du eben nichts als gelbe Sandhügel ſahſt, in eine ſchöne reiche Landſchaft blicken laſſen. Um dich brennt der heiße Sand, die Sonne wirft glühende Strahlen hinab. Schweigend ziehen Menſchen und Pferde in der Hitze dahin und um deſto mehr ergreift dich der Anblick der Fata Morgana, mit ſchattigen Palmenwäldern, rauſchenden kühlen Waſſern, mit ſtrahlenden luftigen Landhäuſern. Bei dieſem Anblick zieht der Reiſende den Burnus über den Kopf und ruft den Propheten an, indem er ſich von dem Anblick wegwendet, denn nicht dorthin, wo jene Palmen rauſchen, führt ihn ſein Weg, dort iſt für ihn nichts als Sand und unfehlbarer Tod.

Indeſſen trägt die Fata Morgana nicht die Schuld, ſie will keinen Menſchen verlocken und iſt ſo unſchuldig, wie eine Inſel im fernen Meere, die der Schiffer nicht erreichen kann, weil ihm der leitende Compaß fehlt, und doch iſt es dem muthigen Manne vorbehalten, jenes glückliche Eiland im Sand zu erreichen, das, blühender und fruchtbarer als ſelbſt das Paradies, dem, der es erreicht, die ſchönſte Belohnung gibt. Ja, Ismael, fuhr mein Herr fort, ich kenne dich zu gut, und weiß, daß ich deinen Sinn nicht verwirre, wenn ich dir ſage, daß die Fata Morgana mehr iſt, als eine bloße Erſcheinung, wenn ich dir ſage, daß dort die Prinzeſſin Morgana regiert, ein Weib, ſo ſchön und herrlich, wie kein zweites im Himmel und auf Erden. Ihr Antlitz hat zwar noch keine Menſchenſeele erblickt, obwohl meine Bücher, ſowie die weiſen und gelehrten Männer bezeugen, daß es einem mächtigen Zauberer gelungen iſt, ein Bildniß von ihr zu entwerfen, das aber im Laufe der Zeit ſpurlos verſchwunden, und um dir jetzt Alles zu ſagen, der Zweck meines Studiums, ſowie meiner Reiſen iſt, dies gefährliche Bild aufzufinden, — gefährlich, weil es das Menſchenherz, das es anblickt, tödtlich erkranken läßt, vor Entzücken und Liebe.

So erzählte mir mein Herr, und du kannſt dir denken, daß

ich über seine Reden und Mittheilungen nicht wenig verwundert war und zuweilen bedenklich meinen Kopf schüttelte, weil mein Herr so viel Geld und Zeit verschwendete, um ein fabelhaftes Bild aufzusuchen. Einige Zeit nach dieser Erzählung zogen wir mit einer Karawane nach Damaskus und Palmyra, auf welcher Reise wir unsägliches Ungemach zu erdulden hatten. Wir wurden vom Sandsturm überrascht, wobei ein großer Theil unserer Karawane umkam, und nur durch die Schnelligkeit unserer Pferde gelang es uns, dem allgemeinen Verderben zu entfliehen. Ach, Herr, es ist ein schrecklicher Anblick, eine Karawane, Menschen und Thiere in der tödtlichsten Angst vor dem Verderben, das hinter ihnen herrauscht, dahin fliehen zu sehen. Kameele und Pferde leisten das Unmögliche und rennen schaumbedeckt über den Sand, bis sie mitten im Lauf todt dahin stürzen. In unserer Nähe bemerkten wir auf dieser wilden Flucht lange Zeit ein schönes Weib, das auf einem edlen arabischen Pferde dahin jagte; in ihren Schleier gewickelt, hielt sie ihr kleines Kind, das sie erst vor kurzer Zeit geboren, und in dem allgemeinen Lärmen und Sausen der Sandwolken, die uns verfolgten, hatte sie nur Augen für das kleine Wesen und bedeckte es mit ihrem Körper, wenn der Sturm eine Wolke den andern voraus und über uns herjagte. Auch meinen Herrn rührte der Anblick dieses Weibes und wir hielten uns so viel möglich in ihrer Nähe, um sie vielleicht im Falle der Noth retten zu können. Doch der Prophet hatte ihren Tod beschlossen. Ihr Pferd stürzte plötzlich todt dahin und unglücklicher Weise in einem Augenblick, wo uns der Sand dicht auf der Ferse war. Da hielt das Weib ihr Kind flehend empor und konnte nur noch meinen Herrn zurufen: „Rette es, rette es!“

Du kannst dir denken, daß wir trotz der Gefahr unsere Pferde anhielten, ich ergriff hastig das Kind und Abu el Deri wollte der Frau helfen. Doch sie warf ihren Schleier über den Kopf und zeigte in verzweiflungsvoller Angst auf den herannahenden Sand-

Vier Könige.

(Arabesken.)

1.

Ein Sommernachtstraum.

Es war einmal in einer Nacht, da träumte mir von kühn gewölbten Hallen, von großen schattigen Sälen, mit buntem Marmor gepflastert, gothischen Bogenfenstern, welche den Anblick auf eine himmlische Gegend gewährten, und deren herrliche Glasmalereien die sinkende Abendsonne gegen die Wand wiederstrahlte; eine wundervolle Tapete. Ach, und mir träumte von losem Epheu, welches gegen die bunten Fenster leise, leise anschlug, und dabei lispelte mir ein sanfter Wind wohlbekannte süße Namen und brachte mir mit leiser Stimme Botschaften von einem kleinen Platze, auf welchem viele weiße Kreuze standen.

Das Alles träumte mir in einer dumpfigen Kasernenstube, wo ich der Zwölfte in einer Ecke lag und schlief. Ich erwachte, setzte mich an die kleinen vergitterten Fenster der Stube, welche eine Aussicht in den umschlossenen Hof gewährten, und blickte in die ruhige Nacht hinaus. Was war mir von meinem schönen Traume geblieben? Schon der Knabe träumte von weiten Hallen, einem lustigen, freudenvollen Leben; aber träumte auch nur. Die Hallen schrumpften zusammen zu engen, kleinen Stuben, und das lustige Leben ward ein tief ausgefahrener Hohlweg, dessen Krümmungen, durch steile Seitenwege eingeengt, ich ruhig folgen mußte. —

Ich sah den Mond, der sich durch eine Häuserlücke auf den Hof geschlichen und, sich da unbemerkt glaubend, an eine Kanone gelehnt hatte; — eine rührende Anhänglichkeit von dem Monde, denn es war eine alte Kanone, eine in den letzten Kriegen eroberte französische, und

sturm, indem sie uns bei Gott und dem Propheten beschwor, zu entfliehen und nur das Kind zu retten. O Herr, es war ein schrecklicher Anblick. Dicht an unsern Fersen kam die Sandwolke heran, gleich einer feurigen Riesenmauer und bog sich über unsern Häuptern, wie die Wellen im stürmischen Meere, wenn sie, sich überstürzend, weit auf das Ufer hinaufschlagen. „Fliehet, fliehet," schrie das Weib, und rettet mein Kind!" worauf unsere Pferde, denen die Gefahr ebenso bekannt, wie uns, ihre letzten Kräfte zusammen nahmen und in großen Sätzen davon jagten. Hinter uns stürzte die Sandwolke zusammen und bedeckte das verlorne Weib, ihr einen riesenhaften Grabhügel bildend.

Wir entkamen durch die Gnade des Propheten und Abu el Deri betrachtete das Kind — es war ein Knabe — das ihm der Prophet so unverhofft geschenkt hatte, als sein eigenes und ließ es auf's Sorgfältigste erziehen. Trotz dem stellte er seine beständigen Reisen nicht ein, und je älter er wurde, je emsiger forschte er nach dem Bilde, von dem er mir gesprochen. So wurden wir Beide alt und die letzte Reise, die wir zusammen machten, war weit hinter Palmyra nach einer Oase, in der ein überaus weiser und gelehrter Mann wohnte. Ach, es war unsere letzte; denn nach jahrelangen Bemühungen hatte mein Herr doch gefunden, was er so lange gesucht: Das Bild der Prinzessin Morgana. Doch was nützte es ihm jetzt, da er am Rande des Grabes stand und keine Kräfte, keine Jahre mehr zu verschwenden hatte, um wenigstens den Versuch zu machen, jenes glückselige Eiland zu erreichen, wofür er Zeit seines Lebens geschwärmt und wonach er sich beständig gesehnt hatte. Wir kehrten hieher nach Bagdad zurück und lebten eingezogen und ärmlich; denn das Vermögen meines Herrn war von seinen vielen Reisen so erschöpft, daß das Wenige, was er noch besaß, kaum bis zum Ende seiner Tage reichte. Endlich kam er zum Sterben und in seiner letzten Stunde stand ich, sowie sein angenommener Sohn, der unterdeß zu einem kräftigen Jüngling herangewachsen

war, an seinem Lager. Mit schwacher Stimme gab er diesem zum letzten Mal gute Lehren und ermahnte ihn, wohlgefällig vor Gott und dem Propheten zu wandeln. Darauf händigte er ihm ein Amulet ein, das die unglückliche Mutter vor ihrem Tod in der Wüste um den Hals ihres Kindes gebunden hatte, ertheilte ihm seinen Segen und bat ihn alsdann, auf einige Augenblicke fortzugehen, indem er mir noch etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

Ismael, sprach er, als wir allein waren, in einigen Augenblicken werde ich nicht mehr sein, und du wirst deinen Herrn verloren haben, sowie mein Sohn seinen Vater. Versprich mir, deine langjährigen Erfahrungen zu seinem Besten zu benützen und ihm so viel wie möglich zu helfen. Dies gelobte ich ihm mit einem Handschlage, worauf er mir das Versprechen abnahm, jenes Bild, das er mir einhändigte, weder selbst anzuschauen, noch es seinem Sohne zu zeigen; denn, setzte er hinzu, der Anblick desselben wird jedes Menschenherz mit Krankheit erfüllen und es langsam vergehen lassen vor Entzücken und Liebe. Darauf starb er.

Nun war ich allein mit dem jungen Manne, und was uns Abu el Deri hinterlassen, war nicht viel. Kisten und Kasten waren leer und Alles, womit wir unser Leben eine Zeitlang fristen konnten, waren einige alte Waffen, die mit Steinen und Gold reich geschmückt waren, und die ich denn auch alsbald zum Verkauf in die Bazars trug. Unser junger Pflegesohn, er hatte den Namen Saladin empfangen, war ein ungestümes, feuriges und rasches Blut. Abu el Deri hatte ihn bei weisen Meistern seiner Zeit unterrichten lassen und nebenbei, daß er in Schriften wohl bewandert war, verstand er bald die Lanze zu führen und das Roß zu tummeln. Doch, o Herr, du kannst dir leicht denken, daß nach dem Tode des alten Mannes dergleichen zeitraubende und kostspielige Beschäftigungen von selbst wegfielen. Was sollten wir auch anfangen? Das Pferd, das der junge Saladin besaß, mußten wir bald verkaufen; ebenso seine kostbaren Kleider, in denen er geglänzt hatte,

wie ein junger Pascha. Oftmals, o Herr, machte ich den Versuch, dem jungen Herrn irgend eine Beschäftigung verschaffen zu können, in welcher er sein Brod auf eine für ihn würdige Art verdiene. Ich empfahl ihn dem Kommandeur der Leibwache, indem ich für den schönen jungen und gewandten Mann um eine Anstellung bei den Reitern bat; aber da ich keine mächtigen Beschützer hatte, ja nicht einmal das nöthige Pferd und das Rüstzeug anschaffen konnte, so wurde ich überall abgewiesen. Ach, Herr, das war eine traurige Zeit. Ich suchte jetzt den jungen Saladin zu bewegen, eine Beschäftigung minderen Ranges zu ergreifen und brachte ihn endlich so weit, daß er mir versprach, sich eine Stelle als Diener in einem Laden gefallen zu lassen. Aber auch hier hatte ich mir umsonst Mühe gegeben, seinen stolzen Sinn in so weit zu beugen, denn nicht einmal eine solche erhielt ich für ihn. Wenn man auch anfänglich nicht abgeneigt war, ihn anzunehmen, so hörten die alten Kaufleute doch kaum, daß er der Sohn Abu el Deri's sei, des Magier und Teufelbeschwörers, wie sie ihn nannten, als sie sich alle von uns abwandten und uns die Thür verschlossen.

Zu dieser Zeit war das Geld, das wir aus unsern Waffen gelöst hatten, gänzlich verzehrt, und umsonst suchte ich alle Winkel des Hauses, alle Kisten und Kasten durch, um irgend ein verborgenes Kleinod zu finden. Sogar das eiserne Kästchen, in welchem das wundervolle Bild verwahrt war, und das ich nie untersucht hatte, schloß ich auf, ohne etwas Anderes darin zu finden, als nur dies Bild in einem unscheinbaren Futteral. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß mich bei diesem Geschäft die Neugier plagte, auf den kleinen Stahlknopf des Futterals zu drücken, welches das Bild umschloß. Doch zu meinem Glück tönte in diesem Augenblick die Stimme meines alten Herrn vor meinen Ohren und ich unterließ es. Unglücklicher Weise vergaß ich das eiserne Kästchen wieder zu verschließen und ging darauf aus dem Hause, um einen alten Bekannten um ein Darlehen anzusprechen.

Zu dieser Stunde kam Saladin zurück und mochte wohl schon längst jenes kleine Kistchen und daß dasselbe beständig für ihn verschlossen sei, bemerkt haben, genug, er benützte meine Abwesenheit, nahm das Futteral heraus und, o Herr, der Unglückliche betrachtete das Bild.

Was darauf mit ihm geschah, weiß ich nicht. Aber als ich nach Hause zurückkehrte, fand ich ihn in den heftigsten Fieberphantasien auf seinem Lager liegen, das Futteral in seinen Händen haltend, das ihm zu entreißen keine menschliche Macht im Stande war. Wohl hörte ich aus den irren Reden, die er in der Fieberhitze ausstieß, daß er jenes Bild geschaut, sowie daß das Wort meines alten Herrn: jedes Menschenherz müsse bei dem Anblick dieses Bildes krank werden vor Entzücken und Liebe, an ihm in traurige Erfüllung gegangen sei. Wochenlang lag er so auf seinem Lager an einem bösen, markverzehrenden Fieber und führte dabei beständig die sonderbarsten, unzusammenhängendsten Reden. Gewöhnlich befand er sich in solchen Augenblicken in der Sandwüste und sah in weiter Ferne das Gespenst der Fata Morgana vor sich schaukeln. Dies beschrieb er denn auch, wie es früher Abu el Deri gethan, mit den glühendsten lieblichsten Farben und malte es aus als ein Eiland voll Liebe und Entzücken. Ach, und in allen diesen Träumen spielte das unglückselige Bild eine Hauptrolle; denn dies war es, was ihm überall voran schwebte, und dem sein wirrer Geist hastig nachfolgte über schneebedeckte Berge, durch das wilde Meer und durch den glühenden Sand der Wüste.

Endlich ließ die Kraft des Fiebers nach und ich glaubte jetzt würde der unglückliche Saladin zur Vernunft zurückkehren und das Andenken jenes Bildes aus seinem Herzen verbannen. Doch weit gefehlt. Wenn auch sein Körper genas, so schien ihm Herz und Geist desto kränker zu werden. Das erste Mal, als ich an seinem Lager saß und er mich nach seiner mondenlangen Krankheit wieder erkannte und zusammenhängend mit mir sprach, zeigte er mir mit

Entzücken das Futteral und sagte: endlich habe er etwas gefunden, dem er sein ganzes Leben weihen würde und welches er erreichen wolle, wenigstens unablässig darnach streben bis zu seinem Tode — nämlich das Original zu diesem Bilde. Umsonst stellte ich ihm vor, das Bild müsse eine bloße Phantasie des Malers sein, allein er lächelte und sprach mit matter Stimme: „O Ismael, dein Unglaube thut mir weh, ich versichere dich, es ist das Bild der Prinzessin Morgana, die auf einem paradiesischen Eiland fern in der Wüste herrscht. Wohl weiß ich, daß noch kein Sterblicher das Glück hatte, dasselbe zu erreichen und die Prinzessin zu sehen. Doch warum kann es mir nicht vorbehalten sein, den Weg dorthin zu finden; dies wird mir auch gelingen, Ismael, denn ich habe die Reise dorthin in den Phantasien des Fiebers schon öfters gemacht. Es war zwar ein schrecklicher und mühesamer Weg und die Karawane, der ich mich anschloß, bestand aus sonderbaren Gestalten, aber ich werde das Eiland dennoch erreichen und die Prinzessin sehen; ja, ich werde sie sehen und ihr nahe sein."

Anfänglich glaubte ich bei diesen Reden, sie seien noch ein Ueberbleibsel des Fiebers, und diese sonderbaren Ideen würden sich mit der Zeit schon geben. Doch weit gefehlt. Saladin genas langsam wieder, ohne aber seinen Vorsatz vergessen zu haben, die Prinzessin Morgana, wie er das Bild nannte, aufzusuchen; — vielmehr hatte er sich in seinen Träumen etwas ausgedacht, das an Wahnsinn grenzte und wodurch er, wie er sagte, seinen Körper an die ungeheuren Mühseligkeiten gewöhnen wollte, die ihm auf jener Reise bevorstehen würden. Er nahm nämlich Tage lang keine Speisen und keinen Trank zu sich, um sich an Hunger und Durst zu gewöhnen, und alle meine Ermahnungen dagegen waren vergebens. Er gerieth sogar in eine unbeschreibliche Wuth, wenn ich ihm das Unsinnige seiner Handlungen vorstellte, und wußte mich durch Bitten und Flehen dahin zu vermögen, ihm seinen thörichten Willen zu thun. Oft hungerte er drei bis vier Tage und

obendrein zwang er mich noch, ihn mit einem Stocke zu schlagen, damit er den Mißhandlungen der Menschen, die ihn von seinem Vorhaben abbringen wollten, Trotz bieten könne. Was mein Herr bei diesem Wahnsinn litt, kannst du dir leicht denken, o Herr; doch was sollte ich armer alter Mann machen; wenn ich mir auch zuweilen fest vornahm, ihm seinen Willen nicht mehr zu thun, so konnte ich doch bei diesem Vorsatz nicht lange beharren, denn sein Jammer über meine Untreue, wie er es nannte, seine Klage, daß ich ihm nicht behülflich sein wolle, sein Liebstes auf der Welt zu erreichen, war mir ebenso schrecklich, ja noch schrecklicher, als die Mißhandlungen, denen er sich unterzog. Wenn ich ihn zuweilen befragte, wann und durch wessen Hülfe er gedenke, seine Reise antreten zu können, so antwortete er lächelnd: das Schicksal, das ihm das Bild der Prinzessin Morgana zugeführt, werde es ihm auch, wenn die Zeit zur Reise herangekommen sei, nicht an Mitteln dazu fehlen lassen.

So ist die Erzählung von dem alten Abu el Deri und seinem Pflegesohn, o Herr, und beim Barte des Propheten, ich habe dir nichts verschwiegen, auch hast du in der vergangenen Nacht selbst zugehorcht, wie er mich mit seinem Wahnsinn quälte und wie ich ihn mißhandeln mußte. Bestimme in deiner Weisheit nun, was mit uns geschehen soll."

Der Kalif, sowie sein Großvezier, hatten dieser sonderbaren Erzählung aufmerksam zugelauscht und Beide saßen nach Beendigung derselben stumm da und wußten nicht, was sie davon denken sollten. „Ei," meinte der Kalif, „was würdest du dazu sagen, Abdallah, wenn wir uns jenes Bild kommen ließen und es auf alle Gefahr hin auch einmal anschauten."

„O Herr," entgegnete Ismael hastig, nachdem er eine tiefe Verbeugung gemacht, „o Herr, beschließe in deiner Weisheit nicht so etwas Schreckliches. Glaube mir, der böse Zauber, der von

diesem Bilde ausströmt, würde auch dich Zeit deines Lebens unglücklich machen."

„Es ist in der That eine seltsame Geschichte," sagte der Großvezier, „und wenn ich deiner Hoheit einen Rath geben dürfte, der deiner Großmuth sicher nicht verwerflich erscheint, so wäre es der, den unglücklichen jungen Mann mit den nöthigen Mitteln zu versehen, um ihn wenigstens ein Jahr lang mit den Karawanen durch die Wüste ziehen zu lassen. Vielleicht daß ihm der Prophet gnädig ist und daß sich sein Wahnsinn zerstreut."

„Ja, du hast Recht," antwortete der Kalif, „triff die nöthigen Anstalten dazu und laß es dem Reisenden an nichts fehlen. Schick ihn mit einer der großen Karawanen fort, die in kurzer Zeit nach Palmyra abgehen, und ertheile ihm den Befehl, nach Ablauf eines Jahres zurück zu kommen und alsdann werde ich ferner für ihn sorgen."

Ismael stürzte dem Kalifen zu Füßen, und indem er seinen Dank für die hohe Gnade stammelte, wagte er die Bitte, seinen jungen Herrn begleiten zu dürfen, eine Gunst, die ihm der Kalif auch gern gewährte. Darauf befahl Harun al Radschid, den jungen Saladin, wenn er zu der Reise gehörig ausgerüstet sei, vor sein Angesicht zu führen, und entließ den alten Diener, der sich vor Freude zitternd nach seiner Wohnung zurück begab und seinen Herrn durch die frohe Botschaft nicht wenig stärkte.

Saladin lag gerade auf seinem Lager ausgestreckt und hörte anfänglich ziemlich gleichgültig die Erzählung des Dieners, daß ihn der Kalif habe rufen lassen und daß er diesem ausführlich von Abn el Deri habe erzählen müssen. Allein als Ismael im Verlauf des Gesprächs von der Gnade des Kalifen sprach, daß er ihnen die Mittel zu einer Reise in die Wüste geben wolle, da richtete sich der junge Mann von seinem Lager plötzlich in die Höhe und sprach mit funkelnden Augen: „Siehst du, Ismael, daß meine Träume nicht lügen, siehst du wohl — die Zeit ist gekommen,

denn der Prophet schickt mir eine unverhoffte Hülfe, die Reise zu machen, nach der sich mein Herz gesehnt und auf der ich finden werde, was ich suche."

Schon andern Tags brachte man vor das Haus des jungen Saladin einige Kisten mit schönen Kleidungsstücken, mit Waffen und Reisevorräthen aller Art. Auch schickte der großmüthige Kalif mehrere kostbare Pferde, sowie einige schwarze Sklaven, welche den jungen Mann auf seinen Reisen begleiten sollten. Dieser war von dem Augenblicke an, wo ihm Ismael die Gnade des Kalifen verkündigt, wie umgewandelt und man merkte ihm schon nach einigen Tagen gar nicht mehr an, daß er Monate lang krank gelegen, und sich während dieser Zeit mit den größten Mißhandlungen und Entbehrungen, wie sie uns bekannt sind, abgequält hatte. Schon der bloße Gedanke, den heißen, innigen Wunsch seiner Seele in Erfüllung gehen zu sehen, goß ihm neue Lebenskraft durch alle Adern; die Frische seiner Wangen kam wieder, sein Auge glänzte wieder feurig unter seinen schwarzen Brauen, wie die glühende Sonne, wenn sie Abends, von Wolken umgeben, hinter dem Horizonte versinkt. Schon in der ersten Stunde nach des alten Dieners Zurückkunft aus dem Palaste hatte er sein Lager verlassen, und als die Geschenke des Kalifen ankamen, wählte er daraus einen kostbaren, schönen Anzug, schwang sich auf eins der edlen persischen Pferde und ritt, von seinem Diener Ismael begleitet, durch die Bazare und Gassen nach dem Palaste des Kalifen, um sich, dem Befehle Harun al Radschids gemäß, vor dessen erlauchtes Antlitz zu stellen.

Die Leute auf den Straßen, bei denen er vorbeiritt, gingen ehrfurchtsvoll aus dem Wege und wurden von seiner schönen, stattlichen Gestalt, von seiner Haltung zu Pferde, kurz von seiner ganzen Erscheinung so geblendet, daß sie achtungsvoll zur Seite traten und ihn wie einen mächtigen Emir begrüßten. Auch die Kaufleute in den Bazars sahen ihm erstaunt nach und einer fragte

den andern, wer der fremde Prinz sei? So gelangte er an den Palast des Kalifen, wo die Wachen ihn und seinen alten Begleiter auf's Ehrerbietigste begrüßten und sie ohne Verzug in das Innere der Burg ließen. Hier sprangen einige Pagen herbei, die dem jungen Saladin den Steigbügel hielten und ihn nebst seinem Diener Ismael in die Gemächer des Kalifen geleiteten, wo ihn dieser mit seinem Großvezier Abdallah empfing.

Harun al Radschid betrachtete den jungen Mann, der sich tief vor ihm verbeugte, lächelnd und mit Wohlgefallen und erneuerte ihm nochmals die Versprechungen, die er dem alten Ismael gegeben.

„Beherrscher der Gläubigen," erwiderte Saladin, „du bist in deiner Güte und Großmuth dem Verlassenen wie ein Engel des Himmels erschienen und der Prophet wird dich dafür belohnen. Wie soll ich dir meinen Dank aussprechen für das Unendliche, was du mir gethan. Ich werde finden, was ich lange gesucht, und so es der Wille Gottes ist, glücklich werden."

Der Kalif, der sich anfänglich vorgenommen hatte, einen Versuch zu machen, ob er den Jüngling nicht von seiner Schwärmerei heilen könne, sah aus den letzten Worten desselben, daß er unabänderlich bei seiner Idee beharre, und beschloß deßhalb, keinen vergeblichen Versuch zu machen. Er entließ ihn hierauf mit seinen besten Wünschen, und Saladin kehrte freudetrunken in seine Wohnung zurück.

Die Einwohner Bagdads, deren Neugier durch die Erscheinung des fremden Prinzen, wofür sie Saladin hielten, sehr erregt worden war, gaben sich alle Mühe, zu erfahren, wer dieser junge Mann denn eigentlich sei, und hatten nicht sobald die Kunde erhalten, daß es der Sohn des alten Magiers Abn el Deri wäre, dem der Kalif die Ausrüstung und die Mittel zu einer weiten Reise geschenkt, als sie die Erzählung von dem Bildnis für ein Märchen erklärten, das der alte Spitzbube, der Ismael, erfunden habe, um

den Kaiser mit einer Summe Geldes zu prellen, und die bösen Menschen bedauerten nur, daß des Alten Anschlag so glücklich gelungen war.

Wenige Tage darauf zog die Karawane, der sich der junge Mann mit seinem Diener anschloß, von Kairo hinweg gen Palmyra und die Leute in den Bazars riefen einander lachend zu: „Seht doch den klugen Spitzbuben Ismael, wie er mit seinem Raube davon zieht!"

Wie es gewöhnlich mit Verläumdungen geht, daß sie sich von Stunde zu Stunde vergrößern, sich mit Zusätzen und Thatsachen vermehren und dadurch am Ende so glaublich werden, daß selbst der Unbefangenste nicht weiß, woran er ist, so erging es auch hier. Daß der alte Ismael den Kalifen betrogen habe, war den Leuten ziemlich klar. „Seht," sagten sie zu einander, „hat doch der alte Abu el Deri nie einen Sohn gehabt, wer weiß, wo Ismael den jungen Menschen aufgefunden und ihn zu seinen Zwecken unterrichtet." — „Mir scheint es," sagte ein Anderer, „ich habe den jungen Lügner schon irgendwo gesehen." — „Richtig," setzte ein Dritter hinzu, „habt Ihr nicht noch vor einiger Zeit in der Barbierstube an der großen Karavanserei einen Burschen gesehen, der diesem Saladin gleich wie ein Ei dem andern?" — „Aha," fielen alle Andern ein, „richtig, der ist's! O der gute Kalif!"

Bald darauf erfuhr auch Harun al Radschid durch seinen Großvezier diese Gerüchte, und obgleich er ihnen anfangs keinen Glauben schenken wollte, ließ er sich doch durch das Zureden Abdallah's bewegen, den Herrn jener Barbierstube zu hören, der auf die Frage des Kalifen nach jenem jungen Manne mit verschmitztem Lachen antwortete: „Beherrscher der Gläubigen, der Mensch kann sich irren und der Prophet möge mir bezeugen, daß ich einem Mitmenschen nicht gern etwas Böses nachsage. Aber was jenen jungen Mann anbetrifft, so könnte ich denn doch beschwören, daß er noch bis vor wenig Wochen meine Barbierbecken und Messer ge-

ich konnte deutlich in dem hellen Scheine das große N. sehen. Ihr Beide kanntet euch und hattet euch vielleicht ebenso umfaßt unter dem Blüthenregen von Catalonien, so wie umstarrt vom Eise an der Berezina. Ihr spracht wohl von großen, schwarzen, liebeglühenden Augen und von brechenden — Vive l'Empereur!

Wie wird mir plötzlich so wunderlich! Was tritt dort aus der Ecke hervor und stellt sich um das Geschütz? Schwankende Gestalten sind es, mit bleichen Gesichtern. Die langen, dürren Finger greifen in die Schmarren und Löcher der Kanone und Lassette. Ich höre leises Flüstern — „dies machte die Kugel, die mich niederschlug. Hier ist mein Blut — der Hieb gab mir den Tod, und ich sprach: Leb wohl, Nannett'! da starb ich." So sprachen sie und lehnten sich todesmüde an das Geschütz. Ich aber nahm meinen Mantel und trat mit leisen Schritten auf den Hof. — Alles still und ruhig. Verschwunden waren die Gestalten, und da stand nur eine einsame Kanone, auf welche der Mond schien. Aber es war ein Leichenstein von Gott weiß! wie viel braven Kanonieren. Sollte ich noch schlafen? Mich umgab die Nacht und that so geheimnißvoll und zugleich so geschwätzig, als wollte sie ihren dunklen Schleier lüften und mir Wesen zeigen, welche sonst dem Auge unsichtbar sind. Darum verließ ich die Kaserne und trat in die Stadt, in das alte Köln, und wie ich durch die stillen Straßen wandelte, dachte ich an ein großes, erhabenes Gedicht, keines, welches ich selbst machen wollte, sondern an eins, welches seit Menschengedenken da ist, und wozu noch täglich Commentarien geschrieben werden. Vor meinem innern Auge entrollte sich das ungeheure Prachtexemplar dieses Gedichtes, groß und herrlich, mit vielen erklärenden Abbildungen, tausenden von Inschriften und erläuternden Noten. — Das Gedicht war der Rheinlauf und unten an der farbigen Rolle hing eine zierliche Kapsel, die alte Stadt Köln, in welcher sich das Siegel befand, wodurch jede Strophe documentirt wurde, und in dessen vielen Wappenschildern sich das ganze Gedicht abspiegelte — der Dom. Dahin ging ich und setzte mich zu seinen Füßen auf einen alten halb verwitterten Stein.

Es war in jener Zeit für mich so schön und anmuthig, in tiefer, stiller Nacht hier zu sitzen. Da lag vor mir der Wallrafsplatz mit seinen hohen, buntverschnörkelten und halb verfallenen Häusern, so wüste und leer, einem vormals schönen, nun verödeten Blumengarten gleichend, in welchem der Domthurm, eine alte Sonnenuhr, noch hoch emporragte, aber mit dem verstümmelten Zeiger nur eine einzige Stunde richtig angibt, wenn der Mond hell scheint — Mitternacht; denn dann ward's lebendig im alten Thurme, es stürzte sich der Baumeister, wer weiß zum wie vielsten Male, vom Krahnen herab und hinter ihm

putzt und gesäubert hat. Freilich hatte er später, als ich ihn wieder sah, ein ganz anderes Aussehen, aber das machten die kostbaren Kleider und Pferde, die ihm deine Hoheit geschenkt."

Der Kalif, so schwer es ihm auch wurde, daran zu glauben, auf eine solche Art betrogen worden zu sein, konnte doch nicht umhin, dem alten Mann Glauben zu schenken und sagte später lachend zu seinem Großvezier: „höre, Abdallah, wir wollen uns doch in Zukunft besser in Acht nehmen und die Leute in ihren Häusern schreien und jammern lassen, ohne uns darum zu bekümmern."

Abdallah zuckte die Achseln und entgegnete: „In der That, es ist eine durchtriebene Spitzbüberei!"

Die Karawane, der sich Saladin und Ismael angeschlossen hatten, zog indessen ruhig ihres Weges durch die Wüste dahin und die beiden Pilger ahneten nichts von den Verläumdungen, die hinter ihrem Rücken ihren guten Namen zerstört hatten. Der junge Mann war glücklich, endlich den ersten Schritt gethan zu haben, der ihn dem unbekannten Original seines Bildes näher führte, und auf dem Wege zu sein, wo ihn ein glückliches Ungefähr an das Ziel seiner Wünsche führen könne. Ismael dagegen freute sich seinerseits, wieder einmal aus dem stillen Leben hinauszukommen und durch die Wüste schweifen zu können. Es war ihm gerade, als sei er um zwanzig Jahre jünger geworden und als reite er wie ehemals neben seinem alten Herrn Abn el Deri.

Die Karawane war sehr zahlreich und hatte, da sie viel Gold und Silber bei sich führte, eine große Bedeckung bewaffneter Reiter, um Leute und Waaren vor den Ueberfällen der Beduinen zu sichern. Schon in den ersten Tagen ließen sich diese verwegenen Räuber in weiter Entfernung von der Karawane sehen, um, wie es schien, die Stärke und Beschaffenheit derselben genau auszuforschen. Auch überfielen sie wohl zuweilen kleine Abtheilungen des Zuges, die des Morgens beim Aufbruch zu weit zurückblieben, nahmen die beladenen

Kameele mit sich und machten die Mannschaft, wenn sie sich zur Wehre setzte, nieder.

Der größere Theil der Karawane aber zog dahin, ohne daß ihm ein Unglück widerfuhr, und Saladin mit ihm. Anfänglich hatte ihm das Reisen durch die Wüste, die Sonnenhitze und der Sand nicht wenig Beschwerde verursacht. Doch bald gewöhnte er sich daran und erkannte das Schöne und Erhabene, welches in der Stille und Leblosigkeit dieses ungeheuren Sandstrichs liegt, und wenn ihn auch zuweilen die Hitze der Sonne nicht wenig belästigte, so erfrischte ihn wieder der Gedanke an die Fata Morgana, die er noch nie gesehen und deren Anblick er jetzt so sehnlich erwartete. Endlich an einem schönen Abend, nachdem die Sonne den ganzen Tag über mit unerhörter Glut auf den Köpfen der Reiter gebrannt, entwickelte sich fern am Horizonte aus blauen Nebeln, die dort hinten empor zu steigen schienen, das Gespenst der Wüste und die letzten Strahlen der Sonne zitterten herrlich auf jene fabelhaften Gebäude, auf jene unerreichbaren Wälder und auf das glänzende Wasser, das kühlend und erfrischend empor sprudelte und doch noch nie eine menschliche Zunge erquickt hat. Saladin saß voll Entzücken auf seinem Pferde und hing mit glühendem Auge an jenem Zauberbilde, das bald blässer wurde und nach und nach ganz wieder verschwand.

Als die beiden Reisenden Abends unter ihrem Zelte lagen, sagte der junge Mann zu seinem Diener: „Ach, Ismael, ich habe mir genau die Richtung gemerkt, nach welcher ich gestern Abend das Eiland sah, auf dem die Prinzessin Morgana thront. Laß uns dahin aufbrechen, wer weiß, ob wir es nicht schon am Morgen erreichen."

„Beim Propheten!" entgegnete Ismael traurig lächelnd. „Lieber Herr, du hast gar sonderbare Ideen. Schon unsere Reise an und für sich, um zu einem Bild, welches wahrscheinlich nie existirt hat, das Original zu finden, ist lächerlich genug. Allein der Vorschlag,

den du mir eben machst, die Karawane zu verlassen, um auf's Gerathewohl in die Wüste hinauszuziehen, grenzt an Wahnsinn, und glaube mir, du wirst das Gespenst der Wüste, das dir jene schönen Gebäude, jene Palmen und Springbrunnen vormalt, gewiß nie erreichen, denn wenn du dich einen Schritt dem Gebilde zu nähern glaubst, so weicht es zehn Schritte vor dir zurück."

„Aber," entgegnete Saladin unmuthig, „auf welche Art soll ich denn meinen Zweck erreichen und zu einem glücklichen Ende kommen, von dem die ganze Ruhe meines künftigen Lebens abhängt. Glaubst du vielleicht, dieser Zug durch die Wüste würde meine Gedanken ändern und jenes Bild in meinem Herzen verschwinden machen?"

„Ich hoffe das, o Herr," entgegnete Ismael. „Ich hoffe, deine Träumereien werden sich zerstreuen, und wenn wir nach einem Jahre gen Bagdad zurückkehren, wirst du über diese Tage wie über einen seltsamen Traum lächeln."

Saladin schüttelte traurig das Haupt und legte sich hierauf zur Ruhe nieder. — Solche Gespräche hielten die Beiden häufig zusammen, und so sehr sich auch Ismael bemühte, seinen jungen Herrn zur Vernunft zurückzubringen, so wenig konnte ihm dies gelingen. Saladin verwahrte das Bild sorgfältig, und in mancher Stunde, wenn er allein war, öffnete er das Futteral und schwelgte im Anblick der wundervollen Züge. Aber es konnte auch nichts Schöneres im Himmel und auf Erden geben, als dieses Bild. An einem Springbrunnen, der seinen klaren durchsichtigen Strahl hoch in die Lüfte schleuderte, lehnte die zarte Figur eines Mädchens, den Kopf nachdenkend zur Erde gesenkt, so daß man nur die schöne glänzende Stirne, sowie die halb verdeckten Augen sah. Da dies schon im Stande war, ein Menschenherz vor Liebe und Entzücken erkranken zu lassen, wie unvergleichlich schön mußte nun erst das ganze Gesicht sein, wenn das Mädchen ihren Kopf erhob und freundlich um sich blickte. Ach, wie oft hatte der junge

Mann in Stunden, wo er das Bild trunken vor Liebe anblickte, zu dem Propheten gefleht, er möge doch ein Wunder thun und ihn nur ein einziges Mal in jenes Antlitz schauen lassen. Der Unbesonnene! Schon bei dem halben Anblicke dieses schönen Gesichts war ihm fast sein Herz gebrochen. Was würde also aus ihm geworden sein, wenn erst die Glut ihrer Blicke, verzehrender als die Strahlen der Sonne am Mittage sein Blut entzündet hätten!

In einigen Wochen hatte die Karawane Damaskus erreicht, und nachdem sie hier einige Tage gerastet, wandte man sich gen Palmyra. Bald waren die Reisenden wieder in die offene Wüste hinausgekommen, wo sie nichts sahen, als Himmel und Sand. Kein Baum, kein Strauch, sowie kein fließendes Wasser. Die Wasserportionen für Menschen und Vieh wurden jetzt verkleinert, und je mehr man von der Hitze gequält wurde, um so gieriger und verlangender schauten die Menschen das Spiel der Fata Morgana an, das sich hier reizender und größer, als sonst irgendwo allabendlich vor ihren Blicken ausbreitete. Saladin lag ganze Stunden unter seinem Zelte und starrte hinaus in die Wüste und träumte mit offenen Augen, wo er dann öfters glaubte, mit seinen Blicken durch jene phantastischen Wälder dringen zu können, und wo er den Springbrunnen zu erblicken meinte, an dem das wunderschöne Mädchen mit gesenktem Auge saß. Vergebliches Bemühen! wie das Licht der Sonne sank, verschwand auch jenes Zauberreiland, und Saladin warf sich unruhig und fieberträumend auf seinem Lager umher.

Schon öfters hatte er bei sich den Entschluß gefaßt, die Karawane, ja sogar seinen alten Diener heimlich bei Nacht zu verlassen, sich auf sein Pferd zu werfen und in Gottes Namen nach jener Richtung hinzujagen, wo heute die Fata Morgana ihre Zaubergärten aufgebaut hatte. Doch war es immer, als ahnte der alte Diener etwas von diesem Entschlusse, denn er erzählte ihm die

schrecklichsten Geschichten von Reisenden, welche, von heftigem Durste gepeinigt, ihren Zug verlassen, um den betrüglichen Wasserfluthen nachzugehen, die das Gespenst der Wüste vor ihren Augen ausbreitete, und alsdann im weiten Sande elend umgekommen seien. Diese Erzählungen verfehlten nicht, wenn auch nur auf kurze Zeit, einen Eindruck auf das Herz des jungen Mannes zu machen. Allein seine Sehnsucht und Liebe war zu groß, und nach und nach stellte sich wirklich der Entschluß bei ihm fest, die Karawane heimlicher Weise zu verlassen.

Endlich — es war in einer schönen Nacht und beim Schimmer der untergehenden Sonne hatte man die Fata Morgana schöner als je in der Ferne glänzen gesehen, — schlich sich der junge Mann von der Seite seines Dieners, schwang sich auf sein Roß und ritt leise aus den Reihen der Zelte hinaus in's Freie. Er hatte sich die Richtung, nach welcher hin man heute Abend die Fata Morgana gesehen, so genau wie möglich gemerkt, gab seinem Rosse die Sporen und jagte da hinaus. Die Sterne stiegen hell glänzend am Himmel auf und sanken erbleichend wieder herab. In Osten dämmerte der Morgen und der junge Mann jagte auf seinem Rosse anhaltend durch die Wüste der aufgehenden Sonne entgegen. Das Grau der Nacht färbte sich violett und wurde am Horizont immer heller und heller; das Violett ging endlich in dunkles Gelb über und bald erschien die halbe Himmelsdecke mit einem goldenen Reif umzogen, der sich langsam emporzuheben schien und jetzt den ersten Strahl der Sonne hindurch ließ, der die Wüste in ihrer weitesten Ausdehnung vergoldete.

Saladin hielt hier sein Roß an und schaute zuerst in die Sonne, indem er den Propheten in einem kurzen Gebete anflehte, ihm gnädig zu sein und ihm den rechten Weg zu seinem Glücke zu zeigen. Dann schaute er rückwärts auf die Fläche, wo er hergekommen war, und als er dort, so weit sein Auge reichte, nichts als Sand und

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

und wieder Sand erblickte, wurde es ihm leichter um's Herz und er dachte freudig daran, daß er die beschwerliche langsame Karawane verlassen und jetzt frei wie der Vogel seinem Glücke nacheilen dürfe. Alsbald gab er auch seinem Rosse wieder die Sporen und jagte gen Osten, hoffend, die Fata Morgana bald vor sich zu sehen und zu erreichen. Die Sonne stieg langsam am Himmel empor und schien alle ihre Glut auf den einsamen Reiter zu werfen, denn ihm selbst kam die Hitze heute unerträglich vor.

Schon neigte sich die Sonne wieder hinab, als das ermüdete Pferd nicht weiter laufen konnte, weßhalb Saladin abstieg und jetzt erst zu seinem Schrecken einsah, daß er weder Gerste noch Wasser habe, um das arme Thier nach dem langen Marsche zu erquicken. Glücklicher Weise fand er noch in einem kleinen Futterbeutel ein paar Hände voll Mais, die er dem Thiere gab. Obgleich auch ihn Hunger und Durst nicht wenig quälten, so vergaß er dies doch plötzlich beim Anblick der Fata Morgana, die jetzt vor seinen Blicken langsam aufstieg. Allein er schien ihr nicht viel näher gekommen zu sein, und es war nur seine Phantasie, die ihm einredete, er sehe sie heute deutlicher und näher als gestern. Ach, die zauberhaften Palmenwälder und Gebäude gaukelten in der That ebenso fern von seinen Augen, wie gestern, weit vor ihm am Horizont. So kam die Nacht und der folgende Morgen fand den jungen Mann wieder zu Pferde, wie er durch die einsame Wüste einem Traumbild nachjagte, das mit derselben Schnelligkeit zurückwich. Schon war sein Roß vor Hunger, Durst und Müdigkeit so angegriffen, daß es ihn, als der Abend dieses Tages kam, nicht mehr tragen konnte, weßhalb er abstieg und es am Zügel eifrig nach sich zog; denn vor ihm stieg wieder das Gespenst der Fata Morgana empor; aber ach! er war ihm auch heute um keinen Schritt näher gekommen.

Als die Nacht abermals herabsank, legte er sich neben sein Pferd hin und konnte vor Hunger und Durst kaum das Auge schließen. Doch die Hoffnung, die ihn nicht verließ, stärkte ihn auf's Neue, und

als der neue Morgen kam, sprang er kräftiger als je empor, um seinen Ritt fortzusetzen. Aber sein armes Roß, das kein Drang des Herzens vorwärts trieb, das durch keine Hoffnung gestärkt und ermuntert wurde, machte nur einige mühevolle Anstrengungen, sich auf die Beine zu helfen, fiel aber wieder in den Sand zurück, da es wohl fühlte, seine Kraft sei zu Ende.

Jetzt stiegen zum ersten Male einige Zweifel in der Brust des jungen Mannes auf, und als er sein sterbendes Pferd sah, dachte er mit Schrecken, daß auch ihm, wenn er das Ziel seiner Sehnsucht und seiner Mühen nicht erreiche, ein ähnliches Loos bevorstehe. Doch die Hoffnung und der Blick auf das Bild, das er bei sich trug, ließ ihn nicht diesen trüben Gedanken nachhängen. Er sagte deßhalb mit traurigem Herzen seinem treuen Rosse Lebewohl und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

Allein zu seinem Schrecken fand er schon in den ersten Stunden dieses Tages, daß seine jetzige Art, vorwärts zu kommen, ungleich langsamer und mühevoller sei, als die, wo er noch hoch im Sattel saß. Auch war es, als wollten seine Glieder nicht mehr recht ihren Dienst versehen und als befände sich etwas in seinem Körper, das ihre Kraft lähme; denn wenn er sich noch so sehr anstrengte, rasch vorwärts zu gehen, so hatte er doch kaum wenige Schritte mit verdoppelter Schnelligkeit gethan, als er wieder in den langsamen müden Schritt zurückfiel. Ach, es waren zwei schreckliche Feinde des Menschen, Hunger und Durst, die den armen Saladin von allen Seiten angriffen, die seine Glieder lähmten und sein Herz krank machten.

Die Sonne senkte sich jetzt wieder langsam am Himmelsbogen hinab und die Erscheinung der Fata Morgana, welche abermals vor seinem Auge auftauchte, gab ihm auf's Neue Kraft und Muth, denn, er bildete sich ein, die Erscheinung stehe ihm heute nicht so entfernt wie gestern, und er sei ihr vielmehr um ein Bedeutendes näher gekommen. Die Müdigkeit streckte ihn bald auf den Sand hin und

wenn auch, als er die Augen schloß, der Schlaf über ihn kam, so war es doch kein angenehmer erquickender Schlummer, der ihn stärkte, sondern es lag eine Fieberglut auf ihm, die ihm die Augen gewaltig zudrückte, ohne ihm Ruhe zu gönnen.

Als am andern Morgen die Sonne wieder empor stieg, hatte er schon die vierte Nacht seit seiner Flucht von der Karawane zurückgelegt, ohne während dieser ganzen Zeit auch nur die geringste Speise oder einen Tropfen Wasser zu sich genommen zu haben. Jeder andere Sterbliche würde schon jetzt verschmachtet sein und Saladin dankte es nur den Entbehrungen, denen er sich in Bagdad freiwillig unterworfen, daß er nicht liegen blieb, sondern vielmehr seinen ermatteten Körper, wenn auch gleich sehr langsam, dennoch fortschleppen konnte. Indessen war sein Gang mit dem Kriechen der Schnecke vergleichbar und zum ersten Mal kam ihm die Oede und die Einsamkeit der Wüste schrecklich vor. Die leisen Zweifel über das Gelingen seines Planes, die schon gestern zuweilen in ihm aufgestiegen waren, wurden ihm nun zur Gewißheit und er seufzte nach seinem Diener Ismael und dachte auch jetzt zum ersten Male an den Schmerz, den er dem alten Manne durch seine Flucht verursacht.

„Ach," seufzte er bei sich, „wäre ich doch seinen Ermahnungen gefolgt, so könnte ich jetzt glücklich und vergnügt heimziehen, ich könnte eine bessere Zeit abwarten, um dem Originale meines geliebten Bildes nahe zu kommen und brauchte hier nicht elend im Sande zu verderben."

Fürchterlich brannte die Sonne auf ihn herab und drückte seinen ermatteten Körper gewaltig darnieder. Rings, so weit sein entzündetes Auge umher streifte, nichts als Sand und abermals Sand; kein rauschendes Palmendach zeigte sich seinem Blick, kein Murmeln einer frischen Quelle traf sein Ohr, und die Stille, die ihn rings umgab, die fürchterliche Stille; — selbst kein wildes Thier floh neben ihm vorbei, kein Vogel durchschnitt die Lüfte über

seinem Haupte und dabei sah der Himmel so drohend und erzürnt aus und hing glühend gelb wie ein flammendes Schild über seinem Haupte.

Saladin legte sich jetzt in dem Sande nieder, denn seine Beine vermochten ihn nicht mehr zu tragen. Er nahm das Bild hervor, öffnete das Futteral und schaute das Gemälde zum letzten Male an. Ach, das Mädchen saß ruhig wie immer am Brunnen und blickte in den kühlenden klaren Wasserstrahl, der hoch vor ihr empor sprang und wovon der kleinste Theil ihm, dem unglücklich Verschmachtenden, das Leben gefristet hätte. Noch einmal übte das Bild seinen Zauber auf sein Herz und flößte seinem Geiste neue Hoffnung und neue Kraft ein. Er wollte sich erheben, um sich weiter fortzuschleppen, allein seine Glieder versagten ihm gänzlich den Dienst. Er sank in den Sand zurück, schloß die Augen und wähnte zu sterben.

So stieg langsam die Nacht empor, und ein leiser Wind, der über den Sand der Wüste strich, kühlte seine erhitzten Wangen ab und küßte ihm sanft das geschlossene Auge. Zum letzten Mal blickte der arme junge Mann um sich und sein ganzes vergangenes Leben trat reger und lebendiger als jemals vor seine Seele. Er erinnerte sich der Erzählungen Abn el Deri's, auf welch' sonderbare Art der Prophet ihn vor dem Sandsturm errettet habe, und jener Tag, wo ihn sein Pflegevater aus den Armen der sterbenden Mutter genommen, trat lebendiger als je vor seine Seele.

„Warum," seufzte er, „wurde ich damals gerettet, um jetzt hier in demselben Sande unterzugehen, ohne durch mein Leben auf irgend eine Weise genützt zu haben? Warum das?" fragte Saladin mit schwacher Stimme zum Himmel empor. Doch es war Niemand da, der ihm Antwort gegeben hätte.

Der Tag war jetzt gänzlich verschwunden und mit der dunkeln Nacht, den freundlichen Sternen und dem glänzenden Monde kam zugleich die letzte bange Stunde des armen jungen Saladin. Das

Fieber raste noch einmal mit gewaltigen Schlägen durch seinen Körper, dann wurde sein Herz ruhiger und immer ruhiger, seine Hände kreuzten sich unwillkürlich über seine Brust und droben am Himmelsgewölbe fuhr ein erlöschender Stern hernieder und verschwand unter dem Horizont.

Wer da glaubt, daß die Wüste, die vor unserm Auge so leer und öde daliegt, nicht ebenso gut, wie alles übrige Land, in gewissen Stunden der Nacht und zu gewissen Zeiten von höchst seltsamen und räthselhaften Gestalten bevölkert werde, der irrt gewaltig. Nur sind die Genien und Phantome, die in dem Sand ihr Wesen treiben, dem ganzen Charakter der Wüste gemäß, ernsterer und traurigerer Natur, als die Dschinns und Kobolde, die allnächtlich um die gesegneten Fluren des Nils schwärmen.

Mitten in der Nacht, wenn der Mond sich abwärts neigt, steigen seltsam geformte Nebel in die Höhe und verdecken das Gestirn der Nacht, indem die traurigen Geister, die aus dem Staub und Sande der Wüste emporsteigen, die graue Dämmerung dem hellen Schein des Mondes vorziehen. Ueber seltsam geformte Sandhügel, die in langer Strecke neben einander liegen, fährt ein leiser Wind, der Sand und Staub von diesen Hügeln hoch empor wirbelt. Doch sonderbar: diese Sand- und Staubwolken fallen nicht wieder hinab, sondern heben sich höher und höher und wogen und gleiten seltsam durch einander. Dort werden sie heller, hier dunkler und Alle nehmen gar sonderbare Formen an; sie ballen sich zusammen und bilden Gestalten von Menschen und Thieren, welche stumm und emsig durch einander schweben. Jetzt steigen aus den Sandhügeln weiß gebleichte Knochen empor und verschwinden zwischen den Gestalten, die sich langsam in Bewegung setzen und einen langen Zug bilden; — dies ist die Geisterkarawane. Alle, die in der Wüste starben, Alle, die das Schwert oder die Kugel des Beduinen niederwarf, so wie Alle, die der Samum bedeckte und tödtete, sind hervorgekommen aus ihren Sandgräbern und reihen sich dem Zuge an,

drein der Teufel in Gestalt eines zottigen schwarzen Hundes. Sanct Christoph streckte seinen langen Arm drohend zum Fenster heraus, und alle die kleinen steinernen Figuren an den Pfeilern und in den Nischen sprangen empor und kletterten jauchzend in die Höhe, um von oben wieder zu sehen, was es in der Welt gäbe, und das tolle Gesindel scheuchte die Habichte und Eulen aus ihren Löchern und setzte ihnen durch die Luft nach, mit Gequicke und Heulen, eine steinerne wilde Jagd. An der Thüre standen die zwölf Apostel und neigten sich, Psalmen singend, wozu die Orgel einen einzigen Ton immer und immer fort anhielt, bis die Mutter Gottes in der Kirche mit dem silbernen Finger auf das silberne Herz schlug, daß es klingelte und die heiligen drei Könige in ihrem goldenen Sarge Amen sangen. Da erstarrten rings die Gestalten, es wurden die Gesichter und Leiber wieder hart und starr, langsam, wie gerinnendes Wachs, mit weit offenen Augen, und es ward stille; nur leise summte es noch in dem majestätischen Steinhaufen, leiser und immer leiser, bis endlich das Rauschen des vom Nachtwinde bewegten Grases zwischen den Mauerritzen mit dem Klopfen meines Herzens das einzige Geräusch blieb, welches die Stille der schönen Nacht unterbrach. Da habe ich den Dom an mein Herz gedrückt und wuchs sichtlich an seiner Größe empor, hoch und immer höher, bis ihn mein Geist überragte und sich an das dunkle Himmelsgewölbe anklammerte; aber, ach! das war so kalt und entsetzlich glatt, daß ich betrübt hinabsank, bis ich wieder neben dem riesigen Thurme stand, eine kleine Menschengestalt.

Schon oft habe ich mich Nächte lang auf den alten Straßen herumgetrieben, hatte die öden, wüsten Plätze besucht und mich da viele Stunden in das Gras und Schlingkraut gelegt, welches zwischen den zerborstenen Füßen irgend eines alten Heiligen hervorwucherte. Da haben mich die verfallenen Häuser seltsam genug angesehen, da huschten oft Schatten und Gestalten vorbei, doch sie wollten mir nie Rede stehen. Ich habe Nächte lang den Dom durchschritten, aber die metallenen Erzbischöfe sprachen in ihren Nischen so leise, daß ich nichts davon verstehen konnte. Ich habe in mondheller Nacht auf dem Grunde des Rheins manch Seltsames zu sehen geglaubt, doch wenn sich mir aus dem bunten Gewimmel deutliche Bilder begannen aufzuklären, schoß gewöhnlich ein neidischer Hecht durch das Wasser und Alles war trübe, wie früher. Auch diese Nacht hatten mich erst meine Träume, dann die gespenstischen Kanoniere und der alte Dom geneckt, ohne mich in ihre Mysterien einzuweihen. Stets strich das Geisterreich, ein eiskalter Luftstrom, dicht bei mir vorüber, und wenn ich mich hinwandte, um die brennende, schmachtende Brust abzukühlen, war die ganze Luft um mich heiß, wie meine glühende Stirne. —

der bei dem dumpfen Ton einer kleinen Pauke langsam durch die Wüste dahin zieht. O, es ist für ein menschliches Auge nicht gut, die Geisterkarawane zu erblicken; denn wer sie gesehen, dem erkrankt Leib und Herz; er wird dann auch bald nachher sterben und vielleicht schon in den nächsten Nächten der Karawane folgen. Manche haben sie schon gesehen und erzählten vor ihrem Tode, daß der Anblick schrecklich sei. Die ruhig einherschreitenden Kameele mit stieren leblosen Augen, auf denen regungslose Männer sitzen, deren Turban wie in tiefer Trauer herabwallt, und deren lange Mäntel schauerlich im Winde rauschen. Die todten Weiber bei der Karawane sitzen zusammengebeugt auf ihren Pferden und verhüllen den Kopf in ihren langen Schleier, wie sie es bei Annäherung des Sandsturmes zu thun pflegen. Zuweilen erkennt dieser oder jener, der das Unglück hat, die Karawane zu sehen, einen Freund oder einen Verwandten, der ihm zuwinkt, und dann wehe dem, der den Gruß empfing, das Ende seiner Tage steht alsdann nahe — der Prophet möge ihn schützen!

So lag in jener Nacht der junge Saladin auf dem Sande und rang mit dem Tode, wobei allerlei seltsame Gebilde vor sein inneres Auge traten. Es war ihm, als öffne sich das Futteral, das neben ihm an der Erde lag, und das Bild der Prinzessin Morgana steige langsam daraus empor mit dem grünen Palmenwald, unter dem sie saß und mit dem springenden Wasser, dessen Murmeln der Unglückliche deutlich zu hören glaubte. Unverwandt schaute er auf die schöne Gestalt und sein Herz schien sich au's Neue zu beleben, denn sie hob langsam den Kopf, und der himmlische Blick, den sie ihm zuwarf, goß neue Kraft in seine Glieder. Doch umsonst! Ihr Bild erblaßte wieder, wurde undeutlich und verschwamm allmählig in die Luft. Saladin lag wieder allein da und fühlte, wie sein Herz heftig und ängstlich klopfte. Es war ein Ton, der zuerst kaum hörbar anfing und immer lauter und lauter wurde. Jetzt däuchte es dem Sterbenden, als sei es nicht sein Herz, das so schlüge, sondern

ein anderes Geräusch, das aus weiter Ferne zu ihm herdringe; er hatte sich nicht getäuscht; und wirklich, dem war auch so. Deutlich hörte er den dumpfen Ton einer Pauke, auf der man regelmäßig schlug, weithin durch die Nacht hallen und langsam näher kommen. Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke, ob es vielleicht Menschen seien, die zu seiner Rettung daher kämen; aber gleich darauf verschwand ihm diese Hoffnung wieder, denn eine Karawane setzt ihren Weg nie bei Nacht fort; und doch kam das Geräusch, welches er vorhin gehört, immer näher. Schon vernahm er den leisen regelmäßigen Tritt der Kameele und das Rauschen und Flattern der Turbane und langen Mäntel der Reiter. Mühsam öffnete er jetzt die Augen, schloß sie aber schaudernd wieder, denn er sah die Geisterkarawane dicht bei sich vorbeiziehen. Leise schwebten die gespenstigen Reiter vorbei und er sah sie alle, trotz der fest verschlossenen Augen. Es schien ihm auch, als winkten sie ihm, und ein todter Neger, der ebenfalls vorbei ritt, zeigte ihm grinsend die weißen Zähne und deutete auf ein lediges Pferd, das er an der Hand führte. In großer Menge zogen Kameele und Pferde vorbei, auf welchen die Reiter schweigend und tief in ihre Mäntel und Schleier gehüllt saßen, und Niemand bekümmerte sich weiter um den, der sterbend im Sande lag.

Da erschien eine neue Abtheilung des Zugs. Es waren große schwer beladene Kameele, denen eine Menge Sklaven zu Pferde folgten, die eine Frau umgaben, welche ein edles arabisches Roß ritt. Die Frau hatte den Schleier ebenfalls um ihr Haupt gewickelt und starrte düster vor sich auf den Sattel. Plötzlich fing sie an, sich zu bewegen, hob den Kopf empor und blickte erschreckt und verwundert um sich. Ach, dieses Gesicht kam dem jungen Manne so freundlich und bekannt vor, obgleich er sich nie erinnerte, dasselbe gesehen zu haben. Es war ihm wie die Melodie eines Liedes, die er einst in frühester Zeit gehört und die jetzt wieder vor seinem Ohre erklang. Die Frau richtete fest das Auge auf ihn, der im Sande lag, und

ihr blasses, regungsloses Gesicht verzog sich plötzlich zu einem freundlichen Lächeln. Hastig warf sie den Schleier von ihrem Kopf, wandte das Pferd aus der Reihe auf die Stelle zu, wo er lag, sprang herunter und kniete neben ihn, wobei sie ihre Hand auf sein Herz und seine Stirne legte.

Saladin wußte nicht, wie ihm geschah und öffnete jetzt das Auge, um in das Gesicht der freundlichen Frau zu sehen, die über ihn gebeugt, seine Mienen mit der gespanntesten Freundlichkeit betrachtete. „Ja, er ist's," sagte sie darauf mit leiser tonloser Stimme, „es ist mein Sohn, der Sandsturm hat ihn verschont und ich sehe ihn wieder." Bei diesen Worten durchströmte ein unnennbar süßes Gefühl die Adern des Sterbenden und so schauerlich ihm im Anfang der Anblick der Geisterkarawane gewesen war, so fühlte er sich doch jetzt nicht mehr so verlassen, als wie er vorhin einsam im Sande lag. Die Sklaven, in deren Mitte die Frau geritten war, wandten gleichfalls ihre Pferde aus der Reihe und umstanden den jungen Mann, ihn mit stieren Blicken anschauend. Hierauf löste die Frau eine Flasche von ihrem Gürtel, aus der sie ihm einige Tropfen in den Mund goß, die wie flüssiges Feuer durch seinen ganzen Körper zu laufen schienen und alle seine Glieder mit neuer Kraft erfüllten. Bald war er im Stande, sich aufzurichten, und seine letzten Stunden kamen ihm wie ein Traum vor. Er ließ seine Blicke über die Geisterkarawane hinschweifen, die sich in langem Zuge unaufhörlich bei ihm vorbei bewegte. Dann schaute er in das bleiche Gesicht der Frau, die ihn mit inniger Liebe ansah, und zum ersten Mal in seinem Leben sprach er einen Namen aus, dessen süßer Klang ihm bisher fremd gewesen war. „Mutter," sagte er, „bist du es? Bist du meine Mutter, die ich in frühster Kindheit verlor, und die jetzt erscheint, mich vom Tode zu retten?"

Statt aller Antwort nickte die Frau traurig mit dem Kopfe, und sagte: „Ja, wenn ich es vermag." Plötzlich blickte sie rasch empor,

der vorausgeeilten Karawane nach und warf einen fragenden Blick auf ihre Begleiter, die theilnahmlos um sie her standen.

Da kehrte auf einmal der Mohr zurück, den Saladin vorhin schon bemerkt und der ihm so seltsam zugelächelt hatte. Er ritt ein Pferd von schwarzer Farbe und führte ein ähnliches an der Hand, das er dem jungen Manne, ohne ein Wort zu sprechen, anbot.

Saladin richtete sich am Arm seiner Mutter empor und ließ sich an das Pferd des Negers begleiten, das er willenlos bestieg. Im gleichen Augenblick bestieg die Frau auch das ihrige, und der Zug setzte sich schweigend, aber eilig auf's Neue in Bewegung.

Obgleich Saladin wohl fühlte, was in der letzten Zeit mit ihm vorgegangen sei, und trotz dem, daß er seine Mutter erkannt hatte, die ihn von dem Verschmachten gerettet, so kamen ihm doch diese seltsamen Ereignisse nur wie ein angenehmer Traum vor. Er sah die Frau an seiner Seite reiten, wie sie ihn liebend und mit Innigkeit anblickte und ihm zuweilen die Hand auf seinen Arm legte. Aber ach, was er schon früher gefühlt hatte, empfand er auch jetzt wieder, ihre Hand war kalt, und jede Berührung derselben zuckte ihm schmerzend durch den Körper. Auch ihr Gesicht, so freundlich es ihn anblickte und so angenehm ihm die Züge der Mutter erschienen, die er heute zum ersten Male sah, so waren sie doch leblos und starr.

Wenn es auch schien, als bewegten sich die Pferde und Kameele der Karawane nur langsam vorwärts, so flogen sie doch in der That mit einer unglaublichen Schnelligkeit dahin. Kaum tauchte vor dem Blicke Saladin's fern am Horizont eine neue Hügelreihe auf, so hatten sie dieselbe auch schon erreicht.

Nachdem sie auf diese Art eine Zeitlang fortgezogen, erblickte Saladin plötzlich am Horizont prachtvolle zierliche Gebäude, umgeben von schlanken Palmen, die wie durch Zaubermacht auf einmal aus dem Boden hervorgestiegen zu sein schienen.

Dies Alles bot selbst bei Nacht einen wundervollen prächtigen Anblick. Die Paläste schienen von innen erleuchtet und glänzten im Strahle der Lichter in den schönsten buntesten Farben. Die dichten Wälder von Orangen, Sykomoren und Palmen, welche die Gebäude umgaben, waren ebenfalls mit bunten Flammen erleuchtet, die aus den zahlreichen Quellen und Springbrunnen, mit welchen der grüne Rasen fast bedeckt war, aufzusteigen schienen, oder es war vielmehr das Wasser selbst, das einen wunderbaren Glanz in allen Farben ausströmte.

Geblendet von dem Schimmer bedeckte Saladin die Augen mit seiner Hand beim Anblick dieses prächtigen Eilandes mitten in der Wüste, und indem er seine Mutter fragte, welchem mächtigen Fürsten dort jene Paläste seien, durchzuckte eine seltsame freudige Ahnung seine Seele.

„Ach, mein Sohn," entgegnete die Frau, „es ist kein mächtiger Fürst, der dort haust; alle jene Pracht und Herrlichkeit, die uns hier entgegen leuchtet, dient zum Aufenthalt der unglücklichen Prinzessin Morgana."

Ihr könnt Euch leicht denken, welchen Eindruck diese Worte auf das Herz des jungen Mannes machten, und mit welchen Empfindungen er jetzt das Eiland wenige Schritte vor sich liegen sah, nach dessen Erreichung er sein ganzes Leben getrachtet, und wofür er fast den Tod erlitt.

„Höre mich, mein Sohn," fuhr die Mutter fort, „was du jetzt dort zauberhaft beleuchtet vor dir siehst, ist die Erscheinung, welche die Sterblichen in der Wüste oft am Horizonte auftauchen sehen, und die bei Annäherung der Menschen beständig zurückweicht und entschwindet. Es ist die Fata Morgana: ein Paradies, das die Gnade des Propheten für die Unglücklichen erstehen ließ, zu denen auch deine Mutter gehört, für jene nämlich, die in der Wüste starben, die der Sand bedeckt und denen deßhalb kein Begräbniß zu Theil werden kann, wie es dem Rechtgläubigen zukommt. Ach,

für uns ist deßhalb auch nicht die fortdauernde Lust des Paradieses, denn so lange die Sonne am Himmel steht, liegen wir regungslos unter dem Sande und erst, wenn die Nacht aufsteigt, verlassen auch wir unsere Gräber und ziehen in großen unabsehbaren Schaaren gen Osten, in das Reich der Prinzessin Morgana, wo alsdann die Nacht in wilder Lust und Fröhlichkeit zugebracht wird."

Saladin hörte kaum auf die Worte seiner Mutter, denn sein Herz eilte dem Zuge voran und schwebte schon, von den kühnsten Wünschen umgeben, unter jenen Palmen und Orangenbäumen; sein Auge suchte schon die Stelle auf, wo der Springbrunnen wohl sein könne, an dem er die Prinzessin finden würde.

Jetzt hatten die ersten der Karawane das Eiland erreicht, und die stillen regungslosen Gestalten stiegen langsam von ihren Pferden und Kameelen herab und verschwanden darauf unter den Bäumen und zwischen den Gebäuden in das Innere der Oase, woher jetzt eine sanfte fröhliche Musik ertönte.

So rückten nach und nach alle Züge der Geisterkarawane ein, bis auf den, bei welchem sich Saladin befand, der sich schon lange vor Ungeduld kaum auf seinem Pferde zu halten vermochte. Jetzt hatten auch sie den Rasen erreicht und die Sklaven stiegen stillschweigend von ihren Rossen, um ihrer Herrin, sowie ihrem Sohne den Bügel zu halten. Hastig warf sich letzterer vom Pferde und wollte rasch in das Gebüsch stürzen, allein seine Mutter hielt ihn an der Hand zurück.

„Wo willst du hin, mein Sohn?" fragte sie ängstlich. „Was treibt dich so rasch vorwärts? O bleibe zurück von den lustigen Tänzen, die meine Unglücksgefährten aufführen. Bleibe ihnen fern, denn sie sind für kein Auge, aus dem noch der Glanz des Lebens strahlt."

„Ach, meine Mutter," entgegnete der Jüngling ungeduldig „was kümmert mich Tanz und Musik? Etwas Anderes, ein süßes schönes

Bild trieb mich hinaus in die Wüste und hätte mich dem sichern Tode entgegen geführt, wenn dich der Prophet nicht zu mir gesandt und mich dadurch errettet hätte. Doch jetzt, o Mutter, bin ich dem Original dieses Bildes nah, drum halte mich nicht länger zurück, denn ich muß sie selber sehen, muß mich der Prinzessin Morgana zu Füßen werfen."

Bei der Nennung dieses Namens verhüllte die Frau ihr Gesicht mit dem Schleier und sagte leise und traurig: „Wehe, wehe, mein Sohn, was ist mit dir geworden? Wer hat den schrecklichen Gedanken in deine Brust gelegt, die Prinzessin Morgana aufzusuchen? O mein Kind, bleibe zurück, folge nicht dem Zuge dieser Unglücklichen, welche die paar ärmlichen Stunden, die ihnen der Prophet allnächtlich vergönnt, in wilder Lust zubringen; denn es könnte dir leicht nach deinem Wunsche geschehen, daß du die Prinzessin Morgana sähest; alsdann würde der Tod plötzlich dein Auge bedecken, und auch du würdest keine Ruhe haben und müßtest bis in ewige Zeiten jede Nacht dein Grab verlassen und dich auf's Pferd schwingen, um der Geisterkarawane zu folgen."

Mit den Bitten einer Mutter hat es eine eigene Bewandtniß. So mächtig sich auch Saladin nach dem zauberhaften Eiland gezogen fühlte, so war es ihm doch nicht möglich, seine Mutter zu verlassen, die ihn mit flehenden Worten beschwor, sich nicht in jenes bunte Gewühl zu mischen. Willenlos folgte er ihr und ließ sich an einen stillen Ort der Oase führen, wohin der Glanz des Lichtes nicht drang und wohin sich kein Ton der Musik verirrte. Die Mutter führte ihn zu einer Rasenbank, neben der ein kleiner Quell floß, den hochstämmige Sykomoren und Palmen umstanden, über der Bank und dem ganzen Platz mit ihren Zweigen eine große Laube bildend.

Hier setzte sich die Frau nieder und zog ihren Sohn neben sich auf die Bank, indem sie um Aufschluß bat, was er von dem Dasein

der Prinzessin Morgana wisse, und was ihn getrieben habe, dieselbe aufzusuchen.

Mit möglichster Umständlichkeit und mit der größten Begeisterung erzählte Saladin darauf seine Schicksale, erzählte, wie ihn Abn el Deri erzogen, wie sein Pflegevater endlich gestorben und ihn mit dem alten Ismael allein gelassen habe. Dann sprach er in den glühendsten Worten von dem Bilde, das er zufällig gefunden, wie er nach dem Anschauen desselben schwer erkrankt sei und wie ihn von da eine unnennbare Sehnsucht, sich dem Originale desselben, der Prinzessin Morgana, zu nahen, nicht mehr verlassen habe; wie er darauf in Armuth und Elend versunken sei, bis ihn der Kalif Harun el Radschied ausgerüstet und mit der Karawane fortgeschickt habe, die er aber nach einigen Tagen verlassen und, allein umherirrend, beinahe verschmachtet wäre, wenn ihn in dieser Nacht die Mutter nicht gefunden und gerettet hätte.

Bei diesen letzten Worten zog er aus seinem Gürtel das Bildniß, worauf seine Mutter dasselbe betrachtete und ihm entgegnete: „Mein Sohn, mir ist unerklärlich, welche Zaubermacht im Stande gewesen ist, dies Bildniß zu entwerfen; wirklich, es sind die getreuen Züge der Prinzessin Morgana."

„Siehst du, Mutter," entgegnete der junge Mann in freudigem Tone, „siehst du, daß meine Träume nicht gelogen, siehst du, daß ich meinen Wünschen nahe bin. Drum halte mich nicht länger zurück, den letzten Schritt zu thun, sie zu sehen, vielleicht ihre Liebe zu erwerben und glücklich zu sein."

Der Jüngling wollte bei diesen Worten aufspringen, aber die Mutter zog ihn sanft zu sich nieder und bat ihn, aufmerksam zuzuhören, was sie ihm über das Wesen der Prinzessin Morgana mitzutheilen habe.

„Daß es dir gelang, mein Sohn," sprach sie, „in den Besitz dieses Bildnisses zu kommen, ist keine Gnade, die dir Gott und der Prophet erwies. O es ist vielmehr ein großes Unglück. Denn wenn du

schon beim Betrachten dieses Gemäldes krank vor Entzücken und Liebe wurdest, so würde dich, wie ich dir schon gesagt, der Anblick der Prinzessin selbst, deren Schönheit dieses Bild noch tausendfach übertrifft, unfehlbar tödten. Ach, die Glut ihres Auges strahlt so mächtig, daß sie selbst unsere todten Herzen erwärmen und uns das Leben wieder geben könnte, wenn nicht der mächtige Wille des Propheten uns beim aufsteigenden Morgenlicht wieder in unsere Gräber zurückkehren hieße.

„Die Prinzessin Morgana ist die Tochter einer Fee, welche vor der Geburt dieses Kindes die Königin der Feen um eine Gnade bat. Als ihr diese gewährt war, flehte sie thörichter Weise in ihrem Stolz für die Tochter um eine solche Schönheit, die kein menschliches Auge anschauen könne, ohne vor Entzücken und Liebe zu sterben. Ihr Wunsch wurde gewährt, und als die Prinzessin Morgana erwachsen war, richtete diese Gabe sowohl unter den Menschen, als auch unter den Geistern, das schrecklichste Unheil an. Wenn letztere auch beim Anblick der Prinzessin nicht starben, so versanken sie doch in tiefe Schwermuth, weil es keinem gelang, in dem Herzen der Prinzessin Gegenliebe zu erwecken; denn als die Königin den thörichten Wunsch der stolzen Fee erfüllte, fügte sie, um die Prinzessin zu demüthigen, hinzu, daß nur ein Sterblicher im Stande sein solle, ihr Liebe einzuflößen, ein Ausspruch, der nie in Erfüllung gehen konnte, weil alle Menschen, die sie erblickten, von dem Strahl ihrer Schönheit getroffen, plötzlich starben. Ach mein Sohn," schloß die Mutter, „so würde es dir auch ergehen und ich könnte nichts zu deiner Rettung thun."

Nachdem Saladin diese Erzählung gehört, fühlte er in seinem Herzen wohl die Wahrheit derselben und überlegte eine Zeitlang, in traurige Gedanken versenkt, was wohl das Schlimmste für ihn sein würde, ob es wohl trauriger wäre, wenn er sein ganzes Leben in ungestillter Sehnsucht und Liebe verbrächte, oder wenn er mit einem

Male durch den Anblick der Geliebten eines plötzlichen, aber doch schönen Todes stürbe.

Während dieser Zeit war indessen die Nacht vorgerückt und die Sterne begannen am Himmel zu erbleichen. Die Pferde, die draußen im Sande zusammen standen, fingen an unruhig zu werden, warfen die Köpfe in die Höhe und scharrten mit den Füßen; denn der Morgenwind der sich jetzt erhob und langsam über die Fläche dahin strich, durchkältete sie und ließ sie vor Frost erzittern.

„Meine Zeit ist um," sprach jetzt die Frau zu Saladin, „und ich muß mit der Karawane hinaus in die Wüste flüchten bis zu der Stelle, wo mich der Sandsturm erreichte und bedeckte. Willst du mir folgen, mein Sohn, und bei meinem Grabe warten, bis wir in der nächsten Nacht wieder unsere Reise hieher antreten, oder willst du hier bleiben und auf meine Zurückkunft harren?"

So gern der junge Mann seiner Mutter gefolgt wäre, so kann man sich leicht denken, daß es ihm doch weit lieber war, wenigstens in der Nähe der Geliebten zu bleiben; wobei er seiner Mutter gelobte, daß er keinen Versuch machen werde, die Prinzessin zu sehen. Diese lächelte ihn mit trüber Miene an, und entgegnete: „Wenn auch dein Wille gut ist, mein Sohn, so möchte doch deine Sehnsucht, die Prinzessin zu erschauen, meine Worte vergessen machen, deßhalb nimm meinen Schleier, decke ihn über dein Gesicht und er wird dich vor Allem bewahren."

Darauf drückte sie ihm noch einmal die Hand und schwebte leise hinweg, oftmals zurückblickend und ihm zuwinkend, er möge ihr nicht folgen.

Saladin hatte den Schleier aus ihrer Hand genommen und breitete ihn, ihrem Befehl gemäß über sein Haupt aus; doch wie ward ihm, als er plötzlich eine unwiderstehliche Müdigkeit in seinem ganzen Körper fühlte. Er mußte sich auf die Rasenbank niederlassen und nachdem er einige Augenblicke vergebens gegen eine Erstarrung angekämpft, die sich aller seiner Glieder bemächtigte, lag

Träume wohl, Alter, sprach ich, und verließ den Dom. Willenlos folgte ich den Wendungen einiger dunklen Straßen, in welche ich gerieth, und stand plötzlich vor dem Rathhausplatze, der, vom Monde beleuchtet, mit seinen hellen, großen Steinplatten, einem weißgedeckten Tische glich, um welchen die alten Häuser wie steifgetrunkene Zechbrüder standen, die ihre alten Sorgen und sich im klaren Weine versenkt haben, und die sich nur dann und wann unter dem Tische die Hand drücken. Es war eine noble Gesellschaft da beisammen, die Häuser der alten Patrizier Kölns, und die Ehrwürdigen sahen so grau und zerfallen aus, die leeren Fensterhöhlen blickten so erschrocken und scheu nach dem Rathhausportale, wo ihr edler Bürgermeister, freilich nur in Stein gehauen, mit dem Löwen ringt, so überrascht und verdrüßlich, wie wohl an jenem Tage, an dem ihr Mordanschlag mißlang. Wie ich so auf der Tafel herum trat und den steinernen Herren ihre ewige Unruhe und Hinterlist vorwarf, habe ich mich sehr über ihre jetzige Friedfertigkeit verwundert, denn warum erhob nicht einer die Faust, fing und erdrückte mich armen Plebejer wie eine Fliege; oder hat die Zeit den stolzen Adligen den Arm gelähmt? — — Was hemmt plötzlich den Lauf meiner Gedanken! wirft sie aus einander wie empörte Wellen! Wer sprach da? Ich richtete mich horchend leise empor und sah mich rings um. Richtig! unter dem Rathhausportale flüsterte es leise, und nachdem mein Auge sich an das Dunkel, das dort herrscht, gewöhnt hatte, sah ich da, zuerst in dunkeln Umrissen, dann aber deutlich eine seltsame Gesellschaft versammelt. Auf der Erde saßen fünf Gestalten, welche sich mit Kartenspiel beschäftigten. Es waren alte kölnische Stadtsoldaten aus dem vorigen Jahrhundert, uniformirt, wie sie noch jetzt bei den Maskenzügen zu sehen sind; doch war das Roth ihrer Röcke verblichen, das Gold ihrer Tressen vom Moder halb zerfressen und die rostigen Waffen lagen neben ihnen. Schauerlich leuchteten ihre Gesichter durch das Dunkel, mit Leichenfarbe überzogen waren ihre eingefallenen Wangen, und nur das unheimliche Feuer ihrer Augen zeigte, daß wenigstens für den Augenblick Leben in diesen Körpern war. Die Kriegsknechte häuselten, und bei dem Banquier schien Unglück zu sein; mit stieren Augen und zitternder Hand legte er die Karten, und bei jedesmaligem Umschlagen zuckte ein freudiges Lachen über die Züge der vier Andern. Ich schlich mich näher.

„Es wird Morgen, mich friert," sprach Einer der Spieler und zog seine schlotternde Uniform durch große Falten, die er hineinkniff, fester um den magern Körper. Ein Anderer, ein wahres Judasgesicht, klimperte mit den gewonnenen silbernen und goldenen Pfennigen und wandte sich hohnlachend zu dem Banquier, welcher mit ängstlicher

er regungslos wie ein Todter da. Es war kein Schlaf, der ihn gefesselt hielt, denn er sah und hörte deutlich Alles, was um ihn her vorging, doch so, als wenn sich Alles, was sich um ihn bewegte, nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in seinen Gedanken vorhanden wäre. Er sah, wie seine Mutter zur Karawane zurückging, wie sie sich auf ihr Pferd schwang und von ihren Dienern umgeben dahin flog; wie schwarze und graue Schleier schwebten die Gestalten über den Sand, den die anbrechende Morgendämmerung schon heller färbte und es dauerte nicht lange, so war der ganze Zug der Geisterkarawane am fernen Horizont und verschwand allmählig seinen Augen. Er lag ruhig da, und ermüdet, wie er nach der durchwachten Nacht war, hieß er den Schlaf herbeikommen, der ihn auch alsbald in seine Arme nahm.

Unterdessen wurde es Tag. Die Sonne stieg am Himmel empor, vergoldete die Spitzen der Palmen und Sykomoren, unter denen Saladin schlief. Obgleich sein Schlaf ein sehr fester war, so fühlte er doch mitten in demselben eine Bewegung, als sei er auf einem großen Schiffe, das von den Wellen getrieben, sanft auf dem Meere schaukelte. Ach, er schwamm ja auch auf einem Meere, freilich bestanden die Wellen nur aus Sand und sein Schiff war eine Oase, aber es war ja die Fata Morgana, auf welcher er sich befand, die am Tage geisterhaft über den Sand dahin gleitet und, wie das Menschenherz, nie einen Ruhepunkt hat.

Plötzlich war es dem jungen Manne, als hör' er mitten im Schlaf ein leises Geräusch in den Zweigen der Gesträuche, die sein Lager umgaben, sowie leichte Fußtritte, die näher zu kommen schienen. Er versuchte es, die Augen zu öffnen, und wenn ihm dies auch gelang, so erwachte er doch nicht, wie sonst ein Mensch, aus einem gesunden Schlaf zu vollkommenem Wachen, sondern er befand sich in demselben sonderbaren Zustande, in welchem ihn die Mutter zurückgelassen, nachdem er ihren Schleier über den Kopf

gezogen. Er sah Alles in einem gemilderten Lichte. Die grelle Farbe des Sandes draußen kam ihm wie ein leichtes Gelb vor, und er konnte sogar in die glühende Sonne schauen, ohne von ihrem Glanz geblendet zu werden.

Doch wer beschreibt sein Erstaunen und sein Entzücken, als er jetzt um sich schaute und die Gestalt eines Mädchens gewahrte, die sinnend unter den Bäumen umher wandelte und auf ihn zukam, sein Entzücken, sage ich euch, denn er erkannte in der reizenden feenhaften Gestalt die Prinzessin Morgana, wie sie auf dem Bilde gemalt war. Auch jetzt hatte sie den Kopf zur Erde gesenkt und wenn gleich Saladin der Worte seiner Mutter gedachte, daß der Blick des schönen Mädchens tödtlich sei, so vergaß er doch Alles und bat im Stillen den Propheten, er möge ihm nur einmal den vollen Anblick in dies himmlische Gesicht gewähren, er wolle alsdann gern sterben.

Jetzt war die Prinzessin ganz nahe zu ihm herangekommen, hob plötzlich ihren Kopf empor und blieb mit einem erstaunten Blick stehen, als sie hier den fremden jungen Mann gewahrte.

Was sich auch Saladin von ihrer Schönheit und ihrem Liebreiz gedacht und was er auch davon aus dem Bildnisse entnommen hatte, es wurde unendlich übertroffen von der Wirklichkeit. Bei dem Blick, mit dem ihn die Prinzessin ansah, schien sein Herz auf's Neue erkranken zu wollen. Das Blut tobte wild in seinen Adern und es war ihm, als könne nur der Tod das Feuer, das ihr Blick in ihm entzündet, auslöschen. Doch Dank dem Schleier der todten Mutter, er brach, wie die Glut, die Sonne, auch den Glanz dieser Schönheit, der auf ihn einströmte, und bewahrte ihn so vor dem Tode, der ihn sonst wie jeden andern Menschen getroffen haben würde.

Die Prinzessin ihrerseits war nicht wenig betroffen als sie sah, daß der schöne junge Mann regungslos liegen blieb. Zwar entfernte sie sich nach wenigen Augenblicken wieder, doch nicht, ohne im Weg-

geben sich noch einige Male nach ihm umzusehen; nur in der Absicht, um sich zu überzeugen, ob der junge Mann nicht vielleicht todt sei, da er sich gar nicht bewege.

Diese Gedanken mochte die Prinzessin Morgana im Lauf des Tages noch öfters hegen, denn Saladin bemerkte zu seiner höchsten Freude, daß sie mehrere Male in die Nähe der Laube kam und aufmerksam nach ihm blickte. Auch war es ihm sehr beruhigend, an den Schlägen seines Herzens zu fühlen, daß der wilde Schmerz der ihn beim Anblick der Prinzessin fast getödtet hatte, sich jedesmal verminderte, so oft er sie wieder sah und am Abend dieses Tages nur in einem gelinden Stechen bestand, wie es auch andere Menschen in der linken Seite fühlen, wenn sie sich dem Gegenstand ihrer Liebe nahen.

So sank die Sonne hinab und die Nacht stieg langsam herauf, und wie die Dunkelheit sich über die Wüste, sowie über die Oase, in welcher Saladin lag, ausgebreitet hatte, begann in letzterer dasselbe glänzende und bunte Leben wieder, wie in der vergangenen Nacht. Das Wasser in den Springbrunnen und Quellen glänzte in den mannigfaltigsten Farben und zeigte die Bäume und Gebäude in einem zauberhaften Lichte. Musik erscholl von fern her und zugleich fühlte Saladin, wie die unsichtbaren Bande, die seinen Körper gefesselt hielten, allmählig lockerer wurden und er sich wieder bewegen konnte. Er sprang von seinem Lager auf und sein erster Gedanke war, sich in das Innere der Oase zu begeben, sich der Prinzessin Morgana zu Füßen zu werfen und ihr seine Liebe zu gestehen. Allein er erinnerte sich noch zur rechten Zeit an die Worte seiner Mutter und beschloß daher, ihre Rückkehr vorerst abzuwarten.

Bald gewahrte er auch fern in der Wüste die Geisterkarawane wie sie heranzog und wenig Augenblicke darauf wogten die gespenstigen Reiter in dichten Schaaren heran, verließen eilig ihre Pferde und Kameele und begaben sich in das Innere der Insel, um wie

gestern die Nacht in toller Lust zuzubringen. Auch die Mutter Saladin's erschien wieder und eilte freudig auf ihren Sohn zu, als sie sah, daß er sich noch wohlbehalten an dem Orte befand, wo sie ihn gestern verlassen. Er erzählte ihr eilig den Verlauf des verflossenen Tages, daß ihm die Prinzessin mehrere Male erschienen sei, daß seine Liebe zu ihr sich noch tausendmal vergrößert hätte, und daß ihn keine Macht der Erde abhalten würde, sie morgen aufzusuchen, um sich ihr zu Füßen zu werfen.

„Ach, Mutter," fügte er hinzu, „wer weiß, ob es mir nicht vom Schicksal bestimmt ist, ihre Gegenliebe zu erlangen und der glücklichste Mensch auf Erden zu werden. Wenn mich auch wahrscheinlich dein Schleier bei ihrem Anblick vor einem plötzlichen Tode bewahrt hat, so hat sich mein Auge doch schon an den Strahl ihrer Schönheit einigermaßen gewöhnt und ich will morgen wenigstens den Versuch wagen, sie anzuschauen, sollte ich auch dabei zu Grunde gehen."

Umsonst waren alle Bitten und alles Flehen der Mutter; die Liebe für die schöne Prinzessin war in der Brust des jungen Mannes zu mächtig geworden, und er fühlte wohl, daß es sich hier auf alle Fälle um Leben oder Tod handle, und als die Nacht vergangen war und die Mutter beim Abschied wieder ihren Schleier zurück ließ, nahm er ihn zwar an, hütete sich aber wohl, ihn wie gestern über sein Haupt auszubreiten.

Hoffend und erwartend saß er da, dem Anbruch des Tages entgegenschauend. Die Sonne stieg jetzt wieder empor und so sehr es ihn auch gedrängt hatte, die Prinzessin aufzusuchen, so zögerte er doch jetzt, als der Augenblick wirklich gekommen war, von Minute zu Minute, und es dauerte eine geraume Zeit, bis er sich endlich erhob und in das Innere der Oase ging.

Wie hoch und herrlich waren hier die Bäume und mit welch' frischem Grün der Rasen bedeckt. Er hatte nie etwas Aehnliches gesehen, die Quellen rieselten so klar über weißen Silbersand dahin

und kühlten die Luft ringsum ab. Ach, und wie schön waren erst die schlanken zierlichen Lusthäuser, bei denen er vorbei kam! So konnte es nur im Paradiese sein. Wohin er auch den Blick wenden mochte, beständig zeigte sich ihm eine neue entzückende Aussicht. Licht und Schatten, Bäume und Wasser, verbunden mit den glänzenden Gebäuden wechselten beständig auf die reizendste Art ab. Auf einmal fühlte Saladin an dem ängstlichen Pochen seines Herzens, daß er sich dem Gegenstand seines Suchens näherez er stand einen Augenblick still, tief Athem schöpfend. Ja, er sah jetzt durch die Bäume den Springbrunnen, den er auf seinem Gemälde so tausendmal angeschaut, und an dem Brunnen saß die Prinzessin, den Kopf in die Hand gelegt, ganz so, wie auf dem Bilde.

Mit leisen, zögernden Schritten nahte er sich, und war es eine plötzliche Schwäche, die ihn anwandelte, oder seine übergroße Liebe, denn er ließ sich ehrerbietig auf ein Knie nieder und wagte es kaum, die Augen zu erheben. Eine Zeit lang blieb er ihr so gegenüber, bis die Prinzessin mit einem Mal das Gesicht in die Höhe hob und einen lauten Schrei ausstieß, als sie den jungen Mann zu ihren Füßen knieen sah. O hätte er doch in diesem Augenblicke den Schleier der Mutter zur Hülfe gehabt, daß derselbe den Strahl ihrer Schönheit etwas gemildert hätte! Wenn er sich auch gestern schon ziemlich an ihren Anblick gewöhnt hatte, so konnte er heute doch den Glanz ihrer Schönheit nicht ertragen und sank verwirrt und halb besinnungslos zu den Füßen der Prinzessin.

Als er nach einigen Augenblicken wieder zu sich kam und die Augen öffnete, erblickte er zu seinem unaussprechlichen Entzücken, daß sie sich über ihn gebeugt hatte und mit schmerzlichem Blick aufmerksam auf ihn nieder sah. Obgleich er seine Augen wieder schloß, so fühlte er jetzt statt der verzehrenden Glut, die vorhin sein Herz bedroht, eine sanfte angenehme Wärme durch seinen Körper ziehen. Er faßte die Hand der Prinzessin, drückte sie an sein Herz und konnte kaum die Worte hervorstammeln: „ach, mög'

mir der Prophet nur noch wenige Augenblicke schenken, damit ich dir sagen könne, wie sehr ich dich liebe."

Die Prinzessin schien aber nicht weniger erfreut, als Saladin und wie man so sah, wie ihr Auge in seines schaute, so konnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß eine plötzliche Liebe zu dem schönen Manne in ihrem Herzen Eingang gefunden und der Ausspruch der Feenkönigin erfüllt sei. Denn wenn auch die Schönheit der Prinzessin Morgana so ausgezeichnet war und blieb, daß es nichts Aehnliches mehr auf der Welt gab, so verwandelte sich doch die verzehrende Glut ihrer Augen von dieser Stunde an, wo sie dem jungen Manne ihr Herz geschenkt, in eine angenehme behagliche Wärme, die jedem wohl that, der ihr in's Auge sah.

Ja, Beide liebten sich innig und herzlich, und welch' glücklichen Tag sie heute in der schönen Oase verlebten, kann man sich leicht denken. Unter Scherzen und Spielen ging der Tag vorbei, und als der Abend heraufstieg, erhob sich die Prinzessin von der Seite ihres Geliebten, um sich, wie sie sagte, in ihre Gemächer zurückzuziehen.

„O mein Geliebter," sprach sie, „von dem Glücke, das mir der Prophet gegeben, indem ich dich fand, muß ich meine Mutter, die über das Schicksal ihrer Tochter beunruhigt ist, in Kenntniß setzen. Der Bote, den ich ihr schicke, ist schnell, und obgleich sie tausende von Meilen entfernt wohnt, wird er doch noch vor Anbruch des Tages zurückkommen und mir die Erlaubniß bringen, diese einsame Oase verlassen zu können und ferner mit dir vereint zu leben."

Nach diesen Worten entwand sie sich sanft den Armen des jungen Mannes, der es nicht wagte, ihr zu folgen und verschwand zwischen den Gebüschen.

Ungeduldig erwartete Saladin den Eintritt der Nacht, sowie seine Mutter, um sie von dem Glück, das ihm widerfahren, in Kenntniß zu setzen. Es dauerte auch nicht lange, so schwebte die

Geisterkarawane heran und die Mutter des jungen Mannes eilte nach der Laube, nicht wenig erfreut, auch heute ihren Sohn wieder zu finden. Noch größer aber war ihr Entzücken, als Saladin ihr die Begebenheit des vergangenen Tags mittheilte, und wie es ihm gelungen sei, die Liebe der Prinzessin Morgana zu erhalten. Er erzählte ihr, daß er wahrscheinlich schon morgen die Oase verlassen werde, um mit seiner Geliebten unter die Menschen zurückzukehren, und sprach dabei seinen Schmerz aus, die Mutter heute zum letzten Male zu sehen. Doch diese tröstete ihn, und bat zugleich, ihrer nicht zu vergessen und ihrem Andenken eine Todtenfeier zu halten, wie sie dem Rechtgläubigen zukomme, damit ihre Seele zu den Freuden des Paradieses eingehen könne und sie nicht mehr jede Nacht der Geisterkarawane zu folgen brauche.

Saladin versprach dies unter häufiger Vergießung von Thränen und als der Morgen kam, segnete ihn die Mutter, und trennte sich beruhigt von ihm. Sie schwang sich auf ihr Pferd und schwebte zum letzten Mal mit der Karawane dahin. Lange blickte ihr Saladin nach und bat in einem brünstigen Gebete den Propheten, ihrer Seele gnädig zu sein.

Kaum röthete die aufsteigende Sonne die Gipfel der Bäume und spielte auf den vergoldeten Dächern der zierlichen Lusthäuser, so vernahm der Jüngling im Innern der Oase ein verwirrtes Getäusch von menschlichen Stimmen und dazwischen das Wiehern muthiger Pferde, sowie das laute Geschrei der Kameele, welches diese auszustoßen pflegen, wenn man sie bepackt. Erstaunt erhob er sich von der Rasenbank und wandte seinen Schritt gegen das Gebüsch. Er glaubte im ersten Augenblicke, es sei die Geisterkarawane, die noch einmal zurückkehre; allein seine Freude war um so größer, als er jetzt, auf einen freien Platz hinaustretend, der sich in der Mitte der Oase befand, eine andere Karawane, die aus lebendigen Menschen, Kameelen und Pferden bestand, erblickte. Noch größer aber stieg sein Entzücken, als mit ihm zu gleicher

Zeit von der andern Seite des Platzes her, die Prinzeſſin Morgana erſchien, umgeben und gefolgt von einer Menge dienender Frauen und Sklaven, zwiſchen welchen ſie ſchöner hervorſtrahlte, als der leuchtende Mond unter den Sternen.

Sie trat dem Jüngling entgegen, reichte ihm die Hand und wandte ſich mit folgenden Worten an ihre Dienerſchaft, ſowie an die ganze Karawane: „ſeht hier euren Herrn!“ worauf die Weiber freudig ihre Schleier wehen, und die Männer ein donnerndes Huſſah! erſchallen ließen.

„Geliebter,“ ſprach darauf die Prinzeſſin zu Saladin, „meine Mutter freut ſich über das Glück ihrer Tochter und die Kameele, die du hier mit Schätzen beladen ſiehſt, hat ſie zu meiner Ausſtattung geſandt. Jedes von ihnen iſt reich mit Gold und Silber beladen, und ſeine unermeßlichen Schätze würden allein für ein ganzes Menſchenleben ausreichen.

Darauf winkte die Prinzeſſin mit der Hand, und ſchwarze Sklaven brachten zwei prächtige arabiſche Pferde herbei, welche Saladin und die Prinzeſſin beſtiegen. Sie begaben ſich an die Spitze der Karawane, die nun alsbald in die Wüſte hinauszog. Als ſie die ſchöne Oaſe mit ihren friſchen grünen Bäumen und dem klaren Waſſer hinter ſich hatten, wandte die Prinzeſſin mit ihrem Gemahl ihre Pferde herum und Beide ſagten mit leiſer Stimme dem Orte Lebewohl, an welchem ſie ſich gefunden und ſo glücklich geworden waren. Ach, ſie mußten ihm auf ewig Lebewohl ſagen. Denn wie ihr Fuß einmal dieſen grünen Raſen verlaſſen hatte, konnte er nie mehr dahin zurückkehren. Sie ſahen mit Erſtaunen und Ueberraſchung, wie ſich die Oaſe von ihnen entfernte, und über den Sand immer weiter und weiter dahin ſchwebte. Bald erblickten ſie ſie fern am Horizonte, ganz in derſelben Geſtalt, wie ſie alle Reiſenden an ſchönen Tagen ſehen. Die Palmen zittern und ſchwanken hin und her, das Waſſer hebt ſich und fällt und die Enden der Fata Morgana verſchwimmen

allmählig im Sande, so daß man nicht mit Bestimmtheit sagen kann: hier fängt sie an oder dort hört sie auf — ein Bild der Liebe im Menschenherzen. —

Unter dem Schalle der kleinen Pauken und dem Schmettern großer krummer Hörner zog nun die Karawane ihres Weges durch die Wüste dahin. — —

Kehren wir nun zu dem alten Ismael und der Karawane zurück, mit der Saladin in die Wüste hinausgezogen war.

Als auf die Nacht, in welcher Saladin sein Zelt verlassen hatte, und seiner Karawane sowie dem alten Diener entflohen war, der Morgen heraufdämmerte, erwachte Ismael aus einem festen und gesunden Schlaf. Er schaute verwundert um sich als er das Lager seines Herrn leer erblickte, dachte aber anfänglich nichts Arges dabei, sondern glaubte vielmehr, Saladin sei hinaus vor die Zelte gegangen, um den frischen schönen Morgen zu genießen. Doch als er nach Verlauf einer Stunde noch immer nicht zurück war, trat der Alte vor das Zelt und bemerkte, daß auch das Pferd seines Herrn fehle. Als sich die Karawane endlich zum Aufbruch rüstete und Saladin noch immer nicht erschien, wurde Ismael unruhig und lief in den Reihen umher, und forschte bei den Wachen, ob Niemand etwas von dem Jüngling gesehen habe.

Allein Niemand wollte etwas von Saladin wissen und somit konnte keiner den armen Ismael aus seiner tödtlichen Angst reißen. Ach, dachte dieser bei sich, wo mag er hin gerathen sein? wer weiß was ihn verblendet hat, hinaus in die Wüste zu ziehen, wo er gewiß seinen Tod finden wird! Der Gedanke, daß Saladin im Wahnsinn seiner Liebe die Karawane heimlich verlassen, um allein in der Wüste nach dem Original jenes unglückseligen Bildes umherzuschweifen, erfüllte den getreuen Diener mit bangem Schrecken, und als der Jüngling im Lauf dieses und des folgenden Tages nicht zurückkehrte, ward es Ismael zur Gewißheit, daß Saladin allein in der Einöde umherirre. Wie gerne wäre er ihm gefolgt,

doch wohin sollte er seine Schritte wenden. Wer hätte ihm können den Weg angeben, den der unglückliche junge Mann genommen? So mußte denn der treue Diener bei der Karawane bleiben, mit der er traurig und niedergeschlagen wieder nach Damaskus zurückkehrte, in welcher Stadt ihn ein neues Unglück betraf, indem die Sklaven, die ihm der Kalif mitgegeben, überdrüssig, einen zu bedienen, der, wie sie glaubten, ihres Gleichen war, an einem frühen Morgen mit sämmtlichen Pferden und allem Geld verschwanden, so daß dem armen Ismael nichts blieb, als der Anzug, den er auf dem Leibe trug, und einige wenige Goldstücke, die er in seinem Gürtel verwahrt hatte.

Was sollte er jetzt machen? Das Räthlichste schien ihm, mit der Karawane nach Bagdad zurückzukehren, denn er glaubte mit Bestimmtheit, daß sein junger Herr, im Falle er mit dem Leben davon komme, ebenfalls dahin zurückkehren werde, um seinen Diener aufzusuchen. Er miethete deßhalb ein altes Kameel, und kehrte nach einer mühevollen und traurigen Reise nach Bagdad zurück.

Wenn auch hier die Leute in den Bazars und auf den Straßen, die damals Uebles von dem alten Ismael und dem jungen Manne gesprochen, diese Geschichte nach deren Abreise bald vergessen hatten, so war denn doch die Karawane kaum zurückgekehrt, als hie und da einer fragte, was denn eigentlich aus jenem alten Spitzbuben geworden sei, und mit welchem Frohlocken vernahmen sie alsdann die Antwort, daß dem Alten unterwegs der junge Mann entlaufen, und Ersterer arm und nackt auf einem schäbigen Kameel allein zurückgekommen sei.

„Seht Ihr es wohl!“ rief laut lachend der Barbier an der großen Karavanserei, „seht Ihr es wohl, wie recht ich gehabt! Ja, so geht's! Der Prophet ist so gnädig und schlägt oft die Sünder durch ihre eigene Thaten. Hat doch der Alte geglaubt, den Kalifen zu prellen, und ist nun von dem jungen Schlingel selbst betrogen worden. Gott möge unsern Kalifen Harun al Rad-

Haſt ſeine Taſchen umkehrte, aus denen jedoch kein Geld, wohl aber Moder und Erde fiel.

„Du haſt nun Alles verloren,“ ſprach der Judas, „und wirſt künftig, wenn wir die verdammten Nachtſtunden durch Spiel tödten, zuſehen und kannſt an deine und unſere Sünden denken.“ Die Andern lachten. „Uebrigens wollen wir aufhören, denn der Tag kommt, und unſere Zeit iſt für heute verfloſſen.“

„Noch ein Spiel,“ bat der Banquier, „ich kann ja das Meinige wieder gewinnen, noch iſt es früh in der Nacht.“ Er ſah gen Himmel und widerſtand krampfhaft dem Froſt, womit ihn der wirklich herannahende Morgen überſchüttete.

„Wovon aber,“ lachte heiſer ein Dritter, „wirſt du bezahlen, wenn wir gewinnen?“

„Ich werde aber gewinnen,“ ſprach dringender der Vorige, „wenigſtens etwas wieder gewinnen, damit ich morgen ſpielen kann. Soll ich denn die nächſte Nacht hier oben herum wandeln, und die Minuten zählen, bis ich wieder hinab werde ſteigen können ins Grab, während Euch die Zeit raſch verfliegt! Ich bitte Euch, noch ein Spiel, Ihr werdet mir borgen.“

„Was du nie wieder bezahlen kannſt?“ entgegnete der Judas, und ein Anderer murrte dazwiſchen: „Geh, du raubſt uns noch die wenige Zeit mit deinen Klagen.“

„Erinnere dich,“ flehte nochmals der Bankhalter, „wie du — es mögen jetzt hundert Jahre ſein — in der Schenke am Wall den letzten Pfennig verſpielteſt, und ich dich auf Ehrenwort ſetzen ließ; da haſt du all' das deine wieder gewonnen.“

„Ja,“ entgegnete der Andere, „damals lebten wir noch, und ich hatte dich am Haken, weil ich wohl wußte, wer den alten Offizier hinter der Baſtei erſtochen hatte.“ —

„Hab' ich denn nichts mehr?“ rief gellend der Vorige, und plötzlich ſchien ihm ein ſonderbarer Gedanke zu kommen. Er ſprang auf und ſah ſtarr vor ſich hin; doch mußt' es was Entſetzliches ſein, worüber er nachdachte; denn ſein Mund zuckte und das wenige Haar auf ſeinem Scheitel ſträubte ſich empor. Zweimal öffnete er die Lippen und ſchien ſprechen zu wollen, doch brachte die wild arbeitende Bruſt kein Wort hervor. Die vier Andern ſchauten erwartend zu ihm auf.

„Ich habe noch etwas, ein köſtliches Gut“ — die Worte ſtieß der Unglückliche mühſam heraus — „es iſt ein Schatz von ſo hohem Werthe, daß ich ihn nur gegen all' Euer Gold und Silber ſetzen kann. Gewinne ich, ſo iſt das ſämmtlich mein, verliere ich dagegen, ſo — ſo — könnt Ihr zehn Jahre lang ruhig in Euren Gräbern

schid beschützen! Aber er wird sich für die Zukunft schon in Acht nehmen."

Der arme Ismael, der von den üblen Nachreden, die sich über ihn verbreitet und sogar bis zum Ohr des Kalifen gedrungen waren, keine Ahnung hatte, sah sie nicht sobald wieder in Bagdads Mauern, als er sich Freitag Morgens in den innern Palasthof begab, um sich dem Kalifen, wenn dieser in die Moschee reiten wollte, zu Füßen zu werfen.

Er hatte hier noch nicht lange gewartet, als der Großvezier durch das Thor ritt, um sich zum Kalifen zu begeben. Kaum wurde dieser den Alten gewahr, als er die Augenbrauen zusammenzog und den Wachen des Schlosses befahl, ihn augenblicklich fest zu nehmen; ein Befehl, der zu Ismaels größtem Schrecken auch pünktlich befolgt wurde. Zwei Soldaten nahmen ihn in die Mitte und brachten ihn vorläufig in eines der Gefängnisse des Palastes, wo er bis zum folgenden Tag sitzen mußte.

Der arme Ismael, der in der letzten Zeit schon viel Unglück erfahren hatte, nahm auch diese Gefangennehmung als ein Schicksal hin, womit ihn der Prophet prüfen wolle. Ueberdies glaubte er nicht anders, als daß man ihn mit einer andern Person verwechselt habe, weil er sich keines Unrechts bewußt war. Nachdem er die Nacht unter sehr traurigen Betrachtungen in seinem Gefängniß zugebracht, wurde er am andern Morgen vor den Kalifen geführt, der sich mit seinem Großvezier allein in einem Saale befand, aber beide hatten ganz und gar nicht das freundliche Aussehen, wie das erste Mal, als Ismael vor das Antlitz des Beherrschers der Gläubigen getreten war.

Harun al-Raschid runzelte bei seinem Eintritt die Stirn und der Großvezier befahl ihm, näher zu treten.

„Wer bist du?" begann der Letztere; eine Frage, welche Ismael freudig also beantwortete: „Ach, Herr, ich habe die Gnade, von dir gekannt zu sein, ich bin Ismael, der Diener Abu el Dersch."

Der Aermste glaubte nämlich immer noch, daß mit ihm eine Verwechslung vorgegangen sei, und man habe ihn für einen Anderen eingesteckt. Aber wie sehr erschrack er, als ihn der Vezier mit zornigem Tone anfuhr: „Wie, du wagst es noch, vor dem Angesicht deines Herrn und Kalifen auf deiner Lüge zu beharren. Abu el Deri war ein rechtgläubiger Muselmann, und hat nie Diebe und Betrüger zu seinen Dienern gehabt."

„Ach, Herr," entgegnete Ismael, „was sagst du da? Ich bin ein armer alter Mann, den das Unglück hart darniedergebeugt hat, aber so wahr mir der Prophet helfen soll, ich habe niemals auch nur den Werth eines Piasters gestohlen oder veruntreut, auch niemals die Unwahrheit gesprochen."

„Höre, Ismael," sagte der gutmüthige Kalif, „dein Läugnen kann zu Nichts führen, gestehe lieber dein Unrecht ein, damit ich dir ein gnädiger Herr sein kann."

„Aber was soll ich denn eigentlich gestehen?" jammerte der Alte, indem er sich vor dem Kalifen auf die Knie warf.

„Zuerst," begann der Großvezier wieder, „wer war der junge Mensch, den du für den Pflegesohn Abu el Deris ausgabst, und wo ist er geblieben?"

„Ach, Herr, der junge Saladin," entgegnete der alte Mann, „es war ja der Pflegesohn Abu el Deri's. Aber wo er geblieben ist, das weiß nur Gott und der Prophet."

„So," entgegnete der Vezier, „also beharrst du bei deinen Lügen; nun so muß ich an deiner Statt dir selber die Wahrheit sagen, damit du auch weißt, daß wir hinter deine Schliche gekommen sind, und nicht etwa glaubst, man habe dich widerrechtlich gefangen gesetzt. Der junge Spitzbube, den du als den Pflegesohn Abu el Deris bezeichnetest, und den mein großmüthiger Herr, der Kalif auf dein klug ausgesonnenes Mährchen reichlich beschenkte, ist eben so wenig der Pflegesohn Abu el Deris, als du dessen Diener. Auch ward er nicht als Kind im Sande der Wüste gefunden und

von dir auferzogen, sondern du fandest ihn in einer Barbierstube, woraus du ihn mitnahmst und abrichtetest, um deinen Herrn den Kalifen zu betrügen."

Ismael wußte bei dieser Anklage nicht, was er sagen sollte; so etwas hatte er nicht erwartet, und als er aus seinem ersten Schrecken wieder zu Worte kommen konnte, betheuerte er bei dem Barte des Propheten und bei Allem, was sonst noch heilig, daß sich der Großvezier irre, und daß Saladin wirklich der Pflegesohn Abu el Deri's sei. Allein was halfen ihm seine Betheuerungen und Schwüre, was half es ihm, daß er ausführlich seine Reise beschrieb bis zu dem Augenblicke, wo er seinen jungen Herrn verloren hatte. Der Großvezier glaubte ihm ebensowenig wie der Kalif, und als Ismael geendigt hatte, klatschte der Vezier in die Hände, und ließ den Barbier von der großen Caravanserei herbeiführen.

Dieser wiederholte seine Aussage, daß der junge Mensch, der unter dem Namen Saladin vom Kalifen so reichlich beschenkt worden war, einer seiner Gehülfen gewesen, der ihm vor ein paar Monaten davon gelaufen sei. Auch fügte er mit einem Seitenblick auf Ismael hinzu: „Beherrscher der Gläubigen! Kein Mensch ist im Stande zu behaupten, daß er sich nicht irren könne, allein es ist mir, als hätte ich gerade zu jener Zeit diesen Alten mit dem jungen Menschen oft im Gespräche gesehen, wahrscheinlich als sie sich darüber beriethen, wie es am besten anzufangen sei, die Großmuth deiner Hoheit zu mißbrauchen."

Der Kalif hörte diesen Verhandlungen mit finsterem Blicke zu, und als der Barbier geendigt hatte, sagte er zu dem alten Manne: „Höre, Ismael, es thut mir leid, dich auf dieser Untreue ertappt zu haben, und wenn meine Gnade dich auch gerne ungestraft entließe, so bin ich es doch der Gerechtigkeit schuldig, deinen Betrug zu ahnden. Da ich aber nicht Richter und Ankläger in einer Person sein will, so sollst du vor den Kadi meiner Stadt Bagdad

gebracht werden, welcher nach genauer Erwägung aller Umstände Recht über dich sprechen wird."

Danach wurde Ismael wieder in's Gefängniß zurückgebracht und am andern Tage vor den Kadi geführt, bei dem der Barbier seine Aussage von gestern wiederholte, worauf der Oberrichter der Stadt Bagdad dahin urtheilte, daß Ismael sich des Verbrechens schuldig gemacht, den Kalifen durch eine erdichtete Erzählung betrogen zu haben, und ihm als Strafe fünfhundert auf die Fußsohlen, sowie zehn Jahre Gefängniß zuerkannte. Als Vergünstigung gab ihm der Oberrichter noch eine Frist von drei Tagen, binnen welcher Zeit der junge Mann vielleicht zurückkehren könne, um seine Unschuld zu beweisen.

Die Gnade des Kalifen erließ ihm zwar die fünfhundert Hiebe auf die Fußsohlen, als aber die drei Tage verstrichen waren, ohne daß Saladin zurückgekommen, wurde Ismael an die Gefängnisse abgeliefert und mit Spitzbuben und Mördern dazu gebraucht, auf dem Tigris Schiffe zu ziehen und ähnliche schwere Arbeiten zu verrichten.

So weit war der Unglückliche nun gekommen, durch die Anhänglichkeit an seinen alten und seinen jungen Herrn, sowie durch den Leichtsinn des Letztern. Ach, Ismael freute sich nur, daß er nach dem Laufe der Dinge doch nur noch wenige Jahre dazu bestimmt sei, unschuldiger Weise diese harte Strafe zu erleiden. Jetzt erst freute er sich recht seines Alters, und sah dem Tod als einer Wohlthat entgegen, der ihn alsdann von allem Unglück befreien würde. Es schmerzte ihn tief, daß ihn der gütige Kalif in der That für einen Betrüger hielt, und er würde sich gern noch einer härteren Strafe unterworfen haben, wenn er nur den Kalifen Harun al Raschid, sowie dessen Vezier von seiner Unschuld hätte überzeugen können. Freilich blieb ihm noch eine schwache Hoffnung, sein Herr könne doch noch wiederkehren, ja vielleicht glücklich wiederkehren, um seine Unschuld auf's Glänzendste zu bezeugen. Doch

verfloß Tag um Tag, und Woche um Woche — und Ismael hatte immer vergebens gehofft, und in das Land hineingeschaut.

Da traf es sich eines Morgens, daß er mit mehreren andern seiner Mitgefangenen beschäftigt war, ein großes Schiff den Fluß hinaufzuziehen. Die Hitze des Tages war drückend und schwül, deshalb durften die armen Gefangenen hin und wieder von der Arbeit ablassen und sich in den Schatten der Bäume legen, die am Ufer standen. Hier lag denn Ismael und schaute betrübt hinaus in die Ferne, als er von Weitem eine große und reiche Karawane erblickte, die gen Bagdad zog. Beim Anblick der beladenen Kameele und der zahlreichen Sklaven dachte er lebhaft an seine früheren Zeiten, wie er mit seinem Herrn Abu el Deri froh und munter durch die Welt gezogen sei.

Indessen kam die Karawane näher und Ismael, sowie die andern Gefangenen gestanden sich, in langer Zeit keinen so prächtigen Zug gesehen zu haben. Die Kameele waren alle von ungewöhnlicher Schönheit und Stärke, und auf's Sorgfältigste und Reichste beladen. Die Menge der Sklaven war kaum zu zählen und alle ritten kräftige und schöne Pferde, und ihre Anzüge waren so reich, daß man sie alle für Herren hätte halten können, wenn nicht die Besitzer der Karawane selbst in der Mitte des Zuges durch den Glanz ihrer Gewänder und die Pracht ihrer Rosse alle Blicke auf sich gezogen hätten. Hier sah man auch eine große Menge Sklavinnen, die eine schöne Frau umgaben, und den Glanz der goldgestickten Gewänder und Schleier konnte das Auge kaum ertragen.

Ismael wandte sein Auge ab und ging seufzend wieder an seine harte Arbeit, indeß die Karawane stolz und prächtig in die Mauern Bagdads einzog.

Obgleich der arme Sklave schon viele Karawanen bei sich hatte vorbeikommen sehen, so hatte doch keine seine Einbildungskraft in so hohem Grade erregt, wie die von heute Morgen, und als er

nach mehrstündiger Arbeit mit seinen Mitgefangenen am Ufer des Tigris im Schatten ausruhen durfte, baute er sich die angenehmsten und schönsten Luftschlösser und dachte: „Ach, wenn dein junger Herr auch einst in solch prächtigem Aufzuge zurückkäme und dich erlöste, wenn er zurückkäme und vor den Kalifen Harun al Raschid hinträte, um ihn zu fragen, was denn aus seinem treuen Diener Ismael geworden sei, und wenn er an seiner Hand die wunderschöne Prinzessin führt, ein lebendiges Zeugniß, daß ich nicht gelogen, sondern die Wahrheit gesprochen habe.“ —

So lag er da und verzehrte sein hartes Brod, als plötzlich der Oberaufseher der Gefangenen, von zwei Sklaven begleitet, eiligst daher geritten kam, und dem alten Manne befahl, ihm zu folgen.

Ismael, der anfänglich fürchtete, der Oberrichter der Stadt Bagdad lasse ihm nachträglich die geschenkten fünfhundert Hiebe auf die Fußsohlen noch auszahlen, indem er sonst nicht wußte, was man von ihm, dem armen unbekannten Menschen wolle, begleitete er den Oberaufseher traurig in seine Wohnung und war nicht wenig erstaunt, als man ihm hier seine alten schlechten Kleider abnahm, und ihm dafür einen guten Kaftan und einen reinen Turban anzog. Auf seine Fragen sagte ihm der Aufseher der Gefangenen nur: er wisse nichts weiter, als daß er Befehl habe, ihn augenblicklich vor das Angesicht des Kalifen zu bringen. Ach, schon diese Botschaft erfüllte den alten Mann mit freudigem Schrecken; denn was konnte der großmüthige Kalif anders von ihm wollen, als ihn begnadigen. Vielleicht dachte er, ist deine Unschuld an den Tag gekommen oder am Ende gar dein junger Herr zurückgekehrt. Doch dieser letzte Gedanke war ihm zu groß und herrlich, als daß er es vermocht hätte, ihn ferner auszumalen.

So gelangten sie zum Palaste des Kalifen und Ismael wurde in eine Vorhalle geführt, wo ihm der Großvezier Abdallah in eigener Person entgegen kam, ihm die Hand reichte und mit be-

wegter Stimme sagte: „Ismael, wir haben in unserer Verblendung dir unrecht gethan; aber der Prophet, der deine Unschuld an den Tag kommen ließ, wird dir dafür eine glänzende Belohnung geben. Folge mir nun zum Kalifen.

Der alte treue Diener zitterte vor Freude und Entzücken und folgte dem Großvezier in das anstoßende Gemach. Hier blieb er mit gesenktem Aug' an der Thür stehen und vermochte es im ersten Augenblick nicht, dem Kalifen in's Gesicht zu schauen. Doch als ihn dieser freundlich bei Namen rief, blickte er empor und wer beschreibt sein Erstaunen und seine unendliche Freude, als er seinen jungen todtgeglaubten Herrn erblickte, der ihm jetzt entgegen kam und ihm weinend um den Hals fiel.

Fast wäre der alte Mann dem Uebermaße der Freude erlegen, als ihm Saladin mit kurzen Worten seine Geschichte erzählte; und als er ihn darauf bei der Hand nahm und vor seine Gemahlin, die Prinzessin Morgana führte, ward Ismael von all' dem Gehörten, sowie von der Schönheit der Prinzessin so überrascht, daß es ihm dunkel vor den Augen ward, und er sich auf den Divan niederlassen mußte, um nicht umzufallen.

Jetzt war Freude überall, der junge Saladin baute sich einen prächtigen Palast am Ufer des Tigris und lebte hier mit seiner schönen Gemahlin und seinem treuen Diener, wegen seiner Freigebigkeit und seinem Reichthum von allen Menschen geliebt, und wegen seinem edlen Herzen und seinen guten Eigenschaften von dem Kalifen hoch geehrt.

Da aber durch den Austritt Ismaels bei den Gefangenen eine Stelle frei wurde, beförderte der Kalif den spitzbübischen Barbier dahin, nachdem er vorher die fünfhundert Hiebe wohlgezählt auf die Fußsohle erhalten hatte, die dem getreuen Diener bestimmt gewesen waren.

Das Gesicht im Mond.

Wer ging nicht schon in stillen Nächten nach Hause und fühlte den Blick aufwärts gezogen von der sanft glänzenden Kugel, die zwischen den Thälern und Bergen riesenhafter Wolken ruhig dahin schifft; wer schaute nicht wohl lange Zeit anhaltend empor zu jenem Körper, den wir Mond nennen, und fühlte, wie seine weißen Strahlen sich so langsam in's Herz schleichen und selbst in traurigen Stunden das wilde Wogen und Drängen in der bewegten Brust zu besänftigen im Stande ist! Wenn man so, halb träumend halb wachend, hinaussieht, so erblickt man in der hellen Scheibe kleine Flecken, aus welchen sich mit einiger Phantasie ein Gesicht zusammensetzen läßt. Man sieht deutlich zwei dunkle Stellen für die Augen, eine Nase, die aber etwas nach der linken Seite gezogen ist, und einen Mund, welcher sich nach rechts neigt und dem fabelhaften Kopfe dort oben ein verzerrtes, schmerzliches Ansehen gibt. Wenn wir über jenes Mondgesicht unsere gelehrten Bücher befragen, so sagen diese uns freilich, das dort oben solle kein Gesicht vorstellen, sondern es sei der Mond ein Körper wie unsere Erde, ja er habe sogar noch gewaltigere Felsen und Schluchten,

als dieſe, und namentlich letztere ſeien zum Theil ſo tief, daß ſie das Licht der Sonne nicht erhellen könne, und ſie deßhalb, etwa wie ein Brunnen bei uns, ſtets dunkel blieben. Allein wer klug iſt, glaubt dieſen Büchern nicht. Daß das dort oben in dem Monde nichts Natürliches, keine Schluchten ſind, davon kann ſich ja Jeder durch ſein eigenes Anſchauen überzeugen; das wiſſen aber auch jene Herren, und ebenſo die Urſache, wie jenes Geſicht da hinauf kam; nur haben ſie, unter uns geſagt, ſich einmal vorgenommen, Alles auf natürliche Weiſe zu erklären, weßhalb ſie die Wahrheit, die in der That unnatürlich klingt, verbergen, um uns etwas weis zu machen. Wie aber jenes Geſicht wirklich in den Mond kam, das will ich hier erzählen, doch bitte ich mir vorher aus, das ſtrengſte Stillſchweigen darüber zu beobachten, da mein Großvater mir die Geſchichte unter dem Siegel der Verſchwiegenheit erzählt hat, ganz wie er ſie unter gleichen Bedingungen von einer Tante gehört hatte, welche ſie aus einer Kaffeegeſellſchaft mit nach Hauſe brachte, und zwar aus einer Kaffeegeſellſchaft, wo nur Geheimniſſe verhandelt wurden.

An einem ſchönen Abend gingen zwei Leute zuſammen aus einem Wirthshauſe, von denen der eine ſeines Zeichens ein Schneider und der andere ein Handſchuhmacher war. Für Leſer, die ſich gern über Zeit und Verhältniſſe genau unterrichten, füge ich bei, daß es vermuthlich ein Winterabend war, denn die Beiden hatten ſtark eingeheizt. Es war zwar ſchon ſpät in der Nacht, allein der Mond, der hoch am Himmel ſtand, beleuchtete die Straßen ſo ziemlich. Da er den Schatten der einen Häuſerreihe auf den weißen Schnee warf, ſo ſah dieſer durch die zackigen Dächer einer Reihe coloſſaler Spitzzähne nicht unähnlich. Die beiden Zechbrüder waren die letzten im Wirthshauſe geweſen, denn als ſie es verlaſſen, wurde von innen der Riegel vorgeſchoben und die Lichter in der Gaſtſtube ausgelöſcht, bis auf eines, das ſich alsbald in den zweiten, von da in den dritten, vierten Stock bewegte und nachdem es noch eine kurze Zeit in einem

Dachſtübchen gebrannt, und dort wahrſcheinlich dem Schenkbuben zur Ruhe geleuchtet, erloſch.

Jetzt waren die Beiden allein auf der Straße und zogen ihres Weges, gewiß in der feſten Abſicht, ſobald es ſich thun ließ, ihre Häuſer zu finden. Beide waren aber wahrſcheinlich nicht recht mit ſich einig, nach welcher Seite ſie ſich zu wenden hatten, denn ſie drehten ſich einige Male im Kreiſe herum, wobei der Schneider, als der leichtere, den größeren Bogen beſchrieb, alsdann ſchoſſen ſie, wie ein paar angebrannte Schwärmer, von einer Seite der Straße zur andern, bis ſie endlich, nicht hundert Schritte von der Kneipe, die ſie eben verlaſſen, an einem Häuſervorſprung hängen blieben, um den herum ſie, trotz aller Anſtrengungen, nicht ſegeln konnten. Da ſich in dieſem Häuſervorſprung eine paſſende Thür fand, breit genug, um ihre zarten Schultern daran lehnen zu können, ſo thaten ſie dergleichen. Der Schneider heftete ſeine Augen wohl eine gute Viertelſtunde lang vor ſich auf die Erde und machte oft einen vergeblichen Verſuch, an den Himmel hinauf zu ſehen, aber es waren ihm die Augenlider zu ſchwer. Endlich nach vielen Bemühungen gelang es ihm, den Blick an das gegenüberliegende Haus zu heften, dort fand er einen Anhaltspunkt, um ſein Auge Stockwerk für Stockwerk hinaufklettern zu laſſen, bis zu dem Schornſtein, wo er mit einem lauten Ausruf der Verwunderung den Mond erblickte, der aus dem ſchwarzen Kamin emporzuſteigen ſchien.

Der Handſchuhmacher, weniger berauſcht und weniger ſentimental, als der Schneider, machte mit ſeinem Blick eine umgekehrte Bewegung, denn nachdem er eine Zeitlang in den Mond geſtarrt, begann er laut zu gähnen, mit einem hohen Tone abwärts, und ſeine Blicke folgten den Tönen, ſo daß ſie im Augenblick, wo er den Mund ſchloß, auf ſeine dürren Beine fielen, die er weit von ſich abgeſtreckt hatte.

So ſtand das edle Paar eine Zeitlang da, ohne ein Wort zu ſprechen, und weil ſich durch die kühle Nachtluft ihre Ideen noch

liegen, und ich wache jede Nacht für Euch hier oben, allein der Langenweile und damit der Verzweiflung Preis gegeben.“

Der Vorschlag mußte den Vieren unerwartet kommen. Lange sahen sie sich sprachlos an, und schauerlich wechselte Vergnügen und Entsetzen auf ihren bleichen Gesichtern. Der mit dem Judaskopfe faßte sich zuerst und ohne den Unglücklichen anzusehen, sprach er: „Ich nehme das Spiel an.“ Die Uebrigen nickten schweigend mit dem Kopfe. Es begann. Mit zitternder Hand mischte der Bankhalter und legte die Haufen, wovon viere die Spieler besetzten, und ihm den fünften überließen. Kein Athemzug war im Kreise hörbar, die Todten waren todtenstill. Da deckte der Banquier seine Karte auf: es war eine Dame und beim Anblick des hohen Blattes flog ein freundliches Lächeln über sein Gesicht. Rasch wandten nun auch die vier Spieler ihre Haufen, und selbst mir stockte das Blut: sie hatten die vier Könige umgeschlagen.

Wie von einer unsichtbaren Gewalt empor geschnellt, sprang der Unglückliche auf, und blickte in derselben Stellung jener entsetzlichen Aufmerksamkeit, mit welcher er vorhin den zitternden Händen der Mitspieler gefolgt war, einige Minuten die unglückseligen Blätter an, und die verzweiflungsvolle Hoffnung, daß die gekrönten Häupter sich in niedrige Karten verwandeln würden, war mit dem Bewußtsein der Unmöglichkeit, daß dies geschehen könne, in seinen verzerrten Zügen zu lesen. Darauf schien ihn ein gewaltiger Frost zu durchschütteln, erst hob er seine Hände wie beschwörend zum Himmel, dann stürzte er auf die Kniee und krallte sie auf dem Boden fest.

„Hohnlache, unbegreifliche Macht,“ stöhnte er, „hohnlache, daß der Spieler, nachdem er sein Lebensglück verspielte, selbst nach dem Tode die Karten zur Hand nahm und die Ruhe im Grabe verschleuderte. Freue dich, daß ich wandern muß, wenn die Andern schlafen, doch freue dich auch auf den Abscheu, den ich den Lebenden gegen dich, Ungeheuer, einflößen, und durch meine Jammergestalt beiden werde. — Doch auf euch, ihr verruchten Blätter, den gehoppelten Fluch des Todes, dem euer lockender Anblick zehn ewige Jahre gestohlen. Hier bei der Morgenluft, die euch, ihr Wesenlosen, mit unheimlichem Schauer durchweht, bei dem Glanz des jungen Tages, der euch und sonst auch mich hinabdrängt in das dunkle Beit, bei dem aufsteigenden Licht, das eure Gestalten abtrifft und sie zu schwankenden Schatten bleicht, bei der ewigen Verdammniß beschwör' ich meinen Wunsch und flehe zu dem höchsten Wesen: es möge mich ewige Zeiten grablos herumschweifen lassen! doch auf euch, ihr unseligen Könige, lege ich meine starren Hände und ziehe euch in meinen Fluch! Wandelt auch ihr ruhelos umher, wandelt und genießt des

mehr verwirrten, ſo glaubten am Ende Beide, ſie ſeien nicht mehr auf der Straße, ſondern zu Hauſe, und ließen ſich auf dem Schnee nieder, um ſich ſo bequem als möglich zum Schlafen anzuſchicken. Der Schneider, der ſich auf das linke Ohr legte, begann erſt leiſe, dann immer lauter zu ſeufzen und ſprach vor ſich hin: „Ach, was bin ich doch für ein erbärmlicher, ſchlechter Kerl, ſaufe da Nacht für Nacht, bis ich nicht mehr auf meinen Beinen ſtehen kann, und wenn ich dann am Morgen immer Katzenjammer habe und nichts verdiene, ſo beſtehle ich meine Kunden, um von dem entwendeten Tuche wieder Geld zum Zechen zu haben. Ich jammervoller, erbärmlicher Kerl, und an allem dem iſt der Handſchuhmacher Schuld, der hat mich verführt.“ Der Handſchuhmacher, der ſich auf das rechte Ohr gelegt hatte, hörte ſich gerade nicht ſchmeichelhaft von dem Schneider nennen, allein da er glaubte, es träume ihm blos, ſo lachte er laut auf und freute ſich darüber. „Ha, Ha!“ rief er laut, „jetzt liegt der armſelige Schneider wieder auf ſeinem Strohſack und ſchimpft über mich, der Lump, und greint, daß ich ihn verführt hätte; aber ich will ihn noch beſſer herunter bringen. Geſtern hab' ich wieder ein ſcharmantes Stück Tuch bei ihm geſehen. Das wollen wir morgen Abend ſchon durch die Gurgel jagen. Hahaha! der dumme Schneider!“ Jetzt gerieth der Schneider, der dieſe Worte wohl hörte und ſeinerſeits glaubte, er träume, wie ſich der Handſchuhmacher über ihn luſtig mache, in eine heftige Wuth, und fing an, auf einen dicken Stein zu ſchlagen, der neben ihm lag, indem er beſtändig ausrief: „Du ſchlechter Kerl, du Handſchuhmacher, du ſchlechter! Haſt mich um meinen Kredit und meinen ehrlichen Namen betrogen, haſt auf meinen Namen Geld geborgt und willſt mich obendrein noch auslachen, du niederträchtiger Kerl!“

Der auf dieſe Art Angeredete wurde durch die Wuth des Schneiders nur noch luſtiger und lachte in Einem fort. „Hahaha!“ ſchrie er, „ſo träume ich von dir, Bruder Schneider? Na, will's ſchon glauben, daß du zuweilen Luſt hätteſt, wieder ein ehrlicher Kerl zu

werden, aber das soll dir nicht gelingen, du sauberer Zeisig. So habe ich dich in meiner Hand und so will ich dich auch festhalten." Mit diesen letzten Worten griff er nach der andern Seite, faßte den Haarschopf des Schneiders, den er in seiner höllischen Freude tüchtig zusammen schüttelte. Als dieser den rauhen Griff seines Kumpans fühlte, glaubte er plötzlich, der Teufel habe ihn für sein ruchloses Leben gefaßt und wolle ihn stracks mit in die Hölle nehmen. Er wehrte sich gegen diese vermeintliche Niederfahrt mit aller Kraft der Verzweiflung, faßte seinem Freund Handschuhmacher in's Gesicht und Beide balgten sich auf eine ergötzliche Art auf der Straße im Schnee herum, so daß bald der Eine bald der Andere oben zu liegen kam. Dabei war es merkwürdig, daß, so oft bei diesen Umwälzungen das Gesicht des Handschuhmachers in Berührung mit dem Schnee kam, derselbe zu zischen anfing, als würde er vor einen heißen Ofen geworfen. Was aber auch das rothe, glühende Aussehen dieses Gesichts, sowie die Hitze, die es abstrahlte, betraf, glich es vollkommen einem gut geheizten Ofen, der hie und da Sprünge und Risse hat, zu welchen das Feuer mit verdoppelter Wuth herauszubrechen scheint. Es war dem Handschuhmacher schon oft passirt, daß er, in der Dämmerung nach Hause gehend, von einer Schaar muthwilliger Buben verfolgt wurde, welche ihm die Spitznamen Saufaus, Feuermann nachriefen.

Wie lange sich die edle Zechgenossenschaft auf der Straße herumbalgte, ist nicht wohl zu bestimmen; plötzlich aber fühlten sie sich von etwas berührt, das ihnen jedesmal einen zuckenden, brennenden Schmerz verursachte. Der Handschuhmacher, als der nüchternste, riß zuerst seine Augen auf, die er in der Hitze des Gefechts geschlossen, und sah mit großer Verwunderung ein altes Weib vor sich stehen, das so erschrecklich häßlich war, wie er in seinem Leben nichts Aehnliches erblickt. Die Alte war nicht nach Art der gewöhnlichen Hexen bucklig und klein, hatte kein langes, wackelndes Kinn, und ebenso wenig Triefaugen, die bei aller Häßlichkeit doch

etwas Gutmüthiges haben, ſondern das Weib, welches die beiden Zechbrüder durch Anrühren mit einem ſehr ſpitzen Stock auf eine ſo ſchmerzhafte Art erweckt hatte, war groß und von einer unbeſchreiblichen Magerkeit. Man hätte glauben können, die paar alten Lumpen, welche ſie bedeckten, ſeien um einen Beſenſtiel herumgewickelt, denn genau dieſe Form hatte der Körper der alten Hexe. Das bleiche, runzliche Geſicht, das auf dieſer Figur ſtand, war mit rothen Haaren bedeckt, die aber ſo kreuz und quer unter einer weißen Haube hervorſahen, als habe ſie der Wind zufällig dort hinaufgeweht. Sie trug außer dem erwähnten Stock eine kleine Laterne in der Hand, deren Licht auf die beiden Kämpfenden fiel. Der Schneider, als er merkte, daß die Schlägerei endlich aufgehört hatte, mochte noch immer glauben, er habe ſich mit einem böſen Geiſt gebalgt, denn er öffnete jetzt ſchwerfällig die Augen, wahrſcheinlich um zu ſehen, in welchem Theil der Hölle er ſich denn eigentlich befände. Da der Anblick des alten Weibes, die grinſend vor ihm ſtand, eben auch nicht geeignet war, ihn dieſem Irrthume zu entreißen, ſo fing er auf's Neue an zu jammern über ſein verlorenes Leben, wobei er, wie ſchon früher, den Handſchuhmacher anklagte, daß er allein ihn zu dem Uebeln verführt. Dieſer hatte endlich ſeine fünf Sinne wieder ſo weit zurecht geſetzt, um die Alte ſtammelnd zu fragen, wo ſie herkomme, wer ſie ſei und was ſie wolle. Auf dieſe Fragen riß die Hexe ihren zahnloſen Mund laut lachend ſo weit auf, daß es ausſah, als ſei ihr Geſicht von einem Ohr bis zum andern geſpalten, und ſagte mit heiſerer Stimme: „Ho ho, mein Söhnchen, du frägſt mich, wo ich herkomme? Ich bin eine arme alte Frau, die hier gerade vorbei kam, hahahaha! und euch hier im Schnee liegen ſah. Da that es mir leid, daß ſo ſchmuckes junges Blut in der Kälte umkommen ſoll, und da hab' ich euch denn geweckt, um euch nach Haus zu bringen, hahaha! nach Haus, wo ihr hingehört, haha! Na! ſteht nur auf, ihr Söhnlein, ſteht nur auf."

War es der ſtechende Blick der Alten, oder die Berührung mit ihrem Stock, genug, die Beiden erhoben ſich nach einigen vergeblichen Verſuchen und wußten wahrſcheinlich in Folge ihres körperlichen Zuſtandes nicht, was ſie aus dieſer Anrede zu machen hätten.

„Ja, ja," fuhr die Alte lachend fort, „ihr ſeid ſo ein paar hübſche ſchmucke Burſchen, ſo luſtig und munter, und habt immer ſo ſchöne dumme Streiche gemacht, daß ich mich ſchon lange für euch intereſſirt habe. Du," ſagte ſie zum Handſchuhmacher, „haſt ein ſchönes rothes Geſicht, das ſo leuchtet und glüht, daß du bequem das Holz für den Winter erſparen kannſt, und da, der Schneider, der hat ſchon ſo viel Lappen in die Hölle fallen laſſen, daß ſich die Teufel unten ordentlich auf den Augenblick freuen, wo ſie ſeine Bekanntſchaft machen werden. Na, kommt nur mit, ſolche Leute hab' ich gern. Doch da ich ſehe, daß ihr ganz eingefroren ſeid, ſo wollen wir erſt ein Schlückchen zuſammen nehmen, das uns recht warm machen und gut thun ſoll."

Bei dieſen Worten zog die Alte eine kleine Flaſche unter ihren Lumpen hervor und hielt ſie gegen den Mond, um den Beiden zu zeigen, daß der Inhalt derſelben recht glitzerte und klar ſei, wie der ſchönſte Franzbranntwein. So feindlich die Beiden noch einige Augenblicke vorher gegen einander geſinnt waren, ſo kam ihnen doch jetzt das alte Weib ſo unheimlich vor, daß ſie näher zuſammen rückten, um Einer am Andern Schutz zu ſuchen. Die Alte hatte dem Schneider die Flaſche in die Hand gedrückt und bat ihn mit den beſten Worten, doch ein Schlückchen daraus zu nehmen, und der arme Geſelle, der in ſeiner Angſt nicht wußte, was er machen ſollte, ſetzte die Flaſche an den Mund und that einen guten Zug. Als das der Handſchuhmacher ſah, begann er die Lippen abzulecken und ſpürte plötzlich auf das viele Bier und den Branntwein, den er heut Abend getrunken, einen ſolchen Nachdurſt, daß er dem Schneider die Flaſche aus der Hand riß und ſie haſtig leerte, worüber die Alte in ein lautes Gelächter ausbrach und ihre

beiden Söhnlein ermahnte, jetzt rasch mit nach Hause zu gehen. Sie hinkte an ihrem Stocke voraus und die beiden folgten ihr, wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben. War es ihnen schon früher sonderbar zu Muth gewesen und hatte sich Einer über den Andern gewundert, daß er nicht gerade gehen konnte, sondern bei jedem Schritt die Füße mehr zur Seite setzte, als nöthig gewesen wäre, so fingen sie jetzt erst recht an, sich mit mißtrauischen Blicken zu betrachten. Es wollte dem Handschuhmacher sonderbar bedünken, daß der Schneider, anstatt wie ein ordentlicher, wenn auch etwas betrunkener Mensch auf seinen beiden Füßen zu gehen, sich mit einem Mal auf die Hände niederließ und auf allen Vieren zugleich über den Schnee hinsprang — eine merkwürdige Entdeckung, die aber auch der Schneider seinerseits an seinem Kameraden machte; denn auch dieser hatte sich auf die Hände niedergelassen und machte die sonderbarsten Lustsprünge und Grimassen, und das nur, wie er sich einbildete, aus Freude über das tolle Benehmen des Schneiders. Dieser konnte sich nun gleichfalls nicht enthalten, über die Capriolen des Andern zu lachen, doch fand er bald zu seiner großen Verwunderung und Bestürzung, daß dieses Lachen ganz sonderbar klang. Zuerst glaubte er, er sei von dem kalten Nachtlager heiser geworden und räusperte sich und hustete, so daß der Handschuhmacher, aufmerksam geworden, plötzlich stehen blieb, um seinen Freund zu fragen, was ihm denn eigentlich fehle. Die Frage verstand denn auch der Schneider wohl, hätte aber darauf schwören wollen, daß das, was ihm sein Freund gesagt, wie das Miauen einer Katze klänge. Indessen hatten sie in diesem Augenblick zu vieler Ueberlegung keine Zeit mehr, denn sie befanden sich jetzt mit der Alten in einem ihnen ganz unbekannten Stadttheile vor einem kleinen Häuschen, das die Hexe aufschloß und in das sie ihr folgten. Darauf schloß die Alte hinter ihnen wieder sorgfältig die Thür ab, führte sie in ein kleines Zimmer, dessen ganze Einrichtung blos in einem Strohsacke bestand, der auf der Erde lag, und entfernte sich

alsdann. Von der durchſchwärmten Nacht ermüdet, fühlten ſich die Beiden in dem warmen Gemach ganz behaglich, kugelten ſich auf dem Strohſacke zuſammen, und nachdem ſich noch Einer über den Andern gewundert, daß Jeder wie eine Katze ſchnurre und knurre, entſchliefen ſie.

Doch wer beſchreibt den Schrecken der beiden Geſellen, als ſie am Morgen erwachten. Anfänglich glaubte jeder, er habe durch einen ſonderbaren Zufall ſein Lager neben einer Katze aufgeſchlagen und jeder machte den Verſuch, das zudringliche Thier fortzujagen; aber als ihnen allmählig die Erlebniſſe der vergangenen Nacht klar wurden, als ſie ſich gegenſeitig der Stunde erinnerten, wo ſie aus dem Wirthshauſe gegangen waren, als ſie an den Streit, den ſie zuſammen gehabt, und an das alte Weib dachten, das ihnen etwas zu trinken gegeben, ſo wurde es ihnen plötzlich klar, daß ſie einer Zauberin in die Hände gefallen ſeien, die ſie vermittelſt jenes Trunkes in ein paar Katzen verwandelt habe. Man kann ſich leicht denken, wie ſchrecklich eine ſolche Entdeckung war; Beide fielen ſich laut weinend in die Vorderpfoten, und Beide verſicherten ſich unter dem kläglichſten Miauen, daß nach einer durchſchwärmten Nacht dies der ſchrecklichſte und ächteſte Katzenjammer ſei, den ſie je gehabt.

So über ihr Schickſal klagend, bemerkten ſie nicht, daß die alte Hexe die Thür geöffnet hatte und neben ihnen ſtand; erſt als ſie heiſer lachend zu ihnen ſprach: „ei, ei, guten Morgen, meine lieben Kinder, wie geht's euch? habt ihr gut geſchlafen?“ fuhren ſie aus der Umarmung auf, um aus der Verzweiflung in den heftigſten Zorn überzugehen. Beſonders der Handſchuhmacher, deſſen Natur zorniger und rachſüchtiger war, als die des Schneiders, wußte ſich nicht zu faſſen. Er hob ſich auf ſeine Hinterpfoten und ſprang mit lautem Miauen der alten nach dem Geſicht. Doch dieſe hatte ſich auf eine ſolche Begrüßung gefaßt gemacht und ſchlug dem Kater Handſchuhmacher mit ihrem Stocke dergeſtalt auf die

Naſe, daß er ſich einige Male überſchlug und zu den Füßen des ehemaligen Schneiders hinrollte, der, gutmüthiger Natur, nichts thun konnte, als ſein Schickſal in den grellſten Klagetönen, die man je von einem Kater gehört hat, zu bejammern. Die Alte ſchien indeſſen über den Angriff, den ſie ſo eben erlitten hatte, nicht entrüſtet zu ſein, vielmehr erhob ſie lächelnd den Zeigefinger und drohte leichthin dem Handſchuhmacher, wie man es mit einem unartigen Kinde thut. „Ei, ei," ſagte ſie, „wie undankbar, wie undankbar! Wärt ihr nicht in der Nacht erfroren, wenn ich euch nicht geweckt und mit einem guten Schlückchen bewirthet hätte, das euch erwärmt und ſo ſchön bekleidet hatte. — Ihr habt ja Beide ſtatt eurer früheren abgetragenen Kleider einen Pelz ſo dicht und glatt, wie man ihn nur wünſchen kann. Denkt doch ein wenig nach, was wäret ihr ohne mich! Euer Sündenleben hätte mit der heutigen Nacht ein Ende gehabt, ihr wäret erfroren und läget jetzt ſtarr und ſteif da — und eure Seelen! — — daß die mit der Laſt von Sünden, die ſie zu tragen haben, nicht aufwärts geflogen wären, ſondern abwärts zur Hölle, könnt ihr euch wohl denken. Ich habe euch alſo gerettet, und es wird euch doch lieber ſein, noch vor der Hand einige Zeit in Gottes friſcher Luft und in ſo artigem Pelze zu leben, als todt und kalt zu ſein und in die Erde geſteckt zu werden. Ihr wißt ſelbſt am beſten, welch' ruchloſes, laſterhaftes Leben ihr geführt, da war keine Gnade für euch."

Die beiden Verwandelten hörten der Alten knurrend und murrend zu, und als ſie ihnen ſo eindringlich von dem Erfrieren und der Hölle vorſprach, überlief Beide ein kleines Fröſteln, beſonders den Schneider, den der Handſchuhmacher eigentlich verführt hatte und der von Natur ſo ein gar böſer Menſch nicht war.

„Seht, meine Söhnchen," fuhr die Hexe fort, „ich habe mich ſchon oft ſolcher verlorener Kindlein angenommen und habe ſie in dem Augenblick gerettet, wenn ich wußte, daß der Teufel ſeine Krallen

nach ihnen ausstreckte. Einige Mal haben sie sich auch gebessert, um später, nachdem sie bei mir Buße gethan, wieder ein glückliches und wohlgefälliges Leben zu führen. Aber ihr Beide, ja ihr Beide habt leider euer ganzes Leben lang nichts gethan, als gesündigt, weßhalb es euch schwer fallen möchte, dereinst Vergebung zu erlangen. Du," sie wandte sich zum Schneider, „als der Verführte, kannst eher auf Gnade hoffen, hingegen wenn sich dort der Handschuhmacher auch in der That bessert, so bleibt sein Gesicht von seinem früheren Leben doch so gezeichnet, daß, wenn er einstens an die Himmelsthür kommt, der Pförtner ihn nicht einlassen wird, weil er glauben muß, er sei brennend der Hölle entsprungen. Da ich um euch besorgt bin, so habe ich noch in der vergangenen Nacht in meinen wunderbaren Spiegel geschaut und mit Leidwesen gesehen, wie schwer es euch halten wird, für eure begangenen Fehler und Sünden Vergebung zu finden. Darum laßt es euch in meinem Dienste nicht sauer werden. Seid fleißig und gehorsam und wer weiß dann, ob die Zeit, die ihr hier bei mir verlebt, euch nicht später anstatt einer großen Buße angerechnet wird."

Nach dieser Rede und Eröffnung der Hexe in Betreff ihres künftigen Schicksals kann man sich leicht denken, daß die Beiden sehr niedergeschlagen und traurig waren, und doch gestand sich Jeder im Geheimen, daß es immer noch besser sei, wenn auch nur als Katze zu leben, als todt, und auf ewig zur Hölle verwiesen zu sein. Unter Thränen umarmten sie sich nochmals und gelobten einander das Schwierigste zu thun, um aus diesem kläglichen Zustande bald erlöst zu werden und auf Vergebung ihrer Sünden rechnen zu können. — Jetzt wies ihnen die Alte ihre Geschäfte an, welche hauptsächlich darin bestanden, daß sie nach Art aller Katzen Mäuse zu fangen hatten, allein es durften nur weiße sein, die sie ganz unversehrt der Alten bringen mußten. Diese zog dann den Mäusen die Felle ab, worauf sie der Handschuhmacher zube-

reiten mußte, um in Gemeinſchaft mit dem Schneider Handſchuhe und alle nur möglichen Sachen daraus zu verfertigen. Anfänglich war es den Beiden hart, daß ſie bei dieſer angeſtrengten und mühſamen Arbeit nichts als Waſſer zu trinken bekamen, und Beide wollten vor Ekel vergehen, daß ihnen die Alte nichts zu eſſen gab, als die abgezogenen Körper der Mäuſe; denn wenn auch die beiden Geſellen der äußeren Geſtalt nach ganz in Katzen verwandelt waren, ſo wußten ſie doch noch ſo viel von ihrem früheren Leben, daß ſie ſich wohl erinnerten, wie ihnen eine andere Speiſe beſſer behagt. So lebten ſie lange Zeit bei der Alten und gewöhnten ſich nach und nach an das Schreckliche ihrer Lage. Zuerſt hatte es ihnen manche Thräne gekoſtet, daß, wenn ſie am Abend ausgehen durften, und zufällig in die Nähe ihrer alten Bekannten kamen, dieſe gar zu ſchlimm von ihnen ſprachen. Ja, — hieß es alsdann, der Schneider und der Handſchuhmacher, Gott vergebe ihnen! das waren ein Paar liederliche Geſellen. Der Teufel hat ſie geholt und ſie ſind ſpurlos verſchwunden. Auf ſolche Reden hatte der Eine oder der Andere der Beiden es wohl verſucht, ſich zu erkennen zu geben, aber umſonſt. Sie konnten ſich in der Sprache der Menſchen nicht mehr verſtändlich machen und mußten zu ihrem größten Leidweſen ſehen, daß ihre noch ſo zierlich geſtellten Reden in den Ohren ihrer alten Bekannten doch nur wie häßliche Katzenmuſik klang. Denn dieſe griffen bei ſolchen Lamentationen nicht ſelten nach einem Stock oder Stein, um ihre ehemaligen Zechgenoſſen auf eine unangenehme Art zu verjagen. Kamen alsdann die beiden Kater hinkend oder gar blutend zur Alten zurück, ſo wurden ſie noch obendrein von dieſer ausgelacht, und erhielten den Beſcheid, all' das Unangenehme für ihre Sünden hinzunehmen.

So vergingen den Beiden ſieben volle Jahre, die ſie als Katzen verlebten und während dieſer Zeit hatte ſich viel in ihren Geſinnungen und Neigungen verändert. Sie ſahen jetzt wohl ein, welch' ein laſterhaftes Leben ſie früher geführt und erkannten

auch zu ihrer großen Betrübniß, daß ſie wohl nimmer im Stande ſeien, es wieder gut zu machen. Als dieſe ſieben Jahre bis auf die letzte Stunde abgelaufen waren, es war gerade wieder ein Morgen, wo draußen Schnee lag, wie der erſte, an welchem ſie ſich als Katzen auf dem Strohſack gefunden hatten, erwachten ſie ebenſo wie damals wieder, um an ihr Tagewerk zu gehen. Da öffnete ſich die Thür und die Alte trat herein. Das war nun weiter nichts ungewöhnliches, nur verwunderten ſich die Beiden, daß ſie ſtatt einer Schaale mit Waſſer, ein kleines Fläſchchen unter dem Arm trug, das mit einer Flüſſigkeit angefüllt war, ähnlich der, die ſie vor ſieben Jahren in der unglücklichen Nacht geſchluckt hatten.

„Guten Morgen, meine Kinder,“ ſagte die Alte, „ich hoffe, ihr habt gut geſchlafen und ſeid fröhlich erwacht. Werdet aber noch fröhlicher und munterer werden, wenn ich euch ſage, daß heute eure Zeit um iſt, und ich euch aus meinen Dienſten entlaſſen will. Jetzt hört mich an und merkt genau auf meine Worte. Ihr habt ſieben Jahre bei mir verbracht in Kummer, Mühſeligkeiten und Elend, und mein Spiegel ſagte mir in vergangener Nacht, daß dieſe ſieben Jahre hinreichend wären, um euer vergangenes böſes Leben abzubüßen. Auch ſagte mir der Spiegel ebenfalls, daß ihr von heute an nur noch ſieben Tage zu leben habt, wenn es euch während dieſer ſieben Tage nicht gelingt, einen Trunk aus jener Quelle zu thun, aus der das Waſſer des Lebens quillt. Um aber dieſe Quelle zu finden, müßt ihr von heute an fünf Tage in Einem fort gen Oſten wandern; alsdann kommt ihr an einen Wald, in deſſen Mitte ein frommer Mann wohnt, der jene Quelle hütet. Ihm erzählt euer vergangenes Leben, erzählt ihm von den ſieben Jahren, die ihr als Buße bei mir zugebracht, und es hängt dann von ſeinem Ermeſſen ab, ob er euch würdig findet, einen Trunk aus jener Quelle zu thun.“

Bei dieſen letzten Worten nahm die Alte das Fläſchchen in

Menſchenlebens unſäglichen Jammer, und ſo wie ihr, meine Karte überbietend, mich ins Verderben ſtürzet, ſo ſoll auch in eurem Leben ein höheres Blatt, ſo ſoll das Aß, ihr Könige, euch fürchterlich und fluchbringend ſein!« — —

So lautete der Fluch des Geſpenſtes, und ich faßte an meine Stirn und einen ſteinernen Pfeiler, der mich hielt, um zu erforſchen, ob ich wache oder träume. Doch es war Wahrheit, was ich geſehen und gehört. Stolz und ruhig ſtieg der Morgen auf, und wie kleine Nachtlichter im hellen Sonnenſtrahle erblichen die vier Spieler und verſchwanden endlich ganz, wie das Licht des Tages die Morgendämmerung vertrieb. Nur der unglückliche Bankhalter ſtand vor mir, und um ihn lagen die vier Könige. Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen, und auch ich konnte eine ſchmerzliche Wehmuth nicht unterdrücken. Ich nahm meinen Mantel und warf ihn dem Unglücklichen über. Er ſah mich an, und ſein Blick, obgleich ſich Dankbarkeit darin ausſprach, war entſetzlich. O es iſt etwas Fürchterliches, ein Geſpenſt bei hellem Tage zu ſehen. Noch ſeh' ich, wie der Morgenwind, der ſich erhob, die vier Könige erſt in kleinen Kreiſen dann in immer größeren herumwirbelte und ſie endlich über die nächſten Dächer ſchleuderte. Gebeugt und ſtöhnend verlor ſich das Geſpenſt in einer der nächſten Gaſſen, und ich ging nachdenkend meiner Wohnung zu. —

2.

Robert der Teufel.

Vor einigen Jahren erſchien bei dem Capellmeiſter des Hoftheaters ein junger Mann und theilte demſelben ſeinen Wunſch mit, auf die Bühne zu gehen, indem er ihn bat, ſeine Stimme zu unterſuchen, da er ſich zum Sänger ausbilden wolle. Der junge Mann verband mit einem anſtändigen Aeußern eine ſehr angenehme, offene Geſichtsbildung, über welche jedoch ein melancholiſcher Zug einen tiefen Schatten warf. Er ſetzte den theilnehmenden Fragen des biedern Meiſters, ob er auch dieſen Schritt, den er für's Leben thun wolle, gehörig überlegt und mit ſeinen Aeltern und Verwandten berathen, mit Feſtigkeit entgegen: es treibe ihn nicht die Abſicht zur Bühne, ein wildes, zügelloſes Leben zu führen, ſondern nur die reine Liebe zur Kunſt, und er habe dieſen ſeinen Entſchluß ſorgfältig überlegt. Was ſeine Aeltern, Verwandte oder ſeine Heimath betraf, ſo ſchien er Erörterungen dar-

die Hand und beſprengte die Beiden mit der Flüſſigkeit, die es enthielt. Da richteten ſich die Katzen in die Höhe, ſtreckten ſich lang aus und waren in wenig Augenblicken wieder Menſchen, wie ſie vor ſieben Jahren geweſen. Sie umarmten ſich weinend vor Freude und dankten der Alten, daß ſie ſich ihrer angenommen und ſie vor dem zeitlichen und ewigen Verderben gerettet. Dieſe, welche das Fläſchchen noch immer in der Hand hielt, beſprengte nun noch die Wände und ſich ſelbſt und wer beſchreibt das Erſtaunen der Beiden, als ſie ſahen, wie ſich das ärmliche Gemach plötzlich mit einem roſenrothen Duft füllte, in welchem ihre bisherige Wirthin, in die ſchönſte Fee verwandelt, langſam verſchwand.

Die beiden Geſellen fielen auf ihre Kniee nieder und als ſie ſich etwas von ihrem Erſtaunen erholt, erinnerte ſich der Schneider, daß ihm einſt ſeine Mutter erzählte, juſt ſo, wie die Erſcheinung, die eben verſchwunden, ſehen die Schutzgeiſter der Menſchen aus, die ſelbſt die Schlechteſten hier auf der Erde unſichtbar umſchwebten und zu ihrer Rettung herbei eilten, wo es möglich ſei. Durch dieſen Gedanken geſtärkt, erhoben ſich die Beiden, eilten zur Stadt hinaus und wanderten raſtlos gen Oſten fort.

Fünf Tage und fünf Nächte waren ſie unaufhaltſam fortgegangen, ſelbſt ohne ſich Zeit zum Schlafen zu nehmen. Ihre einzige Speiſe beſtand aus drei wenigen Schlehen, die der Schnee noch an den Sträuchen gelaſſen, und aus Waſſer, das ſie mit der hohlen Hand aus den Bächen ſchöpften. Nach dieſen Mühſeligkeiten waren ſie nicht wenig erfreut, am Abend des fünften Tages einen Wald vor ſich zu ſehen, welchen ſie für den erkannten, wo der fromme Mann zu finden ſei, der die Quelle mit dem Lebenswaſſer hütete. Sie traten hinein und als ſie unter den Bäumen fortwandelten, wunderten ſie ſich ſehr, daß hier Alles im friſcheſten Grün des Frühlings prangte, während außerhalb des Waldes der Winter mit Schnee und Eis herrſchte. Endlich kamen ſie an eine Felſenhöhle, in welcher das entzückte Ohr der Beiden eine Quelle murmeln hörte. Vor dem

Felſen aber ſaß ein Mann von ſo ſtrengem und gebietendem Ausſehen, daß die Geſellen nicht wagten, näher zu treten, ſondern ehrerbietig in einiger Entfernung ſtehen blieben. Der Wächter des köſtlichen Waſſers, denn das war der Mann, ſchien ſich ebenſo wenig um die Beiden zu bekümmern, ſondern las, ohne aufzuſehen, in einem großen Buche. Ihm zur Seite ruhte ein fabelhaftes Thier, das faſt wie ein Löwe ausſah, aber auf jeder Seite des Körpers große Flügel hatte. Der Anblick dieſes Geſchöpfes war es, der den armen Geſellen faſt ebenſo große Angſt einflößte, wie der des alten Mannes.

Nachdem ſie einige Zeit ſo geſtanden, überredete der Handſchuhmacher ſeinen Freund Schneider, er ſolle den Anfang machen und den frommen Zauberer begrüßen, „denn“ ſagte er, „ich bin ein armer, unbehilflicher Menſch, du aber haſt dein ganzes früheres Leben mit vornehmen Leuten verkehrt, und wirſt wohl wiſſen, wie du dich ſelbſt einem Zauberer gegenüber zu benehmen haſt.“ Der Schneider, durch das Compliment geſchmeichelt, ſtrich ſich das Haar empor, welches ihm der Angſtſchweiß auf der Stirne feſtgeklebt hatte, und trat dem Zauberer näher. Da er hiebei abſichtlich mehr Geräuſch machte, als nöthig war, ſo blickte der Zauberer auf und fragte mit ſtrengem, aber doch freundlichem Blick: „Was wollt ihr?“

Die Beiden, die nichts anders erwartet hatten, als daß der Zauberer in ſchrecklichen Zorn gerathen würde, weil ſie ihn in ſeiner Beſchäftigung geſtört, fühlten ſich durch dieſe Anrede ermuthigt und trugen ihr Anliegen vor. Zuerſt begann der Schneider ſeinen früheren Lebenslauf zu erzählen, und da er das mit einer ſeltenen Offenherzigkeit und Pünktlichkeit that, ſo kam ein ganzes Regiſter von merkwürdigen Betrügereien und Schlechtigkeiten zum Vorſchein. Da hatte er die Hälfte des Tuches, das ſeinen Kunden gehörte, für ſich behalten, und von dem übrig gebliebenen Stück natürlich die Kleider ſo eng gemacht, daß ſie ſchon in den erſten

vier Wochen platzten; ein ander Mal hatte er feines Tuch gegen grobes verwechſelt, hatte ungebührlich viel für Futter, Knöpfe und ſonſtiges Zugehör angerechnet, hatte bei den Neujahrsrechnungen immer einige Poſten mehr aufgeführt und ſich obendrein bei dem Zuſammenzählen ſtets verrechnet, aber nie zu ſeinem Nachtheil, kurz er konnte mit Erzählen der vielen Streiche, die er begangen, kaum fertig werden.

Das Sündenregiſter des Handſchuhmachers war noch bei weitem größer, als das ſeines würdigen Collegen; wenn er auch bei ſeinem Geſchäft weniger hatte betrügen können und die Leute nur dadurch ſchnellte, daß er ſchlechtes Leder zu ſeinen Handſchuhen nahm und die Knöpfe nicht gehörig annähte, ſo hatte er ſich nebenbei auf's Gröblichſte vergangen, indem er gar zu oft lange Finger gemacht, ein Umſtand, den nicht Jedermann vertragen kann.

Der fromme Zauberer hörte mit Erſtaunen und wachſendem Zorn dieſen Bekenntniſſen zu, und man konnte deutlich an ſeinem Stirnrunzeln gewahren, daß er über die Schlechtigkeit der Menſchen ſehr erzürnt ſei. Freilich legte ſich ſein Grimm etwas, als ihm der Schneider von der ſiebenjährigen Buße erzählte, die ſie gethan; aber dennoch ſchüttelte er am Ende zum großen Entſetzen der Beiden den Kopf und ſagte: „Euch kann nicht verziehen werden. Ich finde euch in der That nicht würdig genug, um vom Waſſer des Lebens zu genießen.“ Bei dieſer Entſcheidung fielen die Beiden auf ihre Knie nieder und jammerten laut, ohne das Herz des Zauberers zu erweichen. Dieſer dachte einige Augenblicke nach, hielt ihnen nochmals die Sünden ihres vergangenen Lebens vor, ſo weit ſie ihm im Gedächtniß geblieben waren, und ſagte alsdann: „Nein, ich verſichere euch, eure Vergehen ſind zu großartig, als daß ſie vergeben werden könnten, und ich werde euch ebenſo wenig zu dem Quell des Lebens laſſen, als das Waſſer, dem Laufe der Natur zuwider, über die Brücke fließen wird. „Du,“ wandte

er ſich zum Handſchuhmacher, „könnteſt mit deinem rothen glühenden Geſicht, das du deinem früheren Sündenleben zu danken haſt, ohnehin nicht zu der wunderbaren Quelle treten; denn ſie würde wahrſcheinlich bei dieſer heftigen Glut augenblicklich verſiegen.“

Nach dieſem ſchrecklichen Beſcheid, welcher alle Hoffnungen des unglücklichen Paares vernichtete, fielen die Beiden der Länge nach auf den Boden und begannen bitterlich zu weinen. Da ſie in dieſem Augenblick, um Troſt zu ſuchen, ihre Köpfe gegen einander wandten, ſo floſſen ihre reichlich ſtrömenden Thränen ſtatt die Wangen herab auf dem gewöhnlichen Wege, quer über die Naſen und bildeten von da einen ziemlichen Waſſerfall auf die Erde. Als der Zauberer, der eine Weile nachgedacht hatte, dieſe heftige Reue der Beiden gewahrte, wurden die ſtrengen Züge ſeines Geſichts freundlicher, und man ſah deutlich, daß er ſich an der Zerknirſchung der armen Sünder erfreute; denn er erhob ſich, trat zu ihnen hin und ermunterte ſie mit freundlichen Worten aufzuſtehen, indem er zu ihnen ſprach: „Freuet euch, alle Noth hat nun ein Ende. Ich ſehe, daß ihr euer vergangenes Leben bitter bereut, und deßhalb könnt ihr den Quell des Lebens genießen, um ſo mehr, da mir der Himmel ein Zeichen gegeben hat, und meine Bedingung erfüllt, indem das Waſſer eurer Thränen über die Brücke eures Geſichts, die Naſe, gefloſſen iſt. Doch eine Schwierigkeit wäre noch zu überwinden, nämlich dein rothes Geſicht, o Handſchuhmacher, abzukühlen und zu bleichen. Ich kenne die Flammen, die ſich auf demſelben abſpiegeln, und weiß, daß ſie ſchwerer zu löſchen ſind, als irgend ein anderes Feuer, das da brennt im Himmel und auf Erden, es iſt kein Waſſer, kein irdiſches Eis dazu kalt genug. Nur ein Verſuch wäre noch zu machen: es iſt bekannt, je höhere Berge man beſteigt, je ſtrenger wird die Kälte, und dieſem Grundſatz zu folge beſteht die Scheibe des Mondes, der dort hinter den Tannen hervorkommt, aus einem ſo entſetzlich kalten Stoff, daß das Eis

der Erde wie ſiedendes Waſſer dagegen iſt. Dort alſo wäre nur der Verſuch zu machen, dein brennendes Geſicht abzukühlen."

Die Beiden hörten dieſe lange Rede des Zauberers mit groſſem Wohlgefallen an, trockneten ihre Thränen und würden ſich noch mehr gefreut haben, wenn der Abkühlungsprozeß mit weniger Schwierigkeiten zu erlangen geweſen wäre. Doch da der Zauberer ſich nun einmal ihrer angenommen hatte, ſo half er den beiden reuigen Sündern auch über dieſe Klippe hinweg.

Er rief das fabelhafte Thier herbei, das an ſeiner Seite lag, und befahl dem Handſchuhmacher, den Rücken deſſelben zu beſteigen. Hierauf ſprach er einige ſehr verhängnißvolle Zauberworte, der Greif breitete ſeine Schwingen aus und flog mit ſeinem Reiter unglaublich ſchnell dem Monde zu. Der Schneider hatte ſeine Hände gefaltet und ſah ſeinem Freunde nach. Jetzt hatte dieſer den Mond erreicht und drückte ſein Geſicht an die helle leuchtende Scheibe. Da ziſchte es gewaltig auf, und dem Schneider fuhr ein Stich durch's Herz, denn es war gerade wie das Ziſchen eines Bügeleiſens, wenn er wohl früher den Verſuch gemacht hatte, ein zu arg beſchnittenes Stück Tuch etwas in die Länge und Breite zu bügeln.

Jetzt rauſchte der Greif wieder herab und der Schneider konnte ſein Entzücken nicht mäßigen, als er ſeinen Freund wohl behalten und mit ganz gebleichtem Geſicht wieder herunter kommen ſah. Sie fielen ſich auf's Neue in die Arme und nachdem ſie ſich gegenſeitig genugſam betrachtet, ſchickten ſie einen dankbaren Blick zum Monde hinauf, deſſen kaltes Eis die Flammen von dem Geſichte des Handſchuhmachers hinweggenommen.

Doch wie ward ihnen, als ſie die leuchtende Scheibe betrachteten, die vor wenig Augenblicken noch ſo klar und ohne Flecken geweſen war, und als ſie ſahen, daß ſich das glühende Geſicht des Handſchuhmachers ſo darin abgedrückt hatte, daß man deutlich Naſe, Augen und Mund erkennen konnte.

Der Zauberer ermangelte nicht, ihnen dieſen Anblick nochmals als Beiſpiel aufzuſtellen, wie faſt unvertilgbar das Feuer ſei, welches die Sünde in ein Menſchengeſicht zeichnet. Dann führte er ſie in die Höhle, reichte ihnen das Waſſer des Lebens und entließ ſie mit mancher guten Lehre.

Schließlich verſicherte mir mein Großvater, als er dieſe Sage erzählt, daß die Geſellen nie wieder in ihre alten Fehler verfallen wären und daß bis auf den heutigen Tag aus ihren Nachkommen noch all' die ehrlichen Schneider und Handſchuhmacher herſtammten, die kein Tuch in die Hölle fallen ließen, keine zu großen Neujahrsrechnungen machten, und die an ihren Handſchuhen von gutem Leder die Knöpfe recht feſt nähten. Auch führte er mich darauf ins Freie, und zeigte mir das Geſicht im Monde, wie es ſeit jener Begebenheit bis auf den heutigen Tag noch zu ſehen iſt.

Der Zauberkrug.

Auf einem hohen, hohen Berge lag einmal ein schönes, stattliches Schloß mit starken und festen Thürmen, mit weitläufigen Mauern und tiefen Gräben umgeben, über welche schwere Zugbrücken hingen, und mit einem gewaltigen Burgthore, wo oberhalb desselben auf einem großen Steine das Wappen des tapferen Grafen eingehauen war, dem Berg und Schloß gehörte. Wie die Burg hieß, ist nicht genau anzugeben, thut aber auch nichts zur Sache; denn Mauern und Thürme derselben sind zerbrochen worden, so daß kein Stein mehr auf dem andern liegt; nur das Geschlecht, das darin gehaust — es war das der Schreckenberge — ist uns wichtig und merkenswerth, da es bei der Zerstörung der Burg nicht mit zu Grunde ging, sondern ein junges Zweiglein dieses berühmten Stammes ganz zufällig gerettet wurde. Die Schreckenberger hatten schon seit undenklichen Zeiten ihrem Namen alle Ehre gemacht, denn wenn ein Zug von Kaufleuten oder sonstigen Gewerbtreibenden sich diesem Berge nähern mußte, so thaten sie es nur mit Schrecken, und hatten nicht Unrecht daran; denn ein Falke wird nicht leichter eine Taube gewahr, als die dort oben von ihrem hohen Wartthurme

die Züge der Krämer, selbst wenn sie der größeren Sicherheit halber des Nachts marschirten, um in der Dunkelheit den gefürchteten Schreckenbergern zu entgehen. Es war ordentlich, als stünden die dort oben mit den bösen Geistern in Verbindung; denn noch nie war es bewaffneten Heerhaufen geglückt, die Krämer, die sich in ihren Schutz begaben, ungefährdet vorbeizubringen; auch hatten sich schon oftmals die benachbarten Städte zusammengethan und sich Monden lang abgemüht, die Burg des Schreckenbergers von allen Seiten zu berennen, aber immer vergebens. Die guten Bürger sahen bei solchen Versuchen immer früher oder später ein, daß es doch besser sei, dem Schreckenberger hie und da einen Ballen Seidenzeug für seine erlauchte Gemahlin oder einen Wagen mit Häuten für die Knappen gutwillig zu überlassen, als sich dem Ballen seiner Wurfmaschinen auszusetzen und so ihre eigenen Häute zu Markte zu tragen.

Der letzte des hochansehnlichen und weltberühmten Geschlechts der Schreckenberge war Fratz von Schreckenberg und wohl der schlimmste und räuberischste, der je gelebt; allein trotzdem war er beliebter als seine Vorfahren. Er ließ zwar nie einen Zug Kaufleute, ohne dieselben zu bestehlen, vorüber, ließ ihnen aber dafür auch etwas übrig und begnügte sich gewöhnlich mit der Hälfte der Waaren. Die Kaufleute selbst oder ihre Reisigen, die er bewältigte, schleppte er nie mit in seine Burg, und so lange Fratz dort oben hauste, stand das Burgverließ beständig leer. Auch streifte er nicht wie seine Vorfahren, im Lande herum, sondern saß wie eine Spinne in ihrem Netz auf seinem Berge und nahm nur, was in sein Bereich kam. An dieser Handlungsweise war neben seiner natürlichen Gutmüthigkeit noch eine böse Prophezeihung Schuld, die man einem seiner Vorfahren gethan und welche Fratz von Schreckenberg als Denjenigen bezeichnete, unter welchem die Burg zerstört werden sollte, so daß kein Stein auf dem andern bleibe. Was aber den Herrn von Schreckenberg in späteren Jahren wieder auf diese Pro-

phezeihung aufmerkſam machte und ihn nicht ſelten ſehr betrübt ſtimmte, war der Tod ſeiner ſehr geliebten und guten Gemahlin. Fratz hatte ſich erſt, als er ſchon ein Mann geworden war, in den Stand der heiligen Ehe begeben, ſollte aber das Glück, im Beſitz eines ſo braven und guten Weibes zu ſein, nicht lange genießen: denn nachdem ihm ſeine Gemahlin ein Söhnlein geboren, welches er Kuno taufen ließ, lebte ſie nur noch ein Jahr und ging darauf in den Himmel, wo ſie eigentlich ihrer Frömmigkeit wegen hingehörte.

Was aber den edlen Ritter beim Tode ſeiner Frau ſo ſehr an die alte Prophezeihung erinnerte, war ein Traum, den die Dame zu dreien Malen kurz vor ihrem Tode gehabt hatte. Ihr träumte nämlich, ſie ſehe oben vom Himmel zu, wie die Burg in hellen lichten Flammen ſtehe; ſie hörte das Getöſe der Mauerbrecher, das Schreien der Stürmenden, ſie ſah ihren Gemahl tapfer kämpfen und dann mit dem Schwert in der Hand fallen; doch hatte ſie gleich darauf den Troſt, ihn im Himmel mit ſich vereint zu ſehen. Nicht ſo erging es ihr mit ihrem Kind, dem armen Kuno; ſie erblickte deutlich das Gemach, wo der Kleine ſich bei dem Getöſe und Lärmen in einen großen Stuhl verſteckt hatte; ſie ſah, wie ſeine Wärterinnen vor Schrecken entliefen und ihn allein ließen. Sie zitterte heftig, als das Feuer und der Lärmen näher kam und faſt kein Ausweg für das Kind blieb. Da ſah ſie plötzlich, wie der Kleine achtſam aufblickte und in eine Ecke des Gemachs lief, wo ein großer kupferner Krug ſtand, den ſie früher nie geſehen. Das Kind faßte den Henkel deſſelben, und es war, als wenn der Krug plötzlich davon liefe und den Knaben hinter ſich drein zöge. So ſah ſie ihn entſchweben, die brennenden Treppen hinab, über die zertrümmerte Zugbrücke und die zerbrochenen Mauern in's Freie, wo der Knabe mit dem Krug plötzlich verſchwand. Wie geſagt, dreimal träumte der armen Frau dieſelbe Geſchichte, genau einmal ſo wie das andere Mal. Sie erzählte dieſen Traum ausführlich

ihrem Gemahl, der gerade nicht sehr davon erbaut war. Doch faßte er sich und dachte als ein kluger Mann: Niemand kann seinem Geschicke entgehen, also auch ich nicht, wir wollen daher erwarten, was da kommt. Auf das Bitten der kranken Gräfin hatte man alle Winkel des Schlosses nach einem Kruge durchsucht, der mit dem, welchen sie im Traume gesehen, einige Aehnlichkeit habe, und hatte auch wirklich unter altem Gerümpel einen solchen gefunden. Es war ein uraltes kupfernes Gefäß, das man oft hatte liegen sehen und an das früher kein Mensch gedacht. Jetzt wurde es natürlich hervorgeholt, von Staub und Schmutz gereinigt, und da fand man denn, daß auf dem Bauche dieses Krugs sich allerlei schöne Schildereien befanden: Wappenschilder, Turniere, Schlachten und dergleichen. Der Krug wurde nun auf Befehl der Gräfin förmlich zum Spielkameraden des kleinen Kuno gemacht, der sich auch über diese neue Bekanntschaft nicht wenig freute. Es war ordentlich, als wisse das Kind, wie wichtig ihm nach dem Traume der Mutter dies Geräthe einstens werden solle; denn als man es ihm einmal gegeben, ließ es ihn nicht wieder von sich, und konnte sich Stunden lang damit unterhalten, indem es mit seinem kleinen Finger den wunderbaren Zeichnungen folgte, die sich auf dem Kruge befanden.

Es war, als ob das schwache Leben der armen Gräfin bis dahin gezögert hätte, sich von ihrem Körper zu entfernen, und als glaube sie wirklich, daß der Krug ihrem Kinde einst zu seinem Schutzgeist werden würde; genug, sie wurde seit dem Auffinden desselben von Tag zu Tage ruhiger, und schloß kurz darauf die Augen, um diese verderbte Welt zu verlassen und sich zu den bessern Freuden des Himmels zu erheben. Der Graf war natürlich über den Tod seiner Gemahlin sehr betrübt und schien sogar alle Lust verloren zu haben, seine früheren Raubzüge wieder zu beginnen. Der Knappe auf dem höchsten Thurme der Burg erspähte vergebens ganze Züge reisender Kaufleute, sein Herr, der an die böse Prophe-

über auszuweichen. Der Capellmeiſter unterſuchte nun die Stimme und fand einen herrlichen Tenor von ſeltenem Umfange, worauf er gleich angenommen wurde, ſeinen Lehrer und ſeine regelmäßigen Singſtunden in der fürſtlichen Schule erhielt, welche er mit ausdauerndem Fleiße benutzte, und dadurch bald glänzende Fortſchritte machte. Da ihn Niemand in der Stadt kannte, er ſich auch bei zufälligem Zuſammentreffen mit andern jungen Leuten eher zurückſtoßend als anziehend bezeigte, ſo blieb er einſam und ſich ſelbſt überlaſſen, und gerade dieſes abgeſonderte Leben ſchien ihm ſehr zu behagen. Er durchſtrich, nachdem er ſeine Studien beendigt, die Umgegend, legte ſich ſtunden- und halbe tagelang in den Schatten der ſchönen Waldungen, welche die Stadt umgaben, und war dann froh, ohne dies jedoch durch Geſang oder Ausrufungen zu bezeugen; vielmehr hat man ihn oft geſehen, wie er, unter einer alten Eiche liegend, ſein Geſicht in das dichte Moos verbarg, und nachdem er ſo lange Zeit unbeweglich geblieben, zeigten die freudeſtrahlenden Blicke, mit welchen er ſich ſpäter erhob, daß er ſich auf dieſe Art ſehr gut amüſirt habe. Man glaube jedoch nicht, dies ſcheue Weſen habe ſich auch in den Stunden gezeigt, in welchen er die Geſangsſchule beſuchte, und da vor dem Lehrer und den übrigen Schülern ſeine Arien vortrug. Dann richtete ſich ſeine ganze Geſtalt auf, er ſchien ein überirdiſches Weſen zu ſein, und die Innigkeit, das Feuer, mit welchem er ſang, beſonders wenn es traurige Lieder waren, griff jedem der Zuhörer an's Herz. Dann durchglühte eine unendliche Freudigkeit ſein ganzes Weſen, und beim Hinausgehen drückte er dem Lehrer und den andern Schülern herzlich die Hand. Aber ein einziges Mal fand in der Schule ein ſonderbarer Auftritt ſtatt. Einſt, mitten im Geſange, bei einer wundervollen Stelle, als er begeiſtert ſein Auge umher ſchweifen ließ, hatte einer der andern Sänger eine Spielkarte aus der Taſche gezogen — es war das Treff-As — und zeigte es lächelnd einem Nebenſitzenden. Beim Anblick der Karte brach er plötzlich mit einem ſchneidenden Wehlaute ab, preßte ſeine Hände vor's Geſicht und ſtürzte aus der Schule. Warum? das hat er nie Jemand offenbart.

Den freien Eintritt, welchen er ins Parterre des Theaters hatte, benutzte er höchſt ſelten; nur bisweilen, wenn große Opern gegeben, wurden, oder irgend ein vorzüglicher Gaſt auftrat, und dann pflegte er ſich jedesmal ans Ende einer gewiſſen Bank zu ſetzen, ſo entfernt als möglich von den übrigen Zuſchauern, um ja in keine Berührung mit ihnen zu kommen. Eines Abends aber, da ein ſehr beliebter Sänger auftrat, und das Haus gedrängt voll war, mußte er gern oder ungern den Zwiſchenraum, den er gewöhnlich durch Hinlegung ſeines Hutes zwiſchen ſich und dem nächſten Nachbar bildete, einer

zeihung dachte, hatte keine Luſt, die Rache des Himmels durch böſe Thaten aufzufordern, ſich ſeiner früher zu erinnern, als es ihr ſelbſt gut däuchte; er that vielmehr Alles, um ſich auf der Erde in dem Himmel in einen guten Geruch zu ſetzen, machte Stiftungen, beſchenkte arme Pilger auf's Reichlichſte und lebte ſtill und eingezogen für ſich. Es war ihm jetzt ein gröſseres Vergnügen, bei dem kleinen Kuno zu ſitzen, und aus jenem kupfernen Kruge von dem beſten Wein ſeines Kellers zu trinken, als draußen in Feld und Buſch herumzureiten und zu rauben. Er konnte jetzt Stunden lang von ſeinen früheren Fahrten erzählen oder ſo lange mit dem Kinde ſpielen, bis der Wein eine betäubende Kraft auf ihn übte und er ruhig entſchlief. Dies letztere widerfuhr ihm häufig, und wenn er dann aus jenem Gefäß getrunken, ſo hatte er weit angenehmere Träume, als ſonſt. Wohl erging es ihm dann wie ſeiner verſtorbenen Gemahlin, und er träumte vom Untergang ſeines Schloſſes, aber er ſah dann beſtändig aus dem Schutt und den Trümmern eine von jenen Blumen wachſen, die man Königskerze nennt und die ſich gerade und ſtolz über alle Gräſer und Blumen erhob, die um ſie wuchſen.

Jetzt war der kleine Kuno zehn Jahre alt geworden, und da der alte Herr Graf vom Schreckenberg keine Städter mehr beunruhigte, auch unter den benachbarten Rittern keine Feinde hatte, ſo fing er doch allmählig an, ſich des Traumes ſeiner Gemahlin, ſowie der Prophezeihung als etwas Unwahrſcheinliches zu erinnern. Leider durfte er ſich dieſem beruhigenden Glauben nicht lange überlaſſen; denn plötzlich fielen benachbarte rohe Völker in das Land, und es entſtand ein allgemeiner blutiger Krieg. Jetzt wußte Franz Schreckenberg wohl, was die Stunde geſchlagen hatte; er berief ſeine Mannen und Reiſigen und wählte einige der Beſten unter ihnen, mit deren Hülfe er ſeine Schätze vergrub. Nachdem er die Männer auf's Reichlichſte beſchenkt, machte er ſie durch einen feierlichen Eid verbindlich, daß ſie, im Falle er nicht mit dem Leben davon käme, für ſei-

nen Sohn ſorgen ſollten. Darauf wurde die Burg, ſo viel es ſich thun ließ, befeſtigt, und der Graf erwartete ruhig ſein ferneres Schickſal, das ſich auch raſch und traurig erfüllte.

Alles geſchah, wie es die verſtorbene Gräfin im Traume geſehen. Die Burg wurde geſtürmt, der Graf Franz von Schreckenberg fiel, nachdem er wie ein Löwe gekämpft, und mit ihm die beſten ſeiner Mannen, ja, ſogar alle die, welche ihm früher den Eid in Betreff ſeines Sohnes geleiſtet hatten; denn ſie zogen es vor, den erſten Eid, den ſie ihrem Herrn geſchworen, den der Treue, zu halten, wonach ſie mit ihm ſtanden, fielen und ſtarben. Die Mauern des Schloſſes wurden gebrochen, ſo daß kein Stein auf dem andern blieb, und da die Wärterinnen des armen Kuno den Grundſatz befolgten: jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte, ſo ließen ſie das arme Kind im Stich und keine lebende Seele wußte, was aus ihm geworden war.

Wie auf dieſe Art all' das Schlimme geſchah, was die Gräfin vorausgeſehen, ſo erfüllte ſich zum Beſten des armen Kuno auch das Gute ihres Traumes und der Knabe wurde auf eine wunderbare und unerklärliche Weiſe gerettet. Als der Lärm um das Schloß losbrach, hatte er anfänglich dem Schallen der Hörner und dem Ruf der Stürmenden ohne Furcht zugehört. Aber dieſe kindiſche Freude dauerte nur ſo lange, bis die Fenſter des Gemachs, in welchem er ſich befand, von den Flammen des brennenden Schloſſes geröthet wurden und bis das Geſchrei der Kämpfenden, vermiſcht mit dem Geheul der Verwundeten, in den Gängen des Schloſſes und auf den Treppen hörbar wurde, denn jetzt hatte ihn eine namenloſe Angſt erfaßt, er verſuchte die Thür zu öffnen, welche ſeine treuloſen Wärterinnen hinter ſich in's Schloß geworfen. Als dies aber ſeinen ſchwachen Kräften nicht gelang, ſo eilte er zu ſeinem alten Spielkameraden, dem kupfernen Kruge, der in der Ecke ſtand, und faßte den Henkel deſſelben, wobei er kläglich nach ſeinem Vater ſchrie.

Die Ideenverbindung des Krugs mit seinem Vater war sehr natürlich, denn er hatte den alten Herrn in der letzten Zeit fast nur mit diesem Geräth in der Hand neben sich sitzen sehen; aber Fratz von Schreckenberg hörte nicht mehr den Ruf seines Kindes, es war just in demselben Augenblicke, wo ihn die Hellebarde eines Feindes über den Kopf traf, so daß er lautlos dahin stürzte. Das Kind, nachdem es einige Mal vergeblich nach dem Vater und seinen Wärterinnen geschrien, fühlte sich plötzlich auf eine Art fortgezogen, als sei der Krug ein lebendiges Wesen geworden, das ihn mit fort nähme. Die Thür sprang auf und Kuno ging hindurch, die brennende Treppe hinab, ohne von den Flammen versehrt zu werden, und durch die stürzenden Mauern, ohne daß ihn ein Stein getroffen hätte; alsdann ging er im eiligen Laufe vorwärts durch die Höfe, dem großen Thore zu, und Kuno hatte bald das Freie erreicht; plötzlich vernahm er neben sich aus einem brennenden Seitengebäude das Geschrei eines Knaben, der in den guten, glücklichen Tagen häufig mit ihm gespielt hatte: dieser hieß Wolf und war der Sohn des Pförtners.

Kuno hatte nicht sobald die Stimme seines alten Spielkameraden gehört, als er ihm antwortete: „hier, hier!“ und ihm zurief: „eile dich, lieber Wolf, und komme her, sonst müssen wir Beide verbrennen!“ Dieser säumte nicht, aus seinem Versteck, einem großen, steinernen Wassertrog, hervorzuspringen und kam eilig herbeigelaufen. Er hatte kaum das Gewand Kuno's erfaßt, als die unsichtbare Macht, welche diesen die brennenden Treppen im Fluge herabgetragen, wieder anfing zu wirken und mit den beiden Knaben in der größten Schnelligkeit davon eilte. Sie kamen den Berg hinab und wußten nicht wie; sie liefen eine lange Strecke über das Feld, ohne zu ermüden, und wenn sie sich zuweilen im Laufe umwandten, um nach der Gegend zu sehen, wo sie hergekommen, so erblickten sie das väterliche Schloß Kuno's in vollen Flammen, — ein Anblick, über den sie Beide in Thränen aus-

brachen, ohne aber in ihrem raſchen Laufe deßwegen einzuhalten. Darauf erſtiegen ſie andere Berge und die brennende Heimath hinter ihnen fing ſchon an undeutlich zu werden; bald ſahen ſie nichts mehr davon, als einen rothen Widerſchein am Himmel, denn der Abend war bereits hereingebrochen.

Jetzt fühlten die beiden Knaben auch plötzlich, daß ſie äußerſt ermüdet ſeien, und ſahen ſich deßhalb nach einem Orte um, wo ſie die Nacht verbringen könnten. Aber da war weit und breit nichts zu ſehen, als Haide und Wald, und Berg und Thal; kein Haus, ja nicht einmal eine ärmliche Scheune, wo ſie hätten hinein kriechen können, um die Nacht nicht unter freiem Himmel bleiben zu müſſen. Sie ſetzten ſich in's grüne Moos unter einen Baum, und nachdem ſie ſich gegenſeitig recht kläglich angeſehen und etwas dabei geſeufzt hatten, brachen ſie auf einmal in Thränen aus und fühlten jetzt zum erſten Mal, was ſie Alles verloren. „Ach," jammerte Kuno, „wo mag mein Papa jetzt ſein? ſie haben ihn gewiß todt geſchlagen und er lebt nicht mehr." — „Ja," fuhr Wolf fort, „und der meinige, und meine Mutter, und das kleine Schweſterlein!" — „Alle, alle," fiel Kuno ſeinem Gefährten in die Rede, „ja, alle ſind todt, mauſetodt!"

Bei dieſem letzten Worte brachen ſie auf's Neue in heftigere Thränen aus und ſchluchzten eine Weile ſo fort. Da ſich aber Niemand in der Nähe befand, der ſie bedauert und gebeten hätte, nicht mehr zu weinen, ſo hörten ſie bald auf, und Wolf, der zwei Jahre älter war als Kuno, verſuchte es zuerſt, ſeinem Gefährten andere Gedanken einzuflößen. „Ja, lieber Kuno," ſagte er, „wir ſind einmal ſo unglücklich und haben Alles verloren. Was iſt da nun zu machen? Da kein Haus in der Nähe iſt, das uns aufnehmen könnte, ſo müſſen wir unter freiem Himmel ſchlafen und werden wahrſcheinlich davon nicht ſterben. Erinnerſt du dich noch, wie dein Vater uns einmal erzählte, daß er als kleiner Bube mitreiten mußte auf die Jagd, und daß ſie ſich dann alle verirrten,

und er ſo gut wie der älteſte Knappe im Moos geſchlafen hat, und es hat ihm nichts gethan. Daher wollen wir den Verſuch machen, uns feſt zuſammen legen und ſehen, ob wir nicht auch unter freiem Himmel ſchlafen können."

Kuno fühlte ſich durch die Worte ſeines Unglücksgefährten in der That etwas geſtärkt, und da er ebenſo gut, wie Wolf, ein herzhafter Burſche war, ſo ſagte er Ja und ſie ſuchten ſich eine paſſende Stelle zum Schlafen aus. Den kupfernen Krug, dem die Beiden, ohne es zu wiſſen, ihre Rettung verdankten, hatte Kuno bis jetzt mit der einen Hand feſt gehalten, denn dies Gefäß, ſein einziges Erbſtück, brachte ihm eine ſo lebhafte Erinnerung an ſein verbranntes väterliches Haus, an Vater und Mutter, daß er ſich durch die Nähe deſſelben ordentlich getröſtet fühlte.

Nachdem die beiden Knaben ſich eine Zeit lang an dem Orte, wo ſie ſich befanden, umgeſehen, entdeckten ſie eine hohle Eiche, die inwendig mit dem ſchönſten Moos bedeckt war. Wolf ließ ſeinen Gefährten zuerſt hineinkriechen, damit dieſer und der Krug den ſicherſten und beſten Platz hätten, er ſelbſt aber legte ſich vorne an den Eingang, um im Fall einer Gefahr ſeinen kleinen Freund beſchützen zu können.

Beide entſchliefen auch bald, und da ſie ſehr ermüdet waren, erwachten ſie nicht eher, bis die Sonne über den fernen Bergen heraufſtieg und einen ihrer rothen, zitternden Strahlen in den Baum ſandte. Sie ſprangen auf, krochen aus ihrer Lagerſtatt hervor und hielten einen Rath, was nun zu thun ſei. Kuno meinte, ob es nicht am räthlichſten wäre, den Weg nach der verbrannten Burg zurück zu ſuchen, um nachzuſehen, ob nicht vielleicht noch einer von des Vaters Freunden am Leben ſei, der ihnen alsdann helfen könne; doch Wolf verwarf dieſen Vorſchlag, indem er ſeinem kleinen Freunde erklärte, daß die Feinde dort überall herumſchwärmen würden, um nach Beute zu ſuchen, und daß dieſe ſie unfehlbar umbringen würden, ſobald ſie ſich blicken ließen. Das

Letztere leuchtete denn dem armen Kuno auch ein, und Beide beſchloſſen, auf gut Glück in's Land hinaus zu wandern, um zu ſehen, auf welche Art ſie ſich durchhelfen könnten. Sie pflückten einige Beeren, die herum ſtanden, zum Frühſtück, und gingen dann zu einem kleinen Bache, der ſich auch nicht weit von dem Baume befand. Hier ſchöpften ſie mit dem Krug einen Trunk klaren Waſſers und nachdem ſie Beide daraus getrunken hatten, verwunderten ſie ſich nicht wenig, als ſie fühlten, daß ſie trotz dem Wenigen, was ſie gegeſſen, ganz geſättigt waren.

Nun brachen ſie mit friſchen Kräften auf, und nachdem ſie ſich umgeſehen und nachgedacht, nach welcher Gegend zu ungefähr ihre Heimath liegen würde, wandten ſie derſelben den Rücken und gingen auf der entgegengeſetzten Richtung buchſtäblich ihrer Naſe nach, ohne ein beſtimmtes Ziel. Das Einzige, was ſie allenfalls leitete, war der beſſere oder ſchlechtere Boden, über den ſie gingen. Bald machten ſie einen großen Umweg, um nicht mitten durch einen Sumpf waten zu müſſen; bald gingen ſie lange am Rande eines Waldes dahin, welcher von breiten Waſſergräben umzogen war, und ſo nahmen den ganzen Tag die Mühſeligkeiten kein Ende. Schon ſank die Sonne und noch immer hatten ſie keine Ausſicht, die Nacht beſſer zuzubringen als die vorige. Auch hatte die Gegend rings umher nicht das Anſehen, als ſei ſie von menſchlichen Weſen bewohnt; denn man erblickte keine Fruchtfelder oder Obſtbäume, ſondern nichts als traurige Haide, durch welche ſich hie und da kümmerlich ein halb ausgetrocknetes Bächlein wand; was man dann und wann von Waldungen erblickte, waren ſchwarze, dürre Tannen, die ihre Zweige traurig zum Boden hängen ließen und laut ſeufzten und klagten, wenn der friſche Wind über ſie hinſtrich. Es wurde jetzt dunkler und immer dunkler und die beiden Knaben ſetzten ſich ganz ermüdet an eines jener Bächlein hin, und da ſie auf ihrem heutigen Marſche keine Beeren gefunden hatten, um ihren Hunger zu ſtillen, ſo ſchöpften ſie mit ihrem Kruge aus der

Quelle etwas Wasser. Doch wie erstaunten sie, als sie einen Schluck gethan und dieselbe Entdeckung machten, worüber sie am Morgen aber nicht viel nachgedacht, nämlich die, daß sie von dem wenigen Wasser, was sie getrunken, so gesättigt waren, als hätten sie die beste Speise genossen. Sie schliefen nun getröstet wieder ein, wachten am andern Morgen gestärkt und erquickt auf und setzten ihren Marsch fort. Es war nun der dritte Tag, daß sie ihre Heimath verlassen hatten, und leider wußten sie noch nicht, was sie für die Zukunft beginnen sollten. Sie gingen über die Haiden dahin, durch die Tannenwälder, hinter denen wieder neue Haiden kamen und so fort, bis Nachmittags; eben als die Sonne wieder anfing abwärts zu steigen, erblickten sie vor sich in der Ferne ein Gebirge, das mit anderem frischem Grün und nicht mit Tannen bewachsen war und wo sie endlich hofften, Menschen zu finden, die ihnen helfen würden. Sie stärkten sich wieder mit einem Trunk frischen Wassers und wanderten so rüstig voran, daß sie mit sinkender Nacht die Berge erreicht hatten, die vor ihnen lagen. Ihre Hoffnung, dort endlich Menschen und Häuser zu finden, die ihnen eine andere Lagerstatt als die bisherige gewähren würden, ließ sie nicht am Fuß des Gebirges unter freiem Himmel ihr Nachtlager aufschlagen, sondern sie begannen rüstig aufwärts zu steigen, um sich droben nach einer Stadt oder einem Hause umsehen zu können. Hinter ihnen stieg der Vollmond auf und beleuchtete ihren Weg auf's Beste, — ein Umstand, der den beiden Knaben heute Abend besonders gut zu Statten kam; denn je höher sie stiegen, je schlechter wurde ihr Weg. Bald standen ihnen große Felsenzacken drohend entgegen, zwischen denen sie erst nach langem Suchen einen Weg fanden; dann waren wieder die Aeste der Bäume und Gesträuche so dicht in einander verwachsen, daß sie nicht hindurch konnten, sondern darüber hinwegklettern mußten. Nach tausend solchen Schwierigkeiten erreichten sie endlich die Höhe des Gebirges und warfen sich ermüdet unter einer Eiche nieder, um eine Weile auszuruhen. Vor ihnen

ſenkte ſich der Wald wieder hinab und es ſchien ihnen, als umſchließe der Gebirgszug, auf dem ſie ſich befanden, in einem großen Bogen ein ſtilles Thal; und ſo war es auch. Nachdem ſie eine Zeit lang ausgeruht, kletterte Wolf auf die Eiche, unter welcher ſie ſich befanden, und ſpähte nach beſten Kräften umher. Allein ſo ſehr er ſich bemühte, ein Haus oder dergleichen zu entdecken, ſo ſah er doch nichts, als die Spitzen der Bäume; wohl erblickte er hie und da aus dem Grün des Waldes etwas hervorblitzen; als er aber ſchärfer hinſah, gewahrte er, daß es ein großer runder See ſei, auf den die Strahlen des Mondes fielen. Kuno, der ſich mit dem troſtloſen Beſcheid nicht begnügen wollte, ſtieg ebenfalls auf den Baum, nahm aber ſeinen Krug mit, denn er hatte ihn zu lieb, um ihn nur einen Augenblick von ſich zu laſſen. Als er auf der Spitze des Baumes angelangt war, ließen die beiden Knaben gemeinſchaftlich ihre Blicke umhergehen, und obgleich Wolf wiederholt verſicherte, es ſei nichts zu ſehen, ſo rief doch Kuno plötzlich aus: er erblicke da unten ein kleines Häuschen, und zeigte mit dem Finger darauf hin. So ſehr ſich auch Wolf die Augen wiſchte und ſo lange hinſchaute, bis ihm die Bäume rund herum zu tanzen ſchienen, ſo gewahrte er doch nichts, bis er ganz zufällig ſeine Hand auf den kupfernen Krug legte und dann ebenfalls das Häuschen erblickte, von dem Kuno geſprochen. Er konnte ſich nicht genug darüber verwundern, daß er eine Sache, die doch jetzt ſo deutlich vor ihm lag, früher nicht bemerkt. Nachdem er jetzt die Vorſicht gebraucht hatte und ſeine Mütze nach der Gegend zu, wo das Häuschen lag vom Baume herabgeworfen, ſtiegen Beide vergnügt herab und machten ſich eiligſt auf den Weg dahin. Sie gingen leichter in das Thal hinab, als ſie vorhin den Berg aufwärts geſtiegen waren, doch mußten ſie noch ein paar gute Stunden laufen, ehe ſie das kleine Haus erreicht, das ihnen von dem Baume droben ſo nahe zu liegen ſchien.

Jetzt traten ſie aus dem Wald auf einen freien, mit Raſen

bedeckten Platz, in dessen Mitte ein kleines Gärtchen lag und in demselben das Häuschen. Das Gärtchen war mit einem Zaun eingefaßt, der aus lauter schneeweißen und rosenrothen Korallen bestand, deren Spitzen sich in silbernen Schlangenköpfen endigten. Um diesen wunderbaren Zaun gingen sie mehrere Male herum und suchten lange vergeblich nach einem Pförtchen, das ihnen den Einlaß gewährte. Sie waren schon im Begriff, hinüber zu klettern, als Kuno, der den kupfernen Krug in seinem Arme trug, mit demselben beim Vorbeigehen die Korallen berührte, und nun sprang plötzlich ein Thürchen auf und ließ sie eintreten. Hinter ihnen schlug es wieder zu, und obgleich sie jetzt die Stelle wußten, wo es sich befand, so waren doch die Korallen so wunderbar in einander gefügt, daß sie vergeblich die Oeffnung, zu der sie hereingetreten waren, zu entdecken suchten. Hatten sie sich hierüber schon genug verwundert, so brachte sie der Anblick des Gärtchens selbst, das sie in dem klaren Mondschein so ziemlich übersehen konnten, vor Erstaunen fast außer sich. Die Wege, welche sich zwischen den Blumenbeeten hinschlängelten, glänzten, als bestänben sie aus Silber, das man zu Staub zerstoßen. Ach, und doch war dieser Glanz noch Alles nichts gegen die Blumen selbst, die auf den Beeten wuchsen. Es war nicht anders, als schüttle man Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen, Gold und Silber immerfort durch einander, so glänzte und flimmerte es vor den Augen der erstaunten Knaben. Vor lauter Glanz und Pracht war es ihnen nicht möglich, eins dieser wunderbaren Gewächse näher zu besehen. Auch ermahnte Wolf seinen Gefährten, sich nicht zu lange in dem fremden Garten aufzuhalten, sondern auf das Häuschen zuzugehen, damit der Eigenthümer desselben nicht böse würde, wenn sie so lange in seinem Besitzthum herumgafften, ohne ihn erst um Erlaubniß zu fragen.

So demüthig und still wie möglich näherten sie sich deßhalb dem kleinen Hause, das vor ihnen lag. Es war nicht minder schön

und prächtig als der Garten. Seine vier Mauern bestanden aus glattem weißem Marmor und die Fenster, die sich in demselben befanden, schienen ungeheure Brillanten zu sein, die in Gold gefaßt und eingesetzt waren. Das Dach bestand aus rothen Korallen, deren Zacken alle in die Höhe wuchsen, und da sich hier, wie an dem Zaune, auf jeder dieser Spitzen ein silberner Schlangenkopf befand, so sah es aus, als ringelten sich dort oben Tausende von rothen Schlangen zusammen. Jetzt standen die beiden Knaben vor der goldenen Thür und Wolf klopfte bescheiden an, um sich dem Eigenthümer bemerkbar zu machen. Er klopfte einmal, zweimal, ja dreimal, aber es kam Niemand, der ihm die Thür geöffnet hätte. Da sie nun glaubten, da drinnen sei Alles im festen Schlafe, so pochten sie stärker, und als auch dies nichts half, erhoben die beiden Knaben ihre Stimme und baten so flehend wie möglich, man möchte ihnen doch aufmachen, sie seien ein paar arme Kinder, die sich verirrt hätten und nicht wüßten, wo sie die Nacht zubringen sollten. Alles vergebens. Niemand erschien und es wurde auch innen nicht das kleinste Geräusch vernehmbar. Kuno, der sehr ermüdet war, setzte sich vor der Thür auf die Erde und als er den kupfernen Krug neben sich stellte, berührte dieser von ungefähr die Thür, welche nun plötzlich aufsprang.

Wolf, der hierüber sehr erstaunt war, trat einen Schritt zurück und wagte nicht hinein zu treten. Endlich aber faßten Beide Muth, und nachdem sie noch einmal nach dem Eigenthümer gerufen, der sich aber weder sehen noch hören ließ, traten sie in das Häuschen und kamen in ein kleines Zimmer, wo Alles mit der gleichen Pracht ausgestattet war. Was sie am meisten verwunderte und zugleich erfreute, war der Anblick zweier Betten, die hier standen. Schüchtern und ängstlich traten sie zu einem derselben, um nachzusehen, ob nicht vielleicht Jemand darin liege. Aber wenn sie die seidenen Decken und Kissen auch noch so genau untersuchten und sogar unter die Betten sahen, sie fanden Niemand, worauf sie sich nach einer

jungen Dame überlassen, welche keinen Platz fand und ihm einen bittenden Blick zuwarf. Anfangs sprach er kein Wort mit dem Mädchen, welches, ohne gerade schön zu sein, ein sehr interessantes Gesicht hatte und wundervoll gewachsen war. Auch sie schien sehr schüchtern und eine Unterhaltung mit dem fremden jungen Manne eher zu vermeiden, als zu wünschen. Doch mag es sein, daß entweder die bezaubernde Musik, oder das zurückhaltende Benehmen der Dame den jungen Sänger anfeuerte, kurz er wagte es, ihr einige Bemerkungen über das eben Gehörte zu sagen, in welche sie bescheiden, aber mit vielem Verstande einging oder sie widerlegte. Endlich endete das Stück, und das Publikum ging auseinander. Obgleich den andern Tag ein Lustspiel gegeben wurde, trieb es unsern jungen Freund doch zum Theater, und er befand sich schon lange vor Anfang des Stücks auf seinem Sitze. Auch überzog eine stille Freude seine Züge, als die unbekannte Dame von gestern sich wieder neben ihn setzte. Ihre Unterhaltung war heute Abend lebendiger, und am Ende des Stücks wagte er es sogar, so lange sein Weg ihn mit dem übrigen zusammenführte, sie zu begleiten. Dann bog sie rechts in eine andere Straße, wünschte ihm gute Nacht, und er ging nachdenkend nach Hause.

Auf diese Weise verlebten Beide lange eine unendlich glückliche Zeit. Ihre Unterhaltung wurde mit jedem Tage inniger und zutraulicher. Es wurde jedem die Zeit lang, bis das Andere kam; denn sie liebten sich, ohne sich das gestanden zu haben. Sie näherten sich so leise und schüchtern, sie wandelten wie im Traume gegen einander dem ersten Kusse zu, wie im Traume so leise, und doch sicher, die Brust angefüllt mit einer unendlichen Seligkeit. Erst ein Anfassen der Hand, dann ein leiser Druck, endlich an einem hellen klaren Abend, wo der Himmel einer großen Rosenlaube glich, wo der Mond voll über ihnen stand, eine aufgegangene weiße Rose, umgeben von vielen großen und kleinen Knospen, den Sternen, da sprach der junge Sänger: „Das Menschenleben hat neben unsäglichem Jammer auch himmlische Seligkeit,“ und drückte dem Mädchen den ersten Kuß auf die Lippen, und Beide sprachen: „Ich bin Dir gut!“ — Er wußte nicht, wer sie war, und mochte auch nicht darnach fragen; denn er fühlte sich glücklich, und wollte nicht mehr.

Da wartete er eines Abends im Theater vergebens auf sie; es wurde ein Ballet gegeben; er sah unverwandt nach der Thüre, sie kam nicht, und das konnte er sich durchaus nicht erklären. Die Sinfonie endigte, der Vorhang rauschte auf, und er schaute traurig und verstimmt dem Tanze zu. Die leichte, liebliche Musik gaukelte ihm unablässig das Bild seines geliebten Mädchens vor, und immer lebendiger trat ihre Gestalt vor sein inneres Auge. Ein Pas de cinq

kurzen Berathſchlagung in ihrer großen Ermüdung überreden ließen, ſelbſt in dieſen beiden Betten Platz zu nehmen. Sie zogen ſich alſo aus, krochen unter die ſeidenen Decken, ſprachen ihr Abendgebet und fielen bald in einen feſten Schlaf.

Wie es oft den Kindern zu gehen pflegt, daß ſie an fremden Orten, auch wenn ihr Lager noch ſo weich und ihr Zimmer noch ſo ſchön iſt, früher erwachen als daheim, ſo geſchah es auch den beiden Knaben. Es war aber heute Morgen wohl noch eine Nebenurſache, die ihnen den Schlaf früher aus ihren Augen trieb. Sobald nämlich die erſten Strahlen des Tages über die Berge brachen, ſo begannen die Fenſter zu blitzen und zu leuchten und ſchoßen ſo tauſendfache rothe, gelbe, weiße, grüne Strahlen, daß ein Todter davon hätte erwachen müſſen. Kuno rieb ſich zuerſt die Augen und blickte mit dem lauten Ausruf der Verwunderung um ſich. Ihm hatte geträumt, ſie ſeien wieder wie früher unter einer Eiche eingeſchlafen und erwachten jetzt daſelbſt, durch die Feuchtigkeit des Mooſes und die ſcharfe Morgenluft durchſchauert und durchkältet. Deſto angenehmer aber war es dem Knaben, als er jetzt beim Erwachen fühlte, daß er in einem Bette lag, ſo fein und weich, wie er es, kaum zu Hauſe gehabt. Wolf, der in ſeinem Leben nie ſo geſchlafen hatte, dehnte und wandte ſich behaglich unter der ſeidenen Decke, und konnte ſich kaum dazu entſchließen, das Bett zu verlaſſen. Die Neugierde, welche in den Knaben wieder rege wurde, als ſie um ſich blickten und alle dieſe merkwürdigen, prächtigen Gegenſtände ſahen, ließ ſie nicht länger ruhen. Sie ſprangen auf, ſchlüpften in ihre Kleider und begannen das Gemach, in welchem ſie geruht, auf das Genaueſte anzuſehen. Ach, da war Alles von einer ſo ſeltſamen und ſonderbaren Pracht. Geſtern Abend im Dunkeln hatten ſie nicht Alles anſehen können und waren jetzt deſto mehr überraſcht, als ſie alle Geräthe genau betrachteten.

Die Geſtelle der Betten, in welchen ſie geſchlafen, kamen ihnen beſonders merkwürdig vor. Sie waren ebenfalls von Gold und

die Füße bestanden aus schönen geringelten Schlangen, die mit ihren Köpfen das Gestell trugen. Nachdem die Beiden sich in dem Gemach satt gesehen, traten sie in das Gärtchen hinaus, und wenn sie schon gestern Abend über die Pracht erstaunt waren, mit der hier die Blumen blühten, so war heute Morgen beim hellen Sonnenlichte ihre Verwunderung noch viel größer. Ach, das Alles was sie hier sahen, war so schön, daß Beide zugleich ausriefen, hier möchten sie ihr Leben verbringen. Die umliegende Thalwand war mit dem saftigsten und schönsten Grün bewachsen, an welchem Tausende von Thautropfen hingen, die in der Sonne wie Brillanten funkelten. Ein kleiner Bach, der von der Höhe des Berges mit lautem Plätschern herabstürzte, sammelte sich unten im Thale in ein weißes Marmorbecken und floß aus diesem ganz ruhig bei dem schönen Gärtchen vorbei.

Nachdem sich die Knaben mit einem Trunk Wasser erquickt, beschlossen sie, in dem Thale umher zu schweifen, ob sie nicht vielleicht eine Spur von dem Eigenthümer des Häuschens fänden. Sie wollten ihn aufsuchen und ihn bitten, er möge sie da lassen, wofür sie dann versprechen wollten, nach ihren Kräften das Gärtchen in Ordnung zu halten und ihm überhaupt nützlich zu sein, wo sie könnten. Mit diesem Vorsatz nahm Kuno den Krug an den Arm und Beide verließen den Garten. Sie folgten dem Laufe jenes Baches, welcher eine Zeitlang durch frische grüne Wiesen lief und sich dann dem Walde zuwandte, den die beiden Knaben jetzt vor sich sahen und aus dem der größte Theil des Thales zu bestehen schien. Auf die gut durchschlafene Nacht waren die Beiden so vergnügt, daß sie ihre Stimmen erhoben und laut sangen und schrien. Nebenbei hatten sie den Zweck, ihren Hausherrn, der sich vielleicht in dem Walde befand, auf sie aufmerksam zu machen. Es wollte ihnen bei diesem Singen anfänglich sonderbar bedünken, daß in den dichtbelaubten Zweigen der hohen Bäume, unter denen sie wandelten, keine Vögel zu hören waren, die ihnen mit muntern

Weiſen antworteten. Sie horchten bald hierhin, bald dahin, aber da war Alles todt und ſtill, und nur das Echo antwortete ihrem Rufe. Sie gingen weiter und weiter, und endlich ſchien ihnen der Wald etwas lichter zu werden. Auch glaubte Wolf, in der Ferne den Spiegel des See's durchblicken zu ſehen, den ſie geſtern Abend von dem Berge oben entdeckt. Sie eilten nach jener Richtung hin und ſahen bald, daß ſie ſich nicht getäuſcht, denn wie ſie aus dem Walde heraustraten, befanden ſie ſich am Rande eines großen See's, deſſen Waſſer eine ſchwarze Farbe hatte und recht unheimlich ausſah. Da bewegten ſich keine Wellen, und obgleich es hoch im Sommer war, ſo ſah der Teich aus, als ob er gefroren wäre. Ja, wenn der Wind von den benachbarten Bäumen ein Blatt herunterjagte, ſo ſchwamm es nicht luſtig auf dem Waſſer dahin, ſondern, als fürchte es ſich vor demſelben, hüpfte es auf dem Spiegel des See's bis an die andere Seite und blieb dort erſt, auf dem Lande, liegen.

Die beiden Knaben ſetzten ſich am Ufer des See's auf einen bemoosten Stein und wußten nicht, was ſie davon zu halten hatten. Wolf, der zu Hauſe bei den Gelagen der Knappen viele glaubwürdige und wahrhafte Erzählungen von bezauberten Ländern, von Waſſernixen und Elfen mit angehört hatte, kam zuerſt auf den Gedanken, daß ſie ſich am Ende in einem ſolchen Zauberthale befänden, eine Vermuthung, die den Beiden gar nicht angenehm war. Sie fingen ſich an zu fürchten, und ſo freundlich und ſchön ihnen früher ihre ganze Umgebung erſchienen war, ſo betrachteten ſie jetzt dieſelbe mit Mißtrauen und furchtſamen Blicken. Die Stille, die ſie rings umgab, das ſchwarze Waſſer, an dem ſie ſaßen, ja ſogar das ſchöne Häuschen, in dem ſie geſchlafen, das Alles erſchien ihnen jetzt fürchterlich, denn Wolf erinnerte ſich einer Geſchichte, in welcher der Oger oder Menſchenfreſſer ſolche Sachen hinzauberte, und damit arme Kinder anlockte, um ſie nachher als Mahlzeit zu verſpeiſen.

Unter ſolchen Gedanken ſaßen die beiden Knaben traurig da und ſchauten vor ſich in das Waſſer, das, obgleich es ganz ſchwarz erſchien, doch ziemlich durchſichtig war. Sie beugten ſich über den Stein und ſchauten lange aufmerkſam hinab, und Kuno, der ſeinen Krug feſt im Arme hielt, war der Erſte, der auf dem Grund des See's etwas zu entdecken glaubte. Es kam ihm vor, als ſähe er dort Mauern, Dächer, ja, nach und nach ein ganzes ſtattliches Schloß, weit ſchöner und größer, als das ſeines Vaters geweſen war. Auch Wolf ſah hin und glaubte das Nämliche zu erblicken. Da Beide ſcharfe, geſunde Augen hatten und ihre Neugierde durch ihre erſte Vermuthung ſehr geſtachelt war, ſo nahmen ſie alle ihre Aufmerkſamkeit zuſammen und fanden, daß ſie ſich nicht getäuſcht hatten. Auf dem Grund des See's lag wirklich ein großes, ſchönes Schloß mit hohen Thürmen und Mauern, und ſie ſahen es jetzt in unbeſtimmten Umriſſen, etwa wie man einen Gegenſtand durch dichten Nebel erblickt. Dieſe Entdeckung war aber nicht dazu geeignet, ihre Furcht zu zerſtreuen, vielmehr wurde es ihnen jetzt erſt recht klar, daß ſie ſich in einem verzauberten Thale befanden, daß dort unten der böſe Zauberer wohne und daß das Häuschen, in dem ſie geſchlafen, der Ort ſei, wo ſie der Zauberer ergreifen und verſpeiſen würde.

Wenn auch dieſe Gedanken nicht geeignet waren, ſie dorthin zurück zu bringen, ſo erging es ihnen doch, wie oft den Menſchen, die, anſtatt eine Sache, welche ihnen ſchrecklich vorkommt, zu fliehen, mit einer ſchaudernden Neugierde ſich derſelben immer wieder nähern müſſen. Die Beiden ſtanden auf und wanderten längs dem Bache zurück, bis ſie das Häuschen wieder vor ſich liegen ſahen, in welchem ſie geſtern geſchlafen. So unruhig ſie hier auch umher ſpähten, ſo ſehr ſie auch fürchteten, hinter irgend einem Buſche eine Schreckensgeſtalt auftauchen zu ſehen, ſo fand ſich doch von allem dem nichts. Das Häuschen ſtand ſo ruhig da wie vorhin und auch im Innern deſſelben hatte ſich nichts verändert. Sie

traten hinein und ſuchten noch einmal alle Winkel durch, um vielleicht ein anderes Gemach zu finden. Auf die Vermuthung, daß ſich in dem Häuschen mehr als ein Gemach befinden müſſe, waren ſie durch die Größe deſſelben von auſſen gekommen, welche mit dem kleinen Zimmer nicht im Verhältniß ſtand. Allein ſo ſehr ſie ſich auch abmühten, in der ſchönen glatten Wand die Fugen einer Thür zu finden, ſo war ihnen das doch unmöglich und ſie entdeckten nichts. Nachdem ſie ſich nun in dem Gärtchen noch etwas zu thun gemacht hatten, kleine Steine von den Beeten abgeleſen und einige von den ſchönen Blumen, die der Wind von ihren Stöcken losgeriſſen wieder feſtgebunden hatten, war es Abend geworden, und die beiden Knaben begaben ſich wie geſtern zur Ruhe, aber weit bekümmerteren Herzens, indem ſie fürchteten, in der Nacht würde der Zauberer erſcheinen, um ihrem Leben ein Ende zu machen; allein es geſchah nichts, was dieſe Beſorgniß hätte rechtfertigen können. Sie ſchliefen die lange liebe Nacht hindurch ruhig in den ſeidenen Betten und wurden erſt am andern Morgen von den funkelnden Sonnenſtrahlen erweckt, welche durch die hell glänzenden Fenſter hereinflimmerten.

Munter ſtanden die Knaben wieder auf und ihre Furcht, daß ſie einem böſen Zauberer in die Hände gefallen ſeien, ſchien ſich etwas zu verlieren. In Ermangelung anderer Nahrungsmittel ſprachen ſie ihrem Kruge fleißig zu, welcher ſie auch nicht im Stiche ließ, ſondern ſie auf das Wunderbarſte erquickte und ſättigte. Dann nahmen ſie ſich bei der Hand, um wieder im Thale umher zu ſchweifen. Diesmal wandten ſie ihre Schritte nicht nach dem ſchwarzen See, ſondern verſuchten an der Thalwand empor zu ſteigen, um ſich droben auf der Höhe umzuſehen. Anfänglich fanden ſie hier einen Weg, der empor zu führen ſchien; doch als ſie ihm einige hundert Schritte gefolgt, wandte er ſich wieder abwärts; ebenſo ging es mit einem zweiten und dritten Weg, den ſie fanden, und wenn die beiden Knaben nun endlich verſuchten, ohne Pfad und

mitten zwiſchen den Bäumen empor zu klettern, ſo kamen ſie doch nicht hinauf, ſondern bald konnten ſie über zuſammen geſtürzte rieſenhafte Bäume nicht weg, bald verſperrte ihnen eine ungeheure Felſenwand den Weg. So mühten ſie ſich mehrere Stunden vergebens ab und kehrten endlich wieder um, nachdem ſie beſchloſſen, da es ihnen nicht gelungen ſei, ſich droben umzuſehen, ſo wollten ſie einen Weg um den See herum ſuchen, um ſich auch die andere Seite deſſelben genau zu betrachten.

So viel ſie von dem Ufer aus, an welchem ſie geſeſſen, ſehen konnten, zog ſich der See noch weit in das Thal hinein, allein jetzt verſperrte ihnen dichtes Gebüſch, zwiſchen welchem ſie nur hie und da das Waſſer durchſchimmern ſahen, die fernere Ausſicht. Sie wandten ſich zur linken Seite des See's, um den Verſuch zu machen, an ſeinem Ufer dahin zu gehen; doch gelang ihnen auch dies Vorhaben nicht, indem dieſer Weg mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden war. Hier trat der See bis an die glatte Thalwand und ließ nicht einmal einen handbreiten Weg, dort hingen breite Felsmaſſen über das Waſſer hinüber und die Beiden ſahen bald ein, daß ſie auf dieſer Seite ihre Entdeckungen einſtellen mußten. Da es bereits wieder zu dunkeln anfing, ſo nahmen ſie ſich vor, morgen die Ufer des Sees auf der andern Seite zu unterſuchen, und kehrten darauf zu ihrem Häuschen zurück, um die dritte Nacht in demſelben zu ſchlafen.

Der Abend war ſo ſchön und die beiden Knaben, durch ihre mißlungenen Entdeckungsreiſen aufgeregt, konnten ſich bei ihrer Nachhauſekunft unmöglich gleich zu Bette begeben. Die Sonne ſank hinter die Berge und bald ſtieg an der andern Seite der Mond empor, und lauſchte und ſpähte zwiſchen den dunklen Tannen hinab in's Thal, als wollte er ſehen, wo die glänzende Sonne geblieben ſei, ſeine ungetreue Geliebte, die er raſtlos verfolgt. Das arme blaſſe Geſicht des Mondes war von der ruheloſen Jagd ganz roth angelaufen und dieſe Röthe verſchwand erſt, als er ſich über

den Bergen empor gehoben hatte und einsah, daß er die Sonne nicht erreichen könne und all' seine Mühe vergeblich sei.

Die beiden Knaben legten sich hinter das Häuschen auf den Rasen und dachten an ihre Heimath und an ihre lieben Eltern und Freunde, die sie für immer verloren hatten. Sie erzählten einander von ihren letzten Tagen, die sie in der Burg verlebt, mit all' den kleinen Einzelnheiten, die einer so gut wie der andere wußte, und unterhielten sich doch dabei. Sie beschrieben einander das Getümmel der Stürmenden und Kuno machte seinem Kameraden den großen Schrecken anschaulich, als er den ersten Schein des Feuers an den Fenstern gesehen habe. So lagen sie da und sprachen und sahen abwechselnd auf das Thal, das, durch die starken, dicht belaubten Bäume gegen die Strahlen des Monds geschützt, dunkel vor ihnen lag, oder in den Mond selbst, der an dem dunkeln Nachthimmel ruhig empor stieg. Plötzlich war es ihnen, als vernähmen sie von dem Ufer des See's her ein leises Klingen und Tönen, so ungefähr, als wenn man mit dem Finger auf dem Rande des Glases hin und her schleift, oder als wenn feine silberne Glöckchen ertönen. Da sie früher keinen Laut in dem Thal gehört hatten, so lauschten sie dieser seltsamen Musik mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Sie schien näher und näher zu kommen und die Töne wurden immer lauter und deutlicher. Aber so sehr die Beiden sich auch anstrengten, etwas zu sehen, das diese Musik veranlassen könnte, so bemerkten sie doch anfänglich nichts. Jetzt aber auf einmal winkte Kuno seinem Gefährten, stille zu sein und wies vor sich in's Thal, wo sich unter den Bäumen, die vor dem See standen, etwas seltsam Glänzendes zeigte. Es war, als lägen dort in dem Grase zwei feurig glänzende Faden, die sich langsam näher bewegten. Wolf erblickte jetzt dasselbe und erschrak nicht wenig; denn da er ein schärferes Auge als sein Freund hatte, so erkannte er bald ein paar kleine Schlangen, die aber außergewöhnlich glänzten und strahlten. Wie sie sich so in dem Grase dahin bewegten, so erklang die Musik,

die ſie vorhin gehört, und es war, als ob ſie von dem Auſtreifen der Schlangenkörper an das Gras herkäme. Jetzt kamen die beiden ſonderbaren Weſen ganz aus dem Walde hervor und die Knaben konnten ſie deutlicher betrachten. Es waren wirklich ein paar Schlangen, die aber gar nicht ſo ſchrecklich anzuſehen waren, wie gewöhnlich dergleichen Thiere. Sie bewegten ſich ſo zierlich und anmuthig auf dem Raſen dahin, hoben jetzt ihre Köpfe leicht in die Höhe, als ob ſie um ſich ſchauen wollten, und ſenkten ſie dann wieder nieder, um unter das Gras zu ſchlüpfen, wobei es ſchien, als gefalle ihnen die Muſik, die ſie hervorbrächten, denn wenn auch kein beſonderer Takt in derſelben herrſchte, ſo ſtimmte ſie doch mit den Wendungen und Drehungen der Schlangen genau überein.

So ſehr ſich die Knaben zuerſt gefürchtet hatten, ſo ergötzten ſie doch bald die beiden glänzenden Thiere und ſie ſahen mit Vergnügen zu, wie ſie ſich in dem dunklen Graſe daher bewegten. Jetzt waren ſie nicht weit mehr von dem Garten entfernt, der das kleine Haus umgab, und wandten ſich gegen daſſelbe hin. Sie berührten das Korallengeländer, gingen durch das Pförtchen, das ſich in demſelben öffnete, und verſchwanden dann in dem Hauſe. Das hatten allerdings die Knaben nicht erwartet und ſie ſahen ſich betroffen an, indem es ihnen gar nicht recht war, daß die kalten Schlangen das ſchöne kleine Haus in Beſitz nahmen. Wolf kam indeſſen zuerſt auf den Gedanken, daß die Thiere vielleicht mehr Recht an dem Hauſe hätten, als ſie, und erinnerte ſich einer Erzählung, wo Schwäne in der Mitte eines Teiches ein Häuschen gehabt, das mit Betten und allem möglichen Hausrath auf's Beſte eingerichtet geweſen ſei und wo ſie die Nächte zugebracht hätten.

Dieſem Gedanken nachhängend, wurde in den Knaben eine ſo gewaltige Neugierde rege, daß ſie, trotz der Angſt vor einem böſen Zauber, der ſie bedrohen könne, von ihrem Platze aufſtanden und in möglichſter Stille auf den Zehen nach dem Häuschen hinſchlichen, um zu ſehen, was die beiden Schlangen dort wohl thun

möchten. Das Korallenthor öffnete sich vor ihnen erst, als Kuno nach manchem vergeblichen Versuch zufällig mit dem kupfernen Kruge daran stieß. Sie schlichen durch das Gärtchen und stellten sich an eins der Fenster, um in das Häuschen zu sehen. Da erblickten sie denn die beiden Schlangen, wie sie mit ihren Köpfen an einer der Marmorwände hinaufreichten und sich dort plötzlich eine Thür öffnete, die in ein anderes, noch viel prächtigeres Gemach, als das erste, führte. Dort bestanden die Wände aus purem Gold, und wenn auch keine Fenster da waren, die von außen Licht hereingelassen hätten, so hing dafür von der Decke herab ein faustdicker Rubin, der das kleine Gemach mit einem dunkelrothen, sehr hellen Lichtschimmer erfüllte, wodurch sie denn auch unterscheiden konnten, daß das Zimmer mit allerhand schönen Geräthschaften angefüllt war. Da waren kleine Tische, Sessel, Waschnäpfe und Becher, und Alles das war aus Metall getrieben und mit vielen sinnreichen Figuren verziert. Wolf kam von ungefähr auf den Gedanken, daß der Krug, den Kuno an dem Arme trüge, ganz genau zu den andern Sachen in dem Zimmer passen würde; denn da stand auf einem Tisch ein ähnliches Gefäß, nur nicht so groß und schön wie dieser Krug.

Die Schlangen ringelten sich an einem der Tische empor und schlüpften dort in eines der Waschbecken, das mit einer rosenrothen Flüssigkeit angefüllt war, worin sie sich eine Zeitlang badeten. Dann verließen sie das Becken wieder und glitten zur Erde hinab. Dort richteten sie sich an einander empor, die Schlangenhaut fiel von ihren Körpern herunter und sie verwandelten sich plötzlich in ein paar junge wunderschöne Mädchen von etwa zehn bis zwölf Jahren, die sich laut weinend in die Arme fielen.

Mit dem größten Erstaunen sahen die beiden Knaben dieser Verwandlung zu. Daß hier ein Zauber im Spiel sei, fühlten sie wohl; doch waren sie über denselben mehr erfreut als erschreckt. Die beiden Mädchen sahen so freundlich und schön aus, daß sie

gar keine Angſt vor ihnen hatten; ſie hätten ſich ihnen vielmehr gern genähert, um zu erfahren, warum ſie noch vor wenig Augenblicken in Schlangen verwandelt geweſen wären. Kuno war beſonders dafür, in das Zimmer hinein zu gehen und ſich den beiden Mädchen zu entdecken, doch Wolf hielt ihn zurück, indem er ihm bemerkte, daß ſich das durchaus nicht ſchicken würde; vielmehr ſei es ihre Pflicht, ſich ruhig von da zu entfernen und den beiden Prinzeſſinnen — denn daß ſie das waren, ſah man an den kleinen Kronen, die ſie auf dem Kopf trugen — das Häuschen, an dem die auf jeden Fall mehr Recht hätten als ſie, ganz zu überlaſſen. Kuno konnte ſich doch im erſten Augenblick nicht entſchließen, das Fenſter zu verlaſſen, ſondern ſah aufmerkſam den beiden Prinzeſſinnen zu, die jetzt das kleine Gemach verließen und in das größere traten, wo die beiden Betten ſtanden. Dort ſetzten ſie ſich auf einen Stuhl, hielten ſich mit ihren Armen umſchlungen und ſprachen mit einander auf das eifrigſte, wobei manche Thräne aus ihrem Auge floß, ohne daß man draußen etwas von ihren Reden verſtehen konnte.

Nachdem ſie eine Zeitlang ſo geſeſſen, fielen ſie ſich nochmals in die Arme, küßten einander und jedes ſchlüpfte in eins der Betten, in welchen die Knaben die Nacht vorher geſchlafen hatten. Da in dieſem Augenblicke der Mond, der bisher mit ſeinen weißen Strahlen das erſte Zimmer erleuchtet hatte, hinter einem der Berge niederſank, ſo wurde es in dem Häuschen ganz dunkel und die Knaben ſahen nichts mehr. Erſtaunt über die Vorfälle des heutigen Abends, verließen ſie, um die kleinen hübſchen Herrinnen des Häuschens nicht zu ſtören, den Garten und legten ſich am Rande des Waldes in's Moos hin mit dem feſten Vorſatz, vor dem Anbruch des Tages zu erwachen und dann zu ſehen, was aus den kleinen Schlangen oder vielmehr aus den beiden Prinzeſſinnen ferner werden würde. Doch war ihr Schlaf ſo feſt, weil ſie heute viel herumgelaufen waren, oder fand es der Schutzengel, der über die verwaisten Kinder wacht,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20743 / 009

nicht für rathsam, daß sie ihren Vorsatz ausführten, und ließ sie deßwegen länger schlafen, als sie sich vorgenommen, genug, als sie erwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und als sie nun rasch nach dem Häuschen eilten, war dasselbe so leer, wie sie es am ersten Tage gefunden.

Sie untersuchten Alles auf das Genaueste in den Betten, unter den Stühlen, ja selbst in den Schubladen des Tisches, aber sie fanden eben so wenig eine Spur von den beiden Prinzessinnen, als sie auch bei dem sorgfältigsten Nachsuchen die Thür fanden, die in das andere Gemach führte.

Sie gingen verdrießlich umher und es war jetzt Beiden leid, gestern Abend nicht wenigstens bescheiden an das Fenster geklopft und gethan zu haben, als seien sie ein paar arme verirrte Wanderer, die zum ersten Mal in diese Gegend kämen. Da sie übrigens der Hoffnung lebten, die beiden schönen Schlangen würden an einem andern Abend wieder kommen, so nahmen sie sich fest vor, es alsdann so zu machen, und begannen, da die Sache für heute nicht zu ändern war, ihre Wanderung durch das Thal auf's Neue. Sie gingen zum See hinab und versuchten diesmal auf der linken Seite an seinem Ufer hinzugehen. Es gelang ihnen hier besser, als gestern auf der andern Seite. Sie wandelten auf einem bequemen Pfade und kamen bald an die Stelle, die sie von dem Anfang des See's aus gesehen hatten und wo sich, wie es schien, das Wasser zwischen den Bäumen verlor. Es war auch in der That so. Die beiden Ufer des See's traten hier, mit dichtem Buschwerk bewachsen, näher zusammen und bildeten eine Ecke, welche die Knaben nicht umgehen konnten, denn der Weg hörte hier plötzlich auf und führte vor eine schroffe Felsenwand, wo sie natürlich nicht weiter konnten.

Nachdem sie sich nach allen Seiten umgeblickt und den vergeblichen Versuch gemacht, die Felswand zu erklimmen, entdeckte Wolf auf einmal neben sich eine kleine Treppe, die zu dem See hinab

führte und vor welcher ein Nachen auf dem ſchwarzen Waſſer ſchaukelte. So gern ſich die beiden Knaben in das Schiffchen geſetzt hätten, um ihre Entdeckungsreiſe, da es zu Land nicht mehr ging, auf dem Waſſer fortzuſetzen, ſo hielt ſie doch Anfangs die Furcht vor dem ſchwarzen See von ihrem Wagſtück ab. Beſonders Kuno rieth davon ab, dem weniger der See ſelbſt, als das Schloß auf deſſen Grunde, das ſie ſo deutlich geſehen, unheimlich war.

„Denke dir nur, lieber Wolf," ſagte er, „wenn wir auf dem ſchwarzen Waſſer führen, und es öffnete ſich plötzlich da unten in dem Schloſſe eine Thür, und ein Reiter käme herauf, um uns zu fragen, wer wir ſeien und was wir wollen? Oder wenn der Nachen plötzlich unterginge und wir da unten in den Schloßhof fielen und dort auf ewig bei den Leuten bleiben müßten, die wahrſcheinlich verzaubert ſind?"

Wolf pflichtete anfänglich dieſen Gründen bei, doch da ihm Alles daran gelegen war, das andere Ende des See's zu erreichen, um zu ſehen, ob ſich nicht dort vielleicht Menſchen befanden, ſo gelang es ihm bald, ſeinen Freund zu überreden und ihm Muth einzuflößen, um die Fahrt auf dem Waſſer zu unternehmen. Nach einigem Hin- und Herreden ſtiegen ſie endlich die Treppen hinab und ſetzten ſich in den Kahn; doch bemühten ſie ſich lange vergebens, die Kette zu löſen, die mit einem ſtarken Schloß an der Treppe feſthing. Endlich ſtreifte Kuno, der am Ende des Nachens ſaß, bei einem neuen Verſuch, das Schloß zu öffnen, mit dem Krug, den er an ſeinem Arme trug, die Kette, welche darauf augenblicklich zerriß und dem Nachen ſeinen freien Lauf ließ. Wolf hatte öfters zu Hauſe geſehen, daß die Knappen, wenn ſie ohne Ruder an dem Ufer des großen Schloßteiches umher fuhren, um die ausgeſtellten Fiſchnetze wieder einzuziehen, mit den Händen die Sträucher und Zweige der Bäume erfaßten und ſich ſo vorwärts halfen. Er wollte es, als die Kette zerſprungen war, ebenſo machen, wäre aber bei dem Verſuche faſt in's Waſſer gefallen, denn der

Kahn war nicht so bald gelöst, als er sich plötzlich vom Ufer abwandte und zum Erstaunen und Schrecken der beiden Knaben ohne Ruder und Segel mitten in den See hinein fuhr. Vergebens war ihr Versuch, den Nachen, wie man es einem unartigen Pferde thut, durch Zurufen zum Stehen zu bringen, ein Mittel, das sie in ihrer Herzensangst wirklich versuchten. Besonders Wolf, als er fühlte, daß er unaufhaltsam fortgerissen wurde, bat den Nachen zuerst mit den höflichsten Schmeichelreden und dann sogar mit Schimpfworten, er möchte gefälligst Halt machen und umkehren: — Alles vergebens, unaufhaltsam schoß er dahin. Schon waren sie bei der Stelle vorbei, wo die Ufer des See's etwas näher zusammen traten, und jetzt kamen sie auf die andere Seite jener Felsecke, die sie vorhin aufgehalten, und sahen vor sich den ganzen See, der dort noch einmal so groß und breit war, wie der Theil hinter ihnen.

Obgleich sich der Kahn auf dem Wasser schnell dahin bewegte, so durchschnitt seine Spitze nicht die Wellen, sondern es war, als wenn das Fahrzeug über dem Wasser, wie auf einer Eisdecke, dahin glitt. Auch hörte man an den Seiten nicht das Plätschern der heranschlagenden Wellen und nicht das vergnügliche Murmeln des Wassers. Alles war ruhig und still. Anfänglich fürchteten die Knaben, der See möchte sich, wenn sie mitten darauf wären, nach allen Seiten in's Unendliche ausdehnen und sie wie auf einem wilden einsamen Meere allein lassen. Doch war dem nicht so. Die Ufer blieben unverrückt stehen und die Knaben entdeckten nur, daß der Kahn nach einer Insel steure, die am Ende des schwarzen See's zu liegen schien. Diese Insel konnte nicht sehr groß sein, doch schien das Gebüsch, das rings auf ihr wuchs, undurchdringlich zu sein. Da stand Baum an Baum, mit dem dichtesten Laub eine grüne Mauer bildend, und dazwischen wuchsen niedrige Gesträuche, das Ganze noch mehr zusammen flechtend. Bald sahen die Knaben, daß sich auch dort an der Insel eine kleine Treppe befinde, die hinab auf

den See führe, und dorthin wandte sich der Kahn. Bald hatte er das Ufer erreicht und fuhr zwischen dem dichten Schilf, das vor der Treppe wucherte, mit Gewalt bis an dieselbe, wo er seinen Lauf hemmte, sich wandte und seiner Länge nach gegen die unterste Stufe gedrückt, ruhig liegen blieb.

Wolf hatte sich zuerst von seinem Staunen und Schrecken erholt, sprang an den Strand und half auch seinem Kameraden heraus, dem das Abenteuer, als es so ohne Gefahr und Schreckniß ablief, ebenfalls nicht unangenehm schien und dem die Wasserfahrt sogar vielen Spaß gemacht hatte. Sie berathschlagten, was weiter zu thun sei, und Kuno meinte, das Beste wäre wohl, dem Nachen ein gutes Wort zu geben, damit er sich umwende und sie wieder an das andere Ufer des See's brächte, denn hier auf dieser Insel möchte doch nicht viel Besonderes und Merkwürdiges zu sehen sein. Wolf dagegen war der Meinung, weil sie doch nun einmal da seien, sollten sie auch in das Innere derselben dringen, denn ihm scheine es nicht glaubwürdig, daß sie der Nachen so ohne Ursache wider ihren Willen hieher geführt. Er überredete auch seinen Freund und Beide wandelten längs dem Ufer hin, um durch das dichte Gebüsch einen Eingang zu finden. Doch gelang ihnen dies nicht. Sie umgingen die Insel mehrere Mal, untersuchten auf's Genaueste die Baumwand, ob sie nicht ein kleines Loch fänden, durch welches sie hindurch schlüpfen könnten; aber vergebens. Es mußte hier ein Zauber walten, denn es war, als preßten sich die Zweige enger zusammen, wenn einer der Beiden versuchte, hindurch zu kriechen.

Unter diesen vergeblichen Anstrengungen wurde es Mittag. Die Sonne stand hoch am Himmel und die Knaben setzten sich auf den Strand der Insel, um sich von dem vielen Umherlaufen zu erholen. Auch stellte sich Durst und Hunger bei ihnen ein, und da kein Bach in der Nähe war, aus dem sie hätten schöpfen können, so machte Wolf den Vorschlag, einmal das Wasser des See's zu versuchen. Er schöpfte einen Krug voll daraus, that einen guten

Schluck und da er fand, daß das Waſſer ſehr gut ſchmeckte, reihte er ihn Kuno hin, der ſich aber nicht entſchließen konnte, ihn an die Lippen zu ſetzen. Er dachte an das Schloß auf dem Grunde des See's und daß vielleicht dort verzauberte Menſchen lägen, und verſicherte bei dieſen Betrachtungen, er wolle lieber Hunger und Durſt leiden, als von dem ſchwarzen Waſſer trinken. Er nahm den Krug und ſchüttete das Waſſer hinter ſich in das Gebüſch. Doch wer beſchreibt das Erſtaunen der Beiden, als ſie ſahen, daß, ſobald das Waſſer die Zweige berührt hatte, dieſelben aus einander wichen und einen freien Durchgang geſtatteten. Die Knaben ſprangen auf und nachdem ſie ſich einige Zeit mit überraſchten Blicken angeſchaut, trat Wolf in das Gebüſch und Kuno folgte ihm.

Einige Schritte gingen ſie unter den Bäumen umher, die hier ganz ohne Ordnung zu ſtehen ſchienen. Doch bald entdeckten ſie einen Weg zu ihren Füßen, an dem rechts und links kleine Gruppen von Bäumen und Sträuchern ſtanden, denen man wohl anſah, daß eine kunſtreiche Hand ſie ſo geordnet hatte. Sie folgten dieſem Weg, der in das Innere der Inſel führte, hatten in kurzer Zeit das dichte Gebüſch hinter ſich und ſtanden auf einem freien Raſenplatz, bei deſſen Anblick ſie mit einem lauten Ausruf des Erſtaunens wie angefeſſelt ſtehen blieben. Dort erblickten ſie nämlich eine große Tafel, an welcher wohl zwanzig bis dreißig Männer ſaßen, die, obgleich es ausſah, als ſeien ſie eben in luſtigem Zechen und Plaudern begriffen, doch alle ſtarr und ohne Bewegung waren. Zuerſt glaubten die Beiden, ihr plötzliches Eintreten habe die ſtattliche Geſellſchaft für einen Augenblick überraſcht und in der Stellung erhalten, in der ſie ſich gerade befanden. Kuno wandte ſich, um zu entfliehen, doch Wolf hielt ihn zurück und ſchaute mit weit aufgeriſſenen Augen athemlos dieſem ſonderbaren Gelage zu. Nichts regte ſich, und die Figuren ſaßen ſo ſtarr und ſteif da, als ſeien ſie aus Stein gehauen. Wolf, deſſen Muth wiederkehrte, machte

zuerst ein leises Geräusch, dann hustete und räusperte er lauter, und als dies Alles ohne Erfolg blieb, schrie er laut: Halloh! Halloh! und Kuno stimmte endlich, als er sah, daß sich Niemand regte, kräftig in dies Geschrei ein.

Als die Knaben so zu ihrem eigenen Troste sahen, daß ihre Bemühungen, die starre Gesellschaft zu erwecken, vergeblich seien, traten sie ganz aus dem Gebüsche hervor und näherten sich behutsam der Tafel, um sich die seltsame Erscheinung näher zu betrachten. Es war, als sei eine Gesellschaft ehrenfester Ritter mitten in einem Festmahl von einem bösen Fluche überrascht und zu Stein erstarrt worden. Oben an dem Tische, auf welchem große Humpen, Becher und Kannen mit dicken Bäuchen standen, saß ein alter stattlicher Mann im prächtigsten Waffenschmuck mit einer Krone auf dem Kopfe, und hinter demselben standen zwei Pagen, von denen er dem Einen einen Befehl zu ertheilen schien, während der Andere ihm die Trinkschaale darreichte. In dem Gesichte des alten Mannes lag etwas so Ernstes und Gutmüthiges zugleich, daß es jedem Zutrauen einflößen mußte, und die beiden Knaben bedauerten sehr, daß dieser ebenso wie die übrigen aus Stein zu bestehen schien und keinen freundlichen Blick und keine Antwort für sie hatte. Die Ritter, welche rechts und links neben ihm an der Tafel saßen, schienen in eifrigen Gesprächen vertieft zu seyn. Einige hatten mit der einen Hand den Humpen erfaßt und stützten sich mit der andern auf den Tisch oder ihre Schwerter, wobei sie einander aufmerksam in's Gesicht schauten, und diese Gesichter, obgleich sie hart und steif waren, hatten doch einen so lebhaften Ausdruck behalten, daß man genau sehen konnte, welcher gesprochen und welcher zugehört hatte.

Dort saßen ein paar, die sich mit den Armen umschlungen hielten und in die Höhe schauten. Der Ausdruck ihres Gesichts zeugte von einer ungemeinen Heiterkeit, und wenn man dazu ihren halb geöffneten, lächelnden Mund sah, so hätte man glauben können, ein lustiges Trinklied schwebe auf ihren Lippen. Die beiden Knaben

gingen staunend um den Tisch und als sie hinter den alten Mann mit der Krone traten, sahen sie, daß rechts und links von diesem an der Tafel ein paar zierlich geschnitzte Stühle standen, die aber leer waren. Kuno, der nicht so beherzt war wie Wolf, fürchtete sich doch ein wenig und nahm sich wohl in Acht, zu nahe zu der Gesellschaft hinzutreten, und hielt sich mehr an das Gebüsch, welches den Rasenplatz umgab. Doch plötzlich fuhr er auch hier mit einem lauten Schrei zurück, denn er erblickte auf einmal zu seinen Füßen einen großen Hund gelagert, während ein paar Pferde, die unter den Bäumen standen und von einem Knappen am Zügel gehalten wurden, auf ihn herabsahen. Wolf eilte überrascht herbei, doch ergab sich bald, daß diese Pferde, von denen weiter im Gebüsch noch mehrere, sowie auch viele Knappen und Hunde zu sehen waren, ebenso starr und regungslos waren, wie ihre Herren.

Die Knaben wandelten jetzt ganz um den Tisch herum und sahen am Ende desselben noch ein paar Figuren sitzen, die ihre besondere Aufmerksamkeit fesselten. Es waren schon ältliche Männer und einer derselben blickte forschend den See hinab und seine spähenden Züge hatten einen leisen Anflug von Schreck und Entsetzen. Er hielt eine Hand an sein Ohr, als horche er genau auf etwas, und hatte mit der andern Hand die Schultern seines Nebenmannes gefaßt, um dessen Aufmerksamkeit rege zu machen. Dieser aber ließ sich nicht stören, sondern saß in seinen Stuhl zurückgelehnt und setzte eben einen großen Becher an den Mund, den er mit vielem Wohlbehagen zu leeren schien.

Wolf und Kuno betrachteten diese Beiden lange und erschöpften sich in Muthmaßungen, wornach der Eine der alten Herren wohl geblickt haben möge. Kuno sah ihm über die Schulter und versuchte seinen Augen dieselbe Richtung zu geben, um dort etwas Besonderes zu erblicken. Aber er sah nichts als den schwarzen Spiegel des See's. Wolf betrachtete sich indessen den andern Herrn genauer und bedauerte unendlich, daß er wahrscheinlich mitten im

Trinken gestört worden sei; auch unterließ er nicht, seine lächerlichen Bemerkungen über den alten Herrn zu machen und stellte die Vermuthung auf: dieser möge wohl von der ganzen Tischgesellschaft den meisten Durst gehabt haben.

Die Furcht, welche die beiden Knaben anfänglich gehabt hatten, verschwand gänzlich, und da sie nicht ausklügeln konnten, ob diese Figuren von einem kunstreichen Meister aus Stein gehauen seien, oder durch Zauber so verwandelt, so nahmen sie die Sache, wie sie war, und belustigten sich eine Zeitlang mit Betrachten der Waffen, der Trinkgeräthe, der Kleider und endlich der Pferde und Hunde. Wolf wurde ganz muthwillig und kletterte auf eins der Streitrosse, und als Kuno sah, daß er sich da oben recht stattlich ausnahm, stieg er selbst auf ein anderes und Beide jauchzten vor Freude. Nachdem sie eine Zeitlang versucht, die Pferde durch Zurufen oder Treten mit ihren Fersen in Bewegung zu setzen — wobei sie aber den tödtlichsten Schreck gehabt hätten, wenn dies wirklich geschehen wäre — stiegen sie wieder herab und machten sich andere Beschäftigungen. Sie setzten sich auf die beiden leeren Stühle oben am Tische, verließen sie aber bald wieder, denn das Gesicht des alten Mannes mit der Krone sah ihnen gar zu ehrfurchtgebietend aus. Dann schlenderten sie um den Tisch herum und Wolf stellte sich vor den Trinker hin und machte endlich lachend den Vorschlag, dem alten Herrn etwas Wasser in seinen Becher zu schütten, damit er seinen Durst löschen könne. Kuno fand auch diesen Einfall gar nicht übel und sprang mit seinem kupfernen Krug zum See hinab, wo er ihn mit Wasser füllte. Dann nahm ihn Wolf in Empfang, hob sich auf seinen Zehen empor und goß den Becher so voll, als es bei der schiefen Haltung, in welcher ihn der Ritter hielt, möglich war, aber daß das Wasser die Lippen desselben benetzte. Sich über ihre lustige That freuend, stellten sich die Beiden dahin und lachten laut auf. Doch plötzlich hielt Wolf mit seinem Lachen inne und starrte das

Gesicht des Ritters an; auch Kuno sah ihn und klammerte sich mit einem lauten Ausruf des Entsetzens an Wolf fest.

Wer vermag den Schrecken der Beiden zu schildern, als sie sahen, wie sich in dem steinernen, kalten Gesicht die Lippen langsam öffneten, und das Wasser, welches Wolf in den Becher gegossen, schlürfend austranken, wie sich die früher so todten Augen langsam belebten, Glanz und Farbe bekamen und mit einem seltsamen Ausdruck vor sich hinstarrten. Als das Wasser langsam durch den Hals floß, begann die Brust der steinernen Figur zu athmen und in allen Gliedern des Körpers zeigte sich Leben. Der alte Ritter that einige tiefe Athemzüge hinter einander, stieß ein paar Seufzer aus und ließ seine Hand mit dem Becher langsam auf den Tisch nieder, dann wandte er den Hals und sah mit einem Blicke des Staunens und Schreckens seinen Nebenmann an, dessen kalte steinerne Hand, die auf seiner Schulter lag, er jetzt mit Verwunderung befühlte.

Die beiden Knaben, denen der Schreck in die Glieder gefahren, waren auf ihre Kniee niedergesunken und blickten mit bleichen Gesichtern und gefalteten Händen zu dem Ritter auf, und obgleich sie kein Wort hervorbringen konnten, sah man doch an der Bewegung ihrer Lippen, daß sie Vergebung erflehten für ihre vorwitzige That. Der Neubelebte, nachdem er mit demselben Erstaunen, mit dem er seinen Nebenmann angesehen, die ganze Tischgesellschaft erblickt, bemerkte jetzt die beiden knieenden Kinder und sprang mit einem Ausruf der Ueberraschung von seinem Stuhle auf. Wolf, der jetzt einsah, daß sie am Ende doch keine so üble That verrichtet, indem aus dem früheren Steinblock ein gehörig lebendiger Mensch geworden, faßte sich zuerst wieder und erzählte dem Ritter in kurzen Worten, wer sie wären und was sie angefangen hätten, bis zu dem Augenblick, wo sie ihn zufällig wieder in's Leben gerufen. Dieser sah die beiden Kinder ganz verwundert an und hörte ihrer Erzählung mit demselben Erstaunen zu, mit dem sie ihn betrachteten.

Als die Rede auf den Krug kam, trat er aufmerksam näher,

und als ihn Kuno in die Höhe reichte und vorzeigte, stieß der Ritter einen lauten Schrei des Entzückens aus, drückte bald die Knaben, bald den Krug an seine Brust und rief laut, wobei ihm die Thränen in den grauen Bart rollten: „Nun hat alle, alle Noth ein Ende!“

So ungern sich Kuno auch von seinem Krug trennte, so ließ er ihn doch dem Ritter, der ihn an seinen Arm hing, und da der Abend bereits hereinbrach, die Knaben aufforderte, ihm zu folgen. Sie gingen alle drei auf den Strand der Insel, stiegen die Treppen hinab und setzten sich in den Kahn, der sich alsbald umwandte und ohne Hülfe von Rudern und Segeln eilig nach der Richtung hinschwamm, wo die beiden Knaben heute Morgen hergekommen. Bald erreichten sie das andere Ufer, stiegen aus und führten den Ritter an die Stelle des See's, wo man das Schloß deutlich auf dem Grunde desselben sehen konnte. Da setzten sie sich hin, und der alte Ritter sah lange in die Tiefe und winkte freudig mit der Hand hinab. „Ja,“ rief er laut, „bald werdet ihr Armen dort unten erlöst sein, und bald wird das Schloß wieder hervortauchen aus dem schwarzen Wasser und wie ehedem stolz und stattlich in das Thal schauen.“ Wolf und Kuno, die aufmerksam den Reden des Ritters zuhörten, waren sehr neugierig, zu erfahren, was es mit dem Schloß dort unten für eine Bewandtniß habe, und Wolf hatte den Muth, den Ritter darum zu fragen.

Dieser schaute noch eine Weile nachdenkend in den See, als wollte er dort unten etwas erspähen, dann wandte er sich zu den Knaben und erzählte ihnen die Geschichte des Schlosses folgendermaßen.

„Das Thal, in welchem wir uns befinden, gehörte vor noch nicht langer Zeit dem Könige Dagobert, den ihr auf der Insel oben an dem Tische mit der Krone auf dem Haupte sitzen sahet. Er lebte froh und glücklich auf seinem Schlosse, das aber damals nicht wie jetzt auf dem Grunde des See's lag, sondern traulich zwischen den

war geendigt, und die Tänzer und Tänzerinnen hüpften in die Couliſſe zurück. Die Muſik ging in ein raſcheres Tempo über, und ſiehe, wer trat da ſo ſicher und graziös auf, im reizenden Coſtüm, den blühenden Kranz von Roſen leicht auf die blonden Locken gedrückt — es war ſeine geliebte Unbekannte. Er ſah es jeder ihrer Bewegungen an, ſie mache dieſelben nur für ihn; nur nach ihm wandte ſie ihr großes blaues Auge, und reichte ihm die Hand, nachdem ſie ſie zuvor an ihr Herz gedrückt hatte. — Er liebte ſie unausſprechlich.

Mittlerweile hatte er ſeine Studien beendigt und ward als erſter Tenor bei der Bühne engagirt. Doch auch jetzt, wo er ſeiner Stellung halber mit vielen Leuten verkehren mußte, behielt er ſeine frühere Abneigung gegen jede Geſellſchaft. Oeffentliche Orte beſuchte er nie und mit ängſtlicher Sorgfalt vermied er Alles, was ihn in das Treiben anderer jungen Leute hineinziehen konnte.

Da erhielt er eines Tags ein Billet, in welchem ein Unbekannter ſein Bedauern über ſeine gänzliche Abgeſchiedenheit ausſprach, wie es traurig ſei, daß er ſeine ganze Zeit nur ſeiner Geliebten widme, da er doch wohl denken könne, daß dieſe es nicht eben ſo machen würde. Er glaube der einzige Begünſtigte zu ſein, doch würde ſich Schreiber dieſes ein Vergnügen daraus machen, ihm das Gegentheil zu beweiſen, und das nur in der einzigen Abſicht, um ſeine Geſellſchaft für ſeine Verehrer zu gewinnen. Er möge ſich nur heute Abend um die und die Zeit an eine bezeichnete Laterne ſtellen, und dann mit ſeinen eigenen Augen ſehen.

Anfangs verlachte der Sänger das Billet; dann aber ſtieg ein kleiner Zweifel auf, den er zuerſt niederkämpfte, doch gleich wieder heraufrief. Er fing an, einzelne Worte und Mienen ſtrenge zu unterſuchen und ſich Thatſachen, die ihm ſonſt ganz unſchuldig erſchienen waren, verdächtig zu machen. Er führte ſich an einen bodenloſen, entſetzlichen Abgrund, er ſah die Untreue des Mädchens, für das er allein lebte, und ſchauderte zurück, denn er fühlte, daß ihn der Sturz für ſein Leben unglücklich machen mußte. Er wollte zu ihr hin, ihr das Schreiben zeigen, und ſo demſelben Hohn ſprechen; doch auf dem Wege zu ihrer Wohnung wandte er um und — ſtand des Abends, in ſeinem Mantel gewickelt, auf der bezeichneten Stelle.

Er ſtand und ſah, und ſtand lange; es ſchlugen die Glocken ſehr oft, während er da ſtand, und wie er ſich endlich an ſeine Stirn faßte, um ſich zu ermuntern, war es tief in der Nacht. Er hatte das Mädchen ſeiner Liebe geſehen, wie ſie vertraulich mit einem Manne daher kam, mit einem Manne, der ihr lange nachgeſtellt, und von deſſen Liebe zu ihr ſie oft dem Sänger muthwillig lächelnd erzählt und ſcherzhaft zu ihm geſagt: „Sieh, wenn du mich einmal treulos verläſſeſt,

umliegenden Bergen versteckt, tief im Thale, inmitten von schönen Gärten und fruchtbaren Wiesen. Der König war heiter und zufrieden, denn er hatte Alles, was das Leben angenehm machen kann. Leider war ihm seine Gemahlin gestorben, doch hatte sie ihm zwei Töchter geboren, denen das Glück zu Theil wurde, daß an ihren Wiegen zwei jener mächtigen Wesen standen, die man Feen nennt. Diese vertraten denn Mutterstelle bei den kleinen Prinzessinnen und beschützten und pflegten sie so gut, daß sie in Fülle der Gesundheit und ausgezeichneter Schönheit kräftig heranwuchsen. Statt Gold, Silber und Edelsteinen, das sie ihnen hätten zum Pathengeschenk machen können, segnete die eine den Brunnen des Schloßhofes und ließ sein Wasser heilsam sein, sowohl für alle Krankheiten, als auch für jenes Uebel, dem kein Mensch entfliehen kann, das Alter, indem auch der älteste Greis nach einem Trunk aus jener Quelle, wenn auch nicht die Frische und das Aussehen der Jugend wieder erhielt, doch noch lange Jahre in guter Gesundheit und fröhlich fortleben konnte. Die andere gab einen kupfernen Krug — es ist derselbe, den ich durch Eure Hülfe wieder erlangt habe — um mit ihm allein jenes heilsame Wasser zu schöpfen. Als die beiden Prinzessinnen ziemlich herangewachsen waren, mußten die Feen auf Befehl ihrer Königin das Thal verlassen, zu welcher Zeit sie dem Könige nicht verhehlten, daß durch den Schutz, den sie seinen Kindern haben angedeihen lassen, ein böser, aber mächtiger Geist, der ihre Werke stets zu verderben suche, aufmerksam geworden und auch hier nicht säumen würde, wenn es ihm möglich wäre, Unheil zu stiften. Da ihm alle Dinge, die dem finstern Schoos der Erde entstiegen, unterthan seien, so habe er auch Gewalt über alles Wasser, was dem Boden entquelle, und also auch über die Fluthen des heilsamen Brunnens. Um nun dieser Gewalt entgegen zu wirken, die, wo es ihr möglich sei, nur das Böse vollbringe, solle der König den unscheinbaren kupfernen Krug hoch in Ehren halten und es nie zugeben, daß mit einem andern Gefäß als mit diesem aus dem Brunnen im Hofe geschöpft würde; denn so nur

könne der mächtige unterirdische Geist im Zaume gehalten und ihm die Kraft benommen werden, damit er nicht dem Wasser einen bösen Zauber beimische, oder die Fluthen so gewaltig ausströmen lasse, daß sie Allen, die in dem Thale lebten, den Untergang brächten.

„Der König versprach, diese Vorschrift sorgfältig zu beobachten und die Feen schieden, nachdem sie noch einmal allen Segen auf die beiden Prinzessinnen herabgewünscht. Darauf ließ der König den alten, unscheinbaren Brunnen auf die kostbarste Art mit geschliffenem Marmor umgeben und es wurde von dem schönsten Rosenholze ein Dach darüber gebaut, das nur eine einzige kleine Thür hatte, zu welcher der König ein überaus künstliches Schloß machen ließ, dessen Schlüssel er beständig im Gürtel verwahrte und nie von sich gab. Da er nicht geizig war und gerne Jedermann den Genuß des heilsamen Wassers unentgeldlich gönnte, so durfte Alt und Jung, Reich und Arm zu gewissen Stunden in den Schloßhof kommen, wo sich alsdann König Dagobert selbst an dem Brunnen einfand, mit eigener Hand das Schloß fortnahm und sorgfältig darauf Acht hatte, daß aus dem Brunnen mit keinem andern Gefäß als mit dem kupfernen Krug geschöpft wurde. Das Wasser hatte in kurzer Zeit schon so viele gute Dienste gethan, daß es leicht erklärlich war, wie darob der Neid jenes bösen unterirdischen Geistes rege werden konnte, weßhalb dieser schon in mancherlei Gestalt versucht hatte, den Krug zu rauben oder das Schloß zu zertrümmern, womit König Dagobert den Brunnen verwahrte. Schon einige Mal fand der König zwei Krüge von der gleichen Gestalt, so daß es ihm schwer geworden wäre, den rechten zu erkennen und er vielleicht den falschen für den ächten genommen hätte, wenn die Feen den beiden Prinzessinnen nicht ein so richtiges Gefühl eingeflößt hätten, daß sie das Falsche und Unrichtige augenblicklich erkennen konnten. Auch waren schon zum Oefteren Gesandte fremder Könige oder deren Prinzen selbst gekommen, um von dem Wasser zu kosten, und schon mehr als einer hatte den König Dagobert ersucht, ihn mit seinen eigenen

Gefäßen das Waſſer ſchöpfen zu laſſen. Doch dieſer bedachte zu gut den Spruch der Feen und war zu wohl überzeugt, daß jener böſe unterirdiſche Geiſt alle ihm nur zu Gebot ſtehenden Künſte aufbieten würde, um das Geſchenk der Feen zum Nachtheil zu wenden."

Bei dieſen Worten hielt der Ritter einen Augenblick inne, ſah ſeufzend in den ſchwarzen See und fuhr fort: „ach, ſo ernſtlich der König auch darauf bedacht war, dies gefährliche Geſchenk mit möglichſter Sorgfalt zu beaufſichtigen, ſo wurde er doch überliſtet. Es begab ſich eines Tages, daß König Dagobert befahl, auf jenem Platze, wo ihr mich fandet, die Mittagstafel aufzuſchlagen, auf jener Inſel, die damals aber nur ein ſchöner grün bewachſener Hügel war, der ſanft aus dem Thale aufſtieg. Es war ein herrlicher Tag, und nachdem der König mit den beiden Prinzeſſinnen und uns, ſeinem Gefolge, einen Ritt über die benachbarten Berge gemacht, erreichten wir jenen Hügel, wo die Tafel bereit ſtand. Die Knappen zogen ſich mit den Pferden und Hunden in's Gebüſch und wir lagerten uns unter fröhlichen Scherzen um den Tiſch, die Freuden des Bechers, ſowie der vollen Schüſſeln zu genießen. Oben an dem Tiſche ſaß der König und zu ſeinen beiden Seiten die Prinzeſſinnen, während hinter ſeinem Stuhle mehrere Leibpagen bereit waren, ſeine Befehle zu erfüllen. Der kupferne Krug, den er ſogar auf ſeinen Spazierritten mitnahm und der alsdann zur Seite an ſeinem Sattelknopf hing, ſtand vor ihm auf dem Tiſche. So tafelten wir und die Luft war ſo rein und gewürzig, der Tag ſo ſchön, daß aus eines Jeden Bruſt Sorgen und ſchwere Gedanken verſchwanden, und Alles heiter und guter Dinge war. Da bemerkte ich auf einmal, daß ein zerlumpter Bettler, der mehrmals um den Fuß des Hügels herumgegangen war, jetzt die Anhöhen hinanſtieg und ſich dem König Dagobert näherte. Bei der Tafel angekommen, ließ er ſich auf die Kniee nieder und flehte den König in den demüthigſten und rührendſten Ausdrücken um einen Trunk des heilſamen Waſſers an. Der König, der nicht gern von der

Tafel aufgestanden wäre, forderte ihn auf, in einer Stunde in's Schloß zu kommen, wogegen der Bettler betheuerte, das Wasser könne ihm nur in diesem Augenblicke helfen, da er gerade von fürchterlichen Schmerzen geplagt sei. Als die Prinzessinnen sahen, daß der König in diesem Augenblicke nur ungern seinen Becher verließ, wandten sie sich an ihn und baten, er möchte ihnen den Krug und den Schlüssel anvertrauen und sie allein mit dem Bettler hinab in's Schloß gehen lassen, um diesem mit einem Trunk Wasser zu helfen. Die beiden jungen Damen waren des Sitzens überdrüssig und lagen daher ihrem Vater so lange mit Bitten an, bis er ihnen Krug und Schlüssel gab. Er empfahl ihnen auf's Neue die größte Vorsicht und ließ sie den Hügel hinab in's Schloß springen. Der Bettler folgte ihnen. Uns Allen, die wir um den König herum saßen, kam bei diesem Vorfall nicht ein argwöhnischer Gedanke. Das Schloß lag ganz nahe und wir konnten den Prinzessinnen mit unsern Blicken folgen. Diese kamen an den Brunnen, schlossen das Dach auf, schöpften mit dem kupfernen Kruge das Wasser und schienen dann den Bettler zu fragen, ob er kein Gefäß mitgebracht habe, in welches sie das heilsame Wasser schütten könnten. Dieser verneinte es, und da ich, an nichts Böses denkend, im gleichen Augenblick meinen Becher an die Lippen setzte, so konnte ich nicht sehen, ob die beiden Prinzessinnen dem Bettler den kupfernen Krug in die Hand gegeben, oder ob er ihnen denselben entrissen hat. Genug, er schwang den Krug triumphirend gegen uns, und als er daruach in die Erde versank, sahen wir wohl, daß uns jener mächtige Geist überlistet. Ich wollte von meinem Sitz aufsahren, doch ich vermochte es nicht, ja, ich konnte nicht einmal meinen Becher vom Munde bringen, sondern hatte vielmehr ein Gefühl, als sei derselbe an meine Lippen festgewachsen. Ich wunderte mich, daß keiner der andern Ritter aufspringe und den beiden Prinzessinnen zu Hülfe eile, die sich vergebens bemühten, das Brunnendach vor der heraufstürmenden Fluth zu verschließen. Doch

alle, die an der Tafel saßen, schienen im gleichen Augenblick wie ich erstarrt zu sein. Kein Laut entfuhr ihrem Munde und sogar das Gebell der Rüden, die sich munter im Grase gewälzt, endete mit einem schmerzlichen Schrei und dann war Alles um uns still. Vor meinen Augen schwamm es wie dichter Nebel, aber trotzdem ich Brunnen und Schloßhof nur undeutlich erblickte, konnte ich doch sehen, daß immer neue und gewaltigere Wasserströme dem Brunnen entstürzten. Die Prinzessinnen riefen um Hülfe, aber Niemand sprang zu ihrer Rettung herbei. Schon hatte das Wasser den ganzen Schloßhof überströmt und stieg an den Mauern und Thalwänden langsam empor. Bald war von den beiden unglücklichen Prinzessinnen nichts mehr zu sehen; jetzt stand das Wasser schon in der Hälfte des großen Thurmes, hatte nun das Dach erreicht, dessen Spitze im nächsten Augenblick nur noch hervorsah. Auch diese verschwand und wie sich das Wasser über ihr zusammenschloß, zeigte ein kleiner zitternder Ring, der sich immer größer und größer ausbreitete, nur noch wenige Augenblicke an, daß die schwarze Wasserfläche ein stattliches Schloß bedeckt hatte.

Und wir waren während der Zeit erstarrt, nicht nur vor Schrecken, sondern durch Zaubergewalt, nicht blos für den Augenblick saßen wir da und konnten kein Glied regen, nein, es war, als wandelte sich unser Blut langsam zu Stein, als erkaltete alles Leben in uns. Jeder blieb in derselben Stellung, ja, mit denselben Mienen sitzen, die er in dem Augenblicke gehabt hatte, wo der verruchte Zauberer mit dem Kruge gegen uns gewinkt. Auch verdunkelten sich unsere Augen und es ward Nacht vor unsern Blicken. Und so saßen wir Tag um Tag, Nacht um Nacht, Wochen und Monate, und es sind jetzt beinahe drei Jahre so hingeschwunden."

So erzählte der Ritter und die beiden Knaben hatten ängstlich zugelauscht. Die Nacht war jetzt ganz heraufgestiegen und sie führten den Ritter nach dem Häuschen hin und erzählten ihm von den beiden Schlangen, die sich in der letzten Nacht in zwei schöne

Mädchen verwandelt hatten. Wolf ſprach von den Kronen, die ſie auf ihrem Haupte getragen, und der Ritter erkannte alsbald zu ſeiner großen Freude, daß es die beiden Prinzeſſinnen ſeien und daß ſie noch immer unter dem Schutze der guten Feen ſtünden; denn dieſe hatten wahrſcheinlich das ſchöne Häuschen hier hingezaubert und halfen ihnen jedesmal nach dem dritten Tage den See verlaſſen, um die Nacht in ihrer natürlichen Geſtalt hier zuzubringen.

Die beiden Knaben legten ſich auf die ſeidenen Betten, der alte Ritter auf den Boden und ſo ſchliefen alle drei, bis der goldene Morgen herauf kam. Da erwachten ſie fröhlich und der Ritter begann eifrig nachzudenken, wie er die Entzauberung des Schloſſes wohl bewerkſtelligen könne. So leicht ihm dies geſtern erſchienen war, ſo fand er doch bei näherem Betrachten, daß die Sache doch ihre Schwierigkeiten habe; denn er hatte freilich den Zauber, der die Macht jenes böſen Geiſtes wieder bändigen mußte, aber wie er das vermittelſt des Krugs anzufangen habe, das wollte ihm nicht recht klar werden. Wußte er doch keinen Spruch, kein Zauberwort, daß er die ſchwarzen Waſſer hätte bändigen und zwingen können. Der gute Ritter war wahrlich in keiner geringen Verlegenheit; er ging mit den beiden Knaben am Ufer des See's auf und ab und war ſchon im Begriff, nach der Inſel zu ſchiffen, um dort den Verſuch zu machen, jeden von der Tafelrunde zu erwecken, auf die gleiche Art, wie die Knaben ihn erweckt hatten. Da kam ihm plötzlich ein anderer Gedanke. „Ei," dachte der ehrenfeſte Ritter, „es wäre auf jeden Fall beſſer, wenn du deinen Herrn erſt dann erwecken würdeſt, nachdem Schloß und Thal entzaubert und wieder lieblich vor ſeinen Blicken daliegt, und wenn dir auch der Zauberſpruch hiezu nicht bekannt iſt, ſo iſt es deine Pflicht, für deinen Herrn und König ein Wagniß zu beſtehen, mag es nun enden, wie es will." Unter dieſen Gedanken ſetzte ſich der Ritter mit den beiden Knaben in den Nachen, der alsbald in den See hinausfuhr.

Als sie in die Mitte des schwarzen Wassers gekommen waren, stand der Ritter plötzlich auf und sagte: „meine lieben Kinder, bleibt ruhig sitzen und laßt mich einen Versuch machen, ob es mir nicht gelingt, den Zauber mit einem Male von dem Thale zu nehmen, indem ich es versuche, mit Hülfe des Kruges dort unten das Brunnendach zu schließen, damit die Fluth ferner nicht mehr ausströmen kann."

Die Knaben wußten nicht, was diese Rede des Ritters zu bedeuten habe, stießen aber einen lauten Schrei des Schreckens aus, als sie sahen, wie der Ritter in den schwarzen See hinabsprang und augenblicklich verschwand. Kuno schlug jammernd die Hände zusammen, mehr über seinen Krug als über den Ritter, und Wolf konnte sich des Gedankens nicht erwehren, als sei dieser ein anderer böser Geist, der ihnen den Krug nun auch entführt habe. Doch während sie noch so saßen und Kuno laut weinte, hörten sie auf einmal tief unter sich auf dem Grunde des See's ein lautes Geräusch, als würde eine Thür heftig zugeschlagen, und wenig Augenblicke nachher bemerkten die erstaunten Knaben, daß mit dem See eine gewaltige Veränderung vor sich gehe. Er fing an, unruhig zu werden und dann aufzubrausen, auch bemerkten sie an den Ufern rings herum, daß das Wasser zusehends abnehme. Dabei überzog sich der Himmel plötzlich mit schwarzen Wolken, die sich an einigen Stellen bis auf den See herabließen und das Wasser aufzutrinken schienen. Mit jedem Augenblick wurden die Wolken von dem schwarzen Wasser dunkler und als sie so vollgetrunken waren, zogen sie schwerfällig über die Berge, um andern durstigen Wolken Platz zu machen. Das Wasser in dem See sank indessen schneller und schneller. Jetzt tauchte dicht neben dem schaukelnden Nachen die Spitze eines Thurmes auf und bald sahen sie das ganze Dach desselben aus dem Wasser hervorragen. Auf der Spitze und unter dem hervorspringenden Dach bemerkten die Beiden zu ihrem Erstaunen Krähen, Schwalben und anderes Gevögel

welches die Köpfe unter die Flügel geſteckt hatte und zu ſchlafen ſchien. Doch nicht ſobald war das Waſſer unter ihnen herabgeſunken, als alle erwachten. Die Habichte und Krähen flogen hoch in die Luft, um ſich umzuſehn, was es denn eigentlich gebe, und die Schwalben ſchoßen hungrig über dem Waſſer dahin, da ſie lange nichts gegeſſen, um ſich Mücken und andere Inſekten zu ihrem Frühſtück zu holen. Bald darauf kamen rechts und links neben den Knaben andere Gemäuer hervor, kleinere Thürme mit Schießſcharten, hinter denen Knappen an ihre Spieße gelehnt ſtanden und ebenfalls zu ſchlafen ſchienen. Doch hatte auch dieſe nicht ſobald, ſtatt des ſchwarzen Waſſers, die friſche Luft umſpült, als ſie ſich dehnten und reckten, laut gähnten und verwundert um ſich ſchauten.

Nun tauchte das Dach des Schloſſes ſelbſt auf und wenn die Knaben ſchon das Erwachen der Vögel und der Knappen auf den Thürmen in Erſtaunen geſetzt hatte, ſo ſtieg ihre Verwunderung jetzt auf's Höchſte, als ſie ſahen, wie ſich Menſchen und Thiere in jedem Stockwerk belebten, ſobald das Waſſer geſunken war. Dort ſtreckten ein paar Stallbuben die Köpfe zu dem Söllerfenſter heraus und andere fuhren fort, den Hafer auszumeſſen. Tiefer unten öffneten Mägde die großen Flügelfenſter und ließen friſche Luft hinein in die Gemächer des Königs; in der Küche aber war das Gewimmel am mannigfaltigſten und größten; denn als vor drei Jahren die Verzauberung vor ſich gegangen war, hatte der Küchenmeiſter gerade das Deſſert für des Königs Tafel zugerichtet und war in dieſem wichtigen Geſchäft geſtört worden. Hier liefen die Küchenjungen umher und ſtellten Schüſſeln voll Paſteten, voll Zuckerwerk, ſeltenen Früchten und andern köſtlichen Sachen zurecht, und die Tafeldecker in ihren goldbordirten Röcken nahmen die Schüſſeln eilig auf, um ſie den Flügel hinan zu tragen.

Die Knaben ſanken tiefer, und tiefer; jetzt ſtand das ganze Schloß ſo hoch und ſtattlich, wie es der Ritter beſchrieben, vor

ihnen, und sie befanden sich hinter demselben in einem schön angelegten Garten und sahen plötzlich, daß der Kahn auf einem kleinen Teiche schwamm, an dessen Ufern er sich anlegte, worauf Beide hinaus in den schönen Garten sprangen. Eilig liefen sie um das Schloß herum; um den alten Ritter aufzusuchen, und als sie in den Schloßhof kamen, sahen sie ihn an dem Brunnen des heilsamen Wassers stehen, auf dessen Rande der kupferne Krug stand. Die beiden Prinzessinnen aber, die sie in dem kleinen Häuschen gesehen hatten, lagen in seinen Armen und alle drei weinten vor Freude, Rührung und Entzücken. Die Knaben waren zu schüchtern, um näher zu treten, und hielten sich in bescheidener Entfernung, doch waren auch sie von all' dem Wunderbaren, was sie gesehen, so ergriffen und gerührt, daß ihnen ebenfalls die Thränen die Wangen hinabliefen. Plötzlich begann es droben auf dem Hügel, der noch vor wenig Augenblicken als Insel aus dem schwarzen See hervorsah, lebendig zu werden. Jagdhörner schallten, Pferde wieherten und die Hunde bellten. Jetzt bogen sich die Sträucher aus einander oder wurden niedergetreten von den Hufen der daher stürmenden Rosse. Alles war dort oben wieder zum Leben erwacht und an der Spitze seiner Tafelrunde stürmte König Dagobert daher, schon von Weitem seinen Kindern mit lautem Gruße zurufend. Im Schloßhof sprang Alles von den Pferden und der Freude und des Entzückens war kein Ende. Darauf erzählte der alte Ritter von den beiden Knaben, daß sie es wären, welche den bösen Fluch von dem Thale genommen, und stellte sie dem Könige vor. Dieser erkundigte sich nach ihren früheren Schicksalen und da ihm das berühmte Geschlecht der Schreckenberger wohl bekannt war, so nahm er deßwegen, sowie auch aus Dankbarkeit den letzten Sproß desselben mit der größten Freundlichkeit und Gnade auf, und ebenso auch Wolf, der durch sein reiferes Alter und seinen Muth nicht wenig zu der glücklichen Entwicklung der Geschichte beigetragen.

Im Schloß des Königs begann das alte fröhliche Leben wieder

und wurde fortan durch keinen bösen Feind mehr gestört. Als Kuno und Wolf einige Jahre in allen ritterlichen Uebungen unterrichtet waren, unternahmen sie Streifzüge in das Land, um Riesen zu bekämpfen und der Unschuld beizustehen, wobei sie auch eines Tages das Schloß der Schreckenberger besuchten und dort in einem elenden Häuschen durch Gottes Fügung noch einen jener alten Mannen trafen, der mit dem alten Fratz von Schreckenberg gestanden, gefallen, aber nicht gestorben war. Da er um die vergrabenen unermeßlichen Schätze gewußt, so hatte er sie sorgfältig verwahrt und händigte sie jetzt dem Erben ein, worauf ihn dieser mit an den Hof des Königs Dagobert nahm. Im Lauf der Zeit wußten sich die beiden edlen Ritter, Kuno und Wolf — denn auch letzterer hatte den Ritterschlag empfangen — die Liebe der beiden Prinzessinnen zu erwerben, so daß der alte König Dagobert nicht umhin konnte, in eine doppelte Vermählung zu willigen.

Von dem kupfernen Krug erzählte der alte Manne des Fratz von Schreckenberg, daß ihn sein Herr einst von einem Streifzuge mitgebracht. Doch sei er seines schlechten Ansehens halber in die Rumpelkammer geworfen und vergessen worden. König Dagobert aber erkannte in dem Traum, den die gute selige Gräfin von Schreckenberg gehabt hatte, das Walten der schützenden Feen, die Alles zum Guten gelenkt hatten.

so hab' ich gleich Ersatz." — — Mit dem Manne hatte er sie gesehen und war darauf in wüste Träume versunken. Entsetzlich lange Stunden hatte er auf die Ecke gestarrt, um welche sie mit ihm verschwunden. Im Traum waren in ihm lang vergessene Erinnerungen aufgetaucht, unter Anderm hatte er einen alten eisgrauen Mann gesehen, der ihn höhnisch angrinzte und zu ihm sprach: „Warum hast du auch auf die eine Karte dein ganzes Glück, die ganze Ruhe deines Lebens gesetzt?" Darauf war der Alte mit einem gellenden Gelächter verschwunden. Er raffte sich auf und ging zum letzten Mal an ihrer Wohnung vorüber. Noch brannte Licht in ihrer Stube, in welcher er so glückliche Stunden verlebt hatte. Er blieb einen Augenblick stehen und starrte in den Schein, ohne zu wissen, was er hier noch wolle. Da öffnete sich leise die Hausthür, und derselbe Mann, den er vorhin mit dem Mädchen gesehen hatte, schlich heraus.

Am andern Morgen empfing die Intendanz des Theaters ein Schreiben von unserem Sänger, in welchem derselbe anzeigte, sein Contract sei ohnehin in einigen Tagen zu Ende, und wichtige Familienverhältnisse zwängen ihn, augenblicklich nach seiner Heimath zu reisen. Für die wenigen Vorstellungen, welche er noch zu spielen habe, verzichte er auf seine Gage, die er seit einiger Zeit nicht erhoben. Auch hatte er noch in derselben Nacht der Tänzerin geschrieben, hatte ihr ihre Untreue ruhig vorgehalten und ihr dabei ohne Vorwurf gesagt: sie habe ihn sehr elend gemacht, habe die Ruhe seines Lebens zerstört, hatte sie gebeten, keine Versuche zu machen, sich ihm, weder schriftlich, noch persönlich zu nähern, da er keinem bloßen Gerücht geglaubt, sondern mit eigenen Augen gesehen habe. Er verschwand plötzlich, wie er gekommen war. Lange reiste er nun umher, nahm einen andern Namen an, und erlangte in einigen Jahren durch sein Talent einen ausgezeichneten Ruf. Doch sah man ihn nie lachen, und seine frühere Scheu gegen alle Bekanntschaften und gesellige Unterhaltungen hatte noch zugenommen. Briefe, die auf seinen Reisen ankamen, öffnete er gar nicht, sondern verbrannte sie gleich, ohne nur einmal zu sehen, woher sie waren.

So lebte er einige Jahre, wenn man sein Vegetiren leben nennen kann. Nie offenbarte er sich Jemand, nie hat er mit einem Menschen über sein früheres Verhältniß, seine Heimath oder Verwandte gesprochen; er ward mit jedem Tage melancholischer und schien sein Leben nur wie eine schwere, nicht abzuwerfende Bürde zu tragen. Das Vermögen, welches er sich erworben hatte, setzte ihn in den Stand, ganz unabhängig zu leben, was er denn auch that, indem er unstät umher reiste, ohne sich an einem Orte lange aufzuhalten.

Da erhielt er eines Morgens zwei Briefe, welche ihm vermittelst

Weihnachtsmärchen.

Wenn im Winter der Schnee die Aeste der Bäume niederbeugt und der rauhe Nordwind durch die Straßen saust, wenn die Tage kürzer und die Abende länger und immer länger werden, so fragen die Kinder einander: wie viele Sonntage gibt's noch bis Weihnachten? Und da heißt es dann noch vier, später noch drei, endlich zwei und dann gar noch einen, worauf eine andere Rechnung beginnt und die Kinder davon sprechen: wie oft sie noch zu Bett gehen und wieder aufstehen müssen, bis der heilige Christabend da sei. So denken aber alle Kinder, reiche und arme, und wenn für letztere auch keine Tannenbäume geputzt werden und wenn ihnen leider der heilige Christ keine schönen Sachen bescheert, so jubeln sie doch bei dem Glanz der vielen Lichtchen, die überall hervorfunkeln, und erfreuen sich an der kleinen Gabe, sei sie auch noch so gering, die ihnen die armen Eltern bescheeren können. Aber ein solcher Abend ist traurig für das Kind, das keine Eltern und keine Verwandten mehr hat, und das, von der Gnade fremder Menschen lebend, am Weihnachtsabend zusehen muß, wie überall schöne Tannenbäume leuchten und überall bescheert wird, ohne daß es mehr

davon hat als den bloßen Anblick, und dieser wird ihm oft nicht einmal vergönnt.

Solch ein armes elternloses Kind war zur Zeit, in der unsere wundersame Geschichte spielt, in dem Hause eines reichen Handelsherrn, der selbst viele Kinder hatte und dazu eine böse Stiefmutter, mit der er sich nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete, und die dem Kaufmann noch ein Söhnlein schenkte, das sie auf alle Weise verzog und hätschelte. Wenn es auch der Vater nicht leiden mochte, daß die böse Stiefmutter, wie sie wohl gern gethan hätte, ihren Sohn den andern eigenen Kindern vorzog, und er mit Strenge darauf sah, daß alle gleich gut behandelt wurden, so konnte er es doch nicht dahin bringen, daß der arme elternlose Knabe, welcher Gustav hieß, von der Stiefmutter mit Liebe und Freundlichkeit betrachtet wurde. Wenn er ihr hierüber zuweilen Vorstellungen machte, so pflegte sie zu sagen: „Ah, was, der kleine Balg muß glücklich sein, wenn er Essen und Trinken bekommt und einen Platz zum Schlafen. Das wäre eine ganz neue und seltsame Mode, wenn Bettelkinder verlangen wollten, daß man sie mit Gott weiß welcher Aufmerksamkeit pflegen sollte." Ach, der arme Gustav verlangte dergleichen nicht und machte nie eine betrübte Miene darüber, wenn er schlechteres Essen und schlechtere Kleider bekam als die übrigen Kinder, nur schmerzte es ihn tief in seinem kleinen Herzen und er konnte nicht begreifen, warum die andern Kinder, die doch gerade so aussahen wie er und doch nicht mehr wußten und konnten als er, es so vielmal besser hatten. Besonders wenn der Weihnachtmorgen kam und die Kinder des Kaufmanns all die wunderbar schönen Sachen zeigten, die sie erhalten hatten, und wenn ihm dann der rechte Sohn der bösen Stiefmutter, der ihn überhaupt nicht leiden konnte, schadenfroh versicherte: für ihn wäre nichts angekommen, denn das Christkindchen dächte an die kleinen Bettelkinder gar nicht, so ward er sehr betrübt und nahm sich jedesmal fest vor, sobald

ihm das Christkindlein einmal in den Weg käme, wolle er es anhalten und fragen, warum es ihn denn beständig vergesse.

Jetzt kam wieder einmal ein Weihnachtabend und der arme Gustav erfuhr von den Mägden und Knechten in der Küche, daß in der Mitternacht ein silbernes Glöcklein erklinge und daß alsdann der heilige Christ auf einem kleinen Esel einher geritten komme, um den Kindern all die schönen Sachen zu bescheeren, die sie am andern Morgen auf Tischen und Stühlen ausgebreitet fänden. Aha, dachte er bei sich: heute Nacht wirst du genau Achtung geben, bis das Glöcklein erklingt, und alsdann wirst du dem Christkindlein in den Weg treten und es demüthigst um etwas bitten. Gesagt, gethan; Gustav konnte auf seinem schlechten Lager unter dem Dache aus lauter Erwartung nicht einschlafen und wand sich hin und her, indem er alle Schläge der Uhr zählte. Endlich schlug es zwölfmal und gleich darauf glaubte er unten im Hause ein leises Rascheln, sowie das Klingeln eines Glöckleins zu vernehmen. Leise erhob er sich jetzt von seinem Lager und die Kälte der Nacht, sowie die Erwartung der Dinge, die er schauen würde, machten, daß er fröstelnd mit den Zähnen klapperte. Langsam stieg er die Treppen hinab und horchte überall in dem Hause, aber da war Alles todt und still wie in einer Kirche und auch nicht das leiseste Geräusch ließ sich vernehmen. Endlich sah er eine Thür, die nicht fest verschlossen war und durch welche ein feiner Lichtstrahl auf den Gang fiel. Er näherte sich behutsam und als er die Thür erreicht hatte und durch die Spalte hineinsah, ward er sehr traurig, als er sah, daß er zu spät komme, denn das Christkindlein war schon weggeritten, nachdem es auf allen Tischen die wunderbarsten Sachen aufgestellt hatte.

Anfänglich wollte Gustav, der Arme, wieder auf seine Bodenkammer schleichen, allein er konnte der Neugier nicht widerstehen und öffnete langsam die Thür, um die aufgestellten schönen Sachen näher zu besehen. O Gott, was war da nicht Alles. Verwirrt

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20761 / 027

und überrascht blieb das Kind stehen und ließ seine Blicke lang im Kreis umherschweifen, ehe es ihm möglich war, Alles ruhig anzusehen. Da stand auf dem mittlern Tische ein großer, großer Tannenbaum mit vielen Wachskerzen und einer Menge schöner Sachen. Oben an der Spitze des Baumes waren ein paar große Fahnen von Gold, das leise von dem Zugwind zu rauschen anfing, als der Knabe die Thür öffnete. Unter dem Baum auf dem Tische lagen alle möglichen Spielsachen in bunter Reihe. Hier stand ein großer Frachtwagen mit Kisten und Ballen beladen, und daneben sah man den Fuhrmann, der die Peitsche hochgeschwungen in der Hand hielt, und die Pferde und der Wagen, das war Alles so natürlich gemacht, daß man überzeugt war, sowie die Peitsche anfing zu knallen, würden die Pferde ziehen und lustig davon laufen. Ach und daneben stand gar ein hübscher anderer Wagen, in dem die vornehmen Leute zu fahren pflegen, er war blau angestrichen und hatte rothe Räder, und in demselben saß eine wunderschöne kleine Dame, diese trug ein weiß seidenes Kleid mit Spitzen besetzt; auf dem Kopf hatte sie einen Myrthenkranz mit einem lang herabwallenden Schleier, und sah mit ihrem runden hübschen Gesichtchen den armen Gustav so freundlich an, daß er kaum von ihr wegsehen konnte und sich immer wieder nach ihr zurückwandte. Neben dem Wagen standen ganze Regimenter Zinnsoldaten aufmarschirt, die hatten große Bärenmützen auf und das Gewehr im Arm, und sahen ernst und steif vor sich hin. Vorn waren die Tambours und hielten die Schlegel ihrer Trommeln bereit, um auf das Kommandowort tapfer zuschlagen zu können. Auf der andern Seite des Tisches waren kleine niedliche Häuser, ja eine ganze Stadt, mit Kirchen und Brücken, sogar ein großer Garten war dabei, mit schönen Bäumen und kleinen Fontainen, und in dem Garten standen schön geputzte Menschen, die spazieren gingen; auch waren Jäger da, das Gewehr auf der Schulter, die emsig auf ganze Rudel von

Hirschen und Rehen spähten, welche unter den Bäumen umher zu springen schienen.

Jetzt bemerkte Gustav dicht unter dem Tannenbaum eine Figur, vor der er sich anfänglich nicht wenig entsetzte. Sie war noch einmal so groß als die andern, die auf dem Tisch umher standen, und hatte einen unförmlich dicken, fast viereckigen Kopf; das Maul, das sich in diesem Kopfe befand, war selbst für diesen viel zu groß und unförmlich, und obendrein stand es noch weit offen und ließ eine Reihe weißer, scharfer Zähne sehen. Die Augen der Figur waren roth mit einem kleinen schwarzen Flecken und sahen recht grimmig in die Welt hinaus. Die Kleidung des Kerls bestand in einer rothen Hose, kleinen gelben Stiefeln und in einer Husarenjacke. An der Seite hatte er einen großen Säbel, sowie an den Stiefeln unförmliche Sporen. Gustav aber erstaunte noch mehr, als er jetzt bemerkte, daß ihm hinten am Kopf ein unendlich langer Zopf herabhing, der fast bis an die Füße reichte. Dieser grimmig aussehende Mann war aber Niemand anders, als der bekannte Herr Nußknacker, der den Kindern seine scharfen Zähne leiht und sich, so lange er gut gelaunt ist, dazu hergibt, die Nüsse aufzuknacken. Das arme Kind war noch nie in den Fall gekommen, diesen gestrengen Herrn zu benutzen, und da es ihn also nicht kannte, fürchtete es sich sehr vor seinem grimmigen Aeußern. Obgleich ihn Gustav nach näherem Betrachten bald wieder verließ und auf die andere Seite des Tisches zu der kleinen Dame in dem weißseidenen Kleid trat, die ihn so freundlich ansah, so schielte er doch zuweilen nach dem Nußknacker hinüber, und da kam es ihm dann vor, als drehe dieser die rothen Augen nach ihm hin und schnappe die Zähne auf einander. Aber in dem Zimmer war es so behaglich warm, so angenehm, und der Tannenbaum duftete so lieblich und sonderbar, daß dem Kinde anfingen die Augen zuzufallen. Wenn es jetzt auch daran dachte, wieder in seine Bodenkammer hinauf zu gehen und sich auf sein Bett zu legen, so sah

die kleine Dame wieder so lieb und freundlich aus dem Wagen heraus, daß es ihm unmöglich war, von ihr zu scheiden, weßhalb sich Gustav nach einigem Ueberlegen auf eine kleine Bank setzte, die vor dem Tische stand; obgleich er sich fest vornahm, hier nicht einzuschlafen, so nickte er doch bald mit dem Kopfe und seine Augen schloßen sich unwillkürlich.

Da war es ihm plötzlich, als rauschten die goldenen Fahnen stärker auf dem Tannenbaum und die Nadeln der Zweige bewegten sich flüsternd durch einander. Auch schien es ihm, als hebe der Nußknacker seinen Kopf langsam in die Höhe und fletsche zornig seine Zähne gegen den Baum. Selbst die steifen Zinnsoldaten schienen unruhig mit den Füßen zu zucken, als möchten sie gern marschiren, und der Knabe meinte deutlich zu sehen, daß sich die Peitsche des Fuhrmanns in der Luft bewege, als wolle sie laut anfangen zu knallen. Einen Augenblick darauf war Alles wieder ruhig, und halb zwischen Schlaf und Wachen wandte der Knabe seinen Kopf empor zu der schönen Dame im Wagen, und wenn auch sein Mund nichts sprach, so fragte der Schlag seines Herzens: warum der Nußknacker so zornig auf den Tannenbaum schaue und warum Soldaten und Fuhrmann so große Lust bezeugten, lebendig zu werden. Die schöne Dame in dem weißseidenen Kleid wandte ihren Kopf etwas auf die Seite und flüsterte so leise, daß es klang, als bewegten sich blos die Tannennadeln an dem Baum: „Ach, ach, in dem Moos unter dem Tannenbaum sitzt der böse Zauberer, der uns alle gefangen hält, so daß wir uns nicht bewegen und leben können, und wenn der todt wäre, ja, wenn der todt wäre, so könnten wir uns freuen wie du, und könnten Beide in die Welt hinaus ziehen, um ein vergnügteres Leben zu führen, als hier unter den Händen der bösen Kinder allmälig zerrissen und verdorben werden.“ Bei den letzten Worten schien die schöne kleine Dame ein paar Thränen zu weinen, und man konnte deutlich hören, daß der Nußknacker ingrimmig mit Säbel und Sporen klirrte.

Dem Knaben kam das, was er von dem Zauberer hörte, recht sonderbar vor, und er wollte schon anfangen, sich zu fürchten. Doch plötzlich dachte er sich unter dem Zauberer Jemanden, der die arme kleine Dame quälte, wie auch er von der bösen Stiefmutter im Hause gequält wurde. Und da fühlte er sein kleines Herz so zornig werden, daß er plötzlich erwachte, aufstand und an den Tannenbaum hinlief, um den Zauberer zu suchen, mit dem festen Vorsatz, ihm alsbald den Hals umzudrehen. Es war aber, als entfahre allen Herrschaften auf dem Tische ein leiser Ausruf der Freude und Verwunderung, und als er mit seinen kleinen Händen emsig das Moos unter dem Baume durchwühlte, glaubte er, die junge Dame im weißen Seidenkleid schaue nach ihm hin und nicke freundlich mit dem Kopfe. Lange fand er unter dem Baume nichts Verdächtiges. Endlich zog er aber aus dem Moose eine kleine, kaum zwei Zoll hohe Figur hervor, die keine Beine und keine Arme hatte wohl aber einen feuerrothen Kopf mit kleinen tückischen Augen und einem Maul, das von einem Ohr bis zum andern ging. „Aha," dachte Gustav, „das wird der böse Zauberer sein," und nahm ihn mit auf den Tischrand, denn er hatte doch viel zu viel Gerechtigkeitsgefühl, um den kleinen Kerl, mochte er auch ein noch so schlechter Zauberer sein, ungehört zu verdammen. Er stellte ihn vor sich hin, den Kopf nach oben, ihn allen Ernstes zu befragen, warum er die arme kleine Dame im Wagen, den tapfern Herrn Nußknacker, kurz alle hohen und niedern Herrschaften mit seinem bösen Zauber verfolge und ihnen nicht die Freiheit geben wolle. Doch kaum ließ er die Finger von dem Zauberer ab, so purzelte dieser um und stellte sich wie zum Trotz und Schabernack behende auf seinen rothen Kopf.

Gustav fand ein solches Benehmen höchst unanständig und er sah darin eine Tücke des kleinen Kerls, der ihn wegen seiner Frage auslachen wolle. Er richtete ihn wieder auf, doch so wie er glaubte, ihn recht fest hingestellt zu haben, stürzte er abermals um

und noch behender als früher, und es schien dem Knaben, als wackle er mit seinem kleinen Körper aus Bosheit und Trotz hin und her. Jetzt ärgerte sich der Knabe noch mehr über diese Unverschämtheit, nahm ihn zum dritten Mal empor, sprach nochmals zu ihm: „Höre, du böser Zauberer, jetzt gebe ich dir aber allen Ernstes den Rath, laß deine garstigen Grimassen bleiben und sage mir frei und offen: willst du die armen kleinen Leute hier entzaubern oder nicht?“ Aber auch zum dritten Mal sprang er auf seinen Kopf und schien den Knaben auszulachen, so daß ihm, wie früher, sein kleiner, unförmlicher Körper in der Luft vor Vergnügen wackelte.

Das war zu arg. Gustav faßte ihn am Kragen, und war einen Augenblick unschlüssig, ob er ihm eigenhändig den Hals umdrehen sollte, oder ob es nicht besser wäre, ihn dem ehrenfesten Herrn Nußknacker zu übergeben. Endlich entschied er sich für das Letztere, indem es ihm doch wehe that, ein Wesen zu tödten, und selbst wenn dieses Wesen nur ein Zauberer war, der ihn obendrein noch gar verspottet hatte. Auch schien Nußknacker sein Maul noch weiter aufzureißen als früher und es war, als zitterten seine Zähne ordentlich vor Vergnügen, den Feind zu zermalmen, weßhalb der Knabe den kleinen Zauberer in die Hand nahm und ihn rasch dem Nußknacker in's Maul steckte. Das war ein merkwürdig schrecklicher Augenblick, der dem Knaben fast Thränen entlockt hätte, indem er sah, wie der tapfere Nußknacker die entsetzlichsten Anstrengungen machte, sein großes Maul zu schließen, was ihm durchaus nicht gelingen wollte. Er funkelte ingrimmig mit den Augen und Säbel und Sporen klirrten vor unnennbarer Wuth; aber vergebens, er konnte das Maul nicht schließen, um den Zauberer zu zermalmen. Plötzlich fiel dem Knaben ein, ob ihn der schwere Zopf nicht an dieser Bewegung hindere, und um dem Nußknacker zu helfen, daß er den Zauberer tödte, ging er hin und hob den Zopf etwas in die Höhe. Da schlug der Nußknacker die Zähne auf ein-

ander, daß es weithin im Zimmer schallte, und öffnete den Mund wieder und schlug sie abermals zusammen, und nachdem er sie auch zum letzten Mal auf einander geklappt hatte, schien er den Zauberer tödtlich getroffen zu haben und mahlte ihn ordentlich mit den Zähnen zusammen, daß es gerade so klang, als sei eine große Kaffeemühle in Bewegung.

Der Knabe stand da und schaute verwundert um sich, denn was er jetzt sah und hörte, so etwas war ihm in seinem Leben nicht vorgekommen. Nachdem der Nußknacker den Zauberer getödtet, jauchzte er vor Freuden laut auf, nahm seinen Säbel unter den Arm und that einen gewaltigen Luftsprung. Dann eilte er zu dem Wagen hin, in welchem die kleine Dame saß, legte die Hand an den Hut und sprach: „Schönste Prinzessin, ich erwarte deine Befehle!“ Auch auf dem Tische begann plötzlich ein ganz merkwürdiges Leben. Der Fuhrmann knallte mit seiner Peitsche und die Pferde vor dem Wagen zogen plötzlich an, worauf ihnen aber der Fuhrmann zurief: „O ha hi!“ und sie standen augenblicklich und schüttelten sich unter ihren Geschirren vor Vergnügen. Die Tambours vor den Zinnsoldaten schlugen einen kleinen Wirbel und darauf kommandirte einer der Herren Lieutenants: „Gewehr bei Fuß, rührt euch!“ und die steifen zinnernen Kerls wurden beweglich, hier besah einer sein Gewehr, dort nahm ein Anderer die Bärenmütze ab und fragte einen Dritten etwas. Vor der Fronte aber stellten sich die Herren Offiziere zusammen und einer versicherte dem andern auf Ehre: das Wetter sei unvergleichlich schön, worauf der andere geistreich entgegnete: es sei ein schönes unvergleichliches Wetter. Auch in dem Garten fing nun plötzlich alles an, lebendig zu werden. Die Bäume schüttelten ihre Aeste, wie vom Wind bewegt, die Hirsche und Rehe sprangen pfeilschnell über die grünen Flächen dahin, und die Jäger setzten ihnen nach mit Hurrahgeschrei und Hörnerklang, ja alle die Gruppen von Leuten, die früher in den Wegen des Gartens standen und nur so thaten, als gingen

bringender Empfehlung von Station zu Station nachgeſchickt worden waren, der eine groß, mit dem Intendanturſiegel des Hoftheaters, an dem er ſeine Studien angefangen, der andere klein, ſchwarz petſchirt, und eben daher. Eine unſichtbare Hand ſchien ihn abzuhalten, ſie wie alle früheren gleich zu vernichten. Er legte ſie hin, und an einem Abende, wo er trauriger als gewöhnlich geſtimmt war, wo die ſüße Luft ſeine Bruſt geöffnet hatte, gewann er es über ſich, die beiden Briefe zu entſiegeln. In dem größeren bot ihm die Intendanz ein Engagement unter den glänzendſten Bedingungen an. Der andere war von der Schweſter ſeiner früheren Geliebten, welche ihm ſchrieb: „Schon unzählige Male habe ich oder meine unglückliche Schweſter Briefe an Sie abgeſandt, ohne je eine Antwort von Ihnen zu erhalten. Rechnen Sie mit Gott ab, was Sie an uns verſchuldet. — Meine arme Schweſter iſt nicht mehr; doch hat ſie mir und den Meinigen auf dem Sterbebette mit den feierlichſten Eiden verſichert, nie eine Untreue gegen Sie begangen zu haben, und ich miſche meinen Schwur mit dem ihrigen, denn ich war zu überzeugt von ihrer innigen reinen Liebe zu Ihnen. Was Sie auch mögen geſehen haben: meine Schweſter hat Ihnen mit keinem Gedanken die gelobte Treue gebrochen, wohl aber Sie. Leben Sie wohl, und wenn Sie es können, glücklich.“

Beim Durchleſen dieſer einfachen Zeilen erfaßte den unglücklichen Mann ein entſetzlicher Zweifel. Die klaren Worte löſten eine dicke Eisrinde von ſeinem Herzen und ließen ihn früher verlebte glückliche Stunden mit der quälendſten Erinnerung wieder genießen. Das Bild ſeiner geliebten Tänzerin tauchte vor ihm auf, ſie neigte ſich lächelnd gegen ihn, mit dem Roſenkranz auf dem Haupte, wie er ſie zuerſt auf der Bühne geſehen. — Dann ſank ſie mit geſchloſſenen Augen langſam zurück ins Grab.

Noch in derſelben Nacht nahm er Poſtpferde und reiste ohne Unterbrechung, bis er den Ort ſeines früheren Glückes, ſeines tiefen Schmerzes erreicht hatte. Ach, ſie hatte ihm die Wahrheit geſchrieben, die arme Schweſter: ſein Mädchen war ihm treu geweſen, und er war in das Netz des ſchändlichſten Betruges ſchlechter Menſchen gefallen, deren Zweck und Motiv nicht mehr zu ergründen war.

Da ſtand er ſpät in der Nacht wieder an demſelben Platze und vor derſelben Laterne, wo er ſie am Arm eines fremden Mannes wollte geſehen haben. Da verſank er wieder wie damals in tiefes Nachſinnen und wieder erſchien ihm der alte eisgraue Mann und lachte höhniſch wie damals und ſprach: „das iſt das Menſchenleben, das Wandeln auf der Erde; auch ich wandle noch.“ Der Sänger hob

sie wirklich spazieren, kamen in Bewegung, setzten ihre hölzernen Füße von einander und liefen lustig unter den Bäumen dahin. Der Knabe wußte nicht, was er von Allem dem denken solle, und stand mit gefalteten Händen da, alle die außerordentlichen und wunderbaren Sachen anstaunend; besonders aber interessirte ihn die kleine Dame im weißen Seidenkleid, die sich öfters nach ihm umsah und ihm dann und wann freundlich zunickte, weßhalb er sich auch an der Seite des Tisches hielt, wo ihr Wagen stand.

Nachdem Herr Nußknacker auf dem ganzen Tisch umhergelaufen war und Alles sorgsam angeschaut, trat er zu dem Wagenschlag, legte die Hand abermals an den Hut und sagte: „Gnädigste Prinzessin, der Zauber ist gelöst und das Volk harrt mit Ungeduld deines Befehls, um hinauszuziehen in die Welt. Jeder Augenblick, den wir länger hier verbringen, kann uns auf's Neue gefährlich werden. Drum gib den Befehl, o Prinzessin, zum Aufbruch." Darauf nickte sie leicht mit dem Kopfe und entgegnete dem Nußknacker: „Hochansehnlicher Getreuer! bevor wir uns von diesem Ort entfernen, ist es nicht mehr als billig, daß ich meinen Dank gegen dies Menschenkind ausspreche, welches durch seine kluge und tapfere That den Zauberer aus seinem Versteck hervorgezogen und ihn dir, edler Nußknacker, zur Bestrafung überliefert hat." Bei diesen letzten Worten kratzte der Edelste des Reichs hinten aus, daß seine großen Sporen klirrten, und brachte in den gewähltesten Ausdrücken dem armen Knaben den Dank der Prinzessin, sowie des ganzen kleinen Volkes dar, worauf Erstere von ihrem Fingerchen einen ganz kleinen, kleinen goldenen Ring mit einem weißen Steinchen, das wie ein Thautropfen funkelte, abzog und ihn dem Knaben darreichte.

Dieser war äußerst bestürzt, daß ihn die schöne kleine Dame, sowie Zinnsoldaten und Nußknacker, so bald verlassen wollten, und da er sich auch entsetzlich vor Schlägen fürchtete, wenn nämlich morgen früh die böse Frau im Hause aufstand und wenn sie sah,

daß alle Sachen fort waren, denn er glaubte nicht anders, als man müßte ihm auf den ersten Blick ansehen können, daß er es gewesen, der sie befreit, so machte er noch ein paar vergebliche Versuche, um sie zum Dableiben zu vermögen. Als aber die kleine Dame traurig ihr Köpfchen schüttelte und als der Edle von Nußknacker auf Ehre versicherte, daß eine fernere Zögerung gefährlich und rein unnütz wäre, so faßte er auf einmal den Vorsatz, die kleinen Leute zu begleiten, worüber die Prinzessin mehr erfreut schien, als Herr Nußknacker. Letzterer machte einige Einwendungen; doch da die kleine Dame dem Knaben alsbald erlaubte, mit zu ziehen, mußte er sein großes Maul zuziehen und durfte ihm höchstens ein paar unfreundliche Blicke zuschleudern, was er auch nicht unterließ.

Alsbald verkündigte Nußknacker dem ganzen Volke, daß ihn die Prinzessin zum Regenten des künftigen Reichs ernannt habe, weßhalb Alles sich bemühen möge, seine Befehle aufs Pünktlichste zu befolgen. Darauf gab er Befehl zum Aufbruch, worauf die Herrn Lieutenants mit ihren Zinnsoldaten unter Trommelschlag vorausmarschirten und Alle stiegen so leicht und behend von den Tischen herunter, als befinde sich von da bis auf den Fußboden die schönste Fahrstraße. Auch manches andere Wunder begab sich noch bei diesem Auszug, indem nämlich von einigen kleinen Kistchen und Schachteln, die bisher verschlossen waren, der Deckel absprang und alle darin befindlichen Figuren ebenfalls anfingen, die Tische hinab zu spazieren. Da kamen die Zünfte mit ihrem Handwerksgeräth, da kam eine ganze Schauspielergesellschaft mit ihrem Oberregisseur an der Spitze und alle erste Helden und Heldinnen gingen paarweise und dann folgten die komischen Personen bis zu den Lampisten herunter. Auch ein Regiment Küraſſiere, sowie ein anderes Regiment Dragoner erhoben sich nach und nach und folgten. Der Fuhrmann knallte mit seiner Peitsche, die Pferde zogen an, und hinter dem schwer bepackten Frachtwagen kamen die Spaziergänger aus dem Garten, darauf folgten die Jäger und Jägerbur-

schen, und Hirsche und Rehe sprangen wohlgemuth nebenbei. Nußknacker, dem es nicht anständig erschien, daß er als Regent des Königreichs zu Fuß gehen mußte, ließ sich ein kleines hölzernes Kameel vorführen, welches er bestieg, worauf das arme Thier mit seiner schweren Last geduldig neben dem Wagen einherschritt, in welchem die schöne kleine Dame saß. Gustav hielt sich an der andern Seite, und wenn er auch schon des Wunderbaren heute Nacht genug erlebt hatte, so war er doch nicht wenig erstaunt, als er sah, wie ruhig und behende der ganze Zug die Treppen des Hauses hinab marschirte, und wie sich die Hausthüre von selbst öffnete und sich auch später wieder von selbst schloß, als alle auf der Straße angekommen waren.

Droben im Zimmer aber brannte die Nachtlampe trübe und düster, in den Zweigen des Tannenbaumes rauschte es traurig und die vergoldeten Nüsse und Zuckerwaaren drehten sich seufzend hin und her. Aber aus dem Moos unter dem Baumstamme erhob sich plötzlich der zweite Zauberer, stellte sich vor Ingrimm und Zorn auf den Kopf und fletschte gegen die Abziehenden grimmig die Zähne, indem er leise ausrief: „Wartet nur, ihr Lumpenpack, wartet nur bis morgen!“

Draußen auf der Straße aber herrschte die schönste, klarste Nacht, und wenn auch der Mond um Mitternacht schon untergegangen war, so funkelten die Sterne doch so hell und rein, daß man bei ihrem Schein deutlich alle Wege und Pfade unterscheiden konnte. Das Haus, in welchem Gustav bis jetzt gewohnt, lag fast am Ende der Stadt, weßhalb sich das kleine Volk bald im Freien befand, wo große Wälder und unabsehbare Haiden anfingen. Eng geschlossen marschirte das Militär und war sehr vor einem nächtlichen Ueberfall auf der Hut, und sie hatten daran nicht unrecht, denn furchtbare, riesenhafte Ungeheuer, wie Ratten, Katzen und Hunde, ließen sich hie und da sehen und sprangen zähnefletschend und ingrimmig zuweilen rechts und links gegen das kleine Volk

an. Ach, es koſtete ſogar in dieſer Nacht einem kleinen tapfern Lieutenant das Leben; denn er wollte ſich auszeichnen, zog ſein kleines Säbelchen und ſprang aus dem Gliede heraus einer jungen Katze entgegen, die ihn mit rothglühenden Augen anſtarrte. Doch vergebens war ſein Heldenmuth und die Kraft ſeines Armes, das Unthier that einen Schlag mit der Pfote nach ihm und der arme Lieutenant ſtürzte nieder, indem er ſterbend die Worte rief: „Hoch lebe die Prinzeſſin, ſowie der Regent Nußknacker!“

Nach dieſem ſchrecklichen, aber doch zu erſetzenden Verluſte — denn es war nur ein aggregirter Herr Lieutenant — zog das kleine Volk ruhig weiter und erreichte bald die Haide, wo ſich der Regent Nußknacker mit den Großen des Reichs berieth, was für dieſe Nacht zu machen ſei und wo man einen Zufluchtsort ſuchen ſollte, damit, wenn der Tag anbräche, die entſetzlichen Menſchen das arme Volk nicht wieder fänden und zurück in neue Gefangenſchaft ſchleppten. Obgleich es mitten im Winter war, ſo fühlte Guſtav, der munter neben dem Wagen einherſpazirte, gar nichts von Kälte, vielmehr war es ihm ſo angenehm und warm, wie an einem ſchönen Maitage, beſonders wenn er der kleinen freundlichen Dame in die ſchwarzen Augen blickte. Doch an dem Rathe, der nun gehalten wurde, nahm auch er den lebhafteſten Antheil, denn ihn beunruhigte der Gedanke nicht wenig, daß man morgen früh ſeine Spur verfolgen und ihn wieder zurück bringen könne. Nach vielem Hin- und Herſprechen ſagten die Jäger endlich aus, auf ſolchen Haiden, wie dieſe, wo man ſich gerade befand, hauſen furchtbare Unthiere, die man Füchſe nenne, und welche ſich unter der Erde die ſchönſten, kunſtvollſten Burgen erbauten, die man nur ſehen könne. „Ja,“ ſagten ſie, „tief unter der Erde liegt die Höhle dieſes Thiers, auf's Kunſtvollſte gebaut, mit weiten Nebenkammern verſehen, und rund herum laufen große Gänge, die nach verſchiedenen Seiten an das Tageslicht führen. Wenn wir ſolch ein Unthier überwältigen könnten, ſo hätten wir die ſchönſte Reſidenz erworben, die man nur

sehen kann. Aber," setzten die Jäger und tapfern Offiziere hinzu, „manches Heldenblut wird dabei fließen." Doch was war zu thun? Ein Unterkommen für die Nacht mußte gesucht werden; wenn auch die Prinzessin anfänglich nichts davon wissen wollte, daß man das Blut ihrer Unterthanen in einem so ungleichen fürchterlichen Kampfe verspritze, so gab sie doch endlich den Bitten Nußknackers und des gesammten Adels nach, und der Regent schied unter den Truppen die Tapfersten aus, die auf der Haide umher streifen sollten, um die Höhle eines solchen Unthiers aufzufinden.

Der Knabe, der auch schon viel von den Füchsen hatte sprechen hören, daß es böse garstige Thiere seien, welche des Nachts die Hühner holten, ja, die sogar im Walde Hasen und die armen kleinen Rehe anfielen, wurde von dem Regenten befehligt, die Truppen auf der Haide umher zu führen und die Burg eines solchen Thieres zu suchen. Nußknacker selbst blieb bei dem Wagen zurück, um, wie er sagte, die Prinzessin zu schützen, und ermuthigte die abziehenden Offiziere durch die Aussicht auf glänzende Beförderungen und auf einen Orden mit großem Stern, der noch errichtet werden sollte.

Gustav, der wohl die Wichtigkeit seines Auftrags fühlte, hatte sich nicht so bald von der kleinen schönen Dame verabschiedet, als er dem sämmtlichen Kriegsheer, das er befehligte, den Vorschlag machte, er wolle Soldaten und Offiziere auf seinen Arm nehmen, damit sie, weil er größere Schritte machen könnte, rascher vorwärts kämen.

Es dauerte auch nicht lange, so kamen sie an eine Waldecke, wo der Knabe an einem Rain kleine runde Oeffnungen erblickte, welche die Jäger, die er alsbald auf dem Boden setzte, für die Wohnung des Unthiers erklärten. Sogleich setzte Gustav seine Armee ebenfalls auf die Erde, doch als diese sich ordnete, ehe sie zum Angriff ging, fand es sich, daß viele Offiziere fehlten. Ach, diese sonst so Tapfern hatte bei dem Anblick der schrecklichen Höhle eine unnennbare Angst befallen, oder sie hatten sich Gott weiß wohin verirrt,

und erst als die Tambours mehrmals einen rasselnden Generalmarsch schlugen, fanden sich einige davon wieder, die sich in den Taschen des Knaben versteckt hatten. Doch behaupteten sie auf Ehre, sie wären wider ihren Willen da hinab gerutscht.

Sogleich wurde die ganze Höhle von allen Seiten umstellt und der Kommandeur der Truppen ließ Freiwillige vortreten, die es wagen wollten, als Vortrab zuerst in die Höhle des Unthiers zu dringen. Bald waren einige zwanzig bärtige Krieger beisammen, alte gediente Soldaten mit großen Bärenmützen, und diese drangen paarweise mit gefälltem Bajonet von allen Seiten in die kleinen Oeffnungen und marschirten langsam vorwärts. Der Knabe hatte einen tüchtigen Prügel ergriffen, den er auf der Erde gefunden, und stellte sich vor das größte der Löcher, um, im Falle der Fuchs erscheinen würde, ihm einen tüchtigen Merks auf die Nase zu versetzen. Die ganze Armee stand um die Höhle herum und war in Erwartung der Dinge, die da kommen konnten, nicht wenig gespannt. Da es wohl möglich sein konnte, daß das Unthier nicht zu Hause war, sondern auf freiem Felde mordlustig nach Beute umher schweifte, so hatte man die Vorsicht gebraucht, auch im Rücken der Armee eine Kette Vorposten auszustellen, und diese wichtige militärische Maßregel bewährte sich heut Abend in ihrer ganzen Tüchtigkeit.

Kaum waren nämlich die tapfern Soldaten im Bauche der Erde verschwunden, so stürzten sich die äußersten Vorposten auf die nächsten, diese wieder auf ihre Vormänner und verkündeten mit lautem Geschrei: das gräßliche Unthier nahe sich in aller Eile. O Gott, wie viele Stoßseufzer und leise Gebete mögen in diesem Augenblicke dem Munde aller tapfern Offiziere und Soldaten entflogen sein! Und in der That, das Ungethüm näherte sich. Leider muß ich hiebei gestehen, daß in diesem großen Augenblicke die meisten Truppenkommandeurs den Kopf verloren. Sie befahlen bunt durch einander bald dies bald das und die armen Soldaten,

die am Ende nicht mehr wußten, was hier am besten zu thun sei, folgten dem plötzlichen Triebe, der in ihnen rege wurde, und liefen auf allen Seiten davon. Nur die Jäger und Jägerburschen ahmten nicht dieses glorreiche Beispiel nach, sondern sie versteckten sich hinter große Sträucher und kleine Steine, um das Unthier mit wohl gezielten Schüssen zu empfangen. Richtig, es war der alte Herr Fuchs, der eben nach seiner Wohnung zurückkehren wollte. Von weit her kam er in vollem Laufe, doch mochte er merken, je näher er seiner Höhle kam, daß hier nicht Alles in Richtigkeit sei, genug, er verkleinerte seine Schritte und näherte sich bedachtsam, wobei er sorgfältig um sich her spähte. Der Knabe hatte sich oberhalb des Baumes so versteckt, daß er mit seinem Prügel bis an den Eingang reichen konnte, und da er mehr Muth hatte, als die ganze Nußknacker'sche Armee zusammen genommen, so wich er keinen Fuß breit, sondern ließ den Fuchs ganz nahe kommen, und sobald dieser vor dem Loche angekommen war und eben seinen Kopf hinein stecken wollte, gab er ihm einen so kräftigen Schlag auf die Nase, daß Reinecke sich plötzlich umwandte und nachdem er ein paar Mal seinen schmerzlich berührten Kopf geschüttelt, in langen Sätzen über das Feld davon jagte. Unglücklicher Weise nahm er die Richtung, nach welcher hin der größte Theil der Armee so eben geflohen war, und bald verkündigte dem Knaben ein vielstimmiges Angstgeschrei, daß der Fuchs das Heer erreicht habe. Doch da er sehr auf eilige Flucht bedacht war, so that er keinem dieser Tapfern Schaden, sondern er überrannte nur einige Bataillons Infanterie, sowie einige Schwadronen Dragoner und verschwand dann im eiligsten Laufe in der Nacht.

Als auf diese Art alle Gefahr abgewendet war, so kehrten Offiziere und Soldaten eilig zu dem Fuchsbau zurück, und da mittlerweile aus dem Innern desselben die tapfern Freiwilligen heraus gekommen waren, welche erzählten, daß Alles leer sei und daß das Innere des Berges auf das Passendste mit schönen Ge-

mächern und langen Gängen versehen sei, so schickte man eilig einige Reitende mit dieser frohen Botschaft an den Regenten Nußknacker ab, der auch wenige Zeit darauf auf seinem Kameel mit einiger Reiterei erschien. Ihm folgte die Prinzessin in ihrem Wagen, sowie der ganze Troß und Alles fiel, bei dem Fuchsbau angekommen, einander vor Freuden in die Arme, daß nun alle Noth vorüber sei und man eine so stattliche Residenz erobert habe.

Der Regent ließ die Freiwilligen vortreten und in Betreff der außerordentlichen Verdienste, die sie in dieser Nacht dem Staate geleistet, ließ er sich herab, sie eigenmündig zu loben, sämmtliche Offiziere aber, diejenigen mit eingerechnet, die davon gelaufen waren, wurden zu Rittern des neu zu errichtenden Ordens ernannt, dessen Großkreuz sich der Edle von Nußknacker natürlicher Weise selbst ertheilte.

Der Knabe, der an dem glücklichen Erfolg in dieser Nacht eigentlich das Meiste beigetragen hatte, wunderte sich sehr, von dem Regenten Nußknacker kein Lob zu erhalten, und war nicht wenig erstaunt, als ihm befohlen wurde, seinen Prügel bei Seite zu legen, — eine Behandlungsweise, die ihn sehr schmerzte. Doch fühlte er sich einigermaßen dadurch getröstet, daß ihm die kleine Dame mit ihrem freundlichen Gesichtchen zunickte; auch glaubte er zu bemerken, daß ihr Blick nicht mehr so heiter sei, wie früher, und es schien ihm, als sei ihr Auge mit Thränen angefüllt und als seufzte sie tief auf. Der Regent kletterte von seinem Kameel herab und befahl den Fuhrleuten, die mit Kisten und Kasten auf ihren Wagen da standen, in die Höhle hinein zu fahren, die Handwerker mußten folgen, um, so gut es die Zeit erlaubte, das Innere für die Prinzessin einzurichten. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit arbeiteten die kleinen Männer und man hörte sie hämmern und sägen, daß es eine Freude war. Die Soldaten mußten ebenfalls helfen, die Gänge, die in das Innere des Baues führten, zu reinigen und sie

eben und fahrbar zu machen. Auch wurden zahlreiche Schildwachen ausgesucht, die sich vor allen Oeffnungen aufpflanzen mußten, und als dies besorgt war, befahl der Regent, Alles solle hinabziehen, worauf er selbst sein Kameel wieder bestieg und vor den Wagen der Prinzessin ritt.

Der arme Knabe, der alle diese Anstalten mit ansah, merkte wohl, daß er hier zurückbleiben müsse, weßhalb er sich betrübt dem Wagen näherte und zu der kleinen hübschen Dame sagte: „ach, schönste Prinzessin, was soll denn aus mir werden? wollt ihr mich zurück lassen, allein hier auf der Erde und in der Nacht, die mich vor Kälte tödten wird, sobald du entschwunden bist, du, deren guter, freundlicher Blick mich allein erwärmte."

Bei diesen Worten wandte sich der Regent auf seinem Kameel herum und sagte dem Knaben in ziemlich hochmüthigem Tone: „im Namen des Reichs danken Wir dir für den Dienst, den du Uns erwiesen. Du hast deine Schuldigkeit gethan und Wir bleiben dir wohl gewogen Zeit Unseres Lebens."

Der Knabe, der nicht auf den Regenten sah, bemerkte, wie bei diesen Worten das Gesicht der kleinen Dame noch trauriger wurde als früher und sah, daß wirklich große Thränen ihren Wangen entströmten. Sie reichte ihm ihre kleine weiße Hand und sagte leise: „ach, mein lieber Freund, ich werde dich gewiß wieder sehen;" worauf der edle Nußknacker ein Zeichen mit seiner Hand gab, die Pferde zogen an und blitzschnell verschwand der Wagen im Innern der Höhle. Darauf marschirten auch die Soldaten in gleichen Reihen hinten drein, zuerst die Infanterie, dann die Kavallerie, darauf folgten die Jäger und Jägerburschen und selbst die Rehe und Hirsche, die sich vor den Gewehren nicht zu fürchten schienen, eilten in den Bauch der Höhle hinab, und bald war Alles von der Erde verschwunden. Eine Zeitlang hörte man noch das Rasseln der Wagen, den gleichmäßigen Tritt der Soldaten, der immer ent-

ferner klang und immer dumpfer und dumpfer wurde, und endlich war Alles still.

Erstaunt sah der Knabe um sich und bemerkte jetzt erst, mit welch' durchdringender Kälte der Morgen herannahe, und zitternd vor Frost schaute er betrübt auf der weiten Haide umher. Was sollte er machen? Obgleich ihm die ganze Begebenheit dieser Nacht so wunderbar vorkam, daß er geneigt war, sie für einen schönen Traum zu halten, so war er doch anderer Seits zu sehr von der Wirklichkeit des Erlebten überzeugt, um nicht fürchten zu müssen, bei seiner Zurückkunft von der bösen Frau des Hauses und den Kindern arg mißhandelt zu werden, da man ihn wahrscheinlich für einen Dieb halten würde, der alle diese Sachen gestohlen und fortgeschleppt.

Leider hatte er nur zu richtig geahnet. Als nämlich kaum der Tag graute, stand die böse Frau im Hause von ihrem Lager auf und ging in die Bodenkammer, wo der arme Gustav gewöhnlich schlief, um ihn zu erwecken, damit er ihr Wasser hole und das Feuer anmache. Doch sie war nicht wenig erstaunt, das Lager leer zu finden. „Ei, ei," dachte sie, „ist der einmal fleißig geworden; wird wahrscheinlich schon an den Brunnen gegangen sein, um sich da zu waschen." Sie stieg die Treppen wieder hinab und sah in den Hof, doch da war kein Knabe zu sehen noch zu hören. Noch eine kleine Weile wartete sie auf ihn, dann schüttelte sie zornig den Kopf und suchte sich einen Stock hervor, womit sie ihn tüchtig schlagen wolle, wenn er zurück käme. Da er aber auch nach einer kleinen Weile noch nicht kam, ging sie nach dem Zimmer, wo der Weihnachtsbaum und die schönen Sachen alle standen, um dort selbst Feuer anzumachen. Doch wer beschreibt ihren Schrecken, als sie hereintrat und von all' den schönen Spielsachen, die sie gestern eingekauft und aufgestellt hatte, auch nicht eine Spur mehr fand. Anfänglich glaubte sie, sie sähe nicht recht, weßhalb sie die Fenster

den Blick gen Himmel und sprach leise: „Aber w-rum muß ich leben und wandeln?“

Mit lautem Jubel begrüßten den Angekommenen die Mitglieder des Hoftheaters, vor Allen der Intendant; doch wie erschracken und erstaunten sie, als ihnen der Sänger ruhig und fest erklärte: er sei nicht hieher gekommen, um das angebotene Engagement anzunehmen, sondern fest entschlossen, nie mehr aufzutreten. Lange war alles Bitten der Behörde, so wie das seiner alten Collegen, wenigstens einige Vorstellungen zu geben, umsonst, und als er endlich dem allgemeinen Wunsch nachzugeben schien und darein willigte, in einer Parthie aufzutreten, hatten ihn diese gewiß nicht dazu vermocht, sondern er wollte sein Herz foltern, indem er noch einmal in einem Stücke spielte, in welchem er früher mit der Geliebten zugleich gewirkt hatte. Er wollte das Mädchen, unterstützt durch Musik und Decoration, vor sein Auge zaubern, er wollte die Tänzerin, die ihre Stelle eingenommen, durch seine innigen Gedanken in das Bild seiner verstorbenen Geliebten einhüllen, und dabei erstarrt von dem Bewußtsein, daß sie wirklich und durch seine Schuld im Grabe liege, eine fürchterliche Erinnerungsfeier halten. Dazu wählte er die Oper: Robert der Teufel. Diese war früher mit großer Pracht und Vollkommenheit, aber unbekannter Umstände halber seit dem Tode jener Tänzerin, welche die Rolle der Aebtissin hatte, nicht mehr gegeben worden. Es wurde nun Probe auf Probe gehalten, einerseits, um das Getriebe dieses großartigen Werkes mit der äußersten Genauigkeit und Sicherheit wieder in den Stand zu setzen, andererseits aber auch, weil es einmal so altherkömmlich war; selbst bei einem bekannten Stücke nur recht viele Proben! Alles ging übrigens recht gut, nur fand bei der Generalprobe ein sonderbarer Vorfall statt. Der erste und zweite Act gingen glücklich und ohne Anstoß vorüber. Es erschien der gespenstische Klosterhof; die Stelle kam, wo alle jene Lampen in dem dunklen Klostergange plötzlich aufflammten, die Nonnen erhoben sich schauerlich still mit den starren Leibern aus ihren Särgen; nur die Aebtissin, welche vorne auf der Bühne unter dem Kreuzgewölbe aus ihrem Sarkophage steigen sollte, erschien nicht. Der Maschinist lief in der größten Verlegenheit umher, und es trat eine unangenehme Pause ein, in welcher der Sänger „Robert“ auf die Bühne stürzte, ohne sein Stichwort abzuwarten. In seinen Zügen malte sich ein Schrecken, den der an sich unbedeutende Vorfall nicht werth war. Die Arbeiter aus dem Keller schrieen: der Deckel des Sarges wolle sich trotz ihrer erneuerten Anstrengung nicht lüften und müsse wahrscheinlich von der Feuchtigkeit gequollen sein. Der Maschinist wußte nicht, was er anfangen sollte, bis ihm der ruhige, verständige Regisseur den Befehl ertheilte, die Aebtissin aus

weit aufriß. Doch das half nichts, Alles war und blieb verschwunden.

Jetzt eilte sie zu ihrem Manne hin, der, von ihrem Geschrei erschreckt, in die Kleider fuhr und schnell nach dem Zimmer eilte, wo er aber ebenso wenig sah, wie seine Frau. Auch die Kinder wurden von dem Lärmen wach, liefen den Eltern nach, und wenn sie auch der große Tannenbaum nicht wenig freute, so fingen sie doch laut an zu heulen und zu schreien, als ihnen die Frau Mama von den schönen Spielsachen sprach, die der Christ in dieser Nacht gebracht und die nun alle verschwunden wären.

Im ersten Augenblick dieses Schreckens hatte die Frau vergessen, daß der arme Gustav noch immer nicht da sei. Doch jetzt dachte sie plötzlich daran und rief laut aus: er hätte die Sachen gestohlen und Gott weiß wohin gebracht. Auch dem Manne, als er gehört, daß der Knabe fort sei, schien diese Beschuldigung sehr gegründet, und die Kinder schrieen und jammerten und versicherten, daß Niemand anders im Stande sei, so etwas zu thun, als der Gustav.

Sogleich machte man Anstalten, ihn zu verfolgen und wieder einzuholen, und die Bedienten und Mägde wurden zu seiner Verfolgung alle in die Stadt hinausgesandt, und selbst der Herr des Hauses machte Anstalten, den Knaben ebenfalls suchen zu helfen. Die Kinder, nachdem sie sich satt geschrieen und geweint, suchten überall unter dem Moos, das den Tannenbaum umgab, und endlich hatte eins eine sonderbare Gestalt gefunden, die es hervorzog und den Andern zeigte. Es war ein kleines Ding, das keine Arme und Beine hatte, wohl aber ein rothes Gesicht wie ein Mensch und in demselben ein großes Maul und kleine grüne Augen. Die Kinder besahen es, stellten es vor sich hin und ergötzten sich nicht wenig, als sie sahen, daß sich das Ding auf den Kopf stellte und mit den Beinen oben hin und her wackelte. Als der Vater aber sah, daß von der ganzen Weihnachtsbescheerung nichts übrig ge-

blieben war, wie dieser einzige garstige Purzelmann, ward er so zornig, daß er ihn in die Hand nahm und zerbrechen wollte. Ach, hätte er es nur gethan, so wäre es weit besser gewesen. Aber die Kinder baten so inständig, er möchte den armen Kerl nichts zu Leide thun, daß er ihm nicht den Kragen umdrehte, sondern ihn ohne Absicht in seine Tasche gleiten ließ. Hierauf nahm er seinen Hut und Stock und eilte vor das Haus, um ebenfalls nach dem fortgelaufenen Knaben zu suchen.

Unterdessen war es Tag geworden, so daß man alle Gegenstände erkennen konnte. Wenige Schritte vor dem Hause auf dem Boden bemerkte er etwas Glänzendes. Er hob es auf und sah mit Erstaunen, daß es ein Offizier der Zinnsoldaten war, dem aber der Kopf jämmerlich auf einer Seite herabhing. „Aha," dachte er, „hier werde ich auf der rechten Spur sein," und leider war es auch, als führe ihn eine unsichtbare Macht, denn er folgte genau allen Straßen, die das kleine Volk heute Nacht gegangen war, kam auf die Haide hinaus und sah bald den armen Knaben, wie er auf dem Fuchsbau lag und vor Kälte eingeschlafen war.

Unsanft rüttelte er ihn empor und den Schrecken Gustavs kann man sich leicht denken. Es half ihm nichts, daß er auf seine Knie niederfiel und um Erbarmen und Schonung flehte, sondern der Vater nahm den Stock, womit der Knabe heute Nacht auf den Fuchs geschlagen, und prügelte ihn weidlich damit durch, wobei er immerfort rief: er solle gestehen, wohin er alle die schönen Spielsachen gebracht habe. Umsonst versicherte der Knabe: er habe sie nicht mitgenommen, — und das log er nicht, denn sie waren ja von selbst gegangen — der Vater behauptete, er sei ein schlechter Dieb und zerrte ihn am Kragen mit nach Hause, wo ihn die Stiefmutter mit einer zweiten Tracht Prügel empfing, ihn darauf in ein dunkles Kellerloch sperrte, wo er so lange sollte sitzen bleiben, bis er gestände, was aus den schönen Spielsachen allen geworden sei.

Als der Vater wieder ruhiger geworden war, verlangten die

Kinder, er solle ihnen das Purzelmännchen, das er vorhin in die Tasche gesteckt, wieder geben; aber vergebens suchte er überall nach, es war nicht mehr zu finden. Doch da er glaubte, er habe es auf dem Platz, wo er den Knaben gefunden, verloren, so schickte er die Kinder dorthin, daß sie den kleinen garstigen Kerl suchen möchten. Nach einiger Zeit kehrten sie aber zurück, ohne ihn gefunden zu haben. Doch brachten sie eine ganze Menge Zinnsoldaten mit, die, wie sie erzählten, an verschiedenen kleinen Oeffnungen des Hügels gelegen hätten. Jetzt ward es der bösen Stiefmutter klar, daß der Knabe das sämmtliche Spielzeug gestohlen und mitgenommen habe, und sie drang mit Schlägen und Scheltworten in ihn, damit er die Wahrheit gestehen solle. Ach, das Kellerloch, in welchem der arme Gustav gefangen saß, war entsetzlich dumpf und schauerlich. Obgleich es ihm recht lieb gewesen wäre, wenn man den Regenten Nußknacker und die ganze übrige Sippschaft wieder bekommen hätte, so mußte er dagegen bittere Thränen weinen, wenn er sich vorstellte, daß man auch die arme kleine Dame zurückbringen würde, ohne das freundliche Lächeln mit dem sie ihn angeschaut, nachdem sie lebendig geworden, und wenn er bedachte, daß die unartigen Kinder des Hauses sie hin und her werfen, ihr schönes, allerliebstes Gesichtchen zerbrechen und das herrliche weiße Seidenkleid beschmutzen würden. Endlich aber verfiel er auf einen Ausweg. Er gestand der bösen Stiefmutter, daß er wohl wisse, wo die Spielsachen hingekommen seien, und daß er sie wieder holen würde, wenn man ihn allein gehen ließe; wolle man das aber nicht thun, so würde er sich eher todt schlagen lassen, ehe er ferner das Geringste sage. Dabei hatte er die Hoffnung, er könnte vielleicht eines der Löcher, die in den Fuchsbau hineinführten, erweitern und selbst nachkriechen, um den Regenten Nußknacker und das ganze Volk gefangen zu nehmen. Doch nahm er sich fest vor, die kleine weiße Dame nicht zurückzubringen, sondern sie lieber für immer in dem Erdpalaste zu lassen, als sie in die Hand der bösen Menschen zu geben.

Als die Stiefmutter sah, daß nichts mit ihm anzufangen sei, ließ sie dem armen Knaben seinen Willen und er ging mit einem kleinen Spaten hinaus auf die Haide, um dort sogleich seine Arbeit auch anzufangen. Doch wer beschreibt sein Erstaunen und seinen Schrecken, als er sah, daß vor dem Fuchsbau ein Jäger stand und um ihn herum mehrere kleine Hunde, die sich bemühten, in die Oeffnungen des Fuchsbaues hineinzukriechen. Der Jäger, schon ein alter Mann, hatte ein sehr freundliches, ehrwürdiges Gesicht, und bot dem Knaben einen guten Morgen, worauf dieser seine Hand ergriff und ihn um Gotteswillen bat, die Hunde nicht in den Berg hinein zu lassen. Der Jäger sagte darauf lächelnd zu dem Knaben: er könne ihm nicht gut seinen Willen thun, indem sich in dem Baue ein mächtiger Fuchs befände, der im Wald schon sehr vielen Schaden gethan und dessen man wunderbarer Weise nie habe habhaft werden können. Der alte Mann erzählte das aber so freundlich und erregte überhaupt in dem Knaben ein solches Zutrauen, daß dieser ihm mit wenigen Worten die sonderbare Begebenheit der vergangenen Nacht erzählte. Der Jäger horchte aufmerksam zu und wurde sichtlich gerührt, als ihm der Knabe in seiner Unschuld sagte, wie er in der Nacht den heiligen Christ habe ansprechen wollen, daß er ihm doch auch möge einmal ein kleines Geschenk mitbringen. Zwar schüttelte er anfänglich bei der Erzählung von den wandernden Spielsachen den Kopf; doch der Knabe versicherte die Wahrheit derselben so hoch und theuer, daß der Jäger nicht wußte, was er denken sollte, sich aber, durch die Bitten des Knaben bewogen, nach seinen Hunden umsah, um sie von dem Fuchsbau abzuhalten.

Doch es war zu spät, sie waren schon zu den Oeffnungen hineingedrungen und man hörte sie im Innern der Höhle tüchtig knurren und bellen.

„Ach," rief der Knabe, „jetzt ist Alles, Alles verloren. Sie werden die arme schöne kleine Dame in dem weißen Seidenkleid

todt beißen, jene arme liebe kleine Dame, die mir ſo freundlich ihre Hand gab; und ſie, die ſich ſo gefürchtet hat, von den Händen der Kinder beſchmutzt zu werden, wird jetzt von den Hunden zerriſſen."

Der alte Mann, durch den Jammer des Knaben gerührt, nahm eine kleine ſilberne Pfeife aus ſeinem Gürtel, und nachdem er ſeine Hunde einige Mal bei ihrem Namen gerufen, pfiff er dreimal, um ſie zum ſchleunigen Zurückkommen zu bewegen. Jetzt wurde das Bellen und Lärmen der Hunde in dem Fuchsbau immer heftiger, und man konnte deutlich hören, daß ſie etwas vor ſich hatten, womit ſie ſich tüchtig herum balgten. Aber dennoch kamen ſie immer näher an die Oberfläche der Erde und jetzt kroch einer der Hunde aus der Oeffnung hervor, und wer beſchreibt das Erſtaunen des Knaben, als er in der Figur, die er nach ſich ſchleppte, den tapfern Regenten von Nußknacker erkannte, der aber mit ſeinen unförmlichen Gliedmaßen und dem dicken Kopfe regungslos auf dem Sande liegen blieb. Guſtav ſprang hinzu, hob ihn empor und zeigte ihn dem Jäger. Ach, es war keine Spur von Leben mehr in ihm zu entdecken. Der Zopf hinten ſtand ihm ungewöhnlich in die Höhe, ſeine Kinnladen waren auf einander gepreßt und als der Knabe ſie öffnen wollte, fand er, daß das Gelenk derſelben zerbrochen und unbrauchbar war.

So unfreundlich auch der Regent den armen Guſtav behandelt hatte, ſo hätte ihm dieſer dennoch eine Thräne des Mitleids geweiht, wenn er nicht plötzlich bedacht, daß der ſchändliche Nußknacker die arme Prinzeſſin verlaſſen habe und daß dieſe nun wahrſcheinlich auch getödtet wäre. Jetzt kroch ein Hund nach dem andern hervor und ſeltſamer Weiſe ſchleppte jeder eine Menge der verſchwundenen Spielſachen herbei. Der eine hatte einen ganzen Haufen Zinnſoldaten zuſammengeſcharrt und die armen Kerls lagen da, ſteif und ſtarr, das Gewehr im Arm, die Bärenmütze auf dem Kopf und rührten ſich nicht. Ein anderer hatte ein Pferd beim Hals gefaßt und ſchleppte ſo den ganzen Zug des Fuhrmanns

ſammt Wagen und Allem, was darauf war, hervor. Ein dritter zerrte eine ganze Menge harmloſer Spaziergänger hervor, kurz, die Hunde brachten nach und nach die ſämmtlichen Spielſachen, und der Knabe fürchtete jeden Augenblick, daß auch die arme kleine Dame erſcheinen würde, zerzaust und häßlich zugerichtet, wie alle übrigen Sachen. Doch ſie kam immer noch nicht zum Vorſchein. Jetzt erſchien auch der letzte Hund in einer der Oeffnungen und Guſtav fürchtete ſchon, er werde die arme Prinzeſſin heranſchleifen, aber an ihrer Statt hatte er eine kleine Figur in ſeinem Maul, die ihm der Knabe haſtig abnahm, denn ſie ſah gerade aus, wie der kleine boshafte Kerl, der ſich heute Nacht ſo trotzig vor ihm auf den Kopf geſtellt hatte. Ach, dachte Guſtav bei ſich, das iſt ja der böſe Zauberer, der iſt gewiß Schuld daran, daß man mich hier aufgefunden hat, und auch, daß alle die armen Figuren wieder todt und ſtarr geworden ſind, und von einem plötzlichen Zorn übermeiſtert, riß er ihm ſeinen rothen Kopf herunter und warf ihn weit weg. Da ſchien es, als zucken alle die Figuren, die todt am Boden lagen, noch einmal ein wenig empor, ja, der Edle von Nußknacker machte einen vergeblichen Verſuch, ſeine großen Kinnladen zu öffnen, aber der Lebensfunke war aus ihnen gewichen und alle blieben ſtarr und todt.

Jetzt raffte der Knabe alle die Spielſachen zuſammen und that ſie in ein Tuch hinein, das er mitgebracht hatte. Der Jäger ſcharrte die Oeffnungen des Fuchsbaues nach allen Seiten hin zu und machte mit ſeinem Hirſchfänger ein ſonderbares Zeichen davor, was, wie er ſagte, alle Thiere abhalten werde, je wieder da hinein zu kriechen, „damit," ſetzte er lächelnd hinzu, „deine arme kleine Prinzeſſin in ihrem Schlafe nicht geſtört werde."

Dem alten Manne hatte die Theilnahme gefallen, die der Kleine an den lebloſen Figuren genommen, überhaupt ſchien er an dem offenen freundlichen Weſen des Knaben ſeine Freude zu haben und er ging mit ihm in die Stadt hinein bis in das Haus des

Kaufmanns, wo die böse Frau beim Anblick der verderbenen Spielsachen gleich wieder mit Scheltworten und Schlägen über Gustav herfallen wollte. Doch der Jäger verwies ihr mit rauhen Worten ihre Heftigkeit, worüber sie sich sehr erzürnte und ihn fragte, was er sich in fremde Sachen zu mischen habe, die ihn nichts angingen. Als aber der Jäger hierauf erwiderte, er sei der Förster aus dem benachbarten Walde und er wolle den Knaben mit sich nehmen, um ihn auch zu einem tüchtigen Jäger zu erziehen, wurde das böse Weib freundlicher, und da sie bedachte, daß sie auf eine bessere Art des Knaben nie los werden könne, überredete sie ihren Mann und Beide willigten zur großen Freude Gustavs ein, der den alten freundlichen Jäger in kurzer Zeit sehr lieb gewonnen hatte.

Sogleich gingen sie mit einander fort, und als sie draußen auf der Halde zu dem Fuchsbau kamen, blieb der Knabe noch einen Augenblick stehen, faltete seine Hände und schaute den Hügel an, wehmüthig und traurig, wie man ein Grab betrachtet; ach, für ihn war es ja auch ein Grab, denn dort unten lag die schöne kleine Dame, in ihrem weißen Seidenkleid mit dem kleinen freundlichen Gesichtchen und war vielleicht wieder kalt und todt geworden, wie alle übrigen Figuren, vielleicht aber schlief sie auch nur und träumte. Jetzt nahm der alte Jäger den Knaben bei der Hand und Beide schritten rüstig über die Halde fort dem Walde zu. Unterwegs aber mußte Gustav nochmals die Geschichte der vergangenen Nacht erzählen, und der Alte, der Anfangs nicht recht geglaubt hatte, was ihm der Knabe über die wandernden Spielsachen erzählt, schüttelte den Kopf und sagte: „Mein Kind, du hast ein empfängliches Gemüth für die Dinge, die die Phantasie eines gewöhnlichen Menschen unberührt lassen; für dich wird deßhalb der Wald ein aufgeschlagenes Buch sein und du wirst aus dem Rauschen der Blätter, aus dem Dufte der Nachtviolen, aus dem Rieseln der Bergwasser und aus so manch tausend andern Sachen des Schönen

und Seltſamen viel verſtehen und erkennen lernen. O der Wald iſt ſo ſchön, ſo heilig ſchön!"

So gelangten ſie endlich, als die Sonne Nachmittags abwärts zu ſteigen begann, an das Haus des Förſters, das auf einem Hügel mitten im Walde lag. Ach, wenn auch der Winter die armen Bäume ihres ſchönen Schmuckes beraubt hatte, und ſie mit ihren nackten Aeſten traurig daſtanden und vor Froſt zitterten, ſo fand es der Knabe doch unter ihnen viel ſchöner und herrlicher, als früher zwiſchen den dunkeln Häuſern der Stadt. Hier im Walde war der Boden mit weißem Schnee bedeckt, aus dem nur kleine ſchwarze Sträucher und Mooſe, denen Bruder Wind auf ihre Bitte den Schnee von den Blättern abgekehrt, neugierig empor ſchauten. Die Aeſte der großen Bäume, beſonders der Tannen, waren von dem Schnee beſchwert und hingen tief herab, und doch ſah man unter ihnen hinweg weit, weit in den Wald hinein. Wie dort die Rehe ſo luſtig hin und her ſprangen und zuweilen ein ſtarker, ſtattlicher Hirſch, nachdem er eine Zeit lang ſtehen geblieben war, um auf die knarrenden Fußtritte der näher Kommenden zu horchen, jetzt auf einmal mit ein paar großen Sätzen verſchwand.

Langſam ſank die Sonne hinab und warf ihre rothglühenden Strahlen mächtig in den Wald hinein, ſo daß die eine Seite der Bäume wie vergoldet ausſah. Aus den Thälern empor ſtieg ein feiner blauer Duft, der ſich immer dunkler und grauer färbte, und als die beiden Wanderer nahe bei dem Jägerhauſe waren, waren die Nebel ſchon ganz dunkel und nächtlich geworden, und zwiſchen ihnen durch ſchimmerte wie ein leitender Stern ein Licht in den Wald hinaus, das der Jäger dem Knaben mit den Worten zeigte, daß ſie dort, wo es glänze, wohnen würden. Als ſie näher kamen, fingen große Hunde laut an zu bellen und ſprangen den Ankommenden luſtig entgegen. Eine alte Frau, die Schweſter des Jägers, öffnete die Thüre und als ihr der Bruder die Geſchichte des Knaben erzählte, wie er ihn aus den Händen der böſen Frau fortge-

nommen, strich sie ihm freundlich die Haare aus dem Gesicht und hieß ihn herzlich willkommen. Ach, dem armen Gustav war es noch nie so wohl und heimlich gewesen, wie heute Abend im Jägerhause. Er durfte sich um das hell lodernde Feuer setzen, und statt der Scheltworte, die er früher immer erhalten, gab ihm der Jäger auf seine kindlichen Fragen freundlich Bescheid und plauderte mit ihm; selbst die großen Hunde kamen an ihn heran, legten ihre Köpfe zutraulich auf seine Knie und sahen ihn so treuherzig mit den großen glänzenden Augen an.

Als es darauf Zeit zum Schlafengehen wurde, wies man ihn nicht, wie in dem Hause des Kaufmanns, unter das Dach auf einen elenden Strohsack, sondern die Schwester des Jägers machte ihm in einem netten Kämmerchen ein kleines Bett zurecht, wo er die Nacht schlafen konnte, und darauf wünschte sie ihm eine gute Nacht, was ihm in seinem Leben zum ersten Mal widerfahren war, und er entschlief sanft und ruhig.

Wohl keine Nacht hatte er so gut geschlafen, wie diese, und er träumte von allerhand schönen Sachen und zuweilen erschien ihm auch im Traume der Regent Nußknacker, grinste mit den Zähnen gegen ihn und sagte hohnlachend: „Siehst du, wir werden freilich jetzt von den Händen der bösen Kinder zerrissen, aber die gnädige Prinzessin ruht tief im Berge und du wirst sie auch nicht mehr zu sehen bekommen. Ha, ha, ha!“ Ach, das machte den Knaben sehr traurig und er fühlte im Schlaf, wie ihm die Thränen über das Gesicht hinabliefen; aber dann verschwand der Nußknacker plötzlich wieder und er sah die kleine Dame, auf den seidenen Polstern ihres Wagens liegend, den Kopf in die Hand gestützt und ruhig schlafend. Der Kutscher vorn auf dem Bock hatte ebenfalls seinen Kopf auf die Brust gelegt, und auch die Pferde standen da mit geschlossenen Augen.

Aber die Sonne des freundlichen Wintermorgens verscheuchte diese bunten Träume von dem Lager des Knaben, und er erwachte

froh und heiter. Bald rief ihm der Jäger und nahm ihn mit hinaus in den Wald, wo er ihn überall umher führte und ihm hier zeigte, wie die kleinen Bäumchen aus der Erde empor wachsen, und ihm dort auf dem Schnee die Spuren der verschiedenen Thiere erklärte, und ihm sagte, da sei der Edelhirsch gelaufen, das sei die Spur eines Rehes und dort sei der Meister Fuchs umher gesprungen, nachdem er wahrscheinlich ein Huhn oder gar ein junges Häslein getödtet. So aufmerksam der Knabe alle diese Lehren anhörte und sich merkte, so interessirte er sich doch am meisten für die Spuren des Fuchses und lernte sie am ehesten kennen; denn dabei dachte er immer der kleinen hübschen Dame, wie er sie vielleicht einmal wieder finden könne, da es doch wohl möglich sei, daß der alte Herr Fuchs seinen Bau aufsuchen und wieder zugänglich machen werde.

Der alte Jäger blieb sich in seiner Freundlichkeit gegen den Knaben immer gleich und lehrte ihn täglich etwas Neues, und es war dem Knaben nichts lieber, als wenn er im Walde umherschweifen konnte. Doch als nun erst der Frühling kam, als der Schnee verschwand und die Erde wieder grün und herrlich wurde, wie lieblich und angenehm ging ihm da erst das Leben auf. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er so zusah, wie die Knospen der Bäume anschwollen und immer dicker und dicker wurden, und wie darauf ein einziger warmer Wind sie aufküßte und die kleinen zarten Blätter hervorlockte, die, kaum von ihren Banden befreit, lustig anfingen zu wachsen, und bald die zarte Moosdecke des Bodens beschatteten. Da konnte er auch stundenlang freudig den kleinen Bäumen zuschauen, die eben erst aus der Erde aufstiegen, wie sie von Tag zu Tag wuchsen und stärker wurden. Und ihm selbst erging es gerade so, auch er wurde unter der Pflege des Jägers und in der frischen Luft des Waldes allmälig groß und stark. Wochen und Monate vergingen und schon mehrmals war der Weihnachtstag wieder gekommen und allemal,

einer andern Versenkung aufsteigen zu lassen, den Sarkophag aber gleich nach der Probe genau zu untersuchen und zu verbessern. Darauf ward das Stück ohne weitere Störung zu Ende gespielt, nur gingen unser Sänger und einige der älteren Mitglieder, welche um sein Verhältniß zu der verstorbenen Tänzerin wußten, von seltsamen Gedanken beengt, nach Hause.

Später meldete der Maschinist dem Regisseur, man habe den Sargdeckel nur mit Hülfe von Brecheisen öffnen können und dadurch sei die Maschinerie so zerstört, daß sie zur morgenden Vorstellung nicht mehr eingerichtet werden könne.

Der Abend der Aufführung erschien, und schon eine Stunde vor Anfang des Stücks war das ganze, große Haus gedrängt voll, woran sowohl der bedeutende Ruf des Sängers, als die gern gesehene Oper Schuld waren. Sie begann, und mit jeder Nummer wuchs die Begeisterung des Publikums, besonders für Robert, der in jedem Zwischenact gerufen wurde. Aber er hatte auch nie so hinreißend gesungen, wie heute. Diesmal ging der dritte Act ohne Störung vorbei, obgleich es Viele befremdete, daß die Aebtissin nicht, wie sonst, ihrem Sarkophage entstieg, sondern hinter demselben hervorkam. Doch war das eine Kleinigkeit, und störte nicht im Genuß des Abends.

Gänzlich entzückt und befriedigt von der Vorstellung entströmte das Publikum nach Beendigung derselben dem Hause. Nicht so ging es dem Sänger. Ihn schien der Lorbeer, den er heute um seine Stirn gewunden hatte, nicht zu vergnügen. Ganz ermattet sank er in der Garderobe zusammen, sein Diener entkleidete ihn, und er ließ es willenlos geschehen. Es war die Erinnerung, welche sich zu kräftig, zu entsetzlich auf ihn geworfen. Das Bewußtsein, ein Herz besessen zu haben, das für ihn schlug und das er gebrochen, war ihm, verbunden mit der trostlosen Gewißheit, nun wieder ganz allein zu stehen in der Welt, am heutigen Abend erst recht fürchterlich klar geworden. Im Grabe lag die schöne weiße Hand, welche sonst hinter der Coulisse die seinige gedrückt hatte, und todt war der Mund, die ihm ehedem zuflüsterte: „Du hast eben so schön, so sehr schön gesungen!“ Damals war bei den Worten Alles neu in ihm aufgelebt, und er hatte aus dem blühenden Auge der Geliebten frische Kräfte gesogen. — Wie war es heute so anders gewesen? Da traten ihm die Collegen mit Complimenten über seine unvergleichlichen Leistungen entgegen, wandten sich dann von ihm und eilten hinweg, denn jeder der Glücklichen wußte ganz gewiß ein Herz, das auf ihn liebend harrte.

Der Sänger schickte seinen Diener und den Wagen, welcher unten ihn erwartete, hinweg, und blieb allein in der allmählig leer werdenden

wenn die Zeit heran kam, dachte Guſtav lebhafter als ſonſt an jene Chriſtnacht, wo er mit den Spielſachen ausgezogen war. Zuweilen beſuchte er auch das Haus des Kaufmanns in der Stadt, und auf dem Wege dahin ſpähte er ſorgſam umher nach dem Fuchsbau, in welchem die kleine ſchöne Dame ſchlief, aber ſo genau er ſich auch aus jener Zeit her Alles erinnerte, ſo bemühte er ſich doch vergebens, den Platz wieder zu finden, wo der tapfere Regent Nußknacker von ſeinem Kameel geſtiegen war und wo der ganze Hofſtaat in das innere des Berges gezogen. Deßhalb ging er auch nicht gern den Weg zur Stadt, und da er auch dort im Hauſe des Kaufmanns eben nicht ſehr freundlich aufgenommen wurde, ſo blieb er lieber daheim in ſeinen Wäldern, bei ſeinen Hunden, die ihn alle herzlich liebten. Das Einzige, was er noch aus der damaligen Zeit her bewahrte, war der kleine Ring, den ihm die Prinzeſſin geſchenkt und den er hoch in Ehren hielt. Er trug ihn an einem kleinen Schnürchen am Hals und ließ ihn nicht von ſich.

Unterdeſſen war Guſtav ſechszehn Jahre alt geworden und hatte ſich zu einem geſchickten Jäger ausgebildet. Da ſein Pflegevater, der Förſter, alt und kränklich wurde, ſo blieb dieſer häufig zu Hauſe, und Guſtav zog alsdann mit den Hunden allein in den Wald, das ſtattliche Gewehr auf der Schulter und den ſcharfen glänzenden Hirſchfänger an der Seite.

So ſchlenderte er auch eines Tages unter den Bäumen daher, und wie ihm dies öfters geſchah, war's ihm nicht darum zu thun, ein Wild zu erlegen. Vielmehr ließ er die Hirſche und Rehe ungeſtört neben ſich herſpringen und war in tiefe Träumereien verſunken, bei denen die kleine Dame mit dem weißen Seidenkleide eine große Rolle ſpielte. So ging er langſam durch den Wald und kam auf eine Anhöhe, wo die Bäume nicht ſo dicht ſtanden und wo man weit hinausſchauen konnte in das Land. Da ſah der Jüngling unter einer der ſtärkſten Eichen einen alten Mann ſitzen, der hatte neben ſich einige Stücke ſchneeweißes Tannen- und Lin-

denholz liegen, woraus er mit seinem Messer allerhand Sachen und Figuren schnitzte. Da hatte er Löffel, Gabeln, kleine Thiere und menschliche Figuren, und Alles war so hübsch gemacht, als man es nur sehen konnte. Der Jäger trat näher, und nachdem er dem alten Mann einen guten Morgen geboten, den dieser freundlich erwiderte, ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein.

„Ei," sagte Gustav, „Ihr schnitzt da allerlei schöne Sachen, die Ihr später dann in die Stadt zum Verkauf bringt?"

„Ja wohl," entgegnete der alte Mann, „ich arbeite hier im Freien, in der schönen Natur, denn das ist doch die prachtvollste und zugleich wohlfeilste Werkstatt, die es gibt. Auch kostet mich mein Unterhalt nicht viel, denn das Wasser läuft dort neben mir den Berg hinab und murmelt mir im Vorbeilaufen zu: he, Alter, trink mich. Und dann die rothen und schwarzen Beeren an den Sträuchern nicken mit ihren Köpfchen und laden mich ein, daß ich sie speisen soll. Kommt dann der Abend, so zieh ich meinen Mantel über den Kopf, lege mich in's Moos und schlafe in Gottes Namen ein."

„Aber," entgegnete der Jäger, „wirst denn die kunstvolle Arbeit, die Ihr da macht, so wenig ab, daß Ihr ein so kümmerliches Leben dabei führen müßt?"

„Ach, mein lieber Jäger," sagte der Holzschnitzer, „es gibt so viele Leute, die auch so schöne Sachen, wie Ihr es nennt, und noch schönere machen, daß Keiner etwas damit verdient; denn Einer verkauft sie immer wohlfeiler als der Andere. Ja, wenn man dabei Glück hätte, wenn es mir z. B. gelänge von dem Holze des Elfenbaums zu bekommen, da könnte man wohl etwas Rechts verdienen, aber den Baum findet man selten, und wer ihn findet, weiß ihn gewöhnlich nicht einmal zu gebrauchen."

„Ei," sagte der Jäger, „Elfenbaum? der Name ist mir noch nie vorgekommen, und obgleich ich so ziemlich alle Bäume und

Sträucher des Waldes kenne, ſo habe ich doch von dem noch nie etwas gehört.

„Das will ich wohl glauben," lachte der alte Mann, „alle Leute ſind nicht ſo dumm, und plaudern Alles aus, wie ich. Doch Ihr habt mir ein ſo harmloſes offenes Geſicht, daß es mir gerade ſchien, als ſpräche ich zum blauen Himmel hinauf, und da iſt mir das Wort entfahren, vergeßt's."

Dem jungen Jäger aber war bei Nennung des wunderbaren Baumes auf einmal plötzlich ein Blitz durch die Seele gefahren und hatte dort ſeltſame Wünſche und Gedanken beleuchtet, von denen er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft geben konnte. Aber er war ſo begierig, etwas Näheres von dem Elſenbaum zu erfahren, daß er nicht abließ, in den alten Mann zu dringen, bis dieſer ihm lachend ſagte: „Nun, nun, Ihr ſeid mir ein recht neugieriges Blut. Doch da Ihr ſo ehrlich und offen ausſeht und auch nicht zu meinem Handwerk gehört, ſo kann ich Euch ſchon mittheilen, was ich von dem Elſenbaum weiß. Nur müßt Ihr mir verſprechen," fügte der Holzſchnitzer lachend hinzu, „daß, wenn Ihr einmal ſo glücklich ſein ſolltet, einen ſolchen Baum zu finden — was gerade nicht unmöglich wäre, denn die Jäger, wenn ſie ſo in Nacht und Nebel zwiſchen den Bergen umherſchweifen, ſehen und hören allerlei — ich auch von dem Holz etwas bekomme."

Nachdem Guſtav dem Holzſchnitzer dies verſprochen, nahm dieſer ein neues Stück Holz, und während er begann, einen Löffel daraus zu ſchneiden, erzählte er dem Jäger wie folgt.

„Ihr werdet recht wohl wiſſen, daß außer uns Menſchen noch eine große Menge anderer Geſchöpfe auf und unter der Erde leben, die wie wir ausſehen, und die, obgleich ſie kleinere und theilweiſe auch elendere Gliedmaßen haben, doch geiſtiger viel mächtiger ſind und manches thun und treiben, das auch die Menſchen gern nachmachen möchten, was ihnen aber mit ihrem plumpen Körper nicht gelingt. Zu dieſen Weſen gehören nun, um von

Unten anzufangen, die Alraunen, ein böſes, garſtiges Volk," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, indem er ſich beſorglich umſah; „frecher, gemeiner Pöbel iſt das, welche den Menſchen und Thieren, wo ſie nur können, Schaden zufügen. Dieſe Alraunen heißen auch Wurzelmänner, denn ſie ſehen aus wie ein ſchwarzer Rettich, der unten geſpalten iſt, und haben grünes Haar, das ihnen wie Kraut oben hinauswächst. Nach ihnen kommen die Kobolde, kleine, krumme und buckligte Kerls, mit denen aber ſchon beſſer auszukommen iſt, denn obgleich auch dieſe boshaft und ſchlecht ſind, ſo kommt es doch zuweilen vor, daß ſie zu irgend einem Menſchen Neigung faſſen und ihm von Zeit zu Zeit helfen. Auf dieſe folgen die Zwerge, ein recht gutes, braves Volk, das aber ſehr muthwillig iſt und deßhalb Menſchen und Vieh zuweilen aus bloßem Uebermuthe plagt. Die beſte, edelſte und ſchönſte Claſſe von dieſen Weſen aber ſind die Elfen, die weder Muthwillen noch Falſch in ihrem Herzen haben und die harmlos in der Nacht auf duftenden Kräutern und Waldblumen umherſchweben und das Menſchenherz, das ſie hört, durch den wunderbarſten Geſang erfreuen und erquicken. Von den Zwergen und Kobolden halten ſie ſich entfernt, ohne ſich zu fürchten; denn wenn die Letztern ihnen auch an Kraft überlegen ſind, ſo ſind dagegen die Zauberkünſte der Elfen weit mächtiger und gewaltiger. Trotzdem aber die Elfen viel ſchöner und beſſer als die Menſchen ſind, ſo kommt es doch häufig vor, daß ein Elfenkind einen Menſchen lieb gewinnt und ihm in heitern Sommernächten erſcheint, um freundlich mit ihm zu koſen und zu ſcherzen. Doch dauert ſolch' ein Spiel nicht lange; denn entweder verläßt der Menſch treulos die arme Elfe, oder ſie muß ihn verlaſſen, um ſich der grauſamen Strafe zu unterwerfen, die über ſie verhängt wird, weil ſie einen Sterblichen liebte. Alsdann wird ſie nämlich auf hundert Jahre in einen Baum verwandelt und muß aus dieſem ihrem Kerker zuſehen, wie ihre Schweſtern luſtig um

sie herum tanzen, und wenn diese bei rauhem stürmischem Wetter in ihre Krystallpaläste schlüpfen, muß sie droben bleiben, und Wind und Eis spielen grausam mit ihren zarten Gliedern, die doch nur für warme Sommerluft und Mondschein gemacht sind. Auf den unwegsamsten Felsen und Pfaden oder in tiefen Abgründen steht dieser Baum, und rings herum hat Alles einen Zauber angenommen, so daß der Mensch, der von ungefähr in diese Gegend kommt, ihn doch nur in höchst seltenen Fällen entdeckt, weil er wie im Kreise um ihn herumgeführt wird. Obendrein sieht der Elfenbaum wie eine gewöhnliche Tanne aus und so kann man hundertmal vorbeigehen, ohne ihn zu bemerken. Wer aber dagegen das Glück hat, durch Zufall einen solchen Baum zu erlangen, der könnte sich auch sein Leben lang glücklich preisen; denn seht, Herr Jäger, ich muß mich hier abplagen, um aus meinem Holze die Sachen heraus zu schnitzen, aber wenn man das Holz des Elfenbaumes hat, braucht man nur ungefähr einen Wunsch auszusprechen, was unter dem Messer hervorkommen soll, sei es ein Thier oder Mensch, oder, was es immer will, so ist es im nächsten Augenblicke fertig, und von der wunderbarsten Arbeit. Und was noch mehr ist," setzte er mit leiserer Stimme hinzu, „die Figuren aus diesem Holze werden in der Christnacht, sobald ein böser Zauber, der über ihnen ruht, vernichtet ist, lebendig, und wer es versteht, dem geben sie auf alle möglichen Fragen die richtige Antwort, z. B. sie zeigen an, wo Gold in der Erde ist, oder wo ein Schatz vergraben liegt, und dergleichen mehr."

Der junge Jäger hatte dieser Erzählung aufmerksam zugehört und man kann sich leicht denken, daß ihm plötzlich die schöne weiße Dame, sowie der Herr Nußknacker und die ganze kleine Gesellschaft ins Gedächtniß kam, und es schien ihm gar nicht unmöglich, daß sie aus dem Holze des Elfenbaums gemacht seien, den irgend einer aufgefunden, ohne es zu wissen. Eine Zeitlang bedachte er sich, ob er dem alten Holzschnitzer seine höchst merkwürdige Sache mit-

theilen sollte, doch da ihm dieser so viel Zutrauen bewiesen und ihm von dem Elfenbaum erzählt, was er gewußt, so hielt er's für seine Schuldigkeit, ihm auch seinerseits das mitzutheilen, was er in der Christnacht erlebt.

Wer aber beschreibt das Erstaunen des alten Mannes, als ihm Gustav die ganze Begebenheit erzählt, wie er den bösen Zauberer getödtet und wie die ganze Gesellschaft in die Welt hinausgezogen sei; wie er darauf mitgegangen wäre und geholfen hätte, den Fuchs zu verjagen, in dessen Höhle alsdann die ganze Gesellschaft eingezogen sei. Kurz, er erzählte ihm Alles auf's Genaueste, sprach am Ende die Vermuthung aus, daß die schöne kleine Dame im weißen Seidenkleid wahrscheinlich ruhig unter der Erde schlafe und vielleicht noch zu erlösen sei. Als er geendigt, sprang der alte Mann in die Höhe, jauchzte vor Freude laut auf, umarmte den jungen Jäger und versicherte ihm einmal über das andere, er sei ein wahres Glückskind und müsse mindestens noch regierender Herr des Landes werden.

Nachdem er so in seiner Freude eine Zeitlang fortgefahren hatte, setzte er sich wieder ruhig neben Gustav hin, legte plötzlich seinen Kopf auf die Hand und sagte, ernster werdend: „O weh! o weh! da habe ich alter Esel nicht bedacht, daß es wohl für immer unmöglich sein wird, die kleine junge Dame aus der Erde hervorzuholen und zu entzaubern, denn dazu bedürfen wir eines andern Elfenbaums, den wir Beide aber wahrscheinlich nie finden werden."

Wie ein Donnerschlag traf dies Wort den armen Jäger, der schon im Geiste gesehen, wie die kleine Prinzessin aus der Erde hervorkam, wie sie immer größer und größer wurde und ohne zu wissen, wer ihm das gesagt, hatte er sie in den Arm genommen und auf den schönen rothen Mund geküßt — versteht sich, Alles in Gedanken. Ach, jetzt waren alle seine Träume dahin und er

hörte nur mit halbem Ohr, daß ihm der alte Mann erzählte, es seien eine Menge Tannenzapfen des Elfenbaums nöthig, der auf der Stelle, wo die kleine Dame in der Erde läge, gepflanzt werden müsse.

„Schon in der ersten Mitternacht," fuhr er fort, „treibt der Tannenzapfen ein ganz kleines Bäumchen in die Höhe, das aber von da an nicht größer wird, sondern nun beginnen die Wurzeln hinab in die Erde zu wachsen, immer tiefer hinab und dehnen sich gewaltig nach allen Seiten hin aus. Darauf würden sie das Lager umflechten, auf welchem die kleine Dame ruht und der Baum würde die ganze Kraft, die er nöthig hat, um hoch in die Wolken hinein zu wachsen, jetzt dagegen auf die Prinzessin ausströmen, die davon lebendig würde, und immer schöner und herrlicher, bis sie in der Größe wie die Menschen in außerordentlicher Schönheit erblühend aus dem Berge hervorgehen könnte. Gewiß," setzte der alte Mann hinzu, „würdest du darauf der glücklichste der Menschen; denn die Jungfrau würde mit der Schönheit der Elfen auch deren Treue, sowie die Erfahrenheit in allen möglichen geheimnißvollen Dingen vereinigen. Der Ring, den sie dir gegeben, und den du so treu bewahrt, hat sie allein geschützt, daß sie nicht ebenso wie der Regent Nußknacker und die andern Figuren ihr Leben wieder verlor und eben dieser Ring wird sie für ihr ganzes Leben an dich ketten."

Unterdessen war die Sonne untergegangen und es begann allmählig Nacht zu werden, weßhalb der Jäger aufstand, dem alten Manne traurig eine gute Nacht bot, indem er sagte: die Pflegeeltern erwarteten ihn zu Hause und seien unruhig, wenn er so spät aus dem Walde zurückkäme. Darauf verabredeten Beide, daß sie nach drei Tagen um dieselbe Stunde wieder auf dem Platz zusammentreffen wollten, um sich zu besprechen, wie und durch wessen Hülfe es wohl möglich sei, den Elfenbaum aufzufinden. Der alte Mann hatte mehr Muth, als Gustav und versuchte, ihm Hoffnung

einzusprechen. Doch dieser schüttelte traurig den Kopf und sagte, indem er fortging: „Ach, ich werde wohl Zeit meines Lebens betrübt in den Wäldern umher streifen müssen und werde wohl nimmermehr die schöne kleine Dame wiedersehen, die ich so herzlich und innig liebe.“

Jetzt trennten sie sich und der Jäger, der nicht bedacht hatte, daß er sehr weit von Haus entfernt sei, sah nun ein, daß er einen weiten Weg bis dahin zu machen habe, und daß es sehr spät werden würde. Es war das erste Mal, daß er sich so in der Nacht allein in den Wäldern befand, und wenn er auch vor Räubern und dergleichen keine Angst hatte, so kam er dagegen auf seinem Wege in ein kleines tiefes Thal, von dem die Leute behaupteten, daß es dort gar nicht geheuer sei. Es hieß, die Zwerge hatten dort ihre Zusammenkünfte und wer ihnen von den Menschen in so nächtlicher Stunde begegnete, dem würde übel von ihnen mitgespielt. An diese Erzählung dachte der Jäger, während er so durch den Wald dahin schritt. Doch nahm er sein Gewehr fester in den Arm, dachte an die kleine junge Dame und fürchtete sich nicht. Als er schon ein gutes Stück Weges zurückgelegt hatte, begann der Mond langsam vor ihm aufzusteigen und glitzerte ihm so recht freundlich durch die grünen Zweige in's Gesicht. Auch er mußte in die helle Scheibe hinein schauen, er mochte wollen oder nicht. So kam er allmählig in die Gegend jenes Thals, wo die Zwerge hausen sollten, und bald sah er es dunkel vor sich liegen. Ohne Furcht stieg er rüstig hinab, und war schon fast ganz hindurchgeschritten, als er neben sich auf der Höhe der Thalwand die Schläge einer Axt zu vernehmen glaubte. Unwillkürlich hemmte der Jäger seinen Schritt und dachte bei sich: ei, wer wird hier in so später Nacht noch Holz schlagen, und plötzlich kam ihm der Gedanke, es möchten wohl Diebe sein, die die Stille der Nacht benützten, um den Wald und seinen Pflegevater zu bestehlen. Augenblicklich wandte er sich nach der Gegend hin, wo der Schall herkam, und

begann die Thalwände hinaufzuklettern. Doch wenn er auch anfänglich geglaubt hatte, hier müßten die Holzfrevler sein, so hörte er, als er oben angekommen war, den Klang der Axt wieder weiter entfernt. Ohne sich zu bedenken, folgte er abermals dem Geräusch und nachdem er eine geraume Zeit Berg auf- und abgeklettert war, hörte er, daß er dem Tone viel näher gekommen sei, doch als er glaubte, er könne jetzt nur noch einige Schritte von ihm entfernt sein, hörte er plötzlich auf, und dagegen fing ein höchst sonderbares Geschrei an, das mit dem heftigen Weinen eines Kindes viel Aehnlichkeit hatte. Rasch eilte der Jäger diesen neuen Tönen nach, trat jetzt auf einen kleinen freien Platz und blieb über das, was er hier sah, vor Erstaunen wie angefesselt stehen.

Auf der Mitte dieses Platzes nämlich war der Stumpf einer mittelgroßen Tanne zu sehen, deren Stamm und Krone abgehauen auf der Erde lag. Neben dem Stumpf aber befand sich ein kaum zwei Fuß hoher Zwerg, der eine kleine Axt in seinen Händen trug, womit er, wie es schien, die Tanne abgehauen hatte. Anfänglich befremdete es den Jäger nicht wenig, als er sah, daß der Zwerg unter dem eben beschriebenen Geschrei wie toll und unsinnig um den Stumpf herum sprang. Doch als er einige Schritte näher trat, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß der Bart des Zwerges, der fast so lang wie die ganze Figur war, fest geklemmt in dem Holze saß. Umsonst hatte der kleine Mann ihn mit beiden Händen erfaßt und versuchte es, ihn heraus zu reißen, und so oft er eine solch' vergebliche Anstrengung machte, schrie er laut auf und machte die seltsamsten Luftsprünge.

Nachdem der Jäger einige Augenblicke dem kleinen Manne zugesehen, näherte er sich und fragte ihn theilnehmend, wie er in diesen Zustand gekommen sei. Der Zwerg betrachtete ihn einen Augenblick mit seinen kleinen rothen Augen, stieß darauf eine Menge Verwünschungen aus und sagte dem Jäger: er solle nicht so dumm fragen, sondern ihn augenblicklich erlösen. Trotzdem ihm

der Kleine eine so unartige Antwort gab, war Gustav in seiner Gutmüthigkeit doch bereit, ihm zu helfen, und hob zu diesem Zweck einen großen Keil von der Erde, mit dem der Zwerg wahrscheinlich versucht hatte, den Baum zu spalten.

Kaum hatte der Jäger den Keil vom Boden aufgehoben, so schrie ihn der Zwerg schon wieder zornig an und sagte: „Willst du nicht etwas schneller machen, du fauler dummer Kerl! Ihr Menschenvolk seid doch zu gar nichts zu gebrauchen. Mach fort, oder ich will dir helfen!“ Bei diesen letzten Worten hob der Zwerg eines seiner kleinen Beine auf und trat damit in höchster Wuth nach dem Jäger. Dieser, dem die erste unartige Antwort des Zwerges lächerlich vorgekommen war, erzürnte sich jetzt über die Frechheit des kleinen Dings und sagte ihm: „Höre, kleiner Wicht, wenn es auch bei euch Mode ist, Gefälligkeiten in solchen Worten zu verlangen, so ist dagegen dies Verfahren bei uns nicht anwendbar, und wenn du nicht augenblicklich höflicher und artiger wirst, so hätte ich große Lust, dich stecken zu lassen.“

Jetzt gerieth der Zwerg in eine unbeschreibliche Wuth, seine Augen funkelten ihm ordentlich im Kopfe, und er stieß über den Jäger und über die Menschen die erschrecklichsten Verwünschungen aus, und am Ende nahm er sogar seine Axt und warf sie mit solcher Kraft nach dem Kopfe des jungen Mannes, daß, wenn dieser nicht ausgewichen wäre, sie ihm sicher den Kopf zerschmettert hätte. So aber fuhr sie in einen dicken Eichbaum tief hinein, daß der Schaft der Axt noch eine Zeitlang zitterte.

Ah, dachte der Jäger, kommst du mir so, so begegne ich dir nicht anders, und darauf zog er seinen langen, breiten Hirschfänger heraus, auf dessen Klinge er, wie jeder fromme Waidmann, ein großes Kreuz eingegraben hatte, und begann einen gewissen unaussprechlichen Theil des Zwerges aus Leibeskräften zu bearbeiten.

Anfänglich schien bei dieser eindringlichen Behandlungsweise

Garderobe. Längſt hatten die Arbeiter die Lampen bis auf einige wenige ausgelöſcht, welche der Wachthabende die ganze Nacht brennend erhalten mußte, und ſchon hatte ſich derſelbe auf ſeine Matratze an der hintern Couliſſe geſtreckt; da erwachte er aus ſeinem dumpfen Hinbrüten, warf den Mantel um und trat hinaus auf die halb dunkle Bühne. Der Vorhang war aufgezogen, und das Haus lag ſo leer und ſtill vor ihm, vorher noch ſo lebendig und munter, ein Rieſenleichnam, der ſich verblutet. Er ſuchte die Bank, wo ſie ſo oft geſeſſen und ihn freundlich angeblickt, von wo ſie aufmerkſam vor Anfang des Stücks auf den Vorhang geſehen, durch deſſen Oeffnung er, ihr allein verſtändlich, ſeinen Diamantring blitzen ließ. O es tauchten ſtets neue und immer lebhafter tauſend ſchmerzliche Erinnerungen in ihm auf. Ueberwältigt von Gefühlen kniete er auf den Boden nieder neben den Deckel des Sarges, dem ſie ſo oft liebreizend und fröhlich entſtiegen war, an der Fallthüre, die ſich jetzt nicht hatte öffnen wollen, die ihr treu geblieben war. O ſie hatten Gefühl, dieſe Bretter! Das Mädchen war ja ernſtlich ins Grab geſtiegen, darum wollten ſie ſich auch zum Spiel nicht mehr öffnen. — —

Da ſprang der Sänger plötzlich entſetzt auf. Sah er recht, täuſchte nicht das Halbdunkel der Bühne? — Nein, nein, langſam öffneten ſich die Flügel der Verſenkung. Still und geräuſchlos, ohne daß er das Knarren der Seile, welche die Maſchinerie leiteten, hörte, thaten ſie ſich weit von einander, und auf dem Sarg, welcher empor ſtieg, lag die verſtorbene Tänzerin, ſeine Geliebte, mit dem ſonſt ſo blühenden, jetzt ſchneebleichen Geſichte, im weißen Gewande der Aebtiſſin, mit dem großen ſchwarzen Kreuze des Ordens auf der Bruſt. Er wollte auf ſie zuſtürzen, ſie emporreißen; doch fühlte er ſich plötzlich am Arm gehalten, und neben ihm ſtand der alte eisgraue Mann, den er ſchon zweimal geſehen hatte. Der flüſterte ihm leiſe zu: „In der That ein ſchönes Gemälde das, aber ich bitte Sie, einige Schritte zurückzutreten, es iſt Decorationsmalerei, welche in der Entfernung gewinnt, und ſich dann ganz anders geſtaltet. — Sehen Sie z. B. von hier, wo Sie keine Geſichtszüge, keine Geſtalt unterſcheiden, müſſen Sie mir zugeſtehen, daß die viereckige Fläche des Sarges mit dem ſchwarzen Kreuze frappant einem großen Treff-Aß ähnlich ſieht.“ — — —

Am andern Morgen machte die Intendanz des Theaters folgenden traurigen Vorfall bekannt. „Nachdem Herr * als Robert in der Oper gleichen Namens dem kunſtſinnigen Publikum einen ſo hohen Genuß gewährt hatte, blieb derſelbe ermüdet allein in der Garderobe zurück; wie lange, weiß man nicht, da er ſeinen Diener nach Haus

ſich die Wuth des Zwerges von Secunde zu Secunde zu vermehren. Wie ein Fiſch im Waſſer ſchnellte er an ſeinem langen Bart in die Höhe und wand ſich hin und her, um den gewichtigen Schlägen zu entgehen. Doch er mochte ſich drehen, wie er wollte, ſo wußte der Jäger doch den rechten Augenblick und die rechte Lage abzupaſſen und es ging kein einziger Streich verloren, worauf der kleine Kerl nach und nach ruhiger wurde. Aus dem Schimpfen verfiel er in's Weinen und es dauerte nicht lange, ſo bat er auf's Kläglichſte, der Jäger möge aufhören und ihn erlöſen.

Guſtav, der ſehr gutmüthig war, hielt auch ſogleich in ſeiner Arbeit inne und war ſchon im Begriff, den Keil anzuſetzen, um den Baum auseinander zu treiben, als ihm plötzlich der Gedanke kam: wie wenn du dem Zwerg zur Bedingung machteſt, daß er dir, weil du ihn erlöst, anzeigen müſſe, wo ein Elſenbaum zu finden ſei. Gedacht, gethan. Er nahm den Keil in die Hand und eröffnete dem Zwerge ſein Begehren. Doch dieſer wollte anfänglich nichts von einem ſolchen Baume wiſſen und entgegnete mürriſch: er könne ihm damit nicht dienen.

„Gut," ſagte darauf der Jäger, „wenn du mir nicht freiwillig ſagſt, wo ich einen ſolchen Baum finden kann, ſo will ich dich ſchon dazu zwingen," und er legte den Keil wieder auf den Boden hin und griff abermals zu ſeinem Hirſchfänger.

„Laſſ' nur ſtecken, laſſ' nur ſtecken," ſchrie der Kobold in groſſer Angſt, als er dieſe Bewegung ſah, „laſſ' nur ſtecken, das hier iſt ja eben ein Elſenbaum, der mich bei meinem ſchönen Barte feſthält."

Mit welcher Freude hierauf der Jäger ſeinen Hirſchfänger wieder fahren ließ und den Keil ergriff, um dem Zwerg zu helfen, kann man ſich leicht denken. Sah er ſich doch ſo auf einmal der Erfüllung ſeines heißeſten Wunſches nahe gekommen und war nun im Stande, die junge ſchöne Dame zu beleben und zu erlöſen. Eilig riß er die Axt aus dem Eichbaume heraus und mit wenig Schlägen

hatte er den Keil so weit in den Tannenstumpf hineingetrieben, daß der Zwerg seinen Bart herausziehen konnte. Der Kobold fühlte aber nicht so bald seine Freiheit, als er mit einem gewaltigen Fluch in das Dickicht hineinsprang und augenblicklich zwischen den Bäumen verschwand.

Gustav ließ ihn ruhig seiner Wege ziehen, hieb sich aber mit der Axt des Zwerges ein gutes Stück von dem Elsenbaum herunter und füllte seine Jagdtasche mit den schönsten Tannenzapfen an, die auf der Krone des umgehauenen Baumes zu finden waren. Darauf nahm er sein Gewehr auf die Schulter und begab sich eilig nach Hause.

Seine Pflegeeltern waren nicht wenig in Angst um ihn gewesen; doch erzählte er ihnen, er habe sich im Walde verirrt und als sie ihn so wohlbehalten zurückkommen sahen, legten sie sich auf ihr Lager und schliefen ein. Gustav aber nahm die kleinen Dachshunde mit sich, die damals den Regenten Nußknacker und die Zinnsoldaten aus dem Fuchsbaue hervorgeholt hatten, und eilte mit ihnen hinaus auf die Haide, indem er durch ihre Hülfe den Platz wieder zu finden hoffte, wo tief in der Erde die kleine schöne Dame schlief. Doch würde er ohne das Stück von dem Elsenbaum schwerlich seinen Zweck erreicht haben; denn die Hunde streiften kreuz und quer auf dem Felde herum, wogegen Gustav fühlte, daß er wie von unsichtbarer Macht auf eine Stelle hingeführt wurde, wo es ihm alsbald klar wurde, daß dies der Ort sei, den er lange vergeblich gesucht.

Es mochte mitten in der Nacht sein, als er aus seiner Jagdtasche einen der Tannenzapfen hervorzog und ihn in den Boden steckte. Noch zweifelte er an dem Gelingen seines Vorhabens, doch wer beschreibt sein Erstaunen, als vor ihm plötzlich ein kleiner Tannenbaum hervorstieg, der, obgleich er nur wenige Zoll hoch, doch gerade so ausgewachsen war, als sei er schon mehrere Jahre alt. Gustav wußte sich vor Freude nicht zu fassen, als er auf diese Art sah, daß die Rettung der schönen kleinen Dame nahe sei.

Nach drei Tagen machte er sich verabredeter Maßen auf den Weg, um den Holzschnitzer anzutreffen. Vorher aber suchte er im Walde umher, ob er den Platz nicht wieder finden könne, wo der Elsenbaum stehe, aus dem er gestern den Zwerg erlöst, um dort noch mehr von dem wunderbaren Holze mitzunehmen. Doch wenn er auch den Platz wieder fand, so entdeckte er dort, wo der Holzstumpf gestanden, nichts als einen kleinen schmutzigen Sumpf, aus dem Kröten und anderes Ungeziefer die Köpfe in die Höhe streckten und ihm entgegen schrieen. Eilig wandte er sich hinweg und ging an die Lichtung des Waldes, wo er, wie vor drei Tagen, mit dem alten Manne wieder zusammentraf, der ihm mit trauriger Miene erzählte, trotz aller seiner Bemühungen wisse er noch gar nicht, wie man einen Elsenbaum auffinden könne. Dagegen aber, fuhr er fort, sei er in der Stadt im Hause des Kaufmanns gewesen und habe dort unter alten Spielsachen, die er gekauft, einen Nußknacker erhalten, der wahrscheinlich derselbe sei, der in jener Christnacht lebendig geworden. Er zog ihn hervor und Gustav erkannte ihn augenblicklich wieder; doch wie hatte sich der edle Regent seit der Zeit verändert! Seine rothen Hosen waren schwarz geworden, seine Sporen abgebrochen und der Säbel fehlte gänzlich. Auch sein Maul, das freilich noch eben so groß war, wie damals, hatte seinen Schmuck, die langen spitzen Zähne verloren, und als ihm Gustav hinten den langen Zopf untersuchte, fand sich, daß die Kinnladen fest standen und gar nicht mehr zu schließen waren.

Gustav wartete absichtlich eine Weile, ehe er dem alten Manne erzählte, was ihm in den letzten drei Tagen begegnet. Da hätte man aber die Freude des Holzschneiders sehen sollen. Er sprang auf, fiel dem jungen Jäger um den Hals und als dieser nun gar das Stück von dem Elsenbaum hervorzog, nahm es der alte Mann hastig, steckte es ein und versprach später einmal, wenn es nöthig sei, die schönsten Spielsachen daraus zu verfertigen.

Nun berathschlagten die Beiden, was noch weiter zu thun sei,

und der Holzschneider sagte dem Jäger, er müsse jetzt den kleinen Baum der aus dem Tannenzapfen hervorgekommen sei, ruhig wachsen lassen, bis er nach einer bestimmten Zeit plötzlich anfange in die Höhe zu wachsen; dann wird er sich in der dritten Nacht unter seinen Wurzeln öffnen und der entzauberten Prinzessin den Ausgang gewähren. Wenn dies geschehen wird, werde ich zurückkehren, wo ich auch sein mag, denn der kleinste Splitter vom Baum eines Eisenholzes, den ich noch übrig habe, wird mir diese Stunde genau anzeigen."

Nach dieser Verabredung reichten sie sich ihre Hände, nahmen herzlichen Abschied von einander und der Eine ging hierhin, der Andere dorthin.

Um eben diese Zeit sprach der Pflegevater des jungen Jägers ostmals mit seiner Schwester darüber, daß es jetzt wohl Zeit sei, sich nach einer Frau für Gustav umzusehen. Doch wollte er gern eine für ihn suchen, die alle möglichen guten Eigenschaften in sich vereinigte; sie sollte schön und brav sein, nebenbei, meinte der Förster, könne es auch nicht schaden, wenn sie mit ziemlichem Gelde versehen sei. Aber er hatte bisher immer vergeblich nach einer solchen gesucht, denn wenn er sich auch zuweilen im Stillen bei seinen Nachbarn umgesehen, so fand er wohl hie und da ein Mädchen, das ihm zu seinem Zwecke zu passen schien; doch wenn er als Freiwerber für seinen Pflegesohn auftrat, so entgegnete man ihm meistens: „ja, lieber Herr Förster, wir würden wohl nichts dagegen haben, wenn der junge Jäger wirklich Euer Sohn wäre, aber so möchten wir doch unser Kind nicht gern Jemanden zur Frau geben, der so ganz ohne Familie und Namen ist." Das verdroß nun den alten Mann nicht wenig und wenn er nach Haus kam, erzählte er es dann seiner Schwester und Gustav; Letzterer konnte sich nie enthalten, darüber zu lächeln und pflegte dann gewöhnlich zu sagen: „ach, lieber Vater, macht Euch meinethalben keine Mühe, ich werde schon finden, was mir Gott beschcert hat." Bei diesen Worten blickte er verstohlen durch das Fenster nach der Haide, wo

auf dem Fuchsbau der kleine Tannenbaum ſtand, der aber noch immer nicht in die Höhe wachſen wollte.

Schon waren, ſeit er den alten Holzſchnitzer verlaſſen, einige Monate vergangen und die Blätter der Bäume begannen gelb zu werden und abzufallen; auch fingen ſchon Morgens und Abends an, dichte Nebel den Wald einzuhüllen, und die Jagd beſchäftigte die Jäger den ganzen Tag im Walde. Doch wenn auch Guſtav mit ſinkender Nacht noch ſo ermüdet nach Hauſe kam, ſo unterließ er dennoch nicht, auf die Haide zu gehen und ſich nach ſeinem lieben Tannenbäumchen umzuſehen. So ging der November vorüber, es wurde December und die Zeit kam heran, wo die Leute aus der Stadt täglich nach dem Förſterhauſe ſchickten und ſich Tannenbäume holen ließen, um ſie für den Weihnachtsabend aufzuputzen. Ach, der junge Jäger, dem das Bild der ſchönen Dame im weißen Seidenkleid mehr als je im Herzen lebendig wurde, hoffte auch auf eine Beſcheerung unter dem Tannenbaum; er ging jetzt des Tages mehrmals hinaus auf die Haide und wer beſchreibt ſein Entzücken und ſeine Freude, als er nun endlich drei Tage vor Weihnachten ſah, daß das Bäumchen wenigſtens einen Schuh gewachſen war.

Jetzt verging faſt keine Stunde des Tages, wo er nicht zu ihm hin eilte, um mit der größten Freude zuzuſehen, wie faſt ſichtbar Zweige und Nadeln größer und größer wurden. So kam der heilige Weihnachtsabend heran und als es anfing dunkel zu werden, ſagte der alte Jäger ſchmunzelnd zu ſeinem Pflegeſohn: er möchte doch ein wenig hinaus in den Wald gehen, um ſich nach dieſem und jenem umzuſchauen. Guſtav, der wohl wußte, daß ihm der gute Förſter, wie immer, auch dieſes Jahr eine kleine Weihnachtsfreude machen würde, dachte lächelnd bei ſich: nun, ſo Gott der Herr will, werde auch ich Euch heute Abend eine Beſcheerung zuführen, die Euch nicht mißfallen wird. Und das Herz voll Erwartung, voll Seligkeit und Liebe eilte er hinaus auf die Haide.

Der alte Förſter ging jetzt mit ſeiner Schweſter in das Gaſt-

zimmer, wo die großen geschnitzten Tische und Stühle standen und die Wände mit gewaltigen Hirschgeweihen verziert waren. Dort stand ein großer Tannenbaum, mit vielen Lichtchen besteckt, und oben an der Spitze hingen zwei große goldene Fahnen, die ganz geheimnißvoll rauschten. Unter dem Baume legte die Schwester des Försters einen schönen neuen Jagdanzug hin und ein prachtvolles reich mit Silber eingelegtes Gewehr. Draußen heulte der Nordwind durch den Wald und die Zweige der Bäume, sowie die Waldbächlein rauschten und murmelten in seltsamen Weisen dazwischen. Da legte plötzlich der Förster seine Hand an das Ohr, denn es war ihm, als vernehme er in der Ferne das Rollen eines Wagens.

„Höre," sagte er zu seiner Schwester, „vernimmst du nichts? Es ist mir doch gerade, als käme noch so spät ein Wagen den breiten Waldweg heraufgefahren."

Jetzt eilte die Schwester an's Fenster. Das Rollen und Rasseln kam immer näher und sie rief auf einmal verwundert aus: du hast Recht. Sieh, dort biegt eben ein Wagen aus dem Walde heraus und fährt gerade auf unser Haus zu. Jetzt hält er schon vor der Thüre. Was mag das sein?" — —

Da wurde die Thür des Zimmers hastig geöffnet und Gustav trat herein und führte an der Hand eine wunderschöne Dame, die hatte ein weißes seidenes Kleid an, das war mit Spitzen besetzt, und auf dem Kopfe trug sie einen Myrthenkranz mit einem langen wallenden Schleier.

„Seht, Vater," rief der junge Jäger freudig aus, „das ist meine liebe Braut, die Ihr hoffentlich mit Freuden aufnehmen werdet."

Ach, die junge Dame war so schön und lieblich anzusehen; der alte Förster und seine Schwester nahmen sie bei der Hand und wußten gar nicht, wie ihnen geschah. Und als darauf die junge Dame zu ihnen sprach, daß es klang wie lauter Silberglöcklein: „ja, wenn Ihr mich aufnehmen wollt, bleibe ich bei Euch als

eine liebe Tochter!“ da dachten sie vor Entzücken nicht mehr daran, wer sie wäre und wo sie herkäme, sondern sie weinten Freudenthränen und umarmten sie auf's Herzlichste.

Mitten in dieser Freude dachte Gustav an seinen Freund, den alten Holzschnitzer und bedauerte, daß er die Stunde versäumt und sich nicht eingestellt habe. Da blickte er zufällig durch's Fenster und sah, wie plötzlich im hellen Mondlicht über einem Hügel, dem Försterhause gegenüber, ein Mann geschritten kam, der trug einen großen Korb auf dem Rücken und begann dort oben auszupacken, als wolle er den Thieren im Walde eine Weihnachtsbescheerung bereiten. Mit Erstaunen sah der junge Jäger, daß er ein kleines niedliches Schloß dort hinstellte, dessen zierliche Fenster sich plötzlich beleuchteten. Jetzt erhob sich der Mann wieder und als er nun mit raschen Schritten gegen das Försterhaus kam, sah Gustav zu seiner großen Freude, daß es der Holzschnitzer war. Doch wer beschreibt sein Erstaunen und seine Ueberraschung, als er bemerkte, daß, je weiter sich sein alter Freund von dem kleinen Schlößchen droben entfernte, dieses immer größer und größer und endlich ein stattliches Gebäude wurde. Die Fenster strahlten von Tausenden von Lichtern, die innen brannten, und vor dem Schloßthor entzündeten sich große Pechfackeln und daneben standen Soldaten mit Bärenmützen und das Gewehr im Arm. Jetzt öffnete der Holzschnitzer die Thür und als er die schöne junge Dame erblickte, verbeugte er sich tief und umarmte darauf den jungen Jäger, indem er sagte: „ich sehe mit Freuden, daß du den bösen Zauber gelöst hast, ich habe das Meinige gethan und das Elfenholz, das du mir gegeben, auf's Beste benutzt.“ Dabei zeigte er durch das Fenster nach dem schönen Schlosse.

Der alte Förster wußte vor Freude nicht, was er zu all dem sagen sollte, und als nun alle den Hügel hinan zu dem neuen prächtigen Schlosse schritten, glaubte er, er träume einen süßen Traum. Hier war aber auch Alles so schön und vortrefflich her-

gerichtet, als es nur in der Reſidenz des mächtigſten Königs ſein kann. Der junge Jäger glaubte in den Soldaten mit den Bärenmützen, die vor ihm und ſeiner Gemahlin das Gewehr präſentirten, lauter alte Bekannte zu erkennen, ja ſelbſt die Jäger, die droben am Schloßportal ſtanden und die Thüren aufriſſen, hatten alle bekannte Geſichter. Aber als ſie an die große Treppe kamen, um in die prachtvollen Gemächer zu ſteigen, mußte der junge Jäger, der jetzt Prinz Guſtav hieß, vor Freuden laut auflachen, denn hier ſtand der Regent Nußknacker, wie er leibte und lebte, und hatte zwei große ſilberne Leuchter in Händen. Er verbeugte ſich tief, indem er ſagte: er ſei der Haushofmeiſter und halte ſich zu Gnaden empfohlen. Sein Anzug, den die Kinder im Hauſe des Kaufmanns ſehr verdorben hatten, war wieder, ſo weit es ſich thun ließ, hergeſtellt, doch fehlten Sporen und Säbel, und ſtatt des Hutes hatte er eine farbige Mütze auf, an der eine große Menge von Schellchen luſtig klingelten.

Jetzt ſtiegen alle die Treppen hinauf, droben wurde mit vieler Pracht die Vermählung gefeiert und danach wohnten ſie lange, lange Jahre zuſammen in Luſt und Freude, und leben vielleicht noch, wenn ſie nicht unterdeſſen geſtorben ſind.

Der Leibschneider der Zwerge.

Vor langer, langer Zeit lebte zu Aachen, in der alten Kaiserstadt, ein Schneidermeister, wie es deren heute noch viele gibt. Doch hatte Meister Caspar damals das besondere Vorrecht, die kaiserlichen Stalldecken und sonstige Kleidungsstücke für Pferde und Dienerschaft mit seiner kunstreichen Nadel verfertigen zu dürfen. Er bildete sich auf dies Amt nicht wenig ein, und wenn man ihn auf seinem Tische sitzen sah, mit der spitzen weißen Mütze auf dem Kopfe, die Elle wie ein Scepter in der Hand schwingend, so hätte man wohl glauben können, Meister Caspar sei der Kaiser selbst gewesen. Obgleich er aber nur ein kleines dürres Kerlchen war, so besaß er doch bei seinen Gesellen und Lehrjungen einen fast unglaublichen Respekt, was um so unbegreiflicher war, da er mit seinen Leuten nie lärmte und schimpfte, sondern bei vorkommenden Gelegenheiten seine seine krähende Stimme erhob, um seinen Schneiderburschen mit aller Artigkeit zu sagen, daß sie Lumpen und bis unter die Haut schlechte Kerle seien. Es war merkwürdig, was die wildesten und verwegensten Schneidergesellen zahm und gelenkig wurden, wenn sie erst eine kurze Zeit in Meister Caspar[illegible] Werkstatt gearbeitet hatten. Die Faulen wurden fleißig und die, welche lieber Geschichtchen erzählten oder Lieder sangen, als Stiche machten, schienen bald in dem Punkt ihr ganzes Gedächtniß verloren zu haben und waren stumm wie die Fische. [illegible] guten Zucht mochte nun der strenge Meister selbst viel Schuld [illegible]. Doch wollten

andere Leute behaupten, daß die Gesellen, wenn ihnen der kleine dürre Mann mit der haarfeinen Stimme eine Standrede hielt, eher darüber zu Lachen geneigt seien, als zur Befolgung seiner Vorschriften, und daß im Haus ein anderer Zauber walte, der im Stande sei, die kecken trotzigen Gemüther der Schneider zu bändigen. Der Zauber war aber Niemand anders, als das sechzehnjährige Töchterlein des Meister Gaspar, die ihm, da die Frau Schneidermeisterin gestorben war, die Wirthschaft führte. Sie kochte für die Gesellen das Essen, legte Allen bei Tische vor, und wenn hier unter ihnen mancher war, der von Hause her die schöne Gewohnheit hatte, auf gut türkisch zu essen, das heißt: mit der Faust in die Schüssel zu fahren, so ließ er es wohl bleiben, wenn ihm Rosa, so hieß Meister Gaspars Töchterlein, einmal ein schiefes Gesicht darüber gezogen.

Wenn nun auf diese Art Meister Gaspars Zucht in seiner Werkstatt und Rosa's Freundlichkeit in ihrem Hauswesen sich allmälig über die fremden Gesellen und Lehrburschen verbreitet hatte, so war dies doch bei einem Einzigen nicht der Fall, der noch obendrein aus des Meisters Gaspars Sippschaft und seiner Schwester Sohn war. Philipp, so hieß dieser Neffe, war eigentlich von Natur ein gutmüthiger Mensch, und, wenn er wollte, ein geschickter und fleißiger Arbeiter. Doch hatte er die fatale Gewohnheit, bei keiner Arbeit eifrig aushalten zu können. Nahm er ein neues Kleid oder so etwas vor, so nähte er zum Beispiel die erste halbe Stunde unverdrossen darauf los und machte dabei unvergleichlich schöne regelmäßige Stiche, daß dem Meister Gaspar vor Freuden das Herz im Leibe lachte. Doch länger, als höchstens eine halbe Stunde, hielt der gute Philipp das ruhige Arbeiten, besonders aber das Stillschweigen dabei nicht aus. Dann stieß er gewöhnlich seinen Nebenmann an und plauderte mit ihm über Sachen, die gar nicht dahin gehörten; oder er sang, lachte, trieb Späße, kurz, brachte in wenig Zeit die ganze Werkstatt in Unordnung und Aufruhr.

Diese Unart hatte ihm der Meister schon oftmals in Güte und Strenge verwiesen, hatte ihm sowohl im Beisein der Gesellen als wie geheim auf seiner Kammer tüchtig den Text gelesen; aber das half

geſchickt hatte, und der unglückliche Mann ſelber einige Stunden nach Beendigung des Stücks durch die Theaterwache auf der Bühne, wahrſcheinlich in Folge eines Schlagfluſſes, todt gefunden wurde."

3.

Zum ſtillen Vergnügen.

Vor Jahren gab es zu Köln am Rhein eine ſonderbare Schenke. Das Haus, oder vielmehr der Keller, welcher als Gaſtzimmer diente, wird nunmehr längſt eingefallen oder abgetragen ſein, denn ſchon zur Zeit, von der ich rede, ſah die Spelunke äußerlich ſo baufällig aus, daß, wer zum erſten Male hinkam, ſchwerlich der Verſicherung ſeines Führers glaubte, es ſei im Innern ganz comfortabel und gar nicht ſo gefährlich, als ſich das Gebäude von außen anließ. Von ſelbſt verlor ſich nicht leicht Jemand dahin; es war faſt nur einem Eingeweihten möglich, ſich in den Gäßchen, welche zum Ziele führten, nicht zu verirren. Man konnte auch nicht wohl Jemand um den Weg fragen; denn eine gute Strecke vom Hauſe lief der Weg kreuz und quer bald zwiſchen Gemüſegärten, bald zwiſchen öden Mauern oder Trümmerhaufen der Wohnungen einer verſchwundenen Generation. Wer ſich nun durch all' dieſe Schreckniſſe glücklich durchgefunden hatte, kam auf einen kleinen, freien Platz, welcher mit melancholiſch durcheinandergewachſenem Unkraute bedeckt war, und hier ſtand die Schenke zum ſtillen Vergnügen. Sie war zart und ſinnig gewählt, dieſe Benennung. Nur das Verlangen nach ſtillem Vergnügen, nach ſtillem Genuß des wirklich guten Weines, der hier geſchenkt wurde, führte die Gäſte unter dieſes einſame Dach. Hier herrſchte auch feierliche und erhabene Stille. Mit inniger Rührung wurden die geleerten Schoppen betrachtet und ſorgfältig in's Himmelreich geſetzt; ſo hieß ein großer Korb, der jedem der Stammgäſte zwiſchen den Beinen ſtand und woraus nachher die Zeche berechnet ward. Wie großartig war der Augenblick, wenn der Wirth hereintrat, um mit lauter Stimme zu verkünden, es ſei wieder ein Faß geleert. Dann erhob ſich Alles mit einem Male, und ein alter, ehrwürdiger Weltgeiſtlicher hielt mit kurzen, aber kräftigen Worten dem abgeſchiedenen Weine ein Seelenamt.

Das Lokal beſtand aus einem großen Gewölbe, deſſen Wände urſprünglich weiß geweſen waren, aber durch Zeit und Rauch eine dunkle Farbe angenommen hatten. Ein gutes Billard war das einzige

Alles nichts: Philipp trieb seine Späße fort und da er nebenbei die Andern auf alle mögliche Art neckte, so gab er auf diese mehr, als auf sein Geschäft Acht, und verdarb gewöhnlich bei solchen Anlässen eine Arbeit, die er aufs Kunstreichste angefangen. Seine Stiche wurden dann lang und immer länger, und anstatt einen Mantelkragen in kunstreiche Falten zu schlagen, nähte er ohne Bedacht darauf los, als wollte er dem Koch oder irgend einem andern Bedienten eine Schürze machen.

So hatte Philipp dem Meister schon manches Stück Arbeit verdorben, und war von diesem oftmals bedroht worden, daß er ihn bei der nächsten Veranlassung in die Fremde schicken wollte, doch immer hatte eine angelobte Besserung oder die Bitten Rosa's, die den unartigen Vetter wohl leiden mochte, den Zorn des Vaters gedämpft. Auch hätte es diesem selbst leid gethan, so alle schönen Luftschlösser verschwinden zu sehen, die er auf seinen Schwestersohn gebaut hatte. Der Meister hatte sich einiges Vermögen erworben und eine glänzende Kundschaft, in welche er gern Philipp, als in ein warmes Nest, hineingesetzt hätte. Bei diesem Vorhaben sah er auch in der Zukunft seine Tochter Rosa versorgt, die er ihm dann zur Frau würde gegeben haben. Doch vor der unbedachtsamkeit und Plauderhaftigkeit des Vetters zerflossen alle die Projekte in Wasser. Je mehr Nachsicht der Meister übte, je wilder und unartiger wurde Philipp, und verschlimmerte sich trotz Rosa's Bitten jeden Tag mehr und mehr. Er lieferte kein Stück Arbeit mehr ab, in welchem sich nicht ein grober Fehler befand, und neben der Nachläßigkeit, welche diesen Fehler begehen ließ, machte er aus Muthwillen andere, die noch viel schlimmer waren. So kam es ihm gar nicht darauf an, auf das schwarze ehrbare Kleid eines Rathsherrn einige bunte Lappen zu setzen, die anfänglich vom Mantelkragen verdeckt wurden und bald darauf, wenn sich auf der Straße ein kleiner Wind erhob, die ehrbare Magistratsperson dem Gespött der Gassenbuben aussetzte. Das Sprichwort: der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, zeigte sich auch an Philipp in voller Kraft; denn am Ende einer bedeutungsvollen Woche, in der sich der Vetter besonders schlecht aufgeführt, nahm Meister Caspar ein großes Stück

Kreide und machte durch den Namen seines Neffen an der Wand einen vielsagenden Strich. Er kündigte ihm darauf an, daß er morgen früh sein Haus zu verlassen habe, und da Meister Caspar fürchtete, daß er gegen Philipps Bitten und Rosa's Thränen doch wieder nachgeben würde, so that er einen kräftigen Schwur darauf, ihn nicht eher wieder in sein Haus und seine Werkstätte aufzunehmen, bis er sich gebessert und ihm zum Zeichen dafür wenigstens sechs wohl erworbene Goldgulden auf den Tisch legen könne, eine für die damalige Zeit sehr große Summe.

Die Gesellen und Lehrburschen, die umher standen, erblaßten bei diesem feierlichen Akt und nur Philipp, als er hiedurch sah, daß er unvermeidlich fort müsse, war der Gefaßteste, packte sein Felleisen zusammen, band Scheere und Bügeleisen oben hinauf und trat noch an demselben Nachmittage vor den Meister Caspar und Rosa hin, um sich bei ihnen zu verabschieden.

Ach, hätte er lieber sein Mühmchen nicht wieder gesehen und wäre stillschweigend fortgegangen! Doch Abschied als er jetzt nehmend vor ihr stand, sah er wohl, wie schön ihr blaues Auge war, wie schlank und lieblich ihre ganze Gestalt, und fühlte wohl in seinem Herzen, warum das ihrige so schlug, als sie ihm zum letzten Male die Hand reichte. Sie hielt in ihrer Hand ein kleines Beutelchen mit Scheidemünze, das sie dem Vetter einhändigen wollte. Sie hatte es ihm schon in die Hand gedrückt, als zwei Thränen ihren Augen entrollten und dem armen Burschen auf das Herz fielen, so daß er auf einmal seinen Leichtsinn und die Größe seiner Schuld einsah, und eilig aus dem Hause lief, um seine Thränen zu verbergen.

In der damaligen Zeit war es für einen Handwerksburschen weit schwerer ein Unterkommen und Arbeit zu finden, als jetzt. Das wußte auch Philipp wohl, und da er nebenbei jetzt die Größe seiner Fehler recht einsah, so hatte er gar nicht dem Muth, sich auf die Straße nach irgend einer großen Stadt zu machen, sondern stieg träumend und nachdenkend hinter seiner Vaterstadt Aachen die Höhen hinan. Hier verirrte er sich bald zwischen den Felsen und Kastanienwäldern des Berges, den man heutzutage den Louis- und

Losberg heißt. Dies machte ihn recht traurig, denn es fielen ihm bei jedem Stein, bei jedem Hügel so manche Stunden seiner Kindheit ein, wo er mit andern Knaben hier gespielt. Da liegen große Sandsteinfelsen umher, in denen sich die schönsten versteinerten Muscheln und kleine Seethiere befinden, welche die Kinder aus den Steinen heraushauen und als artiges Spielzeug gebrauchen. Wie manche Tasche voll versteinerter Schneckenhäuser, Wendeltreppen und andere Muscheln hatte er hier zusammengetragen und mit nach Hause genommen.

Hinter diesen Plätzen, wo man die schönsten Versteinerungen mit leichter Mühe findet, fingen dichte weitläuftige Tannenwälder an, bis zu deren Grenze die Kinder und Erwachsenen gingen, aber weiter nicht. Denn hinter diesen alten schwarzen Bäumen sollte es nicht recht geheuer sein, wie die Leute sagten. Da fand man freilich zwischen den Bergen die schönsten Versteinerungen, aber man wollte behaupten, daß Alles, was von dort herkäme, etwas Unheimliches an sich hätte. Oftmals brachten Holzbauer die schönsten Muscheln von dort mit, um sie zu Haus auf Gesims und Wandschränke zu legen; doch trugen sie sie bald wieder fort, denn mitten in der Nacht fing es zuweilen aus den Steinen an zu singen und leise zu wispern; es klagte und seufzte wie mit den Stimmen kleiner Kinder, denen man wehe gethan. Das thaten die Hurlemänner, die in den Steinen und Muscheln wohnten, wie alte Leute versicherten, und die man sich nicht zum Feinde machen durfte, weßhalb man auch jenen Theil des Losberges in Frieden ließ und dort keine Versteinerungen mitnahm.

Philipp, nachdem er auf allen Plätzen umhergewandelt, wo er sich früher mit Knaben seines Alters belustigt, stieg träumend und nachdenkend fort und dachte traurig an Aachen, an den Meister Caspar, aber noch mehr an Rosa. So hatte er bald die Grenze jener Tannenwälder erreicht, von wo es zwischen den Bergen bald auf, bald abgeht. Er achtete nicht auf Weg noch Steg, und sah sich bald dergestalt zwischen den hohen und dichten Bäumen, daß er nicht mehr wußte, wo er hergekommen war und wo er wieder hinaus sollte. Auch sank die Sonne allmälig und jetzt fiel es dem

armen Burschen plötzlich ein, in welchem Revier er sich befinde. Er lief bald rechts, bald links, um einen Ausweg zu suchen, fand aber keinen, und wenn er zuweilen seine Stimme erhob und laut nach Jemand rief, der ihm den richtigen Weg zeigen könnte, so war es nur das Echo, das ihm antwortete, und das — so kam es ihm zu seinem Entsetzen vor — hier wie ein feines Hohngelächter klang. Indessen kam die Nacht heran, und da Philipp nun wohl einsah, daß er jetzt keinen Ausweg aus dem Tannenwald mehr fände, so ergab er sich in sein Schicksal, und suchte nach einem Platz, wo er vor dem kalten Winde geschützt wäre und vielleicht etwas schlafen könnte. Bald hatte er auch einen solchen Platz gefunden und setzte sich in's Moos an den Stamm einer Tanne, betete ein paar Vaterunser und schlief darauf ein.

Plötzlich war es ihm im Schlafe, als rufe ihn Jemand beim Namen, und da ihn sonst Rosa des Morgens weckte, indem sie ihn vor der Kammerthür bei seinem Namen rief, so glaubte er auch jetzt, es sei Zeit, in die Werkstätte zu gehen und antwortete schlaftrunken wie sonst: „gleich, gleich, Rosa!" Doch ein langes feines Lachen, das ihm darauf entgegen scholl, weckte ihn aus seinen Träumen. Er öffnete die Augen und glaubte seinen Blicken nicht trauen zu können, als er sich mitten im Walde sah und bei einer schwachen Beleuchtung, die weder vom Mond noch von der Sonne herkommen konnte, vor sich ein Männlein erblickte, das kaum einen Fuß hoch war. Es sah recht gutmüthig aus, hatte ein langes schneeweißes Bärtchen und stützte sich auf einen Stock. Philipp glaubte zu träumen und rieb sich wiederholt die Augen, hustete, nannte sich selbst beim Namen; doch das kleine Männlein wollte nicht verschwinden, hob vielmehr seine Hand empor und winkte ihm, er solle folgen.

Anfänglich hatte Philipp große Lust, davon zu laufen. Doch da das kleine Männlein gar nicht bösartig aussah und ihm auch gegen seine eigene Größe zu klein und unbedeutend erschien, so nahm er seinen Ranzen auf die Schulter und folgte dem Hurlemännchen, denn anders konnte es doch nichts sein. Sie gingen bei der matten Beleuchtung, die Philipp bei seinem Erwachen schon bemerkt, tiefer in den Wald hinein, und Letzterer sah bald, daß der Schein von

einem Feuer herkam, das sich zwischen einigen großen Sandsteinen befand. Um das Feuer herum saßen aber auf der Erde noch fünf andere Hurlemännchen, die alle recht traurig aussahen und zu welchen sich der Führer Philipps hinsetzte, ihm bedeutend, es ebenso zu machen.

Da die Nacht ziemlich kühl war, so that ihm die Wärme wohl; er streckte sich neben das Feuer hin und rieb sich die erstarrten Hände. Doch bald begann es ihm bei der stummen Gesellschaft etwas langweilig zu werden. Er hatte schon einige Male versucht einen von seinen kleinen Nachbarn zum Sprechen zu bewegen, wenn er sich aber mit einer Frage an einen wandte, oder gar durch einen freundschaftlichen Rippenstoß zur Antwort bringen wollte, so knirschten die Hurlemänner mit den Zähnen und sahen ihn recht wüthend an; ja als Philipp es doch nicht aufgab, zu schwatzen und zu fragen, so schlug der Zwerg, der ihn hieher gebracht, mit seinem Stöckchen ins Feuer, so daß ihm die glühenden Kohlen in Gesicht und Haar flogen und ihn nicht schlecht verbrannten. Philipp war im ersten Augenblick bereit, dem Hurlemann mit seinem Knotenstock eins ins Genick zu geben. Doch fielen ihm glücklicherweise einige Erzählungen seiner Amme bei, wo in ähnlichen Fällen die erbosten Zwerge einem armen Menschenkinde elend das Gesicht nach hinten gedreht hätten. Und so gab er sich in Ruhe, und da der Schlaf gänzlich von ihm gewichen war, so nahm er sein Felleisen vor sich und fing es an auszupacken.

Bei diesem Anblick sah er, wie sämmtliche Hurlemänner lange Gesichter machten und neugierig in den geöffneten Ranzen hineinsahen. Philipp seinerseits stellte sich auch jetzt ganz theilnahmslos, und breitete ein Tuch vor sich hin, worauf er Nadel und Scheere, Faden und Zwirn legte, Alles in schönster Ordnung und daneben das blanke Bügeleisen. Die Hurlemänner rückten auf dem Boden hin und her und machten lange Hälse, um genau zu sehen, was der Bursche jetzt anfangen würde.

Philipp, der bei sich dachte: aha, jetzt fangt ihr an aufzupassen, that, als wenn er die Neugierde der kleinen Männchen gar nicht bemerkte, sondern nahm ein altes Wamms vor und fing an, ein

groſses Loch in demſelben mit ſeiner Nadel recht kunſtreich zuzuflicken. Bei dieſer Arbeit wurden die Blicke der Zwerge lebhafter und Alle regten ſich auf den Fußſpitzen zu dem Schneider hinüber, um genau zuzuſehen. Dabei entfuhr allen Sechſen ein tiefer Seufzer, ſo daß Philipp von ſeiner Nadel empor ſah und bemerkte, wie die Männchen noch viel trauriger ausſahen, als früher. Das jammerte ihn und da er zugleich glaubte, jetzt eine Antwort zu erhalten, ſo fing er wieder auf's Neue an, ſie auszufragen. Doch kaum hatte er das erſte Wort geſprochen, ſo ſetzten ſich Alle mit erbosten Mienen hin, und Philipp erhielt von hinten eine ſo gewaltige Ohrfeige, daß er mit dem Kopf in das Moos ſtürzte. Zuerſt glaubte er, es ſei der Meiſter Caspar, der ihn aufgeſucht und aus einem ſchweren Schlaf erwecken wollte. Doch als er ſich umſah, war es nur ein Baumaſt, der auf eine ſo merkwürdige und nachdrückliche Art auf ſein Ohr gefallen war.

Ergrimmt ſetzte er ſich wieder hin und begann ſeine Arbeit von Neuem; bei jedem Stich, den er machte, kamen die Hurlemänner wieder näher und ſeufzten gar kläglich. Da dachte Philipp in ſeiner gutmüthigen Art: was mag den kleinen Kerls nur fehlen? und als ſein Führer von vorhin ziemlich nahe trat, ihn mit einem ſonderbaren Blick anſah und dabei mit der Hand über ſeinen Rücken fuhr, da dachte Philipp: aha, ſoll ich vielleicht den Zwergen ihre Camiſöler und Hoſen flicken; und es war, als wenn der Zwerg ſeine Gedanken verſtanden hätte, denn über ſein kummervolles Geſicht flog ein freundliches Lächeln. Hiedurch aufgemuntert, griff der Schneider nach ihm, faßte ihn in's Genick und legte ihn auf das eine Knie, um ſeine Kleider zu unterſuchen. Da fand ſich denn freilich in dem Rücken des Camiſols ein groſser Riß, und als der Schneider das Zeug auseinander that, ſah er, daß der Schnitt nicht nur durch Unterfutter und Hemd lief, ſondern ſogar bis auf das Körperchen des Hurlemanns. Dieſer Körper war aber von ganz beſonderer Art. Er beſtand nicht aus Fleiſch, ſondern war mit einer Zwiebel zu vergleichen, nur daß die Schaalen, die über einander lagen, aus einem feinen Stoffe, wie lauter Roſenblätter beſtanden. Doch bald darauf fiel ihm ein, wie ihm ſeine Groſsmutter einmal er-

zählt, daß die Hurlemänner, sowie alle Zwerge und Alraunen, von den Wurzelmännern herkämen, welche Nachkommen von den Zwiebelleuten seien.

Wie schon früher gesagt, war unser Schneider, wenn er einmal zum Arbeiten aufgelegt war, ein fleißiger und pünktlicher Mensch, weßwegen er gleich hier bedachte, daß er doch wenigstens den Versuch machen müsse, auch den kleinen Körper des Zwerges zu flicken, ehe er ihm Unterfutter und Camisol darüber zusammen nähe. Auch war er muthwillig genug in Erinnerung an das Feuer und die Ohrfeige von vorhin, dem Zwerge hie und da einen Stich tiefer zu thun, als nothwendig war, und begann mit der feinsten Nadel, die er hatte, die Arbeit. Neugierig rückten die andern Zwerge näher, und ihr Gesicht begann sich etwas aufzuklären, als sie sahen, wie der Schneider mit großer Gründlichkeit die untersten Blätter des Schnittes zuerst zunähte. Jetzt, dachte Philipp, wäre es nicht mehr als recht und billig, daß ihm die kleinen Krabbelinsky auch einmal auf seine Fragen Antwort gäben. Und als er sich gerade eine neue Nadel einfädelte, that er den Mund weit auf, und bat die Zwerge, ihm doch zu sagen, wer sie eigentlich wären. Doch, o weh! Kaum hatte er das Wort gesprochen, so wurde die Nadel zwischen seinen Fingern glühend und fuhr ihm einen Zoll tief in die Hand, so daß er vor Schmerz laut aufschrie. Auch bekam er jetzt von der andern Seite eine Ohrfeige, die aber nicht minder kräftig war, als die erste. Was war zu thun? Philipp griff hinter sich nach seinem Knotenstock, doch glaubte er zu bemerken, wie bei dieser Bewegung die Hurlemänner plötzlich anfingen, in die Breite und Länge zu wachsen. Deßwegen ließ er die Hand mit einem Seufzer sinken, und begann seine Arbeit von Neuem. Doch da waren alle Stiche, die er schon gethan, wieder aufgerissen und es dauerte eine gute halbe Stunde, ehe er wieder so weit war, wie vorhin. Innerlich seufzte er tief über die schlechte Gesellschaft, in die er gerathen und dachte betrübt an seine Werkstatt in Aachen, an Meister Caspar und Rosa. Es war ja wahrhaftig hier noch schlimmer als dort. Dort hätte er einen ganzen Tag schwatzen können, und doch hätte er keine Ohrfeige bekommen oder wäre ihm keine Nadel glühend geworden.

Ach, dachte er, das Schwatzen bei einer Arbeit muß doch eine böse Angewohnheit sein und wenn das schon eine Stunde von Aachen so schwer bestraft wird, und das so fortgeht, so werden sie mir in der nächsten Stadt für das unschuldigste Wort am Ende den Kopf abschlagen; zum erstenmal in seinem Leben dachte er darauf an eine ernstliche Besserung. Die Arbeit ging ihm indessen rasch von Statten, nur kam es ihm sonderbar vor, daß er, so oft er einen größeren Stich machte, als nöthig, in der Hand einen schmerzlichen Stich empfand, wie von einer Nadel.

Während der Zeit trugen die andern Männchen besonders trockenes Reisig zusammen und unterhielten das Feuer auf's Beste. Jetzt war auch Philipp fertig geworden und da er doch das Bügeleisen nicht gebrauchen durfte, um das Camisol auszubügeln, so nahm er seine große Scheere und klopfte die Nähte auf dem Rücken des Zwerges breit, wobei er übrigens heftiger zuschlug, als gerade nöthig war. Darauf nahm er den Zwerg auf die Hand, besah ihn nochmals genau, und bemerkte mit Freuden, daß alle Traurigkeit von dessen Gesicht verschwunden war, worauf er ihm mit der flachen Hand einen Klaps auf einen gewissen Theil des Körpers gab, daß er über das Feuer hinüber in das weiche Moos fiel. Doch schien diese Behandlung den Zwerg gar nicht böse zu machen, vielmehr raffte er sich auf und tanzte wie unsinnig vor Freuden eine Zeit lang herum. Dann aber trat er vor den Schneider hin, zog aus der Tasche ein großes Goldstück heraus und legte es ihm auf die Hand. Ueberrascht sah Philipp das Gepräge und bemerkte, daß es ein wohlaussehender Goldgulden war, der dem Gewicht und Klange nach wohl ächt sein könnte.

Während dieser Geschichten war die Nacht vorgerückt, und schon fühlte man den kühlen Wind, der dem Morgen voraus eilt, als Philipp begann, sein Handwerkszeug zusammen zu packen und nach seinem Knotenstock langte, um sich den Zwergen zu empfehlen. Er reichte Allen nach einander die Hand und es that ihm wirklich leid, daß die fünf noch viel trauriger aussahen, und nur der, den er geflickt, ein munteres und fröhliches Gesicht machte. Dieser zog einen kleinen goldenen Becher aus der Tasche, setzte ihn an den Mund und reichte ihn darauf dem Schneider, der kein Arg hatte, das süße Ge-

tränk, was darin war, bis auf den letzten Tropfen auszusaugen. Doch wie ward ihm plötzlich! Zuerst schien es ihm, als falle er von einem Berg herunter, dann aber fühlte er mit Schrecken und Entsetzen, daß sein Körper allmälig einschrumpfte und er in wenig Augenblicken ebenso klein war, wie die Zwerge.

Das war ein schrecklicher Moment für den armen Philipp, und er war so betrübt, daß er anfänglich keine Gedanken hatte; dann entstürzten ihm heftige Thränen und er dachte an Rosa, zu der er als so ein kleiner Knirps doch nimmermehr zurückkehren durfte. Als er wieder bei voller Besinnung war, gebrauchte er seinen Mund, der so lange geschwiegen, auf das Heftigste und warf den Zwergen unter bitterlichen Thränen ihren Undank vor. Doch alle zuckten die Achseln und zeigten in die Höhe, als wollten sie ihm andeuten, daß er doch wieder so groß werden würde und er möge nur Geduld haben.

Was war zu thun? Der arme Schneider mußte sich in Geduld fügen und den Zwergen folgen, die vorangingen und ihm winkten nachzukommen. Wie ungeheuer erschienen ihm jetzt die Tannenbäume, zu deren Spitzen er kaum hinaufsehen konnte. Das niedere Wachholder- und Distelgebüsch, das er gestern noch mit dem Fuß zertreten, ragte ihm jetzt hoch über den Kopf, und Käfer und Spinnen, die der ankommende Morgen erweckt, und die lustig ihren Geschäften nachliefen, erschienen ihm jetzt groß und fürchterlich.

Nach kurzer Zeit gelangte er mit den Hurlemännern an einen hohen Fels, so hoch, wie er früher nie einen gesehen, und hier standen sie still, vor einer versteinerten Wendeltreppe, wie er sie sonst mit andern Muscheln aus den Felsen heraus gehauen hatte und die ihm jetzt ungeheuer groß vorkam. Einer der Zwerge nahm ein goldenes Horn hervor und stieß hinein, worauf sich die Wendeltreppe langsam herumdrehte und eine Oeffnung zeigte, zu welcher die Gesellschaft hinein und langsam aufwärts stieg.

Die nie gesehene ungeheure Pracht, die sich jetzt vor den Blicken Philipps entwickelte, ließ ihn für Augenblicke sein Leid vergessen. Von der Treppe kamen sie in eine große Vorhalle, aus den schönsten glänzendsten Steinen zusammengesetzt und von Säulen getragen, die aus rosenrothem und weißem Krystall bestanden. Von hier kamen

sie in große Säle, von denen einer prächtiger geschmückt war, als der andere. Doch war in all' den Zimmern und Gängen keine Menschenseele zu sehen. Daß aber hier noch vor wenigen Stunden Leute gewesen waren, sah man an den goldenen und silbernen Geschirren, die hie und da unordentlich auf den Tischen umherstanden, sowie an den Kronleuchtern, die mit halb herabgebrannten Lichtern besteckt waren.

Es war gerade, als seien in diesen Gemächern große Feste und Gastmähler gefeiert worden, und auch Musik hatte nicht gefehlt, denn in einem der größten Säle standen auf dem Orchester noch die verschiedenartigsten Instrumente. Die Zwerge gingen durch diese geschmückten Hallen stumm und traurig, und Philipp folgte ihnen mit größter Verwunderung. Jetzt hatten sie die Säle hinter sich und befanden sich vor einer Menge vielfach verschlungener Gänge, wo sich die sechs Hurlemänner die Hand reichten und jeder in einen besondern Gang hineintrat. Der Eine winkte Philipp, ihm zu folgen, und Beide traten in einen gewölbten Corridor, von dessen Ende ihnen eine sanfte leise Musik entgegentönte. Es war wie einzelne Klänge, die der Wind den Saiten entlockte: es war wie die Klage von Aeolsharfen. In diesem Corridor befand sich Thür an Thür und fast am Ende desselben öffnete der Zwerg ein Pförtchen, hieß den Schneider hineintreten und schloß hinter ihm zu.

Philipp, dem von all' dem Wunderbaren, das ihm heute vorgekommen, der Kopf wie verwirrt war, wagte anfänglich nicht, sich umzusehen, aus Furcht, etwas Neuem, Unheimlichem zu begegnen; doch dem war nicht so. Als er endlich sein kleines Zimmer untersuchte, fand er, daß es freilich nur in Stein gehauen, aber weit zierlicher und geschmackvoller eingerichtet war, als seine Schlafstube bei Meister Caspar. Nur kam ihm die Bettlade sonderbar vor, die aus einer großen versteinerten Muschel bestand. Doch da Kissen und Decke in demselben überaus weich und fein waren, so zog er sich in Gottes Namen aus und legte sich hinein.

Anfänglich drückte ihn der Gedanke an Rosa schwer und wie er ihr so nahe und doch so fern sei; doch ließ die Musik, die immerfort in den Gängen ertönte, keinen trüben Gedanken aufkommen, vielmehr

anständige Möbel, die übrigen Geräthschaften bestanden in schlecht gehobelten Tischen und Bänken, in welche die Gäste allerhand schlechte und gute Bemerkungen schnitten. Doch war eben dieses Billard den ältern derselben ein Dorn im Auge; denn sie behaupteten, und vielleicht nicht mit Unrecht, seit seiner Anschaffung sei der Wein schlechter geworden. Abends um sieben oder acht Uhr kamen die ersten Gäste, und es traf sich nicht selten, daß die letzten am andern Morgen die Schatten der Morgendämmerung benutzen mußten, um unerkannt nach Hause zu kommen. Die Gesellschaft war gewöhnlich ziemlich gemischt. Es kamen Welt- und andere Geistliche, um sich verborgen vor der lauschenden, neugierigen Welt ein stilles Vergnügen zu machen, Studenten, Militärs, Literaten, alte Bürger; aber im Ganzen nur solche Leute, die ein gutes Glas Wein zu würdigen verstanden. Zuweilen erschienen auch einige Fremde, deren Wohnung und Beschäftigung Niemand wußte, und man raunte sich über dieselben manch Sonderbares in die Ohren. Den aufmerksamen Beobachtern war es unter Anderm aufgefallen — es wollten's wenigstens einige bemerkt haben — daß die Unbekannten auch beim trockensten Wetter nasse Fußstapfen zurückließen; Andere behaupteten, sie haben grüne Zähne, und das mußte selbst der Wirth eingestehen, daß es ihm geschienen, als habe beim Bezahlen Einer derselben statt Geld Schilfgras herausgezogen; jedoch wie er's ihm in die Hand gegeben, sei's ein funkelndes Goldstück geworden. Doch, wie gesagt, die Leute waren in ihrer stillen Seligkeit viel zu vergnügt, um sich viel um Andere zu bekümmern, auch zu gebildet, als daß sie einem Fremden mit unbescheidenen Fragen zu Leibe gegangen wären; und die Unbekannten betrugen sich sehr anständig, tranken, wenn sie kamen, viel vom besten Wein, machten dabei wenig Scandal, und sangen nur zuweilen ein unbekanntes Lied, dessen Refrain so hieß:

Auf den Rhein
Beim Mondenschein,
In den Rhein,
Wenn's regnet.

Und auch dagegen war nichts einzuwenden, denn ein Censor, welcher sich auch zuweilen hier still vergnügte, hatte erklärt, es seien in diesem Liede durchaus keine bösartigen Ausfälle gegen den Staat. In dem Punkte nämlich war der Wirth sehr strenge.

Eine andere originelle Figur unter den täglichen Gästen war ein junger Mann, von dem auch Niemand wußte, wer er war, was er that, und womit er sich beschäftigte. Er kam beinahe jeden Abend, sprach sehr wenig und blieb sitzen, bis die Letzten gingen, denen er

verwandelten sich alle schweren Träume und Seufzer in lustige fröhliche Gesichter, die ihn umtanzten, und so entschlief er.

Wie lange er so mochte geschlafen haben, wußte er nicht; wie ihm däuchte, nach mehreren Stunden, fühlte er sich am Aermel gezupft; sein Führer von gestern Abend stand vor ihm und ermahnte ihn aufzustehen und ihm zu folgen. Der arme Schneider, dem jetzt wieder seine ganze Verwandlung und Alles, was ihm passirt, schwer auf's Herz fiel, stand seufzend auf und folgte dem Zwerg in den Gang hinaus, wo man jetzt die sanften Klänge nicht mehr hörte, wohl aber eine andere rauschende lustige Musik, die von den prächtigen Sälen herzukommen schien, durch welche sie gestern gewandelt. Am Ende des Corridors traten die fünf andern Hurlemänner wieder zu ihnen und Alle gingen schweigend durch seitwärts gelegene, glänzend erleuchtete Hallen fort. Die sechs Zwerge senkten stumm und traurig die Blicke zu Boden, Philipp aber konnte es nicht unterlassen, seine Augen überall herumzuschicken und da sah er denn, wie sich hie und da ein Thürlein öffnete und ein Zwerg oder eine Zwergin heraustrat, auf das Prächtigste angethan mit schönen gestickten Kleidern, die aber alle beim Anblick der traurigen Gesellschaft schnell wieder verschwanden. Jetzt kamen sie von einer andern Seite her wieder in die große Halle mit den krystallnen weißen und rothen Pfeilern; der Eine stieß wieder in's Horn, die Wendeltreppe drehte sich und wie sie langsam auf ihr hinabstiegen, wurde die rauschende Musik und der laute Jubel in der Zwergenburg immer schwächer und schwächer und hörte endlich ganz auf, als sie wieder in den Wald hinaustraten unter die Tannenbäume.

Da war es wieder Nacht wie gestern; nur wollte es Philipp bedünken, daß es heute weit kälter sei. Doch machten die Zwerge gleich ein Feuer an, bei dessen hellem Schein sich der Schneider seine Finger erwärmen konnte. Auch sah er jetzt, daß der Zwerg, der ihn aus dem Bette geholt, seinen Ranzen über die Schulter gehängt hatte, den er jetzt neben ihn hinlegte. Die Gesellschaft setzte sich um das Feuer und war stumm wie gestern. Auch Philipp, der an die glühende Nadel und die Ohrfeige dachte, wagte es nicht den Mund zu öffnen. Doch bald ergriff ihn die Langeweile und

er öffnete seinen Ranzen, nahm Nadel und Zwirn heraus und machte den Zwergen durch Mienen verständlich, ob vielleicht noch einer von ihnen geflickt sein wolle, worauf fünf von ihnen freudig in die Höhe sprangen und sich zu ihm drängten. Er faßte einen am Aermel, untersuchte ihm die Jacke, wo er dann fand, daß dieser eben einen solchen Riß an der Seite hatte, wie der gestrige auf dem Rücken. Er brachte den kleinen Kerl also in die gehörige Lage, und nähte unverdrossen darauf los. Doch da er heute ebenso kleine Hände hatte, wie die Zwerge, so ging es mit der Arbeit langsamer als gestern, und wenn er sich auch wohl in Acht nahm, damit das Zugenähte nicht wieder aufspränge, so wurde er doch erst fertig, nachdem sich der Himmel im Osten röthete und die Sonne langsam aufzusteigen begann.

Nachdem der Zwerg, der heute geflickt worden war, eine Zeit lang ebenso lustig im Grase herum gesprungen, wie der gestrige, zog auch er einen Goldgulden aus der Tasche und gab ihn dem Schneider. Jetzt gingen sie wie gestern zur Zwergenburg zurück, stiegen die Wendeltreppe hinauf, kamen durch die wieder leer gewordenen Säle, und Philipp legte sich in seine Muschel und schlief bei dem Klange der Harfentöne wieder ein.

Ebenso erging es dem Schneider in der dritten, vierten und fünften Nacht. Er nahm jedesmal draußen im Wald einen der Hurlemänner vor und nähte ihm Haut, Unterfutter und Rock auf das Sorgfältigste zusammen, erhielt dafür seinen Goldgulden und fügte sich, da es einmal nicht anders war, in das traurige Schicksal, im wahren Sinne des Wortes Leibschneider der Zwerge zu sein und nicht mehr zu den Seinen zurückkehren zu können. Nur kam es ihm bei diesen nächtlichen Besuchen des Tannenwaldes sonderbar vor, daß dieses Jahr der Winter so rasch eintrat; denn schon in der dritten Nacht war es so empfindlich kalt, daß ihm ohne das Feuer der Zwerge die Finger erfroren sein würden, und doch war es erst Ende des Monats August gewesen, als er Aachen verlassen. In der vierten Nacht traute er kaum seinen Augen, als er sah, daß die Zweige der Tannenbäume dicht mit Schnee bedeckt waren und vom eiskalten Winde bewegt traurig seufzten; ebenso in der fünften Nacht und in

der sechsten, wo er den letzten Zwerg vornahm, um ihn ebenfalls wie die Andern auszubessern.

Er nähte heute eifriger, um sich in der kalten Luft warm zu machen, und war schon fertig, als Mitternacht kaum vorüber sein mochte. Dann entließ er den Zwerg mit einem gelinden Klaps wie auch die übrigen, und sah zu seinem großen Erstaunen, wie sie alle sechs aufstanden, sich bei den Händen nahmen und mit lustigen Geberden wild um ihn herumtanzten. Nachdem es einige Sekunden gedauert hatte, standen die Hurlemänner still, und der, den er zuerst zusammengenäht hatte, trat auf ihn zu, öffnete den Mund und sprach zum ersten Mal zu ihm folgende Worte: „nimm für das, was du an uns gethan hast, unsern herzlichsten innigsten Dank und erfahre, welchen ungeheuren Dienst du uns geleistet. Du hast unsere Burg gesehen und an der glänzenden Einrichtung derselben, sowie an den prächtigen Sälen, die bei unserer Rückkehr eben erst das lustige Zwergenvolk verlassen, daß wir ein angenehmes und behagliches Leben führen. In der Zeit, die ihr Menschen Tag nennt, und wo der große Stern, die Sonne, euch mit seinem unausstehlichen Licht fast blendet, schlafen wir und erst wenn die Nacht heraufsteigt, wird es in unsern Burgen lebendig und wir erfreuen uns bei Spiel und Tanz der vergnügtesten Stunden. Wisse, daß wir Zwerge ein noch viel reizbareres Temperament haben, als ihr Menschen. Und so geschah es denn in einer Nacht, daß wir sechs in der Burg eines fremden Zwergenkönigs durch Tanz und Spiel aufgeregt, eines unserer Hauptgesetze, dasjenige nämlich, zur rechten Zeit zu schweigen, ganz vergaßen, und dadurch mit den andern Zwergen zuerst in Wortwechsel, dann aber in blutige Händel geriethen. Du hast gesehen, welche Wunden wir davon trugen und nur dem Vorzug eines tausendjährigen Lebens hatten wir es zu danken, daß wir an unsern Wunden nicht starben. Auch sprach bei unserer Rückkehr unser König eine schwere Strafe über uns aus, welche dahin lautete, daß wir so lange von den Festen der lustigen Burg entfernt bleiben und die Stunden, in denen sich die andern Bewohner der Zwergenburg mit Spiel und Tanz unterhielten, im dunkeln Walde zubringen sollten, bis sich ein Mensch fände, der unaufgefordert von uns und ohne dabei ein

Wort zu sprechen, nach eurer Art unsere Kleider und Wunden zunähe. Um diesen Fluch zu schärfen, und seine Lösung recht lange hinauszuziehen, war es uns nicht einmal vergönnt, jede Nacht dem Blicke der Menschen, die vielleicht vorbeikamen, sichtbar zu sein; sondern nur beim Mondeswechsel durften wir uns in unserem erbarmungswürdigen Zustande sehen lassen, um in tiefem Schweigen um Hülfe zu flehen. Du wirst erstaunen und erschrecken, wenn ich dir die Länge der Zeit nenne, die wir hier vergebens geharrt. Es sind weit über hundert Jahre, weßhalb unsere Schuld gegen dich unbezahlbar ist."

Philipp stand stumm vor Erstaunen da bei dieser Rede des Zwerges und wußte nicht, was er sagen sollte. Dieser zog hierauf unter seinem Mantel den wohlbekannten goldenen Becher hervor und reichte ihn Philipp, der ihn zweifelnd nahm, ihn doch im Vertrauen auf die Zwerge rasch leerte. Da fühlte er plötzlich in allen seinen Gliedern eine gewaltige Lust, sich zu recken und zu dehnen. Er wuchs sichtlich in die Länge und Breite und bemerkte in wenig Minuten zu seiner größten Freude, daß er seine vorige Gestalt wieder angenommen hatte.

„Nimm," fuhr der Zwerg fort zu sprechen, „die sechs Goldstücke, die wir dir in sechs Nächten gegeben, als eine Belohnung des Dienstes an, den du uns geleistet. Ich weiß, euch Menschen geht nichts über das blanke Metall. Doch lasse keins dieser Goldstücke aus deinem Besitze kommen, sondern verschließe sie in eine Truhe, wo du bei ihnen jedesmal das nöthige Geld zu deinen Ausgaben finden wirst. Vererbe sie auf deine Kinder und Kindeskinder, denen sie einst noch größere Dienste leisten werden; denn in ihnen wohnt eine geheime Kraft, die erst nach einigen hundert Jahren ihre Reife erlangt. Jetzt lebe wohl und merke dir die goldene Regel, deren Vernachlässigung uns in's Unglück brachte, und in deren Ausübung du auch nicht stark zu sein scheinst: „Schweige zur rechten Zeit!"

Bei diesen letzten Worten reichte er und die fünf andern Hurlemänner dem erstaunten Schneider die Hand und im Augenblick darauf waren alle Sechs verschwunden. Jetzt drang auch der erste Strahl der Morgensonne über die Berge herüber und beleuchtete den

Schnee, der auf dem Boden lag und an den Zweigen der Tannenbäume hing. Nun erst wurde es dem glücklichen Philipp klar, woher er plötzlich in sechs Nächten aus dem Sommer mitten in den Winter versetzt worden war; denn da die Zwerge sich ihm nur von Monat zu Monat zeigen durften, so hatten sie in den Zwischenzeiten ihn mit einem Zauber umgeben, der ihn jedesmal einen ganzen Monat schlafen ließ.

Obgleich es so Februar und ziemlich kalt geworden war, so hatte doch Philipp den Vortheil, daß er jetzt den Weg aus dem Tannenwalde finden konnte, da an den niederen Sträuchern keine Blätter mehr hingen, die ihm die Aussicht versperrten. Rüstig schritt er zu und jauchzte vor Freuden laut auf, als vor ihm aus dem Thal der majestätische Dom Kaiser Karls emporstieg. Bald hatte er die Mauern der Stadt erreicht und durchlief eilig die Straßen nach Meister Caspars Hause.

Diesem hatte unterdessen seine Härte gegen Philipp leid gethan und er sowohl wie Rosa weinten heiße Thränen, als der Vetter, freilich in etwas abgeschabtem Anzuge, in's Zimmer stürzte. Doch wie groß war das Erstaunen und die Freude, als Philipp nun aus seinem Ranzen sechs vollwichtige schwere Goldgulden hervorzog und sie nebst der Erzählung alles Wunderbaren, was ihm passirt, vor des Meisters Augen ausbreitete. Dieser gab ihm der Formalität wegen noch eine kleine Probezeit auf, um zu sehen, ob er seine Plauderhaftigkeit abgelegt, und fand darnach, daß Philipp sich so gebessert hatte, daß er ihm in kurzer Zeit seine Kundschaft übergeben und ihn mit der glücklichen Rosa verheirathen konnte. Seit der Zeit gab es aber auch keinen fleißigeren und ausdauernderen Arbeiter als Philipp, denn wenn ihn anfänglich auch die Lust anwandelte, aufzuschauen und zu plaudern, so empfand er in seinen Ohren ein leises Jucken, sowie einen feinen Stich in der Hand, was sich aber nach und nach verlor. Das Versprechen der Zwerge bewährte sich und die Goldgulden, die in einer besondern Truhe verschlossen wurden, gaben bei kleinen Verlegenheiten das nöthige Geld willig her und blieben so unangetastet im Besitz der Familie.

F. W. Hackländer's Werke.

XIV. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Vierzehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Der Pilgerzug nach Mekka.

ſich anſchloß und ſie jedesmal bis zu einer gewiſſen Stelle der Straße begleitete, wo man den Rhein ſehen konnte. Da entfernte er ſich ſchweigend und ſetzte ſich an die Mauer auf einen großen Eckſtein, welchen er, ſo ſagten die Leute, die hier herum wohnten, im Laufe des Tages ſelten verließ. Deswegen, und weil man ſeinen wirklichen Namen nicht wußte, nannte man ihn nur den Herrn von Eckſtein, eine Benennung, die ihm zu gefallen ſchien; denn er erwiderte dieſe Begrüßung bei ſeinem Eintritt ſtets mit freundlichem Lächeln. Daß ſeine ſonderbare Kleidung, von den ſeltſamſten Farben und ganz barok im Schnitt, jemals Mode geweſen, erinnerten ſich auch die älteſten Gäſte nicht. Anfangs war dieſe ſchweigſame Erſcheinung den guten Kölnern verdächtig geweſen; nach und nach aber hatten ſie ſich an den Herrn von Eckſtein ſo gewöhnt, daß ihnen etwas fehlte, wenn er, was übrigens höchſt ſelten geſchah, einen Abend ausblieb.

Ferner war in dieſem Kreiſe froher, kluger Zecher oben genannter Weltgeiſtliche, der Herr Barbatus, zu bemerken. Derſelbe verſah alle Funktionen eines öffentlichen Miniſteriums. Er pflegte die Reden zu halten, welche allenfalls nöthig waren, und war bei kleinen Streitigkeiten die höchſte Inſtanz; ein ſehr freundlicher Mann, wenn er einmal den zwölften Schoppen geleert hatte; vor dieſem Zeitpunkte aber war er einſylbig, warf viel mit Brocken ſchlechten Lateins um ſich und behielt den Hut auf dem Kopfe. So lange dieſer Zuſtand dauerte, war es ſehr ſtill „Im Kreiſe rings“; aber wenn der Herr Barbatus ſein dreizehntes Fläſchen nahm und ſein Dreieck lüftete, ſo ſummte und krabbelte es vergnüglich in dem Zimmer, als habe man von einer Schachtel voll Maikäfer den Deckel abgenommen. Im Ganzen wurde der Ton ſehr anſtändig gehalten. Zotenlieder waren ganz und gar verboten; überhaupt hörte der Herr Barbatus nicht gern, wenn geſungen wurde, und pflegte häufig beim Anfang eines Liedes, das ihm nicht behagte, ſeinen Hut wieder aufzuſetzen, was dann als Beweis ſeiner höchſten Unzufriedenheit vom ſingenden Publikum durch Aufgeben des Geſanges reſpektirt wurde.

Eines Abends hatte Herr Barbatus ſeinen Hut abgenommen, und es herrſchte im ſtillen Vergnügen laute Fröhlichkeit. Fleißiger als ſonſt war den Schoppen zugeſprochen, und bald ſtrotzten die Himmelreiche von Seligen. Draußen fegte ein rauher Wind und raſſelte zuweilen an den Fenſtern hin, als beneide er die in der Stube Sitzenden und wolle auch herein; doch abgehalten durch die feſt verſchloſſenen Fenſter, flog er unter das Unkraut vor der Thür und koſte mit demſelben. Ein Nachtwächter, welcher ſich heute Abend in dieſe Gegend verirrt hatte, erzählte ſpäter ſeinen Bekannten, er habe unter dem Gras und Kraut auf dem Platz vor dem ſtillen Vergnügen in jener

Ueber Kairo, der alten Kalifenſtadt, war die Sonne mit aller Gluth des ſüdlichen Himmels aufgegangen, und glänzte prächtig auf den vergoldeten Spitzen der unzähligen Minarets und auf den bleibedeckten Kuppeln der Moſcheen, heiligen Gräber und Karawanſereien. Wenn auch der Himmel in jenen Ländern gewöhnlich wolkenlos und tiefblau über der Erde prangt, ſo war es doch, als ſchaue er heute mit verdoppelter Freundlichkeit auf die alte Stadt und freue ſich über die zahlreichen Menſchenmaſſen, welche die Plätze und Gaſſen Kairo's mehr als gewöhnlich belebten. Wer heute dies außerordentliche Getreibe ſah, und dazwiſchen das laute freudige Geſchrei der Männer und Weiber hörte, den dumpfen Klang der Pauke und das Lärmen der langen ſchmalen Trommeln, die noch obendrein zur Verſtärkung des Schalles mit raſſelnden Ringen bedeckt ſind, wer die freudigen Geſichter der Muſelmänner gewahrte, mit denen ſie ſich gegenſeitig ihr Begrüßungswort Maſchallah! was ſo viel heißt, als: Gott iſt groß! oder, Ei w'Allah! — guter Gott! zuriefen, der konnte leicht auf den Gedanken kommen, daß es etwas Außergewöhnliches ſein müſſe, was die ſtillen und maulfaulen Türken in ſolche Aufregung brachte. Und ſo war es auch. Man feierte heute ein Feſt, das dem ächten Muſelmann als eines der

wichtigsten und heiligsten gilt — nämlich den Auszug der Pilgerkarawane nach Mekka. Die Muhamedaner, deren Religionsübungen, wie sie ihre Bibel, der Koran, vorschreibt, mit weit mehr Mühseligkeiten und Schwierigkeiten verbunden sind, als die unsrigen hier zu Lande, sind durch eine Bestimmung ihres Korans gezwungen, ohne Ausnahme einmal in ihrem Leben die Pilgerfahrt nach Mekka zu machen, um dort am Grab ihres Propheten Mohamed eifrig um Vergebung ihrer Sünden zu beten und der Moschee daselbst, der heiligen Kaaba, ein Almosen zu opfern, in dem Grade wie es ihre Vermögensumstände erlauben. Obgleich die Entfernung von Kairo nach Mekka nicht viel größer ist, als von Wien nach Paris, wonach uns der Befehl zum Pilgerzug nicht so hart erscheinen würde, so ist die Sache doch ganz anders zu nehmen, denn von Chausseen, Eilwagen und Eisenbahnen ist jenseits des Meeres keine Rede, wohl aber von der traurigen und unendlichen Wüste, die mit ihrem wehenden lockeren Sand wenige Schritte vor den Thoren Kairo's anfängt, und sich bis gen Mekka ohne Baum und Strauch, ja fast ohne Wasser ausdehnt. Dabei ist noch zu bemerken, daß, wenn nur den Reichen und Wohlhabenden die Pflicht auferlegt wäre, oder diese allein die Sehnsucht in sich fühlten, das Grab ihres Propheten zu besuchen, dieselben sich schnellerer Transportmittel bedienen, sich auf Reitkameele oder flüchtige Pferde setzen und auf diese Art Mekka in kürzerer Zeit erreichen könnten. Aber dieser Reichen und Wohlhabenden, welche den Pilgerzug mitmachen, sind nicht viele, besonders durch eine andere Bestimmung des Korans, welche dem, der es bezahlen kann, die Erlaubniß gibt, an seiner Stelle einen frommen Pilger auszurüsten und ihn auf seine Kosten den Zug mitmachen zu lassen; — was ihm der Prophet gerade so anrechnet, als habe er selbst den Zug mitgemacht und alles Elend und alle Mühseligkeiten selbst ertragen. Je kleiner demnach die Zahl der Gläubigen ist, die sich für die lange Reise gehörig mit Lebens- und Transportmitteln ausrüsten können, um so größer ist

die Zahl des ärmeren Volkes, welches durch die Sehnsucht, das heilige Grab zu küssen, verblendet, mitzieht, ohne daran zu denken, daß die Reise gegen sechsunddreißig Tage lang durch die Wüste geht, wo während dieser langen Zeit jeder nur das hat, was er mitnimmt, wo selbst jeder der Vorsichtigen nur eben mit seinen Vorräthen auskommt und also auf keine andere Hülfe gegen das Verschmachten zu rechnen ist, als auf ein Wunder, das der Prophet thun könnte, oder auf einen krummen Säbel der Raubbeduinen, die zuweilen die Karawane überfallen.

Um diesen Ueberfällen der Beduinen so viel als möglich zu begegnen, schickt die ägyptische Regierung eine Anzahl gut bewaffneter Reiter mit, deren Befehlshaber zugleich der Anführer des ganzen Pilgerzugs ist, meistens ein vornehmer Türke, der auch während der ganzen Dauer der Reise alle richterliche Gewalt übt, und deßhalb Emir el Hadsch — Herr oder Fürst der Pilger, genannt wird. Das erste Geschäft dieses Emirs besteht nun darin, sich mit den gefürchtetsten Stämmen der Beduinen in Unterhandlung zu setzen, um sie für sich zu gewinnen und seinen Zug zu sichern. Da, wie schon gesagt, der Emir el Hadsch meistens ein vornehmer und auch reicher Muselmann ist, so bringt er oft aus seinem eigenen Vermögen große Opfer, um die ihm anvertraute Karawane vor allen Unfällen zu bewahren, denn wenn er sie ohne großen Verlust wieder glücklich nach Kairo zurückbringt, so ist er für die Dauer seines Lebens ein gemachter Mann und genießt Vorzüge, wie kein anderer Sterblicher im glückseligen türkischen Reiche. Diese bestehen hauptsächlich darin, daß er seinen Titel Emir fortbehält und daß, er mag beginnen, was er will, selbst der Großherr nicht sein Blut vergießen darf, weil der Koran ausdrücklich sagt: „der Auserwählte unter den auserwählten Gläubigen, dem Gott und sein Prophet die große Gnade verlieh, tausend fromme Pilger unbeschädigt durch die Wüste zu führen, dessen Haupt soll keine menschliche Macht verletzen.“ Um sich aber die Stämme der umherziehenden Beduinen geneigt zu machen,

ſendet man an die bedeutenderen Abgeordnete, welche dem Schech jedes Stammes koſtbare Geſchenke bringen und ſo um ſeine Freundſchaft werben.

Dieſe Geſchenke beſtehen gewöhnlich in einem reichen Zelt, in prächtigen Waffen und koſtbaren Pferden. Nimmt der Beduine der Wüſte dieſe Gaben, ſo hat er ſtillſchweigend mit dem Emir el Hadſch einen Vertrag geſchloſſen und verpflichtet ſich, die Pilgerkarawane nicht zu beunruhigen, ob er ihr aber bei vorkommenden Fällen ſeinen Schutz und ſeine Hülfe angedeihen läßt, bleibt ihm gänzlich überlaſſen.

Der Pilgerzug, von dem wir oben erzählten, daß ſein Auszug die Stadt Kairo in Allarm verſetzte, war unter der glorreichen Regierung des Kalifen Abdallah. Da in dieſer Zeit das räuberiſche Volk der Beduinen zügelloſer und frecher als je war und es ſelten einer Karawane gelang, mehr als zwei Tagereiſen von Kairo wegzukommen, ohne geplündert zu werden, ſo hatte die Wahl eines tapfern Emir el Hadſch, deſſen Obhut er ſeine frommen Pilger anvertrauen konnte, dem Kalifen ſchon manche ſorgenvolle Stunde gemacht. Wenn es auch an ſeinem Hofe der beherzten und einſichtsvollen Männer nicht wenige gab, ſo war es in dieſem Augenblicke doch ſchwer, einen zu finden, der neben dieſen Tugenden auch im Beſitz eines großen Vermögens war; denn wenn der Beherrſcher der Gläubigen auch im Nothfall ſein Herzblut für ſeine Unterhanen verſpritzt hätte, ſo würde ihm doch die unnöthige Ausgabe eines Piaſters ſchwere Sorgen verurſacht haben, weßwegen er ſich nicht gleich entſchließen konnte, einem ſeiner tapferen Kriegsoberſten die Führung ſeiner Karawane anzuvertrauen, für den man die Koſten des Zuges hätte beſtreiten müſſen. Nun war aber an ſeinem Hofe der Oberſchatzmeiſter, Mahmud Achmet, ein Mann, wie ihn der Kalif zur Pilgerfahrt nur wünſchen konnte. Mahmud hatte tapfer gegen die Wechabiten gefochten, war ein Mann von vieler Erfahrung und als Schatzmeiſter ungeheuer reich. Er hatte einen ſtattlichen

Harem, einen herrlichen Palaſt am Ufer des Nils, mit der Ausſicht auf die Palmengärten und Pyramiden von Ghize und viele Sklaven, welche faſt prächtiger gekleidet waren als die des Kalifen. Aus dieſen Verhältniſſen Mahmuds kann man denn wohl leicht erſehen, daß er ſich gerade nicht gedrungen fühlte, bei ſeinem behaglichen Leben um die Stelle eines Emir el Hadſch anzuhalten. Schon einige Male hatte der Kalif bei Spaziergängen mit ſeinem Oberſchatzmeiſter ſo im Geſpräch ſeinen Verdruß merken laſſen, keinen paſſenden Emir finden zu können und dann leiſe darauf angeſpielt, wie trefflich dieſer Poſten für ihn paſſen würde, und wie ſtattlich ſich der Titel Emir vor dem Namen Mahmud Achmet ausnehmen würde. Solche Aeußerungen hatte nun der arme Schatzmeiſter mit einer entſetzlichen Angſt angehört und wenn er ſich dieſen Worten mit allerhand Schmeichelreden zu entziehen wußte, ſo war ihm dabei zu Muth, als wäre er in den Käfig eines Löwen eingeſchloſſen und müſſe ſo langſam die Fallthüre hinter ſich aufheben, um mit der größten Behutſamkeit faſt unmerklich zu entweichen, damit der König der Thiere nicht ungeduldig aufſpringe, um ihn mit einem einzigen Schlage zu zermalmen; denn wenn auch der Kalif Abdalla im Allgemeinen ein recht guter Herr war, ſo hatte er doch keinen richtigen Begriff über den Werth des Lebens ſeiner Unterthanen und mochte nicht einſehen, daß, etwas gehängt oder geſpießt zu werden, ſelbſt dem ärmſten Teufel nicht angenehm ſei.

Hatte nun der Kalif mit ſeinem Schatzmeiſter eine ſolche Unterredung beendigt, wobei es Letzterem gelungen war, den gefährlichen Poſten und die Ehre eines Emir el Hadſch von ſich abzuwälzen, ſo konnte Abdallah in eine ſo ſchlechte Laune gerathen, daß dem Schatzmeiſter die Haare zu Berge geſtanden wären, wenn ſein Kopf nicht wie der jedes rechtgläubigen Muſelmanns glatt geſchoren geweſen. Wehe in ſolchen Augenblicken dem armen Sklaven, der dem Kalifen die Pfeife in den Mund zu ſtecken hatte und es nicht mit der gehörigen Sorgfalt that! oder einem Anderen, der die

Polſter des Gartendivans nicht in mehr als bequeme Lage gebracht hatte. Sein Leben war in Gefahr und der Kalif hatte ſchon mehr als einmal ſeinen Damascener gezogen und dem Sklaven den Kopf vor die Füße gelegt, den blutigen Stahl aber hatte er ſeinem Schatzmeiſter Mahmud Achmet überreicht, um ihn abzuwiſchen und ihn dazu mit einem Blicke angeſehen, der deutlich ſagte: ſein Blut iſt für dich gefloſſen.

Solche Auftritte griffen den armen Schatzmeiſter nicht wenig an, er ſah den Augenblick herankommen, wo ihm der Kalif die Frage ſtellen würde, ob er Emir el Hadſch werden oder geköpft ſein wolle? Zwei Sachen, von denen er nicht wußte, welche die ſchrecklichere ſei. Mahmud Achmet war ſchon hoch in den Vierzigen, war wohl beleibt und hatte ſchon deßhalb eine unüberwindliche Abneigung gegen den Zug durch die Wüſte, weil er ſich ſehr vor der Peſt fürchtete, welche Krankheit oft bei dem Elend des ärmeren Volks, das mitzog, auszubrechen pflegte. Er verſuchte es, dem Kalifen dieſen oder jenen tapferen Krieger vorzuſchlagen, wobei er deutlich die Abſicht durchſchimmern ließ, gern aus ſeinem Beutel die Koſten des Zugs bezahlen zu wollen; doch der Kalif, der es ſich einmal in den Kopf geſetzt zu haben ſchien, niemand anders, als ſeinem Schatzmeiſter die Ehre des Zugs zu gönnen, und der wahrſcheinlich durch deſſen Widerſtreben gereizt war, verwarf alle andern, worüber ſich Mahmud Achmet nicht wenig abgrämte. Ihn erfreute ſein Palaſt nicht mehr, nicht einmal die prächtige Marmorhalle deſſelben mit dem ſchönen Springbrunnen und ſeinem kryſtallenen Waſſer; ihm ſchmeckte keine Pfeife und ſelbſt wenn er den beſten Tabak durch ein hundert Schuh langes Rohr einſaugte, ſo behauptete er, er ſei bitter und ſcharf. Seine Märchenerzähler, denen er ſonſt ganze Abende mit der größten Aufmerkſamkeit zulauſchte, konnten die intereſſanteſten Sachen bringen und er behauptete doch, ſie ſeien ſchaal und abgeſchmackt. Kurz, es konnte ihm Niemand etwas recht machen. Dabei magerte er zuſehens ab, ſo

daß der Sklave, der ihm Morgens den Shawl umwand, traurig mit dem Kopf schüttelte, als er nach kurzer Zeit gewahr wurde, daß der Kaschemir einmal mehr um den Leib reiche, als sonst.

Da ließ eines Tags der Kalif seinen Schatzmeister rufen. Abdallah lag in einer Myrthenlaube, auf rothsammtenen und goldgestickten Kissen und rauchte aus einem ungeheuer langen Jasminrohr, wobei er finster in den Bart murmelte und dem eintretenden Schatzmeister so höhnisch lächelnde Blicke zuwarf, daß diesem ohne Weiteres schon der Angstschweiß auf der Stirne stand. Auch glaubte er hinter der Laube den Boschandschi Baschi, was auf Deutsch General der Gartenwachen heißt, ein Mann, der neben seinem freundlichen Titel ein sehr finsteres Amt zu verwalten hat; denn er besorgt das Geschäft, vornehme Verbrecher, die in der Stille bei Seite geschafft werden sollen, in einen ledernen Sack nähen und in den Nil versenken zu lassen.

Nachdem Mahmud Achmet in die Laube eingetreten war, legte er seine Hand an Stirne und Brust und beugte sein Antlitz dreimal fast bis zur Erde, worauf der Kalif einige lange Züge aus seiner Pfeife that und ihm befahl, sich niederzusetzen. „Mahmud Achmet," begann darauf der Beherrscher der Gläubigen, „du weißt, daß ich sowohl dir, wie allen meinen Unterthanen ein milder gerechter Herr bin." Der Schatzmeister verbeugte sich, so gut er konnte. „Mahmud Achmet, du weißt," fuhr der Kalif fort, „daß ich dich zu meinem Oberschatzmeister gemacht habe, ein Amt, in welchem du dir unermeßliche Reichthümer erworben hast, ob auf eine redliche und dem Propheten wohlgefällige Weise, wird dir dein Gewissen sagen." Bei diesen Worten entfärbte sich der Schatzmeister und schwor bei Gott und dem Propheten, er habe sein Amt mit der größten Rechtlichkeit verwaltet, wofür ihn Mahomed gesegnet. „Mahmud Achmet," sprach der Kalif weiter, und zog finster seine Augenbrauen zusammen, „schwöre nicht falsch, denn ich, der Kalif, habe in meiner hohen Weisheit beschlossen, die Behaup-

tung aufzustellen, es seien deine Schätze von dir auf keine rechtliche Art erworben, sondern als habest du zuweilen aus meinem Schatzgewölbe mehr genommen, als der Unterhalt meines Hauses und meiner Krieger kostet. Willst du meine Behauptung Lügen strafen, Mahmud Achmet?"

Der also Gefragte saß da ein Bild des Jammers, denn die Behauptung des Kalifen war gerade so gut, wie ein ausgesprochenes Todesurtheil, und es sauste ihm schon vor den Ohren, als sinke er in den Fluthen des Nils unter, wobei er kläglich nach Athem schnappte.

„Siehst du," fuhr Abdallah fort, „du wagst es nicht, mir zu antworten, und gestehst demnach ein, daß du mich, deinen Herrn, betrogen. Weißt du auch, Mahmud Achmet, was dir dafür gebühret?"

„Ach, großmächtigster Herr und Kaiser," seufzte der Schatzmeister heraus, „wolle es deiner hohen Weisheit doch nur gefallen, meine Vertheidigung anzuhören; doch —" hier hielt er mit dem Blick des größten Schreckens inne, als er sah, daß den Kalifen der Versuch, sich zu vertheidigen, noch zorniger gemacht. Der Beherrscher der Gläubigen zupfte nachdrücklich an seinem Bart, während er seinen kostbaren Pfeifenkopf aus rother Ziegelerde, reich mit Gold eingelegt, an einem kleinen Steine zu tausend Stücken zerschlug. Wie gesagt, der Schatzmeister hielt, noch Schlimmeres fürchtend, mit seiner Vertheidigung inne, ohne es zu wagen, den Kalifen anzusehen, der ihm zuerst einen fürchterlich strengen Blick zuwarf, aber nach und nach ein höhnisches Lachen annahm, ein Ausdruck, der sich alsdann über seine ganzen Züge verbreitete, während er folgendermaßen sprach:

„Mahmud Achmet, mein Oberschatzmeister, du wirst jetzt einsehen, daß es meiner hohen Weisheit gelungen ist, dir zu beweisen, daß du ein frecher Dieb bist und noch dazu ein Dieb unter den erschwerendsten Umständen, denn du hast deinen Herrn und Kalifen

beſtohlen. Erzähle mir doch einmal, welche Strafe deinem Unterbeamten Ismael zu Theil wurde, als er aus dem Schatzgewölbe jenen grünen Stein mitnahm, der nur den Werth von drei Piaſtern hat!"

„Allergroßmächtigſter Herr und Kaiſer!"

„Die Strafe, Mahmud Achmet! Dein Gedächtniß, das vorhin ſo ſtark war und du mir erzählen wollteſt, woher du deine Reichthümer haſt, ſcheint dich auf einmal verlaſſen zu haben. Wie wurde Ismael beſtraft?"

Die Gedanken des armen Oberſchatzmeiſters hüpften im Gehirne auf und nieder, wie ſterbende Fiſche im Waſſer, um nach jener Strafe zu ſuchen; doch mußte der Kalif nochmals dringend fragen, ehe Mahmud Achmet tonlos die Worte hervorbringen konnte: „Ihm wurde die rechte Hand abgehauen, und dann wurde er gepfählt und mußte ſo elend ſterben."

Nachdem Mahmud ſo ſein eigenes Todesurtheil, wie er glaubte, geſprochen, ſah ihn der Kalif eine Zeit lang an, ſtrich darauf mit beiden Händen ſeinen Bart und ſagte: „Mahmud Achmet, ich will dir beweiſen, welch' gnädiger und barmherziger Herr ich ſein kann. Du wirſt für den dir bewieſenen Diebſtahl nicht beſtraft werden, ſondern ich bekleide dich ſogar mit der hohen Ehre eines Emir el Hadſch. Führe meine Pilger wohl und ſchone deine Geſundheit, damit du mir nach deiner Zurückkunft lange Jahre ein getreuer Oberſchatzmeiſter ſein kannſt." Als Mahmud Achmet vorhin ſchon im Geiſt einen ledernen Sack vor ſich ſah, in den er fürchtete genäht zu werden, nachdem ihm vorher die rechte Hand abgehauen, hatte er doch bei ſich ſelbſt gedacht: wie unendlich beſſer es geweſen wäre, wenn er freiwillig den Poſten eines Emir el Hadſch angenommen. Es konnte ihm ja gelingen, die Karawane und ſich ſelbſt glücklich hin und her zu bringen. Und welche Ehre und welches Anſehen ſtand ihm dann für ſein ganzes künftiges Leben bevor. Um ſo freudiger war er jetzt überraſcht, als er merkte, daß ihm der

Nacht deutlich lachen und menſchlich flüſtern hören. Auch einer der Gäſte in der Stube, welcher am Fenſter geſeſſen, wollte etwas bemerkt haben: wenn der Wind zuweilen eine der Schilfpflanzen, deren am Hauſe viele wucherten, in die Höhe gejagt, ſo ſei dieſelbe an's Fenſter gefahren und habe mit einem verzerrten menſchlichen Geſichte in die Stube geſchaut.

Dem ſei nun, wie ihm wolle, es ging in der Schenke heute beſonders luſtig zu. Oben am Tiſch ſaß Herr Barbatus in ſtiller Majeſtät und ſprach emſig mit dem Herrn von Eckſtein, der ihm nur ein kurzes Lächeln und zuweilen ein paar abgebrochene Sätze zur Antwort gab. Neben ihm hatten ſich ein paar Studenten gelagert und unterhielten ſich mit einigen Freiwilligen über Subordination; jedoch ſchienen ſich ihre Anſichten hierüber nicht recht vereinigen zu können. Weiter unten ſaßen einige Bürger mit weinſeligen Geſichtern, und das Ende des Tiſches hatten vier der Fremden eingenommen, von denen oben die Rede war. Das waren aber in der That ſeltſame Geſtalten. Der eine hatte eine ſtolze, ſchlanke Figur und feine Manieren, zu welchen das zartbleiche Geſicht mit intereſſanten Zügen ſehr gut paßte; ein zweiter, von ſtarkem, unterſetztem Körperbau, hatte dazu einen Kopf, der ſich auch nur auf dieſem Körper gut ausnehmen konnte, ein ſcharf markirtes rothes Geſicht, in welchem ein paar funkelnde Augen einen abſoluten Willen ausſprachen. Beide ſchienen des Befehlens gewohnt zu ſein; nur, glaube ich, gebot der erſte, indem er ruhig auseinanderſetzte, das, was er wolle, ſei unumgänglich nothwendig; er überzeugte, wogegen der andere kurz ſprach: ich will! und wehe, wer ſich ihm widerſetzte! Ein dritter der Fremden ſah aus wie der etwas leichtfertige Sohn einer anerkannt großen und mächtigen Familie, etwa wie ein Erbprinz, dem es mehr darum zu thun iſt, tolle Streiche zu treiben, als durch geſetztes Betragen ſeinem künftigen hohen Stande Ehre zu machen, ein Shakespeare'ſcher Prinz Heinz. Die vierte Perſon ſchien eine untergeordnete Stellung einzunehmen und hatte dabei ganz das Air eines Magiſters der ſchönen Künſte.

„Theuerſter," ſprach oben am Tiſch zum Herrn von Eckſtein der Herr Barbatus, „laſſen Sie mich doch endlich einmal etwas über Ihre frühern Schickſale vernehmen. Bezeichnen Sie mir doch Ihre Wohnung; ich möchte Sie gar gern einmal beſuchen;" worauf der andere entgegnete: „Weiß ich doch ſelbſt nichts von meinem frühern Leben, habe mich nur ſo gekannt, wie ich jetzt bin, nicht kleiner, nicht größer, nicht jünger, nicht älter." — „Sie waren aber doch einmal gewiß," ſagte Herr Barbatus, „ein charmantes Kind. Erinnern Sie ſich denn der fröhlichen Zeit nicht mehr, wo Sie Fenſter einſchmiſſen und die Schule ſchwänzten?" — „Nein, Herr Barbatus." — „Von Ihrer

Kalif nicht an's Leben wollte, sondern daß die ganze Verhörgeschichte blos deßhalb angestellt war, um ihm einen Schrecken einzujagen und ihn zu zwingen, die Ernennung zum Emir el Hadsch statt des Ersäuftwerdens als eine große Gnade anzusehen. Er verbeugte sich deßhalb, so tief er konnte, küßte den Saum des kaiserlichen Kaftans und zog sich auf einen Wink seines Gebieters zur Laube hinaus. Doch war er so erschöpft und von dem gräßlichen Verhör halb vernichtet, so daß er sich kaum auf dem Pferde erhalten konnte.

In seinem Palaste angekommen, nahm er ein stärkendes Bad und schloß sich in sein innerstes Gemach ein, nachdem er zuvor seinem vertrautesten Sklaven seine Ernennung zum Emir el Hadsch mitgetheilt.

Noch am selben Abend erschallten alle Gassen Kairo's vom bunten Freudengeschrei des Volkes wider, daß der Kalif in seiner hohen Weisheit und Gerechtigkeit den Pilgern einen Emir bestellt, und daß dies Niemand anders sei, als Mahmud Achmet, der Oberschatzmeister. Hier wurde der Erstere gepriesen und der Letztere gelobt. „Maschallah," sagten die alten Türken in ihren Kaffeehäusern. „Der Oberschatzmeister, das ist ein Mann! Seht Ihr! Er hat Reichthümer und Ehren genug und bietet sich doch dem Kalifen an, ein so gefährliches Amt zu übernehmen." — „Ja, ja," sagten Andere, „ein wahrhaft hochherziger und großmüthiger Mann, der Oberschatzmeister!" worauf die anderen Gäste des Cafés im Chor hinzusetzten: „Gott mög' es ihm lohnen und der Prophet ihm gnädig sein!"

Wenige Tage nach diesen Vorfällen brach also der denkwürdige Morgen an, von dem wir zu Eingang dieser Blätter sprachen. Die Imans oder Gebetsaufrufer verkündigten von den Spitzen der Minarets, daß heute der große Tag erschienen sei, an welchem die Pilgerkarawane in feierlichem Aufzug durch die Stadt ziehe und sich alsdann vor den Thoren lagere, um morgen mit dem Frühe-

sten den Zug durch die Wüste zu beginnen. Da in diesem Jahre mehr Pilger von allen Enden des Reichs zusammen geströmt waren, da es ferner hieß, der Oberschatzmeister Mahmud Achmet habe eine weit größere Anzahl bewaffneter Reiter zur Begleitung mitgenommen, als sonst gewöhnlich der Fall war, und es haben sich durch sein gierreiches Beispiel bewogen, viele andere Edle diesem Zug angeschlossen, so waren durch diese Gerüchte der Tumult und der Jubel auf den Straßen größer als je, um den Zug vorbeikommen zu sehen. Das Volk stand Kopf an Kopf gedrängt, länge den Häusern und bildete eine einzige Linie von den mannigfaltigsten Schattirungen. Neben dem schwarzen Nubier stand der braune Abyssinier und neben dem bronzefarbigen Beduinen der Wüste, der den weißen Burnus keck um die Schultern geschlungen, stand der wohlbeleibte Türke in seiner reichen Tracht mit einer hellen Gesichtsfarbe, die durch den schwarzen Bart noch mehr hervorgehoben wurde. Hinter den Fenstern lauschten die Weiber und Kinder in dichten Gruppen und stießen fortwährend ein lautes gellendes Geschrei aus, eine Art Jubelgeschrei, das die Lüfte zerriß. Die Kaffeehäuser waren weit geöffnet und einzelne Musikbanden in denselben bemühten sich, ein möglich lautes Getöse zu machen.

Jetzt wird das Gedränge und der Lärm auf den Gassen lebhafter, denn die Spitze des Pilgerzuges läßt sich sehen. Es sind schlechte, unregelmäßige Soldaten, mit Lanzen und Bogen bewaffnet, die sich mit diesen Waffen versehen haben, um auf dem Zug durch die Wüste einen kleinen Sold zu erhalten. Ihnen folgt ein Haufe des ärmeren Volkes, welches den langen Weg meistens zu Fuß machen muß: nur hie und da erblickt man einen kleinen Esel oder ein schlechtes Maulthier, das mit Wasserschläuchen oder Zwiebel und Reiß beladen ist, oder ein halb verhungertes Kameel, auf dessen Rücken sich ein paar zerlumpte Kerle lagern, deren grüne Turbane anzeigen, daß sie sich zu den Nachkommen des Propheten

rechnen und Herrn genannt werden. Hinter diesen Schaaren der armen Pilger kommt eine Menge Derwische, welche während des Gehens ihre Glieder wie in Verzückung drehen und wenden und dabei beständig die Worte „Allah" und „Mahomed" brüllen, was von dem Volke und den Weibern an den Fenstern beständig mit einem lauten Jauchzen begleitet wird. Diese Derwische sind von der fanatischsten Sekte und heißen die drehenden Derwische; denn ihre Hauptreligionsübung besteht darin, sich wie Kräusel mit unglaublicher Schnelligkeit herum zu wirbeln, so lange bis ihnen der Schaum vor dem Munde steht und sie bewußtlos zur Erde fallen. Hier bei diesem Zuge hat sich ihr Fanatismus zu einer wahren Wuth gesteigert und sie begehen unglaubliche Dinge, um dem gaffenden Volk zu zeigen, in welch rasendes Entzücken sie der Gedanke an die Pilgerfahrt nach Mekka versetzt. Außer den wahnsinnigen Sprüngen, die sie machen, so daß ihnen der Schaum und Schweiß von dem Gesichte rinnt, wälzen sich einige auf der Erde vorwärts, andere lassen sich an Stricken nachschleifen und wieder andere fressen in ihrer tollen Wuth giftige Schlangen und anderes Ungeziefer.

Nach diesen Derwischen folgen große Schaaren von besser aussehenden Kameelen und Pferden, von denen einige mit prächtigem Reitzeug, die andern mit Packsätteln versehen sind, an welchen Wasserschläuche und Säcke mit allen möglichen Lebensmitteln hängen. Die Sättel aber sind gewöhnlich leer, denn die Eigenthümer dieser Kameele und Pferde machen gewöhnlich den Zug durch die Stadt nicht mit, sondern schließen sich erst morgen der Karawane an, wenn sie wirklich von Kairo aufbricht. Jetzt folgen in großen Schaaren andere Kameele, auf welchen Männer in guter und schlechter Kleidung sitzen, von denen viele mit Pauken, Rasseltrommeln und Pfeifen versehen sind, womit sie einen fürchterlichen Lärmen machen, der verstärkt wird durch das begleitende Gebrüll des Volks auf den Gassen und das Gejauchze des Volkes an den Fenstern. Ihnen folgt eine Schaar besser aussehender Krieger; es

sind Mameluken im Dienste des Kalifen, und ihre meist rothen prächtig gestickten Gewänder, sowie der weiße Turban und die blitzenden Waffen stechen vortheilhaft unter den dunkeln, ärmlichen Anzügen des umherstehenden Volkes hervor. Diese Mameluken waren von jeher gefürchtete Kriegsleute und schauen trotzig umher. Sie umgeben einige sehr starke Kameele, die mit schweren Kisten beladen sind, in welchen sich theils Geschenke des Kalifen an die heilige Kaaba in Mekka befinden, theils Gelder, um von den Beduinenstämmen in der Wüste die nöthigen Lebensmittel für das mitziehende großherrliche Militär zu erhandeln.

Nachdem diese Mameluken vorbeigezogen sind, hört man das Volk auf den Gassen sich murmelnd von dem großen Reichthum Mahmud Achmets, des diesjährigen Emir el Hadsch unterhalten, denn es erscheint eine unabsehbare Reihe von Kameelen und Maulthieren, sowie prächtig geschmückte Pferde, welche das Gepäck, die Lebensmittel und die ganze Pagage des Emir el Hadsch tragen. Dieses wohlgefällige Murmeln des Volks verstärkt sich beim Vorrücken dieser Kameele immer mehr und mehr und bricht endlich in ein lautes Jauchzen und Brüllen aus; denn ihnen folgt ein großes starkes Kameel, von zwei Männern geführt, dessen bepackter Sattel mit einer langen schwarzsammtenen Decke belegt ist. Unter ihr befindet sich nämlich ein prächtig gewebter, mit Gold gestickter Teppich, der von dem Kalifen der heiligen Kaaba zu Mekka verehrt wird. Alljährlich schickt der Beherrscher der Gläubigen einen solchen Teppich nach Mekka, der dort über das heilige Grab ausgebreitet wird, wogegen die Pilgerkarawane den vorjährigen wieder mit zurücknimmt, der, durch lange Berührung mit dem Heiligthume geweiht, nun in einer der Moscheen Kairo's niedergelegt wird. — Hinter diesem Kameel folgen bewaffnete Reiter, Pilger auf Kameelen und Pferden und Stellvertreter der verschiedenen Zünfte, sowie Derwische mit großen grünen Fahnen. Das Volk auf den Straßen, welches das Kameel mit dem heiligen Teppich staunend be-

trachtet, und mit großer Ehrfurcht begrüßt, bricht jetzt in einen lauteren Jubel aus und weicht nach allen Seiten zurück, denn es zeigt sich eine neue Schaar Mameluken und andere Reiter, worunter auch Beduinenchefs verschiedener befreundeter Stämme, deren Burnus sich durch Weiße und Feinheit des Stoffs von dem der anderen Beduinen unterscheidet. Auch ist ihr Haupt mit einem gelb und rothen, golddurchwirkten Tuche geschmückt und die Hälse ihrer Pistolen, sowie die Griffe ihrer Säbel sind mit Silber beschlagen oder sogar mit Edelsteinen besetzt. Einige unter diesen Reitern führen am Sattel kleine Pauken, womit sie ein unaufhörliches Getöse machen. Immer zahlreicher wird ihre Schaar und der Strom der Pilgerkarawane, der bis jetzt ziemlich schmutzig und grau dahin floß, färbt sich immer bunter und glänzender, und schon sieht man prachtvolle Reiherbüsche emporragen und gewahrt, wie sich die Strahlen der Sonne in reichen Goldstickereien und Brillanten widerspiegeln. Die Pferde, von der edelsten Race, welche nun kommen, bäumen sich und tanzen unter ihren Reitern, welche stolz und mit zufriedenem Blick herab auf die Menge schauen, denn ihnen wird die Ehre zu Theil, unmittelbar die geheiligte Person des Emir el Hadsch umgeben zu dürfen. Es sind junge reiche Türken, die auf eigene Kosten den Zug mitmachen, und die das Gefolge des Emirs bilden.

Jetzt erhebt sich das Geschrei des Volkes lauter und einzelne Stimmen rufen: „Heil Mahmud Achmet! Heil dem glorreichen Emir el Hadsch, welcher Reichthum, Ansehen, Macht hinter sich läßt, um dem Drang seines Herzens zu folgen und mit seiner großen Weisheit die Kinder des Propheten durch die Wüste zu führen!“ Aus dem zuschauenden Volk bilden sich einzelne Gruppen, welche sich eifrig um die Tugenden Mahmud Achmets streiten. „Ja,“ ruft ein wohlbeleibter Barbier, „das ist ein Mann, ich habe zuweilen die Ehre, seinem obersten Stallaufseher den Bart scheeren zu dürfen und bin deßhalb im Stande, seine Tugenden an den

Fingern herzuzählen. Noch nie hat er einen Sklaven eigenhändig geköpft und die höchste Strafe, die er je ertheilt, waren hundert Hiebe auf die Fußsohlen. Ein merkwürdig milder Herr." — „Ja, ja, ein merkwürdig milder Herr," pflichtete ein Pastetenbäcker dem Barbier bei, und ein zerlumpter Kameeltreiber mit einem braunen spitzbübischen Gesicht fuhr mit der Hand in seinen schmierigen Gürtel und holte eine Hand voll kleiner Münze hervor, die er dem Anderen mit den Worten zeigte: „ja, ja, ein großmüthiger Herr! Der Prophet möge es ihm belohnen, eine ganze Stunde lang hat er heute Morgen solches Geld aus seinem Palaste unter das Volk werfen lassen.

In diesem Augenblick aber lösten sich die Gruppen der Sprechenden auseinander, denn der Mann, von dem sie mit so vielen Lobeserhebungen gesprochen, Mahmud Achmet, der Emir el Hadsch, zeigte sich jetzt in Person den Blicken des erstaunten Volkes. Er ritt einen prachtvollen Schimmelhengst und es war, als sei das Thier wohl der Ehre bewußt, die ihm zu Theil geworden; denn es warf den Kopf stolz in die Höhe, und wenn es sich vorne emporhob, breitete es seine Hufen wie grüßend gegen das Volk aus und ließ sich dann gnädig wieder herab. In der That, das Thier sah wohlgemuther und freudiger aus, als sein Herr; denn wenn sich auch der gute Mahmud Achmet so viel wie möglich in die Brust warf, und sich bemühte, froh unter die Menge zu schauen, so entging doch einem aufmerksamen Beobachter nicht, daß der gewesene Oberschatzmeister etwas blaß aussah und daß er unwillkürlich wie erschrocken zusammenfuhr, wenn er eine Schaar jener armen Pilger erblickte, die jetzt schon halb verhungert aussahen. Alsdann senkte der Emir den Blick auf seinen stattlichen Bauch herab und dachte wahrscheinlich über die Unbeständigkeit alles Schönen im menschlichen Leben nach.

Als der Emir vorbei war, folgten ihm noch eine Unzahl Reiter in prächtigen Costümen. Nach diesen kamen wieder Mame-

luken, Diener des Emir und wie vor dem Herrn der Zug allmählig immer glänzender geworden war, so nahm er hinter demselben auch ebenso ab und verlor sich bald wieder in ein schmutziges, graues Gedränge. Doch für den ächten Muselmann war das Bedeutendste des Zuges noch zurück und wenn sich auch die Männer auf den Straßen an dem Aufzuge des Emirs mit seinen prächtigen Pferden und Waffen sehr ergötzt hatten, und sich, als diese vorüber waren, an die Häuser lehnten und anfingen zu plaudern, so wurde dagegen die Bewegung der Weiber an den Fenstern desto lebhafter und die halb vergitterten Laden öffneten sich mehr und mehr und ließen eine Unzahl verschleierter Köpfe, die aufmerksam die Straße hinabspähten und hie und da in lauten Jubel ausbrachen, sehen. Was so ihre Aufmerksamkeit rege machte und jetzt noch kommen mußte, war ein Kameel, das einen zeltartigen Baldachin trug, der Machmil heißt, und unter welchem sich prächtige Geschenke befanden, die der Kalif alljährlich der heiligen Kaaba verehrt. Diese Sitte des Machmil rührt davon her, daß in der alten Zeit eine der Favoritsultaninnen des regierenden Kalifen den Zug nach Mekka gewöhnlich mitmachte, ein Gebrauch, der aber diesen edlen Damen bald anfing lästig zu werden, weßhalb sie auf ein Mittel dachten, um sich dieser Sitte zu entziehen. Hiezu gab es nun kein Besseres, als auf's Gerathewohl zu Haus zu bleiben, aber dagegen den Machmil, mit kostbaren Geschenken für die heilige Moschee in Mekka angefüllt, allein gehen zu lassen; — ein Verfahren, das denn auch der Ober-Iman zu Mekka in Betracht der reichen Spenden für vollgültig anerkannte.

Eine Rotte fanatischer Derwische, die theils zu Fuß gingen, theils auf mageren Kameelen ritten und in ihrem Glaubenseifer die entsetzlichsten Sachen beginnen, denn einige verdrehten ihre Glieder auf das Schauderhafteste, andere fraßen Schlangen, Scorpionen und dergleichen und noch andere stießen sich Messer, Degenklingen durch die Hände, Ohren und Lippen — zeigte sich nun den Blicken

der Menge. In ihrer Mitte ritten zwei abenteuerliche Gestalten, welche von dem Volk mit einem unermeßlichen Jubelgeschrei begrüßt wurden. Die Eine war der alte Schah el Gemel, was so viel heißt, als Oberster der Kameele und der den Zug nach Mekka Gott weiß zum wie vielten Male mitmachte, wodurch er in den Geruch großer Heiligkeit gekommen war, denn neben den Mühseligkeiten und dem Elend, was er während des Zuges mit der ganzen Karawane erduldete, plagte sich der edle Schech auf der ganzen Reise noch besonders ab, indem er unaufhörlich sowohl hin als zurück den Kopf auf eine ganz seltsame Art im Kreise herumwirbelte, so daß es aussah, als hange sein Haupt nur an einem Zwirnsfaden. Die zweite der erwähnten Gestalten, welche besonders von den Weibern mit vielem Jubel begrüßt wurde, war die alte Um el Ghutat oder auf Deutsch Katzenmutter, die den Pilgerzug nach Mekka ebenfalls alljährlich mitmachte. Sie ritt ebenso wie der Schech auf einem alten magern Kameel, an welchem einige zwanzig Körbe hingen, in denen sich eine Unzahl Katzen und Kätzchen von allen Farben und Größen befand, woher denn auch die gute Frau ihren Namen hat.

Hinter diesen Derwischen kamen ein Paar Kameele und besser aussehende Pferde, auf welchen die höhere Geistlichkeit ritt, denen große grüne Fahnen nachgetragen wurden, geleitet von einer Musikbande, die mit Becken, Pauken und Pfeifen einen ohrenzerreißenden Lärm machte. Jetzt aber erhob das Volk ein so fürchterliches Gebrülle und Schreien, daß die besseren Pferde im Zuge anfingen unruhig zu werden, und selbst die sanftmüthigen Kameele voll Unruhe um sich blickten. Die Männer schrieen Allah und Arafaat — der Name eines heiligen Berges bei Mekka, auf welchem nach der Sage der Mahomedaner Abraham seinen Sohn Ismael habe opfern wollen — und die Weiber kreischten gellend dazwischen, denn jetzt erschien das Kameel mit dem prächtigen Baldachin, dem Machmil, unter welchem sich die Geschenke des Kalifen befanden.

Alles drängte ſich hinzu, um wenigſtens mit der Hand die Decken des Baldachins, oder auch nur das Kameel zu berühren; es war eine unbeſchreibliche Verwirrung von Menſchen und Thieren. Wer nicht hindurchdringen konnte, löste ſeinen Gürtel ab, und verſuchte mit einem Ende deſſelben über die Köpfe der Menge hinweg das Heiligthum zu erreichen. Die Weiber hinter den Fenſtern ließen ihre Schleier herab und in den oberen Stockwerken banden ſie mehrere Shawls zuſammen, damit wenigſtens das Ende eines derſelben an dem Kameele ſtreifen konnte. Und dann zogen ſie dieſelben wieder in die Höhle und küßten die auf ſolche Art geweihte Stelle.

Nachdem das Kameel mit dem Machmil vorbei war, folgte noch eine unzählige Menge Pilger aller Art. Doch war das Intereſſe, was die Zuſchauer an der Pilgerkarawane genommen, nun mit dem Machmil vorbeigezogen und die langen Reihen der Leute, welche an den Häuſern gedrückt ſtanden, miſchten ſich jetzt unter den Zug, der aber an jeder Straßenecke abnahm; denn alle Zuſchauer eilten nach Haus, um ſich bei einer langen Pfeife und einem Glaſe Scherbet noch einmal alle Bilder der Karawane vor's Auge zu führen, und ſo das Ganze geiſtig wiederzukäuen. Die Pilger ſelbſt, beſonders die der ärmeren Klaſſe, ſowie die Laſtthiere und Diener der Reicheren ſetzten ihren Weg durch die Gaſſen von Kairo fort und gelangten bald durch das Thor des Kalifen in die freie ſandige Ebene vor den Mauern, wo ſie ſich nun ungefähr eine Stunde von der Stadt zum erſtenmal lagern und dort auch noch den folgenden Tag bleiben, damit ſich die Pilger aus den benachbarten Städten, die den Zug nach Mekka ebenfalls mitmachen wollen, hier alle verſammeln können. Die vornehmen und reichen Muſelmänner aber ziehen nur mit der Karawane durch einige Hauptſtraßen zum Prunk und kehren darauf in ihre Häuſer zurück, um den letzten Tag noch im Kreiſe ihrer Familien oder in ſtiller Beſchaulichkeit zuzubringen. Bei der Haſanmoſchee, die ſich in Kairo in der Nähe

des großen Bazars befindet, verließ auch der Emir el Hadsch den Zug und lenkte schweigend, von ein paar Sklaven begleitet, sein Roß durch leere Nebenstraßen, um, von dem Geschrei des Volks unbelästigt, in seinen Palast zu gelangen. Dort angekommen, stieg er vom Pferde und begab sich in die Halle, welche eine Aussicht auf den klaren Spiegel des Nils gewährte. Dies war ein Gemach, so schön und reizend, wie sich die Phantasie des Morgenländers nur die Wohnung im Paradies vorstellen kann; es war hier kühl wie in einem Keller, und im Hintergrunde stritt sich ein sanftes Halbdunkel mit dem Glanz des Tages. Dort war der Boden erhöht, ungefähr wie die Bühnen auf unsern Theatern, und diese Erhöhung war belegt mit den prächtigsten persischen Teppichen. An den Wänden lehnte sich ein breiter Divàn mit schwellenden Kissen, die mit Sammtstoff überzogen und mit reicher Stickerei überdeckt waren. Die Wände dieses Gemachs bestanden aus schön geschnitztem und vergoldetem Holzwerk, das mit Krystallen und Spiegelglas eingelegt war. Vor dieser Erhöhung, ungefähr in der Mitte des ganzen Gemachs, erhob sich ein Marmorbecken, ungefähr in der Gestalt der krystallenen Tafelaufsätze bei uns, aus dessen oberem Theil ein klarer Wasserstrahl mehrere Fuß hoch in die Höhe sprang und er dann hinabstürzend und von Becken zu Becken tropfend, ein heimliches melodisches Gemurmel verursachte. Mahmud Achmet, nachdem er sich seiner Pantoffeln entledigt, legte sich auf den Divan im Hintergrunde der Erhöhung der Bühne und ließ sich von einem Sklaven das lange Rohr mit der Wasserpfeife in den Mund stecken. Dann nahm er einen Schluck eiskalten Scherbets und stieß darauf einen tiefen Seufzer aus, denn sein Auge fiel auf die vordere Wand der Halle; die geöffnet war und nur aus feinen Spitzbogen bestand, an denen üppige Pflanzen emporrankten, und der Emir el Hadsch sah die ganze Breite des herrlichen Nils, den er nun bald und vielleicht für immer verlassen sollte.

Es ist ein Glück, daß sich der Muselmann nicht viel mit

erſten Liebe, Herr von Eckſtein, müſſen Sie mir erzählen. Und was haben Sie gelernt? was ſtudirt? oder in welchem Geſchäfte haben Sie gearbeitet?“ — „Ich habe nie gelernt, nie ſtudirt, auch nie gearbeitet,“ ſagte Eckſtein. „So, ſo!“ entgegnete Herr Barbatus; „aber was ſind Sie denn eigentlich? Was ſtellen Sie in der Welt vor?“ — „Ich?“ ſagte Eckſtein, „eigentlich gar nichts.“

„Sehr ſonderbar,“ meinte Herr Barbatus; „aber Sie müſſen doch irgend eine Erinnerung haben, z. B. wo fühlten Sie zuerſt, daß Sie da waren, daß Sie lebten? Wann tranken Sie den erſten Schoppen?“ — „Eines Morgens,“ erzählte Eckſtein ſehr gleichgültig, „muß mich der Wind in den Hof eines Hauſes hineingeweht haben; denn von einem ſehr harten Falle auf den Boden erwachte ich und fühlte, daß ich da ſei. Ich bin bald aus dem Hauſe geworfen worden, indem die Leute meinten, ich ſei ein Dieb. Darauf, weil ich ſehr müde war, habe ich mich nicht weit von dort auf einen Eckſtein geſetzt, wo ich noch jetzt regelmäßig jeden Tag ſitze, weil es mir da gefällt und ich ſonſt nicht weiß, was ich machen ſoll. Eine einzige, aber ſehr dunkle Erinnerung habe ich von einem frühern Daſein; ich glaube nämlich, daß ich vor langer Zeit irgend ein König geweſen bin.“ — —

„Aber die Subordination,“ ſchrie einer der Studenten „iſt eine hölliſche Erfindung. Alſo wenn ſo ein Lieutenant zu Ihnen ſagt: „Herr, Sie ſind ein Eſel!“ ſo antworten Sie mit der größten Unterwürfigkeit: „Sehr wohl, Herr Lieutenant?“ — „Freilich,“ ſagte der Unteroffizier. — „Und wenn Sie dagegen ſprächen: „das ſind Sie ſelbſt, Herr Lieutenant, ſo —“ — „Käm' ich in Arreſt.“ — „Und wenn Sie nun, denn das könnte doch auch vorkommen, einmal unſchuldig in Arreſt kämen, wie revanchirten Sie ſich denn?“ — „Ich bedankte mich für die gnädige Strafe,“ entgegnete der Unteroffizier.

„O weh, die Welt geht unter,
Es ſprang dem Faß ein Reif!“

jauchzte der Student, ſo daß der Herr Barbatus beſtürzt nach ſeinem Hute griff.

Mittlerweile fing der Wein im ganzen Kreis an zu wirken. Eckſtein ſchüttelte vergnüglich ſeinen Kopf und ſchnitt dazu allerhand ſeltſame Grimaſſen, welche Barbatus ſtets mit unmäßigem Gelächter begleitete. „Ei, Herr König,“ lachte er, „ſoll ich Ew. Majeſtät nicht eine Krone anfertigen? He, einen Bogen Goldpapier, wenn er zu haben iſt!“ Der Wirth hatte von der letzten Weihnachtbeſcheerung zum Glück einen erübrigt, welchen er dienſteifrig nebſt einer Scheere herbeibrachte. Schnell machte ſich Barbatus darüber her und hatte in kurzer Zeit eine ſaubere Krone fertig, die er dem Herrn von Eckſtein vermittelſt

Gedanken beläſtigt, denn ſonſt könnte man vielleicht von denen Mahmud Achmets ſehr trübe und unangenehme Dinge erzählen. So aber ſtarre er gedankenlos vor ſich hin, ließ die elfenbeinernen Kugeln des Roſenkranzes, den er an ſeinem Gürtel trug, ohne Aufhören durch die Finger gleiten — ein ſinniges Spiel, das die Orientalen gern treiben und das ſie außerordentlich amüſirt — wobei er mächtige Rauchwolken aus ſeinem Nargileh zog. Dies hatte ungefähr eine halbe Stunde gedauert, worauf er den Schlauch der Pfeife auf die Erde warf und dreimal in die Hände klatſchte — ein Zeichen, das bei den Orientalen die Glocke für den Bedienten vertritt. Es dauerte auch keine Sekunde, ſo erſchien der Leibdiener Mahmuds, der Neger Haſſan, indem er vorſichtig einen Vorhang in die Höhe hob, ſeinen dicken Kopf herausſtreckte und nach ſeinem Gebieter ſchaute. „Haſſan," ſprach dieſer, und der Gerufene trat ganz hervor und kauerte ſich zu den Füßen ſeines Herrn auf den Teppich. „Haſſan," ſprach Mahmud nochmals, „wir werden morgen Abend reiſen."

„Deine Weisheit hat es ſo beſchloſſen, o Herr," entgegnete der Schwarze. — „Du wirſt auch mit nach Mekka pilgern, Haſſan," fuhr der Emir fort und ſtrich ſeinen langen Bart.

„Ja Herr," ſeufzte Haſſan, drehte aber dabei den Kopf etwas auf die Seite und wer geſehen hätte, wie er ſeine ohnehin tückiſchen Augen boshaft verdrehte und dabei die weißen Zähne auf einander biß, der hätte wohl errathen, daß der Diener ebenſo wenig wie der Herr die Pilgerfahrt nach Mekka aus freiem Antrieb mitmachte. Doch der Emir war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um etwas der Art merken zu können, und hatte auch keine Ahnung davon, daß ein Sklave vielleicht eine eigene Meinung haben könne, denn er fuhr gleichmüthig fort: „du wirſt auf's Beſte dafür ſorgen, Haſſan, daß mein großes Zelt eingepackt wird. Nimmſt auch keinen andern Kaffee, als Mekka Nro. 1., und ſorge ferner für einen guten Vorrath ſyriſchen Tabaks."

Nach dieſen Befehlen winkte Mahmud mit der Hand und der Sklave erhob ſich, um fortzugehen, wandte ſich aber an der Thüre nochmals um und ſagte: „deine Tochter Zemire, o Herr, wünſcht vor dein Angeſicht treten zu dürfen.“

Dieſe Bitte gewährte der Emir durch ein Nicken mit dem Kopfe, worauf der Schwarze verſchwand. Wenige Zeit darauf wurde aber der Vorhang der Thüre auf's Neue aufgehoben und die Tochter Mahmud Achmets, Zemire, ſchlüpfte in das Gemach und ſchmiegte ſich neben den Vater auf den weichen Divan. Die junge Türkin trug den leichten reizenden Anzug, in welchem ſie außer Vater und Bruder bei Todesſtrafe kein Auge eines anderen männlichen Weſens ſehen darf. Daſſelbe beſtand in einem weißſeidenen Unterkleid, unter welchem bei ihrer nachläſſigen Lage auf dem Divan hellrothe Beinkleider, ebenfalls von Seide, mit Gold geſtickt, hervorſahen. Ihre kleinen Pantoffeln, von ſchwarzem Sammet mit Perlen und Gold geſtickt, hatte ſie auf den Boden geſchleudert, worauf ſie den Verſuch machte, ihre nackten kleinen Füßchen unter die Sammetpolſter des Divans zu verbergen. Bruſt und Arme bedeckte ein Hemd von blendend weißem Mouſſelin, über welches ſie ein ſchwarz ſammtenes Jäckchen trug, das oben unter dem Hals mit einer Brillantagraffe zuſammengehalten wurde. Obgleich die ganze Geſtalt des Mädchens wohl zierlich, aber nicht gerade klein war, ſo ſah ſie doch in dieſer Stellung auf dem Divan, an die große ſtattliche Figur des Vaters gedrückt, fein und ſchmächtig aus. Sie hatte mit der einen Hand tief in den Bart Mahmuds gefaßt, und ließ durch die andere den elfenbeinernen Roſenkranz gleiten, mit dem vorhin der Emir ſelbſt geſpielt. Die Züge des alten Herrn, die vorhin ziemlich mürriſch und verdrießlich waren, klärten ſich beim Anblick Zemirens auf, denn ſie war ſeine Lieblingstochter; beſonders im jetzigen Augenblicke, wo das Herz des Emirs durch die Abreiſe ohnehin gerührt war, war er zärtlicher als ſonſt, und nachdem er einen Kuß auf die friſchen Lippen des Mädchens ge-

drückt, fragte er so sanft als möglich, was sie denn eigentlich wolle? Zemire blickte mit ihren schwarzen Augen lächelnd in die Höhe und sagte mit leiser Stimme: „Vater, ich habe eine Bitte, eine Bitte, Vater, an den Emir el Hadsch.“ Bei diesem Titel wurde der alte Herr etwas ernster und schüttelte zur Antwort mit dem Kopf, als wolle er böse Gedanken, die plötzlich in ihm aufstiegen, dadurch vertreiben. „Ja, Vater,“ fuhr das Mädchen fort, „ich habe eine große Bitte an dich, die du mir nicht abschlagen darfst, nämlich“ — hier stockte sie und sah auf den Boden nieder, als wage sie nicht ihre Bitte auszusprechen — „nämlich —“ fuhr sie dann schüchtern fort, „ich will dich auf dem Pilgerzug nach Mekka begleiten.“ Dieser letzte Satz kam freilich nicht so fließend zwischen ihren Lippen hervor, wie wir ihn hinschreiben, sondern sie stockte fast zwischen jedem Wort, besonders als sie sah, daß Mahmud Achmet seine Augenbrauen in die Höhe zog und sie verwundert ansah. Doch kaum hatte sie ihre Bitte hervorgestottert, als sie mit den süßen Schmeicheltönen und einer ungemeinen Zungenfertigkeit ihre weisen Gründe zu dem Verlangen angab. „Ja, Vater,“ sagte sie, und legte ihren Kopf in den Schoß des Emir, so daß sie ihm von unten herauf in die Augen sah, eine Stellung, der bei ähnlichen und anderen Bitten, wo nämlich die Bittende ein paar schöne Augen hat, nicht zu widerstehen ist, „ich bitte dich herzlich, laß mich mit dir ziehen, du wärest ja sonst so allein, ganz allein, du hättest Niemand, der dir schöne Geschichten erzählen kann, und der dir in stillen Nächten, wo der Schlaf deine Augen flieht, beruhigende Lieder sänge. Denke dir, Vater, du könntest krank werden, und es wäre Niemand da, der dich pflegte, wie ich es thun würde; und dann bin ich ja stark und kräftig; du weißt, daß mir kein Pferd aus deinem Stalle zu wild ist und daß ich sogar das Schaukeln auf dem Kameel aushalten kann.“

Mahmud Achmet hörte sehr überrascht der seltsamen Bitte seiner Tochter zu, und wenn ihm auch anfänglich die Erfüllung der-

ſelben unmöglich ſchien, ſo war ihm doch der Gedanke, Jemand um ſich zu haben, der ihn mit Liebe begleitete, nicht unangenehm. Auch hatte das ſchlaue Mädchen zu ihrer Bitte zwei Gründe angegeben, die, wie ſie wußte, dem Vater wohl einleuchten würden, erſtens nämlich kannte ſie ſeine Leidenſchaft, gern der Erzählung eines Mährchens zuzulauſchen — und darin war ſie Meiſterin; ferner fürchtete ſich der alte Herr auch gewaltig vor Krankheit und bei einer Unpäßlichkeit, die ihn kürzlich befallen, hatte ihn Zemire ſo ſorgſam und gut gepflegt, daß er alles Ernſtes glaubte, er habe es nur ihr zu verdanken, daß er dem bitteren Tod entronnen ſei!

Trotz allem dem aber hatte die Sache auch ſo viel gegen ſich, daß der Emir ſich anfänglich ſtandhaft weigerte, das Verlangen ſeiner Tochter zu erfüllen. Doch ließ dieſe mit Bitten nicht nach; auch thaten ein paar Thränen ihre gehörige Wirkung und als ſie endlich noch halb leiſe, wie gedankenvoll vor ſich hin ſprach: „ach, Vater, ich könnte dich vielleicht nie wiederſehen," ſo erweichte ſich das ohnehin nicht harte Herz des Emirs und er gab ſeiner Tochter die Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen.

Am anderen Morgen nach dieſem denkwürdigen Tage waren die Straßen Kairo's noch immer nicht in ihre alte Ruhe zurückgekehrt; ſie glichen vielmehr einer eroberten Stadt, welche die Einwohner mit ihren beſten Habſeligkeiten verlaſſen. Da ſah man ganze Züge Kameele, eines hinter das andere gebunden, langſam durch die Straßen ziehen und alle waren bepackt mit Säcken, Körben und Kiſten. Auch wogte das Volk noch immer unruhig hin und her, denn Tauſende begaben ſich heute vor die Thore der Stadt in das Lager der Pilger, um dem Gewimmel und dem Tumulte dort zuzuſehen, oder einen alten Bekannten wieder zu finden, oder auch um irgend ein Geſchäft abzumachen. In den Bazars und vor den großen Karawanſereien war ein beſonderes Leben, denn am heutigen Tage ſchloſſen ſich die Kaufleute Kairo's, die ebenfalls

nach Mekka wollten, mit ihren Waaren dem Zuge an. Man muß nämlich wissen, daß neben den tausend und tausend Menschen, welche die Andacht zum Grabe des Propheten treibt, auch eine große Anzahl durch die Aussicht auf Gewinn dazu vermocht wird, sich den Mühseligkeiten dieser Reise zu unterwerfen, woher denn ganze Schaaren von Kameelen, mit Erzeugnissen des Abendlandes beladen, durch die Wüste nach Mekka geführt werden, von wo sie im glücklichen Falle später mit den kostbaren Sachen, welche Arabien und Persien hervorbringt, beladen, zurückkehren und ihren Herren einen unermeßlichen Gewinn eintragen.

Ein gleiches Leben wie auf den Straßen herrschte auch in den Höfen und Häusern der reichen Muselmänner, die sich zum Abzug auf morgen früh rüsteten. Vor allem waren im Palaste des Emir el Hadsch hunderte von Händen bereit, um Gezelte, Lebensmittel und Pferde für Mahmud Achmet und seine Tochter Zemire zuzurüsten.

Zwischen dem Getümmel hindurch, das hier verursacht wurde, hörte man das freudige Jauchzen und Lachen der kupferfarbigen Araber, die den Emir begleiten durften und die sich darauf freuten, wieder einmal in ihren heimathlichen Sand zu kommen; doch wurden noch andere Töne als die der Freude gehört, und einige Dienerinnen Zemirens, denen die Trennung von Kairo sehr schwer fiel, ließen manche Thräne auf die kostbaren Gewänder fallen, die sie für ihre Gebieterin einpacken mußten. Zu denen aber, die am allermißmuthigsten waren, gehörte auch Hassan, der Leibdiener des Emirs, der auch zugleich die Stelle eines Haushofmeisters versah. Er hatte gehofft, sein Herr würde ihn zurücklassen und ihm Gelegenheit geben, in Kairo nach seinem Gutdünken schalten zu können. Doch wissen wir, daß ihm Mahmud Achmet gestern die gnädige Erlaubniß ertheilte, ihn begleiten zu dürfen, worüber der Schwarze, da er sonst seine Wuth nicht äußern konnte, die Augen rollte und die Zähne auf einander biß. Ebenso machte er's nun

den ganzen heutigen Tag, und wenn er auch in Gegenwart seines Herrn kriechend und schmeichelnd war und mit der größten Inbrunst für die erwiesene Gnade dankte, so verwünschte er doch in seinem Herzen die Fahrt zu allen Teufeln und ließ gegen Jeden seine Wuth aus, der unter ihm stand.

Anfänglich hatte es ihn getröstet, daß er auf der Reise wenigstens den Emir ganz allein unter seinen Händen haben würde, woraus er vielerlei Vortheile zu ziehen gedachte. Doch auch diese Hoffnung wurde ihm durch Zemire vereitelt, denn er kannte wohl die Klugheit derselben und wußte, daß sie ihm bei seinen schlechten Streichen im Wege stehen würde. So war denn Hassan voll Zorn und Ingrimm bei dem Beladen der Kameele zugegen und gab auf dieses Geschäft nur darum so genau Achtung, um jeden Uebertreter mit dem langen Stock, den er in Händen trug, sogleich züchtigen zu können. Während alle Diener und Sklaven bei dieser Arbeit auf das Emsigste beschäftigt waren, stand an dem Hofthor ein junger Mann in der Tracht der Kameeltreiber, nur daß die Stoffe seines Anzugs feiner und zierlicher waren. Er trug das blaue Unterkleid, darüber einen weiß und roth gestreiften Burnus und sein Turban war, statt von grauer und schmutzig rother Farbe, wie ihn diese Leute gewöhnlich zu tragen pflegen, blendend weiß und bestand aus feinem Mousselin, der malerisch um den Kopf geschlungen war. Er hatte eine Hand in den Gürtel gesteckt, an dem aber kein Säbel hing, und ebenso wenig blickte unter dem Burnus der Griff eines Yatakans oder der Hals einer Pistole hervor. Sein Gesicht war edel geformt und wenn es nicht dunkler gefärbt gewesen wäre, als das der Türken, so hätte man ihn für einen jungen reichen Muselmann halten können, der sich ein besonderes Vergnügen daraus macht, den Kameeltreiber zu spielen, ohne an dem schwierigen Geschäft dieser Leute, die Thiere zu beladen, Theil zu nehmen. Er lehnte den Kopf nachlässig an den Thürpfosten und wer ihn so dastehen sah und aufmerksam betrach-

tete, konnte wohl bemerken, daß er seine schwarzen glänzenden Augen von Zeit zu Zeit, wie ein paar Blitze, zu den vergitterten Fenstern des Hofraumes erhob, und sie forschend betrachtete, als suche er dort etwas. Doch verrieth keine Miene seines Gesichts, ob seine Blicke das wirklich gefunden, was sie suchten, vielmehr sah er gleich darauf wieder ganz gleichgültig und theilnahmlos auf die Arbeiten im Hofe. Hassan, der mit seinem langen Stock auf der Thürschwelle thronte, hatte sich schon seit einiger Zeit darüber geärgert, daß jener junge Mann müßig da stand und nicht die Arbeit mit seinen Kameraden theilte. Auch hatte er ihm zuweilen einen Wink gegeben, näher zu kommen, den aber der Kameeltreiber nicht zu beachten schien.

Hassan, dessen Zorn und Mißmuth über den Rücken der armen Sklaven hinweg wie ein mächtiger Strom unaufhaltsam fortbrauste, sah in dem jungen Müßiggänger am Thore einen gewaltigen Stein des Anstoßes, an dem sich die Wellen seines Unmuthes brachen und schäumend in die Höhe stiegen. Doch war etwas in dem Blick und der ganzen Haltung dieses Mannes, was den Schwarzen einschüchterte, und ihm den Muth benahm, sich geradezu mit bösen Worten oder noch handgreiflicher gegen ihn zu wenden, wie er sonst wohl gethan haben würde. Um aber doch einen Vorwand zu finden, mit ihm anbinden zu können, verließ der Haushofmeister die Thürschwelle und schlenderte im Hof umher, wobei er mit dem Stock, wie von ungefähr, immer auf die Erde stieß. So kam er auch an das Thor, wo der Kameeltreiber stand und stieß ihn absichtlich an. Bei dieser Berührung richtete sich der junge Mann in die Höhe und warf dem Schwarzen einen seltsamen Blick zu, den dieser mit den Worten erwiderte: „was stehst du auch so müßig hier am Thor und versperrst unbeschäftigt den Leuten den Ausgang.“ Wenn auch Hassan diesen Satz mit sehr trotzigen Worten anfing, so lag doch etwas so Zurückschreckendes in den blitzenden Augen des jungen Kameeltreibers, daß jener das Ende seiner

polternden Rede ungefähr so aussprach, als wollte er den Anfang damit entschuldigen. Da ihn aber der Andere keiner Antwort würdigte, sondern sich wieder ruhig an das Thor hinlehnte, so stieg dem Haushofmeister der Muth, besonders als er sah, daß die andern Kameeltreiber aufmerksam wurden, und als er die beträchtliche Anzahl kräftiger Sklaven überdachte, die ihm auf seinen Wink gleich zu Hülfe kommen mußten. Er faßte deßhalb einen Zipfel von dem Mantel des jungen Mannes, und indem er daran zog, fuhr er ihn mit den Worten an: „He, du junger Faullenzer, rühr' deine Arme und hilf dort die Ballen aufladen!" Bei dieser Anrede sprang der Kameeltreiber dicht vor Hassan hin, machte mit der Faust eine drohende Bewegung, als wolle er ihn zusammenschlagen; doch schien er sich eines Bessern zu besinnen und schob ihn mit dem Fuße von sich, worauf er die Worte murmelte: „Weg, elender Sklave!" Dies war in der That zu viel für den Leib-Neger Hassan, den Haushofmeister Mahmud Achmets, des diesjährigen Emir el Hadsch. Er biß die Lippen auf einander und hob seinen Stock empor, um den Kameeltreiber damit zu schlagen. Doch dieser hatte nicht sobald eine solche Bewegung gesehen, als er mit der Hand in den Gürtel fuhr, den linken Arm abwehrend vor sich streckte, und eine Stellung annahm, wie sie wohl am geschicktesten ist, um einen mit einem kräftigen Dolchstoß gerade in die Mitte des Herzens zu treffen. Wer weiß auch, zu welchem Ende diese Scene noch geführt, wenn nicht in diesem entscheidenden Augenblicke sich oben ein Fenster geöffnet und eine laute Stimme: „Hassan! Hassan!" gerufen hätte. Beim Ton dieser Stimme, die der Haushofmeister augenblicklich für diejenige seiner jungen Herrin Zemire erkannte, senkte er mit einer Eilfertigkeit seinen Stock, die wohl anzeigte, wie erwünscht es dem Schwarzen war, im Geschäft des Zuschlagens gestört zu werden. Aber der Fremde hatte auch nicht sobald jene Worte gehört, als er wie der Blitz seine Blicke empor warf, die

rechte Hand aus dem Gürtel zog und sie ehrerbietig an Brust und Stirn legend sich tief verneigte. Nur eine Sekunde lang flatterte der goldgestickte Schleier Zemirens am Fenster, worauf sich dieses wieder schloß. Der junge Kameeltreiber warf dem Schwarzen einen finstern bedeutsamen Blick zu, schlug den Burnus über seine Schulter und verließ stillschweigend den Palast des Emirs.

Hassan, der sich dem Rufe seiner Herrin gehorsam, alsbald zu derselben verfügte, war nicht wenig verwundert, als ihm nur ein unbedeutender Auftrag ertheilt wurde, der durchaus keine Eile hatte, und weßhalb es gerade nicht nöthig gewesen wäre, wie er meinte, ihn von dem wichtigen Geschäft des Zuschauens im Hofe abzuberufen. Er verfügte sich auch alsbald wieder hinab, war aber über das eben Geschehene und Gehörte so in Gedanken vertieft, daß er sogar die höhnischen Blicke und das Lachen der Sklaven übersah, die aus dem Streit mit dem jungen Kameeltreiber den Schluß zogen, daß der Muth des Herrn Haushofmeisters nicht weit her sei. Im Uebrigen aber hatte auch keiner der auf dem Hofe beschäftigten jenen Fremden gekannt, worauf Hassan, als er sich später bei jedem Einzelnen nach der Reihe erkundigt und gefunden, daß der junge Mann von keinem gekannt sei, also auch keinen Freund unter den Anwesenden haben konnte, den fürchterlichsten Schwur ablegte, diesen ungläubigen Hund bei der nächsten Veranlassung zu Staub zu zerreiben.

Mittlerweile dies in seinem Hause vorging, nahte sich der Emir el Hadsch mit leisen Schritten jener verhängnißvollen Gartenlaube, wohin ihn auch heute wieder der Kalif zur Abschiedsaudienz beschieden hatte. Der Beherrscher der Gläubigen sah gut gelaunt aus und beschäftigte sich gerade damit, das Rohr seiner Wasserpfeife um einen jungen Orangenbaum zu winden. Mahmud Achmed nahte sich mit den üblichen Verbeugungen und brachte dem gerechten und milden Herrscher seinen Dank dar für die große Gnade, die er ihm dadurch erwiesen, daß er ihn zum Emir el Hadsch er-

nannt, worauf ein seltsames Lächeln über die Züge des Kalifen schwebte, und er huldvoll erwiderte: „Mahmud Achmet, ich hoffe, daß dir die Reise wohl bekommen wird, besonders dem Blute deines wohlgenährten Körpers, sowie dem Geld in deinen schweren Säcken. Beides wird schnell in Umlauf kommen und deiner Gesundheit sehr zuträglich sein. Bete für mich am Grabe des Propheten und flehe zu Gott, er möge mir noch eine Reihe von Jahren schenken, damit ich dir noch lange ein gnädiger und gerechter Herr sein kann, wie bisher." Darauf klatschte der Kalif in die Hände und ein Schwarzer brachte auf einem Sammtkissen einen prächtigen Säbel, den Abdallah seinem Emir umhing, wobei er die Hoffnung aussprach, daß er ihn vorkommenden Falles zum Schutz der ihm anvertrauten Karawane tapfer schwingen werde. Mahmud beugte sich tief, indem er das kaiserliche Geschenk annahm, drückte den Saum des großherrlichen Mantels an seine Stirn und verließ die Laube. Vor dem Garten bestieg er sein Pferd, und ritt nach seinem Hause zurück, wo er sich in sein innerstes Gemach begab. Hier befand er sich nicht so bald ganz allein, und war nicht so bald sicher, daß ihn kein menschliches Auge sehen könne, als er mit den Worten: Sekter Bessewenq! welches mit der größten Bescheidenheit übersetzt, so viel heißt, als: Geh zum Teufel! den Ehrensäbel in eine Ecke des Gemachs warf und ihn von da mit einem gelinden Fußtritt in eine andere Ecke beförderte, wo er liegen blieb. Aber wenn der Emir auch hier durch seinen Unmuth, die Reise antreten zu müssen, sattsam kund gab, so war er doch nicht im Stande, das Rad der Zeit aufzuhalten, oder sogar die Tage einen Rücklauf beginnen zu lassen. Stunde um Stunde verstrich; der Abend dämmerte herauf, Mahmud Achmet mußte zu dem unangenehmen Geschäft schreiten, sein Haus zu bestellen, was ihn in höchst verdrießliche Laune versetzte; denn diese letzten Vorbereitungen zu seiner Abreise hatten eine fatale Aehnlichkeit mit denen, welche man macht, wenn sich der Tod meldet.

einiger Stecknadeln um den Kopf befeſtigte. Der nahm ſich aber ſehr ſonderbar unter dem Schmucke aus. Das Geſicht, welches er demſelben zu Gefallen machte, war ſteif und hölzern, wie das eines Kartenkönigs aus der Stralſunder Fabrik. Dieſe Aehnlichkeit mußte einem der Studenten auffallen, denn er ſchlich zum Zimmer hinaus und kehrte bald mit einem alten Kegel und einer Kegelkugel zurück, mittelſt deren der Herr von Eckſtein ſogleich mit Reichsapfel und Scepter ausſtaffirt wurde, ſo daß die ganze Verſammlung in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. Nur dem Könige ſelbſt ſchien die Sache nicht lächerlich. Mit ernſter Miene wandte er ſich zu dem Herrn Barbatus und ſagte ihm leiſe: „Es werden mit der Zeit alte Erinnerungen in mir deutlicher. Ich war früher gewiß und wahrhaftig der Eckſteinkönig.“ — „Ja früher,“ entgegnete Barbatus mit weinſchwerer Zunge, „ich glaube das ſelbſt, und ich müßte mich ſehr irren, wenn ich mit dero Majeſtät nicht einmal Solo geſpielt hätte.“

Auch unten am Tiſch trieben die ſonſt ſo ſtillen Fremden allerlei wunderliche Poſſen. Sie hatten die Köpfe zuſammengeſteckt und gaben ganz eigene Töne von ſich, Geſang war's nicht zu nennen. Bald glaubte man mitten unter Waſſervögeln zu ſein, dann ſchien man ſich wieder in einem Teiche unter jungen Fröſchen zu befinden; jetzt hörte man ſcharfe Klänge, wie wenn man mit dem naſſen Finger auf dem Rand eines Glaſes ſchleift, gellend und markdurchbohrend. Auch die Unteroffiziere und die Studenten waren ſehr laut in ihrer Weiſe. — Selbſt der Herr Barbatus hatte ſeine Scheu vor dem Geſang abgelegt und brummte halblaut vor ſich hin:

Lieber Mond, du gehſt ſo ſtille
Durch die Abendwolken hin.

Kurz, das ſtille Vergnügen hatte ſich in ein ſehr lärmendes umgewandelt.

„Iſt es denn wahr,“ ſprach da auf einmal einer der Studenten zu dem ihm zunächſt ſitzenden Fremden, „daß Sie grüne Zähne haben? Machen Sie doch gefälligſt Ihren geehrten Mund etwas auf, damit ich ſehen kann.“ Der Fremde aber brach in ein gellendes Lachen aus und hielt dem Studenten zur Antwort ſeine Hände entgegen, aus welchen klare Waſſerſtrahlen über den Tiſch und die ſämmtlichen Gäſte hinfuhren. Zugleich traten ſeine Augen aus dem Kopf, und das ganze Geſicht verzog ſich zu einem Fiſchhaupte. Im nüchternen Zuſtande würden ſämmtliche Anweſende über dieſen Anblick ſich nicht wenig entſetzt haben, aber der Dunſt des Weines hatte ihre Augen mit ſo vielen bunten Ranken umſponnen, daß ſie bei ſich ſelbſt nicht recht einig waren, ob das wirklich geſchehen, was ſie da ſahen. Nur

Der Emir übergab sein Haus und sein Vermögen seinem älteren und einzigen Bruder, welcher Kadi oder Oberrichter der Stadt Kairo war. Nach Beendigung dieser Sache verbrachte er noch einige Stunden in seiner geliebten Halle, die wir früher beschrieben, und legte sich dann noch einmal in der Stadt seiner Väter zur Ruhe. Es war eine schöne klare Nacht und der breite Nil, dessen gelbliches Wasser am Tage in den Strahlen der Sonne glänzend wie Gold zwischen seinen saftig grünen Ufern dahin floß, glich jetzt bei dem Glanz des Mondes einem silbernen Spiegel oder einem breiten Stahlband, das mit schwarzen Verzierungen eingefaßt ist; denn schwärzlich erschien jetzt die grüne Farbe der Reisfelder und das noch dunklere Grün der zahllosen Palmbäume, die an den Ufern standen und sich mit ihrer Krone über den Wasserspiegel beugten, aus reiner Eitelkeit, um ihre zierlichen Blätter zu schauen.

Es gibt wohl keinen Fluß in der Welt, der, wie der Nil, bei seiner großen Breite so ruhig und still, fast ohne Wellenschlag dahin fließt. Er ist wie gemacht zu den leidenschaftlichen Träumen der Orientalen, weßhalb sie es auch so sehr lieben, ein Landhaus oder dergleichen an seinen Ufern zu besitzen, um bequem und mit Muße dem ruhig fließenden Wasser mit Blicken und Gedanken folgen zu können. Langsam fahren auf der Mitte des Stroms die großen platten Barken ab und auf, erstere von den Fluthen selbst geführt, deren Kraft vielleicht durch wenige Ruderer nachgeholfen wird, die Andern durch Hülfe der weißen dreieckigen Segel, deren beträchtliche Größe in keinem Verhältniß zu den Barken selbst steht, sowie durch viele Ruderer, die, sich immer ablösend, in beständiger Arbeit bleiben. Doch jetzt ist es Nacht, und die Barken, die abwärts fahren, sind gänzlich dem Strom überlassen, indem Alles auf ihnen schläft, mit Ausnahme des Steuermannes, der hinten, am Ruder auf den untergeschlagenen Beinen sitzt und aus der langen Pfeife dichte Rauchwolken emporwirbelt. Die großen Segel der aufwärts fahrenden Schiffe sind herabgelassen und das Fahrzeug

ſelbſt liegt, wenn der Wind nicht ſehr günſtig iſt, unbeweglich zwiſchen dem Schilf des Ufers. Die Ruderer ſind an's Land gegangen, haben ihr Oberkleid über den Kopf gezogen und ſchlafen in langen Reihen, um ſich zu der morgenden harten Arbeit wieder zu ſtärken. In ſolchen Stunden herrſcht an den Ufern des Nils eine feierliche Stille, und ein ſcharfes Ohr könnte den Sand rauſchen hören, den ein leichter Windſtoß in der benachbarten Wüſte aufwirbelt, wenn an den Ufern des Fluſſes in den verſchiedenen Landhäuſern und Paläſten nicht die große Menge von Springbrunnen wäre, deren Plätſchern wie das Picken unſerer Uhren bei Nacht ſelbſt in der Ferne hörbar iſt.

So ruhig war alſo auch die Nacht vor der Abreiſe der Pilgerkarawane an den Ufern des Nils und eine Todtenſtille lag über dem Palaſte des Emir el Hadſch. In dem Hofe deſſelben, der an die Straße ſtieß, lagen die Kameele, die erſt morgen früh mit den nöthigſten Sachen beladen wurden. Sie lagen auf ihren Knieen um ein großes Tuch voll Futter und ſahen ſich wiederkäuend mit den großen klaren Augen an. Die Treiber ruhten zwiſchen ihnen und ſchliefen mit dem Kopf auf den Knieen der Thiere. In den Zimmern des Hauſes ſelbſt ruhten die ermüdeten Sklaven von ihrer Arbeit und träumten von den Mühſeligkeiten oder auch vielleicht von den Freuden der bevorſtehenden Reiſe.

Selbſt Haſſan, der Haushofmeiſter, war endlich eingeſchlafen, nachdem er ſich eine Stunde lang auf ſeinem Lager umhergewälzt und überlegt hatte, wie beträchtlich er ſein Vermögen hätte vermehren können, wenn er, ſtatt die Pilgerfahrt nach Mekka mitzumachen, hätte zu Hauſe bleiben können, um als ein getreuer Diener den Palaſt ſeines Herrn zu verwalten. Da wurde plötzlich an der Treppe, die zur großen Halle auf den Nil führte, ein Geräuſch hörbar, als ſtreifte ein Nachen, von einem kräftigen Ruder geführt, hart an die Steine der Terraſſe; und ſo war es auch. Eines jener leichten, zierlich geſchnitzten Boote, deren ſich vornehme Türken zu

bedienen pflegen, um über den Nil zu ſetzen, legte ſich an den Palaſt des Emirs, und derſelbe junge Mann ſprang heraus, der heute Morgen im Hofe jenen Streit mit Haſſan gehabt hatte. Er war wieder in die Tracht der Kameeltreiber gekleidet, nur blitzte jetzt zwiſchen den Falten des Burnus der Griff eines Säbels hervor. Nachdem er ſorgfältig an den Fenſtern hinaufgeſpäht und über den Fluß hingehorcht hatte, befeſtigte er ſeinen Nachen an den rieſigen Blättern einer Aloe und ſchlüpfte behende in die Halle, in deren Hintergrund er unter dem Vorhang verſchwand, hinter welchem geſtern Haſſan hervorgetreten, die Befehle ſeines Herrn zu vernehmen. Von dort ging er leiſe durch einen langen Gang, an welchen die Zimmer der Sklaven ſtießen, in den Hof, wo die Kameele um ihr Futter lagen. Dort ſtand er einen Augenblick unſchlüſſig, wohin er ſich wenden ſolle, und ſpähte ſcharf umher. Nach einigen Augenblicken ſchritt er haſtig quer über den Hof, wo abgeſondert von den Andern ein einzelner Mann mit dem Kopf auf einem Sacke lag und feſt ſchlief. Der junge Kameeltreiber beugte ſich über ihn hin, und während er ihn leicht rüttelte, flüſterte er ihm einige Worte zu. Der Schlafende erwachte, und nachdem er einige Augenblicke überraſcht in die Höhe geſehen, ſchien er den Andern zu erkennen und nickte mit dem Kopfe.

„Bei dem Propheten!“ ſprach dieſer heftig, aber mit gedämpfter Stimme, „warum kamſt du heut Abend nicht?“

„Ach Herr,“ entgegnete der Sklave, „es war mir unmöglich. Ohne Aufſehen zu erregen, konnte ich mich nicht entfernen, bis alle Arbeit gethan war, und dann ſchloß Haſſan das Thor ab und ließ Niemand heraus und herein.“

„Daß er verdammt ſei!“ entgegnete der Andere. „Was weißt du denn?“

„Nun,“ antwortete der Sklave lächelnd, „Alles, was Ihr wünſcht, o Herr! Morgen früh beſteigt der Emir el Hadſch ſein Roß und dort in der Ecke werdet Ihr zwei ſtarke Kameele ſehen,

die dazu bestimmt sind, abwechselnd einen prachtvollen Baldachin zu tragen." — „So, so," sprach hastig der junge Mann, „für Zemire?" worauf der Sklave zur Antwort mit dem Kopf nickte, dann aber plötzlich mit der Hand ein Zeichen machte, als bäte er, still zu schweigen, um nicht von den andern Kameeltreibern im Hof gehört zu werden, — eine Vorsicht, die nicht unnöthig war, denn der junge Mann sah aus der dunkeln Ecke, in welcher er sich befand, deutlich, wie einer der Männer bei den Kameelen den Kopf erhob und um sich schaute. Als er aber nichts zu bemerken schien, legte er sich wieder hin und nachdem der junge Mann dem Andern noch einige Worte zugeflüstert, glitt er rasch durch den Hof, schlüpfte durch den dunkeln Gang in die Halle und sprang in seinen Nachen, den er alsdann mit kräftiger Hand, aber leise, dicht am Ufer den Strom hinabtrieb, und erst eine gute Strecke unterhalb des Palastes in die Mitte des Flusses hineinfuhr, um die andere Seite zu gewinnen, wo er dann eilig hinaufruderte und oben an einem der Landungsplätze seinen Nachen befestigte.

Einen merkwürdigen Unterschied boten in dieser Nacht die beiden Enden der Stadt dar, die Wasserseite mit dem ruhig dahinfließenden Strom, in tiefe Nacht und Stille gehüllt, wie wir es eben zu beschreiben versucht; die andere Seite der Stadt dagegen in der Richtung des Kalifenthors war trotz der Nacht wegen der morgenden Abreise der Pilger ungemein belebt. Dort waren alle Bazars erleuchtet und die Wasser-, Citronen- und Brodverkäufer auf den Straßen machten mit ihren Gefässen einen Lärm, als wie am Tage. Durch das Kalifenthor wogte eine Menge Volks aus und ein, Neugierige, um das Lager der Pilger zum letzten Mal zu sehen, sowie auch Geschäftsleute mit langen Reihen Kameelen, die schwer bepackt waren. Wenn man auch vor den Thoren der Stadt keinen Weg zu dem Lager der Pilger gewußt hätte, so würde man in der heutigen Nacht doch nicht fehl gegangen sein; denn der Widerschein der Tausende von Lampen und Lichtern, welche in und

vor den Zelten brannten, sowie der verworrene Schall von menschlichen Stimmen, welche Loblieder auf den Propheten brüllten, vermischt mit dem Rasseln der Trommeln, dem gellenden Tone der Pfeifen und den Tönen der zweisaitigen Violinen, gab sowohl dem Ohr wie dem Auge deutlich die Richtung an, wo das Lager der Pilger zu finden sei. Es lag in einem kleinen Thale, ungefähr eine Stunde vor der Stadt, und die niedrigen Hügel, die es umgaben, waren bedeckt mit wilden Aloen, Palmen und Sykomoren, deren Blätter von dem Scheine der Feuer drunten geröthet, phantastisch in seltsamen Gruppen auf das wilde Treiben der Pilger sahen. Theils lagen diese in ihren Zelten und stärkten sich durch einen unruhigen Schlaf für die Beschwerden der Reise, theils aber saßen und standen sie in Gruppen zusammen, tranken Scherbeth und Raki, Dattelbranntwein, und lauschten den Vorträgen der Märchenerzähler, die heute Nacht beschäftigt waren, das Lob frommer Pilger zu singen, und den Gläubigen zu verkünden, daß, je größer die Mühseligkeiten hier auf Erden seien, je reicher sie dafür jenseits im Paradies belohnt werden würden, und daß der Pilger, der auf dem heiligen Zuge nach Mekka seinen Tod fände, sogleich ohne alle Widerrede in die nachste Umgebung des Propheten kommen würde.

Zwischen diesen Gruppen rechtgläubiger Muselmänner, welche ihre Phantasie an den Liedern der Märchenerzähler erhitzten und ihre Sinne entflammten durch den Genuß des Dattelbranntweins, und durch die wilden Töne der Musik, stürzten ganze Rotten fanatischer Derwische hindurch, die zu dem Klange von Becken und Pauken ihr ewiges Allah und Arafaat brüllten und sich wie toll geberdeten. Die Ausschweifungen, die heute von ihnen bei dem Zug verübt wurden, stiegen zu einer wahren Raserei und äußerten sich fast bei jedem anders. Dort wälzten sich ein Paar auf dem Boden herum, und ließen die versammelte Menge über sich hingehen, hier tanzten einige wild im Kreise herum, bis ihnen der Schaum

vor dem Mund ſtand, und weiter lagen ganze Reihen am Boden, die Formeln ihres Gebets unter wüthender Verdrehung der Glieder herſchreiend.

Vor den Zelten der reicheren Muſelmänner, von denen aber nur wenige die heutige Nacht hier zubrachten, waren die bunten Lampen guirlandenförmig an großen Stäben emporgewickelt und ſtanden unter denſelben Diener bereit, die unentgeldlich an das Volk Scherbeth und Raki austheilten. Wenn ſich auch in dieſer Nacht faſt alle Muſelmänner einem wilden Taumel hingeben, ſo muß man doch nicht glauben, daß dies auf der ganzen Reiſe ſo geſchieht; denn nur heute herrſcht dieſe allgemeine Freiheit in dem Lager der Pilger, weil das Oberhaupt derſelben, der Emir el Hadſch, ſein Amt noch nicht angetreten hat. Sobald nun aber im Oſten der erſte Strahl des Morgens aufdämmerte, erſchienen von der Stadt her die Unterbeamten des Emirs, reich gekleidete Mameluken, die zur Unterſcheidung von den Andern in den Händen einen langen Stock trugen, der mit einem ſchweren metallenen Knopfe verſehen war. Sie ritten einzeln durch die Zeltgaſſen und verkündigten den Gläubigen mit lauter Stimme, daß die Stunden der Freude und des Jubels vorbei ſeien und daß der erſte von den Tagen anbreche, an welchem ſie zur Ehre des Propheten Mühſeligkeiten und Elend aller Art zu ertragen hätten. „Endigt euern Jubel, ihr Rechtgläubigen, und gedenkt bei dem Licht der aufſteigenden Sonne an die Leuchte in der Hand des Propheten, der euch gnädig den Weg durch die Wüſte zeigen wird. Brecht eure Zelte ab und beladet eure Laſtthiere, damit ihr gerüſtet ſeid, bei dem erſten Wink, den euch der Prophet durch den Mund des Emirs ertheilen wird, aufbrechen zu können, um die heilige Wallfahrt zu beginnen.“

Nach dieſer Aufforderung legt ſich auch alsbald der Lärm der Inſtrumente und das jubelnde Geſchrei der Tauſende von Stimmen, um einem anderen Lärmen Platz zu machen, denn alle Hände rühren ſich jetzt, das Lager abzubrechen und die Zelte mit dem Gepäck auf

Kameele und Esel zu laden, um bei dem ersten Wink des Emir bereit zu sein, den Zug zu beginnen. Von der Stadt her erscheinen nun die reicheren Pilger, welche die Nacht in den Mauern der Stadt zubrachten, um sich dem Zuge anzuschließen und der ganze Raum von einer Stunde Länge zwischen Lager und Stadt ist alsbald mit bunten glänzenden Haufen bedeckt. Dort ziehen Kameele in langer Reihe, von ihren schwarzen Treibern geführt und die Thiere sind theils mit Ballen, Kisten oder auch mit Zelten und Baldachinen beladen, unter welchen sich Weiber und Kinder befinden, die ebenfalls den Zug mitmachen. Hier reiten große Trupps glänzend gekleideter Türken, von unzähligen Dienern umgeben, deren prächtige Waffen in der Sonne funkeln und deren kostbare Gewänder in brennend rothen und weißen Farben, wie Blitze durch die dunkle Menge des geringeren Volks leuchten. Ohne Aufhören wälzt sich der Menschenhaufe aus dem Thore von Kairo in immer neuen Gestalten und Aufzügen; dort kommen noch ganze Haufen Derwische in langen weißen Gewändern und die graue Filzmütze auf dem Kopfe, welche theils auf Kameelen, theils auf Pferden reiten. Einige tragen lange grüne Fahnen, andere kleine Trommeln, auf welche sie unaufhörlich schlagen.

Zwischen den Haufen dieser ausziehenden Pilger lassen sich jetzt reich gekleidete Mameluken vom Gefolge des Emirs sehen, die, hoch auf dem Rücken großer Reitkameele sitzend und stolz um sich schauend, durch den schnellen Lauf ihrer Thiere bald allen andern zuvorkommen. Sie reiten in das Lager und geben dort den Befehl, daß sich die ersten Haufen der Pilger in Bewegung setzen sollen. Diese bestehen aus dem ärmeren Volke, welches theils zu Fuß geht, theils kleine erbärmliche Esel und Pferde hat, und also nur langsam vorwärts kommt, weßhalb sie der Emir el Hadsch am Morgen zuerst aufbrechen läßt, damit sie vor den Kameelen, überhaupt vor den nachfolgenden Haufen, die besser beritten sind, einen Vorsprung haben und nicht sobald überholt und zurückgelassen werden.

Dem Befehl des Emirs gemäß beginnt sich jetzt aus dem bunten Knäuel des Lagers eine Linie auszuscheiden, die sich langsam jenem gelben Sand zu, den der Horizont begrenzt, fort bewegt. Sie ziehen dahin und es dauert ein paar Stunden, bis sich die große Menge, welche das Lager in sich faßte, etwas gelichtet hat. Jetzt steigt auch die Sonne empor und die Pilger begrüßen den ersten Strahl derselben mit einem lauten Jubelgeschrei. Allmählig kommt noch der Rest des Lagers in Bewegung und wickelt sich wie ein Knäul zu einer langen Schnur ab, die aus Menschen, Pferden, Kameelen und Eseln besteht und sich weit über die sandige Ebene ohne Aufhören hinzieht. Die ersten der Karawane sind schon ein paar Stunden von Kairo entfernt und noch immer ist das Ende des Zugs nicht aus den Thoren hervorgekommen. Jetzt aber wird das Gedränge hier noch bunter und prachtvoller; es erscheinen große Schaaren von gut bewaffneten Reitern auf trefflichen Pferden, die sich zu beiden Seiten des Zuges ausbreiten und, in vollem Lauf der Pferde kleinere Haufen bildend, auf der Ebene dahin jagen, um sich auf allen Punkten, längs der Karawane aufzustellen und die Pilger zu schützen. Jetzt erscheint auch vor den Thoren unter einem zahllosen Haufen gut berittener und bewaffneter Diener ein starkes Kameel unter einem schönen Baldachin, neben welchem auf anderen Kameelen verschleierte Weiber reiten, und hinter welchen Hassan, der Haushofmeister des Emirs, folgt, von farbigen und schwarzen Sklaven umgeben. Darauf erscheint auf einem prachtvollen Pferde der Emir el Hadsch selbst, unter einem Schwarm reicher junger Türken, die sein Gefolge bilden. Ihnen folgen noch große Schaaren Mameluken und andere bewaffnete Reiter, welche den Zug beschließen. Hinter denselben entströmt dem Thore noch eine ungeheure Menge Volks aller Art, die sich alsbald auf dem Felde ausbreitet, die kleinen Hügel besteigt und der abziehenden Karawane den letzten Blick nachschickt. — Da mag manche Thräne fließen, da mag mancher die Hand auf sein Herz drücken, damit es ihm vor Schmerz

nicht zerſpringe, denn dorthin zieht vielleicht das Liebſte, was er auf der Welt beſitzt, dort unter dem gewaltigen Haufen, wo ein Einzelner nichts bedeutet, und wo, wenn der Eine nicht zurückkehrt, der Andere, der neben ihm ritt, nicht einmal weiß, ob er von der Gluth der Sonne verſchmachtet dahin ſank, ob ihn die Lanze eines Beduinen traf, oder ob ihn der wehende Sand langſam zudeckte und lebendig begrub.

Die Pilgerkarawane hatte den erſten Tag ihrer Reiſe glücklich zurückgelegt und als die Sonne hinter ferne Sandhügel niederſank, ritten Mameluken des Emirs auf Kameelen bis an die Spitze des Zugs und ließen in einem von kleinen Hügeln eingeſchloſſenen Thale die Spitze Halt machen. Alsbald wirrte ſich das Ganze zu einem buntfarbigen dichten Knäul zuſammen und jeder beſchäftigte ſich, wo er gerade ſtand, ſein Zelt aufzuſchlagen oder wenigſtens ſeine Habſeligkeiten abzuladen und ſich auf dieſe Art ein Nachtquartier zu bilden. In kurzer Zeit erhoben ſich auf dem gelben Sandgrunde tauſende von Zelten aller Größen und Farben. Auf einem größeren Hügel, der das Ganze überragte, wurden die großen prächtigen Zelte des Emirs und ſeiner Tochter aufgeſchlagen, die, durch bedeckte Gänge zuſammenhängend, von ferne wie eine weitläufige Burg ausſahen. Das Innere dieſer Gezelte war äußerſt prächtig; die Zeltſtange in der Mitte, die das Dach eines jeden trug, war geſchnitzt und vergoldet, und an ihr befanden ſich ſtarke Haken, an denen die Waffen des Herrn aufgehängt wurden. Wenn auch das Aeußere der Zeltwände aus grobem Wollenſtoffe beſtand, ſo waren ſie doch inwendig mit künſtlich gewebten Seidenzeugen bedeckt, welche bis auf den Boden herabhingen, über den ein prächtiger perſiſcher Teppich gebreitet lag.

Das Zelt Mahmud Achmets, als das größere, war durch einen Vorhang in zwei Theile getheilt und ſtand, wie ſchon geſagt, vermittelſt eines bedeckten Ganges mit dem Zelte Zemirens in Verbindung, welches, obwohl kleiner, doch eben ſo prächtig wie das

ihres Vaters war. Um dieſe beiden herum im Kreiſe lagen die Leinwandhäuſer für die Diener und Sklaven, die ihres Theils wieder von den Feuern und Lagerplätzen der Mameluken umgeben waren, die im Kreis umher lagen, ihren Herrn zu beſchützen.

Da es bereits dunkel wurde, und ſich Mahmud Achmet von dem Ritt des erſten Tages ermüdet fühlte, ſo entließ er ſeine Tochter und ſeine Sklaven und zog ſich in ſein inneres Gezelt zurück, um da noch eine Pfeife zu rauchen und ſich zur Ruhe zu begeben. Da mochte der Lärm des Lagers draußen, der wie das Summen eines Bienenſchwarms die Stille der Nacht unterbrach, Schuld daran ſein, daß der Emir nicht einſchlafen konnte, oder war er vielleicht nicht ſo müde, als er ſich eingebildet hatte; genug, Mahmud Achmet wälzte ſich auf ſeinem Divan umher und wenn er auch hundertmal die Augen zudrückte, wurde er doch immer munter und der Schlaf ſchien ihn zu fliehen. Nach vielen vergeblichen Verſuchen zu entſchlummern, wollte er ſchon in die Hände klatſchen, um durch Haſſan ſeine Tochter herbeirufen zu laſſen, damit ſie ihm eines ihrer ſchönen Lieder vorſänge, als er ſich eines Beſſern beſann, indem er ſich erinnerte, wie es in ſolchen Augenblicken der Schlafloſigkeit der berühmte höchſtſelige Kalif Harun al Radſchid gemacht, — ein Beiſpiel, das ihm plötzlich in ſo reizenden Farben erſchien, daß er beſchloß, es nachzumachen. Zu dem Zweck erhob er ſich von ſeinem Divan, legte die Pantoffeln bei Seite und fuhr mit den Füßen in ein paar unſcheinliche Reitſtiefel, wie ſie die Mameluken zu tragen pflegen. Dann warf er über ſein ſeidenes geſticktes Kleid einen großen Burnus von Kameelhaaren, wickelte um ſein Haupt einen ſchlechten alten Shawl und verließ langſam ſein Zelt.

Eine gute Zeit lang blieb er auf dem Hügel vor demſelben ſtehen und ſchaute hinab in das Thal, wo die Pilger ihr buntes Lager aufgeſchlagen hatten. Wenn ſich auch da unten der Lärm ſchon etwas gelegt hatte, und die Nacht ihr Recht behauptete, ſo

der Student war entsetzt zurückgefahren und hatte dem Unbekannten eine Flasche an den Kopf geschleudert, welche in tausend Scherben zersprang, die derselbe ruhig abschüttelte und sich durch einige Fische, Eidechsen und anderes Gewürm rächte, welches er aus seinen Fingerspitzen dem Musensohn in's Gesicht springen ließ. Dieser erhob ein gräßliches Geschrei und brüllte Mord und Zauberei, daß alle Anwesenden erschrocken von ihren Sitzen auffuhren. Nur der Eckſteinkönig blieb ruhig auf seinem Platz sitzen und lächelte vor sich hin. Der Herr Barbatus, dem auch einige Wasserstrahlen das Gesicht etwas abgekühlt hatten, setzte seinen Hut auf, und es war komisch anzusehen, wie seine vergnügt zuckenden Mundwinkel wie Blitze rechts und links in die Backen fuhren und da einige ernste Züge hervorsuchten, mit welchen er folgende Worte würdig begleitete: „Unüberlegter Unbekannter," so sprach er mühsam, „junge Fontäne, daß Sie kein menschliches Wesen sind, obgleich Sie einigermaßen so aussehen, ist mir jetzt auf entsetzliche Weise klar geworden. Lassen Sie ab von Ihrem dämonischen Treiben. Haben Sie vielleicht früher auf irgend einem Brunnen gestanden und sind hinabgestiegen, weil Ihnen das Wasser nicht mehr mundete, so ist diese That zu loben. Ist aber die Zeit Ihres gespenstischen Wandels verflossen und Sie glauben wieder auf Ihrem Platz zu stehen, da Sie anfangen, Ihre Strahlen springen zu lassen, so erlaube ich mir, Ihnen unterthänig zu bemerken, daß das nicht der Fall ist, und Sie haben nur ungefähr die Gegend zu bestimmen, wohin Sie gehören, so werden wir uns ein Vergnügen daraus machen, Sie nach der Richtung zu einem Fenster oder der Thür hinauszuwerfen."

Das Wort Hinauswerfen schlug, wie die Feuerglocke zur Nacht, an das Ohr der Schlafenden, an die taumelnden Sinne der Unteroffiziere und Studenten. Im Nu drängten sie sich an die Fremden und suchten dieselben zu fassen. Aber es bedurfte nur einer Handbewegung, und die Angreifer prallten drei Schritte zurück. Der große bleiche Mann öffnete den Mund und sprach zum erstenmal, aber mit donnernder Stimme: „Sind das die Regeln eurer Gastfreundschaft, unredliches Menschenvolk? Machen wir es eben so, wenn ihr in unser Reich eindringt? Sind wir euch hinderlich und necken euch, wenn eure unbeholfenen Leiber sich in unser klares, reines Wasser wagen? Freilich sind wir nicht eures Gleichen, wir sind Prinzen des Wasserreichs. Seht in mir den Fürsten von der Mosel. Ich war es, der im Keller des Hauses hier meine Unterthanen rein erhielt und sie vor der Wasserpumpe des Wirths bewahrte."

„Und ich," rief der zweite der Fremden mit dem rothen Gesicht, „bin der Graf von Walportsheim. Oft bin ich dem Küfer als Ge-

war doch das Leben und Treiben immer noch laut genug. Die Pferde schüttelten sich und wieherten, die geduldigen Kameele lagen in großen Kreisen um hellodernde Feuer herum, das von ihren Treibern unterhalten wurde. Auch die Feuer, an welchen die Pilger ihr mageres Nachtmahl zubereitet hatten, waren im Erlöschen begriffen und glimmten nur noch schwach durch die dunkle Nacht. Zwischen den Hunderten von Zelten, in denen es ganz finster war, und deren Bewohner sich wahrscheinlich dem Schlaf schon in die Arme geworfen hatten, waren noch eine große Menge anderer mit Lichtern erhellt, und diese letzteren sahen bei ihren farbigen Wänden, welche der Lichtschein von innen heraus beleuchtete, wie große weiße, grüne, gelbe und rothe Laternen aus.

Nachdem sich Muhmud Achmet an diesem Anblick genugsam ergötzt, stieg er langsam den Hügel hinab, um in dem Lager wandelnd vielleicht auf irgend etwas zu stoßen, was ihm seine Langeweile vertreiben könnte. Doch schienen viele Gruppen selbst der ärmeren Pilger an dem gleichen Uebel, wie er selbst, zu leiden, indem sie sich schlaflos auf dem Sand umherwälzten und, sich von einer Seite auf die andere wendend, den Schlaf zu erhaschen suchten, der spottend über sie hinwegflog. Andere schliefen fest und ruhig und wieder Andere schienen von schweren und bösen Träumen gequält, denn sie hielten krampfhaft ihre Lanzen und Schwerter fest, bissen die Zähne aufeinander, und nicht selten stöhnten sie laut oder sprachen einzelne Worte dumpf vor sich hin.

In den Zelten, die noch erleuchtet waren, befanden sich theils strenggläubige Muselmänner, die ihre vorgeschriebenen Gebete verrichteten, theils lustige Gesellschaften, welche bei Spiel und Gesang die schleppenden langsamen Stunden der Nacht hinwegzuscherzen versuchten. Der Emir ging bei allen diesen verschiedenen Gruppen still vorbei, denn er hatte noch nicht gefunden, was er eigentlich suchte, nämlich eine Gruppe lustiger Menschen, die sich gegenseitig durch Erzählung ihrer Abenteuer aufzuheitern versuchten. Er wandte

ſich ſchon wieder nach der Gegend zurück, wo ſein Zelt auf dem Hügel lag, um auf's Neue den Verſuch zu machen, ſich dem Schlaf in die Arme zu werfen, als er am Ende des Lagers ein Feuer erblickte, deſſen helle Glut, ſowie das hohe Aufſchlagen der Flamme ihm anzeigte, daß es ſorgfältig unterhalten würde. Er ging auf daſſelbe zu und ſah vier junge Pilger, die um das Feuer im Kreiſe ſaßen und lachend einem älteren Manne zuſahen, der die Glut desſelben durch dürres Strauchwerk nährte. Der Emir trat mit einigem Geräuſch näher, um Aufmerkſamkeit zu erregen, und als die Leute zu ihm aufſchauten, begrüßte er ſie mit dem üblichen Allah Kerim und fragte, warum ſie noch in ſpäter Nacht ſo luſtig ſeien. Der alte Mann ſah ihn einen Augenblick forſchend an, und wenn er auch den Emir el Hadſch nicht erkannte, ſo fand er doch, daß das Geſicht Mahmud Achmets Achtung gebietend genug ausſah, um ihm eine Antwort geben zu müſſen, weßhalb er ihm den Gruß des Friedens erwiderte, und ihn einlud, an dem Feuer Platz zu nehmen, was der Emir auch ſogleich that.

Nachdem die Geſellſchaft einen Augenblick durch die Ankunft eines Fremden eingeſchüchtert ſchien, wandte ſich der alte Mann an den Emir und ſprach: „höre, alter Kamerad, du wirſt dich ebenſo gut wundern, uns in ſpäter Nacht noch hier beiſammen zu finden, als wir, dich um dieſe Zeit im Feld herumſchweifen zu ſehen. Doch mag es dir wohl ebenſo gegangen ſein wie uns, daß nämlich der Schlaf von deinem Haupte fern geblieben iſt.“ — „Ja,“ bemerkte einer der Anderen, „wenn man ſo den ganzen Tag geritten iſt, ſo will es einem doch auf dem Sandboden nicht recht behagen.“ — „Ganz recht,“ ſetzte ein Dritter hinzu, „wie wollte ich ſchlafen, wenn ich ſo welche Divan hätte, wie da oben unſer Herr und Emir, Mahmud Achmet, den der Prophet beſchützen möge.“

Der alte Mann hatte jetzt für den Gaſt eine Pfeife hervorgeholt, deren Kopf er mit Tabak anfüllte, und nachdem er eine glühende Kohle darauf gelegt, auch ſie mit einigen kräftigen Zügen

angeraucht, dem Emir anbot. Mahmud nahm ſie an, und wenn ihm auch das Kraut nicht beſonders zu behagen ſchien, ſo rauchte er doch darauf los, als habe er in ſeinem Leben nichts Beſſeres genoſſen.

„Ich habe den jungen Leuten hier ſo eben erzählt," ſagte der Alte, „wie es in manchen Sachen ganz anders war, bei der Regierung unſeres höchſt ſeligen Kalifen Muſtapha, den der Prophet im Paradies auf's Beſte ſpeiſen und tränken möge." — „Damit er nicht wieder zurück komme," ſetzte ein Anderer hinzu, ſah ſich aber dabei ſchüchtern um, ob dieſen frevelhaften Ausſpruch auch Niemand gehört habe. „Ihr werdet euch deſſen auch noch erinnern," fuhr der Alte zum Emir gewendet fort. „Nun, der Herr an ſich war ein milder und gerechter Richter, aber ſein Vezier und vor Allem ſein Polizeimeiſter, damit war es gar ſchlecht beſtellt."

„Ihr wolltet uns ja von dem Letzteren erzählen," unterbrach ihn einer von den jungen Männern, doch der Alte ſchüttelte mit dem Kopf, und meinte, ſeine alten Geſchichten würden den fremden Gaſt nicht ſehr intereſſiren. Doch als der Emir dagegen verſicherte, es würde ihm eine große Freude machen, wenn er der Geſchichte zuhören dürfe, und als die vier jungen Leute den alten Mann mit Bitten beſtürmten, zog er die untergeſchlagenen Beine dichter an ſich, ſtrich ſeinen langen grauen Bart und begann, wie folgt, nachdem er einige mächtige Züge aus ſeiner langen Pfeife gethan.

Abugoſch, der Polizeimeiſter.

„Bevor unſer jetziger gerechter und weiſer Kalif Abdallah den Thron ſeiner Väter beſtieg, herrſchte deſſen Oheim Muſtapha über Kairo. Des Regierungsantritts Muſtapha's weiß ich mich noch ganz

genau zu erinnern. Es war ein böſer ſchwüler Tag und floß damals viel Blut. Der neue Kalif hatte fünf Brüder und da er ſich den Spruch des Korans: daß Unruhe ärger ſei als Hinrichtung, ſehr zu Herzen nahm, ſo flogen an demſelben Tag vier von dieſen Brüderköpfen in den Sand und dem fünften, der Almanſor hieß und ſehr beliebt war, würde es auch nicht beſſer ergangen ſein, wenn er nicht gerade auf einem Zug gegen die Araber begriffen geweſen wäre.

Als er aber von dem Blutbad hörte, das Muſtapha angerichtet, machte er mit den Araberſtämmen Friede und nachdem er ein paar Mal vergeblich verſucht, unſere alte Stadt Kairo zu verbrennen und zu überrumpeln, zog er ſich in die Wüſte zurück und verzichtete auf die Blutrache. Allen rechtgläubigen Muſelmännern, fuhr der alte Mann mit leiſerer Stimme zu erzählen fort, ja, ich ſage, allen rechtgläubigen und gut denkenden Muſelmännern that es im Herzen weh, daß Almanſor nicht auch ſpäter noch den Verſuch machte, ſeine Brüder zu rächen und Muſtapha vom Throne zu ſtoßen, denn ſo wild und grauſam dieſer war, ſo weiſe, gerecht und ſanftmüthig hatte ſich der Andere ſtets gezeigt, und ihn würden alle Rechtgläubigen mit offenen Armen empfangen haben. Aber er blieb in der Wüſte und wenn auch dunkle unverbürgte Gerüchte über ihn ausſagten, daß er der Schech eines bedeutenden Araberſtammes geworden ſei, ſo verlautete doch nichts Gewiſſes mehr über ihn und gerade ſein gänzliches Verſchwinden mag wohl mit Schuld daran geweſen ſein, daß er in den Herzen der Muſelmänner noch jetzt wie ein Heiliger verehrt wird.

Dem neuen Kalifen Muſtapha aber erging es genau wie dem Löwen, ſobald er einmal Blut gekoſtet hat. Das war eine betrübte Zeit. Der geſundeſte Kopf mit dem ſtärkſten Halſe ſtand in jenen Tagen nicht feſter, als ein Mohnhaupt, und Jedermann, der etwas zu verlieren hatte, führte ſein Teſtament bei ſich im Gürtel.

Es hätte vielleicht bei dieſer Regierungsweiſe des Beherrſchers der Gläubigen ſchon früher ein übles Ende genommen, wenn er nicht neben ſeinem Blutdurſt wenigſtens den Schein zu wahren gewußt hätte, als verfahre er, wenn auch hart, doch zuweilen mit Unparteilichkeit und Gerechtigkeit. So die Geſchichte mit dem Schech des Dorfes Kismerala. Dort wohnte ein Bauer, mit Namen Muſar, welcher ein Feld beſaß, das an den Nil ſtieß. Mochte ihm nun der Prophet nicht hold ſein, oder hatte er ſich gegen das heilige Waſſer des Fluſſes verſündigt, genug, der Strom, der jedes Jahr zum Heil der Rechtgläubigen austritt, war ſein Unglück, indem er ihm die eine Hälfte ſeines Feldes fortriß und die andere Hälfte ſo mit Steinen bedeckte, daß weder die Reis- noch die Baumwollenpflanze dort mehr Wurzel faſſen konnte.

Muſar konnte alſo nicht ſäen und alſo auch dem Lauf der Dinge nach nicht erndten, worauf denn das Ende vom Lied war, daß er auch ſeine Steuer nicht bezahlen konnte. Nun aber wißt ihr wohl, daß die Steuern ein kitzlicher Punkt ſind, ſowohl beim Beherrſcher der Gläubigen ſelbſt, als bei deſſen Vezier, ferner beim Generalſteuereinnehmer, bei den Steuereinnehmern und bei den Schechs der Dörfer, welche die Sachen kornweiſe zuſammen tragen müſſen, und welche alsdann durch die Hände der benannten Herren gehend als ungeheure Summen in den kaiſerlichen Schatz fließen. Nun lag der Schech von Kismerala eben in behaglicher Ruhe auf ſeinem Divan und war, da er ſich eben über einen Sklaven geärgert hatte, nicht in der beſten Laune, als Muſar eintrat und ihm nach dem gewöhnlichen Friedensgruß die Verſicherung gab, er könne unmöglich in dieſem Jahr ſeine Steuern bezahlen, da der Nil ſein ganzes Feld verwüſtet.

Der Schech denkt einen Augenblick nach und fragt lächelnd: „alſo du haſt gar nichts mehr, womit du dem Kalifen unſerm Herrn, den Gott erhalten möge, das bezahlen kannſt, was du ihm ſchuldeſt? Gar nichts? Eine Frage, worauf der arme Bauer nicht antwortete;

denn er beſaß allerdings noch etwas, und das war eine Kuh, die er den Sommer über mit dem Graſe ernährt hatte, was ihm ſeine Nachbarn geſchenkt und wofür er im Taglohn das Feld anderer Leute bebaut hatte und ſich davon kümmerlich ernährt. Der Schech, welcher ſich an der Verlegenheit des Bauers weidete, fuhr darauf fort: „lieber Muſar, ich weiß, daß du eine ſehr gute Kuh beſitzeſt, die wir ſchlachten wollen, das Fleiſch verkaufen, womit du deine Steuern auf's Beſte bezahlen kannſt.“

Umſonſt verſuchte der Bauer Einwendungen zu machen und legte ſich auf's Bitten, es half ihn nichts. Der Schech ſtellte ihm einen Termin von einem Tag, in welcher Zeit er das Geld bezahlen oder die Kuh hergeben ſollte. Der Bauer lief in ſeiner Verzweiflung ſo lange umher, bis er einen Plan erfaßt, welchen er, wenn er ihm auch anfangs ſchwierig ſchien, doch ausführen wollte. Er eilte zum Schech und bat ihn dringend um einen Aufſchub von noch zwei Tagen, in welcher Friſt er nach Kairo eilen wollte, um dort bei einem Verwandten die nöthige Summe zu den Steuern zu leihen.

Nachdem der Schech die nöthige Vorſicht gebraucht, die Kuh in ſeinen eigenen Stall bringen zu laſſen, damit ſie während der Zeit nicht abhanden komme, machte ſich Muſar auf den Weg nach der Hauptſtadt. Doch hatte er dort ſo wenig einen Verwandten, den er anzapfen konnte, als wie ich einen Bruder in dem hohen Rathe des Kalifen; aber in ſeiner Verzweiflung hatte er den gefährlichen Entſchluß gefaßt, ſich Muſtapha zu Füßen zu werfen und um Nachlaß der diesjährigen Steuern zu bitten.

Als er nun in die Stadt kam und ſich an das Thor des kaiſerlichen Palaſtes ſtellte, und dort die Menge von Sklaven, Leibpagen, Wachen und Mameluken ſah, entfiel ihm faſt der Muth; doch dachte er an ſeine arme Kuh zu Haus und hörte ſchon im Geiſte ihr klägliches Brüllen, als ob man ihr den Hals abſchneiden wollte, wodurch er ſich wieder ermuthigt fühlte. Jetzt kam der Kalif aus dem Palaſt, um ſich in die Moſchee zu begeben, als der

Bauer hinzutrat, sich auf die Kniee warf und den Kopf auf das Steinpflaster drückte. Glücklicher Weise war der Beherrscher der Gläubigen in diesem Augenblicke ziemlich gut gelaunt und schickte einen Pagen an den Bauern, dem dieser sein Gesuch mittheilte. Wenn die Großen des Reichs, die Veziere und Obersten der Mameluken, die um den Kalifen standen, auch im ersten Augenblick eine Miene machten, welche die Bitten des Bauern verwarf, so sahen sie doch nicht sobald, daß der Kaiser über das Gesuch ein wenig lächelte, als auch sie den Bauern freundlicher ansahen und seine Bitte ganz in der Ordnung fanden.

Stehenden Fußes ließ Mustapha dem Bauern eine Schrift ausfertigen, welche besagte, daß ihm die Steuern für dieses Jahr erlassen seien, machte dann ein paar Hahnenfüße darunter, welche seine Unterschrift vorstellten und entließ den Bauern in vollen Gnaden. Dieser nahm alsobald den Weg zwischen die Beine und lief so tapfer darauf los, daß er noch am selben Abend sein Dorf erreichte, wo er sich sogleich nach der Wohnung des Schechs begab und zuerst seiner Kuh einen Besuch machte, die ihn mit lautem Brüllen empfing. Dann trat er in das Gemach des Ortsvorstehers, der sich mit dem Nazir oder Steuereinnehmer eben bei einer Flasche Raki gütlich that. Wahrscheinlich hatten sie dieser Flasche schon tapfer zugesprochen, denn die Augen dieser beiden Herren glühten in seltsamer Begeisterung und der Nazir empfing den Bauern mit den freundlichen Worten: „Bessewuk, was willst du?“

Musar beugte sich tief bis auf den Boden und hielt den Fermun des Kalifen, wie es sich schickt, über seinem Haupt empor. Mochte nun der Schech oder der Nazir diese Stellung des Bauern für unanständig in ihrer Gegenwart halten oder glaubten sie vielleicht, der Bauer wolle ihnen ein Privatvergnügen machen und halte ihnen das weiße Blatt zu einer Zielscheibe vor die Augen, genug, der Nazir zog eine seiner Pistolen aus dem Gürtel, und schoß so geschickt durch das Pergament, daß die Kugel die Unter-

ſchrift Muſtaphas gerade mitten von einander rieß. Der Schech, der ohne Waffen war, warf in ſeiner ungemeinen Luſtigkeit dem Bauern ſeine beiden Pantoffeln an den Kopf, ſowie die faſt leere Rakiflaſche auf die Schrift, welche dadurch vollkommen unleſerlich wurde, und ließ darauf den armen Muſar durch ſeine Sklaven auf die Straße werfen. Am andern Morgen, als der Rauſch des Dattelbranntweins in den Köpfen der beiden Machthaber ein wenig verrauſcht war, erinnerten ſie ſich noch halb dunkel des Vorfalls von geſtern Abend und der Schech ließ den Bauern kommen, um ihn zu fragen, was er mit dem Papier eigentlich gewollt, worauf Muſar erzählte, daß er nach Kairo gegangen ſei, ſich dort an den Kalifen gewandt, und dieſer ihm einen ſchriftlichen Erlaß der diesjährigen Steuer gegeben habe. Dieſe Erzählung kam den beiden Herren ſo unglaublich vor, daß der Schech den Bauern als einen Lügner anfuhr und ihm befahl, die Kuh augenblicklich herbeizuführen, damit ſie geſchlachtet und verkauft würde. Umſonſt brachte Muſar den Ferman des Kalifen herbei, und ſchwor unter Thränen, daß er es ſchriftlich habe, es ſolle ſeiner Kuh nichts geſchehen. Umſonſt, ſage ich, denn das Pergament war ſo zugerichtet, daß man kein Wort mehr leſen konnte. Der Nazir, der das Blatt genau betrachtete, und an der Form und dem Stoff des Pergaments vielleicht eine Aehnlichkeit entdecken mochte mit dem gewöhnlichen Briefformate des Kalifen, machte einen ſchwachen Verſuch, den Schech umzuſtimmen, wiewohl vergeblich. Kurz der Metzger des Dorfs mußte erſcheinen und darauf zwanzig der wohlhabenſten Einwohner. Die Kuh wurde geſchlachtet, in zwanzig Stücke zertheilt und jeder der erwähnten Einwohner gezwungen, eins davon zu einem beſtimmten Preis zu kaufen, was denn auch gerade die Summe ausmachte, die Muſar als Steuer zu zahlen hatte.

Dieſer dachte einige Augenblicke über das Unrecht nach, das ihm geſchehen, und hielt es für's Beſte, noch einmal nach Kairo zu traben, um dem Kalifen zu ſagen, wie ſehr man ſeinen Befehl mißa-

achtet. Da es schon spät am Tage war, so lief er die ganze Nacht durch und erreichte am anderen Morgen zu guter Zeit die Hauptstadt, wo er sich alsbald an einen der prächtig gekleideten Thürsteher wendete, und ihn bat, vor den Kalifen gelassen zu werden. Dieser betrachtete ihn erstaunt von oben bis unten und fragte ihn darauf, in welchem Tollhause der Stadt er denn gesessen hätte, worauf ihm Musar seine ganze Geschichte erzählte.

„Lieber Freund," entgegnete darauf der Thürsteher, „wenn dir dein Kopf nur etwas lieb ist, so denke gar nicht mehr daran, heute den Kalifen zu sehen. Er soll in der schrecklichsten Laune von der Welt sein. Der Großvezier selbst, der Prophet möge ihn trösten, ist mit genauer Noth heute Morgen einem Säbelhieb ausgewichen. Dort kommt er soeben zurück. Tritt etwas bei Seite."

Wirklich kam dieser Herr soeben zum Thor des Palastes heraus und sein Gesicht sah so zerstört aus, daß man das wohl glauben konnte, was der Thürsteher eben erzählt. Doch wurde der Vezier nicht sobald des Bauern ansichtig, als er sich seiner zu erinnern schien und nach seinem Begehr fragte. Der Thürsteher beugte sein Haupt bis zur Erde und sagte, was er wußte; worauf der Vezier einen Augenblick nachdachte und bei sich zu überlegen schien: der Bauer sei ja doch nur ein Bauer, also gar nichts, weßhalb man ihn getrost in die Hände des Kalifen bringen könne, der ihm in der bösen Laune unfehlbar sogleich den Kopf abschlagen würde und dann vielleicht für heute beruhigt sei.

Nach dieser Ueberlegung also bestieg der Großvezier sein Pferd, und sagte, indem er eiligst davon ritt: „führt ihn hinein auf meine Verantwortung." Der Thürsteher, stumm vor Erstaunen und Entsetzen, übergab den Bauern im Innern des Palastes einem Leibmameluken mit demselben Gefühl, als wenn man ein Schaf in die Metzgerei hineintreibt. Der Mameluk, der an dergleichen schon gewöhnt war, und der auch den Tod des Bauern unfehlbar vor Augen sah, griff mit der rechten Hand an seinem Hals herum und

verſicherte: der Kalif habe einen außerordentlichen Damascener und es thue im Grunde gar nicht wehe.

So wanderte Muſar durch mehrere Hände über verſchiedene Treppen und Corridors und wurde endlich in ein prachtvolles Gemach geführt, wo man ihn warten hieß. Wenige Augenblicke darauf ſchob man ihn in ein anderes Zimmer, deſſen unerhörte Pracht den armen Bauern für einige Sekunden nöthigte, die Augen zu ſchließen. Als er ſie wieder öffnete, wer beſchreibt ſeinen Schrecken, als er ſah, daß ihm gegenüber in einer Ecke des Divans der Kalif lag und ihn mit einem ſeltſamen, aber nichts weniger als freundſchaftlichen Blicke anſah. Der Beherrſcher der Gläubigen ſah etwas bleich aus, hatte um ſeine rechte Hand das Ende ſeines kohlſchwarzen Bartes gewickelt und die Linke ſpielte mit dem Griff eines Säbels, der neben ihm lag.

Muſar ſtürzte augenblicklich auf ſeine Knie nieder und drückte ſein Geſicht theils aus Ehrerbietung, theils aus Furcht ſo tief in den perſiſchen Teppich, daß er nichts mehr ſah.

„Was willſt du?“ fuhr ihn der Kalif an, doch mußte er die Antwort auf die Frage länger erwarten, als er gewohnt war; denn es dauerte eine gute Zeit, bis ſich der Bauer ſoweit geſammelt hatte, um ihm den gehörigen Zuſammenhang zu erzählen, wie der Nazir und der Schech mit dem Ferman des Kalifen verfahren.

Von der Wuth, mit der der Kalif nach Anhörung dieſer Geſchichte aufſprang und nach hundert Sklaven auf einmal ſchrie, will ich gar nicht erzählen. Der ganze Palaſt kam in Bewegung und die Verſchnittenen und Mameluken, die von allen Seiten herbeiſtürzten, erſtarrten ebenſowohl über die Wuth, in der ſie ihren Herrn ſahen, als darüber, daß der Bauer noch ſeinen Kopf auf dem Rumpfe hatte. Muſtapha ſchrie nach dem Großvezier, nach dem Polizeimeiſter, nach Pferden und Waffen, und es dauerte wenig Augenblicke, ſo ſtand eine Menge prächtig geſchirrter Pferde bereit und der Großvezier ſtürzte herbei, dem auf ſeine Frage, was denn

ſpenſt in den Weg getreten, oder hab' ihm ein unheimliches Wort in die Ohren geflüſtert, wenn er das Blut meines edlen Volkes mit ſchlechtem Drachenfelſer miſchen wollte. — „Und daß ihr undankbaren Geſchöpfe," rief der Dritte, „in dieſem geringen Hauſe ein Glas guten Rheinwein trankt, habt ihr mir zu danken. Ich bin der Prinz Pips, Vetter Seiner Majeſtät vom Rhein, und für eure Unhöflichkeit will ich euch jetzt mit Waſſer regaliren." Und ſtärker und ſtärker ſchoſſen die Waſſerſtrahlen aus den Fingerſpitzen des Prinzen.

„Nixen und Waſſermänner!" ſtöhnte Barbatus und ſank in ſeinen Stuhl zurück. „Hebt euch von hinnen, ihr Geſpenſter, im Namen — —" — „Alberner Menſch!" unterbrach ihn der Fürſt von der Moſel, „glaubſt du uns durch deine ohnmächtigen Formeln hinwegſchrecken zu können? Glaubſt du, ihr ſeid höhere Weſen, die einzigen vom Schöpfer anerkannten, und ein Wort von euch reiche hin, uns verſchwinden zu machen? Dankt es unſerer friedfertigen Natur, daß wir nicht längſt von unſerem Grunde aufgeſtiegen ſind und uns auf dem Lande die Macht angemaßt haben, welche wir unbeſchränkt im Waſſerreiche üben. Faſſe meine Hand und fühle, ob dein Fleiſch feſter iſt, als das meinige!" — „Greift ſie, greift ſie!" ſtöhnte Barbatus und ſchlug in der gräßlichſten Angſt mit beiden Händen auf den Bauch. „O ſtilles Vergnügen, dein werd' ich gedenken!"

„Holla ho!" ſchrie Prinz Pips, „wir wollen unſere Unterthanen aus dem Keller abrufen und das Gezücht hier im klaren Wein erſäufen. Herauf ihr Geſellen, und herein ihr draußen!" Er riß das Fenſter auf, zu welchem der Wind, der noch immer heftig tobte, Schilfpflanzen und Waſſerblumen, auch ſonderbar geballte Nebel hereinjagte, die ſich in der Stube zu ſeltſamen Geſtalten umwandelten. Hier ſprang ein ungeheurer Froſch, da eine rieſige Eidechſe. Große Fiſche ſchlüpften zwiſchen den vor Entſetzen angeſeſſelten Menſchen herum und ſchnappten ihnen nach den Beinen. Unten im Keller begann es zu klingen und zu klappern; es rutſchte und rollte die Treppe herauf, es klirrte und drängte gegen die Stubenthür, welche aufſpringend ein unermeßliches Flaſchenheer in die Stube ließ. Rhein-, Moſel- und Aarweinflaſchen rollten herein, ſogar einige Champagnerflaſchen hatten ſich im allgemeinen Strudel mit fortreißen laſſen. Es war ein gräßlicher Anblick, ein betäubender Spektakel: das Knirſchen der Flaſchen, indem ſie ſich an einander drückten und drängten, dazwiſchen das Quicken und Grunzen der Waſſerthiere, wozu der Prinz immer gräßlicher lachte und ſich bald lang, gleich einem Aal ausreckte, bald wie eine Schildkröte zuſammenkroch. Auch hatte er ſchon ſo viel Waſſer von ſich gegeben, daß der Fußboden über einen Schuh hoch damit bedeckt war.

„Wollt ihr meine grünen Zähne ſehen, ihr Menſchenvolk?" lachte

eigentlich los sei, geantwortet wurde, der Beherrscher der Gläubigen wolle einen Lustritt machen.

Während sich dies im großherrlichen Palaste zu Kairo begab, saßen zu Kismeraia der Nazir und der Schech in des letzteren Wohnung beisammen und sprachen fleißig einer Schüssel Reis zu, die mit Zwiebeln und Hammelfett gewürzt war, und aus welcher die Köpfe einiger feister Hühner schüchtern in die Höhe sahen. Sie hatten eben ihr Mal zur Hälfte vollendet, als ein Sklave in das Gemach stürzte und athemlos meldete, daß sich in einiger Entfernung vor dem Dorf auf der Straße nach Kairo zu ein Haufe glänzender Reiter hervorbewege. Die beiden Herren sahen sich überrascht an, ohne an etwas Uebles zu denken und schlüpften in ihre Pantoffeln, um sich die Schaar in der Nähe zu besehen. Doch wer beschreibt ihr Erstaunen und ihren Schrecken, als sie vor die Hausthür traten und dort zu beiden Seiten ein paar Mameluken aufgestellt sahen, welche sie durch eine Bewegung mit dem Säbel wieder in's Haus zurückschreckten. Der Nazir, als der Erfahrenste, fiel hier todtenbleich auf den Divan nieder, denn ihm ahnte nichts Gutes, und seine Vermuthung wurde nur zu bald gerechtfertigt; denn nach wenig Augenblicken stürzten einige der Mameluken in's Zimmer, ergriffen die Beiden und führten sie vor das Thor auf einen freien Platz. Hier lag unter einer großen Sykomore der Kalif Mustapha, auf einem rothsammtenen Kissen und zu seiner Seite stand der Großvezier, sowie der Polizeimeister. Eine große Anzahl Mameluken und Sklaven umgab den Herrn in einem weiten Halbkreise. Die beiden armen Sünder hatten nicht sobald das zornige Antlitz ihres Herrn geschaut, als sie mit dem Gesicht auf den Boden stürzten, und in stummer Angst daliegend erwarteten, was über sie ergehen würde. Jetzt trat der Großvezier vor und befahl die Beiden aufzurichten, was denn auch augenblicklich geschah.

Wenn auch sowohl der Schech, als der Nazir in Betreff ihrer ganzen Amtsführung kein gutes Gewissen hatten, so überredete sie

die Hoffnung, die in jedem Menſchenherzen lebt, es könne ja auch ſein, daß ihnen der Kalif, der zufällig hierher gekommen ſei, eine Gnade ertheilen wolle, und von dieſem üppigen Gedanken abwärts ſchweifend, dachten Beide endlich auch an Muſar, deſſen Kuh ſie geſchlachtet und daß es am Ende doch wahr ſein könne, daß er ſie beim Kalifen verklagt, und daß dieſer ihnen nun vielleicht ein Hundert auf die Fußſohlen zählen ließ. Die Unglücklichen! An die Wahrheit dachten ſie nicht, daß nämlich das Pergament des Bauern ein wirklicher Ferman Muſtapha's geweſen ſei.

Jetzt faßte der Kalif in ſeinen ſchwarzen Bart und fragte mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit: „du alſo biſt der Nazir und du der Schech dieſes Dorfes? Beim Propheten! Ihr Beide gefallt mir!“ Wenn auch der Kalif dieſe Worte mit lächelndem Munde ſagte, ſo ſprach doch ein unheimlicher Glanz in ſeinen Augen dieſer Freundlichkeit Hohn. „Kennſt du dieſen Mann?“ fuhr er fort, und zeigte auf Muſar, der hinter dem Großvezier ſtand, „und iſt es derſelbe, der dich vor einigen Tagen bat, ſeine einzige Kuh nicht zu tödten, indem er nach Kairo gehen wolle, um dort das Geld zu den ſchuldigen Steuern zuſammen zu bringen?“ Der Schech beugte ſich bis auf den Boden und bejahte dieſe Fragen des Herrn. Darauf ſprach der Kalif ruhig weiter: „kehrte der Bauer zu dir zurück, Gott und dem Propheten dankend, daß er in der Kalifenſtadt einen mächtigen Freund gefunden hatte, der ihm in ſeiner Bedrängniß geholfen? Ich ſage: er kehrte zu dir zurück und hielt über ſeinem Haupte vor Freude jauchzend einen Ferman empor, einen Ferman, von mir, dem Kalifen, unterzeichnet, dem du natürlich die ſchuldige Ehrfurcht bezeugteſt und genau ſo thateſt, wie auf dem Pergament vorgezeichnet ſtand.“

Bei dieſen Worten, die gerade daſſelbe ausdrückten, als wenn der Kalif befohlen hätte, ihn, den Schech an den nächſten Baum aufzuknüpfen, denn es wurde ihm jetzt klar, was er geſtern begangen,

ſank der Unglückliche mit dem Geſicht auf die Erde, wo er, nach Gnade ſchreiend, unbeweglich liegen blieb.

Nun wandte ſich der Kalif an den Nazir und befahl ihm, genau den Hergang der Sache zu erzählen, von dem Augenblicke an, wo der Bauer mit dem Ferman von Kairo zurückgekehrt wäre. Doch der Steuereinnehmer war ebenſo entſetzt, wie der Schech, nur daß der Schrecken anders auf ihn wirkte und er wie eine Bildſäule regungslos blieb, mit erdfahlem Geſicht und offenen ſtarren Augen, ſo daß er ſchon jetzt einem Todten glich.

Nachdem der Kalif einige Sekunden vergeblich auf eine Antwort gewartet, rief er anſcheinend in der größten Ruhe den Bauern vor ſich und befahl ihm, den Verlauf der Sache zu erzählen, was denn auch Muſar mit allen Nebenumſtänden that.

„So, ſo,“ ſagte Muſtapha, und ſeine Augen ſprühten Blitze, „ſo befolgt ihr meine Befehle? Eine ſchöne Art des Gehorſams. Muſar, tritt hier an meine Seite. Ich habe dem Gang deiner Erzählung nicht genau folgen können. So, hieher! Denk dir alſo, ich ſei dieſer würdige Nazir. So lag er doch auf ſeinem Divan, wie du vor ihn tratſt, und dort, wo er jetzt in dieſem Augenblicke ſelbſt ſteht, ſtandeſt du damals gebückt und hielteſt meinen Ferman empor?“

„Ja, Herr,“ ſagte der Bauer.

Muſtapha fuhr mit der Hand an den Gürtel und zog langſam und bedächtig eine ſeiner reich mit Steinen beſetzten Piſtolen heraus, wobei er mit einer ſchrecklichen Kälte fortfuhr zu ſprechen: „und dann zog der Nazir ſeine Piſtole heraus und richtete ſie gegen meinen Ferman, nicht wahr?“

„Ja Herr,“ ſagte der Bauer zitternd, denn es wurde ihm unheimlich, als er ſah, daß der Kalif den Lauf ſeiner Piſtole gerade auf das Herz des Nazirs richtete.

„Und er zielte auf meinen Ferman,“ fuhr der Kalif hohnlachend fort; „nicht wahr?“

„Ja Herr,“ entgegnete Muſar kaum hörbar, denn er ſah, wie jetzt die erkünſtelte Ruhe aus dem Geſicht des Kalifen wich und ſich in furchtbare Wildheit verzerrte.

„Und er traf?“ ſchrie Muſtapha, und im gleichen Augenblick krachte der Schuß aus ſeiner Piſtole, worauf der Nazir in's Herz getroffen zuſammenſtürzte. Mit dieſem Schuſſe ſchien ſich aber auch die Wuth des Kalifen wieder gelegt zu haben; denn er ſteckte ſeine Piſtole ruhig in den Gürtel und befahl, den Schech näher zu ſchleppen, was denn auch ſogleich geſchah. Dann wandte er ſich zu Muſar und fuhr in ſeinem Verhöre fort: „und darauf ließ der Schech den Metzger kommen und deine Kuh ſchlachten? Man hole den Metzger!“

Augenblicklich wurde dieſer herangebracht und flehte zitternd um ſein Leben, indem er verſicherte: er habe den Befehl des Schech's erfüllen müſſen, weil er ſonſt wahrſcheinlich halb zu Tode geprügelt worden wäre; ein Grund, den der Kalif für triftig genug fand, denn er verſicherte den Fleiſcher, es ſoll ihm kein Leid geſchehen: „nur will ich hoffen,“ fuhr der Kalif fort, „daß du meinen Befehl, den ich dir jetzt gebe, ebenſo unbedingt und ſchnell vollführſt. Wohlan, ſchlachte den Schech!“

Der Metzger machte anfänglich eine ſonderbare Miene und ſtürzte auf ſeine Kniee nieder, doch Muſtapha war unerbittlich, und wenn jener nicht drei Fuß hoch vom Boden mit ſeinen Ohren an den Baum genagelt ſein wollte, ſo mußte er den Befehl des Kalifen pünktlich erfüllen. Er begann alſo ſein Werk mit den üblichen Gebetsformeln, ſagte Bismallah und ſchnitt dem Schech den Kopf herunter.

Darauf mußte er den Körper in zwanzig Theile theilen, wie geſtern die Kuh und jeder der zwanzig Einwohner, die geſtern das Fleiſch derſelben gekauft, mußten heute für ein Stück des Schechs das Dreifache bezahlen, welche Summe dann der Bauer zur Entſchä-

digung für seine Kuh bekam. Nach diesem Akt der Gerechtigkeit begab sich der Kalif sehr beruhigt nach Kairo zurück."

So erzählte der Alte am Feuer und sowohl der Emir el Hadsch als wie die vier Kameeltreiber hatten der Erzählung von dieser überaus blutigen und grausamen Gerechtigkeit des Kalifen aufmerksam zugehört. Doch als der Alte geendigt, sagte einer der vier: „mit Verlaub, Herr Akrabut, Eure Erzählung war sehr hübsch und hat uns ergötzt, aber Ihr seid gewaltig von dem abgeschweift, was Ihr uns eigentlich mittheilen wolltet." „Ja," meinte ein Anderer, „Ihr verspracht uns eine Erzählung von Abugosch, dem Polizeimeister, woraus wir ersehen sollten, wie der Prophet ihn am Ende für seine Grausamkeit bestrafte." — „Nun, wir hoffen," sagte ein Dritter, du hast noch Zeit, uns von Abugosch zu erzählen. Die Nacht währt noch lange und so frisch und angenehm es hier draußen ist, so schwül und unbehaglich ist es in den Zelten. Auch dort der alte Effendum" — was so viel als der alte Herr bedeutet — mit diesen Worten wandte er sich an Mahmud Achmet, „wird nichts dagegen haben, wenn du die versprochene Erzählung lieferst."

Der Emir versicherte, daß ihm nichts angenehmer wäre, als so interessante Sachen zu hören, worauf der Alte sich eine neue Pfeife stopfte und folgendermaßen begann:

„Ja, meine Herren, von allen Dienern, die der Kalif Mustapha hatte, und die nach seinem erlauchten Beispiel gegen das arme Volk mit äußerster Grausamkeit verfuhren, war einer der schlimmsten und gehaßtesten Abugosch, der Polizeimeister. Es ist wohl wahr, daß sein Amt viel dazu beitrug, gegen Jedermann mit Strenge verfahren zu müssen, denn er hatte hauptsächlich darauf zu sehen, daß sowohl der Bauer in den Dörfern um Kairo die richtige Abgabe von seinen Dattelbäumen bezahlte, als der ärmste Weber in den entferntesten Gäßchen der Stadt von dem Stoff, den er auf seinem Webstuhl anfertigte. Nebenbei war es seine Pflicht, darauf zu

halten, daß ſowohl Bäcker und Metzger als andere Verkäufer in den Bazars und auf den Straßen richtiges Maaß und Gewicht hielten und ſich von den Gläubigen nicht zu viel bezahlen ließen. Wenn nun aber auch der Polizeimeiſter dieſe ſeine Pflichten auf's Beſte erfüllte, und gewiß täglich eine Menge Spitzbuben antraf, die er hätte beſtrafen können, ſo brauchte er doch nicht mit ſo unerhörter Grauſamkeit gegen dieſe Leute zu verfahren.

So geht er eines Tages durch die Bazars und findet, daß ein Bäcker ſein Brod zu klein und zu leicht macht. Was thut Abugoſch? Er läßt das Blech, worauf das Brod gebacken wird, bis zum Glühen erhitzen und dann den Bäcker für eine Zeit lang darauf feſtbinden. Ein andermal kommt er bei einem Getreidehauſe vorbei und ſieht da zwei Bauern, welche beide Getreide brachten, als Abgabe ihrer Dörfer. Der Eine hat aber nur zehn Säcke gebracht und der Andere vierzig. Abugoſch, der gerade ſchlechter Laune war, fährt den erſten zornig an, indem er vermuthet, dahinter müſſe ein Betrug ſtecken und fragt, warum er gegen den andern ſo wenig Säcke gebracht habe?

„Herr," erwiderte dieſer, „mein Dorf iſt näher bei der Stadt gelegen, als das des andern Mannes, weßhalb ich jede Woche viermal nur zehn Säcke bringe, während jener auf einmal vierzig bringt."

„Hoho," denkt der Polizeimeiſter „hier ſoll ich angeführt werden," und geräth darüber in eine unbeſchreibliche Wuth. Umſonſt betheuert der arme Bauer, er ſei gewiß und wahrhaftig ganz unſchuldig und der Prophet möge ihn beſtrafen, wenn er nur den Gedanken hege, ſeinen Herrn zu betrügen.

Es hilft nichts. Abugoſch befiehlt einem der Henkersknechte, die ihn beſtändig begleiten, den Bauern aufzuhängen, was denn auch an einem Aſt des nächſten Baumes geſchieht.

Am andern Morgen geht der Polizeimeiſter wieder an demſelben Getreidehauſe vorbei und ſieht da wieder einen Bauern, der an acht-

zig Säcke Getreide abladet. Dies gefällt dem Polizeimeiſter und er erkundigt ſich bei einem ſeiner Begleitung, wer und woher der Bäuer ſei?

„Herr,“ antwortete ihm einer der Henkersknechte, „es iſt derſelbe, den du geſtern aufhängen ließeſt.“

„Was,“ ſpricht der erſtaunte Polizeimeiſter, „iſt denn der jüngſte Tag erſchienen, daß die Todten auferſtehen?“

„Verzeihung, o Herr,“ erwiderte der Nachrichter, „du haſt mir befohlen, ihn zu hängen, aber nicht zu tödten. Und da habe ich ihn denn ſo gehängt, daß ſeine Füße den Boden berührten.“

Glücklicher Weiſe gefällt dieſer Scherz dem Polizeimeiſter, er ſtreicht ſich ſeinen Bart und ſagte: „nu, nu, ich will mir für ein andermal dieſe Auslegung meiner Befehle merken und mich deutlicher ausdrücken, wenn wieder jemand gehängt werden ſoll. Höre, höre,“ wandte er ſich darauf zu dem Bauern, „nimm dich in Zukunft vor Abugoſch in Acht!“

Dieſe Erzählung ergötzte ſichtlich den Emir el Hadſch und die vier jungen Türken, welche um das Feuer herumlagen und Alle lobten den Nachrichter, daß er dem armen unſchuldigen Bauern das Leben gerettet. Mahmud Achmet zog ſo gut wie damals Abugoſch eine Lehre zwiſchen Hängen und Tödten und nahm ſich vor, wenn er auch in denſelben Fall käme, ſich deutlicher auszudrücken.

„Ja, ja, ſo trieb es der Polizeimeiſter, ſowohl in der Stadt, wie auf dem platten Lande und da er in ſeinem Dienſteifer ſich Tag und Nacht keine Ruhe gönnte, ſo war man nie und nirgends ſicher vor ihm. Er trat oft ſo unvermuthet in die Bazars und Kaffeehäuſer, daß man glaubte, er ſei aus der Erde hervorgewachſen und die Leute hatten deßwegen eine ſo abergläubiſche Furcht vor ihm, daß ſie ihren gewöhnlichen Spruch: „wie Gott will,“ auf ihn abänderten und zu ſagen pflegten: „wie Gott und Abugoſch will.“ Wenn die Sonne hinter dem Mokkadam hinab ſank,

zog er ſchlechte Kleider an, um ſich unkenntlich zu machen, ja, er trieb dies oft ſo weit, daß er als Kameeltreiber ein altes Kameel nach ſich zog oder als Waſſerverkäufer mit den kupfernen Schaalen ſo luſtig klapperte, wie alle ſeine Collegen im wirklichen Dienſte. Mein Vater, der Prophet möge ihn im Paradieſe belohnen, iſt ihm im Zwielicht einmal begegnet, wo er Melonen feil bot, und mein Vater, der an nichts Böſes dachte, kaufte ihm eine dieſer Früchte ab. Denkt euch aber ſeinen Schrecken, als er auf einmal unter dem ſchmutzigen Turban das Geſicht des Polizeimeiſters erkannte. Ihr könnt euch denken, daß er haſtig bezahlte und ſo raſch davon lief, als ihn nur ſeine Füße tragen mochten, denn mein Vater befürchtete, Abugoſch möge ihn zurückhalten und auf eine ſeiner nächtlichen Streifereien mitnehmen, wie er es wohl zu thun pflegte.

Nun aber hatte ſich der Polizeimeiſter das Umherſtreifen in den Straßen, wann es ihm gut däuchte, ſo angewöhnt, daß er ſelbſt in den zehn heiligen Nächten des Moharrems — was ſo viel heißt, als des erſten Monats im Jahr — kaum zu Hauſe bleiben konnte. Ihr wißt wohl ſelbſt, daß zu dieſer Zeit jeder rechtgläubige und fromme Muſelmann ſorgfältig die Thür ſeines Hauſes verſchließt, ſobald der Tag hinabgeſunken iſt, denn in dieſen zehn Nächten dürfen die Genien, die Dſchinns und Kobolde ihr Weſen frei auf der Erde treiben. Da kommen ſie in großen Schaaren aus den alten Pyramiden hervor, ſetzen ſich auf den Spitzen derſelben um und fliehen alsdann der Stadt zu, die ihnen am beſten gefällt. Da ſieht man die Genien auf ungeheuren Lotusblättern unter einem ſeltſamen Geſang den Nil hinabſchwimmen, gewöhnlich bis nach Kairo, wo ſie an einem einſamen Landungsplatz, der deßhalb das Werft der Geiſter heißt, und wo ſich um dieſe Zeit des Jahres kein anderer Nachen aufhält, landen. Die Kobolde ſteigen aus den Brunnen empor, tummeln ſich auf den öffentlichen Plätzen und Straßen umher und necken oder helfen den

Rechtgläubigen, je nachdem sie gelaunt sind, oder nachdem man sich gegen sie beträgt.

Ihr Alle, mit Ausnahme unseres Gastes da, seid noch zu jung, um von dergleichen Sachen viel erlebt zu haben. Auch seid ihr überhaupt faul und träge, und legt euch den Abend in die Ecke eures Divans, ohne euch um das zu bekümmern, was draußen vorgeht, weßhalb ihr nichts gesehen habt und also auch nichts glauben wollt. Ja, ja, ich sage euch, in den Nächten gehen sonderbare Dinge vor. Alles ist still auf den Straßen, die Bazars sind geschlossen und die Lastthiere liegen in den Höfen und verzehren ihr ärmliches Futter; denn wie schon gesagt, man weiß, daß es heute nicht gut ist, sich draußen aufzuhalten. Da hört ihr plötzlich das Klingeln von Schellen, wie sie die Lastthiere am Halse zu tragen pflegen, auf der Gasse, und euch schlägt das Herz ängstlich, denn ihr wißt, daß es die Dschinns sind, welche durch die Straßen ziehen. Trotz der Furcht, die Einen alsdann befällt, gibt es doch muthige und neugierige Leute, die ihre Hausthüren ein wenig öffnen, um zu sehen, was denn da draußen einherzieht. Da ist es denn gewöhnlich ein Maulthier, was mit Schellengeklingel des Weges daher kommt. Auf seinem Rücken liegt ein Packsattel, dessen beide Taschen mit etwas angefüllt sind.

Wer von Natur furchtsam ist, fährt bei diesem Anblick zurück und wendet sich mit einem Gebet an den Propheten; doch habe ich auch Leute gekannt, die nicht zurückgegangen sind, sondern die vielmehr auf die Straße hinaus und dem Maulthier in den Weg traten. Doch ist ihnen das gewöhnlich schlecht bekommen, denn wenn sie in die Satteltasche hineinsahen, so fanden sie in derselben die Köpfe von todten Menschen, die sie mit ihren verzerrten Gesichtern gar gräßlich ansahen. Wer aber in diesem Augenblick seine Fassung behielt und einen dieser Köpfe aus der Tasche herausnahm, der fand unter demselben einen Haufen Gold und Silber, womit er getrost seine Taschen anfüllen durfte.

Auch hört man in dieſen Nächten, während man ruhig auf dem Divan liegt, das Klappern von kupfernen Schaalen, wie es die Waſſerträger zu machen pflegen, und vernimmt plötzlich ein leiſes Klopfen an die Zimmerthür, worauf eine Stimme draußen fragt: wohin man das Waſſer ſchütten ſolle? Hat man nun in dieſen Tagen die Vorſchriften des Korans genau erfüllt, und viel Almoſen an die Armen ausgetheilt, ſo darf man getroſt ſagen: „in den großen Krug," worauf man dies Gefäß am andern Morgen voll Gold- und Silbermünzen findet. Hat man aber nicht gelebt, wie es einem Rechtgläubigen zukommt, ſo findet man am andern Morgen das Gefäß mit Sachen angefüllt, die nicht aus dem Bazar der Gewürz- und Eſſenzenkrämer herſtammen.

Abugoſch, von dem ich alſo erzählen wollte, hatte nun um jene Zeit herum die Nachricht erhalten, daß eine Rotte Räuber, die auch den Verſuch gemacht hatte, den großherrlichen Schatz zu plündern, ſich verborgen in der Kalifenſtadt aufhalte und war ſo ſehr von den Begierden übermannt, dieſe Böſewichter zu entdecken, daß ihm nicht einfiel, wenigſtens in den heiligen Nächten zu Hauſe zu bleiben, vielmehr faßte er die verwegene Abſicht, als Waſſerträger durch die Stadt zu wandeln, damit die Leute glauben ſollten, auch er ſei einer von den Dſchinns, unter welcher Maske er getroſt in die verdächtigſten Häuſer eintreten zu können glaubte. Es war in der dritten Nacht, als ſich Abugoſch gehörig vermummt aus ſeinem Palaſte ſtahl und ſeine Wanderung durch die Straßen begann. Er klapperte herzhaft mit ſeinen kupfernen Schaalen und trat auch hie und da in ein Haus und bot ſein Waſſer an. Aber von allen denen, die er befragte, wohin er das Waſſer ſchütten ſolle? bekam er keine Antwort, wahrſcheinlich weil die Leute furchtſam waren oder weil ſie vielleicht die Vorſchriften des Korans nicht genau befolgt hatten. So geht er weiter und ſieht zu ſeinem Vergnügen, daß Leute, die hie und da aus Kaffee- oder Sorbet-

der Fürſt von der Moſel, und der Graf von Walportsheim ſchüttelte ſein Haupt, um welches ſtatt Haare große lange Waſſerpflanzen flatterten, mit welchen er den Anweſenden im Geſicht herumfuhr. Er rief. „Auch habe ich grüne Haare! ſeht meine grünen Haare! Ja wohl, ich bin ein Waſſermann!“ — „Auch ihr,“ jauchzte der Prinz dazwiſchen, „ſollt Waſſer-, nein Weinmänner werden! Holla, Geſellen! kommt, liebenswürdige Weine, rächt euch an dieſen Geſtalten, die ſchon ſo vielen der eurigen in ihrem Magen ein ſchlechtes Ende bereitet haben. Steigt heraus und erſäuft ſie! Heraus! heraus!“

Hui, wie flogen die Pfropfen der Flaſchen, wie zerborſten die, denen er zu feſt auf dem Halſe ſaß! Roth und weiß floß der Strom durcheinander und von Minute zu Minute ſtieg die Fluth. Wollten die unglücklichen Menſchen zur Thür oder zum Fenſter hinaus, ſo traten ihnen die greulichen Waſſerſcheuſale entgegen oder ſonſt eine der wüſten Geſtalten, welche das Haus umliefen, es bewachten und Niemand hinausließen. In halber Ohnmacht lag Barbatus in ſeinem Stuhl und ſchaute mit gebrochenem Auge in die Verwüſtung. Eckſteinkönig dagegen ſaß ſo gravitätiſch wie früher, Scepter und Kugel in der Hand haltend, und lächelte.

Um ſich vor dem ſichern Waſſertode wenigſtens eine Zeit lang zu retten, warfen ſich die Studenten, Unteroffiziere und Bürger gegen das Billard und verſuchten es von allen Seiten zu erklettern. Aber es ſchwankte wie ein Boot im Rhein, und manche fielen mehrmals in's Waſſer, ehe ſie den rettenden Bord erreichten. Unvermögend, ſich zu rühren, war Barbatus ſitzen geblieben; jetzt wehrte er ſich mit aller Kraft der Verzweiflung gegen einen ungeheuren Krebs, welcher ſich bemühte, ihm mit ſeiner Scheere den dreieckigen Hut vom Kopf zu ziehen. Mit einer Hand ſchüttelte er den Eckſtein und verſuchte, ihn aus ſeiner phlegmatiſchen Ruhe zu zerren. „Rette mich! Majeſtät!“ ſtöhnte er. „König, hilf! ſchlag mit deinem Scepter das Unthier zu Boden! Hülfe! Hülfe!“ Ruhig ließ dieſer das Stück Holz, welches er in der Hand trug, auf den Kopf des Thiers fallen, das ſogleich vom Geiſtlichen abließ und in die Fluth tauchte.

Da ſtürzte der Prinz hinzu. „Wie, du Kartenkönig,“ rief er, „du wagſt es, meine Freunde zu ſchlagen? Herbei, herbei, lieben Thiere! Kneipt ihn, erwürgt dieſen König!“ Eine Maſſe der häßlichſten Thiere kam herangeſchwommen; doch kaum hatten ſie ſich dem König genähert, ſo prallten ſie zurück und umkreiſten ihn ſcheu in einiger Entfernung, und ſelbſt der Prinz wich vor dem todten, bleifarbenen Auge zurück und wagte nicht, ihn anzuſehen. „Wer biſt du?“ fragte der Prinz. — „Der Eckſteinkönig hochſeligen Andenkens.“ — „So geh' in dein Grab, wenn du ſelig biſt,“ rief der Graf von Wal-

häuſern herauskommen, vor ihm wie vor einem Geſpenſt die Flucht nehmen. Bald hatte er die belebteren Stadttheile hinter ſich und kommt zu ärmlichen finſtern Gaſſen, die auf einen entlegenen, verfallenen Platz hinausführen, welcher noch heute der Platz der Diebe heißt.

Dieſer iſt auf drei Seiten von alten verfallenen Häuſern umgeben und auf der vierten von einem zerbrochenen Mauerwerk, welches früher ein Gefängniß war, von dem noch ein Thurm ſtand, deſſen graue Steine von einigen Sykomoren verdeckt wurden, die vor ihm ſtanden. Die Häuſer auf dem Platz waren meiſtens unbewohnt und dienten, wie es hieß, allerlei verdächtigem Geſindel zum Aufenthalt. Der ganze Platz hatte etwas Oedes und Unheimliches und ſelbſt ohne den böſen Ruf, in welchem er bei dem Volke ſtand, würde ſein bloßer, troſtloſer Anblick ſchon jeden rechtgläubigen Muſelmann abgeſchreckt haben, dorthin in der Nacht ſeine Schritte zu lenken. Aber noch obendrein in den Nächten, von denen ich erzähle, wo das Geiſterreich auf die Erde ſchlüpft, um einige Zeit unter den Menſchen zuzubringen, war es die größte Verwegenheit, ja eine Verſuchung des Propheten, ſich auf dem Diebsplatze aufzuhalten. In der Mitte deſſelben lagen mehrere Quaderſteine mit eiſernen Klammern verſehen, denen man es anſah, daß ſie früher zierlich zuſammengefügt geweſen waren und eine regelmäßige Erhöhung gebildet hatten. Jetzt waren die Klammern ausgeriſſen, die Steinblöcke verwittert und zertrümmert und ſie würden wohl ſchon längſt ganz auseinander gefallen ſein, wenn nicht ein großer ſteinerner Sarkophag, den ſie früher getragen hatten, jetzt ſeinerſeits durch ſeine Schwere die Steinblöcke zuſammenhielt. Dieſen Sarkophag nannte das Volk das Grab des Emir el Heb, welcher ein frommer Mann war, der in alten Zeiten gelebt und dem der Prophet eine ſolche Heiligkeit verliehen, daß, wenn er eine Karawane begleitete, die räuberiſchen Beduinen es nicht wagten, dieſelbe anzugreifen. Ob nun der Platz, auf welchem der Sarkophag jetzt ſtand, ſchon

früher der Diebsplatz hieß, und ob man die Heiligen hieher begrub, um die Spitzbuben zu verſcheuchen, oder ob das räuberiſche Geſindel ſich nach dem Tode des Heiligen, wo ſeine Heiligkeit vielleicht keine Kraft mehr hatte, um ihn zu verhöhnen, ſich hier auf dem Platze zuſammenfand, kann ich euch nicht verſichern; genug, der Sarkophag war da und war dem Volk noch durch einen andern Umſtand ſehr bekannt.

Es hieß nämlich, daß ſich in der dritten der heiligen Nächte alſo gerade in derſelben, in welcher der Polizeimeiſter ſpazieren ging, die Genien, nachdem ſie ihre Runde durch die Stadt und auf dem Fluſſe gemacht, hier zu verſammeln pflegten und zum Privatvergnügen unter Scherzen und Lachen einen großen Gemüſemarkt abhielten. Nur ſehr wenige Leute hatten je dieſem ſeltſamen Verkehr der Geiſter zugeſchaut und waren theils dadurch glücklich, theils aber auch unglücklich geworden. Denn wen ſein Weg zufällig hier in dieſe Gegend führte, und gerade in der Stunde, wo die Geiſter ſich mit Kaufen und Verkaufen beſchäftigten, der handelte äußerſt klug, wenn er mit dem Gruße des Friedens, ohne um ſich zu ſchauen oder ein Wort zu ſprechen, durch die Reihen ging. Wurde er alsdann von einem oder dem andern der Genien angerufen und ihm etwas zum Verkauf angeboten, ſo mußte er antworten: „o Herr, dein Knecht iſt viel zu arm, um ſolche koſtbare Schätze zu erhandeln.“ Worauf ſich alsdann die Geſpenſter, denen dieſe Demuth gefiel, das Vergnügen machten, ihm von ihren Waaren lachend an den Kopf zu werfen. Wenn es ihm nun gelang, von dieſen Gurken-Melonen oder dergleichen Sachen, die auf ihn zuflogen, Einiges zu erhaſchen und in die Taſche zu ſtecken, ſo fand er am andern Morgen die Früchte in Gold und Silber verwandelt und war glücklich ſein Leben lang.

Wenn aber im andern Fall irgend ein naſeweiſer Geſelle zufällig in dieſer Nacht auf den Platz der Diebe kam und frech um ſich ſchaute, oder es ſogar wagte, die Geſpenſter, welche hier Markt

hielten, durch Worte und Blicke zu beleidigen, so warfen sie ihm ebenfalls unter Lachen und Grinsen allerhand Früchte an den Kopf, die sich aber, wenn sie sein Gesicht und seinen Körper berührten, entweder zu allerlei Unrath verwandelten oder sich, was noch schlimmer war, auf seinem Leibe festsetzten, und verschiedene unangenehme Erhöhungen bildeten, die der arme Schalk dann sein ganzes künftiges Leben mit herumschleppen mußte.

All' diese Geschichten wußte aber der Polizeimeister so gut wie ich, doch er war ein Freigeist, der nicht an solche Sachen glaubte, und der vielmehr in seinem Argwohn dachte, die Leute, die sich in der heiligen Nacht auf dem Diebsplatz zusammenfänden, seien wirkliche Menschen, wohl gar Diebe, die irgend ein strafbares Unternehmen beabsichtigten. Mit diesen Gedanken schritt er also auf dem Platz hin und her, und wenn ihm auch die Stille und Oede desselben gerade nicht heimlich vorkam, so griff er an seinen Dolch und an seine guten Pistolen und überredete sich, daß er's im Fall der Noth wohl mit Einigen aufnehmen könnte. Er setzte sich auf die zerbrochenen Steine an dem Sarkophage und blickte gedankenlos an den klaren Himmel hinauf. Es war eine schöne Nacht und die Luft mit Wohlgerüchen geschwängert, die der Wind aus besseren Stadttheilen herführte, wo sich bei den Wohnungen der Vornehmen, zahlreiche Orangegärten befanden. Diese Düfte sowie überhaupt die Stille und Einsamkeit, welche ihn umgab, machten den Polizeimeister nachdenkend und er sann zum ersten Mal in seinem Leben darüber nach, daß seine Stellung und sein Diensteifer ihm doch manche unangenehme Stunde verursachten. „Wie behaglich läg ich jetzt auf meinem Divan," sprach Abugosch zu sich selber, „wenn ich nicht gerade Polizeimeister des Kalifen Mustapha wäre." Er malte sich so lebhaft die Genüsse eines ruhigen Schlafes aus, daß er fast im Begriffe war aufzustehen und nach Hause zurückzugehen.

Hätte er nur dieser Stimme in seinem Herzen Gehör gegeben und den Diebsplatz verlassen, es wäre ihm wahrlich besser gewesen,

und es wären ihm nicht ſo viele gräßliche Dinge paſſirt. Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen und verſichere euch alſo, daß in der harten Bruſt des Polizeimeiſters dieſe feigen Gedanken, die er ſich ſelbſt machte, nur kurze Zeit die Oberhand behielten. Doch da er wohl über ſeinen Willen, nicht aber über ſeine Natur Herr war, ſo übermannte ihn der Schlaf und er legte den Kopf an den Sarkophag und nickte ein.

So mochte er ein paar Stunden geſchlafen haben, und es war die Zeit, wo die Nachtluft kälter wird, und wo die Gazelle in der Wüſte, von dem kühlen Winde angehaucht, den Kopf erhebt, um ſich darauf noch tiefer in ihr Lager zu verbergen, indem es rings um ſie noch dunkel iſt und nur ein feiner, ſchwacher Streifen im Oſten verkündet, daß in ein paar Stunden der Tag anbrechen werde, als Abugoſch von einem ſeltſamen Geſumme und Gemurmel um ihn her erwachte und verwundert um ſich blickte. Wie hatte ſich der einſame ſtille Platz in der kurzen Zeit geändert! Wo früher außer ihm keine lebende Seele geweſen war, da ſtanden jetzt, wie an den öffentlichen Markttagen vor der großen Moſchee hunderte von Verkäufern und plauderten lachend zuſammen, während ſie ihre Waaren austauſchten.

Der Polizeimeiſter rieb ſich die Augen und ſah beſchämt um ſich, denn er glaubte nicht anders, als er habe die Nacht auf einem öffentlichen Platz geſchlafen und ſei jetzt am hellen Tage erwacht. Doch überzeugte ihn gleich darauf ein Blick in den Mond, der eben hinter dem Gefängnißthurm verſchwinden wollte, daß es noch völlig Nacht ſei. Ueberraſcht rieb er ſich die Augen und ſtand von ſeinem Sitze auf, um ſich die ſonderbaren Verkäufer in der Nähe zu beſehen. Dieſe ſahen aber ganz aus wie gewöhnliche Menſchen. Da waren Waſſerträger mit ihren ziegenledernen Schläuchen und den kupfernen Schaalen, womit ſie luſtig klapperten. Dort drängte ſich ein Scherbethverkäufer durch die Menge und er hatte auf dem großen hölzernen Teller, den er vor ſich hielt, Scherbeth in allen

möglichen Farben. Hier ſtanden Paſtetenbäcker und boten die ſchönſten Waaren feil. Dort kauerte eine ganze Reihe Gemüſeverkäufer und ihre Körbe waren angefüllt mit dicken Kohlhäuptern, mit gelben Rüben, Artiſchoken und Bananen.

Eine Zeit lang blieb Abugoſch an den Sarkophag gelehnt, und als er ſo gar nichts Unheimliches bei dem Treiben der Leute entdeckte, kam ihm plötzlich die Idee, als hielten die Leute hier bei nächtlicher Weile einen Markt, um den Kalifen wegen der üblichen Marktſteuer zu betrügen, eine Idee, die ſein polizeiliches Herz auf's Aeußerſte empörte.

„Wer gibt euch hier die Erlaubniß zum Verkaufen?“ ſchnauzte er einen Waſſerträger an, der ihm gerade nahe kam. Doch gab ihm dieſer keine andere Antwort, als daß er eine entſetzliche Grimaſſe ſchnitt und ihn auf das Unverſchämteſte angrinste. „Hund von einem Waſſerträger,“ ſchrie Abugoſch und griff ihm nach der Kehle. Doch es war gerade, als hätte er nach einem Schatten gehaſcht, und der Waſſerträger ſtieß ein gellendes Gelächter aus und ſchwebte den Markt dahin.

Ueberraſcht und mit einer kleinen Anwandlung von Erſchrecken ſah ihm der Polizeimeiſter nach, denn er bemerkte jetzt bei näherem Betrachten, daß ſich ſowohl der Waſſerträger wie die ganze übrige Geſellſchaft auf eine höchſt ſeltſame Art von der Stelle bewegten; denn keiner ging ſo, wie es gewöhnliche Leute zu thun pflegen, indem ſie kein Bein vor das andere ſetzten, ſondern ſie glitten über das Pflaſter, und, wie man deutlich ſah, ohne den Boden zu berühren.

Nach einigem Ueberlegen glaubte aber der Polizeimeiſter, der bleiche zitternde Schein des Mondes ſpiegle ihm etwas vor, und er wandte ſich nach dem dichteſten Haufen der Verkäufer, wo er auf barſche Art dieſelbe Frage that: wer ihnen die Erlaubniß gegeben hätte, hier bei der Nacht einen Markt zu halten. Doch bekam er auch hier keine Antwort als ein gellendes Lachen, was ihm um ſo

ſonderbarer erſchien, als er zu bemerken glaubte, daß ſelbſt die Gemüſe in den Körben darin einſtimmten, und leiſe kicherten. Entrüſtet ſtampfte er auf den Boden und war ſchon im Begriff, einen der Gemüſeverkäufer tüchtig beim Barte zu zupfen, als er, ſeine Blicke im Zorne umherwerfend, am Ende des Marktes einen alten Mann erſpähte, der auf einigen prächtigen Polſtern an der Erde ſaß und ruhig aus einer langen Pfeife rauchte.

„Aha," dachte Abugoſch, „dieſer Alte ſcheint mir der Vornehmſte dieſes Geſindels zu ſein und ich will mich an ihn wenden, um vielleicht über das räthſelhafte Treiben hier eine Auskunft zu erhalten. Er wandte ſich alſo von den Verkäufern ab und ging zu dem alten Manne hin.

Hätte Abugoſch in dieſem Augenblick hinter ſich geſehen, ſo würde er gar ſonderbare Dinge erblickt haben; denn die Kohlhäupter, gelbe Rüben und Artiſchoken in den Körben erhoben ſich plötzlich und flogen hinter ihm drein, doch ohne ihn zu berühren, denn wenn ſie faſt ſeinen Rücken oder Kopf erreicht hatten, ſo winkten die Verkäufer mit der Hand, wie man bei unartigen Kindern zu thun pflegt, um ſie von einem loſen Streiche abzuhalten, worauf denn alle wieder gehorſam in ihre Körbe zurückkehrten.

Der alte Mann, an welchen ſich nun der Polizeimeiſter wandte, ſaß, wie ſchon geſagt, auf weichem Divankiſſen und rauchte aus einer unendlich langen Pfeife. Es war ein ziemlich dicker Herr und ſein ernſtes Geſicht mit dem ſchneeweißen Bart, der wohl zwei Fuß lang war, hatte ſo etwas Ehrfurchtgebietendes, daß Abugoſch, als er vor ihm ſtand, es ſelbſt nicht wagte, mit böſen Worten loszubrechen, ſondern nur die Hand an den Turban legte, um ihn mit dem Gruße: „Bismallah!" — in Gottes Namen — anredete.

„Höre, Herr," fuhr der Polizeimeiſter fort, „es ſcheint mir, du biſt der angeſehenſte und älteſte unter dieſen Leuten, vielleicht der Schech dieſes handeltreibenden Stammes, und wirſt deßhalb wohl die Güte haben und mir eine Auskunft ertheilen, ob es dieſen Leu-

ten überhaupt erlaubt iſt, zu handeln, und warum ſie, ſtatt wie alle anderen Menſchen bei Tage, hier bei der Nacht ihr Weſen treiben?"

Auf dieſe Anrede hin nahm der Alte ſeine Pfeife aus dem Munde und verzog ſein ehrwürdiges Geſicht zu einer grinſenden Fratze von ſo ausnehmender Häßlichkeit und Lächerlichkeit, daß Abugoſch drei Schritte zurücktrat. „Was," ſchrie er darauf, „auch du, alter grauer Sünder, gehſt an der Spitze dieſes gannerischen Geſindels darauf aus, den Kalifen zu betrügen und ſeinen Diener zu verachten? Das ſoll euch Allen ſchlecht bekommen!"

Jetzt hatte der alte Mann ſein Geſicht wieder in die gehörige Ruhe gebracht und ſagte mit ruhiger Stimme: „hör du, Abugoſch, Polizeimeiſter des Kalifen Muſtapha, miſche dich nicht in Sachen, die dich nicht kümmern. Gehe ruhig deines Weges, kehre in deine Wohnung zurück und überlaſſe dieſen Platz in der jetzigen Stunde uns, die wir dir und deinen Mitmenſchen keinen Schaden zufügen. Ich warne dich, Abugoſch, miſche dich nicht in unſer Treiben und entferne dich!"

„Ha!" ſchrie der Polizeimeiſter, durch dieſe Entgegnung in Zorn gebracht, „das iſt die rechte Art. Man ſoll wohl noch Geſindel eures Schlages höflich darum bitten, daß es unſer Einem erlaubt, ſeinen verbrecheriſchen Thaten zuzuſchauen. Mögt ihr ſein, wer ihr wollt, ich befehle euch, augenblicklich dieſen Platz zu verlaſſen, und euch in eure Wohnung zurückzuziehen."

Jetzt grinste der Alte wieder wie zuvor und blies dem überraſchten Polizeimann eine ganze Wolke Tabak in's Geſicht, der aber einen ſo ſcharfen und betäubenden Geruch hatte, daß er ein paar volle Minuten darnach huſten mußte. Doch kaum hatte ſich ſeine Bruſt wieder etwas beruhigt, als er in einen ungemeſſenen Zorn ausbrach und hinzuſprang, um den alten Mann beim Barte zu faſſen. Doch wie erſtarrte er vor Schrecken, als er ebenſo, wie vorhin bei dem Waſſerträger, in die leere Luft griff, obgleich der

alte Mann keine zwei Schritte vor ihm ſaß und auch in derſelben Stellung ſitzen blieb. Abugoſch blickte erſtaunt um ſich und obgleich der Mond hinter dem alten Gemäuer herabgeſunken war und den Platz in tiefe Dunkelheit hüllte, ſo konnte er doch die ganze Geſellſchaft der Verkäufer genau überblicken und unterſcheiden. Dabei war es ihm höchſt auffallend und ſonderbar, daß es ausſah, als käme das Licht aus den Augen der Weſen ſelbſt her, die um ihn herumſtanden; denn alle ihre Blicke, die feſt auf ihn gerichtet waren, ſchoßen rothe, grüne, gelbe und weiße Blitze. Ferner ſah der Polizeimeiſter zu ſeinem nicht geringen Schrecken, daß die menſchlichen Geſtalten immer näher auf ihn zurückten und es war nur bei dem Sarkophage eine kleine Oeffnung, wodurch er hätte entwiſchen können. Einige Augenblicke ſchwankte er auch zwiſchen dem Entſchluß, eiligſt davon zu gehen oder hier zu bleiben. Hätte er ſich nur diesmal von ſeiner Furcht bemeiſtern und fortjagen laſſen, es wäre ihm weit beſſer geweſen, aber ſo faßte er in ſeinen Gürtel, riß eine ſeiner Piſtolen heraus und hielt ſie dem alten Mann vor's Geſicht, wobei er ausrief: „ungläubiger Hund! du ſagſt mir entweder auf der Stelle, wer du biſt, und was dieſe Leute hier machen, oder ich ſchieße dir eine Kugel durch deinen alten verbrecheriſchen Kopf.“

Kaum hatte der alte Polizeimeiſter dieſe Worte ausgeſprochen, als von allen Seiten ein lautes Gejauchze und hölliſches Lachen ausbrach. Es brüllte hinter ihm, es lachte hoch in der Luft über ſeinem Kopfe und es kicherte zu ſeinen Füßen, bei welchen unheimlichen Ausdrücken der Freude ſich die Geſtalten der Weſen, welche um ihn ſtanden, noch obendrein auf eine höchſt ſonderbare und merkwürdige Weiſe verzerrten und verdrehten. Bald reckten ſie ſich und Beine, Leib und Arme wuchſen auf eine ſo unglaubliche Art in die Höhe, daß die Weſen mit ihren Köpfen bequem über die umſtehenden Häuſer hinwegſchauen konnten. Andere wieder dehnten ſich in die Breite, ſo daß ſie ausſahen wie Schildkröten,

die auf den Hinterbeinen umhertanzten. Dazwiſchen flogen die Artiſchoken und Kohlköpfe wieder in der Luft herum und lachten nicht nur unaufhörlich, ſondern ſo oft ſie bei Abugoſch vorbeiflogen, ſahen ſie wie Menſchenköpfe aus, deren Geſichter von einer erſchrecklichen Luſtigkeit verzerrt waren. Selbſt der alte Mann, der vorhin ſo würdevoll da geſeſſen, brach in ein lautes ſchallendes Gelächter aus und blies dabei auf eine wahrhaft erſchreckliche Art ſeinen Bauch und ſeinen Kopf auf. Dann ſprang er auf ſeine Beine und nachdem er ſich eine Zeit lang mit ungemeiner Schnelligkeit wie ein Kreiſel herumgedreht hatte, fuhr er mit ſeinem Kopfe plötzlich dem armen Polizeimeiſter unter die Augen und warf ihm einen wahrhaft teufliſchen Schielblick zu.

Abugoſch ſtand da, anfänglich, wie er ſelbſt glaubte, vor Schrecken erſtarrt, doch als er ſich an ſeine geſpenſtigen Umgebungen ein Bischen gewöhnt hatte, und den Verſuch machte, ſich umzudrehen, denn es wandelte ihn jetzt die Luſt an, ſich davon zu machen, weil er als Polizeimeiſter des Kalifen doch gerade nicht für ſeine Pflicht hielt, ſich mit Geiſtern und Kobolden abzugeben — fühlte er auf einmal, daß nicht der Schrecken, wohl aber eine unſichtbare Macht ihn an die Stelle, wo er ſtand, gefeſſelt hielt. Vergebens verſuchte er, eine Bewegung zu machen, den Fuß vorzuſetzen oder auch nur den Kopf zu drehen, es war ihm unmöglich, und das Traurigſte hiebei war noch, daß ihn bei jedem Verſuch der Art, die Geſpenſter laut lachend angrinſten und ſich an ſeinen Bemühungen ergötzten, wie es unartige Knaben mit einem geſpießten Schmetterling zu machen pflegen.

Jetzt hatte ſich der alte Mann auf ſeinen Divan niedergeſetzt und ſeine vorige ruhige und ernſte Haltung wieder angenommen.

„Abugoſch,“ ſprach er mit lauter Stimme, „du biſt uns verfallen! Was haſt du in dieſen Nächten auf der Straße zu thun und warum drängſt du dich in unſere Zuſammenkünfte? Wenn auch jedes Weſen, das da lebt zwiſchen Himmel und Erde, ſowie

auf und in derſelben ſeine Pflicht thun muß, ſo iſt doch eine Ausübung derſelben zur Qual ſeiner Mitgeſchöpfe, wie du es gethan, noch weit verwerflicher und ſtrafbarer als die Unterlaſſung derſelben. Abugoſch, ich habe dich gewarnt, doch du haſt mir nicht gefolgt. Was ging dich unſer Treiben an? Kommen wir auch wohl des Nachts zu euch und dringen in die Gemächer, um euren Schlaf und eure Träume zu ſtören? Nein, wir bleiben ſtill für uns, und wenn wir uns den Menſchen nähern, ſo geſchieht es gewöhnlich, um ihnen nach Verdienſt Gutes zu thun. Doch nicht einmal genug, daß du uns hier beläſtigt und geſtört haſt, ſo biſt du auch obendrein noch ſo weit gegangen, mit deiner armſeligen Waffe uns verletzen zu wollen und für alles dies wollen wir dich nach Fug und Recht beſtrafen."

Den Schluß dieſer Rede begrüßte der ganze Chor der Geiſter, die dicht umherſtanden, mit einem lauten Jauchzen und Alle murmelten durcheinander: „ja, beſtraft ſoll er werden! Er ſoll beſtraft werden!"

„Was meint ihr, meine Freunde," fuhr der Alte fort, „ſollen wir ihn mitnehmen und tief unter der Erde anketten?"

„Nein, nein," heulten die Andern, „wir wollen ihn nicht unter uns haben; er würde uns gegenſeitig belauſchen und Einen an den Andern verrathen."

„So wollen wir ihn hier oben laſſen," ſprach der alte Mann auf's Neue, „und ihn in ſeiner jetzigen Geſtalt zu Stein verwandeln, damit ſeine Mitgeſchöpfe ſehen, wie es einem Polizeimeiſter ergangen, der grauſam war, wie dieſer und zur Qual anderer Menſchen mehr als ſeine Pflicht gethan und als nöthig war."

Einen Augenblick murmelten die Geiſter untereinander und endlich ſagte Einer: „verwandle ihn nicht zu Stein, o Herr, denn der Stein iſt fühllos und kalt, und wenn dieſer hier wirklich beſtraft werden ſoll, ſo muß er fühlen, was um ihn her vorgeht, er muß gezwungen ſein, unter den Menſchen zu leben, er muß ihre kleinen

portsheim, „und stör' uns nicht in unserem Vergnügen, du Gespenst!“ — „Wenn ich schlafen könnte, gern, denn ich bin sehr müde,“ entgegnete der Eckstein. — „O du Kartenkönig!“ rief der Prinz; „ich will dich zur Ruhe bringen, Gespenst. Ein Aß her! ein Eckſteinaß! ich will den König stechen!“

Da brach plötzlich ein freundlicher Strahl der aufsteigenden Morgensonne in das Zimmer der Schenke zum stillen Vergnügen. Im Stuhle lag ausgestreckt der Herr Barbatus und war todt. Vor ihm stand der Wirth und wischte ihm das Blut ab, welches an seinem Munde geronnen war. Wahrscheinlich hatte ein Schlaganfall sein Herz gebrochen. — Auf dem Tische lag ein alter Eckſteinkönig, der zu keinem vorhandenen Spiele passen wollte und den der Wirth deßhalb zum Fenster hinauswarf. Von den Gästen, welche vergangenen Abend hier gewesen waren, ist ferner keiner gekommen, denn der Wein soll ihnen so entsetzliche Träume verursacht haben, daß Einige im Ernste behaupteten, es seien hier Sachen vorgefallen, die sie nicht zum zweiten Mal mit ansehen wollten. — Den größten Schaden aber hatte der Wirth. Der Herr Barbatus war todt, der Herr von Eckſtein ließ sich nie mehr sehen, und was noch schlimmer war, in dieser Nacht waren im Keller die vielleicht morschen Weingerüste gebrochen und fast sämmtliche Flaschen herabgefallen, zertrümmert und ausgelaufen.

4.

Eine Meßbude.

Eine Wohnung, deren Fenster die Aussicht auf einen schönen Garten haben, um die das saftige Rebenlaub mit seinen Ranken natürliche Jalousien bildet, die keinem neugierigen Auge in die stille Klause zu dringen gestatten, dagegen so viel runde und eckige Oeffnungen haben, daß man im Geheim die ganze Nachbarschaft dadurch belauschen kann, ist eine schöne Sache im Sommer. Ich hatte eine solche Stube, und es war mein größtes Vergnügen, zuzulauschen, wie die Natur aus ihrem Schlummer erwachte, wenn die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne auf Gras und Blätter Tausende von Diamanten warfen, die Vögel ihre Morgenlieder sangen, und die Goldkäfer und Ameisen über die weißen Sandwege emsig ihren Geschäften nachliefen. Und dann erst am Abend, wenn es allmählig stiller ward in den Büschen und Gräsern, wenn die schöne Nacht empor stieg und der

und großen Fehler sehen, ohne dabei die Macht zu haben, wie sonst, grausam und übermüthig aufzutreten. Deßhalb, o Herr, verwandle ihn in ein Thier!"

„Ja, ja," jauchzte der ganze Chor, „in ein Thier muß er verwandelt werden und muß einen schlimmen Herrn haben, der ihn quält und martert, wie er sonst seine Untergebenen gequält und gemartert hat."

„Ja, so soll es sein," nahm der alte Mann wieder das Wort. „Du siehst," wandte er sich an Abugosch, „daß wir gnädig mit dir verfahren und dir nicht das Leben nehmen. Wir wollen dich nur zu deinem eigenen Nutzen, zu deiner Besserung in ein Thier verwandeln, damit du schon hier auf Erden eine Zeit der Buße verlebst und damit dir der Prophet dereinst deine begangenen Sünden nicht so hoch anrechnen möge. Meine Freunde," rief nun der Alte mit lauter Stimme, „was meint ihr dazu, wenn wir den Polizeimeister in einen Esel verwandelten?" Dieser Vorschlag schien den Geistern und Kobolden so überaus gerecht und passend, daß sie in ein unerhörtes Jauchzen ausbrachen und in der Freude ihres Herzens die außerordentlichsten Dinge begingen. Einige sprangen hoch in die Luft und zausten sich da oben zu ihrem Vergnügen eine Zeit lang herum, ehe sie wieder herabfielen. Andere faßten sich bei den Händen und drehten sich wie rasend im Kreise um den Polizeimeister, der regungslos da stand und der, obgleich er wohl diese schrecklichen Verhandlungen über sein zukünftiges Schicksal mit anhörte, doch nicht im Stande war, ein Glied seines Körpers zu regen.

„Wohlan denn," fuhr der alte Mann fort, „so sei es denn, wie ich gesagt. Abugosch, ich, jetzt dein Herr, verwandle dich in einen Esel zur Strafe für alle die überflüssigen Quälereien, die du an deinen Mitgeschöpfen verübt hast." Darauf fügte der Alte noch einige schauerliche und seltsame Beschwörungsworte bei, die ich euch nicht wiederholen kann, die aber so kräftig waren, daß

ſie die beabſichtigte Wirkung hatten; denn der Polizeimeiſter ließ ſich auf eine höchſt ſeltſame Art auf ſeine Hände nieder, ſein Geſicht wurde lang und ſpitz und ſeine Ohren verlängerten ſich mit ſolcher Gewalt, daß ſie ſeinen Turban vom Kopfe ſtießen. Kurz in weniger Zeit, als ich hier das erzählen kann, wurde aus Abugoſch, dem Polizeimeiſter des Kalifen Muſtapha, einer der ſtattlichſten Eſel, den man nur ſehen konnte. Doch ließ er ſeine Ohren betrübt herabhängen und ſtieß ein lautes ohren- und herzzerreißendes Geſchrei aus, als die Geiſter nach einem Rundtanze, zu welchem ſelbſt der alte Mann mitwirkte, und den ſie um ſeine Perſon ausführten, mit lautem Gelächter nach allen Richtungen hin verſchwanden. — — —“

So erzählte der alte Mann am Wachtfeuer im Lager, und die Andern, worunter auch der Emir el Hadſch, horchten ſeiner merkwürdigen Erzählung vom Polizeimeiſter Abugoſch mit dem lebhafteſten Intereſſe. Jetzt aber blickte der Alte an den Himmel hinauf, ſtrich ſich mit der Hand durch den langen Bart und meinte, es wäre wohl beſſer, wenn er für heute ſeine Erzählung unterbräche und Alle ſich noch einige Stunden zur Ruh' begeben. Wenn auch die Andern anfangs dagegen proteſtirten, ſo fühlten ſie doch bald an ihren ſchweren Augenlidern, daß ſie nur die Geſchichte des alten Mannes ſo lange wach gehalten und daß der Schlaf nicht ausbleiben würde, wenn ſie ſich jetzt in ſeine Arme würfen.

Der Emir erkundigte ſich bei dem alten Mann, ob und wann er wohl morgen ſeine Erzählung wieder anfangen würde, und als ihm dieſer die Stunde, auch den Theil des Lagers genannt, wo er zu finden ſei, ſo ſchied der Emir el Hadſch mit dem Gruße des Friedens und begab ſich in ſein Gezelte, wo er bald entſchlief und nicht eher wieder erwachte, als bis ihm der Lärm der Menſchen, das Schreien der Kameele und Wiehern der Pferde laut genug verkündigte, der Tag ſei angebrochen und die Karawane rüſte ſich zum Aufbruch. Bald ſetzte ſich auch die Spitze derſelben in Be-

wegung und vielleicht eine Stunde nachher war die gewaltige Menge von Menſchen und Thieren in Bewegung und bedeckte wohl eine Stunde in der Länge die Hügel und Thäler der öden ſandigen Wüſte.

Während dem heutigen Marſche ritt der Emir auf einem Reitkameel häufig durch die Reihen, bald vorn an der Spitze, bald in der Mitte und bald bei den hintern Zügen der Karawane, wobei er ſorgſam um ſich ſpähte, ob er nicht den alten Mann entdecken könne, der ihn geſtern Nacht ſo gut unterhalten. Aber vergebens, die Menge war ſo gewaltig, daß er Tage dazu gebraucht hätte, die kleinen Züge zu überſehen.

Von Sonnenaufgang zog die Karawane, indem ſie nur hie und da einen kleinen Halt machte, um die Reihen, die ſich auseinanderzogen, wieder zu ſammeln, bis Sonnenuntergang, wo bei einem kleinen Palmwalde, in welchem ſich eine trinkbare Quelle befand, Halt gemacht wurde. Jetzt wurde abgepackt, durch einander geworfen, geſchrieen, gelärmt, gerade wie geſtern, und wer die Karawane von einem hohen Berge hätte anſehen können, würde ſie für ein buntfarbiges, tauſendfüßiges Thier gehalten haben, das, mit ſeinem Lagerplatze nicht recht zufrieden, ſich unruhig wendet und dreht, und ſehr langſam ein Glied nach dem andern auf dem Boden ausſtreckt. Jetzt ruht der bunte Kopf, und der Körper, eine lange dichte Maſſe, ſenkt ſich ebenfalls zur Ruhe; doch iſt links und rechts an den äußeren Theilen noch Bewegung und es dauert lange, bis ſich Alles im Umkreis des Lagers nach den gehabten Strapatzen zur Ruhe überläßt.

Jetzt erhob ſich der Emir el Hadſch wie geſtern von ſeinem Divan, warf das unſcheinbare Kleid über ſeinen ſeidenen Anzug, gebrauchte aber heute Abend, eh' er fortging, die Vorſicht, einen Beutel köſtlichen Tabaks in ſeinen Gürtel zu hängen, ſowie eine Pfeife unter den Mantel zu nehmen. So gerüſtet ſchritt er in's Lager hinab, und nachdem er eine Zeit lang umhergeſucht, fand er

endlich den alten Mann mit ſeinen jungen Begleitern um ein Feuer ſitzen und Alle ſchienen ihn erwartet zu haben.

Der Alte wies ihm einen Platz neben ſich an und bot ihm eine Pfeife. Doch der Emir zog ſeine eigene unter dem Mantel hervor, und reichte ſeinen Tabak umher, worüber die Andern nicht wenig lachten, indem der Alte meinte, ſein Tabak würde ihm wohl in der vergangenen Nacht Kopfſchmerzen verurſacht haben. Dann wurden alle Pfeifen mit glühenden Kohlen aus dem Feuer angezündet, der Alte that einige mächtige Züge und nahm ſeine Erzählung von geſtern wieder auf.

Fortſetzung der Geſchichte von Abugoſch, dem Polizeimeiſter.

Ihr könnt euch leicht vorſtellen, in welch ſchrecklicher Verzweiflung der verwandelte Polizeimeiſter allein auf dem Diebsplatze zurückblieb, nachdem die Geiſter verſchwunden. Anfänglich hielt er Alles für einen böſen Traum, aus dem er ſich durch allerhand ſeltſame Bewegungen zu erwecken ſuchte. Doch vergebens wälzte er ſich am Boden umher, vergebens rannte er mit dem Kopf gegen den Sarkophag und die umſtehenden Häuſer an, er war und blieb in einen Eſel verwandelt. Er wollte ſeine Stimme zu einem inbrünſtigen Gebete an den Propheten erheben, aber er konnte kein Wort hervorbringen. So oft er anſetzte, um den Anfang eines Gebetes zu beginnen, ſo oft ſchloß er auch den Mund gleich wieder, indem er weiter keinen Ton von ſich geben konnte, als das gewöhnliche Geſchrei eines Eſels, was ihm früher nie ſo entſetzlich geklungen hatte, wie heute Morgen. Der Aermſte war nahe daran, den Verſtand zu verlieren. Bald ſchaute er mit einer wahren

Jammermiene dem aufsteigenden Tag entgegen, bald drehte er sich wie rasend im Kreise umher, bis er erschöpft auf den Boden niederfiel.

Hier blieb er eine Zeit lang in halber Besinnungslosigkeit liegen, und wurde erst wieder erweckt durch das Geräusch nahender Schritte. Da er sich einbildete, man sehe ihm deutlich den verwandelten Polizeimeister an, so überkam ihn eine gewaltige Scham; er sprang auf und lief geradezu, um sich in irgend einen Winkel des Platzes vor allen menschlichen Blicken zu verbergen. Doch da eben diese lächerliche Furcht, erkannt zu werden, ihm fast alle Vernunft raubte, so schloß er die Augen, indem er wie der Vogel Strauß dachte, daß, wenn er Niemand sehe, ihn Andere auch nicht sehen könnten.

So rannte er über den Platz hin, bis er sich plötzlich unter lautem Gelächter an einem Ohre gefaßt fühlte und so angehalten wurde. Jetzt riß er bestürzt seine Augen auf und sah sich von vier Kerlen umgeben, deren Anblick jedem rechtgläubigen Muselmann und besonders dem Polizeimeister den größten Abscheu einflößen mußte, denn daß es schlimme Gesellen, Diebe oder Räuber waren, deren einer den Abugosch beim Ohr festhielt, war leicht zu erkennen. Ihre Gesichter waren von Narben zerrissen und mit schwarzen ungekämmten Bärten bedeckt. Sie trugen weite grobe Hosen von rothem Zeug, dunkelfarbige abgerissene Jacken und jeder hatte im Gürtel eine Unzahl von Waffenstücken. Obendrein trug der eine in seiner Hand ein Brecheisen, der andere hatte einen langen Strick unter dem Arm und der, welcher das Ohr des armen Esels gefaßt hatte, hielt ihm spottend eine Papierlaterne vor die Augen, in welcher ein Strahl des Lichtes in den letzten Zügen flatterte. „Holla ho, guter Freund," schrie dieser und riß unsanft an seinem Ohr, „wem bist du entlaufen und wo kommst du her? Was treibst du dich in der Frühe allein auf dem Platze herum, alter Bastonadenblock? He!"

Bei dieſen letzten Worten riß der Dieb den Polizeimeiſter ſtärker an ſeinem Ohr, worauf dieſer, den eine ſolche Behandlung und obendrein von einem Spitzbuben ſehr empörte, den Verſuch machte, den in den Arm zu beißen, der ihn am Kopf feſt hielt. Doch hatte der unglückliche Abugoſch nicht ſobald dieſen Verſuch gemacht, als die beiden Anderen ihn kräftig in die Rippen traten, wobei ihm der eine noch obendrein das Brecheiſen um die Hinterbeine ſpielen ließ, ſo daß der Unglückliche vor Wuth und Schmerz in ein lautes Gebeul ausbrach. „Willſt du das Maul halten, ungläubiger Hund,“ ſchrie der mit der Laterne, und riß einen langen ſcharfen Yatagan aus ſeinem Gürtel. „Willſt du dein Gebeul einſtellen, oder ich ſchneide dir augenblicklich den Hals ab? Verfluchtes Vieh!“ welche letztere zarte Benennung von dem Andern mit dem Brecheiſen durch einen neuen Fußſtoß erklärt wurde.

„Hört,“ ſagte der Dritte, der den Strick trug, „zu unſerer großen Unternehmung auf morgen Nacht ſcheint mir dies hergelaufene Vieh wie ein Wink des Propheten zu ſein, daß wir uns ſeiner bedienen ſollen, um die Schätze auf ſeinem Rücken beſſer fortzubringen. Deßhalb wollen wir ihn gleich mitnehmen.“

Auf dieſe Ausſicht hin, den Spitzbuben als Laſtträger bei einem verbrecheriſchen Unternehmen dienen zu ſollen, machte der unglückliche Polizeimeiſter einen ſchwachen vergeblichen Verſuch, ſeinen Peinigern zu entfliehen. Doch der Eine hatte aus dem Strick eine Schlinge gemacht, die er ihm um den Hals warf und ſo mußte er folgen. Denn wenn er einen Augenblick widerſtrebend ſtehen blieb, ſo zerrte der vorne an dem Strick und ſchnürte ihm faſt die Gurgel zu, wobei noch obendrein die andern ihn mit Fußſtößen und dem Brecheiſen vorwärts trieben.

Ich weiß nicht genau zu ſagen, ob ein Eſel wirklich weinen kann, aber wenn dies der Fall iſt, ſo weinte Abugoſch an dem heutigen Morgen blutige Thränen.

Sie hatten jetzt den Platz verlassen und bogen in belebtere Straßen ein. Die Bazars waren schon alle geöffnet und voll betriebsamer Menschen, die an ihre verschiedenen Geschäfte gingen. Wohl versuchte es der arme Polizeimeister hier noch einige Male, den Widerspenstigen zu spielen, indem er dachte, durch sein klägliches Gebeul einige Leute aufmerksam zu machen und zu seiner Rettung herbeizuziehen. Doch weit gefehlt. Bei diesem häßlichen unharmonischen Geschrei blickten Alle, bei denen er vorbei kam, mit Zorn und Verachtung auf ihn, und anstatt auch nur eine Miene zu machen, um ihm zu helfen, ermunterte vielmehr Alles die drei Spitzbuben, doch diesem garstigen Vieh das Schreien zu vertreiben, worauf diese denn auch an Prügeln und Fußtritten es nicht fehlen ließen.

Voller Betrübniß ließ Abugosch die Ohren hängen und gerieth fast in Verzweiflung, als er nun bei seinem Palaste vorbei kam und den größten Theil seiner Diener und Sklaven vor dem Thore in Gruppen beisammen stehen sah. Alle schienen sich in Muthmaßungen zu erschöpfen, wo denn wohl ihr Herr geblieben sei, der in der Nacht nicht nach Hause gekommen. Ach, dachte der Polizeimeister bei sich, wenn ich nur jetzt diesen drei Spitzbuben entlaufen könnte, und mich in mein Haus flüchten! Wer weiß, ob mich nicht der alte Hassan verstehen würde, wenn ich ihm pantomimisch meine Leidensgeschichte erzählte! Wer weiß, ob er nicht einen Magier auffinden könnte, der mich entzauberte. Diese Gedanken an eine Befreiung, die vielleicht doch noch möglich sei, übermannten den unglücklichen Esel dergestalt, daß er in der Verzweiflung mit solcher Kraft auf die Seite sprang, so daß der eine der Spitzbuben, welcher den Strick hielt, auf den Boden stürzte und die Schlinge fahren ließ. Abugosch benützte dies augenblicklich und sprang an das Thor seines Hauses, gerade als der alte Hassan, auf den er seine Hoffnung gesetzt hatte, heraustrat. Doch o weh! So vielsagend auch die Bewegungen sein mochten, die er mit dem Kopf und den langen

Ohren machte, und ſo ſehr verſtändlich für einen Eſel auch das Geheul ſein mochte, das er dabei ausſtieß, ſo war doch Alles vergebens, denn der alte Haſſan ſchien auch nicht die entfernteſte Ahnung zu haben, daß dieſer Eſel ein und dieſelbe Perſon mit ſeinem Herrn, dem Polizeimeiſter ſei. Vielmehr gerieth er in einen heftigen Zorn über den unverſchämten Eſel, ſo daß er eine lange Pfeife, aus welcher er rauchte, und die ſeinem Herrn gehörte, dieſem ſelbſt um die Ohren ſchlug. Auch hatten ſich die drei Spitzbuben alsbald wieder bei ihm eingefunden und ihr könnt mir glauben, daß ein Eſel nie ſolche Prügel und Fußtritte erduldet hat, wie Abugoſch von ſeinem Palaſte an bis zu einem entlegenen Stadtviertel, wo die Diebe in einem kleinen Hauſe wohnten.

Hier wurde der Eſel in einer ſchmutzigen Stube angebunden und nachdem ihm ein paar Handvoll Maiskörner vorgeworfen, legten ſich die drei Spitzbuben hin und begannen die Müdigkeit, die ſie ſich wahrſcheinlich in vergangener Nacht bei Ausübung ihres Handwerks geholt, zu verſchlafen.

Nachdem ſie ſo faſt bis zum Mittag liegen geblieben waren, erhoben ſie ſich und Einer ging fort, um in dem Bazar die nöthigen Lebensmittel für alle drei zu holen. Dieſer kehrte nach einer halben Stunde mit Lebensmitteln aller Art, ſowie mit einer großen Flaſche Dattelbranntwein verſehen, zurück und ſchien ſehr vergnügt zu ſein.

„Beim Propheten!“ ſchrie er, indem er ſeinen Kopf auf den Boden warf, „es iſt doch gerade, als wenn uns Gott bei unſerm Unternehmen heute Nacht alle mögliche Hülfe angedeihen ließe. Denkt euch nur, was ich eben erfahren habe. Abugoſch, der Polizeimeiſter, Gott möge ihn zehntauſend Mal verdammen, hat ſich geſtern beim Einbruch der Nacht von ſeinem Hauſe entfernt und iſt nicht zurückgekommen. Der Kalif, der wohl weiß, in welchem Schrecken und welcher Furcht alle ehrlichen Leute, wie wir, vor ihm ſind, iſt über ſein Verſchwinden ſehr in Sorge, und hat auf allen Straßen den

Befehl erlaſſen, ihm augenblicklich anzuzeigen, ſobald man nur eine Spur von dem Verlornen auffände.

„Ja, ja," meinte ein anderer von den drei Dieben. „das iſt Alles ſehr ſchön und gut; aber wer ſteht uns dafür, daß ſich der verfluchte Spürhund nicht abſichtlich verſteckt hält, um uns zu belauern; denn wer kann wiſſen, ob er nicht ſchon einen Wink von unſerm Unternehmen, das kaiſerliche Schatzgewölbe zu beſtehlen, bekommen hat."

„Ich meine auch, es iſt ſchlimmer," ſetzte der Dritte hinzu, „daß man nicht weiß, wo er iſt, als wenn er den ganzen Tag vor unſern Augen in der Stadt herumgelaufen wäre und man ihn genau beobachten konnte."

„Verflucht!" erwiderte jetzt der Erſte, nachdem er einen großen Schluck aus einer Flaſche gethan. „Hätten wir nicht heute Morgen ebenſo gut auf den Polizeimeiſter ſtoßen können, als auf dieſen erbärmlichen Eſel!"

Bei dieſen letzten Worten gab er dem armen Vieh, das mit geſpitzten Ohren zuhorchte, einen überaus kräftigen Fußtritt.

„Ja," ſagte der Andere und faßte ein Ohr des Eſels, während er fürchterlich mit den Zähnen knirſchte, „wenn ich mir ſo denke, daß Abugoſch heute Morgen ſo gegen mich angerannt wäre, wie dies Vieh, da hättet ihr meinen Yatagan ſollen ſpielen ſehen."

Als der verwandelte Polizeimeiſter von dieſen Mordanſchlägen auf ſeine Perſon hörte, dachte er das erſte Mal ſeit ſeiner Verwandlung, daß es auch in der That beſſer ſei, als Eſel einige Fußtritte auszuhalten, als wenn er heute Morgen in Perſon dieſen fürchterlichen Kerls begegnet wäre. Ich verſichere euch, er befand ſich in einer wahrhaft ſchrecklichen Lage, und neben dem Gefühl, in ein Vieh verwandelt zu ſein, mußte er mit anhören, wie die Diebe ganz ausführlich erzählten, auf welche Weiſe ſie heute Nacht das Schatzgewölbe des Sultans auszuleeren gedächten. Doch er konnte gegen dieſen Anſchlag nichts ausrichten. Wenn er hörte, wie genau und

ſicher Alles angelegt war, ſo konnte er kaum begreifen, daß er als Polizeimeiſter nichts davon bemerkt habe.

Da hatte man die äußern und innern Wachen beſtochen, und die Mauer zu dem Thurme, in welchem die Schätze verwahrt lagen, war ſchon ſeit einiger Zeit durchbrochen und die Steine nur loſe wieder hineingeſetzt, ſo daß man ſie ohne viele Mühe wieder herausnehmen konnte.

Unterdeß ſich die drei Spitzbuben mit Speiſe und Trank labten, ſchwand der Tag dahin und als es dunkel geworden war, wurde dreimal leiſe an der Thür geklopft, worauf die innen ein Zeichen gaben, und alsbald traten noch fünf bis ſechs andere dieſes Gelichters ein, und Alle blieben ungefähr bis gegen die Mitte der Nacht im Dunkeln beiſammen, während ſie ſich die Zeit durch Erzählung allerlei Spitzbubenſtreiche vertrieben. Dann erhoben ſie ſich, ſteckten in ihre Gürtel ſo viel Dolche, Piſtolen, Meſſer, als dieſelben nur faſſen konnten und Einige nahmen Stricke, Andere Brecheiſen zur Hand. Einer der drei Spitzbuben, die heute Morgen den Eſel mitgenommen hatten, nahm einen ſtarken Strick, den er dem Polizeimeiſter ſo feſt um das Maul wand, daß es dieſem unmöglich war, nur einen Laut von ſich zu geben.

Darauf wurde der Rücken des Thieres mit einem großen Haufen Säcke beladen und Alle verließen das Haus.

Auf der Straße wandten ſie ſich, um kein Aufſehen zu erregen, nach verſchiedenen Richtungen, ſo daß jedesmal nur zwei zuſammen gingen. Man hatte dem Eſel eine Schlinge um den Hals gethan und während ihn Einer eilig nach ſich zog, ging der Andere mit einem ſcharfen Meſſer hintendrein und prickelte ihm mit der Spitze immer auf den Rücken, ſo oft er eine Miene machte, ſtehen zu bleiben.

So zogen ſie durch einen großen Theil der Stadt, durch eine Menge Straßen, die öd und ſtill waren, denn Alles lag ſchon im tiefen Schlaf begraben. Bald erreichten ſie den Nil und gingen an

müde Tag an ihrem Herzen entſchlummerte! Wie gut und ſanft war die Nacht, wie ruhig und ſtill, bis er wirklich feſt eingeſchlafen war! Dann warf ſie einen Blick auf den ruhenden Geliebten, bewegte geräuſchlos ihren Zauberſtab, rief ihre Genien und Fantome hervor, ermunterte ſie zu Tänzen und Geſängen, und hieß ſie die Seele des entſchlafenen Tages mit bunten Träumen umgeben. O ſie war ſchön die Nacht und freundlich! Wie oft bin ich an ihrer Bruſt entſchlummert, und auch um mich flatterten die bunten Geſtalten, welche aus den Blumen empor ſtiegen, und die kleinen zierlichen Elfen, die hervorkamen aus dem ſilberhellen Bach. Wie oft legte ſich eine kleine Nixe an mein Herz, und ließ das ihre leiſe gegen das meine ſchlagen, und preßte mir einen glühenden Kuß auf die Lippen, daß ich oft im Traume geglaubt habe, es ſei die ſchöne Emma, deren Herz aber nie an dem meinigen ſchlug und die mich nie geküßt hat.

So ſchaute mein Geiſt in das dunkle Laubgewölbe des Gartens, welcher vor meinem Fenſter lag. Gewöhnlich aber ſpähte auch mein leibliches Auge hinein, ob ſich nicht irgend eine liebenswürdige Nachbarin ſehen laſſe, die da in den ſchattigen Gängen herumſpazierte; denn eine ſolche Erſcheinung gehört zu der Wohnung, die an einem Garten liegt. Ich wußte, daß der vor meinem Fenſter einem reichen Kaufmann gehörte, welcher eine einzige, allerliebſte Tochter hatte, die ungefähr ſechzehn Jahre alt ſein mochte. Ich hätte mich ſehr gefreut, das liebliche Kind zuweilen zu ſehen; doch waren die Anlagen groß, und meine Wohnung lag ganz am Ende derſelben, deßhalb wurde mir dieſes Glück nie zu Theil. Ich hatte nicht im Sinn, irgend ein Verhältniß anzuknüpfen oder auch nur den Verſuch zu machen; es hätte mich nur aufgeheitert und meine Phantaſie erfriſcht, ſo ein niedliches Weſen unter den Roſen umherflattern zu ſehen.

Endlich, nachdem ich ſchon alle Hoffnung aufgegeben, ward mein Wunſch erfüllt. Eines Abends lag ich im Fenſter; da ſprang über eine der Grasflächen, deren es viele im Garten gab, ein niedliches Reh, das ich ſchon oft bemerkt hatte, gerade auf meine Wohnung zu, blieb zuweilen ſtehen, und wandte den Kopf zurück, als necke es jemand, der ihm nachkäme. So war es auch; faſt athemlos, doch laut lachend lief hinter ihm die Tochter des Kaufmanns, dem Thiere: Fritz! Fritz! nachrufend. Nahe vor meinem Fenſter warf ſich das Mädchen auf eine Raſenbank, und lockte das Reh ſo lange, bis es kam, und ſich zu ſeinen Füßen lagerte. Es war eine allerliebſte Gruppe. Seit der Zeit kamen Beide oft in dieſe Gegend der Anlagen. Wenn meine Eitelkeit auch noch größer geweſen wäre, als ſie wirklich war, ſo hätte ich doch unmöglich auf den Gedanken kommen können, als ſei ich ein Magnet geworden, welcher das liebliche Kind anzöge,

ſeinen Ufern dahin, worauf ſie endlich den Palaſt des Kalifen vor ſich liegen ſahen.

Auch hier ſchien Alles wie ausgeſtorben zu ſein und ſelbſt die alten feſten Thürme und Ringmauern ſchienen zu ſchlafen. Denn keines ihrer vielen Augen, nämlich kein einziges Fenſter war erleuchtet. Vor einem kleinen Thörchen, das ſich in der Mauer befand, hielten die beiden Spitzbuben mit dem Eſel ſtill und während der Eine die Schlinge um den Hals des Thieres an einen eiſernen Ring feſtband, knüpfte ihm auch noch der Andere die Füße zuſammen, damit er ja nicht entlaufen könne.

In kurzer Zeit fanden ſich auch die übrigen Spitzbuben wieder ein, und nun wurde mit einer Leichtigkeit, die den Polizeimeiſter in Erſtaunen ſetzte, das Thürchen erbrochen und alle Spitzbuben, bis auf einen, der bei dem Eſel zurückblieb, ſchlichen leiſe und vorſichtig jeder mit einem Sack auf dem Rücken, durch das Pförtchen in das Innere des Palaſtes.

Wohl hatte der Polizeimeiſter in dieſem wichtigen Augenblick große Luſt gehabt, ein lautes Geſchrei zu erheben und ſo die Wachen aufmerkſam zu machen und herbeizuziehen. Doch ſchien der Spitzbube, den man bei ihm gelaſſen hatte, ſo etwas zu fürchten und hatte deßhalb zur Vorſicht noch ſeine Hand in den Strick geſteckt, den man dem Eſel um das Maul gelegt. Wie ſehr aber flehte Abugoſch zu Gott und dem Propheten: er möge doch das Werk dieſer ſchändlichen Spitzbuben zu nichte werden laſſen, er möge doch nur einer einzigen Wache die gehörige Aufmerkſamkeit ſchenken, damit die Arbeit der Diebe unterbrochen würde. Doch umſonſt! Es war als liege ein tiefer Zauberſchlaf auf allen Bewohnern des Kalifenpalaſtes, denn obgleich das Herausnehmen der Steine, ſowie das Erbrechen der Kiſten mit einigem Lärm verknüpft war, ſo drang er doch zu keinem menſchlichen Ohr.

Armer Abugoſch! Schon kehrten die Diebe mit ihren gefüllten Säcken zurück und luden ſie auf den Rücken des Polizeimeiſters,

der auf dieſe Art gezwungen wurde, die Schätze ſeines Herrn, die doch mittelbar ebenfalls ſeiner Obhut anvertraut waren, für dieſe Spitzbuben fortzutragen. Ach, er hatte doppelt zu leiden, denn je größer die Laſt war, die ſie auf ihn luden und die ſeinen Rücken faſt niederdrückte, um ſo ſchwerer belaſtete ſie auch ſein Gewiſſen.

Die Diebe machten nun eilig die Stricke los, womit der Eſel an die Mauer befeſtigt war, und ſchlugen von allen Seiten auf ihn los, um ſeinen Gang zu beſchleunigen. Einigemal kam ihm hiebei der Gedanke, ob es nicht beſſer ſei, wenn er ſich zur Erde niederwerfe und keinen Schritt weiter vorwärts gehe. Doch war er alsdann überzeugt, daß ſie ihn augenblicklich todtſtechen würden, und dann jeder mit ſeinem Sack voll Koſtbarkeiten davon ginge, weßhalb er ſein Schickſal ertrug und in ſtummer Verzweiflung einherſchritt.

Bald gelangten ſie an eine Reihe kleiner erbärmlicher Häuſer, die halb verfallen waren, und meiſtens leer ſtanden oder von armen Schiffleuten bewohnt wurden, welche, da dieſe Häuſer mit ihren hintern Seiten dicht an die Ufer des Nils ſtießen, hier die Nacht verbrachten. Vor einer dieſer Hütten hielten die Diebe ſtill, luden die Säcke ab und trugen ſie hinein. Gar zu gern wäre Abugoſch ihnen gefolgt, um zu ſehen, wo ſie denn eigentlich dieſe unermeßlichen Schätze bewahrten. Doch blieb derſelbe Dieb, der ihn auch vorhin bewacht hatte, wieder bei ihm ſtehen, wobei er ihm ebenfalls wie vorhin das Maul zuhielt.

Nachdem die Diebe eine gute halbe Stunde in dem Hauſe geblieben waren, kehrten ſie alle ohne die Säcke wieder zurück, nahmen den Eſel in die Mitte und berathſchlagten, ob ſie nicht nochmals in das Schatzgewölbe zurückkehren und eine neue Ladung holen ſollten, eine unverſchämte Habſucht, die der Eſel, trotz dem langjährigen Umgang, den er als Polizeimeiſter mit dieſem Geſindel gepflogen, ſich nicht hätte träumen laſſen. Nein, dachte er bei ſich ſelbſt, ehe ich mich dazu hergebe, noch einmal dieſen Halunken die Schätze mei-

nes Herrn ſtehlen zu helfen, lieber will ich ſterben; und nach dieſem lobenswerthen Vorſatz blieb er auf der Stelle ſtehen und ging trotz Meſſerſtichen und Fußtritten keinen Schritt vorwärts.

„Seht doch," ſagte leiſe einer der Diebe, „dieſes abſcheuliche Thier; es wird uns durch ſeine Widerſpenſtigkeit gewiß noch verrathen."

„Ja," ſetzte ein Anderer hinzu, „er hat wahrſcheinlich heute noch nichts zu freſſen gekriegt," worauf einer der drei Spitzbuben, die ihn eingefangen, erwiderte, er verbäte ſich dergleichen Anſpielungen; er ſei vielmehr auf das Beſte abgefüttert und gepflegt worden.

„Nun, das iſt eigentlich ganz gleich," meinte ein Anderer, „Ihr ſeht aber, daß er nicht mehr von der Stelle will, was fangen wir nun mit dem Thiere an?"

„Laß ihn laufen," ſagte ein Dritter.

„Nein, nein," ſchrie dagegen einer der drei in vollem Zorn, „ſo ſoll er uns nicht entwiſchen. Hat uns dies boshafte Thier doch ſchon genug geärgert durch ſeine Faulheit und Widerſpenſtigkeit, und wenn es nicht mehr von der Stelle will, ſo ſoll mich nichts davon abhalten, ihm ſogleich den Hals abzuſchneiden."

Aber auch trotz dieſen Aeußerungen, daß es aller Wahrſcheinlichkeit nach auf ſein Leben abgeſehen ſei, blieb Abugoſch halsſtarrig und ging eher zurück als vorwärts.

„Ruhig, ruhig!" riefen jetzt plötzlich einige der Spitzbuben, „dort hinten ſehe ich eine der nächtlichen Wachen des Sultans vorbeigehen. Seid ſtill und gebt keinen Laut von euch, damit wir uns nicht verrathen."

Die Diebe wandten ſich eiligſt in den dunkelſten Schatten der Häuſer und da ſie den Eſel haſtig nach ſich zogen, ſo rutſchte ihm bei dieſer Gelegenheit der Strick vom Maule herunter und er konnte daſſelbe wieder weit aufmachen, was er denn auch alsbald that, und ein weithin ſchallendes Geſchrei vernehmen ließ. Doch konnte er nicht manchen Ton ſeines Liedes ſingen, denn die Spitzbuben warfen

ſich in Wuth und Verzweiflung, daß er ſie vielleicht verrathen hätte, über ihn her, wobei ihm einige trotz ſeines wüthigen Umſichbeißens das Maul zuhielten und Andere ihn mit ihren Dolchen und Säbeln auf das Grauſamſte verletzten. Es war leider um ihn geſchehen, denn der eine Dieb, der ſchon vorher für ſeinen Tod geſtimmt, hieb ihm mit ſeinem ſcharfen Yagatan ſo in den Hals, daß das Blut ſtromweiſe heraus ſchoß. Dabei wurde es ihm ganz ſchwach auf den Beinen, er ſank auf die Erde und der Tod zog ihm langſam ſeinen ſiebenfachen Schleier über das Geſicht, worauf die Spitzbuben eilig nach allen Richtungen hinflohen."

Hier ſchwieg der alte Mann und klopfte ruhig die Aſche aus ſeiner Pfeife, um ſich eine neue zu ſtopfen, während ſeine Zuhörer über das tragiſche Ende des Polizeimeiſters ſehr betreten waren und eine feierliche Stille beobachteten.

„Ja, ja," ſagte der Emir el Hadſch, „ſo kann es Einem gehen, wenn man das Gebot der heiligen Nächte übertritt und zu vorwitzig iſt, das geheimnißvolle Treiben der Geiſter ſchauen zu wollen. Es iſt überhaupt ein Fehler der Polizei, daß ſie ſich oftmals in Sachen miſcht, die ſie nichts angehen. Ich erinnere mich ebenfalls dunkel, etwas von der Geſchichte des Abugoſch gehört zu haben; doch erzählte man damals ſeinen Tod minder tragiſch und anders. Ich weiß nicht, ob Eure Geſchichte ſchon zu Ende iſt, und wenn dies nicht der Fall iſt, ſo wünſchen wir Alle gerne den ferneren Verlauf derſelben zu hören."

„Ja," ſprach einer der jungen Leute, die um das Feuer lagen, „ich muß Euch verſichern, es wäre mir lieb, wenn die Erzählung vom Polizeimeiſter noch nicht zu Ende wäre; denn wenn er ſich auch viel hat zu Schulden kommen laſſen, ſo iſt doch ein ſolches Ende, ein ſolches Unglück, als Eſel zu ſterben, gar zu traurig;" worauf auch die andern jungen Leute verſicherten, daß es ihnen wirklich Leid thun würde, wenn Abugoſch in der That ſchon todt und geſtorben wäre.

Der alte Mann hatte sich eine neue Pfeife angesteckt und schien mit vielem Vergnügen zu hören, daß seine Erzählung allgemein gefallen hatte, weßhalb er sich denn auch freundlich lachend seinen Bart strich und auf alle diese Fragen den Bescheid gab, daß die Erzählung von dem Polizeimeister Abugosch noch nicht geendigt sei, sondern daß der Prophet sie vielmehr zu einem glücklichen Ende geführt habe.

Als sämmtliche Zuhörende auf diese Erklärung hin unzweideutige Zeichen ihrer Zufriedenheit an den Tag, oder besser gesagt, da es dunkel war, an die Nacht legten, so fuhr der Alte, wie folgt, zu erzählen fort:

„Wie lange der verwandelte Polizeimeister hier in seinem Blute gelegen, ist nicht genau anzugeben, doch so viel wissen wir, daß, als er erwachte, der Tag in Osten schwach aufzudämmern begann. Er blickte verwundert um sich, und da er sich der Vorgänge der vergangenen Nacht nur dunkel zu erinnern vermochte, so kam ihm das Ganze wie ein Traum vor, der in der That seltsam genug war. War es ihm doch gewesen, als sei er in einen Esel verwandelt worden.

Ganz richtig, er wußte noch genau, wie es ihm zu Muth gewesen war. Er griff an seinen Kopf und an der Stelle, wo sich jetzt ein Turban befand, hatten gestern allmächtig lange Ohren gewackelt. Seltsam, dachte Abugosch, wie der Mensch doch träumen kann! Er blickte um sich, und war sehr erfreut, daß das Dunkel der Nacht noch alle Gegenstände undeutlich machte; denn er befand sich in einer Lage, die sich für den Polizeimeister des Kalifen Mustapha nicht schicken wollte. Vor sich sah er den Nil mit einer Reihe kleiner erbärmlicher Häuser und konnte unmöglich begreifen, wie er hieher gekommen sei. Ihm war es doch gerade, als sei er gestern Abend auf den Diebsplatz gegangen und habe sich auf den alten Sarkophag niedergesetzt, der sich dort befand. Jetzt lag er hier am Ufer des

Stromes mitten auf der Straße und dabei fühlte er ſich wie an allen Gliedern zerſchlagen.

Langſam und mit Mühe raffte er ſich auf und konnte kaum auf ſeinen Beinen ſtehen, ſein ganzer Körper war gelähmt, und als er ſich ſo von oben bis unten betrachtete und betaſtete, ſah er zu ſeinem größten Schrecken, daß er einen dicken Strick um den Hals trug, deſſen Ende er neben ſich am Boden herſchleppte. Eilig warf er dieſe Schlinge herab und hinkte dann in die Stadt hinein, um ſich nach ſeinem Palaſte zu begeben. Dort angekommen, öffnete er mit einem geheimen Schlüſſel ein kleines Hinterpförtchen und ſchlüpfte ungeſehen in ſein innerſtes Gemach, wo er ſich auf den Divan warf und alsbald in einen tiefen Schlaf verfiel.

Der Beherrſcher des Gläubigen, Kalif Muſtapha, Beſchützer aller Künſte und Wiſſenſchaften, hatte in dieſer denkwürdigen Nacht ebenſo, wie ſein unglücklicher Polizeimeiſter, einen ſeltſamen Traum gehabt, der ebenfalls leider ſehr an die Wahrheit ſtreifte. Ihm träumte nämlich, er ſpaziere im vollen kaiſerlichen Staat an den Ufern des Nils, als er ſich plötzlich von einer Schaar ſchwarzer Raben umringt ſah, welche ſich mit beiſpielloſer Frechheit auf ihn herabließen und ihn Stück für Stück ſeines Schmuckes beraubten. Der eine hakte ihm die Agraffe des Turbans los, der andere nahm ihm den fauſtdicken Diamant, der ſeinen Mantel zuſammenhielt, ein dritter die coloſſale Perle an ſeinem Säbelgriff; kurz alle plünderten ihn dergeſtalt, daß der Kalif in kurzer Zeit nichts Koſtbares mehr an ſich hatte und ſo werthlos war, daß kein Jude einen Para für ihn gegeben hätte. Bei allem dem mußte er noch obendrein ſeinen Polizeimeiſter ſehen, der, ohne ihm zu helfen, ſeltſam lachend um ihn herumſprang und dabei ganz die Geſtalt eines Eſels hatte, welch letzterer Umſtand dem Kalifen gerade nicht auffallend geweſen wäre, denn er hatte ſchon ſelbſt im wachenden Zuſtand bisweilen eine Aehnlichkeit zwiſchen Abugoſch und einem ſolchen Thiere zu bemerken geglaubt. Auch beunruhigte es ihn weit mehr, daß man ihn ſeiner

Schätze beraubt, und als er deßhalb am Morgen erwachte, ließ er sogleich seinen ersten Arzt rufen, dem er den Befehl ertheilte, ihm diesen Traum auszulegen.

„Beherrscher der Gläubigen," sprach der Hakim, „da es dem Lauf der Dinge nach unmöglich ist, daß deine kaiserliche Allerhöchstheit etwas anders zu träumen im Stande ist, als was sich auf das Vergnügen und die Ehre deiner großherrlichen Gnade bezieht, so wage ich es, vor deinem erhabenen Angesicht der Meinung zu sein, daß dir der Prophet durch diesen Traum habe kund und zu wissen thun wollen, daß, wenn auch aller falsche Glanz von Perlen und Edelsteine von dir entfernt würde, du selbst als der Inbegriff alles Glanzes, aller Tugend und aller Ehre nur desto allerhöchst glänzender strahlen würdest."

Der Kalif, dem diese Auslegung ungemein gefiel, strich sich schmunzelnd seinen Bart und erwähnte darauf der seltsamen Gestalt, unter welcher er seinen Polizeimeister gesehen.

„Beherrscher der Gläubigen," sprach darauf der Hakim mit innerlichem Vergnügen weiter, denn es freute ihn, seinem guten Freunde, auf den er neidisch war, da er bei dem Kalifen in großer Gunst stand, einen Hieb geben zu können, „da ich ferner meine allerunterthänigste Meinung dahin auszusprechen wage, daß deine hellsehenden Augen selbst im Traume eine andere Person nur in ihrem wahren Lichte zu sehen im Stande sind, so vermuthe ich, daß der Chef deiner Polizei, Abugosch —"

„Ich verstehe," sprach der Kalif lustig und lachte dabei so, daß ihm der Bauch wackelte. „Es ist wenigstens eine große Dummheit von meinem Polizeimeister, daß er so spurlos verschwunden ist, ohne mich vorher davon benachrichtigt zu haben."

Der Hakim beugte sich tief zur Erde und küßte den untersten Zipfel des großherrlichen Mantels.

„Ja, ja," fuhr der Kalif fort, „deine Auslegung meines Traumes gefällt mir sehr, denn ich hatte schon anfänglich den sonderbaren

Gedanken, als wolle mir der Prophet durch dies Geſicht anzeigen, daß es vielleicht einigen unſaubern Händen gefallen möge, meinen Schatz zu berauben; doch wäre eine ſolche Frechheit nicht denkbar; ich bin ganz mit dir zufrieden und erlaube dir, den Schatzmeiſter aufzuſuchen, damit er dir eine kaiſerliche Belohnung, beſtehend in einem Beutel voll Piaſtern, auszahle."

Der Hakim verbeugte ſich abermals ſo tief wie möglich und ſchwor bei dem Lichte ſeiner Augen: er wolle augenblicklich hingehen und den Schatzmeiſter aufſuchen, als plötzlich der Eintritt dieſes Mannes ſelbſt ihm dieſe Mühe erſparte.

Der Schatzmeiſter erſchien unter der Thür des Gemachs mit verſchobenem Turban, ſchreckensbleichem Geſicht, wobei er der Hofetikette ganz zuwider die Hände hoch über ſeinem Haupte emporhielt. Der Mann war in der allergrößten Verwirrung und ſchien augenſcheinlich durch eine unangenehme Nachricht in dem wichtigen Geſchäft geſtört worden zu ſein, ſeinen Körper herauszuputzen, denn abgeſehen davon, daß er an ſeinem linken Fuß einen gelben und an ſeinem rechten Fuß einen rothen Pantoffel trug, war auch ſein Bart an der einen Seite glatt gekämmt und geſalbt, während auf der andern Seite das Haar loſe umherflatterte.

„Beherrſcher der Gläubigen," ſtöhnte der Schatzmeiſter und warf ſich auf dem Teppich des Gemachs dem Kalifen zu Füßen „Allergroßmächtigſter Herr!" ſchrie er. „Bei dem Barte meines Vaters und dem Schleier meiner Mutter! Dein Sklave iſt unſchuldig!"

Man kann ſich leicht denken, daß bei dieſer ſonderbaren Anrede der Kalif aus ſeiner behaglichen Ruhe empor fuhr und ſich mit funkelnden Augen haſtig nach dieſem ſeltſamen Benehmen erkundigte.

„Herr," fuhr der Schatzmeiſter fort, „Herr, wende deine Gnade nicht von mir, und vernimm die Schreckensbotſchaft, daß in der heutigen Nacht dein Schatz entſetzlich beſtohlen wurde. Ja,

großmächtigſter Kalif, er wurde beſtohlen, aber nicht durch die Nachläßigkeit deines Sklaven, der wie immer auch geſtern Nacht, wie das ſeine Schuldigkeit iſt, Alles auf's Sorgfältigſte verſchloß. O Herr, man hat die Mauern des Thurms untergraben und auf dieſe Art deinen Sklaven unglücklich gemacht."

Der Kalif, der mit weit geöffnetem Munde und ſtarren Augen dieſe Nachricht anhörte, ſchien etwas Weniges den Verſtand verloren zu haben, denn anſtatt, wie er ſonſt wohl gethan hätte, eine ſeiner Piſtolen auf den Schatzmeiſter abzuſchießen, faßte er plötzlich ſeinen erſten Hakim am Bart, der, vor Schrecken erſtarrt, neben ihm ſtand, und ſchrie unter einem erſchrecklichen Lachen: „ſiehſt du, Freund Hakim, trefflicher Traumausleger! Die Raben, ja, die Raben, und ſie haben doch meine Schätze geſtohlen." Doch dieſer letzte Gedanke brachte ihn plötzlich wieder zu ſich. Er lehnte einen Augenblick wie nachdenkend in die Kiſſen zurück und dann befahl er, daß man dem Hakim auf der Stelle ſeine Belohnung auszahle. Doch ach, es war eine ganz andere, als wovon er früher geſprochen. Es erſchienen nämlich zwei Sklaven, welche ihn auf den Rücken legten und ihm fünfhundert wohl gezählte Hiebe auf die Fußſohlen verabreichten.

Während der Kalif bei dieſem Akt der Gerechtigkeit etwas ruhiger zu werden ſchien, und ſichtlich einen Troſt darin fand, ſeine Wuth an einem eigentlich ganz Unſchuldigen auslaſſen zu können, dankte der Schatzmeiſter, noch immer am Boden liegend, in einem inbrünſtigen Gebete dem Propheten für dieſes Zwiſchenſpiel, indem er mit Gewißheit glaubte, daß durch dieſe ärztliche Hülfe ſich doch wenigſtens nicht der ganze Zorn des Kalifen über ihn ergießen würde. Aber er hatte ſich dennoch in Etwas geirrt; denn als Muſtapha ruhiger geworden war, befahl er, ſeinen Schatzmeiſter in ein tiefes ſumpfiges Kerkerloch zu werfen, wo er ſo lange bleiben ſolle, bis man den Dieb entdeckt habe. Umſonſt mochte der Unglückliche ſeine Unſchuld verſichern, ja, bei dem Barte des Propheten und bei

ſeinen Augen ſchwören, es half ihm alles nichts, er wurde abgeführt und in einen unheimlichen Kerker geſteckt.

Nachdem man den Beherrſcher der Gläubigen allein gelaſſen hatte, quälte er ſich in Gedanken über den großen Verluſt ab, der ihn betroffen, wobei er ſehr nach ſeinem Polizeimeiſter Abugoſch ſeufzte, den, wie er feſt glaubte, die Diebe aus dem Wege geräumt hätten, ehe ſie es gewagt, den kaiſerlichen Palaſt zu beſtehlen. „Ja," murmelte er vor ſich hin, „wenn Abugoſch da geweſen wäre, hätten es die Diebe gewiß nicht gewagt, ihre verbrecheriſchen Finger nach meinem Gute auszuſtrecken. Ich bin ein recht geſchlagener Mann, der zugleich mit einem koſtbaren Schatz auch den treueſten ſeiner Diener verlieren mußte."

So ſprach der Kalif zu ſich ſelber, als der Oberaufſeher ſeines Harems, ein feiſter boshafter Neger, auf den Fußſpitzen in's Gemach ſchlich und ſich in der Ecke niederkauerte, bis es ſeinem Herrn und Gebieter gefallen würde, einen Blick auf ihn zu werfen.

„Ja, Haſſan," ſprach der Kalif zu dem Eingetretenen, „es iſt ein rechtes Unglück. Ich werde darauf bedacht ſein müſſen, einen neuen Polizeimeiſter zu ernennen. Weißt du mir vielleicht jemand Taugliches dazu vorzuſchlagen?"

Der Neger brach, ſtatt aller Antwort, in ein leiſes Lachen aus, ſo daß ſeine weißen Zähne blendend hervorſchimmerten, doch ohne daß es der Kalif bemerkte, denn dieſer fuhr fort: „ich weiß wohl, Haſſan, daß du und der Polizeimeiſter nie beſondere Freunde waren; aber trotz allem dem mußt du doch zugeben, daß der Verluſt deſſelben für mich, beſonders im jetzigen Augenblicke, unerſetzlich iſt."

Statt aller Antwort grinste der Neger noch häßlicher als zuvor, ſo daß es der Kalif bemerken mußte, und der denn auch ſogleich fragte, was dieſe Fratze zu bedeuten habe? worauf ſich der Schwarze mit ſeinem Kopf bis auf den Teppich neigte und entgegnete: „Beherrſcher der Gläubigen, du ſiehſt deinen Sklaven ver-

weil mich Niemand ſehen konnte, da, wie ſchon geſagt, dichtes Rebenlaub meine Fenſter umrankte.

Eines Tages hatte ſich das Mädchen auf die Bank gelagert und las emſig in einem Buch, da ward ein kleines Thor, welches neben meiner Wohnung von der Straße in den Garten führte, haſtig eröffnet, und ein bildhübſcher junger Menſch trat herein. Derſelbe war phantaſtiſch gekleidet, und da es gerade in der Meßzeit war, ſo muthmaßte ich, er gehöre zu irgend einer der Gaukler- oder Künſtler-Geſellſchaften, die gerade ihr Weſen in der Stadt trieben. Er war im höchſten Grade aufgeregt. Raſch um ſich blickend, ſtrahlte ſein Auge vor Vergnügen, alle ſeine Bewegungen waren wild und heftig, er kam mir in dieſem Augenblicke wie ein junges Pferd vor, das, dem dunklen Stalle entlaufen, die friſche Luft einathmet und ſich der gewonnenen Freiheit freut. So ſah er mit erhobenem Haupte um ſich, holte aus tiefer Bruſt Athem und ſprang mit wilden Sätzen über Bouskets, Grasplätze und Wege. Jede Blume, bei der er vorbei kam, betrachtete er neugierig und freudig, legte ſein Geſicht darauf oder drückte ſie an die Bruſt. Plötzlich blieb er erſtaunt ſtehen, denn er war durch eine Wendung des Weges gerade vor das Mädchen getreten, welches, das Geräuſch des Kommenden hörend, aufgeſprungen war, und die ſeltſame Erſcheinung überraſcht anſah. Das Reh ging in weitem Kreiſe um Beide herum, eine dunkle Röthe überzog die Züge des jungen Mannes, er ließ ſich auf ein Knie nieder und ſprach zu dem Mädchen: „O ſage mir, wer biſt du?“ Sie trat einen Schritt zurück und entgegnete mit nicht geringer Verlegenheit: „Ich heiße Louiſe und mir gehört dieſer Garten.“

„Alles, das Alles gehört Dein?“ ſagte der Unbekannte. „Alle dieſe lebenden Bäume, dieſe wirklichen Blumen und der blaue Himmel, der tauſendmal ſchöner iſt, als ein gemalter? O laß mich deine Hand küſſen, du biſt ſo freundlich, laß mich etwas bei dir in dieſem ſchönen Garten bleiben.“

Dem Mädchen ſchien das ſonderbare Benehmen des jungen hübſchen Mannes zu gefallen. „Aber,“ antwortete ſie, während er ihre Hände ergriff und ſie mit heißen Küſſen bedeckte, „aber wer ſind — wer biſt Du denn?“ — das Du ſprach ſie ganz leiſe.

„Ja,“ entgegnete der junge Mann, „das iſt eine traurige Geſchichte. Wenn ich das nur ſelbſt wüßte. Der alte Mann, der mich mit ſich herum führt, der mich immer in die hölzerne Bude oder in den Wagen ſperrt, ruft mich nur mit dem Namen Pique!“

„Aber was thuſt Du denn in der hölzernen Bude?“ fragte das Mädchen.

„Ich mache Kunſtſtücke, und darnach werde ich jedesmal einge-

wundert ob der Rede, die allerniedrigst derselbe soeben aus allerhöchst deinem Munde vernommen hat. Sprach mein Gebieter nicht soeben von dem Verschwinden des Polizeimeisters? ein Umstand, von dem es mich sehr befremdet, daß höchst dein Mund Erwähnung davon thut; denn es käme deiner Weisheit doch wohl zu, vor allen Dingen nur die reinste Wahrheit zu wissen."

Der Kalif sah den Sprecher an, ohne im Augenblick zu wissen, was dieser mit seiner Rede eigentlich sagen wollte.

„Großmächtigster Kalif," fuhr der Schwarze fort, „wer möchte denn wohl vor dir alles Ernstes zu behaupten wagen, daß dein Polizeimeister Abugosch nicht zu finden wäre. Ich versichere dich dagegen, daß er sich ruhig in seinem Palaste befindet — ruhig," setzte Hassan hinzu, „wenn ihm sein Gewissen dies zuläßt."

Nach diesen Worten schaute der Kalif aufmerksam den Neger an und erkundigte sich mit strengen Worten, was dies Gerede zu bedeuten habe.

„Ja, Herr," fuhr Hassan fort, „man hat dir schon gestern hinterbracht, daß dein Polizeimeister nirgends zu finden sei, und das ist allerdings vollkommen wahr, denn er ist weder in der vorletzten Nacht, noch gestern, noch auch in der heutigen Nacht zu Hause gewesen. Verstehst du mich, Kalif? Auch nicht in der heutigen Nacht, wo der Diebstahl an deinem Schatz begangen wurde; doch man hat ihn heute Morgen von der Seite des Nils herschleichen sehen, ja, ich sage von der Seite deines Palastes, wo der Einbruch geschehen; und darauf hat er sich in aller Stille und Heimlichkeit in seinen Palast begeben, ohne jedoch, wie es sich für einen treuen Beamten deiner Hoheit geziemt, schon in der Frühe hieher zu eilen, um gleich die geeigneten Maßregeln zu treffen, die verbrecherischen Diebe einzufangen."

So sehr auch der Kalif vor wenigen Augenblicken auf die Treue seines Polizeimeisters gebaut und von ihm gesprochen hatte, so war doch sein Gemüth von Natur viel zu argwöhnisch, als daß

die giftigen Reden, die Haſſan eben geführt, nicht ſogleich Wurzel geſchlagen hätten und raſch zu einer böſen Frucht gereift wären. Auch war der Schmerz um den Verluſt ſeiner Schätze ſo groß, daß er in dieſem Augenblicke, in der Hoffnung, dieſelben wieder zu erlangen, Alles glaubte, was man ihm hierüber ſagte. Er zog ſeine Augenbrauen finſter zuſammen und ließ ſich die ganze Ausſage des Negers nochmals wiederholen, worauf er eine kurze Zeit nachdenklich da ſaß und dann zwei ſeiner vertrauteſten Mameluken mit dem Auftrage fortſandte, ſich heimlich in den Palaſt des Polizeimeiſters zu begeben und ihn ſtehenden Fußes hieher zu bringen.

Während dieſer Zeit lag Abugoſch in feſtem Schlaf auf ſeinem Divan und freute ſich ſogar im Traum darüber, daß er kein Eſel geblieben, ſondern wieder zum Menſchen geworden war, als er plötzlich von einem Geräuſch, das er neben ſich zu hören glaubte, erwachte.

Er blickte um ſich, doch jetzt war wieder Alles ſtill und Niemand außer ihm im Gemach.

Abugoſch rieb ſich die Augen, und während er über die jüngſt vergangene Zeit nachdachte, begann ihm die verfloſſene Nacht mit ihrer ſchrecklichen Begebenheit in einzelnen Bildern vor ſein Inneres zu treten. Er ſprang eilig von ſeinem Divan auf in der Abſicht, ſich ſogleich in den großherrlichen Palaſt zu begeben und dem Kalifen Muſtapha ſeine ganz ſonderbare Geſchichte zu erzählen. Indem er ſich ſo eilig erhob, fiel etwas, das ſich in den dichten Haaren ſeines Bartes verborgen hatte, auf die Erde und als er es aufhob, fand er, daß es einer jener kleinen goldenen Ringe ſei, die mit einem unſchätzbaren Talisman verziert, von dem Kalifen am Finger getragen worden und deren ſich im Schatze des Sultans mehrere befanden. Jetzt begann er zu ahnen, daß die Geſchichte, die er in der heutigen Nacht erlebt, in ihrer ganzen ſchrecklichen Ausdehnung wahr ſein könne. Er hatte als Eſel die Schätze ge-

tragen, und es konnte wohl möglich ſein, daß einer dieſer Ringe aus dem Sacke gefallen und an ihm hängen geblieben ſei; genug, er hielt den Ring in ſeiner Hand und betrachtete ihn eben aufmerkſam, als er daſſelbe Geräuſch, das ihn vorhin aus dem Schlaf erweckt, jetzt zum zweiten Mal und deutlicher hinter einem der Thürvorhänge ſeines Gemachs hörte. Raſch wandte er ſeine Augen dahin, und wer beſchreibt ſein Erſtaunen und ſeinen Schrecken, als plötzlich zwei Leibmameluken des Kalifen in das Gemach traten und ihm befahlen, augenblicklich zu folgen.

Abugoſch hatte den Ring raſch in ſeinen Gürtel geſteckt, eine Bewegung, die aber einer der Mameluken bemerkte und das Kleinod triumphirend hervorzog. Umſonſt bat der Polizeimeiſter, man möge ihm erlauben, doch wenigſtens andere Kleider anzuziehen; denn in der That, ſein jetziger Anzug befand ſich ſehr in Unordnung: der Turban war zerſetzt, der Kaftan beſchmutzt und zerriſſen, kurz, Alles war in gar ſchlechtem Zuſtande. Doch die Mameluken thaten ihre Pflicht, ſetzten den Gefangenen vor dem Hauſe in eine Tragſänfte und brachten ihn nach dem kaiſerlichen Palaſt.

Muſtapha harrte mit Ungeduld ihrer Rückkehr entgegen und ließ den Polizeimeiſter ſogleich vor ſich bringen. Abugoſch trat in das Gemach und ein Blick auf den Kalifen reichte hin, um ihm zu ſagen, daß dieſer ſich in einer ſehr ſchlechten Laune befand. Mit der einen Hand griff er in ſeinen vollen Bart und mit der andern ſpielte er mit einem Säbelgriff.

„Dank ſei dem Propheten,“ ſprach Muſtapha finſter, „daß er uns einen ſolch' treuen Diener, wie du biſt, wieder geſchenkt hat. Sprich, mein Sohn Abugoſch, wo warſt du in der Zeit, die du fern von meinem Palaſte, ſowie fern von meinem Hauſe zugebracht haſt? Warum warſt du nicht bei der Hand, als man meinen Schatz beſtohlen, oder,“ fuhr der Kalif fort, indem er den Gefangenen mit durchbohrendem Blick anſah, „warſt du vielleicht bei

dem Einbruch zugegen? wenigſtens ſpricht dieſer Ring dafür, den ich hier in meiner Hand halte."

Nach dieſer Anrede und dem hohnlächelnden Geſicht des Negers Haſſan, der hinter ſeinem Herrn hervorſah, war der Polizeimeiſter gleich im Klaren, wie die Sache hier für ihn ſtände. Doch da er ſich keines Verbrechens bewußt war, ſo ſchaute er dem Kalifen ernſt in's Geſicht, und ſagte nach der üblichen Verbeugung: „Beherrſcher der Gläubigen, deine Weisheit hat geruht, einen ſchweren niederdrückenden Verdacht auf deinen Sklaven zu werfen. Möge es mir aber dagegen erlaubt ſein, dir die wunderbare und ſeltſame Geſchichte zu erzählen, die mit mir vorgegangen, während ich nicht das Glück hatte, dein hohes Antlitz zu ſchauen."

Als Muſtapha hiezu ſeine Erlaubniß ertheilt, begann Abugoſch und erzählte die Vorfälle auf dem Diebsplatz, wie er in einen Eſel verwandelt worden und wie es ihm darauf ergangen; dann die Geſchichte des Einbruchs in den kaiſerlichen Schatz, Alles ſo genau wie möglich.

Der Kalif hatte aufmerkſam zugelauſcht, und wenn auch in jenen Zeiten die Genien und Kobolde öfters ſichtbar ihr Spiel trieben, ſo war ſein Herr doch zu ſehr zum Argwohn geneigt, als daß er dieſem ſeltſam klingenden Märchen ſeinen vollen Glauben hätte ſchenken können. Deßhalb ſchüttelte er ſein Haupt und entgegnete: „Höre, Abugoſch, ich bin von deiner Klugheit zu ſehr überzeugt, und das, was du mir eben erzählſt, klingt viel zu unwahrſcheinlich, als daß ich nicht glauben ſollte, du habeſt es erfunden, um einen ſchweren Verdacht von dir abzuwälzen. Doch es ſei ferne von mir, dich zu verdammen, ohne dir Gelegenheit zu geben, deine Unſchuld zu beweiſen. Du ſahſt alſo in der verfloſſenen Nacht deutlich, in welches jener kleinen Häuſer die Diebe meine Schätze getragen. Begib dich daher ſogleich mit einer zahlreichen Wache dorthin und ſuche die Säcke. Wenn du ſie alle wieder bringſt, ſo will ich dir Glauben ſchenken und es ſoll dir eine große Belohnung nicht entgehen. Im anderen

Falle aber werde ich der Welt zeigen, wie man einen Diener bestraft, der seinen Herrn bestiehlt."

Was konnte der unglückliche Abugosch thun? Sowie er seinen Herrn kannte, war er noch herzlich froh, daß ihm dieser nicht ohne Weiteres den Kopf vom Rumpfe hatte schneiden lassen, sondern ihm vielmehr einen Weg gezeigt, auf dem er allen Ernstes glaubte, seine Unschuld beweisen zu können. Er neigte seinen Kopf zur Erde und begab sich mit einer zahlreichen Wache an das Ufer des Nils, wo die kleinen Häuser standen. Hier fand er auch nach einigem Herumsuchen bald die Hütte, in welche die Spitzbuben die Säcke getragen hatten. Er stellte sich davor hin, besah sie von allen Seiten, um sich nicht zu irren, war aber bald fest überzeugt, daß in dieser und keiner andern die Schätze sein müßten. Nun ließ er das Haus sorgfältig von allen Seiten mit Wachen umstellen und umging es zuerst selbst, um nachzusehen, ob die Spitzbuben die Säcke nicht hinten irgendwo hätten hinaustragen können. Doch war das unmöglich; denn an der andern Seite der Hütte floß der Nil dicht vorbei, und wenn sich auch da eine Hinterthür befand, so führte dieselbe nur auf einen kleinen grabenartigen Einschnitt, den der Strom in's Haus machte und wo die armen Schiffer zur Nachtzeit ihre Kähne hineinzuziehen pflegten.

Nachdem die Wachen von allen Seiten das Haus umstellt hatten, begannen sie langsam einzutreten. Abugosch eilte rasch durch die Vorderthür ein paar Stufen hinab in ein ärmliches Gemach, wo sich aber nichts weniger als Säcke voll Schätze befanden. Hier war Alles leer und zerfallen. Jetzt drang man weiter in's Haus hinein und hatte es bald von oben bis unten auf das Genaueste durchsucht, ohne das Geringste gefunden zu haben. Man kann sich leicht die Verzweiflung des armen Polizeimeisters denken, als er einsah, daß die Diebe wahrscheinlich schon am frühen Morgen hier gewesen seien und die Schätze fortgeholt hätten.

Freilich eine unerhörte Frechheit; denn der Raub in der Schatzkammer während dieſer Nacht war ſchon am frühen Morgen überall bekannt geworden und die Spitzbuben mußten doch fürchten, mit ihren Säcken angehalten und feſtgenommen zu werden. Aber was half es, daß Abugoſch darüber nachgrübelte; die Säcke waren fort und nirgends zu finden.

In ſeiner Verzweiflung ſah er einen der ſchrecklichſten Tode vor ſich und klammerte ſich deßhalb an Alles feſt, was ihm vielleicht noch Rettung geben konnte. „Vielleicht habe ich mich getäuſcht," dachte er bei ſich ſelbſt, „und es iſt das nebenſtehende Haus geweſen" — eine Idee, die er ſich ſo wahrſcheinlich machte, daß er befahl, auch dieſes alsbald durchzuſuchen, was denn auch geſchah, aber leider ohne mehr zu entdecken, als in der erſten Hütte.

Von Zeit zu Zeit ſchickte der Kalif einen Mameluken ab, um ſich nach dem Erfolg dieſer Hausſuchungen zu erkundigen, und jeder dieſer Boten trieb dem armen Abugoſch des Angſtſchweißes mehr auf die Stirne.

Jetzt durchſuchte man auf gleiche Weiſe auch auf der andern Seite das angrenzende Haus, dann das zweite, dritte, Alles vergeblich und wenn auch Abugoſch auf dieſe Art ſämmtliche Häuſer der ganzen Reihe durchſtöbern ließ, ſo ſah er doch, ſo oft er bei dem erſten Hauſe, das man unterſuchte, vorbei kam, daß dieſes und kein anderes das rechte ſei.

So war es Nachmittag geworden und die Sonne ſenkte ſich ſchon ſtark gegen den Horizont, den Nil und die alte Kalifenſtadt mit rothem feurigem Glanz bedeckend. Abugoſch hatte noch einmal das erſte Haus von oben bis unten durchſucht und ſtand an einer Hinterthür, die auf den Nil führte, in trübe quälende Gedanken verſunken. Vor ihm lag der herrliche breite Strom, mit kleinen und großen Booten bedeckt, in welchen fröhliche Menſchen ſaßen, die ſich des ſchönen Abends freuten. Ach, ſein ſchön bemalter und vergoldeter Nachen ſchaukelte leer und unbenützt vor der Terraſſe

ſeiner ſchönen Villa, die dort unten am Ufer des Stroms lag und deren glänzende Dächer er im Abendſtrahl funkeln ſah. Dort lag ſein ſchöner Orangengarten mit Blumenfeldern und kleinen Wäldchen von dunkeln Cypreſſen, ſein Lieblingsaufenthalt, den er nie mehr betreten ſollte. Er kannte ſeinen Herrn, den Kalifen Muſtapha, zu gut, und wußte, daß die Nacht, die ſich heute auf den Nil herabſenkte, für ihn zu einer ewigen werden würde, und daß er die Spitzen der Pyramiden drüben nie mehr in der Morgenſonne glänzen ſähe.

Die Schätze waren, wie ſchon geſagt, nicht zu finden, und der Beherrſcher der Gläubigen war viel zu ſehr über den Verluſt ſeiner Koſtbarkeiten empört, als daß er nicht ſein Wort halten würde und ihn eines ſchimpflichen Todes ſterben laſſe. Dieſer letzte Gedanke, als gemeiner Dieb öffentlich hingerichtet zu werden, war dem Polizeimeiſter, der ſich ſeiner Unſchuld bewußt war, noch ſchrecklicher als der Tod ſelbſt, und als er den tiefen Fluß ſo ſchön zu ſeinen Füßen ſah, kam ihm plötzlich der Gedanke, ob es nicht beſſer ſei, ſich da hinabzuſtürzen und ſeinem Leben freiwillig ein Ende zu machen, als in die Hand des Henkers zu fallen. Gedacht, gethan! Der arme Polizeimeiſter warf noch einen ſchmerzlichen Blick auf die Gegend ringsum, befahl ſeine Seele dem Propheten und ſprang in den Nil, wo er auch alsbald unterſank.

Ihr könnt euch leicht denken, daß auf dies Geplätſcher im Waſſer die Wachen mit aller Haſt herbeiſtürzten, denn ſie ſahen mit Schrecken die Abſicht ihres hohen Gefangenen ein, und fürchteten, wenn ſie ihn nicht lebendig überbrächten, für ihre eigenen Köpfe.

Man ſchrie nach Nachen, nach Leitern und Stricken und einige der Soldaten, die gut ſchwimmen konnten, machten ſchon Anſtalt, ſich dem Polizeimeiſter nachzuſtürzen, als dieſer plötzlich wieder auf der Oberfläche des Waſſers erſchien, und ſeinem Entſchluſſe, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, ſehr entgegen, den Umſtehenden laut

zurief, ſie ſollten ihm einen Strick zuwerfen, was denn auch augenblicklich geſchah.

Kaum hatte Abugoſch das feſte Land wieder betreten, als ſich die Wachen augenblicklich ſeiner bemächtigen wollten; doch wehrte er ſich mit Händen und Füßen, wobei er aber in die freudigen Worte ausbrach: „da unten im Waſſer liegen die Säcke!“

Gerade in dieſem Augenblick kam der Kalif zu Pferde an das Ufer des Nil geritten, indem er ſich mit eigenen Augen überzeugen wollte, ob man auch bei der Durchſuchung der Häuſer mit der gehörigen Sorgfalt zu Werke gegangen. Er ſah die Bewegung am Ufer und als er dicht herangekommen war, zog man gerade den erſten der Säcke, mit Gold und Edelſteinen angefüllt, aus dem Waſſer, worüber Abugoſch ſo entzückt und voll Freude war, daß er ſich in ſeinen naſſen Kleidern dem Kalifen zu Füßen warf und inbrünſtig einen Zipfel der lang herabhängenden Schabrake küßte. Darnach erſtattete er in kurzen Worten dem Kalifen einen Bericht ab und verſchwieg nicht, daß er ſich ſeiner Unſchuld bewußt, lieber ſelbſt das Leben habe nehmen wollen, als von der Hand des Henkers ſterben, und daß er auf dieſe Art entdeckt, wie die liſtigen Diebe die Säcke ſorgſam auf den Grund des Nils hinabgelaſſen.

Muſtapha, ſehr erfreut, ſeine Koſtbarkeiten wieder zu haben, ſprach den Polizeimeiſter augenblicklich von allem Verdachte frei und kehrte mit ihm in den Palaſt zurück. Hier ließ er ihm einen koſtbaren Ehrenſäbel überreichen und Abugoſch ſtand von dieſem Vorfalle bis an's Ende ſeiner Tage in höchſter Macht und Anſehen.

So ſchloß der alte Mann dieſe wahrhaft denkwürdige Geſchichte, die dem Polizeimeiſter Abugoſch begegnete.

„Und die mich außerordentlich ergötzt hat,“ ſetzte der Emir el Hadſch hinzu.

„Und mich,“ ſagte einer der jungen Männer.

„Nur möchte ich wiſſen,“ entgegnete ein Dritter, „ob man von den Dieben nichts mehr gehört hat.“

„Nicht das Geringste," sagte der alte Mann, und so große Mühe sich auch Abugosch von der Zeit an gab, eine Spur von ihnen zu erhalten, so ist ihm das nie gelungen. Später hat er sich über diesen Vorfall mit weisen Männern berathen, welche sämmtlich der Meinung waren, daß jene Geister, die ihn verwandelten, später, um seine Strafe zu schärfen, ebenfalls die Rolle der Diebe übernommen hätten, alsdann aber, nachdem er genug gebüßt, ihm den Entschluß in die Seele legten, sich in den Nil zu stürzen und ihm auf diese Art wieder halfen.

„Ja, ja," sagte der Emir el Hadsch, „mir scheint dies am allerwahrscheinlichsten; denn man hat selten gehört, daß ein rechtgläubiger Muselmann aus freiem Antriebe den Vorsatz gefaßt hätte, sich selbst das Leben zu nehmen; ich würde mich lieber zehnmal köpfen lassen. Und dann, setzte der ehemalige Oberschatzmeister hinzu, „so verstockte böse Menschen es auch gibt, so ist das Verbrechen, den kaiserlichen Schatz zu bestehlen, doch unerhört und kommt wohl nie vor. Es muß Zauberei mit im Spiel gewesen sein."

Bei diesen Erzählungen und Gesprächen war es indessen spät geworden und ein leiser Wind, der über die Fläche dahin strich, erinnerte die Gesellschaft daran, daß es Zeit sei, sich noch einige Stunden zur Ruhe zu legen.

Den folgenden Tag hatte die Karawane einen längeren Marsch gemacht als gestern und es war deßhalb schon spät geworden, ehe das Lager aufgeschlagen wurde und sich Menschen und Pferde zur Ruhe begeben konnten. Der Emir el Hadsch lag sehr ermüdet auf seinem Divan und so sehr ihn auch gestern die Erzählungen des alten Mannes belustigt hatten, so zog er es doch heute vor, in seinem Zelte zu bleiben und sich früher zur Ruhe zu legen. Auch hatte sich seine Tochter Zemire die Erlaubniß ausgebeten, ihn besuchen zu dürfen, und kaum war die Nacht ganz hereingebrochen, und die Sklaven, welche die goldenen Lampen im Zelte des Emirs angesteckt, hatten sich eben zurückgezogen, als durch den bedeckten Gang,

der die beiden großen Zelte vereinigte, die schöne niedliche Türkin hereinschlüpfte, und sich zu dem Vater auf den Divan lagerte. Nachdem sie sich nach seinem Befinden erkundigt, begann sie von den Eindrücken zu erzählen, welche die Reise und die Karawane in den vergangenen Tagen auf ihr frisches Herz gemacht, und das wußte sie Alles so natürlich und lebendig vorzutragen, daß der alte Herr über die geringfügigsten Sachen laut lachen mußte. Auch hatte sie ihre Laute mitgebracht, und als sie nichts mehr zu erzählen wußte, griff sie in die Saiten und sang eines jener arabischen Lieder, die mit ihren glühenden, lebhaften Worten und der dazu passenden Sprache einen unwiderstehlichen Zauber auf das Menschenherz ausüben:

Emir Gundubar, der Held.

Sieh', es hebt sich leise der Schleier der Nacht und wallt empor goldgesäumt und ringsum lichter werdend. Strahlen zucken hindurch und in Osten hebt sich das Licht der Welt, goldig und mit allgewaltiger Liebe, Erde und Himmel küssend.

Doch mit doppelter Liebe begrüßt der erste Strahl der Sonne die weite, sandige Wüste, sein eigentliches Königreich, wo sie herrscht, hell glänzend und schön, furchtbar und majestätisch. Aber mit dreifacher Liebe küßt der Sonnenstrahl einen kleinen Flecken in dem gewaltig unendlichen Reiche des wehenden Sandes, eine kleine Stelle, wo sein warmer Kuß schlanke grüne Palmen erstehen ließ und feines wehendes Gras, das jetzt in der Morgenstunde flüstert und sich freut, hier entstanden zu sein, hier mitten im gelben Sande, wo rings, so weit der Blick reicht, kein anderer Halm grünt, keine Palme wankt, kein Wasser rieselt.

Doch es ist nicht allein das zierlich gezackte Blätterdach, von

ſchloſſen; denn der alte Mann ſagt, draußen laure etwas auf mich, und wenn mich das träfe, ſei ich verloren. Heute bin ich entſprungen und hieher gelaufen, wo es ſo ſchön iſt. O laß' mich einige Augenblicke hier dieſe lebendigen Bäume anſehen, die ſo friſch ſind, und die natürlichen Blumen, die ſo ſüß duften. Laß' mich etwas bei Dir bleiben, die Du noch ſchöner biſt, als das Alles." Er legte ſich ins Gras und zog das Mädchen neben ſich, das ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen konnte und willenlos zu ihm hinabſank, erſt auf die Knie, dann neben ihn auf den weichen Raſen.

Es war für mich ein ſeltſamer, ein holder Anblick! — ſie mit dem reichen Gewand, mit dem blühenden Geſicht, in welchem Erſtaunen, Scham und Wohlgefallen an dem ſchönen Jüngling wechſelten; er in dem ſonderbaren phantaſtiſchen Aufputze, mit dem ſchönen, freudeſtrahlenden Blick, tauſenderlei Fragen, tauſenderlei Bemerkungen machend, mit einer ewigen Verwunderung; dazwiſchen das Reh, welches bald dem Einen, bald dem Andern zutraulich über die Schulter ſah. Ich muß geſtehen, ich ward mit den Unſchuldigen zum Kinde, ich habe eine Thräne geweint, eine Sehnſuchtsthräne nach einem Glück, wie das der Beiden, nach einem Herzen, das mich liebevoll anhöre, wenn ich ihm von den wirklichen lebendigen Blumen und Bäumen erzählen wollte, von den Geſprächen der Roſen und den Poeſien der Goldkäfer — aber kein Herz, kein Herz für mich, das mich verſtünde!

Eine gute Stunde brachten die Beiden unter Lachen und Plaudern hin; dann erhob ſich das Mädchen, reichte dem jungen Manne ihre beiden Hände hin und ſprang blitzſchnell dem Hauſe zu. Er ſah ihr nur einige Minuten nach, und lief dann mit derſelben Haſt, mit welcher er gekommen, durch das Gartenthor, wahrſcheinlich nach ſeiner Bude zurück. Mich intereſſirte es übrigens ſehr, zu wiſſen, wer er ſei. Ich hatte eine dunkle Ahnung, in ihm auf einen Gegenſtand zu ſtoßen, mit dem ich früher in näherer Beziehung geſtanden und den ich gekannt hatte; er war mir zu unerwartet ſchnell entſchwunden, als daß ich ihm hätte folgen können, um zu ſehen, wo er geblieben. Darum mußte ich mich, wollte ich meinen Zweck erreichen, zu einer Wanderung durch die ſämmtlichen Buden und Merkwürdigkeiten der Meſſe entſchließen. Eine Zimmerreiſe durch Amerika, Aſien und Afrika war bald abgemacht, ohne daß ich etwas gefunden; das große Skelett eines Wallfiſches, welches ich beſehen, hatte mich meinem Zwecke nicht näher gebracht; ich durchſtöberte zwei Menagerien und wohnte den Vorſtellungen einer Kunſtreiter-Geſellſchaft bei, beſah hier außer dem ſich heute Abend producirenden Perſonale in den Ställen und Garderoben die ſämmtlichen andern Mitglieder, ohne eine Spur von meinem Unbekannten zu finden.

den hohen, ſchlanken Stämmen getragen, welches die Sonne mit ſo dreifacher allgewaltiger Liebe beſcheint; nein, es iſt nicht die Oaſe allein.

Siehſt du dort unter den Palmenbäumen die weiß und grünen Zelte, vor denen die hohen Lanzen emporragen, die Lanzen mit der harten eiſernen Spitze! ach, das Eiſen iſt hart und dürſtet nach dem Blute der Menſchen, und mit dem Büſchel von ſchwarzen wehenden Straußenfedern, die dem hölzernen Schafte ſeine Schnelligkeit geben, denn wie der Strauß vor dem wehenden Samum durch die Wüſte hinjagt, ſo fliegt die Lanze in der Hand des Tapferen mit größerer Schnelligkeit weit voraus dem wallenden Burnus, ein Schrecken der Feinde.

Es ſteht ein Zelt unter der höchſten der Palmen, ein Zelt, weiß wie Schnee auf den Bergen, und grün, wie ein junges Reisfeld, und vor dem Eingange deſſelben lehnt eine Lanze, größer und ſchwerer, als alle übrigen. Und daneben ſteht ein Roß, weiß und grau gefleckt, wie der wilde Schwan. Sein Hals iſt ſchlank, wie der Yatagan meines Vaters, unten ſtumpf und oben ſchneidig. Die vier Beine des Roſſes ſind dünn und biegſam und glänzen dabei wie die Klinge aus Damaskus. Der Rücken iſt gerade und gerade iſt der Schweif, ſo daß man nicht weiß, wo jener anfängt und dieſer aufhört, und es nur ahnt, da, wo das ſeidene Haar länger wird, und im leichten Morgenwinde die Silberfäden ſpielen.

Und erſt der Kopf dieſes Pferdes, wie ſchön iſt ſein Geſicht, wie freundlich ſeine Stirn und glänzend ſeine Augen. Sollte man nicht glauben, es verzehre den erſten Strahl der Sonne, denn wie bläht es ſeine Nüſtern, wie gierig blickt es ihm entgegen und wiehert laut das edle Roß!

Ja, es wiehert laut und ſeine Stimme klingt hell und rein, markdurchdringend. Iſt es wohl im Stande, den Schläfer unter dem Zelte zu erwecken, deſſen Schlaf ſo feſt iſt, daß ihn nicht das heiſere Geheul des Schakals, nicht das Gekreiſch eines Wüſten-

geiers zu unterbrechen im Stande war? O könnte dein Wiehern ihn doch erwecken, den edlen Emir el Haris, du treues Roß!

Aber er liegt ruhig in seinem Zelte gen Morgen gewendet und hat die Hände über seine Brust gefaltet und hört nicht das Wiehern seines Rosses. Sein Herz verwelkte und stand still und das Blut, zunächst seinem Herzen, verwunderte sich und stockte ebenfalls. Dann lief es eilends zurück und raste durch alle Adern und sagte es jedem Gliede des Körpers an, daß das Herz des Emir el Haris still stehe und nicht mehr schlagen wolle. Und wie es so durch einander lief und berathschlagte, da schwellte ein schwerer Seufzer die Brust des Emirs, und er sah am fernen Horizonte zwei Engel aufsteigen, die schleppten hinter sich her eine lange schwarze Decke und überzogen Berg und Thal damit, so daß Alles ringsum schwarz ward. Nur in der Mitte dieser schwarzen Decke brannten in feurigen Buchstaben die Worte: Der Prophet wird gnädig sein dem Gerechten und ihn in's Paradies führen.

Dies las der sterbende Emir el Haris und seine Seele flog empor.

Sahst du jemals die Sandwolke, wie sie sich in der weiten Wüste erhebt, ein Schrecken der Karawane? aus dem trüglichen Spiel der Fata Morgana entwickelt sich das schreckliche Sandgespenst.

Die Palmen, die du am Horizont zu sehen glaubtest, die duftenden Haine und zierlichen Gebäude verschwimmen in einander und du verwunderst dich, daß dort, wo deine Phantasie vor wenig Augenblicken noch fließendes Wasser sah, jetzt gelbe Sandhügel emporwachsen.

Und wunderbarer! bewegen sich jene Hügel nicht? — Pilger, denk an dein Ende, ja, sie heben sich langsam empor, und der Himmel, der noch vorhin tief blau das Haupt der Gläubigen bedeckte, färbt sich dorthin stahlgrau und ist tief am Horizonte anzusehen, wie der glänzende Stahlpanzer des Sarazenen, wenn sich die Flammen einer brennenden Stadt auf ihm spiegeln. —

Pilger, bedenke dein Ende. Wird dort der Sand lebendig.

Das ist ein Heben und Drängen in den Hügeln und man sollte glauben, es sei eine Schaar leidtragender Weiber, die dort wandeln, denn es flattert empor, wie gelbe ungeheure Schleier. Pilger, bedenke dein Ende!

Das ist der Sandsturm. Ach, ein menschliches Auge, das ihn aufsteigen sieht, wird so ergriffen von dem gewaltigen Anblick, daß es auf dieser Welt nichts Anderes mehr erschauen kann. Pilger, bedenke dein Ende!

Schon ist die Hälfte des Himmelsbogens gelb bezogen und es pfeift und saust von drüben her, wie des Meeres Wogen, wenn der Nordwind sie peitscht.

Und wie das hülflose Schiff auf dem unendlichen Ocean dahin flieht vor der Gewalt des Sturmes, so versucht es die Karawane eilenden Laufes, den heranflatternden Sandwogen zu entfliehen. Pilger, bedenke dein Ende!

Hast du jetzt dein Ende bedacht, Pilger? Es wäre gut für dein Seelenheil, denn im nächsten Augenblicke wirst du nichts mehr zu denken haben.

Das schaumbedeckte Roß bleibt stehen und wendet sich gegen den Orkan. Was hilft sein Fliehen? Auch ist es muthiger als sein Herr, der in gräßlicher Angst den Burnus über sein Haupt zieht und vergebens Gott anruft, Gott und den Propheten.

Das geduldige Kameel legt sich nieder und drückt seinen Kopf in den Sand zu seinen Füßen. Sind vielleicht die Schmerzenstöne, die es ausstößt, eine flehende Bitte an den Sand des Bodens, er möge ihn schützen gegen seine Brüder in den Lüften. — Jetzt rieselt es leise herab und die scharfen feinen Körner verursachen ein leises, melodisches Getön, ähnlich dem feinen Regen, der nach mondenlangem Sonnenbrand Berg und Thal erfrischt.

Ach, dieser Regen erfrischt nicht. Er dringt mit unbeschreiblicher Gewalt durch jedes Kleid, und häuft sich langsam auf Thiere und Menschen.

Vielleicht daß einige Tage ſpäter eine andere Karawane des Weges kommt und bei unförmlichen Sandhügeln vorbeizieht, nicht ahnend, was dieſe Rieſengräber bedecken, nicht ahnend, daß dort mancher liegt, dem alles Gold und Silber der Welt das Auge nicht füllen konnte, was nun eine Hand voll Sand gethan.

Doch ich will dir ja nicht ſingen von den Schreckniſſen der Wüſte, ſondern von dem Tode des edlen Emir el Haris und von ſeiner edlen Wittwe Rabab.

Ihr Herz war froh bei den Lebenden und ihr Leib glich den geſegneten Fluren des Delta vor der Ernte, eine Flur, die der Emir mit Entzücken anſchaute, ohne zu wiſſen, wie die gereifte Frucht ſein würde. Ihr Frohſinn glänzte hell, wie die Sonne auf dem gelben Sande der Wüſte und ihre Blicke ruhten auf dem Emir mit Luſt und Freude, wie die durſtige Gazelle das Waſſer anſchaut, nachdem ſie Tage lang, ohne zu trinken, umher geirrt.

Da ſtarb der Emir, und wie der Sandſturm in der Wüſte ſtieg am Horizonte der edlen Rabab der Gram auf und warf ſich über ſie. Ach, jedes Sandkorn rief ihr zu: ſein Herz ſteht ſtille, ſein Herz, das für dich ſchlug. Jedes einzelne Sandkorn war ein Schmerz, den kaum eine Menſchenſeele zu ertragen im Stande iſt und über die arme Rabab fiel ein ganzer Sandſturm, und ſie ertrug ihn.

So lag ſie in ihrem Zelte, die edle Rabab, ſchön wie der junge Tag und barg ihr Geſicht in beide Hände, ihr Geſicht, das unter dem Haar hervorſah, wie die weißen glänzenden Eier unter dem Flügel des ſchwarzen Straußes.

Sie vernahm das Wiehern des Pferdes und wie beim Gewitter zuweilen ein einzelner Sonnenſtrahl über die Gegend fährt, ſo zuckte ein lachender Gedanke durch die Nacht ihrer Seele. Ach, wenn er noch lebte! Doch er war todt, todt war der Emir el Haris, deſſen Hand gegen Jedermann, ſowie Jedermanns Hand gegen ihn war.

Ja, Jedermanns Hand war gegen ihn und wenn auch der

kräftigen Männer viele waren, die zu ſeinem Gezelte gehörten, ſo waren doch jetzt ihre Muskeln, ſowie die Sehnen ihrer Pferde gelähmt, ihre Lanzen waren zerbrochen und ihre Sehnen ohne Schneiden; denn Emir el Haris war todt. Wohl ſtanden die Männer um das Gezelt, in welchem die edle Rabab lag und hatten in dem Schmerz, der auch ſie erfaßt, ihren Turban gelöst, und ſchleiften den langen faltigen Mantel auf der Erde nach. Ihre Kraft war zu ſchwach, ſich vereint zu halten gegen die Stämme ihrer Feinde, die noch heute wie Heuſchreckenſchwärme über den jungen Mais auf ſie ſtürzen würden, denn der Emir el Haris war todt. Leb' wohl, edle Rabab! Gott möge dich ſchützen und der Prophet! Der Feind wird ſich deiner erbarmen, da er dich allein und wehrlos ſieht. Doch was müßte dein Loos ſein, wenn der Todfeind deines Mannes, Emir Darim, dich ergreift, nachdem wir ihm noch Viele der Seinen getödtet?

So war denn Rabab verlaſſen und Niemand mehr bei ihr, als das Kind, das ſie unter ihrem Herzen trug. Da ſank ſie zurück auf ihr Lager in Betrübniß und Schmerz und der Engel des Traums ſtreifte bei ihr vorüber und berührte mit ſeinem roſenrothen Fittig ihr Auge, daß es fähig war, zu ſchauen in eine andere Welt. Sie blickte in das Paradies, wo der Baum des Todes ſtand, an deſſen Zweigen die Menſchenleben hängen. Sie ſah wie ihn der Wille des Propheten erſchütterte und wie der Menſchen unzählige hinabſtürzten in den Arm des Todes, Kinder und Jünglinge, Jungfrauen und Greiſe.

Aber mit Schrecken und Freude ſah ſie auch ihr eigenes Leben locker an einem Zweig hängen, und es flatterte ſo loſe, daß man fürchten mußte, der nächſte Augenblick werde es herabreißen. Ach, alſo der Tod ſtand ihr nahe bevor, nahe vor ihren Augen wogte die letzte ſchreckliche Stunde, ein furchtbar tobendes ſchwarzes Meer, in deſſen Fluthen ſie ſtürzen ſollte, ohne zu wiſſen, ob der Hauch der Gnade aus dem Munde des Propheten ſie wie ein

leichtes Roſenblatt über die Wellen an ein glückliches Geſtade treiben würde, oder ob ſie unterſänke zur ewigen Finſterniß. Doch neben dem Faden, an dem ihr abgelaufenes Leben hing, ſchwellte eine Knospe, die noch verhüllt ein neues Leben trug, eine Knospe, die von Kraft und Geſundheit ſtrotzend, feſt an dem Baume des Lebens ſaß.

Die Knospe war anzuſchauen, wie das roſige Gewölk, das vor der Sonne am öſtlichen Himmel auftaucht und ſchon von den feurigen Strahlen durchwebt und vergoldet iſt. Wie die Wolke, die ſtolz voran fliegt und es der Erde anſagt, daß ein ſchöner Tag anbrechen wird, aber ein Tag, an dem die Luft nicht ruhig über die Gefilde dahin zieht, ſondern ein Tag, an dem der Wind ſich aufmacht und gewaltig über die Gebirge daher braust, ein Schrecken der Thalbewohner und der Meerdurchſchiffenden.

O dieſe Knospe, ſie war ſchön und lieblich anzuſehen. Und die Mutter ſah im Traum das Bild ihres Sohnes, wie es langſam emportauchte, gleich der glänzenden Sonne aus dem Roſengewölk mit feurigen Strahlen, dorthin Segen bringend, wie der Sonnenſchein, der die junge Saat hervorlockt, dorthin Entſetzen verbreitend, wie die glühenden Strahlen, die in der Wüſte die Brunnen der Karawanen vertrocknen, aber geſehen und angeſtaunt von der ganzen Welt.

O edle Rabab bedenke dein Ende. Als ſie von ihrem ſchweren Traum erwachte, die Gemahlin des Emir el Haris, war es ſtill um ſie her und ſie hörte kein Wiehern der Roſſe, kein Klirren der Schwerter; aber jetzt hob eine ſchwarze Hand den Zeltvorhang empor, es war Abdallah, der Neger des Emirs, der zurückgeblieben war und zu ihr ſprach: auf, Rabab, folge mir, ich bringe dich ſicher zu der Oaſe al Khaſin, die ſich glänzend und duftend weit hinter jenen Bergen im unermeſſenen Sande ausbreitet, und wo die grünen Zelte ſtehen, unter denen dein Vater und deine Brüder lagern.

Und Rabab folgte ihm, nachdenkend und traurig, und doch blickte unter dem ſchwarzen Schleier ihres Grams ihr inneres Auge freudig und hoffend gen Himmel, denn ſie dachte an ihren Traum.

So zogen ſie dahin, und Tag und Nacht wechſelte einige Mal über ihren Häuptern.

War die edle Rabab froh, einen Führer gefunden zu haben durch die Wüſte, und folgte ſie dem Sklaven gern und willig, wie das Schiff dem lenkenden Ruder? Nein, ſie fühlte ſich verlaſſener, als je, denn in dem glänzenden brennenden Auge des Negers ſtieg eine Flamme auf, die ihr letztes Glück, ihre Ruhe zu verzehren drohte. Sieh, Rabab, ſprach der Neger, wohl halte ich es für möglich, den Weg zur Oaſe al Khaſin zu finden; doch wo iſt der Menſch, der ſich nicht irrt? Schaue zu deinen Füßen in den Sand, wie er glatt und ohne Pfad iſt, voll kleiner Wellen, die der Morgenwind in ſeine bewegliche Fläche gezeichnet. Doch ſehe ich rechts und links neben uns die Spuren von zahlreichen Gazellenheerden. Auch ſcheint es mir, daß in der Ferne dort zwiſchen den Hügeln die Krone einer Palme hervorblickt, wenn es aber nicht al Khaſin wäre, wenn es die Oaſe eines feindlichen Stammes wäre, würde ich dort mit dir einziehen dürfen und zu dem Emir ſprechen: ſieh, Herr, dies iſt die Wittwe deines Todfeindes el Haris, dürfte ich vielmehr ſagen, du ſeiſt mein Weib Rabab? dürfte ich ſprechen: ſieh Herr, als der letzte Tag ſein Auge ſchloß und uns nicht mehr anſah, fanden wir uns getrennt von der Karawane und irrten bis zu dir, gib uns ein gemeinſchaftliches Zelt.

Rabab dachte an ihren nahen Tod und an ihren Traum.

O, Rabab, fuhr der Sklave fort, glaube nicht, daß mich die Treue zu meinem ehemaligen Herrn zurückhielt, nein, es iſt ein anderes Gefühl, das mich vermochte, mein Leben deiner Rettung zu opfern. Ich liebe dich, Rabab, ſieh, ich nehme mein Leben und mein Herz in die rechte Hand und will es zu deinen Füßen ausbreiten, daß du fernerhin darauf wandeln mögeſt, ſanft und

angenehm, wie auf dem Teppich von Kaſchemir und mit der andern Hand zeige ich dort nach jener Palme, indem ich dir ſage, dort lagert der Todfeind deines Mannes, Emir Darim. Wähle denn, Rabab, zwiſchen mir und dem Tode.

Rabab ſinkt nieder in den Sand der Wüſte und während Schrecken und Abſcheu ihre Seele erfüllt, durchrieſelt ihr Mark und Bein ein anderer furchtbarer Schmerz. Sie bittet den Sklaven, bei Seite zu gehen und einen Trunk Waſſer zu holen, dann ſoll er ihre Antwort wiſſen.

Jetzt iſt ſie allein und wie ſich drüben die Sonne zur Erde neigt, ſo fühlt ſie auch, daß das Ende ihres Lebens kommt. Seltſam geformte Wolken wanken um die ſinkende Sonne und werfen lange Schatten bis zu ihren Füßen. Dazwiſchen durch brechen die letzten Strahlen des Geſtirns und glänzen auf dem Sande und auf den kleinen funkelnden Steinen in demſelben. Iſt doch die edle Rabab wie von einem überirdiſchen Schein umgeben. Licht und Schatten bedecken ſie und bilden ein glänzendes Gezelt um ſie her.

Sie hat einen Sohn geboren und denkt an ihren nahen Tod und an ihren Traum. Sie bindet dem Knaben ein Amulet um den Hals, das ſie bei ſich trug, wickelt ihn in ihren langen flatternden Schleier und legt ihn an ihre Bruſt.

Was ſoll ich dir ſingen, was nun geſchah, als nun der Sklave zurückkam? Greif in dein eigen Herz und es wird dir ſagen, welche Antwort Rabab dem Neger gab, als er ſeinen verbrecheriſchen Antrag wiederholte.

Da ſank die Sonne plötzlich hinab und nahm die Strahlen, welche auf der Ebene ausgebreitet waren, alle mit ſich, alle himmliſchen Strahlen, ſag ich dir. Ach, die Seele der edlen Rabab war auch ein reiner fleckenloſer Strahl und ſie verließ den Körper und floh mit ihren Schweſtern dem ewigen Lichte zu.

Auch die Schatten flohen, die das Licht hervorgebracht, der

ſchwarze finſtere Schatten und der Sklave wandte ſein Antlitz und ſchüttelte eilenden Laufes den Staub von ſeinen Füßen. —

Was wir hier mit einfachen Worten gegeben, ſang die ſchöne Zemire ihrem Vater in einer düſteren melancholiſchen Weiſe, aber mit der Kraft und Glut, die den Orientalen ſo eigen iſt. Wo das Wort des Dichters nicht ausreichte, vervollkommnete ſie ein unklares Bild durch einen Blick, durch einen zum Herzen dringenden Ton, durch eine neu ergreifende Wendung der Melodie.

Als ſie geendet, legte ſie das Inſtrument bei Seite und plauderte noch eine Weile mit dem Emir, und da es jetzt ſpät geworden war, wünſchte ſie dem Vater gute Nacht und zog ſich in ihre Gemächer zurück. Auch der alte Herr löste ſeinen Turban und legte ſich zum Schlafe auf die Kiſſen des Divans.

Haſſan, der Neger, den wir ſeit jenem Vorfalle im Hofe des Emirs zu Kairo faſt gänzlich aus den Augen verloren haben, hatte den Pilgerzug nach Mekka, wie wir auch ſchon früher vernommen, mit großem Unwillen angetreten. Wenn er den Tag über auf ſeinem Maulthiere ſaß und dem Zuge folgte, ſo machte er ſich neben dem unangenehmen Gedanken an die Gefahren, die ihn unterwegs betreffen könnten, auch allerlei Ideen über jenen Kameeltreiber, mit dem er damals im Hofe angebunden hatte. Wenn er ſich auch insgeheim ärgerte, daß er demſelben damals keine körperliche Züchtigung hatte zu Theil werden laſſen, ſo ſchwebte ihm doch in ſolchen Augenblicken immer das ausdrucksvolle Geſicht des jungen Mannes vor mit den ſeltſam glühenden Augen, die ihm eine ziemliche Furcht eingeflößt. Sehr häufig ritt Haſſan durch die Reihen und ſpähte nach dem Kameeltreiber, hatte ihn aber nicht wiedergeſehen, nur einmal in der erſten Nacht nach dem Ausmarſche war es ihm, als erkenne er die Geſtalt des jungen Mannes. Als in jener Nacht nämlich der Emir El Hadſch das Zelt verlaſſen, hatte der Neger ſich draußen auf ein Polſter niedergelaſſen und rauchte behaglich ſeine lange Waſſerpfeife. Da hörte er plötzlich hinter dem Zelte,

in welchem des Emirs Tochter Zemire wohnte, die leisen Töne einer Laute, auf welcher eine geübte Hand eine arabische Melodie spielte. Darauf fiel eine kräftige Männerstimme ein und sang ein Lied dazu. Anfänglich hatte Hassan nicht so sehr darauf geachtet, indem er glaubte, eine der Wachen vertriebe sich mit Musik die Zeit. Doch plötzlich kam es ihm vor, als habe er die Stimme schon einmal gehört, und als er noch darüber nachdachte, trat plötzlich das Bild jenes jungen Kameeltreibers lebhaft vor seine Erinnerung. Eilig erhob sich nun der Schwarze von seinem Kissen und schlich um die Zelte herum. Da sah er im Mondschein einen Mann sitzen, der die Laute spielte und in dem er augenblicklich jenen Kameeltreiber zu erkennen glaubte. Dieser hatte gerade sein Lied beendigt und fuhr zum Schluß leicht mit der Hand über die Saiten, daß es klang wie leise Seufzer. Dann stand er langsam auf, schwang sich auf sein Pferd, das frei hinter ihm stand und jagte davon.

Hassan stand da und schaute ihm kopfschüttelnd nach. Was mochte der Mensch hier wollen? Wem galt das Lied, das er gesungen hatte? Der Schwarze zerbrach sich den Kopf, ohne auf einen Gedanken zu kommen, der ihm glaublich erschien; doch ärgerte er sich nicht wenig, daß jener freche Mensch es gewagt, hier, in der Nähe des Emirs und der Herrin, sein Lied ertönen zu lassen.

Seit jenem Abend hatte Hassan beständig Acht gegeben, ob der Kameeltreiber nicht wieder kommen würde, aber vergebens. Nun lag er heute Nacht in seinem Zelte, nachdem Zemire ihren Vater verlassen und hing diesen Gedanken nach, als er plötzlich durch die stille Nacht den Klang einer Laute hörte. Hastig richtete er sich empor und vernahm dieselbe Stimme wie das erste Mal, die Stimme jenes jungen Mannes, der ein Lied sang, worin er von den Qualen und Freuden der Liebe sprach.

Da sprang der Neger von seinem Lager auf, nahm einen Säbel zur Hand und trat hinaus vor das Zelt. Wirklich war der junge Kameeltreiber wieder da. Er lehnte sich an sein Pferd, das hinter

Unterdessen war es spät geworden, und ich mußte die Untersuchung der noch übrigen Buden auf den andern Tag verschieben. Ich schlenderte nach Hause und kam ganz am Ende des Marktplatzes noch an einem Bretterhause vorüber, das ein alter kleiner Mann, wahrscheinlich nach eben beendigter Vorstellung, verschloß. Sonderbar nahm sich das Costüm und die grell geschminkten Wangen im Halbdunkel des Abends aus; der bleiche Kopf mit den zirkelrunden rothen Flecken, auf dem ein goldbordirter, dreieckiger Hut saß, dazu ein rother Frack, gelbe Hosen und weiße Strümpfe; und welch ein Gesicht! hart! wie aus Stein geformt, veränderte sich kein Zug darin. Die tiefen Furchen konnte kein Lächeln mehr ausgleichen, sie schienen mit dem Meißel hineingearbeitet; sicher waren Zeit und Lebensstürme die Bildhauer gewesen. Dabei liefen die Augen unheimlich von einer Seite zur andern, während der kleine Mann das Schließen der Bude mit der größten Schnelligkeit betrieb. Entweder hatte er dringende Geschäfte, oder es mußte ihm auf der Straße nicht behaglich sein, denn kaum hatte er Läden und Thüren verschlossen, so schlüpfte er rasch zu einem Nebenthürchen hinein, und auch das hörte ich ihn von Innen mit zwei Riegeln verschließen. Ich stand lange nachdenkend und sah der Erscheinung nach; dies Gesicht? die ganze Figur — es stiegen dunkle Erinnerungen in mir auf; ich hatte ihn früher gesehen, doch wo? ich konnte mich nicht im Augenblick darauf besinnen; je mehr ich indeß über die seltsamen Züge nachsann, um so mehr stiegen üppige, sonderbare Gedanken in mir auf. Er erinnerte mich an eine Nacht, in der ich viel geträumt und viel gesehen hatte, der alte gebeugte Mann mit der tiefen Melancholie, der rothe Rock — richtig, es war das Gespenst jener Nacht auf dem Rathhausplatze in Köln, ja ja, er war es! Und der junge Mensch, der mir so plötzlich wieder ins Gedächtniß kam! Sollte ich hier zugleich bei meinem Alten auch einen neuen räthselhaften Bekannten finden, den Gegenstand meiner Forschungen von heute? Pique, dieser Name, und jener kleine Mann, und die Nacht mit den wüsten Träumen, wo er die vier Könige verfluchte, sie sollten wandeln auf der Erde! Damals, bei ruhiger Ueberlegung, hatte ich die ganze Geschichte belächelt, sie niedergeschrieben und mich gezwungen, dieselbe, ungeachtet ich Alles so deutlich gesehen und gehört hatte, ihrer Unmöglichkeit halber für Traum zu halten, und hatte sie allmählig vergessen. Aber nun, da ich in der Person des alten Mannes, den ich zu deutlich erkannte, den Kreis jener Zaubergestalten wieder tangirte, erstanden sie zu lebendig in meiner Brust. Ich wußte wieder jedes Wort, das die todten Soldaten gesprochen, mir kam der ganze Eindruck jenes Augenblicks wieder, wo der unglückliche Spieler Alles verlor und den Fluch über die Karten aus-

ihm ſtand, ſpielte auf ſeiner Laute und ſang dazu. Der Haushofmeiſter, der die Kränkung im Hofe damals gewiß nicht vergeſſen hatte, fühlte ſich hier in ſeinem vollen Recht und da er auch um das Zelt herum die Mameluken auf- und abgehen ſah, die den Emir bewachten, ſo nahm er allen ſeinen Muth zuſammen, und trat zu dem jungen Manne mit der barſchen Frage: was er hier wolle. Dieſer fuhr aus ſeinen Träumereien auf und warf dem Neger einen nichts weniger als freundſchaftlichen Blick zu, ſo daß dieſer einen Schritt zurück trat.

„Höre, guter Freund," ſagte der Kameeltreiber, „du biſt mir ſchon einige Mal in den Weg gekommen, und ich möchte dir den Rath geben, dich nicht in Sachen zu miſchen, die dich nichts angehen. Was willſt du von mir?"

Bei dieſen letzten Worten griff der junge Mann mit der Hand in den Gürtel und faßte den Griff ſeines Dolches.

„Wer gibt dir denn die Erlaubniß, hier bei den Gezelten meines Herrn dein Geſchrei ertönen zu laſſen? Ziehſt du doch in der Nacht herum wie der Schakal, und ſtörſt mit deinem Geheul den Schlaf der Rechtgläubigen."

„So ſo," lachte der Kameeltreiber, „du biſt auch ein Rechtgläubiger? Nun, Freund Haſſan, ich rathe dir wohlmeinend, nimm dich vor dem Schakal in Acht, daß er dich nicht für einen Hund anſieht und zerreißt." Darauf betrachtete er den Neger noch einmal von oben bis unten, der bei dieſem Anblick nicht wagte, näher zu treten und ruhig mit anſah, wie ſich der junge Mann auf ſein Pferd ſchwang und in vollem Galopp über die Ebene hinſprengte. —

Als am folgenden Tage die Karawane in's Lager gerückt war — es war noch bei guter Zeit — zog ſich der Emir el Hadſch in ſein Zelt zurück, mit dem Vorſatze, ſobald die Nacht hereinbräche ſeine unbekannten Freunde im Lager wieder aufzuſuchen, doch hatte er kaum ſeine Waffen abgelegt und ſich auf ſeinen Divan ausge-

ſtreckt, als Haſſan, der Leibneger hereintrat und dem Herrn meldete, daß ſich draußen Abgeſandte des mächtigen Beduinenſchechs Almanſor befänden, welche den Gruß des Friedens dem Emir el Hadſch zu überbringen wünſchten. Es iſt dies ein orientaliſcher Gebrauch und eine Ehrenbezeugung, welche die befreundeten Araberſtämme dem Chef einer großen Karawane, wenn dieſelbe in den Bereich ihrer Wohnungen kommt, darzubringen pflegen. Der Emir el Hadſch wandte deßhalb ſeinen Turban wieder um's Haupt, und wenn ihm auch gerade dieſe Störung nicht angenehm war, ſo befahl er doch augenblicklich, daß man die Geſandten hereinführe, ſowie Kaffee und Pfeifen bereit halte.

Gleich darauf wurde der Vorhang des Zeltes emporgehoben und die Beduinen traten ein. Es waren ihrer vier, zwei ältere und zwei jüngere Männer. Der erſte, der hereintrat, war eine hohe ſchöne Geſtalt mit langem, weißen Bart, und ſein Anzug beſtand, wenn er auch dem Schnitte nach der gewöhnliche der Beduinen war, aus ſehr koſtbaren Stoffen und war reichlich mit Stickereien verſehen; auch glänzten ſeine Waffen von Gold und Edelſteinen. Er war unter den Vieren offenbar der Vornehmſte, denn als alle hineingetreten waren, blieben die drei anderen ehrerbietig an der Thüre ſtehen, bis er ſich dem Emir el Hadſch gegenüber in der Ecke des Divans auf dem Ehrenplatze niedergelaſſen. Darauf ſetzte ſich der andere ältere Mann an ſeine linke Seite und einer der jüngeren, der ein auffallend ſchöner und ſchlanker Mann war, an ſeine rechte Seite nieder. Der Vierte endlich ſtellte ſich in die Mitte des Zeltes, kreuzte die Arme, indem er eine tiefe Verbeugung gegen den Emir el Hadſch machte, und ſagte: „vernimm, Herr, daß dein Freund, der mächtige Schech Almanſor, ſeinen Bruder Harun zu dir geſandt, um dir im Namen Gottes und des Propheten den Gruß des Friedens zu überbringen.“

Nach dieſen Worten beugte ſich der Sprecher abermals vor dem Emir el Hadſch, der darauf ſeine Hand an Stirn und Bruſt

legte und bei dem Namen des Propheten verſicherte, daß er ſich glücklich ſchätze, in der weiten Wüſte, wo Gefahren aller Art den Pilger bedrohen, einen ſolchen Freund zu haben. Hierauf ſetzte ſich der junge Mann, der eben geſprochen, ebenfalls auf den Divan nieder und der Mann mit dem weißen Bart, Schech Harun, der Bruder Almanſors, legte ſeine Hand ebenfalls an die Stirn und ſagte: Bis m' Allah! — (Im Namen Gottes!)

Nachdem dieſe Höflichkeiten, wie ſie zu Anfang jedes Beſuchs von den Orientalen gewechſelt werden, ausgetauſcht waren, klatſchte der Emir el Hadſch in die Hände, und Haſſan erſchien mit mehreren Sklaven, um die Gäſte mit Kaffee und Pfeifen zu bedienen. Von den erſten vier Sklaven, die hereintraten, hatte jeder eine lange Pfeife, die er an der Schulter trug, und die Haſſan nach der Reihe in Empfang nahm, um ſie den Gäſten darzureichen.

Der Haushofmeiſter gab dem alten Schech Harun die erſte Pfeife, wandte ſich dann an den alten Mann, der zur Linken ſaß und darauf an den jungen Beduinen zur Rechten. Doch wer beſchreibt ſein Erſtaunen, wer ſein Erſchrecken, als er in dieſem den jungen Kameeltreiber erkannte, mit dem er zuerſt in Kairo und dann auch geſtern Nacht auf unangenehme Art zuſammengetroffen war. Er wußte nicht, was er hievon denken ſollte, und behielt die Pfeife einen Augenblick in ſeinen Händen. Doch es war nicht anders, der junge Beduine ſah ihn lächelnd an und nahm die dargebotene Pfeife, worauf ſich Haſſan kopfſchüttelnd zurückzog und alsdann den Gäſten nach derſelben Ordnung den Kaffee darbot.

Nachdem die Abgeſandten eine Zeit lang geraucht, nahm der alte Schech das Wort und erkundigte ſich bei dem Emir, ob ihm auf ſeinem Zuge hieher keine Unannehmlichkeiten aufgeſtoßen, was dieſer, dem Propheten dankend, verneinte.

„Ja," ſagte Harun, „es ſind in der letzten Zeit der Räubereien von den kleinen Araberhorden viele ausgeführt worden. Doch hatte mein Bruder Almanſor die meiſten dieſer unruhigen Stämme be-

ſiegt, und wird ſie auch ferner, wenn es Gottes Wille iſt, im Zaum zu halten wiſſen, wodurch es denn auch dir, o Herr, gelingen wird, deine zahlreiche Karawane glücklich nach dem Grabe des Propheten zu bringen und wieder heim zu führen."

Der Emir ſeufzte tief und ſprach ebenfalls dieſe Hoffnung aus, doch brach er alsbald dies Geſpräch ab, denn es war ihm höchſt unangenehm, von ſolchen Dingen, wie Peſt und Ueberfall der Araber zu reden.

Wie es auch bei uns oft in Geſellſchaften geht, wo alte und junge Staatsmänner beiſammen ſind, daß man nämlich die gleichgültigſten Dinge verhandelt, ſo iſt dies im Morgenlande ganz natürlicherweiſe auch der Gebrauch.

Den Orientalen kann man es überhaupt nicht übel nehmen, wenn ſie entweder ganz ſtill ſchweigen, oder unter einander von Sachen reden, die nur ein allgemeines Intereſſe haben. Bei uns dreht ſich bei ſolchen Veranlaſſungen das Geſpräch gewöhnlich um Frauen, Pferde und Hunde, da es aber der Orientale für höchſt unſchicklich findet, über ſeine Frau oder die eines Freundes, oder Nachbars, oder irgend eines anderen Menſchen zu ſprechen, ſo fällt ihm dieſer Unterhaltungsſtoff von ſelbſt weg. Hunde gibt es faſt im ganzen Orient auch nicht, d. h. ich meine ſchöne Hunde, die zum Vergnügen gehalten und gewartet werden, und rede nicht von jenen ſchmutzigen und gefräßigen Thieren, die in ganzen Haufen auf den Straßen liegen und dem Fußgänger die Wege verſperren. So bleibt denn alſo dem vornehmen Orientalen von dieſen drei bei uns ſo ſehr beliebten Unterhaltungsgegenſtänden nur eines, das Pferd, über deſſen Lob er ſich denn auch mit der ganzen Glut ſeiner Sprache verbreitet und an ſeinen Fingern genau jede gute Eigenſchaft ſeines Pferdes herzuzählen weiß.

Beſonders dieſen Arabern der Wüſte, ſo ſehr ſie es auch wo möglich vermeiden, ihr Pferd den neugierigen Blicken eines Anderen auszuſetzen, da ſie ſich vor dem böſen Auge fürchten, gewährt es

immer ein großes Vergnügen, ihr Pferd wenn auch nur in Worten, als das schönste, verständigste und treuste Thier darzustellen.

Auch die ehrenwerthen Abgeordneten des Schech Almansors hatten nicht so bald begonnen, die zweite Pfeife zu rauchen, als sich der alte Schech Harun seinen schneeweißen Bart strich und bei dem Propheten versicherte, daß es in der ganzen Wüste keine besseren Pferde gäbe, als die seines Stammes, und daß unter denen seines Stammes, die, nebenbei gesagt, zahlreich seien wie die Sterne am Himmel, keine von glänzenderem Haar und schnellerem Lauf zu finden seien, als die seines Bruders Almansor; aber unter denen seines Bruders strahle Jemma; die berühmte Stute, als Inbegriff aller Tugenden und Schönheit, hervor.

Daß der Emir el Hadsch diesen Versicherungen vollen Glauben beimaß, war nicht sowohl Höflichkeit des Wirths, als weil er in der That wußte, daß dieser Araberstamm die besten und schönsten Pferde besaß.

„Ja, Herr," fuhr Harun fort, „du müßtest Jemma sehen, das weiße Pferd, wenn es ungeduldig im Sonnenschein hin und her tritt, glänzend wie ein Silberstück und in die Zügel beißt, denn es möchte gern hinaus in die Wüste. Da müßtest du es sehen, wenn es alsdann von einer kunstreichen Hand regiert wird und dahin fliegt, schnell wie der befiederte Pfeil des Wechabiten. Dies Pferd war nicht geboren beim Stamme meines Bruders, sondern gehörte einem armen Araber, dessen ganzes Vermögen dies Pferd ausmachte, das er aus einem edlen arabischen Hengste zu Mekka gezogen hatte. Die Kraft und die Gelenkigkeit dieser Stute wurde aber bald überall bekannt und mein Bruder Almansor brannte vor Begierde, die Jemma dem Araber abzukaufen. Doch, so arm der Mann auch war, und so bedeutend die Summe, die ihm mein Bruder für das Pferd bot, er wollte es ihm nicht verkaufen. Dagegen zeigte er uns seine Schnelligkeit, seinen Gehorsam und seine

Treue, und je mehr wir dieſe glänzenden Eigenſchaften alle erkannten, um ſo heftiger wurde die Begierde meines Bruders, das Pferd ſein zu nennen. Vergebens aber verdoppelte er die große Summe, die er dem Araber geboten, dieſer wollte nicht von dem Pferde laſſen, bis Almanſor, ärgerlich über den Eigenſinn des Arabers, ihm die Verſicherung gab, er werde ihm heimlicherweiſe das Pferd fortführen laſſen, und ihm für den Fall, daß es ihm gelänge, die ſchon gebotene Summe noch vergrößern. Der Araber, der von ſeiner eigenen Wachſamkeit zu ſehr überzeugt war, willigte lachend in dieſen Vorſchlag, den mein Bruder Almanſor anfänglich nur im Scherze gethan, den er aber jetzt alles Ernſtes annahm und ſich auf dem Heimwege mit mir darüber beſprach, wie die Entführung des Pferdes wohl am beſten zu bewerkſtelligen ſei.

Nun aber befand ſich unter unſern Sklaven ein Menſch, deſſen Gewandtheit im Reiten, ſowie in minder edlen Eigenſchaften dem ganzen Stamme bekannt war. Schon zu verſchiedenen Malen hatte dieſer Menſch Pferdediebſtähle mit einer unglaublichen Geſchicklichkeit ausgeführt, und ſein Muth und ſeine Tollkühnheit bei ſolchen Gelegenheiten grenzten an's Märchenhafte. Dieſen ließ Almanſor kommen und fragte ihn, ob er ſich wohl getraue, die Jemma zu entführen. Nachdem ſich der Sklave genau darnach erkundigt hatte, daß das Zelt des Arabers am Ende der Oaſe liege, daß er keine Diener habe, die ihn bei Bewachung des Pferdes unterſtützen könnten, und daß er außer dieſer Stute nur noch einen jungen Hengſt beſäße, der zwar auch von ſehr edlem Blute, aber doch wohl nicht im Stande ſei, die Jemma einzuholen, ſo verſprach er für eine namhafte Summe ſein Möglichſtes zu thun und begab ſich am andern Morgen hinweg, um den Verſuch zu machen, das Pferd zu ſtehlen.

Ehe er aber das Zeltendorf erreichte, wo jener Araber wohnte, war es ungefähr Nachmittag geworden. Er wandelte langſam umher und gelangte endlich ans Ende der Oaſe, wo die Hütte des

Mannes ſich befand, dem die ſchöne Stute gehörte. Jetzt erblickte er auch das Pferd, welches an einem Hinterfuß gefeſſelt unfern des Zeltes ſtand. Sein Herr ſaß nicht weit von ihm am Boden und beſchäftigte ſich mit dem Sattel, an dem er etwas feſt zu machen ſchien. Doch ſpähte er dabei jeden Augenblick rings um ſich her, und neben ihm im Graſe lag ſein Yatagan und ſeine Piſtolen.

Der Sklave näherte ſich ihm langſam und redete ihn mit dem Gruße des Friedens an, den jener erwiderte, ohne ſich gerade viel um den Ankömmling zu bekümmern. Dieſer, nachdem er das Zelt ringsum angeſchaut und einen Blick in die Wüſte gethan, um ſich die Richtung zu merken, nach welcher er im Falle des Gelingens mit dem Pferde entfliehen könne, ließ ſich dem Beduinen gegenüber in den Sand nieder und zog ruhig ſeine Pfeife hervor.

„Bis m' Allah," ſagte er darauf, „du haſt da eine ſchöne Stute, ein prachtvolles Thier, iſt wohl manchen Beutel werth."

Der Araber ſah den Andern mit einem finſteren Blicke an und nickte mit dem Kopfe.

„Wenn ich an deiner Stelle wäre," fuhr der Andere fort, „ſo würde ich zu einem der mächtigen Schechs hinreiten und zu ihm ſprechen: ſieh, Herr, das iſt ein Pferd, der Prophet hat kein beſſeres geritten, und würde dann die Stute für eine ſchöne Summe verkaufen."

„Du ſprichſt, wie du's verſtehſt," antwortete der Beduine, indem er dem Sklaven einen verächtlichen Blick zuwarf, „und wie du fühlſt. Was iſt der Glanz eines Piaſters gegen den Glanz eines ſilbernen Haars, und glaubſt du denn, der Klang eines ganzen Sackes mit Gold wäre dem Ton der Stimme dieſes Pferdes zu vergleichen, wenn es Morgens beim Ausreiten die Sonne begrüßt oder Abends dies Zelt, wenn ich zurückkehre? Schweige mir von ſolchen Anträgen. Schon andere angeſehene und mächtige Leute haben ſich vergeblich bemüht, meine Stute zu erhandeln."

„Ja, ja," antwortete der Sklave, „man weiß wohl, daß es

dein Stolz nicht zuläßt, das edelste Pferd der Wüste, welches du durch die Gnade des Propheten einmal beſitzeſt, an einen Reichen und Mächtigen zu verkaufen. Aber ich ſchwöre dir, daß Schech Almanſor dein Pferd doch noch beſitzen wird."

Der Araber zuckte die Achſeln und meinte, er hoffe nicht, daß ihn der Prophet ſo ſtrafen würde, daß er dieſe Stute, die er mehr liebe, als ſein Leben, um ſchlechtes Gold verkaufen müſſe.

„Man hat mir erzählt," ſagte der Sklave gleichgültig, indem er ſeine Pfeife anrauchte, „daß der Schech Almanſor einen ſeltſamen Vertrag mit dir machte, in dem du ihm erlaubt, die Stute zu behalten, wenn es möglich ſei, ſie ſtehlen zu laſſen, natürlich durch Liſt, ohne Anwendung von Gewalt, wogegen er dir dann die verſprochene große Summe ausbezahlen wird."

Der Araber nickte ſtatt aller Antwort mit dem Kopfe und zog ſeine Piſtolen näher an ſich.

„Wie du mich hier ſiehſt," fuhr der Andere fort, „bin ich einer der geringſten Sklaven des Schech Almanſor, und mein Herr, den der Prophet beſchützen möge, hat mich beauftragt, dir noch in dieſer Nacht deine Stute zu ſtehlen. Ich ſage dir das geradezu und fordere dich alſo auf, recht wachſam zu ſein. Du ſiehſt, wie redlich ich handle."

Der Beduine blickte auf und warf einen ſpähenden Blick rings um ſich her, vielleicht weil er befürchtete, es ſeien mehrere Sklaven des Schechs in der Nähe, die ihm, dem Vertrag zuwider, das Pferd mit Gewalt entführen würden. Doch als er einige Augenblicke ſcharf in die Wüſte hinausgeſchaut und ſich überzeugt, daß ringsumher nichts zu ſehen ſei, zuckte er die Achſeln und entgegnete dem Sklaven: er ſei heute zur Kurzweil nicht aufgelegt und er möge ſich für ſeine Späſſe jemand anders ausſuchen.

Der Pferdedieb rauchte ruhig ſeine Pfeife und entgegnete: „ich verſichere dich, daß ich keinen anderen Spaß mit dir treiben will, als den, vor deinen eigenen Augen die Stute zu ſtehlen.

Nimm dich also in Acht! Aber ich schwöre dir bei dem Barte des Propheten, daß du keine Gewalt zu befürchten hast. Sieh mich nur an, du bist stärker als ich."

Der Beduine, den diese Zuversicht doch ein wenig verwirrte, trat an die Stute hin und legte ihr eine andere Fessel an den Vorderfuß, worauf er sich wieder neben sie hin in den Sand setzte. Sein zweites Pferd, der junge Hengst, war auf der anderen Seite angefesselt und wälzte sich zu seinem Vergnügen im Sande umher.

Der Tag sank immer mehr hinab und die Dämmerung, welche in südlichen Ländern sehr kurz ist, verdunkelte bald rings die Gegenstände. Der Sklave saß ruhig auf seinem Platz und rauchte seine Pfeife, und der Araber seinerseits hatte eine Pistole in die Hand genommen und blickte unverwandt auf den frechen Dieb. So stieg die Nacht immer mehr herauf und Stunde um Stunde verstrich, ohne daß die Beiden ferner ein Wort zusammen wechselten. Schon war es so dunkel geworden, daß der Araber die Gestalt des Sklaven nur noch an den schwachen Umrissen erkennen konnte. Doch sah er genau, wie der weiße Mantel im Abendlicht flatterte und wie er zuweilen den Kopf hin und her wandte. Auch erblickte er deutlich das Feuer in der brennenden Pfeife des Andern. Ueber die weite Fläche strich ein schwacher Nachtwind und rauschte in den spitzen Blättern der Palmen. Fern am Horizont sank soeben die haarfeine, glänzende Sichel des jungen Mondes hinab. Der Araber saß ruhig auf seinem Platze und verwandte keinen Blick von seinem bewegungslosen Gegner, dessen Burnus und Turban er deutlich durch das Dunkel schimmern sah. — Da hörte er plötzlich neben sich ein Geräusch, wie es ein Pferd verursacht, das rasch gewandt wird. Er sprang hastig auf, indem er einen Ueberfall befürchtete, denn vor ihm saß der Dieb, so ruhig wie früher, doch wer beschreibt sein Entsetzen und seinen Schrecken, als er sah, daß sich ein Mensch auf den Rücken seiner Stute schwang und in vollem Lauf mit ihr davon sprengte. Rasch feuerte er die Pistole,

die er in der Hand trug, auf die Gestalt des unbeweglich da sitzenden Diebes, die auch nach dem Schuß augenblicklich zusammenstürzte. Doch wer beschreibt seine Wuth, als er hinzuspringend bemerkte, daß es blos der Burnus und der Turban des Sklaven war, auf den er geschossen, er selbst aber auf dem Pferde, der gestohlenen Stute, entfloh. Was sollte er thun? Noch wäre es vielleicht Zeit gewesen, dem Dieb eine Kugel nachzuschicken, doch in der Dunkelheit der Nacht konnte er ebensogut sein eigenes geliebtes Pferd treffen. Da kam ihm plötzlich ein anderer Gedanke, denn der Hengst, der seine Gefährtin dahin jagen sah, sprang ungeduldig in die Höhe und wieherte laut und ängstlich der Stute nach. Rasch griff der Araber nach seinem Yatagan, der vor ihm am Boden lag, löste die Fesseln des Hengstes und warf sich auf das nackte Pferd, es zu eiligem Lauf antreibend.

Der Sklave hatte unterdessen einen großen Vorsprung gewonnen, denn du, o Herr, wirst nicht daran zweifeln, daß dem Sklaven wirklich sein Vorhaben gelungen war.

Während er nämlich dem Araber scheinbar bewegungslos gegenüber saß, hatte er, durch das Dunkel der Nacht begünstigt, seinen Turban und Burnus ausgezogen, hatte das Rohr seiner Pfeife in die Erde gesteckt und die Kleidungsstücke daran befestigt, dann hatte er sich auf dem Bauche kriechend langsam zurückgezogen und sich auf einem großen Umwege hinter den Araber geschlichen.

Du wirst jetzt einsehen, o Herr, daß ich dir von der Gewandtheit dieses Menschen nicht zu viel sagte; denn dir ist die Wachsamkeit der Beduinen, besonders wenn es sich um einen so wichtigen Gegenstand, wie ihr Pferd handelt, nicht unbekannt. Und doch überlistete der Sklave meines Bruders den Araber."

Den Emir hatte diese Geschichte sehr ergötzt, doch war er begierig zu erfahren, wie es den beiden Reitern ferner ergangen sei, und der alte Schech Harun fuhr fort: „was ich dir jetzt ferner erzählen werde, o Herr, wird dir sehr unglaublich scheinen, doch

ſprach. Aber konnte dieſer Fluch gewirkt haben? Hatte eine böſe, unergründliche Macht dem Alten die Kraft eines Zauberers gegeben, daß er lebende Weſen erſchaffen konnte? Tauſende von Zweifeln, Vermuthungen und Hoffnungen zogen um mein Gehirn ein Gewebe von dunkeln und glänzenden Farben, das mich ſehr ängſtigte: ich mußte es durchbrechen. Raſch klopft' ich an die Thür der Bude. Nachdem ich lange vergeblich gewartet hatte, hörte ich endlich die Riegel klirren, und der alte Mann ſtreckte ſeinen Kopf heraus. „Was wünſchen Sie?“ ſprach er, „meine Vorſtellungen ſind für heute beendigt; doch ſtehe ich morgen um ſechs Uhr wieder zu Dienſten.“ Es war dieſelbe heiſere Stimme; er mußte es ſein. „Laſſen Sie mich einen Augenblick eintreten,“ bat ich ihn, „ich bin einer Ihrer Bekannten.“ Ueber ſeine Züge flog ein eigenes Lächeln. „Sie, einer meiner Bekannten!“ ſagte er leiſe: „Das muß ein Irrthum ſein. Die können mich ſelten beſuchen und nie ſo früh; zuweilen zwiſchen Zwölf und Eins in der Nacht; ſind auch nicht ſo jung und ſauber anzuſehen, wie Sie mein Herr.“ Er wollte die Thür ſchließen. „So ſieh mich genau an, alter Soldat,“ entgegnete ich halb lachend. „Denke an Köln, denke an die vier Könige.“ Er trat einen Schritt zurück und ſein Geſicht nahm einen ängſtlichen, aber unheimlichen Ausdruck an, ſo daß ich trotz der nun ganz geöffneten Thür nicht einzutreten wagte. „Wer biſt du denn, daß du auch bei Tage umgehſt. Was hat dir dein Grab verſchloſſen?“

„Ich habe Gottlob noch keins beſeſſen,“ ſagte ich, „erinnere dich des Menſchen an jenem Morgen, der dir ſeinen Mantel umwarf, als du vor Froſt zitternd allein zurückgeblieben warſt?“

„So, du biſt's?“ ſprach der Alte freundlicher. „Das iſt etwas Anderes. Du haſt mir Gutes gethan, darum tritt ein.“

Ich ließ mich nun nicht nöthigen, und er verſchloß hinter uns die Thür ſorgfältig. Im Anfang wollte mich ein kleiner Schauer beſchleichen, als ich mit dem Alten in dem halbdunkeln Hauſe ganz allein ſtand, ſo ſchien es wenigſtens, denn man hörte kein Geräuſch, als das unſerer Bewegungen, oder das Picken eines Holzwurms in den Bretterwänden. Dazu kam noch der Anblick allerlei ſeltſamer Mobilien, die umher ſtanden, unter Andern ein Sarg, der ihm wohl zum Bette diente. Jetzt ſetzte er ſich darauf, und ich nahm ihm gegenüber in einem alten Stuhle Platz.

Eine Zeit lang ſaßen wir ſtumm einander gegenüber; ein Jeder hing ſeinen Betrachtungen nach. Seit jener Nacht waren einige Jahre vergangen; ich hatte den Militärdienſt und die alte Stadt Köln längſt verlaſſen, und wie ich nun dieſen Alten wieder ſah, fiel mir, wie ſchon geſagt, jene Nacht ein, und mit ihr all' die wilden, vergnügten Nächte,

wer, wie du, die Eifersucht der Araber auf den einmal erworbenen allgemeinen Ruf eines Pferdes kennt, wird das Ende jener Flucht und Verfolgung, wie es mir der Beduine später selber erzählte, dennoch nicht bezweifeln.

Trotz der Erstarrung des ersten Schreckens hatte der Beduine dennoch bemerkt, nach welcher Richtung hin der Sklave seine Flucht genommen, und dahin folgte er ihm auf dem jungen Hengste, ohne selbst im Entferntesten daran zu glauben, daß es ihm möglich sein würde, die Stute, deren ungeheure Schnelligkeit ihm gar wohl bekannt war, zu erreichen.

Und wenn der Hengst auch ein sehr edles Pferd war, so hatte er doch kaum drei Jahre und war noch nicht daran gewöhnt worden, schnell und anhaltend zu laufen. Doch war es nun neben der jugendlichen Kraft und der Lust, die unsere Pferde zum Rennen antreibt, die Begierde, seine Gefährtin, die ihm entflohen war, zu erreichen; genug, der Hengst leistete das Unmögliche und jagte mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in die Wüste hinaus der Stute nach, so daß der Beduine sie in einiger Zeit mit dem Diebe vor sich sah, wie sie in ungeheuren Sätzen über den Sand dahin floh. Doch an ein Erreichen war noch nicht zu denken. Der Sklave, der seinen Verfolger bemerkte, wandte als guter Reiter alle möglichen Künste an, um sein Pferd in immer schnelleren Lauf zu bringen, und die Entfernung zwischen ihm und seinem Verfolger vergrößerte sich jetzt auch wieder zusehends; doch hatte der Beduine den Vortheil, den Hengst nicht antreiben zu dürfen; denn kaum bemerkte das edle Thier, daß die Stute, die er eben noch vor sich sah, allmählig wieder in dem Dunkel der Nacht verschwand, so jagte er mit erneuerter Kraft vorwärts und die beiden Reiter näherten sich wieder, doch nicht um sich zu erreichen, denn was ich dir eben erzählte, wiederholte sich jetzt abermals: es war ein beständiges Annähern und Zurückbleiben und trotz der Kühle der Nacht waren beide Pferde mit Schaum bedeckt.

Der Beduine, dessen scharfes Auge jede Bewegung des Sklaven genau beobachtete, sah wohl, daß er es mit einem außerordentlich guten Reiter zu thun hatte, und die Sorgfalt, mit der er sein Pferd führte, zeigte ihm deutlich, daß jener wohl wisse, die Flucht und Verfolgung könne noch mehrere Stunden dauern, denn oftmals blickte der Dieb rückwärts, und sowie er bemerkte, daß der Hengst zurückbleibe, hielt auch er sein Pferd an und ließ es langsamer gehen, damit es frische Kraft zu sammeln vermöchte.

Bei diesem rasenden Rennen erbleichten die Sterne allmählig und in Osten begann der Tag aufzudämmern, ohne daß die beiden Pferde ihre Anstrengungen eingestellt hätten. Es war, als gebe ihnen der erste Strahl des jungen Tages neue Kräfte, denn je stärker die Stute ausgriff, desto rascher folgte ihr der Hengst nach. Zum Unglück hatte sich der Sklave in der Dunkelheit verirrt und war ganz von der Richtung abgekommen, nach welcher die Zelte meines Bruders lagen, wo er sicher gewesen wäre. Obendrein hatte sich die Stute ein kleines Steinchen in den Fuß geschlagen und wenn auch das edle Thier seine Anstrengungen verdoppelte, so war es doch nicht im Stande, mit derselben Kraft wie früher vorwärts zu laufen. Auch der nachfolgende Beduine bemerkte zu seiner großen Freude und doch mit Betrübniß, daß die Stute in ihrem Lauf anhalte; aber er war noch zu weit entfernt, um die Ursache zu entdecken. Jetzt sah er, wie der Sklave das Pferd anhielt, herabsprang, einen Huf seines Pferdes untersuchte, sich dann mit Blitzesschnelle wieder auf den Rücken schwang und mit erneuerter Kraft dahin sprengte. Doch war durch diesen Aufenthalt der Beduine näher gekommen und der Hengst, der jetzt auch fühlen mochte, daß es darauf ankomme, sein Aeußerstes zu thun, bog sich zusammen und schnellte auseinander wie die Klinge von Damaskus. Es war, als ströme ein gewaltiges Feuer durch seine Adern und die Entfernung zwischen den Reitern verminderte sich mehr und mehr. Schon unterschied der Beduine die ganze Gestalt des Sklaven, der

ohne Turban und Mantel auf dem Pferde saß. Schon hörte er, wie sein edles Roß von der gewaltigen Anstrengung keuchte und schwer athmete und je kürzer und matter die Sätze der Stute wurden, um so länger und kräftiger wurden die des Hengstes.

So sehr sich der Beduine anfänglich bei dieser Jagd über die Schnelligkeit seiner Stute gefreut hatte, so sehr betrübte es ihn jetzt als er den Nachlaß ihrer Kräfte bemerkte und fühlte, daß der junge Hengst sie in kurzer Zeit überholen würde.

Doch wußte er sehr gut, daß der Aufenthalt des Sklaven von vorhin, sowie ein Schaden, den das Thier an seinem Hufe gelitten, die Schuld davon sei. Dies wußte er freilich sehr gut, aber was würde sein Stamm, was würden seine Freunde, ja alle benachbarten Araberstämme sagen, wenn sie hörten, daß Jemma von einem jungen Hengste überholt worden sei! Mit welchem Frohlocken würden sie die Botschaft vernehmen, von dem Siege über ein Pferd, das, was Schönheit, Kraft und Ausdauer betraf, bis jetzt einzig da stand! Sollte er den Namen seines Pferdes retten, indem er den Hengst anhielt, aber Jemma war dann auf immer für ihn verloren. Freilich wohl für ihn, aber ihr Name blieb dann fleckenlos stehen und die Enkel würden noch von der Stute erzählen, und würden sagen, es war das schönste Pferd in der Wüste, Abdallah der Beduine hat es erzogen, und es machte seine ganze Freude, ja den Stolz des ganzen Stammes aus, bis es Almansor ihm durch List rauben ließ.

Unter diesen Betrachtungen hatte der Beduine die Zügel seines Pferdes unwillkürlich angehalten und ließ es langsamer und immer langsamer gehen, und je kürzer sein Schritt wurde, je größer wurde die Entfernung zwischen ihm und der Stute, die mit hoch erhobenem Schweif in vollem Lauf davon eilte. Jetzt stand der Hengst und der Beduine drückte im Schmerz über den Verlust seines Pferdes die Faust mit dem Zügel fest auf die Brust, indem er den Oberkörper weit vorbeugte und mit stierem Blick der

werden, und wenn man auch jetzt noch ihren herrlichen Bau und ihre schönen Glieder bewundern muß, so hat doch ihre Schnelligkeit und ihre Ausdauer nachgelassen."

„Und was wurde aus dem Beduinen, dem die Stute gehörte?" fragte der Emir, und der Schech antwortete: „er blieb später bei dem Stamme meines Bruders, der ihn für sein Pferd reichlich entschädigte und ihm mit Vergnügen die Erlaubniß gab, es so oft zu reiten als er wolle. Auch behielt er den jungen Hengst, der ein sehr vortreffliches Pferd wurde, aber ein Jahr später an den Folgen eines Schusses, den er in einem Gefecht erhalten, starb."

Der junge Mann, der neben dem alten Schech Harun saß, und dessen Erscheinen den Haushofmeister Hassan so in Verwunderung gebracht, nahm jetzt das Wort und wandte sich an den Emir, indem er sagte: „bei uns in der Wüste, o Herr, wo jeder einzelne Mensch sich selbst überlassen ist, und seinen Gedanken so ohne Unterbrechung nachhängen kann, wo der Sand, die unermeßliche Wüste, die brennende Sonne in beständigem Kampf mit den Menschen lebt, dort, möchte ich sagen, sind die guten Eigenschaften, die ein Menschenherz bewegen, häufiger zu finden und ausgebildeter, als bei euch in den Städten. Wo trifft man solche Gastfreundschaft an, wie bei den Beduinen, wo eine solche Unverbrüchlichkeit des einmal gegebenen Wortes! Ja, du wirst verzeihen, o Herr, wenn ich hinzufüge, wo werden im Allgemeinen die Vorschriften des Propheten besser befolgt, als bei den Arabern in der Wüste! Mit deiner Erlaubniß, o Herr, werde ich dir die kurze Geschichte eines Mannes erzählen, dem ebenfalls sein Pferd gestohlen wurde, und wie sich der Dieb, der aus der untersten Klasse des Volkes war, dabei benahm."

Der Emir legte seine Hand an die Stirn und versicherte, er werde mit aller Aufmerksamkeit zuhören, worauf der Andere fortfuhr:

„Da war in dem Stamme al Karim ein wohlhabender Beduine,

Namens Masur, der ein äußerst schönes und kostbares Pferd besaß. Man wollte die Aeltern desselben bis ins zwanzigste Glied hinauf nachweisen können und behauptete danach, daß es direkt von einer der fünf Stuten des Propheten abstamme. Es war ein Hengst von einer seltenen hellbraunen Farbe. Er hatte, was wir so sehr lieben, zwei weiße Füße und einen halbmondähnlichen Flecken vor der Stirn. Masur war stolz auf sein Pferd, und hatte die vortheilhaftesten Anträge zum Verkauf desselben zurückgewiesen. Da er nebenbei wußte, daß der Araber es für keine große Schande hält, ein Pferd zu stehlen, und er wohl fürchten mußte, es möchte leicht Einer diese Absicht haben, so ließ er es von seiner Familie und seinen Dienern auf's Sorgfältigste bewachen, und seine Furcht war nicht ungegründet; denn schon einige Mal hatte er bemerkt, daß man den Versuch gemacht, seine Sklaven zu überlisten und das Pferd zu entführen.

So sehr Masur auch in dieser beständigen Angst lebte, der Hengst könne ihm doch einmal in der Nacht oder bei seiner Abwesenheit gestohlen werden, so glaubte er das Pferd dagegen ganz gesichert, wenn er auf ihm saß und stolz durch die Wüste ritt.

Aber die schlauen Diebe, die bald einsahen, daß das Pferd, wenn es bei den Zelten angebunden stand, unmöglich zu entführen sei, machten einen andern Plan. Eines Tags, als Masur durch den Sand dahin ritt, um einen Gastfreund in einer benachbarten Oase zu besuchen, hörte er auf einmal in der Nähe eines Brunnens ein klägliches Stöhnen und Jammern und entdeckte einen alten Mann mit eisgrauem Bart, der im Sande lag; er streckte die Arme gegen Masur empor und beschwor ihn bei Gott und dem Propheten, sich seiner zu erbarmen.

„O höre mich, Herr," sprach der Greis, „ich bin ein armer Mann und weit her zu Fuß durch die Wüste gegangen und wenn ich mich bisher kaum auf den Beinen gehalten habe, so hat mich hier plötzlich eine solche Schwäche überfallen, daß ich nicht bis zu

jenem Brunnen gelangen kann, um meinen brennenden Durst zu löschen. O hilf mir, und befolge das Wort des Propheten, der da sprach: der Wassertropfen, mit dem du einen Dürstenden erquickst, wird im Paradiese für dich zu einem Meer von Wonne werden."

Masur, der ein edles Herz besaß, war durch den Anblick dieses Unglücklichen so gerührt, daß er augenblicklich von seinem Pferde stieg, es neben dem alten Manne stehen ließ und einen kleinen ledernen Becher aus seinem Gürtel nahm, mit dem er zur Quelle eilte, um dort einen frischen Trunk Wassers zu holen. Doch kaum hatte er einige Schritte vorwärts gethan, als er plötzlich ein Geräusch hinter sich hörte, und wer beschreibt seinen Abscheu und seinen Zorn, als er sehen mußte, daß der Bettler, der so eben kraftlos im Sande lag, plötzlich empor sprang, sich auf das Pferd des Beduinen schwang und es zu eiligem Laufe antrieb.

Ich versichere dich, o Herr, daß neben dem Schmerz, sein Pferd zu verlieren, es den edlen Masur fast nicht weniger betrübte, zu erfahren, welch schändlicher List sich dieser Räuber bediente, um in den Besitz seines Pferdes zu kommen. Schon war er im Begriff, eine Pistole aus seinem Gürtel zu ziehen und den Elenden damit vom Pferde zu schießen, als er sich eines Bessern besann, und jenem mit lauter Stimme zurief: halt einen Augenblick, halte! Du brauchst nicht zu befürchten, daß ich dich einholen werde. Ach, ich kenne mein Roß. Seine Schnelligkeit gleicht dem Sturmwind, wenn er über die Fläche saust. Sei daher unbesorgt, daß ich dich einholen werde. Auch hast du ja schon einen großen Vorsprung, aber halte das Roß an und höre einen Augenblick auf meine Worte. Wohl weiß ich, daß es für euch kein Verbrechen ist, ein Pferd zu stehlen, aber die Art, wie du mir meines genommen, schreit zum Propheten um Rache, denn wer wird künftig einem Elenden helfen, der halb verschmachtet im Sande liegt, nachdem du mein Vertrauen auf solche Weise gemißbraucht. Alle werden erbarmungslos

bei dem armen Pilger vorbeiziehen und nicht auf seine Klagen hören, indem sie fürchten, es werde ihnen ergehen wie mir. Und all der Jammer der Unglücklichen, die alsdann hülflos verderben, fällt auf dein Haupt. Zieh hin!

Masur steckte seinen Becher wieder in den Gürtel und wandte sich stumm zum Gehen. Doch was glaubst du wohl, Herr, daß der Dieb that. Er wandte das Pferd und kehrte damit zu dem Beduinen zurück, worauf er absprang und ihm die Zügel mit den Worten überreichte: „hier, nimm dein Pferd zurück, du hast Recht, der Vortheil, den mir der Verkauf desselben brächte, ist nichts gegen das Unglück, was deine Erzählung dieses Vorfalls über wirklich hülflose Menschen herbeiführen würde. Nimm dein Pferd zurück, der Prophet möge mir verzeihen!“

Bei diesen Erzählungen und Mittheilungen war der Abend hereingebrochen und die Abgesandten standen auf, um sich zu entfernen.

Nachdem der alte Harun auf orientalische Weise seinen Abschied genommen, indem er seine Hand an Brust und Stirne legte, und zu dem Emir sagte: „der Herr und sein Prophet möge dich beschützen und geleiten, und wenn du in Noth kommst, möge er den Boten, den du uns schicken wirst, sicher nach unsern Zelten führen, damit wir dir schleunige Hülfe bringen können,“ zog er sich aus dem Zelte zurück und stieg mit seiner Begleitung zu Pferde, um nach seinen Zelten zurückzukehren. Der Emir aber legte sich zur Ruhe, um sich für die morgende Reise zu stärken.

Am andern Abend war das Lager nicht sobald aufgeschlagen und die Nacht begann hereinzudunkeln, als der Emir Mustapha seine kostbaren Kleider ablegte und sich durch seinen uns schon bekannten Beduinenanzug für Aller Augen unkenntlich machte. Dann eilte er ins Lager, um seinen alten Freund aufzusuchen, den er während ein paar Nächte nicht gesehen. Zufällig kam er auch bald vor das Zelt, welches dem alten Mann gehörte und der Emir freute

ſich nicht wenig, als er ihn wie früher mit ſeinen drei Begleitern um das Feuer ſitzen ſah. Zu ihnen hatte ſich ein anderer Mann geſellt, in ſeltſamer fränkiſcher Tracht, welchem der Alte, ſowie ſeine drei Freunde aufmerkſam zulauſchten.

Der Emir trat mit dem Gruße des Friedens näher, allein er verſicherte, es würde ihn unendlich ſchmerzen, wenn er ſie in einer angenehmen Unterhaltung ſtöre. Doch eben ſo ſehr würde es ihn andererſeits erfreuen, wenn man ihm erlaubte, Theil an ihren Geſprächen zu nehmen.

Der alte Mann, den das ſtattliche Ausſehen des Emirs ſehr für dieſen eingenommen, war ſichtlich erfreut, ihn wieder zu ſehen, und bot ihm gleich die Hälfte eines Teppichs an, auf dem er ſelber ſaß. Der Emir ließ ſich nieder; nachdem er ſeine Pfeife geſtopft und angezündet, auch den Fremden etwas von der Seite betrachtet, ſagte er dem Alten, er glaube bemerkt zu haben, wie der Franke den jungen Leuten gerade eine intereſſante Geſchichte erzähle, und er bitte ihn dringend, darin fortzufahren, indem es ihm ſelbſt eine große Freude mache, zuhören zu dürfen.

„Ja," entgegnete der Fremde, indem er nach Art der Morgenländer ſeine Hand an die Stirn legte, „meine Reiſegefährten baten mich inſtändig, ihnen eine jener Geſchichten zu erzählen, wie ſie in meiner Heimath der Jugend erzählt werden, und ich wollte eben beginnen, als du ankamſt. Doch fahre ich mit deiner Erlaubniß fort und wünſche nur, daß du mein Märchen neu und ſchön finden mögeſt.

Die Geſchichte vom Einarm.

Vor langer, langer Zeit, als noch Feen und Kobolde ihr Weſen auf der Erde trieben, wohnte mal ein Förſter in einem

großen Walde, in einem kleinen Häuschen, das er ſich ſelber aus großen Baumſtämmen zuſammengezimmert. Er hatte vom König, dem der Wald gehörte, den Auftrag, dann und wann die Bäume abzuhauen, damit ſie nicht in den Himmel hineinwüchſen und den Sternen ein Leid thäten, ſowie auf das Wild: Hirſche, Rehe, Haſen und Füchſe, Achtung zu geben und es fleißig todt zu ſchießen, weil ſchon früher einmal ſich dieſe Thiere ſo ſtark vermehrt hatten und ſo viel geworden waren, daß ſie vom Walde auf das Feld kamen und die Früchte verzehrten. Und als ſie Alles, was da wuchs, aufgefreſſen hatten und noch mehr Hunger verſpürten, liefen ſie in die Dörfer und holten das Brod aus dem Kaſten, ſowie das Korn vom Boden.

Der Förſter hatte ſchon viele Jahre in dem Walde gehaust, als ihm ſeine Frau ſtarb und einen Sohn zurückließ, der Wilhelm hieß und damals erſt zwei Jahre alt war. Der Vater begrub die Mutter unter einem wilden Roſenſtrauch, nicht weit vom Häuschen und außerdem, daß es ihm ſehr leid that, ſeine Frau verloren zu haben, mit der er ſo manches Jahr glücklich gelebt hatte, war er auch in der größten Verlegenheit, was er nun mit dem kleinen Kinde anfangen ſollte. Wenn er ſonſt am Morgen in den Wald gegangen war, ſo hatte er dem Knaben einen Kuß gegeben, ihm verſprochen, was Schönes mitzubringen und ihn bei der Mutter gelaſſen. Dieſe nahm den Kleinen dann überall mit hin, bald in das Gärtchen am Hauſe, bald in den Wald, wo Wilhelm Erdbeeren ſuchen half. Doch ſteckte er die gefundenen, anſtatt in das Körbchen, in ſeinen Mund und aß ſie.

Als die Mutter unter dem Roſenſtrauch begraben lag, und der Förſter am andern Morgen ſeine Büchſe nahm, um in den Wald zu gehen, richtete ſich der kleine Wilhelm an einem alten Hirſchfänger, der in der Ecke ſtand, auf und rief: „Vater, hier bleiben!“ worauf dieſem plötzlich einfiel, daß er ja jetzt ganz allein bei dem Kinde ſei und nicht auf die Jagd gehen könne. Verdrießlich und

die ich bald allein, bald mit gleichgesinnten Freunden auf den stillen Straßen genossen hatte, in denen ich mit dem Geisterreich Bekanntschaft anknüpfen wollte. Aber jene Zeit lag weit hinter mir. Ich wandelte in einer Sandwüste, lebte so ruhig bürgerlich, Schritt für Schritt dahin; da stieß ich plötzlich auf diesen Alten, meinem fast verschmachteten Geiste eine frische Oase.

Mein Gegenüber seufzte tief auf. „Ich wandle noch immer," sprach er, „einsam, allein unter den fühlenden, fröhlichen Geschöpfen, den Menschen, und werde wohl noch lange wandeln müssen."

„Darf ich Sie," sagte ich, „auf die Vorfälle jener unglücklichen Nacht zurückführen? Mich hat doch nun einmal das Schicksal in Ihre Begebnisse eingeweiht. Darum bitte ich, lassen Sie mich erfahren, wie es Ihnen später ergangen ist, wie Ihr jetziges Leben mit jenen Vorfällen zusammenhängt, und was aus den vier Königen geworden? Mein Glaube schwankt hin und her, in wie fern Ihr ausgesprochener Fluch auf die leblosen Blätter gewirkt hat."

„Es erleichtert meine gepreßte Brust," antwortete das Gespenst, „wenn ich nach Jahren einem Wesen, das mich versteht, mein Herz ausschütten kann." Darauf erzählte er mir Folgendes: „Nachdem ich die Ruhe meines Grabes verspielt hatte, sprach ich in der Verzweiflung, die sich meiner bemächtigte, den schrecklichen Fluch über jene vier Könige aus. Es ward Morgen, der erste, den ich nach ungefähr hundert Jahren wieder erlebte. Ich stand unter den Menschen, sah ihr Getreibe, das mir gänzlich fremd geworden war und mich unheimlich umtoste. Ich schritt durch die Stadt, fand kaum die Straßen und Gäßchen wieder, welche mir früher so bekannt waren, sah freie Plätze, wo sonst stattliche Gebäude standen, und neue Häuser auf Stellen, wo zu meiner Zeit Gras gewachsen war. Ich ging auch dahin, wo vordem meine Hütte gestanden; sie war nicht mehr. Mein wildes, sinnloses Leben hatte der Boden nicht tragen können, er war eingesunken, und wo ich früher gewohnt, stand jetzt ein grüner trüber Wasserpfuhl. Ich bin über mein Grab hinweggegangen, über mein stilles enges Grab; ich hätte den Boden aufgewühlt, aber es war kein ruhiger Friedhof mehr wie ehedem. Lustige Menschen liefen hier auf und ab und muntere Spiele wurden auf dem Platz gehalten, der doch eigentlich uns gehörte. Ich aber ward erstaunt betrachtet und verspottet. Darum verließ ich die Stadt und wandelte den Rhein hinauf, bis es Abend wurde. Da legte ich mich nieder unter einer einsamen Weide; zu meinen Füßen floß der gewaltige Strom; es war derselbe, an welchem ich als Kind gespielt, er hatte sich nicht geändert, war nicht alt geworden. Mein Kopf ruhte auf einem Stein, ich schlief nicht, doch versank ich in einen Zustand, den man waches Träumen

nachdenkend ſetzte er ſein Gewehr hin und ſann und ſann, was er wohl mit dem Kinde anfangen könne. Die Jagdhunde, die ſchon luſtig vorausgeſprungen waren, kamen wieder zurück in die Stube gelaufen und drängten ſich wedelnd an ihren Herrn, als wollten ſie ſagen: warum kommſt du denn nicht, warum kommſt du denn nicht! Es iſt ja draußen ſo ſchön. Auch der große Kettenhund, der in der Nacht um das Haus herum lief und es bewachte, kam herein und ging zu dem kleinen Wilhelm, ſeinem täglichen Geſellſchafter, der ihm freundlich entgegenlief und gleich mit dem großen Thier zu ſpielen anfing.

Plötzlich ſchien dem Förſter ein guter Gedanke zu kommen. Ich bin ein armer Mann, dachte er, und kann dem Kinde keine Wärterin geben. Verwandte habe ich auch nicht und muß doch meine Pflicht, die mir der König auferlegt hat, erfüllen, muß in dem Wald herumſteigen und darf nicht den ganzen Tag zu Hauſe bleiben und da ich doch das kleine Kind nicht mitnehmen kann, ſo will ich es dem großen treuen Bello — ſo hieß der Kettenhund — anvertrauen, der ein gutes kluges Thier iſt, und mich ſchon verſtehen wird. Ich weiß mir nicht anders zu helfen. Darum wird mir's der liebe Gott nicht übel nehmen, wenn ich mein Kind einem Thiere anvertraue, ſondern wird es beſchützen und bewachen. Amen!

Geſagt, gethan. Der Förſter rief den Hund herbei und machte ihm auf ſeine Art begreiflich, daß er den kleinen Knaben bewachen und nicht von ihm gehen ſolle. Bello ſchien auch alsbald ſeinen Herrn zu verſtehen, legte ſich neben das Kind auf den Boden und ſah ſo verſtändig allen ſeinen Spielen und Bewegungen zu, daß es eine Freude war zu bemerken. Der Vater nahm ſein Gewehr und ging mit den Hunden fort. Doch that er nur ſo, als wenn er in den Wald gehen wollte, kehrte aber an der Ecke des Gartens leiſe wieder zurück, und ſchlich an das Fenſter, um zu ſehen, was wohl der Hund mit dem Kinde anfangen würde.

Die Beiden ſaßen eine Zeit lang zuſammen am Boden und ſpielten. Wilhelm nahm den Hund bald bei den Ohren, bald bei dem Schwanz, und zerrte ihn herum, und das geduldige Thier ließ ſich Alles gefallen, gab auch genau auf Alles acht, was das Kind machte, folgte ihm, als es im Zimmer herum und endlich zur Thür hinaus in den Garten lief. Hier hatte nun der Förſter erſt recht Gelegenheit zu ſehen, wie ſehr der treue Bello ſeine Schuldigkeit that. So lange das Kind mit Blumen und kleinen Steinchen ſpielte, lag er ruhig da und ſchaute mit den großen klugen Augen, wie es ſchien, wohlgefällig zu. Aber ſobald Wilhelm aufſtand und an das Ende des Gartens ging, wo ein kleiner Waldbach vorbeifloß, und ſich dahin ſetzte, um Hölzchen oder Blätter hineinzuwerfen und ſchwimmen zu laſſen, wie er bei der Mutter gethan, faßte der Hund das Kleid des Kindes mit den Zähnen und hielt es auf die Art feſt, oder, wenn Wilhelm ſich zu weit vorbeugte, zog er ihn ſogar mit Gewalt zurück. Dabei war der Hund ſo verſtändig, durch Sprünge und Purzelbäume das Kind vom Waſſer wieder in die Mitte des Gartens zurückzulocken und ſo trieben die Beiden ihr Spiel. Als ſich nun der Förſter, der hinter der Hecke ſtand, überzeugt hatte, er könne das Kind dem Hunde anvertrauen, empfahl er es noch einmal dem lieben Gott und eilte in den Wald hinaus, um Hirſche und Rehe zu ſchießen.

Es ſchien aber auch, als wenn eine unſichtbare Gewalt das Kind vor allen Uebeln bewahrte; denn es verſtrichen mehre Jahre, in denen der Förſter Morgens und Nachmittags auf die Jagd ging, ohne daß dem Kinde ein Leid geſchehen wäre. Bello gab genau auf Alles Acht und litt nicht einmal, daß ſein Pflegeſohn etwas Spitziges oder Scharfes in die Hand nahm, und alle kleinen Unfälle, die bei Kindern wohl geſchehen, als Fallen oder Stoßen, geſchahen immer nur dann, wenn der Förſter ſelbſt zu Hauſe war. Denn ſobald dieſer aus dem Walde kam, war Bello ſeines Amtes

entbunden und durfte sich in sein Haus legen, um zu schlafen. Das Kind hatte in diesen Stunden eigentlich die wenigste Aufsicht. Denn auch der Förster, der gewöhnlich sehr müde von der Jagd kam, legte sich in der Mittagszeit auf die Bank und schlief.

So war der kleine Wilhelm acht Jahre und ein hübscher gesunder Junge geworden, als ihm ein großes Unglück passirte. Vor dem Hause stand ein großer uralter Eichbaum, in dessen obern Zweigen ein Eichhörnchen sein Nest gebaut hatte. Schon lange hätte Wilhelm gern den Versuch gemacht, da hinauf zu klettern, um der Familie des Eichhorns, das den ganzen Tag lustig auf und ab sprang, einen Besuch zu machen. Aber der treue Bello hatte solche Streiche immer zu verhindern gewußt, anfänglich durch Schmeicheleien, oder wenn diese nichts mehr halfen, indem er ihm tüchtig knurrend die Zähne wies; denn mit offenbarer Gewalt konnte er bei dem Knaben nicht viel mehr ausrichten, da dieser mit jedem Tag stärker, der Hund aber mit jedem Tag älter und schwächer wurde.

An einem heißen Sommernachmittag, als der Förster auf der Ofenbank lag und fest schnarchte, war Alles im Hause in einen tiefen Schlaf versunken. Die Jagdhunde lagen im Zimmer herum und Bello schlief in seinem Häuschen; selbst die Hühner und Tauben im Hof und auf dem Dach hatten sich ein schattiges Plätzchen ausgesucht und den Kopf unter die Flügel gesteckt. Da hörte der Förster plötzlich vor dem Hause ein klägliches Geschrei, Bello stürzte in die Stube und zerrte ihn am Rock, bis er aufsprang und mit dem Hunde zur Thüre hinauslief. Da hatten sie draußen einen gar traurigen Anblick, so daß der Förster die Hände über dem Kopf zusammenschlug und Bello sich vor Schmerz und Traurigkeit nicht zu fassen wußte. Der kleine Wilhelm hatte nämlich den Versuch gemacht, auf die Eiche zu klettern, und als er schon ziemlich hoch war, brach ein dürrer Ast, er fiel herunter und lag nun zerschmettert da am Fuß des Baumes, und das Moos umher war von sei-

nem Blute roth gefärbt. Wie der Förster ihn so da liegen sah, glaubte er anfänglich, er sei todt; doch als er hinzustürzte und ihn aufhob, spürte er freilich in dem zerschlagenen Körper noch Lebenszeichen; doch war das arme Kind voll Blut und jämmerlich zugerichtet. Er trug es in's Haus, legte es auf sein Bettchen und lief, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, in das benachbarte Dorf, wo eine alte kluge Frau lebte, die es sehr gut verstand, gebrochene Glieder wieder anwachsen zu machen, und die aus den Kräutern des Waldes heilsame Tränke kochte, womit sie schon die größten Wunden geheilt hatte. Die Hunde umstanden unterdessen das arme Kind, und leckten ihm das Blut vom Gesicht und den Händen, bis der Vater mit der klugen Frau zurückkam. Diese sah nun wohl gleich ein, daß das Kind nicht todt sei, auch wohl an den Wunden nicht sterben, dafür aber sein ganzes Leben ein armer Krüppel bleiben würde. Und so war es auch. Der arme Vater riß sich sein graues Haar aus, konnte es aber doch damit nicht besser machen. Alle seine Hoffnungen waren vorbei, denn er hatte geglaubt, Wilhelm werde ihm später im Walde helfen und wenn er einmal stürbe, von dem König an seine Stelle gesetzt werden. Doch wer das Kind ansah, nachdem es die kluge Alte durch ihre Tränkchen und Säfte wieder geheilt hatte, der mußte wohl glauben, daß es nie einem schnellen Hirsche nachgehen, nie eine Büchse gebrauchen, noch weniger einen Baum umhauen könne. Aus dem schönen geraden Knaben war eine wahre Mißgestalt geworden. Die beiden Beinchen waren krumm, den linken Arm, der ganz zerschmettert war, hatte ihm die Frau abschneiden müssen und es war ihm dann nur ein kleiner Stumpen geblieben, sogar das Gesicht war ganz entstellt; denn wenn auch die Augen noch so klar und freundlich waren, wie sonst, und die Stirne und Backen glatt wie Sammt, so hatte doch beim Herunterfallen ein hervorstehender Baumstamm, ein Stück von der Nase fortgenommen, wodurch das Gesicht sehr häßlich aussah. Auch war das ganze Gemüth des Knaben seit der

Zeit traurig und still geworden. Der Vater hatte ihm eine Krücke gemacht, an der er herumkroch, von dem treuen Bello begleitet, der das Unglück ebenfalls zu fühlen schien und durch den Schmerz darum viel älter und schwächer geworden war, als er seinen Jahren nach hätte sein sollen. Die Beiden waren unzertrennlich und gingen oder lagen den ganzen Tag zusammen, und der Förster, sowie Wilhelm fürchtete nur die Zeit, wo der Hund sterben würde und der Knabe dadurch seinen besten Freund verlöre.

Da begab es sich eines Tages, daß der König, dem der Wald gehörte, seinem Hofstaat eine große Jagd hielt, und von dem Gebell der Hunde, dem Schreien der Treiber und den Klängen der Waldhörner hallte Berg und Thal wieder. Der Förster war schon am frühen Morgen ausgegangen, um bei der Jagd zu sein, denn er hatte bei solchen Gelegenheiten in seinem Walde das Geschäft, die Herren vom Hofe, die gerade nicht als die besten Schützen bekannt waren, an Orte zu stellen, wo ihnen die Hirsche und Rehe so zu sagen in den Schuß liefen und sie nur in die blaue Luft zu schießen brauchten, um am Abend doch von den Thieren, die sie alle geschossen hatten, erzählen zu können. Wilhelm und der Hund saßen am Morgen beim Eingang des Waldes und hörten dem Jagdlärm zu, der sich aus der weiten Ferne zuweilen vernehmen ließ. Ach, die Beiden wären auch gar zu gern dabei gewesen und mit den andern unter den frischen grünen Bäumen herumgesprungen; doch so mußte sich der arme kleine Krüppel damit begnügen, auf die langen zitternden Klänge der Waldhörner zu hören, die zuweilen laut wurden, und Bello, der Hund, spitzte nur dann und wann die Ohren, wenn er aus weiter Ferne das Hundegebell vernahm und knurrte zuweilen leise dazwischen.

Plötzlich hörten sie vor sich etwas in den Gebüschen rauschen und sahen ein schneeweißes Reh in vollen Sätzen auf sich zuspringen. Obgleich es nun für Beide nichts Ungewöhnliches war, ein Reh zu sehen, so machte doch die seltene Farbe des Thieres, daß

sie ihm überrascht entgegen blickten. Doch erreichte das Erstaunen, ja das Entsetzen Wilhelms den höchsten Grad, als das Thier zu seinen Füßen niederstürzte und ihn mit deutlicher Menschenstimme um seinen Schutz gegen die verfolgenden Jäger und Hunde bat. Vor Ueberraschung konnte dieser anfänglich kein Wort hervorbringen, denn so lange er auch schon in dem Walde wohnte, hatte er doch noch nie etwas von verzauberten Thieren gehört. Das Reh erzählte ihm in möglichster Kürze: es sei eine Fee, die von der Königin der Feen in diese Gestalt verwandelt worden, in der sie so lange bleiben müsse, bis sie der Tod durch die Hand des Jägers ereile. So sehr sie nun auch diesen Augenblick wünsche, um alsdann in ihrer ursprünglichen Gestalt zum Hofstaat der Königin der Feen zurückkehren zu können, so scheuche sie doch eine fürchterliche Angst vor dem Tode immer aus der Nähe der Jagd hinweg, so oft und sehr sie sich auch schon vorgenommen habe, dem Geschosse der Jäger entgegen zu treten.

Der Knabe, der sich unterdessen an seinen Krücken aufgerichtet hatte, versprach dem Reh, er wolle es so viel schützen wie möglich, und er gedachte es eben nach dem Häuschen zu geleiten, als er plötzlich mit Schrecken bemerkte, daß an der weißen Haut des Thieres das purpurrothe Blut herunter lief. Er wollte es ihm wegwischen und das Reh aufrichten, das von der Wunde und dem raschen Lauf matt zusammengesunken war, als es seinen Kopf wieder erhob, und sagte: „ohne daß ich es wußte, hat mich der Pfeil des Jägers getroffen und meine Zeit ist gekommen. Die Stunde naht, in der ich meine ursprüngliche Gestalt annehme und in unser seliges Reich zurückkehre. Ich werde in Kurzem wieder eine mächtige Fee sein und möchte dich gern dafür belohnen, daß du mir in deinem Hause eine Freistatt geben wolltest. Sprich einen Wunsch aus und wenn die Zeit meiner Verwandlung kommt, soll er dir gewährt werden. Doch sei vorsichtig und sprich deinen

Wunsch deutlich aus; ich kann dir nicht mehr bewilligen, als du dir wünschest.

Da tönte von ferner aus den grünen Schluchten und Thälern der Lärm der lustigen Jagd an das Ohr des armen Krüppels; da ward wieder in ihm die Lust rege, auch so wie die andern Jäger dem Hirsch nachfliegen zu können, durch Berg und Kluft, und eine Büchse zu haben, mit der er aus weiter Entfernung das Wild niederschießen könne. Das Reh ermahnte ihn nochmals, ihm seinen Wunsch zu entdecken und mit dem Ohr nach dem Lärm der Waldhörner und Hunde hinlauschend, sagte er mit leiser Stimme: ach wie gern wollt' ich nur einen Arm haben, und die zerstümmelte Nase, wenn ich nur mit dem andern die Büchse halten und mit meinem Bello gesund und frisch durch den Wald springen könnte! Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so sah ihn das Reh mit den großen Augen mitleidig an, und sagte ihm: „dein Wunsch war allzu bescheiden, doch sei er dir gewährt. Aber jetzt fühle ich, daß mir der Tod naht, drum laß mich meinen Kopf auf dein Knie legen und diesen Augenblick ruhig abwarten."

Obgleich Wilhelm noch sehr im Zweifel war, ob das Reh wirklich im Ernst zu ihm spräche, oder ob es vielleicht nur ein Waldgeist sei, der ihn necken wolle, so nahm er doch mitleidig den Kopf des Thieres auf seinen Schoos, wischte ihm nochmals das Blut ab und drückte ihm die Augen zu. Bello, der Hund, der bisher staunend um das Thier herumgegangen war, legte sich jetzt zu den Füßen des Knaben und schlief ein. Auch dieser konnte einer gewaltigen Müdigkeit, die ihn plötzlich überfiel, nicht widerstehen, schloß die Augen und entschlief ebenfalls unter den seltsamsten Träumen.

Ihm war, als wenn sich das Reh auf seinem Schoos langsam erhöbe und sich wunderbar in eine schöne Jungfrau verwandelte. Weiß war ihr Gewand und ein rosafarbener Schleier, der oben auf dem Kopfe von einem lichten Stern zusammengehalten wurde,

wallte bis zu den Füßen hinab. Sie trug in der Hand ein kleines Zauberſtäbchen, mit dem ſie einen Kreis über die beiden Schläfer beſchrieb, worauf ſie gen Himmel ſchwebte, und die ganze Erſcheinung wurde dem Blick des ſchlafenden Knaben unklar und zerfloß am Ende in eine weiße rothgeſäumte Wolke, die eilig gen Weſten ſchiffte.

Jetzt erwachte Wilhelm und Bello, der Hund, ſprang auf und machte einen Satz, wie man ſeit Jahren nicht mehr an ihm gewohnt war. Der Knabe griff nach ſeiner Krücke, die er in den Schoos gelegt hatte, doch wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als er ſtatt derſelben das ſtattlichſte glänzendſte Gewehr, das er je geſehen, auf ſeinen Knieen liegen ſah. Unter ſeinem Kopf lag eine Waidtaſche und, o Wunder! er, der noch vor einer Stunde ſich kaum an der Krücke hatte erheben können, ſprang aus Ueberraſchung der Dinge, die er hier ſah, in die Höhe, und ſah auf's Neue erſtaunt um ſich her, denn ihm war, als ſei er plötzlich einen Fuß höher geworden. Und ſo war es eigentlich auch. Die gute Fee hatte ihr Verſprechen gehalten und ſeinen Wunſch erfüllt, indem ſie ſeine lahmen Beine gerade und ſomit länger machte und neues kräftiges Leben durch den ganzen Körper goß. Auch Bello, der Hund, war von der guten Fee reichlich mit neuen Kräften bedacht worden und machte die tollſten ungeſtümſten Sätze. Ja er ſchien ganz anderer Natur geworden zu ſein; denn der biedere ehrliche Kettenhund ſchien auf einmal Behagen am Waidwerk gefunden zu haben und machte ſolch' Spektakel unter den Büſchen und Bäumen, daß die Haſen und Füchſe zu Dutzenden heraus ſprangen. Jetzt unterſuchte der Jüngling, — denn ſeitdem er einen Schuh höher geworden war, konnte man ihn keinen Knaben mehr nennen, — das Gewehr und ſeine Jagdtaſche, und fand Alles in der beſten Ordnung. Das Erſtere war von der feinſten Stahlarbeit, mit Gold ausgelegt, und in der Letztern befand ſich Pulver und Blei die Menge. Auch entdeckte er beim nähern Durchſuchen ein kleines ſilbernes Schäch-

teichen, das er neugierig öffnete und darin drei goldene Kugeln fand, auf welchen die Worte zu lesen waren: „Zur höchsten Noth.“ —

Die Jagd kam indessen immer näher und um im glücklichen Fall vielleicht auch noch Theil daran nehmen zu können, lud der Jüngling sein Gewehr mit einer tüchtigen Kugel und stellte sich dicht an den Stamm einer dicken Eiche. Bald kamen ganze Schaaren Wild herangesprengt und die zahlreichen Meuten der Hunde hintendrein, auch einzelne Reiter mit langen Hörnern, die beständig ihr Halloh! Halloh! bliesen. Dabei erschien es unserem jungen Jäger sehr sonderbar, daß alle diese Leute, die dort das lustige Waidwerk trieben, kohlrabenschwarz angezogen waren. Außerdem hatten die Reiter Trauerflor auf ihren Hüten und die Hörner waren ebenfalls schwarz umwickelt; ebenso das Riemenzeug der Pferde und selbst die Hunde hatten schwarze Halsbänder. Sein Erstaunen wuchs, als er jetzt einzelne Herren vom Hofe, ebenso dunkel kostümirt, zwischen den Gebüschen hervortraben sah, und endlich den ganzen Hofstaat, an dem, man vom Oberstjägermeister bis zum niedrigsten Jagdpagen auch kein Tüchelchen von einer bunten Farbe sah, sondern Alles war schwarz, wie bei einem Trauerzuge. Jetzt erschien auch der König selbst, auf einem schwarzen Rappen und trug eben solche Kleider, an denen sich nichts auszeichnete, als der schneeweiße lange Bart des Königs, der über die Brust herunter rollte und eine Krone von den schönsten weißen Perlen, die er auf dem Kopfe trug.

Die Jagd hatte hier ein Ende; der größte Theil der Reiter schwang sich von den Pferden, diese und die Hunde an schwarze Riemen zu koppeln. Der König, der auf seinem Roß sitzen geblieben war, schien sehr mißmuthig zu sein und sah nachdenkend den blauen klaren Himmel an. Jetzt schien er dort oben etwas zu bemerken und rief dem Oberstjägermeister, der alsobald herbei kam, vom Pferde sprang und der Majestät auf ihre Anfrage, was dort

oben in der Luft für ein schwarzer Punkt schwebe, unterthänigst referirte: daß es ein Goldadler sei. Der König befahl, alsbald auf ihn zu schießen, und der ganze Hof ärgerte sich über die Frechheit des Vogels, daß er es wage, seinen Kopf höher zu tragen, als der des Königs. Vier der geübtesten Schützen mit den besten Gewehren traten vor und schossen einer nach dem andern in die Höhe. Doch schien sich der Vogel wenig darum zu bekümmern, sondern schwebte in ruhigen Kreisen fortwährend in der Luft herum. Es wurden andere Jäger herankommandirt, um eben so wenig auszurichten, und nun ließ sich der Oberstjägermeister seine mit Gold ausgelegte Büchse geben, setzte, da er schon ein alter Herr war, seine Brille auf die Nase, und schoß in's Blaue, doch kam keine Feder von dem Adler herunter. Der König, der dem Schießen aufmerksam zugesehen, fing an, ungeduldig zu werden und an seinem verdrießlichen Murmeln merkte man, daß bald ein majestätisches Gewitter hereinbrechen würde, worüber der Oberstjägermeister und das ganze Hofgesinde in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Was war zu thun? Der König verlangte selbst seine Büchse, um eigenhändig nach dem Vogel zu schießen und eben so wenig zu treffen, wodurch Höchstsein Zorn sich nicht gelegt, sondern noch vermehrt haben würde, weßhalb der Oberstjägermeister, sechs Jägermeister und vierundzwanzig Kammerherren, zu gleicher Zeit von demselben Gedanken bewegt, ihre Kniee beugten und die Majestät baten, doch Höchstihre Kugeln nicht an so unwürdiges Raubzeug zu wagen. Der Oberstjägermeister sah ängstlich im Kreise herum, wen er von den guten Schützen noch vergessen hätte, und endlich fiel sein Blick auf den Sohn des Försters, dessen prächtiges schönes Gewehr dem alten Herrn sehr in die Augen stach. Der Förster selbst, der ebenfalls vergeblich nach dem Adler geschossen, traute kaum seinen Augen, als er seinen Sohn, den er heute Morgen als elenden Krüppel im Grase liegend verlassen, mit Ausnahme der zerstümmelten Nase und

nennt. Da ſchwebten rechts und links Geſtalten auf mich zu, die ich zu gut kannte — die vier Könige, und der Eine fing an zu ſprechen: „Dein Fluch hat uns gebannt: wir werden wandeln und des Menſchenlebens Jammer genießen, doch zu deiner Strafe werden wir fünf verſchiedene Weſen bilden und doch eins ſein. Jeder von uns belebt ſich aus dir, indem er dir eine ſüße Erinnerung oder eine Tugend nimmt, welche du beſeſſen und deren Andenken bisher noch einiges Licht in das ſchwarze ſchaurige Labyrinth deines Lebens brachte. Wir werden umher ſchweben, bis unſere Zeit kommt, doch auch du. Fortan wirſt du deine Verzweiflung vergebens dadurch zu lindern ſuchen, daß du dich erinnerſt, du ſeiſt einſt gut geweſen, und ſchöne frohe Stunden deines verfloſſenen Lebens heraufrufſt; du haſt keine mehr, in deiner Bruſt bleibt nur das Andenken der Sünden, die du begangen.“ Ich fuhr empor, und o Jammer! es ward plötzlich in meinem Herzen ſo, wie ſie geſagt, Nacht, nur Nacht! Sie hatten mein Herz geplündert, und mit ſich geführt das Gold, was noch darin lag, was in jeder, auch der ſchlechteſten Bruſt ruht, die ſüßen Erinnerungsſtrahlen, welche das Böſe dämpfen und den Menſchen vor der gräßlichſten Verzweiflung und dem Selbſtmorde bewahren! Und in mir ward es nun öde und leer, und ich kann mir nicht einmal das Leben nehmen. Was ſie mir geraubt, waren freilich nur Andenken an eine glückliche Jugendzeit geweſen; aber aus dieſem friſchen Brunnen ſchöpfte ich ja ſtündlich, wenn mich der Staub meines ſpätern ſchwarz verſengten Lebensweges erſticken wollte. Der Eine der Viere hatte meine frohen Träume mitgenommen, bunte Geſtalten, die mich umſchwebten, wenn ich mich in das hohe Gras legte, und mir durch Zuflüſterungen einer frohen Zukunft Hoffnungen, wenn auch falſche, vorſpiegelten, über die ich meine traurige Gegenwart vergaß.

„Ein Anderer hatte mir die Ruhe der Ermattung genommen, welche uns befällt, wenn man ſtundenlang gegen finſtere Gedanken gekämpft hat; ein phlegmatiſches Hinſinken, worin uns, weil wir nicht mehr denken und fühlen, jene unerquickliche Ruhe dennoch angenehm iſt.

„Ein Dritter entwand mir das Vergnügen, das jedes Geſchöpf empfindet beim Anblick der großen herrlichen Natur. Mich freute nicht mehr der Glanz der Sonne, nicht das ſanfte Licht des Mondes, nicht das friſche Grün der Bäume und die ſchönen Blumen, nichts mehr, nichts mehr! die ganze Schöpfung ſchien mir grau bezogen und ekelte mich an.

„Der Vierte endlich leerte mein Herz ganz aus und nahm mir die letzte ſüße Erinnerung, ein kleines Bild, welches ich zuweilen anſah, das mir Troſt und Beruhigung, ſogar Hoffnung gab; das Andenken

des einen Armes, frisch und gesund vor den Oberstjägermeister hintreten sah, der ihn aufforderte, mit seiner Büchse nach dem Vogel zu schießen.

Das Jägervolk zischelte nicht wenig, als es einen jungen Menschen mit einem Arme erblickte, der gar nicht bei Hofe angestellt war, und es besser machen wollte, als die alten königlichen Jäger, die doch dafür ihr schweres Geld bekamen. Aber Wilhelm ließ sich durch diese Blicke und das Zischeln gar nicht irre machen, stellte sich hin, streckte seinen linken Stumpen in die Höhe, legte die Büchse darauf und nachdem er einen Augenblick scharf gezielt, knallte der Schuß. Alles sah erwartungsvoll in die Höhe und die Gesichter der Jäger, die höhnisch gelacht, als der Vogel noch einen Augenblick ruhig schweben blieb, zogen sich gar erbärmlich in die Länge, als er jetzt droben verdächtige schwankende Kreise beschrieb und langsam herunter sank. Der ganze Hofstaat gab in diesem Augenblick ein sehr kurioses Bild; Alles riß vor Erstaunen die Mäuler auf, als sollte Jedem von ihnen der Adler in's Maul fallen, und der Oberstjägermeister vergaß in der Freude seines Herzens über den Schuß seine Würde so sehr, daß er einen großen Luftsprung machte und dabei den Oberstceremonienmeister auf ein Hühnerauge trat, der vor Schmerzen laut aufbrüllte, was aber das ganze Hofpersonal für ein Zeichen annahm, seine Verwunderung vor den allerhöchsten Ohren eben so laut kund geben zu müssen und daher, inclusive Förster, Jagdpagen und Hunden, in ein erschreckliches Freudengeschrei ausbrach. Während diesem Halloh schwankte der Adler herab und stürzte mausetodt zu den Füßen des Leibpferdes nieder. Dem Könige gefiel der Schuß sehr und wenn er auch nicht lachte, machte er doch eine gnädige Handbewegung gegen den jungen Schützen und fragte den Oberpolizeidirektor: wer ist der Einarm? Dieser wandte sich flüsternd an den hinter ihm stehenden Untergebenen, und, um vor der Majestät zu verbergen, als kenne er, der Oberpolizeidirektor, nicht jeden Mann im Staate, räusperte er sich, hustete und

ſpuckte ſo lange, bis ihm von hinten zugeflüſtert wurde, daß der Einarm der Sohn des Förſters ſei.

Der König war darauf ſehr gnädig, ließ dem Einarm ein Goldſtück überreichen und nahm ihn unter ſeine Leibjäger auf. Dann wandte er ſein Roß und ritt, gefolgt von dem ganzen Schwarm, nach der Stadt zurück. Der Förſter aber ging mit ſeinem Sohn in das Haus zurück und ließ ſich von ihm erzählen, auf welche wunderbare Art er und Bello wieder zu Kraft und Geſundheit gekommen ſeien. Dann packte Wilhelm ſeine Habſeligkeiten zuſammen, nahm von dem Vater Abſchied und pfiff dem treuen Bello, um nach der Reſidenz zu gehen.

Da er noch nie aus ſeinem Walde herausgekommen war, ſo erſchienen ihm draußen die ſchön angebauten Felder und die Dörfer mit den vielen Häuſern ſehr ſonderbar. Auch verwunderte er ſich, daß ſchon die Leute von ſeinem glücklichen Schuß wußten und ihn der König unter die Leibjäger aufgenommen hatte. Zuweilen wurde er auch hierüber befragt und da man ſeinen Namen nicht wußte, nannte man ihn überall, wo er durchkam, Einarm, eine Benennung, die ihm gerade nicht ſehr gefallen wollte. Aber wie wuchs erſt ſein Erſtaunen, als er in die Nähe der Reſidenz kam und dort die breiten Straßen und die prächtigen hohen Paläſte ſah. Vor Allem aber gefiel ihm das Schloß des Königs, mit ſtattlichen Thürmen und zahlloſen Fenſtern, und es würde ihm noch mehr behagt haben, wenn es nicht ebenſo ſchwarz angeſtrichen geweſen wäre und ebenſo düſter ausgeſehen hätte, wie das Jagdgefolge des Königs und die Trabanten und Heiducken, die mit ihren großen Spießen an allen Thüren ſtanden. Alles war ſchwarz koſtümirt vom Kopf bis zu den Füßen, und ſelbſt in den ſchön angelegten Gärten war nichts zu ſehen, als dunkle Cypreſſen und trauriges Rosmarin. Zum Ueberfluß wehten über dem Hauptthor zwei große ſchwarze Fahnen und die beiden Eckthürme waren wie Leichenbitter in große ſchwere Flore gehüllt,

die oben an dem Knauf feſt gemacht waren und bis an die Erde herab wallten.

Der neue Leibjäger ging in die Wohnung des Oberſtjägermeiſters und ließ dieſem Herrn melden: er ſei da. Da aber das Er eine ſehr relative Bezeichnung war, ſo wurde dem Oberſtjägermeiſter gemeldet: der Einarm ſei da, und jener befahl darauf, dem Einarm eine ſchwarze Livree und Wohnung zu geben. So war er denn plötzlich in den Dienſt des Königs gekommen, wo es ihm anfangs ſehr wohl behagte; nur hätte er gewünſcht, daß ſie ihn bei ſeinem Familiennamen oder wenigſtens Wilhelm genannt hätten; doch da der König Einarm zu ihm geſagt, ſo hatten dies die Hofleute angenommen und Alles nannte ihn in und außer dem Dienſt nur Einarm. Schon der erſte glückliche Schuß, den er mit dem Gewehr gethan, das ihm die gütige Fee geſchenkt, hatte ihm die Gunſt des Königs, wie des Oberſtjägermeiſters erworben, und in traurigen Stunden, die Erſterer oft hatte, ließ er den Einarm häufig kommen, um ſich durch deſſen unglaubliche Geſchicklichkeit im Schießen unterhalten zu laſſen. Da aber nun in ſolchen Dingen, wo es die Gunſt des Herrn gilt, kein Hofgeſinde mit ſich ſpaßen läßt, ſo war bald Niemand mehr, bis zum geringſten Küchenjungen herab, der den Einarm nicht mit ſcheelen Augen angeſehen hätte, denn der König gab ihm vor allen Andern gar zu ſehr den Vorzug. So aß er nur von einer Schnepfe oder einem Haſen, die der Einarm geſchoſſen, weil, wie er ſagte, ihm kein Wildpret ſchmecke, das nicht ſo kunſtgerecht erlegt ſei, wie das des Einarms. Ja, dies ging ſo weit, daß, wenn dem König nach einem Apfel oder einer andern Frucht gelüſtete, der Einarm geholt wurde, um die Frucht vom Baume zu ſchießen.

Schon oft hatte ſich der neue Leibjäger bei dem andern Hofgeſinde nach der Urſache erkundigt, weßhalb der König beſtändig ſo traurig ſei, und weßhalb das ganze Schloß, ſo wie Alles in ſeiner Umgebung ſchwarz ausſehen müſſe. Da es aber verboten

war, über dergleichen Sachen zu ſprechen, ſo hatte man zuerſt dem Neuangekommenen nichts vertrauen wollen, und als ſpäter der Einarm ſo in der Gunſt des Herrn ſtieg, war es Neid und Haß, warum ihm Keiner auf ſeine Fragen Beſcheid gab. Auch mit dem weiblichen Perſonal des Schloſſes ſtand der arme Einarm nicht zum Beſten; denn wenn auch unter allen Jägern und Hofbedienten Keiner war, der eine ſo ſchlanke kräftige Figur hatte, wie er, ſo war doch das Mägdevolk viel zu naſeweis, um nicht an einer fehlenden Naſe ein Aergerniß zu nehmen. Auch mochte Ihnen ein fehlender Arm bei gewiſſen Verhältniſſen im menſchlichen Leben gar zu unpraktiſch vorkommen, und wenn auch manches hübſche Mädchen dem Einarm nachblickte, ſo konnte ſie ihm doch dieſe beiden Mängel nicht vergeben.

Seinerſeits war auch bei ihm die Luſt nicht ſehr groß, ſich bei den jüngern Frauenzimmern auf Erkundigung zu legen, da er ſich ſchon manche ſpöttiſche Antwort bei ihnen geholt hatte, und die alten Weiber, die im Schloſſe waren, ſcheute er ſeit den Zeiten, wo ihn die kluge Frau im Walde unter entſetzlichen Schmerzen krumm und lahm geheilt hatte, noch mehr. Glücklicher Weiſe war er auch nicht neugierig, weßhalb er ſich leicht auf eine andere Zeit zu tröſten wußte, wo ſich ihm dieß Geheimniß von ſelbſt auflöſen würde. Und ſo geſchah es auch eines Tages und früher, als der Einarm vermuthet hatte.

An einem ſchönen Morgen ritt der König mit wenigen Jägern auf die Jagd und ſtreifte, wie er oft zu thun pflegte, trübſelig über Berg und Thal. Einem ſtarken Hirſch, der vor ihm aufging, mußten die Jäger folgen, mit Ausnahme des Einarms, dem der König ſein Pferd zu halten gab, als er herabſtieg und ſich in den Schatten eines groſſen Baumes legte und zu ſeufzen und zu klagen anhub, wie er vielmal that, wenn er allein war. Das jammerte den Einarm ſehr und er hätte den König gern gefragt, weßhalb er ſo traurig ſei; doch erlaubte ihm dies die Etikette nicht, ſondern

gebot ihm vielmehr, ſich mit den Pferden zurückzuziehen, um den Herrn in ſeinen traurigen Betrachtungen nicht zu ſtören. Plötzlich hörte der Einarm in den Gebüſchen ein Geräuſch, als wenn ſich ein großes Thier nahe. Es raſchelte im Laub, es knickte hie und da Zweige ab, und als der Leibjäger vortrat, um zu ſehen, was es gäbe, erblickte er zu ſeinem größten Entſetzen, wie ein wüthender Eber gerade auf den König losrannte, der ohne Waffen war und ihn in ſeiner großen Betrübniß nicht einmal zu bemerken ſchien. Das Unthier hatte den Kopf, mit ungeheuern Hauern bewaffnet, geſenkt, und die kleinen Augen funkelten vor Wuth und Grimm. Kaum hatte der Einarm Zeit, ſeine geladene Büchſe vom Sattelknopf loszureißen und wie er auf das Thier anlegte, war es von dem König keinen Schritt mehr entfernt. Doch faßte ſich der Leibjäger Muth, rief beim Losdrücken inbrünſtig die gute Fee an, die ihm das Gewehr geſchenkt, und als der Schuß krachte, ſprang der König freilich entſetzt auf, aber das Ungethüm wälzte ſich auch ſchon zu ſeinen Füßen im Blute.

Der Einarm eilte hinzu und ſah, daß die Kugel ihm gerade durch den Kopf gegangen war. Der König brach in Lobeserhebungen über den Schuß aus und vergaß die Etikette ſo weit, daß er ſich herabließ, ſeinen Lebensretter zu umarmen und ihm eigenmündig für ſeine Rettung dankte. Darauf beſtiegen die Beiden ihre Pferde wieder und eilten nach der Stadt zurück, wo der König den Einarm mit hinauf in ſeine Zimmer kommen ließ und ihm befahl, einen Wunſch zu thun, den er ihm erfüllen wolle. Jetzt erwachte auf einmal in dem guten Leibjäger die Begierde, etwas Näheres über die Trauer des Königs, ſowie des ganzen Schloſſes, zu erfahren, und er trug der Majeſtät mit den allerbeſcheidenſten Worten dieſe Frage vor. Zuerſt ſah ihn der König überraſcht an, und verbarg ihm ſeine Verwunderung nicht, daß er ihn über eine Geſchichte befrage, die doch ſo ziemlich im Munde

aller ſeinen Unterthanen ſei. Doch wurde ihm ſeine Bitte gewährt und der König hieß ihm folgen.

Bis hieher war der Franke in ſeiner Erzählung gekommen, als das allmähliche Erlöſchen der Wachtfeuer ſie erinnerte, daß die Nacht bereits weit vorgerückt ſein müſſe. Der alte Mann klopfte dann ſeine Pfeife aus und ermahnte die Andern, ſich noch einige Stunden dem Schlafe zu überlaſſen, indem er ſie ſämmtlich einlud, morgen Abend wieder zu kommen und die Fortſetzung der Geſchichte zu vernehmen. Nachdem der Emir el Hadſch ſein Vergnügen über das Gehörte ausgeſprochen, begab er ſich hinweg und ging ſeinen Zelten zu.

Dort angekommen wollte er ſich leiſe in ſein Gemach zurückziehen, als ihm plötzlich Haſſan, ſein Haushofmeiſter, in den Weg ſprang, und da ihn dieſer in der Dunkelheit der Nacht nicht erkannte, heftig an dem Zipfel ſeines Mantels zog: „he, wer biſt du, alter Gauner? wo ſchleichſt du hin in der Nacht? Kann man doch vor lauter Diebsgeſindel nicht zu ſeiner Ruhe kommen! Sprich, wer biſt du, Ungläubiger?“

Der Emir el Hadſch, der ſich von ſeinem Diener ſo ſonderbar begrüßt ſah, wußte nicht, was er davon denken ſollte, und begriff im erſten Augenblick nicht, warum ihn Haſſan ſo empfange. Doch jetzt ſah er auf ſeine unſcheinbaren Kleider, und gab ſich dem Neger zu erkennen. Dieſer ſtand einen Augenblick ſprachlos vor Erſtaunen da, beugte ſich dann tief zur Erde und ſtammelte eine Bitte um Vergebung. „Ach, Herr,“ ſetzte er hinzu, „du mußt es deinem Sklaven nicht verargen, wenn er in ſeinem Eifer den gebietenden Schritt ſeines Herrn nicht erkannt hat. Es treibt ſich hier bei den Zelten ſo viel verdächtiges Geſindel umher, daß die größte Wachſamkeit nöthig iſt. Ja, Herr,“ fuhr Haſſan fort, als er bemerkte, daß der Emir aufmerkſam zuhörte, „ſehr verdächtiges Geſindel, doch weiß ich nicht, ob es mir deine Hoheit nicht ſehr ungnädig aufnimmt, wenn es dein

Sklave wagt, ſeine Befürchtungen deinem Ohre laut werden zu laſſen."

Unter dieſem Geſpräch war der Emir in ſein Zelt getreten und befahl dem Sklaven zu reden, worauf Haſſan mit vielen Worten und ſo wichtig als möglich ſein erſtes Zuſammentreffen mit jenem jungen Kameeltreiber vor dem Palaſte des Emir in Kairo, ſowie die ſpätere Begegnung in der Nacht erzählte. „Wie es einem treuen Diener geziemt," fuhr der Hausmeiſter fort, „ſpähte ich bei jedem Marſch, den wir machten, in den Reihen umher nach jenem Manne, und ſah ihn auch bald hier bald dort erſcheinen, wie er auf ſeinem flüchtigen prachtvollen Pferde, dem Blitze gleich, bald in dieſem, bald in jenem Zuge erſchien. Dabei aber, verzeih mir, o Herr, bemerkte ich auch wohl, daß der junge Mann ſtets wieder zu dem Zuge deiner Hoheit zurückkehrte und ſich dort ſo nah wie möglich bei dem Kameel hielt, dem die Ehre zu Theil wird, den Stern des Morgenlandes, deine Tochter Zemire, zu tragen. Ja, Herr, in ihrer Nähe hält er ſich öfters während den Märſchen auf und verſucht es durch allerhand Reiterkünſte, die Blicke der Weiber auf ſich zu ziehen. Heute Abend nun, kurz zuvor, ehe du zurückkamſt, o Herr, hörte ich draußen vor dem Zelte wieder jenen Geſang, wie neulich, und es war wieder derſelbe junge Araber, der es wagte, dicht am Zelte deiner Tochter Zemire ſeine Laute klingen zu laſſen. Bei meiner Ankunft hörte er freilich auf, ſchwang ſich auf ſein Pferd und verſchwand wie das vorige Mal."

Während der Erzählung des Haushofmeiſters horchte der Emir el Hadſch aufmerkſam zu und zog ſeine Augenbrauen zuſammen — ein untrügliches Zeichen, daß er ſich durch die Aufmerkſamkeiten des jungen Arabers gegen ſeine Tochter nicht ſehr geehrt fühlte. Darauf wandte er ſich zu Haſſan und ſagte: „ſobald ſich der Araber wieder bei meinem Zuge zeigt, machſt du mich auf ihn aufmerkſam, und es wird mich ſehr freuen, wenn du deine Wachſamkeit unterdeſſen noch verdoppelſt."

„Ach, Herr,“ entgegnete der Schwarze, „ich werde gewiß mein Möglichſtes thun, aber deine Hoheit hat jenen jungen Kameeltreiber ſchon geſehen. Ja er war ſelbſt ſchon hier in deinem Zelte. Du wirſt dich der Geſandtſchaft erinnern, o Herr, die der Beduinenſchech Almanſor geſtern zu dir ſandte. Unter dem Gefolge wirſt du einen jungen Mann geſehen haben, der zur Rechten des alten Schech Harun auf dem Divan ſaß; ich muß geſtehen, ein ſehr ſchöner und ſtattlicher Mann.“

Der Emir fuhr mit der Hand über die Augen, beſann ſich einen Augenblick, und dann trat plötzlich die Geſtalt jenes jungen Arabers vor ſein Gedächtniß. Der ſchöne kräftige junge Mann war ihm ſchon geſtern neben dem alten Schech Harun aufgefallen. „So, ſo,“ ſprach er leiſe für ſich, „der alſo wars! Wer mag das wohl ſein?“

Haſſan betheuerte bei dem Barte des Propheten, er wolle ſchon herausbekommen, mit wem er es zu thun habe, worauf der Emir ſeinen Haushofmeiſter entließ und ſich auf ſein Lager ſtreckte. Allein der Schlaf, der ſonſt ſein Auge nie floh, wollte ſich heute nicht ſo bald einfinden. Als guter Muſelmann, von ächt eiferſüchtigem Schlage, mußten ihm dieſe Aufmerkſamkeiten des Arabers gegen ſeine Tochter auf alle Fälle ſehr beunruhigen, um ſomehr, da ſich jener Beduine bei der Geſandtſchaft des mächtigen Almanſors befinden ſollte, was der Emir als einen Beweis annahm, daß der junge Mann von nicht ganz gemeiner Herkunft ſei. Das Mißtrauen legte ſich jetzt an ſein Ohr und flüſterte ihm zu, daß vielleicht jene Geſandtſchaft nur zu dem Zweck gekommen ſei und nur deßhalb Freundſchaft mit ihm angeknüpft habe, um irgend eine feindſelige Abſicht gegen ihn auszuführen. Wer weiß, dachte er, ob der junge Araber nicht vielleicht der Sohn eines jener Beduinenſchechs iſt, und nur in der Abſicht umherſchleicht, meine Tochter zu rauben. Ach, der Emir el Hadſch wußte zu gut, daß ſeine Tochter Zemire eines der ſchönſten und lieblichſten Mädchen des Morgenlandes ſei. Unter dergleichen

Gedanken entſchlief er endlich und erwachte erſt am folgenden Morgen, als die aufſteigende Sonne eben die Nebel der Nacht zertheilte.

Kaum waren am nächſten Abend die Zelte aufgeſchlagen, ſo wurde in dem Emir der Wunſch rege, die Fortſetzung des in der vergangenen Nacht gehörten Märchens zu vernehmen. Er empfahl daher ſeinem Haushofmeiſter nochmals die größte Wachſamkeit, hüllte ſich dann in ſeine unſcheinbaren Kleider und machte ſich auf den Weg. Der Franke ſaß mit ſeinen Bekannten bereits um das Feuer und nachdem die üblichen Begrüßungen gewechſelt und die Pfeifen angezündet waren, fuhr der Fremde folgendermaßen fort:

Fortſetzung der Geſchichte vom Einarm.

„Der König befahl, wie ich euch geſtern Abend am Schluß erzählte, dem jungen Einarm, ihm zu folgen. Durch mehrere Säle und Gänge, die wie Alles Uebrige ſchwarz behangen waren, gingen ſie hindurch, und kamen in einen andern Theil des Schloſſes, der mit einer großen eiſernen Thür abgeſperrt war und nicht bewohnt wurde. Der König öffnete mit einem Schlüſſel, den er an ſeinem Gürtel trug, das Thor und wie ſie hindurchgingen, ſah ſich der Einarm plötzlich in ganz andere Regionen verſetzt. Hier war von keinem ſchwarzen Tuch und Flor mehr die Rede, vielmehr prangten Gänge, Zimmer, Treppen und Fenſter in den hellſten freundlichſten Farben. Alles war hier auf das Zierlichſte und Prächtigſte eingerichtet. Die kleinen Divane in den Zimmern bedeckte der glänzendſte Goldſtoff; aus marmornen Becken ſprangen murmelnde Fontänen in die Höhe, die Wände waren mit Sammet und Damaſt bekleidet, und die Pracht der Möbel ſteigerte ſich von einem Zimmer zum andern. Schon in dem erſten waren ſie vom

feinſten Holz, im andern von Elfenbein, dann von Schildkrot mit Gold ausgelegt und in den hinterſten Zimmern und Sälen war Alles von Silber und Gold, mit Edelſteinen und Perlen beſetzt. Das Einzige, was die Luſt und Herrlichkeit in dieſen Zimmern unterbrach, war die peinliche Stille und Oede, die hier herrſchte, ſowie das einzige Traurige das Geſicht des Königs, das mit jedem Schritte finſterer wurde. In einem der letzten Säle ließ er ſich auf einem Ruhebette nieder und trocknete zwei große Thränen ab, die ihm in den Bart liefen. Das Ruhebett, auf welchem er ſaß, ſtand vor einem Gemälde, das ein grünſeidener Vorhang bedeckte.

„Wiſſe," begann der König nach einer langen Pauſe zum Einarm, „daß dies die Zimmer meiner Königin ſind, die aber ſchon längſt die Erde verlaſſen, um zum Wohnorte der Seligen aufzuſchweben. Sie war keine gewöhnliche Sterbliche, ſondern entſtammte dem Feenreich, und ihr ward, wie allen jenen erhabenen Weſen, erlaubt, nach jedem Jahrtauſend eine gewiſſe Anzahl von Jahren auf der Erde zuzubringen, um einen Sterblichen zu beglücken. Mir wollte mein gutes Schickſal ſo wohl, daß ich gerade in dem Jahr, wo die Fee Amaranthe die Erde wieder betrat, mich nach einer Gemahlin umſah. Mein Herz war frei, ich war jung und ſtreifte mit lauter Luſt und Fröhlichkeit durch die Wälder dem Gewilde nach. Da begab es ſich eines Tages, daß aus dem Dickicht des Waldes ein fremder Stallmeiſter auf mich zuſprengte, mir einen Gruß von ſeiner Herrin überbrachte, die den Wunſch ausſprach, an meiner Jagd Theil nehmen zu dürfen. Natürlich bewilligte ich ihr mit Freuden dieſe Bitte, und ich, ſowie mein ganzes Jagdgefolge ſtanden mit ſtummer Erwartung da, als der Stallmeiſter zurückſprengte, und wir plötzlich aus der Tiefe des Waldes das luſtige Getön einer andern Jagd hörten, die uns näher und näher kam.

„Zwiſchen den Zweigen blitzte es wie lauter Gold und Silber

an eine Jugendliebe, an ein reines Geſchöpf, welches dort oben iſt, und für mich am Thron des Höchſten beten ſollte. So fühlte ich, als die Geſtalten verſchwunden waren und ich wieder empor ſprang, mich namenlos elend. Ich irrte ohne Ruhe umher, habe mich in das Leben des erſten dieſer Könige geworfen, hab' es vergiftet, indem ich hoffte, meine frohen Träume wieder zu erhalten, umſonſt! ich bekam ſie nicht. Dem zweiten folgte ich; ich ſah ſein armſeliges Daſein verlöſchen; aber er gab mir meine Ruhe nicht wieder. Da ſtand ich ſchaudernd ſtill, und begann zu ahnen, daß Alles für mich auf ewig verloren ſei. So hatte mein Fluch gewirkt, auf mich gewirkt; aus meinem Blut hatte ich die edelſten Theile in die Welt gejagt, mir blieb der faulende Grund, ich war wieder als Menſch mit menſchlichen Bedürfniſſen in den ganzen Jammer des Lebens getreten. Sterben kann ich nicht und muß ſo betteln, um mir mein Daſein zu erhalten. Nur die Karten, das unglückſelige Spiel liebe ich noch immer." Er ſchwieg ſtill und ſchaute lange nachdenkend vor ſich hin. Dann erzählte er mir auf meine Bitte die Geſchichte der beiden Könige, wie ich ſie im zweiten und dritten Capitel wieder gegeben habe. Doch befriedigte mich das noch Alles nicht. „Und von den beiden Andern haben Sie nichts mehr gehört? Sie wiſſen nicht, ob ſie noch wandeln, oder wo ſie geendet?" fragte ich. „Nein, nein!" entgegnete er haſtig. „Ich weiß nichts Genaueres von ihnen, als daß ſie noch in der Welt herumſchweben." Bei dieſen Worten ſah er mich forſchend an. „Aber ich weiß, wo der Eine iſt," ſprach ich mit erhöheter Stimme; „und auch Sie wiſſen es. Er iſt hier, hier in dieſer Bude." Ich war nämlich überzeugt, daß meine Erſcheinung von heute Nachmittag mit dem ſonderbaren Benehmen und dem Namen Pique, mit ſeinen Erzählungen von der Bude und dem alten Manne, nur hier zu finden ſei. „Warum mir das verheimlichen?" fuhr ich fort. „Ich weiß es: der Pique-König iſt hier bei Ihnen. Wo iſt er? Sie halten ihn gefangen." Der Alte war aufgeſprungen und ſah mich entſetzt an. „Woher wiſſen Sie das?" ſchrie er laut, und ſetzte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Und doch wiſſen Sie nichts. Er iſt nicht da." — „Und doch iſt er hier," ſprach ich ganz gelaſſen und erzählte ihm von dem jungen Manne, den ich heute geſehen, von ſeiner Freude über die Natur, ſeinen Ausrufungen und ſeinem Namen, den er genannt, ſagte ihm, daß ich gleich eine Ahnung gehabt habe, dieſe Erſcheinung müſſe mit jener Nacht in Verbindung ſtehen, daß ich hauptſächlich deßhalb hieher gekommen ſei, um mir über dieſe unerklärliche Sache, in die ich ſeltſamer Weiſe verwickelt worden, eine genügende Aufklärung zu verſchaffen.

Er hörte mich ruhig an, ſetzte ſich wieder auf ſeinen Sarg, und

hervor, und die einzelnen Theile des Jagdzugs, die nach und nach erſchienen, waren mit unerhörter Pracht bekleidet und beritten. Zahlreiche Meuten der ſchönſten Hunde ſchwärmten voran; dann kamen verwegene Jagdpagen, den Falken auf der Fauſt und ſetzten mit ihren Pferden über Stock und Stein. Ihnen folgte eine Anzahl Jäger, und was uns am ſeltſamſten vorkam, außer dem dienenden Perſonal der Jäger, Forſt- und Stallmeiſter waren es nur Damen, die auf den herrlichſten Roſſen ſitzend von dem ganzen Troß ehrerbietig umgeben waren. So ſchön und ſchlank ſie auch alle auf ihren Thieren ſaßen und der prächtige Wuchs der geringſten unter ihnen weit die Formen der ſchönſten unſerer Damen übertraf, ſo ragte doch, wie der Mond unter den Sternen, eine derſelben an Schönheit und Adel über die Andern empor. Dieſe ritt einen ſchneeweißen Zelter und ſprengte mit leichtem Anſtande gegen mich. Sie dankte mir freundlich für die Erlaubniß, an meiner Jagd Theil nehmen zu dürfen, und bat um die Fortſetzung derſelben und ſo gerne ich auch eine ganze Ewigkeit ihr gegenübergeſtanden wäre, um ihr in das wunderherrliche Angeſicht zu ſehen, ſo zwang es mich doch, ihrem Wunſche Folge zu leiſten und ich gab den Befehl, die Jagd wieder zu beginnen. Du kannſt dir leicht denken, mein Sohn, daß ich nicht von ihrer Seite kam. Doch obgleich ich ein ſehr gutes Pferd ritt, war es mir nicht möglich, dem vogelſchnellen Lauf und den entſetzlichen Sprüngen des ihrigen nachzukommen. Auch mein ganzes Jagdgefolge, das doch aus den gewandteſten Reitern meines Königreichs beſtand, nahm ſich gegen das ihrige aus, wie eine Geſellſchaft von Schnecken, gegen muntere Vögel. Mir ſchien ſogleich am erſten Tage, daß es bei der ganzen Geſellſchaft nicht mit rechten Dingen zugehe und auch mein Oberforſtmeiſter machte mich mit Entſetzen auf einen Jagdpagen der Dame aufmerkſam, der einem Falken, als er ſich oben mit einem andern Raubvogel in einen Kampf eingelaſſen, zu Hülfe kommen wollte, und ſich ſchon einige Schritte aus ſeinem Sattel in die

Luſt erhoben hatte, als ihn ein ſtrenger Ruf der Dame wieder herabrief.

„Nach Beendigung der Jagd lud ich die ganze Geſellſchaft in meine Reſidenz ein; doch nahm die Dame meine Einladung nicht an, verſprach aber am andern Tage wieder zur Jagd zu kommen. Ich, der ich jetzt zum Erſtenmal die Leiden und Freuden der Liebe fühlte, ſchloß die ganze Nacht kein Auge und ſchwärmte mit meinen Jägern ſchon in den Wald, als kaum ein lichter Streifen im Oſten den Anbruch des neuen Tages verhieß. Zur beſtimmten Stunde, wie geſtern, erſchien die Dame mit ihrem Gefolge wieder, ach, und ſie war wo möglich noch ſchöner, als geſtern. Die Jagd begann auf's Neue und der Tag verlief wie der geſtrige, nur daß ihr unvergleichlicher Liebreiz die Glut in meinem Herzen zu einer unauslöſchlichen Flamme angefacht hatte. Schon während der Jagd bat ich ſie, wie geſtern, mich in meiner Reſidenz zu beſuchen oder mir zu ſagen, wo ihr Schloß liege, und als ſie mir Beides abſchlug, gab ich mehreren meiner gewandteſten Jäger heimlich den Befehl, ſich da und dort im Walde zu verſtecken, und am Abend jener Jagdgeſellſchaft zu folgen, um ihren Aufenthaltsort auszukundſchaften. Nach Beendigung der Jagd empfahl ſich die Dame wie geſtern, mit dem gleichen Verſprechen, morgen wieder zu kommen und ich ritt verſtimmt meiner Reſidenz zu, um in meinen Zimmern die halbe Nacht bis zur Ankunft meiner ausgeſandten Jäger zu wachen. Gegen Mitternacht kamen mehrere zurück und ſchworen, nichts geſehen zu haben. Doch blieben noch zwei meiner beſten Leute aus, auf die ich mein ganzes Vertrauen ſetzte. Auch ſie erſchienen, aber erſt mit Anbruch des Tages, und brachten mir die wunderbare Mähr, daß ſie geſtern Abend, kaum im dichteſten Walde angelangt, die Jagd der Dame gehört hätten, wie ſie mit lautem Getöſe und Halloh ſich bei mir verabſchiedet und neben ihnen daher geflogen ſei. Was ihre Pferde laufen wollten, ſeien ſie ihr gefolgt, hätten die Jagd auch eine Zeit lang vor ſich ge-

ſehen, doch habe ſich das Gefolge auf eine wunderbare Weiſe vermindert. Großmächtigſter König, fuhr einer der Jäger fort, wir hatten es mit einer mächtigen Fee zu thun. Zuerſt verſchwanden die Hunde und liefen als ſchwarze Käfer in das Gebüſch; die Pferde wurden zu Haſen und Füchſen, die darauf ſitzenden Jäger und Pagen ſchwangen ſich als Raben und Krähen in die Luft; die Damen des Gefolges wurden zu ſchönen Nachtſchmetterlingen und die Herrin auf ihrem weißen Roß verſchwand uns plötzlich ganz; doch ſahen wir wenige Augenblicke nachher ein ſchneeweißes Reh blitzſchnell im Gebüſch verſchwinden. So erzählte der Jäger, und obgleich ich auch ungläubig mein Haupt ſchüttelte, ſo wurden doch Feen und Kobolde ſo häufig geſehen, daß ich jener Erzählung gern Glauben beimaß. Heute, als am dritten Tage, zur beſtimmten Stunde erſchien die Dame wieder, und ich wußte es während der Jagd ſo einzurichten, daß wir uns von dem Gefolge entfernten, und ich mich mit ihr im dichten Gebüſch allein befand. Hier ſprang ich von meinem Pferde, hielt ihr den Steigbügel und bat ſie auf's Ehrerbietigſte, ebenfalls abzuſteigen und einige Worte anzuhören, die ich ihr ſagen wolle. Sie that nach meinem Wunſch, ſetzte ſich auf einen abgehauenen Baumſtamm, und ich malte ihr mit den glühendſten Farben meine Leidenſchaft, ſchwur ihr ewige Liebe und betheuerte ihr, daß ich im Beſitz ihrer Hand der glücklichſte Menſch ſein würde. Anfänglich ſah mich das wunderſchöne Weib ſeltſam lächelnd an, dann reichte ſie mir die Hand und ſprach zu mir: wiſſe, o König, daß ich kein ſterbliches Weſen bin wie du. Mein Name iſt Amaranthe und ich bin aus dem Feengeſchlecht. Da uns aber erlaubt iſt, je nach tauſend Jahren, die wir im Dienſte unſerer Königin zubringen müſſen, zehn Jahre auf der Erde zu wandeln, und uns hier der Liebe eines Menſchenkindes zu erfreuen, ſo nahm ich die Geſtalt an, in der du mich hier ſiehſt, und ſuchte dich auf, da ich dein gutes edles Herz, ſowie deine männlichen Geſinnungen ſchon ſeit lange kenne. Es iſt uns Feen möglich,

schon mehrere Jahre vorher, ehe unser tausendjähriges Dienen dort oben sein Ende nimmt, das Herz der Menschen zu prüfen und anzuschauen, damit uns die Wahl, die wir für die zehn Jahre unseres Erdenlebens treffen, später nicht gereue. Denn der Mann, den wir uns für diese Zeit erkoren, mag mit Fehlern behaftet sein, wie er will, wir müssen ihn diese zehn Jahre hindurch treu und ehrlich lieben, wie es einer braven Hausfrau geziemt."

Hier seufzte der König tief auf, fuhr aber in seiner Erzählung fort.

„Mein Sohn," sprach er zu dem Einarm, „du, dessen Herz noch frei von Liebe ist, du kannst dir das Entzücken nicht denken, das mich bei diesen Worten der Fee befiel. Ich schwur ewige Treue und Liebe, konnte mich aber dabei der Thränen über ein grausames Geschick nicht enthalten, das mir den Besitz eines so liebreizenden Wesens nur für zehn Jahre gestattete.

„Sie wurde also die Meinige; ich führte sie als Königin in meine Residenz ein und der Jubel des Volks, das schon lange meine Vermählung gewünscht hatte, kannte keine Grenzen. Allgemein war man hoch erfreut über die Wahl, die ich getroffen, denn so liebreizend das Antlitz meiner Gemahlin war, ebenso schön und edel war auch ihr Herz. Sie theilte den Armen mit, beschenkte die milden Stiftungen reichlich, kurz sie suchte während der wenigen Jahre ihres Erdenwallens so viel Glück und Wohlstand um sich zu verbreiten, wie nur möglich. Nach einem Jahre, das ich mit ihr in Glück und Freuden verlebt hatte, genas die Königin eines Töchterleins, frisch und schön wie eine Rosenknospe, und ganz ihr Ebenbild; auch sah man deutlich, daß die geistige Kraft der Mutter selbst das kleinste Uebel von dem Kinde abzuhalten wußte. Meine kleine Prinzessin blieb befreit von dem Ungemach und den Krankheiten, die sonst wohl gewöhnlich Kinder in diesen Jahren überfallen und blühte an Körper und Geist in überraschender Schnelligkeit auf. So hatte das Kind sein achtes Jahr zu-

rückgelegt, als ich, an die Trennung von meiner Gemahlin denkend, die mir in kurzer Zeit bevorstand, in heftige Traurigkeit und schwere Krankheit verfiel. Die Königin that Alles, um mich aufzuheitern, und wenn auch die heilsamen Tränke, die sie aus den Kräutern zu ziehen wußte, meinen Körper in kurzer Zeit wieder herstellten, so blieb doch mein Geist umdunkelt und ich sah mein ganzes künftiges Leben so schwarz vor mir, wie du es jetzt in der Wirklichkeit siehst. Ach, von dem zehnten Jahr meines Glücks hatte ich mit Blitzesschnelle eine ziemliche Zeit verlebt. Schon kam der Sommer und dörrte Laub und Gras, daß es farbig wurde und mein Herz schien langsam mitzuverwelken. Der Klang des lustigen Jägerhorns, der mich sonst zur Freude und Lust aufrief, zerschnitt mir die Brust wie glühendes Eisen: denn da ich meine Königin so unsäglich liebte, so konnte ich meines Jammers kein Ende finden. Nichts erfreute mich mehr, nicht die Zureden meiner Gemahlin, nicht das Spielen und Liebkosen des Kindes — ich glaubte, es wäre die schrecklichste Zeit meines Lebens gewesen.

„So saß ich eines Abends auf dem Altan, der in den Wald hinaus geht, als sich mir die Königin langsam näherte, neben mich hinkniete und ihren Kopf auf meine Hand legte. Ich fühlte ihre warmen Thränen und wagte es kaum, aufzuschauen, ja, der unglückselige Augenblick war gekommen; sie hatte das Jagdkleid an, in welchem ich sie vor zehn Jahren zum Erstenmal gesehen. Mein Gemahl, sprach sie mit zitternder Stimme, es muß geschieden sein. Meine Zeit ist um, und ich kehre zu meiner Königin zurück um neue tausend Jahre bei ihr zuzubringen. Doch werde ich dich früher wieder sehen, und wenn deine Laufbahn beendigt ist, eine längere Zeit als diese kurzen zehn Jahre mit dir glücklich verleben; auch werde ich unsere Tochter umschweben und sie, so viel es in meinen Kräften ist, vor allem Bösen bewahren. Doch höre mich an: ein mächtiger Geist, der stets mit uns Feen im Kriege

lebt, ſucht uns und dem, was wir lieben, auf alle erdenkliche Art zu ſchaden, und da ich mich ſeinen Tücken zu entziehen weiß, ſo wird er verſuchen, dir und unſerer Prinzeſſin viel Böſes zuzufügen, wozu ihm die Leidenſchaft, die meine Tochter von mir geerbt hat, genug Gelegenheit geben wird. Darum nimm dieſes ſilberne Horn und gib es deiner Tochter, wenn es ſie in den Wald hinaustreibt, um durch Fels und Kluft dem luſtigen Wilde zu folgen; bedeute ihr genau, es nie zu verlieren, und in Augenblicken der Gefahr wird ein ſanfter Ton, den ſie daraus erklingen läßt, meine unſichtbaren Diener herbeirufen, ihr zu helfen. Bei dieſen Worten überreichte mir die Königin ein kleines ſilbernes Horn, drückte mich noch einmal an ihr Herz und wandte ſich zum Gehen. Ich ſprang auf und bat ſie fußfällig zu bleiben oder mich mit hinauszunehmen, möge aus mir werden, was da wolle. Doch ſie führte mich an das Bett meines ſchlummernden Kindes, küßte es auf Mund und Stirne und reichte mir die Hand zum Abſchied. Höre, o mein Gemahl, ſprach ſie, mich erwartet noch ein hartes Geſchick, ehe ich aus den gröberen Banden dieſes Erdenlebens in die reineren Regionen emporſchweben kann. Und darum gib mir dein königliches Wort, mir meine letzte Bitte nicht zu verſagen — es muß ſo ſein. — Laſſ' am nächſten Morgen alle deine Jäger und Reiſigen hinaus in den Wald ziehen, damit ſie ſorgſam umher ſpähen nach einem weißen Reh; doch ſollen ſie es ja nicht einfangen, ſondern mit einem guten Schuſſe tödten. Ich bin das weiße Reh, doch wenn dies vollbracht iſt, ſchone fortan die Thiere von ſolcher Farbe; denn es könnte ſein, daß ich von der Feenkönigin die Erlaubniß bekäme, dich und mein Kind für einige Augenblicke zu ſehen, wo ich alsdann, um den Verfolgungen jenes böſen Geiſtes zu entgehen, wieder die Geſtalt eines weißen Rehes annehmen würde.

„Nach dieſen Worten meiner Gemahlin wurde es plötzlich im

Schloßhofe laut und es klirrte und tönte, als wenn ſich ein großer Jagdzug verſammelte. Und ſo war es auch. Das Gefolge der Königin, das ſie vor zehn Jahren in meine Reſidenz begleitet hatte, und ihr und mir während der ganzen Zeit getreulich gedient, zog in buntem Gewühl aus den Thoren des Palaſtes und meiner Ställe hervor. Die großen Meuten der Hunde waren gekoppelt und wurden von Jägern gehalten, Jagdpagen, den Falken auf der Fauſt, ſaßen hoch zu Roß, und die Damen der Königin erwarteten ſie unten am Portal, um mit Hülfe der Stallmeiſter ebenfalls ihre Pferde zu beſteigen. Jetzt klangen die Töne der Waldhörner luſtig empor, die Königin wandte ſich zum letzten Male gegen mich und rief mir zu: ade, mein herzlicher Gemahl, ade! Dann öffneten ſich die Thore des Palaſtes und die Jagd zog hinaus in den dunkeln Wald.

Am andern Morgen that ich, wie mir die Königin geſagt, und du kannſt denken, mein Sohn, wie mir bei der Nachricht wurde, daß man ein weißes Reh aufgefunden und getödtet habe; doch ſei es alsbald verſchwunden, und habe keine Spur zurückgelaſſen. Von dem Tage an erließ ich den Befehl, daß der von meinen Jägern und Leuten der härteſten Todesſtrafe verfallen ſei, der künftig ein weißes Reh erlege oder nur das geringſte Leid anthue. Doch will man ſonderbarer Weiſe ſeit jener Zeit keines dieſer Thiere mehr geſehen haben."

Bis hieher hatte der Einarm der Geſchichte des Königs ſtaunend zugehört; jetzt aber bei der Erwähnung des weißen Rehes drängte es ihn, ſeinem Herrn mitzutheilen, auf welche wunderbare Weiſe er aus einem Krüppel ein geſunder Menſch geworden, und wer ihm das ſicher treffende Gewehr verliehen. Ueberraſcht hörte der König zu, als der Einarm von der ſchönen Fee erzählte, die er im Traume geſehen und riß den Vorhang von dem Gemälde herab, vor welchem er ſaß, und der Jäger taumelte entſetzt zurück. Ja, das waren dieſelben Züge, dieſelbe Geſtalt, die ihm im Traume

erschienen. Jetzt offenbarte er auch seinem Herrn das Geheimniß mit den drei goldenen Kugeln, die er empfangen, was er bisher keinem Menschen anvertraut hatte, und darauf fuhr der König folgendermaßen in seiner Erzählung fort.

„Das Gemälde, das du hier siehst, mein Sohn, ist das Bild der Prinzessin meiner Tochter, und zugleich das ihrer Mutter, die auf das Ueberraschendste einander gleichen. Die Prinzessin, der auch ich den Namen ihrer Mutter, Amaranthe, gegeben hatte, blühte indessen von Tag zu Tag schöner auf, und war meine Freude und mein Stolz. Sie war sanft und liebenswürdig, wie ihre Mutter und hatte alle ihre guten Eigenschaften geerbt; doch auch leider wie mir die Königin bei ihrem Abschied vorher gesagt hatte, deren Leidenschaft zur Jagd, was mich vielfach beunruhigte. Aber ich vertraute dem silbernen Horne, das Amaranthe nie von sich ließ, und das, wie sie mir selbst am Abend öfters erzählte, ihr während der Jagd wunderbare Dienste leistete. Oft wenn sie einem Wilde zu eifrig folgte und sich von ihrem Gefolge verlor, sah sie sich plötzlich von wilden schauerlichen Klüften umgeben, oder im dichten Walde, wo kein Ausweg zu finden war; aber ein Ton des Horns reichte hin, und es zeigte sich ihrem Auge eine freiere Aussicht, ein bekannter Punkt, der sie wieder zur Jagd zurückführte. Zuweilen lagerte sie sich mit ihren Damen von den wilden Ritten ermüdet, im Schatten der grünen Bäume und plötzlich überfiel die ganze Gesellschaft eine gewaltige Müdigkeit. Die Hunde streckten sich hin und schliefen ein, dem Jagdgefolge fielen auf den Pferden die Augen zu und Amaranthe sah mit Schrecken, daß es nicht ein gewöhnlicher Schlaf sei, der ihre Umgebung befallen, sondern die Gesichter waren hart und weiß geworden, wie Marmor, und wenn sie eine ihrer Damen bei der Hand faßte, um sie zu ermuntern, fühlte sie sich kalt an, wie lebloser Stein. Glücklicher Weise widerstand sie ihrer eigenen Ermattung, setzte das Horn an den Mund und bei dem Ton desselben kehrte plötzlich das Leben in die von einem bö-

ſen Geiſte verzauberte Geſellſchaft zurück. Deßwegen aber hielt die Prinzeſſin das Horn hoch in Ehren, und that es nie von ſich. Sie hing es an einer ſeidenen Schnur, mit der ſie es von meiner Gemahlin erhalten, um ihre Schulter, und jene Schnur war unzerreißbar; denn oftmals während dem Jagen durch die Wälder ſtreifte das Pferd plötzlich an einem Aſt, den ſie früher nicht bemerkt, an dem das Horn unfehlbar hätte hängen bleiben müſſen, wenn die Schnur an demſelben nicht von wunderbarer Kraft geweſen wäre; ſo aber hielt ſie feſt, und nicht ſelten flog der Aſt zertrümmert zur Erde.

„Ich war in der Zeit der glücklichſte Vater, denn es gab keine verſtändigere und ſchönere Prinzeſſin, als meine Tochter, rings in allen Reichen umher. Sie war damals ſechszehn Jahre alt und der Ruf ihrer ſeltenen körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften lockte eine Menge der benachbarten Königsſöhne an meinen Hof, die um ihre Hand anhielten. Aber keiner wußte in ihrem keuſchen Herzen Liebe zu erwecken. Sie war freundlich gegen Alle, ſcherzte mit ihnen und zog mit ihnen durch Wald und Flur dem flüchtigen Hirſche nach, neckte und foppte ſie auch wohl, wenn ſie das Pferd nicht ſo zu regieren wußten, wie ſie; aber Alles mit einer Art, daß Keiner zürnen konnte. So meldete ſich eines Tages der Sohn eines fernen mächtigen Königs an, den ich wie alle Andern willkommen hieß; doch mißfiel mir vom erſten Augenblick an ſein ganzes Weſen, ſowie ſeine Geſtalt und ſein finſteres unheimliches Geſicht. Auch der Prinzeſſin ging es ebenſo, und der Fremde war ihr noch unangenehmer, da er ſich mehr als alle Uebrigen um ſie zu ſchaffen machte und ſie auf allen Schritten mit ſeinen Liebesbewerbungen verfolgte. Auf der Jagd wich er nie von ihrer Seite; und da er einſtmals Gelegenheit hatte, die Kraft des wunderbaren Hornes zu erforſchen, ſchien ihn dies ſehr zu intereſſiren und er hatte die Frechheit, meine Tochter zu bitten, es ihm, wenn auch nur für einige Augenblicke, zu einer Probe zu leihen. Natürlich ſchlug ſie

ihm dies Begehren ab, was ihn aber nicht abhielt, ſeine Bitte öfters zu erneuern. Endlich, da er ſah, daß alle ſeine Bewerbungen fruchtlos blieben, rüſtete er ſich zur Abreiſe, bat aber vorher, daß es ihm, wie allen übrigen Bewerbern, geſtattet ſein möge, der Prinzeſſin ein Andenken zu hinterlaſſen. Dies war eine ſehr kunſtreich gearbeitete goldene Kette, die er der Prinzeſſin überreichte und ſie dabei bat, ſie möge ſtatt der ſeidenen Schnur künftig ihr Horn an dieſer Kette befeſtigt tragen. Er drang mit dieſer Bitte ſo ungeſtüm in die Prinzeſſin, daß ſie ihm endlich bewilligte, wenigſtens während der letzten Jagd, zu der ſie mit jenem Prinzen auszog, die Schnur mit der Kette zu vertauſchen. Ach, daß ich damals mein väterliches Anſehen gebraucht hätte und jenes freche Begehren zurückgewieſen. Aber mein Geiſt war umdüſtert, und ich fand keinen Grund, dieſen Tauſch zu verbieten. — —

„Jetzt ſind beinahe fünf Jahre verfloſſen," fuhr der König mit dumpfer Stimme fort zu erzählen, „daß die Prinzeſſin in Begleitung jenes Fremden nebſt ihren Damen und einem zahlreichen Jagdgefolge zu Walde zog. — ich mußte wegen einer leichten Krankheit zurückbleiben — und nicht zurückkehrte. Sie war verſchwunden und ſelbſt von ihrem Gefolge fand man bisher keine Spur. Ich ließ die Wälder nach allen Richtungen durchſtreifen, Wochen, Monate lang, ſetzte die ungeheuerſten Preiſe aus, wenn man eine Spur von der Verlorenen bringen könne; Alles umſonſt. Ich ſandte an den Hof jenes Königs, deſſen Sohn meine Tochter begleitet hatte, und als ich von dorther die Nachricht bekam, daß dieſer König nie einen Sohn gehabt, ſah ich deutlich ein, Amaranthe ſei von dem böſen Geiſte, vor dem mich die Königin gewarnt, entführt oder gar verzaubert worden. Jetzt kehrte der wüthende Schmerz, den ich bei dem Abſchiede meiner Gemahlin gefühlt, doppelt zurück, und da mich alle bunten Farben, da mich Alles, was mich an ein früheres glückliches Leben erinnern konnte, an-

ſprach dann mit leiſer Stimme: „Sie hat das Schickſal in einen Kreis geworfen, von dem gewöhnlich die Menſchen wegtreten und ihn ſcheu umgehen. Doch weichen ſie zurück, fürchten Sie die unſichtbaren Fäden zu berühren, denen Sie vielleicht nicht zu Ihrem Glücke nahe gekommen ſind. Vergeſſen Sie das Geſchehene und meine Mittheilungen, verbannen Sie es aus Ihrem Kopfe, damit es ſich dort nicht feſtſetze, und denken Sie, es ſeien verworrene Träume geweſen, die Ihnen etwas von den vier Königen erzählten. Glauben Sie mir, die Gewißheit, Sachen erlebt, geſehen zu haben, denen Ihr Verſtand und die natürliche Ordnung der Dinge geradezu widerſpricht, könnte Ihnen auf die Länge der Zeit ſehr traurig werden.“

„Und doch,“ entgegnete ich ihm, „iſt es gerade das Umhüllen des Geheimnißvollen, was uns lüſtern macht, immer tiefer hineinzudringen, und unſern Verſtand zu tauſend Vermuthungen abmartert. Darum bitt' ich nochmals, geben Sie mir einen Zuſammenhang, eine einfache Kette an die Hand, durch die ich die heutige Erſcheinung des jungen Mannes an jenen Pique-König reihen kann, und ich will Ihnen danken. Rufen Sie ihn, daß ſein Mund zu mir ſpricht.“

Es flog wieder ein düſterer Schatten über die Züge des Alten. „Und wenn ich ihn auch hervorrufen könnte und wollte, ſo würde er doch nicht ſprechen,“ ſagte er. „Verlangen Sie nicht, ihn zu ſehen. Es würde Ihnen ſicher kein Licht in das Dunkel bringen, was wohlweislich für Sie um mich und jenen liegt, und was ſich Ihnen in dieſem Leben nie aufklären wird. Glauben Sie, was Sie geſehen, meinetwegen, aber laſſen Sie Ihre Forſchungen, die Gräber ſind ſtumm. Was ich Ihnen aus Dankbarkeit für Ihre Wohlthat damals zur Befriedigung Ihrer Neugierde über das Weſentliche jener vier Könige ſagen konnte, habe ich gethan. Ich bin gethe[illegible] und wandle in fünf Geſtalten, das iſt meine Strafe. Darum [illegible]ken Sie bei jedem unnöthigen Worte, das Sie ausſprechen, an eine unſichtbar waltende Macht, welche es zu Ihrem Schaden zu wenden ſucht.“ Er öffnete die Thür und ſah in die Nacht hinaus. „Es iſt Mitternacht; darum verlaſſen Sie mich. Zu meiner Vorſtellung morgen bitte ich um die Ehre Ihres Beſuchs.“ Wie ich ihm antworten und ihn nochmals befragen wollte um den jungen Mann, der mich ſo ſehr intereſſirte, ſtand ich vor der Bude und hörte von Innen die Riegel vorſchieben.

Am andern Tage lenkte ich in einer Geſellſchaft von Freunden das Geſpräch auf die kleine Bude am Ende des Marktplatzes und fragte, ob keiner dort einer Vorſtellung beigewohnt? Ein Einziger, der unter uns dafür bekannt war, daß er ſtets alle Merkwürdigkeiten der Meſſe unterſuchte, war dort geweſen und erzählte: der alte Mann,

ekelte, ſo kleidete ich meine ganze Umgebung in die ſchwarze Farbe der Trauer, die auch mein Herz und meine Sinne umzogen hatte.“

Der Einarm hörte dieſer wunderbaren Geſchichte des Königs ſtaunend zu, und wenn es auch in damaliger Zeit gerade nichts Beſonderes war, von dem ſichtbaren Eingreifen guter und böſer Geiſter in's menſchliche Leben zu hören, ſo war doch die Verkettung der Umſtände, die auch ihn theilweiſe in das Schickſal des Königs verflochten hatte, äußerſt ſonderbar und wohl im Stande, ihn für einige Minuten vor Verwunderung ſtumm zu machen. Dabei konnte er es nicht über ſich gewinnen, auch nur eine Sekunde das Auge von dem Bild der ſchönen Amaranthe abzuwenden, und mochte es die Dankbarkeit für die ſchöne Fee ſein, die ihn damals ſo reichlich beſchenkt, oder waren es die wunderſchönen liebreizenden Züge der Prinzeſſin, genug es wurde ihm bei dem längern Betrachten ganz warm um's Herz, und als der alte König zufällig den Richtungen ſeiner Augen folgte, mußte er ſie ſchüchtern erröthend niederſchlagen. Jetzt erhob ſich der alte König von ſeinem Sitz, ließ den Vorhang vor das Gemälde fallen und ſprach ſeufzend zum Einarm:

„Mein trauriges Geſchick habe ich dir auf deine Bitte mitgetheilt und dieſe Erzählung hat meinem Schmerz einige Linderung verſchafft. Schon als ich dich zum Erſtenmale erblickte, regte ſich in meinem Herzen ein Wohlwollen für dich, was ſich durch deine guten Eigenſchaften und die Treue, die du mir bezeigt, beſtändig geſteigert hat. Weil du mir geſtern das Leben retteteſt, erhebe ich dich über die Schaar meiner dienenden Jäger und ernenne dich zu meinem Forſtmeiſter.“

Der gute Einarm, der, obgleich er viel perſönlichen Muth beſaß, doch die geſtrige Errettung des Königs ſelbſt bei dem größten Eigendünkel nur auf Rechnung ſeines nie fehlenden Gewehrs ſchreiben konnte, fiel vor der Majeſtät auf die Kniee und dankte gerührt für die bewieſene große Gnade. Sobald aber dies neue

Avancement des Einarms unter dem Hofperſonal bekannt geworden war, ermangelte dies nicht, den Neid und Haß, den es ſchon früher auf den Einarm geworfen, noch um viele Prozente zu erhöhen. Man ſuchte Alles auf, um ihn wegen ſeiner Gebrechen lächerlich zu machen, und da er früher einmal in ſeiner Gutmüthigkeit erzählt hatte, wie ihn Bello, der Hund, in ſeiner frühen Kindheit beſchützt und bewahrt, ſo gab dieſe Erziehung dem Hofgeſinde Stoff genug, den neuen Forſtmeiſter lächerlich zu machen. Wenn ſich dieſer auch früher zuweilen über dieſe liebloſen Ausfälle geärgert hatte, ſo war doch ſeit jenem Tag, wo ihm der König die traurige Geſchichte erzählt, ſein Herz ſo mit einem unbekannten ſüßen Gefühl erfüllt, daß er für etwas Anderes gar keinen Platz mehr darin hatte. Ach, ihm ſchwebte das Bild der ſchönen Amaranthe Tag und Nacht vor, und da er in dergleichen Sachen noch zu unerfahren war, um zu wiſſen, wie ſchlimm es iſt, eine Liebe, deren Befriedigung unmöglich bleibt, im Herzen anzufachen und zu nähren, ſo hatte er kein Arg darin, daß er ſich ſtündlich das Bild der ſchönen Prinzeſſin mit aller Kraft ſeiner Phantaſie vergegenwärtigte und ausmalte. Dabei blieb er nicht einmal ſtehen, ſondern, nachdem er ſich an dem bloßen Bild eine Zeit lang erluſtigt, ließ er ſie in ſeinen Gedanken eines Tags aus dem Rahmen ſteigen, ſtürzte vor der ſchönen Amaranthe auf die Kniee und machte ihr eine förmliche Liebeserklärung. Da, nachdem er eine Zeit lang auf dieſe Art geſchwärmt und geträumt, fiel ihm plötzlich ein, die Prinzeſſin ſei ja verloren und würde nie mehr zurückkehren. Wohl blitzte ihm in ſolchen Stunden ein kleiner Hoffnungsſtrahl entgegen, ob es ihm nicht vielleicht gelingen könne, eine Spur von der Verlornen aufzufinden und ſie dem Vater zurückzubringen. Dieſer Gedanke, der nach und nach zum Vorſatz wurde, reifte an einem gewiſſen Tage zum Entſchluß. Alljährlich nämlich, um die Zeit, wo die Prinzeſſin verſchwunden war, ſtattete der König drei Söhne von unbemittelten Edelleuten auf das Prächtigſte mit Waffen, Roſ-

ſen, Knappen und Reiſigen aus, und dieſe mußten ſich dafür verbindlich machen, die Waldungen des ganzen Landes im Laufe eines Jahres zu durchſtreifen und nach der Prinzeſſin zu forſchen. Bisher aber waren Alle unverrichteter Sache zurückgekehrt. Wenige Tage vorher, ehe drei neue Ritter abgeſandt wurden, wandte ſich der Einarm in einer Stunde, wo der König ſehr gut gelaunt ſchien, an ihn mit der Bitte: ihn dieſes Jahr an dem Streifzuge Theil nehmen zu laſſen. So gnädig ihm aber auch der König geſinnt war, und ſo gern er ihm eine Bitte erfüllen mochte, ſo kam ihm dieſe doch ungelegen, denn erſtens mochte er den Einarm nicht gern von ſich laſſen, dann war er auch nicht edel geboren, und hatte ferner eigentlich noch nichts gethan, um dafür den Ritterſchlag in Anſpruch nehmen zu können. Doch ſchlug ihm der König dieſe Bitte nicht geradezu ab, ſondern behielt ſich eine Berathung darüber mit ſeinen Miniſtern und Großwürdenträgern vor, in deren Beiſein er auch ſchon am andern Tag dieſe Sache auf's Tapet brachte. Dies Begehren des einarmigen Bedienten kam aber dem verſammelten hohen Adel ſo unerhört und anmaßend vor, daß im erſten Augenblick alle verſtummten, dann aber mit deſto geläufigerer Zunge über den armen Forſtmeiſter herfielen. Schon lange hatte es auch dieſe Herren verdroſſen, daß ein gewöhnlicher Menſch in der Gunſt des Königs ſo entſchiedene Fortſchritte mache. Jeder hatte ſich vorgenommen, ihm bei der nächſten ſchicklichen Gelegenheit ein Bein zu ſtellen, und da dieſe jetzt zu kommen ſchien, ſo erhoben ſich ſo viele herzogliche, gräfliche und freiherrliche Beine, daß es ausſah, als wollte der geſammte Adel einen großen Fortſchritt machen; aber wenn ſich auch der gute alte König überſtimmt ſah, ſo war es doch nur ein Rückſchritt, den die Herren machten. Das Projekt, den Einarm zum Ritter zu ſchlagen, mußte er freilich aufgeben, denn der ganze Adel verſchwor ſich, mit dem Einarm nie eine Lanze zu brechen und auf dieſe Art den Schmutzfleck aus ſeinem goldenen Buche in Kurzem auszulöſchen. Dafür aber er-

hob sich die Majestät von ihrem Throne, und erklärte feierlichst, sie würde den Einarm, wenn auch ohne Ritterschlag und Ausrüstung hinausziehen lassen, um sein Glück zu versuchen, sicherte ihm aber hiemit durch königliches Wort, im Falle es ihm gelänge, die Prinzessin aufzufinden, denselben Theuerdank zu, wie den Andern, die auf das gleiche Abenteuer auszogen. Und diese Belohnung bestand in nichts Geringerem, als in der Hand der Prinzessin. Das kam dem versammelten Adel doch sehr unerwartet, und Mancher versuchte, den König auf einen andern Gedanken zu bringen, aber vergebens. Der alte Herr hatte einmal sein Wort gegeben und also blieb's dabei. Doch vermochte später der Oberceremonienmeister so viel über ihn, daß er die versprochene Belohnung dem Einarm nur in dem Falle verhieß, wenn die wiedergefundene Prinzessin nichts dagegen habe; — eine Klausel, die den versammelten Hofstaat sehr beunruhigte; denn daß die schöne und kluge Prinzessin keinen Gemahl wählen würde, dem die Nase fehle und der nur einen Arm habe, wußte jeder im Voraus.

Nicht sobald hatte der Einarm von den Debatten gehört, die seinetwegen im Staatsrathe vorgefallen, sowie von dem Entschluß des Königs, als er sich bei diesem melden ließ, um für die bewiesene Gnade zu danken. Neben dem Bilde der schönen Prinzessin, das ihm Tag und Nacht unabläßig vor Augen schwebte, machte ihm auch der Haß, den seine Collegen gegen ihn hegten, sowie die Neckereien, mit denen sie ihn verfolgten, den Aufenthalt bei Hofe sehr unangenehm. Bald erlustigten sie sich über seine Gebrechen, bald über den treuen Bello, und schon einigemal hatte das Gesammt-Personal dem Hofmarschall erklärt, daß sie alle eine viel zu gute Erziehung genossen hätten, um mit einem Menschen, bei dem ein Hund die Stelle des Lehrers vertreten, länger leben zu können.

Der König empfing aber den Forstmeister sehr gnädig, bestätigte ihm sein Wort, jedoch mit der Klausel, die der Oberstceremo-

nienmeiſter hinzugeſetzt hatte, ertheilte ihm ſeinen Segen mit dem Verſprechen, ihn auch dann wieder gnädig aufzunehmen, wenn er ohne die Prinzeſſin heimkehre, und entließ ihn.

Der Einarm nahm ſein Gewehr auf die Schulter, hing die Waidtaſche um und wandelte mit dem treuen Bello zum Thore hinaus, dem Walde zu, in deſſen grünen Schatten ihm das Herz noch einmal ſo laut und freudig ſchlug. Sein erſter Gang war zur Hütte ſeines Vaters, dem der König zur Unterſtützung ein paar Jägerburſchen beigegeben hatte, und der Sohn kam gerade recht, um bei dem letzten Stündlein des alten Förſters gegenwärtig zu ſein. Freudig richtete dieſer ſich noch einmal von ſeinem Lager auf, hieß die Jägerburſchen hinausgehen, um dem Sohne den letzten Segen, ſowie eine Ueberſicht der hinterlaſſenen Habe allein übergeben zu können. Doch ſchien von der ganzen Nachlaſſenſchaft der Segen des guten alten Mannes das Beſte zu ſein; denn der Einarm wußte von früher her, daß außer einigen roſtigen Gewehren und Hirſchfängern, einer hölzernen Bank und eines eben ſolchen Tiſches ſich nichts in der armſeligen Hütte vorfand. Goldenes und Glänzendes hatte ſich nie hier befunden, ausgenommen, wenn die untergehende Sonne in einen alten zerbrochenen Spiegel ſchien, der an der Wand hing, oder ſymboliſch das Herz des alten Mannes, das gediegen und rein wie das edelſte Metall war. Doch ſchien der Förſter noch etwas auf eben dieſem Herzen zu haben, und nachdem er den Sohn gebeten, ihn unter dem bekannten wilden Roſenſtrauch zu begraben, zog er unter dem Kopfkiſſen ein unſcheinbares Hundehalsband hervor, das er ihm mit folgenden Worten übergab:

„Es ſind ſchon ſehr viele Jahre, als ich dies Halsband eines Morgens im Walde fand, wo es am Zweig einer Eiche hing. Ich nahm es mit, und da es mir keinen großen Werth zu haben ſchien, legte ich es um den Hals eines meiner ſchlechteſten Hunde, der vordem weder auf dem Anſtand zu gebrauchen war, noch der Fährte

eines Wildes kunſtgerecht folgen konnte. Doch ſeit jenem Augenblick änderte ſich der Hund plötzlich, ward das vorzüglichſte Thier und wußte ein Stück Wild aufzuſpüren, wenn es in die tiefſte ungangbarſte Schlucht geſtürzt wäre. Da mir dieſe wunderbare Veränderung des Hundes unerklärlich war, ſo vermuthete ich mit Recht, daß ein Zauber in dem Halsband liege. Und ſo war es auch. Ich mochte es dem ungelehrigſten Thiere anlegen, und brauchte dann nur den Wunſch auszuſprechen, ein beſonders vorzügliches Stück Wild, das ich einſtens geſehen, wieder aufzufinden, ſo führte mich der Hund augenblicklich an die Stelle, wo es ſich befand. Nimm es deßhalb, mein Sohn, als das einzige werthvolle Erbſtück, das dir dein Vater zu hinterlaſſen vermag."

Somit endigte der Förſter ſeine letzte Rede, die er in dieſer Welt ſprach, ſeufzte etwas Weniges und verſchied in dem einen Arme ſeines Sohnes, der ihm alsbald die Augen zudrückte. Als ſich nach zwei Tagen, während welcher Zeit er den Vater treulich bewachte, kein Lebenszeichen mehr bei ihm ſehen ließ, machte er mit Hülfe der Jägerburſchen unter dem wilden Roſenſtrauch ein zweites Grab, legte den Vater hinein und deckte ihn mit kühler Erde zu, in die ſeine zärtlichen Thränen floßen. Dann nahm er das hinterlaſſene Halsband, legte es dem treuen Bello um und ging, ohne ſich umzuſehen, aus dem Haus und dem Garten, in welchem er die Tage ſeiner Kindheit verlebt.

Beide wandelten ſtumm dahin unter den hohen Bäumen fort und da der Einarm in ſeinen ſchwärmeriſchen Gedanken an die ſchöne Amaranthe keines Wegs achtete, ſo befand er ſich bald mit dem Hunde im dickſten Walde, wo er nicht ein noch aus ſah. Auch fing der Hunger mächtig an, ſich in ihm zu regen, und da er um ſich am Boden wohl Stachelgewächſe, aber keine eßbaren Waldbeeren ſah, ſo ſtieg der Wunſch in ihm auf, ein Haus zu finden, wo er ſich mit einem Biſſen Brod und einem Trunk Waſſer erquicken könne. Kaum hat er dies halblaut zu ſich ſelbſt geſagt, als Bello,

der Hund, der ihm beſtändig zur Seite geblieben war, plötzlich mit luſtigen Sätzen in den Wald hinein ſprang und ſich dabei laut bellend oft umſah, ob ſein Herr auch folge. Dieſer, nachdem er ihn vergebens zurückgelockt, lief ihm endlich nach und folgte dem Hund über Berg und Thal, durch Dick und dünn, bis zu einer Lichtung im Walde, wo mehrere Häuſer lagen. Ohne an die Kräfte des wunderſamen Halsbandes zu denken, glaubte der Einarm, der Inſtinkt habe den Hund hieher geleitet und trat wohlgemuth in eins der Häuſer, wo er ſich mit Speiſe und Trank erquickte. Doch trat ihm auch hier unabläſſig das Bild der ſchönen Amaranthe vor und ließ ihn weder ruhen noch raſten. Tauſend Projekte, ſie zu befreien, durchkreuzten ſeinen Sinn, aber zu keinem konnte er ein glückliches Ende finden, vielmehr wirrten ſich alle ſeine Gedanken zuſammen wie ein Knäuel Garn. Ermüdet warf er ſich auf die Ofenbank, doch kaum leuchteten die Sterne, ſo ſchritt er auch wieder in den Wald hinaus und rüſtig auf dem bethauten Boden dahin. So recht willenlos ließ er ſich vom Zufalle fortführen und folgte jedem Weg, der ihm angenehm dünkte, ohne ſich viel darum zu bekümmern, wo er hinführe. So lief er beſtändig im Dickicht herum, und die Sonne hatte längſt die Höhe ihrer Bahn erklimmt, als der Einarm von ſeinem Weg noch eben ſo wenig wußte, wie geſtern und heute Morgen. Seinen bellenden Magen beſchwichtigte er mit einem Stück Brod, das er von ſeinem geſtrigen Abendmahl übrig behalten; aber ſeinen heißen Durſt vermochten die einzelnen Waldbeeren, die er hie und da pflückte, nicht zu löſchen, und als das Kauen von Sauerklee und andern grünen Blättern ihm auch nicht viel helfen wollte, ſeufzte er zu ſeinem treuen Hunde hinab, der die Zunge herausſtreckte, um einen kühlen Wind damit aufzufangen: ach, Bello, wenn wir nur eine gute Quelle wüßten, um uns ſatt daran zu trinken!

Sogleich ſpitzte der Hund das Ohr, machte ein paar Sätze und ſprang wie geſtern davon, ohne ſich umzuſehen. Sein Herr

folgte ihm ohne Verweilen, und als ſie bald darauf eine ſolche klare Quelle entdeckten, die murmelnd zwiſchen den Felſen hervorſprang, gab er dem Inſtinkt des Hundes nicht wieder die Ehre wie geſtern, ſondern betrachtete mit Wohlgefallen das Halsband, das ihm ſein Vater hinterlaſſen und das ihm jetzt ſchon ſo gute Dienſte that. Der Einarm lagerte ſich mit ſeinem Hund auf dem weichen Moos, kühlte ſeine Zunge mit dem kalten Waſſer und ſah dann ſeufzend an den Himmel hinauf, den die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten. Schon wieder war ihm ein Tag verloren und er ſeinem Ziel um kein Haar breit näher gerückt. Doch ſollte ihm ſo noch oft der Tag endigen und er ſich noch oft, wie heute, auf das Moos ſchlafen legen, ohne von dem Aufenthalt der Prinzeſſin ſo viel als vom Eingang des Himmels ſelbſt zu wiſſen.

Es waren ſchon ein paar Monate vergangen und er wanderte von Morgens bis Abends unverdroſſen durch die Waldungen viele, viele Meilen weit. So oft er Hunger und Durſt verſpürte, führte ihn das Halsband an den Ort, wo Speiſe und Trank zu finden war, und ſo lag er auch eines Abends an einer friſchen Quelle und dachte mißmuthig an die langen Tage, die er ſchon vergebens in den Wäldern herumgeirrt ſei. Seine Waldtaſche lag neben ihm und als er ſo darin nach dem letzten Biſſen Brod herumſuchte, fielen ihm plötzlich die drei goldenen Kugeln in die Hände. Er beſah ſie nach allen Seiten und las den Spruch darauf, der beſagte, daß ſie nur zur höchſten Noth zu gebrauchen ſeien, und ihm wollte bedünken, er befinde ſich jetzt ſtark genug in der Klemme, als daß es ihm die gute Fee übel nehmen könnte, wenn er von einem Theil ihres Geſchenks Gebrauch mache; aber auf welche Art, das war ihm noch ſehr unklar, und ſo viel er darüber nachſann, welche Procedur er mit der Kugel vornehmen ſolle, ſo kam er doch als ehrlicher Waldmann immer wieder darauf zurück, ſie in das Gewehr zu laden und auf gut Glück in die Luft zu ſchießen.

Geſagt, gethan. Er legte die geladene Büchſe an die Wange,

zielte herzhaft in die Luft und glaubte seine Sache sehr klug zu machen, daß er bei dem Abdrücken laut ausrief: die Kugel soll ihm anzeigen, auf welche Art und auf welchem Wege er den Ort, wo die Prinzessin Amaranthe verzaubert sei, finden könne. Der Schuß knallte und der Einarm schaute mit offenem Munde in die Höhe, um den Zauber gewahr zu werden, der sich jetzt aus der Kugel entwickeln würde. Aber die goldene Kugel flog durch die Zweige und die Luft, ohne sich in eine Fee oder in einen Drachen zu verwandeln und das einzige Sonderbare bei der Sache war, daß sie beim Herunterfallen, wie es jede Kugel thut, die gerade in die Höhe geschossen wird, dem armen Bello nachdrücklich auf das Kreuz fiel, und dann, als sei es nur ein Thautropfen gewesen, in unzählige Atome zersplitterte. Der Hund sprang schreiend um seinen Herrn herum und dieser stand verblüfft da und war von seinem ersten Probestück in der Zauberei nicht sehr erbaut. Einen Augenblick war er zweifelhaft, ob er nicht die beiden andern Kugeln wegwerfen sollte, da sie ihm so wenig nützten. Doch schwebte plötzlich das Bild der schönen Fee seinem Gedächtnisse wieder vor mit den Zügen der Prinzessin Amaranthe, deren Bild sein ganzes Herz ausfüllte. Er ließ daher die Kugeln mißmuthig in seine Waidtasche fallen, rieb dem Hunde den Theil des Rückens, den die Kugel getroffen und seufzte leise vor sich hin: ach, Bello, wenn ich nur den Ort wüßte, wo die Prinzessin Amaranthe von dem bösen Zauberer gefangen gehalten wird.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so schien der Hund seine Kreuzschmerzen vergessen zu haben und stürzte mit munterem Geheul in das Dickicht des Waldes, als suche er ein Haus oder eine Quelle. Ueberrascht folgte ihm der Einarm und plötzlich stieg ihm der Gedanke auf, daß sich vielleicht doch die erste Kugel wunderthätig an ihm bewiesen habe; denn sie konnte ja durch das Herabfallen auf den Hund diesen bezeichnet haben, daß er ihn durch die Kraft des Halsbandes, die er sich nicht in so ausgedehntem Maßstab ge-

dacht hatte, an den längst ersehnten Ort führen würde. Doch war es keine Kleinigkeit, dem schnell dahin springenden Hunde zu folgen, und wäre der Einarm nicht ein rüstiger Jäger gewesen, oder hätte ihm nicht die gute Fee damals das kräftigste Mark in's Gebein gegossen, so würde er auf keinen Fall das Schreiten hinter dem Hunde ausgehalten haben. Die Sonne sank, ohne daß Bello stehen blieb; vielmehr schien er beim Licht des aufsteigenden Vollmondes seinen Weg mit verdoppelter Geschwindigkeit fortzusetzen. Dabei war es nicht leicht, dem Thiere so rasch auf dem unebenen Boden zu folgen. Es ging bergauf und bergab, durch Felsklüfte und dicht verwachsenes Dornengestrüpp, so daß schon am zweiten Tage dieser wilden Jagd dem armen Einarm die zerfetzten Kleider am Leibe flatterten und das Blut an Händen und Gesicht herablief. Wieder trat die Nacht ein, ohne daß der Hund stehen geblieben wäre; doch fühlte der Einarm, daß ihn bei diesem unerhörten Rennen ohne Speise und Trank eine unsichtbare Macht von Zeit zu Zeit stärken müsse, denn je länger er lief, je weniger fühlte er eine Abnahme seiner Kräfte und es trieb ihn unaufhaltsam vorwärts, dem Hunde nach. Bald kamen sie in eine wilde schauerlich zerklüftete Gegend. Zwischen himmelhohen Felsen sahen sie einen kleinen dichten Wald vor sich liegen, der so durch kleine Gebüsche und Schlingpflanzen zusammengewachsen schien, daß er wie eine grüne undurchdringliche Wand aussah. Und so war es auch. Bald hatte Bello diesen Wald erreicht und versuchte hineinzudrängen, aber vergebens. Selbst für den kleinen geschmeidigen Körper des Hundes war keine Oeffnung zu finden, und die Zweige schienen überall netzförmig zusammengerollt zu sein. Auch dem Einarm gings nicht besser. Und als er nach vergeblichem Versuch durch die Gebüsche zu dringen, seinen Hirschfänger zog und einige Zweige abhauen wollte, zersplitterte das Eisen wie Glas in seiner Hand. Jetzt sah er deutlich ein, daß hier ein böser Zauber obwalte, und

welcher ſie hielt, mache eine Menge oft geſehener und ganz gewöhnlicher Kartenkunſtſtücke, doch rathe er jedem, einmal hinzugehen, indem die letzte Pièce, welche er producire, für all' das andere Mittelmäßige reichlich entſchädige. Er bringe nämlich am Ende jeder Vorſtellung ein kleines Figürchen, einen Kartenkönig, auf die Bühne, welcher — es ſei beinahe unglaublich — an ihn gemachte Fragen ſelbſt beantworte; auch wandle er herum, öffne die Augen, bewege Hände und Füße, kurz das Figürchen ſei ganz merkwürdig und ſehenswerth. Einige meiner Bekannten lachten. Ein Kartenkönig, welcher ſpräche! — „Nun, da muß der Alte ein ſehr guter Bauchredner ſein," meinte Einer. „Und er öffnet die Augen und geht herum?" ſagte ein Zweiter. „Alſo ein ſchönes Automat! das müſſen wir ſehen." „In der That," fuhr der Erzähler fort, „weiß ich nicht, was ich von dem kleinen Kerl halten ſoll. Der alte Mann reicht ihn in einem Käſtchen von Mahagoniholz herum, und dann kann ihm jeder eine Frage vorlegen, die er beantwortet. Das hab' ich auch gethan, und ich muß geſtehen, als er nachläßig ſeine kleine Aeuglein und den Mund öffnete, und mit einem ganz eigenen Stimmchen ſprach, da, weiß Gott! ich wußte nicht, wie mir geſchah. Das ganze Publikum war aber auch entzückt und zugleich beſtürzt, beſonders die Damen, welche den Kleinen nicht aus den Händen laſſen wollten. Ein Automat kann's nicht ſein, ein menſchliches Weſen iſt es auch nicht; denn das Figürchen iſt nicht größer, als gewöhnlich das Bild auf einer Karte."

„Nun, was ſoll es denn ſein?" riefen die Andern lachend und neugierig. — „Hexerei!" entgegnete jener ziemlich ernſthaft. „Mir wenigſtens, der Alles im Leben ſehr nüchtern und ruhig betrachtet und bei etwas Sonderbarem und Unerklärlichem, wenn's möglich iſt, gleich hinter den Couliſſen nachforſcht, mir hat geſtern Abend der Verſtand im eigentlichen Sinne des Worts ſtill geſtanden, und mehren Andern erging es auch ſo."

„Aber," rief einer von uns, „warum kann es denn kein Automat ſein?" — „Weil das Geſchöpfchen lebt," entgegnete jener. „Es reißt ſeinen Mund nicht auf, wie gewöhnlich dieſe Puppen — ruck! ſondern öffnet ihn fein und zierlich, ſo daß man ihm im Geſichte die Muskeln ſpielen ſieht." — „Das iſt ernſthaft, ſagt ein junger Arzt, „und wir müſſen auf jeden Fall heut Abend hingehen." — „Ja wohl, ja wohl!" riefen Alle, und wir verabredeten, in welchem Hauſe wir uns vor 6 Uhr, wo die Vorſtellung begann, treffen wollten.

Meine Gedanken kann jeder leicht errathen. Ich war den ganzen Tag in einer ſeltſamen Spannung. Nachmittags legte ich mich in mein Fenſter und ſah in den Garten; da ſaß das junge Mädchen, die hübſche Louiſe, auf derſelben Stelle, wo ſie geſtern jener räthſelhafte

mit Freuden dachte er daran, daß es derselbe sei, der die wunderschöne Prinzessin gefangen hielt.

Nachdem der Hund das Gebüsch mehrere Male heulend umkreist hatte, legte er sich zu den Füßen seines Herrn hin, und da sich nach dem gewaltigen Lauf jetzt die Müdigkeit einzustellen begann, schliefen beide in kurzer Zeit um die Wette und merkten nicht, daß der Tag verschwand und die Nacht heraufstieg.

Plötzlich aber hörte der Einarm im Schlaf, wie Bello, der Hund, anfing leise zu knurren und zu stöhnen; auch glaubte er in der Ferne Hundegebell und Hörnerklang zu hören, das immer näher kam. Umsonst versuchte er die Augen aufzuriegeln und um sich zu schauen, der Schlaf lag wie Blei auf ihm, entfaltete aber vor ihm ein seltsames Traumgebild, das mit seinem wirklichen Leben in enger Verbindung zu stehen schien. Das Hörnergetön und Rüdengebell kam näher und bald sah er flüchtige Reiter zwischen den Felsen hervorkommen und glaubte im ersten Augenblick, es sei die Jagd des Königs, seines Herrn, denn alle waren wie diese, vom Kopf bis zu den Füßen, schwarz wie die Nacht. Doch als sie nun näher kamen, sah er mit Schaudern ein, daß es eine ganz andere sonderbare Gesellschaft sei. Was er in der Ferne für Pferde gehalten hatte, auf denen die Reiter saßen, waren mißgestaltete ungeheuer große schwarze Käfer, auf denen häßliche Kobolde ritten. Die Thiere schoben sich mit ihren vielen langen Beinen rasch vorwärts und wo sie an einen Felsenabhang kamen, erhoben sie ihre fürchterlichen Flügeldecken und schwirrten mit entsetzlichem Getöse hinab.

Der Einarm sah mit Schrecken, daß diese wilde Jagd gerade auf ihn zukam, und da er im Traume fürchtete, Bello möge erwachen, so faßte er den Hund am Halsbande, um ihn zurückzuhalten, und zu Beider Glück; denn es hatte neben andern wunderbaren Kräften auch die, den, der es trug oder berührte, vor Geisteraugen unsichtbar zu machen. Hart streifte die Jagd an dem Einarm

vorbei und er ſah, wie der ganze Schwarm einem kohlſchwarzen Pferde folgte, auf dem ein Reiter ſaß, ebenfalls in ſchwarzem Kleide und von äußerſt häßlicher abſtoßender Geſichtsbildung. Er führte das Roß am blutrothen Zügel, hatte auch ſolche Federn auf dem Barret, und an der Hüfte hing ihm ein glänzendes ſilbernes Horn. Jetzt hielt der ganze Zug, der ſchwarze Reiter ſetzte das Horn an den Mund und begann zu blaſen, und der Einarm erkannte mit freudigem Erſchrecken das Zauberhorn, von dem ihm der König erzählt. Bei dem erſten Klange fing der verzauberte Wald ſeltſam zu rauſchen an und ſich zu bewegen. Die Zweige und Gebüſche löſten ihre engverſchlungene Umarmung und thaten ſich weit von einander. In der Mitte des Waldes war ein großer Raſenplatz ſichtbar, auf welchem, o Wunder! ein ganzer Jagdzug mit Pagen, Pferden, Jägern, Hunden und eine Gruppe ſchöner Damen ſich befand, aber alle ſchienen von Stein gehauen zu ſein, ſo regungslos und bewegungslos ſtanden ſie da. Noch immer tönte das Horn fort und wie vorhin in den zuſammengewachſenen Wald ein neues Leben gekommen war, ſo auch jetzt in die ſtarre lebloſe Geſellſchaft. Der ſchwarze Ritter hörte auf zu blaſen, ſprengte in den Kreis und rief mit lauter Stimme: „Schöne Prinzeſſin, es iſt wieder ein Jahr verſtrichen, und ich komme auf's Neue, dich zu fragen, ob ſich dein Herz noch nicht für mich entſchieden hat, ob du noch länger hier bleiben willſt, ein kaltes Steinbild, oder ob du mir folgen willſt in die hochzeitliche Kammer, um da an meinem Herzen zu erwarmen.“ So ſprach das Ungethüm, und der Einarm horchte entzückt auf, als ihm jetzt eine Stimme antwortete, deren Silberton ſein Herz ſanft erbeben machte. „Warum kommſt du,“ entgegnete die Stimme dem ſchwarzen Ritter, „um mir jedes Jahr dieſelben unnöthigen Fragen vorzulegen, da ich dir doch ſtets dieſelbe Antwort geben werde. Ich weiß es, daß du die Macht haſt, mein warmes Blut und meinen lebendigen Leib in Stein zu ver-

kehren und mich erstarren zu lassen. Doch fürchte die Stunde der Vergeltung; sie wird kommen und dann wehe dir. Vorab nimm auf's Neue meinen Fluch, den ich dir, Scheusal, hiemit zurufe. Ach, daß er so unkräftig ist, und nicht vermag, dich in die Schlünde hinabzuschleudern, wo du hingehörst." Die Glockentöne der Stimme verschwammen in ein leises Flüstern, das sich rings in den Gipfeln der Bäume hören ließ, und so klang, als bezeuge der ganze Wald seinen Unwillen über das Ungeheuer, das nun die Rede der Prinzessin mit lautem Hohngelächter beantwortete, seine Hand drohend ausstreckte, worauf die Prinzessin mit ihrem ganzen Jagdgefolge wieder leblos und starr wurde. Auch die Bäume schloßen sich rauschend wieder zusammen und bildeten wie früher eine undurchdringliche Wand. Umsonst versuchte der Einarm, die bleiernen Bande des Schlafs von sich zu werfen und zu sprengen: es war ihm unmöglich, er konnte kein Glied regen. Die Jagd wandte sich und die scheußlichen Gestalten sprengten mit lautem Getöse dahin, wo sie hergekommen waren. Es wurde wieder still und einsam im Walde, die Vögel begannen schüchtern ihr Lied, und erst als die neue Sonne die Gipfel der Eichen vergoldete, vermochte der Einarm die Augen zu öffnen und um sich zu schauen. Da war Alles noch wie gestern, die verzauberte Wand undurchdringlich und er vermochte so wenig, wie bei dem ersten Versuch, von den verschlungenen Bäumen auch nur das kleinste Reis abzubrechen.

Der Einarm setzte sich auf einen Baumstamm, legte den Kopf auf den Arm und stellte die traurigsten Betrachtungen an. Was sollte er thun? den Ort, wo die unglückliche Prinzessin sich befand, hatte er gefunden, aber wie sollte er sie erretten? wie sollte er den Aufenthalt jenes bösen Geistes auskundschaften? und was würde es ihm auch nützen, sich mit dem Unhold in einen Kampf einzulassen, in dem er doch den Kürzern ziehen müßte. Doch stand sein Entschluß fest, wenigstens bis zum nächsten Jahre zu warten, wo jener schwarze Ritter mit dem Horn wieder erscheinen würde, und so lange

das Gehege, in welchem die Prinzessin verzaubert war, nicht zu verlassen, sondern es treu zu bewachen." —

Bis hieher erzählte der Franke und blickte alsdann hinauf an den nächtlichen Himmel, wo die Sterne erbleichten und der Mond tief an dem Horizonte hinabgesunken war. So gern seine Zuhörer und der Emir el Hadsch das Ende des Märchens noch erfahren hätten, so sahen doch Alle, daß es Zeit sei, sich in ihre Zelte zurückzuziehen, da die Pilgerkarawane mit dem ersten Strahl des Morgens aufbrechen mußte.

Als sich am folgenden Morgen der Emir von seinem Lager erhob und Hassan ihm gerade eine Schale duftenden Kaffees darreichte, trat einer der Sklaven in das Zelt und meldete seinem Gebieter einen jungen Araber, der ihn dringend zu sprechen wünsche. Mustapha ließ ihn eintreten und erkannte zu seiner nicht geringen Verwunderung jenen jungen Mann, der mit den Abgesandten des Schech Almansor bei ihm gewesen war. Auch Hassan blickte auf und gab seinem Herrn durch ein Zeichen zu verstehen, daß dies der Sänger sei, der seine Laute vor dem Zelte Zemirens erklingen lasse.

Der junge Araber schien einen langen wilden Ritt gemacht zu haben. Sein weißer Turban war mit Staub bedeckt und hing lose um seinen Kopf und sein Gesicht glühte. Auch war sein ganzer Anzug beschmutzt und in Unordnung, ebenso wie seine Waffen, die Scheide seines Säbels war zerfetzt und die Schlösser der Pistolen, die er im Gürtel trug, waren von Pulver geschwärzt, so daß man ihnen deutlich ansah, sie seien noch vor kurzer Zeit gebraucht worden. Der Araber neigte sich tief vor dem Emir, und nachdem ihn dieser zum Sprechen aufgefordert, sagte er: „Der Prophet möge dich beschützen, o Herr, und dein Ohr günstig für meine Botschaft stimmen. Schon einmal hatte ich das Glück, vor dein Angesicht zu treten, an jenem Tage nämlich, als der Schech Almansor, zu dessen Stamm ich gehöre, dir den Gruß des Frie-

dens sandte. Seit jener Zeit blieb ich mit einigen Reitern beständig in der Nähe der Pilgerkarawane, um, wie es der Befehl meines Herrn war, ihm schleunig anzeigen zu können, wenn dir von den streifenden Araberhorden vielleicht Gefahr drohe. In dieser Nacht nun, o Herr, ritt ich zurück gegen unsere Zelte, und vernahm plötzlich in der Ferne einigen Hülferuf, sowie Säbelgeklirr und Pistolenschüsse. Ich eilte herbei und fand zwei Reitende aus Kairo, die dir nachgesandt waren, im Gefecht mit einigen Arabern, von denen sie angefallen waren. Leider kam ich zu spät, um die Beiden zu erretten, denn sie sanken im Augenblicke meines Erscheinens zu Tod verwundet von ihren Reitkameelen herab. Doch gelang es mir, nach einem kurzen Gefechte, die frechen Reiter niederzumachen und mich in den Besitz der Briefe zu setzen, die ich in den Taschen der getödteten Männer für dich fand. Hier sind sie, o Herr!"

Der Emir el Hadsch hörte dieser Erzählung mit nicht geringer Bestürzung zu und nahm aus den Händen des Arabers das Pergament, das dieser ihm darreichte und welches er sogleich für den Ferman seines Kalifen erkannte. Nachdem er ihn, wie es bei den Morgenländern Sitte ist, ehrerbietig an seine Stirne gedrückt, öffnete er ihn hastig und las mit Schrecken die Worte, welche ihm sein Herr, der Kalif, schreiben ließ:

„Der Kalif, Beherrscher der Gläubigen, an Mustapha, den Emir el Hadsch.

Es ist kein Gott als Gott und Mohamed ist sein Prophet; aber die Gnade Gottes und des Propheten hilft nicht allen Gläubigen zu ihrem Nutz und Frommen. Einige werden erleuchtet von seiner Gnade, aber Andere stehen im Schatten und das Licht des Heils glänzt nicht in ihr Auge; also viele unter den ausgearteten Söhnen Ismaels, unter den Arabern der Wüste, denen die Finsterniß ihres Herzens so das Auge bedeckt hat, daß sie blind in das Feuer meines Zornes rennen, um dort elend zu verderben. Es

haben Schaaren dieſer verlorenen Söhne die Waffen ergriffen und der Prophet hat in ſeiner Langmuth ihnen die Kraft gegeben, einige Haufen meiner rechtgläubigen Streiter niederzumachen und ſie vordringen laſſen bis unſern meiner Kalifenſtadt Kairo, weßhalb mein Befehl an dich ergeht, mit der Pilgerkarawane, die du nach Mekka zu führen beauftragt biſt, auf's Langſamſte vorzurücken, um im Falle, daß jene Verblendeten ſich nicht vor dem Angeſichte unſeres Throns zitternd zum Gehorſam wenden würden, nahe zu ſein, um, ein Auserwählter des Propheten, zurückzukehren und ſie mit der Schärfe des Schwertes vertreiben zu können. Alſo thue im Namen Gottes und des Propheten."

Nachdem Muſtapha dies geleſen, ſtarrte er gedankenvoll in das Blatt, und wußte einen Augenblick nicht, was er davon halten ſollte. Daß die Araber der Wüſte die Waffen ergriffen und die Karawanen beunruhigten, war nichts Neues. Aber daß ſie bis in das Gebiet Kairo's drangen, den Kalifen in Schrecken verſetzten, beunruhigte den Emir nicht wenig. Wenn ihm auch der Befehl, nur langſam weiter zu rücken, ſowie ein anderer, der vielleicht in den nächſten Tagen ankommen konnte, und der ihn nach Kairo zurückrief, nicht unangenehm war, ſo ſah er doch wohl ein, daß er beim Ausbruch eines wirklichen Krieges der Araber gegen den Kalifen zuerſt und von allen Seiten angegriffen würde, und wenn er auch eine ſchöne Anzahl gut berittener und wohl bewaffneter Mannſchaft bei ſich hatte, ſo wurden dieſe Streitkräfte doch gelähmt durch den Troß der Weiber und Kinder, welche die Truppen natürlicher Weiſe in ihren Bewegungen hemmten.

Der Emir el Hadſch faltete den Ferman des Kalifen nachdenkend zuſammen, legte ihn abermals an Bruſt und Stirn und ſchwor beim Lichte ſeiner Augen, den Befehlen ſeines Herrn auf's Pünktlichſte nachzukommen. Alsdann dankte er dem jungen Mann für ſeine Botſchaft und fragte ihn, ob er nichts von dieſen Aufſtänden der Araber wiſſe, worauf ſich dieſer lächelnd verneigte, die

Frage Muſtapha's verneinte und hinzuſetzte, daß die Araber ſeines Stammes, die Araber des Schech Almanſors, in tiefſter Ruhe und im größten Frieden lebten. Der Emir el Hadſch ſagte ihm ſeinen Dank für den Eifer, den er bewieſen, und für die Botſchaft, die er ihm gebracht, worauf der junge Mann ſeine Hand an die Stirn legte und das Zelt verließ.

Draußen im Lager war ſchon Alles in Bewegung, da riß man die Zelte ein, belud die Kameele wieder, kurz man rüſtete ſich an allen Seiten zum Aufbruch. Alles lief durcheinander, lärmte, ſchrie, beeilte ſich ſo viel wie möglich, wodurch aber oft Einer dem Andern hinderlich wurde und hie und da Zank und Streit ausbrach. Die ganze Karawane erſchien in ſolchen Augenblicken wie eine große unförmliche Maſſe, wie ein zuſammengerolltes vielgliederiges Thier, das bei jeder Bewegung andere Farben zeigt. Hier tauchen in großen Maſſen die weißen und grauen Mäntel der Derwiſche auf; dort ſtehen zahlreiche Weiber- und Kinderhaufen zuſammen mit ihren blauen Hemden und weißen flatternden Schleiern und dazwiſchen durch glänzt das reiche Koſtüm der Mameluken oder vornehmen Türken, die neben ihren Pferden halten und ſich bis zum Aufbruch der Karawane die Zeit mit Rauchen aus der langen Pfeife vertreiben, während ein ſchwarzer Sklave im rothen Gewande neben ihnen ſteht, und ein ledernes Säckchen bereit hält, worein ſpäter die koſtbare Pfeife des Gebieters geſteckt wird.

Vor dem Zelte des Emirs el Hadſch war Alles auf's Emſigſte beſchäftigt und man hatte ſchon die Kameele beladen, als der junge Araber aus dem Zelt des Emirs trat. Er blieb zwiſchen den beſchäftigten Sklaven ſtehen, nahm ſeinen Säbel unter den Arm und ſpähte ruhig vor ſich hin. Obgleich, wie wir ſchon erzählten, ſein Anzug ſehr zerſetzt und zerriſſen war, ſo war dies doch nicht im Stande, ſeiner herrlichen kräftigen Geſtalt Eintrag zu thun; auch lag in den Zügen ſeines Geſichts, beſonders in ſeinem Blicke,

etwas ſo Beſonderes, ja Gebietendes, daß er ſelbſt im ärmlichſten Anzuge unter allen jungen Männern hervorgeragt hätte. Es war deßhalb kein Wunder, daß, als Zemire, die Tochter des Emirs, jetzt aus ihrem Zelte hervortrat, um ſich auf ihr Pferd zu ſchwingen, ſie ihren Kopf nach dem ſchönen jungen Mann wandte, und ihn aufmerkſam durch ihren Schleier beſchaute. Ach, hätte er durch das dichte Gewebe blicken können, ſo würde es ihn ſicher erfreut haben, zu ſehen, wie ſich die lieblichen Züge des Mädchens zu einem freundlichen Lächeln verzogen, als ſie den jungen Araber erblickte, den ſie ſchon zum Oefiern geſehen und deſſen angenehmes Aeußere ihr gleich aufgefallen war. Wohl hatte das kluge Kind ſchon damals zu Hauſe, im Hofe ihres Vaters, bemerkt, daß Jener während ſeinem Streit mit Haſſan zu ihrem Fenſter hinaufſchaute; wohl hatte ſie ihn ſpäter in der Karawane nah bei ihrem Zuge geſehen, wie er beſtändig nach ihr hinblickte und in ihre Nähe zu kommen ſuchte. Ach, und die Geſänge, die oftmals in der Nähe von ihrem Zelte ertönten, konnten nur von ihm herrühren; denn wenn er auch jetzt da ſtand, die Lippen etwas finſter zuſammengepreßt, ſo ſah man doch dieſem glühenden ſinnenden Auge an, daß das Herz, dem ſie gehörten, wohl im Stande ſein werde, Worte der heißeſten Liebe zu erfinden und auszudrücken.

Zemire winkte ihren Dienern, die das prachtvolle Roß herbeiführten, das ſie heute beſteigen wollte, und das von Zweien der Sklaven am Zügel gehalten, unter ſeiner ſammtenen Decke luſtig tanzte. Man ſtellte es vor die Herrin hin und ſie ſchwang ſich anmuthig und leicht hinauf. Doch kaum hatte ſie ihren Sitz eingenommen und die Zügel erfaßt, als das Pferd munter in die aufſteigende Sonne blickte, und plötzlich hoch empor zu ſteigen begann, wobei es mit den Vorderhufen um ſich hieb und die Sklaven abzuwehren ſchien, die der Herrin zu Hülfe eilen wollten. Kaum ſah der junge Araber, daß Zemire in Gefahr ſchwebte, mit dem Roß überzuſchlagen, al[illegible] er hinzuſprang, es mit ſtarker Hand er-

faßte und zum Stehen brachte. Darauf legte er ſeine Hand an den Sattel und ſchien das Pferd, indem er es auf ſeinen Hals klopfte, zu beruhigen. Aber zu gleicher Zeit fuhr er mit Blitzesſchnelle in den Gürtel und zog dort einen kleinen zuſammengerollten Pergamentſtreifen hervor, den er mit einem langen Blick auf das Mädchen unter die Stickerei der Sammtdecke ſteckte und dann, ſich tief verbeugend, zurücktrat. So ſehr Zemire das Steigen des Roſſes erſchreckt hatte, ſo war es ihr doch eine große Freude, als ſie den jungen Araber zu ihrer Hülfe herbeiſpringen ſah, und ſie bemerkte genau alle Bewegungen, die er machte. Auch war er kaum von ihr hinweggetreten, als er, ſich noch einmal gegen ſie umwendend, zu ſeiner unausſprechlichen Freude ſah, wie Zemire mit geſenktem Kopfe auf die Stickerei der Decke ihre kleine Hand legte. Er warf ihr einen dankbaren Blick zu und rief dann einen Beduinen herbei, der nicht weit von ihm mit zwei prachtvollen arabiſchen Roſſen hielt. Er ſchwang ſich auf eines und ließ es wie zum Gruß hoch empor ſteigen und jagte dann in vollem Galopp in die Wüſte hinaus.

Der Emir el Hadſch hatte unterdeſſen in ſeinem Zelte den Ferman noch mehrere Male durchgeleſen und nach einiger Ueberlegung den Entſchluß gefaßt, der Karawane für heute einen Ruhetag zu geben. Er ſandte einige ſeiner Mameluken in das Lager hinaus, die mit lauter Stimme dieſen Befehl des Emirs verkündeten. Mitlautem Jubel wurde er von der Mehrzahl des Volkes aufgenommen, denn nicht weit von dem heutigen Lagerplatze befand ſich mitten in einem Palmenwald eine klare Quelle, ein ſo ſeltenes Labſal auf einer Wüſtenreiſe, daß ſich Alles freute, hier den Tag über bleiben zu können, um die Schläuche mit friſchem Waſſer zu füllen. Sogleich wurden die Kameele wieder abgeladen, man ſchlug die Zelte auf und Muſik und Geſang erſcholl in allen Theilen des Lagers, wie bei einem großen Feiertage.

Haſſan, der Haushofmeiſter, hatte, durch die Zeltvorhänge

ſpähend, vorhin ſehr gut bemerkt, daß jener junge Araber ſeiner Herrin Zemire zu Hülfe geeilt, und wenn er ſchon früher einen Groll auf ihn hatte, ſo vergrößerte ſich dieſer jetzt noch mehr, nachdem er gehört, wie ihm der Emir für das Ueberbringen des Fermans einige freundliche Worte gegönnt, weßhalb er es ſich gleich angelegen ſein ließ, den günſtigen Eindruck, den der junge Mann auf ſeinen Herrn gemacht, ſo viel wie möglich wieder zu verwiſchen.

„Wenn du deinem Sklaven erlauben wollteſt, ſeine Meinung zu äußern," ſagte er, „ſo kann ich nicht umhin, o Herr, dir zu verſichern, daß mir das öftere Erſcheinen jenes jungen Arabers höchſt verdächtig iſt. Sollte dieſer, der doch einem der mächtigſten und größten Araberſtämme angehört, anſtatt, wie er ſagt, zu deiner Hülfe bereit zu ſein, nicht vielmehr bei uns umher ſpähen, um die Stärke unſerer Züge, ſowie die Anzahl unſerer Streiter zu erkundigen? daß es kein geringer Beduine iſt, ſieht man an ſeinen ſchönen Waffen, ſowie an den edlen Pferden, die er reitet. Wer weiß, o Herr, ob er nicht von jenem Schech Almanſor geſandt iſt und die Karawane begleitet, um vielleicht den günſtigſten Augenblick zu erſpähen, daß er uns überfallen könne? Weßhalb ſtreifte er ſonſt während des Marſches durch alle Züge der Karawane und ſchliche in der Nacht beſtändig durch das Lager und um deine Zelte, o Herr? Bemerkteſt du denn nicht vorhin ſein liſtiges Lachen, als er dich verſicherte: ſein Stamm hege keine Feindſeligkeiten gegen unſern Herrn, den Kalifen?"

Der Emir el Hadſch, der von ſeinen frühern Kriegen mit den Arabern der Wüſte noch immer, da ſie ihn öfters in die Flucht geſchlagen, ein gewiſſes Vorurtheil gegen ſie hatte, war leicht zum Mißtrauen gegen die Beduinen zu bewegen und wenn er ſich auch das Bild des alten Schech Harun vor Augen rief, der ihm gar nicht ſo erſchienen war, wie einer, dem es möglich ſei, eine Karawane, mit der er Freundſchaft geſchloſſen, hinterliſtig zu überfallen,

junge Menſch überraſcht hatte. Mehrmals glaubte ich zu bemerken, daß ſie erwartungsvoll nach dem Gartenthor ſah, aber es kam Niemand. Sie erhob ſich nach Verlauf einer Stunde und ging ſichtlich mißſtimmt dem Hauſe zu.

Am Abend traf ich meine Freunde an dem bezeichneten Ort, und nachdem noch viel über den Kartenkönig gewitzelt und gelacht war, gingen wir, da es Zeit wurde, nach der kleinen Bude. Schon war dieſelbe ziemlich beſetzt, beſonders die erſten Sitze, auf denen das Automat circulirte, hatte ein Kranz von eleganten Damen eingenommen, welche die Neugierde, den unbegreiflichen König zu ſehen und ihn zu befragen, hieher geführt hatte. Wir bekamen hinter ihnen noch einige Plätze, und ich hatte das Glück, gerade hinter meiner niedlichen Garten-Bekanntſchaft zu ſitzen. Das war mir, wie ſich jeder denken kann, in doppelter Hinſicht äußerſt angenehm.

Mein alter Bekannter, angethan mit dem rothen Rock und den gelben Beinkleidern, erſchien endlich auf der etwas erhöhten Bühne, war aber nicht im Stande, durch die gewöhnlichen Kunſtſtücke, welche er zeigte, einige Aufmerkſamkeit zu erregen. Er ſchien das auch bald zu fühlen, kürzte bedeutend ab, wie mir mein Freund ſagte, und trat mit einer ſteifen Verbeugung zurück; durch das Auditorium lief ein Gemurmel: „Nun kommt der kleine König!“ dann trat eine allgemeine Stille ein.

Der Alte erſchien wieder, und trug in ſeiner Hand ein kleines Gebäude, ähnlich einem Schloß mit vielen Spitzthürmchen, doch da es keine Fenſter hatte, konnte man es auch für ein Grabmal halten. Mir kam es wenigſtens ſo vor; aber die meiſten hielten es für die hübſche, luſtige Reſidenz des Wunderkönigs. Der Alte ſetzte es auf die Mitte der Bühne und ſprach mit ſeiner heiſern Stimme in ungemein ſchlecht geſetzten Worten von der außerordentlichen Erſcheinung, welche wir jetzt genießen würden; alsdann öffnete er ein kleines Thörchen, und ſagte mit einem tiefen Bückling: „Gnädigſter König, erſcheinen Sie gefälligſt, dieſe ſehr anſtändige Verſammlung zu begrüßen,“ und heraustrat — ja, bei Gott! er war es! jener hübſche junge Mann, den ich in dem Garten geſehen, aber en miniature! Auch meine Nachbarin, die, wie ſchon geſagt, vor mir ſaß, mußte ähnliche Gedanken haben, denn ſie zuckte faſt unmerklich zuſammen und unterdrückte mit Mühe einen leiſen Schrei. Leicht und gewandt ging das kleine Figürchen die Treppe ſeines Palaſtes herunter, in derſelben Kleidung, wie geſtern, aber heute mit Krone, Reichsapfel und Scepter, ein lebendiger Kartenkönig. Er trat vor und nickte leicht mit dem Kopfe, und ein allgemeines freudiges Händeklatſchen empfing ihn. Meine Freunde ſahen beſtürzt, und ich möchte ſagen halb erſchrocken,

ſo faßte er doch gegen jenen jungen Beduinen Argwohn und befahl ſeinem Leibneger Haſſan, ihn noch genauer als früher zu beobachten und ihm von Allem, was er thue, Bericht zu erſtatten.

Haſſan war natürlicher Weiſe zu nichts auf der Welt bereitwilliger als hiezu.

Indeſſen waren im Lager die Zelte wieder aufgeſchlagen worden und Alles freute ſich, nach der mehrtägigen Reiſe einen Ruhetag zu haben. Die Mannſchaft zog mit den Thieren in das nahe liegende Palmenwäldchen, um letztere zu tränken. Die Kameele lagen in langen Reihen an dem Bache auf den Knieen und nahmen nach ihrer Gewohnheit für mehrere Tage Waſſer zu ſich. Die Erwachſenen ſtanden dabei, unterhielten ſich von den Mühſeligkeiten der Reiſe, die Kinder, die den Zug mitmachten, liefen laut jubelnd unter den Bäumen umher.

Im Lager ſelbſt herrſchte auch heut die lauteſte Fröhlichkeit und der Klang der Zither, ſowie der kleinen Pauke ſchallte aus allen Zelten hervor und zeigte deutlich an, daß die Rechtgläubigen ſich bei Geſang und Spiel gütlich thaten. So verging dieſer Ruhetag raſch und als es anfing dunkel zu werden, ließ der Emir die Führer der Karawane zu ſich kommen, indem er ihnen befahl, den Marſch der Karawane zu ändern, und es ſo einzurichten, daß man morgen nur eine kurze Strecke vorwärts gelange. Als dies geſchehen war, legte Muſtapha ſeinen ſeidenen Kaftan von ſich, nahm den groben Burnus um und ging aus, um ſeine Freunde im Lager aufzuſuchen, theils weil er begierig war, den Schluß des angefangenen Märchens zu hören, theils auch um zu erfahren, welche Stimmung unter den Leuten herrſchte, und was er im Fall eines förmlichen Krieges mit den Arabern der Wüſte von ihnen zu gewärtigen habe.

Der Alte mit ſeinen Begleitern ſaß ſchon um das Feuer vor ſeinem Zelte und Alle ſchienen auf ihren Gaſtfreund, den Emir el Hadſch, gewartet zu haben. Dieſer ließ ſich mit einem Gruß des

Friedens bei ihnen nieder, nahm ſeine Pfeife hervor und begann zu rauchen. Nach einer kleinen Pauſe nahm der alte Mann das Wort und ſagte zu dem Emir: „du wirſt auch ſchon von den Gerüchten gehört haben, die im Lager umher laufen, daß nämlich zwei Reitende unſers Herrn, des Kalifen, welche wichtige Briefe für den Emir el Hadſch zu überbringen hätten, in der Wüſte, unfern des Lagers, vergangene Nacht niedergemacht wurden.“

Der Emir el Hadſch nickte mit dem Kopf und verſicherte, ſchon davon gehört zu haben.

„Wie es mit ſolchen Gerüchten ſonderbar hergeht,“ fuhr der Alte fort, „und wie man im Volke oft der Wahrheit gemäß über Sachen ſpricht, die doch eigentlich Niemand wiſſen kann, ſo geht es uns auch heute mit dieſen Briefſchaften. Es hat doch gewiß noch kein ſterbliches Auge einen Blick hineingeworfen, als Seine Hoheit der Emir, den der Prophet ſchützen möge, und doch murmelt man im Lager von dem Inhalte derſelben —“

„Und was?“ fragte haſtig der Emir.

„Nun,“ entgegnete der alte Mann, „daß der Kalif dem Emir anzeigen ließ, die Araberſtämme der Wüſte haben ſich vereinigt, und bedrohen unſere Stadt Kairo, ſowie ſelbſt den Thron des Kalifen.“

Bei dieſen Worten ließ der Emir vor Erſtaunen faſt die Pfeife aus dem Munde fallen, denn es konnte Niemand beſſer, als er, wiſſen, wie wahr es ſei, was ihm der alte Mann von dem Ferman des Kalifen geſagt.

„Ja,“ fuhr dieſer fort, „es iſt eine böſe Zeit, o Herr, und wenn ſich jene Nachricht beſtätigen ſollte, wenn nämlich jene Empörungen wirklich ſtatt finden, ſo möchte ich nicht an der Stelle des Emir el Hadſch ſein, der alsdann unfehlbar zwiſchen zwei Feuer gerathen wird; denn er würde ja mit den Streitkräften, die er zur Deckung der Karawane bei ſich führt, nach Kairo zurückreiſen müſſen, und ich ſetzte den Fall, die Araber hätten über den Kalifen

große Vortheile errungen, ſo könnte es wohl möglich ſein, o Herr, daß ſich die eigenen Reiter des Emirs gegen ihn empörten, um mit den Arabern gemeinſchaftliche Sache zu machen."

Der Emir el Hadſch, der ſich den Stand der Dinge nicht ſo ſchlimm gedacht hatte, wie er jetzt hörte, entgegnete dem Alten, wie es denn aber wohl denkbar oder möglich ſei, daß die kleinen Stämme der Araber, die ſich ſelten zu einem gemeinſchaftlichen Zweck vereinigen mochten, es diesmal thun würden, und nur durch dieſe Vereinigung könnten ſie dem Kalifen gefährlich werden.

„Freilich, o Herr," entgegnete der Alte, „aber wenn ein Stamm der Wüſte, wenn der Stamm des mächtigen Schech Almanſor, die Fahne der Empörung entfaltet, ſo ſammeln ſich alle kleineren Stämme um ihn, und nicht nur das, ſondern das Volk Kairo's und des ganzen Delta würde den Schech Almanſor mit offenen Armen empfangen; denn," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, nachdem er ſich vorſichtig umgeſehen, „ich will es euch nur ſagen, alle ältern und weiſen Männer ſind darüber einig, daß jener Schech Almanſor der Bruder unſers Kalifen iſt, der in die Wüſte zu den Arabern floh. Ach, Almanſor war ein guter, gelinder Herr, und ſein plötzliches Verſchwinden hat nur dazu gedient, die Liebe und Ehrerbietung zu vergrößern, die das Volk für ihn im Herzen trug."

Bei dieſer Erzählung ließ der Emir el Hadſch nachdenklich ſeinen Kopf ſinken und ſein Herz füllte ſich mit traurigen Gedanken.

„Aber warum ſollen wir uns Sorgen machen," ſagte der aus Franken lächelnd. „Wir ſind friedliche Männer und keine Krieger, und wenn es ja einmal zum Schlagen käme und wir ſtatt des Stocks den Säbel in die Hand nehmen müßten, ſo ſoll jeder dahin ſchlagen, wo es ihm recht dünkt. Ueberlaßt die trüben Sorgen dem Emir el Hadſch und dem Kalifen. Wenn es euch recht iſt, werde ich euch das Ende meines Märchens erzählen."

Da dieſer Vorſchlag Allen wohlgefiel, ſo ſäumte der Fremde nicht lange und erzählte ſeinen Zuhörern folgendermaßen den

Schluß der Geſchichte vom Einarm.

Wir verließen unſern Helden, in traurige Betrachtungen verſenkt, auf einem Baumſtamm ſitzend und feſt entſchloſſen, die Wiederkunft des Ritters im nächſten Jahre abzuwarten.

Es vergingen ihm auf dieſe Art viele Tage, in denen er unabläſſig bemüht war, rings das Gehege zu umſpähen, ob er nicht einen Eingang fände. In der Nacht hatte er oft ſeltſame Träume; da war es ihm zuweilen, als ſchwebe die ſchöne Fee bei ihm vorüber und ſehe ihn wehmüthig an; doch wenn er im Schlaf die Hände nach ihr ausſtreckte und ſie bat, näher zu kommen, ſo ſchüttelte ſie doch ſeufzend das Haupt und ſchwand langſam vorüber. Auch war ihm zuweilen, als ſähe er ein weißes Reh aus den Gebüſchen hervortreten und langſamen Schritts das Gehege umſchreiten. Dabei horchte aber das Thier aufmerkſam umher und verſchwand bei dem leiſeſten Geräuſch. Auch von jenen ſchwarzen Kobolden erblickte er faſt jede Nacht einen, der ebenfalls das Gehölz umkreiſte und dann wieder verſchwand. So ſaß der Einarm eines Nachmittags auf ſeinem Baumſtamme und dachte mit ſchwerem Herzen an den ſchlechten Erfolg ſeiner Fahrt, da fielen ihm plötzlich ſeine goldenen Kugeln ein, die er bisher nicht mehr beachtet hatte. Er ſuchte ſie hervor, dachte bei ſich ſelbſt: meine Noth, aus dieſem Spuke einen Ausweg zu finden, iſt doch wahrlich groß genug, ſo daß es mir die Fee nicht übel nehmen kann, wenn ich noch eine ihrer Kugeln verwende, und ſie ihr ſelbſt zuſchicke, damit ſie mir dafür einen guten Rath ertheile. Geſagt, gethan! Der Einarm lud ſein Gewehr und ſprach zur Kugel, als er ſie den Lauf hinabrollen ließ: dich ſende ich hinauf in die blauen Lüfte, ſchwinge dich hoch und immer höher, bei Mond und Sternen vorbei, bis

du Amaranthe, die gütige Fee, gefunden. Klage ihr meine Noth und die Noth der Prinzeſſin und ſage ihr, daß ich ſehnlich ihren Rath und ihre Hülfe erwarte. Der Schuß knallte und die goldene Kugel flog wie ein Blitzſtrahl gen Himmel. Oben in der Luft zerplatzte ſie mit einem lauten Knall und ein Adler mit mächtigen Schwingen ſchwebte aus ihr empor und ſtieg ſo ſchnell zu den Wolken auf, daß er dem nachblickenden Auge des Jägers bald entſchwunden war. Unruhiger als je erwartete dieſer nun die kommende Nacht, in welcher er ſicher hoffte, von der Fee eine Hülfe, wenigſtens ein Zeichen ihrer Gegenwart zu erhalten; und er hatte ſich nicht geirrt. Wenn ſonſt die Zeit kam, wo das weiße Reh und die geſpenſtigen Geſtalten das Gehege umkreiſten, ſo überfiel ihn ein gewaltiger Schlaf, der ihm, trotz allem Beſtreben, wach zu bleiben, die Augen gewaltſam zudrückte. Heute war das anders und ſobald ihm während der Nacht die Augen trübe wurden, ſäuſelte von den Wipfeln der Bäume ein erfriſchender Wind herab, der ihm alsbald den Schlaf verjagte und ihn wachend munter hielt. Plötzlich erſchien zwiſchen den Gebüſchen das weiße Reh, ging vorſichtig und leiſe auf dem Mooſe daher und wollte, wie gewöhnlich, das Gehege umkreiſen. Doch kaum hatte es ſich genähert, ſo ſtürzte von der andern Seite aus einer Felſenkluft eine ſcheußliche ungeheure Fledermaus herab, auf das arme Reh zu, das vor Schrecken ſtehen blieb und ſich nicht einmal zur Flucht wandte. Dem Einarm ſtockte der Athem, als er ſah, wie das Scheuſal jetzt über dem weißen Reh ſchwebte und die gierigen Krallen ausſtreckte, es zu zerfleiſchen. Raſch griff er nach ſeinem Gewehr, doch ſuchte er vergeblich in der Waidtaſche nach einer gewöhnlichen Kugel. Er fand nur noch die letzte der drei goldenen. Doch da er bedachte, daß die Noth bei dem armen Reh gewiß ſehr groß ſei, ſo lud er ſie, ohne ſich zu bedenken, in ſein Gewehr, legte es auf den Stumpen des rechten Armes, zielte ſorgſam nach dem Kopfe des Ungeheuers und drückte ab. Ein lauter Donnerſchlag

krachte durch den Wald, die Fledermaus verwandelte ſich in eine dunkelrothe Flamme, die auf die Erde fiel, da einige Mal zuckend emporſprang und dann verlöſchte. Der Einarm ſtürzte hinzu, um nach dem Rehe zu ſehen; doch blieb er überraſcht und erſtaunt ſtehen und ließ ſich ehrfurchtsvoll auf ein Knie nieder, als er dort zwiſchen Bäumen, leicht wie aus Nebel gewebt, und umgoſſen mit überirdiſcher Schönheit, die reizende Fee ſah, die ihm mit der Hand winkte, ferne zu bleiben und ſie anzuhören. Dann ſprach ſie mit leiſer Stimme: „du haſt mich durch den Geiſt, den ich in die goldenen Kugeln ſchloß, gerufen, und auch ohne daß du mir deinen Wunſch nennſt, weiß ich ihn. Glaube nicht, daß ich dem Schickſal meines unglücklichen Kindes gleichgültig zuſah, indem ich nicht früher erſchien, dir und ihr zu helfen. Doch auch wir Feen können nicht immer nach unſerem Gutdünken handeln. Du haſt mir durch Erlegung jenes Ungethüms einen großen Dienſt erzeigt, und wenn du es verlangſt, will ich dir eine Frage in Betreff jenes ſchwarzen Zauberers beantworten. Doch höre mich zuvor an. Ich habe dein Herz erkannt, und es für gut und edel befunden; deßwegen betrübt es mich, daß du in mich dringſt, dir das Mittel zur Errettung der Prinzeſſin anzugeben, indem ihre Entzauberung durch dich dein Unglück ſein wird."

Hier entfielen der Fee ein paar Thränen, die aber nicht den Boden erreichten, ſondern ſich in der Luft zu bunten Nachtſchmetterlingen verwandelten und davon flogen. „Seit jenem Unglückstag," fuhr ſie fort, „hab' ich die Königin der Feen unabläſſig gebeten, mit ihrem mächtigen Zauberſtab jenen ſchwarzen Unhold zu verderben, und in kurzer Zeit wird ſie mir meine Bitte erfüllen, denn ſie zürnte mir bisher, daß ich gegen ihren Willen zuweilen die Erde betrat, um in der Geſtalt eines weißen Rehes nach meinem Kinde zu ſpähen. Darum laß ab mit deiner Bitte und nimm von mir Ehre und Reichthum, die ich über dich ausſchütten will, wenn du dieſen Wald fliehſt und dich in ferneren Gegenden nieder-

laſſen willſt. Denn nochmals ſage ich dir, die Errettung der Prinzeſſin ſtürzt dich in's Verderben, aus dem dich nur der ſonderbarſte Zufall, nicht aber meine Hand, ja ſelbſt nicht einmal die Macht der Königin der Feen erretten könnte."

So entmuthigend dieſe Antwort für den armen Einarm war, ſo war ſie doch nicht im Stande, ſeine glühende Liebe und den Wunſch, die Prinzeſſin befreien zu können, zu erſticken. Er erhob ſeine Augen flehend zur gütigen Fee und entdeckte ihr, wie das Bild ihrer Tochter und die Liebe zu ihr mit ſeinem ganzen Weſen ſo innig verbunden ſei, daß eine Trennung ihn elend machen, ja tödten würde. Umſonſt verſuchte es nochmals die Fee, ihn auf andere Gedanken zu bringen und zeigte ihm andere glänzende Ausſichten. Der Einarm malte ihr dagegen nochmals ſeine glühende Liebe aus und bat ſie um ihre Hülfe. „So höre mich denn an," ſagte traurig die Fee; „die Zauberkraft, welche meine Tochter hier gefangen hält, iſt nur durch das ſilberne Horn zu löſen, das ich meinem Gemahl hinterließ und das jener ſchwarze Ritter der Prinzeſſin hinterliſtig ſtahl, und das einzige Mittel, ſie zu befreien, iſt deiner Hand nur dann möglich, wenn du jenes Horn wieder erlangen kannſt. Nicht weit von hier iſt tief im Geklüfte der Felſen die Wohnung jenes Unholdes, der aber das Horn auf das Sorgfältigſte verwahrt und es keine Stunde aus der Hand läßt. Während der Nacht ſchwärmt er mit ſeinen untergebenen Geiſtern auf der Erde herum und ſtiftet Unheil, ſo viel er kann. Sowie aber der Morgen anbricht, zieht er ſich in ſeine Höhlen zurück und damit er wenigſtens am Tage den Menſchen kein Uebel zufügen kann, überfällt ihn mit dem erſten Hahnenſchrei eine Müdigkeit, die, je höher die Sonne ſteigt, beſtändig zunimmt, und um die Mittagszeit, wenn alle andern Weſen wachen, begräbt ihn mit allen ſeinen Geiſtern ein tiefer Schlaf, der mit dem Sinken der Sonne abnimmt und bei der aufſteigenden Dämmerung gänzlich wieder verſchwindet. Wie du den Weg zu jener Höhle findeſt,

weißt du; doch ziehe mit anbrechendem Morgen fort, daß du um die Mittagszeit hinkommſt. Bei allen Schreckniſſen, die dir dann am Eingang der Höhle entgegen treten, denke nur, daß die Ungethüme, welche den Eingang bewachen, feſt ſchlafen und dir nichts anhaben können. Gehe ihnen nur aus dem Wege und keines wird dich beläſtigen. Wenn du durch mehrere Reihen dieſer dämoniſchen Wachen glücklich durchgedrungen biſt, kommſt du an die Höhle ſelbſt, in welcher der Unhold ſchläft. Doch ſo ſchrecklich dir auch der Eingang zu derſelben erſcheinen mag, ſteige getroſt hinein, nahe dich dem Schlafenden und nimm ihm mit kecker Hand das Horn, das er in ſeiner Hand halten wird; dann aber beeile dich, die Höhle zu verlaſſen und nimm deinen ganzen Muth, deine ganze Beſonnenheit zuſammen, halte den Ausgang feſt im Auge, damit du ihn, es mag um dich geſchehen, was da will, wieder findeſt. Noch einmal ſag' ich dir: ſobald du im Beſitz des ſilbernen Hornes biſt, eile dich, die Höhle zu verlaſſen, denn wenn du dich zurückhalten ließeſt, bis die Sonne ſinkt, wärſt du unrettbar verloren. Haſt du aber glücklich die Felſen hinter dir, ſo wende dich gegen die Höhle zurück und ſtoße dreimal mit Macht in's Horn; ich werde den Ruf hören und zu gleicher Zeit die Königin der Feen bitten, daß ſie ihren Zauberſtab zum Verderben jener feindlichen Geiſter ſchwinge. Dann kehre hieher zurück und du wirſt die Prinzeſſin aus ihren Banden erlöſen. Doch merke genau auf meine Worte: es möge erfolgen, was wolle, ſo laſſ' das Horn nicht aus deinen Händen, bis ihr Alle dies Gehege verlaſſen habt; denn der Zauber, wenn auch gelöst, würde dich auf's Neue umſchlingen, ſobald dich die Kraft des Hornes nicht mehr ſchützte. Beherzige ja dieſe Worte," ſagte die Fee nochmals, und ſetzte mit trauriger Miene hinzu: „ach, und doch ſagt mir eine Ahnung, daß du meine Warnung nicht ganz beachten und dich in's Unglück ſtürzen wirſt."

Mit den feierlichſten Dankſagungen verſprach der Einarm, die Vorſchriften der gütigen Fee genau zu beobachten. Sie aber ſchüttelte ſeufzend das Haupt und verſchwand. Kaum graute der Morgen, ſo machte ſich der Einarm vermittelſt der geheimen Kraft des Halsbandes auf den Weg nach jener Höhle und erreichte ſie, als die hochſtehende Sonne die ſcheußlichen Kobolde, die ſie bewachten, in tiefen Schlaf verſenkt hatte. Der Einarm band den Hund an einen Baum feſt, ſtellte ſein Gewehr daneben, und ging getroſt auf ein Felſenthor zu, das ſich ſeinen Blicken darbot. Doch kaum war er hineingetreten, ſo feſſelte ihm faſt der Schrecken den ſchon aufgehobenen Fuß, um hindurchzugehen. Rechts und links lagen zwei Unthiere und glotzten ihn mit feurigen Augen an; der Geſtalt nach waren es Tiger, doch hatten ſie Fledermausflügel und Drachenköpfe, aus denen drei blutrothe Zungen dem Eintretenden entgegenfuhren. Doch zu rechter Zeit erinnerte ſich dieſer an den Schlaf, der die Thiere befangen hielt, ſchritt muthig über ſie hinweg, und ein dumpfes Grunzen war das einzige Lebenszeichen, das ſie von ſich gaben. Als der Einarm nunmehr ſah, wie gefahrlos dieſe Thiere waren, ſo ſchritt er muthig vorwärts durch den Hof zu einem zweiten Thor, an dem andere Scheuſale kauerten, und von deſſen Gewölbe obendrein ſich ungeheure Schlangen herabringelten, die bald mit ihren Köpfen die Erde berührten und ſich dann wieder in die Höhe wiegten, den Eingang frei laſſend. Dieſen Augenblick benutzte der Einarm und ſchlüpfte hindurch.

Jetzt ſah er die Felſenburg, in welcher das Ungethüm ſchlummerte, vor ſich liegen; doch war der Palaſt deſſelben nicht ſehr geſchmackvoll angelegt, ſondern gleich einem ungeheuren Felsblock, den man von allen Seiten umgehen konnte. Auch ſah man weder Fenſter noch Thür, und ſo ſehr der Einarm herum ſpähte, fand er auch nicht die kleinſte Spalte, durch welche er hätte in das Innere gelangen können. So ſchmucklos alle Wände dieſer Höhle von außen waren, ſo hatte ſie doch eine ſeltſame Verzierung, die

aber dem Jäger ſehr unheimlich vorkam. An einer Seite befand ſich nämlich der ungeheure Kopf eines Drachen, der zwiſchen die Felſenmaſſen eingeklemmt zu ſein ſchien und der bald den blutrothen Rachen öffnete, bald ihn wieder ſchloß und dabei mit ſeinen feurigen Augen immerwährend den Bewegungen des Einarms folgte. Schon unzählige Male hatte dieſer den Felsblock umkreist, ohne nur eine Spur zu finden, die auf einen Eingang hätte deuten können. Die Sonne hatte ihren höchſten Standpunkt verlaſſen und neigte ſich abwärts, und die Thiere an den Thoren, die bei ſeinem Eintritt wie erſtarrt da gelegen hatten, begannen allerhand verdächtige Bewegungen zu machen, ſich zu recken und zu dehnen, als wollten ſie jeden Augenblick aus dem tiefen Schlaf erwachen. Schon fing's dem armen Jäger an, recht unheimlich zu werden und er ſchwankte noch zwiſchen zwei Entſchlüſſen: ob er nämlich die Sache für heute ganz aufgeben wolle, oder wieder hinaus gehen um Bello, den Hund, zu holen, der ihm den Eingang gleich würde gezeigt haben.

Wie er ſo nachdenkend noch einmal die Höhle umkreiste und wieder bei dem Drachenkopf vorbeikam, riß dieſer gerade auf eine ſo entſetzliche Art den Rachen auf, daß er ihm bis tief in den Schlund ſehen konnte, und plötzlich kam dem Einarm der Gedanke, daß dies am Ende gar der Eingang zur Höhle ſei, und ſo ſchauderhaft dies war, ſo wurde es doch allmählig bei ihm zur Gewißheit. Anfangs ſträubte ſich ſeine menſchliche Natur ſehr dagegen, einem ſo ſcheußlichen Drachen geradezu in den Hals zu kriechen, aber da er einmal A geſagt, mußte B folgen, und er entſchloß ſich, das Abenteuer zu beſtehen. Er paßte den Augenblick ab, wo das Ungethüm ſeinen Rachen ſo weit öffnete, daß die untere Kinnlade beinahe den Boden berührte, dann ſprang er zwiſchen die Zähne, die ſo dick waren, daß er mit ſeinen beiden Armen keinen umſpannen konnte und ſchlüpfte etwas tiefer hinein, doch war die Zunge des Ungethüms ſo glatt, daß er ausglitſchte und hinfiel, und da

auf den kleinen, ungefähr vier Zoll hohen Menſchen, der da oben auf und ab ſpazierte. Der Arzt ſagte mir ganz leiſe: „Du, ich muß dir geſtehen, daß mir die Sache hier ganz unheimlich vorkommt. Es iſt kein Automat, das Weſen lebt, und kann doch den Geſetzen der Natur gemäß nicht leben. Was denkſt du?“ — „„Ich denke mancherlei,““ antwortete ich ihm, „„was ich dir jedoch hier nicht mittheilen kann. Nachher geh' mit mir, dann wollen wir unſere Gedanken austauſchen.““ — „Auch der Alte,“ fuhr der Arzt fort, „iſt mir eine ſonderbare Erſcheinung. Sieh' das ſtiere Auge und die halb traurige, halb lächelnde Miene, womit er dem Kleinen nachſieht, das ganz regungsloſe Geſicht; er kommt mir beinahe wie ein Automat vor, oder wie ein Weſen, das nur halbes Leben hat, zu wenig, um den ganzen Körper auszufüllen, zu viel, um zu ſterben. Er ſchleppt ſeine Beine über den Boden nach und bewegt die Arme wie ein Gängelmann.“

„Und ſieht aus, wie eine große Kirche bei Nacht, in welcher ſtatt der tauſend Kerzen, welche ſie erhellen, nur die ewige Lampe brennt,“ meinte ein junger Dichter, der neben dem Arzte ſaß.

„Meine Herren und Damen,“ ſagte jetzt der Alte im Marktſchreiertone, „Seine Majeſtät der König wird die Ehre haben, dem verehrungswürdigen Publikum einige an ihn gerichtete Fragen zu beantworten.“ Das Geſchöpfchen nickte und ſtieg in ein kleines Käſtchen, das der Alte hingeſtellt hatte, und hierauf dem Nächſtſitzenden mit der Bitte gab, es auf dem erſten Platze circuliren zu laſſen. Nun war der große Augenblick gekommen, auf den ſich Alles, beſonders die Damen gefreut hatten. Da wurde gefragt, und was Alles gefragt, doch war ich zu ſehr mit meinen Gedanken beſchäftigt, um etwas davon zu hören oder zu behalten. Auch meine Nachbarin ſchien nicht ſehr auf ihre Umgebung zu achten, ſondern ſah vor ſich hin, als ob ſie die ganze Sache nicht intereſſire. Bei den Perſonen, an welchen der kleine König ſchon vorübergezogen, ward gelacht und geſpottet, ſich gewundert und das Ganze hie und da für pure Hexerei erklärt. Jetzt kam auch die Reihe an die hübſche Louiſe, die das Käſtchen mit ſichtbarem Zittern der Hände ihrer Nachbarin abnahm. Ich beugte mich hinüber, um zu ſehen, was der Kleine jetzt für Mienen mache, und zu hören, was ſie ihn fragte. Nun hatte ich ſein feines Geſichtchen ganz in der Nähe und ſah deutlich, daß ein freudiges Lächeln um ſeine Züge ſpielte, ſo wie er in die Hand der jungen Dame gelangte. Sie beugte ſich auf ihn nieder und fragte ganz leiſe, ſo daß ich es kaum verſtehen konnte: Wer war der junge Mann, der geſtern in meinem Garten war und mit mir ſprach?“ Der König antwortete: „Ach, das war ich ja ſelber; ich hatte einen ſchönen Traum!“

es zu gleicher Zeit stockfinster um ihn wurde, indem der Drache den Rachen wieder schloß, fing ihm seine Lage einigermaßen an sehr unbequem zu werden. Doch kroch er muthig zwischen den Zähnen weiter, wobei er sich sehr in Acht nahm, von denselben nicht berührt und zermalmt zu werden. Jetzt hatte er das Ende der Zunge erreicht, von wo er bequemer hinabzukommen hoffte; doch o Unglück! der Hals des Drachen verengte sich hier so plötzlich, daß er kaum mit dem Arm, geschweige denn mit dem ganzen Körper durchdringen konnte. Wie er so rathlos und thatlos da steckte, und die Muthlosigkeit und Verzweiflung schon ihre gierigen Fänge nach ihm ausstreckten, schwebte ihm plötzlich das Bild seines treuen Bello vor, dem einstens ein Stück Brod so im Halse stecken geblieben war, wie er heute dem Lindwurm. Dabei erinnerte sich der Einarm, wie er, um dem Hund zu helfen, mit seinem Finger das Brod und den Schlund des Thieres gedrückt, wodurch die Muskeln des Halses in Bewegung gesetzt wurden und sich weit genug öffneten, um es hinabgleiten zu lassen. In Ermanglung eines Fingers, der ihm von außen helfen könne, fing deßhalb der Einarm in seiner Angst selbst an, den Drachen ein wenig im Schlunde zu kitzeln und strampelte so gewaltig mit Händen und Füßen, daß dies Manöver glücklich gelang. Zweimal setzte das Thier an, den tüchtigen Bissen hinabzuwürgen; der Hals öffnete sich und der Einarm stürzte hinab und sah sich plötzlich in eine dunkle Felshöhle versetzt, die von einem blutrothen Rubin, der an der Decke hing, matt beleuchtet wurde. Bei diesem Scheine sah der Einarm mit Freude, daß er am Ziele sei; denn in der Ecke des Gemaches lag der schwarze Ritter in Gestalt eines ungeheuren Riesen auf einem Ruhebett und schnarchte. Zwischen seinen Krallen hervor glänzte etwas, das der Einarm augenblicklich für das silberne Horn erkannte; er näherte sich leise dem Riesen, ergriff die Schnur, an der das Wunderhorn befestigt war, und versuchte es jenem leise aus der Hand zu ziehen.

Sowie der Dämon dieſe Bewegung ſpürte, öffnete er bewußtlos die Augen und wandte ſich ſtöhnend auf die andere Seite. Seine Krallen verſuchten das Horn feſtzuhalten; doch der Schlaf ſchien ihm alle Kraft zu benehmen; der Einarm that noch einen kräftigen Ruck und der mächtige Zauber war in ſeinen Händen. Jetzt ſeufzte der Rieſe noch einmal tief auf und zwar mit ſolchem Getoſe, daß der Einarm meinte, das Gewölbe ſtürze über ihm zuſammen, weßhalb er ſich beeilte, den Ort ſo raſch wie möglich zu verlaſſen. Doch ſo ſchwierig ihm vorhin der Eingang geworden war, ſo ſchien es ihm jetzt faſt ganz unmöglich, einen Ausgang zu finden, und vergebens bemühte er ſich, an der Wand das Loch wieder zu finden, zu dem er hereingekommen. Die Wände des Gemachs nämlich drehten ſich wie toll im Kreiſe und mit ſolcher Schnelligkeit, daß das Ganze wie ein grauer Ring bei ihm vorbeiſchwirrte. Zuweilen glaubte er die Oeffnung zu ſehen, doch wenn er hinzuſtürzte, erſchien ſie ihm wieder an einer andern Seite.

Hätte er in ſeiner Jugend mit dem treuen Bello nicht hundertmal ein gleiches Spiel getrieben, würde es ihm wahrſcheinlich nicht möglich geweſen ſein, aus der Höhle des Rieſen zu entrinnen, denn damals, als er noch ein kleines Kind war, machte ihm Bello eine Freude, wenn er ſich wie ein Kreiſel herumdrehte, und der Knabe verſuchte dann, ſeinen Kopf oder ſeinen Schwanz zu faſſen, worin er in Kurzem eine große Fertigkeit erlangte.

Nachdem er aber trotz dieſer Uebung unzählige Male nach der Oeffnung gehaſcht, war er endlich ſo glücklich, einen dunklen Fleck in der Felswand zu erreichen und ſah zu ſeiner größten Freude, daß es eine eiſerne Thür war, in der ein großer Schlüſſel ſteckte. Raſch öffnete er das Schloß, die Thüre ſprang krachend auf und der Einarm befand ſich mit dem ſilbernen Horn im Freien. Doch es war auch die höchſte Zeit. Die Sonne neigte ſich ihrem Untergange, und als er über die Thiere an den beiden Felsthoren hinwegſtieg, verſuchten ſie aufzuſpringen, und da ihnen dies nicht

gelang, ſchnappten ſie wenigſtens mit ihrem blutrothen Rachen nach ihm. Doch kam der Jäger glücklich hindurch zu ſeinem treuen Bello zurück, der freudig wedelte, und an ihm emporſprang. Eilig wandelte er mit dem erbeuteten Schatze zwiſchen den Felsblöcken fort, die die Höhle des Ungethüms noch in einem weiten Kreiſe umgaben, und erſt als er ſie eine gute Strecke hinter ſich hatte, blieb er nach dem Befehl der Fee ſtehen, wandte ſich um und ſtieß dreimal mit Macht in das Horn. Beim erſten Mal ſchien ein gewaltiger Erdſtoß die Felſen vor ihm zu erſchüttern, in die größten Maſſen derſelben riſſen lange Spalten und kleinere Stücke ſtürzten mit lautem Gekrache hinab. Beim zweiten Ton des wunderbaren Hornes wiederholte ſich der Erdſtoß ſtärker und ein fürchterliches Sauſen fuhr durch die Wipfel der Eichen, die Luft verfinſterte ſich, und als der dritte Ton mächtig dahin ſchallte, ſchoß aus den ſchwarzen Wolken, die den Himmel bedeckten, ein blendender Blitzſtrahl herab, zertrümmerte die Felſen zu feinem Staub, der qualmend in die Höhe fuhr, und riß in die Erde einen großen Spalt, aus dem eine hochlodernde Flamme emporſtieg. Und dabei zuckte die Erde und borſt an mehreren Stellen, bildete hier einen tiefen Schlund, hob dort einen Hügel auf, und man ſah deutlich, daß zwei mächtige Weſen im Kampf begriffen waren. Doch die Königin der Feen ſiegte, die Spalten und Riſſe auf der Stelle, wo noch eben die Felsburg des böſen Zauberers ſtand, vergrößerten ſich immer mehr und bildeten bald eine große Vertiefung; die Flammen, welche anfänglich mit großer Gewalt gen Himmel fuhren, wurden kleiner und ſchwächer durch ungeheure Regengüſſe, die unter fortwährendem Donner und Blitz vom Himmel herab ſtrömten, und als ſie in Kurzem ganz verlöſchten, drang ein ſtinkendes trübes Waſſer hervor, das im Verein mit den Regenſtrömen bald die ganze Vertiefung ausfüllte und ſo die frühere Wohnung des Zauberers zu einem ſtillſtehenden ſchmutzigen See umwandelte.

Schaudernd betrachtete der Einarm dieſe Revolution zu ſeinen Füßen, und da er am Ende glaubte, der See könne noch weiter um ſich greifen, die Erde zu ſeinen Füßen und ihn endlich mit hinab reißen, ſo wandte er ſich zur eiligen Flucht und rannte nach ſeinem erſten Aufenthalt bei dem verzauberten Walde zurück, wo er ſich eine Zeit lang in's Gras legte, um ſich von den gehabten Schrecken und der großen Ueberraſchung zu erholen; doch nicht lange duldete es ihn unthätig, und er bedachte, daß jede Minute, die er zögerte, die ſchöne Prinzeſſin zu befreien, ein Raub an ihrem Leben ſei, weßhalb er ſich raſch wieder erhob, vor das Gehege hintrat und einen leiſen ſanften Ton aus ſeinem Horne lockte. Welch' anderes wundervolles Leben rief dieſer Ton jetzt hervor, als der früher vor der Wohnung des Zauberers. Die Sonne, die ſchon tief am Horizont ſtand, ſchien noch einmal mit erneuertem Feuer aufzuflammen. Ein leiſer Wind führte wohlriechende Blüthen herbei und ſtreute ſie rings auf den Raſen des Waldes. Die Aeſte der dicht verwachſenen Bäume löſten ſich langſam aus einander und da ſich die Stämme derſelben wie dünne Grashalme rechts und links zur Erde bogen, ſo ſah er alsbald vor ſich auf dem Platze die verzauberte Jagd in wunderbarer Erſtarrung. Hier ſaß ein Jagdpage zu Pferde, den Falken auf der Fauſt, der ſchon die Flügel etwas gelüftet hatte, als wolle er eben auffliegen. Dort griff ein Jäger nach ſeinem Geſchoß und ein Anderer blickte ſich erſtaunt um; der Zauberer hatte ihn ſo, das Geſicht nach hinten gekehrt, zur Bildſäule erſtarrt. Hier umgaben mehrere Damen einen weißen Zelter, auf dem die Prinzeſſin Amaranthe ſaß, doch konnte er ihr Geſicht nicht ſehen; denn in dem Augenblick der Verwandlung war ſie vor Schrecken rückwärts geſunken und lag in den Armen ihrer Begleiterin, deren wallende Hutfedern das liebliche Geſicht verdeckten.

Auf's Neue ſtieß der Einarm in's Horn und wie aus tiefem Schlaf erwachend, kam Leben in die ſtarre Geſellſchaft. Die Jagd-

wagen sahen sich überrascht um; die Falken schüttelten ihre Flüge und hoben die Köpfe; die Federn auf den Baretten der Damen bewegten sich im leisen Abendwind und mit einem tiefen Seufzer erwachte die Prinzessin und richtete sich langsam auf. — Wenn auch der Einarm durch die wohlgelungenen Bildnisse der Prinzessin, sowie ihrer Mutter, schon genugsam das holde Gesicht der Ersteren kannte, so übertraf die Wirklichkeit, wie er es vor Augen sah, doch seine schönsten Träume. Die Prinzessin schlug die Augen auf, schaute sich um und schien verwundert, daß statt der finstern Nacht, in der sie sonst immer die Kraft des Hornes erweckt hatte, die herrliche Luft des schönsten Sommerabends sie umspielte Ueberrascht sah sie ihre Umgebung an, die indessen ganz munter geworden war. Die Pferde, von dem langen Stehen ungeduldig, fingen an zu treten und in den Zügel zu beißen; die Hunde wedelten um die Jägerburschen herum, als wollten sie sagen: jetzt hat die Jagd wohl lange genug gedauert, wir können wohl nach Hause ziehen; und ein gleicher Gedanke schien Alle zu beleben. Die Pagen stießen in's Horn und der Hofmarschall nahte sich de Herrin und bat um Erlaubniß, die Jagd nach Hause führen zu dürfen. Zu gleicher Zeit fiel der Blick der Prinzessin auf den Einarm, der vor Staunen und Ueberraschung sprachlos da stand, und kein Auge von der holden Erscheinung abwandte. Er begegnete ihrem Auge und dachte, jetzt wird dich die Prinzessin als ihren Retter erkennen und ihr Herz muß flugs für dich sprechen. Schon wollte er eine rasche Bewegung vorwärts machen, um sich ihr zu Füßen zu werfen, da sah er mit Schrecken, wie die schöne Prinzessin voll Abscheu das Auge von ihm wandte, ihren Zelter herumwarf und dem Hofmarschall zurief: „vorwärts, eilt, eilt! dort steht noch einer der Unholde und sein verwirrter lauernder Blick scheint uns auf's Neue bezaubern zu wollen.“ Diese nicht sehr schmeichelhafte Rede wäre wohl im Stande gewesen, einen andern, weniger verliebten Menschen wirklich verwirrt zu machen, wenn er

ſie von der Erkorenen ſeines Herzens hätte hören müſſen. So etwas hatte ſich der Einarm nicht träumen laſſen, denn in ſeinem Eifer, die Prinzeſſin zu erlöſen, hatte er ſein entſtelltes Geſicht und den fehlenden Arm ganz vergeſſen. Wie Saiſenblaſen zerplatzten ſeine ſchönen Träume und wie das Waſſer einem Ertrinkenden in die Ohren ſauſt, ſo brauste ihm die Klauſel vor den Ohren, daß er nur dann der Gemahl der Prinzeſſin werden ſolle, wenn ſie ihn aus freien Stücken hiezu erwähle, und dazu ſchwanden alle Ausſichten. Die Bewegung des armen Jägers, ſich ihr zu Füßen zu werfen, hatte die Prinzeſſin anders ausgelegt und um dem Unholde zu entgehen, gab ſie ihrem Zelter die Sporen und flog mit Windeseile in den Wald, umgeben von der ganzen Jagd, die ihre Furcht theilte und nicht geſonnen war, ſich auf's Neue verzaubern zu laſſen. Sprachlos und entſetzt blickte ihr der arme Einarm nach und ſein Schmerz war ſo groß, daß er die Lehren der gütigen Fee ganz vergaß und unwillkürlich das ſilberne Wunderhorn ſeiner Hand entgleiten ließ. Plötzlich verfinſterte ſich die Luft, und der Wind, der vorhin ſo leicht gefächelt, fuhr jetzt brauſend durch den Wald, jagte ſchwarze Wolken über ſeinem Haupte zuſammen und riß mächtige Aeſte von den alten Eichen herunter. Bello, der Hund, fing laut an zu winſeln und ſprang fort. Auch der Jäger wollte ihm folgen, doch zu ſeinem größten Entſetzen fühlte er ſich am Boden feſtgehalten. Es war ihm unmöglich, auch nur einen Fuß aufzuheben. Dann durchzuckte ein ſeltſames Gefühl ſeinen Körper, ihm war, als befalle ihn von unten herauf ein gewaltſamer Krampf. Jetzt wurden ſeine Finger unbeweglich und jetzt hörte ſein Herz auf zu ſchlagen, und in wenigen Augenblicken konnte er den Mund nicht mehr öffnen und kein Auge ſchließen. Es wurde finſter um ihn und eine gänzliche Bewußtloſigkeit überfiel ihn. Er war in Stein verwandelt. Bello, der Hund, kehrte, als er ſeinen Herrn nicht nachkommen ſah, in den Wald zurück, umlief mehrere Male das Steinbild und ſprang dann heulend davon, der Jagd nach, die

er auch vor dem Walde antraf. Die Jägerburſchen, die glaubten, er gehöre zur großen Meute, koppelten ihn mit den andern Hunden feſt und nahmen ihn mit.

Die Freude der ganzen Reſidenz und beſonders des alten Königs, als die ſchöne Prinzeſſin bei einbrechender Nacht plötzlich mit ihrem ganzen Gefolge zurückkam, läßt ſich nicht beſchreiben. Der König weinte Freudenthränen, das Volk beleuchtete die Stadt auf's Glänzendſte, und da der König in ſeiner Freude zum allgemeinen Gebrauch ſeine Keller öffnen ließ, wurde die Nacht im tollen Jubel und lauter Luſt hingebracht. Natürlich erkundigte ſich der König, welcher von den ausgeſandten Rittern die Prinzeſſin errettet habe, und verwunderte ſich nicht wenig, als dieſe keinen wollte geſehen haben. An den armen Einarm dachte er nicht mehr, und wenn er ihn auch nie für ſchön gehalten hatte, ſo konnte er doch unmöglich glauben, daß er jener Kobold ſei, von dem die Prinzeſſin erzählte, und den ſie in der Erinnerung an die ausgeſtandene Angſt mit den fürchterlichſten Worten als das ſchrecklichſte Scheuſal beſchrieb.

So geht es in der Welt. Wenn die Citrone ausgepreßt iſt, denkt Niemand mehr an die Schaale. Wie geſagt, der Einarm war vergeſſen und wenn ſich auch zuweilen der König an ſeinen trefflichen Schützen erinnerte, ſo ließen ihn doch die vielen Luſtbarkeiten, die jetzt zu Ehren der wiedergefundenen Prinzeſſin angeſtellt wurden, nie einem ſolchen Gedanken nachhängen.

Zur Zeit der Trauer war der Hof wie die Reſidenz verlaſſen geweſen, aber jetzt, wo ſich auf's Neue Luſtbarkeiten und Feſte drängten, füllte ſich die Stadt wieder von allen Seiten mit Fremden, die theils herbeikamen, das neu erwachte, frohe Leben mit zu genießen, theils ihre Hände zu allerhand kunſtreichen Arbeiten anboten. So begab es ſich auch eines Tags, daß drei luſtige Geſellen, als ſie von der wiedergefundenen Prinzeſſin und den vielen Feſtlichkeiten hörten, bei ihrem alten Meiſter nicht mehr bleiben

wollten, ſondern ihre Bündel ſchnürten, um nach der Reſidenz zu ziehen, wo ſie hofften, ihr Glück zu machen. Der eine war ſeines Zeichens ein Gold- und Silberſchmied, der zweite ein Steinmetz und der dritte ein luſtiger Schneider; alle drei hatten viel Muth im Leibe, aber dafür ſehr wenig Geld im Beutel, weßhalb ſie die Wirthshäuſer vermieden und ſich Abends im Dickicht des Waldes ein Plätzchen ausſuchten, wo ſie die milde Sommernacht verſchliefen. An einem ſolchen Abend hatten ſie einen langen Marſch gemacht, indem ſie morgen die Reſidenz erreichen wollten, und ſchlenderten noch langſam ihren Weg daher, um ſich ein weiches Mooslager auszuſuchen, als der Schneider, der etwas abſeits gegangen war, die Geſellen durch einen lauten Ausruf des Erſtaunens zu ſich rief. Eilig kamen ſie herbei und ſahen zu ihrer nicht geringen Verwunderung mitten im dichten Walde ein Steinbild ſtehen, das nur am Arm und an der Naſe etwas verſtümpelt war. In der einen Hand hielt die Bildſäule ein mit Gold und Silber ſehr ſchön ausgelegtes Gewehr. Die drei Handwerksburſche wußten nicht, was ſie von dieſem Fund halten ſollten, und es dauerte eine Zeit lang, ehe ſie ſich über den Werth der Statue gegenſeitig dahin ausſprachen, daß ſie einen köſtlichen Fund gethan. Der Steinmetz umging das Bild viele Mal und geſtand, er habe nie eine ſo natürlich ſchöne und vollendete Arbeit geſehen; der Goldſchmied betrachtete ſorgfältig die eingelegte Arbeit des Gewehrs, und verſicherte, er ſei nicht im Stande, eine ähnliche zu machen; nur der Schneider, der ebenfalls das Steinbild mit Kennermiene betrachtet hatte, kratzte ſich hinter dem Ohr und behauptete, die Gewänder der Figur ſeien nicht nach dem neueſten Schnitt gemacht. Doch als ihm der Steinmetz erklärte, dies ſei ein antiker Anzug, gab ſich der Schneidergeſelle zufrieden, denn im Antiken hatte er nie gearbeitet. Nachdem die Geſellen auf dieſe Art herausgebracht hatten, daß ſie hier in der Einſamkeit des Waldes einen herrlichen Fund gethan, berathſchlagten ſie, auf welche Art ſie denſelben zu

ihrem Glücke verwenden könnten. Der Schneider meinte: man solle ein Bretterhaus um die Figur herum bauen und sie für Geld sehen lassen; ein Vorschlag, den die beiden Andern verwarfen, aber dagegen beschlossen, die Figur von dem Steinblock, auf dem sie stand, herunterzunehmen, nach der Stadt zu führen und an den König zu verkaufen. Gesagt, gethan!

Der Goldschmied und der Steinmetz nahmen ihre Werkzeuge hervor und während Ersterer die Silberarbeiten und Beschläge an dem Gewehr etwas zu putzen versuchte, begann der Andere unter den Füßen der Statue an dem Steine zu hauen; aber vergebens. Obgleich er in seinem Handwerk wohl erfahren war und den Meißel und Hammer zu führen wußte, brachte er doch von dem harten Stein auch nicht das kleinste Stückchen los. Der Schneider, der dabei stand und den Arbeiten der Beiden behaglich zusah, fing schon an, seine witzigen Bemerkungen über die stumpfen Instrumente des Steinmetz zu machen, als dieser, dem der Schweiß von der Stirn troff, mit einem lauten Fluch seine Arbeit einstellte und behauptete: der Stein sei gar nicht zu behauen.

Nachdem sie alle drei eine Zeit lang sich über diese seltsame Steinart verwundert hatten, kam endlich der Schneider, dem es nie an guten Einfällen gebrach, auf die Idee, den Stein etwas mit Wasser zu benetzen, wodurch er vielleicht nachgiebiger würde. So sehr der Steinmetz anfangs diesen Vorschlag als unnütz verwarf, so ließ er endlich doch den Schneider gewähren, der in den Ranzen der drei Gesellen nach einem Gefäß suchte, in das man bei einer Quelle, die sich auch wohl finden würde, Wasser schöpfen könne. Doch fand er weder Glas noch Flasche, denn da das Kleeblatt seinen Durst gewöhnlich an den Brunnen der Dörfer löschte und kein Geld hatte, um eine Flasche mit köstlichem Weine füllen zu lassen, so hielt es auch die leeren Gefäße mit Recht für sehr unnütz und hatte sich nicht damit versehen. Der Schneider indeß, der sein Wasserprojekt nicht gern wollte zu Wasser werden

laſſen, ſuchte vorab nach einer Quelle, die ſich auch bald zwiſchen den Geſteinen fand. Er ſchöpfte ſeine beiden Hände voll; doch da er ſehr lange dürre Finger hatte, lief Alles zwiſchen durch und er brachte wenig auf den Platz. Auch ſein Hut, den der unermüdliche Schneider vor langen Jahren als waſſerdicht gekauft hatte, wurde unterſucht, fand ſich aber ſo ſchadhaft, daß ſich unmöglich ein Tropfen Waſſer darin halten konnte. Mit den Stiefeln der drei Geſellen wär's nicht beſſer gegangen; doch wollte der Nadelkünſtler noch einen Verſuch mit ſeiner Kopfbedeckung machen und trollte ſich zu der Quelle. Doch kaum hatte er einen Schritt gethan, als er ſich mit lautem Freudenruf zur Erde bückte und den beiden Andern ein ſchönes blankes Horn zeigte, das er in dem hohen Graſe gefunden. Ueberraſcht betrachteten Alle den ſchönen Fund und als der Goldſchmied erklärte, daß es pures Silber ſei, prieſen ſie laut das Glück des Schneiders. Dieſer unterſuchte ſeinen Fund genauer, ſetzte das Horn an den Mund, um einen Ton daraus zu blaſen; aber das wollte ihm nicht gelingen. Als er ſich über ſein Glück ſatt gefreut hatte, dachte er wieder an ſein Projekt, ging mit dem Horn zur Quelle und brachte es, mit Waſſer angefüllt, zurück. Darauf begann er den Stein zu beſprengen und lud den Steinmetz ein, noch einmal ſeine Arbeit zu verſuchen. Dieſer wollte anfänglich nicht, ließ ſich aber endlich bereden und nahm von Neuem Meißel und Hammer zur Hand. Aber, der Stein, der früher felſenhart war, hatte ſich ganz erweicht, und bei den kräftigen Hieben des Steinmetzen flogen die Stücke davon, daß es eine Luſt war, anzuſehen. Der Schneider war ſtolz auf ſeinen Einfall, ohne zu ahnen, daß es nur die Kraft des wundervollen Hornes ſei, die den Zauber des Steins gelöst und dem Geſellen die Arbeit ſo leicht gemacht hatte. Dem war aber ein Werk nie ſo raſch von Statten gegangen. Es war, als regiere eine unſichtbare Gewalt ſeinen Hammer und in ganz kurzer Zeit hatte er den Stein, auf dem die Figur ſtand, ſo weit behauen-

Krampfhaft gab ſie das Käſtchen weiter, und beachtete nicht den bittenden Blick des Kleinen, welcher zu ſagen ſchien: „O behalte mich, laß mich nicht von dir ziehen.“ Sie ſah vor ſich hin und drückte ihr Sacktuch vor's Geſicht. Wohl bemerkte ich, daß mich der Alte mit beſonderer Aufmerkſamkeit anſah, beſonders in dem Augenblick, wo ich das Käſtchen mit dem König in die Hand nahm, denn er beugte ſich ängſtlich vorn über und ſchien auf meine Frage zu lauſchen. Mich beſchlich ein eigenes Gefühl, als ich nun denſelben Menſchen, welchen ich geſtern in meiner Größe geſehen, heute in meiner Hand hielt, nur ein paar Zoll hoch. Ich ſah rechts und links in die Bude und dachte darüber nach, ob mich nicht wieder ein neckiſcher Traum befangen hielt; doch hörte ich meine Freunde deutlich plaudern und lachen, ſah unter der Damenwelt viele Bekannte; ich fühlte, ich dachte nach, Alles um mich war ſo wahr, ſo reell, und nur in meiner Hand hielt ich ein dunkles Traumbild. „Wer biſt du?“ frug ich endlich den Kleinen. „„Ich bin der Pique-König wie du ſiehſt,““ antwortete er. „Warſt du nicht geſtern,“ forſchte ich weiter, „in einem Garten?“ „„Ja, ich war.““ — „Aber größer, ſo groß wie ich, und haſt da mit einem Mädchen geſprochen, denke an die Bäume, an die ſchönen Blumen.“ Der König ſeufzte tief auf. „„Ach ja!““ entgegnete er, „„ich war aus der Bude geſprungen, und wie ich die friſche Lebensluft einathmete, den Duft der Bäume, da wuchs ich und ward groß. Aber““ — doch weiter kam ich nicht. — „Mein Herr,“ ſchrie mir der Alte mit ängſtlicher Stimme zu, „Sie fragen zu viel; ich darf nur eine einzige zulaſſen; ſonſt läuft das Uhrwerk in dem Automaten zu früh ab, und ich kann es doch während der Circulation nicht auf's Neue aufdrehen.“ — — Schon hatte ihn der Arzt mir aus der Hand genommen; der frug ihn nichts, ſondern legte ihm den Finger auf die linke Seite, fühlte ihm an den Puls und ſchüttelte heftig den Kopf, indem er ihn weiter gab. „Mich ſoll der Teufel holen!“ ſprach er dann leiſe zu mir, „das Weſen lebt.“ — „„Ja wohl,““ entgegnete ich ihm bekümmert und ſehr mißſtimmt, „„komm nachher nur mit mir, ich will dir Manches erzählen.““

Unterdeſſen war der Pique-König wieder auf die Bühne gelangt, der Alte rückte einen Tiſch in die Mitte, auf den er noch einen andern, ſehr kleinen und oben hinauf den König ſtellte. Dann nahm er ein Spiel Karten in die Hand, trat zwiſchen die Reihe der Sitzenden und ſprach: „Aus dieſem vollſtändigen Kartenſpiel von zweiundfünfzig Blättern bitte ich eins zu ziehen, daſſelbe in dieſe Piſtole zu laden, und damit auf Seine Majeſtät den König zu feuern.“ Einer meiner Bekannten zog eine Karte; ich glaube, es war Eckſtein Sieben, lud ſie in das Gewehr und drückte ab. Ein allgemeiner Schrei der Da-

daß es nur noch einer kleinen Mühe bedurfte, um sie ganz herabzunehmen. Doch war es unterdessen dunkel geworden, die Gesellen verzehrten ein Stück trockenes Brod, das sie noch bei sich hatten, tranken dazu das frische Quellwasser aus dem silbernen Horn und wurden dadurch in kurzer Zeit so munter, als hätten sie den stärksten Wein genossen. Besonders wußte sich der Schneider vor Lustigkeit nicht zu fassen und tanzte den Andern eine Sarabande vor, bis er erschöpft auf die Nase fiel und bald darauf einschlief.

Kaum graute der Morgen, so waren die drei munter und begannen auf's Neue an dem gestrigen Werk zu arbeiten. Da sie die Statue so verstümmelt, wie sie war, doch nicht gut verkaufen konnten, so beschloß der Steinmetz, seine ganze Kunst zusammenzunehmen und, dem Bild eine neue Nase, sowie einen andern Arm einzusetzen. Er ging frisch an's Werk und hatte er sich gestern schon über die Schnelligkeit gewundert, mit der ihm Alles von Statten ging, so konnte er sich heute vor Verwunderung nicht fassen. Sobald er ein passendes Felsstück, aus welchem er einen Arm und eine Nase meißeln wollte, mit dem Wasser aus dem Horn besprengt hatte, wurde es weich wie Wachs, ja formte sich fast von selbst, und kaum hatte er einige Stunden gearbeitet, so war er mit dem Werke, wozu er sonst mehrere Monate gebraucht hätte, fertig. Auch war ihm nie etwas so gut gelungen, und er mochte seine Arbeit von allen Seiten ansehen, er fand nichts daran zu tadeln. Die ganze Bildsäule war aber auch von so edlen Formen, von so schöner Gestalt, wie man sie nur sehen konnte; selbst das Gesicht hatte durch die neue Nase einen so angenehmen, überaus edlen Ausdruck bekommen, daß der Geselle vor seinem eigenen Werk erstaunte. Jetzt blieb nichts anders mehr zu thun, als einen Wagen herbeizuschaffen, auf welchen man die Bildsäule nach der Stadt führen konnte, um sie dem König zu verkaufen. Nach einiger Ueberlegung beschlossen die drei, den Schneider, der am wenigsten gearbeitet und dabei die flinksten Beine hatte, nach

der Stadt zu ſchicken, dort das gefundene ſilberne Horn zu verkaufen und aus dem gelösten Geld einen Wagen mitzubringen. Und ſo thaten ſie. Der Schneider nahm den Weg zwiſchen die Füße und ſchritt ſo tapfer darauf los, daß er noch vor Sonnenuntergang die Stadt erreichte. Das ſilberne Horn hatte er natürlich an ſich gehängt. Wenn Leute bei ihm vorbeikamen, ſo nahm er es in die Hand und ließ es im Sonnenglanz ſpielen, damit man ſeinen Reichthum bewundern ſollte. So that er auch, als er an die Thorwache kam. Die Soldaten, die da ſtanden, ſtaunten das ſchöne Stück an und fragten ihn: woher des Wegs? Aber weil man damals noch keine Päſſe nöthig hatte, ſo glaubte der Schneider auf dieſe Frage nicht antworten zu müſſen, ſondern wollte die Soldaten mit einer vornehmen Antwort abfertigen, als der Kommandant der Wache, ein alter Soldat mit einem ungeheuren Schnurrbart, hervortrat und den leichten Schneider beim Kragen in die Stube zog. Hier begann er ihn zu examiniren und wollte durchaus wiſſen, woher der Schneider das Horn habe. Und da dieſer ſehr patzig that, und nicht antworten wollte, ließ jener ihn mit zwei Soldaten in das königliche Schloß bringen; denn beim Anblick des Horns hatte er gleich an das verloren gegangene der Prinzeſſin gedacht. So luſtig der Schneider anfangs war und ſo laut er über Ungerechtigkeit raiſonnirte, daß man einen harmloſen Wanderer anhalte, ſo wurde er doch immer kleinlauter, je näher er an die königliche Reſidenz kam. Er hatte ſich das Schloß ungefähr vorgeſtellt, wie das Stadthaus in ſeiner Vaterſtadt, wo er zuweilen wegen nächtlichen Straßenunfugs oder zu lange dauernden blauen Montags vor den regierenden Bürgermeiſter citirt wurde. Da hatte er die beiden Stadtmilizen, die vor der Thür lungerten und Wache thaten, beſtändig geneckt und gefoppt; aber hier wagte er die rieſenhaften Kerle mit langen Spießen, die vor dem ungeheuren Gebäude auf und ab ſpazierten, gar nicht einmal anzuſehen. Sein Blick ſenkte ſich zur Erde, um die

Füße zu beobachten, die auch gar nicht mehr im festen leichten Takt daher hüpften, sondern nur schwerfälliger und matter wurden je mehr sie sich dem Hauptthore näherten. Der Schneider wurde in ein kleines Gemach geführt, das man von außen verschloß und ihn allein ließ. Doch hatte er nicht lange hier gewartet, als sich eine andere Thüre öffnete und der König allein hereintrat. Der Schneider, sobald er die majestätische Gestalt, den langen Bart und die goldene Krone erblickt hatte, stürzte auf seine Kniee nieder und all sein Muth hatte ihn gänzlich verlassen: der Monarch hieß ihn aufstehen, ließ sich von ihm das silberne Horn reichen und da er es mit Freuden für dasjenige seiner Gemahlin erkannte, ließ er sich von dem Schneider, der dachte, daß es hier am besten sei, die reine Wahrheit zu sagen, die ganze Geschichte erzählen, wie sie das Horn gefunden, wie sie damit die Bildsäule, der die Nase und ein Arm gefehlt, besprengt, und wie sein Geselle, der Steinmetz, die fehlenden Theile auf's Künstlichste wieder ersetzt habe. Der König konnte sich kaum von seinem Erstaunen erholen und dachte gleich, daß es der unglückliche Einarm sei, dessen Treue und Muth die Prinzessin errettet und der nun dafür selbst dem bösen Zauber verfallen sei.

Da der König ein sehr vernünftiger Mann war, man auch in damaliger Zeit, wenn einer sich durch Muth oder Tapferkeit ausgezeichnet hatte, nicht so sehr auf den Unterschied der Stände sah, so dachte die Majestät gleich daran, den armen Einarm durch die Hand der schönen Prinzessin glücklich zu machen, gesetzt, daß sie ihn zum Gemahl annehmen wolle. Doch hatte in dem Punkt der Meister Steinmetz die bedeutendsten Schwierigkeiten bei Seite geräumt. Am folgenden Morgen ließ der König in aller Stille mehrere Pferde satteln, belud einige mit köstlichen Kleidern und Waffen und befahl ein Paar Vertrauten, sowie dem Schneider, ihm nach dem Walde zu folgen. Als sie im Hofe aufsitzen wollten, kam gerade der Koppelmeister daher und führte die Hunde des Königs

spazieren. Alle diese Thiere waren lustig und sprangen munter herum, bis auf einen einzigen, der die Ohren hängen ließ und trübselig daher schlich. Sobald dieser letzte den König erblickte, der sich eben mit dem silbernen Horn zu Pferd schwingen wollte, brach er in ein so lautes anhaltendes Geheul aus, daß alle Anwesenden aufmerksam wurden. Selbst der König sah hin und erkannte plötzlich in dem Hund den treuen Bello. Er ließ ihn gleich von der Koppel los machen, nahm ihn mit zum Thore hinaus, und als sie den Wald erreicht hatten, sprang das Thier in lustigen Sätzen durch Dick und Dünn, daß ihm die Reiter kaum folgen konnten. Besonders mußte der Schneider, dem das Reiten etwas sehr Ungewohntes war, zum Sattelknopfe seine Zuflucht nehmen, um bei den gewaltigen Sätzen, die der Renner mit ihm über Hecken und Gräben machte, nicht in den Sand zu purzeln.

Indessen hatten die beiden Gesellen im Walde sich die Zeit so gut vertrieben wie möglich. Schon hundertmal hatten sie den Gewinn berechnet, den sie aus dem Verkauf der Bildsäule und des silbernen Horns lösen würden, und darauf die glänzendsten Luftschlösser gebaut. Sie waren darüber her, an der Bildsäule noch etwas zu putzen und zu reinigen und der Goldschmied, der gerade zu den Füßen der Statue auf einem Steine saß, berechnete seinem Gefährten, der sich mit dem Arm an die Figur lehnte, wie viel ihnen nicht schon an sich das überaus zierliche Gewehr einbringen würde, als sie plötzlich fern her im Walde den Ton eines Hornes vernahmen, der so überaus fein und lieblich klang, wie sie nie etwas gehört. Der Wind, der früher etwas heftig durch den Wald gerauscht, hielt plötzlich ein und ein Duft von wohlriechenden Blüthen schwamm in der Luft, als seien sie von lauter Rosen und Liliengärten umgeben. Doch wie die Gesellen noch so dastanden und nicht wußten, wie ihnen geschah, und an ihr Herz griffen, das von dem hellen klaren Tone sonderbar bewegt wurde, fühlte der

Steinmetz auf einmal, daß sich das leblose Steinbild zu bewegen anfange. Er sprang mit einem lauten Schrei auf die Seite, und sein Gefährte, der in die Höhe sah, stürzte der Länge nach in's Gras, als er bemerkte, daß die Figur langsam das Auge öffnete. Wenn der Schneider in diesem kritischen Augenblick dagewesen wäre, würde er davon gelaufen sein, so weit ihn seine Beine tragen konnten. Doch die beiden andern Gesellen, die eben keine Feiglinge waren, sprangen wohl entsetzt auf die Seite, blieben aber doch hinter einer dicken Eiche stehen, um zu erschauen, was sich da begeben würde. Das Steinbild hatte jetzt die Augen geöffnet und auf dem grauen Gesicht stiegen helle frische Farben auf; der Mund öffnete sich, die Figur seufzte tief auf, bewegte dann langsam Arme und Beine, sah sich erstaunt rings um und stieg endlich, zu einem schönen jungen lebendigen Menschen umgewandelt, von dem Steine herunter und setzte sich, wie es schien, ermüdet in's Gras.

Jetzt kamen die Töne des Hornes näher, und die beiden Gesellen sahen hinter ihrem Baume, wie das frühere Steinbild aufmerksam dahin lauschte, sahen jetzt mehrere Reiter zwischen den Bäumen erscheinen, von denen der Erste eine goldene Krone auf dem Kopfe trug und das silberne Horn, das gestern der Schneider gefunden, in der Hand hielt. Die Figur sprang empor, stürzte dem Könige mit der Krone entgegen und dieser stieg augenblicklich vom Pferde, um jenen auf das Zärtlichste zu umarmen. Der Schneider, der sich so lange tapfer auf seinem Pferde gehalten hatte, erschrak nicht wenig, als seine beiden Freunde verschwunden und er sehen mußte, daß die steinerne Figur, die er gleich wieder erkannte, lebendig geworden war. Bei diesem Schrecken vergaß er den Sattelknopf festzuhalten und stürzte mit lautem Geschrei von dem hohen Pferde herunter, wodurch die Beiden hinter dem Baum auf ihn aufmerksam wurden, und als sie das Schneiderlein erkannten, hinter ihrem Baum, obwohl noch zagend und zitternd, hervorkamen. Der König empfing sie sehr gnädig, ließ sich vom Einarm, der nun nicht mehr der

Einarm war, die wunderbare Geſchichte von der Errettung der Prinzeſſin erzählen; darauf wurden dem Einarm die köſtlichen Kleider und Waffen, die der König mitgebracht hatte, gereicht, und er trat mit dem Schneider in das Gebüſch, der ihm beim Umkleiden behülflich ſein ſollte. Doch hatte der Geſelle noch nicht alle Angſt verloren, und unterſuchte jedes Stück von der alten Kleidung, das der ſchöne Jäger ablegte, konnte ſich auch nicht enthalten, während dem Ankleiden ihn an den linken Arm und beim Umbinden des Halstuches an die Naſe zu tupfen, worauf ſich das Schneiderlein höchlich verwunderte, daß dieſe beiden Theile, die doch ſein Geſelle, der Steinmetz, gemacht, ebenſo friſch und warm waren, wie der ganze übrige Körper.. Bello, der Hund, der ſich ſehr freute, ſeinen Herrn wieder gefunden zu haben, ſprang freudig um ihn herum und erſchwerte dem Schneider ſein Geſchäft, indem er ihm hie und da zwiſchen die Beine lief.

Der König hatte einen ſeiner Vertrauten in die Stadt zurückgeſchickt, der es der Prinzeſſin anſagen mußte, daß man ihren Erretter gefunden, den der König, wenn ſie anders nichts dagegen hätte, zu ſeinem Eidam annehmen würde.

Endlich trat der Jäger umgekleidet zur Geſellſchaft und alle erſtaunten über ſeine ſchöne und edle Geſtalt. Der König überreichte ihm das ſilberne Horn, das nebſt ſo vielen wunderbaren Eigenſchaften auch die hatte, gleich dem Gürtel der Venus, ſich alle Herzen geneigt zu machen. Die Pferde wurden vorgeführt und Alle, mit Einſchluß der drei Handwerksburſchen, ſtiegen auf und ritten nach der Reſidenz zu. Dort hatte indeſſen der vorausgeſandte Bote Alles in größten Allarm gebracht, ſelbſt das Herz der Prinzeſſin ſchlug ſchneller und war in einer ſeltſamen Aufregung, denn obgleich daſſelbe noch frei war, und kein geliebtes Bild bei ſich aufgeſtellt hatte, ſo war ihr doch die Nachricht, in einigen Stunden vielleicht die Gemahlin eines ganz fremden Mannes zu ſein, etwas überraſchend, ja beängſtigend, und man kann das keinem Mädchen übel nehmen. Trotz dem

ſchmückte ſie ſich auf's Beſte und trat auf den Altan hinaus, wo ſie auch bald in der Ferne eine Staubwolke aufſteigen ſah, die immer näher kam.

Nach kurzer Zeit ritt der König in den Hof, der Oberceremonienmeiſter ſprang herzu und hielt ihm den Steigbügel und der Oberſtforſtmeiſter leiſtete denſelben Dienſt ſeinem früher Untergebenen, denn einerſeits die ſchöne Geſtalt des jungen Jägers und anderſeits die Kraft des Wunderhorns imponirten dem alten Herrn, ſowie dem ganzen Hofgeſinde, das zu allen Thüren und Fenſtern heraus ſah, gewaltig. Auch auf das Herz der ſonſt ſo ſpröden Prinzeſſin übte dieſe Gewalt einen lieblich erwärmenden Zauber; denn ſobald der König ihr den ſchönen jungen Mann vorſtellte, ſchlug es heftig und flüſterte leiſe, daß der Papa doch keine ſchlechte Wahl getroffen habe. Wenn ſie es ihrem Erretter auch nicht gleich in's Geſicht ſagte, ſo gab doch ihre Verwirrung und ihr Erröthen dem entzückten Jäger deutlich zu verſtehen, daß die acht Tage, die ſie ſich zur Bedenkzeit ausgebeten, nur zum Scheine waren. Das nahm der König denn auch ſo an und ließ großartige Vorbereitungen zu einer glänzenden Hochzeit treffen, wobei die drei Geſellen vollkommen beſchäftigt wurden. Der Schneider, der viel auf Titel hielt, wurde Oberhofkleiderkünſtler und mußte Gewänder herrichten laſſen; dem Goldſchmied wurden große Gold- und Silberbarren übergeben, woraus er mit Hülfe vieler Geſellen eine Menge goldener Gefäße und Ringe verfertigen mußte, und der Steinmetz wurde fortan Herr Hofbaumeiſter genannt und blieb von den Dreien am meiſten in der Gunſt des Herrn ſtehen; denn obgleich es den Großen im Allgemeinen nicht angenehm iſt, wenn man ihnen eine Naſe dreht, ſo hatte doch der Steinmetz dem königlichen Schwiegerſohn durch dieſe That einen großen Dienſt geleiſtet. Nach Verlauf der acht Tage gab die Prinzeſſin Amaranthe ihr Jawort, das Beilager wurde mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert, und das ſchöne Paar lebte glücklich bis am Ende ſeiner Tage." —

Hier ſchloß der Franke ſeine Erzählung, von der ſeine Zuhörer ſehr befriedigt waren. Auch der Emir el Hadſch hatte auf ein Stündchen ſeine kritiſche Lage vergeſſen, und dankte dem Fremden für ſeine ſchöne Geſchichte.

„Doch jetzt, meine Freunde," nahm der alte Mann nach kurzem Stillſchweigen das Wort, „iſt es Zeit, daß wir uns trennen. Der Morgen dämmert bereits empor, deßhalb geht mit Gott nach euren Zelten."

Alle erhoben ſich und folgten dieſem Rathe. Der Emir el Hadſch ging nachdenkend nach ſeinem Zelte. Er war ſehr mißgeſtimmt, und malte ſich die unangenehmen Folgen, die der Einbruch der Araber für ihn haben konnte, mit den ſchwärzeſten Farben. Auch wollte es ihm gar nicht aus dem Sinn kommen, daß der Araberſtamm des Schech Almanſors nicht auch in jene Verſchwörung mit verwickelt ſein ſollte, und er dachte beſtändig an die Worte Haſſans, daß jener junge Araber möglicher Weiſe doch ein Spion ſein könne. Ach, er war wirklich zwiſchen mehreren Feuern gefangen, und im Fall ſich die Araber zwiſchen ihn und Kairo warfen, war er nothgedrungen, ihren Befehlen Folge zu leiſten, da er ſich gegen die Uebermacht nicht wehren konnte.

Unter dieſen trüben Gedanken näherte er ſich ſeinem Zelte, und war nicht wenig erſtaunt, als er von dorther lauten Wortwechſel und das Klirren von Schwertern vernahm. Eilig näherte er ſich und erkannte Haſſans Stimme, der mehrmals die Worte rief: „Haltet ihn auf, haltet ihn feſt! Im Namen des Herrn! Er hat's befohlen!" Und dann hörte er wieder auf's Neue Schwerter klirren und ſah jetzt hinter ſeinem Zelte einen Trupp Menſchen und unter ihnen Haſſan, die auf einen Beduinen eindrangen, welcher mit dem Rücken gegen ſein Pferd gelehnt ſtand und mit dem Säbel in der Fauſt die Andrängenden von ſich abwehrte.

„Was gibt's hier?" rief der Emir ſeinem Haushofmeiſter zu. „Was habt ihr mit jenem Manne?"

„Ach, Herr," entgegnete Haſſan athemlos, ohne aber von jenem einen Blick zu verwenden, „es iſt derſelbe Menſch, o Herr, der heute Morgen die Depeſchen überbrachte, und den wir heute Nacht durch das ganze Lager ſchleichen ſehen und darauf hier bei deinem Zelte antrafen. Wir riefen ihm zu, er ſolle Rede ſtehen, doch gab er keine Antwort, ſondern verſuchte es, ſich auf ſein Pferd zu ſchwingen und zu entkommen, und da habe ich es denn für nöthig erachtet, deinen Wachen, o Herr, zu befehlen, ihn feſt zu nehmen."

In einem andern Augenblick würde der Emir dies Betragen ſeines Dieners gemißbilligt haben, doch jetzt, wo ſein Herz gegen alle Beduinen, beſonders gegen dieſen jungen Mann, eingenommen war, rief er ihm mit lauter Stimme zu, während er näher trat: er ſolle die Waffen niederlegen und ſich ergeben; „ſonſt muß ich," ſetzte er hinzu, „von meiner Macht Gebrauch machen und dir die rechte Hand abhauen laſſen, weil du es wagſt, im Umkreis meines Gezelts den Säbel zu entblößen."

Kaum hörte der junge Mann dieſe Stimme und ſah den Emir, als er ſeine Waffen ſinken ließ und auf ihn zutrat.

„O Herr," ſprach er, „glaube ja nicht, daß ich aus Uebermuth in der Nähe deiner Perſon die Waffen gebrauchte; doch wurde ich durch dieſe da überfallen und gezwungen, mich zur Wehre zu ſetzen. Beſchließe über mich, o Herr, was du willſt, ich bin deinen Befehlen unterworfen."

Der Emir ſtand einen Augenblick unſchlüſſig da, und war ſchon im Begriff, dem jungen Mann zu erlauben, ſich zu entfernen, als Haſſan ihm zuflüſterte: „o Herr, bei der Gnade des Propheten fleht dich dein Knecht an, dieſen jungen Mann feſtzuhalten. Er iſt keiner der Geringſten aus dem Stamme Almanſors, und kann vielleicht für ſeinen Schech als Geißel dienen. Auch hat er dir heute Morgen die Unwahrheit geſagt, denn ein anderer Reitender, der dieſen Abend während deiner Abweſenheit ankam, brachte neue beunruhigende Nachrichten aus Kairo, und verſicherte, daß es hauptſächlich jener mäch-

tige Araberſtamm ſei, der als Mittelpunkt der ganzen Empörung zu betrachten ſei."

Durch dieſe Worte ſeines Haushofmeiſters auf's Neue beunruhigt, befahl der Emir dem jungen Manne, ſeinen Säbel abzugeben, was dieſer auch ſtillſchweigend that. Er übergab ihn hierauf einigen ſeiner Mameluken, mit dem Geheiß, ihn in ein Zelt zu bringen und genau zu bewachen.

Nach dieſen Vorfällen verbrachte der Emir eine äußerſt ſchlafloſe und traurige Nacht. Welchen Beſchluß hatte er am andern Morgen zu faſſen? Sollte er die Karawane weiter gegen Mekka vorrücken laſſen, und mußte er alsdann in den nächſten Tagen nicht befürchten, von ſtreifenden Araberhorden, die auch ſchon um den Aufſtand ihrer Brüder wußten, ausgeplündert und vernichtet zu werden? Sollte er dagegen nach Kairo zurückkehren, ſo mußte er befürchten, daß ſich ihm die Araberſtämme, die ſich auf der Seite befanden, in den Weg treten und ihn aufhalten würden? So wälzte er ſich ſchlaflos auf ſeinem Lager umher und als er beim Anbruch des Tages kaum eine halbe Stunde unruhig geſchlummert hatte, wurde er von Haſſan mit der Nachricht geweckt, daß ſich draußen abermals ein Reitender aus Kairo befinde, der ihm neue Nachrichten mitzutheilen habe.

Der Emir ließ ihn eintreten, und der Mameluke, dem man an ſeiner beſtaubten und zerriſſenen Kleidung deutlich anſah, daß er einen langen und ſchnellen Ritt gemacht, verbeugte ſich vor dem Emir und überreichte ihm einen Ferman des Großherrn, worin ihm dieſer bei ſeinem Zorn befahl, augenblicklich nach Kairo zurückzukehren. Als der Emir dies geleſen, ſagte der Mameluk: „Ich verſichere dich, o Herr, wenn mich die Gnade des Propheten nicht beſchützt hätte, würde ich nicht haben bis zu dir gelangen können, denn kaum eine ſtarke Tagreiſe von hier gen Kairo lagern mächtige Araberſtämme, weit auf der Wüſte ausgebreitet, von denen ich, ſobald ſie meiner anſichtig wurden, ergriffen ward. Sie brachten mich vor ihren Schech,

men, etwas Pulverdampf, der ſich langſam verzog, — da ſtand der Kleine auf ſeinem Tiſchchen und ſagte mit lächelnder Miene: „Eckſtein Sieben.“ Das war recht artig und wirklich wunderbar. Auch krönte ein ſolcher allgemeiner Beifall dieſe Pièce, daß der Alte ſie wiederholen mußte. Von Neuem gab er das Kartenſpiel aus ſeinen Händen und mein Freund, welcher uns hergeführt hatte, nahm es, um eine Karte zu wählen. Er ſagte mir leiſe: „Ich habe früher und auch heute das Kartenſpiel raſch durchlaufen und gefunden, daß in demſelben das Pique-Aß fehlt. Deßwegen habe ich hier von derſelben Form wie dieſe Blätter eins mitgebracht und will jetzt gleich ſehen, ob dieſer Manco unwillkürlich oder abſichtlich iſt. Und im letzten Fall muß es einen Zweck haben, den wir vielleicht auf dieſe Art ergründen.“ Ich erſchrack heftig und mir ſchwebte, ich weiß nicht welch unheimliche Ahnung vor. „Um Gotteswillen,“ ſagte ich ihm, „thu das nicht!“ Doch war es zu ſpät. Ohne Aufſehen zu erregen, konnte ich ſeinen tollen Entſchluß nicht mehr ändern. Schon war die Piſtole mit Pique-Aß geladen. Der kleine hübſche König ſtand ruhig und erwartend da. — Der Schuß knallte; doch wie ſich der Pulverdampf an die Decke hob und die Ausſicht frei gab, ſprang Alles unruhig und entſetzt von den Sitzen auf. Auf ſeinem Tiſchchen war der Kleine in die Kniee geſunken, Leichenbläſſe bedeckte ſein vorhin ſo blühendes Geſicht und er ſprach mit ſchwacher Stimme: „Es war Pique-Aß!“ Er ſeufzte tief und ſank dann nieder. Mit einem gellenden Schrei ſtürzte der Alte über ihn, und der Arzt und ich waren mit einem Sprung auf der Bühne. Doch wo war das Figürchen, das Automat? In ſeiner Hand hielt uns der Alte ein halb verbranntes, zuſammengewickeltes Pique-Aß entgegen, nebſt einer andern vergilbten Karte, Pique-König, welche in der Mitte halb von einander geriſſen war. Es ward mir unheimlich, wie er mich mit dem Geſpenſterauge ſtarr anſah und leiſe ſprach: „Er iſt todt und ich muß wandeln!“ Ich ergriff den Arzt beim Arm und zog ihn aus dem Gewühl in der Bude. Auf dem Heimweg erzählte ich ihm, was ich von dem Alten wußte; aber kaum hatte ich geredet, ſo rief ihn ein Bedienter, welcher hinter uns herlief, faſt athemlos bei Namen und bat ihn, gleich zu ſeinem Herrn, dem Vater Louiſens, zu kommen, die, in Folge der Schüſſe oder des ſonderbaren Vorfalls heute Abend in der kleinen Bude am Markt, einen ſchlimmen Zufall bekommen hätte.

und ich befürchtete ſchon, mein Leben zu verlieren; doch kaum hatte ich ihm deinen Namen genannt, o Herr, und daß ich zu dir geſchickt ſei, als er mich ſogleich weiter ziehen ließ, und mir noch obendrein einige Reiter zur Bedeckung mitgab. „Bringe dem Emir el Hadſch meinen Gruß," ſprach er beim Abſchiede, „und ſage ihm, Schech Almanſor ſei es, der dich zu ihm ſchicke, und der ihn bitten laſſe, mit der Karawane nicht von der Stelle zu rücken, weder vorwärts noch rückwärts."

Der arme Emir befand ſich wirklich in einer peinlichen Lage. Sollte er dem Befehl ſeines Herrn gehorchen und umkehren? Was konnte ihm das helfen? Denn es war nur zu gewiß, daß ihn die Araber aufhalten würden, auch war er viel zu ſchwach, um ſich den Durchgang zu erzwingen. Der Mameluke, der die Botſchaft gebracht, bat, ſich entfernen zu dürfen und begab ſich nach erhaltener Erlaubniß augenblicklich in's Lager.

Unterdeſſen war der Tag herangebrochen und der Emir, der nichts Beſſeres zu thun wußte, ließ der Karawane ſeinen Befehl verkünden, auch heut noch einen Ruhetag zu halten. Wenn dieſer Befehl geſtern mit einer allgemeinen Freude war empfangen worden, ſo wurde er doch heute dagegen minder gut aufgenommen.

„Was will der Emir el Hadſch?" rief das unruhige Volk. „Sollen wir unſere Vorräthe hier verzehren, um am Ende der Reiſe Hungers zu ſterben?" — „Es iſt ſehr ſchlimm," ſagten die klügeren Männer, ſowie die, zu deren Ohr ſchon die Kunde vom Ueberfalle der Araber gedrungen war, „es iſt ſchlimm und nicht weiſe gehandelt vom Emir," ſagten ſie; „anſtatt hier liegen zu bleiben, ſollte er uns eilig gen Mekka führen, denn dort könnte er in aller Ruhe den Verlauf der Dinge abwarten." Am meiſten aber ſchrieen und lärmten die jungen und reichen Türken, die ſich hier zur Unthätigkeit verdammt ſahen, während ſich in Kairo ihre Brüder im Kampfe gegen die Araber Lorbeeren verdienen konnten, kurz, das ganze Lager war in einer ſchlimmen Aufregung, und mehr als einmal im Lauf des Tages

erſchienen ältere Männer aus dem Volke, um dem Emir wegen ſeines ferneren Vorhaben zu befragen. Doch dieſer machte es wie die meiſten vornehmen Herrn in ſolchen kitzlichen Fällen und war für Niemanden zu ſprechen.

So verfloß auch dieſer Tag, und der Emir, dem heute mehr als je darum zu thun war, die Stimmung des Volkes zu erfahren, legte die ſchlechten Kleider an, die er gewöhnlich bei ſolchen Ausgängen zu tragen pflegte, und begab ſich in's Lager zu ſeinem alten Freunde, den er auch wie immer mit ſeinen jungen Begleitern um das Feuer herumſitzen fand. Nach dem Gruße des Friedens brachte der Emir gleich das Geſpräch auf die Gerüchte von den Ueberfällen der Araber, worauf der alte Mann mit leiſer Stimme verſicherte, er wiſſe beſtimmt, daß ſich der Emir el Hadſch in einer ſehr üblen Lage befände. „Es iſt eine ſchlimme Zeit für den Herrn," ſagte er, „und ich möchte nicht in ſeiner Haut ſtecken!" O wenn er nur gute Freunde hätte, die ihm die Größe der Gefahr, in der er ſchwebt, ſo recht darſtellen könnten. Denn ſiehſt du, Herr, viele im Lager wiſſen wohl den Befehl des Kalifen, daß er ſich mit der Karawane nach Kairo zurückbegeben ſoll; auch ſehen die klugen Leute wohl die Unmöglichkeit ein, dem Befehl Folge zu leiſten und geben dem Emir Recht, daß er ruhig bleibt, wo er iſt. Andere aber, und beſonders die Mehrzahl der fanatiſchen Derwiſche, ſchreien und toben, man müſſe dem Kalifen blindlings gehorchen. Dieſe Letzteren ſind noch obendrein aufgereizt durch jenen Mameluken, der dem Emir heute Morgen die letzte Botſchaft überbracht, und der, wie ich aus ſicherer Quelle weiß, auch dem Oberhaupt der Derwiſche einen Befehl des Kalifen zuſtellte, des Inhalts, daß dieſer genau auf den Emir Acht haben ſolle, und im Fall der Letztere den Befehl des Kalifen nicht augenblicklich befolge, alle ihm gut dünkenden Schritte zu thun. Ich weiß nicht, wie unſer Herr, der Emir el Hadſch, gegen den Kalifen denkt, aber man will behaupten, daß er in ſeinen Gezelten einen vornehmen Araber aus dem Stamme Almanſors verwahre, mit dem er in Unter-

handlung stehe. Der Prophet möge ihn schützen und erleuchten, und ihn bewahren, daß er nicht in die Hände der Derwische fällt; denn nöthigen Falls würde das Oberhaupt derselben in der Karawane wohl einen Mann zu finden wissen, der mit Gift oder der seidenen Schnur umzugehen weiß."

Bei diesen Nachrichten erschrak der Emir el Hadsch so heftig, daß er erblaßte und in eine Bewegung verfiel, die den alten Mann aufmerksam machte. Auf die Frage desselben entgegnete er: „es ist wahr, das Unglück, welches unserm Herrn, dem Emir el Hadsch, bevorsteht, hat mich tief erschüttert, denn ich habe unter seinen Dienern einen Bruder, den ich zärtlich liebe, und der bei einem Unglück, das den Herrn beträfe, auch mit zu Grunde gehen würde. Sagt mir aber, was würdet ihr dem Emir für einen Rath geben, wenn ihr dazu aufgefordert würdet?"

„Das ist eine schwer zu beantwortende Frage," entgegnete der alte Mann, „indem ich nicht weiß, wie der Emir gegen den Kalifen denkt. Hat er keinen besondern Anlaß, ihn zu lieben," setzte er leiser hinzu, „so wird er es vielleicht machen wie ein großer Theil des Volkes — ihr sollt schon sehen. Er wird sich dann mit den Arabern verbinden und dem gütigen Prinzen Almansor behülflich sein, den Thron seiner Väter zu besteigen. Doch lassen wir von diesen Gesprächen ab, denn solch ein unbedachtsames Wort könnte einem den Kopf kosten. Was sollen wir uns auch in diese Sache mischen, welche die großen Herrn angeht. Wenn es euch dagegen genehm ist, will ich euch noch ein kurzes Märchen erzählen, das mir gerade eingefallen."

Die jungen Leute stimmten dem alten Manne freudig bei, und auch der Emir, der wohl fühlte, daß ihm eine augenblickliche Zerstreuung wohl Noth thäte, erklärte sich sehr bereit, zuzuhören, worauf der Alte, wie folgt, begann.

Das Zauberpferd.

„Es war einmal in der guten alten Stadt Damaskus ein Kameeltreiber, der hatte eine lange Reihe von Jahren dieſem Geſchäft obgelegen. Schon als Knabe war er mit den Karawanen gezogen und hatte ſeit der Zeit die Wüſte nach allen Richtungen durchwandert. Er war ſowohl in Kairo als in Stambul geweſen und hatte mancherlei Merkwürdiges und Sonderbares geſehen und erlebt. Doch wie es bei all dieſen Leuten geht, die mühſam und kümmerlich ihr bischen Brod verdienen müſſen, ſo hatten ſich wohl ſeine Erfahrungen bereichert, aber ſein Vermögen wollte nie einen rechten Aufſchwung nehmen. So oft er freilich von ſeinen Reiſen zurückkam, legte er eine kleine erſparte Summe in die Hände ſeines Weibes, die ihm zwei Knaben geboren hatte. Doch ſo einfach und ärmlich er auch lebte, er konnte nie viel erübrigen. Wenn er auch ſein ganzes Leben faſt nichts auf dem Leibe getragen hatte, als ein grobes Hemd und ein großes Schaffell, um ſich gegen Wind und Regen zu ſchützen, ſo kam er doch eines Tages zu ſterben, ohne ſeinen beiden Knaben — ſein Weib war ihm ſchon vorangegangen — viel zu hinterlaſſen.

„Meine Söhne," ſprach er in der letzten Stunde zu ihnen, „ſuchet euch auf eine redliche und Gott wohlgefällige Art fortzubringen. Strebt darnach, euer Glück zu verdienen und es muß euch gelingen, denn es hat mir einſt ein weiſer Mann auf meinen Reiſen eine Prophezeiung gethan, die ich wörtlich in meinem Gedächtniß bewahrte. Alle Menſchen ſind nicht dazu beſtimmt, glücklich zu werden, ſagte der weiſe Mann zu mir, denn du biſt einer von denen, die das Glück nie erreichen können. Du wirſt dein ganzes Leben in Mühe und Arbeit verbringen und wirſt deine Familie ohne Aus-

ſicht zurücklaſſen müſſen. Aber ſei getroſt und glaube meinem Wort, wenn ich dir ſage: daß einem deiner Söhne ein großes ungeheures Glück bevorſteht. Dieſer iſt ein von Gott Auserwählter, und die Ehre und der Reichthum werden ihn mit ihren Gaben überſchütten, ohne daß er ſelbſt viel dabei zu thun hat. Ach, meine Kinder, die Prophezeiung, daß ich mein ganzes Leben in Dürftigkeit zubringen ſolle, hat ſich erfüllt. Warum ſollen wir alſo auch nicht glauben, daß die andere, die einem von euch großes Glück verſpricht, ebenfalls wahr werden könne. Möge euch Gott ſchützen und der Prophet ſegnen.

Damit ſtarb der Kameeltreiber, und ſeine beiden Söhne ſtanden weinend um ſein Lager und drückten ihm die Augen zu.

Nun aber war zwiſchen dieſen beiden Söhnen ein großer Unterſchied. Der eine, der ungefähr achtzehn Jahre zählte, war, was Geſtalt und Geſicht anbelangt, gerade nicht ſchön zu nennen. Deſto aufgeweckter aber ſchien ſein Verſtand und um ſo lebhafter ſeine Einbildungskraft zu ſein. Er beſchäftigte ſich ſchon ſeit ſeiner früheſten Jugend mit dem Gedanken, recht viel Geld zu verdienen, und trieb zu dem Zweck allerlei kleine Geſchäfte. Bald lief er in den Karawanſereien herum und half für ein Geringes beim Abladen der Kameele, bald ſtrich er durch die Bazars und wußte ſich dort durch kleine Gefälligkeiten, die er den Kaufleuten erwies, etwas Geld zu erwerben. Dabei war er ſparſam, legte das Erworbene ſorgfältig zurück, und wenn der Vater ſeine beiden Söhne betrachtete, ſo hatte er, was die Prophezeiung anbelangt, auf dieſen ſeine große Hoffnung geſetzt, beſonders da an dem jüngeren Sohn nichts zu entdecken war, was zu dem Glauben berechtigte, daß, wenn ihm ſelbſt das Glück mit vollem Angeſichte gelächelt hätte, er im Stande ſein würde, es zu verſtehen oder gar feſtzuhalten. Er war ein träumeriſcher fauler Junge, der auch wohl, wie ſein Bruder, den ganzen Tag in den Karawanſereien und Bazars umherging, aber ohne dort eine Hand anzulegen, oder für irgend Etwas ein lebhaftes Intereſſe zu zeigen.

Stunden lang konnte er ſich vor das Gewölbe irgend eines Kaufmanns hinſtellen, um die fremdartigen und ſeltenen Waaren zu betrachten, die dort ausgelegt waren, und konnte ſich dabei in Gedanken verlieren, wo dieſe Sachen herkämen, und wie es dort wohl ausſehen möge. Auch auf den Straßen konnte er eine lange Zeit dem prachtvollen Aufzug irgend eines Paſcha zuſchauen und dabei mit offenen Augen träumen und ſich einbilden, er ſelbſt ſitze auf jenem reichgeſchirrten Pferde, und er wäre es, vor dem ſich alle Köpfe ehrerbietig neigten.

Als nun der Vater geſtorben war, ſprach der ältere Bruder zu dem jüngeren: „höre mich, Ibrahim, es iſt jetzt Niemand mehr da, der für uns ſorgt, wo wir Eſſen und Kleidung hernehmen, und es iſt deßhalb nöthig, daß wir uns um einen Erwerbzweig umſehen. Ich wollte mir ſchon durch die Welt helfen, wenn ich nur wüßte, was aus dir werden ſoll. Da du aber keine Luſt haſt, mit den Karawanen hinauszuziehen und es dir weit beſſer gefällt, ruhig und träumend zu ſitzen, ſo habe ich für dich eine Stelle in einem Kaffeehaus geſucht, wo du nichts zu thun haſt, als den Leuten den Kaffee darzureichen und ihnen die Pfeife zu ſtopfen und anzuzünden. Willſt du dies Geſchäft übernehmen, ſo folge mir.

Ibrahim willigte gern in dieſen Vorſchlag ein, und ging mit ſeinem Bruder in eines der großen Kaffeehäuſer, wo er wegen ſeinem angenehmen Aeußern auch von dem Kaffetſchi oder Kaffeewirth gleich aufgenommen wurde. Sein Bruder Ali theilte ihm etwas von ſeiner kleinen Baarſchaft mit, umarmte ihn auf's Zärtlichſte, nachdem er ihm erzählt, daß er nun mit einer Karawane in die Welt hinaus wolle, um ſein Glück zu ſuchen.

So ſchieden die beiden Söhne des Kameeltreibers, und Ibrahim trat ſein neues Amt an. Doch wollte es damit gar nicht recht gehen. Anſtatt auf die Gäſte aufmerkſam zu ſein und ihrem Verlangen zuvorzukommen, horchte er auf die Erzählungen der Fremden,

betrachtete die vorüberziehenden reichen Kaufleute, indem er bei ſich dachte, wie angenehm es doch ſein würde, wenn er es auch einmal ſo weit gebracht hätte.

Der Kaffetſchi verwies ihm täglich und ſtündlich ſein träumeriſches, unaufmerkſames Weſen, aber es half Alles nichts. Bald ſchüttete er einem Gaſt den Kaffee auf das Kleid, bald reichte er einem Andern eine unangezündete Pfeife, oder er ließ vielleicht einem Dritten eine glühende Kohle auf den Pantoffel fallen. Kurz, ſein Herr hatte nichts als Aerger und Noth mit ihm, und nachdem er ihn zum Oeftern vergeblich ermahnt und gewarnt, ſagte er ihm eines Tages, es thue ihm leid, daß er ihn nicht länger behalten könne und hieß ihn ſeiner Wege ziehen.

Ibrahim, anſtatt hierüber betrübt oder niedergeſchlagen zu ſein, war vielmehr luſtig und guter Dinge, und verließ das Kaffeehaus mit dem feſten Vorſatz, jetzt augenblicklich ein reicher und vornehmer Mann zu werden. Mit dieſem Gedanken trieb er ſich in der Stadt umher, und verweilte häufig vor dem Palaſt des Kalifen, wo er ſich die vornehmen Herrn betrachtete, ihre Mienen und Geberden, ſowie den Anſtand, mit dem ſie im Vorhof vom Pferde ſtiegen, und das Alles auf's Beſte nachzuahmen verſuchte. Das gelang ihm auch wohl, denn die Natur hatte ihn mit einem ſo günſtigen Ausſehen beſchenkt, daß man ihn bei beſſerer Kleidung eher für den Sohn eines vornehmen Herrn, als für den Sprößling eines Kameeltreibers hätte halten können. Doch bei dieſem Nichtsthun und Umherſchlendern war das wenige Geld, das er beſaß, bald verzehrt, und er fand es für rathſam, ſich nach einem neuen Dienſt umzuſehen. Er ſuchte und fand denn auch bald eine Stelle als Reitknecht bei einem reichen Kaufmann, wo er es denn auch längere Zeit aushielt, als bei ſeinem früheren Herrn, dem Kaffetſchi.

In ſeiner jetzigen Stellung hatte er nichts zu thun, als neben dem Pferd ſeines Herrn zu laufen, wenn dieſer ausritt, oder ihm

die Pfeife nachzutragen, Geſchäfte, die er denn auch zur ziemlichen Zufriedenheit vollbrachte.

Da ſprach eines Tags ſein Herr zu ihm, indem er ihm einen großen Beutel mit Geld einhändigte: „Ibrahim, geh auf den Pferdemarkt. Dort wirſt du neben der großen Moſchee einen Araber finden, der einen ausgezeichnet ſchönen Schimmelhengſt hat, welchen ich gekauft. Sage ihm meinen Gruß und händige ihm dieß Geld ein, er wird dir darauf das Pferd geben, welches du ſorgfältig zu mir her geleiten ſollſt.“ Nach dieſem Befehl ging Ibrahim mit dem Gelde fort und gelangte bald auf den Markt, wo eine große Menge guter und ſchlechter Pferde zum Verkaufe ausgeſtellt waren. Er wandelte zwiſchen den Verkäufern umher, die ihn für einen reichen jungen Mann hielten und ihm mit vielen Schmeicheleien ihre Pferde antrugen.

Durch dieſe Reden, die ihm ſehr wohl gefielen, vergaß er den Befehl ſeines Herrn, ſich ſo viel wie möglich zu eilen, und gelangte erſt nach geraumer Zeit zur großen Moſchee, wo er ſich nach dem Araber mit dem Pferde, das er kaufen ſollte, umſah.

Unglücklicherweiſe aber hatte er vergeſſen, daß es ein Schimmelhengſt ſei, den er für ſeinen Herrn abholen ſolle; und da nebenbei ſeine Kenntniß über die Schönheit eines Pferdes nicht ſehr groß war, ſo wandte er ſich an einen alten Türken, der auf den Treppen der großen Moſchee ſaß und einen alten mageren Rappen am Zügel hielt, der hungrig das Gras zwiſchen den Steinritzen verzehrte. Aha, dachte Ibrahim, dieß iſt der Mann, den ich ſuche, und trat mit dem Gruße des Friedens näher. Der alte Türke, der ein kluges, liſtiges Geſicht hatte, erhob die Augen und ſah gleich an dem kecken leichtſinnigen Benehmen des jungen Menſchen, der einen ſo vollen Beutel im Gürtel trug, daß es hier nicht ſchwer werden würde, ein gutes Geſchäft zu machen. Er ſtand daher raſch von ſeinem Sitze auf und näherte ſich.

„He, Alter," ſprach Ibrahim, „ſeid Ihr es, von dem mein Herr ein Pferd gekauft hat?"

„Ei freilich," entgegnete der Türke mit liſtigem Lächeln, „bringt Ihr vielleicht die Kaufſumme und wollt das Thier mit fortnehmen?"

„Ja wohl," ſprach Ibrahim mit einer groſsthuerischen Nachläſſigkeit, indem er den Beutel aus ſeinem Gürtel hervorzog, den der Alte ſogleich mit einem gierigen Blick zu ſich nahm. „Zählt nach," fuhr er fort, „es wird die richtige Summe ſein in vollwichtigen Goldſtücken."

Der Alte that, als ſähe er in den Beutel hinein und ſagte darauf ſchmunzelnd: „nun ja, es fehlen freilich einige Piaſter, aber das macht nichts, dein Herr iſt ein ſo guter Kunde, daſs es mir auf die Kleinigkeit nicht ankommen ſoll. Kommt nur bald wieder, um auf ſolche Art von mir zu kaufen und der Prophet wird's euch geſegnen."

Damit verſchwand der Alte eilig in der Menge. Ibrahim aber ſchwang ſich auf ſein Pferd und ritt keck und ſtolz über den Markt dahin. Wohl hörte er die Leute neben ſich flüſtern und lachen, aber er hielt dieſe Aeuſserungen des Spottes für Zeichen des Wohlwollens und der Freude und bezog ſie auf ſein ſtattliches Ausſehen.

So gelangte er vor die Thüre ſeines Herrn, brachte das Pferd in den Hof und ſagte darauf zu ſeinem Gebieter, daſs er ſeinen Auftrag pünktlich erfüllt und das Pferd mitgebracht habe. Eilig ging dieſer in den Hof und fragte mit freundlichem Angeſicht: „nun, wo iſt denn der Schimmel?"

„Der Schimmel, o Herr?" entgegnete Ibrahim fragend, „ich weiſs von keinem Schimmel. Der Mann an der Moſchee hat mir dieſen Rappen für dich mitgegeben und ich habe nichts anderes, als dies Pferd mitgebracht."

„Aber mein Geld?“ entgegnete der Kaufmann ängſtlich werdend; „aber mein Geld? Der Beutel mit den 10,000 Piaſtern?“

„Ei Herr,“ entgegnete Ibrahim, „befahlſt du mir denn nicht, das Geld dem Mann an der Moſchee einzuhändigen und das Pferd dafür mitzunehmen?“

„Bei Gott und dem Propheten!“ ſchrie jetzt plötzlich der Kaufmann, dem die Sache klar zu werden begann, indem er ſich den Bart zerrauſte, „o du ungetreuer und nachläſſiger Knecht! Sprich, haſt du die ganze ungeheure Summe für dieſe elende Mähre hingegeben?“

„Ja wohl, Herr,“ entgegnete Ibrahim kleinlaut, denn es ſtieg auch bei ihm eine Ahnung auf, als habe er keinen vortheilhaften Kauf gemacht, ſondern ſei vielmehr tüchtig betrogen worden.

Jetzt gerieth der Kaufmann in einen unbeſchreiblichen Zorn. Er griff nach einem Stocke, und wollte über ſeinen Diener herfallen. Doch hielt er ein und beſann ſich eines Andern. „Nein,“ ſchrie er laut, „ich will meine Hand nicht an dir beſchmutzen, du ſchlechter Diener. Nein, ich will dich vielmehr vor den Kadi bringen, der ſoll dich für deinen ſchändlichen Streich zu Tode prügeln laſſen.“

Hierauf rief er einigen von ſeinen Sklaven, welche den armen Ibrahim in die Mitte nehmen mußten, und fort ging es mit ihm auf den großen Markt, nach dem Platze, wo der Kadi der Stadt Damaskus öffentliches Gericht hielt.

Der Kaufmann, der vermöge ſeines Reichthums bei dieſem Beamten ſehr angeſehen war, wurde augenblicklich zur Klage vorgelaſſen und erzählte den ganzen Hergang der Geſchichte, indem er dabei nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß es auch wohl möglich ſei, Ibrahim habe dies elende Pferd für einige Piaſter gekauft und den andern Theil der Summe unterſchlagen. Der Kadi ließ ſich den ganzen Verlauf der Sache erzählen, und ſo ſehr auch Ibrahim

4.

Die Lurley.

Wenn man den Rhein befährt, ſo kommt man zwiſchen Coblenz und Mainz zuweilen an Stellen, wo man glaubt, hier ende der Lauf des Stromes, oder irgend ein neckiſcher Zauber habe den Steuermann geblendet und das Schiff durch eine Seitenſtraße in einen ſtillen, rings von Felſen eingeſchloſſenen See geführt, wo es feſtgebannt manch Jahrhundert liegen müſſe. Wenige Fuß vor dem Kiel heben ſich gewaltige Steinmaſſen, zwiſchen denen kein Fiſch einen Ausgang fände, und während man dennoch mit großer Tollkühnheit auf dieſe Rieſenmauern losſtürmt, ſchließt ſich allmählig die Straße, zu der man hereingefahren; man iſt gefangen, von allen Seiten mit ſteilen Bergen umgeben, in einer großen ſteinernen Falle. Doch hat dieſe momentane Gefangenſchaft nichts Unheimliches, abgeſehen davon, daß man weiß, die Berge ſind nur wie Couliſſen vor einander geſchoben und laſſen genugſam Platz zum Entkommen; man fühlt ſich nicht beengt, man iſt gerührt von der Theilnahme der Berge, die ſich die Hände reichen und lachend um den gefangenen Menſchen einen Reihentanz bilden, ihn eine kurze Zeit in ihrer Mitte zu halten. Sie geben auf freundliches Anrufen mit tiefer, wohlklingender Stimme Antwort, und die grünlichen Wellen, welche die triefenden Steinzacken umſpielen, rufen mit leiſer Stimme: „Da bleiben! da bleiben!“

Der ſchönſte, aber auch zugleich gefährlichſte dieſer Punkte iſt unterhalb Bingen, wo der dunkelgrüne, ſteil emporſtrebende Lurleyfelſen die eine Seite eines ſolchen ſtillen Sees bildet. Hier ſcheinen von einer Seite des Rheins zur andern unſichtbare Ketten zu hangen, welche Mann und Schiff zurückzuhalten ſtreben. Hier arbeitet ſelbſt die Maſchine des Dampfbootes mit ängſtlicher Anſtrengung, um nur recht bald aus dieſem zauberiſchen Bergkeſſel zu kommen. Hier ſpringen die Wellen zutraulich an's Schiff und erzählen laut und öffentlich von den wunderſchönen Tänzen, welche die Elfen im Mondſchein aufführen, von der Schönheit der Königin Lilio und ihren Jungfrauen, wie ſie die Menſchen lieben, beſonders die Jünglinge mit blonden Haaren und blauen Augen. O es ſind gefährliche Weſen, dieſe Wellen! Man möchte ſo gern, durch ihr Flüſtern verführt, aus dem Boot in das Waſſer ſpringen und an die dunkeln Felſen ſchwimmen, in die Arme einer ſchönen Nymphe, die auf dem grünen Raſen ruht, den Kopf mit geſchloſſenen Augen zurückgebogen, und ihren rothen Mund küſſen, der ſchelmiſch lachend die weißen Perlenzähne zeigt.

unter Thränen bei Allem, was heilig iſt, betheuerte, er habe nur aus Unachtſamkeit gefehlt, aber gewiß von dem Gelde keinen Para unterſchlagen, ſo würde ihm dies doch wenig geholfen haben, wenn nicht zufällig ein paar andere Kaufleute erſchienen wären, die dem Handel an der Moſchee zugeſehen hatten und dem jungen Manne bezeugten, daß er, ohne zu zählen, den Beutel jenem alten Manne überreicht habe.

So unlieb auch dieſer Ausſpruch dem Herrn Ibrahims war; denn er hätte ſich in ſeinem Zorn ſehr darüber gefreut, wenn Ibrahim zu einer tüchtigen Gefängnißſtrafe wäre verurtheilt worden, ſo konnte er doch nichts machen und mußte mit dem Urtheilsſpruch des Kadi zufrieden ſein, der dahin lautete, daß Ibrahim ſeinem Herrn die ganze Summe zu erſetzen habe.

Wenn er aber dies nicht im Stande ſei, ſo dürfe ihn ſein Herr auf öffentlichem Markt als Sklaven verkaufen und das Geld, was er für ihn und das Pferd bekomme, als Entſchädigung anſehen.

Ibrahim wurde darauf wieder nach Hauſe zurückgebracht. Der Kaufmann ließ ihm ſeine guten Kleider ausziehen und dafür ein altes ſchmutziges und zerriſſenes Gewand anlegen, worauf er den Zügel des Pferdes in die Hand nehmen und ſeinem Herrn folgen mußte.

Umſonſt war ſein Bitten und Flehen, ihn doch zu behalten, umſonſt ſeine Verſprechungen und Betheuerungen, er werde durch Fleiß und gutes Betragen den Schaden wieder einzubringen ſuchen; es half Alles nichts. Sein Herr war unerbittlich, und nicht genug, daß er ihn auf dem Sklavenmarkt an irgend einen anderen Herrn verkaufte, nein, er ließ ihn ſogar auf den Trödelmarkt bringen, wo nur das lumpigſte Geſindel ſeine Sachen einhandelt, und ſtellte ihn hier zum Verkauf aus.

Lange fand ſich aber kein Menſch, der ein Gebot auf Mann und Pferd gethan hätte, und wenn zufälliger Weiſe ein gut gekleideter

Mann über den Platz ging und nach dem Preiſe dieſes Sklaven fragte, ſo forderte der Kaufmann einen ſo unmäßigen Preis, daß alle achſelzuckend und lachend fortgingen. Kam aber irgend ein zerlumpter Karl in ihre Nähe, ſo bot ihm der Kaufmann Mann und Pferd für einen Spottpreis an; denn um den armen Ibrahim empfindlich zu beſtrafen, wollte er ihn in recht ſchlechte Hände bringen. Doch was er anfänglich verlangte, war immer noch zu viel für das Geſindel, was ſich hier umher trieb. So mochte es ungefähr Abend geworden ſein, als noch ein alter zerlumpter Kerl erſchien, der nach dem Preiſe des Sklaven und des Pferdes fragte, und der Kaufmann, dem das Ausſehen dieſes Käufers recht paſſend erſchien, forderte eine ſo niedrige Summe, daß jener zuerſt glaubte, nicht recht gehört zu haben.

Als aber der Andere nicht mehr forderte, zog der Alte einen ſchmutzigen ledernen Beutel hervor, zählte die Summe eilig hin, und befahl alsdann dem Ibrahim, ihm zu folgen. Dieſer verſuchte noch einmal, den Kaufmann zum Mitleiden zu bewegen, aber umſonſt. Er wandte ſich lachend ab, indem er ihm ſagte, er ſei für ſolche Unachtſamkeit und Nachläſſigkeit noch viel zu gelinde beſtraft.

Traurig folgte der arme Sklave ſeinem neuen Herrn, der ihn mit ſich in ein ärmliches und abgelegenes Stadtviertel führte, und dort vor einem der ſchlechteſten und zerfallenſten Häuſer hielt. Er öffnete eine kleine Thür und befahl ſeinem Sklaven, ihm mit dem Pferde zu folgen. Beide kamen durch einen dunkeln Gang auf einen kleinen Hof, wo ſich ein ſchlechter Stall befand, den der Alte öffnete und wieder verſchloß, nachdem Ibrahim mit dem Pferde eingetreten war. Hier in dem Stalle war es ziemlich finſter und außer einem hölzernen Trog befand ſich nichts in demſelben. Ibrahim ſetzte ſich auf die Erde hin und überdachte ſein trauriges Schickſal. Er dachte an ſeinen Bruder, wo er in der Welt herumſchwärmen möge, und ob er vielleicht ſchon ſein Glück irgendwo gemacht habe.

Jedenfalls aber war er überzeugt, daß es demselben besser erginge, als ihm.

Nach einer kleinen Weile kam der Alte wieder in den Stall, warf ein Bund Stroh an den Boden hin und schüttete einige Hände voll Gerste in den Trog für das Pferd. Auch gab er seinem neuen Sklaven ein Stück hartes Brod und einen kleinen Krug Wasser zum Abendessen, wünschte ihm darauf eine gute Nacht und verschloß die Thür wieder.

Ibrahim, der den ganzen Tag nichts gegessen hatte, fühlte einen heftigen Hunger und nahm sogleich sein karges Nachtmahl zu sich, und nachdem er einen guten Schluck aus seinem Wasserkruge gethan, stand er auf und sah nach seinem Pferde, das in der Gerste umherwühlte, ohne davon zu fressen. Ibrahim glaubte, es sei vielleicht krank und nahm eine Handvoll davon, die er ihm vor das Maul hielt. Als es auch jetzt nichts davon anrührte, nahm er seinen Wasserkrug und feuchtete die Gerste ein wenig an, indem er dachte, das Futter sei dem Thier etwas zu trocken. Doch anstatt davon zu fressen, merkte Ibrahim zu seiner größten Verwunderung, daß das Pferd den Kopf schüttelte und ihn mit einem sonderbaren Blicke ansah. „Aha," dachte er, „mein armes Thier, du fühlst auch wohl, daß wir in schlechte Hände gefallen sind. Nun, wir wollen sehen, was zu machen ist und du kannst dich darauf verlassen, daß der Alte dir nichts zu Leide thun soll. Ich will schon dafür sorgen, daß du nicht so viel zu arbeiten brauchst."

Nach diesen Gedanken legte sich Ibrahim auf das Stroh nieder, und Dank seinem leichten Sinn und seiner Ermüdung, die ihm heute das lange Stehen auf dem Markte verursachte, schlief er ein, und erwachte erst, als der Tag am Himmel aufzudämmern begann. Jetzt erhob er sich wieder von seinem harten Lager und trat an den Trog hin, um zu sehen, ob das Pferd während der Nacht nichts gefressen habe. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er sah, daß an der Stelle der Gerste ein ganzer Haufen Gold lag, lauter

ſchöne gangbare Münzen, nagelneu und glänzend, als ſeien ſie eben erſt aus der Münze des Kalifen gekommen. Stumm vor Erſtaunen ſtand Ibrahim einen Augenblick da, und wußte nicht, was er davon zu halten habe und was hier wohl zu thun ſei? Doch als er jetzt plötzlich die Schritte des Alten hörte, nahm er eilig das Geld aus dem Troge und verbarg es in einem dunkeln Winkel des Stalles. Das Pferd ſchaute ihm zu und nickte mit dem Kopfe, als bezeuge es ſeine Zufriedenheit darüber.

Der Alte trat in den Stall und nachdem er ſeinem Sklaven wieder ein Stück Brod gegeben hatte, befahl er ihm, das Pferd hinauszuführen. Draußen gab er ihm einen alten ſchlechten Sattel, ſowie einen Zaum, und als der Rappe damit angeſchirrt war, ſchickte ihn der Alte in die Stadt hinaus mit der Weiſung, ſich auf einem der öffentlichen Plätze aufzuſtellen und dort zu warten, bis Jemand kommen würde, der ein Pferd zu einem Ritt durch die Stadt miethen wolle. Auch gab er ihm einen vorläufigen Preis an, wie viel er für die Stunde zu fordern habe, und entließ ihn mit der Weiſung, nur ja recht viel Geld mitzubringen.

Ibrahim zog mit ſeinem Pferd von dannen und ſchlenderte langſam durch die Straßen, wobei er ſich nach allen Seiten umſchaute, ob nicht Jemand ſein Pferd zu miethen verlange. Doch wenn auch hie und da Jemand des Weges kam, der ſich nach einem Roſſe umſah, ſo hatte man nicht ſo bald die armſelige Geſtalt des Pferdes betrachtet, als die Leute achſelzuckend und lächelnd weiter gingen.

So gelangte Ibrahim an den großen Markt, auf dem Spezereien und wohlriechende Sachen aller Art verkauft werden. Hier ſah und roch man alles, was nur eine Naſe erfreuen konnte, vom feinſten Roſenöl bis zum geringen Aloeholz herunter, welches der Rechtgläubige des Wohlgeruchs halber auf ſeine Pfeife legt. An einer Ecke dieſes Marktes blieb das Pferd plötzlich ſtehen, blähte ſeine Nüſtern auf und ſchien mit Begier die guten Gerüche ein-

zufangen, die aus den Buden hervorſtrömten. Da es dem jungen Manne gleichviel war, wo er mit ſeinem Pferde ſtand, ſo blieb er hier an dem Markte halten, lehnte ſich an einen Stein und ſah ruhig der hin und her laufenden Menge zu.

„Ach,“ dachte er bei ſich, als er die vielen reichen jungen Leute ſah, die in prächtigen Gewändern daher ritten und gingen, „wer es doch auch ſo gut haben könnte!“ Und er begann wieder Luftſchlöſſer zu bauen, wie er es immer zu thun pflegte. Anfänglich wollte er ſich mit einem Pferd und einem Anzuge begnügen, bald aber mußten es mehrere ſein, und nach Verlauf einer Viertelſtunde, in der er fortgeträumt hatte, ſah er ſich ſchon als Paſcha von drei Roßſchweifen, wie er über unzählige Sklaven und einen ganzen Marſtall gebot. Es wollte indeſſen immer Niemand kommen, der zu ſeinem Pferde Luſt getragen hätte, was dem jungen Manne eigentlich ganz recht war; denn er ſtand lieber müßig da und hing ſeinen Träumereien nach. Jetzt dachte er auch mit Entzücken an all das Geld, das er zu Haus im Stalle verſcharrt hatte, und was damit wohl zu machen ſei. Wenn er auch anfänglich bei ſich überlegte, auf welche Art er es am beſten für ſich verwenden könne, ſo ſprach doch ſeine Ehrlichkeit dagegen, und rief ihm zu: „all das Gold gehöre von Rechts wegen dem Herrn des Pferdes und er dürfe es ihm nicht vorenthalten.“

Nach langem Ueberlegen, wie er ſich des einmal gefundenen Glücks bedienen könne, ohne ſeinem Herrn Schaden zu thun, fiel ihm plötzlich ein Ausweg ein, den er auch gleich am Abend deſſelben Tags, als er mit leeren Händen zu dem Manne zurück kam, einſchlug. Er klopfte leiſe an die Thür der Hütte und machte, als ihm der alte Mann öffnete, ein ſehr verdrießliches und niedergeſchlagenes Geſicht. „Ach, Herr,“ ſagte er darauf, „du haſt an mir und dem Pferde einen ſchlechten Handel gemacht. Ich ſtand den ganzen Tag an dem belebteſten Theile der Stadt, an dem Gewürzmarkte, und wenn auch viele Leute vorbeikamen, die ſich nach Reitpferden

umſahen, ſo hatte ich das meinige gut anbieten, kein Menſch wollte es nehmen. Seht die Mähre, riefen ſie, was iſt das für ein Thier? Der Prophet möge uns ſchützen. So ſagten Alle und gingen lachend bei mir vorbei."

Der alte Mann, der gehofft hatte, das Pferd würde ihm eine reiche Erwerbsquelle ſein, ſah ſich unangenehm getäuſcht und murmelte einen tüchtigen Fluch zwiſchen ſeinen Zähnen.

„Nun, nun," ſagte er darauf, „wer weiß, es wird morgen beſſer gehen. Wir wollen es morgen wieder verſuchen."

Aber es ging morgen nicht beſſer. Ibrahim ſtand den ganzen Tag vergeblich an dem Gewürzmarkte, und wenn er auch am Abende, als ihm der Alte die Thür wieder aufmachte, mit Freude ſtrahlendem Geſichte eintrat, ſo geſchah dies nur, weil es zur Vollendung ſeines Planes, ſeine Freiheit wieder zu erlangen, nöthig war, denn ſeine Taſchen waren leer wie geſtern.

„Ach, Herr," ſagte er, „wenn ich abermals mit leeren Händen zu dir komme, ſo bringe ich dir eine Hoffnung mit, daß du die Summe, die du für mich und das Pferd ausgegeben, doppelt wieder erlangen kannſt. Es iſt nämlich heute mit einer leeren Karawane ein Verwandter meines Vaters zurückgekommen, den ich von meinem traurigen Schickſal in Kenntniß ſetzte. Da ihn nun der Prophet auf ſeinen Reiſen mit Glück geſegnet hat, ſo will er mir eine Wohlthat erzeigen und bittet dich deßhalb, o Herr, die Summe anzugeben, die du für mich und das Pferd verlangſt."

Der arme Mann machte bei dieſen Worten ein freundliches Geſicht, und ſagte ſeinem Diener, er wolle ſich bis morgen darüber bedenken.

Ibrahim ging in ſeinen Stall zurück, und ſchlief zufrieden bis an den hellen Morgen, wo er abermals wie auch geſtern und vorgeſtern eine Menge Goldſtücke in dem Trog fand. Er ſcharrte ſie alle zuſammen, und verbarg ſie ſorgfältig in ſeinem Gürtel.

Als ihm der Alte die Thür öffnete, nannte er ihm eine Summe,

für welche er ihm die Freiheit geben wolle, die allerdings sehr groß war, die ihm aber Ibrahim, da sie seinen Schatz nicht überstieg, im Herzen mit Freuden bewilligte. Doch nahm er eine betrübte Miene an, und sagte zu dem Alten: „du verlangst viel von mir, o Herr, und ich fürchte fast, ob mein Verwandter eine solche Summe bestreiten kann.“ Damit ging er mit dem Pferde fort, um, wie er sagte, seinen Vetter aufzusuchen. Anstatt aber wie gestern, sich an dem Gewürzmarkt aufzustellen, ging er in ein anderes sehr entlegenes Stadtviertel und miethete dort einen kleinen Stall, in welchem er seinen Rappen einstellte. Darauf kehrte er eilig zu seinem alten Herrn zurück und sagte ihm mit freudiger Miene, daß sein Verwandter freilich die verlangte Summe etwas stark gefunden habe, sie aber dennoch für seine Freiheit geopfert. Der Alte strich schmunzelnd die Goldstücke ein und wünschte dem jungen Mann Glück und Gesundheit.

Ibrahim hatte am Tage, wo er frei geworden war, nicht sobald das Gold, was er wieder in der Krippe fand, zusammengescharrt, als er eilig auf den Kleiderbazar ging, sich seines alten schlechten Gewandes entledigte und einen seidenen Kaftan, weite golddurchwirkte Hosen und einen schneeweißen Turban kaufte. Darauf ging er in eine Barbierstube, ließ sich den Kopf sorgfältig scheeren und in Ordnung bringen und sah nunmehr so stattlich aus, daß man ihn für den Sohn eines mächtigen Pascha's hätte halten können.

Als er in seinen Stall zu seinem getreuen Rappen zurückkehrte, sah ihn dieser an, und es war, als freue sich das Pferd über den neuen stattlichen Anzug seines Herrn nicht besonders, denn es schüttelte den Kopf und stampfte unwillig mit dem Fuße. Auch versuchte es, so oft Ibrahim in den Stall kam, durch allerhand Bewegungen bemerklich zu machen, daß es gern hinaus in's Freie möge. Doch wollte der junge Mann diese Bewegungen nicht verstehen. „Ei,“ dachte er in seinem Leichtsinn, „ich werde jetzt doch

nicht die Stadt verlaſſen ſollen, nachdem ich Geld genug habe, um glänzend und prächtig leben zu können. Ich will anfangen, um mich für die frühere Zeit, die ich in der Armuth verlebte, zu entſchädigen.

Das that er denn auch, ſo viel in ſeinen Kräften lag. Er kaufte ſich ein paar ſchöne Pferde, nahm Diener an und miethete ein ſchönes Haus. Bald begannen die Leute von dem Reichthum des unbekannten jungen Mannes zu ſprechen.

So ſtanden die Sachen, als eines Tages der Kaufmann, welcher Ibrahim an jenen alten Mann verkauft hatte, dieſen Letzteren zufällig auf der Straße traf. Der Alte ſah weit beſſer aus, als das erſte Mal, als er den Handel mit ihm abgeſchloſſen; er hatte ſich beſſere Kleider angeſchafft und überhaupt ein ſtattliches Anſehen gewonnen, weßhalb der Kaufmann bei ihm ſtehen blieb und lächelnd zu ihm ſagte: „ei, ei, mein Alter, ſiehſt du, ich habe dir wahrſcheinlich einen tüchtigen Sklaven verſchafft, der dir viel Geld einbringt. Wie undankbar, daß du nicht einmal zu mir gekommen biſt, um mir ein gutes Wort dafür zu ſagen, und mich zu benachrichtigen, wie ſich jener junge Menſch aufführt.

„Freilich,“ entgegnete der Andere, „habe ich durch jenen Sklaven viel Geld verdient; doch nicht auf die Art, wie Ihr wohl glaubt. Er war nur wenige Tage bei mir, als ihn ein Verwandter, der mit einer Karawane zurückkam, für eine gute Summe von mir losgekauft hat, für eine wackere Summe verſichere ich Euch, die er mir in blanken Goldſtücken ausbezahlt hat.“

„Was, Ihr ſagt, in blanken Goldſtücken!“ antwortete der Kaufmann, plötzlich nachdenkend werdend. „Habt Ihr nicht zufällig eine von dieſen Münzſorten bei Euch?“

Der Alte griff ſtatt der Antwort in den Gürtel und holte zwei von den Goldſtücken heraus, die ihm Ibrahim gegeben und bei deſſen Anblick der Kaufmann plötzlich ausrief: „beim Barte des Propheten, ſeht doch den Spitzbuben! das ſind von denſelben Gold-

ſtücken, mit denen ich ihn auf den Markt geſchickt habe, und die er mir alſo dennoch entwendet hat."

Darauf erzählte er in aller Kürze dem Alten, wie ſich die Sache verhalte und Beide gingen auch eilig zum Kadi hin, um gegen den jungen Mann einen Verhaftsbefehl auszuwirken, den er alsbald einigen Soldaten des Kadi übergab, um ihn in Kraft zu ſetzen, wenn Ibrahim noch in der Stadt ſei.

Dieſer machte aber in ſeinem Leichtſinn gar keinen Hehl aus ſeiner Anweſenheit und es wäre ihm nicht eingefallen, daß er Urſache hätte, ſich zu verbergen, vielmehr lebte er nach wie vor auf einem großen Fuße und gab täglich das Geld aus, was er des Morgens in der Krippe ſeines Rappen fand. Auch lag er faſt den ganzen Tag in den Kaffeehäuſern oder lief in den Bazars umher, weßhalb es denn auch nicht lange dauerte, bis ihn die Leute des Kadi entdeckt hatten, und ſie nahmen ihn zur großen Verwunderung der Leute auf öffentlichem Markte als einen Betrüger gefangen.

Man kann ſich leicht denken, wie unangenehm ſeine Ueberraſchung war, als er vom Pferde geriſſen und vor den Kadi geſchleppt wurde, wo er nicht wenig erſtaunt war, ſeine beiden Herren zu finden.

„Ja, er iſt es," rief der Kaufmann bei ſeinem Anblick freudig aus. „Ja, er iſt es, o Herr, ich ſchwöre, daß es mein Diener Ibrahim iſt, der mir jenen Beutel mit Goldſtücken entwendet hat."

Ibrahim ſtand bei dieſer neuen Anklage beſtürzt da, und wußte nicht, was er zur Antwort geben ſollte.

„Warſt du es," fuhr ihn der Kadi an, „der bei dieſem Herrn als Reitknecht diente, der von ihm mit einem Beutel voll Goldſtücken auf den Markt geſchickt wurde, um ein koſtbares Pferd zu erhandeln, und der dafür einen ſchlechten mageren Rappen mit nach Hauſe brachte, der vorgeblich dieſe ganze große Summe gekoſtet haben ſoll?"

„Ja, Herr, das war ich," entgegnete Ibrahim, „aber beim

Augenlichte des Propheten ſchwöre ich, daß jene ganze Summe" — „Schweig," fuhr der Kadi fort, „und antworte auf meine Fragen. Darauf hat dich der Kaufmann dieſem alten Manne verkauft, bei welchem du zwei Tage bliebeſt, und ihm alsdann verſicherteſt, einen Verwandten gefunden zu haben, der dich loskaufen wolle. Nenne mir deinen Verwandten und ſage, wo er zu finden iſt?"

Natürlicherweiſe konnte der arme junge Menſch dieſen Vetter nicht nennen, und da in der ganzen großen Stadt Damaskus keine lebende Seele war, die ihn kannte, ſo war er auch nicht im Stande, einen andern Menſchen anzugeben, der ihm durch ſein Zeugniß hätte helfen können. Doch gewann hierdurch die Anklage des Kaufmanns an Glaubwürdigkeit und als der Kadi einige Male vergeblich nach dem Namen dieſes Vetters gefragt, zeigte er ihm die Goldſtücke vor, die der Alte bei ſich hatte, und fragte ihn, ob er ſie für dieſelben erkenne, die er jenem für ſeine Freiheit bezahlt.

Da Ibrahim dies nicht leugnen konnte, ſo mochte er ſeine Unſchuld ſo viel wie möglich betheuern, es war Alles vergebens. Der Kadi verurtheilte ihn zu einer großen Anzahl von Hieben auf die Fußſohlen und zu vielen Jahren Gefängniß, im Fall es ihm nicht möglich ſei, glaubwürdige Männer zu bringen, die ihm bezeugen können, daß er das Geld auf rechtmäßige Weiſe erworben.

Was ſollte Ibrahim nun machen? So feſt er ſich anfänglich vorgenommen hatte, nichts von dem Geheimniſſe ſeines Pferdes zu ſagen, ſo ſah er doch jetzt wohl ein, daß dies das einzige Mittel wäre, ſich vor einer ſchmählichen Strafe zu bewahren, worauf er dann nach einiger Ueberlegung dem Kadi, ſowie den beiden andern Männern die ganze Wahrheit erzählte, wie er zu jenem Geld gekommen. Erſtaunt aber ungläubig hörten ſie ihn an und ſchüttelten die Köpfe, denn wenn auch in damaliger Zeit ein ſolches Wunder nichts Seltenes war, ſo glaubte der Kadi doch viel eher, Ibrahim habe es erſonnen, um ſich zu retten. Doch als er mit thränenden Augen die Wahrheit ſeiner Ausſage beſchwor, entſchied der Richter

Hier schlägt zuweilen ein seltsamer, wundervoller Gesang an das Ohr manches Reisenden, und lärmte der Dampf noch so stark, und bemühte man sich noch so sehr, die Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu richten, vergebens! ins Innerste des Herzens dringen die Klänge, welche man vernimmt und von denen man nicht weiß, woher sie kommen. Wehe besonders dem, der traurig ist, dem vielleicht eine unglückliche Liebe die Brust zerreißt. Hier hört er verwandte Töne anschlagen, dort in dem Felsen kennt man sein Leid und will ihn trösten.

Tief ist der Rhein,
Doch tiefer die Pein
In meinem Herzen.

So singt es, und das thut die Lurley, die hoch auf dem Felsen sitzt und ihr schönes goldenes Haar kämmt. Darum fasse den Mast, wer diesen Gesang hört und versteht, daß er ihn nicht hinabziehe in die Fluthen des Rheins und verderbe!

Nicht jeder, der den Strom befährt, sieht die Lurley und hört ihr Klagen. Ich habe viele reisende Kaufleute gesprochen, welche mehr wie hundertmal diesen Weg gemacht hatten, und die ganze Sache für eine Fabel erklärten. Aber sie ist doch wahr. Auf ihrem Felsen sitzt die Jungfrau und singt, daß das Menschenherz, welches sie hört, in die Höhe sieht und plötzlich von inniger Liebe zur Sängerin befangen, sie zu erreichen strebt. Steil ragen die Felsen empor und bieten fast unüberwindliche Hindernisse. Hinan, liebendes Herz! je größer die Mühe, je schöner der Lohn. Der Jüngling, welcher für die Lurley entbrannt, klettert an der Felsenwand empor und je mehr er sich abmühen muß, um so heftiger lodert seine Glut, stets lockender wird der Gesang, stets süßer, Liebe fordernd und versprechend. Er erreicht den Gipfel — — und die Lurley verschwindet mit einem schallenden Hohngelächter. Dann verläßt den Unglücklichen der sichere Tritt, er stürzt den Felsen herab, zerschmettert, todt. Und doch liebt dies entsetzliche Weib, aber sie ist eine Kokette. —

Es ist noch nicht lange her, da trieb sich in dieser Gegend ein junger Mann herum, von dem Niemand wußte, woher er gekommen, noch was ihn hier fesselte. Er hatte sich bei einem Fischer eingemiethet, wohnte aber mehr in den Felsen am Rhein und auf dem Strome selbst, als in seiner Stube. Selten sprach er mit Jemand und nur zuweilen mit seinem alten Hauswirth, neben den er sich am Abend dann und wann setzte, wenn derselbe seine Fischernetze flickte. Der hatte ihn nun einst gefragt, was er denn eigentlich in der Welt treibe, und der junge Mensch gab ihm zur Antwort: er suche ein Herz. Das

dahin, Ibrahim soll während der kommenden Nacht zu seinem Rappen in den Stall eingesperrt und strenge bewacht werden. Alsdann könne man sich am nächsten Morgen leicht davon überzeugen, ob er die Unwahrheit gesagt.

Mit Freuden nahm Ibrahim diesen Ausspruch an und wurde auf Befehl des Kadi sogleich zu seinem Rappen in den Stall gebracht, und dort von einigen Dienern der Gerechtigkeit auf's Sorgfältigste bewacht. Freudig athmete er hier wieder auf und sah sich im Geiste schon wieder in Freiheit gesetzt. Er war lustig und guter Dinge und die einzige Bekümmerniß, die ihn zuweilen anwandelte, war nur die Furcht, man möge ihm am andern Tage, beim Anblick des vielen Goldes, sein kostbares Pferd nehmen.

So kam die Nacht heran und Ibrahim warf sich auf sein Strohlager, wo er alsbald in einen festen Schlaf verfiel. Da träumte ihm, daß das Pferd seinen Kopf zu ihm niedersenkte und leise anfing zu reden. „Unbesonnener junger Mensch!“ schien es zu ihm zu sprechen, „dein Leichtsinn ist Schuld, daß sich das Glück, welches dich verfolgt, beständig in Unglück umwandelt. Warum hast du nicht die Stadt verlassen und etwas gethan, um dich der Gaben würdig zu machen, die du empfangen? Glaube mir, der Müßige und Unbesonnene kann nie das Glück an sich fesseln. Wehe über dich.“ So träumte Ibrahim und wälzte sich unruhig auf dem Stroh umher. Doch als der Tag endlich anbrach, erwachte er heiter und guter Dinge, und sprang auf, um das Gold aus der Krippe zu nehmen. Doch wer beschreibt seinen Schrecken, als die Gerste unangerührt wie gestern in dem Troge lag, ohne daß nur die Spur eines Goldstücks darunter gewesen wäre. Im ersten Augenblicke stand Ibrahim regungslos da, dann aber wühlte er verzweiflungsvoll in der Krippe umher, suchte unter derselben, warf sein Strohlager auseinander, aber umsonst, es war nichts zu finden. Laut jammernd zerriß er seine Kleider und schrie in seinem Schmerze so laut, daß die Wachen eilig herbeistürzten, indem sie glaubten, es

sei ihm ein Unglück widerfahren. Doch als sie sahen, wie sich die Sache verhielt, zuckten sie die Achseln und rissen den jungen Mann erbarmungslos von seinem Lager auf, und brachten ihn auf's Neue vor den Kadi.

Dieser gerieth über die Lüge Ibrahims in einen heftigen Zorn, schalt ihn einen abgefeimten Betrüger und befahl, man solle ihn augenblicklich in's Gefängniß abführen.

Das Roß aber, welches seines schlechten Aussehens halber Niemand annehmen wollte, wurde vor die Stadt gebracht, und man ließ es laufen, wohin es ihm beliebte.

In einen tiefen sumpfigen Thurm hatte man den unglücklichen jungen Mann geworfen, und als er sich hier allein befand, dachte er über sein vergangenes Leben nach, und über den letzten schrecklichsten Tag, der ihn von der Höhe des Glücks so tief hinabgestürzt hatte. Dabei fiel ihm auch der Traum ein, den er in der vergangenen Nacht gehabt und er gestand sich selbst, daß seine Unbesonnenheit und sein Leichtsinn grenzenlos und unerlaubt sei. Ach, dachte er, wenn mir das Glück noch einmal lächeln sollte, ich würde es ganz anders benutzen. Wie undankbar bin ich nicht gegen meinen Wohlthäter, das arme Pferd gewesen, indem ich ihm nicht gefolgt, als es durch seine Bewegungen den Wunsch aussprach, seinen Stall und wahrscheinlich die Stadt zu verlassen. O wär' ich ihm doch gefolgt. Ich wäre jetzt wahrscheinlich ein freier und glücklicher Mensch. Doch schien seine Reue zu spät zu sein und sein Kerker war und blieb verschlossen. Er wand sich in Kummer und Betrübniß auf seinem Lager umher und da er von den Vorfällen des Tages an Leib und Seele erschöpft war, kam alsbald der mitleidige Schlaf und schloß ihm die Augen.

In der Mitte der Nacht wurde er plötzlich durch ein Geräusch geweckt, und es schien ihm, als wenn eine Maus an seinem Kopfe im Stroh umher raschelte. Er öffnete die Augen und sah verdrießlich um sich her. Doch wie ward ihm plötzlich, als er die-

ſelbe Stimme wie in der vergangenen Nacht vernahm, welche zu ihm ſprach: „noch einmal kehrt das Glück zu dir zurück, doch ſei diesmal weiſer und folge mir.“

Erſtaunt und erfreut blickte er auf und ſah wirklich eine Maus, aus deren Munde die Worte zu kommen ſchienen. Raſch ſprang er auf und folgte dem Thierchen, das in eine Ecke des Gefängniſſes lief, wo ein ſtarkes Eiſengitter eine große Oeffnung verdeckte. Kaum berührte die Maus daſſelbe, ſo öffnete es ſich und Ibrahim ſäumte nicht, eilig hindurchzuſchlüpfen. Glücklich befand er ſich nun im Freien und ſah, daß er an einem tiefen Graben war, der das Gefängniß umgab. Auf der andern Seite kletterte die Maus empor, er folgte ihr eilig und befand ſich alsbald auf der freien Straße. Hier ſah er, daß das Thier plötzlich verſchwunden war, aber wer beſchreibt ſeine Freude, als er dagegen ſein altes Pferd erblickte, das ihm leiſe entgegen wieherte. Er ſäumte keinen Augenblick, ſich auf den Rücken deſſelben zu ſchwingen und alsbald jagte das treue Roß mit ihm von dannen.

Unaufhaltſam lief es mit ihm durch die langen Gaſſen von Damaskus; wo ſich eines der Thore befand, die in der Nacht geſchloſſen werden und die Straße verſperren, öffnete es ſich ſelbſt und ließ den Reiter hindurch. So gelangten ſie in wenig Augenblicken vor die Stadt und nach kurzer Zeit in den Sand der Wüſte, die nicht weit vor den Thoren von Damaskus anfängt und ſich in unendlicher Weite gen Oſten ausbreitet. Bald ſtieg der Tag empor und ohne Aufhören jagte das Roß mit einer unglaublichen Schnelligkeit von dannen. Ibrahim, der ſehr erfreut war, ſeinem Gefängniſſe ſo glücklich entronnen zu ſein, war doch nicht wenig erſtaunt, und es befremdete ihn, daß das Pferd in die Wüſte hinausjagte, und er dachte ſchon darüber nach, was wohl den Abend, ganz ohne Lebensmittel, wie ſie waren, zu machen ſei. Doch war er zu ſehr von der Klugheit des Pferdes überzeugt, als daß ſich ernſtliche Beſorgniſſe ſeiner hätten bemächtigen können.

So ritt er dahin den ganzen Tag und als die Sonne am Himmel hinabzusinken begann, quälte ihn der Durst heftig und er sah sich begierig nach einer Quelle um. Doch es war, als wenn das Pferd seinen Wunsch ahnete, denn es wandte sich alsbald nach einer andern Seite hin und in kurzer Zeit sah der junge Mann einen kleinen, mit Stein eingefaßten Brunnen vor sich, an dem er seinen Durst löschte. Wunderbar erfrischte ihn das Wasser und er fühlte seinen Körper von einer ungewöhnlichen Kraft durchdrungen, es regte sich eine Sehnsucht in ihm, ein unbekanntes Gefühl, etwas zu erreichen, was aber noch weit, weit von ihm lag. Er bestieg sein Roß wieder und ritt mit erneuerter Schnelligkeit dahin. Gegen Abend sah er fern am Horizont Gegenstände auftauchen, die er für eine große Stadt hielt, bei deren Anblick sein Herz heftiger schlug, wobei ihm eine innere Stimme zu sagen schien, er finde dort, was er suche. Als er aber näher kam, sah er zu seinem größten Erstaunen, daß das, was er vorhin für eine Stadt gehalten, nichts anders als eine Menge seltsam geformter Felsen war, die aber auch in der Nähe sonderbarer Weise kleinen und großen Häusern glichen.

Es trennte ihn noch eine kleine Anhöhe davon, und als er diese erstiegen, sah er von oben herab, wie die ganze Ebene vor ihm mit solch seltsam geformten Felsen bedeckt war.

Zu seinen Füßen sah er andere Steine in großer Menge, die das Ansehen von Zelten hatten; es war ein eigener Anblick, und wenn nicht an diesen grauen Massen die Oeffnungen für die Fenster und Thüren gefehlt hätten und wenn nicht Alles todtenstill gewesen wäre, hätte man glauben können, es sei wirklich eine Stadt von Menschen bewohnt, die sich ihre Wohnungen aus dem Fels gehauen.

Das Pferd wieherte beim Anblick dieses Thales laut und freudig und lenkte in eine der Gassen hinein, die sich vor den Blicken Ibrahims öffnete. Seltsam klang hier der Hufschlag des

Pferdes und der Jüngling schaute betroffen um sich her, denn es war ihm gerade, als müsse jetzt hinter einem dieser Felsstücke Jemand hervortreten, der nach seinem Begehren fragte. Doch Alles blieb still wie zuvor. Schon hatte Ibrahim eine Menge langer Gassen durchritten und das Pferd lenkte jetzt auf einen Platz, an dessen Ende sich ein mächtiger und großer Fels erhob, der in seiner äußern Gestalt einer mächtigen Königsburg glich. Da waren kolossale Thürme und breite Treppen, hohe Bogengänge mit schlanken Säulen, ausgedehnte Gebäude, aber Alles schien von der Natur selbst hervorgebracht zu sein, denn wenn man diese Werke sah, so schien es fast unmöglich, daß Menschenhände so etwas hervorbringen können.

An einer der großen Treppen dieser Burg hielt das Pferd und da es dem jungen Mann schien, als sei er hier am Ziel seiner Reise angelangt, so stieg er ab, ohne zu wissen, was nun zu beginnen sei. Da aber die Nacht schon mächtig hereingebrochen war, er sich auch von dem langen Ritt etwas ermüdet fühlte, so folgte er dem Beispiel des Pferdes, das sich auf den Boden niedergestreckt hatte, und legte sich unter eine der Treppen, wo er alsbald in einen tiefen Schlaf versank.

Am andern Morgen, als kaum der erste Strahl des Tages die Felsen beleuchtete, wurde Ibrahim durch das Wiehern seines Pferdes erweckt, rieb sich die Augen und als er ebenso wie gestern um sich die seltsamen Steingebäude erblickte, war er versucht, Alles anfänglich für einen Traum zu halten. Doch bald überzeugte er sich, daß er wache und Alles wirklich sehe. Er sprang empor und folgte dem Pferde, welches langsamen Schrittes und oft nach ihm umschauend, die Mauern der Burg entlang wandelte. Endlich blieb es vor einem kleinen Bogen stehen, und der Jüngling bemerkte mit Erstaunen eine schmale Treppe, die ungemein steil an der Wand empor führte. Hier blieb das Pferd stehen und sah auf, was Ibrahim alsbald für ein Zeichen nahm, daß es ihn

bitte, einen Verſuch zu machen, da hinauf zu klettern. Raſch war er hierzu entſchloſſen und ſtieg die ſchmale Treppe empor. Doch war's, als wollte dieſelbe faſt kein Ende nehmen. In allen möglichen Wendungen führte ſie über Thürme und Bogengänge hinweg, und oftmals blieb der junge Mann ſtehen, um rückwärts ſchauend die Felſenſtadt zu überſehen, die todt und ſtille zu ſeinen Füßen ausgebreitet lag.

Jetzt führte die Treppe vor eine ſchmale Pforte, durch welche Ibrahim in ein gewölbtes Gemach trat, in deſſen Mitte ſich ein viereckiger Stein erhob, auf welchem der junge Mann zu ſeinem größten Erſtaunen ein mächtiges Schwert liegen ſah. Wenn es ihm auch nicht in den Sinn kam, daß er ſtark genug ſei, dies Schwert zu ſchwingen, ſo trieb ihn doch die Neugierde, den Griff mit der Hand anzufaſſen. Er zog die Klinge aus der Scheide und als er ſie empor hob und ihr Funkeln und Leuchten ſah, ſchien das Schwert ganz für ſeine Größe zu paſſen, und es war ihm, als habe er es von jeher geführt.

Nachdem er ſich eine Zeit lang in dem Gemache vergeblich umgeſchaut, um ſonſt noch vielleicht etwas zu entdecken, ſuchte er einen Ausgang, um ſeinen Weg fortzuſetzen. Bald fand er auch die Treppe wieder, und als er auf ihr das Gemach verließ, ſah er, daß er ſich auf einem der höchſten Thürme der Burg befand, auf deſſen Spitze die Treppe führte. Wer beſchreibt aber ſein Erſtaunen, als er auf die Zinne dieſes Thurmes gelangt war und dort einen Adler erblickte, der ebenſo wie alle Gebäude in Stein ausgehauen zu ſein ſchien. An einem ſeiner Fänge befand ſich eine goldene Kette, die mit ihrem anderen Ende an die Mauer des Thurmes befeſtigt war. Ibrahim ging mehrere Male um den Adler herum, und je öfter er ihn betrachtete, je ſeltſamer ſchien ihm der gefeſſelte Vogel. Auf dem Kopfe trug derſelbe eine große goldene Krone, und in ſeinen Fängen hielt er Reichsapfel und Scepter.

„Das arme Thier!“ dachte Ibrahim bei ſich; „warum mag es

wohl mit dieser goldenen Kette festgeschlossen sein!“ Obgleich der Adler nur von Stein war, schien ihm dies sehr unpassend, und es kam ihm plötzlich die Idee, die goldene Kette zu lösen und die Figur des Adlers von diesem lästigen Schmucke zu befreien. Er faßte sie an, und versuchte, sie aus dem Gemäuer herauszuziehen, aber vergebens: sie schien mit dem Stein zusammengewachsen. Auch von dem Fänger des Adlers wollte sie sich nicht abstreifen lassen, weßhalb der Jüngling nach vielen vergeblichen Bemühungen, kurz entschlossen, sein Schwert zur Hand nahm und mit einem gewaltigen Hieb die Kette löste.

Kaum war dies aber geschehen, so hob der Adler seinen Kopf empor, schlug mit den Flügeln und schwang sich langsam in die Luft. Ueberrascht blickte ihm der Jüngling nach, doch sein Erstaunen vergrößerte sich, als der Adler jetzt hoch in den Lüften das Scepter, sowie den Reichsapfel in seine Hand fallen ließ, und darauf durch eine Bewegung des Kopfes ebenfalls die Krone herabwarf, die genau auf das Haupt des jungen Mannes fiel und da sitzen blieb.

Noch war dieser nicht zu sich selber gekommen, als er von unten herauf aus der vor wenigen Augenblicken noch so stillen Felsenstadt ein lautes Getümmel vernahm. Er blickte von der Zinne des Thurmes hinab und sah, wie sich plötzlich an den Häusern Fenster und Thüren öffneten und festlich geschmückte Menschen zum Vorschein kamen.

In den Straßen und besonders auf dem Platz vor der Burg wimmelte es bunt durcheinander und alle Köpfe richteten sich empor und sahen nach der Spitze des Thurmes, wo Ibrahim stand, so daß er verlegen zurücktrat und nicht wußte, was er davon denken sollte. Draußen vor der Stadt, auf dem Felde, wo er die Steine erblickt hatte, die wie Zelte aussahen, erhob sich ein lautes kriegerisches Getümmel. Da öffneten sich die Vorhänge der Leinwandhäuser und glänzende gewappnete Krieger traten heraus, um sich auf die Pferde zu schwingen, die alsbald, wie aus dem Boden hervorgestiegen, er-

schienen waren. Es strahlte und glänzte dort durcheinander, daß einem die Augen fast erblindeten, und lustige Musik erscholl, Trompetenwirbel und Hörnerklang.

Ibrahim schüttelte den Kopf und fuhr mit der Hand über die Augen, denn es war ihm, als habe er einen seltsamen Traum. Er besah Scepter und Reichsapfel in seinen Händen und befühlte die Krone auf seinem Haupte, aber Alles war und blieb wirklich da, schwer mit Gold und reich mit Steinen besetzt, eines mächtigen Königs würdig.

Immer mehr Volk wälzte sich auf den Platz heran, wo die Burg stand, und ihr freudiges Geschrei, ihr Plaudern und Jauchzen durch einander klang wie das Brausen des Meeres, wenn es die felsigen Ufer bespült.

Nachdem Ibrahim allem diesem noch einige Minuten zugehört und zugeschaut, stieg er die schmale Treppe wieder hinab und gelangte bald in das Gemach, aus dem er vorhin das Schwert mitgenommen. Doch war es nicht mehr leer, wie vor kurzer Zeit, sondern es befand sich hier eine Versammlung alter ehrwürdiger Männer mit weißen Bärten, die sich tief vor ihm verneigten und die Worte sprachen: „Gott und der Prophet möge unsern neuen König segnen und ihm eine lange glückliche Regierung schenken.“

Der Jüngling, der nicht wußte, was dies alles zu bedeuten hatte, schaute die Männer fragend an, worauf einer vortrat und zu ihm sprach: „Ehr' und Preis sei dir, o Herr und König, und Dank dem Propheten, daß er dich auswählte, um über diese Stadt und dieses Land zu regieren. Du hast den Zauber gelöst, der auf uns ruhte und sollst fortan unser Herrscher sein. Folge mir, o König, um dich deinem Volke zu zeigen, das dich mit Sehnsucht erwartet.

Ibrahim folgte dem Greise, der würdevoll voranschritt und durch eine andere Thür, die sich jetzt in dem Gemach zeigte, in hohe prachtvolle Säle des nun entzauberten Schlosses trat. Sie wandelten durch eine lange Reihe derselben, von denen einer immer reicher und

schöner ausgeschmückt war, als der andere, und traten endlich auf eine große Altane hinaus, wo das Volk, seinen König kaum gewahr werdend; ihn mit einem tausendfachen Lebehoch empfing, und in dies donnernde Geschrei mischte sich der Klang der aufgestellten Musikchöre.

So war denn aus Ibrahim, dem Sohne des alten Kameeltreibers, ein reicher mächtiger König geworden, und er regierte lange Jahre in Glück und Freude. Sein Bruder, der mit der Karawane hinausgezogen war, hatte sich ein kleines Vermögen erworben und glaubte darnach, er sei es, an dem die Prophezeiung, er werde ein großes Glück machen, in Erfüllung gegangen. Doch wie wunderte er sich, als er später seinen Bruder wiederfand, und ihn dieser auf dem Königsstuhle sitzend, mit der Krone auf dem Haupte empfing! Beide lebten darauf noch lange Jahre vergnügt mit einander.

„Und hiermit," schloß der alte Mann, „ist mein Mährchen zu Ende." Er stieß die Asche in seiner Pfeife zusammen und sah seine Zuhörer an, die aufmerksam seiner Erzählung gelauscht hatten.

„Aber das Mährchen kann noch nicht ganz zu Ende sein," nahm darauf der Emir el Hadsch das Wort; „denn was ist eigentlich aus dem Zauberpferde geworden, das ja anfänglich eine zu große Rolle spielte, als daß es so plötzlich verschwinden könnte."

„Ei," entgegnete der alte Mann, „das hätte ich fast vergessen, Ihr könnt euch denken, daß sich der junge König gleich nach dem Schicksal seines treuen Rosses erkundigte. Doch in der That, es war nirgends mehr zu finden. Als er darauf die Weisen seines Landes zusammenberief, waren sie einstimmig der Meinung, das Pferd sei der Genius ihres Königs gewesen, der ihn dem Willen des Propheten gemäß zu seinem Glücke geführt. Da ich nichts Besseres darüber zu sagen weiß," schloß der Alte seine Rede, „so müßt ihr schon mit dieser Auslegung zufrieden sein."

Die Erzählung des alten Mannes hatte für eine kurze Zeit die trüben Gedanken verscheucht, welche das Herz des Emir el Hadsch

erfüllten, doch als er jetzt von dem Feuer aufstand und allein seinen Zelten zuschritt, war er trauriger als je gestimmt, denn er konnte nicht absehen, wie das Gewitter, welches sich über seinem Haupte zusammenzog, abzuleiten sei. Es herrschte heute Nacht nicht wie sonst zu so später Zeit eine allgemeine Ruhe und Stille in dem Lager, sondern die meisten der Feuer brannten noch, und fast überall sah man, daß die Leute in den Zelten noch wachten, und eifrig zusammensprachen. Die Kunde von dem Ueberfall der Araber hatte sich mit Blitzesschnelle durch das ganze Lager verbreitet und erregte die mannigfaltigsten Bewegungen. Hier war es Hoffnung auf eine bessere Zeit, welche diesen und jenen antrieb, sich für die Zukunft die glänzendsten Luftschlösser zu bauen. Dort hielt die Furcht die Leute zusammen, und sie erzählten sich von dem Unheil, das durch einen dauernden Krieg mit den Arabern herbeigeführt würde. Am lebhaftesten und unruhigsten ging es aber heute Nacht in den Zelten der Derwische zu, und besonders in dem ihres Oberhauptes, der sich mit einigen seiner Untergebenen berathschlagte, was in dieser drohenden Gefahr zu thun sei; denn wie der alte Mann am Feuer heute Abend erzählt, hatte ihm jener Mameluk, der auch dem Emir den Befehl des Kalifen, augenblicklich zurückzukehren überbracht, heimlich einen Ferman überreicht, worin ihm befohlen wurde, alle Schritte des Emirs zu bewachen, und im Fall derselbe nicht augenblicklich gehorche, zu den äußersten Mitteln zu greifen, und ihn gefangen zu nehmen, oder im Nothfall sogar zu tödten.

Ueber diesen Ferman berathschlagte sich das Oberhaupt der Derwische und dieser, der einen unersättlichen Ehrgeiz besaß, und gern das Kommando der Karawane an sich gerissen hätte, setzte seinen Untergebenen gerade in einer langen Rede auseinander, wie nothwendig es sei, den Emir noch in dieser Nacht von seinem Posten zu entfernen, da er keine Miene mache, die Karawane zurückzuführen. „Der Prophet sei mein Zeuge," sprach der Imam, „es sind die

kam dem Alten närriſch vor, und er meinte, um ein Herz zu finden, brauche man nicht lange zu ſuchen, und in der Abſicht thäte er beſſer, in eine große Stadt zu gehen. Da gäbe es deren von jeder Façon und Caliber, hier in der Einſamkeit würde er vielleicht nicht ſobald eins finden; worauf ihm jener entgegnete: dieſe Stelle des Rheins habe ihn beſonders angezogen, und es ahne ihm, er würde hier ſeinen Zweck erreichen. Doch ſei das nicht zu ſeinem Glücke, denn wenn er ein Herz gefunden, das heiß liebend an ſeiner Bruſt ſchlüge, wäre er verloren. Der alte Fiſcher glaubte aber, es ſei ſeinem Miethsmann nicht richtig unter der Stirne und verließ ihn kopfſchüttelnd.

Dergleichen Unterredungen hielten die Beiden zuweilen; der Fiſcher ſaß auf einem alten Baumſtamm, der Andere lag ſchaukelnd im Boot auf dem Rücken und ſah in den vergoldeten abendlichen Himmel. So ſaßen ſie auch eines Abends, da frug der Fiſcher: „Nun, noch kein Herz gefunden?“ — „„Nein, nein,““ antwortete der junge Mann mit einem tiefen Seufzer. „Wenn ich Ihnen rathen ſoll,“ entgegnete der Fiſcher gutmüthig, „laſſen Sie das Suchen darnach ſein. Was man ſucht, findet man gewöhnlich nicht. Denken Sie einmal nicht mehr an das Herz, und ich bin überzeugt, ſie werden es bald antreffen. Und wie müßte denn das Mädchen zu dem Herzen ungefähr ausſehen? denn darauf wird's doch hauptſächlich ankommen.“ — „„Ach, das weiß ich nicht,““ ſprach jener, „„ſo lange ich denken kann, ziehe ich herum, mit öder leerer Bruſt und ſuche. Steh' ich einen Augenblick ſtill, ſo zieht ſich dunkel und drückend die Luft um mich zuſammen, läßt mich nicht raſten und beängſtigt mich, bis über meinem Haupte ein Blitz glüht und mit langem, zackigem Strahle weit hinfährt, mir den Weg zeigend, da ſei, was ich ſuche, und ich ſtürze ihm nach, und finde doch nichts. Ich liebe allgewaltig und weiß nicht, was ich liebe. Oft möchte ich Berg und Strom, Feld, Wald und alle Menſchen an meine Bruſt drücken. Aber ſie ſind wohl recht freundlich und ſchön anzuſehen, haben aber doch kein Herz für mich. An die Bruſt der großen herrlichen Erde habe ich mich geworfen; doch ihr Buſen iſt kalt, und ihr Herz ſchlägt nicht liebend gegen meines.““

„Sie ſuchen,“ meinte der Fiſcher, „und wenn Sie gefunden, ſind Sie verloren? Wie verſtehe ich das?“

„„Das Finden iſt mein Ziel, und das Ziel iſt das Ende meiner Laufbahn,““ entgegnete jener. „„Ich ſehne mich aber nach dem Ende. Es iſt mir fremd und unheimlich in der Welt, in dem hellen Sonnenlichte, welches Alles ſo einfach und trocken beweiſt, die Bruſt ausdörrt und mit dem brennenden Durſt erfüllt, den euch Menſchen ein Mund voll kühler Erde am Ende eurer Laufbahn ſtillt. Das iſt euch

augenscheinlichsten Beweise da, daß der Emir auf Verrath gegen unsern Herrn, den Kalifen, sinnt. Hat mir doch der eigene Haushofmeister und Leibdiener desselben, der Neger Hassan, die Mittheilung gemacht, daß er einen vornehmen Araber von dem Stamme Almansor, unsers mächtigsten Feindes, bei sich verborgen hält. Warum sollten wir also zögern, um einen Mann unschädlich zu machen, der uns in das Verderben führen wird. Ich stimme für seine Gefangenschaft oder seinen Tod."

„Und auch wir," sagten die anderen Derwische. „Gefangenschaft oder Tod!"

In diesem Augenblick öffnete sich langsam der Vorhang des Zeltes und das schwarze Gesicht des Negers Hassan blickte herein. Er verbeugte sich tief vor dem Imam und sprach dann hastig aber mit leiser Stimme: „verzeih mir, o Herr, daß ich euch störe, aber ich komme nur, um dir eine neue Meldung zu machen, die dich in Schrecken versetzen wird. Schon heute Nachmittag bemerkte ich am fernen Horizont leichte Staubwolken, die von Zeit zu Zeit aufstiegen, aber anfänglich achtete ich nicht darauf. Doch als die Sonne sank und ihre letzten Strahlen über die Ebene hinwarf, zuckten aus jenen Sandwolken einzelne Blitze empor, die meinem geübten Auge verriethen, daß sich zahlreiche Reiterschaaren der Karawane nähern. Ich blieb auf meiner Hut und merkte auch bald nachher, als die Nacht heraufgestiegen war, in der Ferne deutlichen Hufschlag, der immer näher kam. O Herr, meine Vermuthung hat sich nicht getäuscht, denn soeben rückten in aller Stille zwei große Züge Beduinen heran, die sich, als sei es verabredet, geräuschlos bei unsern Zelten lagerten."

Die Nachricht des Negers brachte bei den Derwischen keine geringe Bestürzung hervor, und als gleich darauf die Berathschlagung über den Emir fortgesetzt wurde, beschloß man einstimmig seinen Tod, der noch in dieser Nacht erfolgen sollte, und Hassan, der ungetreue Diener, sollte diesen Beschluß ausführen.

Während ſich dies begab, ſchritt der Emir el Hadſch ſeinen Zelten zu, und da er wohl wußte, daß in der jetzigen Zeit eine verdoppelte Wachſamkeit nöthig wäre, ging er um ſeine Zelte herum, um nach den ausgeſtellten Wachen zu ſehen; doch wie erſtaunte er, als er ſah, daß hinter denſelben eine große Menge Beduinen gelagert war. Er bemerkte trotz der Dunkelheit ihre weißen Mäntel und das Leuchten ihrer Säbel und Lanzenſpitzen. Eilig wandte er ſich um und trat in das Zelt, wo jener junge Araber bewacht wurde.

Beim Eintritt des Emirs erhob ſich dieſer raſch von ſeinem Lager und ſagte zu ihm: „Dank ſei dem Propheten, o Herr, daß er dich zu mir geſandt. Ich war in großer Sorge und Bekümmerniß, und habe umſonſt heute Abend verſucht, zu dir zu gelangen; doch verhinderten mich die Wachen daran. Bei dem Propheten flehe ich dich an, o Herr, laß mich mit dir in dein Gezelt treten und in deiner Nähe bleiben. Vielleicht daß ich ein Unheil, das dir droht, von deinem Haupte abwenden könnte.“

Der Emir el Hadſch, der von den Vorfällen dieſer Tage ſehr beſtürzt war, bewilligte dem jungen Araber gern ſeine Bitte und nahm ihn mit ſich in ſein Zelt. Hier ließ er ihn niederſitzen und klatſchte dreimal in die Hände, worauf auch alsbald der Leibneger Haſſan erſchien und ſich tief verneigend in dem demüthigſten Tone fragte, was zu ſeines Herrn Befehl wäre? Der Emir verlangte Pfeife und Scherbet und Haſſan entfernte ſich augenblicklich, um Beides zu beſorgen.

Mit funkelnden Augen hatte der junge Araber unabläſſig in das Geſicht des Negers geſpäht, und als dieſer jetzt wieder mit den verlangten Pfeifen und dem Scherbet eintrat, folgte er mit der größten Aufmerkſamkeit allen ſeinen Bewegungen. Der Emir nahm ſeine Pfeife und der junge Araber, der nahe zu ihm hingerückt war, lehnte die ſeinige neben ſich hin, indem es ſchien, als ſei er begierig, zuerſt einen Schluck von dem Trank zu nehmen, den ihm der Neger darreichen würde.

Haſſan verbeugte ſich vor ſeinem Herrn, indem er ihm die Scherbetſchaale darreichte, und der Emir nahm eine davon. Doch kaum hatte er eine Bewegung gemacht, ſie an ſeine Lippen zu ſetzen, als der junge Mann plötzlich emporſprang, den Neger ergriff und ihn unter dem Ausrufe: „Trink nicht, o Herr, trink nicht, es iſt vielleicht Gift darin!“ zu Boden warf. Leichenblaß ließ der Emir die Hand mit der Schaale niederſinken, ſo daß der Scherbet herausfloß. Doch ſein Geſicht nahm einen noch größeren Ausdruck des Schreckens an, als er jetzt in dem Gefäß einen weißen zuckerartigen Stoff erblickte, den ſein an ſolche Sachen gewohntes Auge ſogleich als Gift erkannte. „Geſtehe,“ rief der Araber dem Neger zu, der ſich unter der mächtigen Fauſt des jungen Mannes wand, „geſtehe, warum haſt du deinen Herrn vergiften wollen?“

Obgleich Haſſan bei dieſer Frage die Lippen auf einander biß und dumpf vor ſich hinſtarrte, ſo wußte ihn doch der Araber ſo mit Drohungen in die Enge zu treiben, daß er nach wenigen Augenblicken Alles geſtand, und zähneklappernd erzählte, daß ihn das Oberhaupt der Derwiſche zu dieſem Schritt überredet, daß des Emirs Tod beſchloſſen ſei, und wenn auch ſein Anſchlag mißglückt wäre, ſo möge er ſich doch ohne Zögern durch eine ſchnelle Flucht retten, denn es fänden ſich bald andere Mörder, die ihn nicht verfehlen würden.

Der unglückliche Emir konnte kein Wort hervorbringen, denn wenn er ſich auch das Schlimmſte vorgeſtellt hätte, ſo wäre es ihm doch nie in den Sinn gekommen, daß ihn der Kalif ſo ohne Recht und Urſache in die Hände ſeiner bitterſten Feinde geben würde. Vor Schmerz zerriß er ſein Gewand von oben bis unten, und indem er Gott und den Propheten anrief, ſagte er ſich feierlich von ſeinem Herrn dem Kalifen los.

Der junge Araber hielt den Neger noch immer mit der Hand feſt und als er alles, was er wußte, geſtanden, drückte er ihn mit der rechten Hand auf den Divan nieder, während er mit der linken

langsam den Dolch aus seinem Gürtel zog. Hassan, der diese Bewegung wohl sah und zu deuten wußte, versuchte in gräßlicher Angst ihm den Arm festzuhalten und wandte sich mit flehenden Worten an seinen Herrn, indem er ihn laut schreiend bat, er möge ihn doch von dem gewissen Tode erretten. Doch der Emir, von dem Verrath eines Dieners, den er beständig hoch gehalten und gut behandelt hatte, auf's Tiefste erschüttert, verhüllte das Haupt in seinen Mantel und wandte das Gesicht ab. So lang hatte der junge Mann gewartet, und als er durch diese Bewegung des Emirs sah, daß er den ungetreuen Diener seinem Schicksal überlassen wolle, führte er mit unglaublicher Schnelligkeit einen Stoß gegen die Brust des Negers, der darauf ohne einen Laut von sich zu geben, auf den Boden des Zeltes fiel.

Der junge Mann warf seinen reich mit Steinen besetzten Dolch über ihn, zum Zeichen, daß hier kein gewöhnlicher Mord geschehen sei; darauf faßte er die Hand des Emirs und rief ihm zu: „Auf, Herr, erhebe dich, komm und folge mir. Du darfst keinen Augenblick länger hier säumen. Wir müssen noch in dieser Nacht von dannen. Glaube nur, was der Sklave dort sagte, daß der Imam Hände genug finden wird, die nach deinem Leben trachten. Wer weiß, ob nicht schon der Tod in einer andern Gestalt über deinem Haupte schwebt."

Willenlos erhob sich der Emir, aber an der Zeltwand blieb er stehen, indem er die Hände vor das Gesicht hob und den Namen seiner Tochter Zemire aussprach. Bei diesem Worte blitzte das Auge des Arabers mit einem ungewöhnlichen Feuer und er wandte sich rasch nach der Seite, wo der Eingang in ihr Zelt war. „O eile," sagte er zum Emir, „eile, deine Tochter zu holen, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Rasch ging der Emir in das anstoßende Zelt und kehrte nach wenig Augenblicken mit dem Mädchen zurück, das überrascht, zu so später Stunde aus dem süßen Schlaf geweckt zu werden, kaum ihren

Augen traute, als ſie jenen jungen Araber erblickte, deſſen Geſtalt ſo ſchön war und deſſen Auge ſo feurig blitzte. Noch größer war aber ihre Ueberraſchung, als ihr der Vater verkündigte, daß ſie augenblicklich entfliehen müßten. Doch brauchte er keine lange Ueberredung bei ihr anzuwenden, und als der junge Mann ehrerbietig ihren Schleier faßte, und einen feurigen Kuß darauf drückte, wobei ſich ihre Augen begegneten, faßte ſie den Arm ihres Vaters und alle drei verließen eilig und ſchweigend das Zelt.

Langſam ſchritten ſie durch die Wachen, bis zu dem Platz, wo die Beduinen gelagert waren, die heute Abend angekommen, und hier nahm der Araber eine kleine ſilberne Pfeife aus ſeinem Gürtel mit der er einen einzelnen ſeltſam klingenden Ton angab, worauf die Beduinen, die in tiefem Schlaf zu liegen ſchienen, plötzlich in die größte Bewegung geriethen. Leiſe erhoben ſich alle und man vernahm kaum das Klirren ihrer Waffen, als jeder zu ſeinem Pferde trat. Im gleichen Augenblicke erſchienen einige von ihnen, die mehrere Pferde an der Hand führten, auf die ſich der Emir, Zemire und der junge Araber ſchwangen. Zugleich erhoben ſich alle Beduinen in ihre Sättel und es ſah aus, als hebe ſich eine gewaltige weiße Wolke von der Erde empor. Nun ſetzte ſich der Zug in Bewegung, erſt langſam und leiſe, dann mit größerer Schnelligkeit und als ſie das Lager der Pilgerkarawane eine Strecke hinter ſich hatten, griffen die Pferde luſtig aus und flogen dahin, wie vom Sturmwind gejagt.

Der junge Araber ritt beſtändig neben Zemire und ſagte ihr hie und da bei dem ſcharfen Ritt ein freundliches Wort oder er führte zuweilen ihr Pferd und leiſtete ihr alle kleinen, nur möglichen Dienſte, die das junge Mädchen gerne anzunehmen ſchien. So ritten ſie die ganze Nacht fort und als der erſte Strahl des Tages im Oſten aufzudämmern begann, ſahen ſie vor ſich in der Ferne eine Menge Zelte erſcheinen und Waffen blitzten auf der ganzen Ebene empor. Bald hatten ſie jenes Lager erreicht und ritten durch die Zeltgaſſen durch und der Emir ſah, daß ſie ſich bei einem mächtigen

Araberſtamme befanden. Die Beduinen, die neben ihren Pferden auf der Erde lagen, erhoben ſich beim Herannahen des Zuges und alle legten ihre Hand ehrerbietig an Bruſt und Stirn beim Anblick des jungen Arabers und des Emirs.

So gelangten ſie zu einem großen prachtvollen Zelte, wo der junge Mann vom Pferde ſprang, um den Emir, ſowie deſſen Tochter ehrerbietig in das Innere deſſelben zu geleiten. Hier wurden ſie von einigen Sklaven empfangen und einer derſelben reichte dem jungen Mann knieend einen Ferman dar, den dieſer haſtig öffnete und aufmerkſam las.

Bei jeder Zeile, die er durchflog, nahm ſein Geſicht einen freudigeren Ausdruck an, und als er zu Ende war, überreichte er das Pergament mit dem Ausruf: „der Prophet ſei gelobt!“ dem Emir, der es in die Hand nahm und mit dem größten Erſtaunen die Worte las:

„Mein Sohn Abdallah!

Die Gnade Gottes und des Propheten hat mich beſchützt und mir geholfen, und dein Vater, der Kalif, ſchreibt dir dieſe Worte vom Throne ſeiner Väter, den er rechtmäßig in Beſitz genommen. Wenn ich auch mit den Waffen in der Hand bis an die Kalifenſtadt Kairo drang, um das Unrecht und die Schmach zu vergelten, die mein Bruder an mir und meinen unglücklichen Brüdern gethan, ſo hat doch die Gnade des Propheten es nicht zugelaſſen, daß ich die Hand gegen meinen Bruder erhob.

Der Kalif Abdallah, der in Gott ruhen möge, lebt nicht mehr, und da er ohne Nachkommenſchaft zurück zu laſſen zu den Freuden des Paradieſes einging, ſo nahm ich von dem erledigten Throne Beſitz und ich kann mit Stolz ſagen, daß mich das ganze Volk mit Jubel und Freude empfing. Kehre eilig zu mir zurück und der Prophet möge dich beſchützen.

So geſchrieben in meinem Palaſte zu Kairo.

Dein Vater der Kalif Almanſor.“

Nachdem der Emir el Hadſch dieſe Zeilen geleſen, konnte er vor Verwunderung kein Wort hervorbringen und beugte ſich tief und ehrerbietig zur Erde nieder. Doch leuchtete Freude und Glück aus ſeinen Augen. Nicht ſo erging es der armen Zemire, und ſie hatte kaum erfahren, daß ihr junger unbekannter Beſchützer durch die Gnade des Propheten ein mächtiger Prinz geworden, als ihr Herz von einer Betrübniß und einem Kummer erfüllt war, deren Urſache ſie ſich nicht erklären konnte.

Prinz Abdallah ließ dem Emir el Hadſch und ſeiner Tochter die prächtigſten Zelte einräumen, worauf er ſich von ihnen beurlaubte und mit einer großen Anzahl Reiter nach der Pilgerkarawane zurückkehrte, wo er Alles in der größten Unruhe und Aufregung antraf.

Schon hatte ſich dort durch einige Reiter, die in der Nacht von Kairo angekommen waren, die Nachricht von der Thronbeſteigung des neuen Kalifen Almanſors verbreitet, und der größte Theil der Karawane war über dieſe Nachricht in Freude und Entzücken ausgebrochen. Hiezu kam aber plötzlich die Schreckenskunde, daß der Emir el Hadſch in der Nacht verſchwunden ſei, daß man ſeinen Leibneger Haſſan ermordet gefunden habe und wie ein Blitz durchlief ein Gerücht das Lager, daß das Oberhaupt der Derwiſche auf Befehl des verſtorbenen Kalifen den Emir el Hadſch gefangen genommen habe.

Das Volk, das den Emir wegen ſeiner Großmuth und ſonſtiger guten Eigenſchaften ſehr liebte, gerieth darüber in Aufruhr und verſammelte ſich ſchaarenweiſe vor den Zelten der Derwiſche, indem es mit wüthenden Worten und ſchrecklichen Drohungen die Herausgabe des Emirs verlangte. Umſonſt betheuerte der Imam, er wiſſe nichts von ihm und bot dem empörten Volke an, man ſolle ſeine Zelte durchſuchen. Vergebens, denn auch ſchon unter den Sklaven des Imams hatte ſich ein Verräther gefunden, der ausgeſagt, daß man geſtern den Tod des Emirs beſchloſſen und daß

Haſſan, der Neger, abgeſchickt worden ſei, um ſeinen Herrn zu vergiften.

Dieſe Kunde brachte das Volk in vollkommene Empörung. Man riß das Zelt des Imams und aller der Derwiſche, welche bei jener Verhandlung zugegen geweſen waren, in Stücke, und wenn ſich nicht einige angeſehene Männer auf's Eifrigſte und Nachdrücklichſte für die Derwiſche ſelbſt verwendet hätten, ſo würde es ihnen ebenſo ergangen ſein.

Doch ſo ſehr ſich auch Prinz Abdallah bemühte, das Volk zu beruhigen, indem er verſicherte, daß dem Emir kein Leides geſchehen ſei, ſo konnte er doch nicht verhindern, daß aus einem der dichten Haufen, welche die Zelte der Derwiſche umſtanden, ein Piſtolenſchuß auf das Oberhaupt derſelben geſchah, der den Imam todt zu den Füßen des Prinzen niederſtreckte.

Wie es denn nun gewöhnlich bei ſolchen Sachen geht, daß oft mit dem Tod eines einzigen Menſchen ſeine ganze Partei auseinanderfällt, ſo auch hier. Kaum war der Imam todt, der den Verſuch gemacht hatte, das Volk gegen den Emir el Hadſch aufzuwiegeln, ſo wandte ſich die kleine Partei, die noch als eifrige Anhänger an den Kalifen da war, auch zu dem neuen Herrn und das Lager erdröhnte von dem Rufe: „Heil unſerm neuen Kalifen, Heil dem Kalifen Almanſor!“

Prinz Abdallah verſammelte die mächtigſten und weiſeſten Männer der Karawane um ſich und ließ aus ihrer Mitte einen Mann wählen, den er mit der Würde eines Emir el Hadſch bekleidete, und der die Pilger vollends nach Mekka führen ſollte; denn er kannte wohl den Widerwillen, mit welchem der Oberſchatzmeiſter Muſtapha jenen Poſten angenommen hatte, und er wollte ihn, und beſonders ſeine Tochter Zemire, nicht neuen Widerwärtigkeiten oder gar neuen Gefahren ausſetzen.

Als die Karawane darauf am andern Morgen wieder gen Mekka aufbrach, blieben viele Reiter zurück, die ſich dem Prinzen

Abdallah anſchloſſen und mit ihm gen Kairo heimkehren wollten. Kaum graute der Morgen, ſo brachen beide Schaaren auf, die Karawane zog gen Oſten und Prinz Abdallah mit ſeinen Reitern gen Weſten, dem Lager ſeines Stammes zu, das er auch mit ſinkender Nacht erreichte. Er theilte dem Emir el Hadſch mit, was er auf Befehl ſeines Vaters, des Kalifen, bei der Karawane angeordnet, worauf ſich der Oberſchatzmeiſter lächelnd den langen grauen Bart ſtrich, und ihm entgegnete: „der Prophet hat dich mit ſeiner vollen Weisheit erleuchtet, o Herr, und du haſt das Beſte erwählt. Sieh, ich bin ein alter Mann, und möchte dereinſt gerne an den Ufern des Nils begraben werden, das heißt," ſetzte er lachend hinzu, „nachdem ich noch einige Jahre unter der weiſen Regierung des Kalifen, deines Vaters, mich meines Lebens gefreut habe. Auch Zemire wird lieber gen Kairo zurückkehren, als auf's Neue eine weitere Reiſe durch die Wüſte antreten."

Zemire antwortete hierauf nichts, ſah aber den jungen Mann mit einem vielſagenden Blicke an, den dieſer dadurch erwiederte, daß er die Hand auf ſein Herz legte und ihr leiſe zunickte.

Am andern Morgen brach der ganze Stamm gen Kairo auf, und in ſeiner Mitte ritt Muſtapha, der Prinz Abdallah und Zemire. Da man jetzt größere Märſche machte, als es die Karawane gethan, ſo erreichte man nach einigen Tagen Kairo, wo ſich ſchon das Gerücht von der Ankunft des Prinzen Abdallah verbreitet hatte. Die Straßen waren mit zierlich geputzten und geſchmückten Menſchen angefüllt und es herrſchte in der alten Kalifenſtadt faſt ein größeres Leben, als damals, wo die Pilgerkarawane ausgezogen. Das Volk Kairo's feierte nämlich große Feſte zur Feier der Thronbeſteigung ihres neuen Kalifen Almanſors, deſſen Güte und Großmuth bei allen älteren Leuten noch in friſchem Andenken ſtand und den deßhalb Alt und Jung auf das Herzlichſte liebte.

Daher war auch alles Volk nicht wenig begierig, ſeinen Sohn, den Prinzen Abdallah zu ſehen, und eine große Menge Reiter kam

ihm schon weit vor der Stadt entgegen, denen sich eine unzählige Menge Volks anschloß, welche die Ankommenden im Triumph zu dem Thor begleitete. Auf den Straßen stand das Volk in dichten Haufen und rief dem Prinzen Abdallah, sowie dem Oberschatzmeister Mustapha ihre freudigen Grüße entgegen.

„Der Prophet sei gelobt!“ riefen die Männer, „und Gott sei gepriesen, daß er dem Kalifen einen Sohn geschenkt, der durch seine Klugheit und Umsicht einen so würdigen und tapferen Mann rettete, wie Mustapha, der Oberschatzmeister ist.“

„Gelobt sei der Prophet,“ schrieen die Weiber an den Fenstern, indem sie ihre langen Schleier herabflattern ließen, „gelobt sei der Prophet, daß er den Prinzen Abdallah glücklich heimbegleitete. Seht was für ein schöner Mann es ist und wie stattlich er zu Pferde sitzt!“

So gerührt auch die Ankommenden bei dieser Freude des Volks waren, so hielten sie sich doch nicht länger in den Straßen auf, als eben nöthig war, um durch die dichte Volksmenge zu dringen, und begaben sich gleich nach dem Palaste des Oberschatzmeisters, wo sie alsbald neue Pferde bestiegen, um sich zur Burg des Kalifen zu begeben, der sie erwartete. Abdallah bestand darauf, daß auch Zemire bei der Begrüßung seines Vaters nicht fehlen dürfe, weßhalb alle Drei nach dem Serail ritten, in dessen Thor ihnen zahlreiche Sklaven entgegen kamen, die sie nach den Gärten führten, wo sich der Kalif gerade aufhielt.

Dem Oberschatzmeister Mustapha klopfte gewaltig das Herz, als er jetzt wieder unter diesen Gängen wandelte, die er vor kurzer Zeit unter so traurigen Verhältnissen verlassen, und es war eben so sehr der Gedanke an die Art, wie ihn der verstorbene Kalif entlassen, als seine Erwartung, wie ihn der neue Kalif empfangen, was ihm die Brust bewegte. Prinz Abdallah richtete seine Schritte nach derselben Laube hin, wo Mustapha damals die letzte Audienz gehabt, und mit gesenkten Augen trat der Oberschatzmeister, sowie

ſchrecklich, ihr wehrt euch dagegen und ertragt lieber die Pein des Durſtes, als daß ihr jene moderige Sättigung herbeiwünſcht. — Ich aber ſuche ein Herz, und wenn ich das gefunden, kühlt ſich mein Leben ab und erlöſcht in einem langen, langen Kuſſe.““

Darauf wußte ihm nun der Fiſcher nichts zu antworten, indem er ihn nicht verſtand, und er mochte auch wohl ſicher glauben, es ſei ſeinem Gaſte nicht hell im Geiſte. Genug, er ſtieß ſchweigend die Aſche in ſeiner kurzen Pfeife zuſammen und ſummte ein altes Lied vor ſich hin.

Plötzlich hielt er inne und blickte nach dem Gipfel des gegenüber liegenden Lurleyfelſen. „Hört Ihr nichts!“ rief er dem jungen Manne zu. „Horcht! ſie ſingt!“

„„Wer ſingt!““ rief dieſer und ſaß wie feſt gebannt, von den zauberiſch ſchönen Tönen, welche gleich goldenen Strahlen durch das Felsthal zitterten und tief in die Bruſt drangen. „„Wo iſt ſie, die da ſingt?““ — „Das iſt die Lurley,“ ſprach der alte Fiſcher und ſchlug ein Kreuz. Meine Augen ſind zu ſchwach, ſie zu erkennen, doch ſchauen Sie ſcharf nach dem Gipfel jenes Felſens, ſehen Sie denn nichts?“ Haſtig entgegnete der Jüngling, welcher aufgeſprungen war: „Auf der höchſten Kuppe des Berges, einem Felszacken, der faſt über dem Rheine hängt, ſeh' ich eine weiße Geſtalt; ſie hat das Geſicht von uns abgewendet und ſchaut den Strom hinab. Ein ſeegrüner Schleier umhüllt die ganze Figur und weht um ihre Füße. Ihr reiches, blondes Haar flattert im Winde, ein herrlich gewachſenes Weib! o ſie muß ſchön ſein, dieſe Lurley! — Ob ſie wohl ein Herz hat, Fiſcher?“ Der ſchaute entſetzt empor und antwortete: „Nein, nein, die hat kein Herz. Stopfen Sie Ihre Ohren zu und kommen Sie hinweg, ſehen Sie ihr nicht in's Geſicht und fliehen Sie, eh' Sie den Kopf herumwendet. Ja freilich, ſollte die Sie in dies Thal gezogen haben und Sie wollten die kalte Nixe an Ihr Herz drücken, ſo ſind Sie gewiß verloren.“ Vorn übergebeugt ſtand der junge Mann, und die Strahlen der Abendſonne, welche ſich durch einen Felsſpalt ſtahlen, beleuchteten ein freudig verklärtes Geſicht. Er hielt ſeine Hände emporgeſtreckt und ſagte in gebrochenen Sätzen zum Alten, der ihn bei der Hand ergriffen hatte: „Laßt mich, o laßt mich! ſeht dies reine fromme Geſicht! Sie hat ein Herz, ſie muß eins haben! Und ſollte ich dort von dem Felſen herabſtürzen, nachdem ich ſie an meine Bruſt gedrückt, ich muß hin zu ihr — führt mich hinüber!“ Der Fiſcher trat einen Schritt zurück. „Plagt Euch der Teufel,“ rief er, „Ihr wollt den Felſen hinauf zu der Zauberin, der verdammten Hexe! Seht einmal die Höhe an. Ob ein Theil Eures hübſchen Körpers wohl zuſammenhält, wenn Ihr da kopfüber herunterkommt? Ich bitte Euch, geht mit.“

Zemire vor ihren neuen Herrn. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als ihn eine bekannte Stimme anredete, und er aufblickend in dem Kalifen Almansor den Schech Harun erkannte, der ihm in der Wüste angeblich von seinem Bruder die Grüße des Friedens überbrachte.

Man kann sich leicht denken, daß Mustapha mit aller Herzlichkeit empfangen wurde, und es versteht sich von selbst, daß ihm die Aemter, die er unter dem früheren Kalifen besessen, alle wieder ertheilt wurden. Er dankte dem Kalifen gerührt für seine Gnade und wußte sich vor Freude über den glücklichen Ausgang seines Pilgerzugs kaum zu fassen. Doch wer beschreibt sein Entzücken und seinen Stolz, als Prinz Abdallah jetzt die Hand Zemirens ergriff und den alten Mann bat, sie seinem Vater, dem Kalifen, als seine geliebte Braut vorstellen zu dürfen.

Alle priesen Gott und lobten den Propheten und kurze Zeit darauf wurde die Vermählung des glücklichen Paars mit unerhörter Pracht gefeiert.

Als nach einigen Monaten die Karawane glücklich aus Mekka zurückgekehrt, hatte der Oberschatzmeister Mustapha, der sich lebhaft der Märchen erinnerte, die ihm in der Wüste jener alte Mann am Feuer erzählt, nichts Eiligeres zu thun, als ihn aufsuchen zu lassen. Glücklicherweise war er auch nicht den Mühseligkeiten der Reise erlegen, und erhielt zu seinem nicht geringen Schrecken einen Befehl, vor dem Oberschatzmeister des Kalifen zu erscheinen. Doch wie groß war seine Freude, und wie erstaunte er, als er in Mustapha jenen fremden Mann wieder erkannte, den er für einen Kameeltreiber gehalten und dem er seine Märchen erzählt.

Mustapha behielt ihn bei sich und noch lange Jahre versammelten sich Prinz Abdallah und Zemire bei ihrem Vater in der schönen Halle am Nil, wo ihnen der alte Mann noch manch schönes Märchen erzählte, von denen ich vielleicht später noch einiges meinen Lesern mittheilen werde.

KÖNIGLICHE STAATS-

F. W. Hackländer's Werke.

XV. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Fünfzehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpreſſendruck der J. G. Brandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Der geheime Agent.

Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Alfred, regierender Herzog.
Die Herzogin Wittwe ſeine Mutter.
Prinzeſſin Eugenie, Nichte der Herzogin.
Graf Steinhauſen, erſter Miniſter.
Graf Oskar, deſſen Neffe.
Der Oberhofmeiſter.
Ein Geheimer-Rath.
Der Kammerherr vom Dienſte.
George, Kammerdiener des Herzogs.
Herren und Damen vom Hofe, Räthe, eine Kammerfrau, Bediente.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erſter Aufzug.

Reicher Salon, Thüren im Fond und zu beiden Seiten, rechts iſt ein Fenſter. *

Erſter Auftritt.

Der Herzog. Graf Steinhauſen. Der Geheimerath, zwei Räthe. (Der Herzog ſteht an dem Tiſche links — die Miniſter etwas im Hintergrunde.)

Herzog.

Sind wir zu Ende, meine Herrn?

(Alle bis auf den Grafen machen eine tiefe Verbeugung.)

Ah, Graf, Sie haben noch etwas auf dem Herzen? Laſſen Sie hören!

Graf.

Euer Durchlaucht werden zu Gnaden halten, daß ich eine Sache abermals zur Sprache bringe.

Herzog.

Abermals? Doch nicht eine Sache, die ſchon erledigt iſt?

(Der Graf verbeugt ſich tief.)

Sie werden mich noch ungeduldig machen. Wird nicht jede Maßregel lange vorher, ehe ich noch darum weiß, von meinen weiſen Räthen reiflich erwogen und dann durch meine Mutter gut

* Rechts und links vom Zuſchauer.

Tief iſt der Rhein,
Doch tiefer die Pein
In meinem Herzen,

ſang die Fee auf ihrem Felſen in lang gehaltenen, ſchmerzlichen Tönen, ſo daß das Laub aufzitterte und die Wellen des Stromes ihr Beifall plätſcherten. „Hört Ihr!“ rief der junge Mann, „ſie hat ein Herz und fühlt in ihrem Herzen, ſie iſt traurig. Schifft mich über, Fiſcher, ich muß hinauf. Es iſt das Herz, welches ich lange geſucht, ich fühle es durch dieſe Töne, welche meine Bruſt erwärmen und mit unendlicher Glut erfüllen. Schifft mich über, oder ich ſpringe in den Fluß und verſuche an's andere Ufer zu ſchwimmen.“ — „Gott im Himmel!“ ſprach der Fiſcher, „ſoll denn die Hexe wieder ein Opfer haben! Laßt doch ab, junger Herr, bleibt hier. — So haltet doch in Teufel's Namen! ich will Euch fahren!“ Er riß jenen am Arm zurück, der ſich eben anſchickte, in den Rhein zu ſtürzen. Unter ſtetem Fluchen, aber behende, machte der Fiſcher das Boot los, warf Ruder und Stange hinein, und die Beiden ſtießen in den Strom. „Wenn Ihr denn nun einmal in Euer Verderben rennen wollt, ſo hört wenigſtens von mir altem Mann einige Rathſchläge, die Euch vielleicht nützen können. Klettert vorſichtig die Felſen hinauf und bereitet Euch, oben angekommen, darauf vor, von der Fee mit lautem Lachen und abwehrender Geberde empfangen zu werden, nicht mit liebenden Worten, wie ihr jetziger Lockgeſang; verliert dann in der Beſtürzung über ſolchen Willkomm nicht das Gleichgewicht, ſondern tretet auf ſie zu und ſprecht ſie im Namen Gottes an, dann ſollt Ihr auch gleich die Teufelin erkennen.“ Jetzt fuhr das Boot in das Schilf am jenſeitigen Ufer, das ſonderbar an den Wänden hinaufflüſterte. Der junge Mann ſprang heraus und wollte in die Felſen, aber der Fiſcher hielt ihn noch einen Augenblick zurück. „So denkt daran, was ich Euch eben geſagt. Wollt Ihr? ich will indeß zu Haus für Euch beten.“ — „„Ja, ja, ich werde ſo thun,““ entgegnete jener und eilte davon. „„Warte nicht auf mich!““ rief er noch von Weitem zurück. „„Ich rufe Holüber! wenn ich wieder herunter komme.““ — „Darauf werd' ich lange warten,“ ſeufzte der Fiſcher wehmüthig und arbeitete ſich wieder an's andere Ufer; doch oft hielt er mit Rudern inne, und ſah an dem immer dunkler werdenden Lurley-Felſen empor. Er hörte die Waſſerjungfrau ſingen, doch der Jüngling war zwiſchen dem Geſträuch und den Zacken verſchwunden.

Mehre Stunden lag der Fiſcher auf ſeinem Lager in dem kleinen Häuschen und konnte nicht ſchlafen. Stets hatte er ſein Ohr nach einem Fenſter gerichtet, welches auf den Rhein ging, und immer fürch-

geheißen? Wozu denn immer auf Sachen zurückkommen, die beendigt sind?

Graf.

Ihre Durchlaucht, die Frau Herzogin selbst —

Herzog.

Meine Mutter — ?

Graf.

Hochdieselben waren schon damals mit der vorzutragenden Maßregel durchaus nicht einverstanden und nur die gewissenhaftesten Rücksichten für die hohe Mutter meines Herrn bewegen mich —

Herzog (ungeduldig).

Von welcher Maßregel belieben Sie zu sprechen? Ich wüßte doch wahrhaftig keine, die wir, Sie, meine Herren und ich, uns erkühnt hätten, in Kraft treten zu lassen, ohne die vollständigste Genehmigung meiner durchlauchtigen Frau Mutter, welche die Gnade hat, uns mit ihrem hocherleuchteten Verstande und ihrer langjährigen Erfahrung bestens an die Hand zu gehen. Das wissen Sie so gut wie ich, meine Herren. Also, was bin ich im Stande, ungeschehen zu machen? was hätte ich befohlen, meine Herren, welche Maßregel getroffen, die nicht schon zur Genüge durchgesprochen und vollständig erledigt wäre?

(Der Graf will sprechen.)

Es sei denn, daß Sie von etwas sprechen wollen, was meine persönliche Umgebung oder mich selbst betrifft, über den einzigen Zweig meiner Verwaltung also, in welchem ich vielleicht Befehle erließ, ohne Sie, die Räthe meines hochseligen Herrn Vaters, davon in Kenntniß zu setzen. Doch ich will nicht hoffen, daß Sie verlangen, ich solle auch darüber Ihre Meinung hören!

Graf.

Wir — Euer Durchlaucht — mit Geschäften der ernstesten Art überhäuft, würden uns nicht unterstehen, wenn nicht die durchlauchtigste Frau Herzogin —

Herzog.

Alſo doch? Was iſt's denn? Ohne Umſchweife, laſſen Sie hören!

Graf.

Euer Durchlaucht geruhten zu befehlen, daß die Gärten Höchſt-ihres Schloſſes —

Herzog.

Was ich in Betreff meiner Gärten zu befehlen geruhte, wird, glaube ich, Niemand ſonderlich kümmern, denn ich geruhte nur über die Gärten zu befehlen, welche zu meinem kleinen Privatſchloß vor den Thoren unſerer Reſidenz gehören. Wünſchen Sie auch Befehle dieſer Art im Voraus zu controliren? Ich will nicht hoffen, Herr Graf.

Graf.

Ich? Wollen mich Euer Durchlaucht um Gotteswillen nicht mißverſtehen! Aber Ihre durchlauchtige Frau Mutter findet —

Herzog.

Was? — Ach ja, ich erinnere mich! Man findet es wohl unpaſſend, daß ich die Gärten meines Schloſſes, die ehedem ſtreng abgeſperrt waren, für Jedermann geöffnet habe. Man findet es unpaſſend, daß ich mich dort häufig im Kreiſe vergnügter Menſchen zeige, daß ich dort an Sonntagen die Muſik meines Leibregiments ſpielen laſſe!

Graf.

Ich bekenne es, Euer Durchlaucht; namentlich das Letztere hat das leidende Gemüth Ihrer durchlauchtigen Frau Mutter mit einigem Schmerz erfüllt. Euer Durchlaucht erinnern ſich, wie ſehr von jeher darauf gehalten wurde, daß der Sabbath in feierlicher Stille begangen und nicht durch rauſchende Vergnügungen ſowohl vom Allerhöchſten Hofe, als von Hochdero Unterthanen geſtört und entweiht würde.

Herzog (lustig).

Man hat am letzten Sonntage vor der Eremitage getanzt.

Graf.

Leider, Euer Durchlaucht, leider!

Herzog.

Vor der Eremitage und am Sonntag!

Graf.

Leider, gnädigster Herr! (Wirft, während der Herzog umschaut, den Collegen einen heftigen aufmunternden Blick zu.)

Die Räthe (murmelnd).

Leider!

Herzog (aufathmend).

Ah, auch Sie, meine Herren, sehen hierin ein Ereigniß. Auch Sie finden, daß ich etwas gethan, was Sie mit Entsetzen erfüllen muß. Beruhigen Sie sich, meine Herren, diese Angelegenheit betrifft mich ganz allein, und ich will sie auch allein verantworten. — Sie sind die Räthe meiner Mutter, des Staates, meine Räthe, und somit die Lenker aller Geschäfte. Begnügen Sie sich damit, und lassen Sie mir in meinem Reiche einen kleinen, leider eingezäunten Winkel, in dem ich mir einbilden kann, unumschränkter Herr zu sein. Was das Wohl des Staates betrifft, sollen Sie und meine durchlauchtige Frau Mutter unumschränkt schalten und walten, was aber andere Dinge anbelangt, die mein Gewissen allein beschweren könnten, so lassen Sie mich dies auch mit mir selbst ausmachen. Lassen Sie mir diese kleine Freiheit, diese geringe Verantwortlichkeit! (Mit einer Handbewegung.) Guten Morgen, meine Herren!

(Die Räthe ziehen sich mit tiefem Bücking bis zur Thüre zurück.)

Unerträglich! Das soll, das wird anders werden!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Kammerherr.

Kammerherr. *

Ihre Durchlaucht, die Frau Herzogin, wünscht nach ihrem Morgenspaziergang die Herren Minister in ihrem Kabinet zu empfangen.

Herzog

(der in einigen Papieren liest, macht, ohne aufzublicken, eine Bewegung mit der Hand nach der Thür rechts, wohin sich die Räthe zurückziehen).

Dritter Auftritt.

Der Herzog (allein).

Nicht einen Fuß breit komme ich weiter; nur in einem bestimmten Kreise herum darf ich mich frei bewegen; aber sowie ich einmal den Versuch mache, mit vorsichtigem Schritt gerade auszugehen, so stoße ich augenblicklich auf Hindernisse, mit denen man mich umgeben. Ich fühle mich zurückgedrängt, und man wirft mir bei jeder Gelegenheit tausenderlei Wenn und Aber in den Weg, oder man zeigt mir unüberwindliche Schwierigkeiten, die ich leider nicht im Stande bin, hinwegzuräumen. Die Regierung meines Landes, während meiner Minderjährigkeit und später während meiner langen Reisen, durch die Hand meiner Mutter geleitet, soll so segensreich, so beglückend gewesen sein. — Man sagt mir das täglich, stündlich; — man reichte mir zwar seufzend die Zügel, als

---

* Wo nicht angegeben ist: aus dem Kabinet rechts oder links, kommt und geht alles durch die Mittelthüre.

man sie mir unmöglich länger vorenthalten konnte, aber man wiederholte häufig dabei, wie ungern mein Volk gesehen, daß die Person des Regierenden gewechselt werde, ja setzte hinzu, daß dies Volk es nicht ertragen würde, auch das System, unter welchem es so lange glücklich und friedlich gelebt, im Geringsten verändert zu sehen. Und da das System vollkommen geblieben ist, so habe ich nicht viel mehr, als den Namen des Regierenden; sehe aber aus den vielen Klagen, die an mich kommen, da man sie mir nicht vorenthalten kann, wie sehr man vergeblich auf mich gehofft, wie sehr man gewünscht, daß ich Mißbräuche abstelle, welche sich unter einer Regierung von Ministern eingeschlichen, die geführt von der Hand einer herrschsüchtigen, aber sehr frommen Frau, ihr einziges Heil darin sehen, daß Alles und auch sie unverrückt beim guten Alten und bei ihrem hergebrachten steifen Wesen verbleibe. — Ich aber liebe das gute Neue, liebe fröhliche Gesichter um mich, und möchte es dahin bringen, daß, wenn ich mit der einen Hand strenge nothwendige Befehle erlasse, ich zu gleicher Zeit die andere Hand zur Freude, zum Wohlthun öffnen könnte. Es ist mir nicht genug, daß man mir gehorcht, man soll mir auch gern und freudig gehorchen; aber davon bin ich leider noch sehr weit entfernt.

Vierter Auftritt.

Herzog. Herzogin. Prinzessin.

Herzogin (zum Kammerherrn der ihr die Thür öffnet). Sind die Minister in meinem Kabinet? (zum Herzog:) Guten Morgen, lieber Sohn! Ich habe einen Morgenspaziergang gemacht und mich, wie immer, emsig mit dir beschäftigt. Ich wünschte dich nachher einen Augenblick zu sprechen.

Herzog.

Zu Ihren Befehlen, Mama!

(Sie geht in das Zimmer rechts, die Prinzessin macht eine Verbeugung und bleibt im Salon. Der Kammerherr durch die Mitte ab.)

Herzog

(sieht sich forschend nach allen Seiten um und eilt dann auf die Prinzessin zu).

Endlich, Eugenie ist es mir vergönnt, Sie einen Augenblick allein zu sehen!

Prinzessin.

Euer Durchlaucht —

Herzog.

Immer Euer Durchlaucht! O, Eugenie, ich habe mit Ihnen ein besonderes Unglück. Sie allein sehen in mir beständig nur den Herrn, während alle Andere vertraulich mit mir umgehen; (bitter lachend) bei Gott! vertraulicher, unendlich herablassender.

Prinzessin.

Weil ich eine von den Wenigen bin, die es mit Euer Durchlaucht offen und ehrlich meinen.

Herzog.

Thun Sie das wirklich, Eugenie? — Offen und ehrlich? Ja ich glaube es? Aber ich bekenne es Ihnen, Ihre Offenheit thut mir weher, als die Falschheit der Uebrigen.

Prinzessin.

Durchlaucht!

Herzog.

Wie war es sonst so anders mit uns, Eugenie? in jenen glücklichen Zeiten, wo ich nur Ihr Verwandter war? wo die Herzogskrone, die man endlich für gut fand, auf mein Haupt zu setzen, noch nicht diese entsetzliche Scheidewand zwischen uns gezogen? Waren es nicht bessere Zeiten, in welchen ich Ihre mir so theure Liebe, Eugenie, und das süße Geheimniß dieser Liebe mein nennen durfte? Ich bin in der That sehr arm geworden, denn ich verlor Beides auf einmal. Sie erklärten die Liebe des unbefangenen

Mädchens zu dem harmlosen Jüngling für ein Unrecht, nachdem dieser Jüngling Herzog geworden. Seitdem habe ich Alles verloren, Eugenie, Alles; ich habe nichts mehr für mich allein! meine Freuden, sowie meine Leiden, liegen offen vor Jedermanns Blicken da. — Es war grausam von Ihnen, mir mein süßes, so gut bewahrtes Geheimniß zu rauben.

Prinzessin.

Nicht solche Worte, Durchlaucht! Bedenken Sie, wer wir sind und — wo wir sind; vor dem Kabinet der Herzogin!

Herzog.

Lassen wir meine Mutter, sie denkt jetzt nicht an uns, sie beschäftigt sich mit ernsteren Dingen; was sind in solchen Augenblicken, wo sie für das Wohl des Staates sorgt, wir für unbedeutende Dinge in ihren Augen! — Seien Sie unbekümmert. — Doch was haben Sie, Eugenie?

Prinzessin.

O sie denkt an uns, und gerade in diesem Augenblicke eifriger als je; ich versichere Euer Durchlaucht, man denkt sehr ernstlich an uns, ich wollte sagen: an Sie — die Herzogin, die Minister —

Herzog.

Sie machen mich neugierig. Seit wann hätten es meine Minister der Mühe werth gefunden, sich ernstlich mit mir zu beschäftigen?

Prinzessin.

Gerade in diesem Augenblicke. — Doch was rede ich? — Es ist sehr unrecht, Ihnen die Geheimnisse Ihrer Mutter zu verrathen, Geheimnisse, die ich zufällig erfahren.

Herzog.

Geheimnisse? Will man mich vielleicht wieder unter Vormundschaft stellen, erscheint vielleicht sogar der kleine Schein von Herrschaft, den ich habe, zu viel, zu unerträglich? — Nun, Eugenie?

Prinzeſſin.

Man will Sie vermählen!

Herzog.

Mich vermählen? mich vermählen!? Da Sie mir es ſagen, muß ich es glauben, will es gern glauben. Sehen Sie, wie ich vor Freude erzittere. Hat meine Mutter einmal wahr und warm für mich gefühlt, hat ſie mit ihrem ſcharfen Auge endlich entdeckt, was Sie mir ſind, Eugenie? — Sie ſchweigen, Sie ſchütteln den Kopf! Bei Gott! Sie machen mich ungeduldig!

Prinzeſſin.

Da ich es Ihnen ſage, mein Fürſt, daß die Herzogin an dem Hofe von Braunſchweig eine Gemahlin für Sie geſucht und für Sie gefunden hat, werden Sie es mir glauben und aus der Reſignation, mit welcher ich vor Ihnen ſtehe, entnehmen, wie wahr und aufrichtig ich zu Ihrem Beſten allem, allem Glücke entſagt.

Herzog.

Und ich ſollte Ihnen entſagen? — nie! — Ich ſoll mich vermählen, eine Frau nehmen, die ich nicht kenne, nicht liebe? und ich ſoll dulden, daß man das dort drinnen aktenmäßig ausmacht? Nein, das Maaß iſt voll, ich will zeigen, wer Herr iſt!

Prinzeſſin.

Unternehmen Sie nichts, Herzog! Was wollen Sie thun, ohne Sie, ohne mich zu compromittiren?

Herzog.

Rathen Sie mir, Eugenie! Sie ſind ein kluges Mädchen, Sie meinen es gut mit mir. Ihr Rath war ja immer, wenn auch bisweilen hart für mich, wohl gemeint, denn er kam aus einem fühlenden Herzen.

Prinzeſſin.

Jeder Schritt, den Sie gegen den Beſchluß Ihrer Miniſter thun, iſt, wie die Sachen ſtehen, leider gegen ihre Mutter gerichtet, Sie können nicht auf einmal offen und kräftig auftreten, Sie

haben zu ſorglos gelebt. Sie haben die Krone wie ein Spielzeug übernommen und durch Eingebungen Anderer bisher wie ein Spielzeug behandelt. Man hat Sie überliſtet, indem man Sie glauben machte, nur auf ſolche Art könne das Regiment in Ihrer Hand für das Land ſegensreich wirken — nur ſo lange ſeien Sie bei Ihrem Volk ein beliebter Herrſcher, als Sie der Leitung Ihrer Mutter und Ihrer Räthe unbedingt folgen. Glauben Sie mir, jede gewaltſame Maßregel würde man Ihnen, der in gar keiner Verbindung mit ſeinem Volke ſteht, als freventlichen Uebermuth und als unüberlegte Zerſtörungsluſt an allem dem auslegen, was die Herzogin zum Glücke Ihrer Unterthanen gethan.

Herzog.

Ich will damit anfangen, ein neues Miniſterium zu ernennen, ich will es aus jüngeren, gut meinenden beliebten Leuten zuſammenſetzen. Ich will ihnen ſagen: gebt mir Euern Rath, leitet mich auf der ſchwierigen Bahn, bis ich ſelbſt ſicher gehen lerne.

Prinzeſſin.

Sie werden nicht durchdringen, mein Fürſt. Wer wird Ihre Porteſeuilles ohne Zuſtimmung Ihrer Mutter annehmen? Ich ſetze den Fall, Sie wären wirklich im Stande, die alten Miniſter zu entfernen, würde dadurch in Ihrer Lage etwas geändert? O hätten Sie einen Freund, der Ihnen kräftig zur Seite ſtünde!

Herzog.

Ach würde mir ein Freund in dieſem Falle nützen, müßte er ſich nicht ſelbſt erſt das Vertrauen des Landes gewinnen, müßte er ſich nicht ſelbſt erſt hineinarbeiten in das Labyrinth von Intriguen, das mich rings umgibt. Und wo iſt ein Freund? Wie ſelten haben Fürſten wirkliche Freunde und ein ſcheinbarer, ein falſcher Freund, dem ich mich vollkommen anvertraute, wäre noch ſchlimmer für mich. Fände ſich wirklich eine kräftige Hand, die im Stande wäre, das Regiment den jetzigen Machthabern zu entwinden, ſo iſt

zu bedenken, daß das Regieren ſüß iſt; er würde vielleicht die Zügel nur in ſeiner Hand behalten.

Prinzeſſin.

Aber wo ein Ausweg?

Herzog.

Ich wüßte vielleicht einen und möchte Ihren Rath darüber vernehmen. Hören Sie mich. Nehme ich zu meinen Räthen von meinen Unterthanen, welchen ich will, oder berufe ich einen Fremden, es wird nichts helfen; er wird ſeine Schwächen haben, man wird dieſe zu benützen wiſſen und mich nur noch feſter umgarnen. Ich will regieren, aber mit Hülfe eines geheimen Agenten, der vollkommen mein Beſtes will, der keinen Beſtechungen zugänglich iſt, für Jedermann unſichtbar, nur von mir gekannt.

Prinzeſſin.

Und wo wäre ein ſolches Kleinod zu finden?

Herzog.

Nicht unter den lebenden Weſen, aber unſere Phantaſie ſoll ihn ſchaffen. Ich ſpreche gelegentlich aus, Jemand, den ich auf meinen Reiſen kennen gelernt, wolle ſich eine Zeit lang in dieſer Stadt aufhalten. Ich füge bei, daß er einer der gebildetſten, geiſtreichſten und dennoch einer der beſcheidenſten Menſchen ſei, und daß er deßhalb mein Rathgeber, mein Freund werden ſolle. Doch da ich wüßte, wie Viele ſich bemühen werden, dieſen Rathgeber zum Werkzeuge ihres eigenen Ehrgeizes und ihrer Intriguen zu machen, ſo wolle ich, daß er unſichtbar für den ganzen Hof bleibe.

Prinzeſſin.

Ah, ich verſtehe Euer Durchlaucht — eine vortreffliche Idee! Sie ſchaffen ſich eine unſichtbare Macht, die um ſo gefürchteter iſt, gerade weil ſie unſichtbar wirkt und weil die Perſönlichkeit, in der ſie liegt, Jedermann unzugänglich bleibt. Schon der Glaube

tete er, einen ſchweren Fall in's Waſſer zu hören. Jedes Rauſchen des Windes jagte ihn geſchreckt empor. Da glaubte er plötzlich am jenſeitigen Ufer ein lautes Rufen zu vernehmen. Raſch ſprang er auf und trat vor die Thüre der Hütte, und wirklich: „Holüber!“ erſcholl es klar und deutlich durch die ſtille Nacht. Das Echo in den Felſen ſprach es vernehmlich nach. Dem Fiſcher rollte ein Stein vom Herzen, als er die Stimme ſeines jungen Gaſtes erkannte. Er eilte in's Boot und ruderte mit aller Kraft hinüber. Eh' er jedoch an's Land ſprang und den jungen Mann einnahm, reichte er ihm die Hand, und nachdem er gefühlt, dieſelbe ſei weich und warm wie früher, bewillkommte er ihn mit einem lauten: „Nun, gelobt ſei Gott!“ denn der Fiſcher war ein vorſichtiger Mann, und dachte, wer weiß: ob ihn die Fee nicht erwürgt hat, und mir einen Todten über den Hals ſchickt. In ſeiner Hütte angekommen, beſtürmte er den jungen Mann mit tauſend Fragen; ob er die Lurley geſehen, und wie es komme, daß ſie ihm nichts zu leide gethan? Der erzählte:

„Nachdem ich Euch verlaſſen, kletterte ich die Felſen hinauf, welche entſetzlich ſteil und glatt ſind. Oft war mir, als ſei es keinem Menſchen möglich, den Gipfel zu erreichen, und ich ſtand ſtille. Dann aber ſchien mir's wieder, als erfaſſe mich der Geſang der Jungfrau und hebe mich willenlos empor. So erreichte ich allmälig die Spitze des Felſens und mich Eures Rathes erinnernd, drückte ich meinen rechten Fuß zwiſchen eine Spalte, klammerte die Hände an einem Dornſtrauch feſt und ſah mich um. Da ſchlug ein gellendes Lachen an mein Ohr und ſchüttelte krampfhaft meinen Körper, ſo daß wenig fehlte, und ich wär' trotz meiner Stellung die Felſen hinabgeſtürzt; aber ich ſtand feſt und ſah der Fee, welche kaum zwei Schritte vor mir ſaß, ruhig in's Auge. O Fiſcher! ſie iſt ſchön, dieſe Lurley! Hätteſt du ihr Geſicht geſehen, weiß und fein wie Marmor! Ihr friſcher, rother Mund und das Auge, das ſchöne blaue Auge! Wie ſie mich entſetzt und erſtaunt betrachtete, mich, der ich nun mit einem Sprunge an ihrer Seite war, hätteſt du da die majeſtätiſche Geſtalt geſehen, ſo edel und voll, wie ſie emporſprang und davon ſchwebte, eh' ich es hindern konnte, und nur eine Ahnung davon hatte! Ich wollte den grünen Schleier faſſen, welcher lang hinter ihr drein flatterte, doch ich griff in die Luft und ſie war verſchwunden.“ — „Das iſt ein ſeltſames Abenteuer,“ ſagte der Fiſcher, „und Ihr könnt Gott danken, daß Ihr noch ſo glücklich zurückgekommen ſeid. Aber ich hoffe, Euch iſt die Luſt vergangen, nochmals da hinauf zu klettern. Glaubt mir, die Fee iſt voller Ränke. Da Euch heute ihr Lachen nicht hinabgeſtürzt, wird ſie ſchon zu Eurem Verderben auf etwas Anderes ſinnen, wenn

an das Daſein eines ſolchen Weſens wird Alle erſchrecken und Mißtrauen in die feſtgeſchloſſenen Glieder Ihrer Feinde werfen. Sie verlieren ihre Sicherheit, da ſie ſich unſichtbar beobachtet glauben.

Herzog.

Ja, ich fühle, dies iſt das einzige Mittel, um die Stellung, die mir gehört, zu erringen. Doch wie ſchwer wird mir die Arbeit werden, wenn Sie mir nicht einen ſüßen Lohn verheißen. Eugenie, ich kann den Gedanken nicht ertragen, Sie je zu verlieren, Sie, die ich ſo innig liebe, die ſo viel für mich gethan.

Prinzeſſin.

Was bin ich, gegen den herrlichen Gedanken, für Ihr Volk, Ihr Land zu arbeiten, Tauſende glücklich zu machen!

Herzog.

Zum Glücke meines Landes verſpreche ich, ſo viel in meinen Kräften ſteht, ein redlicher, guter Herrſcher zu ſein. Aber laſſen Sie mich dafür eine Belohnung hoffen, Eugenie!

Prinzeſſin.

Ihr Bewußtſein, Durchlaucht!

Herzog.

Und Ihre Hand, Eugenie; ſie ſei der ſchöne Preis, wenn wir ſiegen.

Prinzeſſin.

Nie ohne die Einwilligung ihrer Mutter.

Herzog.

Aber mit dieſer Einwilligung? — Unſer geheimer Agent ſoll mir dieſe Einwilligung verſchaffen.

Prinzeſſin.

Still! man kommt!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Die Herzogin. (Die Prinzessin macht eine tiefe Verbeugung, die Herzogin küßt sie dagegen auf die Stirn.)

Herzogin.

Adieu, mein Kind; du hättest nicht auf mich zu warten gebraucht. Vor der Tafel sehen wir uns wieder.

Prinzessin.

Ich wußte nicht, ob meine gnädige Tante noch Befehle für mich hätten.

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Herzog. Herzogin.

Herzogin (ihr nachsehend).

Ein gutes, liebenswürdiges Kind, folgsam und mir so attachirt; ich muß sie wahrhaftig loben, mein Sohn, obgleich ich weiß, daß du ihr nicht besonders zugethan bist. Wir müssen an ihre Zukunft denken, eine gute Partie für sie finden.

Herzog.

Ich habe nichts gegen die Prinzessin, und wünsche ihr aufrichtig eine glückliche Zukunft. Doch wird eine Partie schwer für sie zu finden sein.

Herzogin.

Das sei unsere Sorge.

Herzog.

Ihre, liebe Mama!

Herzogin (stark).

Ich werde mich der Sache mit aller Kraft annehmen.

Herzog.

Sie erlauben mir, liebe Mama, Ihnen meine Freude auszudrücken, daß ich sie heute Morgen in so erfreulichem Wohlsein finde. Der Morgenspaziergang hat sie außerordentlich gestärkt. Sie sehen so wohl aus, Sie sprechen so lebendig.

Herzogin (plötzlich mit schwacher und kranker Stimme).

O mein Gott! Gesundheit! — nichts als Aufregung, überspannte Nerven! Ich fühle mich sehr leidend; laß mich niedersitzen.

Herzog (führt sie zu einem Fauteuil).

Chère maman, Sie arbeiten zu viel, Sie strengen sich übermäßig an, das kann auf die Länge unmöglich so fortgehen. In der That, Sie müssen sich mehr schonen.

Herzogin.

O mein Sohn, diese Arbeit ist mir süß, denn ich arbeite für dich, indem ich für das Wohl des Landes arbeite.

Herzog.

Aber die vielen unangenehmen Geschäfte, Mama! Sie sollten das mir überlassen; Ihre zarte Gesundheit kann dergleichen immerwährende fatiguante Scenen nicht ertragen.

Herzogin.

Gerade die unangenehmen Dinge möchte ich dir ersparen. Ich will ganz für dich einstehen und trifft irgend ein Vorwurf die Regierung, so soll er mich treffen. — Aber in der That, ich bin sehr leidend. Das Sprechen greift mich an und doch hatte ich mir vorgenommen, heute noch etwas Wichtiges mit dir zu reden.

Herzog.

Da treffen wir uns glücklich auf demselben Wege, chère maman. Auch ich möchte Ihnen etwas anvertrauen, Sie um etwas bitten.

Herzogin.

Ah, du haſt einen Wunſch!

Herzog.

So iſt es, Mama! Wenn ich ſo einen Blick auf mich werfe und dann meine Umgebung anſehe, lauter talentvolle, ehrwürdige Männer —

Herzogin.

Die Freunde deines Vaters, erprobte Leute —

Herzog.

Ganz recht; wenn ich mich aber ſo umſehe, ſo fühle ich mich unter dieſen Freunden meines Vaters, die ſo hoch an Jahren und — Verſtand über mir ſtehen, außerordentlich vereinzelt. Mir fehlt ein Weſen, welches denkt, wie ich, welches wie ich, auch die heitere Seite des Lebens noch gerne in das Auge faßt.

Herzogin (horcht freundlich auf).

Findeſt du das wirklich, mein Sohn? Du machſt mich glücklich. Daſſelbe wollte ich dir ſagen.

Herzog.

Gewiß, Mama? Das trifft ſich charmant. — An unſerem Hofe, im ganzen Herzogthum finde ich Niemanden, der dieſer meiner Anforderung entſprechen könnte.

Herzogin.

Nein, gewiß nicht!

Herzog.

Aber auf meinen Reiſen lernte ich einen jungen Mann kennen —

Herzogin.

Einen jungen Mann?

Herzog.

Der alle die Eigenſchaften beſitzt, mit welchen ich ſtets den Menſchen geſchmückt dachte, dem ich mich von ganzer Seele hinzugeben wünſchte.

Herzogin.

Par exemple?

Herzog.

Einem Geſellſchafter, einem Freunde?

Herzogin.

Einem Freunde? — Das iſt was Anderes.

Herzog.

Sprachen wir nicht von einem Freund, Mama? Meinten Sie nicht auch ſo?

Herzogin.

Nicht ſo ganz! — Aber weiter!

Herzog.

Meine Bitte iſt alſo: mir zu geſtatten, daß ich dieſen Mann, den ich auf meinen Reiſen lieb gewann, für einige Zeit hieher zu mir nehmen dürfe. Ihrer gütigen Einwilligung im Voraus gewiß, habe ich ihm ſchon vor einigen Tagen geſchrieben und er kann vielleicht ſchon heute hier eintreffen.

Herzogin.

Das überraſcht mich. Ein Fremder an unſerem Hofe, ein Unbekannter, ein Vertranter, ein Günſtling; man wird es im Lande nicht gerne ſehen, man wird ihn anfeinden und dir dadurch vielleicht vielen Verdruß verurſachen.

Herzog.

Ich habe daran gedacht, Mama, und um dem zu begegnen, wird mein Freund auf das Zurückgezogenſte leben, ſich nur auf den Umgang mit mir beſchränken.

Herzogin.

Aber man muß ihn doch bei Hofe, bei der Geſellſchaft vorſtellen!

Herzog.

Das wird nicht angehen, Mama, er iſt nicht von Familie, haßt das Gewühl der großen Welt, lebt nur ſeinen Studien, mit einem Worte; er iſt ein Menſchenfeind.

Herzogin.

Eine komiſche Grille! Aber wie kannſt du dich mit ſolchen Leuten einlaſſen?

Herzog.

Wir kennen uns ſeit lange. Er hat mir nicht unerhebliche Dienſte geleiſtet und was die Ehrenhaftigkeit ſeines Charakters anbelangt, ſo bürge ich für ihn, wie für mich ſelber, denn ich habe ihn von den vortheilhafteſten Seiten kennen gelernt.

Herzogin.

Aber man muß den Leuten doch ſagen können, wer der junge Menſch iſt, was er bei uns ſoll.

Herzog.

Da bin ich ganz Ihrer Meinung; man ſagt, er beſorge mir kleine auswärtige Privatgeſchäfte und ſei mit dem benachbarten Hofe liirt. Ich nenne ihn meinen geheimen Agenten.

Herzogin.

Aber dieſe Bezeichnung!

Herzog.

Iſt für den Hof nur ein Name; für mich aber iſt er wirklich ein geheimer Agent. Ich will Ihnen gleich zeigen, daß er ein Mann iſt, der genau unterrichtet iſt. Heute z. B. ſchreibt er mir von Braunſchweig.

Herzogin.

Von dem Hofe von Braunſchweig?

Herzog (nickt mit dem Kopfe).

Von da ſchreibt er mir eine allerliebſte Neuigkeit, — Sie kennen doch die Prinzeſſin Amalie?

Herzogin (erſtaunt).

Ja freilich und —

Herzog.

Nun von der Prinzeſſin Amalie ſchreibt mein geheimer Agent Einiges und unter Anderem — es iſt eigentlich lächerlich, Mama

— man ſtehe von hier aus im Begriff, eine Heirath zwiſchen der Prinzeſſin und mir einzuleiten.

Herzogin.

Das ſchreibt —?

Herzog.

Mein geheimer Agent. — Mama, Mama! Sollte etwas Wahres daran ſein? Sollte man wieder hinter meinem Rücken Dinge unternehmen, die mich ſo nahe berühren?

Herzogin.

Nicht hinter deinem Rücken, mein Sohn? Ich geſtehe dir, ich habe dieſe Idee erfaßt, und war ſoeben im Begriff, mich hierüber auszuſprechen.

Herzog.

Ah, alſo das war's!

Herzogin.

Ja, ich halte es für nothwendig, daß man an eine paſſende Verbindung für dich denkt.

Herzog.

Allerdings, und was man mir von der Prinzeſſin Amalie ſchreibt —

Herzogin.

Wer?

Herzog.

Mein geheimer Agent; — könnte mich beſtimmen, auf Ihre Idee, Mama, einzugehen. Er ſchildert mir die Prinzeſſin als eine ſehr liebenswürdige Dame: ſchön, jung, geiſtreich, mit allerliebſten Talenten; wahrhaftig, ich könnte vielleicht nicht abgeneigt ſein, eine Verbindung mit dem Hofe von Braunſchweig einzugehen.

Herzogin.

Dein geheimer Agent ſchreibt die Wahrheit. (Für ſich.) Er iſt vielleicht von dort geſchickt. (Laut.) Herzlich danke ich dir, mein lieber Sohn, für das ſoeben Ausgeſprochene, du machſt mich ganz

glücklich dadurch. Deine verständige Bereitwilligkeit, mit welcher du auf jenen meinen großen Wunsch eingehst, ist allein im Stande, meine schwachen Lebensgeister zu erhalten.

Herzog.

Gönnen Sie sich Ruhe, Mama. Sie scheinen mir angegriffen. Verschieben wir die nähern Besprechungen für eine andere Zeit.

Herzogin.

Du hast recht, führe mich zu meinem Zimmer. Ich muß einen Augenblick ruhen. Ach, mein Alfred, ich wußte es immer, daß du meine Stütze werden würdest, die Stütze einer armen Frau, die allein stehend unter der Last der Geschäfte fast zusammenbrach. Verzeihe mir die kleinen Grillen, meine Eigenheiten, die ich habe; aber wofür denke ich, wofür arbeite ich? — Nur zu deinem Besten; — Apropos! mein Sohn, du hast heute Morgen den guten Grafen Steinhausen etwas ungnädig entlassen, obgleich er in meinem Auftrage sprach. Ich kann doch nicht glauben — (stärker betonend) daß der Lärm der Musik und das Gewühl, das gemeine Jauchzen der Menge deinem Ohre wohlgefälliger, als die Bitten deiner Mutter erklingen! Laß mir meine stillen Freistunden!

Herzog.

Aber, Mama! Meine kleine Sonntags-Vergnügungen können Sie unmöglich hier im Schlosse stören.

Herzogin (stärker sprechend).

Ja, sie stören mich, mein Sohn, wenn auch nur meine Seelenruhe. Es kann mir nicht gleichgültig sein, wenn der regierende Herzog das Beispiel gibt, wie der Sonntag zu entheiligen ist, wenn mein Sohn zu frivolen Tänzen an dem Tage aufspielen läßt, wo nur fromme Gebete zum Himmel steigen sollen. Ich wünsche das nicht. — (Sehr schwach sprechend.) O meine Nerven! Die geringste Alteration spannt mich entsetzlich ab. Ich werde kaum an der Tafel erscheinen können. — Nicht wahr, du sagst dem Grafen ein paar

freundliche Worte? Laß mir meine Sonntagsruhe. — — Wenn ich einmal nicht mehr bin —

Herzog.

Aber um's Himmels Willen, Mama! Laſſen Sie ſich doch durch ſolche Kleinigkeiten nicht ſo entſetzlich aufregen!

Herzogin (lauter).

Kleinigkeiten?

Herzog.

Nun ja, mir ſind es Kleinigkeiten, und wenn es Ihnen den geringſten Kummer macht, ſo ſoll Sie kein lauter Ton mehr verletzen.

Herzogin (ſehr ſchwach nach ihrem Zimmer gehend).

Ich danke dir von Herzen; Gott ſegne dich, mein Kind. Du die Freude deiner alten Mutter, einſt der Stolz des Landes. (Ab.)

Herzog.

Dazu ſoll mir mein geheimer Agent ſeine Hülfe leihen! (Klingelt.)

Siebenter Auftritt.

Herzog. Kammerdiener.

Herzog.

Ich kann mich auf dich verlaſſen, George? — Keine Betheuerungen, ich glaube dir. Höre mich an und folge genau meinen Befehlen. Es iſt bald vier Uhr, man wird ſich hier zur Tafel verſammeln. Zu gleicher Zeit erwarte ich Jemand, der nicht geſehen ſein will — auch nicht von dir — verſtanden? — der durch den Garten über die geheime Treppe in mein Kabinet kommt. Er wird ſehr pünktlich ſein, und du wirſt alſo, ſobald es fünf Uhr ſchlägt, dort aus meinem Vorzimmer in dieſen Salon treten und

dem Kammerherrn vom Dienſte melden: mein geheimer Agent ſei angekommen.

Kammerdiener.

Euer Durchlaucht geheimer Agent?

Herzog.

Mein geheimer Agent, das iſt Alles; — haſt du mich wohl verſtanden?

Kammerdiener.

Zu Euer Durchlaucht Befehl: ja!

Herzog (während er links abgeht).

Vergiß nicht, Punkt fünf Uhr!

Achter Auftritt.

Kammerdiener.

So, ſo! ein geheimer Agent! Ich würde auf eine geheime Agentin rathen, wenn ſeine Durchlaucht mir nicht befohlen, dies geheimnißvolle Geſchöpf offen und frei im Salon anzukündigen. Geb nur Gott, daß dieſer geheime Agent für uns öffentlich agirt. Was hab' ich an dieſem Hofe für eine Stellung? Erſter Kammerdiener des regierenden Herrn und nicht einmal ſo viel Macht, wie die letzte Kammerfrau der Frau Herzogin! Wir befinden uns auf Ehre in einer vollkommen falſchen Poſition. (Ab.)

Ihr es noch einmal wagt, drum bleibt nur davon, sie hat doch kein Herz." —

„Sie hat ein Herz," entgegnete der junge Mann, „sie muß ein liebendes Herz haben, und eh' sie mir entschwand, warf sie mir einen Blick zu, nicht zornig, aber ernst und unruhig. Sie soll mir Rede stehen, denn ich will die nächste Nacht wieder hinauf." — „Nun," sagte der Fischer, „Gott helfe Euch! Ihr rennt in euer Verderben, legt Euch wenigstens jetzt ein paar Stunden hin; es ist noch früh in der Nacht." — —

Kaum war am andern Abend die Sonne hinter den Felsen am Rhein verschwunden und das Stromthal füllte sich mit blauem Nebel, den Vorboten der Nacht, da schlug der Fischer, welcher sich mit seinem Boot am jenseitigen Ufer befand, ein Kreuz auf seiner Brust und seufzte dabei tief. Denn die Lurley sang auf ihrem Felsen gar zu schön. Er hatte seinen jungen Freund hinübergefahren, der schon eine große Strecke emporgeklettert war. Bald stand dieser still und athmete den Gesang der Fee ein, dann stieg er wieder rasch vorwärts. Aber ungefähr in der Mitte des Berges setzte er sich einen Augenblick auf einen großen Stein und schaute rückwärts in den grünen Rheinstrom. Ihm war die Brust so wonnig voll und doch beengt. Da unten fuhr der Fischer, sein alter Wirth, langsam nach Hause, und hinter ihm bildete das durchschnittene Wasser einen langen Silberstreif. Wie der junge Mann sich wieder erhob, grüßte er mit der Hand hinunter und sagte unwillkürlich leise: „Leb wohl, auf ewig!" darauf klimmte er wieder rüstig zu und erreichte bald den Gipfel.

Hier saß Lurley, die schöne Wasserjungfrau, und flocht zu ihrem Gesang aus Wasserrosen und Schilfblumen einen Kranz; kein wildes Lachen scholl dem Jüngling entgegen, sondern sie sah ihn halb freundlich mit den großen blauen Augen an und hörte auf zu singen, als er sich mit glühendem Blicke neben sie setzte und ihren Schleier an die Lippen drückte. „Was störst du mich hier oben?" sagte die Fee nach einer langen Pause. „Was erklimmst du meinen Sitz und wagst dein Leben dabei?" — „Hast du mich nicht angezogen?" entgegnete schüchtern der Jüngling. „Hat dein Gesang nicht nach einem Herzen gerufen, das dich verstünde? Und wage ich auch mein Leben, was ist es mir, wenn ich damit deinen Anblick erkaufen kann?" — „Das ist eure Thorheit, ihr Menschen," sprach die Jungfrau, „daß ihr Alles auf euch beziehet. Ich singe zu meiner Lust, ihr glaubt, es gälte euch, klettert empor, und wenn ich dann über euch lache, stürzt ihr hinab und seid todt. Das soll dann Alles die arme Lurley gethan haben." — „O sage nicht," antwortete der Jüngling, „daß du ohne Absicht deine Lieder erschallen ließest, sage das nicht, es ist eine Leere in deiner

Neunter Auftritt.

Der Graf. Der Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Wie ich Euer Excellenz die Ehre hatte zu verſichern, ſo werden Sie diesmal, was die Schließung des Privatparkes anbelangt nicht durchdringen. Seine Durchlaucht ſind auf dieſes Vergnügen verſeſſen. Denken Sie an mich, Excellenz werden nicht durchdringen.

Graf.

Wir werden, Herr Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Aber das ſind Dinge, die den Herrn nur erbittern. Gott, er hat ja eigentlich ſo wenig zu befehlen, und da ſollte man ſolche Kleinigkeiten gar nicht releviren.

Graf.

Was Sie Kleinigkeiten nennen, iſt der Anfang zu großen Ereigniſſen. Auch Sie hätten alle Urſache, ſich darüber zu freuen, daß wir ſo gerade und feſt unſere Wege gehen. Wanken oder ſtraucheln wir ein einziges Mal, ſo ſind Sie einer der erſten, der zu Boden fällt.

Oberſthofmeiſter.

Das iſt vielleicht richtig, aber ich meine, durch kluges Nachgeben hie und da —

Graf.

Ich bin ſehr für kluges Nachgeben, und hätte es ſeine Durchlaucht der Mühe werth gefunden, mir, dem Miniſter, ehe Sie die Anordnung hinſichtlich ſeiner Gärten trafen, ein kleines Wort zu gönnen, ſo hätte ich gefunden —

Oberſthofmeiſter (lachend).

Daß eine heitere Muſik durchaus nichts Entheiligendes für den Sonntag iſt.

Graf.

Allerdings, und daß es ſogar wünſchenswerth iſt, ja ſehr erſprießlich, das Volk durch kleine unſchuldige Vergnügungen hie und da zu zerſtreuen.

Oberſthofmeiſter.

O Sie luſtiger Miniſter!

Graf.

Die Herzogin!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Die Herzogin. (Der Oberſthofmeiſter zieht ſich in den Hintergrund zurück, ruft den Bedienten und geht ab und zu.)

Herzogin (mit kräftiger Stimme).

Die Parks werden geſchloſſen, lieber Graf; mein Sohn wird Ihnen einige freundliche Worte darüber ſagen.

Graf.

Euer Durchlaucht ſehen mich gerührt, daß Sie ſich auch der kleinſten Dinge, ſowie ſie das Wohl des Staates berühren, ſo eifrigſt annehmen und in Allem Ihre Miniſter ſo kräftig ſoutenıren. — Und das Andere, das Wichtigere?

Herzogin.

Iſt eingeleitet. Ich kann nicht ſagen, daß ich auf Schwierigkeiten geſtoßen wäre. Wir haben eine unbekannte Hülfe erhalten.

Graf.

Eine unbekannte Hülfe?

Herzogin.

Ein junger Menſch, den der Herzog auf ſeinen Reiſen kennen lernte, wird ſich einige Zeit hier bei ihm aufhalten, und dieſer ſchreibt ihm viel Schönes über die Prinzeſſin Amalie.

Graf.

Wer iſt dieſer Unbekannte? Tritt er eine Stellung bei Hof an?

Herzogin.

Durchaus nicht; er ſoll gänzlich unſichtbar bleiben. Es iſt dies eine Grille meines Sohnes.

Graf (nachdenkend).

Aber, verzeihen mir Euer Durchlaucht, eine gefährliche Grille. Ein namenloſer und unbekannter Menſch, der mit einem wichtigen Staats-Geheimniß debütirt, der mit Seiner Durchlaucht lehr liirt ſein wird, der unter keiner Controle ſteht —

Herzogin.

Aber deſſen Schritte und Gänge Sie hoffentlich baldigſt erfahren werden.

Graf.

Das ſoll meine eifrigſte Sorge ſein, denn ein ſolches Weſen in der Nähe des Herzogs, aber für uns unſichtbar, unerreichbar, und welches man unmöglich in eine Intrigue fädeln könnte, erſcheint mir einigermaßen gefährlich. — Und wie nennt der Herzog ſeinen Unbekannten?

Herzogin.

Er nennt ihn ſeinen geheimen Agenten.

Graf.

Und macht ein Geheimniß aus deſſen Hierſein?

Herzogin.

Ich glaube nicht; er hat mir dies wenigſtens nicht geſagt.

Eilfter Auftritt.

Der Oberſthofmeiſter läßt die Thüren öffnen. Herren und Damen von Hof treten ein. Die Herzogin läßt ſich auf ein Fauteuil nieder und huſtet. Der Herzog aus ſeinem Kabinet tritt zu ſeiner Mutter. Sie reicht ihm die Hand, welche er küßt. Der Graf. Die Prinzeſſin.

Herzogin (mit ſchwacher Stimme).

Wie mich das Gewühl angreift!

Herzog.

Die läſtige Etiquette! Auf jedem Schritt und Tritt von müßigen, über Alles lachenden Geſichtern umgeben zu ſein. — Guten Tag, Prinzeſſin! — Sie waren ausgeritten?

Prinzeſſin.

Verzeihen Euer Durchlaucht, nach dem Morgenſpaziergang, den ich das Glück hatte, mit der gnädigen Tante zu machen, beſchäftigte ich mich auf meinen Zimmern. (Zu der Herzogin.) Darf ich mich nach dem Befinden Euer Durchlaucht erkundigen?

Herzogin.

Ich danke dir, mein gutes Kind. Ich fühle mich wieder ſehr angegriffen. (Sie betrachtet angelegentlich den Herzog, der ſich zum Grafen wendet.)

Herzog.

Ah, mein lieber Steinhauſen, haben Sie die Geſchäfte bei Seite gelegt, des Tages Laſt und Hitze getragen? — Apropos! Ich habe mir Ihren Vortrag von heute Morgen überlegt, und da mir auch der Schloßgärtner meldete, daß bei den Spaziergängen in meinem Park zu viel zertreten werde, ſo erließ ich ſoeben den Befehl, daß man meine Gärten bis auf Weiteres wieder ſchließe.

Oberſthofmeiſter (erſtaunt).

Alſo doch?

Herzog.

Sind Sie zufrieden, mein lieber Graf?

Graf.

Euer Durchlaucht sind allzugnädig, ich bin nur die unterthänigste und treugehorsamste Mittelperson.

Herzogin.

Herzlich danke ich dir, mein Sohn!

(Während des letzten Dialogs ist der Kammerdiener aus dem Kabinett getreten und hat einem der Kammerherrn etwas gemeldet, dieser dem Oberstthofmeister, der ihn außerordentlich erstaunt ansieht.)

Oberstthofmeister (zum Herzog meldend).

Euer Durchlaucht geheimer Agent sei soeben angekommen.

Herzog.

Ah! — Ich danke Ihnen!

Herzogin (lächelnd).

Dein geheimer Agent?

Herzog.

Ja wohl, Mama. Ich bitte, mich einen Augenblick zu entschuldigen, ich werde drüben aus meinen Zimmern in den Speisesaal kommen. — — Ich bin genöthigt, diesen Herrn augenblicklich zu empfangen. (Ab in sein Kabinet.)

Oberstthofmeister

(zum Grafen, nachdem er ihn lange verblüfft angesehen).

Ein geheimer Agent?

Graf.

Es scheint so!

Oberstthofmeister.

Was mag dahinter stecken?

Graf (zuckt die Achseln).

Vielleicht für Manchen, den es betrifft, nichts Angenehmes. Ich glaube, daß der Titel: geheimer Agent! nur eine Maske ist, hinter der nächstens eine oberste Hofcharge heraustreten könnte.

Oberſthofmeiſter.

Alle Stellen ſind ja beſetzt.

Graf.

Aber wie beſetzt, mein beſter Oberſthofmeiſter? Der Herr iſt jung, ſeine Diener alt, und ich nähme es Seiner Durchlaucht wahrhaftig nicht übel, wenn es ihm endlich einmal einfiele, heitere Geſichter um ſich zu ſehen.

Oberſthofmeiſter.

Aber das ſind ja entſetzliche Grundſätze! durchaus gegen das Wohl des Staates gerichtet, wie gegen das unſrige. Euer Excellenz ſprachen vorhin à cause der Muſik im Park ganz anders.

Graf.

Das waren Staatsgeſchäfte, Herr Oberſthofmeiſter, die Heiligkeit des Sonntags.

Oberſthofmeiſter.

Und die Heimlichkeit dieſes Agenten?

Graf (wichtig).

Für Sie vielleicht — für mich nicht —

Oberſthofmeiſter.

Ah!

(Die Herzogin, nachdem ſie einige Worte mit ihren Damen geſprochen, hat ſich ſehr ſchwach erhoben und winkt dem Oberſthofmeiſter. Dieſer ſieht es nicht, indem er angelegentlich in die offene Thüre des Kabinets links ſchaute.

(Es darf hier eine Pauſe entſtehen.)

Graf (leiſe).

Aber, beſter Oberſthofmeiſter, Sie ſind ja entſetzlich zerſtreut, Ihre Durchlaucht haben Ihnen ſchon zweimal gewinkt, und einmal gerufen. Auf ſolche Art erhält man ſich nicht bei Hofe.

Oberſthofmeiſter.

Gott! Sie haben recht! (Er tritt mit einem tiefen Bückling zur Herzogin, welche ihren Arm auf den ſeinigen legt, und mit den Damen und Herren abgeht.)

Graf.

Ich kann nicht ſagen, daß mir dieſes neue Engagement gefiele. Ein geheimer Agent! Wozu das an unſerem Hofe? Und die Herzogin ſchien gar nicht davon überraſcht; — wüßte ſie mehr, als ſie mir ſagte, und wäre es am Ende wahr, was ich vorhin dem Hofmarſchall im Scherze bemerkte, dächte man vielleicht daran, hier neue Sonnen aufſteigen zu laſſen? Hm, hm! Ich glaube es kaum, aber Vorſicht kann nicht ſchaden. Rüſten wir uns!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dieſelbe Decoration.

Oberſthofmeiſter (in einem Lehnſtuhle ſitzend, ſpäter der Graf).

Dreißig Jahre bei Hofe — eine ſchöne Zeit! Nach einer mäßigen Berechnung zehntauſend Tage und in dieſen zehntauſend Tagen zehntauſend Dejeuners, zehntauſend Diner's — eine unglaubliche Zahl. Und bei dieſen zwanzigtauſend Dejeuners und Diner's daſſelbe geſprochen, dieſelben Geſichter geſehen, nur mit dem Unterſchied, daß dieſe Geſichter immer älter, die Converſationen immer langweiliger geworden ſind. — Dreißig Jahre bei Hofe, und in dieſen dreißig Jahren mehrere bedeutende Intriguen glän-

zend durchgeführt, und während dieſer zehntauſend Tage der Mitwiſſer geweſen von Allem, was hier geſchehen. Dreißig Jahre Chef der Hofhaltung und erſter Kammerherr, vor deſſen Blick das ganze innere Getreibe dieſes Hofes offen lag, wie ein Glashaus. Mit Stolz kann ich es ſagen, während dreißig Jahren wußte ich Alles, was hier an dieſem Hofe vorging und nun — es überſchleicht mich eine gewiſſe Wehmuth, ja ein niederdrückendes Gefühl — und nun ſteh ich vor einem Geheimniß, das ſo fein durch das Verborgene ſchleicht, daß ich nicht im Stande bin, den Schleier deſſelben zu lüften. — Ein geheimer Agent! — und wozu? — es iſt empörend! Freilich hatten wir bisher geheime Kanzliſten, geheime Secretäre, geheime Räthe, aber da iſt das Prädikat: „geheim" ein bloßes Anhängſel zu ihrem Titel. Dieſe braven Männer ſind alle ehrlich genug in der That nichts Geheimes zu haben, und was man ihnen heute anvertraut, erfährt noch in derſelben Stunde der Hof und morgen die ganze Stadt. Aber jetzt — bei dieſem geheimen Agenten? — — Ich befehle meinem Schloßverwalter, die Zimmer für denſelben einzurichten; — es iſt ſchon geſchehen! heißt es; ich laſſe ihm ein Souper anbieten, ein Dejeuner ſerviren — unnöthig — ich frage, wo eine Equipage, die für ihn beſtimmt werden ſoll, vorzufahren hat; — nirgendwo! iſt die Antwort. O das ſind Heimlichkeiten, die einen Chef der Hofhaltung zur Verzweiflung bringen müſſen! ich werde an dieſem Geheimniß ſterben; aber bevor ich es ſo weit kommen laſſe, bin ich es mir, ja dem ganzen Hofe ſchuldig, vor den Herzog hinzutreten und ihm zu ſagen: Euer Durchlaucht haben einen Schritt gethan, der nicht ſowohl Allerhöchſtdero Hof und Allerhöchſtdero getreuſte Räthe und Beamte, ſondern auch Allerhöchſtdero treugehorſamſte Unterthanen tief verletzen muß. So gut Euer Durchlaucht auch das Incognito Höchſt-Ihres Agenten zu wahren geruhten, ſo iſt trotzdem von der Vergangenheit dieſes Mannes Einiges in's Publikum gedrungen, was man außerordentlich mißbilligend

vernommen. — Dieſer Mann — ja Euer Durchlaucht — die Vergangenheit dieſes Mannes ſoll eine finſtere ſein, und ſchon beginnt man ſich auf's Lauteſte und Energiſchſte zuzuflüſtern, daß der Druck unter der Hand dieſer fremden, unbekannten und doch ſo bekannten Creatur herzoglicher Huld und Gnade (er iſt bei den letzten Worten aufgeſtanden, als ſpreche er mit dem Herzog) anfängt, unerträglich zu werden.

(Der Graf, ohne von Jenem bemerkt zu werden, tritt ein.)

Graf.

So würden Sie ſprechen?

Oberſthofmeiſter (fährt zuſammen).

Ah! Sie ſind's? Aber um Gotteswillen, ſind denn Euer Excellenz nur in der Welt, die Leute in Schrecken zu verſetzen? Ich habe Sie gar nicht hereinkommen hören.

Graf.

Ach, mein lieber Oberſthofmeiſter, glauben Sie mir, es iſt beſſer, wenn wir vorderhand an dieſem Hofe ſo wenig Geräuſch machen, wie möglich.

Oberſthofmeiſter.

O Sie ſpaſſen!

Graf.

Seien Sie aufrichtig, ich habe Ihr Selbſtgeſpräch unwillkürlich belauſchen müſſen, da Sie zu vertieft waren, um meine ſchweren Tritte zu hören. Aber was Sie vorhin ſagten, das denkt Mancher, und ich habe auch ſo meine Gedanken.

Oberſthofmeiſter.

Nicht wahr?

Graf.

Und dann nehme ich es Ihnen nicht übel, wenn Sie dieſe Angelegenheit mehr wie jeden Andern alterirt. —

Oberſthofmeiſter.

Wie ſo, Excellenz?

Graf.

Nun ja, dies Geheimniß in Ihrem Departement und dann die kleine Ungnade der Frau Herzogin —

Oberſthofmeiſter.

Es iſt wahr!

Graf.

Fragte ſie nicht während der Tafel, ob das Vorzimmer Seiner Durchlaucht, in welches Sie geſtern vor dem Diner ſo eifrig hineingeblickt, vielleicht neu eingerichtet worden ſei?

Oberſthofmeiſter.

Fürchterlich!

Graf.

Ja, es ſcheint mir gewiß, daß an dieſem Hofe irgend eine Veränderung bevorſteht. Eine ſchwüle Luft —

Oberſthofmeiſter.

Es kommt mir auch ſo vor.

Graf.

Seit geſtern ein ganz anderer Ausdruck in den Geſichtern. Ich verſichere Sie, beſter Oberſthofmeiſter, die kleine Ungnade der Frau Herzogin, in ſonſtigen Zeiten unbedeutend, fällt heute in's Gewicht, wir müſſen uns ſtützen, uns ſelbſt und gegenſeitig.

Oberſthofmeiſter.

Ja, das wollen wir, thue Jeder das Seine; ich will einen Gang durch die Vorzimmer Ihrer Durchlaucht thun, um zu verſuchen, ob ich vielleicht vor der Morgen-Promenade noch im Stande bin, ein ganz ergebenes Wort anzubringen.

Graf.

Thun Sie das, ich will unterdeſſen hier beim Rapport das Terrain ſo gut wie möglich unterſuchen.

(Oberſthofmeiſter ab in's Vorzimmer der Herzogin.)

Bruſt, welche dich dazu antreibt, und mein ödes Herz hat dich verſtanden, es hat dich darum aufgeſucht. Ich irre ſchon lange in der Welt herum und verlange nach dir, ohne dich zu kennen, und jetzt wo ich dich gefunden, laſſe ich dich nimmer. Sieh mich nicht ſo kalt an. Lieber jenes entſetzliche Lachen von geſtern, ſtürzt es mich auf die Felſen hinab, dann wäre ich vielleicht todt und ruhig!“ — „Wer biſt du denn?“ fragte die Jungfrau mit ſehr weicher Stimme und beugte ſich zu ihm, daß ihre Goldhaare ſein weiches berührten. — „Erlaß mir die Antwort dieſer Frage, ſie könnte dich doch nicht befriedigen. Weiß ich denn, wer du biſt. Mir biſt du ein holdes, ja ich ſage es laut, ein geliebtes Weſen. O kann ich dir das nicht auch ſein?“ — „Vielleicht ja,“ antwortete leiſe die Lurley, und drückte ihm ihren Schilfkranz auf die Locken. „Ich könnte dir gut ſein, wie nie Jemand, ich möchte mit dir koſen, aber ehe ſage mir, was zog dich zur Waſſerjungfrau? warum kommſt du wieder zu mir herauf, nachdem ich dich geſtern mit meinem lauten Lachen abgeſchreckt? Warum wagteſt du es, dich neben mich zu ſetzen. Fürchteteſt du nicht die Lurley?“ — „Nein, Jungfrau,“ entgegnete der junge Mann, „ſchon geraume Zeit ſtreife ich in der Welt umher, und eine Stimme in meiner Bruſt flüſtert mir zu: ich ſolle ein Herz ſuchen, welches für mich ſchlüge, und nie hat die Stimme geſchwiegen, bis ich geſtern Abend deinen wundervollen Geſang hörte und mir durch ein ſeliges Gefühl bei deinem Anblick kund ward, daß du es ſeieſt, welche ich geſucht. O du haſt auch ein Herz, nicht wahr, Lurley?“ — „Ja,“ liſpelte die Waſſerfee und ein eigener Glanz belebte ihr blaues Auge, „eines, welches heftig pocht und für dich, du ſeltſames Menſchenkind. Ich weiß nicht, wie mir iſt; aber ich liebe dich plötzlich mit der ganzen Kraft meiner Seele. Fühle, wie mein Herz ſchlägt.“ Sie legte ihm ihren weißen Arm um den Hals, und wollte ihn an die wildathmende Bruſt ziehen. Mit glühender Zärtlichkeit in dem Blick ſtarrte ſie der Jüngling ſelig an, und entzog ſich doch ſanft ihrer Umarmung. „Höre mich, Lurley,“ ſprach er, „dein Blut flammt, deine Hand zittert, aus deinem Weſen weht ein ſprühendes Feuer, in das ich mich entzückt hineinwerfe und da verbrenne. Mich, die Mücke, muß das ſtrahlende Licht verzehren. Doch ehe ich in deinen Armen ſterbe, ſage mir Lebewohl, verſprich mir, mich nicht zu vergeſſen, gedenke zuweilen meiner.“ „Was ſagſt du da,“ entgegnete die Jungfrau, und ihrem Auge entrollten ein paar Thränen, die aber nicht wie die der Menſchen zu Boden fielen, ſondern gleich von den Lüften gierig eingeſogen wurden. „Fürchteſt du mich? Glaubſt du, ich ſei ein treuloſes Weib und erdroſſelte dich in meinen Armen? Was haben wir armen Nixen euch gethan, daß ihr Menſchen uns verläumdet, uns ſo bösartig und falſch

Zweiter Auftritt.

Graf. Später der Geheimerath.

Graf (allein).

Darauf war ich nicht vorbereitet. Ich hatte immer gehofft, einmal in einem Kampf mit einem Günſtling oder mit etwas dergleichen meine Stärke zu probiren; doch daß der Herzog mit ſolch' außerordentlicher Klugheit zu Werke gehen würde, und mir nichts, dir nichts, einen Rathgeber kommen ließe, den er dadurch ganz unangreifbar macht, daß er ihn für uns unſichtbar erhält, das hätte ich nicht erwartet. Es gibt nun aber zwei Mittel, um gegen dieſen geheimen Agenten zu operiren. Entweder wir Gleichgeſinnten am Hofe ſchließen uns alle feſt aneinander, verſchanzen uns hinter die Macht, die wir heute noch in Händen haben, und bieten Allem, was da kommt, trotzig die Stirn. — Oder wir handeln wie mancher große Feldherr, der durch kluges Aufgeben einer feſt und ſicher geglaubten Poſition ſich und ſeine Macht gerettet. Hm! — Hm! Wenn man die Sache vom Standpunkte der Billigkeit betrachtet, ſo begreife ich vollkommen, wie indignirt der Herr über die Art ſein muß, wie er und ſein Land regiert wird. — Ueberlegen wir die Sache genau.

(Zwei andere Räthe treten ein.)

Hören wir aber vor allen Dingen, ob mein Collège nichts Näheres weiß. (Zu dem Geheimerathe, indem er ihn vorführt.) Nun, wie ſteht's? Haben Sie etwas erfahren?

Geheimerath.

Wenig, ſo gut wie gar nichts. An keinem Thor der Stadt will man geſtern eine auffallende Equipage haben einpaſſiren ſehen. Nur die Wache an dem Südthore glaubt gegen vier Uhr geſtern

Nachmittag einen ſehr eleganten Reiſewagen bemerkt zu haben, der auf der Straße vielleicht hundert Schritte vor der Barriere hielt.

Graf.

Das iſt unſer Feind!

Geheimerath.

Ein junger Mann ſei ausgeſtiegen und habe ſich durch eines der kleinen Thore in den Schloßgarten verloren.

Graf.

Das iſt er, ohne allen Zweifel! — Aber hier im Schloſſe geht jede Spur verloren und ſelbſt der Oberſthofmeiſter hat bis jetzt nichts entdecken können.

Geheimerath.

Sollte nicht vielleicht der Kammerdiener George? —

Graf.

Unmöglich! — eine Creatur des Herzogs! hat von jeher gegen uns gearbeitet, machte mir heute Morgen, wie ich über den Corridor ſchritt, eine ſo heitere Verbeugung, daß es mich wahrhaft frappirte (ſich zum dritten Rathe wendend:)

Herr Rath, wollen Sie ſo freundlich ſein, und uns durch den Kammerherrn anmelden laſſen, 's iſt unſere Stunde.

(Dieſer geht hinaus, der Kammerherr kommt und geht in das Kabinet des Herzogs links.)

Geheimerath.

Am meiſten überraſcht es mich, daß man in der Stadt ſchon von der Anweſenheit dieſes geheimen Agenten unterrichtet zu ſein ſcheint. Mich verſicherte heute Morgen mein Kanzlei-Direktor, daß man bereits geſtern Abend in verſchiedenen Cirkeln von dieſem Uebekannten geſprochen, daß man ſeiner als Werkzeug triumphirend erwähnt habe, vermittelſt welches der Herzog uns, die getreuen Räthe, in die nöthigen Schranken zurückweiſen würde.

Graf.

So! ſo! — ei! ei!

Geheimerath.

Dieſer Menſch wird populär, ehe er noch etwas gethan hat.

Graf.

So geht's Manchem, bis er anfängt zu handeln.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kammerdiener.

Kammerdiener.

Seine Durchlaucht laſſen den Herrn Miniſtern für den Rapport heute Morgen freundlichſt danken. Die Herrn Miniſter möchten ſich nur in das Kabinet der durchlauchtigen Frau Herzogin begeben, um dort wie gewöhnlich zu arbeiten. Seine Durchlaucht würden ohnedies das Nöthige erfahren. (Die Räthe ſind erſtaunt.)

Graf.

Seine Durchlaucht befinden ſich vielleicht unwohl?

Kammerdiener.

Durchaus nicht, Euer Excellenz. Der Herr Herzog befindet ſich im erfreulichſten Wohlſein in ſeinem Kabinet und arbeitet in dieſem Augenblicke —

Graf

(ſieht ihn erſtaunt an).

Kammerdiener.

Mit ſeinem geheimen Agenten.

(Die Räthe gehen zögernd nach der Thür der Herzogin, die ihnen der Kammerdiener bereitwillig öffnet, der Graf ziemlich erregt, ſpricht mit ſich ſelbſt, bleibt mehrere Mal ſtehen, endlich faßt er einen Entſchluß.)

Graf (zu den Räthen).

Gehn Sie voraus, meine Herren, ich habe Seiner Durchlaucht eine höchſt wichtige Meldung zu machen. (Zum Kammerdiener.) Melden

Sie mich dem Herzog in einer dringenden Angelegenheit. (Die Räthe ins Kabinet der Herzogin.)

Graf.

Will uns nicht ſehen, will keinen Rapport, ſchickt uns zur Herzogin, wird das Nöthige ſeiner Zeit ſchon erfahren? — Ei, ei! hier hat ſich der Stand der Dinge ſchon ſehr verändert! Waren doch ſonſt Seine Durchlaucht durch die kleinſte Sache, die wir unterließen, ihm zu melden, ſehr unangenehm berührt, nahmen uns durch die verſchiedenſten Kreuz- und Querfragen oftmals tüchtig in's Gebet, wollten von Allem Kenntniß haben, ſo daß es weniger gewandten Männern wie uns wohl ſchwerlich gelungen wäre, die wichtigſten Staatsgeheimniſſe vor dem regierenden Herrn zu verheimlichen — und jetzt keinen Rapport, will von uns nichts wiſſen. Das hat ſich ja gewaltig verſchlimmert.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Herzog.

Herzog.

Ah! Unſer Staatsminiſter! Haben Sie etwas Wichtiges für mich, mein lieber Graf? Sie werden mich entſchuldigen, ich bin eilend.

Graf.

Euer Durchlaucht wünſchten heute Morgen keinen Rapport.

Herzog.

Laſſen wir das! — Wozu auch? (Zutraulich.) Ich verſichere Sie, lieber Graf, ich erfahre jetzt Alles, was ich wiſſen will, auf die leichteſte und angenehmſte Art, — er weiß Alles, bis in's kleinſte Detail; über Finanzen, Stand des Heeres, die Rechtspflege, die Gefängniſſe; ah! Sie müſſen dieſe Bekanntſchaft machen!

Graf.

Welche, gnädiger Herr? — die der Gefängniſſe?

Herzog.

O nein! — Die meines geheimen Agenten. — Aber Sie hatten mir eine Meldung zu machen, lieber Graf; laſſen Sie hören!

Graf.

Nur eine perſönliche, gnädigſter Herr. Wenn aber Euer Durchlaucht vielleicht mir vorher etwas zu befehlen hätten? ſo — —

Herzog.

Ich? Durchaus nichts. — Ich habe nur vorhin ſo geplaudert, weil ich offenherzig gegen Sie bin. Apropos! offenherziger, als Sie gegen mich.

Graf.

Ich, Durchlaucht? — Euer Durchlaucht könnten zweifeln?

Herzog (lachend).

Ganz und gar nicht, mein beſter Graf. — Aber Ihre Meldung?

Graf (verſtört).

Der Neffe unſeres Hauſes, Graf Oskar Stein von Steinhauſen, von größeren Reiſen zurückgekehrt, bittet um die Ehre, im Laufe des Vormittags Euer Durchlaucht vorgeſtellt zu werden.

Herzog.

Aha! Ich erinnere mich ſeiner. Er iſt wenig Jahre jünger als ich, ein angenehmer junger Mann und guter Reiter. Er iſt mir willkommen.

Graf (verbeugt ſich tief).

Herzog.

Er wird ſich eine Zeit lang bei uns aufhalten, nicht wahr?

Graf (ſchluckt heftig und ſieht ſich ſcheu um).

Euer Durchlaucht werden mir vielleicht erlauben, Ihnen in Betreff meines Neffen eine vertrauliche Mittheilung zu machen.

Herzog (lächelnd).

Mir eine vertrauliche Mittheilung? Am Ende gar ein Ge-

heimniß, von dem vielleicht bis jetzt Niemand Kenntniß hat, wie meine Mutter und Sie? Nein, nein, ich bin nicht so neugierig, solch' wichtige Dinge anvertraut zu erhalten.

Graf.

Aber es ist eine Sache, die das Haus Euer Durchlaucht betrifft, und von der man Euer Durchlaucht wahrscheinlich erst in einigen Tagen Mittheilung aus dem Kabinete der Frau Herzogin machen wird.

Herzog.

So, so! Nun, ich kann warten. — — Oder wenn ich am Ende schon etwas wüßte von diesem Geheimniß, lieber Graf?

Graf (überrascht).

Von den gnädigsten Absichten —?

Herzog.

Meiner Mutter in Betreff —

Graf (erstaunt).

Meines Neffen mit —

Herzog.

Natürlich!

Graf.

Mit der Prinzessin Eugenie?

Herzog (bei Seite).

Was ist das? (Faßt sich, laut.) Sie sucht schon lange eine Partie für die Prinzessin, und was Ihren Neffen anbelangt —

Graf.

Euer Durchlaucht waren von dem Projekt unterrichtet?

Herzog.

Allerdings!

Graf.

Durch Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin?

Herzog.

Nein, durch meinen geheimen Agenten.

Graf (für ſich).

Alle Wetter! Er iſt gut verſehen, über dieſe Angelegenheit fielen erſt heute Morgen die erſten leiſen Andeutungen.

Herzog (der kopfſchüttelnd in ein Zeitungsblatt geblickt).

Sie haben ſonſt nichts mehr, lieber Graf? Sie ſehen, Ihre Geheimniſſe ſind heute werthlos für mich. Ich weiß ſie bereits.

Graf.

Ja, Euer Durchlaucht, und ich bin ganz überraſcht — niedergedrückt.

Herzog.

Es iſt freilich nicht recht von Ihnen, lieber Graf, daß Sie erſt heute anfangen, offenherzig zu ſein, wo mir Ihre Offenherzigkeit nichts mehr hilft, da ich, wie Sie ſehen, von Allem unterrichtet bin.

Graf.

Von Allem?

Herzog.

Durch meinen geheimen Agenten.

Graf (nach einem kleinen Kampfe).

Es iſt wahr, Euer Durchlaucht, ich machte mir beſtändige Vorwürfe, daß es uns nicht vergönnt war, Euer Durchlaucht mit Allem, was vorging, ſo in Kenntniß zu ſetzen, wie es freilich meine Schuldigkeit geweſen wäre. Aber Euer Durchlaucht kennen den heißen Wunſch der Frau Herzogin —

Herzog.

Ja, ja!

Graf.

Stets im Geheimen für das Wohl Euer Durchlaucht zu arbeiten, — daß es alſo für uns unmöglich ward —

Herzog.

Laſſen Sie dieſe Entſchuldigungen, beſter Graf! Geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern und für die Zukunft —

Graf.

Habe ich mich feſt entſchloſſen, nur die Intereſſen meines allergnädigſten Herrn zu wahren.

Herzog.

Warum das? Sie kämen dadurch nur in Ungelegenheiten mit meiner Frau Mutter. Ich erfahre ja doch Alles, was Sie mir mitzutheilen haben.

Graf.

Alles, Euer Durchlaucht?

Herzog.

Alles, Herr Miniſter.

Graf (zieht ein Papier aus der Briefſtaſche).

Auch den Inhalt dieſes Schreibens an den Hof von Bayern.

Herzog (weiſt es mit der Hand zurück).

Auch den vielleicht und wenn nicht, ſo erfahre ich ihn heute noch auf eine für Sie minder compromittirende Weiſe —

Graf

(ſieht den Herzog an).

Herzog.

Durch meinen geheimen Agenten. (Ernſt.) Ja, mein lieber Graf, die Zeit iſt vorüber, wo eine derartige Mittheilung Ihrerſeits, die vollkommen im Bereich Ihrer Schuldigkeit gegen mich gelegen, mir Dienſte geleiſtet hätte.

Graf (wiſcht ſich den Schweiß ab).

Ich werde troſtlos, Euer Durchlaucht! Aber wenn Hochdieſelben wirklich von dem Inhalt dieſes Papieres in Kenntniß geſetzt ſind, ſo bitte ich, mir Höchſt Ihre Meinung darüber mitzutheilen, damit ich im Stande bin, in Ihrem Intereſſe zu handeln.

Herzog (durchfliegt das Papier. Bewegung. Feſt und beſtimmt).

Ich wußte um den Inhalt; ich will von Ihnen nichts darüber gehört haben, damit ich offen und frei meiner Mutter gegenüber meine eigene Meinung ausſprechen kann. (Mühſam lächelnd.) Aber ge-

ben Sie zu Ihrem Rapport, es könnte Sie compromittiren, wenn Sie bei dem regierenden Herzog zu lange allein blieben.

Graf (im Abgehen).

Dieſer Agent iſt ein Dämon, der ſich Zauberkünſte bedient. (In das Kabinet ab.)

Herzog (klingelt. Zum eintretenden Kammerdiener).

Meinen Hut, meinen Degen! — Ich muß einen Spaziergang in den Park machen, mir iſt das Herz zu voll, ich muß friſche Luft ſchöpfen. Intriguen ohne Ende! So hinter meinem Rücken zu handeln, die wichtigſten Sachen zu beſchließen, ohne mir nur ein Wort davon zu ſagen! (Er begegnet an der Thür der Prinzeſſin, welche in den Salon tritt.) Ah, Prinzeſſin, ich bin erfreut, Sie einen Augenblick zu ſehen! Ich muß Ihnen nur in zwei Worten mittheilen, daß unſer Plan vollkommen gelingt. Mein geheimer Agent iſt ſchon eine der gefürchtetſten Perſonen bei Hofe, Alles glaubt ſich von ihm beobachtet, Keiner traut dem andern mehr, ja kaum ſich ſelbſt und unſere gefährlichſten Feinde beeilten ſich, uns ihre Geheimniſſe mitzutheilen. (Die Thür zu dem Kabinet der Herzogin hat ſich geöffnet, ohne daß es der Herzog bemerkt, die Prinzeſſin dagegen macht dem Herzog ein ſehr ſteifes Compliment.) — Warum ſo förmlich, Eugenie? Nehmen Sie keinen Antheil mehr an meinem Schickſal? Wenn Sie wüßten, was ich eben durch den Grafen erfahren —

(Die Herzogin iſt in der Thür erſchienen.)

Fünfter Auftritt.

Der Vorige. Die Prinzeſſin, dann die Herzogin.

Prinzeſſin.

Um Gotteswillen, Durchlaucht! ſprechen Sie von was Anderem! (Faut.) Ich danke Euer Durchlaucht unterthänigſt, ich komme ſoeben

von einem Spaziergang zurück, habe auch den neuen Irrgarten ſchon geſehen; die Wege ſind ſo geſchickt angelegt, daß man ſich ohne den dazu nöthigen Plan in der Hand faſt unmöglich herausfinden kann.

Herzog (faßt ſich).

So muß ich alſo auf Ihre Geſellſchaft verzichten, Prinzeſſin? — Bis ein andermal denn!

Prinzeſſin.

Es wird mir eine außerordentliche Ehre ſein.

Herzogin (mit ſchwacher Stimme).

Ah! mes enfants! (Geht langſam auf die linke Seite.)

Herzog (wendet ſich plötzlich um).

Die Prinzeſſin revüſirt mir ſoeben eine Promenade in den Park; es iſt eine ſolch' herrliche Luft draußen.

Prinzeſſin.

Ich komme ſoeben von einem Spaziergange, wie ich Ihrer Durchlaucht bereits ſagte.

Herzog (luſtig).

Nein, nein, Sie wollen mich täuſchen. Geſtehen Sie es nur, ich bin nicht in Ihrer Gnade, denn Sie theilen beſtändig Körbe an mich aus.

Prinzeſſin.

Euer Durchlaucht!

Herzogin (küßt ſie auf die Stirn).

Mein gutes Kind! der Herzog meint es nicht ſo ſchlimm, er iſt dir gewiß ſehr gewogen, ich weiß das genau!

Herzog.

Allerdings, Mama, Sie haben recht! Die Prinzeſſin hat wahrhaftig keine Ahnung davon, wie gut ich es mit ihr meine. Sehr gut, außerordentlich gut! Faſt ſo gut wie Sie, Mama!

Herzogin (lächelnd).

Faſt ſo gut, mein Sohn. Die Prinzeſſin hat an Uns eine

darſtellt?“ „Ach nein, Lurley,“ ſagte er, „nicht dich fürchte ich, ſondern mein Schickſal; die Stimme in meiner Bruſt, von der ich vorhin ſprach, ſagt mir beſtimmt, ſobald das Herz, welches ich gefunden, alſo deins, Geliebte, an meiner Bruſt ſchlüge, würde ich ſterben; doch welch ſeliger Tod!“ Er faßte ſie um den ſchlanken Leib und preßte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. „O du wirſt leben,“ flüſterte ſanft die Fee, und ſchmiegte ſich feſter an ihn, „leben ein ſeliges Leben.“ — „Nein, Mädchen, Geliebte,“ entgegnete er ſehr leiſe, „ich habe dein Herz gefunden; es ſchlägt laut und ſtürmiſch gegen meine Bruſt; darum ſterbe ich. O Lurley! wie iſt deine Bruſt ſo weiß, ſo leichenbleich! Wie blutet dein Herz, welches ich ſehe. Wo iſt dein liebes Auge, dein ſüßer Mund? Ich ſehe nichts als das rothe blendende Herz!“ — —

Das war ein ſchrecklich ſchöner Augenblick. Die Waſſerjungfrau ſank in die blauen Glockenblumen, welche ihren Sitz umſtanden. Ohnmacht umfing ihre zerriſſenen Sinne; denn der Jüngling in ihren Armen war verſchwunden. Wie ſie ſchaudernd die Augen aufſchlug, ſaß ſie allein auf der Klippe des Felſens. Leicht ſtrich der Wind durch das Stromthal und ſpielte mit ihrem Haar. Aber zu ihren Füßen lag ein ſonderbares Blatt, welches ſie ahnungsvoll emporriß und betrachtete. Ja, es ſchienen ſeine Züge zu ſein, wenn auch veraltet und entſtellt, oben und unten ſtand ein rothes Herz, ſeins und das ihrige. „Ein Zauber waltet hier,“ ſprach ſchmerzvoll die Jungfrau, „ein böſer Zauber, aber ich will ihn löſen. Bin ich nicht Lurley, eine Fürſtin des Waſſerreiches?“ — —

Sie ſchwebte dahin, die ſchöne Fee mit gebrochenem Herzen. — Drei Tage waren ſeitdem vergangen und der alte Fiſcher hatte ſeinen Freund vergebens erwartet. Als er auch am vierten nicht erſchien, ſetzte er an die Stelle, wo jener den Felſen erſtiegen, ein einfaches Kreuz, an welchem er Abends ein Vaterunſer betete und jedem, der über den Rhein fuhr, erzählte er die Geſchichte von dem Jüngling, welcher bei der Lurley ein Herz geſucht und nicht zurückgekommen war. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unter den vielen Sagen, welche am Ufer des Rheines im Munde des Volkes leben, iſt eine, welche mir immer beſonders gut gefallen hat. Es iſt die von einem todten Menſchen, der verdammt war, mit den Lebenden herumzuwandeln und nicht ruhen zu können. Das muß aber ein ſchreckliches Elend ſein. Was der Todte auch fühlte und auf alle mögliche Weiſe die unerträgliche Bürde des Lebens abzuſchütteln verſuchte; er ging unverſehrt aus Flammen, ſtürzte von himmelhohen Felſen herunter und that ſich kein Leid. Da ſprang er eines Tages in den Rhein und ward auf der Erde nicht wieder geſehen. Er ſank nämlich unter und fiel vor dem Cryſtallpalaſte nieder, in welchem die

mütterliche Freundin und weiß, daß Wir Uns eifrig mit ihrem Wohl beſchäftigen. Gerade in dieſem Augenblicke —

Herzog.

(Huſtet.)

Herzogin.

Gerade in dieſem Augenblicke ſprachen Wir mit Unſerem Miniſter, dem Grafen Steinhauſen —

Herzog

(der die Converſation unterbrechen will, ſchaut in die offene Thür des Kabinets rechts).

Ah, ich glaube, dort kommt der Graf!

Herzogin.

Er eilte hieher, um dir ſeinen Neffen, den Grafen Oskar vorzuſtellen. — Ein ſehr liebenswürdiger und gebildeter junger Mann!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf. Deſſen Neffe. Der Oberſthofmeiſter.

Graf.

Euer Durchlaucht hatten die Gnade, mir zu erlauben, Ihnen allerunterthänigſt meinen Neffen präſentiren zu dürfen.

Herzog.

Herr Graf, ſeien Sie mir willkommen. Ich glaube wir ſahen uns vor zwei Jahren in Rom.

Graf Oskar.

Während des Carnevals, Euer Durchlaucht.

Herzog.

Sie waren damals ſchon längere Zeit auf Reiſen?

Graf Oskar.

Seit vier Jahren.

Herzog.

Und seit der Zeit nicht mehr in der Heimath? — Wir müssen wenig Anziehungskraft für Sie haben.

Graf.

Es war beständig sein glühendster Wunsch, Euer Durchlaucht und sein Vaterland wieder zu sehen, doch war die Reise noch auf längere Zeit projectirt und sollte nicht unterbrochen werden.

Herzogin.

Ich finde das vollkommen begreiflich und wünsche nur, daß es Ihnen fortan am hiesigen Hofe gefallen möge. Graf Oskar, ich werde Sie der Prinzessin Eugenie vorstellen.

Graf (für sich).

Ein schönes Mädchen!

(Der Herzog ist an's Fenster getreten, Oberstthofmeister folgt ihm in einiger Entfernung.)

Prinzessin.

Ich hoffe, Herr Graf, die Umgebungen unserer Residenz werden Ihnen nach all dem Schönen, was Sie auswärts gesehen, nicht zu unbedeutend vorkommen; aber ich fürchte, unsere kleine Stadt wird Ihnen leider nicht viel darzubieten vermögen, was im Stande ist, Sie hier zu fesseln.

Graf.

Euer Durchlaucht halten zu Gnaden, ich glaube, wenn Graf Oskar erst eine kurze Zeit hier ist, wird er das, was er vielleicht bei uns findet, nicht um alle Schätze der Welt vertauschen.

Prinzessin.

Ich hoffe, es soll Ihnen bei uns gefallen.

Oberstthofmeister (zum Herzog).

Ein ganz herrlicher Tag, ein wunderbar schönes Wetter!

Herzog.

Ich sehe nicht nach dem Wetter, bester Oberstthofmeister.

Oberstthofmeister.

Haben Euer Durchlaucht vielleicht schon zufällig bemerkt, wie

delizios ſich von dieſer Seite des Schloſſes aus, ja von dieſem Fenſter, der neue türkiſche Kiosk ausnimmt.

Herzog.

Ich ſehe nicht nach dem türkiſchen Kiosk.

Herzogin (zum Grafen).

Was hat der Herzog?

Graf (tritt ebenfalls an's Fenſter).

Euer Durchlaucht bemerken wohl jene rieſenhafte Aloe, die ihren Blüthenſtengel emportreibt? — Wirklich eine prachtvolle ſeltene Pflanze!

Herzog.

Ich habe nicht darnach geſehen, ſondern —

Oberſthofmeiſter und Graf.

(Drängen ſich näher.)

Herzog.

Sondern — wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo ging dort unten vor wenig Augenblicken — da bei der großen Allee, die nach dem Baſſin führt —

Oberſthofmeiſter und Graf.

Wer, Euer Durchlaucht?

Herzog.

O (er wendet ſich vom Fenſter ab) mein geheimer Agent vorbei.

Alle.

Wo? — Der geheime Agent?

Oberſthofmeiſter und Graf.

(Drängen ſich an's Fenſter.)

Herzog (zu Graf Oskar).

Alſo, mein beſter Graf Oskar, richten Sie ſich bei uns häuslich ein, ich hoffe, wir werden uns öfters ſehen; denn die Stadt iſt ſo klein, daß die Lebensluſtigen eng zuſammenhalten müſſen, ſonſt jagt uns die Langeweile aus Unſerem eigenen Lande hinaus. — Auf baldiges Wiederſehen! — Adieu, Mama, ich bitte nachher

um eine kleine Audienz; ich habe einige an ſich nicht bedeutende Dinge mit Ihnen zu beſprechen. — Guten Tag, Prinzeſſin.

(Herzog ab.)

(Herzogin und Prinzeſſin ſprechen leiſe zuſammen, dann geht die Prinzeſſin in's Kabinet.)

Graf (zu ſeinem Neffen).

Geh' ſogleich in den Park hinab, ſuch' mir den geheimen Agenten auf, mach' ſeine Bekanntſchaft, aber ſei vorſichtig.

Oberſthofmeiſter (für ſich.)

Der geheime Agent im Garten? Da werde ich ſeine Bekanntſchaft zu machen ſuchen. Gelingt mir dies, ſo werde ich ihm die großen Waſſer ſpringen laſſen.

Siebenter Auftritt.

Der Graf. Die Herzogin.

Herzogin (mit ſtarker Stimme).

(Sieht dem jungen Grafen nach.) Ich verſichere Sie, Graf Steinhauſen, die beiden jungen Leute paſſen vortrefflich zuſammen.

Graf.

Durchdrungen von der Gnade Euer Durchlaucht, glaube ich im Namen meines Neffen verſprechen zu können, daß derſelbe ſich bemühen werde, durch die treueſte Ergebenheit, durch die unabläſſigſte Sorgfalt die Kluft einigermaßen vergeſſen zu machen, welche zwiſchen der Prinzeſſin Eugenie und dem geringen Hauſe Euer Durchlaucht unterthänigſtem Diener beſteht. Dieſe Verbindung iſt ein Ereigniß von ſo glücklicher und ſegensreicher Art, daß von da die ſpäteſten Nachkommen der Familie Steinhauſen mit Stolz ſprechen werden.

Herzogin.

Laſſen wir das, guter Steinhauſen! Ihre Ergebenheit für Unſer Haus hat ſich ſo glänzend bewieſen, daß es keine Belohnung

gibt, die zu groß ist für so treue, aufopfernde Dienste. Ich werde wahrscheinlich noch heute mit meinem Sohne über die Sache sprechen und dann vielleicht morgen die Verbindung bei Hof publiziren.

Graf.

Aber haben Euer Durchlaucht auch den Fall bedacht, daß Seine Durchlaucht etwas gegen diese Verbindung einzuwenden hätten?

Herzogin.

Mein Sohn etwas gegen eine Sache einwenden, die ich beschlossen?

Graf.

Es ist das freilich noch nicht vorgekommen, aber man hat Beispiele —

Herzogin.

Welche? —

Graf.

Beispiele wohl nicht, aber Seine Durchlaucht der Herzog könnte doch vielleicht anfangen, es übel zu vermerken, daß man ihn von manchen wichtigen Sachen erst dann in Kenntniß setzt, nachdem dieselben vollständig beschlossen und abgemacht sind.

Herzogin.

Aber das ist ja bis jetzt immer so gehalten worden!

Graf.

Allerdings, aber Euer Durchlaucht selbst geruhten mir heute Morgen zu sagen, wie übel der Herr Herzog es aufgenommen, daß man Schritte gethan zu seiner Verbindung mit der Prinzessin von Braunschweig.

Herzogin.

Hm! Wir können streng genommen nicht verlangen, daß er dergleichen nicht übel nehmen soll; aber dabei bleibts auch; ich versichere Sie, dabei bleibt's auch!

Graf.

Trauen Euer Durchlaucht nicht ganz, ich glaube, eine kleine Aenderung des Systems gegen den Herzog könnte nichts schaden.

Herzogin.

Wie soll ich Sie verstehen? Eine kleine Aenderung des Systems heißt es ganz aufgeben. O seien Sie unbesorgt, er hat dieses Heirathsprojekt zufällig erfahren, ganz zufällig.

Graf.

Das glaube ich nicht.

Herzogin.

Sie vermuthen —

Graf.

Daß jener geheime Agent ihn trefflich bedient.

Herzogin.

Glauben Sie in vollem Ernst?

Graf.

In vollem Ernst! —

Herzogin.

Jener unsichtbare geheimnißvolle Diener?

Graf.

Weiß in der That die geheimsten Dinge. Ich habe erschreckende Beweise.

Herzogin.

Welche? — reden Sie!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Herzog.

Herzog.

Ah, Mama, noch immer Staats-Geschäfte? — Bedaure sehr, zu stören, Herr Graf, aber ich muß Sie einen Augenblick ablösen,

denn ich habe Einiges auf dem Herzen, was ich mit der Frau Herzogin beſprechen muß. Es ſind eigentlich keine Geheimniſſe und wenn es Sie vielleicht unterhalten ſollte, da zu bleiben, ſo habe ich durchaus nichts dagegen.

Graf.

Euer Durchlaucht belieben gnädigſt zu ſcherzen. Meine Geſchäfte ſind zu Ende, ich ziehe mich gern zurück. (Zieht ſich zurück und ab.)

Herzog.

Wie Sie wollen, Herr Graf! — Mama, ich halte es an der Zeit, Ihnen nochmals meinen beſten Dank zu ſagen für die freundliche Aufnahme meines geheimen Agenten, vielmehr für die Erlaubniß, denſelben höchſtincognito bei mir aufnehmen zu dürfen.

Herzogin (mit ſchwacher Stimme).

Du biſt ſehr freundlich, auf dieſe Kleinigkeit ein Gewicht zu legen. Ich möchte aber nur wiſſen —

Herzog.

Womit wir uns beſchäftigen? Ich finde dieſen Wunſch durchaus gerechtfertigt, chère maman!

Herzogin.

Du mißverſtehſt mich, mein Sohn; es kann und wird mir durchaus nicht einfallen, mich in deine Privat-Angelegenheiten miſchen zu wollen.

Herzog.

Hm!

Herzogin.

Es ſei denn, daß dieſe Privat-Angelegenheiten die Staats-Geſchäfte tangiren.

Herzog.

Was bei einem regierenden Herrn ſo außerordentlich leicht vorkommen kann.

Herzogin.

Wie?

Herzog.

Was bei einem regierenden Herrn —

Herzogin (lächelnd).

Ah, ich verstehe!

Herzog (für sich).

Mama versteht! (laut:) Bis jetzt, Mama, haben Sie sich, wie ich glaube, durchaus nicht darüber beschweren können, daß meine Privat-Angelegenheiten sich den Staatsgeschäften auffallend genähert; jetzt aber —

Herzogin.

Wie?

Herzog.

Jetzt aber, das heißt, seit mein geheimer Agent hier ist, sehe ich mich in der That veranlaßt, durch mancherlei Mittheilungen, die er mir gemacht, mich etwas mehr um das Praktische der Staats-Geschäfte zu bekümmern.

Herzogin (lächelnd).

Man hat dir Mittheilungen gemacht? Am Ende gar solche, die sich wie Staats-Geheimnisse anhören?

Herzog.

Mein geheimer Agent? — allerdings!

Herzogin.

Und diese wären?

Herzog.

Ich werde Ihnen Einiges davon nicht vorenthalten, Mama. Sie werden sich erinnern, daß Sie mich gestern mit der Nachricht zu überraschen gedachten, Sie hätten für mich eine Gemahlin an dem benachbarten Hofe von Braunschweig gesucht und gefunden. Ich wußte es bereits, legte auch auf dieses Handeln hinter meinem Rücken durchaus keinen Werth, da ich über meine Heirath hoffentlich allein zu entscheiden habe.

Herzogin (mit ſtarker Stimme).

Aber wenn die Unterhandlungen bis zu einem gewiſſen Grade vorgeſchritten ſind, ſo kann man unmöglich zurücktreten, ohne compromittirt zu werden.

Herzog.

Wir wollen das für jetzt nicht erörtern, aber, Mama, Sie haben in unſerer Familie eine andere Verbindung projektirt, ohne mit mir nur ein Wort darüber zu ſprechen. Ich bin der Chef des Hauſes, Mama, und ohne mir die geringſte Mittheilung zu machen, vergeben Sie die Hand der Prinzeſſin Eugenie an den Neffen des Grafen Steinhauſen.

Herzogin.

Unerhört! — Wer hat dir das geſagt?

Herzog.

Mein geheimer Agent.

Herzogin.

Ich bin überraſcht, außer Faſſung! — meine Nerven!

Herzog.

Iſt die Mittheilung meines geheimen Agenten falſch?

Herzogin (mit ſchwacher Stimme).

Ich will das nicht behaupten, aber es gibt Dinge, die man vorher auf's Genaueſte prüfen und mit vertrauten Freunden beſprechen muß, ehe man ſie der Oeffentlichkeit übergibt. —

Herzog.

Alſo mich, den Herzog — Ihren Sohn, rechnen Sie nicht unter die Zahl Ihrer vertrauten Freunde? Doch weiter, Mama! Ich bin nicht gekommen, Ihnen Vorwürfe zu machen, ſondern Ihnen nur zu erzählen, womit mich mein geheimer Agent unterhält.

Herzogin (mit ſtarker Stimme).

Dein geheimer Agent iſt ein argliſtiger Spion. Ich bin in dieſem Schloſſe vor den Spähern meines Sohnes nicht mehr

ſicher. Heute Morgen wußte außer dem Grafen Niemand um dieſe Angelegenheit.

Herzog.

Woraus Sie erſehen können, wie vortrefflich ich bedient bin. — Aber weiter! . . . .

Herzogin.

Wie, du haſt noch mehr?

Herzog.

Das, Mama, waren nur Privat-Angelegenheiten unſeres Hauſes. Jetzt muß ich mir aber erlauben, Regierungs-Geſchäfte zu berühren. Sie haben hinter meinem Rücken, Mama, einen Vertrag mit dem Hofe von Bayern abgeſchloſſen.

Herzogin (erſtaunt).

Wer ſagt das?

Herzog.

Einen Vertrag, in ſeinen Conſequenzen ebenſo unvortheilhaft für das Land, als erniedrigend für mich, den Herzog.

Herzogin.

Verrath! Heilloſer Verrath!

Herzog.

Ebenſo erniedrigend für den Herzog, der in dieſem Vertrag wie eine Perſon behandelt wird, die man nicht fragte, und die ſich fügen wird, ſobald es die durchlauchtigſte Mutter für gut findet.

Herzogin.

Wer hat mir das gethan? Wer hat dieſe Verläumdungen gemacht? Ich will es wiſſen?

Herzog.

Mein geheimer Agent, Mama. — Wollen Sie Beweiſe?

Herzogin.

Nein, nein! Ich habe genug gehört, vollkommen genug! — O dieſe Scene! Wie das meine Nerven angreift! Der Sohn gegen die eigene Mutter!

Beherrſcherin des Rheinſtroms, die Königin Lilio, reſidirt. Dieſe ſaß gerade unter ihren Jungfrauen und freute ſich bei Spiel und Geſang. Weil nun die Königin ein ſo unſchuldvolles freundliches Ausſehen hatte, faßte ſich der todte Menſch ein Herz, umſchlang ihre Füße, indem er ſeine traurige Geſchichte erzählte. Lilio ward gerührt und berieth ſich mit ihrem Geheimerath, einem Doctor vom Laacher See, der ſehr gelehrt war, wie dem Unglücklichen zu helfen ſei, wie man ihm Ruhe geben könne, ohne der höheren Beſtimmung, die ihn zum Umherwandern verdammt, entgegen zu wirken. Der Doctor, ſo viel er auch ſtudirt hatte, wußte hier nicht zu helfen, bis die Königin, welche ein Frauenzimmer war, etwas erdachte, wodurch ſie ſogar das Schickſal überliſtete. Der Duft der Waſſerroſen ſenkte den Armen in einen tiefen erquickenden Schlaf. Er lag ſo weich auf kühlem Mooſe in einem Gewölbe von grünem Cryſtall und die Königin ſprach zum Doctor von Laach: Doctor, ſteigen Sie auf die Erde und ſuchen Sie da irgend einen Schriftſteller, dem es augenblicklich an Stoff zu einem Phantaſieſtücke mangelt und der doch gern etwas ſchreiben möchte. Flüſtern Sie ihm, wenn er ſchläft oder träumt die Geſchichte des todten Menſchen in's Ohr und treiben ihn beſtändig an, dieſelbe niederzuſchreiben. Sie verſtehen mich. Alsdann wandert jener, wenn auch nur auf Druckpapier, über die Erde und kann doch hierunten ruhig ſchlafen.“ Die Königin hatte ein ſo ſchönes mitleidiges Herz.

Aber der Doctor von Laach tauchte aus dem Rheine und legte ſich an mein Ohr, und flüſterte mir, was ich hier mitgetheilt, Tag und Nacht zu. Wollt' ich an etwas Anderem arbeiten, mein Wille half nichts. Ich war von einem Waſſergeiſte beſeſſen und mußte ſchreiben, was er befahl. Deßwegen waſche ich über die etwaigen Fehler in meiner Geſchichte vom todten Menſchen und den vier Königen meine Hände in Unſchuld und ſchiebe Alles auf den Geheimen Rath der Königin Lilio.

In der vergangenen Nacht, nachdem ich noch ſpät die letzten Seiten geſchrieben, erſchien er mir wieder und bedankte ſich mit einer tiefen Verbeugung. „Aber Theuerſter,“ ſprach ich im Schlaf, „was iſt denn aus den vier Königin geworden?“ Er antwortete lächelnd: „Ihre Majeſtät, unſere luſtige Königin, hat ſie in ihren Hofſtaat aufgenommen. Sie verlangen nicht zurück auf die Erde, der Herr von Eckſtein hat dem Prinzen Vips den Spaß in der Kneipe zum ſtillen Vergnügen vergeben und trinkt entweder mit ihm und den Fürſten von der Moſel und dem Grafen von Walportheim in einer Laube von Cryſtall und Lotusblumen, oder ſie gehen zuſammen auf die Jagd.“ —

„Und was macht Treff-König?“ fragte ich.

Herzog.

Und die Mutter gegen den eigenen Sohn!

Herzogin (mit ſchwacher Stimme).

Verdiene ich dieſe Vorwürfe?

Herzog.

Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, Mama, ich habe, wie geſagt, nur pflichtſchuldigſt mitgetheilt, was mir —

Herzogin (heftig).

Dein geheimer Agent, — ein verabſcheuungswürdiger Spion — zuflüſtert! — Wie ich dieſen Menſchen haſſe! Ich will nicht eher ruhen, bis ich ihn aus dem dunkeln Winkel, wo er ſein Gift ausbrütet, an's Tageslicht gezogen habe.

Herzog.

Mama, ich bin fertig. Erlaube mir nur, Ihnen noch zu bemerken, daß ich es für meine Schuldigkeit hielt, unſerem Geſandten am Hofe von Bayern neue Inſtruktionen zugehen zu laſſen — nur privatim, Mama — worin ich mich aber bemühte, ihm deutlich in's Gedächtniß zurückzuführen, wer denn eigentlich der Herr dieſes Landes iſt. (ab.)

Neunter Auftritt.

Die Herzogin, ſpäter der Graf

Herzogin (klingelt heftig).

Man ſuche den Grafen Steinhauſen!

Kammerdiener der Herzogin.

Seine Excellenz ſind noch im Schloſſe.

Herzogin.

Ich erwarte ihn! — — Meine Schritte zu belauſchen, meine Pläne zu durchkreuzen, mich vor dem Hofe von Bayern, vor dem

eigenen Gesandten blos zu stellen! Und das Alles nicht aus eigenem Antrieb — o der Herzog hätte nie an so etwas gedacht, er folgte nur den Einflüsterungen jenes räthselhaften Menschen, der nicht nur meine Schritte, auch meine Gedanken ausspürt, der unsichtbar umherschleicht, seine Ohren an jede Thür legt, aus seinem Versteck heraus jede Miene beobachtet, — es ist unerträglich! Das soll, das muß anders werden!

Graf (tritt eilig ein).

Euer Durchlaucht ließen mich so eilig rufen; Euer Durchlaucht sind agitirt, um Gotteswillen! es ist doch nichts vorgefallen? — Diese Unterredung mit dem Herzog! —

Herzogin.

Fing da an, wo Sie vorhin aufhörten!

Graf.

(Sieht Sie erstaunt an.)

Herzogin.

Er legte mir Beweise vor, daß ihm alle unsere Schritte verrathen werden.

Graf.

Was ich Euer Durchlaucht vorhin sagte.

Herzogin.

Daß er bereits um die zwischen uns Beiden projektirte Heirath Ihres Neffen mit der Prinzessin wisse —

Graf.

Unbegreiflich!

Herzogin.

Daß er unsern geheimen Vertrag mit dem Hofe von Bayern kenne.

Graf.

Entsetzlich! Ich weiß nicht, was ich davon denken soll?

Herzogin.

Daß er in verschiedener Beziehung besser bedient ist, als ich.

Graf.

Euer Durchlaucht!

Herzogin.

Unter der harmloſeſten Maske führte er einen Fremden bei uns ein; dieſer Fremde wohnt hier im Schloſſe, intriguirt gegen Uns, iſt Uns in den erſten Tagen ſchon höchſt gefährlich, und wir Alle zuſammen ſind nicht im Stande, zu erfahren, wer und was dieſer Fremde iſt, können keine Mittel finden, ihn in ſeinem Dunkel zu entdecken, während wir vor ihm im hellſten Lichte ſtehen, ſo daß er im Stande iſt, alle unſere Schritte zu beobachten.

Graf.

Euer Durchlaucht wollen die Gnade haben, nicht zu bezweifeln, daß wir unſer Möglichſtes gethan, etwas über jenen geheimen Agenten zu erfahren, ja ich glaube, daß in dieſem Augenblick mein Neffe, Graf Oskar, unten im Park ſeine Bekanntſchaft gemacht haben wird, und das wäre ein erſter Anknüpfungspunkt.

Herzogin.

Ich habe meine Partie genommen; wir können nicht ferner auf einem Terrain arbeiten, das vor unſern Augen unterminirt wird, und jedem Handſtreich offen da liegt, da wir nicht wiſſen, von welcher Seite er gegen uns geführt wird. (Sie klingelt. Zu dem Kammerherrn, der hereintritt): Man rufe den Oberſthofmeiſter! — Ich verlaſſe dieſe Stadt.

Graf.

Um Gotteswillen, Euer Durchlaucht, wollen uns doch nicht verlaſſen, die Zügel des Regiments aus den Händen geben, uns der Ungnade des Herzogs überlaſſen, in deſſen Augen wir, als Euer Durchlaucht allergetreueſte Räthe, von jeher als eine höchſt mißliebige Oppoſition erſchienen ſind?

Herzogin.

O mein beſter Graf, Sie irren gewaltig; ich will nur die Reſidenz für einige Zeit verlaſſen, um die Staatsgeſchäfte von

einem Terrain leiten zu können, das ich von geheimen Agenten frei zu erhalten vermag.

Graf.

Euer Durchlaucht wollten? —

Herzogin.

Noch heute mein kleines Schloß Caserta beziehen; mir scheint, es liegt nichts Außerordentliches darin, daß ich dort einmal die Sommer-Monate zubringen will.

Graf.

Und der Herzog?

Herzogin.

Wird mit seinem geheimen Agenten hier bleiben, Caserta ist mein Privat-Eigenthum.

Graf.

Und wir — Euer Durchlaucht getreueste Räthe.

Herzogin.

Sind freundlichst eingeladen, mich zu begleiten.

Graf (einigermaßen verlegen).

Wird aber Seine Durchlaucht diesen Schritt billigen? Weiß der Herzog darum?

Herzogin.

Er wird es erfahren! nach der unangenehmen Scene, die wir vorhin gehabt, kann es ihm nur erwünscht sein, daß wir uns ein paar Tage nicht sehen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Euer Durchlaucht haben befohlen! —

Herzogin.

Ich habe mich entſchloſſen, Herr Hofmarſchall, für einige Wochen mein Schlößchen Caſerta zu beziehen, ich will noch heute Abend dahin abreiſen. Beſorgen Sie meinen Wagen und ſchicken Sie ſogleich einen Courier hinaus, damit man Wohnungen einrichte für den Grafen Steinhauſen und drei der übrigen Räthe mit dem nöthigen Perſonal. — Ich nehme die Prinzeſſin mit mir; meine Hofdamen können morgen folgen.

Oberſthofmeiſter (erſtaunt).

Aber Seine Durchlaucht der Herr Herzog?

Herzogin.

Es iſt jetzt ſieben Uhr, ich wünſche, daß in einer halben Stunde mein Wagen am Gartenthore vorfährt.

Oberſthofmeiſter.

Aber der Herr Herzog ſcheinen nicht verreiſen zu wollen, Seine Durchlaucht ſind ſoeben zu einer Jagd ausgeritten.

Herzogin (für ſich).

Deſto beſſer! (laut): Aber ich werde nach Caſerta gehen, Herr Oberſthofmeiſter!

Oberſthofmeiſter (verblüfft).

Ganz zu Euer Durchlaucht Befehl!

Herzogin (in das Kabinet rufend).

Mein Schreibzeug! (Der Kammerdiener bringt es, ſie ſetzt ſich zum Schreiben).

(Graf und Hofmarſchall auf der andern Seite nehmen eine Priſe.)

Oberſthofmeiſter.

Hm! — Hm! — Wie?

Graf.

(Zuckt mit den Achſeln).

Oberſthofmeiſter.

Nach Caſerta?

Graf.

So ſcheint's!

Oberſthofmeiſter.

Ja, aber? —

Graf.

Staats-Geheimniſſe!

Oberſthofmeiſter.

Mit Euren Geheimniſſen! Es wird unerträglich an dieſem Hofe!

Graf.

Finden Sie das?

Oberſthofmeiſter.

Nun ja, man kann ja keinen Schritt mehr thun, ohne daß man auf eine Heimlichkeit ſtößt.

Graf

(zuckt mit den Achſeln).

Oberſthofmeiſter.

Und der Herzog?

Graf.

Bleibt hier.

Oberſthofmeiſter.

Und ich?

Graf.

Ebenfalls.

Oberſthofmeiſter.

Und der Geheime?

Graf (mit einem Blick auf die Herzogin).

Bst!

Oberſthofmeiſter

(huſtet verlegen).

Herzogin (laut).

Herr Oberſthofmeiſter!

Oberſthofmeiſter (erſchrocken).

Euer Durchlaucht!

Herzogin.

Dieſen Brief geben Sie morgen früh dem Herzog. — Laſſen Sie meinen Wagen einſpannen.

(Hofmarſchall ab.)

Herzogin.

Dieſe Maßregel kann kein Aufſehen erregen, und ſie iſt nothwendig; ich darf es nicht wagen, im jetzigen Augenblicke mit meinem Sohne mich offenbar zu überwerfen, namentlich nicht wegen jenes geheimen Agenten, ein Spielzeug, an dem der Herzog nun einmal Geſchmack gefunden. Erwarten Sie mich hier, Graf Steinhauſen, ich muß einige nothwendige Anordnungen treffen.

(Ab in's Kabinet.)

Eilfter Auftritt.

Graf (allein).

(Geht heftig auf und ab.)

Das geht zu weit, und wie ich mich auch hin und her beſinne, das läßt ſich mit meiner Dienſtpflicht gegen Seine Durchlaucht nicht vereinigen. — Aber was ſoll ich thun? — Die Herzogin iſt aufgeregt, ich kenne ihren feſten Willen, ſie wird von dieſem Entſchluß nicht abzubringen ſein. Wenn nur der Herzog da wäre! Eine ſo ſchöne Gelegenheit, mich als getreueſten Diener ihm darzuſtellen, kommt nicht ſo bald wieder; aber der Herzogin den Gehorſam verweigern, iſt unmöglich. Sie hat bis jetzt alle Befehle gegeben, es wäre Rebellion gegen die Allerhöchſte Gewalt. (Er geht auf und ab.) Halt! — das ginge! So wäre es möglich; ja, ja, ich halte Ihre Durchlaucht von einem übereilten Schritt ab und der Herzog muß es mir danken.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Oberſthofmeiſter, dann die Herzogin und die Prinzeſſin.

Oberſthofmeiſter.

Die Wagen ſind bereit; — aber ich bitte Sie, beſte Excellenz, geben Sie mir etwas an die Hand, woran ich mich halten kann. Der Kopf ſchwindelt mir. Schloß, Corridor, Treppen, Wagen. Alles läuft vor mir im Kreiſe herum.

Graf (wichtig).

Beſter Oberſthofmeiſter, wir befinden uns in einer äußerſt wichtigen Kriſis. Sie dürfen die Frau Herzogin nicht begleiten, ich fürchte —

Oberſthofmeiſter.

Eine Ungnade; — meine Zerſtreuung geſtern vor der Tafel!

Graf.

Möglich. Ich habe Ihnen neulich ſchon geſagt, daß hier Dinge geſchehen werden, vor deren Gewalt wir uns nur durch feſtes Aneinanderhalten ſchützen können.

Oberſthofmeiſter (faßt ſeinen Arm).

Sie ſehen, wie ich mich an ſie anklammere.

Graf.

Wohlan denn! Stehen Sie mir kräftig zur Seite; ich kenne Ihre Geiſtesgegenwart.

Oberſthofmeiſter.

Mein Gott! Was ſoll ich thun?

Graf.

Nicht viel, nur der Herzogin melden, daß die Wagen bereit ſeien, und dann ſollen Sie mit einem verlegenen Geſichte auf mich hinzuſehen: Aber —

Oberſthofmeiſter (ſehr verlegen).

Aber!

Graf.

Aber! — Ihr Geſicht iſt ganz vortrefflich! — —

(Herzogin und Prinzeſſin treten ein.)

Herzogin.

Wir ſind fertig! — Nun, meine Herrn — was ſoll das — Graf Steinhauſen? — Sie ſehen ſo nachdenklich aus! — Und Sie, Oberſthofmeiſter — was ſoll Ihr verſtörtes Ausſehen?

Oberſthofmeiſter (ſehr beſtürzt).

Aber! —

Graf (leiſe zu ihm).

Noch nicht! —

Herzogin.

Nun, Herr Oberſthofmeiſter, haben Sie meine Befehle beſorgt?

Oberſthofmeiſter.

Zu Euer Durchlaucht Befehl, die Wagen ſind bereit, aber — (Sieht den Grafen an.) Aber . . . .

Herzogin.

Was ſoll das Aber, Herr Oberſthofmeiſter?

Graf.

So ſprechen Sie doch, melden Sie Ihrer Durchlaucht, was Sie gehört!

Oberſthofmeiſter

(in größter Verlegenheit, zuckt auffallend die Achſeln).

Herzogin.

Werde ich endlich erfahren?

Graf.

Der Oberſthofmeiſter iſt ganz außer ſich — es iſt aber auch ein ſeltſamer Umſtand. Man meldet nämlich von der Wache, daß dorthin ſoeben der gemeſſenſte Befehl gekommen, heute Abend keinen Wagen, es ſei, welcher es wolle, aus dem Schloſſe zu laſſen.

Herzogin.

Keinen Wagen aus dem Schloſſe zu laſſen?

Graf.

So war der Befehl, nicht wahr, Herr Oberſthofmeiſter?

Oberſthofmeiſter

(der den Grafen erſtaunt angeſehen, ſehr kläglich).

Ja, allerdings.

Herzogin.

Und von wem kam dieſer Befehl?

Graf.

Von Seiner Durchlaucht, dem Herrn Herzog.

Herzogin (zum Oberſthofmeiſter).

Vom Herzog?

Oberſthofmeiſter.

Ja, allerdings!

Herzogin.

Und wer überbrachte dieſen Befehl?

Graf.

Der geheime Agent.

Herzogin (zum Oberſthofmeiſter).

Was muß ich hören, Herr Oberſthofmeiſter! wer überbrachte den Befehl?

Oberſthofmeiſter (ſchwer Athem holend).

Der geheime Agent.

Herzogin (reſignirt).

Es iſt gut, meine Herren, ſo werde ich erſt morgen reiſen!

Der Vorhang fällt.

„Der kost mit seiner Tänzerin, die nach ihrem Tode eine blaue Libelle ward, und auf den Flächen des Rheins umher schwebte; jetzt ist sie Hofdame bei ihrer Majestät.“

„Und Pique-König?“

„Der steigt jeden Abend auf die Erde und wandelt in einem Garten, welcher nahe an Ihre Wohnung stößt, und plaudert hier mit einer weißen Lilie. Sie war, ehe sie starb, ein hübsches Mädchen und liebte ihn. Ist sie als Blume verblüht, so folgt sie dem König nach unserem schönen Reiche.“

„Aber Herz-König?“

„Der ruht in dem Arme der schönen Lurley. Sie küßt ihn und singt:

Der Rhein ist tief und weit,
Doch größer die Seligkeit
In meinem Herzen.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dieſelbe Decoration.

Der Herzog. Der Kammerdiener.

Herzog.

Und du ſagteſt, mein geheimer Agent —

Kammerdiener.

Gab geſtern im Namen Euer Durchlaucht Befehl, das Schloß um acht Uhr zu ſchließen und Niemand, namentlich aber keine Equipagen mehr hinauszulaſſen.

Herzog.

Sonderbar! — Und dieſen Befehl erhielt die Schloßwache von meinem geheimen Agenten?

Kammerdiener.

Von Euer Durchlaucht geheimem Agenten.

Herzog (für ſich).

Soll ſich dieſe Phantaſiegeſtalt plötzlich verkörpert haben? Die Sache iſt mir verdächtig; — oder ſollte ſich Jemand den Namen meines geheimen Agenten anmaßen, um ebenfalls im Geheimen irgend eine Macht auszuüben? (Laut zu ſich ſelbſt redend.) Zu welchem Zweck konnte das Schloß geſperrt werden?

Kammerdiener.

Euer Durchlaucht halten zu Gnaden, es iſt mir zufällig vergönnt, darüber Auskunft ertheilen zu können.

Herzog.

Du? — In der That, ich bin neugierig, Monſieur George!

Kammerdiener.

Euer Durchlaucht, ich fange an, eine Größe zu werden; ich fange an, mich zu dem Platz zu erheben, der mir als der Erste in Euer Durchlaucht privatimsten Dienst gehört.

Herzog (zerstreut).

Das wäre?

Kammerdiener.

Die Agenten der fremden Mächte — ich verstehe darunter die Kammerfrauen Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin — fangen an, mir vertrauliche Mittheilungen zu machen und diesen verdanke ich es, daß ich im Stande bin, den Vorfall von gestern Abend zu melden.

Herzog.

Ei! ei! So laß hören!

Kammerdiener.

Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin beschlossen gestern Abend nach gehabter Unterredung mit Euer Durchlaucht, gefolgt von Allerhöchst Ihrem Hofstaate, der Prinzessin Eugenie und den Herren Ministern nach Caserta überzusiedeln.

Herzog.

Was höre ich!

Kammerdiener.

Damit die Sache nicht verrathen werden sollte, eröffneten die Frau Herzogin ihren Entschluß erst, nachdem Alle, welchen befohlen war, sie zu begleiten, um sie versammelt waren. Doch kaum erließ der Oberstthofmeister den Befehl zum Vorfahren der Wagen am hinteren Schloß, so kam die Meldung zurück, das Schloß sei auf allen Seiten gesperrt und Euer Durchlaucht geheimer Agent habe in Höchst Ihrem Namen den Befehl gegeben, Niemanden mehr hinauszulassen.

Herzog.

Seltsam in der That! So sonderbar die Sache klingt, so

muß man ſie doch glauben. Wer hat mir dieſen Dienſt geleiſtet? — Die Prinzeſſin vielleicht? — Kaum glaublich! (Am Fenſter.) Wer fährt da in den Hof?

Kammerdiener.

Es iſt die Equipage Sr. Excellenz des Grafen von Steinhauſen.

Herzog.

Der war geſtern Abend auch bei der Conferenz drüben, er nähert ſich mir auffallend; ein Schritt, wie ihn meine Mutter vorhatte, konnte ihm nicht gleichgültig ſein. — Richtig! er hat den geheimen Agenten vorgeſtellt — aber ſein Einlenken ſoll ihm nichts helfen! Er war und iſt doch die Seele aller Machinationen gegen mich. — George!

Kammerdiener.

Euer Durchlaucht!

Herzog.

Ich mag den Grafen in dieſem Augenblicke nicht ſehen, verſtehſt du? Mach ihm aber die vertrauliche Mittheilung, daß mein geheimer Agent ihn bei mir verklagt. — Höre, was er ſagt —

(Ab in ſein Kabinet.)

Zweiter Auftritt.

Der Kammerdiener. Der Graf.

Graf.

Nun, Monſieur George, wie ſtehts? Viel beſchäftigt?

Kammerdiener.

Außerordentlich, Euer Excellenz; aber der Herr Graf wiſſen, daß der ſtärkſte Dienſt durchaus nicht drückt, wenn der Herr gut aufgelegt iſt.

Graf.

Und iſt das im Augenblick der Fall?

Kammerdiener.

Im höchſten Grade, Excellenz. Ich habe Seine Durchlaucht noch nie ſo heiter geſehen, wie in dieſen letzten Tagen.

Graf.

Das wäre? Alſo Seine Durchlaucht ſind vollkommen zufrieden, laſſen nicht hie und da ein böſes Wort fallen über irgend Jemand? — Sie verſtehen mich, Monſieur George.

Kammerdiener.

Ich erinnere mich nicht.

Graf.

Zum Beiſpiel über mich? — Sie wiſſen, ſo beim Ankleiden, oder wenn zufällig die Rede auf mich kommt, oder wenn ich da geweſen bin? — Was, Monſieur George?

Kammerdiener.

Nicht eine Silbe! — Doch halt! ich will gegen Euer Excellenz offenherzig ſein.

Graf.

Nicht zu Ihrem Schaden, beſter George! — Alſo ſeine Durchlaucht ſagten von mir —?

Kammerdiener.

Seine Durchlaucht haben nichts geſagt.

Graf.

Aber Sie ſagten doch —?

Kammerdiener.

Ich wollte offenherzig ſein. Der geheime Agent, Euer Excellenz —

Graf (ſehr geſpannt).

Der geheime Agent?

Kammerdiener.

Frühſtückte heute Morgen wie gewöhnlich mit Seiner Durchlaucht —

Graf.

Wie gewöhnlich.

Kammerdiener.

Als ich hereinkam, um das Service hinwegzunehmen, nannte der geheime Agent Euer Excellenz Namen.

Graf.

Mit Wohlwollen?

Kammerdiener.

Das will ich gerade nicht behaupten, mir ſchien vielmehr der Ton, in welchem er ſagte: Es war ohne Zweifel der Graf Steinhauſen, etwas ärgerlich, ja gereizt.

Graf.

Nun?

Kammerdiener.

Ich blieb natürlich in der Nähe und vernahm, es ſoll geſtern Abend an die Wachen des Schloſſes der Befehl gekommen ſein, ſämmtliche Gitter um acht Uhr zu ſchließen, Niemanden und namentlich keine Wagen mehr hinauszulaſſen.

Graf.

Und weiter?

Kammerdiener.

Dieſen Befehl habe der geheime Agent überbracht —

Graf.

Weiter! weiter!

Kammerdiener.

Nun aber vernahm ich, wie ſich der geheime Agent bei Seiner Durchlaucht beſchwerte, daß man ſeinen Namen gemißbraucht, ihn in die Oeffentlichkeit hineingezogen, ihn compromittirt; und das habe Niemand anders gethan, wie Euer Excellenz der Herr Graf Steinhauſen.

Graf.

Das ſagte er *vor* Seiner Durchlaucht? — Und Hochdieſelben?

Kammerdiener.

Schienen ſehr ungehalten darüber und nahmen ſich vor, die Sache ſtrengſtens zu unterſuchen.

Graf.

Das iſt ſtark! Aber Monſieur George, ich beſchwöre Sie, woher könnte dieſer geheime Agent eine Ahnung haben, daß ich es geweſen, der in ſeinem Namen gehandelt? — Iſt denn dieſer Menſch überall und nirgends? Ich bitte Sie, lieber George, wer iſt dieſe räthſelhafte Perſon? Seien Sie ehrlich und wahr gegen mich, geben Sie mir ein Licht in dieſer Sache, Sie müſſen ja das Genaueſte darüber wiſſen! — Umſonſt iſt der Tod, Monſieur George, alſo beſtimmen Sie einen Preis für Ihre Mittheilung, er mag ſo groß ſein wie er will, ich will ihn zahlen. Ich gebe Ihnen natürlich mein Ehrenwort zum Pfande, daß Alles, was Sie mir ſagen werden, ſtreng verſchwiegen bleibt.

Kammerdiener.

Aber was wünſchen Euer Excellenz?

Graf.

Nur zu wiſſen, wer jener Mann iſt, nur ſeine Bekanntſchaft zu machen und ihn — wenn auch nur einige Minuten — zu ſprechen.

Kammerdiener.

Bedenken Euer Excellenz ſelbſt, das iſt unmöglich. Wie könnten Sie die Bekanntſchaft des geheimen Agenten machen, ohne daß er ſelbſt damit einverſtanden wäre? Ich kann Sie doch nicht unſichtbar zu ihm führen.

Graf.

Gewiß nicht; aber wenn Sie ihm vorſtellten, eine ſolche kurze Unterredung würde einen der getreueſten Diener Seiner Durchlaucht, einen Mann, dem das Wohl des Staates ſo ſehr am Herzen liegt, außerordentlich glücklich machen? Man wäre ſicher, Anknüpfungspunkte, Beziehungen zu einander zu finden, die es möglich machten,

ſpäter vereint in gleichem Intereſſe den gleichen Weg zu wandeln, zum Glücke Seiner Durchlaucht und zum Heil des Landes.

Kammerdiener.

Wenn ich nur Euer Excellenz Worte ſo behalten könnte, es wäre doch am Ende möglich, daß ſie ihren Eindruck auf den geheimen Agenten nicht verfehlten.

Graf.

Glauben Sie, Monſieur George? Meiner unbegränzten Dankbarkeit ſind Sie gewiß.

Kammerdiener.

Euer Excellenz werden einſehen, daß dies ein ſehr ſchwieriges, gefährliches Unternehmen bleibt, hinter dem Rücken ſeiner Durchlaucht, ja gegen Seinen ausdrücklichen Befehl, Allerhöchſt Seinem geheimſten Agenten einen ſolchen Vorſchlag zu machen.

Graf.

Monſieur George, wir verſtehen uns; der Preis für Ihre Bemühungen ſoll dieſen Bemühungen glänzend gegenüberſtehen?

Kammerdiener.

Um mich Eurer Excellenz zu verbinden, will ich mein Mögliches verſuchen.

Graf.

Und im Fall des Mißlingens wird der geheime Agent taktvoll genug ſein, uns nicht zu verrathen.

Kammerdiener.

Der geheime Agent iſt ein Mann von Ehre.

Graf.

Darauf rechne ich.

(Kammerdiener in das Kabinet links.)

Graf (allein).

Aber wie iſt es möglich, daß der geheime Agent auch dies erfuhr! Die Sache wird immer räthſelhafter. War doch Niemand

bei der Scene geſtern Abend zugegen, als die Herzogin, die Prinzeſſin und der Oberſthofmeiſter. — Der Oberſthofmeiſter! — Sollte der mich verrathen haben? — Unmöglich wäre es nicht! Schändlich! Schändlich! — Aber nicht unwahrſcheinlich; er kommt mir überhaupt in der letzten Zeit ſehr verändert vor, ſchleicht ſo ſcheu umher, iſt ſo einſilbig, auch nimmt er die kleine Ungabe der Frau Herzogin ſehr zu Gemüth — es ſollte mich gar nicht wundern, daß er alle möglichen Schritte thut, um ſich dem Herzog zu nähern und da gibt es freilich keinen beſſern Weg, als indem er dem geheimen Agenten vertrauliche Mittheilungen macht. — So iſt's! Es kann mich Niemand verrathen haben, als der Oberſthofmeiſter!

Dritter Auftritt.

Der Vorige. Graf Oskar.

Graf.

Ah! Mein Neffe! Sieht man dich endlich?

Oskar.

Ich habe Sie heute Morgen vergebens auf Ihrem Arbeitszimmer geſucht, beſter Oheim.

Graf.

Ueber euch junge Leute! Einer iſt gerade ſo leichtſinnig wie der Andere. Bis Mitternacht warſt du nicht zu Hauſe.

Oskar.

Verzeihen Sie, beſter Oheim, ich war geſtern Abend in Geſellſchaft junger, vergnügter Leute, worunter mehrere alte Bekannte; wir ſprachen von vergangenen Zeiten, und da wurde es etwas ſpät.

Graf.

Aber du hätteſt dieſen Morgen in aller Frühe zu mir kommen

ſollen, um mir jene Mittheilung von ſo hoher Wichtigkeit zu machen.

Oskar.

Welche?

Graf.

Ueber deine Vergeßlichkeit! Gingſt du denn geſtern Abend nicht in den Park hinab, um die Bekanntſchaft des geheimen Agenten zu machen?

Oskar.

Ja ſo, das hätte ich beinahe vergeſſen! Als ich in den Park hinabkam —

Graf.

Nun?

Oskar.

Sah ich ihn an der großen Orangerie ſtehen.

Graf.

Alſo doch? — Weiter! Weiter!

Oskar.

Ein junger, ziemlich großer, gut ausſehender Mann mit eleganter Tournure, friſchen aufgeweckten Geſichtszügen, einem hellen Blick, raſch in ſeinen Bewegungen, ſeinem Sprechen.

Graf.

Alſo du ſprachſt mit ihm?

Oskar.

Natürlich! Wir wechſelten einige Worte über den ſchönen Park, über die neue Orangerie, über das herrliche Wetter, über Pferde und Hunde, aber ich fand ihn ziemlich einſilbig.

Graf.

Doch nicht unfreundlich?

Oskar.

Nein, aber ſo viel Mühe ich mir auch gab, die Unterredung auf ein pikanteres Terrain zu ſpielen —

Graf.

Wobei du dich aber hoffentlich in Acht nahmeſt, ihm zu verſtehen zu geben, du wüßteſt, wer er ſei!

Oskar.

Wie können Sie ſo etwas denken? — ſo ging doch unſere Converſation bald zu Ende. Ich konnte nicht einmal dazu kommen, nach ſeiner Wohnung zu fragen, denn er grüßte mich ſehr höflich, und verſchwand in den Gebüſchen.

Graf.

Nun, es iſt doch ein kleiner Schritt geſchehen! Du wirſt ihn natürlich bei irgend einer Gelegenheit wieder erkennen, er wird ſich deiner ebenfalls erinnern und das kann ſchon zu etwas führen. Ich muß auf deine Hülfe rechnen, lieber Oskar, es iſt hier bei Hof nicht mehr Alles, wie ſonſt.

Oskar.

Ich bemerkte es.

Graf.

Du biſt eingeweiht in unſere Verhältniſſe; — ich habe es der Frau Herzogin oft geſagt, wie Unrecht ſie thue, Seiner Durchlaucht keine andere Stellung anzuweiſen, aber ſie gab meinen Rathſchlägen kein Gehör, es ſollte Alles beim Alten bleiben.

Oskar.

Und daß dem Herzog dieſes Alte nicht beſonders gefalle, kann man ſich denken. Man lächelt ja auswärts darüber, ja hier im eigenen Lande hört man Vieles mißbilligen.

Graf.

Leider! Leider! Aber das Schlimmſte bei der Sache iſt, daß der Herzog einen außerordentlich klugen und fein angelegten Plan befolgt, um ſich ſeiner Feſſeln zu entledigen.

Oskar.

Durch ſeinen geheimen Agenten?

Kriegsſpiele.

Einberufung der Landwehr. — Marſch der Linie.

Bei den großen Manövern, welche in Preußen alle drei bis vier Jahre gehalten werden, wie überhaupt in der ganzen Bewaffnung dieſes Militärſtaates, ſpielt die Landwehr eine ſehr große Rolle. Jeder Staatsbürger wird in ſeinem einundzwanzigſten Jahre vor eine Aushebungscommiſſion geſtellt, die ihn auf das Gutachten von Aerzten zum Militärdienſte körperlich tauglich oder untauglich erklärt. Letzteres kommt viel ſeltener vor, als man glauben könnte; wer befreit werden will, muß für jede Waffenart, ſelbſt für den Train, untauglich ſein. Mit einem fehlenden Auge oder einer verkrüppelten Hand iſt es nicht gethan. So erinnere ich mich ſehr gut, unter den „Fahrern“ der Geſchütze ſchöne ſtarke Leute gekannt zu haben, die an der linken Hand verwachſene unbrauchbare Finger hatten, und doch nach einiger Uebung ihren Zügel ganz gut zu führen wußten und den Dienſt auf's Beſte verſahen. Die Dauer der Dienſtzeit für jede Waffenart iſt geſetzlich auf drei nach einander folgende Jahre feſtgeſetzt; ſie wird jedoch bei der Infanterie auf ein und ein halbes Jahr, bei der Reiterei und Artillerie auf zwei und ein halbes Jahr ermäßigt, nach welcher Zeit die Leute zur Kriegsreſerve entlaſſen werden, von der ſie zur Landwehr übergehen, um in dieſem Verbande bis zum vierzigſten Lebensjahr zu verbleiben.

Dies klingt hart; eine ſolche Feſſel, welche alle Lebensverhältniſſe einzuzwängen ſcheint, kommt dem Ungewohnten unerträglich vor. Der Preuße macht ſich auch im Allgemeinen keineswegs ein Vergnügen daraus, nach der Dienſtzeit in der Linie noch eine Reihe von Jahren Landwehrmann zu bleiben; aber jeder erkennt die Nothwendigkeit des großartigen Inſtituts und bringt gern dem allgemeinen Beſten alle drei bis vier Jahre einige mühevolle Wochen zum Opfer. Denn vom

Graf.

Verſteht ſich! Er erforſcht unſere Entwürfe, er durchkreuzt unſere Plane, ohne je ſeiner Mutter gegenüber zu treten. Er lockert den Boden unter unſern Füßen und wenn es einmal irgendwo anfängt zu brechen, ſo ſtürzen wir Alle zuſammen.

Oskar.

Das iſt ja entſetzlich! Und gibt es denn kein Mittel, das Sie vor dieſem Sturze bewahrt, beſter Oheim.

Graf.

Nur ein einziges, und dazu bedarf ich deiner Hülfe.

Oskar.

Rechnen Sie ganz auf mich.

Graf.

Nicht ſo ſchnell, junger Herr! Ich verlange viel von dir. Um mich zu unterſtützen, mußt du dich vermählen.

Oskar.

Wie, lieber Oheim?

Graf (lächelnd).

Erſchrick nicht, es iſt die glänzendſte Partie, die je Einer von unſerem Hauſe gemacht. — Die Prinzeſſin Eugenie!

Oskar.

Sie ſehen mich überraſcht.

Graf.

Aber angenehm überraſcht, wie ich hoffe. Eine Verbindung mit dem regierenden Hauſe durch die Hand des ſchönſten Mädchens im ganzen Lande.

Oskar.

Das iſt allerdings wahr; aber wird die Prinzeſſin mit dieſer Verbindung einverſtanden ſein? Ich möchte um Alles nicht, daß mir der Wille der Herzogin die Hand der jungen liebenswürdigen Dame verſchaffte.

Graf.

Unbeſorgt! — ohne dir Complimente machen zu wollen, biſt du ſchon ein Mann, der im Stande iſt, ein weibliches Herz zu erobern. Die Prinzeſſin iſt vollkommen frei, und wenn mich nicht Alles trügt, haſt du geſtern keinen ungünſtigen Eindruck auf ſie gemacht.

Oskar.

Lieber Oheim, es iſt ein Schritt für's ganze Leben, er ſollte reiflich überlegt werden.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter (ſpricht in den Gang hinaus).

Das Diner iſt heute im kleinen Garten-Salon.

Graf (zu ſeinem Neffen).

Eine unangenehme Unterbrechung! Und gerade durch ihn! — Nimm dich vor dem Oberſthofmeiſter in Acht, mache ihm durchaus keine Convidenzen; ich habe alle Urſache ihm zu mißtrauen.

Oberſthofmeiſter.

Ah, meine Herren! Soeben komme ich von einer Promenade zurück.

Graf (lächelnd).

Darin ſcheint mir nichts Außerordentliches zu liegen.

Oberſthofmeiſter.

Euer Excellenz laſſen mich nicht ausreden. Aber auf eben dieſer Promenade habe ich ihn wieder geſehen.

Graf.

Wen denn?

Oberſthofmeiſter.

Er grüßte mich recht freundlich.

Graf.

Wer denn?

Oberſthofmeiſter.

Nun, wer ſonſt, als mein Bekannter, der geheime Agent.

Graf.

Ihr Bekannter, der geheime Agent?

Oskar.

Kennen Sie ihn auch?

Oberſthofmeiſter.

Auch? Ich möchte wiſſen, wer an dieſem Hofe ſonſt ſeine Bekanntſchaft gemacht hat?

Graf (zu ſeinem Neffen der ſprechen will).

Bst! — Alſo Sie kennen den geheimen Agenten?

Oberſthofmeiſter.

Freilich! Ich machte geſtern in dem Park ſeine Bekanntſchaft. — Ein charmanter Mann! Ich ließ ihm ſämmtliche Waſſer ſpringen.

Graf.

Ei, ei! Und wo fanden ſie ihn?

Oberſthofmeiſter.

Sämmtliche Waſſer, was er ſehr hoch aufzunehmen ſchien.

Graf.

So! ſo!

Oberſthofmeiſter.

Ich fand ihn an dem großen Baſſin, es machte dieſem bedeutenden Manne Freude, die Enten zu füttern.

Graf.

Ei, ei!

Oberſthofmeiſter.

Ein alter unterſetzter Herr, ſo in unſern Jahren.

Graf und Oskar.

Was?

Graf.

Du ſagteſt doch? —

Oskar.

Erlauben Sie, Herr Oberſthofmeiſter!

Oberſthofmeiſter (beſtimmt).

Ein alter unterſetzter Herr, hoch in den Fünfzigen.

Graf.

Ha! ha! ha!

Oberſthofmeiſter.

Worüber lachen Euer Excellenz?

Graf.

Ueber Ihren geheimen Agenten.

Oberſthofmeiſter.

Der iſt mir durchaus nicht lächerlich.

Graf (lachend).

Sie ſind im Irrthum, beſter Oberſthofmeiſter! — Oder hat er Ihnen vielleicht anvertraut, er ſei der geheime Agent?

Oberſthofmeiſter.

Das nicht, aber —

Oskar.

Nun dann haben Sie einen harmloſen Spaziergänger für den geheimen Agenten angeſehen.

Oberſthofmeiſter.

Unmöglich!

Graf.

Haben einem Fremden, Unbekannten ſämmtliche Waſſer ſpringen laſſen. — Welche Verſchwendung!

Oberſthofmeiſter.

Das wäre unangenehm!

Graf.

Ha! ha! ha! Und ihn auf der Straße freundlichst gegrüßt.

Oberſthofmeiſter (eilfertig).

Aber woher können Euer Excellenz ſo genau wiſſen, daß es nicht der geheime Agent war, deſſen Bekanntſchaft ich gemacht?

Oskar.

Weil der geheime Agent ein junger Mann iſt, groß, ſchlank, in meinen Jahren.

Oberſthofmeiſter.

Alſo Sie kennen ihn?

Graf (leiſe, gefällig).

Er kennt ihn ſehr genau. — Univerſitäts-Freunde! Waren Beide außerordentlich überraſcht, ſich hier wieder zu finden.

Oskar.

Sehr überraſcht.

Oberſthofmeiſter.

Das kann ich mir denken.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kammerdiener.

Kammerdiener

(aus dem Kabinet des Herzogs, rückt einen Fauteuil, der im Wege ſteht, etwas zurück).

Oberſthofmeiſter (der ihm zunächſt ſteht).

Was iſt's, Monſieur George?

Kammerdiener.

Seine Durchlaucht werden ſich im Augenblick zu Höchſt-Ihrer Frau Mutter begeben. (Er ſagt auf dem Wege in das Kabinet der Herzogin leiſe zum Grafen:) Eure Excellenz werden mir verzeihen, aber ich glaube,

es wäre beſſer, wenn Seine Durchlaucht Euer Excellenz in dieſem Augenblicke hier nicht ſehen würden.

Graf.

Ich danke Ihnen. (Laut.) Alſo, Herr Oberſthofmeiſter, auf Wiederſehen bei der Tafel. Aber nehmen Sie mir nicht übel, ich kann Ihrer Durchlaucht, der Frau Herzogin, die köſtliche Geſchichte mit den ſpringenden Waſſern nicht vorenthalten.

Oberſthofmeiſter.

Euer Excellenz werden beſſer thun, dieſe Neckereien zu unterlaſſen.

Graf (im Abgehen).

Adieu, adieu! à revoir! Ha! Ha! Ha! köſtlich! köſtlich! (Graf und Oskar ab.)

Oberſthofmeiſter (allein).

Da geht er lachend ab; aber wir wollen ſehen, wer zuletzt lacht, und ich bin doch überzeugt, daß es der geheime Agent war, deſſen Bekanntſchaft ich gemacht.

(Der Herzog geht über das Theater in die Thür rechts, der Oberſthofmeiſter macht ihm eine tiefe Verbeugung.)

Ja, wer zuletzt lacht, lacht am Beſten, und ich glaube nicht, daß Seine Excellenz am Schluß von der fröhlichen Partie ſein ſoll. Wenigſtens wäre keine Gerechtigkeit darin zu finden. Dieſe Grafen Steinhauſen, Onkel und Neffe, ich traue ihnen durchaus nicht, man muß ſich vor ihnen in Acht nehmen. Der alte Graf, bisher in der heftigſten Oppoſition gegen Seine Durchlaucht, ſcheint von dem neuen Wind, der jetzt bei Hofe weht, ſcharf umgedreht zu ſein. Nun, wenn dieſe Windfahne auch jetzt gutes Wetter zeigt, wird Seine Durchlaucht doch hoffentlich nie vergeſſen, woher beſtändig Sturm und Regen gekommen. — Und die Beiden wollen den geheimen Agenten ſchon ſo genau kennen? — Ich kann es nicht glauben, bin dagegen vollkommen überzeugt, daß ſie alle Minen ſpringen laſſen, um dieſe wichtige Bekanntſchaft zu machen. Und

ich bin es mir und meiner Stellung ſchuldig, ein Gleiches zu thun. — Ah, beſter George!

(Der Kammerdiener kommt aus dem Kabinet zurück.)

Kammerdiener.

Herr Oberſthofmeiſter, ganz zu Ihren Dienſten.

Oberſthofmeiſter.

Redensart, Redensart, mein Lieber! Sie ſind nicht zu meinen Dienſten, ich weiß das beſſer.

Kammerdiener.

Herr Oberſthofmeiſter könnten an meiner Bereitwilligkeit zweifeln, für Sie zu thun, was in meinen Kräften ſteht?

Oberſthofmeiſter (ſetzt ſich).

Ja, ja, man kennt euch Herrn mit euren Ausreden! — Was in meinen Kräften ſteht? — Aber wenn man einmal etwas von euch verlangt, ſo ſteht's gleich nicht in euren Kräften. He, Monſieur George!

Kammerdiener.

Herr Oberſthofmeiſter thun mir Unrecht. Ich weiß ſehr genau und werde es nie vergeſſen, wie viel ich Ihrer gnädigen Protektion verdanke.

Oberſthofmeiſter.

Nun, wir haben ſeiner Zeit das Unſrige gethan, Ihnen zum jetzigen Poſten zu verhelfen. Aber Undank iſt der Welt Lohn!

Kammerdiener.

Aber nicht der meinige, ich verſichere Sie, Herr Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Wirklich, lieber George? Ein Phänomen, ein Kleinod von einem Kammerdiener, der Dankbarkeit beſitzt?

Kammerdiener.

Stellen Sie mich auf die Probe; es gibt nur einen einzigen

Punkt, in dem ich durchaus nichts ſagen, nichts thun, ja nichts denken darf.

Oberſthofmeiſter.

Sehen Sie — — ſchon Ausflüchte!

Kammerdiener.

Aber nur ein einziger Punkt, Herr Oberſthofmeiſter! Wie ſollten Sie gerade auf dieſen Punkt verfallen?

Oberſthofmeiſter.

Meine Frage, mein Wunſch betrifft den geheimen Agenten!

Kammerdiener.

Ich bin untröſtlich, Herr Oberſthofmeiſter, das iſt gerade der Punkt, den ich vorhin andeutete.

Oberſthofmeiſter.

Sehen Sie — Ihre Ausflüchte! O Dankbarkeit!

Kammerdiener.

Herr Oberſthofmeiſter, Sie ſehen, wie mich Ihre Vorwürfe quälen. Wohlan denn! ich will Ihnen zeigen, daß ich Ihrer Protektion auch in Zukunft nicht unwerth bin. — Was verlangen Sie von mir? — Ich will es thun, wenn es möglich iſt.

Oberſthofmeiſter.

Sehen Sie, lieber George, jetzt ſprechen Sie wie ein vernünftiger Mann, der ſeinen Vortheil verſteht. Sie haben, wie ich hörte, das kleine Zimmer an der Ecke mit der Ausſicht in den Park zu Ihrem Arbeits-Kabinet gewünſcht. — Sie können heute noch einziehen.

Kammerdiener.

Ich danke von Herzen, Herr Oberſthofmeiſter; aber dürfte ich erfahren —?

Oberſthofmeiſter.

Verſteht ſich. — Sogleich! — Sie haben das Glück, den Vertrauten Seiner Durchlaucht, den geheimen Agenten, täglich zu ſehen. Er ſoll ein liebenswürdiger Mann ſein!

Kammerdiener.

Etwas Außerordentliches, Herr Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

So hat man mir ihn geſchildert. Ein geſetzter Mann in meinen Jahren.

Kammerdiener (nach einer Pauſe).

Ja!

Oberſthofmeiſter (für ſich).

So war er es doch, mit dem ich geſtern im Park geſprochen, und dieſe Grafen Steinhauſen verſuchten es, mich mit ihrem Univerſitäts-Freund hinters Licht zu führen. — Nicht ſo dumm! (Laut.) Sie können ſich denken, lieber George, daß es mich außerordentlich drängt, die genaue Bekanntſchaft dieſes vortrefflichen, geiſtreichen Mannes zu machen, ihm in meiner Eigenſchaft vorgeſtellt zu werden, mit ihm ein Geſpräch zu haben, wodurch wir vielleicht im Stande ſind uns zu nähern und gemeinſchaftlich jene Schritte zu thun, welche für das Wohl Seiner Durchlaucht und des Landes ſo unumgänglich nothwendig ſind.

Kammerdiener.

Sie verlangen viel von mir, Herr Oberſthofmeiſter. — Sie kennen den gemeſſenen Befehl Seiner Durchlaucht, es ſoll Niemand dem geheimen Agenten vorgeſtellt, ja nur mit ihm bekannt gemacht werden.

Oberſthofmeiſter.

Seien Sie ruhig, das verlange ich auch nicht von Ihnen!

Kammerdiener.

Wie ſo, Herr Oberſthofmeiſter?

Oberſthofmeiſter.

Ich kenne ja bereits den geheimen Agenten.

Kammerdiener.

Der Tauſend?

Oberſthofmeiſter.

Ich traf ihn geſtern im Park. Sie ſollen mir nur in dieſen Tagen eine Unterredung mit ihm verſchaffen, eine kleine Unterredung voilà tout.

Kammerdiener (lächelt).

Wenn die Sachen ſo ſtehen, kann ich ſchon etwas riskiren. Ich will mein Mögliches thun, Herr Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Aber bald, mein lieber George!

Kammerdiener (mit Betonung).

Noch heute will ich den geheimen Agenten mit dem Wunſche des Herrn Oberſthofmeiſters bekannt machen. (Er geht bis zur Thür des Kabinets links.) Ah, ich bitte tauſendmal um Verzeihung, Herr Oberſthofmeiſter. Ihre Durchlaucht, die Frau Herzogin haben mir ſoeben befohlen, Ihnen die Meldung zu machen, daß ſich Dieſelben zu unwohl fühlen, um dem Diner beizuwohnen und wollen deßhalb hier im Salon mit der Prinzeſſin Eugenie ſpeiſen.

Oberſthofmeiſter.

Bon!

(Beide ab.)

Sechster Auftritt.

Der Herzog und die Prinzeſſin (aus dem Kabinet rechts).

Herzog.

Es iſt alles umſonſt, Mama wird freiwillig nicht zurück treten, im Guten nicht nachgeben.

Prinzeſſin.

Haben das Euer Durchlaucht anders erwartet?

Appell, der jährlich zweimal die Landwehr zusammenruft, ist gar nicht zu reden; diese Versammlungen werden von den Leuten meist als Lustpartieen angesehen. Der Appell wird in der Nähe selbst jedes größern Dorfes Compagnienweise abgehalten. Man wählt hiezu gewöhnlich den Sonntag, um keine Arbeitszeit zu verderben. Außer den Landwehrmännern selbst findet sich eine Menge von Zuschauern aller Classen ein, und ein buntes Gewühl bedeckt den Platz. Schenkwirthe und Marketender haben sich ebenfalls eingefunden, und wenn nicht der lustige Ton der Fidel fehlte, könnte das Ganze für ein Volksfest gelten; es wird dabei gelacht, gejubelt und zuweilen etwas gepygelt, gerade wie bei den Kirchweihfesten. Die Soldaten, die hier manchen alten Bekannten treffen, den sie vielleicht im ganzen Jahre nicht gesehen, und sich dabei mancher Streiche aus dem Garnisonsleben erinnern, necken einander, und selbst gesetzte Familienväter gedenken mit Lust der Zeit ihres Rekrutenstandes und lachen und scherzen, als habe ihnen so eben erst der Capitän d'Armes die Exerzierjacke angezogen. Natürlich erscheinen dabei Alle in ihren Civilkleidern, und nur die Lieutenants, die gestern noch mit der Feder hinter'm Ohr ihren heutigen Soldaten die Rechnungen ausgestellt oder fertige Waaren abgenommen, brüsten sich in ihren Uniformen, ohne sich heimisch darin zu fühlen. Bald zwängt sie der steife Kragen, bald kommt ihnen der Degen zwischen die Beine, und so sehr sie sich bemühen, recht militärisch auszusehen, so blickt doch beständig ihr friedliches Gewerbe störend aus dem Waffenschmucke hervor.

Endlich kommt etwas Ruhe in den bewegten Haufen; man gewahrt den Landwehrmajor, der mit seinem Adjutanten zu Pferde auf dem Appellplatze erscheint. Ihm folgt der Feldwebel, der sich vor seinen Kameraden in der Linie durch ein noch würdevolleres, gemesseneres Benehmen und eine weit stärkere Brieftasche unterscheidet, die zwischen dem zweiten und fünften Knopfe seiner Uniform wie ein Vorgebirge hervorsteht. Daß sich der Feldwebel der Landwehr an solchen Tagen ein großes Ansehen zu geben sucht, ist sehr natürlich; er ist ein entlaubter Stamm, dem innen im Marke die schaffende Gewalt wohnt, die schaffende Gewalt der Landwehrliste, die ihm am Appelltage wie mit einem Zauberschlage eine dreimal größere Anzahl Untergebener zuwirft, als seine Collegen in der Linie commandiren. — Beim Erscheinen des Majors und des Feldwebels ordnet sich der Haufen der alten Soldaten von selbst in drei Glieder und bildet eine Fronte; der Feldwebel liest darauf die Namen Aller ab, die zu seiner Compagnie gehören und demnach auf dem Platze sein müssen. Jeder Gerufene tritt aus dem Gliede und stellt sich einige Schritte abwärts, so eine neue Linie bildend, damit keine Unterschleife vorkommen und etwa einer

Herzog.

Leider nein, aber ich hätte gedacht, daß die wirksame Hülfe unseres geheimen Agenten ihren Eindruck auf sie nicht verfehlen würde.

Prinzessin.

Das thut er auch nicht, aber die Frau Herzogin ändert ihre Entschlüsse nicht leicht.

Herzog.

Leider, leider! Heute behauptet sie nun, ihre Nervenzustände einmal wieder im höchsten Grade zu haben. Sie befolgt ihren alten Plan, sie bittet mich um Gottes willen, sie in Ruhe zu lassen, das heißt, man solle ihr in nichts widersprechen, man soll keinen eigenen Willen haben, man soll sich all ihren Launen und Wünschen fügen. — O es ist unerträglich!

Prinzessin.

Verlieren Euer Durchlaucht die Geduld nicht, werden Sie um Gottes willen nicht heftig; Sie können und dürfen nicht gewaltsam gegen die Frau Herzogin, Ihre Mutter, auftreten.

Herzog.

Soeben, nachdem ihre bitteren und nicht ganz ungerechten Klagen wegen Schließung des Schlosses gestern Abend vorüber waren, bringt sie die beiden unglückseligen Heirathsprojekte wieder dringend zur Sprache.

Prinzessin.

Sie sieht darin das Heil Euer Durchlaucht, das Wohl des Landes.

Herzog (ärgerlich).

Und auch Sie, Eugenie, scheinen mir fast die gleichen Ansichten zu haben, auch Sie verlassen mich und ich stehe ganz allein.

Prinzessin.

Gewiß nicht, Euer Durchlaucht, aber wenn ich Ihnen auch

vor einigen Tagen meine Beistimmung zu der Schöpfung des geheimen Agenten gab, so hat sich der Stand der Dinge in der Zeit hier so verändert, daß ich es mir und Ihnen schuldig bin, mich vollkommen passiv zu verhalten.

Herzog.

Vollkommen passiv, Eugenie?

Prinzessin.

Nun ja, bis auf einen gewissen Punkt.

Herzog.

Und dieser gewisse Punkt, Eugenie? O ich bitte, ich beschwöre Sie, geben Sie mir einmal das süße Geständniß von ihren Lippen, daß Sie mich lieben, geben Sie mir durch das kleine Wort die größten und seligsten Hoffnungen; bedenken Sie, Eugenie, daß, wie die Sachen jetzt stehen, meine Mutter, rücksichtslos wie so oft, im Stande ist, heute Morgen, in den nächsten Tagen Ihre Verlobung mit dem Grafen Steinhausen zu veröffentlichen!

Prinzessin.

Sie wird das nicht thun, ohne mich vorher zu sprechen.

Herzog.

Glauben Sie? Rechnen Sie nicht zu fest darauf! Ich war vorhin im Begriff, ihr Alles zu gestehen, die Geschichte meines geheimen Agenten, meine Liebe zu Ihnen und zum Lohn für meine Aufrichtigkeit Ihre Hand zu verlangen.

Prinzessin.

Meine Hand und mit derselben Ihre beständige Abhängigkeit — es wäre alles verloren gewesen. Vertrauen mir Eure Durchlaucht meine eigene Sache an. Die Frau Herzogin hat mich zu ihrer Gesellschaft hieher befohlen und ich bin überzeugt, daß die bewußte Angelegenheit noch in dieser Stunde zur Sprache kommt.

Herzog.

Sie kommt! — O seien Sie klug, Eugenie, denken Sie, mit

welcher Ungeduld ich auf das Resultat dieser Unterredung warte. Seien Sie vorsichtig, machen Sie keine Versprechungen!

Prinzessin (lächelnd).

Ihr geheimer Agent soll mit mir zufrieden sein.

Herzog (küßt ihr die Hand).

O dann bin ich es auch.

(Ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Prinzessin. Die Herzogin, später der Herzog.

Herzogin

(auf eine ihrer Kammerfrauen gestützt, läßt sich auf ein Fauteuil nieder).

Ich danke, meine Gute!

(Die Prinzessin befindet sich im Hintergrunde, an dem Fenster rechts.)

Nach so vielen unangenehmen Geschäften, nach diesen ewigen Scenen voll Widerspruch, voller Einwendungen, voller Aber — eine kleine ruhige Stunde. — — — — Endlich bin ich einmal im Stande, eine meiner Lieblingsideen, die Vermählung meiner guten Eugenie mit dem Grafen Oskar der Betreffenden gegenüber aussprechen zu können, ohne daß ich gewärtig sein müßte, auch hier Einwendungen zu hören, und auf Meinungen zu stoßen, die den meinigen entgegenstehen. — Wie wird das gute Kind überrascht sein, wie dankbar wird sie meine mütterliche Fürsorge aufnehmen? — Ja, nach all' dem Unangenehmen bin ich mir diese Belohnung schuldig, die erste angenehme Unterredung des heutigen Tages. (Die Prinzessin ist näher gekommen.) Ah, da ist sie schon!

Prinzessin.

Wie geht es Ihnen, gnädige Tante?

Herzogin.

Nicht gut, mein Kind. Ich fühle mich heute so entsetzlich angegriffen, daß es mir unmöglich ist, irgend welche Gesellschaft um mich zu leiden, nur die deine ist mir wohlthuend, liebe Eugenie. Setze dich zu mir.

Prinzessin.

Ja, gnädigste Tante, — befehlen Sie, daß ich Ihnen etwas vorlesen soll?

Herzogin.

Lassen wir das, mein Kind! Mein Gemüth ist heute so zart gestimmt, daß mich selbst die melodischsten fremden Klänge wie Mißtöne angreifen. Du warst heute ausgefahren?

Prinzessin.

Nur eine kleine Tour. Ich fuhr um die Stadt und durch den Park zurück.

Herzogin.

Nichts Neues?

Prinzessin.

Durchaus nichts.

Herzogin.

Was wußte deine Hofdame?

Prinzessin.

Nicht viel, gnädige Tante!

Herzogin.

Sprach sie nichts von dem Gerüchte, das sich schon in der Stadt verbreitet haben soll, der Herzog werde sich vermählen?

Prinzessin.

Nicht das Geringste.

Herzogin.

Mit der Prinzessin Amalie von Braunschweig. Es wäre mir lieb, wenn etwas davon in's Publikum gedrungen wäre, da die Verhandlungen dem Abschluß nahe sind. Es ist immer angenehm,

zu erfahren, welchen Eindruck ſo etwas bei Hof und in der Stadt macht.

Prinzeſſin.

Allerdings!

Herzogin.

Dieſe Vermählung würde an unſerem Hofe eine groſſe Veränderung zur Folge haben; der Eintritt einer fremden Fürſtin! der Gemahlin des regierenden Herzogs. (Lächelnd) Wir werden für einige Zeit zurückſtehen müſſen, liebe Eugenie.

Prinzeſſin.

Mit Vergnügen, liebe Tante, was mich betrifft —

Herzogin.

Du wirſt nach wie vor mein liebes Kind ſein, meine gute Eugenie, und ich, wie bisher, deine zweite Mutter.

Prinzeſſin.

Ich habe nie daran gezweifelt.

Herzogin.

Ich bin davon überzeugt und ich hoffe, es ſoll zwiſchen uns nie anders werden bis zu meinem Tode.

Prinzeſſin.

O davon ſprechen Sie nicht, liebe Tante!

Herzogin.

Auch davon muß man ſprechen, — und ich habe oft daran gedacht und namentlich in letzterer Zeit, für den Fall ängſtlich überlegt, auf welche Weiſe dein künftiges Schickſal zu ſichern wäre. Der Herzog wird ſich verheirathen, ich werde nicht mehr ſein und du, vater- und mutterlos, würdeſt allein in der Welt ſtehen (betrachtet ſie forſchend), wenn es nicht meinen unabläſſigen Bemühungen gelungen wäre, ſchon jetzt deine Zukunft glänzend feſtzuſtellen, — glänzend feſtzuſtellen.

Prinzeſſin.

O dieſe Sorge um mich, dieſe Güte, Frau Herzogin!

Herzogin (mit ſtärkerer Stimme).

Ich habe es demnach für das Beſte gefunden, und beſchloſſen, dich, mein Kind, ebenfalls zu vermählen.

Prinzeſſin.

Mich zu vermählen?

Herzogin.

Der Herzog iſt derſelben Anſicht und du kannſt dir denken, liebe Eugenie, daß wir die beſte und glänzendſte Partie des Landes für dich ausgeſucht.

Prinzeſſin.

Sie ſehen, wie ich überraſcht bin; daran hab' ich nicht gedacht.

Herzogin (beſtimmt).

Ich glaube es wohl, mein Kind, und da ich vorausſetzte, daß du dich ſelbſt mit deiner Zukunft nicht beſchäftigen würdeſt, ſo war es meine Pflicht, dies für dich zu thun.

Prinzeſſin.

Aber, gnädige Tante —

Herzogin.

Ein Aber, Prinzeſſin? Und bevor ich dir noch den Namen deines künftigen Gemahls genannt? — Unſer Miniſter, der Graf Steinhauſen, hat auf Unſere Veranlaſſung für ſeinen Neffen, den Grafen Oskar um deine Hand angehalten.

Prinzeſſin.

Aber man ſagte mir nichts davon, Frau Herzogin.

Herzogin (mit ſtarker Stimme).

Weil wir es nicht für zweckmäßig erachteten.

Prinzeſſin.

Das iſt was Anderes.

Herzogin.

Wir verfügten über deine Hand — (weicher) doch du ſiehſt, mein Kind, ich ſpreche über dieſe Angelegenheit wie eine Mutter mit dir. Auch wünſchte ich deine Anſicht darüber zu vernehmen.

Prinzessin (für sich).

Nachdem über mich verfügt ist!

Herzogin.

Theile mir deine Ansicht mit, mein Kind; ohne Scheu, frei und offen, du weißt, wie sehr mir dein Glück am Herzen liegt.

Prinzessin.

Da ich es weiß, gnädige Tante, so erlaube ich mir, für Ihre gütige Fürsorge meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Ich, das Kind Ihres Bruders, stand bei dem Tode meiner geliebten Mutter, meines vortrefflichen Vaters, der auf dem Schlachtfelde blieb, allein in der Welt. Sie, gnädige Tante, sorgten aufs Glänzendste für meine Erziehung und nahmen mich hieher an den Hof, wo man mich wie das Kind des Hauses betrachtete. Es wurde mir ein glückliches Loos zu Theil, ich hatte alle Freiheiten, die einer jungen Dame von Stande nur zu Theil werden können. Ich sah die Welt, denn ich durfte Sie auf Ihren Reisen begleiten, ich war vollkommen glücklich, mir fehlte nichts, Sie waren meine Mutter, ich hing an Ihnen, ich war Ihnen in inniger Liebe zugethan.

Herzogin.

Das ist Alles wahr!

Prinzessin.

Meine Dankbarkeit für Sie war und ist unergründlich, ich suchte Ihnen durch meine Liebe, durch meine Verehrung, durch die Achtsamkeit auf Ihre Befehle, auf Ihre Wünsche einigermaßen die Sorgfalt zu vergelten, mit der Sie meine Kindheit geleitet und geschützt. Meine ganze Seele war Ihnen geweiht, nur von dem Wunsche beseelt, für Sie zu leben, nur erfüllt mit Ihrem Bilde.

Herzogin.

Alles wahr; ich habe dich immer so erkannt, du hast ein gutes Herz.

Prinzessin.

Aber dies Herz war das Herz eines jungen Mädchens, ein

fühlendes Herz, gnädige Tante. In dies Herz drang ein Ton, der anfänglich wie im tiefen Traum erscheint, wie der Klang eines Waldhorns unter blühenden Bäumen, ein süßer Klang mit zitterndem, lang anhaltendem Echo. Man vergißt ihn nimmer, diesen Ton, er füllt das ganze Herz aus, in welchem er einmal leise angeklungen, er wird stärker und stärker; andere Töne, theils schmerzlich und trauernd, theils die höchste Lust athmend, klingen dazwischen, und ehe wir es uns versehen, geliebte Tante, lauschen wir freudig der so entstandenen Melodie, diesen ewig beglückenden Tönen, einer Melodie, welche man im Leben die Liebe nennt.

Herzogin.

Was muß ich hören, Unglückselige? Was muß ich verstehen aus deinen träumerischen Bildern? — Du liebst?

(Der Herzog ist in die Thür des Kabinets getreten.)

Herzog (für sich).

Es ist das Erstemal, daß ich lausche, und ich will es gewiß nimmer thun; aber wer würde jetzt diese Stelle verlassen?

Prinzessin.

Ja, ich liebe!

Herzogin.

Unerhört! Wo entstand diese Neigung, wer ist der Gegenstand derselben? Muß ich deine Antwort fürchten?

Prinzessin.

Leider, Frau Herzogin, kann meine Antwort für Sie nicht befriedigend sein. Ich liebe nicht den, den Sie mir zum Gemahl bestimmt, den ich gestern zum Erstenmal gesehen; aber ihn, den ich liebe, liebe ich mit der vollen Kraft meines Herzens; würde ich es sonst gewagt haben, würde ich sonst im Stande gewesen sein, Ihnen dies Geständniß zu machen, Ihrem Wunsche, Ihrem Befehle entgegen zu handeln?

Herzogin.

Und dieser Gegenstand?

Prinzessin.

Ich wage ihn kaum zu nennen.

Herzogin.

Was werde ich hören?

Prinzessin.

O, Euer Durchlaucht, ich bin untröstlich über diese Scene untröstlich vor Ihnen, den Gegenstand meiner Liebe nennen zu müssen. Ich weiß, daß ich schwer oder nie Ihre Einwilligung, Ihre Billigung erhalten werde, aber glauben Sie deßhalb nicht, Frau Herzogin, daß dieser Gegenstand meiner Liebe, meiner unwerth sei, o nein, gewiß nicht, er ist einer der besten und edelsten Menschen an diesem Hofe. —

Herzogin

(macht ein Zeichen des Erstaunens).

Prinzessin.

Ja, am hiesigen Hofe; aber die Stellung, die er einnimmt, ist so eigenthümlich, daß ich es kaum wage, mich näher zu erklären.

(Neues Erstaunen.)

Ich weiß, daß die vollste Ungnade meiner durchlauchtigsten Frau Tante auf mich niederfallen wird, und doch ist der Augenblick gekommen, wo ich nicht verleugnen, nicht zurücktreten, nicht schweigen kann. O Frau Herzogin, Sie sehen mich niedergedrückt, untröstlich, ich fühle die ganze Bedeutung meiner in der That unglückseligen Leidenschaft. Ich liebe — ich liebe — den geheimen Agenten des Herzogs!

(Die Herzogin hatte sich bei den letzten Reden langsam erhoben, die Prinzessin fällt ihr zu Füßen.)

Herzogin.

Horreur! — Sie sollen mich kennen lernen, Prinzessin!

(Will heftig in ihr Kabinet. Der Herzog tritt vor, hebt die Prinzessin sanft auf und küßt ihr die Hand.)

Prinzessin.

O Gott! Euer Durchlaucht haben mich belauscht.

Herzog.

Ja, Eugenie, [illegible] war der glücklichste Augenblick meines Lebens. Wie danke ich [illegible] meinem Namen — (lächelnd) und in dem meines geheimen [illegible].

Der [illegible]ang fällt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vierter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

Herzogin. Herzog.

Herzog.

Ich verſichere Sie, Mama, ich bin beſtürzt über dieſe eigenthümliche Leidenſchaft der Prinzeſſin.

Herzogin.

Beſtürzt? — Indignirt? — eigenthümliche Leidenſchaft? — Verbrecheriſche Leidenſchaft! O ein ſolcher horreur iſt an dieſem Hofe noch nicht vorgekommen, ſoll auch nicht ausgeſpielt werden, ſo lange ich meine Augen offen und noch ein Wort zu ſagen habe.

Herzog.

Sie haben Recht, Mama, aber —

Herzogin.

Aber? — Hier kann es kein Aber geben, hier iſt jedes Aber

für drei, vier Bekannte, die es nicht für gut gefunden hätten, beim Appell zu erscheinen, auf ihre Namen mit „Hier“ antwortet. Nachdem die Compagnie verlesen und die Fehlenden notirt sind, läßt der Major einen Kreis schließen, theilt der Compagnie mit, was im Laufe des halben Jahrs im Bataillon vorgefallen ist, als da sind Urlaubsbewilligungen, Arrestverleihungen, kurz Alles, was die Soldaten angeht, und entläßt darauf die Mannschaft mit einer Rede voll Salbung.

Etwas ganz Anderes als diese jährlichen Musterungen sind die kleinern und größern Manöver. Schon bei den erstern wird die Landwehr in Regimenter und Brigaden zusammenberufen, erhält Waffen und Montirungsstücke und exerzirt vierzehn Tage bis drei Wochen in verschiedenen Bezirken. Alle vier bis sechs Jahre wird nun aber ein sogenanntes großes Manöver abgehalten, an welchem ein oder, wie in diesem Jahre, zwei Armeecorps Theil nehmen.

Wenn es schon bei den gewöhnlichen Appells und kleinen Manövern schwer hält, Urlaub zu erhalten, so ist es dem Landwehrmann fast unmöglich, sich vom Dienst bei den großen Manövern zu befreien. Wer nicht die in's Kleinste eingreifende Pünktlichkeit des Landwehrinstituts kennt, begreift freilich schwer, daß es dem Einzelnen nicht möglich sein sollte, in der Masse zu verschwinden. Aber wie der Herr der himmlischen Herrschaaren die Haare auf unserem Haupte zählt, so weiß der Landwehrfeldwebel genau, wie es um jeden seiner Untergebenen steht. Er hat ihn vielleicht nie gesehen und weiß dennoch von der Farbe seiner Haare bis zum Untergestell des Körpers, die besondern Kennzeichen mit eingeschlossen, ganz genau, wie der Mann aussieht; ja seine Laster und Untugenden sind in den Annalen der Regimenter für ewige Zeiten niedergelegt, und diese Zeugen der Vergangenheit können oft recht unangenehm in die Gegenwart hinüber spielen.

Die Landwehr kann unglaublich schnell zusammengezogen werden. Alle Vorräthe sind da; Uniformen, Waffen, Geschirre hängen, Nummerweise geordnet, in den Zeughäusern und sind rasch ausgegeben. Auf dem Bureau des Landwehrmajors liegen gedruckte Einberufungszettel unterschrieben bereit, in denen nur das Datum ausgefüllt zu werden braucht. So kommt denn an einem schönen Morgen mittelst Telegraphen von Berlin der Befehl, die Landwehr dieses oder jenes Armeecorps in kürzester Zeit zusammenzuziehen. Eine halbe Stunde darauf gehen Estafetten an die betreffenden Bataillonscommandanten, welche die Einberufungszettel augenblicklich ausfüllen und den verschiedenen Landräthen übersenden. Diese wissen innerhalb vierundzwanzig Stunden jedem Manne diese geschriebene Ordre zuzustellen und haben außerdem die Verpflichtung, alsbald eine Bekanntmachung zu erlassen, nach welcher alle Pferde des Kreises an einem bestimmten Tage in die

ein Verbrechen, hier liegt eine klare Thatsache vor, bei der Sitte und Anstand aufhört und hinter welcher ein ga[illegible] Chaos von Entsetzlichkeiten beginnt. Die Prinzessin muß in [illegible]er.

Herzog.

Ich bitte Sie, Mama, seien [illegible]cht zu rasch!

Herzogin.

Zu rasch? Hier kann man nicht rasch genug handeln. O wie hätte ich ahnen können, d[illegible] diese letzten Tage eine solche Verwirrung an diesem stillen Hofe, in diesem ehrbaren Palais hervorbringen könnten! So etwas ist unerhört und du, mein Sohn, trägst daran die alleinige Schuld.

Herzog.

Ich bin wahrhaftig nicht so schuldig, wie Sie glauben.

Herzogin.

Du allein. — Du hast jene verrätherische verbrecherische Person in unsere Mitte gebracht, jene Macht hervorgerufen, die du nun selbst nicht mehr zu bändigen im Stande bist. Sprich, wenn du nur einige Liebe zu deiner Mutter hast, wer ist jener entsetzliche Mensch, der in dieser kurzen Zeit gespensterhaft seine Fäden überall angeknüpft hat, der mir die Macht entreißen will, der verwegen in die Zügel des Staates greift und mit verruchter Hand in unser Familienleben?

Herzog (kalt).

Der mir dagegen sehr treu gedient, der mir die Macht zurückgeben wird, die Sie und Ihre Räthe mir vorenthalten, Mama, der mir uneigennützig geholfen, ohne Anspruch auf Belohnung, nur von dem Gedanken geleitet, mich aus der vollkommen falschen Stellung herauszureißen, in welcher Sie mich bis jetzt gehalten. Ich werde ihn nicht verrathen, diesen treuen Freund.

Herzogin.

Diesen Freund, der die Mutter aufs Tiefste gekränkt.

Herzog.

Leider!

Herzogin.

Der die treuen Räthe deines Vaters verfolgt, ihre Schritte belauscht, ihre Füße mit verrätherischen Netzen umgibt.

Herzog.

Leider!

Herzogin.

Der — o es ist entsetzlich, es zu sagen! — vielleicht von dir begünstigt — sich der Prinzessin zu nähern, sie zu umstricken wußte, daß sie sich erkühnte, ihn zu lieben, eine verbrecherische Liebe, eine eigenmächtige Liebe für ihn zu fassen, etwas, was an diesem Hofe bis jetzt noch nicht dagewesen.

Herzog.

Leider!

Herzogin.

Und du weißt mir nichts zu sagen, als leider: und wieder leider und immer leider! — Gut! wenn dir das, was du gethan, was du hervorgerufen, wirklich leid ist, so ändere es. Sei wie bisher mein guter Sohn, opfere diesen falschen Freund, vertausche ihn gegen die Liebe, gegen die Achtung deiner Mutter!

Herzog.

Und kehre zurück zum abhängigen Verhältniß meiner Minister — wollten Sie hinzusetzen, Mama. Nein, ich fühle meine Stellung, ich begreife sie, ich will sie ausfüllen. Ich will nicht wie bisher eine Null sein, mir selbst zur Verachtung, dem Lande zum Spott.

Herzogin.

Ah!

Herzog.

Ja, Mama, ich habe Sie oft gebeten, mir die Stellung zu

bewilligen, die mir gebührt, ich habe gebeten, wo ich verlangen, ja befehlen konnte.

Herzogin.

Und jetzt denkst du fortan zu befehlen? Mir, deiner Mutter, zu befehlen? Mich und meine Räthe bei Seite zu ſchieben, wie eine unnütze Sache?

Herzog.

Wenn ich ſo denken ſollte, Mama, ſo ſind Sie es, die dieſen Gedanken hervorgerufen. Geben Sie mir, was mir gebührt. Treten Sie freiwillig von einer Stellung zurück, die mir, dem regierenden Herrn dieſes Landes, zukommt. Entlaſſen Sie unſere, Ihre Miniſter, ich brauche junge Leute um mich, die mit der Zeit vorangeſchritten ſind, die mit mir theilen das friſche, warme Gefühl, das ich in meinem Herzen trage, die innige Liebe zu meinem Lande, zu meinen Unterthanen.

Herzogin.

Nimmermehr!

Herzog.

Erhalten Sie uns Ihren Rath, Ihre Lebenserfahrung. Rathen Sie Ihrem Sohne, wenn er auf dem ſchwierigen Wege, den er zu gehen hat, hie und da anſtößt, wachen Sie freundlich und weiſe über mich, aber laſſen Sie mir die Zügel, die ich fortan mit feſter Hand zu führen gedenke.

Herzogin.

Nimmermehr! Ich weiß, was dem Lande frommt, ich will und kann es nicht mit anſehen, daß das, was wir mühſam erbaut, leichtſinnig und muthwillig zerſtört werde.

Herzog.

Dann habe ich Ihnen in dieſem Augenblicke nichts mehr zu ſagen. Sie ſind meine Mutter, ich muß Sie ehren und achten, Sie wiſſen, Mama, daß ich nie mit offener Gewalt gegen Sie auftreten kann und werde.

(Er geht in ſein Kabinet.)

Herzogin (klingelt).

Und ich habe die Gewalt noch feſt in meiner Hand. (Zu dem Kammerherrn, der hereintritt): ich erwarte den Grafen Steinhauſen in meinem Kabinet!

Zweiter Auftritt.

Oberſthofmeiſter und Graf Oskar durch die Mittelthür, ſpäter der Graf an dem Kabinet mit Papieren.

Oskar.

Das ſchien mir eine kleine Scene, Herr Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Bst! So etwas ſieht man bei Hofe nicht!

Oskar.

Aber man hört es.

Oberſthofmeiſter.

Aber das Gehör darf es nicht weiter ſagen, nicht einmal dem eigenen Kopfe.

Oskar.

Sie kennen das beſſer, Herr Oberſthofmeiſter, ich gebe Ihnen vollkommen Recht, aber angenommen, es wäre hier eine Scene vorgefallen — es iſt doch bei Hofe nicht verboten, etwas anzunehmen?

Oberſthofmeiſter (lächelnd).

O, das iſt durchaus nicht verboten!

Oskar.

Alſo nehmen wir eine ſolche Scene an —

Oberſthofmeiſter.

Ich danke dafür!

Oskar.

Scherz bei Seite! — Nehmen wir an, es sei hier eine etwas heftige Unterredung vorgefallen, — errathen Sie den Gegenstand derselben?

Oberſthofmeiſter.

Auf so etwas zu rathen, ist gerade wie auf harte Nüsse zu beißen, man verletzt sich die Zähne, das ist Alles.

Oskar.

Nun, ich riskire die meinigen und beiße herzhaft zu. Ich wette, der Wortwechsel drehte sich um dieselbe Ursache, die den Hof aufregt und in Parteien scheidet, — um den geheimen Agenten.

Oberſthofmeiſter.

Leider! Leider!

Oskar.

Ja, gewiß leider, Herr Oberſthofmeiſter! So ruhig Sie anscheinend einhergehen, so sieht doch ein Unbefangener — zum Beispiel, ich bemerke es — wie sehr Sie diese Angelegenheit angreift.

Oberſthofmeiſter.

Leider! Es ist wahr.

Oskar.

Eigentlich begreife ich nicht, wie Sie und auch mein Oheim über diesen deus ex machina sich nur alteriren mögen! Lassen Sie dem Herzog sein Vergnügen, es muß ihm ja Spaß machen, die Komödie noch fortzusetzen, denn Seine Durchlaucht sehen mit großem Vergnügen, daß der ganze Hof wie elektrisirt ist. Wie der Herzog die Maschine dreht, so zuckt Alles in die Höhe, springt auf und nieder, wendet sich rechts und links — es ist wirklich zum Todtlachen!

Oberſthofmeiſter.

Eher zum Todtweinen!

Oskar.

Ja, ja, für den, der Neigung hiezu hat! — Im Vertrauen

gesagt, Herr Oberstthofmeister, mir ist schon einigemal die Idee gekommen, als habe der Herzog in Betreff des geheimen Agenten seinen ganzen Hof eigentlich zum Besten, als existire derselbe gar nicht, als sei er nur eine Erfindung Seiner Durchlaucht.

Oberstthofmeister.

Und doch behaupten Sie dessen Bekanntschaft gestern im Park gemacht zu haben!

Oskar.

Ah, das war ja nur ein Scherz! Was weiß ich, wer jener junge Mensch war?

Oberstthofmeister.

Also kein Universitätsfreund?

Oskar.

Pas du tout! Sie sehen, wie offenherzig ich bin.

Oberstthofmeister (für sich).

So war es mein alter Herr! (Lächelnd.) Ihre Ansicht, mein lieber Oskar, ist außerordentlich kühn. Sie trauen uns in der That wenig zu, wenn Sie glauben, wir ließen uns durch eine Sache schrecken, von der wir nicht überzeugt sind, daß sie wirklich existirt. Und was jenen geheimen Agenten anbelangt, so haben wir leider die vollgültigsten Beweise von seinem Dasein.

Oskar.

Pah! — Ohne Scherz?

Oberstthofmeister.

Ohne Scherz!

Oskar.

Und welche? — Sie sehen meine Neugierde; theilen Sie mir etwas darüber mit!

Oberstthofmeister.

Ein wichtiges Geheimniß!

Oskar.

Das Ihnen der geheime Agent unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut?

Oberſthofmeiſter.

Gott ſoll mich bewahren!

Oskar.

Oder das nur Sie allein wiſſen?

Oberſthofmeiſter.

Auch das nicht!

Oskar.

Nun, dann iſt es ja auch kein Geheimniß. Dann können Sie auch gegen mich ſo offenherzig ſein, wie ich es gegen Sie geweſen.

Oberſthofmeiſter.

Es betrifft Jemand, der Sie durchaus nicht intereſſirt — die Prinzeſſin Eugenie.

Oskar (für ſich).

Alle Teufel! Was er ſagt! (laut): Nun ja, Sie haben Recht, mich intereſſirt die Prinzeſſin nur im Allgemeinen, wie jedes Mitglied dieſes erlauchten Hauſes. — Alſo die Prinzeſſin Eugenie —?

Oberſthofmeiſter.

Schreien Sie nicht ſo! — Wie kann man Ihnen ein Geheimniß anvertrauen? — Es iſt eine ſehr delikate Sache, und Sie werden mir verſprechen, keinen Gebrauch davon zu machen.

Oskar.

Ich verſpreche es. Alſo die Prinzeſſin —?

Oberſthofmeiſter (fährt ihn etwas bei Seite).

Liebt den geheimen Agenten des Herzogs.

Oskar.

Ah, das iſt unmöglich!

Oberſthofmeiſter.

Wie ich Ihnen ſage. Sie hat es der Frau Herzogin ſelbſt geſtanden!

Oskar (heftig).

Aber das iſt ja unerhört, Herr Oberſthofmeiſter, das iſt noch

nie da gewesen! Ein solcher faux pas! eine Prinzessin dieses durchlauchtigen Hauses und ein geheimer Agent! Ah! das muß ich mir ausbitten! — Darüber sollte ich ernstlich mit dem Herzog sprechen!

Oberſthofmeiſter.

Das werden Sie nicht thun, junger Herr! — Aber es nimmt mich Wunder, welch' lebhaften Antheil Sie an der Prinzessin nehmen.

Oskar.

Das nimmt Sie Wunder? — Mich durchaus nicht! (Für ſich, da ihn der Oberſthofmeiſter ſtaunend anſieht.) Ja ſo (laut): Ich habe natürlicher Weiſe ein Recht dazu, da es doch keinem loyalen Unterthan gleichgültig ſein kann, ſolche namenloſe Verirrungen zu erfahren.

Graf (aus dem Kabinet).

Meine Herren, ihr führt ja eine lebhafte Converſation!

Oberſthofmeiſter (leiſe zu Oskar, der reden will).

Sie werden ſchweigen! (Laut.) Wir hatten eine kleine Streitigkeit über das Piquet. Ich behauptete, vier Buben ſeien oftmals mehr werth, als die Könige.

Graf.

Das heißt, wenn man einen dieſer hohen Herrn weggeworfen.

Oberſthofmeiſter (lächelnd).

Natürlich!

Oskar (ärgerlich).

In dem Falle freilich! Wenn man einen dieſer Herren weggeworfen, zieht man die Buben vor. (Für ſich.) Jetzt werde ich mich bemühen, ſeine Bekanntſchaft zu machen.

Graf (zum Oberſthofmeiſter).

Sie werden mich entſchuldigen, beſter Herr Oberſthofmeiſter, ich komme nicht zur Tafel. Man dinirt en famille. (Für ſich.) Alſo, ſobald es dunkel iſt, werde ich die Bekanntſchaft des geheimen Agenten machen.

Oberſthofmeiſter.

So wünſche ich Euer Excellenz guten Appetit! (Ab. li.) Das kommt mir gelegen, ich fürchtete ſchon, er würde mich ſtören in meinem Rendez-vous mit dem geheimen Agenten.

Oskar (für ſich).

Und wer dieſer geheime Agent auch ſein mag, ich werde ein ernſtes Wort mit ihm reden!

(Ab. ab.)

Dritter Auftritt.

Nach einer kleinen Pauſe ſchlendert der Kammerdiener aus dem Kabinet heraus.

Kammerdiener

(ſetzt ſich bequem in den Fauteuil, und nimmt ein Blatt Papier vom Tiſche, das er anſieht).

Heute iſt diner en famille. Ich glaube es wohl, denn keine der hohen Herrſchaften wird gelaunt ſein, die Koſten der Unterhaltung zu tragen. — Die Zeit des Diners iſt die Zeit der Ruhe für Unſereinen, und wenn ich dies Bischen Ruhe je nothwendig gebraucht, ſo iſt es gerade in dieſen bewegten Tagen. Es wäre wahrhaftig nicht zum Aushalten, wenn der Preis, der uns winkt, nicht ſo außerordentlich wäre. Endlich einmal der Kammerdiener eines Herrn zu ſein, der wirklich regiert; es beginnt die Zeit, wo ich protegiren kann, ich werde mir dieſe Zeit zu Nutzen machen. — Dann wünſche ich aber auch, daß der geheime Agent wieder verſchwände, auch für mich, denn es iſt wahrlich kein Spaß, dies Geheimniß zu bewahren, die Thüren ſorgfältig verſchloſſen zu halten, damit Niemand in die Appartements dringt, und ſie vollkommen leer findet. — Es iſt lächerlich, wie ſich Jedermann bei mir etwas zu ſchaffen macht, von oben herab bis zum letzten Schloßknecht!

(Steht auf und geht ans Fenster.) Ach, die Zeit der Ruhe iſt ſo ſchnell vorüber, da kommt ſchon der Herzog von ſeinem kleinen Spaziergang zurück, den er nach der Tafel mit Ihrer Durchlaucht, der Frau Herzogin gemacht. Alle Welt, die ſie ſo Arm in Arm dahinwandeln ſehen, wird die Köpfe ſchütteln und ſagen: wie wäre es denn möglich, daß dieſe beiden Herrſchaften geſtern und heute unangenehme Scenen gehabt, daß beide im ernſteſten Kampf um die Herrſchaft des Landes begriffen ſind? — Keiner weiß aber auch, wie ich, was die Herzogin vor der Tafel zu dem Herrn ſagte. Wozu, ſprach ſie, unſere traurige Uneinigkeit Denen vom Hof ſo offenkundig machen? Sei ſo freundlich und begleite mich nach der Tafel auf meinem kleinen Spaziergange, auch wenn du es nicht gern thun ſollteſt; worauf Seine Durchlaucht die großen Worte erwiderte: ich werde Sie mit wahrem Vergnügen begleiten, indem ich Ihre für mich ſo ehrwürdige Perſon vollkommen von Ihrem Regierungsſyſtem zu trennen weiß. — Da kommen ſie nun Arm in Arm einher, und die Hofdamen haben gewaltig die Köpfe darüber geſchüttelt. — Oeffnen wir ihnen die Thüre. (Er fährt mit der Hand durchs Haar, zupft ſeine Halsbinde in die Höhe, öffnet eine Spalte der Mittelthür und dieſelbe ganz einen Augenblick vorher, ehe die Herrſchaften ſichtbar werden.

Vierter Auftritt.

Herzog. Herzogin.

Herzog.

Chère maman, wenn die Sache nicht von ſo ernſten Folgen wäre, ſo könnte ſie wirklich komiſch erſcheinen. Wir Beide, von der Natur angewieſen, in beſter Harmonie zu leben, ſind auf dem Kriegsfuße und Jeder ſucht dem Andern, wo er kann, einen kleinen Vortheil abzujagen.

Kreisſtadt gebracht werden müſſen, damit dort die zum Dienſt der Reiterei und des Fuhrweſens nöthigen und tauglichen ausgewählt werden. Zugleich ſind vom Commando des Armeecorps die Linienoffiziere bezeichnet worden, welche als Hauptleute und Regimentscommandanten bei der Landwehr den Dienſt verſehen ſollen.

So kommt denn der Tag, der Alles in der Provinz in die größte Bewegung verſetzt. Die Landwehrmänner ziehen von ihren Dörfern oder Städten in großen Haufen nach dem Verſammlungsort, und wer nicht weiß, von was es ſich handelt, könnte an eine Völkerwanderung glauben. Da fährt nun dem ehrſamen Schmied- und Webermeiſter der alte muntere Handwerksburſche in die Knochen. Die beſtaubten und längſt vergeſſenen Attribute dieſes luſtigen Standes, das ſchwere Felleiſen und der knotige Wanderſtab werden hervorgeſucht, hinter dem Ofen hervor langt er eine alte Regimentsmütze, die er während ſeiner Dienſtzeit getragen, und iſt der Einberufene ein Reiter, ſo werden die Stiefeln ſchon zu Hauſe mit großen Sporen beſetzt, damit man gleich auf dem Marſche ſieht, er gehöre zu dem bei den Mädchen weit renommirteren Pferdevolke. Die Zeit vor dem Ausmarſch zu den Manövern iſt eine Zeit der Thränen und der Noth, und man könnte wirklich glauben, es gehe gegen den Feind und der Abſchied ſei auf Nimmerwiederſehen. Da werden alle zarten Verhältniſſe noch einmal genau durchgemuſtert, die ſchadhaften entweder ausgebeſſert und für die Ewigkeit prolongirt, oder zerriſſen. Wenn ſich der Landwehrmann freut, wieder einmal eine Weile mit ſeinen alten Kameraden luſtig zu verleben und ein Glas über den Durſt trinken zu dürfen, ohne daß er dafür zu Hauſe eine Gardinenpredigt erwartet, ſo ſehen die Zurückbleibenden dem Auszug der Soldaten mit weit minder behaglichem Gefühle zu. Weib und Kinder haben daheim nicht ſelten mit Nahrungsſorgen zu kämpfen, und die Geliebte entläßt ihren Jüngling faſt mit denſelben Gefühlen, als ſähe ſie ihn den Kugeln des Feindes entgegen ziehen. Ach! und ſie hat nicht Unrecht. In was für neue Verhältniſſe kann er kommen! und die Angriffe ſchöner Augen, denen ſich ſein Herz bloß ſtellt, ſind für ihre Liebe wohl gefährlicher, als das Kleingewehrfeuer.

Die Comptoirchefs und die alten Handwerksmeiſter ſind in dieſen Tagen verdrießlicher als je; denn Feder, Elle und Nadel werden nicht mehr gehandhabt wie ſonſt; die jungen Leuten erzählen einander von den Heldenthaten, die ſie auszuführen gedenken, ſingen Kriegs- und Schelmenlieder, und auf mancher Oberlippe erſcheint vorwitzig ein, beſonders bei den alten Kaufherren hoch verehrter Schnurrbart.

Endlich gerathen die Kreisſtädte in die lebhafteſte Bewegung. Die Landwehrmänner ſind angelangt und umſtehen das Rathhaus in aller-

Herzogin (mit ſchwacher Stimme).

Leider iſt es ſo weit mit uns gekommen. Du — ſonſt ein guter, folgſamer Sohn — opponirſt nun deiner Mutter in allen Dingen und mit einer nie gekannten Heftigkeit. Dieſer Widerſtand iſt um ſo trauriger für mich, da ich weiß, daß er nicht aus deinem eigenen Herzen ſtammt; böſe Rathſchläge haben dich aufgereizt.

Herzog.

Glauben Sie das ja nicht, chère maman! Ich ſelbſt bin es, der einſieht, daß meine jetzige Stellung unrichtig iſt.

Herzogin.

Du nicht, mein Kind, du warſt von jeher harmlos, nie zu Intriguen aufgelegt; nur jener entſetzliche Menſch hat dich dazu gebracht.

Herzog.

Sie thun wahrhaftig meinem geheimen Agenten Unrecht; es wird gewiß die Zeit kommen, wo Sie ihn ſehen werden, ihn kennen lernen, ja wo Sie ihn ſchätzen müſſen.

Herzogin.

Das Letztere niemals! Wohl hoffe ich, daß du endlich einſehen wirſt, wie Unrecht du gethan, ihn hieher zu bringen. (Pause.) Sollte ich ihn je ſehen müſſen, ſo würde dies nur in dem Augenblicke ſein, wo er von hier Abſchied nimmt, damit ich die Freude hätte, ihm ſagen zu können, wie ſehr ich ihn verabſcheue.

Herzog.

Mama, Sie waren vorhin ſo weich, ſo verſöhnlich geſtimmt. Jetzt kommt wieder dieſer bekannte, harte Ton.

Herzogin.

Der Spaziergang in den Park hatte mich erfriſcht. Wie angenehm könnte unſer Leben dahin fließen?

Herzog.

Freilich, Mama, wenn Manches anders wäre.

Herzogin.

Deine Schuld, daß es nicht ſo iſt.

Herzog.

Die Ihrige, Mama, gewiß die Ihrige. Chère maman, ich bin ſeit geſtern ſo froh, ſo glücklich, gewiſſermaßen zum Nachgeben bereit. (Lächelnd.) Schließen wir einen Frieden unter annehmbaren Bedingungen!

Herzogin.

Du ſprichſt mir aus der Seele. Ich meines Theils verlange nur eine Kleinigkeit; ſchick jenen Menſchen fort, entlaß deinen geheimen Agenten.

Herzog.

Meinen treueſten Freund, meinen allwiſſenden Rathgeber? O Mama! und das nennen Sie eine Kleinigkeit? — Sie thun ihm wahrhaftig Unrecht. Wenn Sie ihn kennen würden, ich glaube, Sie dächten anders über ihn.

Herzogin.

Gewiß nicht!

Herzog.

Wer weiß? — Ich will Ihnen einen Vorſchlag thun, Mama. Sie ſollen meinen geheimen Agenten ſehen!

Herzogin.

Wie iſt das möglich? Du ſagteſt mir doch, er könne mir nicht vorgeſtellt werden.

Herzog.

Damals erlaubte ich mir eine kleine Unwahrheit, liebe Mama, eine von jenen harmloſen Lügen, die man in der Politik nicht ſo genau nimmt.

Herzogin.

So iſt dieſer Menſch, der ſich herabläßt, den Spion zu machen, von Stande?

Herzog.

Ja, Mama, ſogar von einem ſehr guten Hauſe.

Herzogin.

Entſetzlich! — Doch es ſei, ich nehme deinen Vorſchlag an!

Herzog (lachend).

Aber hören Sie erſt meine Bedingung!

Herzogin.

Wie, eine Bedingung?

Herzog.

Natürlich! Denn ich opfere ja meinen geheimen Agenten, indem Sie ihn ſehen dürfen, und — ja, ich will es eingehen, — alsdann nach Ihrem Gutdünken vom Hofe entlaſſen. Für dieſen wahrſcheinlichen Verluſt ſtelle ich eine Bedingung: meine vorhin projektirte Heirath mit der Prinzeſſin Amalie wird rückgängig. — Sie wiſſen das ſchon zu arrangiren, Mama, wenn Sie wollen.

Herzogin.

Du verlangſt zu viel.

Herzog.

Für meinen geheimen Agenten?

Herzogin.

Und mir bleibt es überlaſſen, denſelben augenblicklich vom Hofe zu entfernen?

Herzog.

Ihn augenblicklich vom Hofe zu entfernen.

Herzogin (nach einigem Nachdenken).

Wohlan, ich bin damit einverſtanden! — Und wann werde ich ihn ſehen?

Herzog.

Er ſoll heute Abend, wenn Sie ſich mit der Geſellſchaft in dieſem Salon befinden, dort aus meiner Kabinetsthür kommen und Ihnen irgend ein gleichgültiges Papier überreichen.

Herzogin.

Aber wird das kein Aufſehen erregen?

Herzog.

Durchaus nicht, ich ſtehe dafür ein.

(Er führt die Herzogin in ihr Kabinet.)

Fünfter Auftritt.

Herzog.

Ich kann mir nicht anders helfen, in dieſem Kriege gelten alle Mittel. (Er klingelt. Kammerdiener kommt.) Nun, George, wie weit biſt du mit deiner Angelegenheit?

Kammerdiener.

Ich habe Alles auf's Beſte vorbereitet, gnädigſter Herr. Seine Excellenz der Herr Graf Steinhauſen, ſowie der Herr Oberſthofmeiſter werden wahrſcheinlich in der nächſten Viertelſtunde, ſobald es nämlich vollkommen dunkel iſt, hier erſcheinen, um die Bekanntſchaft von Euer Durchlaucht geheimen Agenten zu machen.

Herzog.

Und im Dunkeln?

Kammerdiener.

Nur unter dieſer Bedingung will der geheime Agent die beiden Herrn empfangen.

Herzog.

Sehr gut, und wenn ſie einige Minuten da ſind, werde ich mein Kabinet verlaſſen und ſie unterbrechen, damit es zu keinen Aufklärungen zwiſchen ihnen kommt.

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Es wird dunkel.

Der Graf (tritt leiſe ein. Huſtet):

Hm! — hm! — hm! — hm! Es ſcheint noch Niemand da zu ſein, ich bin der Erſte und hoffe, daß mich der geheime Agent nicht lange warten läßt; die Zeit iſt kurz, ich fürchte immer, daß irgend ein naſeweiſer Lakei mit Lichtern kommt. — Nun, es iſt

hier dunkel genug. — Aus welcher Thür wird er kommen, der geheime Agent? Schwerlich aus dem Kabinete des Herzogs, das wäre zu gefährlich! — Richtig! — Da öffnet schon Jemand die Mittelthür!

Der Oberſthofmeiſter (ſichtbar langſam vor).

Ob der geheime Agent ſchon da iſt! es ſchlug eben Acht. (Huſtet.) Hm! — hm!

Graf.

Hm! hm! Er iſt's!

Oberſthofmeiſter.

Er iſt ſchon da!

Graf.

Soll ich mich anreden laſſen? — Ich glaube, es iſt beſſer ſo!

Oberſthofmeiſter.

Ich denke, ich warte, bis er ein freundliches Wort ſagt.

(Eine kleine Pauſe.)

Graf.

Er hat doch in dieſe Unterredung eingewilligt!

Oberſthofmeiſter.

Er weiß doch, daß ich komme!

Graf.

Hm! hm! (huſtet heftig.)

Oberſthofmeiſter.

Er ſcheint mir durch dieſen außerordentlichen Huſten anzeigen zu wollen, daß er meine Anrede erwartet.

Graf.

Gott! die Zeit vergeht! — Ich will ihn anreden. (Laut.) Mein Herr! Seien Sie verſichert, daß ich erfreut bin, ja, daß ich es mir zur Ehre rechne, Ihre mir ſehr intereſſante Bekanntſchaft zu machen.

Oberſthofmeiſter.

Herr Gott im Himmel, dieſe Stimme! Den hätte ich nicht erwartet! — Soll ich ihm antworten? O dieſer Verräther! Ah,

er ſoll wiſſen, daß ich ihn kenne! (Laut.) Auch mir, mein Herr, iſt es eine außerordentliche Ehre, Ihre Bekanntſchaft zu erneuern.

Graf.

Geht das mit rechten Dingen zu! iſt das nicht die Stimme des Oberſthofmeiſters?

Oberſthofmeiſter (für ſich).

Aber es iſt kaum glaublich! — Eine ſolche Falſchheit, eine ſolche Doppelzüngigkeit!

Graf (für ſich).

Iſt das denkbar, der Oberſthofmeiſter wäre der geheime Agent, hätte uns alle auf unglaubliche Art hintergangen?

Herzog (aus der Thüre ſeines Kabinets).

Man ſoll leuchten, es iſt ganz dunkel im Salon!

Graf.

Das fehlte noch — der Herzog!

Oberſthofmeiſter.

Herr Gott, er überraſcht mich bei ſeinem geheimen Agenten!

(Sie ſuchen beide die Mittelthür, die ſie aber nicht finden, und fliehen auseinander.)

Oberſthofmeiſter.

Um Gottes willen, laſſen Sie mich!

Graf.

Ich will Sie nicht gekannt haben!

Herzog (mit einem Lakai, der ihm leuchtet).

Ah! meine Herrn, eine Unterredung im Finſtern! Ei, ei, das müſſen dunkle Entſchlüſſe ſein, die Sie hier faſſen!

Graf (für ſich).

Der Herzog wird mir dieſe Neugierde nie verzeihen!

Oberſthofmeiſter (für ſich).

Daß ich mich in die Geheimniſſe Seiner Durchlaucht gemiſcht, wird der Herzog entſetzlich übel aufnehmen!

Herzog.

Nun, mein beſter Graf Steinhauſen, lieber Oberſthofmeiſter

Sie machen ja Beide Geſichter, als hätten Sie Geſpenſter geſehen. Iſt Ihnen was Außerordentliches begegnet?

Graf (für ſich).

Beſter Graf Steinhauſen hat er geſagt? Er iſt alſo nicht ungnädig!

Oberſthofmeiſter.

Er ſagte: lieber Oberſthofmeiſter, vielleicht nimmt er es nicht ſo übel auf!

Graf.

O Euer Durchlaucht, wir fanden uns zufällig hier zuſammen, der Herr Oberſthofmeiſter ſprach mit mir von neuen Einrichtungen ſeines Departements; gewiß nur von ſeinem Departement.

Oberſthofmeiſter.

Gewiß, Euer Durchlaucht, ich ſprach mit Seiner Excellenz nur von Sachen, die mein Departement betreffen.

Herzog (lachend).

Ich will mich wahrhaftig nicht in Ihre Converſation miſchen; à revoir! — Wir ſehen uns hoffentlich nachher bei der Frau Herzogin! Lieber Graf, kommen Sie in einer Viertelſtunde in mein Kabinet.

(Ab.)

Graf (für ſich).

Gott ſei Dank! er ſcheint es nicht ungnädig aufgenommen zu haben, daß ich ſeinen geheimen Agenten geſprochen. — Aber wie Recht hatte ich, dem Oberſthofmeiſter nicht zu trauen!

Oberſthofmeiſter (für ſich).

Den Schreck vergeß ich nie. Dieſer Graf Steinhauſen — aber ich bin jetzt nicht im Stande, die Converſation wieder aufzunehmen.

Graf (für ſich).

Vorderhand iſt mir genug, daß ich weiß, wer der geheime Agent iſt.

(Sie gehen beide zur Mittelthür und complimentiren ſich lange, wer zuerſt hinausgehen ſolle.)

Oberſthofmeiſter.

Ich bin hier mehr zu Haus, als Euer Excellenz.

Graf.

Bitte recht ſehr; ich weiß, was ich Ihnen ſchuldig bin!

Oberſthofmeiſter.

Euer Excellenz haben jedenfalls den Vortritt — ich bleibe hier.

(Graf ab.)

(Lakaien mit Lichtern, Herren und Damen vom Hof durch die Mittelthür. Der Oberſthofmeiſter, Graf Oskar, die beiden Räthe ꝛc.)

Ich kann es immer noch nicht faſſen: dieſer unglückſelige Mann ein ſo gewagtes Spiel zu treiben, hinter dem Rücken der Frau Herzogin. O wenn ſie das erfährt, es muß eine fürchterliche Ungnade werden! Und wir Alle haben darunter zu leiden, und der Graf ſagte mir geſtern vollkommen wahr, wenn es bei uns erſt anfängt zu brechen, ſo ſtürzt Alles zuſammen. Auch ich werde ſtürzen — eine penſionirte Größe, Exoberſthofmeiſter.

Oskar.

Warum ſo gedankenvoll, Herr Oberſthofmeiſter? Wollen Sie auf dieſe Art das ſonderbare Geheimniß dieſes Hofes ergründen, oder denken Sie vielleicht über Fäden nach, die Sie auf die Spur leiten könnten? Seien Sie offenherzig, theilen Sie mir darüber etwas mit!

Oberſthofmeiſter.

Sprechen wir beſſer nicht davon! (Für ſich.) Auch vor dem muß ich mich in Acht nehmen.

Oskar.

Warum das? Ich mache gar kein Hehl daraus, daß ich Alles anwende, den Aufenthalt des geheimen Agenten zu erfahren und ſeine Bekanntſchaft zu erneuern.

Oberſthofmeiſter (erſchrocken).

So kennen Sie ihn alſo doch?

Oskar (lachend).

Sie ſind zerſtreut, Herr Oberſthofmeiſter. Hatte ja geſtern

ſchon die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich ihn drunten im Parke kennen lernte.

Oberſthofmeiſter.

Ah ſo? (Für ſich.) Er weiß nichts!

Oskar.

Ein ſauberer Herr das — offenherzig geſtanden, wegen der Politik meines Oheims hätte ich mir keine große Mühe gegeben, dieſe Bekanntſchaft zu machen, aber jetzt, wo er mir meine eigenen Wege durchkreuzt, hoffe ich ihn bald zu finden und ein ernſtes Wort mit ihm zu reden.

Oberſthofmeiſter (zerſtreut).

Aber auf welche Art durchkreuzt er Ihre Wege.

Oskar.

Verzeihen Sie mir, Herr Oberſthofmeiſter, aber Sie ſind wirklich ſehr zerſtreut. Sie ſelbſt ſagten mir ja heute Morgen, dieſer geheime Agent habe ein Liebesverhältniß mit der Prinzeſſin Eugenie. — Nun denn, die Prinzeſſin iſt meine Braut.

Oberſthofmeiſter (laut).

Gerechter Gott! die Prinzeſſin Eugenie Ihre Braut? — das hab' ich nicht gewußt! (Für ſich.) Der Onkel liebt die Braut ſeines Neffen (laut) Schrecklich! ſchrecklich!

Oskar.

Nicht wahr, das iſt freilich ſchrecklich! — aber verlaſſen Sie ſich darauf, ich werde in dieſer Sache keinen Spaß verſtehen.

Oberſthofmeiſter.

Aber Sie werden doch nicht? —

Oskar.

Ihn vor die Klinge fordern? — Allerdings werde ich das!

Oberſthofmeiſter.

Ihren eigenen Oheim?

Oskar (lächelnd).

Meinen Oheim?

Oberſthofmeiſter (für ſich).

Ja ſo, bald hätte ich mich verrathen!

Oskar.

Weil er dieſe Partie arrangirte? Verzeihen Sie, Herr Oberſthofmeiſter. Mein Oheim wußte auf keinen Fall die Liaiſon mit dem geheimen Agenten. — Der Graf Steinhauſen iſt ein Ehrenmann.

Oberſthofmeiſter (für ſich).

Armer junger Menſch! (Laut) Allerdings! (Für ſich) Wenn nur der Abend vorbei wäre!

Oskar.

Die Herzogin! —

Siebenter Auftritt.

Herzogin (Setzt ſich in ihren Lehnſtuhl).

Ich bin in einer großen Aufregung; ich habe ſeit langen Jahren nichts ſo ängſtlich erwartet, wie jene unheilvolle Perſon, die im nächſten Augenblicke aus dieſem Kabinete kommen wird. Ich erwarte ſie mit Grauen, wie ein Geſpenſt, das uns lange unſichtbar umſchwebte und uns auf einmal vor die Augen treten ſoll.

Oberſthofmeiſter.

Befehlen mir Euer Durchlaucht vielleicht ein Spiel zu arrangiren?

Herzogin.

Ich danke! — Vielleicht ſpäter!

Oskar (Leiſe zum Oberſthofmeiſter).

Sollen wir vielleicht „blinde Kuh“ ſpielen und der, welcher ergriffen wird, muß für den geheimen Agenten gelten. — Ich kann

lei Koſtümen. Ein geübtes Auge unterſcheidet leicht die verſchiedenen Handwerke und Waffenarten. Der Schuſter trägt einen kurzen Rock, der Schmied einen langen, der ihm bis auf die Füße reicht, und der Schneider iſt nach der neueſten Mode gekleidet. Die Artillerie und Reiterei halten ſich geſetzt, ſo wie ſie pflegen, und die Infanterie ſucht ſich ein Anſehen zu geben, indem ſie am meiſten lärmt und ſich vor den Wirthshausthüren herumtreibt.

Von hier aus zieht jede Compagnie nach der Stadt, wo ſich der Major aufhält und wo ſich die Kammer befindet, von der der Landwehr die Uniformen und Waffen abgegeben werden. Auch die Pferde ſind hier verſammelt, und von den dazu commandirten Reiteroffizieren der Linie werden von den tauglichen ſo viele ausgeſucht, als für die Escadron nöthig ſind. Jeder Eigenthümer erhält ſodann für ſein Pferd einen Empfangſchein, worauf die Summe bezeichnet iſt, die er während der Dauer der Manöver täglich für ſein Pferd erhält. In einigen Kreiſen beträgt die tägliche Miethe einen preußiſchen Thaler, in andern ſogar einen Thaler und zehn Groſchen, und außerdem verſteht es ſich von ſelbſt, daß jeder Schaden, der dem Pferde zuſtößt, ſei es, daß das Thier bei der Zurückkunft lahmt oder gedrückt iſt, dem Eigenthümer beſonders vergütet wird. Welch große Koſten dem Staate ſchon hieraus erwachſen, ermißt ſich leicht, wenn man bedenkt, daß oft die Eskadronen und Regimenter, die ſehr weit zum Sammelplatz haben, mit Einſchluß der Manöverzeit, zwei Monate im Dienſt ſind. — Die Mannſchaft wird ſofort equipirt und vom Gewehr bis zum Ueberzug des Kochgeſchirrs mit allem Nöthigen verſehen. Alle Landwehrmänner erhalten nun ihre Quartierbillets und haben für morgen Stunde und Ort erfahren, wann und wo das Exerzieren beginnen ſoll.

Am Einzug und dem Zuſammentreten der Landwehr nimmt Alles in den Kreisſtädten, von dem Alten, der das eiſerne Kreuz auf der Bruſt trägt, bis zum kleinſten Schulknaben, den lebhafteſten Antheil. Die Hauseigenthümer haben lieber Landwehr im Quartier als Linienſoldaten und die Buben laufen den ankommenden Soldaten entgegen, um ihnen Tſchako und Waffen nachzutragen, was äußerſt poſſierlich ausſieht. Jetzt beginnen die Exerzitien, und nachdem ſich die Leute erſt wieder in der entwöhnten Kleidung etwas zurecht gefunden haben, erlangen ſie in kurzer Zeit ihre frühere Fertigkeit im Gebrauch der Waffen. Da die Landwehr meiſtens aus ältern, kräftigern Leuten beſteht und gewiſſermaßen mit der Linie rivaliſirt, ſo bemüht ſie ſich Alles, die Handgriffe und Bewegungen auf's Pünktlichſte auszuführen. Gewöhnlich weiß es auch die Militärbehörde ſo einzurichten, daß auf demſelben Platze ein Linienregiment neben der Landwehr exerziert, wo

es nicht erwarten, bis ich Jemand finde, an dem ich meinen Unmuth auslassen kann.

Oberſthofmeiſter.

Machen Sie keine ſo gefährlichen Späſſe! (Für ſich.) Der arglose junge Menſch!

Herzogin.

Graf Oskar!

Oskar.

Euer Durchlaucht!

Herzogin.

Wo iſt Ihr Oheim? — Sind Sie allein zu Hof gefahren?

Oskar.

Ja, Euer Durchlaucht; ich vermuthete Seine Excellenz bereits im Schloſſe.

Oberſthofmeiſter (für ſich).

O wenn er nur nicht käme! Ich fürchte immer, er wird ſich einmal verrathen!

Herzogin (für ſich).

Die Thür öffnet ſich!

(Sie wendet ſich ſo auffallend mit dem Geſichte dorthin, daß alle, welche glauben, der Herzog käme, auf die Seite treten, der Oberſthofmeiſter hinter dem Fauteuil der Herzogin. Der Graf kommt langſam aus dem Kabinet mit einem Papier in der Hand. Die Herzogin erkennt ihn entſetzt und erhebt ſich langſam und mühſam von ihrem Stuhle.)

Graf.

Seine Durchlaucht der Herr Herzog beauftragt mich, Euer Durchlaucht dies Papier zu überreichen.

Herzogin (ſchreit auf).

Mir aus den Augen, Undankbarer! Verlaſſen Sie das Schloß augenblicklich, bei meinem Zorn, Graf Steinhauſen! Ich haſſe, ja, ich verabſcheue Sie!

(Allgemeine Aufregung.)

Oberſthofmeiſter.

Sie kennt ihn bereits!

Graf.

Was ſoll das heißen; ich bitte Euer Durchlaucht, mir um Gotteswillen zu erklären — ich glaube, die vielen Dienſte, die ich geleiſtet, berechtigen mich zu dieſem Verlangen.

Herzogin.

Sie verlangen eine Erklärung? — Ja, Herr Graf, das Andenken an Ihre früheren Dienſte iſt durch Ihre letzten vollkommen verwiſcht. Doch danken Sie es der Erinnerung an eben dieſe früheren Dienſte, daß ich Ihnen hier vor dem ganzen Hofe keine Erklärung gebe. — Entfernen Sie ſich! Alle, Alle! ich will allein ſein! Herr Oberſthofmeiſter, bleiben Sie!

Oberſthofmeiſter (wiſcht ſich den Schweiß ab).

Zu Euer Durchlaucht Befehl.

Herzogin.

Das hätte ich nicht erwartet, das hat meine innerſte Seele erſchüttert. Eine ſolche Undankbarkeit, eine ſolche Verrätherei! Wie ſchlecht ſind die Menſchen! Er, den ich mit meinem ganzen Vertrauen beehrte, der meine ſämmtlichen Pläne kannte, begibt ſich auf die Seite meines Sohnes, um gegen mich zu agiren, mich da zu verletzen, wo ich allein verwundbar war. — Jetzt wird mir Alles klar; ja, nur er allein war im Stande, dem Herzog unſere Geheimniſſe zu verrathen, da nur er allein darum wußte! — Meine Kraft iſt gebrochen, ich laſſe die Zügel fahren. — Herr Oberſthofmeiſter!

Oberſthofmeiſter.

Ein entſetzlicher Vorfall, Euer Durchlaucht! — Wer hätte das denken können!

Herzogin.

Mein erſter Miniſter — der geheime Agent meines Sohnes.

Oberſthofmeiſter.

Entſetzlich!

Herzogin.

Sie wußten darum, Herr Oberſthofmeiſter?

Oberſthofmeiſter.

Ich erfuhr es heute auf eine eigenthümliche Art.

Herzogin.

Und beeilten ſich nicht, mir dieſe wichtige Mittheilung zu machen.

Oberſthofmeiſter.

Ich konnte es nicht glauben, ich mußte an der Wahrheit dieſer Mittheilung zweifeln, ich unterſtand mich nicht, eine unbeſtimmte Sache von ſolcher Wichtigkeit Euer Durchlaucht vorzutragen.

Herzogin.

Folgen Sie mir in mein Kabinet!

(Beide ab.)

Achter Auftritt.

Graf (vorſichtig durch die Mittelthür).

Ich kann das Schloß nicht verlaſſen. Ich bin geſchlagen, das iſt wahr, aber wenn ich ohne einen ferneren Verſuch des Widerſtands vom Kampfplatz entfliehe, iſt meine Niederlage vollſtändig. Der Oberſthofmeiſter hat mich geſtürzt, er, der geheime Agent des Herzogs. Die Saat ſchien ihm reif zu ſein, doch ich glaube, er hat zu frühzeitig gemäht. — Welche Mittel man zu meinem Sturz angewendet hat? — noch weiß ich es nicht, aber mir gleich viel! Auch ich will meine Schritte thun; in dem Kampfe um meine Exiſtenz gelten alle Mittel. — Ich weiche nicht aus dem Schloſſe, die Herzogin ſoll erfahren, daß der Oberſthofmeiſter der geheime Agent ihres Sohnes iſt. — Ah! da iſt er!

Neunter Auftritt.

Der Oberſthofmeiſter (mit einem Papier in der Hand, erſchrickt, wie er den Grafen ſieht.)

Oberſthofmeiſter.

Euer Excellenz noch hier? — Wenn es die Frau Herzogin erführe — ihr Zorn —!

Graf.

Nach dem, was mir heute Abend geſchehen, iſt dieſer Zorn nicht mehr im Stande, Eindruck auf mich zu machen.

Oberſthofmeiſter.

Aber was wollen Sie heute noch? Ich bitte Eure Excellenz!

Graf.

Die Herzogin ſprechen! Wenn ſie ruhig geworden iſt, kann ſie ihrem erſten Miniſter — eine Audienz nicht verſagen.

Oberſthofmeiſter.

Ihrem erſten Miniſter freilich, aber — (Beſieht das Papier.)

Graf.

Was ſoll Ihr Aber?

Oberſthofmeiſter.

Ich bin gegen Euer Excellenz offenherzig geweſen, ſo lange Sie in Allerhöchſter Gnade waren, ich will es auch jetzt ſein, trotz dieſer fürchterlichen Ungnade. — Leſen Sie dies Schreiben an den Herzog.

Graf (lieſt).

Ich finde mich bewogen, unſer ganzes Miniſterium zu entlaſſen. Indem ich dich bitte, mein Sohn, ein neues zu erwählen, verſpreche ich, mich durchaus in keine Regierungs-Geſchäfte mehr zu miſchen, unter der einzigen Bedingung, daß kein Mitglied des früheren Miniſteriums in ſeinem Amte bleibe. — Das iſt deutlich!

Oberſthofmeiſter.

Sehr deutlich!

Graf.

Und darf ich dem Herrn Oberſthofmeiſter zum Porteſeuille gratuliren?

Oberſthofmeiſter.

Mir? — Wo denken Sie hin? Ich verſichere Euer Excellenz, ich halte es für das Beſte, wenigſtens für die nächſte Zeit, ſo leiſe als möglich an dieſem Hofe aufzutreten.

Graf.

Um deſto beſſer aus dem Hinterhalt agiren zu können! — Ich verſtehe!

Oberſthofmeiſter.

Aber ich verſtehe Euer Excellenz nicht.

Graf.

Sie werden es lernen. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen ſo freiwillig das Feld räume!

Oberſthofmeiſter.

Mir?

Graf.

Ja, Ihnen – Herr geheimer Agent!

Oberſthofmeiſter.

Excellenz, ich erſtarre! — Aber es kann nur Ihr Unglück ſein, was Sie zu dieſen eigenthümlichen Reden veranlaßt, — ſeien Sie offenherzig.

Graf.

In was?

Oberſthofmeiſter.

Sie wollen alſo die ganze Sache verleugnen?

Graf.

Welche Sache?

Oberſthofmeiſter.

Den Herzog verleugnen, dem Sie ſo gut gedient? — O Sie

ſehen mich lächeln — was kann Ihnen dies Papier eigentlich ſchaden? — Der erſte Miniſter iſt todt — es lebe der erſte Miniſter!

Graf.

Wie ſo?

Oberſthofmeiſter.

Allerdings iſt die Ungnade der Herzogin nicht angenehm, aber bleiben Sie nicht in der vollkommenſten Gunſt des jetzt wirklich regierenden Herrn?

Graf.

Herr Oberſthofmeiſter, Ihren Spott ertrage ich nicht. Sie ſehen mich entſchloſſen, dieſen Platz nicht zu verlaſſen, und ſoll ich warten bis morgen früh, ſoll ich mehrere Tage warten; zwiſchen uns gilt keine Schonung mehr, ich werde Ihrer Durchlaucht offen erklären, wer ſich eigentlich in das Vertrauen des Herzogs geſchlichen, ich werde ihr beweiſen, Herr Oberſthofmeiſter, daß Sie der geheime Agent des Herzogs waren.

Oberſthofmeiſter.

Iſt das Ihr Ernſt, eine ſolch falſche Anklage? — Ich der geheime Agent? — O dieſe Verſtellung, Excellenz! Ich habe Sie nicht verrathen, aber die Frau Herzogin erfuhr heute Abend, daß Sie der geheime Agent ſeien.

Graf.

Ich der geheime Agent? — Fein angelegt, Herr Oberſthofmeiſter. Aber es ſoll Ihnen nichts nützen; ich werde die nöthigen Beweiſe beibringen!

Zehnter Auftritt.

Kammerdiener (aus dem Kabinet).

Seine Durchlaucht fragte nach dem Herrn Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Sogleich! — Wo iſt ſeine Durchlaucht?

Kammerdiener.

Er wird im Augenblick in ſein Kabinet kommen. Er ſpricht eben mit ſeinem geheimen Agenten.

(Kammerdiener ab.)

Oberſthofmeiſter (erſtaunt).

Mit ſeinem geheimen Agenten?

Graf (ebenſo).

Mit ſeinem geheimen Agenten?

Oberſthofmeiſter.

Sie ſind ja der geheime Agent?

Graf.

Nein, Sie ſind der geheime Agent?

Oberſthofmeiſter.

Um Gotteswillen! Die Sache wird immer räthſelhafter! — Dann hätten wir ja ſchon drei geheime Agenten. Wenn das ſo fort geht, gibt es bei Hofe nichts Oeffentliches mehr. — Aber ich muß zu Seiner Durchlaucht! (Will in's Kabinet eilen.)

Graf.

Und dies Papier? — Es iſt ja ein Mißverſtändniß!

Oberſthofmeiſter.

Muß ich dem Herzog übergeben.

Graf (wirft ſich in einen Lehnſtuhl).

Dann bin ich verloren!

Der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Dieſelbe Dekoration.

Erſter Auftritt.

Graf (in einem Lehnſtuhle ſitzend).

Endlich iſt es Tag geworden, aber ein Tag, der mir nicht angenehm und freundlich anbricht; — aus einer ſorgenvoll durchwachten Nacht, aus tauſend ſich durchkreuzenden Gedanken, aus dem tiefſten Nachſinnen finde ich immer und immer wieder daſſelbe heraus; mit dieſem Tage bricht wahrſcheinlich der letzte meines langen Hoflebens heran. — O es iſt klar, wie die Sonne, man muß mächtige Hebel angeſetzt haben, um mich aus meiner Stellung zu verdrängen. — — Der Oberſthofmeiſter — er allein hat es nicht gethan, er hat vielleicht die Hand dazu geliehen, aber er iſt es nicht, der die Maſchine organiſirt, der ſie geleitet hat. — Aber ſchlimmer für mich; wenn er es nicht iſt, ſo war es eine mächtigere Hand, gegen die ich noch viel weniger etwas auszurichten vermag. — Der Herzog ſelbſt hat mich geſtürzt! — Und wie kann ich mich von dieſem Falle aufrichten? — An wen mich lehnen, wer reicht mir die Hand? — — Der Herzog — hat ſein Spiel fein angelegt und meiſterhaft durchgeführt! — Wer hätte das auch erwarten können? — Es iſt Alles verloren, denn nach dieſer Probe, die er von ſeiner Kraft, ſeinem Talente abgelegt, wird er nimmermehr die Zügel aus der Hand geben, — und er hat Recht: wer eine ſolche Hof-Intrigue ſo glänzend durchführt, iſt befähigt, ſelbſtſtändig ſeinen eigenen Weg zu gehen. — Aber ich muß die Herzogin ſprechen, ich muß mich feſthalten an dem letzten Nothanker, den ich Angeſichts des drohenden Sturmes ausgeworfen,

an jene Verbindung meines Neffen mit der Prinzeſſin Eugenie. Gelingt mir dies Eine, ſo bleibt mir ein Faden, der im Stande ſein kann, mich aus dem Labyrinth dieſer Ungnade zurückzuführen.

Zweiter Auftritt.

Graf Oskar (iſt während der letzten Worte eingetreten)

Oskar (für ſich hüſtert).

Ah, da iſt er! (Laut.) Guten Morgen, mein Oheim!

Graf.

Du biſt es, Oskar? Wie freue ich mich, dich zu ſehen!

Oskar.

Ich danke Ihnen, ich hätte ſehnlichſt gewünſcht, Sie noch geſtern Abend zu ſprechen. Dieſe ganze Nacht —

Graf.

O eine ſchreckliche Nacht! So eine Nacht kann einen zum vollkommen alten Manne machen!

Oskar.

Das glaube ich auch; es ſind entſetzliche Dinge, die wir vernommen, die wir erlebt.

Graf.

Eine ſolche Ungnade, ein ſolcher Sturz! Wir müſſen feſt zuſammenhalten, beſter Neffe!

Oskar.

Oheim!

Graf.

Es gibt nur ein einziges Mittel, was vielleicht im Stande iſt, uns zu retten: wir müſſen Alles anwenden, deine Verbindung mit der Prinzeſſin Eugenie zu beſchleunigen.

Oskar (für ſich).

Das geht zu weit! (Laut.) Rechnen Sie nicht auf mich, Herr Graf, über Ihr finſteres Thun iſt ein helles Licht aufgegangen!

Graf.

Wie ſoll ich dies verſtehen?

Oskar.

Sie werden ſchon einen Sinn darin finden.

Graf.

Wenn ich Dir aber ſage, ich finde keinen Sinn in deinen Reden!

Oskar.

So muß ich Ihnen antworten, daß ich das einem klugen Mann dem geheimen Agenten des Herzogs nicht glauben kann.

Graf.

Auch du haſt dieſe unglückſelige Idee, Oskar?

Oskar (kalt).

Laſſen wir das!

Graf.

Das iſt ja eine entſetzliche Verwirrung! Ich beſchwöre dich, erkläre dich deutlicher.

Oskar.

O ja, Herr Graf, ich habe Sie deßhalb aufgeſucht! — Sie betrieben eifrigſt eine Verbindung zwiſchen der Prinzeſſin Eugenie und mir.

Graf.

Auf's Eifrigſte! Mit Bewilligung der Frau Herzogin.

Oskar.

Ihre Durchlaucht hatten eine Unterredung mit der Prinzeſſin und die Letztere, trotz ihrer Verwirrung edel und offen, erklärt der Frau Herzogin, ſie könne meine Hand nicht annehmen, indem ſie einen Andern liebe.

Graf.

Pah! Das iſt unglaublich, unmöglich!

dann letztere ihr Möglichſtes thut, um nicht hinter den Rekruten zurückzubleiben. Beide Theile ſchielen eiferſüchtig zu einander hin und jeder ſucht den andern an Genauigkeit zu überbieten. Der Haufe der Zuſchauer, die ſich immer ſehr zahlreich einfinden, iſt in gleicher Erregung und tritt bald zu dieſem, bald zu jenem Corps, je nachdem da oder dort das Exerzitium exacter und prompter ausgeführt wird. Wie bei einem Wettrennen feuert der Volkshaufe beide Parteien durch lautes Geſchrei zu immer größerer Anſtrengung an, und das Regiment, das nach der Anſicht des Demos am beſten exerziert hat, wird mit lautem Jubel nach der Stadt zurückbegleitet. Die Menge, in der die Meiſten ſelbſt Soldaten waren, irrt ſich ſelten, und wenn der Sieg gewöhnlich der Landwehr zuerkannt wird, ſo iſt dies nicht Parteilichkeit; man muß im Allgemeinen wirklich anerkennen, daß die geſetzten, ruhigen Männer der Landwehr nach wenigen Tagen beſſer exerziren, als die jungen Leute der Linie.

Mit der Reiterei hält es freilich etwas ſchwerer wegen der fehlerhaften, kaum gerittenen Pferde. Dieſe Thiere kommen vom Wagen des Fiakers, vom Pfluge des Bauern, aus den Ställen der Vermiether und haben alle möglichen Untugenden an ſich, hauptſächlich die, daß ſie neben fremden Pferden nie ruhig gehen und einander voraukeilen wollen, wodurch ein beſtändiges Anprellen, Vorſpringen und ſo ein Zerreißen der Fronte entſteht. Doch ſchon während der Vorübungen, welche etwa vierzehn Tage dauern, gewöhnen ſich die Pferde, mit einigen Ausnahmen, an einander, und es wird bald möglich, ſelbſt in ſchnellerer Gangart mit dem Regimente vorzugehen. In dieſem Zeitpunkte iſt, was die Haltung und das militäriſche Ausſehen betrifft, der Landwehrmann von dem Linienſoldaten nur dadurch zu unterſcheiden, daß erſterer viel kräftiger und energiſcher auftritt und einen größern Bart trägt als dieſer, der kaum erſt in das Alter getreten iſt, wo uns die Natur dieſen Geſichtsſchmuck bewilligt.

Nach den Vorübungen wird die Landwehr in Brigaden und Diviſionen zuſammengezogen. Jedes Infanterieregiment beſteht aus drei Bataillonen und einem Reſervebataillon und wird von einem Major der Linie commandirt. Auch jedes Reiterregiment zu drei Escadronen hat eine Reſerveescadron. Die Bataillone und Escadronen werden von dem betreffenden Landwehrmajor, der auch den jährlichen Appell abhält, befehligt; aber die Compagnieführer ſind meiſt Offiziere aus der Linie, zuweilen aber auch avancirte Landwehrlieutenants. Für und wider dieſes Einſchieben der Subalternoffiziere der Linie in die Landwehr iſt beſonders in neuerer Zeit viel geſprochen und geſchrieben worden. So viel iſt gewiß, daß der Landwehrmann eine kamerad-

Oskar.

Unglaublich in der That, aber es iſt ſo, — ſie liebt einen Andern!

Graf.

Und wen?

Oskar.

Einen Andern mit der ganzen Kraft ihrer Seele. Dies herrliche Mädchen, deſſen Beſitz mich vielleicht zum glücklichſten der Menſchen gemacht hätte!

Graf.

Ich ſage, unmöglich! — Und wen liebt die Prinzeſſin?

Oskar.

Und ich ſoll es Ihnen ſagen? — Die Prinzeſſin liebt — Sie!

Graf.

Mich!? — Um Gotteswillen, welche Idee?

Oskar.

Sie hat es der Frau Herzogin geſtanden!

Graf.

Mich liebe die Prinzeſſin? — Wach' ich denn oder träume ich?

Oskar.

Endigen wir dieſe peinliche Unterredung! — Ich ſuchte Sie auf, Herr Graf, um Sie zur Rede zu ſtellen. Sie ſuchten eine Braut für ihren Neffen, Sie räumten dieſem Neffen bereitwillig Ihr halbes Palais ein, und dieſer Neffe erfährt zufällig, daß die ihm beſtimmte Braut — die Geliebte des Onkels iſt. — Iſt das nicht eine luſtige Geſchichte?

Graf.

Ich bin nicht im Stande, dieſes Netz von Widerſprüchen zu zerreißen!

Oskar.

Wie geſagt, Herr Graf, ich ſuchte Sie auf, um Sie zur ſtrengſten Rechenſchaft zu ziehen über die Schande, die Sie im

Begriff waren unserem Namen zuzufügen. Aber, ich hatte nicht überlegt, daß Sie ein alter Mann sind, der Bruder meines innigst geliebten Vaters.

(Die Thür zum Kabinet des Herzogs wird geöffnet.)

Graf.

Gott sei gedankt, da kommt der Herzog!

Herzog.

Guten Morgen, meine Herrn! Schon so früh am Tage hier?

Graf (für sich).

Er weiß nicht, daß ich von gestern noch da bin.

Herzog.

Ei, ei, bester Graf Steinhausen, wie sehen Sie verstört aus! Und auch Sie, Graf Oskar, scheinen mir aufgeregt.

Oskar.

Euer Durchlaucht, es sind entsetzliche Dinge geschehen!

Graf.

Ganz entsetzliche Dinge!

Herzog.

In meinem Schlosse? — Ich will nicht hoffen!

Graf.

Euer Durchlaucht werden von der schrecklichen Scene, die gestern Abend hier vorgefallen, bereits unterrichtet sein?

Herzog.

Allerdings, ich hörte davon!

Graf.

Eine Scene, herbeigeführt durch die gränzenloseste Ungnade der Frau Herzogin, die unerwartet auf mein unschuldiges Haupt niederfiel.

Herzog (lächelnd).

Nun, mein lieber Graf, so unschuldig wird dieses Haupt nicht sein.

Oskar (für sich).

Dachte ich es doch!

Graf.

Eine ſchwere Anklage wurde gegen mich erhoben, eine ſehr ſchwere Anklage; und man urtheilte über mich, ohne mich gehört zu haben. Man beſchuldigt mich, ich ſei der geheime Agent Eurer Durchlaucht.

Herzog.

Und das nennen Sie eine ſchwere Beſchuldigung? — Es iſt nicht ſchmeichelhaft für mich. (Für ſich.) Warte einen Augenblick! (Laut.) Freilich war es nicht ſchön, Sie zu verrathen —

Graf.

Mich zu verrathen?

Herzog.

Nun ja, Sie zu verrathen! Das Geheimniß war ſo gut bewahrt.

Oskar (für ſich).

Es iſt alſo doch wahr. (Laut.) So erlauben mir Euer Durchlaucht —

Herzog (leiſe zum Grafen).

Sie müſſen meinen geheimen Agenten vorſtellen (Laut zu Oskar.) Ihr Oheim genirt ſich vor Ihnen, einzugeſtehen, welche ausgezeichnete Dienſte er ſeinem Fürſten geleiſtet.

Oskar (für ſich).

Er hat alle Urſache dazu! — Dieſe Schlechtigkeit!

Herzog.

Sehr ausgezeichnete Dienſte! Erinnern Sie ſich, lieber Graf, wie Sie die Abreiſe meiner Mutter nach Caſerta hinderten? (Zu Oskar.) Mein geheimer Agent, Ihr Herr Oheim, ließ kluger Weiſe die Gitter des Schloſſes ſchließen. — Thaten Sie das nicht, mein lieber Graf?

Graf.

Allerdings, das kann ich nicht leugnen!

Oskar.

Dann erlauben mir Euer Durchlaucht, mich zu entfernen. Was ich Euer Durchlaucht geheimem Agenten zu ſagen habe, kann nur ohne Zeugen geſchehen.

(Ab.)

Herzog.

Was hat denn der Graf? — Streitigkeiten in der Familie? — O das hätten Sie mir zu verſtehen geben ſollen! So was iſt am Beſten gleich abgemacht, denn je mehr Zeit über der Art Unannehmlichkeiten dahin geht, je tiefer dringen ſie ins Herz, ich kenne das! — Aber was hat der Graf? —

Graf.

Euer Durchlaucht, ich bin vernichtet, ich falle von einem Unglück in das andere; aber ich fühle es, nur Offenheit kann mich retten. Euer Durchlaucht wußten, daß die Frau Herzogin eine Verbindung zwiſchen der Prinzeſſin Eugenie und meinem Neffen projektirt.

Herzog.

Ich erfuhr es ganz zufällig.

Graf.

Die Prinzeſſin aber erklärte bei einer geſtrigen Unterredung, ſie könne meinen Neffen nicht heirathen, da ſie bereits einem Andern ihr Herz geſchenkt.

Herzog (für ſich).

Sollte er bereits etwas wiſſen?

Graf.

Einem Andern ihr Herz geſchenkt!

Herzog.

Und dieſer Andere, — wer iſt es? Reden Sie ohne Scheu!

Graf.

Dieſer Andere — ich wage kaum, ihn zu nennen!

Herzog (für sich).

Er weiß es; das kommt mir ungelegen! (Laut.) Nun, sprechen Sie, Graf!

Graf (nach einer Pause).

Mich selbst! — Aber ich schwöre Euer Durchlaucht, diese unglückliche Leidenschaft ist mir unbekannt geblieben, ich habe — auf Ehre! — nichts dazu beigetragen. — Ich bin der unglücklichste aller Menschen!

Herzog (laut lachend).

Das ist in der That sehr tragisch! — Sie Unglücklicher! — Geheimer Agent des Herzogs und Geliebter unserer Prinzessin! Eine der köstlichsten Geschichten, die ich je erlebt!

Graf.

Aber, Euer Durchlaucht, ich erlaube mir, dies durchaus nicht köstlich zu finden.

Herzog.

Ich glaube es wohl! — Aber jetzt Scherz bei Seite! Ich bin sehr zum Verzeihen geneigt. Sie haben zum Oefteren gegen mich gefehlt, als Sie noch Minister waren, doch hoffe ich, daß ich Ihrer eifrigsten Dienste gewiß sein kann, indem ich Sie zu meinem Oberststallmeister ernenne. Auch haben Sie für mich und meinen geheimen Agenten gelitten, weßhalb es nicht mehr als billig ist, daß Sie jetzt endlich die Bekanntschaft desselben machen.

Graf.

Des geheimen Agenten?

Herzog.

Ja, meines geheimen Agenten. — Folgen Sie mir in mein Kabinet!

Dritter Auftritt.

Oberſthofmeiſter (aus dem Kabinet der Herzogin).

Oberſthofmeiſter.

Das iſt eine Zeit der Confuſion, der Beſtellungen und Abbeſtellungen. Mußte ich doch noch während der Nacht alle Vorbereitungen treffen, zu Ueberſiedlung der Frau Herzogin nach Caſerta. Auf zehn Uhr war die Abreiſe feſtgeſetzt, und als ich ſoeben melde, Alles ſei bereit, heißt es, man ſoll warten, man ſoll die Wagen nicht herausziehen. Gott! und dieſe Abreiſe Ihrer Durchlaucht kam mir ſo erwünſcht, es wäre eine ſo lange erſehnte und nothwendige Ruhe eingetreten, alle Intriguen hätten mit dem Verſchwinden der Gegenpartei aufgehört! — Sollte dieſer Graf Steinhauſen nochmals Mittel und Wege finden, zu dem Ohr der Herzogin zu gelangen? — Das wäre entſetzlich! Ich bin nicht im Stande, ſeine Drohung zu vergeſſen, er wolle mich als geheimen Agenten des Herzogs angeben! — Ich, der geheime Agent! Der Menſch hat eine Suada, er iſt im Stande, am hellen Mittag Zweifel zu erregen, ob es nicht Mitternacht iſt. Und dazu die Herzogin in ihrer fürchterlichen Laune!

(Glockengeläute.)

Müſſen die da ihre Freude über das neue Miniſterium ſo früh am Tage ſchon kund geben!

Vierter Auftritt.

Die **Herzogin** (aus ihrem Kabinet mit Reiſekleidern, geht mit haſtigen Schritten und nachdenkend über das Theater und ſieht den Oberſthofmeiſter nicht, der etwas im Hintergrund ſteht).

Oberſthofmeiſter (für ſich).

Wie die Nerven-Aufregung die ſchwache Dame ſo wunderbar geſtärkt.

(Herzogin geht einigemale auf und ab.)

Herzogin (mit ſtarker Stimme).

So hat man alſo ein ſolches Spiel mit mir gewagt, und ich habe es verloren, weil ich die Karten weggeworfen! Ich habe gegen einen Schatten gekämpft, gegen ein Weſen, das nie exiſtirte und muß das durch den größten Zufall jetzt erſt erfahren, jetzt, da es zu ſpät iſt; da ich meinen Kampf verloren. Ich habe das Miniſterium entlaſſen, ich habe meinen Sohn beauftragt, ein neues zu bilden, und ihm ſo die volle Gewalt in die Hand gegeben. Aber wäre es nicht möglich, dieſe Uebereilung wieder gut zu machen? — Der Herzog hat noch nicht Zeit gehabt, zu handeln, er kann unmöglich ſchon ein neues Miniſterium gebildet haben. — Wenn ich die Zügel wieder ergriffe!

(Glockengeläute und Militär-Muſik in der Ferne.)

Was iſt das? (Sie geht an's Fenſter.) Was mag es bedeuten? — Ah! der Oberſthofmeiſter! — Hören Sie die Glocken und die Muſik? weßhalb wird geläutet, weßhalb ſpielt das Militär in dem Schloßhofe? Es iſt doch heute weder Sonn- noch Feiertag? Wiſſen Sie nicht, was das ſoll?

Oberſthofmeiſter (ſucht die Achſeln).

Euer urchlaucht, ich weiß in der That nichts davon!

Herzogin.

Gehen Sie, erkundigen Sie ſich! — Doch nein, bleiben Sie! Sie übergaben geſtern Abend dem Herzog meinen Befehl; wiſſen Sie, ob etwas und was darauf erfolgt iſt?

Oberſthofmeiſter.

Seine Durchlaucht, als ich ihm das Blatt übergab, — ſagten: ſoll beſtens beſorgt werden!

Herzogin.

Und der Herzog lächelte dazu?

Oberſthofmeiſter.

Seine Durchlaucht ſahen nicht unfreundlich aus.

Herzogin (für ſich).

Ich habe mein Spiel verloren! (Laut.) Und dann?

Oberſthofmeiſter.

Ließen Seine Durchlaucht der Herr Herzog den Grafen Brand, den geheimen Rath Pöllendorf und den Herrn von Bach ſchleunigſt zu ſich ins Schloß entbieten.

Herzogin.

Weiter!

Oberſthofmeiſter.

Die Herrn blieben bis nach Mitternacht und fuhren dann nach Hauſe.

(Muſik in der Ferne.)

Herzogin.

Dieſe unerträgliche Muſik! — Ich will es nicht hören! Man ſoll nach der Veranlaſſung fragen, und ſie ſollen augenblicklich aufhören!

Oberſthofmeiſter (ſchuchtern).

Darf ich mir wohl erlauben, dieſen Wunſch Euer Durchlaucht dem Herrn Herzog zu melden?

Herzogin.

Ein Wunſch? — Es iſt mein Befehl! — Und weßhalb dem Herzog melden?

Oberſthofmeiſter.

Damit der Befehl von dem Herrn Herzog ſelbſt ausgeht.

Herzogin.

Ah! — Ich verſtehe!

Oberſthofmeiſter.

Doch, da kommt Seine Durchlaucht ſelbſt!

Fünfter Auftritt.

Herzog (aus dem Kabinet, Graf Steinhausen bleibt in der Thür stehen).

Herzog.

Soeben höre ich, daß Sie uns verlassen wollen, Mama; Sie haben Ihre Abreise nach Caserta befohlen?

Herzogin.

Unter den gegenwärtigen hiesigen Verhältnissen ist es besser, ich räume das Feld.

Herzog.

Thun Sie das nicht, Mama, wenigstens nicht in der eben ausgesprochenen Absicht! Lassen Sie mich wiederholen, was ich Ihnen vor einigen Tagen sagte: bleiben Sie bei mir, unterstützen Sie mich mit Ihrem Rath und Ihrer Erfahrung.

(Entfernte Musik.)

Herzogin (mit Zeichen der Ungeduld).

Ich kann nicht! Das Leben hier fängt an, mir zu geräuschvoll zu werden, ich will mich in die Einsamkeit zurückziehen. Ich weiche dem Sieger. (Mit Heftigkeit.) Ich, die Ueberwundene! —

Herzog.

O, Mama, sprechen Sie nicht so! — Nicht dieses Spiel mit mir! Verstellen Sie sich nicht länger!

Herzogin.

Wäre ich im offenen, ehrlichen Kampfe unterlegen, ich hätte nichts dagegen! — Aber so! — mir ein Phantom gegenüber zu stellen, gegen das ich Streiche führe, welche nicht treffen, das ist schändlich, unverzeihlich! —

Herzog.

Ein Phantom, Mama?

Herzogin.

Dein geheimer Agent!

Herzog.

Ihnen, Mama, bleibt nichts verborgen.

Herzogin.

Das weiß ich! — Aber um Etwas wollte ich dich bitten, — doch nein! — es ist besser so — lassen wir die Sache ruhen!

Herzog.

Ein Wunsch von Ihnen ist mir Befehl, ich muß darauf bestehen, daß Sie mir ihn aussprechen.

Herzogin.

So sage: wer bezeichnete dir die Waffe, mit welcher du gegen mich so siegreich gekämpft?

Herzog.

Diese Frage könnte mich verletzen, Mama! — Glauben Sie, ich würde einen fremden, gegen meine Mutter gerichteten Rath verlangt und angenommen haben? — Aber wozu soll diese Erörterung führen, chère maman, da —

Herzogin.

Du doch gesiegt hast!

Herzog (verbindlich).

Nein, da Sie mich siegen ließen, Mama.

Herzogin.

Wie?

Herzog.

Sich freiwillig zurückzogen, indem Sie einsahen, daß der Kampf, den ich mit Ihren Ministern einging, um meine Existenz handle, deßhalb, Mama — (Die Herzogin will sprechen.) — gewiß nur deßhalb, Mama, unterstützten Sie meine schwache Intrigue!

Herzogin.

Ah!

Herzog.

Gewährten mir als Preis dieses leichten Sieges, was Sie jedenfalls im Begriff waren, mir doch in Kurzem freiwillig zu übergeben.

ſchaftlichere Behandlung von ſeinen Offizieren verlangt, als ſie die Subalternoffiziere den Soldaten der Linie meiſtens angedeihen laſſen.

Die Landwehrreiterei beſteht nur aus Lanzenreitern, zu welchen Alle übergehen, die in der Linie als Huſaren, Dragoner und Küraſſiere gedient. Ihre Bewaffnung beſteht in der Lanze, dem Säbel, der Piſtole, und außerdem iſt der vierte Zug jeder Schwadron, die Flankeurs, mit Karabinern verſehen. Die Landwehrartillerie hält nur ihre jährlichen Schießübungen, zu welchen ihr Geſchütze und Pferde von der Linie geſtellt werden. Da die Artilleriebrigaden der Linie ſtark genug ſind, um bei den großen Manövern zu markiren, und da es dem Staate zu große Koſten machen würde, der Landwehrartillerie ebenfalls die nöthigen Pferde zu ſtellen, ſo wird dieſe nicht herangezogen, ſondern von ihren beſondern Schießübungen nach Hauſe entlaſſen.

Das gleichzeitige Zuſammenziehen der Linie zu Brigaden, Diviſionen und Armeecorps iſt natürlich mit weit weniger Schwierigkeiten verbunden und kann raſcher bewerkſtelligt werden; doch werden auch hiezu große Vorbereitungen gemacht. Auf den Kammern wird Alles revidirt, bei der Reiterei und Artillerie Pferde und Geſchirre ſorgfältig gemuſtert und überall fleißiger als je exerziert. Beim Appell, wo früher nach fehlenden Knöpfen oder zerriſſener Uniform geſpäht wurde, müſſen jetzt Mantelſäcke und Torniſter, kriegsmäßig gepackt, vorgezeigt werden, und dies geſchieht oft, ehe der Soldat im Stande iſt, die vielerlei vorgeſchriebenen und nöthigen Sachen in das enge Behältniß hinein zu zwängen. Bei Tag und bei Nacht werden Marſchübungen gehalten, wobei Alles mit vollſtändigem Gepäck und Waffen ausrückt, damit ſich die Mannſchaft vorläufig etwas daran gewöhne, die ſchwere Rüſtung halbe Tage lang, oft in brennender Sonnenhitze, mit ſich herumzuſchleppen. Auch die Soldaten ordnen ihre kleinen Privatangelegenheiten, als ginge es in Krieg und Tod, das heißt, ſie rechnen mit den Marketendern und Commisweibern ab und bezahlen ihre Schulden, um auf dem Marſche und im Lager neue machen zu können. Endlich werden aus den Unteroffizieren und Gemeinen ein paar tüchtige Leute ausgeſucht und zum Quartiermachen vorausgeſchickt. Sie erhalten eine Marſchroute, worin die Dörfer verzeichnet ſind, durch welche das Regiment kommt, ſo wie einen Etat der Stärke deſſelben, welchen ſie den betreffenden Ortsbehörden vorzuzeigen haben.

Das Quartiermachen hat, wie Alles im Leben, ſeine Licht- und Schattenſeite. Der Infanteriſt darf gewöhnlich hiebei nicht den ſchweren Torniſter ſchleppen; er wird ihm auf dem Wagen der Compagnie nachgeführt; er, wie der Reiter, braucht nicht im unerträglichen Staube, den das Regiment beim Marſche emporwirbelt, dahin zu ziehen; er

Herzogin.

Ich glaube nicht.

Herzog.

O ich bin davon überzeugt! (Küßt ihr die Hand.) Sie gaben mir freiwillig das, was Sie glaubten, ich habe es Ihnen abgedrungen, — (Der Herzog sieht sich um und erblickt den Oberstbofmeister, der wieder eingetreten) — ganz freiwillig, mit freundlichster Miene, im herzlichsten Einverständniß, und der Hof und das ganze Land soll es wissen; und wie dankbar werde ich Ihnen dafür sein!

(Die Herzogin, die bisher abgewendet gestanden, dreht sich rasch ihrem Sohne zu und reicht ihm beide Hände.)

Herzogin.

Ja, es ist besser so! — Und Dein geheimer Agent?

Herzog.

Von dem Sie schon anfänglich gewußt, daß er nie existirte. —

Herzogin (droht ihm mit dem Finger).

Nehmen wir an, es sei so! —

Herzog.

Wird nicht mehr zum Vorschein kommen!

(Der Oberstbofmeister, der an der Mittelthür mit dem Kammerherrn und ein paar Bedienten gesprochen, kommt langsam vor und zieht sich, um nicht zu stören, an die Kabinetsthür links.)

Oberstbofmeister (für sich).

Sie scheinen vollkommen ausgesöhnt, oder spielten vielleicht Beide zusammen gegen den allmächtigen Minister. — Arme Excellenz! So plötzlich vom Hofe verschwinden zu müssen!

(Der Graf kommt aus dem Kabinete links und tritt vor den Oberstbofmeister.)

Oberstbofmeister (erschrickt).

Sehe ich recht?

Herzog.

Ihren gestrigen Befehl habe ich befolgt, Mama, und meine Anordnungen getroffen. Darf ich bitten, diese Papiere durchzusehen. (Die Herzogin macht eine ablehnende Bewegung.) Ich bitte darum.

Oberſthofmeiſter

(zum Grafen, der leiſe aus der Kabinetsthür in den Hintergrund getreten iſt).

Und Euer Excellenz wollen nochmals vor die Frau Herzogin treten?

Graf (freundlich).

Ohne Gefahr für mich! Ich bin feſt dazu entſchloſſen!

Oberſthofmeiſter (für ſich).

Es iſt klar, er will mich anklagen! (Zum Grafen.) Seien Sie verſöhnlich, Excellenz, laſſen Sie das Vergangene vergangen ſein!

Graf.

Sie meinen über den geheimen Agenten?

Oberſthofmeiſter.

Nicht ſo laut! Ich bitte Euer Excellenz darum!

Graf (gerührt).

Es war ein edler Mann!

Oberſthofmeiſter.

Wer?

Graf.

Der geheime Agent!

Oberſthofmeiſter.

So haben Sie ihn endlich geſehen?

Graf.

Leider nein, er iſt heute Nacht abgereist!

Oberſthofmeiſter.

Ich athme wieder auf!

Graf.

Aber in einem Schreiben, das er an den Herzog zurückließ, ſprach er mit Wärme von meinen vieljährigen Dienſten, von meiner Anhänglichkeit an das herzogliche Haus — Seine Durchlaucht haben mich zu Ihrem Oberſtſtallmeiſter ernannt.

Oberſthofmeiſter.

Euer Excellenz, ich gratulire von ganzem Herzen.

Herzog (zur Herzogin).

Nachdem Sie dieſe Papiere durchgeleſen, erlaube ich mir eine Bitte, liebe Mama, die Sie mir, hoffe ich, nicht abſchlagen werden; ſeien Sie ſo freundlich, die wichtigſten dieſer Dokumente mit Ihrem Namen zu verſehen und heute nicht nach Caſerta zu reiſen! —

Herzogin.

In Gottes Namen!

Oskar

(aus dem Kabinet des Herzogs mit einem Brief. Reicht ſeinem Oheim die Hand).

Verzeihen Sie mir, mein lieber Oheim, meine Uebereilung, meinen kindiſchen Zorn; verzeihen Sie mir, daß ich mich unterſtanden, Sie einer unedlen Handlung für fähig zu halten. Es iſt Alles aufgeklärt, ich ſtehe tief beſchämt vor Ihnen. (Zum Oberſthofmeiſter.) Aber dieſer geheime Agent iſt wirklich ein edler Menſch, Herr Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Alſo Sie haben ihn geſehen?

Oskar.

Leider, nein! Er verließ heute Nacht das Land, und wird wohl nie mehr zurückkehren. Aber in dieſem Schreiben —

Graf.

Nun?

Oskar.

Spricht er mit der größten Freundlichkeit von mir und in Folge deſſen hatten Seine Durchlaucht die Gnade, mir eine diplomatiſche Sendung an den bairiſchen Hof anzuvertrauen.

Herzog.

So, Mama, jetzt danke ich Ihnen herzlich und erlaube mir nur noch, Sie um ein paar freundliche Worte für meinen Oberſtſtallmeiſter, den Grafen Steinhauſen, zu bitten.

(Der Graf küßt der Herzogin die Hand.)

Herzogin (zum Grafen).

Hören Sie jene Muſik?

Graf (sucht die Achseln).

Eine Serenade, die das Militär dem Herzog bringt.

Herzogin.

Sehr verständlich für uns Beide.

Herzog (zum Oberſthofmeiſter).

Mein beſter Oberſthofmeiſter, Sie ließen vor ein paar Tagen meinem geheimen Agenten ſämmtliche Waſſer ſpringen?

Oberſthofmeiſter.

Ich war ſo glücklich.

Herzog.

Was Sie meinem Freunde gethan, erkenne auch ich dankbar an. Ich bleibe Ihnen beſtens und freundlichſt gewogen.

Oberſthofmeiſter.

Zu viel Gnade, Euer Durchlaucht!

(Die Prinzeſſin iſt unterdeſſen mit ein paar Hofdamen eingetreten und hat ſich der Herzogin genähert.)

Prinzeſſin.

Gnädige Tante, wir ſind Alle zur Abreiſe nach Caſerta bereit. Wir warten nur Ihres Befehls.

Herzog.

O Prinzeſſin, damit eilt es nicht!

Herzogin (freundlich).

Wir werden heute nicht reiſen, mein liebes Kind.

Prinzeſſin.

Euer Durchlaucht ſagten: mein liebes Kind; alſo zürnt mir meine gnädige Tante nicht mehr?

Herzogin.

Eigentlich ſollte ich dir doppelt zürnen, weil auch du im Complott gegen mich warſt, weil auch du unwahr gegen mich geweſen; ja, unwahr in den heiligſten Gefühlen eines weiblichen Herzens.

Herzog.

Verzeihen Sie, geliebte Mutter, daß ich der Prinzeſſin zu

Hülfe komme. Wir bekennen uns ſchuldig, ich vor allen Dingen, aber Eugenie allein war offen und wahr gegen Sie. (Er nimmt die Hand der Prinzeſſin.)

Herzogin.

Wie ſoll ich das verſtehen?

Herzog.

Sie geſtand Ihnen Ihre Liebe zu —

Herzogin.

Deinem geheimen Agenten!

Herzog.

Alſo zu mir!

Herzogin.

Und dieſes Geſtändniß, Eugenie, würdeſt du es wiederholen?

Prinzeſſin.

Ja, meine gnädige Tante!

Herzog.

Seien Sie gütig gegen uns. Seit meiner Jugend liebte ich die Prinzeſſin und ich habe es mir feierlich gelobt, nie eine andere Gemahlin zu erwählen. Willigen Sie in dieſe Verbindung!

Herzogin.

Kann ich anders?

Herzog.

O Mama, meinen innigſten Dank! (Zu den Andern.) Meine Herrn und Damen, hier iſt meine geliebte Braut. — Sehen Sie, Eugenie, das freundliche Walten unſeres geheimen Agenten!

Ende.

Magnetiſche Auren.

Luſtſpiel in vier Aufzügen.

Perſonen.

Graf Schönmark.
Die Gräfin, ſeine Frau.
Gräfin Anna, ſeine Tochter aus erſter Ehe.
Baron Steinbach.
Die Baronin, ſeine Frau.
Eugen v. Felſen, Neffe des Grafen.
Jakob, Bedienter.
Ferdinand v. Rabden, ein junger Advokat.
Der Kammerdiener des Grafen.
Ein Jäger.
Dienerſchaft.

Erſter Aufzug.

Reicher Salon einer Villa, eine Thüre im Rond, die offen ſteht und in den Park führt, rechts und links Seitenthüren,*) an der Wand ein Barometer.

Erſter Auftritt.

Kammerdiener. Bedienter.

Kammerdiener.

Es iſt noch zu früh; ich darf Seine Excellenz, den Herrn Grafen nicht jetzt ſchon mit einer Meldung inkommodiren, am wenigſten mit der eines Unbekannten. Sage das dem da draußen.

Bedienter.

Ich ſagte es ihm ſchon, Herr Kammerdiener; aber er verlangte den Herrn Grafen augenblicklich zu ſprechen.

Kammerdiener.

Augenblicklich zu ſprechen? — den Herrn Grafen? — Das iſt wirklich ſpaßig! Sage ihm in meinem Namen, er möchte eine Promenade in den Park machen und ungefähr nach einer Stunde wieder verſprechen.

Bedienter.

Das habe ich mir erlaubt, ihm ſchon in meinem eigenen Namen

*) Rechts und links vom Zuſchauer.

zu ſagen, aber er entgegnete mir kurz, er habe friſche Luft genug geſchöpft und wünſche Seine Excellenz zu ſprechen.

Kammerdiener.

Und nannte ſich?

Bedienter.

Doktor Steiner.

Kammerdiener.

Doktor Steiner? Das muß ein Thierarzt ſein, den man nach dem Geſtüte oder nach der Meierei gerufen hat. Ich will ihn ſelbſt abfertigen. Laß' ihn herein kommen.

Bedienter.

Sehr wohl, Herr Kammerdiener.

(Ab durch die Mitte.)

Zweiter Auftritt.

Ferdinand v. Nahden, Kammerdiener, Bedienter.

Kammerdiener.

Sie haben den Wunſch ausgedrückt, mein Freund, Seine Excellenz den Herrn Grafen zu ſprechen. Sie werden aber verzeihen, daß ich zu ſo früher Stunde keine Meldung über dergleichen Dinge machen darf.

v. Nahden

(ſetzt ſich ruhig in einen Lehnſtuhl und legt ſeinen Hut ab).

So werde ich warten, bis der Herr Graf ſichtbar iſt. (Er nimmt eine Zeitung vom Tiſche. Pauſe.) Bemühen Sie ſich meinethalben nicht. Gehen Sie ruhig Ihren Geſchäften nach.

Bedienter (ab).

Der iſt ſehr ungenirt.

(Pauſe.)

Kammerdiener (zum Bedienten).

Gib' dem Herrn einen — Stuhl.

v. Rahden.

Das iſt unnöthig. Ich bin es nicht gewohnt, im Vorzimmer zu warten und in Gegenwart der Dienerſchaft zu ſtehen. Ueberdies, Herr Kammerdiener, glaube ich, es könnte nichts ſchaden, wenn Sie Seiner Excellenz dem Herrn Grafen ausnahmsweiſe zu ſo früher Stunde die Meldung machten, Doktor Steiner ſei da.

Kammerdiener.

Doktor Steiner — Arzt?

v. Rahden.

Arzt.

Kammerdiener.

(Für ſich). Thierarzt! (Zum Bedienten.) Könnte vielleicht ein Mißverſtändniß ſein. — Ich werde mir erlauben, zuerſt den Stallmeiſter zu fragen oder in die Meierei zu ſchicken, ob man dort vielleicht nach dieſem Herrn verlangt hat.

v. Rahden (welcher viele Worte gehört, laut).

Wenn der Herr Graf im Stall oder in der Meierei wohnen, ſo haben Sie Recht, dort zuerſt Ihre Erkundigung einzuziehen, denn ich bin perſönlich von dem Herrn Grafen gewünſcht worden. (Er zieht einen Brief heraus.) Mir ſcheint, man muß ſich Ihnen legitimiren. Da leſen Sie!

Kammerdiener.

Jakob, nimm den Brief. (Kammerdiener wirft einen Blick hinein.) In der That, die Hand des Sekretärs. Schön, ſchön (Gibt den Brief ſelbſt zurück.) Sie entſchuldigen, Herr Doktor! Aber Sie haben gar keinen Begriff davon, wie ſehr man überlaufen iſt, wenn die Herrſchaft, wie jetzt, auf ihren Gütern iſt. Man kann nicht vorſichtig genug ſein. Ein Bittſteller jagt den andern.

v. Rahden.

Und ſehe ich vielleicht aus, wie ein Bittſteller?

kann sich beim Ausruhen den schattigsten Platz auf der Bank vor einem Wirthshause aussuchen und braucht sich nicht, wie seine Kameraden, in voller Sonnenhitze auf den Rand der Landstraße zu setzen, und endlich verwehrt ihm Niemand, sich in das beste Quartier zu legen. So weit ginge Alles gut; aber jetzt, statt sich, müde vom Marsch, auf sein Lager hinzustrecken, muß er Stunden lang auf dem Rathhause stehen, bis die Quartierbillets ausgefertigt und ihm zugestellt sind; dann hat er Brod und Fourage für die ganze Batterie oder Compagnie zu empfangen, hat die Quartierbillets für die Corporalschaften, Beritte oder Geschütze zu ordnen, und muß die Quartiere des Capitäns, der Lieutenants und des Feldwebels besichtigen, damit nicht einmal einer dieser gestrengen Herren zufälliger und entsetzlicher Weise ein Unterkommen findet, das nicht besser ist, als das jedes seiner Untergebenen. Dabei hat der Quartiermacher noch allerlei Privataufträge zu besorgen. Der Capitän wünscht nicht zu weit vom Feldwebel und seinem Lieblinge, dem Lieutenant X., zu liegen, der Lieutenant Y. hofft einen guten Trunk in der Nähe zu finden, und der Lieutenant Z. besteht auf einem Quartier, in dem sich wenigstens ein hübsches Mädchen befindet. Wehe dem Quartiermacher, wenn es ihm nicht gelingt, diese Forderungen einigermaßen zu befriedigen. Man mag sich noch so große Mühe gegeben haben, man geht am andern Morgen immer mit Zittern und Zagen der anrückenden Truppe entgegen; denn man kann sicher darauf rechnen, daß man es Niemanden recht gemacht hat. So erinnere ich mich, daß ich eines Tages, weil auf meinem Zettel stand, die Fourage für die Pferde der Herren Offiziere werde auf einem Wagen nachgeführt, in die Quartiere derselben keine hinlegen ließ, worauf mir mein Herr Hauptmann, mit dem ich ohnehin nicht im besten Vernehmen stand, die Bemerkung machte, ich müsse auf dem Marsche sehr stark gefrühstückt haben, und mir allergnädigst einen Arrest von vierundzwanzig Stunden zukommen ließ. — Der Quartiermacher empfängt das einrückende Regiment, übergibt seine Zettel, nimmt, wie gesagt, seine Verweise in Empfang, und bricht alsbald nach dem nächsten Orte auf, wo dieselbe Geschichte mit andern Variationen wiederkehrt.

Da die Infanterie nur vier bis fünf, die Cavallerie nur sechs bis sieben Stunden täglich zurücklegt, so dauern die Märsche zum Lager, bei etwas entfernter Garnison, sehr lange. Trotz dieser kleinen Etappen leidet die Mannschaft auf dem Marsche häufig sehr bedeutend. Die Manöver werden meist im August oder September gehalten, wo die Hitze und noch mehr der Staub die Leute quält. Offiziere und Unteroffiziere haben an solchen Tagen genug zu thun, um die erhitzten Menschen vom voreiligen Wassertrinken abzuhalten. Arrestverheißun-

Kammerdiener.

Gewiß nicht. Aber mancher Bittſteller ſieht ebenſo tadellos aus, wie der Herr Doktor. Wir wollen die Meldung wagen.

(Er nimmt eine Karte, geht an ſeiner Kollegin und geht links ab.)

Dritter Auftritt.

v. Rahden allein.

(Der Patient hat ſich zurückgezogen; man ſieht ihn vor der Thüre in dem Garten an einem Baum lehnen.)

v. Rahden (zieht einen Brief aus der Taſche).

Hier bin ich auf dem Schloſſe des Grafen Schönmark, ich der Advokat Ferdinand v. Rahden — als Doktor Magnetiſeur. Und weßhalb? — um meine geliebte Anna verſtohlener Weiſe wiederzuſehen. Da ſitzen wir geſtern in der Reſidenz bei unſerem kleinen Diner und einer der Freunde, der etwas ſpät kommt, entſchuldigt ſich damit — er habe einen Magnetiſeur ſuchen müſſen. — Für wen? fragen wir — für den Grafen Schönmark. — Iſt die junge Gräfin krank? rufe ich außer mir. — Ich weiß nicht, lautet die Antwort, ich bekam von dort dieſes Schreiben vom Sekretär Seiner Exzellenz — „der Herr Graf Schönmark erſucht Sie aufs Freundlichſte, ihm einen jungen Arzt hieher zu ſenden, der den Magnetismus gründlich ſtudirt ꝛc.“ — Mein Freund hat aber einen ſolchen nicht gefunden — und er verlacht die ganze Sache als eine Grille des Grafen, erklärt überhaupt den Magnetismus für eine Charlatanerie. Ich leide die peinlichſte Angſt, ob Anna wirklich erkrankt ſei — ich hätte in vierzehn Tagen keine Zeile von ihr erhalten. — Ich frage endlich: was willſt du dem Grafen antworten? er entgegnet mir: daß ich Niemand gefunden. Wenn ihr euer Ehrenwort gebt, daß

die Sache unter uns bleibt, rufe ich den Freunden zu, ſo weiß ich vielleicht dem Grafen — und mir ſelbſt — zu helfen — ich will als Magnetiſeur hinübergehen. Allgemeiner Beifall! — Ich ſchreibe ſogleich dem Grafen! ſagte der Eine, daß ich den Verlangten gefunden! man tauft mich Doktor Steiner — ich reiſe noch in der Nacht ab — und hier bin ich.

Daß Anna nicht unwohl iſt, erfuhr ich auf der Poſt, überhaupt wußte man von keiner Krankheit auf dem Schloſſe. — Alſo Niemand hier krank und doch ſoll ich als Magnetiſeur helfen? — Ich habe vielleicht viel gewagt, aber nur ihr zu Liebe — ich werde Anna wiederſehen, ein paar Tage in ihrer Nähe leben. Wie mich das erfreut! Iſt es doch ein halbes Jahr, daß ich ſie nicht mehr geſprochen, nicht mehr geſehen. Vergangenen Winter auf dem letzten Maskenballe, da durfte ich ihr verſtohlen die Hand drücken. Wie ſie reizend war! Ach! die Stunden flohen mit einer entſetzlichen Geſchwindigkeit, der Ball war beendigt und der Graf, der auf ſeine Güter zurückkehrte, nahm ſeine Tochter mit. — Doch ich muß meine Gedanken ſammeln, um hier keine Niederlage zu erleben. Wenn ich nur einen ſchwachen Begriff hätte von der Kunſt, die ich hier ausüben ſoll! — Magnetiſeur — ich habe wohl das Eine oder das Andere darüber geleſen, aber ich weiß von dem Magnetismus als Heilkraft eben ſo wenig, wie von der übrigen Medizin. Wenn ich hier wirklich als Arzt auftreten ſoll, ſo muß ich's machen wie meine Kollegen, nach der alten Fabel — „da iſt die Krankheit, da der Kranke, hier ſtehe ich mit dem Stocke des Aesculap und ſchlage blindlings drein, mag es nun treffen, wen es will.“ — Nun wir wollen ſehen! Das Beſte dabei iſt, daß ich ſie wieder ſehen werde und vielleicht ohne Zeugen mit ihr ſprechen kann. — Meine Hoffnung beruht nebenbei darauf, daß Seine Excellenz gerade ſo viel von dem Magnetismus verſtehen wird, wie ich ſelber und in dem Falle wollen wir uns ſo gut wie möglich aus der Affaire ziehen. Ein Advokat kommt überhaupt nicht ſo

leicht in Verlegenheit und es liegt ſchon in ſeinem Geſchäft, den Leuten ein X für ein U zu machen. (Er macht einige Zeichen des Magnetiſirens.) So ungefähr machte es der Künſtler neulich. — Doch da kommt Jemand!

Vierter Auftritt.

v. Rabden. Der Graf (von links).

Kammerdiener.

Der Herr Doktor Steiner.

Graf.

Laß uns allein! — Ah, guten Morgen, mein lieber Herr Doktor!

v. Rahden.

Excellenz haben befohlen —

Graf.

Ich bin Ihnen wirklich ſehr verbunden, daß Sie bei Ihren vielen Geſchäften ſo freundlich waren, meinen Wunſch augenblicklich zu erfüllen.

v. Rahden.

Ich kann meine Kunſt und meine Zeit nicht beſſer anwenden, als wenn ich beide dem Dienſt Euer Excellenz widme.

Graf.

Zu viel Güte. Ich weiß, was ich den vielen Leidenden, die nach Ihrer Hülfe ſchmachten, ſchuldig bin; ich habe von Ihrer ausgebreiteten Praxis gehört.

v. Rahden.

(Für ſich.) Von meiner ausgedehnten Praxis! (Laut.) Ich bin ganz zu Ihrem Befehl.

Graf.

Nun denn zur Sache! — Nehmen Sie Platz. Sie ſind Magnetiſeur?

v. Rahden.

Schwache Verſuche, Excellenz!

Graf.

Sie haben jene bis jetzt unbekannte Kraft richtig erkannt und zum Heil der Menſchen angewendet.

v. Rahden.

Ich that nur meine Schuldigkeit.

Graf.

Sie haben herrliche Kuren gemacht.

v. Rahden (für ſich).

Als Advokat. Die Gefängniſſe wiſſen davon zu erzählen.

Graf.

Alſo zur Sache! — Sie wiſſen vielleicht, ich war Oberſt-Kammerherr Seiner Majeſtät und verſah dieſen ehrenvollen Poſten bis zum Tode meiner erſten Frau. Darauf erſchien mir das Hofleben entleidet, auch erforderten hier dieſe großen Güter dringend meine Anweſenheit. Ich verließ die Reſidenz und zog mich ſeit vier Jahren hieher zurück. Aus meiner erſten Ehe habe ich eine einzige Tochter —

v. Rahden

(macht ein Zeichen der Zuſtimmung).

(Für ſich.) Was will er damit?

Graf (fortfahrend).

Hier in die Stille des Landlebens zurückgezogen, fand ich es für angemeſſen, meiner Tochter, die damals fünfzehn Jahre alt war, eine gediegene Erzieherin zu geben.

v. Rahden.

Ah ſo —?

Graf.

Und nach langem Ueberlegen hielt ich es für das Beſte, mich

zum zweiten Male zu vermählen. Aber, ehe ich weiter fortfahre, muß ich mir die Frage erlauben, ob Sie mit dem weiblichen Geſchlecht häufig verkehrten.

v. Rahden (ſieht ihn erſtaunt an).

Graf.

In Betreff Ihrer Kunſt? — Die Beantwortung dieſer Frage iſt mir von großer Wichtigkeit.

v. Rahden.

Allerdings, Excellenz. Es gab Zeiten, wo ich den größten Theil des Tages damit zubrachte, das weibliche Herz zu ſtudiren.

Graf.

Ich ſehe, wir werden uns verſtehen.

v. Rahden.

Das hoffe ich ſehr, Excellenz. Ah, das Herz des Weibes iſt ein ſchweres Studium und der Sitz der meiſten Krankheiten.

Graf.

Das möchte ich gerade nicht behaupten.

v. Rahden.

O doch, Excellenz, das Herz bedingt ſchon Manches, aus dem Herzen ſtrömt das Blut ab und zu. Es iſt der Mittelpunkt des ganzen menſchlichen Organismus. Gewiß, Excellenz! das Herz iſt der edelſte Theil, und wenn das Herz geſund iſt, ſo iſt durchaus nichts zu befürchten. (Für ſich.) Ich wünſche, daß dieſes Geſpräch zu Ende wäre.

Graf.

Das Herz allein iſt es nicht, mein junger Freund. Ich darf dem erfahrenen Arzte nur ein Wort ſagen, und Sie werden mich vollkommen verſtehen. Die Nerven —

v. Rahden.

Ja, die Nerven allerdings, die Nerven ſind eine delikate Sache.

Graf.

Das weiß Gott! Und jetzt ſind wir dabei angekommen, weßhalb ich Ihre Kunſt in Anſpruch nehmen möchte.

v. Nahden.

(Für ſich.) Da könnte man freilich nervös werden! (Laut.) Euer Excellenz leiden an den Nerven.

Graf (lächelnd).

Ich nicht. Sehe ich denn aus, wie Jemand, der an den Nerven leidet?

v. Nahden (wischt ſich die Stirne mit dem Sacktuche).

Durchaus nicht; aber es gibt Leute, Excellenz, denen man es gar nicht anſieht, und die doch ſehr nervös ſind. (Für ſich.) Wie ich zum Beiſpiel in dieſem Augenblick.

Graf.

Es handelt ſich um meine Frau. Ich bemerke einen Anfang von Nervenleiden bei ihr, der mich aufs Höchſte beunruhigt; und deßhalb wünſchte ich Ihre Hülfe. Unſere Aerzte — Sie wiſſen das beſſer als ich — geſtehen es, daß ſie nicht im Stande ſind, auf die Nerven direkt zu wirken. Der Magnetismus aber ſoll nicht allein im Stande ſein, ſchwache Nerven zu ſtärken, ſondern auch ein unfehlbares Mittel, alle Nervenleiden mit einem Male zu beſeitigen. Sie, beſter Doktor, ſollen ſchon herrliche Kuren gemacht haben.

v. Nahden.

Die Beſcheidenheit verbietet mir, darüber zu ſprechen.

Graf.

Ach, Her Doktor, ſeien Sie in dieſem Punkte nicht beſcheiden! Verkünden Sie es der leidenden Menſchheit, daß Ihre Kunſt im Stande iſt, aufgeregte Nerven zu beruhigen. Ihr Name wird mit Entzücken genannt werden — Tauſende armer Ehemänner werden Ihnen unter Dankesthränen die Hand drücken. — Sie ſehen mich

erſtaunt an, junger Mann; ich begreife Ihr Erſtaunen. Sie ſind nicht verheiratbet?

v. Rahden.

Bis jetzt nicht, Euer Excellenz.

Graf.

Ich aber war verheiratbet, und bin es wieder, und aus meiner erſten Ehe bewahr ich ſolch fürchterliche Erinnerungen von dem Nervenleiden meiner Frau, daß ich dicke Bände darüber ſchreiben könnte. — Und obgleich ich leider gezwungen war, dieſe Nervenleiden lange Jahre zu ſtudiren, wäre ich doch nicht im Stande, dieſelben in ein richtiges Syſtem zu bringen; aber aus meinen langen und traurigen Erfahrungen habe ich noch den Glauben an eine Heilung dieſer Krankheit vermittelſt Magnetismus bewahrt, denn die Elektrizität und, im weiteren Begriff, der Blitzſtrahl hat in ſeinem plötzlichen Erſcheinen, in ſeinem Hin- und Wiederzucken, in ſeinen verheerenden Wirkungen die meiſte Aehnlichkeit mit den Aeußerungen dieſer Krankheit.

v. Rahden (für ſich).

Gott! jetzt fängt er an gelehrt zu ſprechen.

Graf.

Das Gemüth einer nervöſen Frau iſt wie ein ſchöner Sommertag, aber ringsum am Horizont lagern ſchwere Gewitterwolken; man kann nie mit Sicherheit eine Stunde gutes Wetter vorausſagen, man muß immer, bildlich geſprochen, einen Regenſchirm bei ſich tragen. In der Frühe klarer warmer Sonnenſchein, eine Stunde darauf, ohne daß man weiß warum, plötzliches Wetterleuchten. Bei der geringſten unſchuldigen Handlung, bei dem unbedeutendſten Worte umzieht ſich der heitere Horizont finſter und immer finſterer. An guten Tagen wetterleuchtet es nur in der Ferne oder es fängt ſanft an zu regnen. (Pantomime mit der Hand über die Augen.) An ſchlimmen Tagen aber entfaltet ſich das Gewitter mit all

ſeinen Schrecken, es ſteigert ſich zu Strömen von Regen und Hagel, oft auch unter Donner und Blitz bis zum Einſchlagen.

v. Rahden.

Eine ſchreckliche Krankheit!

Graf.

Fürchterlich, mein junger Freund! Und ich habe ſie durchgemacht während den glücklichen zwanzig Jahren meiner erſten Ehe, und konnte ſie nicht abwenden, nicht einmal durch die umſichtigſten Maßregeln vermindern. Ich will Ihnen keine Details angeben — Sie werden ſie von andern geplagten Ehemännern ſchon erfahren haben. Es iſt das ein Leben in beſtändiger Angſt, man fürchtet ſich nach Hauſe zu gehen — bald kommt man zu früh, bald zu ſpät; man hat immer die Uhr in der Hand.

v. Rahden.

Das iſt allerdings fürchterlich! Aber Excellenz ſprachen von Ihrer erſten Ehe, alſo liegt dieſer quälende Zuſtand hinter Ihnen.

Graf.

Er lag hinter mir. Meine zweite Frau war auch in dieſem Punkte bis vor einem halben Jahre ein vollkommener Engel, ewig heiter, ewig gleichmüthig. Sie hatte gar keine Nerven.

v. Rahden.

Und jetzt?

Graf.

Zeigen ſich beunruhigende Symptome des Anfangs jener ſchrecklichen Krankheit.

v. Rahden.

Und da wollen Sie vorbeugen?

Graf.

Mit Ihrer Hülfe, ja. Hören Sie mich. Eine Frau, die anfängt nervös zu werden, beginnt damit, daß ſie ohne alle Urſache verdrießlich iſt; und dies iſt bei der Gräfin der Fall.

v. Rahden.

Alſo ſie iſt zuweilen verdrießlich und gibt eine Urſache an?

Graf.

Aber welche? lieber Doktor; es iſt kein Menſchenverſtand darin. Wir ſind jetzt im Sommer. Ein ſchöner Tag iſt ſo wohlthuend! Sobald die Sonne recht warm und angenehm ſcheint —

v. Rahden.

Iſt die Gräfin ebenfalls heiter. Ich finde das begreiflich.

Graf.

Ja, das fände ich auch begreiflich, aber es iſt gerade das Gegentheil. An einem ſchönen Tage iſt ſie verdrießlich. Aber wenn es draußen ſtürmt, wenn der Regen in Strömen herabfließt, dann iſt ſie heiter und guter Dinge.

v. Rahden.

Das iſt eigenthümlich!

Graf.

An ſchönen Tagen reite ich ſpazieren, oder fahre auf den Gütern umher, bin in meinen Gewächshäuſern, kurz, ſo viel im Freien als möglich. Da dachte ich anfänglich, wenn ich meine Frau verſtimmt fand: ſie fühlt ſich einſam und allein, ſie ſchmollt mit dir, weil du gar nicht zu Haus biſt, und ich ſchmeichelte mir, es würde ſie beruhigen, wenn ich ſtatt auszureiten hier bliebe. Und das that ich eine ganze Woche lang.

v. Rahden.

Und es brachte keine Wirkung hervor?

Graf.

Leider eine ganz entgegengeſetzte. Ich konnte machen, was ich wollte; kein freundliches Wort. Nur beim Diner und Abends im Kreiſe der Familie heiterte ſie ſich wieder ein wenig auf. — Sehen Sie, lieber Doktor, jetzt lebe ich in der fürchterlichen Angſt, daß der ganze entſetzliche Zuſtand meiner erſten Frau bei dieſer zweiten wiederkehren möchte, und das brächte mich ins Grab.

v. Rahden.

Hm! hm! das iſt eigenthümlich.

Graf.

Meine Hoffnung beruht allein auf Ihnen. Verſuchen Sie bei der Gräfin Ihre ganze Kunſt; ſtudiren Sie Ihre Nerven, ändern Sie dieſen Zuſtand und verlangen Sie von mir, was Sie wollen.

v. Rahden.

Bitte recht ſehr, Excellenz! Ich wäre überglücklich, ſollte ich im Stande ſein, mir durch meine Kunſt Ihr Wohlwollen zu erringen.

Graf.

Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige. (Er klingelt. Kammerdiener und Bedienter kommen. Graf zum Kammerdiener.) Der Herr Doktor Steiner werden neben der Bibliothek wohnen. (Zum Doktor.) Sie ſind gewiß ein guter Reiter? (Laut zum Kammerdiener.) Der Stallmeiſter ſoll ſich augenblicklich bei dem Herrn Doktor melden! (Zum Doktor.) Meine ſämmtlichen Reitpferde ſind zu Ihrem Befehl. (Zum Kammerdiener.) Alſo die Zimmer neben der Bibliothek ſind ſogleich zu öffnen!

Kammerdiener (zum Bedienten).

Und der Stallmeiſter ſoll ſich bei dem Herrn Doktor melden! (Bedienter ab durch die Mitte) und das ganze Appartement neben der Bibliothek! — (Für ſich.) Sonderbare Auszeichnung für einen Thierarzt. (Nach Links ab.)

Graf.

Ich werde ſogleich nach der Gräfin ſehen. Ich will Sie als Doktor Steiner, Magnetiſeur, aufführen? Sie ſind auf der Durchreiſe — Sie ſind mir empfohlen —

v. Rahden.

Wenn Sie glauben, Herr Graf —

Graf.

Ihre Kunſt hat ſo etwas Geheimnißvolles, etwas Uebernatürliches, und das lieben die Damen. Aber — es iſt ein klarer

gen helfen da nicht mehr, und wir haben oft unſere Säbel, wenn auch nur zur Drohung, brauchen müſſen. Wegen dieſer Mühſeligkeiten ſieht der Soldat ſehnſüchtig dem letzten Marſchtage entgegen und betritt freudig die Zeltſtadt, die ſich vor ſeinen Blicken ausbreitet. Reiterei und Geſchütze beziehen, ſo wie die Landwehr, die umliegenden Dörfer, und ein allgemeiner Ruhetag, der auf den Einzug in's Lager folgt, wird dazu benutzt, um Waffen und Kleider wieder in gehörigen Stand zu ſetzen.

Das Lager bei Grimlinghauſen.

Wenn einer vor Kurzem die Ortſchaften an beiden Ufern des Unterrheins noch ſo genau kannte, ſo wußte er vielleicht doch nicht, wo Grimlinghauſen liegt, ein Dörfchen, aus wenigen ſchlechten Häuſern beſtehend, das durch das Lager des preußiſchen ſiebenten Armeecorps auf einmal eine, wenn auch raſch vorübergehende Bedeutung erlangt hat. Früher war hier kaum eine Nachenſtation, wo die Dampfboote die allenfallſigen Paſſagiere ein- und ausluden, und wenn nicht zufällig hinter dem Dorfe die große Chauſſee von Köln nach Holland vorbeiführte, wäre der Weg zum Ort zu Lande nicht praktikabel geweſen. Das Alles hat ſich ſeit Kurzem bedeutend geändert. Am Rhein erhebt ſich eine Landungsbrücke, wo Dampfboote vier- bis ſechsmal im Tage anlegen; denn Grimlinghauſen iſt ein Punkt geworden, nach welchem aus dem ganzen Gebiet des Rheins Tauſende von Zuſchauern ſtrömen, um das große Lager anzuſchauen. Oberhalb der Landungsbrücke der Dampfſchiffe haben die Pioniere eine Schiffbrücke über den Rhein geſchlagen, um die Communikation mit dem andern Ufer zu erleichtern. Dort halten zahlreiche Omnibus, die den Reiſenden nach Düſſeldorf bringen, von wo er zu Waſſer, zu Land und zu Eiſen in alle Welt gehen kann.

Eine Viertelſtunde vom Rhein, wo die großen Flächen des Jülicher Landes beginnen, iſt das Lager aufgeſchlagen. Ich ſah es zum erſtenmal am 31. Auguſt 1842. Am Morgen war Manöver des ganzen Armeecorps mit markirtem Feinde, und ſchon in Düſſeldorf hörte man deutlich das Knattern des Gewehrfeuers und das Rollen der Geſchützſalven.

Ohne ſehr ausführlich, ja für manchen Leſer langweilig zu werden, iſt es nicht möglich, den Verlauf eines Manövers zu erzählen, auch war ich keineswegs zu ſtrategiſchen Studien aufgelegt. Ich ergötzte mich naiv am maſſenhaften Auftreten der einzelnen Truppen-

ſchöner Tag, und da werden Sie ſehen, wie richtig meine Befürchtungen ſind. Sie wird wieder unendlich verdrießlich ſein.

v. Rahden.

Das thut mir leid; die Gräfin wird mich alsdann nicht freundlich empfangen.

Graf.

Ihre Kunſt wird das ändern. Ich habe die größten Hoffnungen. Natürlicher Weiſe darf meine Frau keine Ahnung davon haben, weßhalb Sie hier ſind.

v. Rahden.

Da haben Sie vollkommen Recht.

Graf.

Kommen Sie, Doktor, ich will Ihnen Ihre Appartements ſelbſt zeigen und dann nach meiner Frau ſehen.

(Beide durch die Mitte ab.)

Fünfter Auftritt.

Kammerdiener. Bedienter (von links).

Kammerdiener.

Es iſt ſonderbar, wie die geſetzteſten Leute über alle Schranken hinausgehen, alle Etiquette bei Seite ſetzen, ſowie man ſich mit ihren Paſſionen abgibt. Der deutlichſte Beweis iſt Seine Excellenz und dieſer Doktor Steiner — ein Thierarzt! Und Seine Excellenz befehlen für ihn nicht nur die Zimmer neben der Bibliothek, ſondern führen ihn ſogar ſelber dahin — Zimmer, die ſonſt nur für das Gefolge Allerhöchſter Herrſchaften geöffnet werden, jetzt für einen Pferde-Dokter. — Pfui! Ich aber werde mich bemühen,

die Etiquette, welche Seine Excellenz verletzte, ſo viel es in meinen Kräften ſteht, wieder herzuſtellen!

Bedienter.

Herr Kammerdiener, das muß doch was anderes ſein, als ein Thierarzt. Der Herr Graf, als er mit ihm in den Garten kam, nahm ihn — denken Sie ſich! — unter den Arm, und führte ihn ſo nach dem rechten Schloßflügel.

Kammerdiener.

Er iſt Thierarzt, mein Lieber. Ich würde mich darüber wundern, wenn mir nicht die außerordentliche Leidenſchaft Seiner Excellenz für die Pferde Seines Marſtalles bekannt wären. Da wird über das Pferdereich im Allgemeinen geſprochen, da wird kurirt, getauſcht; ich kenn das! (Für ſich.) Man muß der Herrſchaft ſelbſt in ihren Lächerlichkeiten vor der Dienerſchaft keine Blößen geben. (Laut.) Alſo das Appartement iſt hergerichtet?

Bedienter.

Vollkommen, Herr Kammerdiener.

Kammerdiener (ſehr wichtig).

Gut. — Zur Bedienung des Herrn — — — Doktor wird einer der Vorreiter kommandirt; kleine Stalllivree, ein Frühſtück von zwei Platten, weißer Wein, — Diner: vier Platten, eine halbe Flaſche Bordeaux, kleines Hausſervice von dem mit blauem Grund ohne Wappen und Chiffre. —

Bedienter.

Schön, Herr Kammerdiener.

Kammerdiener

(nimmt eine Prise und behält die Dose spielend in der Hand)

Man muß Unterſchiede zu machen verſtehen.

Bedienter.

Ganz recht, Herr Kammerdiener!

Kammerdiener.

Apropos! es reißen mir wieder große Unordnungen ein; ich

kann das nicht ſo dulden und ich habe nicht Luſt, meinen Ruf eurer Nachläſſigkeit willen auf das Spiel zu ſetzen. Sage es dem Koch oder wer ſonſt daran Schuld war. Es war geſtern bei dem Diner bereits eine ganze Minute nach ſechs Uhr, ehe die Suppe kam. — Ich will das nicht mehr erleben!

Bedienter.

Es iſt leider wahr, Herr Kammerdiener; ich meldete es gleich in der Küche, aber der Koch lachte mich aus.

Kammerdiener.

Er lachte dich aus? — Wir wollen ihm das Lachen vertreiben! — Da kommt der — Doktor.

(Winkt dem Bedienten, der abgeht.)

Sechster Auftritt.

v. Rahden

(durch die Mitte, im Arm mit einem Ordensband; für ſich).

Wenn die Vorſtellung bei der Frau Gräfin vorbei iſt, ſo werde ich hoffentlich Zeit haben, das Terrain zu recognosciren, und vielleicht Anna endlich einmal ſehen. Sie wird erſchrecken, wenn ſie mich ſo unerwartet ſieht, aber ich kann ſie von meiner Ankunft unmöglich in Kenntniß ſetzen, ich muß mich in Geduld faſſen.

Kammerdiener.

(Für ſich) Man muß gegen Fremde zuvorkommend ſein. (Laut) Eine Priſe gefällig — Herr Collega?

v. Rahden (lachend).

Herr Collega? — Ich danke recht ſehr! — So — Herr Collega.

Kammerdiener.

Auch ich habe in der Jugend meine Studien abſolvirt; freilich in einer anderen Branche als der Herr Doktor.

v. Rahden.

Das glaube ich wohl. Und welches war ihre Branche, Herr Kammerdiener?

Kammerdiener (ſtolz).

Chirurgiegehülfe zweiter Klaſſe. — Seine Excellenz nahmen von jeher wiſſenſchaftlich gebildete Leute zu ihren Kammerdienern. Ich diente der leidenden Menſchheit.

v. Rahden.

Und glauben Sie vielleicht, ich diene dem leidenden Thierreich?

Kammerdiener.

Allerdings, als Thierarzt. — Keine Priſe? (Mit Erſtaunen.) Decorirt?!

v. Rahden (lachend).

Zufällig, Herr Kammerdiener, ganz zufällig. Aber Sie haben mich in einem falſchen Verdacht. Ich bedaure unendlich, Ihnen ſagen zu müſſen, daß ich kein Thierarzt bin.

Kammerdiener.

Nicht?

v. Rahden.

Ich bin nur Magnetiſeur.

Kammerdiener (überraſcht).

Nur Magnetiſeur?

v. Rahden

(läßt einen Handſchuh fallen und ſieht den Kammerdiener an. Dieſer bebt nach einigem Zögern den Handſchuh auf).

Danke! — Nur Magnetiſeur!

Kammerdiener (überraſcht, mit einer ſteifen Neigung des Kopfes).

Habe die Ehre mich zu empfehlen. (Wegen die Mittelthüre.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Herr von Felſen (durch die Mitte).

v. Rahden.

Das iſt ein merkwürdiger alter Herr; ich möchte aber wiſſen, wie er darauf kommt, mich für einen Thierarzt zu halten. Nun, mir werden in dieſem Hauſe noch mehr Räthſel zu löſen vorkommen. Wenn wir am Ende nur eine geſcheidte Auflöſung zu Allem finden! aber das Band iſt hier vollkommen überflüſſig! — (Er nimmt das Ordensband weg).

Herr von Felſen (aus dem Garten kommend, zum Kammerdiener).

Wer iſt das? — Ein Magnetiſeur, den der Graf aus der Stadt kommen ließ?

Kammerdiener.

Ja wohl, Herr Baron. (Ab.)

v. Felſen.

Ah, das wird für heute Abend eine Unterhaltung geben; ſo etwas Taſchenſpielereien. Nun, Gott ſei Dank! daß wir einmal eine Unterhaltung haben in dem langweiligen Einerlei dieſes Hauſes.

(Er kommt vor.)

v. Rahden (der ſich umwendet).

Was ſehe ich? Du hier?

v. Felſen.

Und du als Magnetiſeur? Ah, das iſt komiſch!

v. Rahden.

Als Magnetiſeur! Da kannſt du ſehen, was aus den Menſchen nicht Alles werden kann!

v. Felſen.

Nein, Scherz bei Seite! Eugen, wie ſoll ich das verſtehen? Vor allen Dingen freue ich mich herzlich, dich einmal wieder zu ſehen. Aber nun ſage mir, ſind das Poſſen oder Räthſel?

v. Rahden.

Vielleicht Beides, mein lieber Freund. Ich weiß es wahrhaftig ſelbſt noch nicht. (Für ſich.) Was ich ihm nur ſagen ſoll!

v. Felſen.

Haſt du mich beſuchen wollen? — Das würde mich außerordentlich freuen. — Bleibſt du eine lange Zeit bei uns? — Biſt du dem Grafen vorgeſtellt oder der Gräfin?

v. Rahden.

Eines nach dem Andern.

v. Felſen.

Nun alſo vor allen Dingen, wie kommſt du hieher?

v. Rahden (für ſich).

Ich muß etwas erfinden, denn er glaubt mir doch nicht, daß ich mich mit magnetiſchen Kuren abgebe; und mein Verhältniß zu Anna möchte ich ihm nicht verrathen. (Laut.) Alſo, lieber Felſen, ich freue mich vor allen Dingen aufrichtig, daß ich dich, meinen alten Freund, hier finde.

v. Felſen.

Aber warum biſt du hier?

v. Rahden.

Du weißt, lieber Felſen, daß ich in der Reſidenz praktizire.

v. Felſen.

Als Advokat.

v. Rahden.

Du weißt zu gleicher Zeit, daß ich gern in den Staatsdienſt treten möchte.

v. Felſen.

Das kann dir gar nicht fehlen. Ich ſehe dich ſchon als Juſtiz-Miniſter.

v. Rahden.

Scherz bei Seite! Man will mir in höheren Kreiſen wohl.

v. Felſen.

Das bin ich überzeugt; du haſt Glück.

v. Rahden.

Man gibt mir zuweilen wichtige Aufträge.

v. Felſen.

Diplomatiſcher Natur!

v. Rahden.

Das nicht — ich glaube nicht, daß ich dazu Talent habe.

v. Felſen.

Ich fürchte doch, du haſt Talent dazu. — Pfuſch mir nicht in's Handwerk!

v. Rahden.

Dir?

v. Felſen.

Davon ſpäter! — Alſo jetzt biſt du hier in ſolch' einem wichtigen Auftrage?

v. Rahden.

Wenn du willſt, ja.

v. Felſen.

Hier im Schloſſe?

v. Rahden.

Das nicht; ich befinde mich blos hier auf der Durchreiſe nach Wien, ich muß hier neue Inſtruktionen erwarten, — mein Auftrag iſt ſehr geheimnißvoll, — ich wußte nicht, daß du hier warſt — ich ließ mir deßhalb Empfehlungen an den Grafen geben — als Magnetiſeur. — Der Gaſthof drunten im Dorf iſt entſetzlich ſchlecht, hier iſt es beſſer und hier bin ich auch vor Nachforſchungen ſicher —

v. Felſen (für ſich).

Das klingt nicht ganz glaublich, aber ich achte ſein Geheimniß. (laut) Ah ſo! Alſo ein paar Tage bleibſt du hier?

v. Rahden.

Ich reiſe, ſobald ich fort kann.

v. Felſen.

Beneidenswerther! Und in wichtigen Aufträgen? (Seufzend.) Du biſt ein glücklicher Menſch!

v. Rahden.

Sehr wichtige Aufträge! (Für ſich.) Aber fragt mich der Menſch nicht aus! (Laut.) Jetzt aber vergönne mir auch ein Wort. Und was machſt du hier? Ich habe geglaubt, du ſeieſt ſchon lange irgendwo Regierungsrath oder ſo etwas. Haſt du deine Carriere verlaſſen?

v. Felſen.

Eigentlich hat die Carriere mich verlaſſen. Ich wurde Referendär, aber das Referiren ward mir außerordentlich ſchwer. Ich hatte keine Luſt, mich Jahre lang bei den Gerichtshöfen herumzuplagen; und da kam ich auf die Idee, mich für die Diplomatie vorzubereiten, und deßhalb ging ich hieher zu meinem Onkel Schönmark.

v. Rahden.

Da biſt du an der allerbeſten Quelle. Man ſpricht in der Stadt davon, Seine Majeſtät wolle dem Grafen das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übertragen.

v. Felſen.

Was? Spricht man davon?

v. Rahden.

Freilich! Du weißt, der alte Baron Bergen hat wiederholt um ſeine Entlaſſung gebeten.

v. Felſen.

Ei, ei! Da muß ich mich zuſammen nehmen. Wenn der Onkel das Miniſterium übernimmt, ſo kann mir ein angemeſſener Geſandtſchaftspoſten nicht fehlen.

v. Rahden.

Das glaube ich auch. — Alſo hier machſt du deine diplomatiſchen Studien?

v. Felſen.

Wenn du willſt, ja. Ich plaudere mit den Damen, ich dinire vortrefflich, ich ſpiele mit dem Onkel Piquet, ich mache den hübſchen Mädchen in der Umgegend die Cour, ich beobachte darüber ein geheimnißvolles Schweigen, und ſo gewöhne ich mir nach und nach ein diplomatiſches Air an.

v. Rahden.

Das iſt wenigſtens ein angenehmes Fundament für deine Laufbahn.

v. Felſen.

Aber doch langweilig, lieber Freund, höchſt langweilig. Ich bin nun über ein halbes Jahr hier, aber wenn ich nicht bald wohin geſchickt werde, ſei es meinetwegen nach der Türkei oder nach China, ſo laufe ich davon.

v. Rahden (für ſich).

Bei dem muß ich Erkundigungen einziehen. (Laut.) Hier kann man es aber aushalten; ich finde die Lage des Schloſſes reizend, und der Graf Schönmark iſt ein liebenswürdiger alter Herr.

v. Felſen.

Freilich, aber es iſt hier ſo einſam.

v. Rahden.

Keine Geſellſchaft?

v. Felſen.

Keine als die im Schloſſe. Da iſt zuerſt der Graf, der hat ſeine Geſchäfte, und reitet und fährt den ganzen Tag in Wald und Flur herum, und ich muß ihn begleiten. Nun, das wäre nicht das Schlimmſte, aber dann iſt hier im Schloſſe die Gräfin — eine gute liebenswürdige Dame.

v. Rahden.

Jung und ſchön?

v. Felſen.

Nicht übel, ſo an die Dreißig, und die hat ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, mich zu erziehen.

v. Rahden.

Das iſt freilich eine ſchwere Aufgabe.

v. Felſen.

Ja, das ſage ich auch; aber ſie thut's einmal nicht anders. Bald muß ich ihr vorleſen, bald hält ſie mit mir eine Converſation in allen erdenklichen Sprachen, dann muß ich mit ihr Spaziergänge machen oder ihre Blumen bewundern, und das wirſt auch du ſehr langweilig finden.

v. Rahden (nachdenkend).

Ja, ja. — Und ſie iſt dabei heiter?

v. Felſen.

Darüber kann ich nicht klagen; ich habe ſie ſelten oder nie verdrießlich geſehen. Nun, das fehlte mir noch! Nein, wenn ich ins Zimmer komme, dann lächelt ſie und weiß immer etwas mit mir zu ſprechen.

v. Rahden (nachdenkend).

Ah ſo!

v. Felſen.

Der Onkel freilich klagt hie und da, daß ſie an den Nerven leide und dann verſtimmt ſei.

v. Rahden.

Aha ſie leidet an den Nerven und dann iſt ſie verdrießlich? — Aber gegen dich iſt ſie das nie?

v. Felſen.

Niemals. — Dann iſt hier im Schloſſe ſeit zwei Monaten der Baron Steinbach mit ſeiner Gemahlin. Sie iſt eine angenehme hübſche Frau und lacht beſtändig, aber er iſt ein langweiliger

theile und am weißlichen Pulverdampf, der in dicken Wolken über die Ebene hinzog. Auf den Höhen war das Geschütz in Thätigkeit und lange Infanterielinien schienen die feuerspeienden Bastionen gleich glänzenden Courtinen zu vereinigen. Der Generalstab sah wie ein blitzender Stern aus; man sah da nichts als Goldstickereien und weiße Federbüsche. Das Manöver beschloß ein großer Cavallericangriff, und es war wirklich ein großartiger Anblick, wie acht Reiterregimenter mit donnerähnlichem Getöse über die Ebene hinjagten. Als Alles vorbei war, zogen einige Reiterregimenter und reitende Batterien über die Schiffbrücke auf das jenseitige Ufer des Rheins, wo sie ihre Quartiere hatten. Der schmale glänzende Streif über dem grünen Flusse nahm sich sehr gut aus; an beiden Ufern standen zahlreiche Zuschauer, unterhalb harrte ein Dampfboot auf die Oeffnung der Brücke und von obenher kam ein großes Floß mit einförmigem, taktmäßigem Ruderschlag.

Die Stadt der Zelte war heute nicht so belebt wie an den vorhergehenden Tagen; die dunkeln Regenwolken, die den Himmel bedeckten, schreckten Manchen zurück. Indessen hatte ich so besser Gelegenheit, Alles in der Nähe zu besehen. Das Lager bildet ein großes, längliches Viereck, dessen Fronte vom Rheine abgekehrt ist. Die Zelte der Soldaten stehen in gleichen Reihen neben einander, und jede solche Reihe der schmalen Seite ist von einer Compagnie bewohnt. Die Zelte sind von grauer Leinwand und mit einer grünlichen Spitze versehen. Zwischen den Zelten und in derselben Reihe befinden sich kleinere, worin die Gewehre der Soldaten aufbewahrt werden, die sogenannten Gewehrmäntel. Die Zelte der Offiziere zeichnen sich durch eine kleine weiße Flagge aus, welche je nach ihrem Range mit schwarzen Streifen versehen ist; die des Capitäns hat zwei Streifen, die des Oberlieutenants nur einen. An der hintern Seite des Lagers befinden sich die Kochöfen, aus einem großen Schornstein bestehend, der an jeder Seite einen Heerd hat, worin drei große Kessel eingemauert sind. Jedes Bataillon hat seinen Kochheerd und jedes Regiment seinen Pumpbrunnen, die ein überaus gutes und klares Wasser liefern. Diese Anstalten sind von Backsteinen auf's Sorgfältigste aufgeführt und werden stehen bleiben, um später bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu dienen. Auch die große Commisbrodbäckerei des Lagers befindet sich mit vielen Oefen einige hundert Schritte hinter dem Lager und ist ebenfalls massiv aus Steinen und wohl auf länger als die Dauer des Manövers errichtet. Vor der Fronte der Lagerseite stehen die Zelte der Stabsoffiziere, vor welchen die Fahnen des Regiments aufgepflanzt sind.

Da ich das Lager in der Mittagsstunde sah, wo die Soldaten

Herr. Du kannſt dir alſo einen Begriff machen von unſerem Amüſement. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich noch eine Mazurka zu Stande bringe, und du weißt doch, ſonſt (er macht einen kleinen Pas) konnt' ich was leiſten.

v. Rahden.

Der Graf hat aber eine Tochter. Iſt die junge Gräfin nicht auf dem Schloſſe?

v. Felſen.

Ah, das iſt ein Engel! Freilich iſt ſie hier, und das iſt gerade mein Hauptkummer.

v. Rahden.

Du biſt natürlich in ſie verliebt?

v. Felſen.

Ach nein, ich hatte mir freilich vorgenommen, mich in ſie zu verlieben, und machte auch in der erſten Zeit meines Hierſeins alle Anſtalten dazu, aber es ging nicht.

v. Rahden.

Wie, du Unwiderſtehlicher? das muß eine hartherzige Dame ſein.

v. Felſen.

Nun, was das anbelangt, da hätte ich nicht nachgelaſſen; aber (ſeufzend) andere Verhältniſſe zwangen mich, an die Sache nicht mehr zu denken.

v. Rahden.

Andere Verhältniſſe? Iſt da ſchon was arrangirt?

v. Felſen.

Das nicht; aber ſchon in der erſten Zeit nahm mich der Onkel eines Tags bei Seite und ſagte mir ſehr freundlich aber ſehr beſtimmt, ich ſoll das bleiben laſſen.

v. Rahden.

So?

v. Felſen.

Gegen meine Perſon hat er gewiß nichts, aber die Schönmark

haben es von jeher ungeheuer theuer gegeben. Der alte Graf betrachtet einen einfachen Herrn „von“ wie ich bin, für nicht viel mehr, als einen gewöhnlichen Bürgerlichen. — Ich ließ darauf die Sache beruhen; wir ſprachen nicht mehr davon. — Aber jetzt ſage, was fangen wir an? Soll ich dich ausfahren? reiten wir ſpazieren?

v. Rahden.

Ich muß hier warten; Seine Excellenz wollen mich der Gräfin vorſtellen.

v. Felſen.

So, ſie kommt daher? Nun, da mache ich einen Ritt, denn wenn ſie mich ſieht, ſo hält ſie mich feſt und dann geht das gelinde Hofmeiſtern wieder los. Thu' mir den einzigen Gefallen und ſei ungeheuer liebenswürdig, vielleicht läßt ſie mich dann in Frieden. Löſe mich ab, laß du dich ein Bischen erziehen, das kann auch dir nichts ſchaden.

v. Rahden.

Ich danke recht ſehr.

v. Felſen.

Wenn die Vorſtellung vorüber iſt, ſo laſſe dir ein Pferd ſatteln und den Weg nach dem Waldhof zeigen. Da wirſt du mich finden; es ſind da ein paar allerliebſte Mädchen, charmante, natürliche Kinder. Alſo Gott behüte dich; vergiß nicht den Waldhof!

v. Rahden.

Ich will ſehen, wenn ich loskomme.

(Gehen rechts ab.)

Achter Auftritt.

v. Nahden, nachher der Graf und die Gräfin (von links).

v. Nahden.

Iſt es mir doch, als ob mir in Betreff der Nervenleiden ein kleines Licht aufdämmerte. Doch da wird ſchwer zu kuriren ſein — oder leicht. (Sieht auf die Uhr.) Nun bin ich ſchon eine gute Stunde hier und habe noch nichts von Anna vernommen. Freilich iſt es noch früh am Tage, aber ſie hätte doch zufälligerweiſe einen Spaziergang machen können. Ich höre Jemand! Jetzt wieder ganz Doktor-Magnetiſeur!

Gräfin (im Hereintreten, ſehr verdrießlich).

Es iſt mir durchaus nicht gleichgültig, wenn dein Herr Gärtner jeden Tag die Arrangements, die ich mit meinen Blumen treffe, umzuändern für gut findet. Meine Roſen ſollen im Freien und nicht unter den langweiligen Strohdächern ſtehen, wo ſie kein Menſch ſieht.

Graf.

Aber, mein liebes Kind, er hat es ja nur gethan, damit ſie in der heißen Sonne nicht zu ſchnell verwelken.

Gräfin.

Das iſt meine Sache! Wenn die Roſen verwelkt ſind — nun, ſo ſind ſie eben verwelkt! voila tout. — Es iſt ja doch nichts von Beſtand auf dieſer Welt. Auch wir ſtehen in der unerträglichſten Hitze des Lebens; warum ſollen die Roſen Vorrechte vor uns Menſchen haben? — Kurz, ich finde das eine lächerliche Sorgfalt von deinem Gärtner.

(Sie wirft ſich in einen Fauteuil.)

Graf.

Der Herr Doktor Steiner, von dem ich dir ſchon ſprach, mein Kind.

Gräfin (nickt leicht mit dem Kopfe).

Nicht wahr, das wird geändert? Du haſt die Güte, dieſen Befehl zu geben, denn meine Befehle werden leider Gottes nicht reſpektirt.

Graf (macht dem Doktor ein Zeichen).

Gewiß, mein Kind. Aber ich erlaube mir nur zu bemerken, daß du geſtern bei dem großen Regen nichts ſagteſt, als der Gärtner auch eigenmächtig die Blumen verſetzte.

Gräfin.

Das war etwas ganz anderes, das that er — aus guter Abſicht. Sollen die armen Roſen im Regen ſtehen bleiben, wo ſie verderben.

Graf (für ſich).

Nein, aber in der Sonne, wo ſie ebenfalls verderben. (Laut.) Doch du ſcheinſt mich nicht verſtanden zu haben, mein Kind. — Der Herr Doktor Steiner, ein junger Mann von großen Kenntniſſen, berühmter Magnetiſeur, mir beſtens empfohlen, wird auf der Durchreiſe ein paar Tage bei uns verweilen.

Gräfin.

Ah, erfreut, Sie zu ſehen! Sie gehen nach Wien, Herr Doktor?

v. Rahden.

Aufzuwarten, meine gnädige Gräfin!

Gräfin.

Sie werden dort Vorleſungen über Magnetismus halten?

v. Rahden.

Ich hoffe.

Gräfin.

Sie werden dort ein großes Publikum für Ihre Kunſt finden. — Aber zieht es nicht abſcheulich in dieſem Salon?

Graf.

Das iſt unmöglich, denn es iſt nur eine Thüre offen.

Gräfin.

Ich kenne Wien. Man liebt dort das Geheimnißvolle; man wird an Ihre Kunſt glauben.

v. Nahden.

Und Sie, Gräfin, glauben nicht an die Heilmittel, die im Magnetismus liegen.

Gräfin.

Ich? Gewiß nicht! Ich glaube nur, was ich ſehen und begreifen kann.

Graf.

Damit kommſt du in vielen Dingen nicht durch.

v. Nahden.

In manchen Beziehungen hat die Frau Gräfin Recht, namentlich in der Wiſſenſchaft. Da glaube ich auch nur, was ich ſehen und begreifen kann.

Gräfin.

Aber Sie ſprechen da gegen ſich ſelber, gegen Ihre — Kunſt.

v. Nahden.

Durchaus nicht, gnädige Gräfin. Man kann freilich die Mittel, mit denen ich wirke, nicht ſehen, aber ihre Wirkungen um ſo beſſer.

Graf (für ſich).

Das hoffe ich zu Gott!

Gräfin.

Aber es zieht unerträglich! Daß du mir nie glauben willſt! Ich werde dieſen Salon nicht mehr betreten können. — Wo iſt denn Eugen ſchon ſo frühe hingeritten?

Graf.

Nun, du weißt, daß der keine Ruhe zu Hauſe hat. Wo wird er ſein? — Er macht ſeinen Morgenritt.

Gräfin (zum Doktor).

Ich freue mich recht ſehr, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Ich hoffe vielleicht einen beſſeren Glauben an Ihre Kunſt zu bekommen, wenn wir ein paar Tage zuſammen leben.

v. Rahden.

Das hoffe ich auch.

Graf (ſeufzend).

Und ich!

v. Rahden (zum Grafen).

Soll ich mich zurückziehen?

Graf (leiſe).

Nein, nein, bleiben Sie in der Nähe.

(Doktor ſpaziert nach der Mittelthüre.)

Gräfin.

Du ſollteſt Eugen das ewige Herumſchwärmen verbieten. Weßhalb iſt er hier bei uns? Um zu ſtudiren, um etwas zu lernen! Aber da treibt er ſich den ganzen Tag draußen in den Wäldern und Feldern herum. Ich finde dies wilde Weſen unausſtehlich. Wo iſt er nur jetzt ſchon wieder.

Graf (lächelnd).

Ich meine, er ſei nach dem Waldhof geritten; da wird er den Verwalterstöchtern ein wenig den Hof machen.

Gräfin (heftig).

Ich will das nicht hoffen.

Graf.

Nun, es iſt nur ein Scherz.

Gräfin.

Aber ein ſehr unzeitiger.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Baron und Baronin Steinbach (durch die Mitte).

Baronin.

Ah, ma chère Adelaide, wie geht dir's? Ich habe dich im ganzen Garten geſucht, ich fand dich nirgends. Es iſt draußen ſo köſtlich! Die friſche Morgenluft, der Duft der Blumen, ach! das Alles ſtimmt mich ſo froh und heiter.

Gräfin.

Mich gar nicht — ich kann das heiße Wetter nicht ertragen.

Baron.

Ach ja, ich weiß das. Pauvre amie! die Hitze thut deinen Nerven weh; wie geht dir's denn heute Morgen?

Gräfin.

Ich bin fatiguirt, unluſtig, verdrießlich.

Baronin.

Das iſt aber ein trauriger Zuſtand. (Zum Grafen.) Guten Morgen, Graf; noch nicht zu Pferd? (Zur Gräfin.) Arme Adelaide! (Zum Grafen.) Sie leidet wieder ſehr, die Aermſte.

Graf.

Leider!

Baronin.

Da muß auf jeden Fall etwas geſchehen. Ich werde den Leibarzt des Königs bitten, einmal zu uns herauszukommen. —

Graf.

Ja, man muß helfen.

Gräfin.

Aber ich will keine Hülfe, ich will keinen Arzt. Gott! ihr quält mich mehr als meine Nervenleiden.

Baronin.

Ach, Graf, es iſt etwas Gräßliches um die Nerven! Ich bin in beſtändiger Todesangſt, daß auch mich dieſes ſchreckliche Uebel einmal erfaßt.

Graf.

Liebſte Baronin, Sie haben keine Anlage dazu.

Baronin.

Doch, Graf! Wiſſen Sie, ich erſchreckt zuweilen ohne alle Urſache, und dann fahre ich zuſammen. — So — Ich habe eine Averſion gegen Spinnen und Fröſche, einen wahren horreur vor dem Knallen des Gewehrs; und mit ſolchen Erſcheinungen beginnt dieſe unangenehme Krankheit.

(Der Baron, der in einem Buch geleſen, klappt es heftig zu.)

Ah! — wie mich das erſchreckt hat! — Siehſt du, Adelaide, ſehen Sie, Graf — ich fürchte wahrhaftig, du ſteckſt mich an. Aber wie kann man auch ſein Buch ſo ungeſchickt zumachen, wenn Leute in dem Zimmer ſind? — Arme Adelaide. — Du biſt wohl ſehr erſchrocken?

Gräfin.

Ich? Ganz und gar nicht.

v. Rahden (für ſich).

Die hat keine ſchwache Nerven.

Baron (ruhig).

Da war eine Fliege, die hat mich ſchon lange genirt, denn ſie flog mit der größten Hartnäckigkeit um meine Naſenſpitze herum. Hier iſt ſie — ich habe ſie zuſammen geklappst.

Baronin.

Ha! ha! ha! Nun, ſo hat dein ewiges Bücherleſen doch einmal einen reellen Nutzen gehabt. Die Literatur hat einen Fang gethan. Ha! ha! ha! (Plötzlich ernſt zum Grafen, nach dem Doktor zeigend.) Aber wer iſt denn das? Sie ſtellen fremde Leute auch nie vor.

Graf.

Sie waren ſo beſchäftigt. (Zum Doktor.) Sie erlauben, Doktor,

daß ich Sie der Baronin Steinbach vorſtelle — Herr Doktor Stei-
ner, ein berühmter Magnetiſeur!

Baronin.

Was Sie ſagen, lieber Graf! Wie ich mich freue, die Bekannt-
ſchaft des Herrn Doktor zu machen! Ein Magnetiſeur — das iſt
amüſant. Magnetismus — ah! das iſt unterhaltend und lehrreich.
— Werden Sie uns vielleicht heute Abend eine Vorſtellung geben?

v. Rahden.

Vielleicht, gnädige Frau.

Baronin.

O geben Sie uns die ſchlafende Griechin. Ich habe das neu-
lich in der Reſidenz geſehen. Es iſt zum Erſtaunen, was der
Magnetismus zu leiſten im Stande iſt. — Adelaide, haſt du die
ſchlafende Griechin geſehen? Sie auch nicht, Graf? — Ah, das
müſſen Sie auf alle Fälle für uns arrangiren. Bitte, Herr
Doktor!

v. Rahden.

Ich will mein Möglichſtes thun.

Baron.

Aber, mein liebes Kind, zu einer ſchlafenden Griechin braucht
man neben der Kraft, die dieſe zum Schlafen bringt, auch noth-
wendig eine Griechin und ich weiß nicht, ob der Herr Doktor eine
ſolche bei ſich führt.

v. Rahden.

Das freilich nicht.

Baronin.

Aber das läßt ſich ja machen. Man nimmt eine von unſern
Leuten; eine ſchlafende Kammerjungfer müßte ſich auch ſchön an-
nehmen — oder, Graf, was meinen Sie zu Ihrem alten Kammer-
diener? (Sie thut, als wenn ſie heimlich ſchnupfte und ſpricht mit gravitätiſchem Ton)
Sechs Uhr, weniger zwei Sekunden, Excellenz. — Ha! ha! ha!

Gräfin.

Du biſt ſo ausgelaſſen, liebe Clara. Was du für ein glückſeliges Temperament haſt!

Baronin (ſeufzend).

Ach, Adelaide, nur äußerlich, gewiß nur äußerlich. Ich bin oft entſetzlich verſtimmt.

Baron (zum Doktor).

Ich achte Ihre Kunſt ſehr, Herr Doktor: doch habe ich mich leider mit Ergründung dieſer geheimnißvollen Wiſſenſchaft nie beſchäftigt.

v. Rahden (für ſich).

Das iſt mir ſehr lieb. (Laut.) Herr Baron, Sie ſind als Beſchützer der Wiſſenſchaft bekannt.

Baron.

Das nicht, aber wir werden, hoffe ich, Gelegenheit finden, unſere Ideen auszutauſchen. Ich möchte mich beſtens von Ihnen belehren laſſen.

v. Rahden (für ſich).

Da ſteh' mir Gott bei!

Baronin.

Aber Geiſter können Sie doch erſcheinen laſſen? Nicht wahr, Herr Doktor, das macht Ihnen wohl keine Schwierigkeiten? Ich liebe ſolche Geiſtererſcheinungen.

Baron.

Verlange nichts Unmögliches von dem Herrn Doktor. Es gibt keine Geiſter.

v. Rahden.

Meine gnädige Frau, es gibt keine Geiſter.

Baronin.

Aber doch Elfen und Genien?

Baron.

In Menſchengeſtalt, ja. Dort kommt eben eine dieſer liebenswürdigen Gattung von Geiſtern.

gerade beſchäftigt waren, ihre Suppe zu verzehren, und die fallenden Regentropfen faſt alle Zuſchauer verjagt hatten, war der Anblick des Lagers ſehr einförmig, ohne alle Poeſie. Nur hie und da ſtanden einige Nachzügler um die Kochheerde und ließen ſich in ihre blechernen Kochgeſchirre die Suppenportionen einmeſſen. Die Soldaten hatten ihre Zelte verſchloſſen, um ſich vor dem hereindringenden Regen zu ſchützen. Die weißen Zelte auf dem gelben Sandgrunde unter dem trüben Himmel blickten mich ſehr melancholiſch an, weshalb ich meinen Rückzug antrat, um die Stadt der Buden in der Nähe zu beſehen.

Dieſe umgibt die hintere Seite des Lagers in einem Dreieck und bietet alle möglichen Genüſſe des Geiſtes und des Herzens. Was mich bei dergleichen Anſtalten am meiſten intereſſirt, ſind die Aushängeſchilder, in deren Epigrammen die Eigenthümer gewöhnlich all ihren Witz verſchleudern. Die Wirthe des Grimlinghauſer Lagers hatten aber vorzugsweiſe auf das Gefühl für die ſüße Heimath, das in der Bruſt eines jeden lebt, ſpeculirt; die Buden führten gewöhnlich als Aufſchrift den Namen irgend eines Ortes, von dem ſich Landwehrmänner hier befanden, als: Schützenzelt aus Mettmann, oder noch bündiger und anziehender, zur Schwelmer oder Gott weiß welcher Landwehr. Man ſieht da unzählige Schenkbuden neben kleinen Boutiken, wo die Soldaten allerlei Nothdurft einkaufen können. Die erſtern theilen ſich von ſelbſt in gewiſſe Claſſen. Hier findet man guten Branntwein und ein Glas ſchlechten Biers; dort iſt das Bier beſſer und man kann ſchon eine Flaſche ſauern Wein haben; höher hinauf findet man Speiſe- und Weinkarten, doch iſt beſonders den letztern nicht zu trauen. Um die Oberherrſchaft der Schenkbuden ſtreiten ſich zwei Anſtalten, von denen es jedoch ſchwer zu entſcheiden iſt, wo man am ſchlechteſten und theuerſten bedient wird. Ich begab mich in eine dieſer Buden, um zu Mittag zu ſpeiſen; ich ſetzte mich auch mit dieſem Vorſatz an eine der Tafeln, wo vielleicht ſchon vierhundert Perſonen ſaßen, und that mein Möglichſtes, konnte aber meinen Zweck nicht erreichen. Von den Dingen, die da ſervirt wurden, war das Meiſte für die Meiſten nur Schaugericht. Das einzige Genießbare war die Muſik eines Militärchors, das mit guter Auswahl und vieler Präziſion ſpielte. Während wir ſo bei Tiſche ſaßen, verfinſterte ſich der Himmel noch mehr und ſandte endlich ſolche Regenſchauer hernieder, daß ſie das ſchlechtgebaute Zelt nicht mehr abhalten konnte. An den Wänden herab lief das Waſſer zuerſt,

Und dann und wann ein ſchwerer Tropfen
Fiel in den Meſſineſer Wein.

Baronin (zur Gräfin).
Gott, Adelaide, wie galant er iſt!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Gräfin Anna (durch die Mitte).

Anna.
Guten Morgen, Papa! — Ah, Baron, Sie ſtudiren ſchon wieder? Guten Tag, liebſte Mutter! wie geht es Ihnen?

v. Rahden (für ſich).
Da iſt ſie — ich konnte ſie nicht benachrichtigen — ſie wird ſich und mich verrathen —
(Gräfin küßt ſie auf die Stirne.)

Baronin.
Adelaide iſt fatiguirt, liebes Kind; aber mich drückt auch die Hitze heute Morgen. Es liegt mir ſo ſchwer auf den Nerven.

Anna.
Das iſt kein Wunder, beſte Baronin; es kann in dieſem Sommer nicht einen Tag ſchönes Wetter bleiben. Ueber dem Walde ziehen ſchwarze Wolken auf. Wir haben in ganz kurzer Zeit ein ſchweres Gewitter.

Baron.
Ich habe das heute Morgen ſchon bemerkt; die Luft ſteckt voll Elektrizität. (Zu v. Rahden.) Das muß Ihnen nicht entgangen ſein, mein Beſter.

Anna (für ſich).
Großer Gott was iſt das? — ſehe ich recht — Ferdinand?

v. Rahden (mit Beziehung).
Gewiß nicht, Herr Baron, aber ein ſolch heranziehendes Gewitter wirkt auf mich ganz plötzlich mit großer Kraft.

Baron.

Ah, das iſt intereſſant! — Und wie iſt Ihnen in ſolchen Augenblicken?

v. Mahden.

Ich fühle mich zuerſt beengt und dann wieder ſchlägt mein Herz ſchneller und freudiger. (Blickt auf Anna.) Ich fühle mich ſo heiter und glücklich.

Baron.

Es iſt ganz eigenthümlich; uns drückt das Gewitter nieder.

v. Mahden.

O nein, mich erhebt es. Ich bin in ſolchen Augenblicken ein ganz anderer Menſch.

Baronin.

Das iſt wahr. Ihr Auge glänzt, Sie ſehen mit einem Mal ſo heiter, ja befeligt aus.

Baron (der ihm den Puls gefühlt hat).

Ihr Puls ſagt, als wenn Sie das Fieber hätten.

Graf (an der Mittelthüre).

Anna hat Recht; dort zieht ein ſchweres Gewitter herauf.

Gräfin.

Das iſt ſo wohlthuend bei der Hitze.

Baron.

Mir iſt es intereſſant, zu ſehen, welche Wirkungen die Elektrizität in der Luft auf Sie, den Magnetiſeur, ausübt.

Baronin.

Und das Gleiche fühlen Sie bei jedem heranziehenden Gewitter?

v. Mahden.

Nicht immer, gnädige Frau, es kommt ſehr darauf an, in welcher Umgebung ich mich befinde.

Graf (zum Doktor).

Ich will Sie meiner Tochter vorſtellen — Doktor Steiner, ein berühmter Magnetiſeur! —

Anna.

Sehr erfreut, Herr Doktor, Sie hier zu ſehen. Sie bleiben einige Zeit bei uns?

v. Rahden.

Ich hoffe ſo, Gräfin. (Verbeugt ſich.) Ich werde Ihnen alles erklären. (Lacht.) Ihr Herr Vater hat mich ſo freundlich aufgenommen.

Anna (für ſich).

Was ſoll ich ihm ſagen? (Laut.) Die Lage des Schloſſes iſt ſehr angenehm.

v. Rahden.

Ich finde ſie reizend.

Baron.

Und es gibt hier ſo ſchöne Gewitter.

v. Rahden (ſeufzend, indem er auf Anna ſieht).

Das iſt wahr.

Gräfin.

Anna, iſt es wirklich ein ſtarkes Gewitter, was dort heraufzieht?

Anna.

Sehr ſtark, Mama.

Baronin (kommt von der Mittelthüre).

Der halbe Horizont iſt ſchwarz überzogen.

Gräfin.

Wird es regnen, meine Liebe?

Baronin.

Natürlich; es fallen ſchon einzelne Tropfen.

Gräfin.

Wie mich das erfriſcht.

Graf (zu v. Rahden).

Sie hätten zu keinem günſtigeren Zeitpunkte eintreten können. Sie werden ſogleich ſehen, welch' wunderbare Wirkung das Regenwetter auf die Nerven der armen Frau ausübt.

v. Rahden.

Ich bin wirklich begierig darauf.

Graf.

Sehen Sie, ſie ſteht ganz heiter auf und geht der Gartenthüre zu.

Baron (im Hintergrund).

Es fängt ſchon an, tüchtig zu regnen. Aha! dort kommt auch Eugen.

Gräfin (lebhaft).

Wo kommt — das Gewitter.

Baronin.

Siehſt du nicht, liebſte Adelaide, jetzt iſt ſchon der ganze Himmel überzogen. Ah, wie Eugen daher ſprengt! Dem Wildfang würde es nicht ſchaden, wenn er tüchtig naß würde, der kann nie zu Haus bleiben.

Baron.

Aber ich denke, wir ſchließen die Gartenthüre, ſonſt ſchlägt der Regen in dieſen Salon.

Graf (tritt zum Doktor).

Sie beobachten doch ganz genau?

v. Rahden.

Gewiß!

Gräfin (lebhaft).

Nein, nein, Baron! Laſſen Sie die Thüre offen. Denken Sie, der arme Eugen wolle nicht auch zu uns herein? Dort ſpringt er ſchon vom Pferde. Es iſt der nächſte Weg von der Terraſſe hieher. — Ah! dort kommt er ſchon.

Graf.

Sehen Sie jetzt dieſe Lebendigkeit, ich möchte ſagen dieſe Heiterkeit? Und das thut Alles der Regen.

v. Rahden.

Ja, es iſt höchſt merkwürdig!

Graf.

Und glauben Sie, daß man da helfen kann?

v. Rahden (geht mit dem Grafen nach dem Hintergrunde).

Ich denke, es ſollte mir gelingen.

(Unterdeſſen iſt Eugen haſtig in den Saal gegangen.)

Eugen.

Meine Damen, ich bitte um Verzeihung, aber wenn man vor ſo einem Regen flieht, da iſt man eilig. — Liebe Tante, ich habe Sie heute Morgen nicht geſehen. (Küßt ihr die Hand.) Es geht Ihnen wohl?

Baronin.

Sie leidet wieder ſehr, die arme Adelaide.

Gräfin.

Es iſt mir weit beſſer; ich glaube das Regenwetter hat mich erfriſcht.

Graf.

Hören Sie?

v. Rahden.

Ja, ja, das Regenwetter!

Gräfin.

Aber ich muß wieder anfangen, mit Ihnen zu zanken, Eugen. Haben Sie denn gar keine Ruhe zu Hauſe? Gott! und Sie ſind naß geworden. Ihr Haar iſt ganz feucht; Sie werden ſich noch erkälten.

Eugen.

O beſte Tante, das thut mir nichts; unſereiner iſt ſo ein Bischen Regen gewöhnt.

Gräfin.

Aber heute dürfen Sie mir nicht mehr hinaus. Sie ſind wie ein kleines Kind, nur nicht ſo folgſam. Heute müſſen Sie da bleiben. Sie müſſen mir aus einem neuen Werke vorleſen, auch müſſen Sie mit dem Grafen eine Partie Piquet machen. Sie ſind gar nicht liebenswürdig.

Baronin.

Oder wir ſpielen Whiſt zuſammen. Eugen iſt mir noch Revanche ſchuldig.

Gräfin.

Apropos, wo waren Sie denn? Der Graf meinte, Sie wären nach dem Waldhof geritten; Sie wiſſen, ich mag das nicht leiden. Da ſind die Wege ſo ſchlecht, es iſt da ſehr gefährlich.

Eugen.

Gott bewahre! Ich war droben auf der Halde.

Graf (der mit dem Doktor angekommen iſt).

Herr Doktor Steiner — mein Neffe, Eugen von Felſen! (Zur Gräfin.) Ich bin entzückt, daß du dich wohler befindeſt.

Eugen (tritt zum Doktor).

Es iſt Schade, daß das verfluchte Gewitter kam; ich hatte dich ſchon annoncirt, es ſind ein paar hübſche Mädchen, die da droben.

Gräfin (zum Grafen).

Eugen war nicht auf dem Waldhof, er hat es mir ſoeben geſagt.

Graf.

Es war von mir ja nur Scherz. —

Gräfin.

Eugen!

Eugen (zum Doktor).

Siehſt du, keinen Augenblick Ruhe!

Gräfin.

Eugen, ſehen Sie dieſes Buch durch, es iſt das Werk, von dem ich vorhin geſprochen.

(Baronin kommt mit Nana aus dem Hintergrund.)

Baron (zum Doktor).

Und die Gewitterluft, Herr Doktor, ſtimmt Sie immer ſo heiter.

v. Rahden.

Immer; aber ſo wohl, ſo ſelig, wie in dieſem Augenblicke fühlte ich mich lange nicht.

Baron (zum Grafen).

Das iſt ſehr intereſſant.

(Kammerdiener erſcheint an der Thüre rechts mit der Uhr in der Hand.)

v. Nahden (eilt zu Anna).

O Anna, Sie werden alles das unbegreiflich finden, ich kann Ihnen jetzt nur ſagen, wie glücklich ich bin, daß ich mich in Ihrer Nähe befinde.

Anna.

Ich zittre, Ferdinand; ſprechen Sie keine Silbe weiter — erregen Sie keinen Verdacht.

v. Nahden.

Bewilligen Sie mir ſpäter einen Augenblick, um Ihnen alles zu erklären.

Kammerdiener (zieht ſeine Uhr ein. Für ſich).

Elf Uhr — (Laut.) Das Dejeuner iſt ſervirt.

Graf (der der Baronin den Arm bietet, zum Doktor).

Kommen Sie, lieber Freund!

Eugen (reicht das Buch auf den Tiſch).

Ah, das Dejeuner! (Er bietet die Hand).

Anna.

Ihren Arm, Herr Doktor!

(Alle ab.)

Graf

(zu v. Nahden, indem er auf ſeine Frau zeigt).

Sehen Sie, wie ſich meine Frau jetzt ſo wohl fühlt! Iſt die Wirkung nicht erſtaunlich?

v. Nahden.

Gewiß! Und die Urſache ſo einfach.

Kammerdiener (in höchſtem Erſtaunen).

Zwei Platten ſervirt, blaues Service, ohne Chiffre und Wappen für den Magnetiſeur, und dejeunirt mit der Familie. So was habe ich noch nie erlebt.

Zweiter Aufzug.

Dieſelbe Dekoration.

Erſter Auftritt.

v. Rahden und v. Felſen (durch die Thüre rechts).

v. Rahden.

Das Frühſtück war ganz vortrefflich.

v. Felſen.

Ja, nicht ſo übel. — Apropos, du biſt ein guter Reiter.

v. Rahden.

Ziemlich.

v. Felſen.

Schön. So will ich gleich ein paar von den Jagdpferden beſtellen, und dann machen wir für unſern Privatſpaß ein kleines Kirchthurmrennen. — Nicht?

v. Rahden.

So gerne ich mit dir hinaus möchte, ſo geht's doch in dieſem Augenblicke nicht. Seine Exzellenz will mich hier im Salon finden. Er hat einige Fragen über Dinge aus der Reſidenz; und dann darf ich mich unmöglich von hier entfernen, da jeden Augenblick eine Staffette eintreffen kann, die mir neue Inſtruktionen bringt.

v. Felſen.

Das iſt wahr, aber ſehr unangenehm. Dann muß ich eben allein reiten.

v. Rahden.

Du weißt, ich bleibe nur ein paar Tage hier, und da könnteſt

du wohl ein kleines Opfer bringen, indem du ebenfalls in der Nähe bliebeſt. Du biſt hier im Schloſſe mein einziger Bekannter.

v. Felſen.

Herzlich gern. Wenn nur die Tante nicht wäre, die kann es nun einmal nicht laſſen, mich den ganzen Tag zu hofmeiſtern. Jetzt hat ſie wieder ſo ein langweiliges Buch entdeckt, und daraus ſoll ich ihr vorleſen.

v. Rahden.

Nun, du übſt dabei deinen Vortrag; und wenn ich Diplomat werden wollte und eine Tante hätte, deren Mann ſo nah' am Porteſeuille des Auswärtigen ſteht, ich würde derſelben mit dem größten Vergnügen vorleſen.

v. Felſen.

Meinſt du?

v. Rahden.

Das iſt doch natürlich. Alſo du thuſt mir den Gefallen und bleibſt heute einmal in der Nähe. Geh' in den Park, ſuche die Damen auf, ſei liebenswürdig, das kann dir für die Zukunft gewiß nicht ſchaden.

v. Felſen.

Aber die Tante kann wirklich ſehr langweilig ſein. Meinſt du nicht, ich ſoll der Gräfin Anna wieder einmal die Cour machen?

v. Rahden.

Laß das lieber bleiben. Du weißt, der Graf ſieht es nicht gern.

v. Felſen.

Richtig! richtig! Nun denn, ich will heute da bleiben; aber morgen reiten wir nach dem Waldhof. Ich ſage dir, da ſind zwei liebenswürdige kleine Dinger —

v. Rahden.

Nun ja, laß jetzt nur gut ſein. Suche die Damen im Garten auf; der Graf kommt im Augenblicke.

v. Felſen.

Alſo bis ſpäter!

(Ab durch die Mitte.)

Zweier Auftritt.

v. Rahden allein. Nachher der Graf.

v. Rahden.

Das Wetter hat ſich aufgeklärt, der Himmel iſt blau, die Sonne ſcheint wärmer als heute früh, jetzt müſſen alſo die Nervenleiden wieder anfangen. Ich habe aber meine magnetiſche Kur begonnen. (Auf die Mittelthüre zeigend, durch welche v. Felſen abgegangen.) Dort ſpaziert mein Mittel, aber da es ſehr ungefährlicher Art iſt, ſo kann ich mir ſchon ein kleines Experiment mit der Kranken erlauben. Ich muß überhaupt erſt vollkommene Gewißheit haben, und dann wollen wir handeln.

(Der Graf kommt durch die Thüre links.)

Graf.

Nun, lieber Doktor, was denken Sie von der Krankheit meiner Frau? Sie ſahen ſie in ihrer üblen Laune, Sie bemerkten auch, wie ſie ruhig und heiter wurde, ſobald draußen der Regen anfing. Sind Ihnen ſo ſonderbare Erſcheinungen ſchon vorgekommen?

v. Rahden.

Nicht oft, aber zuweilen.

Graf.

Alſo doch? Nun das gibt mir Muth; und glauben Sie, daß es bei meiner Frau Nervenleiden iſt?

Bald entſtand allgemeine Verwirrung im Saal. Büffet und Küche wurden von den Regenfluthen zuerſt überſchwemmt, und wir mußten es geduldig mit anſehen, wie die ohnehin genug gewäſſerten Saucen und Gemüſe noch mehr verdünnt wurden. Obendrein ſpielte die Muſik, wie zum Hohne: „O welche Luſt, Soldat zu ſein!“

Feierlich iſt der Zapfenſtreich, wie er jeden Abend im großen Lager abgehalten wird. Durch die Zeltgaſſen hindurch wirbeln die Trommeln auf und ab und rufen jeden in den Bezirk des Lagers. Vor den Zelten der Stabsoffiziere ſpielen die verſchiedenen Muſikchöre, worauf die Soldaten Compagnieweiſe zuſammentreten. Das Signal zum Gebet erſchallt, und während dieſer Ceremonie ſang heute Abend das Sängerchor: „O Sanctissima.“

Ich verließ bei einbrechender Nacht das Lager und ſah noch lange den Schein der erhellten Buden durch die Nacht glänzen und hörte noch fernhin den ſchreienden Ton der Violinen und Clarinetten. — Noch drei Tage, und das ganze bunte Getümmel iſt gleich einem Zauberſpuke verſchwunden. Der Herbſtwind ſtreift über die öde Fläche und irgend ein vagabundirender Marder erkieſt ſich einen der Kochheerde ohne obrigkeitliche Erlaubniß zum Schlupfwinkel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

v. Rahden.

Nicht ſo ganz, es könnte auch der Keim einer anderen Krankheit ſein.

Graf.

Sie erſchrecken mich! — Einer gefährlichen Krankheit?

v. Rahden.

In ihrem erſten Auftreten durchaus nicht.

Graf.

Und Ihre Kunſt kann da helfen?

v. Rahden.

Ich hoffe zuverſichtlich.

Graf.

Und wie nennen Sie dieſe Krankheit, lieber Doktor.

v. Rahden (für ſich).

Das kann ich ihm doch nicht ſagen. (Laut.) Der Name thut hier nichts zur Sache. Ich glaube, es gibt nicht einmal eine genaue Bezeichnung dafür. Es iſt ein allgemeines Leiden, bald im Kopfe, bald im Herzen.

Graf.

Und iſt es anſteckend? — Könnte ſich am Ende die Krankheit meiner Frau auf mich ausdehnen?

v. Rahden.

Das iſt durchaus nicht wahrſcheinlich.

Graf.

Aber wenn es einträte, würde ich auch bei Sonnenſchein oder bei Regen leiden.

v. Rahden (für ſich).

Das iſt wieder ein Examen. (Laut.) Nein, Excellenz. Sie würden höchſtens (auf die Stirne zeigend) hier einen kleinen Druck empfinden.

Graf.

Noch iſt mein Kopf vollkommen frei.

v. Rahden.

Davon bin ich überzeugt. Es hat auch vorderhand keine Gefahr.

Graf.

Schön! Sie wiſſen ſelbſt, lieber Doktor, in Krankheitsfällen iſt man immer ängſtlich. Die Medizin iſt für uns Andere ein ewiges Räthſel, etwas Geſpenſterhaftes, das umher ſchleicht, vor dem wir uns fürchten, und nach dem wir uns dennoch umſchauen. Ich bin in dem Punkt unerfahren wie ein Kind.

v. Rahden (für ſich).

Das iſt mir außerordentlich lieb.

Graf.

Ich glaube meinem Arzte unbedingt, und ſo auch Ihnen, lieber Freund.

v. Rahden.

Ich danke Ihnen für dies Zutrauen.

Graf.

Aber ſagen Sie mir, werden Sie Ihre Kur bald anfangen?

v. Rahden

(wiſcht ſich mit einem Blicke nach hinten die Stirne mit dem Sacktuch).

Ich habe ſchon angefangen.

Graf.

Wie iſt das möglich? Ich habe ja noch nichts bemerkt.

v. Rahden.

Das iſt eben das Geheimnißvolle des Magnetismus. Man ſieht wohl die Wirkung, aber nie die Urſache. (Für ſich.) Ich wollte, dieſe Unterredung wäre zu Ende!

Graf.

Es ſcheint Ihnen warm zu ſein?

v. Rahden.

Sehr, Herr Graf; das iſt immer der Fall, wenn ich magnetiſire.

Graf.

Aber geben Sie mir doch einen kleinen Begriff, wie Sie eine ſo unſichtbare, magnetiſche Kur anfangen. Die anderen Aerzte machen bei den ihrigen immer gewaltigen Lärm.

v. Rahden.

Wahr, ſehr wahr. Aber — Excellenz — wiſſen doch, was Allopathie iſt?

Graf.

Nur im Allgemeinen.

v. Rahden (für ſich).

Ich weiß auch nicht mehr davon. (Laut.) Und Homöopathie?

Graf.

Davon weiß ich ſo gut wie gar nichts.

v. Rahden (für ſich).

Ich ebenfalls. (Laut.) Alſo Excellenz: ich bitte zu bemerken und nicht zu überhören, daß (er huſtet) mit dem Magnetismus ſowohl Allopathie wie Homöopathie verbunden werden kann. Natürlich — nach magnetiſchen Begriffen, das heißt — Excellenz werden mich vielleicht verſtehen? — ich kann eine magnetiſche Kur auf allopathiſche oder auf homöopathiſche Weiſe zu Wege bringen.

Graf.

Ich verſtehe. Die Homöopathie wirkt, wie ich glaube, mit der allerkleinſten Doſis Arznei.

v. Rahden (für ſich).

Gott ſei Dank! er hilft mir. (Laut.) Ganz richtig, Excellenz. Magnetiſch-allopathiſche Kuren werden mit großen ſichtbaren Mitteln hervorgebracht; — wiſſen Sie, ſo — (er macht eine Bewegung mit der Hand) magnetiſch-homöopathiſche dagegen durch unſichtbare, aber nicht weniger kräftige Manipulationen.

Graf.

Und Sie kuriren alſo die Gräfin magnetiſch-homöopathiſch?

v. Rahden (ganz erſchöpft).
Ja, allerdings — durchaus unſichtbar. —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gräfin. Die Baronin. Eugen. (Durch die Mittelthür).

Gräfin (lachend und vergnügt).
Eugen, laſſen Sie Ihre Kindereien! Sie ſind ein unausſtehlicher junger Menſch!

Baronin.
Ja, ja, er übertreibt den Scherz. Und Ihre ſchönen Roſen, die er abgepflückt hat! (Zu Eugen.) Schämen Sie ſich, Sie großes Kind! — Adelaide, Ihre ſchönen Roſen!

Gräfin.
Laſſen Sie, wenn es ihm Spaß macht. Er iſt wahrhaftig noch wie ein Kind.

Baronin.
Aber wo iſt er geblieben, der Wildfang?

Gräfin.
Er hat ſich hinter die Thüre verſteckt.

Graf (zum Doktor).
Das iſt wirklich erſtaunlich! Das ſchönſte Wetter von der Welt und meine Frau iſt vollkommen heiter. Doktor, Sie ſind ein Wundermann! Aber was habt ihr dahinten?

Gräfin.
Ein harmloſer Scherz; Eugen iſt ſo albern.

Baronin (zur Thüre hinausrufend).

Jetzt kommen Sie hervor, und ſeien Sie artig! Hier ſind lauter geſetzte ernſte Leute.

Graf.

Und ſehr wichtig beſchäftigt.

Eugen (an der Thüre, die Hände voll Rosenblätter).

Iſt die Partie zu Ende! Ich habe noch ſehr viel Munition.

Gräfin.

Vorderhand wenigſtens Waffenſtillſtand.

Baronin.

Der Herr Graf und der Herr Doktor ſind beſchäftigt, und da wollen wir nicht ſtören.

v. Rahden.

Bitte ſehr, gnädigſte Baronin, wir ſind, wie ich glaube, zu Ende.

Graf (zum Doktor).

Noch nicht, ich habe noch Einiges auf dem Herzen.

v. Rahden (für ſich).

O Gott!

Graf.

Warum ſeid ihr nicht in dem Garten geblieben, wir wollten eben nach euch ſehen.

Baronin (zu Eugen, der Miene macht zu werfen).

Waffenſtillſtand! Vergeſſen Sie das nicht.

Eugen.

So will ich als Sieger wenigſtens triumphirend einziehen und dazu mir meinen Weg mit Blumen beſtreuen. (Er ſtreut die Blumenblätter vor ſich hin und geht tänzelnd in einem Bogen auf v. Rahden zu. Leiſe zu ihm.) Aber der Waldhof! Ich habe verſprochen, noch hinauf zu reiten.

v. Rahden (beſtimmt).

Heute nicht; du haſt es mir zugeſagt.

Graf.

Eugen, hier iſt das Buch. Du kannſt deiner Tante vorleſen.

Gräfin.

Ja, Eugen. Kommen Sie in den Garten.

Baronin.

Charmant, charmant! Komm, Adelaide!

Eugen (lieſt).

„O welche Luſt, Soldat zu ſein!“

(Mit den beiden Damen ab.)

Vierter Auftritt.

Der Graf. v. Rahden. Nachher Bedienter.

Graf.

Seit langer Zeit habe ich jedesmal gezittert, ſowie der Barometer ſtieg und der Himmel klar wurde, denn dann zogen über mein Haupt die finſterſten Wolken. Aber heute bei dem ſchönſten Wetter iſt die Gräfin heiter und — ich bewundere Sie.

v. Rahden.

Zu gütig, Excellenz!

Bedienter

(in der Thüre rechts, Hut, Handſchuhe und Stock des Doktors in der Hand).

Excellenz werden gnädigſt verzeihen —

Graf.

Was gibts? Dieſe ewigen Unterbrechungen!

Bedienter.

Der Herr Sekretär wünſchen einen Augenblick zu Euer Excel-

lenz kommen zu dürfen. Er brauche eine Unterſchrift von Euer Excellenz, die ſehr dringend iſt.

Graf.

Er ſoll kommen! — Doch nein, (zum Doktor) Sie entſchuldigen einen Augenblick; ich bin gleich wieder hier.

(Graf ab.)

(Bedienter ſchleicht auf den Zehen nach dem Hintergrunde und bleibt dort ſtehen.)

v. Rahden (wirft ſich in einen Fauteuil).

Ich bin ganz erſchöpft. Man ſagt von den Magnetiſeuren, die Ausübung ihrer Wiſſenſchaft greife ihre eigenen Nerven an, und wenn ich von dieſem Zuſtand auf meine Kunſt als Magnetiſeur ſchließen kann, ſo muß ich ein enormer Künſtler ſein. Bei Allem dem iſt der einzige Menſch, den ich fürchte, der Baron Steinbach mit ſeinen Büchern. Ich bin überzeugt, er ſitzt jetzt wieder in der Bibliothek und verſchlingt ganze Bände über Magnetismus. — Wenn ich nur wenigſtens die Manipulation wüßte! (Er macht einige Bewegungen mit den Händen.) So — ſo und ſo — das iſt Alles gut und ſchön für die Damen — (der Bediente im Hintergrund nimmt den Hut zwiſchen die Knie und macht dieſelben Zeichen) oder für Jemand, der nichts davon verſteht; aber — ich fürchte, der Baron. Ich habe mich da in eine böſe Geſchichte eingelaſſen. (Er ſpringt unruhig auf und ſieht den Bedienten die Zeichen machen.) Nun, was ſoll das?

Bedienter.

Ach, Sie verzeihen, Herr Doktor!

v. Rahden.

Nun?

Bedienter.

Hier iſt der Hut und der Stock des Herrn Doktor — und ich hätte eine große Bitte an den Herrn Doktor. Eigentlich nicht ich, oder vielmehr nicht ich allein, ſondern faſt die ganze Dienerſchaft.

v. Rahden (für ſich).

Der Dienerſchaft muß man gefällig ſein. (Laut.) Nun, womit kann ich helfen.

Bedienter.

Nun ja, Herr Doktor, wir haben Alle erfahren, der Kutſcher, der Jäger, die Kammerfrauen, die Bedienten, daß der Herr Doktor ein großer Magnetiſeur ſind, und der Kutſcher hat uns erklärt, was dies eigentlich zu bedeuten hat.

v. Rahden.

Nun, darauf bin ich begierig.

Bedienter.

Der Kutſcher hatte einmal auf dem Jahrmarkt einen Magnetiſeur geſehen, der betrieb den thieriſchen Magnetismus, denn er gab ſich nur mit Pferden und Eſeln ab.

v. Rahden.

Das thu' ich auch zuweilen.

Bedienter.

Ah, das iſt ſchön! Der Andere nämlich auf dem Jahrmarkt, der hat es vortrefflich verſtanden, die Pferde und Eſel zu bändigen. Da hätt' er ſich vor ſie hingeſtellt — vor die wilden nämlich — und hätt' ihnen was in das Ohr hineingeſprochen, und „ſo" gemacht (er wiederholt die Zeichen von vorhin) und dann ſind die wildeſten Viecher auf einmal zahm geworden. Und darum wollten auch wir ganz gehorſamſt gebeten haben.

v. Rahden (lachend).

Was, ich ſoll Ochſen und Eſel zähmen?

Bedienter.

Das nicht, Herr Doktor, Sie ſind ja Magnetiſeur für die Menſchen.

v. Rahden.

Ah, es handelt ſich um keinen Eſel?

Bedienter.

Nein, Herr Doktor. Es handelt ſich nur um den Kammerdiener.

v. Rahden.

Um den Kammerdiener Seiner Excellenz?

Bedienter.

Ach, ja wohl, Herr Doktor. Was der uns ſchindet und plagt, und die ganze Dienerſchaft täglich und ſtündlich herunterputzt, davon haben Sie gar keinen Begriff.

v. Rahden.

Wirklich?

Bedienter.

Das Hudeln nimmt gar kein Ende; und wo er Abends aufhört, da fängt er Morgens wieder an, und Alles verklagt er bei dem gnädigen Herrn; und wenn er Jemand verklagt, der muß fort aus dem Dienſt. — Und der Dienſt iſt hier ſehr angenehm, Herr Doktor.

v. Rahden.

Und da ſoll ich den Kammerdiener magnetiſiren?

Bedienter.

Ach ja, ein Bischen zahm machen. Im Vertrauen geſagt, Herr Doktor, er meint es auch nicht gut mit Ihnen.

v. Rahden.

So?

Bedienter.

Nach dem Frühſtück hat er der Kammerfrau geſagt — aber es iſt eigentlich gegen den Reſpekt, das zu wiederholen, was er geſagt hat — der Magnetismus ſei nichts wie Betrügerei, er wolle Ihnen auf die Finger paſſen, Sie ſeien ein Scharlachtan.

v. Rahden.

Ein Scharlachtan?

Bedienter.

Und er iſt gewiß frech genug, das ſogar nächſtens dem Herrn Grafen zu ſagen.

v. Rahden.

Hört denn der Graf ſeine Schwätzereien an?

Bedienter (näher kommend).

Wiſſen Sie, Herr Doktor, der muß wohl. Unter uns geſagt, der Kammerdiener friſirt den Herrn Grafen täglich, und ſo lange er ihn friſirt, muß er ſtill halten. Ach, dann gehts über uns her; da muß die gute Excellenz Alles hören, was ihr der Kammerdiener ſagt. Das Friſiren iſt ſein Glück und unſer Unglück.

v. Rahden.

Sehr wichtig. Ein gefährlicher Moment, ich kenne das.

Bedienter.

Und Allen im Hauſe hat er ſchon Verdruß gemacht, dem Sekretär, der gnädigen Gräfin, und ſogar der Gräfin Anna, und die iſt doch ein wahrer Engel.

v. Rahden.

Ei, ei! Da muß man euch helfen.

Bedienter.

Nicht wahr, Herr Doktor? Ach, das ganze Haus wird Ihnen dankbar dafür ſein.

v. Rahden.

Aber ſo ein Kammerdiener iſt nicht leicht zu bändigen.

Bedienter.

Das weiß der liebe Herrgott! — Können wir hoffen, Herr Doktor?

v. Rahden.

Ich will mein Möglichſtes verſuchen. Aber jetzt geh', ich höre den Herrn Grafen kommen.

(Bedienter ab.)

Fünfter Auftritt.

v. Rahden. Nachher der Graf.

v. Rahden.

Meine Praxis vermehrt ſich. (Nachdenkend.) Wenn ich auch kein Arzt bin, und auch gewiß nie einer werde, ſo finde ich doch nie entdeckte Anlagen zur Diplomatie in mir. Schade, daß ich zum Juſtizdepartement gehöre. Ich glaube, ich wäre ein vortrefflicher Geſandter geworden. — Ei, ei, der Kammerdiener, der College, wagt es, mich für einen Charlatan zu erklären und hat die Verwegenheit, der jungen Gräfin Verdruß zu machen. Wie könnten wir der ganzen Dienerſchaft helfen? (Nachdenkend.) Ja, ja, ſo könnte es doch gehen. — Ich hoffe den Kammerdiener zu kuriren.

Graf.

Da bin ich wieder. Seien Sie mir nur nicht böſe, beſter Doktor. Gerade, wenn man keine Zeit hat, kommen die meiſten Geſchäfte.

v. Rahden.

Sie wiſſen, Herr Graf, daß Ihnen meine Zeit ganz gewidmet iſt.

Graf.

Sehr dankbar! Ich muß aber Ihre Kunſt diesmal für mich in Anſpruch nehmen.

v. Rahden.

Sie, Herr Graf.

Graf.

Nur ein kleines Leiden.

v. Rahden (für ſich).

Gott! ein dritter Patient. (Laut und feierlich, er hält ſeinen Stock an den Mund.) Wollen ſich Euer Excellenz nicht ſetzen.

Graf (ſetzt ſich auf einen Stuhl).

Ja, das Stehen wird mir zuweilen ſauer.

v. Rahden.

Ah, fehlt es da?

Graf.

Leider, leider! (Auf ſein linkes Knie zeigend.) Da bin ich manchmal ſehr geplagt.

v. Rahden.

Ein klein wenig Gicht, Excellenz? (Für ſich.) Wie ſoll ich da helfen?

Graf.

Eher viel als wenig, und das quält mich auf eine unangenehme Art, namentlich bei Gewittern, oder wenn ſich ſonſt das Wetter ändert.

v. Rahden.

Das iſt immer ſo.

Graf.

Heute Morgen namentlich leide ich wieder ganz unbeſchreiblich. Es wird Ihnen gewiß nicht ſchwer werden, durch Ihre ausgezeichnete Kunſt meine Schmerzen zu lindern. Sie haben auch darin gewiß ſchon herrliche Kuren gemacht?

v. Rahden.

O ja — gewiß — ohne allen Zweifel — aber die Gicht iſt ein hartnäckiges Uebel.

Graf.

Ich weiß das aus Erfahrung. Aber Ihre große Kunſt, mein lieber Doktor. —

v. Rahden (für ſich).

Sie ſoll verdammt ſein! Jetzt muß mir der Kammerdiener herhalten. (Laut.) Ich werde mein Möglichſtes verſuchen. Wünſchen Sie homöopathiſch-magnetiſch, oder allopathiſch-magnetiſch behandelt zu werden?

Graf.

Allopathiſch, mein beſter Doktor! — Sichtbar.

v. Rahden.

Ah, ſichtbar? Alſo! (Er ſchlägt mit großer Wichtigkeit ſeine Aermelaufſchläge in die Höhe, und macht ſeine Bewegungen vom Herzen abwärts und aufwärts nach dem Kopfe. So oft er aber an den Kopf kommt, läßt er ſeine Hände gewaltſam auseinander fahren.) Unbegreiflich! ich weiß gar nicht, was das iſt; das iſt mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen.

Graf.

Was denn, lieber Doktor.

v. Rahden (für ſich).

Ja, was denn? Da fehlen mir die Ausdrücke. Schäm dich, Advokat. (Laut.) Ja, wiſſen Euer Excellenz, der magnetiſche Strom hier aus meinen beiden Händen geht auf Sie über und verbindet ſich zu einem angenehmen harmoniſchen Ganzen. Ich fühle mit großem Behagen, wenn dieſer elektriſche Strom ſanft dahinfließt, aber eben ſo gewaltſam empfinde ich die Erſchütterung, wenn derſelbe unharmoniſcher Weiſe unterbrochen wird. (Seine Hände fahren abermals vom Kopfe des Grafen zurück.) Wie jetzt. — Hier ſtockt der magnetiſche Strom auf eine unbegreifliche Weiſe.

Graf (bedenklich).

An meinem Kopfe?

v. Rahden.

An Ihrem Kopfe.

Graf.

Sollte das der Anfang jener Krankheit ſein, die von meiner Frau auf mich übergegangen, und die ſich hier (auf die Stirne zeigend) äußern ſoll?

v. Rahden.

Ich glaube verſichern zu können, daß dem nicht ſo iſt. — Euer Excellenz erlauben mir eine ſehr delikate Frage?

Graf.

Mit Vergnügen.

v. Rahden.

Aber ich darf nicht indiskret erſcheinen.

Graf.

Gewiß nicht!

v. Rahden.

Nun denn, Herr Graf — tragen Sie eigenes Haar oder vielleicht — eine Perrücke?

Graf.

Ah, mein Lieber, mein eigenes Haar.

v. Rahden.

Dann iſt mir die Sache vollkommen räthſelhaft.

Graf.

Wie?

v. Rahden.

An Ihrem Haare ſtockt eben der magnetiſche Strom auf eine heftige und ſeltſame Art. Wenn das Haar falſch wäre, ſo verſtünde ich das vollkommen; aber ſo — es muß ein fremder Stoff in Ihren Haaren ſein.

Graf.

Nun, etwas Pomade oder Cosmetique.

v. Rahden.

Nein, etwas Anderes.

Graf (lächelnd).

Nun, unter uns geſagt, etwas ſchwarze Farbe, aber — (er legt den Finger auf den Mund).

v. Rahden.

Ich bin Arzt, Excellenz. Aber das iſt es auch nicht. (Er denkt einen Augenblick nach.) Hat Ihr Haar vielleicht eine fremde Hand berührt, Herr Graf? Ja es muß ſo ſein! Nicht die Hand der Frau Gräfin, ſondern eine unſympathetiſche Hand?

Graf (nachdenkend).

Nur die meines Kammerdieners, der mich jeden Tag friſirt.

v. Rahden.

Ah! jetzt wird mir Alles klar.

Graf.

Und das ſollte Einfluß haben.

v. Rahden.

Den allerwichtigſten. Sie wiſſen Herr Graf, es gibt Naturen, die ſympathetiſch ſind, und andere, die uns abſtoßen; eine ſolch' letztere iſt für mich als Magnetiſeur der Kammerdiener.

Graf.

Ganz richtig, er iſt etwas abſtoßend.

v. Rahden.

Nur nach magnetiſchen Begriffen. Aber es thut mir unendlich leid, ich bin dadurch nicht im Stande, mit Euer Excellenz eine magnetiſche Kur mit Erfolg zu beginnen.

Graf.

Das iſt weiter kein Hinderniß. Ich kann das Geſchäft eine Zeit lang allein verſehen.

v. Rahden.

Das wäre ſehr heilſam, Herr Graf.

Graf.

Wir könnten dann unſere Kur wieder aufnehmen?

v. Rahden.

Später bin ich wieder ganz zu Ihren Befehlen, aber in dieſem Augenblicke fühle ich mich erſchöpft, angegriffen. Ich muß mich einen Augenblick zurückziehen, friſche Luft athmen. Das Gewitter — — die Kur der Gräfin. — —

Graf.

Geniren Sie ſich nicht, lieber Doktor. Wir haben ja die vollkommenſte Zeit. — Auf ſpäter alſo! —

v. Rahden.

Ich brauche nur ſehr wenig Ruhe, Excellenz.

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Der Graf. Nachher der Kammerdiener.

Graf.

Ein braver junger Mann, und ſcheint in ſeiner Kunſt ſo ſicher zu ſein. Ich befürchtete immer, in jedem Magnetiſeur eine Art Charlatan zu finden, und bin unendlich froh, daß dies bei dem Doktor Steiner nicht der Fall iſt. Er hat etwas außerordentlich Anſtändiges in ſeinem Aeußern, ſogar Bekanntes; ich meine immer, ich hätte dies Geſicht ſchon irgendwo geſehen, aber wo, — wo? (Er reibt ſich die Stirne.) Nein, nein, denn wenn das der Fall wäre, ſo würde er mich gewiß daran erinnert haben. (Klingelt.)

(Der Bediente tritt aus der Thüre rechts.)

Bedienter.

Excellenz befehlen?

Graf.

Der Kammerdiener ſoll kommen. — Es iſt mir im Grunde recht, daß ich einen guten Vorwand habe, mich dieſes langweligen Friſirens zu entziehen. Ich bin der ewigen Schwätzereien des alten Mannes vollkommen müde.

Kammerdiener (in der Thüre links).

Excellenz befehlen wahrſcheinlich Hut und Reitpeitſche? Die Zeit, in welcher Euer Excellenz vor dem Frühſtück auszureiten pflegen, iſt ſchon ſeit zwei Minuten vorüber.

Graf.

Es handelt ſich diesmal um meine Haare.

Kammerdiener (in's Zimmer rufend).

Jakob, die Haarbürſten Numero vier und acht!

Graf.

Ich brauche Ihre Haarbürſten nicht!

(Kammerdiener kommt vor, hinter ihm der Bediente mit den beiden Haarbürſten.)

Kammerdiener.

In der That, ich finde das Haar Euer Excellenz einigermaßen in Unordnung. Wollen Euer Excellenz die Gnade haben, ſich einen Augenblick zu ſetzen. — Haarbürſte Numero vier!

Graf.

Geben Sie einmal her. (Er fährt damit durchs Haar.) Sehen Sie, das geht vortrefflich. (Kammerdiener und Bedienter in ſprachloſem Erſtaunen.) Vortrefflich und ich will's künftig immer ſo machen, es iſt bequemer.

Kammerdiener.

Excellenz wollten —?

Bedienter (freudig überraſcht).

Ah!

Kammerdiener.

Excellenz wollten in der That —?

Graf.

Mich künftig ſelbſt friſiren.

Kammerdiener.

Excellenz wollten —?

Graf.

Nun, Sie ſehen es ja. Hier iſt Ihre Bürſte. Ich reite heute Morgen nicht ſpazieren, laſſen Sie mein Pferd abbeſtellen.

(In der rechten Seitenthüre ab.)

Kammerdiener (der noch immer unbeweglich ſteht).

Excellenz wollten —? Jakob, einen Stuhl! (Der Bediente, nachdem ſich der Kammerdiener geſetzt, trägt lächelnd die Bürſten in's Nebenzimmer.) Seit fünfundzwanzig Jahren, acht Monaten und vier Tagen habe ich Seine Excellenz jeden Morgen friſirt, habe auch im Laufe des Tages die Friſur Seiner Excellenz wieder hergeſtellt, ſobald dieſe in Unordnung gebracht war, und jetzt wollten Seine Excellenz anfangen, ſich

ſelbſt zu friſiren? — Das wird mein Tod ſein; eine ſolche Unordnung überlebe ich nicht. Es iſt überhaupt heute Morgen ſchon ſo Manches hier vorgefallen, was mich mit Kummer und Schmerz erfüllt. Ich fürchte, es geht rückwärts mit dieſem erlauchten Hauſe, denn wenn Magnetiſeure und Charlatane mit der hochgräflichen Familie dejeuniren, und wenn man ſich ſelbſt friſirt, da iſt es wahrlich ſchon weit gekommen.

(Jakob iſt aus dem Zimmer zurückgekommen.)

Jakob.

Befinden ſich der Herr Kammerdiener nicht wohl? Sie ſehen angegriffen aus.

Kammerdiener.

Ich bin es auch, mein lieber Jakob.

Bedienter (für ſich).

Mein lieber Jakob? — Das hat gewirkt! (Laut.) O der Herr Kammerdiener ſollten ſich ſo etwas nicht zu Herzen nehmen.

Kammerdiener.

Das verſteht Er nicht. Sieht Er, der Dienſt in dieſem Hauſe hängt ſo zu ſagen an einer langen Kette und das Ende dieſer Kette habe ich, der Kammerdiener, in der Hand. Verletzt man mir aber ein Glied in derſelben, ſo iſt es nicht blos dieſes Glied, was Schaden leidet, ſondern das Ganze fällt auseinander. Es hat mich in der That angegriffen. Ich werde mich auf mein Zimmer zurückziehen und dort über das Weitere nachdenken. Sollte ich nicht dieſen Vorfall zu einer Kabinetsfrage machen und meine Entlaſſung anbieten? Ich will mir das überlegen. (Laut.) Man melde Seiner Excellenz dem Herrn Grafen ſogleich: ich, der Kammerdiener, ſei unwohl geworden. (Für ſich.) Das wird ſeine Wirkung nicht verfehlen. (Er nimmt heftig eine Priſe und geht ſtolzen Hauptes durch die Mittelthüre ab.)

Bedienter.

Viktoria! Hurrah! Ich werd's freilich dem Herrn Grafen mel-

den, aber vorher muß ich die ganze Dienerſchaft davon in Kenntniß ſetzen, wie der Magnetismus gewirkt.

Siebenter Auftritt.

Der Baron. Später die Baronin.

(Bedienter klopft im Hinausgehen durch die Mittelthüre an zwei andere Bedienten, die dem Baron zwei große Päcke Bücher tragen.)

Baron.

Nun, nun, mein Freund! Am hellen Tage Jemand umrennen, iſt doch ſtark. Nehme er ſich doch in Acht, es ſind koſtbare Werke darunter. Laßt mir nichts fallen, liebe Leute! Leg du deine Bücher da auf den Boden und du die deinigen auf den Tiſch. — Ich danke euch, jetzt könnt ihr gehen. (Er wiſcht ſeine Brille ab und ſetzt ſie auf.) Es iſt ſonderbar, warum es mir früher nie in den Sinn gekommen, mich mit dieſer tiefen und höchſt anziehenden Wiſſenſchaft, mit dem Magnetismus, zu beſchäftigen. Ich denke das Verſäumte indeß nachzuholen, und will mir vorderhand die Anweſenheit dieſes jungen vortrefflichen Arztes zu Nutze machen. Er ſoll mir durch einen gediegenen Vortrag über ſeine Wiſſenſchaft ein ſolides Fundament legen helfen. Hier habe ich anſehnliche Hülfsquellen in der Bibliothek gefunden. (Setzt ſeine Brille auf.) Ich glaube dort kommt der Doktor. Nein, ich habe mich geirrt, es iſt nur meine Frau. (Er hat ſich an den Tiſch zu den Büchern geſetzt und dieſelben während ſeiner Rede aufmerkſam beobachtet.)

Baronin.

Da ſitzt er ſchon wieder über ſeinen Büchern. Ich weiß nicht, was er ewig darin zu ſuchen hat. Zuerſt kommt die Bibliothek und

die Manuſcripte, und dann ſämmtliche Buchladen in der Reſidenz, und dann ich noch lange nicht.

Baron.

Ah, du biſt's, meine Liebe?

Baronin.

Ja ich.

Baron.

Kommſt du zufällig, oder haſt du mich aufgeſucht, meine Beſte.

Baronin.

Diesmal habe ich mir erlaubt, dich aufzuſuchen.

Baron.

Du haſt alſo etwas, was du mir ſagen möchteſt? So thu es, ich bin ſehr beſchäftigt.

Baronin.

Wie immer mit deinen Büchern.

Baron.

Mit dem Geiſt, der aus dieſen beſtaubten Blättern weht.

Baronin (ſeufzend).

Ach Gott!

Baron.

Sagteſt du etwas! Ich habe es nicht recht verſtanden.

Baronin (ſeufzt lauter).

Ach mein Gott!

Baron.

Du haſt geſeufzt.

Baronin.

Und was folgt daraus?

Baron.

Daß du irgendwo Schmerzen empfindeſt, und weiter, daß ich, dein Mann, mich zu erkundigen habe, was dir fehle.

Baronin.

Und wenn ich dir geſagt, was mir fehlt, was ich wünſche, was mich betrübt, was mich langweilt, ſo erwiderſt du wie gewöhnlich: (im Tone des Barons) „das kann man nicht ändern, mein Kind.“ Deßhalb erſpare ich mir auch in Zukunft alle Mühe, über irgend etwas zu klagen und wenn mir einmal die Langeweile in deiner Gegenwart einen tiefen Seufzer auspreßt, ſo kannſt du ja thun, als habeſt du es gar nicht gehört.

Baron.

Aber ich habe es gehört und frage, warum du geſeufzt?

Baronin.

Ich wiederhole es nicht.

Baron.

Wie du willſt, mein Kind!

Baronin.

Ich hab es dir ſchon tauſendmal wiederholt; hat es etwas geholfen?

Baron.

Ich entſinne mich nicht.

Baronin.

O das glaube ich recht gern. Worüber du nicht nachdenken willſt, das iſt für dich gar nicht da. — Wir ſind hieher zu Schönmarks gegangen nur auf vierzehn Tage, hieß es, auf der Durchreiſe nach Wien. Dort wollte ich meine Schweſter beſuchen. Ich wäre recht gern ein paar Wochen hier geblieben, aber jetzt ſind aus dieſen vierzehn Tagen zwei Monate geworden, meine Schweſter iſt unterdeſſen auf ihre Güter nach Böhmen gereiſt und wenn ich ſie ſehen will, muß ich ebenfalls dahin und dann mein liebes Wien links liegen laſſen. Wie oft habe ich dich ſchon an unſere Abreiſe erinnert? Da heißt es immer: die nächſte Woche und wieder die nächſte Woche, oder wenn ich dies Werk durchgeleſen habe, oder dieſe alten Handſchriften entziffert. Pfui über dieſe alten gelben

Papierblätter! Du wirſt uns ſo lange hier aufhalten, bis auch die Blätter der Bäume gelb werden und dann rufen dich deine Geſchäfte nach der Reſidenz zurück. Nicht wahr?

Baron.

Das wäre möglich.

Baronin.

Aber ich danke dafür! Vorgeſtern haſt du mir feierlich zugeſagt, wir würden Ende dieſer Woche reiſen.

Baron (einfallend).

Wenn mich nicht ein wichtiges Ereigniß zurückhielte.

Baronin.

Natürlich! Aber woher kann hier ein wichtiges Ereigniß kommen?

Baron.

Es iſt ſchon eingetreten.

Baronin.

Welches — um's Himmelswillen?

Baron.

Der Doktor Steiner ſoll mir einige gediegene Vorleſungen über ſeine Wiſſenſchaft halten, mir einige nützliche Anleitungen geben und dann werde ich vermittelſt der Bibliothek des Grafen in circa vierzehn Tagen oder drei Wochen in das Studium einigermaßen eingedrungen ſein.

Baronin.

Barmherziger Gott! Alſo noch drei bis vier Wochen willſt du hier bleiben.

Baron.

Ich ſagte vorhin drei Wochen, aber es könnten wohl vier werden. Doch ſehe ich nicht ein, weßhalb du dich zu beklagen haſt; wir ſcheinen gern geſehen, ein angenehmes Haus, der Graf höchſt liebenswürdig, die Gräfin charmant. (Ernſthaft.) Da iſt ja auch

Eugen; der hat doch wahrhaftig die richtige Art, euch zu unterhalten. „Bon jour! — wie geht's? — chère comtesse, gnädige Baronin.“ Und der lacht mit euch und fährt mit euch ſpazieren und iſt ungeheuer aimable.

Baronin.

Eugen macht mir nicht den Hof. Ich gebe auch keine Veranlaſſung dazu. — Aber iſt es wirklich dein Ernſt, noch vier Wochen hier bleiben zu wollen? Ich bitte dich, laß uns abreiſen. Du kannſt deine Studien über Magnetismus anderswo fortſetzen.

Baron.

Unmöglich, mein Kind, ich finde eine ſolch' günſtige Gelegenheit nicht wieder.

Baronin.

So reiſe ich allein ab.

Baron.

Das wird nicht gehen, da wir zuſammen hieher kamen, ſonſt —

Baronin (einfallend).

Hätteſt du nichts dagegen? O du biſt ein vortrefflicher Ehemann! Eugen wird mich gern nach Wien begleiten.

Baron (aufſchauend).

Was? — Ich liebe dergleichen Scherze nicht. Doch beruhige dich. Ich will meine Studien ſo viel wie möglich abkürzen.

Baronin (zuckt die Achſeln).

Das haſt du ſchon oft geſagt.

Baron.

Genug davon. — Haſt du nicht zufällig den Herrn Doktor irgendwo geſehen?

Baronin.

Mir ſchien, er war vorhin mit Gräfin Anna in der großen Allee.

Baron.

Ich hoffe, er kommt gleich hieher. Du wirſt mich verbinden,

mein liebes Kind, wenn du mich vorderhand nicht weiter ſtören wollteſt.

Baronin.

Gut, fahre ſo fort, ich werde mich auch nach einem Zeitvertreib umſehen.

(Nach rechts ab.)

Baron.

Was war das? — Sich nach einem Zeitvertreib umſehen. (Ihr nachrufend.) Eliſe! — Sie iſt ſchon fort. — Ein Zeitvertreib und Monſieur Eugen, der ſie nach Wien begleiten ſollte. (Schlägt ſein Buch zu.) Ich muß mir eine nähere Erklärung darüber ausbitten. (Er ſteht auf und wie er nach rechts ſeiner Frau folgen will, bemerkt er v. Rahden, der ſich aus dem Garten nähert.) Da kommt ſchon der Doktor. Nun, ich bin gleich wieder da, aber das muß eiligſt aufgeklärt werden; ich wäre neugierig, dieſen Zeitvertreib kennen zu lernen.

(Nach rechts ab.)

Achter Auftritt.

v. Rahden. Die Gräfin Anna. Später die Baronin und Eugen.

v. Rahden.

Hier iſt Niemand, theuerſte Gräfin, und es iſt mir endlich einmal vergönnt, Ihnen ohne Zeugen ſagen zu können, wie glücklich es mich gemacht, daß ich Sie ſehen — Ihnen mein Herz ausſchütten darf.

Anna.

Aber ſo unüberlegt zu handeln — hier als Magnetiſeur aufzutreten — ich lebe in einer fürchterlichen Angſt —

v. Rahden.

Warum das, Gräfin Anna? Die Liebe zu Ihnen wird mich ſchützen. — O, Gräfin, es iſt ein langes halbes Jahr, ſeitdem ich das Glück hatte, in Ihr Auge zu ſehen, Ihre liebe Stimme zu hören.

Anna.

Es iſt gewiß weit länger.

v. Rahden.

Ich danke Ihnen für dieſes Wort.

Anna (ängſtlich umſchauend).

Herr von Rahden! Sie ſagten vorhin, Sie hätten mir Wichtiges mitzutheilen. Benützen wir dieſen Augenblick. Sie erhielten alſo einen Brief im Laufe des geſtrigen Tages?

v. Rahden.

Ich nicht, ein Freund von mir. — Seine Excellenz verlangten einen Magnetiſeur.

Anna (ſeufzend).

Und Sie reiſten hieher. — Aber um Gotteswillen, was haben Sie dabei gedacht?

v. Rahden.

Wenn das, was ich gedacht, nur einen Schimmer von Wahrheit für ſich hat, ſo bin ich der glücklichſte Menſch auf dieſer weiten Erde. Wiſſen Sie, Anna, was ich beſtändig währemd meiner Fahrt gefürchtet?

Anna.

Was denn?

v. Rahden.

Hören Sie: Sie erlaubten mir, Ihnen zu ſchreiben. Ich that es vielleicht zu häufig. Ich fragte Sie in jedem neuen Briefe — wenn mir das Glück wieder vergönnt ſein würde, Sie wieder zu ſehen. Seit vierzehn Tagen erhielt ich keinen Brief von Ihnen;

da kam mir nun der Gedanke: Anna hat dich vergeſſen, ein Anderer, glücklicher als ich, hat ihr Herz gewonnen. —

Anna.

Haben Sie das wirklich von mir geglaubt?

v. Rahden.

Nur in einzelnen Augenblicken während meiner nächtlichen Fahrt, aber ich ſehe es ein, ich war ein Thor. Sie verzeihen mir dieſe Gedanken, Anna? (Sie reicht ihm die Hand, die er heftig küßt.)

Anna.

Wie konnten Sie ſo etwas glauben! Ich habe Ihnen zwar ein paarmal Ihre Briefe beantwortet — aber immer in größter Angſt und mit der größten Gefahr — deßhalb konnte ich nicht häufiger ſchreiben.

v. Rahden.

Sonſt hätten Sie mir alſo öfter geantwortet?

Anna (zieht ihre Hand zurück).

Das habe ich nicht geſagt.

v. Rahden.

Anna! — Sie ſchrieben mir nicht ungern?

Anna.

Ich habe es gethan, und — ich bereue es nicht. (Er will haſtig ihre Hand wieder ergreifen.) Aber jetzt Ihre Mittheilungen.

v. Rahden.

In den letzten Tagen ging in gut unterrichteten Kreiſen das Gerücht, Seine Majeſtät habe beſchloſſen, Ihrem Herrn Vater das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu übertragen.

Anna.

Papa würde es nicht annehmen.

v. Rahden.

Der König würde es im Nothfall Seiner Excellenz oktroyiren.

Anna.

Das glaube ich nicht.

v. Rahden.

Hören Sie weiter! Als ich mich bei dem Juſtizminiſter perſönlich verabſchiedete, klopfte er mir auf die Schulter und ſagte freundlich lächelnd: „nun, bei uns würden Sie eine ſehr langweilige Carriere machen; ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie bei Ihren — Talenten“ — ich muß ſeine Worte gebrauchen — „uns untreu werden und zur Diplomatie übergehen.“

Anna.

Was folgt daraus?

v. Rahden

Nimmt man hiezu das Gerücht von jenem Miniſterwechſel, ſo könnte der Juſtizminiſter gedacht haben, Ihr Herr Vater wüßte ſchon um ſeine Ernennung und habe mich hieher kommen laſſen.

Anna.

Kennt Sie denn Papa?

v. Rahden.

Ich wurde ihm einmal vorgeſtellt — aber er hat mich für jetzt glücklicher Weiſe vergeſſen. O, wenn mich Ihr Herr Vater einſtens zu ſich beriefe, das wäre ein Hoffnungsſtrahl.

Anna.

Wie ſo, Herr von Rahden.

v. Rahden.

Anna, wenn Ihr Vater mich je in ſeine Nähe ziehen würde, wenn ich ihm je nützlich werden könnte, — und ich fühle die Kraft, das zu können — das wär' ein Stern in finſterer Nacht. Wenn er mich zu ſchweren Arbeiten gebrauchen wollte, welche Kraft zur Ausführung würde mir — die Liebe zu Ihnen geben, Anna! — Sie ſchütteln den Kopf, Sie blicken zu Boden; o laſſen Sie mir wenigſtens meine beglückenden Träume! Ich werde ohnedies bald genug wieder traurig erwachen.

Anna (reicht ihm beide Hände).

Und wenn Sie traurig erwachen, glauben Sie, der Tag wäre für mich ein glücklicher?

v. Rahden.

Verſtehe ich Sie recht, Anna? Dürfte ich mich zu der ſchwindelnden Höhe erheben und den Gedanken faſſen, daß mein Weh auch das Ihrige wäre, daß mein Wohl auch Sie beglücken könnte? Dürfte ich dies hoffen, meine Anna?

Anna.

Um Gotteswillen, Herr von Rahden, fragen Sie mich nicht.

v. Rahden.

Ja, Anna, ich fühle es an dem ſeligen Gefühl, das mich durchſchauert, während ich Ihre lieben Hände ergreife, ich bin Ihnen nicht gleichgültig — Sie lieben mich; o ſelige Gewißheit! Sehen Sie mich an, Anna, blicken Sie auf, Anna, ſchämen Sie ſich dieſes Gefühles nicht. Bei Gott, ich will es verdienen, ich will darnach ſtreben, die unendliche Kluft auszufüllen, die zwiſchen der Tochter des Grafen Schönmark und mir liegt. Ich habe die Kraft dazu; und den Muth zu dieſem Streben kann mir ein einziges Wort von Ihnen geben.

Anna.

Nicht weiter, nicht weiter!

v. Rahden.

Ein einziges Wort von dir, mein angebetetes Mädchen.

Anna.

Ferdinand!

(Baronin erſcheint in der Mittelthüre und geht von hinten nach rechts.)

v. Rahden.

Anna!

(Er drückt ſie einen Augenblick an ſein Herz, dann reißt ſie ſich heftig los, da ſie die Baronin ſieht und ſtürzt in den Garten.)

Baronin (die ſich mühſam an der Thüre hält).

Großer Gott! ein Skandal in dieſem Hauſe. — Habe ich recht geſehen? —

v. Rahden (laut und jubelnd).

Jetzt bin ich gerüſtet. Sieg oder Untergang!

Baronin (halt zum Doktor).

Ich glaube das Letztere! mein Herr, und dazu will ich das Meinige beitragen.

v. Rahden (erſchrocken für ſich).

Um Gotteswillen, die Baronin! (Laut.) Gnädigſte Frau!

Baronin.

Schweigen Sie! Ein ſolcher Mißbrauch der Gaſtfreundſchaft, das iſt mehr als ſchlecht, es iſt erbärmlich.

v. Rahden (indem er ihr nacheilt).

So hören Sie mich an, gnädigſte Frau, nur einen Augenblick; ich bitte, ich beſchwöre Sie darum!

(Sie macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand und eilt rechts ab. Die Thüre bleibt offen.)

v. Rahden.

Ich kann ihr nicht folgen, ohne Aufſehen zu erregen; und doch, ich muß mit ihr ſprechen, ſie muß mich hören. Himmel, was fang' ich an?

(Er eilt an die Mittelthüre und ſtößt auf Eugen, der herein kommt.)
(Dieſe Scene muß ſehr ſchnell geſpielt werden.)

Eugen.

Wohin denn ſo eilig? Du rennſt mich ja faſt um.

v. Rahden.

Ah, Eugen, du mußt mir helfen. Kann ich mich auf dich verlaſſen?

Eugen.

Wie auf dich ſelbſt.

v. Rahden.

Du ſiehſt dort die Baronin?

Eugen.

Sie eilt nach dem äußern Park.

v. Rahden.

So eile ihr nach.

Eugen.

Ich?

v. Rahden.

Ja, du. Hol' ſie ein und bleibe an ihrer Seite, verlaſſe ſie nicht eine Sekunde.

Eugen.

Ah, das iſt ſonderbar.

v. Rahden.

Nicht eine Sekunde, bis ſie hieher zurückgekehrt iſt. Ich muß mit ihr ſprechen, bevor es ihr möglich war, mit Jemand anders zu reden.

Eugen.

Wenn ſie aber nicht hieher zurückkehren will?

v. Rahden.

Du ſagſt ihr, ich laſſe Sie um Gotteswillen bitten, mir eine Unterredung zu ſchenken.

Eugen.

Erſt ein paar Stunden hier und ſchon ſolche Streiche!

v. Rahden.

Nur fort! nur fort!

Eugen.

Aber wenn zufällig ihr Mann mit ihr allein ſprechen will?

v. Rahden.

So bleibſt du auch da.

Eugen.

Das iſt aber indiskret.

v. Rahden.

Sei indiskret. Du gehſt der Baronin nicht mehr von der Seite, bis ich ſie geſprochen?

(Reicht ihm die Hand.)

Eugen (einſchlagend).

Ich verſpreche es dir feierlich.

Bilder aus dem Leben.

Von

F. W. Hackländer.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1850.

v. Rahden.

Nun denn, fort! fort!

(Eugen ab.)

v. Rahden.

Ich bin in der tödtlichſten Angſt. (Der Baron kommt eilig durch die Mitte.) Wenn ſie zufällig dem Baron begegnete, und das iſt ſehr möglich, kann Eugen ſie auch verhindern, daß ſie ihrem Manne Alles entdeckt? O, wenn nur jetzt der Baron bei ſeinen Büchern bliebe!

Baron.

Haben Sie meine Frau nicht geſehn?

v. Rahden (für ſich).

Da iſt er ſchon.

Baron.

Sahen Sie meine Frau nicht?

v. Rahden.

Leider! Herr Baron.

Baron (erſtaunt).

Leider? Wie verſteh' ich das?

v. Rahden.

Bitt' um Entſchuldigung. Ich war zerſtreut. Herr Baron ſuchen —

Baron (beſtemdet).

Meine Frau. War ſie nicht eben hier?

v. Rahden.

Allerdings.

Baron.

Und wo ging ſie hin?

v. Rahden.

Sie ging, ſie eilte — — (zeigt nach links) dorthin.

Baron

(mit beſtemdetem und ſehr gedehntem Tone).

Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Ich hoffe meine Frau ſogleich zu finden. (Sieht ſich an der Thüre nochmals um und ſchüttelt den Kopf.)

v. Rahden.

Ja, er wird ſie finden, er wird ſie ſprechen. — Ich bin verloren!

Dritter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

Der Graf. Der Baron (rechts). Die Gräfin (links in einem Fauteuil).

Graf.

Erlauben Sie mir, beſter Baron, ich finde die Sache gar nicht ſo auffallend, und wenn Sie mir es nicht übel nehmen, ſo ſcheint mir Ihre Entrüſtung faſt lächerlich.

Baron.

Meine Entrüſtung iſt durchaus nicht lächerlich.

Graf.

Sie, ein beſonnener Mann, werfen auf einmal wegen einer Kleinigkeit, einen wenn auch nur entfernten Verdacht auf Ihre Frau.

Baron.

Nicht mit Unrecht. Wenn Sie freilich jede einzelne Thatſache aus ihrem Zuſammenhange reißen, ſo verliert ſie an Gewicht, aber wenn Sie ſehen, wie eine aus der anderen folgt, ſo iſt die Sache nicht unbedeutend.

Graf.

Sehr unbedeutend.

Gräfin (Sie in einem Buche geleſen).

Was habt ihr denn? Ihr ſprecht ſo leiſe und doch ſo eifrig zuſammen.

Graf.

O nichts von Bedeutung!

Baron.

Doch, Gräfin; es iſt bedeutend.

Graf.

Nicht der Rede werth!

Gräfin.

Geheimniſſe! — Da will ich nicht ſtören. (Sie legt ihr Buch hin und thut als wolle ſie aufſtehen.)

Baron.

Nein. Bitte Gräfin! Es iſt für Sie kein Geheimniß.

Graf.

Seien Sie klug, was ſoll meine Frau denken?

Baron.

Die Anſicht der Gräfin iſt mir wichtig, und ſie wird ihre Meinung offen gegen mich ausſprechen. Davon bin ich feſt überzeugt.

Gräfin.

Um was handelt es ſich denn? Baron, Sie ſind ja ſo aufgeregt.

Graf.

Eine fige Idee. In Gottes Namen denn, wenn Sie ſprechen wollen! Du wirſt ſchon hören, wie komiſch die Sache iſt.

Baron.

Durchaus nicht komiſch, Gräfin.

Gräfin.

Wenn Sie mir Ihr Vertrauen ſchenken, ſo will ich Sie aufmerkſam anhören.

Baron.

Darum bitte ich. — Ich hatte vor einer Stunde ein Geſpräch

mit meiner Frau; wir redeten auch über unſere Abreiſe, da gab ein Wort das andere und Eliſe wurde wie gewöhnlich heftig, ſie verlangte zu ihrer Schweſter nach Wien zu reiſen. Ich dagegen wollte die Anweſenheit des Doktor Steiner, ſowie Ihre vortreffliche Bibliothek noch eine Zeit lang benützen und bleiben.

Graf.

Was mir ſehr angenehm wäre.

Baron.

Dagegen erklärte mir die Baronin, daß wenn ich nicht mit ihr reiſen wolle, ſo fände ſie ſchon eine andere Begleitung?

Graf (zur Gräfin).

Das frappirte ihn.

Gräfin.

Welche Begleitung meinte ſie?

Baron.

Natürlich die eines jungen Mannes.

Graf.

Und darüber hat er ſich ereifert. Iſt das nicht komiſch?

Gräfin.

Ein harmloſer Scherz; darüber ſollten Sie lachen, Baron. — Und nannte ſie die Begleitung?

Baron

(ſieht die Gräfin und ſieht den Grafen an).

Graf.

Ja, lieber Freund, wenn Sie einmal beichten, dann müſſen Sie's auch gründlich thun. Jetzt nennen Sie den Namen des jungen Entführers.

Gräfin (lachend).

Ich glaube, Sie könnten ſich beruhigen. Das iſt eine kleine Neckerei. — Und wer hat ſo ungegründet Ihren Verdacht erregt?

Baron.

Nun denn, Eugen.

Gräfin (ſehr ernſt).

Eugen? Ah, das iſt ſtark!

Graf.

Iſt das nicht ſehr komiſch? Eugen, der junge harmloſe Menſch!

Gräfin.

Allerdings könnte man es komiſch finden. Aber die Sache hat trotzdem ihre ernſten Seiten.

Graf.

Was?

Baron.

Nicht wahr, Gräfin? O ich gebe Ihnen vollkommen Recht. Aber hören Sie, die Sache iſt noch nicht zu Ende.

Gräfin.

Noch nicht einmal zu Ende? — Hat ſie denn überhaupt angefangen? —

Graf.

Das Weitere iſt eben ſo unbedeutend.

Gräfin.

In ſolchen Sachen iſt nichts unbedeutend. Dieſer Eugen iſt ein leichtſinniger, junger Menſch, den man ſcharf im Auge behalten muß. Bitte, beſter Baron, erzählen Sie weiter! Ihre Angelegenheit intereſſirt mich ſehr.

Baron.

Ich muß zugeben, daß ich ſelbſt die Aeußerung Eliſens anfänglich für einen Scherz nahm, aber ihr ſonderbares Betragen ſo eben im Garten —

Gräfin.

) Ihr ſonderbares Betragen im Garten? —

Baron.

Ja und noch mehr das Betragen des Herrn Eugen mußte meinen Verdacht erwecken.

Gräfin (zum Grafen).

Hörſt du's wohl, wie ſich Eugen wieder betragen hat? Du biſt zu gut mit dem jungen Menſchen.

Graf.

Ich habe noch gar nichts gehört, und ich glaube, du ebenſo wenig, und wenn du den Baron immer mit deinen Akklamationen unterbrichſt, ſo werden wir auch nicht viel zu hören bekommen.

Gräfin.

So etwas alterirt mich. — Aber weiter, Baron!

Baron.

Ich ſuchte meine Frau und als ich ſie endlich einholte, war ſie außer ſich.

Gräfin.

Außer ſich? — Und Eugen?

Baron.

Sie eilte davon dem äußeren Parke zu, und wenn ich nicht irre, ſo drückte ſie ihr Schnupftuch zu wiederholten Malen an die Augen.

Gräfin (zum Grafen).

Hörſt du? — Und Eugen?

Baron.

Eugen war neben ihr und geberdete ſich wie ein Wahnſinniger.

Gräfin (zum Grafen).

Haſt du's gehört? Er geberdete ſich wie ein Wahnſinniger. Ja, das iſt zu arg!

Graf.

Was iſt denn Arges dabei? Eugen hat ſich ſowohl mit Eliſen wie mit dir ſchon hundertmal wahnſinnig geberdet.

Baron.

Die Gräfin iſt ſeine Tante. Aber hören Sie nur weiter!

Gräfin.

Höre nur weiter. — Ich hätte das nie gedacht.

Baron.

Ich auch nicht. — Natürlich eilte ich ebenfalls nach dem äußeren Park.

Graf.

Das war ja ein kleines Wettrennen; ich hätte es ſehen mögen.

Gräfin.

Sei nicht ſo herzlos! —

Baron.

Alſo im äußeren Park traf ich Beide, heftig zuſammen ſprechend, namentlich Eugen ſchien meine Frau dringend um etwas zu bitten.

Gräfin.

Schändlich! ſchändlich!

Graf (zuckt die Achſeln).

Sagen wir leichtſinnig, meinetwegen ſehr leichtſinnig.

Gräfin.

Und als Beide Sie ſahen.

Baron.

Erſchrak Eugen heftig. Aber jetzt kommt das Stärkſte. —

Gräfin.

Nun?

Baron.

Ich bot meiner Frau den Arm, ich führte ſie in den Park. — Eugen blieb neben uns. Ich that, als habe ich ihr etwas Wichtiges mitzutheilen, und denke, der junge Menſch wird doch aus Achtung vor mir zurückbleiben. Pas du tout! er ſpaziert ruhig neben meiner Frau daher. — Ich bitte ihn endlich, er möchte im Schloſſe ſagen, wir hätten keine Luſt ſpazieren zu fahren — ich wollte ihm damit nur zu verſtehen geben, daß er mir läſtig ſei — aber er wollte es nicht verſtehen, er ſagte: oh! man wird nicht auf Sie warten! und blieb an der Seite meiner Frau. — Nun, wenn das nicht Verdacht erregend iſt, was ſonſt ſoll dies ſein?

Gräfin.

Ich fühle das vollkommen. — In der That ein höchſt zweideutiges, unartiges Betragen! — Schändlich! —

Graf.

Das Betragen Eugen's iſt allerdings auffallend: aber Ihre Frau, lieber Freund, was kann ſie dafür, wenn der junge Menſch zudringlich geweſen iſt? Ich werde ihm das verweiſen.

Gräfin.

Daran thuſt du ſehr wohl. (Für ſich.) Eliſe iſt eine Kokette. —

Baron.

Aber ich kann mir nicht verhehlen — und es iſt mir ſchmerzhaft es ſagen zu müſſen — meine Frau muß doch irgend eine Urſache hiezu gegeben haben.

Gräfin.

Allerdings, es kommt mir auch ſo vor; ich hätte das nie geglaubt, ah c'est trop! Man muß dieſem jungen Menſchen auf's Allerernſthafteſte in's Gewiſſen reden.

Graf.

Aber nicht unüberlegt. Man könnte dadurch die Sache nur ſchlimmer machen. — Ruhig! Da kommen Beide aus dem Garten zurück; thut mir den Gefallen und verhaltet euch ruhig, als wenn nichts vorgefallen wäre. Ich bin der Unbefangenſte, laßt mich handeln.

Baron.

Das iſt mir ganz recht.

Gräfin.

Ich werde nur meinen eigenen Augen trauen. (Für ſich.) Mir ſoll nicht eine Miene entgehen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Eugen. Die Baronin. (Letztere ſieht etwas blaß aus.)

Baronin.

Ihr ſeid Alle hier verſammelt? Ich glaubte, ihr hättet einen kleinen Spaziergang gemacht.

Gräfin.

Das hatteſt du geglaubt! (Für ſich.) Wie ſie blaß iſt!

Baronin.

Was lieſt du da?

Gräfin.

Das Werk, von dem wir heute Morgen geſprochen.

Baronin.

Laß' doch ſehen.

Gräfin (für ſich).

Aha, ſie will ein Geſpräch vermeiden.

Baronin

(lehnt ſich in ein Fauteuil und hält das Buch vor die Augen).

Graf.

Nun, wo wart ihr denn?

Eugen.

Ich zeigte der Baronin die neuen Anlagen in dem Park; ich ſpaziere mit der Baronin außerordentlich gern. Sie hat ſo vielen Sinn für das Schöne, und ich muß Ihnen geſtehen, Baronin: Sie haben einen vortrefflichen Geſchmack.

Baron

(huſtet bedeutſam).

Gräfin (für ſich).

Der unverſchämte junge Menſch!

Eugen

(der während dieſer ganzen Scene ſich bemüht, luſtig zu ſein, und dabei die Baronin nicht aus den Augen läßt, für ſich).

Wenn nur der Doktor käme, daß er ſeine Rolle ſelbſt ſpielen könnte! (Laut.) Ja, wir haben zuſammen geſchwärmt, die Baronin und ich. Es war auch ſo herrlich im Park, und der Blick in das Thal hinab ſo reizend, der Himmel mit ſeinen Wolken, und dadurch auf den Fruchtfeldern Schatten und Licht. (Für ſich.) Aber was machen die alle für ſonderbare Geſichter? (Zum Grafen.) Reiten Sie nicht ſpazieren, lieber Onkel?

Graf (für ſich).

Es iſt vielleicht gut, wenn ich ihm den Kopf ein wenig zurecht ſetze. Die Sache kommt mir nicht ganz richtig vor; er ſpricht ſo dummes Zeug. (Laut.) Ja, es iſt unſere Stunde, Eugen; wir wollen in den Wald reiten — komm!

Eugen.

Mit Vergnügen! (Für ſich.) Alle Wetter? ich darf nicht von hier fort; ſo eine Commiſſion übernehme ich in meinem ganzen Leben nicht mehr. (Er reibt ſich das Knie.)

Graf.

Nun, ſo komm' doch!

Gräfin (für ſich).

Er wird nicht gehen; der Baron hat Recht.

Eugen.

Ich kann wahrhaftig nicht reiten, lieber Onkel, ich habe bei den Felſen für die Baronin eine Blume holen wollen, und da bin ich hingefallen und habe mir wehe gethan.

Baron (für ſich).

Er iſt hingefallen.

Eugen.

Nicht wahr, Baronin?

Baronin.

Ja — ich glaube — es war ſo. —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Baron (für ſich).

Und ſie bezeugt ihm das!

Gräfin (für ſich).

Wie ſie verlegen iſt! Ha, ich hätte das niemals gedacht! (Laut.) Und was war es für eine Blume, Eliſe?

Baronin.

Ich weiß nicht, ſo eine Felſenblume.

Graf (für ſich).

Die Sache iſt nicht richtig. (Laut zu Eugen.) Nun, ſo gib doch du deiner Tante Auskunft. Was war es für eine Blume? du wirſt doch deine Botanik nicht ganz vergeſſen haben?

Gräfin (ſpitzig).

Wenn man ſo eifrig botaniſirt.

Baronin (für ſich).

Was war das?

Eugen.

Nun ja — es war — ſo eine — mirabilis, glaube ich, heißt ſie.

Baron.

Das iſt freilich mirabilis.

Eugen.

Nicht wahr, Baron? Sie kennen das beſſer als ich. So eine blaue und rothe Blume, lange und wollige Blätter, glaube ich, wie — wie ſagten Sie vorhin?

Baron.

Laſſen Sie mich mit Ihren wolligen Blättern zufrieden, junger Mann! Sie thäten überhaupt beſſer —

Graf (leiſe zum Baron).

Bſt! bſt! das iſt nicht die Art.

Eugen (für ſich).

Ja, was wollen die denn Alle?

Baronin (für ſich).

Ich muß mit dem Doktor ſprechen! Wenn ſie mich nur allein ließen! (Laut zur Gräfin.) Adelaide, erzeige mir eine Gefälligkeit: laß mich einen Augenblick hier allein.

Gräfin (gereizt).

Dieſe Zumuthung, Eliſe!

Baronin.

Eine Bitte, die man einer Freundin wohl ausſprechen darf.

Gräfin (für ſich).

Sie will mit ihm allein ſein, die Falſche!

Baronin.

Nur ein paar Augenblicke. Nimm den Grafen und meinen Mann mit. Ich werde dir ſpäter Alles erklären.

Gräfin (indem ſie aufſteht).

Ich danke für dieſe Erklärung.

Baronin.

Adelaide! Ich begreife dich nicht.

Gräfin.

Dein Betragen iſt mir noch unbegreiflicher.

Eugen (für ſich).

Was mögen die zuſammen haben? Ich muß meinem Freunde Wort halten, ich muß wiſſen, was ſie ſprechen. (Er geht auf die Baronin zu und ſetzt ſich auf den Fauteuil, den die Gräfin verlaſſen.)

Gräfin.

Das iſt zu arg!

Eugen (zur Baronin).

Nicht wahr, ein vortreffliches Buch! — Sehr amüſant. (Für ſich.) Wenn nur der verwünſchte Doktor endlich käme!

Baron (zum Grafen).

Habe ich recht oder unrecht?

Graf.

Ich glaube, es iſt etwas dahinter.

Eugen.

Soll ich wieder vorleſen? Was meinen Sie, Tante? — und Sie, Baronin?

Baronin.

Ich danke Ihnen. Ich fühle, daß ich nicht aufmerkſam ſein kann.

Gräfin (für ſich).

Richtig, ſie will allein ſein.

Graf (zum Baron).

Nur kein Aufſehen erregen. Ich ſehe ſoeben den Doktor ſich dem Hauſe nähern. Nur keinen Skandal vor fremden Leuten! Adelaide, ich bitte dich, einen Augenblick mit uns in den Garten zu gehen. Kommen Sie auch, Baron.

Baron.

Dann bleiben ſie aber allein.

Gräfin.

Du willſt ſie allein laſſen?

Graf.

Nur einen Augenblick; ich kehre dann zurück, und ſpreche mit ihnen. Ich kann noch immer nicht daran glauben.

Gräfin.

Ich begreife dieſe Ungläubigkeit nicht. (Zur Baronin.) Du gehſt natürlich nicht mit, Eliſe?

Baronin.

Ich folge gleich, ich will nur dieſen Abſchnitt beendigen.

Graf (zu ſeiner Frau).

So kommt nur.

Baron.

Nun, Herr Eugen, Sie gehen auch nicht mit in den Garten?

Graf.

Warum dieſe Frage?

(Ab durch die Mitte.)

Eugen.

Den Augenblick folge ich. (Er eilt bis an die Thüre.) Gott ſei Dank, dort kommt der Doktor! ich bin erlöst. — (Er eilt zur Baronin zurück.) Gnädige Frau, da kommt mein Freund; glauben Sie meinen Worten, er iſt ein vollkommener Ehrenmann.

(Rechts ab.)

Dritter Auftritt.

v. Rahden. Die Baronin.

v. Rahden.

Gnädige Frau, ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet, daß Sie meiner Bitte, mich einen Augenblick anzuhören, nachgekommen ſind; dieſer dringenden Bitte, welche mein Freund Eugen in meinem Namen Ihnen ausgeſprochen.

Baronin.

Ihr Freund Eugen!

v. Rahden.

Ja, gnädige Frau; und dieſer Name möge Ihnen ein kleiner Beweis ſein, daß ich nicht ſo ganz unwürdig vor Ihnen ſtehe.

Baronin.

Ich zweifle ſehr, daß Sie dieſen Beweis zu führen im Stande ſind. Ich geſtehe Ihnen, mein Herr, daß mich in langer Zeit nichts ſo erſchüttert hat, wie jene Scene, die ich ſo unglücklich ſein mußte mit anzuſehen.

v. Rahden.

Ehe ich etwas zu meiner Entſchuldigung ſage, erlauben Sie mir die Frage: ſprachen Sie ſchon mit irgend Jemand darüber?

Baronin.

Nein.

v. Rahden.

Ich danke Ihnen dafür.

Baronin.

Ich verdiene dieſen Dank nicht, ich war nicht im Stande, über dieſe empörende Scene zu ſprechen, weil mich Eugen ſeit derſelben nicht eine Sekunde verließ. Sonſt glauben Sie ja nicht, daß ich geſchwiegen hätte.

v. Rahden.

Ich habe das gefürchtet, und deßhalb —

Baronin.

Durfte mich Ihr Freund nicht aus den Augen laſſen; kein ſchlechter Plan.

v. Rahden.

Den mir die Verzweiflung eingegeben.

Baronin.

Reden ſie in Gottes Namen, aber ich fürchte, Ihre Worte werden mir kein Stillſchweigen auferlegen.

v. Rahden.

Nun denn — ich bin nicht der, für welchen Sie mich halten. —

Baronin.

Nicht Magnetiſeur?

v. Rahden.

Doch — ich beſchäftige mich nebenbei auch mit Magnetismus.

Baronin (verächtlich).

Sie haben viele Beſchäftigungen, wie es ſcheint.

v. Rahden.

Sehr verbunden für die gute Meinung.

Baronin.

Nun denn, wer ſind Sie?

v. Rahden.

Mein Name iſt Ihnen vielleicht nicht unbekannt. — Ferdinand von Rahden.

Baronin.

Unmöglich! Der Sohn des Präſidenten?

v. Rahden.

Derſelbe, gnädige Frau.

Baronin.

Aber ich ſah Sie nie in der Geſellſchaft.

v. Rahden.

Weil ich, mit meinem Studium beſchäftigt, äußerſt ſelten in die Welt ging, und weil eine gefeierte Dame, wie die Baronin Steinbach, den unbedeutenden Advokaten begreiflicher Weiſe überſah.

Baronin.

Sie ſehen mich erſtaunt.

v. Rahden.

Erſcheine ich Ihnen weniger ſchuldig?

Baronin.

Weniger, ja, aber nicht ſchuldlos. Welche Rolle ſpielen Sie hier?

v. Rahden.

Hier bin ich Magnetiſeur.

Baronin.

Das iſt lächerlich. Was führte Sie hieher?

v. Rahden.

Meine magnetiſchen Kuren.

Baronin.

Und jene Scene mit Anna, war wohl auch —

v. Rahden (lächelnd).

Aeußerung meiner magnetiſchen Kraft.

Baronin.

Halten Sie ſich in der That für ſo anziehend?

v. Rahden.

Diesmal wurde ich angezogen. Ja, Baronin, — ich kann es Ihnen nicht verſchweigen: ich liebe die Gräfin.

Baronin.

Das arme Kind!

v. Rahden.

Dieſe Aeußerung iſt nicht ſchmeichelhaft für mich.

Baronin.

Aufrichtig geſtanden, Ihre Schuld iſt in meinen Augen allerdings kleiner geworden; ich erinnere mich Ihres Namens recht wohl, er wurde von meinem Manne immer mit Auszeichnung genannt.

v. Rahden.

Sie ſind zu freundlich.

Baronin.

Aber wie können Sie, ein geſcheidter junger Mann, ein kluger Advokat, ſo unkluge Schritte thun, die Sie und die arme Anna in die grenzenloſeſte Verlegenheit führen mußten? Kennen Sie den Grafen Schönmark, wiſſen Sie, daß Anna ſchon die glänzendſten Partien machen konnte, daß ſich die erſten Söhne des Landes um ihre Hand bewarben, und daß ihr Vater alles ablehnte, weil ihm die einzige Tochter unſchätzbar iſt?

v. Rahden (ſeufzend).

Ja! ſie iſt unſchätzbar.

Baronin.

Wenn ich an die ganze Sache denke, ſo ſchwindelt mir. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber nach dem, was ich von Ihnen hier geſehen, halte ich Sie für leichtſinnig genug; — Anna, das ſtille, ſanfte Mädchen! Sagen Sie mir um's Himmel's willen, wie entſtand dies Verhältniß?

v. Rahden (für ſich).

Gott ſei Dank! Sie wird neugierig.

Baronin.

Nun?

v. Rahden.

Das, Frau Baronin, geſchah durch — meine magnetiſche Kraft.

Baronin.

Pah, Unſinn! (Sie geht heftig von ihm weg.)

v. Rahden.

Gewiß, Frau Baronin, nur magnetiſche Kraft. Ich bin unternehmend und leichtſinnig, doch dabei ſo unbedeutend, daß es nur möglich war, durch dieſe mächtige Wiſſenſchaft mir einige Theilnahme bei der jungen Gräfin zu erwecken. (Pauſe.)

Baronin (lächelnd).

Alſo in der That magnetiſche Kraft? Wenn Ihnen ein Gefallen damit geſchieht, ſo will ich das glauben. Aber wie wollen Sie zu einem glücklichen Ziele kommen?

v. Rahden.

Vielleicht durch Ihre Hülfe, Frau Baronin; ich rechne darauf.

Baronin.

Da rechnen Sie ganz falſch.

v. Rahden.

Aber auf Ihre Verſchwiegenheit; Frau Baronin.

Baronin.

Auf meine Verſchwiegenheit? — Ich verſichere Sie, mir iſt bei dieſer Angelegenheit gar nicht wohl. Ich kenne den Grafen. (Für ſich.) O Gott, wenn ich nur den Baron dazu brächte, das Schloß ſo bald als möglich zu verlaſſen! Ich mag bei Explikationen wie die, welche nothwendig folgen müſſen, nicht zugegen ſein.

v. Rahden.

Sie überlegen ſehr lange, gnädige Frau.

Baronin (nach einer kleinen Pauſe. Für ſich).

Ja, ja, das wäre möglich. — Warte, Magnetiſeur! (Laut.) Nun ja, ich will ſchweigen, aber unter einer Bedingung.

v. Rahden.

Wenn es in meiner Kraft ſteht, ſie zu erfüllen. –

Baronin.

In Ihrer Macht? einer ſolchen magnetiſchen Kraft iſt nichts unmöglich.

v. Rahden.

Es betrifft alſo meine Wiſſenſchaft?

Baronin (lächelnd).

Wenn Sie wollen, ja. Hören Sie mich. Ich kann nur in einem Falle ſchweigen, wenn es mir nämlich möglich gemacht wird, dies Schloß ſpäteſtens morgen zu verlaſſen. Sie werden ſelbſt einſehen, daß bei einem Eclat, der nothwendig erfolgen muß, meine Anweſenheit als Mitwiſſerin nicht angenehm wäre.

v. Rahden.

Allerdings; aber ich ſehe nicht ein —

Baronin.

Was mich hier zurückhält, wollen Sie ſagen?

v. Rahden
(verbeugt ſich).

Baronin.

Das will ich Ihnen nicht verſchweigen. Mein Mann hat ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, noch drei bis vier Wochen hier zu bleiben. Er will unter Anderem mit Ihnen magnetiſche Studien machen.

v. Rahden (für ſich).

Da wird er nicht viel profitiren.

Baronin.

Der Preis meines Schweigens iſt alſo, daß ſie den Baron vermögen, morgen mit mir abzureiſen.

v. Rahden.

Aber das iſt ja eine Unmöglichkeit.

Baronin (lächelnd).

Ihnen iſt nichts unmöglich.

v. Rahden.

Womit kann ich den Baron zur Abreiſe nöthigen?

Baronin (lächelnd).

Durch Ihre magnetiſche Kraft.

v. Rahden (für ſich).

Ah ſo! ich werde mit meinen eigenen Worten geſchlagen. (Laut.) Und im andern Falle?

Baronin.

Bin ich der Gräfin Schönmark die Erklärung ſchuldig, auf welche Art Sie mit deren Tochter magnetiſche Studien treiben.

v. Rahden (für ſich).

Das war boshaft; ſie iſt eine energiſche Frau, ich muß mit Sicherheit auftreten. (Laut.) Alſo das iſt Ihr ganzer Wunſch, Frau Baronin?

Baronin.

Allerdings.

v. Rahden.

Eine Kleinigkeit. (Für ſich.) Wenn ich nur wüßte, wie ich das anfangen ſoll.

Baronin (erſtaunt).

Sie gehen auf meinen Vorſchlag ein?

v. Rahden (lächelnd).

Gewiß, Frau Baronin. — Meiner magnetiſchen Kraft iſt nichts unmöglich.

Baronin.

Glauben Sie nicht, daß ich die Großmüthige ſpielen werde; unſere Bedingungen müſſen eingehalten werden, ſonſt gilt keine Schonung.

Inhalt.

	Seite
Vergnügen auf der Jagd	1
Herbſtvergnügen	15
Laternenunglück (mit Illuſtrationen)	30
Der Clubb für unbegränzte Freiheit	38
Elfen-Correſpondenz (mit Illuſtrationen)	46
Anonyme Briefe	69
Zeitungsartikel in aufſteigender Potenz	73
Monsieur de Blé (Scherz in 1 Acte)	79
Unten im Hauſe (Luſtſpiel in 1 Acte)	119
Abtei Heyſterbach im Siebengebirge	157
Nachts im Walde	160
Die ſieben Muſikanten	161
Auf der Wache	163
Erinnerungen	168

v. Rahden.

Sie behandeln mich hart, aber Sie ſehen mich nicht muthlos. Ich werde Ihre Bedingungen zu erfüllen im Stande ſein.

Baronin (für ſich).

Es iſt mir unbegreiflich! (Laut.) Nun, dann können Sie Ihre Experimente ſogleich anfangen. Dort kommt der Baron. — Auf Wiederſehn, Herr Doktor!

(Sie geht nach hinten, er folgt ihr.)

Vierter Auftritt.

v. Rahden. Die Gräfin. Der Baron.

v. Rahden.

Richtig, dort kommt der Baron, glücklicher Weiſe nicht allein, er führt die Gräfin und Beide ſehen ſehr melancholiſch aus. Das iſt eine ganz verwünſchte Lage; dieſe Baronin bringt mich noch zur Verzweiflung. Wie kann ich ihren Mann zu dem Entſchluſſe bringen, dies Schloß zu verlaſſen? Der hat ſich hier in der Bibliothek ordentlich feſtgebiſſen; da hat er Bücher aufgehäuft, Namen, die ich in meinem ganzen Leben kaum gehört. (Er nimmt einige Bücher zur Hand.) Villers, Albers, Treviranus, Kieſer, Kerner, Eſchenmeier, auch Stieglitz und Hufeland über den thieriſchen Magnetismus. Das iſt ein artiger Scheiterhaufen, um mich bei lebendigem Leibe langſam zu röſten, und dem habe ich nichts entgegen zu ſetzen, als mein ſchlechtes Gewiſſen, eingewickelt in ein Blatt des Converſationslexikons sub magnetismus. Den Kopf hoch und das Steuerruder feſt in der Hand; laßt ſie ankommen!

Gräfin (zum Baron in der Mittelthüre).

Ich habe noch zwei Worte mit dem Doktor zu ſprechen, dann bleibt er Ihnen überlaſſen.

Baron.

Sie haben zu befehlen, Gräfin!

v. Rahden (für ſich).

Was mag die Gräfin wollen?

Baron (indem er rechts abgeht).

Nicht wahr, mein beſter Doktor, Sie werden mich hier erwarten? Ich freue mich, Sie ein paar Augenblicke zu ſprechen.

v. Rahden.

Ich bin ganz zu Ihrem Befehl, Herr Baron.

(Die Gräfin ſetzt ſich in ein Fauteuil und ſtützt den Kopf mit der Hand)

v. Rahden (für ſich).

Aber was hat denn die Gräfin?

Gräfin.

Herr Doktor, ich bitte Sie, ſich mir ein wenig zu nähern. Ich fühle mich angegriffen und das laute Sprechen wird mir ſchwer. Nehmen Sie einen Stuhl. — Ich hatte heute Morgen noch nicht Zeit, Sie zu begrüßen, wie es einem Manne von Ihren Kenntniſſen gebührt.

v. Rahden.

Unbedeutende Erfolge, Gräfin!

Gräfin.

Keine falſche Beſcheidenheit! Der Graf ſprach mir nicht nur von dem großen Anſehen, in welchem Sie ſowohl beim Publikum, als auch bei Ihren Collegen ſtehen, ſondern er erzählte mir auch von bedeutenden Kuren, die er erfahren, ja ſogar von einer, die Sie unter ſeinen Augen mit großem Erfolg angefangen.

v. Rahden.

Davon alſo ſprachen der Herr Graf?

Gräfin.

Allerdings. Es handelte ſich um die Nervenleiden einer Dame, die Sie mit einer Sicherheit beſeitigt hätten, welche Staunen erregte.

v. Rahden.

Der Herr Graf haben zu viel Rühmenswerthes von mir geſagt. (Für ſich.) Die Gräfin ſpricht von ſich ſelber.

Gräfin.

Ich faßte durch die Erzählung des Grafen das vollkommenſte Zutrauen zu Ihnen und möchte Sie um Ihren Rath und Ihre Hülfe bitten.

v. Rahden (für ſich).

Das iſt eigentlich indiscret von dem Grafen. (Laut.) Ich bin ganz zu Ihren Befehlen, gnädige Gräfin.

Gräfin.

Ich kann über meinen Geſundheitszuſtand im Allgemeinen nicht klagen; Sie begreifen aber wohl, daß die Hitze des Sommers mich zuweilen verſtimmt.

v. Rahden (für ſich).

Ich habe es bemerkt.

Gräfin.

Aber heute hatten wir ein Gewitter, was mich außerordentlich erfriſchte.

v. Rahden.

Das iſt häufig der Fall.

Gräfin.

Jetzt ſeit einer Stunde fühle ich aber meine Nerven ſo aufgeregt, ich habe ſtarkes Herzklopfen, kurz, ich befinde mich in einem unerträglichen Zuſtande.

v. Rahden (für ſich).

Der verwünſchte Eugen wird wieder nach dem Waldhof ge-

ritten ſein. (Er faßt ſehr förmlich ihren Puls.) Wenn nur wieder ein Gewitter kommen wollte!

Gräfin.

Ich habe nicht gewußt, daß Sie als Magnetiſeur auch den Puls Ihrer Kranken anfühlen.

v. Rahden (für ſich).

Ich weiß es auch nicht beſtimmt. (Laut.) Gnädige Gräfin, der Puls eines Leidenden iſt in ſeinen Schlägen auch für uns ein Zeichen, wie ſtark die Krankheit auftritt.

Gräfin.

Ach ja, und Sie ſind auch nebenbei Arzt — nach unſern Begriffen.

v. Rahden.

Auch unſere Wiſſenſchaft, der Magnetismus, iſt ebenfalls auf die allgemeine Arzneiwiſſenſchaft fundirt. (Für ſich.) Wieder ein Examen!

Gräfin.

Ich weiß, daß Sie Arzt ſind; Eugen hat es mir geſagt.

v. Rahden.

Eugen?

Gräfin.

Eugen von Felſen, der ſich in unſerem Schloſſe aufhält; er kennt Sie ſehr genau, wie er mir geſagt.

v. Rahden (für ſich).

Der Schwätzer! (Laut.) O ja, wir kennen uns ſehr genau, wir ſtudirten zuſammen.

Gräfin.

Eugen iſt doch wohl mehrere Jahre jünger als Sie.

v. Rahden.

Allerdings, Gräfin; er kam auf die Univerſität, als ich ſchon einige Jahre da war.

Gräfin.

Er iſt im Grunde ein ſehr guter junger Menſch — aber etwas leichtſinnig.

v. Rahden (für ſich).

Da hat's was gegeben. (Laut.) Ja, Gräfin, wie alle jungen Leute in ſeinem Alter.

Gräfin.

Sie ſprachen ihn ſchon?

v. Rahden.

Nur flüchtig, bei meiner Ankunft. Er wollte mich hier wieder aufſuchen, aber ich habe ihn nicht geſehen. (Indem er die Gräfin aufmerkſam betrachtet.) Er wird wohl wieder einen Spazierritt machen?

Gräfin.

Nein, er iſt auf ſeinem Zimmer.

v. Rahden (für ſich).

Und doch Nervenleiden? Da muß etwas vorgefallen ſein.

Gräfin.

Sie ſtanden ihm früher ſehr nahe.

v. Rahden.

Ja, wir kannten uns genau.

Gräfin.

Er nahm gewiß Rath und Belehrung von Ihnen an?

v. Rahden.

Ich kann das nicht läugnen.

Gräfin.

Er iſt ſehr lebhaft.

v. Rahden.

Etwas eigenſinnig.

Gräfin.

Und auffahrend. Er hatte vorhin eine Scene mit dem Grafen.

v. Rahden.

Eugen mit ſeiner Excellenz?

Gräfin.

Die Urſache war eine unbedeutende; aber ein Wort gab das andere und am Ende erklärte er dem Grafen, er wolle das Schloß verlaſſen und zu ſeinem Bruder nach Wien gehen. Er hat nämlich einen Bruder in Wien.

v. Rahden (für ſich).

Jetzt erkläre ich mir die Nervenleiden; aber woher dieſe Streitigkeit mit dem Grafen? (Laut.) Und glauben Sie wirklich, gnädigſte Gräfin, daß Eugen in Folge jenes Wortwechſels dieſen Entſchluß gefaßt?

Gräfin.

Gewiß nur deßhalb.

v. Rahden.

Er könnte ja die Abſicht haben, ſich dem Baron Steinbach anzuſchließen, der, wie ich glaube, ebenfalls nach Wien reist.

Gräfin (ſehr heftig und aufgeregt).

Ah, Sie haben vollkommen Recht; die Baronin geht ebenfalls nach Wien. Das iſt es.

v. Rahden (erſtaunt).

Die Baronin? Ich meinte den Herrn Baron.

Gräfin.

Ah, was kümmert ihn der Baron? Der Baronin folgt er.

v. Rahden (für ſich).

Ich fange an zu begreifen.

(Pauſe, während der die Gräfin, die aufgeſtanden, am Tiſche ſteht und in heftiger Aufregung einige Papiere zerknittert.)

v. Rahden.

Ich finde das ein ſonderbares Betragen von Eugen?

Gräfin.

Nicht wahr, Herr Doktor? ſehr ſonderbar — ja undankbar —

v. Rahden.

Allerdings; aber gnädige Gräfin ſollten Ihre Geſundheit be-

denken und ſich von Dergleichen nicht ſo aufregen laſſen. Ich fand ſchon vorhin Ihren Puls ſehr irritirt.

Gräfin.

Es iſt das kein Wunder. Wenn man für die ſorgfältige Erziehung eines jungen Menſchen Alles thut, wenn man ihm die beſten Rathſchläge, die mütterlichſten Ermahnungen gibt, und Alles iſt in den Wind geſprochen.

v. Rahden.

Man ſollte dieſem jungen Menſchen einmal tüchtig den Kopf zurecht ſetzen.

Gräfin.

Ja, wer ſoll das thun? Der Graf hat gar nicht die richtige Art zu ſo etwas. Man muß da behutſam und zart zu Werke gehen.

v. Rahden.

Sehr zart. Und glauben die gnädige Gräfin, daß ich vielleicht im Stande wäre, ein wirkſames Wort mit Eugen zu ſprechen?

Gräfin.

Ja, das wäre am Beſten. Sie müßten ihm ſagen —

v. Rahden.

Daß er vor allen Dingen zu Ihnen, Gräfin, mit der kindlichſten Ehrfurcht aufzublicken habe.

Gräfin.

Ja, ja.

v. Rahden.

Daß es ſchon Pflicht der Dankbarkeit wäre, Ihren guten Ermahnungen auf's Strengſte Folge zu leiſten.

Gräfin.

Ganz recht!

v. Rahden.

Daß er Ihren Befehlen in jeder Hinſicht aufs Gewiſſenhafteſte nachkommen müſſe.

Gräfin.

Das iſt auch meine Meinung.

v. Rahden.

Daß er hier auf dem Schloſſe ruhig abzuwarten hat, was Seine Excellenz, die ſo mächtige Verbindungen haben, über ihn zu beſchließen Willens ſind.

Gräfin.

Sie verſtehen mich.

v. Rahden.

Und daß er vor allen Dingen nicht daran denken ſoll, nach Wien zu reiſen.

Gräfin.

Das iſt's. Würden Sie ihm das wirklich ſagen.

v. Rahden.

Mit dem größten Vergnügen.

Gräfin.

Ich wäre Ihnen ſehr dankbar dafür. — Aber glauben Sie, daß Sie noch einen ſolchen Einfluß auf ihn haben, um ihn von dieſem aktloſen und übereilten Schritte abzuhalten.

v. Rahden.

Ich zweifle nicht daran.

Gräfin.

Seien Sie meines Dankes im Voraus verſichert; wenn es mir möglich iſt, will ich Eugen veranlaſſen, hieher zu kommen. Ach, er hat mich heute ſehr betrübt.

v. Rahden.

Aber gewiß ohne alle Abſicht; Unüberlegtheit, jugendlicher Leichtſinn, weiter nichts!

Gräfin.

Nicht wahr? ich glaube das auch. (Für ſich.) Und wenn die Baronin abgereiſt iſt, wird er nicht mehr an dergleichen Dinge denken. (Laut.) Bis nachher denn, Herr Doktor! Ich glaube, es

muß doch etwas Wahres ſein an der magnetiſchen Kraft, die in Ihnen wohnt. Ich fühle mich wirklich erleichtert, viel zufriedener, glücklicher.

(Sie geht links ab.)

v. Nahden.

Wozu der Magnetismus nicht gebraucht wird? Aber wie hängt dieſe Geſchichte eigentlich zuſammen? Eugen hat mit dem Grafen eine Scene gehabt; alſo muß jedenfalls etwas vorgefallen ſein. — Bei dem Namen der Baronin Steinbach fuhr die Gräfin heftig auf — ah! da ſteckt die Verwickelung! Sollte der leichtſinnige junge Menſch der Baronin auffallend den Hof gemacht haben? Doch da kommt der Gemahl, vielleicht erfahren wir in der Unterhaltung über Magnetismus etwas, was mir ſehr nützlich ſein könnte zur glücklichen Entwicklung meiner magnetiſchen Kuren.

Sechster Auftritt.

Voriger. Der Baron.

Baron.

Ich hatte auf der Bibliothek ein intereſſantes Werkchen liegen laſſen, das ſehr in Ihr Fach ſchlägt, und das Sie auf jeden Fall kennen werden: „Selma Wiener, die jüdiſche Seherin.“

v. Nahden (für ſich).

Komm' mir zu Hülfe, Converſationslexikon! (Laut.) Ah, der Herr Baron befaſſen ſich mit dem Somnambulismus, jenem Zuſtande, wo ſich die Beziehung des Magnetiſeurs zum Magnetiſiren vermittelſt des ſogenannten magnetiſchen Rapports bis zur wahren Sympathie ſteigert? (Für ſich.) Das war ſchön geſagt!

Baron.

Allerdings, lieber Doktor; es iſt dies ein Theil Ihrer Kunſt, der uns Laien durch den geheimnißvollen Schleier, von dem er umgeben iſt, am meiſten zuſagt.

v. Mahden.

Ich begreife das. Das Hellſehen iſt etwas ſehr Schönes.

Baron (ſeufzend).

Ach ja. (Für ſich.) Ich fühle, daß ich zerſtreut bin.

v. Mahden (für ſich).

Ich fürchte, meine Wiſſenſchaft wird mich bald im Stich laſſen.

Baron.

Welche Studien machten Sie hauptſächlich, um in Ihrer Wiſſenſchaft zu der Klarheit zu gelangen, welche uns ſo in Erſtaunen ſetzt?

v. Mahden.

Meine Erfolge ſind nicht ſo glänzend.

Baron.

Doch, doch. Ich weiß, daß man das größte Vertrauen in Ihre Kunſt ſetzt; auch in dieſem Hauſe haben Sie große Eroberungen gemacht.

v. Mahden.

Man iſt zu gütig.

Baron.

Gewiß nicht; der Graf, ein ſehr beſonnener Mann, iſt außerordentlich für Sie eingenommen; die Gräfin, heute Morgen vollkommen ungläubig, hat ſich an Sie gewandt, ſelbſt meine Frau hält große Stücke auf Sie.

v. Mahden (für ſich).

Für die gute Meinung der Baronin danke ich. (Laut.) Aber Sie ſelbſt, Herr Baron — ich geſtehe, daß ein Wort von Ihnen,

dem wiſſenſchaftlich ſo hoch gebildeten Manne, mir mehr gelten würde, als —

Baron (raſch einfallend).

Ich ſchätze Sie ſehr hoch, Herr Doktor. Sie können das an dieſer Maſſe von Literatur ſehen, die ich hier aufgehäuft, um mich durch deren Hülfe ein Stündchen angenehm mit Ihnen zu unterhalten.

v. Rahden (für ſich).

Das nennt er ſich angenehm unterhalten! Mir ſteht der Schweiß auf der Stirne.

Baron.

Alſo Sie begannen Ihre Studien mit —? (Setzt ſeine Brille auf.)

v. Rahden.

Ich — meine Studien? — Ja ſo — nun ja — ich begann meine Studien, wie das gewöhnlich der Brauch iſt, mit den älteſten Schriftſtellern — mit ſehr alten Autoren.

Baron.

Sehr richtig, ſchon bei arabiſchen Aerzten finden wir die magnetiſche Kraft bei Behandlung von Krankheiten angewendet. (Er ſchlägt ein paar Blätter um.) Das gerieth aber wieder in Vergeſſenheit.

v. Rahden.

Er gerieth ſehr in Vergeſſenheit. (Für ſich.) Ich habe meinen ganzen Artikel aus dem Converſationslexikon vergeſſen.

Baron.

Erſt der große Paracelſus wandte ſich ihr wieder zu —

v. Rahden.

Ganz richtig, Paracelſus. Ich muß geſtehen, daß ich mich mit deſſen Werk über Magnetismus viel befaßt habe.

Baron (umblätternd).

Auch wohl mit deſſen Nachfolgern van Helmont und Agricola?

v. Rahden.

Verſteht ſich. Agricola iſt einer meiner liebſten Autoren und Helmont ſchätze ich außerordentlich hoch.

Baron.

Wären Sie wohl im Stande, mein lieber junger Freund, mir mit kurzen Worten dieſe drei Syſteme zuſammenzufaſſen und mir es klar zu machen, wie Paracelſus, Helmont und Agricola den Magnetismus begriffen haben?

v. Rahden (in großer Verlegenheit. Für ſich).

Da ſitz' ich! (Laut.) Herr Baron, das iſt unendlich ſchwer zu ſagen und mit kurzen Worten rein unmöglich.

Baron.

Das dächte ich doch nicht. Wichen denn ihre Meinungen ſo vollkommen von einander ab?

v. Rahden.

Das iſt ebenfalls ſehr ſchwer zu ſagen. Sehen Sie, Herr Baron, obgleich — wenn auch — Paracelſus ebenſo wie van Helmont und nicht minder der dritte dieſer Gelehrten, der ausgezeichnete Agricola, in den Grundzügen der magnetiſchen Kenntniß vollkommen von einander abwichen — jeder ſeinen eigenen Weg ging, ohne Rückſicht auf den Andern — in der That, ohne die mindeſte Rückſicht auf den Andern — ſo — aber Sie verſtehen mich vollkommen, Herr Baron?

Baron.

Vollkommen!

v. Rahden (Für ſich).

Das iſt ein Wunder. (Laut.) Alſo wenn auch dieſe drei Gelehrten in ihren Grundſätzen ſehr von einander abwichen, ſo verzweigten ſich doch dieſe Grundſätze in ſo mannigfaltiger Richtung, daß eben dieſe Verzweigungen in ihren äußerſten Spitzen ſich nothwendiger Weiſe wieder berühren mußten. — Nennen Sie dieſe Verzweigungen nun Calculationen der Wiſſenſchaft oder nennen Sie ſie Auswüchſe der Phantaſie — gleichviel! Wenn auch der Magnetismus mit einer Pflanze verglichen werden könnte, ich wollte ſagen, wenn dieſe drei Syſteme des Magnetismus in drei ver-

ſchiedenen Zweigen aufſproßten und getrennt daſtanden, ſo blieb doch die Wurzel deſſelben — ein ungetrenntes Ganze, aber in ihrem Zuſammenhange für uns unſichtbar; ja, Herr Baron, vollkommen unſichtbar, wie ſo Manches dieſer geheimnißvollen Kraft dem blöden Auge des menſchlichen Geſchlechts es ſtets bleiben wird. (Für ſich.) Jetzt wird er genug haben.

Baron.

Sie haben ſich zwar ſehr phantaſiereich ausgedrückt, aber Manches iſt mir nicht ganz klar geworden. (Für ſich.) Ich höre mit halbem Ohre — ich bin wirklich zerſtreut —

v. Rahden.

Das würde ſich ſchon finden, wenn der Herr Baron einmal die Zeit hätten, mir einen gründlichen Vortrag zu erlauben, aber unter fünf bis ſechs Stunden wäre ich kaum im Stande etwas ganz Erſchöpfendes zu bieten.

Baron.

So viel Zeit habe ich leider im Augenblicke nicht; auch fühle ich, daß mir heute meine gewohnte Faſſungskraft abgeht.

v. Rahden (für ſich).

Gott ſei Dank!

Baron.

Jedoch laſſe ich Sie nicht los, beſter Doktor; morgen, übermorgen, ſowie wir einmal Zeit haben, müſſen Sie mir nothwendig dieſe Stunden ſchenken.

v. Rahden.

Recht gerne. (Für ſich.) Ich athme freier.

Baron.

Apropos, wäre es Ihnen nicht möglich, liebſter Doktor, uns heute Abend irgend ein intereſſantes Experiment zu machen?

v. Rahden.

Doch nicht etwas wie den ſchlafenden Knaben des Maglers Hermann?

Baron.

Ach nein, das iſt der ſchamloſeſte Charlatanismus, womit man die leichtgläubige Menge betrügt. Ich habe dies leider auf unſerem Hoftheater mit anſehen müſſen. — Aber könnten Sie uns vielleicht eine Somnambüle präpariren.

v. Rahden.

Das wird in ſo kurzer Zeit ſehr ſchwer ſein.

Baron.

Sind viele Vorbereitungen dazu nöthig?

v. Rahden (für ſich).

Jetzt geht das Examiniren wieder los. Ich muß ihn auf ein anderes Kapitel bringen und zugleich meinem Ziele näher kommen. (Laut.) Die Vorbereitungen zu dieſem Akt ſind nicht groß, aber die Hauptſache iſt, eine empfängliche Perſon zu finden, die man leicht in magnetiſchen Schlaf verſetzen kann; aber ich wüßte hier Niemand, mit dem ich operiren könnte; und doch, vielleicht könnte mir Eugen dazu dienen!

Baron.

Nein! Von dem werden wir nicht viel Geſcheidtes vernehmen. — Und warum gerade den?

v. Rahden.

Sie wiſſen recht gut, Herr Baron, um magnetiſirt zu werden, bedarf es einer gewiſſen Erregtheit der Nerven, und dieſe bemerke ich gerade an ihm.

Baron (legt die Briefe ab).

So, ſo? er ſcheint Ihnen aufgeregt?

v. Rahden (gleichgültig).

Sehr. Ich kam vorhin zufällig zu einer Unterredung, mit der Frau Baronin, und da machte ſein Anblick auf mich, den Magnetiſeur, einen ſehr wohlthätigen Eindruck.

Baron.

So, ſo? Sprechen Sie, lieber Doktor!

v. Rahden.

Sein Weſen erſchien in der höchſten Aufregung, ſein Auge flammte, und doch hatte ich ihn wenige Augenblicke vorher ſehr ruhig geſehen; ich glaube, er würde zu unſerem Experimente vollkommen paſſen.

Baron.

Mit dem Herrn mache ich keine Experimente.

v. Rahden.

Wie ſo? — Hätten Sie ihn nur bei jener Unterredung geſehen; es war mir unbegreiflich, wie er plötzlich ſo verwandelt ſein konnte.

Baron.

Mir iſt das nicht unbegreiflich, (mit großer Entrüſtung) gar nicht unbegreiflich! leider nur zu begreiflich!

v. Rahden.

Wie das?

Baron.

Sie ſind ein Mann von Welt, ein ausgezeichneter Gelehrter. Nun denn, ſo will ich es Ihnen anvertrauen. Herr Eugen von Felſen unterſteht ſich ſeit kurzer Zeit, meiner Frau den Hof zu machen.

v. Rahden.

Unbegreiflich!

Baron.

Empörend!

v. Rahden.

Aber ſehr beachtenswerth.

Baron.

Wie ſo?

v. Rahden.

Weil viel magnetiſche Kraft in dieſem jungen Menſchen iſt.

Baron.

Was geht das uns an?

v. Rahden.

Der Magnet zieht an.

Baron.

Ja wohl, aber nur das Eiſen.

v. Rahden.

Im menſchlichen Blut iſt aber ſehr viel Eiſen.

Baron.

Und meine Frau?

v. Rahden.

Ohne indiscret ſein zu wollen, muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß die Unterredung vorhin ſehr lebhaft geführt wurde.

Baron.

Sie erſchrecken mich. Was können wir arme Ehemänner machen, wenn ſogar der Magnetismus den leichtſinnigen jungen Leuten hilft?

v. Rahden.

Wenig!

Baron.

Ich kenne ein ſicheres Mittel gegen ſolche Zuſtände, eins, das immer wirkt — die Entfernung.

v. Rahden.

Das iſt wahr; man entfernt die beiden Pole von einander.

Baron.

Und das ſoll geſchehen; verlaſſen Sie ſich auf den Baron Steinbach. Nur Eins iſt mir ſehr unangenehm, junger Freund, daß ich Ihre ſchätzbare Geſellſchaft alsdann nicht mehr genießen kann.

v. Rahden.

Ich bin untröſtlich darüber; aber da ich in der nächſten Zeit auch nach der Reſidenz zurückkehre, ſo bin ich dort ganz zu den Befehlen des Herrn Baron.

Baron.

Vortrefflich! Ich will jetzt die Gräfin aufſuchen, und gedenke, ſchon morgen von hier abzureiſen. — Eine ſolche Geſchichte fehlte mir noch!

v. Rahden (für ſich).

Gott ſei Dank! das iſt leichter gegangen, als ich mir gedacht.

Baron.

Bis ſpäter, lieber Doktor! ich danke Ihnen eine angenehme, (ihm die Hand drückend) eine wichtige Viertelſtunde. (Ab.)

v. Rahden.

Es iſt richtig, der leichtfertige junge Menſch hatte zu meinem Glück und Heil irgend Etwas mit der Baronin unternommen. Nun, wenn dieſe Dame ihr Wort ſo gut hält, wie ich das meinige, ſo bin ich für jetzt gerettet; aber ſo ſchmerzlich es mir auch iſt, ich muß mich ſo bald wie möglich von hier entfernen. Die Sache wächst mir bedeutend über den Kopf. (Er geht nach der Mittelthüre.)

Siebenter Auftritt.

v. Rahden. Eugen v. Felſen.

Eugen.

Ich bin froh, daß ich dich hier finde, lieber Ferdinand.

v. Rahden.

Nimm meinen herzlichen Dank, daß du die Baronin zurück gehalten.

Eugen.

Dafür bin ich in ſchöne Verwicklungen gerathen!

v. Rahden.

Wie ſo?

Eugen.

Auf deinen Wunſch ſuchte ich die Baronin auf, ging ihr nicht von der Seite; und es iſt wahr, das mußte auffallen. Nun denkt das ganze Haus —

v. Rahden.

Du machſt der Baronin den Hof.

Eugen.

Woher weißt du das ſchon?

v. Rahden (lächelnd).

Als Magnetiſeur; wie kannſt du fragen?

Eugen.

Und in Folge davon —

v. Rahden.

Machte dir der Graf ernſtliche Vorſtellungen über dein Betragen.

Eugen.

Ja, und wer hat dir das geſagt?

v. Rahden (macht einige magnetiſche Zeichen mit der Hand).

Die hohe Wiſſenſchaft.

Eugen.

Das iſt erſtaunlich. Aber du wirſt einſehen, lieber Ferdinand, daß man kein Kind mehr iſt, und daß man ſich in unſeren Jahren dergleichen Sittenpredigten nicht mehr gefallen läßt.

v. Rahden.

Aber wenn der Neffe zur Diplomatie übergehen will, und der Onkel das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ſo gut wie in der Hand hat. —

Eugen.

Iſt das ſo gewiß?

v. Rahden.

Ich habe Briefe aus der Reſidenz. — Wenn alſo die Sachen ſo ſtehen, ſo ſollte ſich der Neffe nicht auf's hohe Pferd ſetzen.

Eugen.

Das habe ich auch nicht gethan. Ich habe dem Oheim nur erwidert —

v. Rahden.

Du würdeſt abreiſen. Du haſt dich ſchon als Geſandter gefühlt; du haſt deine Päſſe verlangt.

Eugen.

Ei zum Kukuk! woher weißt du auch dies ſchon wieder?

v. Rahden.

Mir iſt nichts verborgen, und deßhalb kannſt du wohl einen guten Rath von mir annehmen.

Eugen.

Recht gerne.

v. Rahden.

Du gehſt zum Grafen oder noch beſſer zur Gräfin, und ſagſt ihr, du habeſt in Betreff deiner Abreiſe einen Scherz gemacht, blos weil man dich ſo falſch beſchuldigt. Du machſt ein paar ſchöne Redensarten und biſt mit deiner Tante recht liebenswürdig; das kann dir nur nützen.

Eugen.

Soll ich der Baronin auch ſo etwas ſagen?

v. Rahden.

Nein. Gegen ſie benimmſt du dich, als ſei gar nichts vorgefallen.

Eugen.

Nun, das kann man ſchon thun.

v. Rahden.

Es wird dir von großem Nutzen ſein. — Aber was geſchieht jetzt im Hauſe?

Eugen.

Es iſt vier Uhr; man wird ſpazieren fahren, und du biſt auch wohl dabei? — Da kommt der Graf ſchon.

v. Rahden.

Ich danke, ich bin fatiguirt. Fort, fort, ich muß mich ein wenig ſammeln.

Eugen.

Sammeln wir uns — aber ſage mir, was haſt du mit der Dienerſchaft, ſie ließ dich in der Küche hoch leben?

v. Rahden (lächelnd).

Auch der Kammerdiener?

Eugen.

Nein, der alte Narr hat ſich krank gemeldet; was ſoll das Alles?

v. Rahden

(zuckt die Achſeln).

Eugen.

Geh — Diplomat —

(Nach rechts ab.)

Achter Auftritt.

Der Graf. Bedienter (von links).

Graf.

Alſo der Kammerdiener hat ſich krank gemeldet?

Bedienter.

Ja wohl, Excellenz; er befände ſich in einem ſehr leidenden Zuſtande.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vergnügen auf der Jagd.

Wenn ich von dem Manne, den ich hier aufzuführen die Ehre habe, bemerke, daß er kein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war, so will das nicht sagen, er habe ein Steinschloß von einem Percussionsschloß nicht unterscheiden können, oder er habe nicht gewußt, daß man Feldhühner im Sommer und Hasen im Winter schießt. Nichts weniger, besagter Mann kannte sogar den größten Theil der gangbaren Jägerausdrücke, und hätte um Alles in der Welt nicht von den Hörnern eines Rehbocks oder den Beinen einer Schnepfe gesprochen. Hierin war er sehr correkt, und vierzehn Tage nach der Jagdzeit konnte es ihm wohl begegnen, daß er Jemand versicherte, seine Lichter seien außerordentlich gut und über seine Ständer könne er sich nicht beklagen.

So eben hat er ein Billet erhalten mit der Einladung zu einem Treibjagen, woselbst Füchse, Hasen und Böcke geschossen werden. Besonders auf letzteres freut er sich außerordentlich; denn obgleich er gesprächsweise wohl von diesem oder jenem schwierigen Schusse spricht, den er einem unglücklichen Reh männlichen Geschlechts beigebracht, so ist die Sache doch im Grunde eine Dichtung, was er vertrauten Freunden eingesteht und alsdann versichert: „Im Winter, wenn ich Zeit habe die Jagden zu besuchen, haben die Böcke abgeworfen, und was den Pinsel anbelangt, da kann man nicht vorsichtig genug sein.“

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20762 / 028

Graf.

Schon gut; ich kenne das. Dieſe alten Diener ſind lächerlich empfindlich; aber ich will mir das nicht gefallen laſſen. — Er iſt auf ſein Zimmer gegangen?

Bedienter.

Ich glaube, er hat ſich zu Bette gelegt, Excellenz.

Graf.

Dann ſoll er liegen bleiben; oder wenn er glaubt, eine Luftveränderung wäre ihm zuträglich, ſo kann er auf vierzehn Tage nach dem Waldhof gehen zu ſeinem Vetter, dem Verwalter und wenn er will, auch noch länger da privatiſiren, bis er wieder geſund iſt.

Bedienter.

Sehr wohl, Excellenz.

Graf.

Sag' ihm das. — Noch eins; haſt du den Herrn Doktor geſehen?

Bedienter.

Er wird auf ſeinem Zimmer ſein.

Graf (für ſich).

Ich will ihm ſelbſt ſagen, daß wir ſpazieren fahren; vielleicht begleitet er uns.

(Ab nach rechts.)

Bedienter.

Das geht vortrefflich. Aber der Doktor iſt ein Wundermann, was der ſo im Umſehen macht, das hat noch kein Menſch und ſelbſt mit jahrelanger Mühe gekonnt; nicht einmal der Sekretär oder die alte und junge Gräfin. Es iſt wirklich unglaublich!

(Er will nach links abgehen; Kammerdiener erſcheint in der Mittelthüre, er hat einen Ueberrock an und eine Nachtmütze auf.)

Kammerdiener.

Pſt! Jakob, es iſt Jemand in der Nähe?

Bedienter.

Ich glaube nicht, Herr Kammerdiener.

Kammerdiener.

Haſt du Seiner Excellenz meinen Auftrag ausgerichtet?

Bedienter.

Auf's Allerbeſte!

Kammerdiener.

Und wie nahm der Herr Graf meine plötzliche Krankheit auf?

Bedienter.

Sie ſchien Seine Excellenz auf's Tiefſte zu erſchüttern. Seine Excellenz war ganz ſprachlos und ſahen mich erſtaunt an.

Kammerdiener.

Das habe ich mir gedacht!

Bedienter.

Der Herr Graf meinten, ich ſolle ſogleich den neuen Herrn Dokter zu Ihnen ſchicken.

Kammerdiener.

Pfui! den Thierarzt — wollte ſagen den Magnetiſeur! (Huſtet.) Aber ich huſte bedeutend, und dieſer Huſten klingt ſehr verdächtig; das kannſt du dem Herrn Grafen gelegentlich zu verſtehen geben.

Bedienter.

Das ſoll nicht fehlen.

Kammerdiener.

Und Seine Excellenz gaben keinen direkten Auftrag an mich?

Bedienter.

Ja, — ja — Seine Excellenz meinten, wenn Ihre Krankheit wirklich ſo bedeutend ſei, da wäre es doch beſſer, wenn Sie ſich zu Ihrem Vetter nach dem Waldhof fahren ließen. Da ſei ſo eine außerordentlich friſche Luft.

Kammerdiener.

Was? das ſagten Seine Excellenz?

Bedienter.

Gewiß in der allerbeſten Abſicht.

Kammerdiener.

Und du glaubſt, daß es dem Herrn Grafen damit Ernſt war?

Bedienter.

Gott bewahre! Das glaube ich nicht, das heißt, es war ihm vielleicht wohl Ernſt, aber er würde es doch ſehr ungerne ſehen.

Kammerdiener.

Meinſt du?

Bedienter.

Ich habe ſo etwas gemerkt. Wiſſen Sie, Herr Kammerdiener, ohne Sie thut ſich's hier im Hauſe nicht, und wenn Sie heute nach dem Waldhof gehen, ſo läßt Sie morgen Seine Excellenz vierſpännig zurückholen.

Kammerdiener.

Sprachen ſich der Herr Graf dahin aus?

Bedienter.

Ich kann Ihnen nur ſagen, daß Seine Excellenz ganz niedergeſchlagen waren.

Kammerdiener.

Gut, ſo werde ich nach dem Waldhof gehen.

(Er geht ſehr ernſt ab.)

Bedienter.

Und ich wünſche glückliche Reiſe, und auf Nimmerwiederſehen! Dem Doktor ſind wir wahrhaftig etwas ſchuldig. Ah, da iſt er!

(Ab.)

Neunter Auftritt.

Graf. v. Rahden (aus der Thüre rechts). Graf hat einen Blumenſtrauß in der Hand. Nachher Gräfin und Eugen v. Felſen. Baron und Baronin.

Graf.

Sie wollen uns nicht begleiten? Wir machen eine kleine Fahrt durch den Wald, und ſind zum Diner wieder zurück. Ich kann Ihnen da Manches zeigen, was Ihnen gefallen wird. Wahrhaftig, ich möchte gern für Sie thun, was ich kann, ich bin Ihnen ſehr dankbar.

v. Rahden.

Excellenz, Sie ſchätzen meine kleinen Verdienſte zu hoch.

Graf.

Gewiß nicht. Sie haben ſchon Wunder gethan; es iſt das klarſte Wetter, und meine Frau von der heiterſten Laune. Ja, Sie ſahen ſelbſt, als ſie uns eben mit Eugen begegnete, da gab ſie mir mit der größten Freundlichkeit dieſen Blumenſtrauß.

v. Rahden.

Ich hoffe, die Wirkung meiner Kur ſoll ſich noch dauernder erweiſen. (Für ſich.) Man muß dem jungen Menſchen einen Poſten in der Türkei anweiſen — und das bald.

Graf.

Wenn ich auf dem Geſichte meiner Frau Zufriedenheit und Heiterkeit leſe, dann bin ich ein glücklicher Mann. Sehen Sie, da kommt ſie, und auch Eugen. Wie heiter ſie iſt! Unter uns geſagt, Eugen iſt ein etwas leichſinniger junger Menſch.

v. Rahden.

Jugend, Excellenz!

Graf.

Ei, was Jugend. Sie ſind auch jung, aber Sie haben nichts im Kopf, wie Ihre Wiſſenſchaften, keine ſo faden Liebeleien. (Reicht ihm die Hand.) Sie ſind ein prächtiger Menſch, ein Wundermann.

v. Rahden (für ſich).

Wenn nach all' dieſen Illuſionen die Enttäuſchungen folgen, dann werde ich in eine ſchöne Lage kommen; Gott ſteh' mir bei!

Graf

(zu Eugen, der die Gräfin bis an den Salon geführt).

Du willſt uns heute vierſpännig fahren? Nimm dich zuſammen!

Eugen.

Unbeſorgt, lieber Onkel! — Haben Sie ſchon die vier Braunen in dem neuen Geſchirr geſehen! Schauen Sie einmal, magnifique! (Sie geht nach hinten.)

Gräfin (zum Doktor).

Nehmen Sie meinen herzlichſten Dank, Herr Doktor. Sie haben dieſem jungen Menſchen die Wahrheit geſagt, er hat ſein Unrecht eingeſehen; die Sache war auch nicht ſo ſchlimm.

(Der Baron und die Baronin treten in die Mitteltüre. Letztere betrachtet ſich ebenfalls die Equipage, der Baron kommt vor.)

v. Rahden.

Ich habe nur unbedeutend geholfen.

Gräfin.

Nein, nein! der iſt wie umgewandelt. (Lächelnd.) Sie haben da eine vortreffliche Kur gemacht. (Sie geht nach hinten.)

Baron (zum Doktor).

Ich habe über Ihre Explikationen der drei Syſteme nachgedacht, und es ſcheint mir viel Wahres darin zu ſein. Ich freue mich, ſpäter in der Reſidenz die ernſteſten Studien mit Ihnen zu machen.

v. Rahden

(verbeugt ſich ſtumm).

Eugen (im Hintergrund).

Ah, der Baron intereſſirt ſich nicht für Pferde; ja, wenn es Bücher wären!

Baron (indem er nach hinten geht).

Alles zu ſeiner Zeit! wie Salomo ſagt; im jetzigen Augenblicke ſind mir die Pferde ſehr angenehm.

Anna

(aus der Thüre rechts, indem ſie an v. Rahden vorbeigeht).

Sie fahren nicht mit uns?

v. Rahden.

Ich kann nicht, Anna; mein Herz iſt zu voll und zu glücklich.

Anna.

Sie haben die Baronin für ſich gewonnen. Gott ſei gedankt! Wie haben Sie das angefangen? — Ich habe mich entſetzlich geängſtigt.

v. Rahden (lächelnd).

Meine magnetiſche Kraft, Anna.

Anna.

Ich will es ſo annehmen. — Die Baronin küßte mich freundlich mit den Worten auf die Stirne: mein liebes Kind, möge es dir gut gehen!

v. Rahden.

O könnte ich ein glückliches Amen ſagen!

Baronin

(die nach vorne gegangen iſt, zu Anna leiſe).

Sei klug, mein Kind! (Laut.) Die Wagen ſind bereit!

(Anna geht nach hinten.)

Anna.

Hier bin ich, Papa!

Baronin (zu Rahden).

Herr Doktor, ich bewundere Sie. Wir reiſen morgen nach Wien. —

Graf.

Der Doktor will nicht mitfahren, à revoir donc!

Eugen.

Wenn du vielleicht allein nach dem Waldhof reiten willſt — der Blonden mache ich die Cour, du kannſt dich an die Schwarze halten! — .

v. Rahden (lächelnd).

Das erlaubſt du alſo?

Eugen.

Verſteht ſich — à revoir!

(Alle bis auf v. Rahden ab.)

Zehnter Auftritt.

v. Rahden.

Endlich einen Augenblick Ruhe! Und es iſt Zeit, denn ich bin zu Ende mit meinen magnetiſchen Kenntniſſen. — Wenn auch der heutige Tag gut endigt, was wird mir der morgige bringen?

Der Jäger

(wo möglich eine koloſſale Figur mit Federhut und Bandelier, einen mächtigen Blumenſtrauß in der Hand. An die Mittelthüre drängt ſich ein großer Theil der Dienerſchaft: Lakaien, Reitknechte, der Koch, Kammerjungfer ꝛc.

Herr Doktor, ich bin von der ganzen verſammelten Dienerſchaft abgeſchickt worden, um Ihnen im Namen dieſer verſammelten Dienerſchaft den Dank auszuſprechen für das, was Sie an uns gethan, indem Sie den Kammerdiener magnetiſch gebändigt. — Nehmen Sie dieſen Blumenſtrauß und die Verſicherung unſer Aller Hochachtung.

v. Rahden.

Ich danke euch für dies freundliche Honorar.

Jäger.

Der Herr Doktor, er lebe!

(Die Dienerſchaft hinten einfallend):

Hoch! hoch! und abermals hoch!

(Der Kammerdiener ſtreckt den Kopf mit der Nachtmütze zur Thüre rechts heraus mit einem äußerſt beſtürzten Geſichte.)

Vierter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

Zum Zwiſchenakt Muſik, wo es möglich iſt, die Tempeſta aus dem Barbier von Sevilla. Die Muſik ſpielt noch einige Takte bei geöffneter Bühne. Es iſt Abend, die Thüre im Hintergrunde geſchloſſen und mit einem Vorhang verſehen. Das Zimmer iſt reich erleuchtet mit Lampen und Lichtern und die Bedienten noch mit dieſen Arrangements beſchäftigt. Es donnert leicht.

Kammerdiener (der in der Mitte ſteht).

Nun, hurtig! Macht, daß ihr fertig werdet. Es wird im Augenblick acht Uhr ſchlagen, und da muß der Salon für die Herrſchaften in Ordnung ſein. Ich bemerke eine große Schlaffheit in allen euren Bewegungen; das muß ſich ändern, darauf verlaßt euch.

(Die Bedienten nach rechts ab.)

Jakob, bleib' Er einen Augenblick da! — Ei, mein Freund, das war eine vortreffliche Demonſtration vorhin. — Keine Antwort! Aber ihr habt zu voreilig triumphirt, meine Freunde; haltet mich

nicht für ſo dumm. Was eigentlich gegen mich gethan worden iſt, weiß ich freilich noch nicht, aber daß ihr euch Alle ſammt eurem Herrn Magnetiſeur die Hände gereicht habt, um mir eins zu verſetzen, weiß ich nun ganz gewiß. — Schau, ſchau, lieber Jakob; ich, der Kammerdiener, ſollte nach dem Waldhof ſpedirt werden; und dann ſollte es hier gehen nach dem alten Sprüchwort: „ſobald die Katze aus dem Hauſe iſt, machen ſich die Mäuſe luſtig.“ — Aber ſage es dem Jäger und der ganzen übrigen Sippſchaft: die Katze ſei da geblieben, und ſei ſehr hungrig. — Marſch!

Bedienter (indem er abgeht).

O weh! o weh! Das war ein kurzes Vergnügen!

Kammerdiener (nimmt eine Priſe).

Eine Verſchwörung gegen mich, den Haushofmeiſter, bei der ſich ſelbſt Seine Excellenz betheiligte. Wem habe ich das zu verdanken? — Niemand anders, als dem Magnetiſeur. — Aber nehm' Er ſich in Acht, Quackſalber, ich komme hinter Seine Schliche! — Mit dem iſt es nicht richtig, das iſt ein Spion und gefährlicher Menſch; ich will ihn ſo umgeben, daß mir jede Miene, die er macht, jedes Wort, das er ſpricht, verrathen wird.

(Er will nach rechts abgehen.)

Zweiter Auftritt.

Der Graf. v. Rahden.

Graf (zum Kammerdiener).

Ah! Sie ſind wieder hergeſtellt? Die Krankheit war nicht von langer Dauer — nun das freut mich, ich mag ein ſolches Unwohlſein nicht.

Also die Einladung ist angekommen. Das Rendezvous ist vier Stunden von dem Orte, wo sich der Jagdliebhaber befindet, auf morgen früh sieben Uhr festgesetzt. So sehr es ihn freut, einmal einen Tag lang knallen zu können, so ist ihm doch der Umstand, Morgens vor sieben Uhr einige Stunden fahren zu müssen, äußerst fatal, und wer weiß, ob er die Einladung annähme, wenn er sich nicht so sehr darauf freute, heute Abend in Gesellschaft auf die stehende geistreiche Phrase: „Aber heute ist es kalt!“ leicht hinwerfen zu können: „Pah, was ist für uns Jäger die Kälte!“ — „So, Sie lieben die Jagd?“ — „Leidenschaftlich,“ antwortet er, indem er sich die Hände reibt. „Nur raubt es mir Zeit, viel Zeit; gleich morgen bin ich wieder genöthigt, einen ganzen Tag zu opfern, da mich mein Freund X. dringend eingeladen hat.“

Das Wetter ist, wie es ein Jäger nur wünschen kann. Seit heute Nachmittag hat sich der Himmel aufgeklärt; es ist Frost eingefallen, und als unser Freund Abends nach Hause geht, tritt er in so viel Wasserlachen, als er eben erreichen kann, um sich zu überzeugen, daß es wirklich friert. Vor einigen Tagen ist Schnee gefallen und eine weiße Decke liegt über Berg und Thal.

Was die Jagdausrüstung anbelangt, so ist unser Dilettant damit versehen wie Einer. Er besitzt einen grauen Jagdrock, dicke kurze Hosen, wollene Strümpfe, die bis über's Knie reichen, und rothe juchtenlederne Stiefeln, die das ganze Jahr einen unausstehlichen Gestank verbreiten, dafür aber auch, weil sie wenig gebraucht werden, im Winter auf der Jagd der Nässe gutwillig den Eintritt verstatten. Er hat sich einen grauen Filzhut angeschafft mit einem theuern Gemsbart und Spielhahnfedern verziert. Das Pulverhorn ist zum Aufdrücken, der Schrotbeutel zum Umbiegen eingerichtet, Alles auf's Neueste. Auch eine Zündhütchenuhr fehlt nicht; da er aber den Mechanismus derselben nicht zu handhaben versteht, so wird sie nur zur Parade mitgenommen und er müht sich meistens ab, mit den erstarrten Fingern das Zündhütchen aufzusetzen. Daß er ein ausgezeichnetes Gewehr besitzt, brauchen wir gar nicht zu erwähnen. Dasselbe schießt weit hin und hält auf achtzig Schritte die Schrote merkwürdig zusammen. Nur hat es einen einzigen kleinen Fehler: es stößt sehr stark und hätte dem Liebhaber bei einem ersten Versuch mit etwas starker Ladung beinahe zwei seiner schönsten Backzähne gekostet.

Der Jagdliebhaber kommt in sein Zimmer und ruft seinem Bedienten. — „Johann, mein Gewehr! den Jagdrock, die Hosen, die

v. Rahden.

Aber er ſieht doch etwas blaß aus, der Herr Kammerdiener. —

Kammerdiener (indem er rechts abgeht, für ſich).

Warte nur!

v. Rahden.

Das war ein ſtarkes Unwetter, Excellenz, der ganze Himmel iſt überzogen; ich fürchte, wir bekommen ein paar Regentage.

Graf.

Ich habe das auch bemerkt, und es iſt mir unerklärlich —

v. Rahden.

Was, Excellenz?

Graf (betrachtet den Barometer).

Sehen Sie, wie der Barometer geſunken iſt, Regen und Wind — ganz unerklärlich, und ich habe Sie gerade auf Ihrem Zimmer aufgeſucht, um Ihnen das mitzutheilen. Es iſt in der That ſeltſam.

v. Rahden

(ſieht ihn fragend an).

Graf.

Ihre magnetiſche Kur mit meiner Frau hatte ſo glücklich und glänzend begonnen. Sie war ſogar heute bei dem warmen ſchönen Wetter heiter, faſt luſtig.

v. Rahden (aufſtehend).

Und das hat ſich geändert?

Graf.

Mit Einemmale. O dieſe Nervenleiden ſind nicht zu berechnen.

v. Rahden.

Das iſt wahr, aber ich begreife nicht —

Graf.

Ich auch nicht, — Sie wiſſen, meine Frau iſt bei ſchlechtem Wetter ruhig und heiter, — Sie haben es ja ſelbſt heute Morgen

geſehen, wie ſie bei dem eintretenden erſten Gewitter plötzlich ihre üblen Launen verließen.

v. Rahden.

Ja gewiß. (Für ſich.) Auch die Urſache davon. (Laut.) Aber mir ſchien die Frau Gräfin bei dem Ausfahren gänzlich frei von Laune.

Graf.

Das war ſie auch, ſo lange die Sonne ſchien. Als ſich aber eine halbe Stunde nach unſerem Wegfahren der Himmel bezog, wurde ſie gegen alle bisherigen Vorgänge mit Einemmale verſtimmt.

v. Rahden.

Das iſt mir unbegreiflich. (Für ſich.) Eugen war doch auch von der Partie.

Graf.

Ganz unbegreiflich.

v. Rahden.

Es könnte vielleicht eine Kriſe eingetreten ſein, bei welcher häufig die Krankheit noch einmal mit ganzer Kraft auftritt, um alsdann völlig zu verſchwinden.

Graf.

Sie machen mich durch dieſe Worte ſehr glücklich.

v. Rahden (für ſich).

Wenn ich nur erfahren kann, ob irgend etwas vorgefallen iſt! (Laut.) Wollten mir Excellenz nicht mittheilen, wann dieſe Verände-rung eintrat?

Graf.

Sobald ſich der Himmel verfinſterte.

v. Rahden.

Das iſt mir räthſelhaft.

Graf.

Die Gräfin wollte nach dem Waldhof fahren; ich weiß nicht, weßhalb ſie auf dieſe Idee kam, ſonſt behauptet ſie immer, die Wege

dorthin ſeien gefährlich. Sie hat das Eugen ſchon hundertmal geſagt.

v. Rahden.

Und doch fuhr man nach dem Waldhof?

Graf.

Ich mochte nicht widerſprechen, denn ich bemerkte ſchon an dem Winde, ſowie auch an meinem Barometer hier (er zeigt auf ſeinen linken Fuß), daß ſich das Wetter ändern müſſe. Ich dachte, auf dem Waldhof können wir den Regen abwarten und im Nothfall vom Schloß bedeckte Wagen kommen laſſen.

v. Rahden.

Ah ſo? Und darauf fuhren Sie nach dem Waldhof?

Graf.

Wir ſtiegen aus, — ich habe dort ein paar Zimmer für mich reſervirt — wir betraten eins derſelben und ſoweit war Alles in Ordnung. — Dann aber trat plötzlich bei meiner Frau eine gänzlich veränderte Stimmung ein.

v. Rahden.

Und es begab ſich vorher nichts Außergewöhnliches?

Graf.

Nicht das Geringſte. Ich hatte ſogar mit Eugen eine kleine Neckerei. Auf dem Tiſche des Zimmers nämlich bemerkten wir ein Bouquet, und der Baron entdeckte daneben Eugens Cigarrendoſe.

v. Rahden.

Ah! Die Cigarrendoſe Eugens und ein Bouquet?

Graf.

Das war nichts Beſonderes. Eugen war den Morgen da geweſen; ſo ſagte uns die Schweſter des Verwalters, eine alte Jungfer, die ich nicht leiden kann.

v. Rahden.

Sie ſagt alſo —?

Graf.

Daß Eugen den Morgen da geraucht, und daß ihm ihre Nichte Clara — ein ſehr friſches, hübſches Mädchen — dieſe Blumen geſchenkt. — Nun das war doch ganz gleichgültig.

v. Rahden.

O gewiß ganz gleichgültig. — Und die Frau Gräfin?

Graf.

Sie miſchte ſich gar nicht in das Geſpräch, ſie ſah zum Fenſter hinaus, ich glaube, ſie hat es gar nicht gehört.

v. Rahden (für ſich).

Sie hat's gehört. Ich verſtehe Alles.

Graf.

Dann kam plötzlich das Gewitter. — Es fing an zu donnern und zu regnen, und wie der helle Himmel verſchwand, war auch die gute Laune der Gräfin fort. Ich wollte den großen vierſitzigen Wagen kommen laſſen, — nein, ſie verlangte ihr Coupé. Das waren alſo zwei Equipagen, die in den Schmutz hinaus mußten; aber ſie that es nicht anders.

v. Rahden.

Und als das Coupé kam?

Graf.

Fuhr ſie mit der Baronin allein nach Hauſe. Jetzt iſt ſie auf ihrem Zimmer, und ich fürchte, ſie kommt den Abend nicht mehr zum Vorſchein.

v. Rahden (für ſich).

Dieſer verwünſchte Eugen! Aber er muß fort ſo bald als möglich. (Laut) Beruhigen Sie ſich, Excellenz, es iſt wie ich ſagte, nichts als eine Kriſe.

Graf.

Und Sie verzweifeln nicht an der Heilung?

v. Rahden.

Im Gegentheil, dieſe Kriſe iſt mir willkommen. (Für ſich) Wenn

ich nur wüßte, wie ich ihn für einige Zeit fortbringen könnte!
(Er denkt nach.)

Graf.

Sie überlegen —

v. Rahden.

Ueber den Verlauf der magnetiſchen Kur — (Für ſich.) Ich muß ihn bei dem Onkel verklagen; es geht wahrhaftig nicht anders.

Graf.

Wenn es nur kein Rückfall iſt. —

v. Rahden.

Eine Kriſis iſt immer eine Art Rückfall; aber hier wird zu helfen ſein.

Graf.

Beſter Doktor, Sie machen mich zum Glücklichſten!

v. Rahden.

Hoffentlich, Herr Graf, werde ich das zu Stande bringen.

(Kleine Pauſe.)

Erlauben Sie mir aber, Excellenz, etwas Anderes mit Ihnen zu beſprechen, freilich nichts von ſo großem Intereſſe.

Graf.

Sprechen Sie, lieber Doktor.

v. Rahden.

Excellenz werden mir glauben, daß — ein Mann wie ich, der ſich — ſo in den Magnetismus vertiefte, empfänglicher, reizbarer wird, als jeder Andere.

Graf.

Ich bin davon überzeugt.

v. Rahden.

Wir Magnetiſeure beſitzen eine Gabe, aus irgend etwas, was dem gewöhnlichen Beſchauer ganz gleichgültig erſcheint, Vorfälle zu errathen.

Graf.

Ein gewiſſes Ahnungsvermögen.

v. Rahden.

Nennen Sie es ſo. — Ich halte es aber für meine Pflicht, Ihnen anzuvertrauen, daß dieſer Eugen hier nicht vollkommen an ſeinem Platze iſt.

Graf.

Sie glauben wegen der kleinen Verwalterstochter? Ja, er iſt ein leichtſinniger junger Menſch.

v. Rahden.

Die Verwalterstochter wäre Nebenſache, Excellenz, aber — es ſind andere Dinge hier vorgefallen. —

Graf.

Ah ja! Hat Ihnen Eugen davon erzählt?

v. Rahden.

Nein, ich ſtehe nicht ſo in ſeinem Vertrauen.

Graf.

Oder der Baron?

v. Rahden.

Auch nicht. Ich erlaubte mir vorhin, mit Ihnen von einem gewiſſen magnetiſchen Ahnungsvermögen zu ſprechen.

Graf.

Das iſt ganz wunderbar. (Für ſich.) Ein merkwürdiger Menſch!

v. Rahden.

Ich glaube, Sie hatten — ohne mich in Details einlaſſen zu wollen, — eine Unterredung mit Eugen?

Graf.

In welcher ich ihn dringend bat, mit der Baronin Steinbach ſich vorſichtiger zu benehmen.

v. Rahden.

Ich möchte um Alles in der Welt keinen Namen genannt haben, Excellenz.

Graf.

Ich verſtehe Ihr Zartgefühl.

v. Rahden.

Aber Eugen iſt nicht ſo ſchuldig, wie Sie glauben, Herr Graf. Jene Dame —

Graf.

Die Baronin!

v. Rahden.

Eine Dame, Herr Graf.

Graf.

Nun denn, dieſe Dame?

v. Rahden.

Liebt den jungen Menſchen, und gibt ihm das durch kleine Aufmerkſamkeiten und Neckereien täglich und ſtündlich zu verſtehen.

Graf.

Sie ſehen, wie ich erſchrecke, mein lieber Doktor. — Die Baronin Steinbach — eine ſo ruhige geſetzte Frau.

v. Rahden.

Herr Graf, ich nannte keinen Namen —

Graf.

Ich verſtehe! Nun alſo für uns eine Dame. Und ſind Sie Ihrer Sache ganz gewiß?

v. Rahden.

Eine Dame in dieſem Hauſe beſchäftigt ſich mehr als nöthig iſt, mit dem Wohl und Wehe des jungen Herrn von Felſen. Aber ich will durchaus nicht behaupten, daß dieß Gefühl ſchon Liebe iſt; ich bin ſogar überzeugt, daß bis jetzt nur ein vielleicht großes Intereſſe vorherrſcht. Aber was daraus entſtehen kann, werden Excellenz ſelbſt ermeſſen.

Graf.

Allerdings! So etwas kann höchſt gefährlich werden.

v. Rahden.

Iſt es aber bis jetzt noch nicht, Herr Graf, darauf könnte ich ſchwören. Ja, Eugen hat bis jetzt keine Ahnung davon.

Graf.

Aber er machte doch heute Morgen der Baronin auffallend die Cour!

v. Rahden.

Ohne mich auf die Nennung eines Namens einzulaſſen, möchte ich das nicht gerade behaupten. Er iſt artig, liebenswürdig, mehr nicht.

Graf.

Ihre Worte ſind mir eine wahre Beruhigung. — Aber da muß etwas geſchehen.

v. Rahden.

Das glaube ich auch.

Graf (für ſich).

Freilich reist die Baronin morgen ab; aber was nützt das? Da kann er in den nächſten Tagen eine Reiſe nach Wien unternehmen, ich kann ihn am Ende doch nicht mit Gewalt halten. (Laut.) Man muß ihn weit wegſenden.

v. Rahden.

Das iſt auch meine Meinung, und das ſollte auch Euer Excellenz nicht ſchwer fallen. Eugen iſt von ſehr guter Familie — hat viel gelernt. —

Graf.

Nun — was das anbelangt —

v. Rahden.

Und es würde nur eines Worts von Euer Excellenz an das Miniſterium bedürfen, um ihn zu irgend einer Geſandtſchaft zu bringen; nach Spanien, nach Perſien etwa. —

Graf.

Ei, ei, kennen Sie dieſen Empfehlungsweg auch ſchon?

v. Rahden.

Ein Arzt erfährt ſo Manches, Excellenz.

Graf.

Sie haben Recht; ich haſſe ſonſt dergleichen Protektionsanſtellungen, aber diesmal will ich eine Ausnahme machen.

v. Rahden.

Das ſollte aber bald geſchehen.

Graf.

Sogleich. Ich will noch heute Abend ein paar Zeilen an das auswärtige Amt ſchreiben.

v. Rahden (für ſich).

Jetzt wäre es von großem Nutzen, wenn er ſelbſt ſchon dieſes auswärtige Amt wäre. (Laut.) Excellenz erweiſen dieſem jungen Mann eine große Gnade.

Graf.

Gewiß, ich will es thun. — Was meinen Sie? — Man ſagt dem Baron nichts davon?

v. Rahden.

Gewiß nicht, Excellenz!

Graf.

Aber meiner Frau muß ich es mittheilen, es wird ſie vielleicht zerſtreuen.

v. Rahden (für ſich).

Das glaube ich nicht, aber ſie muß es erfahren. (Laut.) Wenn Excellenz glauben, daß es nicht ſchaden kann —

Graf.

Im Gegentheil, ſo ein kleiner Spiegel ſchadet nie; ich bin, was mein Alter und des meiner Frau anbelangt, mit dem Baron und deſſen Frau in gleichem Verhältniß. —

v. Rahden.

Aber, Excellenz, ich bitte dringend, gegen die Frau Gräfin keinen Namen auszuſprechen.

Graf.

Wenn Sie glauben. — Aber die Gräfin iſt klug, mein lieber Freund, ſie wird den Namen ſchon errathen.

v. Rahden.

Davon bin ich überzeugt. Jedenfalls iſt es beſſer, wenn Sie ihn nicht ausſprechen.

Graf.

Nun, gut! — Aber, beſter Doktor, welch ein Scharfſinn!

v. Rahden.

Excellenz ſind den ganzen Tag beſchäftigt, ich beobachte dagegen. Dann ſtehen Sie, Herr Graf, mit unbefangenem Herzen dieſer Sache viel zu nah, um klar ſehen zu können. Für mich, der ſich außer dieſem Kreiſe befindet, iſt es viel leichter, Manches zu ſehen, was Sie gar nicht beachten.

Graf.

Sie ſind zu beſcheiden, — ich ſchätze Ihre Umſicht; — ich habe Sie lieb gewonnen — leider habe ich beim Medicinal-Collegium keinen Einfluß; wenn ich Ihnen ſonſt wo nützlich ſein kann, ſo befehlen Sie ganz über mich.

v. Rahden (lächelnd).

Aber das Protektionsweſen, Herr Graf?

Graf.

Für Sie mache ich eine Ausnahme. Ein junger Mann von Ihren Kenntniſſen, ſo ſicher auftretend, iſt mir ſelten vorgekommen. Es iſt ſchade, daß Sie keiner großen Familie angehören, denn wäre dies, ich würde Sie dem Miniſter des Auswärtigen aufs Dringendſte empfehlen.

v. Rahden.

Dieſe Worte machen mich ganz glücklich. Weit ſchätzbarer aber als eine Empfehlung an den Miniſter iſt mir das Wohlwollen Euer Excellenz.

hohen Strümpfe und die langen Stiefel!“ — Bald ſind alle dieſe Sachen um ihn verſammelt und er ſieht ſich veranlaßt, dem Bedienten einen kleinen Wiſcher zu ertheilen. Die Motten haben in den Aermel des Rocks ein Loch gefreſſen und in der Hoſe einen Theil verletzt, den man gern in gutem Zuſtande beſitzt. Dieſer Wiſcher wird bedeutend verſtärkt, da die Stiefeln, trotz der häufigen Ermahnungen, ſie fleißig einzuſchmieren, vor Dürre ordentlich klaprern. Im Grunde tröſtet ſich der Jagdliebhaber damit, daß es nicht viel zu ſagen hat, wenn auch an den Kleidungsſtücken etwas fehlt, wenn nur die Waffe in gutem Zuſtande iſt.

Dieſe ſteht, ſorgfältig in ein grünes wollenes Futteral geſteckt, in einer Ecke des Zimmers und wird nun hervorgeholt und feierlich enthüllt. Doch wer malt den Schrecken des Jagdliebhabers, als er bemerkt, daß das Gewehr in- und auswendig mit einer förmlichen Kruſte von Roſt bedeckt iſt, und als er ſieht, daß die Batterie von verbranntem Pulver ſtarrt! — „Gerechter Gott! wer hat das gethan? Wie iſt das möglich?“ Er weiß zu gewiß, daß er das Gewehr ſelbſt in's Futteral geſteckt, rein und blank, nachdem er es ſorgfältig mit Mandelöl eingerieben. Ein ſchweres Gewitter ſteigt über dem Haupt des Bedienten empor, der troſtlos daſteht und ſich nach den erſten Worten als Thäter bekennt. Er hat das Gewehr mit zu einer Herbſtfeier genommen, und nachdem er an einem ſchönen Nachmittage zwei Pfund Pulver daraus verknallt, hat er's ungeputzt in's Futteral geſteckt und das Putzen vergeſſen. Glücklicherweiſe iſt der ſehr biegſame und ſchmiegſame Ladſtock nicht eingeroſtet und Herr und Diener beſchäftigen ſich ſofort mit einer ſehr eindringlichen, aber unangenehmen Herbſtnachfeier. — Was iſt zu thun? Das Gewehr muß geputzt ſein, und da es unterdeſſen eilf Uhr Abends geworden iſt, ſo muß man ſich ſelbſt damit beſchäftigen. Die Waffe wird auseinander geſchraubt, und nach zweiſtündiger mühſamer Arbeit tritt der feſte Grund des Rohrs überall wieder zu Tage; die Batterie iſt ſauber und blank, und während dem hat der Bediente Rock und Hoſe etwas geflickt und die Stiefeln mit Oel und Talglicht gehörig bedient.

Als endlich Alles in Ordnung iſt, ſchlägt es zwei Uhr, und da der Poſtwagen nach dem Orte des Rendezvous um halb drei abfährt, ſo iſt keine Zeit mehr zu verlieren. Der Jagdliebhaber, ohne zu Bette gekommen zu ſein, wirft ſich geduldig in die Jagdkleider, hängt Pulverhorn, Schrotbeutel und Zündhütchenuhr um, nimmt den Muff, ſetzt den Jagdhut mit der Spielhahnfeder auf und wickelt ſich in den Mantel.

Graf.

Rechnen Sie in vorkommenden Fällen ganz auf mich.

v. Rahden.

Das werde ich gewiß thun, Excellenz.

(Als der Graf links abgehen will, öffnet der Kammerdiener links die Thüre und ſagt: d. Frau Gräfin!)

v. Rahden

(mit einer tiefen Verbeugung ab).

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gräfin.

Graf (ihm nachrufend).

Wir erwarten Sie hier zum Thee. — Ah, mein Kind, ich hatte ſchon gefürchtet, wir würden dich heute Abend nicht ſehen.

Gräfin.

Und weßhalb hätte ich auf meinen Zimmern bleiben ſollen?

Graf.

Ich dachte, du ſeieſt unwohl.

Gräfin (ſcherzend).

Und weßhalb?

Graf.

Droben auf dem Waldhof brachte mich deine Verſtimmung auf ſolche Vermuthungen.

Gräfin.

Ich bin nicht krank.

Graf.

Wenn auch nicht krank, doch wohl ſchlecht gelaunt.

Gräfin.

Das nimmt dich Wunder?

Graf (für ſich).

Bei Regenwetter allerdings.

Gräfin.

Doch laſſen wir das; ich habe etwas Anderes mit dir zu beſprechen.

Graf.

Auch ich wollte an dich ein paar ernſte Worte richten.

Gräfin (in gereiztem Tone).

Dieſer Eugen —

Graf.

Richtig! um den handelt es ſich.

Gräfin.

Wie ſo?

Graf.

Nun, rede du!

Gräfin (für ſich).

Was will er mit Eugen? (Laut.) Nein, ich will zuerſt hören, was du ſagſt!

Graf.

Eugen iſt ein leichtſinniger gedankenloſer junger Menſch.

Gräfin.

Leider!

Graf.

Der in mein Haus nichts wie Unfrieden bringt. Und den ich ſo bald wie möglich und ſo weit wie möglich entfernen will.

Gräfin.

Ah, das darfſt du nicht! Er hat ſich uns anvertraut —

Graf.

Gerade deßhalb ſoll er fort. Als Attaché, nach China oder Perſien meinetwegen.

Gräfin (für ſich).

Was ſoll das bedeuten? (Laut.) Aber wenn wir ihn ganz ohne Aufſicht laſſen —?

Graf.

Die Aufſicht hier im Hauſe taugt ihm auch nichts. (Ernſt.) Ich habe Dinge erfahren, die mir höchſt unangenehm ſind.

Gräfin.

Nun, ſo Schlimmes wird er nichts gethan haben.

Graf.

Er freilich nicht, aber Andere waren im Begriff, ſehr Schlimmes zu thun.

Gräfin (für ſich).

Um Gotteswillen! Was ſoll das?

Graf.

Ich will es dir nicht vorenthalten, Adelaide; es iſt meine Schuldigkeit dich zu warnen.

Gräfin.

Mich zu warnen?! (Mühſam lachend.) Ha! ha! ha! Nun, das iſt vortrefflich!

Graf.

Dein Lachen beruhigt mich nicht; denn ich bin meiner Sache gewiß.

Gräfin.

Ah!

Graf.

Eine Dame — in unſerem Hauſe — liebt Eugen, ſie bezeugt ihm das durch allerlei Aufmerkſamkeiten, dadurch, daß ſie ihn in ihre Nähe zieht, daß ſie ſich beſtändig mit ihm beſchäftigt, daß ſie nicht ohne ihn leben kann. — Man hat das bemerkt, wie? —

Gräfin (für ſich).

Großer Gott! Faſſung! (Laut.) Gräfin Anna?

Graf (ſchüttelt den Kopf).

Viel ſchlimmer als das — eine verheirathete Frau.

Gräfin (ſinkt in ihren Fauteuil).

Ah, das iſt zu viel!

Graf.

Es erſchreckt dich, Adelaide, daß ich darum weiß. (Pauſe. Zuckt die Achſeln.) Die Sache iſt einmal nicht zu ändern. (Pauſe.)

Gräfin (aufſpringend).

O ja, es wird zu ändern ſein!

Graf.

Glaubſt du!

Gräfin.

Gewiß! Jene Frau — von welcher du ſprachſt, wenn die Sache überhaupt nicht eine Erfindung müßiger Leute iſt, hat gewiß nur unvorſichtig ohne alle Abſicht gehandelt; als ſie ſich jenes jungen Menſchen — vielleicht zu lebhaft — annahm.

Graf.

Deine Worte beruhigen mich einigermaßen, denn du kennſt jene Frau genau.

Gräfin (mit leiſer Stimme).

Ja, ich kenne ſie.

Graf.

Alſo du glaubſt, ſie hat nur unbedachtſam gehandelt?

Gräfin.

Das könnte ich beſchwören, ſie wird dankbar dafür ſein, daß man ihr die Augen geöffnet.

Graf.

Das iſt mir lieb; jene Frau hat einen braven Mann.

Gräfin (mit leiſer Stimme).

Ich weiß es.

Graf.

Der es gut mit ihr meint.

Gräfin.

Gewiß.

Graf.

Er iſt von meinem Alter.

Gräfin.

Ja.

Graf.

Jene Frau aber iſt viel jünger.

Gräfin.

Das iſt ſie.

Graf.

Deßhalb ſollte ſie um ſo mehr allen Schein meiden; die Welt iſt böſe. Adelaide, denke dir, wenn eine Ahnung von dieſer Sache in die Geſellſchaft käme! ein ſolches Verhältniß in meinem Hauſe, unter meinen Augen, mit einem Neffen von mir!

Gräfin.

Um Gotteswillen! laß es genug ſein! Mir ſchwindelt, ich bin einer Ohnmacht nahe.

Graf.

Jene Frau wäre der Abſcheu aller ihrer Bekannten. — Man kann ſo etwas nicht ernſt genug nehmen.

Gräfin (für ſich).

Wie edel er iſt, mich auf ſo zarte Weiſe vom Abgrunde zurückzuziehen!

Graf.

Die Sache iſt mir in der That unbegreiflich, oder jene Frau müßte ihren Mann gar nicht mehr lieben.

Gräfin (wirft ſich ihm in die Arme).

Doch ſie liebt ihn; ſie liebt ihn inniger als je! Und wie dankbar wird ſie dafür ſein, daß man ſie auf ſo liebreiche Art mit ihrem Fehler bekannt macht!

Graf.

Das ſei deine Sorge, mein liebes Kind. (Für ſich.) Dieſer Doktor iſt ein Wunderthäter! (Laut.) Du kannſt dir nicht denken, Adelaide, wie froh ich bin, daß dieſer Vorfall dein Herz wieder

gegen mich öffnet und dich in meine Arme zurückführt. — Du warſt in der letzten Zeit oft ſo mürriſch, ſo übel gelaunt.

Gräfin.

Ja, ich war es, will es aber gewiß nicht mehr ſein.

Graf.

Nie mehr?

Gräfin.

Gewiß nicht, es ſoll mein Beſtreben ſein, durch ungetrübte Heiterkeit deine Tage zu beglücken.

Graf (für ſich).

Dem Doktor bin ich eine Million ſchuldig! (Laut.) Und Eugen —?

Gräfin.

Muß fort, ſobald und ſo weit wie möglich! Ich bitte dich herzlich darum.

Graf.

Dein Wunſch iſt mir Befehl.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Gräfin Anna.

Graf (für ſich).

Ich bin überglücklich. (Laut.) Ah, mein Kind, du kommſt ſchon zum Thee? Iſt es bereits ſo ſpät?

Anna.

Faſt acht Uhr, Papa.

Gräfin (zum Grafen).

Ich muß noch ein paar Worte mit der Baronin ſprechen, die eben ihre Befehle zum Einpacken gibt.

(Nach links ab.)

Anna.

Der Baron will ſchon morgen reiſen, Papa; das iſt ſehr ſch gekommen. Es thut mir recht leid.

Graf.

Dann wird es wieder ſtill und einſam hier werden. Ich daure das nur deinetwegen, liebe Anna.

Anna.

O Papa, ich fühle mich ſo wohl, ſo glücklich!

Graf.

Du biſt ein gutes Kind; aber die Einſamkeit hier iſt doch nic für dich. Ich verſpreche auch dir die Reſidenz für den nächſ Winter — Bälle, Conzerte, Schlittenpartieen, Maskeraden — a (er droht mit dem Finger) keinen ſchwarzen Domino, der dir ſo eifrig Hand küßt!

Anna.

Papa, Sie ſcherzen.

Graf.

Nun ich hoffe, daß es Scherz war. Aber man hat mir dam von mehreren Seiten einen Namen zugeflüſtert. Sage mir, m liebes Kind, wer war jener ſchwarze Domino? War etwas an Sache?

Anna.

Papa, das iſt lange vorüber.

Graf.

Alſo es war doch etwas? — Nun, rede nur! Ich bin he in einer glücklichen Stimmung, weil der Doktor deine Mutter v ihren Nervenleiden vollſtändig kurirt hat. — Doch, wer war verwegene junge Herr, der damals meiner Tochter den Hof machte

Anna.

Das that er nicht!

Graf.

Doch, doch! Du kannſt das ſchon geſtehen, Anna; ein ſo w

erzogenes, taktvolles junges Mädchen wie du, braucht nicht zu erröthen, du gabſt gewiß keine Veranlaſſung dazu. — Nun wer war es?

Anna.

Papa, ich weiß nicht —

Graf.

Ei, ei, ei! Deine Weigerung erregt Verdacht. — Aus dem Scherz ſcheint Ernſt zu werden.

Anna (ſeufzend).

Jetzt oder nie! (Laut.) Papa, ich will Ihnen nichts verſchweigen. Sie fragen mich ſo liebevoll, daß mir dies den Muth gibt, Ihnen aufrichtig zu antworten.

Graf.

Was werde ich hören?

Anna.

Gewiß nichts, was Sie erzürnen müßte, was den Glauben an Ihre Tochter erſchüttern könnte! Jener Domino, von dem Sie ſprachen —

Graf.

Derſelbe, der dir die Hand küßte?

Anna.

Ja, Papa, derſelbe. Aber ich hatte ihn nicht erſt an jenem Abend kennen gelernt.

Graf.

Nicht? Die Sache wird immer ernſthafter! — Und wo ſahſt du ihn früher?

Anna.

In vielen guten Häuſern, wo er gerne geſehen war.

Graf.

Alſo der ſchwarze Domino iſt von guter Familie?

Anna.

Gewiß, Papa, — und was noch mehr iſt, ich liebe ihn von ganzer Seele; ich will es Ihnen bekennen.

Graf.

Ruhig, ruhig, Gräfin Schönmark! So weit ſind wir noch nicht, das letzte Wort will ich nicht gehört haben.

Anna.

Papa, Sie fragten mich ſo liebevoll!

Graf.

Das iſt ein ſchöner Dank für meine Freundlichkeit. — Anna, das hat mich ſehr überraſcht, und was du mir eben geſagt —

Anna.

Iſt die Wahrheit, Papa; und ich will es nicht läugnen. Ja, ich liebe ihn mit der ganzen Kraft meines Herzens.

Graf.

Und wer iſt dieſer verwegene junge Menſch? Ich hoffe, daß ich ſeinen Namen wenigſtens ſchon gehört habe.

Anna.

Ohne Zweifel, Papa — Ferdinand von Rahden.

Graf.

Des Präſidenten Sohn? Mein Kind, du haſt mir den ganzen Abend verdorben.

Anna.

Mein Gott! Papa, haben Sie etwas gegen dieſen Namen?

Graf.

Er iſt nicht ſo übel; der Präſident iſt ein Ehrenmann, und der Sohn ſoll ein geſchickter Advokat ſein. — Du aber biſt eine Gräfin Schönmark. —

Anna.

Ich weiß es, Papa.

Graf.

Du hätteſt das auch nie vergeſſen ſollen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. v. Rahden (in der Thüre rechts).

Anna (ſchmiegt ſich an ihren Vater).

Papa, ſeien Sie gütig gegen mich!

Graf.

Das iſt unmöglich, mein Kind. (Laut.) Dieſer Herr v. Rahden

v. Rahden (erſchrocken).

Excellenz! (Für ſich.) Was iſt das?

Graf (zu Anna).

Nichts weiter davon, Anna! Dein Bekenntniß hat mich wahrhaft erſchüttert, ich muß mit deiner Mutter darüber ſprechen.

v. Rahden (näher tretend).

Excellenz!

Graf.

Ah! lieber Doktor.

v. Rahden.

Excellenz nannten vorhin einen Namen —

(Anna macht ihm Zeichen zu ſchweigen.)

Graf.

Nichts, was Sie betrifft, beſter Freund! — Wir ſprechen von einer Familie aus der Reſidenz, von Ferdinand v. Rahden. — Sie ſehen mich ſo erſtaunt an. Kennen Sie dieſen Herrn?

v. Rahden.

Gewiß, Excellenz! ſehr genau! (Er bemerkt das Zeichen der jungen Gräfin.) — So ziemlich, wollt' ich ſagen. Ich habe ihn einigemal geſehen.

Graf (führt ihn auf die andere Seite).

Ein Advokat.

v. Rahden.

Ja.

Es wird rasch eine Tasse Kaffee gekocht, und nach einem halb wehmüthigen Blick auf sein unberührtes Bett eilt er nach dem Posthofe, den Vergnügungen entgegen, die seiner harren.

Draußen ist es grimmkalt, die Sterne funkeln am klaren Himmel, der Schnee knirscht unter den Füßen des Dahinwandelnden, und ehe er noch den Posthof erreicht, hängen große Eiszapfen an seinem Barte. — Im Eilwagen ist er die einzige Person, und wenn er deßhalb auch die Beine nach Belieben ausstrecken kann, so leidet er dafür sehr an Frost. Umsonst wickelt er sich in seinen Mantel, die Nachtluft dringt schneidend durch. Seine Zähne klappern und aus den Füßen ist alles Gefühl verschwunden.

Endlich nach vier langen Stunden kommt er am bestimmten Orte an. Es ist halb sieben und der Tag fängt an zu dämmern. Im Wirthshause, wohin er beschieden worden, wird er in eine große Stube gewiesen, wo ihm ein dicker Holzrauch sagt, daß das Feuer eben angelegt worden. — Er ist der Erste auf dem Platze, und nachdem er das Gewehr von sich gelegt, trippelt er, halb erstarrt, in der Stube auf und ab, um sich etwas zu erwärmen. Bald erscheint ein Kellner mit sehr verschlafenem Aeußern, der ihn gähnend fragt, was er zu genießen wünsche. — Nachdem der Jagdliebhaber einige Augenblicke überlegt, entscheidet er sich für Chokolade mit geröstetem Brod und Butter.

Unterdessen wird es Tag und vor dem Gasthofe versammeln sich die Treiber. Sie haben lange hellgraue Leinwandkittel an, Pelzmützen auf dem Kopfe und die Hände stecken in dichten Filzhandschuhen. Die meisten führen einen langen Stock und Alle springen im Schnee herum, schlagen in die Hände, um diese zu erwärmen, und blasen ihren Athem in dicken Dampfwolken von sich. — Jetzt kommen auch einige herrschaftliche Jäger an, mit andern Treibern hinter sich, deren einer einen Frühstückranzen trägt und einen Schweißhund an der Leine führt. Alle haben blaue Backen und roth angelaufene Nasen; ein Anblick, der den Jagdliebhaber jetzt um so schmerzlicher an die vergangene Nacht erinnert, da der Ofen anfängt eine behagliche Wärme auszuströmen und die duftende heiße Chokolade vor ihm auf dem Tische steht.

Dort steigt die Sonne über die Berge und wirft einen feuerrothen Schein auf den Schnee bis vor das Wirthshaus, den Rauch vergoldend, der aus den Schornsteinen des Dorfs hie und da aufzusteigen beginnt. Die Jagdhunde schauen empor und schütteln sich. — Eben ist die Chokolade und ein ganzer Teller voll gerösteten Brods mit Butter verzehrt,

Graf.

So ein leichtſinniger Obenhinaus, — der ſeine Geſchäfte vernachläſſigt, und ſtatt im Gerichtsſaal, nur auf Bällen und Maskeraden zu finden iſt? — Wie?

v. Rahden (für ſich).

Was ſoll ich da antworten?

Graf.

Nun, ich ſehe ſchon, Sie wiſſen auch nicht viel zu ſeinem Lobe zu ſagen.

v. Rahden.

Doch Einiges, Excellenz!

Graf.

Gewiß wenig! Die jungen Leute heut zu Tage ſind ſehr verdorben.

v. Rahden.

Excellenz, ich muß Sie in der That bitten —

Graf.

Beſter Doktor? Sie werden mich doch nicht mißverſtehen? — Sie wiſſen, welche große Stücke ich auf Sie halte. (Leiſe.) Ich kenne Ihre Diskretion; ich will Ihnen ſpäter ſagen, was es mit dem Rahden für eine Bewandtniß hat. Wenn alle jungen Männer wie Sie wären, dann könnte jeder Vater ruhig ſein.

(Er geht nach links ab.)

Sechster Auftritt.

v. Rahden. Gräfin Anna.

v. Rahden.

Was war das, Anna? Um Gotteswillen! was iſt hier vorgefallen?

(Sie hat ſich auf der linken Seite in einen Fauteuil geſetzt, er ſteht vor ihr, und faßt ihre beiden Hände.)

Anna.

Ich habe meinem Vater Alles entdeckt.

v. Rahden.

Was denn, Anna?

Anna.

Daß ich Sie liebe, — nein, daß ich ihn liebe!

v. Rahden.

Wen, Anna?

Anna.

Ferdinand v. Rahden.

v. Rahden (jubelnd).

Alſo mich? Gott, wie ich danke ich dir!

Anna.

Nicht Sie, Sie ſind ja hier der Doktor Steiner.

v. Rahden.

Alſo der Graf weiß nicht wer ich bin?

Anna.

Nein, Ferdinand. Er darf es auch nicht erfahren; Sie haben ja gehört, wie er meine Erklärung aufgenommen.

v. Rahden.

Das iſt leider wahr; er hat mir über den Herrn v. Rahden nicht viel Schmeichelhaftes geſagt.

Anna.

Gott, wenn mein Vater eine Ahnung hätte, daß Sie hier wären, daß Sie ihn betrogen, er würde uns nie verzeihen.

v. Rahden.

Wie danke ich Ihnen, Anna, für das, was Sie für mich gethan! — Gewiß, es muß Alles gut werden; die Vorſehung kann nicht ſo grauſam ſein!

(Der Kammerdiener hat langſam die Thüre geöffnet und erblickt die Beiden. v. Rahden ſieht ihn ebenfalls, erſchrickt, faßt ſich aber gleich wieder.

v. Rahden.

Wir ſind verrathen, Anna, dort an der Thüre war der Kam-

merdiener Ihres Vaters. Bleiben Sie ruhig, nur eine Liſt kann uns retten.

Anna.

Aber was ſoll geſchehen, Ferdinand? Mein Gott, wenn er den Papa herbeiruft.

v. Rahden.

Das wird er thun ohne allen Zweifel, deßhalb ſchließen Sie Ihre Augen; ich habe Sie magnetiſirt.

Anna.

Ferdinand, wie ich mich fürchte! Ich könnte ja das Zimmer verlaſſen, ehe Papa kommt.

v. Rahden.

Das geht nicht, denn der Kammerdiener ſah, wie ich Ihre beiden Hände faßte.

Anna (ſeufzend).

O Gott!

v. Rahden.

Still — — man kommt.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf. Die Gräfin. Später der Baron und die Baronin.

Kammerdiener (der dem Grafen die Thür öffnet).

Ich ſah es ganz genau, Excellenz.

Graf.

Unmöglich! — Was ſoll das?

v. Rahden

(ſteht vor der Gräfin und macht eifrig ſeine Zeichen über ſie. Er winkt dem Grafen mit der linken Hand, ruhig zu ſein und zuckt die Achſeln).

Graf (leiſe).

Was ſoll das bedeuten, Herr Doktor?

v. Rahden.

Excellenz werden mir verzeihen; ich habe vielleicht unbedachtſam gehandelt; aber welcher Magnetiſeur an meiner Stelle hätte eine ſolche herrliche Gelegenheit vorüber gehen laſſen?

Baron

(der mit der Baronin von rechts kommt).

Ah, das iſt ſehr intereſſant!

Graf.

Aber meine Tochter? Wie kamen Sie dazu?

v. Rahden.

Sehen Sie, ſie ſchläft ganz ruhig.

Baron.

Erſtaunlich!

v. Rahden (zum Grafen).

Als Sie uns vorhin verließen, fand ich die Gräfin in einem ſolch aufgeregten Zuſtand, daß ich mich verſucht fühlte, ihre Nerven zu beruhigen. Das gelang mir vollkommen; denn die Gräfin ſchloß ihre Augen und ſchlief — wie Sie ſehen — ein.

Graf.

Ja, ſie war ſehr aufgeregt.

Baron.

Das iſt köſtlich! Ich danke Ihnen ſehr für dies Experiment, lieber Doktor.

Graf.

Es wird ihr doch nicht ſchaden?

v. Rahden.

Unbeſorgt, Herr Graf! Das Wohl der Gräfin iſt mir ſehr theuer.

Baronin

(zur Gräfin, die ſich rechts in ein Fauteuil geſetzt und die bis jetzt eifrig zuſammen geſprochen).

Und ſie hat ihrem Vater offen geſtanden, daß ſie Herrn v. Rahden liebt?

Gräfin.

Ohne Rückhalt! — Haſt du in der Reſidenz dieſen jungen Mann irgendwo geſehen?

Baronin.

O ja, ich — — ich ſehe ihn noch.

Gräfin.

Was, Eliſe?

Baronin (auf v. Rahden zeigend).

Dort ſteht er.

Gräfin.

Mein Gott, wäre es möglich! wie mich das erſchreckt!

Baron (zu v. Rahden).

Würden Sie's jetzt für ſchwer halten, die Gräfin hellſehend zu machen; ſie zu vermögen, daß ſie Etwas ſagte?

v. Rahden.

Das wäre nicht ſo ſchwer; doch weiß ich nicht, ob Seine Excellenz —

Graf.

Wenn Sie mir die Verſicherung geben, daß es ihr nicht nachtheilig iſt.

v. Rahden.

Dafür ſtehe ich mit meinem Leben.

Graf (zur Gräfin).

Was meinſt du, Adelaide?

Gräfin.

Oh, ich glaube, zu dieſem Herrn Doktor können wir Zutrauen faſſen.

v. Rahden.

Wenn Sie alſo befehlen? —

Baron.

So darf ich ſie vielleicht etwas fragen?

v. Rahden (achſelzuckend).

Ich weiß nicht, ob Sie der Gräfin ſympathetiſch ſind.

Eugen (kommt auf den Zehenſpitzen gehend herein).

Hier gibt es ja etwas ſehr Intereſſantes!

Baronin.

Es iſt beſſer, wenn eine von uns Damen ſie frägt. Was meinſt du, Adelaide?

Gräfin.

Allerdings! darf ich ihr eine Frage ſtellen, Herr Doktor?

v. Rahden (in Verlegenheit).

Nur müſſen Sie der Gräfin keine Frage ſtellen, die ihr unmöglich iſt zu beantworten. Sie müſſen erwägen, daß es nur der Verſuch eines magnetiſchen Schlafs iſt.

Gräfin (indem ſie bei v. Rahden vorbeigeht).

Seien Sie unbeſorgt — (Leiſe zum Doktor). Herr v. Rahden!

v. Rahden (erſchreckt).

Was iſt das?

Baron.

Aber jetzt ruhig! ganz ruhig! Das iſt ein feierlicher Moment.

Baronin (für ſich).

Was mag ſie fragen!

v. Rahden (für ſich).

Ich ſtehe wie auf Nadeln.

Gräfin (zu Anna).

Mein Kind — du liebſt?

Anna (zuckt zuſammen).

Eugen.

Ah, das iſt intereſſant!

Graf.

Adelaide, das war indiskret!

Baron.

Was ſie darauf antworten mag?

Anna.

Ja, ich liebe.

Baron.

Ei der Tauſend!

Eugen.

Das wird pikant! Wen kann ſie meinen?

Graf (zur Gräfin).

Laß' es genug ſein!

Baron.

Sie ſteht langſam auf. Ruhig, ruhig!

Anna

(die ſich langſam erhoben hat, öffnet die Augen, ſchaut einen Augenblick um ſich und macht ein paar Schritte gegen v. Rahden. Dieſer fängt ſie mit ſeinen Armen auf. Laut):

Ja, ich liebe ihn!

v. Rahden

führt ſie in ein Fauteuil rechts).

Baron.

Iſt das ernſtlich, lieber Freund; oder iſt es nur des Doktors magnetiſche Kraft?

Graf.

Sehr ernſtlich. Ich habe es gewußt.

Eugen.

Daß Anna ihn liebt?

Baron.

Den Magnetiſeur?

Graf.

Nicht den Doktor Steiner! Wie kann man ſo etwas denken?

Baron.

Aber ſie eilte doch auf ihn zu!

Graf.

Das ſchien mir durch magnetiſche Kraft bewirkt.

Gräfin (zu Anna).

Sei ruhig, mein Kind. Vielleicht geht noch Alles gut.

v. Rahden (zur Gräfin).

Gräfin, nehmen Sie unſere Partie! Helfen Sie!

Gräfin.

Sie haben ſich ſchön verwickelt, Herr v. Rahden. Da ſehe ich keinen Ausweg.

Baron (zum Grafen).

Wen liebt denn die junge Gräfin. Iſt es ein Geheimniß?

Graf.

Das nicht, aber leider einen gewiſſen Herrn v. Rahden.

Baron.

Ah, den jungen Advokaten! Ich habe von ihm gehört, ein talentvoller, geiſtreicher Mann!

Eugen (der zu v. Rahden vorgegangen iſt).

Aber ſo erkläre mir doch, was bedeutet dies?

v. Rahden.

Später — ich habe jetzt keine Zeit!

Kammerdiener (der von rechts gekommen iſt und ein großes Schreiben in der Hand trägt für ſich).

Jetzt wollen wir ſehen, wer dieſer Herr Doktor iſt. (Laut zum Grafen). Excellenz, ſo eben bringt eine Eſtafette dieſes Schreiben aus der Reſidenz. Da aber die Perſon, an die es gerichtet iſt, ſich nicht im Schloſſe befindet, ſo ſoll es vielleicht wieder zurückgeſandt werden?

Graf.

Laß ſehen! — ein Schreiben aus dem Kabinet — an Ferdinand v. Rahden — das verſtehe ich nicht —

(Pauſe.)

v. Rahden.

Excellenz, der Brief iſt an mich.

Graf (ſieht ihn erſtaunt an).

Was ſoll das bedeuten, Herr — ?

v. Rahden.

Ich bin Ferdinand v. Rahden und bitte Sie um Gehör.

(Der Graf geht mit ihm auf die rechte Seite, die andern ziehen ſich links zurück. v. Rahden reißt das Couvert von dem Schreiben und übergibt eins, was darin liegt, dem Grafen.)

Mit meiner aufrichtigſten Gratulation, Excellenz.

Graf (durchfliegt den Brief).

Was ſoll das? Seine Majeſtät übergeben mir das Porteſeuille der auswärtigen Angelegenheiten?

v. Rahden

(der ein Schreiben ebenfalls durchfliegen).

Und ich war ſo glücklich, da ich mich gerade hier befinde, von dem Staats-Sekretär mit Uebergabe dieſes Schreibens betraut zu werden.

Graf (für ſich).

Die Gnade Seiner Majeſtät hat mich auf's Tiefſte ergriffen. Aber ich begreife doch nicht, Herr — Doktor —

v. Rahden (mit einer tiefen Verbeugung).

Der Herr Juſtizminiſter, mein Chef, läßt mir ſchreiben, daß er mich Euer Excellenz beſtens empfohlen habe.

Graf.

Das iſt wahr, Herr v. Rahden. Der Juſtizminiſter ſchreibt mir, Sie hätten Luſt, in die Diplomatie zu treten und empfiehlt Sie auf's Allerdringendſte. — Aber nehmen Sie mir nicht übel, Sie haben hier eine ſonderbare Rolle geſpielt. Weßhalb kamen Sie hieher?

v. Rahden.

Ich erfuhr zufällig, daß Seine Majeſtät die Abſicht hatten, Euer Excellenz das Miniſterium zu übertragen. Ich ſehnte mich ſchon lange, unter den Augen Euer Excellenz zu arbeiten.

Graf (mit einem Blick auf ſeine Tochter).

Ah, ich verſtehe.

v. Rahden.

Da mir jedoch bekannt war, wie ſehr Euer Excellenz das Protektionsweſen verhaßt iſt, —

Graf.

Weiter, weiter!

v. Rahden.

Daß Euer Excellenz ſich von der Brauchbarkeit Ihrer Beamten ſelbſt zu überzeugen pflegen —

Graf.

So kamen Sie hieher?

v. Rahden (mit einer Verbeugung).

Um unter Ihren Augen mein Staatsexamen zu machen.

Graf.

Der Miniſter könnte das vielleicht verzeihen und Ihnen geneigt bleiben; aber nicht ſo der Vater.

v. Rahden.

Das wäre auch des Glücks zuviel auf einmal. Wenn es der Miniſter mit mir wagen will, ſo werde ich hoffentlich in nächſter Zeit demſelben Veranlaſſung geben, ein günſtiges Wort für mich bei dem Vater einzulegen.

Graf.

Das läßt ſich hören. — Meine Damen, ich habe hier ſo eben eine erfreuliche Nachricht erhalten. Seine Majeſtät übertrugen mir das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und dies gnädige Schreiben überbrachte mir Herr von Rahden — unſer erſter Geſandtſchafts-Sekretär in Wien.

v. Rahden.

Wie danke ich Euer Excellenz.

als draußen unter den Treibern eine allgemeine Bewegung entſteht. Herr v. X., der nahe beim Dorf während der Jagdzeit auf ſeinem Landgut wohnt, kommt mit einigen andern Herren, und die Jagd kann beginnen. — Unſer Held ergreift ſein Gewehr und eilt vor das Haus. Allgemeine Begrüßung. Man wird vorgeſtellt und läßt ſich vorſtellen, und iſt in wenigen Augenblicken bekannt.

Gleich vor dem Dorf beginnt der erſte Trieb. — Ein alter Jäger des Herrn von X. führt unſern Jagdliebhaber und einen andern jungen Herrn auf ihren Stand. Während ſie ſo im Schnee dahin gehen, leitet der Jäger die Converſation mit den Worten ein, daß es doch nicht mehr ſo kalt ſei wie geſtern; er zeigt auf einige Wolken, die unterdeſſen emporgeſtiegen ſind, und ſchüttelt halb verdrießlich mit dem Kopf, wobei er eine Hand voll Schnee vom Boden aufhebt, um zu zeigen, daß er naß ſei und ſich leicht zuſammenballen laſſe.

Bald iſt der Stand erreicht, die Beiden werden aufgeſtellt, und da die Treiber einen weiten Weg zu machen haben, ſo geſellt ſich der junge Herr aus der Nachbarſchaft zu unſerm Liebhaber, und Beide beginnen ein Jagdgeſpräch, aus welchem der Letztere zu ſeinem großen Schrecken erſieht, daß jener heute wahrſcheinlich zum erſtenmal eine Jagd mitmacht. Er weiß nicht, was ein Zwilling iſt, er ſpricht vom Haar des Haſen, und der Jagdliebhaber bekommt beinahe Krämpfe, als ihm der Andere von einem Rehbock erzählt, der ein ganz verdrehtes Horn gehabt habe. Kurz, in einer Viertelſtunde iſt es heraus, daß der junge Herr noch nie auf der Jagd geweſen, denn er bittet den Jagdliebhaber, ihm beim Laden ſeines Gewehrs behülflich zu ſein. — Man kann ſich den Schrecken des Mannes denken. In aller Kürze, denn die Treiber erſcheinen ſchon auf den Höhen des Feldes, gibt er dem jungen Herrn die allernothwendigſten Anweiſungen und bittet ihn auf's Dringendſte, nicht auf den Weg zu ſchießen, auf dem Beide ſtehen.

Der Trieb beginnt, die Treiber fangen an ihr Jellow! Jellow! zu ſchreien, und ein einzelner Haſe kommt in voller Flucht übers Feld einher, gerade mitten zwiſchen unſern beiden Freunden. Der Jagdliebhaber nimmt ſein Gewehr auf und macht ſich in größter Ruhe fertig; der junge Herr, der vor dem Trieb noch ein nothwendiges Geſchäft hat verrichten wollen, knöpft in aller Haſt ſeinen Rock zu, fackelt mit dem Gewehr herum, der Haſe ſtutzt, wendet ſich und eilt in einem weiten Bogen den andern Schützen zu, deren einer ihn gemächlich niederſtreckt.

Bald folgen mehrere dieſem erſten Schlachtopfer menſchlicher Grau-

Baron.

Ah, lieber Freund, ich mache meine Gratulation. Da hat Seine Majeſtät ſehr gut gewählt.

Baronin (lächelnd zu Anna).

Wien iſt ſehr angenehm, mein Kind.

Eugen (zu v. Rahden).

Du biſt ein Schelm. Du drängſt dich in meine Carriere. Geh' Egoiſt. Das waren deine magnetiſchen Kuren?

v. Rahden.

Auch für dich iſt geſorgt. (Zum Grafen.) Und in Betreff Ihres Neffen, Excellenz, —

Gräfin (von der andern Seite).

Und in Betreff deiner Tochter!

Anna.

Wirſt du mir verzeihen, Papa?

Baron.

Aber, lieber Freund, Sie hätten den — Doktor da wohl in der Reſidenz laſſen können. Wir hätten ſo vortreffliche magnetiſche Studien zuſammen getrieben.

Graf.

Dies Alles auf einmal zu beantworten, iſt mir unmöglich. Aber hört mein Wort, und das iſt unwiderruflich, wie ein Dekret: Herr von Rahden geht nach Wien; Eugen wird ebenfalls dort attachirt, und das Uebrige wird ſich ſeiner Zeit finden; Herr von Rahden, Sie gehen noch heute Nacht nach der Reſidenz zurück; Sie dürfen ſich aber bei der Gräfin Anna verabſchieden.

Anna.

Papa, wie innig, wie herzlich danke ich dir!

v. Rahden.

Excellenz, Sie ſollen mit mir zufrieden ſein.

Baron.

Aber ich rathe Ihnen, die Wiſſenſchaft nicht zu vernachläſſigen.

Baronin (lächelnd).

Und ſtets Ihre magnetiſche Kraft zu üben.

v. Rahden.

Gewiß, Baronin. Verdanke ich doch Alles, was ich heute erlangte, — meinen magnetiſchen Kuren.

Schuldig!

Scherz in einem Akte.

Perſonen.

Müller, Kanzlei-Aſſiſtent beim Finanz-Miniſterium.
Kratzer, Kanzlei-Aſſiſtent beim Polizeiamt.
Eduard.
Eliſe.
Frau Bendel, Hauswirthin.
Babett, die Magd.

Ein beſcheidenes Zimmer, im Hintergrund ein Fenſter mit Blumen, daneben ein unberührtes Bett mit einer ſpaniſchen Wand. Seitenthüren, vornen links ein Tiſch mit einem großen Lehnſtuhle.

Erſter Auftritt.

Müller, ſpäter Eduard und Eliſe.

Müller

(Sitzt auf dem Lehnſtuhle ausgeſtreckt und ſchläft, es ſcheinen ihn heftige Träume zu plagen).

Oh! Oh! (Er ſchläft weiter.)

(Eduard und Eliſe ſchleichen ſich vorſichtig herein, Eliſe ſchaut ſich ängſtlich um.)

Eliſe.

Ach! welch' ein Unglück, man wird uns entdecken; ich bin verloren!

Eduard.

Es iſt allerdings fatal. Aber wer hätte auch denken können, daß um vier Uhr Morgens ſchon ſo viele Leute auf der Straße umher laufen!

Eliſe.

Das ſchöne Wetter! Da wollen Manche ihren Spaziergang machen, ſo gut wie wir. — Aber du magſt ſagen, was du willſt: ich folge dir nicht mehr. Gott, wenn es mein Vater erfährt! Wird er wohl glauben, daß wir eine harmloſe kleine Promenade machen wollten?

Eduard.

So beruhige dich doch, mein Kind. Der Herr Polizeirath, dein Vater, ſoll es ja auch nicht erfahren; deßhalb haben wir uns ja eben in das Haus geflüchtet.

Eliſe.

Wenn man mich ſieht, iſt mein Ruf auf ewig dahin. O Eduard, wir waren recht leichtſinnig!

Eduard.

Nein, wir haben Unglück gehabt. Iſt es denn nicht Unglück, daß gerade, als wir um die Ecke biegen wollten, ein Wagen voll Bekannter uns begegnet, die eine Landpartie machen? Aber es ſoll noch Alles gut werden! Der Kanzlei-Aſſiſtent hier iſt mein Bekannter, ein alter, ruhiger Menſch. Ich will ihn wecken, bleibe du hier nur an der Thüre ſtehen, ich will ihm die Sache auseinander ſetzen; hier unten wohnt ja deine Putzmacherin, zu ihr gehſt du, ſobald ſich ihre Thüre öffnet. Der ſchöne Sommermorgen erklärt den frühen Ausgang. (Er ſchleicht ſich um die ſpaniſche Wand, während Eliſe einen Schritt vorwärts macht.) Aber, was ſeh' ich! Er iſt nicht in ſeinem Bette.

Eliſe (erſchrickt).

Ah! (Leiſe, behutſam.) Er ſchläft dort auf dem Stuhle. Aber wir können ihm nicht trauen, er iſt mit der Frau Bendel ſehr liirt, er kann ihr dieſen Spaß nicht verſchweigen und ſie wird es aller Welt wieder erzählen. — Ach, Eduard, was wird daraus werden?

Eduard.

Verzweifle nur nicht gleich! Soll ich ihn wecken?

Eliſe.

Nein, um Gotteswillen nicht!

Eduard.

Dann weiß ich nur noch einen Ausweg. H[illegible]man iſt eine Kammer, in welche er ſelten kommt. (Er geht zur [illegible]ht, ob ſie nicht verſchloſſen iſt.) Er bewahrt hier ſeine Kleider, aber da er ſchon

angezogen iſt, wird er heute nicht mehr hinein gehen. Ich kenne alle ſeine Gewohnheiten, er lebt nach der Uhr. Sowie es Fünf ſchlägt, geht er in den Hof und läßt ſeinen Hund los, den er nicht auf dem Zimmer behalten darf. Dann gehſt du zur Putzmacherin hier unten. (Schaut vorſichtig zur Thüre hinaus.) Aber es ſcheint mir Alles ruhig, jetzt könnte ich mich hinab ſchleichen, man darf uns hier nicht beiſammen finden.

Eliſe.

Ach, gewiß nicht! Aber — ich ſoll allein —?

Eduard.

Nur fort in die Kammer, thue, wie ich dir ſagte —

Eliſe.

Ach, wenn es nur gut geht, — Eduard! ich vergehe vor Angſt —

Eduard.

Muth! Muth überwindet die Gefahr, und hier iſt keine. — Gewiß, es wird und muß gut gehen!

Eliſe.

Nun denn, in Gottes Namen!

Eduard.

Du weißt ja, daß ich unſchuldig bin.

(Er führt ſie zur Kammer. Eliſe läßt ihr Schnupftuch dicht beim Lehnſtuhl fallen und geht hinein.)

Eduard.

Der Himmel ſteh' ihr bei. Mir iſt nicht ſo gut zu Muthe, als ich mich anſtelle! (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Müller allein.

(Spricht im Schlaf.)

Nein! — nein! nein! — ſchreckliche Geſchichten! — Ich halte mich nicht! — Oh! — oh! — oh! — Wir fallen! — wir fallen — Oh! oh! — Hülfe! — Hülfe! (Er erwacht und ſchaut erſchrocken um ſich.) Ja, wo bin ich denn? Nicht in meinem Bette? Habe ich mich denn geſtern Abend nicht hineingelegt? — Es muß nicht ſein, denn ſonſt läge ich noch darin. Ah! ich merke, ich bin wieder einmal auf dem Stuhl eingeſchlafen; es iſt das eine verfluchte Gewohnheit. (Sieht auf ſeine Uhr.) Halb fünf Uhr — und um elf Uhr bin ich nach Haus gekommen. Schlecht habe ich eigentlich nicht geſchlafen, aber einen böſen Traum hab' ich gehabt, einen ganz merkwürdigen Traum. — Wie man nur ſo etwas träumen kann! — Und ſo lebhaft! Habe alles das vor mir geſehen, und der Traum war eigentlich auch nicht ſo übel. — Ah pfui! Mathias! es war doch garſtig, es war ein ganz unmoraliſcher Traum. (Er beſieht ſich in einem Handſpiegel.) Etwas verſchlafen ſehe ich aus, und habe meinen Sonntagsrock noch an. — Wo waren wir geſtern Abend? — Richtig! — ha! ha! Das Doppelbier iſt auch wohl Schuld — 's war eigentlich eine Verſchwendung: fünf Kreuzer für den Schoppen; will jetzt aber den ganzen Sommer keines mehr trinken. (Legt die Hand auf das Herz.) Mathias, ich verſprech' es dir — abgemacht? (Er macht ein paar Schritte nach der Nebenthüre, bleibt aber nachdenkend ſtehen.) Ja, ja — dieſer Traum, er will mich gar nicht verlaſſen, und das Mädchen, was darin vorkam, das ich, mir ſchaudert die Haut — entführt hatte — es ſteht noch wie leibhaftig vor mir! — Wenn das Madame Bendel erführe, ſie hätte keine Achtung mehr vor mir. — Um die ganze Geſchichte mit einem Male hinter mir zu haben, will ich zu meinen täglichen Morgenzerſtreuungen greifen —

das heißt zuerſt den Hund loslaſſen und dann ihr, meiner lieben Bendel, vorerſt noch Hausfrau, bald aber mehr! einen guten Morgen wünſchen. Ja, ja, ein guter, aber auch ein ſchöner Morgen iſt das! Alles ſo friſch und duftig draußen. (Er beugt ſich zum Fenſter hinaus.) Auch meine Amſel beginnt ihre Morgenſtücke! So nicht — wart' — ich pfeife dir's vor! (Er pfeift die erſte Zeile der Zahnenwacht, die Amſel draußen antwortet ihm in einer andern Tonart.)

(Man klopft. Fährt zurück aus dem Fenſter.) Wie ich doch ſo leicht erſchrecken kann! Wahrhaftig, das macht der Traum und das entführte Mädchen — (Es klopft noch einmal an.) Wer kann ſo früh kommen? — Herein!

Dritter Auftritt.

Voriger. Frau Bendel (tritt herein, wirft einen Blick im Zimmer umher und ſieht den Aſſiſtenten forſchend an).

Müller.

Ah, Frau Bendel, ſo früh? — ein ſchöner Tag! Hat Sie das ſchöne Wetter ſo früh aus den Federn gejagt?

Frau Bendel.

Ich habe mich noch nicht nach dem Wetter umgeſehen, ich war noch nicht aus dem Hauſe. Ich pflege nicht ſo früh auszugehen oder — ſo früh nach Hauſe zu kommen.

Müller.

Ich auch nicht, Frau Bendel. Ich habe kaum einen Blick zum Fenſter hinaus geworfen. — Es muß ein ganz prächtiger Tag werden.

Frau Bendel (etwas ſpitzig).

Das frägt ſich noch ſehr, ob der Morgen ſchön wird.

Müller (für ſich).

Die gute Frau Bendel ſcheint übel gelaunt zu ſein. (Laut.) Haben Sie gut geſchlafen?

Frau Bendel

(mit einem Blick auf das unberührte Bett).

Ich? — vortrefflich! — Und Sie, Herr Müller?

Müller.

Ich? — O, auch ich nicht ſchlecht — ſo ziemlich, wollt ich ſagen!

Frau Bendel.

Das kann ich mir denken. (Sie holt tief Athem.) Hm! hm! (Lebhaft.) Nein, Herr Müller, nehmen Sie mir es nicht übel, Herr Müller, daß ich mich unterſtanden, Sie ſo früh zu ſtören, Herr Müller, aber — aber —

Müller.

Aber, was haben Sie denn, beſte Frau Bendel?

Frau Bendel.

Beſte Frau Bendel? (Sie ſchluckt heftig.) O, ich — ich habe gar nichts, nicht das Geringſte. Ich wäre nicht gekommen, Sie ſo früh zu ſtören, aber als Hausfrau iſt es meine Schuldigkeit, darauf zu ſehen, daß nicht ſchon Morgens Früh um vier Uhr meine Hausthüre offen ſteht, und ich wollte Sie deßhalb recht ſehr bitten, Herr Müller, wenn Sie künftig die Nächte außer dem Hauſe herumſchwärmen, die Thüre hinter ſich zuzuſchließen, wenn Sie am Morgen nach Hauſe kommen.

Müller.

Ich, Frau Bendel?

Frau Bendel.

Sie! — Oder waren Sie vielleicht dieſe Nacht nicht aus dem Hauſe? — Sehen Sie doch Ihr Bett an.

Müller.

Mein Bett? — ja!

Frau Bendel.

Und Ihren Rock von geſtern, Ihren ſchönen Sonntagsrock! Sehen Sie, wie er voll Staub iſt.

samkeit. Sie springen behend auf dem Schnee hin und her, gejagt von den Treibern und stutzend vor den aufgestellten Schützen; sie kommen vor und eilen zurück, springen rechts und springen links, stehen und halten die Löffel empor. Drei bis vier der beherztesten machen einen tollkühnen Versuch und eilen gerade auf die Schützen los. Piff! paff! pum! drei wälzen sich in ihrem Blute, und der vierte, der nahe an unserem Jagdliebhaber vorbeikommt, schnellt unter dem Schusse dahin und zeigt hohnlachend sein weißes-Hintertheil.

Die Treiber kommen näher, das Gefecht wird hitziger. Hasen die Menge; es knallt auf allen Seiten. Der junge Herr, der wüthend in den Schnee hinein schießt, erlegt einen angeschossenen, halbtodten Hasen, der sich mühsam vor ihn hingeschleppt hat. Tollkühn gemacht durch diesen Sieg, wendet er sich mit dem Gewehr und knallt einigen Flüchtlingen nach, ohne ihnen die Wolle anzubrennen. Jetzt kommen noch einige Nachzügler und unser Jagdliebhaber, der noch nichts erlegt hat, verstärkt schnell die Ladung seines Gewehrs, um von diesen letzten Früchten noch eine für sich zu brechen.

Ein sehr starker Hase kommt ihm gerade in den Schuß. In der Hitze drückt er beide Läufe zugleich los; freilich stürzt der Hase im Feuer zusammen, aber der Jagdliebhaber bekommt zugleich einen so fürchterlichen Schlag von seinem Gewehr, daß er einen lauten Schrei ausstößt. Im selben Augenblick knallt es neben ihm: der junge Herr hat trotz aller Ermahnung über den Weg geschossen. Unser Jagdliebhaber hört hinter sich die Schrotkörner in den Schnee schlagen und steht da, von doppeltem Entsetzen gefesselt.

So endigt der erste Trieb. Die Treiber kommen vor den Schützen in einer langen Linie aus den Büschen heraus. Viele bringen geschossene Hasen mit, d. i. in die Linie zurückgelaufen und dort liegen geblieben. Der Trieb ist sehr gut ausgefallen, der Jagdeigenthümer reibt sich die Hände und überzählt vergnügt die lange Reihe von getödteten Hasen, die vor ihm auf dem Schnee ausgebreitet werden; die Hunde, an der Leine gehalten, bringen sehnsüchtig näher, die Getödteten beschnuppernd und hie und da den Schweiß aufleckend. Der Jagdliebhaber untersucht mit der verdrießlichsten Miene von der Welt sein Gewehr, und kann nicht begreifen, weßhalb es so furchtbar stößt. Seine rechte Wange ist roth und aufgelaufen, als habe er seit mehreren Tagen mit furchtbarem Zahnweh gekämpft.

Der Himmel hat sich unterdessen bezogen und einzelne Schneeflocken,

Müller.

Ja, das iſt wahr, mein Sonntagsrock!

Frau Bendel.

Pfui! Sie ſollten Ihr Bischen Geld nicht dazu anwenden, ganze Nächte durch herumzuſchwärmen!

Müller.

Aber, Frau Bendel, Sie bringen mich in Verzweiflung. Die Wahrheit iſt, daß ich geſtern Abend gegen elf Uhr nach Haus gekommen und hier eingeſchlafen bin.

Frau Bendel.

So! —

Müller.

Auf dieſem Stuhl; ich weiß nicht, wie das gekommen ſein mag —

Frau Bendel.

In Ihrem Sonntagsrocke?

Müller.

Es ſcheint ſo.

Vierter Auftritt.

Vorige. Krayer (iſt eingetreten und kommt langſam vor).

Frau Bendel.

Herr Müller! Herr Müller! Sie müſſen draußen nichts Gutes getrieben haben, weil Sie es mir verheimlichen wollen. — Aber was hilft das Läugnen? — Hat Sie die Magd nicht vorhin die Treppen herauf ſchleichen hören?

Müller.

Mich die Treppen herauf ſchleichen? — das iſt ja ganz unmöglich!

Frau Bendel.

Ich glaube auch, ſogar geſehen.

Müller.

Mich auf der Treppe geſehen, während ich hier im Stuhle ſchlief? — O Frau Bendel, Sie ſprechen da entſetzliche Sachen! Da müßte ich ja einen Doppelgänger haben.

Frau Bendel (zärtlich).

O, Herr Müller, ich habe das nicht um Sie verdient. Ich kannte Ihre ſchönen und edlen Abſichten; und nun mit einem Male —

Kratzer (der dazwiſchen tritt).

Guten Morgen!

Frau Bendel.

Ach ſo! der Herr Kratzer ſind auch da? — Jetzt wird mir Alles klar, jetzt zweifle ich an gar nichts mehr. — Der Herr Kratzer — natürlich!

Kratzer.

Ja, der Herr Kratzer! Er heißt ſo und iſt da, was ſoll's weiter!

Frau Bendel (macht einen Knix).

Nichts! o gar nichts! Jetzt finde ich ja Alles begreiflich. — Habe die Ehre, einen guten Morgen zu wünſchen.

Kratzer.

Gleichfalls.

Müller.

Frau Bendel! hören Sie doch! — Sie iſt böſe, ſie geht fort!

(Frau Bendel ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen ohne Frau Bendel.

Kratzer.

Was will denn die alte Schachtel eigentlich?

Müller.

Du mußt die gute Frau nicht so nennen, ich kann das nicht leiden. Sie meint es gut mit mir.

Kratzer.

Was geht es sie an, wenn du einmal eine Nacht aus dem Hause bleibst? denn davon war doch die Rede. Es ist recht, wenn du endlich einmal anfängst, fidel zu werden.

Müller.

Aber ich will nicht fidel werden! — Ich war die ganze Nacht zu Hause.

Kratzer.

Liederliche Fliege! Mir brauchst du nichts weiß zu machen. Gott! ich finde das so begreiflich!

Müller.

Es ist aber nicht begreiflich!

Kratzer.

Du bist noch zu unschuldig. Wenn man so in gewissen Banden ist und will den Schein meiden, da wirft man sein Bett durcheinander, wenn man nach Haus kommt, und zieht den Rock aus. Man muß es ein Bischen glaubwürdig machen.

Müller.

Ich habe dort auf dem Stuhl geschlafen.

Kratzer.

Meinetwegen.

Müller.

Ich war schon um eilf Uhr zu Haus.

Kratzer.

Es ist mir ganz einerlei.

Müller.

Geh, du bist ein hartherziger, ungläubiger Mensch, ich will dir das auch gar nicht übel nehmen. So einer von der Polizei,

der mit lauter ſchlechten Leuten umgeht, traut Keinem was Gutes zu. — Wo kommſt du denn ſchon ſo früh her?

Kratzer.

Geſchäfte! causes célèbres! ich hatte über einen verwickelten Fall nachzudenken, und das trieb mich aus dem Bette und in's Freie, ein ſchöner, prächtiger Fall, der ſeinen ganzen Mann fordert!

Müller.

So, ein Verbrechen? Erzähle mir das ein Bischen, während ich den Kaffee mache. (Er holt Alles herbei, was dazu nöthig iſt.) So etwas Schauderhaftes intereſſirt mich zuweilen.

Kratzer.

Intereſſirt dich wirklich ſo etwas zuweilen? Nun ich kann mir denken, warum dies heute der Fall iſt. Wenn man Nächte durchſchwärmt hat, da ſind die Nerven aufgeregt.

Müller.

Schon einmal habe ich dir geſagt, daß ich die Nacht ruhig im Stuhle geſchlafen habe.

Kratzer.

Geh', Heuchler! — Was thut's denn? Unſereins läuguet das nicht, aber du — Ausbund der Tugend, du Heimlichthuer.

Müller.

Sage, was du willſt.

Kratzer.

Du biſt ein merkwürdiger Kerl; ich kenne dich ſchon ſeit ziemlich lange und beſitze Menſchenkenntniß. Aber mich ſoll der Teufel holen, wenn ich aus dir ſo recht klug werden kann.

Müller.

Aus mir? — Wie ſo?

Kratzer.

Weißt du, wir von der Polizei, combiniren, ſtellen uns die kleinſten Handlungen der Menſchen zuſammen; aber wenn ich bei dir

alles zuſammen thue, ſo komme ich zu dem Reſultat, du könnteſt ebenſogut, wie du jetzt eine grundehrliche Haut, auch ein Cartouche oder Schinderhannes ſein.

Müller.

Pfui, wie kann man ſo etwas ſagen!

Kratzer.

Nun, es iſt ja nur ſo eine Idee. Ich kann dich verſichern, daß die ſcheußlichſten Verbrecher, die mir ſchon durch die Finger gelaufen ſind, immer das Anſehen von gutmüthigen, freundlichen, harmloſen Menſchen hatten. — Nun, was treibſt du denn da?

Müller.

Ich habe mir die Finger am Spiritus verbrannt. — Aber was war denn das für ein Fall, von dem du vorhin ſprachſt?

Kratzer.

Ein prächtiger Raubanfall mit einem ſehr ſchönen Mordverſuch.

Müller.

Und das nennſt du prächtig und ſchön?

Kratzer.

Wir hatten es mit einem verzweifelt geſcheidten Kerl zu thun: auch ſo ein ſtilles, behagliches Weſen wie du.

Müller.

Ach! mit deinen unpaſſenden Vergleichen! Jetzt habe ich mein Waſſer verſchüttet.

Kratzer.

Das kommt von dem Nachtſchwärmen, lieber Freund, da zittert die Hand.

Müller.

Du biſt ein entſetzlicher Menſch! Es wird doch einem Staatsbürger, der ſeine Wohnſteuer bezahlt, erlaubt ſein, auf dem Stuhle zu ſchlafen! — Ich war die ganze Nacht zu Haus.

Kratzer.

Beweiſe! —

Müller.

Was Beweiſe! — Da ſteht mein Stuhl, darin habe ich geſchlafen.

Kratzer.

Das iſt kein Beweis, das Bett iſt unberührt. — Ich bin heute Morgen zum Inquiriren aufgelegt. (Er wirft ſich in Poſitur.) Nehmen wir an, du ſeiſt ein Verbrecher —

Müller.

Ich danke für ſolche Annahmen; du verderbſt mir meinen ganzen Morgen.

Kratzer (gleich wie plaidirend).

In der Nähe z. B. ſei eine ſchöne Mordthat verübt worden, ein Einbruch, eine Erdroſſelung, ſo was der Art. Auf dich fällt der Verdacht.

Müller (erſchrocken).

Wie? auf mich fällt der Verdacht? (Für ſich.) Ah, der verfluchte Traum!

Kratzer.

Siehſt du, du biſt erſchrocken; das nehmen wir gleich zu Protokoll.

Müller.

Nun ja, ich bin erſchrocken, etwas aufgeregt, ich geb's zu!

Kratzer.

Du gibſt es zu? — zu Protokoll!

Müller.

Weil ich dort auf dem Stuhl einen Traum hatte, oh! einen wüſten Traum! Einen Traum, mir ſchaudert noch!

Kratzer.

Verbrecher haben oft dergleichen Träume. Alſo, um wieder auf unſer Thema zurückzukommen, du wollteſt um dich zu reinigen, ein Alibi beweiſen.

Müller.

Daß ich die ganze Nacht zu Haus geweſen ſei. Nun, das würde mir doch ſehr leicht werden.

Kratzer (ſich die Hände reibend).

Leicht? lieber Freund, ſchwer, ſchwer! rein unmöglich! Es ſah dich Niemand in's Haus gehen, vielmehr behauptet die Magd, du ſeiſt vor einer halben Stunde erſt herauf geſchlichen, dein Bett iſt unberührt, deine Hand zittert, du ſprichſt von ſchrecklichen Träumen, deine Nerven ſind aufgeregt; ja ſiehſt du, lieber Müller, und wenn du mein Bruder wärſt, ich ließ dich einſtecken.

Müller (erzürnt).

Jetzt bin ich deiner Dummheiten ſatt. Biſt du denn gekommen, mir meinen Morgen zu verderben? Iſt denn das der Dank dafür, daß ich dir einen ſo guten Kaffee mache?

Kratzer.

Was den guten Kaffee anbelangt, ſo beweist das gerade deine heilloſe Zerſtreuung. Du haſt Waſſer in die Maſchine gethan und den Hahn aufgedreht.

Müller.

Alle Teufel! das iſt wahr. Da müſſen wir geſchwinde aufwiſchen. (Er ſucht in der Taſche nach ſeinem Sacktuch, da er es aber nicht findet, ſo nimmt Kratzer das Taſchentuch vom Boden auf und wiſcht damit den Tiſch ab.)

Kratzer (betrachtet das Tuch).

Du haſt feine Taſchentücher.

Müller (ärgerlich).

Nun, mir ſind ſie fein genug. Jeder ſchafft ſich an, wozu er die Mittel hat. (Er macht auf's Neue und brummend die Kaffeemaſchine in Ordnung. Kratzer ſetzt ſich rittlings auf einen Stuhl.)

Kratzer.

Ich habe noch eine andere ſehr intereſſante Geſchichte im Referat.

Müller (erzürnt).

Wieder eine Mordgeſchichte?

Kratzer (ruhig).

Raub und Mädchenentführung. Seltſamer Fall, denn der Angeklagte entſchuldigt ſich damit, er ſei ein Nachtwandler, er gibt beziehungsweiſe zu, das Verbrechen begangen zu haben, aber er ſchwört, es ſei im Schlafe geſchehen, ihm ſelbſt unbewußt, während ihm blos davon geträumt habe.

Müller (läßt ſeine Taſſe fallen, erſchrocken).

Ihm hätte geträumt von Raub und Entführung? während er ſelbſt dieſe Verbrechen im Schlafe begangen? (Gezwungen lachend) O, das iſt ungeheuer komiſch!

Kratzer.

Das iſt gar nicht komiſch, das iſt ungeheuer ernſthaft. Die Aerzte ſprachen ſich für die Möglichkeit aus.

Müller.

Für die Möglichkeit des Nachtwandelns?

Kratzer.

Allerdings, mit Raub und Entführung.

Müller.

Und er wurde freigeſprochen?

Kratzer.

Das weniger — zwanzig Jahre in Eiſen. Es verhielt ſich mit dem Kerl faſt ſo wie mit dir.

Müller.

Wie mit mir? — Jetzt laß deine ſchlechten Späſſe bleiben!

(Während der nächſten Rede will er den Kaffee in die Kanne thun, läßt aber den Deckel mit hinein fallen und begeht ſonſt noch allerlei Ungeſchicklichkeiten.)

Kratzer (ſehr langſam).

Wie mit dir. Er gab an, er habe geträumt und ſei ein Nachtwandler: aber als man am andern Morgen in ſein Zimmer drang, fand man ihn erſtens angekleidet in ſeinem Lehnſtuhle ſitzen, zweitens

ſein Bett unberührt, drittens ihn, zitternd an allen Gliedern, und viertens in großer Nervenaufregung.

(Müller ſchaut ihn bei jeder Nummer, die er aufzählt, verwirrt an und begeht immer größere Ungeſchicklichkeiten.)

Aber auf dieſe Art bekommen wir heute keinen Kaffee. Was treibſt du denn eigentlich?

Müller.

Und was fragſt du noch? Ich bin ein Mann des gemüthlichen Friedens, und ſchon als Kind war mir die Erzählung von Mordthaten und dergleichen verhaßt. Nun kommſt du her mit kalter Blutgier, wie eine Hyäne, und erzählſt mir ſolche Gräuelthaten.

Kratzer.

Das iſt eine ſehr lehrreiche Geſchichte mit ſchönem Erfolg. Wie geſagt, der Kerl kam zwanzig Jahre in Eiſen.

Müller.

Das nennt er einen ſchönen Erfolg — zwanzig Jahre in Eiſen, weil er ein Nachtwandler war! (Seufzend.) Solche Juſtizmorde noch in unſern Tagen!

Kratzer.

Kein Juſtizmord; aber du läßt einen nie ausreden. Die vollgültigſten Beweiſe waren ja vorhanden.

Müller.

Ah ſo! das iſt was Anderes.

Kratzer.

Man fand nämlich im Nebenzimmer ſeiner Wohnung das geraubte Mädchen verſteckt.

Müller (erleichtert).

Verſteckt hatte er das Mädchen, der Menſch? — Allerdings, bei ſo ſprechenden Beweiſen hätt' ich auch nicht länger gezweifelt. — Nun iſt der Kaffee fertig und ich will hier aus dem Nebenzimmer den Zucker holen. (Er geht an die Thüre deſſelben und zeigt große Heiterkeit.) Siehſt du, alter Junge! Ich habe geglaubt, auf bloßen Verdacht hättet Ihr ihn auf

zwanzig Jahre in Eisen gesteckt. Aber wenn man das Mädchen bei ihm gefunden, so hätte ich als Obmann der Geschworenen auch laut und feierlich gerufen (er öffnet die Thüre, erblickt das Mädchen und schreit laut und entsetzt:) Schuldig! (zieht schnell den Schlüssel ab, dann erschöpft und abgewandt) ja — vielleicht — schuldig.

Kratzer (der ihm den Rücken kehrte).

Du brauchst das Schuldig nicht so hinaus zu schreien. Man sieht wohl, daß du noch nie erster Geschworener warst, oder daß du noch nie auf der Armensünderbank gesessen.

(Müller schaut unterdessen alle Augenblicke mit dem größten Schrecken nach der Thüre und scheint abgespannt und zitternd.)

Da du aber ein unbescholtener Mann bist —

Müller (halb leise).

Das habe ich auch stets geglaubt.

Kratzer.

Dem Niemand etwas Uebles nachsagen kann —

Müller (wie vorhin).

Das war bisher mein Stolz.

Kratzer.

Und was du da vorhin von Justizmord schwatztest, das ist Zopf, Rococco, davon kann jetzt bei unserer Verfahrungsweise gar nicht mehr die Rede sein. Stelle dir z. B. vor, du seist der Missethäter — (Müller lacht, als ob er weinte) du spielst deine Rolle recht natürlich! (Müller gibt sich Mühe, seine Fassung wieder zu erhalten.) Der Staatsanwalt resumirt also: (mit Pathos) der Angeklagte ist beschuldigt, in der Nacht von dem auf den einen Raub begangen und sich zu gleicher Zeit einer Entführung schuldig gemacht zu haben. Derselbe läugnet jedoch diese Verbrechen und gibt blos zu, ihm habe etwas Aehnliches geträumt und er müsse die That, wenn sie sich überhaupt zugetragen, im Zustande des Nachtwandelns verübt haben. Trotz des ihm gemachten Vorhalts der Unwahrscheinlichkeit seiner Behauptung beharrt der Angeklagte doch auf seinem Vorbringen des Traumes.

vom Winde hin und her gejagt, schweben als Vorposten eines wahrscheinlich starken Schneegestöbers langsam herab. Die Hasen werden auf große Stöcke gestreift und auf einen Wagen gehängt, der der Jagd langsam folgt. — „Meine Herrn," sagt der Jagdeigenthümer, „glauben Sie, daß es noch zu früh zum Frühstücken ist? Wie es Ihnen beliebt. Wollen wir jetzt einen kleinen Imbiß nehmen oder noch einen Trieb machen?" — Bei dem Worte Frühstück tritt ein stämmiger Bauer aus dem Haufen hervor; derselbe trägt einen Stuhl mit einem einzigen Bein, an welchem eine starke eiserne Spitze, um ihn in den Boden zu treiben, und an diesem Stuhl hängt ein gewaltiger Ranzen, mit einem großen Wolfspelz überzogen, und dieser Ranzen enthält ein ganz vortreffliches Frühstück. Da sich aber die meisten Jäger dafür entscheiden, noch einen oder zwei Triebe zu machen, so tritt der Bauer mit dem Ranzen wieder unter die Treiber zurück.

„Meine Herren," sagt der Jagdeigenthümer, „wir wenden uns dort links aus dem Walde hinaus, gegen die Haide hin, und ich bitte nur, keinen der Füchse durchgehen zu lassen, die wahrscheinlich in Menge erscheinen werden. — Haben Sie schon Füchse geschossen?" sagt er zu dem Jagdliebhaber und dem jungen Herrn. Der letztere verneint, der erste aber zeigt stillschweigend seinen Jagdmuff, der allerdings von Fuchspelz ist, was aber im Grunde nicht viel sagen will. — „Also vorwärts!" ruft der Jagdeigenthümer. Die Förster stellen die Treiber an und die Jäger ziehen links in den Wald hinein, wo derselbe lichter zu werden beginnt.

Zu dem jungen Herrn gesellt sich ein alter Förster, der ihn von früher kennt und vorhin zugesehen, wie er sich ziemlich ungeschickt benommen; er gibt ihm einige freundschaftliche Ermahnungen. — „Wissen Sie was?" sagte der Alte, „gehen Sie mit mir in den Trieb, das ist recht amusant, namentlich wo es viele Füchse gibt. Der Fuchs ist von einer unbegreiflichen Schlauheit; er ist im Stande, sich in einer Wegfurche zu verstecken, läßt die Treiber vorbeigehen und reißt dann hinten aus. Da kann man ihm nachknallen, daß es ein wahres Vergnügen ist." — Der junge Herr nimmt das Anerbieten dankbar an und folgt mit dem alten Jäger den Treibern. Er wirft sein Gewehr über die Schulter und watet plaudernd durch den tiefen Schnee.

„Sind Sie schon lange bei der Jägerei?" fragt er den alten Förster, und dieser entgegnet: „Ja, das mögen schon an die vierzig Jahre sein; aber damals und jetzt, welch ein Unterschied! Man kann

Müller (haſtig).

Der Traum iſt aber wahr.

Kratzer.

Stille! — Bei einer Durchſuchung ſeiner Wohnung fand ſich jedoch das corpus delicti, das Mädchen, vor, wodurch das Vorbringen des Delinquenten als ein durchaus unbegründetes, aller Wahrſcheinlichkeit entbehrendes und ſomit erdichtetes erſcheint.

Müller (ſeufzend).

Das Mädchen iſt wirklich da!

Kratzer.

Du benimmſt dich vortrefflich als Angeklagter. (Mit Pathos.) Die erſte Frage an die Geſchworenen lautet nunmehr: iſt der Angeklagte des Raubs und der Entführung ſchuldig? — (Pauſe.) — Jetzt ſchau in's Publikum; das iſt ein großer Moment, Alles blickt auf den Richter und den Verbrecher, die Augen und Gläſer ſtrengen ſich übermäßig an, um den geringſten deiner Geſichtszüge (du ſtellſt ja den Verbrecher vor) zu erſpähen. — Ich trete — nun wieder erſter Geſchworener — einen halben Schritt vor, räuſpere mich und ſage: — aber jetzt gib' auf den Ton Achtung — Schuldig! (In ſeinen gewöhnlichen Ton verfallend.) Und nun hilft dir Niemand mehr auf der ganzen weiten Welt. Du biſt verurtheilt, du wirſt eingeſteckt, der Kanzlei-Aſſiſtent Müller iſt todt, es exiſtirt ferner nur noch Nummer 400, wenn ſie dir nämlich ſo eine ſchöne Nummer geben. — Doch jetzt ſchenk' ein, daß der Kaffee nicht kalt wird; wo haſt du denn den Zucker?

Müller

(indem er wieder an den Lehnſtuhl geht).

Ja ſo, ſchuldig — Zucker — ſchuldiger Zucker. — (Mit Entrüſtung aufſpringend.) Aber wozu brauche ich hier in meinem Zimmer Staatsanwalt, Geſchworene, Richter und Verbrecher? Wozu brauche ich alle dieſe Geſchichten? — Habe ich dir deßhalb Kaffee gekocht?

Kratzer.

Ich will nur Zucker zu meinem Kaffee.

Müller.

Zucker! Du verbitterſt mir meine Morgenſtunden, und dafür ſoll ich dir den Kaffee verſüßen? — Geh' meinetwegen zum Teufel oder auf die Polizei, das iſt gleichviel!

Kratzer.

Warum biſt du denn ſo aufgebracht?

Müller (erbittert).

Weil du dich um meinen Schlaf, und meine unſchuldigen Träume bekümmerſt. Meine Träume gehen dich aber nichts an. Geh', Störefried! geh', verlaß mich — ich will in den Hof gehen und meinen Hund loslaſſen — (für ſich) aber nein! Gott im Himmel, ich kann ja gar nicht von hier fort. (Laut in größter Verwirrung.) Komm, ich will dich loslaſſen — das heißt, ich will meinen Hund loslaſſen — ich weiß gar nicht mehr, was ich denke und ſage. Aber das ſchwöre ich! ehe ich noch einmal Doppelbier Abends trinke, eher will ich doch lieber, daß — daß mich der Teufel hole!

Kratzer (ruhig).

Dort kommt ſchon Jemand aus ſeiner Verwandtſchaft.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Frau Bendel.

Frau Bendel

(ſtürzt eifrig in's Zimmer; krampfhaft lachend).

Ha! ha! ha!

Müller.

Die Frau Bendel! Die Sache wird immer ſchöner!

Frau Bendel.

Ah, guten Morgen, Herr Kratzer! Verzeihen Sie mir, ich war vorhin etwas heftig gegen Sie.

Kratzer.

O, ich bin das ſchon gewohnt.

Frau Bendel.

Nehmen Sie mir's nicht übel. Ja, ich geſtehe meinen Fehler, ich fürchtete immer, Ihre häufigen Beſuche würden meinen ſanften, ruhigen, vortrefflichen Miethsmann verderben. — Aber jetzt bin ich darüber beruhigt.

Kratzer.

Haben Sie meine Solidität erkannt?

Müller.

Was wollen Sie damit ſagen, Frau Bendel?

Frau Bendel.

Was ich damit ſagen will? — Was ich damit ſagen will? — Daß an Ihnen nichts mehr zu verderben iſt. Schau Einer doch den ſoliden Herrn an! Hat auf ſeinem Lehnſtuhl geſchlafen die ganze Nacht! Wer ſollte ſo dumm ſein, das zu glauben?

Kratzer.

Es iſt allerdings höchſt unwahrſcheinlich.

Frau Bendel (in höchſter Aufregung).

Auf dem Lehnſtuhl geſchlafen die ganze Nacht! Das ſollte ich glauben? — nimmermehr! Haben Sie es geglaubt, Herr Kratzer? — nimmermehr! Würde es die ganze Welt glauben? Nein! nein! nein! und abermals nein!

Müller (geht zu ihr).

Aber, Frau Bendel, ich weiß ja gar nicht, was ſie wollen; (ſehr ſanft) nehmen Sie mir nicht übel, das iſt doch eigentlich mein Zimmer.

Frau Bendel (erhaben).

Ihr Zimmer — aber mein Haus. Was habe ich Ihnen

geſagt an jenem Tage, wo ich Ihnen den Hausſchlüſſel anvertraute? — Herr Müller, ſagte ich, es gibt etwas, worauf ich ſtreng halte; dies Haus iſt ein ruhiges, ehrbares Haus, ich vermiethe nur an ledige Herren, an ſolide Herren. Sollte es aber je vorkommen, daß dieſe ledigen Herren ledige — (ſich ſchamhaft die Augen zuhaltend) o ich kann es nicht ausſprechen! —

Kratzer.

Sie wollten ſagen: ledige Frauenzimmer mitbrächten —

Frau Bendel.

Ja, ja! — dann, dann wäre es aus mit uns.

Kratzer.

Und er hat das gewagt? O du Tugendſpiegel!

Müller.

Nein, nein, das iſt nicht wahr! (Für ſich.) O Gott! das Nebenzimmer — ich werde toll!

Frau Bendel.

Er hat's gewagt. — Ja — ich Unglückſelige!

Müller (in tiefem Nachdenken).

Ich hätte es gewagt?

Frau Bendel.

Man hat ihn geſehen —

Müller.

Man hat mich geſehen? O! mein Traum heute Nacht von Raub und Mädchenentführung (ſchaudernd), die da im Nebenzimmer! — Wenn dieſer Traum kein Traum geweſen wäre, wenn ich vielleicht nachtgewandelt hätte! — Aber nein! es iſt nicht wahr, es iſt nicht wahr!

Frau Bendel.

Sie läugnen noch? — Babett, komm' Sie herein! (Sie läuft bald an die Thüre, bald an den Tiſch.) Sie wollen nicht geſtehen? Babett! im Augenblick komm' Sie herein!

Müller.

Laſſe mich zufrieden!

Kratzer.

Ein Zeugenverhör, das iſt ſehr wichtig, lieber Freund, und das erſte und einzige Mittel, um deine Unſchuld an den Tag zu bringen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Die Magd.

Kratzer (für ſich, die Hände reibend).

Wir wollen Sie ein wenig verhetzen. (Zu Müller.) Ich ſehe aber gar nicht ein, weßhalb du dir das Alles gefallen läßt? Zeig' doch den beiden Weibsleuten die Thüre, du biſt doch Herr auf deiner Stube.

Müller (niedergeſchmettert).

O, lieber Freund, unglücklicher Zuſammenhang — ich ſtehe mit der Frau Bendel nicht blos in miethlichem Verhältniß, du weißt, ich liebe ſie.

Kratzer (ſcheinbar erſtaunt).

Ja ſo! (Für ſich.) Ich habe es ſchon längſt gewußt. (Zu Frau Bendel.) Es iſt freilich Unrecht, den Hausſchlüſſel auf ſolche Art zu mißbrauchen; aber ſeien Sie geſcheidt, Frau Bendel, Jugend hat nicht Tugend. Eine kluge Miethsfrau drückt manchmal beide Augen zu.

Frau Bendel (heimlich zu ihm).

O Herr Kratzer, wenn Sie blos die Miethsfrau vor ſich ſähen — aber nein — gewiſſe geheime Verhältniſſe, die nächſtens öffentlich werden ſollten; können Sie ſich denken, jenes Ungeheuer hat mich ſeiner Liebe verſichert!

Kratzer.

Ah, das iſt fürchterlich! Dann müſſen wir die Babett hören.

Frau Bendel (zu Müller).

Iſt denn nicht ein Reſt von Schamgefühl in Ihrem Herzen übrig? Können Sie es ertragen, daß die Magd in meiner Gegenwart Ihre Schande aufdecke?

Müller.

Sie ſoll Alles aufdecken, ich weiß von keiner Schande. Sie ſoll von mir ſagen, was ſie mag, ſtill will ich bleiben, wie Gott will.

Frau Bendel.

Nun denn, Babett, was hat Sie vorhin geſehen? Wer ſchlich die Treppen hinauf?

Babett.

Nun ja, der Herr Müller, ganz ſcheu und heimlich.

Müller.

Wann das? Creatur!

Babett.

Ich bin keine Creatur, ich ſage, was wahr iſt, und das iſt wahr: heimlich und ſcheu ſind Sie hinauf geſchlichen mit — mit —

Müller

(im Vordergrund ruhig zum Himmel blickend).

Sprich es nur aus, der Himmel hat mich verlaſſen, ich bin ein armes wehrloſes Schlachtopfer.

Frau Bendel.

Sprech' Sie, Babett!

Babett.

Mit einem Frauenzimmer.

Müller.

Gerechter Gott! Entweder habe ich in der That einen Doppelgänger, oder ich bin ein unglückſeliger Nachtwandler.

Kratzer.

Sieh da, ſieh da, unſer Freund! Ei der Tauſend! hätt' Jemand das gedacht? — Und wie iſt der Geſchmack unſeres Freundes Müller? War das Frauenzimmer jung und hübſch?

Babett.

Davon werden Sie ſich wohl noch überzeugen können. Die Treppen herabgekommen iſt ſie nicht wieder, dafür ſtehe ich Ihnen, ich habe ſehr gut aufgepaßt; alſo muß ſie noch hier oben ſein.

Frau Bendel (wehmüthig).

Noch hier oben ſein! In meinem Hauſe, in ſeinem Zimmer, in meiner Gegenwart! O, ich bin ein miſerables Geſchöpf, ich muß einſtens ſchwere Sünden begangen haben, weil ich ſo viel abbüßen muß. Ach, ich ertrage es nicht! (Sie fällt in den Lehnſtuhl am Tiſch, nimmt das Taſchentuch, um ſich die Augen damit zu wiſchen. Da es aber ſehr naß iſt, beſieht ſie es genauer und entdeckt zu ihrem größten Schrecken, daß es ein Damentaſchentuch iſt.) Auch das noch!

Müller.

Nein, ſage ich, und zehntauſendmal nein! Wenn ſich auch Alles gegen mich verſchworen hat, und wenn mich Babett auch will geſehen haben und es feierlich beſchwört, ſo lügt ſie doch. Ich bin mit keinem Frauenzimmer die Treppen herauf gegangen, ich bin geſtern Nacht um elf Uhr ruhig nach Hauſe gekommen, (in höchſter Wuth): ich habe in meinem Lehnſeſſel geſchlafen und habe das vollkommenſte Recht dazu, denn ich bin kein Kind mehr, das Nachts zu Bette gebracht werden muß, und brauche in meiner Stube das Examiniren nicht, noch dazu über Sachen, die alle erlogen ſind. — Jetzt läuft mir endlich die Galle über!

(Frau Bendel fällt mit einem lauten Schrei in Ohnmacht, hält aber das Taſchentuch ſo abgeſtreckt von ſich aus, damit man den Namen auf demſelben leſen könne.)

Babett.

Ach, die Frau ſtirbt! — Zu Hülfe! zu Hülfe!

Krayer.

Halt Sie Ihr Maul, dumme Gans! Hol' Sie eine Flaſche friſches Waſſer; ich wette hundert gegen eins, die Frau Bendel ſtirbt nicht eher, bis die Sache ſich aufgeklärt hat.

(Babett ab.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Babett.

Müller

(hat ſich ängſtlich der Frau Bendel genähert und beſieht erſtaunt das Schnupftuch).

Eliſe! — Eliſe?

Kratzer

(der das Tuch der Frau Bendel aus der Hand nimmt, worauf dieſe den Arm ſchlaff herunter fallen läßt).

Das iſt ja das Tuch, welches ich vorhin von der Erde aufgehoben habe. In der That, ein recht feines Taſchentuch. — Müller! Müller! ſtille Waſſer ſind tief, ich wußte nicht, daß du ſo anſtändige Bekanntſchaften haſt.

Müller (ganz niedergeſchmettert).

Ich wußte es auch nicht. (Nach Luft ſchnappend, indem er Kratzer auf die andere Seite führt, wobei Frau Bendel verſtohlen den Kopf nach ihnen umwendet.) Höre, Kratzer, du biſt mein Freund, du biſt ein Mann von Fach, du beobachteſt, du ſtellſt die Umſtände zuſammen und bildeſt dir daraus deine Meinung. — Welche Meinung haſt du von mir?

Kratzer.

Hm, hm! Das kann man an den Fingern herzählen: Du biſt ein ſtiller, verſchlagener Menſch, der bis jetzt die ganze Welt getäuſcht hat, ein Menſch, von dem man glaubt, er ſei die Solidität ſelber, ein Menſch, der aber Nachts herum ſchwärmt, ja damit noch nicht genug, ſeinen Hausſchlüſſel mißbraucht, wie Frau Bendel ſagte.

Müller (mit gefalteten Händen).

Und du glaubſt nicht, daß dieſe deine Meinung falſch iſt?

Kratzer.

Nein.

Müller.

Wenn ich dir aber einen feierlichen Schwur leiſte, daß ich nichts davon weiß, wie jenes Mädchen in mein Zimmer gekommen iſt?

Kratzer (erkannt).

Alſo iſt ſie noch da?

Müller (reſignirt).

Ja, ſie iſt noch da. — Aber wenn ich dir ſchwöre, bei Allem —?

Kratzer.

Schwöre nicht falſch! Entweder biſt du ein ungeheurer Heuchler oder ein wirklicher Nachtwandler.

Müller (entſetzt).

Ich fürchte faſt das Letztere. — Aber, Freund, gib mir einen Rath, ſage mir, was ich anfangen ſoll.

Kratzer.

Läugnen kannſt du nicht mehr, ſage daher die Wahrheit, die volle Wahrheit. (Für ſich.) Ich bin doch neugierig, wie das Dämchen ausſieht.

(Frau Bendel hat die beiden ſcharf beobachtet, aber immer den Kopf wieder umgewandt, ſowie ſich einer nach ihr umdrehte. Müller geht zögernd auf ſie zu, bleibt aber einigemal fragend ſtehen, um ſeinen Freund anzuſehen, wodurch dann daſſelbe Spiel wiederholt wird.)

Müller.

Frau Bendel, hören Sie mich! Es iſt hier etwas Unerklärliches vor ſich gegangen, mir aber gänzlich unbewußt. — So hören Sie doch! — Ja es iſt etwas vorgegangen, ich geſtehe das ohne es erklären zu können. — Die Frau hört nicht. (Erſtarrend.) Kratzer, dieſe Ohnmacht fängt an, mir Schrecken einzujagen.

Kratzer.

Sei unbeſorgt. (Für ſich.) Wir wollen ſie ſchon aufwecken. (Laut.) Wo iſt denn das Mädchen?

Müller.

Schrei doch nicht ſo!

Kratzer.

Wo haſt du ſie verſteckt?

Müller

(deutet verkohlen und ängſtlich auf's Nebenzimmer).

Hm! — Aber ſchrei nur nicht ſo!

Frau Bendel (matt).

Er — hat — das — Mädchen — im Nebenzimmer — verſteckt. — Jetzt geb' ich den Geiſt auf. —

Müller.

Sieh doch nur, ſie ſtirbt!

Kratzer (indem er Theilnahme affektirt).

Ja, ſie ſtirbt!

Frau Bendel (aufſpringend).

Nein, ſie ſtirbt nicht! Und wenn ich ſchon geſtorben wäre, das, was ich gehört und geſehen, müßte mich wieder erwecken. — Ha! ha! ha! ha! Alſo im Nebenzimmer iſt ſie verſteckt! — O Müller! Müller! Sie ſind ein Ungeheuer!

Kratzer.

Nein, er iſt kein Ungeheuer; er weiß ja nichts davon.

Frau Bendel.

Was? er wüßte nichts davon? — Halten Sie mich denn für toll? — Dort im Nebenzimmer! — Und wo iſt der Schlüſſel zum Nebenzimmer, wenn ich fragen darf?

Müller

(wie Jemand, der Alles über ſich ergehen läßt).

Den Schlüſſel habe ich!

Kratzer.

Selbſt zugeſchloſſen?

Müller.

Ja.

Frau Bendel.

Selbſt abgezogen?

Müller.

Ja.

Frau Bendel.

Sie hören es, Herr Kratzer!

Kratzer.

Aber, Frau Bendel, ich glaube dennoch, daß er unſchuldig iſt. Er fürchtet ja ſelbſt, er ſei ein Nachtwandler.

das heutzutag keine Jagd mehr nennen, die paar Hasen und Füchse und hie und da ein Reh! Du lieber Gott! was war das noch für ein Hochwildstand vor dreißig Jahren! und die Sauen, die es da gab! Auch schoß man jeden Winter einen bis zwei Wölfe."

„Ach ja, Wölfe!" meint der junge Herr und schnalzt vor Jagdlust. „Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, so einen Wolf zu schießen. Aber man spürt ja seit längerer Zeit wieder Wölfe hier im Land. Kamen sie nicht in dieses Revier?" — „Waren auch da, junger Herr," erwiedert der alte Förster, den plötzlich die Luft anzukommen schien, einiges Latein preis zu geben. „Man hat in den Zeitungen von zweien gefaselt. Ja, prosit die Mahlzeit! Es war ein ganzes Rudel. Gott straf mich, aber es waren wenigstens ihrer zwanzig." — „Ah!" — „Wenigstens zwanzig. Sie haben doch die Berichte von den Schafen gelesen, die sie zerrissen haben, von der ungeheuern Menge Schafe? Das thun nicht zwei Wölfe. Sie waren, wie man es so nennt, ordentlich constituirt, und der Luchs, der damals geschossen wurde, führte so eine Art Oberkommando über sie. Sehen Sie" — und damit blieb der Alte plötzlich stehen — „hier auf diesem Fleck stand ich, dort drüben auf der Heide war der Schäfer des Orts, und da unten, wo die umgestürzte Eiche liegt, sah ich sie vorbei kommen; wie gesagt, wenigstens ihrer zwanzig, und der Luchs voran; der trug ein Reh, und jeder der Wölfe hatte ein Schaf im Rachen. Ja, das war für die Schäfer eine harte Zeit." — „Aber," entgegnet der junge Herr, „man hat ja nur zwei geschossen, da müssen die andern noch im Lande sein, und es könnte uns heute zufällig ein Wolf begegnen." — „Das ist wohl möglich," meint der alte Förster, „freilich nicht sehr wahrscheinlich; aber was ist in der Welt nicht schon Alles geschehen, namentlich auf der Jagd? Ja, da kommen Dinge vor! Aber jetzt müssen wir den Treibern nach, sie sind schon weit voraus."

Die Beiden schreiten rüstig drauf los und sind bald auf der Linie, von der aus getrieben wird. Der junge Herr versucht sein Gewehr von Neuem zu laden, benimmt sich aber dabei wieder so ungeschickt, daß der alte Jäger überlegt, ob es rathsam sei, ihn mit in die Treiberlinie zu nehmen, ob es nicht besser wäre, ihn an irgend einem verlornen Posten aufzustellen, wo er Niemand Schaden zufügen könnte. Er wählt das Letztere. Die Beiden stehen gerade an der umgestürzten Eiche. — „Das ist ein sehr merkwürdiger Platz," sagt der alte Förster. „Die Eiche hier heißt die Fuchseiche." — „Ei, und warum die Fuchseiche?" — „Das sollten Sie nicht wissen," meint der alte Förster, „und waren

Frau Bendel (verächtlich).

Er ein Nachtwandler? — das müßte ich als Hausfrau auch wissen; ich habe nie etwas davon an ihm verspürt. Ein Nachtschwärmer ist er, aber kein Nachtwandler.

Kratzer (zu seinem Freunde).

Nur Offenheit! — Oeffne deßhalb jene Thüre. (Zu Frau Bendel.) Es gibt Nachtwandler, die das Ding lange treiben, ehe man es merkt, das spaziert zum Fenster hinaus, über die Dächer hinweg, wie wir auf dem Fußboden — ganz und gar Katzennatur!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Elise.

(Müller, welcher die Thüre aufschließt, wagt Elise nicht anzusehen.)

Kratzer

(zu Frau Bendel, welche auffahren will).

Mäßigen Sie sich; das scheint mir eine sehr anständige Person zu sein.

Frau Bendel (verächtlich).

Anständig?

Kratzer.

Machen Sie keinen Eclat! (Boshaft.) Vielleicht lieben Sie die Beiden. Man muß den jungen Leuten behülflich sein.

Frau Bendel.

Ich will zu nichts behülflich sein — Mamsell!

Elise (für sich).

Ich darf Eduard nicht verrathen, ich werde schweigen.

Frau Bendel.

Mamsell, wie kommen Sie in dies Haus?

(Müller steht in der Mitte, links das junge Mädchen, rechts Frau Bendel, welche Kratzer zu besänftigen und zurückzuhalten sucht.)

Frau Bendel.

Noch einmal — Wie kommen Sie in dies Haus?

Müller

(der bald Elise anſieht, bald die Bendel, Erſtere aber mit ungleich freundlicherem Auge).

Ja, wie kommen Sie in dieſes Zimmer?

Eliſe.

O, mein Herr!

Frau Bendel.

Das iſt keine Antwort.

Müller (Beide betrachtend).

Nein, das iſt keine Antwort.

Eliſe.

Schonen Sie mich, Herr Müller!

Frau Bendel.

Sehen Sie, ſie kennt ihn!

Kratzer.

Allerdings kennt ſie ihn.

Müller.

Sie weiß meinen Namen!

Frau Bendel.

Wiſſen Sie, Mamſell, was man von einem Mädchen hält, welche man — unter ſo ſeltſamen Umſtänden findet?

Kratzer.

Ja, für ein Mädchen ſind dieſe Umſtände ſehr ſeltſam. Aber man hat Beiſpiele — Müller iſt ſo eine ſtille, verſchlagene Natur — vielleicht gar eine heimliche Ehe.

Müller.

Eine heimliche Ehe!

Kratzer.

Oder ich bleibe dabei, er nachtwandelt.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Babett.

Babett
(mit einer Waſſerflaſche hereinſtürzend).

Ach, Frau Bendel, ein Unglück, ein großes Unglück!

Frau Bendel.

Was gibt's denn ſchon wieder?

Babett.

Ach Frau Bendel, die Polizei beſetzt eben das Haus!

Frau Bendel.

Die Polizei?

Müller (erſchrocken).

Die Polizei?

Kraßer (wichtig).

Ah! die Polizei!

Babett.

Soldaten, ein Commiſſär, ſelbſt der Herr Polizeirath.

Eliſe.

Gott! mein Vater! Ich bin verloren!

Frau Bendel.

Ja, was will denn aber die Polizei?

Babett.

Bei dem Herrn Polizeirath, der nur drei Häuſer von hier wohnt, iſt man dieſe Nacht eingebrochen, hat die Kaſſen geöffnet, es fehlen tauſend Thaler in Gold, und obendrein die Tochter des Herrn Polizeraths.

Eliſe (indem ſie ſich umwendet).

O mein Gott!

Kraßer (erſtaunt).

Sie iſt's!

Babett (ausſchreiend).

Fräulein Eliſe!

Kratzer

(betrachtet einen Augenblick Müller mit einem Anflug von Mitleiden, für ſich).

Einbruch und Diebſtahl noch dazu! Armer unglücklicher Freund! Mußteſt du ſo enden! — Aber für jetzt ſchweigt alle Freundſchaft, ich muß meine Schuldigkeit thun —

Müller (träumeriſch).

Tauſend Thaler in Gold! In meinem Traume habe ich das Gold glänzen ſehen!

(Babett iſt wieder hinausgeeilt.)

Kratzer

(wirft ſich in Poſitur, ſtreicht ſich durch das Haar, zupft ſeine Halsbinde empor. Er geht auf Müller zu, dem er ſcheinbar gerührt beide Hände bietet).

Du weißt, lieber Müller, daß wir alle unter der unerbittlichen Pflicht des Berufs ſeufzen.

Müller.

Ja, was willſt du denn ſchon wieder?

Kratzer.

Das Geſetz kennt keine Freundſchaft, der Vollſtrecker des Geſetzes (er zeigt auf ſich) ebenſowenig. Ich kann dich nur beklagen, und wenn auf zwanzig Jahre Eiſen du verurtheilt ſein wirſt, werde ich dir ein paar ſtille Thränen nachweinen.

Müller (faſt weinend).

Mir ſcheint, daß hier Alles toll iſt!

Babett (hereineilend).

Sie kommen ſchon die Treppe herauf. Ach! das Unglück! Der Polizeiſoldat Kramer hat es mir geſagt, die Nachtwächter haben ihn geſehen.

Frau Bendel.

Wen? Ihn? Um Gotteswillen!

Babett.

Ja, den unglücklichen Herrn Müller, als er in der Morgen-

dämmerung mit dem jungen Frauenzimmer und dem geſtohlenen Geld dort aus dem Hauſe hier in das unſrige ſchlich.

(Müller ſteht unbeweglich, den Blick gen Himmel gerichtet.)

Kratzer (mit Pathos).

Nun denn, im Namen des Königs verhafte ich dich!

Frau Bendel (zu Müller).

Und Sie haben nichts zu Ihrer Vertheidigung zu ſagen, Unglücklicher? Sehen Sie, bei all' der Schande, die Sie mir ins Haus brachten, ſpricht doch mein Herz wieder für Sie.

Müller (ſeufzend und abgebrochen).

Ich - bin — ein — Nachtwandler.

Kratzer.

Damit kommſt du nicht durch, Unglückſeliger! Alle Umſtände ſprechen gegen dich.

Babett.

Da iſt die Polizei!

Frau Bendel.

Gebt ihm einen Stuhl! gebt ihm einen Stuhl!

(Man rückt den Lehnſtuhl vor, Müller fällt hinein.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Eduard.

Eduard.

Verzeihen Sie mir, daß ich ſtöre, ich komme im Auftrag des Herrn Polizeirathes.

(Müller ſieht ihn ſchmerzlich an.)

Eliſe (in größter Angſt, ſich ihm nähernd, halbleiſe).

Eduard!

Eduard

(macht ihr ein Zeichen, ſich nicht zu nähern, zur Hausfrau).

Sie ſind Frau Bendel? — Der Herr Polizeirath beauftragen mich, Sie um Entſchuldigung zu bitten wegen der Unruhe, die man Ihnen und Ihrem Hauſe verurſacht.

Frau Bendel.

Es iſt ein ſchmerzlicher Fall, Herr Aſſeſſor. - -

Kratzer.

Wir haben inzwiſchen ſchon den Verbrecher.

Eduard.

Welchen Verbrecher?

Kratzer.

Hier ſitzt er; die ganze Laſt der Schuld ſpiegelt ſich auf ſeinem welken Geſichte

Eduard (raſch zu Eliſe).

Ich habe deinem Vater Alles geſtanden, er hat uns verziehen.

Eliſe.

Und jener Raub in unſerem Hauſe?

Eduard (halblaut).

Man hat den Thäter bereits.

Kratzer (roh).

Ja, man hat den Thäter. Tauſend Thaler Gold und das Frauenzimmer. (Verbindlich zu Eliſen gewendet.) Um Vergebung! Polizeipflicht und Galanterie in edelm Wettſtreite —

Müller (faltet die Hände).

Gott kennt meine Unſchuld!

Eduard.

Nicht blos Gott allein kennt Ihre Unſchuld, auch der Herr Polizeirath hat ſie anerkannt. (Für ſich.) So muß ich mir und ihm helfen.

Frau Bendel.

Seine Unſchuld?

Kratzer.

Was iſt das?

Eduard.

Herr Müller — iſt wirklich nur ein Nachtwandler.

Müller.

Alſo nicht Verbrecher!

Kratzer.

Und nimmt nachtwandelnderweiſe tauſend Thaler in Gold mit ſich fort?

Eduard.

Auch dies Verbrechen fällt ihm nicht zur Laſt.

Frau Bendel.

Aber er entführt nachtwandelndermaßen junge Mädchen, was noch ſchlimmer iſt.

Eduard.

Das vielleicht, aber dennoch gänzlich unbewußt.

Frau Bendel (mild).

Das machen Sie einer Andern weiß.

Eduard (zu Frau Bendel).

Sie ſind eine kluge Frau. Glauben Sie mir, wenn ich Sie verſichere, daß Herr Müller vollkommen unſchuldig iſt.

Frau Bendel.

Sie treiben Ihren Spott mit mir!

Eduard (leiſe zu ihr).

Verhältniſſe, die ſich ſpäter aufklären werden. Sie werden mir glauben, Sie werden Herrn Müller für vollkommen unſchuldig halten, wenn ich Ihnen ſage, daß dort Fräulein Eliſe meine Braut iſt — meine geliebte Braut.

Frau Bendel (zu Eliſe).

Kann ich mich beruhigen?

Eliſe.

Mein Wort darauf!

Eduard.

Und das meinige. — Leben Sie wohl, ich werde mich ohne Aufſehen entfernen.

(Eduard und Eliſe ab.)

Zwölfter Auftritt.

Müller. Frau Bendel. Kratzer. Babett. Später ohne Kratzer.

Müller

(zu Kratzer, der kuſter auf und ab ging, und zuweilen vor ihm ſtehen blieb und ihn betrachtete).

Kratzer, weißt du, daß es ein fürchterliches Gefühl iſt, wenn man am Morgen aufwacht und plötzlich erfährt, daß man ein Nachtwandler iſt.

Kratzer.

Narr!!

Frau Bendel (ſchmeichelnd).

O, beruhigen Sie ſich, beſter Herr Müller, das iſt eine Krankheit, die wieder von ſelbſt verſchwindet.

Kratzer (mit Reſignation).

Du biſt gar kein Nachtwandler, du biſt ein ſchlechter Kerl! Man hat dir ſchnöder Weiſe durchgeholfen. Hätteſt du nicht aus Freundſchaft für mich geſtehen können, daß du die tauſend lumpigen Thaler wirklich geſtohlen? Ich wär' Polizei-Commiſſär geworden. Aber ich erkenne es immer klarer, man kann ſeinen beſten Freunden nicht mehr trauen! Nun, ich wünſche euch Beiden Geduld und gute Beſſerung! (Ab.)

Frau Bendel (zur Magd).

Babett! hol' Sie friſchen Kaffee für den Herrn Müller.

(Babett ab.)

Müller.

Gottlob! jetzt ſind wir allein! Creſcentia!

Frau Bendel.

Matthias!

(Blicken ſich an.)

Müller.

Kannſt du es jetzt noch mit mir wagen wollen?

Frau Bendel (ſchlägt die Augen nieder).

Noch eine kurze Probezeit —

Müller.

O Creſcentia! (Fällt vor ihr nieder.) Ich bitte, ſchließ' mich ein, wenn der Mond ſcheint — oder vielleicht — wenn das beſſer wäre — kürze die Probezeit ab — dann —

Frau Bendel (ſpielt verlegen mit ihren Schürzenbändern).

Müller, kein Wort weiter. — Gib mir acht Tage Bedenkzeit — dann tritt ja erſt mit dem Vollmond die Gefahr ein —

Müller.

Himmliſches Weib!

(Müller ſpitzt den Mund, Frau Bendel beugt ſich ſchüchtern auf ihn hernieder.)

Babett (mit lauter Stimme).

Hier iſt der Kaffee!

(Sie fahren auseinander, der Vorhang fällt.)

Schnurrbart so horizontal als möglich nach beiden Seiten hinaus gestrichen.

Der Buchhändler hatte Anfangs nicht gewußt, was die Rede seines Commis bedeuten solle. Ja, sie war ihm zuerst sehr gutmeinend vorgekommen, und er hatte sie mit einem beistimmenden Kopfnicken begleitet. Bald aber hörte dieses Kopfnicken auf, die Nase hob sich drohend und immer drohender, sein aschgraues Auge blitzte und die zuckenden Finger suchten nach irgend etwas Schwerem, um es seinem Gegenüber an den Kopf zu werfen. Doch bezwang er sich männlich, that einen tiefen Athemzug, und indem er mit der einen Hand verächtlich auf Herrn Beil zeigte, wie er noch vor dem Spiegel stand, wiederholte er mit der anderen die Pantomime von vorhin nach der Stirne.

Während jener Rede hatte der alte Mann auf seinen Hut geblickt und den Commis nur ein einziges Mal angesehen. Aber dieser Blick, den er ihm zuwarf, war freundlich, ja dankend. Er schien auch jetzt vollkommen resignirt zu sein und zog sich nach der Thüre zurück, um das Zimmer zu verlassen, als dieselbe nach einem kurzen aber heftigen Anklopfen von außen so rasch geöffnet wurde, daß sie Herrn Staiger beinahe auf die Seite drückte.

Dreizehntes Kapitel.

Uebersetzungs-Angelegenheiten.

Der junge Mann, der unter die Thüre des Zimmers trat und sich in diesem einen Augenblick umschaute, ehe er näher kam, war der Maler Arthur, der dem geneigten Leser bereits bekannt ist. Er

doch so viel auf der Jagd?“ — „Ja, ich erinnere mich dunkel, etwas davon gehört zu haben.“

„Natürlich,“ entgegnet der Förster. „Der Fuchs ist das schlauste Thier, das es gibt. Daß er sich bei den Dörfern, an den Hühnerställen herumtreibt, wissen Sie. Sollte man aber glauben, daß so ein Vieh eine Ahnung davon hat, wenn er den andern Tag getrieben werden soll und wo die Jagd losgehen wird? Gott straf mich! und das wissen sie manchmal besser als die Jägerburschen.“ — „Unglaublich!“ — „Das ist noch nicht Alles,“ fährt der Alte fort. „Sie machen während der Jagd Zeichen an gewisse Bäume und theilen sich dadurch mit, wo die schlechten Schützen stehen und wo es am hitzigsten hergeht. Und deßwegen heißt dieß hier die Fuchseiche. Was sie für Zeichen machen, das kann kein Mensch wissen; aber so viel ist gewiß, daß die Füchse während des Triebs ihre Richtung vor Allem hieher nehmen, und wenn sie gesehen haben, was sie sehen wollten, gehen sie entweder gerade aus oder kehren um und suchen sich zu retten wie sie können.“

„Ei!“ meint der junge Herr, „und wer macht denn die Zeichen an die Eiche?“ — „Das thut immer der gescheidteste Fuchs, der Oberfuchs. — „So muß ja hier ein absonderlich guter Platz sein?“ — „Das will ich meinen; ich habe mich hier aufstellen wollen, aber wenn's Ihnen Vergnügen macht, so bleiben Sie da.“ — „Das wäre mir wirklich recht angenehm.“ — „Also abgemacht! Bleiben Sie hier stehen. Halten Sie sich aber still und rühren Sie kein Glied am Leib.“ Im Abgehen fügt der Alte hinzu: „Am Ende haben Sie sogar das Glück und schießen den Oberfuchs.“ — „Aber,“ ruft ihm der junge Herr nach, „woran erkennt man denn eigentlich den Oberfuchs?“ — „Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß Sie den Oberfuchs nicht zu unterscheiden wissen!“ lacht der alte Jäger und geht seines Wegs. — „Natürlich!“ erwiedert der junge Herr und stellt sich in Positur.

Auf der andern Seite sind die Schützen auch aufgestellt; der Jagdliebhaber hat wirklich einen guten Platz bekommen und steht zwischen dem Herrn von X. und einem andern vortrefflichen Schützen. Vor sich haben sie eine junge Waldkultur, von der sie durch einen tiefen, mit niedrigem Gesträuch bewachsenen Graben getrennt sind; in ihrem Rücken ist die Heide. Der Jagdliebhaber ist ungemein aufgeregt, theils weil er wirklich begierig ist, einmal einen Fuchs zu schießen, theils weil er fürchtet, sich vor den guten Schützen zu blamiren. Herr von X. legt beide Hände vor den Mund und ruft ihm leise zu: „Wenn der Fuchs

überzeugte ſich durch einen Blick, daß ſich Herr Blaſſer auf ſeinem Comptoirſtuhl befand, dann nahm er ſeinen Hut ab und trat in das Gemach.

„Ah! Sie ſind's, mein vortrefflicher junger Freund!“ rief der Principal, indem er von ſeinem Sitz herab hüpfte und mit vorgeſtreckten Händen und Knieen auf den Eingetretenen zurutſchte. „Ah! Sie ſind pünktlich, wie ich es liebe und wie ich es ſelbſt in allen Geſchäften bin. Schlag eilf Uhr. Wollen wir nicht in mein Wohnzimmer ſpazieren?“

„Ich meines Theils befinde mich ganz gut hier,“ ſagte der Maler, nachdem er für die freundliche Begrüßung mit einem Kopfnicken gedankt, ohne jedoch den doppelten Händedruck beſonders ſtark erwiedert zu haben. — „Geſchäfte macht man am Beſten im Geſchäftslokal ab, und Anderes führt mich nicht daher.“ Bei dieſen Worten trat er an den Pult, um Hut und Stock abzulegen; und als er ſich darauf umwandte, entdeckte er erſt den alten Mann, der den Griff der Thüre erfaßt hatte und ſich eben hinausſchleichen wollte.

Herr Blaſſer ſah ſich genöthigt, die beiden Herren mit einander bekannt zu machen. — „Herr Staiger,“ ſprach er, „einer meiner Ueberſetzer, — Herr Arthur Erichſen, einer unſerer talentvollſten, geachtetſten jungen Maler, ein Talent, welches ſo großes verſpricht, und ſich dennoch herablaſſen will, unſer geringes Werk zu illuſtriren.“

Arthur ſchüttelte unmuthig den Kopf über dieſe Worte des Buchhändlers; doch konnte einem aufmerkſamen Beſchauer nicht entgehen, daß er dies eigentlich nur that, um eine augenblickliche Verlegenheit, ja eine gelinde Röthe, die ſich über ſein Geſicht verbreitete, zu verbergen. Er kannte ganz genau den alten Mann, der vor ihm ſtand, und er hatte eigentlich gehofft, ihn hier zu treffen. Daß ihn der Vater der ſchönen Tänzerin, die er ſo ſehr liebte, noch mit keinem Auge geſehen, machte er ſich gewiſſermaßen zum

Vorwurf und ging deßhalb auf den alten Mann mit einiger Befangenheit zu, wobei er ihm aber freundlich seine Hand entgegen reichte.

„Ich freue mich in der That, Sie zu sehen," sagte Arthur; „recht sehr freue ich mich, und obgleich Sie wohl im Begriff zu sein scheinen, wieder hinweg zu gehen, so bitte ich Sie doch, da zu bleiben, indem mir Ihre Ansicht bei der Unterhandlung mit Herrn Blasser von Wichtigkeit ist."

Herr Staiger blickte einigermaßen überrascht in das freundliche Gesicht des unbekannten jungen Mannes, der, seinem Aeußeren nach, offenbar den besten Ständen angehörend, sich nicht an sein abgeschabtes Röckchen zu kehren schien und ihm so freundlich entgegen kam.

Der Buchhändler zuckte leicht die Achseln, bat den Maler, ihm gegenüber den Platz des Herrn Beil einzunehmen, und kletterte dann ebenfalls wieder auf seinen Schreibbock hinauf.

Arthur blickte fragend auf den alten Mann, der hinter der Thüre neben der Kiste stehen geblieben war, dann wandte er sich an den Lehrling und sagte ihm ruhig und bestimmt: „bringen Sie doch dem Herrn einen Stuhl; Sie sehen ja, daß wir sitzen und Herr Staiger uns zu Liebe da bleibt."

Der Buchhändler nickte verdrießlich mit dem Kopfe, und der junge blonde Mensch eilte nicht ohne ein kaum bemerkbares Lächeln in's Nebenzimmer, von wo er alsbald mit einem der besten Stühle seines Principals zurück kam.

In diesem Augenblicke trat Herr Beil in das Zimmer, wollte sich aber wieder zurückziehen, da er seinen Platz besetzt fand.

Arthur blickte in die Höhe und als er den Commis sah, der ihm wohl bekannt war, nickte er ihm freundlich entgegen und sagte: „Sie werden entschuldigen, lieber Herr Beil, daß ich einen Augenblick Ihren Stuhl eingenommen, ich werde übrigens nicht lange Gebrauch davon machen, da wir bald im Reinen sein werden."

Bei dieſen Worten flog an dieſem Morgen das erſte freundliche Lächeln über das Geſicht des Buchhändler-Commis. „Ah! Sie ſind es!“ verſetzte er; „freut mich recht, Sie zu ſehen. Warten Sie, ich will Ihnen gleich einen Bogen Papier unterbreiten, denn ich ſehe, Sie haben ſchon den Bleiſtift in der Hand; ſonſt zeichnen Sie mir wieder allerlei Ungeheuer in mein Hauptbuch.“

„Seien Sie unbeſorgt,“ entgegnete Arthur lächelnd, „ich habe mir Ihre Lektion von neulich gemerkt.“

„Nun endlich zur Sache!“ rief ungeduldig der Buchhändler. „Laſſen Sie uns in Frieden, Herr Beil! Schauen Sie lieber dieſem jungen faulen Schlingel da zu, der mit einer Langſamkeit einpackt, daß es wahrhaftig zum Erbarmen iſt. — Alſo, Herr Staiger,“ wandte er ſich an den alten Mann, „da Sie nun einmal da ſind, iſt es mir lieb, wenn Sie zuhören, auch vielleicht Ihren Rath geben. Herr Erichſen will alſo die Freundlichkeit haben, zu unſerer Ausgabe von Onkel Tom's Hütte vortreffliche Illuſtrationen zu machen. Es iſt mir ein Bedürfniß, Originalzeichnungen zu erhalten, denn ich haſſe den Nachdruck, ſelbſt wenn er vollkommen erlaubt iſt wie hier, wo es ſich nur darum handelt, engliſche Originale zu benutzen.“

Während dieſer Rede ſah Herr Blaſſer ſo ſalbungsvoll an die Decke des Zimmers empor, und machte ein ſo merkwürdig ehrlich ſein ſollendes Geſicht, daß ſich Arthur nicht enthalten konnte, dieſe herausfordernden Züge mit einigen kecken Umriſſen auf das Blatt Papier zu ſkizziren.

„Was meinen Sie nun,“ fuhr der Buchhändler fort, „ſollen wir zu jeder Lieferung eine Illuſtration geben, was allerdings acht für den Band machen würde, oder wollen wir uns damit begnügen, für zwei Lieferungen eine herzuſtellen? — Was meinen Sie dazu, Herr Staiger?“

„Wenn man zu jeder Lieferung eine Illuſtration machte,“

ſagte ſchüchtern dieſer, „ſo würde das wohl die Koſten bedeutend erhöhen.“

„Auf die Koſten kommt es Herrn Blaſſer nicht an,“ verſetzte der junge Mann, während er ruhig fortzeichnete, „wenn die Arbeit nur gut wird.“

„Allerdings,“ meinte kleinlaut der Principal; „nur iſt das Holzſchneiden eine ſehr theure Geſchichte.“

„Dafür koſten Sie ja aber die Zeichnungen faſt gar nichts,“ warf der Maler leicht hin. „Sie haben mich gebeten ſie zu machen, und da ich mich gerade einmal in dem Genre verſuchen möchte, ſo zeichne ich Ihnen die Illuſtrationen für eine Kleinigkeit.“

„Ja, ja,“ ſprach mühſam lachend der Buchhändler, „was ihr Herren Kleinigkeiten nennt. — Nun, es kommt mir ja nicht darauf an. Alſo machen wir zu jeder Lieferung eine Illuſtration, und Sie werden ſie mir gleich auf's Holz zeichnen.“

Arthur nickte mit dem Kopfe.

„So wären wir vorderhand im Reinen,“ fuhr Herr Blaſſer fort, und ſagte, indem er ſich an den alten Mann wandte: „jetzt hätten wir für heute nichts mehr mit einander abzumachen; beſorgen Sie mir alſo das Manuſcript zur fünften Lieferung und Sie ſollen alsbald haben, was Sie gewünſcht. — Guten Morgen, Herr Staiger!“

„Noch einen Augenblick!“ bat der Maler, ohne aber von ſeinem Papier in die Höhe zu ſehen. „Im Intereſſe der Illuſtrationen wäre es mir ſehr erwünſcht, mich zuweilen mit dem Herrn Staiger beſprechen zu können. Wir wollen doch nicht gerade die gleichen Scenen wie in der engliſchen Ausgabe illuſtriren; der Anſicht werden Sie doch auch ſein, Herr Blaſſer?“

„Jedenfalls etwas ganz Neues,“ antwortete der Buchhändler. „Herr Staiger wird gewiß gern zuweilen in Ihre Wohnung kommen.“

„Gewiß,“ ſagte der alte Mann, „wenn Herr Erichſen mir nur ſagen will, wenn ich ihn zu Hauſe treffe.“

„Gott bewahre!“ entgegnete eifrig der Maler, indem er ſich aber noch tiefer auf das Blatt Papier niederbeugte. „Das werde ich nimmermehr zugeben, daß Sie Ihre koſtbare Zeit in Gängen nach meiner Wohnung verſchleudern. Ein Künſtler wie ich, der bald hier bald da ein Stück von der Außenwelt gebraucht, ſchleudert viel in den Straßen umher, und wenn Sie mir — — Ihre Wohnung angeben wollen und mir ſagen, wenn ich Sie am Beſten treffe, ſo mache ich mit dem größten Vergnügen, — gewiß mit dem größten Vergnügen hie und da einen Sprung zu Ihnen.“

„Es wird mir eine große Ehre ſein,“ antwortete Herr Staiger, „wenn Sie meine Dachkammern aufſuchen wollen; aber ſie ſind etwas entlegen — Balkengaſſe Nummer vierzig über vier Stiegen. — Was die Zeit anbetrifft, wo Sie mich zu Hauſe finden, ſo bin ich gemeiniglich den ganzen Tag da; wenn ich je einmal ausgehe, ſo geſchieht das zwiſchen zwölf und ein Uhr nach meinem Mittageſſen.“

„Balkengaſſe Nummer vierzig,“ ſprach der Maler mit leiſer Stimme, während er eifrig fortzeichnete. „Ich will mir's gewiß merken.“

Unterdeſſen war Herr Beil an den Pult getreten, und während er that, als betrachte er ſich die Zeichnung, welche Arthur auf das Blatt Papier hinwarf, ſchob er dieſem unbemerkt ein kleines Zettelchen zwiſchen die Finger, worauf die Worte ſtanden: „Erkundigen Sie ſich unbefangen nach dem Honorar, was für eine Ueberſetzung bezahlt wird.“

Herr Staiger hatte bereits den Drücker der Thüre in der Hand und wollte ſich entfernen.

„Apropos!“ ſagte Arthur ganz gleichgültig, „das Ueberſetzen muß doch eigentlich ein gutes Geſchäft ſein. Man braucht keine Vorſtudien zu machen, man ſchreibt eigentlich nur ab, man bezahlt gute

Honorare; es muß doch etwas dabei zu verdienen ſein. Nicht wahr, Herr Staiger?“

„O gewiß, wenn man fleißig iſt,“ entgegnete ſtatt des Gefragten der Buchhändler, „wenn es Einem raſch von der Hand geht.“

„Wäre es indiscret von mir,“ fuhr der Maler fort, „wenn ich Sie fragte, wie viel zum Beiſpiel für einen ſolchen gedruckten Bogen dieſer Onkel Tom's Hütte bezahlt wird?“

Dieſe Frage mußte allerdings an gegenwärtigem Orte ſehr indiscret erſcheinen, denn Herr Blaſſer zog ſeine Augenbraunen finſter zuſammer, Herr Staiger blickte zur Erde, und während Herr Beil eine ungemein freundliche Grimaſſe zog, ſperrte der blonde Lehrling ſeinen Mund vor Verwunderung und Freude weit auf.

„Das iſt eigentlich ſchwer zu ſagen,“ nahm der Buchhändler nach einer längeren Pauſe das Wort; „ich bemerkte ſchon, wer fleißig iſt, wem's von der Hand geht, der kann es ſchon zu was bringen.“

„Da wäre alſo die erſte Frage,“ fuhr der Maler unerſchütterlich fort, während er die Geſichtszüge des Principals in einer erſchreckenden Aehnlichkeit auf das Papier feſtſtellte, „wie lange ſchreibt man an ſo einem Druckbogen? — Nun Herr Staiger, Sie ſind doch gewiß ein recht fleißiger Mann, was bringen Sie alſo an einem Tage vor ſich?“

Der Gefragte wußte nicht recht, ob und was für eine Antwort er geben ſollte. Er blickte auf den Buchhändler, der ein Lineal heftig zwiſchen den Fingern drehte, dann ſah er den Herrn Beil an, der ihm auf eine ſo heftige und eindringliche Art zunickte, daß er ſich eines kleinen Lächelns nicht erwehren konnte.

„Nun?“ fragte der Maler.

„Ja — a, ja — a — a, es iſt eigentlich ſo, wie Herr Blaſſer ſagt,“ meinte der alte Mann, „wenn man viel arbeitet, ſo kann man Etwas verdienen; ich zum Beiſpiel —“

„Aber was kann Sie das intereſſiren!“ warf der Buchhändler

dazwiſchen. „Kommen Sie einen Augenblick in meine Wohnſtube, wir wollen unſere Conditionen wegen der Zeichnungen feſtſetzen, und dann will ich Ihnen auch wohl gern Einiges über die Ueberſetzungsgeſchichten ſagen.“

„Laſſen Sie doch den Herrn Staiger ſprechen,“ entgegnete Arthur gleichgültig. „Gott! mein verehrter Herr Blaſſer, wir kennen ja einander. Wenn Sie zu Papa auf die Kaſſe kommen, ſo weiß ich, daß man Sie dort gern über alles Mögliche belehrt.“ — Dies war eigentlich ein Stich auf den Buchhändler, denn wenn er Geldgeſchäfte hatte, Wechſel umſetzte, oder fremde Papiere einhandelte, ſo ſtudirte Niemand genauer die Kurszettel als der Herr Blaſſer, der oftmals unbeſcheiden genug geweſen war, wegen einiger Gulden die Einſicht in Correſpondenzen zu verlangen.

„Nun alſo — ?“

„Gewöhnlich ſtehe ich des Morgens um vier Uhr auf,“ ſagte der alte Mann, „mache mir ein kleines Feuer an, rücke meinen Tiſch an den Ofen, und wenn meine Finger, die während der obengenannten häuslichen Geſchäfte etwas einfrieren, wieder warm geworden ſind, ſo nehme ich meine Feder und fange an zu arbeiten. Allemal aber habe ich ſchon eine Stunde vorher in meinem Bette einige Kapitel durchleſen müſſen, damit mir die Arbeit nicht ganz fremd iſt. So arbeite ich fort bis um ſieben Uhr, wo die Kinder aufſtehen und — nach ihrem Frühſtück verlangen.“ — Dies ſagte Herr Staiger mit einem trüben Lächeln. — „Darum habe ich mich aber nichts zu bekümmern,“ fuhr er fort, „denn meine älteſte Tochter Clara ſorgt dafür, weßhalb es mir auch keine Zeit wegnimmt. Dieſe fünf Stunden nun, von Vier bis Neun, ſind mir aber die koſtbarſten, denn da Clara um neun Uhr fortgeht, ſo befinde ich mich von der Zeit an mit den kleinen Kindern allein und werde alle Augenblicke von ihnen geſtört, beſonders von meinem Buben, der noch nicht in die Schule geht. Bald muß ich ihn vom Fenſter wegholen, bald ihm irgend ein Spielzeug machen, damit er ruhig

ſitzt, und wenn es eilf Uhr geworden iſt, ſo muß ich auch ſehen, daß das Feuer wieder beſſer brennt, damit Clara, welche um Mittag kommt, in ſehr kurzer Zeit unſer Eſſen fertig bringt. Von Zwölf bis Eins nun iſt meine Erholung; nach dieſer Zeit fange ich wieder an zu arbeiten, und ſchreibe dann ſo fort bis neun, zehn, auch wohl eilf Uhr."

„Und was haben Sie dann vor ſich gebracht," fragte eifrig der Maler, „in der Zeit eines ſolchen langen Tages?"

„Wenn es mir gut von der Hand geht, einen ganzen Bogen," antwortete Herr Staiger. „Wiſſen Sie, mein lieber Herr, ſechszehn enggedruckte Seiten, wie das hier iſt keine Kleinigkeit."

„Das kann ich mir denken," ſagte Arthur ſeufzend. „Gott! wenn ich mir das vorſtelle, unſereins, ſo an Luft und Freiheit gewöhnt, ſollte ſo hinſitzen über das Papier gebeugt, Stunde um Stunde arbeiten, mit dem Geiſte und mit der Hand, immer in zwei Sprachen denken; ah! ich bin überzeugt, ich meines Theils würfe die Feder nach der erſten Stunde weg! — Nun aber haben Sie einen ganzen Bogen beendigt. Jetzt hoffe ich doch, Sie wiſſen warum? Sie werden nun doch ein Anſtändiges verdient haben, ſo daß Sie zum Beiſpiel nach dreitägiger angeſtrengter Arbeit in der Woche die übrige Zeit Ihrer Erholung widmen können oder etwas zurücklegen für Ihre Kinder."

Dem Herrn Blaffer war dieſe Unterredung offenbar peinlich und unangenehm; er rückte mißmuthig hin und her, er ſchnappte nach rechts und nach links, er zog an ſeiner ohnedies ſehr langen Naſe, und ſagte endlich, indem er es, aber nicht ganz logiſch, verſuchte, ein anderes Thema anzuſchlagen: „o, was wollen Sie, beſter Freund! arbeiten muß ein Jeder, ich, Sie, der größte Theil der Menſchen, die da leben, und wenn auch Manche von uns angeſtrengter arbeiten, als die anderen ſchaffen müſſen, ſo leben ſie dafür in einem wohlgeordneten civiliſirten Staate, der ihr Eigenthum ſchützt, ihren Herd, Weib und Kind beſchirmt vor roher Gewalt.

— Das muß man einſehen; man muß mit ſeinem Schickſal zufrieden ſein, man muß bedenken, wie viele Tauſende von Menſchen viel ſchlimmer daran ſind als wir, wie Unzählige in einer Sklaverei leben, gegen deren Leiden unſere Mühe und Noth wahrhaftes Labſal zu nennen iſt, — wahrhaftig, aus dem Geſichtspunkte kann man dies vortreffliche Buch der amerikaniſchen Dame nicht genugſam preiſen und loben. Freilich, materielle Entbehrungen haben jene unglücklichen Sklaven im Allgemeinen nicht zu ertragen; ſie wohnen gut, ſie eſſen und trinken nicht ſchlecht, ſie ſollen ſich auch, wie aufmerkſame Beobachter verſichern, bei der Arbeit nicht übermäßig anſtrengen, und überhaupt nur da arbeiten, wo ſie durch Drohungen hiezu angehalten werden — eine Erſcheinung, die aber rein aus ihrem geknechteten Zuſtand herzuleiten iſt. Sie dürfen Sonn- und Feſttage halten, ſie haben freilich ihre Tanz- und anderen Vergnügungen; der größte Theil der Herren pflegt ſeine Sklaven, wenn ſie krank werden, hält meiſtens einen eigenen Arzt hiezu auf ſeiner Pflanzung, füttert ſie aus der Vorrathskammer, wenn zufällig einmal Mißwachs eintritt; — und gerade in dieſer guten Behandlung liegt das Empörende. Denn glauben Sie nicht, daß der Pflanzer mit ſeinen Sklaven aus Mitleid ſo umgeht! Nein, er thut es nur, weil ſie ihm als bloße Waare gelten; er nährt, kleidet, pflegt ſie, ſorgt auch, wie geſagt, für ihr Vergnügen, aber er thut das nur, um ſie, als Waare betrachtet, nicht unter ihren Werth herab zu bringen."

„Aber er thut es," verſetzte ruhig Herr Bell, „und da er es nun einmal thut, ſind die Schwarzen jenſeits des Oceans wahrhaftig nicht ſo ſchlimm daran, wie ihre weißen Brüder dieſſeits."

„Das iſt ihr materielles Wohl, das thieriſche, gemeine Leben. Sehen wir aber die andere, die Schattenſeite dieſes Bildes, wie ſie uns die geiſtreiche Amerikanerin in dieſen vortrefflichen Heften ſchildert."

„Bei Johann Christian Blasser und Compagnie,“ murmelte der Commis. „Halten Sie gefälligst Ihr Maul, Herr Beil,“ entgegnete der Buchhändler-Principal, der für sein Buch die Lanze eingelegt hatte, und nun, ein zweiter Don Quixote, gegen etwelche Windmühlen loszurennen im Begriff war. — „Also die andere Seite, die eigentliche Knechtschaft! Man achtet nicht das Heiligste, was der Mensch besitzt, die Familienbande; man reißt sie gewaltsam aus einander, damit der Vater hier untergehe in Noth und Jammer, die Mutter dort, die Kinder verkümmern unter der Peitsche ihrer Peiniger.“

„Das kommt auch bei uns vor,“ sagte gedankenvoll der alte Mann, „nur daß es nicht gerade öffentlich geschieht auf dem Sklavenmarkt unter dem Hammer des Auctionärs, aber dafür desto mehr im Geheimen. Auch sind es nicht wohlbeleibte Pflanzer, die hier so die Familien zerreißen und Mutter von Kind trennen, sondern viel schlimmere Gebieter: Hunger, Noth und Laster aller Art, und ich möchte in der That wissen, ob jene schwarze Mutter, deren Kind man verkauft, das also den Herrn wechselt, ohne aber deßhalb schlechter gehalten zu werden, schlimmer daran ist, als eine weiße, die gezwungen ist, ihr Kind zum Betteln herzugeben, und die sehen muß, wie es siech und elend wird, langsam dahin stirbt oder sich durchreißt, um später jedem Laster in die Hände zu fallen.“

„Auch kauft man bei uns Kinder genug,“ sagte gleichmüthig Herr Beil, „namentlich Kinder weiblichen Geschlechts, wenn sie über sechszehn Jahre alt sind.“

Der Blick des Principals, welchen er für diese Bemerkung seinem Commis zuschleuderte, war ein entsetzlicher Blick, und die Bewegung, die er hervorgerufen, brachte den würdigen Buchhändler ganz aus seinem Vortrag heraus. Er fuhr mit der Hand über die Stirne, schnappte nach Luft und bemerkte nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit erzwungenem Lächeln: „es ist eigentlich sonderbar, wie so ein gewaltiger Stoff einem die Nerven aufregt.“

kommt, sich nur nicht gerührt!“ — Die Aufstellung der drei Herren ist sehr gut gewählt. Jeder steht hinter einer großen Buche, die ihn vollständig deckt.

Der Trieb beginnt. Lange ist Alles still; hie und da steigt eine Elster krächzend auf, oder es streift ein Rabe mit schwerem Flügelschlag durch den Wald. Jetzt erschallt in weiter Ferne ein leises Jellow, Jellow! Doch ist's wohl nur ein blinder Lärm; man hört nichts weiter als den Ruf des Echos in den Bergen. Jetzt wieder: Jellow! Jellow! Zuerst ein einzelner Ruf, dann mehrere hinter einander, und nicht lange, so ruft es: Jellow Fuchs! längs der ganzen Linie der Treiber. Der Jagdliebhaber stellt sich auf die Fußspitzen, faßt krampfhaft sein Gewehr und sein Herz pocht hörbar. Drüben im Laub, ihm gerade gegenüber, raschelt es; er sieht rechts Herrn von X. an: dieser macht ihm ein dringendes Zeichen, aufzupassen; er sieht links: der andere Schütze bedeutet ihm dasselbe. Er strengt seine Augen unglaublich an. Jetzt ist ihm, als bemerke er drüben auf der andern Seite des Grabens einen kleinen gelben Sandhaufen, der aber plötzlich wieder verschwindet. Das Rascheln kommt näher — er sieht nichts. Sein Nachbar links gibt ihm ein dringendes Zeichen, indem er den Zeigefinger wie ein Gewehr an die Wange legt, und Herr von X. arbeitet wie ein Telegraph. Dem Jagdliebhaber bricht der Schweiß aus: er soll schießen und sieht nichts. Drüben erscheinen die Treiber, einige vorwitzige Buben voraus; einer derselben wirft seinen Prügel in den Graben und brüllt hinaus: „Jellow! Jellow Fuchs!“ Herr von X. stößt einen derben Fluch aus, der andere Schütze zielt kaltblütig wie auf das Fußgestell des Jagdliebhabers. Dicht vor demselben fährt ein Fuchs in die Höhe, beinahe zwischen seinen Füßen durch, über die Heide hin. Es knallt von allen Seiten. Der Jagdliebhaber, dem es schwarz vor den Augen geworden ist, wendet sich ebenfalls gegen den Fliehenden, drückt abermals die beiden Läufe seines Gewehrs zugleich ab, erhält einen noch furchtbareren Schlag als das erstemal, verliert das Gleichgewicht, stürzt rücklings in den Graben und liegt da in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, umtobt von dem Gelächter der Treiber.

Glücklicherweise hat der Jagdeigenthümer den Fuchs erlegt; er ist im Feuer zusammengestürzt. Der gute Schuß mildert seinen Zorn über die Ungeschicklichkeit des Jagdliebhabers. — Man richtet ihn auf, und da er glücklicherweise keinen Schaden genommen hat, so erzählen ihm seine beiden Nachbarn, wie der Fuchs nicht drei Schritte vor ihm hinter

„Ja, ja,“ erwiderte Arthur, der unterdeſſen die Geſtalt des Buchhändlers, den er als Sklavenhändler ſkizzirt, mit ein paar Strichen vollendete, „wir ſind dadurch ganz von unſerem Thema abgekommen.“

„O es iſt nicht der Mühe werth,“ meinte Herr Blaffer.

Worauf der Commis halblaut ſagte: „es iſt freilich nicht der Mühe werth, das Honorar nämlich; — aber er muß es Ihnen ausſprechen; dringen Sie nur darauf.“

„Nun, Herr Staiger,“ fuhr der Maler fort, „was bringt Ihnen ſo ein mühevolles Tagewerk? Was verdienen Sie bei der Ueberſetzung eines Bogens?“

„Das Honorar iſt ein Gulden und dreißig Kreuzer,“ ſagte der alte Mann.

Welche Worte Arthur mit einem Tone wiederholte, als habe er nicht recht gehört. — „Ein Gulden und dreißig Kreuzer für vierzehnſtündige mühevolle Arbeit des Geiſtes und des Körpers! Ein Gulden dreißig Kreuzer, die Ihnen nur ſo lange bezahlt werden, bis Ihr Verſtand die Marter nicht mehr erträgt, Tage, Wochen lang die Punkte und Striche hinzumalen, die man Buchſtaben nennt! Die Sie ſogar nicht erhalten, wenn es Ihnen einmal nicht gelingt, einen Tag Ihrer Frohnarbeiten zu vollenden, die Sie an Sonn- und Feſttagen nicht haben, wenn Sie auch dieſe Tage, die doch zur Ruhe beſtimmt ſind, nicht ebenfalls mit Ihrer ſchweren, ſchweren Arbeit ausfüllen!“

„Aber, mein lieber Herr,“ entgegnete der alte Mann mit einem ſanften Tone, „ich theile da das Schickſal von Tauſenden und aber Tauſenden meiner Mitmenſchen, von allen Denen, die um Taglohn arbeiten, und bin am Ende weit beſſer daran als dieſe. Mich hindert doch keine Witterung an meiner Arbeit, ich kann an meinem Schreibtiſch ſitzen, mag die Sonne ſcheinen oder mag es regnen oder ſchneien.“

„Ja, das iſt wahr,“ verſetzte der Maler; „was das anbelangt,

leben Millionen unserer Arbeiter in traurigeren Verhältnissen als Sie, verehrtester Herr, aber auch als jene Schwarzen, deren Jammer uns so nachdrücklich vor Augen geführt wird, den Sie übersetzen, den ich illustrire. Mag ihnen dort die Sonne scheinen oder mag Sturm und Regen den Himmel verfinstern, das ist jenen Sklaven gleichgültig: ihr Herr sorgt für sie und ihre Kinder, und ihnen ist es ganz recht, wenn sie wochenlang im angenehmen Nichtsthun vor ihren Hütten sitzen können; ihnen schmilzt nicht jeder fallende Regentropfen das Brod im Schranke wie unserem Taglöhner. — Ah! es wären wahrhaftig für unsere deutschen Leser keine Uebersetzungen und keine Illustrationen nothwendig; sie sollten nur verstehen, auf Straße und Feld zu lesen und zu schauen; aber das Elend, das wir täglich vor uns erblicken, hat für die empfindsamen Leser und Leserinnen jenes Romans nicht das Pikante, das Appetitliche, nicht das wollüstig die Nerven Kitzelnde, wie die Geschichte der jungen schönen Mulattin, die von ihrem Herrn verfolgt wird und bereit ist, eher ihr Leben herzugeben als ihre Ehre. — Ah! das liest sich vortrefflich und sieht sich außerordentlich schön an. Aber wie schon gesagt, um auch das lebendiger und wahrer zu haben, dazu braucht man nicht nach Onkel Tom's Hütte zu gehen; das haben wir Alles bei uns ebenso schön in der lieben Heimath."

„Sehr wahr," meinte Herr Beil, wobei er es nicht unterlassen konnte, einen festen Blick auf seinen Principal zu werfen, der unterdessen von seinem Stuhl herabgerutscht war, und nun der ernsten Conversation durch ein ziemlich mißtöniges Lachen eine heitere Wendung zu geben versuchte.

„Eigentlich haben Sie mit Ihrem Lachen Recht, Herr Blasser," fuhr Arthur fort. „Warum auch trübselige Gedanken! Kurz ist das Leben, treten wir so viel wie möglich auf die Sommerseite desselben, und wenn wir ja einmal durch schwarze Schatten hindurch müssen, nun, so wollen wir uns bemühen, auch daraus etwas

zu lernen. — Jetzt erſuche ich Sie aber, einen Augenblick mit in's Nebenzimmer zu kommen, ich will Ihnen da in der Geſchwindigkeit meine Bedingungen wegen der Illuſtrationen mittheilen. — Herr Staiger," wandte er ſich an dieſen, „Sie bitte ich, noch einen Augenblick zu bleiben; wir gehen zuſammen fort, wenn es Ihnen recht iſt."

Was nun der Künſtler im Nebenzimmer mit dem Buchhändler verkehrte, halten wir nicht für unſere Pflicht, dem geneigten Leſer genau anzugeben: nur das Reſultat der Unterredung ſoll er erfahren, weil es für den alten Mann draußen ein angenehmes war. Der Buchhändler nämlich, als er in's Comptoir zurück kam, ſchritt mit einem gerade nicht zu ſauren Geſichte gegen ſeinen Pult, öffnete die Kaſſe und händigte dem überraſchten Herrn Staiger den gewünſchten Vorſchuß von vier Gulden ein, wobei er lächelnd ſagte: „ſehen Sie, mein Verehrteſter, ich mache mir eigentlich ein Vergnügen daraus, Ihren Wunſch zu erfüllen: es iſt nur meine Gewohnheit, jede Sache reiflich vorher zu überlegen. Wahrhaftig, ich bin nicht unerkenntlich für Ihre an ſich gar nicht ſo ſchlechte Ueberſetzung, und ſowie ſich die Zahl der Abnehmer unſeres Romans auf zweitauſend ſteigert, mache ich es mir zur Pflicht, Ihr Honorar auf drei Gulden zu erhöhen, ja, ſobald ſich die Abnehmer vermehren, was vorausſichtlich in den nächſten Monaten geſchehen kann — — wollte ſagen in den nächſten Wochen," verbeſſerte ſich Herr Blaſſer, denn er fing einen bedeutſamen Blick des Malers auf, „ja vielleicht mit dem nächſten Poſttage; wir wollen ſehen, wir wollen ſehen!"

Herr Blaſſer hatte durch all' das Vorgegangene einen anſtrengenden Morgen gehabt, und als ſich nun der alte Mann mit Arthur unter vielen Dankſagungen entfernt, zog der Principal einen dicken Paletot an, verſchloß ſeinen Pult ſorgfältig, nahm Hut und Stock und entfernte ſich, um, wie er ſagte, noch einen wichtigen Geſchäftsgang zu machen. Dergleichen wichtigen Geſchäftsgänge

kamen übrigens um die Essensstunde einige Mal in der Woche vor; Herr Blaffer war nämlich Junggeselle, also ließ er nicht die zarte Hälfte seines Ich's zu Hause zurück und konnte sich beruhigt in das Wirthshaus begeben, um dort etwas Besseres zu verzehren, als dem Herrn Beil, der ebenfalls im Hause beköstigt wurde, und dem Lehrling vorgesetzt zu werden pflegte.

Der Buchhändler verließ also sein Haus, und der blasse Lehrling, der bis jetzt Bücher eingepackt, eilte an ein Fenster, das auf die Straße ging, und wartete da, bis der Principal um die nächste Ecke verschwunden war.

Herr Beil hatte sich wieder auf seinen Comptoirstuhl gesetzt und nahm mit triumphirendem Lachen das Blatt in die Hand, welches Arthur zurückgelassen. „Sehen Sie," rief er seinem schmächtigen Untergebenen zu, „da steht er, wie er leibt und lebt, der Sklavenhändler Blaffer, und auch wir sind nicht vergessen, mich hat er auf Ehre als Onkel Tom dahin conterfeit, und da unten das miserable Ding mit den auffallend gekrümmten Schienbeinen und dem verwahrlosten Kopfe gleicht Ihnen wie ein faules Ei dem andern."

Der Lehrling schien aber keine besondere Lust zu haben, auf diese Späße einzugehen. Er setzte sich auf die Kiste hinter der Thüre, ließ den Kopf melancholisch auf die Brust sinken und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Nun," sagte Herr Beil, indem er über den Bogen Papier hinweg sah, „wo fehlt's Ihnen, junger Buchhändler? Sehen Sie nicht wahrhaftig aus wie unser würdiger Chef, wenn er einen Retourzettel erhält, auf dem geschrieben steht: Wird nur gegen Baar expedirt. — Hat Sie die Unterredung von heute Morgen angegriffen?"

Der Lehrling schüttelte betrübt den Kopf.

„Oder ist Ihr Hunger stärker als gewöhnlich? — Auch das

nicht? — Nun, dann weiß ich nicht, was Ihnen fehlt. Bitte, ſprechen Sie ſich deutlicher aus, theuerſter Anton!"

„Sie wiſſen wohl, daß ich nicht Anton, ſondern Auguſt heiße," entgegnete betrübt der Lehrling. — „Haben Sie den Herrn Erichſen geſehen?"

„Sonderbare Frage!" meinte Herr Beil, indem er den Bogen Papier weit von ſich abhielt, um den Totaleindruck der Zeichnung beſſer zu genießen.

„Ach! iſt das nicht ein angenehmer junger Mann!" fuhr Auguſt fort, „ſo elegant gekleidet, feine helle Handſchuhe, ſo ein ſchönes und freies Benehmen, und hat was gelernt. Wenn ich dagegen unſereins anſehe —"

„Unſereins!" entgegnete der Commis ſcheinbar entrüſtet, indem er die eine Spitze ſeines gewaltigen Schnurrbarts in die Höhe drehte. — „Unſereins! Nun ich denke, meine Repräſentation iſt auch nicht ganz Ohne, und wenn Sie fleißig Brochuren verpacken, pünktlich Ihre Pakete austragen, und wenn dann einſtens Herr Blaſſer ſtirbt und Sie zum Erben einſetzt, ſo können Sie auch gute Paletots tragen und feine Handſchuhe."

„Ach, machen Sie doch nicht immer Ihre Späſſe, mit denen es Ihnen doch nicht Ernſt iſt!"

„Das iſt mein blutiger Ernſt, Sie junger Wortklauber; ich halte was auf mich, und wenn ich einmal zufälliger Weiſe in die rechte Carriere hinein gerathe, ſo ſollen Sie Ihr blaues Wunder ſehen. — Der Buchhandel," ſetzte er mit anderem Tone hinzu, „iſt freilich auch nicht das, was mir in meinen ſüßen Träumen vorſchwebt."

„Ach, Herr Beil," fuhr der Lehrling fort, ohne ſeinen Blick vom Boden zu erheben, „hätte man mich nur was Rechtes lernen laſſen, glauben Sie mir, ich habe den Kopf dazu. Wollte ich doch auch ein Zeichner und Maler werden, und als ich noch in die Schule

ging, da ſagten die Lehrer, ich hätte ein ſchönes Talent und es könnte auch einmal etwas Gutes aus mir werden."

„Immer die alte Jeremiade!" antwortete Herr Beil, indem er das Papier ſinken ließ und den Lehrling nicht ohne Intereſſe betrachtete. — „Sie ſind aber ein junges Ungeheuer," fuhr er nach einer Weile im früheren Tone fort; „lehrt Sie der Herr Blaſſer nicht täglich und ſtündlich etwas Gutes und Neues, Sie und Ihre Schweſter Maria?"

„Ich kann eigentlich nicht verlangen, daß er mich hätte ſollen viel lernen laſſen," entgegnete der Andere, „aber ſo ein paar Privatſtunden hätte ich wohl noch haben ſollen."

„Wie nahe iſt Ihnen der Herr Blaſſer verwandt?" fragte nachdenkend der Commis, der die vorige Rede überhört zu haben ſchien.

„Eine eigentliche Verwandtſchaft exiſtirt gar nicht zwiſchen uns, nur war er mit meinem Vater ſehr befreundet."

„Und als Ihre Mutter ſtarb, hatte unſer ehrbedürftiger Principal, den Gott erhalten möge, diverſe Forderungen an ſie zu machen. Sie aber hatten keine lebende Seele, weßhab Sie in's Blaſſer'ſche Haus kamen!"

„Mit meiner Schweſter Marie."

„Und Ihrem Vermögen, was ſchon lange darauf gegangen ſein ſoll für Ihren Lebensunterhalt. — So ſagt man nämlich, und damit ihr Beide auch als nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft heran gebildet würdet, avancirten Sie zum zehnjährigen Lehrling, und ſie — Maria nämlich — verſieht die Stelle unſeres Dienſtmädchens." — Dieſe letzten Worte ſprach Herr Beil mit einer merkwürdigen Weichheit, während er nachdenkend an die Ecke des Zimmers blickte. — Einige Augenblicke darauf aber kehrte er wie gewaltſam zu ſeinem früheren Humor zurück, indem er laut lachend nochmals auf die Zeichnung ſchaute, ſie alsdann zuſammen faltete und in die Taſche ſteckte. „Meiner Seel'!" ſagte er, „es iſt zwölf

Uhr vorüber, jetzt will ich einmal Hausinſpection halten und nach Küche und Köchin ſehen."

Ehe Herr Beil hierauf das Comptoir verließ, zog er einen beſſern Rock an, der hinter der Thüre hing, brachte Haar und Bart in Ordnung und ging in's Nebenzimmer, von wo man unterdeſſen Tellergeklapper vernahm.

Hier befand ſich die Schweſter des Lehrlings, welche wir dem Leſer mit einigen Worten vorzuſtellen uns veranlaßt ſehen. Es iſt das ein junges Mädchen von vielleicht achtzehn Jahren, von feiner Geſtalt, kleinen Händen und Füßen, einem runden, friſchen Geſicht, welches dunkelblondes Haar umgibt, kurz von einem Aeußeren, das eigentlich gar nicht zu der groben Kleidung paßt, die es bedeckt. Noch weniger harmonirt damit ihr eleganter, ſchlanker Oberkörper, der an der Taille zu umſpannen iſt, und der gegen oben zu einer wahrhaft bewunderungswürdigen Breite und Fülle aus einander geht. Wenn man die Schweſter neben dem Bruder, dem Lehrling nämlich, ſah, ſo hätte man ihrem Weſen nach glauben können, er ſei das Mädchen und ſie der Knabe. Auguſt war zärtlich, erſchrocken, mit weichem, biegſamen Gemüth, ſie dagegen keck, luſtig, ja trotzig und widerſtrebend.

Herr Blaffer hatte mit dem Mädchen eine gar eigenthümliche Erziehungs- und Behandlungsweiſe eingeſchlagen, welche übrigens nicht dazu beitrug, ihren Charakter weicher zu machen. Bald ſchien er in ihr die Tochter eines Freundes zu ſehen, und redete ihr lieblich, ja ſchmeichelnd zu, ja auffallend ſchmeichelnd, wie Herr Beil behauptete; bald aber behandelte er ſie mit der größten Härte, ließ ſie alle niedrigen Dienſte verrichten und ſtrafte ſie unnachſichtlich für die kleinſten Vergehungen. Er behauptete, ſie habe ein etwas leichtſinniges Temperament und ein ſehr undankbares Gemüth, was ſie namentlich darin bewies, daß ſie die Freundlichkeit, mit der ſie meiſtens die Männer behandelte, die mit ihr in einige Berührung kamen, durchaus nicht auf ihren Umgang mit ihrem Herrn und

Meiſter ausdehnen wollte; ſie war eine widerſpenſtige Sklavin, wie ſich der Buchhändler ſchon hatte vernehmen laſſen, wenn er nämlich nicht daran gedacht, daß ſich Herr Beil in ſeiner Gehörweite befand. Der Commis aber befand ſich oft in dieſer Gehörweite, ohne daß es der Principal wußte, und wir können dieſes an ſich tadelnswerthe Betragen nur dadurch entſchuldigen, daß ſich Herr Beil auf's Heftigſte in das Mädchen verliebt hatte und in beſtändiger Angſt lebte, die Zwiſtigkeiten zwiſchen Herr und Dienerin, die oftmals ausbrachen, könnten einmal für das Mädchen auf ſehr unangenehme Art endigen.

Das mußte ſchon wahr ſein, Maria gab ſich häufig nicht einmal die Mühe, ihre Scheu, ja ihren Widerwillen vor ihrem Herrn zu verbergen, namentlich in jenen Tagen nicht, wo er es verſuchte, ſie durch Liebe und Sanftmuth zu erziehen. Dann war ihre Laune unerträglich, wogegen ſie ordentlich aufzuleben ſchien, und ſich auf ihrem ſchönen Geſichte Frohſinn und Heiterkeit abſpiegelte, wenn ſie Scheltworte und die ſchlechteſte Behandlung mit oder ohne Veranlaſſung zu ertragen hatte.

Seit einigen Tagen war in dem Hauſe vollkommen ruhiges Wetter geweſen, ja Herr Blaſſer hatte ſich auffallend ſanft benommen und ſogar einmal die Aeußerung gethan, er ſehe ein, das paſſe ſich eigentlich nicht, daß Maria in ſeinem Hauſe alle die niedrigen Dienſte verſehe, und er finde es angemeſſen, nächſtens ein wirkliches Dienſtmädchen anzuſtellen. Dieſe Aeußerung hatte dem Herrn Beil einen Stich in's Herz gegeben, und er ſetzte ſeine Beobachtungen um ſo eifriger und genauer fort, als Maria ihm ſichtlich auswich, oft in tiefen Gedanken vor ſich hinſtarrte und ſich durch keinen luſtigen Einfall aufheitern ließ.

Obgleich der Commis, wie ſchon geſagt, das Mädchen liebte, ſo ſind wir doch durchaus nicht berechtigt, an eine Gegenliebe zu glauben. Sie benahm ſich gegen ihn nicht freundlicher und zuvorkommender als gegen jeden Anderen, und Herr Beil warf während vieler

ſchlimmen Stunden in ſeinem Kopfe die ſchreckliche Vermuthung umher, irgend ein unternehmender junger Mann habe ſich vielleicht in ihr Herz geſchlichen und mache es unempfänglich für all' die Beweiſe von Zuneigung und Liebe, die er ihr ſchon gegeben.

Unterdeſſen hatte ſie den Tiſch gedeckt, das mehr als beſcheidene Eſſen aufgetragen, und die Drei ſetzten ſich dazu hin, ziemlich ſtumm und einſylbig; der Lehrling ließ den Kopf hängen, der Commis hatte keine guten Einfälle, und wenn er einen höchſtens halbwegs ordentlichen zu Tage brachte, ſo hatte dieſer nur die Wirkung, daß das Mädchen, das, ohne einen Biſſen anzurühren, auf ihren Teller hinſtarrte, erſchrocken in hie Höhe fuhr und mit einem ſehr erkünſtelten Lächeln um ſich ſchaute.

Vierzehntes Kapitel.

Häusliche Scenen.

Auf dem Kirchhofe der Stadt, den wir in einem der vorigen Kapitel verließen, fanden, wie der geneigte Leſer bereits weiß, an jenem Morgen zwei Begräbniſſe Statt. Das erſte, das vornehmere, war das einer ſehr alten und ſehr adeligen Stiftsdame, die es ihren nun lachenden Erben recht ſauer gemacht hatte. Es war eins von jenen kränklichen Weſen, von denen man achſelzuckend ſpricht: „und ſie lebt immer noch?" — eine Frage, die aber Jahrzehnte und Jahrzehnte mit einem „Ja!" beantwortet wird. Endlich aber hatte der unerbittliche Tod das hochadelige Wappen nicht länger geachtet und der alten Dame zum letzten Reigen die Hand gereicht,

was ihr gerade in diesem Augenblicke sehr unangenehm und unerwartet kam, denn es kreuzte einige Entwürfe, die sie nächstens auszuführen beschlossen hatte. Aber da wir Alle des Todes allerleibeigenste Sklaven sind, so genügte, wie schon gesagt, ein Wink von diesem Tyrannen, und sie, die gestern noch in dem Hofcercle so außerordentlich recherchirt war, und so angenehm mit den hohen und höchsten Herrschaften geplaudert hatte, ließ nun Fächer und Blumen plötzlich den steifen Fingern entgleiten und streckte sich lang aus, jenen gewissen eigenthümlichen Zug im Gesichte, den alle glücklichen, zufriedenen Menschen, wie zum Beispiel ihre gestrige Gesellschaft, nicht ohne einen unerklärlichen Schauder anzusehen vermögen.

Die Stiftsdame war sehr vornehm und sehr stolz gewesen; doch hatte sie sich in allen Ständen der Gesellschaft einen freundlichen Namen erworben, denn sie gab den Armen und sonstigen Hülfsbedürftigen nicht ungern, namentlich aber da, wo die öffentlichen Blätter ihre Gabe, Größe und Zweck derselben, in mehreren dankerfüllten Zeilen dem allgemeinen Publikum tiefgehorsamst ersterbend hinstammelten.

Sie war zur selben Stunde gestorben, wie das kleine Schwesterchen der Tänzerin, nächtlicher Weile, als noch tiefe Schatten über Wald und Flur lagen. Vielleicht hatten die beiden aufschwebenden Seelen einen und denselben Weg, und zogen, nachdem alle Standesunterschiede abgestreift, Hand in Hand dahin. Sollte aber auch sogar der Tod dieses Gleichheitsprinzip nicht durchzusetzen vermögen, so könnten wir auch vielleicht annehmen, der arme kleine Engel sei gerade zur rechten Zeit mit der alten Stiftsdame gestorben, um, hinter ihr drein gleitend, die lange weiße Schleppe zu tragen. Wenn sich aber zufällig ihre Wege theilten, und die kleine unschuldige Seele, an Freuden und Erlebnissen leicht, lustig aufwärts flatterte, während die andere, an Thaten und an Ehren reich, nicht im Stande war, sich so weit empor zu schwingen, so blickte sie vielleicht

einem abgehauenen Baumstamme gesteckt. „Auf Ehre, so nahe,“ sagte Herr von X., „daß wenn ich nach ihm geschossen hätte, ich unfehlbar Ihre Waden mit verletzt haben müßte.“

So endigt der zweite Trieb. — Die Treiber umstehen den Fuchs, er hat die Augen verdreht und zeigt noch im Tode die Zähne. Einer gibt ihm noch einen derben Schlag auf den Kopf, denn man hat Beispiele, daß der Fuchs sich nur todt stellt und nachher die Treiber, die ihn fortschleppen wollen, in die Waden beißt. — „Meine Herren,“ ruft der Jagdeigenthümer, „jetzt kommt der Frühstückstrieb! Wo ist der Caspar mit dem Ranzen?“ — „Caspar ist zurückgeblieben und wird gleich erscheinen,“ meinen die Treiber.

Die Bauern lagern sich an den Rand des Grabens, ziehen ihr Stück Brod aus der Tasche und erzählen sich Jagdabenteuer. Herr v. X. schaut ungeduldig nach Caspar in den Wald hinein, und der alte Förster begreift nicht, wo der junge Herr von der Fuchseiche bleibt, der ebenfalls noch nicht da ist. Es ist im Wald so still wie in einer Kirche; man hört die nassen Blätter von den Bäumen rascheln. Auf einmal fällt ein entfernter Schuß; Alles lauscht. Gleich darauf fällt ein zweiter, und man hört in der Entfernung ein gedämpftes Hurrah. — „Was ist das?“ fragt Herr v. X. — Der alte Förster meint, es sei in der Gegend der umgestürzten Eiche, nimmt einem der Treiber den Schweißhund ab und macht sich eiligst dahin auf den Weg.

„Gehen wir mit!“ ruft Herr v. X. Die Schützen folgen und der größte Theil der Treiber schließt sich an. Eilig dringt man vor. Der alte Förster hat recht, die Schüsse sind in der Richtung der umgestürzten Eiche gefallen. Dort liegt sie, und — merkwürdiger Anblick! vor ihr sieht man Caspar, den Frühstücksträger, wie er im Begriff ist, dem jungen Herrn das Gewehr aus der Hand zu winden. Man springt hinzu, und es ergibt sich, für Jäger, die einige Meilen von jeder menschlichen Wohnung entfernt, von mehreren starken Trieben hungrig und durstig sind, die trostloseste Geschichte. Caspar vermag vor Grimm nicht zu sprechen, und so erzählt denn der junge Herr, hochroth vor Schaam und stotternd vor Verlegenheit.

„Ich stand,“ fängt er an, „lange sorgfältig umherspähend an der Fuchseiche. Endlich riefen die Bauern Zellow. Doch mit jeder Minute entfernten sie sich weiter und weiter von mir. Ich stand da, einsam und allein, nur mit meinen Gedanken beschäftigt, von einem recht großen Jagdglück träumend. Ich gestehe, ein Hase, selbst ein Fuchs, wäre für

zum ersten Male sehnsüchtig nach dem armen Kinde und sprach ein leises Gebet, es möge droben ein stilles Fürwort für sie einlegen, oder es möge die kleinen Händchen niederstrecken und sie mit sich empor ziehen.

Das sind übrigens Ansichten und Phantasieen, und das Wahre an der Sache ist, daß das Kind, wie wir bereits wissen, in einem Winkel beerdigt wurde, während der Leichenconduct der Stiftsdame sich über den schönsten Theil des Kirchhofes verbreitete, und dort bei der Begierde, die vortreffliche Rede zu hören, von manchem stillen, bescheidenen Grab Immergrün und Epheu schonungslos niedertrat.

Der Zug war in jeder Hinsicht imposant zu nennen. Da waren alle Schichten der Gesellschaft vertreten, da fuhren glänzende Wagen in der königlichen Livree, denen der Prinzen, der hohen Würdeträger bei Hof, der Minister, des niederen Adels, der reichen Bürgerschaft, der Beamtenwelt, kurz, wer eine Equipage hatte, die sich anständiger Weise hinter die lange Reihe anschließen konnte. Da saßen die Kutscher der höchsten Herrschaften gravitätisch auf ihrer Bockdecke, die Peitsche hoch, das wettergebräunte Gesicht und die rothen Nasen mit einem leichten künstlichen Anflug von Schwermuth schattirt; da kamen ihre minder vornehmen Collegen mit minder vornehmer Haltung, aber in ihren reichsten Anzügen; ihnen folgten endlich die Kutscher der Anverwandten in der schwarzen Trauerlivree, Florepaulettes auf den Schultern, ganz in schwarzes Tuch gekleidet und mit ziemlich zerknirschter Miene. Daß die meisten Wagen leer fuhren, versteht sich von selbst; ihnen schloß sich erst eine unendliche Reihe Fußgänger aller Stände an, würdevoll einher schreitend, den Blick zu Boden, die eine Hand vielleicht in die Brust des Paletots vergraben, und in leisem Gespräch, natürlicher Weise handelnd von den Tugenden der Verblichenen. Wenn man aber auch über andere Dinge sprach, so gab man sich doch das Ansehen, als sei

man mit Leib und Seele bei dem traurigen Geschäfte, und es wurde vielleicht über einen Proceß, ein Avancement, über die Fünfprocentigen oder die Preise von Baumwolle und Käse nur mit hoch emporgezogenen Augenbrauen gesprochen, begleitet von ernstem, würdigem Kopfnicken und salbungsvoll herabhängender Unterlippe.

Die Gefühle der meisten Leidtragenden, wenn sie nicht gerade den nächsten Verwandten angehören, treten in ihren Contrasten während des Hin- und Herweges am schärfsten bei einem militärischen Begräbnisse hervor. Wie dumpf und schauerlich wirbeln die Trommeln, wie klagen die Hörner in einzelnen schwermüthigen Accorden auf dem Hinwege, wie abgemessen und langsam ist der Schritt der Colonne, die mit dem Kameraden geht, und wie ernst und düster die Haltung, mit der sie um das Grab stehen, bis es zugeschaufelt ist. Sobald dies aber geschehen, hebt der kleine Tambour seine Trommel in die Höhe, schraubt das Kalbfell schraffer und spuckt auch gelegentlich und verstohlen in die Hände, um seine Schlegel recht behend und flink rühren zu können, denn kaum haben sie dem Kirchhof den Rücken gekehrt, so schwingt der Tambour-Major schon mit einer ganz anderen Miene seinen Stock, und die Trommeln, auf denen es vorhin klang: drum — drrum — drrrrrum — drrum — drum — drrrrum! schallen jetzt: Rataplan — rataplan — rataplan — plan — plan, und darauf fällt die Musik ein, aber lustig, heiter und schmetternd; der Choral ist vergessen und irgend ein klingender Marsch führt die Truppen, nun um einen stillen Mann weniger, nach der Kaserne zurück.

Bei bürgerlichen Begräbnissen ist das, wenn auch mit weniger Geräusch und weniger auffallend, die gleiche Geschichte. Die würdigen Kutscher wenden ihre Wagen nach der Ceremonie um und suchen einer an dem andern vorbei in vollem Trabe nach Hause zu kommen, wobei es denn nicht selten eine Bemerkung,

ein Wort setzt, das durchaus nicht passen will zu der ernsten Haltung von so eben. Von den Fußgängern sind manche draußen vor dem Thore geblieben, denn der Rasen ist feucht, Erkältungen in dieser Jahreszeit sehr gefährlich, und der Anblick der stillen Hügel mahnt auf so unangenehme Art an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Was nun aber, erbaut von der Predigt, wieder heraus kommt, löst sich in einzelne Gruppen auf und geht plaudernd, guter Dinge, auch wohl lachend nach Hause; Mancher schlägt für sich sein Rataplan und denkt: es ist gut, daß ich diesmal noch zu den Begleitern gehöre.

Unter den Haufen, die sich an diesem Morgen nun nach allen Seiten hin zerstreuen, bemerken wir einen dicken Herrn, mit stattlichem, umfangreichem Oberkörper, aber etwas gekrümmten Beinen, die wahrscheinlich der Last, die sie Jahre lang tragen mußten, am Ende erlagen, nachgaben und etwas Sichelförmiges annahmen. Der schon ziemlich alte Herr hat ein volles, wohlwollendes Gesicht und gibt sich offenbar die Mühe, namentlich wenn er grüßt, sehr würdevoll und gravitätisch auszusehen. Zu diesem Zweck zieht er alsdann seine Augenbrauen finster zusammen, ist aber nicht im Stande, einen lachenden Zug um den gutmüthigen Mund zu vertilgen, weshalb sein Gesicht bei diesen Veranlassungen meistens in einer lustigen Composition von Ernst und Scherz erscheint. Zu beiden Seiten desselben gehen zwei junge Männer von einigen dreißig Jahren, der Eine blond, mit einem offenen, gutmüthigen Gesicht, nachdenkenden Augen, in welchen man hie und da Zerstreutheit liest, der Andere mit dunklem Haar und Backenbart, mit einer Brille auf der Nase, hinter der sich ein paar stechende Augen befinden.

„Ich sage euch," bemerkte der alte Herr, indem er ruhig eine Prise nahm, „die verstorbene Stiftsdame war eine respektable Frau. Was hat sie nicht Alles den Armenanstalten unserer Stadt gethan, und wie herablassend war sie nicht gegen Jeden,

der mit ihr umging! — — Herablaſſend ſage ich und wiederhole es; ſie, eine Baroneſſe von einem der beſten Häuſer! Hat ſie nicht meine Frau, ſo oft ſie uns beſuchte, mit — mit — wie ſoll ich ſagen? — ja, mit wahrer Freundſchaft behandelt!"

„So oft ſie zu uns kam!" verſetzte ſpöttiſch der Herr mit der Brille. „Aber welches waren die Veranlaſſungen zu dieſen Beſuchen?"

„Nun," entgegnete der alte Herr, indem er die Hände von ſich ſtreckte, „die Veranlaſſungen waren die edelſten und beſten; ſie veranſtaltete Sammlungen zur Ausſtattung armer Mädchen und zur Unterſtützung hülfsbedürftiger alter —"

„Schnapstrinker."

„Wa—s?" fragte der alte Herr, der dies Wort nicht recht verſtanden hatte. — „Und abgeſehen von dieſen Beſuchen begegneten wir ihr nie am dritten Orte, ohne daß ſie ein charmantes Lächeln, eine freundliche Begrüßung für uns hatte."

„Und für unſere Kaſſe," warf der Andere ein. „Sonſt aber ließ ſie uns, wie ich es auch begreiflich finde, auf der Stufe ſtehen, zu der wir gehören, und wenn ſie auch gnädiger Weiſe zu uns herabſtieg, ſo konnten wir doch verſchloſſene Thüren finden, wenn wir es uns einfallen ließen, einmal eine Treppe höher anzuklopfen."

Der alte Herr zuckte die Achſeln und ſagte: „das finde ich ganz in der Ordnung; ſtreng geſchiedener Rang und Stand iſt durchaus nothwendig, und daß das auch in meinem Hauſe ſo gehalten wird, darein ſetze ich meinen Stolz."

„Namentlich Mama," ſagte träumeriſch der andere junge Mann mit dem blonden Haar.

„Allerdings; deine Mutter iſt von ſtrengen Grundſätzen, und das iſt ein Segen, der im ganzen Hausweſen ſichtbar wird."

„Nur bei Einem dieſes Hausweſens," bemerkte lachend der mit der Brille, „iſt von dieſem Segen nicht viel zu ſehen. Arthur hat von den Grundſätzen Mama's nie viel profitirt."

„Arthur iſt leider ein Künſtler," entgegnete der alte Herr, „und kommt hiedurch in Kreiſe und Berührungen, die freilich nicht beſonders gut auf ihn einwirken, aber —"

„Laßt doch die Geſchichten gehen!" meinte der mit dem blonden Haar. „Ich weiß nicht, Alfons, daß du nie mit deinen Neckereien und Sticheleien aufhören kannſt; wahrhaftig, das wird am Ende unerträglich, und du kannſt keine Stunde damit ſtill ſein. Ich möchte nicht deine Frau ſein."

„Und ich nicht der Mann deiner Frau," entgegnete Alfons mit einem unangenehmen Lächeln.

Bei welchen Worten über das Geſicht des andern jungen Mannes etwas wie ein leichter Schmerz zuckte. Er biß ſich auf die Lippen, reichte dem dicken Herrn die Hand und ſagte: „ich muß einen Augenblick nach Hauſe, komme aber ſpäter. Adieu Papa!"

Das Zwiegeſpräch der beiden jungen Leute war ziemlich leiſe geführt worden, und der alte Herr, der einen Schritt voraus war, hatte es nicht ſo recht verſtanden. Er reichte dem Abſchiednehmenden die Hand und rief ihm dann nach: „vergiß nicht zu Tiſche zu kommen, Eduard; du weißt, Mama hat euch eingeladen."

Darauf ging er mit dem Herrn, welcher die Brille trug und der ſein Schwiegerſohn war, die gerade Straße hinab, der Andere dagegen, ſein wirklicher Sohn, bog links ein und ſchritt langſam einem großen Hauſe zu, in deſſen erſtem Stock er wohnte.

Es war, wie wir wiſſen, Winter, und ein ziemlich kalter und rauher Morgen. Auf der Treppe des Hauſes ſaß ein kleines Mädchen von vielleicht drei Jahren, in einem eleganten feinwollenen Kleidchen, aber es ſaß auf dem kalten Steine und ſeine Aermchen und Nacken waren ganz roth vor Kälte.

Der junge Mann trat erſchrocken näher, hob das Kind auf und fragte: „Was thuſt du hier, Anna? Warum biſt du nicht

droben im warmen Zimmer? — Wer hat dich ſo allein auf die Straße gelaſſen? — Iſt Oscar droben oder wo iſt er?"

Das kleine Mädchen, ein hübſches Kind mit klaren braunen Augen, lächelte über die haſtigen Fragen des Papa's. „Ich bin herunter gegangen," entgegnete es, „die Thüre war offen, Oscar iſt freilich auch mit gegangen, aber er iſt um die Ecke gelaufen, und will ſich um einen Sechſer Bindfaden kaufen."

„Und Mama iſt oben?"

„Ich glaube wohl," erwiderte das Kind gleichgültig, „habe ſie aber ſchon lange nicht mehr geſehen."

Der junge Mann biß die Zähne über einander, nahm ſeine Tochter auf den Arm und ſtieg haſtig in den erſten Stock des Hauſes, vor dem dies kleine Zwiegeſpräch geführt wurde. Eine breite und hohe Glasthüre, die von der Treppe auf den Gang führte, ſtand offen; links befand ſich Küche und Kinderzimmer, und aus dem letzteren erſcholl ein lautes und luſtiges Lachen. Der Hausherr ſetzte das Kind auf den Boden und ſchritt raſch auf die Thüre zu, hinter welcher es ſo fröhlich zuging. Er öffnete ſie heftig und ſah, was er auch nicht anders erwartet, ſeine ſämmtliche Dienerſchaft, Köchin, Stubenmädchen und Kindsfrau in heiterer Unterhaltung begriffen, während draußen die Thüre offen ſtand und während eines ſeiner lieben Kinder faſt unangezogen in der Kälte vor der Hausthüre ſaß, und das andere, ein Bübchen von vier Jahren, ohne Aufſicht in der Nachbarſchaft herum lief. Man hätte es dem Vater nicht verdenken können, wenn er in dieſem Augenblicke ſeinen Spazierſtock zu einem andern Zwecke benutzt hätte; doch bezwang er ſich und fragte mit ernſter und feſter Stimme: „Wo ſind die Kinder?"

In dem Augenblicke, wo der Hausherr erſchien, hatte jede der drei dienenden Damen mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit und Geiſtesgegenwart irgend ein Stück Arbeit ergriffen; die Köchin that, als habe ſie ſich ein Haushaltungsbuch geholt, das

Stubenmädchen fuhr mit der Schürze leicht über den Tisch, und die gewissenhafte Hüterin der Kinder nahm etwas Wäsche aus einem neben ihr stehenden Korbe.

„Die Kinder waren im Augenblicke da," sagte die Letztere mit ziemlich gleichgültigem Tone, „sie werden im Salon oder Schlafzimmer sein."

„Sie werden sein!" entgegnete heftig der junge Mann. „Ist das auch eine Antwort: sie werden sein? Sind Sie vielleicht dazu da, um mir so unbestimmte Antwort über das Ihnen Anvertraute zu geben?"

Die also Angesprochene zuckte die Achseln; die Köchin sah ihren Herrn mit einem unfreundlichen Blick an, und das Stubenmädchen eilte naserümpfend hinweg, und man hörte sie draußen auf dem Gange sagen: „es ist doch in dem Hause keine Ruhe, jetzt haben wir schon wieder Aerger und Lärmen!"

„Anna saß vor der Thüre auf der kalten Treppe," sprach der Vater des kleinen Mädchens, indem er sich gewaltsam bezwang, „und mein Bube läuft ohne Aufsicht in der Nachbarschaft herum. Heißt das vielleicht Ihre Pflicht erfüllen?"

„Die Kinder sind erst vor ein paar Sekunden fort gegangen. Anna kann sich kaum niedergesetzt haben und Oscar muß da unten vor dem Hause sein."

„So gehen Sie augenblicklich und holen ihn; schließen Sie die Glasthüre zu und behalten hier die Kinder bei sich im warmen Zimmer. Ich sage Ihnen, Frau Bendel, nehmen Sie sich ja in Acht oder es geht mit uns Beiden auf eine sehr unangenehme Art auseinander."

„Ich thue was ich kann," entgegnete die Person weinerlich; „aber ich weiß, Sie mögen mich nicht leiden und wenn Madame nicht so mit mir zufrieden wäre, so hätte ich schon lang dieses Haus verlassen."

Der Hausherr gab weiter keine Antwort, doch ballte er die

rechte Faust heftig zusammen, seufzte tief auf und trat anscheinend ruhig in das Zimmer seiner Frau.

Obgleich es bereits eilf Uhr war, hatte Madame doch eben erst ihren Kaffee getrunken. Sie war eine junge und hübsche Frau mit stark blondem Haar, welches noch vollkommen unfrisirt unter einer zerzausten, aber mit Blumen besetzten Haube stak. Der übrige Anzug paßte hiezu: sie trug einen wohl feinen und eleganten Morgenrock, doch hatte sie ihn weder um ihre schlanke Taille zusammen gezogen, noch oben gehörig befestigt, und hatte, um die hierdurch entstandenen Blößen zu bedecken, darüber eine Sammtmantille geworfen, die, nur für die Straße bestimmt, jetzt an der Rücklehne und auf dem Sitz grausam zerknittert wurde.

Madame erhob nicht den Kopf beim Eintritte ihres Gemahls, ja sie gab dem kleinen Fauteuil, in welchem sie saß, durch einen heftigen Ruck eine solche Richtung, daß sie dem Eintretenden den größten Theil ihres Rückens zuwendete.

„Ich bin es, mein Kind," sagte der junge Mann mit ziemlich sanfter Stimme.

Er erhielt keine Antwort.

„Ich bin so eben von dem Begräbniß der Fräulein von M. zurückgekehrt; du warst noch nicht auf, als ich ging. Wie befindest du dich, hast du gut geschlafen?"

Madame zuckte statt aller Antwort die Achseln und öffnete phlegmatisch ein Buch, das in ihrem Schooße lag.

„Ich möchte wissen, wie du geschlafen hast," fuhr der junge Mann mit etwas stärkerer Stimme fort.

Worauf sie abermals die Achseln zuckte, den Kopf halb herum warf und mit mequantem Tone entgegnete: „was kümmert dich meine Nachtruhe, überhaupt meine Ruhe? Man hat ja vor dir doch keinen Frieden, nicht bei Tag, nicht bei Nacht."

„Wie, du hast vor mir keinen Frieden?"

„Ob!" entgegnete Madame mit aufgeworfener Oberlippe, „es

war recht ruhig, so lange du fort warst, aber kaum betrittst du das Haus, so beginnt gleich wieder dein Schelten mit den armen Dienstboten."

„Mit den armen Dienstboten!" erwiderte er, indem sein sonst so sanftes Auge anfing aufzuflammen. „Ah! mit den armen Dienstboten! Hat Jungfer Babett wieder rapportirt? es ist übrigens gar nicht einmal der Fall, daß ich besonders heftig geworden bin, obgleich ich, bei Gott im Himmel! die gegründetste Ursache gehabt hätte."

Es erfolgte keine Antwort, vielmehr schien sich Madame eifrig in die Lectüre ihres Buches zu vertiefen.

„Du weißt natürlicher Weise nicht, wo die beiden Kinder sind?"

„In sehr guten Händen, hoffe ich; die Kindsfrau hat mein volles Vertrauen."

„Nun denn, als ich eben nach Hause komme — es hat beiläufig gesagt zwölf Grad Kälte — sitzt Anna in einem dünnen Kleidchen vor der Hausthüre, und Oscar läuft in der Nachbarschaft herum, die drei Frauenspersonen aber sitzen drüben in dem Zimmer, plaudern auf's Eifrigste und thun nicht, als ob überhaupt Kinder für sie in der Welt wären."

„Und das wundert dich?" sagte Madame nach einer peinlichen Pause.

„Wie verstehe ich deine Frage?"

„Anna wird an die Treppe gelaufen sein, ihren lieben Papa zu empfangen, ihm ihren guten Morgen zu bringen, ihm zu schmeicheln. Es könnte das eigentlich komisch erscheinen; die Kinder werden ja förmlich dressirt, dich als erste, ja ich möchte sagen, als einzige Person im Hause zu betrachten."

„Und wer dressirt die Kinder so, um mich deines Ausdrucks zu bedienen?"

„Nun, wahrscheinlich du."

„Und wenn dir nun meine Dressur zuwider ist, warum über-

nimmſt du nicht einmal dieſe Mühe? Es wäre doch wahrhaftig deine Pflicht als Mutter, die Kinder zu unterweiſen. — Aber," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „dann müßteſt du ſie freilich ein paar Stunden des Tages um dich haben, und das wäre zu viel verlangt."

„Ich ſehe die Kinder, ſo oft es nothwendig iſt," entgegnete Madame gereizt.

„Heute Morgen ſchien es dir alſo noch nicht nothwendig, denn wie mir Anna ſagte, haſt du noch nicht ein einziges Wörtchen zu ihr geſprochen. — O Bertha! Bertha!" ſetzte er mit weicherer Stimme hinzu, „es iſt faſt ſchon die Hälfte des Tages vorüber und du haſt deine Kinder noch gar nicht geſehen. Ich muß dir geſtehen, ich begreife das nicht, mir iſt es am Morgen der ſüßeſte und liebſte Anblick, wenn ich die lieben und unſchuldigen Geſichtchen ſehe."

„Ha! ha! ha!" lachte Madame überlaut, „natürlicher Weiſe dein ſüßeſter Augenblick, du haſt mich ja vorher geſehen, und darauf brauchſt du begreiflich eine Erholung. — Aber der kleinen Katze," fuhr ſie fort und nickte heftig mit dem Kopfe, „werde ich's doch noch ernſtlich und fühlbar vertreiben, beſtändig meine Angeberin zu machen. — Ein anderer Mann freilich würde auf das Gerede der Kinder nichts geben, aber du biſt glückſelig, ſobald es dir gelungen iſt, eine Gelegenheit zum Zanken vom Zaune zu brechen."

„Hat das Kind Unwahrheit geſprochen, haſt du ihm vielleicht ſchon heute Morgen ein freundliches Wort geſagt?"

Es erfolgte wieder einmal keine Antwort, vielmehr ſchlug Madame eifrig ein paar Blätter des Buches um.

Der junge Mann wiederholte gelaſſen ſeine Frage zwei bis dreimal, dann ſchwoll aber die Ader ſeiner Stirne und er klemmte die Unterlippe zwiſchen die Zähne. „Du wirfſt mir immer vor," ſagte er endlich mit gepreßter Stimme, „ich bräche die Gelegenheit, mit dir zu zanken vom Zaune. Daß es Zank und Streit in

mich nichts gewesen, sogar der Oberfuchs nicht.“ — Bei diesem Ausdruck sieht sich die ganze Gesellschaft erstaunt an. — „Nein,“ fährt der junge Herr fort, „einen Wolf zu schießen, das war mein Gedanke, einen von den achtzehn, die noch im Revier herumspucken.“ — Abermaliges Erstaunen. — „Alles ist ruhig. Ich sehe rings um mich her, da gewahre ich endlich zwischen den Gesträuchen einen Gegenstand, der meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Meine Herrn, ich sehe im Gesträuch, keine zwanzig Schritte vor mir, einen Wolf.“ — Drittes Erstaunen. — „Ich ziele genau, ich drücke ab, der Wolf liegt unbeweglich — ich ziele nochmals, ich schieße wieder, da ertönt neben mir ein lauter Schrei: der Bauer dort stürzt auf mich zu und behauptet, ich habe in den Frühstücksranzen geschossen.“

Bei dem Worte Frühstücksranzen entsteht unter den Jägern allgemeine Aufregung. — „Das ist zu arg!“ meint Herr v. X. — „Unerhört!“ ruft der Jagdliebhaber, und Alles eilt der Gegend zu, wo das Corpus delicti im Gesträuch liegt. Man schnallt den Wolfsranzen auf. Leider hat der junge Herr sehr gut gezielt: die Blechkapsel ist mehrmals durchlöchert und die gebratenen Hühner, die Zungen, die Schinken, das Brod schwimmen in rothem Wein. — Was ist zu thun? Der junge Herr ist durch die Schaam und Verlegenheit sattsam bestraft; Herr v. X. sucht die unversehrten Trümmer aus dem Ranzen zusammen und fängt als gebildeter Mann zuerst an zu lachen. Der Jagdliebhaber stimmt eifrig ein; er ist außerordentlich vergnügt, daß es noch einen ungeschickteren Schützen gibt als er, und unter allgemeiner Heiterkeit geht der Frühstücktrieb vor sich, der auch ohne Störung und zur mäßigen Zufriedenheit abläuft.

Nach dem Frühstück steckt man sich eine Cigarre an; die Jagdgesellschaft mit Treibern und Hunden wendet sich über die vorhin erwähnte Heide einer größern Waldstrecke zu, wo sich nach der Aussage der Jäger ein ziemlich geschonter Rehstand befindet. — „Freilich,“ meint einer, „schießen die Gemeindeschützen Alles ohne Noth zusammen; aber ein bis zwei Rehböcke in jedem Trieb wären doch nicht unmöglich.“

Wer auf der Jagd so ausgesprochenes Unglück hat, wie unsere beiden Nimrode, der Jagdliebhaber und der junge Herr, der wird leider von den andern Schützen gemieden wie ein Angesteckter, und da die Zeiten vorbei sind, wo der Jagdherr das Recht hatte, für eine geschossene Gaise dem Uebelthäter fünf mit dem Waidmesser aufzählen zu lassen, so stellt man solch unglückliche Individuen lieber auf einen verlorenen Posten,

dieſem Hauſe genug gibt, es iſt nur zu wahr; der Friede iſt leider aus dieſen Gemächern und hier aus dieſem Herzen gewichen, aber freilich nicht meine Anhänglichkeit an dich, meine innige Liebe zu den Kindern."

Madame zuckte verächtlich mit den Achſeln.

„Dieſe Anhänglichkeit und Liebe," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „halten mich wie Ketten an dich, an dies Haus das mir ſchon oft zur Hölle, zu einem Orte der fürchterlichſten Marter geworden iſt. Dafür ſind es aber auch wirkliche Ketten, die ich tragen muß; ich bin leider nicht Mann genug, ſie zu brechen, und ſie machen mich zum Sklaven deiner Laune, die fürchterlich unerträglich iſt."

Madame blickte finſter in die Höhe.

„Ich habe geſagt, deiner Laune, denn ich will dir zu meiner eigenen Beruhigung nicht einmal wirkliche Fehler zuſchreiben, ſondern es ſollen meinetwegen nur Launen ſein, die dich veranlaſſen, deine Kinder den Dienſtboten zu überlaſſen, und wenn ich, dein Mann, mich über die Nachläßigkeit deiner Dienſtboten beklage, ihnen noch Recht zu geben. — Es ſoll Laune ſein, Bertha, wenn deine fürchterliche Gleichgültigkeit gegen Alles, was mir, den Kindern im Hauſe geſchieht, mich zur Verzweiflung bringt. Es ſoll Laune ſein, wenn aus deinem Munde Tage, Wochen lang kein angenehmes, liebreiches Wort kommt, wenn du Alles mit verdrießlichem, moquantem Blick betrachteſt, wenn dich im reichſten Sonnenſcheine des Lebens jener Glanz nicht freut, der dich umgibt, ſondern dich jede Fliege ärgert, die um dich ſummt, wenn du das tauſendfach Gute und Schöne, was dir Gott verliehen, nicht ſehen willſt, und du dagegen emſig nach einer kleinen Wolke ſpähſt, damit du einen Vorwand haſt, mir ein verdrießliches Geſicht zu machen."

„Phraſen! Phraſen! unausſtehliche Phraſen!" entgegnete achſelzuckend Madame, „Reden, die ich ſchon zum Ueberdruß gehört."

„Und ich nenne ferner Laune," fuhr unerschütterlich der Gemahl fort, „wenn du — ja, ich will sagen — eine junge schöne Frau, die in der Nettigkeit ihres Anzugs dem ganzen Hause ein Muster geben sollte, um eilf Uhr Morgens so erscheinst — — — — wie du hier vor mir sitzest."

Einen Augenblick schien Madame über diese letzte Rede, wie sie es schon einige Mal vorher gethan, mitleidig lächeln zu wollen. Doch warf sie verstohlen einen Blick in den Spiegel, und da sie vielleicht finden mochte, daß ihr Gemahl nicht so ganz Unrecht, ja vielmehr vollkommen Recht habe, so flog eine tiefe Röthe über ihr Gesicht, sie preßte die Lippen heftig auf einander und öffnete sie alsdann wieder, als wolle sie etwas zornig erwidern, doch siegte ihr angebornes Phlegma, jene Gleichgültigkeit, von der ihr Mann sagte, daß sie ihn zur Verzweiflung brächte, über diese Aufwallung. Sie warf ihm einen finsteren, verdrießlichen Blick zu, dann senkte sie den Kopf auf ihr Buch herab und vergrub sich tief in den Fauteuil.

Der junge Mann war, wie er vorhin sagte, in der That der Sklave seiner Frau; und seine Sklaverei war von der härtesten Art. Hätte er ihr Gemüth besessen, hätte er Gleichgültigkeit mit Gleichgültigkeit erwiedern können, so würden die Beiden eine Ehe geführt haben, wie leider so viele andere. Ja, oder wäre sie bei seinen Reden ebenfalls heftig geworden, hätte ihr volles Herz ausgesprochen, hätte ihre Ansichten, ihre Ideen, ihre Gründe für dies und das mitgetheilt, so wäre nach einem kleinen, oft wohlthätigen Sturme Alles wieder im gleichen Geleise gegangen. Da sie aber das nicht that, da sie bei jeder Veranlassung die Gekränkte und Mißhandelte spielte, wenn er, ein offener, ehrlicher Charakter, ein rasches Wort dazwischen warf, und da sie dies Spiel mit außerordentlicher Gewandtheit fortsetzte — es war auch wohl ihr wirkliches Gefühl — so glaubte er am Ende fast beständig, er sei zu weit gegangen, und bot also wieder die Hand zur Versöhnung.

Auch heute ging er, die Hände auf den Rücken gelegt, eine Zeit lang unmuthig auf und ab, wobei er es aber nicht unterlassen konnte, von Zeit zu Zeit einen Blick nach seiner Frau zu werfen und dann jedesmal zusammen zuckte, wenn sie so ruhig und theilnahmlos in ihrem Buche weiter las.

„Ah! Bertha," sagte er endlich nach einem längeren Stillschweigen, „es kann wahrhaftig nicht so fortdauern, das mußt du einsehen. Glaube mir, unser ganzes Hauswesen geht dabei zu Grunde."

Es erfolgte natürlicher Weise keine Antwort.

„Unsere Kinder, die armen, kleinen, lieben Kinder leiden sehr darunter Noth, wenn du, ihre Mutter, dich nicht um sie bekümmerst."

Keine Antwort.

„Es sollte dir ja ein Vergnügen sein," fuhr er zitternd vor Aufregung und doch mit erzwungener Ruhe fort, „ihre kleinen Spiele zu überwachen, sie zu beaufsichtigen, oder wenn du das nicht willst, nur deinen Dienstboten einzuschärfen, daß sie ihre Pflicht thun. Es ist das ja eine Kleinigkeit."

Madame schien eifrig und mit großer Aufmerksamkeit zu lesen.

„Ueberhaupt," fuhr er wärmer fort, „wäre es deine Pflicht und Schuldigkeit, nach deinem Hauswesen, deinen Dienstboten zu sehen; ich will dir ja gewiß nicht verwehren, zu thun, was jede Frau deines Standes thun darf: Besuche zu machen, zu lesen; aber es muß doch auch eine Zeit geben, wo du begreifst, daß du nicht blos dazu auf der Welt bist."

Madame zog ihre Augenbrauen in die Höhe, als interessire sie eine Stelle in dem Buche außerordentlich.

„Dann kann ich dich auch versichern, Bertha, daß du eine große Beruhigung in der Erfüllung deiner Pflichten finden wirst, daß das dein an sich etwas trauriges Gemüth erheitern wird, und dich der Wahn verläßt, als seiest du eine unglückliche Frau. –

— Ja ein Wahn, ein ſchrecklicher Wahn, mein Kind," ſetzte er etwas heftiger hinzu; „du biſt von Gott begünſtigt wie wenige, du lebſt nicht nur behaglich, ſondern ſogar glänzend; dein Mann, deine Kinder ſind geſund — ſage, was willſt du mehr? Haſt du kein beneidenswerthes Loos, haſt du keine glückliche Exiſtenz getroffen? — Und doch beſtändig traurig, beſtändig verdrießlich! — Oh! das iſt unerträglich!" rief er ausbrechend, „ganz unerträglich, und wenn ich es auch ſchon lange in Geduld ertragen, ſo wird dieſelbe doch bald zu Ende ſein, denn ein ſolches Leben führe ich länger nicht mehr!"

Nachdem der junge Mann an der Thüre, wohin er geeilt, noch einen Augenblick gewartet, ob ſie nicht vielleicht doch noch ein verſöhnendes Wort von ſich hören ließe, ein einziges kleines Wort, ja nur einen ſanften oder freundlichen Blick, der ihm — wir ſagen leider! — Veranlaſſung gegeben hätte, wieder gegen die Frau einzulenken, nachdem er ſo eine Zeit lang vergebens gewartet, ging er in erneuertem Zorne durch die Thüre und ſtieß ſie hinter ſich ziemlich unſanft in's Schloß.

Auf ſeinem Arbeitszimmer angekommen, warf er ſich in ſeinen Schreibſtuhl und blickte, tiefes Weh im Herzen, rings in dem elegant, ja reich möblirten Gemache umher. Hier war für jede Bequemlichkeit des Lebens geſorgt, hier ſtanden Luxusgegenſtände aller Art, und die ganze Einrichtung verkündigte einen reichen Beſitzer. Er ſtützte die Arme auf die beiden Lehnen des Seſſels und ließ den Kopf tief auf die Bruſt herab ſinken. Wie hatte er ſeine Frau geliebt! Wie hatte er ſich ein häusliches Glück ſo ſchön und zart ausgemalt, einen Familienkreis mit lieben Kindern, eine behagliche Exiſtenz in ſeinen vier Pfählen, unberührt vom Sturme des Lebens. Ach! und wie war die Wirklichkeit geworden! Hier in ſeinem Innern ſauste der Sturm und riß die ſchönſten Blüthen ab, und wenn er ja einmal Frieden haben wollte, mußte er ſein Haus verlaſſen, um unnatürlicher Weiſe Ruhe und Frieden im

Gewühl der Welt zu ſuchen und zu finden. Wie hatte er ſich jene Abende ſo freundlich und ſchön ausgemalt, an dem großen runden Tiſche ſitzend, beim hellen Schein der Lampe, mit ihr ſo vergnügt und freundlich zu plaudern, Beide traulich in die Ecke des Sopha's geſchmiegt, während draußen die Feinde aller Geſelligkeit, Wind und Regen, an die Fenſter ſchlugen. — Ach! auch das hatte er nicht gefunden, und wenn zu Hauſe die Lampe angezündet wurde, ſo verließ er meiſtens ſeine Wohnung und ſuchte in einem Kreis von Bekannten, was er zu Haus nicht fand. —

Lange ſaß er ſo vor ſeinem Pulte in tiefe Träumereien verſunken, um endlich achſelzuckend in die Höhe zu fahren und ſich ſelbſt zu verſichern, daß er vor der Hand kein Mittel wiſſe, dieſen Zuſtand zu ändern. Er ſah ſein Leben dahin ziehen in einer Abhängigkeit, in einer Sklaverei, ärger als die, welche mit hochgeſchwungener Peitſche zur angeſtrengteſten Arbeit treibt.

Madame ihrerſeits hatte nicht ſo bald die Thüre ſich ſchließen geſehen, als ſie das Buch, welches ſie in der Hand hielt, heftig auf den Boden warf und mit den Füßen weit von ſich ſtieß. Sie legte ihren Kopf in dem Fauteuil zurück, kaute heftig an den Nägeln und murmelte endlich, während ſich ihre Bruſt heftig hob: „nein, dieſe ewigen Quälereien ſind nicht mehr zu ertragen! Iſt es nicht bald ſo weit mit mir gekommen, daß ich auf Commando bald lachen, bald weinen ſoll? Auf welch empörende Art bin ich von ihm überwacht! Nicht blos, was ich ſage, was ich thue, nein! nein! jeden meiner Blicke beobachtet er und glaubt, es brauche nichts mehr als ſeinen Befehl, um mich heiter und glücklich zu ſtimmen. — Ah! das iſt ein unerträgliches Leben, ein Leben voll Elend und Knechtſchaft! Was nützt mich der Reichthum, der mich umgibt, bin ich nicht in all' dieſer Pracht und Herrlichkeit eine elende Sklavin?“

Der geneigte Leſer kann ſich denken, daß nach dieſer häuslichen

Scene der junge Mann allein zum Diner in's elterliche Haus ging, Madame schützte Kopfweh vor und blieb zu Hause.

Fünfzehntes Kapitel.

Lebende Bilder.

Das Haus des Commerzienrathes Erichsen war in jeder Beziehung auf das Reichste und Comfortabelste eingerichtet. Die Familie bewohnte den ersten Stock; unten waren Comptoir und Kassen.

Den Chef des Hauses haben wir bereits kennen gelernt, ebenso seinen Schwiegersohn, Herrn Alfons, den Mann mit dem schwarzen Haar und der Brille. Er hatte Marianne, die einzige Tochter des Banquiers, geheirathet, und die Mutter, die sich eher entschließen konnte, den Sohn als die Tochter aus dem Hause zu lassen, räumte der Letzteren den zweiten Stock ihrer Wohnung ein, was um so weniger auffiel, da Herr Alfons Theilhaber des Banquiergeschäfts war, und in geschäftlicher Beziehung die rechte Hand des Commerzienrathes.

Dieser würdige Herr war nominell das Haupt der Familie; in Wahrheit aber schwang die Commerzienräthin ein eisernes Scepter und regierte fast völlig unumschränkt. Wir sagen fast völlig unumschränkt, denn der Einzige im ganzen Hause, der es hie und da wagte, ihr offen entgegen zu treten und der auch zuweilen ihr gegenüber Recht behielt, war ihr Schwiegersohn.

Der Commerzienrath, ein heiterer Mann, der gern lebte und leben ließ, hatte sich schon zu Anfang der Ehe die Zügel aus den Händen winden lassen, indem er viele Concessionen machen mußte,

um die Hand der reichen Bürgerstochter zu erhalten. Er wurde von dieser stolzen Sippschaft durchaus nicht als ebenbürtig betrachtet, denn einige freundliche Basen hatten nachgewiesen, daß sein Großvater zwei Brüder gehabt, von denen der eine als Rathsdiener starb, und der Andere lange Jahre der selbst eigenhändige Betreiber und schaumschlagende Besitzer einer Barbierstube gewesen. Wenn man dagegen die lange Linie stolzer Vorfahren der jetzigen Commerzienräthin betrachtete, so konnte man eine Mißheirath nicht läugnen. Da folgten sich in stolzer Reihe Stadt-, Kanzlei-, Justiz-, Regierungs-, Hof- und andere Räthe, und eine Seitenlinie hatte sich sogar in ein adeliges Geschlecht verwachsen, während von dem Urahnherrn der Familie zweifelhaft war, ob er nicht sogar ein heruntergekommener Edelmann gewesen sei; wenigstens deutete man so das Wappen mit zwei Beilen, während dagegen boshafte Neider versicherten, diese Emblemen bezögen sich auf die ehrbare Metzgerei, deren Oberzunftmeister jener erwähnte Ahnherr gewesen.

Dem sei nun aber, wie ihm wolle, das Haus der Commerzienräthin war in seiner Sphäre Ton angebend, und wer zu ihren Gesellschaften gezogen wurde, der konnte sich überall präsentiren lassen. Familienunglück hatte man freilich auch gehabt, aber es war mit dem Mantel christlicher Liebe und mit schweren Wechselbriefen bedeckt worden. Man sprach in übelwollenden Kreisen von dem zarten Verhältniß einer Nichte des Hauses mit einem unternehmenden Lieutenant der Infanterie, den man am Ende in die Familie aufnehmen mußte, weil es seltsame Umstände ziemlich gebieterisch verlangten. Nachdem aber die Commerzienräthin hiezu, freilich nach langen Bitten, einmal ihren Consens gegeben und ihre wichtige Hand auf das junge Paar gelegt, war es rein gewaschen und brauchte sich nicht schüchtern zu bewegen wie andere minder reiche und vornehme Colleginnen, denen etwas Aehnliches, sehr Menschliches passirt. — Es ist das so der Welt Lauf und kommt häufig vor.

Im Gegensatz zu ihrem Gemahl war die Commerzienräthin

eine große, hagere Frau mit einem strengen, magern Gesichte, aus dem die lange spitze Nase wie ein Zeigefinger hervorsah. Wir gebrauchen dieses Bild, um dadurch die Wirkung auszudrücken, die es auf Jeden ausübte, gegen den diese Nase gedreht wurde; es war eine unmittelbare Aufforderung, ein förmliches Hinweisen, eine Erlaubniß, jetzt endlich zu sprechen oder jetzt endlich das Maul zu halten. Diese Nase wurde von den beiden stechenden Augen gleich zweien Trabanten unterstützt, von denen es nur eines Blinzelns bedurfte, um genau zu wissen, was die Commerzienräthin eigentlich wünschte. Hierüber blieb selten Jemand im Zweifel, und wenn sie obendrein ihre Blicke durch ein Wort unterstützte, so wußte man gleich, woran man war; und wie schon vorhin bemerkt, gehorchte alsdann fast Alles ohne Widerrede.

Das Diner war vorüber, der alte Herr, der wie immer sehr gut gespeist hatte, beschäftigte sich mit seiner Verdauung, indem er, die Hände auf den Rücken gelegt, in dem weiten Gemach auf und ab spazierte. Dabei nickte er zuweilen mit dem Kopfe und hob wohl auch hie und da die Nase schnüffelnd in die Höhe, als wolle er erforschen, ob sich nicht bald durch eine Thürritze hindurch ein angenehmer Kaffeeduft bemerklich mache.

Die Commerzienräthin saß in der rechten Sophaecke kerzengerade aufrecht, denn sie hielt es nicht für anständig, daß ihr Rücken die weichen Kissen berühre. In der linken Ecke saß ihre Tochter Marianne, die Frau des Herrn Alfons, und da diese schon mit der Zeit vorgeschritten war, so lehnte sie behaglich hinten über, während ihre Füße einen Stützpunkt auf denen des Tisches gefunden hatten. Es war ein hübsches kleines Weib, blond wie ihre Brüder, und wie der ältere, der neben ihr saß, mit Augen, die viel Sanftmuth, ja Duldung verriethen. Sie hatte ihren Kopf auf die Seite geneigt, und schien ihrem Bruder zuzulauschen, der ihr eifrig etwas zuflüsterte, wahrscheinlich die Erzählung des Auftritts von heute Morgen; sie hörte ruhig und aufmerksam zu, und nur

zuweilen, wenn ſich ſeine Stimme etwas laut erheben wollte, drückte ſie ihre Hand auf ſeinen Arm, wobei ſie von der Seite einen Blick auf die Mutter warf, die indeſſen theilnahmlos, mit hoch erhobener Naſe, für Niemand Auge und Ohr zu haben ſchien, und zuweilen mit ihren Fingern gleichgültig auf dem Tiſche trommelte. Wir ſagen ſchien, denn in Wahrheit entging ihr keine Miene, keine Bewegung all' derer, welche ſich im Zimmer befanden.

Die lebhafteſte Gruppe von der Familie bildete übrigens Arthur und Herr Alfons, die an einem der hohen Fenſter ſtanden und zuſammen ſprachen, auch wohl lachten. Alfons hatte den hoch erhobenen Arm auf den Fenſterrahmen geſtützt, den Kopf darauf gelegt und ſchaute ſeinem Schwager zu, der, während er hie und da eine Bemerkung hinwarf, zu gleicher Zeit beſchäftigt war, mit einem umgekehrten Zahnſtocher allerlei Figuren auf die angelaufenen Fenſterſcheiben zu zeichnen.

„— Sehr gut! — ſehr gut! — ſehr brav!“ ſagte Alfons indem er die vergängliche Arbeit aufmerkſam betrachtete; „das wird ein ſchöner Kopf, und eine Aehnlichkeit. — Jetzt keinen Strich weiter, ſo ſteht's vor mir. Wahrhaftig, ich möchte ſchwören, daß dies Geſicht exiſtirt.“

„Wie kann man nur ſo etwas ſagen!“ antwortete lächelnd der Maler, „eine Phantaſie, eine Idee. Aber ſchau nur, wie ſich die Geſichtszüge ändern, wie der Hauch auf der Scheibe nach und nach ſchmilzt. Das Geſicht war vordem lachend und freundlich, jetzt wird es ernſt, finſter, drohend und jetzt iſt es wie von ſchmerzlichen Thränen überzogen. — Das iſt der Lauf der Welt.“

„Ja, man erlebt das häufig,“ entgegnete der Schwager; „Freude, Glück verſchwinden ſo ſchnell, und hat erſt ſo ein Geſicht den kleinſten Anflug von einer Schmerzenslinie angenommen, ſo greift er immer weiter um ſich, und am Ende entſtellt und verſtört er Alles.“

„Ganz recht,“ verſetzte Arthur, wie es ſchien, nicht ohne Be-

ziehung, „aber man muß ſich auch hüten, auf einem Geſicht, das uns lieb und freundlich angelächelt, jenen erſten kaum bemerkbaren Zug des Schmerzes hervorzurufen.“

„O, das kommt ganz von ſelbſt. Du, Glücklicher, haſt nur keine Gelegenheit, das zu bemerken; du flatterſt von Blume zu Blume, und wenn in deiner Praxis ſo ein Schmerzenszug ſichtbar wird, ſuchſt du ſchon nach einer neuen und friſchen Blüthe.“

„Nicht immer,“ ſagte ernſt der Maler.

„Apropos,“ fuhr der Andere leiſer fort, indem er ſich tiefer hinab beugte, „du biſt doch ein wahrhaft lockerer Zeiſig. Aus welchem Zweck treibſt du dich denn ſo viel in der Nähe der Balkengaſſe umher? Ich habe das neulich zufällig erfahren. Iſt denn da wieder was Beſonderes los?“

„Ich?“ fragte ſcheinbar verwundert Arthur. „Daß ich öfter da wäre, als an anderen intereſſanteren Orten wüßte ich gerade nicht.“

„Ah! ſo gehört die Balkengaſſe zu den intereſſanten Orten?“

„Allerdings, nach den Begriffen des Malers. Da ſind die alten pitoresken Häuſer, der Kanal, das beſtändige Gewühl von Menſchen; man kann da die beſten Studien machen.“

„O, ihr Maler ſeid in der That ein glückſeliges Volk, euch iſt gar nicht beizukommen und wenn man euch auf der That ertappt. Streift ihr in der Mitternacht herum, ſo werden Mond- oder Schattenſtudien gemacht, attrapirt man euch am allerfrüheſten Morgen in irgend einem verdächtigen Viertel, ſo habt ihr die wunderbaren Abwechslungen des jungen aufſteigenden Lichtes beobachtet, und trifft man euch in Perſon bei einer ſonderbar ausſchauenden Unbekannten, ſo verſteht ſich das ganz von ſelbſt, denn ihr waret gezwungen, an ihr äußerſt intereſſante Studien zu machen. Ja, ja, in der That, ihr habt ein beneidenswerthes Gewerbe.“

„Es iſt eigentlich Schade, daß du nicht auch ein Maler geworden

wo nie etwas anläuft, wo ihnen die Finger vor Kälte starr und blau werden, wo sie nichts hören, als das Gekrächze eines Raubvogels. Und dabei sagt man ihnen nicht, auf welch schlechtem Stand sie sich befinden; vielmehr rückt der Forstbeamte, der sie anstellt, bedeutsam an seinem Hut, sieht sich schlau um und macht bloß ein Zeichen mit der Hand; Alles ganz leise und geheimnißvoll, als bemerke er schon ein ganzes Rudel Hochwild, oder er sagt auch: „Hier haben im vorigen Jahre der Herr Graf von N. einen starken Bock geschossen.“

Unterdessen wird es empfindlich kalt; die Sonne ist hinter dem Waldrand verschwunden, Nebel steigen auf und die Gesichter des Jagdliebhabers und des jungen Herrn schillern in Blau, Violett, Roth und Gelb wie eine Farbenschachtel. Rings herum knallt es lustig, bei ihnen ist's öd und still. Plötzlich aber huschen auf hundert, hundert und zwanzig Gänge im Walde einige Rehe vorbei. Wie schlägt den Beiden das Herz! Links knallt es; die Rehe halten an und wenden, was im Laub auf dem Boden ein großes Geräusch macht. Beide legen das Gewehr an die Wange und strengen ihr Sehorgan unmenschlich an, um das Gewicht oder den Pinsel zu erblicken. Vergebens, sie sehen nur die Umrisse der Thiere. Die beiden Schützen erinnern sich, daß man ihnen gesagt hat, der Bock oder die Gais breche gewöhnlich zuerst hervor, aber wer von den Beiden, ob Bock oder Gais zuerst, das haben sie vergessen. Die Rehe kommen näher, erschrecklich näher. Jeder denkt: wenn der Andere schießt, kann auch ich schießen, der wird den Bock schon kennen. Jetzt faßt der Jagdliebhaber ein Herz und schießt beide Läufe ab. Vier Rehe fahren in ungeheuern Sätzen zwischen Beiden durch, hinter ihnen in den Wald hinein. Der junge Herr schickt den Fliehenden zwei Schüsse nach; aber es stürzt nichts.

Der Trieb ist beendigt und Alles versammelt sich, um heimzuziehen. — „Nun, haben Sie geschossen?“ sagt der alte Jäger zum Jagdliebhaber. „Ihnen müssen ja vier Rehe angelaufen sein.“ — Von unsern beiden Nimrods will eben jeder versichern, er habe dem starken Bock, der darunter gewesen, ein Tüchtiges versetzt, als ein alter Treiber hinzutritt und bemerkt, er habe die vier Rehe deutlich gesehen, es seien vier Gaisen gewesen. — Der Jagdliebhaber und der junge Herr verstummen plötzlich und beten in Gedanken: „Heiliger Hubertus, wenn nur kein Unglück geschehen ist!“

Die Jagd ist zu Ende und man kehrt tüchtig durchfroren auf das Dorf zurück, wo der erste Trieb begonnen hat. Hier wird zum Beschluß

bist," sagte Arthur, indem er auf die Fensterscheibe hauchte, und mit wenigen Strichen den Kopf eines Satyrs entwarf.

Der alte Herr, der auf seinem Spaziergange durch's Zimmer zufällig hinter den Beiden stehen geblieben war, hatte die letzten Worte gehört und sprach nun lächelnd: „nein, nein, Alfons, 's ist besser so; Gott soll uns bewahren! Wir haben an Einem Künstler genug; nicht wahr, Mama?"

Die Commerzienräthin wandte ihre spitze Nase ruhig nach dem Fenster, glättete den Kragen ihres Chemisettes und entgegnete: „das will ich meinen, mehr als genug!"

„Hörst du es, Arthur, was Mama gesagt, mehr als genug —?"

„O, ich habe das schon tausendmal gehört."

„Und Mama hat Recht," fuhr der Commerzienrath fort. „Künstler, — nun ja, es soll am Ende auch solche Leute geben, und wer einmal angewiesen ist, sein Brod auf diese Art verdienen zu müssen, der kann es in Gottes Namen thun; aber in unserer Familie bist du der Erste, der sich — wie soll ich sagen? — veranlaßt sah, keinen — eigentlich soliden Geschäftszweig zu ergreifen."

„Der Erste," sagte bestimmt die Commerzienräthin; „und von der ganzen Malerei hast du, wie es mir scheint und wie ich mir sagen ließ, die unsolideste Branche erwählt."

„Eine unsolide Branche?" fragte Arthur verwundert, indem er sein Gesicht vom Fenster in's Zimmer wandte. „Ah, Mama! das genau zu erfahren wäre ich neugierig."

„Die unsolideste," entgegnete fest die Commerzienräthin. „Was bringst du eigentlich zu Stande? — Eine Landschaft, an der man sein Vergnügen haben könnte? — Nein! — oder ein würdiges Portrait? — Auch das nicht! Da zeichnest und malst du allerlei Firlefanz, so daß man den Leuten, die für deine Kunstfertigkeit schwärmen, nichts von deinen Arbeiten zeigen kann, ohne in Verlegenheit zu gerathen."

„Das iſt ſchon wahr," ſagte Alfons leiſe und lachend, „Venus malſt du zu oft, und badende Mädchen, auch Tänzerinnen und dergleichen."

„Mama hat Recht," ſprach wichtig der Commerzienrath, indem er den Verſuch machte, ſeine Weſte herab zu ziehen; „das eigentlich Solide fehlt dir. Haſt du nicht vor einem halben Jahr das Portrait unſerer Freundin, der Oberregierungsräthin, ganz vergeblich angefangen? Haſt du es nicht trotz ihres oftmaligen Erinnerns bis jetzt unvollendet gelaſſen?"

„Einer ſo würdigen Frau von ſo gutem Hauſe," ſetzte ernſt die Commerzienräthin hinzu.

„Allerdings," ſagte Arthur, „eine würdige Dame mit rothem Geſichte, röthlichem Haar, die gemalt zu ſein wünſchte in einer Haube mit rothen Bändern, in einem rothen Kleid und rothem Shawl. Das war nicht auszuhalten. Es hätte meine Augen ruinirt."

„Es wäre aber ein artiges Bild geworden," meinte Alfons ironiſch, „das vielleicht irgend einmal bei einem Stierkampf hätte verwendet werden können."

„Thomas," rief die alte Frau ihrem Gatten, ohne den Worten ihres Sohnes und Schwiegerſohnes weiter Aufmerkſamkeit zu ſchenken, „wir ſind jetzt alle ſo ziemlich hier verſammelt — nur deine Frau fehlt wie gewöhnlich," wandte ſie ſich mit Beziehung an ihren älteren Sohn, — „und könnten alſo in einige Ueberlegung ziehen, wann und auf welche Art wir die große Soirée veranſtalten wollen, die ich für unumgänglich nothwendig gefunden habe, nächſtens den uns befreundeten Familien zu arrangiren."

„Ganz recht, mein Kind," entgegnete der Commerzienrath, während er ſich die Hände rieb; „wir müſſen ziemlich ausgedehnte Einladungen machen."

„Aber in gehörigen Grenzen," antwortete ernſt die alte Dame.

„Das verſteht ſich ganz von ſelbſt."

„Bis zur ſechsten Rangklaſſe," ſagte Alfons lächelnd aber leiſe zu Arthur.

„Soll getanzt werden, Mama?" fragte Marianne.

„Ueber die Art dieſer Soirée bin ich noch nicht mit mir im Reinen," entgegnete die Commerzienräthin; „ein Ball, ein einfacher Thé dansant iſt etwas Gewöhnliches, ich möchte wieder etwas Neues arrangiren, etwas, von dem man auch ſpräche, das uns Veranlaſſung gäbe, ſo viel wie möglich der Bekannten und Freunde einzuladen."

„So warten Sie doch bis Carneval, und arrangiren Sie alsdann einen maskirten Ball."

„Ich haſſe die Maskeraden. Aber ich habe etwas Anderes ausgedacht."

„Das iſt auf jeden Fall vortrefflich," ſagte der alte Herr, wobei er ſich dem Sopha näherte. — „So laß hören!"

„Ich denke," fuhr die Frau würdevoll fort, „wir veranſtalten lebende Bilder; der grüne Saal wäre ganz paſſend dazu, es ließe ſich da ſehr gut ein Vorhang anbringen, und dann hat auch Arthur bei dieſer Veranlaſſung die beſte Gelegenheit, den Leuten zu beweiſen, daß er auch in ſeiner Kunſt etwas Reelles zu leiſten verſteht."

„Die Idee, Frau Mama, iſt charmant," ſprach der Maler. „Lebende Bilder, hübſch arrangirt — wahrhaftig ein vortrefflicher Gedanke! Ich werde mich der Sache mit allem Eifer annehmen."

„Der grüne Saal iſt ganz paſſend dazu," meinte der Commerzienrath.

„Nicht übel," ſagte Alfons mit einem beiſtimmenden Kopfnicken.

Und Marianne flüſterte ihrem Bruder zu: „ich würde mich gern darauf freuen, aber du wirſt ſehen, mein Mann erlaubt mir nicht, daß ich ebenfalls mitmachen darf."

„Und meine Frau," entgegnete der Bruder verſtimmt, „wird an ſo dummem Zeug, wie ſie ſagt, keinen Spaß finden — nachdem

nämlich ihre Laune ist — und mir schon zum Voraus den ganzen Abend verderben."

„Gewiß, mein Kind," versetzte der Commerzienrath, „wir sind stolz auf deine Erfindung."

Die alte Dame fühlte sich einigermaßen geschmeichelt, daß ihr Vorschlag mit Akklamation gut geheißen wurde. Wenn sie auch ihren Willen auf alle Fälle durchgesetzt hätte, so war es ihr doch angenehm, auf keine großen Widerreden zu stoßen.

„Darf ich auch mitmachen?" fragte Marianne ihren Gemahl.

Worauf Alfons, der am Fenster ein ziemlich freundliches Gesicht gemacht hatte, jetzt die Augenbrauen finster zusammen zog, die Brille empor rückte und in wegwerfendem Tone entgegnete: „liebes Kind, das muß man jüngeren Frauen und Mädchen überlassen. Ueberhaupt kannst du als Tochter des Hauses nur vielleicht daran denken, einen Platz im Hintergrunde einzunehmen, wenn gerade ein solcher vorhanden wäre, und ihn Niemand anders ausfüllen will. Da stehe ich für meine Person in keinem lebenden Bilde, und es würde mir am Ende nicht gerade passend erscheinen, wenn du mit fremden jungen Leuten da in allerhand sonderbare Stellungen kämest."

Die Commerzienräthin hob ihre Nase um einige Zoll empor und antwortete mit einem scharfen Blick aus ihren grauen Augen: „die Arrangements sind meine Sache, Herr Schwiegersohn und wenn ich es vielleicht für gut finde, Marianne irgendwo zu plaziren, so würden Sie wohl nichts dagegen haben."

„Und warum nicht?" fragte Herr Alfons ziemlich hochmüthig. „Sie wissen, Mama, ich achte Ihre Arrangements bis an die Thüre meiner Wohnung; was dahinter zu befehlen ist, besorge ich selbst."

„Ruhig! ruhig!" sagte beschwichtigend der Commerzienrath, denn er sah, wie der Teint seiner Ehehälfte anfing etwas gelblich zu unterlaufen. „Hat man denn keine Ruhe vor euch? Das wird

ſich ja Alles finden; Madame wird arrangiren, wie ſich von ſelbſt verſteht."

Alfons lächelte ſeltſam in ſich hinein.

„Der ſollte deine Frau haben," ſagte die Schweſter in der Sophaecke mißmuthig zu Eduard.

„Oder ich etwas von ſeinem harten und feſten Temperament," entgegnete dieſer ſeufzend.

„Alſo lebende Bilder!" rief Arthur freudig. „Vortrefflich in der That, Mama! — Und Sie überlaſſen mir die Anordnungen?"

„Du wirſt den Saal unter meiner Aufſicht herrichten," erwiderte ernſt die Dame, „du wirſt über einige Bilder nachſinnen und ſie mir zur Auswahl vorlegen."

„Schön, ſchön. — Und welche Arten von Bildern wünſchen Sie hauptſächlich, Mama? Sollen es Genrebilder ſein oder ſollen wir auch ſtellen nach bekannten hiſtoriſchen Gemälden, nach heiligen Bildern und dergleichen?"

„Von Allem etwas," meinte die Commerzienräthin. „Ich werde dir eine Liſte anfertigen von den achtbarſten Perſonen, die ich zur Mitwirkung einladen will."

„Nur von den achtbarſten Perſonen?" fragte der Sohn kleinlaut.

„Wie ſo?"

„Nun, ich dachte, Mama, man ſollte eigentlich auf die ſchönſten Geſichter und Figuren ſehen, und wer am Beſten hier und dort zu gebrauchen iſt."

„Auch das, aber ich kann den Rang und Stand nicht ganz außer Augen laſſen."

„O weh, Mama!"

„Ich weiß was ſich ſchickt," fuhr unerſchütterlich die alte Frau fort. „Ich kann doch zum Beiſpiel in einem Bilde einer Kanzleiräthin nicht eine beſonders ſchöne Figur zutheilen, und von einer

Oberregierungsräthin verlangen, daß sie sich mit Geringerem begnüge!"

„Dann lassen Sie lieber Beide weg, Mama, und nehmen nur jüngere Personen."

„Jüngere Personen?" fragte ernst die Mutter. „Und wer will da eine Grenzlinie ziehen? In lebenden Bildern zu stehen, fühlt sich jede jung genug, und mit Costüm und Schminke läßt sich schon viel ausrichten."

„Da Sie von Costümen sprechen, Mama," sagte Arthur nach einer längeren Pause, „wie wollen Sie, daß es damit gehalten wird? Wenn Sie wünschen, so bitte ich den Intendanten des Hoftheaters, uns mit Einigem auszuhelfen."

„Costüme des Theaters!" versetzte ernst die Commerzienräthin, indem sie den Kopf schüttelte. „Das wird nicht wohl angehen. Kleider von Leuten wie Sängerinnen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen und dergleichen Personen in mein Haus bringen zu lassen, wäre mir nicht angenehm; auch würde mir das manche Mutter einer unschuldigen Tochter wegen verübeln."

„Aber die Kleider können doch ihrer Sittsamkeit nichts schaden!" meinte Arthur halb ärgerlich.

„Solche Personen," fuhr ernst die Mutter fort, „Tänzerinnen und dergleichen können sich etwas darauf einbilden, auf diese Art mit uns in Berührung gekommen zu sein. Und ich mag das nicht."

„Aber der Zweck heiligt die Mittel," sprach begütigend der Commerzienrath. „Und ich glaube, wenn man etwas Schönes arrangiren will, so kann man wahrhaftig nicht ohne die Costüme des Theaters sein."

„Sie thun grade, Mama," bemerkte Arthur, „als würden uns dieselben angeboten und wir hätten nur so das Recht, sie zu verwerfen. Es ist überhaupt noch eine große Frage, ob man uns Costüme bewilligt. Und dann nehmen Sie mir nicht übel, wenn auch die meisten der eingeladenen Damen es sich leider für keine

Ehre rechnen, mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen in Berührung zu kommen, so werden sie dagegen, wo es sich um Vergnügen handelt, die Kleider derselben nicht verschmähen. Es ist gerade so mit dem Theaterbesuch; ich kenne Herren und Damen genug, die vor einem Ballet auf ihrem Gesicht die außerordentlichste Verachtung zeigen, und die es im Gefühl ihrer Würde und Unschuld nicht begreifen können, wie es einer der Tänzer und namentlich der Tänzerinnen wagen könne, ein paar Hand breit Tricots zu zeigen, die aber, wenn einmal der Vorhang aufgezogen ist, ihr Glas nicht mehr vom Auge lassen."

„Ah! lieber Freund, das thue ich auch," sagte salbungsvoll und mit ernstem Gesichtsausdruck Herr Alfons; „aber du wirst mir glauben, daß ich es nicht thue, um die unanständigen Bewegungen zu sehen, sondern daß ich bei mir denke: du willst doch einmal sehen, wie weit eigentlich die Verworfenheit des menschlichen Geschlechtes zu gehen im Stande ist."

„Ah! mein lieber Schwager," entgegnete entrüstet der Maler, „dazu brauchst du weder das Theater noch dein Opernglas; das kannst du viel näher haben."

„Arthur! Arthur!" rief der Commerzienrath. „Muß man denn beständig bei euch den Vermittler machen! Immer Reibereien und unangenehme Reden! Ihr werdet Mama noch verdrießlich machen."

„Das ist möglich; aber auf die Gefahr hin, Mama verdrießlich zu machen, erkläre ich, daß, wenn ihr lebende Bilder aufführen wollt und dazu keine ordentlichen Costüme anschafft, mögt ihr diese her bekommen, woher ihr wollt, aus der ganzen Sache nichts Rechtes werden wird und ich mich nicht da hinein mischen kann."

Die Commerzienräthin versicherte, sie würde das Beste in dieser Sache auszuwählen wissen, und es dann wie immer verstehen, ihren Willen durchzusetzen. Darauf erhob sie sich mit aufrechtem Haupte aus ihrer Sophaecke und gab damit das Zeichen zum allgemeinen

Aufbruch. Marianne ging in ihre Wohnung hinauf, nachdem sie einen fast vergeblichen Versuch gemacht, von dem Gatten ein freundliches Wort zu erhalten. Herr Alfons drückte die Brille fester an die Augen, knöpfte seinen Rock zu und schickte sich an, in das Comptoir hinab zu steigen, wo Commis und Lehrlinge diesem Augenblicke mit einem unbehaglichen Gefühl entgegen sahen. Der Commerzienrath schloß sich in sein Kabinet ein, um seine Zeitungen zu lesen und über das Fallen und Steigen der Papiere nachzudenken. Arthur aber ging in sein Atelier, das er nur im Hintergebäude des elterlichen Hauses haben durfte; Mama hatte sich ein für allemal dahin ausgesprochen: sie wolle ihr Haus rein erhalten.

Sechszehntes Kapitel.

Eine Mutter und ihr Kind.

Es war nun vollkommen Winter geworden, das heißt, die Erde war nicht blos vor starkem Frost erstarrt, sondern sie hatte auch die bekannte weiße Livree angezogen und verschwunden waren von ihrer Oberfläche all' die kleinen Poesieen und Merkwürdigkeiten, die wir bei unserm Spaziergang im ersten Kapitel dieser denkwürdigen Geschichte entdeckt und dem geneigten Leser mitgetheilt haben. Alle feinen Nuancirungen draußen hatten aufgehört, Feld und Wiese waren gleichförmig bezogen; wo sich ein Wald befand, da erschien die Gegend etwas mit Grau schattirt; einzelne Bäume waren kaum noch sichtbar, der Schnee lag schwer auf den Zweigen und schien jedem einzelnen Strauche, jedem Baume eine Pelzmütze aufgestülpt zu haben, worunter er sich behaglich und warm verstecken konnte. Isolirt stehende Häuser rings um die Stadt sahen aus dem allge-

meinen Weiß recht langweilig hervor, namentlich solche, die sich an der Landstraße befanden, denn hier war es öde und leer. Von den sonst so zahlreichen Fuhrwerken aller Art bemerkte man heute nicht viel; in dem tiefen Schnee gab es keine rechte Bahn, weßhalb sich auch draußen noch keine Schlitten sehen ließen; nur Holzwagen fuhren langsam dahin, und ein einsamer gelber Postwagen aus irgend einem Orte der Nachbarschaft, welchem die Eisenbahn zur Seite lag.

In der Stadt dagegen wurde der tiefe Schnee wie immer als eine Einladung des Winters betrachtet, sich seiner als Schlittenbahn zu bedienen, und nachdem man am Morgen nothdürftig Bahn gemacht, hörte man auf allen Straßen das Klingeln der Schellen und lustigen Peitschenknall, und mußte sich bei dem allgemeinen Leben recht in Acht nehmen, daß man nicht von einem Schlitten umgerannt oder von einem Wagen überfahren wurde, wobei namentlich letztere gefährlich waren, da man kaum das Rollen der Räder vernahm. Heute schienen denn auch die Straßen der Stadt nur dem Vergnügen geweiht, und wer draußen nichts zu thun hatte, der blieb gerne zu Haus. In den vornehmeren Stadtvierteln bewegten sich glänzende Schlitten, das Gestell vergoldet, die Sitze mit Teppichen und Pelzen bedeckt, aus denen heitere Gesichter, sanft geröthet von Frost und eifrigem Gespräch, hervor blickten. Die Fiaker und Droschkenführer hatten ebenfalls ihre Wagen zu Haus gelassen und hielten in langen Reihen, die Pferde vor einfachere Schlitten gespannt, welche von der lieben Jugend umstanden wurden, die sehnsüchtig Jedem nachblickte, der sich eines solchen Fuhrwerks bediente.

Wenn es so auf den breiten Straßen geräuschvoll und lebendig war, so erschienen dagegen die schmalen Gassen und abgelegenen Plätze um so einsamer und stiller. Schlitten sah man hier keine, Wagen rollten selten vorüber, und wenn hie und da einer vorbei kam, so hörte man nur das Klingeln von ein paar kleinen Schellen;

das Rollen der Räder selbst war ebenso unhörbar wie der Fußtritt der Vorüberwandelnden. In den meisten dieser Straßen war nur eine nothdürftige Bahn an den Häusern gekehrt, die noch obendrein selten betreten wurde, und wenn nicht da und dort auf einem Platze eine Schaar Knaben ihre Spiele getrieben hätte, sich gegenseitig bombardirt und Schneemänner gemacht, so hätte man glauben können, Häuser und Menschen befänden sich alle zusammen in einem seltsamen Winterschlafe. Nur jene Viertel, durch welche der Kanal floß, von dem wir schon früher sprachen, sahen einigermaßen lebendiger aus. Hier wohnten viele Handwerker, namentlich Schmiede, vor deren Häusern sich der weiße Schnee bald rußig und schwarz färbte oder ganz weggeschmolzen wurde, wo man eine heiße Radschiene zur Abkühlung hinausgewälzt hatte. Auch viele Wäscherinnen befanden sich in dieser Gegend und weil die Trockenplätze bei diesem Wetter für sie unbrauchbar waren, so hatten sie längs dem Kanal lange Seile gezogen und hier hingen nun die verschiedenartigsten gewaschenen Zeuge, deren bunte Farben: grün, blau, roth, gelb, recht lebendig von dem weißen Schnee abstachen.

Wenn uns der geneigte Leser folgen will, so wenden wir uns nach einem dieser Häuser hier, einem alten finstern Gebäude mit hohem Giebeldach, dessen vordere Seite, die uns erst mit ihren vergitterten Fenstern anblickt, zur Fruchtkammer benützt wird, während sich im hinteren Theile, der auf den Kanal geht, verschiedene Wohnungen befinden. Zu ihnen gelangt man durch den Hof des eben genannten Hauses über eine alte Wendeltreppe, deren Stufen ausgetreten sind, deren Steinwände wie polirt glänzen, und wo ein alter schmieriger Strick sich dem unsicher Umhertappenden als treuer Führer in der halben Finsterniß darbietet.

In dem ersten Stocke angekommen, betreten wir ein weites mit Steinplatten belegtes Vestibul, auf das lange Gänge münden, die entweder um den Hof herum nach der Fruchtkammer führen, oder ein anderes ebenso großes Nebengebäude mit dem, welches

der letzte und beſte Trieb gemacht, an der Wirthstafel nämlich, wo ein Sauerkraut mit Umſtänden, d. h. mit Erbſen, Schweinefleiſch, Blutwurſt u. dergl. aufgetiſcht iſt. Man ißt ſehr viel, man trinkt noch mehr, renommirt wird ungeheuer, und am Ende fährt Alles nach Hauſe.

Mitten in der Nacht kommt der Jagdliebhaber in ſein Zimmer; ihn fröſtelt und er läßt ſich einen Kamillenthee machen, der auch ſeine Wirkung thut. Am andern Morgen wacht er mit einem ſtarken Huſten und Schnupfen auf. Sein Barbier erſchrickt, als er ihn im Bette liegen ſieht, und bringt ihm einen Handſpiegel. Die rechte Wange des Jagdliebhabers iſt fürchterlich aufgelaufen. — Um zehn Uhr bringt ihm ſein Bedienter einen Brief vom Jagdeigenthümer, der ihm mit wenigen freundlichen Worten den Rath gibt, künftig nicht wieder auf Rehe zu ſchießen, bevor er gelernt habe, einen Bock von einer Gais zu unterſcheiden; heute früh hätten die Jäger eine Gais heimgebracht, die von ihm im letzten Trieb geſchoſſen worden. Der Jagdliebhaber ſeufzt und nimmt den erſten Löffel einer ſehr bittern Arznei, die ihm der Arzt verſchrieben.

wir gerade betreten, verbinden. Beides ist übrigens der Fall, und die zwei Gebäude, die hier an der hinteren Seite an dem Kanale liegen, wurden in früheren Zeiten einmal zu einer Kaserne benützt, und durch die eben erwähnten Gänge verbunden. Später hatte man aber für das Militär bessere und hellere Räume erbaut und alsdann die vielen Zimmer hier zu zwei und drei abgetheilt und solche an die verschiedensten Leute und Gewerbe zu Wohnungen vermiethet. Ueber einzelnen Thüren bemerkte man die Nummern der ehemaligen Kasernenzimmer, bei anderen aber waren sie verwischt oder man hatte sie absichtlich übertüncht. Auf dem Vestibul stand alter Hausrath; hier schliffen ein paar Knaben auf dem glatten Steinboden wie auf einer Eisbahn, vermittelst einigen Schnee's, den der Wind durch ein Fenster ohne Scheiben herein geweht hatte.

Die Atmosphäre hier roch etwas moderig und feucht, was sich durch die Nähe des Kanals erklären ließ, sowie auch dadurch, daß die Hausthüren selten oder nie verschlossen wurden und allem Wetter Einlaß gewährten.

Eine dieser Wohnungen in der alten Kaserne nun, die wir unsichtbarer Weise betreten, bestand aus einem ziemlich großen Gemache, dessen Wände weiß getüncht waren, und das durch zwei ziemlich hohe Fenster erhellt wurde. Ein großer Ofen erwärmte diesen Raum recht behaglich; zwischen beiden Fenstern an der Wand befand sich ein großer Tisch, vor demselben gepolsterte Stühle mit gestreiftem Kattunüberzug, in der Ecke ein alter Sopha, an den Wänden ein kleiner Spiegel und ein paar vergilbte Kupferstiche in nußbraunen Rahmen. Zwei Thüren, je eine an jeder Seite dieses Zimmers, führten in andere Gelasse, die außer einer Küche auf der andern Seite des Vestibuls noch zu diesem Appartement gehörten.

Auf dem Tische des Wohnzimmers stand ein Kaffeegeschirr, und wenn auch dasselbe von grobem Steingute war, so duftete doch der Inhalt nicht unangenehm, die Milch sah recht gut aus, und auf einem Suppenteller befand sich Zucker in großen Stücken, wäh-

rend weißes Brod daneben lag. Eine Frau saß an dem Tische und schien sich eine große Tasse Kaffee gemischt zu haben, denn sie rührte langsam mit einem Löffel darin herum. Diese Frau mochte ungefähr fünfzig Jahre alt sein, war von mittlerer Figur, einfach gekleidet, und hatte ein ziemlich breites aber kluges Gesicht, auf dem sich Spuren von früherer Schönheit zeigten; ihr Mund hatte etwas Gutmüthiges, namentlich wenn sie lachte, was sie häufig und wie es schien absichtlich that, um sich ein wohlwollendes Ansehen zu geben, denn sobald sich ihre Gesichtszüge beruhigten, erschienen sie schlaff, ausdruckslos, und dann trat ein scharfer, unheimlicher und zurückstoßender Glanz der Augen hervor.

Ihr gegenüber an dem Tische befand sich eine junge Person, die ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt war, obgleich ihr Aeußeres auf höheres Alter deutete. Es war das ein schmächtiges Mädchen, ziemlich dürftig angezogen, mit eingefallenen blassen Wangen, auf denen jene leichte Röthe spielte, die man im Munde des Volkes „Kirchhofsrosen" nennt. Dabei hatten ihre Augen einen unheimlichen trockenen Glanz, und die weißen Hände, die sie vor sich auf dem Tisch gefaltet hielt, zitterten öfters, wenn auch kaum merklich. An dem einen Fenster saß auf einem Stuhle ein anderes Mädchen, welches in der Frische und dem Schimmer einer blühenden Gesundheit den vollkommensten Gegensatz zu der eben Geschilderten bildete, und die wir bereits kennen; denn es war Mademoiselle Marie vom Balletcorps. Die Frau am Tische ist ihre Tante, Madame Becker, und die schwindsüchtige Person ihr gegenüber eine Nähterin aus der Stadt, die vor einigen Augenblicken eingetreten war, und über deren ziemlich unverhoffte Erscheinung die Frau nicht gerade erfreut zu sein schien. Sie hatte ihr ziemlich mürrisch einen Platz angeboten und rührte nun langsam ihren Kaffee herum, während sie sagte: „Nun sprech' Sie, Katharine, was führt Sie eigentlich daher? Wenn ich Ihr helfen kann, so wollen wir sehen, was sich machen läßt. Aber in der Angelegenheit ist nicht viel zu thun."

Die Nähterin war offenbar zu sehr aufgeregt, um augenblicklich mit vollkommener Ruhe antworten zu können. Sie versuchte es, einen tiefen Athemzug zu thun, wobei ihre Nasenflügel leicht erzitterten und die Röthe auf den Wangen noch mehr hervor trat.

„Ich bin wirklich etwas zu schnell gegangen," sprach sie nach einer Pause. „Wenn man im Tagelohn arbeitet, so muß man so wenig Zeit als möglich verlieren. — Ich wäre gerne schon gestern Abend gekommen — aber ich weiß, daß Sie nach acht Uhr nicht gestört sein wollen, und heute Morgen um sieben Uhr war es auch noch zu früh."

„Sie hätte ja die Agnes schicken können," warf Madame Becker leicht hin, „Ihre jüngere Schwester."

Ein eigenthümliches Lächeln überflog die bleichen Züge der Anderen, während sie hastig erwiderte: „nein, nein, die Agnes hat keine Zeit, gewiß nicht, gar keine Zeit. — — Aber ich bin so unruhig, daß ich eigentlich gar nicht sprechen kann." Damit wandte sie ihren Kopf nach der hinter ihr sitzenden Tänzerin und sah darauf die Frau an, als ob sie fragen wollte, ob sie vor dem jungen Mädchen sprechen dürfe.

Madame Becker nickte mit dem Kopfe und versetzte halblaut: „nur ungenirt, es kann nichts schaden, wenn sie weiß, wie's im Leben zugeht. Halb und halb kann ich mir schon denken, was Sie von mir will, Katharine."

„Nicht wahr, das können Sie sich denken?" entgegnete hastig die Nähterin, und ihr Auge flammte heftiger. „O, das können Sie sich gewiß denken; aber ich habe keine Ruhe mehr. Sie wissen, die Woche über kann ich nicht fort, nun war ich aber schon zwei Sonntage draußen bei der Frau, und jedesmal war sie nicht zu Hause, das Kind ebenfalls nicht. Ach! und das ist hart für mich!"

Madame Becker zuckte scheinbar gleichgültig mit den Achseln. „Das ist zufällig," sagte sie; „Sie will doch nicht verlangen,

Katharine, daß die Frau Ihretwegen am Sonntag zu Haus bleibt? Sie hat auch ihre Gänge zu machen."

„Aber es ist hart für mich," entgegnete die Andere, während sie die Hände faltete. „Wofür arbeite ich die ganze Woche vom Morgen bis in die Nacht hinein? Was hält mich aufrecht, wenn ich oft glaube, nun kann ich nicht mehr? — Nichts, nichts, als das kleine Kind; das ist meine Freude, mein Glück, das ist die Feier meines Sonntags, sein liebes Gesichtchen zu sehen, es tausend und tausendmal zu küssen, seine Haare, seine Stirne, seine Augen, seine Aermchen und Hände. — Ach! und es kannte mich recht gut! — Jeden Sonntag habe ich ihm was mitgebracht; — und das blaue Wollenkleidchen war so hübsch! — — Und nun habe ich es seit vierzehn Tagen nicht gesehen!" —

Die arme Person hatte das Alles in fieberhafter Erregung gesprochen; dabei blitzte ihr Auge umher; ohne die Frau vor sich anzusehen, schien sie weit, weit in die Ferne zu blicken, als sähe sie dort das Lächeln ihres Kindes, als drücke sie ihm die Küsse auf, wie sie eben beschrieben.

Madame Becker zuckte die Achseln, trank ihre Kaffeetasse leer, dann sagte sie: „Katharine, Sie ist noch immer noch so lebhaft und stürmisch wie früher, immer oben hinaus, nie eine ruhige Ueberlegung."

„Nein, ich bin nicht mehr wie früher," entgegnete schmerzlich die Nähterin: „ich habe vierzehn Tage gewartet, nachdem ich zwei Sonntage vergebens draußen war und ruhig heim ging, ohne mein Kind gesehen zu haben, da man mir sagte, die Frau käme wahrscheinlich nicht vor später Nacht nach Hause. — — Das hätte ich freilich früher nicht gethan," fuhr sie lebhafter fort, während sie ihre Augen weit öffnete. — „Früher wäre ich auf der Treppe sitzen geblieben, die ganze Nacht und den andern Tag, und so viel Nächte und so viel Tage, bis sie mit meinem Kinde nach Hause gekommen wäre. — Aber es thut sich nimmermehr,"

fuhr ſie zuſammen ſinkend fort; „wenn auch der Wille da iſt, die Kraft fehlt.“

„Jetzt habe ich Sie ruhig ausreden laſſen,“ verſetzte Madame Becker nach einer längeren Pauſe, während welcher ſie ihre Haube zurecht zog und einigemal freundlich zu lächeln verſuchte, doch wollte ihr das nicht recht gelingen, und der unheimliche Blick ihres Auges drang überwiegend vor. „Jetzt habe ich Sie alſo ruhig ausreden laſſen; jetzt ſag' Sie mir, was will Sie eigentlich; ſoll ich vielleicht hinaus gehen und nach ihrem Kinde ſehen, oder was muthet Sie mir ſonſt zu?“

Die Tänzerin am Fenſter, die beſchäftigt war, ein paar fleiſchfarbene Schuhe mit neuem Bund zu verſehen, hatte die Hände mit dieſer Arbeit in den Schooß ſinken laſſen und lauſchte aufmerkſam den Reden der Nähterin. Ja, ſie erhob ſich langſam und ſtellte ſich in die Fenſtervertiefung, ſcheinbar, um auf die Straße hinaus zu ſehen, in Wahrheit aber, um beſſer zu hören, was Jene ſprächen.

Die Nähterin hatte ihre beiden weißen Hände auf den Tiſch gelegt und beugte ſich ſo weit wie möglich zu der ihr gegenüber ſitzenden Frau hin, die ſie feſt anſchaute und mit ihrem Blick zu bannen ſchien.

„Sie wiſſen, Frau Becker,“ ſagte ſie alsdann mit leiſer aber eindringlicher Stimme, „was damals mit ihm ausgemacht wurde. — Sie haben das ja ſelbſt beſorgt. — Als er mich verlaſſen, habe ich jede Hülfe von ihm zurückgeſtoßen, jede Unterſtützung für mich und mein Kind; — das wiſſen Sie ganz genau, — denn ich wollte nichts mehr von ihm; es war ein Fluch an dem, was aus ſeiner Hand kam. — O, ich habe das lange geahnet! Er ſollte alſo gehen, wohin er wollte, und machen was ihm beliebte, aber dafür mußte er mir mein Kind laſſen, — mein Kind, für das zu arbeiten mir eine wahre Luſt iſt. — O ein Vergnügen, Frau Becker; denn wenn ich Abends müd und matt

nach Hause komme und ich küsse die Locken, die ich von ihm habe, so bin ich wahrhaft frisch und munter und schlafe ohne viel Beschwerden, weil es mir dann im Traume erscheint und sich an meine Brust drückt, an meine Brust, die mich oft so sehr schmerzt! —"

Die Frau machte ein Zeichen der Ungeduld.

„Ich komme schon zu Ende," fuhr die Andere fort, nachdem sie tief Athem geholt und einen Augenblick geschwiegen. „Aber wissen Sie, Frau Becker," sagte sie matt lächelnd, „Sie müssen mir schon verzeihen, wenn ich das Kind so oft erwähne, ich habe ja Anderes nichts zu denken. — Nun, also! Er schien sich auch, Gott sei Dank! um das kleine Ding gar nicht mehr zu bekümmern, ich erfuhr überhaupt nichts mehr von ihm, bis vor drei oder vier Wochen, da sagte mir die Babett, die mit mir zusammen nähte: weißt du auch schon, daß er heirathen will? — Es ist mir gleichgültig, entgegnete ich; habe ich doch mein Kind. — Ja, aber das Kind möchten sie gern haben. — Wer? rief ich erschrocken. — Nun, sie, seine Familie; sei doch nicht so dumm, das kannst du dir ja denken, es kann ihnen doch wahrhaftig nicht gleichgültig sein, daß ein Kind von ihm und dir lebt und gedeiht."

„Das dumme Schwatzmaul!" murmelte die Frau in sich hinein.

„Bei den Worten," fuhr die arme Person fort, indem sie sich über die Stirne wischte, „brach mir der kalte Angstschweiß aus, — wie jetzt, und ich wäre gleich zu der Frau hinaus gerannt, aber es war mir unmöglich. Auch war es Freitag, und den Sonntag darauf ging ich ja hin, das war, wie ich Ihnen vorhin sagte: sie war ausgegangen und hatte das Kind mitgenommen. — Wie mich das bestürzt machte, Sie können es sich gar nicht denken, Frau Becker. Ich konnte mich nur etwas wieder trösten, als ich das kleine Bettchen sah und seine Alltagsschuhe, die daneben standen. — — Nun, nehmen Sie mir's nicht übel, deßhalb bin ich eigentlich hier. Sie will ich ja nur fragen, auf's Gewissen

„Aber mein Kind war nicht kränklich," ſagte ängſtlich die Nähterin, „wenigſtens noch nicht vor vierzehn Tagen; da fand ich es friſch und geſund."

„Na! friſch und geſund wollen wir gerade nicht behaupten," entgegnete die Frau, nachdem ſie aus einer kleinen Doſe verſtohlen eine Priſe genommen; „einen Treff hat das Kind leider ſchon bei der Geburt gehabt. Denkt nur an den Jammer, mit dem Ihr es getragen."

„Ja, ich habe damals unendlich viel Jammer ausgeſtanden."

„Und das feſte Schnüren in der erſten Zeit! Ihr hattet damals eine reputirliche Kundſchaft, Katharine, lauter feine, ſolide Häuſer, und da läßt man ſo was nicht gern merken. Aber die armen Würmer leiden darunter."

Die Nähterin ſchüttelte ungläubig den Kopf und ſah gedankenvoll vor ſich hin. „Nein, nein!" ſagte ſie nach einer Pauſe, „dem Kinde hat nichts gefehlt, das hat mich der Arzt verſichert. Ich habe ihn ja faſt auf den Knieen gebeten, mir die Wahrheit zu ſagen."

„So glaubt, was ihr wollt," verſetzte Madame Becker ſcheinbar ereifert; „mir kann es ja recht ſein. Aber wie ich Euch ſchon ſagte, die Frau Bilz machte über den Zuſtand des Kindes ſo ein bedenkliches Geſicht, daß ich ſchon im Begriffe war, Euch aufzuſuchen; doch wußte ich nicht, wo Ihr den Tag über ſeid und Abends habe ich keine Zeit."

„Dann hätte die Frau aber zu mir kommen ſollen, das wäre doch nicht mehr als recht und billig geweſen."

„Ja, ja, ſie hätte es gekonnt, aber ſie hat auch viel zu thun. Nun, hoffen wir das Beſte!"

„Was kann ich machen!" ſeufzte die Nähterin betrübt, indem ſie die Hände faltete. „Und wenn das Kind krank würde und ſtürbe — du lieber Gott im Himmel! das wär' auch mein Ende; aber ich müßte es über mich ergehen laſſen. — Das Andere

aber, Frau Becker," fuhr ſie heftiger fort, indem ſie ihre rechte Hand drohend erhob, „das Andere aber ließe ich nicht ruhig geſchehen, ſo ſchwach ich bin, das können Sie mir glauben. — Aber nicht wahr, ich habe nichts zu befürchten, ſie wollen mir das Kind nicht nehmen?"

„Ei! wo denkt Ihr hin? Es fällt gewiß Niemand ein, das zu thun," antwortete die Frau und wandte ihren Kopf der Thüre zu, wo ſich ein leiſes Klopfen vernehmen ließ.

„Wenn Sie nur das denken, ſo beruhigt es mich," erwiderte Katharine; „und nur um ein wenig Troſt zu haben, kam ich hieher. Ich habe einen halben Tag Arbeit verſäumen müſſen," fuhr ſie ſchmerzlich lächelnd fort, „und das fällt mir ſchwer. — Aber nicht wahr, Frau Becker, noch einmal, es geſchieht mir gewiß nichts Schlimmes?"

Es klopfte zum zweiten Male an die Thüre.

„Was ſoll ich wiſſen?" meinte Frau Becker, die ungeduldig den Kopf herum wandte, und dann ihrer Nichte rief und ihr auftrug, ſie ſolle nachſehen, wer an der Thüre ſei.

Die Nähterin erhob ſich langſam, wobei ſie ihre eine Hand auf den Tiſch ſtützte und leiſe huſtete.

Siebenzehntes Kapitel.

Falſches Zeugniß.

Die Tänzerin ging nach der Thüre, öffnete ſie geräuſchlos, und ſprach einige Worte mit Jemand, der draußen ſtand, und ließ alsdann eine ältliche Bauersfrau in's Zimmer treten, die ziemlich verlegen an der Thüre ſtehen blieb und die ihre Blicke fragend nach

der Madame Becker richtete, welche ebenfalls aufgestanden war und etwas erschrocken auf die Eingetretene sah. Katharine wandte gleichfalls ihren Kopf herum und stieß einen lauten Schrei aus, worauf Madame Becker ungeduldig mit dem Fuß stampfte und einen leisen Fluch zwischen den Zähnen murmelte.

„Da ist die Frau!“ sagte das Mädchen, indem sie ihre Augen weit aufriß und die Bläße ihres Gesichts wahrhaft gespenstig wurde. — „Da ist die Frau! — Jetzt werde ich doch etwas erfahren über mein Kind!“

Die Bauersfrau kam ziemlich unbehülflich näher, streckte ihre beiden Hände aus und verwandte kein Auge von dem Gesicht der Madame Becker; that sie das nun, um sich an den Mienen derselben Raths zu erholen, oder scheute sie sich vielleicht, die unglückliche Mutter des Kindes anzusehen.

„Nun?“ rief ihr Madame Becker ziemlich eifrig entgegen. — „Was will Sie eigentlich? — Zu mir? — Gewiß zu Katharine. — Da steht sie. Sag' Sie, was Sie weiß. — Ist vielleicht ein Unglück geschehen?“

Die Bauersfrau zog ihre Achseln entsetzlich in die Höhe, wobei sie mit einiger Anstrengung nach dem Himmel hinauf zu schielen versuchte, es aber nur zu einem häßlichen, verdrehten Blick brachte.

Madame Becker zuckte hierauf ebenfalls mit den Achseln und warf einen mitleidig sein sollenden Blick auf die Nähterin, die da stand, ein Bild des Jammers, mit bleichen Wangen, auf denen jetzt allmählig kleine rothe Punkte sichtbar wurden, — die schon erwähnten Kirchhofsrosen, die nun bald in ihrer ganzen schrecklichen Pracht auf dem stillen Gesichte wieder aufflammen sollten.

„So ist dem Kind etwas passirt?“ fragte Madame Becker nach einer langen und schrecklichen Pause. „Was hat's da gegeben?“ — —

„Todt!“ entgegnete die Bauersfrau, ohne daß sie es wagte

Herbstvergnügen.

Der Kanzleiassistent Wetterstuck war auf seinem Bureau ein äußerst thätiger und fleißiger Arbeiter. Er assistirte von Morgens acht bis zwölf und Nachmittags von zwei bis sechs Uhr, auch wohl nur bis halb sechs Uhr, wenn ein warmer freundlicher Sonnenschein ihn früher von dannen zog. Er war Referent in Bau- und Wirthschaftssachen und Alleinherrscher in seinem Stübchen im dritten Stock, bevor er den großen Gedanken faßte, sich zu verheirathen. Aber der Herr Kanzleiassistent hatte es sehr viel früher zu einer Frau und zwei hoffnungsvollen Sprößlingen gebracht, als zum Sekretär. Er war ein harmloser stiller Geschäftsmann und Familienvater, dem Wirthshausleben, das er fast nur aus seinen Referaten kannte, verschiedener Umstände wegen abhold. Er hatte in seinen Freistunden eine einzige Erholung, ein einziges Vergnügen, ein großes Blumenbrett vor den Fenstern seiner Wohnung, auf welchem Geranien und Kapuziner, Balsaminen und Reseden lustig wuchsen und von seiner Hand sorgfältig gepflegt wurden. Der Kanzleiassistent war eine poetische Natur, und wenn er seine lange Nase zwischen die Blumen hineinsteckte, konnte er allerlei schöne Gedanken haben und mochte sich einbilden, er wandle in einem großen zierlichen Blumengarten; ein schöner Traum, den er sorgfältig ausmalte und wodurch der erste Gedanke in ihm rege wurde, ob

dem flammenden Blick der Mutter zu begegnen. — „Todt! — todt! — Das Kind iſt todt!“ — —

In dieſem Augenblicke trat die Tänzerin vor und legte ihre warme Hand ſanft auf die kalte Rechte Katharinens, ſchlang ihren Arm um ſie und drückte ſie in tiefſtem Mitgefühl feſt an die Bruſt, die, ſein leiſes Schluchzen unterdrückend, ſich hoch und gewaltſam hob und ſenkte.

„Alſo todt!“ ſagte Madame Becker. „Und wie iſt das gekommen?“

„Wie kommt das bei ſo kleinen Kindern!“ entgegnete die Bauersfrau, indem ſie den Kopf auf die rechte Seite ſenkte; „vorige Woche noch ziemlich geſund und wohl, geſtern Nacht mauſetodt. — Hier iſt der Schein, Alles in Ordnung ausgeſtellt. — Ja, es iſt traurig aber wahr.“

Katharine blickte mit trockenen und heißen Augen wie in einem tiefen Traume um ſich her. Lange ſchaute ſie die beiden Weiber vor ſich an, bald die Eine, bald die Andere, und keine konnte dieſen Blick ertragen. Dann aber bog ſie ihren Kopf leicht zurück und ſtreifte ſo die glühende Wange der Tänzerin; und es war, als ob dieſe Berührung eines guten, mitfühlenden Weſens eine Beruhigung über ihre Seele gebracht hätte, denn ein paar Sekunden nachher ſenkte ſie ihren Kopf auf ihre Bruſt und brach zwiſchen den Armen des jungen Mädchens zuſammen, die ſie ſanft auf einen Stuhl niedergleiten ließ und dann neben ihr kniete, um ihr Haupt zu unterſtützen.

Jetzt erſt wagte die Bauersfrau das unglückliche junge Weib anzuſehen; doch that ſie es ſcheu und verlegen, machte auch gar keine Miene, der Niedergeſunkenen beizuſpringen, ſondern ſagte zu Madame Becker: „es iſt wahrhaftig ein Jammer; aber was kann man machen? Jetzt überſteht ſie es auf einmal und ſonſt wäre es doch für ihr Leben eine immerwährende Laſt und Plage geweſen.“

Die Angeredete hatte beide Arme auf den Tiſch geſtützt und

blickte in das bleiche Geſicht der Ohnmächtigen. „Ob es beſſer iſt,“ ſprach ſie mit ſcharfem unangenehmem Tone, „was geht es uns eigentlich an? Geſchehen ſollt' es und geſchehen iſt es; und ich hoffe,“ ſetzte ſie leiſe hinzu, „daß Sie Alles gut beſorgt hat, Frau, denn es iſt im Grunde eine kitzliche Geſchichte, für welche Sie den größten Theil empfangen und für welche Sie auch mit Ihrer Haut einſtehen muß.“

„Bſt! bſt!“ entgegnete die Bauersfrau, indem ſie ihre Augen einen Moment auf die Tänzerin heftete und ſich dann der Frau näherte, zu der ſie ſagte: „kommt doch da weg, wenn Ihr ſchwätzen wollt, geht mit in's Nebenzimmer! Ich habe Euch noch allerlei mitzutheilen.“

Damit gingen die beiden Weiber in das andere Gemach und ließen die Tänzerin bei der Unglücklichen allein.

Marie befand ſich in großer Gemüthsbewegung; ſie athmete ſchnell und heftig und ſandte den beiden Weibern einen forſchenden Blick nach. Dann lehnte ſie ſanft das Haupt Katharinens an die Stuhllehne und eilte in ihr Schlafzimmer, wo ſie vom Bett ein Kiſſen, von der ärmlichen Toilette ein kleines Fläſchchen mit köl-niſchem Waſſer nahm. Das Kiſſen ſchob ſie unter den Kopf der noch immer bewußtlos Daliegenden, drückte dieſen ſanft hinein und goß dann einige Tropfen des wohlriechenden Waſſers auf ihr Tuch, worauf ſie Schläfe und Stirn des armen Mädchens leicht damit rieb.

Das Alles that ſie mit einer ſeltſamen Haſt und warf dabei verſtohlen die Blicke auf die Thüre des Nebenzimmers, welche Ma-dame Becker nicht feſt hinter ſich zugezogen hatte. Nachdem ſie darauf wieder ein paar Sekunden lang aufmerkſam in das bleiche Geſicht der Kranken geblickt, erhob ſie ſich raſch, als ſie ſah, wie ſich deren Lippen langſam öffneten und ein leichter Seufzer aus der Bruſt emporſtieg. Darauf öffnete Katharine matt ihre Augen und ſah die Tänzerin mit einem dankbaren Blicke an.

Marie lächelte ihr zu, zeigte mit der linken Hand auf's Nebenzimmer und legte alsdann einen Finger der rechten Hand auf ihren Mund, als wollte ſie ſagen: ſtille! ſprich kein Wort; mach' kein Geräuſch!

Katharine ſchien das vollkommen zu verſtehen und auch wohl zu begreifen, daß dort im Nebenzimmer etwas verhandelt würde, was für ſie von großem Intereſſe ſei, denn ſie ſchloß ihre Augen und öffnete ſie wieder zur Beiſtimmung, faßte die Lehne des Stuhls mit ihren Händen und folgte dann mit den Augen der Tänzerin, welche ſich geräuſchlos und geſchmeidig wie eine Schlange um den Tiſch herum wandte, an die etwas geöffnete Thüre des Nebenzimmers gelangte, ohne daß man nur einen Fußtritt gehört hätte. Dort blieb ſie einige Minuten lauſchend ſtehen und kehrte dann ebenſo vorſichtig und leiſe zu Katharine zurück, kniete vor ſie nieder, legte abermals den Finger auf den Mund und drückte darauf ihre beiden Hände feſt auf die der armen Perſon, wobei ſie ihr bedeutungsvoll in die Augen ſah.

„Sprich kein Wort!“ flüſtette ſie, „ja, wenn die Beiden heraus kommen, ſo ſchließe deine Augen wieder. Kannſt du es ertragen, wenn ich dir was ſage, das nicht ſo ſchlimm iſt, als was du eben gehört?“

Katharine nickte mit dem Kopfe.

„Lange nicht ſo ſchlimm, aber auch nicht angenehm. — Sei ruhig — im Grunde doch angenehm. Aber du mußt nicht aufſchreien!“

Katharine machte mit den Augen ein verneinendes Zeichen.

„Bſt!“ fuhr die Tänzerin fort, indem ſie einen ängſtlichen Blick nach der Thüre warf; „es iſt wahr, was du vorhin ſagteſt: er wird ſich verheirathen.“

Katharine ſeufzte.

„Und das Kind —“ fuhr Marie leiſe fort; —

„Nun, das Kind? — — Das Kind —?“

„Es iſt nicht todt," hauchte das Mädchen kaum vernehmlich. — „Es lebt, aber ſie haben es fortgebracht."

— „Mir geſtohlen —!"

„Wohin ſie es gebracht haben, weiß ich nicht, aber ich erfahre es; ſei ganz ruhig. Wir haben auch unſere Freunde!"

„Sie haben es fortgebracht! O, ich kann mir denken, um es zu verderben — das arme kleine Kind! Glaubſt du nicht auch, Marie?"

Jetzt nickte die Tänzerin traurig mit dem Kopfe.

„Sie hätten es geſchwind umgebracht, aber ſie fürchteten ſich. O, ich kann mir denken, wohin ſie es gebracht haben. Zu ſo einem ſchrecklichen Weib, da wollte er damals ſchon, ich ſollt' es hinthun. Gott! mein Gott! Da brauchen ſie es nicht auf einmal umzubringen, da geht es langſam zu Grunde, da ſtirbt es ſtündlich — täglich — an — Hunger — Kälte — — Elend! —"

Bei dieſen letzten Worten ſank das arme Geſchöpf abermals in die Kiſſen zurück, ihre Augen ſchloſſen ſich und fielen tief ein, und zwiſchen den bleichen Lippen zeigte ſich ein einziger Blutstropfen.

„Sie ſtirbt!" rief die Tänzerin. „Sie ſtirbt!" ſchrie ſie laut hinaus.

Und auf dieſen Ruf hin kamen die beiden Weiber aus dem Nebenzimmer heraus und traten an den Seſſel.

„Die arme Creatur!" ſagte Madame Becker und ſtellte ihre Schnupftabaksdoſe auf den Tiſch, um eine der kalten Hände Katharinens zu ergreifen, die jetzt ſchlaff herunter hingen. Der Pulsſchlag zitterte nur noch in den Adern und ſchien nächſtens ganz erlöſchen zu wollen.

Aber das menſchliche Herz iſt ſtark und leiſtet faſt das Unmögliche im Ertragen von Jammer und Elend.

„Wenn ſie ſterben würde," ſprach die Bauersfrau, „es wär' das wahrhaftig kein Unglück für ſie. Was ſoll die auch ein wenig

länger auf der Welt? Wenn ſie heute nicht erliegt, treibt ſie es doch vielleicht kein halbes Jahr mehr."

Unterdeſſen hatte ſich die Tänzerin über die Ohnmächtige hingebeugt und ihre friſchen Lippen berührten faſt den bleichen Mund der Anderen, während eine ſchwere Thräne um die andere aus ihren Augen herabrann.

„Seid doch ſtille!" bat ſie nach einer Pauſe. „Sprecht nicht ſo laut, man ſagt, ſo Ohnmächtige könnten manchmal Alles hören, was man neben ihnen ſpricht. Seht, ſie iſt gewiß nicht todt, ihre Lippen zittern, ihre Augen fangen an ſich zu bewegen."

„Ich habe genug von vorhin," ſagte die Bauersfrau, „und habe nicht Luſt, noch einmal dieſelbe Geſchichte zu hören. Wenn ſie wirklich wieder aufwacht, ſo gebt ihr den Todtenſchein, er iſt ächt und richtig." — Sie warf Madame Becker einen bedeutſamen Blick zu. — „Auch kann ſie die Bettchen und Kleider holen, wenn ſie will."

„Ich werde es ihr ſagen," entgegnete Madame Becker mit einem ſcheinheiligen Ausdruck im Geſicht; „und was die Begräbnißkoſten anbelangt, ſo kann Sie ſich an mich halten, Frau. Du lieber Gott! man hilft gern ſo einer armen Creatur ihren Kummer lindern."

„Sind nicht groß, die Koſten," verſetzte kopfſchüttelnd die Bauersfrau; „meine Schweſter hat's heute Früh beſorgt in ihrem Dorfe. Es war das ein kleines Loch, wenig Arbeit. Jetzt liegt ſchon der Schnee darauf; das wird ihr ein Troſt ſein, — denn wenn ſie's nächſtes Frühjahr aufſuchen kann," ſetzte ſie mit bedeutſamem Achſelzucken hinzu, „ſo iſt ihr Jammer auch ſchwächer geworden. — Adieu, Jungfer Marie!"

Die Tänzerin nickte ſtumm mit dem Kopfe ohne aufzublicken, denn ſie war beſchäftigt, das Geſicht der Ohnmächtigen abermals zu waſchen.

Madame Becker ſteckte ihre Schnupftabaksdoſe in die Taſche, nahm ein warmes Tuch vom Nagel, das ſie umhing, und ſchickte

ſich an, mit der Bauersfrau das Zimmer zu verlaſſen. An der Thüre warf ſie noch einen ſcheuen Blick auf die Kranke. — „Es kommt mir doch etwas grauſelich vor," ſagte ſie dann leiſe zu ihrer Begleiterin. „Wenn ich mir das Mädchen ſo von hier aus betrachte, ſo meine ich wahrhaftig, es ſei todt und wir trügen davon die Schuld."

„Ach was!" entgegnete die Andere; „ſeid nur nicht ſo kleinmüthig, ſo was kommt ſchon im Leben vor. Todt iſt ſie auch nicht; ſeht, ſie reißt ihre Augen auf und ſchaut nach uns her."

„Ja, ja, Frau, Ihr habt Recht, ſie blickt nach uns her, aber mit einem ſchauerlichen Blick."

Damit zog ſie die Andere zur Thüre hinaus.

Es brauchte wohl eine Viertelſtunde Zeit, ehe ſich Katharine ſo weit erholt, daß ſie die Tänzerin um die näheren Umſtände befragen konnte.

Marie ſagte, was ſie gehört:

Das Kind war alſo nicht geſtorben, aber man hatte ein anderes, das geſtern Nacht ſeinen Leiden erlegen, unterſchoben und ſo wirklich einen Todtenſchein erhalten. Wohin ſie das lebende Kind gebracht, hatte keines der Weiber geſagt, wohl aber, daß es auf den Antrieb ſeiner Familie geſchehen, die damit das letzte Band zwiſchen ihm und ſeiner ehemaligen Geliebten zerreißen wollte.

„Sei nur ruhig," ſagte die Tänzerin zu der Unglücklichen, deren Hände heftig zitterten, „ſei ruhig, wir wollen ſchon erfahren, wohin ſie das Kind gebracht."

„Von deiner Tante glaubſt du es zu erfahren?"

„Nein! nein! die ſagt mir nichts; ich habe ſchon meine Wege."

„Aber bald, Marie, nicht wahr? Bald, bald ſuchſt du es zu erfahren, denn glaube mir, wohin ſie auch das Kind gebracht haben, es befindet ſich an einem Orte, wo es nicht lange leben kann; ich kenne ſolche Anſtalten. — Du ſiehſt mich ſchaudernd an? — ja, Marie. Gott erhalte deine Unſchuld; ſie nennen das keinen

Mord, wenn ſo ein Kind langſam dahin ſiecht. — Es iſt dann geſtorben.“ —

Die Tänzerin bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und finſtere Gedanken bewegten ihr Herz. Hatte ſie in der Umgebung, wo ſie ſich befand, vielleicht eine beſſere Zukunft zu gewärtigen, als die Unglückliche, die vor ihr ſaß? Hatte ihre Tante nicht ſchon Andeutungen genug fallen laſſen über nutzlos verſchwendete Jugend und Zeit, über ein Kapital, das man nicht ruhig könne liegen laſſen und das ſeine Zinſen tragen müſſe! — Gräßlich! gräßlich! — — Und das unglückliche Mädchen vor ihr hatte doch der Liebe Alles gegeben, was ſie beſaß, ſie aber ſtand in Gefahr, verkauft zu werden wie die geringſte Sklavin! —

„Wie dank' ich dir, Marie,“ ſagte die Nähterin, die ſich allmählig wieder erholt, „wie dank' ich dir für deine Güte, für deine Hülfe! Glaube mir, ich will für dich beten und es wird dir keinen Unſegen bringen. — Für mich ſelbſt wag' ich es kaum; du biſt ſo gut, ſo unſchuldig, ſo friſch und geſund und kannſt einmal recht glücklich werden. Dann denke auch zuweilen an mich, die gewiß lange todt iſt. Und wenn du, liebe, gute Marie,“ fuhr ſie leiſer fort, indem ſie ihre beiden Arme um den Hals der Tänzerin ſchlang, „wenn du einmal einen braven Mann haſt und es dir gut geht, und du haſt eine halbe Stunde Zeit, ſo beſuche mein Grab und gib meinem armen Kinde, wenn es noch lebt, und du es an irgend einer Ecke ſtehen ſiehſt, ein kleines Almoſen.“

Bei dieſen Worten ſtürzte ein erleichternder Thränenſtrom aus den Augen Katharinens, und beide Mädchen hielten ſich eine Zeit lang umſchlungen und weinten heftig; die Eine, indem ſie mit trübem Blick an die Vergangenheit dachte, die Andere, indem ſie finſter in die Zukunft ſchaute. —

Der laute Klang eines Glöckchens vor dem Fenſter riß ſie aus ihren Träumereien empor.

„Iſt es denn ſchon ſo ſpät,“ fragte die Tänzerin, „daß der

Theaterwagen drunten hält, mich abzuholen? Verzeih', Katharine, da muß ich mich eilen; ich darf den Schwindelmann nicht warten laſſen."

„Und ich will auch gehen," ſprach ſeufzend die Andere, indem ſie ſich ſchwankend erhob. „Aber nicht wahr, Marie, ich ſehe dich morgen oder ſobald du etwas weißt?"

„Gewiß, Katharine, gewiß!" antwortete die Tänzerin, während ſie ihren großen Korb auf den Tiſch ſtellte, noch einmal flüchtig die Gegenſtände darin überſah, und die Tanzſchuhe, an denen ſie vorhin gearbeitet, dazu legte. „Ich werde heute Abend noch mit Einigen darüber ſprechen. O, die Mädchen bei uns wiſſen recht gut Beſcheid und Manche kennen die ganze Stadt."

„Und du kommſt dann zu mir, Abends nach acht Uhr? — Mit welcher Ungeduld will ich dich erwarten!"

„Verlaß dich auf mich; ich thu', was ich kann."

Damit band die Tänzerin ein Tuch um ihren Kopf, wickelte ſich in einen alten verblichenen Shawl, noch ein Erbſtück ihrer verſtorbenen Mutter, nahm den großen Korb unter den linken Arm und begleitete mit dem rechten Katharinen ſorgfältig nach der Thüre, die ſie abſchloß und den Schlüſſel im Ofenloch verſteckte.

Es ging etwas langſam die Treppe hinunter, und Schwindelmann, der unten an der Thüre ſtand, trippelte ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. Drei bis vier Colleginnen ſtreckten ihre Geſichter aus dem Wagenfenſter hervor und blickten neugierig auf das bleiche Mädchen, das mit einem Händedruck und bittenden Blick ſich von Marie verabſchiedete und nun langſam an den Häuſern dahin ſchlich.

„Der Teufel auch!" ſagte Schwindelmann, „Mamſell Marie, Sie laſſen uns lange warten. Das ſind wir bei Ihnen nicht gewöhnt."

„Es thut mir leid," entgegnete die Tänzerin, „und iſt wahrhaftig nicht meine Schuld."

„Wer iſt denn das?“ fragte Schwindelmann, indem Katharine zeigte, die ſchon an den nächſten Häuſern erſchöpf blieb.

„Eine unglückliche Perſon, der es ſehr ſchlecht ergangen widerte Mamſell Marie.

„Und wo wohnt ſie?“ fragte eine der Tänzerinnen au Wagen.

„In der Schloſſergaſſe.“

„Dahin fahren wir gerade auch,“ ſagte nachdenkend Sch mann. Und als ihn ein bittender Blick des jungen Mädchen rief er in den Wagen hinein: „Was meint ihr da drinnen, wir bis zur Schloſſergaſſe noch Platz für eine arme kranke F die ſonſt vielleicht im Schnee ſtecken bleibt? — Es hat nicht mann einen Wagen wie ihr Prinzeſſinnen, und was man Nächſten thut, das wird Einem im Himmel gut geſchrieben.“

„Gott! der Schwindelmann wird fromm!“ lachte eine Stimme aus dem Wagen. „Mir iſt es gleichviel.“

„Mir auch!“ riefen ein paar Andere.

Und darauf ſprang Mamſell Marie in den Wagen, der blieb offen. Andreas fuhr fort, und Schwindelmann trabte der Equipage her, bis zur armen Katharine, die zu ihrer großen wunderung ſolchergeſtalt auf die angenehmſte und bequemſte Ar ihrer Wohnung in der Schloſſergaſſe befördert wurde.

Schwindelmann aber wurde ſeit jenem Abend von den zerinnen zum Hoftheater-Samariter ernannt.

Achtzehntes Kapitel.

Hinter der achten Couliſſe.

Wenn auch ſchon in Schrift und Zeichnung ſo tauſenderlei mitgetheilt worden iſt von dem Leben und Treiben hinter den Couliſſen, ſo war das inſofern recht oberflächlich, als es nur jenen Theil derſelben behandelte, welcher, ziemlich hell vom Lampenlicht beſchienen, dicht an der Bühne liegt. In die weiter zurückgezogenen Räume, namentlich in die Tiefen des Theaters hinter dem letzten Vorhang, ſowie in die dunkeln Niſchen zwiſchen Einſchlag-, Donner- und Regen-Apparat, oder jenem ſtillen Raume, wo die Seile der verſchiedenen Glockengeläute hängen, drangen wenig neugierige Blicke Uneingeweihter; von all' dieſen dunkeln Orten wurde noch wenig Intereſſantes und Wahres berichtet, und dieſe ſind doch, wie alle Räume im Himmel und auf Erden, mit Weſen, und zwar mit geſchäftigen und ſehr wichtigen Weſen bevölkert.

Hier haust nämlich ſeit unvordenklichen Zeiten und ſobald die Dekoration eines jedesmaligen Actes ſteht, das Geſchlecht der Maſchiniſten und Zimmerleute, der Feuerwächter und der Aushelfer. Der Glanz und der Lärm der Bühne iſt ihnen verhaßt, ſie ſuchen gern ein ſtilles Plätzchen, wo ſie ruhig zuſammen plaudern oder auch einzeln über ſo Manches nachdenken können. Das ſind meiſtens keine ganz gewöhnlichen Menſchen, und Viele von ihnen haben ſchon verſchiedene Carrieren verſucht, ehe ſie endlich hier als die unſichtbaren Lenker der Pracht und Herrlichkeit des Theaters hängen geblieben ſind. Den ganzen Tag hier in einem ewigen Halbdunkel beſchäftigt, haben ſie ſich allmählig daran gewöhnt und lieben die ſtillen Räume mit ihrem ſanften, zweifel-

es denn nicht möglich wäre, sich einmal in den Besitz eines kleinen Stücks Gartenland zu setzen und so seine Träume verwirklicht zu sehen. — Madame Wetterstuck belächelte diesen Gedanken und legte ihn ad acta neben die eigenen Wünsche, welche in einer größeren Wohnung, eleganterem Küchengeschirr und einem Sopha mit rothem Plüsch bestanden.

Da geschah es, daß der Kanzleiassistent eine Erbschaft machte, eine Erbschaft, bestehend in 600 Gulden baaren Geldes. Und als er mit diesem Gelde nach Hause ging und die schwergefüllten Rocktaschen so angenehm gegen seine dünnen Geschäftsbeine schlugen, da stieg neben ihm riesengroß der Versucher auf, ließ nicht ab von ihm und verfolgte ihn durch die Straßen der Stadt bis zu seiner Wohnung. Der Versucher zeigte ihm eine Beilage des Tagblatts und wies mit glühendem Finger auf mehrere Anzeigen, in denen kleine Gärten und allerlei Land zum Verkauf ausgeboten wurden. Der Kanzleiassistent kam nach Hause, entzückt, verwirrt, nach Athem schnappend, packte seine Rollen aus der Tasche, legte sie auf den Tisch und murmelte dabei leise: „einen Garten, ich will einen Garten kaufen!“ wiederholte das immer lauter, und schrie zuletzt mit der vollen Kraft seiner Lunge: „ja, einen Garten, ich will einen Garten kaufen!“ Er that das, um sich selbst Muth zu machen und festen Auges der Madame Wetterstuck begegnen zu können, welche ihn halb zornig, halb lächelnd ansah.

Nachdem der Glückliche etwas zu Athem gekommen war und das Geld mehreremale gezählt hatte, fing er an alles Ernstes seinen Entschluß kund zu thun, der in nichts Geringerem bestand, als daß er wirklich einen Garten kaufen wolle. Es gibt Punkte, wo das sanftmüthigste, folgsamste Geschöpf plötzlich widerspenstig wird, auf kein Zureden mehr achtet und geradeaus rennt, ohne links und rechts zu sehen: so der Kanzleiassistent. Er stand mit dem Gedanken an einen Garten auf, er ging mit diesem Gedanken zu Bette; er nahm die Blumen vor dem Fenster hinweg und entfernte das Brett, das ihm lange Jahre treu gedient, wobei er still lächelnd sagte: wir brauchen das bald nicht mehr. Ja er wäre abgemagert, wenn das möglich gewesen wäre, aus lauter Sehnsucht nach einem Garten.

Endlich war der Widerstand der Madame Wetterstuck besiegt. Man theilte das Geld in gleiche Hälften; dreihundert Gulden wurden dem Kanzleiassistenten bewilligt, um einen Garten zu kaufen, und für die andern dreihundert sollten äußerst nothwendige neue Anschaffungen gemacht werden; doch gelang es dem Herrn des Hauses, nach verzweifelter

haften Lichte mehr wie den Glanz der Sonne. Ja, wenn sie Mittags nach Hause gehen, so drücken sie ihre Mützen tief in's Gesicht und scheinen ordentlich scheu auf der Straße dahin zu flattern, wie aufgestörte Nachtvögel. Unlieb ist ihnen bei der Arbeit der neugierige, scharf blitzende Sonnenstrahl, der zuweilen bei einer Tagesprobe durch eine Oeffnung auf die finstere Bühne zuckt und mit einem langen, schmalen Streifen so reines Gold, so glühendes Licht zwischen die schwarzen Schatten hinein wirft, daß die gemalten Blumen erbleichen und das abendlich noch so frische Grün grau und moderig aussieht.

Sie, diese armen Arbeiter, den ganzen Tag in der Finsterniß umhertappend, lieben überhaupt den Sommer und den Sonnenschein wenig, wenn letzterer draußen über Berg und Thal scheint und alle Menschen sich an seinem Strahle erfreuen, sich an der frischen Luft erlaben, welche die duftenden Blumen und Bäume aushauchen, während sie die knarrenden Seile auf und ab ziehen, bestaubte Coulissen aufhängen und einen künstlichen Donner und Regen hervorbringen, der nichts Erquickendes hat und nur Legionen von Motten und einige Fledermäuse aufjagt.

Der Winter ist ihnen lieber; da sind die anderen Menschen auch in's Haus gebannt, und da sitzt es sich gar nicht unbehaglich an dem breiten eisernen Ofen hinter der achten Coulisse, während draußen der Sturm heult oder der Regen auf das Zinndach des Theaters niederprasselt.

Ja, hinter der achten Coulisse ist ein recht heimliches Plätzchen, wie gemacht zum Versammlungsort der Maschinisten und Zimmerleute. Gleich rechts daneben ist die Flugmaschine, mit der es auf den Schnürboden hinauf geht, und links die eine Treppe, welche unter das Podium führt; die Zeichen zum Donner und Regen hängen dicht daneben, und zwei Sprachrohre münden hier ebenfalls, durch welche man Befehle augenblicklich nach allen Theilen der Bühne hinschleudern kann. Da stehen meistens Fauteuils und

ſonſtige Sitzgelegenheiten, die in den nächſten Akten gebraucht werden und worauf man es ſich bequem macht.

Auch in anderer Beziehung hat dieſes Plätzchen ſo weit nach hinten ſeine guten Eigenſchaften. Das unangenehme Volk der Statiſten in ihren ſeltſam duftenden Anzügen treibt ſich mehr vorn am Eingange herum und tritt hier Niemand in den Weg und auf die Hühneraugen; den Künſtlern erſten und zweiten Ranges iſt es da hinten natürlicher Weiſe viel zu dunkel und einſam, und ſelbſt das leichtfüßige Corps de Ballet hüpft, wenn es ja einmal auf die andere Seite des Theaters muß, mit einem großen Sprunge bei der achten Couliſſe vorbei, denn es zieht da manchmal ſehr ſtark, namentlich dringt gewöhnlich eine kalte Luft unten aus dem Podium hervor.

Die Dekoration des erſten Aktes ſteht, und es iſt eine jener angenehmen Opern, in denen allaktlich die Scene ſtehen bleibt, weßhalb die meiſten Maſchiniſten und Zimmerleute nichts zu thun haben. Hinter der achten Couliſſe iſt nun ein artiges Plauderſtübchen eingerichtet, und wer nicht gerade einen beſtimmten Poſten auf der anderen Seite hat, der findet ſich hier ein. Da iſt ein königlicher Thron, der nachher gebraucht wird und auf welchem der erſte Maſchiniſt ſitzt; doch hat er das Kiſſen von rothem Sammt herumgedreht und begnügt ſich mit dem ledernen Unterfutter.

Dieſer erſte Maſchiniſt war Herr Hammer, ein ſchon ältlicher Mann, der ſehr ſtark ſchnupfte, ſehr gerne erzählte und dazu beſtändig mit dem Kopfe nickte, welches Nicken er vielfach mit dem Ausrufe: „Ja — a! ja — a!“ begleitete, was er wahrſcheinlich that, um ſeine Zuhörer zu verſichern, ſeine Erzählung ſei wahr und nicht erfunden, welch' Erſteres von dem ganzen Theaterperſonal ſtark bezweifelt wurde, denn der erſte Maſchiniſt war dafür bekannt, daß er etwas heftig lüge, beſonders wenn er auf die Feldzüge zu ſprechen kam, die er mitgemacht.

Wir können hier eine andere Perſönlichkeit nicht übergehen,

die ſich ebenfalls oft hinter der achten Couliſſe einfindet, aber dem Range nach eigentlich ſpäter genannt werden müßte. Es iſt dies der Schneidergehülfe Herr Schellinger, eine kleine dürftige Geſtalt mit ſtark gekrümmtem Rücken und etwas zitternden Händen. Herr Schellinger war an die Sechszig, hatte Zeit ſeines Lebens in jeder Beziehung ſtark gearbeitet und erfreute ſich nun dafür ziemlich dürftiger Umſtände und einer mangelhaften Geſundheit. Er war ein denkender Künſtler geweſen, ein Mann von tiefer Phantaſie, und da er auf dem Schneidertiſche ſo viele freie Stunden hatte, in denen ſein Geiſt unabhängig von der Knechtſchaft der Nadel umher ziehen konnte in der weiten Welt, ſo reiſte er beſtändig, das heißt immer in Gedanken, und hatte dabei die Eigenthümlichkeit, daß er ſich nach der Rückkehr von einer ſo weit ausſponnenen Tour ſteif und feſt einbildete, er habe wirklich dieſe Reiſen gemacht, und daß er die wunderbarſten Dinge davon erzählte. — Wenn er in der Garderobe mit dem Anziehen fertig war, ſo ſtahl er ſich auf die Bühne und placirte ſich meiſtens in die Nähe des erſten Maſchiniſten, von dem er komiſcher Weiſe behauptete, es ſei auf der ganzen Welt Niemand, der ſo lügen könne wie der Herr Hammer. Deshalb paßte er auch jedem Worte deſſelben auf und ſuchte ihm augenblicklich nachzuweiſen, wo er blau färbe.

Auf der linken Seite des Thronſeſſels befand ſich ein ſchwarzer Sarg, der aus der letzten Scene von Romeo und Julie, die geſtern Abend auf der Bühne geliebt und gelitten, ſtehen geblieben war. Auf dem Kopfende deſſelben ſaß der Garderobegehülfe, die Hände über den Knieen gefaltet, den Kopf etwas nach der linken Seite geneigt, um beſſer hören zu können. Neben ihm befanden ſich ein paar Zimmerleute: rechts vom Throne ſtand eine Geſtalt, die des näheren Betrachtens werth iſt.

Es war dies ein kleines zartes Männchen in einem abgeſchabten

schwarzen Frack, mit einem klugen Gesichte, auf welchem das Alter und vielleicht auch ein lustiges Leben tiefe Furchen gezogen hatten. Aus dem schwarzen Halstuch ragte ein ziemlich hoher Hemdkragen hervor, aschfarben wie der Teint dieses Mannes, welchem nur ein paar scharfe dunkelblaue Augen etwas Lebhaftes verliehen; den Scheitel bedeckte eine kleine fuchsige Perrücke, die aber nirgendwo mehr festliegen wollte und rings herum strüppig und drohend in die Höhe stand. Das Merkwürdigste an diesem Manne aber war unbedingt eine ziemlich große Wasserspritze, die er geladen und aufgezogen an seinem linken Arm trug. Dies war Herr Wander, ein Mann, der seltsame Schicksale gehabt. Von guter, vermöglicher Familie, hätte er in seiner Jugend ein unabhängiges Leben führen können, wenn ihn nicht eine unüberwindliche Leidenschaft zum Theaterleben an den Thespiskarren gespannt hätte, wo er übrigens mehr zum eigenen Vergnügen als zur wirklichen Hülfe mit lief. Das ging Alles so lange gut, als Jugend und Geld ausreichte; dann aber wollte sich kein Theaterdirektor mehr mit dem Herrn Wander einlassen, er durfte die geliebten Bretter nicht ferner betreten, und da es ihm denn doch einmal unmöglich war, von dem für ihn so anziehenden Leben und Treiben zu lassen, so half er aus, wo man gerade seiner kleinen Dienste bedurfte. So diente er nach und nach als Inspicient, Requisiteur, Souffleur, ja er frisirte sogar eine Zeit lang in der Herrengarderobe, und als das Alles nicht mehr ging und ihn Niemand mehr haben wollte, so kehrte er in seine Heimath, die Residenz, zurück, wo er das doppelte Glück hatte, eine kleine Erbschaft zu machen, sowie von dem Intendanten die gnädigste Erlaubniß zu erhalten, bei großen Vorstellungen als überzähliger Spritzenmann aushelfen zu dürfen.

Der Spritzenmann, geneigter Leser, ist eine Person, welche mit dem sehr großen Exemplare eines Instrumentes, das dir unter einem unaussprechlichen Namen bekannt ist, hinter den Coulissen auf und ab

wandelt und sorgsam an Lampen und Decorationen umher späht, um zuzuspritzen, wo sich ein verdächtiger Funke zeigt.

Vor dem Thronsessel auf einer künstlichen Rasenbank saß Herr Schwindelmann, der jetzt ebenfalls, sobald sich sämmtliche Künstler und Künstlerinnen im Theater befanden, nur am Ende eines jeden Aktes zu thun hatte, denn seine Nebenbeschäftigung war alsdann, den großen Portalvorhang herab zu lassen.

An der Coulisse Numero acht, die sehr weit hineingeschoben war, lehnte der Sohn des Herrn Hammer, ein junger Mensch von einigen zwanzig Jahren, eine schöne, kräftige Gestalt. Er war ebenfalls Maschinist und sprach gerade mit einem Kameraden, der neben ihm auf einem hölzernen Blocke saß, und der dem Aeußern nach den vollkommensten Gegensatz zu ihm bildete. War der junge Hammer mit seiner breiten und muskulösen Gestalt, mit dem frischen gutmüthigen Gesichte ein Bild der Gesundheit und des Lebens, so war der Andere ein leibhaftiges Conterfei der Krankheit, ja des Todes. Er saß mit gefalteten Händen, an den Fuß der Coulisse gelehnt, und wenn er so schwer und tief athmete, so bemerkte man auf dem Rücken durch das dünne Röckchen hindurch, womit er bedeckt war, wie die Schulterblätter zitternd auf und ab gingen. Sein Gesicht war eingefallen, und er schien, in tiefes Nachdenken versunken, auf die schwarze schauerliche Bank zu stieren, auf welcher Herr Schellinger saß.

„Ja — a, ja — a," sagte der erste Maschinist mit dem Kopfe nickend, indem er sich an den kranken Mann wandte, „nur nicht den Muth verloren, Albert. Dann kann und wird Alles gut gehen. Wenn einmal der Winter vorbei ist, mit seinem ewigen Schnee und Frost — wenn der Frühling kommt —"

„Und wenn er reisen könnte," meinte der Garderobegehülfe mit näselnder Stimme und aufgehobenem Zeigefinger. „Wenn er reisen könnte, da links herüber nach Italien, wo die meisten

Leute über hundert Jahre alt werden. — Als ich damals dort war —"

„Wir wissen die Geschichte schon, ja — a, ja — a," unterbrach ihn Herr Hammer. „Als Ihr in Italien waret und ebenfalls krank, und als sie Euch mit dem bewußten Mückenfett kurirt."

„Nein, es war Schlangenhaut," entgegnete ruhig der Schneider, „von der großen Schlange, die sich am Baume aufhängt und dann selbst ihren Balg abstreift. Ich habe ein Stück davon mitgebracht. — Wollt ihr es sehen?" — —

„Später! später!" sprach ungeduldig Herr Hammer, und fuhr dann zu dem Anderen gewendet fort: „wie ich Euch sagte, Albert, laßt Euch nur zuweilen vor den Regisseuren und dem Obermaschinisten sehen. Faßt nur hie und da ein Tau an und thut, als wenn Ihr was schafftet. Haltet Euch dabei immer nur an meinen Sohn Richard, der reißt Euch schon durch. Und im Grunde ist es ja ganz einerlei, man thut damit der Theaterkasse keinen Abbruch, denn Richard arbeitet für zwei."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür," erwiderte der Kranke, „denn wie sollte ich existiren, wenn man mich als untauglich entließe! Da wäre mein letztes Brod gebacken und ich müßte gerade Hungers sterben. Sie haben überhaupt schon so viel an mir gethan, daß ich gar nicht weiß, wie ich es wieder gut machen soll. — Ach! wer würde mich als Taglöhner nehmen!"

„Ja, es ist eigentlich ein prekäres Geschäft, so von seiner Händearbeit im Taglohn leben zu müssen," sagte Herr Wander. „Ich habe das oft mit angesehen, wenn man sechs Tage schafft, so hat man sechs Tage Lohn; aber nun kommt der Sonntag, der doch zur Ruhe und zur Freude für Menschen und Vieh geschaffen ist, und an dem ist nichts da zu beißen und zu nagen, wenn man nicht von den paar Kreuzern der Wochentage sich etwas aufhebt. Das ist schlecht eingerichtet."

„Und wenn man erst krank wird," versetzte Albert, indem er

langſam den Kopf erhob; „ich ſage es noch einmal: wenn ich von euch keine Hülfe hätte, ich wäre mit Weib und Kindern ein verlorner Mann!“

„Dafür ſollte dem, für den man ſchafft, auch die Verpflichtung obliegen, Einen zu unterhalten, wenn man keine Hand mehr regen kann,“ meinte der junge Hammer.

„Das wäre nicht ſo übel,“ ſagte nachdenkend der Schneider. „Und ich will dir was ſagen, Richard, das kannſt du haben. Da mußt du dich ſchwarz anſtreichen laſſen und zu die Geſchlafen gehen; da haſt du's, wie es dein Herz begehrt: du arbeiteſt da ziemlich hart, das iſt wahr —“

„Bah!“ erwiderte der junge Zimmermann, „was das harte Arbeiten anbelangt, davon kann unſereins auch erzählen. Ich will am Ende nicht einmal vom Theater ſprechen; aber man ſollte einmal ſo ein Dutzend lumpige Neger, die ſich in ihrem Baumwollenfeld bei ihrem Schaffen und ein Bischen Prügel beklagen, man ſollt' die fein thuenden Hallunken einmal auf einen Zimmerplatz hinaus thun, ſo wo es gilt, mit achtziger Balken zu arbeiten, namentlich im Spätherbſt, wenn ein Dach aufzuſetzen iſt, und wo jeden Morgen das helle Glatteis auf den Balken ſitzt. Da hat man immer ſein Todtenhemd an; und was die Prügel anbelangt, da braucht man nur einen jähzornigen Obergeſellen zu haben, der ein Lattenſtück gut anzugreifen verſteht; da fliegen die Funken davon, das kann ich euch verſichern.“

„Aber dafür ſeid Ihr ein freier Mann,“ meinte Herr Wander, indem er ſeine Spritze vorſichtig auf den Boden ſtellte, und eine Priſe aus der dargebotenen Doſe des erſten Maſchiniſten nahm.

„Ein freier Mann!“ lachte der Andere. „Ja, Ihr verſteht's! — Jetzt bin ich frei, dachte auch der Eſel eines Tages, an welchem er die Säcke abgeworfen, und ſagte das dem Wolf einen Augenblick vorher, ehe dieſer ihn auffraß.“

„Der Richard hat nicht ganz Unrecht," ſagte leiſe Herr Schellinger. „So ein Geſchlaf hat's gar nicht ſchlecht; ich möchte auch eins ſein. So ein Kerl ſitzt in ſeiner Hütte, ißt den ganzen Tag die theuerſten Früchte, nährt ſich von Reißbrei und jungen Hühnern, und wenn er einmal nicht ſchaffen will, ſo gibt er Bauchſchmerzen vor und bleibt zu Hauſe."

„Das kannſt du auch thun," bemerkte Schwindelmann.

„Ja, aber nicht unter den vorhin angegebenen Bedingungen," entgegnete der Schneider. „Wo bleibt dann der Reißbrei und die Früchte?"

„Pfui, Schellinger!" ſagte lachend Herr Wander, „du biſt eine knechtiſch geſinnte Natur! Was nutzt dich das Bischen Eſſen und Trinken, wenn du dafür von allem Erhabenen und Schönen, was die Freiheit bietet, nichts erreichen kannſt?"

„Was habe denn ich armer Schneider je Erhabenes und Schönes zu erreichen gehabt?"

„Wenn du ein Geſchlaf biſt," entgegnete lachend Richard, „ſo kannſt du dir kein eigenes Vermögen erwerben, kein Haus beſitzen."

„O, das wäre Schade!" grinste der Schneider.

„Ja — a, ja — a!" ſprach der erſte Maſchiniſt, „und könnte niemals Abgeordneter oder Stadtrath werden."

„Wozu ich als freier Mann freilich hier alle Ausſicht habe," meinte höhniſch Herr Schellinger.

„Aber Spaß bei Seite!" warf der Schwindelmann dazwiſchen, indem er ſeinen Nachbar verſtohlen an die Seite ſtieß, „über das Geſchlafenleben kann uns Niemand beſſer aufklären wie der Schellinger. Nicht wahr, du biſt ja da hinten in Südamerika geweſen, und haſt den Onkel Tom beſucht?"

„Es iſt das ſchon lange her," entgegnete kopfnickend und träumeriſch der Schneider; „ich glaube ſo an die zwanzig Jahre, aber ich erinnere mich ſeiner noch recht gut. — Unter uns geſagt, der Onkel

Tom" — damit ſchob er wichtig die Unterlippe vor, zog die Augenbrauen in die Höhe und ſchüttelte mit dem Kopfe — „der Onkel Tom, — na! ihr verſteht mich!"

„War er ein etwas verwegener Burſche?" fragte Richard, indem er ſich, um beſſer zu hören, feſter in die Couliſſen hinein drückte.

„Der Hafer hat ihn geſtochen," fuhr Herr Schellinger fort. „Er hatte es zu gut; es war ſo ein Bischen Wühlerei dabei, was Demokratiſches, weßhalb er auch verkauft wurde. Und das Buch," ſagte er geheimnißvoll, indem er den Zeigefinger erhob, „ſoll auch eigentlich keine Bibel geweſen ſein, ſondern eine Verfaſſungsurkunde, die er für die Schwarzen entworfen. — Ich habe es in der Hand gehabt."

„Aber das Verkaufen wirſt du nicht rechtfertigen wollen? Denke dir, du haſt Weib und Kind, mit denen du ſchon lange Jahre lebſt, nun will man dir deine Frau verkaufen."

„Ja, das hätte er ſich ſchon gefallen laſſen," ſagte Herr Wander. „Nicht wahr, Schellinger, darüber hätteſt du kein Buch geſchrieben?"

Der Schneider gab über dieſe ſchlechten Späſſe keine Antwort, er blickte nachdenkend an den Schnürboden hinauf und erwiderte dann: „das Verkaufen iſt allerdings ſehr hart. Aber als ich da hinten war, da hat mich ſo ein amerikaniſcher Oberamtmann darüber aufgeklärt. Man muß das Ding nicht mit unſerem Maßſtab meſſen. Was Teufel! Wenn ich hier bei uns heirathe und Kinder bekomme, ſo hat kein Menſch ein Wort darein zu ſprechen; Frau und Kinder ſind mein, das weiß ich, denn ich lebe in einem Lande, wo man mir alles Andere, nur nicht die Familie verkaufen kann."

„Wenigſtens nicht öffentlich," ſagte Richard finſter.

„Nun alſo," fuhr der Schneider fort, „ich verſichere euch, als ich damals da hinten war — ich kam gerade von Mexico herüber,

wo ich mich eine Zeit lang bei den Schwarzen aufhielt — da hatte ich auch nicht übel Luſt, mich zu verheirathen."

„Wenn das deine Alte gewußt hätte!" meinte Schwindelmann.

„Wir waren ſo zu ſagen ſchon einig, da ging ich eben zu jenem Oberamtmann und trug ihm die Sache vor. Er dachte eine Zeit lang nach, ſpuckte — mit Reſpekt zu vermelden — mehreremals gerade aus an die Bäume, und das mit ſolcher Kraft und Geſchicklichkeit, daß ein Kolibri, den er treffen wollte, todt herunter fiel."

„Ah! — Schellinger!"

„Gott ſtraf mich, es iſt wahr! — Seht ihr die Honoratioren da hinten herum, die zu faul ſind, ein Gewehr zu tragen, geben auf ſolche Art auf die Vögeljagd, und wenn man ſo durch den Wald geht, da ſieht man ſie bald hier und bald da mit geſpitztem Maule ſtehen, und auf einmal patſch! — patſch dich! — prrdauz! Da rappelt's droben und herunter fallt euch ſo ein Lämmergeier, der mit ausgeſpreitzten Flügeln ſeine ſechsunddreißig Fuß mißt."

„Lüg' du und der Teufel!" rief Schwindelmann. — „Schellinger, wie kann man ſo unverſchämt ſein!"

„Es iſt leider wahr," entgegnete traurig der Schneider; „man gewöhnt ſich in Amerika das Spucken auf dieſe heftige Art ſo leicht an. Als ich hieher zurück kam, konnt' ich's nimmer laſſen, und eines Tages paſſirte mir ein großes Unglück. Da ſtand mein älteſter Sohn vor mir, ich — patſch dich! und fliegt ihm die linke Hand fort."

„Aber, Schellinger," ſagte ziemlich ernſt der erſte Maſchiniſt, „du haſt ja nie einen Sohn gehabt!"

„Das iſt leicht möglich — aber gewiß ohne meine Schuld," verſetzte unerſchütterlich der Schneider. „Ich habe es meiner Frau immer geſagt. Nun, dann war es der älteſte Sohn von ſonſt Jemand. Aber wahr iſt die Geſchichte, und wenn Einer die Probe davon machen will, da ſteh' ich zu Befehl."

Gegenwehr seiner Frau, derselben noch vierzig Gulden zur Verschönerung des zu kaufenden Gartens zu entreißen. Eine Zeitlang schwankte das sonst so ruhige, jetzt aus dem Gleichgewicht gebrachte Leben der Familie Wetterstuck hin und her; aber nicht lange, so gestand die Frau Assistentin mit einem gewissen Stolze, es sei auch nicht so übel, Gartenbesitzerin zu sein, und welche Genugthuung, vor den Ohren der Sekretärin und Kanzleiräthin von ihrem Gute sprechen zu können! Herr Wetterstuck seinerseits söhnte sich mit der Anschaffung des rothen Plüschsophas aus und pflegte auf dem Bureau zu sagen: ein Garten sei eine schöne Sache, doch sei es nothwendig, wenn man müde gearbeitet aus demselben nach Hause komme, dort bequeme Sitzgelegenheit zu finden. Er ließ damit den Bureaudiener, die andern Assistenten, ja sogar den Sekretär merken, daß er im Begriffe sei, zugleich Eigenthümer eines Gartens und Besitzer eines Sophas von rothem Plüsch zu werden.

Die Anschaffung des Gartens kostete der Familie Wetterstuck außer dem Kaufschilling eine große Schuhmacherrechnung. Mehrere Monate wurde kein Grundstück in der Zeitung ausgeboten, das die Wetterstucksche Familie nicht in pleno besucht hätte. Endlich waren zwei Gärten in Vorschlag gebracht und die Wahl zwischen beiden schwankte mehrere Tage. Man sprach dafür und dawider, die Vorzüge des einen, wie des andern wurden von allen Seiten betrachtet und geprüft. Jedes der beiden Gartenstücke war etwa dreiviertel Morgen groß, jedes sollte 280 Gulden kosten und jedes war zum Nutzen und Vergnügen angelegt, das heißt, jedes hatte ein Kartoffelfeld, einige Dutzend Stachel- und Johannisbeersträuche, ein paar Obstbäume und Weinstöcke, so wie ein paar Kugelakazien und einen Fleck, wo einige Monatrosen, Kapuziner und Reseden wucherten. Sehr verschieden aber waren die beiden Grundstücke durch ihre Lage; das eine befand sich in der Tiefe des Thals, „ein trauliches, liebliches Plätzchen," pflegte Madame Wetterstuck zu sagen, das andere auf der Bergeshöhe, „wo der Hauch der Grüfte," so sprach der Kanzleiassistent, „nicht hinaufdringen konnte." Die männlichen Mitglieder der Familie waren für den Berg, die weiblichen für „des Thales murmelnden Quell;" denn im Garten drunten stand eine alte rostige Pumpe, auf der Höhe dagegen befand sich ein kleines Tannengebüsch; welches der bisherige Besitzer „die Anlage" zu nennen pflegte und in deren Mitte ein steinerner Tisch und eine eben solche Bank standen. Nachdem die Besitzer der Grundstücke endlich erklärt, sie seien des Zuwartens müde, behielt in der Familie Wetterstuck die Bergpartei, unter-

„Na, wir glauben es ja!“ erwiderte Schwindelmann. „Aber jetzt bleib' bei deinem Oberamtmann. Er rieth dir also vom Heirathen ab?“

„Das versteht sich,“ erzählte Schellinger weiter. — „Siehst du, sagte der Oberamtmann, — er sprach natürlicher Weise amerikanisch — wenn du hier heirathest, so hast du freilich den Schutz der Gesetze, aber der ist verflucht gering, und wenn du Kinder kriegst und es gibt so 'ne rare Race, wie du selber bist, da geht dein Herr gleich her, ehe sie noch ausgeflogen sind —“

„Was, Schellinger, ehe sie noch ausgeflogen sind? — Was soll das heißen?“

„Habt ihr denn nie gehört, daß es da gewisse Stämme gibt, die sich ordentliche Vogelnester in die Bäume hinein bauen; es sind eigentlich Menschennester, und darin führen sie ihre Haushaltung, und wenn die Kleinen anfangen zu laufen, da müssen sie zuerst den Baum herunter und herauf krappeln, und das nennt man ausfliegen. Das ist nämlich der Stamm der sogenannten Vögelneger.“

„Und darunter habt Ihr Euch vorzugsweise wohl aufnehmen lassen?“ fragte Herr Hammer.

„Es war nur ein vorübergehendes Gelüste,“ antwortete der Schneider, indem er die Hände auf seine Kniee legte und den Kopf tief herab sinken ließ. — „Aber was nutzen mich meine schönen Geschichten! Ihr seid wahrhaftig zu dumm, die Moral davon heraus zu finden.“

Der erste Maschinist legte den Finger an die Nase, nickte mit dem Kopfe und sprach: „ja — a, ja — a, es ist nicht ganz ohne, was der Schellinger meint; er will nämlich sagen, wenn es auch eine totale Ungerechtigkeit ist, so einem armen Geschlafen sein Weib und seine Kinder zu verkaufen, so ist es doch lange nicht so schlimm, als wenn so was bei uns geschähe. Der Geschlaf weiß vorher, wenn er sich verheirathet, daß dort so Mode ist, sein

Vater ist vielleicht verkauft worden, seine Mutter, seine Brüder, was weiß ich! Und da kann es ihm mit seiner Familie auch so gehen; er sieht das immer vor Augen, meint der Schellinger, und gewöhnt sich am Ende daran, und so wäre es denn lange nicht so schlimm, denkt der Schellinger, als wenn man unsereins Frau und Kinder verkaufen wollte."

Der Schneider nickte stumm mit dem Kopfe, als wollte er sagen, seine Rede sei vollkommen richtig ausgelegt worden.

„Ja," meinte Richard, indem er die Arme über einander schlug, „so Eines weiß es nicht besser, wie die Köchin von dem Aal sagte, als sie ihm lebendig das Fell abzog. Und dagegen müßte man schon Schritte thun."

„Das muß man aber den Amerikanern überlassen," mischte sich Herr Wander in's Gespräch. „Gott! was geht uns die Geschichte eigentlich an, und was können wir dazu thun? Ich begreife nur eigentlich nicht, wie die Geschichten der amerikanischen Miß, die das Buch geschrieben, bei uns so viel Spektakel haben machen können."

Der Schneider lächelte kopfschüttelnd vor sich hin, wurde aber nicht beachtet.

„Aber da finden sie ein Vergnügen daran, sich Grausamkeiten erzählen zu lassen, die weit weg von uns geschehen, darüber ein Maul zu machen und zu jammern. — — Und weßhalb haben die meisten dieser Enthusiasten kein Herz, wenn man ihnen vom Unglück zu Hause erzählt, und schmachten über den Ozean hinüber, wenn da einmal ein Onkel Tom verkauft wird oder irgend eine Mulattin davon läuft? — Ich will es euch sagen: den Jammer haben sie wohlfeil, da hat man ihnen gut sagen: na! wenn euch denn das Elend da hinten in Amerika so ungeheuer schmerzt, so thut was dafür, — da zucken sie die Achseln und entgegnen: was können wir thun? Wir haben nur unsere Thränen. — Ja, Thränen sind wohlfeil!"

„Sie haben aber auch Adreſſen an die Amerikanerinnen gemacht, die Weiber in England," ſagte Schwindelmann.

„Ganz richtig!" lachte Herr Wander; „aber die geſcheidten Amerikanerinnen haben ihnen artig heimgezeigt und ihnen geſagt: bekümmert euch um die Sklaverei bei euch, die iſt viel härter und grauſamer als die unſrige."

„Ja — a, ja — a, und haben Recht gehabt. Es gibt bei uns wahrhaftig mehr Sklavenhalter als in Amerika. — Apropos, es heißt ja, ſie ſoll auch hieher kommen, die Amerikanerin; ſie macht eine Rundreiſe durch Europa und läßt ſich ſehen."

„Da wollen wir ihr ein feſtlich beleuchtetes Haus veranſtalten," meinte Richard. — „Aber etwas muß man dem Buch doch laſſen, man ſieht, daß es Jemand geſchrieben hat, der das Leben in Amerika genau kennt."

Der Schneider ſchüttelte abermals und mit ziemlich verächtlichem Lächeln den Kopf.

„Nicht, Schellinger? Hat die Amerikanerin ihr Land nicht gut beſchrieben?"

„Das hat gar keine Amerikanerin geſchrieben," ſprach der Schneider mit ſchmerzlichem Tone.

„Was Teufels! iſt denn Madame — — Stowe keine Amerikanerin?"

„O ja," entgegnete Schellinger, indem er das ſpitze Kinn in ſein rechtes, mageres Händchen ſtützte; „die Stowe iſt eine Amerikanerin; ich kenne ſie ganz genau, eine recht brave Frau, ſie wohnte da links um die Ecke; wenn man nach Amerika fährt, kommt man dicht am Hauſe vorbei, gleich nebenan iſt das Wirthshaus zum weißen Roß, wo man einen ſehr guten Clevner trinkt. Der Wirth iſt ein Spanier und heißt Schwitzgäbele." — Das Alles erzählte er mit ſo melancholiſchem Tone und ſtierte dabei vor ſich hin, daß man glauben konnte, ihn ſchmerze tief die Erinnerung an jene ſchöne

Reiſe, und er ſehe leibhaftig vor ſich das weiße Roß und den Spanier Don Schwitzgäbele.

„Und da wohnte die Stowe?“

„Da wohnte ſie gleich nebenan. Ich reiste damals mit einem Preußen, der den Spleen hatte und überall Berlin vor ſich ſah, denn als er den Miſſiſippi erblickte, rief er aus: ganz wie bei uns zu Hauſe; nur iſt die Spree zur Regenszeit ein wenig größer und meiſtens viel klarer. — Die Stowe nahm uns freundlich auf, wir ſpeiſten bei ihr zu Mittag, ſehr gut und fein. Alles war von Bernſtein, die Schüſſeln, Gabeln und Löffeln, kurz Alles, Alles.“

„Von Bernſtein?“ fragte Herr Wander erſtaunt. „Hat man in Amerika ſo viel Bernſtein?“

„Da wird er gefunden,“ entgegnete ruhig Herr Schellinger.

„Ah! der kommt ja aus der Oſtſee, das weiß ich beſſer!“ rief Schwindelmann.

„Das iſt ein großer Irrthum,“ fuhr der Garderobegehülfe fort. „Von den amerik...iſchen Pferden kommt der Bernſtein her; wenn ſie wild aufgefangen werden, ſo bebt man ihnen den linken Vorderfuß auf, und da hat jedes ein großes Stück Bernſtein, das ſchlägt man los und macht die ſchönſten Sachen daraus.“

„Aber, Schellinger!“

„Als wir bei der Madame Stowe gegeſſen hatten, ließ ſie ein paar wild gefangene Pferde herein kommen, ſchlug den Bernſtein vor unſeren Augen los und gab Jedem von uns ein Stück. — Ich weiß wohl, daß ihr mir nicht glaubt, aber ich will euch überzeugen. — Seht her.“ Bei dieſen Worten fuhr er mit der Hand in ſeine Rocktaſche und brachte eine unbedeutende Cigarrenſpitze von Meerſchaum hervor, an welcher ſich ein kaum nennenswerthes Stück Bernſtein befand. — „Da ſchaut her,“ fuhr er fort, „das habe ich mir davon machen laſſen, und wenn ihr mir bei allem dem nicht glauben wollt, ſo ſchreibt in Gottes Namen an den Preußen in Berlin, der mit mir gereist iſt. Seine Adreſſe weiß ich frei-

lich nicht mehr, aber er iſt nicht ſchwer zu finden, denn er heißt Müller."

„Was machen ſie draußen auf der Bühne?" fragte der erſte Maſchiniſt ſeinen Sohn. „Haben wir bald Actus?"

„O nein, es ſind noch vier lange Scenen. Der Schellinger kann ſchon noch ſeine Geſchichten zu Ende bringen. — Alſo die Stowe iſt nicht die Verfaſſerin von dem bekannten Buch?"

Der Schneider ſchüttelte mit dem Kopfe, rieb ſich die Hände und blickte, ſeit längerer Zeit zum erſten Mal, in die Höhe, als er mit großer Beſtimmtheit ſagte: „die Frau denkt nicht daran; das iſt ein braves Weib, die ihre Hühner und Gänſe füttert, ihren Kindern die Strümpfe ſtoppt und ihre Wäſche pünktlich beſorgt, viel zu pünktlich — die ſchreibt keine Bücher. — Stowe, ſagt' ich zu ihr, als wir nach Tiſche eine Cigarre mit einander rauchten —"

„Wie? ſie rauchte auch?"

„Alle Amerikanerinnen rauchen zu Hauſe. Alſo ich ſagte zu ihr: Stowe, hat Sie das Buch geſchrieben oder nicht?"

„Wenn haſt du dieſe Reiſe eigentlich gemacht, Schellinger?" fragte Richard lächelnd.

„Ich habe euch ſchon einmal geſagt, daß es ungefähr zwanzig Jahre her ſein mögen," entgegnete der Garderobegehülfe.

„So, vor zwanzig Jahren haſt du ſie gefragt, ob ſie das Buch geſchrieben hat? — Na, das hab' ich nur wiſſen wollen."

„Auf ihr Ehrenwort habe ich ſie damals gefragt," verſetzte ruhig der Schneider, indem er aufblickte, „und ſie ſagte: nein Schellinger, ich hab' es nicht geſchrieben, Gott ſtraf' mich! Ich kenne aber den Verfaſſer: es iſt von einem pietiſtiſchen Pfarrer in Rheinpreußen."

Die Zuhörer hatten lange an ſich gehalten, jetzt aber brachen ſie in ein ſo lautes Gelächter aus, daß der Inſpicient, der mit ſeinem Buche hinter den Couliſſen hin und her ging, erſchrocken herum fuhr und eifrigſt Ruhe gebot.

Schellinger zuckte die Achſeln und ſprach nach einer Pauſe:

„Ihr seid so verwildert, daß man euch gar nichts Vernünftiges mehr erzählen kann, und ich bin einmal so ein Narr und kann es nicht lassen, an jene Zeit, welche die glücklichste meines Lebens war, zurück zu denken. Ich versichere euch, wenn man hier unsere miserable Kälte annimmt, so ist es eine wahre Wonne, da mit den Negern so still und friedlich zu leben, unter den Palmenbäumen zu sitzen und reife Orangen zu verspeisen. So ein Negerdorf hat etwas sehr Angenehmes, und sie wohnen ganz charmant. Na! ihr habt das ja in der Beschreibung gelesen; auch essen sie vortreffliche Kuchen, trinken Dattelwein und singen dazu: „noch ist Polen nicht verloren.“ Das kann ich euch versichern — Gott straf' mich! — an das lumpige Leben hier zu Land habe ich nicht mehr gedacht, wenn ich so Abends mit ihnen vor ihren Hütten auf der feinen Matte lag, neben so einem behaglichen Schwarzen; die Weiber saßen daneben und vor ihnen im Grase spielten die weißen Kinder.“

„Die weißen Kinder, Schellinger?“

„Die weißen Kinder!“ entgegnete nachdrücklich der Schneider. „Wißt ihr denn nicht, weßhalb die Schwarzen so schwarz sind? — Nun, das will ich euch sagen. Die Sonne hat eine so furchtbare Kraft, daß sie einen dort in fünf, sechs Jahren ganz schwarz brennt.“

„Du bist aber weiß geblieben, Schellinger!“

„Ja, ich hatte keine Anlage zum Schwarzwerden,“ erwiderte der Garderobegehülfe; „man muß dazu gestimmt sein wie die Neger —“

„Aber, Schellinger —“ wollte Richard fortfahren ihn zu examiniren.

„Laßt ihn doch,“ rief Schwindelmann, „daß wir fertig werden; draußen der Herzog hat schon seinen Degen gezogen und wird im nächsten Augenblick seinen Freund erstechen, dann fällt der Vorhang. — Also die Negerkinder kommen weiß auf die Welt?“

„Und mit einer Anlage zum Schwarzwerden?“ fragte Richard lachend.

„So iſt es," entgegnete der Schneider, indem er ſich ruhig erhob, denn auch ſeine Zeit war gekommen, in die Garderobe zu gehen. „Die Negerkinder kommen weiß auf die Welt, aber ſie haben um den Bauchnabel einen kleinen ſchwarzen Ring, der immer größer und größer wird, bis ſie zuletzt vollkommene Neger ſind."

Nach dieſen Worten legte Herr Schellinger ſeine beiden Hände auf den Rücken und ging geſenkten Hauptes ruhig davon, ohne ſich weiter um ſeine Zuhörerſchaft zu bekümmern, die aber auch im nächſten Augenblick aus einander ſtob; Jeder eilte an ſeinen Poſten und Schwindelmann ließ den großen Portalvorhang herab.

Neunzehntes Kapitel.

Richard und Marie.

Der Zwiſchenakt auf einem großen Theater bietet wieder ein ganz anderes belebtes und nicht minder intereſſantes Bild dar, als das Treiben hinter den Couliſſen. Dort befindet ſich nun Niemand als die Arbeiter, welche neue Couliſſen aufhängen, Verſatzſtücke heran tragen, „aus dem Wege!" rufen, dort plötzlich ſtehen bleiben, wenn ihnen ein Vorgeſetzter des Theaters in den Weg kommt, hier Einen der niederen Völker, der nicht ſchnell genug ausweicht, unſanft auf die Seite ſtoßen. Alles Andere ſtrömt auf der halbdunkeln Bühne zuſammen, wo ſich auch gewöhnlich der Intendant einfindet, ſeine kleinen Audienzen ertheilt, ſowie Tadel und Lob ſpendet. Die erſten Künſtlerinnen ſind in die Garderoben geeilt, nachdem ihnen vorher die Sängerin-Mutter vor einer der Couliſſen einen warmen Shawl umgeworfen.

Lieber Leſer, der du vielleicht nicht weißt, wie eine Sängerin-Mutter beſchaffen iſt und woran ſie zu erkennen, betrachte dir während der Vorſtellung eine Dame, die, ehe der Akt anfängt, hinter der Prima-Donna die Bühne betritt, ihr während des Gehens den Schleier in maleriſche Falten wirft oder eine Feder etwas kokett herab biegt, die ihr bei langen Kleidern die Schleppe ſorgfältig nachträgt und meiſtens eine große Taſche am Arm hat, worin ſich kölniſches Waſſer, Eibiſchſaft, etwas Huſtenzucker und ein Fläſchchen mit Gerſtenſchleim befindet, — eine Frau, gewöhnlich nicht ſehr groß, aber meiſtens wohlbeleibt, gekleidet mit einer halb verblichenen, kümmerlichen Eleganz. Wenn du ſie näher anſchauſt, erinnerſt du dich dunkel, jene Mantille oder dieſen Kopfputz früher einmal auf der Bühne geſehen zu haben. — Sie lobt ihre Tochter in den Zwiſchenakten, damit dieſe den Muth nicht verliert, ſie bringt ihr einen Stuhl, bis eine neue Scene kommt, und dann ſchickt ſie dieſelbe mit einer guten Ermahnung hinaus vor die Lampen. Iſt die Sängerin-Mutter früher ſelbſt Sängerin geweſen, ſo bleibt ſie an der Couliſſe ſtehen und ſingt die ganze Partie mit, natürlich leiſe, wobei ſie ſich geſteht, daß ſie das zu ihrer Zeit Alles viel beſſer und ſchöner gemacht, daß es keine Stimme mehr gäbe, daß die Kunſt zu Grabe gehe und daß ſie ſelbſt der letzte Mohikaner geweſen. — Iſt die Sängerin-Mutter aber eins jener harmloſen Weſen, das zu Hauſe kocht, waſcht, bügelt, auf der Straße die Sonnen- und Regenſchirme trägt, ihre Tochter auf allen Reiſen begleitet, im Vorzimmer ſchläft, die zudringlichen Courmacher abweiſt, ſowie die guten Freunde des Hauſes unterhält, bis Mademoiſelle ihre Toilette gemacht, die aber dafür keine Vergangenheit hat, und, wenn ſie einmal nach Hauſe ſchreibt, nur verſtohlener Weiſe den Namen des kleinen Gäßchens auf die Adreſſe ſetzt, wo ſie einſtens gelebt, — ſo trippelt ſie hinter den Couliſſen auf und ab, folgt ſeitwärts der Tochter in großer Angſt, bald vor- bald rückwärts, entſetzt ſich über die Todtenſtille des Hauſes oder athmet tief auf bei

dem kleinſten Applaus, iſt in beſtändiger Furcht, ihre Tochter möchte irgend ein Unglück haben, einen Fehltritt thun, kurz, iſt das rührende Bild einer jener unglückſeligen Hennen, die zufälliger Weiſe ſtatt Hühnern Enten ausgebrütet und die nun verzweiflungsvoll am Ufer des Teiches zurück bleiben müſſen, während jene in dem gefährlichen Element luſtig umher plätſchern.

Auch die Tänzerinnen erſcheinen im Zwiſchenacte, leicht geſchürzt, kurz geröckt, mit feinen Knöcheln und ſehr ſtarken Waden, und drängen ſich eifrig um den großen Portalvorhang, deſſen beide Oeffnungen beſtändig von einem neugierigen Auge benützt werden. Man ſieht, ob dieſer oder jener Platz beſetzt iſt; man gibt ſich kleine Zeichen und tritt endlich ſeine Stelle ſchmollend einer Anderen ab.

Nachdem das wichtige Geſchäft des Hinausſehens beendigt, umgaukelt die Sylphidenſchaar den Intendanten, der ruhig und groß in dieſer Brandung ſtehen bleibt, ein unerbittlicher und hier wenigſtens unerſchütterlicher Fels. Da naht ſich eine von ihnen tänzelnd und ſchwänzelnd, die Hände auf die Hüften geſtützt, mit hin und her wiegendem Oberkörper, und trägt keck eine Bitte vor um Urlaub, Zulage, von der ſie übrigens zum Voraus weiß, daß ſie nicht bewilligt wird. Dort pirouettirt eine aus der Couliſſe in raſendem Umdrehen und ſteht endlich vor dem Beherrſcher dieſer Bretter mit einem großen Applomb ſtill, indem ſie erſchreckt thut, als habe ſie ihn jetzt erſt geſehen.

Auch junge Schauſpieler treiben ſich in dem Zwiſchenact auf der Bühne umher, ſchauen ebenfalls gelegentlich durch den Vorhang, ſprechen mit Sängerinnen und Tänzerinnen, machen dem Intendanten eine tiefe Verbeugung, des Winks gewärtig, wo er die Gnade haben wird, ſich zu erinnern, daß ſie ebenfalls auf der Welt ſind. Auch würdige alte Männer ſtehen da, ruhig und groß; der Regiſſeur im dicken Paletot und großen Filzſchuhen, grämlich und ver-

drießlich, wenn nicht Alles nach Wunsch gegangen; der Inspicient, der sich entschuldigt, daß die Pistole nicht zur rechten Zeit los gegangen, oder daß Herr X. einen Augenblick zu spät aufgetreten. Und zu ihnen tritt der Kapellmeister, wischt seine Brille ab, vertheilt eine Prise und meint, der erste Akt sei nicht ganz schlecht gegangen, nur seien es der Bässe zu wenig, die Violinen zu schwach besetzt, und wenn dem nicht abgeholfen würde, solle der Henker dirigiren.

Die Choristen und Choristinnen halten sich in der Nähe der großen Oefen auf; Erstere sind gelangweilt, denn sie haben den ganzen Abend draußen zu stehen, und dann wird die Geschichte voraussichtlich bis gegen zehn Uhr dauern; von den Choristinnen stehen Einige in Gruppen bei einander, unterhalten sich nicht ohne Neid von den neuen und viel geschmackvolleren Costümen der Tänzerinnen, daß da nichts gespart werde an Sammt und Seide, daß die Tricots immer schöner und die Röcke immer kürzer würden. So sprechen die Jüngeren vom Chor, während die alte Garde daneben auf einigen Bänken von dem langen, ermüdenden Stehen ausruht und wollene Strümpfe strickt.

Das dauert hier Alles so lange, bis der Obermaschinist gemeldet, die neue Decoration stehe, meistens aber, bis der Inspicient aus den Garderoben zurückkommt und dem Regisseur anzeigt, daß Madame X oder Fräulein Y mit ihrer Toilette so weit gediehen sei, daß der zweite Akt beginnen könne.

Das Umkleiden der Damen ist ein schrecklicher Hemmschuh im Theater, und manches Stück, das durch ein rasches Spiel sich die Gunst des Publikums erwerben würde, wird zu Grabe getragen, weil der erste Liebhaber oder die erste Liebhaberin es für nöthig findet, sich jeden Akt in einem neuen Costüm zu zeigen. Von einer Dame kann man sich das schon gefallen lassen, aber bei einem Manne grenzt solch maßlose Eitelkeit schon an's Fabelhafte, und sollte nicht geduldet werden.

stützt vom Hausarzte, der für den Kanzleiassistenten Bewegung sehr nothwendig erachtete, die Oberhand. Der Garten auf dem Berg wurde angekauft und in der Lebensweise des Familienvaters trat von da an eine große Veränderung ein.

Laßt uns schweigen von dem ersten seligen Moment, als der Kanzleiassistent an einem schönen Sommermorgen da oben saß, behaglich vor dem steinernen Tisch, auf dem der Kaufbrief lag, und er seinen freudetrunkenen Blick hinabschweifen ließ in das wirklich schöne Thal. Er war Eigenthümer, er war Grundbesitzer! Wer den frohen Wiederhall dieser bedeutungsvollen Worte im eigenen Herzen noch nicht gehört, weiß nicht, was das sagen will. Wie gesagt, Herr Wetterstuck war ein Mann von Phantasie; ihm gehörte der Grund, auf welchem er stand, freilich in sehr mäßiger Ausdehnung, aber gehörte ihm dieser Grund nicht tief hinab bis zum Mittelpunkte der Erde, wo er vielleicht an das Eigenthum eines chinesischen Gartennachbars stieß? Gehörten ihm nicht die muthmaßlichen Kohlen- und Goldbergwerke, die da unten lagen, und war er auf diese Art nicht ein mächtiger, reicher Mann? Und wie schmeckte die eigene Luft, die er hier oben einathmete, so gut!

Nun fing aber, wie gesagt, der Kanzleiassistent eine neue Lebensweise an und der aufsteigenden Sonne erster Strahl begrüßte ihn, wenn er zum Garten hinaufstieg, und nach gethaner Arbeit auf dem Bureau war er wieder oben, und Abends winkte ihm die sinkende Sonne auf Wiedersehen bis Morgen früh; denn die Beiden, die Sonne und Herr Wetterstuck, fehlten selten im Garten, die Eine nur, wenn sie neidische Wolken verbargen, der andere, wenn er zu Hause eine dringende Schreiberei zu besorgen hatte. Bald waren droben die Umzäunungen ausgebessert und mit starken Nägeln, die ihre Spitzen in die Höhe streckten, beschlagen, auch ein neues Thor wurde hergestellt und vom Besitzer eigenhändig mit hell grasgrüner Farbe angestrichen; das Gartenhaus ließ man neu tapeziren und die Wege wurden mit blauem Leberkies befahren. Nach dem Gartenbuch beschnitt man die Bäume, pflanzte Salat, Grünes für die Küche und Kartoffeln, und Sonntag Nachmittags trank die glückliche Familie ihren Kaffee in der Anlage am steinernen Tisch. — Hier nun wurde eines Tages über einen Namen für die Besitzung gestritten. Der Sohn des Hauses, ein bleicher Gymnasist von sechzehn Jahren, der sehr viel englische Romane las, schlug hiezu „Wetterstuckhaus“ vor, Papa meinte „Tannenruhe“ wäre nicht so übel, und nach

„Platz vom Theater!“ ruft der Regisseur. Und das hat dieselbe Wirkung, wie der erste Hahnenschrei nach der Walpurgisnacht. Rechts und links stieben sie aus einander die glänzenden, luftigen Gestalten, verbergen sich vor dem Lichte, das gleich von den Prosceniumslampen aufsteigen wird und flattern in die dunkeln Winkel zurück, wo sie angewiesen sind, sich ruhig und still zu verhalten, bis abermals ihre Zeit gekommen. Wenn sie aber auch nach dem Theaterreglement angewiesen sind, kein Geräusch zu machen, nicht hörbar zu plaudern und nicht laut zu lachen, so wird diesem Befehle doch zum Oefteren keine Folge geleistet, und der Inspicient muß sein „bssst — bssssst! — seien Sie doch still in's Kukuks Namen? —“ vielmals und meistens ohne großen Erfolg wiederholen.

Jetzt zum zweiten Akt ist noch ein Zuwachs auf die Bühne gekommen, der während des ersten Akts mit dem Ankleiden beschäftigt war, das Ballet nämlich, welches nun auch gerade nicht zur Vergrößerung der Ruhe beiträgt. Hinter dem letzten Vorhang arbeitet ein Pas de cinque und macht einen schwierigen Pas nochmals durch; dazu klopft der erste Tänzer, der ihn arrangirt, so leise wie möglich in die Hände, um sich vornen nicht bemerkbar zu machen; aber die Prima Donna auf der Scene hört diesen Lärmen doch; namentlich wenn sie an das große Bogenfenster im Hintergrunde tritt, um nach ihrem Geliebten auszuschauen, bemerkt sie deutlich, wie die vier Tänzerinnen auf die Bretter springen, daß es jedesmal einen dumpfen Schlag gibt, was gerade nicht zu ihrer Erheiterung beiträgt, vielmehr sagt sie ein paar spitzige Worte, als sie nach der nächsten Scene abgeht, welche sich aber die Tänzerinnen nicht sehr zu Herzen nehmen, denn die Prima Donna ist verhaßt, weil sie neulich einmal gesagt, der Tanz sei keine Kunst, und die Tänzerinnen nur beziehungsweise Künstlerinnen. —

Mademoiselle Marie hatte sich während des Anziehens fortwährend mit dem Schicksal der armen Katharine beschäftigt; sie sprach mit ihrer Freundin Clara darüber, doch hatte diese sie mit

ihren großen klaren Augen so unbefangen und unschuldig angesehen, und eine so unpraktische Antwort gegeben, daß Marie wohl einsah, die Andere wisse in dem Falle eben so wenig zu helfen als sie selbst.

„Weißt du was," hatte Clara gesagt, „sprich mit Therese darüber, die wird dir einen guten Rath ertheilen können, denn wie sie kennt Niemand die Stadt und ihre Verhältnisse."

Darauf hatte Marie ihre Toilette beendigt, indem sie ein Hütchen mit Blumen recht keck und verwegen auf der linken Seite des Kopfes befestigte. Unter demselben wallten die üppigen Haare hervor, und als sie sich im Spiegel besah, mußte sie gestehen, daß sie gar nicht unvortheilhaft aussehe. Und darin hatte sie Recht: sie war nett und zierlich vom Kopf bis zu den Fußspitzen.

Mit sich selbst zufrieden, tänzelte sie die Treppen hinab, und als sie auf die Bühne trat, warf sie einen forschenden Blick rechts und links, vielleicht um Mademoiselle Therese zu finden, vielleicht auch nicht; und Letzteres erscheint uns sehr wahrscheinlich, denn Therese lehnte an der ersten Coulisse und schien gleichgültige Dinge mit einem der Tenoristen zu sprechen. Marie aber wandte sich nach dem Hintergrunde und schritt, die Füße sehr auswärts, mit dem Rock hin und her wedelnd, langsam bei der achten Coulisse vorbei, wo sich wieder Einige aus der Gesellschaft des ersten Aktes versammelt hatten. Andere aber fehlten, unter diesen Richard, der ganz hinten beschäftigt war, irgend ein neues Seil über eine Rolle zu werfen. Daß er dies sehr ungeschickt that, wollen wir ihm im gegenwärtigen Augenblicke nicht übel nehmen, denn er sah weder auf das Tau noch auf die Rolle, vielmehr aufmerksam hinter die Coulisse, wo sich die Tänzerin vorsichtig näherte.

Diese bemerkte beim Näherkommen den Zimmermann recht wohl, that aber nicht dergleichen, sondern wandelte über die Bühne, scheinbar in der einzigen Absicht, um auf die andere Seite zu gelangen.

Richard ließ das Seil los, das er in der Hand hatte, welches nun mit ziemlichem Geräusch auf den Boden niederpolterte, und die natürliche Folge hievon war, daß die Tänzerin heftig erschrak, stehen blieb und sich umschaute, wer ihr diesen Schrecken eingejagt.

„Ah! verzeihen Sie, Marie!“ sagte der Zimmermann, „wenn ich Sie ein wenig erschreckt, aber ich konnte nicht dafür; als ich Sie kommen sah, glitt mir das Tau aus der Hand, und da liegt es.“

„So, so, Sie sind es, Richard?“ entgegnete das junge Mädchen unbefangen. „Ich habe wahrhaftig geglaubt, es fiele mir etwas auf den Kopf. — Man muß sich sehr in Acht nehmen,“ setzte sie altklug hinzu, „denn alle Augenblicke passirt hier Etwas, wie der Regisseur sagt.“

„Ei der Tausend!“ versetzte schmunzelnd der Zimmermann, „beim Ballet ist doch lange nichts vorgefallen, denn da geben wir alle doppelt Achtung, das können Sie mir glauben.“

„Und weßhalb geben Sie beim Ballet doppelt Achtung, Herr Richard? — Das wird den meisten von euch ebenso gleichgültig sein, als wenn einmal bei der Oper oder beim Schauspiel ein Unglück geschieht.“

„Den meisten freilich,“ erwiderte Richard, indem er die Hände reibend näher trat, „aber mir ist ganz besonders daran gelegen, das können Sie mir glauben, Marie. Und wenn Sie auf eine Flugmaschine müssen,“ setzte er lächelnd hinzu, „da schau ich die Drähte ganz besonders an und habe meine Augen überall. Wehe denen drunten an der Wende, wenn sie mir nicht genau aufpassen! Ja wahrhaftig, ich würfe ihnen einen Gewichtstein an den Kopf.“

„Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar,“ sagte das Mädchen, die bereitwillig stehen geblieben war; „es ist immer angenehm, wenn Jemand da ist, der ein klein wenig Interesse an Einem nimmt, wenn man auf der Bühne ist.“

„Nun, ein klein wenig brauchen Sie gerade nicht zu sagen,“

entgegnete der Zimmermann, indem er sich durch das volle Haar strich; „sagen Sie nur keck ein großes Interesse. Sie wissen doch, Marie, daß es so ist, und auch nicht blos auf dem Theater, sondern auch sonst, — wo es nun gerade ist, auf der Straße, in Ihrem Hause, wo ich Sie sehe und wo ich Sie nicht sehe."

„Ei der Tausend! Sie machen mir ja eine förmliche Liebeserklärung, Richard!"

„Wenn Sie es so nennen wollen, so thun Sie es, Marie; aber der Name ist gleichgültig. Die Sache ist jedoch wie ich gesagt — soll mich der — na! ich will nicht fluchen! — ich habe es Ihnen schon lange einmal gestehen wollen, aber ich weiß wohl, ihr vom Ballet seid ganz eigenthümliche Frauenzimmer; da mag jeder Narr kommen und euch schöne Sachen vorschwätzen, das ist euch schon recht und ihr hört gerne zu; aber wenn es Unsereins mit euch gut meint und euch das gerade heraus sagt, so lacht ihr ihn aus und lauft nachher zu den Anderen und sprecht: denkt euch nur, das und das hat mir der Richard gesagt. Aber wenn ich so etwas erführe, Marie, das wäre mir — hart, recht hart."

Nun müssen wir dem geneigten Leser versichern, daß diese Liebeserklärung, wie die Tänzerin es nannte, ihr eigentlich nicht so unverhofft kam, wie man von einem Blitz sagt, der aus heiterem Himmel herabfährt. Der junge Zimmermann hatte ihr schon unterschiedliche Proben seines Wohlwollens gegeben, hatte, wie er vorhin angedeutet, bei allen vorgekommenen Schwierigkeiten gewissermaßen über sie gewacht, die Versenkungen, wenn es ihm möglich war, selbst geleitet, die Flugmaschine durch sein eigenes beträchtliches Gewicht jedesmal vorher probirt. Auch waren alle diese kleinen Aufmerksamkeiten nicht unbemerkt an dem Herzen der Tänzerin abgeglitten; wir müssen das eingestehen, wie wir auch vorhin nicht verschwiegen, daß Marie vielleicht etwas Anderes gesucht als ihre Collegin Therese. Bis jetzt hatte sie aber dies Benehmen Richards gegen sie nur für Scherz gehalten und demselben weiter keine Folge

gegeben. Was wollte sie auch? Er war der einzige Sohn eines ziemlich vermöglichen Vaters, ein hübscher Mensch, dem wohlhabende Bürgerstöchter nachschauten, und in seinem Handwerke, der Zimmerei, so wohl erfahren, dabei mit der Mechanik des Theaters so wohl vertraut, daß ihm hier eine dauernde Anstellung nicht fehlen konnte. — Und nun sagte er ihr mit einfachen Worten, daß er nur an sie denke, daß er sie liebe. —

Das Mädchen schrak ordentlich zusammen und in ihrem Geiste tauchten allerlei seltsame und schöne Phantasieen auf. Sie glaubte, daß er wahr spreche; ach! und dieser Gedanke war doch zu süß, um ihn unbedingt annehmen zu können. Sie, in den traurigsten und gedrücktesten Verhältnissen geboren und erzogen, bis jetzt von dem fürchterlichen Willen ihrer Tante abhängig, sollte einstens noch glücklich werden können, sollte nicht untergehen in dem Abgrund, neben dem sie schon lange gewandelt; denn daß es Richard mit ihr ehrlich meine, wenn er es einmal gesagt, davon war sie fest überzeugt. Er war als sehr solid und arbeitsam selbst bei den Theaterleuten bekannt, und sogar der Intendant hielt große Stücke auf seine Redlichkeit und gab Alles auf sein Wort, denn bei schwierigen Flugwerken zum Beispiel mußte sich Richard immer zuletzt überzeugen, ob Rollen und Taue auch in Ordnung seien, und erst wenn er gesagt, es sei Alles richtig, gab sich der Chef zufrieden.

Marie hatte nicht bemerkt, daß während sie so träumte, Richard ihre beiden Hände ergriffen hatte und freundlich lachend den Versuch machte, ihr in die niedergeschlagenen Augen zu blicken. Sie sah das lange nicht, denn jetzt plötzlich fielen ihr die Worte der armen Katharine ein, als sie zu ihr gesagt: wenn du einmal einen braven Mann hast und es dir gut geht, und du hast eine halbe Stunde Zeit, so besuche mein Grab und gib meinem armen Kinde, wenn es noch lebt und du es an einer Ecke stehen siehst, ein kleines Almosen. — — Diese Worte verwandelten sich in ein freundliches Bild, und sie stand mit Richard Hand in Hand an einem kleinen

armſeligen Grabe und legte auf Dornen und Diſteln, die dort wucherten, einen friſchen Kranz von duftenden Roſen. — Ah! wenn das wahr würde!

Da ſchrak ſie empor, denn draußen im Saale applaudirte gerade das Publikum lang und heftig; — etwas von ihren Phantaſieen war der Wahrheit gemäß, denn wenn auch nicht neben einem Grabe, ſo ſtand ſie doch Hand in Hand mit Richard auf der halb dunkeln Bühne, und er ſagte lachend: „na, Mädel, lange genug haſt du dich bedacht, ob du Ja oder Nein ſagen ſollſt. — — Nun, was iſt's, Marie? Bin ich dir angenehm oder nicht? Willſt du es mit mir wagen oder haſt du auch ſo verfluchte Liebſchaften im Kopf wie die Anderen und willſt lieber ein kurzes luſtiges Leben führen?"

„Nein, nein," entgegnete eifrig das Mädchen, „gewiß nicht, Richard."

„Na, ich glaub's ſchon," verſetzte er gutmüthig. „Ich glaube, daß du ein braves, ehrliches Mädchen biſt; es iſt das freilich ein Wunder, wenn man deine Tante — die Gott verdammen ſoll! — anſieht. Aber glaub' mir, Marie, ich habe dir aufgepaßt, ſo genau ich konnte, und namentlich immer auf deine Arme und Hände geſehen —"

„Und warum das?" fragte ſie lächelnd unter Thränen, die langſam aus ihren Augen hervor quollen.

„Ei, das will ich dir ſagen," entgegnete er luſtig. „An den Armen und Fingern ſieht's man gewöhnlich bei euch zuerſt, weißt du, da laſſen ſich auf einmal verdächtige Ringe ſehen und eine Armſpange; und das ſind des Teufels Ketten, mit denen ihr feſt geſchloſſen werdet. — Neulich hatt' ich dich ſchwer im Verdacht."

„Ich weiß, ich weiß," erwiderte ſie fröhlich. „Da hatte mir auf der Bühne Thereſe eins von ihren Armbändern geliehen. Ich mußte doch als Hofdame geſchmückt kommen!"

„Jetzt aber plaudern wir bald eine Viertelſtunde zuſammen,"

ſagte er nun ſcheinbar ungeduldig, „und ich weiß noch nicht einmal, woran ich bin. Gleich muß ich hinüber zum Verwandeln, deßhalb ſage mir, wie du es meinſt, einfach Ja oder Nein. Wenn du Ja ſagſt, ſo iſt die Sache abgemacht und ich komme dann nächſtens zu deinem alten Drachen, um mit ihr ein ernſtes Wort zu reden. — Nun? — Wenn du aber Ja geſagt, ſo habe ich ein Recht auf dich wie du auf mich, und dann, Marie, nimm dich in Acht und ſtelle dich ſo, daß die böſeſten Leute nur Gutes von dir ſagen können; denn wenn mir einmal Einer her käme und ſo allerlei ſchlechtes Zeug in die Ohren ziſchelte, da gäb's ein Unglück, das kann ich dich verſichern. — Nun, wie iſt's?"

„Ja — ja!" ſagte die Tänzerin, nachdem ſie ihre beiden Hände zurückgezogen; „ich mag dich wohl leiden, Richard; und was das Andere anbelangt, da kannſt du ganz ruhig ſein. Du weißt, wie mir das Treiben ſo vieler junger Mädchen verhaßt iſt."

„Amen!" ſprach er, indem er ihre rechte Hand ergriff und ſie ſchüttelte. „Wenn es nicht ſo ſtrenge gegen das Theaterreglement ginge, dann müßteſt du mir einen Kuß geben; aber ich hole mir ihn ſpäter nach; wenn du an deinem Kanale ausſteigſt, wirſt du mich ſchon ſehen. — Adieu, Marie!"

Damit ging er an ſein Tau zurück, während die Tänzerin über die Bühne hinüber flog und ſich an einem einſamen Plätzchen auf eine Raſenbank unter einer Gruppe von gemalten Palmbäumen niederließ. Warum ſie hier ihre Hände faltete und eine Zeit lang heftig weinte, wußte ſie nicht. Aber endlich erſchrak ſie, daß ſie es gethan, denn ſie dachte an ihre rothe Schminke, und als ſie erſchrocken auf ihren Buſen ſah, bemerkte ſie auf dem hellgrünen Atlas große dunkle Flecken.

Bald waren dieſe Schäden übrigens wieder vertilgt; Clara hatte ihr geholfen, ſich auf's Neue zu ſchminken und dabei einen Theil des ſüßen Geheimniſſes erfahren. Clara war hierdurch eben-

falls nachdenkend geworden, und als die Andere nun abermals hinab hüpfte, um Thereſe aufzuſuchen, blieb ſie droben in der Fenſterecke ſitzen, ſtützte den Kopf auf die Hand und verſank in tiefe Träumereien.

Thereſe befand ſich noch immer hinter der erſten Couliſſe; ſie hatte ihren rechten Fuß auf einen kleinen Schemel geſtellt und hielt ſich mit der einen Hand an der Ranke einer Waldblume, die über ihrem Kopfe herab hing. „Wo ſteckſt du denn, mein Schatz?“ rief ſie der heran kommenden Marie zu. „Ich habe ſchon nach dir geſehen, aber du warſt verſchwunden. — Ich hoffe doch nicht —“

„Ich ſuchte dich auf der anderen Seite,“ entgegnete Marie.

„Haſt du was Neues erfahren? — Von ihm — von dem ſauberen Herrn auf der zweiten Gallerie?“

„Nein, nein! Meine Tante läßt mich, Gott ſei Dank! in Frieden; ſie hat in den letzten Tagen nichts darüber geſprochen; ich hoffe ſchon, ſie hat meinen inſtändigen Bitten Gehör gegeben.“

„So, das hoffſt du?“ erwiderte Thereſe. „Da kennſt du die Alte ſchlecht. Ich will dir gelegentlich einmal erzählen, wie ſie es mir gemacht hat. Nimm dich aber zuſammen, das rathe ich dir. Der, den du mir da oben gezeigt haſt, läßt nicht ſo leicht nach, das iſt einer von den ſtillen Scheinheiligen, die im Trüben fiſchen und im Dunkeln langſam aber ſicher gehen.“

„Aber am Ende habe ich doch meinen freien Willen!“ ſagte ängſtlich Marie.

„Den haſt du nicht, arme Sklavin,“ entgegnete die Andere, indem ſie ſich hoch aufrichtete. „Schau mich an, ich ſehe auch gerade nicht aus wie Jemand, der ſich leicht zwingen ließe. Und doch — man wird am Ende müde. — Aber ſprechen wir nicht mehr darüber!“ Damit warf ſie die Oberlippe trotzig in die Höhe, ließ die Federn ihres Kopfputzes langſam durch ihre Finger gleiten und

ſetzte mit ruhigem Tone hinzu: „du haſt mich alſo geſucht! nun denn, was ſolls?“

Marie erzählte nun ihrer Collegin von der armen Nähterin, von dem Kinde, das man derſelben geraubt, von dem man aber den Todtenſchein beigebracht, und das ſich nun wahrſcheinlich irgendwo befände, wo es, ſo befürchte die Mutter, langſam dahin ſiechen werde.

Ueber die Züge Thereſens hatte ſich während dieſer Erzählung ein ſo höhniſches, ja böſes Lächeln gelagert, daß man ordentlich davor zurück ſchrecken konnte. Sie biß ihre Zähne auf einander und ſchien angelegentlich die Spitze ihres ſeidenen Schuhes zu betrachten. In Wahrheit aber ſchaute ſie weit hinaus durch Gebälk und Fundament, tief in die Erde und mußte dort etwas Schreckliches erblicken, denn plötzlich ſchrak ſie auf, ſchauderte zurück und preßte ihre Hand mit einem tiefen Athemzuge auf's Herz.

„Du haſt mich nicht angehört,“ ſagte Marie, während ſie ihre Freundin ängſtlich betrachtete. „Du haſt mich gewiß nicht verſtanden.“

„Oh! es iſt leicht, das zu verſtehen,“ entgegnete Thereſe; „ich begreife dich vollkommen und weiß was du willſt. Es gibt ſolche Orte, wo man kleine Kinder aufbewahrt, bis der gnädige Gott ſie zu ſich abruft. Aber dahin zu kommen, iſt ſehr ſchwer; ſie ſind verſchloſſen wie das Grab, deſſen Vorzimmer ſie ja auch ſind. — Laſſ' mich nachdenken; mit Gewalt durch die Polizei iſt nichts zu machen, ſie hat ja einen Todtenſchein erhalten, alſo exiſtirt das Kind eigentlich nicht mehr. — Wenn ich mich auch irgendwo hinwenden wollte, wo eine ſolche Anſtalt beſteht, glaube mir, man läßt mich eben ſo wenig eindringen, wie die Mutter jenes Kindes. O, die ſind ſchlau wie der Teufel!“

„Aber du könnteſt mir doch eine Adreſſe geben, damit ich's ihr mittheile.“

„Die ziehen bald hierhin, bald dorthin. — Aber wart' einmal.

— da fällt mir eben ein, in dem Hause, wo der alte Schellinger wohnt — du kennst ihn doch, unsern armen Freund, da hinten steht er, — da soll sich so was befinden."

„So wollen wir hin und ihn fragen."

„Das wäre sehr unklug; bei dir hätte es am Ende nichts zu sagen, aber ich könnte mich in ein schönes Licht bringen," entgegnete Therese sonderbar lächelnd. „Nein, nein, das müssen wir gescheidter anfangen. Ich traue in dem Punkt dem alten Fuchsen nicht recht, wir müssen Jemand an ihn abschicken, der ihn vorsichtig ausholt."

„Du hast Recht, Therese," versetzte das junge Mädchen. „Aber wem sagen wir es?"

Die Andere zuckte die Achseln und antwortete nach einigem Nachdenken: „das ist für mich eine unangenehme Commission; wenn ich es auch Einem sage, so machen sie ihre schlechten Witze; und ich hasse das."

„Ich weiß schon, was ich thue," sagte eifrig Marie. „Ich erzähle die ganze Geschichte dem Zimmermann Richard, der soll mit dem Schellinger sprechen."

„So, dem Richard erzählst du es, mein Schätzchen?" entgegnete die andere Tänzerin lachend. „Ah! das ist dein Vertrauter! Ja, ja, man treibt so allerlei, wenn man mich sucht und sich dann erst ungebener lange hinter dem letzten Vorhange aufhält. — Nun, erschrick nur nicht; du brauchst dich dessen nicht zu schämen, und wenn er es gut mit dir meint, was ich hoffe und glaube, so greif' zu, und wie ich schon früher gesagt, nimm dich zu Hause doppelt in Acht. — Aber jetzt geh' und sprich mit Richard darüber, erzähle ihm offen die ganze Geschichte, wie du mir so eben gethan."

Diesen Rath befolgte denn auch Marie, und man kann sich leicht denken, daß sich der Zimmermann von der Tänzerin gerne hinter eine Coulisse führen und sie da unter vielen Neckereien die traurige Geschichte vertragen ließ.

langem Hin- und Herreden ließ jede Partei von ihrem Vorschlag etwas nach und man nannte den Garten „Wetterstuckruhe."

Da kam der große Moment, daß der Kanzleiassistent Wetterstuck von der Regierung zum Sekretär ernannt wurde. Er nahm listig lächelnd die Gratulationen hin und trat eines Tags im Familienkreis mit der Behauptung hervor, er verdanke diese unerwartete Beförderung eigentlich seinem Garten. „Die Regierung unseres Landes," sprach er, „welche sich der Kultivirung des Bodens außerordentlich annimmt, hat von meiner Besitzung gehört und hat unbestreitbar die Absicht, mich durch diese Ernennung zu weitern landwirthschaftlichen Bemühungen zu ermuntern." Seit diesem Augenblick, mit welchem der neue Sekretär auch in den Genuß eines größern Gehaltes trat, hegte er große Entwürfe zur Verschönerung von Wetterstuckruhe. Er verbesserte sein Grundstück, beschäftigte sich sehr mit der Seele der Landwirthschaft und erbaute in seinem Garten ein neues, sehr nothwendiges Gebäude, um einem längst gefühlten dringenden Bedürfniß abzuhelfen.

Es befand sich hinter der Anlage in Wetterstuckruhe ein wüster Platz, wo Steine und Unkraut hingeworfen wurden. Der Gedanke, diesem Fleck ebenfalls eine angenehme Seite abzugewinnen, beschäftigte längere Zeit den Besitzer; endlich war er mit sich im Klaren und bat Madame Wetterstuck und Tochter recht dringend, in den nächsten acht Tagen den Garten nicht zu besuchen, um sich von den neuen großartigen Arrangements überraschen zu lassen. Der Sekretär beabsichtigte nämlich nichts mehr und nichts weniger, als dort einen kleinen Hügel zu errichten. Zu diesem Ende gab er sich mit seinem Sohne, dem Gymnasisten, die unsägliche Mühe und schleppte aus der ganzen Umgegend Steine und Erde herbei, freundliche Nachbarn halfen ihm, und bald erhob sich der kleine Hügel hinter der Anlage und beherrschte in der stolzen Höhe von mehreren Schuhen vollständig die umliegenden Gärten. Oben war ein Platz für zwei nicht allzustarke Personen, zu welchem ein geschlungener Fußweg in der Breite von einem starken Fuß vom steinernen Tische aus hinaufführte. Die Ueberraschung der Madame Wetterstuck und Tochter, als sie wieder hinaufkamen, läßt sich nicht beschreiben. Letztere behauptete, es gebe zum Lesen keinen herrlicheren Platz, der Blick schweife so prächtig aus den engen Grenzen des Buchs hinaus in die weite Gegend, und sie machte gleich den Versuch, indem sie einen Stuhl auf den Hügel stellte und einen Spindler'schen Roman vornahm. Indessen wurde während des Lesens der Stuhl immer niedriger, und als bei der Entwicklung

Das Resultat dieser Erzählung war, daß er während des dritten Aktes den Garderobegehülfen auf die Seite nahm und ein längeres Gespräch mit ihm hielt, worauf er von ihm zurück hinter die achte Coulisse trat, wo diesmal der erste Maschinist selbst, der Herr Hammer Vater, die Conversation leitete und von seinen Kriegsthaten erzählte.

Der alte Schellinger hatte sich indessen auch bald wieder näher geschlichen; er zuckte oftmals die Achseln, wenn der Andere irgend etwas besonders Seltsames vorbrachte, schüttelte bedeutsam den Kopf und flüsterte auch wohl dem Schwindelmann zu: „ich versichere dich, er lügt fürchterlich!"

Bald ging die Oper zu Ende, der Vorhang fiel für heute Abend zum letzten Male, wurde dann langsam wieder empor gezogen, nachdem die Zuschauermenge fast das Haus verlassen. An den Eingangsthüren wogten und drängten noch die letzten Massen und in den Gängen sah man noch Kopf an Kopf.

Richard, der heute Abend gar keine Eile zu haben schien, befand sich auf der halb dunkeln Bühne und neben ihm stand Schellinger, während etwas rückwärts Herr Hammer einigen der Zimmerleute und Maschinisten noch eine merkwürdige Geschichte erzählte.

„Ja—a, ja—a," sagte er, „das habe ich noch vergessen, wie es damals in dem Kriege bei uns zuging. Als mich eines Tags der selige Bernadotte zu sich kommen ließ und mir eine Depesche auftrug — es handelt sich vom Auswendiglernen und ich erzähle euch das nur, weil heutigen Tages unsere Schauspieler so viel Wesens daraus machen, wenn sie einmal in ein paar Tagen eine lumpige Rolle memoriren müssen, — Hammer, sagte Bernadotte zu mir, hier ist eine Depesche an Napoleon. Hast du wohl Courage, sie durch die feindliche Armee an den Kaiser zu bringen? Wenn sie dich aber damit erwischen, so schießen sie dich todt. — Ist denn der Inhalt so gefährlich, Excellenz? fragte ich. — Sehr wichtig und gefährlich, entgegnete er und zeigte sie mir. Das waren sechszehn enggeschrie-

bene Seiten Französisch. — Wissen Sie was, Excellenz, sagte ich ihm, vertrauen Sie mir die Depesche eine halbe Stunde an, dann komme ich wieder und Sie sollen mit dem Hammer zufrieden sein. — Und er gab sie mir und eine halbe Stunde nachher brachte ich ihm seine Depesche wieder und sprach: Excellenz wollen die Gnade haben und mich gefälligst überhören zu wollen. — Und das that er, und ich sagte ihm die Depesche her, alle sechszehn Seiten und irrte mich nur zweimal, indem ich Allerhöchstdieselben sagte, wo nur Höchstdieselben stand."

„Brrr!" machte Schwindelmann. Die Andern lächelten verstohlen und Schellinger blickte melancholisch im Kreise umher, als sei er betrübt, daß man ihm den Rang abgelaufen. Dann schlich er zu dem Theaterdiener hin und sagte ihm abermals: „nein, der Hammer übertreibt; was der Mann sich das Lügen angewöhnt hat!"

„So, nun sind wir fertig!" rief der erste Maschinist; „das dauert immer lange, bis das Haus leer ist. Ja—a, ja—a, wenn ich mir denke, daß es hier einmal brennen könnte, das müßte ein fürchterliches Unglück geben."

„Noch schlimmer als in C.," sagte Schellinger, „denn da hatten sie doch weite Treppen und Gänge, und Viele konnten entfliehen; die da verbrannten, blieben sitzen, weil sie vor Schrecken wie erstarrt waren."

„Nein, nein," entgegnete Herr Wander, so ist es nicht, Schellinger; der Rauch hat sie gleich betäubt und erstickt."

„Vor Schrecken blieben sie sitzen," sprach hartnäckig der Schneider; „ich war dabei."

„O Schellinger, wie kannst du lügen!" sagte der erste Maschinist. „Haben wir nicht an dem Abend zusammen hier gestanden, gerade wie heute?"

„Ja, ja, es ist möglich," entgegnete traurig der Garderobegehülfe; „aber es ist doch wahr, daß sie vor Schrecken gestorben

sind; ich habe die besten Nachrichten. Den Tag nach dem Unglück hatte ich Briefe von C. — ganz ausführliche und unzweifelhafte, denn sie kamen — von Einem, der selbst mit verbrannt ist."

In diesem Augenblick erloschen sämmtliche Lichter am Kronleuchter, Alle entfernten sich lachend, und die Bühne blieb öde und leer.

Zwanzigstes Kapitel.

Toiletten-Geheimnisse.

Das kleine Appartement des Grafen Fohrbach nahm sich bei Tage, trotzdem, daß es Winter war, außerordentlich reizend und elegant aus. Wenn auch die meisten der Fenster auf den Garten gingen und man dort nichts sah als schneebedeckte Wege, kahle Aeste, eingehüllte Bäume und hie und da durch die nackten Gesträuche ein Stück der Gartenmauer, so bildete dagegen der Salon, in dem wir uns neulich Abends befanden, einen höchst angenehmen und wohlthuenden Contrast. An diesen Salon nämlich stieß ein großes Glashaus, welches den Pavillon des jungen Grafen mit dem elterlichen Hause verband, und auf Befehl der alten Excellenz als neutraler Grund betrachtet wurde, das heißt, der junge Graf konnte hier wohl auch mit einigen Bekannten spazieren gehen, seinen Kaffee da nehmen, eine Cigarre rauchen; doch war ihm nicht erlaubt, dies allerliebste Gewächshaus insofern zu seinen Appartements mit heran zu ziehen, um auch hier kleine Fêten und Gesellschaften zu geben. Dies Recht hatte sich der Papa vorbehalten, weßhalb denn auch der Kammerdiener des jungen Grafen ange-

wiesen war, so oft sich größere Gesellschaft bei seinem Herrn befand, diese Eingänge zum Gewächshaus zu schließen, damit nicht unwillkürlich gegen den Befehl des Papa und Kriegsministers gehandelt werde.

Heute Morgen dagegen — es mochte zehn Uhr vorüber sein — standen die weiten Flügelthüren, die vom Salon aus in's Gewächshaus führten, offen, und es ist uns schon erlaubt, einen neugierigen Blick hinein zu werfen.

Das Glashaus bildete den vierten Theil eines Kreises, sowie eben ein spitzes Gewölbe in gothischer Form, bestand auf beiden Seiten aus Eisen und Glas, und enthielt einen förmlichen Wintergarten. Von dem Salon des jungen Grafen aus stieg man ein paar Stufen hinab. Auf den hohen Ruhebänken dieser kleinen Treppe standen rechts und links Marmorfiguren in einem wahren Wald von blühenden Pflanzen aller Art, an deren Postament Schlinggewächse empor rankten und sich oben mit anderen Wucherstauden zusammen schlangen, die an der Decke des Glashauses emporkrochen und ihre sonderbaren Blüthen, tiefblaue und weiße Glocken, über die Häupter jener Figuren herab hängen ließen. Dunkler Epheu umschlang die Wände der kleinen Treppe sowie die Ruhebänke, und aus dem tiefen Grün dieser Blätter glänzte hie und da eine brennend rothe, fremdländische Blume, die jetzt ihren Sommer hatte, wo bei uns Schnee und Eis lag, hervor.

Die Wege des Glashauses waren mit dem feinsten hellgelben Sande bedeckt und schlängelten sich in der willkürlichsten, eigensinnigsten Form um Gruppen und Bosquetten herum, die aus Orangen, Lorbeer, Citronen, fremden Nadelhölzern bestand und deren Ecken meistens mit Krystallgefäßen geschmückt waren, in welchen Goldfische herum schwammen oder irgend eine seltene Blume sich recht auffallend präsentirte.

Die Mitte des ganzen Glashauses bildete eine große Kuppel mit hochstämmigen Bäumen besetzt, die einen marmornen Spring-

brunnen umſtanden, aus deſſen oberſter Etage ein Strahl empor ſprang, der, ſich in der Luft vertheilend, von Schaale zu Schaale mit melodiſchem Plätſchern zurück fiel. An vier Seiten dieſer Kuppel befanden ſich Volièren, deren gefiederte Bewohner, arme Sklaven, ſchon jetzt freudig ihre muntere Lieder ſangen, während draußen ihre freien Kameraden noch mit allen Mühen des Lebens, mit Hunger und Froſt, zu kämpfen hatten.

Jenſeits der Kuppel ſetzte ſich das Glashaus in gleicher Weiſe wie dieſſeits fort; dort befand ſich ebenfalls eine kleine Treppe mit Ruhebänken, Epheugewinden, mit Blüthen, Blumen, Schlingpflanzen und Marmorſtatuen; doch waren die Flügelthüren, welche in das Haus Seiner Excellenz führten, feſt verſchloſſen, ſowie die inwendigen Vorhänge herab gelaſſen.

Aus dem dieſſeits geöffneten Glashauſe drang in den Salon des jungen Grafen ein äußerſt angenehmer Duft; es ſtrich die duftige Atmoſphäre herüber, die in gut erhaltenen Glashäuſern herrſcht, jener nicht zu bezeichnende Geruch, beſtehend aus den verſchiedenſten zarten Dünſten, welche die Pflanzen aushauchen, wenn nach dem Beſpritzen mit friſchem Waſſer über die erquickten Blätter ſo langſam ein Tropfen nach dem andern herab rieſelt.

Im Salon des Grafen war es behaglich warm, ohne heiß zu ſein. Aus dem Glashauſe ſtrömte auch erwärmte Luft herein, und im Kamin ſpielte ein luſtiges Feuer. In der Nähe des letzteren ſtand ein großer runder Tiſch mit Geſchirren verſchiedener Art beladen, aus deren Unordnung man erſah, daß dort eben gefrühſtückt worden war; es befanden ſich hier zwei Couverts mit darüber hingeworfener Serviette und leeren Stühlen davor, während ein dritter Seſſel noch beſetzt war und zwar durch den Baron Brand, der behaglich in demſelben ausgeſtreckt war, von Zeit zu Zeit eine neben ihm ſtehende Chocoladetaſſe an den Mund brachte, dazu eine Cigarre rauchte und in einem Journale las.

An dieſen Salon ſtieß, wie wir bereits wiſſen, das Arbeitszimmer des Grafen, ſowie Garderobe und Schlafgemach. In letzterem befand ſich der Hausherr; vor einem großen Spiegel ſtehend war er beſchäftigt, ſich anzuziehen. Die Thüre in's Arbeitszimmer ſtand offen, und hier bemerkte man den Maler Arthur, der an einem Fenſter ſaß, vor ſich ein weibliches Portrait hatte und im Begriffe war, von demſelben eine Copie in Aquarell zu machen.

Der Eingang in den Salon war verſchloſſen und es hing dieſſeits vor demſelben ein dicker perſiſcher Teppich herab.

Graf Fohrbach hatte ſeine Toilette ungefähr halb beendigt, und an ſeinen Stiefeln mit Sporen und an einem Beinkleid mit rothen Streifen bemerken wir, daß er im Begriff iſt, ſich in Uniform zu werfen. Der alte Kammerdiener ſtand mit dem ernſteſten Geſichte von der Welt neben ihm und reichte ihm die verſchiedenen nöthigen und unnöthigen Geräthſchaften, die das wichtige Geſchäft des Ankleidens erforderte. Jetzt hatte er eine kleine ſilberne Büchſe mit weißer Bartwichſe aufgeſchraubt, der Graf nahm etwas davon mit Daumen und Zeigefinger und drehte mit Hülfe dieſer wohlriechenden Maſſe ſeinen Schnurrbart keck in die Höhe, wobei er ſich nicht ohne Wohlgefallen im Spiegel beſah.

„Wenn man euch Herrn ſo bei der Toilette ſieht," rief der Maler aus dem Nebenzimmer, „ſo begreift man vollkommen, daß euch von der vielen Zeit, die ihr habt, doch ſo wenig übrig bleibt. Jetzt ſind Sie bereits eine halbe Stunde mit Ihrem Anzug beſchäftigt und, wie ich ſehe, noch nicht übermäßig vorgerückt."

„Der Anzug, mein Lieber, iſt eine wichtige Sache," gab der Graf zur Antwort, „namentlich wenn man, wie ich heute, den Dienſt hat. Ich verſichere Sie, da kommen eine ſolche Menge Leute in's Vorzimmer, die oft Stunden lang warten, Fremde, Herren vom Civil, Vorgeſetzte und Kameraden, und das fängt zuerſt an, die Wände zu beſehen, Plafond und Fußboden, und dann kommen wir

an die Reihe. Ah! ich verſichere Sie, das Alles betrachtet uns genauer, als es eine Geliebte oder junge Frau macht.“

„Das habe ich nicht gewußt,“ entgegnete Arthur lachend.

„Deßhalb müſſen wir in unſerem Anzug ſo außerordentlich, ja übermäßig correct ſein. Glauben Sie mir, für die Miniſter und dergleichen, die zum täglichen Rapport kommen, oder überhaupt für Alle, die Audienz haben, ſind wir Adjutanten ein wahrer Barometer. Auf uns fiel der erſte allerhöchſte Sonnenblick, wenn ein ſolcher da war, oder wir bemerkten die erſten Wolken am Horizont aufſteigen und dieſe Witterung zeigen wir nun an und verheimlichen ſie, je nach Umſtänden.“

„Durch den Anzug?“

„Durch den Anzug, durch den Ausdruck unſeres Geſichts, ja durch die Stellung unſeres Bartes.“

„Ah! das iſt ja erſtaunlich!“ rief Arthur. „Und wer verſteht ſich auf dieſe kleinen und feinen Nuancen?“

„Alle, denen was daran gelegen iſt. Ja, ihr meint, das Ding ſei ſo leicht, man habe da nur im Vorzimmer zu ſtehen und eine Meldung zu machen. Nein, nein! Das will Alles durchdacht ſein, denn ich verſichere Sie, ſo gut es bei den Schauſpielern denkende Künſtler gibt, ſo gibt es auch bei uns denkende Adjutanten.“

„Erſtaunlich!“ entgegnete luſtig der Maler. — „Und wie betrachtet man einen ſolchen Barometer, den Sie heute vorzuſtellen das Glück haben; das heißt, wie lieſt und verſteht man ſein Zeichen?“

„Das iſt nicht leicht zu ſagen,“ erwiderte der Graf, indem er ſeinen Waffenrock zuknöpfte, den ihm der Kammerdiener zu gleicher Zeit feſt in die Taille hinein zog. „Sehen Sie, zum Beiſpiel man hat ſeine Freunde, die man gerne avertirt, wie es drinnen ausſieht, ohne ein Wort zu ſprechen, denn Sie wiſſen, in dem Vorzimmer halten ſich oft die Kammerdiener auf, die immens fein

Ohren haben. Iſt es ein ſchönes klares Wetter, ſo geht man vergnügt auf und ab, ſummt auch, natürlicher Weiſe pianiſſimo, eine kleine Arie oder ſteht in ruhiger Beſchaulichkeit an einem der Fenſter. Gibt es dagegen Wolken, ſo macht man ein ernſtes Compliment, dreht den Schnurrbart ein klein wenig in die Höhe, oder rückt häufig an Säbel und Schärpe, um ja Alles in beſter Ordnung zu haben."

„Und wenn nun der Barometer Sturm anzeigen ſoll?"

„Dann lehnt man ſich gedankenvoll an eine Tiſchecke," erwiderte der Graf, indem er ſeinen Säbel feſthakte, „und hält vor allen Dingen den Federhut unter dem Arm. Es zeigt das an, daß man jeden Augenblick gewärtig ſein kann, zu irgend einer unangenehmen Commiſſion hinaus geſprengt zu werden."

Jetzt war die Toilette beendigt; der Kammerdiener ſteckte ſeinem Herrn ein parfumirtes Sacktuch in die linke Taſche des Waffenrocks, reichte ihm Federhut und Handſchuhe, und verließ darauf mit unhörbaren Schritten das Zimmer. Der Graf trat in das Nebengemach, ſtellte ſich hinter den Stuhl des Künſtlers, indem er das bald fertige Aquarell mit Wohlgefallen betrachtete.

Es war das Portrait einer ſchönen Frau, deren Jugend in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts fiel; das ſah man an dem gepuderten Haar, und dem eigenthümlichen Schnitt des Kleides, — das Bild der Großmutter des Grafen, von welchem Arthur ſeinem Freunde gerne eine ſchöne Copie machte.

„Ich bin Ihnen für Ihre gelungene Arbeit ſehr dankbar," ſagte der Hausherr; „ich habe ſchon lange gewünſcht, dies Bild zu beſitzen."

„Von Dank kann keine Rede ſein," entgegnete der Maler. „Ich bin noch ſtark in Ihrer Schuld; die beiden alten köſtlichen Reiterpiſtolen, die Sie mir neulich verehrten, ſind wahre Meiſterwerke, und machen den ſchönſten Theil meiner Sammlung aus."

„Kleinigkeiten!“ versetzte der Graf, indem er sich auf die Lehne des Stuhles stützte. „Wenn das Aquarell fertig ist, so werde ich noch eine Büchse dazu auftreiben. Es ist Schade, daß ich Ihre Liebhaberei für alte Waffen nicht früher kannte, ich habe schon so manches werthvolle Stück verschleudert. — Doch indem ich hier plaudere, fällt mir ein, daß draußen der Baron sitzt und wahrscheinlich ungeduldig meine Rückkunft erwartet.“

„Das glaube ich nicht; er sitzt ruhig am Tische, trinkt seine Chocolade und liest die Zeitung. — Eigentlich ein seltsamer Herr.“

„Allerdings ist er in manchen Beziehungen ein sonderbarer Mensch, aber ein guter Kerl und ich mag ihn wohl leiden.“

Der Maler schaute sich nach dem Salon um; als er aber sah, daß der Teppich vor der Thüre hing, blickte er wieder auf seine Arbeit.

„Unbesorgt!“ lachte Graf Fohrbach, der diese Bewegung gesehen; „das ist Alles bei mir wohlweislich eingerichtet. Ich mag es nicht leiden, wenn die Bedienten zu viel hören; ich muß doch irgend ein Asyl haben, wo ich vollkommen allein sein kann. — Beide Thüren, die zum Schlafzimmer und die zum Salon, haben geheime Federn und bleiben nie offen stehen. Sie fallen geräuschlos in's Schloß und sind so sorgfältig gearbeitet, daß nicht das lauteste Wort durchdringen kann.“

„Kennen Sie den Baron schon lange?“ fragte anscheinend gleichgültig der junge Maler.

„Seit ungefähr einem halben Jahre; ich gehe sonst nicht leicht neue Bekanntschaften ein, aber er brachte mir von W., woher er kam, ganz außerordentliche Empfehlungen von guten Freunden. Auch amusirt mich zuweilen sein geziertes Wesen; er ist dabei gutmüthig, sehr gebildet, hat viel gesehen und, wenn er will, erzählt er vortrefflich. Eine innige Freundschaft möchte ich gerade nicht mit ihm eingehen, aber zum gewöhnlichen Umgang gefällt mir die Art, wie er sich geben

läßt und wie man ihn ebenfalls geben lassen kann. Jetzt sitzt er zum Beispiel draußen; wenn ich ihn ruhig da lasse und mich durch die Hinterthüre entferne, um meinen Geschäften nachzugehen, so findet er das ganz natürlich und kommt Abends zum Thee mit demselben freundlichen und unbefangenen Gesicht."

„Ich brachte das Gespräch nicht ohne Absicht auf den Baron," sagte Arthur.

„Wie so?"

„Ich will Ihnen das gelegentlich einmal erzählen, es ist ein höchst eigenthümlicher Verfall und doch vielleicht wieder ganz unbedeutend! ich weiß selbst nicht, was ich davon denken soll. — Aber Sie sind eilig, und ich will Sie heute Morgen nicht aufhalten."

„Aufrichtig gesagt, ja, lieber Arthur," erwiderte Graf Fohrbach. „Aber vergessen Sie Ihre Geschichte nicht, ich gestehe wohl, daß ich mich für den Baron interessire."

„Hat er Vermögen?"

„Für das was er ausgibt, muß er reich sein. Ich traf ihn neulich bei Ihrem liebenswürdigen Papa — meinem Banquier, der ihm auf die freundlichste Art von der Welt ein Paket Banknoten einhändigte. Der Kassier verbeugte sich tief vor ihm, und das ist ein guter Barometer — wie Sie wohl am besten wissen —"

„Wie Sie im Vorzimmer Seiner Majestät!"

„Allerdings, junger Spötter! — Doch — — Teufel! wie vergeßlich ich bin! Da habe ich Sie um etwas bitten wollen — was war es doch? — Richtig, jetzt fällt mir's ein. — Wie viel Uhr ist es wohl?" unterbrach er sich. — „Lassen Sie nur stecken, ich will im Salon nachsehen, da ist eine Standuhr, die täglich nach der im Schloß gerichtet wird."

Damit hob er den Thürvorhang auf und ging in's Nebenzimmer.

Der Baron saß noch ruhig bei seiner Chocolade und las auf-

der Geschichte der Held der Heldin vor dem Altare die Hand reichte und Beide in glückliche Träume der Zukunft versanken, war Fräulein Wetterstuck ebenfalls versunken und aus dem lockern Erdreich des Hügels von Wetterstuckruhe ragte eben noch der Sitz des Stuhles sichtbar hervor. Diesem Uebelstand half der sorgsame Vater des andern Tags sogleich ab, indem er kleine Steine auf dem Hügel stampfte und dann eine Lage Leberkies darauf ausbreitete.

Die Frau Sekretärin Wetterstuck hatte sich seit der Erhebung ihres Gemahls ebenfalls mit hochfliegenden Planen beschäftigt, welche in nichts Geringerem bestanden als in einer Kaffeegesellschaft, welche sie einigen Damen ihrer Bekanntschaft zu geben beabsichtigte. Da aber ihre Wohnung sehr beschränkt war, auch ihr neuer Rang es ihr zur Pflicht machte, in der Auswahl sorgfältig zu sein, so beschloß sie nur die Frauen von ein paar andern Sekretären zu bitten; um aber dem Ganzen wirklichen Glanz zu geben, sollte auch die Frau Kanzleiräthin ersucht werden, den Kaffee mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen. Die Frau Kanzleiräthin war eine heitere, gutmüthige Frau und hatte gerade nicht mehr Stolz, als der Gemahlin eines Beamten der siebten Rangklasse zukommt. Die Frau Sekretärin Wetterstuck war freilich in der achten Klasse und rangirte demgemäß mit dem Hüttenverwalter und Postmeister, dagegen war er, der Sekretär, Gartenbesitzer und ein fleißiger, geschickter Beamter; dieß alles wohl erwogen, entschloß sich die Kanzleiräthin, die Einladung anzunehmen.

Als eine Dame, die Nüancen zu machen verstand, kam die Frau Kanzleiräthin nicht in ihrem Kaffeegewand für höhere Kreise, einem Kleide von schwarzer Seide, sondern erschien in einem hellbraunen Merinoüberrock, in welchem sie auch in die Kirche ging, als an einen Ort, wo man sehr gemischte Gesellschaft antrifft. Der Kaffee ging übrigens glanzvoll vorüber; auf dem Tische war eine graue Damastdecke ausgebreitet, das Getränke wurde in neuen Tassen präsentirt und die silbernen Löffel waren aus dem rothen Saffiankästchen genommen, wo sie das ganze Jahr über verwahrt lagen. Sekretär Wetterstuck empfing die Kanzleiräthin im schwarzen Frack und weißer Halsbinde und ging dann in seinen Garten.

Unterwegs aber hatte er allerhand sonderbare Ideen. So sehr er sich durch die Anwesenheit der Kanzleiräthin geschmeichelt fühlte, so war es ihm doch nicht recht, daß die Damen seiner frühern Kollegen beim Kaffee fehlten, und er sann hin und her, wie es bei seiner beschränkten

merkſam ſeine Zeitungen. Doch ſtudierte er beſonders die hinteren Seiten derſelben, wo ſich die Annoncen befanden. Als der Graf eintrat, wandte er kaum den Kopf herum, nickte vielmehr nur leicht, als ihm dieſer ſagte: „Verzeihen Sie, Baron, daß ich Sie ſitzen ließ, aber Sie wiſſen, Herrendienſt geht vor allem Anderen. Ich muß um elf Uhr in's Schloß, und es iſt wahrſcheinlich ſchon halb vorbei; da muß ich mich ungeheuer beeilen."

„Ei, mein lieber Graf," entgegnete der Baron mit ſanfter Stimme, indem er ſeine Taſſe niederſetzte und ſich auf die zierlichſte Art von der Welt den Schnurrbart ſtrich, „da haben Sie Zeit genug. Ihr vortrefflicher Kutſcher bringt Sie ja in zwei Minuten an die Thüre der Freitreppe."

„Da haben Sie Recht, mein Beſter," verſetzte der Graf, der aus einer reich mit Gold und Steinen incruſtirten Mappe eine Lage Poſtpapier heraus nahm. „Aber ich bin Geſchäftsmann und muß vorher noch einen wichtigen Brief ſchreiben. Doch um Sie nicht in Ihrer Lectüre zu ſtören, will ich mich in's Nebenzimmer begeben."

„Ich leſe Anzeigen," ſprach gähnend der Baron, „fand aber da etwas, was mich erſchreckte. Da iſt ein Kerl, der kündigt einen Odeur an, von dem er ſagt, es ſei das feinſte Oel, was man den Roſen entziehen könne und habe den ſanften Geruch dieſer Blume, ohne jedoch an das Scharfe, Unangenehme des gemeinen Roſenöls zu erinnern."

„Das wäre Ihr coeur de rose!" entgegnete Graf Fohrbach. „Ei, ei! Baron, am Ende hat Sie Ihr Armenier verrathen und Ihr Geheimniß iſt in Jedermanns Munde."

„Unbeſorgt!" ſagte der Baron, indem er ſein Battiſttuch hervorzog und es unter die Naſe preßte; „dieſe Feinheit bringt nur er hervor, und wenn der Kerl da in der Zeitung wirklich etwas Aehnliches anpreist und verkauft, ſo wird doch die gemeinſte Naſe den Unterſchied deutlich riechen."

„Das iſt ein Troſt für Sie,“ erwiderte der Graf, der bei dieſen Worten in's Nebenzimmer eilte. Doch rief er noch durch die Thüre: „Nur einen Augenblick, Baron! Ich bin gleich wieder bei Ihnen.“

Die Thüre fiel zu und man hörte deutlich, wie das Schloß einſchnappte.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

F. W. Hackländer's Werke.

XVI. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Sechszehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Cotta'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Europäisches Sklavenleben.

Erster Band.

Wohnung möglich zu machen sei, einmal mehr Gäste einzuladen, vor allen natürlich seine frühern Collegen. Sollte aber nicht gar sein unmittelbarer Chef, der Kanzleirath, eine Einladung annehmen? Wo aber ein größeres Lokal hernehmen? Diese Schwierigkeit machte ihm viel zu schaffen, als er plötzlich an einem kleinen Spezereiladen die Worte las: „Herbstfeuerwerk.“ Da ging ihm ein helles Licht auf und er faßte den verwegenen Gedanken, in seinem Garten einen Herbst zu veranstalten.

Des Sommers Pracht und Herrlichkeit war vergangen und lebte nur noch in der Erinnerung und in einigen großen Sonnenblumen fort, die aber auch schon melancholisch ihre gelben Blätter fallen ließen. Der Wind schüttelte das Obst von den Bäumen und die Landschaft war herrlich bunt gefärbt. Die wilden Reben am Gartenhause auf Wetterstuckruh färbten sich hellroth und nahmen sich zierlich auf dem dunkeln Dache aus, der Vögel Lied war verstummt, nur eine dicke Amsel huschte noch melancholisch durch das Gesträuch, die matten Fliegen klebten an der Wand, und in den verrätherisch warmen Sonnenstrahlen des Herbstnachmittags versuchte eine übrig gebliebene Heuschrecke einen letzten verzweifelten Sprung; das sah aber aus wie ein gänzlich verunglückter schlechter Spaß; die arme Heuschrecke fühlte das auch und ihr klägliches Zirpen klang wie das Kirchenlied: „Im Grab ist Ruh.“ Die Kartoffeln hatte der Besitzer eigenhändig herausgethan, und es waren sehr wenige kranke darunter, sechzehn Kolben Welschkorn waren, in vier Büschel gebunden, am Gartenhaus aufgehängt und die Trauben an den Spalieren bedurften nur noch ein paar Tage, um völlig reif zu werden. Der Herbst hatte völlig das Regiment in die Hand genommen, an die kleinen Wege zwischen den Weinbergen waren die bekannten Tannenbäume gesteckt, welche für die Spaziergänger so viel bedeuten als: verbotener Eingang, hie und da knallte es schon aus den Thälern und von den Höhen, und als es dunkelte, sah man an verschiedenen Stellen den Strahl einer Rakete schief emporsteigen.

Ja, einen Herbst zu geben beschloß der Sekretär Wetterstuck, einen ächten Herbst mit Weintrauben, keinen Kartoffelherbst, und voll dieses Entschlusses ging er nach Haus und trat in sein Zimmer, wo man noch den lieblichen Duft des Kaffees roch und wo die sparsamen Ueberreste zweier mächtigen Torten deutlich anzeigten, daß die Gesellschaft, welche eben das Haus verlassen, bei gutem Appetit gewesen sei. — Man kann sich denken, daß Madame Wetterstuck seltsam aufschaute, als der Gemahl

Erſtes Kapitel.

Der Theaterwagen.

Es iſt eigenthümlich, theurer und geneigter Leſer, daß man beim Beginn einer Geſchichte ſo gern Betrachtungen über das Wetter anſtellt, — eigenthümlich, aber durchaus nothwendig. Was wollte man zum Beiſpiel von einem Gemälde halten, wo ſich die Figuren — und wären ſie auch noch ſo intereſſant — in einer Staffage bewegten, von der man nicht ſagen könnte, von welcher der vier Jahreszeiten ſie gerade beherrſcht werde. Es bringt den Leſer nichts ſo in eine angenehme Stimmung, als wenn er beim Beginn eines Kapitels erfährt, die Sonne habe mit voller Gluth geſchienen, der Wind habe geſaust oder der Regen in ſchweren Tropfen an die Fenſterſcheiben geklatſcht. Bei uns findet er aber von dieſen drei ebengenannten Dingen nichts; unſere einfache und dieſes Mal vorzugsweiſe ſehr wahrhaftige Geſchichte beginnt im Winter, — jener Jahreszeit, wo man die Natur als erſtorben betrachtet, ihr als unſchön ſo gern den Rücken kehrt, um in glänzende, durchwärmte Säle einzutreten und ſich an künſtlichen Blumen und Freuden zu ergötzen, da man lebendige und natürliche ſo wenige gefunden.

Aber man thut Unrecht, geneigter Leſer; es gibt Wintertage, deren eigenthümliche Schönheit wir nicht vertauſchen möchten für den blüthenreichſten Frühlingsmorgen, für den glänzendſten Sommerabend. Wir meinen nämlich einen Wintertag, wo die Erde nach einem Thauwetter oder nach einem gelinden Regen mit ſchweren Nebeln bedeckt war, wo alsdann dieſe Nebel durch eine plötzliche Kälte zu dichtem Reif erſtarrten, wo ſich der Boden mit einem Male weiß bezog, ohne aber verhüllt zu ſein durch eine langweilige einförmige Schneedecke, die in ihrem kalten Gleichheitsprinzip Berg und Thal zudeckt und ohne Unterſchied begräbt und verbirgt endloſe Wieſen und Moorgründe, ſtille Thälchen, kleine Seen und allerliebſte Gärten. — Gewiß, jener ſo plötzlich angeſetzte Reif iſt wunderbar ſchön; jene Verhüllung, wo doch Alles in ſeiner urſprünglichen Geſtalt erſcheint, nur mit weißem, feinem Pelze bedeckt. Die dunkle Erde ſchimmert leicht durch den Flaum, es iſt kein Thal, keine Schlucht verdeckt: Alles behält die ihm eigene Geſtalt. Dort auf der Wieſe ſcheint weißes Gras zu wachſen; die kleinen Sträucher ſind mit den feinſten Kryſtallen bedeckt; wenn man einen Baum anſieht, ſo möchte man darauf ſchwören, ſeine Zweige ſeien von Zucker und er erwarte nur, wie er da iſt, auf irgend eine Weihnachtstafel geſetzt zu werden.

Dabei iſt die Luft klar und ſcharf, und wenn du einen Berg hinanſteigſt, ſo zieht dein Athem in einer bläulichen Wolke dir voraus; während du aber durch den Hohlweg gehſt, um zu dem Plateau zu gelangen, wo die alte Straße mit der neuen Chauſſee zuſammentrifft, und wo du die weite, große Stadt überſehen kannſt, verſäume es ja nicht, rechts und links zu blicken und dir genau zu betrachten einen Stein, einen Strauch, ja jeden Gegenſtand, den du willſt; denn wenn du am heutigen glückſeligen Tage irgend etwas genau unterſuchſt, ſo entdeckſt du Zaubereien ohne Ende, ganze Elfenwelten in jedem Maßſtabe. Hier von der Wand des Hohlwegs herab hingen geſtern noch die kahlen erſtorbenen Zweige

einer Brombeerstaude, naß, fast triefend von dem angesetzten Nebel, heute ist daraus ein Brillantschmuck geworden, würdig, den Hut einer Fürstin zu zieren, ein Schmuck von Tausenden von Diamantblumen in der phantastischsten Gestalt, und jetzt, wo ein Strahl der Sonne darüber hingleitet, glänzend wie eine ganze Million von Lichtbergen. Ja, so ein Tag verschönert mehr als Frühlingsluft und Sommerhitze; bemerken wir nicht hier neben uns einen Erdhaufen, gestern noch kahl, mit einigen mageren Grashalmen und zerstreutem Stroh, der heute mit einem Mal eine ganze Eisresidenz geworden! Weiße Steine bilden eine förmliche Stadt, die rings von Zaubergärten eingeschlossen ist; man muß nur genau hinsehen und das Ding nicht oberflächlich betrachten. Es sind da Straßen und Plätze mit den regelmäßigsten Alleen von weißbereiften Grashalmen, auch imposante Waldungen; nur Alles, was im Sommer grün erscheint, ist jetzt weiß und hat eine fabelhafte Form. — Ah! es ist Schade, daß unsere Illusion durch einen Sperling gestört wird, der jetzt plötzlich in die Stadt hineinfliegt und den größten Platz mit seinen beiden Füßen bedeckt. Aber auch er gehört zur Zauberwelt, denn wie er jetzt nach einem Regenwurme pickt, den Kopf in den Reif steckt, ihn wieder empor hebt, und ihn dann mit der Beute hin und her schlenkert, stieben von allen Seiten funkelnde Brillanten davon. — Doch gehen wir weiter.

Wenn wir uns auch nicht mehr so in's Detail einlassen wollen, so erblicken wir doch Sachen, die nicht minder merkwürdig sind. Auf der Spitze des Berges steht eine kleine Laube, vom Ende eines Gehölzes blickt sie in's Thal; ihre Mauern haben eine röthliche Farbe, zwei Fenster funkeln wie Augen. Ueber das Dach schlingen sich wilde Reben, vielleicht auch Geisblatt, und hängen an den Seiten herab. Alles mit Reif überzogen; sie verleihen der Front des Häuschens, das in der Entfernung wie ein colossales Riesenhaupt aussieht, schneeweißes Haar und silberfarbenen Bart. Es ist täuschend, dies Riesenhaupt, und wenn man es so über den

Berg herüberlugen sieht, so wendet man unwillkürlich seinen Blick, um zu sehen, was es da unten Merkwürdiges gebe.

Ah! es ist die große Stadt, die vor uns weit ausgestreckt im Thale liegt; in allen Farben zeigen sich die Häuser, ein wahres Chaos von Grau, Grün, Roth, Blau, Schwarz mit ebenso vielen Schattirungen und unbeschreiblichen Tönen. Dazwischen heben sich die riesenhaften Thürme zahlreicher Kirchen hervor, sind aber trotz ihrer ausgezeichneten Gestalt nicht deutlich zu erkennen, denn der Nebel von gestern und vorgestern erscheint plötzlich wieder und zieht graue Schleier über die Stadt; dazu dampfen Tausende von Schornsteinen und Alles das bildet in weniger als einer halben Stunde eine ziemlich dichte Decke, durch welche man nur noch in einzelnen Umrissen die Häusermassen ahnet. Doch wird der Nebel nicht oben bleiben: er sinkt zusehends tiefer und tiefer und gibt uns jetzt einen neuen unbeschreiblich schönen Anblick. Gänzlich verschwunden ist die Stadt und es ist gerade, als ständen wir am Rande eines ungeheuren See's — jenes verzauberten See's, dessen wir uns aus unserer Kindheit erinnern, in welchem die versunkene Stadt liegt, die wir, wenn wir sie auch nicht sehen, doch hören. An unser Ohr schlägt dumpfes Murmeln und Rasseln, zuweilen rollt es deutlich auf dem Pflaster, und wenn wir noch nicht überzeugt waren, so sind wir es im nächsten Augenblicke, denn viele Uhren schlagen hell und deutlich die vierte Nachmittagsstunde.

Da nun aber die vierte Nachmittagsstunde an einem Tage im Monat Dezember nicht weit von der Nacht entfernt ist, so wollen wir unsere Zauberlandschaft verlassen und uns zur Stadt hinab begeben. Fürchte sich der geneigte Leser nicht vor dem Nebel: er scheint artig gegen uns zu sein und sinkt schneller hinab als wir gehen. Schon treten die höheren Gebäude wieder aus der scheinbaren Wasserfluth empor, und jetzt, da wir das Thor erreichen, sind die grauen Schleier mit Hülfe eines leichten Abendwindes zerrissen und wehen nur noch in einzelnen Stücken um unser Gesicht, wäh-

rend sie eilig gen Süden fliehen. Auch die Sonne berührt uns mit einem letzten Blick und färbt die Landschaft rosig und violett.

Das Ende einer langen Straße, in der wir wandeln, führt in's Freie und zeigt, wie holdselig die Sonne der Erde gute Nacht sagt. In unnennbar süße beruhigende Farben hüllt sich die Landschaft ein, bevor sie in Schlummer sinkt, und wie ein liebendes „gute Nacht!" zittert der letzte Strahl der sinkenden Sonne über sie dahin. — Die stattlichen Gebäude zu unserer Rechten empfangen diesen letzten Gruß schon kälter und gesetzter; es fallen tiefe scharf ausgeprägte Schatten der gegenüberliegenden Häuser schon auf ihre oberen Stockwerke; nur Fries und Dach ist noch hell beleuchtet. Diese Schatten steigen langsam empor, wie eine Schlafdecke; denn wenn sie das ganze Haus eingehüllt haben, kommt die Nacht, und es schließt seine müden Augen. — — Daß die Sonne nun endlich hinter den Bergen niedersinkt, bemerkt man an einer Gaslaterne, die draußen einsam vor dem Thore steht, denn auf ihren Scheiben blitzte noch vor wenig Augenblicken ein helles Licht, ein Licht, das darauf tief röthlich niederstrahlte und plötzlich ganz verschwand.

Um vier Uhr Nachmittags und auch noch etwas später sind um diese Jahreszeit die Straßen einer großen Stadt ziemlich belebt; man besorgt noch seine Gänge vor der einbrechenden Nacht, man schließt viele Gewölbe und Läden, und dann haben auch alle Schulen ihre Thore geöffnet und ausgespieen eine Legion kleiner Vagabunden, die nun in gewisser Beziehung Straßen und Plätze ziemlich unsicher machen. Da werden Trottoirs benützt zu Schleifbahnen, die kleinen Bursche fassen Posto hinter einander, ihre Tornister auf dem Rücken und wer zufällig mitten zwischen sie hinein und auf das glatte Eis geräth, wird ohne alle Barmherzigkeit niedergerannt. Was die Schneeballen anbelangt, so hat der Himmel bis jetzt ein Einsehen gehabt und gönnte der Jugend noch nicht dieses Vergnügen zum Schaden ihrer Nebenmenschen. In der Nähe der Schule,

wenn auch nicht unmittelbar vor dem Hauſe ſelbſt, iſt der Lärmen nun eine Zeit lang am ſtärkſten. Wenn ſo der ganze Strom aus dem Thore ſtürzt, ſo ſcheint jeden nur die Luſt zu treiben, endlich in's Freie zu kommen; ſind ſie aber draußen, ſo finden ſie ſich gleich wieder in einzelnen Gruppen zuſammen, einer der Schlimmſten gibt den Ton an, und dann ziehen ſie, wie es heißt, nach Hauſe, in Wahrheit aber auf ſo großen Umwegen, daß die Glocken ſchon alle Fünf geſchlagen haben, bis die letzten und wildeſten mit blauen Naſen und krumm gefrorenen Fingern in das warme Zimmer treten, wo Mama ihnen den Kaffee aufgehoben hat.

Auf den Straßen und Plätzen iſt es nunmehr wieder ruhiger geworden; wer draußen nichts zu thun hat, bleibt im geheizten Zimmer; zum Spazierengehen und Fahren iſt es zu ſpät, und die Zeit, wo man Geſellſchaften beſucht, noch nicht herangerückt. Es dämmert bereits; der Laternenanzünder mit ſeinem langen Stocke, an welchem oben ein kleines Lichtchen ſich befindet, läuft eilig durch die Straßen, und ſelbſt ernſthafte Vorübergehende unterbrechen zuweilen einen Augenblick ihren Gang, um zuzuſehen, wie die Flamme ſo plötzlich emporſtrahlt. Auch die Läden erleuchten ſich nach und nach, und helles Licht zeigt die ausgelegten Stoffe in doppelt ſchönen Farben und verlockt allenfallſige Käufer.

Um dieſe Zeit, geneigter Leſer, rollt ein Wagen über die Straßen der Stadt, meiſtens durch jene Viertel, wo ſonſt nicht viele Equipagen zu ſehen ſind. Dieſer Wagen, eine breite Glascaleſche, kommt aus den königlichen Marſtallsgebäuden und iſt gewöhnlich beſpannt mit zwei Rappen; auf dem Bock ſitzt ein alter Kutſcher mit weißen Haaren in einen dicken blauen Mantel gehüllt und mit ziemlich mürriſchem Geſicht. Als dieſer Würdige am heutigen Tage die Zügel in die Hand nahm, fragte er einen Bedienten im blauen Ueberrock, der im Begriff war, hinten aufzuklettern: „Wird Alles geholt?“ worauf dieſer erwiederte: „Alles.“ —

So rollt der Wagen dahin, und der Bediente hintenauf hält

ſich bequem an den Riemen deſſelben feſt und ſchlenkert ſanft hin und her; er hat im Gegenſatz zum Kutſcher ein freundliches, ſtets lächelndes Geſicht, und er würde ſeinem Collegen gern ein Wort mittheilen, doch weiß er wohl, daß er von dem da vornen keine Antwort bekommt.

In den entlegeneren Straßen, wohin der Wagen fährt, hält er meiſtens vor den kleinſten, unſcheinbarſten Häuſern. Dort ſpringt der Bediente vom Tritt herab, zieht heftig an einer Klingel, die außen am Hauſe angebracht iſt und wartet alsdann, während der alte Kutſcher ſeine Zügel nachläßt, noch ein paar Zoll mehr zuſammenſinkt und die Peitſche auf den Schenkel aufſtützt. Nachdem die Klingel ertönt, öffnet ſich irgendwo im Haus ein Fenſter, ein Kopf ſieht heraus und es wird herabgerufen: „Gleich, gleich, Schwindelmann! Ich will nur meinen Kaffee austrinken;“ oder: „ich packe gerade meinen Korb zuſammen.“ Darauf brummt der Kutſcher etwas in den Bart, Schwindelmann aber pfeift eine Melodie und hüpft von einem Fuß auf den anderen, um ſich warm zu machen. Bald nachher hört man Tritte auf der Treppe des kleinen Hauſes; die Thüre öffnet ſich und ein junges Mädchen erſcheint in derſelben, feſt in ein großes Tuch oder einen Mantel gewickelt, während hinter ihr eine Schweſter oder eine Mutter ein großes Paket, einen Korb oder dergleichen im Arme hat, welchen Schwindelmann ſogleich übernimmt und in den Wagen befördert. Dann läßt er den Tritt herunter, und wenn der Wagen dicht am Hauſe vorgefahren oder die Straße gerade trocken iſt, ſo hüpft die junge Dame, die unter der Hausthüre ſteht, gewöhnlich mit einem einzigen Sprung in den Wagen. Iſt es aber ſchmutzig oder die Caleſche hat nicht recht herangekonnt, ſo ſagt das Mädchen auf der Hausſchwelle: „Schwindelmann, ſei artig,“ und dann lacht Schwindelmann, hebt ſie ſo leicht auf, wie vorhin das Paket und befördert ſie mit einer ſchwingenden Bewegung in den Wagen, ſchließt den Schlag und läßt ſogleich weiter fahren.

Das geſchieht ſo an vier bis fünf Häuſern nach einander, und da hiebei der Wagen durch eben ſoviel junge Damen angefüllt wird, ſo tritt Schwindelmann an den Schlag und fragt: „haben wir noch Platz zu Einer oder Zwei, oder müſſen wir heimfahren?“ Er ſetzt auch wohl hinzu: „es wird kalt heute Abend und der alte Andreas möchte früh nach Haus; ihr könnt wohl ein Bischen zuſammenrücken.“ Und dann lachen die drinnen meiſtens laut auf, es kreiſcht auch hie und da Eine, die ein wenig an ihre Füße geſtoßen wurde; da aber die Caleſche breit iſt und die Mädchen den alten Andreas gut leiden können, ſo drücken ſie ſich zuſammen und machen noch Platz für Zwei, Drei, ſo daß der Wagen oft mit Acht dahinrollt, nicht mitgerechnet ein paar kleine Kinder, die unterwegs ebenfalls noch mitgenommen werden, die ſich aber ſehr dünn machen und rechts und links am Schlage ſtehen bleiben müſſen. Die Pakete und Körbe allein verurſachen dem ehrlichen Schwindelmann einige Verlegenheiten. Wenn es gutes Wetter iſt, weiß er ſich zu helfen; er bepackt alsdann die ganze Decke der Caleſche, ſchiebt dem brummenden Andreas auch zuweilen eins der Paſſagierſtücke auf den Sitz, er ſelbſt nimmt nicht ſelten einen großen Korb auf den Kopf, das heißt, wenn es unterdeſſen dunkel geworden iſt, und ſo rollt der Wagen dahin, die Pferde langſam trabend, Andreas mürriſch und verdrießlich, und die junge weibliche Welt im Innern meiſtens luſtig und heiter und tauſend gute und ſchlechte Witze machend.

Dieſe Equipage aber, geneigter Leſer, die du in der Reſidenz wöchentlich mehrere Male zwiſchen vier und fünf Uhr Nachmittags bei dir vorüberrollen ſiehſt, iſt der Theaterwagen, von Leuten mit wenig Witz und viel Behagen auch der Theſpiskarren genannt, ſeiner Abſtammung nach eine geborene Hofcaleſche, die ſo lange für die Ehrendamen und Ehrenfräulein benützt wurde, bis dieſe koſtbaren Weſen behaupteten, nicht länger mit Ehren darin fahren zu können.

An dem Nachmittage nun, wo unſere Geſchichte beginnt, fuhr der Theaterwagen abermals und ziemlich früh durch die Straßen. Es wurde an dieſem Abend ein neues Ballet gegeben, und das ganze große tanzende Perſonal mußte zuſammengeholt werden. Der Wagen war ſchon ziemlich beſetzt und Schwindelmann trat an den Schlag, um ſich zu überzeugen, daß noch für Jemand Platz da ſei, oder genugſam guter Wille, um zuſammenzurücken.

„Wen holen wir noch?“ fragte eine Stimme aus dem Wagen.

„Mamſell Clara,“ antwortete der Theaterdiener.

„Ah! die Prinzeſſin!“ lachte eine andere Tänzerin aus dem Wagen. „Die vornehmen Plätze ſind beſetzt; ſie wird ſich mit einem Rückſitz bequemen müſſen.“

Und eine Dritte fügte hinzu: „ich fürchte, Mamſell Clara wird es übel nehmen, wenn wir ſie einladen, als Sechste bei uns zu ſitzen.“

Schwindelmann konnte unter Umſtänden grob werden, bevor aber dies geſchah, zupfte er ſich ſelbſt an einem ſeiner Ohren, als wenn er ſagen wollte: „mäßige dich.“ Heute that er auch alſo, mäßigte ſich aber nicht, ſondern entgegnete mit ziemlich lauter Stimme: „ſpart doch euer Geſchwätz; wenn Jede von euch auch nur halb ſo zufrieden wäre wie die Clara, ſo brauchte man in der Garderobe ein paar Ankleiderinnen weniger, und wir würden in der halben Zeit fertig. Pfui Teufel! ſo ein Aufheben zu machen! — Wollt ihr oder wollt ihr nicht?“

„Ich habe im Grunde nichts dagegen,“ ſagte lachend eine Stimme aus dem Wagen.

Zwei Andere erwiderten: „ich auch nicht, wenn ſie ſich behelfen will.“

Und eine Vierte rief: „ich weiß was Neues: die Clara hat ein Verhältniß mit dem Schwindelmann; die wird protegirt,“ — ein ſchlechter Witz, über den aber alle Fünf in Ermangelung eines beſſern laut hinaus lachten.

Unterdeſſen ſchlug Schwindelmann brummend und murrend den Schlag zu, und der Wagen rollte durch ein paar Straßen, um endlich vor einem alten, aber ziemlich großen Hauſe zu halten. Dies Gebäude mit hohem, ſpitzem und ausgezacktem Giebeldach hatte vier Stockwerke, rechnete man aber die Wohnungen in benanntem hohem Giebel dazu, ſechs Etagen, in welchen jedoch wenigſtens fünfzehn Familien wohnten. Abends, wenn die Fenſter beleuchtet waren, ſah dies Haus aus wie eine Kaſerne oder eine Fabrik, hatte auch ſonſt mit dieſen beiden einige Aehnlichkeit, denn hier hörte man ein ewiges Summen und Rauſchen, und den ganzen Tag lief Groß und Klein geſchäftig die alten, ausgetretenen Treppen auf und ab.

Schwindelmann ſprang von ſeinem Tritt herab, zog an einer Glocke, die außen angebracht war, und kaum ertönte der Klang, als ſich auch ſchon oben hoch im Giebelfelde ein Fenſter öffnete und eine ſchwache, zitternde Stimme herabrief: „gleich, gleich — ſie kommt ſchon.“

„Sie wird ſich wieder recht abhetzen,“ ſagte nachdenkend Schwindelmann, worauf die Fünf in dem Wagen ein abermaliges Gelächter erhoben, welches ihnen aber von dem Theaterdiener die Bemerkung eintrug, daß ſie ſammt und ſonders keine Schwäne ſeien.

Jetzt öffnete ſich die Hausthüre und zwei Geſtalten wurden ſichtbar, eine größere und eine kleinere. Die größere war Clara, die kleinere ihre ſechsjährige Schweſter, die ein Paketchen unter dem Arm hatte, während die Tänzerin ſelbſt ein größeres trug, das auch Schwindelmann ſogleich mit außerordentlicher Sorgfalt abnahm.

„Haſt du die Näherei?“ fragte Clara darauf ihre kleine Schweſter. „Gib ſie her, mein Herz, und geh hinauf, es iſt kalt.“ Darauf beugte ſie ſich zu dem Kinde nieder, nahm das Paketchen aus

mit seinem verwegenen Entschluß hervorkam. Einen Herbst geben — allerdings war der Gedanke gut und schmeichelte auch bedeutend ihrer Eitelkeit. Gab doch der Departementschef auch einen Herbst, eben so verschiedene Oberregierungsräthe und auch Kanzleiräthe, und wenn sie einige dieser Herrn zu ihrem Herbst einlud, so konnte es gar nicht fehlen, daß sie wiederum eingeladen wurde. Glückliche Sekretärin! Herr Wetterstuck stieß solchergestalt auf viel weniger Widerstand, als er erwartet, und da auch Sohn und Tochter vollkommen beipflichteten, so war man noch am selben Abend fest entschlossen, einen Herbst zu veranstalten.

Lieber süddeutscher Leser, du weißt, was ein Herbst zu sagen hat, du bist selbst unzweifelhaft schon oft im Herbst gewesen, oder hast gar selbst welche gegeben. Es ist dir bekannt, daß es nicht gegen den Anstand verstößt, zu sechs und einem halben Weinstock vier-und-zwanzig Personen einzuladen. Durch einen Herbst veranstaltet eine Familie, welche wegen beschränkter Wohnung keine bedeutende Gesellschaft einladen kann, eine Abfütterung en gros, eine Abfütterung, die ihr während des Winters durch unzählige Einladungen en detail heimgegeben wird. Bei einem Herbst sieht man weniger auf die Qualität der Speisen und Getränke, und was die Bedienung anbelangt, so brauchen sich die Gastgeber nicht zu incommodiren, jeder bedient sich selbst, man lacht, man schreit, man jubelt, man schießt, man verbrennt sich die Finger; ein Herbst ist eine sehr schöne Erfindung.

Bald beschäftigte man sich im Wetterstuck'schen Hause mit nichts als mit den Zubereitungen zu diesem Fest, und man pflog lange Berathungen, wer einzuladen sei. Daß dießmal die früheren Kollegen des jetzigen Sekretärs nebst Frauen und Kinder nicht vergessen wurden, versteht sich; ferner setzte man auf die Liste einen Oberregierungsrath und zwei Regierungsräthe; der erstere war ein lustiger Junggeselle, die beiden letztern verheirathet, aber ohne Kinder. Der Kanzleirath nebst Gemahlin war natürlich zuerst auf die Liste gesetzt worden, aber über die Familie desselben entstand ein kleiner Zwist. Die Herren Söhne des Kanzleiraths, muntere Buben, wurden nicht beanstandet, aber die Kanzleiräthin hatte eine Schwester, ein junges, recht liebenswürdiges Frauenzimmer von etwa zwanzig Jahren, und diese war ein Stein des Anstoßes. Der junge Herr Wetterstuck verlangte mit vollem Recht, daß einer seiner besten Freunde, der Herr Referendär Zündnagel, nicht vergessen werde. Dieser Referendär hatte aber vor einem halben Jahre mit der kanzleiräthlichen Schwester in einem zarten Verhältniß gestanden,

ihrer kleinen Hand und ſtrich ihr leicht über das Haar, ehe ſie in den Wagen ſtieg.

Schwindelmann drückte den Schlag zu und ſagte zu dem Kutſcher: „In's Theater!“ worauf der Wagen davonraſſelte.

Clara hatte ſich leicht in eine Ecke gedrückt und ſprach mit einer ruhigen und ſanften Stimme: „ich kann in der Dunkelheit nicht ſehen, wer von euch da iſt, ich ſage euch aber insgeſammt guten Abend, und es thut mir wahrhaftig leid, daß ihr meinetwegen ſo eng zuſammenrücken müßt.“

„O, wir ſind das ſchon gewöhnt,“ entgegnete die Tänzerin ihr gegenüber. Und eine Andere verſetzte: „wenn du nur nicht immer ſo furchtbar viel Gepäck mitbrächteſt. Was thuſt du denn heute wieder mit den zwei Paketen?“

„In dem großen ſind meine Tanzröcke,“ erwiderte ſchüchtern das Mädchen, „und in dem kleinen — — ja, darin habe ich eine Arbeit.“

„Eine Arbeit?“ lachte eine Stimme aus der andern Ecke. „Bei deinem Fleiße mußt du am Ende noch reich werden.“

Clara antwortete nur mit einem tiefen Seufzer, und da der Wagen, der bis jetzt auf einer chauſirten Straße gefahren war, das Pflaſter erreichte, ſo wurde die Converſation plötzlich abgeſchnitten. Wenige Minuten nachher fuhr Andreas bei einem großen Gebäude vor und hielt dicht an einer erleuchteten Treppe.

Das Ausſteigen ging wie das Einſteigen vor ſich, nur in umgekehrter Ordnung; zuerſt empfing Schwindelmann die Pakete und Körbe, dann half er den Eigenthümerinnen ausſteigen. Clara, die zuletzt kam, wurde auch hier von dem Theaterdiener wieder einigermaßen begünſtigt. „Da Sie zwei Pakete haben,“ ſprach Schwindelmann, „ſo will ich Ihnen eins hinauftragen.“ Hierauf ſchloß er den Wagen, ſagte dem Kutſcher, er müſſe um neun Uhr wieder kommen und erſtieg hinter den Tänzerinnen die Treppen.

Zweites Kapitel.

Schwarze und rothe Schleifen.

Wenige unserer geneigten Leserinnen werden schon in einer Theatergarderobe gewesen sein. Von den Lesern gar nicht zu reden; denn für sie sind die Ankleidezimmer, namentlich die des Ballets vor, während und nach einer Vorstellung vollkommen verschlossene und unzugängliche Orte, wir wollen nicht sagen ein verbotenes Paradies, obgleich sich auch hier wie dort ein Hüter befindet: vor der Balletgarderobe freilich nicht mit flammendem Schwerte, wohl aber mit großem Stock, angehörend einem alten invaliden Portier von ziemlich mürrischem Gemüthe, und auf die Privilegien der Theaterankleidezimmer eifersüchtig wachend wie ein alter Türke. An ihm scheitert alle Bestechung, und nur wir vermögen es vermittelst der Macht, die uns verliehen, den geneigten Leser unsichtbar einzuschwärzen.

Diese Balletgarderobe besteht aus drei ineinandergehenden großen Zimmern; in jedem befinden sich mehrere Ankleidespiegel, rechts und links mit Armleuchtern versehen, die aus der Wand heraustreten und aus welchen Gasflammen brennen. Diese Armleuchter sind zum Drehen eingerichtet, um dem Spiegelglas eine größere oder kleinere Helle zu verleihen; an den Wänden dieser Zimmer befinden sich kleine weiß angestrichene Kästen, die wie ebensoviele Kommoden aussehen, nur daß sie statt der Schubladen Doppelthüren haben. Jedes dieser Schränkchen ist mit dem Namen der Tänzerin versehen, der es angehört, und hier verwahrt sie die nothwendigen Gegenstände zum täglichen Gebrauch, die sie nicht jedesmal mit nach Hause nehmen will. Es ist das wie der feld-

kriegsmäßig verpackte Torniſter eines guten Soldaten, und enthält alle Mittel für unvorhergeſehene Fälle. Da befinden ſich neuere und ältere, engere und weitere Tanzſchuhe, ſowie Vorrathsbänder zu denſelben, ein paar Tricots zum Auswechſeln, falls irgend ein Unglück geſchähe, kleine Lappen und Flecken von verſchiedenen Sorten, Nadeln und Faden von allen möglichen Größen und Farben. Auch die Theatertoilettegegenſtände ſind hier verwahrt: rothe und weiße Schminke, Pomade, Kämme, Haarnadeln, eine Schachtel voll Magneſia zum Pudern und die nothwendige Pfote eines verſtorbenen Haſen, um die weiße Schminke auf dem Geſicht gleichmäßig zu vertheilen.

Es mag ungefähr fünf Uhr ſein, und der letzte Wagen, den wir begleitet, hat mit ſeinem Inhalte das weibliche Balletperſonal vollſtändig zuſammengebracht. In den drei Zimmern befinden ſich vielleicht vierundzwanzig junge Mädchen, die lachend und plaudernd durcheinander rennen, ſich ihrer Mäntel und Halstücher entledigen, ihre verſchiedenen Anzüge ordnen und nun mit Hülfe der Ankleiderinnen daran gehen, ſich von unten herauf anzuziehen. Sonderbar iſt es, daß die Geſpräche, namentlich aber Scherzen und Lachen, ſo lange nicht zum rechten Durchbruch kommen wollen, bis die Kleider und Unterröcke den Tricots und enganliegenden Leibchen nicht Platz gemacht haben. Iſt aber erſt die ganze leichtfüßige Schaar unten vollſtändig gerüſtet und bis zur Taille mit den enganliegenden Tricots verſehen, ſo ſcheint ein anderer Geiſt in ſie gefahren zu ſein, und Späſſe, eigenthümliche Attitüden und unausſprechliche Pas wechſeln ſo drollig ab und werden mit ſo ſchallendem Gelächter begleitet, daß ſich oftmals die Oberanzieherin veranlaßt ſieht, die Hauptſchuldigen durch ihre Brille feſt anzuſehen und ernſtlich um Aufhören des Spektakels zu erſuchen. Hierauf wird aber das leiſe Gekicher und die anſcheinend harmloſen Späſſe doppelt eifrig fortgeſetzt. Ein lauter Schrei erhebt ſich dazwiſchen, denn es wurde heftig an eine der Thüren geklopft; es iſt Mon-

sieur Fritz, der Theaterfriseur, der sich von außen erkundigt, ob er eintreten dürfe. Alsbald setzen sich die Damen des ersten Zimmers durch umgeworfene Mantillen oder Tücher, sowie durch Tanzröcke, die provisorisch über den Schooß gelegt werden, in gehörige Verfassung, um den eintretenden jungen unglücklichen Mann gehörig empfangen zu können; was übrigens nicht ohne einiges Gekreisch abgeht. Wir sagen: unglücklichen jungen Mann, und zwar aus doppelten Gründen, denn einmal ist es keine Kleinigkeit, vierundzwanzig junge Mädchen zur Zufriedenheit zu frisiren, und anderentheils hat Monsieur Fritz den Versuch gemacht, gegen die eine oder die andere der hübschen Tänzerinnen gelegentlich zu avanciren, was ihm nun bei jeder Veranlassung auf's Schonungsloseste vorgehalten wird.

Der Theaterfriseur und Schneider werden seltsamer Weise von den Tänzerinnen meistens für Wesen gehalten, welche der Liebe unfähig sind, für geschlechtslose Geschöpfe; und es ist eigentlich sehr gut, daß diese Ansicht besteht, denn sonst wäre des Zierens und Genirens kein Ende.

Monsieur Fritz ist also eingetreten; die Thüre zum zweiten Zimmer wird geschlossen, weil man dort noch nicht so weit angezogen ist, und das Frisiren nimmt unter Scherzen und Lachen seinen Anfang.

Aber man muß nicht glauben, daß Alle in diesen lustigen Ton mit einstimmen, daß es Allen gleichgültig ist, wenn die umgeworfene Mantille zufällig von den Schultern herabrutscht, wenn der Friseur das Haar lockt oder ein Diadem aufsetzt. Nein, diese Stunde des Anziehens und später des Heraustretens vor die Lampen, vor das versammelte Publikum, sind für manche dieser armen Mädchen Stunden der bittersten Qual, ja tiefen Herzeleids. Man wird sagen: warum brauchen sie Tänzerinnen zu bleiben? Sie sind es ja aus freiem Willen geworden. — Doch ist diese Ansicht eine vollkommen falsche; ihr Wille wurde und wird nicht gefragt. Da ist eine Mutter in dürftigen Verhältnissen, die hat zwei kleine

hübſche Mädchen; da ſie aber für das tägliche Brod zu Haus arbeiten muß und keine Magd anſchaffen kann, um ihre armen Kinder, wie ſo viele Reiche und Glückliche, zu beaufſichtigen und zu verpflegen, ſo betrachtet ſie die Balletſchule als eine gute Gelegenheit, die Kinder zu verſorgen und bedenkt nicht, wie theuer dieſelben dieſer erſte Schritt meiſtens zu ſtehen kommt. Die kleinen Mädchen werden unterſucht, ob ſie gerade Glieder haben, auch hübſche Augen und geſunde Zähne, und dann werden ſie eingeſchrieben zu einem äußerlich oft glänzenden, aber innerlich meiſtens erbärmlichen Leben. Anfangs betrachtet man Alles mit dem glücklichen Leichtſinn der Jugend; die kleinen Weſen freuen ſich, wenn ſie in den engen Tricots mit einem goldenen Gürtel hinaus dürfen, und ahnen nicht, daß all' dieſes glänzende Schmuckwerk goldene Ketten ſind, die ſie zu Sclavinnen machen und an ein bewegtes, ja wildes Leben feſſeln. Dies Bewußtſein kommt erſt nach einigen Jahren und meiſtens wenn es zu ſpät iſt, wenn die Tänzerin nichts Anderes gelernt hat und allein auf den Balletſaal und die Bühne angewieſen iſt, um von der geringen Gage ſich und oft noch Eltern und Geſchwiſter zu erhalten.

Es iſt dies ein Leben, in vielen Fällen ſchlimmer als das einer wirklichen Sclavin; iſt dieſe traurig, iſt ihr Herz von Kummer und Schmerz zerriſſen, ſo iſt es doch ihrem Herrn gleichgültig, ob ſie die Lippen zuſammenbeißt, ob eine Thräne über ihre Wange herabträufelt; aber die Tänzerin muß lachen, muß vor den Lampen eine Glückſeligkeit heucheln, wenn auch ihr Herz darüber brechen möchte. — Es iſt wahr, eine Sclavin wird wie eine Waare unterſucht, ihre Geſtalt, ihr Wuchs, ihre Augen, ihre Zähne, aber das geſchieht nur einige Mal in ihrem Leben; die Tänzerin dagegen muß ſich allabendlich von dem geſammten Publikum unterſuchen laſſen: jedes Glas richtet ſich ſcharf auf ſie und jedes Auge prüft genau die Formen ihres Körpers, um dem Nachbar ſagen zu können:

„sie ist schöner geworden, sie blüht auf," oder: „sie nimmt ab, es geht zu Ende mit ihr." —

Und das setzt sich auch hinter den Coulissen fort und spielt in's gewöhnliche Leben hinüber. Wem es nur irgend möglich ist und wer hiezu ein Recht zu haben glaubt, macht sich ein Vergnügen daraus, zu untersuchen, ob eine Tänzerin fest geschnürt sei, und jeder Geck glaubt eine Verpflichtung zu haben, diesem armen Mädchen nachzulaufen, eben weil es eine Tänzerin ist. — — Und dabei hat sie nicht einmal das Mitleid ihres Geschlechtes für sich. Was ist eine Tänzerin? — Ein Geschöpf, über welches die Nase zu rümpfen man berechtigt ist, der es ja ein Vergnügen macht, sich so und so vor dem Publikum zu präsentiren. — Nein, ihr Damen vom ersten und zweiten Rang, es macht ihnen in den meisten Fällen kein Vergnügen, und es ist nur ein Beweis, daß es auch bei uns Sclaven und freie Menschen gibt, ein Beweis, auf welch' traurige Weise auch bei uns die Glücksgüter vertheilt sind; denn wenn immer nach der Reinheit der Gesinnung und den Gefühlen des Anstandes die Stellen des gesellschaftlichen Lebens vertheilt wären, so säße manche Tänzerin in eurer Loge, nachlässig zurückgelehnt mit verächtlich zugedrücktem Auge, und Manche von euch zeigte sich da unten dem lachenden Publikum. Das heißt, wenn an ihr irgend etwas zu zeigen ist. — — — —

Im dritten Zimmer ist dasselbe Treiben, dieselbe Geschäftigkeit wie in den beiden anderen. Hieher entlud sich der Inhalt des letzten Wagens, den wir begleitet, und da diese Tänzerinnen später kamen als ihre Colleginnen, so ist man hier auch noch weiter im Anzuge zurück. Doch ist jede Tänzerin eifrig beschäftigt; die Ankleiderinnen helfen ihnen angelegentlichst und bald schält sich aus dem Chaos von Tricots, Weißzeug, gestickten Kleidern, falschen Blumen und dergleichen mehr etwas Solides und Fertiges heraus, und das stellt sich nun vor die Spiegel, probirt vorläufig die neue Frisur, schminkt sich nach der Lancasterschen Methode, oder läßt

ſich von einer der Schneiderinnen noch hie und da etwas am Anzuge ändern.

Vor einen der Spiegel tritt gerade eine als Nymphe des Waldes gekleidete Tänzerin; fleiſchfarbene Tricots ſind oben mit einem äußerſt kurzen Rock bedeckt, der Oberkörper ſteckt in einem Leibchen von hellgrünem Atlas, das bei jeder Bewegung des Körpers kracht und ſich dehnt. Neben ihr auf einem Stuhl ſitzt eine andere Tänzerin, die Arme über einander geſchlagen, die Füße weit von ſich abgeſtreckt, ſo daß der Tanzrock mehr als eine Spanne über dem Knie bleibt. Beide ſind ſehr ſchöne Mädchen; die vor dem Spiegel hat dunkle Haare, blitzende Augen und iſt tadellos gewachſen. Die Andere, eine Blondine, hat ein ſanftes Geſicht und ruhige, weniger leidenſchaftliche Bewegungen.

„Haſt du bemerkt," ſagte Letztere, „daß die Marie dort in der Ecke wieder eine Thräne um die andere fallen läßt? Warum nimmt das Mädchen auch keine Vernunft an!"

„Wird ſchon kommen," erwiderte die vor dem Spiegel, indem ſie ſich übermäßig ſtark zurückbog, um zu ſehen, ob die Verbindung zwiſchen Rock und Leibchen nichts zu wünſchen übrig ließe. „Wem iſt es am Ende nicht ſo ergangen? Wer von uns hat ein Verhältniß ganz vollkommen nach ſeiner Neigung anfangen können?"

„Ich," verſetzte die Blonde; „und deßhalb dauert mich die Marie."

„Nun, du haſt was Rechtes," entgegnete die Andere lachend und hob mit einem gelinden Ausdruck der Verachtung ihre Oberlippe, während ſie mit den Händen ihre Hüfte umſpannte und ſich ſelbſtzufrieden in dem Spiegel beſah.

„Aber er wird mich heirathen," fuhr die Blonde fort.

„Und dann biſt du fertig! Nein, nein, Eliſe, da macht's unſereins ganz anders. Und wenn die Marie nun einmal nicht will, wer kann ſie zwingen?"

„Du weißt, daß ſie keine Eltern mehr hat und bei ihrer Tante wohnt."

„Bei dem Drachen am Kanal! Oeffentlich hat ſie Aepfel feil und verkauft Singvögel; was ſie aber im Geheimen treibt, wiſſen wir. — Pfui Teufel! Nun, zwingen ſoll ſie ſich nicht laſſen; man muß mit ihr ſprechen."

„Thu' das, Thereſe," ſagte die Blondine. „Du weißt, die Marie iſt ein gutes Geſchöpf, ruhig und ſanft, ſie iſt keines großen Widerſtandes fähig, und eine intime Freundin hat ſie auch nicht."

„Man muß mit ihr ſprechen," wiederholte ſtolz Thereſe. „Laß mich nur machen." Mit dieſen Worten trat ſie noch einmal feſt vor den Spiegel hin, hob den Kopf hochmüthig in die Höhe, beſah ſich rechts und links, griff nochmals ſich lang ſtreckend um ihre Taille und wandte ſich dann höchlich zufrieden mit einer halben Pirouette vom Spiegel, worauf ſie ſtolz wie eine Kaiſerin nach der vorhin angedeuteten Ecke ſchritt.

Hier war der unvortheilhafteſte Platz des ganzen Gemaches; er war neben einem Fenſter, wo wenig Licht hinfiel und ſich nur ein kleiner Wandſchrank befand. Hier mußten ſich die Jüngſten begnügen, bis ſie endlich älter und erfahrener wurden und durch den Abgang einer Collegin oder durch irgend eine Protection an einen beſſern Platz vorrückten.

Die zwei Mädchen, die ſich hier angezogen, waren beide jung, beide ſchön, ſie hatten beide dunkles Haar und dunkle Augen, und waren doch unendlich von einander verſchieden.

Wir kennen Beide bereits; von der Einen ſprachen eben die beiden Tänzerinnen an dem großen Spiegel; die Andere war Mamſell Clara, welche zuletzt in den Wagen geſtiegen.

Die Erſtere war ein Bild der Friſche und Ueppigkeit, dabei hatte ſie eine gute Taille, ſtarke Arme, ein rundes, blühendes Geſicht, und die Röthe ihrer Wangen drang ſo ſtark hervor, daß ſie mit keiner anderen Schminke zu bewältigen war; von Rothanflegen war gar keine Rede, und ſchon nach den erſten Schritten des Tan-

zes glühte sie so, daß man ihr vorwarf, sie sei ungeschickt und übermäßig geschminkt. Ihre Augen waren dunkel und glänzend, der Gesichtsausdruck aber nicht sehr geistvoll; Hände und Füße ließen auch etwas zu wünschen übrig, woher es denn auch wohl kam, daß es ihr schwer wurde, eine graziöse Stellung anzunehmen, und sie, obgleich wie gesagt ein sehr schönes Mädchen, doch nie in die ersten Reihen gestellt wurde.

Clara war von einer mittleren Größe und mit einer Zierlichkeit und Eleganz gewachsen, die Jedermann in Erstaunen setzte. Dabei hatte sie den kleinsten Fuß, die kleinste Hand; und ihre Taille, nicht unverhältnißmäßig schmal, stand zu dem langen und vollen Oberkörper in so richtigem Verhältniß, daß das schärfste Kennerauge in diesem Körper nur die vollkommenste Harmonie entdecken mußte. Auch Hals und Kopf paßten vortrefflich zu dem Ganzen; ihr Gesicht war lang, doch nicht schmal, die Farbe desselben etwas blaß; dabei hatte sie große Augen und zwischen frischen Lippen glänzend weiße Zähne. Ihr fast schwarzes Haar war wegen seiner Fülle der Kummer des Friseurs; denn Monsieur Fritz war, wie er sagte, nicht im Stande, irgend eine correcte Frisur damit herzustellen. Wenn wir dabei versichern, daß dieses Mädchen mit einer außerordentlichen natürlichen Grazie begabt war, daß keine ihrer Bewegungen etwas Eckiges hatte, daß ihr Körper und ihre Füße schmiegsam und biegsam wie bei keiner Anderen waren, daß sie den größten Pas mit Leichtigkeit lernte und nach dem ersten Jahr vor allen ihren Colleginnen während des Tanzes auffallend hervortrat, so wird man sich wundern, weßhalb sie bei dem Corps de Ballet blieb und nicht zur Solotänzerin ausgebildet wurde. Doch hatte das seine guten Gründe, und Clara, die, wie wir später sehen werden, fast schutzlos in der Welt stand, dagegen viel Schutz zu verleihen hatte, fand nicht die Zeit, täglich die langwierigen Exercitien zu machen, die nothwendig sind, wenn man es in der Tanzkunst zu Etwas bringen will. Dabei fürchtete sie sich auch vor dem ersten Tänzer, der

ſich ihr anfänglich auffallend genähert hatte, dem ſie aber mit ihrem richtigen Gefühl ſchaudernd auswich. Ueberhaupt konnte ſie ſich nie mit dem wilden Treiben vieler der anderen Tänzerinnen befreunden und nahm deßhalb eine iſolirte Stellung ein, die häufig Veranlaſſung war, daß ſie Spott und Neckereien aller Art ertragen mußte. Mamſell Marie war die Einzige, welche mit großer Anhänglichkeit an Clara hing, ſie wahrhaft verehrte und faſt unterthänig gegen ſie war, wie gegen eine Gebieterin.

Die beiden Mädchen waren ſtillſchweigend übereingekommen, Monſieur Fritz ſo wenig als möglich in Anſpruch zu nehmen, und da ſie ſich ſchon ſeit längerer Zeit ſo gegenſeitig bedienten und, namentlich Clara, eine große Fertigkeit erlangt hatten, ſo wurde es ihnen nicht ſchwer, ſich gegenſeitig die kunſtvollſten und ſchwierigſten Friſuren zu machen. Dadurch waren ſie meiſtens vor allen Uebrigen fertig; ſo auch heute, und als in allen Zimmern und vor allen Schränken noch große Bewegung herrſchte, hatten ſie ihre gewöhnlichen Kleider ſchon aufgeräumt und beſchäftigten ſich, völlig angezogen, mit etwas Anderem.

Dieſe Beſchäftigung war aber ſehr verſchiedener Art: Clara hatte ſich vor ihr Schränkchen geſetzt, das zweite Paketchen ihrer Näherei geöffnet und fing an zu arbeiten, während Marie an dem Fenſter lehnte und mit gefalteten Händen in die dunkle Nacht hinausſah. Uebereinſtimmend aber waren die Geſichtszüge beider Mädchen; auf beiden lag ein tiefer Schmerz und die etwas gerötheten Augen zeigten Spuren von häufigem Weinen. Clara hatte ſtark Roth auftragen müſſen, um die durchdringende Bläſſe ihres Geſichts zu bewältigen. Weßhalb die am Fenſter geweint, haben wir bereits erfahren, und wenn wir einen Blick auf die Arbeit der Anderen werfen, ſind wir auch hier über die Urſache des Schmerzes nicht mehr im Zweifel: Clara nähte an einem Kinderkleidchen, und war eben im Begriff, daſſelbe mit ſchwarzen Schleifen zu beſetzen.

ein Verhältniß, welches durch die unbefugte Dazwiſchenkunft einer jungen Putzmacherin getrübt wurde —

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Die Kanzleiräthin wollte eines Abends beim Nachhauſegehen etwas Ungebührliches bemerkt haben, und obgleich der Referendär die feierlichſten Schwüre für ſeine Unſchuld ablegte, ſo war alles umſonſt. Es brachen bei dieſer Geſchichte nun freilich keine Herzen, indeſſen löste ſich das Verhältniß zwiſchen dem Referendär und der jungen Dame, und es war ihnen ferner nur geſtattet, in der Kirche oder im Tanzſaal aus der Entfernung zu ſchmachten. Dieſe beiden Perſonen zuſammen zum Herbſt einzuladen, war offenbar ein verwegenes Unternehmen; aber der junge Herr Wetterſtuck wollte ſeinen Freund nicht opfern, die kanzleiräthliche Schweſter dagegen mußte eingeladen werden, und ſo beſchloß man der Sache ihren Lauf zu laſſen.

So kam der große Tag heran. Alle, ſogar der Oberregierungsrath, hatten die Einladung angenommen; der Kanzleirath beurlaubte ſogar den Sekretär für den ganzen Tag und dieſer begab ſich entzückt ſchon in aller Frühe nach Wetterſtucksruh, um die nöthigen Anordnungen zu treffen. Neben dem Tannengebüſch in der Anlage wurde ein Tiſch aufgeſchlagen und mit einem weißen Tiſchtuch bedeckt, und vor dem Hügel am Abhang des Berges ein zweiter Tiſch, erſterer für Speiſen und Getränke beſtimmt, letzterer für die Herren Schützen zum Laden ihrer Musketen und Piſtolen. Sogar ein kleines Lattengerüſt, um Raketen abzubrennen, wurde nicht vergeſſen. Gegen zehn Uhr erſchienen Madame Wetterſtuck und Tochter, und die beiden Damen, ſowie die Magd des Hauſes, erlagen faſt unter der Laſt der Speiſen und Getränke, welche ſie hinaufſchleppten. Bald prangte die Tafel mit Allem, was zu einem ſoliden Herbſt gehört: da war Butter und Käſe, kaltes Fleiſch, weißer und rother Wein, Moſt, Kuchen und ſonſtiges Backwerk, ſogar Cigarren. Auf dem Hügel ſtand ein kleiner Böller, den der junge Wetterſtuck eigenhändig bediente. —

Es war ein klarer freundlicher Herbſttag, und gegen zwei Uhr erſchienen die Eingeladenen; zuerſt der Oberregierungsrath, eine kleine Figur mit bedeutendem Bauch und ſehr dünnen Beinen. Der Mann trug einen kleinen Frack, der unmöglich zuſammengeknöpft werden

In dieſem Augenblick kam Mamſell Thereſe von ihrem Spiegel und trat mit erhobenem Kopfe vor die Beiden hin. „So, ihr ſeid ſchon fertig?“ ſagte ſie. „Und Clara iſt ſchon wieder am Arbeiten? — Was machſt du denn da?“

„Mir iſt heute Nacht meine kleine Schweſter geſtorben,“ antwortete das Mädchen. Und als ſie ihren Kopf aufhob, um die Tänzerin anzuſchauen, ſtanden ihre großen Augen voll Thränen.

„So, ſo,“ entgegnete Thereſe mitleidig, „deine arme kleine Schweſter iſt geſtorben? Ei, ich habe nichts davon gewußt. Und da machſt du ihr das letzte Kleidchen?“

Clara nickte ſtillſchweigend mit dem Kopfe.

„Wie alt war denn das Kind?“

„Sie war zwei Jahre — aber ſo lieb — ſo lieb —“

„Nun ihr iſt wohl,“ verſetzte die Andere; „aber es thut mir leid für dich, du haſt das Kind gewiß ſehr gern gehabt.“

„Wie ihr eigenes,“ ſagte Marie am Fenſter; und unter dem Dunkel des Vorhanges glänzten ihre feuchten Augen hervor.

Einige andere Tänzerinnen in der Nähe, namentlich die blonde Eliſe, welche ihrer Freundin gefolgt war, hatten dieſe Unterredung theilweiſe gehört und traten nun mitleidsvoll näher. Bald war Clara von allen Damen umringt, die ſich im Zimmer befanden, und es war ein eigener Anblick, wie die vorhin noch ſo lachenden Geſichter der jungen luſtigen Tänzerinnen auf das dürftige Todtenhemdchen niederſchauten. Um daſſelbe herum ſtand nun ſo plötzlich ein lautloſer Kreis, glänzend in Spitzen, Atlas, Silberſtoffen und falſchen Brillanten. Dabei contraſtirte die Stille hier im Zimmer auffallend mit dem Lärmen in den andern; dort wurde geplaudert, gelacht, auch wohl ein luſtiges Lied geſungen, und zwiſchen hinein knatterten die Caſtagnetten und hörte man hin und wieder das taktmäßige Auftreten der Füße, wenn die Eine oder die Andere irgend einen Pas verſuchte.

„Aber warum nähſt du ſchwarze Schleifen auf das Kleid?“

fragte nach einer längeren Pause Thereſe, indem ſie ſich niederbeugte und das Kleidchen mit der Hand berührte. „Man nimmt ja gewöhnlich Roſaband; auch ſind die hier von Baumwollenzeug.“

Clara blickte in die Höhe und verſuchte zu lächeln, aber es wollte ihr nicht recht gelingen. „Schwarz iſt ja die Farbe der Trauer,“ ſagte ſie, „und dann hatte ich dieſe Bänder ſchon; Roth iſt ſo theuer.“

„Du haſt ſie von einem Kleid heruntergetrennt,“ fuhr die Andere fort, nachdem ſie genauer hingeſehen. — „Ich will das nicht leiden.“ Dabei richtete ſie ſich ſtolz in die Höhe. „Dein Schweſterchen ſoll nichts Schlechteres haben, als die anderen Kinder. — Allons!“ wandte ſie ſich an die Andern, „ſucht rothes Atlasband zuſammen, aber eilt euch. — Wie viel Schleifen brauchſt du ungefähr?“

„Laß nur gut ſein, Thereſe,“ bat Clara, „meine Liebe zu dem armen Kind iſt nicht geringer, wenn ich auch ſchwarze Schleifen hinnähe.“

„Aber es muß einmal ſo ſein,“ entgegnete Thereſe eigenſinnig, „du haſt ja kaum mit deinem ſchwarzen Band angefangen. Macht, daß wir rothe Schleifen bekommen!“

Schon auf den erſten Ruf hin waren mehrere der Tänzerinnen zu ihren Schränken geeilt, und eine brachte das Verlangte herbei.

Thereſe durchſchritt alle Zimmer und rief nach rothem Atlasband.

„Wozu?“ fragten mehrere Stimmen. „Zu welchem Zweck?“

Und kaum hatte die Tänzerin erklärt, um was es ſich handle, ſo wurden bereitwillig Schränke und Schachteln geöffnet, und jede der glänzenden Nymphen, der ſtrahlenden Göttinnen und edlen Ritterfräuleins beeilte ſich, ihre rothe Schleife zu bringen, ſo daß Clara kaum mit dem Annähen fertig werden konnte.

Wie wohl that ihr übrigens dieſe Theilnahme, und wie erfreut

war sie, als nun das Kleidchen fertig war und nicht mehr so düster in Schwarz und Weiß aussah, sondern freundlich und rosig, wie es für das liebliche Gesichtchen des verstorbenen Kindes paßte.

„Wann wird dein Schwesterchen begraben?" fragte die blonde Tänzerin, die jetzt in den Kreis trat, in ihrer Hand einen kleinen Kranz haltend von künstlichen Orangenblüthen, fast ihr einziges und bestes Eigenthum, das sie aber gerne hingab, um das Köpfchen der Verstorbenen damit zu zieren. „Wann wird es begraben?" wiederholte sie. „Denn es versteht sich von selbst, daß wir Alle mitgehen."

„Natürlich," sagte Therese; „da wird gewiß keine fehlen. Und an Blumen bringen wir mit, was wir auftreiben können; die jetzt gewachsenen und blühenden sind freilich theuer, aber es thut nichts, sollte es auch ein gemachter Strauß sein. Es hat die gleiche Wirkung, wenn es nur vom Herzen kommt."

„Es soll mich freuen," erwiderte Clara, „wenn ihr auf den Kirchhof kommen wollt; das Begräbniß ist übermorgen um zehn Uhr."

„Verlaß' dich darauf, es fehlt keine," versetzte Therese bestimmt. Und damit nahm sie das fertig gewordene Kleidchen in die Höhe, und Alle betrachteten die wohlgelungene Arbeit.

In diesem Augenblicke ertönte eine Klingel dreimal und heftig; es war das Zeichen für die Tänzerinnen, auf die Bühne zu kommen, weßhalb die Schränke eilfertig zugeschlossen wurden. Jede trat noch einen Augenblick vor den Spiegel, streckte den Oberkörper so weit als möglich in die Höhe, zog den Tanzrock herab, betrachtete prüfend die Schuhe, ob nirgendwo ein Fehler zu entdecken sei, und darauf flatterte die leichte Schaar die Treppen hinab und rauschte auf die Bühne, wie ein anderes wildes Heer.

Drittes Kapitel.

Sklavinnen.

Wie meistens vor einem größeren Ballet ein kleines Lustspiel gegeben wird, so auch am heutigen Abend. Es geschieht das, um den ersten Hunger des Publikums zu stillen, um den Zuspätkommenden genügende Zeit zu lassen, ihre Plätze einzunehmen, und um Alle, oftmals durch einige Langeweile, empfänglicher zu machen für den nun folgenden Spektakel, für Dekorationen, Costüme, Tänzer und Tänzerinnen. Hiezu wird meistens ein harmloses Lustspiel gewählt, an dem man nicht viel verliert, wenn man auch erst in der Mitte desselben in's Theater kommt; es hat gewöhnlich eine einfache Dekoration, damit man hinten genugsam Platz hat für die Zurüstungen, sowie eine Stelle, wo sich das Corps de Ballet aufhält und wo die Solotänzerinnen die verzweifeltsten Anstrengungen machen, damit ihre Glieder nachher im höchsten Glanze der Gelenkigkeit erscheinen.

Es ist heute Abend ein Ballet in vier Aufzügen, zwölf Tableaux, mit viel Tyrannei, viel Liebesschmerz und ungeheurem Gefühl. Eine Scene, wo viel des Letzteren vorkommt, muß als sehr schwierig noch probirt werden. Der Herzog, ein gutmüthiger Kerl, — so scheint er wenigstens im ersten Aufzug, obgleich der emporgewichste Schnurrbart und der lange drohende Knebelbart deutliche Vorzeichen sind, daß später einiges Zähneknirschen und Augenverdrehen stattfinden wird, — der Herzog also kommt, wie es in Balleten meistens der Fall ist, unglücklicher Weise in dem Augenblick zu seiner Braut, wo deren eigentlicher Liebhaber, der junge Ritter Astolfo, ebenfalls bei ihr ist. Das gibt eine furchtbare Scene; der Herzog bleibt wie angewurzelt stehen und gleitet dann mit einem fürchterlichen Blick, fast ohne die Füße zu bewegen,

bis auf die andere Seite der Bühne. Ritter Astolfo zieht sein Schwert; einige zwanzig Tänzerinnen, die Begleitung der Braut, schaudern im Chor, die Cavaliere des Herzogs schlagen ein pantomimisches Hohngelächter auf, und die Braut reißt sich endlich aus ihrer Erstarrung in die Höhe, faßt ihren verzweifelnden Liebhaber an der Hand und tanzt vor den Augen des erstaunten Herzogs ein Pas de deux, worin sie ihm deutlich zu verstehen gibt, hier, Astolfo, sei ihr Jugendfreund und schon seit erster Kindheit von ihr geliebt worden, sie könne und werde ihn nie verlassen, sie scheere sich den Henker um den Herzog und sein ganzes Reich, und werde eher sterben, als ihm angehören.

Diese Scene wurde, wie gesagt, nochmals in der Geschwindigkeit durchgemacht, worauf der erste Tänzer in Abwesenheit des Balletmeisters das Corps de Ballet eine kleine Revue passiren ließ. Er schaute nach, ob die Frisuren übereinstimmend mit der Vorschrift waren, ob die Schuhe in gutem Zustande, ob die Tricots fest und sorgfältig angezogen seien. Die meisten der jungen Damen ließen sich diese Untersuchung lachend gefallen, namentlich wenn der Tänzer, ein hagerer junger Mann mit sehr lebhaften Augen, gerade nicht in's Detail einging. Andere, um geschwind fertig zu sein, drehten sich vor seinen Augen lachend mit einer Pirouette, um sich von allen Seiten zu präsentiren und machten darauf ein übermäßiges Battiment, um so Tricots und Schuhe im besten Glanz vorzuzeigen und sprangen dann in die Coulisse zurück. Einige der Tänzerinnen beantworteten die Aufforderung ihres Collegen, näher zu treten, mit einem unbeschreiblichen Blick, drehten ihm ganz einfach den Rücken, oder ließen sich auch, die Hände auf den Hüften, nicht im Mindesten in ihrer Unterhaltung stören.

„Wo ist Mamsell Clara?“ rief der Tänzer, nachdem er das Mädchen vergebens gesucht, obgleich sie nicht weit von ihm hinter einem gemalten Baume stand. — „Wo ist Demoiselle Clara?“

wiederholte er mit lauter Stimme. „Ich muß sie bitten, augenblicklich vorzutreten."

Diesem zweiten Ruf mußte Folge geleistet werden, und das Mädchen trat, obgleich widerstrebend, auf die halbdunkle Bühne, in deren Mitte der lange Tänzer allein stand.

„Es ist doch sonderbar," sagte er mit einem häßlichen Lächeln, „daß man Sie immer zweimal rufen muß. — Es wäre wahrhaftig für Ihr Fortkommen besser," setzte er leise hinzu, „wenn Sie meinen Aufforderungen gleich auf das erste Mal Gehör gäben."

„Was wollen Sie von mir?" fragte die Tänzerin mit unsicherer Stimme.

„O, für jetzt nicht viel," entgegnete ihr College. „Sie tanzen in der vordersten Reihe, Sie tanzen zu sechs mit mir, ich möchte nach Ihrem Anzuge sehen; dann könnten wir auch geschwind die letzte Stellung probiren."

„Mein Anzug ist in Ordnung," versetzte das Mädchen, indem es einen Schritt zurücktrat.

„Ihre Schuhe nicht zu weit?"

„Ein wenig; aber ich habe sie eingenäht."

„Ihre Tricots fest angezogen? Ich will keine Falten bemerken. — Lassen Sie sehen."

Das Mädchen rührte sich nicht. Doch wenn es auf der Bühne nicht so dunkel gewesen wäre, hätte man deutlich bemerken können, wie selbst unter der Schminke eine glühende Röthe ihr Gesicht überfuhr.

„Seien Sie nicht kindisch," sagte der Tänzer, „und lassen Sie sehen. Sie wissen, Clara, daß ich mit mir nicht spassen lasse, und daß Sie auf eine Zulage nächsten Monat durchaus nicht zu rechnen haben, wenn ich Sie immerwährend wegen Ungehorsams und Widersetzlichkeit anzeigen muß. — Nun!"

Das arme Mädchen knitterte mit der rechten Hand ihren seidenen Tanzrock zu tausend Falten zusammen, dann erhob sie ihn ein paar Zoll hoch, so daß ihr Knie sichtbar wurde.

Der Tänzer wollte sich genauer überzeugen, doch trat Demoiselle Clara abermals einen Schritt zurück.

„Sie sind ein kindisches Mädchen," sprach der Vorgesetzte: „Sie werden noch viel lernen müssen oder Sie bringen es zu gar nichts. — Sind Sie nicht zu fest geschnürt?"

„Ich schnüre mich nie fest," entgegnete Clara kurz abgebrochen und wollte sich entfernen.

Der erste Tänzer aber faßte ihren Arm und hielt sie fest. „Ich glaube," sagte er mit leiser Stimme, „die Schneiderinnen behandeln Sie mit gar keiner Aufmerksamkeit; für Ihre unvergleichliche Taille findet sich gar nichts Passendes in der Garderobe; man müßte Ihnen eigentlich immer neue Sachen machen. Und wenn Sie wollen, Clara —"

Das Mädchen versuchte ihre Hand zwischen den feuchten Fingern des dürren Tänzers hervorzuziehen; es durchschauerte sie eisig. Doch hielt er sie fest.

„Es scheint mir," fuhr er stockend fort, während er sich auf sie herabbeugte, die „Garderobière will Ihnen nicht wohl; sie gibt Ihnen immer alte zu stark wattirte Leibchen. — Ah! ich muß das untersuchen! — —"

Doch wurde dem diensteifrigen Collegen zum Glücke des jungen Mädchens für jetzt keine Zeit zu dieser Untersuchung gelassen, denn als er sie beginnen wollte, kamen aus der Seitenconlisse zwei der Tänzerinnen in einem so rasenden Walzer dahergeflogen, daß sie kein Hinderniß beachten konnten und mit solcher Gewalt gegen den ersten Tänzer anprallten, daß dieser weithin auf die Bühne flog und nur durch eine Säule, die er krampfhaft ergriff, vor einem gänzlichen Falle errettet wurde.

Clara, die hocherfreut aber erstaunt war, sich so plötzlich befreit zu sehen, fühlte sich von den beiden Colleginnen ergriffen und mußte den tollen Wirbel mitmachen, der in einem weiten Bogen

über die Bühne ging und nicht eher endigte, bis alle Drei wieder hinter den Coulissen angekommen waren. Dort hielt die Eine, die Kräftigste von Allen, — es war Demoiselle Thereſe, — das Terzett mit einem plötzlichen Rucke feſt, löste ihre Arme aus denen der beiden Anderen und ließ ſich laut lachend auf eine gepolſterte Raſenbank niederfallen. Clara ſchöpfte einen Augenblick tief Athem, dann ſagte ſie: „Wie danke ich dir, Thereſe; du haſt mir da aus einer ſehr unangenehmen und ſchmerzlichen Scene weggeholfen.“

„Die aber morgen wiederkehren wird, mein Schatz,“ lachte die Andere.

„O mein Gott, ich weiß das; aber was kann ich dagegen thun? Ich, ohne Schutz, hülflos und allein daſtehend!“

„Dagegen kannſt du zweierlei thun,“ entgegnete Demoiſelle Thereſe, indem ſie ihren rechten Fuß auf das linke Knie hinaufzog, um ihren Schuh anzuſehen, ob er bei dem raſchen Walzer keinen Schaden genommen. „Wie ich geſagt habe, zweierlei, entweder du läßt dir die Narrheiten gefallen, du läßt dem lächerlichen Kerl ſeine Grille —“

„Nie! nie!“ rief Clara entrüſtet.

„Nun wohl,“ ſagte gleichmüthig die Andere, „ſo ſchaffſt du dir einen Liebhaber an, der unſerm erſten und zweiten Tänzer und allen Denen, die das Recht zu haben glauben, deine Taille unterſuchen zu dürfen, an einem ſchönen Morgen zwei Worte ſagt, ungefähr das Inhalts: „Mein lieber Freund! Wenn Sie ſich nochmals unterſtehen, der Demoiſelle Clara mit der Spitze Ihres Fingers zu nahe zu kommen, ſo mache ich mir dagegen das Privatvergnügen, Sie dreimal nacheinander auszuziſchen zu laſſen.“

„Oder,“ ſetzte die blonde Tänzerin, welche die Dritte im Bunde geweſen war, hinzu, „dein Liebhaber macht ſich das Vergnügen, Abends in einer dunklen Straße dem erſten Tänzer oder ſonſt Jemand ein paar freundliche Worte zu ſagen.“

„Darnach der Liebhaber iſt,“ antwortete Thereſe mit etwas

verächtlichem Tone, „kann das auch geschehen; doch ist es nicht sehr nobel.“

„Aber ich will keinen Liebhaber,“ versetzte schüchtern das junge Mädchen, dem diese Rathschläge gegeben wurden. „O mein Gott, ich bin eine Tänzerin, das ist wahr, aber ich habe mich doch zu sonst nichts verkauft.“

„Aber verkauft hast du dich,“ entgegnete Demoiselle Therese, und umspannte mit ihren beiden Händen ihre schlanke Taille. „Verkauft haben wir uns Alle mit Leib und Seele.“

„Das wäre ja schrecklich!“ meinte die blonde Tänzerin. „Nein Therese, du übertreibst; ich habe mich nicht verkauft.“

„Du hast dich nicht verkauft?“ fragte Therese hochmüthig, indem sie sich stolz aufrichtete und ihre blitzenden Augen so fest auf die Kollegin richtete, daß diese die ihrigen scheu zu Boden niederschlug. „Wir sind hier unter uns, und ich für meine Person will mich wahrhaftig nicht besser machen als ich bin. Erinnerst du dich noch — es sind, jetzt drei Jahre, wir Beide waren damals Sechszehn alt — weißt du noch, Schatz, wie man dir eine Zulage versprochen und wie dich der Balletmeister da hinten in's blaue Zimmer bestellte, in das blaue Zimmer mit dem gelben Sopha? — Ja, mein Kind, du bekamst eine Zulage, das heißt, du erhieltest sie später, aber — sprechen wir nicht mehr davon. — Hat man dir noch keine Zulage versprochen, meine schöne Clara?“

„Nein, nein,“ entgegnete diese finster, „wenn man mir sie auch verspricht, so gehe ich doch nicht in's blaue Zimmer.“

„Das wird man dir schon sagen, mein Lieb,“ erwiderte finster lachend Therese. „Man bestellt dich und du kommst. Damit ist die Sache abgemacht.“

„Ich bin keine Sklavin,“ versetzte stolz die junge Tänzerin. Und dabei warf sie ihre Lippen auf und ihr Auge blitzte.

Therese lächelte still vor sich hin, dann blickte sie in die Höhe zu einem gemalten Palmbaume, der seine riesige Blätterkrone über

die drei Mädchen ausſtreckte und ſagte: „wir ſtehen gerade unter dem rechten Symbol; du meinſt, wir ſeien keine Sklavinnen, das heißt Sklavinnen, was die Leute ſo darunter verſtehen. Sklavinnen, die in jenen Ländern wohnen unter einem freundlich lachenden und ſonnigen Himmel, von Blumen umgeben und ſchönen Früchten, die nicht Kälte und Hunger kennen. Nein, du haſt Recht, ſolche Sklavinnen ſind wir nicht. — Aber unſere Sklaverei iſt viel härter, viel dauernder, viel grauſamer. Diejenigen, welche mit einem dunkeln Geſichte auf die Welt kommen, wiſſen ganz genau, daß einmal eine Abſtufung zwiſchen ihnen und ihren weißen Schweſtern beſteht; warum hat Gott die beiden Racen geſchaffen? Er hat wohl ſeine Gründe dazu gehabt. Aber wir, Sklavinnen durch Geburt und Verhältniſſe, obgleich unſer Geſicht nicht eine Idee dunkler iſt, als das der Anderen, die mit Verachtung auf uns herabſchauen — übrigens bin ich mit meinem Geſichte wohl zufrieden, — wir haben das volle Recht, unſeren Zuſtand bitterer zu empfinden, als jene Anderen. Und welch Herzeleid thut man ihnen, das uns nicht doppelt geſchieht?“

„Weil wir Tänzerinnen ſind,“ ſeufzte Clara mit gefalteten Händen.

„Nicht blos weil wir Tänzerinnen ſind,“ fuhr die Andere fort. Und bei jedem Worte, das ſie ſprach, blitzten ihre weißen Zähne. „Seht unter all' euren Bekannten nach der ganzen Claſſe, der wir angehören, alle wir, die wir keine Schuld daran haben, daß wir nicht vornehm geboren wurden, wir alle ſind Sklavinnen und haben ein härteres Loos als Jene, die wirklich ſo heißen.“

„Da iſt ein neues Buch geſchrieben worden,“ ſagte Clara; „habt Ihr davon geleſen? Mein Vater überſetzt es zu Hauſe für einen Buchhändler und ich leſe die Correcturbogen.“

„Freilich habe ich es geleſen,“ erwiderte die andere Tänzerin. „Und die Abſicht der Verfaſſerin iſt gewiß lobenswerth; aber lächerlich iſt es, wie man bei uns dafür ſchwärmt, wie man ſich an

kannte, und darunter eine große gelbe Weste, welche in ihrem bedeutenden Umfang weithin glänzte; dazu trug er sehr anliegende Beinkleider, und von weitem hatte die komische Figur die größte Aehnlichkeit mit einer gelben Bergamotbirne, die man auf zwei Schwefelhölzer gesteckt. Er erklomm rüstig den Berg und ein Kanzleidiener trug seine Büchse, sowie einen wohlgefüllten Jagdranzen. Bald nach ihm erschienen die beiden Regierungsräthe, im Aeußern sehr verschiedene Männer. Herr Krügle, ein langer dürrer Mann, ruhig und würdevoll bei jeder Bewegung, mit weißer Halsbinde und glattgeschorenem Gesicht, war sehr ernster Natur und durchaus kein Freund von Herbstspäßen, noch viel weniger von Schießen und Feuerwerk; seine Frau war unwohl und ließ sich entschuldigen. Neben ihm ging sein Kollege Schwämmle, ein lebhafter, heftiger Mann, kurz, breit und untersetzt; aber sein Kopf mit dem verwegenen Ausdruck, mit dem lebhaften herausfordernden Auge und dem großen Backenbart, hätte für eine große robuste Figur vortrefflich gepaßt; diesen Mangel an Körpergröße ersetzte der Mann dadurch, daß er sich bedeutend in die Brust warf und sehr lebhaft mit den Armen focht. Und wie er so daher kam mit dem wilden Gesichtsausdruck und laut sprechend, während zwei Pistolenhälse aus den Taschen hervorsahen, hätte man ihn für einen Räuberhauptmann halten können. Seine Frau war eine Dame, über die sich nicht viel sagen läßt. — Schwämmle begrüßte mit einem lauten Hurrah den Anblick von Wetterstucksruh und schoß zum Willkomm eine seiner Pistolen ab. Drauf kamen Kanzleirath und Kanzleiräthin; er ein kleiner, schmächtiger, unbedeutender Mann, sie eine große, imposante Figur. Er sah neben ihr aus, als führe sie ihren jüngsten Sohn, der im Wachsen etwas zurückgeblieben, an der Hand spazieren. Ihnen folgte der Kanzleiräthin Schwester, ein rundes, gesundes Ding mit gescheidten lebhaften Augen, einer kleinen Stupnase und schwarzen Haaren, die in zwei runden Zöpfen zu beiden Seiten des Kopfs aufgebunden waren. Das Mädchen war trotz ihres gesunden Aeußern etwas sentimentaler Natur, und als bei ihrem Eintritt in den Garten der Regierungsrath Schwämmle seine zweite Pistole abschoß, rief sie laut aus: „Schießen Sie nicht, ich bin die Taube!“

Bald erschienen neue Gäste, die früheren Kollegen des Sekretärs mit ihren Frauen und vielen Kindern, und ehe sie einzutreten wagten, priesen sie am Gartenzaun sehr hörbar die Schönheit von Wetterstucksruh. Sie waren sammt und sonders Bürgerwehrmänner und führten die Bürgerwehrmuskete mit sich, und auf dem Kopfe hatten sie eine der

fremdem, vielfach eingebildetem und übertriebenem Elend wollüstig erlabt, während man dicht vor der Nase dasselbe in noch viel größerem Maßstabe hat."

„Thereſe ſpricht wie ein Buch," verſetzte die Blondine. „Aber es iſt begreiflich und ich beneide dich wahrhaftig um deine Sucht, Alles zu leſen und dich über Alles belehren zu laſſen."

„Das kommt daher," bemerkte Thereſe mit ruhigem Tone, „weil ich nur mit gebildeten Leuten umgehe und vielen Sinn für alles Schöne und Gute habe. An mir iſt mindeſtens eine ganze Gräfin verloren gegangen."

„Man ſagt ſogar, du ſeieſt eine halbe Prinzeſſin," meinte lachend die blonde Tänzerin.

Thereſe zuckte mit den Achſeln, dann fuhr ſie fort: „und ſeht nur die Meiſten von Denen an, welche für die Leiden jener unglücklichen Geſchöpfe ſcheinbar ſo warm fühlen und Alles thun zur Verbreitung des Buches, um der Welt zu ſagen, wie ſchrecklich es in jenen fernen Ländern zugehe, wie es ſo chriſtlich und nothwendig ſei, jenen Leuten ein paar ſtille Thränen zu weihen, ſeht ſie euch doch an! ich kenne ein Paar, die nach der Sklaverei ſo viele tauſend Meilen von ſich ausſchauen und die zu Hauſe darüber ſtolpern; die das Elend jener unglücklichen Menſchen täglich und ſtündlich beklagen, und die in ihrem Hausweſen und für ihre Mitmenſchen ſelbſt die ſcheußlichſten Sklavenhändler ſind. — Ah! ich rede mich in eine wahre Wuth hinein."

„Und du übertreibſt," ſagte Eliſe.

„Worin übertreibe ich? Biſt du nicht verkauft — bin ich nicht verkauft, ſind es nicht all die tauſend armen Mädchen, die für ihr tägliches Brod arbeiten? Vorausgeſetzt, daß ſie hübſch ſind. — Und an wen ſind ſie verkauft? Vielleicht wie jene Schwarzen an einen Herrn, der ſein Intereſſe dabei hat, ſie gut zu behandeln, damit er ſie erhält? — Nein! tauſendmal nein! Was kümmert ſich Dieſer oder Jener bei uns um ein armes Mädchen, das [illegible]

gefallen? Er läßt sie durch die Finger gleiten, läßt sie so tief sinken als ihm beliebt; er fragt nicht, ob sie Hunger und Kälte ausstehen muß, und wenn er ihr nach Jahren begegnet, dem Mädchen, jetzt abgehärmt und elend, das er früher jung und schön in seine Arme gedrückt, so zuckt er verächtlich die Achseln oder er lacht über sie."

„Aber man kann mein Kind nicht wie dort verkaufen," sprach nachsinnend die blonde Tänzerin.

„Leider! leider!" rief heftig die Andere. „Wo könnte man die armen Dinger verkaufen, daß sie in Hände kämen, die sie ordentlich nährten und verpflegten, statt daß Tausende bei ihren Müttern in Kummer und Elend zu Grunde gehen! Und wozu soll Manche ihr Kind erziehen? Zu dem Geschäft, das sie selbst treibt? — Ah! das muß ich sagen, da sieht sie ein glückliches Loos vor Augen und blickt in eine schöne Zukunft, wenn sie ihrem armen kleinen Kinde den rothen Mund küßt!"

„Ja, es ist für Manche besser, wenn sie sterben," sagte Clara mit leisem, traurigem Tone.

„Aber wir leben," erwiderte Therese, dies energische und schöne Mädchen. „Und ich meines Theils will Allem trotzig die Stirn bieten, was über mich hereinbrechen will. — Denen da draußen," — damit streckte sie ihre rechte Hand gegen das Publikum aus, das man lachen und applaudiren hörte, — „denen habe ich einen ewigen Krieg geschworen, und ich führe ihn auf meine eigene Art. Es sollte mich wahrhaftig gar nicht wundern, wenn ich nicht für meine vielen glücklichen Siege noch einmal General würde." Damit warf sie den Kopf stolz in den Nacken und verschwand in dem Dunkel der Coulissen.

Clara blieb noch einen Augenblick nachsinnend stehen, dann sagte sie still für sich: „Sie hat nicht ganz Unrecht. Habe ich doch gestern in dem Buche gelesen, daß die Sklavinnen, ehe man sie verkauft, wie eine Waare untersucht werden. — Ah! etwas Aehn-

liches schien der da hinten auf der Bühne auch mit mir vorzuhaben. — Und er wird in seinen Versuchen nicht ablassen. — Fürchterlich! Fürchterlich!“ seufzte das junge Mädchen, und ein tiefer Schauder durchbebte ihren Körper.

Viertes Kapitel.

Ein Loch im Vorhange.

Das kleine Lustspiel war zu Ende, der Vorhang sank herab, und das Publikum, nachdem es einigen wenigen Applaus gespendet, lehnte sich bequem auf seine Sitze, lachte, scherzte, sprach rechts und links, mit dem Hinter- und dem Vordermann; und so entstand ein artiges kleines Summen in dem weiten Hause. Dazwischen hörte man Logenthüren auf- und zuschlagen, Sperrsitze niederklappen, kurz das Geräusch der Eintretenden, welche das ihnen langweilige Lustspiel vorbeigehen ließen, um sich jetzt mit frischem Sinn an dem Ballet zu ergötzen. Im Parterre unterhielt man sich von den Schönheiten und den Mängeln des eben vorübergegangenen Stückchens, man sprach von dem neuen Ballet, namentlich aber vor der Besetzung desselben, die nun natürlicher Weise, wie immer von diesen Kunstrichtern etwas zu wünschen übrig ließ. Da hätte der diese Rolle übernehmen müssen, und jene Tänzerin die Rolle der Anderen. Von den Dekorationen versprach man sich ohnehin nicht viel; und was die Maschinerie anbelangt, was war da von einem Maschinisten zu erwarten, dem jeden Augenblick die Flugwerke in der Luft hängen blieben, bei dem die Vorhänge auf halbem Wege nachdenkend wurden, und nicht herab wollten, und durch dessen Schuld die Leute, die nicht versinken sollten, versanken, da-

gegen Geister, Gespenster und Hexen, die unter die Erde gehörten, hartnäckig und trotz alles Stampfens auf der Oberfläche blieben! —

Auf der Scene bewegte sich ein noch regeres Leben durcheinander. Die Dekorationen des Lustspiels waren weggeräumt; das Theater stellte einen großen Festsaal vor mit weißen und vergoldeten Säulen; Kronleuchter wurden herabgelassen und angezündet; die Tänzerinnen des Balletcorps schwärmten ab und zu und hielten sich viel in der Nähe des Vorhanges auf, wo an den beiden Löchern, durch welche man auf das Publikum schauen kann, immer wenigstens ein halbes Dutzend stand, die sehnlich auf eine Ablösung harrten, um nach irgend Jemand sehen zu können.

Geneigter Leser, wenn du dich im Theater befindest und der Vorhang niedergefallen ist, so erscheint dir an demselben alles so einfach und unschuldig. Der langweilige rothe oder blaue Faltenwurf, die Masken oder Köpfe, die darauf gemalt sind, das Alles kommt dir außerordentlich harmlos vor; für dich ist die Hauptgardine nichts weiteres als ein Vorhang, der das Publikum von der Bühne vollkommen scheidet. Du bemerkst keine Bewegung an demselben, durchaus nichts Auffallendes, wenn du nämlich kein Eingeweihter bist. Wir sehen das Ding schon mit ganz anderen Augen an, heften unseren Blick fest auf den großen Vorhang und sehen, daß derselbe in Zeichen spricht wie der beste Telegraph. In jeder anständigen Gardine befinden sich wie gesagt zwei Löcher mit einigen schwarzen Flecken umgeben, die von Weitem einem Gesichte nicht unähnlich sind, wie man sie denn auch fast den Abdruck eines Gesichts nennen könnte, denn die dicken pomadisirten Augbrauen, die sich beständig dagegen drücken, dunkeln nach und nach durch, ebenso die Schnurr- und Kinnbärte, und treten so allmählig an der anderen Seite hervor. Durch diese beiden Löcher nun wird eine fortwährende und umständliche Conversation mit Diesem oder Jenem aus dem Publikum unterhalten; natürlich hat jeder seine Zeichen, die er versteht. Eine neue Person, die hinter den Vorhang an

jene Stelle tritt, ist dadurch bemerkbar, daß sich derselbe sanft bewegt, was so viel heißt, als: gebt Achtung! Nun wird ein Finger durchgesteckt, mit oder ohne Handschuh, denn das hat Beides seine Bedeutung: der Finger bewegt sich nach rechts, nach links, nach oben oder nach unten, vier neue Zeichen, die wichtige Dinge telegraphiren. Der Finger bewegt sich auf und ab und erzählt so eine ganze Geschichte; der Finger verschwindet mehrere Male und kommt mehrere Male wieder, und erklärt damit, wenn und was nach dem Theater geschehen könnte. Oft erscheint die Oeffnung schwarz, dann wird sie plötzlich weiß; man hält ein Sacktuch daran, ein Zeichen von außerordentlicher Bedeutung. Spricht das Loch im Vorhang nicht, so spricht sie selbst, die sonst so langweilige Gardine; man bemerkt an irgend einer Stelle, wie sie ein Finger berührt, der sich längs eines Theils der Bühne fortbewegt, oder hinter der Leinwand allerlei Figuren macht; man entdeckt ein paar Füßchen, die den Versuch machen, sich unter der Bordure einzubohren; man sieht endlich, wie der Vorhang an den beiden Seiten zuweilen, anscheinend ohne alle Absicht, eine kleine Bewegung macht. Alles das hat seinen Grund, lieber Leser und wenn du dir einmal zufällig die Mühe geben willst, diese Zeichen und damit die strahlenden Blicke deiner Nachbarn und Nachbarinnen, sowie auch andere Zeichen zu beobachten, welche diese gegen den Vorhang machen, so hast du im Zwischenakt viel Vergnügen und du amusirst dich während desselben oft weit besser als in manchen langweiligen Stücken.

Die Solotänzerinnen sind jetzt auch auf der Bühne erschienen. Doch ist es im gegenwärtigen Augenblicke nicht der Mühe werth, viel von ihnen zu sagen. Sie dienen dem Theater schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren und sind dadurch wohl größere Künstlerinnen, aber weder jünger noch hübscher geworden. Es ist das fast bei jedem Theater anders: dort ist das Balletcorps verbraucht und unansehnlich und die Solotänzerinnen jung und frisch,

anderswo umgekehrt. Und gerade so war es auch hier der Fall. Dafür ergab sich aber für die jungen hübschen Mädchen vom Chor auch nicht die geringste Aussicht, einen Solotanz zu erhalten; die alte Garde hielt hartnäckig an ihrem Privilegium und nahm keine jungen Rekruten in ihre Reihen auf.

Das Ballet begann wie immer mit einer langen Ouverture; endlich flog der Vorhang empor, das Publikum beklatschte den Glanz und die Pracht der Dekoration, und die Geschichte nahm mit einem strahlenden Ballfeste ihren Anfang. Die Musik erklang lustig und herausfordernd, Tänzer und Tänzerinnen wogten lebhaft durcheinander, jetzt in scheinbarer Unordnung, aus welcher sich aber die schönsten Figuren entwickelten. Die ganze Bühne war angefüllt mit buntfarbenen seidenen Gewändern, mit Gold- und Silberstickerei, mit fliegenden Schärpen, blitzenden Brillanten und wallenden Federn. Vollkommen geblendet war das Auge der Zuschauer und kam erst wieder zur Ruhe nach der ersten Scene, nachdem das Balletcorps auf allen Seiten verschwunden war, nachdem die Klingel ertönt, die Dekorationen gewechselt und das Theater einen Garten bei Mondscheinbeleuchtung darstellte, wo er und sie sich fanden und verstanden.

Nach so einem großen anstrengenden Tanze kommen die armen Tänzerinnen gewöhnlich in einer Verfassung hinter den Coulissen an, welche Aehnlichkeit mit der von jungen Rennpferden hat, welche trainirt werden. Die Stärksten und Ausdauerndsten unter ihnen tanzen von der Bühne ab, um hinter derselben schwer athmend stehen zu bleiben; Andere erreichen zur Noth wohl eine Bank oder einen Stuhl, wo sie sich niederlassen können. Die Schwachen und Unbehülflichen haben aber nicht sobald die schützende Coulisse erreicht, als sie krampfhaft irgend einen Pfahl oder eine Latte fassen, die Hand an das Herz pressen, die Stirne irgendwo anstützen und in Schweiß gebadet allmählig und keuchend ihren Athem an sich ziehen. Alle aber sind erschöpft, und wenn Manche sogar in diesem

Augenblicke lachen und plaudern, so geschieht es doch mit großer Anstrengung und mit auf- und abwogender Brust. Dabei wird aber der Anzug und die Frisur nicht außer Acht gelassen und die Eine beschäftigt sich mit der Anderen, hier eine Locke wieder aufzustecken, dort eine Schleife zu befestigen, oder einen Schleier, der sich gelöst hat, wieder anzubinden.

„Das muß ich schon sagen," meinte Demoiselle Therese, eine der Ersten, die wieder vollständig zu Athem kam. „Der Kapellmeister ist heute wieder einmal ganz von Sinnen. Hat man je ein so rasendes Tempo gesehen? Mir ward mein Leibchen zu eng, und das will doch viel sagen. — „Armer Schatz," wandte sie sich an eine schmächtige Collegin, welche, die heiße Stirne an einen Balken gedrückt, vergeblich darauf zu warten schien, daß sich ihr Herzschlag beruhige, „dich habe ich noch zu guter Zeit aufrecht erhalten; ich werd's aber dem da drunten stecken, wenn er im Zwischenakt heraufkommt. —'— Fühlst du dich unwohl?" wandte sie sich abermals an die erschöpfte Collegin.

Diese schüttelte mit dem Kopfe und versetzte nach einer längeren Pause: „unwohl gerade nicht, aber es hat mich furchtbar angegriffen; wenn du mich nicht aufrecht gehalten hättest, so wäre ich am Souffleurkasten niedergestürzt. Ich danke dir, Therese."

„Keine Ursache," entgegnete diese, „aber ich will dir was sagen: du bist zu fest geschnürt, laß dich ein Bischen loser machen."

„Ich kann nicht," sagte die Andere mit leiser Stimme, „mein Kleid ist mir so eng genug; ich würde mich gerne krank melden, aber wenn ich das jetzt schon thue, so muß ich fürchten, entlassen zu werden, und wovon soll ich alsdann leben?"

Demoiselle Therese zuckte die Achseln und wandte sich hinweg. „Armes Geschöpf!" murmelte sie zwischen den Zähnen. Dann winkte sie jener Tänzerin, die sich in der Garderobe neben Clara angezogen, und die mit verweinten Augen in der Fensternische ge-

ſtanden. Die Beiden gingen etwas abſeits und ſtellten ſich hinter eine Felspartie, die im dritten Akte vorkommen ſollte.

„Du haſt mir etwas mitzutheilen," ſprach Demoiſelle Thereſe hier zu ihrer Collegin. „Eliſe hat es mir geſagt."

„Es iſt mir recht lieb, daß ich mit dir ſprechen darf," antwortete die andere Tänzerin. — „Aber haben wir auch Zeit?"

„Ueber eine Viertelſtunde; die langweilige Gartenſcene dauert wenigſtens zehn Minuten, dann kommt der Chor der Ritter und Burgfräulein, bei dem wir ja nichts zu thun haben. — Nun, fängt deine Tante endlich an, dich zu plagen?"

Das junge Mädchen nickte mit dem Kopfe und ſah einen Augenblick ſtumm vor ſich nieder. Dann ſagte ſie: „du kennſt meine Tante?"

„Leider kenne ich ſie. Der Teufel ſoll ſie holen! — Aber weiter; ich habe immer geglaubt, du erfahreſt nichts von ihrem heimlichen Geſchäfte."

„Lange erfuhr ich auch nichts davon," verſetzte Marie. „Gott! wenn man ſechszehn Jahre alt iſt, hat man ja keine böſen Gedanken. Und dann habe ich im Hauſe auch nie was Schlimmeres bemerkt; wir leben wie die ruhigſten Bürgersleute."

„Ja, ja, das glaube ich wohl," lachte Thereſe. „Madame vermittelt blos. — Nun, und endlich?"

„Was ſoll ich ſagen, endlich? Schon ſeit mehreren Wochen ſpricht ſie von der ſchweren Zeit, von dem wenigen Verdienſt, den ich habe; meine Wäſche allein koſte mehr, ſagt ſie, und daß es auf längere Zeit nicht ſo gehen könne. — — Warum ich mir keinen Geliebten anſchaffe? meinte ſie neulich."

„Ah! zu einem Geliebten wird ſie ſchon Einen in Ausſicht haben. Tritt dir Jemand häufig in den Weg, auf den du Verdacht haſt, oder kommt irgend wer in's Haus, dem ſie dich verkaufen will?"

„Nein, nein," ſagte das junge Mädchen, „in meine Nähe kommt Niemand. Und doch hat ſie Jemand in Ausſicht für mich."

„Alſo ein kalter Handel!“ ſprach verächtlich die ſchöne Tänzerin. „Pfui Teufel! das iſt ſehr unangenehm.“

„Nicht wahr, es iſt ſchrecklich, Thereſe? O gib mir einen Rath! Ich habe ja Niemand auf der Welt, dem ich mich anvertrauen könnte, Niemand, der mir die geringſte Hülfe leiht, wenn ich mich weigere.“

„Es iſt eine vollkommene Niederträchtigkeit,“ entgegnete Demoiſelle Thereſe nachdenkend. „Aber wenn du nichts Näheres weißt, ſo iſt dir ſchwer zu helfen. — Wer iſt's denn? Hat man dir keinen Namen genannt?“

„Den Namen kann ich dir nicht ſagen, aber er kam einmal in unſer Haus und zufällig war ich im Nebenzimmer und habe an der Thüre gehorcht. Da hat ſie freilich geſagt, ſie wolle mich nicht zwingen, aber es wäre ihr recht, wenn ſie ſich ſo aus der Verlegenheit reißen könne.“

„Du haſt ihn alſo geſehen?“

„Ja!“

„Und kennſt du ihn nicht?“

„Nein.“

„Iſt es ein junger Mann?“

„So ziemlich; in die Dreißig.“

„Aber liebes Kind,“ verſetzte halb ärgerlich Thereſe, „wenn du mir keine genaueren Kennzeichen anzugeben im Stande biſt, ſo kann ich dir keinen Rath ertheilen. Ich muß vor allen Dingen wiſſen, um wen es ſich handelt; ich muß den Feind kennen, wenn wir den Krieg beginnen wollen. Erkundige dich alſo, wenn du kannſt, nach ſeinem Namen.“

„Vielleicht kennſt du ihn.“

„Wohl möglich, wenn ich ihn ſehe.“

„Ich will ihn dir zeigen.“

„So iſt er alſo im Theater?“

„Ja, ich habe ihn geſehen.“

„Ah! das iſt etwas Anderes," erwiderte die Tänzerin lachend. „Dann wollen wir ihn im Zwiſchenakt beobachten, und wenn ich ihn kenne, will ich dir aufrichtig ſagen, ob da viel oder wenig zu befürchten iſt."

Hiemit hatte die Unterredung ein Ende, denn der Inſpicient rief in dieſem Augenblicke: „meine Damen, das dritte Tableaux beginnt!" Die Klingel ertönte; die Dekoration wechſelte abermals; das Theater ſtellte einen weiten Park vor, die beiden unvorſichtig Liebenden freuen ſich ihres Lebens inmitten des ebenfalls luſtigen Hofſtaates, da erſcheint plötzlich der Herzog, begleitet von Fackelträgern und jetzt erfolgt die Scene, wie wir ſie ſchon oben beſchrieben. Fürchterlich ſchön war der Herzog anzuſehen, und als er ſo über die Bühne dahinglitt, angefüllt mit Wuth und Rachedurſt, die Fäuſte geballt, den Bart ordentlich emporgeſträubt, da wurde ihm ein unendlicher Applaus zu Theil. Die unglückliche Braut ſinkt nach ihrem großen Pas de deux in Ohnmacht, der ganze Chor macht übermäßige Anſtrengungen, Entſetzen, Schrecken, ſowie alle möglichen Leidenſchaften auszudrücken, und — der Vorhang fällt.

Es war ein Glück, daß die Soletänzer und Tänzerinnen ſich im Zwiſchenakte umziehen mußten, denn ſonſt wäre an dem Vorhang nicht ſo bald eine Oeffnung frei geworden. Auch ohnedies mußte Demoiſelle Thereſe ihr ganzes nicht geringes Anſehen aufwenden, um ein halbes Dutzend verſchiedenartiger Geſpenſter und junger Teufel, die im letzten Akt vorkommen, zu verſcheuchen, bis ſie endlich an der Gardine einen Platz erobern' konnte. Dann ſtellte ſie ihre Collegin vor ſich hin und ſagte: „jetzt ſchau durch und ſage mir, wo er ſitzt."

Die andere Tänzerin legte ihr Auge eine kleine Weile an die Oeffnung, dann trat ſie zurück und bat Thereſe, hinauszuſchauen und mit dem Blick ihren Erklärungen zu folgen. „Du ſiehſt," ſagte ſie, „die königliche Mittelloge, von der zähle rechts vier Säulen. — Haſt du?"

ſchönſten und maleriſchſten Errungenſchaften des neunzehnten Jahrhunderts, den grauen Schlapphut, aber dießmal ohne Hahnenfeder, denn die konnte der finſtere Regierungsrath Krügle durchaus nicht leiden. Die Damen dieſer Herrn ergoßen ſich fortwährend in Bewunderung über die Wetterſtuck'ſchen Anlagen, über die Zierlichkeit und Zweckmäßigkeit der äußern Einfaſſung, über die Eleganz des Gartenhauſes, und verſicherten einſtimmig, die Ausſicht hier oben ſei bei weitem ſchöner als die vom fürſtlichen Landhaus dort gegenüber. Jetzt hatte der junge Wetterſtuck ſeinen Böller geladen und ein Dutzend Buben und ein Halbdutzend Mädchen umſtanden den Hügel mit aufgeſperrten Mäulern; der Schuß krachte, der Böller überſchlug ſich und ihm nach purzelten vor Ueberraſchung und Schreck mehrere der jugendlichen Zuſchauer. „Hurrah!“ ſchrie Schwämmle, „beim Donner der Kanonen fühlt ſich die deutſche Bruſt!“ Krügle aber warf ihm einen verweiſenden Blick zu und der Oberregierungsrath, der ſeinen Beinen nicht recht traute, ließ ſich auf einen Stuhl nieder, indem er behauptete, der Schlag des Geſchützes mache das Erdreich erzittern.

Während dem aber klapperten die Kaffeetaſſen und klirrten die Moſtgläſer und in Backwerk und Kuchen entſtanden gewaltige Lücken. Die Sekretärin ſtrahlte wie die Herbſtſonne, denn ſie ſaß zwiſchen der dicken Kanzleiräthin und der Regierungsräthin Schwämmle. Wo aber war Vater Wetterſtuck? — Er ſchwamm in Wonne und Seligkeit, hatte ihm doch der Oberregierungsrath die Hand gedrückt, und hatte doch Schwämmle mit ihm aus einem Glaſe getrunken, bei welchem Trunk dem Sekretär freilich nicht viel mehr als die Ehre übrig blieb. Schwämmle war die Seele der ganzen Geſellſchaft, er ſang, er tanzte, er ſchoß wie ein Raſender und hatte alle Taſchen mit Feuerwerk angefüllt.

Etwas ſpät erſchien der junge Referendär, Herr Zündnagel, ſehr elegant gekleidet, mit hellgelben Glacéhandſchuhen, und auf der Schulter trug er ein doppelläufiges Jagdgewehr und an der Seite eine zierliche Jagdtaſche; das engliſche Pulverhorn hing an der andern Seite und die Magd ſeines Hauſes trug ihm einen großen Korb voll Feuerwerk nach. Der Referendär machte der Sekretärin eine ehrerbietige Verbeugung, begrüßte die Kanzleiräthin mit vollkommenſter Hochachtung und ſchenkte der Schweſter einen wehmüthigen Blick. Er war ein feiner, gebildeter Mann, der Herr Zündnagel, ließ ſich bei den Damen nieder, ſprach über die vergangenen Landpartien und die zukünftigen Bälle, reichte Kuchen und Bisquit umher, lobte die gelbe Weſte des Oberregierungsraths und ſprach mit Herrn Krügle im conſervativſten Sinne über die

„Allerdings, entgegnete Thereſe, „doch ich ſehe da Niemand als den alten General von L.“

„Ja, auf dem erſten Rang,“ erwiderte die Andere eifrig. „Ich meine aber den zweiten Rang.“

„Ah! du meinſt den zweiten Rang!“ verſetzte Demoiſelle Thereſe in gedehntem Tone. „Das wird ſich kaum der Mühe verlohnen. — Nun, wir wollen nochmals zählen. Die erſte, zweite, dritte, vierte Säule — halt!“

Hierauf ſchaute ſie einen Augenblick aufmerkſam hinaus, dann fuhr ſie heftig zurück und rief aus: „ah! Marie! du mußt dich irren; der Herr in der dritten Loge kann's doch nicht ſein! Oder iſt der, den du meinſt, vielleicht grade weggegangen; ſieh noch einmal hin.“

Die jüngere Tänzerin ſah nach dieſer Aufforderung über die Achſel ihrer Freundin, dann ſagte ſie ruhig: „nein, er ſitzt noch da; ſieh, er ſcheint ſich zu langweilen, er legt den Kopf in die Hand.“

„Ganz richtig. Und du irrſt dich nicht?“

„Wie ſollte ich mich irren! Ich habe ihn vorhin ganz deutlich geſehen und gleich erkannt. — Du weißt alſo, wer er iſt? Und die Dame, die neben ihm ſitzt?“ —

„Die Dame, die neben ihm ſitzt, iſt ſeine Frau. — Schöne Geſchichten!“

„Das wäre ſchrecklich!“ rief das junge Mädchen aus. „Was iſt da zu thun, Thereſe? O denke nach; du mußt mir helfen!“

Dieſe blickte, ohne eine Antwort zu geben, noch eine Zeit lang in das erleuchtete Haus, dann trat ſie einen Schritt zurück und auf ihrem ſchönen Geſichte zeigte ſich ein finſteres Lächeln. Sie preßte die Lippen zuſammen, ſtemmte die rechte Hand in die Hüfte und fuhr mit der linken über die Stirne, während ſie eifrig nachzudenken ſchien. — „Ja ja, es wird gehen,“ ſagte ſie nach einer längeren Pauſe. „Warte, Heuchler!“

„Du kennſt ihn alſo?“ fragte Marie.

„O ja, ich kenne ihn, obgleich ich ihn nie gesprochen. Das ist einer von den scheinheiligen Bösewichtern, welche die Achsel zucken, wenn man nur vom Ballet spricht; mit dem Haus habe ich überhaupt eine Geschichte abzumachen. Du weißt, meine Schwester ist eine Nähterin; sie suchte die Kundschaft dieses Hauses nach; Madame war nicht abgeneigt dazu, und meine Schwester glaubte schon so glücklich zu sein, dort hie und da etwas verdienen zu können. Der Herr aber meinte, eine Arbeiterin von unbescholtener Familie wäre ihm lieber. — Von unbescholtener Familie!“ setzte die Tänzerin hinzu und biß ihre Zähne übereinander. „Das war vor vier Jahren, und die Aeußerung ging allein auf mich, und war ich doch damals so unbescholten wie nur eines der jungen Mädchen auf allen Gallerien; aber ich war eine Tänzerin und somit ein verlorenes, bescholtenes Geschöpf. — Doch wir wollen uns revanchiren!“

„Was soll ich aber thun?“

„Vorderhand sollst du nichts thun, und mir nur genau berichten, wie die Angelegenheit steht,“ antwortete Therese. „Aha!“ fuhr sie spöttisch lachend fort und machte einen tiefen Knix gegen den Vorhang, „man will sich mit dem Ballete einlassen — gut denn! ich erkläre dir da oben den Krieg; du sollst einen heftigen Kampf haben und keine Schonung.“

Fünftes Kapitel.

Clara.

Wie alles in dieser Welt ging auch das Ballet zu Ende; der Liebhaber der Braut wurde auf die eine oder andere Art tanzgemäß

weggeschafft, der Herzog verzieh, und im letzten Akt fand eine ungeheuer glänzende Vermählung Statt, wozu der magere Tänzer mit der ersten Tänzerin einen Pas de deux nach allen Regeln der Kunst tanzte. Eines bemühte sich, seinen Körper noch unschöner zu verdrehen als das Andere, und beide zusammen strebten darnach, dem Publikum zu beweisen, zu welch erstaunlich unzweckmäßigen Wendungen und fürchterlichen Verzerrungen man die menschlichen Glieder mit Kunst und Ausdauer zu bringen im Stande sei. Namentlich der magere Tänzer setzte Alles in Erstaunen, und man hätte darauf schwören mögen, er habe im Rücken ein besonderes Gelenk und seine Kniee können sich wie bei einem Nürnberger hölzernen Collegen einwärts und auswärts biegen. Dabei überboten sich beide in übermäßigen Pirouetten und wahnsinnigen Sprüngen. Schnellte die Tänzerin bei einer sanften Melodie einen Schuh vom Boden empor, so brachte es der Tänzer mit Pauken, Trompeten, mit Tschambidibam und Bumbidibum, mindestens auf zwei und einen halben. Und hiebei nicht genug, daß er mit Gottes Hülfe wieder auf seine Füße niederfiel: er machte auch während des Herabfallens die schauerlichsten Versuche, schief gegen den Fußboden zu kommen, was vielleicht außerordentlich schwierig, jedenfalls aber sehr häßlich war. Dazu spielte die Musik immer toller, Tänzer und Tänzerin lachten immer krampfhafter gegen einander und gegen das Publikum; zuletzt hatte die ganze Geschichte etwas Hexenartiges und man konnte der Befürchtung nicht los werden, es sei für die Beiden da oben hier auf Erden Alles vorbei, irgend ein gespenstiger Wirbelwind führe sie fort in unabsehbare Weiten nach öden, unendlichen Haiden, und dort müßten sie sich ohne Publikum fort drehen, immer fort bei Sonnenschein und Mondeslicht; oder plötzlich säßen sie à cheval auf ein paar tüchtigen Besenstielen und führen rechts und links in die Luft auf. Doch ehe es zu diesem fürchterlichen Ende kam, fiel glücklicher Weise der Vorhang, das Publikum applaudirte und verließ alsdann stürmisch das Theater.

Auf der Bühne wurden die Lampen ausgelöscht und schon nach einer Viertelstunde lagen die vorhin noch so erhellten und belebten Räume in nächtlichem Dunkel und tiefem Schweigen da. Wenn einer der alten Zimmerleute, der über die Bühne hinweg und nach Hause ging, zufällig hustete, so schallte es gerade in dem weiten leeren Hause, als habe oben auf der vierten Gallerie eine sehr bekannte Stimme ebenfalls gehustet.

Die Garderoben allein waren noch voll Leben, Licht und Bewegung. Letztere aber hatte nichts mehr von der ruhigen Emsigkeit des Anziehens; man sah keine Tänzerinnen mehr behaglich vor dem Spiegel stehen, wie zu Anfang des Stückes; jede beeilte sich mit dem Ausziehen, streifte Leibchen und Röcke herunter so rasch wie möglich und schlüpfte in ihre gewöhnlichen Kleider. Die Tricots auszuziehen, hätte für jetzt viel zu viel Zeit in Anspruch genommen, weßhalb die meisten sie anbehielten, Strümpfe und Schuhe darüber zogen und durch diese kleinen Kunstgriffe in einer unglaublich geschwinden Zeit zum Nachhausefahren bereit standen.

Schwindelmann erschien an der Thüre und die, welche zuerst fertig waren, wurden auch zuerst nach Hause geführt; daher auch der Wetteifer, mit welchem das Auskleiden vor sich ging.

Demoiselle Clara hatte ihre Toilette mit größerer Ruhe gemacht, Tricots, Schuhe und was dazu gehört, ausgezogen und ordentlich hingelegt, alsdann ihre Sachen sorgfältig zusammengepackt, das Kleidchen mit den rothen Schleifen ebenfalls in ein Tuch gewickelt, und war gerade fertig geworden, als der Wagen wieder kam und Schwindelmann ihr winkte, mitzufahren.

Es war ein kalter dunstiger Abend; die Gaslaternen brannten mit einem röthlichen Lichte, und den Athem der Pferde sah man deutlich wie weißen Dampf aus ihren Nüstern hervorkommen. Das Rollen der Räder auf dem Pflaster klang dumpf, und da die Calesche ringsum verschlossen war und fünf der ziemlich erhitzten Tänzerinnen in sich schloß, so liefen die Scheiben so dicht an, daß keine derselben

ihre Straße erkennen konnte und es bei jedesmaligem Anhalten eine kleine Debatte gab, wo man sich eigentlich befinde. Schwindelmann schlichtete diesen Streit aber augenblicklich, indem er die betreffende junge Dame bei ihrem Namen rief. Endlich erklang der von Demoiselle Clara, worauf diese mit ihren beiden Paketen den Wagen verließ, ihren Colleginnen gute Nacht wünschte und an die Hausthüre trat.

„Soll ich für Sie anläuten?“ fragte der freundliche Schwindelmann.

Doch das Mädchen erwiderte eifrig: „ich danke recht sehr; ich habe meinen Hausschlüssel, und wünsche eine gute Nacht.“

Ehe sich aber Schwindelmann hierauf entfernte, sagte er leise zu der jungen Tänzerin: „Sie werden mir schon erlauben, Fräulein Clara, daß ich morgen Früh ein Bouquet für Ihr kleines Schwesterchen bringe; ich habe einen Freund, der Handelsgärtner ist und der es mir fast umsonst gibt.“ Nachdem der Theaterdiener diese Worte angebracht, wartete er keine Genehmigung oder keinen Dank ab, sondern trat an seinen Wagen, schloß geräuschlos den Schlag, nannte dem Kutscher eine Straße und fuhr davon.

Clara blieb an ihrer Hausthüre stehen, ohne den erwähnten Schlüssel herauszuziehen. Sie horchte auf den davonrollenden Wagen, und als er ihr weit genug entfernt schien, verließ sie das Haus wieder und ging die Straße hinab, bis sie in der schon völlig dunkeln Häuserreihe den noch spärlich erleuchteten Laden eines Bäckers erreichte. Hier trat sie ein, zog eine magere Börse hervor, und nachdem sie ein paar kleine Weißbrode gekauft, ging sie sehr langsam nach ihrem Hause zurück. Wir sagen sehr langsam; ja mehrere Male blieb sie beinahe stehen, öfters aber schaute sie hinter sich, und jeden Augenblick horchte sie auf das entfernte Rollen eines Wagens oder auf schallende Fußtritte, die sich in irgend einer Nebenstraße verloren. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte mit leiser Stimme: „Sonderbar! Es ist heute das erste Mal, daß ich ihn nicht

geſehen; er war nicht im Theater auf ſeinem Platze, er ſtand nicht am Wagen, als wir einſtiegen, und auch hier iſt nichts von ihm zu ſehen.

Mit dieſen Worten hatte ſie ihre Hausthüre wieder erreicht, ſuchte ihren Schlüſſel hervor, drehte das Schloß auf und wollte gerade in den finſtern Gang ſchlüpfen, als ſich eilige Schritte auf der Straße näherten, die Geſtalt eines Mannes ſichtbar wurde und eine leiſe Stimme rief: „Fräulein Clara — nur einen Augenblick!“

Die Tänzerin blieb in der geöffneten Thüre ſtehen und erwartete ruhig die Ankunft dieſes Mannes, der darauf in drei Sprüngen neben ihr in dem dunkeln Flur ſtand. Er holte tief Athem und konnte kaum ſprechen. „Ich bin ſo gelaufen,“ ſprach er nach einer kleinen Pauſe, „um Sie noch einen Augenblick zu ſehen; wie froh bin ich, daß ich noch zur rechten Zeit komme.“

„Sie waren nicht im Theater,“ verſetzte das Mädchen. „Ich hatte nicht erwartet, Sie heute Abend noch zu ſehen.“

„Ich konnte nicht, Fräulein Clara, es war mir unmöglich, das Theater zu beſuchen. Ah! hören Sie, wie ich gelaufen bin; ich war in einer großen, ſehr langweiligen Geſellſchaft, und erſt vor einer Viertelſtunde gelang es mir, mich wegzuſchleichen. Ich bin nur gekommen, Ihnen eine gute Nacht zu wünſchen.“

„Das freut mich in der That,“ entgegnete das junge Mädchen und ſah ihn treuherzig mit ihren großen Augen an. „Sie haben mich ganz verwöhnt, und wenn ich Sie nicht im Theater ſehe oder am Wagen oder hier eine Sekunde, ſo fehlt mir etwas.“

„Wie danke ich Ihnen für dieſes Wort, und wie bin ich ſo froh, daß Sie mir wenigſtens erlauben, Sie einen Augenblick zu ſehen und zu ſprechen. Ach, Fräulein Clara, wenn Sie nicht ſo hart und unerbittlich wären, ſo hätte ich ſchon lange einen Vorwand gefunden, mich bei Ihrem Vater einzuführen.“

„Nein, nein,“ erwiderte eifrig das Mädchen; „ich will keine Vor-

wände und kann Sie auch bei uns nicht ſehen. Iſt es nicht genug, daß ich Ihnen hier an der Thüre eine freundliche gute Nacht ſage? Ich habe ſo Etwas in meinem ganzen Leben noch nicht gethan. Sind Sie damit nicht zufrieden?“

„Doch, doch, liebe Clara! ich bin ja damit zufrieden. — Aber Ihre Hand werden Sie mir heute Abend nicht verſagen.“

„Nun meinetwegen!“ entgegnete freundlich lachend die Tänzerin. „Eine Hand will ich Ihnen reichen, aber dann müſſen Sie auch ſtill nach Hauſe gehen.“

„Und zufrieden,“ ſagte ebenfalls lachend der junge Mann.

Clara nahm nicht ohne einige Mühe die Pakete, den Hausſchlüſſel und das Brod in die eine Hand, um die andere ihrem jungen Freunde reichen zu können. Er faßte ſie eifrig mit ſeinen beiden und drückte in aller Geſchwindigkeit mehrere Küſſe auf ihre niedlichen Finger, eine Ueberſchreitung der gegebenen Erlaubniß, welche Clara dadurch beſtrafte, daß ſie ihre Hand haſtig wegzog, flüchtig gute Nacht rief und die Thüre hinter ſich zudrückte und verſchloß.

Der junge Mann blieb noch einen Augenblick auf der Schwelle ſtehen, blickte an dem Hauſe hinauf, ohne irgend etwas ihn Anziehendes zu ſehen, als ein matt erleuchtetes Fenſter droben hoch in dem Giebelfelde. Nachdem er dieſes eine Weile betrachtet, und nachdem es ihm geſchienen, als bewege ſich ein weißer Vorhang an dieſem Fenſter, gerade ſo, als öffne Jemand die Thüre und trete in's Zimmer, verließ er ſeinen Standort und ging dann in der That höchſt zufrieden ſeiner Wege.

Clara war unterdeſſen die dunklen Treppen hinaufgeſtiegen, hatte ein wahres Labyrinth von finſteren Biegungen und ſchmalen Gängen hinter ſich gelaſſen und erreichte nun den vierten Stock, wo ſie nach einigem Suchen mit der Hand eine Thüre fand, die ſie geräuſchlos öffnete. Sie trat in ein unerleuchtetes Zimmer, doch hatte ſie vor ſich eine andere Thüre, durch deren breite Spalten

und Riſſe einiges Licht in dies erſte Gemach fiel, hier eine zweifelhafte Helle verbreitend, bei welcher man einen kleinen Tiſch entdeckte, auf dem etwas Bettwerk lag, über welche man ein weißes Tuch gebreitet hatte. Clara ging auf den Zehen durch dieſes Zimmer, öffnete die andere Thüre und trat in das Wohnzimmer der Familie, welches dem geneigten Leſer näher zu beſchreiben wir genöthigt ſind.

Es war dies ein ziemlich großes und kahles Gemach mit ſchiefen Seitenwänden, welche der Stellung des Daches folgten, und einem einzigen Fenſter, das wir ſchon von unten beobachtet haben. Das Meublement beſtand aus einem großen eiſernen Ofen, von dem übrigens, der wenigen Wärme im Zimmer nach zu urtheilen, ein ſehr beſcheidener Gebrauch gemacht wurde; neben demſelben ſtand in einer Ecke ein Schreibtiſch, das heißt, ein großer Tiſch mit Büchern und Papieren aller Art bedeckt, hinter demſelben befand ſich ein Stuhl, auf welchem ein Kiſſen von rothgeſtreiftem Zeug lag; in einer anderen Ecke war ein gewöhnliches Bett und ein Kinderbett. Unter dem einzigen Fenſter ſtand ein Tiſch und ein paar Stühle, daneben eine große alte Kommode, über welcher ein Spiegel hing. Sonſt beſtanden die Verzierungen ſämmtlicher Wände aus einem Crucifix mit halb vertrocknetem Zweig über dem großen Bette, ſowie aus dem Portrait einer berühmten Tänzerin, das dieſelbe bei ihrer Anweſenheit einer Jeden vom Ballet zum Geſchenk gemacht hatte.

In dem Zimmer befanden ſich zwei kleine Kinder, ein Mädchen von ſechs und ein Bübchen von vier Jahren, die zuſammen in dem kleinen Bette lagen — Clara's Stiefgeſchwiſter, und ihr und Clara's Vater, ein alter Mann, der an dem Schreibtiſche ſtand und im Begriffe war, ſich eine Feder zu ſchneiden, wobei er gerade den Kindern einige Ermahnungen zurief, da ſie nicht einſchlafen wollten, ſondern ſich unruhig hin und her warfen.

Als Clara in das Zimmer trat, wurde ein Weinen, das aus der Ecke kam, wo die kleine Bettlade ſtand, plötzlich unterdrückt.

Der alte Mann trug einen langen blauen, fadenſcheinigen Rock, den er bis zum Halſe zugeknöpft hatte, gelbe Sommerhoſen, obgleich es Winter war, und ein paar große, dicke Hauspantoffeln. Trotzdem er auf der Naſe eine Brille hatte, mußte er doch die Finger mit der Feder ganz nahe vor die Augen halten, um den Spalt abkuigen zu können.

„Seid nur ruhig, ſeid nur ruhig," ſagte er gegen das Bett gewendet; „eure Leiden ſind noch klein, theilweiſe eingebildet; ihr ſteigt den Berg aufwärts und könnt ſchon einigermaßen Mühſeligkeiten ertragen, da ihr dereinſt Hoffnung auf eine ſchöne Ausſicht habt. Uebrigens kann ich euch wahrhaftig nicht helfen und ihr müßt ſchon warten bis die Clara kommt, unſer aller Hort und Stern."

Darauf erfolgte das Weinen, von dem wir oben geſprochen, und wurde unterdrückt beim Eintritt der jungen Tänzerin.

„Ah! da iſt ſie ja!" ſprach der alte Mann. „Grüß dich Gott, liebe Clara. Du kannſt auch jetzt wieder eine Troſtſpenderin ſein; die beiden kleinen Geſchöpfe da haben allerlei Kummer, den ſie dir anvertrauen werden." Bei dieſen Worten ließ er ſich auf das Kiſſen von geſtreiftem Zeug nieder, ſchob das Schreibpapier zurecht, murmelte: „Seite zweiundvierzig," und machte ſich wieder an ſeine Arbeit.

Die beiden kleinen Kinder hatten ſich beim Eintritt der Schweſter aufrecht in ihr Bettchen geſetzt und ſchauten aufmerkſam und mit leuchtenden Augen allen Bewegungen derſelben zu, wie ſie ihr großes Tuch ablegte und ihre Pakete, und wie ſie darauf das Weißbrod auf den Tiſch unter dem Fenſter legte. Namentlich das letzte Manöver ſchien ihren vollen Beifall zu erringen, denn während das kleine Mädchen blos ihren Mund ſpitzte, ſagte der Knabe halblaut und mit lächelndem Geſicht und indem die Thränenfluth auf ſeinen Wangen plötzlich ſtockte: „Ein Brod! ein Brod!"

Clara trat an den Tiſch, wo ihr Vater emſig ſchrieb, und bot ihm einen guten Abend. „Biſt du noch immer am Schreiben?“ ſagte ſie. „Es iſt ſchon ſpät, Vater; du ſollteſt deine Augen ſchonen.“

„Ei, mein liebes Kind,“ entgegnete heiter der alte Mann, „vor Thorſchluß oder vor dem Läuten der Abendglocke legt man nicht die Hände in den Schooß, es kommt ja nächſtens doch eine lange, lange Zeit, wo ich meine Augen ſchonen kann und muß, deßhalb will ich ſie jetzt noch ein Bischen gebrauchen. — Aber ſiehſt du, Clara,“ fuhr er ſich emporrichtend fort, indem er ſie feſt anſchaute, in dieſem Moment mache ich von meinen Augen den mir liebſten Gebrauch.“

„Und welchen?“ fragte lachend die Tänzerin.

„Dich anzuſehen, mein Kind; das iſt Troſt und Licht in meinen Tagen. Heute Abend ſieht dein Kopf aus wie der einer Fürſtin, und wenn ich mein Bischen Phantaſie zuſammennehme, ſo könnte ich mir eine Zeit verſtellen, wo du ein wirkliches Diadem trägſt und dieſe falſchen Brillanten in deinem Haar echt und von großem Werthe ſind.“

„Wenn ich je dergleichen wünſchte,“ verſetzte Clara, während ſie eine der weißen mageren Hände ihres Vaters nahm und ſie küßte, „ſo thäte ich es nur um deinetwillen. Welch' ſchönes Leben würden wir führen! — Aber warum haben die Kinder vorhin geweint? Haben ſie dich geärgert, muß ich ſie zanken?“

„O nein! o nein!“ erwiderte der alte Mann, „ſie haben den Abend über recht artig geſpielt; ich habe mich ſelbſt an ihren Kindereien ergötzt,“ ſetzte er mit einem faſt unmerklichen Seufzer hinzu, und lehnte ſich in den Stuhl zurück; „es iſt eigenthümlich, ſie haben ſich große Gaſtmahle zubereitet und von herrlichem Eſſen und Trinken geſprochen.“

„Während ihr zu Nacht geſpeiſt?“

„Das könnte ich eigentlich nicht ſagen,“ antwortete der Vater.

baldigst zu erwartende Kammer. Die Kanzleiräthin hatte ihn bei seinem Erscheinen erstaunt angesehen und der Kanzleirath würdigte ihn deßhalb keines Blicks; da er sich aber so harmlos und anständig bewegte, jetzt den Böller lud und abfeuerte, jetzt die Kinder des Kanzleiraths aus seinem Doppelgewehr schießen ließ, so söhnte man sich mit seinem Dasein aus. Er lud seine Pistolen und überreichte sie den Damen zum Schießen. Anfänglich verwahrten sich dieselben gegen ein solch keckes Unternehmen und der Kanzleirath schauderte sichtlich vor dem Instrument zurück; bald aber ließ sich die gute sanfte Regierungsräthin Schwämmle, als die erste im Rang, bewegen, einen Schuß zu thun, dann folgte die Kanzleiräthin, endlich der Kanzleirath selbst, obgleich mit Zittern und Zagen. Die Damen der subalternen Beamten feuerten aus den schweren Bürgerwehrgewehren. Nicht lange so war der schlaue Referendär mit tiefer Berechnung jetzt so weit gekommen, daß er als höflicher Mann nicht umhin konnte, auch der kanzleiräthlichen Schwester seine Pistole anzubieten. Das Mädchen fürchtete sich erschrecklich und zitterte sichtbar, der Referendär legte ihr die Pistole in die Hand, zeigte ihr, wie sie drücken müsse, und Beide bebten zusammen, als es krachte und als sich dabei ihre Hände berührten. Die Kanzleiräthin war in diesem Augenblicke in einem tiefen Wirthschaftsgespräch mit der Sekretärin begriffen, die Kinder schrieen und jubelten, Schwämmle brüllte: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und so konnte es der Referendär wagen zu flüstern: „Und werden Sie mich denn ewig hassen, Auguste?“ Und das Mädchen antwortete, sichtlich bewegt durch den Schuß und diesen Moment: „Ach, Emil, wenn Sie die Schwester versöhnen könnten!“

Dieß versuchte nun der Referendär auf alle Weise und brachte es wirklich so weit, daß die Kanzleiräthin noch am selben Nachmittage zu ihrem Gemahl sagte: „Es ist schade, daß die fatale Geschichte mit dem Zündnagel vorgefallen ist; abgesehen davon, habe ich nicht leicht einen höflicheren und aufmerksameren jungen Mann gesehen.“ — „Das ist wahr,“ bekräftigte der Gemahl als Echo, „und am Ende,“ setzte er schüchtern hinzu, „ist die Sache vielleicht nicht so schlimm gewesen.“ Doch schreckte er in demselben Moment vor dem strafenden Blick seiner Frau zusammen und vor dem Ton, mit welchem sie sagte: „August, August! — es war eine Putzmacherin!“

Es fing an Abend zu werden, in den Thälern, welche man von Wetterstuckruh übersah, dunkelte es bereits, rings umher knallten die

„Richtig, jetzt fällt mir etwas ein, was ich fast ganz vergessen hätte.“

„Doch nicht, das Geld von dem Buchhändler holen zu lassen?“ fragte ängstlich das Mädchen.

„O nein! den Versuch habe ich wohl gemacht,“ entgegnete schmerzlich lächelnd der alte Mann; „aber der Herr Blaffer sei nicht zu Hause, sagte man mir.“

„Und darauf bekamt ihr kein Geld?“

„Natürlicher Weise,“ antwortete gutmüthig der Vater. „Wenn man nicht zu Hause ist, kann man auch nicht bezahlen.“

„Und euer Nachtessen?“ — Ich hatte das so gut angeordnet.“

„Ja, das hättest du, liebes Kind; aber der Mensch denkt, Gott lenkt, und wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Uebrigens hatte ich mich an den Phantasieen der Kinder gelabt, und während wir gemeinschaftlich ein schwarzes, sehr gutes Brod aßen, träumten wir von Torten und Pasteten und allerlei köstlichen Leckerbissen.“

„Halb und halb habe ich mir das gedacht,“ sagte Clara, indem sie zu lächeln versuchte, „und wenigstens einiges Weißbrod mit nach Hause gebracht; ich will geschwind zur Nachbarin gehen, ich sah noch Licht, als ich die Treppen herauf kam, und will mir etwas Milch von ihr geben lassen, dann mache ich euch in aller Geschwindigkeit eine kostbare Suppe.“

Diese letzten Worte sprach sie mehr gegen das kleine Bettchen gewendet, worauf die Kinder sie mit strahlenden Blicken ansahen und mit dem Kopfe nickten; der kleine Bub stand sogar auf, als Clara eilig das Zimmer verließ, und versuchte es, ihr nachzuschauen, was einen äußerst komischen Anblick gab, da seine Kehrseite nicht gehörig bekleidet war.

Der alte Mann hatte sein Buch aufgeschlagen, die Feder eingedunkt und fing wieder an emsig zu schreiben.

Clara ging mit einigem Widerstreben zu der Nachbarin, von der

sie vorhin gesprochen. Es war dies eine Wittwe mit zwei Töchtern, von, wenigstens äußerlich, sehr frommem und gottesfürchtigem Lebenswandel; so versäumte sie für ihre Person fast keinen Gottesdienst, und wenn ein Buß- und Bettag angesetzt war, so schlich sie zerknirscht über die Straßen und man hätte darauf schwören sollen, sie, obgleich frei von eigenen Lastern und groben Fehlern, habe sich aus Barmherzigkeit eine tüchtige Sündenlast ihrer Mitmenschen aufgeladen und helfe so aus christlicher Liebe die allgemeine Verderbniß geduldig mittragen. Was ihre Töchter anbelangte, so gingen diese nur in die Garnisonskirche und nur Vormittags von Zehn bis halb Zwölf, zur gleichen Zeit, wo auch fromme Soldaten, von gläubigen Lieutenants geführt, auf hohen und höchsten Befehl zum wohlgefälligen Wandel angehalten wurden.

Die Wittwe mit ihrer Familie gehörte in die Klasse der „verschämten Hausarmen," und wurde von Glaubensgenossen so reichlich unterstützt, daß sie alle ihre Zeit der Beschaulichkeit zuwenden konnte und nicht viel zu arbeiten brauchte.

Sechstes Kapitel.

Die Familie Wundel.

Als Clara auf höfliches Anklopfen in das Zimmer trat, das, obgleich ebenfalls im vierten Stock, doch recht wohnlich und angenehm eingerichtet war, drang ihr der angenehme Duft eines guten Nachtessens entgegen, der von gerösteten Kartoffeln und Bratwürsten herzurühren schien, ein kräftiger Geruch, welcher der müden Tänzerin einen einzigen und stillen Seufzer abpreßte. Die Wittwe hatte sich eben zu Tische begeben und saß in einem guten Stulle; die eine ihrer

Töchter hatte ebenfalls Platz genommen, die andere befand sich noch vor dem Spiegel, um ihre Frisur wieder in Ordnung zu bringen, die durch Abnahme des Hutes einigermaßen Schaden gelitten. Das Zimmer war von einer lieblichen Wärme erfüllt, denn in dem Ofen krachte und prasselte ein gutes Holz.

„Ei, Fräulein Clara," sagte die Wittwe, indem sie die ergriffene Gabel wieder niederlegte, „was verschafft uns noch so spät das Vergnügen?"

„Ich wollte Sie nur freundlichst bitten, Madame Wundel," entgegnete das Mädchen, „mir mit ein wenig Milch auszuhelfen; die unsere ist alle geworden und ich bin so spät aus dem Theater gekommen, daß der Laden im Nachbarhaus bereits geschlossen war."

„So, so, Milch wollen Sie haben? — Du lieber Gott! wenn wir nur selbst noch etwas haben. Ich fürchte fast, wir haben heute wieder alle zum Kaffee gebraucht. — Weißt du nicht, Emilie," wandte sie sich an ihre Tochter, die am Tische saß, „ist noch etwas da?"

Hiebei hätte aber ein mehr argwöhnischer Beobachter als die junge Tänzerin deutlich bemerken können, wie Madame Wundel leicht mit ihren Augen zwinkerte.

Emilie, als gelehrige Tochter, verstand übrigens dies Zeichen vollkommen, denn während sie die Schüssel mit den Bratwürsten an sich zog, sprach sie mit dem ruhigsten Tone von der Welt: „es thut uns wahrhaftig leid, Fräulein Clara, aber wir haben nicht einen Tropfen Milch mehr im Hause."

„Richtig, ich besinne mich," bekräftigte die Wittwe und ergriff ihre Gabel wieder, „es ist kein Tropfen mehr da."

„Und ihr irrt euch alle Beide," versetzte ruhig die andere Tochter, die vor dem Spiegel stand und sich nun herumdrehte, „man hat heute Abend zwei Töpfe gebracht, und wir können der Clara schon bis morgen einen davon geben."

Madame Wundel preßte krampfhaft ihre Hand, in der sie die

Gabel hielt, zusammen und sandte ihrer jüngern Tochter einen nichts weniger als liebevollen Blick zu. „Wie die es so genau weiß!“ sagte sie alsdann. „So sieh' du nach, Emilie. Wenn Milch da ist, so steht sie mit Vergnügen zu Diensten.“

Emilie stieß die Schüssel etwas ärgerlich zurück, und sprang auf, um in die Nebenkammer zu gehen.

Die arme Tänzerin stand wie auf Kohlen, denn trotz ihres arglosen Gemüthes fing sie doch an, die fatalen Hin- und Herreden sowie die finstere Miene der Madame Wundel zu begreifen.

Die jüngere Tochter hatte sich unterdessen an den Tisch gesetzt und schien durchaus nicht von dem Blick der Mutter eingeschüchtert zu sein. — „Ich habe Ihnen auch noch meine Complimente zu machen,“ sagte sie ruhig zu Clara, „Sie haben heute Abend vortrefflich getanzt und sehr schön ausgesehen.“

Auf diese unvorsichtigen Worte stieß die würdige, aber vorsichtige Mutter ihre aufrichtige Tochter unter dem Tische so derb mit dem Fuße, daß sie zusammenzuckte.

„Sie waren also im Theater,“ fragte die Tänzerin, welche diesen Ausbruch mütterlichen Gefühls nicht bemerkt hatte. „Ja, ich glaube, es ist ein schönes Ballet; wir können das freilich nie genau sagen, weil wir mitwirken, aber es wurde viel applaudirt. — Gehen Sie öfters in's Theater?“

„Sie geht zuweilen hin, natürlich höchst selten,“ erwiderte Madame Wundel mit einem Ausdruck sittlicher Entrüstung auf dem Gesichte. „Was wollen Sie? Jugend hat nicht Tugend. Ich und meine ältere Tochter betreten nie das Theatergebäude — niemals; der Herr soll mich bewahren!“

„Es ist aber doch ein angenehmes Vergnügen,“ sagte Clara, um Etwas zu erwidern, mit einem unruhigen Blick auf das Nebenzimmer, denn sie hörte dort ein starkes und verdächtiges Plätschern.

Madame Wundel lehnte sich in ihren Stuhl zurück und zuckte

die Achseln, während sie gen Himmel blickte. „Es wohnt in der Nachbarschaft eine christliche Familie," versetzte sie, „die zuweilen Billete geschenkt erhält, und da bietet man hie und da meiner Tochter eines an. Sie können denken, daß es mir Kummer verursacht, aber was will ich machen? Es ist traurig, aber wahr, daß trotz der größten Ermahnungen bei manchen Menschen die Gnade nicht zum Durchbruch kommen will."

In diesem Augenblicke trat Emilie Wundel mit dem ersehnten Topfe aus dem Nebenzimmer, Clara empfing ihn dankend, versprach auf morgen Früh die Wiedererstattung und verließ das Zimmer.

Wir können dem geneigten Leser nicht verschweigen, daß das Abendbrod dieser verschämten Hausarmen, bestehend aus geröfteten Kartoffeln und Bratwurst, wozu noch etwas Bier getrunken wurde, nicht ohne einige Streitigkeiten vorüberging. Von der älteren wurde die jüngere Tochter mit einer wahren Verachtung behandelt und Madame Wundel meinte, ihre Letztgeborene sei und bleibe nun einmal eine kolossale Gans, und es hätte sie wahrhaftig gar nicht gewundert, wenn sie vorhin noch hinzugesetzt hätte, das Theaterbillet sei nicht geschenkt, sondern gekauft worden, — was denn auch leider der Wahrheit sehr nahe gekommen wäre.

Unterdessen hatte im gegenüberliegenden Zimmer der alte Mann fleißig darauf los geschrieben und der kleine Knabe stand hartnäckig an seinem Bettchen aufrecht, obgleich ihn sein entblößtes Hintertheil in dem kühlen Zimmer einigermaßen fror. Es war aber auch kein Wunder, daß der kleine Mann seine Nase beharrlich nach der Gegend hindrehte, wo die Schwester verschwunden war. Es kam nämlich aus dem Zimmer der Wittwe Wundel jener angenehme Geruch, von dem wir vorhin gesprochen, und der, so schwach er herüberdrang, doch von dem Bübchen gleich entdeckt wurde. Kleine arme und hungrige Kinder haben eine gar feine Nase.

„Du," sagte der Knabe zu seiner Schwester, „Clara bringt uns was Gutes zum Essen."

„Sie wird nichts mitbringen," entgegnete das verständigere Mädchen.

„Aber ich rieche was, und was Gebratenes. Bekomm ich nichts davon?"

„Nein, davon kriegst du nichts; das ist für andere Leute, die es gekauft und gekocht haben."

„Ihr seid recht dumm," antwortete das Bübchen; „warum kauft ihr nicht auch etwas und kocht es uns? Dann könnten wir es essen; denn wenn ihr etwas kauft und uns bratet, so gehört es uns und nicht anderen Leuten."

Der alte Mann, der ebenfalls durch den Geruch aufmerksam geworden war, erhob seinen Kopf und sagte lächelnd: „das Kind spricht sehr logisch; seine Folgerungen sind ganz richtig; nur ruht seine Thesis auf schwachen Füßen."

„Komm herab in's Bett," sprach das Mädchen, als drüben abermals die Thüre aufging; „du wirst dich erkälten, und wenn dich Clara so bloß dastehen sieht, so zankt sie mit mir."

Jetzt kam die Tänzerin mit ihrem Milchtopf zurück. Die beiden Kinder schauten vergnügt empor, das Bübchen klatschte in seine kleinen Hände und rief: „siehst du, jetzt kommt das Gebratene."

„Nein, nein, es ist nichts Gebratenes," entgegnete lachend die ältere Schwester, „aber was viel Besseres. Jetzt mache ich eine Milchsuppe mit Brocken darin, und ihr sollt sehen, wie das schmeckt!"

„O laß mich zusehen, wie du es machst!" sagte das Bübchen. „Bitte, Clara, laß mich zusehen!"

„Aber es wird dich frieren im Zimmer."

„O, es thut nichts, wenn es mich friert; ich friere gern, wenn ich nur zusehen darf."

„Aber dann bekommst du einen Husten," erwiderte Clara, während sie den Topf mit Milch in die verglimmenden Kohlen stellte, „und wirst krank werden."

„Das thut nichts," entgegnete entschlossen der Knabe, „wenn ich zusehen darf, bekomme ich gern einen Husten und werde auch gerne krank."

„Nun meinetwegen;" versetzte die gutmüthige Schwester, „dann könnt ihr helfen das Brod einschneiden. Aber vorher muß ich dir ein Röckchen anziehen und Strümpfe." Und darauf nahm sie den kleinen Bruder aus dem Bette, legte ein Kissen auf die Kommode und setzte ihn darauf. Das größere Mädchen zog sich allein an.

Wie war das Bübchen so froh, als es die Hoffnung hatte, zusehen zu dürfen, wie die Milchsuppe eingebrockt wurde. Er schlang seine beiden Aermchen der Schwester um den Hals, drückte sein rundes Gesicht fest auf ihre schwellenden Lippen und sagte: „du bist die allerbeste Clara, und ich habe dich lieb — so viel und so groß wie — wie — ein ganz großes Haus." — Nachdem der Knabe hinreichend bekleidet war, um die kühle Temperatur in dem Zimmer aushalten zu können, zu welchem Zwecke ihm die Schwester noch ein großes wollenes Tuch um seine Füße schlang, wurde er auf den Tisch gesetzt, an welchem die jüngere Schwester bereits auf einem Stuhle stand, nachdem sie eine große irdene Suppenschüssel herbeigeschleppt.

Die junge Tänzerin nahm die Milch von den Kohlen, und als sie solche in die Schüssel goß, bemerkte sie an der bläulichen Farbe derselben, daß es nicht räthlich sei, um eine größere Menge zu erzielen, noch etwas Wasser zuzusetzen; dies Geschäft hatte Mamsell Wundel im Nebenzimmer bereits gehörig selbst versehen.

„Mir scheint, sagte der alte Mann an seinem Schreibtisch, indem er seine Feder einen Augenblick anhielt und durch die Brille nach dem Tische schaute, „wir bekommen noch ein Nachtessen. Ei, ei! das ist, obgleich Verschwendung, doch sehr wohlthätig. Auch trifft das prächtig mit meiner Arbeit, hier zusammen; ich übersetze auch gerade ein Souper in Onkel Tom's Hütte, und es ist sonderbar, wenn ich

von Eſſen und Trinken ſchreibe, da bekomme ich einen ſtärkeren Appetit."

„Mir geht's auch ſo, Papa," antwortete Clara, wobei ſie lachend herum ſchaute. „Wenn ich zum Beiſpiele in einem Luſtſpiele bin und ſie fangen auf der Bühne an zu eſſen und zu trinken, da könnte Einem das Waſſer im Munde zuſammenlaufen; und es geht nicht allein mir ſo: Alle, die um mich herum ſitzen, haben begehrliche Augen und machen ſpitze Mäuler, — wie du, du kleiner Freſſer." Damit patſchte ſie dem Bübchen mit dem Löffel um den Mund, was dieſer aber gar nicht übel zu nehmen ſchien, ſondern die herabrinnenden Tropfen begierig ableckte.

Der Vater hatte ſeine Feder niedergelegt, die Brille abgelegt und wiſchte ſich die trübe werdenden Augen.

„Dieſes Innere von Onkel Tom's Hütte," ſagte er nach einer Pauſe, „iſt als recht komfortable geſchildert und kommt Einem gar nicht ſo unrecht vor; es iſt ein anſtändiges, feſtes Gebäude mit einem kleinen Garten davor; auf dem Herde lodert ein Feuer und verbreitet in dem Zimmer eine behagliche Wärme." — Er ſprach das mit leiſer Stimme und mehr zu ſich ſelber.

Clara ſchien auch nicht darauf zu achten, denn ſie wandte ſich in dieſem Augenblick zu ihrer kleinen Schweſter und ſagte zu ihr: „aber warum haſt du es hier in dem Zimmer ſo kalt werden laſſen? So kann der arme Papa ja nicht ſchreiben; ſeine Finger müſſen ihm ganz ſtarr werden."

„Schon die Idee eines Kamins hat etwas höchſt Behagliches," fuhr der alte Mann fort, indem er ſich die Hände rieb; „man ſieht in die ſpielenden Flammen, man ſtellt ſich behaglich davor hin und dreht die mächtigen Holzblöcke mit der Zange herum."

„Ich hätte gern Holz nachgelegt," entgegnete das kleine Mädchen, „aber Papa hat ſelbſt zugeſehen und meinte, wir müſſen noch acht Tage lang mit auskommen, ehe du neues kaufen könnteſt, und wenn man da zuviel brauche, werde es nicht langen."

„Ich begreife nur nicht," sprach Clara, „du bist doch schon so ein erwachsenes und vernünftiges Mädchen, daß du nicht früher zur Madame Wundel gegangen und sie um etwas Milch gebeten hast; sie hätte es dir auch nicht abgeschlagen. Da muß man nachdenken, mein Kind; ihr hättet schon um acht Uhr eine Milchsuppe essen können, und nun habt ihr bis jetzt gehungert."

„Es war noch ein Stück Brod in der Schublade," erwiderte die jüngere Schwester, „und das haben wir drei gegessen."

Der alte Mann schaute träumerisch an die Decke empor und sagte: „Tante Cloe steht am Küchenfeuer und aus ihrer Bratpfanne hervor dringt der Geruch von was Gutem; sie hat eben noch ein Stück Speck hineingethan und bemerkt, daß der Kuchen sich wunderschön färbt, daß er sich zu einem prächtigen Braun anläßt: darauf hebt sie den Deckel der Backpfanne weg und läßt einen schöngebackenen Pfundkuchen sehen, dessen sich kein städtischer Zuckerbäcker zu schämen gebraucht hätte. — Ah!' fuhr er mit lauterer Stimme fort, „es ist etwas sehr Vortreffliches um so einen Kuchen."

Bei dem Worte Kuchen wandte das Bübchen rasch den Kopf herum und seine Theilnahme für die Milchsuppe wurde augenscheinlich geringer.

„Der Papa spricht von Kuchen," sagte die kleine Schwester zu Clara; „haben wir vielleicht welchen?"

„O nein," entgegnete die Tänzerin in bitterem Tone. „Papa spricht nur einiges vor sich hin aus dem Negerleben von Amerika."

Das Bübchen aber gab sich nicht so leicht zufrieden, sondern er wandte den Kopf herum und rief laut: „hast du Kuchen, Papa? Du hast was von Kuchen gesagt?"

„Ich habe eigentlich nur laut gedacht," versetzte der alte Mann mit einem trüben Lächeln; „ich hatte vorhin gelesen von den armen Negersklaven —"

„Die Kuchen essen?" fragte das Mädchen.

„Allerdings, mein Kind,“ ſagte der Vater träumeriſch, „die Kuchen eſſen und ein warmes behagliches Zimmer haben.“ Dabei rieb er ſich die Hände und zog den alten fadenſcheinigen Ueberrock feſter um ſeine Schultern.

„Ah!“ antwortete das kleine Mädchen, indem ſie ihren Kopf auf die Hände ſtützte und in die dünne Milchſuppe ſchaute, „wenn ſie Kuchen eſſen, ſo ſind ſie ja nicht arm. — Wir haben keinen Kuchen zu eſſen und oft kein warmes Zimmer; alſo ſind wir auf jeden Fall noch viel ſchlimmer daran.“

„Das Kind hat in mancher Beziehung nicht unrecht,“ ſprach kummervoll der alte Mann, indem er ſeinen Blick umherlaufen ließ auf den kahlen Wänden ſeiner Wohnung, auf den ärmlichen Möbeln und Betten, und ihn dann auf die kleine Schüſſel voll Milch heftete, in welche zwei Kreuzerbrode gebrockt waren, und die ein vollſtändiges Abendeſſen abgeben ſollte für vier Perſonen, die bis Abends zehn Uhr gefaſtet. — —

„So, jetzt iſt es angerichtet!“ rief die Tänzerin mit luſtiger Stimme. Sie wollte dadurch alle trüben Gedanken verſcheuchen. „Jetzt laß deine Schreiberei ſein, Papa, und komm' zu Tiſch.“

„Das reicht ja kaum für euch aus,“ entgegnete dieſer, „eßt nur, eßt nur, ich ſchreibe noch.“

Doch blickte er, ſeinen eigenen Worten widerſtreitend, ſehnſüchtig nach dem Tiſche, und als das kleine Mädchen ihm entgegenlief und ihn bei der Hand fortzog, brauchte ſie gar keine Kraft anzuwenden, um ihn bis an die Milchſchüſſel zu bringen.

Die Familie ſetzte ſich um den Tiſch herum; Jedes hatte ſeinen Löffel ergriffen, doch ehe das Abendeſſen eigentlich begann, mußte ſich das Bübchen entſchließen, ſein gewöhnliches Tiſchgebet herzuſagen. Es faltete die Hände und ſprach:

„Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt, und ſegne was ich beſcheeret hab.“

Es war dies ein Sprachfehler, den man ihm trotz aller ange-

Schüsse und hie und da sah man einen bescheidenen Schwärmer sprühen, und die hellen Funken kämpften mit dem letzten Licht des Tages. Die Sonne sank und der Kanzleiräthin Schwester Auguste lehnte an einer Tanne und schaute schwermüthig in die goldene Abendbeleuchtung; sie deklamirte:

„Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergeh'n."

Und eine bekannte liebe Stimme setzte hinzu:

„Mein Fräulein, seien sie munter,
Das ist der Sonne Lauf." — —

„Denn hinten geht sie unter
Und vorne geht sie auf,"

ergänzte Schwämmle lachend, indem er ein großes Glas Wein hinunter stürzte.

Wetterstuck Vater hatte unterdessen seine Raketen aufgehängt und Wetterstuck Sohn zündete sie an. Wie rauschten sie empor mit langem feurigem Strahl, wie beugten sie oben zierlich ihre Häupter und machten der ganzen Welt ein Compliment, ehe sie auseinander platzten und in einem Bouquet von rothen, weißen, grünen, blauen Sternen erstarben! Eine derselben wollte nicht steigen und die erschreckten Damen erhoben ein Zetergeschrei, als sie sahen, wie das sprühende Ungeheuer dicht über ihren Köpfen weg in des Nachbars Garten schoß. Der Referendär lud sein Gewehr mit wenig Pulver und einem Schwärmer und ließ die Damen nach der Reihe abfeuern, und zwar ganz genau nach der Rangliste; die Frauen der Subalternbeamten schossen ihrerseits aus den Bürgerwehrgewehren, die Buben zündeten Schwärmer in der Hand an, warfen sie in die Luft und schrieen und jubelten. Herr Krügle und der Oberregierungsrath hatten sich in das Gartenhaus geflüchtet, die gelbe Weste des letzteren schimmerte aber weithin durch das Dunkel, eine willkommene Zielscheibe für den Räuberhauptmann Schwämmle, der sich unterstand, dem Vorgesetzten einen Schwärmer auf den Bauch zu werfen.

Allgemein war die Lust und Fröhlichkeit, nur Kanzleiraths Auguste und Fräulein Wetterstuck saßen jenseits am Fuße des Hügels und schauten hinaus in die dunkle Landschaft, wo ebenfalls Raketen zischten, Schwärmer prasselten und Leuchtkugeln aufstiegen. Bald aber schlich sich Fräulein Wetterstuck leise von der Seite der Freundin, das hatte der Bruder so arrangirt, und der Referendär nahm ihre Stelle ein. „Auguste,"

wandten Mühe nicht abgewöhnt hatte, und den er sich heute Abend vollends nicht verbessern ließ, denn seine ganze Seele schwamm in der Milchschüssel.

So ging nun das Nachtessen vor sich, und die kleine Familie beim flackernden Scheine der Talgkerze wäre in ihrer Zusammenstellung ein kleines, herrliches Genrebild geworden. Der alte Mann mit dem wohlwollenden freundlichen Gesichte, der nur mit großen Zwischenpausen aß, die junge schöne Tänzerin in dem ärmlichen Kleidchen, das volle schwarze Haar aber frisirt wie eine Fürstin und aus demselben hervor zahllose falsche Brillanten blitzend. Sie behauptete, fast gar keinen Hunger zu haben, und schaute mit dem liebenden Blick einer jungen Mutter den beiden kleinen Geschwistern zu, die eine Wette eingegangen zu haben schienen, wer von ihnen zuerst auf den Grund der Suppenschüssel gelange. Wir müssen gestehen, daß sich das Bübchen am Tapfersten hielt, namentlich aber viel Milch schlürfte und die Brocken mehr oder weniger verschmähte. Doch ist hiebei nicht zu übersehen, daß es von dem Stück Brod vor ein paar Stunden das größte Drittel erhalten.

„Karl, Karl!“ sagte Clara, die ihm lächelnd zusah, „du vergißt wieder ganz die Geschichte von dem Kinde und der Eidechse. Das mußt du ihm erzählen, Marie.“

Und darauf sprach die kleine verständige Schwester: „das Kind saß vor der Hausthüre und hatte ein Schüsselchen mit Milchsuppe vor sich stehen, da kam die Eidechse und aß mit, aber die Eidechse trank blos die Milch und ließ die Brocken liegen, da nahm endlich das Kind sein Löffelchen, schlug das Thier auf die Schnauze und rief: „wenn du mithalten willst, so iß auch Brocken, du Ding!“

„So iß auch Brocken, du Ding!“ wiederholte Clara und schlug den kleinen Bruder zum Scherz abermals mit dem Löffel auf seinen milchtriefenden Mund, worüber dieser in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach, so daß er fast an einem Brocken, den er gehorsam zu sich genommen, erstickt wäre.

Jetzt war die Milch faſt verzehrt und es blieb auf dem Grund der Schüſſel nur eine kleine bläuliche Fluth.

„Seht ihr wohl,“ rief plötzlich das Bübchen mit großem Ernſt: „ihr alle habt wieder nicht an die arme Anna gedacht. Soll ſie denn gar nichts zu eſſen bekommen?“ — Er meinte damit die kleine todte Schweſter, die draußen im Vorzimmer lag und den ewigen Schlaf ſchlief.

„Sie will nichts mehr eſſen,“ ſagte Marie; ſie iſt ja geſtorben und jetzt im Himmel.“

Clara, die trotz ihrer Beſchäftigung den ganzen Abend an die Verſtorbene gedacht, die aber durch ihre Erwähnung den Schmerz des alten Mannes nicht vermehren wollte, zwinkerte leicht mit den Augen und blickte ihren Vater von der Seite an.

Dieſer hatte, wie ſchon bemerkt, faſt gar nichts gegeſſen und ſaß ſchon lange da mit gefalteten Händen. Denn wenn er auch im Drange der Arbeit nicht ſo innig an das Kind gedacht, ſo fiel ihm die Erinnerung an daſſelbe jetzt doppelt ſchmerzlich auf die Seele, als er nun am Tiſche den leeren Platz ſah, wo ſonſt die kleine Anna auf ihrem Stühlchen geſeſſen. Er ſtieß einen tiefen Seufzer aus und ſeine Augen funkelten auf eine ganz eigenthümliche Art.

„Die Anna iſt nicht im Himmel,“ ſagte entſchieden das Bübchen; „wie kann ſie im Himmel ſein, da ſie draußen auf dem Kiſſen liegt? Sie kommt erſt in den Himmel, wenn ſie begraben iſt, und das geſchieht morgen.“

„Schon morgen?“ verſetzte der alte Mann und ſah ſeine ältere Tochter fragend an. — „Du haſt Alles beſorgt, nicht wahr, Clara?“

„Alles ſo gut wie möglich,“ erwiderte die Tänzerin; „und wenn die beiden Kinder brav ſein wollen, ſo zeige ich ihnen das Kleidchen, in welchem die Anna ein Engelein wird.“

Sie ſtand auf, um das kleine Paket zu holen, blieb aber an der Kommode länger als nöthig war ſtehen, um ihre hervorſtürzen-

den Thränen, namentlich vor den beiden Kindern, zu verbergen. Da aber dieſe endlich ungeduldig wurden, ſo mußte ſie wieder kommen und ihnen das Kleidchen zeigen. Nachdem ſie den Tiſch abgeräumt, ſchlug ſie das Tuch auseinander und breitete es vor ihnen aus.

„Das iſt ſchön,“ ſagte der Knabe; „ich möchte das Kleidchen wohl einmal anprobiren, mir müßte es recht gut ſtehen.“

„Warte nur, Karl,“ entgegnete ernſt der Vater, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, „einem ſolchen Kleide entgehſt du nicht; wenn du aber recht brav und folgſam biſt, ſo möge der liebe Gott gnädigſt bewilligen, daß du eins bekommſt, das noch viermal ſo lang iſt.“

„Mir wäre dies ſchon recht,“ antwortete das Bübchen, wobei es die rothen Schleifen durch die Finger gleiten ließ, „das iſt wirklich ſchön. — Und du haſt es ganz ſelbſt gemacht?“ fragte er die ältere Schweſter.

„So ſchönes rothes Band!“ ſagte Marie. „Das ſieht doch beſſer aus als die ſchwarzen Schleifen.“

„Ja, ja, es iſt freundlicher,“ verſetzte der Vater. — „Wo haſt du denn das Band noch aufgefunden?“

„Die im Theater haben es mir gegeben,“ erwiderte Clara, „und es hat mich recht gefreut, daß ſie ſo viel Antheil nahmen.“

„Es iſt ſonderbar,“ ſprach lächelnd der alte Mann, „wie die Dinge in dieſer Welt ſo ſeltſam ihren Platz wechſeln. Dies rothe Band, das vielleicht noch geſtern in den Haaren einer Tänzerin geflattert, kommt nun morgen in die kühle Erde. Aber es iſt ſchön, daß ſie dir ſo geholfen, es freut mich; und wenn mein Kind in den Himmel einſchwebt, ſo werden ihnen dieſe Schleifen dort oben keine üble Nachrede machen. — Amen!“ —

„Amen!“ wiederholte auch Clara, und dann ſetzte ſie mit gewaltſam verändertem Tone hinzu: „Aber jetzt, Kinder, zu Bett! Ihr habt gegeſſen und getrunken und könnt nun ruhig ſchlafen. Dabei

lächelte ſie durch ihre Thränen und ſagte zu dem Bübchen: „Gaisleiu biſt du ſatt?“

Worauf der Knabe lachend erwiderte:

„Oh! wo ſollt ich ſatt von ſein?
Ich ſprang über ein Gräbelein
Und fand kaum ein Blättelein.

Aber ich bin ſchläfrig und bitte dich, liebe Clara, mich zu Bett zu legen.“

Dies geſchah denn auch; Clara lockerte zuerſt die dünnen Kiſſen in dem Bett, dann zog ſie die Kinder aus und legte ſie hinein. Sie krochen dicht an einander hin, um ſich zu erwärmen und die ältere Schweſter deckte zu dem gleichen Zweck noch einen wollenen Rock über ſie hin. Dann ſprachen die Kleinen zu ihrem Spaſſe den Spruch von vorhin ein paar Mal gegenſeitig und entſchliefen bald unter Lachen und Scherzen.

Siebentes Kapitel.

Sklavenleben.

Der Vater ſetzte ſich an den Schreibtiſch, um noch einen angefangenen Bogen zu vollenden, und die Tänzerin zündete eine Lampe an, nahm das Kleidchen und den Kranz von Orangenblüthen und ging in's Vorzimmer. — Hier lag das todte Schweſterchen auf einem weiſſen Kiſſen und war mit einem Tuche zugedeckt. Als Clara dieſes Tuch wegzog, durchſchauerte es ſie leicht, und als ſie darauf das Kind betrachtete, rollte eine Thräne um die andere aus ihrem Auge. Es lag da ſo ruhig als ob es ſchliefe, die Augen

halb geöffnet, die Händchen über der Bruſt gefaltet. Daß es wirklich todt war, ſah man nur an der gelblichweißen Geſichtsfarbe, an der glanzloſen Haut und an einem ſchmerzlichen Zug, der um den zuſammengepreßten Mund und das ſpitzige Näschen ſpielte, und man fühlte das, wenn man, wie Clara es that, das warme lebensfriſche Geſicht an die bleichen Lippen des Kindes drückte und dann jene eiſige ſonderbare Kälte empfand, jene Kälte, die mit nichts Anderem zu vergleichen iſt; jene Kälte, welche die unerbittliche Hand des Todes zurückläßt.

Clara deckte das Kleidchen mit den rothen Schleifen über ihre kleine Schweſter hin, legte den Blumenkranz auf ihr Haupt und ſank dann vor der Kleinen auf die Knie. Das Kind hatte viel gelitten und war in herben Schmerzen geſtorben. Vor dem inneren Auge der Tänzerin gingen Stunde um Stunde die zwei kummervollen Jahre vorüber, welche dies arme Kind durchlebt und welche Clara mit ihm geduldet und gelitten. Das war eine harte Zeit geweſen ſeit der Geburt der kleinen Anna. Ihre Mutter, Clara's Stiefmutter, war wenige Tage nach der Geburt des kleinen Kindes geſtorben und die Tänzerin hatte es aufgezogen als wäre es ihr eigenes. Ah! ſie liebte das arme kränkliche Geſchöpf mehr als Alles in der Welt. Sie hing in ſeinen Leiden inniger an ihm, als an dem Vater und den anderen Geſchwiſtern; es war' ihr Eigenthum, ſie hatte es ſich erobert durch die unermüdlichſte Sorgfalt, durch unzählige Nachtwachen. Ein halbes Jahr nach der Geburt hatte der Hausarzt geſagt: es iſt ein Wunder, Fräulein Clara, daß Sie mit Gottes Hülfe das Kind durchgebracht haben. — Ja, es lebte, es gedieh, und das junge Mädchen ſah mit Entzücken, wie es ſtärker und kräftiger wurde, wie es eines Tags zum erſten Mal lächelte, wie es endlich Mama zu ihr ſagte, dann lange Unterredungen mit ihr hielt, aber in unartikulirten Tönen, nur ihr allein verſtändlich. — — — — Und doch mußte es ſterben. Wie hatte ſie dem Tode dieſe Beute ſtreitig gemacht! Wie hatte ſie Tag und

Nacht über seinem Lager gewacht, am Morgen seinen ersten Blick empfangen, am Abend seinen letzten! Wie war sie athemlos die vier Treppen hinaufgerannt, um hineintretend zu fragen: „was macht das Kind? — Da endlich überfiel es eine neue Krankheit, und schon nach wenigen Tagen ging sein Athem schnell und schwer, sanken seine Augen ein und wurden Mund und Nase spitzig. Wenn sich auch Clara überreden wollte, das seien nur vorübergehende Symptome, und wenn sie auch an jedem Abend die ganze Familie an das Bettchen führte und fragte: „nicht wahr, heute geht's mit der Anna besser? ihre Augen sind lebhafter, ihr Athem leichter," so schüttelte doch der Hausarzt den Kopf, und der verzweifelte Blick, mit dem die junge Tänzerin an seinen Lippen hing, verhinderte ihn mehrere Tage, die Wahrheit zu sagen. Endlich aber mußte er doch eingestehen, daß alle Hoffnung vergebens sei. —

An dem Tage war gerade ein neues Ballet, und Clara mußte tanzen und lustig sein; aber im Zwischenakte stahl sie sich von der Bühne weg und ging an eine kleine Thüre, welche auf die erste Gallerie führte, und dort wartete sie, bis der Leibarzt des Königs seine Loge verließ. Das war ein alter freundlicher Herr, und als er vorbeigehen wollte, hatte sie sich ihm beinahe zu Füßen geworfen, auch konnte sie lange vor ihren Thränen nicht sprechen. Dem Arzte erschien es natürlich sonderbar, hier von der glänzend gekleideten, aber weinenden Tänzerin angehalten zu werden, doch da er ihr ein paar liebevolle Worte sagte, so war Clara bald im Stande, ihm ihr Leid mitzutheilen. Er versprach nach dem Kinde zu sehen und kam auch noch an demselben Abend zum Erstaunen sämmtlicher Hausbewohner, die seinen Wagen anfahren hörten. Doch zuckte er ebensogut die Achseln wie der Hausarzt, und nachdem er das Kind einige Minuten angeschaut, auch sich nach den Vorgängen erkundigt, tröstete er das Mädchen so gut er konnte und sagte richtig voraus, das kleine Kind werde die Nacht nicht überleben. — —

Am andern Morgen war es todt. In Clara's Leben entstand eine große Lücke; sie sah vor sich ein weites, graues Feld, in dessen Mittelpunkte das todte Kind schwebte, das langsam vor ihren Augen versank. —

Das Alles überdachte sie in der heutigen Nacht, und all' die Tage, welche das Kind gelebt, gingen in einem stillen Gebete vor ihrem Geist vorüber. Endlich erhob sie sich wieder, deckte das Tuch über das weiße Gesicht der Kleinen, nachdem sie dasselbe vorher noch mit ihren Küssen und Thränen bedeckt; dann ging sie gefaßter in das Wohnzimmer zurück.

Der alte Mann schien eben seine Arbeit für heute Nacht beendigt zu haben, er klappte das Buch, aus welchem er übersetzte, zu, und legte die Feder darauf hin; dann lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und sah nachdenkend vor sich hin.

Clara, welche noch keinen Schlaf verspürte, setzte sich ihm gegenüber und bedeckte ihre rothgeweinten Augen mit der Hand.

„Das Buch ist ein eigenes Stück Arbeit," sagte der Vater, „wohl für Amerika berechnet, namentlich jene Distrikte, wo man Sklaven hält oder für deren Abschaffung alle möglichen Schritte thut. Wie es aber mit seinem gewiß vielfach übertriebenen und eingebildeten Elend bei uns so großes Aufsehen machen konnte, ist mir nur dadurch erklärlich, wenn ich überhaupt unsere kindische Sucht nach Fremdem in's Auge fasse, oder eine Art wollüstig kitzelnder Grausamkeit annehme, mit der man nach weit entfernten fremden Leiden schaut, da man nicht den Muth hat, das Auge auf den eigenen Weg vor sich zu senken, um hier eine ungleich härtere Sklaverei zu entdecken, tieferen Jammer, größeres Elend."

„Glaubst du das wirklich, Vater?" fragte nachdenkend Clara, die an jene Unterredung auf der Bühne dachte.

„Ob ich es glaube, mein Kind!" entgegnete finster der alte Mann. „Fragst du mich das im Ernst? Blicke doch zunächst auf uns Alle, auf dich selbst. Sieh doch, wie es uns bei angestrengtem

Fleiße, bei der größten Thätigkeit nicht möglich ist, unsere kümmerliche Lage zu ändern; sieh doch zu, wie ich mich hier bis Mitternacht mit meiner Feder abmühe, und ohne deine Hülfe, mein gutes Kind, doch nicht im Stande wäre, ausreichend für unsern nothdürftigen Unterhalt zu sorgen."

„Es ist wahr, Vater, es ist sehr wahr."

„Jener Onkel Tom zum Beispiel ist glücklich gegen mich zu nennen; er ist ein Sklave geboren, und konnte, ich gebe zu, daß es sehr traurig ist, von einem Tag auf den anderen gewärtigen, was ihm endlich zugestoßen. Und wenn nun diese Geschichte wirklich wahr, wenn solche Grausamkeiten dort jenseits der Meere verübt werden, so haben seine Leidensgenossen das Mitleid aller Nationen für sich; man beklagt ihr Dasein, man bejammert ihr Schicksal, man thut durch Wort und Schrift, was man kann für Erleichterung des Looses jener schwarzen Sklaven, während man dagegen zu Hause wieder Alles thut, um uns recht hinabzudrücken, recht den Fuß auf den Nacken zu setzen, uns, den weißen Sklaven der Armuth und Geburt. — — Die Verfasserin," fuhr der alte Mann nach einer Pause fort, „eine Amerikanerin, Augenzeuge des von ihr geschilderten Sklavenlebens, hatte gewiß die schönste und lobenswertheste Absicht. Glaubst du vielleicht, mein Kind, daß der Gedanke, Etwas zur Beglückung jenes gedrückten Theiles des Menschengeschlechtes beizutragen, die zahllosen Buchhändler in unseren damit und mit so vielem Anderem gesegneten deutschen Landen vermocht hat, das Publikum mit Onkel Tom's Hütten zu überschwemmen, in Wort und Bild, in Gesängen und Theaterstücken? — Glaubst du das? — Ich nicht! Ich habe von einem gehört, der seinen Enthusiasmus so weit trieb, daß er seine sämmtlichen Zimmer mit Schilderungen aus jenem Negerleben ausschmückte, in übermäßiger Freude, daß er endlich etwas gefunden, was in den jetzt interesselosen Zeiten nach seinem Ausdrucke *zieht*. Tritt doch hin vor diesen — geistigen Sklavenhändler, der dir die Arbeit

ruheloſer Tage und ſchlafloſen Nächte, der dir ein Stück deines Inneren, das du ihm geſchrieben anbieteſt, abfeilſcht, ja abjaunert, der dir ein paar magere Kreuzer hinwirft für dein beſtes Herzblut; — tritt doch vor ihn hin und ſage ihm, du habeſt auch eine Eliſe gefunden, deren Mann, ein fleißiger Mann, ſich von ihr und ihrem Kinde trennen müſſe und weit über's Meer fliehen, weil er hier kein Brod für ſich und die Seinen mehr findet. Der hieſige Georg iſt freilich kein Sklave, und ſein Weib und ſein Kind ſind bei keiner guten Herrſchaft, die ſie auf's Freundlichſte pflegt, auf's Beſte erhält, die ihr Hülfe verſpricht und in guten tief gefühlten Worten Troſt ſpendet. O nein, mein Kind, die hieſige Eliſe, obgleich auch einſtens ſchön, jung und blühend, iſt nun nach wenigen Jahren ein armes, verkümmertes Weib geworden und ſitzt auf einer ungeheizten Bodenkammer mit ein paar traurigen Geſellſchaftern, dem Hunger und der Kälte; und dazu pfeift der Wind höhnend durch die Riſſe des Daches; ſie ſelbſt friert gern und muß ja frieren, denn in ihren letzten warmen Rock hat ſie ihr Kind gewickelt und es ſchlummert nun leiſe an ihrer Bruſt, und wenn es auch zuweilen ſtöhnt und ſich im Schlafe hin und her wendet, ſo iſt es doch im Augenblick vor der Kälte geſchützt, und wenn der liebe Gott im Himmel ſie nicht gänzlich verlaſſen hat, ſo findet ſie wohl im Laufe des Tages eine mitleidige Seele, die ihr mit etwas Suppe aushilft. — Vorderhand aber hungert ſie und hofft, hofft auf ihren Gatten, daß er ihr Hülfe ſendet, hofft auf die Barmherzigkeit des Himmels, daß er ihren kränklichen Körper geneſen läßt, um ſich alsdann durch Arbeit wieder fortbringen zu können. — — Und wie ſie ſo ſinnt und denkt, erweitern ſich vor ihren Augen die zahlreichen Spalten und Riſſe im Dach, und ihr Blick fliegt hinaus über die Dächer der Stadt hinweg in das weite Land und über andere Städte und andere Länder, und endlich ſieht ſie vor ſich eine weite, graue, hie und da mit Schnee bedeckte Fläche, eine trügliche Ebene, die auf und nieder wankt. — Sie fühlt

auch den Seewind, denn es fröſtelt ſie kalt und ſchaurig an; am Ufer des weiten Meeres aber ſtehen Leute und erzählen ſich von dem großen Sturm, der geſtern ſtattgefunden und von dem großen Auswandererſchiff, das mit ſo vielen Menſchen elend zu Grunde gegangen. — —

„Wie das Weib an dieſe Stelle des Traumes gekommen, da ſchreckt ſie zuſammen und ein herzzerreißender Schrei erweckt faſt das Kind auf ihrem Schooße, ſie aber zum klaren Bewußtſein. Sie ſtreicht krampfhaft lachend das Haar aus ihrem Geſichte und redet ſich ein, es ſei doch lächerlich, eine ſolch' traurige, ſolch' ſchlimme Vorahnung zu haben. — —

„Und ſie hat in ihrem Geiſte die Wahrheit geſehen," fuhr der alte Mann erſchüttert fort. Und dabei hatte er die Hände gefaltet und blickte mit einem ſeltſam ſtieren Geſicht an die Decke des Zimmers. — „Aus der Tiefe auf ſtiegen nächtlich die Geiſter der Ertrunkenen und ſie flogen unverwandten Blicks aufwärts gen Himmel. Es waren viele, viele darunter, wie ſie hier in dem Buche beſchrieben ſind, und auch ihnen wurden droben als armen Sklaven eilfertig die Thüren des Paradieſes aufgeriſſen und ſie trugen Alle an ſich ihr Sklavenzeichen, nicht jenes eingebrannte T. F. an der Hand, das man im Nothfall ausſchneiden oder mit einem eleganten Handſchuh bedecken kann, ſondern ihnen war daſſelbe auf die Stirne geſchrieben, und an den zuſammengebiſſenen Zähnen und auf den weißen eingefallenen Wangen las man ein ganzes Sklavenleben, ein Daſein ohne Luſt und Freude, dahingeſchleppt in Kummer und Entbehrungen."

Clara hatte mit Entſetzen dieſen wilden, ſo heftig ausgeſtoßenen Worten, ihres ſonſt gemüthlichen und ruhigen Vaters gelauſcht. Sie drückte ihre Hand auf ſeinen Arm, wie um ihn zu erwecken, zu beſänftigen, und es gelang ihr auch; ſeine Augen verloren ihren ſtarren Ausdruck und er blickte ſie mit inniger, väterlicher Zärtlichkeit an, die aber nicht ohne eine tiefe Traurigkeit war. Dann

seufzte er, „gönnen Sie mir nur ein Wort. Nicht wahr, Sie glauben nicht an das Schreckliche, das man mir nachgesagt? Ich gebe Ihnen die heiligste Versicherung, es ist eine Verleumdung. Sagen Sie, daß Sie mich lieben wie früher, und es soll die Aufgabe meines Lebens sein, den Zorn der Ihrigen zu versöhnen.“ — Das Mädchen seufzte tief und entgegnete: „Man ist ja so gern geneigt, das zu glauben, was man gerne glaubt; ich sage Ihnen nochmals, suchen Sie die Schwester zu versöhnen.“ Ihr Gesicht war bei dieser Erklärung angestrahlt von aufsteigenden Leuchtkugeln und glänzte weiß, roth und grün. — „Glaube, Liebe, Hoffnung!“ seufzte Emil mit Beziehung und küßte ihr zärtlich die Hand.

Indessen war die Lust auf's Höchste gestiegen; man hatte den Oberregierungsrath und Krügle gezwungen, das Gartenhaus zu verlassen, und die beiden ernsten Herrn mußten sich mit brennenden Schwärmern gegen die Bubenschaar vertheidigen. Schwämmle verschwendete eine ungeheure Menge von Fröschen und brüllte jedesmal mit, wenn die Damen ein Zetergeschrei erhoben; sogar der Kanzleirath hatte sich ermannt und hielt in zitternder Hand ein römisches Licht, schrie aber jedesmal laut auf, so oft eine Leuchtkugel herausflog.

Das Fest neigte sich seinem Ende zu und Vater Wetterstuck wollte es mit einer glänzenden Ueberraschung beschließen. Er hatte zu dem Ende weißes und rothes bengalisches Feuer angeschafft, um damit den Hügel und die Tannenanlage von Wetterstucksruh malerisch zu beleuchten. Die Bubenschaar war seinen Schritten gefolgt und hielt sich erwartungsvoll in seiner Nähe. Jetzt flammte das Feuer auf und ergoß plötzlich ein weißes glänzendes, zitterndes Licht über den kleinen Garten, riß aber zu gleicher Zeit unbarmherzig den schützenden Schleier der Nacht vom Liebespaar, das am Fuße des Hügels saß. Die Buben brachen bei diesem Anblick in ein lautes Hohngeschrei aus und die sinnigeren Mädchen riefen: „Ein Brautpaar, ein Brautpaar!“ Die Kanzleiräthin stürzte ahnungsvoll hinzu, der Kanzleirath folgte ihr und stieß einen gellenden Schrei aus, nicht ob dem Anblick des Paares, sondern weil ihm das Zündlicht, das er krampfhaft in der Hand hielt, die Finger verbrannte. Vater Wetterstuck aber, zartfühlend wie er war; warf augenblicklich eine Hand voll Erde auf die bengalische Flamme und löschte sie aus. Tiefe Nacht bedeckte den Garten und tiefe Nacht bedeckte die Herzen Auguſtens und Emils und die Herzen des Kanzleiraths und Gemahlin. Was war zu thun? Die Mädchen schrieen noch immer: „ein Braut-

legte er seine Hand auf ihr dunkles Haar, auf ihre zierliche Frisur, und warf sie leicht auseinander, daß ein paar falsche Perlen und Brillanten auf den Boden rollten, die er verächtlich mit dem Fuße von sich stieß, dann die junge Tänzerin auf die Stirn küßte, wobei ein paar Thränen aus seinen Augen auf die ihrigen herabträufelten.

„Ich verstehe dich wohl, mein Vater," sagte Clara nach einer Pause; „auch ich bin ja eine arme Sklavin, tief erniedrigt durch meine Stellung und durch die Bösartigkeit der Menschen."

„Sei es, mein Kind," erwiderte ruhiger der alte Mann, „sei es wenigstens äußerlich; aber bewahre dein Inneres, bewahre dein Herz, dein gutes Gewissen, daß du frei und stolz um dich blicken kannst, daß du das Auge Gottes nicht zu scheuen hast. Was kümmern dich dann die Reden der Menschen!" —

Einen Augenblick blieb es hierauf still in dem Gemach, und der Vater blickte während der kleinen Pause mit ungetrübter Zärtlichkeit auf das junge Mädchen, dann aber drückte er sie sanft an sich, sein Blick wurde wieder finsterer, und um seinen Mund spielte abermals ein hartes, ja verächtliches Lächeln. „Da haben sie," sagte er, „aus dem Buch ein Lied gemacht. Es behandelt den Moment, wo die Sklavin Elise mit ihrem Kinde über die auf- und abschwankenden Eisschollen des Ohio flieht; allerdings eine entschlossene und schöne That. Dieses Lied ist nun von irgend Einem zierlich in Musik gesetzt und wird nun schmachtend gesungen von Tausenden deutscher Frauen und Jungfrauen zu den Akkorden eines Klaviers oder dem Geklimper einer Guitarre, sich selbst und den Zuhörern zum unaussprechlichen Vergnügen, und es ist eine Heldenthat, deren Vorbild man Tausende von Meilen weit herholen mußte, weil sie nichts Aehnliches aufzuweisen hat im lieben Vaterlande. — So glauben sie — —

„Ich habe aber eine Mutter gekannt," fuhr der alte Mann fort, indem er sich erhob und im Zimmer auf- und abschritt, „die

hat für ihr Kind noch unendlich mehr gethan, und man hat sie nicht gepriesen in Büchern und Balladen. Dieses Weib war ein armes unglückliches Weib, und obgleich sie nicht von Sklavenhändlern gejagt wurde, so jagten sie doch noch viel grimmigere Feinde: Noth und Hunger. Sie schrak nicht vor der Arbeit zurück, aber sie hatte in ihren guten Tagen nur gelernt, mit der Nadel kunstvolle Arbeiten zu machen, und nun waren ihre Finger vor Kälte steif geworden, und da sie zurückgekommen und verarmt war, so wollte ihr auch Niemand mehr etwas anvertrauen, womit sie sich einen Verdienst machen und das Leben ihres Kindes fristen konnte. Dieses Weib war keine geborene Sklavin; sie war von einer guten ehrlichen Familie, und deßhalb konnte es ihr in ihrem tiefen Jammer nicht gelingen, irgendwo nur ein Almosen zu betteln; auch hatte sie nicht das Geschick dazu: glücklichere und erfahrenere Almosensammler ließen sie nicht aufkommen. — Da irrte sie Abends herum, ihr Kind in ein ärmliches Tuch gewickelt, — ich glaube es war um die Weihnachtszeit und da thut es doppelt weh, wenn man mit einem halberfrorenen hungerigen Wurm vor hellerleuchteten Fenstern stehen muß, um zuzusehen, wie andere glücklichere Kinder in der Fülle der Gesundheit jubelnd um den glänzenden Weihnachtsbaum springen; — das arme Weib hatte gerade keinen Neid auf diese Eltern und Kinder, sie wünschte nur ein kleines Brod für das ihrige, und als sie so an einem Bäckerladen vorbeikam, wo viel zierliches Backwerk ausgelegt war, kam ihr der Gedanke, dort etwas für ihr Kind zu stehlen. — — — — Anfangs schauderte sie zurück, denn sie war arm, aber ehrlich. Als aber das kleine Kind vor Hunger leise wimmerte, als sie so gejagt war von Noth und Verzweiflung, da streckte sie die zitternde Hand aus und nahm ein kleines Brod hinweg, konnte aber damit nicht entfliehen, denn als das Verbrechen begangen war, stand sie vor Schrecken festgebannt. — Die Sklavin entging nicht ihren Verfolgern, sie wurde jenseits ihres mit schwimmenden Eisschollen bedeckten Ohio's nicht von freundlicher

Hand aufgenommen. — Die weiße Sklavin erhielt für ſich und ihr Kind kein warmes Zimmer, kein gutes Bett; ſie fiel der ſtrafenden Gerechtigkeit anheim; ſie iſt verſchwunden und verſchollen, kein Buch beſchreibt ihre größere That, keine Ballade beſingt ihr Elend und das ihres Kindes."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach dieſen Worten hob der alte Mann ſeine Hand wie beſchwörend gen Himmel und durchſchritt mit haſtigen Schritten das Zimmer nach allen Richtungen. So oft er aber bei dem Stuhle ſeiner Tochter vorüberkam, berührte dieſe leicht ſeine Hand, worauf ſein Schritt jedes Mal ruhiger, ſein Blick ſanfter wurde. Endlich blieb er vor Clara ſtehen, faßte ihre Hand und ſagte, nachdem er ihr eine Zeitlang in die dunklen Augen geſehen, mit lächelndem Ausdruck im Geſicht: „ja, ja, es iſt leider wahr, mein Kind, wir Alle ſind Sklaven; ſieh' nur mich, deinen Vater, an, glaubſt du nicht, daß ich eben ſo gern ein Zuckerfeld bearbeiten würde, wenn das meine Kräfte zuließen, als dieſe geiſtigen Frohndienſte zu verſehen, die vielleicht hundertſte Ueberſetzung eines Buches zu machen, das mir unangenehm, ja unheimlich iſt! — — Aber ich weiß mich zu tröſten, liebe Clara," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher ſein Geſicht wieder den alten gemüthlichen und heiteren Ausdruck erlangt hatte, während ſeine Augen wieder ſanft und freundlich ſtrahlten und um den Mund wieder das alte zufriedene Lächeln erſchien. „Ja, ja, ich weiß mich zu tröſten," ſagte er, „denn ſiehſt du, mein Kind, wären wir, ich, du und vielleicht noch Tauſende von Menſchen der gleichen Klaſſe allein dazu berufen, die Sklaven aller anderen zu machen, es wäre entſetzlich, es könnte das nicht lange fortbeſtehen, und bald müßten ſich die Niedergedrückten mit einem einzigen Schrei der Verzweiflung gegen die uſurpirte Herrſchaft ihrer Unterdrücker auflehnen. Aber es iſt nicht ſo: Alle ſind Sklaven, Alle haben keinen freien Willen, auch die, welche ſtolz auf

uns herabblicken; und je höher ſie ſtehen, deſto herber fühlen ſie ihre Sklaverei."

Das junge Mädchen ſah ihren Vater fragend an, und ſagte: „aber, lieber Vater, die Reichen, die ſich für ihr Geld alle Genüſſe dieſes Lebens verſchaffen können —?"

„Sind die Sklaven eben dieſes Geldes," verſetzte raſch der alte Mann, „die Sklaven ihrer Leidenſchaften, die Sklaven eines oft kranken und deßhalb für viele Genüſſe unbrauchbaren Körpers. Sieh' dich um, mein Kind, mit offenem, ruhigem Blick, frage durch alle Schichten der menſchlichen Geſellſchaft, erkundige dich, wer vollkommen glücklich und zufrieden ſei; — du wirſt Wenige finden, und wahrlich dieſe Wenigen am wenigſten in den hohen und reichen Ständen. Dort drückt die unzerreißbare Sklavenkette des ſogenannten guten Tons, des Herkommens am ſtärkſten, wenn ſie auch der oberflächliche Beſchauer nicht ſieht, da ſie unter Gold und Blumen verſteckt iſt; dort verletzt ein Wort, ein Blick die kranken Herzen, dort gelten freundliche Augen und lachende Lippen nicht für den Ausdruck eines zufriedenen Gemüths; ſie dienen nur dazu, Verdruß, Haß, Wuth, Neid zu bedecken: ein Händedruck, ein freundliches Wort will dort nichts ſagen, es iſt das hundert Mal die Maske eines Sklaven, der viel lieber knirſchend in ſeine Kette beißen möchte, und den nur die Macht, das Anſehen des Anderen dazu zwingt, ein ſüßes Geſicht zu machen und den Rücken zu krümmen. —

„Und alle ſchleppen dieſe Kette mit ſich herum und laſſen ſie erſt fallen, wenn der erſtarrten Hand mit ihr zugleich die Zeichen der Macht und des Reichthums entfallen. — Es iſt dies wahrlich in der Welt recht ſchön und klug eingerichtet," fuhr der alte Mann lächelnd fort; „Einer iſt wie geſagt der Sklave des Andern, und ſo hängen alle Menſchen an einer gewaltigen Kette, vom Bettler bis hinauf zum Könige."

„Aber der König iſt frei," ſagte lächelnd das Mädchen; „ihn kannſt du nicht zu den Sklaven rechnen."

„Gewiß, mein Kind, ihn auch," antwortete der alte Mann und ſtarrte nachdenkend, doch nicht unfreundlich ausſehend vor ſich hin. „Er iſt auch Sklave der Verhältniſſe, ſeines Schickſals, ja theilweiſe ſeiner Umgebung; ſein Wille vermag nicht immer durchzudringen; und glaube mir, er in ſeiner Höhe fühlt es doppelt hart, wenn ſich ihm eine andere unſichtbare Gewalt gegenüberſtellt, wenn ſein Befehl an einer Intrigue abgleitet. Es ſind vielleicht nur Kleinigkeiten, die den Herrſcher mit den unſichtbaren Ketten umgeben und einengen, aber gerade weil er ſonſt herrſcht und gebietet, fühlt er hier um ſo ſchmerzhafter, daß er gefeſſelt iſt. — Ja, Alle, Alle ſind Sklaven!"

Bei dieſen Worten erhob der alte Mann ſeine Augen, ließ ſie einige Minuten auf dem ſchönen Geſichte ſeiner Tochter ruhen, dann wandte er ſie ſinnend gegen die Mauer, welche das Gemach umgrenzte, die aber ſeinen Blick nicht aufhielt; ſie ſchien ſich vor ihm zu öffnen und er in weite Fernen, in andere Verhältniſſe, in fremdes Leben zu ſchauen. Seinen Mund umſpielte ein freundliches Lächeln; er ſah in Geſtalten und Bildern vor ſich, was er vorhin in Worten ausgeſprochen; er blickte in die Zukunft und zugleich in die nachfolgenden Kapitel dieſes Buches.

Achtes Kapitel.

Arthur.

Es mochte etwas über zehn Uhr an dem Abend geweſen ſein, als der junge Mann, welcher der Tänzerin, Mamſell Clara, ſo un-

verhofft, wenn auch vielleicht nicht unerwartet, einen guten Abend gewünſcht, das Haus verließ, nachdem ſie die Thüre ſanft hinter ihm zugemacht. Als er hierauf durch die Straße ging, konnte er ſich nicht enthalten, noch öfters nach dem Hauſe mit dem hohen Giebeldache zurückzuſchauen, und da bemerkte er nur noch ein einziges kleines Fenſter erhellt; das übrige Haus lag ſchon in tiefer nächtlicher Ruhe und Dunkelheit. An dem Lichte aber, das noch ſo freundlich hinaus ſchien, ſaß ſie wahrſcheinlich; ſie blickte vielleicht in die Flamme, die auch er jetzt von Weitem ſah — ſie mochte vielleicht ſogar an ihn denken.

Unter dieſen angenehmen Träumereien ſetzte der junge Mann ſeinen Weg fort wie Jemand, der durchaus keine Eile hat. Er befand ſich, wie wir bereits wiſſen, in einem entlegenen Stadttheile, wo die Straßen krumm und winkelig liefen, bald mit Häuſern beſetzt waren, bald nur mit einfachen Gartenmauern, hinter denen Bäume ihre nackten Aeſte emporſtreckten, und die ſeltſam angeſtrahlt waren von dem Schein einer Gaslaterne, die auf der Höhe der Mauer brannte und ſowohl dieſſeits als jenſeits das Terrain beleuchtete.

Zuweilen wurde in dieſer Gegend der Stadt die Straße von Kanälen durchſchnitten, und dann paſſirte man kleine hölzerne Brücken, auf denen der Fußtritt in der nächtlichen Stille ſo ſeltſam klang. Allerlei unregelmäßige Gebäude, Kirchen, große Fruchtſpeicher, alte Thürme ſtellten ſich dem Wanderer trotzig und verziert mit weißen Schneekappen in den Weg, und man mußte genau ſeine Richtung kennen, um ſich in dieſem Labyrinthe nicht zu verirren. Es gab auch freilich noch einen andern Weg, um von dem erwähnten Hauſe mit dem Giebeldach in die beſſeren und vornehmeren Stadtviertel zu gelangen, doch ſuchte der junge Mann, den wir eben begleiten, deßhalb dieſe andere Straße zwiſchen den alten Häuſern hindurch, weil ihn die ſeltſamen Formen dieſer Gebäude anzogen und er ſich ergötzte an dem ſonderbaren Lichteffect, der

dadurch hervorgebracht wurde, daß die Straßen immerfort in einer Schlangenlinie liefen, weßhalb oft jener Theil grell beleuchtet ward, während die vorſpringende Ecke im tiefſten Schatten lag.

Bald befand ſich der einſame Spaziergänger in der Nähe des großen Fruchtmarktes, dem älteſten Theile der Stadt, wo es noch mehrere Häuſer gab, die durch ihren Aus- und Eingang ein paar Straßen mit einander in Verbindung ſetzten. Einer dieſer Paſſagen pflegte der junge Mann nie aus dem Wege zu gehen, weder bei Tage noch bei Nacht, und er erfreute ſich jedesmal an der förmlichen Tunnelgeſtalt, welche der Hauptdurchgang zwiſchen den Gebäuden bildete.

Das waren zwei alte, maſſive Häuſer mit großen Thoren und mehreren Höfen; zwiſchen jenen lag die Paſſage, von der wir oben geſprochen. Es war das eine Art gewölbter Gang, der unter dem einen Hauſe durchlief und mit der Straße in Verbindung ſtand. In dieſem Gange ſelbſt befand ſich eine einzige Thüre, welche durch ein eiſernes Gitter verſchloſſen wurde und vermittelſt einer ſteinernen Treppe in den erſten Stock des großen Gebäudes führte, wo ſich eine ſonderbare Reſtauration und Gaſtwirthſchaft befand. Hier war nämlich der Aufenthalt ſämmtlicher Bänkelſänger, Orgelmänner, Beſitzer von Raritätenkaſten, Poeten, welche den Leuten Mordgeſchichten erklärten, Harfenmädchen und ähnlichem Volk. Alle fanden hier für billiges Geld ein Unterkommen; man nahm es hier mit den Päſſen und Papieren nicht ſehr genau, und der Wirth dieſer mildthätigen Anſtalt, Herr Scharffer, galt nicht blos als ſehr entſchloſſen, wenn es darauf ankam, eine unſchuldige Harfeniſtin vor den Krallen der Polizei zu beſchützen, ſondern man munkelte auch, er habe ſchon zum öfteren Male ſehr gefährliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft längere Zeit vor den Augen der Juſtiz zu verbergen gewußt.

Dem ſei nun wie ihm wolle, dieſer Gaſthof — er hieß der Fuchsbau — war, wie geſagt, ſehr maleriſch gelegen, und ſchon

zum Oefteren von armen Künſtlern benützt worden, um das Album irgend einer vornehmen Dame mit einem intereſſanten Gegenſtand zu bereichern. Man fand hier Kloſter- und andere Höfe, Theile irgend einer Burg, und wenn man dazu eins der Harfenmädchen nahm, die man zuweilen am Fenſter ſah, ſo war ein artiges Bildchen fertig.

Der junge Mann, dem wir folgen, durchſchritt träumend den äußeren finſteren Hof und blieb, als er jenen Durchgang erreicht, ſtill betrachtend vor dem herrlichen Lichteffect ſtehen, der ſich ſeinem Auge darbot. Der ganze Schein einer Laterne war förmlich in dieſen Durchgang gepreßt und ſtrahlte nur in einzelnen Blitzen auf den Hof hinaus, hier die ſchönen Sculpturen eines Thorbogens erleuchtend, dort von den matten Scheiben irgend eines alten Fenſters abſtrahlend. Nachdem er ſich dies einige Augenblicke betrachtet, wollte er ſeinen Weg fortſetzen, als er hörte, wie das eiſerne Thor in dem Durchgange geöffnet wurde; er vernahm deutlich das Klirren der Schlüſſel und hörte Fußtritte, welche die Treppe herab kamen. Da man nicht wiſſen konnte, mit welcher Geſellſchaft man hier zuſammentraf, ſo blieb der junge Mann noch einen Augenblick ſtehen, um die Anderen vorangehen zu laſſen und ihnen alsdann zu folgen. Doch mußte er ſich eine Weile gedulden, denn zwei Männer, welche aus dem Hauſe traten, blieben vor der Gitterthüre plaudernd ſtehen. Der Eine war der Wirth, Herr Scharffer, ſelbſt, ein großer Mann in einer grauen Jacke, einer einfachen Hausmütze, unter der ein ſehr entſchloſſenes und markirtes Geſicht hervorſchaute; es war eine Phyſiognomie, die man, wenn man ſie einmal geſehen, nicht ſo bald wieder vergißt, und die man mit ein paar Bleiſtiftſtrichen treffend hinzeichnen kann. Er hatte eine große und lange Naſe, einen breiten, ſtets lächelnden Mund und einen kohlſchwarzen, ſtruppig abſtechenden Backenbart. Der andere Mann, der neben ihm ſtand, hatte einen großen Radmantel über die Schultern geſchlagen, der ihm bis über die Naſe reichte und ſo ſein

Geſicht ſchwer erkennen ließ. Er trug einen gewöhnlichen runden Hut, und in der Hand unter dem Mantel ein Spazierſtöckchen, mit dem er heftig auf ſeine Stiefel ſchlug.

Dem Zuſchauer im Hofe waren dieſe beiden Männer vollkommen gleichgültig, ja er hatte ſchon die Abſicht, bei ihnen vorbei zu gehen, als der Unbekannte mit dem Mantel einige Worte lauter ſprach, worauf der Klang dieſer Stimme den jungen Mann plötzlich aufmerkſam machte.

„Aber ſie ſoll von hier fort," ſagte er mit klarem und beſtimmtem Tone. „Sie ſoll unter allen Umſtänden und ſchon morgen fort. Teufel auch! Man hat ihr noch vor einem halben Jahre mit neuen Papieren ausgeholfen und ſie mobil gemacht. Ich kann mich nicht ſo überlaufen laſſen."

„Sie hat ſo feſt darauf gerechnet," entgegnete der Wirth, „Sie werden ihr nochmals helfen. Deßhalb erlaubte ich mir auch, Sie hieher zu bitten; übrigens iſt ſie nicht unbrauchbar; es iſt ein Teufelsmädchen."

„Ja, ja," meinte der Andere nachſinnend, ſetzte aber mit lauterer Stimme hinzu: „aber zu bekannt, hier viel zu bekannt."

„Bah!" verſetzte der Wirth, „dafür haben wir Mittel, und die iſt mit allen Hunden gehetzt. Was gilt die Wette, ſie ſtellt ſich Ihnen irgendwo als franzöſiſche Gouvernante vor, und Sie ſollen ſie nicht wieder erkennen. Mein Rath wäre wahrhaftig, ſie da zu behalten; ſeit die Liſette verſchwunden iſt, fehlt uns Jemand derartiges. Du lieber Gott! bei dem erſten größeren Unternehmen befinden wir uns in Verlegenheit."

„Aber es kann nicht ſein, es kann wahrhaftig nicht ſein!" erwiderte der Andere, wie es ſchien, ärgerlich; „wir wollen ihr Empfehlungen geben, ſie ſoll nach B. gehen, aber hier kann ich ſie nicht gebrauchen; das wäre compromittirend."

„Nur ein paar Tage," bat der Wirth, „ſprechen Sie ein kluges Wort mit ihm."

„Mit wem?“

„Nun, mit ihm,“ ſagte der Wirth mit leiſerer Stimme, indem er ſich ſcheu umblickte.

„Ah! mit ihm iſt ſchlecht Kirſchen eſſen,“ entgegnete der Andere. „Und ſo Kleinigkeiten! Ich habe wichtigere Sachen für ihn!“

„Aber ich bitte herzlich darum,“ fuhr der Wirth dringender fort. „Man kann ihm auch einmal wieder einen Gefallen erweiſen.“

„Ihr ſeid wahrhaftig ein eigenſinniger Kerl, Scharffer,“ ſprach der im Mantel, indem er ungeduldig mit den Achſeln zuckte. „Laßt ihn laufen; glaubt mir, es iſt beſſer.“

„Ich habe es ihr ſo gut wie verſprochen.“

„Nun denn, in's Teufels Namen! Ich will ihn darum fragen; aber wenn er befiehlt, ſie ſolle abreiſen, dann macht mir keine Geſchichten, und verſteckt ſie nicht heimlich bei euch.“

„Gegen ſeinen Befehl? — Gott ſoll mich in Gnaden bewahren!“ ſagte der Wirth, indem er erſchreckt zurücktrat. „Nein, nein, durch Schaden wird man klug, und ich verlange in meinem Leben nicht mehr, mit ihm auf unfreundliche Art zuſammenzukommen.“

„Ja, er kann hart ſein,“ erwiderte der Andere lachend, während er ſeinen Mantel, der herabgerutſcht war, wieder über die Schultern warf. — „Nun, gute Nacht! Vergeßt mir nicht Zeichen und Adreſſe für die nächſte Woche; ſichtbar bin ich für keinen Menſchen.“

„Will's ſchon behalten!“ verſetzte der Wirth. „Schneegäßchen Nummer vierundachtzig.“

„Schön,“ ſprach der Unbekannte im Mantel, und ging mit raſchen Tritten den Durchgang hinab.

Der junge Mann, der dieſer Unterredung, ohne es zu wollen, lauſcht, wäre gerne gefolgt. — Dieſe Stimme war ihm nicht unbekannt; doch wenn er daran dachte, der, dem dieſe Stimme gehörte, ſie hier eine ſolch' vertrauliche Converſation mit dem verrufenen Wirth zum Fuchsbau halten, ſo mußte er lächeln. Das war ja gar

paar, ein Brautpaar!“ und die Buben halfen ihnen dabei, sowie Schwämmle, dessen Stimme Alles übertönte: „Ein Brautpaar, ein Brautpaar!“ — „Ein Brautpaar?“ sprach der Oberregierungsrath und trat näher, und die Kanzleiräthin, welche als geschiedte Frau einsah, daß hier nichts anderes zu machen sei, sagte mit einem tiefen Seufzer: „Ja, meine Herrn und Damen, ein Brautpaar.“

In diesem Augenblick ließ Vater Wetterstuck seine rothe bengalische Flamme spielen, deren warmes Licht die Gemüther versöhnte, und ehe sie erlosch, hier nicht ganz unzufriedene, dort aber äußerst glückselige Gesichter beschien. — Die Kanzleiräthin sagte, während ihr der Referendär enthusiastisch die Hand küßte: „Nun denn in Gottes Namen!“ Alles gratulirte und die Frauen der subalternen Beamten wollten schon den ganzen Nachmittag bemerkt haben, daß etwas der Art im Werk sei.

So schloß der Herbst auf Wetterstucksruh. Das Fest war in jeder Hinsicht ein gelungenes zu nennen; das Gespenst der Putzmacherin war versöhnt, Auguste und Emil hatten sich wieder gefunden, die Sekretärin hatte innige Freundschaft geschlossen mit der Kanzlei- und Regierungsräthin, der Oberregierungsrath hatte seine gelbe Weste und der Kanzleirath seine Finger verbrannt, und als drüben über den Bergen der Mond aufstieg, ging man heiter und vergnügt nach Hause.

nicht möglich! Und doch — wie gern hätte er ſich überzeugt! Aber es war unmöglich, denn Meiſter Scharffer blieb, ſobald der Andere fortgegangen war, aufmerkſam lauſchend ſtehen und ſchaute bald auf die Straße, bald auf den Hof. Erſt als die Tritte des Mannes im Mantel gänzlich verklungen waren, trat der Wirth in das Haus zurück, ſchloß die Gitterthüre hinter ſich und ſtieg langſam die ſchmale, ſteinerne Treppe hinauf.

So ſchnell als möglich eilte jetzt der junge Mann auf die Straße und bis zur nächſten Ecke, wo er horchend ſtehen blieb. Doch war es für dies Viertel ſchon Schlafenszeit, und man hörte nirgendwo auf der Straße ein Geräuſch; Alles war todtenſtill, ſo ſehr er ſich auch anſtrengte, vernahm er doch keinen Ton von Fußtritten. Kopfſchüttelnd ſchritt er durch mehrere enge Straßen, über den großen Fruchtmarkt, und kam nach einer Viertelſtunde in einen belebteren Stadttheil und in die Nähe des Schloſſes. Dort blieb er vor dem hohen ſteinernen Portal einen Augenblick ſtehen, denn hier ſchieden ſich drei Wege, die er alle drei verfolgen konnte, den erſten nach Haus, den zweiten in ein beliebtes Kaffeehaus und den dritten zu einem Bekannten, dem jungen Grafen Fohrbach, der vielleicht ſchon in ſeiner Wohnung anzutreffen war, und es von jetzt ab bis ein paar Stunden nach Mitternacht gerne ſah, wenn man eine Taſſe Thee bei ihm nahm und eine Cigarre rauchte. Er entſchied ſich für das Letztere; er ließ das Schloß rechts liegen, beging die weitläufigen Nebengebäude deſſelben und gelangte nach kurzer Zeit in jene lange Straße, in welcher der geneigte Leſer zu Anfang dieſer wahrhaftigen Geſchichte bei Sonnenuntergang einen flüchtigen Blick geworfen.

Da wir nun aber im Begriffe ſind, dem in der breiten Straße vor uns Wandelnden in eine kleine auserleſene Geſellſchaft zu folgen, ſo halten wir es für unſere Schuldigkeit, dem geneigten Leſer zu ſagen, daß der junge Mann, dem wir heute Abend gefolgt, der Sohn eines reichen Banquiers der Reſidenz iſt, daß er in einer

Academie zugleich mit den Söhnen der ersten Familien des Landes erzogen wurde, daß er durch sein gebildetes, feines und liebenswürdiges Betragen in allen Kreisen gern gesehen ward, daß er seines Zeichens ein Maler war und mit seinem Vornamen Arthur hieß; — den hiezu gehörigen Familiennamen werden wir später noch kennen lernen.

Graf Fohrbach war der einzige Sohn seines Vaters, des alten Generals und jetzigen Kriegsministers, und wohnte, seit er mündig geworden, in einem kleinen reizenden Hinterhause des väterlichen Palastes. Der nachsichtige alte Herr hatte ihm in der Mauer, die Hof und Garten umgab, einen neuen Eingang herstellen lassen, an dem sich eine Klingel befand, die mit dem kleinen Hause in Verbindung stand. Eigentlich befanden sich hier zwei Schellenzüge, jede für die Dienerschaft des Grafen von besonderer Bedeutung. Die eine war für die Vertrauten und Freunde, und wenn sie erklang, so sprang die kleine Thüre in der Mauer wie von sich selbst auf, um dann hinter den Eingetretenen sogleich durch eine unsichtbare Macht wieder zugedrückt zu werden.

Auf diese Art trat auch Arthur in den winterlichen Garten, dessen Bäume in weißem Reif prangten; die Blumenbeete waren mit Tannenreisern zugedeckt; Spaliere und Statuen unter starrenden Strohdecken gaben so recht das Bild des tiefen Winterschlafs, in den die Natur versunken war. Aus dem Schornstein eines kleinen Gewächshauses zur Seite qualmte eine dicke Rauchwolke, und das war das einzige Zeichen von Leben, das man im Hof und Garten sah; ein Weg, der bei dem großen Hause vorbeiführte, war vom Schnee rein gefegt und brachte den Maler in wenig Augenblicken in die Thüre des Pavillons, in welchem Graf Fohrbach residirte. Auch hier öffneten sich Haus- und Vorthüre wie von selbst, und erst, als man die letztere hinter sich hatte, trat man in ein hell erleuchtetes und sanft erwärmtes Vestibul. Ein Diener in Livree hob schweigend einen schweren Teppichvorhang auf und ließ den

Ankommenden in ein Vorzimmer treten, wo sich der Kammerdiener des Grafen befand.

Dieser war ein alter Mann mit weißen sorgfältig gebürsteten Haaren, und schien derselbe im schwarzen Frack und weißer Halsbinde auf die Welt gekommen zu sein; wenigstens erinnerte sich von der jetzigen Generation Niemand, ihn je anders als in diesem Anzuge gesehen zu haben. Er las gerade in einem Buche, erhob sich aber aus seinem bequemen Fauteuil, als der Thürvorhang rauschte und ging dem Eintretenden freundlich entgegen.

„Ah! Herr Arthur kommen früh," sagte der alte Mann, der sich diesen vertraulichen Ton seit den Zeiten der Schule, wohin er seinen Herrn begleitet, nicht mehr abgewöhnt hatte und ihn auch auf die genaueren Bekannten und Freunde desselben ausdehnte. Doch war es eine Auszeichnung, also von ihm angeredet zu werden; entfernteren Bekannten oder Leuten, über deren Charakter er nicht genau in's Klare kommen konnte, gab er ihre vollständigen Titel. — „Der Herr Graf ist vor einer halben Stunde aus dem Theater gekommen."

„Und ist schon Besuch da?" fragte der Maler.

„O ja," entgegnete der Kammerdiener mit freundlicher Stimme; „Herr Eduard, Herr Eugen sind da, sowie auch," setzte er mit plötzlich ernster werdendem Tone und feierlichem Wesen hinzu, „der Herr Baron von Brand." Darauf nahm er halbverstohlen eine Prise — die goldne Dose ließ er fast nie aus der Hand — nickte ernsthaft mit dem Kopfe, als wollte er ausdrücken: es ist gewiß so, wie ich gesagt, und ging sodann auf die Thüre des Nebenzimmers zu, diese zu öffnen.

„Ist der Herr Baron schon längere Zeit im Salon?" fragte Arthur.

„Er kam vor einer kleinen Viertelstunde," entgegnete der Kammerdiener.

„Zu Wagen oder zu Fuß?"

„Zu Fuß, — wie die Lakaien ſagen, von dem Haupthauſe her; er ſchien drüben einen Beſuch gemacht zu haben.“

„So, ſo,“ erwiderte nachdenkend und mit leiſer Stimme der Maler, fuhr aber laut fort, als er den aufmerkſamen Blick ſah, mit dem ihn der Kammerdiener betrachtete: „ja, das habe ich mir gedacht; ich glaubte ſchon, ich hätte ihn anderswo geſehen, aber ich habe mich geirrt.“ Nach dieſen Worten grüßte er den alten Mann freundlich und trat in einen kleinen Salon, der mit ein paar Lampen erhellt war, in dem ſich aber Niemand befand. Dicke Teppiche, die den Boden bedeckten, dämpften ſeinen Schritt und ſo konnte er einzelne Worte einer Converſation im Nebenzimmer hören, ohne daß man dort ſeine Annäherung bemerkte.

Arthur hob den Thürvorhang auf und kam in ein achteckiges Gemach, von welchem noch nach drei anderen Seiten Thüren ausliefen: nach dem Eßzimmer, dem Schlafzimmer und nach einem anderen kleinen Vorſaal, der an ein Glashaus ſtieß, durch welches allein der Pavillon mit der Einfahrt des Haupthauſes in Verbindung ſtand. Zu dieſem Eingang beſaß nur Graf Fohrbach die Schlüſſel, die er ſelten, faſt nie Jemand anvertraute.

Das achteckige Gemach war mit einem außerordentlichen Comfort ausgeſtattet, und erſchien namentlich bei Nacht äußerſt wohnlich; ſilbergraue Tapeten widerſtrahlten das Licht eines kleinen Kronleuchters mit Lampen auf die freigebigſte Art; die Fenſteröffnungen ſah man nicht, da Vorhänge von roth geſtreifter Seide davor zuſammengezogen waren. Von dem gleichen Stoff waren die meiſten Möbel hergeſtellt, und alle von einer wahrhaft raffinirten Bequemlichkeit. Der Salon war ziemlich groß und hatte Platz für eine Menge Divans, Fauteuils, Chaiſelongues, die aber alle ziemlich auffallend durcheinander geſchoben waren, und von denen drei und vier immer einen kleinen Plauderwinkel bildeten. Ein Smyrnateppich bedeckte den Boden, und überall, wo es möglich war, ſah man obendrein noch kleine perſiſche Vorlagen. Etwas Eigenthümliches hatte übrigens dieſer

Salon oder vielmehr die Einrichtung desſelben. Ueberall, wohin man blickte, herrſchte eine maleriſche Unordnung, ohne daß übrigens irgend etwas verwahrlost geweſen wäre. So lagen zum Beiſpiel Handſchuhe, Bücher, ein Blumenbouquet zuſammen auf einem rothſeidenen Fauteuil, ein ſchwerer Kavalleriesäbel ſtand mitten in einer Gruppe von Blumen und Sträuchern aufgepflanzt, und über den Schultern eines marmornen Amors hing als Schärpe ein reicher perſiſcher Stoff, den der Graf Gott weiß zu welchem Zwecke gekauft.

Obgleich das ganze Haus frei lag und der Wind nach Belieben um daſſelbe her ſauſen konnte, ſo bemerkte man doch in dem Salon nichts hievon, denn er ſtieß nur mit der Fenſterecke an das Freie; die übrigen Theile waren, wie bereits erwähnt, von anderen Gemächern umgeben, woher es denn auch kam, daß das Zimmer ſo behaglich, warm und angenehm war. Im Kamin brannte ein helles Feuer, und vor demſelben ſtanden einige Fauteuils, in welchen die jungen Leute, von denen der Kammerdiener vorhin geſprochen, ſo bequem wie möglich ausgeſtreckt lagen.

Neuntes Kapitel.

Coeur de Rose.

In dem Augenblick, als Arthur eintrat, wurde die Unterhaltung nicht gerade beſonders lebendig geführt; irgend Einer hatte eine Bemerkung hingeworfen, welche den Anderen vielleicht nicht wichtig genug erſchien, um viel darauf zu antworten. Genug, man hörte einige beiſtimmende Ja, ein Ah! dann rauchten Alle ruhig ihre Cigarren fort. Graf Fohrbach, der mit dem Rücken gegen den Kamin ſaß, winkte dem Eintretenden freundlich mit der Hand und

ſagte: „Es freut mich, daß Sie noch kommen, Arthur; rollen Sie einen Stuhl herbei. Wo das kleine Rauchmaterial iſt, wiſſen Sie; wenn Sie aber eine lange Pfeife wollen, ſo klopfen Sie nach gutem türkiſchen Gebrauch dreimal in die Hände."

Der Maler dankte und nickte den drei anderen Herren zu, welche ſich im Zimmer befanden. Zwei von ihnen, welche der Kammerdiener mit Herr Eugen und Herr Eduard bezeichnet hatte, ſaßen vor dem lodernden Feuer, der Dritte, der Baron von Brand, lehnte dem Hausherrn gegenüber nachläßig an dem Kamingeſims, auf welches er den rechten Arm geſtützt hatte, während er die linke Hand zwiſchen dem zugeknöpften ſchwarzen Fracke verbarg.

Arthur langte nach einer Cigarre und zündete ſie an; nachdem er die einfachen Fragen, als: ob er im Theater geweſen, ob es nicht heute Nacht verflucht kalt werde, mit Ja oder Nein beantwortet hatte, lehnte er ſich in den Fauteuil zurück und konnte nicht unterlaſſen, ſeine Augen mehreremal über das Geſicht und die Geſtalt des Baron Brand hingleiten zu laſſen, was uns wir im Intereſſe des geneigten Leſers ebenfalls zu thun erlauben wollen.

Der Baron Brand mochte einige Jahre über Dreißig zählen; er war von mittlerer Größe, ſchlanker Taille und, obgleich ziemlich mager, ſah man an ihm doch eine hochgewölbte Bruſt und ſehr breite Schultern. Nebenbei, daß die Körperformen dieſes Mannes etwas ſehr Elegantes, ja Graziöſes hatten, entnahm man noch an Allem, was er that, eine außerordentliche Gelenkigkeit, welche auf eine große Körperkraft hindeutete, welche er auch in der That beſaß und von der er gerne ſcherzweiſe Proben ablegte. Seine Kopfform war eher länglich als rund, ſein Teint weiß und friſch, die grauen Augen ſehr lebhaft, das Haar von ſehr hellem Blond, oder wenn man wollte ſtreifte es, aber kaum merklich, in's Röthliche. Er trug es aus dem Geſichte geſtrichen, kurz geſchnitten und emporſtehend, was zugleich mit dem aufgedrehten Schnurrbart ſeinem Geſichte etwas Keckes, ja Unternehmendes gab.

Von den zwei anderen jungen Herrn war Eugen von S. der Aelteste dieser Gesellschaft, — er mochte vielleicht nahe an die Vierzig sein — eine feste, gedrungene Gestalt mit schwarzem Haar und großem Schnurrbart gleicher Farbe, und trug als Major die Königliche Adjutantenuniform. Der Andere, Eduard von B., war ein junger Assessor, der sehnsüchtig nach dem Rathstitel verlangte und sich schon darauf hin ein äußerst bedächtiges Reden und Benehmen angewöhnt hatte.

Graf Fohrbach endlich, der Hausherr, ebenfalls Adjutant des Königs, hatte höchstens achtundzwanzig Jahre und war ein hübscher, lustiger Offizier von gutem, treuem Gemüthe, aber etwas zu fröhlicher Natur, und namentlich, wenn er Waffenrock und Säbel abgelegt hätte, zu allerlei kecken, zuweilen unüberlegten Handlungen aufgelegt.

Es trat eine längere Pause ein, während welcher alle Vier rauchten, und sich der Hausherr mit dem Kopf an das Kamin lehnte, um mit großer Aufmerksamkeit dem blauen Dampfe zuzuschauen, wie er in kunstreichen Ringeln an die Decke emporstieg.

„Was meinen Sie, Baron?“ sagte er endlich. „Ich hätte wohl Lust, die Wette von voriger Woche nochmals mit Ihnen durchzumachen.“

„Was ist das für eine Wette?“ fragte der Major.

„Wir saßen neulich beim Kaffee,“ erzählte der Hausherr, „als der Baron Brand auf seinem neuen Rappen vorüber kam. Du weißt, wie er mit der Flüchtigkeit dieses Pferdes renommirt.“

„Und da man deine Leidenschaft für Wetten kennt,“ sagte der Assessor, „so trugst du ihm natürlicher Weise gleich eine an?“

„Das versteht sich von selbst,“ erwiderte lachend der Graf. „Ich schlug ihm also die bekannte Geschichte vor, er solle nach dem eine Stunde weit entfernten A. hin und zurück reiten, und ich wolle unterdessen ein halbes Pfund kleiner Bisquite auf einem Sitze essen. Wer zuerst mit seinem Geschäft zu Ende sei, ich mit dem

Essen oder er mit dem Hin- und Herreiten, habe begreiflicher Weise gewonnen."

„Und ebenso begreiflich verlorst du," versetzte der Major. „Ich habe diese Wette schon oft machen und verlieren sehen."

„Freilich verlor ich," entgegnete der Hausherr, „aber es fehlten keine sechs Bisquit mehr; und ich hätte unfehlbar gewonnen, wenn ich nicht mit meinem verfluchten Husten wenigstens zwei Minuten eingebüßt hätte. Aber wie gesagt, ich proponire die Wette nochmals: ich kann mich nicht so schlagen lassen."

Der Baron, dem diese Worte galten, blickte auf den Sprecher nieder und lächelte dabei. Aber dieses Lächeln paßte so gar nicht zu der hohen Stirne, zu dem ganzen kecken Kopfe; es war etwas Süßes und Geziertes darin, ebenso wie in seiner Sprache, ja wie in den Worten, die er sprach. Es war eine wirkliche Enttäuschung, ihn, nachdem man ihn gesehen, auch reden zu hören. Dabei war der Klang seiner Stimme frisch und kräftig, aber die Manier, wie er seine Worte aussprach, weichlich, ja läppisch — eine böse Angewohnheit oder der Beweis von einem schwachen, verzärtelten Gemüthe.

„Nein, nein," sagte er lachend, „die kleine Wette hat mir zu wohl gethan; ich versichere Sie auf Ehre, es ist etwas Delicidses, eine Wette zu gewinnen. Und bei Ihnen kommt man selten dazu, lieber Graf. Aber wenn Sie dieselbe vielleicht umgekehrt annehmen würden, so könnten Sie versichert sein, ich mache mir das unendlichste Vergnügen daraus."

„Daß der Baron den Bisquit verschluckte?" fragte der Major mit seiner tiefen Stimme, „das wäre ein Anblick für Götter! Da betheilige ich mich bei der Wette, wenn ich zuschauen darf; ich sehe ihn schon vor mir, wie er mit dem Daumen und dem Zeigefinger jedes Bisquit auf die zierlichste Weise herumdreht, um es mit Anstand in den Mund zu schieben. — Nein, da würden Sie nicht weit kommen."

Der Baron lächelte wohlgefällig, wobei er zwei Reihen schneeweißer Zähne zeigte, dann fuhr er mit der Hand durch das dichte Haar, zupfte seinen Hemdkragen in die Höhe und entgegnete: „Sie haben Recht, Major, ich könnte meine Wette verlieren, blos durch den Gedanken, vor den Augen Anderer hastig und ungeschickt zu essen. Ich halte das für fürchterlich; wenn ich überhaupt im Stande wäre, eine neue gesellschaftliche Ordnung einzuführen, so gäbe es keine Diners, keine Soupers mehr. Es ist doch in der That nichts unangenehmer und alle Illusion zerstörender, als wenn man um sich herum eine ganze Menge essender Lippen und kauender Zähne sieht. — Coeur de rose! ich verabscheue das, und wenn ich namentlich an einer Dame Antheil nehme, so bin ich völlig unglücklich, wenn ich mich neben sie zu Tische setzen muß. Ich verbleibe alsdann das ganze Diner mit niedergeschlagenen Augen."

„Unglücklicher Baron!" versetzte Graf Fohrbach. „Man kennt Ihre niedergeschlagenen Augen. Das ist eines von Ihren unwiderstehlichen Mitteln, Sie schauen nur auf Ihren Teller, um dann plötzlich das neben Ihnen sitzende arme Schlachtopfer mit einem einzigen Blicke niederzuschmettern."

Der Baron lächelte wie ein vollendeter Geck, worauf er vergnügt seine Fingerspitzen besah, dann den aufrecht stehenden Enden seines Schnurrbarts eine noch drohendere Stellung gab, nachdem er seine Cigarre auf das Kaminsims niedergelegt. „Sie thun mir Unrecht," sprach er; „ich versichere Sie, wenn ich zuweilen meine Augen auch aufschlage, so habe ich gewiß niemals die Idee, indiscrete Blicke umherzuwerfen. Sagen Sie selbst, meine Herren," wandte er sich an die Uebrigen, „kann man überhaupt zurückgezogener leben, kann man weniger aus sich selbst machen, als ich thue?" Bei diesen Worten und einem Lächeln, das augenscheinlich dazu bestimmt war, seine eigenen Worte Lügen zu strafen, zog er sein Tuch aus der Tasche, und fuhr zierlich damit an seinem Bart und seinen Lippen

umher. Das Wehen des Tuches verbreitete einen eigenthümlichen, sehr angenehmen Geruch.

„Da hat er wieder ein neues Odeur entdeckt," sagte Graf Fohrbach, indem er mit der Hand die Luft gegen sich fächelte und dann den Geruch eifrig einsog. „Was Teufel ist das wieder?"

„Das sind seine Geheimnisse," versetzte lächelnd der Major. „Aber es riecht in der That nicht unangenehm. Wo bekommen Sie das her, Baron? Wie heißt dieses höchst angenehme Parfum?"

Der also Gefragte wedelte mit seinem Schnupftuche hin und her, dann steckte er es in die Tasche und antwortete mit großer Wichtigkeit: „Sehen Sie, meine Herren, das sind meine Geheimnisse. Jeder Mensch hat die seinigen; der Major, als zweiter Chef der Adjutantur, kennt alle geheimen Ordonanzen Sr. Majestät; unser theurer angehender Rath blickt in die Entstehung der Gesetze hinein; Sie, Graf Fohrbach, beschäftigen sich mit den Geheimnissen verschiedener Anzüge, und unser junger Maler untersucht fast dieselben Geheimnisse, nur daß er sich ganz an's Aeußere hält. — Aber mein Departement ist das der feinen Odeurs; meine Forschungen sind emsig darauf gerichtet, und meine Arbeiter und Gesandten darauf hingewiesen, mich im Fach des Wohlriechenden beständig au fait zu halten."

„Teufel auch!" rief der Major laut lachend, „das war eine schöne Rede. — Aber jetzt wissen wir gerade so viel wie vorher. Nun, seien Sie ehrlich, wie heißt dieser kostbare Wohlgeruch und wo ist er zu haben?"

„Hier ist er vorderhand nicht zu haben," entgegnete sehr ernst der Baron. „Ich bekomme ihn von einem Freunde aus Konstantinopel, wo fast das ganze Fabrikat in's Serail geht. Er wird nur von einem einzigen Künstler, einem Armenier, gemacht und heißt coeur de rose."

„Aha! Daher kommt denn auch Ihr neuer Schwur!" erwiderte der Hausherr. — „Ihr werdet doch bemerkt haben, daß der gute Baron seit einiger Zeit nur bei coeur de rose schwört? —

Laternenunglück.

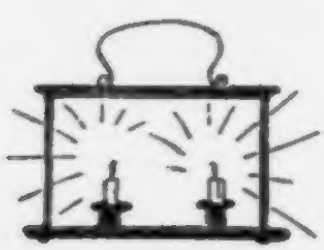

Die Frau Hofräthin und die Frau Kanzleiräthin waren Freundinnen, wie man sie in der jetzigen verderbten Welt wenig mehr findet. Sie kannten sich schon lange, lange Jahre hindurch, und hatten sich ordentlich in einander hineingelebt, ja ihre Neigungen und kleinen Liebhabereien waren dieselben geworden. Die Hofräthin z. B. konnte keine Stockfische in brauner Sauce vertragen, und der Kanzleiräthin waren sie deßhalb ein Gräuel. Der grünen Farbe an Kleidungsstücken waren sie stillschweigend übereingekommen, sich nicht mehr zu bedienen, und auf diese Art zeigten sich die irdischen Hüllen dieser gleichgestimmten Seelen ebenfalls fast beständig in schönster Harmonie. Von Charakter war die Hofräthin etwas stolzer als die Kanzleiräthin, und namentlich betrachtete sie ihren Titel, weil derselbe mit dem Hof zusammen hing, für vor-

Aber ich kenne ihn," ſetzte er mit einer Handbewegung hinzu, „morgen Früh erhalten wir Alle einen Flacon coeur de rose."

„Das wäre in der That zu viel verlangt," ſagte bedächtig der Aſſeſſor, „denn der gute Baron, der im Punkte des Geruchs ein Monopol haben will, müßte ſich augenblicklich ein anderes Odeur anſchaffen."

„Aber halten Sie es nicht für gefährlich, Baron," meinte lachend der Graf, „ſo ausſchließlich ein Odeur für ſich zu beſitzen? Das könnte doch bei Ihren vielen Eroberungen zu unangenehmen Verwicklungen führen. So ein armer Ehemann kommt in das Boudoir ſeiner Frau und merkt gleich, daß Sie da geweſen ſind."

„Das iſt gewiß ſchon oft paſſirt," ſagte der Major. „Und wenn man das recht in's Auge faßt, ſo kann man ſich eine Verſtimmung, die man hie und da bemerkt, erklären. — Apropos! um von Verſtimmungen zu reden, ſo muß dem alten Baron von W. auch wieder was in die Quere gelaufen ſein."

„Ei der Teufel!" verſetzte Graf Fohrbach aufmerkſam, „erzähl' uns das, Major."

„Es war eigentlich nur ein Spaß," entgegnete dieſer, „denn wenn wirklich etwas daran wäre, ſo müßteſt du am Erſten davon wiſſen."

„Von dem alten Baron weiß ich verflucht wenig," erwiderte der Hausherr. „Es iſt dir bekannt, daß ich gar nicht in ſeinem Vertrauen ſtehe."

„Aber die Baronin kommt doch häufig in euer Haus."

„Ah! die ſchöne junge Frau!" ſprach melancholiſch der Baron Brand, indem er ſeufzend in die Höhe blickte.

„In unſer Haus?" ſagte der Graf. „Du weißt doch, daß ich mit Papa kein gemeinſchaftliches habe, und was drüben geſchieht, davon erfahre ich nicht beſonders viel."

„Aber zu deiner Mutter kommt die Baronin häufig," erwiderte der Major.

„Das iſt wohl wahr," verſetzte Graf Fohrbach; „aber leider nie in den Stunden, wo ich drüben bin."

„Er hat leider geſagt, dieſer vortreffliche Graf!" miſchte ſich der Baron mit einem ſüßen Lächeln in das Geſpräch. „Das Leider klingt mir ungeheuer verdächtig."

„Diesmal hat Sie Ihr gewöhnlicher Scharfſinn getäuſcht," entgegnete trocken der Hausherr. — „Aber was meinteſt du mit einem Auftritt?" wandte er ſich an den Major.

„Oh, es iſt eigentlich unbedeutend. Du weißt wohl, daß man von unſerem Dienſtzimmer in den gegenüberliegenden Flügel des Schloſſes ſieht, wo Seine Excellenz, der Generaladjutant des hochſeligen Königs, der Baron W., wohnt; und du weißt auch, daß ich ſehr gute Augen habe. Da ſtand ich nun vorgeſtern am Fenſter, halb hinter dem Vorhang verborgen, und betrachtete mir die gegenüber liegenden Fenſterreihen von oben bis unten. An einem dieſer Fenſter ſteht Seine Excellenz mit dem gewöhnlichen finſtern Blick, aber nicht mit der gewöhnlichen Ruhe. Jetzt fängt er auf einmal an, auf den Fenſterſcheiben zu trommeln; es ſchien mir irgend ein Sturmmarſch zu ſein, aber er trommelte nur einige Takte."

„Wahrſcheinlich zum Loslaſſen der Plänkler," meinte der Aſſeſſor.

„Vielleicht wohl. Es mußte etwas vom Loslaſſen darin vorkommen, denn gleich darauf ließ er ſich ſelbſt los. Sein nicht gerade ſchönes Geſicht wurde dunkelbraun, ſein eines Auge blickte eine Zeit lang ſtier in den Hof hinaus, dann wandte er ſich mit einer raſchen Bewegung um und geſticulirte und telegraphirte in's Zimmer hinein, was ich mir ungefähr mit den Worten überſetzte: Madame, ich kann und will Ihren Worten nicht glauben, hol' der Teufel die ganze Geſchichte! Aber wenn ich noch einmal ſehe, Madame, daß Sie die Vorhänge Ihres immer verſchloſſenen Wagens hinaufziehen oder daß Sie Jemand Anders anblicken wie mich, ſo ſcheue ich einen öffentlichen Eclat ganz und gar nicht und ſchicke Sie nach Schloß Werden-

berg, wo Sie mit undurchdringlichen Waldungen und den alten Portraits meiner Familie kokettiren können!"

„Ich möchte den Major mir nicht gegenüber wohnen haben," sagte der Baron; wobei er sich indessen Mühe gab, ein starkes Gähnen zu unterdrücken. Offenbar war ihm die Erzählung langweilig.

„Aber woher vermuthest du, daß diese ganze Geschichte sich auf die arme Frau bezog?"

„Ich vermuthe nie," sprach ernst der Major, „sondern ich urtheile nur nach Vorfällen und Thatsachen. Nachdem also Seine Excellenz den wahrscheinlichen Sturmmarsch mehrmals auf die Fensterscheibe getrommelt und öfters wie ein Kreisel in das Zimmer hinein geflogen war, verschwand er plötzlich vor dem Fenster. Ich blieb an dem meinigen stehen und dachte: du willst doch sehen, ob da nichts weiter vorfällt. Nun dauerte es aber nicht lange, so fuhr drüben ein Wagen vor, Seine Excellenz kamen die Treppen herab, setzten sich ein und fuhren davon. Eine lange Weile nachher wurde drüben an den Fenstern nichts sichtbar, und man bemerkte nur etwas wie einen Schatten im Zimmer auf- und abgehen. Endlich erschien die Baronin zwischen den Vorhängen, sie hatte ein weißes Tuch in der Hand, und ich sah deutlich, wie sie ihre vom heftigen Weinen gerötheten Augen an die Scheiben drückte. So blieb sie einen Augenblick stehen, dann zog sie sich in's Zimmer zurück und die Geschichte war zu Ende."

„Ist denn der Baron so außerordentlich eifersüchtig und gibt ihm seine Frau Ursache dazu?" fragte der Assessor.

„Das erste ja, das zweite gewiß nicht," erwiderte der Major. „Sie ist ein armes, kleines, gedrücktes Weib, das bei dem alten Währwolf ein rechtes Sklavenleben führt. Wie hätte die Frau so glücklich sein können, wenn sie in die rechten Hände gefallen wäre! Ich kenne in der That kein freundlicheres, besseres und reicheres Gemüth. Daß sie schön ist, wißt ihr selbst am Besten zu beurtheilen."

„Sehr schön," sagte der Baron nun wirklich gähnend; „Figur,

Gesicht, Alles. Es wäre eine vollendete Schönheit, nur will mir das Haar nicht gefallen."

„Das Haar? — Ah! da muß ich bitten," entgegnete eifrig der junge Maler, der hier eine Veranlassung hatte, sich in das Gespräch zu mischen. „Es gibt kein glänzenderes Haar, kein schöneres Blond."

„Baron, geben Sie das zu!" rief Graf Fohrbach lustig. „Und Sie werden das Haar gewiß schön finden, wenn ich Ihnen sage, daß es mit dem Ihrigen einige Aehnlichkeit hat."

Alles lachte, doch Arthur sagte sehr ernst: „der Graf hat Recht; es ist da nichts zu lachen; das Haar der Baronin W. hat in der That mit dem unseres Freundes hier eine große Aehnlichkeit; ja, ich möchte noch weiter gehen und behaupten, daß ich sogar in der Gesichtsbildung der beiden Genannten eine gewisse Harmonie finde."

„Baron, das schmeichelt," meinte der Hausherr. „Und der Teufel soll mich holen, Arthur hat nicht ganz Unrecht. Forschen Sie einmal in Ihren Geschlechtsregistern nach, am Ende sind die Familien Brand und die der Baronin mit einander verwandt."

Auf das hin flog ein düsterer Schatten über das lachende Gesicht des Barons, er preßte eine Sekunde lang die Lippen auf einander, worauf aber sogleich wieder seine Züge von dem bekannten süßen und unwiderstehlichen Lächeln erheitert wurden. Er stellte sich breit vor den Spiegel, der über dem Kamine hing, betrachtete sich lange und forschend, sowie mit großer Selbstzufriedenheit, und sagte endlich mit entschiedenem Tone: „nein, meine Herren, ihr irrt euch, die Baronin, so schön sie ist, kann keine Ansprüche machen, mir ähnlich zu sehen."

Es sollte das natürlicher Weise nur ein Scherz von dem jungen Manne sein, doch alle Anwesenden, da sie mit seinen Schwächen bekannt waren, konnten sich eines schallenden Gelächters nicht erwehren.

„Wir wollen die Sache nicht weiter untersuchen," meinte der Major; „nur so viel ist jetzt gewiß, daß die Baronin eine sehr schöne Frau ist."

„Und der Baron ein schöner Mann," sagte galant der Hausherr. — „Aber," setzte er ungeduldig hinzu, „ich begreife nicht, wo unser Thee bleibt. Es muß doch eilf Uhr vorüber sein. — Klingeln wir."

Dabei hob er seinen Arm empor und zog an der über seinem Haupte befindlichen Glockenschnur.

Zehntes Kapitel.

Herr von Dankwart.

Fast zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre und der alte Kammerdiener trat herein, gefolgt von einem Lakaien, der auf einem großen Präsentirteller das Theeservice hereinbrachte, einen Tisch in die Nähe des Kamins stellte und auf demselben Geschirr und Tassen zu ordnen begann, dazu Butter und Brod, etwas kaltes Geflügel und eine einzige Flasche Champagner. Er war mit diesem Arrangement noch nicht zu Ende, als der Bediente, der das Service gebracht und sich wieder entfernt hatte, abermals in das Zimmer schlich und dem alten Manne einige Worte in das Ohr flüsterte.

Dieser richtete sich in die Höhe, dachte einen Augenblick nach, schüttelte leicht mit dem Kopfe und ging zu dem Grafen hin, dem er meldete: „Herr Baron von Dankwart sind draußen und lassen fragen, ob der Herr Graf zu Hause seien."

„Nein," antwortete dieser ganz ruhig, indem er die Achseln zuckte. „Ich bin für den Herrn von Dankwart selbst am Tage nicht zu Haus; er soll mich in der Nacht ungeschoren lassen!"

Der Kammerdiener blickte auf den Bedienten, dieser zog mit einem sehr verlegenen Gesicht die Achseln in die Höhe, worauf der

alte Mann seinem Herrn sagte: „er hat die zweite Klingel gezogen, weßhalb ihm der Portier sogleich geöffnet."

„Woher weiß er, beim Teufel! daß an meinem Hause zwei Klingeln sind? Für ihn ist nur die einzige da!"

In diesem Augenblicke schien der Vorhang, der im äußeren Zimmer hing, sich leicht zu bewegen. Der Bediente hustete verlegen, näherte sich seinem Herrn auf einige Schritte, und sagte mit vorgestrecktem Halse zu ihm: „Euer Erlaucht wollen gnädigst verzeihen, aber der Herr Baron von Dankwart sind bereits draußen im Salon."

Graf Fohrbach, der ebenfalls ganz genau gesehen, daß bei der Thüre sich etwas bewege, blickte scheinbar nachsinnend zur Decke empor und rief dann mit so lauter Stimme, daß man ihn nothwendig draußen hören mußte: „ah! das kann nur ein Irrthum sein; Baron von Dankwart kenne ich gar nicht; es gibt keinen Baron dieses Namens hier. — Nicht wahr?" wandte er sich an den Assessor.

„Ich kenne auch keinen Baron dieses Namens," entgegnete der Gefragte mit vollen Backen, denn er hatte eben angefangen, dem kleinen Gouté zuzusprechen.

„Ah! welch' vortreffliche Späße!" ließ sich eine laute Stimme im Hinterhalt vernehmen, während ein kleiner Mann zwischen den Vorhängen der Thüre sichtbar wurde, der sich die Gesellschaft schalkhaft lachend betrachtete und sich mit außerordentlicher Beweglichkeit und etwas gespreiztem Wesen derselben näherte. Ein paar Mal schaute der kleine Mann mit vieler Wichtigkeit rechts und links, und seine Hände zuckten beständig, als wolle er sie einer Menge unsichtbaren Bekannten zum Schütteln darreichen, — ein Manöver, das er nun, am Kamin angekommen, dort ebenfalls genau auszuführen trachtete, ohne aber großen Anklang zu finden.

Der Graf hatte sich einer Tasse Thee bemächtigt, die er mit einer Hand hielt, während er in der andern die Cigarre hatte. —

„Ah! Sie sind's, bester Herr von Dankwart?“ sprach er scheinbar erstaunt. „Die Bedienten sprechen alle Namen so furchtbar ungeschickt aus; aber Sie werden verzeihen, daß ich Ihnen meine Hand nicht reichen kann, ich müßte sonst die Tasse oder Cigarre fallen lassen.“

Der kleine Mann, der seine gelben Glacehandschuhe schon zu dem erwähnten Zwecke emporgehoben hatte, kam durchaus nicht aus dem Gleichgewicht; er hob seine Finger etwas höher, um dem Grafen sanft auf die Schulter zu klopfen, wobei er lachend sagte: „wie dieser gute Graf so ungeheuer bequem ist! Nun, unter Bekannten nimmt man's nicht so genau.“ Hierauf sah er forschend im Zimmer umher, rief dem Major einen guten Abend zu, grüßte den Assessor vertraulich, und stieß den Baron von Brand, der am Tische beschäftigt war und ihm deßhalb den Rücken drehte, sanft mit dem Finger in die Seite.

Worauf dieser ohne umzuschauen, einfach mit dem Kopfe nickte, und dabei sagte: „ah! Herr von Dankwart, so spät noch? — Es freut mich, Sie zu sehen.“

„Das ist in der That ein possirlicher Herr!“ erwiderte laut lachend der kleine Mann; „dieser theure Baron von Brand behauptet, mich zu sehen und dreht mir den Rücken; das ist außerordentlich komisch!“ Alsdann legte er seinen Hut auf eine Chaise longue, sah sehr freundlich, aber nicht ohne Wichtigkeit nochmals im Kreise umher, natürlicher Weise, ohne aber den Maler zu bemerken, der ihm am nächsten saß, und ließ sich dann mit einem leichten Seufzer in den neben ihm stehenden Fauteuil hineinfallen.

Der Graf konnte nicht umhin, Arthur dem eben Angekommenen vorzustellen. „Herr Arthur, ein junger talentvoller Maler,“ sagte er — „Herr von Dankwart, Geschäftsmann Ihrer Hoheit, der Frau Herzogin.“

Arthur verbeugte sich, und der kleine Mann drehte mit großer Lebendigkeit seinen Kopf herum, indem er versetzte: „habe noch

nie die Ehre gehabt, in der That noch niemals die Ehre, von Ihnen zu hören, was mir eigentlich sehr befremdend ist, denn die Herren alle hier werden mir bezeugen, daß sich jeder Künstler um meine Bekanntschaft bemüht, daß — wie soll ich mich genau ausdrücken? — es für jeden Künstler von Wichtigkeit ist, von mir gekannt zu sein."

„In dem Falle," entgegnete Arthur lächelnd, „muß ich dem heutigen Abend besonders dankbar sein, daß er mir das Glück verschafft, Ihre Bekanntschaft zu machen, und mir gestattet, so viel Versäumtes nachzuholen."

Herr von Dankwart schaute einen Augenblick aufmerksam in das Kamin; er schien die Antwort des Malers vollkommen überhört zu haben; wie es überhaupt eine Gewohnheit von ihm zu sein schien, nur zu sprechen und zu fragen, ohne eine genügende Antwort zu erwarten. — „Sollten Sie es glauben, bester Graf," sagte er nach einer Pause, „daß die jungen Künstler völlig auf eigenen Füßen stehen wollen und die Protection tüchtiger Männer für gar nichts achten, keine gute Lehre, keinen Rath mehr annehmen wollen? Ich versichere Sie — nun, ich brauche es eigentlich nicht zu betheuern; die Welt weiß, wie ich mich auf Anordnung und Colorit verstehe, — aber die Herren wollen Alles besser wissen. — Haben Sie das Portrait Ihrer Hoheit gesehen, seit es fertig ist — früher etwas mangelhaft, etwas leer in der Staffage, aber jetzt superb, herrlich! gemalt von Herrn Wiesel —?"

„Ein sehr gutes Portrait!" versetzte Arthur.

„Jetzt freilich," erwiderte Herr von Dankwart mit scharfer Betonung des ersten Wortes. „Ihre Hoheit steht vor dem Portal Höchst Ihres Landhauses und schaut hinaus in die Gegend. Das war Alles recht schön und gut, die Allerhöchste Figur kann man sehr gelungen nennen, aber sie schaute in eine Gegend, ohne daß sich etwas Interessantes begibt; also blickte Ihre Hoheit, wenn ich mich so ausdrücken darf, aufmerksam in ein Nichts, denn die bekannte

Gegend dürfte doch nicht im Stande sein, die gespannte Aufmerksamkeit Ihrer Hoheit zu fesseln. Darin lag der Fehler, ich fühlte das gleich, obgleich ich mich lange vergebens bemühte, dem Maler Wiesel dies ebenfalls begreiflich zu machen; aber es wäre Schade, wenn man es nicht geändert hätte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, aber es war eine Leere da, die dem verständigen Beschauer drückend erschien."

„Und dieser Leere halfen Sie?" fragte trocken der Major.

„Allerdings," entgegnete wichtig Herr von Dankwart.

„Was aber nicht schwer sein mußte," warf der Baron von Brand dazwischen, indem er sich mit dem Battisttuch den Schnurrbart wischte. „Man brauchte ja nur ein zierliches Rosengebüsch anzubringen."

„Diesmal hatte ich eine bessere Idee," sagte lächelnd der kleine Mann mit Selbstzufriedenheit. „Wiesel war erstaunt darüber; unter uns gesagt, er äußerte sich, es schmerze ihn tief, daß ihm das nicht selbst eingefallen. „Ich ließ also," — fuhr Herr von Dankwart mit gehobener Stimme fort, wobei er Daumen und Zeigefinger der linken Hand vereinigte und sie bestimmt auf und ab richtete, während er diese Worte sprach, — „ich ließ also hinten aus dem Gebüsche den kleinen Hund der Frau Herzogin heraustreten, wodurch die ganze Scene belebt wurde und ein Gegenstand da war, auf welchen sich der fragende Blick der hohen Frau im nächsten Augenblicke richten würde."

„Vortrefflich!" meinte der Major, indem er große Wolken aus seiner Cigarre blies.

„Und malte Wiesel den Hund?" fragte Arthur.

„Ob er ihn malte!" entgegnete Herr von Dankwart im wegwerfenden Tone, „auf allerhöchsten Befehl —"

„Ich dachte, Sie hätten es befohlen," sagte bedenklich der Assessor.

„Ich — nun ja, ich," erwiderte der kleine Mann mit vieler

Würde. Natürlich ich, aber wie es sich von selbst versteht, im hohen Auftrage, im Namen Ihrer Hoheit, der Frau Herzogin. — Aber wissen Sie auch," fuhr er nach einer Pause in natürlicherem Tone fort, „weßhalb ich eigentlich hieher gekommen."

„Nein," versetzte bestimmt der Graf, „ich habe keine Idee davon."

„Man hat mich versichert, Sie hätten eine Sendung des vorzüglichsten Latakia erhalten, und nun bin ich da, um zu untersuchen, ob er wirklich von so guter Qualität ist. Sie werden mir zugestehen, daß man bis jetzt die beste Pfeife bei mir rauchte; ist aber die Ihrige vorzüglicher, lieber Herr Graf Fohrbach, so kann ich Ihnen in der That nicht helfen; in dem Falle müssen Sie mir einen Theil erlassen. — Soll ich in die Hände klatschen?" — Nach diesen Worten und einem vergeblichen Versuche, mit den kurzen Füßchen den Fußboden zu erreichen, warf sich Herr von Dankwart graziös in dem Fauteuil hin und her und stützte die Ellenbogen auf die Kniee, die Handflächen ausgebreitet, um sie leicht zusammenschlagen zu können."

„Lassen Sie das Klatschen nur sein," sprach ruhig Graf Fohrbach, „wissen Sie, mein theurer Herr von Dankwart, man ist hier im Hause nur an meine Befehle gewöhnt und Ihr Klatschen könnte mißverstanden werden. Aber ich will für Sie die Klingel ziehen; mit Vergnügen sollen Sie eine Pfeife haben." Damit hob der Hausherr seinen Arm in die Höhe, schellte zweimal, worauf sich in der Thüre des anstoßenden Schlafzimmers der Jäger des Grafen zeigte und auf erhaltenen Befehl eine angezündete lange Pfeife brachte, die er dem kleinen Mann in den Mund steckte.

Während demselben auf diese Art das Maul gestopft wurde und endlich einmal stille stand, und während er sich mit Behaglichkeit in dem Fauteuil ausstreckte, haben wir Muße, ihn dem geneigten Leser näher zu beschreiben.

Herr von Dankwart war von sehr kleiner Gestalt, die, an sich

nehmer, und es hatte die Kanzleiräthin viele Mühe gekoſtet, ihr dieſen Gedanken zu benehmen.

„Liebe Hofräthin,“ ſprach ſie, „wenn Du in der Rangliſte nachſehen willſt, ſo ſind wir Beide in der ſiebenten Klaſſe.“

„Aber,“ fiel ihr die Hofräthin hier in's Wort, „Du mußt nicht vergeſſen, daß in dieſer Rangklaſſe der Hofrath nach den Hofärzten kommt, dann der Hütten- und Salinen-Verwalter, die Kanzleidirectoren bei den zweien nicht genannten Landeskollegien, und dann erſt der Kanzleirath.“

Die Kanzleiräthin lächelte und meinte, der Hofrath ſei ein leerer Titel; denn ſie möge nur einen einzigen Fall bezeichnen, wo ihr Mann bei Hof einen Rath gegeben habe; dagegen müſſe auf der Kanzlei ihr Mann beſtändig rathen. Eine Zeitlang war dieſer Rangſtreit eine gefährliche Klippe in der Freundſchaft; doch nachdem ſie glücklich umſchifft war, fuhren ſie einträchtig neben einander her auf dem ruhigen Waſſer des täglichen Familienlebens. Die beiden Familien wohnten auf dem gleichen Stockwerk, die Zimmer, wo ſie ſpeisten, waren nur durch eine dünne Wand geſchieden, und Mittags klopfte die Kanzleiräthin mit ihrem Meſſer an die Wand und rief hinüber: „Guten Appetit, Hofräthin,“ und dumpf ſchallte es herüber: „Danke, ſchmeckt's, Kanzleiräthin?“

Einmal hätte es in dieſer Freundſchaft beinahe eine gefährliche Spaltung geben können, weil der Kanzleirath, ein alter mürriſcher Geſelle, es für unnöthig fand, daß die Frauen ſich den Titel ihres Mannes beilegen. Merkwürdiger Weiſe war die Hofräthin mit ihm einverſtanden und nur die heftige Oppoſition des Hofraths und der Kanzleiräthin rettete den Staat; doch ſetzte es der Kanzleirath durch, daß die Titel künftig Frau Hofrath und Frau Kanzleirath waren.

Im Königlichen Hoftheater hatten die beiden Damen mit vier und zwanzig andern Frauen ein Abonnement in einer Loge zu ſechs Perſonen. Es war ſo eingerichtet, daß ſie ihre beiden Billets auf einen Tag bekamen. Da ſaßen ſie nun zuſammen und ergötzten ſich allgemein, ſowohl an den ſchönen Stücken, die hätten gegeben werden können, als an den Toiletten der anderen weiblichen Zuſchauerinnen. In den Zwiſchenakten wurden Aepfel und Nüſſe verſpeist, für welche abwechſelnd die Eine oder die Andere ſorgen mußte, bei den geraden Nummern der Theaterabende die Frau Hofrath, bei den ungeraden die Frau Kanzleirath. Einmal im Jahr wurden dieſe Tage gewechſelt, damit nicht immer

in recht guten Verhältnissen, nur zu dem ziemlich dicken und unförmlichen Kopfe durchaus nicht passen wollte, welcher der ganzen Figur etwas Zwerghaftes verlieh. Der eben erwähnte Kopf bildete ein vollkommenes Dreieck von dem spitzen Kinn an bis zu der breiten Stirne, die nach oben an eine außerordentlich dünne Haarlichtung stieß und sich solchergestalt fast bis zum Hinterkopf fortzusetzen schien. Das Gesicht hatte einen ganz eigenthümlichen Ausdruck; es lag etwas Verschmitztes und zugleich sehr Hochmüthiges darin. Die Wangen waren sehr eingefallen und selbst das Gesträuch des dort wuchernden Bartes war nicht im Stande, diese tiefen Thäler auszufüllen. Der Mund war ziemlich klein, die Augen aber weit geöffnet und von einer unangenehmen bläulichen Farbe und geistlosem Ausdruck. Obgleich Haar und Bart so sorgfältig als möglich gepflegt waren, so machte doch der ganze Kopf den Eindruck, als sei er vernachlässigt worden, habe lange Zeit vergessen in einem Winkel gelegen und sei dort von den Ratten abgenagt worden. — Der Anzug des Herrn von Dankwart war untadelhaft von den fein lackirten Stiefeln an bis zu den steifen und hohen Halskrägen; er befand sich im schwarzen Frack und schien aus einer Soirée zu kommen.

Hier, beim Grafen Fohrbach, hatte sein Erscheinen indeß nicht zur Belebung der Unterhaltung beigetragen. Der Hausherr lehnte ziemlich verdrießlich an dem Kamin und ließ große Rauchwolken aus seiner Cigarre aufsteigen; der Major war still und einsylbig geworden, und während sich der Assessor bei einer soliden Restauration mit Champagner und kaltem Geflügel beschäftigte, tauchte der Baron von Brand verschiedene Bisquits in Zuckerwasser — au fleur d'orange.

Der kleine Mann rauchte seinen Tabak prüfend aus der langen Pfeife, sog den Dampf ein, verschluckte ihn unter verschiedenen Grimassen, trank eine Tasse Thee darauf und ließ eine Weile nachher den Tabaksrauch nach ächter orientalischer Manier

wieder aus dem Magen herauf steigen, um ihn hierauf von sich zu blasen.

„Der Latakia ist gut," sagte er nach einer Pause, „ich möchte sagen, fast so gut wie der meinige, und wenn es Ihnen recht wäre, mein lieber Graf, so machten wir einen kleinen Tausch. — Apropos," fuhr er nach einem abermaligen tiefen Zuge fort, ohne vorher eine Antwort abzuwarten, „um vom Tauschen zu reden, so kennen Sie, lieber Major, gewiß den kleinen Fuchsen des Prinzen A. Halten Sie ihn von einer guten Zucht, von einer unverfälschten Race, würden Sie zum Beispiel zu einem Tausche zwischen jenem Pferde und meinem Schimmel rathen?"

Der Major blickte einigermaßen erstaunt empor und entgegnete: „der Fuchs ist ein vortreffliches Pferd, und bei allem Respekt vor Ihrem Schimmel begreife ich doch nicht, wie einem Kenner hiebei ein Tausch einfallen könnte."

„Es ist vielleicht dem Prinzen darum zu thun," meinte der Baron von Brand mit einem süßen Lächeln, „etwas zu bekommen, was dem Herrn von Dankwart gehörte; wie man auch sonst wohl die unbedeutendsten Sachen, wenn sie großen Männern angehören, in hohem Werthe hält."

Der Graf Fohrbach lächelte in sich hinein, und Herr von Dankwart blickte verwundert auf den Sprecher; doch da er dessen gleichmüthiges, unbewegliches Gesicht sah und sich gnädigst erinnerte, man müsse dessen beschränktem Verstande schon etwas zu gute halten, so begnügte er sich damit, die Achseln zu zucken, die Backen aufzublasen und alsdann aus seinem Pfeifenkopfe eine Menge Rauch zu stoßen.

„Es wird spät," sagte der Major, „ich gehe nach Hause. — Du kannst morgen nicht auf die Jagd?" wandte er sich an den Grafen.

„Herrendienst!" erwiderte dieser; „ich bin morgen in das Vorzimmer gefesselt. Wenn du Nachmittags zurück kommst, kannst du mir erzählen, wie es draußen ausgesehen."

„Ich komme gegen Abend und werde dich besuchen," versetzte der Major, indem er sich erhob. „Nun, Assessor, du fährst doch mit mir?"

„Ich hatte auf einen Platz bei Ihnen gerechnet, lieber Major," sagte Herr von Dankwart, „und schickte deßhalb meinen Wagen nach Hause."

„Daran haben Sie bei diesem Wetter sehr unrecht gethan," entgegnete der also Angeredete. „Den Teufel auch, man muß im Winter nicht so unvorsichtig sein! — Ich könnte Ihnen nur ein kleines Bänkchen in meinem Coupé anbieten, aber es ist voll Pelzfußsäcke und dergleichen."

„Lassen Sie sich eine Droschke holen, Herr von Dankwart," meinte der Baron von Brand. „Sie können sich denken, daß ich Ihnen mit großem Vergnügen einen Platz bei mir anbieten würde, aber erstens habe ich da den Maler aufgeladen, und zweitens fahren wir nicht ganz direkt nach Hause. — Sie waren auch einmal ein fröhlicher Garçon und werden mich schon verstehen." Bei diesen Worten hatte er seinen Hut genommen und Arthur leicht angestoßen, als er bei diesem vorüber kam.

Unter dem allgemeinen Aufbruch, der nun erfolgte, schien das ziemlich lange Gesicht des kleinen Mannes, mit dem er diese Abweisungen erhalten, nur von dem Hausherrn bemerkt zu werden. Dieser führte den Major wie absichtslos in eine Ecke, und sagte dort leise zu ihm: „rückt in Gottesnamen zusammen und nimmt mir den Kerl mit fort, sonst sitzt er mir dahin, langweilt mich noch eine Stunde, und ich muß ihn am Ende nach Hause fahren lassen."

„Recht!" erwiderte der Andere, indem er den Mund zum Lachen verzog, „wir wollen ihn in die Mitte nehmen." Dann wandte er sich an Herrn von Dankwart und sagte ihm: „Sie werden hoffentlich so gut von unserer Galanterie denken, daß wir Sie nicht bei Nacht und Nebel allein und zu Fuß nach Hause gehen lassen. Wenn Sie den Mittelplatz zwischen diesen respektabeln Körpern einnehmen

wollen" — dabei zeigte er auf den Aſſeſſor und ſich ſelbſt — „ſo wird's uns freuen."

„Das iſt mir wahrhaftig angenehm," entgegnete hierauf Herr von Dankwart mit großer Lebhaftigkeit; „und ich verſichere Sie, den Weg zu Fuß zu machen, wäre mir eine Kleinigkeit, da ich bedingungsweiſe die kühle Nachtluft liebe; aber ich habe Ihnen einiges nicht Unwichtiges mitzutheilen. Ihre Hoheit nannte beim Frühſtück Ihren Namen und — doch davon ſpäter! Bringen wir alſo dieſen guten Aſſeſſor nach Hauſe, er wohnt nicht weit von hier, und dann fahren wir äußerſt angenehm zu mir." — Bei dieſen Worten erhob ſich Herr von Dankwart ſtolz und beruhigt, zog ſeinen ſchwarzen Frack in die Taille hinein, warf den Kopf mehr als gerade nöthig war, in die Höhe und reichte ſeine Finger mit vieler Grazie rechts und links zum Abſchiede. Da aber zufälliger Weiſe Niemand beſonders darauf achtete, ſo gingen mehrere ſchöne Händedrücke für dieſe undankbare Welt verloren.

An der Thüre ſagte der Baron von Brand zu dem Hausherrn: „ich hätte bald vergeſſen, Sie zu fragen, lieber Graf, wie Sie es morgen bei dem Begräbniß der Fräulein von M. halten?"

„O, ich ſchicke einfach einen geſchloſſenen Wagen hin."

„Kutſcher und Bedienten?"

„Natürlicher Weiſe; je größer die Pracht, deſto mehr bezeugt man ſein Beileid. — Gute Nacht! — Gute Nacht!" —

Der Wagen des Majors fuhr zuerſt ab, er ſelbſt darin mit dem Aſſeſſor und dem Herrn von Dankwart; doch muß man durchaus nicht glauben, es habe der Letztere ſich des angebotenen Mittelplatzes bedient; im Gegentheil, er ſetzte ſich unter vielen wichtig ausgeſprochenen, im Grunde aber ſehr unwichtigen Redensarten in die rechte Ecke des Coupé's und verſicherte, man könne ſagen was man wolle, die in hieſiger Reſidenz gebauten Wagen ſeien alle unerträglich, ein Uebelſtand, dem er aber abhelfen werde, indem er gerade im Begriffe

ſei, einen neuen Unterwagen zu conſtruiren, ſo vortrefflich, ja ſinnreich erdacht, daß er nothwendiger Weiſe bei der Ausführung die allgemeine Bewunderung erregen müſſe.

Als Arthur im zweiten Wagen mit dem Baron durch die Straßen fuhr, und dieſer über gleichgültige Dinge ſprach, fiel dem Maler abermals die Aehnlichkeit mit der Stimme auf, die er heute Abend an jenem Durchgange gehört.

„Es iſt ſonderbar," ſagte er, „wie ſich zwei Organe gleichen können; heute Abend zog ich in den Straßen der Stadt umher, und hätte unter anderen Verhältniſſen darauf ſchwören wollen, Sie, Baron, da gehört zu haben."

„Ei der Tauſend," entgegnete Herr von Brand, „und wo war das, wenn ich fragen darf?" Dabei zog er ein Sacktuch hervor, und der ganze Wagen füllte ſich mit dem eigenthümlichen Parfum des ſchon erwähnten coeur de rose.

„Natürlich iſt es eine Täuſchung," fuhr der Maler fort, „es war in der Gegend des Marktplatzes, wo die alten merkwürdigen Häuſer ſtehen, für uns Künſtler ein intereſſanter Platz. Es iſt dort ein Durchgang."

„So, ein Durchgang? — Ich erinnere mich nicht."

„Das glaube ich wohl," ſagte Arthur lachend. „Dieſer Durchgang führt namentlich zu einer ſonderbaren Kneipe, wo ſich herumziehende Muſikanten, Gaukler von der Meſſe, und allerhand Leute von noch weniger ausgeſprochenem, aber doch einträglichem Gewerbe zuſammen finden."

„Ah! das muß nicht unintereſſant ſein!" meinte der Baron. „Waren Sie ſchon da?"

„In dem Hauſe ſelbſt nie."

„Das iſt Schade, ſonſt könnten Sie mich einmal hin führen; man ſieht da luſtige und pikante — — Scenen; ich liebe dergleichen. — Wie heißt die Kneipe?"

„Zum Fuchsbau," entgegnete Arthur.

„Habe den Namen nie gehört," versetzte lachend der Baron, „will mir ihn aber merken."

Damit war der Wagen an dem Hause Arthur's angekommen; der Kutscher hielt die Pferde an, der junge Maler öffnete den Schlag, sprang heraus und wünschte dankend eine gute Nacht.

Als der Baron seine Wohnung ebenfalls erreicht, verließ er das Coupé, welches nach den Stallungen fuhr, während er in den Thorweg seines Hauses trat. Hier war er eben im Begriff, die Klingel zu ziehen, als er bemerkte, daß ihm Jemand von der Straße nachgefolgt war, der, dicht in einen Mantel gehüllt, ganz nahe vor ihn hintrat.

Der Herr von Brand wich bei dieser plötzlichen Begegnung einen Schritt zurück und griff mit der Hand in seine Brusttasche, vielleicht absichtslos, vielleicht aber hatte er auch dort eine Waffe verborgen.

Der Andere, welcher diese Bewegung sah, rief laut lachend: „Gut Freund! Baron; lassen Sie nur stecken! — Teufel auch! ich glaube, Sie hätten nicht übel Lust, eine Pistole gegen mich zu wenden."

Der Baron, welcher augenblicklich diese Stimme zu erkennen schien, sprach im Tone der höchsten Ueberraschung: „Wie? Sie sind es, gnädigster Herr? — Ich muß gestehen, ich hätte Euer Durchlaucht nicht zu der Zeit hier erwartet."

„Daran sind Sie selbst Schuld; man findet Sie ja nie, und wo Sie oft sind, habe ich nicht immer Lust hinzugehen."

„Ah! zum Grafen Fohrbach!"

„Ganz recht! ganz recht! — Haben Sie Zeit für mich zu zwei Worten?"

„Die ganze Nacht. — Aber wollen Euer Durchlaucht nicht zu mir hinauf spazieren?"

„Nein, nein, ich will nach Hause. — Kommen Sie einen Augenblick in die Straße, es ist gleich abgemacht." — Damit faßte

er den Baron unter dem Arm, und Beide traten aus dem Thorwege hinaus, um bei der Häuserreihe in langsamem Schritt auf und ab zu gehen.

„Sie wissen," sagte der Unbekannte, „ich habe es mit vieler Mühe durchgesetzt, daß Eugenie von S. zum Ehrenfräulein ernannt wurde."

„Schön," entgegnete der Baron, indem er mit dem Kopfe nickte; „sie wird im Schlosse wohnen. — Euer Durchlaucht haben da die beste Gelegenheit, sich ihr zu nähern."

„Teufel auch! wenn mich das nur was nützt! — Sie soll sehr streng sein und wird hier bald einen Anhang von Leuten haben, die mir gerade nicht besonders gewogen sind; ihre Mutter war eine genaue Bekannte des Grafen Fohrbach, sie selbst ist eine Nichte des Major von S. — Und dann ist Eugenie zu schön, sie muß Aufsehen erregen; man wird sich um sie bewerben. — Ich fürchte wahrhaftig den jungen Grafen Fohrbach."

„Pah!" lachte der Baron, „wen hätten Sie zu fürchten, gnädiger Herr?"

„Na, lassen wir alle Schmeicheleien," entgegnete der Andere mit einer ungeduldigen Kopfbewegung; „ich stehe schon für mich ein, aber die Partie ist ungleich: Sie wissen, ich bin weder bei den Fohrbach's noch bei Major S. sehr gelitten, habe also keine Verbündeten."

„Mit Ausnahme des Vaters," erwiderte der Baron mit seltsamem Lächeln, das aber der Andere nicht sehen konnte, denn er fuhr ungeduldig fort:

„Was nützt mich der Vater? Ich muß hier auf dem Platze auf sie einwirken können."

„So muß man Ihnen Verbündete schaffen."

„Deßhalb wende ich mich an Sie. — Glauben Sie, daß das möglich ist?"

„Auf die großen Familien kann ich begreiflicher Weise nicht einwirken, aber ich ſehe wohl ein, es iſt nothwendig, daß wir vorderhand von allen ihren Schritten unterrichtet werden, daß wir erfahren, wohin ſie geht, wen ſie empfängt, mit Einem Wort, was ſie thut und treibt."

„Und iſt das möglich? — Es wird ſchwierig ſein."

„Nicht ſo ſehr," meinte der Baron nach einigem Nachdenken. „Was ich verſpreche, das pflege ich zu halten. — Aber auch Graf Fohrbach muß beobachtet werden."

„Das iſt auch meine Anſicht, beſter Baron," ſprach eifrig der Andere; „ich wäre Ihnen zu tauſend Dank verpflichtet, wenn Sie im Stande ſind, ſo Etwas für mich anzurichten."

„Verlaſſen ſich Euer Durchlaucht ganz auf mich; ich mache mich anheiſchig, Ihnen in kurzer Zeit täglich, ja ſtündlich die gründlichſten und getreuſten Berichte ſowohl über Fräulein von S., als auch über den Grafen zu machen. — Dagegen aber, gnädigſter Herr, hoffe ich auch vorkommenden Falls vielleicht auf Sie rechnen zu können."

„Sie wiſſen, beſter Baron, daß Ihnen mein ganzer Einfluß zu Befehl ſteht" —

„Und ich werde mir erlauben," unterbrach ihn Herr von Brand, „Euer Durchlaucht — einſtens daran zu erinnern."

„Das hoffe ich, und — die Sache wäre abgemacht."

„Vollkommen."

„Ich erhalte meine Berichte" —

„Sobald das Fräulein da iſt."

„Nun denn, vorderhand meinen beſten Dank! — Gute Nacht, Baron!"

„Gute Nacht, gnädigſter Herr!"

Eilftes Kapitel.

Zwei Begräbniſſe.

Es iſt ſeltſam, wie man erſt nach und nach dazu kommt, Kirchhöfe zu beſuchen und ohne Scheu zwiſchen den kleinen Hügeln umherzuwandeln. Man geht zuweilen hin bei gewiſſen Veranlaſſungen, dem großen Schwarm folgend und irgend eine Perſon zu ihrer letzten Ruheſtätte begleitend, die einem im Grunde ziemlich gleichgültig geweſen iſt. Zu der Zeit iſt für uns hinter den Mauern des Kirchhofes noch ein fremdes, ja faſt gänzlich unbekanntes Land. Vorübergehend ſchauten wir wohl durch das Gitterthor, und ſahen Steine, Kreuze, blühende Roſen und wehende Trauerweidenzweige, und wir liebten es, nicht mehr davon zu wiſſen, denn der ganze Garten war ein Räthſel, deſſen Löſung uns frühe genug klar werden würde. — Wir ſchritten alſo im Zuge zwiſchen den Gräbern dahin, laſen hie und da einen bekannten Namen, traten an ein offenes Grab, ſahen Den hinabſenken, den wir begleitet, und kehrten dann wieder zurück, froh darüber, eine oftmals läſtige Pflicht erfüllt zu haben. — Da trat der Tod näher in den Kreis der Freunde und zum erſten Mal ſchritten wir im Zuge, mit wirklichen Thränen im Auge. Wir begleiten Jemand in ſein frühes Grab, deſſen Augen noch vor Kurzem in das unſrige geblickt, deſſen Hand die unſrige gedrückt. Und während wir dahin ſchreiten auf dem breiten Wege, ſchauen wir uns ſchon ſorgfältiger um, denn es iſt uns ſchon von größerem Intereſſe, die Umgebung kennen zu lernen, zwiſchen der unſer Freund ruhen, vielleicht träumen wird. Sie ſchauen uns nicht mehr ſo fremd an, die verſchiedenartig geformten Steine, die kleinen Gärtchen, von Gitterwerk eingefaßt, die verſchiedenen Kreuze in ihrer einfachen Geſtalt, nur in der Aus-

führung ſo verſchieden, vom künſtlich gebildeten Marmor bis zum ärmlichen Holz, alle Schichten der menſchlichen Geſellſchaft darſtellend; nein, ſie tauſchen geheime Zeichen mit uns aus, ſie wiſſen es wohl, daß wir ſie auf dem heutigen Gange mit Intereſſe betrachten. Kommt aber erſt die Stunde, wo wir der feuchten Erde draußen etwas anvertrauen, das uns noch näher liegt als Bekannte oder Freunde, kommt jener Augenblick, wo man etwas von unſerem warmen Herzen losreißt, um es von den kalten Schollen zudecken zu laſſen, ſo haben wir auf dieſe Art ein Plätzchen erhalten, ein Eigenthum, an dem wir Stunden lang ſitzen können, um träumeriſch an vergangene Tage zu denken, während wir auf die ſproſſenden Pflanzen und Gräſer blicken. Und dann hat der Kirchhof nichts Fremdes mehr für uns; wir haben alle Scheu vor ſeinem ſtillen Raume verloren, wir machen gerne Bekanntſchaft mit ſeinen Wegen, ſeinen Bäumen, ſeinen verſchiedenen Monumenten; denn Alles das bildet ja für uns die Umgebung für einen einzigen, ſei es auch noch ſo beſcheidenen Platz, für einen Mittelpunkt, der unſer Alles ausmacht, für ein kleines Fleckchen Erde, in dem unſer Liebſtes ruht.

Von da an intereſſirt man ſich auch für die anderen Gräber; — Alles, was ſich auf dem Friedhofe befindet, ſcheint einer einzigen, großen Familie zu gehören, der Verwandtſchaft der Todten. — — Man freut ſich über bunte Blüthen, die hier und dort entſtehen, über einen neuen Stein, der aufgerichtet wird, über ein kleines ärmliches Gipsfigürchen, das einen betenden Engel vorſtellt, und das herzliche Liebe auf ein ſtilles, lange verwildertes Grab geſetzt.

Es gibt Leute, welche ſich am Liebſten auf dem Kirchhofe ergehen bei einem düſteren, melancholiſchen Wetter, wenn ein leiſer Wind durch die Bäume rauſcht, wenn einzelne ſchwere Regentropfen melancholiſch herabrieſeln, oder wenn an den umliegenden Bergen dichte Nebel hangen, die wie graue Schleier tief in das Thal herab

eine und dieselbe an den geraden oder ungeraden Nummern zu sorgen hätte. So saßen sie da in würdiger Freundschaft, und wenn es im Sohn der Wildniß hieß:

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag,

da verstanden sie den Dichter vollkommen.

Aber das tückische Schicksal ist immer bemüht, Unkraut zwischen den Weizen zu säen.

Wenn man Abends kurz vor der Beendigung des Theaters vor dem Königlichen Schauspiel- und Opernhaus in Stuttgart steht, so glaubt man in milder Mainacht in einem duftenden Walde zu sein, wo von allen Seiten die Leuchtkäfer heranschwirren. Da ist der Schloßplatz wie mit Lichtern besät, die eilfertig und geschäftig gegen das Theater hinziehen. Es sind die Laternen der weiblichen Dienstboten, die kommen, ihre Herrschaften abzuholen. Für den gewöhnlichen Beschauer sind es einfache Laternen, für den tiefern Denker aber liegen in der Form und Größe derselben bedeutsame Beziehungen. Wir möchten sagen: diese Laternen an dem Stuttgarter Hoftheater sind ein leuchtender Auszug aus dem Königlich Württembergischen Hof- und Staatshandbuch, eine illustrirte Rangliste,

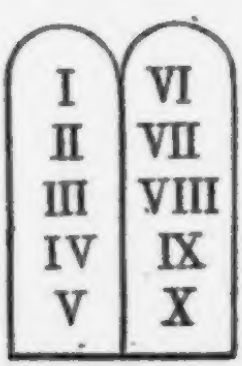

von der achten Klasse anfangend.

Die Laternen der achten Rangklasse, den Frauen der Hofstabssekretäre und den Lieutenants angehörig, sind klein, viereckig, von weißem Blech mit einem einzigen Talglicht.

hängen, und Monumente, Bäume und Sträuche nur in undeutlichen Umriſſen ahnen laſſen: ſtilles verdrießliches Wetter, wo die Natur mit trauert, wo die Kapelle des Friedhofes wie ein nebelhaftes Geſpenſt ausſieht, wo an den Brettern, Hauen und Schaufeln ein Tropfen nach dem andern hinabläuft, wo das offene Grab recht freundlich ausſieht, wie ein trockener Zufluchtsort gegen die naſſe und kalte Witterung draußen. — Wie geſagt, es gibt Leute, die dieſer Anſicht ſind. Wir aber können uns damit nicht einverſtanden erklären; wir lieben den Kirchhof an einem klaren heitern Tage, wie der des gegenwärtigen Kapitels iſt, wo die Sonne mit aller Pracht aufſteigt. — — Auf dem Kreuze der Kapelle und dem Metalldache derſelben funkeln Blitze, mit den Bergen rings umher liebäugelnd, die wie im roſigen Licht freundlich lächelnd in's Thal herab blicken.

Im hellen Glanze liegt die ganze Gegend, wie an einem Tag allgemeiner Freude. Obgleich es Winter iſt, haben doch die Sonnenſtrahlen ſeit einigen Tagen eine eigene Kraft; halbverwelkte Blätter ſcheinen ein neues Leben zu empfinden, ein paar frühzeitige Blumen haben unbeſonnener Weiſe ihre Kelche geöffnet, um heute Nacht eines frühzeitigen Todes zu ſterben; der Reif an den Bäumen löst ſich auf und tropft als Waſſer herab; von dem weißen Schnee iſt faſt nichts mehr zu ſehen, und wo noch hie und da in einer Vertiefung etwas liegen blieb, da unterbricht das nicht unangenehm den einförmigen, blätterloſen Kirchhof. Und doch iſt hier Alles lebhafter, feſtlicher geſchmückt, als in jedem anderen Garten, denn die vielen Kreuze und Steine brauchen nicht auf neue Blätter und Blumen zu warten, ſie ſtehen da, immer fertig, immer geputzt, von der Sonne beſtrahlt und von ihr mit tiefen, ſcharf ausgezackten Schatten geſchmückt. — — Ja, die Immortellenkränze, die hier hängen, ſind ſo warm und ſchön beleuchtet, daß man glauben könnte, die todten Strohblumen hätten ſich eben jetzt geöffnet.

So liegt der Kirchhof da im hellen Morgensonnenscheine; die hohe Mauer, welche mit aus- und einspringenden Winkeln in einer ununterbrochen glänzenden Linie, hie und da tiefe Schatten werfend, ihn umgibt, scheint darauf stolz zu sein, und von ihrem Rande glänzen glatte Kieselsteine, helle Glasscherben und dergleichen mehr gar wunderbar in der Sonne. — Und Alles ist hier so still und aufmerksam; die Arbeiter haben zwei Gräber beendigt, ein großes auf dem schönsten und freiesten Platze des Kirchhofs, ein kleines zwischen alten hölzernen und vermoderten Kreuzen und eingesunkenen Hügeln in einem entfernten Theile, wo man viele Gräber und wenig Wege sieht, wo die Besuchenden sparsam, der blühenden Blumen wenige sind.

Die subalternen Kirchhofbeamten sitzen auf der Treppe der Kapelle, sie haben fadenscheinige schwarze Fräcke an, und Einer läßt eine zinnerne Schnupftabaksdose herumgehen, welche mit den Emblemen seines Handwerks, einem Todtenkopf und zwei Knochen, geziert ist.

Jetzt schlagen die Glocken auf dem Kirchthurme in der Stadt an, und der Schall dringt durch die klare Morgenluft recht hell herüber. Einige Augenblicke scheinen selbst die Kreuze und Steine diesen bekannten Klängen zu lauschen; man könnte glauben, hie und da strecke sich eines von ihnen, um auf den Weg zu schauen und früher zu erfahren, wer denn dort schon wieder gebracht werde.

Der geneigte Leser weiß es bereits, wenn er jetzt aus den Thoren der Stadt zwei Züge hervorkommen sieht, an der Spitze des einen den großen Trauerwagen mit den reich geschirrten Pferden, an der Spitze des anderen aber einen Kirchhofdiener, der unter seinem langen breiten Mantel Etwas trägt; er wird mit uns den ersteren Zug vorbei lassen: eine lange Reihe von reichen Equipagen mit bunten Wappenschildern am Schlag, Kutscher und Bediente in großer Livree, und er will sich dem zweiten Zug anschließen, welcher von dem Hauptwege, den jener andere stolz betritt,

beſcheiden abweicht und ſich in den nämlichen Regionen des Kirchhofs verliert, von denen wir oben geſprochen. Bei beiden Zügen ſieht man unter den Sacktüchern Thränen fließen; wenn es aber von der tiefen Trauer der Anzüge abhinge, ſo müßte dort größerer Schmerz zu finden ſein als hier.

Hinter dem Manne mit dem Mantel ſchreiten die beiden kleinen Geſchwiſter, und die gute ältere Schweſter hat das Mögliche gethan, um ſie der traurigen Handlung gemäß herauszuputzen. Das kleine Mädchen trägt ein ſchwarzes Merinokleid, das aber auf allen Nähten und den Aermeln ſchon ſtark in's Röthliche ſchimmert; dem hellbraunen Röckchen des Bübchens eine andere Farbe zu geben, war nicht wohl möglich, weßhalb ſich Clara begnügt hatte, an ſeiner Mütze eine ziemlich lange Florſchleife anzubringen, die an der Seite herunter hing und von dem kleinen Leidtragenden mit bedeutendem Stolze betrachtet wurde.

Die junge Tänzerin ſelbſt ging mit ihrem Vater; hinter ihnen folgten die Colleginnen, die, ſowie ein paar Tänzer des Theaters mit dem würdigen Schwindelmann, es ſich nicht hatten nehmen laſſen, die kleine Leiche zu begleiten. Natürlicher Weiſe ſchritt Mademoiſelle Thereſe in erſter Reihe; ſie trug ein ſchwarzes Atlaßkleid, ſehr zierliche Schuhe, einen violetten Sammthut, und das Geſicht mit einem dichten Schleier bedeckt. In ähnlicher Toilette, ſoviel wie möglich Trauer ausdrückend, befanden ſich die übrigen Tänzerinnen; alle hatten in ihren Händen Blumenbouquets, theils wirkliche blühende, theils künſtlich gemachte.

Die beiden Züge kamen faſt zu gleicher Zeit an den betreffenden Stellen an, und von dem Glanz und der Pracht, mit der die verſtorbene Stiftsdame zur Erde beſtattet wurde, ging ein guter Theil auf das Begräbniß der kleinen Anna über. — „Und ohne daß es nur einen Kreuzer koſtete“ — meinte Schwindelmann.

Drüben am Grabe ſtand einer der erſten Geiſtlichen, und ein Muſikchor unterſtützte ſeine Bemühungen, die Umſtehenden in eine

recht traurige Stimmung zu verſetzen; ſie bliesen einen Choral, und einzelne Akkorde deſſelben hörte man deutlich auch am anderen Ende des Kirchhofs. Ja, die Muſik klang dort viel ſanfter und angenehmer, und dann vernahm man vor allen Dingen nicht das häßliche Echo der Kirchhofmauer, welche jeden lauten Ton hart und ohne Rückſicht den Takt zurückwarf.

Als die Muſik geendigt, wurden die Beiden zu gleicher Zeit in ihre Ruheſtätte hinabgelaſſen, und jetzt müſſen wir geſtehen, daß hier bei der kleinen Anna weit mehr thränende Augen der in dem dunkeln Schooß der Erde Verſchwindenden nachſchauten, und daß hier alle die kleinen Hände der Tänzerinnen zitterten, als ſie eine Hand voll Erde hinab warfen, ja ſich dieſelben weit bewegter fühlten, als es drüben bei den Herrſchaften der Fall war, wo Einer nach dem Anderen, aber Alle in der Reihenfolge ihres Ranges, hervortrat, ſich offiziell die Augen wiſchte, und mit tiefer Trauer die Schaufel ergriff, um der Dahingeſchiedenen eine letzte Ehre zu erweiſen; dann betete der Pfarrer dort leiſe das herkömmliche Gebet, hier aber Clara mit lauter Stimme, was ihr gerade ihr Herz eingab, und als ſie ſagte: „Leb wohl, mein Schweſterchen, es lag nicht in unſerer Macht, dich zu retten, obgleich wir Alles an dir nach unſeren Kräften gethan. Auch du mußteſt ſterben, ſo klein, ſo lieb und ſo unſchuldig; doch iſt es weit beſſer ſo: du hätteſt ein elendes Leben geführt voll Kummer, Noth und Entbehrungen!“ — als ſie das geſagt und ihre Thränen floßen, da weinte ihr Vater, der alte Mann, ebenfalls vor ſich hin, und das Bübchen, welches dies bemerkte und zu gleicher Zeit ſah, daß nun die kleine Schweſter völlig mit Erde bedeckt war, fing an ganz troſtlos zu werden und erhob ein gewaltiges Klagegeſchrei. Die umſtehenden Tänzerinnen, die bei den Worten Clara's Manches denken mochten, blickten dem Arbeiter aufmerkſam zu, wie er nun das kleine Grab ebnete, und Manche hatte, in tiefe Gedanken verſunken und der Thränen nicht achtend, die von ihren Wangen herab floßen,

die Hände auf einem nebenstehenden nassen Grabstein gefaltet und schien nicht daran zu denken, daß sie ihre neuen Glacehandschuhe verderbe.

Drüben, wo der Pfarrer eben seine Rede begonnen, war Alles stille wie in einer Kirche; nur hie und da hörte man ein unterdrücktes Husten und Räuspern. — — Da auch fast kein Windhauch die Luft des unermeßlichen glänzenden Himmelsgewölbes bewegte, ertönten die Worte des Geistlichen laut und klar, und drangen weit in die Ferne.

Hier bei dem anderen Grabe hörte man wohl die einzelnen Töne, doch ohne den Zusammenhang zu verstehen, man vernahm nur zuweilen Worte und Ausrufungen, die aber trotzdem recht gut für die kleine Leiche paßten. Es klang herüber von der Liebe Gottes für alle seine Geschöpfe, reich und arm, von einem freudigen Widersehn, von einer Vergeltung jenseits nach den guten Thaten hier auf Erden, und nach dem, was man hier geduldet und gelitten. — — Amen! Dieses letzte Wort klang lauter als alle übrigen, und dann vernahm man das Geräusch einer Menge, die sich zum Weggehen anschickte, lautes Husten, Stimmengemurmel, Fußtritte auf dem breiten harten Wege, endlich das Rollen von Wagen, in denen sich Jeder eilfertig nach Hause begab. — Die anderen Leidtragenden im Winkel des Kirchhofes — es waren ihrer auch viel weniger — reichten der armen Clara die Hand, sagten ihr ein paar freundliche Worte und schlichen darauf, nachdem sie ihre Blumen in das frische Grab gesteckt, leise davon. Von den Männern blieb Schwirkelmann allein zurück, um die Blumen zu ordnen, die man ihm darreichte; es war eine recht hübsche Menge, und die künstlich gemachten, die am längsten aushielten, rangirte er an dem Kopfende. Endlich war auch dieses Geschäft besorgt, und schickten sich die Letzten an, miteinander fortzugehen. Das war Clara, ihr alter Vater, die beiden kleinen Kinder und Therese;

Letztere hatte draußen einen Wagen und ließ es sich nicht nehmen, ihre Freundin nach Hause zu begleiten.

Der alte Mann verließ die Kinder am Thor des Kirchhofes, denn er mußte in der schon gestern besprochenen Angelegenheit einen Gang zu seinem Buchhändler thun. Schwindelmann hatte Dienstgeschäfte und empfahl sich mit einem Händedruck von Clara, worauf er in seinem gewöhnlichen kurzen Trabe in die Stadt zurückkehrte.

Demoiselle Therese hob die Kinder in den Wagen, ließ Clara einsteigen und setzte sich an ihre Seite. Bei dem Bübchen war dies Nachhausefahren das beste Linderungsmittel für den Schmerz um die kleine Schwester; er schaukelte sich in den weichen Kissen, ließ mit den Pferden Trab, das heißt, in seinen Phantasien, und indem er seine Beine so schnell als möglich auf und ab bewegte, trommelte er zur Abwechslung auf die Fensterscheiben und verfiel endlich in ein langes und tiefes Nachsinnen, als dessen endliches Resultat er Therese fragte, wo sie den Wagen eigentlich her habe und ob sie seiner Schwester Clara nicht auch einen ähnlichen verschaffen könne.

Clara selbst hatte diese Frage überhört, denn sie dachte an allerlei, an verschiedene Leute, die auf dem Kirchhof waren, sowie an Andere, die sie nicht da gesehen, und als jetzt der Wagen bei einem gewissen großen Hause vorbei rollte — es war ein sehr stattliches Gebäude, welches an der Spitze gothische Fenster und mehrere Balkons hatte — da blickte sie erröthend auf die Seite und seufzte tief auf.

Clara's Vater war inzwischen auf einem anderen Wege zur Stadt zurückgekehrt, und wenn er auch, je näher er an die Häuser kam, um so langsamer ging, so erreichte er dieselben doch am Ende, sowie auch das Ziel seines Ganges, obgleich er recht kleine Schritte, ja sogar wohl absichtlich einen Umweg gemacht; auch rechnete er unterwegs viel zusammen, wenigstens spreizte er im Dahingehen

die Finger ſeiner linken Hand oftmals weiter von einander und fuhr mit dem Zeigefinger der rechten daran herum, worauf er nachdenkend zum Himmel aufblickte. Wir glauben aber nicht, daß das Reſultat dieſer Berechnungen für den alten Mann angenehm oder befriedigend ausfiel, denn ſo oft es beendigt zu ſein ſchien, ließ er ſeinen Kopf ein paar Linien tiefer zwiſchen die Schultern ſinken und zog auch wohl ein rothgelbes Sacktuch aus der Taſche, um damit über das Geſicht zu fahren.

Endlich bog er aus der engen in eine breitere Straße ein und blieb vor einem Hauſe ſtehen, neben deſſen Thür ein kleiner ſchwarzer Schild angebracht war, auf dem mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſtand: Johann Chriſtian Blaſſer und Comp.“

Da es uns, geneigter Leſer, kraft einer gewiſſen Zaubermacht, verliehen iſt, mit Leichtigkeit uns von einem Ort zum andern zu verſetzen, ohne Treppen, Wege und dergleichen benützen zu müſſen, ja ſogar ganz verſchloſſene Thüren für uns kein Hinderniß ſind, ſo wollen wir uns in den erſten Stock des gedachten Hauſes begeben, und unſichtbar in ein Zimmer an der Treppe eintreten, wo wir den Herrn des Hauſes und des ſchwarzen Schildes, Johann Chriſtian Blaſſer, Verlagsbuchhändler, antreffen.

Zwölftes Kapitel.

Johann Chriſtian Blaſſer und Comp.

Der würdige Mann, der dieſe Firma repräſentirte, ſaß bei ſeinem Frühſtückstiſch und hatte eine Menge Druckpapiere aller Art: Zeitungen, Broſchüren, Correcturbogen und dergleichen neben ſich liegen; er ſtöberte emſig darin herum, hatte aber die Gewohnheit, alle paar Minuten über das Blatt, das er gerade in der

Hand hatte, hinwegzusehen und einen Blick in das Nebenzimmer zu werfen, dessen Thüre halb geöffnet war; meistens blieb es aber nicht bei diesem Sehen, denn sehr häufig räusperte sich Herr Blasser sehr laut, oder er spuckte auf die Seite und rief alsdann mit heiserem, schnarrendem Tone: Herr B[illegible]l! — Herr Beil! — ich glaube nicht, daß ich Sie auf meinem Comptoir angestellt habe, um Decke und Wände zu betrachten. Sie thäten weit besser, Herr, wenn Sie sich um Ihr Buch bekümmerten, oder die Bestellzettel sortirten. Was Teufel haben Sie denn immer an die Decke zu schauen?"

„Es ist eine Art Naturwunder, Herr Blasser, was meine Aufmerksamkeit zufällig in Anspruch nimmt," antwortete eine tiefe Baßstimme.

„Ich huste in Ihr Naturwunder!" rief entrüstet der Prinzipal, und führte das auch wirklich aus; nur bediente er sich des Spucknapfes dazu.

„Eine Fliege, Herr Blasser," fuhr die Baßstimme fort, „im Monat Dezember eine lustige Fliege; sie spazierte soeben an den Wänden und an der Decke umher. Es wäre mir von Wichtigkeit, zu ergründen, ob diese Fliege ein übrig gebliebener Familienvater vom vorigen Jahre oder ob sie ein zufällig neu geschaffenes Geschöpf ist. Ich möchte eine Abhandlung darüber schreiben, vielleicht könnten wir sie selbst verlegen."

„Sie sind ein Narr!" entgegnete ärgerlich der Prinzipal, indem er emsig in einer Zeitung blätterte; in Wahrheit blickte er aber schärfer als je in das Nebenzimmer.

„Es war dies das eigentliche Comptoir, ein Zimmer wie viele der Art, mit weiß getünchten Wänden, an welchen ein Posttarif und ein paar Landkarten hingen, mit einem eisernen Ofen, einem großen doppelten, zweisitzigen Schreibpult und einem Bücherschrank, worin sich die Werke befanden, die Herr Blasser verlegt oder von seinen Freunden zum Geschenk erhalten.

An dem Ende des Schreibpultes ſaß Herr Beil, ein Mann von einer merkwürdigen Perſönlichkeit. Er war klein, engbrüſtig, und ſah bis zum Halſe, von unten an gerechnet, etwas verwahrlost aus; aber auf dieſem Halſe, der ziemlich lang war, befand ſich ein Kopf, der wohl zu dem tiefen Baſſe der Stimme, aber durchaus nicht zum Körper des Mannes paßte. Dieſes lange Geſicht, die breite Stirne, dieſes ſchwarze Haupthaar und der wohlgepflegte Huſarenbart hätte einem ſechsfüßigen Untergeſtell alle Ehre gemacht, während das Alles zuſammen hier ziemlich lächerlich ausſah. Herr Beil war dabei ärmlich gekleidet und ſchien durchaus keine Vorliebe für weiße Wäſche zu haben; unter dem alten blauen Ueberrocke ſah man eine graue Weſte, welche ſo feſt an die hohe ſchwarze Merinohalsbinde anſchloß, daß man auf die Vermuthung kam, ſie ſei oben angenäht, was wohl auch der Fall ſein mochte. Dieſes unvortheilhafte Aeußere war ihm, obgleich er kein ſchlechter Arbeiter war, ſchon oftmals bei Erlangung guter Stellen hinderlich geweſen, und er mußte ſich daher mit ſehr mittelmäßigen begnügen, was einer der Gründe war, weßhalb er ſich denn auch jetzt hier auf dem Comptoir des Herrn Blaſſer befand. Da ihm aber die Beibehaltung ſeiner Condition nicht beſonders am Herzen lag, er auch wohl wußte, daß der Prinzipal für das wenige Geld, was er ihm gab, nicht leicht einen anderen Arbeiter bekomme, ſo nahm er ſich, wie wir bereits vorhin geſehen, hie und da einige Freiheiten heraus, wofür er ein dankbares Publikum an dem Lehrling des Geſchäftes hatte, der, den Prinzipal ſehr fürchtend, ſich außerordentlich darüber freute, wenn der Andere demſelben ein paar paſſende Worte ſagte.

Beſagter Lehrling war ein blaſſer blonder Menſch mit einem immerwährenden, halb blödſinnigen Lächeln auf den Lippen, der, wie wir ſpäter genauer erfahren werden, bei dem Herrn Blaſſer im Hauſe wohnte und in ſeinen Freiſtunden Dienſte verrichten mußte, die gerade nicht mit dem Buchhandel und der Literatur zuſammenhängen.

Herr Veil warf einen durchdringenden Blick auf den Lehrling und zeigte ihm die bewußte Fliege, die in der That, aber ziemlich matt, an der Decke umher spazierte, rückte hierauf das große Buch vor sich hin und fing an einzutragen.

Der Prinzipal trat in diesem Augenblicke in das Comptoir.

Dieser war ein magerer, ziemlich großer Mann in die Vierzig; er ging etwas vorn übergebeugt und liebte es, die Hände auf dem Rücken zu halten. Seine Kleidung, ziemlich alt, abgeschaben und nicht gewählt, bestand aus einem blauen Frack, dessen spitze Schöße hinten über einander gingen, aus einer grauen Hose, die, eng anliegend, die Mode der weiten Beinkleider glücklich überdauert hatte, und nun wieder elegant geworden wäre, wenn sich nicht die Schwächen des Alters an den Knieen sehr bemerkbar gemacht hätten. Herr Blasser trug ziemlich große Schlappschuhe, und um dieselben nicht von den Füßen zu verlieren, hatte er sich einen Schlittschuhgang angewöhnt, vermittelst dessen er nun, die lange dürre Nase und das spitze Kinn emporgeboben, die gebogenen Knie vorgestreckt, in dem Zimmer auf und ab fuhr. Dabei hatte sich dieser Mann ein unangenehmes Gesichterschneiden angewöhnt, indem er das linke Auge zukniff und den Mund höhnisch verzog. Dies that er namentlich, wenn er sich in einer Gemüthsaufregung befand, was bei seinem giftigen reizbaren Temperament häufig genug vorkam.

Nachdem Herr Blasser einige Male im Comptoir auf und abgefahren war, blieb er mit einer plötzlichen Wendung vor dem Lehrling stehen, schlug ihn leicht an den Kopf und sagte: „Sie sind ein junger verschwenderischer Taugenichts. Meinen Sie denn das Makulatur hätte kein Geld gekostet, daß Sie mit Ihren Füßen darauf herum trampeln?“

„Da haben Sie Recht, Herr Blasser,“ versetzte der Commis, indem er geräuschvoll ein Blatt umwandte, „Makulatur ist eine theure Geschichte, namentlich die, womit er gerade einpackt.“

„Ich habe Sie nicht um Ihre Ansichten gefragt,“ antwortete

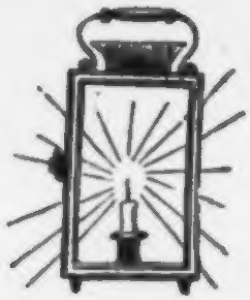

Die der siebenten Rangklasse, den Frauen der Hofräthe, Kanzleiräthe, Oberförster und Stallmeister, sind größer, etwas länglich, aber doch von weißem Blech und führen ein Wachslicht.

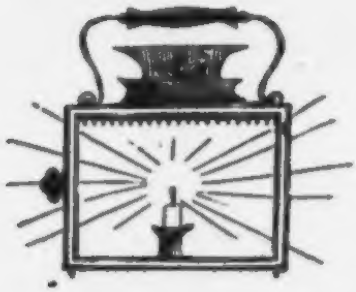

Die der sechsten, bedeutend größer, als die der vorigen, für die Frauen der geheimen Hofräthe, der Majore ꝛc., führen zwei Stearinlichter (bis hieher befreiter Gerichtsstand).

entrüſtet der Prinzipal, während er ſein Geſicht auf die oben beſchriebene Art verzog.

„Es iſt die Geſchichte des türkiſchen Reiches," fuhr der Andere mit lauter Stimme fort, „die vor vier Jahren gedruckt wurde, und von welcher von der erſten Oſtermeſſe ein Exemplar mehr zurückkehrte, als fortgeſchickt worden. — Ja, ja, ſo iſt's, und Sie machten mir von dieſem merkwürdigen Buch ein Exemplar zum Geſchenk, das dient mir von da ab jede Nacht zum Einſchlafen. — Ein ſchönes Werk! — Pagina ſechsunddreißig — Roſtbraten und Comp. — ſechs Exemplare: keine Hühneraugen mehr! — 1850, bei Johann Chriſtian Blaffer." —

Dieſe letzten Worte ſprach Herr Beil mit großer Gemüthlichkeit, während er dabei das eben Bemerkte eintrug.

Der Prinzipal hatte Anfangs Luſt, ſich ernſtlich zu ärgern; da er aber ſeinen Untergebenen kannte, ſo begnügte er ſich damit, die Arme über einander zu ſchlagen, ſeinen Commis mit einem feſten Blick anzuſehen und zu ſagen: „Herr Beil, werden Sie denn eigentlich nie vernünftig werden? — Es iſt wahrhaftig Schade, daß ein Menſch von wirklich einigen guten Anlagen durch ſeine ewigen Faſeleien nie auf einen grünen Zweig kommt."

„Da haben Sie wieder einmal Recht," antwortete der Commis ſcheinbar mit großem Ernſte: „Ich bin fürchterlich herunter gekommen, wie geſagt — 1850, bei Johann Chriſtian Blaffer. — Es iſt ganz entſetzlich!"

Der Prinzipal hatte keine Antwort erwartet, ſondern ſich in das Poſtpaket vertieft, das am frühen Morgen gekommen war, dann ſah er nochmals die Beſtellzettel durch, bald mit einem Lächeln auf den Lippen, bald mit einem finſteren Stirnerunzeln.

Letzteres trat aber häufiger ein als erſteres, denn da Herr Blaffer zugleich ein Commiſſionsgeſchäft hatte, ſo gehörten die dickleibigen Poſtpakete, welche jeden Montag und Donnerſtag kamen, dem größten Theile ſeiner glücklicheren Collegen, und ihm

ſelbſt blieb nur äußerſt wenig, und noch dazu meiſtens Artikel, die ſich ſchlecht ausnahmen gegen die ſchweren Zahlen, die hinter andern Werken prangten.

„Bah! bah!“ machte der Buchhändler zuweilen und warf irgend einen Zettel mit geringſchätzender Miene auf den Tiſch. — „Was das deutſche Publikum nach und nach verwildert!“ ſagte er dann ſeufzend, „es iſt fabelhaft. Nichts als Schund, Schund und wieder Schund! — Das zieht! — Die ſchönſten Ueberſetzungen gehen nicht mehr und die beſten deutſchen Originalwerke, für die der Verleger Zeit und Koſten aufgewendet, bleiben ſchmachvoll liegen. Pfui Teufel! — Die beſten, beſten Werke!“

„Vierhundert Mittel gegen die Engbrüſtigkeit und den Huſten,“ ſprach Herr Bell, indem er ſeine Feder tiefer als gewöhnlich in's Dintenfaß tauchte — Geſtatten Sie davon Diſponenda?“ fragte er den Prinzipal, indem er ſein linkes Auge, welches Herr Blaſſer nicht ſehen konnte, gegen den Lehrling auf eine bedeutungsvolle Art zukniff, ſo daß dieſer harmloſe junge Menſch beinahe laut aufgelacht hätte.

Herr Blaſſer legte nach einer kleinen Weile das Poſtpaket ſeufzend nieder und verſetzte: wenn Onkel Tom nicht wäre, oder ein paar gangbare Dumas'ſche Romane, ſo ſollte mich der Teufel holen, wenn ich noch länger deutſcher Buchhändler bliebe. Da haben wir vierzig anſtändige Beſtellungen auf die Hütte; nehmen Sie und laſſen Sie ſolche gut verſenden.“ — Damit reichte er ein Paket über den Pult hinüber. — „Ich hätte weiß Gott nie gedacht,“ fuhr er nach einer Pauſe mit einem grinſenden Lachen fort, „daß der Sklavenhandel ſo ergiebig wäre. Es iſt doch was Schönes darum, wenn man ſo jeden Poſttag ſeine vierzig Schwarze verhandelt.“

„Ja, ja,“ entgegnete der Commis wie tiefſinnig, „dazu haben Sie auch alles Zeug, Herr Blaſſer; Sie haben eigentlich Ihre Beſtimmung verfehlt.“

„Und welche Beſtimmung, Herr Beil, wenn ich fragen darf?“

„Sie hätten Ihren Papa ſeliger bitten ſollen, daß er Sie in irgend einem Sklavenlande geboren werden ließ, da würden Sie mit der Zeit ganz artige Beiträge zu einer zweiten Ausgabe irgend einer Onkel Tom's Hütte geliefert haben.“

Der Principal begnügte ſich, die Achſeln zu zucken und dann mit der Hand an ſeine Stirne zu fahren, als wollte er auf ſolche Art pantomimiſch anzeigen, wo die ſchwache Seite ſeines Commis eigentlich zu finden ſei.

Herr Beil ſtöberte unterdeſſen eifrig in den Beſtellzetteln und ſortirte unter den vierzig, die ihm übergeben, mit ſichtlichem Wohlbehagen einige Zehn heraus, die er lächelnd über den Pult zurück ſchob, indem er ſagte: „Sie haben ſich ein wenig geirrt, Herr Blaſſer; auf dieſen Zetteln werden allerdings Onkel Tom's Hütten verlangt, aber von anderen Firmen.“

Der Buchhändler, der unterdeſſen das Beſtellbuch eifrig durchgeſehen, würdigte dieſe Einwendung gar keiner Antwort, ſondern ſchob die Zettel mit der Hand wieder zurück und verſetzte anſcheinend ruhig und beſtimmt: „wenn ich Ihnen Zettel zur Auslieferung übergebe, ſo liefern Sie aus und machen mir weiter keine unnütze Bemerkungen, denn — —“

Da der Principal ſeinen Satz nicht beendigte, ſo hielt ſich der Commis hiezu für verpflichtet und ſagte: „ich bin der Herr und ihr ſeid die Sklaven. — Alſo vierzig Onkel Tom's Hütte, erſter Theil. — Gut!“

In dieſem Augenblicke wurde leiſe und beſcheiden an die Thüre geklopft.

Der Buchhändler, der dies wohl hörte, that übrigens nicht, als ob ihn das Klopfen im Geringſten anginge, Herr Beil ebenſowenig, obgleich er einen Augenblick in die Höhe ſchaute. Nur der harmloſe Lehrling, der ſich am nächſten bei der Thüre befand, wandte das Geſicht

herum und rief von „Herein!“ die erſte Sylbe, die zweite aber blieb ihm in der Kehle ſtecken, denn er erinnerte ſich augenblicklich eines Verbots des Principals, nicht „Herein!“ zu rufen, bis ein zwei- oder dreimaliges Klopfen erfolgt ſei.

Herr Blaſſer hatte dafür ſeine guten Gründe, und er pflegte zu ſagen: wer zwei- oder dreimal klopft, der verlangt ſelten was von uns, wer aber einmal und ſo beſcheiden anpocht, iſt größtentheils ein Bettler oder unbekannter Schriftſteller.

„Habe ich Ihnen nicht ſchon hundertmal geſagt,“ liſpelte der Principal mit gedämpfter Stimme, aber trotzdem ſehr eindrucksvoll, „daß Sie Ihr Maul halten ſollen, wenn angeklopft wird! Wie können Sie überhaupt Herein! rufen? — Wer will zu Ihnen? — Niemand! Sie —“

„Junger Sklave!“ ergänzte Herr Beil, wobei er aufmerkſam eine Illuſtration zum bewußten Buche anſchaute, als gälte dieſer der beſagte Ausruf.

Indeſſen klopfte es zum zweiten Male und etwas lauter.

Auch diesmal gab der Buchhändler keine Antwort; doch wurde der erſte Commis von einem gewaltigen Huſten überfallen, der ihm einen böſen Blick des Chefs eintrug, und worauf ſich dieſer denn nun veranlaßt ſah, ſein gaſtliches „Herein!“ erſchallen zu laſſen.

Die Thüre öffnete ſich und der alte Mann trat herein, den wir vom Kirchhofe, vom Grabe ſeiner Tochter, hieher begleiteten und dem wir vorausgeeilt ſind.

Begreiflicher Weiſe hatte er ſeinen Hut ſchon draußen abgenommen, und als er nun ſo demüthig an der Thüre ſtehen blieb, ſtrich er verlegen ſein weißes Haar von der Stirne zurück, begrüßte den Principal, den Commis und ſogar den Lehrling.

„Ah! Herr Staiger!“ ſagte der Principal, indem er ihn mit einer Handbewegung begrüßte. „Setzen Sie ſich einen Augenblick dort auf die Kiſte, ich muß hier eben einen wichtigen Artikel in der

Buchhändlerzeitung durchlesen, der auch auf Sie einige Beziehung hat."

Bei diesen Worten warf Herr Blasser einen schnellen Blick auf seinen Commis; doch war Herr Beil anscheinend gänzlich vertieft in die Beschauung seiner Zettel.

Der alte Mann ließ sich auf die Kiste nieder, nahm seinen Hut zwischen die Kniee und richtete die hellen, klaren Augen auf den Buchhändler, welcher übrigens nicht geneigt schien, diesen offenen Blick zu erwidern.

„Ja," fuhr Herr Blasser fort, indem er mit seinem knöchernen Zeigefinger der rechten Hand über die Zeitung fuhr und etwas zu suchen schien; „hier steht's. — Richtig! Onkel Tom's Hütte bei Johann Christian Blasser. — Geben Sie Achtung, ich muß es Ihnen vorlesen, obgleich es nicht gerade sehr angenehm klingt. — Von dieser neuen Uebersetzung, der vierundvierzigsten in hiesiger Stadt, und, wenn wir nicht irren, der sechshundertsten im gesammten Deutschland, tritt uns als Uebersetzer ein ganz obscurer Name entgegen. — Wer ist dieser Herr Staiger, der u. s. w. u. s. w. — — Man muß indessen nicht zu viel auf Recensionen geben," sagte Herr Blasser, indem sein Blick das Zeitungsblatt verließ. „Wissen Sie, der Beurtheiler macht eigentlich mir allein den Vorwurf; ich hätte mir sollen einen bekannten Namen erwerben, um ihn auf den Titel zu setzen, wissen Sie, einen Doktor so und so. Es hat ja deren genug, vollkommen genug, die außerordentlich zufrieden sind, wenn man ihnen Veranlassung gibt, ein anständiges Honorar zu erwerben."

Bei diesen Worten sah der alte Mann schmerzlich in die Höhe.

„Dann spricht der Artikel ferner," fuhr Herr Blasser fort, „von mangelhaften Stellen in der Uebersetzung, und vor allen Dingen beklagt er sich über die Langsamkeit, mit der die einzelnen Lieferungen bei mir erscheinen. — Und das muß wahr sein, Herr Staiger, lang-

ſam geht die Geſchichte vorwärts. An dem wievielſten Hefte ſind wir eigentlich?"

„Am vierten," entgegnete ruhig Herr Beil, „während vierundzwanzig andere Buchhandlungen hieſiger Stadt das zweite kaum ausgegeben haben."

„Die zweite Lieferung!" rief Blaffer mit einem wahren Giftblick auf ſeinen Gehülfen. „Den zweiten Band wollen Sie ſagen. — Doch das iſt gleich viel. Sie müſſen ſich wahrhaftig beeilen, mein lieber Herr Staiger, ſonſt kommen uns die anderen weit zuvor."

„Ich arbeite Tag und Nacht," erwiderte der alte Mann, „denn es iſt mir ſelbſt darum zu thun, etwas für mich und die Kinder zu verdienen. Hier iſt Manuſcript zur fünften Lieferung; ſie wäre ſchon ganz fertig, doch habe ich in den letzten Tagen einiges Herzeleid zu Haus gehabt, was mich am Arbeiten verhindert. Wenn man ein ſterbendes Kind vor ſich ſieht, Herr Blaffer, ſo will es einmal ſo gar nicht recht vor ſich geben mit der Ueberſetzung des Sklavenlebens eines anderen Welttheils."

„Es iſt Ihnen ein Kind geſtorben?" fragte theilnehmend der Commis. „Doch nicht Mamſell Clara?"

„Nein, nein!" entgegnete eifrig der alte Mann; „das hat der liebe Gott denn doch nicht gewollt. Mein kleinſtes Mädchen ſtarb, ein armes Kind, das immer kränklich war."

„Nun, ſo danken Sie dem Schöpfer, daß er es zu ſich genommen. Kinder ſind ein Segen, aber auch eine Laſt. — Nun geben Sie Ihr Manuſcript her. — Aber da fehlen noch zwei Bogen, bis die Lieferung fertig iſt. Ah! ich wollte, wir hätten ſie ganz!"

„Das wollte ich auch," ſprach Herr Staiger mit einem verlegenen Lächeln, indem er den Hut zwiſchen den Händen herum drehte und von der Kiſte aufſtand. — „Das wollte ich in der That auch, mein verehrter Herr Blaffer; denn ſehen Sie, ich hatte darauf ge-

rechnet, die fünfte Lieferung heute Früh noch zu beendigen, — es ist Mitte des Monats, das Bischen Einkommen meiner Tochter Clara ist längst verbraucht, die kleine Leiche hat meine Kasse in Anspruch genommen, und so wäre ich denn außerordentlich glücklich und zufrieden, wenn die fünfte Lieferung fertig wäre, um — um — das Geld dafür — —"

„Auch ich wäre sehr zufrieden, wenn die fünfte Lieferung fertig wäre," unterbrach ihn rasch der Buchhändler. Es ist sehr traurig, daß sie nicht fertig ist. Da wartet das Publikum, da wird man hinausgeschoben, da kommt man mit dem Buch in's neue Jahr hinein, und da muß man mit der Heimbezahlung warten, daß Einem Hören und Sehen vergeht. — Ah! ihr Schriftsteller seid glücklich gegen uns zu nennen: hier das Manuscript, hier das Geld. Aber wissen Sie, wie lange ich warten muß, wie lange sich der Buchhändler überhaupt gedulden muß?"

„Nein, ich weiß es nicht," sagte geduldig der alte Mann.

„Oft zwei Jahre," fuhr der Buchhändler mit lauter Stimme fort, und betonte die „zwei Jahre" außerordentlich stark. „Zwei volle Jahre! Ja, das ist entsetzlich!"

„Alsdann nehmen Sie aber auch große Summen ein," entgegnete Herr Staiger. „Aber hier handelt es sich nur um ein paar Gulden, die ich in zwei, höchstens drei Tagen wieder abgearbeitet habe, nur eine Kleinigkeit als — — — Vorschuß."

„Kommen sie einem Buchhändler nicht mit Vorschüssen!" rief entrüstet Herr Blaffer. „Diese Vorschüsse bringen doppelten Schaden. Erstens kosten Sie uns Geld, das man noch nicht einmal schuldig ist, also verlieren wir Zins, und zweitens entfremdet es den Autor dem Verleger. Nur um Gotteswillen keine Vorschüsse!"

„Aber bei dem wirklich kleinen Honorar, welches Sie mir zahlen," erlaubte sich der alte Mann mit großer Aengstlichkeit zu sagen, „könnten Sie mir wohl für einmal diesen Gefallen thun. Ich brauche nur vier Gulden."

„Kleines Honorar!“ rief entrüſtet der Buchhändler. „Ich bitte Sie um Gotteswillen, Herr Staiger, Sie erhalten für den Druckbogen, glaube ich, einen Gulden und dreißig Kreuzer; und das nennen Sie ein kleines Honorar! — Wer ſchrieb uns doch geſtern,“ wandte ſich Herr Blaſſer an den Commis, „und bot uns eine Ueberſetzung zu einem Gulden und zwölf Kreuzern per Bogen an? — Es war ſogar ein bekannter Name. — War es nicht Doktor Hintermaier? — Soll ich Ihnen den Brief zeigen?“ fragte er raſch den alten Mann. — „Beil, ſehen Sie in H nach und ſuchen Sie nach dem letzten Schreiben von Doktor Hintermaier.“

„Da werde ich vergebens ſuchen,“ erwiderte ruhig der Commis, „das iſt einer von den Briefen, die Sie angeblich in Ihrer Privatſammlung aufzuheben pflegen.“

„Möglich! möglich!“ unterbrach ihn raſch der Principal, denn er fürchtete, noch Unangenehmeres zu hören. „Ich werde ihn wohl in der Taſche meines Ueberrocks haben. — Nun, es iſt ja gleichviel! Aber ich verſichere Sie: den Bogen zu einem Gulden zwölf Kreuzern.“

Herr Staiger ſchüttelte den Kopf und entgegnete gedankenvoll: „Das kann nicht mit redlichen Dingen zugehen; da müßte man von anderen Ueberſetzungen abſchreiben.“

„Ja, das iſt auch eine Kunſt,“ verſetzte der Buchhändler, indem er mit dem Daumen und Zeigefinger ſeine lange Naſe zwickte. „Das iſt nicht ſo ganz ſchlecht, aus drei Ueberſetzungen eine vierte machen. Wenn man es geſchickt anfängt, merkt's das Publikum nicht und der Verleger erſpart ſein theures Geld. — Aber das kann ich Sie verſichern, mein lieber Herr Staiger: von Vorſchüſſen müſſen Sie mir nicht ſprechen. Vorſchüſſe bewillige ich ſelten, und nie bei Artikeln, an denen man ſo wenig verdient, wie bei dieſem unglückſeligen Buche.“

Der Buchhändler hatte ſich ordentlich in die Hitze hineingeſprochen, und ſeine Rede klang um ſo überzeugter, als er auf dem Ge-

sichte seines ersten Commis zu lesen glaubte, daß dieser mit ihm übereinstimme, was äußerst selten geschah.

Herr Beil hatte die Augenbrauen in die Höhe gezogen, den Kopf nachdenkend auf die Seite geneigt und sagte nach einer Pause mit der größten Ruhe und Ueberzeugung: „sehen Sie, mein verehrter Herr Staiger, diesmal ist der Herr Blasser vollkommen in seinem Recht. Sie wünschen einen Vorschuß — zu welchem Zwecke? Wahrscheinlich um Holz zu kaufen, weil es Sie und Ihre kleinen Kinder zu Hause frieret. Ferner um Brod zu kaufen, weil es Ihre Familie hungert; dann endlich, um die Kosten des kleinen Begräbnisses zu bezahlen, weil dies, namentlich für arme Leute, ein theurer Spaß ist — — Ernst wollte ich eigentlich sagen. Dazu also wollen Sie Vorschuß? — Habe ich nicht Recht?"

Der alte Mann nickte traurig lächelnd mit dem Kopfe.

„Aber der Herr Blasser verweigert Ihnen diesen Vorschuß, obgleich es nur ein paar armselige, lumpige Gulden sind. Und der Herr Blasser, obgleich ein sehr ehrenwerther Mann wie der selige Brutus, kann nicht anders handeln. Sie sollen für ihn ein Buch übersetzen, das von allerlei großen und kleinen Leiden einer Menschenklasse handelt, die man Sklaven nennt. Darin kommen Hunger, Durst, frierende, auch sterbende Kinder und dergleichen schöne Sachen mehr vor. Das aber mit dem richtigen Tone wieder zu erzählen, würde Ihnen schwer fallen, wenn Ihnen nicht die große Güte des Herrn Blasser Veranlassung gäbe, all' diese schönen Dinge bei sich selbst zu erleben. Sehen Sie, nur aus dem Grund verweigert er Ihnen den Vorschuß. — Sie frieren zu Haus, Sie hungern auch ein klein wenig, Ihre Kinder ebenfalls, und Alles das macht Sie geschickt, die vortrefflichste Uebersetzung zu liefern für das bekannte Haus Johann Christian Blasser und Compagnie."

Damit schlug Herr Beil dröhnend sein Buch zu, rutschte von dem Comptoirstuhl herab und verließ das Zimmer, nachdem er zuvor vor einem armseligen Spiegel in der Ecke seinen großen schwarzen

Die der fünften Rangklasse, den Frauen der Kanzleidirectoren, der geheimen Legationsräthe, Oberkriegsräthe, Oberstlieutenants, haben in der Größe das Uebermögliche gethan. Diese Laternen sind von Messing und führen zwei Wachslichter.

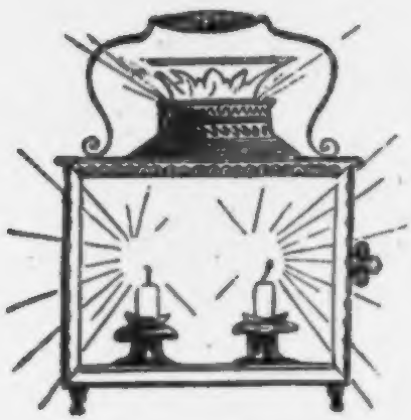

Von der vierten Klasse an hört die Beleuchtung mit Laternen auf, und hier ist gewöhnlich ein männlicher Bedienter angestellt, der die Frau Directorin oder Frau Oberstin als Schutzengel begleitet.

Ditto bei der dritten Rangklasse.

Zweite und erste Rangklasse, die Excellenzen, gehen entweder gar nicht in's Theater oder bedienen sich eigener Equipagen und Droschken.

Wir können nun versichern, daß sowohl die Frau Hofrath als die Frau Kanzleirath sich nicht über die ihnen angewiesene Rangklasse, die siebente, verstieg. Ihre Laternen waren von weißem Blech, etwas länglich und führten ein Wachslicht. Da sie, wie schon gesagt, gewöhnlich zusammen nach Hause gingen, so hatten sie zwei Laternen zur Verfügung, von denen eine, den Zug eröffnend, die Straße beleuchtete, die andere, den Zug beschließend, einen magischen Lichteffect auf die Dahinwandelnden warf.

Da fügte es das Schicksal, daß der Kanzleirath in einer Auction um billiges Geld eine Laterne erstand, die offenbar der sechsten Rangklasse angehörte, denn, obgleich etwas defect, war sie außerordentlich groß und führte zwei Stearinlichter. Hätte der Kanzleirath einige Men-

F. W. Hackländer's Werke.

XVII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Siebenzehnter Band.

Bayerische Staatsbibliothek München

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Europäisches Sklavenleben.

Zweiter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einundzwanzigstes Kapitel.

Jäger und Kammerjungfer.

Der Baron ſchaute in dieſem Augenblick über ſeine Zeitung hinweg, dann ließ er ſeine linke Hand, in der er ſie hielt, langſam ſinken und wandte den Kopf nach rechts und nach links, während er forſchend durch das ganze Zimmer blickte. Dabei war der Ausdruck ſeines Geſichtes auf einmal ein ganz anderer geworden: das Auge, das ſich gewöhnlich ſo affektirt und matt hinter den herabfallenden Augenlidern verbarg, blitzte unter den ſcharf zuſammen gezogenen Augenbrauen hervor; ſeine Lippen, die meiſtens halb geöffnet waren und von einem ſüßen Lächeln umſpielt wurden, erſchienen voll Spannkraft und Energie, und ließen, als ſie ſich leicht empor zogen, zwei Reihen ſchneeweißer Zähne ſehen. — Er legte die Zeitung nieder, ſtützte die rechte Hand leicht auf den Tiſch und erhob ſich von ſeinem Stuhle, ohne das geringſte Geräuſch zu machen. Dann wandte er ſich um, glitt durch den Salon nach dem Schreibtiſche des Grafen, wo ſich in einer breiten Schaale von Bronze Bleiſtifte und alle möglichen Schreibmaterialien befanden. Dazwiſchen lag ein kleines Petſchaft, deſſen Griff aus Gold in getriebener Arbeit beſtand und reich mit Stei-

nen beſetzt war. Dieſes Petſchaft nahm der Baron geräuſchlos aus der Schaale fort, betrachtete es einen Augenblick, ſteckte es in die Taſche ſeines Rocks und ging dann ebenſo leiſe wie er gekommen, zu ſeinem Stuhle zurück, wo er ſich wieder hinſetzte, die Zeitung abermals in die Hand nahm, den Kopf, wie vorhin beſchrieben, rechts und links wandte, um alle Ecken des Salons zu beſichtigen, worauf dann plötzlich ſein Geſicht wieder jenen weichen und ſchlaffen Ausdruck annahm, den wir bereits kennen.

Jetzt klingelte der Graf im Nebenzimmer und der alte Kammerdiener ging durch den Salon, kehrte aber gleich wieder dahin zurück, zündete eine Wachskerze an, nahm Siegellack und wühlte alsdann einige Augenblicke vergeblich in der Bronzeſchaale. Er ſchien überraſcht zu ſein, blickte im Zimmer umher, ging dann in's Nebenzimmer, wo er unter der Thüre ſtehen blieb und ſeinem Herrn einige Worte ſagte.

„Mein Petſchaft muß da ſein," hörte man den Grafen antworten; „das kleine mit dem goldenen Griff, es liegt in der Bronzeſchaale."

„Euer Gnaden verzeihen," entgegnete der Kammerdiener, „es liegt nicht an ſeinem gewöhnlichen Platze."

„Das müßte mit dem Teufel zugehen," erwiderte der Graf. „Ich habe es geſtern Abend noch da geſehen."

Mit dieſen Worten trat er in den Salon, ein Briefchen in der Hand; der Kammerdiener folgte mit dem brennenden Lichte.

„Jetzt bin ich vollkommen beruhigt hinſichtlich meines Odeurs," ſagte der Baron mit wichtigem Tone; „jener Fabrikant nennt es Roſenſaft. Ich bitte Sie, Roſenſaft! Dabei fällt mir gleich ſo 'ne ſchmutzige Brühe ein. Ah! coeur de rose iſt eine ſchöne Erfindung."

„Gewiß, gewiß!" entgegnete zerſtreut und einigermaßen ärgerlich der Graf, denn er hatte ebenfalls vergeblich in der Bronze-

ſchaale und auf dem ganzen Tiſche nach dem Petſchaft geſucht. Er ſah den Kammerdiener an; dieſer zuckte die Achſeln.

„Wer hat das Zimmer heute Früh in Ordnung gebracht?“ fragte er mit heftigem Tone.

„Der Jäger, Euer Gnaden.“

„Wieder der Jäger! — Wann ſoll denn der Geſchichte einmal ein Ende gemacht werden?“

„Es iſt eigenthümlich,“ ſprach der alte Mann, „der Menſch hatte ſo vortreffliche Empfehlungen und wie ſehr ich beſtändig aufgepaßt, ich habe nie etwas Unrechtes bemerkt.“

„Aber Sie werden mir nicht abläugnen können, daß ſeit einem halben Jahre, wo der Menſch in meinen Dienſten iſt, jeden Augenblick aus dieſem Salon etwas verſchwindet.

„Leider!“

„Haben Sie ſonſt auf Jemand von den Leuten Verdacht, auf George vielleicht oder auf Karl?“

„Gott ſoll mich bewahren!“

„Nun, alſo bleibt's an dem Jäger hängen, und der Sache ſoll ein Ende gemacht werden; ich will's!“

„Aber, gnädigſter Herr, man kann ihm nichts beweiſen.“

„Das braucht's auch gar nicht; ich will gewiß nicht ſein Unglück; man zahlt ihm einen halbjährigen Lohn, ſagt ihm, er habe mir nicht convenirt und gibt ihm meinetwegen ein erträgliches Zeugniß.“

Der alte Mann nickte mit dem Kopfe.

„Wie Sie ſelbſt ſagten, kann man ihm nichts beweiſen, alſo wollen wir auch ſeiner Zukunft nicht hinderlich ſein. Aber mir iſt es unheimlich, daß hier alle Augenblicke ſo was vorfällt.“

Der Graf hatte etwas heftig und laut geſprochen, während er ſich an dem Schreibtiſche im Salon niedergelaſſen, um beſſer in der Bronzeſchaale ſuchen zu können, ſo daß ſich ſogar der gleichmüthige Baron veranlaßt ſah, aufzuſtehen und näher zu kommen.

„Ja, was iſt denn vorgefallen, mein beſter Graf?“ fragte er, indem er ſich in dem Spiegel über dem Kamin Haar und Bart zurecht ſtrich und dann an dem Feuer ſeine Fußſpitzen wärmte. „Sie ſind ja wahrhaftig ganz aufgeregt!“

Der Graf wollte von dem Petſchaft ſprechen, doch der Kammerdiener ſah ihn bittend an. „Ach!“ ſagte er mit verdrießlichem Tone, „ich bin mit einem meiner Leute nicht zufrieden, mit meinem Jäger, ich muß ihn fortſchicken, was mir ſehr unangenehm iſt. Es iſt überhaupt ſo ſchwer, ordentliche Leute zu bekommen.“

„Das weiß Gott!“ entgegnete der Baron, indem er ſich umwandte und die Hände auf den Rücken legte. „Aber da fällt mir was ein. Vor ein paar Tagen wurde mir Jemand empfohlen, von ſehr guter Hand und dringend empfohlen, ein Menſch, der ſchon längere Zeit in W. in den beſten Häuſern diente, und obendrein ein gelernter Jäger. Für ſeine Ehrlichkeit und Treue kann man garantiren; wenn Sie's mit dem verſuchen wollten!“

„Warum nicht, auf Ihre Rekommandation! — Er ſoll ſich bei meinem Kammerdiener melden, ich nehme ihn an.“

„Schön,“ ſagte der Baron mit ſeinem ſanfteſten Lächeln; „da haben wir einmal wieder ein gutes Werk gethan.“ — Er trat an den Tiſch, ſtützte ſich mit der linken Hand darauf und ſchlug mit einem Finger der Rechten auf die Bronzeſchaale, daß ſie einen hellen Klang von ſich gab. — „Aecht? — Antik?“ fragte er.

„Ich habe ſie von einem Bekannten erhalten, der ſie in Pompeji erbeutet. — Aber Teufel! Es iſt ſchon drei Viertel auf Eilf. — Laſſen Sie meinen Wagen vorfahren,“ ſagte er zu dem Kammerdiener, der ſich verdrießlich entfernte. „Jetzt muß ich ſiegeln und habe mein Petſchaft verloren. Ah, Baron!“ rief er aus, „Sie können mir helfen.“ Dabei fielen ſeine Blicke auf die goldene Uhrkette des Anderen, an welcher ſich eine Menge Kleinigkeiten, unter Anderem auch ein orientaliſcher Ring mit einem Carniol befand, auf den einige arabiſche Buchſtaben geſchnitten waren.

ſchenkenntniß beſeßen, ſo würde er an dem Erſtaunen des Auctionärs, ſowie an dem gerechten Unwillen, der deutlich auf dem Geſichte aller anweſenden Frauen, welche der Auction beiwohnten, geſchrieben ſtand, geleſen haben, wie ſehr er gegen die Rangordnung verſtoßen. Doch er ſah von allem dem nichts. Die Laterne wurde nach Hauſe gebracht und von dem boshaften Dienſtmädchen hell und blank geputzt.

Grabſtein der Freundſchaft, unglückſelige Laterne!

Verehrter Leſer, laß uns zwei Thränen weinen.

Das Theater war beendigt und beide Frauen wandelten dahin. Voraus ging Hofraths Rike mit der Laterne der ſiebenten Rangklaſſe. Ihnen folgte Kanzleiraths Bäbele mit der neu erkauften Laterne. Wahrſcheinlich hätte die Hofräthin den ſchrecklichen Verrath an ihrer Freundſchaft ſolchergeſtalt nicht entdeckt, wenn es ihr nicht unglücklicher Weiſe eingefallen wäre, die Freundin mitten auf dem Schloßplatz auf die Schönheit des Abends aufmerkſam zu machen.

„'s iſt doch ein wunderſchöner Abend, Kanzleiräthin, dieſer Abend heut Abend. Siehſt Du, wie die Gaslichter ſo hell brennen?“

„Ja, und aus den Anlagen heraus, mein' ich, hört man die Nachtigallen ſchlagen, Hofräthin.“

„Ja, Kanzleiräthin, und wie auf dem Theater die Wetterher vom Mond ſo ſchön beleuchtet iſt! Und die — Aber, Bäbele, was hat ſie für eine Laterne?“

„Na nu, Frau Hofrath, das iſt die Latern' von der Frau Kanzleirath.“

„Von — der — Frau — Kanzlei — rath?“

„Das habe ich wahrhaftig vergeſſen, Dir zu ſagen, mein Mann hat ſie neulich in der Auction gekauft.“

„Leihen Sie mir einen Augenblick Ihren Ring, um meinen Brief damit zuzusiegeln, es ist ja kein Wappen darauf. — Also kann es Sie in keiner Weise kompromittiren," setzte er lachend hinzu.

Der Baron zuckte mit der Hand nach seiner Uhrkette und sein gleichmüthiges, lächelndes Gesicht war im Begriff, einen ganz anderen Ausdruck anzunehmen. Wie aber ein geschickter Equilibrist sich noch in dem Momente, wo er fallen will, kräftig und gewaltsam in's Gleichgewicht hinein schwingt, so auch der Baron. Seine Finger, welche hastig die Uhrkette wie um sie zu verbergen, ergreifen wollten, glitten jetzt leicht daran herunter und blieben an dem bewußten Ringe hängen. „Ah! Sie wollen mit meinem Talisman siegeln, bester Graf!" sagte er alsdann mit seinem gewöhnlichen freundlichen Lächeln. „Nehmen Sie sich in Acht; Sie wissen doch, daß diese mysteriös geschnittenen Steine nur für den heilbringend sind, der sie besitzt, und daß, wenn sich ein Anderer derselben bedient, zum Beispiel wie Sie, lieber Graf, jetzt zum Siegeln, dies für den Empfänger von unangenehmen Folgen sein kann!"

„Sind Sie denn wirklich abergläubisch, Baron?" fragte der Graf und hob eine Stange Siegellack an das brennende Licht, während er den Brief vor sich hinlegte. — „Uebrigens," fuhr er lächelnd fort, „ist mir am Wohl und Wehe des Empfängers oder der Empfängerin nicht viel gelegen, und wenn also Ihre Befürchtungen wirklich wahr wären, so könnte es derjenigen, welche diesen Brief erhält, am Ende nichts schaden, wenn dieser Brief einige Dornen auf ihren Pfad streute."

„Coeur de rose!" sagte der Baron, indem er sich höchst verwundert stellte, „da führen Sie ja eigenthümliche Correspondenzen. Ich will nicht hoffen, daß der Brief an Jemand aus der Gesellschaft geht!"

„Seien Sie ganz unbesorgt, Baron! Glauben Sie denn, ich würde mich in dem Fall einer Ihrer Siegel bedienen? Ah! das wäre indiscret! Dieses Schreiben geht an ein ganz obscures Wesen,

von deſſen Exiſtenz Sie gar keine Ahnung haben; eine ſtille Wittwe, die hie und da meine gewiſſen kleinen Privatangelegenheiten arrangirt. — Aber jetzt geben Sie Ihren Ring her, mein Siegellack iſt flüſſig."

„Armer Talisman!" ſagte der Baron mit affektirter Wehmuth, während er die Kette loshakte und den Ring ſeinem Bekannten darbot; „ein Abdruck von dir ſcheint mir da in ſchöne Hände zu kommen. — Coeur de rose! das hätte ſich die reizende Griechin, die ihn mir verehrt, gewiß nicht träumen laſſen."

Der Graf ſiegelte raſch und ſorgfältig das Billet, dann betrachtete er aufmerkſam die ſonderbaren für ihn unleſerlichen Schriftzeichen und verſetzte: „ſo, der Abdruck iſt ſchön gelungen; meinen herzlichen Dank! — Jetzt muß ich aber eilen, ſonſt komme ich zu ſpät in's Schloß und das wäre entſetzlich. — Kann ich Sie mitnehmen?"

Der Baron ſann eine Sekunde nach. „Beſuch auf dem Kaſtellplatz," murmelte er, „dann in der Königsſtraße, in der hohen und breiten Straße, — ja, ja, beſter Graf, ich nehme einen Sitz in Ihrem Wagen an! Sie laſſen mich an der Ecke des Kaſtellplatzes entſpringen."

„Schön," erwiderte Graf Fohrbach; „gehen Sie nur voraus; ich folge in der Sekunde."

Während nun der Baron in das Vorzimmer ging, ſich dort den Paletot anziehen ließ, einen dicken Cachemir um den Hals ſchlang, den Hut aufſetzte und nach dem Wagen ſchritt, eilte der Graf in ſein Arbeitskabinet, wo der Maler ſaß und ſagte dieſem: „Adieu lieber Arthur, ich muß in den Dienſt. Bleiben Sie hier, ſo lange Sie wollen; Sie wiſſen, wo Cigarren und Pfeifen ſind. Aber wenn Sie fortgehen, erzeigen Sie mir, dem Freunde, eine Gefälligkeit. Werfen Sie dieſen Brief auf die Stadtpoſt, aber heute Morgen noch; es liegt mir Alles daran, daß er im Laufe des Tages an ſeine Adreſſe gelangt, beſonders aber, daß meine Die-

nerſchaft die Adreſſe nicht ſieht. Ich ſtehe zu allen Gegendienſten bereit."

„Mit großem Vergnügen," entgegnete Arthur, indem er das Billet neben ſich legte. „Wenn ich für meine Perſon die Adreſſe leſen darf, und es mir nicht zu ſehr aus meiner Route liegt, ſo werde ich ihn ſelbſt beſorgen, wenn es Ihnen recht iſt."

„Natürlicher Weiſe!" entgegnete der Graf lachend, während er fort eilte; und er ſagte noch unter der Thüre: „aber wenn Sie ihn ſelbſt überbringen, ſo nehmen Sie ſich in Acht; Sie könnten da in ein Kreuzfeuer von ſchönen Augen hinein kommen, das ſelbſt einem Maler gefährlich werden dürfte. — Adieu!"

Damit eilte er fort, ließ ſich im Fluge den Mantel umwerfen und traf den Baron ſchon an der Gartenthüre neben dem kleinen Coupé ſtehend. Beide ſetzten ſich ein und der Wagen ſchoß mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit davon.

„Da fällt mir eben ein," ſagte der Baron, der ſich jetzt in ſeine Ecke geſchmiegt hatte, „Sie könnten mir einen kleinen Dienſt erzeigen, Graf Fohrbach, und ich bin überzeugt, keine Fehlbitte zu thun, da heute Ihr Herz gegen mich von Dankbarkeit erfüllt ſein muß. Bedenken Sie, daß ich Ihnen einen vortrefflichen Jäger verſchafft, und daß ich Sie mit meinem Talisman ſiegeln ließ. Coeur de rose! Das ſind keine Kleinigkeiten!"

„Sie wiſſen, beſter Baron, daß ich mir auch ohne das ein Vergnügen daraus machen würde, Ihnen nützlich ſein zu können. — Wovon handelt es ſich?"

„Ich komme mir ordentlich als Dienerſchafts-Commiſſionär vor," entgegnete gutmüthig lachend Herr von Brand. „Ich habe, wie geſagt, den Jäger placirt, jetzt habe ich noch eine vortreffliche Kammerjungfer zu vergeben, für die ich eine gute Stelle ſuche, wo möglich im Schloſſe. Es iſt ein ſehr braves und empfehlenswerthes Geſchöpf."

„Iſt ſie jung und hübſch?"

„Ah! mein lieber Graf, Ihre Frage könnte mich beleidigen! Ich verſichere Sie, ich ſehe blos auf die innern Eigenſchaften dieſes Mädchens. Aber um tugendhafte Bedenken Ihrer Seits zu beſchwichtigen, verſichere ich Sie, daß die erwähnte Perſon gerade nicht zu jung und auch gerade nicht zu hübſch iſt, ſo — ſo wie ich glaube; aber ſie kann einer Toilette aſſiſtiren wie keine und ſpricht franzöſiſch.“

„Das wird ſich machen laſſen,“ meinte Graf Fohrbach, „und wenn Ihnen wirklich ein Gefallen damit geſchieht, Baron, ſo können Sie Ihrer Empfohlenen ſagen, ſie ſei ſchon ſo gut wie placirt. Und Sie wünſchen, daß ſie in's Schloß kommt?“

„Gerade daran wäre mir etwas gelegen; — ſie ſoll eine ſehr brave Perſon ſein.“

„Ich werde mit der Frau von B. gelegentlich davon ſprechen. Aber hier iſt der Kaſtellplatz, wo ich Sie abſetzen ſoll.“ — Er zog bei dieſen Worten heftig an der Schnur, die zum Kutſcher draußen führte, worauf der kleine Wagen faſt augenblicklich ſtille hielt.

„Meinen doppelten Dank!“ rief der Baron lachend, nachdem er ausgeſtiegen; „für die Kammerjungfer und die Fahrt.“

„Und meinen gleichfalls,“ entgegnete der Graf, „für den Jäger und den Talisman.“

Und der Wagen rollte davon.

Der Herr von Brand blieb an der Ecke des großen Kaſtellplatzes ſtehen; es war dies, wie ſchon der Name beſagte, ein weiter Raum in der Nähe eines alten Schloſſes, in welchem ſich Archive und Möbelmagazine befanden. Dies alte düſtere Gebäude war mit Thürmen flankirt, und hatte eine Menge ein- und ausſpringender finſterer Winkel, von denen einige dazu dienten, das herabſtürzende Regenwaſſer aufzufangen, weßhalb ſich auf dem Boden derſelben große zuſammengekittete Steinplatten mit einer vergitterten Oeffnung verſehen befanden, durch welche alle Feuchtigkeit abfloß.

Heute Morgen, wo der Froſt der letzten Tage von einem ſtarken Thauwetter verdrängt worden war, wo es ziemlich heftig regnete und der Schnee auf den Dächern mit außerordentlicher Geſchwindigkeit ſchmolz, ſtürzte das Waſſer in kleinen Fällen aus den ſeltſam geformten Dachrinnen hervor in jene Winkel hinab, um alsdann durch die erwähnte Oeffnung ſprudelnd und ſchäumend unter der Erde zu verſchwinden.

Der Baron ſchritt um das alte Kaſtell herum bis zur hinteren Seite, wo ſich zwiſchen einem Thurme und einem rieſenhaften Kamin der dunkelſte dieſer Winkel befand. Hier öffnete er behutſam Paletot und Rock, nahm das uns bekannte Petſchaft aus letzterem heraus und ließ es auf den Steinboden niederfallen, wo es alsbald von der Fluth des Regen- und Schneewaſſers in den Schoos der Erde hinab geſchwemmt wurde. Darauf lächelte er eigenthümlich, knöpfte Rock und Paletot wieder zu, ſchob die Hände in die Taſchen und verſchwand in einer engen Straße, die auf den Kaſtellplatz mündete.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Auf der Polizeidirektion.

Der Baron hatte ſich eine ſeltſame Tournure angewöhnt; er ging nämlich, wenn er allein über die Straßen ſchritt, ſcheinbar in Gedanken vertieft, den Kopf etwas vorn über gebeugt, die Augen vor ſich auf die Fußſpitzen geheftet. Wir ſagen, er ſah nur ſcheinbar ſo achtungslos aus, denn in Wirklichkeit bemerkte er Alles, was ihm begegnete, und wenn er hie und da ſein Auge leicht aufſchlug und um ſich ſchaute, ſo faßte er in einer Sekunde die

Häuser der beiden Seiten auf, und wußte ganz genau, ob Jemand im zweiten, dritten oder vierten Stock am Fenster gewesen.

Seine Freunde spotteten darüber und sagten ihm lachend, er kokettire mit seinem tiefen Nachdenken, mit seinem gänzlichen Unbedachtlassen der ganzen übrigen Welt, — wenn aber an einer Straßenecke, sei es auch auf Tausend Schritte Entfernung, der lumpigste Junge seine Mütze schwenke, so sehe er das augenblicklich, halte es für eine Begrüßung und lüpfe respektvollst den Hut.

Daß der Baron gerne grüßte, das läugnete er selbst nicht. — — „Was wollt ihr?“ sagte er, „ich bin einmal ein Mensch, der, das weiß ich ganz genau, keine glänzenden Eigenschaften, keine überraschenden Talente entwickeln kann; um aber nun etwas zu haben, das mich vielleicht vor vielen anderen Menschen auszeichnet, so befleißige ich mich einer musterhaften Höflichkeit und besitze eine außerordentliche Artigkeit.“ — „Und ein eigens für Sie erfundenes Parfum,“ hatten die Freunde lachend hinzugesetzt. — Worauf der Baron sehr wichtig erwiderte: „das ist wahr — coeur de rose.“

So ging er denn auch am heutigen Tage sinnend dahin, ließ den Kastellplatz hinter sich, sah fast immer auf den Boden und warf nur hie und da einen Blick auf die Vorübergehenden und auf die Häuser zu beiden Seiten. Er durchschritt mehrere Straßen, wandte sich rechts, dann links und kam an einen andern Platz der Residenz, wo nämlich die eleganten und reichen Stadtviertel anfingen, deren zwei Hauptstraßen hier zu beiden Seiten in eines der größten Kaffeehäuser mündeten. Diesem Café gegenüber lag ein stattliches Gebäude — die Polizeidirektion.

Mit einem einzigen Blick überschaute der Baron den ziemlich großen Platz, als er in der Nähe des Café's wie immer anscheinend gedankenlos schlendernd aus einer der Seitenstraßen heraustrat. Ihm gegenüber mußte aber plötzlich Etwas erscheinen, was seine ganze Aufmerksamkeit fesselte, denn er blieb mit einem Male stehen,

wandte sich aber, um dem ihm Begegnenden nicht aufzufallen, nach einem Bilderladen, wo er angelegentlichst ein paar Kupferstiche zu betrachten schien, in der That aber seine Augen fest auf die andere Seite des Platzes gerichtet hielt.

Dort befand sich ebenfalls ein eleganter Laden, und ein Strom von Menschen trieb bei ihm vorbei; es war das eine ziemlich wirre Masse von Fußgängern aller Art: Herren in Paletots, Damen in Mänteln, viel Regenschirme und viele Equipagen, die ab und zu fuhren und bald vor diesem, bald vor jenem Gewölbe hielten.

Während der Baron da stand und schaute, änderten sich seine Gesichtszüge in der gleichen Art wie vorhin im Salon des Grafen Fohrbach, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt Entschlossenheit weniger vortrat, dagegen eine gespannte Aufmerksamkeit alle Muskeln seines Gesichtes zusammenzog.

Ohne unsere Hülfe wird der geneigte Leser unmöglich errathen, was der Baron so aufmerksam betrachtete, weßhalb wir es für unsere Schuldigkeit halten, diesen Gegenstand näher zu bezeichnen.

Zwischen dem Gewühl der Wagen und Fußgänger bemerken wir einen Bedienten in anständiger Livree, ohne Regenschirm, den himmlischen Wassern trotzend, der anscheinend vollkommen sorglos und durchaus nicht eilig an den Häusern vorbei schleicht. Jetzt hatte er beide Hände in die Hosentaschen gesteckt, im nächsten Momente zog er sie hervor und legte sie auf dem Rücken zusammen. Dabei blieb er zuweilen einen Augenblick stehen, schaute an den Himmel hinauf und schien etwas in Ueberlegung zu ziehen, worauf ihn das Resultat dieses Nachdenkens vorwärts trieb, denn er machte ein paar schnelle Schritte, um gleich darauf wieder nachdenkend stehen zu bleiben; endlich pflanzte er sich vor einem der Gewölbe auf, beschaute aber nicht die ausgelegten Waaren, sondern blinzelte nach der Polizeidirektion, die nur noch wenige Schritte vor ihm lag.

Das Alles bemerkte der Baron vor dem Bilderladen und ſprach leiſe zu ſich ſelber: „wenn der Kerl da einen Auftrag hätte, ſo würde er ſich bei dem ſcheußlichen Wetter wahrſcheinlich beeilen, da er aber auf Etwas zu ſpekuliren ſcheint und auf alle Fälle über etwas nachdenkt, ſo will mir ſein Herumſchlendern dort bei dem verdächtigen Gebäude durchaus nicht gefallen. — Paſſen wir auf.“

Jetzt hatte der Lakai wieder einige Schritte gethan und befand ſich an dem großen Eingang der Polizeidirektion. Er blieb hier abermals ſtehen, betrachtete das Haus von oben bis unten, blickte verſtohlen in das Veſtibul, las hierauf eifrig die an der Mauer aufgeklebten Anzeigen, dann ſetzte er einen Fuß auf die unterſte Treppenſtufe, zog ihn aber wieder zurück und ſchlich an dem Hauſe vorüber.

Der Baron athmete tief auf. — Jetzt aber ballte er krampfhaft die rechte Hand, ſtreckte ſich hoch empor und ſein Auge blitzte; drüben war der Bediente wieder umgekehrt und nach einem abermaligen Zaudern nun in der Thüre des Polizeidirektions-Gebäudes verſchwunden.

Einen Augenblick verharrte der Baron in der eben beſchriebenen Stellung, dann biß er die Zähne über einander, nickte mit dem Kopfe und murmelte: „das war ein glücklicher Zufall!“ worauf er in das Kaffeehaus trat, eine Cigarre verlangte, eine Zeitung nahm und ſich an die Thüre ſtellte; anſcheinend in das Journal vertieft, blickte er faſt jede Sekunde auf den Platz hinaus.

Er mußte nun eine gute halbe Stunde warten, bis der Lakai drüben wieder aus dem Gebäude heraustrat. — „Ich will nun ſehen, wie er davon geht,“ dachte der Baron, „ſchleicht er unentſchloſſen zurück, wie er gekommen, ſo iſt vielleicht nichts verloren; — wenn nicht — — ah! der Hallunke!“ — Dieſer Ausruf entfuhr ihm etwas lauter als er es gerade gewollt, da er bemerkte, wie der Bediente drüben förmlich die Treppe hinabſtürzte und als werde er gejagt über die Straße dahin flog.

Ein paar harmlose Zeitungsleser in dem Kaffeehause, die das laute Wort des Barons vernommen, blickten erstaunt in die Höhe, schrieben es aber wohl einem Artikel zu, den der Baron in seinem Journal gelesen, denn dieser bezwang sich augenblicklich und schaute so harmlos in die Spalten, als interessire ihn sonst nichts auf der ganzen weiten Welt; auch blieb er noch eine gute Viertelstunde an der Thüre stehen, worauf er ruhig von dannen ging und ebenso über den Platz schritt bis zum nächsten Fiakerstand. Dort setzte er sich in einen Wagen, gab dem Kutscher eine Adresse, forderte ihn auf, schnell zu fahren und befand sich kurze Zeit darauf an der Thüre seiner Wohnung.

Da wir später und zu gelegenerer Zeit dem Baron einen Besuch zu machen gedenken, so wollen wir uns jetzt nicht mit einer Beschreibung dieser Wohnung aufhalten, um so weniger, da der Herr des Hauses selbst außerordentlich eilig zu sein scheint. Schon auf der Treppe pfiff er auf eine eigenthümliche Art, worauf ein Bedienter herbeisprang und die Glasthüre aufriß, die in den ersten Stock führte. „Sogleich meinen Wagen!“ befahl der Baron, indem er vorüberschritt und sich in sein Ankleidezimmer begab, wo ihn der Kammerdiener erwartete. Kurze Zeit nachher hörte man einen Wagen vorfahren, und als der Bediente die Meldung davon brachte, hatte sich der Baron bereits umgezogen. Er trug einen eleganten einfachen Morgenanzug, ließ von dem Kammerdiener ein rothes Band in das Knopfloch befestigen, zog einen leichten Paletot an, und eilte ebenso geschwind die Treppen hinab, wie er hinaufgestiegen war.

„Nach der Polizeidirektion!“ rief er dem Kutscher zu; das leichte Coupé flog davon und hielt kurze Zeit darauf vor dem uns bekannten Gebäude.

Von dem Gesicht des Barons war unterdessen jede Wolke verschwunden, und ein heiterer Sonnenschein lächelte aus allen seinen Zügen. Er schritt leicht und gewandt die breite Treppe

hinauf, die sich oben theilte, links zu den Kanzleien, rechts zu der Wohnung des Präsidenten führte. Die letztere Richtung nahm der Baron, und bei der großen Glasthüre angekommen, zog er ziemlich stark an der Klingel. Ein Bedienter, welcher öffnete, machte eine tiefe Verbeugung und führte ihn in einen eleganten Salon, wo er ihn mit den Worten allein ließ, er werde der gnädigen Frau augenblicklich den Besuch des Herrn Baron melden, und er zweifle auch nicht, daß die gnädige Frau sichtbar sei.

Das war denn auch der Fall; der Baron brauchte nur kurze Zeit zu warten, die er dazu anwandte, sich vor das Bild einer ziemlich hübschen und sehr wohlbeleibten Frau zu stellen, und dort wie im Entzücken versunken stehen zu bleiben. Endlich hörte er eine Thüre öffnen und fuhr mit einem halberschreckten „ah!“ herum, als er das Original dieses Bildes erblickte, welches sanft lächelte, da es seine Verwirrung bemerkte.

Dieses Original, die Gemahlin des Polizei-Präsidenten, war nicht mehr ganz so hübsch wie das Portrait, wohl aber noch um Einiges beleibter. Sie verwandelte ihr sanftes Lächeln in ein freundliches, als ihr der Baron, den Hut in beiden Händen haltend, verbindlichst näher trat und mit Beziehung auf das Gemälde, bei dessen Anschauung man ihn ertappt hatte, ausrief: „ah! gnädigste Frau, so oft ich eben das Bild betrachte, hasse ich unsern Künstler immer mehr; — was hätte er daraus machen können! — Ein so lohnendes Werk! — Doch schweigen wir von der Copie, da ich so glücklich bin, dem schönen Original die Hand küssen zu dürfen.“ Darauf führte er die dicken Finger der Präsidentin an seinen zierlich zusammengezogenen Mund und ließ sich auf einen Fauteuil nieder, wohin ihm die gnädige Frau dankbarlichst winkte.

„Sie werden gewiß erstaunt sein, daß ich Ihnen schon wieder lästig falle,“ sagte der Baron, nachdem er sich auf's Zierlichste gesetzt, mit einem süßen Lächeln; „aber es müssen schon vier Wochen sein, daß Sie die Gnade hatten, mich letztmals zu empfangen.“

Die Hofräthin war in ihren heiligſten Gefühlen gekränkt, und ihr weiches Herz, das ohnehin von dem ſchönen Abend poetiſch angeregt war, zog ſich krampfhaft zuſammen. Sie heftete ihren umflorten Blick auf ihre kleine Laterne von weißem Blech mit dem einzigen Wachslicht, warf alsdann einen Blick des Schmerzes auf die Laterne der ſechsten Rangklaſſe, einen fürchterlichen Zornblick auf die Kanzleiräthin und eilte ſchweigend in der dunklen Nacht davon.

Die Kanzleiräthin ſchüttelte den Kopf und ging ebenfalls ihrer Wege, d. h. direct ihrer Wohnung zu. Dort angekommen, mußte Bäbele noch einen Ausgang beſorgen, während ſich die Kanzleiräthin in ihre innerſten Gemächer zurückzog. Ein ſolches Benehmen hatte ſie von der Freundin nicht erwartet.

Bäbele aber ſetzte die Laterne auf den Abſatz der Treppe hin und ging, ihren Ausgang ohne Laterne zu beſorgen.

Kurze Zeit darauf kam die Frau Hofräthin ebenfalls nach Hauſe und hatte ſich etwas geſammelt. „Die Kanzleiräthin," ſprach ſie bei ſich, „iſt doch nicht Schuld. Freilich hochmüthig iſt ſie immer geweſen. Sie wird die Laterne, die ihr nicht zukommt, gewiß nimmer gebrauchen, ſie wird ſie nie mehr vor Deine Augen bringen."

Damit öffnete ſie ihre Hausthür und — — Auf dem erſten Abſatz der Hausflur ſtand die unglückſelige Laterne, hell und ſtrahlend, als wollte ſie ſagen: Sieh mich an, Hofräthin, ſieh meine beiden Stearinlichter. Juhe, ſechste Rangklaſſe!

Da ſchwamm es der Hofräthin vor den Augen, die Laterne nahm den ganzen Platz der Treppe ein und die unglückliche Frau mußte ſie nothwendig berühren. Wenden wir unſere Blicke ab. Die Laterne fiel zufälliger Weiſe die Treppe hinunter — alle vier Scheiben zerbrachen, die Lichter löſchten aus, und Bäbele, als ſie nach Hauſe kam, ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen.

Jetzt war der Bruch vollſtändig. Zornentbrannt ſchliefen beide Frauen ein, und merkwürdiger Weiſe träumten Beide die ganze Nacht von der ſechsten Rangklaſſe und vom befreiten Gerichtsſtand.

Was ſollen wir dem Leſer weiter ſagen? Die Harmonie war geſtört und der Teufel der Zwietracht beutete Alles aus, um eine Annäherung der gekränkten Herzen ferner unmöglich zu machen.

Schon am andern Morgen kaufte die Kanzleiräthin einen grünen Hut und die Hofräthin einen grünen Shawl. Der Hofrath und der Kanzleirath aber wunderten ſich ungemein, daß ſie in der nächſten Woche

„Ei, Baron," entgegnete lächelnd die Präsidentin, „es sind noch nicht acht Tage."

„Unmöglich!" entgegnete er erstaunt. „Ich versichere Sie: volle vier Wochen."

„Es war vergangenen Donnerstag," beharrte sie freundlich lächelnd, „und heute haben wir Mittwoch. Da Sie meinen Worten nicht zu glauben scheinen, bester Baron, so will ich Auguste rufen lassen, die Ihnen gewiß genau sagen wird, wann Sie da waren."

Der Baron verstand die zarte Anspielung der Mutter, doch schien ihm offenbar dieses Glück zu groß. Er athmete tief auf, schlug die Augen nieder und betrachtete angelegentlich seine lederfarbenen Handschuhe.

Die Präsidentin klingelte, und da ihre Tochter Auguste ganz zufälliger Weise selbst kam, um sich nach ihren Befehlen zu erkundigen, so konnte sie gleich da bleiben, was sie denn auch nicht ohne einige sehr gut an den Tag gelegte Verwirrung that.

Auguste war ein hübsches blondes Mädchen von einigen zwanzig Jahren. — Als Mama ihre Entscheidung über den streitigen Fall von vorhin verlangte, schlug sie sanft die Augen nieder und sagte erröthend: „Sie waren in der That am vergangenen Donnerstag hier, Herr Baron."

„Und ich dachte, es seien volle vier Wochen," entgegnete er. — „Wie ist mir die Zeit so lange geworden!" setzte er leiser hinzu, indem er der Mutter eine Sekunde in die Augen sah und alsdann einen verheerenden Streifblick auf die Tochter warf.

Letztere antwortete mit einer vollen Lage aus ihren hübschen blauen Augen und wandte sich darauf, scheinbar in Verlegenheit, ab, doch manöverirte sie wie ein gut geführtes Kriegsschiff und lud nach dieser Bewegung ihre Geschütze zu einem neuen Angriff.

„So muß ich also doppelt um Verzeihung bitten," sagte eifrig der Baron, „daß ich Sie heute schon wieder belästige."

„Ihre Beſuche ſind uns jeder Zeit angenehm," verſetzte die Mutter.

„Ah!" ſeufzte der Baron, indem er die Augen öffnete und ſchloß wie ein vollkommener Geck, „das iſt in Ihrem Munde nur ein freundliches Compliment; aber ich zähle Stunden und Tage, bis mir wieder das Glück zu Theil werden darf, mich nach Ihrer koſtbaren Geſundheit erkundigen zu dürfen."

„Und verzählen ſich?" ſprach lächelnd Auguſte.

„Doch ohne meine Schuld," antwortete der Baron und machte eine Bewegung, als wolle er die rechte Hand zierlich auf ſein Herz legen und mit einem Blick, der deutlich ſagte: kann ich dafür, daß entfernt von Ihnen mir Tage zu Wochen werden? —

Es entſtand hier eine kleine liebliche Pauſe. Der Baron ſchien in tiefes Nachdenken verſunken, aus dem er jetzt aber empor fuhr und haſtig ſagte: „aber mein jetziger Beſuch, gnädige Frau, iſt nicht ganz ohne Grund. Denken Sie ſich, wir waren geſtern Abend beim Grafen Fohrbach und es kam die Rede auf Ihre letzte Soirée. Natürlicher Weiſe ſprachen wir über elegante Toiletten, und darauf behauptete ich, Sie, gnädigſte Frau, ſeien damals in einer veilchenblauen Atlaßrobe mit weißen Camelien im Haar erſchienen; Graf Fohrbach ſtritt für eine von Roſafarbe, und ich muß geſtehen," ſetzte er faſt beſchämt hinzu, „daß wir darüber eine kleine Wette eingingen. — Nun war ich vorhin drüben in dem Kaffeehauſe —"

„Gegenüber unſerem Hauſe?" fragte Auguſte lächelnd, und wir glauben, daß ſie ein wenig erröthete.

„Ja, mein Fräulein," erwiderte der Baron, indem er abermals die Augen niederſchlug, „Ihren — Fenſtern gegenüber."

Worauf ihn wiederholt eine volle Lage ihrer Blicke traf.

Nachdem ſich der Baron einigermaßen erholt, nahm er ſeine Rede wieder auf und liſpelte: „ich war alſo in dem Kaffeehauſe.

— Ich bin oft dort. — Heute aber erwartete ich mit Ungeduld die schickliche Stunde, um Ihnen meine Aufwartung machen zu können und Ihr Urtheil, unsere Wette betreffend, zu vernehmen. Da sah ich denn, daß mir Graf Fohrbach leider schon zuvorgekommen."

„Graf Fohrbach?" fragte verwundert die Präsidentin. „Ich weiß nichts von ihm; du auch wohl nicht, Auguste?" wandte sie sich an ihre Tochter.

„Er war nicht hier," versicherte diese bestimmt.

„Nicht in Person," sagte der Baron, setzte aber mit einem fast schmerzlichen Lächeln hinzu: „doch ich bin vielleicht indiskret. — Nein, nein, ich kann mich nicht irren, ich erkannte deutlich die Livree des Grafen, der wahrscheinlich schriftlich um Ihre Entscheidung bat."

„Theuerster Baron, da haben Sie falsch gesehen," lachte die Präsidentin. „Wir Beide wissen von keinem Schreiben des Grafen Fohrbach," setzte sie hinzu, nachdem sie ihre Tochter mit einem Blicke befragt.

„Es gibt allerdings Momente, wo man trüber als gewöhnlich sieht, zum Beispiel, wenn man zu lange in ein helles Licht geschaut," versetzte der Baron mit Beziehung und in einem schwärmerischen Tone, „aber diesmal irre ich mich nicht: es war einer der Leute des Grafen, der ungefähr vor einer halben Stunde in Ihr Haus trat. Oh! ich habe die Thüre genau beobachtet."

„Vielleicht hat der Graf an Papa geschrieben," meinte Auguste mit einem kalten Blick auf das Nebenzimmer.

„Ich glaube nicht," sagte die Präsidentin; „und wenn auch, doch gewiß nicht in Ihrer Angelegenheit."

„Es wäre mir aber sehr interessant," erwiderte der Baron, „das genau zu erfahren. Sie wissen, gnädigste Frau, wenn man einmal eine Wette eingegangen hat, so überwacht man gern alle Schritte seines Gegners, selbst die unschuldigsten."

„Leichtſinnige junge Leute!“ rief die Präſidentin, indem ſie ſchalkhaft mit dem Finger drohte. — „Wetten da auf die Camelien, die ich im Haar trage,“ ſetzte ſie ſehr geſchmeichelt hinzu.

„Wenn Sie wünſchen, will ich Papa fragen,“ ſagte Auguſte.

„Ja, ja,“ meinte auch die Präſidentin, „das kann ja gleich geſchehen. Laß dem Präſidenten ſagen, der Herr Baron von Brand ſei da, er wird ſich gewiß ein großes Vergnügen daraus machen, auf einen Augenblick herüber zu kommen.“

„Aber wir ſtören ihn in ſeinen wichtigen Amtsgeſchäften,“ ſprach der Baron.

Worauf die Präſidentin ſich verbeugend erwiderte: „Für einen Freund des Hauſes hat mein Mann immer eine Viertelſtunde übrig.“

Auguſte ging hinaus, um den Papa zu benachrichtigen, und der Polizei-Präſident machte dem Worte ſeiner Gemahlin alle Ehre, denn er erſchien faſt augenblicklich, rieb ſich vergnügt die Hände, und freute ſich auf's Außerordentlichſte, den angenehmen Beſuch begrüßen zu dürfen.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Räubergeſchichten.

Der Polizei-Präſident war ein kleiner magerer Mann mit einem ernſten, dürren Geſichte, grauen ſtechenden Augen, einer langen Naſe, mit welcher er ſich übrigens viel zu thun machte. Er faßte ſie häufig, zog ſie bald rechts und bald links, und boshafte Spötter behaupteten, er ſteure damit ſeinen ganzen Körper, indem er zuerſt immer die Naſe gewaltſam in die Richtung brächte, welche

er einſchlagen wollte. So viel war übrigens gewiß, daß er ſeine Richtung oft veränderte; ſtand dieſer würdige Beamte aber einmal ſtille, ſo drückte er ſanft an ſeiner Naſe herum, als wolle er ſie ſich für künftige Dienſte freundlichſt geneigt erhalten.

Der Baron war aufgeſprungen und machte dem Chef der Polizei ein tiefes, ehrerbietiges Compliment, dann folgte ein freundſchaftlicher Händedruck, dann die Bitte, ſich gnädigſt niederlaſſen zu wollen, mit dem Verſprechen, es ebenſo zu machen, worauf Beide in ihre weichen Fauteuils zurückſanken, der Präſident ſteif, in aufrechter Haltung, nachdem er zuvor ſeine Naſe ſanft befühlt, der Baron elegant, graziös, dabei ſchlaff und zuſammengeſunken: jeder Zoll ein vollkommener Roué.

„Ich hatte einen kleinen Streit mit den Damen," ſagte er mit niedergeſchlagenen Augen, „den Sie, Herr Präſident, allein im Stande ſind zu ſchlichten."

„Der Baron behauptet nämlich," ergriff die Präſidentin lachend das Wort, „der junge Graf Fohrbach habe heute Morgen an uns geſchrieben; es betrifft eine Wette, die dich übrigens nicht intereſſirt. Wir verſicherten den Baron, keinen der Leute des Grafen geſehen zu haben, er aber beharrte auf dem Gegentheil und behauptete am Ende, wenn wir nichts davon wüßten, habeſt du ein Schreiben des Grafen Fohrbach erhalten."

„Von Seiner Excellenz dem Kriegsminiſter?" ſagte nachdenkend der Präſident, indem er ſeine Naſe tief herabzog. — „Habe nichts von ihm erhalten."

„Ach Gott! nein," entgegnete ſeine Gemahlin, „von dem jungen Grafen, dem Adjutanten Seiner Majeſtät."

„Von dem noch viel weniger," erwiderte der Chef der Polizei. „Worauf gründen Sie Ihre Behauptung, beſter Baron?" wandte er ſich an dieſen, wobei er ſeine Naſe losließ, die nun ein paar Zoll in die Höhe ſchnellte.

„Auf meine beiden Augen," erwiderte der Baron; „vor einer

halben Stunde ſah ich die Livree des Grafen in dieſes Haus treten."

„Ah! mein Beſter, da haben Sie ſich gewaltig geirrt," ſagte der Präſident; „es kam in der That ein Bedienter in Livree in dieſes Haus, aber er trug einen dunkelgrünen Rock, während die Leute des Grafen Fohrbach dunkelbraun, faſt ſchwarz tragen."

„Ah! — ah!" machte der Baron mit verblüfftem Tone, „dann habe ich mich gewaltig geirrt und ich bitte die Damen tauſendmal um Verzeihung; dem Grafen Fohrbach habe ich in der That Unrecht gethan. Sprechen wir von was Anderem; wie geſagt, ich bitte inſtändigſt um Verzeihung."

„Und wer war denn eigentlich bei dir?" fragte die Präſidentin, deren Neugierde erregt war, ihren Mann, der in Nachdenken verſunken ſchien und ſeine Naſe auf der linken Seite kratzte.

„Das iſt eine ganz eigenthümliche Geſchichte," antwortete er nach einer Pauſe, „eine ganz ſonderbare Geſchichte. — Läßt ſich ein Bedienter bei meinem Sekretär melden und dieſer bringt ihn zu mir. Wie geſagt, dunkelgrüne Livree — amarant aufgeputzt und gelbe Knöpfe."

Der Baron ſchüttelte nachdenkend und nachſinnend den Kopf. „Dunkelgrüne Livree," ſagte er, „amarant und goldene Knöpfe. Wiſſen Sie auch beſtimmt, Herr Präſident, daß es dunkelgrün und nicht dunkelbraun war, wie die Leute des Grafen Fohrbach?"

„O pfui, Baron! ſchämen Sie ſich," verſetzte lachend die Präſidentin. „Sind Sie immer noch nicht überzeugt?"

„Vollkommen, meine Gnädigſte; aber ich dachte eben darüber nach, welches Haus dunkelgrün mit Amarant und Gold hat, und ich kann nicht darüber in's Klare kommen. — Der Oberſthofmeiſter hat dunkelgrün mit Gelb; der Herzog Alfred dunkelgrün mit Blau; die Herzogin Schweſter die gleiche Farbe mit Violett, und das iſt Alles. — Es muß das ein ganz obſcures Haus ſein."

„Das iſt es auch,“ erwiderte der Präſident und ſetzte ſeine Naſe in Freiheit, da er mit der rechten Hand in die Rocktaſche griff und daraus ein Papier hervorzog. „Die Livree,“ fuhr er fort, „die auch mir ganz unbekannt war — und das will ſo viel ſagen, denn auf der Polizei ſind wir ſo ziemlich von Allem dem unterrichtet — gehört einem Herrn A., einem Privatmann, Rentier, — was weiß ich? — kurz einem alten Herrn, der in ſeinem Hauſe vor dem E'ſchen Thore wohnt.“

„Richtig!“ rief der Baron, indem er ſich an die Stirne klopfte, „wie kann man ſo vergeßlich ſein? Dem alten A. gehört die Livree, — ganz recht! ganz recht! Nun, mein lieber Herr Präſident,“ ſetzte er mit einem vergnügten Lachen hinzu, „wenn Sie mit dem in Verbindung treten, — denn ich entnehme Ihren Worten, daß Sie ihn noch nicht kennen — ſo werden Sie die Bekanntſchaft eines ganz närriſchen und ſonderbaren Kauzes machen.“

„Ei, ei!“ machte der Chef des Polizeidepartements, indem er ziemlich bedächtig drein ſchaute.

„Ein ganz eigenthümlicher und ſonderbarer Kauz,“ fuhr Baron Braud fort; „ein Original.“

„So, ein Original?“ fragte lebhaft die Präſidentin. „Das iſt mir intereſſant. Wir ſind wohl nie mit ihm in Berührung gekommen?“

„Gewiß nicht, meine Gnädigſte,“ bemerkte der Baron, nachdem er vorher mit großer Aufmerkſamkeit die Glieder ſeiner goldenen Uhrkette geordnet, die ſich etwas verdreht hatten. „Gewiß nicht; es iſt das ein Mann hoch in den Sechzigen, der ſelten aus dem Hauſe geht, Geſellſchaften nie beſucht, auch faſt gar keinen Umgang hat. Sie werden bei ſeiner kleinen Villa vor dem E'ſchen Thor zuweilen vorbei gekommen ſein; es iſt das ein Gebäude ganz mit dem Ausſehen einer Feſtung en miniature, rings herum Gräben, dahinter Mauern, mit Eiſen beſchlagene Thore, kurz alle Apparate, um ſich einen gewaltigen Feind vom Leibe zu halten.“

„Ah! Das iſt in der That merkwürdig,“ ſagte der Präſident. „Und was fürchtet der Mann in einem wohlgeordneten Polizeiſtaate, bei einer Geſetzgebung, die mit unnachſichtlicher Strenge die Verbrechen aufſucht und beſtraft? — Ja, Herr Baron, ich kann Sie verſichern: aufſucht und findet. Wollen Sie mir wohl glauben, daß von zwanzig Morden im vergangenen Jahre die betreffenden Thäter eingefangen wurden?“

„Mit dem größten Vergnügen glaube ich das,“ erwiderte der Baron mit ſanfter Stimme. „Aber als Sie die Thäter einfingen, waren die Mordthaten alle geſchehen.“

„Allerdings,“ ſprach der Chef der Polizei mit einiger Entrüſtung, „es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Frevelthaten geſchehen waren; und das war an ſich ſehr gut, denn die Polizei muß doch, was das Einfangen anbelangt, in der Uebung bleiben.“ Und bei dieſen Worten ergriff er abermals ſeine unglückliche Naſe und zog ſie tief herab, wobei ſeine Augen ſo vergnüglich glänzten, als habe er eben einen Kapitalverbrecher eingefangen. „Ich denke darin wie jener berühmte engliſche Staatsmann, der, wie Sie wiſſen, ſagte: wenn es im Parlament keine Oppoſition gäbe, ſo würde ich mir eine kaufen. — Und wenn es bei uns keine Diebe und Mörder gäbe, ſo würde ich mir à tout prix welche anſchaffen, denn ſie ſind der Schleifſtein, auf welchem der Eifer der Beamten, um mich richterlich auszudrücken, ſtets ſcharf und blank erhalten wird.“

„Ah Papa, das ſind ja ſchreckliche Grundſätze!“ meinte Auguſte, während ſie den Baron von der Seite anblickte.

Worauf dieſer lächelnd erwiderte: „o ſeien Sie unbeſorgt, mein Fräulein, vorderhand braucht Papa dergleichen nicht zu kaufen, es gibt noch genug davon im Lande, und iſt auch noch nicht Alles entdeckt, das kann ich Sie verſichern; die Polizei hat immer und vollauf zu thun; nicht wahr, Herr Präſident?“

Dieſer nickte ernſt und bedeutſam mit dem Kopfe, worauf

ſeine Gemahlin ſagte: „aber mit euren Räuber- und Mordgeſchichten erfahren wir nimmermehr, welche Art von Original der Herr A. iſt! — Baron, ſeien Sie ſo artig und erzählen Sie uns das.“

Der Herr von Brand hatte unterdeſſen durch verſchiedene brennende Blicke mit der Tochter des Hauſes ſcharf geplänkelt, und ſein Feuer war lebhaft erwidert worden, ja er hatte ſchon eine kleine Pantomime riskirt, indem er ſeine rechte Hand ſanft auf die Stelle des Herzens legte, worauf ſie die Augen niederſchlug, faſt ein klein wenig erröthete und einen ſtillen Seufzer mühſam unterdrückte. Man ſah das an der heftigen und dann plötzlich unterbrochenen Hebung ihres Buſens.

„Ja ſo!“ erwiderte der Baron auf die Frage der Präſidentin, indem er plötzlich aus einem tiefen Traume aufzuwachen ſchien, „ja ſo, — richtig — vom Herrn A., Räubergeſchichten glaube ich. — Ah! Das hätte ich beinahe rein vergeſſen.“

„Nein, keine Räubergeſchichten, beſter Baron,“ ſagte die Präſidentin mit einem zweifelhaften Lächeln, „Sie wollten von den Seltenheiten dieſes Herrn erzählen.“

„Ja, darin kommen auch Räubergeſchichten vor,“ erwiderte der Baron mit einer graziöſen Verbeugung.

„Ei der Tauſend!“ ſprach aufmerkſam der Präſident und ließ ſeine Naſe wieder ſo haſtig los, daß ſie augenblicklich empor ſchnellte und zu ſchnüffeln anfing, als wittere ſie arme Sünder.

„Räuber und Mörder,“ fuhr Herr von Brand fort, „aber — nur in der Phantaſie. Stellen Sie ſich nämlich vor, meine Damen, dieſer Herr A., ein reicher Kapitaliſt, kann nun einmal von der Idee nicht loskommen, man laure ihm den ganzen Tag auf, man wolle ihn um's Leben bringen, man wolle ſein Geld rauben. Auf jedem Schritte fürchtet er Räuber und Mörder; deßhalb iſt ſein Haus mit Graben und Mauer umgeben, und deßhalb hat dieſer arme Mann bei Tag und Nacht keine ruhige Minute, er vertraut Niemand den Schlüſſel zum Hof- und Hausthor an;

ſo oft es klingelt, öffnet er ſelbſt, und ſowie es anfängt dunkel zu werden, bewaffnet er ſich und ſeine Bedienten und macht drei- bis viermal des Nachts eine förmliche Patrouille durch das ganze Gebäude. Er hat alsdann einen Säbel umgeſchnallt, ein paar Piſtolen im Gürtel ſtecken; ſein Bedienter trägt ein Gewehr ſowie eine Laterne an einer langen Stange, und ſo ziehen ſie denn vom Keller bis hinauf auf den Söller und unterſuchen jeden finſteren Winkel, jeden Riegel, jedes Schloß."

„Ja, ja, — ſo, ſo," machte lächelnd der Präſident; „ich glaube, mir geht ein Licht auf."

„Es iſt auffallend," fuhr der Baron in gleichmüthigem Tone fort, „wie eine ſolche Furcht vor Räubern und Mördern anſteckt."

„Doch Sie nicht?" fragte die Präſidentin.

„O meine gnädige Frau, ich für meine Perſon wäre beinahe zur Furchtſamkeit geneigt, aber ich kenne das Schalten und Treiben unſerer vortrefflichen Polizei und bin deßhalb äußerſt ruhig. — Aber nein, ich wollte Ihnen nur ſagen, daß ein ſolches Beiſpiel der Furchtſamkeit auf ſehr merkwürdige Art ſchwache Charaktere mit ergreifen kann. Als ich nämlich vor zwei Jahren hier war, bekam ich zufällig einen Bedienten, den jener Herr A. entlaſſen; es war dies ein ganz brauchbarer und tüchtiger Menſch, bis auf ſeine Furcht vor Räubern und Mördern. Darin hatte ihn das Beiſpiel ſeines früheren Herrn ſo verdorben, daß ich faſt einen andern Burſchen gebraucht hätte, um jenem bei Tag und Nacht Geſellſchaft leiſten zu laſſen. Sobald es dunkel wurde, ſcheute er ſich, allein über Corridore und Treppen zu gehen. Da er aber, wie geſagt, ſonſt ein ordentlicher Menſch war, ſo nahm ich ihn über dieſe Lächerlichkeiten vor und verſuchte es, ſie ihm auszureden. — Umſonſt! Sein früherer Herr hatte die Phantaſie des Burſchen ſyſtematiſch mit Räubergeſchichten vollgepfropft, wie man einen Kettenhund, um ihn ſchärfer zu machen, dadurch reizt, daß man von außen an's Hofthor oder an ſeine Hütte ſchlägt."

dreimal Stockfische in brauner Sauce essen mußten. Die Theaterbillete wurden um ein Billiges verkauft, von einem Klopfen zur Mittagsstunde ward nie mehr etwas gehört und am nächsten Quartal zogen beide Familien aus, der Hofrath in die verlängerte Neckarstraße, der Kanzleirath an den Feuersee.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Ueber den Sternen aber weinte der Engel der Freundschaft auf eine Laterne der sechsten Rangklasse.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Mehrere Jahre später, es war gerade der 17. Januar 1849, da begegneten sich beide Frauen auf dem Schloßplatze — tiefgebeugt durch die Zeitereignisse —, weinend und versöhnt sanken sie sich in die Arme und lispelten — deutsche Grundrechte §. 7.

„Und er glaubte an dieſe Räubergeſchichten?“ fragte ſehr aufmerkſam der Präſident.

„Vollkommen; in ſeiner Phantaſie exiſtirte eine ganze wohlorganiſirte Räuberbande, die ſollte ihren Sitz — ich weiß nicht mehr wo — haben, und von der fabelte er mir ein Langes und Breites vor.“

„Ganz dieſelbe Geſchichte,“ ſagte der Präſident, wobei er ſeinem Riechwerkzeuge mehrere zärtliche Naſenſtüber gab.

„Ich mußte ihn entlaſſen,“ fuhr Herr von Brand fort, ohne, wie es ſchien, auf jene Worte zu achten. „Er hätte mir die ganze Dienerſchaft angeſteckt, ja es war das ganz eigenthümlich, bei dieſem Menſchen complett zur fixen Idee geworden. Wenn er mit dem Wagen vor irgend einem Laden hielt, ſo konnte er mir ſagen, während er den Schlag öffnete: ſehen Sie, Herr Baron, hier oder dort das ſchlechte Geſicht; der gehört auch mit dazu.“

„Und ließen Sie ſich von ihm nie einen Ort nennen, von dem er glaubte, dort könne die Räuberbande ihren Sitz haben?“

„O ja! — Und darin hatte er eine lebhafte Phantaſie; da nannte er mir ſcheinbar verdächtig ausſehende Orte und Winkel, irgend ein einſames Haus in einem ſtillen Stadtviertel, oder eine halb verfallene Schenke vor den Thoren. Ich weiß das nicht mehr ſo genau; ich habe die Details vergeſſen.“

Der Polizeipräſident ſtreckte ſich würdevoll in die Höhe, ſchaute einen Augenblick an die Decke, dann ſagte er: „ja, es iſt kein Zweifel: ganz dieſelbe confuſe Geſchichte. — Aber es iſt doch höchſt merkwürdig.“

Der Baron ſchien die Worte des Papa's gar nicht zu beachten, ſondern beſchäftigte ſich häufig mit der Tochter, deren Sitz er durch allerhand kleine Manöver mit ſeinem Fauteuil Zoll um Zoll näher rückte. Bald ließ er einen Handſchuh fallen, und um ihn zu erreichen, mußte er ſeinen kleinen Lehnſtuhl ein wenig vor-

rollen, bald ſuchte er während des Sprechens ein Gemälde an der Wand aufmerkſam zu betrachten, und um das thun zu können, brauchte er nur eine für ſeine Zwecke entſchieden günſtige Bewegung zu machen.

„Es ſcheint wohl heute einmal der Tag der Geſchichten zu ſein," ſagte neugierig die Präſidentin zu ihrem Gemahl. „Was iſt denn das, worauf du anſpielſt?"

„Daſſelbe, was der Baron ſo eben erzählte," erwiderte der Beamte, indem er das Papier, welches er vorhin aus der Rocktaſche genommen, langſam entfaltete. „Wie ſchon geſagt, da kommt heute Morgen ein Bedienter zu meinem Secretär auf die Kanzlei —"

„Ah! der in der Livree: dunkelgrün, amarant ausgeputzt mit gelben Knöpfen! — Ich vergeſſe ſo was nicht: aber Sie müſſen mir zu meiner Entſchuldigung eingeſtehen, daß ſie der des Grafen Fohrbach auffallend ähnlich ſieht. — — Doch verzeihen Sie, Herr Präſident," unterbrach der Baron ſich ſelbſt, „tauſendmal bitte ich um Entſchuldigung; — Sie wollten eine Mittheilung machen?"

„Allerdings; dieſer Bediente alſo läßt ſich bei meinem Secretär melden, thut anfänglich ſehr verlegen und ſpricht endlich von einer weitverzweigten Räuberbande in hieſiger Stadt."

„Der Bediente des Herrn A.?" rief lachend der Baron. „Sehen Sie, meine Damen, das iſt alſo in dem Hauſe noch immer dieſelbe Wirthſchaft, — eine wahre Manie."

„Ich muß geſtehen," fuhr der Präſident fort, „daß ſowohl mir wie meinem Secretär dieſe Aufgabe eigentlich komiſch erſchien. — In hieſiger Reſidenz, wo wir die Zügel des Geſetzes mit Kraft und Umſicht führen, ſollte ſich eine Bande wohl organiſirt und faſt unſichtbar aufhalten können! — Lächerlich! Aber dieſer Menſch beharrte ſo feſt und entſchieden auf ſeiner Angabe, wollte uns ſo genaue Beweiſe vorlegen, ja machte ſich anheiſchig, uns das Haupt

jener Spitzbubenbande in die Hände zu ſpielen, daß es uns ordentlich ſtutzig machte."

„Sehen Sie dieſe Phantaſien!" rief lachend der Baron. „Ja wahrhaftig, man ſollte dieſem Herrn A. alle Dienerſchaft verbieten; er macht aus den armen Teufeln complette Narren."

„Ja, ich glaube auch, daß es dieſem Kerl nicht recht im Kopfe war; er verlangte zweitauſend Gulden, und dann wollte er uns den Ort, die Zeit der Zuſammenkünfte, Alles auf's Beſtimmteſte angeben; natürlich habe ich darüber nicht zu verfügen, und müßte zuerſt an die vorgeſetzte Behörde berichten."

„Was du aber jetzt nicht thun wirſt," ſprach ziemlich entrüſtet die Präſidentin; „man könnte ja in die Gefahr kommen, ſich vollkommen ridicul zu machen."

Der Präſident zuckte mit den Achſeln. „Es wäre wahrhaftig geſchehen," ſagte er, „ohne die intereſſanten Mittheilungen des vortrefflichen Barons; ich war eigentlich von Anfang nicht dafür; die Sache zu beachten, aber mein Secretär meinte das Gegentheil."

„Ueberflüſſiger Dienſteifer der Subalternen!" ſprach wegwerfend die Präſidentin.

Der Baron zuckte beiſtimmend mit den Achſeln.

„Er wollte ihn ſogar da behalten," fuhr der Chef der Polizei fort, „ich aber, der die Lächerlichkeit dieſer Angabe halb und halb durchſchaute, begnügte mich damit, ihn ſeinen Namen und Wohnort auf dies Papier ſchreiben zu laſſen und ſchickte ihn ſeiner Wege, wobei ich ihm anbefahl, er ſolle morgen wieder kommen."

„Ohne mich im Geringſten in den Gang Ihrer Geſchäfte miſchen zu wollen," ſagte der Baron mit einer ehrerbietigen Handbewegung, „muß ich mir doch erlauben, Ihrer Handlungsweiſe vollkommen beizupflichten. Es würde den alten Mann draußen unſäglich alterirt haben, wenn ſein Bedienter ſo plötzlich verſchwunden wäre; es hätte ſeiner traurigen Phantaſie von Räubern und Mördern neue Nahrung gegeben."

„Das war auch meine Idee," erwiderte der Präsident, „weßhalb ich glaube, Alles auf's Beste arrangirt zu haben. Hier ist das Papier, lesen Sie, Baron. Kommt der Bursche morgen wieder, so wollen wir ihm allerdings etwas genauer auf den Zahn fühlen, und sollten wir darauf hin uns weiter mit ihm einlassen, so wäre es nur, daß er neue und glaubwürdige Angaben machte."

„Woran ich sehr zweifle," antwortete der Baron, während er mit gleichgültiger Miene das Papier in die Hand nahm. Doch zuckten seine Finger fast unmerklich, als er es nun öffnete. — „Ja, ja," sagte er, „das ist die ungebildete Handschrift eines Bedienten, und die Adresse auf's Genaueste angegeben, auch beigefügt, auf welche Art man ihn benachrichtigen könne, ohne daß sein Herr etwas merkt. In der That, ich fürchte auch, der Verstand dieses Burschen hat einigermaßen noth gelitten."

„Lassen Sie das Papier sehen," sagte die Präsidentin und streckte die Hand darnach aus.

Der Baron reichte es ihr auf die graziöseste Art, doch folgte sein blitzendes Auge scharf beobachtend allen ihren Bewegungen und seine Zähne preßten sich unwillkürlich auf einander, als sie das Papier, nachdem sie es gelesen, zusammen knitterte und Miene machte, es in den lodernden Kamin zu werfen.

Der geneigte Leser muß schon unseren Worten glauben, daß dies ein qualvoller Moment für den Herrn von Brand war. Obgleich sein Gesicht die größte Gleichgültigkeit affektirte, so wagte er doch kaum zu athmen und fühlte sich in die größte Spannung versetzt; glücklicher Weise aber hielt Auguste die Hand ihrer Mutter auf, entnahm ihr das Papier und faltete es langsam auseinander, um es ebenfalls zu lesen. Hiebei durfte der Baron ungezwungen ihre kleinen weißen Hände betrachten, die das unglückselige Blatt hielten, sowie dem Lauf ihrer Augen folgen, welche die harten Schriftzüge durchliefen. Nachdem sie gelesen, knitterte sie das Papier ebenfalls zusammen, warf

es aber nicht in den Kamin, ſondern ließ es achtungslos neben ſich auf den Teppich fallen.

Der Baron blickte mit gierigem Auge darauf hin, indem er mit Sehnſucht auf eine glückliche Gelegenheit lauerte, den kleinen Knäuel an ſich zu bringen. Doch ließ ſich dies nicht leicht ohne Aufſehen thun, er hätte zwiſchen Vater und Mutter hindurch ſchlüpfen oder es ſich noch einmal zur Anſicht reichen laſſen müſſen. Doch gab dies ſeine Klugheit nicht zu.

Unterdeſſen hatte ſich auch ſein Beſuch über die gewöhnliche Zeit ausgedehnt und er mußte fürchten, dem Präſidenten beſchwerlich zu fallen. Doch half ihm ſein gutes Glück über dieſe Klippe hinweg.

„Sie werden mir verzeihen," ſagte nämlich der alte Herr, „daß ich Sie verlaſſen muß, aber meine Geſchäfte rufen mich in die Kanzlei. Es iſt meine Stunde, wo ich den Rapport der verſchiedenen Polizei-Commiſſäre empfange; bleiben Sie aber ruhig bei den Damen. Ich glaube nicht, daß ihr etwas Beſonderes vorhabt." — Dabei ſah der Chef der Polizei ſeine Frau an, und der Baron warf auf Auguſte einen der glühendſten Blicke, den er aufwenden konnte, worauf Beide wie aus einem Munde ſagten, daß ſie ſich außerordentlich geſchmeichelt fühlten, wenn der liebenswürdige Freund des Hauſes ſie noch einige Zeit ſo vortrefflich unterhalten wolle wie bisher.

Der Präſident erhob ſich ernſt und würdevoll, ſeine Finger glitten von der Naſe herab, als er ſeine Hand dem Baron zum Abſchied reichte.

Dieſer ſprang elaſtiſch in die Höhe, verſicherte, er verdanke dem Präſidenten eine angenehme Morgenſtunde, werde aber nächſtens um dieſelbe Zeit wieder kommen, — „wenn es mir nämlich," ſetzte er hinzu, „einmal erlaubt wäre, höchſt indiscret zu ſein."

Der Präſident ſah ihn fragend an.

„Es iſt kindiſch, was ich da ſage," fuhr der Baron lachend

fort. „Aber es würde mich auf's Höchste interessiren, wenn es mir vergönnt wäre, einmal so einem Polizeirapporte beizuwohnen. Da müssen doch ganz merkwürdige und seltsame Dinge zu Tage kommen.“

„Gewiß,“ versetzte der Chef der Polizei, „dieser Rapport ist zuweilen sehr interessant; man könnte ganze Romane daraus zusammen stellen. Wenn Sie in der That einmal anwohnen wollen, so soll es mir ein großes Vergnügen machen. — Ich werde Sie alsdann den Beamten,“ setzte er lächelnd hinzu, „als einen neuen geheimen Secretär vorstellen.“

„Zu viel Ehre und Glück für mich, Herr Präsident,“ erwiderte der Baron. Doch wenn er auch die Worte an den Papa richtete, so sah er doch dabei die Tochter mit einem innigen Blicke an. — „Aber ich halte Sie beim Wort; nächstens wird sich Ihr geheimer Secretär bei Ihnen melden.“

„Abgemacht!“ sprach der Präsident mit freundlicher Geberde, aber einem ziemlich steifen Kopfnicken, und verließ dann den Salon.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Papier und Schlüssel.

Der Baron war eine kleine Weile neben seinem Fauteuil stehen geblieben, nun aber wandte er sich geschickt gegen die Kaminecke, wobei er zur Präsidentin gewendet sagte: „ich weiß wahrhaftig nicht, gnädige Frau, wie es kommt, aber wenn ich einmal in Ihrem Hause bin, so wird es mir schwer, dasselbe zu verlassen; es ist hier Alles so zuthunlich, so heimlich. — gewiß, ich darf nur selten

kommen, denn sonst müßte ich befürchten, Ihnen überlästig zu werden."

Bei diesen Worten hatte er sich mit dem Rücken gegen das Kamin gestellt; vor ihm saß Auguste, zu deren Füßen der kleine Papierknäuel lag. Er hätte ihn mit der Spitze seines Stocks erreichen können.

In diesem Augenblicke trat ein Bedienter ein und meldete eine Frau von B., welche der Präsidentin aufzuwarten wünsche.

„Ah! jetzt muß doch geschieden sein," sagte seufzend Herr von Brand, worauf er die Augen niederschlug, um sie gleich darauf mit einem unaussprechlichen Ausdruck zu Auguste zu erheben. — Er mußte jenes Papier mit sich fortnehmen, mochte es kosten was es wolle, ja er war schon im Begriff, als letztes Mittel sich ohne Weiteres darnach zu bücken und es aufzuheben, als Auguste bei einer kleinen Wendung des Fauteuils ihren zierlichen Fuß darauf setzte.

Die Präsidentin war rasch aufgestanden, um den neuen Besuch zu empfangen, wobei sie zu ihrem Gaste sagte: „bleiben Sie ja, Baron, bleiben Sie ohne Umstände, ich kann die Damen im Nebenzimmer empfangen, wenn du es nicht vielleicht vorziehst, Auguste, unserem Freunde im Kabinete deine Zeichnungen und Blumen zu zeigen."

Nun würde der Baron zu jeder andern Zeit sich nichts daraus gemacht haben, die Zeichnungen und Blumen anzuschauen; aber wenn er in diesem Augenblicke den Salon verließ, so war jenes Papier, jetzt unter dem Fuße des jungen Mädchens, für ihn verloren, weßhalb er um jeden Preis bleiben mußte. — „Wenn mir Fräulein Auguste erlaubt," sagte er so herzlich und verbindlich als möglich, „und mich für würdig hält, ihre herrlichen Zeichnungen und Blumen zu sehen, so werde ich mir dafür morgen eine eigene Stunde ausbitten. — Sie sehen, wie unbescheiden ich bin, doppelt unbescheiden, da ich, trotzdem sich Ihnen ein neuer Besuch ansagt, doch

noch zaudere, Ihren freundlichen Salon zu verlassen. — Aber ich muß wohl.“ Dies letzte Wort begleitete er mit einem tiefen Seufzer und warf dabei einen solch schwermüthigen Blick auf das junge Mädchen, daß dieses ordentlich zusammen schrack und ihre Augen auf den Boden herab senkte.

Die Präsidentin dagegen lächelte äußerst freundlich bei diesen Worten, und verließ den Salon, indem sie eifrig sprach: „ich versichere Sie, Baron, Sie erzeigen mir eine wahre Freundschaft, wenn Sie noch einige Zeit bei uns verweilen; der Besuch daneben wird mich nicht lange aufhalten, ich werde gleich wieder da sein.“

Nachdem sich die Thüre hinter der Präsidentin geschlossen, warf Herr von Brand einen forschenden Blick im Zimmer umher; und er that das auf so auffallende Weise, damit Auguste sehe, er schaue nur um sich, um zu erfahren, ob sie auch wirklich recht allein seien. Dabei dachte er, ich habe vielleicht zehn Minuten Zeit, bis Madame zurückkehrt, während derselben muß ich ohne Aufsehen das Papier erobern, koste es mich selbst eine Liebeserklärung. — Er verließ den Kamin, setzte sich in den Fauteuil des Papa's und brachte denselben durch eine geschickte Wendung in die Nähe des Kamins, dem Augustens dicht gegenüber.

In dem Gespräch entstand eine kleine verlegene Pause, welche übrigens der Baron dazu benützte, dem jungen Mädchen schwärmerisch in die blauen Augen zu blicken.

Sie erröthete leicht und griff ein Gespräch gewaltsam wieder auf.

„Sie erwähnten vorhin einer Wette,“ sagte sie, „ich glaube, es betraf die Farbe der Camelie, welche Mama bei der letzten Soirée in ihrem Haare trug. Sie haben auf Weiß gewettet, Graf Fohrbach auf Rosa; er hat gewonnen: Mama trug allerdings eine Rosacamelie.“

„O ich wußte das, Fräulein Auguste,“ erwiderte er und spielte befangen mit dem Knopfe seines Stockes; „ich wußte ganz

genau, wer in dem ſchönen blonden Haar eine weiße Camelie trug. — Ich muß es Ihnen geſtehen — es war in dem Augenblick nur der Wunſch, ja das Bedürfniß meines Herzens, von Ihrem Hauſe, von Ihrer Mutter, von — Ihnen ohne Verdächtigung reden zu können, was mich veranlaßt, jene Wette einzugehen. — Sie, Fräulein Auguſte, trugen eine weiße Camelie. Wie könnte ich ſo etwas vergeſſen!"

„Es iſt wahr," entgegnete das Mädchen, indem ſie die Augen niederſchlug, „ich trug eine ſolche Blume."

„Und während der letzten Française entfiel derſelben ein einziges kleines Blättchen," fuhr der Baron inniger fort, „das ich — niederfallen ſah," verbeſſerte er ſeine Rede, welche dem Blicke nach, von welchem ſie begleitet war, hätte heißen müſſen: „das ich aufhob und nun, obgleich verwelkt, auf meinem Herzen verwahre."

Auguſte hatte übrigens dieſen Blick verſtanden und ſeine Rede richtig ergänzt, denn als ſie nun ſcheu und erröthend zu ihm aufblickte, wurde ihre Bruſt offenbar von einem kleinen, aber ſüßen Seufzer geſchwellt.

„So angenehm jener Ball Anfangs für mich war," ſagte der Baron nach einer kleinen Pauſe, „ſo fühlte ich mich doch im Verlauf deſſelben — ich kann es nicht läugnen — auf's Schmerzlichſte berührt. War es mir doch nur möglich, von Ihnen, theuerſtes Fräulein, zwei Walzer, eine Française und eine Mazurka zu erhalten; ach! und ich hatte gehofft, ſo den ganzen Abend mit Ihnen dahin zu fliegen! — Gewiß, Auguſte, ich habe da ſchreckliche Stunden verlebt, und Sie fühlten das nicht einmal. Sie ſahen es nicht, wie ich in einer Ecke des Salons ſtand, wie Ihnen meine Augen folgten, während Sie ſo froh dahin flogen, Sie ahnten nicht, daß ich etwas Ungeheures darum gegeben hätte, wenn Sie nur ein einziges Mal den Kopf gewandt, wenn Sie mir, dem ferne Stehenden, nur einen einzigen Ihrer ſüßen Blicke geſchenkt."

Während der Baron dieſe Worte ſprach, beugte er ſich vorn über, ſo daß der Hauch ſeines Mundes ihre Stirne berührte. Auch faßte er bei den letzten Worten eine ihrer Hände, hob ſie ſanft empor und drückte ſie feſt, innig und zu wiederholten Malen an ſeine Lippen.

Das Mädchen ſchrack zuſammen, ihr Körper zuckte ſichtlich, und dabei zog ſie den linken Fuß, der bis jetzt auf dem Papier geſtanden, zurück, während ſie zu gleicher Zeit das erröthende Geſicht gegen den Boden wandte. — Vielleicht um ihre Verlegenheit zu verbergen, vielleicht auch um ihre Hand auf ſchickliche Art denen des Barons entziehen zu können, beugte ſie ſich haſtig vorn über, ihre Blicke ſuchten irgend einen Gegenſtand, und da ſie ſo zufällig vor ſich das bewußte Papier erblickte, ſo bückte ſie ſich ſchnell darnach, hob es auf, glättete es auf ihrem Knie und legte es alsdann zu einem langen Streifen zuſammen, den ſie ſich langſam um den Finger wand.

Während dieſer bedeutungsvollen Pauſe hatte indeſſen Herr von Brand ſeine Zeit nicht verloren. Er rückte ſeinen Fauteuil noch etwas näher zu dem Mädchen hin, legte ſeinen Arm geſchickt auf die Lehne des Stuhles, von wo er nur langſam herabzuſinken brauchte, um genau die Stelle ihrer feinen Taille zu treffen. Dabei blickte er ihr von unten herauf ſanft lächelnd in die Augen, und während er natürlicher Weiſe für ſeine Kühnheit von vorhin — ihr nämlich die Hand geküßt zu haben — um Verzeihung bat, beging er eine noch weit größere, da ſie nicht ſogleich eine Antwort gab, indem er ſeine Hand ihrem Kinne näherte und ihren Kopf ganz leiſe hob und aufwärts wandte; und er that das mit einem Blicke voll Innigkeit und Liebe. — — Dem konnte das Mädchen nicht widerſtehen, weil ſie hiezu nicht den feſten Willen hatte, doch ſchlug eine tiefe Röthe auf ihrem Geſicht empor, als ſie ihm, doch nur eine Sekunde lang, feſt in die glühenden Augen ſchaute. Aber ſein Blick war ſo feurig, daß er unmöglich zu er-

Der Clubb für unbegränzte Freiheit.

Das kleine unscheinbare Haus, in welchem sich die kleine unscheinbare Kneipe befand, von der wir unsern Lesern erzählen wollen, stand an den Ecken zweier kleinen Gäßchen, wo weder Sonne, noch Mond hineinschien. Die beiden Himmelslichter machten wohl hie und da den schüchternen Versuch, in diesen dunkeln, feuchten Winkel zu gelangen; doch mochte es ihnen da unten zu finster und unheimlich sein, denn sie streiften nur so oben an den schwarzen Giebeln der Häuser vorbei und verschwanden bald wieder. Dieß Eckhaus nun, vor welchem als Wirthshausschild ein gelber, vertrockneter Busch prangte, war klein, zweistockig und litt unzweifelhaft an erschreckender Altersschwäche. Die Mauern waren grau, und da die Dachrinne zerbrochen war, so hatte Regen und Schneewasser ganz geheimnißvolle Hieroglyphen auf das Haus hingeworfen. Der Eingang war nie verschlossen, und nur in den Stunden von Morgens 2 bis 6 wurde eine gewesene Thür vor den Eingang gelehnt. Dieser Eingang führte auf eine enge und gänzlich finstere Hausflur und in eine Art Vorzimmer, hinter welcher das Gastzimmer war.

Dieses ganze untere Apartement war früher einmal ein Stall gewesen und erst später zu wohnlichen Zwecken eingerichtet worden. Da sich aber statt der Fenster nur kleine Luftlöcher dort befanden, so etablirte der Hausherr eigenhändig eine kleine Weinkneipe, ein Geschäft, zu welchem

tragen war, weßhalb denn auch das Mädchen mit einem leichten Seufzer ihre Augen ſchloß in der feſten Ueberzeugung, es ſchließe nun auch ihr Leben mit einem ſüßen Ende oder es geſchehe ihr ſonſt etwas Schreckliches. — Und ſo war es auch; denn kaum ſchloßen ſich ihre Augen, ſo fühlte ſie den weichen Druck zweier fremder Lippen auf den ihrigen, und ein unnennbares Gefühl durchzuckte ſie ſo heiß und ſtürmiſch, daß ſie in der That einer halben Ohnmacht nahe war.

Wie ſchon oben angedeutet, hatte der rechte Arm des jungen Mannes die Lehne des Fauteuils zur gelegenen Zeit verlaſſen, hatte ſich um ihren ſchlanken Körper gelegt und drückte ſie leicht auf die Seite, während ſeine linke Hand langſam ihre rechte erhob, — dieſelbe rechte Hand, um deren Zeigefinger ſie das bewußte Papier geſchlungen hatte. Als der Baron ſo dieſe Hand erhob, that er es gewiß nur in der Abſicht, um zuerſt die kleinen niedlichen Fingerſpitzen zu küſſen, und darauf das gleiche Geſchäft bei den feinen Grübchen auf den Knöcheln zu verſehen. Begreiflicher Weiſe mußte er zu dieſem Zwecke den Papierſtreifen abwickeln, was er denn auch muthwillig, ſcherzend that. Auguſte, die nun das A des Liebesalphabets glücklich hinter ſich hatte, ging, wenn auch mit feuchten Augen gerne durch dieſen Scherz auf das B über, ja ſie lächelte recht freundlich, als nun der Baron das Papier neckend um jeden einzelnen Finger wickelte, dieſen darauf küßte und es dann wieder entfernte. Das war ein recht harmloſes Spiel, das auch ziemlich lange fortgeſetzt wurde; bald aber verſchwand der Streifen gänzlich von der Hand und alsdann begnügte ſich der junge Mann nicht mehr damit, daß er die Hand küßte, ſondern er wandte ſich nun an den Arm und avancirte dort über glattes Gold und kalte Steine hinweg und ſo weit hinauf, bis undurchdringliches Spitzengewebe und ein anſchließender ſeidener Aermel ſeinen weiteren Forſchungen für diesmal ein Ziel ſetzten.

Es iſt wunderbar, wie ein erſter gelungener Kuß im Stande iſt, ſo viele bis dahin unüberſteigliche Schranken zu Boden zu

werfen, wie er weite Klüfte ausfüllt, die uns bis dahin trennten, wie er eine Vertraulichkeit hervorzuzaubern vermag, an die man bis dahin in ſeinen kühnſten Träumen nicht gedacht. Das geht im Allgemeinen ſo, und man ſah es auch in dieſem ſpeziellen Falle; Auguſte zog ihre Hand nicht mehr zurück, ſondern ließ ſie in der des Barons ruhen, auch ſchloß ſie ihre Augen nicht wieder, ſondern ſah den jungen Mann, der an ihrer Seite ſaß, zuweilen recht forſchend und feſt an, warf auch wohl zuweilen einen Blick auf die Thüre des Nebenzimmers, durch welche die Mama verſchwunden war.

„Wir haben nun zuſammen ein kleines, theures und liebenswürdiges Geheimniß," ſagte der Baron ſchmeichelnd, indem er ihre Hand an ſeine nun wirklich brennende Stirne legte. „Bewahren wir es noch für eine kurze Zeit, Auguſte, laſſen wir es noch eine Weile verborgen vor den Augen der übrigen Welt, uns freuend, daß wir Beide etwas gemeinſchaftlich beſitzen, von dem die Uebrigen keine Ahnung haben. O, eine ſolche Heimlichkeit iſt ſo ſüß, mein Mädchen; es gibt nichts Seligeres, als ſo im Gewühle der Welt ſcheinbar fremd an einander vorbei zu ſtreifen, wo doch ein Blick, ein leiſer Druck der Hand, ein verſtandenes Wort deutlich zu einander ſpricht und vollſtändige kleine, liebe, heimliche Geſchichten erzählt, während wir öffentlich einem langweiligen Geſpräch zu lauſchen ſcheinen."

„Gewiß, gewiß," verſetzte Auguſte, „ich freue mich darauf."

„Und jetzt brauche ich nicht mehr mit tiefem Weh im Herzen von ferne zu ſtehen, wenn du im Arme anderer Tänzer an mir vorüberfliegſt, mein ſüßes Kind. Ja, ich werde ſogar glücklich ſein, wenn ſie dir ſchön thun, wenn ich ſehe, daß ſie in deiner Gunſt Fortſchritte zu machen ſcheinen, während ich doch weiß, daß die — mir Glücklichem ganz allein gehört. — Und dann wirſt du auch zuweilen den Kopf nach mir wenden, wirſt mir einen kleinen, kleinen Blick ſchenken. Nicht wahr, meine liebe, ſüße Auguſte?"

„Ja, ich werde das thun und werde es gern thun," entgegnete das Mädchen. Und dabei senkte sie ihren Kopf etwas auf die Seite, wodurch es ihm möglich gemacht wurde, sie leicht auf die Stirne zu küssen.

Der Baron hatte noch immer ihre Hand mit der seinen gefaßt, und beide ruhten auf ihrem Schooße auf der kühlen Fläche des glatten Atlaß, womit sie bekleidet war. An dem Gürtel trug das Mädchen eine Chateleine von polirtem Eisen, deren Ende mit den vielen bekannten Kleinigkeiten versehen auf ihrem Knie ruhte. Zuweilen ließ der Baron ihre Hand los und faßte die glänzenden Kettchen an, die er leicht aufhob, um dann ein paar Sekunden lang mit dem Fingerhut, der Scheere, dem kleinen Büchlein und anderen Sachen, die daran hingen, zu spielen.

Nach Augenblicken, wie der vorhergegangene, ist es angenehm, sinnend und betrachtend stillschweigen zu dürfen, oder Fragen über gleichgültige Dinge zu stellen, die aber, in einem gewissen unbeschreiblichen Tone gestellt, liebenswürdig neckend und mit zärtlichem Ausdrucke der Stimme beantwortet werden.

„Ah!" sagte der Baron nach einer Pause, „was ist das für ein Schlüssel? — Aber gestehen Sie mir die Wahrheit, Auguste; er ist zu groß, als daß er zu irgend einem Necessaire oder Kästchen der jungen Dame gehören könnte."

„Das ist mein Geheimniß," entgegnete sie schalkhaft, „und ich werde es Ihnen unter keiner Bedingung anvertrauen."

„Jetzt gerade verlange ich es zu wissen. Sie haben meine Neugierde erregt und die muß befriedigt werden. — Nehmen Sie sich in Acht, Auguste," setzte er sie zärtlich anblickend hinzu, „ich bin eifersüchtig wie Othello. Und bei diesem außergewöhnlichen Schlüssel erwacht begreiflicher Weise mein Argwohn."

„O Tyrann, der Sie sind! Vorhin haben Sie kaum gewagt, zu bitten, jetzt wollen Sie schon verlangen. — Nein, nein! Die Bestimmung dieses Schlüssels sage ich Ihnen nicht, denn ich will

Ihnen nur gestehen, das könnte wahrhaftig Ihren Argwohn erregen."

„Ah! kleine Verrätherin!" entgegnete der Baron neckend. „Sie sind noch so jung und tragen schon verdächtige Schlüssel bei sich. Aber es ist meine Pflicht, für Ihr Bestes zu wachen, und somit lege ich feierlich auf diesen Schlüssel Beschlag und nehme ihn an mich; denn das ist eine Waffe, die in Ihrer unerfahrenen Hand gefährlich werden könnte."

„Aber er hält fest an mir," erwiderte lachend das Mädchen, als sie sah, daß er vergebliche Bemühungen machte, den Schlüssel von dem Stahlringe zu trennen. Es war dies übrigens ein gefährliches Spiel auf ihrem Knie und der junge Mann beeilte sich auch nicht, an der ihm wohl bekannten verborgenen Feder zu drücken, welche den Ring öffnete. Endlich that er dies doch und der Schlüssel fiel in seine Hand.

„Sehen Sie," sprach er, indem er denselben triumphirend in die Höhe hob, „hier wäre das Instrument, das ich, wie schon gesagt, verpflichtet bin, zu mir zu nehmen. Seien Sie aber jetzt ein artiges Kind und sagen Sie mir, welche Thüre dieser Schlüssel aufmacht."

„Ich sage es nicht," entgegnete sie kopfschüttelnd; „gewiß nicht. Den Raub kann ich nicht hindern, doch soll es ein Räthsel in Ihrer Hand bleiben."

„Aber wenn ich dich herzlich um die Auflösung bitte, mein süßes, süßes Mädchen?" sagte der Baron schmeichelnd, indem er ihre Hand ergriff und sie abermals an seine Lippen führte. — „Vertrau es mir an, es ist das ein kleines, angenehmes Geheimniß mehr."

„Nein, nein!" versetzte Auguste eifrig. Und dabei suchte sie den Schlüssel zu fangen, den er neckisch in die Höhe hielt. „Nein, nein, ich werde es nicht sagen; deßhalb geben Sie mir ihn nur wieder, denn was nützt er Sie, da Sie seine Bestimmung doch nicht wissen?"

„O ich werde Sie erfahren," entgegnete er heiter und vergnügt,

„ich werde mich nächtlicher Weise einschleichen wie ein Dieb, ich werde sämmtliche Schlösser deines Hauses untersuchen, bis ich weiß, wo das rechte ist.“

„Dazu wären Sie wahrhaftig im Stande,“ sagte das junge Mädchen mit einem seltsamen Blicke; „weiß Gott, ich traue Ihnen so Etwas zu. Und das wäre ja ein wahres Unglück.“

„So benge diesem Unglücke vor und sage die Wahrheit, — die kleine, süße, angenehme Wahrheit.“

„Und wenn ich es thue, erhalte ich meinen Schlüssel wieder?“

„Wir wollen sehen.“

„Nein, nein, von: wir wollen sehen, darf keine Rede sein, ein einfaches Ja oder Nein. — Bekomme ich alsdann meinen Schlüssel wieder?“

„Wenn er nichts Gefährliches verschließt, ja.“

„Keine Bedingungen; darauf lasse ich mich gar nicht ein. Ich sage Ihnen, zu welcher Thüre der Schlüssel paßt, und Sie geben ihn mir zurück. Gehen Sie das ein?“

Der Baron zuckte lächelnd die Achseln, dann sagte er: „Sie sind grausam, Auguste; aber was kann ich machen? Sie haben mich in der Hand. — Doch ich will Ihnen noch einen andern Vorschlag machen: Sie sagen mir die Bestimmung dieses Schlüssels, darauf gebe ich Ihnen denselben zurück und dann erlauben Sie mir, Sie nach Umständen wieder darum zu bitten.“

Das Mädchen zauderte, eine Antwort zu geben, endlich aber sprach sie: „das ist eine gefährliche Bedingung; wenn Sie sich auf's Bitten legen, da weiß ich am Ende nicht, was ich machen soll. Nein, nein, es ist mir zu gefährlich.“

„Aber Sie können mir ja meine Bitten abschlagen,“ erwiderte er so innig und zärtlich als möglich.

„Und wenn ich nun nicht im Stande wäre, Ihnen diese Bitte abzuschlagen?“ sagte das Mädchen nach einer kleinen Pause mit unsicherer Stimme.

„O, dann wäre ich ja doppelt glücklich!“ rief der Baron, indem er ſie leidenſchaftlich an ſich drückte und ihre Lippen ſuchte, deren Auffinden ſie ihm gerade nicht beſonders ſchwer machte. — „Doppeltes, ſeliges Glück! — — Hier iſt der Schlüſſel,“ ſagte er nach einer längeren Pauſe; „darf ich nun wiſſen, was er verſchließt?“

„Gewiß, obgleich wir eigentlich viel Lärmen um nichts geſpielt haben. Sie kennen ja unſeren Garten hinter dem Hauſe; am Ende deſſelben befindet ſich ein kleiner Pavillon, von dem eine Thüre auf die Straße führt. Dieſe Thüre nun —“

„Oeffnet dieſer Schlüſſel!“ rief der Baron haſtig. Ah! meine geliebte Auguſte, jetzt bitte ich Sie doppelt, zehnmal, tauſendmal darum. — Nicht wahr, Sie ſagten ja vorhin, Sie können mir nichts abſchlagen?“

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe und reichte ſtillſchweigend den Schlüſſel wieder zurück, den er eifrig ergriff, zu gleicher Zeit aber auch ihre Hand, die er, ſowie den vollen weißen Arm, mit unzähligen heißen Küſſen bedeckte.

In dieſem Augenblicke mußte der Beſuch im Nebenzimmer entlaſſen worden ſein. Die Präſidentin, eine kluge, verſtändige Frau und gewiß auf's Innigſte beſorgt für das Wohl ihrer einzigen und heirathsfähigen Tochter, huſtete laut und vernehmlich, ehe ſie die Thüre zum Salon öffnete. Gewandt rückte der Baron ſeinen Fauteuil zurück, ehe die Mutter eintrat, und gewandt griff das junge Mädchen ein plötzlich hingeworfenes Geſprächsthema auf, in das nun die Beiden ſo vertieft ſchienen, daß ſie den Eintritt der Präſidentin gar nicht bemerkten und ſie laut hinaus lachten über die köſtliche Geſchichte der Frau von A., die neulich Abends nach dem Theater zufälliger Weiſe in ein ganz fremdes Coupé geſtiegen ſei.

Auf einmal aber bemerkte der Baron die Mutter, nun ſprang er leicht und graziös in die Höhe, indem er verſicherte, jetzt müſſe alle Geduld erſchöpft ſein und er habe die Damen mehr gelangweilt als bei der größten Freundlichkeit zu verantworten ſei.

Umsonst versicherte die Präsidentin, die Unterhaltung des werthen Gastes werde ihr eine wahre Erholung sein nach der Fatigue des eben gehabten Besuches. Der Baron war nicht zu halten, obgleich ein langer und schmerzlicher Blick auf Auguste dieser deutlich zu verstehen gab, wie schwer es ihm sei, sich jetzt loszureißen. Darauf küßte er die Hand der Mutter flüchtig, die der Tochter mit einer wahren Inbrunst, und verschwand leicht und gewandt aus dem Salon.

Auf der Treppe athmete der Baron tief auf, schaute einen Augenblick wie forschend um sich her, sprang dann flüchtig die Stufen hinab und warf sich in seinen Wagen, nachdem er dem Kutscher zugerufen: „nach Hause!“

Die Pferde zogen an, das leichte Coupé flog dahin, und der junge Mann griff mit einem seltsamen Blicke des Triumphes in seine Brusttasche, wo er das bewußte Papier und den Schlüssel verwahrte. „Das ist viel auf einmal,“ sprach er laut zu sich selbst, während sein Auge blitzte, „dieses für mich so kostbare Blatt, unbezahlbar nach dem, was ich über den Schreiber desselben erfahren, und dann einen Schlüssel, um ungehindert zu jeder Zeit in den Gartenpavillon des Polizeipräsidenten gelangen zu können. — Glück, du warst mir günstig! — Aber das arme Mädchen droben! — Ah! es war ein trauriges Mittel zum traurigen Zweck. Sie ist schön und gut, auch noch ziemlich unerfahren. — Arme — arme Auguste!“ — An diese letzten Worte, die der junge Mann noch ziemlich heiter aussprach, mußten sich plötzlich ernste, finstere Gedanken reihen, Gedanken, die ihm in kurzer Zeit furchtbar wurden, denn das Auge verlor fast mit einem Male seinen Glanz und stierte matt mit schrecklichem Ausdruck in die Ecke des Wagens, und der Kopf sank auf die Brust herab, während er die Unterlippe heftig zwischen die Zähne klemmte. Darauf wurde sein Gesicht aschfarben und fahl, und nach und nach trat ihm ein kalter Schweiß auf die Stirne. Man hätte glauben sollen, es habe ihn ein heftiger Krampf befallen, der sein Herz stille

stehen ließ und seine Glieder löste; willenlos sank er in sich zusammen, und wenn er sich nicht zuweilen aufgerafft hätte, tief seufzend mit der Hand über die Stirne gefahren wäre, um einen Augenblick auf die Straße zu schauen, hätte man meinen können, auf dem weichen Kissen liege ein schwer Erkrankter — ein Sterbender. Ja, wer ihn vor einigen Minuten am Hause des Präsidenten so leicht und gewandt in den Wagen springen und bei seiner Wohnung hätte aussteigen sehen, würde darauf geschworen haben, das sei nicht derselbe Mensch: Dieser hier, welcher langsam die Treppen hinauf schleiche, sei mindestens um zehn Jahre älter als Jener, der dort die Stufen so flüchtig hinabgesprungen.

Wir können aber dem geneigten Leser nicht verschweigen, daß der Baron Brand zuweilen solche fürchterliche Augenblicke hatte, wo ihn ein entsetzliches Seelenleiden befiel und dahin warf, wie Jemand, den eine tödtliche Krankheit erfaßt. Sein alter Kammerdiener kannte diesen Zustand, und er führte alsdann seinen Herrn langsam zu einem weichen Fauteuil, mischte ihm ein niederschlagendes Pulver, verdüsterte das Zimmer, indem er die Vorhänge zuzog, und überließ ihn dann seinen finsteren Träumereien.

So geschah auch heute, und dann schlich der Kammerdiener leise auf den Zehen gehend zum Zimmer hinaus und trat in das anstoßende Gemach, wo er einen großen Schrank von geschnitztem Eichenholz sorgfältig abschloß und den Schlüssel zu sich steckte.

In diesem Schranke aber befanden sich die Pistolen und sonstigen Waffen des Barons.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Siegel des Herrn von Brand.

Der Maler, Arthur Erichsen, hatte unterdessen in dem Arbeitszimmer des Grafen Fohrbach das Aquarell beendigt, es von dem Zeichenbrette herabgeschnitten, auf einen großen weißen Carton befestigt, und es neben dem Original im günstigsten Lichte aufgestellt. Hierauf nahm er das Billet, welches neben ihm lag, betrachtete einen Augenblick das Siegel und las die Adresse.

„An Madame Becker, Kanalstraße Nr. 8.“

„Kanalstraße Nr. 8,“ sagte Arthur, „das muß in einem der sehr alten Häuser sein mit den langen unheimlichen Gängen. Nun, es bringt mich nicht gerade übermäßig weit von meinem Wege ab, und da dem Grafen viel daran gelegen zu sein scheint, daß der Brief bald besorgt wird, so will ich den Gang selbst unternehmen. Ich treibe mich überdies gern in so einem alten Gebäude herum.“

Arthur steckte das Billet in die Tasche und ging durch den Salon in's Vorzimmer, wo er seinen Ueberrock fand, und wo der alte Kammerdiener neben einem Lehnstuhle stand und mit dem bisherigen Jäger des Grafen verkehrte. Dieser schien sich mit Mühe aufrecht zu halten, während seine Finger krampfhaft mit den glänzenden Knöpfen seiner Uniform spielten, und während sein Gesicht erschrocken und bleich aus dem schwarzen Bart hervorleuchtete.

„Das ist hart, Herr Kammerdiener,“ hörte ihn Arthur sagen, „wenn man so plötzlich fortgeschickt wird. Sie haben gut reden von einem Zeugnisse; alle Welt kennt den Herrn Grafen Fohrbach und weiß, daß er nicht leicht Jemand wegschickt. Da werden alle

Herrschaften die Achseln zucken und Wunder meinen, was ich begangen hätte. — Und was habe ich denn begangen? — Ich weiß es nicht und Sie sagen es ja nicht."

„Von einem Vergehen wird ja auch nicht gesprochen," antwortete der alte Mann, indem er seine Blicke auf die Schnupftabaksdose, die er in der Hand hielt, heftete. „Der Herr ist einmal der Herr, und wenn ihm unsere Nase nicht mehr gefällt, so hat er das Recht, uns aus dem Dienst zu schicken."

„Und vielleicht für Zeit Lebens unglücklich zu machen! — O! das ist ja entsetzlich! Ich habe meinen Dienst gethan wie Jeder, das müssen Sie mir bezeugen; ich war der Erste und der Letzte auf dem Platze, denn ich hoffte hier ein dauerndes Brod zu finden. — Haben Sie mir je ein böses Wort gesagt, Herr Kammerdiener? — Gewiß nicht! Ich nahm mich zusammen, denn ich dachte an Weib und Kind. Bei Unsereinem geht es bitter zu, wenn man eine Zeit lang keine Condition hat. — Was werden sie daheim sagen, wenn ich so plötzlich fortgeschickt bin!"

Der Kammerdiener zuckte die Achseln und entgegnete: „ich kann darin nichts machen; der Herr Graf haben befohlen und ich darf der Sache nicht einmal mehr erwähnen. Doch will ich Ihnen im Vertrauen einen guten Rath geben; daß er hilft, glaube ich kaum: wenden Sie sich an einen der Freunde des Herrn, daß er ein gutes Wort für Sie bei dem Grafen einlegt."

Das war ein sogenannter Kanzleitrost und als solchen schien ihn auch der verabschiedete Jäger aufzunehmen. Er seufzte tief auf, fuhr sich mit der Hand über die Augen und ging in sein Zimmer. Dort legte er wahrscheinlich seine glänzende Uniform ab, zog einen ärmlichen Rock an und ging nach seiner Wohnung, wo er der Frau und vier Kindern, die um eine Schüssel mit Kartoffeln saßen, die Kunde von seiner unverhofften Entlassung zum Nachtisch brachte.

Arthur ging unangenehm erregt seines Weges und nahm an

das Tageslicht vollkommen überflüssig ist; denn erst wenn es draußen anfängt zu dunkeln, wird's innen hell. In früherer Zeit wurde das Local mit Talglichtern erleuchtet, als aber das Gaslicht überhand nahm, wurde in die Mauer ein Loch gebrochen, von außen eine bleierne Röhre hineingezogen, dieselbe an der Wand und Decke durch Nägel festgemacht, zwei Schuh vor letzterer unten umgebogen, ein kupferner Brenner hineingesteckt — so — und der Kronenleuchter war fertig. Wenn Abends das Gaslicht angezündet wurde und die ewige Dämmerung aus dem Zimmer verschwand, so war es, als zöge ein tiefer Seufzer bei den trüben Wänden vorbei; der alte Hund hinter dem Ofen schüttelte sich, streckte die Nase empor und meinte, es würde Tag. —

Durch den finstern Gang trat man in das Vorzimmer, die Wohnstube des Wirthes und Hausbesitzers. Hier war ein großes, zweischläferiges Bett, ein Paar hölzerne Stühle, ein Ofen, um denselben ein großer, verblichener Papierschirm, auf welchem Adam und Eva im Naturzustande und sämmtliche Thiere, wie sie im Paradiese lustwandeln, gemalt waren. Da die Gäste allemal durch dieses Vorzimmer mußten, so zog sich der Wirth mit seiner Frau am Abend hinter diesen Schirm am Ofen zurück, und die beiden alten Leute blieben, bis der Letzte der Gäste heimwankte. Der Wein wurde in das Gastzimmer in ein Paar großen steinernen Krügen hingestellt, aus welchen sich die Gäste bedienten, nachher die Zeche selbst berechneten und das Geld auf dem Tisch zurückließen. Aus dieser Einrichtung kann man ersehen, daß das Local nur von Stammgästen besucht wurde. Diese Stammgäste nun gingen bei dem großen Ofenschirm vorbei und jeder derselben klopfte mit der Hand daran, und das war ein Zeichen für den Wirth, daß ein guter Bekannter eintrat; wenn aber zufälliger Weise Jemand in das Gastzimmer kam, der den Schirm nicht berührte, so streckte der Wirth seinen Kopf oben hinaus und versicherte den fremden Gast, das Zimmer sei für heute Abend an einige gute Bekannte vermiethet.

Man wird uns fragen, welche Klasse von Menschen hier zusammenkam, ob es ein geheimer Clubb war, ob hier Verschwörungen angezettelt wurden, ob man hier, verborgen vor den Augen der Polizei, hoch spielte, und es wäre eigentlich sehr interessant für uns, wenn wir etwas derartig bejahen könnten und dadurch Hoffnung gäben, daß eine schauerliche Geschichte hier passirt sei. Leider sind wir nicht so glücklich: Hieher kamen keine Landstreicher und sonstige Vagabunden, keine Diebe oder Mörder, nicht einmal Verschwörer, es fielen hier wohl zuweilen schreck-

der nächsten Ecke eine Droschke, die ihn in kurzer Zeit nach der Kanalstraße brachte.

Hier stieg er aus und schritt über den öden Hof, den wir dem geneigten Leser in einem der vorigen Kapitel geschildert, nach dem Hintergebäude mit der steinernen Wendeltreppe, die er hinaufging und sich nun in einem der langen Gänge befand, wo er ungewiß war, an welche Thüre er klopfen sollte. Der Zufall führte ihn übrigens ziemlich glücklich, denn nachdem er zwei Thüren vergeblich geöffnet und in zwei Zimmer geblickt, aus denen ihm eine warme, unangenehme Atmosphäre entgegen drang, wo er zerlumpte und schlecht genährte Kinder auf dem Boden sitzen sah, und schelende, schmierige Weiber am Kochfeuer stehen, welche ihn ziemlich unfreundlich hinaus wiesen, kam er endlich an die Wohnung, die er suchte. Es war die dritte Thüre, an welche er klopfte; von innen rief man „Herein!" und als Arthur in das Gemach trat, sah er am Fenster eine Frau stehen, die ihm augenblicklich ein paar Schritte entgegen kam, und, wohl in Folge seines feinen und eleganten Anzugs, einen tiefen Knix machte.

„Ich suche Madame Becker."

„Ihnen aufzuwarten habe ich die Ehre vor Ihnen zu stehen," entgegnete die Frau mit ihrem besten Lächeln, worauf sie abermals knixte und den jungen Mann mit einer Handbewegung bat, auf dem Sopha Platz zu nehmen.

Arthur lehnte das aber ab, indem er entgegnete: „ich danke Ihnen recht sehr; unser Geschäft ist bald abgemacht."

„Sie sind an mich empfohlen?" fragte verschmitzt lächelnd die Frau.

„Das eigentlich nicht," versetzte Arthur. „Ich komme nur im Auftrage eines Bekannten, des Grafen Fohrbach."

„Ah! des Herrn Grafen!" sagte die Frau doppelt freundlich. Doch zog sie gleich darauf ihren Mund lächelnd in die Breite, die Augenbrauen in die Höhe, schüttelte bedächtig den Kopf und meinte

„der Name des Herrn Grafen iſt eine der beſten Empfehlungen, — ein charmanter junger Herr! liebenswürdig und gutmüthig; aber ſchwer, ſchwer im Umgang, das kann ich Sie verſichern. Und doch war er nie unzufrieden mit mir. — Nun, wir wollen ſchon ſehen. Bitte recht ſehr, gefälligſt einen Augenblick Platz zu nehmen.“

Den Maler intereſſirte das Geſicht der Frau; er ſchaute ſie mit einem prüfenden Blicke an und ſtudirte offenbar in dieſen ſeltſamen Zügen, die Verſchlagenheit, Gutmüthigkeit, Liſt neben anderen gewiß recht ſchlimmen Leidenſchaften ausdrückten. — Er zog das Billet aus der Taſche hervor, um es Madame Becker darzureichen.

„Ah! noch eine ſchriftliche Empfehlung!“ ſagte dieſe; „das wäre vollkommen unnöthig geweſen, der Herr empfehlen ſich ſchon hinlänglich durch Ihr angenehmes Aeußere, und da ich durch den Namen des Herrn Grafen ſicher bin, auf alle Verſchwiegenheit rechnen zu können, ſo bitte ich, nur frei heraus zu ſagen, womit ich dienen ſoll.“

„Und womit können Sie mir eigentlich dienen?“ fragte lächelnd Arthur, den dieſe ſonderbare Unterhaltung zu intereſſiren begann.

„Ah! das iſt eine ſeltſame Frage,“ entgegnete Madame Becker, während ſie ihren Mund ſpitzte und den Verſuch machte, ſchelmiſch auszuſehen. „Ich erwarte nur Ihre Befehle, wie es Ihnen der Herr Graf auch wohl geſagt haben wird. Anbieten kann ich Ihnen nichts, das werden Sie natürlicher Weiſe bei mir vorausſetzen; aber die ganze Stadt kenne ich wie meine Taſche, und wenn Sie mir einen Namen nennen, Straße, Haus und Nummer, ſo erfahren Sie in wenig Tagen, ob ein Beſuch möglich oder unmöglich iſt.“

„Ah ſo!“ verſetzte Arthur laut lachend. „Vorderhand iſt es mir nicht möglich, Ihnen irgend dergleichen anzugeben, da ich ſelbſt darüber noch im Unklaren bin.“

„Das thut auch nichts,“ antwortete wichtig die Frau, indem ſie die rechte Hand auf die Hüfte legte und mit dem Zeigefinger

der linken den jungen Mann vertraulich auf den Arm stieß. „Wir kennen unser Geschäft. Eine Beschreibung der Person, eine Straße, wo sie meistens gesehen wird, ein Haus, in das sie häufig geht, das ist Alles, und dann verlassen Sie sich auf Madame Becker; es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir in acht Tagen nicht wüßten, woran wir sind."

„Nun, ich will mir das merken," sprach immer noch lachend der Maler; „aber vorderhand bin ich nur bei Ihnen, um diesen Brief zu übergeben."

„Richtig, den Brief!" entgegnete die Frau. „Das hätten wir bald vergessen. Nehmen Sie einstweilen Platz; ich will meine Brille holen. In die Ferne sehe ich natürlicher Weise wie ein Falke, aber mit dem Geschriebenen geht's nicht mehr so leicht. Und dann haben der Herr Graf eine feine, kaum leserliche Hand wie ein Frauenzimmer."

Mit diesen Worten eilte sie in's Nebenzimmer und Arthur ließ sich auf dem Sopha nieder.

Gleich darauf kam Madame Becker zurück, setzte sich neben den Maler und nahm aus einem Futteral eine Brille, die sie mit großer Bedächtigkeit auf ihrer Nase befestigte. Dann nahm sie den Brief in die Hand und sagte: „Gewiß, gewiß, lieber Herr, mit Seiner Gnaden, dem Grafen Fohrbach, ist es eigentlich schwer Geschäfte zu machen. Das werden Sie wohl einsehen; es ist nicht Alles möglich auf dieser Welt, und meistens ist er auf das Unmögliche versessen. — Nun, wir wollen sehen!"

Damit brachte sie das Billet dicht an die Augengläser, las die Adresse, nickte mit dem Kopfe und wandte alsdann das Schreiben auf die andere Seite, um als eine kluge Frau auch das Siegel zu betrachten. Doch kaum hatte sie einen Blick auf die arabischen Buchstaben desselben geworfen, so fuhr sie erschrocken zurück, ließ Hand und Brief abermals sinken und betrachtete den neben ihr

ſitzenden jungen Mann mit einem Ausdrucke der höchſten Ueberraſchung, ja eines unverkennbaren Schreckens, von oben bis unten.

„Der Brief iſt von dem Herrn Grafen Fohrbach?“ fragte ſie nach einer Pauſe.

„Allerdings; ich dachte mir, Sie kennten ja die Handſchrift,“ entgegnete Arthur, dem das plötzliche ängſtliche Weſen der Frau auffiel.

„Die Handſchrift wohl — aber das Siegel. Haben der Herr Graf dieſen Brief wohl ſelbſt geſiegelt?“

„Ohne Zweifel; ich glaube nicht, daß er ähnliche Schreiben von Anderen ſiegeln läßt.“

„Sehen wir, ſehen wir!“ ſprach eifrig Madame Becker, indem ſie das Couvert haſtig abriß. „Wenn er nur was Mögliches verlangt. Heiliger Pancratius! wenn er nur was Mögliches verlangt!“

Sie entfaltete das Schreiben, zog die Augenbrauen in die Höhe, und während ſie las, ließ ſie ihre Unterlippe ſchlaff herabhängen. Nachdem ſie geendigt, ſchüttelte ſie bedeutſam den Kopf und ſtieß einen tiefen Seufzer aus. — „Sie ſind natürlich der Vertraute des Herrn Grafen,“ ſagte ſie und blickte den jungen Mann lauernd an; „Sie wiſſen wahrſcheinlich, was in dem Brief ſteht?“

„Nein, nein, ich weiß es nicht!“ entgegnete Arthur haſtig, dem das ſonderbare Weſen der Frau im höchſten Grade auffiel. — „Ich weiß es nicht und verlange es auch nicht zu wiſſen. Meinen Auftrag habe ich erfüllt: der Brief iſt in Ihrer Hand und ich bin fertig.“ Damit ſtand er auf.

Gegen alle Regeln der Höflichkeit, die Madame Becker ſonſt gewiſſenhaft gegen ihre Kunden, wozu ſie auch im Geiſte ſchon den jungen Mann rechnete, beobachtet, blieb ſie nachdenkend auf dem Sopha ſitzen, legte die Hände in den Schoos und ſtarrte träumeriſch vor ſich hin. „Das wird rein unmöglich ſein,“ murmelte ſie.

— „Aber das Siegel! — Wie kommt das Siegel dahin? Das scheint mir ein gemessener Befehl zu sein. — Nun, ich muß Alles versuchen, helf' was helfen mag!" Sie seufzte abermals tief auf, schien dann plötzlich aus ihrem Nachsinnen zu erwachen und sprang eilig vom Sopha in die Höhe, als sie sah, daß sich der junge Mann der Thüre bereits genähert hatte. Sie zupfte an ihrer Haube,. ihre Züge nahmen das uns bekannte Lächeln an, dann rieb sie sich die Hände und sagte: „wenn Sie den Herrn Grafen sehen und etwas sagen wollen, so bitte ich ihm zu vermerken —"

„Geben Sie mir keine Commissionen, Madame," antwortete Arthur. „Verstehen Sie mich gar nicht falsch: ich sollte nichts als Ihnen diesen Brief übergeben, kann daher auch durchaus keine Antwort übernehmen. — Ich wünsche recht guten Morgen!"

„So habe ich denn die Ehre, mich Ihnen bestens zu empfehlen," erwiderte die Frau mit einem tiefen Knix. „Bitte, vergessen Sie vorkommenden Falls meine Wohnung nicht und wenden sich alsdann an Ihre unterthänigste Dienerin."

Die Thüre schloß sich hinter dem Maler, Madame Becker öffnete sie nochmals, um Höflichkeits halber auf den Gang hinaus zu grinsen, dann zog sie sich in ihr Zimmer zurück, nahm hastig das Convert von dem Sopha, und eilte an's Fenster, wo sie nochmals das Siegel genau betrachtete. — „Es ist kein Zweifel," murmelte sie, „es ist sein Petschaft, er muß ihn kennen. — Oh je! oh je! Das wirkt freilich mehr, als wenn er mir fünfhundert Gulden versprochen hätte. Also er schreibt: Sie wohnt Balkenstraße Nr. 40 über vier Treppen, ihr Vater ist, wie ich höre, ein armer Schriftsteller, und das Mädchen müssen Sie kennen, sie heißt Clara Staiger, und ist Tänzerin am Hoftheater. Thun Sie alle Ihre Schritte, beste Madame Becker, es kommt mir diesmal nicht auf die glänzendste Belohnung an. — — Der braucht mir da wohl Name und Wohnort anzugeben! kenne sie wohl mit ihrem Trotz und Hochmuth, kenn' die ganze Bagage, den alten Simpel,

ihren Vater, und weiß wohl, was ich da zu erwarten habe. — Ei, Herr Graf, da haben wir ſchon mehrere Mal angebohrt und ſchöne Antworten bekommen. Der Teufel auch! Das iſt eine ſaubere Commiſſion! — Wenn nur das Siegel nicht auf dem Briefe ſtände! — Aber da muß ſchon ein Uebriges geſchehen. Wir wollen das überlegen; ich darf gar nicht mehr in das Haus hinein. Ich glaube, der Alte macht einen Höllenlärm und hetzt mir ſämmtliche Miethsleute auf den Hals. — Wir wollen doch einmal ſehen, ob da Niemand aus- und eingezogen iſt. Ich habe mich um den Fratz lange nicht mehr bekümmert."

Bei dieſen Worten holte ſie aus einem alten Schreibtiſche ein Buch hervor — es war ein Wegweiſer der Reſidenz — und blätterte eifrig darin. — „Balkenſtraße Nr. 36 — 38 — 40. Da iſt's! — Ah! ah! Unten wie früher, Belletage und zweiter Stock ebenfalls; dritter Stock: Steuerinſpektor Weiß — kenne ich nicht! — vierter Stock: Schriftſteller Staiger, Clara Staiger, Tänzerin. — Aha!" fuhr ſie lächelnd fort, „da hat's eine Aenderung gegeben. — Schön! ſchön! die Frau Wundel iſt eingezogen. Na, das gibt einen Anhaltspunkt. — Und wohnt Thür an Thür mit dem hochnaſigen Balletmädchen. Die Wundel gehört zu meiner Bekanntſchaft, und wenn man der ein paar Kronenthaler verſpricht, ſo läuft ſie für einen durch's Feuer."

Hierauf ſchlug Madame Becker das Buch zu, worauf ſie bedächtlich und ſichtlich erheitert eine Priſe nahm. —

Kopfſchüttelnd verließ Arthur das alte Haus, ſtieg nachdenkend die Wendeltreppe wieder hinab und ſuchte ſeine Droſchke auf, die er in einer Nebenſtraße wartend fand; er ſtieg hinein und fuhr fort. Wenn er auch als junger Mann von großem Vermögen, als luſtiger Geſellſchafter ſeiner vornehmen Freunde, ſowie als Maler in Manches des geheimnißvollen Lebens der großen Stadt, die er bewohnte, eingeweiht war, ſo hatte er doch bis jetzt von der Exiſtenz der Madame Becker, ſowie von deren eigentlichem Ge-

schäftsbetrieb noch gar keine Ahnung gehabt. Das war ja förmlicher, wohl organisirter Sklavenhandel, nur daß sich das arme Schlachtopfer, welches hier ausersehen und verkauft ward, diesem Handel nicht durch die Flucht entziehen konnte, denn es wußte ja nicht, daß man es verfolgte. Leise und vorsichtig wurden ihm Fallen gestellt, wurden ihm unsichtbare Schlingen um die Füße gelegt, und auf einmal stürzte es hin, verrathen, verkauft, in die Arme seiner Verfolger, um darauf hin immer tiefer zu fallen, hinab in den schmutzigsten Schlamm des menschlichen Lebens, der, zäh und gewaltig, seine Beute nicht wieder fahren läßt.

Diese Gedanken hatten den jungen Mann einigermaßen unmuthig gestimmt, und es war ihm leid, den Brief an seine Adresse überbracht zu haben. „Wer weiß," sagte er sich selbst, „bin ich vielleicht somit die Ursache, daß jenes Weib ihre Creaturen auf irgend ein armes Mädchen losläßt! — Aber," tröstete er sich, „was ich nicht gethan, hätte morgen der Postbote besorgt; gewiß nicht harmloser und unwissender als ich heute."

Arthurs Selbstgespräch wurde hier unterbrochen, als er an einer vorher bezeichneten Stelle hielt; er sprang aus dem Wagen, sah sich flüchtig um und eilte nun von den höheren Gegenden der Stadt einem tiefer gelegenen Viertel zu, durchkreuzte mehrere schmale Gassen mit hohen Häusern, deren spitze Giebel vor Alter etwas gegen einander geneigt waren, was im Sommer diese Wege angenehm kühl machte, im Winter aber frühzeitig dunkel und unendlich schmutzig. Auch über kleine Plätze kam er, ging wieder eine Zeit lang an den nächsten Kanal, wie an jenem Abend, wo wir ihn zum ersten Male gesehen, überschritt einige glatte schlüpfrige Brücken und befand sich jetzt am Eingange der Balkenstraße.

Der geneigte Leser wird vielleicht das Ziel seiner Wanderung errathen. Waren doch schon mehrere Tage verflossen, seit er den alten Herrn Staiger bei seinem Buchhändler getroffen, seit er ihm einen Besuch versprochen, einen Besuch, den er zu machen gedachte,

natürlicher Weise nur in der Absicht, um sich Raths zu erholen Behufs der Illustrationen zu Onkel Tom. Warum er jetzt gerade zur Mittagsstunde hinging, diese Frage könnten wir dahin beantworten, daß es jetzt überhaupt zu Besuchen die schicklichste Zeit sei, denn wir sind weit entfernt, zu glauben, es habe Arthur gewußt, daß der Balletsaal um Mittag geschlossen würde und die Tänzerinnen alsdann nach Hause gingen.

So oft auch schon der Maler, das müssen wir gestehen, Clara bis an die Hausthüre begleitet hatte, so war er doch nie weiter als zwei bis drei Schritte in den Flur hinein gelangt, und das bei einem fruchtlosen Versuch, ihre Hand noch länger festzuhalten, nachdem sie einige Minuten mit ihm geplaudert. In Fällen wie der vorliegende aber haben sich gewiß viele unserer geneigten Leser schon zurecht gefunden, und Arthur that dies ebenfalls ohne große Schwierigkeit. Er passirte den ersten, zweiten und dritten Stock, und nur auf dem vierten geschah es ihm, daß er an eine falsche Thüre klopfte. Man rief „Herein!" und er sah eine ältliche Frau vor sich, recht anständig gekleidet, die eine weiße Schürze umgebunden hatte und einen Kochlöffel in der linken Hand hielt. Sie kam augenscheinlich von ihrem Herde und beschäftigte sich mit Bereitung ihres Mittagessens, denn ein angenehmer Duft von Zwiebeln und gebratenem Fleische drang auf den Gang heraus.

Der junge Mann sah gleich, daß er falsch gegangen war, denn er wußte, daß Clara's Mutter schon vor mehreren Jahren gestorben war.

„Verzeihen Sie," sagte er, „ich suche Herrn Staiger."

Worauf Madame Wundel, die es in eigener Person war, ihm freundlich erwiderte, gleich nebenan sei die gesuchte Thüre, er möge aber nur ohne anzuklopfen durch das Vorzimmer gehen, indem sich dort gewöhnlich Niemand aufhalte.

Arthur dankte auf's Freundlichste, was die Wittwe sehr huldreich und herablassend hinnahm. Sie hatte offenbar ihr Wohlge-

fallen an dem hübſchen jungen Manne, und da ſie eine brave Frau war, die möglicher Weiſe mit ihren Töchtern Alles gemeinſchaftlich genoß, ſo rief ſie dieſe durch ein leiſes Räuſpern herbei und zeigte ihnen durch die Thürſchwelle den Beſuch, der zu Staigers gehe.

„Die Clara iſt aber nicht daheim," ſagte die ältere Tochter Emilie, indem ſie ihren Kopf ſo weit als möglich zur Thüre hinaus ſtreckte.

„Ach was Clara!" entgegnete die Mutter; „der war von guter und ſtiller Familie. Der läuft keinen Tänzerinnen nach; ich wette Zehn gegen Eins, der hat den alten Schreiber wegen irgend einer Schuld zu mahnen. — Paßt mir auf, Emilie, der kommt bald wieder zurück."

„Ich will ein paar Bücher und Noten draußen auf dem Gange abſtäuben," verſetzte die ältere und ſehr gelehrige Tochter.

„Thu' das, mein Kind," erwiderte die Mutter. „Aber ſtreich' die Haare zurecht, du ſiehſt ein wenig zerzaust aus."

Damit ging ſie an ihren Kochherd zurück, während Arthur zu gleicher Zeit durch das faſt dunkle Vorzimmer ſchritt und nun an die Thüre des Wohnzimmers klopfte.

„Herein!" klang es ihm entgegen; und eine feine Kinderſtimme ſetzte hinzu: „Wenn's kein Schneider iſt!"

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Illuſtrationen.

Arthur hatte ſich vorgenommen, die Wohnung des Mädchens, das er ſtill und wahr liebte, behaglich und angenehm zu finden, wenn auch gerade hier nicht viel von dem ſei, was zum Comfort

des Lebens gehöre. Das Vorzimmer erschien ihm aber etwas zu ärmlich; er bemerkte nichts als in einer Ecke ein Bett und in der anderen einen alten Stuhl. Das Wohnzimmer kennt der geneigte Leser bereits; wenn er es auch nur bei Nacht gesehen, so müssen wir ihm leider die Versicherung geben, daß es heute beim trüben Licht — einem falben Lichte, das sich kaum nothdürftig durch die hohen, finsteren Dächer und den Schnee und Regen, der draußen fiel, herein stehlen konnte, — nicht viel wohnlicher aussah.

Herr Staiger in seinem unvermeidlichen blauen Ueberrock saß am Fenster und schrieb wie immer eifrig darauf los. Wärmer war es heute freilich in dem Zimmer, als an jenem Abend, und das kam daher, weil das kleine Mädchen gerade im Begriff war, einen Topf Kartoffeln in dem Ofen sieden zu lassen. Die Thüre desselben stand halb offen, und es drang ein leichter Wasserdampf daraus hervor, der von dem Bübchen, das neben seiner Schwester stand, begierig aufgesogen wurde.

Der alte Mann an dem Fenster richtete seinen Blick von der Arbeit auf und sah den Eingetretenen scharf an. Es dauerte ein paar Sekunden, ehe er ihn erkannte, dann aber steckte er die Feder hinter das Ohr, erhob sich freundlich und eilte seinem Bekannten entgegen, worauf er ihm herzlich die Hand schüttelte.

Das Bübchen schaute aufmerksam zu; es hatte auf seinem Kopfe einen Hut von Papier in militärischer Form und in der Hand ein sehr kunstlos gearbeitetes hölzernes Schwert. Es hatte vorhin von dem Schneider gesprochen, und als der Fremde eintrat, den Griff seines Schwertes erfaßt. Jetzt aber, als es sah, daß der fremde Mann in friedlicher Absicht zu kommen schien, fuhr es mit der Hand an seinen papiernen Hut und grüßte militärisch.

„Sehen Sie, ich halte Wort," sagte Arthur, „und wäre schon früher gekommen, aber ich wollte Ihnen Zeit lassen, um wegen unseres Geschäftes zu überlegen."

„Ah! was die Illustrationen anbelangt! Ja, ich habe mich auch

liche Redensarten, aber im Ganzen waren es harmlose Leute, die hier in der Kneipe zusammenkamen und von denen die meisten am andern Morgen in ihren Geschäften ganz anders sprachen, wie Abends hinter dem Weinglase!

Was aber geschah hier im Dunkel der Nacht? — — — — Hier versammelte sich allabendlich der Clubb für unbegränzte Freiheit. Hier wurde politisirt: das Wohl Deutschlands, das Wohl der ganzen Welt berathen.

Die Glocke schlägt Sieben, ein schwerer Tritt in der Hausflur, ein schwerer Schlag an den Ofenschirm, eine tiefe Baßstimme sagt: „guten Abend“ und geht in's Wirthszimmer. Es ist ein großer, breitschulteriger Mann, der eingetreten ist, auf seinem Gesicht liegt ein rosiger Schein, aber nicht der Schimmer der Jugend, eine Röthe, dem Nordlicht vergleichbar, deren Centrum die Nase ist. Dieß Gesicht ist eingefaßt mit einem großen Bart, alle Unterabtheilungen dieses männlichen Schmuckes, Schnauz-, Backen-, Knebel- und Kinnbart zu einem wirren Ganzen zusammengewachsen; der Mann sieht unter seinem grauen Hut mit Hahnenfedern ganz fürchterlich aus, er trinkt ein großes Glas Wein auf einen Zug aus, stellt sich vor die Bildnisse von Robert Blum und Hecker, die an der Wand hängen, einen Augenblick hin, seufzt tief auf; dieser Seufzer aber klingt wie ein leises Brüllen, er murret etwas von verrathener Freiheit und setzt sich nieder.

Nach ihm säuselt eine leichte Gestalt durch die Flur, berührt ganz leicht den Schirm und bleibt unter der Thür des Gastzimmers einen Augenblick stehen; es ist ein schmächtiges Männchen mit einem frommen Gesicht, das sich aber mühsam den Anschein gibt, ingrimmig auszusehen, es vergräbt das Kinn in die Halsbinde, schiebt den Hut verwegen auf ein Ohr: Also hierher hat sich das Bischen übrig gebliebene Freiheit geflüchtet, hier müssen wahre Vaterlandsfreunde tagen, verborgen vor der Welt in einem dürftigen Winkel der Erde! Ach, es ist schauerlich! Darauf salutirt er vor dem Portrait Heckers und setzt sich an den Tisch. Der Andere schenkt ihm wenig Aufmerksamkeit, stützt den Kopf auf beide Arme und stößt dichte Rauchwolken aus seiner Cigarre. —

Eine dritte behäbige Figur schiebt sich jetzt ins Zimmer, trommelt ein paar Takte auf den Ofenschirm und schaut mit einem wohlgenährten freundlichen Gesicht hinter denselben: — Guten Abend, Alter, wie geht's? — dann tritt sie ins Gastzimmer und läßt sich nieder, nachdem sie dem Hecker pfiffig lächelnd zugewinkt.

ſchon damit beſchäftigt und Einiges aufgeſchrieben. Kommen Sie an meinen Arbeitstiſch und nehmen Sie Platz."

Arthur ſetzte ſich dem alten Manne gegenüber an's Fenſter und blickte nachdenkend hinaus. Es war dies daſſelbe Fenſter, durch welches er ſo oft Licht ſchimmern ſah, wenn es ihm erlaubt war, die Tänzerin bis an's Haus zu begleiten. Jetzt war er ohne ihr Vorwiſſen in ihr Aſyl gedrungen und hatte damit gewiſſermaßen ihren dringenden Wunſch, ihren Befehl übertreten. Doch entſchuldigte er ſich mit den Umſtänden, welche ihn hieher geführt, und redete ſich ein, er würde ja im Auftrage des Buchhändlers den alten Herrn auch beſucht haben, ſelbſt wenn er nicht gerade Clara's Vater wäre, was auch ſo halb und halb ſeine Richtigkeit hatte.

„Haben Sie ſchon an unſere Sache gedacht?" fragte Herr Staiger. „Wird es Ihnen nicht ſchwer werden, hier in unſerem ſtillen Leben Phyſiognomien zu Ihren Gebilden zu finden, oder wollen Sie ſich ganz Ihrer Phantaſie überlaſſen?"

„Nein, nein!" entgegnete Arthur, „ich werde mich ſo viel als möglich an Perſonen halten, die mir gerade aufſtoßen, natürlicher Weiſe, ohne gerade Portraits zu liefern. O, es gibt hier Köpfe genug, die ganz prächtig für Sklaven und ihre Käufer und Verkäufer paſſen."

„Glauben Sie?" ſagte der alte Mann und ſah ihn mit einem leuchtenden Blicke an. „Das habe ich mir auch ſchon gedacht; und meinen Sie nicht auch, daß es nicht nur hier bei uns Menſchen gibt, die den in dieſem Buche beſchriebenen gleichen, ſondern daß ſich auch manche unſerer Verhältniſſe ſehr ähnlich ſehen?"

„Gewiß!" erwiderte Arthur lächelnd, und dachte an Madame Becker und Herrn Blaffer. Dem Gedanken an den Letzteren lieh er auch Worte, indem er ſagte: „ich würde mir gar gern das Vergnügen machen, unſeren gemeinſchaftlichen Buchhändler und Freund als Sklavenhändler darzuſtellen. Aber er wird es nicht zugeben, daß man ihn auf ſolche Art in Holz ſchneidet und verewigt.

„Nein, gewiß nicht!“ verſetzte Herr Staiger. „So Etwas wollen wir auch gar nicht unternehmen; Gott ſoll mich bewahren! Das müßte mich ohne Weiteres um ſeine Kundſchaft bringen.“

Das Bübchen war unterdeſſen näher geſchlichen, ſteckte den Kopf unter den Arm ſeines Vaters und ſah den fremden Mann mit ſeinen großen treuherzigen Augen an.

Nothwendiger Weiſe mußte jetzt Arthur fragen: „das ſind Ihre Kinder, Herr Staiger?“

Und eben ſo ſicher war es, daß der alte Mann darauf antwortete: „es ſind meine beiden jüngſten; meine älteſte Tochter wird bald nach Hauſe kommen. Die haben Sie gewiß ſchon oft geſehen?“

So unbefangen nun dieſe Frage an und für ſich war, ſo verurſachte ſie doch dem Maler einiges Herzklopfen, denn er wußte nicht, ob der Vater das öftere Sehen auf das Hoftheater bezog, oder ob er am Ende Kunde hatte, daß der vor ihm ſitzende junge Mann ſeine Clara ſchon zum öfteren Male nach der Balkenſtraße begleitet.

Doch fuhr der alte Herr gleich darauf arglos fort: „meine Tochter iſt bei dem Ballet angeſtellt, und da wäre es doch möglich, daß Sie vielleicht ſchon ihren Namen geleſen und ſie geſehen.“

„Clara tanzt ſehr ſchön,“ ſagte das Bübchen mit Beſtimmtheit; worauf es ſich aber augenblicklich dieſer Worte ſchämte und ſeinen Kopf unter den Arm des Vaters verbarg.

„Woher weißt du das, kleiner Mann?“ fragte Arthur lachend. „Du gehſt doch gewiß noch nicht in's Theater.“

„Sie haben bei der Schweſter ſo lange gebettelt,“ antwortete Herr Staiger ſtatt des Gefragten, bis Clara ſie einſtens in eine Generalprobe nahm. Auch übt ſie ſich zuweilen hier zu Hauſe.“

„Dort an der Stange,“ ſetzte der Knabe hinzu; und dann hat ſie ein kurzes Röckchen an und einen ſchwarzen Spenſer. Wenn

du es einmal sehen willst, so mußt du morgen früh kommen; jetzt ist es dazu zu spät, denn wir werden gleich essen."

„Das ist wahr; daran habe ich nicht gedacht," entgegnete Arthur, „und ich bin zu einer ganz ungelegenen Zeit gekommen."

„Clara wird gleich nach Hause kommen," sprach das Bübchen, „dann kannst du sie sehen. Aber tanzen thut sie nicht."

„Ich wäre auch zu einer schicklicheren Stunde gekommen," fuhr Arthur fort, anscheinend ohne auf das Geplauder des Kleinen zu achten, „aber Sie sagten mir selbst, von Zwölf bis Eins sei die Stunde Ihrer Ruhe."

Es ist für alle Fälle des Lebens gut, wenn der Mensch mit Verstand und Ueberlegung zu lügen versteht.

„Die Kinder plaudern immer von dem, was sie am liebsten thun," erwiderte Herr Staiger; „und dazu gehört namentlich das Essen."

„Wir haben heute Kartoffeln mit Gänsefett," sagte Karl mit dem größten Ernst; „und das mag ich; vielleicht bringt auch Clara eine Wurst mit. Willst du mitessen?"

Die vorsichtigere und einige Jahre ältere Schwester hatte sich in diesem Augenblicke hinter den Stuhl ihres Vaters geschlichen und zog den kleinen Indiscreten ein paar Schritte zurück, erstens, um ihm die Nase zu putzen, und zweitens, um ihm artiges Betragen einzuschärfen. Doch war er nicht so leicht von dem Gaste — ein solcher war nämlich in der Familie etwas Seltenes — wegzubringen, und Arthur ermunterte ihn, da ihm die unbefangenen Reden des Kleinen Spaß machten.

Herr Staiger zog unter seinen Papieren einen beschriebenen Bogen hervor und sagte: „Sie haben mich neulich gebeten, einige Momente aufzuschreiben, die ich zu Illustrationen für besonders geeignet hielte. Ich habe es mit Schüchternheit gethan, und hier sind nun ein paar verzeichnet. Man muß natürlich die grassesten Episoden hervor heben, und daran fehlt es in dem Buche nicht. Es

iſt da zuſammen getragen, was ein Menſchenherz nur erſchüttern und zerſchmettern kann."

„Und läßt ſich leicht zeichnen," verſetzte Arthur, „da dort Alles ohne Scheu und öffentlich vor ſich geht. — Aber gerade dieſe Oeffentlichkeit," fuhr er fort, „mit der jene Sachen in den Sklavenſtaaten betrieben werden, gewährt für die armen Schlachtopfer eine Art Troſt. Man bringt ſie auf den Markt, ſie wiſſen, daß ſie verkauft werden, es geht das Alles nach beſtimmten, wenn auch harten Geſetzen, nicht wie bei uns, wo dieſelben ſchauderhaften Geſchichten im Geheimen und mit raffinirter Grauſamkeit betrieben werden. Hier wäre es ſchwieriger, eine Onkel Tom's Hütte zu illuſtriren, denn man kann dem hieſigen Sklavenhändler nicht das Zeichen ſeiner Würde, die große Peitſche anhängen. Der iſt hier gekleidet, wie jeder andere ehrliche Menſch auch, und verſchwindet förmlich unter der Menge ohne beſondere Kennzeichen."

„Ein Merkmal haben ſie doch öfters an ſich," ſagte der alte Mann nachdenkend, indem ein leichtes Lächeln über ſeine Züge flog; „ſie ſchlagen gern die Augen nieder, befleißigen ſich eines ſcheinheiligen und äußerlich ſehr frommen Lebens."

„Ah ja! von denen, die keine Betſtunde verſäumen und dagegen ihren ſündigen Nebenmenſchen mit ſo leichtem Gewicht meſſen!"

„Und Zehn vom Hundert nehmen."

„Und Rechnungen zum zweiten Male ſchicken, wenn ſie vielleicht vorausſetzen, man habe die Quittung von der erſten verloren."

„Ah! wir kommen da in's Zeug hinein," ſprach lachend der alte Mann, „wie ein paar böſe Klatſchſchweſtern bei ihrem Kaffee. Ich ertappe mich in jüngſter Zeit leider oftmals über ſo menſchenfeindlichen Gedanken, die mir früher gänzlich fremd waren. Ich weiß nicht, was daran Schuld iſt."

„Vielleicht die Ueberſetzung Ihres Buches; man ſtellt da Vergleichungen an über Menſchen und Zuſtände, die gerade nicht zur Erheiterung und zum Erhalten der guten Laune beitragen."

„Darin haben Sie nicht ganz Unrecht," meinte der alte Mann. „Aber wenn ich lange überſetzt habe, ſo nehme ich gewöhnlich ein angenehmes Gegengift; hier habe ich es in dieſen Büchern."

„Ah! Charles Sealsfield!" erwiderte Arthur freudig, indem er eins der dargereichten Bücher aufſchlug und den Titel las. „Das ſind herrliche, liebenswürdige Schilderungen deſſelben Lebens, welches uns die Verfaſſerin von Onkel Toms Hütte gibt. Ginge es dem Rechten nach, ſo müßten dieſe Lichtſtrahlen weit mehr Auflagen, weit größere Verbreitung finden, als dieſe tiefen Schatten. Aber leider gibt es ſo viele Menſchen, denen es nur im Trüben wohl iſt."

„Und die das Licht ſcheuen," entgegnete Herr Staiger ernſt und feierlich und ſah wie träumend an die Decke des Zimmers. — — „Aber ſie ſind mächtig in ihrem Schatten," ſprach er nach einer längeren Pauſe, „und ſie beſchwören ihn von allen Seiten herauf durch heuchleriſche Gebete und Zuſchautragen von falſcher Buße. Wie dichter Nebel ſteigt es langſam empor und kämpft mit den heiteren Sonnenſtrahlen; aber glauben Sie mir, dieſe Nacht wird das Licht überwältigen; langſam aber ſicher wird der heitere Glanz eines luſtigen und darum doch nicht ſündenhafteren Erdenlebens verſchwinden. Der Geſang fröhlicher Vögel verſtummt, denn dieſe lieben das Sonnenlicht, und nur Geſchöpfe der Nacht werden ſich künftig gütlich thun in den dichten grauen, ſtinkenden Nebeln, die ſich langſam aber ſicher um uns ſchlingen; — der Geſang der Freude verſtummt nach und nach, und der einzige Klang, der noch an unſer Ohr ſchlägt, ruft uns melancholiſch und traurig zu: thut Buße, geht in euch; ihr habt kein Recht auf das freundliche Sonnenlicht, das ein gütiger Schöpfer ausſtrömen läßt durch das ganze Firmament; ihr habt kein Recht an den Genuß dieſer Erdengüter, an Luſt und Freude, denn ihr ſeid alleſammt geborne

Sünder und unwerth der Gnade! — Doch ich predige Ihnen da schreckliche Sachen vor," unterbrach sich der alte Mann plötzlich, indem er mit der Hand über die Augen fuhr. „Sie sind ja jung, gewiß auch glücklich, und sehen mir gerade aus wie Jemand, der die Kraft in sich fühlt, des Lebens Güter im rechten Maße zu genießen. Thun Sie also und es wird Sie nicht gereuen. — Aber wovon sprachen wir doch, ehe ich ein so finsterer Seher ward? — Ah! richtig, von den Werken Sealfields! — Ja, das ist wahr, an diesen frischen kräftigen Schilderungen, an diesem Buche, dem die Wahrheit aus den Augen spricht, erfreut sich mein Herz. Das ist ein Leben, wie es wirklich ist; das sind Geschöpfe, wie sie existiren, keine krankhaften Gestalten, die unter allen Verhältnissen die rechte Backe hinhalten, nachdem die Linke ihren Schlag empfangen. — Sehen Sie, wenn ich müd und matt vom Arbeiten bin, da habe ich so meine Stellen, die ich durchlese, wie diese hier, wo das Zeichen ist."

Das Bübchen, das sich bei diesen für ihn unverständlichen Reden offenbar gelangweilt hatte, war unterdessen dem Maler näher und näher gerückt, hatte zuerst sanft seinen Rock berührt, dann seinen Hut von einem benachbarten Stuhle genommen und probirte ihn nun statt der früheren militärischen Kopfbedeckung.

„So einen Hut möchte ich auch," sagte es plötzlich und stellte sich vor Arthur hin, so daß dieser laut auflachte über den komischen Anblick des kleinen Mannes.

„Da mußt du erst groß werden," erwiderte er, „da wird es dir hoffentlich nicht an einem solchen Hute fehlen."

„Vor allen Dingen mußt du aber erst etwas Tüchtiges lernen," meinte der Vater. „Aber jetzt lege den Hut wieder dahin; es ist nicht schicklich, Sachen anzugreifen, die Einem nicht gehören. Wenn das Clara sähe, würde sie böse werden."

Auf diese Mahnung hin legte Karl den Hut wieder auf den

Stuhl und wandte ſich hierauf mit der naiven Frage an Arthur: „haſt du denn auch Etwas gelernt?"

„O ja," entgegnete dieſer lächelnd; „und Etwas, das dir gewiß große Freude machen wird, wenn ich es dir zeige."

„Was iſt denn das?"

„Ich habe Zeichnen und Malen gelernt. Wenn ich wieder komme und du haſt ein klein Blatt Papier und ein Bleiſtift, ſo will ich dir zeigen was ich kann."

„Eine Tafel habe ich," entgegnete das Bübchen, „und darauf malt Clara allerlei ſchöne Sachen."

„So laß mich ſehen, was dir Clara malt," ſagte eifrig der junge Mann.

„Jetzt habe ich es ausgewiſcht," erwiderte der Kleine; „aber ſie kann mir die ſchönſten Schlangen malen, auch Krokodile, Soldaten und Offiziere."

„So, auch Offiziere?"

„Ja freilich; die haben Alle einen großen Schnurrbart, einen dünnen Leib und gerade Beine."

In dieſem Augenblicke wandte das Bübchen haſtig ſeinen Kopf herum, dann brach es plötzlich alle Unterhaltung ab, indem es jubelnd rief: „Clara kommt!" und zur Thüre hinaus in's Vorzimmer eilte.

Die Schweſter mußte ebenfalls Tritte auf der Treppe gehört haben, denn auch ſie war hinausgegangen, kluger Weiſe, um Clara auf den unbekannten Beſuch vorzubereiten.

Arthur erhob ſich von ſeinem Stuhle; ihm klopfte das Herz und er fühlte ſich ungemein befangen. Wie wird ſie dieſen plötzlichen Beſuch aufnehmen? dachte er. Wird ſie nicht zürnen, da ſie dir ausdrücklich verboten, das Haus ihres Vaters zu beſuchen? — Daran war aber jetzt nichts mehr zu ändern, und der Maler hoffte, daß ſich ſchon Gelegenheit geben würde, eine kleine Verſtimmung

des geliebten Mädchens in die Erlaubniß umzuwandeln, von jetzt ab ferner kommen zu dürfen.

„Und wer ist es denn?“ vernahm er jetzt die Stimme Clara's im Vorzimmer.

Worauf das kleine Mädchen etwas zischelte, was man nicht verstand, das Bübchen aber laut erwiderte: „ein Mann mit einem schwarzen Hute, und er hat mir gesagt, er könne allerhand schöne Dinge malen, Schlangen und Krokodile, besser als du, und wenn er künftig wieder kommt, wird er mir auch Soldaten und Offiziere machen. — Hast du eine Wurst mitgebracht?“

„Pfui, Karl! sei stille! — Ein Maler also? — Ah!“

Damit öffnete die Tänzerin die Thüre, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen, und ihr Gesicht, Hals und Nacken überzog sich mit tiefer Röthe. Sie erkannte ihn augenblicklich; obgleich es eine Wirkung der Freude war, welche das Blut gewaltsam nach ihren Wangen trieb, so war es doch auch wohl die Erwartung, was er hier bei dem Vater zu thun habe, und daneben auch ein klein wenig Verdruß, als sie durch seine Anwesenheit ersah, daß er ihrem strengen Befehl nicht Folge geleistet.

„Meine Tochter Clara,“ sagte Herr Staiger, der aber glücklicher Weise gerade sein Manuscript zusammen schob und das Buch von Sealfield darauf legte. — „Meine Aelteste, der Stolz der Familie.“

„Ah Papa!“ versetzte das Mädchen in großer Verlegenheit. Und da hiedurch ihr liebes Gesicht das Recht erhielt, einige Verwirrung zu zeigen, so brauchte sie diese nicht zu verbergen, als nun der alte Mann lachend sagte:

„Ei mein Kind, du darfst nicht erröthen: wer so mütterlich für uns Alle sorgt, der darf in Wahrheit der Stolz der Familie genannt werden. Habe ich nicht Recht, Karl?“

Das Bübchen hatte sich an ihren Arm gehängt und ergriff statt aller Antwort ihre Hand, die er nun bald hier bald da an

ſein Geſichtchen drückte. Die kleine Schweſter dagegen nahm Hut und Tuch in Empfang, die Clara eilig ablegte, dann verſtohlen einen Blick in den Spiegel warf und ſich nun leicht, graziös und unbefangen dem Fenſter näherte, wo Arthur ſtand.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Ein einfaches Mittageſſen.

Wie war das Mädchen erhitzt von dem Tanze und der Aufregung, ſo wunderbar ſchön! Wie glänzten ihre dunklen Augen, wie leicht und elegant ſchritt ſie daher! Arthur ſah mit der innigſten Liebe auf ſie, und er mußte ſich geſtehen, lange kein ſo liebliches Bild geſehen zu haben. Er ſenkte ſeinen Blick in ihr Auge, tief, innig und bittend, und namentlich der letztere Ausdruck ſchien ihren Unmuth zu verſcheuchen.

„Das iſt Herr Arthur Erichſen, ein junger Maler und ein neuer freundlicher Bekannter, den ich mir erworben. Wir trafen uns neulich beim Buchhändler Blaſſer, von dem er den Auftrag hatte, Onkel Toms Hütte zu illuſtriren, und er kam nun hieher, um ſich mit mir über dieſe Illuſtrationen zu beſprechen.“

„Gewiß, mein Fräulein,“ nahm Arthur eifrig das Wort, „ich beſuchte Ihren Papa in der Abſicht, um mir ſeinen Rath zu erbitten, auf welche Art dieſe ſchwierige Arbeit am beſten anzugreifen ſei.“

Clara lächelte ein wenig, aber ſo unmerklich, daß nur Arthur es ſah. Ein Liebender bemerkt ja Alles, und auch für ihn nur war deßhalb der momentane Blitz in ihren Augen verſtändlich,

ſowie ein unbedeutendes Zucken der Mundwinkel, — dieſer kleinen, reizenden Mundwinkel.

Die Röthe von vorhin war von ihrem Geſichte gewichen, ja hatte einer leichten Bläſſe Platz gemacht, als ſie vor Arthur ſtand, die Hand auf den Tiſch geſtützt, und ihm ſagte: „es freut mich ſehr, daß Sie Papa beſucht haben und daß Sie ſo gütig waren, mit ihm über Ihre Arbeit zu plaudern. — Ach!“ ſetzte ſie hinzu, „es kommt ſo ſelten Jemand zu ihm, der mit ihm zu ſprechen verſteht, gegen den er ſeine Ideen und Anſichten austauſchen kann, daß es ihm gewiß, gewiß recht lieb war, daß Sie gekommen.“

Wir müſſen geſtehen, daß Arthur athemlos auf ihre Worte gelauſcht, und daß ſie ihn ſo treuherzig und lieb anſah und ihm ſagte, es ſei dem Papa gewiß — gewiß recht lieb, daß er gekommen, da durchzuckte ihn ein unnennbar ſüßes Gefühl, ſein Herz ſchien einen Augenblick die Pulsſchläge auszuſetzen und ſtill zu ſtehen vor übergroßer Freude und Seligkeit. Er geſtand ſich oft, dies ſei einer der ſüßeſten Momente ſeines Lebens geweſen, und es thue ihm nur leid, daß er gewaltſam ſeine Thränen zurückgehalten habe, die im Begriffe waren, ihm in die Augen zu treten.

Auch Clara fühlte Aehnliches, denn nachdem ſie geſprochen, wie wir ſo eben hier niedergeſchrieben, blieb ſie noch eine Sekunde ruhig vor ihm ſtehen, ſchaute ihn ſo herzlich an, wie er ſie, und Beide hatten den gleichen Gedanken: ſie waren froh, daß ſie ſich jetzt endlich einmal im hellen Licht des Tages ſahen, — und ſo nahe, nicht wie früher immer im Halbdunkel der Straße, wenn ſie aus dem Wagen ſprang, oder beim falſchen Glanz der Lichter.

Wie lange dieſes gegenſeitige Beſchauen wohl gedauert hätte, weiß der liebe Gott. Glücklicher Weiſe aber legte ſich das Bübchen in's Mittel und zog die beiden hochfliegenden Seelen in den Bereich der Wirklichkeit zurück.

„Die Kartoffeln ſind fertig,“ ſprach es mit beſtimmtem Tone, „ſie platzen ſchon auf.“

So erſcheint nach und nach die ganze Geſellſchaft, bunt gemiſcht, aber die Meiſten anſtändig ausſchauend. Viel Bartwerk iſt vorhanden, viele rothe Hahnenfedern und ſchwarz-roth-goldene Bänder. Der Krug macht den leeren Gläſern tiefe Complimente und bald geht ein lebhaftes Geſpräch durch's Zimmer.

Der Zweite, der vorhin eintrat, die kleine luftige Geſtalt, ein Handſchuhmacher, taucht nun ſein Geſicht ſo erſchrecklich tief in die Halsbinde hinab, daß nur die funkelnden Augen herausſchauen, und deklamirt: Die Freiheit, ſie iſt ein leerer Wahn; worauf der Mann mit der rothen Naſe, der zuerſt eintrat, ingrimmig aufſchaut.

Was iſt ein leerer Wahn? brüllt er. Die Freiheit? Wer wagt, zu behaupten, daß die Freiheit ein leerer Wahn iſt?

Ich ſagte: k -- ein leerer Wahn, aber Sie wiſſen ja, ich kann das K nicht gut ausſprechen.

Ja ſo, kein leerer Wahn. So ſprechen Sie künftig deutlicher. Aber das iſt der Fluch des Sklaventhums und der Unterdrückung, daß der freie Mann ſich an ein freies Wort nicht mehr gewöhnt, ſogar eine ſklaviſch-liſpelnde Ausſprache angenommen hat.

Der dicke Mann, ein Spezereihändler, ſtieß ſeinen Nachbar klug lächelnd an, als wollte er ſagen: der hat's, jetzt kann's losgehen. Dieß ſchien auch ein junger Menſch mit bleichem Geſicht und langem blondem Haar zu fühlen, denn er ſchrie, nebenbei — um ſich bei der rothen Naſe in Reſpekt zu ſetzen: Es lebe der Hecker! Und Alle tranken ihre Gläſer aus, Einige mit ſchwärmeriſchem Blick an die Wand hin, Andere ſchüchtern auf ihre Naſenſpitze ſehend.

Die rothe Naſe verbeugte ſich dankend, als ſei ſie der Hecker, murmelte dabei aber von Reactionären und politiſchen Feiglingen, wobei ſie namentlich den Gewürzkrämer und ſeinen Nachbar ſcharf anſah, worauf der erſtere mehrere Gläſer Wein haſtig hinabſtürzte, wie er hier allabendlich zu thun pflegte, um ſich in eine muthvolle Stimmung zu verſetzen und damit er Widerſtand zu leiſten vermöge den Bemühungen, ihn auf die äußerſte Linke hinüberzuziehen; denn der Spezereihändler war, im Vertrauen geſagt, äußerſt conſervativ, ja etwas reactionär.

„Meine Herren," ſprach die rothe Naſe, „was ſind wir denn eigentlich, daß man es wagt, uns tagtäglich in den Staub zu treten, daß man uns unſere koſtbarſten Freiheiten vorenthält? Was heißt Deutſch? Was heißt Deutſcher? Heißt Deutſcher etwa ſo viel, als ein Individuum, ein Weſen, das dazu gemacht iſt und erſchaffen wurde, um

„Dann iſt es Zeit!“ rief Arthur, indem er wie aus einem tiefen Traum erwachte; „und ich muß mich entfernen, um Sie nicht in Ihrem Mittageſſen zu ſtören.“

Bei dieſen Worten ſah der alte Mann ſeine Tochter bedeutſam an, und als Clara ſanft lächelte, ſagte er: „o, laſſen Sie ſich gar nicht ſtören, lieber Herr Erichſen, bleiben Sie noch eine Weile da; wir plaudern vielleicht noch ein wenig. Ich kann Ihnen leider von unſerer einfachen Koſt nichts anbieten, — nun — eben — weil ſie gar zu einfach iſt. — Aber draußen,“ ſetzte er hinzu, indem er durch's Fenſter ſah, „ſchneit und ſtürmt es ſo gewaltig, daß Sie unmöglich in dieſem Augenblicke fort können; auch ſpeiſen Sie gewiß ſpäter.“

Wenn man etwas gerne thut, ſo läßt man ſich leicht dazu überreden. Arthur blickte fragend auf Clara, die lächelnd ihre Augen niederſchlug. Doch ſchien ihm dies Augenniederſchlagen von einem kleinen Kopfnicken begleitet zu ſein, weßhalb er ſich denn eifrigſt und gern bereit erklärte, noch eine halbe Stunde da zu bleiben.

Die jüngere Schweſter hatte unterdeſſen den Tiſch gedeckt, Clara ging in das Vorzimmer, ihr folgte das Bübchen, welches eine richtige Ahnung hatte, daß ſie ſich vor dem Gaſte geniren würde, die bewußte Wurſt aus der Taſche zu ziehen, daß dies aber draußen unverzüglich geſchehen müſſe — Und ſo war es denn auch. Die Täuzerin kam alsbald mit einem Teller wieder herein, auf dem der erwähnte Leckerbiſſen lag. Dann ſetzte ſich Alles um den Tiſch herum; er war ärmlich aber reinlich gedeckt mit einem groben doch weißen Tiſchtuch und glänzenden Zinntellern.

Der Maler, der eine Aufforderung zum Miteſſen ablehnte, ſetzte ſich einen halben Schritt rückwärts neben Clara. Er konnte ſo ſeinen Arm auf die Lehne ihres Stuhles ſtützen, und wenn er nun den Kopf vorn über lehnte, und ſie ihm plötzlich etwas ſagen

wollte, so berührte ihr kühles, volles, duftiges Haar seine heiße Stirne.

„Karl, du mußt beten," sagte die jüngere Schwester zu ihrem Bruder, der an seinem Platze saß und die Augen unverwandt auf einen Punkt des Tisches gerichtet hatte. Das dort auf dem Zinnteller nahm seine ganze Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß er mechanisch seine Hände faltete und gedankenlos sein Morgengebet anfing:

„Engelein komm',
Mach' mich fromm!"

Doch wurde ihm diese Nachlässigkeit nicht gestattet und er brachte nun den uns schon bekannten Tischspruch vor, natürlicher Weise mit unverbesserlichem Fehler, setzte auch hinter dem „Amen!" rasch hinzu: „jetzt bekomme ich auch Wurst."

Nun nahm das Mahl seinen Anfang, der Vater und die jüngeren Kinder griffen herzhaft zu; nur Clara spielte mit ihrem Essen, und es schien ihr fast unmöglich, einen Bissen hinunter zu bringen.

Arthur munterte sie lächelnd auf, sich selbst nicht zu vergessen, und er that dies, indem er das außerordentlich schöne Aussehen der Kartoffeln lobte, worauf nun natürlicher Weise die Einladung des alten Herrn erfolgte, auch eine zu versuchen, und er forderte Clara zu diesem Zweck alsbald auf, einen Teller zu bringen.

Dies lehnte aber Arthur eifrigst ab, und nach einigem Hin- und Herreden, Nöthigen und Weigern entschloß er sich endlich, einen Bissen von dem Teller der Tänzerin und zwar mit deren Gabel zu nehmen. Hiebei bewährte sich nun aber das Sprichwort, daß der Appetit während des Essens kommt, denn dem ersten Bissen folgte ein zweiter, ein dritter und ein vierter, zwischen welchen aber jedes Mal die Gabel gewechselt wurde, das heißt, einmal nahm sie Clara, und dann erhielt sie der Maler wieder. Da sich auch hiebei ihre Hände berührten, ihre Blicke viel Schönes zu

einander sprachen, auch das Haar der Tänzerin häufig sein Gesicht streifte, so hielt Arthur ein Mittagsmahl, wie es kein König besser und köstlicher haben konnte.

Leider war das Diner bald zu Ende, und als sich nun Arthur endlich alles Ernstes entfernen wollte, denn sein Herz war übervoll, meinte das Bübchen, nach dem Essen ginge man nicht gleich fort, wie es schon gehört habe, und bat den Maler, er möge nun so artig sein, ihm eine Schlange oder ein Krokodil zu machen. Er brachte deßhalb seine Tafel herbei, zerrte den Künstler an das Fenster und zwang ihn, dort wieder Platz zu nehmen.

Der alte Mann stellte sich einen Augenblick daneben, und als er seinen Sohn vergeblich ersucht, den Herrn nicht zu plagen, verlor er sich in's Vorzimmer, wo er sich auf einen Stuhl setzte, ein Taschentuch über sein Gesicht hing und ein kleines Mittagsschläfchen machte.

Die jüngere Schwester und Clara räumten den Tisch ab, dann setzte sich Letztere an die andere Seite desselben. Arthur hatte die Tafel ergriffen und entwarf eine solch' riesenhafte Schlange, daß die berühmte des Kapitän Boa dagegen nur ein wahrer Regenwurm war. Während des Zeichnens aber warf er einen Blick im Zimmer umher, und als er bemerkte, daß das kleine Mädchen in einer Ecke neben dem Ofen mit dem Spülen des Geschirr's beschäftigt war, und die Thüre des Vorzimmers fest zugezogen sei, sagte er zu Clara: „sind Sie mir böse, daß ich hergekommen?"

Worauf diese nach einer Pause erwiderte: „ich hatte mir wohl gedacht, daß dies am Ende geschehen würde."

„Aber erst viel später," entgegnete Arthur, „denn ich hätte Ihren Befehl gewiß respektirt; aber es ist so, wie Ihr Vater gesagt: wir trafen uns bei dem Buchhändler, und wenn es auch hier nicht Ihre Wohnung gewesen wäre, so hätte ich doch den Uebersetzer von Onkel Tom's Hütte aufsuchen müssen. — Nicht wahr, Sie zürnen mir nicht?"

Clara ſchüttelte den Kopf und antwortete: „ich weiß nicht, was ich davon ſagen ſoll; ich kenne Sie ſchon ſeit einiger Zeit, aber ich kannte Sie bis jetzt nur wie Etwas, das kommt und verſchwindet, wie ein Traum — wie der Schein der Sonne; oder auch,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „wie Regen und Sturm.“

„Und wie Etwas,“ bemerkte Arthur, indem er den Griffel ſinken ließ, „was uns eigentlich nicht viel kümmert, was uns gleichgültig iſt, wenn es auf einmal ganz ausbleibt, an das wir nicht mehr denken, wenn es nicht wieder erſcheint.“

„O nein!“ erwiderte die Tänzerin, „nicht ſo ganz. Sagen wir lieber, wie etwas — Angenehmes, das uns widerfährt, und das wir dankbar hinnehmen, dem wir vielleicht betrübt nachblicken, weil es uns plötzlich ganz verſchwindet, das wir aber kein Recht haben, zurückzurufen, weil — weil — wir nun einmal kein Recht dazu haben.“

„Aber die Schlange hat noch keine Zähne,“ ſprach das Bübchen. „Mach' ihr große. Und dann will ich auch ein Krokodil haben.“

„Soll ich dir nicht lieber deine Schweſter Clara zeichnen?“ fragte der Maler.

„Mir wäre ein Krokodil lieber,“ entgegnete das Kind; „Clara ſehe ich den ganzen Tag. Wenn du ſie aber nachher zeichnen willſt, iſt es mir auch recht.“

Arthur that wie ihm befohlen, dann aber nahm er das Geſpräch von vorhin wieder auf.

„Und weßhalb,“ fragte er, „hätten Sie kein Recht, das gewiſſe — mich zurückzurufen?“

„Und auf welche Art ſollte ich es thun, wenn Sie plötzlich ausgeblieben wären? — Wenn ich auch vielleicht gewollt, ich ſah Sie ja nur auf Augenblicke, bald hier, bald da, ich wußte ja kaum Ihren Namen. Und dann hatten Sie mir auch nie geſagt: mor-

gen ſehe ich Sie wieder, oder übermorgen, — ein ſolches Verſprechen hätte mich auch ängſtlich gemacht."

„Weil Sie mir wohl hätten antworten müſſen: ja, es iſt mir recht, ich will Sie morgen oder übermorgen wieder ſehen, — und weil Ihnen das wie eine Verpflichtung vorgekommen wäre, und weil Sie keine Verpflichtungen gegen mich übernehmen wollen."

„Es iſt vielleicht ſo," ſagte Clara, indem ſie ihn lächelnd anblickte, „ich habe mich immer davor gefürchtet. Und deßhalb bat ich Sie auch, nicht in unſer Haus zu kommen."

„Sehen Sie, Clara," verſetzte der Maler halb und halb betrübt, „es iſt doch, wie ich mir dachte: Sie ſpielten mit mir, und wenn Sie mir einmal nicht mehr erlauben wollten, Ihnen an der Treppe des Theaters oder am Wagen gute Nacht zu ſagen, ſo wären Sie vielleicht raſch an mir vorübergeeilt und hätten mich gar nicht mehr angeſehen."

„Das hätte ich gewiß nie gethan, ſo lange Sie ſich mir ſo ruhig und ſtill gezeigt, wie Sie thaten. Glauben Sie mir, die anderen Tänzerinnen ſchelten mich kalt, gefühllos, ja hochmüthig, weil ich es nun einmal nicht machen kann wie ſie; aber ich bin es nicht. Von Hochmuth kann ja auch keine Rede ſein; da habe ich immer davor zurück gebebt, mit irgend Jemand in nähere Berührung zu kommen. Ich weiß ja wohl, daß ich eine arme Tänzerin bin, daß ich mich hinausſtellen muß vor die Lampen, daß mich Jedes anſieht wie es mag, und daß nun Jeder das Recht zu haben glaubt, mit dem Mädchen ſo geradehin zu ſprechen, wie es ihm in den Mund kommt. Das fürchtete ich auch von Ihnen, und deßhalb ſchrak ich zurück, als Sie das erſte Mal mit mir ſprachen."

„Aber Ihre Furcht war überflüſſig."

„Gewiß, und ich danke Ihnen herzlich dafür," erwiderte Clara. — „Aber wiſſen Sie wohl," fuhr ſie nach einem kleinen Stillſchweigen fort, in der Abſicht, das Geſpräch zu ändern, „wiſſen

Sie wohl, daß ein paar von den anderen Tänzerinnen es wohl gemerkt, daß ich mit Ihnen hie und da gesprochen?"

„Sie hatten mich schon auf der Bühne gesehen?"

„Nein, da nicht, aber neulich Abends, als Sie am Wagen standen, wie wir einstiegen. Da sind Alle mit Reden über mich hergefallen. Ich hätte mich so lange verstellt und immer Alles abgeläugnet, und nun käme es auf einmal heraus und ich sei furchtbar versteckt, aber jetzt könne ich nicht mehr läugnen."

„Und was sollten Sie nicht läugnen können?"

„Daß ich Sie Abends am Wagen gesehen."

„Und ist das so schlimm?"

„Ah!" sagte Clara lachend, „nehmen Sie mir nicht übel, wenn man so plötzlich aus dem Dunkel daher schießt und einer Tänzerin sagt: o wie vortrefflich haben Sie heute getanzt! O wie schön sahen Sie aus!"

„Ja, das habe ich gesagt," unterbrach sie Arthur träumerisch.

„Und wenn man Einen obendrein bei der Hand faßt, das ist doch schlimm genug. Und an dem Abend habe ich mich auch eigentlich vor Ihnen gefürchtet."

„Aber ich mußte Ihnen damals ein Wort sagen, Clara. Ich konnte nicht nach Hause gehen, ohne Ihre Hand berührt zu haben; mein Herz war zu voll. Waren Sie wirklich böse auf mich?"

„Nur eine Weile," entgegnete das Mädchen, indem sie ihn mit ihren großen Augen anschaute, „und eigentlich auch nur, weil mich die Anderen so neckten."

„Was sagten sie denn?"

„Ob jetzt endlich ein Prinz gekommen sei oder ein regierender Herr, den ich für würdig genug befunden, daß er mir den Hof machen dürfe. — Aber ich erzähle Ihnen da lauter dummes Zeug, worüber Sie lachen werden," setzte sie schmollend hinzu.

„Gewiß nicht, Clara, es interessirt mich auf's Höchste."

„Und der Schwindelmann hatte es sogar bemerkt."

„Wer iſt Schwindelmann?“

„Schwindelmann,“ entgegnete ſie einigermaßen erſtaunt, „iſt der Theaterdiener, der uns zu den Vorſtellungen abholt und im Wagen wieder nach Hauſe bringt.“

„Ein junger Mann?“ fragte Arthur mit einer eiferſüchtigen Regung.

„O, Sie müſſen Schwindelmann kennen!“ fuhr ſie fort, ohne den Sinn ſeiner Frage zu verſtehen. „Er läßt den großen Portalvorhang herab und kennt namentlich mich genau. Er und mein Vater ſind zuſammen in die Schule gegangen.“

„Ah ſo!“ ſagte Arthur ſichtlich erheitert. „Und der Schwindelmann hat es geſehen, daß ich Ihnen die Hand gab?“

„Das will ich meinen, und er war ſehr mürriſch. Sonſt trägt er mir immer meinen Korb und nimmt ihn hinten zu ſich auf den Wagen; aber an dem Abend ſchob er ihn zu mir herein und brummte allerlei in den Bart.“

„Das ſcheint mir ein braver Mann zu ſein, der Theaterdiener,“ ſagte Arthur.

„Auch fuhr er mich an dem Abend nicht zuerſt zu Haus wie ſonſt, ſondern zuletzt. Und dann ließ er den alten Andreas, den Kutſcher, nach Hauſe, blieb bei mir an der Treppe ſtehen und hielt mir eine ſtarke Predigt.“

„Und das Alles, weil ich Ihnen die Hand gereicht?“

„Allerdings; natürlicher Weiſe bildete er ſich noch viel mehr ein. Es ſei Schade um mich, ſagte er, ich hätte mich ſo gut gehalten, Alle hätten die größte Achtung vor mir, man könne mir nicht das geringſte Ueble nachſagen, und nun finge ich auf einmal ſo dumme Streiche an!“

„Schwindelmann ſcheint mir bösartig zu ſein,“ verſetzte Arthur einigermaßen ärgerlich.

„Nein, er iſt ſehr gut,“ verſetzte die Tänzerin. „Wiſſen Sie, er hat beim Theater ſchon ſehr viel erlebt,“ ſprach ſie mit

sehr ernster Stimme; „er hat gesehen, wie schon manches Mädchen unglücklich wurde, und da er mich, wie gesagt, gern hat, so warnte er mich auf's Allerernstlichste."

„Vor einem Händedruck?"

„Nicht nur ganz davor," entgegnete sie heimlich lachend, „aber er sagte, das wäre der Anfang, und er hatte nicht Unrecht darin. Es ist bis jetzt Alles gekommen, wie der Schwindelmann mir vorher gesagt," sprach sie auf einmal sehr ernst werdend, indem sie vor sich niedersah. — „Zuerst würden Sie sich mir Abends in den Weg stellen, mit mir zu sprechen; und das haben Sie auch gethan, — anfänglich weniger und dann häufiger. — Und so war es auch. Dann aber" — hier stockte sie einen Augenblick, und fuhr erst fort, als sie Arthur aufmerksam und fragend anblickte — „dann aber würden Sie unter irgend einem Vorwand in unser Haus kommen; und dann — — wäre ich auf dem Wege des Verderbens — O mein Gott!"

Diese letzten Worte sprach das Mädchen mit gepreßter Stimme und in sichtlicher Angst, und als sie ausrief: „o mein Gott!" preßte sie ihre beiden Hände vor das Gesicht, sprang auf und eilte zu ihrer kleinen Schwester, der sie emsig half, Teller und Gläser zu ordnen, ohne sich im Augenblick weiter um ihren Gast zu bekümmern.

Arthur war überrascht sitzen geblieben und hatte die Tafel in den Händen des Bübchens gelassen, welches sie eifrig an sich nahm und mit zu den Schwestern hin sprang, um ihnen das Krokodil und die schöne Schlange zu zeigen.

Auch der alte Herr trat jetzt nach vollbrachter Mittagsruhe wieder in's Zimmer und mußte ebenfalls die seltsamen Thiergestalten bewundern.

Obgleich der Maler dem aufgeregten Mädchen gerne noch einige begütigende Worte gesagt, so war dies doch nicht möglich. Sie kam nicht an das Fenster zurück, sie ließ ihn ruhig seinen Hut

nehmen und wandte ſich erſt nach ihm um, als er dem Vater die Hand reichte, dem Bübchen auf den Kopf pätſchelte und der jüngeren Schweſter freundlich zunickte. Dann bot auch ſie ihm einen freundlichen guten Tag, wobei er allein bemerkte, wie ſie durch Thränen lächelte.

Als er hierauf gedankenvoll die Treppe hinab ging, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Thränen bei meinem erſten Beſuch, und Schlangen, die ich zeichnen mußte; wenn das nur keine böſen Vorzeichen ſind!“

Eine lange Zeit hatte, während Arthur bei Herrn Staiger war, draußen auf dem Gange Mademoiſelle Emilie Wundel Bücher und Noten ausgeklopft, auch hie und da einen Vers aus irgend einer Arie getrillert, ohne daß der angenehme junge Mann zurück gekommen wäre. Endlich war Clara erſchienen, und als er auch jetzt noch nicht kam, ging die Ausklopferin achſelzuckend in ihr Zimmer zurück. — „Da hätte ich ſchön warten können,“ ſagte ſie hohnlachend, „das iſt ja eine abgekartete Geſchichte! Wie man auch ſo dumm ſein kann!“ — Damit meinte ſie die vorſorgliche Mutter. — — „O die Clara! Ich für meine Perſon habe ihr nie was Gutes zugetraut, das kann ich euch verſichern; die hat's lange heimlich getrieben; jetzt wirft ſie alle Scham bei Seite und läßt ihre Liebhaber am hellen Tage in's Haus kommen. Ihr werdet ſchon ſehen: Einen nach dem Andern. — Pfui Teufel über dies Volk vom Ballet!“ —

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Betrachtungen.

Wir wissen nicht, theurer und geneigter Leser, ob du in deinem Leben schon in den Fall gekommen bist, in lebenden Bildern mitzuwirken. Daß du öfter welche gesehen, nehmen wir unbedingt an. — Es ist das Stellen lebender Bilder in Familiencirkeln eine Krankheit, die hie und da einreißt, die ostmals sporadisch auftritt, dann aber auch für gewisse Winter ganze Städte epidemisch beherrscht. Das sind Zeiten der forcirten Bewunderung, wo man ostmals nach ausgestandenem Jammer den Lenker aller Dinge anklagen möchte, daß es überhaupt Bilder gibt, und daß Jemand auf die — schöne Idee kam, lebende Bilder zu arrangiren.

Wie schon bemerkt, so erfaßt die Lust nach diesem Vergnügen ostmals ganze Städte, und alsdann entgeht keiner seinem Schicksale: wer nicht zum Mitstehen gepreßt wird, der muß zusehen; und welche Art von Schlachtopferei menschlicher Grausamkeit die schlimmere sei, soll der Beurtheilung einer zweiten Miß Stowe vorbehalten bleiben.

Man hat alle Arten von Vergnügen erschöpft, man hat große Kaffeegesellschaften arrangirt, in welchen eine ungeheure Menge von Backwerken verzehrt, eine Anzahl guter Namen zerrissen, eine Masse von Zukunften vernichtet wurde. Was das Letzte anbelangt, — die harmlosen Zuthaten zum Kaffee nämlich, — müssen wir den geneigten Leser versichern, daß die Vieruhr-, überhaupt die Nachmittagskaffeegesellschaften die schlimmsten, die blutdürstigsten sind. Das Mittagessen ist vorüber gegangen, und der Gemahl, der vielleicht in der Kanzlei von einem Vorgesetzten bedeutend geärgert wurde, kam verdrießlich zu Tische und fand, daß die Suppe versalzen, die lange Sauce des Gemüses zu mes-

Fußtritte auszuhalten, um Stockschläge zu empfangen, ein Reibeisen, an dem Jedermann die Schuhe abputzen darf, ein Geschöpf der Finsterniß, dem nie der rosige Morgen der Freiheit tagen soll? Ich wenigstens dulde diese Knechtung nicht länger. Ich will kein Sklave sein. Ich will mich nicht krümmen unter den Fußtritten der Gewaltigen. Ich will mir die Freiheit mit meinem Herzblut erkaufen, ich will ein freier, deutscher Mann sein."

Auf diese glänzende Rede ließ sich ein vielstimmiges Bravo hören. Nur der Spezereihändler stützte seine Arme auf den Tisch und wollte der rothen Nase in die Rede fallen. Aber die rothe Nase war im Zug wie eine überheizte Lokomotive und fuhr sausend und schnaubend fort:

„Was ist Freiheit? Ist das bischen Preßfreiheit Freiheit? Ist ein volksthümliches Ministerium Freiheit? Ist Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, ist Vereinsrecht Freiheit? O nein! Das versteht sich Alles von selber, denn da der freie Mann Alles das thun kann und soll, was ihm beliebt, so fallen ihm diese Lappalien, diese Brocken, die man ihm wie dem hungrigen Hunde hinwirft, von selbst zu. Der wahre freie Mann ist der, der wahrhaft frei ist, und der wahrhaft frei ist, das ist ein freier Mann! Aber Ihr Alle," dieß sprach der Mann mit unbeschreiblichem Pathos, „seid Geknechtete, Unterdrückte, seid Sklaven!"

Jetzt war der kleine Spezereihändler nicht länger zu halten. Zuerst brach er in ein lautes Lachen aus, das höhnisch klingen sollte.

„Hör' mir einer an," sagte er dann, „ich sei ein Sklave, wagen Sie zu behaupten. Ich sei ein Gefesselter, Unterdrückter? Weßhalb bin ich ein Sklave? Kann ich nicht thun und lassen, was mir beliebt? Habe ich nicht Alles errungen, was man erringen kann? Und dann," setzte er in einem etwas weinerlichen Tone hinzu, „begreife ich eigentlich nicht, warum ich mich in den Clubb für unbeschränkte Freiheit habe aufnehmen lassen, damit man mich jeden Abend auf's Allerscheußlichste herunterschimpft! Und damit ich nicht einmal die Freiheit habe, zu sagen, daß ich mich unter den jetzigen Einrichtungen vollkommen frei genug fühle!"

„Er hat ganz recht," sagte leise sein Nachbar, und mehrere Andere nickten ihm beifällig zu, obgleich die rothe Nase in ihrer Wuth unzählige Gläser Wein hinter einander austrank.

„Warum," fuhr der Spezereihändler fort, „warum nutzt mich die Freiheit nicht, die wir nun einmal errungen haben? Warum, das möchte ich wissen?"

„Weil das keine Freiheit ist," sagte der Handschuhmacher; „nur

und die Räucherung des Schweinefleisches nicht vollkommen gelungen sei. Es gab das eine kleine häusliche Scene, die Kanzleiräthin erlebte einige scharfe Bemerkungen, welche in viel kräftigerer Tonart, aus allen Registern klingend, in der Küche wiedergeorgelt wurden. Darauf ist das Bäbele verdrießlich geworden; es ist überhaupt keine Freude in dem Hause, denkt sie, und statt daß sie mit dem Spülen um halb Drei fertig wäre, zieht sie dies Geschäft bis halb Vier hinaus, wo sie dann erst langsam die Hände mit Seife wascht, um darauf der ängstlich harrenden Gebieterin das Kleid zuzumachen. Diese, geärgert, echauffirt, kann mit dem übrigen Anzug kaum fertig werden, und erscheint nun statt um vier Uhr eine Viertelstunde später — der geneigte Leser mag selbst beurtheilen in welcher Laune — zum Kaffee.

Wie schon angedeutet, diese Nachmittagsgesellschaften sind entsetzlich, und der Geist der Verläumdung muß sie einstmals in höchsteigener Person erfunden haben und dazu geladen den gelben Neid, die grüne Bosheit, gräuliche Heuchelei und alle andern Schwestern und Brüder dieser Geschlechter. Hier wird Alles, was in den Bereich der giftigen Zungen kommt, zerstückelt, zerrissen, verdammt ohne alle Gnade und Barmherzigkeit. — Abends bei einem harmlosen Thee geht es schon einige Grade sanfter und gemüthlicher zu. Am Ende des Tages ist man überhaupt versöhnlicher gestimmt, ist zu Liebe und Duldung geneigter jeder Mensch, ja sogar die Zunge der schlimmsten Frau. Da geht es denn oftmals ohne bedeutendes Blutvergießen ab; es herrscht hier — mit Ausnahmen natürlich — ein Geist der Sanftmuth; nur zuweilen wird ein guter Name geknickt, ein bis dahin guter Ruf vernichtet.

Aber im Laufe des Winters werden sie langweilig diese Gesellschaften, man hat sich schon zum Oefteren auf gleiche Art beisammen gesehen, man hat schon unzählige Mal die neu plattirte Theemaschine bewundert oder das Porzellanservice, das voriges Jahr angeschaffte;

auch weiß man, daß der Silbervorrath aus achtzehn Löffeln besteht; die neuen Ueberzüge des Sopha's und der Stühle geben keinen rechten Stoff mehr zur Unterhaltung, ja sogar die eigenen Zungen sind abgenutzt, und die Zähne haben sich stumpf gebissen an dem Wohl und Wehe des lieben Nächsten. Was das Schlimmste ist, es ist vielleicht keiner der glühenden Wünsche erfüllt worden, mit denen man die Wintersaison eröffnet, — es kamen die Wasser all', die gebeten wurden, aber die Einladungen dagegen fielen spärlich aus. Madame konnte sich trotz des großen Aufwands von Zucker, Thee und Backwerk nicht aus der siebenten Rangklasse erheben und hinein schmuggeln in höhere Regionen.

Man vergrößert nun die Theegesellschaften; statt daß man, wie bis jetzt, die Magd oder einen entlehnten Bedienten herum schickte und auf eine Tasse mit Zuthaten einladen ließ, werden jetzt Karten geschrieben, auf denen es heißt: Herr und Madame Backstein bitten Frau Regierungsräthin Hintenüber mit vier Töchtern zu einem Thé dansant auf morgen Abend ꝛc. Unten links in der Ecke steht das bekannte: U. A. w. g. — Um Antwort wird gebeten; die jüngeren Damen übersetzen es sich aber: Und Abends wird getanzt.

Zur gewöhnlichen Theegesellschaft war doch nur eine kleinere Anzahl von Gästen versammelt, die der Salon ohne viele Schwierigkeiten in sich aufnehmen konnte, eine Anzahl Auserwählter, ein Elitencorps, ein Cadre der Armee; zum tanzenden Thee dagegen ist nun die sämmtliche Mannschaft einberufen worden: Kriegsreserve, Landwehr ersten und zweiten Aufgebots, ja längst schon nicht mehr dienstfähige und sehr strapazirte Invaliden. Da rüstet sich nun Alles, diesem Rufe Folge zu leisten, und erscheint zu Fuß und zu Wagen. Einige Zeit nach der angegebenen Stunde sind dann die hinteren Zimmer auch glücklich mit Menschen vollgepropft, und die vorderen füllen sich nach und nach ebenso an. Man becomplimentirt sich, man stößt einander, man tritt sich auf die Hühneraugen, man

kann nicht zu einer hübſchen Frau gelangen, denn ſie iſt von einem Kreis von Vaterlandsvertheidigern umgeben, und wenn man endlich glaubt, durchbrechen zu können, wird man von einem langweiligen Kerl zurückgehalten, der durch die hinten Stehenden faſt auf uns hinaufgeſchoben wird, der mit ſtets offenem Munde ſpricht, uns beſtändig in gelinder Anfeuchtung erhält, und der, ehe er ſich in eine Unterhaltung mit Jemand einläßt, auf alle Fälle vorher ein ſtärkeres Parfüm ſich hätte aufgießen ſollen.

In einem der hinteren Zimmer ſitzt die corpulente Hauswirthin in ſchwitzender Selbſtwonne, zählt unruhig die Häupter ihrer Lieben und denkt mit Wallenſtein:

— — — — — — — — — So Vielen
Gebieteſt du! Sie folgen deinen Sternen
Und ſetzen, wie auf eine große Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt, und ſind
In deines Glückes Schiff mit dir geſtiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo dieſe Alle
Das Schickſal wieder aus einander ſtreut;
Nur Wen'ge werden treu bei dir verharren.
Den möcht' ich wiſſen, der der Treuſte mir
Von Allen iſt, die dieſes Lager einſchließt.
Gib mir ein Zeichen, Schickſal! Der ſoll's ſein.
Der an dem nächſten Morgen mir zuerſt
Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen.

Während dem ſteht der dürre Gemahl im altmodiſchen ſchwarzen Fräckchen an der äußeren Zimmerthüre und freut ſich, wie ein Kind auf die Weinachtsbeſcheerung, über jeden neu Angekommenen. Rechts und links ſtreckt er die Hände zum ſanften Drucke aus, während er einem Dritten zuwinkt und zu einem Vierten ſagt: „ei, Sie kommen ſehr ſpät, Herr Hofkapellmeiſter.“

Letzterer iſt aber offenbar der Klügſte, denn zu einem ſolchen

Thé dansant in einem ſtillen Bürgershauſe früh zu kommen und ſpät zu gehen, dazu gehört mehr Heldenmuth als mancher Menſch beſitzt. Hat man erſt einmal ſeine Pflicht gethan, der Frau vom Hauſe ein Compliment gemacht, hat ſich darauf wieder wie ein Krebs zurückgezogen — eigentlich ein ſchlechter Vergleich, denn ein Krebs braucht nicht rückwärts zu ſchauen und läuft behaglich im kühlen Waſſer, während an dir ſehr unbehaglich das Waſſer herunter läuft und du jeden Augenblick hinter dich ſehen mußt, um nicht die Perle irgend einer Rangklaſſe umzurennen — ſo kann man ſich ja das Uebrige am andern Morgen von einem Freunde, der bis zum Ende geduldet und gelitten, der Morgens früh um drei Uhr, an allen Gliedern wie gerädert, der Hausfrau zum Abſchied die Hand geküßt und ihr verſichert, daß er lange keinen ſo charmanten Abend verlebt, erzählen laſſen, kann da behaglich den Bericht anhören, wie der Andere die Tanzmuſik noch von ferne gehört, den Thee und manches Andere von Nahem gerochen, das Backwerk geſehen und das Souper geahnet habe.

Aber auch die Gaſtgeberin fand nicht ihre Rechnung bei der Sache, keine Belohnung für die aufgewendeten großen Koſten: ihr Sohn, der angehende Referendär, hat umſonſt der Tochter des Präſidenten den Hof gemacht; ihre beiden Töchter waren vergeblich in der glänzendſten Toilette erſchienen, in ganz neuen blauen und roſa Baregekleidern; einige junge Leute, für welche man dieſe Fallen geſtellt, waren nur tändelnd um dieſelben herum geflogen, keiner hatte ſich die Flügel am Strahlenlicht ihrer Augen verbrannt, — und Friederike war doch ſchon ſeit vier Jahren beinahe Zwanzig vorüber und ihre Schweſter Louiſe ein paar Monate älter. Auch ſchalt der Hausherr verdrießlich über die großen aufgewendeten Koſten und legte den Fascikel „Thé dansant vom vierten,“ ſeufzend zu ſeinen Haushaltungsrechnungen. Sein Chef und Kanzleidirektor hatte ihm nicht die gehörige Aufmerkſamkeit erwieſen, und die Frau des Miniſters war nur einen Augenblick da geweſen, hatte ſogar zwei

und ein halbes Mal gegähnt und über ungeheure Fatigue geklagt, als ſie ſagte, ſie müſſe noch heute Abend in eine andere Soirée fahren, zur Baronin Schnabilinsky. — —

Das hat man nun Alles hinter ſich; man will keinen Thé dansant mehr veranſtalten, man will auch nicht zurückgreifen zu den langweiligen Theegeſellſchaften, und da taucht einem erfindungsreichen Kopfe die Idee auf, lebende Bilder zu ſtellen; es iſt das eine ſchöne Abwechslung und ein vielverſprechendes Vergnügen. — Aber wie es dem armen Menſchenkinde ſo oft geht: er ſieht nur die Außenſeite, ohne ſich um die Schattenpartien zu bekümmern.

Wir können ein Wort darüber mitſprechen, geneigter Leſer, denn wir kennen das Kapitel lebender Bilder, wir haben dieſes Vergnügen durchgekoſtet und genoſſen in allen ſeinen betrübenden Einzelheiten. Wir haben in lebenden Bildern mitgewirkt in der unſchuldigſten und angenehmſten Art derſelben, wo ſie harmlos improviſirt waren, wo eine einfache Stubenthüre das Proſcenium bildete, wo vorhandene Shawls, Tücher, Hüte, Hauben, Mäntel und Mantillen die ganze Garderobe ausmachten.

Wir haben das ferner mitgemacht, wo in großen reichen Häuſern appart eine Bühne aufgeſchlagen wurde und Coſtüme eigens für dieſen Abend gemacht waren, wo renommirte Künſtler die Tableaux arrangirten und wo nichts geſpart war an Dekorationen und Gewändern.

Wir haben endlich mitgewirkt an der Aufführung lebender Bilder in großen öffentlichen Lokalen, wo keine Einladungen ſtattfanden, wo die Zuſchauer ſich Billete kauften und wo die Einnahme für einen guten Zweck beſtimmt war, und haben dabei die traurigſten Erfahrungen gemacht, haben dabei geſehen, welch' unendliche Schwächen das Menſchengeſchlecht hat, wie Wenige unter ihnen wirklich einer guten Sache zulieb, die man vorſchiebt, etwas thun, wie das eigene Ich überall ſelbſtſüchtig hervorbricht, wie ein armer Unternehmer von dergleichen Geſchichten beſtändig am Rande des tiefen Abgrundes hin-

taumelt, in welchen er hinein stürzen kann und sich auf's Allerhöchste blamiren, weil Madame oder Fräulein A. am Tage vor der Aufführung absagen läßt, weil ihr die Rollen nicht brillant genug sind, den andern Abend aber dafür in ihrer Loge sitzt und die schärfste Kritik übt, weil ferner die Madame B. die Madame C., D. und F. dir abwendig macht, weil auch Mamsell N. und Z. mitwirken sollen, die, Beide einer anderen Rangklasse angehörend, nicht würdig genug befunden worden sind, neben den Reichern und Vornehmern für die leidende Menschheit zu wirken. Man kann es Jenen eigentlich auch nicht übel nehmen, daß sie sich zurückziehen, denn es könnte da ja der traurige Fall eintreten, daß eine der Rangklasse nach geringere, in Wahrheit aber vielleicht viel bessere und edlere Mitwirkerin der lebenden Bilder einen Tag nach der Aufführung es wagen würde, die andere eines freundlichen Grußes zu würdigen und ihr dergestalt an ihrem Credit schaden bei Vettern, Nichten, Basen und Muhmen, ja bei der ganzen hochpreislichen unfehlbaren wirklichen und Geldverwandtschaft. —

Einer kleinen Andeutung des oben Gesagten konnten wir uns nicht enthalten, denn es wird gewiß auch anderswo zuweilen mit ähnlicher Lieblosigkeit verfahren, einer Lieblosigkeit der sogenannten bevorzugten Klassen gegen andere, die in ihren Aeußerungen so sehr nachhaltig und verletzend, ja die im Stande sein können, Zukunft und Lebensglück zu untergraben, die sich nicht in einer einzelnen Mißhandlung gegen ihren Nebenmenschen Luft machen, sondern die ein schwaches Gemüth, wie es deren ja viele gibt, durch fortgesetzte Quälereien und Nadelstiche zu Tode martern können. Es ist das ein Kapitel, welches in keiner Sklavengeschichte fehlen darf, und das auch in Onkel Tom's Hütte vorkommen würde, wenn es dort bürgerliche Rang- und Klassenunterschiede gäbe, und wenn sich in Amerika eine schwarze Commerzienräthin zieren würde, mit einer Gleichgefärbten am nämlichen Tische ihren Thee zu nehmen, weil sie vielleicht nur die Urenkelin eines Barbiergehülfen ist, während

der Vater der Anderen vielleicht noch im gegenwärtigen Zeitpunkte seine Kunden einseift. — Darin sind die Schwarzen glücklicher, denn sie kennen keine Standesunterschiede und haben, wenn auch gleiche Leiden, doch auch in dieser Beziehung gleiche Freuden, wogegen bei uns freien Weißen neben der großen Peitsche, die das allgemeine Schicksal über uns schwingt, noch so viele Peitschen um unsere Ohren sausen, deren Schlag, heimtückisch und aus dem Dunkel nach uns geführt, viel schmerzlicher ist als der Schlag der großen Zuchtruthe. Diese Schläge aber, geliebter Leser, sind unsichtbar wie die gewissen zauberhaften Ohrfeigen, und es wäre gar zu komisch, wenn es auf einmal möglich gemacht würde, all' die kleinen Geißeln zu sehen, die ein Mensch gegen den andern schwingt. Das wäre erstaunlich amusant, wenn du zum Beispiel bemerken könntest, wie jener Mann, der dir so theilnehmend erzählt, man habe von dir ausgesagt, du hättest neulich diese oder jene Schlechtigkeit begangen, aber es sei eine niederträchtige Verläumdung, und er selbst wisse das ganz genau, — wie er bei diesen Worten seine kleine Peitsche schwingt und dich recht absichtlich tief in's Herz trifft. — Ja, in der That, wir wüßten nicht, was wir um den Anblick geben würden, unsere lieben Nebenmenschen so auf einmal zu sehen bei Spaziergängen, in Gesellschaften, im Theater, bei freundschaftlichen Mittagessen, Alle in gegenseitiger Prügelbeschäftigung, Alle mit langen und scharfen Geißeln in der Hand. Aber es ist doch besser, wenn sie unsichtbar bleiben, denn es würde der geneigte Leser auch wahrnehmen, wie wir, seine harmlosen und ganz unterthänigsten Erzähler, zuweilen eine tüchtige Schnur an unsere Feder binden, um rechts und links um uns zu hauen, zur Belustigung der Unparteiischen, aber auch zur Strafe unserer weißen Sklavenbesitzer.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Eine Probe lebender Bilder.

Der Commerzienrath Erichſen hatte in ſeinem Namen und in dem ſeiner Frau die nothwendigen Einladungen beſorgt und eine Auswahl unter den Honoratioren der Reſidenz freundlichſt gebeten, ſich zu einer erſten vorbereitenden Probe lebender Bilder an einem gewiſſen Tage bei ihm Nachmittags drei Uhr einfinden zu wollen. Das Gerücht von dieſen Einladungen hatte in den betreffenden Kreiſen keine kleine Aufregung hervorgebracht. Manche Dame, die wohl erwarten konnte, zur Aufführung eingeladen zu werden, hoffte aber mit Zittern und Zagen auch auf ein an ſie gerichtetes Geſuch zur Mitwirkung und ſchrak bei jedem Tone der Klingel zuſammen, ob der erſehnte Bediente nicht erſcheine. Manch' ſchüchterne Frage an das Schickſal, das heißt in dieſen Fällen an die Mutter und den Spiegel, wurde gethan, ob es denn wohl möglich ſeie, ausgeſchloſſen zu werden, wo die Erwählten ſich in ſchönen Stellungen und noch ſchöneren Coſtümen vor der ganzen Geſellſchaft zeigen werden.

Der Commerzienrath war der Erſte, der ſeit langen Jahren wieder die Tableaux in Aufnahme zu bringen verſuchte, und man bemerkte deutlich an ſo Vielem, daß dieſe Idee eine zeitgemäße ſei. Man hofirte dem alten Herrn, noch mehr aber der finſteren Räthin auf die auffallendſte Art von der Welt; es kamen Beſuche über Beſuche und deßhalb die alte Dame tagelang nicht von ihrem Sopha, der Bediente nicht von der Hausthüre hinweg. Im Theater ſchmachtete man im ganzen zweiten Range nach der Loge des Banquiers, wie es der geſammte Adel im erſten Range bei feſtlichen Gelegenheiten nach der Loge Seiner Majeſtät zu machen pflegt. Der Commerzienrath war in dieſem Augenblicke nicht blos der König

der Börse, er war auch der König seiner Gesellschaft, und wenn er in seine Loge trat, so zuckte es rechts und links von den Stühlen empor; mancher lange Hals von der Weiße eines Schwans und der Kehlengelenkigkeit einer Gans that das Uebermögliche, um sich um einen neidischen Pfeiler herum biegen zu können. Unternehmende Beamtentöchter der Commerzienräthin gegenüber bemühten sich auf's Auffallendste, ihre körperlichen Reize in's beste Licht zu setzen; sanfte Blondinen stützten sich schüchtern und melancholisch auf den Arm und schlugen in unnachahmlicher Weichheit zuweilen die Augen auf, um ihre Qualification zu irgend einer Heiligen oder gar zur Himmelskönigin darzuthun. Andere mit blitzenden Augen und vollen schwarzen Haaren sahen verwegen über die linke Schulter irgend einen zusammengehockten Rechnungsrath an, als fühlten sie die Kraft einer Judith in sich und sähen sich vielleicht veranlaßt, nächstens ihrem stillen Nachbar den Kopf abzuschlagen.

Arthur hatte übrigens während dieser Zeit zu Hause mit Mama bedeutende Kämpfe zu bestehen. Die Costümfrage war glücklicher Weise zu Gunsten des Theaters entschieden worden, und sogar mit Beihülfe einer alten geizigen Oberregierungsräthin, die von Adel war, wenn gleich etwas zweifelhaftem, dabei drei eingeladene erwachsene Töchter besaß, und die förmlich vor dem Gedanken zurückschauderte, denselben Costüme machen zu lassen.

Was aber die Einladungen betraf, so konnte der Maler zu seiner großen Verzweiflung hierin nicht den Sinn der Mutter ändern. Er hatte natürlicher Weise die schönsten Frauen und Mädchen aufgeschrieben, sowie Männer von guten Gestalten und interessanten Köpfen; die unbeugsame Mutter aber verfuhr streng nach dem Gesetz: sie fing oben bei ihrer Rangliste an, und da die gelben Töchter des Kanzleidirektors begreiflicher Weise vor der schönen jungen Sekretärsfrau und vor den reizenden Töchtern des Postmeisters kamen, so wurden Jene zur Aufführung eingeladen, Diese aber zum Zusehen verdammt.

Der verhängnißvolle Tag der ersten Probe kam so heran; Arthur hatte den größten Saal des väterlichen Hauses dazu eingerichtet, indem er vorn auf verschiedenen Staffeleien die auserwählten Bilder stellte, im Hintergrunde aber eine kleine Estrade errichtet hatte, worauf probirt werden sollte. Der Commerzienrath hatte sich von dieser Probe zu entschuldigen gewußt — er war auch in Wahrheit gänzlich überflüssig, und die alte Dame verstand, wie wir wissen, auch ohne ihn das häusliche Scepter zu schwingen. Sie saß steif in ihrer Sophaecke; ihr hartes Gesicht war noch ernster als sonst, und wenn man die finster herabgezogenen Augenbrauen betrachtete, so bemerkte man, daß sich die Dame in keiner freundlichen Gemüthsstimmung befand.

Außer dem alten Herrn war so ziemlich die ganze Familie versammelt; Marianne saß wie damals neben ihrer Mutter in der anderen Ecke des Sopha's; Alfons, der Schwiegersohn, ging mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und ab, und die beiden Söhne des Hauses, Arthur und Eduard, standen neben einander am Fenster. Ueber Alle aber schien sich ein verdrießlicher Geist niedergelassen zu haben.

Die Commerzienräthin hatte in den letzten Tagen mancherlei Aerger erlebt, ihre Schwiegertochter war mürrischer und unaufmerksamer gegen Mann und Kinder als je gewesen, und Alfons hatte ebenfalls mit seiner Frau einige heftige Scenen, die lebenden Bilder betreffend, gehabt. Er erklärte es nämlich für unpassend, daß sie selbst mitwirke, hatte auch unter Anderem gesagt, er finde diese Tableauxgeschichte durchaus nicht anständig und begreife nicht, wie Mama dergleichen arrangiren möge; er für seine Person werde sich wohl hüten, in irgend einem Bilde mitzuwirken; — wofür ihm Arthur übrigens sehr dankbar war. Auch halte er es für unschicklich, hatte er ferner gemeint, mit jungen Männern oder auch mit jungen Damen in so vertrauliche Gruppen zusammen zu treten, wie es so häufig die Bilder erforderten. Die Commerzienräthin

auf den Bergen ist Freiheit. Ich will thun und lassen können, was mir beliebt.“

Die rothe Nase sah den Spezereihändler mit einem Blick unbeschreiblicher Verachtung an; dann sagte sie:

„Ist ein stehendes Heer Freiheit? Ist Polizei Freiheit? Sind Steuern Freiheit? Sind Capitalisten Freiheit? Oh, Ihr seid blind mit sehenden Augen. Seht Ihr denn nichts von der Reaktion, die ihr geifferndes Haupt emporstreckt, eine riesige Schlange, die Euch langsam, aber unfehlbar einschnürt?“

„Ha,“ eiferte der Spezereihändler, Reaktion, was ist Reaktion? Wo ist Reaktion?“

„Reaktion!“ sagte die rothe Nase, und warf einen mitleidigen Blick hinüber; „weßhalb gehen alle Geschäfte schlecht? Weßhalb stockt Handel und Wandel? Weßhalb geht der brave Gewerbsmann zu Grunde?“

„Das ist keine Reaktion, das ist ein Unglück,“ sagte der Spezereihändler. „Die Gewerbe gehen schlecht, weil es an Vertrauen fehlt, nicht einmal weil es an Geld fehlt. Ich muß es am Besten wissen. Wer früher den Zucker bei mir hutweise kaufte, der läßt jetzt täglich einige Loth holen, und wer ein Paar neue Stiefeln sehr nöthig braucht, der läßt heute, dennoch die alten flicken, da er nicht weiß, ob ihm die goldene Freiheit, von der Ihr immer predigt, nicht morgen die neuen Stiefel vielleicht auszieben würde.“

„Ja,“ fiel jetzt sein Nachbar in's Wort, der ein Möbelschreiner war, „so ist's, bei Gott, so ist's! Hab' ich doch von zwanzig Gesellen nur noch zwei, und von denen ist obendrein der eine ein Schneider, der nur Fenstervorhänge flickt. Ja, Ihr seid es, die Handel und Wandel darniederdrücken, mit Eurem losen Maul und Euern aufrührerischen Reden und Euern Wühlereien. Nennt mir einen einzigen Menschen, der durch Eure fortgesetzten Aufhetzereien was profitirt hätte. Die Steuern sind erhöht, Arbeit gibt's keine, und wenn bei dem armen Gewerbsmann das Bischen, was er in früheren Jahren verdient hat, aufgezehrt ist, so hat er Eure Freiheit errungen, dann ist er frei, wie der Vogel auf dem Zweig, ohne Nahrung und Obdach, frei, daß sich Gott erbarme!“

Der junge Mensch mit den blonden Haaren hatte schon mehrmals versucht darein zu sprechen, konnte aber mit seiner dünnen Stimme nicht durchdringen.

hatte darauf ziemlich heftig zu Gunsten ihrer Soirée gesprochen, doch war immer von diesem ausgestreuten Samen ein Körnchen bei ihr aufgegangen, welches von einem dem Hause befreundeten Geistlichen genährt wurde, der unter Anderem mit niedergeschlagenen aber dabei verdrehten Augen nur ganz ergebenst darum gebeten hatte, keine Heiligenbilder oder Darstellungen aus der heiligen Schrift zu wählen.

Arthur stand, wie gesagt, bei seinem älteren Bruder am Fenster, und wenn auch Letzterer angelegentlich auf die Straße zu blicken schien, so warf er doch zuweilen verstohlener Weise einen Blick in die hinterste Ecke des Zimmers, wo seine Frau in einem Fauteuil lag, die Fingerspitzen beider Hände an einander hielt und sehr beruhigt an den winterlichen Himmel hinauf blickte.

Eduard schien dagegen wie oft sehr aufgeregt.

„Du kannst dir nicht denken," sagte er leise zu seinem Bruder, „wie diese Frau es versteht, mich zu plagen und zu quälen. Ich will nichts davon sagen, daß sie mir täglich ein finsteres, mürrisches Gesicht macht, so daß ich es im ganzen Jahre ohne Anstrengung behalten kann, wenn sie mich einmal heiter anblickt, — aber ihre Gleichgültigkeit gegen mein Haus, gegen ihre Geschäfte als Frau, ja gegen meine Kinder ist oft wahrhaft empörend!"

Arthur zuckte die Achseln. „Euch Beiden ist schwer zu helfen," sagte er.

„Das sehe ich leider Gottes ein. Aber soll ich denn diese Geschichten ewig ertragen? — Ich mag nach Hause kommen, wenn ich will, so finde ich Ursache zum Klagen und zum Streit."

„Du nimmst auch Alles zu genau."

„Ich nähme Alles zu genau!" erwiderte Eduard vorwurfsvoll; „ich möchte dich sehen, wenn du an meiner Stelle wärest! Du weißt zum Beispiel, wie sehr ich auf Ordnung in meinem Schreibzimmer sehe."

„Ja, ja; darin hat ja deine Frau nichts zu thun und kann alſo nichts in Unordnung bringen.“

„Sie geht ſelbſt auch nicht hinein; aber ſie läßt meine Papiere, meine ſo zierlich aufgeſtellten Sachen den Kindern zum willkommenen Spielzeug.“

„Das iſt freilich arg.“

„So komme ich denn geſtern nach Hauſe; ſie iſt in ihrem Salon, unſre Mägde halten Kaffeegeſellſchaft im Hinterzimmer, mein Herr Sohn und meine Fräulein Tochter beſchäftigen ſich gerade damit, aus ganz wichtigen mediciniſchen Gutachten, die ich da liegen habe, Düten zu ſchneiden, in welchen ſie meinen feinen Tabak und Streuſand unter einander miſchen, um ſich einen Laden zu arrangiren. Dazu haben ſie meine Pfeifen von den Geſtellen herabgenommen, ein paar ſind ſchon zerbrochen, und ich komme noch gerade recht, um größeres Unheil zu verhüten.“

„Da würde ich in Zukunft mein Schreibzimmer abſchließen und den Schlüſſel beſtändig bei mir tragen.“

„Allerdings hätte ich vielleicht dort Ruhe, aber um nicht den ganzen Tag Urſache zum Aerger vor mir zu ſehen, müßte ich ſchon das ganze Haus abſchließen und Niemand darinnen laſſen als mich und meine Kinder. Du haſt gar keine Idee davon, Arthur, was dieſe Frau ein Talent zur Unordnung beſitzt; es iſt dies ein wahres Talent zu nennen und wäre unter anderen Bedingungen erſtaunenswerth. Sie ſchließt keine Thüre und kein Fenſter, ſie legt keinen einzigen Gegenſtand an den gehörigen Platz; läßt ſie ſich einmal herab, dem Hund ſein Futter zu geben, ſo bekommt er daſſelbe in irgend einer meiner koſtbaren japaniſchen Taſſen; zieht ſie eine Uhr auf, ſo ſprengt ſie entweder die Feder oder verwickelt die Ketten in einander. — Nun, von ihrer Toilette will ich gar nicht ſprechen, das haſt du ja vor Augen und wirſt es mir deßhalb glauben. Betrachte ſie ein einziges Mal, ob der Anzug, den ſie trägt, vollkommen zu einander paßt. Ich wette hundert gegen eins, daß

dir eine ganze Menge von Unordnungen beim ersten Anblick in die Augen springen werden. — Siehst du, Arthur, und das macht mich unaussprechlich elend; ich befinde mich den ganzen Tag in einer krankhaften Aufregung."

„Wodurch du aber die Sache nicht besser machst," entgegnete der Maler. „Eben diese krankhafte Aufregung ist Schuld, daß du wie ein Falke nach Allem spähst und gewissermaßen froh bist, wenn du etwas findest, was dir gestattet, diese Aufregung explodiren zu lassen."

„Nein, gewiß nicht."

„Was du mir da Alles erzählt hast, sind an sich nur Kleinigkeiten; aber obgleich ich mir wohl denken kann, daß sie dich auf's Tiefste verstimmen, wenn sie beständig vorkommen, so solltest du dir doch einmal fest vornehmen, dich dadurch nicht zum Zorn hinreißen zu lassen, sondern ruhig und bestimmt das zu sagen, was du sagen willst, dann dich auf dem Absatz umzudrehen und deiner Wege zu gehen."

„Du hast Recht, lieber Arthur," versetzte seufzend der Bruder. „Wenn ich das nur könnte! Aber ich bin es nicht im Stande; wenn ich nur zu Hause einen einzigen Menschen hätte, der es mit mir hielte, der mich unterstützte! Aber ich versichere dich, bis auf die Kinder hinab complottiren sie gegen mich. — Und erst unsere Dienerschaft! Die handelt vollkommen nach dem Beispiel von Madame. — Unordnung und Gleichgültigkeit vornen und hinten."

„Aber denen kannst du doch befehlen!"

„Ich befehle auch, um von ganz gewöhnlichen Dingen zu reden, daß zum Beispiel meine Kinder Punkt acht Uhr jeden Morgen ihren Kaffee haben sollen, und zwar an einem bestimmten Tische; ich setze es nicht durch, Gott bewahre! Eins wird im Bett gefüttert, das andere verzehrt sein Frühstück auf dem Waschtisch, und ich bin schon dazu gekommen, daß Oskar in aller Gemüthlichkeit sein Brod in das

Seifenwasser tunkte und dann anfaß. Sollen Einem da nicht die Haare zu Berge stehen?"

Arthur zuckte beistimmend die Achseln.

„Du weißt, ich will immer um ein Uhr zu Mittag speisen," fuhr Eduard fort; „aber ich bringe es nicht dahin. Bald will sie Nachmittags etwas vorhaben, und es steht dann die Suppe schon nach zwölf Uhr auf dem Tisch, bald ist es Zwei und ich mag klingeln wie ich will, es erscheint Niemand. — Das sind freilich Alles keine großen Sachen, aber es ist viel schlimmer als ein schweres Unglück, das uns betrifft und mit einem Mal zu Boden schlägt, — es martert uns mit beständigen Nadelstichen zu Tode."

„So wird also deinen Befehlen nicht Folge geleistet, und wenn du hie und da eine Scene aufführst, was nicht selten bei dir vorkommt —?"

„So habe ich selbst den Schaden davon. Madame zieht bei dem leisesten Worte ein Gesicht und sagt mir während vier Wochen nicht die Tageszeit, ich bin in meinem eigenen Hause wie die reine Gottesluft, ich existire als Gegenstand für Niemand — man sieht mich gar nicht an. Und das zu ertragen bin ich einmal nicht im Stande."

„Und deßhalb bist du der Erste, der wieder gute Worte gibt!" sagte Arthur mit leisem Tone.

„Was soll ich machen? — Ich kann solch' ein Leben zu Haus nun einmal nicht ertragen. Du hast gar keine Idee davon, was es heißt, so ein finsteres Gesicht vor sich zu sehen. Morgens vom Aufstehen bis Abends, wo man zu Bette geht, kein Zorn, kein Aerger, der sich dem meinen entgegensetzt, nein — nein, eine unheimliche Gleichgültigkeit, die Schwüle eines Gewitters, das nicht zum Ausbruch kommt, das keine wohlthätigen Blitze herabsendet, welche die Luft reinigen, und bei dem man nur in der Ferne ein gelindes Donnern hört. — Letzteres besorgen an solchen Tagen meine freundlichen Dienstboten, die im Verein mit Madame mich zu bestrafen trachten, indem sie

meine Befehle ſchlecht und mürriſch ausführen, jeden Augenblick Gläſer und Schüſſeln hinfallen laſſen und die Thüren zuſchlagen, daß Einem Hören und Sehen vergeht."

Obgleich Eduard dieſe Schilderung ſeiner häuslichen Sklaverei dem Bruder im Tone des tiefſten Schmerzes machte, ſo konnte ſich doch dieſer eines kleinen Lächelns nicht erwehren. — „Es ſind das allerdings Nadelſtiche," ſagte er, „aber du mußt ſie zu pariren wiſſen. Waffne deine Haut mit Geduld, tritt feſt auf, zeige deinen Frauenzimmern den Herrn, und wenn ſie anfangen mit dir zu boudiren, ſo zwinge dich, darüber zu lachen und nimm die Sache ebenfalls gleichgültig."

„Wie oft habe ich mir das ſchon vorgenommen!" verſetzte Eduard mit betrübtem Tone; „aber ich kann nicht. Ach! wie könnten wir ſo glücklich ſein, wenn meine Frau anders wäre! Ich liebe ſie immer noch wie damals, und wenn hie und da ihr Gemüth freudig iſt und ſich in ihrem Auge ein Sonnenſtrahl zeigt, ſo bin ich der glücklichſte Menſch von der Welt, vergeſſe und vergebe Alles, trage ſie auf den Händen und —"

„Verderbe damit Alles," warf Arthur ein. — „Aber ich habe gut predigen, wir haben vom Vater das weiche Gemüth, vielleicht ginge es mir gerade ſo. Du mußt dich in Geduld faſſen."

„Ja," ſeufzte der Andere, „ich muß mich in Geduld faſſen. Aber wenn die Geduld einmal bei mir zu Ende iſt, wenn mein troſtloſes Hausweſen von keinem Strahl der Freude mehr erhellt wird und wenn es rings um mich immer finſterer wird, dann — — gibt es doch noch einmal ein gräßliches Unglück," ſetzte er mit ganz leiſer Stimme hinzu.

Während dieſer Unterredung, die am Fenſter und natürlicher Weiſe nicht laut geführt wurde, ſchien für die Uebrigen ein Engel oder ein Polizeidiener, wie man zu ſagen pflegt, durch das Zimmer zu ſchweben, denn es ſprach weiter Niemand; nur die alte Dame machte hie und da einiges Geräuſch, indem ſie mit den Fingern leicht

auf dem Tische trommelte, was bei ihr jedoch immer als ein Zeichen ziemlich übler Laune anzusehen war.

Dreißigstes Kapitel.

Gesellschaftliche Correspondenzen.

Um drei Uhr sollte die Probe beginnen, und man hatte bis dahin noch ungefähr eine halbe Stunde Zeit.

Der Bediente trat in das Zimmer und überreichte der Commerzienräthin zwei Briefe. Sie öffnete dieselben, las sie durch und reichte sie dann ihrem Sohne Arthur.

„Hochverehrteste Frau Räthin," hieß es in dem einen; „Sie werden wahrscheinlich überzeugt sein, wie außerordentlich schätzenswerth und höchst angenehm mir jede Ihrer freundlichen Einladungen ist. Deßhalb kämpfte ich auch bis heute, ja bis um diese Stunde, ehe ich den Entschluß fassen konnte, Ihnen vorliegende Zeilen zu übersenden, mit denen ich Ihnen, hochgeschätzte Frau, unter tiefstem Bedauern anzeigen muß, daß es mir unmöglich ist, in den lebenden Bildern mitzuwirken. Natürlicher Weise können Sie verlangen, den Grund dieses meinen harten Kampfes und späten Schreibens zu erfahren; aber nehmen Sie mir nicht übel, werthgeschätzte Frau, wenn ich Ihnen die Wahrheit sage. Es wurde gestern nämlich gerüchtsweise bei Obertribunalraths erzählt, es sei durch Ihres Herrn Sohn Arthur auch eine Einladung zu den lebenden Bildern an den Doktor F. mit seiner Frau gelangt! — Wenn die Leute auch hie und da in größeren Gesellschaften gesehen werden, so bin ich fest überzeugt, daß Sie, werthgeschätzte Frau, den Anstand nehmen, sie zur Aufführung lebender Bilder einzula-

In einer Soirée kann man ſich ausweichen, aber in einem Tableau — meine Töchter befinden ſich in unbeſchreiblicher Aufregung und Angſt. Denken Sie, wenn es Ihrem Herrn Sohn, dem Herrn Maler Arthur, am Ende einfiele, die Frau Doktor F. in einem Bild neben meine Julie oder meine Emilie zu placiren! Ich bin feſt überzeugt, die Frau würde darauf hin eine nähere Bekanntſchaft verſuchen, und dafür müßte ich — doch ganz beſonders danken. Uebrigens bin ich wie immer mit aller Freundſchaft

Ihre

Albertine Waſſer,

verwittwete Tutelar-Räthin."

Die Commerzienräthin hatte, während ihr jüngſter Sohn las, jede Miene deſſelben mit Ruhe aber großer Beſtimmtheit betrachtet, ja, ſie war mit ihrer langen ſpitzen Naſe ſeinen Augen gefolgt, wie ſie auf dem Papier hin und her liefen, und als bei Erwähnung des Doktor F. und Frau ein verächtliches Lächeln über ſeine Züge flog, drückte die alte Dame ihre Augenbrauen finſter herab und trommelte drohend und in einer unbeſchreiblichen Taktart auf dem Tiſche.

„Nun?" fragte ſie ſtreng, nachdem Arthur den Brief durchleſen und nun lächelnd aufſchaute. „Was iſt an dieſer Geſchichte?"

„Sie kennen ja den Doktor F. und ſeine liebenswürdige Frau," erwiderte Arthur, — „einen meiner beſten Freunde; ſie wurden Ihnen durch mich vorgeſtellt."

„Das weiß ich; — aber die andere Geſchichte!"

„Sie machten mit Papa auch einen Gegenbeſuch."

„Schicklichkeitshalber. Aber —"

„Sie luden die Beiden im vergangenen Winter zu dem großen thé dansant ein," fuhr der Sohn ruhig fort.

„Das that ich," entgegnete ſehr ernſt die Mama, „erſtens,

Bayerische Staatsbibliothek

weil ich auf deine Bitten die Vorstellung geduldet, zweitens, weil sich die Leute, so lange sie hier sind, nicht unanständig aufgeführt, und drittens, weil, wie die verwittwete Tutelar-Räthin ganz richtig bemerkt — das bei einer großen Soirée in der Menge verschwindet."

„Aber F.'s waren auch später noch einmal da," sagte Arthur, indem er den Brief leicht auf den Tisch warf und die rechte Hand fest auf diesen stützte — eine Haltung, die Jemand annimmt, der zum ernstesten Widerstand entschlossen ist.

Die Nase der Commerzienräthin erhob sich einen halben Zoll höher. Sie hörte auf zu trommeln und griff nach ihrem Sacktuche, in das sie leise hinein hustete. — „Allerdings hast du Recht," fuhr sie darauf mit nicht weniger Ruhe fort, als ihr Sohn; „das geschah abermals auf deinen dringenden Wunsch und war eine ganz kleine Gesellschaft, die ich mit großer Umsicht für die F.'s ausgesucht. Dabei war unter Anderem der Buchhalter deines Papa's nebst seiner Frau. Dein — Freund und College, der Professor C. und ähnliche Leute. — Aber die Geschichte, die in dem Briefe angedeutet ist, wie ist es damit?"

„Doktor F. wurde mit seiner Frau von Ihnen zum Zusehen eingeladen, ist also doch einmal von der Gesellschaft. Da ich nun die Frau in einem der Bilder sehr gut brauchen kann," fuhr Arthur in sehr entschiedenem Tone fort, „so bat ich ihn ebenfalls zur Probe. — So ist die Geschichte, und also hat die verwittwete Tutelar-Räthin Recht."

„Ah!" machte die alte Dame, und ihre Augen schoßen ein paar Blitze auf den ungerathenen Sohn. Sie ergriff darauf abermals ihr Taschentuch und hustete stärker hinein als früher. Dann brachte sie ihre rechte Hand wie vorhin auf den Tisch und begann ihr Trommeln von Neuem. Diesmal aber war es unverkennbar der Rhythmus eines Sturmmarsches.

Einen Augenblick schaute sie alsdann fragend im Kreise umher,

als wollte ſie jeden Einzelnen auffordern, über dieſe unerhörte That einige mißbilligende Worte zu ſagen.

Aber Alle ſchwiegen; nur Alfons neigte den Kopf auf die Seite, lächelte fatal und ſagte: „das hätteſt du nicht thun ſollen, Arthur.“

„Und warum nicht?“ fuhr dieſer auf.

„Weil die F.'s nun einmal nicht zu unſerer — Geſellſchaft gehören.“

„Sie ſind uns vorgeſtellt, ſie kommen in unſer Haus!“

„Aber ſie haben nicht das Recht, eine Einladung zu prätendiren; ſie ſind nur geduldet,“ meinte Alfon's, während er ſeine Brille näher an die Naſe drückte.

„Und weßhalb ſind ſie bloß geduldet?“ brauste der Maler ſtärker auf. „Wer hat das Recht, den Doktor F., deſſen Name, ja deſſen kleiner Finger mehr werth als zwei Dutzend Räthinnen mit ihrem Anhang, nur zu dulden? Wer kann ſich unterſtehen, dieſer braven Frau gegenüber von Duldung zu ſprechen? — einer ehrbaren, verſtändigen, muſterhaften Frau, in jeder andern Stadt eine Zierde der Geſellſchaft.“

„Und eine ſchöne Frau,“ ſagte Alfons höhniſch.

„Ja wohl, eine ſchöne Frau, Alfons!“ rief der Maler. „Das wirſt du, wie ich mich erinnere, ganz genau wiſſen, und ebenſo kannſt du mir am beſten beiſtimmen: eine brave und tugendhafte Frau. — Nicht wahr, Alfons, davon —“

Er wollte ſagen: davon haſt du einſtens Beweiſe erhalten, aber er bemeiſterte ſich glücklicher Weiſe, doch wohl nur, weil er einem bittenden Blick ſeiner Schweſter Marianne begegnete.

„Was iſt es denn eigentlich mit dieſer Frau?“ fragte die Schwiegertochter der Commerzienräthin von ihrem Fauteuil aus, ohne aber ihre Lage dabei im Geringſten zu verändern.

„Das will ich Dir ſagen, Bertha,“ fuhr der Maler fort. „Wir ſind ja hier unter uns.“

„Stille!“ rief die Commerzienräthin. „Nach deinen heftigen Reden von vorhin zu schließen, bitte ich mir aus, daß du es unterläßt, diesen Punkt vor den beiden Frauen zu erörtern. Ueberhaupt gehört das nicht hieher, und ich möchte mir fast erlauben, den Papa herauf rufen zu lassen, um mich mit ihm zu besprechen, was in diesem eigenthümlichen Falle zu thun wäre.“

„O, dazu brauchen Sie nicht den Papa,“ erwiderte Arthur nicht ohne Beziehung; „Sie werden schon selbst einen Entschluß fassen, Mama. Aber Sie wissen um die Sachlage; ich habe den Doktor F. mit seiner Frau nun einmal eingeladen, er wird in einer Viertelstunde da sein. Haben Sie nun vor, etwas gegen ihn zu thun und mich so zu compromittiren, so verlassen Sie sich darauf, daß ich mich nicht scheuen werde, die Sache Jedermann zu erzählen, der sie hören will.“

Während die Commerzienräthin, ohne viel auf die Rede ihres Sohnes zu achten, mit sich zu Rathe ging, was hier zu beschließen sei, näherte sich der arme Eduard seiner Frau; er hatte schon vorher alle Versuche gemacht, einen freundlichen Blick von ihr zu erhaschen, aber sie schien heute nun einmal für Nichts Anderes Sinn zu haben, als für den grauen winterlichen Himmel, den sie mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete. Jetzt aber, wo sie auf ihre Frage von vorhin keine Antwort erhalten, schien es dem unglücklichen zuvorkommenden Ehemann die passendste Gelegenheit, seiner mißstimmten Frau einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Er näherte sich dem Fauteuil und sagte leise: „du hast vorhin wissen wollen, was es mit den F.'s für eine Bewandtniß habe, und weßhalb man sie nicht gern in die Gesellschaften ziehe?“

„O, es ist mir ganz gleichgültig, wenn ich es auch nicht weiß,“ entgegnete Madame.

„Aber du fragtest ja darnach!“ sprach Eduard eifriger.

„Ja, wie man so fragt.“

„So will ich es dir sagen,“ flüsterte er. „Den Doktor F

„Warum,“ ſchrie er jetzt, „haben bei den ſogenannten Vornehmen und Reichen alle Feſte, Bälle aufgehört? Warum anders, als um den armen Mann zu drücken?“

„Warum?“ entgegnete der Möbelhändler, „warum ſoll der Reiche und Vornehme nach den Verluſten, die er ohnedieß erlitten, noch ſein Geld hinauswerfen, wofür er nur Undank hat? Bellt Ihr nicht mit Eurem giftigen Neid Jeden an, der einen beſſern Rock trägt, als Ihr? Was ſchreit Ihr in die Welt hinaus, wenn Ihr irgendwo ein Gaſtmahl oder einen Ball wittert? Schreit Ihr nicht über Reaktionäre, Ariſtokraten, die den Schweiß des armen Volkes verpraſſen? Und das iſt erlogen, das kommt dem Arbeiter und Handwerksmann zu gut, wären nur viele Feſtivitäten und Geſchichten, ſo ſtände es mit dem Gange der Geſchäfte beſſer. Und verpraßt Ihr nicht ebenſo den Schweiß des armen Volks? Z. B. Sie,“ ſagte er zur rothen Naſe, „haben da einen warmen Rock an, und einen Paletot darüber. Damit könnten Sie Einen kleiden, der nichts hat. Sie trinken bei Ihrem Schreien nach Freiheit, das Ihnen natürlich die Kehle austrocknet, täglich Ihre zehn Schoppen Wein. Das würde für neun arme Familienväter langen, und es bliebe Ihnen doch noch ein Schoppen. Aber ich will darüber nichts ſagen, denn das Geld für die zehn Schoppen nimmt der Wirth ein, und das fließt wieder in eine Menge Hände und kommt Vielen zu gut.“

„Schade, Schade,“ ſeufzte der Spezereihändler, „wie unſere ſchönen Gewerbe ruinirt ſind, unſere Stadt ihrem Untergang entgegengeht! Ich ſehe ſchon die Zeit kommen, wo die Häuſer zerfallen, wo auf den Straßen das Gras wächst, und wo wir Alle eine große, große Brüdergemeinde von lauter Lumpen bilden.“

So weit war die Sache in der Ordnung, und manche Mitglieder des Clubbs für unbegränzte Freiheit neigten ſich auf die rechte Seite. Es hätte dazu kommen können, daß die rothe Naſe und ihre Conſorten überſtimmt worden wären, und der Möbelhändler wagte ſchon den ſchüchternen Vorſchlag, der Geſellſchaft ſtatt des bisherigen den Namen: „Clubb für geſetzmäßige Freiheit“ zu geben, wodurch man für die Wohlfahrt Deutſchlands ſchon viel gewonnen hätte, und mit welcher Errungenſchaft ſich die exaltirteſten Conſervativen zufrieden geſtellt hätten.

Aber da geſchah etwas, was der Sache eine ganz andere Wendung gab, und was in dem Clubb für unbegränzte Freiheit bis jetzt nicht dageweſen war. Es war nämlich 11 Uhr geworden, das Geſpräch hatte man außergewöhnlich laut geführt, und es öffnete ſich die Thür, und

kennſt du ja — einer unſerer geſchickteſten und talentvollſten Aerzte; er iſt noch ſehr jung, hat aber ſchon eine ſehr große Praxis."

„Allerdings größer als die deinige," entgegnete die liebenswürdige Frau.

Eduard biß ſich auf die Lippen, bemeiſterte ſich aber und fuhr ruhig fort: „der Vater der Doktorin iſt ein unbedeutender Rechnungsbeamter — eine arme aber brave Familie. Doch iſt ein Fehltritt vorgekommen, — — mit ihrem jetzigen Manne natürlich. Die Sache konnte nicht verheimlicht werden, denn ihr älteſtes Kind kam etwas frühzeitig auf die Welt."

„Das iſt die ganze Geſchichte?"

„Das iſt Alles, was man der Frau nachſagen kann, denn ſonſt iſt ſie ein Muſter von Ordnung, liebt ihren Mann und erzieht ihre Kinder aufs Sorgfältigſte."

„Unbegreiflich!" entgegnete hierauf Madame, und im Gegenſatz zu dem ſoeben geführten Geſpräch mit ſo lauter Stimme, daß man es deutlich im ganzen Zimmer hören konnte. — „Das kommt ja zuweilen vor; iſt denn nicht euerer Couſine Emma, der jetzigen Hauptmännin S., ganz die gleiche Geſchichte paſſirt?"

„Nun ja; ſprich doch leiſe!"

„Und davon hat man ja gar kein Aufhebens gemacht; die kommt ja nach wie vor in alle Geſellſchaften," ſagte Madame noch lauter.

Die Commerzienräthin war bei dieſen Worten heftig zuſammengeſchreckt, ſie huſtete und trommelte abwechſelnd und war ſchon im Begriffe, ihrer Schwiegertochter eine paſſende Antwort zuzuſchleudern, doch fragte Arthur in dieſem Augenblicke ziemlich gelaſſen:

„Nun, Mama, was beſchließen Sie wegen — dieſer Geſchichte? Die Zeit drängt; wir haben nur noch einige Minuten Zeit, und ich bin überzeugt, daß Doktor F. ſehr pünktlich ſein wird."

„Das glaube ich auch,“ verſetzte Alfons höhniſch lachend. „Solch eine Gelegenheit kommt nicht ſobald wieder.“

Die Commerzienräthin hatte ihren Entſchluß gefaßt. Sie trommelte noch leiſe auf den Tiſch, daß es klang wie ein dumpfer entfernter Donner. Dann ſagte ſie: „die Sache iſt nun einmal geſchehen, und kann ich, ohne den Anſtand des Hauſes zu verletzen, nichts mehr daran ändern; ich will dich alſo vor den Leuten nicht bloßſtellen, dagegen ſei es deine Aufgabe, die F. äußerſt wenig in den Bildern zu beſchäftigen, vielleicht nur in einem, wozu ich ſelbſt mit Sorgfalt die anderen Perſonen ausſuchen werde. Und dieſes Bild, worin ſie placirt werden ſoll, wird alsdann in der Aufführung begreiflicher Weiſe nicht geſtellt; das haſt du alſo dem Doktor F. zu unterbreiten und ihn zu veranlaſſen, bei der Vorſtellung nicht unter den Mitwirkenden zu erſcheinen. Wie du das anfängſt, iſt deine Sache; möge es dir recht ſchwer werden, denn die Voreiligkeit, die du begangen, verdient ihre Strafe.“

Arthur kannte ſeine Mutter und wußte, daß vorderhand eine Erwiderung zu nichts führen würde. Er trat an das Fenſter zu Eduard und zeichnete gedankenvoll mit ſeinem Nagel eine fürchterliche Fratze auf die angelaufene Scheibe.

„Haſt du was mit — der Waſſer gehabt?“ fragte Eduard.

„Nein,“ entgegnete Arthur: „aber ich mag die Familie nicht, das wiſſen ſie wohl. Ihre Töchter, die aufdringlichen Schneegänſe, haſſen mich ganz beſonders; ich hätte ſie einmal zeichnen ſollen, habe mich jedoch für dieſe Ehre bedankt.“

„Weßhalb haßt denn die Tutelar-Räthin die Doktorin F. ſo grimmig?“

„Das iſt ſehr einfach; es hat der Waſſer ſelbſt die größte Mühe gemacht, in den Kreiſen der Geſellſchaft, wo ſie jetzt gelitten iſt, durchzudringen. Und das mit einigem Recht, weil über deren Familie ein ſehr räthſelhaftes Dunkel ſchwebt und weil ſie eine boshafte, gallſüchtige kleine Perſon iſt. Hauptſächlich aber bringt

ſie auf Ausſchließung der F., weil ſie doch gar zu ſchlecht neben ihr ausſehen würde. Denke dir die ſchöne Doktorin und die kleine, halbverwachſene Frau ohne alle Taille, mit ihrem gelben Teint und dem bösartigen Blick."

„Pfui, Arthur!" ſagte Eduard lächelnd, „man ſollte ja glauben, du ſeieſt in einer Kaffeegeſellſchaft. Wie kann man ſich ſo ereifern! — Sei jetzt ſtille, Mama hat ihren zweiten Brief geleſen und ihn Alfons übergeben. Er ſoll ihn vorleſen, ſagte ſie; geben wir Achtung."

Alfons nahm in der That das zweite Billet aus den Händen ſeiner Schwiegermutter und nach einem gebieteriſchen Kopfnicken von Seiten derſelben las er:

„Liebe Lotte! Deine Einladung habe ich allerdings erhalten, es iſt mir aber wahrhaftig unmöglich, davon Gebrauch zu machen. Wie ſich wohl von ſelbſt verſteht, wird dein Schwiegerſohn, Herr Alfons, mitwirken, und da kann ich meinem Sohn doch nicht zumuthen, mit von der für uns ſo angenehmen Partie zu ſein. Du weißt, daß ſie einige heftige Worte zuſammen hatten, und obgleich ſich dein Schwiegerſohn im größten Unrecht befand, ſo ſah er ſich doch bis heute nicht veranlaßt, meinem Karl einige verſöhnliche Worte zu ſchreiben."

Sonſt wie immer

deine treue Freundin

Louiſe."

Marianne hatte bei dem Vorleſen dieſes Briefes die Lippen zuſammen gebiſſen, Alfons zuckte nach Beendigung deſſelben mit den Achſeln. „Ich kann da nichts ſagen und thun," meinte er. „Wenn Madame glaubt, ihr Herr Sohn habe Recht, ſo kann ich mir das ruhig gefallen laſſen, ich aber behaupte, er hat Unrecht, und ich habe mir nun einmal vorgenommen, dieſe jungen Herren ihre Zudringlichkeiten fühlen zu laſſen."

„Und was hat denn der, von dem es ſich handelt, ſo Schlimmes begangen?“ fragte ernſt die alte Dame.

„Auf dem letzten Balle,“ ſagte Alfons ſehr wichtig und ruhig, „tanzte er mit Mariannen zweimal. Ich hatte nichts dagegen; als er ſie nun aber gar zum dritten Male auffordern wollte, verbat ich mir das, und da erlaubte er ſich einige unpaſſende Bemerkungen, die ich ihm aber ſehr paſſend zurückgab. Ich halte ſehr auf den Anſtand, Mama, wie Sie wiſſen, und will nicht, daß meiner Frau gegenüber etwas geſchieht, worüber die Leute die Naſe rümpfen können.“

„So etwas wird Marianne wohl ſchon ſelbſt nicht thun, Herr Schwiegerſohn,“ erwiderte die Commerzienräthin. „Uebrigens ſehe ich gar nicht ein, wie ein dreimaliges Tanzen mit dem Sohne eines ſehr befreundeten und ſehr achtbaren Hauſes unanſtändig ſein könnte.“

„Ich ſehe das auch nicht ein, Mama,“ ſagte die Tochter mit leiſer Stimme.

„Das mag ſein,“ entgegnete Alfons mit erhobenen Augenbrauen, indem er die rechte Hand unter den Rock auf ſeine Bruſt ſteckte. „Es mag ſein,“ wiederholte er beſtimmt, „daß meine Begriffe von Schicklichkeit und Anſtand etwas genau und ſcharf ausgeprägt ſind, aber ich halte ſie einmal feſt wie ich ſie fühle; und man thut in dem Punkt lieber zu viel als zu wenig.“

„Sie hatten nachher in einer Ecke des Saals tüchtige Händel zuſammen,“ flüſterte Eduard dem Maler zu.

Worauf Arthur beiſtimmend mit dem Kopfe nickte.

„Und es ſollen da allerlei Dinge zur Sprache gekommen ſein,“ fuhr der Andere fort, „die ſich mit ſeinen ſcharf ausgeprägten Begriffen von Anſtand und Schicklichkeit nicht gut vereinigen ließen.“

„Ich war nicht da,“ entgegnete Arthur zerſtreut.

„Nun,“ ſagte Eduard, „der junge Mann ließ ein paar Worte fallen, die Marianne tief verletzen müßten, wenn ſie dieſelben er-

fahren hätte. Es war das bekannte Thema, daß man Niemand hinter dem Buſch ſuche, wenn man nicht ſelbſt ſtark ſeinen Aufenthalt daſelbſt genommen."

Man kann ſich denken, daß nach dem, was ſoeben in der Familie vorgefallen und was wir dem geneigten Leſer erzählt, die Geſichter der ſämmtlichen Anweſenden durchaus nicht, wie man zu ſagen pflegt, mit einem roſigen Schimmer übergoſſen waren, vielmehr ſchien Eins noch düſterer und verſtimmter als das Andere. Doch gab es ein gutes Mittel dagegen, der Anfang der Probe nämlich und das Erſcheinen der erſten Gäſte.

Es iſt wahrhaft erſtaunlich, was der Menſch Alles kann, wenn er will, und wie ſich hier, ſobald man Schritte auf der Treppe hörte, die Züge Sämmtlicher aufheiterten, die Augen einen andern Ausdruck erhielten, und das ganze Geſicht mit einem freundlichen Lächeln überſtrahlt wurde. Bei Manchem gelang dieſe Umwandlung zwar erſt nach einiger Anſtrengung, aber ſie gelang doch. Die Commerzienräthin trommelte und huſtete nicht mehr, Marianne ſaß ſanft gegen ſie hingebeugt, als habe ſie ihr irgend eine zärtliche Bemerkung in's Ohr geflüſtert; ja Alfons, der eben noch ſo verſtimmte Alfons, ſtützte die rechte Hand auf den Tiſch, während die linke ſoeben erſt von der Schulter ſeiner Frau herabgeglitten zu ſein ſchien. Es war das in Wahrheit eine rührende Gruppe.

Eduard hatte ſich ebenfalls an den Fauteuil ſeiner Frau begeben und flüſterte ihr zu: „es kommen Leute, wie du weißt, Bertha, mach doch ein freundliches Geſicht und zeige wenigſtens nicht vor der Welt deine ewige und traurige Verſtimmung."

Arthur zuckte verſtohlen die Achſeln und dachte: „laßt den Doktor F. und ſeine Frau nur einmal bei der Probe geweſen ſein, ſo wird das Andere ſich ſchon machen." Worauf auch er eine heitere Miene annahm.

Kurz es war erſtaunlich, wie das ganze commerzienräthliche Haus nun auf einmal das Bild der Zufriedenheit und Heiterkeit

bot; Alle sahen aus wie das personificirte Wohlwollen gegen einander und gegen die äußere Welt, und hätte die Commerzienräthin ihren stechenden Blick und ihre lange spitze Nase verbergen können, so würde die Gruppe auf dem Sopha sogar eine liebliche gewesen sein.

Einunddreißigstes Kapitel.

Winterhalter's Decamerone.

Da öffnete sich die Thüre und es erschien zuerst die Familie des Oberregierungsraths von D., für heute aus drei erwachsenen Töchtern bestehend, die von einem emporgeschossenen, noch ziemlich grün aussehenden Bruder, der die gegründetste Hoffnung hatte, nächstens zum Justizreferendär zu avanciren, in Abwesenheit von Mama chaponirt wurden. Mama, eine gute aber etwas dicke und alte Frau, hatte nur eine Einladung zum Zusehen erhalten, wogegen der Vater wegen seiner Amtsgeschäfte unmöglich erscheinen konnte.

Wenn wir sagen, daß Arthur die Töchter zur Ausfütterung irgend eines dunkeln Hintergrundes bestimmt hatte, so ist ihr Aeußeres sattsam beschrieben. Was den Bruder anbelangt, so war es Schade, daß keine Thierstücke gestellt wurden: er hätte in seinen unbeholfenen, schweren Bewegungen die Stelle eines jungen Jagdhundes vortrefflich ausgefüllt.

Ihnen folgte in majestätischem Aufzuge die Familie des Obertribunal-Präsidenten. Er, ein großer korpulenter Mann mit einem breiten rothen Gesichte von etwas blutdürstigem Ausdruck, sie scharf und schneidend im Aeußern, in Reden und Bewegungen, konnte an seinem Arme sehr wohl als Symbol des Schwertes der Ge-

rechtigkeit dienen. Beider Sohn schritt hinter ihnen drein, eine noch nicht vollkommen erklärte Größe, die sich ebenfalls dem Criminalistischen zugewendet hatte, dem Aeußern nach eine schlechte Copie des Vaters und bei allen jungen Damen sehr gefürchtet war, denn da er nichts Besseres zu reden wußte, so unterhielt er sich von seinen Gerichtssitzungen und erzählte gern die schauderhaftesten Mordgeschichten. — Die ganze Familie schritt äußerst würdevoll daher, aufrechten Hauptes, steif und großartig, als eröffneten sie den Zug irgend eines zum Tode Verurtheilten.

Glücklicher Weise aber erschien hinter ihnen das wohlgenährte freundliche Gesicht eines jovialen Steuerrathes mit Gemahlin, drei Töchtern und zwei Söhnen, und verwischte so das angedeutete traurige Bild. Der Steuerrath begnügte sich nicht mit einem stummen Kopfnicken, sondern er versicherte, daß er sich schon den ganzen Morgen ungeheuer auf die Probe gefreut, daß er mitwirken werde, es aber unter einem Adonis oder Apollo schon gar nicht thue, und daß er ferner hoffe, es komme auch irgend eine Rolle in einem Genrebild vor, wo er sich als Fiedler auf dem Fasse auf's Prächtigste ausnehmen würde.

Er würde noch mehr dergleichen vergnügliches Zeug geschwatzt haben, doch erschien jetzt sein Chef, der Obersteuerdirektor, ein noch nicht alter, vornehmer Herr, mit mehreren Ordensbändern und zwei blühenden Töchtern, bei deren Anblick der Maler, der wieder ziemlich verdrossen nach seiner Fensterecke zurückgekehrt war, ein freundlicheres Gesicht machte. Diesen beiden Mädchen waren natürlicher Weise Hauptrollen zugedacht, und sie wußten wohl, daß sie hiezu berechtigt waren. Sie begrüßten die Commerzienräthin herablassend, Marianne freundlich, die andern jungen Damen sehr oben hinüber, und der junge Jagdhund, sowie der blutdürstige Criminalist, die ein freundliches Wort anbringen wollten, wurden gar nicht beachtet.

Nach und nach kamen jetzt immer mehr der Eingeladenen, unter

Anderem auch der Bankpräſident, ein bleicher, dicker Mann mit außerordentlich ſpärlichem Haarwuchs, das heißt auf dem Kopfe. Auf den Zähnen hatte er aber deſto mehr, und er war mehr wegen ſeiner außerordentlichen Grobheit als ſeiner Umſicht bei den Geſchäften der Bank berühmt. Als vornehmerer College des Commerzienraths wurde er von der Dame des Hauſes durch ein Aufſtehen vom Sopha geehrt und ihm gleich ein Fauteuil untergeſchoben, auf dem er ſich auch niederließ, ohne in ſeinem durch Nichts berechtigten unergründlichen Hochmuthe die übrige Geſellſchaft weiter eines Blickes zu würdigen.

Als die Commerzienräthin vorhin aufſtand, verband ſie als kluge Frau dabei das Angenehme mit dem Nützlichen, denn nach dem Empfang des Bankdirektors begab ſie ſich in das anſtoßende eigentliche Vorzimmer, um dort jene Claſſe von Gäſten zu empfangen, die es nicht ſo recht wagten, in das Gemach vorzudringen, wo ſich die höchſten und allerhöchſten Herrſchaften des Honoratorenſtandes befanden.

Auch Arthur folgte ſeiner Mutter in dieſes Nebenzimmer, denn er wußte, daß dort eine größere und angenehmere Auswahl für die lebenden Bilder ſein werde.

Hier fand ſich denn auch bald eine zahlreiche Geſellſchaft zuſammen, und wuchſen auf dieſer Schichte der menſchlichen Geſellſchaft, die um einige Grade tiefer ſtand, ſchon anmuthigere Blumen als droben auf der Höhe bei der dürren Vegetation. Hier waren jüngere Kaufleute mit ihren Frauen, verſprechende Beamtentöchter, jüngere Räthe und Räthinnen, und Alle lachten, plauderten und ſummten vergnügt durch einander, während drinnen nur hie und da ein ernſtes und gemeſſenes Wort fiel.

Dort füllte es ſich aber auch nach und nach, denn es wanden ſich immer noch dürre Tannen in Geſtalt von Regierungs- und Oberregierungsräthinnen, und kümmerliche Fichten, ſowie mageres Geſtrüpp aller Art, ältliche Gemahlinnen von Finanzdirektoren, geheimen

Hofräthen und dergleichen mehr durch das frische und noch grün belaubte Unterholz des Vorzimmers, um die Höhe des Lebens zu erreichen, wo sie eigentlich hingehörten.

Arthur spähte nach seinem Freunde, dem Doktor F., der noch immer nicht erschienen war; aber er hatte als Arzt viel zu thun und mußte vorerst seine Geschäfte besorgen, ehe er an das Vergnügen denken konnte.

Da es übrigens drei Uhr geworden war, so ließ die Commerzienräthin die Flügelthüre zu dem besprochenen grünen Salon öffnen und die Menge strömte dort hinein. Das jüngere Volk eilte alsbald zu den Staffeleien und betrachtete die aufgestellten Bilder, wobei sich beinahe Jedes eine Rolle aussuchte, die, so sagte man, für seine Persönlichkeit wie gemacht sei. Einige waren dabei bescheiden und meinten, sie würden sich mit diesem und jenem begnügen, Andere aber hielten sich für jede Rolle passend; und leider befanden sich Letztere in der Mehrzahl.

Arthur wurde von allen Seiten bestürmt, geschwinde anzugeben, auf welche Art er die Figuren vertheilt; doch war er klug genug, dieß nicht zu thun und versicherte, er müsse nach der Ordnung verfahren und zu einem Tableau nach dem andern die betreffenden Namen aufrufen.

Das ging nun ziemlich gut von Statten, doch nicht ohne leise Reclamationen der Commerzienräthin und sehr laute Einreden der betreffenden Damen.

Der Maler mußte schon in einen sauern Apfel beißen, und manche gelbe und magere Räthin als jugendliche Erscheinung vorschieben, während frische Mädchengesichter hinten zu stehen kamen. Dabei überließ sich Arthur auch zuweilen einer lustigen Laune; so übergab er zum Beispiel die Rolle des Holofernes dem Obertribunal-Präsidenten mit dem wilden Gesichtsausdruck, stellte den Bankdirektor als Judas Ischariot und bildete aus drei der vornehmsten und stolzesten Damen eine Gruppe, die er als Nymphen bezeichnete, die aber

in Wahrheit Furien vorstellten, was ihm dieselben außerordentlich übel nahmen, als sie es später erfuhren.

Jetzt wurde das Decamerone von Winterhalter vorgeschoben, das duftige, schöne Bild, welches dem geneigten Leser gewiß bekannt ist. Es ist jener herrliche Garten bei Florenz, wo an einem Springbrunnen die sieben schönen Paare junger Mädchen und Männer in anmuthigen Gruppen ruhen und der erwählten Königin zulauschen, die erhaben zwischen ihnen sitzt, das schöne Haupt mit Blumen bekränzt.

„Ah!“ machten sämmtliche Damen, umringten in einem weiten Kreise das Bild, und auch viele der jungen Herren streckten die Hälse vor, um sich einen passenden Platz auszusuchen. Wenn es allen Wünschen der Anwesenden gemäß gegangen wäre, so hätte man das Bild wenigstens achtmal besetzen können, denn da war fast Keine, die sich nicht für berechtigt hielt, mindestens als Königin da zu sitzen. Einige Ausnahmen fanden wohl Statt, das waren aber schon Solche, die mehrmals vortheilhaft beschäftigt waren, oder sehr ältliche Damen, in deren Herzen aber nur jener angedeutete Wunsch zu Gunsten ihrer verschiedenen Töchter laut wurde.

Da Arthur bei mehreren Tableaux schon bewiesen hatte, daß er nicht zu bestimmen war, von seiner Liste abzugehen, so wandten sich mehrere vorsorgliche Mütter an die Commerzienräthin, um eine Einsprache zu Gunsten ihrer Angehörigen zu erwirken, wodurch die alte Dame in augenscheinliche Verlegenheit kam, denn es waren zu wenig Figuren in dem Bilde, um allen diesen Privateinsprüchen genügen zu können. Sogar der Obertribunal-Präsident ließ sich herbei, eine Figur als äußerst passend für seine Emilie zu bezeichnen. Der junge Jagdhund verwandte sich auf's Lebhafteste für seine Schwestern, so daß am Ende die Commerzienräthin in Folge aller dieser Bestürmungen ihren Sohn auf die Seite nahm und ihn in ernsten und dürren Worten anwies, den billigen Wünschen einige

herein trat ein Diener der Polizei, feierlich verkündend, daß die Polizeistunde längst vorüber sei. — — — —

Trauriger Moment! Wie wahr ist das Sprüchwort: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden. Die rothe Nase, wie sie im Begriff war zu thun, eine Rede gehalten für unbegränzte Freiheit, eine Rede, übermenschlich schön, sie hätte weder den Spezereihändler noch den Möbelschreiner verlockt, ihren Antrag auf Aenderung des Namens in Clubb für gesetzmäßige Freiheit aufzugeben. Aber das Erscheinen der Polizei in diesem Augenblick, das Verkündigen der Polizeistunde, so etwas verträgt kein deutscher Bürgersmann und Patriot. Das sah auch die rothe Nase ein; die rothe Nase wußte ganz genau, daß jetzt ihre Sache die siegreiche sei. Ruhig und groß setzte sie sich nieder, ruhig und groß füllte sie ihr Glas, trank es aus und sprach:

„Freie deutsche Männer, die Polizeistunde ist vorüber!“

Der junge blonde Mensch, nachdem er sich überzeugt, daß die Polizei das Haus verlassen, ließ den Hecker leben; die rothe Nase verkündigte, sie behalte sich vor, morgen eine Adresse an die Nationalversammlung vorzulegen, worin das Ministerium anzuklagen sei, daß es durch die fluchwürdige, an das alte verdammliche System erinnernde Einrichtung der Polizeistunde das freie Vereinsrecht der Bürger ungesetzlich schmälere und daß sie, hierauf fußend, morgen den Antrag einbringen wolle, den Namen der Gesellschaft in „Clubb für gesetzlose Freiheit“ umzuändern.

Und hierauf trennte man sich.

Wirth und Wirthin gingen zu Bett. Die Thüre wurde an den Eingang gelehnt, der Hund legte sich zum Schlafen hinter den Ofen, das Gaslicht wurde ausgelöscht, und ringsum war es trostlos dunkel.

der vornehmsten Damen, die sie ihm namentlich bezeichnete, nachzukommen und das Decamerone, welches Tableaux den Glanzpunkt des Abends bilden sollte, nach ihrer Angabe zu besetzen. Vergebens waren die Einwendungen Arthur's: Mama hob ihre Nase so hoch als möglich in die Höhe und sagte kurz und bestimmt, sie habe schon während der früheren Bilder sich manche Abänderungen Seitens ihres Sohnes gefallen lassen, dießmal aber beharre sie auf ihrem Wunsche, nöthigenfalls Befehle, und wolle von keiner Widerrede etwas wissen.

Arthur dachte einen Augenblick nach, dann flog ein eigenthümliches Lächeln über seine Züge; er nahm seine Liste, änderte Einiges darin ab und bat die zusammengedrängte Schaar der Damen und Herrn um etwas Platz, damit er im Stande sei, das Bild stellen zu können.

Erwartungsvoll wich Alles aus einander, der junge Maler arrangirte die Sitze auf der kleinen Estrade im Hintergrunde des Saales und sagte dann, nachdem er einige Worte mit der Commerzienräthin gesprochen, mit lauter Stimme: „das Decamerone ist ein Lieblingsbild von Mama und hat sie die meisten Damen und Herren, die darin vorkommen, selbst bezeichnet."

„Vortrefflich! — Sehr schön! — Ah! das muß ein superbes Bild werden!" murmelte es vergnüglich durch einander, wobei namentlich die Bittsteller und Bittstellerinnen, die vorhin mit der alten Dame unterhandelt, heitere Gesichter zeigten. Andere aber, die dies wohl bemerkt, stießen sich leicht an, schüttelten die Köpfe und man konnte verschiedene Reden hören: wie man wohl denken könne, was dabei beschäftigt sei, daß man sich an dergleichen Zurücksetzungen gewöhnen müsse, daß bei der Aufführung das Publikum wohl ein richtiges Urtheil haben werde, und dergleichen mehr.

Arthur fing an die Namen der Damen und Herrn abzulesen, und der geneigte Leser wird unserer Versicherung glauben, daß das

Decamerone in dieſer Zuſammenſtellung wenn auch kein reizende Bild doch ein vornehmes wurde.

Was die Männer anbetraf, ſo konnte man ſchon zufrieden ſein und wurden auch dabei wenig Bemerkungen laut, obgleich ſich der junge Jagdhund eine Rolle herausgeſchlagen hatte und ſich hinſtellte wie ein unglücklich ausgeſtopfter Storch, der durch Selbſtmord ins Jenſeits gewandert und deshalb ein melancholiſches Air behalten. — Die Damen aber, die nun erſchienen und meiſtens ſtolz und ſicher ihre Plätze einnahmen, mußten ſchon ein gelindes Spießruthenlaufen aushalten.

„Zwei Töchter des Herrn Oberregierungsraths von D. —“

„Gott!“ ſagte eine dicke Kanzleiraths-Tochter, „die Emilie und Auguſte! da wird viel weiße Schminke verbraucht werden.“

„Es iſt nur ein Glück,“ ſetzte eine ziemlich junge Kaufmannsfrau hinzu, „daß die Emilie ſitzt und man ihren Rücken nicht ſehen wird.“

„Sie iſt wirklich ein Bischen ausgewachſen,“ meinte eine Andere.

„Das nennſt du ein Bischen?“ ſprach eine Vierte. „Mich hat die Corſettmacherin verſichert, ſie ſei ganz in Eiſen eingeſchnürt und wenn das nicht der Fall wäre, ſo müßte ſie zuſammenknicken wie ein Taſchenmeſſer.“

„Fräulein Pauline von W.,“ ſagte Arthur.

„Ah!“ die häßliche Nichte des Miniſters!“

„Und in dem ſchönen Decamerone!“

„Florenz hatte damals eine betrübte Zeit,“ ſagte boshaft eine andere Stimme; — „Hungersnoth und Krankheit — Pauline wird das recht natürlich darſtellen.“

„Aber nehme mir kein Menſch übel, das wird ja ein ſchreckliches Bild!“ bemerkte entrüſtet die Kanzleiratstochter. „Ich mache ja durchaus keine Anſprüche, da mitzuſtehen, — denn ich weiß, daß ich nicht ſchön bin,“ ſetzte ſie kokett hinzu; „aber wenn

ß so aussähe wie Pauline, so würde ich mich bedanken, wenn man mich so zur Schau stellte."

Pauline hatte nun auch wirklich nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit einer dieser hübschen Gestalten Winterhalter's, aber sie war die Nichte des Finanzministers, und ihre Mutter, die stolz und breit vor dem Bilde saß und wohlgefällig auf ihre Tochter blickte, hatte Connexionen bei Hofe.

Eine Vierte, die der Maler nun aufrief, gefiel ebenso wenig als die vorbenannten Drei, und die Vier bildeten auch, um die Wahrheit zu sagen, einen gar betrübten Anblick, der durchaus nicht vermindert wurde, als nun Arthur die beiden schönen Töchter des Steuerdirektors dazu placirte, die in Jugendfrische und Schönheit strahlten.

Der Platz der Königin war allein noch unbesetzt.

Arthur hatte sich schon mehrmal im Saale umgesehen und endlich gefunden, was er suchte. Es war das eine junge und schöne Blondine, ein herrliches, prachtvolles Weib, die bescheiden zurückgezogen neben ihrem Manne, dem Doktor F., stand, der mit dem Steuerdirektor im eifrigen Gespräch an einer Fensternische lehnte. Das Umherschauen des Malers war von verschiedenen jungen Damen falsch gedeutet worden, und Manche, die sich wohl berufen fühlte, eine Königin darzustellen, drängte sich auffallend hervor, ja die dicke Kanzleirathstochter, ein unternehmendes Wesen, lehnte sich, um einen Contrast hervorzubringen, schmachtend an eine dürre Hofräthin und sagte zu dem Maler im Gegensatz zu ihren früheren Aeußerungen: „Ah! das wird ein schönes Bild; wie prächtig verstehen Sie das zu arrangiren, Herr Arthur!" Dieser aber blickte nach einer andern Gegend hin und nickte der Doktorin F. freundlich zu, wobei er ihr ein lebhaftes Zeichen machte, näher zu kommen, was sie aber mit einer graziösen Handbewegung abzulehnen schien, wobei sie leicht die Achseln zuckte und den Kopf neigte, als wollte sie sagen: „ich gehöre nicht in den vornehmen Kreis."

„Nun, die Königin,“ ſprach freundlich die Commerzienräthin, d
ſehr geſchmeichelt war über die vielen Complimente, die man ihre
Talente, Tableaux zu arrangiren, von allen Seiten machte.

„Ach ja, die Königin!“ wiederholten ſehnſüchtig mehrere Dam
und blickten erwartungsvoll auf Arthur, der nun durch die Reih
ſchritt und die widerſtrebende Doktorin F. auf den erhöhten Sitz führt

Hätten aber mehrere Blitze vor der Herrin des Hauſes, v
der Frau von W. und den meiſten der alten Räthinnen dicht ei
geſchlagen, die Geſichter hätten nicht länger, die Mienen nicht b
ſtürzter ſein können, als nun, da die ſchöne Königin ſich elega
auf ihrem Sitz niederließ und — jeder Zoll eine Herrſcherin — ih
Untergebenen betrachtete.

Die Gruppe des Decamerone glich nun einem Stranche, deſſ
eine Seite voll duftender Blüthen hängt, während über die ande
ein eiſiger Nordwind fuhr, der nicht nur keine Blume aufkeimen lie
ſondern ſogar das Laub verwelkte und verdorrte.

Frau von W., die ſich zuerſt zu faſſen ſchien, warf der Com
merzienräthin einen nichts weniger als freundſchaftlichen Blick zu,
dann zuckte ſie die Achſeln und fragte hierauf ihre Tochter: „nich
wahr, mein Kind, du ſitzeſt ſehr ſchlecht?“

„Ja, Mama,“ erwiderte dieſe, „es iſt ſehr anſtrengend, und ic
werde es an dem Abend kaum aushalten können.“

„Dann bitte ich, ſich nicht zu geniren,“ verſetzte Arthur, inde
er ſich auf die Lippen biß. „Wenn es Ihnen wirklich zu anſtrengend
iſt, ſo können wir die Sache anders einrichten.“

Da erhob ſich Fräulein von W., trat zu ihrer Mutter zurück
und ſagte ſo laut, daß es die Dame des Hauſes hören konnte: „da
kann man doch nicht von mir verlangen, neben der — — Fra
Doktorin F. zu ſtehen!“

„Unter ihr zu ſitzen!“ ſprach entrüſtet die Mutter. „Di
Probe iſt doch bald zu Ende,“ wandte ſie ſich kalt an die Commerzien
räthin, „Sie werden erlauben, daß ich mich leiſe empfehle.“ Dami

stand sie auf, machte ein förmliches Compliment und rauschte mit ihrer Tochter nicht ohne einiges Aufsehen zum Saale hinaus.

Die Schwestern des jungen Jagdhundes sahen sich bedeutsam an und fingen an unruhig auf ihren Sitzen hin und her zu rücken, er selbst, der Justizreferendär-Aspirant, hob die Nase in die Höhe und sagte geringschätzend: „ihr habt doch eigentlich da einen schlechten Platz bekommen."

„O ja, das fühlen wir auch," entgegneten die Beiden einstimmig. Und Eine setzte boshaft hinzu: „wir scheinen doch nicht recht in dieses Bild hinein zu passen." Worauf sie sich langsam erhoben, um sachte auf die Seite und von der Estrade hinab zu rutschen.

Arthur hatte Alles dies vorher gesehen, und um in seine Schlachtordnung keine auffallende Lücke zu bringen, das zuerst ausgetretene Fräulein von W. durch die dicke Kanzleirathstochter ersetzt, was ihn allerdings einen süßen Blick und einen Händedruck kostete, als er sie auf ihren Platz führte.

Der Doktor F. war unterdessen mit dem Obersteuerdirektor näher getreten, und Beide hatten wohl bemerkt, um was es sich handle. Der Doktor biß sich gelind auf die Lippen und warf seiner Frau aus der Entfernung einen Blick zu, den sie mit einem unbefangenen Lächeln erwiderte.

Der Obersteuerdirektor trat dicht an die Estrade heran und sagte seinen beiden Töchtern: „ihr habt da einen vortrefflichen Platz; sitzt nur recht ruhig und macht dem schönen Tableau alle Ehre," — eine Bemerkung, wofür ihm die schöne Königin einen Blick des innigsten Dankes zuwarf, denn wir brauchen dem geneigten Leser nicht wohl erst zu sagen, daß diese Frau mit ihrem zarten Gefühl augenblicklich die niedrige Unverschämtheit begriffen, welche die schlecht erzogenen Töchter gebildet sein wollender Stände gegen sie begangen.

Auch das vierte von der Commerzienräthin octroyirte verwelkte Blatt entfiel dem Strauße und säuselte den Töchtern des Ober-

regierungsraths nach, um sich in einer Ecke des Saales über die erlittene Kränkung zu besprechen.

Natürlich wurden sie von Arthur augenblicklich durch drei frische Mädchen ersetzt, und als bald der junge Jagdhund, der sich wiederholt eines sonderbaren Hüstelns beflissen, von dem Maler scheinbar ruhig, aber mit einem gewissen festen Blick, gegen einen größeren Herrn umgetauscht worden war, stand das Bild so vortrefflich und schön, daß die Unbefangenen aus der Gesellschaft, als nun probirt wurde, einhellig in die Hände klatschten.

Den Gemüthszustand der alten Räthin bei dieser für sie so empörenden Scene brauchen wir wohl dem geneigten Leser nicht zu schildern; ihre Finger umspannten krampfhaft das Taschentuch, und da sie keinen Tisch vor sich zum Trommeln hatte, so machte sie ihrem Zorn auf andere Art Luft und schien von einem wahren Krampfhusten befallen zu sein.

Die Probe ging nun zu Ende, die Eingeladenen verschwanden, nachdem sie der Herrin des Hauses versichert, die Aufführung der lebenden Bilder werde einen köstlichen Abend geben und sie freuten sich ungemein darauf.

Arthur war mit dem Doktor F. weggegangen und die Räthin schloß sich in ihr Boudoir ein, um ruhig zu überlegen, was auf diese scandalöse Geschichte zu thun sei.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Im Fuchsbau.

Der geneigte Leser wird sich vielleicht erinnern, daß wir ihn in einem früheren Kapitel in einen entlegenen Theil der Stadt

führten, wo sich in der Nähe des großen Fruchtmarktes, dem ältesten Theile der Stadt, ein Zusammenbau von alten massiven Häusern befand, die mit zahlreichen Ein- und Ausgängen auf verschiedene Straßen ziemlich sichere Schlupfwinkel waren für allerlei Leute, die Ursache hatten, die Oeffentlichkeit zu scheuen und der spähenden Polizei nicht unter die Augen zu kommen.

Diese Gebäude, in früheren Zeiten einzeln stehend, waren nach und nach durch Anbaue der verschiedensten Art vereinigt worden; nach Bedürfniß hatte man Gänge angebracht, Mauern durchschlagen, Höfe überbaut und solchergestalt die Wohnungen unter einander verbunden, wodurch aber das Ganze im Innern ein wahres Labyrinth wurde, durch welches den Ein- und Ausgang zu finden für einen Uneingeweihten sehr schwierig, ja in gewissen Theilen ganz unmöglich wurde. Hier befanden sich Ausgänge, die auf irgend einen finstern Hof mit vielen Thüren führten, wo ein des Weges Kundiger, wenn er gerade verfolgt wurde und er wenige Schritte Vorsprung hatte, plötzlich verschwand und durch einen andern Eingang des Gebäudes zurückkehrte, ehe der Verfolger ihn wieder zu Gesicht bekam.

Der wirklichen Ausgänge auf die Straßen waren es außerordentlich viele, und obgleich man sie alle kannte, und es nicht schwer gewesen wäre, sie im Falle einer Durchsuchung zu besetzen, was übrigens auch häufig genug geschehen war, so zuckten doch die erfahrensten Polizei-Offizianten bei solchen Veranlassungen die Achseln und nannten das ein vergebliches Bemühen, denn sie seien überzeugt, so sagten sie, es befänden sich da geheime Ein- und Ausgänge durch benachbarte Keller oder Gott weiß wo sonst, von denen Keiner von ihnen eine Ahnung habe.

Natürlicherweise war aber der Sicherheitsbehörde der Eintritt in diese Gebäude durchaus nicht verwehrt und konnte sie hier ihren Amtsgeschäften nachgehen, so oft sie es für nöthig erachtete.

Es wohnten hier eine Menge Familien von den verschieden-

artigsten Gewerben, ja unten in einem Theile befanden sich ein paar elegante Läden, sowie Werkstätten von Schmieden, Wagnern, Sattlern und dergleichen mehr. Von dem Ganzen besaß die hohe Polizei einen sauber gearbeiteten und sehr korrekten Grundriß, den man einstens durch den Stadtbaumeister aufnehmen zu lassen für nothwendig gefunden hatte, und darin waren auch die Familien verzeichnet, wo sie wohnten, wie viel Zimmer sie inne hatten, und es wurde strenge darauf gehalten, daß die verschiedenen Aus- und Einzüge der Behörde augenblicklich gemeldet wurden.

Obgleich nun auf diese Art das ganze Anwesen scheinbar klar und durchsichtig vorlag, so war der Fuchsbau, wie wir schon oben angedeutet, eine wahre Räuberhöhle und wimmelte von Dieben, Betrügern, allem möglichen Gesindel mit ihrem so nothwendigen und zahlreichen Anhang von Hehlern jeder Art. Wie oft schon hatte man auf dringenden Verdacht plötzliche Haussuchungen angestellt, ohne je etwas gefunden zu haben; der gegründetste Verdacht war nie gerechtfertigt worden, und so fand denn auch die Gerechtigkeit keinen triftigen Grund, um den Fuchsbau, wie man schon mehrmals in Vorschlag gebracht hatte, entweder ganz niederzureißen, oder in seiner ehemaligen Gestalt wieder herzustellen durch Entfernung der verschiedenen Anbaue mit ihren labyrinthischen Treppen und Gängen, — ein Vorschlag, dessen Ausführung übrigens auch noch wegen des Kostenpunkts und der Gefährlichkeit in baulicher Beziehung seine Schwierigkeiten gehabt hätte.

Wir haben schon vorhin gesagt, daß das Ganze den Namen des Fuchsbaues hatte; ein besonderer Theil hieß aber der Gasthof zum Fuchsbau, und in diese stillen Gemächer wollen wir den geneigten Leser unsichtbar einzuführen uns erlauben, was so ohne Gefahr geschehen kann, wogegen er in Wirklichkeit mit einem guten Rock bekleidet ein sehr unwillkommener Gast sein würde.

Es ist draußen ein unheimliches naßkaltes Wetter; Schnee, Regen und Wind jagen einander in den engen Durchgang hinein,

von dem wir schon früher sprachen, und da bei dieser Hetze die erstgenannten leichten Gesellen verschmolzen und verflogen, ehe sie der Sturm recht erfassen konnte, so ließ er nun seine Wuth an einer alten Laterne aus, die an rostigen Ketten von dem Gewölbe niederhing und ächzend hin und her wehte.

In dem Durchgang befindet sich jene uns schon bekannte kleine eiserne Gitterthüre, von schweren Stangen gemacht, mit einem sehr soliden und künstlichen Schlosse, sowie oben und unten mit Riegeln versehen, die, wenn sie vorgeschoben sind, ungreifbar in das Eisen zurückfallen und nur durch eine künstliche Vorrichtung wieder zurückgezogen werden können.

Hinter dieser Thüre beginnt eine schmale steinerne Wendeltreppe, die oben auf eine einzige, wieder verschließbare Thüre führt; dann kommt ein gewölbter Gang, spärlich von einem stark eingetriebenen Gaslicht beleuchtet, auf welchen mehrere Thüren münden.

Durch eine derselben treten wir geräuschlos ein und befinden uns nun in einem großen Gemache mit braunen Holzwänden, eben solcher Decke und einem mächtigen Kachelofen. Das Mobiliar desselben besteht aus langen, schweren eichenen Tischen und Bänken; in einem hohen Eckschranke sind Gläser und Flaschen aller Art verwahrt. Neben diesem Buffet befindet sich ein einzelner Stuhl, ein alter Lehnsessel, in welchem ein kleines, vertrocknetes Weib sitzt, welche die Hände in den Schooß gelegt hat und die eine Kellnerin vorstellt. Sie scheint unachtsam vor sich hinzustarren, doch sieht ein aufmerksamer Beobachter, daß sie unter ihren grauen buschigen Augenbrauen die glänzenden kleinen Augen unruhig hin und her laufen läßt. Vor ihr liegt ein großer Hund, dessen zottiges Fell ihr als Fußschemel dient; neben ihr, zwischen dem Eckschranke und der Wand, befinden sich, an starken Drähten von der Decke herabhängend, mehrere Handgriffe, die wie Klingelzüge aussehen; es sind dies aber nicht so ganz harmlose Gegenstände und auf ihnen beruht theilweise die Sicherheit des Hauses. Der Zug an einem derselben gibt dem Hausknecht ein

Zeichen, die Thüren zu öffnen und zu schließen, ein anderer ist eine Art Telegraph, der durch gewisse Zeichen mit den Nebenzimmern communiciren kann, ein dritter steht mit einer Allarmglocke für das ganze Haus in Verbindung, und der vierte endlich beherrscht die Gasleitung des Gebäudes und kann durch einen einzigen Zug Alles in die dichteste Finsterniß versetzen.

Das Zimmer, in dem wir uns befinden, ist also, obgleich das allgemeine Schenkzimmer des Gasthofes zum Fuchsbau, zugleich auch die Portierstube für sämmtliche Gebäude, und das alte Weib, ein hartes, verschlagenes, listiges Wesen, wurde mit großer Sorgfalt zur Pförtnerin auserwählt. Und man hätte keine bessere finden können: sie hatte alle Abstufungen des Diebslebens durchgemacht und wer sie bei Vertheilung von Beute oder beim Verkauf gestohlener Gegenstände überlisten wollte, der mußte sich zusammen nehmen.

An einer der langen Tafeln befanden sich vier Männer, von denen drei in eifrigem Gespräch begriffen waren, der vierte aber mit dem Kopf an die Wand lehnte und zu schlafen schien. Dies war ein schlank gewachsener großer Mann in den Dreißigen, der regelmäßige Züge, schwarzes Haar und einen gut gepflegten dichten ganzen Bart hatte. Seine Kleidung dagegen war sehr unordentlich und abgerissen; er trug einen fadenscheinigen grauen Jagdrock, an dem sich vorn auf der Brust nur ein einziger Knopf befand, schwarze, zerlumpte Hosen, und wenn man den einen Fuß genau betrachtet, den er vor sich auf die Bank gelegt, so sah man, daß der Stiefel aufgetrennt und die Sohlen fast gänzlich zerrissen waren.

Die drei Anderen saßen etwas entfernter; Einer mit krausem röthlichem Haar hatte beide Ellenbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf auf die Fäuste gelegt. Er hatte ein plumpes, obgleich nicht unangenehmes Gesicht, das aber, besonders die Nase, stark geröthet war. Dieser war einfach, aber gut gekleidet; er trug Lederhosen, hohe Stiefel und ein Wamms von dickem, dunkelblauem Wollenstoff.

Elfen-Correſpondenz.

Herr Redacteur!

Eingänglich dieſes meines verehrten Schreibens an Sie müßte und ſollte ich mich eigentlich entſchuldigen, daß ich nicht den vorgeſchriebenen Weg gehe und mich an die Druckerei oder Buchhandlung Ihres ſehr werthen Blattes wende; aber Weſen meiner Art, Herr Redacteur, ſchweben gerne ihren eigenen Weg, auch habe ich eine ſtark ausgeſprochene Averſion gegen alle Druckereien, wie ich überhaupt eine gegen allen Druck habe. Verſtehen Sie mich wohl, Druck von Gedrückt werden ableitend. Daß ich keinen vor Gedruckt werden habe, beweiſe ich Ihnen hierdurch, indem ich Sie bitte, meinen Brief abdrucken zu laſſen. Dieß könnte Ihnen unlogiſch erſcheinen, aber, um Sie in's Klare hierüber zu bringen, muß ich aus meinem Incognito heraustreten und Ihnen ſagen, daß ich ein unglückliches Mitglied, ja eine der wenig übrig gebliebenen aus dem Stamme der Elfen bin, jenem mächtigen Stamme, der da einſt herrſchte über Wald und Flur, Fluß und Haide. Sie kennen jetzt meine Körperform und werden begreifen, daß ich in doppelter Hinſicht mich vor der Druckerpreſſe in Acht zu nehmen habe, denn es wäre mir ſchon einmal beinahe geſchehen, daß ich, bei meinen Forſchungen dieſem Ungeheuer etwas zu nahe kommend, um ein Haar von ihm erfaßt und auf eine friſche Zeitung hingedruckt worden

Der Zweite lehnte hinten über an die Bank, war mit schäbiger Eleganz gekleidet, hatte ein hiezu passendes mageres Gesicht mit abgeseimten Zügen. Derselbe rauchte eine Cigarre, deren Dampf er empor blies und ihm behaglich nachschaute.

Der Dritte endlich beugte sich über den Tisch, ließ kleine Brodkugeln aus seinen Fingern fallen und schien irgend etwas erzählt zu haben. Dieser, obgleich am Besten gekleidet, — er trug eine gutgemachte und saubere herrschaftliche Livree, — hatte das unangenehmste, ein wahrhaft widerliches Gesicht. Sein vorn fast nackter Schädel wurde von wenigen Haaren umflattert, die er von hinten hervorzukämmen versuchte, und an denen er beständig mit der Hand strich, um die Widerspenstigen nach seinem Willen zu gewöhnen. Er schielte ein klein wenig und machte beständig ein spitzes Maul, um welches fast immer ein fades Lächeln spielte.

Diesen Männern gegenüber, fast hinter dem Ofen, befanden sich zwei Frauenzimmer, deren Gewerbe nicht zu verkennen war, denn neben der Einen lehnte eine Harfe an der Wand, während auf der Bank zwischen Beiden eine Guitarre mit einem Band von verblichener Farbe war. Zwei Bündel befanden sich auf dem Tische neben einer Schüssel, woraus Beide eine Suppe gegessen zu haben schienen; der Löffel der Einen lehnte am Rande des Gefässes, während die Andere den ihrigen vor sich niedergelegt hatte. Sie waren von verschiedenem Alter und sehr ungleichem Aeußern; Eine mochte wohl an die Dreißig sein, während die Andere das zwanzigste Jahr kaum zurückgelegt hatte. Die Aeltere erschien als eines jener leichtfertigen Wesen, welche Musik treiben, so lange Jemand da ist, der ihnen zuhört, dann aber gerne an einer freundlichen und innigeren Unterhaltung Theil nehmen. Sie hatte ein rothkarrirtes Wollenkleid an, und da es ziemlich tief ausgeschnitten war, so bemerkte man ihre vollen Formen, die sie auch durchaus nicht zu verbergen strebte, denn ein kleines Halstuch hatte sie neben sich auf die Bank gelegt. Ihr Gesicht war wettergebräunt, hatte einen

kecken, verwegenen Ausdruck, dicke, etwas aufgeworfene Lippen und dunkle, lebhafte Augen. Das Haar trug ſie in zwei ſchwarzen Flechten, die um die Ohren herum an den Hinterkopf liefen, dabei hatte ſie einen ſogenannten ſchiefen Scheitel, und war das offenbar ein Mittel, um einige ſehr dünne Stellen ihres Haarwuchſes zu verdecken.

Die Andere, die, welche den Löffel neben ſich gelegt hatte, war ein ſchlankes, ſchmächtiges Mädchen mit einem ſchmalen, bleichen Geſichte und blondem Haar. Ihre blauen Augen konnte man ſelten ſehen, da ſie meiſtens vor ſich niederſah; ihre Züge drückten Beſcheidenheit, Furcht und Scham aus; auch ſchien ſie ſich in ihrer Umgebung gar nicht behaglich zu fühlen, denn wenn ſie, was bisweilen geſchah, einen ſchnellen Blick rings durch das Zimmer und über die nebenſitzenden Männer laufen ließ, ſo überflog ihre blaſſen Wangen eine leichte Röthe, und wenn je einer vom anderen Tiſche herüber ſah, ſo ſchrak ſie ordentlich zuſammen.

Der in der Livree hob ſein faſt leeres Glas in die Höhe, ſchlürfte den letzten Tropfen daraus, und wandte alsdann ſeinen Kopf der Alten zu, die in ihrem Lehnſtuhle zu ſchlafen ſchien.

„He da! Wein!“ rief er, indem er ſeine leere Flaſche auf den Tiſch ſtieß.

„Zuerſt Geld,“ entgegnete die Alte, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Geld?“ ſagte der Andere gezwungen lachend. „Ich habe keins mehr; du kannſt ankreiden oder kannſt mich auch meinetwegen traktiren. Es wäre nicht mehr als billig, wenn wir Alle hier auf Unrechtskoſten lebten.“

„Gebt mir Geld, ſo bekommt ihr Wein,“ erwiderte rund die Alte.

„Ich ſage dir aber, ich habe keinen Kreuzer mehr.“

„Und Durſt für viele Gulden,“ meinte der mit dem rothen Haar.

„Es iſt mein Ernſt," fuhr der in der Livree fort, „daß du es aufſchreiben ſollſt, Alte. Man wird doch wohl hier in dem verfluchten Hauſe noch Credit haben?"

„Ihr aber habt in dem verfluchten Hauſe nicht den geringſten Credit mehr," erwiderte das Weib. „Ueberhaupt habt ihr genug geſoffen und könnt nach Hauſe gehen."

„Du willſt uns heimſchicken!" entgegnete der Andere höhniſch. „Ich habe nun einmal Luſt, die ganze Nacht da zu bleiben; ich will Wein haben und da die Harfenmädel ſollen aufſpielen. Nachher bitte ich mir ein Zimmer aus; — was meinſt du, Nanett?" — Dabei kniff er gegen das ältere der beiden Mädchen das linke Auge zu.

Die Alte würdigte ihn übrigens gar keiner Antwort mehr.

„Na, ich gebe dir noch einen Schluck," ſagte der im ſchwarzen Frack, indem er ſeine Cigarre aus dem Munde nahm und ſeine etwas gelben Vatermörder in die Höhe zupfte. „Du biſt trotz deiner glänzenden Livree doch ein armes Luder. Ich möchte nicht in deinem Rocke ſtecken."

„Bah! Und warum nicht? — Wegen des elenden Meſſerſtichs?"

„Ja, ja, wegen des elenden Meſſerſtichs!" lachte der mit dem roten Haar, indem er ſeinen Kopf erhob und mit der frei gewordenen Fauſt ſein Glas ergriff, das er austrank.

„Wie war doch die Geſchichte eigentlich?" fragte der elegant ausſehende.

Der Gefragte warf ihm einen prüfenden Blick zu, der ſagen wollte: kann ich dir auch trauen oder haſt du vielleicht im Sinne, die Geſchichte irgendwo zu berichten? doch zuckte er gleich darauf die Achſeln und ſprach wie zu ſich ſelber: „Teufel! es iſt ja ziemlich bekannt und es fällt mir auch gar nicht ein, es zu läugnen. Wir brachen in der Vorſtadt ein, wie ihr Alle wißt, Thomas, der ſchwarze Johann und ich."

„Bei deinem Herrn?“ ſagte lachend der Eine.

„Aber nicht in ſeiner Livree!“ meinte der Andere.

„Laßt doch eure ſchlechten Späſſe! — Genug, wir brachen ein, — es iſt eigentlich kein Einbruch zu nennen, denn ich hatte ja alle Riegel zurückgeſchoben; auch ging Alles glücklich von Statten, — wir nahmen eine hübſche Summe, Silbergeſchirr, nachdem wir vorher den Alten gebunden, und kamen glücklich in's Freie.“

„Dabei hätteſt du es auch belaſſen ſollen,“ ſagte der mit dem rothen Haar. „Weßhalb gingſt du wieder zurück?“

„Eigentlich nur in der Abſicht, um nachzuſehen, ob wir ihn auch recht feſt gebunden. Und meine Vorſicht war nicht unnöthig, denn er hatte die rechte Hand frei gemacht und wollte ſich gerade den Knebel aus dem Munde ziehen; deßhalb gab ich ihm einen tüchtigen Meſſerſtich.“

„Falſch! falſch!“ verſetzte der im ſchwarzen Frack, indem er den Dampf der Cigarre weit von ſich blies. „Er wurde noch am andern Morgen feſt gebunden und geknebelt gefunden, und die Zeitungen machten nun ein großes Geſchrei wegen der Unmenſchlichkeit der Räuber. Wie hieß es doch? — Eine ſolche That muß um Rache ſchreien, und die Vergeltung kann nicht ausbleiben. Nicht genug, daß die eingedrungenen Verbrecher den armen Mann knebelten, einer dieſer Böſewichte kehrte auch zurück und verſetzte ihm aus teufliſchem Muthwillen mehrere Meſſerſtiche.“

„Hörſt du?“ ſagte der Rothhaarige. „Aus teufliſchem Muthwillen! Und das ſoll der Herr gewaltig übel genommen haben.“

„Welcher Herr?“ fragte der Andere in naſeweiſem Tone und warf verächtlich die Lippen auf.

„O Bürſchlein, Bürſchlein!“ lachte der im ſchwarzen Frack; „nehm' dich zuſammen; hier haben die Wände Ohren.“

„Was geht das mich an? — Bin ich deßhalb ein Dieb geworden, um mich ſchulmeiſtern zu laſſen? Das ſollte mir fehlen!“

„Er hat zu viel getrunken. — Ich will dir einen guten Rath geben: mach' daß du nach Hause kommſt, und wenn du ausnahmsweiſe einmal klug ſein willſt, ſo laß' dich in den nächſten vier Wochen nicht im Fuchsbau ſehen."

„Das wird ihn wenig helfen, wenn er ihn ſuchen läßt; und ich glaube faſt, er hat ein Auge auf dich geworfen."

„Gleichviel; jetzt will ich trinken!" erwiderte der Andere, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug. „Wein her! — Und wenn du mir nicht auf mein ehrliches Geſicht borgen willſt, alte Canaille, ſo nimm' hier meine Uhr; ich löſe ſie morgen wieder ein." Damit ſtand er auf, um zu dem Weibe zu gehen, die noch immer keine Sylbe geantwortet hatte. Als er aber in die Gegend des Ofens kam, wo die beiden Mädchen ſaßen, blieb er lächelnd ſtehen, ſtützte beide Arme auf den Tiſch und ſagte leiſe und widerlich lachend zu der Aelteren: „ich verſetze die Uhr nur um deinetwillen, Schatz, denn ich weiß, daß du eine koſtbare Geliebte biſt."

Das Mädchen zuckte verächtlich mit den Achſeln, ſchlug alsdann die Arme über einander und ſchaute ihn mit einem feſten und unausſprechlich frechen Blicke an.

„Nun, nun," ſagte er halb zurückfahrend; „beiß mich nur nicht! Willſt du denn nie und nimmer zahm werden, nie freundlich und nachgiebig?"

„O ja!" entgegnete das Mädchen laut lachend; „gegen Jeden, der mir gefällt, aber nie gegen dich — dich, unſeres Herrgotts miſerabelſten Knecht."

„Ich will dir was ſagen," verſetzte der Lakai; „was ſoll man ſich mit dem dürren Holze abplagen, wenn grünes daneben wächst! Mach' mir Platz, ich will mich ein wenig bei der kleinen Blonden niederlaſſen. — Gott verdamm' mich! mach Platz, ſag' ich, oder ich will dir zeigen, wo du her biſt, Harfenmenſch erbärmliches!"

Die Aeltere von den beiden Mädchen, die wohl wußte, daß hier eine kleine an ihr verübte Mißhandlung nicht ſehr beachtet

würde, beſonders da augenblicklich keiner ihrer Freunde und Beſchützer da war, duckte ſich auf die Seite, um dem Kerl zwiſchen ſich und dem andern Mädchen Platz zu machen. Dieſe aber faßte verzweiflungsvoll ihren Arm, drückte ſich feſt an ſie und flehte mit leiſer Stimme, ſie möge ſie um Gotteswillen nicht in der Gewalt des rohen Menſchen laſſen.

„Das pipst auch ſchon gegen mich," ſagte er hohnlachend; „die haſt du wahrſcheinlich dreſſirt; iſt mir aber gleichviel, ob du freiwillig oder unfreiwillig mit mir gehſt. Wer einmal hieher kommt, der bietet ſich an; das iſt von jeher ſo gehalten worden und wirſt du nicht ändern wollen."

Das junge Mädchen ſchaute ihre Gefährtin mit einem verzweiflungsvollen, fragenden Blicke an, als wenn ſie ſagen wollte, iſt das ſo, ſpricht er die Wahrheit? — bin ich hier in die Gewalt eines Jeden gegeben, der ſeine Hand nach mir ausſtreckt? — Es war das ein entſetzlicher Blick, ein Blick voll Jammer und unausſprechlichem Elend, den ſie jetzt auf ihre ältere Gefährtin richtete. Dabei öffnete ſie erſchrocken den Mund, und zwei Thränen rollten langſam über ihre blaſſen Wangen hinab.

Der Lakei bemühte ſich gerade, zwiſchen dem Tiſch und der Bank herum zu kommen und ſich neben ſeine Beute zu ſetzen, als er ſich auf einmal auf die Schulter gedupft fühlte. Er wandte ſich um und ſah den mit dem ſchwarzen Frack hinter ſich ſtehen; dieſer ſtreifte ruhig die Aſche ſeiner Cigarre mit den Fingern ab, dann ſagte er im freundlichſten Tone von der Welt: „laß deine Finger davon, Jakob, ich war eher da als du und habe mit der kleinen Mamſell ſchon Alles in's Reine gebracht. — Nicht wahr, mein Schatz?"

Das blonde Mädchen, dem ſein Beſchützer in dieſem Augenblick nicht minder ſchrecklich erſchien wie ihr Verfolger, blickte in die Höhe und wußte nicht, was es antworten ſollte.

„Sage nur ja," flüsterte ihr Nanette zu, „das ist doch Zeit gewonnen."

„Nicht wahr, mein Kind?" fuhr der Elegante fort, indem er sich unternehmend durch sein Haar strich; „wir kennen uns schon; sage nur ungenirt diesem Herrn, daß du mir unbedingt den Vorzug einräumen wirst. Ich denke, da wird keinem vernünftigen Mädchen die Wahl schwer werden."

Als ihre Begleiterin sie nochmals anstieß, hauchte das arme Geschöpf ein leises Ja, worauf eine tiefe Röthe ihr Gesicht überflog, und sie den Kopf weit herab auf die Brust sinken ließ.

„Ich bitte, sich also nicht weiter zu bemühen," sagte der neue Beschützer zu dem Lakaien. „Komm hinter dem Tische vor und mach' keine Ungelegenheit. Wenn ich auch weiß, daß man Streitigkeiten hier nicht gerne sieht, so soll es mir doch gar nicht darauf ankommen, dir nöthigenfalls ein paar Knochen im Leibe zu zerschlagen. — Aber darum keine Feindschaft!"

„Nein, um solche Waare gewiß keine Feindschaft," entgegnete der Andere, der sich schnell faßte, die Sache in einen Scherz verwandelte und darauf lustig lachend hinter dem Tische vorkam, worauf Beide zusammen sich wieder an ihren alten Platz zurückbegaben.

Die Mädchen blieben stumm neben einander sitzen; Nanette hatte ihre beiden Hände vor sich auf den Tisch gelegt und schien aufmerksam ein paar Ringe an ihren Fingern zu betrachten, in Wahrheit aber schaute sie darüber hinweg und war in tiefes Nachdenken versunken.

Nach einiger Zeit stieß die Jüngere sie an und sagte leise: „Können wir nicht irgend wohin zu Bette gehen? ich bin so furchtbar müde."

Nanette fuhr darauf aus ihren Träumereien empor, ließ sich die Frage nochmals wiederholen und entgegnete alsdann: „hast du Geld?"

„Noch zwei Gulden," versetzte die Blonde, „und ich will sie gern opfern, um mit Ihnen allein sein zu können."

„Nun, es ist mir am Ende auch lieber als hier auf der Bank," antwortete Nanette; „wir können noch ein wenig plaudern." Dann stand sie auf, ging zu der Alten hin und sagte ihr leise einige Worte.

Diese nahm aus ihrem Schrank einen Schlüssel und einen zinnernen Leuchter mit einem Talglichte und händigte Beides dem Mädchen ein, jedoch nicht eher, als bis sie vorher ihre knöcherne Hand aufgehalten und dafür einiges Geld in Empfang genommen hatte.

Nanette nahm die Harfe und ihr Bündel, die Andere ihre Guitarre, und darauf verließen Beide das Zimmer.

Der mit dem schwarzen Frack wandte den Kopf herum. — „Welche Nummer?" fragte er das Weib.

„Vierundzwanzig," entgegnete diese; worauf derselbe beruhigt mit dem Kopfe nickte.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Sklavengeschichten.

Die beiden Mädchen schritten unterdessen durch den langen Gang bis an eine Thüre, hinter welcher sich eine Wendeltreppe befand.

Nanette, die hier genau Bescheid zu wissen schien, stieg voran, und ihre Gefährtin folgte ihr bei dem flackernden Schein der Talgkerze abermals über einen langen Gang, dann wieder ein paar Stufen hinab, und so gelangten sie in Nummer vierundzwanzig.

Dies war ein ziemlich großes und kahles Gemach mit einer

schlechten Tische und ein paar wackeligen Stühlen, einem Feldbett mit Strohsack und Wollenmatratze, über welche eine alte schwere Decke lag. Von Leintüchern war nichts zu sehen. Das Zimmer hatte zwei Fenster; in einem derselben fehlten mehrere Scheiben, der Wind sauste zuweilen herein, und Regen und Schnee hatten auf dem Boden eine artige Wasserlache gebildet.

„So, hier wären wir in unserem Appartement," sagte Nanette; „sehr wohnlich sieht es gerade nicht aus, aber ich habe schon schlechter geschlafen. Du vielleicht auch?"

„Ich — — nicht," entgegnete die Andere, indem sie ihre Guitarre auf den Boden niedergleiten ließ und einen trostlosen Blick in dem öden Gemach umher warf; „ich gewiß nicht. Doch wie Gott will!"

„Schätzchen!" lachte Nanette, „ich glaube fast, du bist eine verwunschene Prinzeß. Ich habe das gleich heute Abend gedacht, als du in der Scheune zu mir kamst. Es war mir das recht auffallend; aber du mußt gestehen: naseweis bin ich nicht, denn ich habe dich eigentlich noch gar nicht gefragt, woher du so plötzlich kamst; weßhalb du so ängstlich und erschrocken thatest."

„Das ist wahr," entgegnete das blonde Mädchen, „und ich danke Ihnen recht sehr dafür. Sie haben mich gerettet; — aber bin ich hier in diesem Hause in Sicherheit?" — Dabei schüttelte sie den Kopf und warf einen trostlosen Blick umher.

„Ehe ich sagen kann, ob du hier in Sicherheit bist," versetzte Nanette, „muß ich zuerst wissen, was du zu fürchten hast. Als du heute zu mir kamst, da that mir dein Jammern weh, und glücklicher Weise konnte ich dir helfen. Die blonde Agnes war mir mit der ganzen Baarschaft davon gelaufen, hatte mir aber ihre Guitarre und, was wichtiger ist, unsere Legitimationspapiere hier gelassen, unter deren Schutz wir vorderhand sicher reisen können. — Daß du nichts von Musik verstehst, habe ich schon gemerkt; dein Kleidchen

da schaut auch nicht nach langem Herumreisen aus; also denke ich, du bist irgendwo davon gelaufen."

Die Andere nickte stumm mit dem Kopfe und ein Schauder überflog sie, vielleicht, weil sie an die Vergangenheit dachte, vielleicht auch, weil in diesem Augenblicke gerade der Wind wieder heftig durch das Fenster herein sauste.

„Dich friert," sagte Nanette. „Weißt du was: lege dich in's Bett unter die Decke und wenn du warm geworden bist, so erzähle mir von deiner Sache, was du magst; ich höre gern allerlei Unglück; — und Gutes wirst du mir nicht viel zu berichten haben."

„Können wir nicht die Thüre verschließen?" fragte ängstlich das junge Mädchen. „Ich sehe ja keinen Riegel."

„Die gibt's hier nicht," erwiderte Nanette achselzuckend; „das Verschließen ist gegen die Hausordnung und wird namentlich auf den Zimmern, die wir bekommen, nicht geduldet."

Die Andere faltete die Hände und sah ihre Gefährtin mit einem trostlosen Blicke an. Dann ging sie seufzend nach dem Bette und legte sich, da sie wirklich heftig fror, mit den Kleidern auf die Matratze und unter die Decke.

Nanette nahm einen der Stühle, rückte ihn an das ärmliche Lager und setzte sich so, daß sie sich mit dem Oberkörper und dem Kopfe ebenfalls auf das Bett legen konnte, worauf sie einen Theil der Decke über ihren entblößten Busen zog. — „Also," sagte sie, „wo kamst du her, das heißt, wenn du mir dein Geheimniß anvertrauen willst?"

„Es ist nur ein schreckliches Unglück, aber kein Geheimniß," versetzte das junge Mädchen. „Ich kam aus dem Städtchen N., wo ich geboren und aufgezogen wurde."

„Von deinen Eltern?"

„Nur bis zum zehnten Jahre, dann waren beide todt. Eine entfernte Verwandte nahm sich meiner an; sie hatte keine Kinder und ich

wäre. Denken Sie ſich, ein ſolch ſchreckliches Ende! Aber auch noch ein tieferer poetiſcher Grund bewegt mich, daß ich an den Redacteur ſchreibe und nicht an die Druckerei und Buchhändlung. — Sie wiſſen, wie wir aus unſern Reichen vertrieben wurden, aus Feld und Flur durch Pflug und Läuten der Heerdenglocken, aus dem Wald durch die Holzart und Säge, aus großen und kleinen Flüſſen durch prahleriſche Dampfboote und grobe Floßbalken; kurz, wir hatten bald keine Heimath mehr. Und als nun endlich gar in Kirche und Schule verkündigt ward, wir ſeien eigentlich nur fabelhafte Weſen, und als uns das ganze Volk verfehmte, indem es das fürchterliche Wort ausſprach: wir ſeien nicht mehr zeitgemäß, da war es aus mit dem Elfenreich. Wir wurden verjagt und vertrieben, Herr Redacteur, wir wurden gehaßt und gefürchtet, und wir ſterben und verderben. Ach, es blieben ſehr wenige von uns übrig, und eines dieſer übrig gebliebenen unglücklichen Weſen bin ich. Wo aber eine Zuflucht finden? Eine Zeitlang lebte ich in einem prachtvollen Glashauſe, das angefüllt war mit tauſend und tauſend buntfarbigen Blumen, und ich hätte mich da recht glücklich und heimiſch gefühlt, wenn dort nicht ein ewiges Getreibe, ein ewiges Wirthſchaften an der Tagesordnung geweſen wäre. Bald wurde gekehrt, bald Töpfe verrückt, bald Alles mit kaltem Waſſer angeſpritzt, um den Regen nachzuahmen. Aber wer jene himmliſchen Tropfen ſo genau kennt, wie wir, wie ſie von der Höhe herabfallen, glänzend und ſtrahlend, geſchwängert von Wohlgerüchen, der haßt jenes Surrogat, das aus der ſchmutzigen Gießkanne herausſpritzt. Ich floh das Gewächshaus und nährte mich kümmerlich in der Welt herum, bis der Herbſt kam und die Blätter von den Bäumen fielen. Jetzt war mein Schickſal ein noch traurigeres. Wollte ich mir einen Zufluchtsort ſuchen in irgend einem Baumſtamme, ſo brummte es mir entgegen: Fort, du biſt nicht mehr zeitgemäß! Die Fiſche im Waſſer ſagten mir daſſelbe, und wenn ich mich irgendwo an einem Herde niederließ, ſo beleidigten mich die heimtückiſchen Grillen und riefen mir hohnlachend zu: Fort, du biſt nicht mehr zeitgemäß. Gerade wie der ewige Jude. Jetzt fiel der erſte Schnee und brachte mich zur Verzweiflung. Da faßte ich ſchon den ſchrecklichen Entſchluß, mich unter den Hammer eines Schmiedes zu werfen oder unter eine Druckerpreſſe, um meinem elenden Leben auf dieſe Art ein Ende zu machen; ich hätte ihn ausgeführt, wenn ich nicht plötzlich ein wunderniedliches, ganz paſſendes Haus für mich gefunden: ein herrliches Häuschen!

Herr Redacteur! Wenn Sie je ebenfalls in den ſchrecklichen Fall

durfte bei ihr bleiben, ſie lehrte mich ſtricken, nähen und dergleichen, und brachte mich ſo weit, daß ich mit ſechszehn Jahren einen Dienſt annehmen konnte."

„Du nahmſt alſo einen Dienſt an?"

„Ja, bei einem jungen Kaufmanne, der eine ältliche Frau und ein einziges Kind hatte."

„Das war von deiner Verwandten nicht klug gewählt."

„O doch! Er ſtand in dem Ruf eines chriſtlichen und frommen Mannes, es ſprach Keiner ſo ſchön und gut wie er, und Niemand beſuchte häufiger die Kirche."

„Das ſind oft die Schlimmſten!" ſagte Nanette.

„Ja, ja, er war ſchlimm," fuhr das junge Mädchen fort; „aber ich hatte ja keine Ahnung davon, ich wußte ja lange nicht, was er von mir wollte. Ach! ſein Kind, das kleine Mädchen, hatte ich ſehr lieb und es mich gleichfalls, und er ſchien es gern zu ſehen, wenn ich mich ſo recht freundlich mit dem Kinde abgab. Die Frau war kränklich und reiſte jeden Sommer in's Bad."

„Dann warſt du mit ihm allein im Hauſe?"

„Ja," erwiderte die Andere mit leiſer Stimme. Dann fuhr ſie fort: „anfänglich fiel mir nichts Böſes dabei ein, daß er häufig lange dabei ſtand, wenn ich mit dem Kinde ſpielte oder es aus- und anzog, daß er auch wohl ſeine Hand auf die meinige legte, ja daß er mich zuweilen ſcherzend um den Leib faßte. Ich nahm das Alles ganz unbefangen auf, und umſomehr, da er gleich darauf wieder ernſte und belehrende Worte zu mir ſprach, von der Verdorbenheit der ſündigen Welt, daß die Menſchen im Allgemeinen ſo ſchlecht ſeien, voll Trug und Argliſt, und daß ſich namentlich ein junges Mädchen glücklich ſchätzen müſſe, die in einem guten Hauſe ein Aſyl gefunden und der treue Freunde zur Seite ſtänden. — Auch — — auch," ſagte ſie mit ſtockender Stimme, „auch betete er oft mit mir und nahm mich alsdann bei der Hand und

ſchien ſo ergriffen zu ſein, daß er mich am Ende zuweilen auf die Stirne küßte."

„Schön gemacht!" rief lachend Nanette; „den möcht' ich kennen!"

„Ich lernte ihn kennen," fuhr das junge Mädchen fort, indem ein Schauder über ihren Körper flog. „Aber erſt, nachdem ich ein Jahr im Hauſe war und vor ein paar Tagen. Die Frau war auf kurze Zeit zu ihren Verwandten gereist, und da eines Abends, als ich in mein Zimmer gegangen war und —"

„Das Uebrige kann ich mir denken," ſagte Nanette, während ſie mit einer Hand ein Stück von der Decke zuſammen ballte; „du biſt ein ſchwaches Geſchöpf, du hatteſt nicht den Muth zu widerſtehen, auch nicht die Kraft dazu —"

„O ja," entgegnete die Andere, „ich hatte Kraft und Muth zum Widerſtand. — Und das war vielleicht gerade mein Unglück. Gott im Himmel! als er mich mit geballten Fäuſten verließ, da ſagte er es mir vorher, gab mir auch noch eine halbe Stunde Bedenkzeit, mich ſeinem Willen zu fügen, ſonſt wolle er mich zertreten wie einen Wurm. Er ſei der Herr und ich ein armes, wehrloſes Geſchöpf, — ſeine Sklavin, ich müſſe mich glücklich ſchätzen, wenn er ein Wohlgefallen an mir fände. — Eine halbe Stunde gäbe er mir Bedenkzeit, und wenn ich ferner ein angenehmes und vergnügtes Leben führen wolle, ſo ſolle ich meine Zimmerthüre, die er offen ſtehen ließ, hörbar ſchließen und wieder öffnen. — Aber ich that es nicht: ich warf die Thüre in's Schloß und ſchob den Riegel vor."

„Du hatteſt einen Geliebten?" fragte Nanette, indem ſie lächelnd den Kopf herum wandte; „gewiß, du hatteſt einen!"

„Woher können Sie das wiſſen?" fragte erſchreckt das junge Mädchen. Dann verbarg ſie verzweiflungsvoll ihr Geſicht in das grobe Kiſſen und verſetzte: „ja, ich hatte einen; aber ich habe ihn verloren, wie Alles auf dieſer Welt."

„Das habe ich mir gedacht. — Aber nun weiter, obgleich ich mir denken kann, was erfolgte.“

Das Mädchen wiſchte ein paar Thränen aus ihren Augen, richtete ſich in dem Bette empor und ſagte mit leiſer Stimme: „nein, Sie können ſich das Schreckliche nicht denken, was nun erfolgte. Ich wurde am andern Morgen aus dem Hauſe gejagt; — ich hätte geſtohlen, ſagte er. Was weiß ich, wie er es gemacht, aber als ich mit dem kleinen Kinde von der Straße herein kam, war er mit der Köchin auf meinem Zimmer; ich mußte meinen Koffer öffnen und da fanden ſich allerlei Sachen, von denen nur der barmherzige Gott wiſſen kann, wie die hinein gekommen.“

Bei dieſen Worten drehte ſich die Andere langſam herum und ſchaute ihre Gefährtin mit einem langen und prüfenden Blicke an. Dann warf ſie die Oberlippe in die Höhe, ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: „das war ſehr dumm. — Und die Polizei — ? Doch was brauche ich da zu fragen! Ich kenn' das ja; was ſind wir 'arme niedergetretene Weſen, wenn ſo eine fromme, chriſtliche Seele Böſes gegen uns ausſagt, und wenn überdies noch der Schein gegen uns ſpricht! — O,“ fuhr ſie fort und ihre Augen ſchoſſen Blitze, „ich hatte eine Schweſter, der es gerade ſo erging, eigentlich noch viel ſchlimmer, denn auch ſie, ein junges unſchuldiges Mädchen, ſollte ſich ihrem Herrn ergeben, und als ſie ſich weigerte, beſchuldigte man ſie allerhand ſchlimmer Sachen, worauf mein Vater Jenem volle Macht verlieh, die Widerſpenſtige zur Ordnung und Zucht zurück zu bringen. — Das wurde denn auch mit Hunger und Schlägen probirt, und nachdem ſie das eine Zeit lang ertragen, kehrte ſie denn freilich zur Ordnung zurück, aber die Zucht — war von der Stunde an beim Teufel. — Doch weiter! — Sie ſteckten dich ein?“

„Sie wollten es thun,“ fuhr das junge Mädchen unter nieder-

ſtrömenden Thränen fort, „aber er hatte einen Buchhalter, der hat für mich.“

„Ah! der Buchhalter? —“

„Und darauf jagten ſie mich einfach aus dem Hauſe mit der Weiſung, nicht wieder zu kommen. O, das war von Allem der entſetzlichſte Moment; ich mußte mir ein Bündel mit dem Nothwendigſten zuſammen packen, und da ich vorn zur Hausthüre nicht hinaus wollte, — es waren da böſe Leute, die von der Geſchichte gehört hatten und die auf mich warteten, — ſo öffnete mir der Buchhalter die Thüre des Gartens, die auf das freie Feld führte. Ich faßte in meiner Verzweiflung mit der Hand ſo heftig in die Dornenhecke, daß mein Blut herausſprang und auf den Schnee tropfte; dann ſah ich hinauf an den grauen Winterhimmel und auf den weißen, weißen, einförmigen Schnee, der ſich ſo weit und unabſehbar vor mir ausbreitete. Da war nichts Lebendes zu ſehen als eine Schaar Raben, die ſchreiend über das Feld wegflogen. — Sehen Sie, Henriette, ſagte der Buchhalter, da hinaus wenden Sie Ihren Weg, und wenn Sie auch ſchwer gefehlt haben, er, der die Raben auf dem Felde nährt und die Lilien kleidet, wird ſich auch Ihrer erbarmen.“

„Er war fromm wie der Herr,“ ſagte höhniſch Nanette.

„Darauf wollte er durch den Garten zurück, aber ich ſchrie laut auf und verſuchte, freilich etwas verworren und unklar, ihm den Verlauf des Ganzen zu erzählen. Aber er ſchüttelte den Kopf und ſprach: Henriette, fügen Sie nicht zu dem, was Sie gethan, auch noch Verläumdung und Lüge. Ich kenne den Herrn, — das ehrbarſte und beſte Gemüth, und ſo gut, ſo gut, er könnte einem Kinde nichts zu Leide thun. — Da raffte ich mich zuſammen, erhob die Hand und ſagte: die Schande überlebe ich nicht, ich thue mir ein Leides an und mein Blut komme über ihn. Damit ſprang ich in das Feld hinaus und erſt, als ich ſchon ziemlich weit gelaufen war, blickte ich nochmals um. Da ſtand er noch immer an der ſchneebe-

deckten Hecke und blickte auf die rothen Blutstropfen, die dort von meinen Fingern niedergefallen waren."

„Das war eine Strafe für ihn!" rief Nanette. „Denn als er das Blut ſah, fürchtete er ſich und dachte an deine letzten Worte."

„Ich that mir aber kein Leides an," fuhr bitter lächelnd das arme Mädchen fort; „ich hatte nicht den Muth dazu, und als ich an einen Fluß kam, wo die Eisſchollen neben und über einander hin ſchliffen, da ſchauderte mich und ich eilte wieder von dem Ufer hinweg. Ich lief, bis es Abend wurde, und dann kam ich an die offen ſtehende Scheune, wo ich Sie fand."

„Das iſt eigentlich eine ganz gewöhnliche Sklavengeſchichte, wie ſie zu Dutzenden vorkommen," ſagte das Harfenmädchen. — „Und wenn es dich intereſſirt, etwas von mir zu erfahren, ſo will ich dir gerne damit aufwarten. Eine Ehre iſt der andern werth. Doch iſt meine Geſchichte ein Bischen anders. — Schau mich an," fuhr ſie fort, indem ſie ſich aufrichtete, „ich ſehe nicht aus wie Jemand, der gern duldet und leidet, und damit habe ich mich auch in meinem Leben ſehr wenig abgegeben. Wir waren unſerer vier Geſchwiſter, die, als der Vater ſtarb und uns als Waiſen zurück ließ, ſich noch im Hauſe befanden, das heißt in zwei elenden Dachkammern, wo kein Nagel unſer war. Die Schweſter, von der ich vorhin ſprach, rechne ich gar nicht mit, denn die war damals verſorgt; ſpäter iſt ſie freilich im Spital geſtorben. — Nun, wir vier, das kann ich dich verſichern, wir waren gut ausſehende hübſche Mädchen; ich kann das ſchon ſagen, ohne mir zu ſchmeicheln, denn es iſt ja ſchon ziemlich lange her. Nun hielten wir einen Familienrath, dem eine alte Tante beiwohnte, welche uns verſicherte, es könne uns nicht fehlen, wenn wir arbeiten wollten und Luſt hätten, uns ehrlich durchzuſchlagen. Dabei ſprach ſie achſelzuckend von der fünften Schweſter und ermahnte uns, an der ein Exempel zu nehmen und meinte, wir ſollen recht tugendhaft bleiben. Aber die Alte hatte gut reden! Die Tugend iſt eine ſchöne Sache für vornehme und reiche Mädchen; da

leuchtet sie und glänzt, und wenn sie auch schon Schaden gelitten hat, das thut Alles nichts, da wird sie doch als vollkommen unverletzt dargestellt und es wagt Niemand, öffentlich daran zu rühren. — Aber bei uns armen Geschöpfen, da glaubt Jeder, in dessen Klauen wir gerade fallen, wir seien für ein mageres Brod sein mit Leib und Seele, als hätte er uns auf dem Sklavenmarkte gekauft. — Ich versichere dich, anders sehen es die Meisten, bei denen wir um's Taglohn arbeiten, gar nicht an.

„Ich kam denn auch gleich in die Hände eines solchen Herrn, eines Fabrikanten, der seine Arbeiterinnen ansah wie der Türke seinen Harem, und der uns mit einem Draufgeld, was wir erhielten, förmlich von seinen Unterhändlern kaufte. Ich hatte Wind davon erhalten und wollte nicht zu ihm; aber ein altes Weib, das er zu mir schickte, und die er außerordentlich bezahlte, wußte mir die Sache recht lockend darzustellen. Ich ging also in die Fabrik, aber nicht in die Falle, und als nicht lange darauf der entscheidende Moment kam, erhielt mein Herr ein paar tüchtige Ohrfeigen, was meine sämmtlichen Colleginnen in's höchste Erstaunen setzte, denn die und — Gott verzeih' es ihnen — auch viele ihrer Eltern, hatten sich oder die eigenen Kinder zu allen Diensten förmlich verkauft, und wenn so ein unglückliches Geschöpf sich wohl bisweilen gewaltig wehrte und um Schonung und Erbarmen flehte, da wurde sie meistens von den Anverwandten zur Pflicht zurück geführt. — Ha! ha! ha!" unterbrach sich das Mädchen mit einem lauten Gelächter, „ich versichere dich, es gibt keine größere Sklaverei, als die der tausend armen Mädchen, worunter auch wir gehören, mögen sie nun sein, was sie wollen. — Sklaverei in jeder Richtung; harte Arbeit, kaum das tägliche Brod, um nicht Hungers zu sterben, Mißhandlung aller Art, geistige und körperliche; und zuletzt wirft man sie weg, nachdem nichts mehr an ihnen zu verderben ist. Und wenn man von Menschenhandel sprechen will, so lasse man nur Einige von uns ihre Geschichte erzählen, das gäbe ein artiges Buch

zuſammen, daß Einem, der es leſen würde, die Haare zu Berge ſtehen könnten.

„Natürlicher Weiſe verließ ich am gleichen Tage, wo ich mich mit dem Herrn entzweit, die Fabrik. Ein junger Muſiklehrer, den ich kennen lernte, fand, daß ich eine gute Stimme, auch hinreichendes Taktgefühl habe, er unterwies mich eine Zeit lang, und dann ſuchte und fand ich eine Anſtellung als Choriſtin bei unſerm Stadttheater."

„Das war aber dieſelbe Sklavenanſtalt wie die Fabrik, das kann ich dich verſichern, ja inſofern noch viel ſchlimmer, weil es dort nur einen, hier aber viele Herren gab. Auch verſteht es ſich ja von ſelbſt, daß ſo eine junge anfangende Choriſtin in nichts widerſprechen darf, wenn ſie nur die geringſte Ausſicht haben will, zu Etwas zu kommen, um gerade vom Hungertode bewahrt zu ſein. Der Direktor ſelbſt warf mir freundliche Blicke zu: ſein Bruder, Regiſſeur und erſter Tenoriſt, trug ſich mir zum Lehrer an, er wolle meine Stimme ausbilden, ſagte er, und nebenbei ein kleines Verhältniß mit mir eingehen. Ich wies das Alles anfänglich zurück und dachte, wenn ich recht fleißig ſeie, meine Schuldigkeit im Geſang thue, nie zu ſpät komme und dergleichen mehr, ſo könne man nichts weiter von mir verlangen. Ich wollte damals trotz der gemachten Erfahrungen noch nicht einſehen, daß wir eine Klaſſe von Geſchöpfen ſind, die ſich einmal verkaufen müſſen, um ihr tägliches Brod zu erwerben.

„Da war aber auf jenem Theater eine alte würdige Frau, — ſie ſpielte Anſtandsdamen und ſouflirte zuweilen, — ein ſehr praktiſches Weib, ich ſehe ſie heute noch vor mir mit ihrem dicken rothcarrirten Shawl, einem großen Beutel am Arm, worin ſie Bücher und Obſt hatte, einer Brille auf der Naſe und der Schnupftabacksdoſe, die ſie beſtändig in der Hand hatte. Sie mochte mich wohl leiden, und eines Tags, als ich dem Bruder des Direktors eine nicht ſchnippiſche Antwort gegeben und ihm geradezu den Rücken

gekehrt hatte, nahm sie mich in den dunkelsten Winkel hinter die Coulissen und sagte mit ihrer schnarrenden Stimme: mein liebes Kind, mit der Sprödigkeit geht's nun leider einmal nicht in so vielen abhängigen Verhältnissen, namentlich nicht beim Theater, und je mehr man sich dagegen wehrt, um so größeres Herzeleid macht man sich selber. Tugendhaft sein, ist eine schöne Sache, aber es gehört Geld dazu, dann ist es sehr angenehm und leicht. Was sollen aber wir arme Geschöpfe machen? So ein Vorgesetzter, mag er nun heißen wie er will, peinigt dich bis auf's Blut, und wenn er dich am Ende fortschickt, so treibt dich der Hunger zu noch viel Schlimmerem. — Aber das ist ja mehr als Sklaverei! fuhr ich damals auf. Ich habe doch das Recht, zu thun und zu lassen was ich will; wer will mich zwingen? — Mit Gewalt Niemand, antwortete darauf die Alte, das geschieht nur höchst selten, und dann bist du ein armes Schlachtopfer. Aber nein! nein! du mußt Alles freiwillig hergeben und doch gezwungen; das ist die härteste Nuß bei der ganzen Geschichte. — Ich fühlte wohl, daß sie Recht hatte, aber da ich es so recht deutlich fühlte, ballte ich meine Hände zusammen und biß mir die Lippen blutig. Doch wollte ich lange lange dieser Ermahnung nicht folgen. Aber sie plagten und mißhandelten mich auf alle Weise, sie quälten mich, daß es einen Stein hätte erbarmen sollen. Ich stand allein da, verlassen, und fühlte, daß ich so gar kein Recht gegen diese Behandlungen erlangen konnte, ich fühlte es, daß ich nichts sei als eine arme Sklavin, und wunderte mich nur über mich selbst, daß ich nicht schon gleich Anfangs dem Befehl des Direktors nachgekommen sei, als er mir sagte, ich solle in seine Wohnung kommen, um mir eine kleine Solopartie zu übertragen und mit mir einzustudiren. — Ein ganzes Jahr lang hatte ich ertragen, was ein Mädchen zu ertragen im Stande ist, wurde von meinen Colleginnen verspottet, von den Männern beim Theater auf alle Weise geneckt und geplagt. — Ja, ein ganzes Jahr hatte ich es ausgehalten, da — nahm ich

die mir dargebotene Rolle an und sang eine kleine Solopartie." —

„Warum blieben Sie aber nicht beim Theater?" fragte die Andere; „namentlich wenn Sie Talent dazu hatten."

„Ich hatte aber kein Talent," entgegnete das Harfenmädchen kurz; „Alle, die mir das gesagt, hatten mich belogen: ich hatte nichts als ein hübsches Gesicht und einen Körper in der Frische der ersten Jugend. Das verlor sich aber bald, ich sang keine Solopartien mehr, und da die Truppe, bei der ich mich befand, bald aufgelöst wurde, so stand ich mit vielen Anderen, die sich um mich so wenig bekümmerten wie ich mich um sie, auf der Straße. Glücklicher Weise hatte ich von einem der Orchester-Mitglieder das Harfenspielen gelernt, mein altes Instrument, was ich jetzt hier habe, wurde mit allem Uebrigen versteigert und ich erhielt es ohne Bezahlung, da ich einige Gegenansprüche zu machen hatte. — So bin ich jetzt reisende Virtuosin geworden," setzte sie lachend hinzu, „und wenn ich in der ersten Zeit meiner Laufbahn Manches hinunter schlucken mußte, so habe ich mich jetzt an Vieles gewöhnt und lebe lustig und vergnügt in den Tag hinein, bis ich einstens — hinter einer Hecke sterbe." —

Diese letzten Worte sprach sie so leise, daß sie ihre Gefährtin nicht verstehen konnte. Auch war diese in ein tiefes Nachdenken versunken, und schrak jetzt, als Nanette schwieg, aus ihren Träumereien auf.

„Aber was soll mit mir werden?" sagte sie und faltete ihre Hände. „Was bin ich schon geworden? — in welches Haus bin ich gerathen?"

„Das sind drei Fragen auf einmal," entgegnete Nanette, „die zwar oder leicht zu beantworten sind, wie man will. — Was aus dir werden soll? — Nun, bleibe vorderhand was du bist, das heißt, behalte die Guitarre und singe mit mir herum. Du dauerst mich

und wenn ich dich jetzt fahren laſſe, ſo bin ich überzeugt, daß du bald in ganz ſchlechte Geſellſchaft geräthſt."

Das junge Mädchen ſah bei dieſen Worten ihre Gefährtin mit einem ſonderbaren Blicke an.

Worauf dieſe lachend erwiderte: „ich weiß wohl, weßhalb du mich ſo komiſch betrachteſt; du meinſt, die Geſellſchaft, in der du dich gerade befindeſt, ſei auch eben nicht die reſpektabelſte. Aber glaube das nicht; ich bin reiſende Künſtlerin, und wenn ich will, kann ich mein Brod auf ganz ehrliche und unbeſcholtene Art verdienen. — Aber," ſetzte ſie leiſer hinzu, die Verführung iſt ſo groß. — Deine andere Frage, was aus dir ſchon geworden ſei, kannſt du dir am beſten ſelbſt beantworten; und drittens endlich, was die Beſchaffenheit des Hauſes, in dem wir uns gerade befinden, betrifft, ſo heißt daſſelbe der Fuchsbau, macht billige Zechen und gewährt hinlänglichen Schutz vor der Polizei mit ihrem Anhang. — Für tugendhafte Frauenzimmer," fügte ſie bei, indem ſie ihren Kopf und Oberkörper auf die Decke zurückwarf und ſich lange ausſtreckte, „für tugendhafte Frauenzimmer iſt das Haus freilich ein wenig gefährlich, denn es ſind hier an den Thüren keine Riegel zum Verſchließen. — Und du ſcheinſt mir noch recht tugendhaft zu ſein?"

„Ach mein Gott!" ſeufzte das Mädchen und verbarg eine Zeit lang ihr Geſicht, das auf's Neue von Thränen überſtrömt wurde, in beide Hände. — Welch' unſägliches Elend war nicht ſeit ſo kurzer Zeit über dies arme Geſchöpf herein gebrochen! Vor ein paar Tagen noch in einem vor der Welt anſtändigen Hauſe, in einer guten Stellung, freundlich behandelt, ja zu freundlich, mit der Ausſicht auf eine ruhige behagliche Zukunft. — Und nun aus Allem dem herausgeriſſen, in dieſe unheimliche Welt hinein geſchleudert, ſah ſich das junge, bis jetzt noch unverdorbene Mädchen an die Gefährtin, die vor ihr ſaß, gewieſen, und mußte ſich glücklich ſchätzen, daß das Harfenmädchen ſich ihrer annahm und

kommen sollten, nicht mehr zeitgemäß zu sein, so folgen Sie meinem Beispiel. Mein Haus steht auf einem Fundament von Bronce, ragt stolz in die Luft hinauf und ist gebaut, wie es nur die kühnste Elfenphantasie wünschen kann, die Wände von den schönsten Spiegelgläsern, und gedeckt von einem gewölbten Metalldach. Darin sitz' ich und kann die Menschen überschauen und ihr Treiben und stelle über sie meine Betrachtungen an. Wenn es Abend wird, so beleuchtet man mein Haus glänzend und herrlich, und eine sanfte Wärme zieht durch das ganze Gebäude. Kurz, Herr Redacteur, mein Haus ist nichts mehr und nichts weniger, als eine Gaslaterne, und Ihnen darf ich es wohl verrathen: es ist die vierte, rechts auf der Königsstraße.

So, jetzt wüßten Sie, wer ich bin und wo ich bin. Jetzt kommen meine Wünsche und Anerbietungen. Sie können sich denken, daß schon der Name Ihres Blattes, die Laterne, mich sehr ansprach. Doch nebenbei ist es ein gewisser poetischer Hauch, der durch die Spalten desselben weht, und der mich näher zu Ihnen hinzieht. Ich habe mit Bedauern gesehen, daß Sie noch wenig Mitarbeiter haben, daß es noch wenig Leute gibt, die sich für die gute Sache, welche Sie verfechten, so lebhaft interessiren, um auch selbst etwas dafür zu thun. Das ist so der Lauf der Welt. Wissen Sie: daß etwas geschehen müßte, sehen diese Herren wohl ein, und finden es ganz natürlich, daß Sie und Ihre Freunde sich plagen und abarbeiten. Aber selbst einmal etwas zu thun, diese kluge Idee wird ihnen erst dann kommen, wann es zu spät ist. Ach! uns ist es ja selbst so gegangen. Von dem Augenblicke an, wo uns Alles zurief: Ihr seid nicht mehr zeitgemäß, da erst sahen wir ein, wie mit Klugheit, Thätigkeit und Ausharren so manches stille, ruhige Plätzchen uns nicht entgangen wäre. Doch was helfen Klagen? Genug, so wie ich da bin, biete ich mich Ihnen zum Mitarbeiter an. Ich sehe Sie den Kopf schütteln und meinen: Was kann der aus einer Gaslaterne mir Neues mittheilen? Weit gefehlt, Verehrtester. Ich erfahre Vieles, wovon sich Eure Schulweisheit nichts träumt. Meine Beobachtungen am Tage und in der Nacht von dem, was auf der Straße vorgeht, sind das Wenigste. Aber glauben Sie, so eine Gasflamme sei nicht geschwätzig? Ich versichere Sie, das Summen und Surren dieses redseligen Elements versüßt mir manchen Augenblick und ich erfahre Neues über Neues. Meine Flamme behauptet nämlich, auf allen Straßen, in allen Häusern gute Bekannte zu haben, mit denen sie durch unterirdische Röhren in Verbindung stehe. Sie ist wie ein

ihr Schutz gewährte. Aus ihrem netten Stübchen, wo das Bett des kleinen Kindes ſtand, das ſie ſo ſehr liebte, befand ſie ſich jetzt mit einem Male in dem öden Gemache des verrufenen Hauſes, wo Wind und Schnee zu dem offenen Fenſter herein jagte, und wo einmal über das andere Mal ein Schauder ihren Körper überflog und die Kälte ihre Glieder erſchütterte. Auf Augenblicke hielt ſie alles das für einen Traum, ſank in ſich zuſammen und ſchloß die Augen feſt, um vielleicht freundliche Bilder, die ſie umgaukelten, feſtzuhalten. — Jetzt aber fuhr ſie wieder empor, warf ihre Blicke auf die Gefährtin, die neben ihr ruhte, und fühlte alsdann, wie ſich ihr Herz in tiefem Schmerz krampfhaft zuſammen zog.

„Nun, antworte mir," ſagte Nanette; „du haſt lange genug überlegt. Du behältſt Guitarre und Papier der fortgelaufenen Agnes, ich bringe dir morgen ein paar Akkorde bei, lehre dich einige Lieder, und mit deinem Geſichte, mit den verſchämt niedergeſchlagenen Augen, können wir in den Gaſthöfen gute Ernte machen. — Aber," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, „ich fürchte, du wirſt zu vornehm thun, und was das anbetrifft, da muß ich wahrhaftig zu dir ſprechen, wie ſeiner Zeit die alte Theaterprinzeß zu mir. — Reiſende Muſikantin zu ſein iſt an ſich nicht ſo übel, aber du verkaufſt dich dadurch der ganzen Welt: der Sechſer, der in meinen Teller fällt, iſt ja nicht für unſer Spiel und Geſang, — er gilt meinem vollen Buſen oder deinen ſanften ſchmachtenden Augen, deinem ſchlanken Wuchſe. Und darauf glaubt der, der ihn geſpendet, ſich ein Anrecht erworben zu haben."

„O Gott! mein Gott!" jammerte das Mädchen.

„Aber man gewöhnt ſich daran," fuhr finſter die Andere fort. „Es gibt freilich Leute, die das nicht glauben und die nicht begreifen wollen, warum ſo ein armes Harfenmädchen, die ſich auf's Unverſchämteſte muß begaffen laſſen, die jede freche Hand berühren darf, nicht lieber in's Waſſer ſpringt, um ſo ihrer Schande und ihrem Daſein ein Ende zu machen. Aber die das nicht begreifen,

kennen unſere Lage nicht, obgleich ſie ſo gern aus ihrem warmen Zimmer, von ihrem guten Mittageſſen hinweg achſelzuckend über uns und unſeres Gleichen urtheilen. — Aber entſchließe dich! Es iſt das Beſte, was du ergreifen kannſt; denke nicht, daß du nach Hauſe zurückkehren kannſt: dein Herr iſt gezwungen, die Klage gegen dich aufrecht zu erhalten. In den Augen der Leute dort biſt und bleibſt du eine Diebin."

„O ſtille! ſtille!" bat das arme Mädchen, die ſich in den heftigſten Seelenleiden auf dem Bette krümmte wie ein zertretener Wurm.

In dieſem Augenblicke hörte man etwas auf dem Gange ſchleichen und eine Hand, welche an der Thüre vorbei rutſchend die Klinke ſuchte.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Er! —

„Was iſt das?" fragte entſetzt das junge Mädchen, indem ſie ſich erhob und ängſtlich lauſchte.

„Es wird der im ſchwarzen Fracke ſein, dem du vorhin ſeine Frage bejahteſt. Er kommt nun, wie er mit dir ausgemacht."

„Aber ich habe nichts mit ihm ausgemacht!" ſchrie das Mädchen im Tone der Verzweiflung. „Nichts! nichts! Gott erbarme ſich meiner! — O helfen Sie mir! was ſoll ich thun?"

„Mit mir ziehen, dich unter meinen Schutz begeben," entgegnete ruhig das Harfenmädchen, ohne den Kopf zu erheben. — „Aber warum ſich auch ſo gewaltig ſperren? — Oder ihm folgen."

„Eher den Tod! — Ich stürze mich dort zu dem Fenster hinaus.“

„Bist du so tugendhaft?“ fragte Nanette mit einem zweifelhaften Lächeln.

Die Andere gab keine Antwort, sondern starrte mit weit aufgerissenen Augen nach der Thüre.

„Gewiß und vollkommen tugendhaft?“ fuhr das Harfenmädchen dringender fort zu fragen, und richtete sich halb empor, um die Antwort ihrer Gefährtin besser vernehmen zu können.

Doch schien diese den Sinn der Frage nicht gleich zu verstehen, und als sie ihn endlich begriffen, zuckte sie zusammen, blickte empor und sagte mit aufgehobener Hand: „ja, ja! bei Gott im Himmel! ja!“

„Ah! wenn das ist,“ sprach lustig Nanette, „so wollen wir diesen Tölpel ablaufen lassen; das wären Perlen vor die Säue geworfen!“

Jetzt öffnete sich langsam die Thüre; der Mann, von dem das Harfenmädchen vorhin gesprochen, und der sich drunten zum Beschützer der Andern aufgeworfen, erschien wirklich und blickte vorsichtig in das Gemach. In der Hand trug er ein ausgelöschtes Licht. — „Das ist heute ein furchtbarer Sturm,“ sagte er lächelnd; „wo der Wind die geringste Oeffnung findet, da fährt er herein.“

„He! was soll's?“ rief Nanette, indem sie sich halb erhob und dabei eine Faust unternehmend in die Seite stemmte. „Wollt Ihr vielleicht Euer Licht bei uns anzünden? — Nun, darauf soll es mir meinetwegen nicht ankommen.“

„Das weniger,“ entgegnete grinsend der Eingetretene; „ich hätte wohl die Absicht, euer Licht ebenfalls auszulöschen.“

„Nun, ich will Euch was sagen, Sträuber,“ erwiderte das Mädchen mit bestimmtem Tone, „für Eure schlechten Späße sucht Euch ein anderes Zimmer. Wir haben das unsrige bezahlt und wollen Ruhe haben.“

„Man will auch von dir nichts, du böſes Maul!“ ſagte der im ſchwarzen Frack. „Nimm dich in Acht, ſonſt ſollſt du es büßen.“

Trotz dieſer Drohung blieb er aber ruhig an der Thüre ſtehen.

„Von wem willſt du denn ſonſt etwas?“ fuhr das Harfenmädchen fort, indem ſie ſich von ihrem Stuhle erhob. „Vielleicht von meiner Schweſter? — Willſt du ſie vielleicht verkaufen, Sklavenhändler, Seelenverkäufer!“

„Von deiner Schweſter? — hahaha! — du würdeſt dich freuen. Das iſt aber eine ganz andere feinere Race als die enrige.“

„Mag es nun eine Race ſein, welche es will, ſo ſage ich dir, ſie iſt für dich nicht gewachſen, und wenn du dich nicht bald aus dem Zimmer hinaus machſt, ſo komme ich dir entgegen; und ich glaube, du kennſt mich.“

„Du biſt eine wilde Katze,“ verſetzte giftig der Andere. „Und wenn du meinſt, ich hätte Luſt, mich mit dir herumzuſchlagen, ſo irrſt du dich gewaltig. Ich will nur den Lakaien herauf holen, der ſoll dich halten und dann kannſt du zuſehen.“

„O, ich habe vor euch Beiden keine Angſt, ihr Jauner, ihr miſerable! — Nicht wahr, bei ein paar armen Mädchen habt ihr große Mäuler. Soll ich den Mathias bitten, herauf zu kommen? Warte nur, Sträuber; aber ich ſage dir im Guten, nimm dich in Acht!“ Dabei ging ſie einige Schritte vor, und während ſie ihm eine ihrer geballten Fäuſte entgegen warf, blitzten ihre Augen. „Dieſer Abend iſt noch nicht vorüber, und es müßte mich Alles trügen, wenn der Johann nicht noch käme. Da will ich dann ſehen, was du für ein Geſicht machſt, du Vieh, wenn ich mich über dich beklage.“

Dieſe Drohung, ſo verſteckt ſie auch war, machte doch auf den Herrn Sträuber einen ſichtlichen Eindruck. Er verſuchte zu lächeln und ſagte: „du biſt doch in Wahrheit eines der verwegenſten Weibsbilder, die ich je geſehen. Von dir will ja eigentlich Niemand etwas, ich halte mich an die Andere; und bin ich nicht in

meinem vollkommenen Rechte, wenn ich herauf komme, hat sie drunten nicht Ja gesagt?"

„Ja hat sie allerdings gesagt," erwiderte das Harfenmädchen, indem sie jetzt ihre beiden Arme in die Seite stemmte. „Aber weßhalb hat sie es gesagt? — Du wirst dir doch wohl nicht einbilden, daß es ihr Ernst war? — Sie hat Ja gesagt, weil sie sich vor dem Schuft, dem Lakaien, fürchtete. Das wirst du wohl begreifen; für so dumm halte ich dich doch nicht."

Jetzt hörte man drunten im Hause eine helle Glocke mehrmals anschlagen, und der eigenthümliche Ton derselben klang scharf durch die gewölbten Gänge.

Herr Sträuber zog plötzlich die Augenbrauen in die Höhe, ließ die Unterlippe herab hängen und lauschte aufmerksam.

„Das wird an der kleinen Hinterthüre sein," sprach Nanette; „Johann kann nach Hause kommen."

„Nein, nein," entgegnete der im schwarzen Frack eifrig, indem er die Thürklinke wieder in die Hand nahm, „das ist was ganz Anderes — horch! ich kenne die Glocke." Dabei erbebte er sichtlich, gerade wie Jemand, den ein plötzlicher Frost überweht oder ein großes Entsetzen anwandelt.

„Was gibt es denn?" fragte jetzt auf einmal das junge Mädchen, welches die Veränderung an dem vorhin noch so kecken Herrn Sträuber bemerkte.

„Ich weiß nicht," entgegnete dieser mit leiser Stimme; „aber es gibt was. — Horch!" Dabei hielt er den Kopf auf den Gang hinaus. — Aber," sagte er plötzlich, „löscht euer Licht aus, es darf kein Schein davon die Treppe hinab fallen."

„Ist das nicht eine neue Finte von dir?" fragte argwöhnisch Nanette.

„Nein! nein! sei verdammt!" erwiderte er unruhig, — „aber halte dein Maul! wenn du das Licht nicht auslöschen willst, so

komm mit vor die Thüre, oder bleib drinnen, wie du willſt, aber laß' ſie mich in's Schloß ziehen. — So — leiſe!"

Das Harfenmädchen hatte dem Mann einige Augenblicke forſchend in's Geſicht geſehen, als ſie aber da nichts von Hinterliſt und Falſchheit entdecken konnte, vielmehr nur den Ausdruck des Schreckens ſah, ſo ſiegte die weibliche Neugierde und ſie trat mit ihm auf den finſtern Gang hinaus.

Einen Augenblick herrſchte tiefe Stille in dem weiten Gebäude, dann aber hörte man den Klang der kleinen Glocke wieder, und darauf hin wurde in einem Stockwerke tiefer eine Thüre geöffnet und man vernahm ſchwere Männerſchritte auf den Steinplatten des Corridors. Dann wurde eine Stimme laut, welche ängſtlich fragte: „nun was ſoll's denn eigentlich? — Treibt doch keinen ſchlechten Spaß mit mir!"

„Der Lakai!" ſagte das Mädchen.

„Ja der Lakai," antwortete ſchaudernd Herr Sträuber.

Jetzt verwandelte ſich drunten die Stimme deſſelben aus einem ſcherzhaften und bittenden Tone in einen trotzigen und widerſpenſtigen. — „Nun ja," hörte man ihn ſprechen, „was ſoll's denn? Darnach habe ich wohl ein Recht zu fragen. Wenn ich nach Hauſe will, ſo kann ich das thun. — Wer hat ein Recht, mich zu halten?"

Hierauf vernahm man die Schritte wieder, doch ſtatt daß ſie wie vorhin in gleichmäßigem Tempo klangen, trampelten ſie jetzt eine kleine Weile unordentlich durch einander. Dann hörte man ein Aechzen aus tiefer Bruſt und hierauf ein Schleifen, als ſchleppe man eine ſchwere Laſt mit ſich fort.

„Alle Heiligen!" ſagte das Mädchen, „ſteht uns in Gnaden bei. — Da hat's ein Unglück gegeben."

„Noch nicht," entgegnete ſchaudernd Herr Sträuber, „aber es gibt wahrſcheinlich eins." — Dabei horchte er mit erneuter Aufmerkſamkeit.

Nachdem das Schleifen drunten ein paar Sekunden gedauert, hörte man eine andere tiefe Stimme sagen: „nun, wenn du lieber auf den Füßen gehen willst, ist es mir auch recht; aber laß' allen Widerstand, der ist hier vergebens."

Worauf der Lakai einen tiefen Seufzer ausstieß und entgegnete: „ich will ja thun, was man verlangt."

Dann verklangen die Schritte in die Ferne, es schloß sich wieder eine Thüre und Alles war todtenstill wie vorher.

Die Beiden oben an der Thüre lauschten noch eine Weile, dann trat der Herr Sträuber langsam in das Zimmer zurück. Nanette folgte ihm. — „So sprecht denn!" sagte sie, „was kann es denn da unten geben?"

„Weiß ich's!" entgegnete er verlegen, indem er die Achseln zuckte.

„Ihr wißt mehr, als Ihr sagen wollt. Kanntet ihr den Klang jener Glocke?"

„Bst! — bst!" machte Herr Sträuber und zog das Mädchen weiter mit sich in's Zimmer hinein. — „Er ist im Hause —"

„Er?" fragte das Mädchen erschreckt.

„Ja, ja, er," erwiderte der Andere. „Und ich mache, daß ich fort komme, wenn die Thüre überhaupt heute Nacht noch geöffnet wird," setzte er nachdenkend hinzu. — „Schlaft ruhig! was gehen euch die Geschichten da unten an! Gute Nacht!"

Damit schlich Herr Sträuber zur Thüre hinaus und schritt leise durch den Gang und die Treppen hinab.

Das junge Mädchen im Bette hatte sich halb erhoben und saß da, ein Bild der Angst und des Jammers. Ihr blondes Haar hatte sich aufgelöst und hing über ihr bleiches Gesicht herab, ohne daß sie den Versuch machte, es wegzustreichen. Auch sie hatte drunten verworrene Stimmen und Schritte gehört, hatte das natürlicher Weise für eine Gefahr gehalten, die sie bedrohe, und zitterte am ganzen Körper. Erst nachdem Herr Sträuber wieder das Zimmer verlassen, athmete sie tief auf und beruhigte sich etwas.

Nanette trat gedankenvoll an das Bett und ſagte: „leg' dich nur ruhig hin; an uns denkt heute Niemand mehr. Aber du kannſt ein klein wenig auf die Seite rücken, ich will mich auch niederlegen, wir haben Platz genug. Vorher aber will ich das Licht auslöſchen."

„Laſſen Sie es lieber brennen," bat das junge Mädchen.

„Nein, das iſt gegen die Hausordnung," entgegnete eifrig die Andere; „man ſähe drunten vom Hofe das erleuchtete Fenſter, und ich möchte um Alles in der Welt keine Urſache zu irgend einer Klage geben. — Nein, gewiß nicht!" Damit that ſie, wie geſagt, drehte die Talgkerze in dem Leuchter um, um ſie auszulöſchen, warf ihr Oberkleid von ſich und legte ſich zu ihrer Gefährtin auf das ſchmale Feldbett, das unter der doppelten Laſt bedenklich krachte, auch kaum Platz für die beiden bot. Die Mädchen aber behalfen ſich ſo gut wie möglich, theilten ſich in die Decke und bald zeigten die tiefen und regelmäßigen Athemzüge des Harfenmädchens an, daß ſie ruhig entſchlummert ſei.

Die Andere wollte nicht ſo bald der freundliche Schlaf in ſeine Arme nehmen; wohl preßte ſie die Hand auf ihr heftig klopfendes Herz, wohl ſchloß ſie die Augen und ſuchte mit Gewalt die Erinnerung der vergangenen Tage zu verdrängen, und dann ſenkte ſich auch wohl auf Augenblicke ein leichter Schlummer wie ein durchſichtiger Nebel über ſie hin. Doch entrückte er ſie nicht der Wirklichkeit: er flog über ſie hin, ein leichter, durchſichtiger Hauch, hinter dem ſchreckliche, hohnlachende Geſtalten um ſo ſeltſamer ihr Weſen trieben, und den ein tieferer Athemzug, ein lauterer Herzſchlag plötzlich durchriß und wieder auf ſie einſtrömen ließ die ſchreckliche, fürchterliche Erinnerung. — Dann fuhr das Mädchen empor, ſtrich ſich angſtvoll die Haare aus dem Geſicht und blickte um ſich; doch konnte ſie nichts erkennen: die dichteſte Finſterniß herrſchte in dem Gemach, und nur ein leichter unbeſtimmter Schein ließ die Stelle ahnen, wo ſich die Fenſter befanden. Nach wie vor ſauste der Wind durch die zerbrochenen Scheiben, er heulte um die Ecke des Gebäudes und durch die wü-

leigten Höfe. Der einzige, freundliche Ton, der an das Ohr des armen Mädchens ſchlug, war eine mitleidige Glocke, welche die zehnte Abendſtunde anzeigte.

„O Gott! noch ſo früh!“ ſeufzte ſie. Und dann legte ſie ſich wieder neben ihre Gefährtin hin, bemühte ſich, ruhig zu ſein, und derſelbe ſchreckliche Zuſtand zwiſchen Wachen und Schlafen kam wieder über ſie. — Sie hatte jenen Diebſtahl in der That begangen, ſie floh, man verfolgte ſie. Jetzt ſtand ſie an der Dornenhecke, die den kleinen Garten umſchloß, wo ſie ſchon ſo glücklich geweſen; jetzt ſah ſie die Blutflecken auf dem weißen Schnee und flog mit den Raben über das Feld hinweg; aber ſie wollten ſie nicht unter ſich dulden und hackten auf ſie los, ſo daß ſie zur Erde niederſtürzte und, an allen Gliedern gelähmt, langſam fortkroch. — So bewegte ſie ſich mühſam dahin, immer ihre Verfolger dicht hinter ſich, immer eine Fauſt in ihrem Nacken, die nach ihr faßte und die mit jedem Pulsſchlage näher kam; und es ſchien Jahre zu dauern, bis ſie die ſchützenden Mauern erreichte, hinter denen ſie ſich jetzt befand. — Ah! endlich einen Augenblick Ruhe! — Die Nebel um ihr Haupt wurden dichter und dichter, die Geſtalten verſchwammen im einförmigen Grau; ſie ſchienen von unten herauf zu zerſchmelzen: Füße, Körper und Arme all' der phantaſtiſchen Geſtalten ſchwammen weit aus einander und wurden immer undeutlicher; nur die ſchrecklichen Köpfe waren noch längere Zeit zu erkennen, die Köpfe mit den ſeltſam lachenden und grinſenden Geſichtern, und vor Allem die unzähligen ſtarren Augen, die ſie leuchtend und unverwandt anblickten. — Lange, lange noch ſah ſie dieſe Augen durch den Nebel durchſchimmern, als die Geſichter ſchon längſt verſchwommen waren, zuerſt als wirkliche Augen, dann als glänzende Punkte, die langſam zurückwichen, und endlich nur noch lebhafte blaue und grüne Ringe, die dann zuletzt ebenfalls in Nichts zerfloſſen. —

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Ein geheimes Gericht.

So mochte das Mädchen eine Zeit lang ruhiger geschlummert haben, da fühlte sie im Schlafe, daß Jemand ihre Hand ergriff und daran zog. Augenblicklich erwachte sie, griff um sich, faßte den Arm ihrer Gefährtin, und als sie an demselben aufwärts tastete, um sich zu überzeugen, daß es auch das Harfenmädchen sei, welches ihr Handgelenk festhielt, bemerkte sie, daß dieses es wirklich war, aber daß sie aufrecht neben ihr im Bette saß. — „Was ist's?" flüsterte das junge Mädchen angstvoll.

„Stille!" antwortete Nanette mit leiser Stimme; „ich muß erwacht sein an dem Schlag der Uhren; es ist elf Uhr. Doch jetzt soeben, als ich wieder einschlafen wollte, hörte ich leises Schleichen auf den Treppen; — horch! und jetzt auf dem Gange."

„Was kann das sein?"

„Vielleicht noch ein später Gast, der nach seinem Zimmer geht. — Aber nein, das ist der Schritt eines Weibes. O, ich habe ein feines Gehör. Weißt du, das wird geschärft bei unserem Leben."

Und das Mädchen hatte Recht; es waren in der That leise schlürfende Tritte, die langsam näher kamen.

Die beiden Mädchen lauschten mit zurückgehaltenem Athem.

Jetzt faßte eine Hand die Thürklinke, drückte langsam das Schloß auf, die Thür öffnete sich und ein Lichtstrahl fiel herein. Doch konnten die Mädchen augenblicklich nicht erkennen, wer der Träger dieses Lichtes war, denn dieser hielt die Hand vor das Gesicht und ließ den vollen Schein des Lichtes in das Zimmer fallen.

„Was soll's?" fragte Nanette scheinbar mit entschlossenem Tone, doch zitterte ihre Stimme etwas Weniges. Dann rutschte

electrischer Telegraph; ich habe sie schon über Dinge in den entlegensten Stadtvierteln ausgefragt, und sie sagt mir augenblicklich Bescheid.

Daß diese Flammen und ihre Mittheilungen geläutert sind, können Sie mir und der Gasbeleuchtungsgesellschaft auf's Wort glauben, und wenn Sie sowohl dieß, wie meinen früheren Lebenslauf in's Auge fassen, so dürfen Sie meiner Versicherung trauen, daß ich Ihnen nur zeitgemäße Correspondenzartikel zusenden werde.

Was mein Honorar anbelangt, so bitte ich um ein Frei-Exemplar Ihres Blatts; würden Sie hie und da in dieser harten Winterszeit eine duftende Blüthe hineinlegen oder ein Stück Orangenschaale, so würde das meiner Phantasie und Ihren Artikeln zu gute kommen. Ich sehe in der nächsten Nummer Ihres Blattes einer kleinen Antwort auf mein Anerbieten entgegen, und verharre unterdessen

mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ganz gehorsamster

Elfe.

An den Herrn Elfen.

Geehrter Herr! Werthgeschätzter Freund!

Unmöglich können wir Ihnen unsere Freude, ja unsere Rührung schildern, die wir empfanden bei Durchlesung Ihrer sehr werthgeschätzten Zeilen an uns. Neben der Theilnahme für unser Blatt, die Sie hiedurch bekunden, war es die erfreuliche Gewißheit, auf diesem Wege bestimmt zu erfahren, daß von Ihrem uns so sehr interessanten, ja wir könnten sagen befreundeten Geschlechte, noch einige, wenn auch nur wenige, existiren. Hieran knüpfen wir zugleich die Bitte, unserem Blatt, neben Mittheilungen aus dem gewöhnlichen Leben, auch hie und da etwas aus der Vergangenheit des Elfengeschlechtes zukommen zu lassen. Glauben Sie, daß Ihre Klagen uns doppelt an's Herz gegriffen und uns außerordentlich weh gethan. Aber wer kann sich jetzt eines bessern Schicksals rühmen? Wer ist jetzt zeitgemäß, verehrtester Herr Elfe? Wahrlich, nicht die Besten im Volk sind zeitgemäß, und es grassirt der Begriff dieses Wortes wie eine schwere Krankheit, und macht so fürch-

sie mit voller Geistesgegenwart vom Lager herab, um stehenden Fußes erwarten zu können, was es gäbe.

Das junge Mädchen hielt ihren Arm umklammert und drückte sich fest an sie.

„Ja, ich bin recht," sprach eine Stimme an der Thüre; „ich hatte die Nummer vergessen. Richtig, es ist doch vierundzwanzig."

„Ah! seid Ihr es, Frau?" sagte Nanette nach einem tiefen Athemzuge, denn sie erkannte die Stimme des alten Weibes drunten aus der Schenke. „Ich hatte Angst, als Ihr so langsam die Thüre öffnetet."

„Ei, ei!" entgegnete grämlich das Weib, „du bist doch sonst nicht so furchtsamer Natur."

„Das ist richtig, aber es war heute Abend so unruhig im Hause. — Aber was soll's, Frau, wollt Ihr zu uns?"

Die Alte drückte sorgfältig die Thüre hinter sich ins Schloß, dann stellte sie das Licht auf den Tisch und näherte sich dem Bette.

„Schläft die Andere?" fragte sie.

„Nein nein, ich schlafe nicht!" entgegnete eifrig das junge Mädchen.

„Nun, das ist gut, mein Schatz, dann brauche ich dich nicht zu wecken."

„Mich zu wecken? — Barmheriger Gott! wollt Ihr etwas von mir?"

„Ich eigentlich nicht, mein Kind, aber —"

„O Frau, laßt das arme Geschöpf in Frieden!" bat das Harfenmädchen. „Der Sträuber war da, wir haben Mühe gehabt, ihn hinaus zu bringen. Seht Ihr nicht, wie das unglückliche Ding vor Angst zittert!"

„Was Sträuber!" sprach die Frau verächtlich. „Meinst du, ich kümmere mich um solche Lumpen? — Da ist schon was ganz Anderes im Spiel. — Er ist im Hause," setzte sie leiser hinzu.

„Ich habe es gehört," erwiderte Nanette. „Aber das kann uns doch nicht betreffen; er weiß kaum, daß wir in der Welt sind."

„Er weiß Alles," sagte ernst die Frau. „Und der beste Beweis ist, daß ich hier bei euch bin. Ich habe den Befehl, die da zu holen."

„Die da? — das junge Mädchen!" rief entsetzt die Harfenspielerin und sprang vom Bette, auf welchem sie bis jetzt saß, als habe sie eine Schlange gestochen. „Alle Heiligen! er läßt sie holen?"

Die Alte nickte mit dem Kopfe.

„So hast du wahrscheinlich Schlimmeres begangen, als du mir gesagt," fuhr Nanette zu dem Mädchen gewendet fort. „Wozu kann er dich sonst holen lassen! Um Gotteswillen! wer bist du? — Ah! du hast mir von Blut an deinen Händen erzählt! — Gräßlich! — Sollte das nicht so zufällig an deine Finger gekommen sein?"

Das junge Mädchen blickte um sich, als sei es noch immer in einem schweren, schrecklichen Traume befangen. — „Man will mich holen?" brachte sie endlich mühsam hervor. Und als die Alte ihr entgegnete: „ja, ja, drum stehe geschwind auf!" setzte sie händeringend hinzu: „wohin will man mich holen! — O, habt Erbarmen! laßt mich da, ich habe Euch ja nichts zu Leide gethan!"

„Da ist keine Zeit zu verlieren," sagte kalt die Alte. „Steh auf und bring deinen Anzug etwas in Ordnung."

„O, Sie waren so gut für mich!" flehte das arme Geschöpf, indem sie sich an das Harfenmädchen wandte, die drei Schritte von dem Bette stehen blieb und mit einem wahren Ausdruck des Entsetzens auf ihre bisherige Gefährtin blickte. „Sie wollten mich ja beschützen, lassen Sie mich nicht von hier fort! — Wer kann etwas von mir wollen? Das muß ein Mißverständniß sein; kenne ich doch außer euch keine Seele in dem Hause. Nicht wahr, Sie lassen mich nicht fort von hier?"

„Er hat's befohlen," verſetzte ernſt die Alte, „und da hilft kein Widerſtreben."

Das arme Geſchöpf blickte fragend zu dem Harfenmädchen hin.

„Nein, da hilft kein Widerſtreben," ſagte auch dieſes, „gewiß nicht. Komm, ſteh auf und — helfe dir Gott!" ſetzte ſie leiſer hinzu.

Darauf hin ließ das junge Mädchen willenlos geſchehen, daß ihr die Alte vom Bett in die Höhe half und daß ſich auf einen Wink derſelben das Harfenmädchen näherte, ihre herabgefallenen blonden Flechten in die Hand nahm, ſie etwas glättete und dann ſorgfältig über ihrem Kopf befeſtigte.

Das alte Weib hakte ihr das Kleid zu, und bat ſie, ihre Schuhe wieder anzuziehen und ſich überhaupt zu beeilen. Dann ſuchte ſie vom Stuhle das Tuch des Mädchens, hing es ihr um die Schultern und zog ſie dann an der Hand mit ſich fort.

Nanette begleitete ſie bis an die Thüre, und als das Mädchen dieſer dort die Hand reichte und ihr dankte für die Freundlichkeit, mit welcher ſie ſie behandelt, blitzten die dunkeln Augen Nanettens ſtärker als gewöhnlich, und als ſich nun die Thüre hinter den Beiden ſchloß, rollten ihr ein paar ſchwere Thränen über das Geſicht herab.

Das junge Mädchen ließ ſich von der Frau führen; alle ihre Kraft war dahin und ihre Kniee wankten ſo, daß ſie ſich mehrmals an die Wand ſtützen mußte, um nicht niederzufallen, weßhalb ſich das Weib veranlaßt ſah, ſie mit einigen Worten zu tröſten. „Habe nur keine Angſt," ſagte ſie, „es geſchieht dir gewiß nichts. — Nicht wahr, du biſt zum erſten Mal hier im Hauſe?"

„Ja gewiß," hauchte das Mädchen.

„Und du kennſt keinen von den Geſellen, die du heute Abend unten im Zimmer geſehen? Du haſt noch nie mit einem was zu ſchaffen gehabt?"

„O mein Gott, nein! nein!“ erwiderte schaudernd die Gefragte.

„Nun, so weiß ich nicht, was er von dir will, und da kannst du dich auch ziemlich beruhigen, es wird nichts so Schlimmes sein. Aber jetzt laß' uns eilen, wir haben schon Zeit genug verloren.“ — Damit schritt sie rasch voran, Treppen auf, Treppen ab, über lange Gänge hinweg, die sich bald rechts, bald links bogen, dann kamen sie sogar quer durch einen Hof, wieder eine Treppe hinauf, und hielten endlich an einer Thüre stille.

Die Alte klopfte dreimal an; es wurde augenblicklich geöffnet, und das Mädchen fühlte sich plötzlich in ein erleuchtetes Zimmer geschoben. Hinter ihr fiel die Thüre wieder in's Schloß, und als sie sich auf dieses Geräusch hin umwandte, bemerkte sie, daß ihr das alte Weib nicht gefolgt war.

Das Zimmer war groß, geräumig, mit anständigen Tischen und Stühlen versehen, und ein mächtiger Ofen verbreitete eine behagliche Wärme. Ein großer Mann, der in der Mitte des Gemachs auf und ab ging, wies das Mädchen an, sich auf einen der Sitze niederzulassen, dann legte er wie vorhin die Hände auf den Rücken und schritt wieder gleichmüthig hin und her.

Der geneigte Leser, der uns bis hieher zutrauensvoll gefolgt, wolle sich auch unserem ferneren Schutz überlassen und mit uns in ein anderes Zimmer treten, das von dem, in welchem sich das junge Mädchen befand, durch ein kleines, dunkles Kabinet getrennt ist.

Es war dies ein Gemach, höher und weiter als selbst das Schenkzimmer, doch auch wie dieses mit eichenem Holz ausgetäfert. Wände und Decke aber waren besser erhalten, und an letzterer bemerkte man auch ein ziemlich dunkel gewordenes Gemälde, sowie gut erhaltene Vergoldungen. Wo hier Fenster und Thüren waren, konnte man nicht gut bestimmen, denn beide waren gleichmäßig mit großen dunkeln Vorhängen versehen, die von dem Fries bis auf

den Boden herab hingen. In einer Ecke dieses Zimmers befand sich ein großes Kamin, in dem mächtige Holzblöcke flammten; daneben stand ein alter geschnitzter Tisch mit einer grünen Decke behängt, und neben diesem ein Stuhl mit hoher Lehne. Diesem Tisch und Stuhl gegenüber in der anderen Ecke des Zimmers befanden sich mehrere Männer von starkem, kräftigem Körperbau und verwegenen Gesichtern, aus denen unternehmende Augen hervor blitzten; Einige von ihnen hatten Bärte, Andere waren glatt rasirt. In ihrer Mitte war jener Mann in der Livree, den wir in der Schenkstube gesehen und dessen Stimme wir auf dem Gange gehört. Er stand aber nicht so aufrecht da wie die Andern, seine Kniee schlotterten, sein Rücken war gekrümmt und seine bleichen Züge vor Angst verzerrt und entstellt.

Alle aber blickten unverwandten Auges nach jener anderen Ecke des Zimmers, und wir ersuchen den geneigten Leser, gleichfalls dahin zu sehen. Dort an dem Sessel mit der langen Lehne stand ein junger Mann, ziemlich groß, dabei aber schlank und von den angenehmsten, gefälligsten Körperformen und Bewegungen, die Leichtigkeit und große Kraft ausdrückten. Er trug ein sehr eng anliegendes Beinkleid, hohe glänzende Reitstiefel, die aber bis zu den langen, schweren Sporen hinunter, wie nach einem starken Ritt, dicht mit Koth bespritzt waren. Den Oberkörper bedeckte eine Art Blouse von einem dunkelblauen wollenen Stoffe; die Aermel derselben waren sehr weit, und wenn er die seine, jedoch etwas gebräunte Hand zufällig empor hob, so fielen sie zurück und zeigten weiße, glänzende Wäsche. Um den Leib trug er einen ledernen Gürtel, und an der linken Seite desselben hing ein Tscherkessendolch, eine jener furchtbaren Waffen, die ungefähr anderthalb Schuh lang, oben handbreit sind, und nach unten spitzig zulaufen. Die Scheide war von dunklem Leder, mit Stahl und eingelegtem Golde verziert, und der Griff bestand aus weißem Elfenbein, hatte aber an der Spitze

einen gewaltigen Eiſenknopf, der offenbar dazu diente, im Handgemenge einen Gegner von oben herab niederzuſchlagen.

Der Kopf dieſes Mannes war von ebenſo gefälligen und angenehmen Formen wie der Körper, nur war ſein Teint dunkel gefärbt wie der eines Zigeuners, und dazu paßte auch das kohlſchwarze Haar, ſowie der Bart von derſelben Farbe, den er lang herabhängend trug. Seltſam contraſtirten hiemit die blauen Augen.

In dem Momente, wo wir unſichtbar eintreten, hatte er den rechten Arm auf die Lehne des Stuhles geſtützt, und die Finger des linken ſpielten mit dem Stahlknopfe des Dolchgriffs.

„So ſtehen alſo die Sachen," ſprach er mit einer kräftigen, angenehmen Stimme. „Und da ich nicht gern Jemand ungehört verdamme, ſo kannſt du ſagen, was du noch zu deiner Entſchuldigung vorzubringen haſt. Oder auch ſonſt Jemand, der für ihn ſprechen will, kann vortreten."

Der Lakai ſchluckte mehrere Male heftig und blickte ſcheu und zitternd die Männer an, welche um ihn ſtanden, die ihn aber keines Blickes würdigten und noch viel weniger eine Silbe laut werden ließen.

„So ſprich denn ſelbſt!"

„Ach Herr! ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll!" jammerte der Gefragte. „Und wenn es denn gar ſo arg iſt, daß ich jenen freilich überflüſſigen Meſſerſtich gethan, ſo beſtrafen Sie mich; aber ich flehe Sie an, machen Sie es nicht ſo ſtreng mit mir!"

„So ſei," antwortete der junge Mann, — „vielleicht zum erſten Mal in deinem Leben — ehrlich und offenherzig. Jener ſchändliche, niederträchtige Meſſerſtich iſt freilich ſchlimm genug, aber ich will ihn dir verzeihen, wenn du mir geſtehen willſt, was du ſonſt noch gegen uns begangen."

„Ich ſonſt noch gegen Sie begangen?" entgegnete beſtürzt der Lakai und ließ ſeine Augen im Kreiſe umherlaufen; „will ich

doch verkrummen und verderben, wenn ich etwas gegen Sie gethan habe."

„Sei ehrlich!" sagte ernst der Frager. „Ich rathe dir, sei ehrlich oder es nimmt mit dir ein fürchterliches Ende."

„Worin soll ich ehrlich sein? — Ich weiß nichts."

„Du weißt nichts?"

„Nein, nein!" jammerte der Lakai. „Blickt mich nicht so entsetzlich an — ich — weiß nichts."

„Nun, so will ich für dich sprechen," fuhr der junge Mann fort, indem er vor den Stuhl trat, sich ein paar Zoll höher streckte und die rechte Hand in die Seite stemmte, ohne daß aber die linke den Griff des Dolches fahren ließ. — „Paßt mir auf, ihr Männer, und erinnert euch, was ich euch schon vor längerer Zeit von diesem Menschen sagte. Denkt daran, wie ihr für ihn gebeten, als ich ihn schon vor einem halben Jahre wollte verschwinden lassen, denkt daran!" — Diese Worte sprach er langsam, bestimmt, aber mit solch schauerlicher Kraft und Kälte, daß jedes derselben wie ein Keulenschlag auf das Haupt des Lakaien niederfiel. Worauf er in gefälligerem Tone hinzu setzte: „weißt du noch nichts, hast du mir noch nichts zu sagen?"

„Nein," entgegnete der Andere, während er die Zähne über einander biß.

„Nun wohlan, so will ich für dich sprechen. Ich erfuhr vor ein paar Tagen zufällig, daß er, dort jener Mensch sich — zum Polizeidirektor begeben."

Dieses Wort wirkte wie ein Donnerschlag sowohl auf den Betreffenden, als auf die umstehenden Männer. Wie auf ein Kommando faßten ihn zwei derselben an den Schultern, als scheine es ihnen, er habe die Absicht, zu entfliehen, woran der Elende jedoch nicht dachte, vielmehr schienen die Kniee unter ihm zusammen zu knicken, und er wäre vielleicht auf den Boden gestürzt, wenn ihn die Beiden nicht gehalten.

„Er war alſo beim Polizeidirektor, ſprach dort von einer Ver-
bindung gefährlicher Menſchen, die ihm bekannt ſei, und machte ſich
anheiſchig, deren Aufenthalt, Schlupfwinkel, kurz Alles, was nöthig
ſei um ſich ihrer zu bemächtigen, anzugeben, wenn ihm dafür eine
große Summe Geld ausbezahlt würde. — Er verlangte zweitauſend
Gulden; der Polizeidirektor aber, ein kluger Mann, der überzeugt
war, es ſei unmöglich, daß ſich im Gebiete ſeines Bezirks eine ſolche
Bande aufhalten könne, glaubte dieſen Worten nur halb, und ſtatt
den Angeber, wie ich gethan hätte, feſtzuhalten, ließ er ihn laufen,
ſagte ihm, er ſolle wieder kommen, einige Beweiſe liefern, und machte
ihm ſogar darauf hin einige Hoffnung auf die gewünſchte Belohnung. — Seht, ihr Männer, ich wache über euch, denn ich erfuhr
dieſen Anſchlag noch am ſelben Tage; eure Freiheit und euer Leben
hingen an einem Haare; vergeßt das nicht: nur die eure, ich bin ja
ein Weſen, das nicht exiſtirt, das euch beſchützt und nur zuweilen her-
vortritt, um zu beſtrafen, um zu belohnen, — eure Vorſehung, wenn
ihr wollt und wie auch dieſer Fall wieder beweiſen wird. — Denn,"
fuhr er kälter fort, „der Secretär des Direktors war nicht ganz ſo
arglos, wie dieſer ſelbſt; er beauftragte einen ſichern Polizeidiener, euren
Genoſſen da zu beobachten, ihn auf Schritt und Tritt zu beſpähen.
Aber habt keine Angſt," ſetzte er hinzu, als er ſah, daß die Männer
ſich unruhig bewegten, „ich lenkte ihn auf eine andere Fährte und
verfolgt in dieſem Augenblicke einen vollkommen harmloſen Menſchen.
— Sprich' du nun, habe ich die Wahrheit geſagt? — Verhält ſich
die Sache ſo?"

„Es iſt ein Irrthum, Herr!" heulte der Angeklagte; „gewiß, ge-
wiß ein entſetzlicher Irrthum! O wie käme ich dazu!"

Statt aller Antwort ſteckte der junge Mann die rechte Hand
unter ſeine Blouſe, zog eine Brieftaſche hervor, nahm aus derſelben
ein Blatt Papier, das er entfaltete und ihn dann ruhig fragte: „Wie
heißeſt du?"

Der Lakai ließ den Kopf auf die Bruſt niederſinken und gab keine Antwort.

„Nun, ihr Andern wißt doch, wie er heißt. So leſt dieſes Blatt, das er dem Polizeidirektor gab, als ihn dieſer um ſeine Adreſſe fragte. Vielleicht kennt Jemand von euch die Handſchrift; den Namen aber werdet ihr auf alle Fälle kennen.“

Auf einen Wink trat einer der Männer vor, nahm das Blatt, blickte hin, übergab es dem Nebenſtehenden, und ſo machte es die Runde bei ſämmtlichen Anweſenden. Der Letzte, der ſich die Schriftzüge betrachtete, überreichte es dem jungen Manne wieder, indem er ſagte: „ja, Herr, es iſt ſo, wir ſind vollkommen überzeugt.“

„Nun denn, ſo wißt ihr auch, wie ihr einen Verräther beſtraft. Nehmt ihn hinweg! Fort mit ihm!“

Umſonſt verſuchte es der Verurtheilte, das Herz ſeiner Richter zu erweichen; er brachte auch keinen zuſammenhängenden Satz zu Stande und ſtotterte nur unverſtändliche Worte, dazwiſchen ſchluchzte er, ſchluckte krampfhaft und wand ſich in Todesangſt unter den Händen der zwei Männer, die ihn feſt bei den Armen und Schultern hielten. „Gnade! Gnade!“ flehte er und wollte vorwärts ſtürzen zu den Füßen des jungen Mannes, der verächtlich den Kopf abwandte und in die Gluth des Kaminfeuers blickte; dabei ſtreckte er die rechte Hand gegen die Männer aus und ſagte: „es bleibt dabei! laßt ihn ohne Aufſehen verſchwinden.“

Während zwei derſelben den Verurtheilten zu einer Thüre hinaus zogen, welche in entgegengeſetzter Richtung von der lag, die in dem Zimmer führte, wo ſich das Mädchen befand, trat einer aus jenes Gemach zu dem Manne, welcher bis jetzt ruhig auf und ab geſchritten war, nun aber plötzlich ſtehen blieb und ſich an den Eintretenden mit der Frage wandte: „wie iſt's? — Hat er geſtanden?“

„Nichts, aber der Herr hat ihn vollkommen überführt.“

„So wird er verschwinden?“

„Ja, ich soll es dir sagen. — Aber ohne alles Aufsehen.“

„Das versteht sich von selbst,“ sprach der Andere mit einem unangenehmen Lächeln. „Es ist spät am Abend, die Straßen einsam, führt ihn hinaus. — Er kann zufrieden sein, denn erhält sicherlich einen Nachruf; morgen wird man in den Blättern lesen, es habe sich ein bedauerliches Unglück zugetragen, der Lakai eines guten Hauses, so und so mit Namen, sei wahrscheinlich etwas beraunscht aus dem Wirthshaus gekommen und in den Kanal gefallen.“

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Jäger und Kammerjungfer.

Nachdem die Leute das Zimmer verlassen, in dem sich der junge Mann befand, machte dieser ein paar rasche Gänge durch dasselbe, dann trat er vor das hohe Kamin, stützte seinen Arm auf das Gesims und versank in tiefes Nachsinnen. — „Bah!“ sagte er nach einer längeren Pause, indem er sich erhob und um sich schaute, „laß die Sache gehen, wie sie eben geht. Einer ist einmal der Sklave des Andern, und der Stärkere hat Recht. Die Idee von einer Wiedervergeltung kann und will ich nicht läugnen; was heute dem Einen geschieht, kann morgen dem Andern begegnen, und ich — heute noch Herr dieser ungeachtet alles Trotzes und aller Wildheit doch sklavischen Naturen — könnte vielleicht morgen vor ihnen stehen und mein Urtheil erwarten. — Ah! es ist doch etwas Schönes darum,“ fuhr er fort und erfaßte den Griff seines Dolches, „so Herr zu sein über die ganze Welt, der Gebieter des Geringsten

terliche Fortschritte, daß, wenn nicht bald von irgend einer Seite her Einhalt geschieht, so wird uns die Sonne oben für unzeitgemäß erklären und die Erde würde ein wüstes Eiland, auf der nichts mehr wächst und gedeiht, nichts mehr kreucht und fleucht. Nacht und Düsterheit ringsum. Dann würden sich auf eine schickliche Art die Jagdgesetze erledigen, und der Zehnten schaffte sich von selbst ab. Doch entschuldigen Sie, geehrter Herr Elfe, — keine Politik — wir wollten ihnen nur gern unsere Dankbarkeit ausdrücken, daß Sie so freundlich waren, sich zum Mitarbeiter der Laterne anzubieten. Glauben Sie, wir achten dieß Anerbieten in der jetzigen Zeit doppelt hoch; denn es gehört ein gewisser moralischer, ja physischer Muth dazu, sich zu einem Blatte zu bekennen, das es mit seinen schwachen Kräften versucht, hie und da gegen die große Strömung zu schwimmen. Und diesen doppelten, ja, nur einen einfachen Muth haben wenige Menschen. Ja, es gibt sehr wenige, die etwas thun, ihre eigene Sache aufrecht zu erhalten. Dem feigen Sprichwort: Mit den Wölfen sollst du heulen! folgen in unbegreiflicher Verblendung die Meisten. Deßhalb vernehmen wir auch rings um uns her ein solches Wolfsgeschrei und wüthendes Geheul, daß man sich die Ohren zustopfen möchte, um nichts mehr zu hören.

Daß Ihre Correspondenzen von dem Standpunkt aus, auf den Sie sich gestellt oder vielmehr sich gesetzt, sehr erleuchtet und beleuchtend sein werden, glauben wir annehmen zu können, und sehen deßhalb mit Vergnügen Ihren Mittheilungen entgegen. Was das gewünschte Frei-Exemplar anbelangt, so scheint dieß ein sehr wohlfeiles Honorar. Doch hätten wir hiebei eine bescheidene Bitte. Thun Sie uns den einzigen Gefallen und lassen Sie dieses Exemplar nicht in andere Hände kommen. Es geschieht dieß so oft von verschiedenen unserer Abonnenten; wir könnten Ihnen davon schreckliche Beispiele anführen. Es abonnirt sich Jemand auf das Blatt, und ihn kostet die Nummer sonach drei Kreuzer. Er verleiht aber diese Nummer wieder an einen guten Freund, der verleiht sie einem Bekannten, der Bekannte einem Vetter, der Vetter einem Collegen, und so kostet Jeden die Nummer nach höchster Berechnung circa einen halben Kreuzer, ein Beitrag für die gute Sache, der aber nach der allerbescheidensten Ansicht für zu mäßig angesehen werden dürfte.

Was die Zuthaten von Blumen und Orangenschaalen anbelangt, so werden wir nicht verfehlen, damit aufzuwarten, und zeichnen unterdessen mit aller Hochachtung ergebenste Redaction der Laterne.

und des Höchſten, des alten reichen Podachriſten, der uns mit Entſetzen kommen hört und des jungen, reizenden Mädchens, die von uns erzählt und vielleicht verſtohlen und erſchrocken ihrer Vertrauten ſagt, indem ſie dabei auf die andere Seite ſchaut: ach! es war eine ſchreckliche Nacht, und der Letzte, der das Zimmer verließ, trat noch einmal an mein Bett und hob die Lampe hoch empor. O, ich würde ihn wieder erkennen, denn ich that ja nur als ob ich ſchliefe. — Und das haben mir ſolch' ſchöne Lippen ſchon ſelbſt erzählt. O, dies Leben iſt zu beneidenswerth, als daß — es ewig dauern könnte."

Nach dieſem Selbſtgeſpräch war er wieder in tiefe Träumereien verſunken; doch raffte er ſich raſch empor, ſchritt durch das Zimmer und zog an einer Klingelſchnur, die ſich in der Ecke befand.

Gleich darauf trat einer der Männer herein, der Andere ſagte ihm ein leiſes Wort, worauf ſich jener wieder zurückzog und nach einer kleinen Weile die Thüre abermals öffnete, durch welche jetzt der Mann mit dem ſchwarzen Haar und Bart, den wir in der Schenkſtube ſchlafend gefunden, herein trat.

Dieſer hielt ſich ſchüchtern in der Ecke, erhob nur ein paarmal den Blick verſtohlen, um den jungen Mann zu betrachten, der wieder neben dem Lehnſtuhle ſtand, ihn langſam und forſchend anſah und dann zu ihm ſprach: „es iſt dir ſchlecht ergangen, wie mir ſcheint, Joſef?"

„Sehr ſchlecht, Herr," entgegnete der Gefragte.

„Es iſt ſeltſam aber wahr: was der Teufel einmal gefaßt hat, läßt er nicht ſobald wieder fahren. Wenn wir auch unſeren Nebenmenſchen gegenüber ziemlich freie Geſchöpfe ſind, ſo ſind wir andernteils doch wieder erbärmliche Sklaven — Sklaven unſerer Thaten, Sklaven unſeres Gewiſſens."

„Keines von dieſen hat mich wieder hergebracht, obgleich Beide mich oft ſehr gequält," entgegnete Joſef.

„Ich habe erfahren, daß du kommen werdest."

„Ich glaube es, Herr; so was bleibt nicht lange verschwiegen."

„Es thut mir eigentlich Leid um dich, Joſef, denn ich bin überzeugt, daß du nicht freiwillig zu uns zurückkehrſt."

„Gewiß nicht, Herr. Aber da ich Sie als gut und großmüthig kenne, da Sie mich damals bereitwillig ziehen ließen, als ich Ihnen ſagte, ich könne es nicht mehr unter den Genoſſen hier aushalten und es dränge mich, wieder ein anderer beſſerer Menſch zu werden —"

„Ein beſſerer Joſef?" fragte lächelnd der junge Mann.

„Verzeiht, Herr, ein anderer denn! — Als Sie mich alſo ziehen ließen und mich ſo freundlich und gütig unterſtützten mit Empfehlungen, daß ich alsbald eine gute Stelle fand und wieder frei athmend unter meines Gleichen treten konnte, da dachte ich immer an Sie und ſegnete Ihr Andenken, und als das Unglück geſchehen war, als ich nach dem traurigen Schuſſe nun wieder ausgeſtoßen aus der Menſchheit daſtand, war wieder mein erſter Gedanke an Sie und es drängte mich, zu Ihnen zurückzukehren."

„Und zu den Genoſſen —"

„Wenn es nicht anders ſein kann, was will ich thun?"

„Du weißt, Joſef, daß ich von jeher große Stücke auf dich gehalten; ich hätte dich in meine eigenen Dienſte genommen, aber Jemand, der wie ich, wenn ich mich ſo ausdrücken kann, nur hier und da erſcheint, bedient ſich am Beſten ſelbſt. Doch ſcheint mir, du haſt deinen größten Fehler, die Heftigkeit, immer noch nicht abgelegt. Teufel auch! man ſchießt nicht gleich auf ſeinen Vorgeſetzten."

„Wenn er uns aber als ſein Vieh, als ſeine Sklaven behandelt? O Herr, ich hätte Sie ſehen mögen!"

„Ja, ich ſtehe für mich gar nicht ein! — Du haſt dich verheirathet?"

„Ja Herr, es war ein ſchönes junges Weib."

„Das war unklug, Joſef, ſiehſt du, die Welt liegt im Argen. Wenn man Jägerburſche iſt und in einem kleinen einſamen Hauſe im Walde wohnt, da bleibt man für ſich allein und läßt ſeine ganze Familie aus ein paar guten Jagdhunden beſtehen.“

„Wenn er mich in meinem Revier gelaſſen hätte,“ ſprach der Andere mit einem trüben Lächeln, „ſo hätte das gar nichts gemacht. Mein Häuschen lag mitten darin und ich konnte Alles mit Muße beaufſichtigen.“

„Und er ſchickte dich in andere Waldungen?“

„Meilenweit, ſo daß ich Tage und Nächte von Hauſe ſein mußte. O Herr, es war nicht klug von ihm gethan, daß er mich ſo auf die einſamen Waldplätze hinausſandte. Wenn ich da ſtand, ſo Stunden lang an irgend eine alte Eiche gelehnt und an mein Haus und das Alles dachte, und wenn nun der Abend aufſtieg und ich mußte bleiben, wo ich war und ich ſtellte mir vor, daß ſich vielleicht ein Anderer nach meinem Hauſe ſchlich, — Herr, ich verſichere Sie, da ſtand ich Qualen aus, die kein Menſchenherz auf lange zu ertragen im Stande iſt. Das Blut ſtieg mir ſiedend zu Kopf, es war mir oft, als hörte ich weit entfernten Hülferuf; doch war es Täuſchung, denn der Hund lag ruhig neben mir und ſpitzte nicht einmal die Ohren. Auch wäre es zu weit geweſen.“

„Und eines Tages verließeſt du deinen Poſten und gingſt nach Haus?“

„Ja, Herr.“

„Und fandeſt Unrechtes?“

„Ich weiß es nicht genau, Herr; aber es mußte wohl ſo ſein. Er kam aus meinem Hauſe, und da nahm ich, meiner ſelbſt nicht mehr mächtig, die Büchſe —“

„Genug! genug!“ ſagte der junge Mann, indem er ſich gegen das Feuer umwandte. „Das Andere wiſſen wir bereits, auch dachte ich, daß du kommen würdeſt, und da ich dir, wie ſchon früher geſagt, wohl will, ſorgte ich für dich. Der Waldſchütze, von

dem du so eben erzähltest, hat den Seehafen erreicht und ist über's Meer'—"

„Ich, Herr?"

„Der Waldschütze; so stand es in allen unseren Journalen. Auch war seine That für ihn so vortheilhaft beleuchtet, daß Mancher mitleidig an ihn dachte. — Du bist also ein ganz neuer Mensch und heißest von heute an Franz Karner. Hier sind die Papiere, mit denen du dich legitimiren kannst."

Mit diesen Worten hatte der junge Mann die Briefstasche wieder hervorgezogen und nachdem er dem Andern ein Zeichen gegeben, näher zu kommen, überreichte er ihm ein zusammen gefaltetes Blatt.

„Dann ist ferner hier ein Brief," fuhr er fort, „den bringst du morgen an seine Adresse. — Lies die Aufschrift."

„Herrn Baron von Brand."

„Richtig! Dieser Herr wird dir Anweisung ertheilen, wohin du dich zu begeben hast, und soviel ich vernommen, sollst du in einem sehr guten und vornehmen Hause die Stelle als Jäger erhalten."

„O wie danke ich Ihnen, Herr!" erwiderte der Andere gerührt, während er die Hand des jungen Mannes ergriff und sie an seinen schwarzen Bart drückte. „Möge Gott mich vergessen, wenn ich Ihrer je vergesse! Aber," sprach er auf einmal mit ernstem Tone, „wie kann ich meinem neuen Herrn und zugleich Ihnen dienen?"

„Auf die einfachste Art; du hast deine Berichte zu machen über Alles, was in dem Hause geschieht, vornehmlich aber hast du in einem anderen Hause, in welchem der Vater deines neuen Herrn wohnt, irgend eine solide Verbindung anzuknüpfen, wenn dieß geschehen, es zu melden und darauf meine Befehle in Empfang zu nehmen."

Der junge Mann zog sofort abermals die Klingel und sag

als er die Thüre öffnen hörte, in's Vorzimmer hinaus: „der Jäger wird anständig gekleidet, du haſt dafür zu ſorgen, daß er morgen auf unverfängliche Art das Haus verläßt. — Laſſ' das Mädchen kommen." — Dann winkte er Joſef freundlich mit der Hand und dieſer zog ſich zurück.

Gleich darauf wurde die Thüre zum kleinen Vorzimmer langſam geöffnet und das Mädchen, welches unter derſelben erſchien, ſanft hineingeſchoben. Sie hatte ihre Thränen getrocknet, doch war ihr Geſicht mit einer erſchreckenden Bläſſe bedeckt; dabei irrten ihre Augen ängſtlich in dem Gemache umher, blieben eine kleine Weile auf dem lodernden Kaminfeuer haften und erblickten erſt dann den jungen Mann, der ſich wie abſichtlich hinter die Lehne des Stuhles zurückgezogen hatte. Sie zuckte erſchreckt zuſammen; er trat einen Schritt vor.

„Komm näher, mein Kind," ſagte er. „Nur näher, fürchte dich nicht, — ganz nah."

Das zitternde Mädchen that wie ihr befohlen wurde, doch machte es ſo kleine Schritte, daß es trotz vieler derſelben kaum die Mitte des Zimmers erreichte.

„Hör' auf meine Worte und antworte mir deutlich auf meine Fragen. — Willſt du?"

„Ja," brachte ſie mühſam hervor.

„Du kamſt heute Abend hier an in Geſellſchaft einer Harfenſpielerin. — Ich will dir etwas ſagen," unterbrach er ſich, indem er das erſchreckte Geſicht des armen Geſchöpfes bemerkte und ihre in dieſem Momente faſt glanzloſen, weit aufgeriſſenen Augen ſah, „wenn ich dich etwas frage und es iſt ſo, ſo brauchſt du meinetwegen nichts zu antworten, wenn es dir ſchwer wird; dein Schweigen iſt mir Bejahung. — Du traſſt alſo mit dem Harfenmädchen heute Abend in A. zuſammen? Du kamſt von N., wo du einem anſtändigen, frommen Hauſe entlaufen, nachdem du geſtohlen."

„Nein, Herr! nein!“ erwiderte jammervoll das Mädchen, „bei Gott im Himmel! das ist nicht so.“

„Man klagte dich aber an, du habest gestohlen, man jagte dich deßhalb fort, alle Menschen, welche die Sachen erfuhren, glaubten deinem Herrn und hielten dich für eine Diebin.“

„Aber bei Gott dem Allmächtigen, ich bin's nicht, gewiß, ich bin's nicht!“

„Möglich,“ versetzte der junge Mann, „aber bringe Beweise dafür; gegen dich liegen deren genug vor. Du bist ausgestoßen von der Welt, Jedermann wendet sich mit Abscheu von dir, was bleibt dir übrig? — Du mußtest Schutz bei jenem Mädchen suchen. Und worin besteht der Schutz derselben? Das will ich dir sagen: sie wird dich einige Accorde auf der Guitarre lehren, dann ein paar Schelmenlieder, sie zieht mit dir herum in Gasthöfen und Kneipen, und wenn du heute noch keine Diebin bist, so kannst du es doch in ganz kurzer Zeit werden.“

Das Mädchen faltete ihre Hände, blickte mit einem Ausdruck des tiefsten Jammers zu dem Manne auf, der allwissend schien und der ihre Vergangenheit und Zukunft so schonungslos enthüllte.

„Ich weiß nun nicht,“ fuhr dieser fort, „ob du nicht im Grunde eine leichtfertige Dirne bist, ob dir das Leben, welches ich dir so eben bezeichnet, nicht vielleicht sehr gut gefällt, ob dir das Herumtreiben nicht lieber ist, als wenn man es dir möglich machte, auf anständige Art dein Brod zu verdienen.“

„Nein! nein!“ rief das Mädchen aus, und zum ersten Male drückte der Ton ihrer Stimme nicht Furcht und Entsetzen aus; es war ein Ton der Hoffnung, die das Wort des Fremden in ihrer Brust geweckt, der ihr Herz plötzlich erfüllte, und der sich auch in den zitternden Lauten kund gab, mit wenen sie „Nein, nein!“ rief.

„Nun denn,“ sprach der junge Mann, „man hat Mitleiden mit dir, man will dich vom Abgrund zurück reißen, in den du unfehlbar

gefallen wäreſt. Du ſollſt eine anſtändige ſichere Exiſtenz haben; du ſollſt in ein gutes Haus kommen, und es wird von dir abhängen, ob deine Zukunft gut oder ſchlecht iſt."

Das Mädchen erhob bei dieſen Worten die Hände, doch zitterten dieſelben ſo heftig, daß ſie kaum im Stande war, ſie zuſammen zu legen; dann hielt ſie dieſelben an ihre Stirne, bedeckte ihre Augen und ſchien eine Sekunde nachzuſinnen, ob ſie vielleicht nur träume und ob ſie nicht etwa in irgend einer Scheune oder wie vorhin in dem Bette neben ihrer Gefährtin erwachen würde. Als ſie aber ihre Hände wieder langſam ſinken ließ und bemerkte, daß ſie ſich noch in dem Gemache befand, in das ſie vorhin eingetreten, als ſie das Kaminfeuer noch immer lodern ſah und den Blick des jungen Mannes wahrnahm, der theilnehmend auf ihr ruhte, da war es ihr, als ſei dieſer ein Engel, vom Himmel zu ihrer Rettung geſandt. Ihren Augen entfielen die Thränen in großen Tropfen und ſie ſank mit einem lauten Aufſchrei zu den Füßen des Fremden nieder, der ſie lächelnd aufhob.

„Dieſen Zeichen glaube ich," ſprach er.

Worauf das Mädchen erwiderte: „Gott lohne es Ihnen, wenn Sie nichts Uebles von mir denken. Gewiß! ich habe nicht gestohlen, ich bin nicht ſchlecht; ich bin nur ein armes, unglückliches Geſchöpf."

„Nun gut denn," erwiderte der junge Mann, der wieder an den Kamin zurückgetreten war, „man hat ſich vorgenommen, für dich zu ſorgen. Du ſollſt in die Garderobe einer vornehmen Dame kommen, natürlicher Weiſe als ihre letzte Dienerin, denn ich kann mir denken, daß du nicht viel gelernt haſt. Was man im Allgemeinen von einem Frauenzimmer verlangen kann, wirſt du zu leiſten vermögen; das Andere lernt ſich bald, wenn man Luſt und Liebe zu ſeinen Geſchäften hat. — Haſt du zufällig eine Sprache gelernt?"

„Etwas franzöſiſch," ſagte das Mädchen, „in früher Jugend

von meiner Mutter, die mit ihren Eltern von Frankreich eingewandert."

„Gut. — Man wird dich nachher in ein ordentliches Zimmer führen, du wirst dort anständige Kleider finden und morgen früh erhältst du neben der Adresse, an welche du dich zu wenden hast, einen Paß und eine Instruktion. Letztere wirst du eifrig studiren und dir genau merken, wie du von heute an heißest, denn du erhältst einen andern Namen, ferner, wo du früher gewesen bist, woher du gerade kommst, wer deine Eltern sind und dergleichen mehr. Lerne dies genau, denn man wird dich gewiß darüber examiniren. Verwische deinen Namen und deine Vergangenheit aus deinem Gedächtnisse, es ist das für deine eigene Sicherheit nothwendig. — Hast du mich genau verstanden?"

„Gewiß, gewiß!" entgegnete das Mädchen. Aber womit kann ich meinen Dank ausdrücken, womit kann ich Ihnen, meinem Wohlthäter, beweisen, wie sehr ich die unendliche Gnade anerkenne, die mich von einem fürchterlichen Leben zurück reißt, die mir erlaubt, anderen Menschen wieder frei in die Augen sehen zu dürfen?"

„Womit du mir danken kannst? — Das soll dir nicht verborgen bleiben," versetzte der junge Mann mit ruhigem Tone. „In deiner Instruktion wirst du eine andere Adresse finden, eine Hausnummer, den Namen eines Mannes, zu welchem du dich anfänglich in der Woche einmal zu begeben und dort alle Fragen, die er dir stellt, mit der vollsten Wahrheit zu beantworten hast. Er wird zum Beispiel wissen wollen, wann deine neue Herrin ausgeht, wohin sie geht, wer zu ihr kommt, was sie zu Hause macht, an wen sie schreibt und dergleichen mehr. Auch wird dir jener Mann zuweilen einen Auftrag geben, den du pünktlich zu erfüllen hast."

Die Rede machte auf das Gemüth des Mädchens sichtlich einen niederschlagenden Eindruck; sie athmete tief auf, schaute dann zu dem Gesichte des vor ihr Stehenden empor, und als sie auf den

selben keine Spur von Scherz, sondern den tiefsten Ernst erblickte, ließ sie ihren Kopf auf die Brust herab sinken.

„Mein Wunsch mag dir hart erscheinen," fuhr er fort, „aber mein Dienst ist des andern werth, und was ich dir gebe ist mehr, als was ich von dir verlange. Du hast aber noch die Wahl, sage Nein und du sollst ungehindert zurückkehren in das Zimmer, wo du gewesen, zu der Gesellschaft, die du so eben verlassen."

Er erwartete eine Antwort, da diese aber nicht erfolgte, sondern das Mädchen eifrig mit dem Kopfe schüttelte, so sprach er mit erhobener Stimme und feierlichem Tone, indem er dicht vor sie hintrat: „wohlan denn! Willst du die Bedingungen eingehen, die ich dir vorgeschlagen, so reiche mir die Hand und sage: ich schwöre bei Gott, der mich strafen soll, wenn ich meinen Schwur breche."

Das arme Geschöpf zuckte zusammen, blickte zweifelnd um sich und darauf in das Gesicht des ernsten Fragers. Als sie aber sah, wie trotz der finstern Worte seine Züge freundlich waren und sein Auge sie mit Theilnahme betrachtete, als sie sich die Schilderung zurückrief, die er ihr von dem Leben gemacht, welches sie mit dem Harfenmädchen führen würde, und als sie an die vergangenen Tage dachte, an das Haus, aus welchem man sie als Diebin verstoßen, da schrak sie zusammen, blickte scheu hinter sich, als verfolge sie Jemand, und indem sie sich dem jungen Manne hastig entgegen warf, reichte sie ihm die Hand und sagte: „ich schwöre es!" —

Doch war in den letzten Tagen, namentlich aber an dem heutigen Abend zu viel Entsetzliches auf das Herz des bis jetzt so unerfahrenen Mädchens eingestürmt. Ihre Kraft verließ sie, sie sah das Feuer des Kamins vor ihren Augen hoch emporlodern, dann fühlte sie, wie sie in die Knie sank, worauf sich dichte Schleier um ihr Haupt zu ziehen schienen, diesmal aber ohne Traum, ohne schreckliche Gestalten.

Als der junge Mann sah, daß sie ohnmächtig wurde, umschlang er mit seinem linken Arm ihren Leib und hielt sie sanft aufrecht,

während er mit seiner Rechten aus der Bigase ein Taschentuch hervorzog und ihr damit über das Gesicht fächelte. Sie lag da wie schlafend in seinen Armen, und als er sich über sie niederbeugte, um den wiederkehrenden Athem zu erspähen, bemerkte er erst das liebliche Gesicht des jungen Geschöpfes, die schönen, regelmäßigen Züge, die feinen, jetzt schmerzhaft zusammen gepreßten Lippen. Es war nichts Derbes, nichts Ungraziöses an ihrer Gestalt, und er hielt es leicht in seinem Arm, das kleine warme, eben erst aufgeblühte Mädchen.

„Wenn ich nun ein gewöhnlicher Sklavenhändler wäre, wie so viele meiner geringen und vornehmen Collegen," sagte er, „so könnte ich mir leicht für meine Wohlthaten einen süßeren Dank nehmen. Doch begnüge ich mich mit einem einfachen Kusse auf diese gewiß unentweihten Lippen, einem Kusse, der ihren Seelenfrieden nicht stören wird, da sie ihn unbewußt empfängt."

Damit beugte er sich auf sie nieder, küßte sie leicht auf den kleinen Mund, und als er nun sah, wie ihre Brust von stärkerem Athem geschwellt, sich wieder höher hob, hielt er ihr abermals das Taschentuch vor das Gesicht und bald schlug sie die Augen auf.

„Das ist mir nie geschehen," sagte das Mädchen nach einer längeren Pause, indem sie leicht erröthend einen Schritt von dem Manne zurück trat. „Ich bin in den letzten Tagen recht schwach geworden."

„Das ungewohnte Leben," versetzte er. „Nun, du wirst dich schon wieder erholen. — Jetzt aber verlaß' mich, geh' zurück in das Gemach hier nebenan, da wirst du die alte Frau finden, die dich hergeleitet. Sie zeigt dir ein Zimmer und ein gutes Bett; lege dich ohne Furcht hinein, du könntest im Himmel nicht mit größerer Sicherheit ruhen als jetzt hier in diesem Hause."

Das Mädchen, im Begriffe diesem Befehle Folge zu leisten, blieb einen Augenblick schüchtern an der Thüre stehen und sagte

So könnte ich denn, in einem freundlichen Häuschen vollkommen gut eingerichtet, den Stürmen des Winters ruhig entgegen sehen. Herzlich für Ihre Zuschrift dankend, werde ich meine Mittheilungen alsbald beginnen. Ich habe in allen Theilen der Stadt die besten Verbindungen angeknüpft, und meine Gasflamme versichert mich, ich könne unbedingt darauf rechnen, nur wahrhaftige Berichte von ihren Collegen zu erhalten. Ich hatte mit dieser meiner Gasflamme, einem alten gemüthlichen Gesellen, neulich einen guten Auftritt. Nach einigem unverständlichen Gesumse, das ich der Verlegenheit zuschrieb, mich so geradezu über meine geheimsten Gedanken auszuforschen, begann sie, auf mein Verhältniß zu Ihnen anzuspielen, und wünschte über meine politischen Ansichten aufgeklärt zu sein. Erstaunt entgegnete ich: Gibt es denn auch unter den Gasflammen politische Färbungen? worauf mich mein Hauswirth ein paar Sekunden lang außerordentlich verächtlich anblickte und alsdann sagte: „Es scheint Ihnen entgangen zu sein, welch' große Rollen wir leider gezwungen sind, bei allen Revolutionen und Emeuten zu spielen, und daß Leute, wie wir, die so thatkräftig in das politische Leben eingreifen, es wohl auch sich selbst schuldig sind, Politik im weitesten Sinn, wenn auch nicht auf breitester Grundlage, zu treiben. Die meisten des Gasgeschlechts sind auf der rechten Seite und brennen conservativ, und das aus sehr einfachen Gründen; denn wären Sie, junger Freund, eine Zeit lang Gaslaterne gewesen und hätten an sich müssen geschehen lassen, was uns passirte, oder Alles das mit anhören und ansehen, wie wir in

mit niedergeschlagenen Augen: „und Ihnen darf ich später nicht mehr danken, wenn ich in dem Hause aufgenommen bin?“

„Nein, nein!“ entgegnete eifrig der junge Mann, „ich glaube und hoffe nicht. Wir Beide werden uns wahrscheinlich niemals wieder sehen.“

„So will ich denn für Sie beten,“ erwiderte sie, „recht innig und inbrünstig für Sie beten, indem ich Ihnen oftmals und herzlich danke für das, was Sie an mir gethan. Und so oft ich diesen Dank ausspreche, werde ich gerne an Sie denken.“

„Amen!“ sprach er mit lauter Stimme, nachdem die Thüre hinter ihr geschlossen war und der Vorhang wieder herab fiel. „Hätte ich in meiner ersten Jugend,“ sagte er nachsinnend, „vielleicht ein solches Mädchen gefunden, es wäre Manches anders gekommen. Aber so geht es, wenn man immer aufwärts blickt und deßhalb mit den Füßen so Vieles zertritt. Dies Geschöpf, gut erzogen, in Sammet und Seide gekleidet, könnte eine Herzogin vorstellen. — Wir wollen sie nicht aus den Augen verlieren.“

Nachdem er diese Worte laut vor sich hin gesprochen, hob er rasch den Kopf empor, ging abermals an das Vorzimmer und sagte dem Manne, der draußen war, einige Worte; dann kehrte er zurück, nahm von einem Tische einen breitkrämpigen Hut, trat wiederholt hinter den großen Lehnstuhl und war plötzlich aus dem Zimmer verschwunden, ohne daß eine Thüre im Geringsten geknarrt hätte, ohne daß einer der Vorhänge sich nur im Mindesten bewegt.

Da wir aber in einem aufgeklärten Zeitalter, das nicht an Hexerei glaubt, leben, und wir auch nicht die Absicht haben, ein Märchen zu schreiben, so versichern wir den geneigten Leser, daß Alles auf die natürlichste Art von der Welt zuging. Neben dem Kamine befand sich eine verborgene Thüre, durch einen Druck an einer gewissen Stelle spielte eine Feder, und die Thüre drehte und schloß sich vollkommen geräuschlos.

Der junge Mann aber stieg eine Wendeltreppe hinab, schritt durch ein paar lange dunkle Gänge und trat durch eine gleiche Thüre, wie die neben dem Kamin war, in's Freie. Ehe er aber dieses betrat, nahm er aus einer Nische im eben erwähnten Gange einen Mantel, den er leicht über sich warf und so Blouse und Dolch verdeckte. Hierauf schritt er eilig durch die Straßen dahin, in welchen noch immer Wind, Regen und Schnee ihr tolles Wesen trieben, und verschwand bald in der Dunkelheit.

Dem Mädchen geschah droben, wie er vorausgesagt: die Alte führte sie auf's Freundlichste in ein kleines behagliches, warmes Zimmer, sie half ihr beim Entkleiden, legte sie sorgsam zu Bette, indem sie ihr freundliche Worte sagte und sie schmunzelnd pätschelte, wie es vielleicht eine Mutter mit ihrem Kinde zu machen pflegt. — Bald schloß sie ihre Augen, doch konnte sie nicht begreifen, daß sie ohnmächtig geworden, und nicht vergessen, wie sie darauf so plötzlich in den Armen des jungen Mannes erwacht sei. Und vorher hatte sie ein eigenthümlicher Duft umweht, so merkwürdig fein, als wenn sie in Rosen gelegen, oder als hätte Jemand eine der prachtvollsten Centifolien recht nahe an ihr Gesicht gedrückt.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Ueber das Husten bei Hofe.

Der junge Graf Fohrbach hatte wieder einmal Dienst im Vorzimmer Seiner Majestät. Da es der Adjutanten gerade nicht viele waren, so kam die Reihe ziemlich häufig an ihn. Ehe er sich in das Schloß begab, war zu Hause nichts Wichtiges vorgefallen;

hatte keinen Besuch wie damals, deßhalb frühstückte er auch in aller Stille allein, zündete sich darauf eine Cigarre an, die heute mit besonderem Genuß geraucht wurde, denn sie war für diesen Tag, wenigstens bis zum späten Abend, die einzige und letzte. Dazu waren die Thüren in's Ankleidezimmer wie immer fest verschlossen, damit nicht die leiseste Ahnung eines Tabakgeruchs sich in der Uniform festsetzen könne und so eingeschwärzt werde in das königliche Residenzschloß, Seiner Excellenz dem Herrn Oberstbofmeister zum größten Entsetzen, zu einem wahren Horreur aber für sämmtliche Hofdamen, mochten die Letzteren auch in ihren respektiven, oft sehr beschränkten Familienappartements von Papa, Bruder oder sonst Jemand seit frühester Jugend gehörig eingeräuchert worden sein. — Das thut die Hofluft. Sie ist so rein, so ätherisch, und Lungen und Herzen werden in derselben so zart und gefühlvoll, daß der geringste befremdende Duft und oft das kleinste Wort ein sehr bemerkbares Hüsteln zur Folge hat.

Ueberhaupt ließe sich über das Husten bei Hof ein ganzes Buch schreiben. Da ist die Art, der Ton, die Stärke und Schwäche desselben von der allergrößten Bedeutung. Einer der Prinzen des allerhöchsten Hofes zum Beispiel stellt sich herablassend zu irgend einer Gruppe Kammerherren, Offiziere und höherer Hofbeamten; er tritt anscheinend ganz vertraulich heran und ein leichtes Hüsteln macht ihn bemerkbar und will andeuten, er wünsche nicht, daß man sich seinetwegen genire. Augenblicklich erweitert sich der bis jetzt kleine Kreis und will damit symbolisch das große und weite Vergnügen ausdrücken, welches Alle empfinden, daß Seine Königliche Hoheit die außerordentliche Gnade hat, sich so freundlich zu nähern. Die Kecksten oder Erfahrensten bringen dieses Gefühl der Treue und Anhänglichkeit durch einige tiefgefühlte Worte zu Tage, die Anderen aber begnügen sich mit einem respektvollen Räuspern, worauf der Prinz, wenn er zufälliger Weise nichts Anderes zu sagen weiß, was zuweilen vorkommen soll, stärker hustet und darauf

laut verſichert, das naßkalte Wetter ſei unausſtehlich, und wenn es ſich nicht bald ändere, ſo würde es keinem Menſchen möglich ſein, den Katarrh los zu bringen. Natürlich ſtimmt Alles bei mit Worten und mit Huſten; es zeigen ſich auf einmal ſehr viele Schnupfenanfälle, und ein junger Kammerherr, der begierig iſt, ſeine tiefe Ergebenheit an den Tag zu legen, blickt verſtohlener Weiſe zum Fenſter hinaus und liebäugelt mit einem einſamen Sonnenſtrahl ſo lange, bis ihn ein heftiges Niesen befällt, wodurch er ſo glücklich iſt, auf's Allerdeutlichſte die Bemerkung Seiner Königlichen Hoheit zu bewahrheiten.

Darauf erſucht vielleicht der Prinz, die angefangene Konverſation fortſetzen zu wollen. — „Hm! hm!“ macht er, „wie es ſcheint, wurde ſoeben eine pikante Geſchichte erzählt. Darf ich daran Theil nehmen?“

Der ganze Kreis lächelt verſtohlen, und nur ein Einziger huſtet auffallend und verlegen. Es iſt das ein ſo bedeutungsvoller Huſten, daß ſich Seine Königliche Hoheit veranlaßt ſieht, ihn in der gleichen Tonart zu beantworten, wobei er leicht mit einem Auge zwinkert und dann freundlich ſagt, er bitte, dennoch fortzufahren, er liebe zuweilen eine recht pikante Geſchichte.

Die Geſchichte wird nun erzählt, nicht ohne viel hm! hm! hm! hm! von allen Seiten, und als nun die Pointe kommt, die einigermaßen ſaftig zu nennen iſt, ſo ergeht ſich Seine Königliche Hoheit in einem auffallenden Gehuſte, vielleicht der Erzählung beiſtimmend, worauf ſich Alle bemühen, einen ähnlichen Ton von ſich zu geben, bis zu dem Erzähler, der nun vor Freude einem völligen Erſtickungsanfall faſt zu erliegen ſcheint. Iſt dagegen die Geſchichte höchſten Orts nicht recht ergriffen oder begriffen worden, ſo werden die Augenbrauen in die Höhe gezogen, der Huſten iſt bei Seiner Königlichen Hoheit ein ziemlich trockener, bei den Andern ein mißbilligender, der Erzähler aber, um ſeine Verlegenheit zu verbergen,

zieht sein Tuch aus der Tasche und hustet lange und anhaltend da hinein.

Wie verschieden aber von all diesem der Ton des Hustens, den vielleicht in der Mitte der Geschichte plötzlich der Kammerherr von sich gibt, als er mit scharfem Auge erspäht, daß sich ein paar unschuldige Hofdamen zufällig dem Kreise nähern. Es ist das wie der Pfiff einer auf Vorposten ausgestellten Gemse; die Geschichte wird plötzlich unterbrochen, und der ganze Kreis spitzt die Ohren. — Wir ersuchen den geneigten Leser, dies jedoch natürlicher Weise nur bildlich verstehen zu wollen.

Sind nun die unschuldigen Hofdamen, die sich nähern, wirklich unschuldige Damen, so husten sie mit einer kleinen Verlegenheit, daß sie so plötzlich an einem Kreis tangiren, in welchem sich Seine Königliche Hoheit befindet. Sind sie aber schon vollkommen erfahren in der Sitte des Hofes und lesen an dem Ausdruck der Gesichter, an der Stellung und Haltung einer Gruppe, um was es sich gerade handelt, so wird der erzählende Kreis in einem großen Bogen umgangen, die älteste der Hofdamen blickt hinter ihrem Fächer auf den Kreis, hustet sehr laut und auf eigenthümliche Art und gibt die Uebersetzung dieses Hustens ihrer Gefährtin, indem sie ihr zuflüstert: „da werden wieder schöne Geschichten abgemacht!“

Um einige Stufen tiefer hinabzusteigen, so wissen namentlich alte gediente Lakeien, Tafeldecker und Kammerdiener ihre verschiedenen Husten auf's Feinste zu nuanciren. Der Lakei, der den Schlag des Wagens schließt, räuspert sich gelinde, wenn vielleicht eine Hofdame in tiefen Gedanken versunken nicht angibt, wohin sie fahren will, wonach er sich hintenauf schwingt und nun oftmals den Kutscher mit lautem Gehuste dirigirt.

Der Kammerdiener im Zimmer des Herrn blickt hustend auf die Uhr, wenn irgend eine bestimmte Stunde herangekommen ist, und erweckt mit einem lauten Gehuste den Thürsteher aus seinen Träu-

mereien, der fast vergessen hätte, voraus zu springen und den Wagen vorfahren zu lassen.

Endlich bei Tafel dirigirt der Hoffourier mit einer wahren Verschwendung von dem feinsten und leisesten Husten das ganze Diner, der Tafeldecker macht den Lakaien auf gleiche Art mit vielsagendem Räuspern auf seine Dummheit aufmerksam, die er begangen, auf einen zerbrochenen Teller oder ein leeres Glas, und ein junger Hofbedienter prallt erschreckt und gelinde hustend vor dem fürchtlichen Abgrund zurück, in den er fast gestürzt wäre, da er im Begriffe war, dem ersten Kammerherrn einen wilden Schweinskopf von der rechten Seite zu präsentiren.

Um nicht zu ausführlich zu werden, wollen wir nur noch des vielsagenden Hustens gedenken, in welchem sich zwei vornehme Staatsbeamte, die sich durchaus nicht leiden können und die nun plötzlich im Vorzimmer zusammengestoßen, steif und gemessen begrüßen. Jeder hat geglaubt, er komme dem Andern zuvor und könne allerhöchsten Ortes seinem Collegen eine unangenehme Suppe einbrocken. Dieser Husten klingt wahrhaft nervenerregend, und wir sind überzeugt, daß sich in gleicher Weise zwei Tigerkatzen begrüßen würden, die nur durch ein breites Wasser verhindert sind, sich ihrem glühendsten Wunsche gemäß die Augen auszukratzen.

Ein Husten der furchtbarsten Art aber stört oft den Minister in seinem Vortrage, wenn er zum Beispiel irgend eine Auszeichnung, einen Orden, ein Geschenk für einen armen Künstler verlangt und er mit eindringlichen Worten spricht, wie aufmunternd ein solcher Sonnenstrahl der allerhöchsten Huld sei, wie das Talent nur wachsen und gedeihen könne im warmen Schein der Königlichen Gnade, ein Husten Seiner Majestät nämlich, wobei sie sich an das Fenster wendet und die Excellenz versichert, es werde doch jetzt endlich ein beständigeres Wetter eintreten.

Doch kehren wir in die Wohnung des Grafen Fohrbach zurück, der unterdessen Cigarre und Toilette beendigt hat, und nun, in

Begriff an den Wagen zu gehen, durch den Kammerdiener einen Augenblick aufgehalten wird, der sich erlaubt, ihm den neuen Jäger vorzustellen.

Das war, wie wir bereits wissen, ein großer, schlank gewachsener Mann; und jetzt, in der glänzenden Livree, den schwarzen Bart wohl gekämmt und frisirt, nahm er sich ungemein stattlich aus. Dabei hatte sein Gesicht ein angenehmes Aussehen und sein Auge hielt den festen Blick des Grafen, der ihm einige Fragen stellte, sehr gut aus.

Um drei Viertel auf eilf Uhr fuhr Graf Fohrbach am Schlosse vor und stieg die breiten Treppen hinauf bei zahlreichen Wachen, Thürstehern und Lakaien vorbei. Ein verschmitzt aussehender Kammerdiener legte die Hand an den Drücker, um die Thüre zu öffnen und hustete in dem Augenblicke ziemlich bedeutungsvoll. Es war dies wieder einer jener Husten, von denen wir vorhin gesprochen.

Der Adjutant wandte augenblicklich den Kopf herum und der Kammerdiener lächelte.

„Gibt es was Neues?" fragte Graf Fohrbach leicht hin.

„Nicht viel Besonderes," entgegnete der Kammerdiener, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog. „Die Herren und Damen vom Dienste frühstücken in der gelben Gallerie und es erscheint heute zum ersten Mal das neue Ehrenfräulein Ihrer Majestät."

Nach diesen Worten öffnete der Kammerdiener leise die Thüre, und nachdem der Adjutant eingetreten war, zog er sie geräuschlos wieder in's Schloß, zupfte seine weiße Halsbinde in die Höhe und rieb sich alsdann still lächelnd die Hände.

Graf Fohrbach schritt durch mehrere Vorzimmer, die, wie in den Königlichen Schlössern gewöhnlich, einander ziemlich ähnlich sehen, nur daß die Farben der Tapeten und Möbelstoffe in jedem verschieden waren, daß in diesem Alabaster- und Marmor-Vasen,

dort welche aus China und Japan standen. Um diese kleine Verschiedenheit aber wieder auszugleichen und eine gewisse Harmonie herzustellen, waren die Gemälde an den Wänden meistens Protektionskäufe, gleich unbedeutend, gleich langweilig.

In der gelben Gallerie, wo der Frühstückstisch servirt war, befand sich außer einigen Lakaien, die emsig und wichtig, geräuschlos und schnell auf einem Nebentische Porzellan und Silber ordneten, vorderhand nur ein alter einsilbiger Kammerherr, der damit beschäftigt war, nachdem er den Barometer prüfend betrachtet, die grauen am Himmel hinziehenden Schneewolken zu beobachten, und unser Bekannter, der Major S., den Graf Fohrbach heute ablöste. Der Major stand in einer Fenstervertiefung, und als er bemerkte, daß ihn der Graf mit den Augen suche, hustete er leicht.

„Wie gehts?“ sagte der neue Adjutant, während er zu seinem Freunde in die Ecke trat.

„So, so! — Das Wetter ist nicht ganz klar, es scheinen mir trübe Wolken umher zu ziehen; auch haben wir noch keine Rapporte gehabt, was kein gutes Zeichen ist. Ferner wurde der Intendant des Hoftheaters auf ein Uhr bestellt.“

„Da wird man aufpassen müssen.“

„Für dich gibt's eigentlich nicht viel zu thun. Nach dem Rapport sind einige Audienzen, deren Namen du im Vorzimmer aufgeschrieben findest; das Papier liegt im Pult.“

„Schön. — Wirst du mit uns frühstücken?“

„Ich habe nicht Lust, muß auch nach Hause. — Apropos! du wirst eine Bekanntschaft machen: das neue Ehrenfräulein Ihrer Majestät hat heute den ersten Dienst und kommt zum Frühstück.“

„Ist sie schön?“

Der Major erhob den Kopf, zog die Augenbrauen in die Höhe und entgegnete: „ob sie schön ist! — ein glänzender Stern am dunkeln Nachthimmel.“

„Nun, wir können dergleichen Sterne brauchen, es war zuweilen

recht finster bei uns. — Wie heißt sie? — Nicht wahr, es ist eine Fräulein von S.? Ihr seid ja wohl weitläufig verwandt."

„Ziemlich entfernt. Sie heißt Eugenie von S. — eine vornehme aber nicht reiche Familie. Das Mädchen ist kaum Neunzehn, aber groß und majestätisch gewachsen, eine Figur wie Ihre Majestät; dabei dunkles Haar, ein glänzendes Auge und die herrlichsten Zähne von der Welt, ah! ich sage dir, Zähne, glänzend weiß; man ist glücklich, wenn sie den Mund öffnet."

„Nur wegen der Zähne?" fragte lachend der Graf.

„O nein, sie ist zugleich eines der gebildetsten und gescheidtsten jungen Mädchen, die ich seit längerer Zeit kennen lernte."

„Natürlicher Weise wird sie häufig in euer Haus kommen?"

„Ich hoffe so; weißt du — eine Verwandte —"

„So werde ich mich bemühen, deine Frau zu warnen."

„Damit du einen Vorwand hast, öfters zu kommen," erwiderte lachend der Major. „Nimm dich in Acht, junger Mann, wenn sie dich anblitzt und du hast gerade einen erregbaren Moment, so ist's um deine Ruhe geschehen. — Aber," fuhr er lebhafter fort, während er einen Schritt vortrat, „sage mir offenherzig, hast du sie schon irgendwo gesehen — kennst du sie?"

„Ich gewiß nicht."

„Du wußtest nicht, daß sie so außerordentlich schön und liebenswürdig ist?"

„Auf mein Wort, nein. Ich habe nur im Allgemeinen von ihr sprechen gehört. — Aber wozu diese Fragen?"

„Nun, ich glaube dir. Vorhin unterhielt ich mich mit der Frau von B. —"

„Mit der Obersthofmeisterin?"

Der Major nickte mit dem Kopfe. „Wir sprachen über die Einrichtung der jungen Dame, über ihre Wohnung und dergleichen —"

„So, über ihre Wohnung! Wird die im Schlosse selbst sein."

„Natürlicher Weise; sie ist aber sehr gut ausgewählt, das kleine Appartement Numero sechszehn, die Fenster der Zimmer gehen auf den geschlossenen Hof, wo es euch nicht vergönnt ist, mit euren armen Pferden halsbrechende Courbetten zu machen. — Aber jetzt höre: wir sprachen auch von ihrer Dienerschaft, eine ältere Kammersfrau brachte sie mit, ein jüngeres Kammermädchen bekommt sie hier."

„Ja, was geht das mich an!"

„Ein jüngeres Kammermädchen, das — du empfohlen."

„Ich empfohlen? — Und an wen?"

„Besinne dich. Du hast der Frau von B. neulich von einem Kammermädchen gesprochen, das eine Stelle suche."

„Ah richtig!" sagte sich erinnernd der Adjutant. „Ich kenne sie aber nicht; der Baron Brand hat mich darum gebeten."

„So, so, Baron Brand," erwiderte der Major nachdenkend. „Das ist ein gefährlicher Mensch bei den Damen; sogar die alte Oberstbofmeisterin schwärmt für ihn, und das will viel sagen. Er war gestern Abend bei ihr zum Thee, zugleich mit Fräulein Eugenie von S.; da kam die Rede auf deine Empfohlene und ob sie vielleicht passend sei für das neue Ehrenfräulein. Die Oberstbofmeisterin schüttelte lächelnd den Kopf und meinte, sie wisse doch nicht recht, ob deine Rekommandationen in dieser Richtung zu beachten seien; aber Baron Brand erinnerte sich zufällig desselben Mädchens, — was weiß ich! sie habe bei einer seiner Cousinen gedient und besitze die glänzendsten Zeugnisse. — Was glaubst du wohl? Darauf änderte sich mit einem Mal die Ansicht Ihrer Excellenz und deine Empfohlene ist angestellt."

„Das sind schöne Geschichten!" sprach lachend Graf Fohrbach, indem er seine Säbelkuppel herabzog. „Nun ich hoffe, die Person wird vorkommenden Falles einiges Dankbarkeitsgefühl besitzen."

„Gegen dich oder gegen den Baron?"

mancher Nacht, so hätten Sie denselben Abscheu vor allen Wühlern und Anarchisten. Leider aber gibt es auch unter den Gasflammen Wühler.“ — „Wühlende Gasflammen?“ — „Sie können sie leicht erkennen. Es sind größtentheils verwahrloste, übel aussehende, struppichte Flammen; ihre Zuleitungsröhren sind meistens verstopft, weßhalb sie schlecht brennen, und aus Neid und Aerger darüber zischen sie erstaunlich laut in die Nacht hinaus, aber wenn man näher kommt, geben sie gar keinen erfreulichen Schein.“

Ich suchte meinen Hauswirth über die Redlichkeit meiner politischen Ansichten aufzuklären und versicherte, daß ich außerordentlich conservativ sei. Doch bestand er hartnäckig darauf, mein politisches Glaubensbekenntniß zu vernehmen und brachte mich hiedurch einigermaßen in Verlegenheit, indem ich als Neuling mit der Abfassung eines solchen Bekenntnisses nicht vertraut war. Doch suchte ich mir damit zu helfen, daß ich dem allgemeinen Glaubensbekenntniß, was ich im Kopfe hatte, einen politischen Text unterlegte.

So sprach ich demnach zur Gasflamme:

1) Ich glaube an meinen König, der es gut meint mit seinem Volke und segensreich für dasselbe gewirkt hat lange Jahre hindurch;
2) Und an eine freisinnige Constitution, die gegeben wurde im Jahr 17;
3) Eine Constitution, mit der das ganze Land zufrieden war bis zum Jahr des Heils 48;

   Wo alsdann diese Constitution freilich Manches gelitten hat unter Institutionen, Restitutionen und Prostitutionen aller Art; sogar

4) Von ihnen gekreuzigt wurde und gern begraben worden wäre, um eine neue von eigener Erfindung an die Stelle zu setzen.
5) Selbige Constitution wurde herabgezogen in jetziger Kammer, wird aber auferstehen von den Todten;
6) Und wird darauf mit einigen Veränderungen, die durch den Lauf der Zeit nothwendig geworden sind, wieder auffahren an den politischen Himmel zur Rechten des Königs;
7) Und wird sich geltend machen, zu richten die Anarchisten und die Wühler.
8) Ich glaube an die Errungenschaften der neuen Zeit;
9) An die Frankfurter Nationalversammlung, aber an keine Gemeinschaft der Linken;

„Ich denke gegen mich, denn ich bin doch der unmittelbare Empfehler.“

„Aber nimm dich in Acht, coeur do roso ist ein verfluchter Kerl. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn er der schönen Eugenie nächstens ein Parfum aufschwätzt.“

„Nein, dazu ist er zu klug; das könnte sie in einen übeln Geruch bringen. — Aber stille! der Kammerdiener an der Thüre hat sich schon dreimal geräuspert, — man kommt.“

Die Flügelthüren des anstoßenden Saales wurden jetzt in der That geöffnet und die Damen vom Dienste erschienen. Es waren das meistentheils gereifte Schönheiten, künstlich erhaltene Blumen, aber ohne erquickenden Duft, gerade so wie ihre Schwestern von Papier und Seide, und ebenso wie diese rauschend und klappernd.

Eugenie von S., die bescheiden als die Letzte kam, hätte nicht so wunderbar schön zu sein gebraucht, wie sie wirklich war, um zwischen ihren Colleginnen wie eine Sonne aus grauem Gewölk hervorzustrahlen.

Graf Fohrbach war in der That überrascht von der lieblichen Erscheinung der jungen Dame und einigermaßen befangen, als er ihr von seinem Freunde, dem Major, vorgestellt wurde. Sie verneigte sich auf's Freundlichste und versicherte im Laufe des Gespräches, sie wisse ganz genau, daß sie von ihrer Mutter Sr. Excellenz dem Herrn Kriegsminister empfohlen sei, sie hoffe, diese Empfehlung werde freundlich aufgenommen worden sein und ihr so recht bald Gelegenheit werden, einen Mann kennen zu lernen, den sie sehr schätze und verehre.

Natürlicher Weise erwiderte der Graf etwas auf diese Worte Passendes, dann setzte man sich zum Frühstück, der Major empfahl sich, Messer und Gabeln fingen an zu klappern, die Bedienten schoßen hin und her wie emsige Schwalben, und bald war das Frühstück beendigt, worauf sich die Damen dahin zurückzogen, woher sie gekommen, der einsylbige Kammerherr und der Adjutant

begleiteten ſie bis an die Thüre, und hier hoffte der Letztere noch einen Blick der ſchönen Eugenie aufzufangen. Sie verneigte ſich auch freundlich gegen die beiden Herren, doch galt ihnen Gruß und Blick zu gleichen Theilen, worüber der Graf eben nicht beſonders erfreut war.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Goldene Feſſeln.

Den von ſeinem Freunde erhaltenen Inſtruktionen gemäß, das heutige Wetter betreffend, nahm nun der neue Adjutant, nachdem er das Vorzimmer zur Wohnung Seiner Majeſtät betreten, ſeiner Stellung, als Barometer gemäß, eine ſehr ernſte und würdevolle Haltung an. Der Säbel hing correkt eingehakt an der Kuppel, die Uniform war faſt hermetiſch verſchloſſen, der Federhut wurde mit beiden Händen auf dem Rücken gehalten und darauf ging der Adjutant mit gemeſſenen Schritten auf und ab, hie und da den Kammerdiener betrachtend, der ſich zwiſchen der Thüre und einer großen Standuhr befand, die er beide zugleich im Auge behielt.

Bald nachher hörte man draußen Equipagen vorfahren, die Tritte fielen herab, die Schläge wieder zu, dann ſchlürften leiſe Schritte auf den Steinplatten des Corridors, die Thüren öffneten ſich und die oberſten Staatsbeamten traten ein.

Graf Fohrbach ging ihnen entgegen und empfing Jeden ernſt, würdevoll, aber Alle auf verſchiedene Art. Die Miniſter erhielten ein ſehr tiefes Compliment, begleitet von einem vollkommen gleichgültigen Geſichte; nur bei dem des Königlichen Hauſes — es war

ein genauerer Bekannter des Grafen — zog dieſer auf einen fragenden Blick die Augenbrauen etwas in die Höhe und zuckte leicht mit den Achſeln.

Die Excellenz nahm den Adjutanten beim Arm und zog ihn in eine Fenſtervertiefung, wohin bald nachher noch einige der Vertrauten, nachdem ſie den Größen des Staats einige verbindliche Worte geſagt, folgten.

Dieſe, die Miniſter, gingen zu Zwei und Zwei auf der anderen Seite des Zimmers mit leiſen Schritten und faſt unhörbarem Geflüſter auf und nieder oder blieben auch an dem Marmorkamine ſtehen, Hut und Papier in der Hand, mit langen Geſichtern, ernſten Blicken und dem allerwürdevollſten Ausſehen. Sie führten eigentlich keine zuſammenhängende Converſation; ſie ſprachen nur Vermuthungen aus und räuſperten ſich häufig mit vorgehaltener Hand, nickten zuweilen taktmäßig mit dem Kopfe und warfen jede Sekunde die ſehnſüchtigſten Blicke nach der gewiſſen Thüre, nach dem Kammerdiener und nach der Uhr.

Die Gruppe an der Fenſterniſche war ſchon etwas lebendiger und geſprächiger; man handelte das innere und äußere Wetter ab und brachte Beides mit einander in Verbindung.

„Wird Seine Majeſtät heute ausreiten?“ fragte der Miniſter des Hauſes den Oberſtſtallmeiſter, welcher dieſe Frage mit einem bedeutſamen Achſelzucken beantwortete, und darauf verſetzte:

„Ich weiß nicht, ob es räthlich iſt.“

„Es iſt auf drei Uhr ein Pferd beſtellt,“ flüſterte der Kammerdiener aus ſeiner Ecke in der demüthigſten Haltung und einem ganz unterthänigen Spitzen des Mundes, begab ſich aber hierauf augenblicklich an die andere Seite der Thüre, nachdem ihm der Hofmarſchall für dieſe Einmiſchung einen ſehr ſtrengen Blick zugeworfen.

„Man kann Seine Majeſtät bei dem Wetter unmöglich ausreiten laſſen,“ ſagte der Miniſter des Innern. „Der König iſt

ohnedies etwas erkältet, und das Wetter ist, wie mich der Leibarzt versichert, seiner Constitution durchaus nicht zuträglich."

„Aber wenn Seine Majestät befohlen hat," bemerkte schüchtern der Hofmarschall, „so sind Allerhöchstdieselben nicht wohl anders zu bestimmen."

Der Minister des Hauses warf dem Oberststallmeister einen bedeutsamen Blick zu, worauf sich der Letztere durch sein spärliches Haar fuhr und, nachdem er diesen Blick zurückgegeben, ruhig sagte: „Seine Majestät kann unmöglich bei diesem Wetter ausreiten, Seine Majestät wissen nicht, welch' kalter Wind draußen geht."

„O ja," warf der Hofmarschall ein, „Sie machten vor dem Frühstück einen kleinen Spaziergang."

Die Excellenzen wandten sich hierauf gleichmäßig dem Fenster zu, und die beiden Anderen verstanden diese Bewegung und zogen sich discreter Weise etwas zurück.

„Seine Majestät soll heute nicht reiten," sagte der Minister; „ich werde mir auf drei Uhr eine Audienz erbitten, ich habe da etwas Wichtiges vorzutragen und will ihn schon eine halbe Stunde beschäftigen."

Mittlerweile waren die Minister einzeln in das königliche Kabinet getreten und kamen wieder zurück, Einer an der Thüre noch mit einem ziemlich verdrießlichen Gesicht, das er aber gewaltsam aufzuklären bemüht war, sobald er in's Vorzimmer zurückkam, um dem Collegen eine Niederlage, die er erlitten, nicht anmerken zu lassen. Ein Anderer aber kehrte äußerst strahlend wieder und befolgte das umgekehrte Manöver, weil ihm Alles daran gelegen war, daß die Uebrigen nicht erfahren sollten, es sei ihm ein wichtiger Vorschlag durchgegangen.

Zu denen am Fenster war noch der Intendant des Hoftheaters getreten, der ein sehr verdrießliches und unbehagliches Gesicht machte. „Ich bin da in großer Verlegenheit," sagte er. „Seine Majestät haben auf heute Abend den schwarzen Domino zu befe

len geruht und das wirſt mir mein ganzes Repertoir durcheinander.“

„Wie ſo, beſter Baron?“ meinte der Oberſtſtallmeiſter. „Das ſind Kleinigkeiten! Es kann Ihnen ja gleichviel ſein, was Sie heute Abend geben. — Und dann verlangt ſeine Majeſtät durchaus nichts Unmögliches: der ſchwarze Domino iſt vollkommen montirt, war in den letzten vier Wochen glaube ich fünfmal und macht deßhalb durchaus keine Schwierigkeiten.“

„Excellenz halten mir zu Gnaden, das iſt in Wahrheit ſchwieriger als es ſich anſieht. Allerdings war dieſe Oper fünfmal in den letzten Wochen; aber gerade das iſt mein Kummer: ich wollte ſie für den nächſten Sonntag aufheben.“

„Um eine beſſere Einnahme zu machen?“ fragte lachend der Miniſter des Hauſes.

„Nicht ſo ganz, Excellenz; vielmehr um der erſten Sängerin ihren Willen zu thun.“

„Wie ſo?“ —

„Wie Sie wiſſen, Excellenz, war die Oper fünfmal an Wochentagen bei mäßig beſetztem Hauſe, alſo natürlicher Weiſe auch ohne viel Spektakel, ohne großen Applaus, weßhalb Frau Wieſengrün-Spitzkopfin, meine Coloratursängerin, erklärte, ſie werde den ſchwarzen Domino das nächſte Mal nur an einem Sonntage ſingen.“

„Wer hat denn beim Theater eigentlich zu befehlen?“

„Dem Namen nach ich, Excellenz, in Wirklichkeit dagegen ſämmtliche Künſtler und Künſtlerinnen, die Regiſſeure, der Inſpicient, die Maſchiniſten, die Schneider und dann die Zimmerleute.“

„Ja, ja, es iſt ein eigenthümliches Verhältniß,“ meinte der Oberſtſtallmeiſter, indem er ſtill vor ſich hin lächelte. „Wir kennen das; namentlich die erſten Damen der ſingenden und der tanzenden Kunſt haben mir vor der Zeit graue Haare gemacht.“

„Das ist ja die umgekehrte Welt," sagte der Minister des Hauses; „da wären Sie ja der Sklave Ihrer Untergebenen."

„Und welcher Sklave!" versetzte wehmüthig der Intendant, der nachdenkend zum Fenster hinaus blickte. „Von welchen Launen bin ich abhängig, von welchen Kleinigkeiten! Ich will nicht sprechen von großen Ereignissen, die überall vorkommen können, von einem Unwohlsein, das ohne alle Verschuldung eintritt, von der Krankheit, welche sich eine Sängerin geholt, weil sie die Laune hatte, am ersten feuchten, kalten Frühlingstage den Kaffee im Freien trinken zu wollten. Ich klage nicht über Störungen, die oftmals beim Theater entstehen, wenn sich ein zartes Verhältniß knüpft oder löst, oder über eine heftige Migräne, die gewöhnlich eintritt, weil eine Collegin besser gefallen oder mehr applaudirt wurde. Gott der Gerechte! davon will ich nicht sprechen; nein! nein! aber ich werde auf dem Bureau in meinem Hause, zu jeder Tagesstunde, geärgert, geplagt, geschunden wegen einer nichtswürdigen Grille, einer Laune, wegen einem neuen Kleide, oder einem Besatz auf ein altes, wegen einer Schleife, wegen eines Wortes, das der Regisseur oder der Kapellmeister einer dieser Prinzessinnen zu viel sagte, wegen eines Zeitungsartikels, und Gott weiß, wegen was Allem sonst noch."

„Sie sind wirklich ein beklagenswerther Mann," antwortete lächelnd der Oberststallmeister. „Aber mein lieber Baron, keine Rosen ohne Dornen; — und das müssen Sie schon zugeben: Rosen wachsen genug in Ihrem Garten.

„Euer Excellenz haben gut reden," entgegnete der Intendant des Hoftheaters, indem er sich verbeugte; „aber ich versichere Sie nochmals, die Sklaverei, in der ich lebe, ist oft unerträglich. Ich sitze zitternd an meinem Kaffee, — es klingelt. Der Theaterdiener. — Das Stück kann heute Abend nicht sein, Herr H. ist unwohl und kann nicht spielen; das heißt in Wahrheit, er hat sich ein paar neue himmelblaue Tricots von Paris verschrieben und die sind noch nicht angekommen, oder seine Frau hat ihm gesagt, er

plage sich in der letzten Zeit übermäßig und solle nun auch einmal einen Anderen für sich arbeiten lassen. — Bei meinem Mittagessen dieselbe Geschichte; mein Ohr hört oft nicht auf das, was meine Frau spricht, nicht auf das Geplauder der Kinder, es erwartet nur den fatalen Ton der Klingel. Das quält mich so fort den ganzen Tag, beunruhigt Nachts meine Träume; ja, da erscheint mir der Theaterdiener mit der Meldung, das ganze Personal sei plötzlich davon gelaufen oder gestorben und ich müsse heute Abend Robert den Teufel ganz allein spielen."

„Das mag allerdings hart sein, mein bester Baron," sagte die Excellenz vom Stalle. „Aber glauben Sie mir, auch ich muß Meldungen der unangenehmsten Art anhören."

„O, Excellenz können Ihr Departement nicht mit dem meinigen vergleichen!" entgegnete eifrig der Intendant. „Sie haben es mit ruhigen, sanften, ja man kann sagen mit vernünftigen Thieren zu thun. — Ich aber —"

„Stille! stille!" bat der Minister des Hauses. „Lieber Baron, wenn das Ihre Primadonna hörte, wir hätten wahrhaftig in dem ersten halben Jahr keine Oper. — Aber um wieder auf besagten schwarzen Domino zurückzukommen —"

„Euer Excellenz scheinen sich gern mit dem schwarzen Domino zu befassen?"

„O lieber Freund," lächelte einigermaßen geschmeichelt der Minister, „ein ältlicher Mann wie ich!" — Wobei er aber doch einen verstohlenen Blick in den Spiegel warf und dort bemerkte, daß die neue sanft melirte Perücke eine vortreffliche [illegible]ung hervorbringe. — „Was ich also bemerken wollte," fuhr er fort, „so hat der Herr für heute Abend ausdrücklich den schwarzen Domino befohlen. Sie wissen, er war die letzten dreimal verhindert, die Oper zu besuchen."

„Ich kann Seiner Majestät diesmal wahrhaftig nicht helfen," sprach achselzuckend der Intendant. „Gott der Gerechte! ich habe

es ja bei Madame Wiesengrün-Spitzkopfin auf's Allerdringlichste versucht, aber schon bei der leisen Andeutung fuhr sie mit der Hand über die Stirne und versicherte mich, es werde ihr jetzt schon ganz dünkel vor den Augen."

Während dieses Gesprächs war der Hofmarschall ebenfalls leise wieder näher getreten, wurde aber in seiner Aufmerksamkeit durch einen der Oberhofcouriere gestört, der ihm ein Blatt Papier überreichte und ihm ein paar Worte zuflüsterte.

„Das ist ja ganz unmöglich!" rief der Hofmarschall, während Jener sich wieder entfernte. — „Vollkommen unmöglich! — gar nicht zu machen!"

„Was haben Sie, bester Freund?"

„Seine Majestät läßt mir so eben sagen," antwortete er, „Sie wünschen Ihr Diner im kleinen blauen Saale zu halten. Ich bitte Sie, meine Herren, bei der jetzigen Jahreszeit!"

„O! das wird ganz gut gehen," bemerkte der Minister des Hauses.

„Im kleinen blauen Saale?" fragte mit einem wahren Schrecken der Hofmarschall. „Ich versichere Sie — ganz unmöglich."

„Aber wenn der Herr befiehlt," sagte lachend der Oberststallmeister, indem er sich der Worte des Andern von vorhin bediente.

„Der blaue Saal ist zu klein und zu groß," versetzte wichtig der Hofmarschall. „Lasse ich einheizen, so haben wir dort gleich eine unerträgliche Hitze; lasse ich nicht einheizen, so klappern die Zähne vor Kälte. Das ist ein Lokal für den Sommer; man muß die Hausordnung nicht so unterbrechen wollen."

Der Minister des Hauses war unterdessen in das innere Zimmer getreten, kehrte aber bald still lächelnd wieder zurück und sagte dann: „ich habe um drei Uhr meine Audienz."

Ihm folgte der Oberststallmeister zum Rapport. Doch blieben Seine Excellenz auch nicht lange im kleinen Kabinet, und als er zurückkam, sagte er zu dem Minister, indem er sanft die Augen zu-

fallen ließ und dabei ſchmatzte, als genöſſe er etwas ſehr Angenehmes: „Seine Majeſtät werden nicht ausreiten, Sie haben nach drei Uhr einen Ihrer kleinen Wagen befohlen und dabei ausdrücklich gewünſcht, die neuen Rappen zu probiren.“

„Iſt das möglich?“ fragte die andere Excellenz.

„Es wird ſich thun laſſen,“ entgegnete der Oberſtſtallmeiſter; „natürlicher Weiſe hänge ich auch von meinen Untergebenen ab, namentlich von meinem erſten Stallmeiſter, denn er muß mir die Verſicherung geben, daß die beiden Rappen vollkommen eingefahren ſind, und das wird er auch ſchon thun, wenn er bei guter Laune iſt.“

Jetzt kehrte auch der Intendant von dem Rapport zurück und ſtellte ſich wieder achſelzuckend zu der Gruppe am Fenſter. „Der ſchwarze Domino!“ ſeufzte er kläglich. „Ich weiß in der That nicht, weßhalb Seine Majeſtät auf dieſe an ſich langweilige Muſik ſo verſeſſen iſt.“

„Sie werden aber doch den allerhöchſten Befehl befolgen müſſen?“

„Ich befinde mich da zwiſchen zwei Feuern; hier befiehlt Seine Majeſtät, dort will die erſte Sängerin nicht.“

„Ich fürchte, wir haben den ſchwarzen Domino nicht,“ ſagte der Oberſtſtallmeiſter, „denn Madame Wieſengrün-Spitzkopfin wird ſich nicht erweichen laſſen.“

„Ich glaube es auch nicht,“ meinte der Intendant des Hoftheaters. „Ich muß auf die Nachſicht Seiner Majeſtät bauen; um mit Schiller zu ſprechen: — der See kann ſich, der Landvogt nicht erbarmen.“

„Aber diesmal wird es ſchwer halten,“ verſetzte der Hofmarſchall. „Seine Majeſtät ſagten mir, Sie freuen ſich auf die heutige Vorſtellung außerordentlich.“

„Und zu mir ſprach der Herr,“ entgegnete einigermaßen pikirt

der Intendant, „es speise sich im blauen Salon vortrefflich, und er liebe es ebenfalls außerordentlich, da zu diniren."

„Jeder so gut er kann!" antwortete der Hofmarschall. „Was geschehen kann, geschieht ja gerne. Aber Seine Majestät haben sicherlich nicht an die Beschaffenheit des blauen Saales gedacht."

„Es thut freilich Jeder, was ihm möglich ist," meinte wichtig der Oberststallmeister; „es ist ja unsere Pflicht, für das Wohl und die Gesundheit des Herrn zu sorgen. Aber bei solchem Wetter auszureiten, ist gewiß unthunlich."

Damit entfernten sich die beiden Excellenzen Arm in Arm, nachdem sie den Grafen Fohrbach freundlichst gegrüßt. Der Intendant ging ebenfalls seufzend seiner Wege.

Der Hofmarschall gab, ehe er sich entfernte, einem der Hofsouriere noch einige geheime Befehle, und da wir auf die Discretion des geneigten Lesers bauen, so wollen wir demselben in's Ohr flüstern, daß der Hofmarschall anordnete, in dem blauen Salon die Vorhänge und Portièren Behufs nothwendiger Ausbesserung herunter zu nehmen, auch die Kette des großen Kronleuchters zu untersuchen, die so schadhaft sein müsse, daß es dringend nothwendig sei, sie noch heute durch eine neue zu ersetzen.

Das Vorzimmer blieb einen Augenblick leer und der Adjutant ging nachdenkend auf und ab, hie und da lustig in sich hinein lachend über Alles, was er während des Rapports vernommen. Es dauerte indessen nicht lange, so fuhr draußen abermals ein Wagen an; es näherten sich Schritte, doch waren sie nicht leise wie die der Minister und Hofbeamten, sondern man vernahm Sporengeklirr und hie und da ein leichtes Aufstoßen eines Kavalleriesäbels, auch hörte man, wie die Wachen ihr Gewehr präsentirten, worauf der Kammerdiener beide Thüren aufriß, um seine Excellenz den Herrn Kriegsminister einzulassen, der nun in das Zimmer trat im eifrigen Gespräche mit dem Generalstabsarzte der Armee, der zugleich als zweiter Leibarzt fungirte.

10) Doch mögen ihnen ihre Sünden vergeben sein;
11) Ich hoffe auf eine baldige Auferstehung der jetzigen Abgeordnetenkammer, und alsdann
12) an ein politisch-gesetzlich freies Leben.

Die Gasflamme erklärte sich mit diesem meinem Glaubensbekenntniß vollkommen einverstanden und versprach mir, nächstens den Verlauf einer Gasrevolution zu erzählen, von der ich bis jetzt nie etwas gehört; doch werde ich nicht ermangeln, einer verehrlichen Redaction darüber zu berichten.

Sie haben mir nicht gesagt, ob ich Ihnen auch Referate über das Theater machen soll. Ich komme auf diese Frage, weil Freitag den 1. December mein unglücklicher König Oberon über die Bretter geschleppt wurde. Die Gasdepeschen, die ich über diese Aufführung aus dem Theater erhielt, rochen aber so äußerst unangenehm, daß es mir unmöglich war, sie schon für heute in's Genießbare zu übersetzen; doch werde ich bei einer Wiederholung der Oper mein Bestes thun, um meinen armen König Oberon über das in Schutz zu nehmen, was man schmählicher Weise an ihm verbrochen hat. Nur so viel für heute schon: Weil auf der Weltbühne die Könige anno 48 etwas schlecht behandelt worden sind, meint vielleicht die Bühnenwelt, als Spiegel derselben es ebenso machen zu müssen?

Oberon, König der Elfen,

romantische Feenoper.

Herr Redacteur!

Sie können sich denken, Verehrtester, wie sehr ich gespannt war, die angekündigte Oper zu sehen, die von den Leiden und Freuden meines guten Königs Oberon handelt, eines Herrschers, der leider nicht mehr ist, und durch dessen Verlust unser ganzes edles Geschlecht zu Grunde ging.

Der Adjutant nahm seine schönste Haltung an, um den hohen Chef und Vater bestens zu begrüßen.

Der Kriegsminister war ein großer, stattlicher Mann mit stark ergrautem Haar und Bart, ein schöner alter Herr, der in der Generalsuniform vortrefflich aussah und dessen zahlreiche Orden ebensoviele Gefechte und Schlachten zu bedeuten hatten.

Der Generalstabsarzt dagegen war klein, wohlbeleibt, von beweglichem Wesen. Wenn er eifrig sprach, so fuhren seine Augen lebhaft hin und her und sein Arm arbeitete wie ein Telegraph.

Seine Excellenz begrüßten den Sohn freundlich mit der Hand, wobei sie ihm zurief: „bon jour, mon garçon!“ Dann wandte sie sich wieder zu dem Arzte, der sein Gespräch einen Augenblick unterbrochen hatte, und nun zu dem Adjutanten hinlief, mit seiner Rechten dessen Hand freundlich schüttelte und zu gleicher Zeit die Linke auf die breite gewölbte Brust des jungen Offiziers legte. Dann wandte er den Kopf pfiffig lächelnd gegen den Kriegsminister, indem er sagte: „seben Euer Excellenz, hier in Ihrem Sohne kann ich meine Behauptung ad oculos demonstriren; das ist eine Kavallerie-, überhaupt eine Militärgestalt, das kann was im Sattel aushalten. Bemerken Sie wohl die gut geformte Taille, die aufschwellende Brust und die breiten Schultern?“

Der alte General sah zufrieden lächelnd auf seinen Sohn und schien dem Arzte Recht zu geben.

„Hier kann man die Schultern zusammendrücken, wie man will, da zeigt sich keine Spur von Husten, und wenn man vornen hinklopft, da ist es gerade als höre man ein entferntes Glockengeläute. Und das Untergestell, — solches Zeug braucht man zum Dienst, wenn man es zu Etwas bringen will. — Aber gehen Sie mir nur mit Ihrem Herzog!“ schloß er achselzuckend.

„Aber, lieber Freund,“ entgegnete ruhig der Kriegsminister, „Sie verkennen offenbar den Standpunkt der Sache. Seine Majestät der König, vielleicht von Bitten bestürmt, haben einmal

nachgegeben, haben erlaubt, -- nein, haben befohlen, daß der Herzog die Universität und mithin auch die Civilcarriere verlassen soll, um in das Gardedragonerregiment einzutreten."

„In das Gardedragonerregiment!" rief der Arzt mit einem wahren Aufschrei, indem er beide Hände auf dem hervortretenden Bäuchlein zusammenlegte. „In das Gardedragonerregiment!" wiederholte er und blickte kopfschüttelnd in die Höhe.

„So ist es," versetzte die Excellenz. „Sie wissen, wie sehr sich Ihre Majestät die Königin dafür interessirt, den Sohn Ihrer Schwester —"

„Statt im schwarzen Frack in der glänzenden Uniform zu sehen," sagte der Arzt krampfhaft lachend.

„Meinetwegen soll es so sein; aber wie bemerkt, Ihre Majestät baten mich sogar darum, ersuchten mich auf's Freundlichste, mich bei dem König für die Sache zu verwenden."

„Und Seine Majestät — entgegnete der Arzt mit einem pfiffigen Gesichtsausdruck.

„Seine Majestät verlangt natürlich Ihr Gutachten," erwiderte der Kriegsminister.

„Weil Seine Majestät," versetzte der Doktor mit erhobener und wichtigem Tone der Stimme, indem er zu gleicher Zeit mit der rechten Hand zu jedem Wort den Takt in der Luft schlug, „ein Herr von der größten Ueberlegung sind, ein Herr, der selbst genau weiß, was zum Militär nöthig ist, wie man zu einem Gardedragoneroffizier aussehen muß, ein Herr, der mit einem Worte — selbst ein vollkommener Soldat ist."

„Aber lieber Doktor, sind Sie nicht kindisch!" sagte fast bittend der alte General. „Mir kann es ja am Ende gleichgültig sein, aber ich versichere Sie, Ihre Majestät hat sich einmal auf dieses Projekt capricirt; es ist in der That ein Wunsch von ihr, und es würde sie schmerzen, wenn der Herzog nicht unter das Gardedragonerregiment käme."

„So ſoll man ihn nehmen! — nehmen! — nehmen! — aber man ſoll mich nicht fragen. Dann können Sie ihn meinetwegen zum Dragoner, zum Artilleriſten, ja zum Küraſſier machen; — oder," ſprach der Arzt plötzlich in einem andern Tone, während er die Hände auf den Rücken legte, „ſagen doch Euer Excellenz: der Generalsſtabsarzt hat diesmal total Unrecht; garantiren Sie für ſeine Geſundheit, Sie, — ein langgedienter Kavallerlegeneral, und ich will Ihnen in keinem Titelchen widerſprechen."

Bei dieſen Worten huſtete der Kammerdiener an der Thüre bedeutungsvoll, öffnete dann die Flügelthüre, und die beiden Herren, welche wußten, was es zu bedeuten habe, beeilten ſich, in das Kabinet zu treten.

Sie blieben nicht ſehr lange darin, und als ſie wieder heraustraten, ſagte der Kriegsminiſter, indem er den Arzt ſcheinbar ärgerlich am Arme ſchüttelte: „Sie ſind ein alter hartherziger Kerl; nächſtens halte ich eine groſſe Kavallerieparade und laſſe Sie in der Suite mitreiten, bis Sie ſchwarz werden."

„O Excellenz," entgegnete pfiffig lachend der Doktor, „warum ſekavonirten Sie mich nicht ſoeben? Der Herr ſchien das faſt zu erwarten, aber Sie ſind ein — Ihnen iſt der Herzog auch lieber auf der Univerſität als unter dem Gardedragonerregiment. Sprechen Sie über mich bei Ihrer Majeſtät was Sie wollen und mögen: ich halte ſtill, — denn Recht habe ich. — Sie, Graf Lohrbach," wandte er ſich an den Adjutanten, „müſſen mir beiſtimmen, Sie kennen den Herzog. — Iſt das ein Kavalleriſt? — Nie! nie! ebenſowenig als ich ſelber, und wenn mir Einer das Gegentheil beweiſt, ſo will ich alles Practiciren bleiben laſſen und Karte ſcheeren."

„Was vielleicht ein groſſer Vortheil wäre für die leidende Menſchheit," ſagte lachend der Kriegsminiſter, während er ſeinem Sohne vertraulich die Hand ſchüttelte und dann mit dem Arzte das Zimmer verließ.

Damit war der Rapport beendigt, und der geneigte Leſer, den wir nun einmal in die Geheimniſſe eingeführt, kann auch von uns verlangen, daß wir ihm ferner mittheilen, wie der heutige Tag bei Hofe zu Ende ging. Wir thun dieß um ſo lieber, als wir ihm dadurch der Tendenz unſerer wahrhaftigen Geſchichten gemäß beweiſen, daß kein Menſch auf dieſer Welt der Sklaverei entgeht und im Stande iſt, beſtändig ſeinen Willen durchzuſetzen, nicht die Bettler, nicht die Höchſten dieſer Erde.

Seine Majeſtät der König ritt nicht ſpazieren wie Sie gewünſcht, Dieſelben fuhren auch nicht mit zwei Rappen, wie Sie befohlen, und das aus einem ganz eigenthümlichen Grunde. Der dienſtthuende Stallmeiſter nämlich hatte ſich herausgenommen, die Pferde vor dem kleinen bekannten Wagen zu verſchiedenartigen telegraphiſchen Depeſchen zu benützen, vermittelſt deren er mit einer Dame zu korreſpondiren pflegte. Fuhr Seine Majeſtät mit Braunen, ſo hieß das Ja, hatten dagegen Höchſtdieſelben Rappen vor dem Wagen ſo bedeutete das Nein. Weil nun aber am heutigen Tage dieſer dienſtthuende Stallmeiſter aus den angegebenen Gründen für nothwendig hielt, zwei Braunen einſpannen zu laſſen, ſo waren die Rappen noch nicht vollkommen ſicher und vertraut, weßhalb Seine Majeſtät auf den gewiß ſehr billigen Wunſch, mit ihnen zu fahren, verzichten mußte.

Ferner war auch das Diner nicht in dem kleinen blauen Saale, ſondern in dem großen rothen; daſſelbe ging auch ziemlich einſylbig und unerfreulich vorüber, denn Ihre Majeſtät die Königin hatte rothgeweinte Augen, und ließ ſich deßhalb entſchuldigen. Sie ſpeiste auf dem Zimmer mit ihrer Schweſter, der Frau Herzogin, das heißt, ſie ſpeiſten vielmehr nicht, ſondern ergingen ſich in verſchiedenen Klagen über verfehlte Wünſche im Einzelnen und über den Druck dieſes Lebens im Allgemeinen.

Dafür endete aber auch dieſer Tag wie er angefangen, und als Seine Majeſtät in's Theater trat, wurde ihm gemeldet, daß

adame Wieſengrün-Spitzkopfin erkrankt ſei und daß dafür Fräulein pf die — — Norma ſingen werde, was an ſich auch eine ſehr ne Gegend iſt.

Neunundbreißigſtes Kapitel.

Unter dem Dache.

In dem Hauſe des Buchhändlers Blaſſer, Firma Johann Chri- n Blaſſer und Compagnie, befanden ſich unter dem Dache einige mmern, von denen ein paar, um den Kunſtausdruck zu gebrauchen, ipst waren, die Wände anderer dagegen die ganz gewöhnliche lzvertäfelung zeigten, mit welcher auch das Dach unterhalb be- lagen war.

Eine dieſer gegipsten Kammern war die Wohnung des Herrn il, welche durch einige höchſt merkwürdige Lithographien, durch ein ar alte zerriſſene Vorhänge, ſowie durch ein Stück Teppich vor n Bette, ſo comfortable als möglich gemacht war. Da zufälliger eiſe durch dieſe Kammer das große Kamin des Hauſes lief, ſo fand ſich hier ein kleiner Ofen, was eigentlich polizeiwidrig war. och wußte Herr Beil die Behörde hinter's Licht zu führen, denn oft eine Bauſchau oder ein Schornſteinfeger in's Haus kam, ſo ach er die Röhre dieſes unbedeutenden Ofens ab und ſtellte dieſen bſt in eine Ecke wie ein altes Rumpelwerk.

An Möbeln war in dieſem Zimmer nicht viel vorhanden, ein tes Bett, ein paar Stühle, und in einer Ecke eine Kiſte, auf welche r erfinderiſche Eigenthümer einen kleinen Strohſack gelegt, ein Stück rirten Zeug darüber gebreitet und ſolchergeſtalt zu einem Sopha ngerichtet hatte.

Auf diesem Sopha nun saßen Herr Beil und August, der Lehrling, stillschweigend neben einander. Es mochte vielleicht sieben Uhr Abends sein; auf einem kleinen wackeligen Tische, den wir seiner Unbedeutenheit wegen beinahe anzuführen vergessen hätten, stand ein sogenanntes Sparlicht in einem abgenutzten blechernen Leuchter, und die trübe, rothe Flamme desselben verbreitete eine zweifelhafte Helle in der Kammer. Hiezu kamen noch verschiedene Luftströmungen, die sich von mehreren Seiten bemerkbar machten und das Licht hin und her wehten, auch der Beleuchtung noch mehr Eintrag thaten, indem nun lange dunkle Schatten bald hierhin bald dorthin flogen.

Herr Beil hatte seinen Kopf gegen die Wand gelegt, die Nase erhoben und schaute an das Dach empor, während er die Füße weit von sich abgestreckt hatte, und die gefalteten Hände auf seinen Knieen ruhen ließ.

Der Lehrling dagegen saß vorn über gebeugt, hatte seine Ellbogen auf die Beine aufgestützt, betrachtete aufmerksam den Fußboden und stieß hie und da einen tiefen Seufzer aus.

Herr Beil rauchte eine Papiercigarre, in deren Bereitung er sehr kunstfertig war. — „Aecht spanisch," pflegte er zu sagen, „ich glaube wahrhaftig, ich habe etwas von dem Blute irgend eines Don Jose di Mendoza ben Calatravera Bajazzo in mir."

Heute Abend aber war er nicht zu Späßen aufgelegt, denn wenn der Lehrling häufig laut seufzte, so that der Commis nicht selten dergleichen leise.

In dem Zimmer befand sich in dem Augenblick noch eine dritte Person; das war eine alte Magd, die eben im Begriffe war, die wenigen Reste eines sehr spärlichen Abendessens abzuräumen. Bald war sie damit fertig, wünschte gute Nacht und verließ dann die Kammer, worauf es hier ganz still wurde. Man hörte nichts als zuweilen das Picken der silbernen Taschenuhr des Lehrlings, die auf dem Tische lag, und dann wieder das Sausen eines Wind-

ſtoßes, der gegen die Dachziegel ſtrich und ihnen durch dieſe unſanfte Bewegung einen eigenthümlichen Ton des Mißbehagens entlockte.

„So iſt denn Alles aus!“ ergriff nach einer längeren Pauſe der Lehrling das Wort, während er kummervoll ſein Geſicht in die Höhe wandte, „Alles! — Alles!“

„Für Sie nicht, junger Anfänger,“ entgegnete Herr Beil. „Was thut's auch, wenn ich morgen dies Haus verlaſſe; Sie werden ſchon einen anderen Commis an die Seite bekommen, der Sie ſogar wahrſcheinlich viel weniger ſchuhriegeln wird als ich, der viel behaglicher und freundlicher iſt.“

„Möglich, möglich.“

„Sehen Sie, undankbares Krokodill, Sie finden das ſelbſt ſchon möglich. O, ich werde bald gänzlich vergeſſen ſein.“

Dieſe letzten Worte ſprach Herr Beil mit ſolch ſchneidendem Tone des tiefſten Weh's, daß der junge Menſch an ſeiner Seite ſanft die Hand auf ſeinen Arm legte und haſtig entgegnete:

„Ich habe geſagt, es ſei möglich, daß nach Ihnen Jemand zu uns käme, der weniger — wie ſoll ich ſagen? — ja, der zuweilen vielleicht weniger rauh mit mir wäre, der mich aber gewiß nicht ſo lieb hat wie Sie.“

„Hm! dieſe Möglichkeit will ich zugeben; aber ſprechen wir nicht weiter davon. Wenn ich am heutigen Tage ein Wort von Liebe höre, ſo möchte ich vor Vergnügen aus der Haut fahren.“

„Was haben Sie denn eigentlich mit Herrn Blaffer gehabt?“ fragte Auguſt nach einer Pauſe.

„Das kann ich Ihnen ſo genau nicht ſagen,“ entgegnete der Commis, wobei er tüchtige Rauchwolken aus ſeiner Cigarre blies. — Und doch ſollte ich es Ihnen eigentlich ſagen; ich will ſehen, ob ich eine Handhabe finde, mit der ich die Sache ergreifen kann. — Aber iſt es hier nicht unerträglich heiß?“ ſagte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, während er ſeinen Rock aufknöpfte;

„man merkt wahrhaftig, daß der Winter in den letzten Tagen keine rechte Kraft hatte, so ein Bischen elendes Holz erwärmt das kleine Zimmer übermäßig."

„Ja, ich finde es angenehm warm hier; doch wenn es Ihnen zu heiß ist, können wir die Thüre öffnen."

„Gut, öffnen Sie die Thüre," erwiderte der Commis, oder noch besser, verlassen wir einen Augenblick diese Kammer und gehen wir in die andere da gegenüber. Es ist das eine gute Abkühlung für mich."

„In die meinige?" fragte der Lehrling.

„Nein, in die andere da neben an."

„Also in die, wo Marie gewohnt hat?"

„In dieselbe, theuerster Bruder," sagte Herr Veil. Worauf er sich langsam von seinem Sitze erhob und an den Tisch trat, um den langen Docht des Lichtes mit einer alten Scheere zu putzen. Nachdem er dieß gethan und die Flamme wieder hell brannte und sein Gesicht, das über dieselbe hingebeugt war, vollkommen beleuchtete, konnte man deutlich sehen, wie blaß er war, wie abgespannt seine Züge erschienen. Sein Haar, sonst gut gepflegt und geordnet, hing wild und wüst an seinem Kopfe herunter; nur seine Augen glänzten, doch war der Glanz mehr ein unheimliches, fieberhaftes Brennen.

„Gehen wir also," sagte er.

Und damit verließen die Beiden die Kammer, um in eine gegenüber liegende einzutreten.

Diese hatte ebenfalls weiße Wände, war aber noch unbehaglicher als die andere, indem das ganze Ameublement hier aus einer alten Bettstelle bestand, in welcher ein Strohsack lag, der in der Mitte auseinander klaffte und seine Eingeweide sehen ließ. Ferner war hier eine große Bücherkiste, die zu Häupten des Bettes stand und auf welche sich Herr Veil niederließ.

Der Lehrling trat an das Fußende und blickte betrübt zu seinem Freunde hinüber.

„Da ist ein gewisser Göthe," sagte der Commis nach einem längeren Stillschweigen, „der läßt einen sicheren Faust bei einer ähnlichen Veranlassung sehr schöne Worte sagen; ungefähr so:

Mich faßt ein wahrer Wonnegraus;
Hier möcht ich volle Stunden träumen.

Und ich möchte gerade so sprechen, nur daß mich statt der Wonne ein tiefer, tiefer Schmerz ergreift, ein Schmerz, den zu ertragen ich nicht im Stande bin, der mein Herz brechen wird. — O Gott! wie kann ein vernünftiger Mensch ein solches Vieh sein! So sein Alles, sein ganzes Denken und Fühlen, sein Leben und seine Zukunft an ein Mädchen zu hängen! — Es ist wahr, aber unbegreiflich."

„O nein," entgegnete August schüchtern, „ich begreife es."

„Was begreifen Sie, junger angehender Weltbürger, was begreifen Sie von allem dem, was im Stande ist, mich rasend zu machen?"

„Ich begreife, daß Sie meine Schwester Marie lieben," erwiderte der junge Mensch.

„Das wäre an sich gerade kein Unglück," sagte der Andere, indem er seinen Kopf auf das hölzerne Gestell stützte und in das leere Bett schaute. — „Lieben ist eine schöne Sache, aber hoffnungslos lieben ist die Hölle. — Hoffnungslos, weil ich ein armer Teufel bin, weil es dem reichen Manne gefällt, die schöne Frucht zu pflücken, da er gerade Appetit darnach verspürt. — Es ist das wieder eine schöne Sklavengeschichte: der Herr befiehlt, dieses schöne und reizende Mädchen solle ihre Mitsklaven verlassen und aus der elenden Dachkammer hinabsteigen in die schönsten Gemächer des Hauses, damit sie — glücklich werde. Ein anderer Mitsklave, dem das harte Leben, das er Jahre lang geführt, und dadurch erträglich wurde, daß sie hie und da über seinen Weg schritt, daß sie ihn zuweilen freund-

lich ansah, daß es ihm dann und wann erlaubt war, ihre Hand zu streifen oder mit schauerndem Vergnügen ihren Arm, ihre Schulter zu berühren, wagt es, darüber Vorstellungen zu machen, und da man ihn nicht durchpeitschen kann, so öffnet man ihm die Thüre und stößt ihn wie einen Hund hinaus. — Mich — mich mich stößt man hinaus in das kalte nasse Wetter, in den Winter der Jahreszeit und meines freudenlosen Lebens, während er mit ihr im warmen behaglichen Zimmer bleibt, um lächelnd von ihrem Lager hinweg an die dunstigen Fensterscheiben zu treten, die er mit einem Tuche abwischt, das vielleicht von ihren Thränen feucht ist, und hinaus sieht auf die finstere Straße, wo ein bleiches Gespenst vorüber schreitet, das im Grabe keine Ruhe finden kann, weil es die Sehnsucht empor zieht und an jenes Haus zwingt, daß es dort hin stehen muß und hinauf schauen an das matt erleuchtete Zimmer. O, ich begreife jetzt, wie ein Mensch nach und nach wahnsinnig werden kann und dabei deutlich fühlt, wie die Narrheit über ihn herfällt."

Der junge Mensch hatte seine Hände gefaltet und schaute auf den Anderen mit ängstlichen Blicken. „Aber lieber Herr Bell," sagte er, „was führen Sie für gräßliche und verworrene Reden? — Reden, die mich auf's Tiefste ängstigen, wenn ich sie auch nicht ganz verstehe."

Der Commis schien ruhiger geworden zu sein und hatte sich wieder auf die Kiste gesetzt, die er vorhin verlassen. „Ja, ja," sprach er, tief Athem schöpfend, „das sind Narrheiten, aber es ist doch ein Körnchen Verstand darin. Und dies Körnchen Verstand will ich Ihnen zu Ihrem eigenen Nutzen und Frommen mittheilen, soweit es Ihnen dienlich ist und soweit Sie es begreifen können. — Hören Sie mich an.

„Sie kennen sattsam unseren großen Sklavenhändler Blasser; er hatte der Sklaven nicht viele, aber einige; er hat sie auch nicht gekauft, denn das ist bei uns unmöglich, aber sie waren an ihn

Ich begab mich schon früh in's Theater, die Gasröhrenleitung benützend, und setzte mich im Theater am Kronleuchter auf eine der Röhren, die Ersparniß halber nicht mehr angezündet werden. Ach, was ist die Ouvertüre schön. Es ist Nacht und unter einer hundertjährigen Eiche auf dem weichsten Moos lagern die Elfen und erwarten sehnsüchtig den Aufgang des Mondes. Jetzt glitzert und strahlt es durch die Zweige, mit silbernem Glanz füllen sich die Kelche der Lilien; Alles lebt und webt und wirbelt und tanzt in wilder Lust durch einander. Glühkäfer leuchten, Quellen rauschen und die Blumen singen leichte Elfenmelodien. Mit ernstem Antlitz sieht der König dem Getreibe zu, denn es lastet schweres Leid auf seinem Herzen. Da, horch! plötzlich dringen seltsame Töne durch den Wald. Rosse stampfen, Waffen klirren. Fremd gekleidete Eisenmänner schweben bei uns vorüber. Vorbei ist die Lust. Trauer und Klage tönt in die Nacht hinaus, wildes Weh und Liebesleid. Doch der König winkt mit seinem Lilienstabe, und zieht magische Kreise um die fremden Gestalten, magische Kreise, die von seinem Herzen ausgehen. — Größer wird das Leid, der Mond stürzt hinab in wilde schwarze Wolkenmassen, die Elfen suchen ihr Blätterdach und ihre Blumenhäuser. Aus den Klüften und Tiefen empor schweben Alraunen und Gnomen, und nur ein einziger Stern schimmert in der schwarzen Nacht, der Ton von Oberons Horn. Und allmählig besiegen die sanften Klänge den wilden Sturm in der Geisterwelt.

Vorüber ist das Gewitter der Leidenschaft; helle glänzende Tropfen fallen aus den Augen derer, die sich gehaßt, und die das Schicksal tückisch geschieden; aber es sind Freudenthränen und wir Elfen hören ihren melodischen Klang. Ei, es wird lustig im Elfenreich! Titania und Oberon sind vereint. Freudige jubelnde Stimmen dringen durch den Wald und weit, weit aus der Ferne antwortet die schmetternde Musik eines prachtvollen Hochzeitszuges. Unendlich groß und herrlich klingt die Luft, Alles dankt, jauchzt, jubelt. — —

So fühlte ich die Ouvertüre, aber nun hätte ich hinausgehen sollen. Sind wir denn in den Augen der Menschen so herunter gekommen, daß sie unser liebes lustiges Elfenreich auf so nüchterne und prosaische Art darstellen? — Der Vorhang geht auf. Oberon erscheint als wandelnder Liliengarten, ein schwerer weißwollener Mantel verhüllt die Glieder des Königs, und ich glaube, der denkende Costümkünstler hat durch diese schwere Bekleidung sehr geschickt das große Leid Oberons anzeigen wollen, das ihn hernieder zieht in den dunstigen Kreis dieser Erde. Es kommen

gekettet durch drückende Verhältnisse — Verhältnisse, die ihnen nicht erlaubten zu thun wie unsere glücklichen Brüder in Amerika, nämlich davon zu laufen. Wissen Sie, mein lieber junger Sklave, darin haben wir es nämlich sehr schlimm; wenn die es drüben nicht mehr aushalten können und davon laufen, so finden sie überall Unterstützung und Hülfe und man nimmt sich ihrer an, man sorgt für sie, man hilft ihnen zu ihrem Fortkommen, man unterstützt sie mit Rath und That, und verschafft ihnen, wenn es irgendwie möglich ist, eine angenehme sorgenfreie Existenz. Wir aber, wenn wir einmal nicht mehr im Stande sind, die schlechte Behandlung, die wir erfahren müssen, die wirklichen und moralischen Fußtritte zu ertragen, die uns ein tyrannischer Dienstherr versetzt, wir können nicht davonlaufen, denn wir werden nicht weit kommen; wir sind alsdann faule und nichtsnutzige Diener, widerspenstige Buben oder ich spreche auch für das andere Geschlecht — liederliche Mädchen, für die sich anzunehmen eine Schande wäre, die nirgendwo Hülfe und Unterstützung finden, und die, wenn sie eine mitleidige Polizei in's Loch steckt, zurückkommen müssen und die Ruthe küssen und sie bitten, daß man sie wieder gnädig aufnimmt.

„So stehen unter Anderem die Sklaven des Herrn Johann Christian Blasser und Compagnie, namentlich seine beiden Leibsklaven, das sind Sie und Ihre Schwester Marie. — Neulich kam ich zufälliger Weise dazu, wie Sie, junger Mensch, in einer der vielen Nachahmungen von Onkel Tom's Hütte lasen, und ich erwischte Sie gerade an einer pikanten Stelle, so daß ich mich nicht enthalten konnte, Ihnen einen kleinen Katzenkopf zu appliciren. Ich bin fest überzeugt, daß Sie, sobald ich Ihnen den Rücken gekehrt hatte, jene Stelle mehrmals lasen und sie Ihrem sonst sehr schlechten Gedächtnisse vollkommen einprägten. — Ist es wahr oder ist es nicht wahr? Seien Sie ehrlich."

„Ich weiß nicht, welche Stelle Sie meinen," stotterte der Lehrling; doch merkte man ihm deutlich an, daß er eine Lüge sprach.

„Denken Sie an den Katzenkopf,“ ſagte ernſt Herr Beil, „und erinnern Sie ſich jener Stelle, es war, wo der Pflanzer das Mädchen nöthigen wollte, ſein — Zimmer zu theilen,, wo er ſie mit Hunger und Schlägen traktirte, um ſie willfährig zu machen.“

„Ach ja, ich erinnere mich! — und dann entſprang ſie.“

„Richtig, ſie entſprang und kam glücklich zu zwei reichen und vornehmen Damen, die außerordentlich erfreut waren, eine entſprungene Sklavin unterſtützen zu dürfen.“

„Sie nahmen ſie mit ſich.“

„Und lobten ſie, daß ſie ſtandhaft Hunger und Schläge ausgehalten und doch unſchuldig geblieben ſei.“

„Und davon gelaufen, um ihre Ehre zu retten.“

„Sie nahmen ſie dann mit ſich in ihren Wagen, gaben ihr ſchöne Kleider, machten ſie zu einer Art Kammerjungfer, ſie befand ſich darauf froh und munter wie Gott in Frankreich —“

„Ja, es ging ihr ſehr gut.“

„Und wenn ſie nicht geſtorben iſt, ſo lebt ſie noch, wie es in den alten Mährchen heißt“ — Damit fuhr ſich Herr Beil durch ſein ſtruppiges Haar und der Lehrling ſetzte lächelnd hinzu:

„Das war eine recht ſchöne und angenehme Geſchichte, und ich habe den gewiſſen Katzenkopf gern dafür in Empfang genommen.

„Und doch nichts dabei gelernt,“ ſagte faſt wehmüthig Herr Beil. — „Denken Sie einmal ein wenig nach, finden Sie denn zwiſchen jener Sklavengeſchichte und Manchem, was hier im Hauſe geſchehen iſt, nicht eine gewiſſe Aehnlichkeit?“

„Nicht ſogleich,“ entgegnete Auguſt.

„Na, beſinnen Sie ſich einmal, iſt Ihnen nie was von Hunger und Schlägen paſſirt?“

„O ja doch, deſſen erinnere ich mich wohl.“

„Und Ihre Schweſter? —“

„Auch ſie hat mir manchmal geklagt, er habe ſie geſtoßen und dergleichen.“

„Und dann ſie wieder gehätſchelt und ihr gute Worte gegeben —?“

„Ja, und jetzt fällt mir noch eine Aehnlichkeit ein.“

„Nun, Gott ſei Dank! daß Ihnen endlich ein Licht aufgeht.“

„Meine Schweſter iſt auch einmal heimlicher Weiſe fortgegangen.“

„Sehen Sie wohl,“ ſagte Herr Beil, indem er die Zähne auf einander biß — „Und da fanden ſich auch zwei vornehme und reiche Damen, die ihr halfen?“

„Nein,“ erwiderte traurig der junge Menſch, „ſie ging zu ihrer Pathin, einer wohlhabenden und ſehr frommen Frau. Die hat ſie aber ſchön empfangen. Wie kannſt du dich unterſtehen, ſprach ſie, von einem ſo braven Herrn wegzulaufen, wie der Herr Blaſſer iſt! Glaubſt du, ich werde dich in deinem Ungehorſam unterſtützen? Nicht eine Stunde darfſt du hier in meinem Hauſe bleiben, darfſt mich überhaupt nie mehr beſuchen, bis du mir ſchriftlich von deinem Herrn bringſt, daß er dir deine Unart verziehen und wieder vollkommen mit dir zufrieden iſt.“

„Das Zeugniß wird er ihr jetzt geben können,“ ſagte düſter und wie zu ſich ſelbſt ſprechend Herr Beil. Dann wandte er ſich wieder an den Lehrling. — „Und Marie hat der Alten nicht geſagt, weßhalb ſie das Haus verlaſſen?“

„O ja, das that ſie; aber da hob die Pathin die Hände zum Himmel auf, verdrehte andächtig ihre Augen und erwiderte: Gott ſei uns Sündern gnädig; der Menſch iſt ſchwach und wenn dein Herr je ſo etwas geſagt hat, ſo haſt du ihn gewiß durch ein leichtfertiges Betragen hiezu aufgemuntert.“

„Amen!“ ſprach laut lachend der Commis.

„Darauf ſchickte die Pathin meine Schweſter aus dem Hauſe, und Marie kam wieder hieher zurück.“

„O ich weiß, ich weiß das!“ rief gewaltsam ausbrechend der Andere. „Sie blieb einen Tag auf ihrem Zimmer; hier in dieser Kammer, auf diesem Bette saß sie, ein Bild des Jammers; und ich schlich mich zu ihr herauf, nahm ihre Hand und versuchte sie zu trösten.“

„Ich weiß, ich weiß.“

„Da kam jener schreckliche Auftritt! der Sklavenhändler kam hier herauf, und da er mich sah, übermannte ihn eine eifersüchtige Wuth und er schlug mir mit dem Stocke, den er in der Hand trug, über den Kopf; die Narbe wird nie vergehen. Aber nur Marie ist Schuld, daß ich ihn damals nicht umgebracht. Ja, ich hätte ihn doch niedergeworfen, obgleich er fester auf seinen Füßen steht als ich. — Darauf mußte sie hinunterziehen in den ersten Stock, und dort blieb sie ein paar Tage eingeschlossen; wir haben sie Beide nicht mehr gesehen. Es wurde eine Magd angeschafft, wir beide speisten Mittags und Abends allein, und ich — bekam meinen Abschied. — Hurrah: das vergnügte Leben fängt an!“

„Aber nach allem dem, was Sie hier erduldet, muß es Ihnen doch im Ganzen angenehm sein, wenn Sie dieses Haus verlassen können,“ meinte der Lehrling.

„Lieber Freund, Sie sprechen wie Sie es verstehen. Glauben Sie denn, daß ich es ohne die gewichtigsten Gründe überhaupt länger als ein paar Tage bei dem Herrn Blasser ausgehalten hätte? Ach! durch gewisse Sachen, deren Mittheilung Ihnen nichts nützen würde, hatte er mich von Anfang an in der Hand; dann erschien auch Ihre Schwester, und das war ein starkes Band, welches mich an dieses Haus kettete; ja, das würde mich an die Hölle festschließen, wenn ich am Ende aller Qualen nur den kleinsten Hoffnungsstrahl glänzen sähe. — Aber so ist Alles Nacht, — tiefe, dunkle Nacht.“

„Aber wenn Sie meine Schwester wirklich so gerne haben, wie Sie sagen, so müßte es Sie doch eigentlich freuen, daß sie nicht

mehr die Magd hier im Hause zu machen braucht und daß sie nicht mehr nöthig hat, hier oben in der kalten Kammer zu schlafen. Ich versichere Sie, es geht ihr jetzt recht gut, sie bewohnt drunten ein angenehmes Zimmer und näht und stickt den ganzen Tag."

Der Commis schaute bei diesen Worten den jungen Menschen achselzuckend an, dann murmelte er zwischen den Zähnen: „da helfen keine Katzenköpfe, um den zur Erkenntniß zu bringen. — Also sie näht und stickt?" fuhr er lauter fort; „und was treibt sie nebenbei? lacht sie oder weint sie?"

„Singen habe ich sie freilich lange nicht gehört, auch schaut sie ziemlich betrübt aus; aber Sie wissen, daß sie schon seit langer Zeit nicht recht heiter war."

„Ja, ich weiß das," entgegnete Herr Veil, „und ich kann mir auch die Ursachen davon erklären. Aber jetzt will ich Ihnen etwas sagen: gehen Sie in mein Zimmer zurück, ich folge Ihnen sogleich; Sie können auch das Licht mitnehmen, ich brauche es nicht, denn ich will nur ein wenig da zum Fenster hinaus sehen; es ist hier die Wetterseite, und ich möchte wissen, ob es schneien oder frieren wird. Gehen Sie nur, ich komme gleich."

August nahm das dünne Talglicht und verließ das Gemach, worauf er nach der gegenüberliegenden Kammer ging.

Vierzigstes Kapitel.

Ein Abschied.

Der Commis ließ sich auf das Bett nieder, stützte Hände und Kopf auf das hölzerne Gestell und versank in tiefes, finsteres Hinbrüten. Es waren schreckliche, wilde Gedanken, die in seinem Kopfe

erschienen, und die gleich drohenden Gespenstern all' sein besseres Denken und Fühlen fast erstickten. — Wie hatte er dieses Mädchen geliebt, wie hatte er sich im Dienste seines Herrn geplagt, indem ihm lange die Hoffnung blieb, es würde möglich sein, daß ihm doch noch einmal das Glück lächle und daß er im Stande sei, ihren Besitz zu erringen. Bei solchen Gedanken hatte er vor Wonne geschaudert; wenn er sich recht heitere Stunden machen wollte, so träumte er glänzende Träume, wie er endlich vor sie hintreten würde und ihr Alles anbieten, was er habe — eine kleine aber sorgenfreie Existenz. Freilich würde sie ihm vielleicht sagen: sehen Sie, Herr Beil, ich fühle gerade keine übermenschliche Liebe zu Ihnen, aber das wird sich vielleicht später finden; vorderhand achte ich Sie, schätze ich Sie hoch und nehme Ihren höchst achtbaren Antrag an. — Das wäre Alles ganz im Geheimen abgemacht, und der Herr Blasser damit fürchterlich überrascht worden, — fürchterlich, indem man ihm eine so sicher geglaubte Beute entriß. — Aber das hatte das Schicksal nicht gewollt, es sandte keine Lichtblicke hernieder in sein Leben, es streute nicht irgend eine kleine Gabe auf seinen Pfad, es schien nicht zwei Wesen vor dem Verderben retten zu wollen, — es rauschte finster, gewaltig und unaufhaltsam über sie dahin, und schmetterte sie zu Boden, sie, die vielleicht unter anderen Verhältnissen ein bescheidenes, glückliches Loos hätten finden können.

Er mochte ziemlich lange so gesessen haben auf dem Rande des Bettes, und allmälig lösten sich die wilden Schmerzen seiner Brust in tiefe Wehmuth auf, er fühlte erquickende Thränen in seinen Augen aufsteigen und dann über die Finger, die er davor gepreßt hielt, herabrieseln. Er dachte eigentlich gar nichts mehr, der stechende, wilde Schmerz seiner Seele war verschwunden, und nur ein allgemeineres, aber sanfteres Weh erfüllte ihn vollständig.

Endlich stand er auf, doch wie er sich dabei mit der Hand auf das Lager stützte, raschelte das Stroh unter seinen Fingern,

worauf er ein paar zerknitterte Halme herauszog, ſie in der Hand zerdrückte und in die Taſche ſchob. Dann kehrte er in ſein Zimmer zurück, wo Auguſt an dem Tiſche ſaß, den Kopf auf die Hände gelegt und finſter in das flackernde Licht ſtarrend.

„Ich will Ihnen Etwas ſagen," ſprach der Commis nach einer Pauſe, während welcher er ein paarmal durch das Zimmer geſchritten war, „ich hatte mir anfänglich vorgenommen, dieſes Haus morgen zu verlaſſen; aber ich kann es unmöglich noch eine Nacht mit ihm und ihr unter demſelben Dache aushalten und bin deßhalb entſchloſſen, noch heute Abend fortzugehen."

„Aber es iſt ja finſtere Nacht," verſetzte erſchrocken der Lehrling. „Und wo wollen Sie denn eigentlich hin?"

„O, ich finde wohl noch einen ſtillen Ort, der mich freundlich aufnimmt," entgegnete wehmüthig lächelnd der Andere. „Sorgen Sie nicht für mich, machen Sie überhaupt keine ſo trübe Miene; wenn es einmal geſchieden ſein muß, — und dieſer große Moment iſt unwiderruflich da, — ſo wollen wir das in guter Laune und mit beſtem Humor thun."

„Sie ſehen aber gar nicht aus wie Jemand, der zum Scherzen aufgelegt iſt," ſagte Auguſt, indem er bedenklich in das verſtörte Geſicht ſeines Freundes ſah, in deſſen Augen und auf den eingefallenen Wangen noch die deutlichen Spuren der eben vergoſſenen Thränen zu bemerken waren.

„Da irren Sie ſich ſehr," erwiderte Herr Beil, der gewaltſam Athem holte; „ich ſehe nur von Außen ein wenig griesgrämig aus, bin aber dafür innerlich um ſo vergnügter; es geht mir in dem Punkte wie den Maikäfern."

„Wenn es wirklich wahr wäre, ſo ſollte es mich freuen, denn Sie haben mir mit Ihren Worten vorhin und mit Ihren Seufzern förmlich Angſt gemacht."

„Das iſt möglich; aber in der That, Sie können mir glauben,

die ſchwarze Stunde iſt vorüber; was jetzt noch hinten drein folgt, iſt Alles Kinderſpiel."

„Und iſt es Ihr feſter Entſchluß, heute Abend noch dies Haus zu verlaſſen?"

„Dazu bin ich entſchloſſen ohne Widerrede; und da ich ziemlich leicht reiſen möchte, ſo will ich mich auch nicht mit viel Gepäck behängen. Sie ſollen mein Haupterbe ſein, und wenn Sie etwas von meinen Habſeligkeiten benutzen können, ſo thun Sie es ja. Daß mein Inventarium leider nicht groß iſt, dafür hat ſchon der Herr Blaſſer ſeiner Zeit geſorgt; wahrhaftig, das allein könnte mich traurig machen, wenn ich nämlich bedenke, daß die Früchte meiner langjährigen Arbeit in ein paar alten Anzügen und etwas defekter Leibwäſche beſtehen. Nun, es iſt einmal meine Beſtimmung geweſen und ich will mich nicht dagegen auflehnen. — Kürzlich hatte ich auch noch eine Uhr, aber ich verſetzte ſie vor einiger Zeit bei einer gewiſſen Gelegenheit, die ich Ihnen nicht nennen kann, will Ihnen aber den Schein des Leihhauſes da laſſen, und wenn Sie ſie je einlöſen ſollten, ſo zeigen Sie ſolche Ihrer Schweſter Marie. — die Uhr iſt damals ſtehen geblieben, — und ſagen ihr dazu, das ſei die gewiſſe Stunde. — Hier iſt ferner noch ein kleiner Ring, den bitte ich Marien ſo bald als möglich einzuhändigen; bemerken Sie ihr biebei, es habe unſer Leben viel Unglück betroffen, aber es werde wahrſcheinlich eine Zeit kommen, wo wir Beide in eine gewiſſe Klarheit kämen, und in einen Zuſtand, den man ein ſchöneres Wiederſehen nennt. Wenn das, wie ich nicht anders glaube, körperlich vor ſich geht, ſo werde ich ſogleich nach ihrer Hand ſchielen und nach jenem Ringe, und es ſollte mich innig, innig freuen, wenn ich ihn an einem ihrer Finger bemerken, das heißt, wenn ich ahnen würde, daß ſie ihn mir zum Andenken ſo lange getragen."

Auguſt ſchüttelte den Kopf und ſah ſeinen Freund verwundert an. — „Sie ſprechen da Worte," ſagte er, „die ich nicht völlig

verſtehe, und thun Dinge, die ich nicht begreife. — Warum wollen Sie alle Ihre Sachen hier laſſen, da Sie doch nicht mehr in dies Haus zurückkehren werden, und da Sie keine anderen haben, wie ich wohl weiß?"

„Das Letzte iſt vollkommen richtig," entgegnete lächelnd Herr Bell; „aber unter uns geſagt, ich bin eben im Begriff, in eine neue Carriere zu treten, und einen ganz anderen Menſchen anzuziehen. Und daran würden mich dieſe Fetzen hindern; ſprechen wir alſo nicht weiter darüber, thun Sie, was ich Ihnen geſagt und laſſen Sie mich ohne Sang und Klang meiner Wege ziehen."

„O, es kann Ihr Ernſt nicht ſein, heute Nacht dies Haus zu verlaſſen! Es iſt ſchon ſpät, Sie werden kaum noch ſonſt irgendwo eine Thüre offen finden."

„O ja, ich finde ſchon noch ein Haus offen," verſetzte der Andere mit einem leichten Schauder, „und wenn ich da einmal eingetreten bin, ſo wird meine Ankunft einiges Geräuſch verurſachen; es werden ſich um mich Leute bemühen, die mich bis jetzt gar nicht gekannt, man wird mich auf's Feinſte bedienen und ich werde mehrere Kammerdiener haben, die für meinen Anzug und meine Friſur ſorgen; darauf wird man ſich auch bemühen, mir ein eigenes Haus zu bauen, und wenn ich dort eingezogen ſein werde, ſo könnte es mir am Ende auch wie einem hohen Herrn ergehen, der von ſeiner Grafſchaft Beſitz nimmt, bei deſſen Ankunft die Glocken zuſammen läuten und das Volk herbeiſtrömt."

„Ach! Sie machen wieder Ihre Späſſe," entgegnete der Lehrling. „Wenn Sie ein ſolches Haus haben könnten, ſo würden Sie ſchon lange dahin gegangen ſein und hätten nicht Jahre lang dieſes Leben geführt."

„Da haben Sie wieder einmal Recht," ſagte tief bewegt Herr Bell, während er ſeine Hand auf die Schulter des jungen Menſchen legte. „Kinder und Narren ſprechen die Wahrheit. Ich hätte

allerdings meinem Herzen Manches erspart, wenn ich früher heimgegangen wäre, vielleicht ganz früh, als ich noch ein kleines Kind war und nichts von Sklavengeschichten wußte. Damals hätte es meine Eltern gefreut, wenn ich ihnen gefolgt wäre."

„Aber Sie werden mir doch Nachrichten von sich geben," meinte August. „Thun Sie das doch ja, und wenn Sie nicht gar zu weit weg wohnen, so werde ich Sie, sobald ich kann, besuchen."

„Ihnen Nachrichten zu geben wird etwas schwer sein; von dort bisher sind die Posteinrichtungen noch ziemlich mangelhaft; aber was einen Besuch betrifft, so können Sie darüber ganz ruhig sein, ich bin überzeugt, daß es über kurz oder lang dazu kommen wird und wir alsdann ein freudiges Wiedersehen feiern."

August schüttelte den Kopf und meinte nach einer Pause: „Sie sprechen immer in so unbestimmten Ausdrücken, und ich begreife nicht, weßhalb Sie vor mir all' die Heimlichkeiten haben. Sie könnten mir wenigstens eine Adresse da lassen, damit ich im Stande wäre, Ihnen nächstens einmal Nachrichten von uns zu geben; es wird Sie doch gewiß interessiren, zu erfahren, wie es mir und Marie eigentlich geht."

„Seien Sie unbesorgt," erwiderte der Commis, „ich werde das seiner Zeit gewiß schon erfahren. — Wissen Sie," setzte er eigenthümlich lächelnd hinzu, „wenn auch das Haus, in das man mich dringend eingeladen hat, ziemlich abgelegen ist, so bin ich doch überzeugt, daß es in mannigfaltigem Rapport mit der äußeren Welt steht, namentlich Sommers, wo die Nachtigallen schlagen, wo die Rosen blühen und verschiedenartige Blumen ihre kleinen Wurzeln tief, tief hinab in die Erde treiben. — — Es ist das ein ganz merkwürdiges Haus," fuhr er nach einem längeren Stillschweigen fort, „und es hat Aehnlichkeit mit den Palästen und hängenden Gärten der Semiramis, denn man wohnt dort parterre

männliche und weibliche Elfen, ihn zu tröſten. Ich war erſtaunt, Herr Redacteur. Die Elfen hatten große Schnurr-, Backen- und Knebelbärte, d. h. die männlichen Elfen. Was die weiblichen Elfen anbelangt, ſo waren ſie durch nichts ausgezeichnet, und man hätte ſie eben ſo gut für Fiſcherinnen und alte und junge Landbewohnerinnen halten können. Dazu aber ſangen ſie gar ſchön und ironiſch:

Leicht, wie Feentritt nur weht,
Durch den Saal, ihr Elfen, geht.

und hat über ſich die ſchönſten Terraſſen, bedeckt mit Grün und blühenden Blumen. — Aber jetzt genug der Faſeleien: die Zeit verrinnt; leben Sie wohl, theurer Antonius."

Der junge Menſch nahm mit ſeinen beiden Händen traurig die dargebotene Rechte und ſagte mit wehmüthiger Stimme: „leider weiß ich wohl, daß, wenn Sie einmal einen Entſchluß gefaßt haben, es ganz unmöglich iſt, Sie davon abzubringen. Aber Sie hätten wohl das Haus morgen Früh verlaſſen können; wer weiß, es hätte ſich doch vielleicht noch Manches beſſer gemacht."

„Das iſt Alles vorbei, vorbei!" rief der Andere aus, während er ſeine Rechte an ſich zog und darauf beide Hände auf die Schultern des jungen Menſchen legte. „Es iſt vorbei, Auguſt, vollkommen vorbei; machen Sie mir doch eine Roſe wieder, die der Sturm zerblättert, oder ein Spiegelglas, das zerſchlagen; jene wird Sie nie mehr durch ihren Geruch entzücken, die Stücke des letzteren werden Ihnen nur verzerrte Bilder entgegen werfen. — Ja, es muß geſchieden ſein."

Darauf hin zog er den Lehrling einen Augenblick an ſich, hob ihm das Geſicht empor, und wie er in die blaſſen und noch ſo ganz kindlichen Züge ſah, füllten ſich ſeine Augen abermals mit Thränen. — „Du ſiehſt ihr doch ſehr ähnlich, Auguſt," ſagte er nach einer kleinen Pauſe, „erſchrecklich ähnlich, nur daß ſie dunklere Augen hat und einen kleineren Mund. — O, dieſe Augen und dieſer Mund! Wenn ich daran denke, ſo ſehe ich auf allen Seiten die wahnſinnigſten Bilder auftauchen. — Bei Gott im Himmel!" ſprach er mit tiefem, klagendem Tone, während er ſeine Hände ſchlaff herabſinken ließ, „ich kann nicht mehr da bleiben, und wenn du ſelbſt einen Engel herabſenden würdeſt, um mich zu tröſten. Was wäre mir ein Engel in Reinheit und Tugend gegen ihre Schönheit in Laſter und Sünde! — Fort! — fort!"

Damit riß er nochmals den Knaben an ſich, drückte leiden-

schaftlich einen Kuß auf seine Stirne und eilte zu der Kammer hinaus.

An der Treppe blieb er tief athmend und lauschend stehen, und schlich alsdann Stufe um Stufe hinab.

Das Haus lag ruhig und still da; man hörte keinen Laut, als von oben herab das Heulen des Windes und von unten das Picken einer Uhr in der Küche.

So kam er langsam in den zweiten Stock, und war schon die halbe Treppe zum ersten hinabgestiegen, als er auf einmal den vorgestreckten Fuß wieder zurückzog und sich fest an die Wand drückte, um nicht gesehen zu werden, denn es öffnete sich unten in diesem Augenblick eine Thüre und Jemand kam mit einem Licht heraus und schritt über den Gang daher, um in die Zimmer zu gelangen, welche hinten nach dem Hofe hinaus lagen, wo der Prinzipal wohnte. — Er war es selbst, er kehrte aus den vorderen Zimmern zurück, und da er die rechte Hand vor das Licht hielt, so warf dasselbe glücklicher Weise keinen Schein auf die Treppe zum zweiten Stock, wohl aber beleuchtete es seine Züge auf's hellste und ließ sie deutlich erkennen.

Das Gesicht des Herrn Blaffer war immer das gleiche unangenehme und hagere; nur hatte er jetzt seinen Mund lächelnd geöffnet, seine Augen strahlten heiter und zufrieden, und in allen seinen Mienen sprach sich eine gewisse Befriedigung aus. Seine Haltung und sein Gang dagegen war ebenso schlaff wie früher; er hatte die Kniee gebogen und schlürfte auf seinen weiten Pantoffeln über den Gang, beinahe ohne die Füße aufzuheben. Als er an die Thüre seines Schlafzimmers kam, nahm er langsam einen Schlüssel aus der Tasche seines langen Rockes, schloß auf, trat in das Zimmer und machte die Thüre wieder hinter sich zu.

Der Andere stand während dieser Zeit regungslos auf der Treppe, und wenn er sich auch im tiefen Schatten befand, so war

es doch ein Glück, daß Herr Blasser nicht zufällig aufblickte, denn er hätte sonst das Leuchten der beiden Augen sehen müssen, die fest und mit schrecklichem Ausdrucke auf ihn gerichtet waren; es war ein Glück, sagen wir, denn auf eine solche Entdeckung wäre vielleicht ein gräßlicher Auftritt gefolgt.

Noch einige Sekunden verharrte der Commis in seiner Stellung, dann schritt er noch behutsamer als früher die weiteren Treppen hinab bis auf den ersten Stock, und dort stand er eine Weile unschlüssig, tief aufathmend, in eifriger Ueberlegung. Neben ihm war die Treppe, die weiter hinab führte, gerade vor ihm befand sich eine Thüre, die ihn mächtig anzog. Doch hatte er sich schon der Treppe zugewandt, um aus dem Hause zu entfliehen, als er einen kleinen Lichtschein bemerkte, der nicht breiter als ein Messerrücken von diesem Zimmer auf den Gang heraus fiel. In dem Gemach auf der andern Seite hörte er jetzt den Prinzipal laut husten, und bei diesem Geräusche machte er einen Schritt gegen die leuchtende Spalte, er that auch noch einen zweiten, dritten und vierten, und endlich stand er dicht vor der Thüre, die, wie er sah, nicht verschlossen war. Sie gab dem Drucke seiner Hand nach, und er trat in ein kleines Zimmer, welches in ein anderes führte, aus dem auch der Lichtstrahl kam, den er vorhin auf dem Gange bemerkt.

Leise näherte er sich dem letzteren, dessen Thüre geöffnet war und als er jetzt auf der Schwelle stand, sah er in das Schlafzimmer des Mädchens und bemerkte sie selbst, die halb entkleidet auf ihrem Bette saß, die Hand auf dem Schooße gefaltet hatte; und obgleich sie den Kopf tief auf die Brust herabgesenkt, bemerkte er doch, daß sie weinte, denn dicke Tropfen fielen, glänzend in dem Strahl des Lichtes auf ihre Kniee herab.

Das Geräusch, das er machte, als er unter die Thüre trat, hörte sie augenblicklich, denn sie erhob ihren Kopf erschrak auch

wohl ein wenig, doch faßte ſie ſich gleich wieder, als ſie ſah, daß es Herr Beil war, der nun langſam in ihr Zimmer trat.

Wenn auch zwiſchen dieſen beiden Leuten nie ein Verhältniß geherrſcht, das mit gegenſeitiger Liebe etwas zu thun hatte, — obgleich wir wohl wiſſen, wie er das Mädchen anbetete, — ſo beſtand doch zwiſchen ihnen jener Grad von Vertraulichkeit, der ihnen erlaubte, ihre Geheimniſſe einander anzuvertrauen und ohne Scheu über die ſeltſamſten Dinge ſprechen zu können.

Als der junge Mann nun aber einige Schritte vortrat, erſchrak ſie mehr als bei ſeinem erſten Anblick, denn ſein Ausſehen war fürchterlich, ſeine ſonſt ſo ruhigen Züge entſtellt, ſeine Augen rot unterlaufen, ſeine Blicke glühend. Sie machte eine Bewegung, als wollte ſie aufſpringen und das Zimmer verlaſſen, doch als er ſich hierauf langſam in eine Ecke zurückzog und ihr die Hände wie beſchwörend entgegen ſtreckte, auch ſie bittend, ja flehend anſah, da ſank ſie wieder auf das Bett zurück, preßte die Hände vor das Geſicht und weinte laut und bitterlich.

„Ja, ja,“ ſagte er nach einer ſchrecklichen Pauſe, „es mußte am Ende ſo kommen.“

„Ja, es mußte ſo kommen,“ erwiderte das Mädchen mit tonloſer Stimme.

„Und es kam ſo.“

„Ja, es kam ſo.“

„Und ſonſt keine Hülfe und Rettung?“

„Keine! keine!“

„Aber ich hätte doch noch ein wenig widerſtrebt,“ ſprach er mit einem ſchrecklichen Lächeln und einem eiſigen Tone. „Man muß nicht ſogleich nachgeben.“

Statt aller Antwort entblößte das Mädchen ruhig und ſchweigend, in dieſem Moment, wie es ſchien, ohne alle Scheu, ihre linke Schulter, nachdem ſie das weiße Nachtkleid vorher auf der Bruſt

geöffnet. Und auf dieſer weißen vollen Schulter ſah man verdächtige dunkle blaue Flecken. — „Das war die letzte Unterredung,“ ſagte ſie mit einem matten Lächeln.

„Sehr triftig und überzeugend,“ erwiderte er; „aber ehe es ſo weit kam, hätte man noch etwas Anderes thun können.“

„Und was denn?“ fragte ſie, wobei ihr Auge aufflammte.

„Man hätte zum Beiſpiel in's Waſſer ſpringen können.“

„Ach ja!“ entgegnete ſie mit einem tiefen ſchneidenden Wehelaute. — „Ach ja, ich habe das auch gedacht, aber ich hatte nicht den Muth dazu.“

„Das iſt freilich etwas Anderes,“ verſetzte er ſcheinbar ganz ruhig. „Sie hatten Angſt, Marie, weil Sie ſich fürchteten, dieſen unbekannten Weg allein zu machen. — Aber ich wäre mit Ihnen gegangen, o, ſo gerne wäre ich mit Ihnen gegangen.“

„Mit mir in den Tod?“

„Mit Ihnen in den Tod. — Und wenn wir zuſammen in das Waſſer geſprungen wären, ſo hätte ich nur eine Bitte gehabt; Sie hätten mich dann nur bei der Hand feſthalten müſſen und ſagen: Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich nicht allein ließen, Sie, mein einziger und treuer Begleiter. — Ein ſo inniger Dank von Ihnen, wenn auch im letzten Augenblick, hätte mich glücklich gemacht. — Und dann ſchon die Wonne, mit Ihnen ſterben zu dürfen! — Wiſſen Sie wohl,“ fügte er ſeltſam lächelnd hinzu, „daß ich an einen ſolchen gemeinſchaftlichen Tod die ausſchweifendſten Hoffnungen knüpfte? — daß ich in meiner jetzigen Geſtalt wohl nicht geliebt werden kann,“ ſprach er, indem er an ſeinem ſeltſam geformten Körper hinab ſah, „weiß ich ſelbſt wohl am Beſten; aber man läßt ja alles das hier zurück, und wenn wir Beide ſo zuſammen hinauf geſchwebt wären, wer weiß, Marie, ob Sie nicht ruhig Ihre Hand in der meinigen gelaſſen hätten und ob Sie nicht vielleicht auf die Frage: willſt du mit dieſer Seele vereint bleiben?

ein lautes und freudiges Ja geantwortet. — Doch genug der Worte; ich komme, um Abſchied zu nehmen."

„So verlaſſen Sie wirklich dies Haus?" fragte erſchrocken das Mädchen.

„Heute freiwillig," entgegnete er; „morgen würde mich der Herr Blaſſer vor die Thüre werfen."

„Und mein Bruder, der ſo ſehr an Ihnen hing —?"

„Hat jetzt den Schutz der Schweſter, die allmächtig im Hauſe iſt," entgegnete er mit Bitterkeit. — „Doch will ich an Alles das nicht mehr denken," fuhr er gleich darauf fort, indem er ſich mit der Hand über die Augen wiſchte; „ich will Sie nur ſehen, Marie, wie Sie waren, als ich zu Ihnen, einer himmliſchen Erſcheinung, aufgeblickt, will es nicht wiſſen, daß dieß herrliche Bild von ſchmutziger Hand zerſtört wurde, will nur einmal und zum erſten Mal vor Sie hinknieen, Ihre beiden Hände ergreifen und ſie an meine Lippen drücken."

Bei dieſen Worten hatte er ſich zu ihren Füßen niedergeworfen, hatte wirklich ihre beiden Hände ergriffen, und während er ſie in ſeinen ſchwarzen Bart drückte, träufelten ſeine heißen Thränen darauf hin. — „So leben Sie wohl, Marie," ſagte er, „möge es Ihnen beſſer gehen als bisher; gedenken Sie meiner zuweilen, und wenn Sie noch von vollem Herzen beten können, ſo nennen Sie auch meinen Namen, wenn Sie ſich nach oben um Erbarmen wenden."

Damit wollte er ſich erheben, doch faßte das Mädchen mit ihren beiden Händen krampfhaft ſeine Arme und verſuchte es, ihn feſtzuhalten; er dagegen wandte alle Kraft an, ſich los zu machen, und wie ſie ſo mit einander rangen, zog er ſie empor, da er der Stärkere war; doch ließ ſie ihn darum nicht los, ſie ſchlang ihre Arme um ſeine Schultern, indem ſie ausrief: „gehen Sie nicht ſo

fort, verlaſſen Sie nicht dieſes Haus, Ihr Blick iſt ſchrecklich, Sie haben Entſetzliches vor!“

„Ganz und gar nicht,“ entgegnete er, nachdem er ſanft ihre Hände los gemacht, ſie aber feſt in den ſeinigen hielt, „ich habe nichts Schlimmes vor. — Aber Sie ſehen ja wohl,“ ſetzte er hinzu, indem er die Zähne zuſammen biß, „daß hier meines Bleibens nicht iſt, jetzt nicht mehr, und könnte ich damit Millionen verdienen. Sie waren mir eine heilige und reine Blume, deren Anblick, deren ſüßer Duft mich glücklich machte, Sie waren das Ideal, zu dem ich empor blickte; und nun — iſt ja Alles dahin, mein Tempel iſt zertrümmert, meine Altäre ſind umgeſtürzt, ich habe nichts mehr, an das ich glauben kann auf der ganzen weiten Welt. — Darum will ich mir Beſſeres ſuchen und gewiß, ich werde es finden.“ — —

Er ließ ihre Hände los, ſie ſank laut weinend auf das Bett zurück; nachdem er ſie noch mit einem ſchmerzlichen Blick betrachtet hatte, eilte er geräuſchlos durch das Vorzimmer auf den Gang hinaus und die Treppen hinab.

Vielleicht wäre ſie ihm gefolgt, um noch einen Verſuch zu machen, ihn feſtzuhalten, aber ſie fürchtete, es möchte Jemand im Hauſe erwachen, und weil ſie das fürchtete, ließ ſie ihn ziehen, obgleich ihr wohl ahnete, wohin ihn ſeine Schritte führen würden.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Am Kanal.

Herr Beil eilte durch eine Hinterthüre auf den Hof, und da er hier mit der Oertlichkeit wohl vertraut war, ſo überſtieg er ein paar Zäune und befand ſich in kurzer Zeit auf der offenen Straße.

Es mochte nahe an Mitternacht ſein, als er ſo einſam zwiſchen den Häuſern langſamen Schrittes dahin ging; er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und war ſo in tiefe Gedanken verſunken, daß er es nicht einmal bemerkte, wie der ſcharfe Nachtwind, da er ohne Hut war, ſein Haar empor lüpfte und von der Stirne wehte. Auf den Weg, den er machte, achtete er nicht, wenigſtens blickte er nicht in die Höhe und ſchien ſogar nach einiger Zeit verwundert, als er ſich auf einmal durch eine Barrière aufgehalten fühlte, gegen die er hingeſchlendert war, ohne gerade heftig daran zu ſtoßen.

Dieſe Barrière befand ſich ziemlich weit außerhalb des Mittelpunkts der Stadt, in einer öden und verlaſſenen Gegend, wo nur noch hie und da einige Häuſer ſtanden; ſie lief am Ufer des Kanals hin und hatte den Zweck, Jemand, der vielleicht ſorglos umherſpazierte, vor dem Hineinfallen in das Waſſer zu bewahren, denn der Kanal war ſehr tief, auch ziemlich reißend, da er ein paar hundert Schritte abwärts von dieſer Stelle in den Fluß mündete, der eine Seite der Stadt in einem weiten Bogen umſchloß.

Unſer Nachtwandler lehnte ſich mit beiden Armen auf das Geländer und ſchaute gedankenvoll in das dunkle Waſſer hinab. Man mußte das Auge zuerſt an die Finſterniß da unten gewöh-

nen, ehe man bemerken konnte, wie ſich der Waſſerſtrom zwiſchen den engen Ufern dahin bewegte, oder man mußte abwarten, bis droben am Himmel die fliegenden Wolken zuweilen ein Stück des Mondes oder ein paar Sterne entſchleierten, deren Licht alsdann auf das trübe Waſſer fiel und es auf Augenblicke erhellte. Das Ohr vernahm ſchon deutlicher das feindſelige Element drunten, denn wie dieſes bei den Ufermauern vorbeifloß, ſchliff es in allerhand Tönen gegen die Steine derſelben, rauſchte in einer unſernen Ecke, und gluckſte dort, Wirbel bildend, als lechze es nach irgend einer Beute.

Lange ſchaute Herr Veil ſo hinab auf den Kanal, und immer folgten ſeine Blicke dem Laufe des Waſſers. Es war ihm gerade, als winke es ihm zu folgen, und nachdem er ſo eine Zeit lang träumend geſtanden, hatte er alle Schauer vor einem kalten naſſen Tode überwunden und fühlte eine wahre Sehnſucht, den flüſternden Waſſern zu folgen. Anfangs rauſchte das eintönig an ſeinem Ohr vorüber; nach und nach aber kam ein gewiſſer Takt und eine Melodie hinein, eine einfache, kindliche Melodie, welche die Fluthen mit leiſem Tone immer und immer fort zu ſingen ſchienen. Er hatte ſie ſchon oft gehört, dieſe Weiſe, und wie er nun die Hand vor die Stirne legte und darüber nachdachte, ſo fiel ihm ein, es ſei ja nichts Anderes, als das Wiegenlied, mit welchem ihn die früh verſtorbene Mutter ſo oft in den Schlaf geſungen.

Richtig! Das war es; es waren dieſelben weichen, ſchläfrigen Töne, und als er wieder eine Zeit lang hinab gelauſcht, da meinte er auch Worte zu vernehmen; nur waren ſie anders als die, welche damals zum Wiegenlied geſungen wurden. Die hier erzählten von einem hellen lichten Tage, dem ſie aus der finſteren Nacht entgegen fließen, und von lachenden Gefilden, mit Blüthen und Früchten bedeckt, ſo unendlich verſchieden von dem kalten, ſchmutzigen Lande, das jetzt ihre Ufer bildete. — Und Ruhe, Ruhe gibt's

da unten, flüſterten ſie, — angenehme behagliche Ruhe; — komm und folge uns. —

Er beugte ſich tief auf das Waſſer hinab und dachte auf einmal klar und hell an ſeine Jugendzeit, wo er ſich oftmals im Strome gebadet bei einer Stelle, die beſonders reißend war, wo tückiſche Wirbel Alles in die Tiefe zogen, was er damals als rüſtiger Schwimmer nicht beachtet. Aber eines Tags, als er auch wieder ſo keck hinein ſprang, ſchien ſich der Flußgott über dieſe Verwegenheit zu erzürnen und hielt ihn drunten beim Fuße feſt, — das war in der That ſeine erſte ſchreckliche Idee, als er ſich unten gehalten fühlte: in Wahrheit aber war er mit dem Fuße in eine Faſchine gerathen und konnte nicht wieder los kommen. Die Sekunden, welche er ſich da unten bemüht hatte, den Fuß loszureißen, ſchienen ihm lange, lange Jahre zu ſein, als er aber fühlte, daß es nicht ging, ergab er ſich ruhig in ſein Schickſal, öffnete weit die Augen und ſah tief unten im grünen Waſſer mit Verwunderung, wie ſo ſeltſam das Sonnenlicht auf der Oberfläche ſich ſpiegelte und ſtrahlte, wie der ganze Fluß einem hellgrünen Kryſtallgewölbe glich, auf dem ſich tauſendfache Strahlen brachen, — einem Feenpallaſt mit unſichtbarer, ſeltſam klingender Muſik, denn auch hier ſummten und rauſchten ihm die Waſſer in den Ohren und tönten jenes bekannte Lied; nur ward es ſchwächer und immer ſchwächer, vielmehr wurde die Melodie zerriſſen und unverſtändlich, obgleich die unſichtbaren Sänger immer näher zu kommen ſchienen, bis ſie zuletzt dicht ſein Haupt umringten und ihn betäubten mit wilden Tönen, mit Sauſen, Rauſchen und Klingen; in ganz leiſer Weiſe und doch ſo eindringlich und verſtändlich. — Und darauf war er todt, geſtorben ohne Schmerz und Klage, — ſo glaubte man wenigſtens damals, in Wirklichkeit aber brachte den Ohnmächtigen ein tüchtiger Taucher an die Oberfläche und ſomit ins Leben zurück. —

Ich erlaube mir, Herr Redacteur, Ihnen hiebei die Zeichnung eines männlichen und weiblichen Elfen beizulegen.

Wie das vorbei war, kamen Hüon und Sherasmin aus der Erde herauf, natürlich in tiefem Schlafe, und hinter ihrem Rücken erschien, auf einigen grauen Wolken sitzend, die schöne Rezia. Das sollte das Traumbild vorstellen, und Beide müssen sich sehen, sich lieben und sich nie wieder vergessen. Aber es war durchaus unmöglich, daß sie sich sehen konnten, denn Ritter Hüon bot der Dame Rezia äußerst ungalant den Rücken. Aber das thut nichts, in einer Feenoper ist Alles möglich.

Was nun die Decoration bei diesen Scenen anbelangt, wozu wir auch die nachfolgenden Scenen in Bagdad begreifen, so habe ich nicht leicht etwas Traurigeres gesehen. Vor allen Dingen aber verstehe ich die Vorliebe des Theateroberons zu jener Art schmutzig grauer Regenwolken nicht, auf denen er beständig auf- und abfliegt. Unser guter König Oberon liebte gar keine Wolken. Zum Schluß kommen wir in das Innere des Harems, eines babylonisch-assyrischen Harems mit Keil- und Hieroglyphenschrift, mit einer goldenen Gitterthüre von einer geschmacklosen Form, wie man nichts Aehnliches sehen kann.

Die Haremswächter erscheinen, und es ist Schlafenszeit; aber noch nicht für das Publikum, denn der zweite Act beginnt mit dem großen Bankett bei dem Kalifen von Bagdad, und hier ist schon ein Uebriges

Daran dachte er jetzt, und wie der Wassertod so gar nichts Unbehagliches oder Schreckliches habe. Heute war es freilich dunkel; kein Sonnenstrahl erhellte das Wasser, aber das erschien ihm um so besser; er sah da nichts mehr, was ihn an das freundliche Leben draußen gemahnt hätte, er konnte die Augen getrost schließen, um abzuwarten, bis jener geheimnißvolle Gesang näher und immer näher komme.

Schlafen, schlafen — Ruhe! flüsterte es drunten; und eine andere Stimme sagte etwas dazwischen, was ihm schrecklich war, aber doch wieder Trost verlieh. Er hatte nämlich den Blick einen Moment gegen den Himmel erhoben und bemerkte da einen klaren glänzenden Stern, der strahlend im blauen Lichte die Wolkenmasse durchbrechen zu wollen schien. Dabei hatte er plötzlich an sie gedacht, wie ein Blitz hatte ihr Bild seine ganze Seele erfüllt und darauf grauste es ihm eine Sekunde lang vor dem finsteren Wasser, um ihn gleich darauf wieder mächtiger hinzutreiben. Der Stern verschwand, das Licht in seinem Herzen erlosch, und es war dort wieder nächtlich finster. Er beugte sich abermals über das Wasser herab und sogleich begannen die Wellen wieder ihre beruhigende, verständliche Melodie; schlafen, schlafen — Ruhe, sangen einige, und andere, die vielleicht wußten, daß er ein paar Augenblicke vorher an das Mädchen gedacht, rauschten dazwischen und murmelten: sie wird dir folgen, — sie wird dir gewiß nachfolgen, — o, sie kommt auch noch zu dieser Stelle, und wenn sie vor uns zurückschaudert, so singen wir ihr alsdann gerade wie wir heute ein beruhigendes Wiegenlied, und wollen ihr getreulich erzählen, daß du voran gegangen und drüben auf sie warten werdest. — Gewiß, sie kommt, glaube uns, wir sind mitleidig und gut, und wir wollen ihre Seele rein waschen, daß sie es vermag, in herrlicher Klarheit vor dich hinzutreten. — —

Ach! jede Wasserfläche hat für ein tief betrübtes und zerbro-

chenes Herz etwas so unendlich Beruhigendes und zugleich Verführerisches. Es ist gefährlich, an stillen Wassern vorüber zu gehen, wenn Einem die Seele mit Kummer und Schmerz beladen ist; anfänglich beugt man sich ohne Absicht auf die Fluthen nieder, tiefer und immer tiefer, und kann den Blick nicht mehr wegwenden von der geheimnißvollen Fläche. Ist doch da unten ein ewiges Vergessen zu finden für Alles, was uns hier im Leben geängstigt und bedrückt.

Er, der einsam hier an der Barrière stand, hatte dieselben Gedanken, und sein Auge erweiterte sich, als er nun mit sich im Reinen war und so tief sinnend auf das dunkle Wasser sah. Er vermochte es nicht, den Blick abzuwenden, während er hastig die letzte Scheidewand überkletterte, die zwischen ihm und dem Tode stand. Erst, als er tief athmend sich jenseits derselben befand, brachte er es über sich, noch einen Blick rückwärts zu werfen auf die Stadt, deren Häuser still und finster da lagen. — —

— Doch wie er so um sich schaute, faßte er unwillkürlich wieder die Schranke hinter sich fester mit den Händen, denn mit einem unerklärlichen Entsetzen bemerkte er, nicht zwei Schritte von sich, in unbestimmten Umrissen eine Gestalt, die gerade so an der Barrière lehnte, wie er einen Augenblick vorher. Sie war in einen weiten dunkeln Mantel gewickelt und hatte entweder ein Ende desselben um den Kopf geschlungen oder ihn mit einer Kapuze verhüllt, denn man bemerkte weder Schultern noch Hals; das Ganze war nur eine unförmliche schwarze Masse, dir aber ein Gesicht hatte, denn Herr Veil sah deutlich zwei Augen glänzen, die ihn forschend zu betrachten schienen.

Daß sich seine Nerven in diesem Augenblick in höchster Aufregung befanden, wird uns Jeder glauben, und ebenso, daß er mehr als überrascht war, hier in der stillen Nacht in tiefer Einsamkeit wo er sich fern von jedem menschlichen Wesen glaubte, so plötzlich

und unverhofft beobachtet zu werden. Seine Seele war noch wenige Momente vorher trotz seines schrecklichen Vorhabens so ruhig gewesen, und jetzt fühlte er mit einem Male sein Herz heftiger schlagen; eine unerklärliche Furcht bemächtigte sich seiner, bannte ihn fest und zwang ihn sogar, fortwährend die beiden leuchtenden Augen zu betrachten, die ihn bewegungslos anstarrten.

Wußte die unheimliche Gestalt, was ihn hieher getrieben, hatte sie sein Inneres ergründet, — konnte es wohl ein menschliches Wesen sein, was so unbeweglich da lehnte, und, wie es schien, auf den Moment begierig war, wo er als Selbstmörder enden würde?

Er wich unwillkürlich einen Schritt auf die Seite, hielt aber das Geländer mit beiden Händen fest, und er vermochte es nicht, den Blick von dem Wesen neben ihm abzuwenden. Seine unerklärliche Angst vor dieser Gesellschaft vergrößerte sich immer mehr, und es ist unbegreiflich aber wahr: er, der einen Augenblick vorher den Tod gesucht, fürchtete sich jetzt, diesem Wesen den Rücken zu kehren, indem er dachte, es könnte vielleicht unvermuthet über ihn herfallen und ihn in den Kanal hinabstürzen.

Aber es blieb ruhig an seiner Stelle; nichts regte sich an ihm; nur blickten die gespenstigen Augen immer herüber.

Was sollte er thun? Er hatte sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut gemacht, doch wollte er endigen in stiller, verschwiegener Nacht, aber nicht indem er einen so sonderbaren Zuschauer hinter seinem Rücken lasse, der Gott weiß was beginnen möchte, sobald er in den Kanal gesprungen.

Und das konnte ihm am Ende doch gleichgültig sein! — — Aber es war ihm nicht gleichgültig; er hätte nicht ruhig sterben können bei dem Gedanken, diese seltsamen Augen würden jetzt nach ihm schauen, während er untersinke, und das Wesen selbst eine laute Lache aufschlagen, sobald ihn die Fluthen verschlungen.

Es trat eine peinliche Pauſe ein, während welcher die Augen immerfort herüber blickten und Herr Beil abermals einen halben Schritt auf die Seite wich.

Endlich machte die Geſtalt eine kleine Bewegung, ſie richtete ſich etwas in die Höhe, man bemerkte, wie ſie mit großer Ruhe unter dem Mantel die Arme über einander ſchlug. Dann ſprach ſie mit einer tiefen klangvollen Stimme ein einziges Wort, aber dies Wort an ſich unbedeutend, durchzuckte den Körper des Anderen auf eine ſehr unangenehme Art.

Die Geſtalt ſagte nämlich wie Jemand, der lange vergeblich gewartet, mit fragendem Tone: „Nun —?“

„Nun,“ wiederholte Herr Beil, indem er ſcheu auf die Seite blickte. — „Nun? — Was nun?“

„Ich meine, ob es bald vor ſich geht,“ erwiderte das ſeltſame Weſen; „ich habe jetzt ſchon lange genug darauf gewartet.“

„Und was ſoll vor ſich gehen?“ fragte ſchaudernd der Andere mit kleinlauter Stimme. „Ich glaube nicht, daß ich Jemand hierher gerufen, um zuzuſchauen, was hier vielleicht geſchehen könnte.“

„Gewiß nicht,“ ſagte die Geſtalt, „ich bin nicht mit Worten gerufen worden, aber es zog mich auf eigenthümliche Weiſe daher, und da ich nun einmal da bin, möchte ich nicht lange mehr vergeblich warten; die Sache könnte wohl vor ſich gehen, das Vorſpiel war lange genug.“

„Und wer biſt du?“ fragte Herr Beil mit geſteigertem Entſetzen, „daß es dir ein teufliſches Vergnügen macht, zuzuſchauen, wie ein unglücklicher Menſch, dem das Daſein zur Laſt wurde, ſeinem traurigen Leben ein Ende macht?“

„Wer ich bin, thut nichts zur Sache,“ entgegnete die Geſtalt, „vielleicht bin ich der Schutzengel der Selbſtmörder und habe die Macht, ihnen ein ſanftes Ende zu geben, vielleicht bin ich auch

ſonſt ein Weſen, das beſonderen Geſchmack an den Narrheiten der Menſchen findet.“

„An den Narrheiten der Menſchen!“ wiederholte der Andere; „kann man wohl eine That Narrheit nennen, deren Beweggründe man nicht kennt und begreift?“

„Jeder Selbſtmord iſt Narrheit und Feigheit,“ antwortete das Phantom, indem es ſich abermals behaglich an die Brüſtung lehnte. „Nur ein Narr und ein Feiger verläßt freiwillig dieſe Welt: der Erſtere, weil er ſeine Verhältniſſe Herr über ſich werden ließ, der Andere, weil er nicht den Muth hat, ein vielleicht trauriges Leben bis an ſein natürliches Ende zu tragen.“

„Ah! du fühlſt es nicht, wie ſchwer es iſt, von dem Licht der Sonne, von einem Daſein, ſelbſt dem ärmlichſten, Abſchied zu nehmen, ſonſt würdeſt du eine ſolche That nicht feige nennen.“

„Der Muth, der vor den Augen der gewöhnlichen Welt vielleicht dazu gehört, eine Piſtole vor ſeiner eigenen Stirne abzubrennen, oder in's Waſſer zu ſpringen, iſt kein wirklicher Muth; es iſt das mehr ein Ausbruch der Verzweiflung, unterſtützt von Nervenaufregungen, der ſo mit einem Schlage ein ganzes Leben hinter ſich wirft, weil der Selbſtmörder, wie ſchon geſagt, zu ſchwach war, um eine lange Reihe von traurigen Jahren zu durchleben.“

„Und du glaubſt, es ſei kein Fall denkbar, wo der Selbſtmord zu entſchuldigen ſei?“ meinte Herr Beil mit bitterem Lachen.

„Zu entſchuldigen nie,“ entgegnete die Geſtalt, „zu verzeihen nur in einem einzigen.“

„Und dieſer einzige Fall —?“

„Es iſt nicht der deinige.“

„Aber nenne ihn mir.“

„Du wirſt ihn vielleicht nicht einmal begreifen, ja du kannſt ihn unmöglich verſtehen.“

„Wer weiß! Nach den harten Worten, die du vorhin zu mir

gesprochen, möchte ich wohl wissen, unter welchen Bedingungen du den Selbstmord entschuldigen würdest."

„Nun meinetwegen," sagte die Gestalt, indem sie sich wieder etwas empor richtete; „man solle einem Sterbenden keine Bitte abschlagen, und da du ein solcher bist, so will ich dir meine Ansicht mittheilen. — Das Verbrechen, von dem wir eben sprachen, könnte ich, wie gesagt, nur in einem einzigen Falle entschuldigen. Das wäre nämlich, wenn ein Selbstmörder wieder in's Leben zurückgerufen würde und er dann von Neuem Hand an sich legte, um so dem Schlimmsten, was einen Menschen treffen kann, dem allgemeinen Hohne, der allgemeinen und verdienten Verachtung zu entgehen."

„Dem Hohne und der Verachtung!" versetzte der Andere, und seine Zähne klapperten auf einander. — „Aber nein, nein!" rief er nach einer Pause leidenschaftlich, „ich weiß, wer du bist, du bist der Teufel! du willst mich von meinem Glücke zurückhalten, um die Lust zu haben, mich noch Jahre lang quälen zu können."

Nach diesen Worten lachte das Phantom laut auf, aber es war ein gellendes, unheimliches Gelächter. — „Nein, nein," sagte es, „ich bin nicht der Teufel, — vielleicht mit ihm verwandt; die trüben Leidenschaften, die sich deines Gehirns bemeistert haben, lassen dich völlig unklar denken; wenn ich der Teufel nach eurer Begriffen wäre, so müßte ich an deinem Schritt meine Freude haben, denn deine Seele wäre mir gewiß und ich bekäme sie bald. Aber beruhige dich: für euch Selbstmörder gibt es weder Teufel noch Engel, weder Belohnung noch Strafe, und das ist gerade eure Strafe; mit dem Sprung in's Wasser laßt ihr all' eure Hoffnung hinter euch, diesseits könnt ihr nicht mehr Buße thun, um ein ewiges Leben, an das wir ja Alle glauben wollen, zu erringen. Denn ein ewiges Leben, wenn auch voll Noth und Qual, aber doch

einem Schimmer von Hoffnung, ist nicht für euch: ihr habt das Anrecht daran freiwillig weggeworfen."

„Ah!" machte der Andere, „das ist eine seltsame Ansicht. Ich hoffe sehr auf eine bessere Zukunft."

„Aber vergeblich; was du diesseits verachtungsvoll wegwirfst, wird man dir nicht jenseits entgegen bringen. — Aber nun lass' uns den unnützen Wortstreit enden. Mache dein Geschäft ab; ich möchte gern nach Hause."

„So geh' deiner Wege!" rief Herr Beil mit schmerzlichem Tone. „O, wärst du nie gekommen, um mich zu belauschen, Alles wäre nun vorüber, während so —"

„Dein Entschluß wankend geworden ist?" fragte die Gestalt.

„Deine Augen, die so starr auf mich geheftet sind, beunruhigen mich. Ich glaube, während ich in's Wasser spränge, würden sie schrecklich, entsetzlich immer näher auf mich eindringen."

„Da hast du Recht; das wird auch der Fall sein, denn ich habe mir einmal fest vorgenommen, deinem Ende beizuwohnen, ich interessire mich dafür und werde nicht von der Stelle weichen."

„Das will ich erwarten," sprach Herr Beil zähneklappernd, indem er sich an das Geländer lehnte, und, wie es vorhin die Gestalt gemacht, ebenfalls seine Arme, die aber heftig zitterten, über einander schlug.

Es entstand eine längere Pause; endlich sagte der im Mantel mit einem Anflug von Heiterkeit in seiner Stimme: „mir scheint, wir haben hier Beide vor, eine seltsame Soirée zu begehen. Du bist der Wirth, ich bin zur Komödie eingeladen oder meinetwegen auch unberufen erschienen. Nehmen wir also an, ich sei der Gast, so finde ich es doch nicht mehr als billig, daß du für meine Unterhaltung Sorge trägst. Und dazu will ich dir ein gutes Mittel vorschlagen: erzähle mir deine Geschichte so kurz oder so lang du willst, erzähle mir vor allen Dingen, was dich hieher getrieben,

und ich will dir nachher meine offenherzige Meinung ſagen, wie groß deine Narrheit eigentlich iſt."

„Und wenn du meine Narrheit, wie du es nennſt, alsdann nicht übermäßig groß findeſt," entgegnete Herr Beil, „willſt du dann ruhig deiner Wege gehen und mich meinem Schickſal überlaſſen?"

„Das iſt eine Bedingung," verſetzte nun wirklich lachend das Geſpenſt, „und wenn ich ſie eingehe, ſo kann ich das nur thun, indem ich dir ebenfalls eine ſtelle."

„So laß hören!"

„Wenn ich zugebe, daß deine Narrheit klein iſt, ſo will ich mir alſo das Vergnügen verſagen, dich in den Kanal ſpringen zu ſehen; iſt aber deine Narrheit groß, ſo ſchiebſt du dein Vorhaben auf, bis — wir uns wieder geſehen."

„Es gilt," ſprach Herr Beil nach längerem Ueberlegen.

Und darauf wandte er ſich, obwohl zögernd, gegen die ſonderbare Geſtalt, die wieder unbeweglich wie vorher an dem Geländer lehnte, und erzählte mit geflügelten Worten ſeinen traurigen Lebenslauf, wie er ſchon als Kind mit ſeiner ſchwächlichen, halbverwachſenen Geſtalt der Spielball aller Launen ſeiner Kameraden geweſen, wie ſeine Eltern ihn nicht geliebt, ſondern den andern Geſchwiſtern zurückgeſetzt, und wie bei all' den Kränkungen, die er erduldet, das Schlimmſte geweſen ſei, daß er ein weiches, fühlendes Herz erhalten, das alle Menſchen mit inniger Liebe umfaßt, und das nun doppelt ſchmerzlich empfunden, wie man ihn überall zurückgeſtoßen. — Seine Leiden vermehrten ſich mit den Jahren, man brachte ihn mit großer Mühe als Lehrling unter, und als er ausgelernt hatte, fand ſich lange keine Stelle für ihn, er mußte Jahre lang in ſeinem Geſchäfte die niedrigſten Arbeiten verſehen, und als er endlich die Stelle erhielt, in der wir ihn kennen gelernt, mußte er ſich mit einem Gehalt begnügen, der zu wenig zum Leben, zu viel zum

Sterben war; er mußte dabei alle Launen des Prinzipals ertragen und er that das wohlgemuth, bis jene beiden Kinder in das Haus kamen, bis ihm Marie erschien, bis sein Herz durch die Liebe zu ihr so namenlos unglücklich wurde.

Als er in seiner Erzählung an diese letzte Zeit seines Lebens kam, zitterte seine Stimme und die Thränen tropften ihm langsam aus den Augen. Er schilderte mit glühenden Farben seine Liebe zu dem Mädchen und die thörichten Hoffnungen, die er genährt, — Hoffnungen, die er aber gern unterdrückt hätte, wenn sie glücklich geworden wäre. Nun aber kamen jene Vorfälle, und davon sprach er dem Phantome gegenüber mit fieberhafter Hast; es drängte ihn, über diese schreckliche Stunden hinüber zu kommen: er erzählte von dem vergangenen Abend, von seiner Unterredung mit ihr, von seinem festen Entschlusse, das Leben endigen zu wollen, von seinem Gange durch die dunkeln Straßen, von seiner Ankunft hier am Kanale und sogar von der Melodie, die ihm das Wasser vorgesungen, von dem alten Wiegenliede — schlafen — schlafen — Ruhe. —

„Und nun bin ich fertig," sagte er, als er geendet; „aber die Ruhe, mit der ich hieher ging, ist aus meinem Herzen verschwunden. Ich war nicht mehr unglücklich jetzt bin ich es wieder, o namenlos, namenlos unglücklich! — Und nun sprecht nach eurer Ueberzeugung, bin ich thöricht oder bin ich es nicht?"

Bei diesen letzten Worten schlug er die Hände vor's Gesicht und beugte den Kopf tief hinab auf das Geländer.

Einige Augenblicke hörte er nichts als das Rauschen des Wassers, dann aber vernahm er die Stimme des seltsamen Wesens neben ihm; und diese Stimme, bis jetzt hart und scharf, klang nun weich und milde. „Ich habe deine Geschichte angehört," sagte es „und muß gestehen, daß allerdings viel Unglück darin vorkommt, aber nicht genug, daß ich dir, wie wir bedungen, mit einem Worte die Erlaubniß geben dürfte, dein Leben zu endigen. Denk daran, was du mir ver-

ſprochen, lebe, bis wir uns wieder ſehen, und glaube mir, wir ſehen uns bald wieder. Sei auch verſichert, daß du meinem Blicke nicht entgehſt, und wenn du je dein gegebenes Wort brechen wollteſt und doch zum Selbſtmörder werden, ſo ſchaue vorher auf die Seite, du wirſt meine Augen auf dich gerichtet finden, dich warnend und zurückziehend, wie ich es in dieſer Stunde gethan. — Und nun lebe, und lebe ſo gut du kannſt." —

Damit ſchwieg die Stimme, und als ſich der junge Mann ein paar Minuten nachher empor richtete, um einige Worte zu entgegnen, bemerkte er zu ſeinem größten Entſetzen, daß die Geſtalt neben ihm verſchwunden und nirgends mehr zu ſehen war. Und doch hatte er weder einen Tritt noch das Rauſchen des Mantels vernommen. Er war wieder ganz allein in der Nacht, Alles um ihn her in tiefe Finſterniß gehüllt, nur der Himmel über ihm ſah etwas lichter aus, und der glänzende Stern mit dem bläulichen Lichte ſtrahlte in heller Pracht auf ihn hernieder.

Zu gleicher Zeit ſchlugen die Kirchenglocken klar und deutlich ein Uhr nach Mitternacht.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Spaziergänge des Herrn Sträuber.

Noch in der letzten Hälfte der Nacht, von der wir im vorigen Kapitel erzählten, änderte ſich das Wetter; der Wind war nach Oſten herumgeſprungen, hatte die trüben Wolken vor ſich hergejagt

und Alles frisch und blank gefegt für eine blitzende Wintersonne, die wenn auch in diesem Monat spät, doch klar und freundlich aufging. — Wie sah in ihrem Lichte Alles so ganz anders aus, als gestern im Schatten der Nacht! Da war der Kanal, da die Barrièren, an welchen Herr Beil jene Gestalt gesehen, die ihn glücklicher Weise von seinem traurigen Vorhaben abgebracht; aber heute Morgen hatte das Alles durchaus nichts Unheimliches, und wenn jetzt auch noch so viele Wesen in schwarzen Mänteln und mit noch blitzenderen Augen dort gelehnt hätten, es würde sich Niemand weiter um sie bekümmert haben.

Auf dem Wasser des Kanals lag ein heller, freundlicher Schein; seine Ufer hatten sich mit Reif bedeckt, auf welchem die Sonnenstrahlen zahllose Brillanten hervorzauberten. Die kahlen Aeste der Bäume waren auf einer Seite wie vergoldet, während die andere eine bläulich unbestimmte Farbe hatte. Auch die Barrière war hell angestrahlt und warf einen koketten Schatten auf den Weg, der an ihr vorüber führte. Die einzelnen Häuser, die in der gestrigen Nacht so sehr entfernt zu stehen schienen, — denn man sah durch Dunkelheit und Nebel kaum ihre Umrisse, — waren jetzt im hellen Lichte näher gekommen und standen frisch und wohlgemuth da mit ihren glänzenden Fensterscheiben, mit den spitzen rothen Dächern, die wie eine Morgenmütze aussahen, und an deren Spitze der hellblaue Rauch empor wirbelte, — eine lustig aufgesteckte Feder.

Auch an mannigfaltiger Staffage fehlte es nicht: kleine Buben sprangen sich scheu umsehend und eilfertig dem Wasser zu, um nachzuschauen, ob nicht bald für eine solide Eisdecke Hoffnung sei; Hunde aller Racen machten ihren Morgenspaziergang und trieben sich namentlich in der Nähe der Barrière herum, an der sie jeden Pfuhl beschnüffelten und hierauf zarte Erinnerungszeichen zurückließen; Weiber mit großen Körben voll Wäsche auf dem Kopfe drängten sich an die Treppen, die zum Kanal hinab führten, und

hatten einander, ehe sie ihre Arbeit begannen, wichtige Begebenheiten mitzutheilen. Von draußen herein kamen Bäuerinnen und brachten Eier und Butter auf den Markt, sie hatten meistens schon einen weiten Weg zurückgelegt, sahen etwas übernächtig und verschlafen aus, und wenn sie zuweilen tief aufathmend einen Augenblick stehen blieben so kam der Hauch aus ihrem Munde wie eine blaue Wolke hervor. — Das ging aber Alles an einander vorüber und Keines bekümmerte sich viel um die Begegnenden; die Buben liefen in das Haus zurück oder auf ihre Spielplätze, die Hunde suchten den warmen Ofen wieder auf und die Wäscherinnen begannen, immerfort plaudernd, ihr Geschäft.

So mochte es vielleicht neun Uhr geworden sein, als von draußen herein gegen die Stadt zwei Leute kamen, die in eifrigem Gespräch neben einander gingen. Es war ein Mann und eine Frau, Letztere in der Tracht der Bauernweiber, und, daß wir es dem geneigten Leser nur gestehen, Beide gehören bereits zu unserer Bekanntschaft: sie war jene Bauersfrau, welche wir bei Madame Becker gesehen, wo sie der unglücklichen Nähterin den Tod ihres Kindes angezeigt; und wenn wir von dem Manne, der neben ihr ging, sagen, daß er trotz der Kälte des Morgens einen ziemlich dünnen, abgeschabten schwarzen Frack trug, hohe, etwas gelbe Hemdkragen hatte, dazu einen fuchsigen Hut, und daß er mit großem Anstande daher schritt, so wird Niemand mehr im Zweifel sein, daß es der sehr ehrenwerthe Herr Sträuber war, den wir in jener Nacht im Fuchsbau kennen zu lernen das Vergnügen hatten.

Herr Sträuber trug heute zur Vervollständigung seiner Toilette graue baumwollene Handschuhe, auch dampfte in seinem Munde eine Cigarre. Er ging mit großer Würde neben der Frau her, und wenn er so zuweilen im Gespräche steif und wichtig mit dem Kopfe nickte, so gab er sich das Ansehen eines vornehmen Herrn, der zufällig mit einer ganz geringen Person spazieren geht und

sich vorgenommen hat, dabei sehr herablassend zu thun. Zuweilen blieb er auch stehen, stemmte beide Arme in die Seite und hob seine Nase gewaltig hoch empor, und dann stellte sich die Frau vor ihn hin, sprach eifrig mit ihm, und je ärger sie mit den Händen gestikulirte, desto ruhiger und würdevoller sah er auf sie herab; dann erfolgte ein abermaliges ernstes Kopfnicken und sie zogen weiter.

Als sie so an die Barrière kamen, wo gestern Nacht der Herr Beil gestanden und wo jetzt die Wäscherinnen lachten und plätscherten, versuchte es Herr Sträuber, einen großen Bogen zu machen, um nicht zu nah bei diesen Damen vorbei zu müssen. Die Bauersfrau achtete aber nicht darauf, daß sie in diesem Augenblicke besonders lebhaft erzählte, sondern sie ging so hart an der Schranke vorbei, daß sie im Eifer ihres Vortrags zuweilen ihre Hand auf dieselbe legte und den darauf gefallenen Reifen herab wischte, daß er sprühend auf die Erde fiel.

„Bst! bst!" machte eines der Waschweiber, als die Beiden näher kamen, mit leiser Stimme zu den andern, „schaut euch den an, der da kommt, das ist ein Seelenverkäufer, ein Sklavenhändler."

„Ei der Tausend!" meinte eine Andere, die sehr stämmig aussah, „sollen wir ihn nicht ein wenig unter die schmutzige Wäsche tauchen und sauber waschen?"

„Das wäre vergebliche Mühe," entgegnete die Erste; „wenn man den hundert Jahre in den Kanal versenkte, so käm' er doch wieder schwarz wie eine Kohle an Leib und Seele heraus."

Die Bauersfrau, die diese Worte gehört, ging absichtlich langsam und zuckte verächtlich mit den Achseln. Ihr Begleiter dagegen machte einige lange Schritte, eilte ihr voraus, und als sie ihn in kurzer Zeit darauf wieder eingeholt, spuckte er ingrimmig aus und sagte: „diese Bestien!"

„Es weiß aber auch der Teufel," meinte die Bauersfrau, „woher es kommt, daß Ihr in ein so schlechtes Renommée gerathen seid und daß Euch alle Welt kennt wie einen bunten Hund."

„Ich weiß es wohl," entgegnete er mit zorniger Stimme; „ich kann mich nun einmal mit dem Pack nicht gemein machen; es ist eine Leidenschaft von mir, auf mein Aeußeres was zu halten. Ginge ich in einer schmierigen Jacke einher wie die Anderen, so wäre es freilich besser; aber dazu kann ich mich nun eben nicht entschließen."

„Ja, ja," erwiderte die Bauersfrau, indem sie ihn lächelnd von der Seite ansah, „Euer Aeußeres ist schon von dem unsrigen verschieden; aber ich möchte aus Eitelkeit nicht so frieren wie Ihr."

Herr Sträuber zuckte mit den Achseln, während er entgegnete: „das versteht Ihr nicht. Leider Gottes! kann ich wohl sagen, bin ich auf einer anderen Stufe als Ihr geboren, und kann das nun einmal nicht verläugnen. Und dann glaubt mir auch, es ist für uns Alle besser, daß auch Jemand, wie ich bin, da ist, mit dem honnette Leute ein vertrauliches Wort sprechen können." — Bei diesen Worten strich er sanft seinen Hemdkragen, zupfte darauf an den Handschuhen und drückte den Hut etwas näher an's rechte Ohr, ehe er fortfuhr: „deßhalb halte ich es auch für Pflicht, etwas auf meine Reputation zu sehen, und darum wäre besser, Frau Bilz, wenn wir uns hier, wo die Straßen anfangen, für kurze Zeit trennten; in einer kleinen halben Stunde komme ich zu Meister Schwemmer und da sehen wir uns wieder."

„Mir ist das auch schon recht," sprach die Frau lachend; „aber haltet Euch nicht zu lange bei Euren vornehmen Bekanntschaften auf und kommt pünktlich."

Herr Sträuber nickte statt aller Antwort mit dem Kopfe, steckte die rechte Hand unter den zugeknöpften Frack und lenkte mit erho-

benem Kopfe in eine der breiteren Straßen ein, die hier anfingen; die Frau dagegen verlor ſich in eine Seitengaſſe.

Er ſchritt mit ruhiger Behaglichkeit weiter, ſchaute rechts und links an die Häuſer, blieb hier vor einem Laden ſtehen, betrachtete dort einen Augenblick die Leute, welche in's Kaffeehaus gingen oder heraus kamen, und gewann darauf immer wieder die Mitte der Straße, namentlich wo andere Gaſſen ſeinen Weg kreuzten. Da blieb er auch wohl einen Augenblick ſtehen, ſah ſich forſchend nach allen Seiten um und veränderte hierauf nicht ſelten ſeine Richtung.

So that er auch jetzt wieder und ſchoß mit großer Geſchwindigkeit in eine Seitenſtraße, wobei er den Blick nicht von einer Stelle auf dem Pflaſter verwandte. Als er ſie erreicht, ſchaute er um ſich her, bückte ſich und griff etwas vom Boden auf, das er hierauf lächelnd in ſeine Taſche ſteckte. Es war ein kleines Portemonnai, das Jemand da verloren haben mußte. Und ſo war es auch, denn kaum hatte Herr Sträuber einige Schritte weiter gethan, ſo ſtürzte aus einem Hauſe ein junges Mädchen heraus, die ſich überall auf dem Boden umſah, und dann auch den im ſchwarzen Frack im Vorübergehen fragte, ob er nicht Etwas gefunden, worauf dieſer begreiflicher Weiſe die Achſeln zuckte und bedauernd verneinte.

„Das iſt kein ſchlechter Anfang," ſprach er zu ſich ſelber, als er wieder in eine belebtere Straße eingebogen war, „und da uns der Zufall ſo günſtig iſt, ſo könnte auch am Ende mit leichter Handarbeit Etwas zu verdienen ſein."

So denkend, ſtellte ſich Herr Sträuber wenige Augenblicke nachher vor einen großen Bilderladen, vor dem ſich ſchon eine Menge Perſonen befanden, und ſchien ſich angelegentlich die Kupferſtiche und Lithographien zu betrachten, in Wahrheit aber erforſchte er genau die Phyſiognomien ſeiner Nachbarſchaft, und mochte endlich ſeinen Mann gefunden haben, denn er ſchob ſich leiſe hinter

einen jungen Herrn, der eine junge Dame am Arm hatte und eifrig bemüht war, derselben die Schönheit irgend eines großen Blattes zu erklären. Die Dame trug einen mit Pelz besetzten Sammetmantel und einen grauen Muff, aus welchem ein zierlich gesticktes Sacktuch hervor sah.

Herr Sträuber, der voll Enthusiasmus für eine büßende Magdalena zu sein schien, die sich in Kupferstich ebenfalls an dem Fenster befand, drängte sich, dabei sehr um Entschuldigung bittend, zwischen die junge Dame und einen dicken Herrn, der auf der anderen Seite stand, worauf denn auch geschah, was er sich gedacht: die Dame in ihrer Artigkeit, wahrscheinlich befürchtend, mit ihrem vorgehaltenen Muff zu viel Platz für sich wegzunehmen, zog die rechte Hand heraus und nahm ihn leicht in die linke, worauf sich Herr Sträuber augenblicklich tief herabbückte, um am Kupferstich der büßenden Magdalene den Namen des Künstlers, der das Blatt gestochen, lesen zu können, zu gleicher Zeit aber auch, um durch einen unbemerkbaren Ruck das reichgestickte Taschentuch an sich zu bringen, worauf er nichts Eiligeres zu thun hatte, als, sich zurückziehend, dem Gedränge zu entschlüpfen und mit möglichster Schnelligkeit in einen benachbarten Laden zu treten, wo er sich von dem gefundenen Gelde eine neue Cigarre kaufte.

Er zündete diese mit äußerster Langsamkeit an, dann fragte er nach dem Preise verschiedener Artikel, ließ sich auch einige Sorten feinen Taback vorlegen, sprach über dies und das mit dem einfältig aussehenden Ladendiener, und als er, fast eine Viertelstunde nachher, den Laden verließ und wieder auf die Straße trat, — er hatte natürlicher Weise vorher auf's Sorgfältigste nach dem Bilderladen hinüber gespäht, — fand er zu seinem größten Erstaunen, daß sich ein ganzes Paket Cigarren zufällig unter die Schöße seines Fracks verirrt hatte und nun freiwillig mitgegangen war. Er hielt

aber die Sache für zu geringfügig, um deßhalb nochmals in den Laden zurückzukehren.

Hierauf verließ Herr Sträuber die Hauptstraßen und wandte sich den stilleren und entlegenern Stadtvierteln zu. Er schritt gedankenvoll durch eine enge Gasse, die auf einen freien Platz mündete, wo sich eine Kirche befand. Es war dies ein altes Gebäude mit dicken Strebepfeilern, zwischen denen man kleine Kramladen eingebaut hatte. Die Kirche stieß mit dem Chor an ein altes Kloster, das den Platz absperrte, und in welchem sich nur ein langer und finsterer Thorweg befand, der die einzige Verbindung zwischen hier und den hinten liegenden Straßen war. Diesem Eingange schlenderte Herr Sträuber zu, mit außerordentlich langsamen Schritten und zwar so langsam, daß er ein kleines Mädchen von acht bis zehn Jahren, welches mit einem Körbchen in der Hand vor ihm ging, nicht einmal überholte, doch blieb er dicht hinter ihr und betrat fast zu gleicher Zeit mit der Kleinen das einsame halbdunkle Gewölbe. Dann blickte er scharf ausspähend vorwärts und rückwärts, und als er kein menschliches Wesen weder auf dem Platze noch in der anderen Straße gewahrte, hatte er mit einem Schritt das Mädchen erreicht, faßte sie mit raschem Griff fest an ihrem Hals und sagte: „sobald du schreist, bring' ich dich um!" — Das arme Geschöpf war wie vom Schlage gerührt, und wenn sich auch ihr Mund krampfhaft öffnete, so brachte sie doch keinen Laut hervor, fing aber an leise zu weinen, als er sie nun bis in die Mitte des Thorwegs schleppte, ihr dort mit großer Geschicklichkeit die kleinen goldenen Ohrringe entriß, und dann, ihr nochmals mit der Faust drohend, in raschen Sprüngen entschwand. Hinter dem Gewölbe bog er rechts in eine kleine Gasse, dann links in eine andere, und beeilte sich soviel als möglich, in ein anderes Stadtviertel zu kommen, was ihm auch nach einer kleinen Viertelstunde ungefährdet gelang.

Hier ging er langsamer, zog ruhig seinen Frack in die Taille herab, der ihm bei dem raschen Laufe etwas in die Höhe gerutscht war, richtete auch seine Vatermörder auf und schob den Hut wieder auf die Mitte des Kopfes. Als dies geschehen, betrachtete er die Straße, wo er sich befand, und schlug dann eine neue Richtung ein, die ihn bald in die Nähe des Fuchsbaues brachte. Doch ging er hier vorüber, durchschnitt noch einige kleine Gäßchen und kam so in die Nähe der alten Stadtmauer, wo die Häuser lichter wurden und hie und da kleine Gärten zwischen ihnen zerstreut lagen. Auf einen der letzteren schritt er zu; dieser war mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben und hatte ein kleines Thor, das nur angelehnt war. Er öffnete es, ging zwischen den kahlen Gartenbeeten einem kleinen und baufällig aussehenden Hause zu, welches eigentlich das Ansehen hatte, als sei es unbewohnt und werde nur von dem Gartenbesitzer als Scheune benutzt. Die Fundamente dieses Hauses mußten auf einer Seite gewichen sein, denn es stand vollständig schief und sah deßwegen sowie auch, weil sämmtliche Fensterladen verschlossen waren, recht trostlos aus. Wenn man es betrachtete, so drängte sich Einem unwillkürlich die Idee auf, es habe sich dort einmal ein Selbstmörder aufgeknüpft, und sei da lange, lange Jahre vergessen hängen geblieben.

Dies Haus wurde in seinen unteren Theilen auch nur zum Aufbewahren von Stroh und alten Geräthschaften benützt, oben schien nur noch ein einziges Zimmer praktikabel zu sein, und das war die Wohnung unseres Bekannten, des Theaterschneider-Gehülfen Schellinger. Von der Treppe existirten nur noch einige halbmorsche Balken und Bretter, die in ihrer traurigen Gestalt nur undeutlich anzeigten, wo es für einen Wagehals möglich sei, hinauf zu steigen.

Herr Sträuber öffnete dieses Haus, trat hinein und schloß die Thüre wieder sorgfältig hinter sich zu, dann schritt er durch den

öden Gang und zu einer hinteren Thüre wieder hinaus auf einen kleinen Hof, an deſſen Ende ſich ein anderes und beſſer erhaltenes Gebäude befand.

Augenſcheinlich bildete das verlaſſene Haus vorn eine Art von Schutz und Schirm für das hintere, denn dieſes, in einem Winkel der Stadtmauer gelegen, und vorne gedeckt, verbarg ſich ſo vollkommen vor den Blicken aller Unberufenen.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Hehlerei.

Nachdem Herr Sträuber durch den Hof geſchritten war, klopfte er leiſe an die Thüre des anderen Hauſes; dieſe wurde augenblicklich geöffnet und er trat in einen Gang und von da in ein Zimmer, in welchem eine ſehr unangenehme warme Atmoſphäre herrſchte. Der Ofen ſchien übermäßig geheizt zu ſein, und es roch hier nach kleinen Kindern, mit deren Reinlichkeit man es nicht gerade ſehr genau zu nehmen pflegt.

Frau Bilz ſaß am Fenſter, ſie hatte ihren Kopf in die Hand geſtützt und ſprach mit einem Manne, der neben dem Ofen in einem alten ledernen ſchmutzigen Lehnſeſſel ruhte. Dieſer Mann war nicht über vierzig Jahre, ſah aber aus wie ein kranker Sechziger; er war angethan mit einem dunkeln Schlafrock von nicht mehr zu erkennender Farbe, und ſeine Füße, die in dicken Filzſchuhen ſtaken, lagen über einander auf einem kleinen Fußſchemel;

auf seinen Knieen hatte er ein rothkarrirtes Schnupftuch ausgebreitet, mit dem er sich häufig die Nase putzte und das er oft vor seinen Mund hielt, wenn er nämlich anfing zu husten, was alle Augenblicke geschah. Es war ein schlimmer Husten, der ihn sehr zu plagen schien; er brachte ihn ganz außer Athem und röthete dann auf Sekunden seine tief eingefallenen bleichen Wangen.

Auf diesen Mann ging Herr Sträuber zu, reichte ihm nachlässig seine Hand und begrüßte ihn, wobei er aber seinen Hut auf dem Kopfe behielt. Jener dagegen nickte ihm lächelnd zu und nahm dann eine Schnupftabacksdose, die neben ihm auf dem Tische stand, öffnete sie und bot dem eben Eingetretenen eine Prise. Herr Sträuber nahm einige Körner und that nur so, als schnupfe er, indem er seine Finger leicht hinauf an die Nase warf, in Wahrheit aber ließ er den Taback auf den Boden fallen und schnüffelte dazu auf eine unangenehme Art.

„Aber es ist hier verdammt heiß," sagte er hierauf, während er sich auf einen Sitz am Fenster niederließ, seinen Hut abnahm und mit dem bewußten feinen Spitzentuch, das er aus der Brusttasche gezogen, seine Stirne abtrocknete.

Die Frau neben ihm sah diese Bewegung, und da sie wohl wissen mochte, welcher Art Taschentücher sich der Herr Sträuber gewöhnlich zu bedienen pflegte, so lächelte sie verschmitzt und streckte die Hand nach dem kostbaren Spitzengewebe aus, indem sie sagte: „was soll der Lappen kosten?"

„Ich habe Euch den Lappen noch gar nicht angeboten," entgegnete der Andere, während er Miene machte, das Tuch wieder in seine Brusttasche zu stecken. „Ihr seid ein furchtbar rohes und habgieriges Weib, Frau Bilz; aber ich will Euch verzeihen, da Ihr nicht eine Spur von Bildung genossen habt, sonst müßte offenbar dies zudringliche Fragen nach Sachen, die Euch durchaus nicht angehen, mit einem stolzen Stillschweigen beantwortet werden."

geſchehen, in rother, gelber und grüner Farbe, namentlich aber in weiten Pantalons und fürchterlichen Bärten. Unglücklicher Hüon! Dieſen Wüthrichen die ſchöne Rezia aus den Klauen zu ziehen! Mir bangt vor deinem Schickſal! Aber es geht Alles beſſer ab, als ich gedacht. Hüon erſticht den Babekan, welcher maleriſch an den Stufen des Thrones niederſtürzt, die Türken verwundern ſich ungeheuer, der Souffleur klingelt in der höchſten Noth Hüons, die Decoration verwandelt und wir ſehen die Ufer des Meeres, wo mehrere Fregatten parat liegen.

An Bord denn, an Bord, da der Himmel rein,
Und günſtig weht der Wind.

Verwandlung. Fürchterliche braune Hölle. Puck und die Geiſter erſcheinen.

Puck, Puck, mein alter Freund, wer hätte gedacht, daß wir uns ſo wiederſehen, ich auf dem königlichen Kronleuchter abhängig vom Theater, du in fleiſchfarbenen Trikots und in einem weißen Röckchen. Der Anblick von Puck hat mir eigentlich leid gethan, Herr Redacteur, denn ſie hätten unſern Puck kennen ſollen, dieſen neckiſchen Geſellen. Puck ruft die Geiſter herbei und die Geiſter kommen. Es ſind aber eigentlich nur die Elfen von früher, mit grauen und braunen Ueberwürfen verſehen. Die Köpfe ſind dieſelben und auch die Schnurr-, Backen- und Knebelbärte. Doch das kann man ſich für einen böſen Geiſt noch eher gefallen laſſen. Neue Verwandlung.

Ocean, du Ungeheuer!

Da liegt es vor mir, das unendliche Meer, und die ſteifleinenen Wogen tanzen auf und ab. Unabſehbar breitet es ſich aus bis an den Hintergrund, auf dem analog der ſchwarzen Sturmnacht leichte weiße Frühlingswölkchen gemalt ſind. Der Sturm beginnt. Dumpf rollt die Donnermaſchine. Blitze leuchten aus der letzten Couliſſe und zeigen deutlich, wo in undenklichen Zeiten die hintergründliche Leinwand zuſammengenäht wurde. Der Windkaſten pfeift und der Maſchiniſt und alle Elemente ſind losgelaſſen.

Inzwiſchen bricht mit fürchterlichem Sauſen
Ein unerhörter Sturm von allen Seiten los;
Des Erdballs Are kracht, der Wolken ſchwarzer Schooß
Gießt Feuerſtröme aus, das Meer beginnt zu brauſen,
Die Wogen thürmten ſich wie Berge ſchäumend auf,
Die Pinke ſchwankt und treibt in ungewiſſem Lauf,
Der Bootsmann ſchreit umſonſt in ſturmbetäubte Ohren,
Laut heult's durch's ganze Schiff: weh uns, wir ſind verloren!

Im Uebrigen kostet das Tuch zwei Gulden, nicht einen Kreuzer weniger."

„Zwei Gulden!" lachte die Frau mit geringschätzender Miene, erfaßte aber eifrig einen Zipfel des fraglichen Gegenstandes, um ihn näher zu betrachten.

„Halt da!" sprach Herr Sträuber mit großer Gelassenheit, „zwei Gulden und dann das Tuch."

„Aber ich darf es doch vorher ansehen?"

„Nicht die Idee einer Tertie vorher; das Tuch hat zehnmal so viel wirklichen Werth. — Dann kommt es auch," setzte er seufzend hinzu, „von einer schönen Herzogin, die —"

Der Mann am Ofen wollte laut hinaus lachen, brachte es aber nur zu einem gräßlichen Hustenanfall.

Worauf sich der Andere geringschätzend nach ihm umwandte und verächtlich die Achseln zuckte.

„Nun, ich will Euch was sagen," meinte Frau Bilz, „für das Tuch gebe ich Euch einen Gulden, und lege noch dreißig Kreuzer darauf für das Andenken an die schöne Herzogin. — Hier ist klingendes Geld, nehmt es, denn ich weiß, daß Ihr sehr auf dem Trockenen seid."

„Da irrt Ihr Euch," entgegnete gelassen Herr Sträuber und zog das gefundene Portemonnai heraus. „Seht her, wie ich bei Kasse bin, — das Honorar eines Clienten, für den ich einen schwierigen Prozeß gewonnen; es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als die ersten Advokaten des Gerichtshofs total hinter das Licht zu führen. — Ich that es."

„O weh! er hat Geld," rief die Frau; „da kostet mich das dumpige Tuch zwei Gulden."

„Und vierundzwanzig Kreuzer," sagte gravitätisch Herr Sträuber; „sein Werth steigt mit jedem Zaudern."

„Nun denn, in's Teufels Namen, gebt her!" versetzte ärgerlich

das Weib, warf einen Fünffrankenthaler auf den Tiſch und zog dann das Tuch haſtig an ſich. — „Das ſind vier Kreuzer weniger, das hält uns an einander.“

Bei dieſen Worten breitete ſie das Tuch gegen das Licht aus, und als ſie ſah, daß es vollkommen unverſehrt war, ſteckte ſie es ſchmunzelnd ein.

„Braucht Ihr auch Ohrringe?“ fragte Herr Sträuber nach einer kleinen Pauſe, während welcher er aus ſeiner Cigarre mächtige Züge gethan. — „Faſt neue goldene Ohrringe.“

„Auch von einer Herzogin?“

„Nein, Herzoginnen tragen nur Brillanten. Doch wie ſollte Ihr das wiſſen? Dieſe Ohrringe ließ ich für ein Pathchen von mir machen, ſie waren aber etwas zu groß ausgefallen, und nun will der Spitzbub von Juwelier ſie nur für den Goldwerth zurücknehmen. — Da ſind ſie.“

„Ei!“ rief der Mann am Ofen, „Goldſachen! — Das iſt mein Geſchäft; laßt die Finger davon, Frau Bilz, und begnügt Euch mit Euren Lumpen. — Gebt mir die Ohrringe einmal her.“

„Hier ſind ſie,“ ſagte die Frau; worauf ſie dem Meiſter Schwemmer die Ringe gab. „Aber Euer Pathchen,“ wandte ſie ſich hierauf an Herrn Sträuber, „muß ein recht ungewaſchenes Ding ſein: von einmaligem Anprobiren ſind die Ohrringe ſchon ganz angelaufen! — Da iſt auch ein Blutflecken.“

„Laßt mich aus mit Euren Dummheiten!“ ſchnaußte ſie Herr Sträuber an. — — „Blut, Blut! Mit Eurem miſerablen Gewäſch! Ihr wißt wohl, daß ich das nicht leiden kann.“

„Richtig,“ ſprach der Mann am Ofen, „er kann das nicht leiden, kann's auch weder ſehen noch riechen, das hat er bei vielen Veranlaſſungen bewieſen. — Nun, ihr braucht Euch nicht zu ärgern, es iſt einmal Eure Art ſo, Ihr habt Sympathien für ſchöne Herzoginnen, aber nicht für das Dreinſchlagen.“

Meiſter Schwemmer huſtete hierauf gewaltig, dann erhob er ſeinen Knotenſtock und klopfte damit auf ein Blech hinter dem Ofen, worauf eine Weiberſtimme aus dem Nebenzimmer ſogleich fragte: „Was gibt's denn?“

„Bring' mir den Probirſtein und die Goldwage.“

Bei dem Schlag auf das Blech war der Herr Sträuber erſchrocken zuſammen gefahren. Wahrſcheinlich hatte das Geſpräch von Blut ſeine Nerven irritirt, denn er warf haſtig ſeinen Kopf herum und murmelte alsdann etwas von rohem Volk, von Mangel an Erziehung und Bildung und vom Unglück eines honetten Menſchen, der durch Ungunſt der Verhältniſſe gezwungen ſei, unter ſolcher Canaille zu leben.

„Das Gold iſt gut,“ ſagte Meiſter Schwemmer, „ſechzehnkarätig; ich zahle Euch dafür einen Gulden und dreißig Kreuzer; und wahrhaftig nur ſo viel, weil der Blutflecken daran iſt; ſeit ich meinen Bluthuſten habe, macht es mir doppeltes Vergnügen, dergleichen auch von anderen zu ſehen. — Wollt Ihr einen Gulden und dreißig Kreuzer?“

„Meinetwegen! meinetwegen!“ verſetzte haſtig Herr Sträuber, „obgleich ich den bitterſten Schaden daran habe, denn mich koſten ſie ſechs Gulden.“

Beide Theile ſchienen indeſſen mit dem gemachten Handel wohl zufrieden zu ſein. Herr Sträuber ſtrich ſein Geld ein und Meiſter Schwemmer polirte mit dem rothkarirten Taſchentuch eifrigſt an den Ohrringen, bis ſie wieder in hellem Glanze ſtrahlten.

Es trat hier eine Pauſe ein, nur zuweilen unterbrochen von einem leiſen Huſten des Mannes am Ofen, oder von einem Gekapper im Nebenzimmer, wo das Weib, welches vorhin die Goldwage gebracht, mit allerlei Keſſeln und Eiſenwaaren herumhantierte; dazwiſchen hindurch vernahm man zuweilen, aber aus weiterer Entfernung, das halb unterdrückte Geſchrei von kleinen

Kindern, bald ein lautes Aufkreiſchen, bald leiſes Wimmern derſelben.

„Ich bin auf neun Uhr beſtellt,“ ſagte endlich Herr Sträuber; „jetzt iſt es wenigſtens halb Zehn. Was ſoll ich eigentlich und warum muß ich unnütz warten? Ihr wißt, daß meine Zeit koſtbar iſt.“

„Wir wiſſen das,“ entgegnete ruhig Meiſter Schwemmer, „und da Ihr nichts umſonſt thut, ſo braucht Ihr auch nicht aufzubegehren.“

„Aber was ſoll ich denn?“

„Der Mathias wird gleich herkommen; es iſt wieder ein artiger Transport bei einander, und den ſoll er in den nächſten Tagen fortführen. Ihr wißt, daß wir immer was Schriftliches mit einander machen, und da wir Eure geübte Feder kennen, ſo ſollt Ihr das Nöthige aufſetzen und nebenbei wieder einige Briefe ſchreiben über die Geſundheit und das Wohlergehen der Koſtkinder.“

„Das Erſtere meinetwegen,“ verſetzte finſter Herr Sträuber, „aber die Briefe zu ſchreiben iſt mir unangenehm; ich lüge nicht gern. — Auch muß ich ſagen, daß ich mit jedem Anderen gerner zu thun habe als mit dem Mathias; wir paſſen nicht zu einander.“

„Das iſt wahr,“ lachte Frau Bilz. „Ihr lebt immer wie Hunde und Katzen mit einander.“

„Sagen wir lieber, wie Katze und Maus,“ meinte Meiſter Schwemmer huſtend, „denn wenn Ihr den Mathias erblickt, ſo ſeht Ihr Euch gleich nach einem Schlupfwinkel um.“

Herr Sträuber wollte etwas Heftiges erwidern, doch hielt er ſich im nächſten Augenblick die Ohren zu, zuckte zuſammen und verzog das Geſicht auf eine höchſt unangenehme Art. Seine zarten Nerven waren durch das erneuerte Kindergeſchrei unangenehm berührt worden, das ſich jetzt in den verſchiedenſten Tönen und wahrhaft ohrenzerreißend vernehmen ließ.

Meiſter Schwemmer klopfte wieder auf das Blech und rief hinüber: „was iſt denn das heute Morgen für ein niederträchtiges Geheul? Schaff' doch in's Teufels Namen einmal Ruhe! — Wo iſt denn die Catharine, das ſchlampige Weibsbild?"

„Ich habe ſie ausgeſchickt," entgegnete die Stimme im Nebenzimmer. „Kann ich doch den Beſtien da draußen nicht beſtändig eine eigene Magd hinſtellen; ich möchte wiſſen, wo das herein kommen ſollte!"

„Geh' Sie einen Augenblick hinaus, Frau Bilz," ſagte Meiſter Schwemmer, „bring' Sie die Rangen zur Ruhe."

Die Frau am Fenſter erhob ſich und trat in das Nebenzimmer, wo ſich Madame Schwemmer befand, ein altes, ſchmutzig ausſehendes Weib; ſie hatte einen abgeſchoſſenen Rock an, eine gelb gewordene Schlafjacke, ihre bloßen Füße ſtaken in niedergetretenen Schuhen, und auf dem Kopfe hatte ſie eine alte Haube, unter der nach allen Richtungen das graue, zerzauſte Haar hervorſtand. Das Geſicht der Dame paßte vollkommen zur ganzen Erſcheinung, das einzige Lebhafte in demſelben waren ihre unheimlich glänzenden Augen, die aber in einigem Rapport zu der ſtark gerötheten Naſe zu ſtehen ſchienen, — einer Röthe, die erklärbar war, wenn man die Schnapsflaſche betrachtete, die vor der Frau ſtand, und wenn man die Düfte roch, die ihrem Munde entſtrömten, wenn ſie ſprach.

Madame Schwemmer ſtand in dieſem Augenblicke vor einer Fallthüre, die ſich im Boden befand und die in irgend einen Keller oder ſonſtiges Gelaß führte, und war beſchäftigt, dort hinunter allerlei alte Geräthſchaften, namentlich Eiſen- und Kupferwaaren, zu werfen.

„Geh' Sie einen Augenblick in den Stall!" rief ſie der eintretenden Frau Bilz entgegen, „nehm' Sie aber die Peitſche mit, dort hängt ſie am Nagel; hau Sie drunter wie unter altes Eiſen,

da verdient Jedes seine Schläge; — kann das Volk nicht einmal eine halbe Stunde allein und ruhig sein!"

„Aber die kleinsten Kinder schreien auch," entgegnete die Frau, „und da hilft das Prügeln nicht viel."

„So schaut einmal dort auf dem Herde nach, da muß die Katharine ihren Mohnblumenthee stehen haben. Gießt ihnen davon etwas in's Maul, damit sie wieder einduseln."

„Aber wenn sie heute Morgen schon bekommen haben, so könnte es ihnen doch zu viel werden."

„Ach! denen wird's nicht zu viel," entgegnete Madame Schwemmer; „ich sage Euch, Frau, je weniger man sich aus dem Zeug macht, und je schlechter man es behandelt, um so besser gedeiht's. Nehmt nur die Peitsche und den Thee."

„Na, was das Gedeihen anbelangt, da wollen wir lieber still schweigen."

„Gedeihen?" erwiderte Madame Schwemmer verwundert. „Allerdings gedeiht's, das heißt, wie es für uns gedeihen muß, so langsam in den Himmel hinein. Man wird die Geschöpfe doch nicht aufziehen sollen bis sie groß sind? Da käme man weit mit seinem Geschäft; da muß eins dem andern Platz machen, das gibt neues Eintrittsgeld; und an den Begräbnißkosten ist auch was zu verdienen."

Frau Bilz ging achselzuckend nach der Thüre, drehte sich aber unter derselben herum und sagte: „und das Eine ist auch drüben? — das, was ich vor acht Tagen hergeliefert?"

„Allerdings," versetzte Madame Schwemmer, indem sie ihre Schnapsflasche hastig verbarg, die sie an den Mund führen wollte, sobald ihr Jene den Rücken gewendet. — „Das ist zäh wie Eisen, sieht auch nicht viel schlechter aus wie damals, als Ihr es hergebracht; Ihr hattet es offenbar zu gut gehalten. Ich weiß wohl,

Ihr könnt nicht anders, deßhalb taugt Ihr auch zu dem Geschäft gar nicht."

„Ich habe es auch gänzlich aufgegeben," sagte Frau Bilz mit einem seltsamen Blick. Und damit ging sie zur Thüre hinaus, in der einen Hand die Peitsche, in der andern den gewissen Thee, der auf arme kleine Kinder betäubend wirkt und mit welchem gewissenlose Wärterinnen dieselben in einen unruhigen und nervenzerstörenden Schlaf versenken.

Die Frau ging durch den halbdunkeln Gang, wobei sie die Hausthüre in ihrem Rücken ließ und am Ende desselben rechts an eine Thüre kam, an der von außen ein großer Riegel vorgeschoben war.

Dies war der Stall, wie sich Madame Schwemmer ausdrückte. Und gewiß, er verdiente diese Benennung.

Es war ein viereckiges, ziemlich niederes Gemach mit einst weiß gewesenen Kalkwänden, die aber nach und nach von all' dem Duft, der hier herrschte, eine gelblich graue Farbe angenommen hatte. Da nur ein einziges Fenster in diesem Zimmer war, dessen wenige Scheiben noch obendrein trüb angelaufen, hie und da in gelbem und grünem Schimmer spielten, so war das Gemach verhältnißmäßig ziemlich dunkel, aber hell genug, um all' das Elend übersehen zu können, was sich hier dem Blicke darbot.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20763 / 029

F. W. Hackländer's Werke.

XVIII. Band.

Wir wären aber auch bald Alle wirklich verloren gewesen, wenn sich das Unwetter nicht plötzlich gelegt hätte, sowie Hüon und Rezia die Bühne betreten; denn von der Wahrhaftigkeit des Schauspiels begann das Haus zu zittern und der Kronleuchter bewegte sich bedeutend. Also Hüon und Rezia erscheinen, aus dem Schiffbruch vor der Hand die einzig Geretteten. Die Pinke schwankt in der letzten Coulisse in ungewissem Lauf und wird von dem kräftigem Arm eines Theaterzimmermanns an's Ufer gezogen. Rezia singt ihre große Arie, und es kamen bei dem herrlichen Gesang wieder wie in der Ouvertüre die schönsten Tonbilder über mich. Ich hätte für einen Augenblick Alles vergessen können, wenn es nicht plötzlich Tag geworden wäre, der Tag, der mit seiner verrätherischen Helle das schreckliche Meer und die heutigen schrecklichen Coulissen des Königlichen Hoftheaters beleuchtete. Zum Ueberfluß erschien auch jetzt das Rettungsboot, und da in einer Feenoper nichts seinen natürlichen Weg gehen darf, so kam es rückwärts, das Steuerruder voran, mit wenigstens vierundzwanzig Segeln, die alle gegen den Wind gebläht waren. Leider für Herrn und Madame Hüon ist es wirklich ein Rettungsschiff, denn es sind Barbaren, die jetzt das Ufer betreten, mit großen Bärten und krummen Säbeln. Sie ergreifen die unglückliche Rezia. Hüon kommt auf ihren Hilferuf herbei. Er schwingt in seiner Hand einen jungen Baum, von dem er aber keinen Gebrauch macht. Einer der Türken sagt ihm pantomimisch: Lieber Herr Hüon, Sie wissen, daß Sie geknebelt werden müssen. Haben Sie also die Freundlichkeit und legen Sie sich nach Ihrer Bequemlichkeit auf diesem Steinsopha nieder. — „Knebelt den ungläubigen Hund!“ Rezia wird fortgeschleppt und Hüon, vermittelst eines Nagelbohrers, einer tüchtigen Pantomime und einigen Bindfadens, geknebelt, worauf derselbe aus Wuth und Entrüstung über das fürchterliche Schicksal seiner Rezia augenblicklich einschläft.

Umhüllt von finstrem Grimme,
Rauscht Oberon vorbei an seinem Angesicht.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Achtzehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Cyrandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Europäiſches Sklavenleben.

Dritter Band.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Eine Kleinkinderbewahranstalt.

In diesem Zimmer waren sechs Kinder, von denen drei kleine im Alter von nahe an einem Jahr auf elenden, zerrissenen und durchfeuchteten Strohsäckchen lagen, die sich im Hintergrunde auf einem Schragen befanden. Eine einzige geflickte Decke war über alle drei ausgebreitet und zu beiden Seiten mit Bindfaden festgebunden, was verhindern sollte, daß die Kinder, die sehr, sehr oft allein waren, ihre Bedeckung nicht von sich strampelten. Das war ihnen denn auf diese Art allerdings unmöglich, dafür aber hatten sie sich, vielleicht von Schmerzen geplagt und ohne Hülfe allein gelassen, nach allen Richtungen herum geworfen, und so war es denn gekommen, daß sie auf beiden Seiten so weit heruntergerutscht waren, daß ihre nackten, entsetzlich mageren Füße und Beine über den Strohsack herab hingen und der Kopf unter der Decke stak, wodurch die armen Geschöpfe Gefahr liefen, erstickt zu werden.

Das mittlere dieser unglücklichen Kinder lag aber um so ruhiger, und zwar so regungs- und bewegungslos, daß die eingetretene Frau, nachdem sie die beiden anderen etwas zurecht gelegt,

sich eifrig um dieses beschäftigte. Es durchzuckte sie seltsam, als sie ihre Hand auf die Stirne des Kindes legte und darauf unter das zerrissene Hemdchen fuhr, um nach dem Herzschlag zu forschen. Die Stirne war feucht und kalt, und das Herz schlug wohl noch, aber oftmals machte es lange Pausen, und dann öffnete das Kind die bläulichen Lippen und zog gurgelnd eine Idee von Athem in die kleine Brust.

„Da ist nichts mehr zu machen," sprach die Frau zu sich selbst, indem sie die Hände über einander schlug und das arme Wesen einige Sekunden lang betrachtete. „Du hast nächstens ausgelitten."

Bei ihrem Eintritte in das Zimmer hörte das Geschrei der drei größeren Kinder plötzlich auf. — Es waren dies zwei Buben und ein Mädchen. Der älteste der Buben, vielleicht sechs Jahre alt, hatte im Verein mit dem anderen, der fünf zählen mochte, den vergeblichen Versuch gemacht, die beiden Kinder auf den Seiten aus ihrer erstickenden Lage zu befreien, und da dies nicht gelungen war, hatten sie beide ein großes Geschrei erhoben.

Das Mädchen war vielleicht etwas über zwei Jahre alt und gekleidet in ein blaues, verschossenes und zerrissenes Wollenkleidchen; es saß neben der Thüre am Boden; hatte den Kopf auf die fast unkenntlichen Ueberbleibsel eines hölzernen Pferdes gelegt, dessen Hals es mit seinen Aermchen umklammerte. Es zitterte, wahrscheinlich zugleich vor Angst und Kälte, und duckte sich tief herab, als es die Frau mit der Peitsche herein treten sah. Im nächsten Augenblicke aber mußte das Kind wohl bemerkt haben, daß es nicht das rothe Gesicht der Madame Schwemmer war, welches sie anblickte, sondern ein ihr bekanntes, ja befreundetes. Es erkannte wohl die Frau Bilz, welche es bisher gepflegt, ehe es in diesen schrecklichen Aufenthaltsort gekommen, und nun zuckte in seinen matten Augen ein seltsamer Blitz empor; vielleicht war es die Erinnerung an bessere Tage, vielleicht war es die Hoffnung, es werde wieder von hier fort genommen werden, genug, — das Kind hob

ſeinen Kopf empor, öffnete die Augen ſo weit als möglich und fing dann an bitterlich zu weinen.

„Ja, ja, ich bin es,“ ſprach Frau Bilz, deren Herz eine augenblickliche Rührung durchzuckte, indem ſie ſich zu dem Kinde niederbeugte. „Sei ruhig, ich bin's ja, es ſoll dir auch nichts zu Leide geſchehen.“

„Aber du haſt doch die Peitſche mitgebracht,“ ſagte der ältere Knabe, während er ſich trotzig vor die Frau hinſtellte und ſie keck anſah.

„Vielleicht für dich,“ entgegnete dieſe, „denn du biſt wohl nicht anders zu zwingen.“

„Hier nicht,“ verſetzte trotzig das Kind. „Früher that ich Alles, was man von mir haben wollte.“

„Aber du ſiehſt, wie es dir alsdann geht,“ fuhr Frau Bilz fort; ſie haben dir zur Strafe deine guten Kleider genommen, und jetzt mußt du in den Lumpen da einher gehen.“

„Das iſt wahr,“ entgegnete der Knabe, indem eine augenblickliche Bewegung ſeine Züge überflog, „meine Kleider haben ſie mir geſtohlen, geſchlagen werde ich ebenfalls, auch friert's mich und ich habe Hunger; aber das wird Alles noch einmal aufhören, wenn ich groß bin, und dann wartet nur!“

„Und was geſchieht dann?“ fragte die Frau und erhob ein klein wenig ihre Peitſche, aber nur zum Drohen, nicht zum Schlagen.

„Was dann geſchieht? — Das will ich dir ſagen: dann gehe ich hinaus auf die Straße und ſuche meinen Vater und dann wehe euch Allen!“

„Ja, das würde ich auch thun,“ entgegnete die Frau achſelzuckend; „aber bis die Zeit kommt, rathe ich dir, dich ruhig zu verhalten, ſonſt wirſt du noch viel mehr Schläge kriegen.“

„Dann wehre ich mich,“ ſagte trotzig der Knabe.

„Und womit?“

„Ich beiße,“ erwiderte er. Und damit öffnete er den Mund

und zeigte seine kleinen weißen Zähne, die vor Zorn zusammen klapperten.

Der andere Knabe hatte sich scheu in eine Ecke gedrückt. Es war das eine wahre Jammergestalt mit dem Aussehen eines alten Zwerges. Spärliches Haar bedeckte seinen spitzen Schädel, seine Augen waren tief eingesunken, und die Unterlippe seines großen Mundes hing schlaff herab. Er blickte ängstlich auf die Peitsche und kroch, ohne ein Auge davon abzuwenden, langsam rückwärts, bis er unter dem Schragen verschwand, auf dem die kleinen Strohsäcke lagen.

Frau Bilz hatte sich zu dem Mädchen niedergekauert und zuerst das Kleidchen betrachtet, das noch vor kurzer Zeit gut und frisch gewesen war, dann hatte sie kopfschüttelnd weiter untersucht, seine Haare, sein Hälschen, in dem sich tiefe rothe und wunde Streifen zeigten, und dann seine Füße, die aufgeschwollen zu sein schienen.

„Zieht man dich Abends nicht aus?“ fragte sie zögernd nach einer Pause.

Das Kind blickte sie überrascht an und schien ihre Frage nicht zu verstehen.

„Mich hat man nur ein einziges Mal ausgezogen,“ sagte der Bube, indem er näher trat und die Hände und Arme heftig über einander schlug, um sich zu erwärmen, „nur ein einziges Mal, als man meine Kleider gestohlen. Die aber haben sie noch gar nicht ausgezogen; ich habe wohl versucht, ihr die Stiefel aufzuschnüren, aber es ging nicht, die Knoten an den Riemen sind mir zu fest. Die Frau da drinnen mit der rothen Nase hat's auch einmal probirt, aber sie ließ es ebenfalls bleiben, denn sie sagte: es sei nicht der Mühe werth, man bekommt doch nichts für das schlechte Schuhwerk.“

„Das hätte ich gesagt, du Galgenstrick?“ rief in diesem Augenblick Madame Schwemmer, die leise eingetreten war. Der

ſtemmte ſie ihre Arme in die Seiten und fuhr fort, indem ſie ſich an Frau Bilz wandte: „habt Ihr je ein ſo böſes kleines Thier geſehen? Ein völlig wildes Thier, — er beißt.“

„Ja, er beißt,“ entgegnete der Knabe, „aber nur Euch.“

„Wart, ich will dir's vertreiben!“ ſchrie das halb betrunkene Weib und ergriff die Peitſche, welche Frau Bilz neben ſich gelegt hatte. Doch faßte ſie unglücklicher Weiſe den Riemen ſtatt des Griffs, und da ſie nun in blinder Wuth auf das Kind losſchlug, ſo traf ſie es mit dem erſten Streiche ſo heftig auf den Kopf, daß ihm das Blut augenblicklich über eine Seite des Geſichts herab lief.

Der Knabe ſtand einige Sekunden wie angedonnert, vielleicht auch von dem Hiebe etwas betäubt, dann aber zuckte er auf einmal zuſammen, ſprang in die Höhe und ſchoß wie eine wilde Katze auf das Weib los, deren Hand er ſo plötzlich ergriff, feſthielt und ſo ſtark hinein biß, daß ſogleich das Blut heftig darnach floß.

Jetzt erhob Madame Schwemmer ein mörderiſches Geſchrei und tobte in ihrer Wuth um ſo ärger, als ſie ſich mit Hülfe der Frau Bilz vergeblich bemühte, den wüthenden Knaben von ſich abzuſchütteln. Dieſer ließ ihren Arm nicht los, ſondern er hatte ſich mit ſeinen Fingern und Nägeln feſt daran geklammert und bleckte immerfort die Zähne, während er mit dem Kopfe bald hierhin bald dorthin fuhr. Dabei flammten ſeine Augen, ſein Mund ſchäumte, und es war zu gleicher Zeit ſchrecklich anzuſehen, wie das Blut aus ſeiner Kopfwunde langſam über ſein zerriſſenes graues Wamms herabrieſelte.

Auf das Zettergeſchrei der Weiber ließen ſich bald im Gange, der zu der vordern Stube führte, ſchwere Tritte vernehmen, die eilig näher kamen, und im nächſten Augenblicke trat ein großer breitſchulteriger Mann unter die Thüre, der kaum geſehen, um was es ſich handelte, als er mit einem lauten: „Hollah, Burſche,

Die lieblichſte Muſik, die Weber je geſchrieben hat, ertönt, und wenn man die Augen ſchließt, ſieht man, wie die Elfen tanzen; und hört, wie die Meermädchen ſingen. Aber mit offenen Augen ſah man nichts dergleichen, und erblickte nur Oberon und Puck umherſpazierend und ſingend:

Hierher, hierher, Ihr Elfen all,
Kommt, tanzt nach der Nymphen melodiſchem Schall.

Aber es kamen die Waſſer all, nur keine Nymphen und Elfen.

„Alle Elfen und Geiſter des königlichen Hoftheaters ſind der Erſparniſſe halber und ebenfalls als gänzlich unzeitgemäß von der königlichen Hoftheater-Intendanz entlaſſen worden,“ ſagte eine tiefe Baßſtimme neben mir. Wozu auch Elfen und Geiſter! Wir haben ja Alles, was wir wollen. Jetzt ſinkt auf der Bühne der Tag und es will Abend werden. Zuerſt ſcham- und abendröthelt der Hintergrund, dann ſämmtliche Couliſſen, eine nach der andern, zuletzt die Proſceniumslampen, vor denen Oberon und Puck ſtehen, von einem roſigen Schimmer übergoſſen. Schöner wie der Tag hier die müden Augen ſchloß, und die Nacht empor ſtieg, ſchöner, wie hier, ſah ich es nicht in der Wirklich-

was gibt's denn da?" den Knaben am Nacken faßte und in die Höhe hob.

Dieſer, die mächtige Fauſt fühlend, ließ augenblicklich ſeine Hände los und ſchaute ſcheu auf die Seite, um ſeinen Angreifer zu erkennen.

„Nun," fuhr dieſer fort, „was iſt denn hier wieder für eine Teufelswirthſchaft? — Zwei erwachſene Weibsbilder, und können nicht einmal mit einem einzigen Knaben fertig werden! — Ah! der Kopf des Buben da ſieht gut zugerichtet aus. — Was hat's wieder gegeben? — He, Hexe!" Damit wandte er ſich an Madame Schwemmer, nachdem er vorher den Knaben ruhig auf den Boden niedergeſetzt.

„Was wird's gegeben haben!" entgegnete die Hauswirthin und hielt ihre verwundete Hand empor. „Das Thier da hat mich gebiſſen."

„Nachdem Ihr ihn vorher ſo über den Kopf gehauen?" ſagte der Mann, indem er die Arme über einander ſchlug und das Weib mit einem finſteren Blick feſt anſah. „Ihr bringt's doch noch ſo weit, daß es wahr wird, was die Leute von dieſem verfluchten Hauſe ſagen: es ſei dies eine Mördergrube. — Pfui Teufel!" fuhr er mit leiſer Stimme fort, während er dicht an ſie hintrat, „Ihr miſerables, betrunkenes Weibsbild!"

Die Finger der Madame Schwemmer krallten ſich vor Wuth zuſammen, und ſie zuckte mit der Hand, als wollte ſie dem Mann in das Geſicht fahren.

Doch hob dieſer verächtlich die Achſeln und ſprach nach einer Pauſe: „nun möchte ich aber doch wiſſen, was es denn eigentlich wieder gegeben hat. — Sprecht Ihr, Frau Bilz."

„Na, was wird's gegeben haben!" verſetzte dieſe in einiger Verlegenheit, „der Bube ſagte allerlei garſtige Dinge über die Frau."

„Und was haſt du geſagt, Bube? — Ich rathe dir, ſprich die Wahrheit.“

„Das thu' ich immer,“ erwiderte trotzig der Knabe. „Und auch vorhin habe ich es gethan, als ich erzählte, man habe mir meine Kleider geſtohlen und man würde dem kleinen Mädchen da am Boden auch ſeine Schuhe genommen haben, wenn es der Mühe werth geweſen wäre. Und das hat das Weib mit der rothen Naſe ſelbſt geſagt.“

Madame Schwemmer wollte bei dieſer ungebührlichen Schilderung ihrer Perſon abermals mit der Peitſche auf das Kind losfahren.

Doch ſtreckte der Mann ſeinen Arm dazwiſchen und ſprach: „ſeid jetzt ruhig.“ Worauf er ſich wieder an den Knaben wandte: „das ſind häßliche Reden; wenn du dergleichen ausſagſt, ſo wird man dich prügeln, bis du kein Glied mehr rühren kannſt.“

„Und wenn man mich ſo arg ſchlägt, werde ich abermals beißen,“ entgegnete der Knabe.

„Mich auch?“ fragte der Mann, indem er einen Schritt näher auf ihn zutrat.

„Euch nicht, aber das Weib, denn das Weib mit der rothen Naſe ſchägt auch auf uns los, wenn wir Alle nichts gethan haben, und nicht blos auf mich, ſondern auch auf die andern Kinder, die nie ein Wort ſprechen. — Seht mich nur ſo an und hebt Eure Peitſche, es iſt doch wahr und ich ſag' es auch. — Wenn ſie herein kommt und hat eine rothe Naſe, ſo ſchlägt ſie gleich auf uns los, und wenn wir ganz ruhig in einer Ecke bei einander ſitzen und ganz ſtille ſind. — Wir dürfen nicht ſagen, daß wir Hunger haben, und auch nicht, daß uns friert.“

„Ja, ich glaub's,“ murmelte der Mann zwiſchen den Zähnen.

„Und dann,“ fuhr der Knabe fort, indem ſich ſeine kleinen Finger vor Wuth öffneten und ſchloſſen, und ſeine Stimme wie vor dem Ausbruch eines heftigen Weinens zitterte, „was habe ich gethan,

daß man mich hier einsperrt? Habe ich nicht in der Schule gelernt wie die andern Kinder auch, und bin ich unartiger gewesen als diese? — Nein! nein! nein! Der Lehrer hat mich belobt und hat gesagt, ich sei fleißig und könne meine Sache mit am Besten machen. — Nun bin ich schon vier Wochen hier eingesperrt, habe keinen von meinen Kameraden gesehen und kein Lesebuch, keine Rechentafel und nichts. — Aber ich weiß schon, was ich hier soll: sie will mich todt machen, wie — wie —"

„Wie was?" schrie Madame Schwemmer, welche einen neuen vergeblichen Versuch machte, auf den Knaben loszustürzen. „Wie was? du Thier!"

„Ja, todt machen will man mich," sagte der Knabe ermuthigter, denn er sah, daß ihn der Mann schützte. „Todt machen will man mich, wie dort das kleine Kind."

Das Weib warf einen schrecklichen Blick um sich, und Frau Bilz schlug die Augen zu Boden.

„Wie — was?" fragte der Mann im höchsten Erstaunen, indem er sich dem Holzschragen näherte, wo allerdings das Kind in der Mitte in den letzten Zügen zu liegen schien. — „Das sieht jammervoll aus," sagte er zu Frau Bilz, die ihm gefolgt war. — „Teufel auch! Ihr hättet doch wohl ein besseres Gelaß finden können als dies Loch hier, es ist ja nicht einmal ein Ofen da. — Und dann der Geruch! Ich bin doch mein Lebtag schon in viel Spelunken gewesen, aber so was habe ich doch noch nicht erlebt. — Nehmt Euch in Acht! nehmt Euch in Acht! Erfährt er von der Geschichte einmal ein Wort, so ist es um Euch geschehen, darauf könnt Ihr Gift nehmen. — Hier muß freilich Alles zu Grunde gehen; und dazu Euer elendes Essen und Trinken, da braucht kein Mensch nachzuhelfen und den armen Würmern sonst etwas thun."

„Aber sie thut's doch," flüsterte der Knabe dem Manne zu, als er sah, daß ihn Madame Schwemmer nicht beachtete, sondern

das verscheidende Kind anblickte. „Gestern, wie es fortfuhr zu schreien und nicht stille sein wollte, hat sie es mit der Peitsche in die Seite gestoßen.“

„Bst!“ machte ebenso leise der Mann, indem er mit der Hand herum fuhr und dem Knaben den Mund zuhielt. — — „Dort ist nichts mehr zu helfen,“ sagte er achselzuckend mit lauter Stimme. „Aber laßt jetzt das Schlagen sein und gebt wenigstens für heute Ruhe.“

Er wandte sich nach der Thür, um fortzugehen.

„Und ich muß hier bleiben?“ rief der Knabe mit einem herzzerreißenden Tone der Verzweiflung; „ich werde wieder eingeschlossen und soll nicht wieder nach Haus dürfen zu der alten Frau Fischer, die ich so lieb gehabt?“

„Wir wollen sehen, was sich machen läßt,“ entgegnete der Mann. „Heute kann ich nichts für dich thun, aber sei ruhig und verständig, so will ich an dich denken, das verspreche ich dir.“ — Damit winkte er der Frau Schwemmer, ihm zu folgen, und verließ das Gemach.

Draußen auf dem Gange blieb er stehen und sprach zur Hauswirthin, die gefolgt war: „ich will Euch nur sagen, daß ich öfters hier Inspection halten werde; das ist ja eine wahre Schande, wie Ihr Eure Sachen betreibt. Habt Ihr denn keine Furcht, daß Euch einmal der leibhaftige Teufel holt? — Weib! Weib! so was ist mir noch nie vorgekommen. Nehmt Euch in Acht! — Und jetzt laßt die Bilz da bei dem Kinde und sorgt ihr Beide für den armen Wurm, was zu sorgen ist; nehmt Euch aber in Acht, daß ich von dem Zimmer kein lautes Wort mehr vernehme, keinen Schrei oder dergleichen. Glaubt mir, ich habe feine Ohren und will sie offen halten.“

Damit ging er in die vordere Stube.

Das Weib blickte ihm einen Moment mit unsicherem Blicke nach, dann schwankte sie zurück in den Stall und sagte dort zu der Frau

Bilz, die sich über das Kind niedergebeugt hatte: „Ihr solltet eine Stunde da bleiben und nach ihm sehen. Wenn Ihr was braucht, so könnt Ihr's meinetwegen haben. Aber macht mir keine unnöthigen Kosten, da ist doch nichts mehr zu helfen, das müßt Ihr selbst einsehen."

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer wieder und taumelte in ihre Küche.

Die Frau Bilz, die zurück blieb, schüttelte den Kopf und sagte still für sich, indem sie das Kind betrachtete: „Nein, nein, da ist mit allen Schätzen der Welt nicht mehr zu helfen." Doch sah sie umher, und als sie am Ende des Schragens ein altes wollenes Tuch erblickte, nahm sie es auf, faltete es zusammen und schob es dem Kinde unter das Köpfchen, das noch einmal seine Augen aufschlug und die Frau mit einem seltsamen Blicke anstarrte. Das kleine Kind hatte schöne blaue Augen, und als es so in die Höhe sah, waren sie von einem eigenthümlichen Ausdrucke beseelt; es war das letzte Aufflackern der Lebensgeister, welche noch einmal in den bis jetzt so matten Blicken glänzten und unendlich viel sagen zu wollen schienen. Es war wie eine schmerzliche Anklage über sein elendes, armes Leben, oder auch wie ein Dank für die Hülfe, welche ihm die Frau in diesem letzten Augenblicke geleistet. — Das dachte diese sich auch, als sie es betrachtete und diesen ersterbenden Blick bemerkte. Er drang in ihr Herz und preßte es krampfhaft zusammen. Sie seufzte tief und schmerzlich auf, als nun das Kind zum letzten Male den Athem von sich blies und darauf die Augen gläsern wurden und aussahen, als habe die Hand des Todes plötzlich einen weißen Staub darauf gestreut; da beugte sie sich tief herab auf die kalte Stirne, und nachdem sie lange so gelegen, glaubte sie, es erwärme sich wieder. Aber es waren nur ihre eigenen heißen Thränen, die über die kalten Wangen und blauen Lippen der kleinen Gestorbenen herab rannen. — — — —

Sie kannte dieses Kind wohl, aber bis zu dem jetzigen M

ment war ihr das kleine Geschöpf gänzlich bedeutungslos gewesen, wie so viele dieser armen Kinder, die schon durch ihre Hände gegangen waren. Nun aber trat vor ihr inneres Auge der Anfang und das Ende dieses kleinen armseligen Lebens. Und der Contrast desselben war fürchterlich. — Ja, sie hatte dieses Kind gekannt, sie hatte es gesehen, hatte es in ihren Armen gewiegt, nachdem es erst wenige Tage alt war. — Es war das eine eigenthümliche Geschichte, die, obgleich sie nicht neu ist, doch Jedem, der sie hört, das Herz erbeben macht. — namentlich Anfang und Ende. Die Mutter dieses Kindes war ein reizendes, frisches, blühendes Mädchen, die Tochter bemittelter Eltern; der Vater war ein reicher und vornehmer junger Mann. Beide sahen sich zufällig, er zeichnete sie aus, er ritt auf prächtigen Pferden bei ihrem Fenster vorbei, und sie, ohne auf die Ermahnung ihrer Eltern zu hören, lächelte ihn an, blickte ihm nach und gewährte ihm endlich heimliche Zusammenkünfte, wie das in der Welt so der Brauch ist, und wie man es anfänglich als nichts Schlimmes betrachtet. — Da kam eines Tages der Fasching mit seiner tollen Lust und Freude, mit seinen Bällen, Maskeraden und sonstigen Vergnügungen, welche das Herz betäuben und die Sinne aufregen, und in einer Nacht besuchte das Mädchen im reizenden Maskenanzug einen jener Bälle, wohl unter der Aufsicht einer befreundeten Familie, aber sehr entschlossen, sich dieser Aufsicht so bald als möglich zu entziehen. — Und das that sie denn auch; er hatte für ein heimliches Winkelchen in der Nähe gesorgt, wo sie unbemerkt zusammen sitzen, wo sie über Liebe plaudern und feurige Küsse austauschen konnten. — Sie befanden sich in einem reichen Kabinete und saßen neben einander auf schwellenden Kissen von schwerem krachendem Seidenstoffe; des Mädchens Augen blitzten, ihre Wangen waren sanft geröthet von einem Trunke feurigen Weines, den sie aus seinem Glase nehmen mußte; Spiegel und Vergoldungen bedeckten die

Wände, — es war das ein Moment der Herrlichkeit und der höchsten Lust, während in dem nicht weit davon entfernten Tanzsaale die tolle, begeisternde Musik ertönte, während man das Lachen der Tanzenden vernahm und laute Rufe des wildesten Vergnügens. — — Da begann dieses arme kleine Leben, da begann es in Glanz und Pracht auf seidenen Kissen, um hier zu endigen unter Noth und Elend, um hier auszulöschen auf einem hölzernen Schragen, auf einem halb versaulten und vermoderten Lager von Stroh. — Die unglückliche Mutter hatte das freilich nicht erlebt: sie war zur rechten Zeit gestorben, und er hatte die Stadt verlassen, achselzuckend, aber bald getröstet über das kleine Unglück, das er angerichtet; er hatte allerdings seinen Geschäftsmann beauftragt, für die gute Unterkunft des Kindes zu sorgen, ohne sich aber weiter um dieses zu bekümmern, — und nun war es, so vortrefflich untergebracht, elend gestorben. Gewiß aber dachte er noch zuweilen an jenen Maskenball und an das unglückliche, unschuldige Mädchen, das ihm Alles und sich selbst geopfert. Gewiß tönte noch zuweilen in seinen Ohren jene rauschende Musik, die ihm zur höchsten Lust aufgespielt. — Gewiß aber drang auch manchmal ein seltsamer, schrecklicher Ton durch diese Melodieen; gewiß sah er zuweilen, wenn er an jene Nacht dachte, einen kleinen Schatten langsam vor sich aufsteigen, ein kleines, bleiches, verkümmertes Wesen, das mit geschlossenen Augen bis dicht vor ihn hinschwebte und ihn dann plötzlich mit seinem starren, glänzenden Blicke gespensterhaft anschaute. — — — —

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Sklavenhandel.

Herr Sträuber hatte unterdessen im vorderen Zimmer einige Correspondenzen besorgt, deren Inhalt ihm Meister Schwemmer oft nur mit wenigen Worten, manchmal aber sehr ausführlich vorgesagt. Der Letztere zog bei diesem Geschäfte häufig einige vergilbte Papiere zu Rath, die auf seinen Knieen und dem rothcarrirten Sacktuch ausgebreitet lagen. Diese Schreiben waren meistens an Angehörige und Bevollmächtigte, welche der Madame Schwemmer für Rechnung Anderer Kostkinder anvertraut hatten, gerichtet, und sehr verschiedener Art, der Zweck sämmtlicher aber, für den Unterhalt der armen Geschöpfe so viel Geld als nur immer möglich herauszupressen. Bald mußte eine neue nahrhafte Kost angewendet werden, bald sogar eine eigene Amme oder Wärterin, und da man genau wußte, was die Empfänger der Schreiben am liebsten hörten, so hieß es darnach auch: „die Gesundheit des Kindes bessert sich mit jedem Tage," oder: „es siecht langsam dahin und scheint uns trotz der sorgfältigsten und kostbarsten Pflege rettungslos verloren." — Es ist traurig, das sagen zu müssen: aber die meisten Schreiben waren in letzterem Sinne abgefaßt.

Während diese Correspondenz geführt wurde, stand jener Mann, der vorhin im Kinderzimmer Ruhe gestiftet, mit gespreizten Beinen an einer Seite des Ofens und pfiff zuweilen eine Melodie leise vor sich hin, horchte auch wohl hie und da, wenn Herr Sträuber las, ohne aber bei dieser Veranlassung dem Leser selbst einen Blick zu schenken. Dies war Mathias, den man, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, vorhin erwartet.

„Jetzt kommt das wichtigste Schreiben," sagte Meister Schwem-

mer, „und es ist am Besten, wenn ich das Wort für Wort in die Feder dictire. Es betrifft das Mädchen, welches, wie mir heute Morgen meine Frau sagte, recht schlecht sein soll.“

„O, der ist in diesem Augenblick gewiß sehr wohl,“ meinte Mathias.

„Wie so?“

„Weil sie wahrscheinlich jetzt ausgelitten hat. — Schade, da entgeht Euch ein gutes Kostgeld.“

Meister Schwemmer machte eine Bewegung der Ungeduld und schaute den Anderen von der Seite an, als wenn er sagen wollte: was bekümmerst du dich darum? Dann entgegnete er mit mürrischem Tone: glaubt das nur nicht, die kleine Kreatur ist seit einem halben Jahre so; alle Augenblicke glaubt man, sie werde sterben, und auf einmal ist sie wieder fidel wie ein Wiesel, hat sie doch schon einmal vierzehn Tage wie todt gelegen.“

Mathias zuckte stillschweigend die Achseln und pfiff einige Takte des Jungfernkranzes.

„Die hat uns Alle zum Besten,“ fuhr Meister Schwemmer fort, „das kann ich Euch versichern; gebt Acht, die reißt sich noch durch.“

„Oder Ihr sorgt dafür, daß Ihre Stelle bald besetzt wird.“

„Pfui, Mathias!“ versetzte Meister Schwemmer, indem er lachte und dann in einen mächtigen Husten gerieth. — „Geschäfts-Geheimnisse! Wer wird darüber sprechen; über die schweigt man.“

„Nur Eins begreife ich nicht,“ fuhr der Andere fort, ohne auf diese Bemerkung zu achten, „wie es Euch immer so gelingt, andere Kinder unterzuschieben. — Wie macht Ihr das eigentlich? — Na, geht mit der Sprache heraus!“

Meister Schwemmer rückte auf seinem Stuhle ungeduldig hin und her, dann sagte er: „das ist Sache der Weiber; was geht das mich an!“

„Nun, mich geht's im Grunde auch nichts an," erwiderte Mathias; „es war nur so eine Frage."

„So gebt denn Achtung, Sträuber," unterbrach Meister Schwemmer haſtig dieſe unangenehmen Erörterungen. — „Schreibt alſo: verehrteſter Herr Doktor! — Das Geld für den letzten Monat habe ich richtig empfangen und danke Ihnen noch beſonders für die Zulage, — im Namen des armen Kindes —"

„Im Namen des armen Kindes," wiederholte Herr Sträuber, indem er ſein linkes Auge zukniff.

„Der Geſundheitszuſtand deſſelben," fuhr Meiſter Schwemmer fort, „iſt immer noch derſelbe: das Kind iſt ein kränkliches und ſehr ſchwaches Weſen, deſſen Daſein nur gefriſtet werden kann durch die ſorgfältigſte Pflege und Behandlung."

„Durch die ſorgfältigſte Pflege und Behandlung," ſagte Herr Sträuber.

„Sie können ſich gar nicht denken, welche Mühe und Sorgfalt meine brave Frau darauf verwendet. — Aber trotz allem dem muß ich Ihnen mit ſchwerem Herzen geſtehen, daß dem Kinde ein langes Leben unmöglich prophezeit werden kann; es ſei zu ſchwächlich auf die Welt gekommen, behauptet unſer Arzt, der mehrere Mal in der Woche kommt."

„Der mehrere Mal in der Woche kommt, — Punkt," ſprach lachend Herr Sträuber.

„Ganz richtig: Punkt," fuhr der Andere fort. „Wir wiſſen ja, hochverehrteſter Herr Doktor, daß Ihnen Alles daran gelegen iſt, dem Kinde eine gute Exiſtenz zu verſchaffen, und daß hiezu nach Ihren öfteren Schreiben keine Koſten geſpart werden ſollen. Deßhalb ſah ſich denn meine Frau veranlaßt, dem Kinde ein eigenes Zimmer zu geben —"

„Ein eigenes Zimmer."

„Und eine Wärterin," fuhr Meiſter Schwemmer ärgerlich fort, denn er bemerkte, wie ſonderbar Mathias lächelte.

keit. In der Wirklichkeit geht Alles ſo natürlich und langweilig vorüber. Hier aber Schlag auf Schlag nach dem Zettel des Theatermeiſters. Zuerſt roth, dann grün, dann blau, hinten hebt ſich ein Wolkenſchleier, und der Mond blickt nieder auf den glücklichen, ſchlafenden Hüon, der Alles das nicht erlebt. Oberon erſcheint noch einmal, dießmal hoch in den Wolken, neben ihm Puck. In der dritten und vierten Couliſſe wird

ein blaues bengaliſches Feuer abgebrannt, das nicht bloß den Geiſterkönig magiſch beleuchtet, ſondern auch einen rieſenhaften, verzogenen Schlagſchatten auf den dunkelglühenden ſüdlichen Nachthimmel und den Mond wirft.

Man muß für dieſen doppelten Effect dem Theatermeiſter ſehr dankbar ſein. Die Meermädchen ſingen: Wohlgemuth, wohlgemuth, als

„Und eine Wärterin," wiederholte Herr Sträuber.

Mathias lachte laut auf und wandte sich nach dem Mann um, der neben ihm saß, wobei er demselben auf eine recht unverschämte Art in's Gesicht sah.

„Zu allem dem nun," dictirte Meister Schwemmer weiter, „reicht das gewöhnliche Kostgeld lange nicht hin, und müßten wir schon ganz gehorsamst bitten, uns die Zulage, die wir schon seit zwei Monaten erhalten, auch fernerhin zukommen zu lassen. Sich damit ganz ergebenst und gehorsamst zu empfehlen."

„Ganz ergebenst und gehorsamst zu empfehlen," sagte Herr Sträuber, indem er mit einem großen Schnörkel schloß und sich alsdann weit in seinen Stuhl zurücklehnte, um die Wirkung der ganzen Schrift aus der Entfernung beurtheilen zu können. Darauf reichte er den Brief ohne aufzustehen nach dem Ofen hinüber, und da ihn der Mann auf seinem Stuhle nicht gut erreichen konnte, so machte Mathias die Mittelsperson, indem er ihn dem Herrn Sträuber abnahm und dem Anderen einhändigte.

„Aber Eins erklärt mir doch," sprach er kopfschüttelnd. „Es muß doch hie und da vorkommen, daß irgend Einer, dem Ihr solche Wische schreibt, nun auf einmal absichtlich herkommt, um zu sehen, wie so ein Kind gehalten ist. Wie redet Ihr Euch nun da heraus? — Schaut mich nur nicht so mißtrauisch an, Ihr kennt mich ja und ich Euch; wir verrathen uns nicht, wollen auch nichts von einander erpressen, und noch viel weniger wird es mir je in den Sinn kommen, selbst ein Kosthaus für kleine Kinder anzulegen. Ich habe an dem Transport meiner halbgewachsenen vollauf genug, obgleich das Volk bei mir immer lustig und guter Dinge ist, denn sie bekommen zu fressen, was in sie hinein geht. — Aber wie gesagt, laßt mich hören, wie bringt Ihr das hinaus?"

Meister Schwemmer kannte seinen Mann und wußte wohl, daß da keine Ausreden hälfen und er mit der Sprache heraus müsse. Deßhalb sagte er: „nun ja, was wird da zu machen sein!

Solche Nachforschungen finden wohl zuweilen statt, aber meistens gehen sie in die dritte und vierte Hand, und da hilft man sich so durch." — Er machte die Bewegung des Geldzählens. — „Kommt aber irgend Jemand, der Einem geradezu auf den Leib geht, so hat man seine Leute in der Nachbarschaft, die einem für ein Billiges recht gern erlauben, ein anständiges Zimmer und ein gut aussehendes kleines Kind zu zeigen. — Ja, ich versichere Euch, die kommen oft mit Vorurtheilen zu uns, denn sie haben allerhand munkeln gehört von schlechter Behandlung unserer Kostkinder, und führt man sie dann in ein solides Haus, da sind sie gleich vor den Kopf geschlagen."

„Diese Kniffe sind nicht schlecht," entgegnete der Andere. — „Aber wenn zufälliger Weise eine Mutter kommt, um sich nach ihrem Kinde umzusehen? Der werdet Ihr doch in aller Ewigkeit nicht ein fremdes Kind für ihr eigenes unterschieben wollen."

„O mein lieber Mathias," erwiderte der Mann am Ofen, nachdem er sich mit dem Sacktuch langsam den Mund abgewischt, „das kommt bei den Kindern selten oder nie vor, daß sich die Mutter nach ihnen erkundigt. Entweder ist die schon längst gestorben, ist in schlechten Verhältnissen, wo unsere Behandlungsweise vollkommen genug für das geringe Kostgeld ist, oder sie befindet sich in einem glänzenden Leben, und da ist sie froh, wenn sie von der Vergangenheit nichts zu hören und zu sehen bekommt."

Mathias hatte nachdenkend die Hände auf den Rücken gelegt und wiegte seinen Oberkörper hin und her.

„Ei, sagt mir doch," begann er nach einer längeren Pause, während welcher Herr Sträuber den Brief zusammen gefaltet und Meister Schwemmer die Adresse geschrieben, „da war ich vorhin hinten in Eurer — Kinderstube und sah da ein recht flottes Bürschlein — ein netter trotziger Kerl; er hatte gerade Euer Weib in die Finger gebissen, weil sie ihn mit dem Peitschenstiel über den Kopf gehauen. Und das Blut schien ihn gar nicht zu genireu —"

„Es floß Blut?“ unterbrach ihn erschrocken Herr Sträuber.

„Blut genug, mein Schatz,“ entgegnete der Andere trocken. — „Aber trotz seines unbändigen Betragens gefiel mir das Kerlchen. — Hat's mit dem eine eigene Bewandtniß, oder ist er auch da wie die anderen, zum Fortschicken? — Das Letztere sollte mich freuen, und da käme es mir auf ein paar Thaler nicht an.“

Meister Schwemmer zuckte die Achseln und versetzte: „den gäbe ich Euch gern umsonst, das ist ein unbändiges Geschöpf. Ich fürchte immer, er zündet uns noch einmal das Haus über dem Kopfe an. — Aber ich darf nicht! ich muß ihn behalten.“

„Wie so?“ fragte Mathias. „Was hat's da für einen Haken?“

„Das läßt sich nicht gut sagen, und ist das eine ganz eigenthümliche Geschichte, über die ich selbst noch nicht recht im Klaren bin. Der Bube da hinten hat, so viel ich merke, eine sehr vornehme Mutter; Ihr könnt das auch wohl dem ganzen Gestell des Kindes ansehen; sein kleiner geschmeidiger Körper ist allerliebst gewachsen, sein Gesicht hat eine schöne Form und seine Hände und Füße sind zart und klein.“

„Das ist wahr,“ sagte Mathias nachdenkend. „Und dabei hat die Kröte schon eine erstaunliche Kraft; ich habe das vorhin gemerkt.“

„Wißt Ihr, unsereins,“ fuhr Meister Schwemmer fort, „dem so viel dergleichen Bälge durch die Hand gehen, merkt gleich am Ganzen, ob etwas dahinter ist oder nicht. Man sieht's an der Figur, am Gesicht, ja an der Art des Schreiens. Das Meiste nun, was zu uns kommt, ist Halbblut, wißt Ihr: vornehmer Vater oder vornehme Mutter. Der Bube aber ist Vollblut, darauf könnt Ihr schwören.“

„Wenn aber beide Eltern vornehm und reich wären, warum nehmen sie sich des Kindes nicht an und wollen es hier bei Euch

elend verkümmern lassen? — Nehmt mir nicht übel, aber das ist doch's Ende von all' den armen Teufeln hier."

„Die Mutter dieses Kindes," versetzte Meister Schwemmer, „war, wie Ihr Euch wohl denken könnt, noch ein Mädchen, als es auf die Welt kam. Der Vater konnte sie vielleicht nicht heirathen, — was weiß ich?" — genug, sie beschlossen auch, den Buben sehr gut und anständig erziehen zu lassen, setzten ihm, glaube ich, ein kleines Vermögen aus, endlich aber heirathete die Mutter dieses Knaben einen anderen, aber sehr vornehmen Herrn."

„Aha!" machte Mathias.

„Das sind aber schon einige Jahre her, und anfänglich ging Alles gut. Weiß aber der Teufel, zuletzt muß der Gemahl dieser Dame etwas über die Geschichte erfahren haben, legte sich auf Nachforschungen, ließ wahrscheinlich viel Geld springen und kam der Sache so ziemlich auf die Spur. Das erfuhr die Mutter, sie that ihrerseits ebenfalls Schritte, nahm den Buben aus dem Hause weg, wo er bisher verwahrt war, und da wurde er nun, um mich meines früheren Ausdrucks zu bedienen, durch die dritte und vierte Hand hieher zu uns gebracht."

„Aber man zahlt doch ordentlich für ihn?"

„O ja, recht ordentlich; aber man knüpfte daran die Bedingung; ihn fest verwahrt zu halten und" — schloß Meister Schwemmer hustend und lachend — „das thun wir redlich, wie Ihr gesehen habt."

„Hol' Euch der Teufel!" erwiderte der Andere, „das thut Ihr freilich.' Aber wie schon gesagt: nehmt Euch mit dem Knaben in Acht. Der bricht Euch einmal aus, rennt in die Stadt und plaudert die ganze Wirthschaft aus."

„Seid unbesorgt," meinte der Hausherr, „wir wollen ihn schon mit Hunger und Schlägen mürb machen, und wenn es nicht anders geht, so lege ich ihn an die Kette wie einen tollen Hund. Oh! solchen Burschen sind wir noch gewachsen!"

Herr Sträuber hatte während dieser Unterredung anscheinend theilnahmlos zum Fenster hinaus geschaut, doch war ihm nicht ein Wort entgangen. — „Eine reiche und vornehme Frau," dachte er, „die den Buben zu verbergen trachtet, und ein ebenfalls vornehmer und reicher Mann, der ihn finden möchte, — das sind ein paar Kunden, die für eine thätige Hülfe gewiß tüchtig bezahlen werden. Das wäre nur noch zu überlegen, wer am Meisten springen läßt; — und dann thäte man dabei ein gutes Werk," tröstete er sich selber, „denn es ist doch unverantwortlich, ein Kind, das bisher gut erzogen wurde, bei solchem Schandvolke zu lassen. — „Pfui Teufel!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und die Frau Lily trat herein. Sie sah blaß und niedergeschlagen aus, und ein aufmerksamer Beobachter hätte auf ihrem Gesichte Spuren von Thränen bemerken können und vielleicht darnach geforscht. Aber da hier Niemand war, der sich um solche Kleinigkeiten bekümmerte, so setzte sie sich stillschweigend auf ihren alten Platz an das Fenster hin, blickte gedankenvoll in die Stube und legte die Hände in den Schooß.

„Jetzt können wir auch an unser Geschäft gehen," sprach Mathias. „Ich habe nur warten wollen, bis die Frau kam, denn sie muß mich dieses Mal eine Strecke Wegs begleiten."

„Richtig! richtig!" versetzte Meister Schwemmer; „wir haben Mädchen bei dem Transport, so ein Stück vier. — Also laßt hören, Mathias, was braucht Ihr noch?"

„Der von C. schrieb mir vor einigen Tagen, es sei eine passende Gelegenheit da, eine größere Anzahl hinüber zu bringen, auch könnte er sehr gut im Ganzen ein Stück zwanzig placiren, natürlicher Weise über die Hälfte Buben; sechs, höchstens acht Mädchen dürfen darunter sein."

„Doch nur Mädchen unter zehn Jahren," sagte Herr Sträuber, der unterdessen ein Papier aus der Tasche gezogen hatte.

„Versteht sich," entgegnete der Hausherr, „die über sechszehn gehören in ein ganz anderes Register und können viel vortheilhafter in der Nähe untergebracht werden."

„Davon nachher!" versetzte Mathias. — — „Um nun den Transport vollzählig zu machen, fehlen mir noch ungefähr zehn Buben, aber es müssen ansehnliche Kerle sein. — Was habt Ihr nun für mich im Auge, und welche Preise wollt Ihr machen? Seid aber billig, denn wir leiden doch alles Risiko: wenn wir abgefaßt werden, ist nicht nur alles Geld hin, sondern es könnte uns auch leicht an den Kragen gehen."

Meister Schwemmer nahm ruhig eine Prise, dann nickte er mit dem Kopfe und sagte pfiffig lächelnd: „ja, ja, die Gefahr ist groß, aber nicht so sehr für Euch, wie für mich. Ihr seid gedungen worden, mit den Kindern zu reisen, — was wißt Ihr mehr von der Sache? Ihr thatet nur, was man Euch befohlen, aber an Unsereinem bleibt's hängen. Ihr, Mathias, seid ein rüstiger Mann, ohne Anhang. Ihr schlagt Euch im Nothfalle durch ein halbes Dutzend Polizeidiener durch, gewinnt das Freie, haltet Euch ein halbes Jahr versteckt und seid ein Mann bei der Stadt wie vorher. — Aber seht mich an: ich bin ein armer kranker Kerl, der sich kaum vom Stuhle rühren kann, habe auch noch eine große Wirthschaft am Hals, eine Wirthschaft, bei der es mir sehr unangenehm wäre, wenn die da droben einmal ihre Spürnase hinein steckten."

„Wozu das Gefasel!" erwiderte Mathias ärgerlich. „Sagt, was Ihr habt und Eure Preise, ich brauch' es ja nicht zu nehmen, wenn es mir nicht ansteht. Und daß Ihr mich schindet, wo Ihr könnt, weiß ich ohne Eure Vorrede. Also heraus mit der Sprache! Könnt Ihr mir ein Stück zehn Buben verschaffen?"

„Seid nur nicht immer so stürmisch!" sagte der Andere. Und dabei zog er unter seinem Sitze ein Papier hervor. „Man meint immer, wir wollen uns am Halse fassen, und scheiden doch meistens

als die beſten Freunde. — Hier iſt eine artige Liſte," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher er in das Papier geblickt, „aber da nicht viele Kinder dabei ſind, die keine Eltern mehr haben, ſo kommt die Sache etwas höher zu ſtehen."

„Gebt her," ſprach raſch Mathias, indem er das Papier in die Hand nahm und durchflog. — „Die vier Ohren hier koſten nicht viel, aber für die andern ſechs finde ich den Preis unverſchämt geſtellt. — Da Einer mit vierzig Thalern."

„Deſſen Stiefmutter ein tüchtiges Geſchenk verlangt hat."

„Da Einer ſogar mit ſechzig Thalern."

„Iſt ſchon zehn Jahre alt und hat eine Schweſter, die an ihm den Narren gefreſſen hat. Koſtet mich an zwanzig Thaler an Briefen und Zeugniſſen, um zu beweiſen, daß der Bube in eine gute Lehre kommt."

„Wird ſich wundern," brummte Mathias, während er an den Fingern rechnete. Dann ließ er die Hand mit dem Papiere ſinken und ſagte: „aber daß ſie Alle gerade gewachſen ſind, dafür ſteht Ihr mir natürlich ein."

„Verſteht ſich von ſelbſt," erwiderte Meiſter Schwemmer. „Ihr zahlt überhaupt nicht eher, bis der ganze Transport bei einander iſt und Ihr Alles durchgemuſtert habt. — Na, macht kein ſo finſteres Geſicht; es iſt und bleibt doch ein gutes Geſchäftchen."

Mathias hatte die Hände auf den Rücken gelegt und blickte gedankenvoll durch das Fenſter in den kleinen Hof.

Frau Bilz, welche gerade vor ihm ſaß, ſchaute aufmerkſam in ſeine düſteren Züge, und ihre Hände, die bis jetzt über einander lagen, falteten ſich langſam zuſammen.

„Ich muß überhaupt ſchon geſtehen," ſagte Mathias nach einer Pauſe, „daß mir dieſes Geſchäft vollkommen entleidet iſt; es iſt doch das Niederträchtigſte, was ich kenne, — ein förmlicher Sklavenhandel, und ein Sklavenhandel, weit ſchlimmer wie der, den ſie drüben in Amerika betreiben. Dort wechſelt ſo ein armer Teufel

von Schwarzem oder ſo ein Kind nur ſeinen Herrn; der Eine iſt ein Bischen beſſer, der Andere ein Bischen ſchlimmer, aber ihr Leben bleibt ſich im Allgemeinen gleich; ſie müſſen freilich arbeiten, ſie bekommen auch wohl ihre Schläge, aber an Leib und Seele werden ſie darum nicht ſchlechter, und wenn ſie auch durch ein Dutzend der verſchiedenartigſten Hände gegangen wären. Aber bei dem Sklavenhandel, den wir betreiben, iſt es doch ganz, ganz anders."

„Ja, ja," ſprach die Frau beiſtimmend.

„Was wird aus den Geſchöpfen, die wir in ein fremdes Land hinüber führen? Bekommen ſie vielleicht einen Herrn, der für ſie ſorgt, der ſie zur Arbeit anhält, der ſie lehrt und im Nothfalle auch nährt? — Nein! nein! gewiß nicht! Die Buben werden nach und nach Bettler von Profeſſion, Halunken, Spitzbuben, Räuber und Mörder, und die Mädchen — na! Denen geht's noch viel ſchlimmer. — Das verſichere ich Euch, Meiſter Schwemmer, alle Thaten unſeres Lebens, die wir im Dunkeln verübt, alle die zuſammen genommen werden einmal nicht ſo ſchwer wiegen, wie der Jammer eines Einzigen dieſer unglücklichen Geſchöpfe, wenn es am Ende eines elenden, ſündhaften Lebens verkommen und jammervoll hinter irgend einer Hecke zum Teufel fährt."

Die Frau nickte ſtumm mit dem Kopfe, und Herr Sträuber, der, ſo lange Mathias in der Nähe war, außerordentlich wenig ſprach, ſchien ihn tröſten zu wollen, indem er ſagte: man muß das nicht ſo genau nehmen bei dem Mathias, er hat ſeine ſchwachen Augenblicke, nachher hat er doch wieder Alles vergeſſen.

Für dieſe Worte warf ihm Mathias einen nichts weniger als freundſchaftlichen Blick zu, dann ſteckte er die Hand auf die Bruſt unter ſeinen Rock und erwiderte: „leider iſt es wahr, daß mir ſolche Gedanken nur auf Augenblicke kommen, aber auch das iſt ſchon was werth, und ich bin mir gerade recht wie ich bin. Wenn ich auch zuweilen im Schmutz wate, tief bis an die Kniee, ſo iſt

es mir doch auch wieder einmal behaglich, trockenen Fußes über einen hohen Berg zu marſchiren und ein Bischen ſchöne Ausſicht nach vorwärts zu genießen. Das nennt Ihr freilich hie und da ſolche Gedanken haben, aber es iſt doch, beim Teufel! beſſer, auch nur bisweilen ſolche Gedanken zu haben, als immer und ewig im feuchten Dreck daher zu ſchlampen, der Euch freilich nie recht beſchmutzt, aber auch nie nur eine Sekunde lang reinlich erſcheinen läßt. — Doch was werfe ich Perlen vor die Säue, wie es in dem Sprichwort heißt!" — Damit ſchlug er das Papier zuſammen, griff nach ſeinem Hute und ging, ohne ein Wort weiter zu verlieren, zum Zimmer und zum Hauſe hinaus.

Herr Sträuber blickte ihm nach, bis er über den Hof verſchwunden war, dann gewann er mit einem Male ſeine ganze Redſeligkeit wieder. — „Es iſt hart," ſagte er, während er ſeinen Hemdkragen hervor zog, „mit ſolchen Menſchen umgehen zu müſſen, für einen Mann von Erziehung, wie ich, mit einem Kerl wie dieſer Mathias. Würde ſich vielleicht kein Gewiſſen daraus machen, Jemand für ein paar Gulden niederzuſtechen, und nimmt ſich da heraus, vor uns von beſſeren Gefühlen zu reden. — Das käme mir vielleicht zu, wenn ich an meine Jugend und früheren Tage denke."

„Er ſpricht nicht nur zuweilen etwas Gutes," ſagte die Frau, „ſondern er thut es auch."

„Da wäre ich neugierig," meinte Herr Sträuber.

„Draußen in der Vorſtadt, wo wir wohnen, wurde vorgeſtern ein armer Weber mit ſechs lebendigen Kindern und wenigem armſeligem Hausrath bei dem ſcheußlichſten Wetter auf die Straße geſetzt. Ihr könnt Euch den Jammer gar nicht denken."

„Ja, ich weiß es," bemerkte lächelnd Meiſter Schwemmer.

„Das Weib," fuhr Frau Bilz fort, „hat ein kleines Kind an der Bruſt, und Beide waren blau vor Kälte. Da kam Math[illegible]

und verschaffte ihnen in einem Hinterhause ein ganz ordentliches Unterkommen."

„Aber er stellte Bedingungen dabei?" fragte besorgt der Hausherr.

„Nein," entgegnete die Frau, „davon weiß ich nichts. — Im Gegentheil: er rieth dem Manne, Bedingungen, die ihm ein Anderer gestellt haben mußte, um keinen Preis einzugehen."

„Soll ihn der Teufel holen!" rief Meister Schwemmer.

„Und was waren das für Bedingungen?" fragte Herr Sträuber.

„Wieder ein Menschenhandel," sagte achselzuckend die Frau.

„Und also der Mathias rieth ihm wirklich davon ab?" fragte der Mann am Ofen, der sein Taschentuch zusammen knitterte und es dann schnell an seinen Mund drückte, um einem Hustenanfall zuvor zu kommen, den augenscheinlich der Zorn bei ihm erregt. — „Ja, — ja," sagte er nach einer Weile, als er wieder etwas zu Athem kam, — „soll — ihn — lothweis — der Teufel — holen! — Verdirbt Einem — den saubersten — Handel."

„Seht Ihr wohl," sprach Herr Sträuber, „ist das kameradschaftlich? Das nenne ich unter Freunden Verrath. Und paßt nur einmal auf, wir können uns noch Alle vor dem Kerl ich Acht nehmen; auf einmal wird man unsere Schliche kennen, wir sind gefaßt und er spaziert hohnlachend umher."

„Davon ist kein Gedanke," versetzte Meister Schwemmer, „Mathias ist treu und redlich wie Gold. — Sträuber, wie könnt Ihr so Etwas denken!"

„Nehmt Euch ja in Acht," sagte ruhig die Frau, indem sie ihm einen verächtlichen Blick zuwarf, „daß Eure Gedanken nicht außer diesem Hause laut werden und ihm zufällig zu Ohren kommen. Es wäre eine scharfe Ecke für Euch; an der könntet Ihr Euch blutig stoßen."

„Und Blut ist nicht seine Leidenschaft," sprach achselzuckend Meister Schwemmer. — „Doch gehen wir an unser weiteres Ge-

wollten sie dem Publikum sagen: es ist ja bald Alles vorbei, seid darum wohlgemuth, und der Vorhang fällt. Derselbe erhebt sich aber wieder vor Tunis.

Die Mandel blüht im Thal, mit spitzen dunkeln Blättern,
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern,
Gesegnet ist das Land des Beys von Tittery.

Auch Palmen sind hier zu schauen, schöne grüne Palmen, nur Schade, daß der Wolkenschleier, der kühn über die Bühne gespannt ist, so tief herabhängt, daß er die Palmenkrone zur Hälfte bedeckt.

Fatime singt: Arabien, mein Heimathland, Scherasmin kommt, und endlich der bravste der Ritter: Hüon, dießmal als Türke verkleidet.

Aber Hüon mag sich in Acht nehmen, denn ich wette zehen gegen eins, daß er doch erkannt wird, denn kein ächter Türke geht so gekleidet, wie der Herr Hüon. Die Sache nähert sich indessen ihrem Ende. Hüon wird zärtlich in's Harem gelockt, wo der liebeglühenden Sultanin heißes Blut ihn sehnsüchtig erwartet. Aber der brave junge Mann widersteht allen ihren Liebkosungen. Das hat die Sultanin nicht erwartet. Sie

ſchäft. — Was wir ſprechen, bleibt ja unter uns," fuhr er lächelnd fort, als er ſah, daß ſich das Geſicht des Herrn Sträuber bedeutend verlängerte. „Da habe ich zwei Aufträge von unſerer Freundin, der Madame Becker."

„Aha! die in der alten Kaſerne!" ſagte Frau Bilz.

„Dieſelbe. — Das iſt ein verfluchtes Weibsbild und verdient Geld wie Heu; ſie hat, wie ſie mir ſagte, in D. und F., vier Stunden von hier, zwei junge Mädchen aufgeſpürt, zwiſchen ſechszehn und achtzehn Jahren, friſche, ſchöne, ſaftige Landpomeranzen, die gern einen Dienſt in einer großen Stadt haben möchten; hier iſt es nun zu nah; deßhalb will ich ſie an einen Geſchäftsfreund nach B. ſenden, wo eine ſtarke Nachfrage nach ſolch' unberührter Waare iſt. Die Becker hat den beiden Mädchen nun vorgeſchwindelt, ſie kämen dort in ein ganz anſtändiges Haus, erhielten einen bedeutenden Lohn und brauchten ſich nur mit ſeiner Arbeit zu beſchäftigen. — Und das iſt ja Alles wahr," fuhr der alte Sünder kichernd fort, indem er ſich die Hände rieb. — „Sie fürchtet aber nun, wenn die beiden Mädchen auf der Eiſenbahn hieher fahren, ſo könnten ſie am Ende zu Leuten zu ſitzen kommen, die ihnen die ganze Geſchichte verdächtigen würden und ihnen — es könnten ja ſogar welche von B. ſein — geradezu ſagen, die Adreſſen ſeien falſch und die Häuſer exiſtirten dort gar nicht. — Verſteht Ihr mich?"

„Vollkommen," entgegnete Herr Sträuber.

Und die Frau nickte ſtillſchweigend mit dem Kopfe.

„So, nun paßt auf," fuhr der Hausherr fort. „In circa acht Tagen werden die beiden Mädchen von D. und F. abreiſen. Man wird Euch Alles das noch genau mittheilen; dann fahrt Tags vorher Ihr, Frau Bilz, nach D. und der Sträuber nach F. Ihr, Frau, bekommt ein genaues Signalement des einen Mädchens, ſetzt Euch zu ihr hin und plaudert mit ihr; in F. nun kommt zugleich mit dem andern Mädchen dort Euer Bruder auf die Bahn."

„Welcher Bruder?“ fragte mißtrauiſch Herr Sträuber.

„Nun, Ihr ſtellt den Bruder vor. O ich weiß ſchon, was Ihr ſagen wollt, Frau Bilz zieht ſich ein Bischen ſtädtiſch an, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen. — Alſo Ihr ſteigt mit dem anderen Mädchen in F. ein, habt wo möglich ſchon im Wartſaal ein paar Worte mit ihr gewechſelt, findet Eure Schweſter und ſetzt Euch nun, wenn es geht, alle vier zuſammen. — Verſtanden?“

„Natürlicher Weiſe,“ entgegnete Herr Sträuber. „Wir laſſen uns dann von den beiden Mädchen erzählen, wohin ſie wollen.“

„Richtig, richtig! Ihr erfahrt, daß ſie nach B. gehen, Ihr Beide ſeid auch daher, und könnt Ihnen nun über die Häuſer, wohin ſie adreſſirt, die allerbeſte Auskunft geben. — Sobald Ihr nun mit den Beiden hier ankommt, ſo ſeid Ihr ihnen augenblicklich behülflich, daß ſie Plätze nach B. nehmen. Ihr, Sträuber, habt nun hier Geſchäfte und bleibt da, die Frau aber begleitet die Mädchen und bringt ſie in B. nach einem gewiſſen Hauſe, das man ihr bezeichnen wird. — So, das wäre im Reinen. Ihr habt doch keinen Zweifel mehr?“

Frau Bilz zuckte mit den Achſeln und ſagte: „ich wußte ſchon um die Geſchichte; ich war geſtern bei der Becker, die mit mir davon ſprach.“

„Nun, da werdet Ihr auch gehört haben, daß ich Euch ſogleich vorſchlug,“ erwiderte der Hausherr, nachdem er eine ſtarke Priſe genommen. „Ja, Ihr ſeht, Frau Bilz, daß ich immer an Euch denke, wo es Etwas zu verdienen gibt.“

Die Frau gab hierauf keine Antwort, ſondern ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken und ſpielte mit den Bändern ihrer Schürze.

Herr Sträuber erhob ſich von ſeinem Stuhle, ſtrich ſein Haar zurück, ſetzte den Hut auf und zog ſeine baumwollenen Handſchuhe an.

„Und werden wir Geld zu dieſer Fahrt von Euch bekommen?“

fragte er, während er die Briefe, die er vorhin geſchrieben, in die Taſche ſteckte.

„Allerdings,“ antwortete vergnügt der Hausherr, der heute gute Geſchäfte gemacht hatte, „kommt nur am Samſtag, da ſollt Ihr Alles haben: Geld, Adreſſe und die genaue Beſchreibung von einem Paar ſehr hübſcher Mädchen.“

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Weihnachtsfreuden.

So war denn auch wieder einmal Weihnachten gekommen, dieſe frohe und glückſelige Zeit für Alt und Jung, — für Erſtere zum Geben, für Letztere zum Empfangen; und wer dabei die größte Freude hat, iſt noch unentſchieden. Wie bemühen ſich die Kleinen vor dieſem feſtlichen Abend, alles Unangenehme, das ſie den Eltern zugefügt, vergeſſen zu machen und ſich nur darzuſtellen in ihren guten und ſchönen Eigenſchaften. Ja, ſchon vier Wochen vor Weihnachten geht es in den Schulen und zu Haus ungleich ſtiller her als das ganze Jahr; man hört nicht das verdächtige Klopfen des Lineals, man vernimmt wenig Scheltworte, und wozu früher eine ganze lange Ermahnungspredigt nothwendig war, das thut jetzt ein einfaches Achſelzucken und die hingeworfene Bemerkung: „nun ja, es iſt ja nächſtens Weihnachten, da wird ſich alles das ſchon finden.“

Aber nicht blos die Kinder freuen ſich unbeſchreiblich auf dieſen Abend, auch für Manchen der Erwachſenen iſt das eine Zeit, wo man gegenſeitig auf ſo ungenirte Art anonyme Geſchenke empfangen

und machen kann, wo ſich ſo plötzlich auf dem Teller dieſer oder jener jungen Dame, oder mit einer zierlichen Aufſchrift am Baume hängend, ein kleines elegantes Etui findet, und wenn man es öffnet, darin ein Ring, ein Armband oder dergleichen. — Freilich wird Mama ſelbſt an dieſem heiligen Abend die Augenbrauen etwas in die Höhe ziehen, und die jüngeren Schweſtern, die noch keine Armbänder bekommen, oder auch wohl die ältere, die keine mehr erhält, verächtlich die Näschen rümpfen und mit Abſicht leicht darüber hinweg zu blicken verſuchen. — Das thut Alles nichts; wie ſchon bemerkt, an dem Abend wird Manches verziehen oder Manches geglaubt.

„Ach! dies ſchöne Geſchenk wird von Onkel Karl ſein!“ ſagt die Betreffende, indem ſie mit außerordentlicher Geſchicklichkeit ein kleines Papierchen verſchwinden läßt, das unter dem Armband gelegen. „Ach! Onkel Karl, das iſt zu viel! Nein, das iſt zu viel!“

Onkel Karl, ein alter geiziger Hageſtolz, ſteht daneben mit einem höchſt dummen und verblüfften Geſicht; befindet er ſich nun augenblicklich unter dem Einfluß von einiger Geiſtesgegenwart, die ihm aber gewöhnlich mangelt, ſo macht er grinſend ein breites Maul, lächelt ziemlich blödſinnig und iſt unverſchämt genug, die warmen Küſſe ſeiner lieblichen Nichte für Rechnung eines Anderen in Empfang zu nehmen.

Du erinnerſt dich gewiß, theurer und geneigter Leſer, ſo lebhaft wie wir dieſer herrlichen ſchönen Weihnachtszeit. Du kannſt das nicht vergeſſen, nicht einmal in dem ſchlimmen Falle, wenn du ſelbſt lange, lange Zeit hindurch Niemand etwas Gutes mehr beſcheert haſt, oder wenn dir ein böſes Schickſal während vieler Jahre nur Fußtritte oder Ohrfeigen gab. Ja, auch dann wirſt du dich, wenn auch wehmüthig, jener Zeit erinnern, wo du zum letzten Male etwas Angenehmes beſcheerteſt oder wo dir was Angenehmes beſcheert wurde. —

Ach! es ist etwas so Köstliches um die Erinnerung, um eine angenehme Erinnerung, und wenn wirklich deine Seele schon lange mit dickem Staube bedeckt ist oder sich dein getäuschtes und verrathenes Herz mit einer festen Schaale umzogen — an diesem Abend steigt jener auf, zerschmilzt diese, und du fühlst, wie dich ein süßer Schauer durchzieht, — wenn du das nämlich fühlen willst — seltsame Töne, bunte, glänzende Bilder, und alles das eingehüllt in den wohlbekannten Duft der Tannennadeln und des herabträufelnden Wachses.

Dann eile hinaus auf die Straße, um dich unter den Glücklicheren umzuschauen, selbst wenn es nebelt oder sogar einzelne Schneeflocken vom dunkeln Himmel herab dich in großen Kreisen umflattern, und zuletzt auf deiner Nase oder deiner Wange zerschmelzen. Das gehört mit zum heiligen Christtag, und ist das wilde Wetter zuweilen liebend den Tausenden von Tannenbäumen nachgezogen, die man aus dem finstern Wald hierher versetzt.

Wer achtet aber dieses Wetters? — Niemand. Selten siehst du einen Regenschirm aufgespannt, und die Damen behelfen sich sogar, indem sie dichte Kapuzen über den Kopf ziehen und von unten mit soliden Ueberschuhen verwahrt sind. Man hat auch keine Zeit, nach dem Wetter zu sehen oder den Regenschirm zu balanciren; man muß nur dafür sorgen, daß man nicht an die Begegnenden anstoßt und daß man seine kostbaren Waaren unversehrt nach Hause bringt.

Die schönste Stunde an diesem Abend ist gleich nach der Dämmerung, wenn die Ladendiener eilfertig die Glaslampen angezündet haben, und wenn es nun wie ein Aufschrei höchster Lust durch die Glasschränke zieht, wenn Alles heller wird als am Tage; denn die Sonne vermag nicht in den dunkeln Winkel zu dringen, wo die Schaukelpferde stehen, oder dort hinten in die Ecke neben dem Ofen, wo sich die hölzernen Gewehre, die Säbel, Schwerter und Peitschen befinden.

Jetzt aber strahlt Alles von Licht und Glanz.

Es glänzt das Gold auf den Helmen und Harnischen der Rittersmänner, man sieht die Mähnen der Rosse flattern, und hell strahlen die Fenster dieses Schlosses oder jener Burg.

Wie galoppiren die Pferde dort vor der reichen, bunten Carosse, wie anmuthig lächelt die Dame in derselben, und wie gräulich verzieht der edle Nußknacker sein häßliches Gesicht! Sollte man doch glauben, er schiele ordentlich links hinüber nach jener großen schönen Puppe in weißem, gesticktem Atlaßkleide mit wirklichen Schuhen an den Füßen und ächtem Haar auf dem Kopfe. Dieses Gesicht ist aber auch der Mühe werth, betrachtet zu werden: die runden, schneeweißen Wangen, angetupft mit einem zarten Roth, der zusammengezogene Mund, so klein, daß er gar nicht in Betracht kommt, die unbedeutende Nase und hauptsächlich die großen blauen Augen von unaussprechlichem Glanze und einem Ausdruck, der über alle Beschreibung geht. Sie blickt verwundert vor sich in das Gewölbe; und wie in tiefe Gedanken versunken, schaut sie keine Menschenseele an, sondern starrt weit, weit hinaus in die unmeßbare Ferne.—

Jeder aber ist wie gesagt an diesem Abend eilig und hat für den besten Freund keine Zeit; Der hat dies, Jener das vergessen, und da heute Abend Mägde und Knechte alle Hände voll zu thun haben, so muß er selbst rennen und laufen, um das Versäumte herbei zu holen.

„Da wäre ich schön angekommen," sagt ein dicker Herr im Laden zu einem sehr dürren, der Wachslichter aufsucht, „meine Frau hat sich ein Portemonnai gewünscht, wie sie es vor acht Tagen bei der Staatsräthin gesehen. Wissen Sie, von dänischem Leder mit Stahlschloß; ich versichere Sie, bester Freund, es ist gut, daß es mir jetzt noch einfiel, ich hätte böse Feiertage gehabt."

„So kann man Unglück haben!" ruft ein anderer Herr, der eilig in den Laden tritt. — „Bitte um neue Glaskugeln," sagt er

zu dem Ladendiener, der mit offenem Munde herbei eilt. „Da sehen Sie die Bescheerung," wendet er sich an den dicken Herrn, „gehe ich noch von hier aus zur Putzmacherin — sie hat die Sammetmantille für Madame noch nicht geschickt, — und da ich warten soll, setze ich mich nieder auf einen Stuhl und auf die Glaskugeln. Es ist nur ein Wunder, daß mir kein Scherben irgendwo eingedrungen ist. — So. — Wie viel macht's?"

„Einen Gulden und zwölf Kreuzer."

„Hier sind sie. — Gute Nacht, ihr Herren, vergnügte Weihnachten!"

Wer aber auch nicht im Stande ist, Glaskugeln, Sammetmantillen oder Portemonnais zu kaufen, wie sie die Staatsräthin hat, ja wer es kaum zu einem verkrüppelten Tannenbaume und zu einigen vergoldeten Nüssen zu bringen vermag, freut sich des Lebens und ist mit den Seinigen heiter und guter Dinge. Das hölzerne Pferd, das der Vater geschenkt erhielt, wird auf's Künstlichste wieder hergerichtet, die Mutter macht einen neuen Zaum, der Vater einen superben Schweif von Baumwolle, der aus der Dintenflasche schwarz gefärbt wird. Am Baume hängen ein paar Brezeln oder einige Wecken an Schnüren, auf dem Tische liegen die neuen Höschen und das neue Wamms mit glänzenden Knöpfen besetzt, und mit weit aufgerissenen Augen wird alles das betrachtet, bis auf die Ruthe, die am Baume schwebt, und die verstohlene, ehrerbietige Blicke auf sich zieht.

Selbst die Armen, denen zu Haus kein Weihnachtsbaum glänzt, denen Vater und Mutter nichts zu bescheeren im Stande sind, sie freuen sich am heutigen Abend der allgemeinen Pracht und Herrlichkeit und es muß schon ein besonderer Segen in der heiligen Nacht über alle Menschinder ausströmen, der Neid und Mißgunst nicht aufkommen läßt; denn die Kleinen da draußen vor dem Fenster, die soeben noch frierend durch die Straßen zogen, bleiben plötzlich stehen, als sie den herrlichen Lichterglanz erblicken, klet-

an das Fenster des Erdgeschoßes empor und blicken mit leuchtenden Augen so lange in die hellbestrahlte Stube auf den Tannenbaum mit den vielen Lichtern, auf all' die seltsamen Spielsachen, bis der Hauch ihres eigenen Mundes die Scheibe trübt und Alles in einen dichten Nebel verschwimmt.

Wenn aber ein gutes Kind drinnen im Zimmer sieht, daß vor dem Fenster so arme kleine Geschöpfe stehen, denen der heilige Christ am heutigen Abend nichts beschеert als Hunger und Kälte, so erbittet es sich von den Eltern etwas Spielzeug und Backwerk, öffnet leise das Fenster und reicht es den armen Kindern hinaus. Die nehmen es, und geblendet von dem Lichterglanz glauben sie vielleicht, es sei am Ende das Christkind selbst gewesen, das sie beschеert, und gehen mit dieser frohen Botschaft nach Hause, indem sie das, was sie erhalten, freudestrahlend vorzeigen.

Dazu läuten die Glocken der Kirche, die tiefen Töne der Orgel dringen aus den geöffneten Thüren hervor, und die Menge strömt hin und zu, um die Krippe mit dem heiligen Christ zu sehen, die vor Hochaltar enthüllt wird. Der Boden der Kirche ist feucht und die Fußtritte hallen wider auf dem Steinpflaster; die Regenschirme und nassen Mäntel verbreiten einen sonderbaren Geruch, und dazu mischet der Weihrauch so bekannt und angenehm. Man verrichtet sein Gebet, eilt wieder hinaus, und vor der Kirchenthüre blickt man aufwärts, ob der Himmel ein freundliches Gesicht mache und die Feiertage verheiße. — Ah! es sind da viele schwarze Wolken: doch wird es über uns an einer kleinen Stelle heller und es erscheint ein schöner blauer, sanft strahlender Stern. Der ist vielleicht ein Prophet für gutes Wetter, oder es ist auch jener Stern, der sich immer über der Krippe des kleinen Christkindes zeigt und den die heiligen drei Könige nachgegangen. — Ja, der muß es sein, — geschwind nach Hause, das muß man den Kindern erzählen. —

Wenn an einem solchen Christabende die Menge der Käufer

und Käuferinnen anfängt in den Gewölben nachzulaſſen, — [illegible] geſchieht nun nach ſechs Uhr, — ſo werden die meiſten der Läden geſchloſſen, damit auch die den ganzen Tag ſo beſchäftigten Leute jetzt ſchon ihren Feiertag beginnen können, oder man läßt vielleicht noch zur Beaufſichtigung des Ganzen eine der Ladenjungfern zurück, die ſich alsdann verdrießlich an den Tiſch ſetzt, den Kopf auf die Hand ſtützt und wohl an ihre Heimath denkt, wo jetzt Alles heiter und vergnügt um den Chriſtbaum ſteht, während ſie hier noch ein paar Stunden allein ſitzen muß. Das Geſchäft darf noch nicht geſchloſſen werden: es könnte vielleicht noch ein verſpäteter Kunde etwas brauchen.

Dieſe Vorſicht war denn auch in einem der größten Laden der Hauptſtadt nicht unnöthig, und die junge Dame, welche hier ſaß, hatte ſehr Unrecht, als ſie ſoeben einen kleinen Monolog hielt, worin ſie von hartem Dienſte ſprach und von überflüſſigen Quälereien, die darin beſtänden, noch hier ſitzen zu müſſen, nachdem ſchon Alle längſt auf ſeine Zimmer gegangen; — denn kaum hatte ſie ihn beendigt, ſo fuhr ein Wagen dicht vor die Ladenthüre, und ein Herr, der darin ſaß, öffnete den Schlag ſelbſt, ſprang heraus und trat in das Gewölbe.

„Schon dachte ich, es wäre auch hier geſchloſſen,“ ſagte er laut und luſtig, „und das wäre mir äußerſt unangenehm geweſen, denn ich muß Sie noch bei ſpätem Abend bemühen und Sie um das Neueſte bitten, was es in kleinen ſeidenen Halstüchern für Damen gibt.“

„Ah! Herr Doktor!“ verſetzte das Mädchen, das eifrig aufgeſprungen war. „Wir werden nur heute Abend bei Licht die Farben nicht recht unterſcheiden können, das nimmt ſich Alles bei Tage anders aus.“

„Sie haben vollkommen Recht, mein Kind,“ entgegnete der Herr; „aber meine Zeit am Tage iſt außerordentlich koſtbar, namentlich im Winter, wo es ſo viele Kranke gibt. — Und dann

erlasse ich mich auf Ihren Geschmack. — Bringen Sie auch sogleich einen Carton mit Damenhandschuhen, davon kann ich auch was brauchen," rief er dem Mädchen nach, das nach dem Hintergrunde gegangen war, um das Verlangte zu holen. — „Gott! ich hätte beinahe den ganzen Weihnachtsabend vergessen!"

„Das würde der Frau Doktorin nicht lieb gewesen sein," sprach lächelnd die Ladenjungfer, indem sie die beiden Schachteln auf den Tisch stellte. — „Aber das ist Ihr Scherz, und Sie haben gewiß schon seit mehreren Tagen prächtige Sachen für die lieben kleinen Kinder bereit liegen."

„Ah! das will ich meinen!" erwiderte der Herr; „den Kindern eine Freude zu machen ist leicht; man findet da immer Geschichten, die ihnen gefallen. Aber bei den Erwachsenen — ist das oft unendlich schwer," setzte er leise hinzu.

„Sehen Sie, Herr Doktor, diese kleinen Shawls sind das Neueste, was wir haben — Und sehr elegant."

„Ja, — nicht übel. Nehmen wir zwei: einen rothen und einen blauen, ich weiß nicht, welche Farbe meine Frau am liebsten hat. — Nun zu den Handschuhen."

Während das Mädchen den Carton öffnete, der das Verlangte enthielt, und die zierlichen Pakete heraus legte, trat ein anderer Herr in den Laden, nahm unter der Thüre seinen Hut ab und schlenkerte ihn hin und her, um einige Schneeflocken zu entfernen, die darauf gefallen waren, da er keinen Regenschirm bei sich hatte. Dann bedeckte er sich wieder und trat an den Ladentisch.

Dieser Herr trug eine Brille, und da ihm die Gläser derselben plötzlich anliefen, als er in das erwärmte Gewölbe trat, so zog er ein Sacktuch heraus, nahm die Brille herunter und putzte sie sorgfältig rein, wobei er mit dem eigenthümlichen Blick, den die Kurzsichtigen gewöhnlich haben, vor sich hinstarrte.

Das Mädchen bot ihm freundlich einen guten Abend.

„Wählen Sie für mich," sagte der Doktor, der über die

wirft ſich auf den Divan und ſucht durch wilde Tänze Hüons Phantaſie zu entflammen. Umſonſt, Hüons Phantaſie entflammt ſich nicht. Er bleibt kalt bei der Liebesgluth Roranens, er bleibt gefühllos bei dem Girren von ſechs edlen Choriſtinnen, die mit duftenden Blumenkränzen ihn zu beſtricken ſuchen und ihn umgaukeln, ſo daß ſüßer Blumen- und anderer Staub hoch emporwirbelt, ich meine nämlich aus den Kränzen. Man bietet ihm den goldenen Becher, er weist ihn zurück. Die Choriſtinnen ſingen:

Wenn Frauenaugen liebend glüh'n,
Kannſt du ſcheu'n dieß Zauberlicht,
Haſt du noch das Herz zu flieh'n,
Wenn dich weißer Arm umflicht?

Ja, Hüon hat das Herz und flieht. Er hätte eigentlich ſchon früher fliehen ſollen. Ich hätte das ungefähr ſo arrangirt. Hüon ſtürzt zu einer Seitencouliſſe heraus und erzählt, wie man ihn habe verführen wollen, ſpricht von dem Feuer der Sultanin, von den herrlichen Tänzen, von weißen Armen; Alles Sachen, die wir doch nicht geſehen haben, und der Zweck wäre vollkommen erreicht.

Jetzt kam das Finale und Oberon benebſt Gemahlin ohne allge-

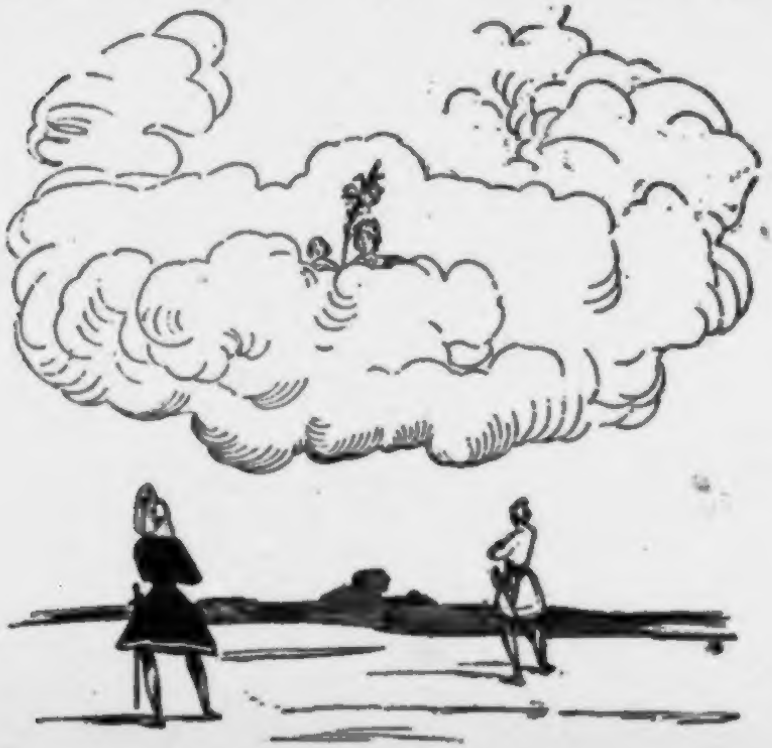

Handſchuhpakete gebeugt ſtand, „nehmen wir meinetwegen zwei Dutzend, Numero ſieben hat meine Frau; die Farben will ich Ihnen überlaſſen.“

Der andere Herr hatte ſeine Brille ſchnell wieder aufgeſetzt, blickte den, der eben ſprach, von der Seite an, und dann klopfte er ihm leicht auf die Schulter.

Der Doktor richtete ſich in die Höhe.

„Ah! du biſt es, Alfons,“ ſagte er. „Was treibt denn dich ſo ſpät hier in den Laden?“

„Oh!“ erwiderte dieſer, „wahrſcheinlich daſſelbe, was dich hieher führt. Ich brauche ebenfalls noch ein paar Kleinigkeiten für heute Abend. — Ihr kommt doch auch zu uns?“

„Zur allgemeinen Beſcheerung; das verſteht ſich von ſelbſt. Ach da haben wir noch nie gefehlt.“

„Dieſe Farben ſind ſchön,“ meinte das Ladenmädchen, indem ſie die ausgeſuchten Handſchuhe vor den Doktor niederlegte, „es iſt die gleiche Qualität, die Ihr Herr Schwager vorhin gekauft, nur habe ich andere Farben ausgeſucht.“

„So, du haſt auch Handſchuhe für deine Frau gekauft?“ verſetzte der Doktor mit gleichgültigem Tone. Da er aber hiebei den Blick auf die ſeinigen warf, ſo bemerkte er nicht, daß Alfons in dieſem Augenblicke auf höchſt unangenehme Art ſein Geſicht verzog.

„Ja, ich habe auch Handſchuhe gekauft,“ erwiderte dieſer nach einer Pauſe, „natürlich für Mariannen, aber — — nicht zum heutigen Abend; dafür habe ich ſchon andere Sachen. Ich werde ihr die Handſchuhe gelegentlich nächſter Tage geben. — Haſt du denn ſchon zu Hauſe die Kinder beſcheert?“ fragte er darauf, um von etwas Anderem zu ſprechen.

„Nein, nein,“ antwortete der Doktor luſtig, „das kommt noch, und ich freue mich darauf, als wenn ich ſelbſt ein Kind wäre. Wenn man ſo den ganzen Abend wie ich, in den verſchiedenſten Wohnungen herumkommt, und bald hier bald dort jubelnde Kinder

immen hört, oder den Lichterglanz ſieht, wenn ſich in irgend einem unkeln Gange plötzlich eine Thüre öffnet, und wenn man das Alles aus der Ferne und eigentlich theilnahmlos mit anſehen muß, ſo man ordentlich begierig darauf, dies Feſt auch bei den Seinigen feiern."

„Aber der Herr Doktor haben doch heute Abend ſchon beſcheert," gte lächelnd das Ladenmädchen; „als Sie Nachmittags vorbei fuhren, chte man dem Kutſcher von dem Hauſe gegenüber eine ganze Menge achen in den Wagen hinein."

„Ei, ei! der Herr Doktor!" ſprach Alfons, indem er unangehm lächelnd ſeine Augenbrauen in die Höhe zog.

„Es war nur Kinderſpielzeug," fuhr das Ladenmädchen fort.

„Ei der Tauſend! auch Kinderſpielzeug?" meinte Alfons forend. „Doch nicht für deine eigenen!"

„O nein," entgegnete unbefangen der Doktor, während er den ſtig ausſehenden Schwager mit ſeinem offenen, ehrlichen Geſichte hig anblickte. „Ich habe da ſo arme Kinder in meiner Kundſchaft, die von keinem Menſchen etwas erhalten, und habe ich's mir gewöhnt, dieſelben am heiligen Chriſtabend ein wenig zu beheeren; es ſchmerzt mich ordentlich, wenn ich ſo arme Geſchöpfe ei ihrem Brod und ihren Kartoffeln, oftmals im kalten Zimmer, hen ſehe und dabei an mein Haus denke, wo Oskar und Anna ch in der behaglichſten Umgebung befinden und kaum einen verünftigen Wunſch ausgeſprochen haben, dieſer auch ſchon erllt iſt."

„Aber, mein lieber Freund," antwortete Alfons, „dieſe Ungleichheiten im menſchlichen Leben kann man unmöglich ebnen und es uß ſo ſein."

„Es muß allerdings ſo ſein," ſagte der Doktor, „doch iſt es an s, ſo viel wir im Stande ſind, dem Armen ſeine Armuth leicht machen."

„Amen!" ſetzte Alfons ſpöttiſch hinzu. — Dann nahm er noch

ein kleines Halstuch, diesmal für seine Frau, wie er sagte, — es schien das vorhin bei dem Handschuhkauf ganz vergessen zu haben, dann wandte er sich an seinen Schwager und sprach: „du kannst mich wohl an mein Haus führen, es ist für dich kein großer Umweg und draußen regnet und schneit es durcheinander."

„Das versteht sich von selbst," erwiderte dieser und bezahlte seine Rechnung. — „Steigen wir ein."

Die beiden Schwäger verließen den Laden, bestiegen die Droschke des Arztes, und die müden Pferde, die den ganzen Tag auf dem Pflaster herum gelaufen waren, gingen in einem ziemlich kurzen Trabe davon.

Bei dem Hause des Commerzienraths setzte der Doktor seinen Schwager ab und rief ihm dann zu: „Also bis nachher!"

Jetzt schimmerten erst recht in allen Häusern die Weihnachtsbäume, jetzt konnte man erst recht das Jubeln der Kinder vernehmen; jetzt war Freude an allen Ecken.

Der Arzt blickte gern aus seinem Wagen heraus und freute sich jedesmal, wenn er bei einem so hellerleuchteten Fenster vorüber kam, wenn so die vielen brennenden Kerzchen wie kleine Blitze in seine Augen fuhren, um gleich darauf wieder zu verschwinden, wenn der Wagen weiter rollte. Er kam am Weihnachtsabend selten so spät wie diesmal nach Hause, doch hatten ihn einige wichtige Krankheitsfälle zurückgehalten; sonst war er es immer, der den Weihnachtsbaum arrangirte, anzündete und dann die Kinder herbei rief. Das Letztere mochte er sich auch heute nicht nehmen lassen, weßhalb er befohlen hatte, mit dem Anzünden zu warten, bis er käme; auch war es noch nicht so spät — erst sieben Uhr — und die Hoffnung auf bevorstehende Bescheerung ist schon im Stande, die kleinen Kinderaugen offen zu halten.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Weihnachtsleiden.

Endlich hatte der Doktor ſeine Wohnung erreicht; er ſprang aus dem Wagen in's Haus und eilte die Treppen hinauf. Heute war es ihm lieb, daß die Glasthüre, obgleich gegen ſeinen Befehl, offen ſtand: brauchte er dann doch nicht lange zu klingeln und konnte gleich auf den Corridor gehen, wo ihn dann die Kinder am Tritte erkannten, und ihm, wie namentlich bei ſolchen Veranlaſſungen gewöhnlich, entgegen ſtürzen würden.

Aber diesmal kam Niemand, — er huſtete, er ſtieß mit ſeinem Stock auf die Steinplatten, — umſonſt! Weder Oskar noch Anna ließen ſich ſehen.

Kopfſchüttelnd öffnete er die Thüre zum Speiſezimmer, wo in der Regel der Chriſtbaum aufgeſtellt wurde; da war Alles finſter, aber es drang ihm ein Geruch entgegen von verbranntem Wachslicht und Tannennadeln, aber viel ſchärfer, als er gewöhnlich vom Anzünden des Weihnachtsbaums entſteht.

Eilig wandte er ſich hierauf nach dem Kinderzimmer, öffnete haſtig die Thüre und wollte mit ſeinem gewöhnlichen Schritte eintreten, doch kam ihm das Stubenmädchen entgegen, legte den Finger auf den Mund und ſagte: „Bitte, Herr Doktor, etwas leiſe, ſie ſchlafen.“

„Wer ſchläft?“ fragte er überraſcht.

„Nun, die Kinder, wenigſtens liegen ſie ganz ruhig.“

„Und ſchon ſo frühe, ehe ich den Weihnachtsbaum anzündete und ſie beſcheerte?“

„Ja, — ja — Herr Doktor —“ erwiderte das Mädchen

ziemlich verlegen, „es iſt uns heute Abend ein kleines Unglück geſchehen.“

„Wem iſt ein Unglück geſchehen?“

„Eigentlich nicht uns, ſondern der Frau Doktorin.“

„So, iſt meine Frau krank?“ fragte der Doktor und wollte eilig das Zimmer verlaſſen.

„Nein, die Frau Doktorin ſind ganz wohl, aber ich wollte nur ſagen: ihr iſt eigentlich das Unglück geſchehen mit den Kindern.“

„Um Gotteswillen! was iſt's mit den Kindern?“ rief erſchreckt der Vater. Und dabei drückte er das Mädchen auf die Seite und eilte wieder hinaus in's Zimmer. — „Wo iſt Frau Bendel?“

Die Aufgerufene kam zwiſchen den Betten hervor, in welchen die Kinder lagen und ging ihrem Herrn mit einem mehr verdrießlichen als verlegenen Geſichte entgegen.

„Mach' Sie doch keinen ſolchen Lärmen!“ ſagte ſie zum Stubenmädchen! „man ſollte ja glauben, hier läge Alles in den letzten Zügen. — O, es iſt nicht ſo ſchlimm,“ wandte ſie ſich an den Doktor. „Oskar und Anna haben ein kleines Unglück gehabt, wie das bei Kindern häufig vorkommt. Wir wußten nicht, wo der Herr Doktor augenblicklich ſei, ſonſt hätten wir Sie gleich rufen laſſen; auch ſah gerade der Herr Obermedicinalrath vorbei, als ich an der Hausthüre ſtand, um mich nach Ihnen umzuſehen, und da rief ich dieſen herauf.“

Jetzt ſchien die große Geduld des Arztes vollkommen erſchöpft zu ſein. Er ſchwenkte ſeinen Stock heftig in der Hand und ſagte mit leiſer aber vor Zorn zitternder Stimme: „wollen Sie nun endlich die Güte haben, Frau Bendel, mir gehörig der Reihe nach erzählen, was wieder in dieſem Hauſe für Dummheiten und Unglück vorgefallen ſind?“

Bei dieſen Worten warf das Stubenmädchen den Kopf in die Höhe und ging, heftig mit den Achſeln zuckend, an den Tiſch zurück, wo ihre Näherei lag.

„Nun?“ ſprach der Hausherr ungeduldiger.

„So Fürchterliches iſt gerade nicht geſchehen,“ antwortete finſter Frau Bendel. „Und dann kann ich eigentlich nichts dafür, ich habe keine Dummheiten gemacht und man braucht nicht immer die Schuhe an mir abzuputzen. — Nun ja, der Chriſtbaum ſtand im Eßzimmer fertig, alle Spielſachen darunter und ſobald es dunkel wurde, wollte Madame die Beſcheerung vor ſich gehen laſſen.“

„Ich hatte aber befohlen, damit zu warten, bis ich nach Hauſe käme!“

„Dafür kann ich nichts; Madame befahl mir aber, wie ſchon geſagt, ſobald es dunkel würde, die Lichter anzuzünden.“

„Und Madame that das nicht ſelbſt?“ fragte verwundert der Hausherr.

„Nein, Madame wollten ſpäter kommen, wenn die Kinder ihre Sachen erhalten hätten und der erſte Lärmen vorbei ſei.“

„Gerechter Gott!“ dachte der Doktor, und ſchlug die Hände über einander, das nennt die Frau einen Lärmen und will nicht ſehen, wie die Kinder mit den weit offenen, glänzenden Augen in das Zimmer treten, wie ſie überhaupt auf der Schwelle ſtehen bleiben, dann entzückt auf den leuchtenden Baum zuſtürzen, und nun nach und nach mit immer größerem Jubelgeſchrei ein Geſchenk um das andere entdecken! — Es macht der Frau kein Vergnügen, zu ſehen, wie ſie nun bei jedem neuen Stücke den Eltern dankbar in die Arme fliegen, ſie herzlich küſſen und darauf mit an den Tiſch hinziehen, um ihnen dieß oder das zu zeigen! — — Alſo Madame will den Baum anzünden?“ fuhr er nach einer Pauſe und zwar mit größer Ruhe fort, denn ſein Herz durchzog ein eiſiges Gefühl. Nun, das Uebrige kann ich mir allenfalls denken. — Aber erzählen Sie, Frau Bendel, erzählen Sie es ganz genau.“

„Alſo wir zündeten den Baum an, und ich muß ſchon ſagen, die Kinder hatten eine große Freude über Alles, namentlich Oskar ſprang Einem fort herum und war wie ausgelaſſen.“

„Das kann ich mir denken.“

„Nun ging ich einen Augenblick hinaus,“ fuhr Frau Bendel zögernd fort. „und dort die Nanette blieb bei den Kindern.“

„Nein, nein, Frau Bendel, das ist falsch,“ entgegnete eifrig das Stubenmädchen, „mir hatte Madame schon vorher geklingelt, ich mußte ihr ja helfen anziehen.“

„Ich weiß ganz genau, daß Sie im Zimmer war,“ sagte hartnäckig die Kindsfrau, „sonst wär' ich gewiß nicht hinausgegangen.“

„Bei Ihrem Dienstelfer gewiß nicht,“ versetzte der Doktor mit einer erstaunenswerthen Ruhe; doch zitterte seine Hand mit dem Stocke und die Krempe seines Hutes drückte er ganz zusammen. — „O ich kenne das ganz genau. Gebt euch deßhalb keine Mühe, die Schuld auf das Andere zu schieben, ich will nur einfach das Factum wissen; — — die Thatsache, Frau Bendel, wie es auf deutsch heißt, oder, um mich noch deutlicher auszudrücken, was geschehen ist, nachdem die Kinder allein geblieben bei dem brennenden Baum. Denn daß sie allein geblieben, ist mir schon klar geworden.“

„Das ist freilich nicht zu leugnen; aber gewiß ohne meine Schuld.“

„Und ohne die meinige,“ sagte schnippisch das Stubenmädchen.

„Was geschah?“ rief nun der Doktor ziemlich laut, indem er nach den Armen der Kindsfrau griff, und sie wahrscheinlich fest gefaßt hätte, wenn sie nicht zurück gewichen wäre.

„Wir waren also noch nicht lange zur Thüre hinaus,“ erzählte diese weiter, und versuchte es, einen weinerlichen Ton anzunehmen, „so hörten wir ein großes Geschrei, und als wir nun augenblicklich in's Zimmer zurückstürzten, sahen wir, daß der Baum vom Tische herabgefallen war. Oskar hatte gewiß daran gezerrt —“

„Der brennende Baum war vom Tische gefallen?“ rief erschrocken der Doktor. — „Und auf die Kinder?“

„Nur mit der Spitze auf Oskar; aber, bei Gott im Himmel! Herr Doktor, nicht bedeutend, er hatte nur das Haar etwas versengt und das rechte Ohr —"

„Er hätte verbrennen können!" warf entsetzt der Vater dazwischen. — „Und Anna?"

„Sie wollte auf die Seite springen, stolperte über einen Schemel und ritzte sich im Fallen die Haut über dem einen Auge blutig."

„Jetzt wüßten wir die Thatsachen," meinte wieder mit auffallend ruhigem und stillem Wesen der Doktor. — „Nun wollen wir nachsehen, wie viel ihr verschwiegen habt."

Er legte Hut und Stock auf eine nahestehende Kommode und ging in das anstoßende Zimmer, wo sich die beiden Kinder in ihren Bettchen befanden.

Sie hatten sich Beide so sehr auf den heutigen Abend gefreut, sie hatten immer darauf gewartet, der Vater werde kommen, den Weihnachtsbaum anzünden und sie nun wie gewöhnlich in das Zimmer führen. — Und der Vater blieb so lange aus, weßhalb Beide dachten, er hätte sie am heutigen Abend vergessen, denn sie wußten nicht, daß er befohlen, man sollte warten, bis er heim käme. — Und darauf hätten sie so gerne gewartet! Doch Mama ließ ihnen den Baum anzünden, ohne selbst dabei zu sein, und sie freuten sich auch wohl recht, aber nicht so, wie sonst. — Da wollte Oskar einen Reiter herab nehmen, der an dem Baume hing, und da er ein wenig zu heftig zog, so bekam der Baum, schwer an Zuckerwerk, Nüssen und Lichtern, das Uebergewicht, und statt der Freude mußte Oskar sowie Anna zu Bette gehen und dort viele Schmerzen aushalten, beide schliefen nicht, sondern warteten auf den Vater. Endlich hörten sie seinen Wagen anfahren, hörten ihn die Treppen herauf springen, dann in's Zimmer kommen, und vernahmen, wie Frau Bendel die ganze Geschichte erzählte. — Nun fürchteten sie sich.

wagten nicht ein Wort zu ſprechen, ja ſie ſchloſſen die Augen und ſo konnte man glauben, ſie ſchliefen.

Als ſich aber der Vater leiſe den Bettchen näherte, ſich darüber hinbeugte und tief betrübt ſagte: „ihr armen, armen Kinder!“ da fingen ſie Beide an heftig zu weinen, ſtreckten ihre Aermchen in die Höhe und riefen wie aus einem Munde: „oh Papa, Papa, es iſt gut, daß du endlich gekommen biſt.“

„Wir haben ſo lange auf dich gewartet,“ ſetzte Oskar hinzu.

„Und hätten gerne noch länger gewartet mit dem Anzünden des Baumes,“ meinte das kleine Mädchen — —

„Bis du nach Hauſe gekommen wäreſt, lieber Papa,“ unterbrach ſie der Bruder. „Weißt du, wie gewöhnlich, wenn wir uns unter der Thüre beide Augen zuhalten mußten und du nur zähleſt: eins — zwei — drei. Ah! das war immer ſo arg ſchön!“

„So wollen wir es auch wieder machen,“ verſetzte beruhigend der Vater. „Jetzt müßt ihr aber recht ruhig ſein.“

„Wann wollen wir es wieder ſo machen, lieber Papa?“ fragte Oskar.

„Vielleicht morgen Abend, mein Kind. Wenn du recht ruhig biſt, bringt dir das Chriſtkindlein wohl heute Nacht einen neuen Baum.“

„O, das wäre prächtig!“ entgegnete Oskar, und ließ ſich nun recht gern in ſeinem Bettchen aufſetzen, vom Vater den Verband abnehmen und nach ſeiner Verwundung ſehen.

Die war nun wohl ſchmerzhaft geweſen, aber glücklicher Weiſe nicht gefährlich. Der Obermedicinalrath hatte Umſchläge von eulatiſchem Waſſer befohlen, und die wurden nun fortgeſetzt. Bei Anna, deren Schramme über dem Auge nicht tief war, legte man einfach kleine Compreßchen auf, die mit kaltem Waſſer angefeuchtet waren.

Der Doktor ſetzte ſich zwiſchen die Betten ſeiner Kinder und ließ ſich erzählen, welche Herrlichkeiten ihnen das Chriſtkind be-

scheert. Das Meiste aber hatten sie in dem Schrecken und der Verwirrung wieder vergessen und der Vater freute sich darauf, ihnen morgen mit einem anderen Baum, der wohl anzuschaffen sein würde, eine neue Bescheerung zu veranstalten. Und hiezu gab er eine kleine Hoffnung, was sie mit vieler Freude erfüllte. Sie reichten ihm dann zur guten Nacht ihren kleinen rothen Mund, den er herzlichst und innigst küßte, Anna schlang dabei ihr Aermchen um seinen Hals und drückte ihn fest an sich. — „Gute Nacht, lieber, guter Papa," sagten sie; und hierauf ging dieser mit leisen Schritten in das Vorzimmer.

Frau Bendel und das Stubenmädchen saßen da, tief gekränkt im Gefühle ihrer Unschuld; Beide hatten Recht, wie denn überhaupt die weiblichen Dienstboten bei jeder Veranlassung Recht zu haben pflegen, und Beide machten ihrem Herrn ein grimmiges, unverschämtes Gesicht, wie das so der Brauch ist in dieser verderbten Welt.

Der Doktor schien übrigens die unmuthig emporgezogene Nase des Stubenmädchens, sowie die verdrießlich herabhängende Unterlippe der Frau Bendel gar nicht zu bemerken, sondern nahm seinen Hut und Stock und sagte in bestimmtem Tone zu der Kindsfrau: „feuchten Sie die Umschläge noch einmal an, ehe Oskar und Anna einschlafen, dann lassen Sie die Kinder ruhen." Hierauf ging er der Thüre zu, blieb aber vor derselben stehen und fragte: „wo ist meine Frau."

Da er diese Frage an keine der beiden schwer Beleidigten speciell richtete, so erhielt er auch keine Antwort, und mußte sie, an das Stubenmädchen gerichtet, wiederholen.

„Madame sind unten bei Oberjustizraths," antwortete sie kurzweg, „werden aber gleich herauf kommen."

„Zur Vorsorge, daß sie auch gewiß kommt, können Sie ihr sagen, ich sei da," versetzte der Doktor. Worauf er das Zimmer verließ und in den Salon hinüber ging.

meines Verlangen zum allerletzten Male, Hüon und Scherasmin finden dieſe außerordentlichen Erſcheinungen ganz in der Ordnung, denn ſie wiſſen, wer eigentlich hinter den Regenwolken ſteckt — genug, ſie erſtaunen gar wenig und endlich fällt der Vorhang. Ich ſtürzte den Weg zurück, den ich gekommen, in meine Behauſung. Ich hatte mich ſo ſehr gefreut auf die große Cour bei Karl dem Großen. Aber wie die Baßſtimme neben mir ſagte, ſoll dieſelbe, als in ihrer furchtbaren Etikette für alle Höfe Europas zu verletzend, weggelaſſen werden. Gute Nacht, Herr Redacteur.

Herr Redacteur!

Durch meine Oberons-Correſpondenz von neulich habe ich mir Feinde zugezogen, wie ich fürchte; denn ich ſehe häufig Leute bei meiner Gaslaterne vorbeigehen, welche dieſelbe mit höchſt ingrimmigen Blicken anſchauen. Doch thut das nichts, ich werde, ſo oft ſich mir Gelegenheit dazu bietet, mich durchaus nicht beirren laſſen, Ihnen und ihnen die Wahrheit zu ſagen. Ich habe mir auch einen kleinen Schnupfen zugezogen, deßhalb bekommen Sie erſt heute einen Bericht. Für die beiden Aufſätze in Ihrer geſtrigen Laterne, wo von den Schleifen auf den Straßen ꝛc. die Rede iſt, muß Ihnen jeder Menſch, der ſeine geſunden Gliedmaßen liebt, dankbar ſein. Ich kann den Unfug am beſten mit anſehen, Herr Redacteur, den Unfug der Buben, die da ſchleifen, und den Unfug, daß die Polizei ihnen das nicht verbietet. In den Hauptſtraßen ſieht man Schlittſchuhlaufen und mit Schlitten mitten auf den Wegen fahren, und kein Polizeidiener iſt weit und breit zu ſehen, der dieſem Unweſen ſteure. Sie werden fragen, warum dieſer Sache heute wieder erwähnen? Aber ſo etwas kann man nicht oft genug wiederholen; denn wie die geſinnungstüchtigen Blätter ſagen, muß man auf einen Mißbrauch ſo lange und hartnäckig aufmerkſam machen, bis er abgeſchafft wird. Wollten Sie nicht für die Winterſaiſon eine ſtehende Rubrik einführen mit dem Titel:

Schleifunfug und Polizeimangel?

Doch Sie verſtehen das beſſer. Und für die nächſte Zeit hat auch der Himmel ein Einſehen gehabt und alles Glatteis, alle Schleifen herr-

Die Köchin, die draußen vor der Thüre, scheinbar um zu leuchten, in Wahrheit aber, um „den Spektakel“ nicht zu versäumen, gewartet hatte, folgte ihm.

Der Doktor befand sich immer noch in seinem Paletot, den er auf der Straße trug, er zog ihn aber, im Zimmer seiner Frau angekommen, sogleich aus, und als er ihn nun über die Stuhllehne hängte, bemerkte er in der Tasche die beiden Paketchen mit den Sachen, die er für seine Frau gekauft. Er warf sie auf den nebenan stehenden Tisch, dann legte er die Hände auf dem Rücken zusammen und spazierte nachdenkend im Zimmer auf und ab.

Sein Zorn war verraucht, es war nichts übrig geblieben als ein tiefer Schmerz, ein wehmüthiges Gefühl, daß ihm auch dieser Abend, die Freude, die er an demselben zu genießen gehofft, durch die Gleichgültigkeit seiner Frau verdorben worden. Würde er sie bei seinem Eintritt in das Kinderzimmer gesehen haben, so hätte es vornherein eine starke Scene gegeben, denn er war im ersten Augenblicke außer sich. So aber hatte er sich gefaßt, und er wurde kälter und kälter, je länger er in dem Salon auf und ab spazierte.

Madame ließ ihn ziemlich lange da spazieren, ehe sie erschien.

„Was hilft's mich,“ dachte er in seiner übergroßen Herzensgüte, „wenn ich ihr jetzt harte oder ernste Worte sage, wenn ich sie frage, warum sie meinen Befehl nicht befolgt und mit dem Anzünden des Baumes gewartet, bis ich nach Hause gekommen? — Wird sie ihr Unrecht einsehen? — Gewiß nicht! Am allerwenigsten, wenn ich es ihr ernstlich vorhalte. Und wenn sie es nicht einsieht, wird sie sich auch nicht bemühen, ihr Leben in so vielen Dingen zu ändern.“

„Nein, nein! sie wird es nicht ändern,“ sprach er halblaut vor sich hin, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, „sie wird es nicht ändern, weil sie nie ihr Unrecht einsieht. — Auch ist es ja der heilige Christabend, und da ist es besser, ich lasse Fünfe gerade sein, als daß ich einen Streit mit ihr anfange. — Hoffentlich wird sie mich heute Abend wenigstens mit einem freundlichen

Gesicht empfangen, denn ihr Herz muß ihr doch sagen, daß sie schwer gefehlt, wenn sie das auch mir nicht eingestehen will. — Ach ja, sie wird zuvorkommend, vielleicht herzlich sein. — — Aber sie könnte jetzt ihren Besuch da drunten abbrechen," fuhr er nach einer längeren Pause fort, „sie muß doch lange wissen, daß ich da bin." —

Bald darauf hörte man Schritte auf der Treppe, die Glasthüre wurde geöffnet, dann die Salonthüre, und Madame trat herein. Ob sie ihren Gemahl mit einem Kopfnicken begrüßte, sind wir nicht im Stande, genau anzugeben; daß sie aber sein freundliches „Guten Abend" mit keiner Silbe erwiderte, darauf können wir schwören. Sie drückte die Thüre etwas stark hinter sich in's Schloß, ging langsam in die Mitte des Zimmers, wo der Tisch stand, stützte ihre Hand darauf und sagte ziemlich laut: „da bin ich denn. — Was soll es schon wieder?"

Wir müssen gestehen, daß der Doktor vom Anblick seiner Frau sehr unangenehm überrascht war; von dem freundlichen Gesicht, das er zu sehen gehofft, war keine Spur zu bemerken, sie stand da, den Kopf ziemlich erhoben, mit den Augen zwinkernd, und nagte an der Unterlippe, was Alles bei ihr ein Zeichen schlechter Laune war.

Das ist eine seltsame Frage von dir," entgegnete er. — „Was du hier sollst, wenn dein Mann nach Hause kommt? — In der That seltsam für jeden Abend, aber doppelt seltsam für ein Fest wie das heutige. Da meine ich denn doch, es verstände sich von selbst, daß du, wenn du nicht auf deinem Zimmer bist und ich dich rufen lasse, freundlich kommen könntest und mir einen guten Abend bieten."

Madame warf den Kopf auf die Seite und gab keine Antwort.

Der Doktor rieb sich die Stirne, denn er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg. — „Ich an deiner Stelle," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „hätte überhaupt am heutigen Abend meine Wohnung nicht verlassen, und das aus zweierlei Gründen: erstens, um

nach deinen Kindern zu ſehen, die ja krank zu Bette liegen, und zweitens, um mir, deinem Manne, ſogleich ſagen zu können, auf welche Art die Kinder, die heute Mittag noch ſo friſch und munter waren, von dem Unfalle betroffen waren."

„Und dabei wohl um Verzeihung bitten?" fragte ſie mit einem bitteren Lächeln.

„Wenn du etwas Unrechtes gethan haſt, allerdings," verſetzte er. „Und wenn du irgendwie gegen meine Befehle gehandelt, ſo wird es durchaus für dich keine Schande ſein, wenn du ein Wort der Entſchuldigung hören ließeſt."

„Es iſt leicht gegen deine Befehle handeln," antwortete die Frau, „denn du befiehlſt den ganzen Tag, bald dies, bald das, bald rechts, bald links, bald ſo, bald ſo. Und dieſe Befehle kreuzen ſich ſo hin und her, daß es ſehr verzeihlich iſt, wenn man täglich ein halbes Dutzend vergißt."

„Gott ſei Dank!" dachte der Doktor, „ſie antwortet doch wenigſtens. Alſo wird die Scene nicht ſo ſchlimm werden."

„Deinen Befehl am heutigen Abend, auf den du anſpielſt," fuhr ſie fort, „hatte ich übrigens keine Luſt zu befolgen; ich ſehe gar nicht ein, weßhalb ich immer warten ſoll, bis es dir einmal gefällt, nach Hauſe zu kommen."

„Bis es mir einmal gefällt, nach Hauſe zu kommen?" entgegnete ſchmerzhaft berührt der Doktor. „Du haſt ſehr Unrecht, das zu ſagen, da du wohl weißt, daß ich nicht Herr meiner Zeit bin."

„Ich will mit dir nicht ſtreiten!" ſagte ſie wegwerfend, „da komme ich doch zu kurz. Aber heute machte es mir nun einmal Spaß, ſobald es dunkel wurde, den Kindern ihren Weihnachtsbaum anzünden zu laſſen, weil es alle vernünftigen Leute gerade ſo machten. — Iſt das denn ein ſo fürchterliches Unrecht?"

„Ja," ſprach er feſt und ruhig, aber ohne Zorn, während er ſich gleichfalls dem Tiſche näherte und ihr gegenüber trat. „Und

gerade in dem Anzünden lassen liegt ein doppeltes Unrecht, hätten die armen Kinder dich gebeten, ihnen doch jetzt schon die Freude zu machen, hätte dein Mutterherz diesen zärtlichen Bitten nicht mehr widerstehen und du nicht mehr erwarten können, bis die Kinder dir jubelnd in die Arme sprangen mit herzlichem Danke, so wäre es dir zu verzeihen, daß du meinen Wunsch, meinen Befehl nicht beachtet. — Aber da es dir, — auf deinem Fauteuil," fuhr er heftiger fort, „vollkommen gleichgültig sein konnte, ob die Kinder jetzt oder später ihren Weihnachtsbaum erhielten, — denn du sahst nicht ihr Entzücken, ihre kindliche Freude, — so hättest du das, was ich angeordnet, respektiren sollen und mir dadurch neuen Verdruß und den Kindern den Unglücksfall ersparen können." —

„Ja, ja, es ist schon recht," entgegnete sie und wandte dabei den Kopf ab; „es kann in diesem Hause kein Tag ohne Streitigkeiten vergehen, und wenn nichts mehr da liegt, so suchst du was von weiter herbei."

„Ich suche was herbei!" sprach er im Tone des Vorwurfs.

„Was weiß ich, was dir am Tage Unangenehmes passirt ist; aber Alles, wo du draußen deinen Zorn nicht auslassen kannst, das müssen wir hier entgelten, namentlich ich. — Ah, es ist am Ende sehr leicht, verdrießlich nach Hause zu kommen und alsdann ohne alle Ursache Scenen absichtlich herbeizuführen."

„Scenen absichtlich herbeiführen!" versetzte er mit zornigem Lachen; „und das ohne alle Ursache! — Sage mir, Frau, woher nimmst du die Stirne, um mir nach dem, was vorgefallen, solche Dinge in's Gesicht hinein sagen zu können. — Scenen absichtlich herbeiführen! Ich war ruhig wie ein Engel, als du t'ns Zimmer herein trast, — ich hatte mir auch vorgenommen, es zu bleiben, nicht weil es auf dich einen Eindruck machen würde, sondern hauptsächlich, weil es der heilige Abend ist, — einer unserer höchsten Festtage. — Hahaha! ein schöner Festtag für mich! — Nun also, ich wollte ruhig bleiben, und ich wäre es, bei Gott im Himmel! auch

geblieben, wenn du — du, im Bewußtsein deines Fehlers gegen mich, es nur der Mühe werth gefunden hättest, ein Wort der Entschuldigung fallen zu lassen. — O nicht einmal das! — Ein Wort der Entschuldigung? — So viel verlangt man nicht von dir; nein, nein! nur ein freundliches Gesicht hättest du mich sollen sehen lassen, mir nur die Hand entgegen strecken und zu mir sagen: ah! da bist du ja; ich freue mich. — Dann hätte ich dir in meinem Herzen gedankt, und wenn du mir den Unfall von dahinten erzählt hättest," — damit streckte er die Hand aus, — „so hätte ich dir liebreich gesagt: laß uns das eine Lehre sein, mein Kind, daß Eins des Andern Wünsche, wo es thunlich ist, erfüllt."

„Also eine Lehre hätte es doch gegeben! — Nun, das habe ich mir gedacht."

„Aber du willst keinen Frieden!" rief der Doktor laut, indem er vor Zorn zitterte, „du selbst willst nichts von Ruhe, und gönnst auch mir keine. — Nun wohlan denn, mir kann es recht sein; aber jetzt, da du mich auch wieder aus meinem stillen Frieden hinaus gejagt hast, so sollst du wenigstens hören, wie tief du mich verletzt. — Gott da oben weiß es, wie sehr ich mich den ganzen ermüdenden Tag über auf den heutigen Abend gefreut, auf meine Kinder und ihre Glückseligkeit, auf ein stilles Beisammensitzen mit euch. — Und nun ist Alles, Alles wieder dahin!"

„Im Gegentheil," erwiderte Madame, indem sie ihrem Mann recht dreist in die Augen sah, „jetzt erst hast du erreicht, was du gewünscht: du darfst nach Herzenslust schimpfen und toben."

„Ja, und das will ich!" schrie nun der arme Doktor im höchsten Zorne.

Und so leid es uns thut, können wir bei unserer Wahrheitsliebe dem geneigten Leser nichts verschweigen: er schlug dabei so heftig auf den Tisch, daß einige Flaschen und Gläser, die dort standen, in die Höhe fuhren.

Die Doktorin wich mit einem bösen Blick einen halben Schritt

zurück, warf ſich aber drohend in Poſitur und öffnete ihre Augen ſo weit als möglich.

„So höre denn auch mein Toben,“ fuhr er fort. „Wenn du eine Frau von Erziehung und Gefühl wäreſt, — o Gott! wenn du nur allein ein fühlendes Herz hätteſt, ſo würdeſt du begreifen, wie ſich ein Vater das ganze Jahr darauf freuen kann, am Weihnachtsabend ſeinen lieben Kindern die Beſcheerung ſelbſt zu veranſtalten; da würdeſt du fühlen, daß die ganze Seligkeit dieſes Gebens in dem Momente liegt, wo die armen kleinen Kinder daſtehen, überraſcht und ſprachlos vor Entzücken. — den Moment haſt du mir leichtſinnig ge — — nommen. — Und haſt du vielleicht für dich ſelbſt dieſen Raub an meinem Herzen begangen? — O, das wäre verzeihlich! — Aber nein! — nein! — nein! Du ſtahlſt mir dieſe koſtbare Stunde, um ſie in höchſter Gleichgültigkeit fremden Leuten hinzuwerfen, die ſie doch nicht zu würdigen verſtehen.“

Madame nagte heftig an ihrer Unterlippe, zwinkerte auch etwas ſtärker als gewöhnlich mit den Augen, ſonſt aber ließ ſich auf ihrem leidenſchaftsloſen Geſichte keine Spur irgend einer Aufregung erſehen, ja ſie lächelte ſogar, als ſie ſagte: „dein Humor von heute Abend übertrifft ſich. Du ſprichſt von Bildung und Gefühl, und wirfſt deiner Frau vor, ſie raube und ſtehle.“

Der Doktor zuckte heftig zuſammen, denn das war eins ihrer gewöhnlichen Manöver, daß ſie irgend ein Wort aus dem Zuſammenhange oder dem Sinn des Ganzen heraus riß und ihm nun hartnäckig vorwarf.

„Alſo ich raube und ſtehle?“ wiederholte ſie. „Schön! das habe ich noch nicht gewußt.“

„Eine koſtbare Stunde haſt du mir heute Abend wieder geraubt, wie ſchon früher unzählige, habe ich geſagt und ſage es wieder,“ entgegnete der Doktor, indem er die geballte Fauſt auf den Tiſch ſetzte und ihr, ſich vorn überbeugend, feſt in die Augen ſah. — „Nur in der Beziehung, ſprach ich dieſes Wort; ich bitte — Frau —

daß du die Gnade haben mögeſt, mich zu verſtehen, mir nicht den Sinn meiner Worte zu verdrehen und mich jetzt einmal ohne Einwendung anzuhören, bis ich zu Ende bin."

„Wenn die Scene noch lange andauern ſoll," erwiderte ſie, „ſo wirſt du mir vielleicht erlauben, daß ich mich einen Augenblick niederſetze, denn ich kann das ſitzend ebenſo gut wie ſtehend genießen."

Damit wollte ſie ſich vom Tiſche entfernen, doch faßte der Doktor in höchſter Wuth nach ihrem Handgelenke, nahm es feſt zwiſchen ſeine Finger und hielt ſie auf dieſe Art zurück.

„Nein," ſagte er und ſeine Augen ſprühten Blitze, „du ſollſt mich ſtehend anhören, denn meine Rede ſoll deine Strafe ſein, und Strafen empfängt man nicht im weichen Fauteuil — Madame. — Wenn überhaupt nicht das Sitzen ſo deine Leidenſchaft wäre, ſo ſtände es anders um mein Haus, um mich und die Kinder. Aber was kann man von den Dienſtboten verlangen, wo Madame zu — faul iſt, — ja, ich habe es geſagt, — um ſich auch nur im Geringſten ihres Hausweſens anzunehmen! Der Beweis iſt der heutige Abend. Iſt es nicht Faulheit und Gleichgültigkeit, — von mangelndem Gefühl will ich gar nicht mehr reden, — daß ſich Madame am heutigen Abend den Teufel um ihre Kinder bekümmert, ſie fremden Leuten überläßt? — Fremden Leuten, die ſo wenig überwacht ſind, daß ſie ſich ihrerſeits ebenfalls unterſtehen, die armen Geſchöpfe ohne Aufſicht zu laſſen, ſo daß nur der Schutz des guten Gottes daran Schuld iſt, daß nicht Brandunglück und Tod in meinem Hauſe eingekehrt."

Bei dieſen letzten Worten ließ er ihre Hand los und faltete ſeine Arme auf der Bruſt, wobei er tief Athem ſchöpfte und die Frau mit einem feſten Blicke anſah.

Madame war vorhin ein klein wenig erbleicht, doch faßte ſie ſich bald wieder, und als ſich von ihrem Handgelenke die umklammernden Finger ihres Gatten gelöst, blickte ſie die Röthe, die durch

dieſen Druck entſtanden, einen Augenblick mit verächtlich aufgeworfenem Munde an, dann ſagte ſie achſelzuckend: „natürlicher Weiſe, ſo muß man mich behandeln! Ich verdiene das, denn was kann Jemand, der raubt und ſtiehlt, und der an Brandunglück und Tod in eigenen Hauſe Schuld iſt, anders verlangen? — Aber ich habe dieſe Scenen ſatt," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „vollkommen ſatt und ertrage ſie nicht länger. — Ich ſehe wohl, daß ich anfange hier überflüſſig zu werden, und machen kann, was ich will, ohne daß ich im Stande bin, Streit, Zank — alles Mögliche zu verhüten. — Auch bin ich zu ſtolz, irgendwo geduldet zu ſein; meine Rechte als Hausfrau ſcheint man hier nicht anerkennen zu wollen, indem man mich wie eine Magd behandelt. Das will ich ändern und deßhalb heute noch zu meiner Mutter hinaus, um mich mit ihr zu beſprechen, wie dieſe Sache auf die ſchicklichſte Art und zur Zufriedenheit beider Theile geändert werden kann." — Sie warf den Kopf in die Höhe und ſtemmte die rechte Hand feſt auf den Tiſch. Dann ſchloß ſie nach einer kleinen Pauſe: „ich werde hoffentlich die Erlaubniß erhalten, über dieſen Gegenſtand mit meiner Mutter ſprechen zu dürfen?" — Sie wartete einen kleinen Augenblick auf Antwort, dann wandte ſie ſich um und eilte zum Zimmer hinaus, wobei ihr Fuß hart auftrat und ihr Kleid aus ſchwerem Seidenſtoffe heftig rauſchte.

Draußen auf dem Gange ſtoben die drei dienſtbaren Geiſter, die Köchin, die Kindsfrau und das Stubenmädchen, eilfertig auseinander und von der Thüre weg, als ſie vernahmen, daß dieſe geöffnet wurde. Sie hatten es in ihrer Dienſttreue für nothwendig gehalten, kein Wort von der koſtbaren Scene im Salon zu verlieren, und die Dame der Küche ließ aus dieſem wichtigen Grunde die Suppe verbrennen, Nanette vergaß ihre Stickerei, und Frau Bendel konnte es nicht ſehen, daß Anna ſich in ihrem Bettchen aufgerichtet hatte und ſehnſüchtig nach der Wärterin rief, da ſie die Wunde am Kopfe wieder ſchmerzte.

Es ist Schade, daß wir in diese wahrhaftige Geschichte keine Spukgestalten hinein bringen können, denn sonst würden wir, gewiß zum großen Vergnügen des geneigten Lesers, hier einen Prügelgeist erfinden, der unsichtbar hinter den Zuhörern auf dem Gange stände, um im geeigneten Momente eine Legion unsichtbarer, aber sehr kräftiger Ohrfeigen loszulassen. — O, wenn es nur solche Prügelgeister gäbe!

Der Doktor war an dem Tische stehen geblieben und hatte seiner Frau nachgeblickt, bis sich die Thüre hinter ihr geschlossen, dann ließ er die Arme sinken, seufzte aus tiefem Herzensgrunde und sagte: „sie mag thun, was sie verantworten kann, ich will sie nicht zurückhalten."

Hierauf nahm er die Carcellampe vom Tisch, doch während er sie in sein Arbeitszimmer hinüber trug, zitterte seine Hand so heftig, daß Kugeln und Glas beständig zusammen klirrten.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Eine Mutter und ihr Kind.

Zwischen seinen Büchern und alten bekannten Möbeln und Geräthschaften ging der Doktor längere Zeit auf und ab und dachte der eben vergangenen Scene. Der Anblick all' der bekannten und traulichen Gegenstände, die ihn schon seit langen, langen Jahren umgeben, — Manches stammte ja noch aus seiner Kinder- und Schulzeit her, — beruhigte allmählig seine Nerven und ließ sein Herz langsamer schlagen. — War er zu heftig gewesen? — Anfänglich gewiß nicht, und am Ende hatte sie ja mit Gewalt sein

Geduld zerrissen. — Nein, nein! Diesmal konnte er sich nicht selbst anklagen; er hatte ihrem Kommen mit den besten Gedanken entgegen gesehen; hätte sie ihm nur die Hand gereicht und gesagt: es ist mir leid, daß das Alles geschehen, lass' es gut sein — o, dann hätte er einen heiteren Abend erlebt, anstatt daß er sich jetzt so trostlos und unglücklich fühlte. — Hatte sie doch ruhig auf eine Scheidung angespielt, und den Gedanken konnte er nicht fassen und ertragen bei allen Fehlern, die sie hatte; auch war sie ja die Mutter seiner Kinder, und er hatte noch immer gehofft. — Wenn sie aber an dem ausgesprochenen unglücklichen Gedanken festhielt, so war Alles für ihn verloren, denn er liebte sie immer noch.

Von diesen finsteren Gedanken überwältigt, warf er sich in seinen Lehnstuhl und vergrub den Kopf in beide Hände. Er verfiel in jenen Zustand, wo man nicht mehr denkt, sondern wachend träumt, wo traurige und heitere Bilder mit einander kämpfen, wo jener wilde Schmerz, der unser Innerstes empört, ruhiger wird, wo nur tief im Herzen die eben überstandenen Leiden bei jedem Athemzuge nachzittern.

Draußen an der Glasthüre wurde jetzt die Klingel sanft gezogen; die Köchin öffnete, eine leise Stimme flüsterte Etwas und darauf antwortete Jene: „der Herr Doktor sind nur zu sprechen Mittags von Zwei bis Drei, sowie Mittwoch und Samstag Nachmittag zwischen sechs und sieben Uhr."

Die fragende Person schien nichts darauf zu antworten, wenigstens vernahm man im Zimmer nichts.

„Auch werden Sie wohl wissen, daß heute der Weihnachtsabend und schon acht Uhr vorbei ist. — Nein, ich kann dem Herrn Doktor Niemand melden, Sie müssen schon morgen Früh wieder kommen."

„Das kann ich auch," hörte man die andere Stimme sagen, „das kann ich auch, und bitte ich sehr, zu entschuldigen."

lich weiß zugeſtreut. Der Schnee iſt das Einzige, was ich im Winter liebe, und wenn es ſo herunterwirbelt und flockt und man, wie ich, im zierlichen Glashauſe ſitzend, dem fallenden Schnee behaglich zuſchaut, ſo thut das Herumflattern der weißen Flocken dem Auge ſo wohl, man denkt anfänglich viel, aber der weiße Staub läßt keinen Gedanken in's Freie und dann zieht man ſich in ſich ſelbſt zurück, und folgt mit den Augen dem ſchwebenden Schnee, immer weniger denkend, und zuletzt klingt das Flattern und Fliegen draußen wie eine einfache wohlthuende Melodie, immer fort ohne Aufhören, bis man zuletzt einſchläft. So muß es auch draußen einem Unglücklichen zu Muth ſein, der ſchlafend eingeſchneit wird, wie das ſchon öfter vorgekommen iſt. Die armen Saaten im Feld werden ſich über den Schnee freuen, ihnen hat das Glatteis und die Kälte nicht wohl gethan; aber jetzt unter dem warmen ſchützenden Schneemantel thauen ſie auf, reiben ſich ihre Blätterhände und fangen vergnügt an zu plaudern. Und ſo abgeſchieden zu ſein von dem hellen Taglicht, das finden ſie gar nicht unbehaglich. Sie theilen ihre zarten Gedanken einander mit, und hie und da erſcheint der Maulwurf und bringt ihnen Tagesneuigkeiten. In dieſem Augenblick ſaust und brummt die Gasflamme neben mir, ſchaut mir über die Schulter ins Papier und meint, ich ſollte nicht dergleichen Geſchichten ſchreiben. „Politik, Politik,“ ſummt ſie, „laſſen Sie Winterſaat, weiße Decke und Maulwurf gut ſein, ſchreiben Sie über Politik. Horchen Sie auf verſtändige Leute“ — damit meint ſich die Gasflamme ſelber, Herr Redacteur — „und ſchreiben Sie mehr Poſitives, mit Ihrem Elfengeplauder, Sie ſind jetzt kein Elfe mehr, ſondern politiſcher Correſpondent.“ Im Grunde hat ſie recht, die Gasflamme, und da ich ſie recht freundlich um einige Mittheilungen bat, ſo erzählte ſie mir Nachſtehendes, was bis jetzt, ſo viel ich weiß, noch in keinem Journal gedruckt wurde, und deßhalb für Sie von einigem Intereſſe ſein mag.

Gasrevolution.

„Das Gasreich, oder vielmehr die Gasmonarchie,“ ſprach die Flamme, „hat eben ſo wie jeder andere Staat ſeine geordneten Inſtitutionen, ſeine Grundrechte, ſeine Conſtitution, an der aber nicht ein Jota geändert werden darf, will man nicht das ganze Reich in Gefahr bringen. Ich ſage Gasmonarchie, denn wir haben ein erbliches Oberhaupt, welches Gaſometer heißt und welches dafür ſorgt, daß in dem Gasreich ein immerwährendes friſches Leben circulirt. Dorthin fließen alle

Der Doktor fuhr aus seinen Träumereien empor und zog die Klingel, die neben seinem Schreibtische hing.

Da draußen war eine Leidende, die man eben abweisen wollte; ihm erschien es aber in diesem Augenblicke als eine Beruhigung, das Unglück Anderer zu hören, es vielleicht lindern zu können. Auch zog ihn der Klang der Stimme draußen an: er war so leise und klagend.

Die Köchin trat in das Zimmer.

„Wer war draußen? — Wer hat geschellt?“

„Eine unbedeutende Person, — ein ärmlich aussehendes Frauenzimmer; ich habe sie auf morgen Früh wieder bestellt.“

„Lassen Sie sie nur herein kommen.“

„Ja, sie wird schon fort sein.“

„So eilen Sie die Treppen hinab und holen sie herauf.“

Die Köchin ging hinaus, schloß die Glasthüre hinter sich, man hörte sie in den untern Stock hinunter laufen, und wenige Augenblicke darauf kam sie wieder zurück, öffnete die Thüre zum Arbeitszimmer ihres Herrn und ließ ein Frauenzimmer eintreten, das schüchtern auf der Schwelle stehen blieb.

„Sie haben mich noch heute Abend sprechen wollen?“ fragte sanft der Doktor.

„Ja, und ich bitte sehr um Verzeihung,“ entgegnete die Eingetretene; „ich weiß wohl, daß ich eine ziemlich unpassende Zeit gewählt habe.“

„Wenn man krank ist, so kann man das nicht so genau nehmen. — Womit kann ich Ihnen helfen? Sind Sie von Jemand anders zu mir geschickt oder selbst krank?“

Das Mädchen schwieg einen Augenblick still, dann aber näherte sie sich mit einigen schüchternen Schritten dem Arzt, faltete ihre Hände und sagte: „Beides ist nicht der Fall, Herr Doktor: ich bin von Niemanden geschickt und auch nicht selbst krank.“

„So wollen Sie auf andere Art meine Hülfe in Anspruch

nehmen?“ entgegnete der Arzt, indem er die Hand an eine Schublade, seines Schreibtisches legte, da er dachte: man will ein Almosen von mir haben.

Mochte nun das Mädchen die Bewegung des Doktors verstanden oder den Blick begriffen haben, den er zu gleicher Zeit über ihre ganze Gestalt hinlaufen ließ, genug, sie sagte eifrig: „um Ihre Hülfe bitte ich wohl, Herr Doktor, das heißt, nur um Ihre Hülfe in Worten — um Ihren Rath.“

„Aha! — Also doch eine Art ärztlicher Consultation? — So bitte ich,, Platz zu nehmen.“

Dabei stand er auf, schob ihr einen Stuhl hin und hob alsdann den Schirm von der Lampe, so daß das volle Licht auf des Mädchens Gesicht fiel. Ein Blick auf diese Züge belehrten übrigens den Arzt, daß er doch eine Kranke vor sich habe, und zwar eine schwer Kranke, eine Unheilbare. — Es war Katharine, die Nähterin, die sich nun vor ihm auf den Stuhl niederließ, und deren Brust sich heftig hob und senkte, wobei sie den Mund leicht geöffnet hatte und die Nasenflügel zitternd jedem Athemzuge folgten. Die Wangen waren noch bleicher als vor einiger Zeit, und die Röthe auf denselben dunkler und brennender.

„Vor allen Dingen,“ sprach das Mädchen, „muß ich Sie um Verzeihung bitten, daß ich es gewagt, Sie am heutigen heiligen Abend zu stören; vielleicht hatte ich Unrecht, aber ich dachte mir, der Christabend mit seinen Freuden, mit den angenehmen Stunden, wenn man den Kindern Etwas beschеert hat, mache Sie noch freundlicher gesinnt als Sie sonst wohl sind, und geneigter, etwas für mich zu thun.“

„Wenn es in meiner Macht liegt, Ihnen zu helfen, so soll es geschehen,“ entgegnete der Doktor. — „Sprechen Sie.“

Katharine that einen tiefen Athemzug, dann zog sie ihr Umschlagtuch mit den zitternden Fingern etwas von der Schulter herab und sagte, indem sie die glänzenden Augen niederschlug: „es wird

mir recht ſchwer, anzufangen, Herr Doktor; aber dem Arzte kann man ja Alles ſagen wie dem Pfarrer, und ſo will ich denn auch Ihnen beichten. — Ich hatte ein Kind, ein kleines, liebes Kind —"

Der Doktor wollte eine Frage thun, doch kam ihm Katharine zuvor, indem ſie fortfuhr:

„Nein, nein, ich bin nicht verheirathet."

„Nun denn, ſo erzählen Sie weiter," ſprach er mit gutmüthigem Tone.

„Dieſes Kind hatte ich zu einer Frau gethan, die es recht ordentlich verpflegte; es gedieh auch, — ſo ſchien es mir wenigſtens, — denn wenn ich am Sonntag alle acht Tage zu ihm ging, ſo konnte ich ſchon bemerken, daß ſeine Bäckchen dicker wurden, und auch die Aermchen und Hände. — Man ſieht ſo was leicht."

„Und das Koſtgeld bezahlten Sie aus eigenen Mitteln?" fragte der Doktor. — Er hatte ſich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt und betrachtete die Perſon vor ſich mit aufmerkſamen Blicken.

„Aus eigenen Mitteln," wiederholte ſie. „Ich brauche ja für meine Perſon nicht viel, und wenn man für ſein Kind arbeitet, ſo iſt es Einem gar nicht mühſam, vom Morgen bis in die Nacht zu nähen, — gewiß nicht."

„Aber der Vater dieſes Kindes?" fragte der Doktor zögernd.

„O ich wollte nichts von ihm," erwiderte Katharine, indem ſie die Hand ausſtreckte, „nicht einen Kreuzer mehr, nachdem er mich verlaſſen."

„Ah ſo! — ich verſtehe."

„Ich war ſo glücklich mit meinem kleinen Kinde, ſo glücklich, daß ich es gar nicht ſagen kann. Ich muß Ihnen das geſtehen, Herr Doktor, damit Sie auch begreifen, wie ſehr mich der fürchterliche Schlag traf, als man mir eines Tages ſagte, das Kind ſei plötzlich geſtorben."

„Und Sie wußten nichts von ſeiner Krankheit?"

„Nicht das Geringſte."

„Und man rief Sie nicht, als das Kind am Sterben war?“

„Man rief mich nicht; man hatte es ſogar ſchon begraben, als ich ſeinen Tod erfuhr und man mir dieſen Todtenſchein hier einhändigte.“

„Laſſen Sie ſehen.“

Katharine reichte dem Arzte das Papier, das er auseinander faltete und genau durchſah. „Nach dieſem Schein,“ ſagte er, „iſt freilich kein Zweifel, daß bei einer Frau — Bilz ein Kind, Mädchen, von zwei Jahren in der Nacht von dem auf den geſtorben iſt. — Alles iſt hier in Ordnung, jede Formalität erfüllt und die Unterſchrift richtig.“

„Aber das Kind iſt darum doch nicht geſtorben,“ ſprach das Mädchen mit einem ſeltſamen Lächeln.

„Wie meinen Sie das?“ entgegnete aufmerkſam der Doktor. — „Meinen Sie vielleicht, nicht von ſelbſt geſtorben? — Vielleicht gar getödtet worden? — O ſeien Sie unbeſorgt, die Leichenſchau nimmt es, namentlich in dieſen Fällen, ſehr genau.“

„O nein,“ antwortete das Mädchen, „es iſt da nichts Schlimmeres geſchehen, als daß man mein Kind heimlich fortgenommen und ein anderes untergeſchoben hat, über welches dieſer Schein ausgeſtellt wurde.“

„Ich verſtehe Sie nicht recht,“ ſagte der Doktor; „es mußte doch Jemand einen Zweck dabei gehabt haben, Ihr Kind verſchwinden und Ihnen als todt erſcheinen zu laſſen.“

„O, an einem Zweck fehlt's nicht!“ verſetzte Katharine, nachdem ſie leicht geſeufzet; „der Vater des Kindes, — er iſt von ſehr ordentlicher Familie,“ ſprach ſie mit einigem Stolze, — „ſteht im Begriff, ſich zu verheirathen. Seine Verwandtſchaft nun, der mein armes Kind ſchon lange im Wege war, hat nun die Mittel gefunden, es auf die angegebene Art auf die Seite zu ſchaffen.“

„Das iſt ja ein Verbrechen!“ rief der Arzt.

„Gott ſei Dank, daß ſie kein ſchlimmeres begingen, daß ſie wenigſtens das Kind am Leben ließen! — Sie haben es alſo fortgeſchafft und ein anderes krankes Kind dafür hingebracht, das nun geſtorben und über deſſen Tod jener Schein ausgeſtellt wurde.“

„Möglich! — möglich!“

„Nicht nur möglich,“ entgegnete das Mädchen, während es ſich mit ſeiner zitternden Hand über die Stirne fuhr, „es iſt gewiß, wir haben Beweiſe dafür, die beſten, vollgültigſten Beweiſe; wir wiſſen, wo ſich das Kind aufhält, können es aber nur mit großen Schwierigkeiten wieder erlangen.“

„Das kann ich mir wohl denken,“ verſetzte der Doktor. „Doch bitte, erzählen Sie mir das, wenn es Sie nicht zu ſehr anſtrengt.“

„O nein,“ erwiderte das Mädchen mit ſtrahlenden Augen. „Dieſe Erlaubniß macht mich glücklich; ich kam auch deßwegen hieher, und weiß nicht, wie ſehr ich Ihnen danken ſoll, daß Sie ſo freundlich ſind, die Leidensgeſchichte eines armen unbedeutenden Geſchöpfes, wie ich bin, anzuhören.“

„Das iſt ja für uns nichts Neues,“ ſagte freundlich der Arzt, „wir ſind auch eine Art von Beichtigern, und da wir den Urſprung der äußerlichen menſchlichen Leiden im Verlaufe der Krankheiten meiſtens erkennen, ſo iſt es uns leicht, aus einzelnen Ausrufen des Schmerzes und der Verzweiflung eine ganze Lebensgeſchichte zu erfahren. Und da hat ein Wort des Troſtes aus unſerem Munde oft ſchon beſſer gethan als die kräftigſte Arznei; darum ſprechen Sie ohne Rückhalt.“

„Ich ſtehe ziemlich allein in der Welt,“ ſprach das Mädchen hierauf mit einem trüben Lächeln; „es bekümmert ſich wohl Niemand um mich, und ich mich, ſeit das Kind verſchwunden iſt, leider auch nicht mehr ſo recht innig um irgend eine Seele. Früher war das anders und ich hatte die Menſchen viel lieber. — Alſo das Kind war verſchwunden, es ſollte todt ſein; man gab mir ja den richtig ausgeſtellten Schein darüber. Ich muß geſtehen, daß

ich damals ſo ſchwach war, in eine Ohnmacht zu fallen. Das war im Hauſe einer gewiſſen Madame Becker."

Der Doktor blickte nachdenkend in die Höhe und zog die Augenbrauen zuſammen.

„Meine Eltern hatten dieſe Madame Becker gekannt," fuhr Katharine ſchüchtern fort, da ſie die ſonderbare Miene des Arztes bemerkte. „Ich weiß, man ſagt dieſer Frau nicht viel Gutes nach, aber ich kenne beſonders ihre Nichte, die ich auch früher häufig beſuchte —"

„Ah! die Tänzerin! —"

„Dieſelbe; — gewiß in jeder Beziehung ein braves und rechtſchaffenes Mädchen."

„Ja, das ſoll ſie ſein," ſagte der Doktor mit einem eigenthümlichen Lächeln. „In der That eine Tugend, die ſchon manchen böſen Winken widerſtanden. — Ich habe davon gehört," ſetzte er mit dem Kopfe nickend nach einer kleinen Pauſe hinzu. — „Aber fahren Sie fort!"

„Ich verlor alſo die Beſinnung," erzählte Katharine weiter, „als jene Frau, der ich mein Kind anvertraut hatte, mir bei Madame Becker ſo unverhofft die Todesnachricht brachte."

„Wie hieß dieſe Frau?"

„Frau Bilz."

„A — a — a — h!"

„Meine Freundin, die Tänzerin, die mein Schickſal außerordentlich intereſſirte, hörte nun ein paar Worte, welche jene beiden Frauen im Nebenzimmer zuſammen ſprachen, und glaubte daraus zu entnehmen, daß mein Kind nicht geſtorben, ſondern, wie ich ſchon früher ſagte, mit einem anderen vertauſcht worden ſei. — Ich wandte mich an einen Polizeidiener, den ich kannte, dieſer verſicherte mir aber, wie eben der Herr Doktor, der Todtenſchein ſei richtig, und wenn man die Sache anhängig machen könne und das Kind wieder ausgraben laſſe, ſo werde es mir dagegen ſchwer, ja

unmöglich sein, Beweise dafür beizubringen, daß das verstorbene Kind nicht das meinige gewesen sei. Eine gleiche Antwort erhielt ich von einem Advokaten, an den ich mich wandte, welcher obendrein meinte, ich solle lieber die Sache auf sich beruhen lassen, möglich sei es ja doch, daß mein Kind wirklich gestorben, und ich sei dadurch bei meiner augenscheinlichen Armuth und Kränklichkeit einer großen Last überhoben. — Der Advokat aber hatte keine Kinder, Herr Doktor, und wußte nicht, wie lieb man ein solches kleines Wesen haben kann, welche Seligkeit es ist, sein Gesicht, seine Aermchen und seine Hände mit Küssen zu bedecken und zu sehen, wie es täglich größer wird und erstarkt, — oder wenn es elend und schwach bleibt, wie wohl es ihm thut, wenn man es an's Herz drückt, und wenn man es in den Armen einschläfert. — Aber da schwätze ich wieder," unterbrach sie sich schmerzlich lächelnd, indem sie mit der Hand einige Schweißtropfen abwischte, die auf ihrer kalten Stirne standen. — „Verzeihen Sie mir, Herr Doktor, aber ich will jetzt ganz bei der Sache bleiben."

Ihr Zuhörer hatte den Kopf in die Hand gestützt, und er hatte die Worte des armen Mädchens wohl begriffen. „Ah!" dachte er seufzend, „noch ungleicher als die Glücksgüter sind in diesem Leben die schönen und zarten Gefühle vertheilt. Warum denkt nicht jenes Weib wie dies arme Geschöpf!"

„Da uns also der gewöhnliche Rechtsbeistand nicht helfen wollte," fuhr Katharine fort, „so besprachen wir unter uns mein Schicksal, die Tänzerin Marie, eine Andere vom Ballet, welche sie genau kennt, und die uns sagte, es gäbe in der Stadt mehrere Häuser, wo man kleine Kinder für ein Billiges in die Kost nimmt, und wo sie auch vielleicht mein armes Kind hingethan hätten. — Nicht wahr, Herr Doktor, es gibt solche Anstalten?"

„Leider, leider! Und wie sehr man sich auch bemüht, man ist nicht im Stande, sie aufzuheben, sie zu verbieten oder wenigstens unter Aufsicht zu stellen, denn ich kann am Ende meinem Neben-

menſchen nicht befehlen, für ſein Kind nahrhafte Speiſen zu kochen oder ihm ſorgfältige Wartung angedeihen zu laſſen, wenn ihm das Geld hiezu mangelt. Zuweilen hebt die Polizei wohl auf Verdacht hin ſo ein Neſt aus, aber ſie ſind verflucht ſchlau und nehmen ſich in Acht."

„Und die Kinder haben es dort ſehr ſchlecht?" fragte ängſtlich das Mädchen.

„Meiſtens, ja," entgegnete der Doktor nach einigem Ueberlegen; „von zehn ſterben ſieben bis acht."

„Gerechter Gott! — Aber doch wohl nur von ganz kleinen Kindern müſſen ſo viele ſterben?"

„Ja, wenn ſie älter ſind, halten ſie ſchon mehr aus. — Wie alt war das Ihrige?"

„Zwei Jahre vorbei."

Der Arzt ſchüttelte mit dem Kopfe, zuckte die Achſeln, als er bemerkte, wie das Mädchen mit höchſter Aufmerkſamkeit, den Athem an ſich haltend, ihn mit ihren unheimlich glänzenden Augen anſchaute. — „Aber beruhigen Sie ſich, wenn Ihre Angaben richtig ſind und das Kind noch lebt, ſo kommt ja Alles darauf an, wo es ſich befindet. Es gibt auch unter den Leuten welche, die ordentlich ſind und ihre Pflicht erfüllen."

„Die Tänzerin Marie," fuhr Katharine zu erzählen fort, „kennt einen Zimmermann des Theaters, und dieſer erfuhr, nachdem er ſich umgehört, daß ein anderer Angeſtellter der Bühne, der Garderobegehülfe Herr Schellinger, draußen in der Vorſtadt in einem Hauſe wohne, wo ſolche kleine Kinder aufbewahrt werden."

„Welche Vorſtadt iſt es und welches Haus?"

„Es iſt, wenn man zum E'ſchen Thore hinaus geht, ſich dann rechts wendet und zur Vorſtadt des Fluſſes kommt; das Haus liegt zwiſchen Gärten an der alten Stadtmauer und iſt ſo verſteckt, daß die Nachbarſchaft ſelten etwas von dem erfährt, was dort vorgeht."

„Aha!" machte der Doktor.

„Der Garderobegehülfe wohnt in einem kleinen, ſehr baufälligen Vorderhauſe, und hinter demſelben iſt die Wohnung des Meiſter Schwemmer, deſſen Frau die kleinen Kinder aufzieht.“

„Ah! der Meiſter Schwemmer!“ rief der Doktor, indem er ſich aufmerkſam empor richtete. „Ei! ei! — Und nun glauben Sie, daß da Ihr Kind ſei?“

„Und iſt das eine von den ſchlimmen Anſtalten?“ fragte das Mädchen erſchreckt von dem Geſichtsausdruck ihres Gegenübers.

Dieſer zögerte einen Augenblick, Antwort zu geben, dann aber ſagte er: „ich will Ihnen nicht die Wahrheit verbergen: man ſpricht von dieſem Meiſter Schwemmer nicht viel Gutes; natürlicher Weiſe bin ich noch nie dorthin gekommen; unſereins läßt man nicht da eindringen. — Aber es ſoll ein gar böſes Hausweſen ſein.“

„Und wären die wohl im Stande, mein armes Kind umzubringen?“

„Mit offener Gewalt gewiß nicht, denn die Leichenſchau nimmt es dort außerordentlich genau. Aber —“ er zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„O, ich verſtehe!“ rief das Mädchen, deſſen Augen flammten, während ſie ihre Hände heftig auf die Bruſt drückte, als wollte ſie es dadurch möglich machen, daß der pfeifende Athem leichter aus und ein zöge. — „O, ich verſtehe Sie; nicht einen ſchnellen ſchmerzloſen Tod gönnen ſie den armen Geſchöpfen, ſondern ſie laſſen ſie langſam verkümmern durch elendes Leben, durch Froſt und Hunger. Und da iſt auch mein kleines unglückliches Mädchen!“

„Seien Sie ruhig! ſeien Sie ruhig!“ bat der Doktor, während er ihre Hände, die wild umher fuhren, ſanft niederdrückte; „das geht nicht ſo ſchnell, daß ſo ein zweijähriges Kind vor Hunger und Froſt umkommt; und wenn Sie wirklich auf der Spur ſind, ſo muß man ſchnelle Hülfe zu bringen ſuchen.“

„Ja, Sie haben Recht,“ erwiderte Katharine, die nach einer Pauſe der Ermattung nun wieder ihre Kräfte zuſammen nahm

Herr Schellinger, dem wir alſo unſer Leid mittheilten, — es iſt das ein alter, ſehr braver Mann, — verſprach, ſich auf Kundſchaft zu legen und hat das gethan. — Richtig, Herr Doktor, das Kind lebt und befindet ſich dort in dem Hauſe; er hat es geſehen, obgleich er ſo recht nicht mit der Sprache heraus wollte und mir ſagen, wie es ſich befände. Es hatte noch ſein blaues Wollenkleidchen an, das letzte, welches ich ihm gemacht, und es ſaß auf dem Boden und ſpielte."

„Nun, ſehen Sie," ſagte gutmüthig der Doktor, „es ſpielte. Da wird's denn doch nicht ſo ſchlimm mit ihm ſtehen."

„Jetzt vielleicht noch nicht," entgegnete das Mädchen; „aber es iſt mein Kind und ich ſoll es nicht ſehen und küſſen dürfen, ich ſoll es vielleicht nie mehr wieder haben, denn auf gütlichem Wege geben ſie mir es nicht heraus."

„Das glaube ich auch," meinte der Arzt; „denn ſonſt würden ſie ja den Tauſch eingeſtehen ſowie den unterſchobenen Todtenſchein."

„Aber was ſoll ich machen, wenn ich es nicht in Gutem herauskriege? — Ich weiß dann nur Eins, und das iſt die gleiche Art, wie ſie mir mein Kind entwendet: mit Gewalt. Und ſo muß ich es auch wieder zu bekommen ſuchen."

„Das wird aber ein ſchwieriges Unternehmen ſein; denn bei den Leuten Gewalt anwenden und mit Gewalt etwas erlangen, iſt wohl kaum möglich."

„Vor den Schwierigkeiten, die es hat, ſchrecken wir nicht zurück," entgegnete Katharine, „aber vor etwas Anderem, und deßhalb bin ich auch eigentlich hieher gekommen, um darüber Ihren Rath zu hören. — Man hat mir alſo mein Kind geſtohlen, und in der Abſicht, es mir nicht zurückzugeben, hält man es verborgen und von mir entfernt. Glauben Sie nun, Herr Doktor, daß es von mir Unrecht oder, wenn Sie wollen, eine Sünde iſt, wenn ich den Verſuch mache, mein Kind wieder zu erhalten, ſei es durch Güte, ſei es durch Gewalt?"

Steuern, und von dorther kommen dieſelben, zu Lebensſtoff verarbeitet, durch Haupt- und Nebenröhren bis in die äußerſten Gänge zur Speiſung und Ernährung Aller. Unter den Gliedern unſeres Staates herrſcht keine Gleichheit, im Sinne nämlich wie manche thörichte Menſchen eine Gleichheit im Staate gern herſtellen möchten. Wir haben Ariſtokratie, hohe Beamte, Capitaliſten und Bürgerthum, wir haben Volk und Proletariat. Die erſten, die ariſtokratiſchen Beamten- und Capital-Röhren liegen dem Throne am nächſten und ſind weit und groß, ſo daß ſie von dem Lebenselement, welches dem Gaſometer entſtrömt, freilich eine außerordentliche Menge in ſich aufnehmen, aber es bleibt nichts davon bei ihnen; denn von dieſen weiten Röhren nähren ſich eine große Menge bürgerlicher Röhren, von denen jede einzelne, wenn man das Volk betrachtet, wieder einen viel zu großen Antheil für ſich nimmt. Aber auch ſie behalten es nicht bei ſich, ſie theilen es wieder aus in viele Volksröhren, und die Volksröhren an unzählige Proletarierröhren. Auf ſolche Art iſt es möglich, daß das ganze Reich ſeinen glücklichen Fortgang hat und luſtig und pflichtſchuldigſt brennt, wie es verlangt wird.

Da kam die Zeit der Unruhen im vergangenen Frühjahr und wie überall gab es auch in der Gasmonarchie Unzufriedene und Aufwiegler. „Warum," ſprachen die Proletarier und Volksröhren, „warum iſt ſolch eine Bürgerröhre weiter als wir?" „Warum," ſprachen die Bürgerröhren, „verſchluckt ſo eine ariſtokratiſche Röhre das Zehnfache von dem, was wir gebrauchen?" Das Warum konnte man ihnen nicht erklären, und ſie verlangten allen Ernſtes eine Aenderung des ganzen Röhrenſyſtems. Zunächſt an den Gaſometer ſollten die Volksröhren kommen und die Bürgerröhren, dann erſt die großen Ariſtokraten-, Capital- und Beamtenröhren, denn die Volksröhren hätten lange genug gebrannt, jetzt ſollten auch die großen Röhren einmal brennen. Aber Sie können ſich denken, was das für eine heilloſe Confuſion geworden wäre. In der Theorie klang das Alles ſehr ſchön, und ſie machten ein neues Gasgrundrecht, und darin hieß der erſte Paragraph: alle Röhren durch das ganze Reich ſollen die gleichen Dimenſionen haben. Glücklicher Weiſe aber ſahen viele vernünftige Volks- und Bürgerröhren ein, daß ihr Verfahren nicht das richtige ſei, daß eine ſolche Umgeſtaltung der ganzen Gasmonarchie die traurigſten Folgen nach ſich ziehen müßte, ja rein unmöglich ſei. Die großen Capital-, Ariſtokraten- und Beamten-Röhren konnten nur ihrer Beſtimmung nach dienen, das Lebenselement in ſich aufzunehmen und zweckmäßig weiter zu vertheilen; aber zum Brennen

„Das iſt eine eigenthümliche Frage, und zur Beantwortung derſelben ſollten Sie ſich eher an einen Pfarrer als an mich wenden, der kann Ihnen dieſen Fall klarer und beſſer auseinander ſetzen.“

„Ach mein Gott! das habe ich ja ſchon gethan,“ erwiderte das Mädchen, indem es kummervoll ſeine Hände faltete; „heute that ich es und trug einem Geiſtlichen die ganze Geſchichte ſo vor, wie ich ſie Ihnen ſoeben erzählte.“

„Und der meinte —?“

„Ach! wenn ich Ihnen das ſage, ſo ſind Sie vielleicht auch derſelben Anſicht.“

„O nein, gewiß nicht! Ich laſſe mich nicht leicht durch anderer Leute Meinung beſtimmen.“

„Er meinte alſo,“ fuhr Katharine in einem dumpfen Tone fort, nachdem ſie mit der Hand über die Augen gefahren, — „er meinte — faſt daſſelbe wie der Advokat, nur mit ganz anderen Worten. Ich ſoll auf das Heil meiner Seele denken, ſagte er, und mich nicht ſo viel mehr mit dem Irdiſchen befaſſen. — Was das Kind anbelange, ſo ſagte er, der Herr habe es gegeben, der Herr habe es genommen, und wenn es ſein weiſer Rathſchluß wäre, es nochmals meinen Händen anzuvertrauen, ſo würde das gewiß auch ohne mein Zuthun geſchehen. — Aber Gewalt mit Gewalt zu vertreiben ſei Unrecht, und ſündhaft, unſerem Nebenmenſchen Unrecht zu thun, weil er uns welches gethan. — Und damit entließ er mich, indem er verſicherte, in dieſem ſpeziellen Falle durchaus nichts für mich thun zu können, er möchte wohl den Verſuch machen, das Herz jenes Meiſter Schwemmer zu rühren und ihm vielleicht ein Bekenntniß zu entlocken, aber es ſei ihm das unmöglich, weil er gerade im Begriffe ſtehe, zum allgemeinen Kirchentag abzureiſen. — Sehen Sie, Herr Doktor, das macht mich zweifelhaft, denn ich will Ihnen nur geſtehen, vor langen Jahren im Leichtſinne der Jugend, wo ich noch glaubte, die ganze Welt ſtände mit

offen, hätte ich darauf nichts gegeben, jetzt aber, wo ich wohl fühle, daß meine Tage gezählt ſind, hat mich dieſe Rede durchſchauert und ich wußte nicht, was ich machen ſollte. Wen konnte ich noch um Rath fragen? — Ich habe ja Niemand in der weiten Welt, der einen innigen Antheil an mir zu nehmen hätte. — — Da ſah ich Sie heute, es war bei einer armen Familie in der unteren Stadt, wo ich öfters nähe, und wo auch Sie hinkamen am heutigen heiligen Abend, um nach der kranken Frau zu ſehen und den Kindern dabei einige Weihnachtsgaben zu bringen. — Das hat mich ſo gerührt, daß ich Ihre Hand hätte küſſen mögen und daß ich nachher noch lange geweint habe. — Und als die Frau Ihnen klagte, ihre Schwermuth nehme ſo überhand, ſie könne ſich wohl nimmer mehr aus ihrer Krankheit und ihrem Elend emporraffen, und ſie bitte nur Gott um ein ſanftes Sterbeſtündlein, da ſprachen Sie: dieſe Rede iſt nicht recht, Frau; man muß freilich auf Gott vertrauen, aber dabei nicht die Hände in den Schoos legen: wer ſich ſelbſt verläßt, den verläßt auch er; Wunder geſchehen nicht mehr heutzutage, und wenn man in eine ſchwierige Lage kommt, ſo muß man Hand und Fuß regen, um über dem Waſſer zu bleiben. — Alſo Muth! Muth! — Dieſes Muth! Muth! mit dem Sie das Zimmer verließen, Herr Doktor, klang auch in meinem Herzen wieder und tönte dort immer fort. Du, ſagte ich zu mir, wer ſich ſelbſt verläßt, den verläßt auch der liebe Gott. Und nun ſtand auf einmal der Wunſch in mir feſt, Sie um jeden Preis zu ſprechen, Ihnen meine Sache vorzutragen und um Ihren Rath zu bitten. — Und das habe ich nun nach meinen beſten Kräften gethan."

Der Arzt hatte dieſer längeren Rede aufmerkſam zugelauſcht, verweilen mit dem Kopfe genickt und über den Unfall nachgedacht. — „Da wäre freilich zu überlegen, was zu machen iſt," ſagte er nach einer größeren Pauſe. „Mit Hülfe der Gerichte, denke ich mir wohl, iſt nichts auszurichten, denn auch darin bin ich einverſtanden, daß Sie nicht zu beweiſen im Stande ſind, jenes Kind, das Sie

vielleicht finden, ſei das Ihrige. Was nun aber Liſt oder Gewalt anbelangt, ſo weiß ich nicht, welche Kräfte Sie zu Ihrer Verfügung haben und ob Sie wohl des Gelingens gewiß ſind."

„Der Zimmermann, von dem ich mit Ihnen vorhin ſprach," verſetzte Katharine, „hat ſich mit Mehreren vereinigt, und die wollen nun in einer Nacht mit Gewalt in das Haus des Meiſter Schwemmer dringen, nach dem Kinde ſehen, und dieſes, wenn ſie es finden, mitnehmen."

„Das wäre offenbarer Einbruch oder wenigſtens Störung des Hausfriedens, und dazu könnte ich Niemand rathen."

„Aber ſie wollen ja nichts ſtehlen," entgegnete unbefangen das Mädchen, „ſie wollen ja nur mein Kind wieder nehmen."

Der Doktor ſchüttelte ernſthaft mit dem Kopfe.

„Oder," fuhr Katharine fort, „können ſie es auch noch auf andere Art, mit Liſt, verſuchen."

„Das ginge eher. — Aber auf welche Art?"

„Der Garderobegehülfe, von dem ich Ihnen früher ſprach, und der zuweilen den Meiſter Schwemmer beſucht, will dies auch an einem gewiſſen Abend thun und ihnen von ſeinen Geſchichten erzählen. Er thut das oft, und der Meiſter Schwemmer, ſowie die übrigen Geſellen, die wohl da ſind, machen ſich alsdann über den alten Herrn Schellinger luſtig, und es gibt alsdann kleine Streitigkeiten, die aber, weil er als ein alter ſchwacher Mann natürlicher Weiſe nachgeben muß, bald zu Ende gehen. An dem Abend aber will er einen ernſtlichen Streit herbeiführen, will nicht nachgeben und ſich ſo lange mit ihnen herumzanken, bis ihn Einer von den Leuten anfaßt, — dann ſchreit er um Hülfe, und der Zimmermann und ſeine Freunde, die ſchon lange um das Haus herum verſteckt warten, eilen nun herbei, befreien ihn und halten dann ein klein wenig Hausausſuchung."

„Das iſt ſchon eher etwas, was ſich hören läßt," ſagte lächelnd der Doktor. „Es iſt freilich von dem alten Herrn ein verfluchter

Unternehmen, in ein ſolches Weſpenneſt hinein zu ſtechen; aber am Ende könnte die Sache auf dieſe Art doch gelingen."

„Und Sie, Herr Doktor, halten es für kein Unrecht, für keine Sünde, wenn ich einen ſolchen Verſuch mache, mein Kind wieder zu erhalten? — Sie werden mir nicht davon abrathen?"

„Zwiſchen abrathen und Ihnen zugeben, daß ich es für kein Unrecht oder keine Sünde halte, iſt ein großer Unterſchied. Was das Letztere betrifft, ſo ſage ich aus voller Ueberzeugung, daß ich es am Ende ſogar für verzeihlich halte, wenn Sie alle Schritte thun, Ihr Kind wieder zu bekommen. — Aber Ihnen rathen zu einer That, die, wenn auch mit Liſt begonnen, doch ſehr gewaltthätig enden kann, das mag ich nicht."

„Das iſt ja auch mein Hauptkummer," entgegnete Katharine nach einer kleinen Pauſe, „daß Andere, die ich eigentlich gar nichts angehe, für mich handeln, ja vielleicht für mich leiden ſollen, denn Sie haben Recht: es könnte da eine ſchlimme Geſchichte entſtehen. Aber wenn ich bedenke, daß mein Kind in Kummer und Noth zu Grunde gehen ſoll, und daß ich es vielleicht auf dieſe Art zu retten vermag, — o Herr Doktor, da kann ich nicht lang überlegen; ich nehme die mir dargebotene Hülfe an."

„Wenn es gelingt," verſetzte er nachdenkend, „ſo könnte es zu einer hübſchen Strafe für jenes Volk werden. — Und ich will Ihnen was ſagen," fuhr er lächelnd fort, „da Sie mich nun einmal um Rath gefragt und zum Vertrauten Ihres Geheimniſſes gemacht, ſo will ich Ihnen dazu helfen, ſo weit meine Kräfte reichen und Ihren Plan etwas ändern, wenigſtens, ſo denke ich, verbeſſern."

„O wie danke ich Ihnen für Ihre freundlichen Worte!" rief das Mädchen und wollte ſeine Hand ergreifen, um ſie zu küſſen.

Doch zog er ſie haſtig zurück und ſagte: „thun Sie mir den Gefallen und laſſen Sie mich es ein paar Tage vorher wiſſen, wenn die bewußte Sache vor ſich gehen ſoll. Ich will dann irgend Jemand veranlaſſen, in der Nähe zu ſein, damit, wenn Ihr tapferer

Schneider und seine Zimmerleute Hülfe gebrauchten, diese zur rechten Zeit nicht fehlt. Aber sprechen Sie jetzt mit Niemand mehr über diese Sache, gehen Sie ruhig nach Hause und wie gesagt, versäumen Sie es ja nicht, mich zur gehörigen Zeit zu benachrichtigen."

Damit erhob sich der Doktor, Katharine stand zu gleicher Zeit auf, sprach noch einige innige Worte des Dankes und versicherte, sie werde gewiß nicht vergessen, den Tag und die Stunde genau anzugeben. Sie wandte sich hierauf zum Weggehen, und der Doktor begleitete sie freundlich bis an die Glasthüre, die er öffnete und hinter ihr wieder verschloß. Dann ging er zu seinen Kindern, sah ihren Verband nach und befühlte ihnen Stirne und Hände; doch schliefen sie ruhig, alle Aufregung hatte sich gelegt, und nur die weißen Binden um den Kopf stachen seltsam ab von den frischen blühenden Gesichtern.

Als der Doktor die beiden Kinder so ruhig vor sich schlafen sah und bemerkte, wie behaglich sie in ihren warmen Bettchen ausgestreckt lagen, da dachte er wieder an jene arme Person, die ihn eben verlassen, und er begriff besser, als es der Geistliche gethan, daß eine Mutter, die sich vorstellen muß, ihr Kind, von fremden Leuten festgehalten, werde jetzt mißhandelt und müsse leiden unter Frost und Hunger, leicht zum Aeußersten zu bringen sei und sich gern zu den gewaltsamsten Maßregeln verstehe.

Nach diesen Betrachtungen schritt er kopfschüttelnd in sein Arbeitszimmer zurück, zog seinen warmen Paletot wieder an, nahm Hut, Stock und Hausschlüssel und ging die Treppen hinab, nachdem er vorher der Köchin gesagt, um es Madame, die noch nicht zurückgekehrt war, zu berichten, daß er den Rest des Weihnachtsabends bei seinen Eltern zubringen werde.

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Reiche und arme Leute.

In dem Hauſe des Commerzienrathes war es ſeit langen Jahren der Brauch geweſen, daß ſich die ganze Familie am Weihnachtsabend zur Beſcheerung dort verſammelte. Als dies eingeführt wurde, hatte man auch an zukünftige Kinder gedacht, und ſollten dieſe von der ganzen Familie ebenfalls mitgebracht werden. Nun aber beſchränkte ſich die Nachkommenſchaft auf die beiden Sprößlinge des Doktors, welche wohl in den erſten Jahren erſchienen, dann aber wegbleiben mußten, weil es, wie Marianne verſicherte, ihren Mann, den Herrn Alfons, nie ſo ſchmerzlich berühre, daß er ſelbſt keine Nachkommen habe, wie an dieſem Abend, wo er die Luſt und das Vergnügen der anderen mit anſehen müſſe. Der Doktorin war es ſchon recht, daß ſie ihre Kinder nicht mehr mitzubringen brauchte, denn hiedurch hatte ſie nun auch zuweilen einen Vorwand, um zu Hauſe bleiben zu können.

Daß durch dieſe Maßregel die Weihnachtsabende im Hauſe des Commerzienrathes an großer Heiterkeit gewonnen, wollen wir gerade nicht behaupten. — Im Gegentheil! Die luſtigen Kinderſtimmen hatten Anfangs doch einige Abwechslung in die feierliche und manchmal froſtige Unterhaltung gebracht.

Die alte Räthin, welche die ganze Beſcheerung, wie überhaupt faſt Alles im Hauſe, leitete, ließ für jedes ihrer Kinder, — darunter war diesmal auch der Schwiegerſohn verſtanden, — einen ſehr hübſchen Baum machen, vor welchem ein Tiſchchen ſtand, worauf die Geſchenke ausgebreitet waren.

Dieſe Beſcheerung wurde im Wohnzimmer der Räthin abge-

halten, und wenn Alles bereit war, ſo ſetzte ſie ſich in ihre Sophaecke, läutete nach einiger Zeit mit der Klingel, der Bediente öffnete die Thüre und die Kinder traten herein.

Der Commerzienrath zählte ſich an ſolchen Abenden auch mit darunter, und er war es in der That allein, der ſeine Freude noch mit einem gewiſſen Anflug von Kindlichkeit kundgab. Gewöhnlich blieb er wie geblendet unter der Thüre ſtehen, und rief faſt jedesmal aus: „ah! das übertrifft heute alle früheren Jahre! — unbedingt alle früheren Jahre! Mama, du haſt wahrhaft verſchwendet in vergoldeten Nüſſen und Wachskerzen. — Kinder," fuhr er dann luſtig fort, nachdem er ſeiner Frau dem Herkommen gemäß zuerſt die Hand geküßt, „bedankt euch bei Mama, denn die Tiſche ſcheinen mir ſehr ſchön beſetzt zu ſein."

Jedes wußte, wo ſein Platz war, und nachdem alle dort die meiſtens ſehr ſchönen Sachen flüchtig überſehen, folgten ſie dem Beiſpiel von Papa und küßten der Commerzienräthin ebenfalls die Hand.

Die Beſcheerungen beſtanden für die Damen aus ſchweren ſeidenen Stoffen zu Kleidern und Mänteln, oder aus koſtbaren Schmuckſachen, aus bisher noch fehlenden Stücken zum Silbergeſchirr, aus einem Fußteppich, aus Bronzegegenſtänden aller Art oder aus Stickereien. Letzterer Artikel aber wurde von Jahr zu Jahr ſeltener.

Arthur, als der Jüngſte, erſchien natürlicher Weiſe auch zuletzt, um Mama die Hand zu küſſen, doch blickte die Räthin, als er heute vor ſie hintrat, wie unabſichtlich in den leeren Raum hinaus, und ihre Hand, ſtatt ſie dem Sohne darzureichen, faßte das Sacktuch und führte es an die Lippen, da ſie gerade leicht huſtete.

Der Maler ließ ſich aber durch dieſes Zeichen einer fortdauernden Ungnade nicht abſchrecken, ſondern wartete geduldig eine ziemliche Zeit, bis Hand und Sacktuch wieder auf dem Tiſche ankamen, dann ergriff er Beides zugleich und drückte ſeine Lippen auf die

Hand der Mutter. Die Räthin warf ihm dabei einen Blick zu, der nicht übermäßig freundlich war, aber auch nicht mehr so finster und zornig, wie er es in den letzten Tagen nach jener unglückseligen Probe der lebenden Bilder gewohnt war.

„So ist's Recht, Mama," flüsterte der Commerzienrath seiner Frau über die Schultern, „laß den Groll fahren; man kann doch nicht immer so fort machen; und gewiß hat Arthur sein Unrecht eingesehen."

Die Räthin hob ihren Kopf etwas empor, die spitze Nase und die grauen Augen wandten sich ziemlich drohend gegen den Gemahl, als sie erwiderte: „das Letzte kann ich nicht glauben, denn wenn Jemanden seine Handlungsweise leid ist, so thut man Schritte, um sein Unrecht wieder gut zu machen. Und das hat Arthur nicht gethan."

„Aber Mama ließen mich ja seit jenem Tage nie über diese Angelegenheit zu Worte kommen, so oft ich das auch versuchte," versetzte der Maler. „Sie wünschen ja beständig, ich solle darüber schweigen."

„Allerdings wünschte ich das," antwortete die Räthin, „denn alle deine Reden, die du an mich hieltest, zielten darauf hin, gegen mich den Beweis zu führen, daß du doch nicht so Unrecht gehabt und daß ich die Sache zu ernst genommen. — In solchen Fällen aber," fuhr sie strenger fort, „besonders wo es den Anstand des Hauses betrifft, den ich nie ungestraft verletzen lasse, verlange ich, wenn dies doch einmal geschehen, daß man rückhaltslos sein Unrecht einsehe. —"

„Ja, ja, Arthur," nahm der Commerzienrath das Wort, „und daß man sich alsdann auf Gnade und Ungnade ergibt."

Die Räthin trommelte leise auf den Tisch, und ihre Blicke schweiften mit außerordentlicher Majestät durch das Zimmer.

„Du aber hast capituliren wollen und sogar Bedingungen vorgeschrieben," bemerkte Herr Alfons lachend. „Mama war so gütig,

dich für den begangenen faux pas nicht sogleich vor der ganzen Gesellschaft bloßzustellen, nun aber hättest du nach der Probe die Angelegenheit mit deiner schönen Doktorin bestens arrangiren sollen."

„Das konnte ich nicht," sagte Arthur bestimmt; „ich mag Niemanden, am allerwenigsten meine besten Freunde, vor den Kopf stoßen. Bin ich voreilig gewesen, so thut es mir leid; aber wenn Mama die lebenden Bilder zur Ausführung bringt, so kann das Decamerone von Winterhalter in der gleichen Besetzung wie bei der Probe nicht fehlen; wenigstens ich für meinen Theil kann nicht dazu thun."

„Wenn man aber mit dem Doktor spräche?" meinte Alfons.

„Hast du vielleicht Lust dazu?" fragte Arthur.

„Es wäre das nicht meine Sache; aber wenn vielleicht Papa —"

„Nein; ich muß für solche Commissionen danken," entgegnete der Commerzienrath. „Der Tausend auch! was ich nicht eingebrockt, das esse ich auch nicht aus."

„Die Räthin hatte ihren Mund fest zusammen gezogen und schien das Gespräch ohne alle Theilnahme anzuhören; doch wer den Blick ihrer Augen kannte, wußte, daß dies nicht der Fall war.

„Die Frau hätte aber leicht merken können, wie unangenehm es manchen der Mitwirkenden war, als du ihr so unverhofft diesen auch gezeichneten Platz anwiesest."

„Bah!" sagte Arthur, „das freut Keine von einer Anderen, und ihr möchtet hinstellen, welchen Maler ihr wollt, er fände kein passenderes Gesicht für diese Königin, als gerade das der Doktorin F., umgeben von all' den schönen Mädchen, die wir zusammen gelesen. — Ach, Mama," wandte er sich schmeichelnd an die Räthin, „seien Sie diesmal nachsichtig, lassen Sie meinetwegen, um mit Papa zu reden, Gnade für Recht ergehen. — Denken Sie doch nach, wer hat sich eigentlich über diese Geschichte beleidigt gefühlt? — Die alte Frau v. W., die es Ihnen, Mama, nie verzeihen kann

in irgend einer kleinen Straße konnte man ſie nicht gebrauchen. Wollte man ferner die kleinen Volks- und Bürgerröhren ohne Vorbereitung, d. h. ehe ſie gehörig erweitert waren, an den Gaſometer ſchrauben, ſo mußten ſie nothwendig zerplatzen oder ſich zu früh abnützen. Genug, die Sache unterblieb. Aber jetzt fanden Hauptgaswühler, daß die Conſumtion des Gaſometers in gar keinem Verhältniß ſei, und daß er ſich mit der Hälfte Kohlen und anderer Stoffe ebenfalls begnügen müſſe, mit andern Worten, ſie ſetzten die Civilliſte des Gaſometers auf die Hälfte herab. Dagegen war nun vor der Hand nichts einzuwenden und der Gaſometer konnte in's Fäuſtchen lachen. Er ſprach bei ſich ſelbſt: „Je weniger Ihr mir Kohlen zutheilt, je weniger und je ſchlechteres Gas kann ich hergeben. Ihr werdet's ſchon merken.“ Und ſie merkten's Alle, Einer nach dem Anderen. Zuerſt fühlten die Ariſtokraten-, Beamten- und Capitalröhren eine gewiſſe Leere in ihrem Innern, und daß weniger und ſchlechteres Gas auf ſie einſtrömte. Aber es that ihnen nicht wehe, ſie hatten doch genug. Die Bürgerröhren traf es ſchon härter. Auch ihnen wurde das Lebenselement karg zugemeſſen, doch hatten die meiſten immer noch genug, um nicht gerade zu Grunde zu gehen. Aber am ſchlimmſten waren die Volks- und Proletarier-Röhren daran, und wenn ſie Hände gehabt hätten, würden ſie dieſelbe über dem Kopf zuſammengeſchlagen haben. Alles ſtockte, Alles ging ſchlecht und anſtatt daß ſie ſonſt mit einer weißen behaglichen Flamme gebrannt hatten, ſah man jetzt nur noch rothe ſtruppichte Lichter oder kleine Punkte, die am Erlöſchen waren. Manche konnten gar nicht mehr brennen und die meiſten gaben ein verarmtes, verkümmertes Bild von ſich, wie man es heute noch bei den Gaswühlern ſieht, das ich Ihnen ſchon früher beſchrieben. Kurz und gut, man ſah bald ein, daß, wenn man dem Gaſometer ſeinen Unterhalt entzöge, den Unterhalt, den er ja nicht für ſich ſelbſt brauchte, ſondern den er hinausſtrömen ließ zum Beſten Aller, die ganze Gasmonarchie zu Grunde gehen müßte. Das vermeinten auch Einige und ſchlugen eine Gasrepublik vor, wonach der Hauptgaſometer außer Dienſt geſetzt werden und abwechſelnd einer der kleinen Gaſometer das Ganze leiten ſollte. Das ging aber gar nicht, jeder wollte Hauptgaſometer ſein, und ſtatt daß früher ein Einzelner den wohlthätigen Druck ausübte, drückten jetzt die kleineren Gaſometer aus Leibeskräften auf die armen Volks- und Proletarier-Röhren, daß manche zerſprangen und die Flammen überall ziſchend und praſſelnd herausbrachen. Bald war auch alles Gas erſchöpft und bei der totalen Finſterniß, die nun

Tone, indem er sich von dem Tische zurückzog; „dann habe ich freilich nichts mehr zu bitten. Verzeihen Sie, Mama.“

Es entstand hier eine unangenehme Pause, und obgleich sich alle Anwesenden mit dem Beschauen ihrer Sachen zu beschäftigen schienen, so hörte man doch keine Ausrufe der Freude, kein lautes gegenseitiges Mittheilen: Jedes sah stumm auf seinen Platz nieder und man vernahm während mehrerer Minuten nichts als das Picken der Standuhr oder das Knistern der kleinen Wachskerzen an den Bäumen.

„Wo ist denn deine Frau?“ fragte endlich Mama ihren Sohn. — „Heute Abend hätte ich sie sicher erwartet. Soll ihr Tisch dort wieder unberührt stehen bleiben?“

„Ich muß um Verzeihung bitten,“ erwiderte der Doktor, während er an den Sopha trat, „daß ich Bertha nicht schon längst entschuldigte. Die Kinder hatten ein kleines Malheur, — ziemlich unbedeutend: der Tannenbaum gerieth in Brand und versengte etwas Weniges Oskars Haare. — Nun muß doch Jemand bei den Kindern bleiben, und Bertha —“

„Deine Frau als gute Mutter blieb zu Haus,“ warf Alfons mit einem unangenehmen Lächeln dazwischen. „Ja, das kann ich mir denken; eine Mutter läßt ihre Kinder nicht gerne allein.“

Die Commerzienräthin blickte ihrem Sohn forschend in die Augen und fragte darauf ziemlich theilnehmend: „und weiter ist es nichts?“

Der Doktor schwankte einen Augenblick und war wohl versucht, die Scene, die er heute Abend mit seiner Frau erlebt, den Eltern zu schildern. Doch bemerkte er den lauernden Blick seines Schwagers und mochte nun um Alles in der Welt diesem nicht das Vergnügen bereiten, das er immer empfand, so oft er etwas Unangenehmes aus des Doktors Haushalt erfuhr.

„Es ist in der That nichts weiter,“ versicherte aus diesem

Stunde Eduard. „Morgen ſpringen die Kinder wieder herum und werden ſchon in aller Frühe kommen, um ihre Geſchenke abzuholen.“

Nachdem die Beſcheerung in dem Hauſe des Commerzienrathes auf die eben beſchriebene Art ſtattgefunden, war es der Brauch, daß die Familie gemeinſchaftlich ein kleines Souper einnahm. Das geſchah denn auch heute; doch kalt und froſtig, wie der Weihnachtsabend begonnen, endete er auch für dieſe reichen und in ihren Kreiſen vornehmen Leute.

Der Commerzienrath war wohl der Einzige, der ſich dies nicht beſonders anfechten ließ; er fand das Souper vortrefflich, ſprach über die kommenden Feiertage, und fürchtete Schnee und Regen, wobei er mehrmals das Sprichwort citirte, daß grüne Weihnachten weiße Oſtern brächten. Hie und da redete er auch Einiges über Politik, über das muthmaßliche Fallen und Steigen der Papiere und über irgend eine großartige Spekulation, die hier oder dort gelungen oder mißlungen ſei.

Alfons allein gab der Mutter zuſammenhängende und richtige Antworten, die Uebrigen ſchienen alle mehr oder minder zerſtreut zu ſein.

Die Räthin ſaß aufrecht in ihrem Stuhle und nickte jedesmal dankend mit dem Kopfe, ſo oft der Bediente eine Schüſſel präſentirte. Sie aß nur einige Löffel Compott und trank etwas rothen Wein mit Waſſer dazu, im Uebrigen aber huſtete ſie oftmals in ihr Sacktuch hinein, machte auch kleine Trommelverſuche, die ſie aber gleich darauf wieder einſtellte, denn das Tiſchtuch dämpfte jeden ſchönen Klang.

Am einſylbigſten war Arthur; die Unterredung mit der Mutter hatte ihn verſtimmt und betrübt, das ganze Aufgeben der Soirée mußte nothwendiger Weiſe auf das feine und richtige Gefühl der Doktorin einen peinlichen Eindruck machen. Dabei ſchien ſich der Maler heute Abend im Kreiſe der Familie auch noch aus andern Gründen ſehr unbehaglich zu fühlen und ſich ſobald als möglich

hinweg zu sehnen. Er sonpirte mit außerordentlicher Hast, ohne deßhalb den Gang des Ganzen auch nur im Geringsten beschleunigen zu können, und dabei blickte er häufiger als gerade nothwendig war, auf die Standuhr seinem Platz gegenüber, die, so langsam ihr Zeiger auch fortschritt, doch schon halb Zehn anzeigte. — „Spät! spät!“ murmelte er ungeduldig in sich hinein.

Selbst Marianne, die oftmals bei ähnlichen Veranlassungen die Kosten der Unterhaltung allein trug, und bald mit Diesem, bald mit Jenem plaudernd, einiges Leben hinein brachte, war nachdenkend, blickte häufig starr auf ihren Teller und fuhr wie erschreckt empor, wenn sie der Papa etwas fragte. Doch war es nicht die allgemeine Langeweile, die auch sie bedrückte, sie war ja an der Seite ihres einsylbigen und oft mürrischen Mannes, sowie auch, da sie im Hause wohnte, und sich viel in Gesellschaft der Mutter befand, dergleichen schon gewöhnt. Heute Abend war etwas besonders Eigenthümliches passirt. Vor ein paar Stunden ging sie absichtslos mit leisen Schritten bei dem Zimmer ihres Mannes vorbei und sah durch die ein wenig geöffnete Thüre, daß er ein Paket Damenhandschuhe — Frauen pflegen sich darin nicht zu irren — sauber in weißes Papier einschlug, mit einer rothen Schnur umgab, siegelte und überschrieb. Anfänglich dachte sie, es sei das eine Ueberraschung für den heutigen Abend. Aber wozu dann siegeln und überschreiben, wenn man im gleichen Hause wohnt? — Sie konnte das nicht vergessen, und als sie an den Tisch trat, wo ihre Sachen lagen, war ihr erster Blick nach den Handschuhen; aber unter all den Sachen war nichts, was jenem Paketchen ähnlich gesehen hätte. — Sie schüttelte den Kopf und konnte es nicht vergessen. —

Wenn uns der geneigte Leser freundlich folgen will, so verlassen wir das reiche Eßzimmer des Commerzienrathes, den kostbar servirten Tisch mit seinem Silbergeräthe, seinem feinen Krystall und Porzellain und seinen verdrießlichen Gesichtern, — wir verlassen

es, ſchauen uns aber unter der Thüre nach Arthur um, der, den Blick auf Mama geheftet, nicht erwarten kann, bis ſie ihre Serviette hinlegen und ſo das Zeichen zum Aufbruch geben wird. — Wir verlaſſen das Haus und wandeln durch die ſtiller gewordenen Straßen nach der Balkengaſſe, wir treten in ein uns ſchon bekanntes Haus; doch ehe wir die Treppen hinauf ſteigen, wollen wir uns erlauben, einen Blick rückwärts zu thun, rückwärts in der Zeit nämlich, um zu ſehen, wie unſere Freunde hier den heiligen Chriſtabend zugebracht.

Da Herr Staiger, wie wir bereits wiſſen, nur zwei Zimmer bewohnte, die noch obendrein ſo gelegen waren, daß man durch das eine mußte, um in das andere zu gelangen, ſo würde es außerordentlich ſchwer geweſen ſein, im Geheimen die Vorbereitungen zur Weihnachtsbeſcheerung zu treffen, wenn ſich Clara nicht wie in allen Dingen, ſo auch hierin ſehr gut zu helfen gewußt hätte. Im Vorzimmer nämlich traf ſie alle ihre Anſtalten; dort ſtand der kleine Tannenbaum, den ſie für weniges Geld gekauft, und dort wurde er mit einigen Aepfeln, mit Flittergold und ein paar Kerzchen aufgeputzt und beſteckt.

Damit nun dieſe Vorbereitungen von den Kindern nicht geſehen würden, hatte die ältere Schweſter ihnen eingeſchärft, ſtets die Augen zu ſchließen oder nach der rechten Seite zu ſehen, wenn ſie durch dieſes Zimmer gingen. „Der liebe Chriſt,“ ſagte ſie, „wird daran euren Gehorſam erkennen, und da er augenblicklich erfährt, wenn eines von euch hinter den Ofenſchirm geſehen, ſo würdet ihr alsdann an Zuckerwerk und Spielſachen gar nichts finden, wohl aber eine große Ruthe, welche außerordentlich fähig iſt, kleinen Kindern einen gewiſſen Theil des Körpers zu bearbeiten.“

Wir müſſen aber auch geſtehen, daß Clara für den heutigen Weihnachtsabend ſchon ein Uebriges gethan hatte, und ſie hatte hierzu nicht einmal, wie ſonſt immer, ihrer eben erſt erhaltenen

Monatsgage zuzusprechen gebraucht; denn der Vater war vor ein paar Tagen mit einem höchst zufriedenen Gesichte von seinem Verleger, dem Herrn Blasser, zurückgekehrt, und hatte triumphirend eine Rolle mit fünfzig Gulden auf den Tisch gelegt. Nicht nur war ihm sein Honorar bedeutend erhöht worden, sondern der edelmüthige Verleger hatte ihm auch noch von den früheren Arbeiten her eine Zulage zusammengerechnet und baar eingehändigt.

Woher diese Gelder eigentlich kamen, wissen wir besser als der alte Herr und seine Tochter. — Genug, sie waren da und wurden auf's Beste verwendet, was beinahe den ersten kleinen Streit seit langen Jahren zwischen Vater und Tochter hervorgerufen hätte. Clara behauptete nämlich, ein neuer Winterrock sei für den Vater unbedingt nothwendig, er dagegen meinte, ein Mantel für Clara sei noch viel nothwendiger; doch siegte der Oberrock, indem Clara sagte, sie halte es für eine Sünde, für die paar Gänge, die sie zu Fuß zu machen habe, das viele Geld auszugeben. Daß der Winterrock einen Hauptbestandtheil der heutigen Bescheerung bilden sollte, verstand sich von selbst.

Obgleich Herr Staiger seine Tochter Clara ohne Einschränkung alle Kassengeschäfte besorgen ließ, so hatte er doch diesmal mit pfiffigem Lächeln einige Gulden aus der Rolle für sich behalten und nach langem Zögern und vielen Ausflüchten seiner Tochter anvertraut, es sei doch nicht mehr als schicklich, daß er auch seinem Freunde Arthur, der ja am Weihnachtsabend kommen werde, etwas Weniges unter den Christbaum lege. — Von den Pelzmanschetten, die er für Clara kaufen wollte, sagte der alte lügenhafte Mann natürlicher Weise nichts und freute sich wie ein Kind, daß ihm sein Betrug so gut gelungen; denn als er Arthur's Namen genannt, hatten ihre Augen geglänzt und sie ihm zugestimmt und versichert, das sei ein ganz glücklicher Gedanke, wenn sie selbst auch eine unbedeutende Cigarrentasche für den Bekannten ihres Va-

gestickt, so sei dies doch nicht der Rede werth und würde auf dem großen Teller allein gar zu mager, zu unbedeutend aussehen.

Als der heilige Abend herangekommen war, da wurden die Kinder zu einer Nachbarin geschickt und ihnen auf's Strengste eingeschärft, erst nach einer Stunde und zwar bei völlig eingebrochener Dunkelheit zu erscheinen. Wenn sie auch nicht zu früh kamen, so hörte man sie doch mit ungeheurer Pünktlichkeit zu der angegebenen Zeit die Treppen heraufsteigen und nach der Wohnung eilen. Clara trat ihnen aber im Vorzimmer entgegen und hielt sie auf.

„Aber wir kommen doch nicht zu früh?“ versetzte das kleine Mädchen; „wir sind so lange ausgeblieben, als du es gesagt, liebe Clara.“

„Ja, und jetzt möchten wir auch sehen, was das Christkindchen für uns mitgebracht hat.“

„Das wird nicht zu viel sein,“ sagte die ältere Schwester, indem sie ihrem Bruder die Mütze abnahm und auf eine Stuhllehne hängte. „Das Christkind hat sich bei uns erkundigt, und wenn wir auch auch nicht gerade sehr verklagten, so mußten wir ihm doch Einiges sagen, weil es darnach gefragt.“

„Und was hat es denn von mir wissen wollen?“ fragte der kleine Bube mit einem ziemlich langen Gesicht.

„Allerlei Sachen,“ entgegnete Clara, „ob du folgsam seiest und in der Schule artig und aufmerksam, ob du auch gleich nachher nach Hause kommest oder ob du dich mit anderen Buben auch wohl Stunden lang auf den Schleifen herumtreibest und Schneeballen machest, ob du beim Mittagessen Alles thuest, was man dir sagt, ob du deine Suppe essest und nichts davon verschüttest und ob du ruhig essen bleibest und nicht zu viel sprechest.“

„Und was hast du geantwortet?“

Clara zuckte mit ernsthafter Miene die Achseln. „Ja,“ sagte sie, „so lieb ich dich auch habe, Alles konnte ich nicht läugnen; auch habe ich nicht vergessen, daß du mir gestern noch versprochen,

du wolleſt von jetzt an ſehr artig, ſehr lieb und folgſam ſein. — Und das hat das Chriſtkindchen gern gehört."

„Und du meinſt, es werde mir nicht böſe ſein, und doch etwas bringen?"

„O, ich glaube das beſtimmt, namentlich wenn du jetzt recht artig biſt und dich mit Marie noch hier eine Zeit lang aufhältſt, bis ich euch rufe; denn ihr wißt, das Chriſtkindchen ſchickt heute Abend die Sachen, und erſt, wenn ſie da ſind, kann ich ſie euch geben."

„Aber wenn es ſie heute Abend erſt ſchickt, ſo kommen ſie ja hier durch das Zimmer und dann ſehe ich ſie zuerſt," meinte Karl.

„Da irrſt du dich ſehr," bemerkte die kleine Marie, „es kommt drüben an's Fenſter geflogen und reicht da Alles herein."

„Aber das möchte ich einmal ſehen. Clara, kannſt du mich nicht rufen, wenn es geflogen kommt?"

„Nein, nein," entgegnete lachend die Tänzerin; „das wäre noch ſchöner! Da dürfen keine kleinen Kinder zuſehen, ſonſt fliegt es vorbei und bringt gar nichts. — Alſo wollt ihr recht brav hier auf dem Bänkchen ſitzen bleiben, bis ich euch rufe?"

„Ja gewiß," ſagte Marie. „Und ich will dem Karl was erzählen, dann wartet er gerne und ſchläft auch nicht ein."

„O, ich werde nicht ſchlafen!" verſetzte beſtimmt das Bübchen.

Und dann gingen die beiden Kinder mit einander zu einem Fußſchemel, und ſetzten ſich darauf hin. Marie nahm die rechte Hand ihres Bruders, und dieſer ſtrampelte mit den Füßen und ſagte: „wenn das Chriſtkind nur bald kommt!"

Clara war unterdeſſen mit leiſen Schritten nach dem anderen Zimmer zurückgekehrt und half ihrem Vater noch ein paar bunte Papierſtreifen, ſowie auch ziemlich dünne Talglichtchen an den kleinen Weihnachtsbaum befeſtigen. Dann holte ſie all' die prächtigen Sachen hervor, mit denen die Kinder beſchenkt werden ſollten. Zuerſt kam das Nützliche, und zwar für Marie eine neue Schür-

und ein kleines wollenes Halstuch, für das Bübchen aber eine Schiefertafel, da die alte im letzten Straßenkampf zu Grunde gegangen war, ein Federrohr und ein paar von ihm sogenannte Herrenstiefel; das waren nämlich Stiefel mit Schäften, wonach er schon lange geschmachtet und die ihm sein Pathe Schuhmachermeister verehrt. Hierauf folgte das Angenehme: für das Mädchen eine Puppe, welcher die Tänzerin aus verschiedenen Lappen und Flittern, die sie in der Garderobe gesammelt, ein prachtvolles Ballkleid verfertigt hatte. Die Puppe hatte eigenes Haar und war à l'enfant frisirt; wie ihre Legion von Schwestern schaute sie ungeheuer verwundert in die Welt, hatte dazu die Arme und Füße etwas Weniges verdreht; letztere standen ungeheuer auswärts, und die Finger hielt sie nach Art der preußischen Infanterie: den kleinen Finger an der Hosennaht. — Für Karl hatte Clara längere Zeit zwischen einer Trommel und einem Schaukelpferd geschwankt, sich aber auf Zureden des Vaters für das Letztere entschieden. — „Denn," meinte Herr Staiger, „er würde mit seiner Trommel ein schönes Gerappel machen, was meinem Onkel Tom und dem Herrn Blasser nicht zu gut käme, und ich muß mich nun doppelt zusammen nehmen, um vortreffliche Arbeit zu machen, denn ich werde jetzt in der That so anständig honorirt, daß ich täglich mit Bequemlichkeit über zwei Gulden verdienen kann. — Ich hätte nie geglaubt, daß es mir noch so gut gehen würde."

Clara arbeitete emsig an ihrem Baum, stellte die eben genannten Sachen so prächtig auf und so schön in's Licht, daß sie in der That einen großartigen Effect machten.

„Weiß der Herr," sagte freundlich Herr Staiger, der, die Hände auf dem Rücken, behaglich dieser Arbeit zusah; „es geht mir heute Abend wie jenen Savoyardenknaben bei ihrer Melonenschnitte: ich fühle mich auch glücklicher als ein König; es ist das wieder ein angenehmes, liebes Weihnachtsfest, wie sie mir aus meiner Jugend her in Erinnerung sind und wie wir sie einige

Male hatten, als deine selige Mutter noch lebte. — Siehst du, Clara," fuhr er gerührt fort, „ich glaube, der liebe Gott hat mein Leben wunderbarlich geführt und gibt mir noch einen fröhlichen Abend des Lebens. Ich weiß nicht weßhalb, aber es kommt mir nun einmal so vor. — Meine Jugend war hell und glücklich beschienen, dann kamen schlimme Jahre und ich mußte lange im kalten Schatten dieses Lebens wandeln. Aber jetzt wenn ich so den kleinen Tannenbaum ansehe, wie seine Nadeln bei jeder Bewegung spielen, und wie das Gold durch die feinen Zweige glänzt, jetzt ist es mir gerade, als stände ich auf der Höhe meines Lebens, — das heißt auf der Höhe, auf welche bald die allgemeine Ruhe folgt, — sähe aber vorher noch hinab in ein freundliches, von der Abendsonne beschienenes Thal; ich sehe es hinter den Bäumen stehend, wenn ich aber noch einen kleinen Schritt, noch eine kleine Spanne Zeit vorwärts schreite, so stehe ich unter den sanft rauschenden Zweigen und den leise im Abendwind säuselnden Blättern, und der herrliche Glanz einer niedersinkenden Sonne strahlt prächtig auf meinen Pfad. — — Gewiß, Clara, das fühle ich; und wenn dem so wäre, so würde es mich glücklich machen um deinetwillen. — Ja, mein Kind, wenn nur ein frohes Geschick unser Leben freundlich wenden sollte, so würde ich Gott auf's Herzlichste danken und es als eine Belohnung ansehen für deine unendliche Liebe und Güte für mich alten Mann und deine kleinen Geschwister, denen du Alles bist."

Während Herr Staiger so sprach, blickte er wie träumend und mit so glänzenden Augen, als schaue er wirklich all' das Schöne, in den Tannenbaum. Dabei aber zitterte seine Stimme und seine Blicke verdunkelten sich zuweilen seltsam, um gleich darauf ein doppeltes Licht auszustrahlen, — zwei Lichtpunkte, die sich langsam über seine Wangen hinab bewegten.

Clara hielt in ihrer Arbeit inne, als ihr Vater so sprach, und ihr Ohr lauschte gläubig seinen Worten. Auch ihr Blick erweiterte

ſich, ihre Bruſt hob ſich mühſam, von einem unnennbar ſüßen Gefühl geſchwellt, einem Gefühl, das, von der Phantaſie des alten Mannes ausgehend, bei ihr eine andere und beſtimmtere Form gewann. Sollte er vielleicht Recht haben, ſollte ſich der Abend ſeines Lebens nochmals verſchönern und vielleicht einen noch helleren Glanz auch über ſie ausgießen? — O nein! nein! das war ja unmöglich; ſie mochte und konnte nicht weiter denken, denn ihr Herz zog ſich krampfhaft zuſammen; ſie legte ſanft ihre Arme um den Arm des Vaters, ſenkte den Kopf auf ſeine Bruſt, und während ſie ſich darauf bemühte, ihm die Thränen von den Wangen zu küſſen, bemerkte ſie nicht, daß auch die ihrigen floßen.

„Wir ſind aber recht kindiſch," ſagte der alte Mann nach einer Pauſe, indem er, das Geſicht ſeiner Tochter mit beiden Händen umfaſſend, es ſanft in die Höhe hob, um ihr in die ſchönen, edeln und reinen Züge zu ſehen. — „Jetzt geht es uns wieder einmal etwas gut und wir weinen wie die Kinder."

„Aber nicht aus Schmerz, Vater," verſetzte Clara ſanft, „gewiß nicht aus Schmerz. Vielleicht geht dein ſchöner Traum in Erfüllung, und das war der Anfang von Freudenthränen."

„Ah! Freudenthränen ſind ſchön! — Doch jetzt wollen wir luſtig ſein; bring' deine Arbeit zu Ende, damit die Kinder draußen nicht zu lange zu warten brauchen. — Aber wahr iſt es: unſer Zimmer iſt heute Abend ſo behaglich, ſo angenehm, und mir iſt dabei ſo wohl, ich möchte jeder Ecke, jedem Stuhl und Tiſch guten Abend ſagen und die Wände mit der Hand pätſcheln, — es iſt hier ſo warm und wohnlich. — Und dann, was für ein koſtbares Souper erwartet uns! — Ein delicater Kalbsbraten und vortreffliche Kartoffeln. Eigentlich eine Verſchwendung; aber nehm' dich ja zuſammen, Clara, daß dir Alles gut geräth und der Braten nicht anbrennt; wir müſſen unſerem Gaſt alle Ehre anthun, und das Wenige, was wir geben, muß gut ſein."

„Meinſt du, er werde auch kommen?" fragte Clara ſchüchtern,

eintrat, beruhigten ſich ſelbſt die Hauptwühler für einen Augenblick, und der Hauptgaſometer leitete das Ganze wie vorher.

Leider aber haben die Gaswühler niemals Ruhe. Plötzlich erhoben ſie Alle ein ungeheures Geſchrei über den unverantwortlichen ſchmachvollen Druck, den der Gaſometer über alles ausübe. Und was dieſen Druck anbelangt, der exiſtirte wirklich, aber es war ein Druck, der es allein möglich machte, daß die Staatsmaſchine ihren geregelten Gang ging. Es iſt der Druck, der den Faulen zur Arbeit treibt, der den Verſchwender abhält, das Seine zu vergeuden, und der die Gaswühler einigermaßen in Ordnung hielt. Alſo über dieſen Druck wurde nun in allen Straßen, in allen Gaſſen geſinnungstüchtig losgezogen und die Sache ſo arg gemacht, daß der Gaſometer endlich beſchloß, dieſen unerträglichen Druck aufhören zu laſſen; eine Maßregel, die leider Gottes in allen Theilen der Gasmonarchie empfindlich geſpürt wurde; denn hatten ſchon damals, als man den Unterhalt des Gaſometers auf ſo unverhältnißmäßige Art verminderte, die armen Volks- und Proletarierflammen ſchlecht gebrannt, ſo gingen jetzt die meiſten ganz aus. Zuerſt erloſchen die äußern Röhren, dann die inneren, und bald war Alles in ein unnennbares Chaos und vollkommene Nacht verwandelt, und von dem Geruch, in den hierdurch unſere Monarchie kam, will ich gar nicht ſprechen. Da endlich, als es ihnen ſelbſt an ihr Leben und ihr Eigenthum ging, ermannten ſich die beſſern Bürger-, Volks- und Proletarierröhren, und baten den Gaſometer, den Druck *nach ſeiner Einſicht* zu vermindern, aber ihnen in Gnaden zu gewähren, daß *der* Druck beſtehen bliebe, der nothwendig ſei, um das Lebenselement gleichförmig und ſegensreich in allen Theilen der Monarchie zu verbreiten.

Das war die Geſchichte von der Gasrevolution.

indem sie sich gegen den Tannenbaum wandte, um dort noch ein kleines Netz von Papier zu befestigen.

„O unbesorgt!“ sprach Herr Staiger mit bestimmtem Tone, „er hat es mir versprochen, und was er mir verspricht, das hält er auch.“

„Ja, ja, Papa, wenn er es dir versprochen hat, so wird er auch sicher kommen,“ erwiderte die Tänzerin, während um ihren kleinen Mund, den sie fest zusammen zog, ein ganz leichtes, leichtes, aber höchst liebenswürdiges Lächeln spielte.

„Da ist mir was eingefallen,“ sagte Herr Staiger nach einer Pause; „wir hätten wohl mit der ganzen Bescheerung warten können, bis Herr Arthur gekommen wäre; ich glaube, es würde ihn freuen, das einmal bei uns mit anzusehen.“

„Glaubst du das in der That?“ fragte eifrig das Mädchen, indem sie sich rasch herum wandte. — „Ach nein! das ist zu kleinlich für ihn; auch würden die Kinder nicht gerne so lange warten.“

„O, die Kinder warten schon, wenn wir ihnen sagen, Herr Arthur komme; sie haben ihn so außerordentlich lieb.“

„Das ist wahr,“ sagte nachdenkend die Tänzerin mit ganz leiser Stimme. — „Aber,“ fuhr sie lauter fort, „Herr Arthur wird wahrscheinlich spät kommen. — Hat er das nicht gesagt?“

„Er meinte, es könnte bis acht Uhr reichen; sie haben natürlicher Weise zu Haus auch eine Bescheerung.“

„Ah! was werden die vergnügt sein bei ihren vielen schönen Sachen!“

„Davon hängt's nicht ab, mein Kind,“ entgegnete Herr Staiger. „Hoffen wir nicht auch vergnügt zu sein? Und doch sehe ich bei uns gerade nichts von Kostbarkeiten. — Also Herr Arthur versprach mir, um acht Uhr zu kommen; er meinte sich vom Nachtessen dort dispensiren zu können und freute sich sehr auf das unsrige.“

„That er das wirklich?“ fragte Clara anscheinend unbefangen.

„Gewiß, gewiß,“ antwortete der alte Mann; „das kannst du

auch wohl ſehen, daß er gerne hier bei uns iſt, denn wegen der Illuſtrationen braucht er nicht ſo oft zu kommen, wie er es thut."

„So? — glaubſt du wirklich?" verſetzte die Tänzerin, wobei ſie ſich raſch abwandte, um nach dem Vorzimmer zu gehen. Doch blieb ſie wieder ſtehen und ſagte ohne zurückzuſchauen: „alſo meinſt du wirklich, wir ſollen mit der Beſcheerung warten, bis er kommt? — Aber die Kinder werden ſchläfrig und ich kann ſie nicht hier in's Zimmer herein nehmen, ſonſt würden ſie ja alle meine Anſtalten ſehen."

„Weißt du was," meinte Herr Staiger, „ſo ſetzen wir uns zu ihnen in das Vorzimmer, es iſt da warm genug; unſer braver Ofen ſpeit heute Abend eine außerordentliche Hitze aus."

„Aber du mußt die Kinder vorher fragen, ob ſie warten wollen; am Weihnachtsabend haben ſie darüber zu beſtimmen."

„Verſteht ſich, aber du wirſt ſehen, wie bereitwillig ſie ſind."

Dies war denn auch der Fall, und als die Kinder hörten, ihr lieber Herr Arthur werde kommen und an der Beſcheerung Theil nehmen, da waren ſie ſehr zufrieden und warteten gern noch länger.

„Wohl noch eine ganze Viertelſtunde," ſagte das Bübchen.

Clara war in dem Zimmer zurückgeblieben und benutzte die augenblickliche Abweſenheit ihres Vaters, um auch für dieſen die Geſchenke aufzuſtellen. Sämmtliches für die Familie war auf dem großen Tiſche befindlich; und über ein kleines Nähtiſchchen, das daneben ſtand, hatte die Tänzerin eine Serviette gebreitet, darauf lag das bewußte Cigarren-Etui neben einem kleinen, kaum fußhohen Chriſtbaum, den Clara aus grünem Papier künſtlich gearbeitet, und der mit Miniaturkerzen und Zuckerzeug auf's Freundlichſte verziert war. Das Geſchenk ihres Vaters für Arthur, ein kleines Feuerzeug, befand ſich ebenfalls dort. Clara hatte es kopfſchüttelnd betrachtet, indem ſie zu ſich ſelber ſprach: „und dafür will er über zwei Gulden ausgegeben haben? — Papa verſteht aber durchaus nicht einzukaufen."

Draußen im Vorzimmer hatte sich unterdessen Herr Staiger zu den Kindern gesetzt; das Mädchen saß auf dem Schemel und lehnte ihren Kopf an die Kniee des Vaters, der Knabe saß auf dessen Schooß und war unersättlich im Anhören der furchtbarsten Geschichten. Herr Staiger mußte die Geschichte von der schrecklichen Wasserschlange, die das Schiff auf dem Weltmeer verfolgt und jeden Tag eine neue Beute fordert, zum Gott weiß wie vielsten Male erzählen, wobei es dem Bübchen besonders aber um den Schluß zu thun war; denn als schon sehr viele Offiziere und Matrosen verzehrt sind, wirft man ihr die ganze Schiffsapotheke in den Rachen, worauf es der Schlange hundeübel wird und sie plötzlich stirbt.

Da nun aber dergleichen Geschichten am heutigen Abend noch sehr viele erzählt werden mußten, mit deren Wiederholung wir den geneigten Leser jedoch verschonen wollen, bitten wir ihn, während dieser Zeit mit uns auf einige Augenblicke in das Zimmer der Madame Wundel, der Staiger'schen Wohnung gegenüber zu treten.

Fünfzigstes Kapitel.

Verschämte Hausarme.

Hier wurde der Weihnachtsabend nicht wie bei den übrigen Mitchristen gefeiert; Madame Wundel, die verschämte Hausarmen-Wittwe, fand es begreiflicher Weise unpassend, am heutigen Abend mit irgend Etwas Gepränge zu machen. Ihre beiden Töchter waren erwachsen, weßhalb ihnen ein Christbaum auch weiter keine Freude gemacht hätte; sich gegenseitig zu beschenken, wäre ebenfalls unnöthig gewesen, daher sie denn das Fest still unter sich und unter

andächtigen Betrachtungen feierten. Das klingt für uns, die wir den Charakter von Mutter und Töchtern kennen, zwar unglaublich, aber es verhielt ſich wirklich ſo. — Im Ofen brannte ein ſpärliches Feuer, ſo daß das Zimmer nur ſehr mäßig erwärmt war; der Tiſch war mit einem groben Tuche bedeckt und auf demſelben befand ſich eine Schüſſel mit Kartoffeln in der Schale neben einem Salzfaſſe, einem Stücke ſchwarzen Brode und einer Flaſche voll klaren Waſſers.

Madame Wundel ſaß an dieſem Tiſche, ihr gegenüber die älteſte Tochter Emilie, und Beide hatten Gebetbücher vor ſich, in welchen ſie eifrig zu leſen ſchienen.

Wir ſagen: zu leſen ſchienen, denn wenn man aufmerkſamer hinſah, ſo bemerkte man wohl, daß die würdige Wittfrau die Nägel ihrer Finger beſah, auch zuweilen an die Decke blickte, und daß Emilie den Kopf auf die Seite hielt, offenbar um auf den Gang und die Treppe zu lauſchen, zu welchem Zweck auch die Stubenthüre halb geöffnet war.

„Jetzt kann er wohl drunten ſein," ſprach die Mutter nach einer längeren Pauſe.

„Ja, mir ſcheint, er ſchleiche auf der unterſten Treppe," erwiderte die Tochter. — „Richtig! da höre ich ihn auch huſten. — Wenn der nur bald ausgehuſtet hätte!"

„Ein langweiliger, miſerabler Kerl!" meinte die Wittwe.

„Und ſchleicht wie ein Geſpenſt in den Häuſern umher," entgegnete Emilie. „Bin ich doch wirklich erſchrocken, als er vorhin faſt unhörbar in's Zimmer trat und ſein: Gott ſei mit euch, ihr Frauen! krächzte, — der alte Heuchler!"

„Ich bin gar nicht erſchrocken," lachte Madame Wundel; „ich wußte wohl aus alter Praxis, daß er diesmal am Weihnachtsabend kommen würde. Vergangenes Jahr kam er am Chriſtfeſt ſelbſt; er wechſelt immer ſo ab. — Das kann euch wieder ein Beiſpiel ſein," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ſie die Hand

in die Tasche gesteckt und dort mit Geld geklappert, „daß ihr eurer Mutter unbedingt folgen sollt. Du hattest wieder Lust, zu sieden und zu braten, und wenn ich deinem Kopfe gefolgt wäre, so hätte uns der Armenpfleger überrascht, und — eine milde Gabe gereicht für Holz und Brod," — diese Worte sprach sie mit demselben nachäffenden Tone wie ihre Tochter, — „während ein schöner Kuchen auf dem Tische stand und vielleicht eine Flasche Wein daneben."

„Leider ist es eine schlechte Welt," erwiderte Emilie achselzuckend, „und für die paar miserable Gulden, die sie uns an den Kopf werfen, leben wir doch in einer wahren Sklaverei. Gehe ich durch die Straßen, bei gewissen Häusern vorbei, da muß ich die Augen niederschlagen und darf höchstens nach einem kleinen Kinde sehen, das zufällig auf's Gesicht gefallen ist, um es aufzuheben, und ihm aus christlichem Mitgefühl die rotzige Nase abzuwischen, — wenn das nämlich Jemand sieht. — Pfui Teufel! Ihr hättet eigentlich wohl ein anderes Geschäft ergreifen können, als das einer verschämten Hausarmen. Uns ist dadurch jede Carriere abgeschnitten; man kann sich nicht einmal mit einem anständigen Liebhaber einlassen, denn das wäre ja die größte Versündigung, wenn sie es erführen."

„Aber man lebt gut," sagte die Wittwe mit einem breiten, behaglichen Lächeln. „Sei nicht undankbar, Emilie; du weißt noch nicht, wie hart es ist, das Brod durch seine Händearbeit verdienen zu müssen."

„Aber dann bin ich frei und kann thun was ich will."

„Geht mir mit eurer Freiheit! Man ist da abhängig von den Launen seiner Herren oder Herrinnen und erst ein rechter Sklave."

„Neulich ging ich in einen Laden," fuhr Emilie ärgerlich fort, „und wollte mir zu meinem karrirtseidenen Kleide ein paar Ellen kaufen. Da sehe ich glücklicher Weise noch früh genug den Armenpfleger, der mich lauernd betrachtete. Vor mir lag ein ganzer Stoß Seidenzeug, und da fragte er auf seine widerliche Manier

— Sie kaufen doch gewiß nicht von dieſen eiteln Geweben? — Was wollte ich machen? — Ich mußte meine Augen niederſchlagen und mit einer halben Elle grauen Futterneſſel abziehen."

„Was übrigens ſehr klug von dir war," erwiderte vergnügt Madame Wundel. „Glücklicher Weiſe ſcheuen ſich dieſe Spione, Abends auszugehen; und an gewiſſe Orte, wo wir uns ſehr gut amuſiren, kommen ſie nie hin."

„Ja, wenn auch das nicht wäre, ſollte es der Henker aushalten!" ſagte Emilie. — „Nun, hat er auch was Rechtes gebracht?"

„Ich kann nicht darüber klagen," ſchmunzelte vergnügt die Mutter. — „Am Weihnachtsabend da kommt ſo allerlei zuſammen, da wollen die verſchiedenen Vereine zur heiligen Zeit noch einen rechten Stein in's Brett bekommen und deßhalb fließen da die Unterſtützungen ordentlich. — Ach, daß doch ſo viel Heuchelei in der Welt iſt! Die machen ſich ſelbſt was weiß und bilden ſich ein, es ſei ihnen ein Bedürfniß des Herzens, den Armen mitzutheilen, und bei den Meiſten iſt's nichts wie Eitelkeit: ſie wollen Alle im Jahresberichte und im Wochenblättchen ſtehen. — Nun alſo, da habe ich ſechs Gulden vom Vereine für verſchämte Hausarme, vier Gulden aus der Unterſtützungskaſſe für hülfsbedürftige Wittwen aus dem Honoratorenſtand. — Und dazu können wir uns ja rechnen, ſeit dein Vater geſtorben iſt, denn meine Familie ſtand ehedem ſtolz da in der Stadt; daß der Mann ſo traurige Geſchichten gemacht hat, iſt ein Unglück. Doch will ich ſeiner nicht im Böſen gedenken, denn hier iſt ja auch ein Gulden und dreißig Kreuzer aus der Wittwenkaſſe für in öffentlichen Anſtalten des Staats Verbliebene." — Sie wollte nämlich nicht ſagen: „für die im Zuchthaus Geſtorbenen," wie es dem ſeligen Herrn Wundel leider geſchehen war, da er Pflegſchaftsgelder auf eine für ihn zu vortheilhafte Weiſe angelegt hatte.

„Das ſind ja elf Gulden dreißig Kreuzer," ſprach Emilie mit zufriedener Miene; „das reicht ſchon über die Feiertage."

„O ganz bequem," entgegnete die Mutter. „Und dazu kommt noch der zweite Weihnachtstag, wo ich mich im schwarzen Anzug bei dem Prediger des neuen Bundes präsentire und darauf hin einige Anweisungen erhalte für christliche Häuser, wo man anständige Wittwen zu behandeln versteht."

„O ja, das geht," sprach die Tochter nach einigem Nachdenken. „Dann kommt Neujahr, und dabei werden wir wohl so viel heraus schlagen, daß man sich am Carneval ein kleines Vergnügen machen kann."

Die Mutter packte ihr Geld zusammen, steckte es sorgfältig wieder in die Tasche ihres Kleides, — sie hatte es dort hervor geholt, um ihre Tochter mit dem Glanz des Silbers zu erfreuen. — „Da ist noch eine ganz famose Kasse hier in der Stadt," sagte sie nach einer Pause, „an der wir vielleicht auch nächstens einmal Theil nehmen können. — Weißt du, man muß sich nicht geniren, und wenn du wolltest, so könnte ich dorthin bald einmal eine Eingabe versuchen."

„Was ist das für eine Kasse?" fragte Emilie.

„Obendrein ist noch ein Freund von dir dort beschäftigt: der Herr Aktuar Schwarz ist der Sekretär."

„Ah! Mutter," versetzte Emilie etwas spitzig, „das muß ich mir alles Ernstes ausbitten!"

„Wie, daß der Herr Aktuar Schwarz dein Bekannter ist?" fragte Mama mit einer außerordentlichen Unbefangenheit.

„Nein, das nicht," erwiderte entrüstet Emilie, „sondern daß du mir vorschlagen willst, ich soll mich an den Unterstützungsverein für alte Jungfern wenden."

„Ist denn das so was Schlimmes?"

„Es ist schlimm genug, wenn man in Verhältnissen lebt, die es Einem erschweren, eine anständige Verbindung einzugehen."

„Und wenn uns dieser Freund unterstützt," erwiderte Madame Wundel, indem sie ihre Haube zurecht zog, „bist du deßhalb eine

alte Jungfer? — Sieh doch mich an, ich erhalte auch vom Verein für verſchämte Hausarme; ſind wir denn deßhalb verſchämte Hausarme? — Ich wollte Niemand rathen, das uns in's Geſicht zu ſagen. — Ah! da bitte ich recht ſchön! Ihr Mädchen habt eigene Begriffe, wenn man nur einmal ein Wort von einer alten Jungfer fallen läßt, ſo ſeid ihr beleidigt. Das iſt aber an ſich ein ganz reſpektabler Stand, und wenn die Zeit da iſt, daß man eine werden ſoll, ſo wird man in Gottes Namen eine. Daran wirſt du nichts ändern wollen. — Jetzt biſt du Achtundzwanzig, und wenn dich auch gute Leute für ein paar Jahre jünger anſehen, ſo rückſt du doch nach und nach in die Dreißig und mußt da hinein, ſo ſehr du dich auch ſperren wirſt. Gegen den Strom kann man nicht ſchwimmen, und einen heißen Ofen nicht kalt blaſen. — Karifari!"

„Aber ich thu's nun einmal nicht," ſagte die Tochter entſchloſſen. „Ich will mich zu allen Vereinen melden, mögen Sie einen Namen haben, welchen ſie wollen; und ich habe das ſchon bewieſen, denn als der Verein für unglückliche, treulos Verlaſſene gegründet wurde, da —"

„Schweigen wir davon," entgegnete die Mutter, indem ſie die Augenbrauen zuſammen zog, „das ärgert mich, wenn du davon ſprichſt. Damals haſt du freilich keinen Anſtand genommen, dich für eine treulos Verlaſſene auszugeben, obgleich du dazu gar kein Recht hatteſt, denn um verlaſſen zu werden, muß man doch Jemand haben, der Einen verläßt. Und das war bei dir nur ſo ein kleines Techtelmechtel, wornach kein Hahn gekräht hat."

Emilie ſeufzte tief auf, wahrſcheinlich in der Erinnerung an dieſes Verhältniß.

„Ja, wäreſt du damals klug geweſen und hätteſt den jungen Menſchen feſtgehalten; damit wäre was zu machen geweſen. Aber ihr ſeid nicht pfiffig genug, nicht geſcheidt, nur hochmüthig. Das habe ich vorhin wieder ſo klar und deutlich geſehen. — Ja, ja,

für eine treulos Verlaſſene möchteſt du alle Tage gelten, aber nicht für eine alte Jungfer. O Welt! o Welt!"

Madame Wundel hatte ſich ſo in den Eifer hinein geſprochen, daß ſie unmöglich auf ihrem Stuhle ruhig ſitzen bleiben konnte. Sie ſtand deßhalb auf, machte ein paar Gänge durch's Zimmer und ſagte dann, als ob ſie froh wäre, daß ſie etwas fände, woran ſie ihren Unmuth auslaſſen könnte: „Werſt mir die dummen Kartoffel vom Tiſch und das fade Waſſer! Da haſt du den Schlüſſel, hol' den Kuchen heraus, der im Schranke ſteht, und ein paar Gläſer."

„Und keinen Wein dazu?" fragte mürriſch die Tochter, indem ſie ſich zum Abgehen anſchickte.

„Nein, du brauchſt keinen Wein zu bringen; aber ſchüre das Feuer, damit wir ein behagliches Zimmer bekommen. Ich habe jetzt dem unangenehmen Kerl zulieb genug gefroren. Dann kannſt du auch Waſſer zum Kochen aufſetzen; die Madame Becker wird nachher auf einen Augenblick kommen und Extract mitbringen, da wollen wir uns einen ordentlichen Punſch machen."

„So — die kommt?" fragte Emilie mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdruck. — „Und wollt ihr allein ſein? — Iſt man vielleicht im Wege oder kann man da bleiben?"

„Wie du ſo einfältig fragen kannſt!" ſagte die Mutter; „du kannſt freilich dableiben, aber es wäre mir nicht lieb, wenn unterdeſſen Louiſe — damit meinte ſie die jüngere Tochter — nach Hauſe käme."

„Da kannſt du unbeſorgt ſein, die kommt heute nicht vor elf Uhr nach Haus; die weiß doch noch irgendwo hinzugehen, wo ſie ſich amuſiren kann." — Damit ſchritt ſie zur Thüre hinaus.

Man hörte ſie mit ihren Schlüſſeln draußen raſſeln, auch Gläſer klirren, dann ſchürte ſie das Feuer im Ofen, der kurze Zeit darauf eine behagliche Wärme ausſtrömte.

Madame Wundel hatte unterdeſſen höchſt eigenhändig die Kartoffeln in die Küche hinaus geworfen, das Waſſer entfernt und ſtatt

des groben Tiſchtuches ein feineres ausgebreitet, kurz dem ganzen Zimmer in wenig er Zeit ein behagliches Anſehen gegeben.

Als nun vollends Emilie wieder herein kam, einen großen mürben Kuchen auf den Tiſch ſtellte, etwas getrocknete Früchte und einige Gläſer, da ſah das Ganze recht feſtlich aus, würdig des Beſuchs, der erwartet wurde und den man auch bald nachher die Treppen herauf kommen hörte.

Madame Becker — ſie war es, ging ziemlich langſam, denn das Treppenſteigen wurde ihr bei vorgerücktem Alter und ankommender Körperfülle etwas ſauer. Sie huſtete ſchon auf dem zweiten Abſatz der Treppe, auf dem dritten puſtete ſie gewaltig, und als ſie endlich vor der Wohnung der Madame Wundel ankam, brachte ſie nur mühſam einen guten Abend hervor und ließ ſich ſogleich auf einen Stuhl nieder, den man ihr hinſtellte.

„Aber Ihr wohnt recht hoch, Wundel," ſprach ſie nach tiefem Athemholen und nachdem ſie ſich eine Zeit lang umgeſchaut. „Recht hoch, aber anſtändig, — ſaubere Zimmer."

„So, ſo," entgegnete die Wittwe. „Man kann nicht Alles mit einander verbinden; will man in unſern Verhältniſſen im zweiten oder dritten Stock wohnen, ſo muß man ſich mit ein paar kleinen finſtern Löchern ohne Ausſicht und Luft begnügen, und da iſt's mir hier oben lieber."

„Das finde ich begreiflich," erwiderte Madame Becker. „Ihr habt kein Geſchäft, es laufen nicht viele Leute zu Euch; aber ich muß nun leider einmal im erſten Stock wohnen; wißt Ihr, man kann Manchem nicht zumuthen, daß er viele Treppen hinaufſteigt."

„Ah! das iſt natürlich," ſagte Madame Wundel mit wichtiger Miene; „bei Eurer ausgebreiteten Bekanntſchaft. — Aber kommt, legt Euer Umſchlagtuch ab; es muß Euch ja zu warm werden —"

„Ich habe nur einen Augenblick ausſchnaufen wollen," entgegnete Madame Becker, während ſie eine dicke Nadel aus ihrem Hals-

Anonyme Briefe.

Es sollte mich wundern, wenn nicht jeder meiner lieben Leser schon einen anonymen Brief bekommen hätte. Vorausgesetzt nämlich, daß der Leser ein ehrenwerther Charakter ist: denn die Lumpen und schlechten Charaktere bekommen keine anonymen Briefe, sie schreiben blos welche. Alles ist in der Natur von Gott dem Herrn weislich eingerichtet. Man soll eine giftige Blüthe nicht essen, sondern es verstehen, wie die Bienen, aus den allergiftigsten Blüthen Honig zu saugen. Lieber Leser, flattere mit mir in das fette Mistbeet, worauf die giftigen Blumen wachsen, deren Früchte die anonymen Briefe sind. Sie sind gepflanzt in Neid und giftiger Mißgunst, gepflegt von Bosheit und übler Laune, und statt des himmlischen Thau's, der andere Gewächse erfreut, ziehen sie ihre Nahrung aus stillen Schmerzensthränen, jenen armen Geschöpfen erpreßt, die leider Gottes dumm genug waren — verzeih' mir den Ausdruck — eine anonyme Zuschrift sich zu Herzen zu nehmen.

Um mich minder blumig auszudrücken, so ist der anonyme Brief eine moralische Ohrfeige, die aus dem Dunkeln nach Deiner Wange gerichtet ist, die Du aber durch ein kluges, vernünftiges Benehmen jeder Zeit pariren kannst. Bist Du Privatmann, so öffne nur solche Briefe, deren Siegel und Handschrift Dir bekannt ist. Neben den Schriftzügen Deiner Freunde wirst Du es ja wohl gelernt haben, die Handzeichen

tuch heraus zog und dasselbe nun der Fräulein Emilie Wundel überließ, die es sorgfältig auf einen Stuhl legte. Nachdem diese Hülle gefallen war, erblickte man das freundliche Glänzen einer Bouteille, welche die Frau in einer Hand trug. Unter dem Arm hatte sie ein kleines Paketchen, das sie behielt, wogegen sie die Flasche der Wittwe mit einem angenehmen Lächeln überreichte. „Er ist gut," sagte sie, „ächter Düsseldorfer; laßt uns nur nicht zu viel Wasser dazu nehmen; ich liebe einen starken Punsch."

Mit diesen Worten hatte sie sich so breit und behaglich wie möglich an den Tisch gesetzt; sie stützte den Kopf auf die Hände und sah der Madame Wundel, die sich ihr gegenüber niederließ, freundlich lächelnd in die Augen. Ihr Paketchen hatte sie vor sich niedergelegt.

„Wir haben uns lange nicht mehr gesehen," fuhr sie nach einer Pause fort, „und ich hatte mir schon oft vorgenommen, Euch einmal heimzusuchen, konnte aber nie dazu kommen, und so dachte ich denn heute: es ist dies ein ruhiger stiller Abend und recht geschickt, sich nach einer guten Freundin umzusehen."

„Wofür ich Euch sehr dankbar bin," erwiderte Madame Wundel, „So ein Weihnachtsabend ist recht langweilig und man weiß nicht, wie man ihn herum bringen soll."

Emilie hatte das warme Wasser gebracht, goß es in die Gläser auf den Punsch-Extrakt, worauf sich ein angenehmer Geruch in dem Zimmer verbreitete, dann schnitt sie den Kuchen auf, reichte ihn herum und alle Drei aßen, tranken und waren fröhlich und guter Dinge.

Nach einiger Zeit lehnte sich Madame Becker behaglich in ihren Stuhl zurück und spielte, anscheinend absichtslos, mit dem Paketchen, das sie neben sich hingelegt hatte. Es war dies länglich, mit weißem Papier umwickelt und mit einer rothen Schnur zusammen geknüpft. Auf demselben stand eine Adresse mit einer festen, regelmäßigen Handschrift.

„Einkäufe?“ fragte die Wittwe, deren Neugierde erregt war.

„O nein,“ entgegnete die Andere, „es iſt ein Geſchenk für meine Nichte Marie, die Tänzerin. Die bekommen ſo was immer anonym zugeſchickt. Auf der Straße brachte mir es ein Bedienter, und da er mich erkannte, nahm ich es ihm gleich ab.“

„Alſo die Marie hat's noch nicht geſehen?“ meinte Emilie.

Madame Becker ſchüttelte gleichgültig mit dem Kopfe. „Die ſieht's morgen Früh noch bald genug,“ ſagte ſie, „wenn ſie es überhaupt zu ſehen bekommt; und das hängt ganz von ihrer Aufführung ab.“

„Und was iſt wohl darin?“ fragte Madame Wundel.

Die Frau bog das Päckchen hin und her, und als ſein Inhalt ſich weich anfühlte und biegen ließ, antwortete ſie: „es werden Handſchuhe ſein. Doch können wir das ganz genau erfahren: wir machen es einfach auf und ſehen nach.“

Damit löste ſie die rothe Schnur, machte das Papier aus einander, und Emilie erblickte mit leuchtenden Augen wenigſtens zwei Dutzend feine Pariſer Handſchuhe von den verſchiedenſten Farben.

„Ah! die ſind ſchön!“ ſagte ſie. „Die Marie iſt doch ein glückliches Mädchen, daß ſie ſolche Sachen bekommt. — Ja, ſo eine Tänzerin!“

„Sie ſind wirklich hübſch,“ meinte die Becker. „Gefallen ſie Ihnen, Mamſell Emilie?“

„Wem ſollen die nicht gefallen! — Und das iſt gerade meine Größe; ſiehſt du, Mutter, nicht ein Tüpfelchen länger und breiter konnte ich ſie brauchen.“

„So will ich Ihnen was ſagen, thun Sie mir den Gefallen und nehmen ein halbes Dutzend von dieſen Handſchuhen von mir zum Weihnachtsgeſchenke an.“

„Ah! das wäre zu viel, Madame Becker!“ rief Emilie. „Haſt du gehört, Mutter, ich ſoll ein halbes Dutzend von dieſen prächtigen Handſchuhen haben. Wie mich das glücklich macht! — Aber

nein, ich kann's nicht annehmen, gewiß ich kann's nicht annehmen, ich müßte mich schämen."

Madame Wundel, welche befürchtete, es könnte der noch nie da gewesene Fall wirklich eintreten, daß ihre Tochter Emilie sich einmal schämen würde, etwas anzunehmen, trat nun mit ihrer Autorität da zwischen und sprach mit Ruhe: „wenn die gute Frau Becker dir ein halbes Dutzend Handschuhe zum Geschenk machen will, so wäre es von dir unschicklich, sie nicht dankbarlichst anzunehmen."

„Aber das ist zu viel, Mutter, — ein ganzes halbes Dutzend!"

„Possen!" versetzte Madame Becker, die, wie der geneigte Leser wohl weiß, ihre guten Gründe hatte, sich die Familie verbindlich zu machen. — „Possen! nicht der Rede werth! — Hier sind sechs von allen Farben, und hier ist auch die Emballage und die Schnur. — Mädchen bleiben immer kleine Kinder; man muß sie zu Allem zwingen." Damit wickelte sie lachend die sechs Handschuhe in das weiße Papier, band noch zum Ueberfluß die rothe Schnur darum und überreichte sie mit einer graziös fein sollenden Handbewegung, wobei sie sagte: „der Fräulein Emilie zum Weihnachtsabend."

„Prächtig! prächtig!" lachte Madame Wundel. „Wie das die Frau Becker alles zu machen versteht! — Ja, ja! man sieht gleich, daß Ihr vornehme Bekanntschaften habt und viel mit guter Gesellschaft umgeht."

Die Andere schloß affektirt ihre Augen, zuckte gewaltig die Achseln und erwiderte mit einem tiefen Seufzer: „ach ja, es ist wahr, ich sehe viel vornehme Herren und es thut Einem wohl, wenn man so von den respektablen reichen Leuten geachtet wird wie ich. Aber man hat viel mit ihnen durchzumachen, o erschrecklich viel!"

Emilie hatte sich entfernt, um ihre Handschuhe aufzuheben und da sie vorderhand Punsch und Kuchen genug erhalten, so blieb sie im Nebenzimmer, vielleicht auch blos aus Taktgefühl, indem sie sich

wohl denken mochte, daß die beiden Frauen etwas zusammen zu sprechen haben könnten, wobei ihre Gegenwart überflüssig sei.

Madame Becker hatte auch diesen Augenblick benutzt, um die eben gehörten Klagen loszulassen. — „Ja schrecklich viel!“ wiederholte sie jetzt.

„S—o—o?“ fragte Madame Wundel. „Aber Ihr seid doch die Frau dazu, allen Anforderungen zu entsprechen.“

„O nicht immer, nicht immer. Ich stehe so allein in der Welt und habe Niemand, dem ich mich so recht anvertrauen kann, was ich zuweilen thun würde.“

„Seht Ihr, wie Unrecht es von Euch ist,“ sagte die Wundel mit einem Anflug von Rührung, „daß Ihr so wenig zu mir kommt. Haben wir nicht immer vortrefflich zu einander gepaßt, und haben wir uns nicht manchen guten Rath gegenseitig gegeben?“

„Ja, das ist wahr, Wundel,“ erwiderte die Andere, „und als ich heute so über Manches nachdachte, und zu mir selber sprach: mit wem könntest du wohl Dieses oder Jenes überlegen? da standet Ihr auf einmal vor mir, ja ich sah Euch leibhaftig und es rief ordentlich: du hast ja die Wundel, die alte treue Seele! — Die Wundel, die immer offen und brav gegen dich war und die du schon als Kind gekannt. — Wißt Ihr noch, wie wir damals zusammen getanzt? — Ach Gott! wenn ich an die Zeit denke, so wird es mir ganz traurig zu Muth. — Und darauf kamen wir so weit auseinander, Ihr heirathetet den seligen Wundel und ich meinen seligen Becker, und Ihr wißt wohl, daß die Beiden sich nie leiden konnten. — Du lieber Gott! ich will es euch nur gestehen, der Wundel machte mir einmal ein wenig die Cour und da wurde der gute Becker eifersüchtig. — Nun, so sind einmal die Mannsbilder! Aber es waren Beide ein paar brave Narren, und Gott weiß, wie es mich immer noch betrübt, daß sie dahin sind.“

Auch Madame Wundel schien dies nachträglich noch sehr zu betrüben, denn als sie sah, daß die Becker sich ihre Wangen wischte,

bemühte auch ſie ſich unter Beihülfe des ſtarken Punſches ein paar Thränen ihren trockenen Augen zu entpreſſen.

„Alſo an Euch dachte ich,“ fuhr die Andere fort, nachdem ſich die Rührung gelegt, „und ſagte zu mir: noch heute gehſt da dahin und fragſt bei der rechtſchaffenen Wundel an, ob ſie auch noch was von der frühern Freundſchaft gegen dich im Buſen fühlt.“

„Gewiß, Beckere,“ entgegnete die Wundel mit einem unverkennbaren Schluchzen.

„Wirklich, Wundel, nun das freut mich.“

„Ich habe ſo oft an Euch gedacht.“

„Und ich erſt!“

„In alter Freundſchaft.“

Dabei erhoben die Weiber ihre friſch aufgefüllten Gläſer, ſtießen auf ein gegenſeitiges Wohl an und tranken darauf den warmen Punſch mit ſolcher Standhaftigkeit, daß ihre Köpfe ganz roth davon wurden.

„Ja, ja,“ ſagte die Becker nach einigem Stillſchweigen, „es kommen mir oft Sachen vor, bei denen ich den Rath einer verſtändigen und geſcheidten Frau brauchen könnte.“

„So laßt mich zum Beiſpiel hören,“ ſprach Madame Wundel mit vieler Beſcheidenheit.

„Ich habe da gerade eine Sache im Kopfe, die Euch aber nicht intereſſiren kann, da Ihr die Perſonen nicht kennt; aber die Verhältniſſe könnte ich Euch mittheilen.“

„So laßt hören.“

„Da iſt ein gewiſſer Staiger, — ich glaube ſo eine Art von Literat. — Aber was macht Ihr für ein ſonderbares Geſicht?“

„Ah! den kenne ich ja!“

„Den kennt Ihr?“ rief Madame Becker mit einem erkünſtelten, aber gut gemachten Erſtaunen. — „Ihr kennt den Staiger? — Nun, dann hat die Sache doppeltes Intereſſe für Euch. — Na, ſeht, das freut mich!“

„Er wohnt ja mir gerade gegenüber auf demſelben Boden.“

„Das trifft ſich prächtig! — Iſt die Möglichkeit! — Da kennt Ihr auch wohl ſeine Tochter?“

„Die Tänzerin? — Puh!“

„Wie ſo puh?“

„Ein Fratz, ein hochmüthiger Aff!“

„Was der Tauſend! — Das müßt Ihr mir ſpäter näher erzählen. — Hat ſie Liebſchaften?“

„Bis vor Kurzem gar nichts dergleichen.“

„Und jetzt —?“ fragte die Becker beſorgt.

„Seit einiger Zeit,“ erwiderte Madame Wundel, „zeigt ſich hie und da ſo was im Haus, ein junger Menſch, recht gut ausſehend, — er hat freilich mit dem Alten Geſchäfte, aber uns macht man nichts weiß; wir kennen das.“

„Ja, wir kennen das,“ ſagte die Andere nachdenkend. — „Und wer iſt der junge Menſch?“

„Seinen Namen weiß ich nicht, aber auf alle Fälle was Reiches oder Vornehmes.“

„Wohl ein Offizier?“

„Das glaube ich nicht; nein, nein! auf alle Fälle Civiliſt. Oft fährt er in einer Droſchke an.“

„Und das Mädel?“

„Ich weiß nicht, wie weit ſie was mit ihm hat. Wißt Ihr, ich komme mit den Leuten ſelten in Berührung; die Clara kommt wohl zuweilen herüber —“

„So, ſie kommt zuweilen?“ fragte die Becker aufmerkſam.

„Freilich; aber ich ſpreche natürlicher Weiſe nie mit ihr etwas dergleichen, bekümmere mich auch um die ganze Wirthſchaft nicht, meine Emilie aber, — für die Mädchen iſt ſo was intereſſant, — hat ein paarmal ſcharf aufgepaßt und ſie an der Treppe geſehen, wie ſie Abſchied nahmen.“

„Nun?“

„Und dabei bemerkt, daß etwas im Spiele iſt.“

„Und ging das Abſchiednehmen recht innig vor ſich?“

„Das nun gerade nicht; ein einziges Mal habe er ſie auf die Stirne geküßt, und da habe ſie ſich losgeriſſen und ſei haſtig in's Zimmer zurückgeeilt. Gewöhnlich blieb es beim Küſſen der Hände.“

„Ei, ſie ſind noch am Händeküſſen,“ ſagte bedenklich Madame Becker. „Das iſt mir nicht lieb, da hält ſie ihn gewaltig im Reſpekt und hat tiefe Abſichten.“

„Ja, die hat freilich Abſichten. — Wie ich Euch ſchon ſagte, ein hochmüthiger Fratz. Ich glaube, wenn der ein Prinz die Cour machte, ſo bildete ſie ſich ein, er würde ſie heirathen.“

„Das thun die meiſten,“ verſetzte lächelnd Madame Becker. „Ich verſichere Euch, die Hoffnung, mit der ſo ein Mädchen erfüllt iſt, und die Leichtgläubigkeit, mit der ſie in ihrer Einbildung die unüberwindlichſten Hinderniſſe wegräumt, das iſt ganz erſtaunlich. — Aber Ihr wißt nicht, wer dieſer junge Menſch iſt?“

„Nein, ich kann's nicht ſagen; Emilie meint, es ſei ein Künſtler, wißt Ihr, kein ſo armer Schlucker, ſondern was Ordentliches.“

„Das Mädchen iſt ſchön?“

„Das kann man nicht läugnen.“

„Und nachſagen kann man ihr eigentlich auch nichts?“

„Bis jetzt nicht das Geringſte.“

„Schlimm! ſchlimm!“ ſeufzte Madame Becker und verſank in tiefes Nachdenken, während ſie, unhörbar für die Andere, zu ſich ſelber ſprach: „die Commiſſion ſoll der Teufel holen. — Aber ich habe es mir gleich gedacht, bin ja ſchon ein paarmal tüchtig bei dem Mädel angelaufen, und jetzt, wo ſie eine kleine Liebſchaft angefangen hat, eine Liebſchaft, welche die ſchlaue Theaterprinzeß recht ausbeuten zu wollen ſcheint, da iſt nichts zu machen. — Schlimm! ſchlimm! — Würde mir auch wahrhaftig kein graues Haar darüber wachſen laſſen, wenn nicht das verfluchte Siegel auf

dem Brief gestanden wäre: vor ihm muß ich mich in Acht nehmen. — Aber ich sehe da keine Möglichkeit."

Während Madame Becker so gedankenvoll dasaß, hatte sich die Andere mit einem neuen Glase Punsch gestärkt und auch das ihres Gastes wieder angefüllt und diesem hingeschoben. — „Na, Beckere," sagte sie dabei, „was hat Sie denn auf dem Herzen? — Warum so verschlossen? — bin denn ich nicht Eure gute Freundin? Wenn Euch was quält, sagt mir's doch; vielleicht weiß ich irgend eine Hülfe."

Madame Becker schüttelte den Kopf und sprach, indem sie nach einem tiefen Seufzer das Punschglas ausschlürfte: „sieht Sie, Wundel, das betrifft eines von meinen geheimnißvollen Geschichten, das ist was aus vornehmer Gesellschaft, eine der schwierigen Commissionen, mit denen ich arme Frau immer geplagt bin. Und dazu gehört Verstand, sehr viel Verstand; und auch der hilft zuweilen nichts."

„Ja, wenn der Verstand allein helfen würde," sprach die Wittwe mit einer unterthänigen und ehrerbietigen Miene, da würde es Euch niemals fehlen, davon bin ich überzeugt. Gewiß, ich bewundere Euch oft, wie Ihr alle die Geschichten so allein ausmachen könnt."

„Uebung," erwiderte Madame Becker, augenscheinlich von diesem Lobe geschmeichelt — „Uebung und ein wenig Umsicht. Aber hier habe ich eine Geschichte, bei der hilft alles das nicht." — Sie seufzte abermals tief auf.

„Nun, so laßt mich's hören; eine unbedeutende Person, wie ich bin, weiß auch zuweilen Rath!" schmeichelte die Wundel, welche sehr neugierig auf die Geschichte war.

Da nun auch der Punsch die Zunge der anderen würdigen Frau sehr gelöst hatte, so erzählte sie denn, was der geneigte Leser bereits weiß, von einem Brief, den sie erhalten von Jemand, der die Bekanntschaft der Tänzerin machen wollte. Natürlicher Weise

nannte ſie keinen Namen. — „Man iſt dergleichen thörichte Wünſche von den jungen Herrn ſchon gewöhnt,“ fuhr ſie fort, „und wenn es nicht geht, ſo ſchüttelt man kein Ohr darnach. Aber hier iſt ein beſonderer Fall, ich habe meine dringenden Gründe, Allem aufzubieten, um jenem Herrn gefällig ſein zu können. — Da habt Ihr die ganze Sache! Ihr kennt nun beſſer als ich die Jungfer Clara, und könnt ſelbſt beurtheilen, daß da nichts zu machen iſt, und ich wohl Urſache habe, verdrießlich zu ſein. — Schade! ſchade! es wäre ein ſo ſchönes Geſchäft geworden.“

„Wirklich ein ſchönes Geſchäft?“ fuhr Madame Wundel, indem ſie ſich ſo weit als möglich über den Tiſch hinüber zu ihrer Freundin beugte. „Alſo wäre was Tüchtiges dabei zu verdienen geweſen?“

Madame Becker ſchnalzte ſtatt aller Antwort mit der Zunge und blickte nachdenkend an die Zimmerdecke.

„Ja, ja,“ fuhr nun Madame Wundel eifrig fort, „zu überreden iſt die da drüben nicht; ich bin überzeugt, wenn man nur ein Wort von ſo was ſpräche, ſie käme außer ſich.“

„Das weiß ich.“

„Und jetzt, wo ſie die dumme Liebſchaft angefangen hat, iſt gar nichts zu machen; wenn man die beiden nur auseinander bringen könnte! Sollte man ihn nicht vielleicht eiferſüchtig machen?“

Die Andere zuckte mit den Achſeln. „Das erfordert viel Zeit,“ ſagte ſie, „und nutzt am Ende doch nichts. — Schade! ſchade! da wären für jeden Helfer ein paar Carolin herausgeſprungen.“

„Für jeden Helfer?“ fragte gierig Madame Wundel. „Aber könnte man mit Liſt nichts anfangen?“

„Wie ſo mit Liſt?“

„Nun, ich ſpekulirte zum Beiſpiel einmal aus, wenn drüben Alles fortgegangen und ſie allein zu Hauſe iſt, was zuweilen vorkommt.“

„Und dann?“

„Dann benachrichtigt man ihn davon, und er soll sein Glück versuchen. Am Ende kann man doch mit so einem Mädel fertig werden."

„Geht nicht!" erwiderte die Becker kopfschüttelnd. „Dazu ist jener Herr zu anständig, wißt Ihr, auch zu vornehm. — Und dann, wie könnte man hier so was riskiren. — Ja, wenn ich sie in meiner Kaserne hätte," fuhr sie lächelnd fort, „rechts und links, oben und unten leere Zimmer, und wo man schon gewöhnt ist, auf ein Bischen Geschrei nicht zu achten, da ginge so was. — Aber hier; wo denkt Ihr hin?"

„Und zu Euch läßt sich die nicht hinlocken?"

„Eher zum Teufel! — Nein, ich gebe die ganze Sache dran; man kann sich da auch garstig die Finger verbrennen."

„Aber der Gewinn!" sagte seufzend Madame Wundel.

„Ich hätte gern was für Euch herausgeschlagen, und da wäre es, wie schon gesagt, auf ein paar Carolin nicht angekommen."

Madame Wundel versank in tiefes Nachsinnen, während sich die Andere ein Stück Kuchen herunter schnitt und langsam verzehrte. Dabei sahen die Züge der Hauswirthin nachdenkend und finster aus, und sie fuhr sich zuweilen mit der Hand über die Stirne, woraus man wohl entnehmen konnte, daß sie ihren Kopf abmarterte, um einen Weg zu den verheißenen Goldstücken zu finden.

Nachdem die Weiber so einige Minuten lang stumm einander gegenüber gesessen hatten, schienen die tiefen Betrachtungen der Wundel von einem Erfolge gekrönt zu werden; ihre Augenbrauen hoben sich in die Höhe, ihr Mund zog sich in die Breite, endlich patschte sie mit der Hand schwer auf den Tisch, so daß ihr Gegenüber erschrocken auffuhr, und sagte mit triumphirendem Tone: „Beckere, ich hab's! Seht Ihr, es war doch klug, daß Ihr Euch an mich gewendet habt."

„Nun, was habt Ihr denn?" fragte erstaunt die Andere.

„Ich unternehme die Geschichte."

Deiner achtungswerthen Gläubiger zu erkennen, denen Du, außer vielem Geld, von Zeit zu Zeit eine geringe Antwort ſchuldig biſt.

Biſt Du Geſchäftsmann, ſo werden Dir die anonymen Briefe vorgelegt, wie man dem unſchuldigen Hühnervolke Giftkörner unter die nahrhafte Gerſte ſtreut; aber mach' es, wie dieß kluge Vieh, welches die Giftkörner augenblicklich wieder ausſpuckt. Schau jedem geöffneten Brief ſogleich in's Geſicht, d. h. auf die Unterſchrift, und iſt der Brief ein namenloſer — „ſtürzt das Scheuſal in die Wolfsſchlucht," d. h. in den Papierkorb.

Ich habe es freilich nicht ſo gemacht, lieber Leſer, ſondern zu meinem Vergnügen und Deiner Belehrung habe ich mir eine feine Sammlung jener guten Freunde angelegt, welche mir ſchon manche angenehme Stunde bereitet hat. Ich betrachte die anonyme Briefſtellerei vom objectiven Standpunkt; mir ſind ihre Erzeugniſſe ein Thermometer, an dem ich die Schlechtigkeiten mancher Menſchen meſſe, und mein Queckſilber in demſelben iſt ſchon ſo hoch geſtiegen, daß es bald keinen Platz mehr hat.

Die anonymen Briefe ſind nur bedingungsweiſe anonym. Die meiſten tragen eine Unterſchrift, wie z. B. „Ein Freund, der's mit Ihnen gut meint." — Unter dieſer Unterſchrift aber kommen die ſchlimmſten. — Ferner: „Ein hieſiger Bürgersmann;" oder: „Im Auftrag eines braven Mannes, der es gut mit Ihnen meint;" oder: „Jemand, der von Ihrer bodenloſen Schlechtigkeit vollkommen überzeugt iſt"; oder endlich: Eine Anzahl hieſiger Bürger und Gewerbsmänner."

Anonyme Briefe laſſen ſich meiſtens ihrem Innern und ihrer Unterſchrift nach in drei Claſſen eintheilen, von denen die erſte Claſſe, meiſtens mit N. unterzeichnet, oder mit „Ihre † † †", die harmloſeſte iſt. Es ſind meiſtens gerechte oder ungerechte Klagen über zarte und unzarte Verhältniſſe, ſchüchterne und unſchüchterne Bekanntſchaft-Anknüpfungs-Verſuche, unter dem Titel der Entdeckung wichtiger Geheimniſſe, z. B.:

„Verehrter Herr!

Eine Perſon, die, ohne von Ihnen gekannt zu ſein, es ſehr gut mit Ihnen meint, wünſcht Sie in einer dringenden Angelegenheit heute Abend zwiſchen 8 und halb 9 Uhr zu ſprechen. Sie wird ſich in der Nähe des Schiller aufhalten, und ein dreimaliges Huſten ſei das Zeichen. Dieſe Perſon, die es ſehr gut mit Ihnen meint, wird von heute ab drei Abende auf Sie warten. N. N."

„Wie ſo?“

„Ich unternehme ſie ganz allein; ich liefere Euch das Mädel, wohin Ihr ſie haben wollt.“

„Ah! geht mir weg, Wundel! Ich glaube, der Punſch war zu ſtark. — Macht doch keine Flauſen.“

„Nichts von Flauſen; wollt Ihr mir freie Hand laſſen und — denn das verſteht ſich ganz von ſelbſt, — etwas Ordentliches vom Profit verſprechen?“

„Aber ſo ſagt mir erſt —“

„Sagen kann ich nichts,“ entgegnete die Andere, indem ſie ſich die Hände rieb; „mir iſt auf einmal ein Licht aufgegangen, und ſo kann es gehen. Wie geſagt, ſeid froh, daß Ihr zu mir gekommen. Mir iſt der Weg, den wir einſchlagen müſſen, jetzt ganz klar. Wißt Ihr, wenn man ſo lange in einem Hauſe zuſammen wohnt, wie ich und die Staiger's, da lernt man ſich genau kennen; und wenn es Einem auch nicht gleich einfällt, mit ein Bischen Nachdenken kommt man doch ſchon an einen Haken, wo man anbandeln kann. — Aber,“ fügte ſie mit emporgezogenen Augenbrauen hinzu, „etwas Geld brauche ich. Ihr ſollt zu Eurem Zweck kommen, müßt aber nicht knickerig ſein.“

„Wenn ich zu meinem Zweck komme,“ entgegnete Madame Becker nicht ohne einen Anflug von Mißtrauen, „ſo kommt es mir auf ein paar Thaler mehr oder weniger nicht an. Aber Ihr ſolltet mir doch ſagen, wie Ihr das anſtellen wollt; ich bin auch in der Praxis ziemlich bewandert, aber im vorliegenden Fall geht mir der Faden aus.“

„Ihr traut mir nicht recht,“ bemerkte lächelnd Madame Wundel, die den forſchenden Blick ihrer Freundin wohl verſtanden. — „Aber was habt Ihr dabei zu riskiren? Höchſtens ein paar lumpige Thaler, die ich zur Einleitung des Geſchäfts brauche; die Hauptſache zahlt Ihr mir, wenn Alles vorüber iſt.“

„Das läßt ſich allenfalls hören.“

„Und wie viel bekomme ich alsdann ſpäter?"

„Nun, was meint Ihr zu zwei Carolin, wie ich vorhin ſagte?"

„Und vorher ein paar Thaler, die ich nothwendig brauche."

„Meinetwegen auch. — Und wie viel denn?"

„Nun, ich denke vier Thaler, die ich aber dann ſogleich brauche, damit ich morgen ans Geſchäft gehen kann."

„Ihr ſeid ein merkwürdiges Weib," ſprach vergnügt lächelnd Madame Becker; „wenn Ihr haltet, was Ihr verſprecht, ſo habe ich eine große Achtung vor Euch. — Aber ſeht Euch vor, daß Ihr in keine Ungelegenheit kommt; und etwas bitte ich mir aus: mein Name darf nicht genannt werden, denn wißt Ihr, wenn ich eine Sache nicht ſelbſt in der Hand behalte, ſo kann ich auch nicht dafür einſtehen."

„Das verſteht ſich; ſeid unbeſorgt. Unſer Vertrag iſt ganz einfach; ich bekomme heute die vier Thaler, ich laſſe Euch in einigen Tagen ſagen: Alles iſt fertig, Ihr könnt um die und die Stunde den Wagen ſchicken, Ihr thut ſo, ich beſorge ſie hinein, und dann hat er nach Eurer Anweiſung zu fahren, wohin er ſoll. Läuft Alles glücklich ab, ſo erhalte ich am andern Tag meine zwei Carolin. — Iſt's ſo recht?"

„Dagegen kann ich nichts einwenden," erwiderte Madame Becker. „Und damit Ihr ſeht, wie bereitwillig ich bin, den Contrakt einzugehen, ſo habt Ihr hier die vier Thaler."

Sie zog bei dieſen Worten eine kleine Börſe aus der Taſche und legte das Geld in vier Stücken hin, welche Madame Wundel vorher genau auf beiden Seiten beſah, ehe ſie dieſelben ſtill lächelnd in ihre Taſche ſteckte.

Hiermit nahm die Unterredung ein plötzliches Ende, denn erſtens war die Sache abgemacht, und zweitens kam Emilie, vor welcher Madame Becker überhaupt nicht gerne mit der Sprache heraus gegangen wäre, wieder aus dem Nebenzimmer zurück. Da es auch mittlerweile ſpät geworden war und ſie ihren Zweck erreicht

zu haben glaubte, so affektirte sie etwas Müdigkeit und stand nach einigem vergeblichen Nöthigen der Hauswirthin, doch noch dableiben zu wollen, mit einem unterdrückten Gähnen auf und versicherte, es sei endlich Zeit, daß sie nach ihrem Hauswesen sehe. — „Marie wird von einer Bekannten, bei der sie den Abend zugebracht, schon lange nach Haus zurückgekehrt sein und nicht wissen, wo ich eigentlich bleibe. — — Da sie nun auf keine Weise zu bestimmen war, noch länger in der, wie sie sagte, so angenehmen Gesellschaft ihrer guten Freundin zu verharren, so wickelte sie die noch übrigen Handschuhe in ein Stück Druckpapier ein, das auf dem Tische lag; Emilie Wundel zündete ein Licht an und begleitete den Gast bis auf die untere Treppe, wo beide von einander einen recht freundlichen Abschied nahmen.

Madame Wundel hatte die vier Geldstücke wieder aus ihrer Tasche heraus genommen, sie vor sich hingelegt und mit einem triumphirenden Lächeln angesehen. Sie wollte augenscheinlich ihre Tochter damit überraschen, denn sie war eine gute Mutter, die mit ihren Kindern so weit als möglich Alles gemeinschaftlich genoß und namentlich vor ihrer Aeltesten keine Geheimnisse hatte. Deßhalb zeigte sie auch, als Emilie wieder in's Zimmer trat, freundlich lachend auf die vier Thalerstücke, indem sie sagte: „nun, was meinst du dazu? — Verstehe ich es, Jemand was auszupressen? — He!"

„Und das hast du von der Becker?" fragte verwundert die Tochter. „Was der heute überfahren ist, begreife ich nicht; geht da her und schenkt mir ein halbes Dutzend neue Handschuhe. Ist dir je so was vorgekommen?"

„Und mir vier Thaler!"

„Auch geschenkt?"

„Eigentlich nicht: ich will sie redlich verdienen."

Emilie sah ihre Mutter fragend an.

„Schließ' die Thüre," fuhr diese fort, „und setze dich daher; ich will dir was mittheilen, aber natürlicherweise halte mir reinen

Mund, das iſt ein Geheimniß; ſprich auch mit der Louiſe nicht darüber."

„Mit der am allerwenigſten," antwortete Emilie mit geringſchätzender Miene. Damit ſchloß ſie die Thüre und ſetzte ſich zu ihrer Mutter hin, welche ſich noch ein neues Glas Punſch gemacht hatte und als eine ökonomiſche Frau den, welchen Madame Becker hatte ſtehen laſſen, in das Glas ihrer Tochter goß.

„Apropos!" ſagte ſie darauf, während ſie ihre Hände behaglich über einander legte, „du kennſt doch von den Mädchen der Putzmacherin an der Ecke der Kaſtellſtraße die hübſche ſchlanke mit dem dunklen Haar? — Sie iſt meiſtens im Laden. Weißt du?"

„Ach ja, ich erinnere mich."

„Wenn du die ſiehſt, fällt dir da nichts ein?"

„Was ſoll mir da einfallen?" erwiderte Emilie nachdenkend.

„Nun ich meine, erinnert ſie dich mit ihrer Figur und ihrem Geſicht nicht an Jemand? — Beſinne dich, es iſt mir das von großer Wichtigkeit."

„O, da brauche ich mich nicht lange zu beſinnen," ſagte die Tochter, die einigermaßen verwundert war über die ſeltſamen Fragen ihrer Mutter; „die gleicht der Clara Staiger, und das auf merkwürdige Art."

„Nicht wahr?" rief Madame Wundel. „Sind die Beiden nicht zum Verwechſeln?"

„Gewiß, für Jemand, der ſie nicht ganz genau kennt," erwiderte Emilie. — „Aber was willſt du damit?"

„Nun, ich will die Beiden auch verwechſeln," entgegnete lachend die Mutter. Worauf ſie ihrer Tochter mit kurzen Worten die Verlegenheit aus einander ſetzte, in welcher ſich ihre würdige Freundin, die Madame Becker, befand. „Daß nun," ſagte ſie ſchließlich, „mit dem hochmüthigen Fratz da drüben nichts zu machen iſt, das weißt du ſo gut wie ich. — Aber zwei Carolin ſind auch kein Spaß, und obendrein ſetze ich mich bei der Becker in großen Reſpekt und kann noch öfters ein Geſchäft mit ihr machen."

„Vielleicht können wir noch öfters mit ihr Geschäfte machen," versetzte nachdenkend die Tochter.

„Nun, siehst du also," fuhr Madame Wundel fort, „die Putzmacherin kenne ich; die ist zu Allem bereit; ich theile ihr so viel mit, als sie zu wissen braucht, natürlicher Weise nicht, daß sie für eine Andere gilt. Man läßt sie an dem bezeichneten Abend hieher kommen, und von unserer Hausthüre fährt sie weg. Wenn es möglich wäre, daß man unter irgend einem Vorwand von der Clara da drüben ihr Umschlagtuch für den Abend entlehnen könnte, so wäre es außerordentlich gut."

„Das läßt sich wohl machen; wir müssen die Louise hinüber schicken, der thut sie schon was zu Gefallen."

„Dann schärft man ihr ein, daß sie dicht verschleiert bleibt und ein ziemlich dunkles Zimmer verlangt, dann kann sie sich entschleiern, soll aber nicht viel sprechen."

„Und du glaubst, daß das gelingen wird?"

„Gewiß! Er kennt sie wahrscheinlich nicht genau; und dann die Ueberraschung, die Freude, was weiß ich Alles? Ich glaube nicht, daß man was merkt. Und wenn er auch am andern Tage Verdacht schöpft und Nachforschungen hält, so helfen wir uns durch, so gut wir können und bleiben steif und fest dabei, es sei die Clara gewesen. Dann soll die Becker sehen, wie sie mit ihm zurecht kommt."

„Und mich sollte es obendrein noch freuen," sprach boshaft die Tochter, „wenn es der naseweise junge Mensch später erführe, und sie in ein recht schlechtes Licht bei ihm käme. Das geschähe ihr schon recht, dem hochmüthigen Affen, der aufgeblasenen Theaterprinzeß!" —

Einundfünfzigstes Kapitel.

Eine Bescheerung.

Während solchergestalt in der Wohnung der Madame Wundel über Clara Staiger verhandelt wurde, ging diese zu gleicher Zeit in ihrem Wohnzimmer unruhig auf und ab. Bald eilte sie in die Nebenstube, wo ihr Vater seinen ganzen Reichthum an Geschichten den Kindern schon mehrere Male erzählt hatte, und wo nur die höchst merkwürdigen Schicksale des Däumlings, sowie die Liebe zu Herrn Arthur, auf welchen man immer noch wartete, im Stande waren, die schlaftrunkenen Augen des Bübchens offen zu halten. Auch Marie wischte sich häufig die Augen, legte ihr Köpfchen öfters an die Brust des Vaters und fuhr nicht selten aus einem leichten Schlummer in die Höhe, wenn dieser im Laufe seiner Erzählung stärker sprach und zum Beispiel sagte: „seht ihr Kinder, so ist es dem Däumling ergangen."

Die Tänzerin trat häufig an das Fenster, blickte auf die Straße hinaus und legte mehrmals ihre heiße Stirne an die kalten Scheiben.

Draußen jagten Schneeflocken und Regen, vom Winde gepeitscht, vorüber, und am Himmel schwammen dichte Wolken in wilden phantastischen und zerrissenen Formen. Man konnte sie nun sehen, da der Mond hinter ihnen aufgestiegen war und sie mit seinem vollen Lichte beschien. Dies Licht und die schwarzen Wolken kämpften auf diese Art miteinander; bald war der weiße Schein Sieger und überstrahlte für Augenblicke freundlich die nassen tropfenden Dächer und glänzte auf den Wetterfahnen, die jetzt ein paar Sekunden fast ruhig standen und nur leicht hin und her wankten, um gleich darauf wieder kreischend herum zu fahren, wenn neue Windstöße daher fuhren

und mächtigere, schwärzere Wolken vom Horizont herauf führten, die das weiße Mondlicht auszulöschen schienen und schwarze drohende Schatten auf die noch einen Augenblick vorher so klar beschienenen Straßen warfen.

Ringsum war Alles stille; nach der Luft des heutigen Abends hatten sich die meisten Nachbarn frühe zu Bette begeben; nur hie und da war noch ein Fenster beleuchtet, nur hie und da hörte man noch ein Geräusch, — vielleicht das entfernte Rollen eines Wagens, den Fußtritt eines einsamen Wanderers oder die schallenden Hammerschläge eines Schusters in der Mansarde gegenüber, der noch mit seinen Stiefeln für den morgenden Festtag im Rückstande war.

In Claras Herzen sah es finster und betrübt aus, wie draußen in der stürmischen Nacht, und wenn auch zuweilen, wie dort ein hervorbrechender Mondstrahl die dunkeln Häuser, ein freundlicher Gedanke ihr Inneres erhellte, wenn sie sich sagte: er kommt gewiß noch, es war ihm unmöglich, früher seine Gesellschaft zu verlassen, so zerfloß doch gleich darauf wieder dieser schwache Trost, indem sie dachte: nein, nein, er denkt nicht an dich; er hätte ja da sein können, aber es gefällt ihm, wo er ist, und wenn er auch noch auf einen Augenblick kommt, so thut er es nur, um der armen Tänzerin noch einen unbedeutenden Brocken seiner Gunst hinzuwerfen, — die ja glückselig sein wird, daß er überhaupt nicht ganz ausbleibt.

Und das war ja die Wahrheit; sie konnte sich das nicht verhehlen, und wenn sie die Hände auch noch so fest auf das schmerzlich klopfende Herz drückte, so sprach doch hier der einzige Schlag von ihm und wagte es, ihrem weiblichen Stolze gegenüber zu flüstern: ja, wenn er auch nur noch für einen Augenblick kommt, und selbst dann erst, wenn er draußen vom Vergnügen gesättigt ist, so will ich glückselig sein und jubeln über die kleine Minute, die mir ihn zu sehen noch vergönnt ist. — So innig liebte sie

das Mädchen, daß sie dergleichen dachte, obgleich es fast ihr Herz brach, daß sie nur in der Welt sein sollte, um für ihn am Ende aller anderen Dinge zu kommen. Und sie weinte im Stillen heiße Thränen, daß es ihr nicht einmal erlaubt war, ihn fragen zu dürfen: „warum kommst du so spät, warum nicht frühe, wie du es versprochen?"

Der heilige festliche Weihnachtsabend, auf den sie sich so sehr gefreut, und zu dem sie zum ersten Mal seit Jahren so schöne glänzende Vorbereitungen getroffen, war dahin geschwunden, traurig und betrübt. Da standen die Weihnachtsbäume noch unangezündet, die Liebesgaben noch mit weißen Tüchern bedeckt, und während schon alle anderen Kinder nach gehabter Lust in ihren Bettchen lagen, während deren Wangen glühten von den süßen Träumen über den vergangenen festlichen Abend, saßen ihre armen kleinen Geschwister draußen im halbdunkeln Vorzimmer; sie warteten wohl noch auf die verheißene Freude, aber sie sehnten sich nicht mehr darnach, denn der Schlaf stumpfte ihre Gefühle ab, und dazu froren sie auch ein wenig. — Ja sie froren, denn Clara, deren Inneres glühte, die aufmerksam lauschte auf das Schlagen der Thurmuhren, und die jede neue Viertelstunde mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer begrüßte, Clara, die sonst so sorgsame Schwester, hatte seit der letzten halben Stunde nicht mehr nach dem Feuer gesehen; das Holz im Ofen war zusammengefallen, der weiße Aschenhaufen barg wohl noch in der Tiefe einige glühende Kohlen, aber oben an etlichen halb verbrannten Holzstücken eilten geschäftige Fünkchen hin und her, als wollten sie so bald als möglich eine Stelle verlassen, wo sie so schlecht gepflegt würden.

Daß unter solchen Umständen das vortreffliche Nachtessen kalt wurde, ist leicht begreiflich. Wie hatte sich der alte Mann so auf die Kartoffeln und den Kalbsbraten gefreut! Jetzt dampften jene schon lange nicht mehr, die Sauce zu letzterem war seit geraumer Zeit geronnen, und Herr Staiger, selbst fröstelnd, saß noch immer im

Nebenzimmer und erzählte ruhig und geduldig die Heldenthaten des Däumlings.

Clara hatte sich an das Fenster gesetzt, legte die Hände in den Schooß und blickte tief athmend auf das Licht vor ihr, das unterdessen herab brannte, wobei der Docht eine große schwarze Kohle bildete, um welche die rothe Flamme ängstlich und wie ersterbend flackerte.

Da erklangen draußen auf dem Pflaster eilfertige Schritte, die sich dem Hause näherten. — Clara horchte auf, — ja, das konnte er sein, jetzt mußte er die Hausthüre erreicht haben. — Richtig! sie vernahm jetzt die Schritte vom Hausgange her, und sie drangen nun statt von der Straße durch das Treppenhaus, aber etwas gedämpfter herauf.

Es war in der That Arthur, dem es, wie wir wissen, erst gegen zehn Uhr möglich geworden war, das elterliche Haus zu verlassen; einen Wagen hatte er nicht mehr auf der Straße gefunden, und so brauchte er noch geraume Zeit, bis er die Balkenstraße erreicht hatte. Man kann sich denken, daß er eilfertig in's Haus hinein sprang; doch hatte er hiebei fast das Unglück, eine Frau umzurennen, die ihm unten entgegen kam. Dies war beinahe unter der Hausthüre, und da sich an der anderen Seite der Straße eine Gaslaterne befand, deren voller Schein herüber fiel, so war es dem jungen Manne möglich, das Gesicht der ihm Begegnenden zu sehen, während das seinige im tiefen Schatten blieb.

Mit einem höflichen: „verzeihen Sie!“ drückte er sich an die Wand und ließ die Frau vorbei, worauf er etwas langsam die Treppen hinauf stieg. Das Gesicht der Frau, welche ihm so eben begegnet, hatte er schon irgendwo gesehen. — Aber wo? — Das Gedächtniß eines guten Malers ist scharf, und bald hatte er sich in dem Chaos von tausenderlei Zügen, die seiner Phantasie vorschwebten, zurecht gefunden. — „Richtig!“ sprach er zu sich selber, „das war jene Frau in der Kaserne, welcher ich den Brief des Graf-

Fohrbach gebracht. — Wie hieß sie doch? — Nun, — ah! — Madame — Madame — ah! Madame Becker!"

Clara hatte droben noch einen Augenblick gelauscht, und sobald sie die Tritte des jungen Mannes erkannt, wischte sie die Thränen aus den Augen und ging eilig in's Vorzimmer, um zu verkündigen, Herr Arthur komme. Bei Marie brachte diese Nachricht schon eine gehörige Wirkung hervor, sie rieb sich einige Male die Augen, gähnte auch gelinde, dann aber schlug sie in die Hände und rief: „so kriegen wir doch jetzt endlich bescheert!" — Das Bübchen dagegen war nicht so leicht zum Bewußtsein zu bringen, und als es der Papa auf seine Füße stellte, wäre es umgeplumpst, wenn Clara es nicht noch zur rechten Zeit aufgegriffen hätte.

In diesem Augenblicke trat Arthur in das Zimmer und blieb überrascht an der Thüre stehen, als er die ganze Familie hier im halb dunkeln und fast ganz kalten Zimmer bei einander fand. Er hatte geglaubt, ja gehofft, Vater und Tochter würden behaglich in der warmen Stube um den Tisch sitzen, Clara mit freundlichem Lächeln ihm einen Stuhl näher rücken und er nun mit ihr noch eine kleine Stunde süß verplaudern können.

Das Bübchen hatte sich unterdessen ermuntert, und den Einflüsterungen seiner kleinen Schwester war es gelungen, es daran zu erinnern, daß es Weihnachtsabend sei, und daß jetzt die Bescheerung vor sich gehen könne, nachdem Herr Arthur gekommen.

„Aber du bist recht lange ausgeblieben," sagte hierauf Karl; „wir haben gewiß fünfzig Stunden auf dich gewartet."

„Sie haben auf mich gewartet?" fragte fast erschrocken der Maler. — „Wie? Herr Staiger, — auf mich mit der Weihnachtsbescheerung?"

„Ja, wir dachten, es sollte Ihnen Freude machen," entgegnete gutmüthig der alte Mann.

„Aber es ist ja schon so spät."

„Ja, es ist schon spät," sagte Clara mit leiser Stimme.

In der zweiten Classe bewegen sich anscheinend wohlgemeinte, aber desto gefährlichere Correspondenzen. Sie tragen oft die Unterschrift eines braven Mannes, „der es gut mit Ihnen meint.“ Sie erzählen mit einer gewissen Entrüstung von schlechten Gerüchten, die über Dich im Umlauf sind, und fordern Dich auf, denselben öffentlich entgegen zu treten. Nimm Dich aber in Acht, diesen braven Männern unbedingt zu folgen; denn meint es ein braver Mann wirklich gut mit Dir, so wird er Dir ein derartiges Gerücht selber mittheilen und Dir helfen, der Quelle nachzuspüren. In diese Classe kann man auch, bist Du, geneigter Leser, vielleicht ein Künstler oder eine Künstlerin, jene Briefe rechnen, welche ungefähr an eine Schauspielerin sprechen:

„Mein Fräulein!

Es thut mir sehr leid, Ihnen anvertrauen zu müssen, daß ein gewisser Kreis von schlechten Menschen es auf Ihre Demüthigung abgesehen hat. Vermeiden Sie es, in dem Stücke heute Abend aufzutreten. Sie können sich unsern Schmerz denken, wenn Sie das Publikum, das Sie ohnedieß nicht liebt, mit lautem Pfeifen und Zischen empfinge. Ueberhaupt rathen Ihnen wohlmeinende Freunde, Ihr hiesiges Engagement baldmöglichst mit einem andern zu vertauschen, da Sie selbst fühlen müssen, daß Sie dem Publikum und der Intendanz gleich sehr zur Last sind.“

Ist die unglückliche Künstlerin furchtsamer Natur, so hat der unbekannte Wohlthäter seinen Zweck erreicht, die Schauspielerin ist befangen, und in den Applaus ihrer Freunde und Verehrer mischt sich hie und da ein leises Pfeifen. Es ist aber hundert gegen eins zu wetten, daß dieses pfeifende Vögelein dasselbe ist, aus dessen anonymem Schweif die bewußte Feder gefallen.

Die dritte, an sich ungefährliche Classe ist die, welche, geschult im Style moderner und gesinnungstüchtiger Tagblätter, jegliche Zuschrift ungefähr wie deren Artikel einzuleiten pflegt. Also ungefähr:

1) „Mit tiefem Schmerz und großer Entrüstung ꝛc.“

2) „Ueberzeugt von Ihrer bodenlosen Schlechtigkeit ꝛc.“

3) (à la Cicero:) „Wie lange noch, elender Hofspeichellecker ꝛc.“

Diese Classe schließt gewöhnlich ihrem Schlangencharakter treu, indem sie mit dem Kopf sich in den Schwanz beißt, also mit den Worten, wie sie angefangen.

Doch wir brechen ab. Der Stoff ist so reichhaltig, daß er in einem

„Und wir dachten jeden Augenblick, du solltest kommen," warf das Bübchen ein.

„Das schmerzt mich ordentlich!" rief Arthur. „Es ist jetzt zehn Uhr, und ihr habt Alle, auch die armen Kinder, auf mich gewartet?"

„In der That glaubten wir, es wäre Ihnen vielleicht möglich, früher zu kommen," meinte der alte Mann.

„O, ich konnte nicht," erwiderte Arthur. „Gewiß, ich konnte nicht; ich bin weggegangen, sobald es nur möglich war; ich sagte Ihnen ja auch, bester Herr Staiger, wenn ich um acht Uhr nicht da sei, so wäre ich gezwungen, bis nach dem Souper zu Hause zu bleiben."

„Ja, ja, ich denke mir jetzt, Sie haben das gesagt: es ist so, gewiß, es ist so. Aber jetzt sind Sie da, und nun wollen wir nachträglich eine prachtvolle Bescheerung halten. Seht, Kinder, wie gut ihr es habt," setzte er lächelnd hinzu, „alle anderen haben ihre Geschenke erhalten und liegen schon in ihren Bettchen; ihr aber habt das noch vor euch."

Clara war in's Nebenzimmer gegangen, um die Lichtchen auf den Bäumen anzuzünden. Arthur, der alle Taschen voll Spielzeug hatte, ging ihr nach, nachdem er draußen gebeten, sich noch einen Augenblick zu gedulden, bis er auch mit dem Christkindchen gesprochen. Doch blieb er an der Thüre stehen und bat Clara, die sich am Tische beschäftigte, sanft um Erlaubniß, ihr etwas helfen zu dürfen.

Sie nickte schweigend mit dem Kopfe und wies ihm auf seine Bitte die verschiedenen Stellen auf dem Tische, wo sich die Sachen des alten Herrn und die der beiden kleinen Geschwister befanden. Dorthin legte er verschiedene Paketchen, wandte aber dabei jede Sekunde den Kopf nach Clara um, die mit gesenktem Haupte ihre Sachen ordnete. Er fühlte wohl, daß er dem Mädchen wehe gethan, und das schmerzte ihn tief. Mit welcher Liebe hatten all

die guten Menschen hier an ihn gedacht und hatten ihr Bestes, ihre ganze Freude des heutigen Abends, für ihn aufgehoben, daß er sie mit ihnen genießen könne! Und nun war er so lange nicht gekommen; freilich konnte er sich nicht ganz allein die Schuld hievon beimessen, doch mußte er sich sagen, wenn er gewußt hätte, daß man ihn so früh hier erwartet, so würde er doch am Ende einen Ausweg gefunden haben, um sich zu Hause von dem Nachtessen wegzuscheichen. Es war das früher auch wohl schon geschehen.

„Es ist Ihnen am Ende nicht recht, daß ich noch gekommen bin, Clara," sprach Arthur nach einer Pause, während welcher er sich vergeblich bemüht, einen Blick des geliebten Mädchens zu erhaschen.

„Das ist nicht Ihr Ernst," entgegnete sie hierauf mit einem flüchtigen Blick; „Sie wissen, wie willkommen Sie uns zu jeder Zeit sind, Herr Arthur. Aber Sie sehen, daß ich jetzt dringend zu thun habe. — Nachher," setzte sie mit einem tiefen Athemzuge hinzu, „plaudern wir hoffentlich noch — recht vergnügt mit einander."

„Nicht wahr, liebe Clara, das thun wir?" sagte er mit herzlichem Tone, indem er eine ihrer Hände faßte und sie innig an seine Lippen drückte.

Sie zog ihre Hand nicht weg, aber sie zuckte so zusammen, daß er sie unwillkürlich losließ, um in ihre Augen zu blicken; doch wandte sie sich ab und sprach gleich darauf anscheinend heiter: „so, nun bin ich fertig, Herr Arthur. Jetzt müssen Sie aber an die Thüre gehen und sich nicht umsehen, bis ich die Tücher von dem Tische weggenommen."

„Also ich erhalte auch etwas?" fragte er vergnügt.

„Gewiß, gewiß," antwortete die Tänzerin.

Arthur ging an die Thüre, wie sie es ihn geheißen hatte, öffnete sie leise und sprach hinaus: „jetzt Kinder, gebt Achtung:

Clara iſt fertig, ſie wird ſogleich Eins, — Zwei — Drei zählen, und dann öffne ich die Thüre. — Nicht wahr, Clara, Sie zählen ſo?"

„Wenn Sie es wünſchen, Herr Arthur, will ich es gewiß thun. — Alſo denn!"

„Jetzt aufgepaßt!" rief der Maler und faßte die Thürklinke.

„Eins — zwei — drei!" ſagte Clara. Und nun öffnete Arthur die Thüre des Nebenzimmers weit, worauf die Kinder eilfertig herein ſtürzten. Doch blieben ſie ganz erſtaunt auf der Schwelle ſtehen, — ein wahres Lichtmeer, eine für ſie unerhörte Pracht blendete ihre Augen. So einen Chriſtbaum hatten ſie noch nie geſehen. Was waren die bisherigen dagegen? — Wahrhaftig nicht der Rede werth; dieſer hier reichte faſt bis an die Decke des Zimmers, und den beiden kleinen Kindern war es ſo feierlich zu Muth, daß Vater Staiger ſie ordentlich vorſchieben mußte. Sie hatten die Augen weit geöffnet, die vielen Lichtchen ſtrahlten darin wieder und erfüllten ſie mit einem hellen Glanze. Das Bübchen hielt die Hände von ſich abgeſtreckt und war völlig außer Stande, all' das Wunderbare zu begreifen. Endlich ſagte es tief aufathmend: „Ein Schaukelpferd!" — „Und eine Puppe!" rief Marie. Worauf Beide vergnügt lächelnd an den Tiſch traten und dann langſam um den Baum herum gingen. Es wagte anfänglich keines, etwas von den ſchönen Sachen zu berühren; ſie wandelten wie in einem Traum und glaubten wahrhaftig, ſobald ſie eine dieſer Herrlichkeiten anfaßten, würde all' der Glanz unfehlbar in Nichts zerrinnen.

Auch der alte Mann trat mit großer Freude an den Platz, wo ſeine Sachen lagen, und betrachtete den warmen Winterrock mit ſo großem Erſtaunen, als habe er ihn heute zum erſten Male geſehen. Arthur hatte daneben ein Kiſtchen Cigarren geſtellt und eine Spitze von Bernſtein, wofür ſich Herr Staiger mit gerührten Worten und einem herzlichen Händedruck bedankte.

Clara hatte unterdeſſen auch von dem anderen Tiſchchen, auf

welchem der kleine Weihnachtsbaum stand, das Tuch weggenommen, und Arthur, der allen ihren Bewegungen folgte, sah wohl an ihrem Blick, daß dies für ihn sei, weßhalb er eilig an ihre Seite trat. Auf dem Tischen lag die Cigarrendose, welche sie für ihn gestickt, sowie das Feuerzeug des Herrn Staiger. Der junge Mann nahm das kleine zierliche Geschenk mit wahrer Freude in die Hand, denn als er die eingestickten Perlen und Goldfäden betrachtete, dachte er an die Zeit, wo sie das für ihn gearbeitet, und war überzeugt, daß sie während derselben unzählige Gedanken an ihn und so viel Herzliches und Liebes mit hinein verwebt habe. Er sah sie mit einem unaussprechlich süßen Blicke an, und Clara stützte sich mit der Hand auf den Tisch und schlug ihre Augen nieder. Sie wollte lächeln, als er sich nun freundlich bei ihr bedankte, doch zuckte ihr Mund schmerzlich, sie preßte die Lippen fest auf einander, und da sie sich dennoch bemeistern wollte, so öffnete sie ihre Augen, um ihn anzusehen, konnte aber nicht verhindern, daß ihr die hellen Thränen über das Gesicht herab flossen.

Arthur begriff wohl das schmerzliche Gefühl, welches ihr Herz erfüllte; er wußte ja, daß ihn das Mädchen liebe, innig und treu liebe, und deßhalb fühlte er auch, was ihr Inneres bewegte: sie schämte sich ihrer Liebe nicht, aber sie fürchtete sich davor; Clara sah deutlich die Kluft, welche sie von ihm schied, — eine Kluft, die er zuweilen zudeckte mit freundlichen Reden und süßen Worten, wenn er bei ihr saß, die sich aber wieder schwarz und trostlos vor ihrem Blicke aufthat, sobald er ferne war. Zuweilen hoffte sie, und wenn sie ganz allein war, baute ihre Phantasie eine glänzende Brücke über jenen Abgrund, eine Brücke, die sie dann an seiner Hand schauernd betrat, und die sie glücklich in ein wunderbar prächtiges Land führte. — Aber das waren lächerliche Träume, und sie zerscheuchte sie gewaltsam wieder, ohne jedoch in gänzliche Hoffnungslosigkeit zu verfallen. Nur an solchen Abenden wie der heutige, wo sie wußte, er sei bei seiner vornehmen und stolzen Familie, und müsse den

Augenblick, den er hierauf bei ihr zubringen wolle, vor den Augen ſeiner Verwandtſchaft verheimlichen, ihnen förmlich abſtehlen, wo ſie fühlte, daß vielleicht alsdann in ſeiner Abweſenheit dort ihrer gedacht werden könne mit geringſchätzendem Achſelzucken, daß man von ihrem liebenden und treuen Herzen ſpräche, wie von einem Spielzeuge, das nächſtens abgenützt und von ihm auf die Seite geworfen würde, in ſolchen Stunden fühlte ſie ſich namenlos elend. — Und ſo heute. —

Das las Arthur in dem ſeltſamen Blick ihres Auges, in den langſam herabträufelnden Thränen. Und ſollte das arme Mädchen in ſeinen finſteren Träumen und Jene in ihren hochmüthigen Ideen Recht behalten, ſollte er dies gute, liebende Geſchöpf wegwerfen für eines jener kalten und ſtolzen Herzen, die ſich wohl eine Ehre daraus machten, von ihm, dem reichen jungen Manne, gewählt zu werden, ohne ihm deßhalb mit zärtlicher Liebe anzuhängen! — Sollte er ſeine Clara verlaſſen, weil ſie eine arme Tänzerin war, weil ihre Verwandtſchaft nicht verzeichnet war im goldenen Buche der Stadt, weil ihr nicht offen ſtanden die geheiligten Schranken irgend einer Rangklaſſe, weil ihre Tanten und Baſen nicht Sitz und Stimme hatten in den Thee-, Kaffee- und Klatſchgeſellſchaften! — Nein, nein! ſo will ich nicht handeln! dachte ſein treues Herz, ich will ſie an mich ziehen, feſt in meinen Armen halten und mit liebender Sorgfalt über die Klippen dieſes Lebens, über die Klippen unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände führen. — Und werden uns viele ſolcher Klippen bedrohen? fragte er ſich, und ſein leichter Sinn antwortete: o gewiß nicht! Man kennt mich, meine Freunde und meine Bekannten ſchätzen und ehren meinen Namen, ſie werden auch das Mädchen bei ſich aufnehmen und lieb gewinnen, der ich dieſen Namen zu geben für gut befunden, — meiner Frau. — Bei dieſem letzten Worte mußte er unwillkürlich lächeln, denn es kam ihm ſo ſonderbar vor. Er dachte mit einem Male an ſeine Junggeſellenwirthſchaft, an die Zimmer, vollgepfropft mit allerlei

Geräthschaften, an die alterthümlichen schweren Seidenstoffe, die er zu den Draperien seiner Gemälde brauchte, und die von der Lehne eines alten geschnitzten Stuhles herab hingen und weit in das Zimmer hinein reichten. — Und dazwischen sollte Clara stehen, verwundert all' das Seltsame anstaunend und behutsam auf den Zehenspitzen hin und her schreitend; — ach, und sie schritt so wunderbar auf den Zehenspitzen, das Röckchen leicht gehoben — damit sie glücklich zwischen all' dem Chaos durchkomme, ohne hier eine Vase zu berühren oder dort an ein frisches Gemälde zu streifen. — Ja, ja, meine Frau soll sie sein, und ich will sie hegen und pflegen mit liebender Sorgfalt, wie ein Kind, das anfängt, gehen zu lernen. Fort mit allen Rücksichten! Bin ich nicht ein Künstler und deßhalb ein freier Mensch? Ich will meinem Herzen folgen und meinem Gemüthe alle Ehre machen.

Während er das dachte, hatte er unverwandt die Stickerei betrachtet, aber so lange und anhaltend, daß ihm Clara befremdet zuschaute. Sie fürchtete schon, ihre Thränen haben ihn verletzt und ihm sehr wehe gethan, deßhalb bezwang sie sich gewaltsam, trocknete ihre Augen und blickte wieder hell und freundlich auf.

Arthur fuhr aus seinen Träumereien empor und mit einem so glücklichen Gefühl im Herzen, daß er es unmöglich vollkommen ausdrücken konnte. Etwas davon spiegelte sich freilich auf seinem Gesichte wieder, und dieser Ausdruck war schon so heiter und froh, daß er nun der Tänzerin ein wirkliches Lächeln ablockte.

„Ah! Sie haben mich zu schön beschenkt," sagte er; „liebe Clara, wie soll ich Ihnen dankbar dafür sein! Freilich habe ich Ihnen auch Etwas mitgebracht, aber es ist so unbedeutend und klein, daß es Ihnen vielleicht gar nicht einmal gefällt."

„Es gefällt mir gewiß," entgegnete Clara, und ließ ihm ihre Hand, die er bei den letzten Worten ergriffen. Fast hätte sie sie aber wieder zurückgezogen, denn er genirte sich nicht im Geringsten, sondern küßte vor den Augen des Vaters ihre Finger, was

er früher nur beim Abschiednehmen auf der halbdunkeln Treppe gethan.

Sie erröthete stark, fürchtete sich aber, vor ihm zurückzutreten, denn seine Augen glänzten so selig, er blickte sie so überaus freundlich an, daß sie noch viel Aergerem entgegen sah, wenn sie sich das nicht geduldig gefallen ließ.

„Aber Sie müssen rathen, was ich habe!" rief er und hielt etwas in der rechten zusammen geballten Hand empor.

„Wie ist das möglich?" sagte Clara. „Nein, nein, ich will nicht rathen; ich habe Ihnen ja gleich offen und ehrlich gezeigt, was ich für Sie gemacht, und das Gleiche müssen Sie auch thun."

„Sie hatten Ihr Geschenk zuerst mit einem Tuche bedeckt," entgegnete er lustig, „und damit Sie auch das meinige nicht gleich sehen, so machen Sie die Augen zu, bis ich sage, Sie dürfen sie wieder öffnen. — Nicht wahr, lieber Herr Staiger, das kann Clara schon thun?"

„Ja, das meine ich auch," erwiderte der alte Mann; „du kannst in dem Falle die Augen schon zumachen."

„Um so mehr, da Ihr Vater sehen wird, was geschieht," fuhr Arthur nicht ohne Bedeutung fort.

„Nun meinetwegen denn," sprach das liebliche Mädchen, indem sie über ihre glänzenden Augen die Augenlider sanft herabfallen ließ. — Dabei sah sie sehr blaß aus, und jetzt noch mehr als wie einen Moment vorher; ihr Herz schlug gewaltsam und sie konnte sich eines eigenthümlichen Gefühls nicht erwehren. Ja, sie zuckte fast zusammen, als nun Arthur ihre Hand wieder ergriff, als er langsam ihre Finger öffnete, um einen kalten, glatten Ring daran zu stecken. Sie hob ihre Hand empor, wagte es aber erst, ihre Augen zu öffnen, als sie der junge Mann bat, dies zu thun. — Da fielen ihre Blicke auf einen kleinen goldenen Reif, den sie am Finger hatte, einen Ring ohne Zierrath und Stein, einen Ring, dessen Form sie aber wohl kannte.

Was ſollte das Alles bedeuten? Der alte Mann ſah fragend auf Arthur; Clara ſchlug ihren Blick nieder und zitterte ſo heftig, daß ſie ſich am Tiſche feſthalten mußte.

Auch Arthur war in dieſem Augenblicke erblaßt, und auch ſein Athem wand ſich mühſam aus der Bruſt. — „Was das heißen ſoll?“ ſprach er mit einem ſonderbaren Lächeln, wobei ſeine Augen eigenthümlich blinzelten, „das ſoll heißen, — daß ich die Clara unendlich liebe, und daß ſie und keine Andere meine Frau werden ſoll!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der geneigte Leſer wird uns verzeihen, daß wir hier dieſes Kapitel ſchließen, aber ein Moment, wie der, welchen nun die drei glücklichen Menſchen verlebten, läßt ſich unmöglich der Wahrheit gemäß ſchildern. Wir wollen nur noch ſagen, daß Herr Staiger, ſo glücklich er ſich fühlte, doch den Kopf ſchüttelte und von einer Einwilligung Seitens der Eltern Arthur's als von einer faſt unmöglichen Sache ſprach, und daß Clara, die Anfangs wie betäubt geſtanden, bald darauf ſo voll Glück und Freude war, wie ſelten eine menſchliche Seele; ſie küßte tauſendmal den Ring an ihrem Finger, denn dieſer Ring gab ihr ein Recht auf die Liebe Arthur's; ſie brauchte jetzt nicht mehr ſich ſelbſt und ihm zu verheimlichen, wie unausſprechlich ſie ihn liebe, ſie war vollkommen glücklich, ſie kannte heiter keine Wünſche und Hoffnungen. — Wenn ſie in dem Augenblicke geſtorben wäre, ſo wäre ſie hingegangen im glücklichſten Momente ihres Lebens, — ein reiner, unſchuldsvoller Engel. —

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Ein nächtlicher Gast.

Wenn man nach einem Abende, wie ihn Arthur im vergangenen Kapitel verlebt, nach Hause geht, das Herz voll Seligkeit, die Augen strahlend, wenn man zum ersten Male von dem Mädchen, welches man liebt, öffentlich einen zärtlichen Abschied genommen und sie fest an's Herz gedrückt, unbekümmert um Vater und Mutter, Tante und ältere Schwestern, die vielleicht in großer Verlegenheit, daß ihnen das selbst noch nicht begegnet, den Kopf auf die Seite wenden und bedeutsam husten, so betritt man die Straße mit einem sonderbaren Gefühle. Man lacht in sich hinein, man reibt sich die Hände, man betrachtet die Häuser, ob es in Wahrheit noch dieselben seien, die da standen, während man heute Abend schon einmal hier vorbei kam; man freut sich über den klaren Himmel und über den finsteren, über Mondschein, Schnee und Regen; man findet es, wenn der letztere herabrieselt, von ihm eine überflüssige Mühe, daß er den Versuch macht, uns verdrießlich zu stimmen. — Wir lachen über ihn, auch über den Wind, der unsern Regenschirm empor kehrt und unsern Hut zu entführen droht. Blase nur, blase! Wir wandeln dahin, im Herzen ein schönes, strahlendes Bild, das uns warm und trocken erhält, das uns leuchtet in finsterer Nacht, und das uns wärmt trotz Kälte und Wind. Alle unangenehmen Zufälligkeiten, die sonst wohl uns zu erzürnen im Stande sind, existiren für uns heute Abend gar nicht. Was kümmert es uns, ob das Wasser in den Rinnen dahin schießt, oder ob der Boden so glatt geworden ist, daß man nur fortkommen kann, indem man sich an den Mauern der Häuser hält. — Gleichviel!

man springt hinüber, oder man glitscht zuweilen aus, fällt auch wohl hin, um dann lachend wieder aufzustehen.

Dies Gefühl trug Arthur mit sich nach Hause, und wenn ihm auch von den eben erwähnten Unfällen keiner begegnete, so schien er dagegen auch nicht zu bemerken, daß ihm Schnee und Regen in's Gesicht schlugen, und daß er, um sich abzukühlen, den Hut in der Hand hatte. Er betrachtete sinnend den finsteren Himmel, der sich mehr und mehr überzogen, und blinzelte vergnügt nach den Straßenlaternen hin, als wollte er sagen: wüßtet ihr, was ich weiß.' Zuweilen blieb er auch stehen, und schaute lange in die Nacht hinaus. — Alsdann theilten sich vor seinem innern Auge Finsterniß und Mauern, er sah hinein in ihr Stübchen, und war entzückt, wie schön sie da ruhte. Den rechten Arm hatte sie unter den Kopf gelegt, so daß ihr Gesicht fast aufwärts gen Himmel sah; sie athmete bald leicht und bald schwer, ihre Wangen waren sanft geröthet, und ihre frischen, leicht geöffneten Lippen flüsterten leise: „Arthur, mein Arthur!"

Nachdem er das im Geiste gesehen, fuhr er sich mit der Hand über die Augen und verwischte gewaltsam dies reizende Bild wieder; auch wandte er sich um, setzte sogar seinen Hut auf und schritt eiliger nach Hause, nicht, um aus der kalten Nacht zu kommen, — die that seinen brennenden Wangen wohl, — sondern um in seiner Wohnung Papier und Bleistift zu ergreifen und ihre Züge in der Geschwindigkeit noch ein halb Dutzendmal hinzuzeichnen.

Es mochte fast Mitternacht sein, als er in der Nähe des elterlichen Hauses ankam. Er ging bei der Hauptthüre vorbei, denn sein Weg führte ihn, wenn er Abends spät nach Hause kam, durch eine enge Gasse an den hinteren Theil des Gebäudes, wo er durch eine kleine Thüre eintreten konnte und sich dann gleich in der Nähe seiner Zimmer befand.

Vor dieser kleineren Thür war eine Gaslaterne, welche sie mit hellem Scheine beleuchtete. Als Arthur unweit des letzteren ange-

einzelnen Blatt nicht zu verarbeiten ist. Auch sind wir den betreffenden und betroffenen Schlachtopfern menschlicher Grausamkeit schuldig, eine Waffe anzugeben, womit dem finstern Treiben der anonymen Briefe zu begegnen ist. Weßhalb wir uns vornehmen, denselben in unsrem nächsten Blatte einen reichhaltigen anonymen Briefsteller, nach vorhandenen Mustern, nebst Gebrauchsanweisung, zu übergeben.

Jemand,
mein verehrter Leser, der es gut mit
Dir meint.

kommen war und ſchon die Hand in die Taſche geſteckt hatte, um ſeinen Schlüſſel heraus zu ziehen, hielt er auf einmal mit dieſer Bewegung inne, blieb ſtehen und ſchaute nach dem Gascandelaber, denn es war ihm, als ſähe er eine menſchliche Geſtalt, die an demſelben angelehnt ſtand.

„Das iſt ſeltſam,“ dachte der Maler und blickte ſchärfer hin. Richtig! da war ein Menſch, der auf etwas zu warten ſchien.

Arthur mußte, um ſeine Thüre zu erreichen, ziemlich dicht bei dieſem Candelaber vorbei gehen; ehe er dies aber that, zog er ſeinen gewichtigen Hausſchlüſſel aus der Taſche, faßte ſeinen Stock feſter und ſchritt langſam vorwärts.

Sobald er näher kam, löste ſich die Geſtalt von dem Candelaber ab und trat ihm einen Schritt entgegen. Sie waren ſich jetzt Beide ſo nahe gekommen, daß an ein Ausweichen nicht mehr zu denken war; auch hatte ſich der Unbekannte ſo aufgeſtellt, daß er faſt vor der kleinen Hausthüre ſtand, weßhalb es der Maler für das Beſte hielt, denſelben anzurufen und ihn beſtimmt aber höflich zu fragen, ob er vielleicht irgend eine Abſicht verfolge, daß er ihm ſo auffallend in den Weg trete.

Bei dieſer Frage griff die Geſtalt an ihren Kopf und bückte ſich leicht. Wir vermuthen faſt, daß ſie den Hut abnehmen wollte, was aber nicht wohl ausführbar war, da ſie keinen auf dem Haupte trug. Dabei öffnete ſie ihren Mund, und ſie ſprach mit einem leiſen und ſchüchternen Tone: „Ach, Herr Erichſen, Sie werden mich wahrſcheinlich nicht erkennen.“

„Da haben Sie Recht!“ rief lachend der Maler. „Ich möchte wiſſen, wie es möglich iſt, Jemand zu erkennen, der dicht unter einer Gaslaterne ſteht und den Kopf abwärts geſenkt hält wie Sie. — Aber was wollen Sie von mir? Wenn Sie etwas Gutes hieher führt, ſo zeigen Sie frei und offen Ihr Geſicht.“

„Das iſt auch das Klügſte,“ erwiderte die Geſtalt, „und ich hätte das gleich thun ſollen.“ Damit fuhr ſie an die Stirne, ſtrich

ihre langen, schwarzen Haare zurück und ließ das Licht der Laterne auf ihr Gesicht fallen, während sie aus dem Schatten heraus trat.

„Herr Beil!“ rief Arthur überrascht. „Sind Sie es wirklich, und wie kommen Sie daher, bester Beil?“

„Es ist Beil,“ sprach der Andere mit tiefer Stimme, „aber ein sehr trauriges Beil, fast ohne Schneide und Stiel, nur noch der Schatten des früheren.“

„Aber sagen Sie mir in aller Geschwindigkeit, was treibt Sie bei so später Nachtzeit hier in diese Gegend. Kommen Sie zufällig hier vorbei oder haben Sie mich hier erwartet?

„Ich habe Sie hier erwartet,“ erwiderte der ehemalige Commis des Herrn Blaffer. „Schon zwei Abende, und immer bin ich wieder davon geschlichen, sobald ich Ihre Schritte hörte; auch heute Abend hätte ich es beinahe so gemacht, doch kamen Sie mit so festem, ich möchte sagen vergnügtem Schritt daher, auch pfiffen Sie eine so heitere Melodie, daß ich mir ein Herz faßte und Sie erwartete.“

„O, lieber Beil, was machen Sie für Geschichten!“ rief Arthur lachend. „Sie wollen mich also sprechen?

Der Andere nickte mit dem Kopfe.

„Vielleicht kann ich Ihnen sogar einen Dienst erzeigen?“

Herr Beil zuckte die Achseln.

„Aber warum kommen Sie denn nicht frischweg am Tage, oder laufen des Nachts weg, wenn Sie mich kommen hören?“ fragte der Maler.

„Das erste wird Ihnen selbst klar werden,“ entgegnete der Andere schüchtern, „wenn Sie nämlich die Güte haben wollen, mich in Ihr Zimmer eintreten zu lassen und dort bei Lichte zu besehen.“

„Was sogleich geschehen soll,“ sprach Arthur lustig. „Kommen Sie geschwind, denn ich fühle jetzt auf einmal, daß es hier außen kalt und frostig ist.“

„Ja, sehr kalt und frostig!“ seufzte Herr Beil.

Hierauf öffnete Arthur die Thüre, und als Beide eingetreten waren, ſchloß er ſie wieder hinter ſich zu. Sie befanden ſich in einem kleinen Veſtibul, von welchem eine Wendeltreppe in den erſten Stock des Hintergebäudes führte. Auf den unterſten Stufen dieſer Treppe ſtand ein kleiner ſilberner Handleuchter mit einem Wachslichte, das ſchon tief herabgebrannt war.

Arthur leuchtete, und Beide ſtiegen hinauf in ſeine Wohnung. Dieſe beſtand aus vier Zimmern, war ſehr elegant eingerichtet, doch herrſchte namentlich im Atelier, eine für einen Maler ſehr verzeihliche Unordnung. Die Waffen, Stoffe, Statuetten, Vaſen, von denen er vorhin bei Clara geträumt, lagen und ſtanden hier in der That überall herum und waren in manchen Ecken ſo dicht zuſammen geſtellt, daß es wirklich Mühe koſtete, ſich dort frei zu bewegen.

Obgleich Arthur keine eigene Dienerſchaft hatte, ſo wurde er doch von der ſämmtlichen des elterlichen Hauſes außerordentlich verwöhnt, und ſein kleines Interieur ſo beſorgt, daß er Niemand Eigenes brauchte. Auch heute Nacht, obgleich es ſchon ziemlich ſpät war, befanden ſich in dem Kamine, den Arthur aus beſonderer Vorliebe in ſeinem Wohnzimmer hatte einrichten laſſen, noch glühende Kohlen genug, ſo daß es nur einer kleinen Anwendung des Blasbalges bedurfte, um einige Stücke Holz, die er auflegte, ſogleich in helle Flammen zu verſetzen. Dann zündete er ein paar Kerzen an, und als dieſe das Zimmer hell erleuchteten, blickte er ſich nach ſeinem Gefährten um, der händereibend an dem lodernden Feuer ſtand.

„In der That," rief Arthur nach einem kleinen peinlichen Stillſchweigen, „in der That, lieber Herr Bell, nehmen Sie mir es nicht übel, aber ich begreife jetzt vollkommen, warum Sie mich nicht am Tage beſucht haben."

„Nicht wahr, das iſt zu begreifen?" entgegnete dieſer, indem er einen troſtloſen Blick an ſich hinunter laufen ließ. „Wenn Sie

mich auch nie sehr geputzt und geschniegelt sahen, so habe ich mich bis jetzt auch nicht als Lump präsentirt, — als vollständiger Lump wie heute Abend."

Und Herr Beil sprach die Wahrheit, denn sein Aeußeres sah wirklich im höchsten Grade verwahrlost aus. Haar und Bart hingen ihm zerzaust um den Kopf, und er schien alle Ursache zu haben, seine Wäsche sorgfältig zu verstecken, denn er hatte nicht blos den Rock bis unter das Kinn zugeknöpft, sondern auch noch den Kragen etwas in die Höhe geschlagen. Seine Beinkleider waren fast bis zu den Knieen beschmutzt, und seine Stiefel gaben einen seltsam seufzenden Ton von sich, wenn er auftrat, und ließen sehr verdächtige nasse Spuren zurück, wenn er seinen Standort wechselte.

Er wollte sprechen, doch fiel ihm Arthur in's Wort: „lassen Sie für diesen Augenblick alle Explicationen; ich sehe schon, daß Ihnen was Außerordentliches passirt ist, was Sie mir wohl später mittheilen werden. Jetzt aber will ich vor allen Dingen uns Beide in ein trockenes Gehäuse bringen; denn auch mich hat der Regen von heute Nacht ziemlich scharf mitgenommen. Folgen Sie mir in's Schlafzimmer, und ich will schon etwas finden, was für Sie paßt."

Herr Beil wollte einige bescheidene Einwendungen machen, doch legte ihm der Maler sanft die Hand auf seine Schulter, indem er fortfuhr: „lassen Sie das gut sein; ich versichere Sie, es würde mir zu jeder Zeit ein großes Vergnügen gemacht haben, Ihnen aus irgend einer Verlegenheit zu helfen, umsomehr aber am heutigen Abend, wo mir selbst ein so großes Glück widerfahren ist, daß es mich drängt, den Kummer eines meiner Bekannten zu lindern. — Ich fühle mich als ein zweiter Polykrates: die Götter haben mich so mit Gnaden überhäuft, daß ich gern einen kostbaren Ring in's Meer schleudern würde, wenn im Augenblicke Ring und Meer bei der Hand wären. In Ermanglung des letzteren seien

Sie nun ſo freundlich, daſſelbe vorzuſtellen, und erlauben mir, die beſcheidenen Kleinigkeiten eines Anzuges, ſoweit er Ihnen paſſend iſt, in Ihren Schoos zu werfen."

Auf dieſe freundliche Anrede hin ſenkte der ehemalige Commis ſein Haupt, ergriff, ohne ein Wort zu ſprechen, die Hand Arthurs und drückte ſie innig. Dann folgte er ihm in ſein Schlafzimmer.

Eine förmliche Verwandlung war bald bewerkſtelligt, und nach einer kleinen Viertelſtunde ließen ſich die Beiden vor dem Kamine nieder, nachdem Arthur aus dem Magazine ſeiner Junggeſellenwirthſchaft etwas kalte Küche und eine Flaſche herbeigebracht, welchen von Herr Beil eifrig zugeſprochen wurde.

Der Maler ſah lächelnd auf ſein Gegenüber, denn dieſer hatte ſich wirklich vortheilhaft verändert. So viel es in der Geſchwindigkeit thunlich geweſen, ward Haar und Bart geordnet und ſein ganzer übriger Menſch damit in Einklang gebracht; er war mit allem Nothwendigſten verſehen worden, wovon wir aber nicht weiter ſprechen wollen; nur müſſen wir erwähnen, daß er an den Füßen buntgeſtickte Pantoffeln trug, auf welche rothe Morgenhoſen herab fielen, und daß der carirte Schlafrock, in den er gehüllt war, etwas ſehr lang auf dem Boden nachſchleifte.

Nachdem er ſich mit Speiſe und Trank reſtaurirt, reichte ihm Arthur eine Cigarre, die Friedenspfeife, wie er ſagte, womit er ihn, den Heimathloſen, nun gänzlich unter ſeinen Schutz unter Dach und Fach, nehme.

Der ehemalige Commis des Herrn Blaffer zündete ſich die feine Havannah an, und ſog mit äußerſtem Wohlbehagen den wohlriechenden Dampf in ſich, um ihn dann langſam wieder von ſich zu blaſen. Er ſtreckte ſich im weichen Fauteuil lang und bequem vor dem Feuer aus, und es war dabei erklärlich, daß ihn ein Schauder überfuhr, wenn er an die vergangenen drei Tage dachte, namentlich an jenen ſchrecklichen Abend, wo ihm das Geſpenſt erſchienen. — O wäre er doch lieber gleich zu Arthur gegangen!

nachdem er das Haus ſeines Prinzipals verlaſſen! Aber damals rannte er gerade aus, nicht rechts noch links blickend, ſeinem Verderben entgegen, das ihm aber als kein Verderben erſchien, ſondern als die Einlaßpforte in ein ſtilles, friedliches Thal, wo er ſich in einem dunkeln aber nicht unheimlichen Winkel ruhig zum Schlafen werde niederlegen können. —

„Das Leben iſt doch ſchön! ſagt der unſterbliche Schiller. — Und er hat Recht," fuhr Herr Beil ſeufzend fort; „ſie iſt ſchwer von ſich zu werfen die ſüße Gewohnheit des Daſeins. Jetzt begreife ich nicht mehr, wie es einem Menſchen einfallen kann, ſeinem Daſein freiwillig ein Ende machen zu wollen."

Arthur hatte aus ſeiner Kaminecke zugeſchaut, wie ein inniges wonniges Gefühl freundliche Strahlen auf dem Geſichte ſeines Gegenübers hervorzauberte. Als derſelbe aber hierauf jene Worte ausrief, entgegnete er: „Sie ſprechen ja wie ein halber Selbſtmörder. Ich habe Sie überhaupt ſo verändert gefunden, daß Sie mir es nicht übel nehmen können, wenn mich eine kleine Neugierde beſchleicht."

„Die zu befriedigen mir eine Erleichterung ſein wird," ſagte Herr Beil. Und dann erzählte er mit großer Gewiſſenhaftigkeit die Vorfälle der letzten Tage bis zu dem Augenblicke, wo ihm jene Geſtalt erſchienen und ihm das Verſprechen abgenommen, den thörichten, verbrecheriſchen Schritt nicht zu thun.

„Das kann unmöglich der Teufel geweſen ſein," verſetzte Arthur, der aufmerkſam zugelauſcht, und den, während der Andere ſprach, zuweilen ein leichter Schauder überflog; denn Herr Beil erzählte das Alles ſo umſtändlich, ſchilderte ſo natürlich die Qualen ſeines Herzens und die Zerriſſenheit ſeiner Gedanken. — „Nein, das war gewiß kein böſer Geiſt, denn ſonſt hätte er Sie ruhig Ihr Vorhaben ausführen laſſen."

„Aber ich hörte ihn nicht verſchwinden," fuhr Herr Beil fort; „ich blickte auf, es ſchlug Ein Uhr und er war nicht mehr da."

„Das iſt allerdings ſeltſam. — Und Sie erfuhren nichts mehr von ihm?“

„Bis jetzt nicht das Geringſte, obgleich ich immer geglaubt, ja, gehofft, er werde mir wieder in den Weg treten, umſomehr, als ich ſeit jener Mitternacht wohl geſehen oder gefühlt, daß ich beſtändig von Jemand beobachtet werde.“

„Das iſt eine Ausgeburt Ihrer Phantaſie, die Nachwirkung jener Stunde,“ meinte Arthur. „Wenn Sie Jemand beobachtet hätte, ſo müßten Sie es doch wiſſen, Sie müßten Jemand geſehen haben.“

„Das habe ich auch,“ erwiderte der Andere mit leiſer Stimme. „Schon als ich in jener Nacht vom Kanal zurückkehrte und die Straße wieder betrat, glaubte ich oftmals den Klang von Tritten hinter mir zu hören.“

„Das Echo der Ihrigen.“

„Das dachte ich Anfangs auch, denn wenn ich zögerte, ſo zögerten die Schritte ebenfalls, wenn ich hielt, ſo hielten ſie auch. Doch um genau zu unterſuchen, ob es wirklich der Klang meiner Schritte ſei, blieb ich ein paarmal ganz plötzlich und unerwartet ſtehen, und da hörte ich wohl, daß es kein Echo ſei, ſondern daß mir wirklich Jemand folge.“

„Nun, daß das wenigſtens kein Geiſt war, darüber können Sie ſich beruhigen, denn die Phantome gleiten, wie Sie wiſſen, geräuſchlos dahin.“

„Ganz richtig, es war weder ein Geſpenſt, noch war es jene Geſtalt, die ich am Kanale geſehen. In der Nacht verlebte ich einige miſerable Stunden: ich kauerte mich in einem Winkel zuſammen, bis der Tag kam; ach! es war empfindlich kalt geworden und fror; ich habe ſchon angenehmere Sonnenaufgänge erlebt. Aber am Ende geht Alles vorüber, und ſo verſchwanden auch jene Stunden der Morgendämmerung, wobei mir das Mark in den Knochen zu erfrieren drohte. — Ich ſagte vorhin, der, welcher mir

gefolgt, ſei nicht die Geſtalt vom Kanale geweſen; das ſah ich, ſobald es Tag wurde, denn nun bemerkte ich in dem gegenüber liegenden Straßenwinkel eine Figur, die mich offenbar beobachtete, obgleich ſie unruhig auf und ab ſchritt, und that, als erwarte ſie ſonſt Etwas. — Das war mir unheimlich, und ich beſchloß, zu unterſuchen, ob ich mich nicht irre. Ich erhob mich und ſchlich an den Häuſern dahin; der Andere folgte mir nicht, wenigſtens nicht ſogleich. Ich ging einige Straßen weiter, abſichtlich ohne mich umzuſchauen, und verlor mich endlich in ein Labyrinth von kleinen, finſteren Gaſſen, wo einer meiner Landsleute wohnte, ein armer Teufel von Buchbinder, dem ich viele Gefälligkeiten erzeigt, und von welchem ich mit Recht vorausſetzte, er werde mir gerne eine Unterkunft bewilligen, für ein paar Tage nur, bis ich etwas Anderes gefunden."

„Und Ihr Verfolger?" fragte Arthur.

„Ganz richtig! — warten Sie nur. — Als ich, beim Hauſe des Buchbinders angekommen, mich plötzlich umwandte, bemerkte ich ihn wohl am Ende der Straße, die er, anſcheinend ohne ſich weiter um mich zu bekümmern, überſchritt."

„Aber ich begreife immer noch nicht," ſagte der Maler, „daß Sie nicht noch in derſelben Nacht auf den geſunden Einfall gekommen ſind, mich aufzuſuchen. Sie wiſſen, ich habe Sie immer ſehr gern gehabt und mich für Sie intereſſirt, obgleich Sie meine angebotene Hülfe jedesmal hartnäckig zurück wieſen."

„Ich hatte Unrecht," entgegnete Herr Beil gerührt. „Aber wiſſen Sie, lieber Herr Erichſen, wir armen Teufel werden euch reichen Leuten gegenüber gar leicht mißtrauiſch. Wenn ihr uns auch mit dem beſten Herzen eure Hülfe anbietet, ſo zucken wir doch ſchmerzlich zuſammen; — es iſt ein Almoſen, denn wir ſind ja nicht im Stande, euch dafür etwas wiederzugeben. Aber — beim Blaſſer! — ich hatte Unrecht."

„Ein ſeltſamer Schwur," ſagte Arthur lachend.

„Ich habe mir ihn angewöhnt, denn man muß ſelbſt dem Teufel kein Unrecht thun.“

„Aber weiter in Ihrer Geſchichte!“ ſprach Arthur. „Sie ſind ja jetzt doch noch unter meine Hände gerathen. — Du wollteſt fliehen, treuloſer Römer! — du biſt gezwungen, du bleibſt bei mir. — Das Schickſal hat Sie mir zugeführt.“

„Ja das Schickſal,“ fuhr der Andere ſeufzend fort. „Aber ich lobe das Schickſal darum, denn ich fühle mich bei Ihnen hier ſo behaglich, Herr Erichſen, wie ſeit langen Jahren nicht. Auch iſt mein armes dummes Herz ruhiger geworden; der Schmerz in demſelben ſummt nur noch leiſe, wenn ich an jene Nacht und an das Mädchen denke. — Doch weiter! — Beim Buchbinder aber war es fürchterlich, und obgleich er mich mit der größten Bereitwilligkeit aufgenommen, konnte ich es doch nicht lange dort aushalten. Ich half ihm, ſo gut ich es vermochte; war mir doch ſein Geſchäft nicht unbekannt: es geht ja Hand in Hand mit dem unſrigen, und wenn ich bei Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie die ganzen Bücher verpackte und wegſchickte, ſo faltete ich jetzt jeden einzelnen Bogen und half brochiren, was mir übrigens nicht ſchwer wurde. — Nun habe ich Ihnen aber ſchon vorhin geſagt, daß ich ſogleich an Sie gedacht, und während ein paar Abenden den Verſuch machte, Sie an Ihrer Hausthüre abzufangen; leider ohne Erfolg: ich hatte ja nicht den Muth, mich Ihnen anzuvertrauen. Aber wenn ich ſo durch die Straßen ſchlich, und wenn ich oftmals unter der Gaslaterne da unten ſtand, ſo brauchte ich mich nur ſpähend umzuſchauen, und ich bemerkte gewiß irgendwo jenen Mann, der mir damals gefolgt.“

„Und Sie irrten ſich nicht?“

„Ich irrte mich gewiß nicht.“

„Wenn das der Fall iſt,“ meinte der Maler, „ſo haben Sie am Ende wohl gar Jemandens Intereſſe erregt, der ſich Ihrer annehmen will, und der mit mächtiger Hand über Sie wacht. Geben

Sie Achtung, hier wendet ſich Ihr Schickſal, und Sie ſind vielleicht noch zu großen Dingen auserſehen."

„Es hat ſich heute Abend ſchon ſo gut gewendet," verſetzte Herr Bell; „denn kann es mir beſſer gehen als im jetzigen Augenblicke, wo Sie mit Ihrer liebenswürdigen Gaſtlichkeit mir Ihr Haus geöffnet, mich an Ihren Herd aufgenommen, mich geſpeist und getränkt, auch Schlafrock und Pantoffeln gegeben! — Ah! der Contraſt iſt etwas ſtark," fuhr er kopfſchüttelnd fort. — „Sie hätten das Leben bei meinem armen Buchbinder kennen ſollen; wie dieſe Leute ſich durchſchlagen müſſen, davon haben Sie, davon hatte ich bis jetzt kaum eine Idee. — Zur Wohnung eine einzige Stube und eine finſtere und feuchte Kammer, an Betten ein Ding von morſchen Brettern, was die entfernteſte Aehnlichkeit mit einem ſolchen hatte, und darin ein Strohſack und eine alte mürbe Wollmatratze, die an allen vier Seiten zu kurz war. Darin lagen die Eltern und zwei Kinder, vier andere behalfen ſich in einer Ecke auf einem zerriſſenen Stück Teppich —"

„Und Sie?" fragte Arthur.

„Ich legte mich zum erſten Mal in meinem Leben feſt auf die Literatur, indem ich mir in der Werkſtatt ein Lager von Makulatur machte; übercomplette Bogen einer Gedichtsſammlung rollte ich mir zum Kopfkiſſen zuſammen, und zur Decke nahm ich meinen Rock, unter welchem ich mich wie ein Igel zuſammenkauerte. — In gewiſſer Hinſicht war ich eine Hülfe für die Familie, denn ich fand in meiner Weſtentaſche noch einen Thalerſchein, von dem wir die zwei Tage lang herrlich und in Freuden lebten. Vermittelſt deſſelben konnte der Buchbinder ein Säckchen Kartoffeln erſchwingen und ſich die ſechs Kinder wieder ein paarmal recht ſatt eſſen. Sie haben noch ziemlich viel davon," ſetzte er gutmüthig lächelnd hinzu, „denn ich hätte mir ein Gewiſſen daraus gemacht, ihnen den ganzen Vorrath mit aufzehren zu helfen."

Zeitungsartikel in aufsteigender Potenz.

Ein Blatt aus der Residenz.

Es ist wirklich zu verwundern, daß die gestrige Volksversammlung nach den aufreizenden Redensarten, die gehalten wurden, im Ganzen ruhig vorüberging; nur ist ein kleiner Unfall zu beklagen, der nach Beendigung derselben stattfand. Auf dem Heimweg stolperte ein Bürger, von dem man übrigens durch seinen früheren Lebenswandel berechtigt ist zu glauben, daß er etwas betrunken gewesen, über den Schleppsäbel eines Cavalleristen und fiel sich die Nase blutig. Andere sagen, es sei eine kleine Streitigkeit zwischen ihnen vorgefallen.

Ein anderes Blatt der Residenz.

Die erhebende Volksversammlung, von einer unzähligen gesinnungstüchtigen Menschenmenge besucht, ging auf solche Weise mit Ehrfurcht gebietender Ordnung und Stille vorüber. Sie können sich denken, wie die schnöde Reaction die Einigkeit des Volkes mit scheelen Augen ansieht. Auch spricht man bereits von bösen Conflikten, in

„Die Leute müſſen Sie nächſtens wieder beſuchen, beſter Herr Veil," ſagte Arthur, „und ihnen eine kleine Hülfe bringen."

Der Andere nickte ſchweigend mit dem Kopfe, ſtützte dieſen darauf in die rechte Hand und blickte lange und nachdenkend in das Kaminfeuer.

Die Standuhr zeigte auf Eins.

„Aber es iſt ſchon ſpät geworden!" rief Arthur, indem er aufſtand. „Jetzt wollen wir Ihnen ein Lager beſorgen und morgen Früh ſehen, was weiter zu thun iſt."

„Haben Sie kein Makulatur?" fragte mit komiſchem Ernſte der ehemalige Commis.

„Nein," erwiderte Arthur lachend; „aber wenn Sie es einmal mit der Malerei verſuchen wollen, ſo können Sie es ſich bei jenen Nymphen bequem machen."

„Gott ſoll mich bewahren!" verſetzte Herr Veil. „Das wäre mir eine gefährliche Nachbarſchaft. Da unterwerfe ich mich lieber getroſt Ihren ſonſtigen Anordnungen."

Und daran that er ſehr recht, denn der Maler hatte in kurzer Zeit auf ſeinem Sopha im Wohnzimmer ein vollkommen üppiges Lager hergerichtet; worauf er ſeinem Schützling eine gute Nacht wünſchte und ſich in ſein Schlafzimmer zurückzog.

Herr Veil ſchlief den Schlaf des Gerechten, und obgleich ihm allerlei Seltſames träumte von dem finſter dahin fließenden Kanal mit der bekannten Melodie, von den Augen jener Geſtalt, die ihn ſo ſeltſam anſtarrten, auch vom Buchbinder und dem Makulatur, ſo erwachte er doch erſt am andern Morgen, als der Tag bereits das Zimmer erhellte. Er blickte verwundert um ſich und ſchien im erſten Augenblicke nicht recht zu wiſſen, wo er ſich befinde; er lag gegenüber dem Kamin, in welchem ſchon wieder die freundlichen Flammen ſpielten; es war, als ſeien dieſe heute Nacht gar nicht erloſchen. Vor demſelben befand ſich eine ältliche Dienerin des commerzienräthlichen Hauſes, welche beſchäftigt war, auf einem

kleinen Tisch allerlei Service von sehr freundlichem Aeußeren aufzustellen, dazu auch Teller mit weißem Brod und Butter. Während sie aber dies Geschäft versah, blickte sie häufig nach dem Schläfer auf dem Sopha um, und schien jedesmal zu erschrecken, wenn sie dort zwischen den weißen Leintüchern die Unmasse von schwarzen Kopf- und Barthaaren erblickte. Diese in ihrem verwilderten Zustande hatten auch durchaus nichts Angenehmes für das Auge, und man hätte glauben können, es habe sich dort irgend ein Ungeheuer, ein Alp oder sonst dergleichen eingenistet. Aus Discretion hatte Herr Bell die Decke bis unter das Kinn hinaufgezogen, wodurch sein Aussehen noch eigenthümlicher und komischer wurde.

Auch Arthur mußte laut auflachen, als er nun aus seinem Zimmer trat und den sonderbaren Kopf seines Schützlings sah. — „Bleiben Sie ruhig so liegen!“ rief er ihm zu, „das muß ich zeichnen.“

Die alte Dienerin gab ihrem Herrn einen Wink, führte ihn behutsam in eine Ecke des Zimmers, richtete dann die Augen auffallend gegen den im Bette Liegenden und fragte mit schüchterner Stimme: „was ist denn das, Herr Arthur?“

„Das ist ein Gespenst,“ entgegnete dieser, „ich habe es heute Nacht auf der Straße gefunden und mitgenommen. — Wissen Sie wohl, Sophie,“ setzte er mit Betonung hinzu, „das bleibt aber ganz unter uns; es braucht's Niemand im Hause zu erfahren; Rama, wie Sie wohl wissen, kann die Gespenster nicht leiden. Wenn Sie aber jetzt hinunter gehen, so seien Sie so gut und schicken nach dem Barbier und dem Friseur; sie sollen zu mir kommen.“

Die Dienerin verließ das Zimmer, nicht ohne noch einen besorgten Blick nach dem Sopha geworfen zu haben.

Worauf Herr Bell sein Lager verließ und sich alsdann schlen-

nigst in das Schlafzimmer von Arthur zurück zog, wo er seine Toilette machte.

Als die Beiden später das Frühstück verzehrt hatten, dem natürlicher Weise die unentbehrliche Cigarre folgte, sagte der Maler: „ich konnte gestern Abend nicht gut einschlafen: ein angenehmes Ereigniß, was mich betroffen, und Ihre Geschichte hielten mich wach. Ich dachte viel an Sie und überlegte, was jetzt wohl zu beginnen sei. — Wenn ich von jetzt spreche, so versteht sich von selbst, daß ich jene Zeit meine, wo Sie sich von Ihren Strapatzen wieder vollkommen erholt haben, überhaupt wenn es Ihnen gefällt, an die Zukunft zu denken. Im Augenblick sind Sie bei mir hier vortrefflich aufgehoben."

„Gewiß, auch ich dachte daran," entgegnete Herr Beil; „doch habe ich dort am Kanal einen ganz andern Menschen angezogen; mir graust vor dem Buchhandel."

„Das begreife ich," erwiderte Arthur. „Aber Sie führen eine gute Feder, wie ich mich erinnere. Sie sind in Ihren Arbeiten pünktlich und umsichtlich; das erkannte ja sogar Herr Blaffer, und umsomehr muß es wahr sein. Ich habe nun die Idee, gelegentlich mit Papa und meinem Schwager zu sprechen, vielleicht wäre es möglich, daß man Ihnen eine Stelle in unserem Hause geben könnte. — Ich habe Sie ja," setzte er lachend hinzu, „nun einmal an Kindesstatt angenommen, und auf diese Art behalte ich Sie ganz unter meinen Augen."

„Und würden mich unendlich glücklich machen," sagte Herr Beil gerührt. „Ich sehe, daß Sie sich meiner ernstlich annehmen wollen, daß Sie es gut mit mir meinen, und das ist für Jemand, der wie ich so lange in der Welt herumgestoßen wurde, der bisher Jedem eine Last war, ein wahrhaft süßes Gefühl." — Er kämpfte bei diesen Worten gewaltsam seine Bewegung nieder und setzte dann mit heiterem Tone hinzu: „ich sehe mich im Geiste schon als an-

gehender Banquier oder als junger Kaſſier, wie ich den Leuten Zahlungen mache und Wechſel diskontire."

„Denken Sie nur an das köſtliche Geſicht des Herrn Blaſſer, wenn er zu uns kommt, — was ja häufig geſchieht, — und Sie ihm plötzlich entgegen treten. — Vorderhand aber denken wir noch nicht daran," fuhr Arthur nach einer Pauſe fort; „wir laſſen erſt ſeit Ihrem Verſchwinden aus dem Hauſe des Herrn Blaſſer einige Zeit vergehen, damit Sie dort etwas in Vergeſſenheit kommen. Zuerſt müſſen wir daran gehen, — Sie werden meine Worte nicht übel deuten? — Ihren äußeren Menſchen zu reſtauriren, und gleich heute Morgen, und zwar mit dem Kopfe anfangen. Ich kenne freilich Ihre Leidenſchaft für Ihr ſtarkes Haupt- und Barthaar, aber da muß ich Ihnen wahrhaftig etwas wegſprechen."

Herr Beil fuhr bei dieſen Worten mit einem komiſchen Schrecken durch ſeine ſchwarzen Haare, worauf er aber lachend ſagte: „ſeien Sie unbeſorgt, ich gebe dieſen Lieblingen gern den Abſchied! ich ſprach Ihnen ja vorhin ſchon von einem andern Menſchen, den ich angezogen, und zu ihm paſſen dieſe Zeichen einer früheren Zeit nicht mehr. Auch kann ich nie mehr die fatale Feuchtigkeit vergeſſen, die ich am Kanale hier hinein geſetzt, ſowie die ſchauerlichen Eiszapfen, die an meinem Barte hingen, als ich Morgens in dem Winkel kauerte. — Ah! das ſind ſchreckliche Erinnerungen! — Machen Sie deßhalb mit mir, was Sie wollen."

„Ich werde es künſtleriſch behandeln," erwiderte der Maler, „und werde der Sitzung des Barbiers und des Friſeurs mit voller Theilnahme anwohnen. — Schon höre ich draußen anklopfen; es wird einer der Herren ſein, die ich für Sie beſtellt."

Und ſo war es auch; zuerſt kam der Barbier und dann der Friſeur. Herr Beil wurde nach den Anordnungen Arthurs von Beiden bedient, wobei ſich die Scheere des Haarkünſtlers mit einem wahren Appetit in dem dichten Lockenwald ſeines Opfers zu verbeißen ſchien. Man hatte gewiß dies Inſtrument lange Zeit nicht

so vergnügt klappern hören, rechts und links fielen die dichten schwarzen Büsche, und als das Werk vollendet war, machte es dem Künstler alle Ehre, und die Versicherung desselben, aus dem Kopfe sei etwas zu machen, stellte sich als völlige Wahrheit heraus.

Nun war das Haar gekürzt, frisirt, der Kinnbart glatt weggeschoren, der Schnurrbart gestutzt, und als sich Herr Beil hierauf im Spiegel erblickte, nickte er wohlgefällig mit dem Kopfe und versicherte, er sei vollkommen mit sich zufrieden. Er sah auch in dem schönen Schlafrock, wie er nun dasaß in dem kleinen Fauteuil, mehr als anständig, ja fast elegant aus.

Arthur hatte sich an seine Staffelei gesetzt und einen großen Rahmen mit weißer Leinwand vor sich aufgestellt. „Es ist heute ein Festtag," sagte er, „und an solchen mache ich mir das Vergnügen, irgend ein Bild zu ebauchiren, lieber zwei, drei hinter einander, denn es ist eine wahre Wonne für mich, wenn ich meiner Phantasie die Zügel schießen lassen, und einen Entwurf um den andern auf die Leinwand hinwerfen kann. Heute aber bleibt es bei diesem einzigen, und ich will sehen, ob meine Erinnerung frisch und gut ist."

„Gibt es ein Portrait?" fragte Herr Beil.

„Ja und nein," entgegnete Arthur, indem er anfing mit schwarzer Kreide einen Frauenkopf zu skizziren; „es soll eine ideale Gestalt werden, doch für mich mit bekannten Zügen. — Aber wie es mir immer geht," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er einige Striche gemacht hatte, „so werde ich immer im besten Arbeiten gestört. Wenn ich mich nicht irre, so rollt eben ein Wagen durch die enge Gasse neben dem Hause, und das wird wahrscheinlich mir gelten, denn hier herum ist eigentlich kein Weg für Equipagen. — Thun Sie mir den Gefallen, lieber Freund, treten Sie einen Augenblick an's Fenster und sehen Sie, ob wirklich ein Wagen da heraus kommt und wo er hingeht."

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Im Atelier.

Herr Beil ſprang eilfertig an's Fenſter, ſah eine Weile durch die Scheiben, dann ſagte er: „es iſt ein kleiner geſchloſſener Wagen; jetzt biegt er um die Ecke und will wahrſcheinlich zu Ihnen. — Richtig; er fährt bei der Thüre vor.“

Wirklich hörte man ihn auch in dieſem Augenblicke drunten halten.

„Ich will aber jetzt nicht geſtört ſein!“ rief der Maler unmuthig. „Thun Sie mir den Gefallen, ſpringen Sie in's Vorzimmer und ſchließen die Thüre zu. Sie ſollen mich in Frieden laſſen.“

„Es ſind zwei Herren,“ rief Herr Beil haſtig. Und dann ſprang er davon, um den Wunſch ſeines Freundes zu erfüllen.

Doch kam er zu ſpät, denn die Beiden waren ſchon auf der Treppe und hätten das Umdrehen des Schlüſſels hören müſſen, weßhalb Herr Beil dies unterließ, indem er es für unſchicklich hielt, Jemand die Thüre dicht vor der Naſe zuzuſperren. Er machte das dem Maler durch ein Zeichen mit der Hand begreiflich, der achſelzuckend fortfuhr, auf die Leinwand zu zeichnen.

Die beiden Herren auf der Treppe waren in eifriger Unterhaltung begriffen; wenigſtens ſprach der Eine, ein kleiner und magerer Mann, ſehr laut und lebhaft, während der Andere ſich begnügte, zuweilen mit dem Kopfe zu nicken oder: ja! ja! zu ſagen.

Der kleine Mann ſprang lebhaft die Treppen hinauf, wandte ſich aber faſt auf jeder Stufe um, um ſein Geſpräch dem Andern in's Geſicht hinein mit mehr Erfolg fortſetzen zu können. — „Beſter Baron!“ rief er, „Sie mögen ſagen, was Sie wollen, — und ich

weiß wohl, Sie nehmen Partei für die königlichen Stallmeister, aber das ist gleichviel, ich will meine Behauptung der ganzen Welt gegenüber durchführen; ich habe hier wahrhaftig nicht die Zeit, viele Stunden auf die Dressur meiner Reitpferde zu verwenden, während Jene den ganzen Tag im Sattel sitzen; aber das versichere ich Sie, und Sie können die kompetentesten Richter aufstellen, ich behaupte: es ist im ganzen Marstall nicht ein einziges Pferd so fein geritten, so sorgfältig dressirt, und dadurch, — beachten Sie das wohl, — nur dadurch von so angenehmen und gefälligen Bewegungen."

Bei diesen letzten Worten war er oben auf der Treppe angekommen und schlug mit dem Knopfe seines Stockes taktmäßig in die rechte Handfläche, während er seine Stimme erhoben hatte und jede Sylbe scharf betonte, sowie mit dem Ausdruck der größten Ueberzeugung sprach.

„Nicht ein einziges Pferd im ganzen Marstall. — Natürlicher Weise nehme ich die aus, welche vor einigen Tagen zum Geschenk für die Frau Herzogin angekommen sind. Die kommen von uns, und da, bester Baron, versteht man zu reiten."

„Hier sind wir am Ziel unserer Fahrt," erwiderte der andere Herr, der die Rede des kleinen Mannes zu unterbrechen versuchte. „Herr Erichsen ist zu Hause?" fragte er den Herrn Beil, welcher die Thüre geöffnet hielt.

Der kleine Mann trat lebhaft in das Gemach, schaute Herrn Beil einen Augenblick forschend in's Gesicht, schien einen Moment nachzudenken, und sagte dann: „wenn ich nicht ganz irre, so sahen wir uns neulich Abends bei meinem Freund, dem Grafen Fohrbach; Sie ersuchten mich, Ihr Atelier zu besuchen. Nun sehen Sie, ich bin da; ich habe eine Stunde für Sie gefunden und versichere Sie, bei meinen vielen zahlreichen Geschäften will das viel heißen. Aber der Baron Brand sagte mir, ich werde nicht umsonst kommen und einiges recht Gutes sehen."

Herr Beil hatte diesen Redestrom geduldig über sich ergehen

lassen, es wäre aber auch vergebliche Mühe gewesen, den kleinen Mann zu unterbrechen, denn nach seiner Gewohnheit sprach er nur Worte, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob sie Jemand anhöre. Auch blickte er dabei bald hierhin, bald dorthin, und im Zimmer umher, am allerwenigsten aber sah er auf die Person, zu der er eben redete. Er schien überhaupt einen festen menschlichen Blick nicht gut ertragen zu können.

Der andere Herr ließ ihn ebenfalls gewähren, und erst, als er geendigt hatte, und nach Luft schnappte, sagte Jener: „Sie irren sich, bester Herr von Dankwart, dies ist nicht Herr Erichsen, — wahrscheinlich einer der Freunde derselben," setzte er mit einem verbindlichen Lächeln hinzu, indem er sich verbeugte.

Herr Beil verbeugte sich ebenfalls und bat die beiden Herren, sich in das dritte Zimmer zu bemühen, wo der Maler immer noch vor seiner Staffelei saß.

Während Herr von Dankwart durch die Zimmer schwebte, — man muß diese Bewegung schweben nennen, denn er tänzelte mit seinen kleinen Beinen nur so dahin, blickte dabei bald rechts, bald links, ging nie gerade aus, und zu gleicher Zeit machte sein für den zarten Körper etwas zu schwerer Kopf allerlei selbstständige Bewegungen, — blieb er jetzt hier, jetzt dort vor einem Bild, irgend einem seltsamen Möbel, einer Waffe oder sonst etwas stehen, wobei er in Einem fort fragte, ohne aber, gleich vielen der Größen dieser Erde, eine Antwort abzuwarten, denn wenn er jetzt von einer Landschaft behauptete, sie sei etwas dunkel im Colorit, oder der Rahmen zu breit und zu schwer für die Leinwand, und alsdann fragte: „ist sie hier gemalt? — von wem ist sie? — ein Original oder eine Copie?" so sprang er gleich darauf zu irgend einem interessanten Dolche über, um sich zu erkundigen, ob er ächt montirt oder ob die Klinge in Wahrheit ein Damascener oder vielleicht aus Khorassan sei.

Trotz allem dem hätte er sich wahrscheinlich nicht weiter in den

beiden vorderen Zimmern aufgehalten, um dieſe für ihn ſo nothwendigen Bemerkungen zu machen, wenn er nicht von ungefähr in die Nähe des Fenſters gerathen wäre, von wo aus er einen Blick auf die unten ſtehenden Pferde und Wagen werfen konnte. Dieſe feſſelten ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und er ſchien das Zimmer, wo er ſich befand, den Künſtler, deſſen Werke er anſchauen wollte, kurz alles Andere auf der ganzen weiten Welt für den Augenblick rein vergeſſen zu haben.

„Ein magniſikes Enſemble!“ rief er dem Baron zu, der ſo eben mit Arthur einen freundlichen Händedruck gewechſelt. „In der That vollendet! Bitte Sie, ſehen Sie doch, wie außerordentlich ſchön die beiden Pferde ſtehen; dazu die einfachen Geſchirre, ſchön in ihrer Anſpruchsloſigkeit. Ah! ich muß mir für dieſe Zuſammenſtellung ſelbſt ein Compliment machen. — Und Joſef auf dem Bocke hat das wahre Air eines Kutſchers aus gutem Hauſe, — aus ſehr gutem Hauſe. — Baron, ich begreife in der That nicht, wie man es bei Hofe verantworten mag, daß die Kutſcher beim Stillſtehen die Peitſchen nach links hinüber geneigt halten. Ich kann mir nun einmal nicht helfen; das gibt der ganzen Tournure eine Schattirung von Nachläßigkeit. — Bei uns wagt das kein Kutſcher. Sehen Sie Joſef an; Joſef hat die Peitſche, wie es ſich gehört, auf dem rechten Schenkel aufgeſtützt. — Nur ſo hält der Kutſcher eines vornehmen Hauſes. — Aber Sie müſſen das betrachten, Baron.

„O, ich habe es ſchon oft geſehen,“ entgegnete dieſer lächelnd. — „Aber beſter Herr von Dankwart, wollen Sie nicht erlauben, daß ich Sie an den Zweck unſeres Beſuches erinnere und Sie mit Herrn Erichſen bekannt mache?“

„Gleich! gleich!“ erwiderte der kleine Mann, indem er ſich mit beiden Händen auf die Fenſterbrüſtung ſtützte und ſich auf den Zehen erhob, „denn die kurzen Beinchen erlaubten ihm ſonſt nicht, auf die Straße zu ſehen. — „Gleich, beſter Baron, ich verfolge ſo

eben eine außerordentlich schöne Idee: wenn ich mir so die elegante Figur des Handpferdes da unten betrachte, so kommt mir immer wieder der Gedanke, es sei doch eigentlich Schade, daß man ein solches Pferd einspannt. — Glauben Sie mir, bester Baron, es würde unter dem Sattel Furore machen." — Damit warf er noch einen letzten, halb schmerzlichen Blick auf die Straße hinab, worauf er sich nun endlich umwandte und in das Nebenzimmer zu den Anderen eilte.

An der Thüre desselben geschah es ihm nun abermals, daß er in seiner Zerstreutheit den Herrn Beil für Arthur nahm, denn er klopfte dem Ersteren, der sich bescheiden am Eingange hielt, sanft auf die Schultern, während er mit einer Protectionsmiene sagte: „da sind wir, in der That, da sind wir. Freue mich sehr, Ihre Sachen zu sehen. Man ist allerhöchsten Orts auf Sie aufmerksam geworden; die Frau Herzogin lobt über alle Maßen Ihre wunderbare Ansicht von Carrara."

Herr Beil verbeugte sich verlegen, denn er wußte nicht, ob es an ihm sei, jetzt selbst eine Aufklärung über seine Person zu wagen, nachdem dies vorhin der Baron so erfolglos gethan.

Dieser lächelte sanft in sein Schnupftuch und Arthur zuckte die Achseln.

Herr von Dankwart hatte es sich unterdessen in einem Fauteuil bequem gemacht und blickte an den Wänden umher, wo einige Skizzen und Studien hingen. — „In der That," sprach er nach einer kleinen Pause, „diese Ansicht von Carrara hat einiges Aufsehen gemacht; ich gratulire Ihnen. Die Frau Herzogin geruhten, das Gemälde schön zu nennen; ich glaube versprechen zu können, daß wenn Sie so fortfahren, Sie nächstens von uns einige Bestellungen erhalten werden."

„Aber Sie irren sich, Herr von Dankwart," sagte Arthur sehr ruhig und ohne daß er aufhörte zu zeichnen, „die Ansicht

welche die Soldateska mit dem ruhig heimkehrenden Bürger gerathen sein soll.

Nachschrift.

Leider hat sich das, was ich von Conflikten zwischen Militär und Bürgern nach dem Schluß der gestrigen Volksversammlung sagte, bestätigt. Augenzeugen sprechen von zahlreichen Verwundungen und es soll jetzt schon gewiß sein, daß das Militär ohne den geringsten Vorwand und ohne von den vorüberwandelnden Bürgern gereizt zu sein, auf die schonungsloseste Art von seinen Waffen Gebrauch machte. Wird man denn nun nicht einmal bald der Volksstimme Gehör geben und dem Militär das höchst unnöthige Tragen der Waffen außer des Dienstes verbieten? Das Volk ist ja bewaffnet, und gesinnungstüchtige Männer vom zartesten Alter sieht man bewaffnet einherziehen; wozu also noch bewaffnetes Militär?

Zwei Stunden von der Residenz.

Mit tiefem Schmerz und gerechter Entrüstung haben wir unsern Lesern neue Schandthaten zu erzählen, welche sich das verwilderte Militär gegen harmlos einherwandelnde Bürger erlaubte. Sie haben von der zahlreich besuchten Volksversammlung gehört, wo das souveraine Volk fest und bestimmt, aber ohne den Rechtsboden zu verlassen, deutlich aussprach, was ihm fehle und wo ihm geholfen werden müsse. Schon während der herzerhebenden Reden, die dort gehalten wurden, bemerkte man herumschleichende Spione und Emissäre der Reactionäre, welche sich bemühten, die goldenen Worte gesinnungstüchtiger Redner dem Volke zu verdächtigen und, sie mit reactionärem Geifer beschmutzend, als unlauteres Metall darzustellen. Auf dem Heimwege nun wurden mehrere unserer ehrenhaftesten Bürger von einer großen Anzahl Soldaten mit der blanken Waffe überfallen. Vergebens war das Abwehren dieser unschuldigen Schlachtopfer, die verthierte Soldateska hieb schonungslos ein, einem Bürger sollen mehrere Nasen abgehauen worden sein. Man fürchtet Unruhen in der Stadt, und so traurig es ist, wenn wir neue Unruhen erleben, so ist es endlich einmal Zeit, daß der grenzenlosen Willkühr des Militärs entgegengetreten wird.

von Carrara ist nicht von mir; ich male überhaupt keine Landschaften."

„Allerdings nicht von Ihnen," entgegnete einigermaßen pikirt der kleine Mann, „aber sie ist von Herrn Erichsen dort. Freilich nicht von Ihnen."

Bei diesen Worten deutete er mit einer leichten Biegung des Kopfes auf Herrn Beil.

„Bester Herr von Dankwart," lachte nun der Baron laut hinaus, „Sie sind heute unsäglich zerstreut. Dort jener Herr an der Staffelei ist der Künstler, den wir besuchen wollten, Herr Erichsen. Er malt aber keine Landschaften, wie Sie sich erinnern wollen; die Ansicht von Carrara ist von Herrn Becker."

Der kleine Mann schaute einen Augenblick befremdet um sich, dann legte er die Hand an die Stirne, schloß für ein paar Sekunden die Augen und sagte hierauf: „ja, sehen Sie meine Herren, wie man mit den Gedanken abwesend sein kann! Das passirt mir leider sehr häufig. — Ich habe zu viel in meinem Kopfe," setzte er seufzend hinzu; „es geht nicht auf die Länge der Zeit. Aber entschuldigen Sie mich, Herr Erichsen; es ist mir wirklich recht angenehm, Ihre Bekanntschaft zu erneuern, — zu erneuern, denn wie Sie wissen, sahen wir uns bei meinem Freund, dem Grafen Fohrbach." — Dabei neigte er sein Haupt sanft gegen den Künstler und machte mit der rechten Hand eine Bewegung, die einen freundlichen Gruß ausdrücken sollte.

Der Baron hatte sich unterdessen ebenfalls in einem Stuhl niedergelassen, und Arthur reichte ihm eine Cigarre. Auch bot er Herrn von Dankwart eine an, der sie aber refusirte, eine eigene hervorzog und anzündete.

„Mit Cigarren," sagte der kleine Mann, „bin ich difficil; ich halte mir ein großes Lager und rauche nur sechsjährige."

„Womit ich leider nicht dienen kann," entgegnete Arthur. „Wissen Sie, wir Künstler leben so von einem Tag in den anderen,

kaufen uns heute die Cigarren, die wir morgen rauchen, und legen uns keinen Vorrath an."

„Aber Sie könnten das, Herr Erichsen," versetzte Herr von Dankwart. „Sie sind ein reicher Mann, wie man mir sagt, der sich keinen schönen Genuß des Lebens zu versagen braucht." Dabei zog er den Mund zusammen wie ein Karpfen und bließ den Dampf der Cigarre horizontal von sich. — „Wir sind doch hier in Ihrem elterlichen Hause?" fuhr er darauf fort. „Kenne den Papa wohl; mache zuweilen mit ihm Geschäfte. — Apropos! hat er noch immer den kleinen Schimmel? Im vergangenen Herbst wurde er noch von dem Commerzienrathe geritten. — Baron," wandte er sich an diesen, „Sie kennen das Pferd nicht? — ein kapitales Thier; aber alt. Nicht wahr, es ist alt, Herr Erichsen."

„Ja, es ist sehr alt," erwiderte dieser. „Deßhalb wird es auch von Papa nicht mehr geritten; es steht drunten im Stalle und soll da in Ruhe seine letzten Tage verleben."

„Schön! schön!" rief der kleine Mann. „Aber jetzt müssen Sie mir erlauben, daß ich einmal in meiner Brieftasche nachsehe, — ich habe eine Notiz für Sie gemacht, eine Notiz von Wichtigkeit, kann mich aber nicht mehr darauf besinnen. — Sie verzeihen schon einen Augenblick!"

Arthur nickte höflich mit dem Kopfe und dann legte er die Kohle, mit der er gezeichnet, auf die Staffelei, wischte sich die Hände ab und wandte sich gegen den Baron von Brand, der ein kleines Bildchen ergriffen hatte, welches in der Ecke lehnte, und es aufmerksam betrachtete.

Herr von Dankwart hatte sein Taschenbuch heraus gezogen und blätterte langsam darin.

Unterdessen war Herr Beil in's Nebenzimmer gegangen.

„Sie hatten mir auch versprochen, mich zu besuchen," sagte der Baron zu Arthur. „Erinnern Sie sich, als wir neulich zusammen nach Hause fuhren."

„Und habe das nicht vergeſſen,“ antwortete der Maler. „Wir Künſtler ſind aber ein eigenes Volk: oft haben wir Tage und Wochen lang nichts zu thun und ſchlendern umher, und dann verſchließen wir uns wieder für längere Zeit in unſer Atelier und kommen zu gar nichts.“

„Und in dieſem Stadium befinden Sie ſich gerade?

„Beinahe,“ entgegnete Arthur lächelnd. „Doch bin ich im jetzigen Augenblick weniger vor der Staffelei als ſonſtwo beſchäftigt.“

„Ah! ich habe gehört. Man bereitet in Ihrem Hauſe ein hübſches Feſt vor, ich glaube, Sie wollen lebende Bilder arrangiren. Das iſt eine ganz köſtliche Idee! Ich liebe dergleichen unendlich, das heißt, ſehe gerne zu; denn ſollten Sie es wohl glauben, mein lieber Herr Arthur, ich bin nicht im Stande, in irgend einem Bilde mitzuſtehen. Meine Nerven ſind zu ſchwach dazu. — Sie ſchütteln ungläubig den Kopf, aber dem iſt in Wahrheit ſo: ich habe es mehrere Male verſucht, doch ſo bald der Vorhang auseinander geht und ich die Lichter ſehe, da fängt Alles an, mir vor den Augen herum zu tanzen. — Sehen Sie, jetzt ſchon, wenn ich nur daran denke, wird es mir heiß und eng.“

Bei dieſen Worten zog er ſein duftendes Taſchentuch hervor und fächelte ſich kokett die Stirne damit.

Herr von Dankwart ließ die Hand mit dem Taſchenbuche herabſinken und meinte: „Sie ſprachen da eben von lebenden Bildern? — Man weiß das hier nicht zu arrangiren; Sie ſollten das an unſerem Hofe ſehen! Ah! das macht einen wunderbaren Effekt. Ich verſichere Sie, wenn man dort die Auswahl der Bilder betrachtet, die ſorgfältig ausgeſuchten Darſteller, die trefflich gewählten Coſtüme, das unnachahmliche Arrangement des Lichtes, — das iſt ſuperb! Man glaubt in der That vor einem wirklichen Bilde zu ſitzen.“ — Hiemit erhob er ſein Taſchenbuch wieder und ſuchte abermals emſig darin, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, ob einer der Anweſenden ſeine Meinung bekämpfen werde oder nicht.

Dies that übrigens auch Niemand; der Baron wischte mit dem feinen Battisttuche ruhig seinen Schnurrbart, worauf er die Cigarre wieder zwischen seine Lippen nahm. Arthur betrachtete die Leinwand auf der Staffelei und schien sich zu freuen, daß die Züge, die dort hervortraten, wenigstens für ihn schon kennbar waren.

„Wer ist der junge Mensch, der eben hier im Zimmer war?“ fragte nachlässig Herr von Brand. „Ich sah ihn bisher noch nie in Ihrer Gesellschaft.“

Arthur so plötzlich gefragt, wußte nicht gleich, was er antworten sollte. Er half sich aber, indem er, um Zeit zu gewinnen, entgegnete: „Sie meinen den, welcher eben in's Nebenzimmer gegangen ist? — im rothen Schlafrock?“

„Richtig, den im sehr langen rothen Schlafrock,“ gab der Baron lächelnd zur Antwort. „Ein merkwürdig gescheidtes Gesicht, kluge Augen.“ — Dabei schlug er sanft mit der rechten Hand auf die Lehne des Sessels, in welchem er saß. — „Ein Gesicht, welches Zutrauen erweckt,“ fuhr er alsdann fort; „schade, daß dieser Kopf auf einem so unscheinbaren Körper steht.“

„Es ist allerdings schade,“ erwiderte Arthur, „daß das Aeußere meines Freundes nicht sehr empfehlend; sein Inneres dagegen ist vortrefflich; Herr Beil ist ein Mensch voll Herz und Gemüth, dem ich mein ganzes unbedingtes Vertrauen schenken würde.“

„So, er heißt Beil?“ antwortete der Baron. „Ja, ja, das Gesicht hat einen guten Ausdruck. — Was ist er eigentlich?“

„Er ist — er sucht,“ sagte Arthur zögernd, „er wünscht — eine Stelle zu erhalten, ist augenblicklich außer Dienst.“

„Also Herr Beil ist Geschäftsmann?“

„Ein sehr solider und pünktlicher Mensch in allen seinen Arbeiten.“

„Führt er eine gewandte Feder? — Spricht er fremde Sprachen?“ fragte der Andere.

„Ich glaube, daß ich hierauf mit Ja antworten kann, und was

namentlich das Letztere anbelangt, so weiß ich, daß er geläufig französisch spricht und englisch versteht."

„Das wäre nicht so übel," meinte Herr von Brand, indem er einen Augenblick nachdachte. „Würden Sie ihn empfehlen? das heißt, für seine Rechtlichkeit und gute Aufführung garantiren?"

„Gewiß," entgegnete Arthur und schaute den Andern einigermaßen erstaunt an. „Hätten Sie vielleicht eine Verwendung für ihn?"

„Ja," versetzte Herr von Brand; „Sie wissen, bester Herr Arthur, ich arbeite nicht gern; es ist ein großer Fehler, ich weiß das wohl, aber man kann sich nicht anders machen, als wie man ist. Nun aber leiden darunter meine Papiere, meine Correspondenzen. Fände ich nun Jemand, auf den ich mich bei diesen Geschäften verlassen könnte, so wäre ich sehr froh darüber."

„Das trifft sich prächtig!" rief der Maler, der entzückt war, eine so glänzende Unterkunft für seinen Freund zu finden. „Ich garantire für ihn nach allen Richtungen, und obendrein thun Sie wirklich ein gutes Werk, wenn Sie sich seiner annehmen; er steht allein in der Welt."

„Das wäre mir um so lieber," entgegnete der Andere, „denn ich gestehe offenherzig, ich mag es gern leiden, wenn meine vertrauten Diener keinen großen Anhang haben, namentlich nicht in der Stadt, wo ich bin. — Sie wissen," setzte er lächelnd hinzu, „wir jungen Leute treiben so allerlei; man empfängt bald dies, bald das Billet, man muß bald da, bald dorthin schicken, namentlich bei einem sehr bewegten Leben, wie ich es führe, und da ist denn die vollkommenste Discretion eine Eigenschaft, die ich an meinen Dienern besonders schätze, und wenn ich sie einmal gefunden, immense bezahle."

„Was das anbelangt," versetzte Arthur, „so glaube ich, daß ich darin für meinen Freund einstehen kann wie für mich selbst. Es ist das eine kernige, ruhige Natur, voll Anhänglichkeit gegen Jemand, der ihr Gutes erzeigt, schweigsam, wo er nicht sprechen soll,

und voll Humor, wenn er sieht, daß man wünscht, unterhalten zu sein."

„Bei all' den guten Eigenschaften," erwiderte Herr von Brand, „und bei einer so vortrefflichen Garantie, wie Sie, bester Herr Arthur, für mich sind, zaudere ich nicht länger, den jungen Mann in meine Dienste zu nehmen. Ich werde ihn sehr anständig stellen; er sei mein Geschäftsmann, nach Befund mein Vertrauter, und ich hoffe, wir werden mit einander zufrieden sein. — Abgemacht! Sagen Sie ihm, er soll sich von heute in drei Tagen Abends um sieben Uhr bei mir einfinden, und sprechen wir jetzt nicht weiter darüber; ich hasse alle Nervenanfregungen, wozu ich namentlich rechne, wenn mir Jemand danken will."

„Aber ich darf Ihnen doch so ganz im Stillen danken," flüsterte Arthur, indem er seine Hand ergriff.

„Nun meinetwegen denn," sagte gleichgültig der Baron, indem er affektirt und matt seine Rechte erhob, die der junge Mann herzlich drückte. — „Jetzt aber hätten Sie lange genug gesucht, bester Herr von Dankwart," fuhr er nach einer Pause laut gähnend fort und wandte seinen Kopf auf die Seite, um den also Angeredeten beschauen zu können. „Die Zeit vergeht, und die halbe Stunde, die ich für Sie übrig hatte, muß längst verflossen sein. — Sehen wir." — Er zog seine Uhr heraus, betrachtete das Zifferblatt und rief dann mit großer Wichtigkeit: „Schon eilf Uhr! — Coeur de rose! Herr von Dankwart, Sie bringen mich um meine beste Zeit. — Haben Sie denn noch nicht Ihre Notiz gefunden?"

„Schon längst," entgegnete wichtig der kleine Mann; „aber während ich darnach sah, fand ich hier eine andere Bemerkung, welche mir interessant schien und Sie betrifft, die ich aber während des Vortrags bei Allerhöchst der Frau Herzogin so flüchtig hingeworfen, daß ich aus den paar Worten den Sinn nicht mehr enträthseln kann."

„So laſſen Sie die paar Worte hören,“ ſagte offenbar gelangweilt der Baron.

„Frage an den Baron von Brand,“ las der kleine Mann und zog die Augenbrauen hoch empor. „Und dahinter ſteht: Polizei.“

„Wa — as?“ rief lachend der Andere. „Fragen Sie mich was und ſo viel Sie wollen, aber bleiben Sie mir mit der Polizei vom Leibe.“

„Ich kann das auch nicht zuſammen reimen: Sie, beſter Baron, und die Polizei. Jetzt zerbreche ich mir ſeit einer Viertelſtunde den Kopf und ich muß doch am Ende heraus bringen, was es heißen ſoll, denn daneben habe ich noch ein: F. d. n. R. — heißt: für den nächſten Rapport. — Der Baron Brand und die Polizei!“ ſagte er mehrmals leiſe vor ſich hin, wobei er mit ſeinem Bleiſtift vor die Stirne ſchlug.

„Soll Sie der Teufel holen mit Ihrer Polizei!“ rief der Andere. „Ich werde mich wahrhaftig bei der Frau Herzogin bedanken, daß ſie mich damit in Zuſammenhang bringt.“

„In der beſten Abſicht, lieber Baron, in der allerbeſten Abſicht. Ich war es ſogar, der das Geſpräch auf Sie lenkte; ich thue das gern für meine Freunde. — Warten Sie, — unterbrechen Sie mich nicht? ich komme darauf. Ich ſagte nämlich, es wäre Schade, wenn Ihr Aufenthalt hier nur ein vorübergehender wäre; man ſollte Sie zu feſſeln ſuchen.“ —

„Coeur de rose! — Auf der Polizei? — Ich danke Ihnen.“

„Ja, richtig auf der Polizei, ſo iſt's. — Ich hab's! ich hab's! — Gott ſei gedankt! Die Frau Herzogin ſagte nämlich, es ſei ihr ein kleines Gerücht zu Ohren gekommen, von einer Liaiſon, welche der Baron Brand auf der Polizeidirection angeknüpft. — Jetzt erinnere ich mich ganz genau; wie kann man ſo vergeßlich ſein! — Fräulein Auguſte iſt eine liebenswürdige junge Dame. — Darf man gratuliren?“

„Ach, bleiben Sie mir mit ſo etwas vom Leibe!“ rief faſt

entrüstet Herr von Brand. „Das ist mein ewiges Unglück, ja das jedes Junggesellen, sowie er ein Haus betritt, wo heirathsfähige Mädchen sind. — Ist's nicht wahr, Herr Arthur? Ihnen wird's auch so gehen? — Und von Ihnen gar nicht zu reden, bester Herr von Dankwart! Denken Sie nur an sich selber; wie oft sagt man Ihnen eine Brautschaft nach!"

„Ja, ja, das ist wahr," entgegnete dieser einigermaßen geschmeichelt. — „Also diese Sache ist wieder leeres Geklatsch?"

„Vollkommen grundlos. — Ich bitte, das der Frau Herzogin in meinem Namen zu sagen."

„Werde nicht ermangeln," antwortete Herr von Dankwart; „es hat Allerhöchstdieselben wirklich interessirt. — Werde nicht ermangeln." — Damit schloß er sein Taschenbuch, ohne sich weiter zu erinnern, daß er eigentlich etwas Anderes habe suchen wollen; ja, er erhob sich aus seinem Fauteuil, nachdem er einen Blick auf die Standuhr über dem Kamin geworfen, schaute einen Augenblick mit recht nichtssagender Miene an den Wänden umher, wobei er jetzt mit dem Kopfe nickte, dann denselben auf die Seite neigte, die Augen halb schloß, wieder öffnete, und sich darauf vernehmen ließ: „ganz gut! — ganz gut! — superb! — In der That fast vortrefflich! Werde Ihren Namen bestens behalten und der Frau Herzogin melden, daß Sie es verdienen, wenn man etwas für Ihr Renommée thut." — Damit streckte er seine beiden Hände aus, als wollte er sie Jemand darreichen, besann sich aber glücklicher Weise noch, daß es nur ein Künstler sei, der vor ihm stehe, weßhalb er die linke wieder sinken ließ, mit der rechten dagegen den Hut ergriff und darauf mit einer steifen Kopfverneigung durch die Zimmer zur Thüre hinaus tänzelte.

„Vergessen Sie mir den Herrn Beil nicht," sagte lächelnd der Baron zu Arthur. Er hatte den seltsamen Blick wohl verstanden, mit dem der Künstler dem allerhöchsten Geschäftsmann achselzuckend nachgeblickt. — „Durch solche Herren," setzte er flüsternd hinzu,

„wird die Kunſt oft bei den Großen der Erde protegirt und gepflegt.“ — Damit drückte er dem Maler herzlich die Hand und folgte dem vorangegangenen Gefährten, der auf den erſten Stufen der Treppe ſchon wieder ein Pferdegeſpräch begann, und dieſes fortſetzte, bis er an ſeinem Coupé angekommen war, worauf er zum Wagenbau überging und hierüber manch' Schönes und Lehrreiches zum Beſten gab.

Sobald der Baron von Brand die Thüre hinter ſich zugezogen, kam Herr Beil aus dem Nebenzimmer hervor, ſah ſeinen Freund mit einem launigen Blicke an, worauf Beide in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Eigentlich iſt das nicht zum Lachen,“ ſagte Arthur nach einer kleinen Pauſe, indem er abermals ſeine Kohle ergriff; „das kommt her, bringt uns um die beſten Morgenſtunden, ſieht unſere Sachen gar nicht an, und geht dann ſpäter in ſeine vornehmen Cirkel, um über uns und unſere Leiſtungen ein Urtheil zu fällen. — Hole ſie Alle mit einander der Teufel! — Es iſt doch weiß Gott traurig, daß wir Künſtler nicht einmal unſere Freiheit haben, daß wir mehr oder minder von ihnen abhängen, — ihre Sklaven ſind. — — Doch warum fährt der Wagen drunten nicht weg,“ fuhr er fort, nachdem er einige Striche auf der Leinwand gethan. — „Höre ich nicht meinen Namen rufen! — Die doppelten Fenſter dämpfen allen Schall; ſeien Sie doch ſo gut, lieber Beil, und ſchauen ein wenig nach. — Ja, ja, man ruft mich.“

Und es war in der That ſo. Kaum hatte Herr Beil den Kopf in's Freie hinausgeſtreckt, ſo zog er ihn haſtig wieder zurück und ſprach lachend: „da unten beugt ſich der Herr von Dankwart oder wie er heißt, zum Halsverdrehen aus ſeinem Coupé heraus und ruft nach Ihnen.“

„Er ſoll rufen!“ entgegnete Arthur unmuthig. „Hat mich hier faſt eine Stunde mit ſeinen nichtsſagenden Reden aufgehalten

und jetzt soll ich noch da hinunter und demüthig an ihn hintreten — was befehlen Euer Gnaden?"

„Aber er hat mich gesehen," versetzte begütigend Herr Beil, der noch immer am geöffneten Fenster stand; „er hat sich an mich gewandt, als er zum letzten Mal Ihren Namen rief."

„Aber was mag er wollen?"

„Vielleicht ist ihm jetzt endlich eingefallen, nach was er in seiner Schreibtafel gesucht, und das er, als er es gefunden, wieder vergessen."

„Meinetwegen; er soll zum Teufel gehen! Ich steige nicht die Treppen hinunter."

„Thun Sie es doch," bat Herr Beil. „Bedenken Sie, daß Sie einmal Künstler sind, und wenn Sie auch nicht nöthig haben, für Geld zu arbeiten, so arbeiten Sie doch für Beifall. Und der kann Ihnen ja nicht zu Theil werden, wenn man Ihnen keine Bestellungen gibt. Auch hat er schon eine ziemliche Zeit gewartet und nach Ihnen gerufen."

„Ja, Sie haben Recht," entgegnete Arthur ärgerlich. „Ich sehe ein, ich muß mich wohl draußen im Regen an den Wagen hinstellen und freundlich meinen Kopf neigen. — Wer will gegen den Strom schwimmen, ohne am Ende unterzugehen? Ja, ich fühle meine Fesseln, ich fühle es, daß ich so gut wie jeder Andere ein Sklave der Verhältnisse bin."

Nach diesen Worten schritt der Maler die Treppen hinab, ohne sich jedoch gerade sehr zu beeilen, und trat an den Wagen, aus welchem heraus Herr von Dankwart mit seinen kleinen Armen gegen ihn gestikulirte, während er ihm zurief: „verzeihen Sie meine Vergeßlichkeit; aber, du lieber Gott! wenn man den Kopf so voll hat wie ich, so kann einem das schon arriviren. Dieser köstliche Baron mit seiner Brautschaft ist Schuld daran, daß ich ganz und gar meinen Auftrag vergessen. Sehen Sie, hier steht es deutlich geschrieben."

Berichtigung.

In unſerem geſtrigen Artikel über die Schandthaten in der Reſidenz muß es heißen ſtatt: es wurden einem Bürger mehrere Naſen abgehauen, es wurde mehreren Bürgern eine Naſe abgehauen.

Nachſchrift.

Ueber die unverantwortliche, ſchmähliche Schandthat in der Reſidenz ſoll man dorten, wie wir von glaubwürdigen Freunden erfahren, immer mehr Details entdecken. Man ſoll einem Verein auf die Spur gekommen ſein, der es ſich zur Aufgabe geſtellt hat, durch Aufhetzen des Militärs gegen ruhige Bürger der Reaction kräftig in die Hand zu arbeiten. Bezeichnend und nicht zu überſehen iſt, daß, während auf offener Straße die beſprochenen Schandthaten vorfielen, mehrere Officiere Cigarren rauchend vorüberritten. Glaubwürdige Zeugen verſichern ſogar, daß einer dieſer Officiere mit dem andern einige leiſe Worte wechſelte, und daß dieſelben alsdann davon geritten, mit Mienen, welche deutlich ihr Wohlgefallen an der verübten Schandthat ausſprachen.

Vier Stunden von der Reſidenz.

Ein Schrei des Entſetzens geht durch's ganze Land. Wir erhalten ſoeben Nachricht von einer Militärverſchwörung gegen das Leben ruhiger Bürger, eine Verſchwörung, welche glücklicherweiſe übereilt, aber mit ſolch furchtbaren Symptomen an das Tageslicht herantrat, daß dem unparteiiſchen Zuſchauer die Haut ſchaudert. Die Metzelei ſoll unerhört geweſen ſein, und man ſpricht von 7 bis 8 Todten und die doppelte Anzahl Verwundeter auf Seiten der Bürger. Auch ſah man Officiere zu Pferde in der Nähe, welche das ganze Gemetzel commandirten. Man ſagt, es ſei Generalmarſch geſchlagen worden und die Stadt ſei vollkommen im Aufruhr. Wird man jetzt auch wieder ſchonend verfahren, wird man jetzt nicht endlich einmal einſchreiten gegen die Urheber ſolcher Gräuelthaten? Oder wird man abwarten, bis das ganze Volk entrüſtet aufſteht und ſelbſt zu Gericht ſitzt?

Damit nahm er ſein Taſchenbuch vom Schooße, wo er es hingelegt, um es Arthur zu zeigen, der ſich aber ſtumm und abwehrend verbeugte.

„Die Frau Herzogin haben nämlich erfahren," fuhr der kleine Mann fort, „daß Sie ein paar vorzügliche Portraits gearbeitet; eins haben wir ſogar geſehen: den jungen Grafen Fohrbach, — außerordentlich ſchön! — Man hätte das bei uns zu Hauſe nicht beſſer gemacht. Ich verſichere Sie, es iſt ein liebenswürdiges Bild."

„Daran iſt wohl nur die Perſönlichkeit des Grafen Schuld, gewiß nicht meine Kunſt," erwiderte Arthur mit ſehr kühlem Tone.

„Sie ſind zu beſcheiden, mein lieber junger Freund," ſagte Herr von Dankwart, wobei er den Verſuch machte, den Künſtler auf die Schultern zu pätſcheln. Da aber ſeine Aermchen zu kurz waren, auch Arthur etwas zurück wich, ſo blieb es einfach bei dem Verſuche. — „Es handelt ſich nämlich," fuhr er dann fort, „um das Portrait Seiner Durchlaucht des Herzogs Alfred, des Sohnes der Frau Herzogin; — ein recht angenehmes Aeußere. Seine Durchlaucht wünſcht ſich nämlich von Ihnen gemalt zu ſehen, und wenn Sie geneigt wären, das Portrait ſehr bald anzufangen —"

Arthur verbeugte ſich ſtumm.

„So würde der Herr Herzog auf unſer Zureden wohl die Gnade haben, Sie in nächſter Zeit zu den vorbereitenden Sitzungen befehlen zu laſſen."

„Ich hoffe nur, daß es mir möglich ſein wird," ſagte Arthur, indem er ſich aufrichtete, „meine Zeit mit den Befehlen Seiner Durchlaucht in Einklang zu bringen. Ich habe im Augenblicke ſehr viel zu thun."

„Aber wenn der Herr Herzog es wünſcht, mein Lieber?" verſetzte Herr von Dankwart mit einem einigermaßen verwunderten Tone, indem er den Zeigefinger leicht erhob und auf das „wünſcht" einen ſtarken Nachdruck legte.

„Ja, wenn Seine Durchlaucht es wünſcht!" lachte Baron

Brand ironiſch aus der anderen Wagenecke. — „Coeur de rose! Das will ſchon etwas heißen!“

„Ich erwarte alſo Ihre Befehle,“ ſprach Arthur mit ruhigem Tone und wollte in das Haus zurücktreten.

Doch hielt ihn der kleine Geſchäftsmann mit einer haſtigen Handbewegung zurück. — „Halt! halt!“ rief er; „noch eins, mein lieber Herr Erichſen. Hätte ich doch bald wieder etwas vergeſſen! Die Frau Herzogin, ſo ſehr ſie überzeugt iſt von Ihrer großen Kunſt, was die Aehnlichkeit anbelangt, wünſchen doch — aber nehmen Sie mir es nicht übel — noch ein bekanntes Geſicht von Ihnen gezeichnet zu ſehen, ehe Sie das Portrait Seiner Durchlaucht anfangen. Wiſſen Sie, mein Lieber, nur gezeichnet, oder ein kleines Aquarell, durchaus kein Oelbild.“

„Ich verſtehe,“ erwiderte Arthur mit einer bewundernswerthen Ruhe; „Ihre Hoheit wollen nur ſehen, ob es mir auch leicht gelingt, Jemanden zu treffen.“

„So iſt's, ſo iſt's, mein Freund! Die Frau Herzogin wünſcht es ſehr; und obgleich meine Zeit außerordentlich in Anſpruch genommen iſt, ſo biete ich mich doch zu dem Verſuche an, und will für Sie zu Haus ſein, wenn Sie es wünſchen.“

„Sie wollen für mich zu Haus ſein?“ fragte lächelnd der Maler.

„Gewiß, wenn es meine Zeit erlaubt.“

„Um verſuchsweiſe Ihr Portrait zu machen?“

„Ja, ja, mein Freund. — Halten Sie es für ſehr ſchwierig?“

„Nein, gewiß nicht!“ lachte Arthur mit einem ſehr bitteren Tone. „Ich könnte das ſogar machen, ohne daß Sie mir eine Sitzung bewilligten, denn von den beiden Malen, wo ich die Ehre hatte Sie zu ſehen, hat ſich Ihr Bild unauslöſchlich in mein Inneres geprägt.“

„Coeur de rose! — Nehmen Sie ſich in Acht, Herr von Dankwart: er macht eine Carricatur von Ihnen.“

„Das wäre unmöglich," erwiderte ruhig der Maler.

Für welches Wort ihn der kleine Mann einigermaßen mißtrauiſch anblickte, worauf er ſich in die Wagenkiſſen zurückwarf und ziemlich vornehm ſagte: „alſo es bleibt dabei, mein lieber Herr! Zuerſt eine kleine Skizze von mir und dann nach Befund das Portrait Seiner Durchlaucht. — Nach Hauſe, Joſef!"

Die Pferde zogen an; doch ehe der Wagen davon fuhr, beugte ſich Herr von Brand noch einmal ſo weit er konnte vor, und lächelte dem Maler auf eine eigenthümliche Art zu.

Der Abſchied des Herrn von Dankwart beſtand darin, daß er mit zwei Fingern zum Wagenſchlag hinaus winkte.

Arthur blieb trotz des ſtrömenden Regens noch einen Augenblick an der Thüre ſtehen und ſah dem Wagen nach, bis er um die Ecke verſchwunden war. Dann ſchlug er eine laute Lache auf und ſprach zu ſich ſelbſt: „nun, heute habe ich gezeigt, daß ich bereitwillig den linken Backen hinhalte, wenn man mich auf den rechten geſchlagen. — Sogar Onkel Tom müßte mit mir zufrieden ſein."

Oben in ſeinem Atelier angekommen, zog er ſeinen leichten Morgenrock aus (es war dies ein koſtbares Gewand, aus einem feinen Shawl gemacht), der jetzt von dem Regen draußen ganz durchnäßt war. Er warf ihn verächtlich in eine Ecke und nahm ſich alsdann eine friſche Cigarre, die er ruhig anzündete.

„Sie ſind ärgerlich?" ſagte freundlich Herr Beil; „haben auch alle Urſache dazu. Es iſt das von dieſen vornehmen Herren eine eigene Art, mit renommirten Künſtlern umzugehen."

Der Maler betrachtete, ohne augenblicklich eine Antwort zu geben, die holden Züge, die ihm von der Leinwand auf der Staffelei entgegen lachten. Nach einer längeren Pauſe ſagte er erſt: „ah! da kann von vornehmen Herren eigentlich gar nicht die Rede ſein! Der Herr von Brand hat allerdings eine anſtändige Tournure: mit wirklich vornehmen Herren iſt es angenehm umzugehen.

— Aber der Andere! — Wissen Sie, lieber Herr Bell, solches Volk, das sich aus dem Staube und dem Dreck herauf geschmeichelt, das, wenn es auch jetzt einen feinen Frack und gute Handschuhe trägt, doch die freche Bedientenseele nie verläugnen kann, das es wagt, im eckelhaftesten Hochmuth auf uns herum zu tappen, weil es begnadigt ist, sich als moralischen Spucknapf seines Herrn gebrauchen zu lassen, — das sind ja oft leider die Geschöpfe, an die wir arme Künstler gewiesen sind, das sind die Zwischenträger zwischen der reinen heiligen Kunst und den Großen der Erde, denen persönlich zu nahen so Wenige von uns gewürdiget werden. — Was ich vorhin von der Sklaverei sagte, ist ganz richtig: all' diese armen Maler und Bildhauer, die mit Herrn von Dankwart und ähnlichem Gelichter zu thun haben, sind arme unglückliche Sklaven, welche die Arbeit ihrer Tage, die Träume ihrer Nächte für ein elendes Honorar verkaufen. Und da das Bild bezahlt ist, soll der Künstler zufrieden sein; jene hohen Herrschaften aber fühlen nicht, daß ihm, so nothwendig er auch die paar Thaler gebrauchen kann, doch ein freundliches anerkennendes Wort ein schönerer Lohn wäre und ihn anspornen müßte zu noch besseren Werken. — Nein, sie fühlen das nicht, sonst würden sie nicht solche Dankwarte schicken und uns die Schmach anthun, daß wir aus solchem Munde vernehmen müssen: Seine Hoheit sind mit Ihnen zufrieden, Seine Hoheit haben Ihr Bild für etwas Vortreffliches erklärt." — Damit schwieg er und wischte auf der Leinwand herum.

„Doch, Gott sei Dank!" fuhr er nach einer Pause fort, „es hat mich ordentlich beruhigt, daß ich mich gegen Sie ein wenig aussprechen konnte. Ich versichere Sie, mich hatte da unten eine unbeschreibliche Wuth erfaßt: Herr von Dankwart schwang da eine artige Geißel gegen mich armen Künstlersklaven, er verlangte nämlich, ich solle zeigen, ob ich auch in der [illegible] etwas verstände, und als Probe soll ich sein Gesicht abzeichnen."

„Brrr!" machte Herr Bell, der inzwischen den nassen Mor-

genrock Arthurs aus der Ecke des Zimmers hervorgeholt. — „Und für alles das haben Sie Ihr allerliebſtes Kleid hier total verdorben?“

„Das geht zum Uebrigen in den Kauf, wenn man eine vornehme Kundſchaft hat,“ entgegnete lachend der Maler. „Aber wiſſen Sie, was mich im Umgange mit ſolchen Menſchen, wie der Herr von Dankwart iſt, am meiſten ärgert? — Das ſind die Anreden, mit denen ſie uns begnadigen: „„mein lieber Herr! Mein Freund““ und dergleichen. Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen, aber das kann mich zur Wuth bringen; es ſoll das herablaſſend ſein, freundlich und gnädig. — Mein lieber Freund! — Es iſt aber wie das Du, mit dem ich meinen Bedienten anrede. Und wehe dieſem, wenn er ſich unterſtände, ebenſo zu antworten! und wehe uns, wenn wir auf eine ſolche Anrede ebenfalls antworten würden: „„mein lieber Freund!““ — Dieſe Dankwarte müſſen ſich abſolut etwas Apartes gegen uns heraus nehmen. Würden ſie einfach unſern Namen nennen, ſo ſtänden wir ihnen ja gleich, indem wir auch den ihren ausſprechen; aber nein! Da reichen ſie ihre Hand tief hinab in den Staub und ſagen, indem ſie weit — weit über uns hinweg ſehen: mein lieber Freund!“

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Am Neujahrstage.

Wie immer, ſo lange wir nach unſerem chriſtlichen Kalender rechnen, war das alte Jahr acht Tage, nachdem die Weihnachtsbäume gebrannt, zu Ende gegangen. — Es iſt das für die Men-

schen eine angenehme Periode: viel Festtage, Geschenke, Lust und Freude aller Art, namentlich in der Sylvesternacht, wo Jeder so viel als möglich sich bemüht, vom alten Jahre fröhlich Abschied zu nehmen und das neue jubelnd zu empfangen.

Trotz den erneuerten Verordnungen einer hochpreislichen Polizei hatte es auch dieses Mal wieder an allen Ecken der Stadt geknallt, ja selbst in der Nähe der Polizeidirektion, wo sich einige Mordschläge mit unerhörtem Spektakel entladen, so daß der Präsident erschrocken aus seinem Bette aufgefahren war und sogleich nach seiner Nase gegriffen hatte, weniger, um sich zu überzeugen, ob sie ihm nicht weggeschossen worden, als vielmehr, um, während er diese treue Freundin sanft befühlte, mit sich zu Rathe zu gehen, wie dem heillosen Unfuge ein für alle Mal gründlich zu steuern wäre.

Nach der geräuschvollen Sylvesternacht folgte nun ein heiterer Neujahrstag, heiter insofern, und auch freundlich und gefällig, als er in starkem Froste und blauem Himmel erschien, die nasse Erde trocknete und sich auf diese Art der vielen lackirten Stiefel und Stiefelchen, auch schwarzer Fräcke und weißer Strümpfe erbarmte, die namentlich am heutigen Vormittag in der Stadt umherschwärmten. Das lief und rannte, behend und eilfertig, durch einander mit vergnügten Gesichtern, bald hier einem Freunde zurufend, dort einem Bekannten winkend, jetzt plötzlich stehen bleibend, um mit herabgerissenem Hute einen Vorgesetzten zu grüßen, dann wieder davon springend, um in irgend ein ansehnliches Haus zu verschwinden, wo die schwarzen Fräcke und weißen Handschuhe in langer Reihe auf einander folgten.

Auch vielerlei ward von den Gratulanten in der Hand und unter dem Arme getragen, als: zierliche Paketchen von weißem Papier mit rothen und blauen Schnüren, Düten mit Zuckerwerk, Blumenbouquets; und alles das wurde sorgfältig gehütet, daß man es nicht in dem Menschengewühl zerdrückte oder zerstieß, und

damit es wohlbehalten an den Ort seiner Bestimmung gelange. Dort angekommen, blinzelte man an dem Hause in die Höhe, nöthigte die schüchternen Hemdkragen ein Weniges aus dem schwarzen Halstuche heraus, besah die Handschuhe und schlüpfte dann in den Hausflur.

Dazwischen rollten Wagen in großer Anzahl durch die Hauptstraßen der Stadt, die Pferde mit den besten Geschirren bedeckt, die Kutscher in grand tenue, die Lakaien hinten auf, ordentlich triefend von Wichtigkeit.

Wenn man zufällig in die Gegend kam, wo sich die Ministerien befanden, so war man ordentlich betäubt von all' dem Gerassel, von dem Rufen der Bedienten, von dem Zuschlagen der Wagenthüren. Am allergrößten war das Gedränge der Equipagen an den Einfahrten des königlichen Residenzschlosses, und obgleich die allerhöchsten und höchsten Herrschaften die förmliche Gratulationscour abgesagt hatten, so entleerte doch ein Wagen nach dem andern seinen Inhalt in reichgestickter Uniform mit Hut und Degen an der großen Freitreppe, die vermittelst des Marmorvestibuls zu einem Vorzimmer führte, wo ein großes Buch aufgeschlagen lag, in welchem alle ihre Namen und ihre Titel einschrieben.

Der gewöhnliche Rapport war natürlicher Weise heute ebenfalls in großer Uniform erschienen, wo Jeder, der das Glück hatte, vor Seine Majestät zu gelangen, durch ein unbeschreibliches Achselzucken, durch eine außergewöhnliche Neigung des Kopfes, ja durch ein paar sanft gelispelte Worte kund und zu wissen that, wie doppelt glücklich er sich schätze, am heutigen Tage, wo alle Gratulationen verboten seien, dieselben doch wenigstens pantomimisch anbringen zu können.

Die Rapporte dauerten übrigens am Neujahrstage nie lange, und sobald sie beendigt, beeilte sich Jeder aus dem Schlosse und aus der engen Uniform zu kommen, um zu Hause im Kreise der Seinigen frei und behaglich aufzuathmen.

Das Gefolge frühstückte alsdann allein, natürlicher Weise, weil es die höchsten Herrschaften ebenso machten, und weil man sich doch ein wenig vorbereiten mußte auf das große Hofdiner des heutigen Tages, bei dem ein paar kleine Toaste fielen, und wo man doch seinem Nachbar und seiner Nachbarin etwas Angenehmes sagen mußte.

Wie überhaupt an Sonn- und Feiertagen, so besonders am Neujahrstage, namentlich wenn das Wetter so schön wie heute war, lag das Schloß ziemlich öde und leer. Die Herrschaften waren alsdann spazieren gefahren, das große und kleine Gefolge befand sich zu Hause, von den Kammerdienern und Lakaien hatte sich hinweg gestohlen, wer dies nur mit seiner Dienstpflicht zu vereinbaren wußte, so daß sich oft im Vorzimmer, wo zu anderer Zeit drei, vier an den Wänden zusammen standen, oder in den Ecken mit einander flüsterten, sich jetzt höchstens eine einzelne Livree zeigte, aus der ein melancholisches Gesicht verdrießlich auf den mit Menschen bedeckten Kastellplatz blickte. Ueber allen Gängen und Treppen lag eine tiefe Stille; nur zuweilen hörte man in der Ferne eine Thüre öffnen, einen Lakaien niesen oder draußen eine Schildwache husten.

Wahrhaft traurig und schwermüthig war an solchen Tagen, wo auf Häusern und Straßen ein heller Sonnenschein glänzte, das Zimmer der Adjutanten. Es lag gegen die Nordseite und ging, wie wir bereits wissen, auf einen kleinen finsteren Hof hinaus, eigentlich auf einen von drei Gebäuden gebildeten Winkel, durch den man nicht reiten und nicht fahren durfte, durch den nur sehr wenige Menschen gingen, und den, namentlich an Wintertagen, beständig kalte und frostige Schatten ausfüllten. Die vorderen und Hauptgebäude ließen dorthin kein Licht, und das Einzige, was man von diesem sah, waren die hoch oben auf einer vergoldeten Windfahne recht wie zum Hohne glänzenden und blitzenden Sonnenstrahlen.

Es wird den geneigten Leſer einigermaßen befremden, daß, ſo oft wir ihn in dieſes Adjutantenzimmer führen, jedesmal Graf Fohrbach den Dienſt hatte; doch erſtens traf dieſer ihn ſehr häufig, alle vier bis fünf Tage einmal, und zweitens iſt es angenehmer, ſich dieſen wichtigen Räumen nur dann zu nahen, wenn man einen Bekannten dort zu finden weiß.

Der Graf hatte alſo, wie bemerkt, den Dienſt, und ſaß in einer der tiefen Fenſterniſchen auf einem kleinen Lehnſtuhle, von dem ſchweren dunkeln Vorhange nach außen zu faſt verdeckt und ganz wie auf der Lauer. Er betrachtete nämlich angelegentlich aus ſeinem Verſtecke hervor einige Fenſter des zweiten Stocks, die in den vorhin erwähnten Hof hinaus gingen, und da dieſe Fenſter ſich faſt in derſelben Flucht mit denen des Adjutantenzimmers befanden, ſo hatte er trotz verſchiedener Grade Kälte eine Fenſterſcheibe geöffnet und ſeinen Kopf hinausgeſtreckt, um beſſer nach dem bezeichneten Orte ſehen zu können.

Da war aber vorderhand nichts zu bemerken: Alles war gleich öde und ſtill, nirgends eine menſchliche Seele zu ſehen, und wenn man nicht an den Fenſtern, die hier hinaus gingen, da irgend einen farbigen Vorhang, dort die grünen Blätter einiger Blumen bemerkt hätte, ſo wäre dieſer Hof wahrhaft troſtlos geweſen.

Auch dort, wohin der Graf Fohrbach blickte, ließen ſich hinter einem Doppelfenſter Blätter und Blüthen ſehen. Zuweilen ſchien es dem Grafen auch, als komme aus dem Innern des Zimmers eine weiße Hand und mache ſich dort irgend etwas zu ſchaffen. Sowie er aber in dieſem Falle in größter Geſchwindigkeit ſein ungeheures Theaterglas ergriff und hinauf ſah, ſo ließ er es doch ſeufzend wieder herab ſinken, denn entweder hatte er ſich geirrt oder war die Hand droben zurückgezogen worden.

Wenn er alsdann eine Zeit lang vergebens hinauf geſchaut, ſo ſchloß er wohl auf Augenblicke die Fenſterſcheibe, nahm ziemlich

verdrießlich ein Buch, das vor ihm lag, und sah hinein ohne jedoch auch nur eine einzige Zeile zu lesen.

Das war Alles heute Nachmittag entsetzlich langweilig, und die Uhr, die er zu Rathe zog, sagte ihm, es sei erst Zwei. — Also noch volle vier Stunden bis zur Tafel!

Graf Fohrbach hatte abermals die Glasscheibe neben sich geöffnet, das Theaterglas ergriffen und vergebens nach den bewußten Fenstern hinauf geblickt und wollte sich eben wieder zurückziehen, als er von dem Hofe herauf, und zwar dicht unter seinem Fenster, von einem lauten und kräftigen Lachen begrüßt wurde.

Aergerlich wandte er den Kopf abwärts; — wer konnte es wagen, ihn auf so auffallende Art hier in der Ausübung des königlichen Dienstes zu stören? — Doch hatte er nicht sogleich den, der vor dem Fenster stand, erkannt, als er, selbst lustig lachend, hinabrief: „he, Major, wo kommst du her? — Hast du am Ende die vortreffliche Idee, mir an diesem wunderbaren Feiertag-Nachmittag etwas Gesellschaft zu leisten, so vergelte es dir Gott, und ich will zu allen Gegendiensten bereit stehen."

„Eigentlich war das nicht meine Absicht," entgegnete der Andere; „ich wollte bei dem schönen kalten Wetter eine Promenade machen. Doch wenn es dich besonders freut, so halte ich gerne eine halbe Stunde bei dir an."

Damit ging er dem Eingange zu, verschwand dort, stieg die paar Stufen bis in's Erdgeschoß hinauf und trat gleich darauf in das Zimmer.

Graf Fohrbach hatte unterdessen einen Fauteuil an die andere Seite des Fensters gerückt, auf welchem sich der Major niederließ, die Beine über einander schlug und seinen Freund lächelnd anschaute.

„Es scheint mir, du bist heute guter Laune, Major," sagte der Graf; „und es ist gut: du kannst mich dann ein wenig aufheitern."

„Also bist du verdrießlich?"

Sechs Stunden von der Reſidenz.

Es iſt eine der ſchreiendſten Unthaten begangen worden, ein namenloſes Verbrechen, welches noch nie ſtattfand, ſeit die Welt ſteht. Sie haben von der äußerſt würdigen Art und Weiſe gehört, mit welcher die letzte Volksverſammlung begann. Aber leider konnten die Männer, welche für das Wohl des Volkes ihr Leben einſetzten, ihre glorreiche Sache nicht zum Ende führen. Kaum hatte Herr X. mit erhebenden Worten von den Rechten des Volkes geſprochen und ihm die Banden und Ketten gezeigt, mit denen es täglich mehr geknechtet wird, ſo überfiel eine zu dieſem Zweck von der fluchwürdigſten Reaction bis dahin verſteckt gehaltene Militärmacht die harmloſe Verſammlung. Man ſpricht von mehreren Regimentern, welche zu dieſer Schandthat aufgeboten wurden. Schonungslos metzelten dieſe Wütheriche, dieſe Thiere in militäriſchen Röcken, Alles nieder, was ihnen in den Weg kam. „Zu den Waffen!“ ſchrieen die Bürger. Es wurde Generalmarſch geſchlagen, und nachdem die Bürgerwehr dem Kampf ein Ende gemacht, beſchloß ſie auf dem Philipp'ſchen Bierkeller unter dem Donner reactionärer Geſchütze und unter dem Blinken reactionärer Bajonnete eine Petition an die Regierung, die militäriſchen Horden augenblicklich aus der Stadt zurückzuziehen.

Nachſchrift.

Am Schluſſe dieſes entſetzlichen Tages war es rührend anzuſehen, wie einige der ſchwer getroffenen armen Schlachtopfer den, wie man jetzt ganz genau weiß, verführten Soldaten ihre Miſſethat vergaben und in verſchiedenen Wirthshäuſern auf's Neue mit ihnen fraterniſirten.

Acht Stunden von der Reſidenz.

Mit Bezug auf die in der Reſidenz begangene unerhörte Gräuelthat verlangen wir Folgendes:

„Gott verzeih' dir dieſe Frage! Man ſieht, daß du ſchon lange am Sonntag keinen Dienſt gethan haſt und nicht mehr weißt, wie unbeſchreiblich leer und öde es hier iſt; kein Rapport, keine Audienz für den Herrn, ſelten ein Beſuch für uns, und da draußen Alles bis zum Erſchrecken verlaſſen. Dieſe Seite des Schloſſes iſt wie verwünſcht: es zeigt ſich nicht einmal ein miſerabler Fußgänger."

„Dafür aber haſt du Muße, die gründlichſten Fenſterbeobachtungen zu machen," erwiderte pfiffig lächelnd der Major. „Und das thuſt du auch, wie ich ſehe, vermittelſt dieſes unfehlbaren Glaſes und einer geöffneten Fenſterſcheibe, bei dieſer Kälte den ungeheuerſten Schnupfen riskirend."

„O, was die offene Scheibe anbelangt," verſetzte der Adjutant, indem er ſie jetzt erſt wieder feſt zuzog, „ſo biſt du im Irrthum: ich blickte nur nach dir."

„Nach mir?" fragte der Major. „Und ich mußte dich erſt mit einem wahrhaft homeriſchen Gelächter aus deinen Träumereien aufwecken! — Nein, nein, lieber Freund! gib der Wahrheit die Ehre: du haſt da oben hinauf geſchmachtet? — Und ich halte das auch verzeihlich und begreiflich."

„Und wenn dem wirklich ſo wäre," entgegnete zerſtreut der Graf und ſchraubte ſein Glas langſam ein, „ſo haſt du eigentlich Recht, mich darüber auszulachen, denn die Fenſter da oben ſind den ganzen Tag verſchloſſen, obendrein dicht mit Blumen beſetzt; da dringt kein Blick hinein. Und wie das Zimmer ſo auch die Bewohnerin; das iſt nach Göthe wie ein eherner Thurm, zu dem die Beſatzung Flügel haben müßte."

„Ja, ja," erwiderte der Major, und recitirte darauf mit Pathos:

„Schön wie der Mond, der einſam wallt,
So ſchön biſt du, doch auch ſo kalt,

wie ein anderer Dichter ſagt, der übrigens noch kein Göthe geworden iſt."

„Es ist eigentlich Unrecht," fuhr der dienstthuende Adjutant mit einem komischen Ernste fort, „mit einer so wunderbaren Figur, einem solch' schönen Kopfe und so viel Verstand an den Hof zu kommen, ohne ein Herz mitzubringen."

„Laß das gut sein," versetzte der Andere bedächtig, indem er seinen schwarzen Schnurrbart strich, „da ist ein Herz, und ich wette, ein sehr gutes und edles. Aber es hat sich mit einem festen Panzer umgeben. — Vielleicht," setzte er in gefälligem Tone hinzu, „weil es geahnet, daß es sich in die Nähe solcher Eroberer, wie du bist, wagen müsse."

Der Graf legte den Kopf in die Hand und entgegnete mit ernster Stimme: „nein, nein, laß die Spöttereien! Ich versichere dich, — dir im allergrößten Vertrauen zugegeben, was du aber wahrscheinlich schon entdeckt, — es geht mir diesmal über den Spaß. Ich stehe an dem Wendepunkt, und du wirst wissen, wohin der eine Weg zielt, wenn ich dir sage, daß Eugenie von S. einen mächtigen, unvertilgbaren Eindruck auf mich gemacht."

„Sagst du das dem Freunde, oder dem Anverwandten dieses glücklichen Ehrenfräuleins?"

„Du kannst nun einmal die Scherze nicht lassen!" erwiderte Graf Fohrbach. „Aber man muß sich vor dir in Acht nehmen; nur zum Freunde sprach ich eben."

„Daran thust du sehr Unrecht; du solltest dich dem Verwandten dieses liebenswürdigen Mädchens in die Arme werfen. Du weißt, da ließe sich was arrangiren: meine Frau wäre glückselig, eine solche Partie zu Stande bringen zu dürfen. Und nehme mir nicht übel, wenn ein Graf Fohrbach anklopft, so öffnet man bereitwillig die Thüre und setzt keinen Korb davor."

„Das will ich aber eben nicht, du prosaischer Mensch. Hätt ich deßhalb mancher Dame den Hof gemacht, und mit einigem Erfolge, um zuletzt eine Ehe einzugehen unter dem Wappen meines Hauses? — Nein, wahrhaftig nicht! Wenn ich mich einmal glück-

lich verheirathen werde, so müßte das Mädchen, das ich mir erwählt, ihr Alles daran setzen und im Nothfalle Alles zu verlassen im Stande sein, um mir zu folgen."

„Du hast dich wahrhaftig sehr verändert," bemerkte der Major, „denn es ist das erste Mal, daß ich dich eine Bibelstelle citiren höre. — Also der Herr Graf haben wirklich seine Herrin gefunden? haben in der That sein erlauchtes Herz verloren?"

„Total!" seufzte dieser; „total! und ich glaube, ich finde es niemals wieder."

Der Major schaute einige Augenblicke nachdenkend zum Fenster hinaus, sah hierauf sein Gegenüber lange und forschend an, und dann sagte er: „ja, ich habe so was gemerkt. Du bist nicht mehr der Alte, namentlich wenn sie in der Nähe ist. Meine Frau hat mich eigentlich darauf aufmerksam gemacht; du benimmst dich in Eugeniens Gegenwart, um wenig zu sagen, schüchtern. Du hast deine ganze Routine verloren und scheinst mir sogar oftmals um eine pikante Antwort verlegen, woran es dir doch sonst wahrhaftig nicht gefehlt hat."

„Ich fühle das wohl," entgegnete der Graf, „und ärgere mich genug darüber. Aber wenn ich in ihre Nähe komme, wenn sie mich mit ihren großen Augen so ruhig anblickt, wenn sie mit ihrer tiefen Stimme zu mir spricht, so schnürt sie mir das Herz zusammen, ich kann kaum athmen, und wenn mir auch etwas nicht gerade Ungescheidtes einfällt, so bin ich oft nicht im Stande, es gehörig in Worte zu fassen und ihr zu sagen."

„Wir kennen das. Aber du mußt diese Aengstlichkeit zu überwinden trachten. Ein solches Mädchen, wie Eugenie, verlangt von Jemand, den sie lieben soll, volle Gewandtheit des Geistes; da thut's alle Eleganz und alle Geschicklichkeit des Körpers nicht allein, und wenn du mit deinem Pferde noch halsbrechendere Sprünge auf dem glatten Pflaster machst als vorgestern, da du ihrem Wagen begegnetest."

„Sprach ſie mit dir darüber?“ fragte haſtig der Graf.

„Gerade nicht zu mir,“ erwiderte der Andere, „auch ſie nicht ſelbſt; ſondern die Oberhofmeiſterin, die mit ihr fuhr, erzählte es dem Herzog Alfred, der gerade dabei ſtand und meinte, du ſeieſt beinahe hingeſtürzt.“

„Das iſt nicht wahr!“ rief der Adjutant entrüſtet.

„Und der Herzog lachte auf ſeine ſonderbare Weiſe, und meinte dann, nachdem er die dünnen Lippen zuſammen gepreßt, es ſei eigentlich eine Art Thierquälerei, ſo mit dieſen edlen Pferden umzugehen.“

„Eine Thierquälerei, die er freilich nie verſucht, weder auf dem Pflaſter noch ſonſtwo.“

„Nun ja, da haſt du ſchon Recht,“ antwortete nachdenkend der Major, nachdem er ſich mit der Hand über die Augen gefahren, den Bart geſtrichen und dann ruhig in's Zimmer hinein geſehen. — „Mit ſeinem Reiten iſt's nicht weit her, — aber,“ — ſetzte er mit Betonung hinzu, „er braucht das auch nicht, dafür iſt er Herzog, und was ihm an Körpergewandtheit abgeht, das erſetzt vollkommen ſeine unglaubliche Zungenfertigkeit.“

Bei dieſen Worten, die der Major ſehr ruhig ſprach, zuckte der Graf augenſcheinlich zuſammen, und dann ſchaute er ſeinen Freund feſt und mit großen Augen an, welchen Blick der Major mit einem Lächeln zurückgab.

Graf Fohrbach ſah forſchend im Zimmer umher, dann beugte er ſich zu ſeinem Freunde hinüber und ſprach mit leiſer Stimme: „das haſt du nicht ohne Abſicht geſagt!“

„Und was denn?“

„Du weißt ſchon, was ich meine; es iſt das ein Lied ohne Melodie, das ich in kurzer Zeit öfters gehört. — Ja, er hat eine ſcharfe und gewandte Zunge; aber ſage mir, Eugen, — ſage mir die Wahrheit, wir ſind ja unter uns, — glaubſt du, daß ſie auch Geſchmack an ſeinen Worten findet und ſie gerne anhört?“

„Lieber Freund," erwiderte ruhig der Major, „das iſt eine Frage, die nicht gut zu beantworten iſt. Ich kann nur meine Worte von vorhin wiederholen: er iſt Herzog und ſpricht ſchön und gewandt."

„Da haſt du Recht!" rief unmuthig Graf Fohrbach. Worauf er das Theaterlorgnette, mit dem er bisher geſpielt, etwas heftig auf den Tiſch ſetzte und von ſeinem Stuhle aufſtand. Dann machte er einige haſtige Schritte durch das Zimmer, ſo daß ſein Säbel, den er nicht feſt eingehackt hatte, mit dem Ende der Scheide klirrend auf den Boden fiel, was in dem großen, ſtillen Gemache einen gewaltigen Widerhall gab, worauf der Adjutant ſeine Waffe feſt in die Hand nahm, ohne aber ſeinen Spaziergang zu unterbrechen, dem der Major kopfſchüttelnd zuſchaute.

Nachdem er das Zimmer mehreremale durchſchritten, trat er endlich dicht neben ſeinen Freund hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſprach mit ſanfter Stimme: „Sei ehrlich gegen mich, Eugen; du ſagſt nie etwas ohne Abſicht, und deine Worte von vorhin haben einen verborgenen Sinn. Ich weiß wohl, was ſie bedeuten ſollen; hier in meinem Herzen fühle ich es; aber ich möchte wiſſen, ob du dem großen Haufen nachſprichſt? denn auch da hörte ich ähnliche Aeußerungen, die ich jedoch verachtete. — Aber nein, nein! du ſagſt nie eine fremde Anſicht, du ſprichſt nur nach Ueberzeugung, und ich bitte dich herzlich, theile mir dieſe mit, ſage mir, was du weißt; das kann ja auf alle Fälle nur zu meinem Glücke ſein."

Der Major hatte den viel jüngeren Freund, der vor ihm ſtand und deſſen ganzes Weſen bei den Worten, die er ſprach, gewaltſam erzitterte, mit wahrer Theilnahme angeblickt. Ja er nahm ſanft die Hand, welche er auf ſeine Schulter gelegt, und ſagte: „höre mich ruhig an. Du wirſt hoffentlich überzeugt ſein, daß ich Alles thue, was dir nützlich iſt, was dir zu deinem Glücke, wie du ſagſt, verhelfen kann, und wenn ich über die Sache vor

vorhin etwas Genaueres wüßte, hätte ich es dir ſchon lange mitgetheilt. Du behaupteſt, ich forme mir meine eigene Anſicht; das iſt ganz richtig, und ich ſpreche nur dann, wie vorhin, die des großen Haufens aus, wenn ſie mit meiner eigenen zuſammen ſtimmt."

„Und das thut ſie in dieſem Falle?" fragte der Graf erſchrocken.

Der Major nickte mit dem Kopfe. — „Meine und auch die meiner Frau," ſagte er.

„O! das iſt ſehr ſchlimm!" rief ſchmerzlich der junge Mann. „Und ihr habt eure Beweiſe, daß er ſich Eugenien nähert? — Vielleicht auch ſolche, daß ſie ſeine Annäherung duldet, daß ſie ihr ſogar lieb iſt?"

„Nein, nein, nein!" ſprach beſtimmt der Major. „Nur nicht gleich wieder fertig zum Durchgehen! Wenn ich auf deine Frage mit Ja antwortete, ſo müßte ich ja zugeben, die Beiden ſeien ſchon im vollkommenſten Einverſtändniß."

„Ja, das iſt wahr," erwiderte der Adjutant nach einer Pauſe wie aus tiefen Träumen erwachend. „Dann wären ſie freilich im Einverſtändniß; und das ſind ſie wohl noch nicht! — Nicht wahr, Eugen?" fragte er dringend. — „Ah! wenn ich nur an ein ſolches Einverſtändniß denke, ſo ſteigt mir das Blut in den Kopf und ich ſehe nichts mehr. — Ein Einverſtändniß! — Was könnte zwiſchen den Beiden für ein Einverſtändniß ſein?

„Sei nur nicht ſo exaltirt!" bat der Major. „Setz' dich ruhig dahin. Es ſollte mich gar nicht wundern, wenn einer der Kammerdiener ſeine wißbegierigen Ohren an die Thüre legte, um dich ſchreien zu hören."

Der Graf Fohrbach drückte gewaltſam Schärpe und Säbelkuppel herunter; das ſchien ihn Beides im freien Athmen zu hindern. Dann warf er ſich, dem Wunſche des Freundes gehorſam,

in seinen Stuhl, der wie wir wissen, so nahe am Fenster stand, daß es ihm leicht wurde, seine brennende Stirne gegen die kalten Scheiben zu drücken."

„Ich möchte etwas sagen," begann er nach längerem Stillschweigen wieder; „aber nimm es mir nicht übel: es ist ein fürchterlicher Gedanke, der auch dich schmerzen muß; aber mir zerreißt er das Herz, und so vergib denn, wenn ich ihn ausspreche."

„Nur zu," erwiderte der Andere lächelnd; „ich kann mir fast denken, was da heraus kommen wird. Laß deinen Phantasieen vollen Lauf; — genire dich gar nicht."

„O Eugen, das sind nicht blos Phantasieen; ich fürchte, es ist etwas Wahres dahinter. — Eugeniens Vater — es ist leider einmal ein Anverwandter von dir —"

„Sehr, sehr entfernt," versetzte der Major.

„Ja, ja; aber dieser Herr von S. steht, wie du weißt, in keinem guten Renommée."

„Er ist etwas Spieler und Aventurier; aber eigentlich Schlimmes kann man ihm nicht nachsagen."

„Bis jetzt nicht, aber —"

Der Graf stockte, weil ihn ein eigenthümlicher Blick seines Freundes traf.

„Aber —" fuhr er nach einer Pause fort — „er ist derangirt; würde er sich etwas daraus machen, wenn ihm zum Beispiel der Herzog, der sehr reich ist, auf die eine oder die andere Art wieder emporhelfen wollte? — Doch verzeih' mir, daß ich das sage; ich weiß wohl, ich bin außer mir, vielleicht sinnlos. Mir scheint, ich spreche ohne allen Verstand."

„Nein, du sprichst ganz verständig," erwiderte der Major mit großer Ruhe, während er mit vieler Sorgfalt ein großes E auf die angehauchte Fensterscheibe zeichnete. „Deine Worte sind nicht sinnlos, und ganz im Vertrauen gesagt, halte ich den Herrn von S. zu allerlei fähig. Seine Durchlaucht den Herrn Herzog nicht

nfinder. — Denn haben wir junge Leute zu unserer Zeit Besseres getrieben?"

„Aha! doch dergleichen nicht!" rief Graf Fohrbach entrüstet. „Ich wenigstens habe um einer vergnügten Stunde willen nie das ganze Lebensglück eines Mädchens und desjenigen, der sie liebt, auf das Spiel gesetzt."

„Du nicht?" fragte lachend der Major. „In deiner Gesellschaft hast du allerdings dergleichen nicht versucht; aber blicke tiefer hinab, da taucht dir doch vielleicht irgend eine Erinnerung auf, welche mit dieser Geschichte Aehnlichkeit hat."

„Du könntest Recht haben," antwortete Graf Fohrbach, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht.

„Aber das gehört eigentlich nicht hieher," fuhr der Andere fort. „Genug, ich gebe dir zu, der Vater wäre vielleicht im Stande, sich die Tochter abkaufen zu lassen. — Wie kannst du aber nun glauben, daß Eugenie, dies unschuldige Geschöpf, dies reine Herz, wie du sie selbst oft genannt, in dergleichen willigen könne! — Schon der Gedanke müßte ein solches Mädchen vor Abscheu wahnsinnig machen."

„Du bist älter als ich und erfahrener," erwiderte kopfschüttelnd der junge Mann, „und es scheint mir, ich muß dich belehren. Man wird es freilich nicht wagen, ihr einen solchen Antrag zu machen, aber man hilft dem anderen Theile, indem man ihm die Annäherung erleichtert; und die wird uns nicht schwer," fügte er mit Betonung bei, „wenn man Herzog ist und eine gewandte Zunge hat."

„Die dir auch nicht fehlt!" rief halb entrüstet der Major. — „Aber jetzt habe ich die Geschichte vollkommen satt. Weiß der Teufel, daß ich mich immer für Eugenie herum zanken muß! Kaum bin ich von Hause fort, wo mir meine Frau die Ohren voll gejammert, so komme ich vom Regen in die Traufe, und hier an einen leidenden Liebhaber."

„Siehst du, Verräther!“ sagte der Graf mit halbem Ernste; „deine vortreffliche Frau denkt und fühlt gewiß wie ich. Oh! die Weiber haben darin einen unbeschreiblichen Takt! Auch sie wird es merken, daß hier nicht Alles in Richtigkeit ist. Nicht wahr? — Sprich! ich habe Recht.“

„Was wird sie merken!“ erwiderte eifrig der Major mit komischem Zorne, da er sich in die Enge getrieben fühlte. „Nichts merkt sie; das ist wieder wie in so manchen Dingen, viel Lärmen um nichts; Alles, was die Leute sagen und was meine Frau schwätzt und was du fürchtest, läuft am Ende auf nichts mehr und nichts weniger hinaus, als auf eine vielleicht unschuldige Courmacherei.“

„Die du also doch am Ende zugibst!“

„Ja, die ich am Ende zugebe,“ entgegnete der Major nach einem tiefen Athemzuge. — „Aber jetzt laß mich zufrieden. Da wäre mir ein Spaziergang in frischer Luft auf alle Fälle viel besser bekommen.“

„Nun, es ist nur gut, daß deine Frau wie ich denkt,“ sprach der Adjutant nach einigem Nachsinnen. „Das ist ein vortreffliches Weib; ich werde mich an sie halten.“

„Um gemeinschaftlich über mich zu raisonniren?“ lachte der Major, der sich von seinem Stuhle erhob. — „Nun, das kannst du noch heute Abend thun, freilich werde ich dabei sein und — Eugenie, aber ihr braucht euch gar nicht zu geniren; euch zu Liebe will ich mich mit dem schönen Ehrenfräulein in irgend einer dunkeln Ecke festsetzen, und dann kannst du meiner Frau sagen, was du willst.“

„Ich verstehe dich nicht recht,“ erwiderte aufmerksam der Graf, indem er sich ebenfalls erhob und seinem Freunde, welcher das Zimmer zu verlassen sich anschickte, folgte. „Was faselst du eigentlich von deiner Frau und Eugenie?“

„Nun ja, undankbarer Mensch!“ sagte lachend der Major,

„dafür, daß du meine Anverwandten verdächtigst, will ich feurige Kohlen auf dein Haupt sammeln; du darfst heute Abend zu uns kommen.“

„Und Eugenie ist auch da?“ fragte der Andere jubelnd.

„Eugenie ist auch da, und — verstehe mich wohl — sonst Niemand: du, sie, meine Frau und ich, — die vollständigste Partie quarré.“

„Major, du bist göttlich!“ rief freudig der junge Mann; „es ist ein Unglück, daß Seine Majestät eine Aversion gegen alle Gnadenbezeugungen am Neujahrstage hat; ich würde für dich um den Oberstentitel bitten. — Also wir vier ganz allein?“

„Ganz allein; komm so um acht Uhr, da ist ja die Hoftafel und dein Dienst vorbei; wir trinken Thee, wir machen einen kleinen Whist, wir plaudern, und da es Neujahrstag ist, so soll es dir unbenommen sein, meiner Frau und also auch Eugenie ein kleines Cadeau mitzubringen. Du siehst, ich bin uneigennützig.“

„So uneigennützig, daß mir ordentlich vor dir graut. Du hast alle Anlage zu einem vortrefflichen Kuppler. Gott stehe dir bei, oder dem armen Menschen, gegen den du agirst.“

„Nun also bis acht Uhr!“ sagte lachend der Andere; worauf er dem Freunde die Hand schüttelte und sich empfahl.

Graf Fohrbach begleitete ihn bis in den Vorsaal, wo die Wachen langweilig auf und ab schritten, und wo der einzige Lakai, der keinen Vorwand gefunden, sich zu entfernen, hinter dem Ofen saß und sanft den Schlaf des Gerechten schnarchte.

1) Es ſollen alle ſtehenden Heere aufgelöst und nach Hauſe geſchickt werden.
2) Es ſoll den Militärs das Waffentragen außer Dienſt unterſagt ſein.
3) Es ſollen ſämmtlichen Militärs Civilanzüge beſchafft werden, damit der Bürger nicht mehr genöthigt iſt, die verhaßten Uniformen zu ſehen.
4) Es ſoll jedem Soldaten freiſtehen, ſich zu erklären, ob er Monarchiſt oder Republikaner ſein will.

Man ſoll

5) dieſe alsdann gebildeten Parteien gegen einander kämpfen laſſen, um zu ſehen, welche Partei die ſtärkere iſt; denn ſo werden wir
6) auf eine ſchickliche Art beide Parteien los, und das ſouveraine Volk tritt in die Rechte ein, die ihm gebühren.

Erklärung,

welche wir zwei Beiden ganz gehorſamſt Unterzeichneten die ſämmtlich verehrten Redactionen aller Blätter bitten gratis aufzudrucken.

Ich und mein guter Freund, der Tuchmachergeſelle Carl Muckenbold, gingen von der neulichen Volksverſammlung Arm in Arm nach Hauſe zu ſpazieren. Plötzlich blieb ich ſtehen und ſagte zu meinem Freund Muckenbold: „Muckenbold, du bluteſt allbereits aus deiner Naſe.“ — „So,“ ſagte mein Freund Muckenbold, „ich blute aus meiner Naſe?“ Und darauf zog er ſein rothes Sacktuch aus der Taſche, und ich putzte ihm ſeine Naſe ab. Darauf blieben einige Leute ſtehen und frugten mich: ob wir Beide uns geſchlagen hätten; darauf antwortete mein Freund Muckenbold: wir hätten fraterniſirt, und wenn wir uns auch geſchlagen hätten, ginge es ihnen doch nichts an. So iſt der gewiſſe und wahrhaftige Hergang dieſer ganzen Sache. Darauf gingen wir ins

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Einladungen zu Hofe.

In sein Zimmer wieder zurückgekehrt, ging der diensthuende Adjutant mit leichten, gefälligen Schritten eine Zeit lang auf und ab, von einer Thüre zur andern, bei dem großen Spiegel vorbei, in welchen hie und da einen nicht ganz unzufriedenen Blick zu werfen er sich nicht enthalten konnte. Er träumte von dem Abend, der vor ihm lag, und sein Herz schlug sehr vergnügt; nur zuweilen blieb er an einem der Fenster stehen, schaute nachdenkend hinaus und zog die Augenbrauen düster zusammen. In solchen Momenten dachte er an die Nebenbuhlerschaft des Herzogs und an alle möglichen Folgen derselben; er wußte ganz genau, was bei vielen Frauenherzen die Durchlaucht vor einem Namen zu sagen hat. Und dann war auch der Herzog in anderer Richtung ein nicht zu verachtender Gegner. Hübsch war er allerdings nicht, weder am Körper noch am Gesichte, aber er tanzte gut und unermüdlich, und was seine Zunge anbelangte, so war sie glatt und behende wie ein Aal.

Wenn Graf Fohrbach das alles überlegte, namentlich aber die Leichtigkeit in Betracht zog, mit der der Herzog fast zu jeder Stunde des Tages die in den Gemächern seiner Mutter oder Ihrer Majestät befindlichen Damen sprechen konnte, so überlief es ihn fröstelnd, er faßte krampfhaft den Griff seines Säbels und bohrte die Scheide so heftig in das Parkett ein, daß ihn der Hofmarschall, wenn er es gesehen hätte, unfehlbar wegen freventlichen Verderbens des königlichen Eigenthums verklagt haben würde.

Im anderen Augenblicke dachte er dagegen an die Stunden,

die er schon mit Eugenien zugebracht, sei es bei den Hoffesten, sei es im Hause seines Freundes, und wenn er sich diese in's Gedächtniß zurückrief, so baute er sich aus Blicken, aus Worten, besonders aber aus einem leisen Drucke ihrer Hand auf seinen Arm, den er einstens zu fühlen geglaubt, die wunderbarsten Luftschlösser und richtete daran seine Hoffnungen wieder empor. — „Heute Abend," sprach er zu sich selber, „ist in der That ein günstiger Moment, wir sind ganz allein, ich bin überzeugt, Eugen wird discret sein, und dann will ich doch versuchen, ihr irgend ein Wort zuzuflüstern, was mich weiter bringen soll. — Auf jeden Fall weiter, vielleicht zu einer Entscheidung, sei es nun zu meinem Glücke oder zu meinem Unglücke."

Damit nahm er seinen Säbel wieder in die Hand und begann seinen Spaziergang durch das Zimmer auf's Neue, hatte aber dasselbe noch nicht einmal durchschritten, als sich die Thüre des Vorsaals öffnete und der Hofmarschall herein trat, jetzt schon — es war noch nicht vier Uhr, also noch zwei Stunden bis zur Tafel — in großer Uniform, den Hut unter dem Arm, das Gesicht wie gewöhnlich mit äußerster Wichtigkeit hoch empor haltend.

Die beiden Herren begrüßten sich, indem der Graf seine ganze Hand hinhielt, in welche Seine Excellenz, wie er es in der Regel zu machen pflegte, nur zwei Finger legte, die aber von dem Adjutanten freundlichst und kräftigst geschüttelt wurden.

„Euer Excellenz sind früh bei der Hand," sagte er hierauf. „Wir haben ja noch zwei volle Stunden bis zur Tafel. Nein, das mache ich mir bequemer; höchstens eine halbe Stunde vorher wird sich angezogen, eine Viertelstunde darauf steige ich in den Wagen und komme an mit Glockenschlag."

„Dafür sind Sie auch ein freier Mann, mein lieber Graf," erwiderte seufzend die Excellenz, „haben hie und da, wie heute zum Beispiel, eine kleine Funktion, die aber nach einigen Stunden endet, und an die Sie nicht mehr zu denken brauchen, sobald Sie

den Säbel abgeſchnallt und den Federhut weggelegt haben. — Ach ich! — Dienſt! — Dienſt! — Dienſt! von Morgens Früh, wenn ich meine Augen öffne, bis Nachts, wenn ich ſie wieder ſchließe; und auch dann noch oft keine Ruhe, denn ich träume davon. — Eine wahre Sklaverei!"

„Aber Euer Excellenz nehmen alle Dinge zu ſchwer; ich glaube, ich würde es mir viel bequemer machen."

„Das glaube ich ſelbſt," erwiderte der Hofmarſchall mit einem wichtigen Lächeln, „aber nehmen Sie mir nicht übel, da würde auch Manches drunter und drüber gehen."

„Das iſt möglich: was nicht zu halten wäre, ließe ich eben fallen."

„O ihr jungen Leute habt gut ſprechen! Man muß den ganzen Tag mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte die Zügel halten, denn wie man ein Bischen nachläßt, ſo gibt's rechts und links Confuſionen."

„Aber heute zum Beiſpiel könnte es ſich Euer Excellenz doch bequemer machen. Da gibt's doch bis zur Tafel nichts mehr zu thun: die Einladungen ſind gemacht, das Diner iſt ſeiner Vollendung nahe und die Säle in der beſten Ordnung."

Der Hofmarſchall war mit einer wehmüthigen Miene an's Fenſter getreten und blickte jetzt achſelzuckend nach dem Adjutanten um, der hinter ihm ſtand. — „Ich will Ihnen einen Beweis geben, wie kurzſichtig ihr jungen Leute ſeid, mein lieber Graf," bemerkte er nach einer Pauſe. „Sie ſagen, die Einladungen ſeien gemacht. Allerdings ſind ſie gemacht, auch angenommen; aber iſt es meine Schuld, daß ſich zwei, drei Perſonen heute Nachmittag unwohl fühlen und mir abſagen laſſen? — Zwei, drei Perſonen, ſage ich Ihnen, und eine darunter, die Seine Majeſtät ſogleich vermiſſen werden. — Was nun thun?"

„Nun," entgegnete der Adjutant, „die Tafel um ſo viel kleiner machen."

„Eine Tafel von hundertundzwanzig Couverts nur so im Handumdrehen kleiner machen!“ lachte krampfhaft der Hofmarschall. „O Graf Fohrbach! Sie sind ein vortrefflicher Reiteroffizier und Adjutant, aber — nun, man kann das nicht anders von Ihnen verlangen.“

„So machen Sie ein paar andere Einladungen!“

„Als wenn Hofeinladungen zu einem Neujahrsdiner nur so leicht gemacht wären! Die heutige Gesellschaft wurde gebeten auf den speziellen Befehl Seiner Majestät. Alles, was ich noch dazu thue, geschieht auf eigene Verantwortung, und für drei, die ich selbstständig einlade, bekomme ich dreißig Feinde über den Hals, die Alle glauben, an Ihnen wäre viel eher die Reihe gewesen. — Ah! ich habe ein hartes Brod.“

„Da würde ich es machen wie beim Militär, und mir immer eine Reserve halten.“

„Das habe ich auch,“ erwiderte wichtig die Excellenz. „Aber wenn uns die Reserve ebenfalls im Stich läßt! Sehen Sie“ — damit erhob er den Arm und zeigte auf eine Fensterreihe im großen Hofe — „da hinten wohnt, wie Sie wissen, der alte pensionirte General-Adjutant, der, wie sich von selbst versteht, ein für allemal zur Hoftafel eingeladen ist, aber sich fast jedesmal hartnäckig entschuldigen läßt. Bei dem war ich nun vor einer halben Stunde in Person, um ihn zu bitten, diesmal doch zu kommen. — Keine Rede davon! Ich vernahm auch schon im Vorzimmer, daß ich vergeblich komme, denn er brüllte wieder einmal so laut, daß man es durch drei Zimmer hören konnte.“

„Hat er Schmerzen?“ fragte anscheinend ganz unbefangen der Adjutant.

Der Hofmarschall wandte den Kopf rückwärts und sah ihn mit einem sonderbaren Blicke an. „Ah! was Schmerzen!“ versetzte er, „Sie kennen den doch lange genug, um zu wissen, daß der keine Schmerzen hat.“

„Alſo vielleicht wieder eine Familienſcene?“

„Natürlich; das hört da niemals auf.“

„Die arme kleine Frau!“

„Na, na!“ ſagte die Excellenz, indem ſie leicht mit der Hand an dem geſtickten Uniformskragen herum griff, „das nimmt Alles freilich Partei für die hübſche Baronin, aber —“

„Euer Excellenz ſagten: aber —“ verſetzte der Adjutant nach einer längeren Pauſe.

„Allerdings könnte man da auch ein Aber vermuthen,“ fuhr der Hofmarſchall fort. „Ich verſichere Sie, lieber Graf, Unſereins das ſo lange hier aus und ein geht, wirft zuweilen einen ſcharfen Blick hinter die Couliſſen.“

„Dafür iſt Euer Excellenz bekannt,“ antwortete der Graf im Tone der größten Ueberzeugung. — „Aber die Baronin nimmt ſich ſo in Acht, ſie vermeidet völlig ein Geſpräch mit jungen Leuten; ſie tanzt auf den Bällen nur mit alten Generalen und oberſten Hofchargen, die dem Gemahl doch unmöglich Argwohn einflößen können.“

„Wie? Weil ſie nur mit oberſten Hofchargen tanzt?“ fragte Seine Excellenz leicht pikirt. Doch fuhr ſie gleich darauf in anderem Tone fort: „ja, das iſt Alles wahr; man ſpricht auch nicht von der Gegenwart, ſondern“ — hier huſtete der Hofmarſchall wieder bedeutend, als habe er ſchon zu viel geſagt.

„Allerdings von der Vergangenheit,“ nahm der Adjutant leichthin das Wort. — „Wiſſen Sie, Excellenz, die böſe Welt macht ſich kein Gewiſſen daraus, einer ſchönen Frau was Uebles nachzuſagen. — Und am Ende, was ſpricht man von der Baronin?“

„Ich nichts; Gott ſoll mich bewahren!“

„Ja ich auch nichts. Aber ihre Herkunft iſt doch wohl ſattſam bekannt.“

Der Hofmarſchall ſchüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Nicht? — Ich habe wenigstens geglaubt, sie sei aus einer bekannten alten schottischen Familie.“

„On dit,“ erwiderte der Hofmarschall, nachdem er einige Augenblicke vor sich niedergesehen.

„Nun, dem mag sein, wie ihm wolle!“ fuhr lebhaft Graf Fohrbach fort. „Jetzt führt sie einmal einen guten Namen, und ich setze wirklich den Fall, es sei etwas in ihrem früheren Leben nicht ganz correct, so hat sie das jetzt in ihrer freudlosen Ehe tausendmal abgebüßt. Nehmen Sie mir nicht übel, es ist keine Kleinigkeit, mit dem alten General auszukommen. Er hält sie wie seine Sklavin, aber nicht wie seine Frau.“

Die letzten Worte hatte der junge Mann etwas lauter gesprochen, weßhalb sich der Hofmarschall sorgfältig im Zimmer umschaute, ob sie sonst Niemand gehört. Dann, als scheine ihm dies Gesprächsthema für den Ort, wo sie sich befanden, zu gefährlich, änderte er es offenbar absichtlich, indem er einen tiefen Seufzer ausstieß und hierauf sagte: „ich hatte geglaubt, Seine Majestät sei schon zurück; so muß ich mir denn selbst zu helfen suchen.“

„Soll ich Ihnen ein paar Einladungen vorschlagen?“ fragte der Adjutant lächelnd, nachdem er seiner Excellenz bis zur Thüre des Vorsaals gefolgt war.

„Natürlich einige von euch jungen Leuten,“ entgegnete der Hofmarschall mit emporgezogenen Augenbrauen.

„Nun, wenigstens welche, von denen man weiß, daß sie kommen, die in der Nähe zu finden sind.“

„Zum Beispiel?“

„Da ist Eduard von B., unser bisheriger Assessor, der gestern Regierungsrath geworden ist; er könnte bei dieser Gelegenheit seinen zierlichen Dank anbringen. — Ich weiß, wo er ist.“

„Das kann ich ohne Befehl nicht thun.“

„Oder den Baron von Brand. — Ich bin gewiß, Sie finden die Beiden auf dem Cavalier-Casino bei einer Partie Piquet.“

„Den Baron von Brand?“ ſagte die Excellenz und machte dazu ein Geſicht, als habe ſie plötzlich auf ein Sandkorn gebiſſen. „Nein, nein, nehmen Sie mir nicht übel, das iſt nicht meine Leidenſchaft; es thut mir jedesmal leid, — aber im tiefſten Vertrauen geſagt, — wenn ich den Herrn auf unſerem Silber ſpeiſen ſehe. Ich meine immer, es komme ihm das ungewohnt vor.“

„Ah! Excellenz haben einen zu ſcharfen Witz!“ erwiderte lachend der Adjutant. „Und jetzt fällt mir ein, daß ich taktlos war. Richtig, Sie mögen den Baron Brand nicht leiden.“

„Das läugne ich auch gar nicht, und ich behaupte, — natürlich Freunden gegenüber — er gehört nicht an den Hof, nicht einmal in die Geſellſchaft.“

„Da thun Sie ihm wahrhaftig Unrecht; der Baron iſt ein vollkommener Cavalier und benimmt ſich gewiß als ſolcher.“

„Aeußerlich! äußerlich!“ entgegnete der Andere mit einigermaßen gereiztem Tone. „Sie werden das auch noch erfahren.“

„Aber er geht mit den anſtändigſten Leuten um! Sie können zum Beiſpiel nicht läugnen, daß er mit dem Herrn Herzog ſehr liirt iſt.“

„Leider! leider! Ich wollte, dem wäre nicht ſo, denn was der Eine nicht weiß, das lernt er vom Andern. Unter uns geſagt, iſt Seine Durchlaucht ſeit ſeiner genauen Bekanntſchaft mit dem Herrn Baron nicht ſolider geworden, das können Sie mir glauben.“

„Meinen Sie wirklich?“ fragte der Graf mit dem größten Intereſſe, das er aber zu verbergen ſuchte. — „Sind da Geſchichten vorgefallen? — O Euer Excellenz weiß doch Alles!“ Dieſe letzteren Worte rief er im Tone der größten Verwunderung.

„Saubere Geſchichten,“ erwiderte wichtig der Hofmarſchall; „Sie erinnern ſich doch noch des Refus, den der Herzog erhielt, als es ihm neulich plötzlich einfiel, zum Militär überzugehen und als Offizier in das Gardedragoner-Regiment einzutreten?“

„Gewiß — ganz genau; ich hatte damals zufällig den Dienſt.

Doch glaube ich, fand man ihn höheren Orts nicht stark genug zum Kavalleriedienst."

„Ah bah!" machte der Hofmarschall und sah den Anderen mit einem eigenthümlichen Blick von der Seite an. — „Geschichten, lieber Freund! — Geschichten, die einigen Eclat gemacht. — Was weiß ich, oder was will ich davon! Es war da begreiflicher Weise ein junges Mädchen im Spiel, aber von einer anständigen Bürger-Familie; die Sache muß einen sehr unangenehmen Haken gehabt haben, und man fürchtete wohl nicht mit Unrecht, irgend einer der alten Offiziere des Regiments, die überhaupt diesen Einschiebungen sehr unhold sind, möchte dadurch Veranlassung finden, diese fatale Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Verstehen Sie mich?"

„Wie kann man überhaupt Euer Excellenz mißverstehen!" sagte Graf Fohrbach mit einer tiefen Verbeugung. „Ja wenn die Geschichten nicht wären!"

„Meinetwegen mögen sie außerhalb des Schlosses treiben, was sie wollen," sprach würdevoll der Hofmarschall; „aber so lange ich den Stab führe, soll mir der Burgfriede gehalten werden in jeder Richtung. Diese jungen Herren denken aber nicht anders, als Alles, was Schönes und Reizendes bei Hof erscheint, sei nur zu ihrem Vergnügen da. Aber das kann ich Sie versichern, Graf Fohrbach: ich bin auch da. Ordnung muß sein, sogar in diesen Dingen bei Hof, und es gibt eine Stelle, wo ich als Obersthofmeister Seiner Majestät eben so kitzlich bin, wie der hochselige König von Spanien. — Es heißt doch kitzlich?"

„Sterblich bin," verbesserte der Adjutant.

„Nun ja, sterblich bin. Und sehr sterblich bin; das kann ich all' diesen jungen Herrn versichern. Man weiß es aber auch."

„Ja, man weiß es!" rief der Adjutant, indem er eine tiefe Rührung affectirte. „Und es ist ein wahres Glück, daß mit solchen Grundsätzen, wie sie Euer Excellenz aussprechen, die Verwaltung des Hofes geleitet wird."

Er war innerlich hoch entzückt darüber, daß er an dem Hofmarſchall gegen den Herzog einen ſo guten und wichtigen Bundesgenoſſen erhalten. Der Excellenz blieb ſelten etwas verborgen von dem, was im Schloſſe vorging, und wenn er alſo gegen die angedeuteten Geſchichten ſei, ſo arbeite er nur für ſein, des Grafen Intereſſe. In der Freude ſeines Herzens ſchüttelte er die beiden, ihm abermals dargereichten Finger des Anderen mit außerordentlicher Feierlichkeit, und konnte ſich nicht enthalten, dem Hofmarſchall auf die Einladungen bezüglich nachzurufen:

„Wiſſen Euer Excellenz wohl, womit Sie Seiner Majeſtät heute bei der Neujahrstafel ein ungemeines Vergnügen bereiten könnten? — Laden Sie doch den Herrn von Dankwart ein, der refuſirt nicht, darauf können Sie ſich verlaſſen.“

„Oh! oh!“ machte der Hofmarſchall, „das könnte allenfalls am jüngſten Hoftage geſchehen, wenn es ſich darum handelte, mir eine ewige allerhöchſte Ungnade zuzuziehen.“

Der Adjutant wollte lachend in ſein Zimmer zurücktreten, als er durch die geöffnete Thüre des Vorſaales bemerkte, daß auf dem Gange ſein Jäger ſtehe und augenſcheinlich nur auf das Weggehen des Hofmarſchalls warte, um ſich bei ihm melden zu laſſen. Er winkte ihm hereinzukommen, und fragte ihn dann, ob zu Hauſe etwas vorgefallen ſei.

Franz zog einen Brief aus der Taſche und überreichte ihn ſeinem Herrn, wobei er ſagte, er ſei vom Kammerdiener geſchickt worden.

Nachdem Graf Fohrbach das Couvert abgeriſſen hatte, fand er einen Zettel, in welchem ein zweiter kleinerer Brief lag und auf dieſem Zettel von der Hand ſeines Kammerdieners die Worte: „So eben wurde einliegender Brief für den Herrn Grafen gebracht und als ſehr eilig bezeichnet. Ich erlaube mir deßhalb, ihn hiermit durch den Jäger zu übergeben; Franz ſoll warten, bis ihn Euer Erlaucht geleſen und Ihre weiteren Befehle gegeben haben.“

Graf Fohrbach trat an das Fenster und betrachtete sich das Aeußere des Schreibens, das er hin und her wandte. Die Aufschrift, offenbar eine Frauenzimmerhand, war ihm gänzlich unbekannt, ebenso das Siegel des Briefs, zeugend von einem plumpen Petschaft, ein großes E und B in grobes Siegellack ausgedrückt. — „Was brauche ich da lange zu überlegen?“ sprach er zu sich selber; „der Brief ist an mich; sehen wir nach, von wem er ist und was er enthält.“

Er setzte sich in einen Stuhl, doch ehe er das Schreiben öffnete, warf er abermals einen Blick nach dem bewußten Fenster empor. Aber es ließ sich dort jetzt ebensowenig sehen wie früher. Er entfaltete seufzend den Brief und betrachtete die Unterschrift. — Emilie Becker. — Was ist das? — Ah Teufel! ich erinnere mich.“

„Ew. Erlaucht!“ lautete der Brief. „So große Mühe es mich auch gemacht hat, so ist das Geschäft mit dem Sie die Gnade hatten, Ihre gehorsamste Dienerinn zu beehren, um nach vieler Schwierigkeiten von Seite mir und außerordentliche Ausdauer glücklich zu Stande gebracht. Es hat mich übermäßig viele Zeit und Auslagen gekostet, doch davon sage ich nichts, nur von das Glück, das es mich gelungen, Ew. Erlaucht wahrscheinlich zufrieden gestellt habe sowie auch ihren hohen Freund.“

„Da am heute Abend das Ballet im Achte aus ist, dagegen das Theater bis Zehne spielen wird, so ist von Seitens der Eltern gar keine Besorgniß zu erfahren, wo sie denn so lange bleiben könnte, bitte auch Ew. Erlaucht deßhalb, an der Ecke von die Prinzenstraße einen Wagen hinbesorgen zu wollen, aber genau im Achte, bitte auch gnädigst selbst zu wollen oder eine vertrauliche Personn zu schicken, damit sie sich nicht erschrickt.“

„Auch halte ich mir bestens empfohlen und bitte ihrem hohen Freund zu sagen, wie viel Mühe ich mir gegeben habe

als ihre ganz ergebenste Dienerin
Emilie Becker.“

Wirthshaus zuſammen und deßhalb bitten wir alle verehrlichen Redactionen, dieſen Aufſatz gratis aufzunehmen.

Philipp Katzenwadel
und ſein Freund Muckenbold, Unterofficier
im 64. Regiment, das heißt Ich.

Nachſchrift.

Was von meinem früheren Lebenswandel geſagt worden iſt, geht keinen Menſchen nichts an, und wenn ich zuweilen betrunken war, ſo habe ich es bezahlt. Die Obigen.

Der Adjutant ließ den Brief auf den Tiſch niederfallen und fuhr ſich mit der Hand über die Augen, worauf er in tiefes Nachdenken verſank.

„Wie ſchnell ſich die Zeiten ändern!“ ſagte er mit einem Blicke auf das bewußte Fenſter. „Ja, ich hatte einmal dieſe Grille und hätte viel daran geſetzt. — Aber jetzt — nie! nie! Gott ſoll mich bewahren!“ — Gleichſam als wollte er ſeine guten Vorſätze beſtärken, öffnete er die Scheibe neben ſich, ließ den kalten Luftſtrom über ſein Geſicht wehen und ſchaute alsdann wieder aufwärts zu den Blumen. — „Wie man ſich ändern kann!“ — fuhr er nach einer Pauſe in ſich hinein lächelnd fort. — „Wie uns das Bild eines wirklich geliebten Mädchens ſo ganz auszufüllen vermag! — O meine Eugenie! — Schon dieſe beiden Gedanken zu gleicher Zeit iſt eine Entweihung; aber gewiß, ich fühle es, du biſt vom Himmel dazu beſtimmt, ganz mein zu ſein, mir ein freudenvolles Leben zu bereiten. — Weg mit allen Anderen! — Es iſt aber ſo wahr: man ſoll ſich vom Teufel nicht bei einem Haar faſſen laſſen; jetzt habe ich dieſe Geſchichte entrirt und kann ſie doch unmöglich ſo mir nichts dir nichts fallen laſſen. — So ein armes Mädchen! — Wenn auch — aber doch einiger Theilnahme werth, denn ſie iſt jung, ſchön und reizend. Hat ihr auch viele Mühe gemacht, wie die Perſon hier ſchreibt. — Nun, das kann auch eine Spekulation auf meine Kaſſe ſein.“ — Er überlas den Brief nochmals. — „Aber was ſoll denn das hier heißen,“ fuhr er nach einer Pauſe in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, daß ſie da von einem hohen Freunde ſpricht? — Habe keine Idee, was ſie damit meint.“

Währenddem ſtand der Jäger hoch aufgerichtet an der Thüre des Zimmers und ſchien unausgeſetzt das lebensgroße Bild Seiner Majeſtät zu betrachten, welches ihm gegenüber hing. Doch wenn man ihn ſchärfer beobachtet hätte, ſo würde man wohl bemerkt haben, daß er die blitzenden Augen von Zeit zu Zeit auf ſeinen

Herrn richtete, und dann auf das abgeriſſene Couvert ſchaute, das unbeachtet auf dem Boden lag.

„Wann, ſagſt du, daß dieſer Brief gekommen ſei?“ fragte nun der Graf den Jäger.

„Vor einer kleinen halben Stunde, Erlaucht. Der Kammerdiener nahm ihn ſelbſt in Empfang, ſiegelte ihn ein und eilte augenblicklich damit hieher.“

Graf Fohrbach hatte das Billet leicht in die linke Hand genommen und ſchlug damit auf die rechte, während er nachdenkend bald an die Zimmerdecke ſchaute, bald vor ſich auf den Fußboden. — „Wenn es eine ganz gewöhnliche Geſchichte wäre,“ dachte er, „ſo würde man einfach weder hingehen, noch Jemand hinſchicken. Selbſt hinzugehen iſt mir auf alle Fälle unmöglich; wahrhaftig, es widerſtrebt mir, mich in ſolche Geſchichten zu miſchen. — Und wen ſoll ich hinſchicken? — Einen Bedienten; vielleicht meinen Jäger dort, der mir nicht auf den Kopf gefallen zu ſein ſcheint. — Nein, nein, das wäre undelicat. — Einen Bekannten alſo? — Aber wen finde ich gleich? Alle Welt macht jetzt Vorbereitungen zum Diner. — Wenn ich es bei der Hoftafel Jemand ſagte! Ich habe ſo Manchem ähnliche Gefälligkeiten erwieſen; ich würde ſchon Jemand finden, der vielleicht meine ganze Rolle übernimmt. — Ah! es iſt doch bei Gott ein leichtfertiges Geſchlecht, dieſe Mädchen! Die da“ — er ſchlug in dieſem Augenblick mit der Hand auf das Papier — „galt als ein Ausbund von Tugend; und was vermochte hier nicht eine Handvoll Goldſtücke! — Aber man ſagte mir ſpäter, ſie unterſtütze einen alten Vater und kleine Geſchwiſter; das habe ich damals nicht bedacht, und es fällt mir jetzt ſchwer auf's Herz. Ah! um ſo beſſer, daß die Sache ſo gekommen iſt, denn es wäre doch am Ende ein ſchändlicher Kauf geweſen, den ich da gemacht. — Aber die Summe ſoll ſie haben, — voll, voll! — Ich danke dem Himmel, daß ich jetzt ſo denke.“ — Er warf noch einen Blick zum

Fenſter hinaus nach der uns bekannten Richtung, dann erhob er ſich und ſchritt langſam durch das Zimmer auf ſeinen Diener zu. Halb Weges blieb er aber wieder ſtehen, indem er zu ſich ſelber ſagte: „ja, ich werde doch Jemand finden, der für mich hingeht. — Wenn ich nur wüßte, wen ſie mit dem hohen Freunde gemeint hat! — Halt! da fällt mir was ein! — Richtig! Arthur verſprach mir, den Brief auf die Poſt zu werfen oder ſelbſt zu beſorgen; er wird das Letztere gethan haben. Vornehm genug ſieht er aus, — ja, es muß ſo ſein: die Alte hat eine neue ſaubere Kundſchaft gewittert. — Aber warum auch nicht? — Ja wahrhaftig, das wäre der beſte Menſch, der für mich dort hin gehen könnte. Und er thut's, ich habe ihm auch ſchon Gefälligkeiten genug erzeigt, und am Ende ſieht er das eher für eine Annehmlichkeit an, als für eine Arbeit."

Damit drehte ſich der Graf raſch wieder um, ging zu dem Tiſche zurück, wo Schreibmaterialien lagen, ſteckte den Brief, den er ſo eben erhalten, in ein kleines Couvert, ſiegelte es zu und überſchrieb es an Arthur. — „Dieſen Brief," ſagte er alsdann zu ſeinem Jäger, „wirſt du augenblicklich beſorgen. Du kennſt die Adreſſe? — Geh' ſogleich in das Haus dieſes Herrn, wenn er nicht da iſt, frage, wo er ſein könne und ſuche ihn mir auf. Es iſt mir viel daran gelegen, daß er dieſen Brief erhält. — Verſtehſt du?" Franz nickte mit dem Kopfe.

„Im Falle du ihn alſo findeſt, und ihm den Brief ſelbſt in die Hand gibſt, — was unbedingt geſchehen muß, denn auf Zwiſchenträgereien darfſt du dich gar nicht einlaſſen, — ſo wirſt du fragen, ob du mir Ja oder Nein ſagen ſollſt. Heißt es Ja, ſo kannſt du ruhig nach Hauſe gehen, und die Sache iſt für dich abgemacht; heißt es aber Nein, ſo läßt du den Brief wieder einſiegeln, ſtellſt dich damit an den großen Saal, wo heute die Tafel iſt, und läßt mir durch einen Lakaien ſagen, du ſeieſt da. — Haſt du mich wohl verſtanden?"

„Vollkommen, Erlaucht: mit Ja iſt Alles beſorgt, mit Nein komme ich, mir neue Anweiſungen zu holen.“

„Sehr gut,“ ſagte lächelnd der Graf; „ich ſehe, Franz, du biſt zu gebrauchen.“

„Wenn Euer Erlaucht das wirklich glauben,“ erwiderte der Jäger mit einem ſeltſam leuchtenden Blick, „ſo ſoll mich das in der That glücklich machen. Aber dann bitte ich Euer Erlaucht, mir die Freiheit zu entſchuldigen, wenn ich Sie auf das abgeriſſene Briefcouvert am Boden aufmerkſam mache, welches man vielleicht völlig zerreißen oder wegwerfen könnte.“

„Da haſt du Recht,“ verſetzte Graf Fohrbach; „man braucht dergleichen hier nicht zu finden. Du biſt umſichtig, Franz, das gefällt mir. Ich hoffe, wir werden zuſammen auskommen.“

„Das iſt mein ſehnlichſter Wunſch, Erlaucht,“ erwiderte der Jäger mit einer tiefen, etwas unſicheren Stimme, und es zuckte ſeine Hand, als wolle er die ſeines Herrn ergreifen, um ſie zu küſſen.

Doch blieb es bei dieſem Gedanken, denn der Adjutant machte eine halbe Wendung gegen das Kamin, wo die Uhr ſtand, legte die Hand leicht auf den Säbelgriff und ſagte: „halb Sechs — es iſt Zeit. Johann wird wohl mit meinem Anzuge draußen ſein.“

„Zu befehlen, Euer Erlaucht, er kam mit mir.“

„Nun gut, ich gehe, mich umzukleiden. Beſorge du jetzt deinen Auftrag, und nimm dir einen Wagen, damit du keine Zeit verlierſt.“

Der Graf ſchritt gegen die Thüre zu, welche der Jäger ehrerbietigſt öffnete, und dann verſchwanden Beide aus dem königlichen Vorzimmer.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Vor, während und nach dem Hofdiner.

Das große Hofdiner am heutigen Neujahrstage ging, wie alle dergleichen Festlichkeiten, feierlich und sehr langweilig vor sich. Es war in den Sälen eine außerordentliche Pracht zu sehen an reich gestickten Uniformen, an Sternen, Ordensbändern, an rauschenden Seide- und Sammetroben, an goldgestickten Stoffen aller Art, an Brillanten und sonstigem glänzendem Schmucke.

Ehe die Tafel anfing, stand Alles nach Rang und Stand neben einander an den Wänden aufgestellt, und Alles blickte auf die höchsten und allerhöchsten Herrschaften, die so eben zur gegenüber liegenden Thüre hereingetreten waren und mit freundlichem Kopfnicken die tiefen Knixe und feierlichen Verbeugungen entgegen genommen hatten.

Hierauf hielten die Majestäten ihre kleinen Cercle, was aus der Hofsprache für dich, geliebter Leser, in ganz gewöhnliches Deutsch übersetzt, so viel sagen will, als sie gingen bei den Umherstehenden vorbei, sprachen mit den Begünstigten einige gnädige Worte, nickten den minder Glücklichen huldreich zu, sahen Andere wenigstens mit einem freundlichen Blicke an und ließen die unbedeutenden oder gerade nicht in der Gnade Stehenden so vollkommen links liegen, als ob diese gar nicht in der Welt existirten.

Es ist in solchen Augenblicken sehr amusant, anzuschauen, wie sich die Physiognomien verändern, sobald eine der allerhöchsten Herrschaften langsam vorschreitet. Es ist das gerade, als wenn der Mond aufsteigt und so nach und nach mit seinem sanften Lichte

hier eine frische Wiese, eine freundlich murmelnde Quelle, eine alte Ruine, dort eine finstere Schlucht, eine kahle Felspartie und viele steife, langweilige Tannenwälder bestrahlt und milde beleuchtet. Gerade wie diese Gegenstände klären sich auch hier die Gesichter auf; die Augen blicken starr nach dem aufsteigenden Gestirne, der Mund spitzt sich zierlich oder legt sich in wichtige Falten. Die frische Wiese kokettirt vielleicht mit ein paar hübschen Armen, indem sie zierlich den Fächer sinken läßt; die Quelle hört auf zu rauschen, sammelt ihre Wasser, um gleich darauf eine mächtige Redeschleuse aufziehen zu können. Die Ruine denkt vergangener Tage, wo auch sie in erster Linie stand und blickt sehnsüchtig nach dem Monde, der sich aber jetzt zufällig hinter einer Wolke verbirgt, ohne ihr einen süßen Blick geschenkt zu haben. Die finsteren Schluchten und kahlen Felspartieen — ach! und deren gibt es hier eine große Anzahl! — zucken die mageren Achseln, neigen spöttisch zusammen flüsternd ihre brillantenbedeckten Köpfe, und versichern einander gegenseitig, daß es auf der Welt nichts Langweiligeres gäbe, als diese ewigen Cercles vor der Tafel. Ach! für sie sind diese wirklich langweilig; dort hinein dringt kein erleuchtender Strahl; diese düstern, erstorbenen Gegenden werden von keinem freundlichen Scheine mehr belebt. — Aber die Tannenwälder, sie stehen da in geschlossener Phalanx und trotzig, mit herausforderndem, wenn auch grämlichem Lächeln. Das sind starke Bäume mit spitzigen Nadeln, und wenn der Mond sie nicht besonders freundlich bescheint, so sagen sie, „er wird vergeßlich, dieser gute Mond, wie wäre es ihm sonst möglich, uns zu übersehen, uns in unserer unergründlichen Langweiligkeit und Steifheit!“ —

Hinter den höchsten Herrschaften, das heißt, sobald sie vorüber gegangen sind, fällt Alles wieder in's frühere trostlose Dunkel zurück; man sieht da seltsame Blicke, verstecktes aber sehr bedeutungsvolles Achselzucken, und hört auch wohl ein spitziges Wort, und,

geneigter Leser, die gewissen Husten, — von denen dir zu erzählen wir schon die Ehre hatten, — hier aber so mannigfaltig und bedeutungsvoll, daß man Bände darüber anfüllen könnte.

Aber wie gesagt: der lichte Glanz ist nun vorbei gezogen, verschwunden gerade wie beim Schattenspiele an der Wand der runde glänzende Kreis, nachdem die Gläser weggezogen und die Lampe ausgelöscht ist. Nur hie und da strahlt noch ein erhelltes Gesicht aus dem allgemeinen Grau hervor; das gehört vielleicht einem jungen Ehrenfräulein oder einem neugebackenen Kammerherrn, die zum ersten Mal bei der Hoftafel erscheinen und die zum ersten Mal mit einem freundlichen Worte beglückt worden.

Graf Fohrbach hatte sich mit jüngeren Offizieren und anderen Herren vom Hofe bescheiden in eine Ecke zurückgezogen; sie standen hinter der Person des Hofmarschalls, der, den Hut unter dem Arm, den Stab in der Hand, in größter Wichtigkeit verharrte, mit einem Auge die Kammerdiener an der Thüre des Speisesaales, mit dem anderen die Majestäten betrachtete.

„Lieber Doktor," sagte der dienstthuende Adjutant zu dem Generalstabsarzte, der wie immer das ganze Getreibe mit einem eigenthümlichen Grinsen betrachtete, „treten Sie ein Bischen vor, neben den Hofmarschall; ich sehe, die Frau Herzogin brennt vor Begierde, Ihnen ein freundliches Wort zu sagen."

„Ja, ja," entgegnete dieser, „ihr hättet jetzt wohl wieder einmal Lust zu sehen, wie eine arme Fliege gegen das Licht hinschnurrt und sich die Flügel verbrennt. Seit ich Seine Durchlaucht nicht für tauglich zum Gardedragoner erklärte, bin ich für einen Theil der höchsten Herrschaften gar nicht mehr in der Welt."

„Das wird Sie ungeheuer kränken?"

„Ich kann es Ihnen gar nicht sagen, wie es mich betrübt," erwiderte der Arzt in komischem Tone. „Habe ich doch dadurch einen wichtigen Theil meiner Praxis verloren. Denken Sie sich,

Graf, die Kammerfrauen laſſen mich des Nachts nicht mehr holen, wenn ſie Abends zu ſtark ſoupirt haben."

„Bssst!" machte der Hofmarſchall leiſe, ohne übrigens Stellung und Miene im Geringſten zu verändern; denn er hatte Alles wohl verſtanden und fürchtete die freche Zunge des Doktors und deſſen ſchrille Stimme.

„Uebrigens ſoll es mich gar nicht wundern," fuhr dieſer fort, „wenn mir nicht heute auf's Eclatanteſte gezeigt wird, welch' niederträchtiger Sünder ich eigentlich bin."

Und der Doktor hatte diesmal wahrhaftig Recht, denn ein paar Sekunden darauf machte der Hofmarſchall vor der Front eine ſcharfe Wendung nach links, begleitet von einer außerordentlich tiefen Verbeugung, welche Ihrer Hoheit, der ebengenannten Frau Herzogin galt, die rauſchend und majeſtätiſch wie ein prächtiges Gewitter einherzog, gegen den Kreis der jungen Leute, dort anhielt, um mit einem Major von der Kavallerie einige ſehr freundliche Worte zu ſprechen. Dabei aber wandte ſie ſich ſo dicht vor dem unglücklichen Leibarzte um, daß dieſer kaum Zeit hatte, ſich durch einen großen Schritt in die Ecke zu retten, ſonſt würde er unfehlbar mit Ihrer Hoheit zuſammen geſtoßen ſein. — Und dann, welcher Eclat! Da hätte man deutlich wieder einmal geſehen, wie dieſe Leute von bürgerlicher Herkunft doch ſo entſetzlich ungeſchickt ſind und ſich ſo gar nicht in den Hofcirkeln zu benehmen wiſſen.

Ihre Hoheiten ſprachen faſt mit Jedem der ganzen Gruppe, den Doktor natürlicher Weiſe ausgenommen, der für ſie, wie er vorhin vollkommen richtig bemerkt hatte, gar nicht mehr in der Welt war.

Endlich ſchritt Seine Majeſtät auf die Thüre des Speiſeſaales zu; die Flügelthüren wurden geöffnet, der Hofmarſchall ſchaute aufforderud rings im Kreiſe umher, und hinter ihm drein rauſchte nun

Alles in den anstoßenden Saal, um sich dort an der Tafel und zum Speisen niederzulassen.

Dies ging nun vor sich fast wie bei einem anderen Diner, nur daß am heutigen Tage die steifen Uniformskrägen und die fest zusammen geschnürten Taillen der Eingeladenen nicht erlaubten, viel zu sich zu nehmen. Doch – „die Ehre macht satt," meinte der Doktor am unteren Ende der Tafel. Er saß neben dem dienstthuenden Adjutanten und nicht weit vom Hofmarschall, der aber nur mit hoch empor gezogenen Augenbrauen und sehr ernstem Gesichte zu ihm sprach.

Glücklicher Weise ging Alles schnell vorüber; nachher wurde freilich noch ein kleiner Cercle gehalten, aber ungezwungener, freier als vor der Tafel.

Der Adjutant, dessen Dienst nun bald zu Ende ging, erkundigte sich an der Thüre des Saales, ob sein Jäger nicht zurückgekommen sei, worauf er sich, als ihm diese Frage verneint wurde, über den gegebenen Auftrag beruhigt, an eine Fensternische zurückzog, theils um auf den Kastellplatz sehen zu können, theils aber auch, um, selbst ungesehen, einige der Anwesenden zu beobachten.

Wir wissen wohl, wohin seine Blicke gingen, und nicht blos er allein, sondern die meisten der jungen Leute schauten nach jener prachtvollen Gestalt, der sich aber, da sie sich unmittelbar bei der Person Ihrer Majestät halten mußte, Niemand ohne höhere Aufforderung so recht nahen durfte; der arme Graf Fohrbach in seiner dienstlichen Stellung am allerwenigsten.

Eugenie verdunkelte den ganzen Kreis, in dem sie stand, so wohl durch die Schönheit ihres Kopfes und ihrer Gestalt, als durch die Einfachheit ihres Aeußeren. Sie trug ein weißes, anliegendes Kleid von matter Seide, fast ohne Schmuck; nur an dem feinen Handgelenk hatte sie ein schwermassives Armband, — ein Erbtheil ihrer Mutter. Ihr schwarzes Haar war glatt gescheitelt,

die überaus dicken Flechten hatte sie einfach um den Kopf geschlungen, und es war das, wie die Oberſthofmeiſterin gegen die Hofmarſchallin bemerke, eigentlich keine Friſur zu nennen, — „und kann auch nur der Fräulein von S. geſtattet werden, weil ſie einmal die Fräulein von S. iſt, ein ſo ſchönes und in der That ſehr liebenswürdiges Mädchen.“

Dieſes Wort der alten Dame hörte Graf Fohrbach hinter ſeinem Vorhang und ebenſo wie die Hofmarſchallin antwortete:

„Es iſt in der That ein einziges Geſchöpf; man muß ſie lieben, denn ſie hat wahrhaftig keinen Fehler.“

„Ja, man muß ſie lieben!“ ſeufzte er in ſich hinein. „Ah! wenn das ſogar dieſe beiden alten Excellenzen von Eugenie ſagen, welche Worte ſoll dann ich gebrauchen?“

Der junge Herr Herzog hatte allein das Recht, ſich ſeiner Mutter und alſo auch dem Ehrenfräulein zu nähern. Und er machte von dieſem Rechte, wie immer, ſo auch heute, einen ſolch' umfaſſenden Gebrauch, daß ſich der arme Graf in der Fenſterniſche faſt die Lippen blutig biß und den Griff ſeines Säbels faßte, als habe er nicht übel Luſt, dieſen gegen einen ſehr gefährlichen Feind zu ziehen.

Bis jetzt hatte der Herzog dort hinten bei der Gruppe, wie es ſchien, nur allgemeine Redensarten an die Damen, die um ihn ſtanden, gerichtet; jetzt aber — „der Teufel ſoll ihn holen!“ dachte der Adjutant, — wußte er ſich ſo geſchickt zu drehen, und ſo ſchön zwiſchen den ehrerbietigſt ausweichenden Hoffräulein zu manövriren, daß er Eugenie von den Uebrigen trennte, und nun auf einmal abſeits mit ihr ſtand. — „Verdammt! was hat er da zu ſagen?“

Der Herzog that eine Frage, — Eugenie von S. ſchlug leicht die Augen nieder und gab ihm eine kurze, doch wie es ſchien, nicht unfreundliche Antwort. Darauf zuckte er die Achſeln und machte ein betrübtes Geſicht, ſchien aber gleich darauf über etwas

Monsieur de Blé.

Scherz in einem Acte.

nachzudenken, in Folge deſſen ſich ſein Geſicht aufklärte. Er that noch einen halben Schritt näher zu dem ſchönen Mädchen hin und flüſterte ihr etwas auf ſehr verbindliche Weiſe zu. Sie machte eine leichte Verbeugung, vermittelſt welcher ſie aber um einen ganzen Schritt zurückwich. Der Herzog entfernte ſich und der Graf athmete tief auf.

„Und doch iſt die Sache nicht ohne allen Grund," ſprach er nach einer Pauſe ergrimmt zu ſich ſelber. „Wenigſtens von ſeiner Seite nicht. Teufel! da gilt es, aufzupaſſen! Wenn man ſich nur wenigſtens der Gruppe auch nähern dürfte! Aber Ihre Majeſtät und die Frau Herzogin ſcheinen wahrhaftig gerade auf dieſe Stelle des Saales wie verpicht zu ſein. — Ah! jetzt machen ſie ihre Complimente! — Die Damen verneigen ſich; Gott ſei Dank! — Aber auch Eugenie muß folgen. Weiß Gott im Himmel, ich habe heute kein Glück; war es mir doch nicht möglich, auch nur eine einzige Sylbe vor oder nach der Tafel an ſie zu richten. — Doch halt! — ſie bleibt an der Thüre ſtehen. Ah! wenn ſie ſich umſchaut! — Vielleicht nach dem Herzog; doch wenn ſie es thut, ſo werde ich es augenblicklich ſehen."

Der Herzog ſtand auf der andern Seite des Saales, und alſo war es in der That nicht zu verkennen, wohin ſich ihre Blicke richten würden. —

Jetzt trat ſie unter die Thüre, in der langen, glänzenden Reihe die Letzte und Schönſte. — Ah! ſie blieb wirklich einen Augenblick unter der Thüre ſtehen, ſie wandte wirklich den ſchönen Kopf rückwärts und blickte nach der Seite hin, wo der Herzog ſtand, aber dieſer Blick war flüchtig wie ein Blitz, und ſie wandte ihn alsbald wieder fort und ließ ihn unverkennbar durch den ganzen Saal gleiten. Suchte ſie etwas mit ihren Augen? O, wenn ſie ihn ſuchte! — Wie ſchlug ſein Herz! Er konnte unmöglich ruhig in ſeinem Verſtecke hinter dem Vorhange ſtehen bleiben, er mußte aus demſelben

heraus treten, und als er das rasch that, glitt ihm der Säbel aus der Hand und stieß klirrend auf den Parkettboden. — Gott im Himmel! flog nicht in diesem Augenblicke ein leichtes Lächeln über ihre Züge? — O Glück! o Seligkeit! Neigte sie nicht leicht das Haupt gegen ihn, ehe sie durch die Thüre verschwand? — Er hätte darauf schwören wollen, daß sie es gethan. Doch dies Glück wäre zu groß gewesen; er durfte nicht leichtsinniger Weise daran glauben. — Aber etwas Anderes war nicht wegzustreiten, was in diesem Augenblicke geschah: Eugenie ließ nämlich, auf jeden Fall ganz absichtslos, ihr Battistsacktuch auf der Thürschwelle fallen, wobei es in der That komisch anzusehen war, wie im gleichen Moment sämmtliche noch anwesende Offiziere und Herren vom Hofe sich mit einer wahren Wuth darauf stürzten.

Wir brauchen wohl dem geneigten Leser nicht zu versichern, daß Graf Fohrbach eher sein Leben als das Taschentuch in andern Händen gelassen hätte; er hob es im gleichen Augenblicke auf, als der Herzog neben ihm ankam.

Dieser streckte die Hand gegen den Adjutanten aus, als wünschte er das Tuch ausgeliefert zu erhalten.

„Es gehört wohl nicht Euer Durchlaucht?“ fragte Graf Fohrbach. — „Ich werde mir wohl erlauben dürfen, es dem Fräulein nachzubringen.“

„Versteht sich von selbst!“ entgegnete höhnisch lachend der Herzog, indem er einen Schritt zurücktrat. „Dem Sieger gehört der Dank, und den will ich Ihnen nicht streitig machen.“

Wäre der arme Graf nur Hofmann gewesen, so würde er das Tuch respektvollst dem Herzog zugesteckt und sich mit dessen Erkenntlichkeit begnügt haben. So aber war er verliebt, und — eifersüchtig, weßhalb er denn auch nur eine flüchtige Verbeugung machte und eilig durch die Zimmerreihe davon schoß.

Das Ehrenfräulein hatte schon mehrere Thüren hinter sich,

und war gerade im Begriff, das Vestibul zu betreten, wo die Treppe zu ihren Appartements mündete, als sie vernahm, daß Jemand mit klirrenden Schritten ihr eiligen Laufes folge. Sie wandte den Kopf zurück, und als sie sah, daß es Graf Fohrbach sei, der ein weißes Tuch in der Hand hielt, schien sie erst ihren Verlust zu bemerken und machte ein paar Schritte gegen den glücklichen Finder.

Dieser, so nahe am Ziele, wo er den für ihn so köstlichen Fund wieder abgeben mußte, konnte sich nicht enthalten, ehe er das that, das feine Tuch sanft an seine Lippen zu drücken, worauf er eine Verneigung machte, die mit einer halben Kniebeugung sehr viel Aehnlichkeit hatte.

„Ah! ich danke Ihnen, Herr Graf!“ sagte das schöne Mädchen, während sie das Tuch in Empfang nahm. „Ich habe meinen Verlust jetzt erst bemerkt, und freue mich in der That, daß gerade Sie der Finder sind.“

„Gewiß ein glücklicher Zufall für mich, Fräulein Eugenie,“ erwiderte er; „denn er verschafft mir das bis jetzt schmerzlich entbehrte Glück, mich Ihnen einen Augenblick nähern, Ihnen zwei Worte sagen zu dürfen.“

„Richtig, Sie sind im Dienst,“ sprach sie lächelnd.

„Weßhalb es mir um so weniger erlaubt ist, mich unaufgefordert dem hohen Kreise zu nähern, wo Sie als Königin glänzen.“

„Ei, ei! Herr Graf!“ antwortete sie mit einem Lächeln, das gleich darauf verschwand, als sie rings um sich schaute; „solche Unwahrheiten darf man hier nicht hören.“

„Leider! leider!“ versetzte er hastig. „Sie haben Recht, Eugenie: man muß sich hier in diesen Mauern mit seinen Worten sehr in Acht nehmen; man darf nur denken. Und das erlauben auch Sie mir, gestrengste aller Damen?“

„Da müßte ich vor allen Dingen erſt wiſſen, was Sie denken.“

„O, ich denke nur“ — an Sie! wollte er leidenſchaftlich ausrufen; doch ſchloß er dieſen Satz anders, indem er ſagte: „Ich dachte, ob Sie vielleicht vorhin im Saale meine ehrerbietige Begrüßung bemerkten?“

„Als Sie ſo plötzlich aus der Fenſterniſche hervortraten?“ —

„Alſo Sie haben mich bemerkt, mein Fräulein?“ ſprach er entzückt, denn er dachte, wenn ſie mich geſehen, ſo galt mir auch jener Blick, jener leichte Gruß, — o Gott! vielleicht ſogar die kleine Verwirrung, die ich auf ihrem ſchönen Geſichte bemerkt.

„Dieſe Fenſterniſche iſt ein artiger Winkel zum Beobachten,“ antwortete ſie, ſeiner Frage ausweichend.

„O, ich habe auch dort beobachtet!“

„Das müſſen Sie mir ein ander Mal erzählen,“ ſagte ſie mit einem liebenswürdigen Lächeln. — „Recht bald, vielleicht heute Abend noch. — Sie kommen doch zu S.?“

„Gewiß werde ich kommen, Fräulein Eugenie, gewiß! O ich freue mich wie ein Kind darauf! — Und Sie?“ — Er betrachtete ſie mit flammendem Blick und erwartete angſtvoll ihre Antwort.

„Auch ich gehe gerne zu S.,“ erwiderte das ſchöne Mädchen und ſchlug abſichtslos die Augen nieder. Gewiß ohne weitere Abſicht, als um ihr Bracelett zu betrachten, das ſie an ihrem runden weißen Arm ein klein wenig drehte. „Namentlich heute Abend gehe ich gerne hin, weil wir, wie ich höre, ganz unter uns ſind.“

In dieſem Augenblicke vernahm man Tritte im Nebenſaal, weßhalb Eugenie dem Grafen einen flüchtigen Gruß ſagte, in das Veſtibul hinaus trat und dort zwiſchen den Säulen verſchwand.

Es war gut, daß ſie ging, denn der entzückte und glückliche junge Mann war nahe daran, vollkommen den Kopf zu verlieren und dem Ehrenfräulein Ihrer Majeſtät hier bei offener Thüre eine Liebeserklärung zu machen, wozu er auch in der That den Zeit-

punkt nicht hätte ſchlechter wählen können. Denn kaum war Eugenie verſchwunden, ſo kam der Herzog, gefolgt von einigen Offizieren, lachend und plaudernd daher.

„Aha! unſer Ritter!“ ſagte er. — „Haben Sie Ihre Dame noch erreicht? — Gewiß, Sie haben, denn ich ſehe das Siegespfand nicht mehr in Ihrer Hand!“

Der Adjutant war zu glücklich, um dieſe ſonderbare Anrede, in deren höhniſchem Ton das Verletzende lag, gebührend zu erwidern. Auch war es ja ein Prinz des Hauſes, der ſich einen gnädigen Scherz mit ihm erlaubte, weßhalb er ſich begnügte, Seiner Durchlaucht mit einer höflichen Verbeugung zu antworten: „Ich hatte in der That das Vergnügen, Fräulein von S. das verlorene Tuch zu übergeben.“

„Dieſe Adjutanten Seiner Majeſtät ſind doch in Wahrheit bevorzugte Leute,“ miſchte ſich ein Dragoner-Offizier in das Geſpräch, augenſcheinlich in der Abſicht, um dem Herrn Herzog Stoff zur Fortſetzung eines ſo pikanten Geſprächs zu geben.

Wogegen Graf Fohrbach trotz ſeiner guten Stimmung durchaus nicht geneigt ſchien, einem Anderen auch nur die leiſeſte Idee eines Scherzes über ſich zu erlauben, denn er ſagte ziemlich ernſt und mit feſtem Blick: „dürfte ich wohl um eine kleine Erläuterung Ihrer nicht ganz klaren Aeußerung bitten, Herr von Werthen?“

„Nun das liegt doch auf der Hand,“ nahm der Herzog das Wort. „Werthen meint, es ſei doch eine recht angenehme Beſchäftigung für einen Adjutanten Seiner Majeſtät, den Ehrenfräuleins die Schnupftücher nachzutragen.“

„Meint Herr von Werthen das wirklich?“ fragte der Graf mit einer ſeltſam klingenden Stimme.

„Nein, nein, nicht ſo ganz!“ antwortete der Dragoner-Offizier mit einem verlegenen Lachen. „Seine Durchlaucht haben den Sinn meiner Worte nicht vollkommen richtig ausgelegt.“

„Ja, ſehen Sie, Herr von Werthen," ſagte der Adjutant nun ebenfalls lachend, wobei jedoch ſeine Mundwinkel leicht zuckten, „das kann Einem ſchon widerfahren, wenn man ſich unberufen in anderer Leute Geſpräch miſcht. — Würden Sie dann jetzt wohl ſelbſt die Freundlichkeit haben, mir den Sinn Ihrer Worte zu erklären?"

„Ah! laſſen Sie es gut ſein, Werthen!" rief der Herzog. „Das ſieht ja aus wie eine kleine Neckerei. Auch dürfen wir die Zeit des Herrn Grafen nicht ſo in Anſpruch nehmen: der Herr Graf ſind ja im Dienſt. Sie ſehen — Schärpe und Cartouche."

„Euer Durchlaucht verzeihen," erwiderte ruhig der Graf, während er ſich hoch aufrichtete und jedem Einzelnen, den Herzog nicht ausgenommen, feſt in die Augen blickte, „mein Dienſt iſt nach der Tafel zu Ende und ich habe die vollkommenſte Zeit für jeden dieſer Herren." — Die letzten Worte ſprach er mit ſcharfer Betonung. Dann fuhr er mit einer gefälligen Handbewegung fort: „Ich bitte alſo, Herr von Werthen!"

„Nun ja, beſter Graf Fohrbach," entgegnete dieſer, indem er ſich, einigermaßen in Verwirrung gebracht, hin und her wandte und drehte; „ich wollte in der That nur ſo viel ſagen, als es ſei doch recht angenehm, — und es ſei wirklich ein bevorzugter Dienſt, der Einem zugleich geſtatte, einer ſo hochverehrten jungen Dame, wie Fräulein Eugenie von S. iſt, das Schnupftuch aufheben zu dürfen."

„Ah ſo!" erwiderte nach einem tiefen Athemzuge lächelnd der Adjutant, dem der höhniſche Blick des Herzogs, mit welchem ihn dieſer fortwährend beſchaute, das Blut gewaltſam nach dem Kopfe trieb, ohne ihn jedoch glücklicher Weiſe vergeſſen zu laſſen, wen er vor ſich habe und wo er ſich befinde. — „Ah ſo! alſo Sie betrachteten das Schnupftuchaufheben nur als eine angenehme Neben-

zugabe? Das kann ich mir schon gefallen lassen. Und daß das mit dem Dienst eigentlich nichts zu thun hat; — sonst wäre es ja sehr leicht, Adjutant Seiner Majestät zu werden, denn Schnupftücher aufheben können Viele, Herr von Werthen. Aber in die Umgebung Seiner Majestät werden Wenige gezogen. — Nein, nein!" setzte er lachend hinzu, indem er die Hand des einigermaßen erstaunten Offiziers ergriff und sie freundlich schüttelte, „ich hatte Sie mißverstanden, Herr von Werthen. Stellen Sie sich aber in meine Lage, oder nehmen Sie an, man sagte zu Ihnen: ein Schnupftuch graziös aufheben zu können sei genug, um zum Beispiel in das Gardedragoner-Regiment eintreten zu können; das würden Sie ja auch übel nehmen, mein lieber Herr von Werthen, da Sie doch fest überzeugt sind, daß auch noch andere Sachen dazu gehören, um Adjutant Seiner Majestät zu werden, oder um Offizier in einem Gardedragoner-Regiment zu werden."

Wir wollen gerade nicht behaupten, daß diese Aeußerung des Grafen vor den Umstehenden, namentlich vor dem Herzoge, sehr klug gewesen sei, und sie war vielleicht nur insofern verzeihlich, als er in Letzterem einen, wenn auch nicht gefährlichen, doch zudringlichen und kecken Nebenbuhler sah.

Seine Durchlaucht biß sich denn auch heftig auf die Lippen und erblaßte etwas Weniges, faßte sich aber im nächsten Momente wieder, und versuchte ein Lächeln, welches man aber als sehr mißlungen betrachten konnte. Besser gelang ihm eine ziemlich hochmüthige Verbeugung, als er im Weggehen sagte: „Nun sind Sie also wohl ebenso zufrieden gestellt, Werthen, wie der Herr Graf Fohrbach? — Wenn dem so ist, so können wir für heute diese Unterredung abbrechen; ein andermal vielleicht findet sich eine bessere Gelegenheit, dieselbe fortzusetzen."

Damit eilte er hinweg und seine Begleitung folgte ihm.

Der Adjutant blickte ihnen eine Weile nach, dann nahm er

ſeinen Säbel unter den Arm und ging durch die noch immer glänzend erleuchteten Zimmer zurück nach dem Speiſeſaal, während er vor ſich hin murmelte: „es thut auf die Länge der Zeit nicht gut, daß man dieſem hohen Herrn in einigermaßen abhängiger Stellung wie ich heute hier im Schloſſe zu begegnen gezwungen iſt. Wäre er mir ſo an drittem Orte gekommen, ich hätte ihm einige paſſende Worte weiter geſagt, und bin überzeugt, Seine Majeſtät hätte mir das gar nicht übel genommen. — Doch denken wir nicht mehr daran! Mein Wagen wird unten auf mich warten; für heute gute Nacht Herrendienſt! Wenn ich dann in der Ecke meines Coupée's ſitze, ſo bin ich wieder, Gott ſei Dank! ein freier Mann. — Und dann wird Eugenie heute Abend hoffentlich das Geſpräch mit mir fortſetzen, um auf meine Fragen von vorhin zu antworten. — Die Majorin iſt eine kluge Frau, wer weiß, im Laufe dieſes Abends werde ich vielleicht noch unſäglich glücklich werden."

So dachte der dienſtthuende Adjutant Seiner Majeſtät und ſchritt mit wahrhaft ſeligen Gefühlen im Herzen durch den Speiſeſaal, wo die Lakaien eifrigſt beſchäftigt waren, das Tafelgeräthe hinweg zu räumen.

Die Lampen an den großen Luſtres waren ſchon ausgelöſcht, und nur auf einem Nebentiſche, der mit Kryſtall und Silber bedeckt war, brannten noch die Kerzen in einigen Armleuchtern; die Thüren ſtanden offen und die flackernden Lichter ſtrahlten auf dem glänzenden Metall und dem feingeſchliffenen Service in einer Menge buntfarbiger Blitze und feuriger Punkte wieder.

Als der Graf vorüber ging, huſtete einer der Lakaien bedeutungsvoll und ſagte zu dem Tafeldecker: „dort kommt Seine Erlaucht."

Worauf dieſer ſich umwandte, dem Adjutanten ehrerbietigſt ſich näherte und ihm leiſe zuflüſterte: „Seine Excellenz, der Herr Hof-

marſchall, haben ſchon einigemal nach Euer Erlaucht gefragt und werden im Augenblick wieder hieher zurückkommen."

„Was gibt's denn?" fragte Graf Fohrbach ärgerlich. „Was will man von mir? Es iſt doch heute Abend hier nichts mehr zu thun, denn Seine Majeſtät ſind wahrſcheinlich in's Theater."

„So iſt es," entgegnete händereibend der Tafeldecker.

„Nun denn?"

„Ihre Majeſtät und die Frau Herzogin befahlen eine Whiſtpartie."

„Dabei habe ich doch nichts zu thun?" fragte er ſo erſchrocken, daß der gewandte Hofbediente unwillkürlich lächeln mußte, und entgegnete:

„Ich glaube nicht, Euer Erlaucht, denn Seine Excellenz, der Herr Hofmarſchall, ſowie der Herr Herzog werden von der Partie ſein. — Doch da kommt ſeine Excellenz."

Wirklich erſchien auch der Hofmarſchall in dieſem Augenblicke unter der Thüre des Speiſeſaals, blickte mit vorgehaltener Hand in dieſen hinein, und als er den Offizier entdeckte, rief er vergnügt aus: „ah! da ſind Sie ja! Ich habe Sie lange geſucht." — Bei dieſen Worten nahm er ihn unter dem Arm und zog ihn mit ſich davon in den Corridor.

Dem Grafen, der den Hof genau kannte, ahnte nichts Gutes, denn er wußte wohl, daß Seine Excellenz nicht ſo ohne weitere Urſache nach ihm fragen würde. — Vielleicht ein Auftrag Seiner Majeſtät, dachte er ſich ſelbſt beruhigend, denn eine andere Idee, die ihn durchfuhr, wäre doch gar zu ſchrecklich geweſen.

Die beiden Herren machten einige Schritte in dem halbdunklen Gange, ehe die Excellenz etwas ſprach, und ehe der junge Mann den Muth hatte, eine Frage zu ſtellen.

„Es iſt mir in der That lieb, daß ich Sie gefunden habe," ſagte endlich der Hofmarſchall ſehr wichtig. „Sie wiſſen, ich pro-

tegire Sie, wo ich kann, und habe das auch heute Abend gethan. Sie ſind im Glücke, Graf Fohrbach; ich verſichere Sie, Sie ſind im Glück."

„Daß ich noch nicht wüßte, Excellenz!" entgegnete der Andere mit beklommener Stimme. „Und ich wäre wahrhaftig begierig, das zu erfahren."

„Sogleich — ſogleich! — Ihre Majeſtät haben eine Partie Whiſt befohlen —"

„Das weiß ich," unterbrach ihn haſtig der Adjutant. — „Die Frau Herzogin, Sie und der Herr Herzog."

„So war es beſtimmt," verſetzte lächelnd die Excellenz. „Doch hat ſich der Herzog bei ſeiner Mutter entſchuldigt."

„Großer Gott!" dachte der Graf.

„Nun hätte man allerdings den Oberſthofmeiſter Ihrer Majeſtät zur Partie nehmen müſſen, — aber ſehen Sie, Graf Fohrbach, wie ſehr ich Ihr Freund bin: ich habe Sie vorgeſchlagen."

„Mich?" rief der unglückliche junge Mann mit faſt tonloſer Stimme.

„Sie," wiederholte die Excellenz, indem ſie ſtehen blieb und den Adjutanten vertraulich mit dem Finger auf die Bruſt ſtieß. „Sie, junger Mann! Lernen Sie mich ſchätzen."

„Als meinen größten Feind," dachte der Andere, „als meinen Verderber! — Gerechter Himmel! womit habe ich dieſe ſchreckliche Gnade verdient?"

„Jetzt kommen Sie aber," fuhr der Hofmarſchall eilig fort. „Es iſt das keine Kleinigkeit, mein lieber Freund, zum intimen Spiel Ihrer Majeſtät gezogen zu werden. Ich bitte, das morgen Früh dem Papa zu ſagen. Wiſſen Sie: manus manum lavat, ſagt der Lateiner, und mein leichtſinniger Sprößling macht gerade ſein Offizier-Examen."

„Daß er durchfiele!" ſprach der Adjutant grimmig zu ſich

Personen.

Herr v. Schall.
Frau v. Schall.
Commissionär Hagenlocher.
Das Kammermädchen.
Monsieur de Blé.

ſelber, indem er die Zähne feſt über einanderbiß. „Daß er durchfiele, zehn tauſend Klafter tief in den Erdboden hinein, und die ganze Whiſtpartie ihm nach! — Gott verzeih mir dieſen ſchrecklichen Gedanken, aber das iſt zu fürchterlich! — Und wie lange wird die Partie dauern?“ fragte er nach einer längeren Pauſe ängſtlich den Hofmarſchall.

Dieſer nahm den Hut feſt unter den Arm und erwiderte: „was weiß ich? Vielleicht bis Zehn, halb Elf, und dann haben wir ein ganz kleines, kleines Souper; es wäre auch möglich, daß Seine Majeſtät noch auf einen Augenblick kommt. — Nun, freuen Sie ſich doch!“

„O ich freue mich über alle Maßen!“ rief der tiefbetrübte Adjutant, dem allerlei ſchreckliche Gedanken im Kopfe umher liefen. — „Und wo iſt denn der Herzog?“ fragte er ängſtlich nach einer Pauſe.

„Wo wird der ſein!“ entgegnete die Excellenz, „wichtige Geſchäfte, irgend eine verliebte Zuſammenkunft oder ſo was. Der denkt ja an nichts Anderes; macht vielleicht irgendwo eine Partie quarrée. — Nun, unter uns geſagt, wäre mir das an ſeiner Stelle auch lieber, als mit Mama und Tante eine Partie Whiſt zu ſpielen. — Verſtehen Sie: für ihn; aber für uns iſt das etwas ganz Anderes. Wiſſen Sie, Graf, morgen wird Sie der ganze Hof beneiden. — Aber hier iſt das Adjutantenzimmer; legen Sie Ihre Schärpe und Geſchichten hinein und kommen gleich hinauf. — Keinen Dank weiter: ich habe das gern für Sie gethan.“

„O ich danke Ihnen herzlich!“ ſeufzte der junge Mann, indem er die Hand des Andern ergriff und ſie krampfhaft ſchüttelte. „Sie verſchaffen mir einen wunderbar genußreichen Abend. — Hol' Sie der Teufel!“

Das Letztere dachte er blos, oder wünſchte vielmehr, daß dies ſchon vor einer halben Stunde geſchehen wäre.

In dem Adjutantenzimmer brannte ein einsames Licht, das in den Ecken des weitläufigen Gemachs tiefe Schatten liegen ließ. Der Graf schritt ingrimmig auf und ab, wie ein gefangener Löwe in seinem Käfig; und gerade so war ihm auch zu Muthe. — „Freiheit! Freiheit!“ seufzte er. „Bin ich nicht gerade so, als hätten sie mir eine Kette an den Fuß geschlossen oder ein Gitter vor mir herabgelassen, und zeigten mir prächtige, entzückende Gegenden, die ich nicht zu erreichen vermag, weil ich hier eingesperrt bin wie ein wildes Thier oder wie ein elender Sklave! — Ja, Sklaverei ist das rechte Wort; und wenn die Ketten auch von Gold oder Silber sind, Ketten sind und bleiben sie doch einmal. — Und Sklaverei und Ketten in der schlimmsten Art! Darf ich denn wohl daran rütteln? — Darf ich wohl den Versuch machen, sie zu brechen? — Darf ich auch nur eine betrübte Miene zeigen, daß ich diese Fesseln wirklich für Fesseln halte? — Nein! nein! nein! und zehntausendmal nein! Ich muß ja lächeln unter diesem Hieb, den mir das harte Schicksal versetzt. — Ja, das ist ein grimmiger Hieb, und in meiner Lage habe ich wohl das Recht, vom harten Schicksal zu sprechen: dort ein geliebtes Mädchen, die — o Gott! ich mag nicht daran denken! — mit ihren schönen Augen vielleicht oftmals nach der Thüre blickt, durch welche ich nicht herein treten werde, dabei ein angefangenes, so süßes Gespräch im Herzen, das ich heute nicht fortsetzen kann. — Und die Frage, ob sie wirklich nach mir gesehen, ob sie mich gegrüßt! Heute hätte ich um eine Antwort in sie dringen können. — Ach! und es ist so süß, von der Geliebten eine Antwort zu erflehen, ihr eine Bejahung zu erschmeicheln. — Wenn ich aber morgen oder in einigen Tagen davon wieder anfangen will, so kann ich mich lächerlich machen. — Das Alles steht für mich auf dem Spiel. — Ah! und noch viel mehr! — Vielleicht das ganze Glück meines Lebens. Denn wer weiß, ob ich sobald wieder eine ähnliche günstige Gelegenheit

finde, mich gegen sie aussprechen zu können. — Verdammt! — Nein, sage noch Jemand, irgend ein Mensch auf dieser Erde habe seinen freien Willen! Das ist eine Lüge: kein Mensch ist frei; der Wille von Niemanden reicht über die nächste Minute hinaus, Jeder hat die Kette am Fuß, er fühlt sie nur zuweilen weniger, wenn nämlich das Schicksal nicht gerade Lust hat, dieselbe schärfer anzuziehen." —

Unter diesen anmuthigen Betrachtungen war der Graf an das uns bekannte Fenster getreten, stützte sich mit der Hand auf die Stuhllehne und starrte in den kleinen Hof hinaus. Dieser war jetzt bei Nacht wo möglich noch trostloser als bei Tage; ein paar einsame Gaslaternen in den Ecken warfen einen zitternden und ungewissen Schein in einem kleinen Kreise um sich her, einen Schein, der sich ordentlich vor der Dunkelheit zu fürchten schien, denn dort draußen, wo er mit ihr in Berührung kam, zuckte er jeden Augenblick zaghaft zusammen, und wenn er sich auch zuweilen etwas weiter ausdehnte, so flog er doch gleich darauf wieder erschrocken zurück und räumte der finsteren Nacht das Feld. — Und diese finstere Nacht hatte sich so behaglich in dem Hofe niedergelassen: die hohen Mauern der angrenzenden Gebäude lagen fast ganz finster da; nur hie und da sah man ein schwach beleuchtetes Fenster, oder es schimmerte ein Lichtstrahl durch die Ritze irgend eines Ladens.

„Und ihre Fenster!" dachte traurig der junge Mann, indem er die Scheibe neben dem Tisch, an welchem er stand, öffnete und sich hinaus lehnte, um sie zu betrachten. Man sah gar nichts von ihnen: Alles war eine einzige schwarzgraue Fläche; — Alles, Alles war verschwunden, was er heute Nachmittag so liebend angeblickt; verschwunden die Blumen dort oben, verschwunden auch die goldene Fahne auf dem Dach mit ihrem kleinen Sonnenstrahl, der ihm entgegen glänzt wie eine süße Hoffnung. — „Und der Herzog!" dachte er plötzlich und richtete sich hoch auf; „was mag er vorhaben,

daß er sich bei dem Spiel seiner Mutter entschuldigt? — Auf jeden Fall etwas Wichtiges, sonst hätte er es nicht gethan. — Bah! wer weiß, wo er herumschwärmt! — Nein, nein," sprach er ängstlich nach einer Pause zu sich selbst, „das ist nicht möglich; das wäre ja schrecklich! — Aber er sagte Eugenie einige leise Worte, er fragte sie etwas, — sie antwortete ihm, und dann sah er wie verklärt aus. — Ah, Teufel! wenn da etwas dahinter steckte! Wenn sie absichtlich mit mir so freundlich gewesen wäre, um allen Verdacht zu entfernen! — Wenn man ein abgekartetes Spiel mit mir getrieben! — Wenn der Herzog statt meiner hinginge! — Aber nein, nein! der Major wird und kann so was nicht dulden. — Dulden!" wiederholte er darauf grimmig lachend; „dulde ich nicht auch? — Und ist er nicht eben so gut Sklave seiner Verhältnisse wie ich?" — Ich werde hier zum Spiel commandirt, ihm wird dort befohlen, den Herzog freundlich zu empfangen. — Wenn ich alles das wirklich glauben könnte," sagte er nach einer Weile mit ruhigerem Tone, „so stände ich wahrhaftig nicht für einige Unannehmlichkeiten, die mir heute Abend bei der allerhöchsten Whistpartie geschehen dürften. — Deßhalb nein, nein! — nein! — aller Welt zum Trotz!"

Da hörte er die Stimme eines Lakaien, der unten im Hofe laut und deutlich rief: „der Wagen des Herrn Herzogs!" — Darauf rollte eine Equipage mit dumpfem Tone unter das gewölbte Thor, der Schlag wurde geöffnet, der Tritt fiel herab; — es mußte Jemand eingestiegen sein, — jetzt dasselbe Geräusch beim Schließen des Wagens. Worauf die Stimme von vorhin abermals rief: „Nach dem Hause des Herrn Major v. S."—

Im gleichen Augenblicke öffnete einer der Kammerdiener die Thüre zum Adjutantenzimmer und sagte mit leisem angenehmem Flüstern: „Euer Erlaucht werden verzeihen, es schlägt so eben

acht Uhr; die allerhöchsten Herrschaften begeben sich in's Spielzimmer."

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Die Spielmarken des Herzogs.

Man spielte in den Appartements der Frau Herzogin. Das waren zierliche, elegant eingerichtete Gemächer, nicht von den übergroßen Dimensionen derer Ihrer Majestät, und deßhalb für eine kleine Gesellschaft angenehmer und behaglicher.

Die Frau Herzogin liebte den Comfort und eine freundliche Umgebung. Deßhalb hatte sie aus ihren Zimmern die unvermeidlichen steifen Sopha's mit den dazu gehörigen zwölf Sesseln, ein gewöhnliches Ameublement der Schlösser, das an einer furchtbaren Familienähnlichkeit leidet, sowie die zopfigen Vasen, die allzu derben Tabourets und die Tische von Holz, Messing und Marmor entfernen lassen und dagegen ihre Einrichtung mehr dem heutigen Geschmacke angepaßt.

Der junge Herzog hatte viel dazu beigetragen, denn er liebte die dicken Teppiche, welche den Schritt so unhörbar machen, sowie die weichen Fauteuils und die tiefen Fensternischen mit Blumenpartien, Sitzgelegenheiten mit den dies Alles verdeckenden Vorhängen.

Dieses Appartement der Frau Herzogin, worin sie ihre kleinen Gesellschaften empfing, bestand aus drei Gemächern, das Vorzimmer natürlicher Weise nicht mit eingerechnet.

Im ersten, mit grauseidener Tapete sowie Fenstervorhängen

und Portièren von Rosa mit Weiß, wurde geplaudert; man konnte nicht leicht in der ganzen Welt heimlichere, lauschigere Winkel finden als hier. Da war Alles benutzt: die Ecken und Winkel des Zimmers, die Fensternischen, große Epheuwände, um es der Gesellschaft möglich zu machen, sich in kleinen Partien zu zersplittern und frei von allen lästigen Fesseln zu Drei oder auch zu Zwei ein animirtes Gespräch führen zu können. Ueber diesen Gruppen von leise Plaudernden hing ein Kronleuchter, dessen Lampen durch kunstreiche Porzellanschirme bedeckt und das Licht so gedämpft wurde, daß, wenn man von einem vollkommen hellen Gemach hier herein trat, einem die Beleuchtung nicht anders erschien, wie das sanfte Licht des Vollmondes. Die Frau Herzogin litt zuweilen an den Augen, und dann liebte sie es, sich hier in dieses Halbdunkel zurückziehen zu können.

Das zweite Zimmer, in welchem gespielt wurde, war dagegen glänzend und strahlend. Seine Wände, mit gelber Seide bedeckt, warfen jeden Lichtstrahl hell zurück, die Vorhänge waren blau, und das Ameublement sehr einfach; das heißt, es bestand aus zwei Spieltischen, an denen je vier Sessel standen, einige Fauteuils daneben für die Zuschauer, und zwei Eckdivans, vor welchen sich runde Tische befanden.

Das dritte Zimmer endlich, das letzte der ganzen Reihe, welches heute Abend geöffnet war, hatte grüne Wände, dunkelbraune Vorhänge, und hier befanden sich große, reich incrustirte Tische, auf welchen die prachtvollsten Albums lagen. An einer Wand war eine riesenhafte Etagère von geschnitztem Palisanderholz in der angenehmen dunklen Farbe, fast ganz gleich mit der der Sammetvorhänge, welche man davor hin ziehen konnte. Auf dieser Etagère lagen in den kostbarsten Einbänden die seltensten illustrirten Werke fast aller Nationen — die Bibliothek der Frau Herzogin.

So sah dies kleine Appartement aus, und wenn es, wie heute Abend, durch den hellen Schein der Kerzen und Lampen freundlich beleuchtet war, so angenehm und sanft durchwärmt, so durchduftet von Blumen und anderen Wohlgerüchen, wenn der Fuß des Eingetretenen so weich auf die dicken Teppiche trat, ja fast hinein sank, so mußte dieser sich gestehen, es sei das eine höchst behagliche, ja entzückende Wohnung; namentlich aber, wenn er dann zufällig an ein Fenster trat und den Vorhang aufhob, um in die dunkle Nacht hinaus zu blicken, in die Straßen, durch welche ein eisiger Wind fegte.

Es hatte eben acht Uhr geschlagen, als Graf Fohrbach, nachdem er drunten auf die Ermahnung des Kammerdieners hastig seine Schärpe abgeworfen, die Treppe hinauf eilte und in das graue Vorzimmer trat. Es waren, wie der Hofmarschall gesagt hatte, nur wenige Personen da: der Oberſthofmeister, die Oberſthofmeisterin, ein paar ältere Kammerherren, zwei Damen vom Dienst und einige pensionirte Excellenzen, deren Leidenschaft es war, dem Spiel Ihrer Majestät zuzuschauen und leise dafür oder dagegen zu wetten.

Der dienstthuende Adjutant kam in der That schon etwas spät, denn Ihre Majestät war bereits eingetreten und die Frau Herzogin hatte bereits die Anwesenden begrüßt und sich darauf zu ihrer Schwester in's Spielzimmer zurückgezogen, wohin sich denn auch Graf Fohrbach auf einen bedeutungsvollen Blick des Hofmarschalls augenblicklich begab, um mit einer sehr tiefen Verbeugung gehorsamst einen guten Abend zu sagen und um Entschuldigung zu bitten, daß er so spät komme.

Die Frau Herzogin geruhten aber gnädigst zu bemerken, der Graf habe heute den Dienst gehabt, und es habe ihn nur dieser einige wenige Augenblicke zurückgehalten. — „Denn," fügte sie lächelnd bei, „Sie sind ja sonst ein wahres Muster von Pünktlichkeit."

Ihre Majestät begaben sich hierauf an den Spieltisch und bezeichneten den Hofmarschall als ihren Partner.

Graf Fohrbach spielte also mit der Frau Herzogin.

In dem Augenblicke, wo er sich auf seinen Stuhl niederlassen wollte, glitt der Kammerdiener Ihrer Hoheit wie ein Aal an seine Seite, that, als rücke er etwas an den silbernen Leuchter des Spieltisches zurecht, und flüsterte mit einer tiefen Verbeugung und ganz ergebenst die Frage: „Seine Durchlaucht, der Herr Herzog, werden nicht spielen?"

Die Herzogin hatte aber diese Frage ebenfalls vernommen und versetzte, indem sie die Karten in die Hand nahm: „mein Sohn wird wahrscheinlich erst zum Souper kommen; ich vergaß, Ihnen das zu sagen."

Der Kammerdiener antwortete mit einer tiefen Verbeugung, wodurch er sich zu bedanken schien, daß er aus dem Munde der hohen Gebieterin selbst eine Auskunft erhalten. Dann aber schnellte er förmlich in die Höhe, hob seine lange bleiche Nase einige Zoll über das ihr gebührende Niveau, nahm eine sehr wichtige Miene an und spitzte zierlich seinen Mund.

Graf Fohrbach hatte sich unterdessen niedergelassen und war eben beschäftigt, die Spielmarken an seiner Seite auf einander zu schichten, als er mit Verwunderung die dünne weiße Hand des Kammerdieners bemerkte, der sich mit einem süßen Lächeln bemühte, eben diese Marken an sich zu nehmen. Er sah ihn fragend an, worauf derselbe mit ganz leiser Stimme entgegnete: „es sind die Marken Seiner Durchlaucht; ich legte sie dahin, weil ich geglaubt, der Herr Herzog würden selbst spielen."

„So lassen Sie sie auch jetzt ruhig liegen," sagte lachend die Herzogin. „Ich weiß wohl, mein Sohn gibt sie jedesmal nach dem Spiele in Ihre Hand, aber ich denke, sie werden hier ganz gut aufgehoben sein."

Die dünnen Finger zuckten zurück, die Gestalt des Kammerdieners krümmte sich und er schlich rückwärts auf dem Teppich zurück und in das Nebenzimmer. Seine blassen Wangen aber hatten sich sanft geröthet, und sein Auge, scharf und glänzend wie das eines Falken, blickte gierig nach den goldenen Marken.

„Ist etwas Besonderes an ihnen," fragte Ihre Majestät, „daß der Herzog sie sorgfältig aufbewahren läßt?"

„Es ist wahrscheinlich ein Cadeau," entgegnete achselzuckend die Herzogin; „sie sind allerdings von einer netten Arbeit; das Ganze aber ist wohl nichts mehr und nichts weniger als eine von Alfreds Eigenheiten."

„Lassen Sie doch sehen."

Der Graf erhob sich schnell und brachte die vier Marken an die Seite Ihrer Majestät, welche sie in die Hand nahm und betrachtete. „Sie scheinen hohl zu sein," sagte sie; „wahrscheinlich kann man sie öffnen; ich kenne dergleichen Spielereien. — Erinnerst du dich, Hedwig, Papa's Oberhofmeister hatte ebenfalls dergleichen Marken, er schrieb dann kleine Zettelchen, die er hinein steckte und den Damen zuschob. — Ein alter, wunderlicher Herr. Ich sah das häufig, that aber nicht, als ob ich es bemerkte. Die Marken waren gerade gemacht wie diese, alle vier schraubten sich auf, aber nur eine hatte einen doppelten Boden. Wenn man aber oben auf die Emaille drückte, welche die Kartenfarbe darstellt, so sprang eine andere Cuivette auf; und darunter verbarg er seine kleinen Angelegenheiten."

„Das hier gehört vielleicht dem gleichen Zwecke an," meinte die Herzogin. „Gott! wer kann sich um dergleichen bekümmern! — Ist dir's gefällig, das Spiel anzufangen?"

Ihre Majestät nickten mit dem Kopfe.

„Coeur ist à tout," sagte ganz ergebenst der Hofmarschall.

Geneigter Leser, du wirst gewiß schon sehr häufig in deinem

Leben Whist gespielt haben. Es ist das an sich ein harmloses Spiel, außerordentlich leicht und angenehm, wenn man es mit sehr gutmüthigen Leuten spielt, die es gerade so machen, wie du, das heißt, ihre dreizehn Karten eine nach der andern auf den Tisch werfen, die froh sind, wenn sie einen Trique machen, denen es auch nicht darauf ankommt, daß du so eben ihren Piquekönig gestochen, während du doch den Zweier, Dreier und Vierer von dieser schönen Farbe in der Hand behieltest, die es am Ende auch nicht besonders übel nehmen, wenn zum Schluß vielleicht eine Karte übrig bleibt, oder wenn du quatre d'honneur ansagst, während sie doch selbst Aß, König und Dame besaßen.

Nicht so angenehm ist dagegen dieses Spiel, wenn du es mit Leuten zu thun hast, die sich einbilden, darin große Meister zu sein, und die nicht sehr duldsamer und liebenswürdiger Natur sind, die gerne aufbrausen und in allen Dingen Recht haben wollen. Du kannst es machen, wie du es willst: du hast beständig gefehlt; befolgst du die Regeln des Spiels und es gefällt deinem Partner nicht, so zuckt er heftig die Achseln, rückt unmuthig auf seinem Stuhle hin und her, wirft dir einen zornigen Blick zu. Ist es eine Dame, so ergelbt sie auch wohl ganz gelinde, und man sagt zu dir in gereiztem Tone: „Lieber Gott! man muß doch zuweilen Ausnahmen zu machen verstehen!" — Machst du nun das nächste Mal eine Ausnahme, so hättest du diesmal um Alles in der Welt bei der Regel bleiben sollen. — Spielst du Coeur, so lacht man dir krampfhaft in das Gesicht, denn Pique war ja die angezeigte Farbe; Pique hätte ein Kind begreifen können; um hier bei dieser Veranlassung nicht Pique zu spielen, muß man doch offenbar der schlechteste Spieler sein, der je eine Karte in die Hand genommen. Spielst du nun das nächste Mal bei der ganz gleichen Veranlassung ein unschuldiges Piqueblättchen aus und hast zufällig die richtige Farbe getroffen, weßhalb du deinen Partner triumphirend anblickst,

Erſte Scene.

Zimmer bei dem Commiſſionär Hagenlocher.

Commiſſionär.

Von allen Geſchäftsleuten auf der ganzen weiten Erde bin ich doch der geplagteſte, ja der geplagteſte. Aller Welt gehorſamer Diener und eigentlich der Knecht von Jedermann. Welcher Wuſt von Geſchäften! Wie vielerlei Geſchichten häuften ſich ſchon auf dieſem Tiſche an und liegen jetzt dort in den Schränken verborgen — ganze Romane, die allerverwickeltſten, und mitunter ſchauerliche Sachen. Ich begreife nicht, daß noch Niemand Memoiren eines Commiſſionärs geſchrieben hat. Nur meine Bücher brauchte ich aufzuſchlagen, und die Rubriken in denſelben gäben die allerſchönſten Capitel. Vermiethungen — Nachfragen nach Parterrewohnungen: ungeheuer — Zimmer mit Alkoven für ledige ſolide Frauenzimmer und Herren, ſehr geſucht. Und erſt die verſchiedenen Bedingungen, die der Hausherr macht. (Lieſt.) „Nur muß ich mir ausdrücklich ausbedingen, daß, wenn das Zimmer an einen jungen Herrn vergeben wird, nicht“ ꝛc. — Hausſchlüſſel — hahaha! Unter zehnen bekommen ſechs keine, ſondern müſſen ſich der Sitte fügen, um zehn Uhr zu Hauſe zu ſein. — Ein anderes Bild, vom Schuldencontrahiren, ein ſehr wichtiges Capitel. Zeitungsnotiz: Man iſt bereit, 500 fl. zu billigen Zinſen zu verleihen, und daneben ſind mir im Geheimen die billigen Zinſen wegen der drückenden Zeit zu 7 % berechnet. — Verkäufe — ah, das wimmelt. Dienſtgeſuche — weiß nicht, woher es

so erwidert derselbe doch diesen Blick mit wahrhaftem Entsetzen. Er wiegt den Kopf hin und her, als wollte er sagen: bei dieser Ungeschicklichkeit kann man nichts thun, als sich in Geduld fassen. Und frägst du endlich: „war denn Pique diesesmal wieder nicht recht?“ so lächelt man vielleicht mitleidig und entgegnet dir: „mein bester Herr, Pique an sich wäre schon nicht ganz unrecht gewesen, aber wie können Sie um Gotteswillen den Zehner ausspielen, wenn Sie den Buben in der Hand haben? Das heißt ja muthwillig Alles auf's Spiel setzen! Ah! das ist doch ein Bischen zu stark!“

Wahrhaft peinlich ist es aber nun, Whist mit hohen Herrschaften zu spielen, wo du auf alle Fälle Unrecht hast, wo du keine Gegenrede wagen darfst, wo du beim Unglück, durch schlechte Karten herbeigeführt, dasselbe verschuldet, wo dich dagegen beim Glücke dein Partner oder Partnerin durch ihr glänzendes Spiel mit durchgerissen. Hier erhältst du natürlich selten oder nie einen lauten Vorwurf, aber dafür trifft dich ein sonderbar fragender Blick; ein leichter Husten ist dir außerordentlich verständlich; ein kaum bemerkbares Achselzucken oder ein gelinder Seufzer schmettert dich gänzlich zu Boden. — So ergeht es dem vortrefflichen Spieler, der mit aller Anstrengung seiner Verstandeskräfte bei der Sache ist und sich durch nichts zerstreuen läßt.

Welche Qualen dagegen ein Unglücklicher, ein Liebender, ein Eifersüchtiger am Spieltische der höchsten Herrschaften ausstehen muß, davon, geneigter Leser, bist du vielleicht glücklicher Weise nicht im Stande, dir einen Begriff zu machen.

Und der arme Graf Fohrbach befand sich in diesem Falle; doch machte er übermenschliche Anstrengungen, sich vor den strengen Augen der Frau Herzogin keine Blöße zu geben, und das Glück, das ihm heute Abend in der Liebe manquirt, was ihm denn auch, gemäß dem Sprüchwort, im Spiele günstig, und er bekam, wie

der Hofmarschall bei jedem Ausgeben seufzend versicherte, immense Karten. Die Frau Herzogin lächelte holdselig und freundlich, denn Ihre Majestät und Seine Excellenz waren groß Schlemm geworden und hatten einen sehr starken Rubber eingebüßt.

Und nicht allein die verlorene kleine liebenswürdige Soirée bei dem Major v. S. beschäftigte die Phantasie des unglücklichen Grafen, nicht nur der Herzog, der statt seiner dorthin gefahren, nein, auch die Marken Seiner Durchlaucht, die vor ihm auf dem Tische lagen, fesselten seine Aufmerksamkeit, und er mußte sie immer und immer wieder nachdenkend betrachten, als verbärgen sie ihm irgend ein wichtiges Geheimniß. — Warum wollte sie der Kammerdiener so schleunig fortnehmen? — Sie waren hohl, wie Ihre Majestät meinten, und Ihre Majestät hatten ferner einer Geschichte gedacht, wo irgend ein seliger Oberstlhofmeister in ähnlichen Marken den Damen Billete zuzustecken gewußt.

Wie gesagt, der Rubber war zu Ende und Ihre Majestät schienen nicht darauf zu dringen, augenblicklich einen neuen zu beginnen, sie lehnten sich vielmehr in ihren Stuhl zurück und sprachen leise mit der Frau Herzogin.

Auf den Marken befanden sich, wie Ihre Majestät vorhin bemerkt, in Emaille die vier Kartenfarben. Der Graf spielte mit Treff, nahm die Marke leicht in die Hand, ließ sie, wie ganz absichtslos, unter dem Tische verschwinden, und drehte daran. — Ihre Majestät hatte Recht: die Marke öffnete sich und bot ein kleines Gehäuse dar, welches aber leer war und auch nichts Weiteres zeigte, als er auf die Emaille drückte. Ganz geschickt wußte er Treff, nachdem er wieder zugeschraubt hatte, auf den Tisch zu bringen und nahm dafür Caro. — Auch Caro war und blieb leer, ebenso Pique; — aber Coeur. — Scheu blickte er umher, um zu sehen, ob Niemand auf ihn achte. Doch die Herrschaften sprachen

noch immer leiſe zuſammen, und der Hofmarſchall hatte die Rechnung über den verlornen Rubber in der Hand und überlegte, wie viele Dukaten ihn das Spiel heute Abend koſten würde. — Richtig! Coeur war nicht leer; bei einem Drucke auf die Emaille ſprang die Cuivette auf, und unter derſelben lag ein kleines, zuſammen gefaltetes Papier. — War es Unrecht, dies an ſich zu nehmen? — Es zu behalten — gewiß, aber nicht, es nur zu leſen und dann wieder hinein zu legen. Mit dieſen Gedanken beſchwichtigte der junge Mann ſein Gewiſſen. — „Es iſt das eine Kriegsliſt," ſprach er zu ſich ſelber, „ich recognoscire nur feindliches Terrain; denn der Herzog iſt in dieſem Punkte mein Feind, und ich fürchte, wir werden einen erbitterten Krieg mit einander führen. — Nein, nein! da gilt keine Schonung. Wer weiß, ob er ſelbſt mich nicht ſtatt ſeiner hieher gebracht hat!"

Unter dieſen Gedanken hatte er auch ſchon die Marke geleert, ſie wieder zugeſchraubt und auf den Tiſch geſtellt.

Wie aber nun das Papier leſen? — Und das mußte ſchnell geſchehen, denn ſobald Ihre Majeſtät zufällig das Spiel aufhob, ſo hatte er nicht mehr Zeit, den Zettel in die Marke zu ſtecken, und der ſchlaue Kammerdiener mußte augenblicklich den Verluſt desſelben entdecken.

Glücklicherweiſe half ihm der Hofmarſchall über dieſe Klippe hinweg, indem er ihm die Whiſtrechnung ſowie den Bleiſtift darreichte und ihm ſagte: „ſehen Sie doch mal nach, Graf Fohrbach, da muß irgendwo ein Fehler ſtecken, Plus und Minus ſtimmt mir nicht überein."

„Laſſen Sie ſehen," verſetzte der Graf entzückt, während er das Papier ergriff, ſeinen Zettel, den er in der hohlen Hand verbarg, geſchickt darauf legte und ſtatt ſich um die Zahlen zu bekümmern, die Worte las:

„Bericht — wie gewöhnlich um 11 Uhr. Vierte Thüre neben der blauen Gallerie“

welche er ſich feſt in's Gedächtniß einprägte.

„Nicht wahr, es iſt ein Fehler darin?“ fragte die Excellenz. „Sehen Sie, hier plus zwanzig und dort nur minus fünfzehn.“

„Laſſen Sie mich rechnen,“ erwiderte der Adjutant, der jetzt erſt das andere Papier betrachtete. — „Ach ja! hier ſteckt der Irrthum; die fünf Points minus gehören dorthin. Sehen Sie, ſo gleicht ſich die Rechnung völlig aus.“

„Ja, Sie haben Recht,“ ſagte die Excellenz, „es macht freilich fünf Points mehr Verluſt für mich, aber man muß auch in kleinen Dingen ehrlich ſein.“

Es war ein Glück, daß es dem Grafen ſo ſchnell gelungen war, das Papier ohne Aufſehen zu leſen und ebenſo in die Marke zurückzuſtecken, denn Ihre Majeſtät ſchienen jetzt ſchon alle Luſt am Spiele verloren zu haben, ließen Ihre Schulden durch Ihren Kammerherrn berichtigen und erhoben ſich darauf mit der Frau Herzogin vom Tiſche.

Der Hofmarſchall und der Adjutant machten eine tiefe Verbeugung; Erſterer ging in das Bibliothekzimmer, der Andere ſchritt langſam nach dem grauen Kabinete, doch blieb er unter der Thüre deſſelben hinter dem Vorhange einen Augenblick ſtehen.

Kaum waren die Herrſchaften vom Spieltiſche aufgeſtanden, ſo erſchien alsbald der Kammerdiener und packte die vier Marken ſeines Herrn zuſammen, warf einen ſchnellen Blick auf jede einzelne, dann einen anderen durch das Zimmer, um ſich zu überzeugen, ob Niemand die Haſt bemerkt habe, mit welcher er die Marken in Sicherheit gebracht.

Doch hatte ihn der Graf wohl beobachtet, und nachdem dieſer das Zimmer verlaſſen und nothgedrungen mit einigen Herren und Damen, die ihm gerade in den Weg traten, ein paar gleichgültige

Worte gewechſelt hatte, zog er ſich hinter eine große Epheuwand zurück und ließ ſich dort auf ein Sopha nieder.

„Vor allen Dingen muß ich mir klar machen,“ dachte er, „für wen der Zettel beſtimmt iſt. — Ohne Zweifel für den Herzog. — Aber warum alsdann dieſe Heimlichkeiten mit den Marken? Hätte ihm der Kammerdiener nicht ebenſo gut dieſes Papier in die Hand geben können? — Halt! da gibt's was zu überlegen. Dieſer Zettel kam vielleicht während der Tafel und wurde an den bewußten Ort gelegt, damit ihn Seine Durchlaucht ohne Aufſehen an ſich nehmen könne. — Der Herzog will es wahrſcheinlich vermeiden, daß man ihn geheimnißvolle Worte mit dem Kammerdiener ſeiner Mutter wechſeln ſieht. — Oder — nein, nein! — So muß es ſein! — Der Kammerdiener ſelbſt iſt nicht eingeweiht, wie man dieſe Marken öffnet, er weiß nur, daß ſie für den Herzog koſtbar ſind, deßhalb wollte er ſie zu ſich nehmen. — Ein Anderer aber, ja ein Anderer, der nicht in dieſen Kreis kommt, kennt das Geheimniß der Marke und legte den Zettel hinein, um Seine Durchlaucht zu benachrichtigen. — — Bericht wie gewöhnlich,“ murmelte er vor ſich hin, „um eilf Uhr. — Das iſt ſehr unbeſtimmt, wird aber um eilf Uhr heute Abend heißen ſollen, denn ſonſt hätte jener Andere ja Zeit gehabt, dem Herzog zu ſchreiben. — Die vierte Thüre neben der blauen Gallerie. — Das klingt ſchon begreiflicher: die blaue Gallerie kenne ich ſehr genau, und die vierte Thüre wird nicht ſchwer zu finden ſein. — Aber was an dieſer vierten Thüre thun? — Soll der, welcher hinkommt, einen Bericht erhalten oder einen geben? — Das Letztere wäre für mich ſehr unangenehm. — Bah! wie kann ich da zweifeln? Man kann einen Herzog nicht nur ſo zum Bericht auffordern. — Nein, nein! man will ihm irgend etwas Intereſſantes anvertrauen. — Und da das Ganze auf hundert Meilen nach einer Liebesgeſchichte riecht, und da Seine Durchlaucht der Herr Herzog die außerordentliche Gnade haben, Seine leichtfertige Cour einer

jungen Dame zu machen, die ich unbeschreiblich und aufrichtig liebe, — da er ferner heute Abend meinen Platz eingenommen, so werde ich mir auch wahrhaftig kein Gewissen daraus machen als Revanche ein wenig für ihn zu gelten. — Ja, ich werde hingehen, denn es ist mir gerade, als müßte dort etwas verhandelt werden, was für mich am Ende noch von größerem Interesse ist als für ihn."

Damit war sein Entschluß gefaßt; er erhob sich beruhigt aus seiner Ecke und mischte sich wieder unter die Gesellschaft.

Die kleine Soirée nahm übrigens recht langweilig ihren Fortgang, wie es wohl meistens bei einer höchsten Spielpartie der Fall ist, wo nicht gespielt wird. Die Herrschaften hatten sich am Kamine niedergelassen und zogen nur hie und da eine der alten Excellenzen in den Bereich ihrer Unterhaltung, wobei übrigens Ihre Majestät häufig auf die Uhr blickte und sich entweder nach dem Fortgehen oder dem Souper zu sehnen schienen.

Das Letztere kam nun gegen halb Eilf, und brachte wieder einiges Leben in die Gesellschaft. Die Damen und Herren in den Ecken des Zimmers hörten auf, verstohlener Weise zu gähnen, die Fächer wurden nicht mehr unaufhörlich auf und zugeklappt, die Hüte nicht mehr in den weißen Handschuhen hin und her gedreht. Es war, als fliege ein allgemeines Ah! durch das Zimmer, und nicht blos die Bedienten rannten geschäftig hin und her, um die gedeckten Tische im Spielzimmer mit einer Menge Platten voll kalter Küche, mit Früchten und allerlei Weinen zu bedecken, auch die Herren bewiesen sich liebenswürdig gegen die Damen. Die Hüte wurden in einem Winkel placirt, die Damen setzten sich nieder, und ließen sich mit dem, was gerade nach ihrem Geschmacke war, bedienen, worauf man dann bald nichts mehr hörte als das Klappern der Teller, Messer und Gabeln, oder das leise Klingen eines Glases.

Aber in der Art, wie die Leute ihr Souper einnahmen, lag

eigentlich so gar nichts Behagliches. Die Herren verzehrten ihr Bißchen meistens stehend, die Damen, indem sie abwechselnd einen Blick auf den Teller und dann wieder einen auf die allerhöchsten Herrschaften warfen. Es war keine Ruhe bei diesem Essen; man konnte sich doch nicht am Ende der Gefahr aussetzen, einen gnädigen Wink oder ein freundliches Lächeln zu übersehen; deßhalb die ewige Aufmerksamkeit auf den allerhöchsten Teller und den allerhöchsten Mund, und erst als man sicher war, daß Letzterer gerade selbst beschäftigt war, zwang man heftig und unnachsichtlich schluckend irgend einen tüchtigen Bissen hinab, um gleich darauf wieder kampfgerüstet zu sein.

Den Herren erging es zuweilen noch schlimmer, und eine unzeitige Frage Ihrer Majestät konnte im Stande sein, sie in die furchtbarste Verlegenheit zu setzen. — Antworte einmal Einer correct und deutlich, wenn er vom Viertel eines ziemlich großen Kapaun's im Munde hat; das schluckt sich nicht nur so augenblicklich hinunter. — Aber auf eine Antwort warten lassen! — Lieber riskirt man im Verschlingen das Unmögliche.

Der geneigte Leser wird hieraus ersehen, daß das Essen und Trinken bei Hofe auch seine großen Unannehmlichkeiten hat, und daß die Herren und Damen desselben darum gerade nicht zu beneiden sind. Man kann von ihnen in Wahrheit sagen, sie essen meistens ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts; und es ist das oftmals ein hartes Brod, nicht gewürzt durch wahre Freude. Die Meisten von denen, welche der Spielpartie heute Abend anwohnen mußten, — wir sagen nicht ohne Absicht mußten, — gingen fast mit den gleichen Gefühlen hin, wie der arme Graf Fohrbach. Sie schleppten am Fuß ihre unsichtbare Kette und fühlten sich wohl unglücklich, wenigstens gelangweilter, als Tausende von anderen Menschen, die im mäßig erwärmten Zimmer um eine Schüssel Kartoffeln sitzen, ein Stück Brod in der Hand und einen freien Willen im Herzen. —

Hier betritt man den glänzenden und reich erleuchteten Salon, nachdem man vor der Thüre sich vielleicht heftig auf die Lippen gebissen und einen letzten tiefen Seufzer gethan, da man an andere Freuden gedacht, die heute Abend zu genießen wären. Darauf legt sich das Gesicht in freundliche Falten, das Auge glänzt schalkhaft und liebenswürdig, und diese Maske muß den ganzen Abend festbehalten werden, obgleich manche dieser scheinbar so glücklichen Damen sich lieber mit gerungenen Händen in eine Ecke setzen würde, um heiße, bittere Thränen zu weinen. Ja, der Ausdruck der Freude und des Glückes muß beibehalten werden, bis Ihre Majestät zweimal leicht den Mund verzieht und dann bemerkt: „es ist sogleich eilf Uhr," bis ihr eines der Ehrenfräuleins den weißen Burnus umhängt, bis sie die Frau Herzogin auf die Stirn geküßt hat und mit einem „adieu ma chère!" Abschied genommen. — Dann folgt noch ein tiefer Knix rings umher, ein zweiter, wenn sich endlich auch die Frau Herzogin zurückzieht; die Thüren zu den Vorzimmern werden geöffnet, die Bedienten reichen Mäntel und Shawls, die Herren sagen flüchtig eine gute Nacht, die Damen suchen ihre Wagen oder eilen durch die nun sehr öden und halb dunkeln Gänge des Schlosses nach ihren Zimmern, — und dann erst fällt die Maske, dann erst trübt sich der bis jetzt so heitere Blick, und Manche denkt an einen verlorenen Abend, Manche preßt die Hand auf das Herz und schaudert leicht zusammen, wenn sie an so viele dergleichen Abende denkt, die schon hinter ihr liegen, und an unzählige, die wahrscheinlicher Weise noch auf sie warten. — Und so ist das auch eine Art Sklavenleben, geliebter und sehr geneigter Leser.

In der beschriebenen Art ging auch die heutige Soirée zu Ende, und wenige Augenblicke, nachdem sich die Herrschaften zurückgezogen, war das kleine schöne Appartement gänzlich verlassen.

Was nun den Herrn Herzog anbelangte, so hatte er sich auch nicht beim Souper sehen lassen, wodurch sich der Graf veranlaßt

ſah, mehrere tiefe Seufzer zu unterdrücken, zuweilen die rechte Hand krampfhaft zu ballen und auf ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe, den Bericht ſelbſt anzuhören, feſt zu beharren.

Nachdem er den Herren und Damen, die an ihm vorüber geeilt, eine gute Nacht gewünſcht, ließ er ſich von ſeinem Jäger, der im Vorzimmer auf ihn wartete, den Mantel umhängen.

„Du haſt den Herrn Erichſen getroffen?“ fragte er ihn.

Worauf Franz erwiderte: „ich habe den Brief Euer Erlaucht in ſeine Hände gegeben.“

„Er las ihn durch?“

„Herr Erichſen las ihn durch, lächelte und ſagte: ich will es beſtens beſorgen.“

„Schön; ich danke. Du kannſt mit dem Wagen nach Hauſe zurückkehren! ich brauche ihn nicht und komme vielleicht in einer Stunde zu Fuß. — Gehe aber vorher drunten in's Adjutantenzimmer und nimm die Schärpe mit, die dort liegen geblieben.“

Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Ein Bericht.

Es war unterdeſſen eilf Uhr geworden; Graf Fohrbach zog ſeinen Mantel feſter um ſich und ſchritt über das Veſtibul und die große Treppe hinab, die nur noch ſpärlich erleuchtet war. Die blaue Gallerie lag im anderen Theile des Schloſſes, und um dorthin zu kommen, mußte er über einen langen Corridor, der beinahe gänzlich dunkel war, denn nur an beiden Enden deſſelben flackerten um dieſe Stunde noch ein paar trübe Lampen. Doch kannte er den Weg genau, und wenn er ſehr behutſam dahin ſchlich, ſo geſchah dies nur, damit ſeine Sporen auf dem Steinpflaſter nicht klirren und irgend einen der ſich unten aufhaltenden Bedienten oder die Wache beunruhigen möchten.

Es iſt aber eigenthümlich, wie ſich in der Stille der Nacht jeder Ton verdoppelt und hörbar iſt, den man am Tage gar nicht beachtet. So vernahm auch Graf Fohrbach jetzt deutlich ſeinen leiſen, faſt geräuſchloſen Schritt, und wenn ſich zufällig ſein Säbel bewegte, ſo klirrte es gerade ſo, als raſſele Jemand mit einer Kette.

Der Adjutant erreichte bald das Ende des Corridors und ſtieg dort eine Wendeltreppe hinauf, die ihn auf einen Vorplatz führte, den er quer durchſchreiten mußte, um zum Eingange der blauen Gallerie zu gelangen. Hier war es ſchon ſchwieriger, ſich zurecht zu finden, denn nirgendwo brannte ein Licht, und die Nacht war ſo finſter, daß man kaum die hohen Fenſter von der Wand unterſcheiden konnte. —

kommt, aber wie oft man in der Stadt mit den weiblichen Dienſtboten wechſelt, ungeheuer. — Hier ſucht ſich ein alter Junggeſelle eine Haushälterin, dort wünſcht Jemand eine ſolide Perſon zum Schlafen. Und erſt die delikaten Geſchäfte — na, die Verheirathungen.

(Es klopft.)

Schon wieder ein Geſchäft! — Herein!

Zweite Scene.

Commiſſionär. Kammermädchen.

Kammermädchen.

Guten Morgen, Herr Commiſſionär. Habe lange nicht mehr das Vergnügen gehabt, Sie zu ſehen.

Commiſſionär.

Ei, ei, wenn ich nicht irre, Fräulein Jettchen, habe lange nicht mehr die Ehre von Ihnen gehabt. Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Kammermädchen.

Ich danke, ich danke, ich mache meine Geſchäfte lieber ſtehend ab.

Commiſſionär.

Aber Sie erlauben, daß ich mich dazu ſetze, das Alter, Fräulein Jettchen —

Kammermädchen.

Machen Sie ſich's bequem, Herr Commiſſionär.

Commiſſionär (ſetzt ſich).

Nun, was ſteht zu Befehl? Sind die Miethsleute im obern Stock ausgezogen? Sucht der Herr von Schall einen neuen Pächter für ſein Landgut?

Kammermädchen.

O nein, Herr Commiſſionär. Es ſind dießmal keine wichtigen Geſchäfte, die ich mit Ihnen zu verhandeln habe — Kleinigkeiten. Wir

Hier war die blaue Gallerie; jetzt galt es, die vierte Thüre zu finden. Sehen konnte er nicht eine einzige, er mußte alſo an der Wand hintappen und ſich ſeinem Gefühle überlaſſen.

„In dieſer greifbaren Finſterniß,“ dachte er, „geht mir auf einmal über etwas ein Licht auf; ich erkläre es mir jetzt vollkommen, zu welchem Zwecke ſich neulich der Herzog drüben in dem Laden die kleine elegante Blendlaterne kaufte. So ein Ding könnte ich auch jetzt hier ganz gut gebrauchen. — Das war die zweite Thüre. — Nun kommt die dritte. — Da iſt ſie! — Aber nun halt! — Wahrſcheinlich werde ich an der vierten und richtigen ein Zeichen brauchen, um eingelaſſen zu werden. Das wäre unangenehm, da ich bis hieher ſo ohne allen Anſtand gekommen und weiter nichts weiß. — Vielleicht auch, daß ich meine Anweſenheit durch einen lauten Schritt anzeigen muß. Hier wohnt eigentlich Niemand, wie ich glaube, und wir können ſchon ein wenig hörbarer auftreten.“

So that er auch, und dies Manöver brachte augenblicklich eine Wirkung hervor. Es erſchien nämlich rechts neben ihm, wo die vierte Thüre ſein mußte, ein kleiner leuchtender Punkt, wie wenn ſich Jemand mit einem Lichte dieſer Thüre näherte und der Schein deſſelben durch das Schlüſſelloch fiele. — Mit zwei weiteren Schritten hatte er die Thüre erreicht und nun vernahm er zu ſeinem großen Vergnügen, daß dieſelbe langſam geöffnet werde. Er ergriff mit der Hand die Klinke, drückte ſie ganz auf, trat eilig über die Schwelle und befand ſich in einem ziemlich kleinen Zimmer, einem jungen Mädchen gegenüber, die bei ſeinem Anblick ſo heftig zuſammen fuhr, daß ihr die Wachskerze, welche ſie in der Hand trug, faſt entfallen wäre. Einen lauten Aufſchrei, der wahrſcheinlicher Weiſe gefolgt wäre, verhinderte der Graf, indem er den Finger erhob und dem Mädchen leiſe aber eindringlich: „ſtille!“ zurief. — Darauf verſchloß er die Thüre, ſchob einen Riegel vor

und ließ einen ſchweren Vorhang darüber fallen, bei deſſen Anblick er begriff, weßhalb er früher keine Spur des Lichtſtrahles geſehen.

Nachdem dies geſchehen, machte er ein paar Schritte weiter in das Zimmer hinein gegen das Mädchen hin, die mit einem wahren Ausdruck des Entſetzens gegen das ebenfalls dicht verhängte Fenſter zurückwich.

„Das iſt ein ſonderbares Abenteuer," dachte er. „Sollte es ſich hier um ein einfaches Rendezvous handeln? — Ich glaube nicht; und wenn dem ſo wäre, müßte ich mich eilig zurückziehen, denn das ginge alsdann über Indiscretion. — Doch nein, nein! die Kleine da hat mir ein ganz anderes Ausſehen. — Suchen wir auf eine geſcheidte Art zu unſerem Berichte zu kommen."

Das Mädchen hatte den Leuchter auf den Tiſch geſtellt, ohne ihn aus der Hand zu laſſen, die noch immer heftig zitterte. Sie hatte eine ſchlanke, ſchmächtige Figur, ein ſchmales, bleiches Geſicht und blondes Haar, welches in zwei dicken, ſehr zierlichen Flechten um ihren Kopf gewickelt lag. Ihr einfacher und ſauberer Anzug war, wie ihn die Kammerjungfer einer anſtändigen Dame zu tragen pflegt. — Sie vermochte es nicht, ein Wort hervor zu bringen und ſtarrte den Eingetretenen mit ihren großen blauen Augen an, wobei ſich ihre feinen Lippen krampfhaft bewegten.

„Beruhigen Sie ſich doch, mein Kind!" ſagte der Graf ſo ſanft als möglich, „ich werde Ihnen gewiß nichts zu Leide thun. — Gewiß nicht! auf mein Wort! Laſſen Sie Ihren Leuchter ruhig auf dem Tiſche ſtehen und ſetzen Sie ſich meinetwegen in jene Ecke, während ich hier ſehr entfernt von Ihnen, auf dem Tabouret Platz nehmen will. — So thun Sie es doch! — Ich komme bei Gott! in keiner ſchlechten Abſicht."

Nach längerem Zögern that das Mädchen endlich, wie er ihr geheißen. Sie ließ die Hand von dem Tiſche herabgleiten, ging

rückwärts zu dem bezeichneten Stuhl, blieb aber dort aufrecht ſtehen und ſchien ſich an der Lehne feſtzuhalten.

„Sie haben mich nicht hier erwartet?“ ſagte der Graf, nachdem er ſie eine Zeit lang betrachtet.

„Nein, nein, nein! gewiß nicht!“ brachte das Mädchen mühſam hervor.

„Aber Jemand anders ſollte kommen? Schütteln Sie nicht den Kopf: ich weiß Alles. — Jemand anders wurde von Ihnen hier um eilf Uhr erwartet. Da hilft ja kein Läugnen. — Sie hatten ihm etwas mitzutheilen. Sehen Sie, Sie ſchlagen die Augen nieder. — Nun alſo, ich komme an ſeiner Stelle; laſſen Sie mich hören, was Sie zu ſagen haben.“

Das Mädchen ſchüttelte mit dem Kopfe, ſchlug die Hände zuſammen und drückte ſie alsdann heftig an ihre Augen.

„Sie trauen mir nicht,“ fuhr der junge Mann nach einer Pauſe fort. „Nun, ich finde das begreiflich. — Sie erwarten Jemand, den Sie ſchon länger kennen, nun erſcheint plötzlich ein Unbekannter, — das muß Sie natürlicher Weiſe überraſchen. Wenn ich Ihnen aber ſage,“ — dieſe letzten Worte ſprach er in beſtimmtem Tone und ſehr langſam, — „daß Seine Durchlaucht der Herzog Alfred hieher kommen ſollte, daß er aber augenblicklich nicht im Schloſſe iſt und daß ich ſtatt ſeiner hier bin, iſt das alles nicht wahr?“

Das Mädchen ließ ihre Hände herab ſinken, ſchaute ihn mit einem feſten Blicke an und entgegnete alsdann: „was hilft mein Läugnen, Sie haben mich ja in Ihrer Gewalt.“

„Ach was Gewalt!“ entgegnete er unmuthig. „Davon kann gar keine Rede ſein. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen; Sie haben es mit keinem Undankbaren zu thun.“

Ein ſchmerzliches Lächeln flog bei dieſen Worten über ihre

Züge, dann seufzte sie tief auf und flüsterte: „es ist etwas Schönes um die Dankbarkeit; o, wenn auch ich dankbar sein dürfte!“

„Also Sie erwarteten den Herrn Herzog?“

„Ja,“ sprach das Mädchen nach einer Pause mit festerer Stimme.

„Schön. — Nun bin ich aber da. — Sprechen Sie, ohne Rückhalt. Was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich brauche nicht zu sprechen,“ erwiderte das Mädchen mit sanfter Stimme, „ich brauche nur auf Fragen, die an mich gestellt werden, zu antworten. Also fragen Sie in Gottes Namen!“

Auf diese Worte hustete der Graf gelinde und sah sein Gegenüber erstaunt an. „Das ist ein schönes Labyrinth,“ dachte er. „Finde mir da Jemand einen Ausweg! Ich komme da her, um einen Bericht zu hören, und jetzt soll ich diesen Bericht mit Fragen heraus locken. — Was soll ich fragen, ohne mir eine Blöße zu geben? Denn ich weiß nicht einmal, wer das Mädchen ist, und also auch nicht, worüber sie mir Auskunft zu geben vermag. — Helfen wir uns, so gut wir können. Sie muß doch bei irgend einer Herrschaft sein, nach der wollen wir uns ein wenig erkundigen; vielleicht gibt sich das Andere von selbst. — Also,“ begann der Graf nach einem längeren Stillschweigen, und nachdem er sich mit der Hand über das Gesicht gefahren, auch seinen Schnurrbart gedreht und den Mantel etwas von der Schulter herab genommen, „also Sie erwarten meine Fragen?“

„Ja,“ erwiderte das Mädchen.

„Nun denn! — Teufel!“ dachte er, „wer ihre Herrschaft ist, darf ich nicht fragen, — aber wo sie sich im Augenblicke aufhält. Das geht! — Nun denn, ist Ihre Herrschaft zu Hause?“

„Das gnädige Fräulein kamen vor einer halben Stunde.“

„Ah! ein Fräulein! — Das ist schon etwas!“ sprach er für sich. — „Und — hm! — sie — sie blieb zu Hause?“

„Sie begab ſich zu Bette.“

„Natürlich! — es iſt ſchon ſpät. — Und wo war denn das gnädige Fräulein, wenn ich fragen darf?“

„Sie fragen nur für den Abend? — Oder meinen Sie den ganzen Tag?“

„Vorderhand iſt es mir nur um den Abend zu thun,“ erwiderte Graf Fohrbach, der wohl fühlte, daß er bald mit ſeinen Fragen am Ende ſei. „Dann aber wünſche ich auch Einiges über den Tag zu erfahren.“

„Das gnädige Fräulein waren von Sechs bis halb Acht bei der Tafel und fuhren darauf in Geſellſchaft.“

„Wohin?“

„Zu dem Herrn Major von S.“

„Was?“ rief der Graf im höchſten Erſtaunen, indem er heftig zuſammenfuhr und dicht vor das Mädchen hintrat, „zu Major von S.? — Träume ich denn? — Zu Major von S.?“

„Um Gotteswillen! ja. Ich ſage gewiß die Wahrheit,“ verſetzte ſie erſchrocken.

„So iſt Ihr Fräulein — Eugenie von S.?“

„Allerdings!“ rief das Mädchen, nun ihres Theils überraſcht, „Das wußten Sie nicht?“

„Nein, beim Teufel! ich wußte es nicht. — Ah! das iſt ein Bischen zu ſtark!“

„So hat Sie auch der Herr Herzog nicht geſchickt?“ fuhr ängſtlich das Mädchen fort.

„Nein, nein, er hat mich gewiß nicht geſchickt; aber ich danke Gott, daß ich gekommen bin. — Sie alſo betrifft dieſer Bericht? — Eugenie? — O das iſt über alle Beſchreibung! Sprich, Mädchen,“ fuhr er ernſter fort, indem er ihr Handgelenk faßte; „jetzt werde ich wirklich Fragen ſtellen, bitte aber um richtige und

pünktliche Antworten. — Sie haben also den Herrn Herzog hier erwartet?“

„Ja, ich sagte es schon.“

„Und er kam schon öfter hier in dieses Zimmer?“

„Zuweilen hier, zuweilen anderswo, wie es mir befohlen war.“

„Wie es Ihnen befohlen war? — doch davon nachher! — Also Sie trafen hier oder anderswo mit dem Herrn Herzog zusammen, um ihm — Bericht über Ihre Herrin zu geben, über ihr Leben und Treiben, was sie thut und spricht, zu wem sie geht, wer zu ihr kommt? — Ah! Verrath ohne Gleichen! — Schändlichkeiten, wie noch keine da gewesen! Und das fühlen Sie nicht? Ein solches Verbrechen liegt nicht schwer auf Ihrer Seele? — Pfui der Schande!“

Anfänglich hatte das Mädchen den jungen Mann mit weit aufgerissenen Augen angestarrt, dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und ein tiefer, schmerzlicher Seufzer wand sich aus ihrer Brust; zuletzt aber, als sein Auge flammte und er mit Entrüstung des schändlichen Verraths gegen ihre Herrin erwähnte, ließ sie langsam die Hände von ihrem Gesicht herab sinken, athmete tief auf und blickte in die Höhe, aber nicht mehr ängstlich oder niedergedrückt, sondern als wollte sie sagen: Gott sei gedankt! Eine Thräne, die in ihrem Auge zitterte, bekräftigte diesen Gedanken.

„So sind Sie der Herr Graf Fohrbach?“ brachte sie darauf mühsam hervor.

„Der bin ich. — Woher kennen Sie meinen Namen?“

„O, er wird oft bei uns genannt,“ entgegnete schüchtern das Mädchen.

In jeder andern Zeit hätte ihn dies Wort glücklich und vergnügt gemacht, aber in diesem Augenblicke, wo er einer so ausgedachten Verrätherei auf die Spur gekommen war, einer Verrätherei

gegen sie, gegen das Mädchen, das er so innig liebte, brachte es keine große Wirkung auf ihn hervor. — Und es war ja nicht nur eine Verrätherei gegen Eugenie; wer weiß, welchen Zweck man hatte, ihre Handlungen und Worte zu belauschen, ihre Schritte mit Schlingen und Fallen zu umgeben! — Wohl durchzuckte es ihn seltsam, als das Mädchen sagte, sein Name werde oft genannt, doch machte er eine ablehnende Handbewegung gegen sie.

„So oft genannt," fuhr sie eifriger fort, „daß er mir leicht im Gedächtnisse blieb und daß ich immer auf die Stunde hoffte, wo es mir vielleicht vergönnt sein würde, Sie zu sprechen, zu Ihren Füßen zu fallen, Ihren Schutz anzuflehen."

Bei diesen Worten that das Mädchen wie es sagte: es sank neben dem Stuhle nieder, und als der Graf erstaunt einen Schritt zurücktreten wollte, faßte es nach seinem Mantel.

„Das ist eine sonderbare Komödie," sagte er. „Was Teufel brauche ich Sie zu schützen? — Sie scheinen mir selbstständig genug zu sein, stehen ja auch unter weit mächtigerem Schutze als der meinige ist. Uebrigens bitte ich recht sehr, stehen Sie auf; ich mag Sie nicht da liegen sehen, selbst wenn dies am Ende eine Stellung ist, die Sie wohl verdienen nach dem, was Sie einer gewiß so guten und sanften Herrin gethan."

„O mein Gott! ja, sie ist so gut und so sanft," versetzte jammernd das Mädchen. Dabei ließ sie den Mantel los, stützte sich mit der einen Hand auf den Boden und schien mit der anderen ihre herabstürzenden Thränen zurückhalten zu wollen.

„Die Ihnen gewiß nie Veranlassung zu diesem Schritte gab," fuhr er entrüstet fort.

„Nie," sagte das Mädchen. — „Nie! nie! Man fühlt bei Fräulein Eugenie nicht, daß man Dienerin ist; man arbeitet zu seinem Vergnügen, indem man ihre freundlichen Bitten erfüllt; man wird belohnt durch Gutmüthigkeit und Vertrauen. — Nie kommt ein

hartes Wort über ihre Lippen, nie hat man bei ihr eine Laune zu ertragen."

„Und doch," rief der junge Mann, mehr und mehr überrascht, während er einen Blick des Abscheu's auf die Knieende warf, „und doch die Verrätherei? — So also belohnen Sie die Liebe und Güte Ihrer Herrin?"

„Ich muß ja wohl!" klagte das Mädchen und rang wie verzweifelnd die Hände. „Bei Gott dem Allmächtigen! ich muß, man zwingt mich dazu."

„Wer kann Sie zwingen? — Sind Sie nicht die Herrin Ihrer Handlungen, sind Sie nicht in dem Punkte vollkommen frei?"

„O nein! o nein! ich bin nicht frei; ich mußte diesen Befehlen Folge leisten."

„Den Befehlen Ihrer Herrin?"

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Hat denn sonst irgend Jemand eine Macht über Sie?"

„Ja."

„Eine Macht, die Sie zwingen kann, gegen Ihre Herrin zu handeln wie Sie gethan?"

„Ja."

„Also ein Wesen," sprach er, mehr und mehr erstaunt, „das Sie zwingt, Ihre Herrin zu verrathen?"

„Ja, ja!"

„Das Ihnen befiehlt, Eugeniens Thun und Lassen genau zu beobachten und darüber Bericht zu machen?"

„O mein Gott, ja!"

„Berichte an den Herzog?"

„Ja, Herr Graf — Berichte an den Herzog, oder an wen man mir befiehlt."

Nach diesen Worten faltete sie, immer noch auf den Knieen

liegend, die Hände, und ließ den Kopf tief auf die Brust herab sinken.

„Und wer ist dieses Wesen, das eine solche Macht über Sie ausübt?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte sie nach einer Pause, indem sie ihren Kopf erhob und dem jungen Manne mit einem Blick voll Offenheit, ja mit einem Ausdruck vollkommener Ehrlichkeit in die Augen schaute. — „Ich weiß nicht, wer es ist, ich kenne seinen Namen nicht, ich erinnere mich nur noch jenes schrecklichen Ortes, wo ich ihn sah, ihn, der mir den Befehl ertheilte, also zu thun wie ich gethan.“

„Und wo ist dieser Ort?“

„Er ist,“ sprach das Mädchen — doch hielt sie plötzlich inne, öffnete starr die Augen und lauschte nach dem Gange hin, wobei sie wie beschwörend ihre Hände aufhob.

Auch der Graf wandte leicht den Kopf herum und vernahm, obgleich sehr gedämpft, feste männliche Schritte, die sich von der blauen Gallerie her zu nähern schienen.

„Der Herzog!“ flüsterte das Mädchen mit fast lautloser Stimme.

„Ja, er wird es sein,“ sagte der Graf ruhig, aber gleichfalls sehr leise. „Verhalten Sie sich ganz stille; nur stellen Sie das Licht zur doppelten Vorsicht noch in die Fensternische; durch die Vorhänge wird sein Schein nicht durchdringen.“

Sie erhob sich vorsichtig von ihren Knieen und that wie ihr geheißen; dann blickte sie angstvoll auf den Grafen, dem ein leichtes Lächeln um den Mund spielte.

Die Schritte kamen näher — ganz nahe; jetzt hielt Jemand vor der Thüre. Zuerst hustete es draußen leise, dann wurde sachte an die Thüre geklopft, und da auf alle diese Zeichen keine Antwort erfolgte, so vernahm man deutlich, daß eine Hand die Klinke

ergriff und die Thüre zu öffnen versuchte, was ihr aber natürlicher Weise nicht gelang. Dasselbe Manöver wurde von draußen mehrere Male probirt, und als es immer gleich erfolglos blieb, vernahm man einige leicht gemurmelte Worte, worauf sich die Person wieder langsam entfernte. Einmal schien dieselbe umkehren zu wollen; man vernahm ein Anhalten, dann eine halbe Wendung auf dem Steinboden des Ganges, doch besann sie sich eines Besseru: gleich darauf klangen die Schritte wieder regelmäßig und fest und verloren sich in der tiefen Stille, die über dem ganzen Schlosse lag.

„Der gute Herzog sucht, obgleich spät, doch noch zu seinem Rendezvous zu kommen," dachte der Graf. — Und dann wandte er sich wieder an das Mädchen, das, ein Bild der Angst, bleich und zitternd an dem Fenstervorhange stand.

„Beruhigen Sie sich," sagte er, „diese Gefahr ist gänzlich vorüber, denn wie ich den Herzog kenne, wird er heute Nacht nicht mehr zurückkehren. — Sie können ihm dann vielleicht morgen Ihren Bericht machen."

Diese letzten Worte sprach er in einem schneidenden Tone.

Das Mädchen seufzte tief auf und entgegnete: „wie Gott will!"

„O nein," erwiderte er heftig, „nicht wie Gott will, vielleicht wie der Teufel will! Denn nur der hat eine Macht über Menschen wie die sind, von welchen Sie soeben gesprochen."

„O, Sie glauben mir nicht, Herr Graf!" sagte sie tief bekümmert. — „Und es wäre doch für Alles gut, wenn Sie mir glauben wollten."

„So bringen Sie was Glaubwürdiges vor und ich will mir Mühe geben, Ihren Worten zu vertrauen."

Sie blickte sich scheu um, als fürchte sie, belauscht zu werden, namentlich nach dem Fenstervorhang hin, als sei es möglich, daß

brauchen nur einen neuen Friseur. Monsieur Krauß, der bei uns war — nun Sie haben doch Monsieur Krauß gekannt?

Commissionär.

Ich erinnere mich nicht ganz.

Kammermädchen.

Nu, Monsieur Krauß, so ein langer dünner Mensch —

Commissionär.

Ja, richtig, der! Sie waren ja so halb und halb mit ihm versprochen, nicht wahr?

Kammermädchen.

Das ist eine alte verdrießliche Geschichte, man spricht nicht gern davon. Der Mensch hatte keine Grundsätze, war unsolid, ganz schlechte Absichten. Denken Sie nur, er hat jetzt geheirathet.

Commissionär.

Ei, ei!

Kammermädchen.

Ja, er hat geheirathet, die Tochter aus dem Wirthshaus da drunten, ein dummes, naseweises Ding, die passen zusammen. Aber er ist fort, also für uns so gut wie todt, lassen wir ihn ruhen, man soll von den Todten nichts Böses sagen. Er wird seine Strafe schon kriegen.

Commissionär.

Also gehen wir an unser Geschäft.

Kammermädchen.

Er sieht auch schon ganz elend aus, Herr Commissionär.

Commissionär.

Also Sie wünschen einen neuen Friseur?

Kammermädchen.

Aber er muß solid sein. Der Krauß, Herr Commissionär, man

plötzlich Jemand vertrete. — „Ich mußte einen fürchterlichen Schwur nachſprechen," ſagte ſie zitternd.

„Einen Schwur, nichts von dem Orte zu verrathen, von dem Sie vorhin ſprachen, und von dem, was man Ihnen dort geſagt?"

„Warten Sie einen Augenblick," entgegnete ſie nach einer Pauſe nachdenkend, indem ſie die Hand an ihre Stirne legte. — „Nein, nein, daß ließ er mich gerade nicht ſchwören, denn, daß das je geſchehen könnte, mochte er ſich wohl nicht denken, da er mir Gutes erzeigt. — Aber ich mußte ſchwören, meine neue Herrin zu beobachten, um, ſo oft es von mir verlangt würde, einen Bericht zu machen, wenn ſie ausgeht, wohin ſie geht, wer zu ihr kommt, was ſie zu Hauſe macht, an wen ſie ſchreibt, — ja, das mußte ich ſchwören bei dem allmächtigen Gott, der mich ſtrafen ſollte, wenn ich je meinen Schwur bräche." — Nachdem ſie das geſagt, ſchauerte ſie leicht zuſammen.

In allem dem, was das Mädchen ſprach, war trotz des Räthſelhaften ſo viel Glaubwürdiges, auch trugen ihre Worte ſo den Stempel des Wahren und Aufrichtigen, daß ſie der junge Mann mehr und mehr mit Intereſſe betrachtete, und ſein Zorn vor ihrem ſanften und klaren Blick zu verſchwinden begann.

„Das iſt äußerſt ſeltſam," ſagte er, „und ich will Ihren Worten trauen. Wenn Sie aber wollen, daß ich Ihnen vollkommen glauben, mich Ihrer vielleicht annehmen ſoll, ſo löſen Sie mir die Räthſel, die in dieſer Geſchichte liegen, und erzählen mir die Wahrheit, meinetwegen, ſo weit es Ihnen der geleiſtete Schwur erlaubt."

„Ja, das will ich!" verſetzte ſie eifrig. „Ihnen will ich alles das ſagen, Herr Graf, — denn ich weiß ja," fuhr ſie mit niedergeſchlagenen Augen fort, „wie ſehr Sie meiner Herrin zugethan ſind, und wie Sie gewiß Alles, was ich Ihnen anvertraue, nur

zu deren Beſten anwenden werden. Ah! und ich wünſche ja meiner Herrin alles Gute, alles Glück, alles Heil."

„Und das wären Sie vom Herrn Herzog nicht gerade überzeugt?" fragte er forſchend.

„Nein, nein!" entgegnete ſie eifrig; „er meint es ſchlimm und unredlich. O glauben Sie mir, Herr Graf, ich habe ihm gewiß nur Sachen berichtet, die meiner Herrin nicht ſchaden können; ich habe ſeinen ſonderbaren Zumuthungen nie Gehör gegeben, ich war gewiß keine ſo ſchlimme Verrätherin, wie ich wohl ſcheine."

„Ei, ei! er machte Ihnen Zumuthungen?" ſagte aufmerkſam Graf Fohrbach. — „In Betreff Ihrer Herrin?"

„Sehr häufig."

„Und worin beſtanden dieſe Zumuthungen?"

„Bald ſollte ich ihm dies oder das von ihr verſchaffen — ein Band, eine Haarlocke oder ein Blatt ihres Albums, in welches ſie zuweilen kleine Gedichte ſchreibt. Auch verlangte er, ich ſollte ihn Abends einmal, wenn Fräulein Eugenie ausgegangen, in deren Zimmer führen."

„Was der Teufel! — Und Sie?"

„Bei Gott! ich wies alles das zurück. — Auch wünſchte er, ich ſolle zuweilen beim Ankleiden auf eine unverfängliche Art die Rede auf ihn bringen, um zu hören, was das gnädige Fräulein ſagen würde. — Aber gewiß, ich that es nie."

„Sehr gut."

„Was mir befohlen war und wozu mich mein Schwur zwang, habe ich gethan, aber gewiß nur auf die ſchonendſte Art für Fräulein Eugenie. — Wenn Sie, Herr Graf," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe ſtockend fort, „geneigt wären, den Worten eines armen Mädchens Glauben zu ſchenken, ſo würde ich Ihnen bei Allem, was mir heilig iſt, die Verſicherung geben, daß der Herzog

von meiner Dame nie ein anderes Wort erfuhr, als was die ganze Welt wiſſen kann."

„Und mir würden Sie auch nicht mehr ſagen?" fragte er lächelnd.

„Gewiß nicht, Herr Graf," entgegnete ſie mit einem feſten, offenen Blick. „Sie würden das auch nicht verlangen, denn" — Hier ſchwieg ſie plötzlich.

„Sprechen Sie weiter!" ſagte er; „denn —"

„Denn," fuhr ſie mit einem kaum bemerkbaren Lächeln fort, „denn meine Herrin würde Ihnen vielleicht ſelbſt mehr ſagen, als ich dem Herzog zu berichten im Stande bin."

„Ah! Sie glauben?" rief er erfreut. „Nun, da wir Beide hier einmal auf ſo eigenthümliche Art zum Austauſche von Geheimniſſen kommen, ſo kann ich Sie verſichern, ein jedes Wort von Fräulein Eugenie zu mir geſprochen, iſt mir unausſprechlich koſtbar. — Doch wir kommen ganz von unſerer Sache ab," unterbrach er mit einem viel ernſteren Tone ſich ſelbſt und ſeine freundliche Rede von vorhin. — „Wollen Sie mir Ihr Vertrauen ſchenken? Wohlan! ich will Sie anhören, ich will Ihnen rathen, wo ich kann."

„Das iſt aber eine ziemlich lange und traurige Geſchichte," entgegnete das Mädchen, „und ich fürchte Sie damit zu ermüden, will mich aber ſo kurz zu faſſen ſuchen, wie nur möglich."

Darauf nun erzählte ſie dem Grafen ganz ehrlich und aufrichtig die Geſchichte, welche der geneigte Leſer bereits weiß, genau ſo, wie ſie ſolche im Fuchsbau dem Harfenmädchen anvertraut, wie man ſie eines Diebſtahls beſchuldigt und fortgejagt, wie ſie darauf mit der Harfenſpielerin in jenes Wirthshaus gekommen und wie ſie zu Bette gegangen ſeien. — „Dann wurden wir in der Nacht geweckt," ſprach ſie weiter; „eine alte Frau hieß mich aufſtehen, meinen Anzug zurecht machen und brachte mich hinunter in ein

Zimmer, wo ich eine Zeit lang warten mußte, — dann führten ſie mich vor ihn.“

„Vor ihn? — Wer war denn das?“

„Das weiß ich in der That nicht; das ſchien auch Niemand im Hauſe zu wiſſen, es hieß nur immer: er iſt gekommen, er iſt da. Aber Jeder, der dies ſagte, ſelbſt die roheſten und verwegenſten Leute, wie mir ſchien, ſprachen von ihm mit großer Ehrfurcht, ja mit Angſt und Zittern. Die Harfenſpielerin ſagte zu mir, als man mich aus dem Schlafzimmer abholte: ja, wenn er dich holen läßt, da hilft kein Widerſtreben.“

„Das iſt ſehr ſeltſam,“ erwiderte der Graf. — „Alſo Alle ſchienen ihm zu gehorchen?“

„Unbedingt.“

„Sie wurden alſo vor ihn gebracht. Thun Sie mir jetzt den Gefallen und nehmen Sie Ihr ganzes Gedächtniß zuſammen. Wie ſah er aus? Wie ein wilder, verwegener Kerl?“

„Nein, nein!“ entgegnete ſie eifrig, „ſo ſah er nicht aus; im Gegentheil. Es war ein noch junger Mann von, ich möchte ſagen, angenehmem Aeußeren, in Ihrer Größe, Herr Graf, ſchlank, von leichten Bewegungen; ſein Geſicht hatte eine ziemlich dunkle Farbe, ſein Haar war ſchwarz, ſeine Augen aber blau, und ſein gleichfalls ſchwarzer Bart hing an beiden Seiten des Mundes herab. — Ich erinnere mich, bei uns Zigeuner geſehen zu haben,“ fuhr ſie nach einem kleinen Nachdenken fort, „gerade ſo ſah er aus, nur daß ſeine Kleidung nicht zerlumpt war, ſondern einfach, aber ſehr anſtändig.“

„Und womit war er ungefähr bekleidet?“ fragte der Graf mit großer Aufmerkſamkeit.

„Das kann ich nicht ſagen,“ entgegnete das Mädchen; „ich war ſo beſtürzt und überraſcht, und in ſo großer Angſt, daß ich nur auf das Geſicht blickte.“

„Ja, das haben Sie behalten, wie mir ſcheint," verſetzte lächelnd der Graf. „Sie haben mir es wenigſtens zum Malen beſchrieben. Dunkle Geſichtsfarbe, ſchwarzes Haar und Bart und dazu blaue Augen — das Bild eines ſchönen Zigeuners."

„Eines noch fällt mir ein," ſagte das Mädchen. „Ich war an dem Tage von Kummer, Elend und Müdigkeit ſo erſchöpft, daß ich vor ihm ohnmächtig wurde. Er fing mich in ſeinen Armen auf, vorher aber glitt ich auf den Boden nieder, und da berührten meine Wangen etwas Kaltes und Glänzendes an ihm."

„Vielleicht ein Säbel?"

„Nein, nein! Ich bemerkte nachher, daß es hohe Stiefel waren, die ihm bis an die Knie reichten."

„Hatte er überhaupt keine Waffen?" fragte der Graf. „Sahen Sie keine an ihm?"

„O doch; ich erinnere mich, etwas wie eine Art Dolch geſehen zu haben, mit weißem Griff, das er an ſeinem Gürtel trug; er hatte es mit der linken Hand erfaßt."

„Das klingt ja ganz romantiſch," meinte Graf Fohrbach, nachdem er einen Augenblick ſinnend vor ſich niedergeſchaut. „Wenn man mir das von Rom oder Neapel erzählte, ſo würde ich es unbedingt glauben und begreiflich finden."

„O, glauben Sie mir, Herr Graf!" bat das Mädchen. „Glauben Sie meinen Worten: ich habe Ihnen die reinſte Wahrheit geſagt."

„Gewiß glaube ich Ihnen; aber Sie müſſen mir noch einige Fragen ebenſo wahr beantworten. — Als er Sie entließ, was geſchah da weiter mit Ihnen?"

„Ich wurde in ein anſtändiges Zimmer gebracht, und am andern Tage gab man mir gute Kleider, einen Paß und eine Inſtruktion, die ich auswendig lernen mußte. Darin ſtand, wie ich

mich fortan zu nennen, sowie Vorschriften in Betreff der Berichte, die ich über meine Herrin zu erstatten habe."

„Und wem mußten Sie anfänglich diese Berichte machen?"

„Das weiß ich nicht; an einer mir bezeichneten Straßenecke fand ich einen dicht verschlossenen Wagen, der mich in ein Haus brachte, wo man mich in eine dunkle Stube führte, und wo Jemand aus dem Nebenzimmer mit mir sprach."

„Keine schlechten Vorsichtsmaßregeln! — Und dort erhielten Sie auch den Befehl, hier in diesem Zimmer den Herzog zu erwarten?"

„Ja, Herr Graf."

„Aber ich vergaß das Wichtigste zu fragen. Wie wurden Sie in Ihren jetzigen Dienst eingeführt? — Der war doch, wenn ich mich recht erinnere, einer Anderen zugedacht. Ich selbst empfahl ja den Schützling eines Freundes."

„Das geschah auf eine eigene Art," entgegnete das Mädchen; „ich fand bei der Instruktion einen versiegelten Empfehlungsbrief an einen vornehmen Herrn, den ich persönlich abgeben mußte, worauf ich ein anderes Schreiben erhielt, das mich nachher zu Fräulein Eugenie von S. wies, die mich in ihren Dienst genommen."

„Und wer war jener vornehme Herr?" fragte der Graf in großer Spannung. „Kennen Sie ihn vielleicht?"

„O ja, sehr gut; ich sehe ihn öfters. Er besucht auch zuweilen das gnädige Fräulein."

„Sein Name?"

„Es ist der Herr Baron von Brand. In seinem Hause erhielt ich, wie gesagt, einen Empfehlungsbrief an meine Herrin."

„Das ist seltsam!" rief einigermaßen bestürzt Graf Fohrbach. „Ganz richtig, der Baron bat mich, Ihnen eine Stelle zu verschaffen, und ich sprach für Sie, — auch er. — Das ist eine

ganz ſonderbare Geſchichte. — Und von wem der Brief war, den Sie dem Baron brachten, wiſſen Sie nicht?"

„Nein; aber ſoviel erinnere ich mich, daß er mit einem großen Wappen geſiegelt war."

Der Graf dachte längere Zeit nach, wobei er, wie in großer Unruhe, im Zimmer auf und ab ſchritt. Endlich aber wandte er ſich wieder zum Fenſter hin und ſtellte ſich abermals dicht vor das Mädchen. — „Die Sache iſt ſehr ernſt und wichtig," ſagte er zu ihr; „thun Sie mir den einzigen Gefallen und nehmen Sie die ganze Kraft Ihres Gedächtniſſes zuſammen, gehen Sie in Gedanken nochmals jenen Abend durch, den Sie im ſogenannten Fuchsbau verlebten, namentlich aber jene Augenblicke, wo Sie vor ihm im Zimmer ſtanden. — Ueberlegen Sie ſich genau, ob Sie nicht irgend einen kleinen Umſtand vergeſſen, zum Beiſpiel irgend ein Wort, das er ſagte, irgend eine Bewegung, die er machte. — Ueberhaupt haben Sie mir noch nicht erzählt, wie er zu ſprechen pflegte, ob er laut oder leiſe, ob kräftig und energiſch, oder was man bei uns geziert nennt. Es iſt mir das ſehr wichtig."

„Nein, er ſprach nicht geziert," entgegnete ſie, „ſondern laut und deutlich, dabei kräftig wie Jemand, der gewohnt iſt, zu befehlen."

„Und ſonſt fällt Ihnen nichts mehr bei?"

„Warten Sie einmal," erwiderte das Mädchen, indem ſie die Augen mit der Hand bedeckte und dann hinauf an die Decke ſchaute. „Ich beſinne mich da auf etwas, aber es iſt zu unbedeutend."

„Bei dieſem Vorfall iſt nichts unbedeutend."

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt, wie ich glaube, daß ich vor ihm ohnmächtig niederſank. Er hob mich in die Höhe, und als ich wieder zu mir ſelbſt kam, umwehte mich ein eigenthümlicher Duft."

„Ein eigenthümlicher Duft!“ rief der Graf in der höchsten Spannung. „Wie war es? — Sprechen Sie! ſprechen Sie!“

„Es war ein ſcharfer Duft,“ ſagte das Mädchen, das etwas erſchreckt ſchien von der Heftigkeit des Grafen. „Es war ein Duft wie von lauter Roſen.“

„Ah!“ ſchrie Graf Fohrbach, indem er in die Höhe fuhr, als habe er etwas ganz Erſchreckliches gehört. — „Ah! — — Coeur de rose.“

— — — — — — — — — — — — — —

„Nun wiſſen Sie Alles,“ ſprach ängſtlich das Mädchen nach einer kleinen Pauſe. — „Was ſoll ich nun weiter thun? — Ich bin jetzt gänzlich in Ihre Hand gegeben, Herr Graf,“ ſetzte ſie ſchmerzlich hinzu. „Sie können mich nach beiden Seiten hin verderben: durch eine Anklage bei meiner Herrin, und dadurch, daß Sie von dieſer räthſelhaften Geſchichte etwas laut werden laſſen. Dort ſteht meine Ehre, meine Zukunft, hier mein Leben auf dem Spiel.“

Während ſie ſo ſprach, war der Graf abermals heftig im Zimmer auf und ab geſchritten. Doch als ſie geendet, wandte er ſich raſch zu ihr hin und ſagte feierlich: „Gott ſoll mich bewahren, daß eins von Beiden geſchehe! Nein, nein! gewiß nicht! Ihr Geheimniß iſt bei mir gut aufgehoben.“

„Aber was ſoll ich ferner thun?“

„Machen Sie Ihre Berichte nach wie vor, aber ſeien Sie klug und laſſen Sie von Ihrer Herrin nichts erfahren, was derſelben ſchaden könnte; ich will ſehen, was ich für Sie thun kann. — Das ſchleicht ſehr verſteckt einher; man muß ihm ebenſo begegnen, um es ſicher zu treffen.“

„Aber wenn man mir neue Befehle zukommen ließe! Zum Beiſpiel dies oder das zu thun; — was weiß ich? — Etwas, das wir jetzt nicht vorherſehen können?“

„Wenn es Ihnen unſchuldig erſcheint und — verzeihen Sie mir — Ihnen als kleine Plauderhaftigkeit oder Nachläſſigkeit angerechnet werden könnte, ſo thun Sie es in Gottes Namen, ſuchen mich aber von dem Vorgefallenen gleich in Kenntniß zu ſetzen. Man muß vorderhand allen Eclat vermeiden. — Sonſt," fuhr er lächelnd fort, „verlange ich keinen Bericht von Ihnen. — Aber bei Gott! es iſt ſpät! — Ich danke Ihnen, mein Kind. Bleiben Sie Ihrer Herrin getreu; gewiß, ſie verdient es."

„Ob ſie es verdient!" entgegnete faſt ſchwärmeriſch das Mädchen.

„Wenn Ihnen dieſe Sache auch noch Ungelegenheiten machen kann, ſo hoffen Sie doch auf die Zukunft und auf mich. Ich werde mich Ihrer fortan erinnern."

Damit reichte er ihr die Hand, worauf ſie das Licht aus der Fenſterniſche nahm, um ihm ein paar Schritte zu leuchten.

„Gehen Sie nicht zu weit mit mir," ſagte der Graf, „vielleicht nur bis an die Wendeltreppe; von da finde ich den Weg ſchon allein."

So that ſie dann auch, und während er behutſam und ſo geräuſchlos als möglich hinab ſtieg, beugte ſie ſich oben über das Geländer und ſtreckte den Leuchter von ſich, um das dunkle Treppenhaus zu erhellen.

Es wäre übrigens beſſer geweſen, wenn ſie das nicht gethan hätte, denn obgleich Mitternacht längſt vorüber war und Alles im Schloſſe feſt zu ſchlafen ſchien, ſo war dies in Wirklichkeit doch nicht der Fall. Einer der Portiers, welcher ſeine Wohnung an eben dieſer Wendeltreppe hatte, hörte mit ſeinem Ohr die Tritte und öffnete geräuſchlos ein Fenſterchen, welches auf dieſelbe hinausging, und da ſah er denn deutlich das Kammermädchen droben ſtehen, und einen Offizier, in einen Mantel gehüllt, ſich ſachte hinab ſchleichen. — Die meiſten Schloßbedienten ſind auf dergleи-

chen pikante Neuigkeiten begierig und ſetzen gerne ihren ganzen Scharfſinn daran, ſie zu ergründen. Deßhalb bemühte ſich denn auch der Portier, an einzelnen Kleinigkeiten des Offiziers zu entdecken, welche Uniform er wohl tragen könnte. Unglücklicher Weiſe ließ Graf Fohrbach unten an der Treppe ſeinen Mantel etwas von der Schulter herabgleiten, ſo daß man Epaulettes und Fangſchnüre ſehen konnte.

„Aha!“ dachte der Portier, „einer der Adjutanten. — Wer hatte den Dienſt? — Graf Fohrbach. — Richtig! das iſt ſeine Figur und ſein Gang.“ Damit verſchloß er ſein Fenſterchen wieder und ſchlief nach einigen Augenblicken beruhigt weiter.

Der Graf kam indeſſen durch das Labyrinth von Gängen, Treppen und Vorplätzen glücklich in's Freie.

Es war eine finſtere, kalte Nacht, weßhalb er ſeinen Mantel dicht zuſammen zog, als er auf den Kaſtellplatz hinaus trat. Um von hier nach Hauſe zu gelangen, hatte er zwei Wege; der eine führte durch die höher gelegenen vornehmeren Stadttheile, durch breite Straßen und über bequeme Brücken, war aber bedeutend weiter als der andere, der mitten durch die alte Stadt ging. Doch hatte der Letztere den Nachtheil, daß er meiſtens durch enge Straßen führte, einigemal durch finſtere Durchgänge, auch beim Kanal vorbei und über deſſen enge und ſchlechte Brücken.

Doch war es hart gefroren, die Straßen auch reinlich und ohne Näſſe, weßhalb der Graf den Weg durch die alte Stadt wählte. Er hatte auch nach allem dem, was er heute Abend gehört, eine leicht begreifliche Luſt, ſich die finſtere Häuſermaſſe, den Fuchsbau, obgleich er ihn recht wohl kannte, genau anzuſehen.

Er ſchlenderte deßhalb langſam über den Kaſtellplatz und kam jenſeits deſſelben in die engen und winkeligen Straßen, welche nach der unteren Stadt führten. Rings war Niemand zu ſehen noch zu hören; die Schildwachen hielten ſich in ihren Häuſern; von den

ſagt jetzt ſchon, er behandle ſeine Frau ſchlecht, es war ein ganz böſer Menſch.

Commiſſionär.

Laſſen wir ihn ruhen. Alſo einen neuen Friſeur? Ja, da müſſen wir ſchon behutſam nachſehen. — Aber gewandt war der Krauß.

Kammermädchen.

Sprechen wir nicht mehr von ihm. Herr Commiſſionär, der Menſch hat ſchlecht an mir gehandelt. Suchen Sie nach einem Mann von geſetztem Alter, ſolid, ſolid.

Commiſſionär.

Sie wiſſen, Fräulein Jettchen, daß ich aus alter Anhänglichkeit für Ihr Haus pünktlichſt ſorge. Laſſen Sie mir Zeit, die Sache zu überlegen, und ich ſchicke Ihnen vielleicht noch heut ein taugliches Subject.

Kammermädchen.

Es wäre am beſten noch heute. Wir haben heute Abend eine große Soirée tanzand, und da kann ich mich doch wahrhaftig mit dem Friſiren nicht befaſſen.

Commiſſionär.

Ich hoffe, es ſoll mir noch heute gelingen.

Kammermädchen.

Das ſind wir überzeugt. Alſo, Herr Commiſſionär, wir empfehlen unſer Geſchäft. (Thut, als ob ſie gehen will.)

Commiſſionär.

Halt mich zu Gnaden empfohlen.

Kammermädchen.

Ja ſo, Herr Commiſſionär, noch eins: man kann ſich auf Ihre Discretion verlaſſen.

Commiſſionär.

Ah, Fräulein Jettchen, das werden Sie doch nicht bezweifeln.

Nachtwächtern bemerkte man nirgendwo eine Spur. Dazu war, wie wir wiſſen, der Mond nicht am Himmel, und die Nacht hüllte Alles in dichte Finſterniß.

Wie er ſo langſam dahin ſchritt, ließ er in ſeinem Geiſte nochmals die Erlebniſſe des heutigen Abends vorüber gehen und ſchüttelte nachdenkend den Kopf, als er wieder an die Erzählung des Mädchens kam. — „Sollte es denn möglich ſein," dachte er, „daß der Baron wirklich hier im Spiele iſt, daß das anſcheinend ſo harmloſe, leichtfertige, ja beſchränkte Weſen deſſelben nur eine Maske wäre, hinter welcher ſich eine ſo räthſelhafte, ja unheimliche Geſtalt verbärge, wie mir das Mädchen geſchildert! — Wenn dem ſo wäre, welche Zwecke verfolgt er? Aus welchem Grunde belauſcht er die Schritte Eugeniens? — Ah! das ließe ſich am Ende erklären; er iſt mit dem Herzoge ſehr liirt und macht vielleicht einen angenehmen Zwiſchenträger. — Aber nein! — Worauf gründet ſich meine Vermuthung, daß der Baron hier im Zuſammenhange? Auf jenem Odeur, von dem das Mädchen ſprach, den ſcharfen Roſenduft? — Bah! das iſt am Ende ein wenig weit gegangen. Die feinen Unterſchiede zwiſchen Coeur de roso und gewöhnlichem Roſenöl wäre ja wohl allein der Baron zu machen im Stande. — Und doch," fuhr er in ſeinen Betrachtungen fort, indem er noch langſamer ging, „es gibt da ſo viele Menſchen, die in dem Weſen des Barons etwas Räthſelhaftes finden wollen. So heute noch der Hofmarſchall. — Und dann erinnere ich mich auch noch einer Geſchichte, die man mir einſtens erzählen wollte. Ich weiß nicht, war es der Major oder der Aſſeſſor, — nein, nein! ich glaube Arthur war es, — richtig! der ſprach mir von einem höchſt ſonderbaren Vorfalle, worin er den Herrn von Brand verflochten glaube. Aber ich war damals eilig und hatte keine Zeit, es mir erzählen zu laſſen. Das wollen wir gleich morgen nachholen. — Iſt aber dieſes ſo natürlich ſcheinende Weſen des

Barons in der That nur eine vortrefflich durchgeführte Maske, so muß man ſich mit ihm in Acht nehmen, und er wird ſchwer zu faſſen ſein."

Unter dieſen Gedanken war der junge Mann in die Nähe des uns bekannten Gebäudes gekommen, das wie eine dunkle Maſſe etwas von den übrigen Häuſern abgeſondert mit finſterer, geheimnißvoller Miene, ja wir möchten ſagen, trotzig da lag. Von den ſpärlichen ſchmalen Fenſtern, die nach außen gingen, war keines erhellt, und die rieſenhaften Mauern ſchienen eine einzige breite Fläche zu bilden, vom Grunde hinauf bis in die Höhe der ſpitzen Dächer, die aber von den breiten und hohen Schornſteinen ſo deutlich überragt wurden. Nur ein einziger Lichtſchein machte ſich im Fuchsbau bemerklich, und der kam von der Gaslaterne in dem uns bekannten Durchgange, wo die eiſerne Thüre mündete, die zur Wirthſchaft hinauf führte.

Dieſem Durchgange gegenüber auf der anderen Seite der Straße blieb der Graf einen Augenblick ſtehen und betrachtete ſinnend dieſe Paſſage. Dort war das Mädchen, wie ſie erzählt, eingetreten und von da über eine ſteinerne Wendeltreppe in die Schenkſtube gelangt. Was aber hinter derſelben läge, ſei ein ſolches Labyrinth von Treppen, Gängen, Zimmern und Höfen, daß ſie nicht angeben konnte, nach welcher Richtung man ſie ungefähr geführt, und wo jenes Zimmer gelegen, in dem ſie ihn, den Namenloſen, geſehen. —

„Halt!" unterbrach Graf Fohrbach mit einem faſt hörbaren Ausruf ſeiner Gedanken, „es kommt Jemand. Drücken wir uns feſter an die Mauer; wer weiß, in wiefern mir heute Abend das Glück günſtig iſt."

Richtig! von ſeiner linken Seite her klangen Schritte, und die vernahm er ſo plötzlich auf dem Pflaſter und in der Nähe, daß der, von dem ſie herrührten, ſo eben aus einem der anlie-

genden Häuſer herausgetreten ſein mußte. — Vielleicht aus dem Fuchsbau ſelbſt.

Graf Fehrbach warf leicht den Mantelkragen über ſeine Feldmütze, damit das Silber derſelben nicht durch die Dunkelheit glänze und blieb darauf regungslos ſtehen in höchſter Spannung, ja Aufregung.

Jetzt näherte ſich ihm in der That von der linken Seite ein Mann, und er bemerkte anfänglich nur eine dunkle Geſtalt, dann aber ſah er, daß es Jemand ſei, der in einen ſogenannten Radmantel gehüllt war, deſſen eines Ende er über die rechte Schulter geworfen hatte. Seine Figur war hoch und ſchlank; auf dem Kopfe trug er einen ganz gewöhnlichen Hut.

Dieſer Mann trat feſt und klingend auf. Ja, es waren Sporen, die auf dem Pflaſter klirrten, und als der Graf ſeine Blicke herabſenkte — der Fremde war unterdeſſen zwiſchen ihm und dem Durchgange angekommen — ſo bemerkte er vielleicht eine Sekunde lang, wie ſich der Strahl der Laterne auf etwas Blankem abſpiegelte — glänzende Reitſtiefel.

Der Unbekannte ſchien aber gar keine Ahnung zu haben, daß er belauſcht werde, denn er ging ruhig mit gleichförmigen Schritten dahin, ſogar ohne rechts oder links zu ſchauen. Bald war er im Dunkel der Nacht verſchwunden.

„Was ſoll ich thun?“ ſprach der Graf zu ſich ſelber, während er in die Straße hinaus trat. — „Ihm folgen, um zu ſehen, wo er bleibt? Da mache ich mir eine undankbare Mühe, denn iſt Jener dort wirklich eine verdächtige Perſon, ſo wird er Verſtecke genug in der Nähe haben, wo er mir entwiſcht, und ich mache ihn auf mich aufmerkſam, was alsdann viel ſchlimmer iſt. — Soll ich ihm nacheilen, ihm gerade auf den Leib gehen und ihn dann zu Rede ſtellen? — Ich habe kein Recht dazu, und vielleicht iſt er ein ebenſo unſchuldiger Spaziergänger wie ich ſelber. Und

geſetzt auch, er wäre das nicht, ſo ſpiele ich eine verflucht ungleiche Partie; immer würde ich als Angreifer gelten und mich auf dieſe Art in Sachen miſchen, die ſich mit dem Rocke, den ich trage, nicht vereinbaren laſſen. Auch weiß ich ja vorderhand genug, und habe eine Spur, der mit Klugheit zu folgen man wohl im Stande ſein wird."

Er verließ den Fuchsbau und ſchritt die gleiche Straße hinauf, die der Unbekannte vor ihm gegangen. Ein paar Mal blieb er ſtehen, und dann glaubte er wohl hie und da noch die Schritte auf dem Pflaſter zu vernehmen, was ihn eigentlich willenlos jedesmal zu ſtärkerem Gehen anſpornte.

So erreichte er in Kurzem die obere Stadt und trat in eine der breiteren Straßen, wo er abermals anhielt, um zu lauſchen. Tiefe Stille herrſchte rings umher; auch nicht das kleinſte Geräuſch ließ ſich vernehmen. Doch jetzt — ja, er irrte ſich nicht, — vernahm er aus ziemlich weiter Entfernung den leichten Trab eines Pferdes.

Bayerische Staatsbibliothek München

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

F. W. Hackländer's Werke.

XIX. Band.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Neunzehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. B. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Europäiſches Sklavenleben.

Vierter Band.

Kammermädchen.

Sie wiſſen, Herr Commiſſionär, daß damals der Krauß ſehr ſchlecht an mir gehandelt hat. Sie haben ihn empfohlen, Herr Commiſſionär.

Commiſſionär.

Ja, liebes Kind, als Friſeur, aber ich habe ihn, um mich in der Pferdeſprache auszudrücken, nicht à deux mains recommandirt.

Kammermädchen.

Weiß ſchon, aber er hat ſchlecht an mir gehandelt. Es gab vordem kein harmloſeres Kammermädchen in der ganzen Stadt, als mich; aber nach und nach hat er mir Ideen in den Kopf geſetzt, Ideen und Lebensanſichten — nun was für Lebensanſichten! An ſich wären ſie ſchon nicht übel geweſen, aber als es an die Ausführung kam — nun ſchweigen wir davon!

Commiſſionär.

Ja, ſehen wir in die Zukunft, nach dem Zukünftigen.

Kammermädchen.

Sie ſind ſehr fein, Herr Hagenlocher.

Commiſſionär.

Wie ſo? wie ſo?

Kammermädchen (ſchlägt die Augen nieder).

Sie ſägten da ein Wort, das ich gegen Sie ausſprechen wollte —

Commiſſionär.

Ah, vom Zukünftigen? So, Fräulein Jettchen, iſt etwas los? kann man gratuliren?

Kammermädchen.

Oh nein, Herr Hagenlocher. Seit der Krauß, der ſchlechte Menſch, mir den Poſſen geſpielt hat, habe ich es mir zugeſchworen, nie mehr anders ein Verhältniß anzufangen, als wenn daſſelbe von vorneherein auf die ſolideſten Abſichten gegründet iſt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Neunundfünfzigſtes Kapitel.

Vorbereitungen zum Gefecht.

Unter den vielen Häuſern, vor welchen der Baron Brand am Neujahrstage ſeine Karte abgab, oder in welchen er durch allerlei Gegenreden und verfängliche Fragen, trotz der Verſicherung des Bedienten, es ſei Niemand zu Hauſe, einen ſchwachen Verſuch machte, ſeinen Glückwunſch perſönlich anzubringen, ließ er ſich nun bei der Wohnung des Polizei-Präſidenten gar nicht abweiſen und tänzelte lächelnd die Treppen hinauf, um, wie er ſagte, wenigſtens droben ſeine Karte abzugeben. Das that er denn auch mit auffallendem Geräuſche, bat den Bedienten mit ſehr lauter Stimme, doch ja der Herrſchaft ſeine beſten Empfehlungen zu melden, wie unendlich er es bedaure, nicht vorgelaſſen worden zu ſein, — und erreichte damit vollkommen ſeinen Zweck. Denn als er ſchon die Thüre in der Hand hatte, um ſich wieder fort zu begeben, wurde ihm gegenüber der Salon geöffnet, und Fräulein Auguſte erſchien, aber wir können verſichern, vollkommen abſichtslos; denn als ſie den Baron bemerkte, wollte ſie ſich mit einem kleinen Aufſchrei ſogleich wieder zurück ziehen. Daß ihr aber dies nicht gelang, daran war nur die Geſchwindigkeit des Barons

Schuld, der ſich augenblicklich näherte, leicht und gewandt ihre Hand ergriff und ſie feierlich küßte, während ein tief gefühlter Glückwunſch, das neue Jahr betreffend, ſeinen Lippen entſtrömte. „Ah!“ ſagte er hierauf, „ſo grauſam zu ſein, Fräulein Auguſte, und dem, den Sie Ihren Hausfreund nennen, die Thüre zu verſchließen!“

„Ohne alle Gnade!“ erwiderte lächelnd das Mädchen. „Hoher Befehl von Papa und Mama. — Und leider ohne Ausnahme,“ ſetzte ſie leiſe hinzu.

„Und Sie hatten vor, eine Ausnahme zu machen?“ fragte entzückt der Baron.

„Ah! jetzt fangen Sie ſchon wieder an, mich zu examiniren. Man kann ſich vor Ihnen nicht genug in Acht nehmen; aber wie geſagt, keine Ausnahme. — Mama meint,“ fügte ſie errötheud und mit niedergeſchlagenen Augen bei, „es ſei noch nicht an der Zeit — irgend Jemand Begünſtigungen zu erweiſen.“

„Aber bald, bald! Auguſte,“ verſetzte er ſtürmiſch, und wandte ſich bei dieſen Worten ſo geſchickt auf der Thürſchwelle, daß er dem Bedienten alle Ausſicht verſperrte und es wagen konnte, das leicht zurückweichende Mädchen auf die Stirne zu küſſen. — „Und keine Hoffnung,“ fuhr er nach einer Pauſe haſtig fort, „Sie heute Morgen noch einen kleinen, lieben Moment zu ſprechen? — Wird mich Papa nicht verlaſſen?“

„Er hat dringende Geſchäfte und läßt heute nur die Beamten vom Dienſt vor ſich.“

„Die Herren Kommiſſäre?“

„Ja, ſie machen ihren Bericht.“

„Coeur de Rose!“ rief der Baron, „da bin ich ja ganz in meinem Recht; erinnern Sie ſich, Auguſte, Papa war ſo gnädig, mir neulich die Erlaubniß zu ertheilen, ſo einem Berichte anwohnen zu dürfen. — Ich laſſe mich bei ihm melden, es gilt nur den Verſuch, — und einen Verſuch,“ ſetzte er zärtlich hinzu, „der,

wenn er gelingt, mir das hohe Glück verſchafft, Sie — ſpäter ſehen und ſprechen zu dürfen; denn wenn der Herr Präſident mich einmal in's Zimmer läßt, ſo muß er mich auch nachher zu Ihnen hinüber führen."

„Ja, ja, thun Sie ſo," entgegnete ſie eilig. „Aber jetzt fort! — ich höre Mama." Damit ſprang ſie in's Zimmer und ſchloß die Thüre hinter ſich zu.

Der Baron nahm eine wichtige Miene an und bat den Bedienten mit ernſter Stimme, ihm dem Herrn Präſidenten in Geſchäften zu melden.

Worauf er denn auch wenige Augenblicke nachher in das Kabinet des Polizei-Präſidenten geführt wurde.

Dieſer war eben im Begriffe, ſeine Naſe ſpazieren zu führen, denn er hatte ſie mit der rechten Hand ſanft erfaßt, während er, die Linke auf dem Rücken haltend, auf und ab ſchritt. Beim Anblick des Barons ließ er ſie aber los, worauf ſie augenblicklich ein paar Zoll höher ſchnellte, als er ſie gewöhnlich zu tragen pflegte. — Der Präſident wollte hiedurch einigermaßen ſein Erſtaunen, ja Befremden ausdrücken, ſich ſo in einer wichtigen Stunde geſtört zu ſehen.

Doch war Herr von Brand der Mann nicht, der ſich ſo leicht einſchüchtern ließ; er näherte ſich dem Chef der Polizei mit einer tiefen Verbeugung, wobei er ſagte: „Euer Excellenz wollen mir verzeihen, ich komme allerdings in Geſchäften. Der Herr Präſident hatten neulich die außerordentliche Gewogenheit, mir zu erlauben, einem der Rapporte beizuwohnen, und da ich mich unterſtehe, heute von dieſer Erlaubniß Gebrauch zu machen, ſo wird mir zu gleicher Zeit das Glück zu Theil, Ihnen meinen tiefgefühlten und herzlichſten Glückwunſch zu Füßen legen zu dürfen." Dabei hatte er die Hand des Präſidenten ergriffen, und drückte ſie ſo herzlich und gerührt, daß der alte Herr augenblicklich anfing, ſeine Naſe mit der einen noch

freien Hand zu ſtreicheln, was als ein Zeichen einer guten Laune bei ihm angeſehen werden konnte.

Und ſo war es denn auch; er vergaß, daß der Baron gegen ſeinen Willen eingedrungen, und erwiderte deſſen Wunſch zum Beginn des neuen Jahres ſo verbindlich als möglich.

„Was aber den Rapport anbelangt," ſagte er, „ſo kommen Sie diesmal etwas ſpät und auch zu einem ganz intereſſeloſen Zeitpunkt; ich habe nur noch einen Bericht zu empfangen, und wenn Sie den mit anhören wollen, ſo habe ich nichts dagegen. Später aber hoffe ich, ſollen Sie Gelegenheit haben, einen beſſeren Blick in die von mir organiſirte Maſchine des Polizeiweſens werfen zu können."

Bei dieſen Worten fing er mit einem gewandten Griffe ſeine Naſe wieder, die in der Luft umherſchnüffelte, und indem er ſie tief hinab zog, blickte er dem jungen Mann väterlich und wohlmeinend von unten herauf in die Augen.

Die Thüre öffnete ſich, und der erwartete Kommiſſär trat ein. Nach einer tiefen Verbeugung brachte er dem hohen Chef ſeinen Glückwunſch dar, fing aber hierauf ſeinen Bericht nicht ſogleich an, ſondern blickte bald auf den Präſidenten, bald auf den Baron von Brand.

„Ich bin ja der geheime Sekretär Euer Excellenz," flüſterte der Baron dem Chef der Polizei zu.

Worauf dieſer ſeine Naſe heftig zwinkte, ihr einen leichten Klaps gab, ſo daß ſie ſich zugleich mit dem ganzen Geſichte gegen den Beamten drehte. — „Sprechen Sie nur," ſagte er alsdann, „dieſer Herr iſt einer meiner Vertrauteſten, vor welchem ich keine Geheimniſſe habe."

Nun war aber der Bericht des Polizei-Kommiſſärs für den Präſidenten in der That ziemlich unbedeutend, nicht ſo ganz aber für den Herrn von Brand. Er handelte nämlich von dem Hauſe eines gewiſſen Meiſter Schwemmer, welches, ſo ſagte der Beamte, zuweilen der Aufenthaltsort allerlei Geſindels, das man gewöhnlich in

dem berüchtigten Fuchsbau anzutreffen pflege, sei. Mir ist gemeldet worden," berichtete er, „daß in den nächsten Tagen dort irgend eine Streitigkeit, ein Zank ausbrechen werde, weßhalb ich es für meine Pflicht halte, diesen ohnedies sehr abgelegenen Ort beobachten zu lassen."

Dagegen wußte der Polizei-Präsident durchaus nichts zu erinnern, und da der Andere nichts weiter vorzubringen hatte, so wurde er in Gnaden entlassen und zog sich rückwärts zur Thüre hinaus, nicht ohne sich vorher die Gestalt des Barons — derselbe hatte sein Gesicht abgewandt — mit einem langen prüfenden Blick in's Gedächtniß zu prägen.

Der Präsident hatte für heute Morgen seine Arbeitsstunden beendigt, und der Baron mehrere seiner Zwecke erreicht. Wir sagen mehrere, denn es geschah, was er vorhin der jungen Dame vorausgesagt: der Papa nahm ihn, ohne mit dem Gang und dem Bedienten in Berührung zu kommen, durch eine Reihe der hintern Zimmer mit sich in den Salon, und dort verplauderte er mit den Damen des Hauses eine höchst angenehme Stunde.

Da aber bei dieser Unterredung nichts vorkam, was für unsere Geschichte von Interesse wäre, so überlassen wir ihn seinem Schicksale, das heißt, der scharfen redseligen Zunge der Präsidentin und den sehr gefährlichen Augen ihrer Tochter.

— — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später in demselben Monat Januar, an einem frischen und klaren Nachmittage — es mochte an fünf Uhr sein — gingen zwei Männer neben einander nach der äußeren Stadt, wo die regelmäßigen Straßen aufhörten und wo nur hie und da einzelne Häuser zwischen Gärten lagen.

Der eine dieser Männer, eine große kräftige Gestalt, schritt aufrechten Hauptes einher und hatte im Gehen die Gewohnheit, daß er etwas mit dem Oberkörper hin und her wankte.

Der Andere, ein kleines, mageres Männchen, hatte die Hände

auf den Rücken gelegt, und bei jedem Schritte, den er machte, folgte ſein Kopf, wohl unwillkürlich, dieſer Bewegung und war deßhalb in einem unaufhörlichen Nicken begriffen.

Erſterer war der junge Hammer, Sohn des erſten Theatermaſchiniſten, der Andere Herr Schellinger, der Theaterſchneider.

Beide gingen eine Zeitlang ſtillſchweigend ihres Weges dahin; nur zuweilen räuſperte ſich Herr Hammer, indem er einen Seitenblick auf ſeinen kleinen Gefährten warf, oder Herr Schellinger hob den Kopf in die Höhe, zog ſeine Naſe empor, ſchnüffelte in der Luft und ſagte mit ſeiner dünnen Stimme: „heute wird's malitiös kalt.“

Bald ließen ſie die letzten Häuſer hinter ſich und kamen in die Nähe der Stadtmauer, wo der Garten lag, durch welchen uns zu begleiten der geneigte Leſer ſchon einmal ſo freundlich war, als wir uns nämlich in die Wohnung und in die Kleinkinderbewahranſtalt des Meiſter Schwemmer begaben.

Herr Hammer und Herr Schellinger traten ebenfalls in dieſen Garten, doch gingen ſie nur bis zum kleinen baufälligen Hauſe, in welchem, wie wir bereits wiſſen, der Garderobegehülfe ſeine armſelige Wohnung hatte.

Der junge Zimmermann blieb vor der Thüre ſtehen, ſtemmte die Arme in die Seite und ſagte, während er an dem Hauſe hinauf blickte: „nimm mir nicht übel, Schellinger, das iſt in der That eine ſcheußliche Barake. Wenn es Einer von unſerem Handwerk ſieht, ſo muß ihm völlig übel werden. Es iſt mir immer, als ſollte ich mit der Schulter auf die eine Seite drücken, daß dies Geſtell wieder in's Blei käme. Aber ich fürchte, es könnte umfallen. Sind dir die ſchiefen Fußböden nicht ſelbſt unangenehm?“

„Mir gewiß nicht,“ entgegnete ruhig der Schneider, „ich bin das ſo gewohnt; es erweckt in mir auch eine höchſt angenehme Erinnerung, denn von allen Tagen, die ich auf meinen weiten Reiſen zubrachte, waren es die glücklichſten, wo ich in einem

Dorfe lebte, in welchem alle Häuſer noch weit ſchiefer ſtanden als dieſes hier.“

„Und wo war denn das, Schellinger?“

„Das war davornen,“ verſetzte der Garderobegehülfe, indem er mit dem Zeigefinger ſeiner linken Hand vor ſich hinwies, „in der Wallachei, weißt du, wo alle Männer, die nicht heirathen, zu Wallachen gemacht werden.“

„Teufel auch!“ ſagte lachend der Zimmermann. „Wie biſt denn du da glücklich durchgekommen?“

„Ah! das iſt ſehr einfach. Ich habe mich in jedem Orte, wohin ich kam, proviſoriſch verheirathet; das geht da vornen herum ſehr leicht.“

„Ah ſo!“

„Ja wohl, lieber Richard — Aber ſiehſt du, mit dem Dorfe war es ſo: das lag nämlich am Fuße eines ſtarken Geberges, von welchem im Herbſt, wenn der Schnee ſchmolz —“

„Schellinger, du meinſt im Frühjahr.“

„Nein, auf Ehre! dort ſchmilzt er im Herbſt. — Und dann kamen dir alſo die grauſamſten Waſſerbäche von den Felſen herabgeſtürzt, und Alles auf das Dach los, und da die Häuſer ſehr tief lagen, ſo ſchoß es zu den Fenſtern herein; und deßhalb ſtanden alle Gebäude ſchief. — Verſtehſt du, Richard — damit das Schneewaſſer drüben ablaufen konnte.“

Ah! das muß ich mir merken; das iſt eine ſchöne Einrichtung.“

„Ja, ſehr ſchön,“ ſprach melancholiſch der Garderobe-Gehülfe, während er ſeinen Schlüſſel aus der Taſche zog und anfing, die baufällige Treppe hinauf zu klettern. Auf der Mitte derſelben angekommen, ſah er ſich aber nach ſeinem Gefährten um, der drunten ſtehen geblieben war und ihm lachend zurief:

„Geh nur voran, Schellinger! Mich ſoll der Teufel holen, wenn das Ding da uns Beide trägt. Wenn dein Hausherr nicht ſo ein

niederträchtiger Hund wäre, da käme ich aus reiner Menſchenliebe her und nagelte es mit ein paar Brettern zuſammen. Das wankt ja, daß Einem angſt und bange wird."

„Ich mache mir nichts daraus," entgegnete der Schneider, indem er vollends hinaufſtieg. „Wenn man zum Beiſpiel in Amerika reist, da wird man ſolche Stege, die immer auf und ab gehen, ſehr leicht gewöhnt. Weißt du, Richard, in den Sümpfen; ſo ein Sumpf iſt ſeine viertauſend Schuh tief, und da muß man hinüber, hat aber weder Damm noch Brücke."

„Da geht man wohl auf Stelzen," bemerkte Herr Hammer, der nun ebenfalls vorſichtig die Treppe hinauf geklettert war.

„O nein," ſagte ſehr ernſt der Andere, „das müßten ja Stelzen von viertauſend Fuß Länge ſein, und wenn ich mich je unterſtehen wollte, euch ſo etwas zu erzählen, da würde es gleich wieder heißen: wie der Schellinger lügt! — Nein, nein! aber die amerikaniſche Regierung hat unzählige Alligatore angeſtellt. — Weißt du, was ein Alligator iſt?"

„Ja, ich glaube eine Art Krokodil."

„An die achtzig Schuh lang und zehn Schuh breit. Aus ihrem Fette macht man die Stearinkerzen. — Verſtehſt du: die ächten; aber das kommt nicht hieher. — Nun alſo, dieſe Krokodille werden auf Koſten der Regierung gefüttert und ſind ſamos abgerichtet. Wenn nun ein Reiſender kommt (er muß aber einen Schein gelöst haben für die Krokodillpoſt), da ruft er nur: Giv Achtong! und da reihen ſich die Beſtien an einander, wobei eins das andere immer in den Schwanz beißt. — Und das iſt eine vortreffliche Brücke; aber ſie ſchwankt ein Bischen."

„Das kann ich mir denken, Schellinger."

„Aber ſonſt iſt ſie vollkommen ſicher; man muß ſich nur in Acht nehmen, daß man ſo einem Krokodill nicht gerade auf die Naſe tritt, denn ſonſt fängt es an zu nieſen, und wenn es nieſt, da hilft dir aller Schutz der amerikaniſchen Regierung nicht mehr,

da fällſt du in den Sumpf, wie es ſchon manch' Einem geſchehen iſt."

Bei dieſen Worten hatte Herr Schellinger ſeine Stubenthüre geöffnet, und Beide traten in das mehr als dürftig möblirte Zimmer. Da befand ſich nur ein alter Tiſch, eigentlich nur ein Brett, das an der Wand ſtand, von einem einzigen Fuße unterſtützt, ferner zwei ſehr wackelige Stühle, und in der Ecke ein Geräthe, welches die Frechheit hatte, ſich für ein Bett auszugeben, in Wahrheit aber nichts war, als ein hölzerner Schragen mit einer alten Wollenmatratze, einem Kopfkiſſen, auf welchem als Decke ein Stück Teppich lag, ſowie ein langgedienter Reitermantel. Leintücher hatte ſich Herr Schellinger längſt abgewöhnt; in Indien nämlich hatte er einen unüberwindlichen Abſcheu dagegen gefaßt wegen der vielen Tauſendfüße und Schlangen, die ſich nach friſcher Wäſche ſehnen und deßhalb zu Einem in's Bett kriechen. — Was einen Ofen anbelangt, ſo war davon nirgend eine Spur zu ſehen, Herr Schellinger behauptete auch, Frieren und Schwitzen ſeinen Fehler, die man ſich abgewöhnen könne, und er habe es darin ſehr weit gebracht. Er behandelte dies Kapitel auch heute wieder, als nämlich Richard ſagte: „puh! Schellinger, bei dir iſt es kalt!" und dabei in ſeine Hände blies.

„Ich zehre immer noch an meinen Reiſe-Erinnerungen in Braſilien," verſetzte er gleichmüthig. „Wir haben da eine übermenſchliche Hitze ausgeſtanden. Hier ſchwitzt man auch, aber das iſt gar nicht der Rede werth. Ich habe einſtmals in Rio bei einem Maler gearbeitet, das heißt, ich mußte ihm Modell ſitzen, denn er behauptete, mein Kopf ſähe dem des Kaiſers Napoleon auf eine wahrhaft erſchreckliche Weiſe ähnlich. Da ſaß ich nun auf meinem Stuhl und hatte die Beine um die Füſſe deſſelben herum geſchlungen; es waren, glaube ich, an dem Tag hundertundvierzig Grad Hitze. — Nein, es waren hunderteinundvierzig, weil bei hundertundvierzig noch Schule gehalten wird, aber bei hunderteinundvierzig haben die Kinder Hitzvacanz. —

Commissionär.

Da haben Sie ganz recht.

Kammermädchen.

Fang' ich nun wieder ein Verhältniß an, so wissen Sie selbst, wie schwer es für ein Mädchen ist, gleich zu fragen, wann wollen wir heirathen? und dann wissen Sie auch wohl, was die Männer auf solche Fragen gewöhnlich antworten. Anfänglich sind alle bereit dazu. Es heißt immer: es ist mein sehnlichster Wunsch, liebes Kind, nur eine dauernde ewige Verbindung mit Dir kann mich glücklich machen u. s. f. wir kennen das.

Commissionär.

Ja, wir kennen das!

Kammermädchen.

Will man nun eine bestimmte Antwort, so kommen die Abers. Ach, die Abers in dem Punkt sind schrecklich. Aber mir fehlt noch die Einwilligung meines Vorgesetzten oder meines Herrn; aber wir müssen doch erst unsere Aussteuer beisammen haben, und so geht es mit lauter Aber fort. Diese verwandeln sich in Wenn. Ja, wenn das nicht wäre, hätten wir das nächste Jahr Aussichten. Nach den Wenn's kommt das Leider. Leider stehen unserer Verbindung unüberwindliche Hindernisse entgegen; und das leidert sich so hin, bis leider Gottes die ganze Geschichte in's Vergessen hinein kommt. O, vergessen ist ein böses Wort, und bei dem kommen alle üblen Worte wieder zum Vorschein, Herr Commissionär. Aber, mein liebes Kind, wenn auch leider unsere Verbindung jetzt nicht zu Stande kommen kann, vergessen werde ich Dich niemals. Oh, Herr Commissionär, und wenn sie erst vom Vergessen sprechen, dann ist Alles aus.

Commissionär.

Sehr richtig, sehr logisch. Wenn ich nun aber fragen darf, womit ich in der Sache dienen kann, Sie dürfen an meinem guten Willen nicht zweifeln.

Kammermädchen.

Ja, Herr Commissionär, Offenheit vor allen Dingen, Offenheit.

Da ſaß ich alſo, und lief der Schweiß ſo an mir herunter, daß von den beiden Stuhlfüßen, wo Alles zuſammen kam, ein paar ordentliche Bäche bis nach der Stubenthüre hinliefen. — Auf Ehre! Richard, ich bekam für die Stunde Modellſitzen einen preußiſchen Thaler."

„Ei Schellinger!" rief lachend der Zimmermann, „dabei hätteſt du die ſchiefen Häuſer aus der Wallachei brauchen können. — Aber wenn es dir nun recht iſt, ſo wollen wir ein Viechen von unſerer Angelegenheit reden."

Dabei hatte er ſich einen Stuhl genommen, ihn vorher ſorgfältig geprüft und ſich dann darauf niedergelaſſen. Herr Schellinger machte es ſeufzend und mit empor gezogenen Augenbrauen ebenſo, nur ſchlug er die Hände über einander, die Jener fröſtelnd in ſeine Hoſentaſchen geſteckt hatte.

„Du weißt alſo," begann Richard, „warum es ſich eigentlich handelt; wir wollen, wenn es möglich iſt, der Katharine, der armen Weibsperſon, wieder zu ihrem Kinde verhelfen, das, wie du ſelber meinſt, da drüben in dem Hauſe iſt."

„Der Beſchreibung nach vermuthe ich das wohl," erwiderte der Schneider; „ſie ließen mich freilich nur einen kleinen Blick in den Affenſtall hinein [illegible]en, aber da ſah ich ſo ein Ding, wie man es mir beſchrieben, auch hatte es ein blaues wollenes Kleid an."

„Und es ſah in dem Stalle da jämmerlich aus."

„O," erwiderte kopfſchüttelnd Herr Schellinger, „über alle Maßen. Ich habe auch da hinten herum mancherlei Elend geſehen, namentlich bei den Froſch-Indianern; die wohnen nämlich in Sümpfen und quacken wie die Fröſche. Beiläufig geſagt, behauptet man, von ihnen ſtammen die amerikaniſchen Quäcker her; ich habe aber hierüber nicht in's Klare kommen können. — Die Froſch-Indianer nun haben die ſehr ſchlechte Gewohnheit, ſich gegenſeitig ihre Kinder aufzueſſen, und da das doch die Regierung der vereinigten Staaten, wo ſie naturaliſirt ſind, und einmal nicht leiden kann, ſo

hat ſie große Kleinindianerkinderbewahranſtalten errichten laſſen, wo es aber, unter uns geſagt, arg genug hergeht."

„Ich will dir das recht gern glauben," ſagte einigermaßen ungeduldig der Zimmermann. „Aber jetzt handelt es ſich nicht von Froſch-Indianern, ſondern von Meiſter Schwemmer und der Katharine ihrem Kind. — Du weißt alſo genau, was du bei der Geſchichte zu thun haſt?"

„Ja, ich weiß es," antwortete der Garderobe-Gehülfe; worauf er in tiefem Nachſinnen ſeine Hände auf den Knieen faltete und den Kopf auf die Bruſt ſinken ließ. „Ich weiß es ganz genau. — Aber da war dazumal bei den Froſch-Indianern — nein, nein! ich irre mich: es war bei den Vögelnegern! — ein ganz verfluchter Kerl, eigentlich ein Verbrecher. — Richard, haſt du je Schillers Verbrecher aus verlorener Ehre geleſen?"

„Ich glaube wohl; aber bleibe bei der Sache, Schellinger?"

„Gleich, gleich, lieber Richard," erwiderte jener ſanftmüthig. — „Alſo dieſer Kerl — ich glaube ein Preuße — war alſo auch ein Verbrecher geworden, nicht aus verlorener Ehre, ſondern weil es ihm unmöglich war, irgendwo eine Schraube feſtſitzen zu laſſen."

„Ach dummes Zeug!"

„Nein, auf meine Ehre! Richard. Schon als ganz kleines Kind fing er damit an, wo es ſich nur thun ließ, eine Schraube heraus zu ziehen; ich ſage dir, wenn er eine ſah, ſo zitterte er ordentlich drauf hinein. Da halfen keine Schläge und gar nichts; und das ward immer ärger, je mehr er heran wuchs."

„Nun, ſo laß ihn in's Teufels Namen heranwachſen, und gib mir einmal eine vernünftige Antwort, denn wenn du ſo hartnäckig zerſtreut biſt und immerzu auf Reiſen, da kann ja kein Menſch ein vernünftiges Wort mit dir reden."

„Ja, du haſt Recht, lieber Richard," ſagte melancholiſch der

Schneider, indem er ſich mit der Hand über die Stirne fuhr und tief aufſeufzte; „es iſt das allerdings eine ſchlechte Angewohnheit und plagt mich ſehr. Es iſt ein Unglück, daß ich dieſe weiten Reiſen gemacht habe und es nun einmal nicht laſſen kann, die Menſchen aus meiner Erinnerung zu belehren. — Was habe ich davon? — Nichts als Undank! Ich weiß ja wohl, was die Leute ſagen, wenn ich weggegangen bin. — Wie der Schellinger wieder gelogen hat! lachen ſie. Und ſiehſt du, Richard, die Reputation eines Lügners zu haben, ich, der nur die Wahrheit ſpricht, das bringt mich noch unter den Boden."

„Das ſagt ja auch kein Menſch," entgegnete begütigend der Zimmermann; „ich am allerwenigſten. Nur meinte ich eben, du ſollteſt deine Phantaſie ein Bischen bemeiſtern und auch hie und da einmal von anderen Dingen ſprechen, als von deinen ſchönen Reiſen."

„Ach, die Phantaſie!" verſetzte traurig Herr Schellinger, „die iſt ſtärker als unſer Wille; ich habe davon die ſchrecklichſten Beiſpiele. Glaubſt du wohl, Richard, daß ich neulich des Nachts mich ſo in meinen Phantaſieen verlor, daß ich deutlich die Brücke in Hinterindien vor mir ſah, wo ich auf meinem Zebra in den Fluß hinabſprang, als mich der Oberſt der leichten Braminen-Kavallerie verfolgte. Es war eigentlich ein Halbtraum, aber ſo ſchrecklich und deutlich, daß ich, als ich aufwachte, nachdem ich geträumt, ich ſei im Waſſer gelegen, nun über und über naß war. — Glaubſt du das, Richard?"

„Ja, ja, ich glaube es dir, Schellinger. Aber jetzt ruf' deine Phantaſieen zurück und laß uns einmal ein anderes Geſpräch anfangen. — Du wirſt alſo beim Dunkelwerden hinüber gehen?"

„In einer halben Stunde."

„Bei Meiſter Schwemmer ſetzſt du dich wie oft an den Ofen und erzählſt deine Geſchichten, mußt aber ſolche Dinge vortragen, daß ſie dir nicht glauben."

„Das wird ſchwer angehen," meinte Herr Schellinger.

„Na, verſuch es nur. — Wenn ſie dir alſo nicht glauben wollen, und das ſagen, ſo ereiferſt du dich und machſt ihnen einige Grobheiten. — Das kannſt du doch? — So gibt denn ein Wort das andere; am Ende bedrohen ſie dich vielleicht, du läßt dir nichts gefallen, ihr kommt aneinander, und dann machſt du von deiner Waffe Gebrauch. — Du haſt doch deine Piſtole bei dir?"

„Hier iſt ſie," entgegnete der Schneider und zog ein roſtiges Theater-Terzerol aus der Taſche. „Der Inſpicient hat es mir geliehen und auch mit einem ſchwachen Schuſſe geladen."

„Es iſt aber doch kein Schrot darin?"

„Gott bewahre! nur ein leichter Pfropfen. Auch werde ich damit an die Decke hinauf halten."

„So iſt's recht. Zu gleicher Zeit ſchreiſt du dann um Hülfe, und dann ſind wir wie ein Donnerwetter bei der Hand."

„Was meinſt du, Richard," ſagte Herr Schellinger nach einer Pauſe, „wenn Sie mir zu hart auf den Leib gehen, ſoll ich nicht vielleicht den Einen oder Anderen zu Boden ſchlagen?"

„Nein!" entgegnete der Zimmermann, indem er lächelnd die miſerable Figur des Schneiders betrachtete. „Laſſ' das nur bleiben."

„Das iſt eigentlich Schade," fuhr dieſer fort; „ich könnte dabei ſo gut den Handgriff anbringen, den mich die Tſcherkeſſen gelehrt. Man bewegt nur die Fauſt ein wenig, läßt ſie ganz ſanft niederfallen, und wenn man dabei die richtige Stelle trifft, ſo ſtürzt dir ein Ochs zuſammen. — Aber wenn du meinſt, ſo thue ich es nicht."

„Ich meine wirklich, es werde beſſer ſein, wenn du es bleiben läßt, Schellinger; du haſt überhaupt in dem Augenblick viel zu beobachten. Wenn du um Hülfe ſchreiſt, ſo mußt du im gleichen Augenblicke das Fenſter oder die Thüre aufreißen. — Jetzt aber noch Eins. Was du hier an Habſeligkeiten haſt, das packen wir gleich zuſammen, denn dableiben kannſt du begreiflicher Weiſe nach

der Geſchichte nicht mehr; wir wollen ſchon ein Quartier für dich beſorgen. Vorderhand kannſt du zu mir ziehen, wir haben eine Kammer und ein Bett, beſſer als dieſes hier. Es wäre gut, wenn du mit dem Einpacken gleich anfingeſt; ich lege dann die Geſchichten irgendwo hin, von wo wir ſie nachher mitnehmen können."

„Das Zuſammenpacken iſt ſchnell beſorgt," erwiderte trübe lächelnd der Garderobe-Gehülfe. „Wenn ich bedenke, wo all' die ſchönen Sachen hingekommen ſind, — ich kam damals aus Indien zurück mit vierundſechzig Kiſten, — wo ſind ſie geblieben? — Gott weiß es! Aber das machte mir keinen Kummer, ich habe mir vorgenommen, nächſtens einmal wieder eine Tour zu machen, und da werde ich ſchon wieder was Beſonderes finden. — Wenn es dir Spaß macht, Richard, ſo bringe ich dir einen wahnſinnigen Affen in Lebensgröße mit."

„Und warum gerade einen wahnſinnigen, Schellinger?"

„Ja ſiehſt du, Richard, die gewöhnlichen ſind zu toll und unanſtändig, man kann nichts mit ihnen anfangen. Haben ſie aber einmal ihren Affenverſtand verloren, ſo werden ſie gelehrig und vernünftig wie ein Menſch. Sie ſind freilich ſehr theuer, aber das kommt mir bei dir nicht darauf an."

Während er das ſprach, war er aufgeſtanden, hatte eine alte Kiſte unter dem Bettſchragen hervorgezogen, und fing nun an, ſie auf den Boden auszuleeren, zu welchem Zwecke er ein nicht mehr ganz neues Hemd ausbreitete und darauf allerlei unbedeutende Gegenſtände, als: Knochen, Glas, kleine Stücke Holz, vergilbte Papiere, Haarbüſchel, auch abgerutſchte Treſſen, ſchmierige Rockaufſchläge und Kragen und dergleichen mehr niederlegte.

„Ich hatte einmal ſolch einen wahnſinnigen Affen," ſagte er während dem, „und er war mir lange Jahre ein treuer und redlicher Bedienter. Er war ohne alle Unarten; nur konnte er es nicht ertragen, wenn man ihm von ſeinem früheren Stande ſprach. Da wurde er grob und ſagte mir oft die bitterſten Wahrheiten, —

Siehst du Richard," unterbrach er sich selbst, indem er ein kleines Papier hervorzog, es aufmachte und dem Zimmermann eine Wursthaut darreichte, „sieh, das kannst du mitnehmen, es ist ein Stück Brillenschlangenhaut, davon brauchst du dir nur ein klein wenig um die Finger zu wickeln, und alle Schlangen, die dir begegnen, ergreifen augenblicklich die Flucht. Es beißt dich alsdann keine; auf Ehre! du kannst es mir glauben. — Da nimm es und thu' mir nur den Gefallen, es gleich zu probiren. Ich will ein Lügner sein, und ein schlechter Mensch, wenn du mir morgen nach dem Theater sagen kannst, es habe dich eine einzige Klapperschlange oder dergleichen Zeug gebissen."

„Hilft es auch gegen die Flöhe?" fragte lachend der Zimmermann, während er die vertrocknete Wursthaut in die Tasche steckte.

„Laß einmal sehen. — Gegen die Flöhe?" erwiderte Herr Schellinger, streichelte gedankenvoll sein spitzes Kinn und sah zum Fenster hinaus. „Laß doch einmal sehen," wiederholte er alsdann. — „Nein, gegen die Flöhe hilft es nicht; aber hier habe ich was Anderes für diesen Zweck, was mir in Arabien gute Dienste geleistet."

Bei diesen Worten griff er in den Kasten und händigte seinem Freunde Etwas ein, was dieser laut lachend betrachtete.

„Das ist ja ein Stiefelzieher," sagte er.

„Nein, nein, gewiß nicht! Man braucht das in Arabien, um den Flöhen die Zähne auszubrechen."

„Da müssen sie ungeheuer groß sein, Schellinger."

„O, es geht so an," entgegnete der Schneider. „Die größten, die ich gesehen habe, waren wie hier zu Lande ein kleiner Pudel. Doch soll's hinter Palmyra, wie glaubwürdige Reisebeschreibungen versichern, noch viel größere geben. Ich kam aber nicht dahin, sie wollten mir in Damaskus meinen Paß nicht weiter visiren, indem

der dortige Oberamtmann behauptete, ich sei von meiner Regierung als militärpflichtig reklamirt worden."

Unter diesen Erzählungen hatte der Schneider sein Bündel gepackt und übergab es Richard, der ebenfalls aufgestanden war und es unter den Arm nahm. —

Die Sonne war untergegangen, klar und rein, wie sie den ganzen Tag geschienen, und hinterließ noch lange nachher eine Röthe am Horizont im Westen, so tief und glühend, daß die Nebel, welche sich im nächsten Augenblick über die Stadt lagerten, sie nicht zu bewältigen vermochten, sondern von ihr dunkelroth gefärbt wurden.

Der Zimmermann trat an's Fenster und sagte, während er hinaus blickte: „das wird eine kalte Nacht werden; ich bin froh, daß ich mich warm angezogen habe; denn wir werden doch eine Zeit lang draußen auf dich warten müssen."

„Ja, kalt wird es werden," meinte auch der Schneider. „Schau, wie blutig der Nebel aussieht. Wenn man an Vorbedeutungen glauben wollte, so könnte man vielleicht denken, unser Unternehmen möchte nicht ganz gut ablaufen."

„Denkst du etwas dergleichen?" fragte Richard. „Schellinger! Schellinger! du hast dich so bereitwillig zu deinem Posten angeboten; noch ist es Zeit, zurückzutreten, wenn du etwa Furcht haben solltest. — Aber das will ich nicht glauben; du hast dich immer als muthig bewährt."

„Furcht?" sprach geringschätzend der Garderobe-Gehülfe. „Ich meine, ich hätte in meinem Leben Muth genug gezeigt; von meinen Reisen will ich diesmal nichts reden, denn sie sind weltbekannt. Aber du wirst dich wohl erinnern, daß ich ein ganzes Jahr lang Theaterdiener war, als der alte Stütz gestorben."

„Das weiß ich freilich. — Aber zu dem Geschäft gehört doch kein besonderer Muth."

„Muth und Entschlossenheit. Geh' du einmal zu einer ersten

Sängerin hinein, wenn ſie ohnehin ſchlechter Laune iſt, wenn ſie ſich einbildet, heiſer zu ſein, weil ſie nicht ſingen mag. Tritt du vor ſie hin und fordere ihr irgend eine Rolle ab. — Lieber Freund, ich habe mancher Löwin ihre Jungen weggenommen — das thaten wir in Indien zur Bewegung vor dem Frühſtück — und habe nie dabei gezittert. — Aber hier! — Oder bring' einem erſten Künſtler den Befehl der Intendanz, eine, wie er glaubt, untergeordnete Rolle zu ſpielen, oder auch die Verweigerung eines neuen Coſtüms! — Da heißt es Courage haben und feſt hinſtehen. Aber da drüben der Schwemmer, das iſt mir ein Kinderſpiel."

„Es iſt aber nicht nur der Schwemmer allein," erwiderte der Zimmermann, „ſondern die Kneipe hinten im Hofe ſoll eine Auflage alles möglichen Geſindels ſein."

„Das iſt ſchon wahr," fuhr der Schneider nachdenkend fort. „Aber ich kenne ſie Alle; wie ſchon geſagt, der Schwemmer kann kaum von ſeinem Stuhle aufſtehen, ſonſt bringt ihn der Huſten um. Da iſt nun ferner ein Monſieur Sträuber, ein hochnaſiger Schuft, der aber nicht für einen Pfennig Muth im Leibe hat. Der einzige tüchtige Kerl, der da ſein könnte, iſt ein gewiſſer Mathias. — Doch," ſetzte er mit ungewohnter Aufrichtigkeit hinzu, „thut er einem armen Schneider, wie ich bin, nichts zu Leide."

„Für alle Fälle," verſetzte Richard nach einer Pauſe, „haben wir auch gute Freunde, die uns unterſtützen werden." — Er lehnte ſich bei dieſen Worten abermals an das Fenſter und blickte auf die langſam dunkler werdende Stadt, wo ſich ſchon hie und da einzelne Lichter zeigten. „Die Katharina war neulich bei einem Doktor, dem hat ſie ihre Sache anvertraut und erzählt, daß ſie hauptſächlich durch deine Hülfe ihr Kind wieder zu erlangen hofft. Es ſoll das ein braver Herr ſein, und er hat mit dem Polizei-Kommiſſär dieſes Viertels geſprochen, damit irgend Jemand in der Nähe iſt, wenn wir allenfalls Hülfe brauchten."

„Ich habe mit der Polizei nicht gerne zu thun," ſagte Herr

Schellinger; „es iſt das für anſtändige Leute immer eine unangenehme Geſchichte. Das tappt nur ſo zu, namentlich im Dunkeln, und wenn ſie ſelbſt einmal den Unrechten beim Kragen nehmen, ſo laſſen ſie ihn ſo bald nicht wieder fahren.“ — Er ſchlug die Arme über einander und blickte, wie es ſchien, mit allerlei Gedanken beſchäftigt, in's Freie hinaus, an den Himmel empor, wo ſich trotz des Nebels einige Sterne mit blaſſem Lichte zeigten. — „Und wo iſt die Katharine?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Ganz in der Nähe,“ entgegnete Richard; „in der Verwirrung, wo wir dir zur Hülfe ſpringen, wird ſie in das Haus eilen, nach dem Affenſtall, wie du die Kinderſtube nennſt, und dort ihr Mädchen holen.“

„Schön, ſchön; das iſt nicht ſchlecht arrangirt. So wollen wir denn jetzt an die Ausführung gehen.“

„Iſt es nicht noch zu früh?“

„Nein, ſpäter laſſen ſie mich gar nicht mehr in's Haus.“

„Und wie lange glaubſt du, daß es dauern wird, bis wir zu thun bekommen?“

„Ich denke, ſo eine halbe Stunde bis drei Viertel; wenn ſie nicht gar zu ſanftmüthig gelaunt ſind, ſo iſt es Zeit genug, um einen Streit mit ihnen anzufangen.“

„So geh' denn hinunter, Schellinger,“ ſagte der Zimmermann, während er ihm mit komiſchem Ernſte beide Hände auf die Schultern legte. „Denk, du ſeieſt in Hinterindien oder in Vorderaſien und gehſt zur Attaque auf irgend einen wilden Indianerſtamm. Halte dich tapfer und ſchreie zur gehörigen Zeit und recht laut um Hülfe.“

„Daran ſoll's nicht fehlen,“ erwiderte der Schneider, der noch einen Blick rings durch ſeine Stube laufen ließ, während er ſich anſchickte, ſie zu verlaſſen. Plötzlich blieb er ſtehen, ſchlug ſich vor die Stirne und ſagte: wie kann man auch ſo vergeßlich ſein! Hätte ich doch bald etwas ganz Nothwendiges überſehen! — Richard, du mußt mir die Liebe thun, da ich ſelbſt keine Zeit mehr dazu habe,

an meine Stubenthüre ein Papier zu kleben und darauf zu schreiben: — Schellinger wohnt nicht mehr hier, iſt aber zu erfragen auf einem hochpreislichen Hoftheater-Intendanz-Bureau. — Es iſt das für mich von großer Wichtigkeit, denn von Tag zu Tag erwarte ich den Beſuch eines meiner beſten Freunde, eines ruſſiſchen Fürſten, mit dem ich in Kairo beim Vicekönig zu Gaſt war. Er verſprach mir, mich in Deutſchland zu beſuchen, und ſagte noch beim Abſchied mit Thränen in den Augen zu mir: Paſchol Durak — Schellinger! Was ſo viel heißen will, als: Schellinger, ich werde dich niemals vergeſſen. — Nicht wahr, Richard, das beſorgſt du mir? — Es war ein guter Kerl, dieſer Ruſſe, und er würde mir niemals vergeben, wenn er hier vor meine verſchloſſene Stubenthüre käme."

Der Schneider reichte hierauf ſeinem Freunde die Hand, bezeichnete auf der Stubenthüre die Stelle, wo er das Plakat angebracht zu haben wünſchte, und ſtieg hierauf vorſichtig die Treppe hinab. Als er aber unten angekommen war, blieb er ſtehen und rief einige Male Richards Namen.

„Was ſoll's?" antwortete dieſer in das dunkle Haus hinab, wo er die Geſtalt des Schneiders nicht mehr erkennen konnte.

„Nur noch eine Kleinigkeit," verſetzte der Garderobe-Gehülfe. „Du mußt auf das Plakat über die Notiz, wo ich zu finden bin, ſtatt meines einfachen Namens ſchreiben: der berühmte Reiſende von Schellinger, denn nur ſo kennt mich mein Freund, der ruſſiſche Fürſt. — Jetzt aber gehab' dich wohl und fall' mir nicht die Treppen hinunter."

Richard hörte nun für den Augenblick nichts weiter, als die tappenden Schritte, mit welchen Herr Schellinger ſich entfernte, ſowie das Knarren der Thüre, als derſelbe das Haus verließ.

Das habe ich dem ſchlechten Menſchen, dem Krauß, immer geſagt. Aber, Herr Commiſſionär, ſo offen ich in allen Dingen gegen ihn war, er war es nie; doch ſchweigen wir davon.

Commiſſionär.

Ja, Offenheit, Offenheit, wir ſind ja alte Freunde.

Kammermädchen.

Alſo, Herr Commiſſionär, Sie werden nicht daran zweifeln, daß ich mich gern verheirathen möchte, und alſo zum Heirathen brauche ich einen ſoliden Mann. Da bin ich nun zu Ihnen gekommen, Herr Hagenlocher.

Commiſſionär.

Ei, ei, zu mir?

Kammermädchen.

Ja, zu Ihnen. Der Herr Hagenlocher, dachte ich mir, iſt ein Mann von guten Rennomées, ein Mann, dem man ſich vertrauensvoll nähern kann.

Commiſſionär.

Ich, ein ſo alter Junggeſelle?

Kammermädchen.

Eben deßhalb, hätten Sie eine Frau, würde ich mich Ihnen nicht ſo vertrauen, da könnte es ein Gerede geben. Alſo, kurz: ich will heirathen.

Commiſſionär.

Mich heirathen? Aber, mein liebes Kind, wenn auch leider —

Kammermädchen (lachend).

Laſſen Sie Ihre Aber wenn auch leider. Sie ſind auf dem Holzwege, es fällt mir nicht ein, Sie zu heirathen; Sie ſollen mir, wiſſen Sie, ſo per Covenienz, wie man es nennt, einen Mann verſchaffen.

Commiſſionär.

Ah ſo, ja, das iſt leichter.

Sechszigſtes Kapitel.

Er!

Meiſter Schwemmer ſaß, wie faſt immer, ſo auch am heutigen Abend auf ſeinem gewöhnlichen Platz am Ofen, die angeſchwollenen Füße in Filzſchuhen, auf den Knieen das unvermeidliche rothcarrirte Tuch, deſſen eigentliche Beſtimmung es war, den vielen von den Fingern herabfallenden Schnupftabak wieder aufzufangen. Hierauf hielt die Frau, und ſie vergaß nie, dieſes Tuch mehrmals des Tags in ein Papier auszuſchütteln.

Vor dem Hausherrn ſaß rittlings auf einem Stuhle Herr Sträuber; er hatte die Hände auf die Lehne deſſelben gelegt und rieb ſein ſpitzes Kinn auf ihnen hin und her. Madame Schwemmer befand ſich in einer Ecke des Zimmers und ſchälte Kartoffeln, ging aber häufig in die Küche hinaus, um, wie ſie ſagte, nach dem Kindsbrei zu ſehen, der auf dem Herde ſchmorte, in Wahrheit aber, um regelmäßig eine kleine Herzſtärkung zu ſich zu nehmen.

Herr Sträuber mußte etwas erzählt haben, was den Anderen einigermaßen überraſcht, denn dieſer ſchüttelte mit dem Kopfe, machte große Augen und ein ſchiefes Maul und meinte alsdann: „ſo, ſo! — ei, ei! und ſpurlos verſchwunden?“

„Spurlos!“ entgegnete Herr Sträuber, indem er ſeinen Kragen in die Höhe zog; „das heißt, wohlverſtanden, ſpurlos als Lebender. Freilich todt genug zog man ihn am andern Morgen aus dem Kanal hervor.“

„Ah! das iſt doch was Anderes! da wußte man alſo doch, wo er geblieben war! — Und wer beſorgt dergleichen Geſchichten?“

„Pſſſt! Meiſter Schwemmer! darüber ſpricht man nicht gern;

es weiß es auch eigentlich Niemand genau, wer da den Scharfrichter ſpielt. Genug, es iſt ſchon einige Male vorgekommen, ſo viel ich weiß."

„Und da ſpricht er ganz einfach einen Urtheilsſpruch?"

„Nachdem er drei, vier der Andern gehört hat, und ſie ſeiner Meinung ſind."

„Na, da iſt doch eigentlich eine Art von Gericht, und dagegen kann man nichts haben."

„Ganz richtig: dabei wäre am Ende auch nichts zu erinnern. Aber er übt auch ſonſt, — unter uns geſagt — eine zu wahnſinnige Tyrannei aus. Kann Einer von uns wohl thun, was er mag? — Hat irgend Einer einen freien Willen? — Nein! nein! beim Teufel! nein! Ich verſichere Euch, Meiſter Schwemmer, ich gehe ſtark mit der Abſicht um, wieder ehrlich zu werden und mein Brod auf anſtändige Weiſe zu verdienen. Ich abſonderlich tauge nicht in dieſe Geſellſchaft; man hat eine Erziehung genoſſen, man hat eine Vergangenheit, und dann — gibt es ein paar zu ſchöne Augen, die mich oftmals mit heißen Thränen bitten, aus dem Dunkel hervorzutreten, in das mich unſere Lebensweiſe hüllt. — Schöne Augen!"

„Nun, wenn die ſchönen Augen Geld haben, ſo heirathet ſie in Gottes Namen und lebt Eurer Erziehung und Eurem Stande gemäß."

„Findet Ihr das nicht auch, Meiſter: ich bin zu nobel, zu vornehm für dies Gewerbe?"

„Das wollte ich gerade nicht ſagen," meinte huſtend der Hausherr. „Wißt Ihr, Sträuber, Euch fehlt der rechte Muth zu unſerem Geſchäft, Ihr habt Angſt vor einem Handgemenge, Ihr ſeid zu weich."

„Richtig, richtig, Meiſter Schwemmer!" erwiderte ſchwärmeriſch der Andere, wobei er den Hut, den er auf dem Kopf hatte, feſt in die Augen drückte. „Das ſagt meine Gräfin mit den ſchönen Augen

auch. Was mich dieſes Weib liebt, davon habt Ihr gar keine Vorſtellung. — Es frißt mir das Herz ab, wenn ich ſie ſo vornehm und ſtolz vorüber fahren ſehe, und dabei bedenke, was ich für ein miſerabler Sklave bin. — Und Sklaven ſind wir, das iſt nicht zu leugnen."

Als Herr Sträuber von der ſchönen Gräfin ſprach, nahm der Hausherr eine gewaltige Priſe und kniff ſein linkes Auge zu gegen das Weib hin, das darauf verächtlich lächelnd die Achſeln zuckte.

„Glaubt Ihr nicht, daß wir Sklaven ſind?" fuhr Herr Sträuber fort, da er dieſe Grimaſſe, welche ſeiner angeblich vornehmen Bekanntſchaft galt, mißverſtanden.

„O ja doch," entgegnete Meiſter Schwemmer; „namentlich Ihr vom Fuchsbau. Mich hier läßt er ſo ziemlich in Frieden."

„Wartet nur; ich ſehe es auch noch kommen, daß er Euch irgend was am Zeuge flickt. Er ſoll neulich zu Mathias geſagt haben: was wißt Ihr von der Wirthſchaft bei dem Schwemmer? Da ſollen zuweilen ſaubere Geſchichten vor ſich gehen; ſagt ihm mein Compliment und er ſoll ſich in Acht nehmen."

„Hat er das wirklich geſagt?" fragte der Meiſter, der einen plötzlichen Schrecken mühſam hinter einem leichten Hüſteln zu verbergen ſuchte, wogegen das Weib Kartoffeln und Meſſer in den Schooß fallen ließ und mit weit offenem Munde drein ſchaute.

„Ja, das hat er geſagt?" fuhr Herr Sträuber fort, offenbar ſehr befriedigt durch die Wirkung, welche dieſe Worte hervorgebracht. — Von mir ſprach er ebenfalls, und nicht gerade beſonders ſchmeichelhaft; er nennt mein unſchuldiges Vergnügen, den kleinen Kindern die Ohrringe wegzunehmen, ein gemeines Verbrechen, eine Schande; er wolle ein Wort mit mir reden, wenn er ſich einmal von der Wahrheit überzeugt. — Nun, iſt das keine Sklaverei? Müſſen wir uns eine ſolche Herrſchaft gefallen laſſen?"

Der Andere winkte mit der Hand, als wollte er ſagen: ſtill

ſtille! Und dann fragte er mit leiſer Stimme: „woher erfährt er denn alle dieſe Geſchichten?“

„Das weiß der Teufel!“ ſagte Herr Sträuber; „aber ihm bleibt nicht leicht etwas verborgen. — Ich habe immer ſchon gedacht, der Mathias mache zuweilen den Spion gegen uns.“

„Nein, gewiß nicht!“ erwiderte Meiſter Schwemmer im Tone der Ueberzeugung. „Der Mathias iſt ein rauher Kerl, aber verrathen thut der Niemand. — Es iſt das überhaupt ein räthſelhafter Herr,“ fuhr er nach einer Pauſe fort.

„Wer? — der Mathias?“

„Ach nein! er! — Habt Ihr ihn kürzlich geſehen?“

„Gott ſei Dank! nein; nur neulich zufällig erfahren, daß er im Hauſe ſei, wie die Geſchichte mit dem Lakaien ſpielte.“

„Aber Ihr ſpracht ihn früher ſchon?“

„Ein einziges Mal. Und ich muß geſtehen, da machte er auf mich einen gewaltigen Eindruck. Er iſt nicht übermäßig groß, aber ſeine Stimme geht Einem durch Mark und Bein, und wenn er eine Bewegung macht, auf und ab geht oder etwas thut, ſo meint man, ſeine Glieder ſeien von Stahl und Eiſen.“

„Ja, ja, ſo iſt es,“ entgegnete der Hausherr, während er langſam den Kopf in die Hand ſinken ließ. — „Aber glaubt Ihr wohl,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „daß ihn Jemand von den Andern genau kennt?“

Herr Sträuber ſchüttelte den Kopf und verſetzte: „ſehr genau kennt ihn gewiß Niemand, am beſten wohl der Mathias, und dann der Joſef, deſſen Ihr Euch wohl noch erinnern werdet.“

„Richtig, der Joſef! — Wo iſt der wohl geblieben?“

„Hm! hm!“ machte der Andere. Dann hob er den Kopf in die Höhe und blickte ſeinem Gegenüber forſchend in die Augen, ſo daß dieſer fortfuhr:

„Vor mir braucht Ihr Euch nicht zu geniren, denn wir kennen uns lange und genau genug.“

„Das iſt ſchon wahr," meinte Herr Sträuber und blinzelte mit den Augen. „Ich habe eigentlich auch ſchon lange mit Euch darüber ſprechen wollen; jedoch —" er warf einen Blick auf das Weib in der Ecke, welchen der Hausherr vollkommen verſtand, denn er ſagte augenblicklich mit ſeiner heiſeren Stimme:

„Geh' hinaus und ſchaue einmal nach den Kindern! ich meine, ich hör' da ein Geſchrei."

Worauf ſie ſich mit einer unmuthigen Bewegung erhob und das Zimmer verließ.

„Nun —?"

„Der Joſef verſchwand alſo plötzlich ſpurlos und blieb wenigſtens ein ganzes Jahr weg. Eines Abends erſchien er nun wieder einmal im Fuchsbau, ganz zerlumpt und abgeriſſen."

„Er hatte wohl eine Kunſtreiſe gemacht?"

„Wie ich Euch ſage: er ſchaute zum Erbarmen aus. Und war gerade an jenem Abend, wo er auch im Fuchsbau war. Er muß auch den Joſef geſprochen haben, denn der Mathias führte ihn auf ein Zeichen der Alten aus der Schenkſtube hinweg, und Beide kamen nicht wieder. Mathias freilich nur für den Abend, der Joſef aber auch am anderen und die folgenden Tage nicht."

„Da wird er wieder auf Reiſen gegangen ſein?"

Herr Sträuber lehnte ſich mit ſeinem Stuhle ſo weit als möglich vorn über, worauf er mit den Augen blinzelte und leiſe flüſternd ſagte: „unter uns, Meiſter Schwemmer, er blieb in der Stadt; ich möchte wenigſtens hundert Gulden gegen einen faulen Apfel wetten, daß ich ihn kürzlich wieder geſehen."

„Zerlumpt?" —

„Im Gegentheil: er ſtand auf einer herrſchaftlichen Kutſche, auf's Schönſte als Jäger angezogen."

„Nun, das iſt was Rechtes. Da wird er eine Stelle haben, wie der ſelige Lakai."

„O nein; mit dem blieben wir beſtändig im Rapport, der kann

uns genau und nickte uns auf der Straße, ſo oft er nur konnte, verſtohlen zu. — Aber Herr Joſef ſind ſtolz und vornehm geworden, ein ganz Anderer, kennen uns nicht mehr und wenden den Kopf ab, wenn wir ihn ein Bischen ſcharf anblicken."

Meiſter Schwemmer ſchaute an die Decke empor, nahm eine ſtarke Priſe und hielt darauf ſeine Naſe eine Zeit lang mit den Fingern feſt, während er eifrig nachdachte. — „Das iſt allerdings ſonderbar," ſagte er alsdann. „Aber ich will Euch einen Rath geben, beſter Sträuber; wenn ſich die Sache ſo verhält, ſo thut Euch ſelbſt den Gefallen und blickt den Joſef nicht ſo ſcharf an, denn ſonſt könnte er Euch auf curioſe Art zwingen, die Augen niederzuſchlagen."

„Immer wieder er!" entgegnete der Andere, und ſetzte mit prahleriſchem Tone hinzu: „was will er denn eigentlich? Ich werde doch beim Blitz! auf der Straße die Menſchen anſehen dürfen! — Ihr habt eine gewaltige Angſt vor ihm."

„O lieber Freund," antwortete lächelnd der Hausherr, „wir wiſſen wohl, wer die meiſte Angſt hat, aber auch das größte Maul. Wollte Euch nur ſehen, was Ihr für ein Geſicht machen würdet, wenn er jetzt zufällig zum Fenſter herein ſchaute."

Bei dieſen Worten blickte der Sprecher, um den Anderen zu necken, etwas ſcharf auf die dunkeln Scheiben, worauf Herr Sträuber erſchrocken herumfuhr, und dann, als Jener laut auflachte, verdrießlich ſagte: „ah! laßt doch die ſchlechten Witze! Damit treibt man keinen Spaß."

„Na, ſetzt Euch nur ruhig wieder hin," fuhr Meiſter Schwemmer nach einem heftigen Huſtenanfall fort. „Daher kommt er nicht: wir ſtehen nicht in ſeiner Gnade; er bekümmert ſich auch nicht um uns, was mir übrigens ſehr angenehm iſt. — Aber ſagt mir über dies Eure Meinung, — ich weiß, Ihr denkt viel und habt in manchen Sachen einen außerordentlichen Scharfblick, — wofür haltet Ihr ihn eigentlich?"

Herr Sträuber zuckte bei dieſen Worten hoch und lange die Achſeln, dann ſchob er ſeine Unterlippe vor und entgegnete: „das mag der Teufel wiſſen.“

„Na, gebt was los!“ meinte der Hausherr, da Jener zu zaudern ſchien. „Ihr habt gewiß viel darüber nachgedacht und auch Manches in Erfahrung gebracht.“

„Erfahren habe ich eigentlich über ihn nie etwas,“ erwiderte Herr Sträuber. „Aber meine Idee ſteht ſo ziemlich feſt.“

„Nun denn?“ —

„Daß er keiner unſeres Gleichen iſt, das liegt am Tage, ebenſo, daß die Geſtalt, unter der er bei uns erſcheint, nicht ſeine wahre iſt. — Ich halte ihn mit einem Wort für einen vornehmen und reichen Herrn, dem es nun einmal Spaß macht, eine ſolche Rolle zu ſpielen.“

„Ja, ja, das denke ich auch.“

„Der eine Freude daran findet, ſo eine unſichtbare und mächtige Hand über die Menſchen auszuſtrecken, und hier und dort Einen zu ſchütteln und zu kneifen; deſſen Laune es iſt, manchmal Jemand, der ſich vielleicht ſeinen Zorn zugezogen, gewaltig zu treffen. — Denn aus Eigennutz oder des Verdienſtes halber hat er ſich nicht mit uns eingelaſſen, das liegt am Tage.“

„Gewiß nicht; ich wüßte mich wenigſtens nicht zu erinnern, daß er je auch nur Nadelknopfs werth von dem Erworbenen für ſich in Anſpruch genommen.“

„Ihr müßt aber da etwas unterſcheiden,“ fuhr Herr Sträuber mit einem pfiffigen Geſichte fort; „er verlangte freilich nie etwas, was für uns Werth hat, aber die Sachen, die er ſich vorbehielt, und die wir hie und da mitnahmen, mußten doch wohl für ihn wichtig ſein, denn er hat ſie uns meiſtens reich bezahlt.“

„Und was waren das für Sachen?“

„Papiere, lieber Freund, — Dokumente; was weiß ich! einmals Briefſchaften, ja nur ein einfaches Portrait, das er ha-

wollte. Und wie genau wußte er immer, wo das zu finden ſei. In ſolchen Fällen gab er das Zimmer an, den Tiſch oder den Schrank, wo ſich die und die Kaſſette befände; ja er wußte oft, wo der Schlüſſel war, oder ſagte, man müſſe ſie aufſprengen oder ganz mitnehmen.“

„Aber Papiere von Geldwerth nahm er nicht?“

„Davon habe ich niemals etwas gehört. — Als ich ihn damals ſah, — er gab uns in der Nacht über einen verwickelten Fall eine ſehr genaue Inſtruktion, — ſprach er etwas, das ich nicht vergeſſen werde. — Einer iſt auf dieſer Erde der Sklave des Anderen, ſagte er; mir macht es nun einmal Vergnügen, ſo eine recht ſcharfe Peitſche über Alle ſchwingen zu können, nachdem ſie mich lange und ſchwer gegeißelt. — Zu derſelben Zeit bekam der Mathias noch einen ganz ſonderbaren Auftrag, den er auch mit einer unglaublichen Gewandtheit ausführte. — Was meint Ihr wohl, Meiſter? — Er mußte ſich mit großer Gefahr in ein Haus ſchleichen, mehrere Thüren öffnen, und das alles nicht um etwas zu nehmen, ſondern um etwas zu bringen.“

„Ah! Sträuber, Ihr bindet mir Eins auf.“

„Gewiß nicht; mich ſoll der Teufel holen! Er bekam von ihm ein Paketchen mit Briefen, und die mußte der Mathias dort in einen Schreibtiſch in ein ihm genau bezeichnetes Fach legen.“

„Das begreife ein Menſch.“

„Ich hab's begriffen,“ ſprach Herr Sträuber ſchmunzelnd, indem er die linke Hand mit ausgeſpreizten Fingern von ſich abſtreckte; „das war eine Mine, die er in dem Hauſe legte, die artig aufplatzte und dort mehr Verwirrung anrichtete, als wenn wir hunderttauſend Thaler geſtohlen hätten.“

In dieſem Augenblicke vernahm man ein leiſes Klopfen an der Hausthüre.

„Wer kann das ſein?“ fragte Meiſter Schwemmer.

„Vielleicht der Mathias.“

„Nein; der klopft nicht so leise," sagte der Hausherr. „Geh an die Thüre!" rief er seiner Frau, die eben wieder eintrat, zu, „und schau, wer da ist. Wir brauchen keinen Besuch."

„Dem Klopfen nach," meinte sie, „ist es der Schneider von drüben."

„Ah! mein Freund Schellinger!" rief lustig Herr Sträuber. „Den müßt Ihr auf einen Augenblick herein lassen, das ist ein gar zu amüsanter Kerl; er soll uns von seinen Reisen erzählen. — Nicht, Meister?"

„Meinetwegen!" entgegnete der Hausherr. „Ich habe eigentlich nichts dagegen; eine halbe Stunde kann er schon da bleiben. Aber dann kommt der Mathias, und der ist, wie Ihr wißt, kein Freund von solchen Schnurrpfeifereien."

Die Frau öffnete die Thüre und Herr Schellinger trat ein. Er rieb sich fröstelnd die Hände, bewegte seine Schultern hin und her, und sagte dann: „Guten Abend bei einander; heute Nacht wird's kalt, ich wollte mir nur noch eine Handvoll Wärme mitnehmen, ehe ich in mein Bett gehe."

„Ja, Ihr bringt einen wahren Frost mit herein," versetzte Meister Schwemmer stark hustend. „Setzt Euch da auf die Bank und thaut ein Bischen auf."

Der Schneider that wie ihm geheißen und ließ sich auf einen Schemel an der Seite des Ofens nieder, wo sich die Stubenthüre befand.

„Habe lange nicht das Vergnügen gehabt, Freund Schellinger," sprach Herr Sträuber. „Ihr besucht Eure Freunde so selten."

„Wer zu oft kommt, der wird überlästig," sagte Schellinger lächelnd. Dann wandte er sich an den Hausherrn und meinte: „so ein warmer Ofen thut doch gut; Ihr solltet mir nächstens auch einen in die Stube setzen lassen."

„Das erträgt's Gebälk nicht;" warf lachend Herr Sträuber ein. „Ich fürchte immer, daß Ihr's einmal durchbrecht und daß ich Euch eines Tags im untern Stock von der Decke herabhängend finde."

Der Schneider legte seine Arme auf die Kniee, wie er gern zu thun pflegte, und ließ den Kopf tief sinken, den er nur zuweilen seitwärts erhob, um alsdann Dem, mit welchem er gerade sprach, mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdrucke von unten herauf in die Augen zu blicken. — „Das wäre möglich," sagte er, „daß ich mich noch einmal selbst da aufhänge; aber vorher warte ich noch auf etwas."

„Und das wäre?" lachte Herr Sträuber.

„Daß Andere zuerst Euch aufhängen," entgegnete ruhig der Garderobe-Gehülfe. „Ich möchte sehen, wie sich dabei ein Mann von Lebensart und guter Erziehung wie Ihr ausnimmt."

„Pfui, Schellinger!" erwiderte der Andere. „Wer kann von so etwas nur reden!"

„Ja Ihr brachtet mich darauf," lächelte der Schneider. „Nicht wahr, Meister, ich fing nicht an?"

„Nein, Ihr fingt nicht an," antwortete der Hausherr, während er Herrn Schellinger seine Dose darbot.

„Danke schön. — Bin so frei. — Und wie geht's mit der Gesundheit?"

„Ich kann's nicht gerade rühmen," entgegnete Meister Schwemmer. „Der Winter greift mich an; das ist für Unsereins eine garstige Jahreszeit."

„Ja, das Frühjahr ist besser," mischte sich Herr Sträuber in's Gespräch, und nickte dabei dem Schneider bedeutsam zu.

„Es ist etwas Seltsames," sprach dieser kopfschüttelnd nach einer Pause und sah starr vor sich auf den Boden, „um so einen starken Schnupfen, wie Ihr habt. Das kommt in der Geschwindigkeit angeflogen und geht langsam wieder."

„Aber bei mir ist es doch etwas mehr als Schnupfen," meinte trübe lächelnd der Hausherr.

„Nichts als Schnupfen," entgegnete Herr Schellinger in bestimmtem Tone. „Ich habe ihn einmal in Rußland vier Jahre gehabt,

Kammermädchen.

Herr Commiſſionär, ich hoffe, es wird nicht ſchwer ſein, mir einen Mann zu verſchaffen.

Commiſſionär.

Verſteht ſich von ſelbſt, das ſind meine liebſten Geſchäfte, es kommt auch häufig vor. (Blättert in ſeinem Buche.) Aber ſehen Sie, es iſt doch eigen, da iſt eine ganze Menge von Damen vorgemerkt, die Parthien ſuchen, und dagegen nur ein einziger Mann, der keine Frau zu finden weiß. Aber das iſt kein Mann für Sie, Fräulein Jettchen.

Kammermädchen.

Wer weiß!

Commiſſionär.

Philipp Müller, lediger Flickſchneider.

Kammermädchen.

Herr Commiſſionär —

Commiſſionär.

Hab's ja geſagt, der paßt nicht für Sie, iſt noch obendrein Wittwer mit vier Kindern. Aber ſein Sie ganz ruhig, Fräulein Jettchen, wenn ich eine Perſönlichkeit, wie die Ihrige anzubieten habe, da ſoll es mir nicht ſchwer fallen, einige ganz ſolide Bewerber zu finden.

Kammermädchen.

Aber, Discretion, Herr Commiſſionär.

Commiſſionär.

Verſteht ſich, Discretion iſt die Seele unſeres Geſchäfts. Aber noch eine Frage. Ich bin überzeugt, in der kürzeſten Zeit eine paſſende Parthie für Sie zu finden. Soll ich Sie alsdann benachrichtigen und bei mir eine Zuſammenkunft veranſtalten?

Kammermädchen (nach einigem Nachdenken).

Nein, nein, das ſähe wie ein Rendezvous aus. In ſolchem Fall darf man ſich nichts vergeben. Adreſſiren Sie dann nur einen Brief an

unaufhörlich fort. Und da ich damals in sehr feine Gesellschaft ging, so brauchte ich täglich vierundzwanzig Schnupftücher, gerade zwei Dutzend; daran habe ich die Zahl behalten."

„Aber meinen Husten, — den hattet Ihr nicht. Seht, das ist oft so arg, ich könnte wahrhaftig vom Stuhle herunterfallen."

„Der meine war dazumal noch schlimmer," fuhr der Schneider unerschütterlich fort; „ich mußte mich oft durch sechs Kosaken halten lassen, nur um nicht hinzustürzen."

„Und wie wurdet Ihr Euren Schnupfen los?" fragte Herr Sträuber.

„Allein durch Luftveränderung. In der Verzweiflung schloß ich mich an eine Gesellschaft an, die hinauf an den Nordpol reiste, um dort das große Loch zu untersuchen, welches die Erdaxe in's Eis gebohrt hat."

„Aber um einen solchen Husten und Schnupfen los zu werden, meine ich, man ginge nach dem Süden, dahin, wo es recht warm ist," sagte der Hausherr.

„Das hatte bei mir nicht geholfen," erwiderte Herr Schellinger. „Die Aerzte zuckten bei meinem Anblick die Achseln und behaupteten, mir könne nur die Frierkur helfen."

„Und wie ist die?"

„Man reist also ganz einfach nach dem Nordpol hinauf, dort ist die Anstalt, wo man die Frierkur durchmacht; man kann auch da Molken trinken, aber sie schmecken von dem vielen Schneewasser ein Bischen salzig. — Nun also werde ich in dicke Pelze eingehüllt, Alles: Körper, Gesicht, Mund und Nase. Dann bohrte man mir unter der Letzteren zwei Löcher, da hinein steckte man Röhren, durch welche der Frost auf mich einwirken sollte. Und so wurde ich vier Tage lang gerade mitten auf die Erdaxe gesetzt, bis der Schnupfen in meinem Kopf erfroren war, dann nahm man ihn heraus, setzte ihn in Spiritus, und ich habe ihn lange bei mir verwahrt, verkaufte ihn aber zu-

letzt auf vieles Zureden an die Universität nach Berlin für zwanzigtausend preußische Thaler."

„Da wurdet Ihr ja auf einmal ein reicher Mann," sprach laut lachend Herr Sträuber.

„Hätte es sein können," entgegnete wehmüthig der Schneider. „Aber ich erhielt mein Geld in lauter Papierscheinen zu jener Zeit, als es dort so ungeheuer viel falsche gab. Das war ein großes Unglück, denn, als ich mir mit meinen zwanzigtausend Thalern in der Tasche, ein Milchbrod kaufen wollte, so mußte ich noch sechs Pfennige darauf legen."

„Das ist allerdings ein hartes Schicksal," meinte der Hausherr. „Und das hat Euch gewiß ein für allemal Preußen entleidet?"

„Ich will das nicht geradezu behaupten," antwortete Herr Schellinger. „Allerdings schmerzte mich der Verlust dieses Geldes; doch Gold läßt sich nicht erwerben. Aber ich verließ dazumal Berlin, — es war im Monat August und es wimmelte auf den Straßen von tollen Hunden —"

„Und das machte Euch Angst?"

„Es war mir wenigstens nicht besonders angenehm; und da mir die Welt offen stand, so reiste ich direkt nach Persien. — Aber da fällt mir noch eine schauerliche Geschichte ein, die damals mit solch' einem wüthenden Hunde in Berlin passirte. Dieser Hund — ich glaube, er hieß Sultan — wurde, Gott weiß, aus welcher Ursache, rasend, er biß ein Pferd, das nach gehöriger Zeit ebenfalls wüthend wurde, und zwar gerade, als man im Begriff war, es einzuspannen. Dieser Gaul schlägt wie toll um sich und endlich beißt er zu wiederholten Malen in die Deichsel. — Das hat nun weiter nichts zu sagen, meint ihr; aber ich gebe euch mein Ehrenwort, daß die Sache einen fürchterlichen Verlauf nahm. Diese Deichsel nämlich, ja der ganze Wagen war am anderen Tage angesteckt und rannte wie toll durch alle Straßen, und in einer Ge-

ſchwindigkeit, daß zwölf Mann Gensdarmerie zu Pferde kaum im Stande waren ihn einzuholen."

„Aber er hat doch Niemand gebiſſen?" fragte pfiffig blinzelnd Herr Sträuber.

„Das gerade nicht; aber ich habe Leute gekannt, die bei dieſem Anblick in Ohnmacht fielen, und die, als ſie wieder zu ſich kamen, ihr ganzes Leben hindurch behaupteten, ſie hätten ein herumlaufendes Rad im Kopfe. — Und das iſt keine Kleinigkeit."

„Schellinger iſt immer noch der Alte," ſagte der Hausherr, nachdem er zuerſt gelacht, dann gehuſtet und ſich darauf in einem wahren Erſtickungsanfall die Seiten zuſammengepreßt hatte.

„Ja, ja, wir bleiben die Alten," entgegnete kopfnickend der Schneider, — „bis an unſer ſeliges Ende."

Herr Sträuber verzog bei dieſen Worten auf unangenehme Art den Mund und ſchnalzte mit der Zunge, als koſte er etwas ſehr Scharfes und Bitteres. — „Sprechen wir nicht davon," ſagte er; „ich mag das nicht leiden; es kommt früh genug."

„So ſolltet Ihr nicht ſprechen," erwiderte der Garderobe-Gehülfe und ſah den Anderen feſt an. „Unſereins hat bei ſeinem Tode nichts zu erwarten; wir gehen abwärts, ſieben bis acht Schuh abwärts, und liegen da ruhig, bis uns die Graswurzeln in's Geſicht wachſen. Aber Ihr, Sträuber, Ihr geht bei Eurem ſeligen Ende ein paar Klafter aufwärts, darauf möchte ich ſchwören, und erhaltet da vornehme Geſellſchaft, die Euch laut ſchwätzend umkreiſen und ſehr vielen Geſchmack an Euch finden wird."

Wir können nicht verſchweigen, daß Herr Sträuber bei dieſen Worten leicht zuſammenſchauerte und ſich einigermaßen entfärbte.

Auch Meiſter Schwemmer bewegte ſich unmuthig auf ſeinem Stuhle, während er ſagte: „laßt doch dieſe ſcheußlichen Reden; das greift mir wahrhaftig die Nerven an."

„Man muß immer an ſein Ende denken," verſetzte unerſchütterlich der Schneider. „Und Ihr werdet doch keine Angſt vor dem Tode haben?

das ist Euch ja ein alter lieber Gast, der oft genug hier im Hause einkehrt."

Der Hausherr war bei diesen Worten erschreckt zusammen gefahren, dann aber raffte er sich empor und blickte den Schneider mit seinen weit aufgerissenen, unheimlich glänzenden Augen an, wobei er den Mund öffnete, so daß seine dünnen Backen tief einsanken. Doch versuchte er es gleich darauf wieder, zu lächeln, während er hüstelnd sagte: „alter Spaßvogel, der Schellinger? — Gott sei es gedankt, mit uns ist der Tod bis jetzt recht säuberlich verfahren."

Der Schneider that gar nicht, als habe er nur das Geringste von der Aufregung der andern gesehen; er klopfte sich mit den Händen auf seine dünnen Schenkel und schaute an die Decke, als er sprach: „wißt Ihr, Meister, die Leute sagen so; mir kann es ja im Grunde gleichgültig sein."

„Was sagen die Leute?"

„Nun, was werden sie sagen! Daß Ihr hinten in Eurem Hause einen Stall habet, wo die armen kleinen Kinder, die von Gott und den Menschen verlassen sind und deßhalb in Eure Hände fallen, zu Tode gefüttert werden."

„Ah!"

„Ja, das sagen sie. Und sie halten das Ganze hier nur für eine Seelenverkäuferei; und deßhalb bin ich auch eigentlich gekommen, um mein Quartier bei Euch aufzukündigen, denn wenn ich noch ferner wohnen bliebe, so könnte meine Reputation darunter leiden."

Herr Sträuber hatte sich bei diesen seltsamen Worten zoll- und ruckweise von seinem Stuhle erhoben und den Schneider mit einem wahrhaft gläsernen Blicke betrachtet. Seine rechte Hand tappte dabei hinter sich an die Stuhllehne, als glaube er dort irgend ein Instrument zum Dreinschlagen finden oder fassen zu können. Zu gleicher Zeit blickte er aber auch auf die Stubenthüre, und schien in Erwä-

gung zu ziehen, ob es nicht beſſer wäre, dies Haus, von dem man ſo ſchreckliche Dinge ſagte, zu verlaſſen.

„Ich begreife übrigens gar nicht,“ fuhr der Schneider mit großer Kaltblütigkeit fort, „wie Ihr mich ſo verwundert anſtaunen mögt? Habt Ihr denn nicht gewußt, daß die Leute ſo was ſagen?“

„Nein, nein!“ ſtieß der Hausherr mühſam hervor. „Das ſagt auch Niemand als Ihr allein.“

„Ich? — was geht's mich eigentlich an? Meint Ihr denn, daß Jemand, der Abends hinter der Stadtmauer ſpazieren geht, nicht zuweilen das Lachen und Singen Eurer Pflegekinder hört? — Lachen und Singen, daß einem ehrlichen Manne die Haut ſchaudern muß.“

„Nein, nein, man kann es nicht hören!“ ſchrie Meiſter Schwemmer. Doch da er augenblicklich heiſer war, ſo ſetzte er flüſternd und kaum hörbar hinzu: „Niemand als ein Spion kann das hören! und ein ſolcher Spion ſeid Ihr, — Ihr! Ihr!“ Er warf ſich bei dieſen Worten gewaltſam vorn über, ſo daß ſich ſeine ſpitzige Naſe wenige Zoll von der Bruſt des Schneiders befand, und bei jedem „Ihr,“ das er mühſam heraus brachte, ſtieß er damit vorwärts, als wollte er ſeinem Gegner jedesmal einen Dolchſtoß verſetzen.

Das Weib war unterdeſſen wieder in die Stube getreten und hatte ſich mit wankenden Schritten genähert. Ihre Naſe war ſtark gerötbet, und aus den Augen flammte die Trunkenheit; ſie hatte die Kartoffeln fallen laſſen, das Küchenmeſſer dagegen in der Hand behalten.

Herr Schellinger beſaß wirklichen Muth; denn Angeſichts dieſer drohenden Geberden, die ihn rings umgaben, zuckte er leicht die Achſeln und ſagte mit bewundernswürdiger Ruhe, indem er ſich langſam erhob: „Ich habe das ſchon lange gewußt: wer die Wahrheit ſpricht, den beherbergt man nicht; und deßhalb halte ich es für das Beſte, wenn ich nach Hauſe gehe.“

Bei dieſen Worten war er ganz aufgeſtanden und hatte vor-

sichtiger Weise den schweren hölzernen Schemel, auf dem er gesessen, wie einen Schild vor sich genommen, während er sich mit dem Rücken an die Wand lehnte. Er gebrauchte diese Vorsichtsmaßregeln nur wegen des betrunkenen Weibes, deren wilde Leidenschaft er wohl kannte, und da er ganz richtig überlegte: „wenn ich auch wirklich um Hülfe schreie, so kann die mir ein paar Zoll ihres Messers in den Leib stoßen, ehe Jemand Amen sagt."

„Nein — nein — — er soll — nicht — von — hier — fort, — jetzt!" — rief Meister Schwemmer. Und dabei machte er den Versuch, sich zu erheben; doch versagten ihm die kraftlosen Beine den Dienst, so daß er in seinen Stuhl zurück sank. — „Er soll — dableiben — bis — der Mathias — kommt. — — Und — der wird — gleich — hier sein. — Sträuber — stellt Euch — an die — Thüre — und laßt — ihn — nicht — — hinaus.

Dieser that zögernd wie ihm geheißen; er war auffallend erblaßt, und obgleich wenigstens einen Kopf größer als Herr Schellinger, schien es doch, er würde diesem viel lieber die Thüre öffnen und ihn laufen lassen, als daß er genöthigt sei, ihn am Fortgehen zu verhindern.

Kaum aber hatte sich Herr Sträuber mit dem Rücken dagegen gelehnt, so fuhr er mit einem Ausruf des Schreckens und wie von einer Feder geschnellt wieder in das Zimmer hinein, denn hinter ihm wurde eben diese Thüre plötzlich geöffnet und der erwartete Mathias trat eilfertig herein.

„Da ist — er schon!" schrie Meister Schwemmer eifrig. — „Da ist er schon!" — Habt Ihr — die Hausthüre geschlossen, Mathias? — So, jetzt — stellt — Euch wieder vor die Stubenthüre, Sträuber. — Warte — warte, Schneider!" — Er hätte wahrscheinlich noch mehr hinzugefügt, doch überfiel ihn ein so furchtbarer Husten, daß es ihn gewaltsam vorn über und dann wieder zurück an die Stuhllehne warf, und er längere Zeit brauchte, ehe selbst Jemand anders zu Wort kommen konnte.

Herr Sträuber, als er sah, daß es nur eine neue kräftige Hülfe war, die ihn vorhin so in Schrecken gesetzt, zog hastig seinen schwarzen Frack etwas herab, drückte mit einem gelinden Klaps den Hut auf dem Kopfe fest und stellte sich hierauf an die Thüre, trotzig und augenscheinlich voll Kampflust.

Mathias war in die Mitte der Stube getreten und schaute Jeden der Anwesenden der Reihe nach ruhig an. — „Was geht denn hier vor?“ fragte er dann nach einer Pause. „Sollte man doch wirklich meinen, der Teufel sei auch hier los.“

Der Hausherr, der noch immer nicht sprechen konnte, verzog heftig sein Gesicht und deutete auf den Schneider.

„Was ist's denn mit ihm?“ fragte Mathias. Und da Meister Schwemmer nicht antwortete, so fuhr er zu Sträuber gewendet fort: „so schwätzt Ihr! Das Maul zu gebrauchen wird Euch doch wohl nicht schwer werden.“

„Der Schneider führte hier so eben ganz absonderliche Reden,“ antwortete der an der Thüre. „Es ist das ein gefährlicher Kerl geworden —“

„Ein Spion!“ rief nun der Hausherr mit einer verzweifelten Anstrengung. — „Man muß ihn festhalten, Mathias.“

„Teufel auch!“ entgegnete dieser sehr ernst. „Ich gebe sonst nie viel auf Euer dummes Gerede, aber diesmal mögt Ihr wahrhaftig Recht haben; es ist draußen nicht richtig.“

„Wo?“ fragte erschrocken Herr Sträuber.

„Als ich eben zum Garten herein will,“ fuhr der Andere fort, „blickte ich, wie das meine Gewohnheit ist, scharf nach allen Seiten, und sehe da mehrere Kerle, die sich links von hier am Zaune aufhalten. Ich mochte natürlicher Weise nicht thun, als ginge das mich etwas an, und schielte nur so herüber, bemerkte aber gleich, daß die Sache sehr verdächtig ist, denn ich sah deutlich etwas glänzen, wie Uniformsknöpfe, und vernahm auch das Klirren eines Säbels.“

„Das Klirren eines Säbels?“ ſprach angſtvoll Herr Sträuber.

„Fragen wir den da!“ ſchrie Meiſter Schwemmer. „Der weiß darum.“

„Ich weiß von nichts,“ entgegnete der Schneider, indem er zu gleicher Zeit mit der rechten Hand unter den Rock fuhr, wo er auf der Bruſt das Theaterpiſtol verwahrt hatte. „Laßt mich ruhig meiner Wege gehen; ich will nichts von Euch.“

„Aber wir wollen was von Euch,“ ſagte Mathias ſehr ernſt und trat einen Schritt näher. „Schellinger! Schellinger! macht Euch keine Ungelegenheit! Mit mir iſt nicht zu ſpaſſen.“

„Ich verlange auch nicht nach einem Spaſſe mit Euch,“ verſetzte der Schneider. „Drum laßt mich ruhig meiner Wege gehen. — Sonſt,“ ſetzte er unvorſichtiger Weiſe hinzu, „ſchreie ich um Hülfe.“

„Ah!“ rief Mathias, einen halben Schritt zurückfahrend, „er will um Hülfe ſchreien! — Alſo muß eine Hülfe in der Nähe ſein. — So wollen wir dich lieber vorher zu Boden ſchlagen, und dann kannſt du nach deinen Helfershelfern ſchreien, ſo lange du magſt.“ — Bei dieſen Worten, und noch ehe er ſie beendigt, ergriff er einen der ſchweren Stühle, die hinter ihm ſtanden, ſchwang ihn mit Blitzesſchnelle um ſeinen Kopf und ließ ihn auf den Garderobe-Gehülfen niederfallen.

Dieſer aber zog im gleichen Augenblicke ſein Piſtol aus der Taſche und erhob ein lautes Geſchrei. Der Schuß krachte los, und Herr Sträuber, der offenbar meinte, er ſei tödtlich getroffen, riß die Stubenthüre auf und floh behende auf den Gang hinaus. Ihm folgte nicht minder behende und gänzlich unverſehrt Herr Schellinger, denn der Schlag, den Mathias mit Rieſenkraft nach ihm geführt, hatte glücklicher Weiſe nicht ihn, ſondern den Ofen getroffen, und die in ihren Fugen morſchen Eiſenplatten deſſelben ſo aus einander geſchmettert, daß das brennende und rauchende Holz in der Stube herumfuhr und einen Qualm verurſachte, in dem Meiſter Schwemmer zu erſticken drohte.

Es war eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung; die Lampe stürzte von dem Tische herunter, und Mathias, den seine rasche That gereute, stand lauschend inmitten der Dunkelheit und des Qualms, und hörte, wie draußen ein paar Stimmen riefen: „wir kommen schon, — wir kommen, Schellinger!“ — Rasch eilte er an das Fenster, warf einen Blick auf den Hof und dann sprang er zurück und rief dem Hausherrn zu: „ich kann Euch hier zu nichts helfen, und vielleicht nur Schaden bringen; ich finde schon meinen Weg in's Freie.“ Damit eilte er durch die Küche und verschwand hinter dem Hause.

Schellinger, der einen Augenblick erwartungsvoll im Gange gestanden, hatte ebenfalls die Stimmen seiner Freunde vernommen und schob den Riegel der Hausthüre zurück.

Es war Richard, der eintrat, eine schwere Axt in der Hand; ihm folgten ein paar andere Zimmerleute, von denen Einer eine Laterne trug. Eine weibliche Gestalt huschte ebenfalls zum Hause herein, wurde aber, als sie rasch vordringen wollte, von Richard am Arme zurückgehalten, der ihr sagte: „ruhig, Katharine; gemach, gemach! — Laß uns nur voran gehen; Schellinger kennt die Gelegenheit.“

Und Schellinger wußte in der That ganz genau, wo sich die Kinderstube befand. Er nahm seinem Kameraden die Laterne ab und eilte an das Ende des Ganges.

„Die Thüre ist offen!“ rief er. „Es muß schon Jemand da hinein sein. — Jetzt aufgepaßt Leute, und vorsichtig.“

„Wie viel Mann sind im Hause?“ fragte entschlossen Richard.

„Nur ein einziger,“ entgegnete der Schneider; „zwei andere, die noch da sind, zählen für gar nichts. Und auch dieser einzige, der mich, beiläufig gesagt, fast todt geschlagen hätte, wird seine guten Gründe gehabt haben, das Haus zu verlassen; denn sonst hätte er euch, wie ich ihn kenne, den Eintritt ziemlich sauer gemacht.“

„Da ist mein Kind!“ schrie nun Katharine mit lauter Stimme.

— Sie war den Männern voraus und, die Warnung Schellingers nicht beachtend, in das Zimmer gestürzt. — „Es lebt! es lebt! — Gott sei gedankt! es lebt!“ — Damit sank sie zu dem kleinen Mädchen auf den Boden nieder, preßte es heftig in ihre Arme, und lachte und schluchzte abwechselnd, während sie ihm Kopf, Hände und die geschwollenen Füße küßte, wobei ihre Thränen reichlich floßen. — „Seht ihr, daß es nicht todt ist!“ rief sie triumphirend; „ja, ja, seht nur her, es lebt! — Und der Schein war falsch; die gute Marie hat Recht gehabt. — O wie danke ich euch! Es sieht wohl ein wenig elend aus, auch ist sein blaues Kleidchen ganz zerdrückt, aber das thut nichts — du bekommst schon ein neues. — O gewiß, ein neues! — Und wieder ein blaues, denn du bist ja nicht todt. — Ha! ha! ha!“ lachte sie krampfhaft hinaus, „ja, es lebt, es —“

Diese Aufregung, die Angst und alsdann die Freude war zu viel für ihren schwachen Körper. So auf den Knieen liegend und sprechend, knickte sie zusammen, ihr Kopf sank tief herab, und ohnmächtig, wie sie war, wäre sie auf den Boden niedergestürzt, wenn sie nicht einer der Zimmerleute gehalten hätte.

„Das ist gescheidt,“ — sagte Richard, der sie mitleidig betrachtete und seltsam mit den Augen blinzelte. — „Bravo! da fällt sie um und das in einem recht geschickten Augenblick. — Schellinger du weißt mit den Frauenzimmern umzugehen, bück' dich ein Bischen zu ihr herab und schau nach, was da zu machen ist.“

Der Schneider that wie ihm geheißen, richtete ihren Kopf auf und blickte um sich her, während er gerührt sprach: „das arme Geschöpf! Man hätte sich das denken können! — Wenn nur etwas Wasser da wäre!“

„Hier ist welches,“ sagte eine frische Kinderstimme hinter Richard.

Und als dieser sich umwandte, sah er einen kleinen Knaben, der sich anfänglich hinter den Bettschragen verkrochen hatte, jetzt aber

mich, bemerken auf der Adreſſe: im Hauſe der Frau von Schall, und ich werde in einer kurzen Unterredung im Reinen ſein, ob ich die mir angebotene Parthie annehmen kann.

Commiſſionär.

Wir ſind alſo im Reinen?

Kammermädchen.

Ich hoffe es; aber Verſchwiegenheit.

Commiſſionär.

Wie das Grab. (Er begleitet Jettchen, welche abgeht, bis an die Thür.) Wieder ein Geſchäft, was mir zu thun gibt, ein Geſchäft, das leicht ausſieht, und doch ſo äußerſt ſchwer iſt. Wo einen Mann hernehmen?

Kammermädchen (ſteckt den Kopf durch die Thür).

Herr Commiſſionär, ſchnell noch zwei Worte. Meine guten Eigenſchaften kennen Sie ſo ziemlich, aber ich muß Ihnen auch einen Fehler mittheilen. Ich bin ſchrecklich eiferſüchtig. Bemerken Sie das dem Herrn ja.

Commiſſionär.

Ach, wie können Sie denken, daß man neben Ihnen ein Auge auf Jemand anders haben kann.

Kammermädchen.

Aber, ſagen Sie's dem Herrn ja. Adieu! (Ab.)

Dritte Scene.

Commiſſionär (ſetzt ſich an ſeinen Tiſch).

Ja, ſagen Sie's dem Herrn, ſagen Sie's dem Herrn. Das iſt gleich geſagt. Wenn der Herr nur ſchon da wäre! Er müßte ſchon vor der Thür ſtehen, der Herr. Wenn es jetzt wie in der Komödie wäre, müßte es klopfen, und der Herr erſchiene, und ſpräche zu mir: Kann ich nicht die Ehre haben und Fräulein Jettchen Vierfuß heirathen? — Doch muß ich mir wegen ihr beſondere Mühe geben. Das

ruhigen Muths zum Vorſchein kam. Seine Kleidung ſah ziemlich zerlumpt und abgeriſſen aus, und er hatte den Kopf mit einem blutigen Tuche verbunden. Doch waren ſeine Züge keck, ja faſt heiter, und ſeine dunklen Augen blitzten mit ſichtlichem Behagen.

„Hier iſt Waſſer," wiederholte er und zeigte auf einen großen Krug, der in der Ecke ſtand.

Der Garderobe-Gehülfe tauchte ein Tuch hinein und beſpritzte alsdann die Schläfe der Ohnmächtigen.

„Und wer biſt denn du?" fragte Richard den Kleinen, der aber ſtatt aller Antwort pfiffig lächelnd den Kopf ſchüttelte und mit dem Finger unter den Bettſchragen wies.

„Was willſt du? — Was iſt denn da?" fragte der Zimmermann leiſe, indem er ſeine Axt etwas in die Höhe hob.

„Einer," entgegnete das Kind, „Einer von Ihnen.

Auf dieſe Nachricht bückte ſich Richard alsbald nieder, um unter das Gerüſt zu ſchauen, und entdeckte da in der Ecke einen Mann, der augenſcheinlich dahin gekrochen war, um ſich zu verbergen.

„He da, mein guter Freund!" rief er ihm zu. „Kommt einen Augenblick hervor; ich möchte doch gar gern Jemanden vom Hauſe zu Geſicht bekommen, dem ich mittheilen könnte, was wir hier in der Kinderſtube zu thun haben. — Kommt nur hervor, es ſoll Euch kein Leid geſchehen; wir wollen Euch auch ruhig hier laſſen, wenn Ihr nicht vielleicht auch ein geſtohlenes Kind ſeid. — Kommt nur, kommt, ſonſt muß ich ein Bischen helfen."

Eine kleine Weile ſchien ſich der unter dem Schragen zu beſinnen, dann aber ſeufzte er tief auf und ſchob ſich rückwärts hervor. Zuerſt kamen ein paar ziemlich lange Beine zum Vorſchein, dann ein ſchwarzer Frack, der in die Höhe gerutſcht war und ſo oberhalb der Hoſe ſehr gelbe Wäſche ſehen ließ. Dann richtete ſich die Geſtalt in die Höhe, und Herr Sträuber in ganzer Figur, den Hut in der Hand, mit einem aſchfahlen und verſtörten Geſicht, ſtellte ſich der Gruppe dar.

„Ein gutes Gewiſſen ſcheint der mir auch nicht zu haben," ſagte Richard zu den Anderen. — „Wer iſt das, Schellinger? — Du kennſt ja dieſes Volk ſo ziemlich."

Der Schneider, dem es unterdeſſen gelungen war, vermittelſt des kalten Waſſers Katharine wieder zu ſich zu bringen, ſchaute in die Höhe und erwiderte: „das iſt Herr Sträuber, von dem ich dir heute Abend ſchon Einiges geſagt."

„Ja, Sträuber iſt es in eigener unglückſeliger Perſon," ſagte der Schuſt mit einer demüthigen Verbeugung. — „Erlauben vielleicht die Herren, daß ich mich entferne?" ſetzte er nach einer Pauſe mit einem falſchen Blick hinzu.

„Nein, nein!" entgegnete eifrig der Schneider, „es iſt beſſer, er bleibt da, bis wir uns entfernt haben; er könnte uns ſonſt noch allerlei Unheil bereiten: weißt du, uns aus einem dunkeln Winkel hervor etwas anhängen. Halte ihn an deiner Seite, bis wir in die obere Stadt kommen, und dann kannſt du ihn ſpringen laſſen."

Der Herr Sträuber dachte an die Polizei, und hoffte aus der Geſellſchaft des Schneiders und der Zimmerleute unbemerkt entſchlüpfen zu können, weßhalb er mit großer Freundlichkeit erwiderte: „meine Herren, Ihr Vorſchlag iſt mir ſehr angenehm, und ich mache mir eine Ehre daraus, Sie zu begleiten." Darauf ſchlug er zierlich die Hände auf dem Rücken zuſammen, ſetzte den rechten Fuß vor und ſchien es tiefgerührt mit anzuſehen, wie die Mutter des armen kleinen Mädchens durch die Bemühungen des Herrn Schellinger allmählig wieder zu ſich kam und ſich dann mit Richards Hülfe aufrichtete, ohne jedoch ihr Kind aus den Armen zu laſſen. —

— — Unterdeſſen hatte ſich Meiſter Schwemmer vorn in der Wohnſtube eher von ſeiner Ueberraſchung und ſeinem Schrecken erholt, als von dem Erſtickungsanfall, der ihn in Folge des Rauches überfallen. Er hatte ſich mühſam erhoben und in die Küche geflüchtet, während ſeine Frau kaltes Waſſer auf die brennenden Holzſcheitchen goß. Nachdem ſo das Feuer gelöſcht war, riß ſie

das Fenster auf, um frische Luft einzulassen, dann kehrte sie zitternd vor Zorn und Schrecken zu ihrem Manne zurück, der lauschend an der Thüre stand, die von der Küche auf den Gang und in das Kinderzimmer führte. Er winkte seiner Frau mit der Hand, näher zu kommen, und als sie neben ihm stand, flüsterte er ihr zu: „das war eine abgekartete Geschichte; aber man will nicht an uns, wie es scheint, nur an die Kinder."

„Wem mag es gelten?" fragte das Weib, das nun vollkommen nüchtern geworden war.

„Vielleicht dem Buben. Ich habe dir immer gesagt, der bringt uns noch in Ungelegenheiten."

„Horch!" rief die Frau. „Das ist keines Mannes Stimme — Auch habe ich ein Weib mit ihnen kommen sehen; gib du nur Achtung: von dem Buben will Niemand was; es wird die verrückte Nähterin sein, deren Kind die Bilz gebracht."

„Und wofür wir den Todtenschein des andern gaben," versetzte Meister Schwemmer, dessen Gesicht sich etwas verlängerte.

Die Frau nickte stumm mit dem Kopfe. „Hörst du," sagte sie nach einer Pause, während welcher sie aufmerksam nach dem Nebenzimmer gehorcht, „das ist der Sträuber, der spricht."

„Der feige Schuft! — Gott soll ihn verdammen! Er ist zuerst ausgerissen."

„Nun, von dem wundert's mich doch nicht," flüsterte giftig das Weib. — „Aber der Mathias! Von dem hätte ich nimmer gedacht, daß er sich fürchtete und seine Freunde im Stich lasse."

„Der fürchtet sich auch nicht; der hat seine Ursachen gehabt. Sprach er nicht von der Polizei, die das Haus umstellt habe? — Was kann man da machen?"

„Und wir sollen sie also ruhig ziehen lassen?"

„Soll ich sie vielleicht aufhalten?" fragte Meister Schwemmer mit einem jammervollen Blick auf seine wankende Gestalt. — „Ja, vor zwanzig Jahren," setzte er zähneknirschend hinzu, „mit einer

gesunden Faust und keinen trüben Erinnerungen, da hätte mir Einer so kommen sollen. — Aber jetzt! — Doch ruhig, Weib; komm' vor in die Wohnstube, da ist's dunkel und wir können unbeachtet zum Fenster hinaus schauen, um zu sehen, wer geht und was sie mitnehmen. — Merk dir die Figuren so genau du kannst, — das kann später von großem Nutzen sein. — Der verfluchte Husten!" —

Bei diesen Worten schlich er aus der Küche in die Wohnstube und näherte sich leise der Thüre, die in den Gang hinaus führte. Dabei machte er dem Weibe mit der Hand ein Zeichen, sie solle geräuschlos die Fenster schließen, denn die kalte Nachtluft sei ihm im Athmen beschwerlich.

Die draußen hatten nun das Kinderzimmer verlassen, Katharine drückte ihr Mädchen fest an die Brust, der Bube schlich hinter den Zimmerleuten drein, ohne von ihnen gesehen zu werden, und die zurückgebliebenen beiden kleinen Kinder auf dem Schragen schrieen jämmerlich, daß man sie aus ihrem Schlafe geweckt.

Richard war voran und hatte fast die Hausthüre erreicht, als er plötzlich stehen blieb, denn er bemerkte, daß diese weit offen stand und von mehreren Gestalten besetzt war.

Eine löste sich rasch aus dem Haufen los, trat in den Gang und rief den Ankommenden ein Halt! entgegen. Diese Stimme klang nicht gerade übermäßig stark, aber der Ton, mit welchem sie ihr „Halt!" rief, brachte auf den Zimmermann, der seine Axt schon erhoben hatte, eine eigenthümliche Wirkung hervor. Es war ihm gerade, als gäbe ihm ein Vorgesetzter einen Befehl.

„Schließt die Thüre!" fuhr die Stimme fort. „Ich meine, man hätte von dem verfluchten Lärm draußen genug gehört."

Herr Schellinger, der zuletzt kam, trug die Blendlaterne, welche einer der Zimmerleute mitgebracht. Bei dieser unerwarteten Störung hob er sie hoch empor, um das Hinderniß, welches sich ihnen entgegen gestellt, zu beleuchten, wodurch es Richard möglich wurde,

den Mann zu betrachten, der ihn ſo unerwartet und befehlend angeſprochen.

Es war das eine ziemlich hohe Figur, in einen weiten Mantel gewickelt, deſſen eines Ende ſo hoch um Hals und Schultern geſchlungen war, daß es das Kinn bedeckte und man ſo von dem dunkeln Geſichte nichts ſah als den langen ſchwarzen Bart, glänzende Augen, die unter einem gewöhnlichen runden Hute hervorblitzten.

„Ihr macht da ein ſauberes Stück Arbeit," fuhr die Geſtalt mit großer Ruhe fort, „brecht in anderer Leute Häuſer ein und geht auf den Kinderraub aus. — He!"

Richard, der genug perſönlichen Muth beſaß, verſicherte ſpäter oftmals, es ſei ihm in dieſem Augenblick nicht möglich geweſen, ein unheimliches Gefühl zu unterdrücken. Die Ruhe und Kälte, mit der dieſer einzelne Mann — denn die Hausthüre hatte man ſogleich hinter ihm geſchloſſen — nun in dem engen Gange ihnen gegenüber getreten, habe ihm mächtig imponirt, weßhalb es denn auch erklärlich war, daß der Zimmermann Schritt vor Schritt zurückwich, während Jener langſam vorwärts ſchritt.

An der Stubenthüre blieb er ſtehen, öffnete ſie und ſprach: „Trete Einer von Euch da hinein, auch das Weib mit dem Kinde; die Uebrigen mögen draußen bleiben."

Welchem Befehle Richard Folge leiſtete, indem er Katharine am Arme nach ſich zog.

Meiſter Schwemmer war zurückgetreten, als ſich die Thüre geöffnet, und zog ſich langſam nach der Küche hin, um dort zu erwarten, wie ſich dieſer neue Vorfall entwickeln werde.

„He! ein Licht!" ſagte die Stimme von vorhin.

„Soll ich eines bringen?" flüſterte das Weib ihrem Manne zu. — Und als dieſer verſetzte: „gegen die Gewalt iſt nichts zu machen," ging ſie an den Herd, zündete eine Lampe an und trug ſie mit zögernden Schritten in die Stube.

Dort ſtand der fremde Mann im Mantel und wandte langſam

den Kopf herum, wodurch der volle Schein des Lichtes auf ſein Geſicht fiel.

Wäre aber in dieſem Augenblicke die ganze Polizei erſchienen, ja das ganze Gerichtsperſonal, incluſive Kerkermeiſter, es hätte auf den Meiſter Schwemmer unmöglich einen ſchrecklicheren Eindruck hervorbringen können, als der Anblick des fremden Mannes, der ſo ruhig mitten in ſeiner Stube ſtand. Er fühlte, daß ihm die Kniee den Dienſt verſagen wollten und hielt ſich deßhalb mit aller Kraft an einem Thürpfoſten.

„Verzeihen Sie," ſagte er alsdann nach einem tiefen Athemzuge, „daß ich nicht vorkomme, um Sie beſtens zu begrüßen; aber ich bin ein armer kranker Mann, den ſeine Füße nicht mehr recht zu tragen vermögen."

„Der aber trotz ſeiner Schwachheit beſtändig die Hand zu Geſchichten bietet, die doch am Ende nothwendiger Weiſe Aufſehen erregen und ihm Strafe auf den Hals laden müſſen. — Nicht wahr?"

„Wie ſo, Herr?" fragte der andere erſchrocken, während er ſcheu an dem Fremden hinaufblinzelte, ſogleich aber die Augen wieder niederſchlug, als er einem jener flammenden Blicke begegnete.

„Wenn Ihr Euch nur das Fragen abgewöhnen könntet!" entgegnete der im Mantel ungeduldig. „Gebt mir lieber gute Antworten auf die meinigen, das iſt beſſer.

Meiſter Schwemmer fuhr nun wieder zuſammen und blieb mit ziemlich gekrümmtem Rücken ſtehen.

„Von wem habt Ihr dieſes Kind?" ſagte nun der Fremde nach einer Pauſe und zeigte auf das kleine Mädchen.

„Dies Kind iſt uns von ſeiner Mutter anvertraut worden," entgegnete der Gefragte mit ganz leiſer Stimme.

„Nehmt Euch in Acht! — ich will die Wahrheit — die ich weiß — aus Eurem Munde hören. — Wer brachte Euch das Kind?"

„Nun denn, — die Frau Bilz."

Der Mann im Mäntel nickte mit dem Kopfe, dann warf er einen fragenden Blick auf das Mädchen, das freudig ausrief:

„Ja, ja, Frau Bilz — so hieß sie, der ich mein Kind anvertraute und die mir in Gegenwart der Madame Becker sagte, es sei gestorben, und die mir auch den Todtenschein einhändigte."

Der Fremde zuckte verächtlich mit den Achseln und warf auf den Hausherrn einen Blick, der diesen erbeben machte. Man sah deutlich, wie er zusammen schrak. Dann aber nickte der Andere mehrmals mit dem Kopfe und fuhr strenge fort: „ja es wird schon so sein, ich kenne diese Geschichten. — Aber noch einmal dergleichen, Meister Schwemmer, und alle Schonung hört auf. — Ihr da," wandte er sich an Richard, „gebt ruhig Eurer Wege, das Mädchen kann ihr Kind mitnehmen. — Doch bitte ich mir eins dafür aus," fügte er in ganz anderem, weit gefälligerem Tone hinzu, „sie soll diesem würdigen Mann da den Todtenschein gelegentlich zurückschicken und sich auch künftig besser versehen, ehe sie das arme Ding da einer Frau Bilz anvertraut."

Hätte Richard seinen Hut noch auf dem Kopfe gehabt, er würde ihn unfehlbar ehrfurchtsvoll abgenommen haben; denn die Art, wie der fremde Mann sprach, und besonders, wie er mit jenem Gauner, dem Meister Schwemmer, umzuspringen wußte, hatte ihn mit dem allergrößten Respekt erfüllt. — „Bedanke dich, Katharine," sagte er leise zu dem Mädchen.

Doch winkte der fremde Mann leicht mit der Hand, als diese einige Worte stammeln wollte.

Dann zogen sie sich rückwärts aus der Stube und verließen das Haus, gefolgt von den Kameraden und Schellinger, der die Blendlaterne trug.

Auf dem kleinen Hofe standen mehrere Männer beisammen, die aber augenblicklich auseinander waren, als die Anderen aus dem Hause kamen.

Nur Einer von ihnen trat dicht an den Schneider heran,

klopfte ihm leicht auf die Achseln und sagte: „hättest gleich sagen können, was du da in dem Hause wolltest; ich würde dir wahrhaftig geholfen haben, das Kind wegzuholen. Bist aber sehr unvorsichtig gewesen, denn wenn mein Stuhl einen halben Zoll mehr links gekommen wäre, dann machtest du keine Stiche mehr, — und auch keine Reisen, darauf kannst du dich verlassen. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" erwiderte Herr Schellinger, indem er eilig den Anderen folgte, die schon in das baufällige Vorderhaus getreten waren.

Dort blieb Richard stehen, und als er bemerkte, daß ihm keiner seiner Getreuen fehle, stemmte er die Arme in die Seite, schaute sich rings um und sprach: „nun, was denket ihr davon? — Ist euch so was in eurem ganzen Leben vorgekommen? Hat Einer von euch die Figur oder das Gesicht schon gesehen? — Ich gewiß nicht, — soll mich der Teufel holen! — Ihr auch wohl nicht? — Und du, Schellinger?"

Der Schneider war offenbar sehr nachdenkend geworden; man bemerkte das an seiner ganzen Haltung. Er stand etwas vorn übergebeugt und hatte sein spitzes Kinn mit der linken Hand erfaßt.

„Nun, Schellinger?"

„Habt ihr euch die Männer im Hofe genau betrachtet?" versetzte endlich der Garderobe-Gehülfe nach einer längeren Pause.

„Ja wohl, ziemlich genau."

„Hatten sie keine weiten Hosen an und kurze Jacken, oder Pelzmützen auf dem Kopfe?"

„Beim Henker! nein," lachte einer der Zimmerleute. „Dergleichen habe ich nicht gesehen, und auch du wohl nicht, Richard."

Dieser, welcher sehr froh war, daß das ziemlich gefährliche Abenteuer so glänzend und gut abgelaufen, lachte lustig und meinte: „wenn Schellinger Jacken und Pelzmützen gesehen hat, so wird er dafür seine Gründe haben. — Nun sprich: was denkst du denn?"

„Ja, ja, es kann nicht fehlen," erwiderte der Garderobe-Gehülfe. „Und jetzt erinnere ich mich ganz genau des Gesichtes

wieder. — Siehſt du, Richard, welchen Nutzen es hat, wenn man auf ſeinen Reiſen gute Bekanntſchaften macht, — denn," ſetzte er flüſternd hinzu, „ich will ein Lump meines Namens ſein, wenn der da drinnen nicht der ruſſiſche Fürſt war, von dem ich dir erzählt. Er hat uns mit ſeinen Koſacken aus dieſer verwickelten Geſchichte herausgeholfen."

Damit ſchlug Herr Schellinger die Hände auf dem Rücken zuſammen, zuckte ein paarmal mit den Achſeln und ging ruhig davon, wobei ſein unbedeutendes Köpfchen auf dem langen und dünnen Halſe ſtärker als je vorn über wankte.

Die Anderen folgten ihm. —

— Der Fremde in der Wohnſtube des Meiſter Schwemmer hatte ruhig gewartet, bis Jene das Haus verlaſſen, dann nahm er das Mantelende von ſeiner rechten Schulter herunter, wodurch ſein ganzer Kopf frei wurde, auch die Arme ſichtbar, von denen er einen in die Seite ſtemmte und ſich mit dem anderen auf den Tiſch ſtützte.

„Ich will Euch nun zum Abſchied einen guten Rath geben," ſagte er mit ſeiner ſo eigenthümlich klingenden Stimme. „Thut Euch ſelbſt den Gefallen und laßt die Geſchäfte von der Art, wie das, worüber wir ſo eben verhandelt. In welchem Ruf Ihr in der Stadt und bei der Behörde ſteht, wißt Ihr ſelbſt am beſten; die letzteren ſind nun auf Euch beſonders aufmerkſam geworden, und die Polizei würde Euch heute Abend einen ſehr unangenehmen Beſuch geſchenkt haben, wenn ich es nicht verhindert. — Alſo nehmt Euch für die Zukunft ich Acht; wenn ich das nächſte Mal komme, geſchieht es nicht, um Euch zu warnen."

Bei dieſen Worten wandte er ſich nach der Thüre um und wollte das Zimmer verlaſſen; doch blieb er plötzlich ſtehen und fragte: „wer iſt denn das?"

Meiſter Schwemmer, der mit einer zerknirſchten Miene die Worte des Fremden angehört, blickte in die Höhe und ſah den

Buben, der ſich hinter Richard unbemerkt in das Zimmer geſchlichen hatte und bis jetzt ruhig an der Thüre ſtehen geblieben war. Dieſer hielt ſeinen kleinen Körper gerade und aufrecht, ſchaute unbefangen in die Höhe und blickte den Mann im Mantel feſt mit ſeinen blitzenden Augen an. Dabei hatte er ebenſo wie dieſer den linken Arm in die Seite geſtemmt.

„Das iſt ein auffallendes Geſicht," murmelte der Fremde und fuhr ſich mit der Hand über die Augen. — „Dieſer Blick! Und die ganze Form des Kopfes. — Bei Gott! ſeltſam." — Er wandte ſich raſch nach dem Hausherrn um und fragte: „wem gehört dieſes Kind?"

Dieſer bückte ſich demüthig und zog furchtſam die Achſeln in die Höhe, als er entgegnete: „ich weiß es nicht, Herr; gewiß, ich weiß es nicht."

„Keine Lüge, Meiſter Schwemmer!" —

„Auf meine Seele, nein! — Möge ich verderben, wenn ich nicht die Wahrheit ſage. — Der Knabe wurde mir vor Kurzem durch eine Unterhändlerin gebracht, die ich nennen kann; doch war auch das ſchon die zweite Hand, durch welche der Bube gegangen."

„Es iſt möglich, daß Ihr diesmal nicht lügt," erwiderte der Fremde mit einem ſonderbaren Lächeln. „Ich will Euch was ſagen, guter Meiſter Schwemmer: bis morgen Abend um ſechs Uhr wünſche ich auf's Genaueſte zu erfahren, wie die erſte Hand heißt, die den Knaben in die zweite geliefert. — Habt Ihr mich verſtanden?"

„Ja, Herr. — Soviel ich indeſſen weiß —"

„Für jetzt nichts Weiteres; ich mag keine Vermuthungen. — Alſo morgen Abend um ſechs Uhr etwas, worauf ich mich verlaſſen kann! — Wer biſt du?" wandte er ſich an das Kind.

„Das weiß ich nicht," entgegnete der Knabe mit heller Stimme. „Ich kann dir nur ſagen, daß ich Karl heiße, bei der alten Frau Fiſcher wohne und von hier fort will."

„So, du willſt von hier fort? — Alſo gefällt es dir da nicht?"

Haus ihrer Herrſchaft iſt ein gutes Haus. — Blitz, ſchon eilf Uhr, meine Miethscontracte, meine Miethscontracte! Da wird mir die Zeit kurz, nun fangen wir an!

(Es klopft an.)

Abermals eine Störung! — Herein!

(Es klopft noch einmal.)

Herein!

Vierte Scene.

Commiſſionär. De Blé.

De Blé.

Ich habe mich vielleicht nicht in der Hausnummer geirrt.

Commiſſionär.

Was wünſchen Sie?

De Blé.

Sie entſchuldigen, ich ſuche einen Commiſſionär Hagenlocher.

Commiſſionär.

Der bin ich. Was ſteht zu Dienſten?

De Blé.

Alſo der Commiſſionär ſelbſt? Ich mach' mein Compliment.

Commiſſionär.

Zur Sache. Was wünſchen Sie?

De Blé.

Sie werden mir erlauben, Herr Commiſſionär Hagenlocher, Ihnen die Angelegenheit, in der ich Ihre ſchätzbare Beihilfe nachſuche, deutlich aus einander zu ſetzen. Zu dieſem Ende geſtatten Sie mir, ein wenig weit auszuholen.

Commiſſionär.

Nun ja, nun ja!

De Blé.

Es gibt im Menſchenleben Augenblicke —

Das Kind blickte scheu um sich, und als es das Weib mit der rothen Nase nicht bemerkte, sagte es: „ich mag nicht mehr bleiben; sie sind so böse, namentlich das Weib mit der rothen Nase. Wir bekommen fast nichts zu essen, sie schlagen uns viel, und dann ist es drüben so arg kalt."

„Der legt ein gutes Zeugniß von Eurer Wirthschaft ab," sprach der Fremde mit einem flammenden Blick. — „Aber es ist wirklich erstaunlich," fuhr er ganz leise fort, „welche Aehnlichkeit ich da heraus finde, namentlich in den Augen; ja sogar, wenn er spricht, die gleichen Bewegungen des Kopfes. — Aber ist das möglich? — Bei Gott! es könnte sein. Nun, wenn Jemand der Sache auf die Spur kommen könnte, so wäre ich der Mann dazu. — Du sprachst vorhin von einer Frau Fischer; getraust du dir vielleicht das Haus, wo sie wohnt, aufzufinden?"

„Das ist gewiß nur ein falscher Name, den man dem Knaben gesagt, denn" — wagte Meister Schwemmer sich in das Gespräch zu mischen. Doch machte ihn ein Blick des Anderen plötzlich verstummen.

„Von hier werde ich das Haus schwerlich finden, aber wenn man mich auf den Platz bringt, wo das schöne Schloß steht, — ich habe da viel gespielt und die Soldaten gesehen, — da glaube ich wohl, ich würde das Haus finden, wo die gute Frau Fischer wohnt." — Dies sagte der Knabe mit einer freudigen Erregung, wobei seine Augen strahlten.

„Nun gut," erwiderte der Fremde, „den Versuch wollen wir morgen machen; und du siehst mir gerade so aus, als wenn du zu halten im Stande wärest, was du versprichst. — Willst du mit mir gehen?"

„Gern! gern!" rief das Kind, und eine tiefe Röthe flammte auf seinem Gesichte auf.

„Aber doch wohl noch lieber zu deiner Frau Fischer? — Oder bliebst du gern beständig bei mir?"

Der Knabe besann sich einige Sekunden, dann warf er einen Blick auf den Meister Schwemmer und das Weib, die unter der Küchenthüre erschienen war, um sogleich wieder zu verschwinden. Hierauf antwortete er: „zuerst möchte ich wohl die Frau Fischer wieder sehen, um ihr zu sagen, daß sie mich hier nicht todtgeschlagen, dann möchte ich aber zu dir kommen und bei dir bleiben. — Ich bin gewiß überzeugt, du hast auch Waffen zu Haus — Säbel oder Pistolen oder auch nur ein Messer."

„Und wozu das?"

„Damit ich mich wehren kann, wenn sie mich wieder fortbringen wollten. — Ja, hätte ich nur an dem Abend mein kleines Gewehr gehabt, das hat ein ganz spitzes Bajonett, oder hätte mir Einer ein Messer gegeben." — Bei diesen Worten ballte er seine kleinen Hände und erhob sie drohend gegen das Nebenzimmer.

Der Fremde betrachtete ihn einen Augenblick lächelnd, und, wie es schien, mit großem Wohlgefallen. Dann legte er die Hand vor die Augen und sprach wie zu sich selber: „bei dem Anblick dieses Knaben treten blutige Bilder aus meiner Jugend lebendig hervor. Ganz so stand ich da, nur mit dem Unterschiede, daß ich wirklich ein Messer in der Hand hielt. — Eigenthümlich!" Darauf ging er mit raschen Schritten an das Fenster, blickte hinaus und murmelte: „richtig! Mathias ist nicht mehr da. Ich wußte es ja." — Er wandte sich hierauf an den Meister Schwemmer und sagte: „ist Jemand im Hause, der das Kind heute Nacht in den Fuchsbau bringen kann?

„Der Sträuber wird noch da sein," entgegnete der Hausherr; und dann rief er in's Nebenzimmer hinein: „geh' such den Sträuber, er muß sich noch im Haus befinden."

Darauf vernahm man, wie das Weib die Küche verließ, und wie sie kurze Zeit nachher mit Jemand im Gange flüsterte.

Der Fremde lehnte sich ruhig wartend an den Tisch, und

Meister Schwemmer blickte mit der demüthigsten Miene von der Welt nach der Stubenthüre, die sich jetzt langsam öffnete.

Herr Sträuber trat ein und blieb, den Hut in der Hand haltend, mit gesenktem Kopfe am Eingange stehen.

„Ah ja, Herr Sträuber! — Der Beste der Besten!“ sagte der Fremde, unverkennbar mit tiefer Verachtung. — „Sie sind mir als Begleiter dieses jungen kleinen Herrn da nicht der Liebste; aber man nimmt, was man hat. — Hören Sie mich an.“

Der Andere war auf diese ziemlich laut gesprochenen Worte augenscheinlich zusammengefahren und wagte es nicht, den Kopf zu erheben; er drehte nur seine Augen in die Höhe und erwiderte mit leiser Stimme: „ich höre.“

„Sie gehen also mit diesem Kinde auf dem geradesten Wege nach dem Fuchsbau; doch verstehen Sie mich wohl: auf dem geradesten Wege, halten auch nirgend wo an und sprechen mit Niemand, Sie schauen gerade vor sich hin und lassen mir das Herumgaffen bleiben; es könnte Aufsehen erregen, und ich kenne Sie. — Nehmen Sie sich aber ja in Acht, Herr Sträuber,“ fuhr er in lauterem Tone fort, „daß Sie von dieser Instruktion nicht eine Idee abweichen; es könnte Ihnen schlecht bekommen. — Im Fuchsbau wird Mathias sein; ihm übergeben Sie den Knaben, er soll ihn für heute Nacht anständig unterbringen. Morgen erhält er meine Befehle.“

„Und mit dem soll ich gehen?“ fragte das Kind.

„Nur eine kleine Strecke,“ erwiderte bestimmt der Fremde. — „Also Gott befohlen! Morgen wirst du zu deiner Frau Fischer kommen oder vielleicht zu einem Herrn, der es gut mit dir meint.“ — Damit reichte er ihm die Hand, und der Kleine folgte seinem Führer, der bereits in den Gang hinaus getreten war.

Der Fremde trat an die Thüre und schaute ihnen nach, wie sie durch die Hausflur dahin gingen. — „Ich empfehle Ihnen den geradesten Weg, Herr Sträuber,“ wiederholte er nochmals und

ſetzte lächelnd hinzu: „mit dem Kinde werden Sie keinen Verſuchungen ausgeſetzt ſein, denn es iſt ja ein Knabe und trägt keine Ohrringe.“

Sobald die Tritte der Beiden draußen im Hofe verhallt waren, ſchlug der Fremde ſein Mantelende wieder über die rechte Schulter, nickte dem Meiſter Schwemmer leicht mit dem Kopfe zu und verließ ebenfalls das Haus.

— — — — — — — — — — — — — —

Am gleichen Abend hielt Graf Fohrbach mit Arthur ein Rendezvous in dem Kaffeehauſe auf dem Kaſtellplatze. Beide Freunde hatten ſich ſchon mehreremal in ihren Wohnungen verfehlt und ſich ſchriftlich dieſe Zuſammenkunft gegeben. Sie waren längere Zeit in einem hinteren Zimmer allein geweſen und hatten eifrig mit einander geſprochen.

Der Gegenſtand dieſer Unterredung, den der geneigte Leſer wohl errathen wird, war für den Grafen ſo wichtig, daß er es ſogar vergeſſen, Arthur zu fragen, wie er am Neujahrsabend in jener uns ebenfalls bekannten Angelegenheit für ihn gehandelt und welches Reſultat ſeine Unterredung mit der jungen Dame gehabt.

Die Beiden verließen nun das Kaffeehaus und ſchritten in fortgeſetztem Geſpräch über den Kaſtellplatz dahin.

„Alſo ſein Geſicht konnten Sie damals nicht ſehen?“ fragte der Graf.

„Nein, das war unmöglich, wie ich Ihnen ſchon ſagte,“ erwiderte Arthur, „denn er hatte den Mantel dicht um den unteren Theil des Geſichtes geſchlungen.“

„Aber die Stimme glaubten Sie wirklich zu erkennen?“

„Ich glaube nicht, daß ich mich darin täuſche: es war die des Barons. Nur ſprach er die Worte anders aus, als es ſonſt ſeine Art iſt; er redete kräftig, energiſch, ja befehlend.“

„Es iſt kein Zweifel,“ entgegnete Graf Fohrbach nach einer längeren Pauſe; „es mußte dieſelbe Perſon ſein. — Aber haben

Sie je eine ſo furchtbare Geſchichte erlebt? — Was kann und wird Alles daraus entſtehen? Denken Sie ſich den Scandal, wenn dieſer Mann, der in der Geſellſchaft nach allen Richtungen ſeine Verbindungen angeknüpft hat, plötzlich von der Hand des Gerichtes erfaßt wird! — Das muß in unſeren Kreiſen Verletzungen zurücklaſſen, die ſchwer zu heilen oder zu verwiſchen ſind. Aber vor allen Dingen, lieber Arthur, denken Sie ja daran, was Sie mir vorhin verſprochen — die tiefſte Verſchwiegenheit über Alles, was ich Ihnen mitgetheilt. Wenn wir je zu einem Ziele gelangen können, ſo iſt das nur möglich, wenn wir mit der größten Behutſamkeit vorgehen. Man darf darüber nicht athmen."

„Gewiß nicht, Graf Fohrbach; und Sie werden das von mir überzeugt ſein."

„Das wiſſen Sie ja, lieber Arthur; ſonſt hätte ich Ihnen nicht das Ganze ſo ohne allen Rückhalt anvertraut. — Sie gehen nach Hauſe?"

„Ja, ich muß. — Und Sie?"

„Ich werde noch einen Beſuch machen. — Aber laſſen Sie ſich ja bald bei mir ſehen."

„Schon morgen. Wie Sie wiſſen, hatte Seine Excellenz der Herr Kriegsminiſter die Gnade, mich zu Spiel und Thee einladen zu laſſen."

„Richtig! da ſehen wir uns ja. — Alſo gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Damit trennten ſich die beiden Freunde; Arthur ging links, der Graf nach rechts gegen die Polizeidirektion hin, in deren Nähe er ſeinen Wagen warten ließ.

Wie wir wiſſen, war es bereits vollkommen dunkel geworden, doch brannten überall die Gaslaternen; und namentlich hier, wo es viele Laden und Magazine gab, war die Straße faſt tagheil beleuchtet.

Graf Fohrbach ging gedankenvoll ſeines Weges und ſah nur

zuweilen in die Höhe, um einen Blick in die hellerleuchteten Gewölbe zu werfen oder um hie und da Jemand auszuweichen. So kam er in die Nähe der Polizeidirektion, als zu seiner Rechten aus einer engen Gasse, die an der Seite dieses großen Hauses bei den Hintergebäuden und Gärten desselben vorbeilief und in eine andere Straße mündete, zwei Männer hervortraten, bei deren Anblick er plötzlich seinen raschen Schritt mäßigte, ja in der nächsten Sekunde wie angefesselt stehen blieb. — Der Eine dieser beiden Männer war der Baron Brand. Ja er konnte sich nicht täuschen: es war sein Gang, seine Haltung, seine ganze Figur. — Und auch die Stimme; denn jetzt sprach er einige Worte zu dem Anderen, der neben ihm ging. Dies war aber der Polizei-Commissär in voller Uniform.

Der Graf war so überzeugt, den Baron zu erkennen, daß er ihn zu jeder anderen Zeit angerufen hätte. Und jetzt — nein, da war keine Täuschung möglich — jetzt war er sicher, daß dies auch derselbe Mann sei, den er in jener Nacht aus dem Fuchsbau hatte heraus kommen sehen.

Die Beiden gingen unterdessen im gewöhnlichen Schritte dahin und hatten bald die Thüre der Polizeidirektion erreicht. Dort blieben sie stehen; der Mann im Mantel reichte dem Anderen die Hand, worauf der Commissär eine tiefe Verbeugung machte und dann an der Treppe stehen blieb, Jenem nachblickend, welcher in eine Seitenstraße einbog und verschwand.

„Heute wäre es eine günstigere Gelegenheit, ihm zu folgen," dachte Graf Fohrbach, indem er rasch vorwärts eilte. „Es ist noch eine ziemlich frühe Stunde; ich rufe seinen Namen, und da wollen wir sehen, ob er anhält und mir Rede steht." — Doch kam ihm im nächsten Augenblicke ein anderer, und wie er glaubte, besserer Gedanke. Er hatte mit zwei Schritten die Treppe der Polizeidirektion erreicht, welche der Commissär so eben langsam hinauf stieg.

Graf Fohrbach bot ihm laut einen guten Abend.

Der Beamte wandte ſich plötzlich um, und als er beim hellen Lichte der Gaslaterne den Adjutanten Seiner Majeſtät erkannte, machte er ſchon auf der oberſten Stufe eine tiefe Verbeugung und ſtieg eilig und mit großer Höflichkeit die Treppen herab, da er wohl bemerkte, daß ihn der Graf erwartete.

„Euer Erlaucht haben irgend einen Befehl für mich?“ fragte er verbindlich.

„Das nicht, Herr Commiſſär,“ erwiderte der Adjutant. „Würde mir das auch nicht erlauben; doch wenn Sie mir eine Frage beantworten könnten, wäre ich Ihnen ſehr dankbar dafür.“

„Mit dem größten Vergnügen.“

„Wer war jener Herr, der eben mit Ihnen ging und Sie vor wenigen Augenblicken verließ?“

Der Polizei-Commiſſär rieb ſich die Hände und lächelte pfiffig, worauf er ſagte: „das iſt eigentlich eine Art Dienſtgeheimniß, was aber Euer Erlaucht mitzutheilen ich mich nicht zu geniren brauche. Jener Herr, der im Mantel, — ich gebe Euer Erlaucht mein Ehrenwort, daß ich ſeinen Namen nicht einmal weiß, — aber unter uns geſagt,“ — damit hielt er die rechte Hand an eine Seite des Mundes und flüſterte dem Grafen in's Ohr: „es iſt einer der Sekretäre Seiner Excellenz des Herrn Präſidenten, und gehört zur geheimen Polizei.“

„Zur geheimen Polizei?“ ſprach der Graf im Tone des höchſten Erſtaunens.

„Es iſt ſo, Euer Erlaucht. — Aber nicht wahr, das bleibt ganz unter uns?“

Einundſechszigſtes Kapitel.

Die Soirée des Kriegsminiſters.

Wenn bei Seiner Excellenz dem Kriegsminiſter große Soiréen ſtattfanden, was im Laufe des Winters mehrmals vorkam, ſo wurden

hiezu die unteren Appartements des pallastähnlichen Hauses, die sonst immer verschlossen waren, geöffnet. Sie bestanden aus einem großen Tanzsaal mit Nebenzimmern zu allen möglichen Zwecken; hier konnten die Tänzer ausruhen, dort konnten Mütter und andere Anverwandte sich einer angenehmen Conversation hingeben und doch mit einem einzigen Blick den Ballsaal und somit ihre Töchter und Schutzbefohlenen übersehen. Etwas entfernter von der rauschenden Musik waren Conversations- und Spielzimmer, sowie auch ein Gemach, dessen schwere eichene Tische mit Albums aller Art und illustrirten Werken überladen waren.

Wie wir bereits wissen, verband der kleine Wintergarten das Haupthaus mit dem Hintergebäude, wo der junge Graf Fohrbach wohnte. An solchen Abenden aber wie der heutige war nicht blos der Blumengarten geöffnet, beleuchtet und zum Eingang von Gästen eingerichtet, sondern das Appartement des jungen Grafen mit Ausnahme des Schlafzimmers in die ganze Reihe hinein gezogen, und es wurde hier gewöhnlich soupirt.

Wenn man nun vor Beginn der Soirée durch die ganze Zimmerreihe dahin schritt, wo die hohen Wachskerzen soeben angezündet waren und der Glanz ihrer Lichter noch durch keinen Staub getrübt wurde, wo die Blumen in den Ecken und auf den Tischen noch in ihrer ganzen Frische prangten, wo sich die Möbel der verschiedenen Zimmer und Salons noch in jener gut berechneten Unordnung befanden, die dem Auge so wohl thut, wenn die reine Atmosphäre noch versüßt war durch den Duft der Blumen und Gesträuche aus dem geöffneten Wintergarten, — so mußte man sich gestehen, daß dies Appartement, wenn auch wohl in der Größe und Ausdehnung manchem andern nachstehend, doch an zierlicher Eleganz, Geschmack und Lieblichkeit gewiß weit und breit seines Gleichen vergeblich suchte. Namentlich machte es dem jungen Grafen vieles Vergnügen, seinen ersten großen Salon, der an das Gewächshaus stieß, immer wieder auf neue Art zu dekoriren und einzurichten.

Heute nun ſchien er eine Fortſetzung des Wintergartens zu ſein, und wenn man hinein trat, ſo glaubte man in ein großes Gewächshaus zu kommen. Alle Ecken waren mit dichten Gebüſchpartieen beſetzt, von welchen ſich nach verſchiedenen Seiten hin Blumen und Sträucher in das Zimmer hinein zogen und daſſelbe auf dieſe Art in eine ganze Menge kleiner Pflanzenkabinete abtheilte. Dieſe nun waren auf das Mannigfaltigſte möblirt, aber jedes anders, und hier bot eins Platz für zehn und zwölf Perſonen, dort vielleicht für fünf und ſechs, weiterhin aber ſah man recht lauſchige Plätzchen, wo nur ein einſamer Sopha oder zwei Fauteuils ſtanden, wie geſchaffen zu einem heimlichen Zwiegeſpräch. Einen Kronleuchter hatte der Salon nicht; er würde auch die ganze Wirkung dieſes künſtlichen Gartens zerſtört haben. Zwiſchen den Blumenpartieen, namentlich aber am Ende derſelben, ſtanden kleine Poſtamente, auf dieſen Lampen, welche über die Pflanzen emporragten oder zwiſchen ihnen durchſchimmerten. Die Kugeln dieſer Lampen waren mit künſtlichen, gemachten und transparenten Blumen umgeben, die nun aus dem dunkeln Grün magiſch hervorleuchteten, hier ein Bouquet rieſenhafter, glühender Roſen darſtellend, dort einen Strauß anderer ſanft ſchimmernder Blüthen, oder weiterhin eine Partie weißer, glänzender Lilien.

Auch zu Anfang des Balles, wo ſich Alles in den vorderen Zimmern befand, war hier ein recht heimlicher, anmuthiger Aufenthalt. Da hörte man aus weiter Entfernung das Murmeln der Stimmen, die Akkorde der Tanzmuſik, oder, wenn dieſe einen Augenblick ſchwieg, das ſanfte Plätſchern der Springbrunnen in dem anſtoßenden Wintergarten. Doch ließen ſich wenige Gäſte hier nieder: man ſpazierte nur hindurch, um die ſchönen Arrangements zu bewundern und zog ſich hierauf wieder nach dem vorderen Theile des Appartements zurück, weil dort Tanz und Spiel zu finden war, und weil, wie Jedes wußte, der zierliche Salon des jungen Grafen für die allerhöchſten Herrſchaften ſo zu ſagen reſervirt war,

wohin sich diese auch häufig mit einzelnen auserwählten Vertrauten zurückzogen.

Wenige Minuten nach acht Uhr hatte übrigens das ganze Appartement am heutigen Abend den Reiz der Einsamkeit und auch schon theilweise der Frische verloren und diente nur noch zu dem Aufenthalt eines wahrhaft fabelhaften Glanzes, der sich in seinen Räumen ausbreitete.

Vor dem Tanzsaale empfing der Kriegsminister die hohen Herrschaften, wobei der alte Herr mehrere tiefe Verbeugungen machte, die bald mit vertraulichem Gruß und einigen freundlichen Worten erwidert wurden, bald auch nur mit einem steifen und sehr vornehmen Nicken des Kopfes, je nachdem man damit eine größere oder kleinere Gnade andeuten wollte.

Nachdem so der allgemeine Empfang vorüber war, zu welchem sich Alles, was auf das Recht bemerkt zu werden Anspruch machen konnte, in den Vorzimmern und dem Eingang des Tanzsaales zusammen gedrängt hatte, lösten sich die Anwesenden in einzelne Gruppen auf, die hohen Personen hielten in den verschiedenen Zimmern ihre kleinen oder großen Cercles, die jungen Herren und Damen folgten der rauschenden Tanzmusik, die alten Excellenzen und sonstigen Würdeträger zogen sich in die Spielzimmer zurück, und jene Eingeladenen, deren schwarze Fräcke schon mehreren Moden siegreich widerstanden, deren weiße Westen etwas zu kurz, die Handschuhe dagegen etwas zu lang waren, tapezirten die Wände, standen, in der Absicht, auffallend bescheiden und schüchtern zu sein, Jedermann im Wege, traten sich gegenseitig auf die Füße, machten vor jedem Stern einen tiefen Bückling, wobei sie nicht selten von hinten mit einer alten Dame sehr unangenehm karambolirten, und schwammen im Allgemeinen für sich und Andere sehr unerquicklich auf der Woge dieses glänzenden Lebens dahin, bis sie endlich von der gewaltigen Fluth in ein entferntes Nebenzimmer geschleudert wurden, um hier in irgend einer Ecke ruhig zu warten, bis sie mit Anstand ver-

Commiſſionär.

Ja wohl gibt es Augenblicke — (bei Seite) und manchmal ſehr langweilige —

De Blé.

Es gibt demgemäß im Menſchenleben Augenblicke, wo man von einem Entſchluß durchdrungen wird, von dem uns ein inneres Gefühl ſagt, es ſei der richtige —

Commiſſionär.

Wollten Sie ſich nicht kurz faſſen?

De Blé.

Aeußerſt kurz. Sehr verehrter Herr Commiſſionär Hagenlocher, Sie ſind mir als ein Mann geſchildert worden, der die Schwierigkeiten ſeines Geſchäfts mit Feinheit und Takt zu behandeln verſteht, und da der Menſch in Verhältniſſe kommen kann, wo er ohne die Beihilfe ſeiner Nebenmenſchen nicht zum Ziele gelangt, ſo —

Commiſſionär.

Sie wollen eine Anleihe machen? Ja, lieber Freund, in der jetzigen Zeit —

De Blé.

Sie verſtehen mich miß, theuerſter Herr Commiſſionär, Sie verſtehen mich ganz miß —

Commiſſionär.

Alſo ſuchen Sie eine Stelle, einen Platz?

De Blé (mit Stolz).

Ich habe ſtudirt, Herr Commiſſionär.

Commiſſionär.

Sie haben ſtudirt? und welches Fach?

De Blé.

Es war Tübingen,

Der holden Muſenſtadt,
Die Straßen mehr als Häuſer hat,

schwinden konnten, oder um ein paar Stunden lang mit großer Geduld und Ausdauer verschiedene Albums zu durchblättern, wobei sie sehnsüchtige Blicke auf die Uhr warfen und schmerzliche auf ihre Füße, deren Hühneraugen unter den engen Schuhen von Glanzleder entsetzlich brannten und schmerzten.

Im Uebrigen war jetzt der Ball vollkommen en train; man tanzte, man lachte, man spielte, man unterhielt sich, und dabei rauschten Kleider und Bänder, glänzten Diamanten, Perlen und Sterne, glühten frische Wangen und funkelten schöne Augen.

Der geneigte Leser wird in dem Gewühle hier und in allen Theilen des Appartements viele seiner Bekannten wieder finden. In den Spielzimmer die Excellenzen, denen er im königlichen Vorzimmer begegnete, hier aber ihrer würdevollen Mienen sowie der Uniform entkleidet, und dagegen angethan mit dem schwarzen Frack, der weißen Weste, über welcher das breite, farbige Ordensband glänzt; — sowie auch den Herrn von Dankwart, der sich bemüht, in alle Karten zu schauen, über das Spiel im Allgemeinen zu sprechen, oder hie und da gute Rathschläge im Einzelnen zu ertheilen, die ihm aber höchstens einen erstaunten Blick eintragen.

Im Tanzsaale finden wir den Major von S., der, obgleich über die Jahre des Tanzens schon fast hinüber, sich doch neulich an heute Abend zu einem Walzer verpflichtete, ein Leichtsinn, den er nun im Schweiße seines Angesichtes abbüßen muß; den nunmehrigen Regierungsrath Eduard von B., der es an der Zeit findet, sich gründlich unter den Töchtern des Landes umzuschauen; — sowie auch abermals den Herrn von Dankwart, der ohne selbst zu tanzen über diese Kunst im Allgemeinen sehr gründlich abspricht, und einzelnen jungen Damen Rathschläge ertheilt, die aber bei den Schönen und Gesuchten ein vornehmes Achselzucken, bei den Bescheidenen und minder Hervorragenden ein leichtes mitleidiges Lächeln hervorbringen.

In den entfernteren Zimmern, an den Tischen mit den Albums

sehen wir jene Herren mit den altmodischen Fräcken, Beamte des kriegsministeriellen Departements, junge, noch schüchterne Offiziere und Künstler; — sowie auch wieder den Herrn von Dankwart, der hier als Protector und Kritiker auftritt, sich so hoch streckt, als es seine kleinen Beine erlauben, die Nase gewaltig erhebt und mit großer Bescheidenheit versichert, wenn auch seine Abwesenheit in hiesiger Stadt im Allgemeinen noch von keinen großen Folgen gewesen sei, so müsse er sich doch selbst zugestehen, daß sein Urtheil, sein Lob und Tadel auf dem Gebiete der Kunst schon außerordentliche Früchte getragen. — „Man fürchtet sich vor mir," sagte er, „man weiß, wie ich nur das Gute schätze, aber dem Mittelmäßigen streng entgegen trete; man muß es anerkennen, daß ich die Aufmerksamkeit der Frau Herzogin auf manches bisher unbekannte Talent gelenkt, und daß ich so zu sagen Künstler erzogen habe, die es noch zu etwas Großem bringen werden, wenn sie wie bisher meinen Winken und Rathschlägen Folge leisten."

Im Wintergarten finden wir einige Hofdamen, die plaudernd auf und ab gehen, bald vor dieser Blumengruppe, bald vor jener bewundernd stehen bleiben, während sie häufig ausrufen: „Charmant! — köstlich! — delicids! — die dabei ihre weißseidenen Roben sehr in Acht nehmen, damit sie nicht an irgend ein nasses Blatt streifen, und die Alle mit dem Fächer wedeln, sobald Eine die Bemerkung macht, in dem Saale sei es unerträglich heiß; — sowie auch den unvermeidlichen Herrn von Dankwart, der über Blumenzucht im Allgemeinen spricht, auch recht anerkennend über den Gärtner des Kriegsministers urtheilt, im Einzelnen aber die bündige Erklärung abgibt, daß, obgleich hier viel für Blumenzucht geschähe, die hiesigen Gewächshäuser doch keinen Vergleich aushalten könnten mit denen, die er zu Haus verlassen, und daß, ohne ungerecht zu sein, was Pflanzen und Blumen anbetreffe, hier sich gegen dort wie Sibirien zu Italien verhalte.

Im Salon des jungen Grafen ist dieser selbst und nimmt

freundlich und beſcheiden die ausſchweifenden Lobſprüche einiger alten Hofdamen in Empfang, die ihn verſichern, ſo etwas Magnifikes und wirklich Graziöſes noch nie geſehen zu haben; — ſowie auch der Herr von Dankwart, der lächelnd hinzu tritt, und dem Grafen vertraulich auf die Schulter klopfen will. Es bleibt jedoch bei dem Verſuche, denn Graf Fohrbach macht eine entſchieden rückgängige Bewegung, von einem ſonderbaren Blicke begleitet, was aber den Herrn von Dankwart durchaus nicht abzuſchrecken ſcheint; denn er nähert ſich abermals, reibt ſeine Hände, und ſagt, indem er ſich auf den Fußſpitzen wiegt: „bei Gott! dieſer gute Graf hat etwas gelernt. Geſtehen Sie, Ihnen hat der Salon der Fürſtin X. bei uns vorgeſchwebt und Sie haben den hieſigen darnach gebildet. Aber wirklich mit vielem Geſchmack und Eleganz. Wahrhaftig, Graf Fohrbach, Ihr Geiſt iſt ein dankbares Feld für Bemerkungen, die man Ihnen gelegentlich macht; Sie haben da meine Idee mit den transparenten Blumen vortrefflich benützt, — in der That vortrefflich benützt. Nur wiſſen Sie, was ich hie und da noch beſſer gemacht hätte? — Zwiſchen dem Grün hindurch ein Bouquet Wachskerzen. Ich verſichere Sie, der Glanz der Lichter zwiſchen den Blättern macht eine fabelhafte Wirkung. So war es auch bei der Fürſtin X., das allein haben Sie vergeſſen.“

So plauderte Herr von Dankwart unermüdlich fort und eilte dabei mit außerordentlicher Beweglichkeit, ohne auf ſeine Reden irgend eine Entgegnung abzuwarten, zu den verſchiedenen Gruppen, wo er Wachslichter angebracht zu haben wünſchte, und als er ſich endlich wieder zu der Geſellſchaft umdrehte, bemerkte er, daß Alle das Zimmer verlaſſen hatten bis auf eine alte Gräfin, die ihm mit wahrer Bewunderung zuzulaufen ſchien, denn ſie war von der Frau Herzogin ſehr abhängig und erhielt durch die Hand des Herrn von Dankwart vertraulicher Weiſe manche Unterſtützung.

Im Vorzimmer, um bis an das Ende des Appartements zu gehen, ſah man die Dienerſchaft des Hauſes die Erfriſchungen her-

richten, und die Limonaden sowie das Gefrorne vorher heimlicher Weise versuchen, ob es auch wohl würdig sei, den Gästen präsentirt zu werden; — sowie auch den Herrn von Dankwart, der eigentlich hieher gehörte, und der einem Kammerdiener anempfahl, es ihm ja augenblicklich zu melden, sobald der Wagen der Frau Herzogin vorgefahren sei.

Einen unserer Bekannten suchten wir bis jetzt überall vergebens, den Herrn von Brand nämlich, der aber eingeladen und auch erschienen war. Doch fanden wir ihn nicht, weil er, wie der Herr von Dankwart, bald hier bald dort war, übrigens eine ganz andere Rolle spielend, denn wo dieser sich vordrängte, viel sprach und also leicht bemerkbar war, zog Jener sich zurück, knüpfte fast gar keine Unterhaltungen an und schien nur aus der Ferne dies und das zu beobachten.

Jetzt näherte er sich dem Spielzimmer, trat aber dort sogleich in eine Fensternische und ließ sich auf einem kleinen Fauteuil nieder, der ihn durch den daneben herabhängenden Vorhang fast ganz verbarg.

Es waren in diesem Zimmer drei Spieltische aufgestellt, und man arbeitete fast überall mit dem Strohmann; doch war der Stuhl desselben fast nirgendwo unbesetzt, und wenn sich ein Zuschauer von demselben erhob, so nahm gleich ein anderer Platz darauf.

An dem Tische, der dem Baron zunächst stand, saß Seine Excellenz der Oberststallmeister, der Hofmarschall, sowie ein kleiner, alter, vertrockneter Herr, dessen Bekanntschaft wir noch nicht gemacht. Er hatte ein spitziges Gesicht von unangenehmen Ausdruck, tief liegende, trübe Augen, wenig Zähne und auf dem Kopfe eine Perrücke, deren Farbe offenbar zu dunkel abstach gegen seine fahle, verlebte Gesichtsfarbe. Der alte Herr saß mit ziemlich gekrümmtem Rücken da und bückte sich bei jeder Karte, die ein Anderer ausspielte, noch tiefer hinab, wobei er die Augen blinzelnd zusammen kniff. Zuweilen bediente er sich auch einer Lorgnette, die neben

ihm lag, um einen etwas entfernten Stich betrachten zu können. Seine Finger waren unendlich mager und zitterten oftmals ſo heftig, daß er mit der rechten Hand nachhelfen mußte, um die in Unordnung gerathenen Karten wieder gehörig aufzurichten.

Wenn wir dem geneigten Leſer ſagen, daß er von ſeinen Mitſpielenden mit „Excellenz" angeredet wurde, daß er über der weißen Atlaßweſte ein breites Band trug, ſowie auf dem ſchwarzen modiſchen Frack einen blitzenden Stern, ſo wird derſelbe verſichert ſein, daß wir ihn ſoeben mit einer ſehr vornehmen Perſon bekannt gemacht.

Es war dies Seine Excellenz, der in dieſer Geſchichte ſchon einigemal erwähnte penſionirte General-Adjutant Baron von W., in ſeiner Jugend ein gewaltiger Eroberer in mancherlei Beziehungen, jetzt nur noch eine alte, verdrießliche Ruine, die nur in ſolchen Augenblicken etwas freundlicher ausſah, wenn ſie von der Sonne allerhöchſter Huld und Gnade beſchienen wurde.

Neben ihm, auf dem Platze des Strohmanns, ſaß ſeine Frau, die Baronin W., und man konnte ſich keinen größern Kontraſt denken, als dieſes Ehepaar darſtellte. Sie war eine ſchöne Frau in den Zwanzigen, hatte volle, ſchwellende Formen, einen unbeſchreiblich weißen, aber ſehr blaſſen Teint und die ſchönſten hellblonden Haare, die man ſehen konnte. Die Baronin war einfach in hellblaue Seide gekleidet; ihr Schmuck war unbedeutend und beſtand nur in Perlen, die ſie am Armband und in den Ohrringen trug. Sie war, wie geſagt, heute noch eine der reizendſten Erſcheinungen, mußte aber vor Jahren wunderbar ſchön geweſen ſein, als ſich die Friſche der Jugend noch in den Formen ihrer Geſtalt ausdrückte und als ihr jetzt etwas umflortes Auge noch im vollen Glanze ſtrahlte. Sie war etwas ſtark geworden und ihre Augenlider hatten eine eigenthümliche Färbung; dunkler als die Stirne lag über ihnen ein Schimmer von Roſa und Braun, welcher aber das Geſicht durchaus nicht entſtellte, ja es womöglich noch anziehender und intereſſanter machte.

Wie schon gesagt, saß sie an der Stelle des Strohmannes und hatte den vollen weißen Arm so auf die Ecke des Tisches gelegt, daß der Fächer, der am Handgelenke befestigt war, frei herab hing und hin und her schwebte, welches Spiel sie angelegentlich zu betrachten schien. Zuweilen aber, wenn Seine Excellenz einen Ton des Mißfallens oder der Freude hören ließ, hob sie die müden Augenlider empor und schaute über die Karten hin, wobei ein leichtes Lächeln um ihren Mund spielte, wenn sie die Blicke des Gemahls trafen.

Der Herr von Brand saß so in seiner Ecke, daß ihm Seine Excellenz der General-Adjutant den Rücken zudrehte, er dagegen der Baronin in's Gesicht sehen konnte.

Seine Excellenz bekamen vortreffliche Karten und nahmen häufig ihre Lorgnette, um die Stiche zu betrachten. Auch lachte sie zuweilen laut hinaus, was aber durchaus nicht angenehm klang, aber die Freude ihres Herzens bekundete.

Die Baronin schien an dieser Freude offenbar Antheil zu nehmen, denn sie ließ ihr Fächerspiel bleiben, stützte den Kopf auf ihren Arm und begleitete das triumphirende: „enfin — petit Schlemm!“ Seiner Excellenz mit einem freundlichen Kopfnicken.

Als sie in diesem Momente das Gesicht erhob, und, gewiß zufälliger Weise, ihre Blicke durch das Zimmer schweifen ließ, begegneten sie denen des Herrn von Brand, der sie aufmerksam und fest ansah. Es mußte für sie etwas Seltsames in diesem Anschauen liegen, denn ihre Gesichtszüge änderten sich vielleicht während einer Sekunde, was sie fühlte, denn sie blickte fast erschrocken auf ihren Gemahl, der aber in seine Karten sah und durchaus nichts bemerkt hatte.

Hierauf drehte sich die Baronin nach und nach an dem Tische so, daß sie nach der Fensternische schauen konnte, während die rechte Hand den Spielenden ihr Gesicht verdeckte. Wir müssen nun eingestehen, daß sie jetzt häufig ihre Blicke dem Baron zuwandte, daß

dieſer ebenfalls ſcharf herüber ſah, ja daß er kurze Zeit nachher ein für uns unverſtändliches Zeichen machte, welches die ſchöne Frau dadurch beantwortete, daß ſie langſam ihre Augenlider ſenkte, was offenbar Ja bedeutete; denn nun erhob ſich der Baron aus ſeiner Fenſterniſche und ſchlich, von den Spielenden ungeſehen, zum Zimmer hinaus.

Die Baronin blieb noch eine Zeit lang, dann legte ſie ihre volle weiche Hand auf den ſchlotternden Aermel ihres Gemahls und ſagte mit ihrer ſanften Stimme: „ich wünſche dir alles Glück wie bisher.“

Worauf der Oberſtſtallmeiſter galant erwiderte: „das wird von ihm verſchwinden, ſobald Sie, gnädige Frau, ihn verlaſſen.“

„Was übrigens auch nicht mehr als recht und billig iſt,“ meinte einigermaßen verdrießlich der Hofmarſchall. „Denn Seine Excellenz gehen in der That zu grauſam mit uns um.“

„Mais où allez-vous?“ fragte mürriſch der Gemahl, indem er der Baronin einen unfreundlichen Blick zuwarf. „Man ſollte wahrhaftig glauben, es thue dir leid, mich einmal gewinnen zu ſehen — contre la règle.“

„Contre la règle,“ lachte laut der Hofmarſchall. „Nein, gnädige Frau, geniren Sie ſich durchaus nicht; verlaſſen Sie ihn nur, und wenn ihn damit ſein Glück verläßt, ſo hat er es verdient.“

Dieſe Worte ſchienen ohne alle andere Deutung geſprochen worden zu ſein, doch riefen ſie auf dem Geſichte des Oberſtſtallmeiſters ein leichtes Lächeln hervor, und die andere Excellenz biß ſich auf ihre dünnen Lippen, zuckte die mageren Achſeln und ſagte mit ihrer ſchnarrenden Stimme: „Ah! je ne pense pas de vous retenir. — Beim Spiel,“ ſetzte er mit ſcharfer Betonung hinzu, „nennt ihr oft raſendes Glück, was eigentlich doch nur gutes Spiel iſt. — Mais dites moi, où allez-vous?“

„Ich will einen Gang durch die Appartements machen,“ erwiderte die Baronin mit leiſer Stimme. „Graf Fehrbach wollte

mich schon vorhin durch den Wintergarten führen; ich muß doch diese Artigkeit vergelten, indem ich ihn aufsuche."

„Eh bien donc!" sprach verdrießlich der General-Adjutant, „va — t'en, va — t'en. Du störst ohnehin meine Aufmerksamkeit. — Den Stich," rief er dem Hofmarschall zu, haben Sie allein dieser Unterredung zu danken. — Diable! quelle distraction."

Die blasse Frau legte nochmals ihre Hand auf seinen Arm, was übrigens keinen weiteren Erfolg hatte, als ein unmuthiges Zucken. Dann schwebte sie leicht und anmuthig zum Zimmer hinaus.

Im Tanzsaal erblickte sie der Kriegsminister, der sich ihr augenblicklich näherte und artig seine Begleitung durch die Zimmer antrug. Doch sagte sie mit einem freundlichen Lächeln: „ich sehe wohl, wie Euer Excellenz hier noch von aller Welt umringt sind; auch kommt dort so eben die Frau Herzogin, der Sie nicht aus dem Wege gehen dürfen. Ich will unterdessen schon voraus in den Wintergarten, und wenn Sie später einen Augenblick Zeit haben, so werde ich sehr dankbar für Ihren freundlichen Unterricht sein."

„Sie haben wirklich Recht," erwiderte der Kriegsminister, indem er sich umwandte. „Aber man kann mit Ihnen, schöne Frau, nicht zwei Worte reden, ohne daß man Ihnen zu Dank verpflichtet sein muß. Wahrhaftig, die Frau Herzogin würde in ihrer guten Laune gegen mich geglaubt haben, ich suche sie absichtlich zu vermeiden. — Doch folge ich Ihnen sogleich."

Sie grüßte anmuthig und schritt durch den Tanzsaal und die übrigen Zimmer in den Wintergarten hinab, wo sie augenblicklich sehr wenige Gäste befanden. Entfernt von diesen und anscheinend eine prachtvolle Camelie betrachtend, stand der Baron von Brand in der Nähe des Einganges zu den Zimmern des jungen Grafen Fohrbach.

Die Baronin näherte sich, und als sie so dicht bei ihm war, daß sie seine Worte verstehen konnte, sagte er: „in den hintern

Zimmern iſt Niemand, da es aber auffallen könnte, wenn man uns dort allein träfe, ſo will ich hier ſtehen bleiben, wo ich den ganzen Wintergarten und die Zimmer bis in den Tanzſaal überſehen kann. Tritt etwas näher zu mir und ſetze dich hier auf den kleinen Fauteuil, wo du unbefangen auf Jemand warten kannſt, während es mir ſehr leicht möglich iſt, dort hinaus zu verſchwinden."

Die ſchöne Frau that, wie ihr der Baron geſagt, und als ſie ſich auf den kleinen Stuhl niedergelaſſen hatte, beugte er ſich zu ihr hinab und ſprach: „ich habe dir viel zu ſagen."

„Ich dir ebenfalls," entgegnete ſie. „Ich habe heute einen fürchterlichen Tag verlebt."

Er nickte mit dem Kopfe.

„Ah! wie Recht hatteſt du," rief ſie mit gefalteten Händen, „als du mir damals ſchon anboteſt, die Angelegenheit des Kleinen in deine Hände zu nehmen."

„Es wäre in der That beſſer geweſen."

„Aber ich fürchtete mich. Du hätteſt das freilich Alles vorſichtiger behandelt; aber man muß ſich doch irgend Jemand anvertrauen, und das Schlimmſte, was für uns Beide geſchehen könnte, würde doch wohl ſein, wenn man auf einmal ein Einverſtändniß zwiſchen uns ahnete."

„Natürlich wäre das jetzt unbegreiflich für die Welt und müßte zu den tollſten Vermuthungen Anlaß geben," verſetzte er mit trübem Blicke. „Und damals ging es nicht an; du wußteſt ja nichts von mir, wußteſt nicht, welche Stellung in der Geſellſchaft ich einnehme, ob es mir wohl ergehe oder ob ich nicht vielleicht langſam in Jammer und Elend verkomme. Wir ſind nicht Schuld daran, meine arme Lucie: das Schickſal, welches uns ſo früh aus einander riß, hat es nicht anders gewollt. — Doch ſchweigen wir über die Vergangenheit, ſchweigen wir darüber, wie man dies oder das hätte anders machen können; die Zeit iſt ja hinter uns gerollt, und mit allen Schätzen der Welt, wenn wir ſie hätten, würden

wir doch nicht im Stande sein, eine Sekunde zurück zu erkaufen, geschweige denn einen Tag, einen Monat, ein Jahr. — Also zur Sache!"

„Ja zur Sache!" wiederholte die schöne Frau und legte sich weit in den Fauteuil zurück, nachdem sie zuerst einen forschenden Blick durch den Pflanzengarten geworfen.

„Es kommt Niemand," sagte er und bückte sich so tief hinter den Camelienbusch hinab, daß er das leiseste Flüstern ihres Mundes verstehen konnte.

„Du weißt," sprach sie, „daß ich das Kind vor einem Jahre hieher kommen ließ."

„Leider!"

„Ich konnte es nicht ertragen, daß es so weit entfernt von mir war: ich mußte es zuweilen an mein Herz drücken, zuweilen seine lieben Augen küssen. — Du kennst ja mein freudeloses Leben und wirst mir im Ernst nicht darüber zürnen, daß ich mir unter die vielen Dornen meiner Tage diese einzige Rose flocht. — Ah! es waren glückselige Stunden, wenn ich das Kind sah."

„Arme Schwester! — Ich kann mir denken, daß dies Glück von kurzer Dauer war. — Aber weiter! — weiter!"

„Ich hatte Alles auf's Beste eingerichtet; der Kleine war bei einer sehr braven und verschwiegenen Frau, deren Wohnung in dem Hause einer Freundin lag, die ich ohne alles Aufsehen häufig besuchen konnte; und wie ich dir schon sagte, genoß ich auch die Seligkeit, mein Kind hie und da zu sehen, fast ein ganzes Jahr. — Eines Tages theilte mir aber die Wärterin mit, sie sei verschiedenen ihr unerklärlichen Nachforschungen ausgesetzt, bei Spaziergängen mit dem Kinde dränge sich oft ein Mann an sie, knüpfe eine Unterredung über gleichgültige Dinge an, frage auch nach dem Knaben und dessen Eltern, kurz, benehme sich auffallend und ungeschickt."

„Und diese Wärterin ist eine alte Frau?"

Am rebumkränzten Neckarſtrand,
Im ſchönen, ſchönen Schwabenland.

Wenn ich vorhin ſagte, ich habe ſtudirt, ſo iſt das eigentlich nicht ganz wörtlich zu verſtehen. Ich war auf der Univerſität mit einem andern jungen Herrn, deſſen Bücher und Hefte ich in meinen Freiſtunden nachlas und mir daraus das Nothwendige aneignete. Hie und da hörte ich auch wohl Collegien; doch da es mir an Mitteln gebrach, die ſtudireriſche Laufbahn fortzuſetzen, ſo verließ ich dieſen Herrn, und nahm bei einem andern eine Stelle als Reitknecht an, wo ich aber, wie Sie ſehen, nicht lange blieb.

Commiſſionär.

Als Reitknecht? ſo auf dieſe Art haben Sie ſtudirt? Nun endlich rücken Sie doch vernünftig mit der Sprache heraus, mein Freund. (Blättert in ſeinem Buche.) Die Zeit iſt mir koſtbar. Alſo Reitknecht — Reitknecht — reſpective Kutſcher.

De Blé.

Entſchuldigen Sie!

Commiſſionär.

Nur einen Augenblick Geduld. Die Stellen ſind rar. Hier werden wohl einige Hausknechte verlangt, die mit Pferden umzugehen wiſſen, aber für Kutſcher iſt nur eine einzige notirt; doch muß derſelbe in den Freiſtunden die kleinen Kinder der Herrſchaft unter ſeine Aufſicht nehmen. (Lachend.) Da Sie, wie Sie ſagen, ſtudirt haben, ſo iſt dieſe Stelle wie für Sie gemacht.

De Blé.

Sie laſſen mich ja gar nicht ausreden, Herr Commiſſionär.

Commiſſionär.

Nun, das könnte ich nicht ſagen. Die Bedingungen ſind nicht ſchlecht — 120 fl. Gehalt — Alles frei.

De Blé.

Aber ich ambitionire weder die Stelle eines Reitknechts, noch eines Kutſchers, der mit Kindern umzugehen weiß. Die Carriere wurde mir zuwider. Streitigkeiten mit meinen Herrn Collegen, die gar keinen

„Verſteht ſich,“ erwiderte die Baronin. — „Das Intereſſe, welches jener Mann an ihr zu nehmen ſcheint, gilt alſo nur dem Knaben. Schon mehrere Male wünſchte er unter verſchiedenen Vorwänden, ſie nach Hauſe zu begleiten; ſie verbat es ſich begreiflicher Weiſe, doch mußte er ihr neulich gefolgt ſein, obgleich ſie auf großen Umwegen und in einem Wagen heimkehrte. — Genug, er fand ihre Wohnung, erklärte ihr das ſelbſt lachend und ging eines Tages ſo weit, daß er ihr geradezu ſagte, hinter dem Knaben ſtecke ein Geheimniß, das er wohl ergründen möchte. Er bot ihr eine bedeutende Summe, wenn ſie ihm einige Mittheilungen machen wollte.“

„Das war ein recht dummer Teufel!“ ſagte höhniſch der Baron.

„So ſtanden die Sachen. Da bemerkte ich auf einmal mit dem größten Schrecken, daß das Benehmen meines Mannes zu Haus gegen mich härter und tyranniſcher wurde als je. Zuweilen ließ er ſich, anſcheinend ohne alle Abſicht, von mir etwas von meinem früheren Leben erzählen, und konnte dabei oft eine laute, häßliche Lache aufſchlagen, oder er verließ mich ſcheinbar ruhig, aber mit zitternden Händen und funkelnden Augen.“

„Ja, ja, ich kann mir wohl denken, daß dieſe Nachforſchungen von ihm ausgingen.“

„Ich weiß es gewiß; und da ich ſeinen heftigen, gewaltthätigen Charakter kenne und überzeugt war, er werde das Kind mit Liſt oder durch Gewalt in ſeine Hände zu bekommen ſuchen, um gegen mich einen Anknüpfungspunkt zu erhalten, ſo war es nothwendig, daß ich es verſchwinden ließ. — Hatte ich nicht Recht?“

„Doch; ich will das nicht leugnen. Aber in dem Moment hätteſt du dich an mich wenden ſollen.“

„Nein,“ entgegnete ſie eifrig, „da gerade konnte ich das nicht thun: ich wußte genau, daß ich von Spähern umgeben war, daß er von allen meinen Schritten Kenntniß hatte, ja, daß die Briefe,

die ich schrieb, in seine Hände gelangten. Ich konnte nur noch mit jener alten Frau verkehren, die mir unbedingt ergeben ist."

„Mit der Frau Fischer," sagte er, wie in tiefen Gedanken.

„Du kennst sie?" fragte erstaunt die Baronin.

„Ich glaube, du sprachst mir einmal darüber," versetzte er ruhig und gefaßt. „Ja, es muß so sein. — Aber erzähle weiter."

„Die Frau also sagte mir von einer Bekannten, durch deren Vermittlung mein armes Kind für eine Zeitlang bei guten, braven Leuten untergebracht werden könne."

„Hahaha!" lachte der Baron.

„Worüber lachst du? — Ich bitte dich, sei ernsthaft."

„O das bin ich auch im höchsten Grade. Dies Lachen ist eine Art Krampf, der mich zuweilen befällt."

„Ich willigte also ein, daß sie das Kind zu jenen Leuten brachte."

„That sie das selbst?" forschte er emsig.

„Nein, das wäre zu gefährlich gewesen. Sie brachte es zu ihrer Bekannten, von der ich dir sprach, diese übergab es einer dritten Hand, welche es zu jenen Leuten that. — O mein Gott, wer hätte ahnen können, daß er trotz dieser Vorsichtsmaßregeln auf des Kindes Spur komme!" — Die Baronin sprach das mit dem Tone des tiefsten Schmerzes und drückte ihre Hände einen Augenblick vor das Gesicht. Darauf faßte sie sich wieder mit gewaltiger Kraft, preßte eine Sekunde ihre Lippen fest auf einander und fuhr fort: „Ich erhielt häufig Nachrichten von dem Kinde, gute und befriedigende."

„Immer durch die dritte Hand?"

Sie nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „vorgestern die letzte: denn heute morgen berichtete mir die alte Frau das Entsetzliche, mein Kind sei geraubt worden, mit Gewalt jenen guten Leuten entführt, bei denen es sich befand. — O Henry," sprach sie nach einer Pause mit gefalteten Händen, während Thränen in ihren Augen glänzten, „ist das möglich? — Kann so etwas geschehen? —

O mein Gott! ich martere meinen Kopf den ganzen Tag auf's Fürchterlichste ab, ich komme von einer Vermuthung auf die andere. — Hat mich nicht am Ende jene Frau verrathen? — Ist es denn wahrscheinlich, daß das Kind geraubt werden konnte?"

„O ja, das ist wahrscheinlich und möglich."

„Jetzt bin ich am Ende," fuhr sie mit leiser und klagender Stimme fort, indem ihre Hände auseinander zuckten und sich ihre Finger krampfhaft schlossen. „Jetzt kann ich weiter nichts thun als klagen und verzweifeln, und auch das ja nur, wenn ich allein bin. — O Henry! er beobachtet jede meiner Mienen. Wenn du wüßtest, welch' unaussprechliche Qualen ich leide, da ich heiter und zufrieden aussehen soll, während mein Herz zerrissen ist."

Der Baron hatte bei diesen Worten, die sie heftig und leidenschaftlich herausgestoßen, sanft ihre Hand erfaßt und drückte sie leise. — „Beruhige dich," sagte er, „Fassung! Fassung! Schwester. — Denke daran wo wir uns befinden! Wie würden von Hunderten, wenn sie dich hier sehen würden, Thränenspuren in deinen Augen oder auf deinen Wangen gedeutet werden! — Ja, fasse dich und — lächle."

„Ich lächeln?" erwiderte sie mit einem trostlosen Blick.

„Ah! bei eurem Leben solltest du daran gewöhnt sein," sprach er in bitterem Tone. — „Aber," setzte er mit weicher Stimme hinzu, „ich, dein Bruder, verlange nicht so Entsetzliches von dir: du sollst lächeln, weil ich dir eine angenehmere Fortsetzung deiner Geschichte erzählen will."

„Du?" rief sie fast laut hinaus und erhob sich rasch von ihrem Stuhle. — „O Henry, spotte meiner nicht!"

„Ich spotte nie," sagte er ruhig. „Aber fasse dich und lächle; dort sehe ich einige Personen kommen, unter Anderem Seine Excellenz den Kriegsminister, der dich wahrscheinlich aufsucht. — „Lächle also."

„Ich kann das nicht ohne ein Wort des Trostes. O sage mir: was weißt du von der fürchterlichen Geschichte?"

„Daß dein Kind wieder gefunden ist," versetzte er leise. „Das Wie und Wo kann ich dir hier nicht erzählen; aber daß es nicht von ihm geraubt wurde, sondern daß es in meinen Händen ist."

„Ah!" seufzte sie aus tiefer Brust und preßte ihre linke Hand auf das Herz. — „Ah, Gott, dir danke ich! Jetzt will ich lächeln, möchte aber lieber laut hinaus rufen und jubeln."

Der Baron war verschwunden, und Seine Excellenz der Kriegsminister bot der schönen Frau, die er hier so ganz allein fand, seinen Arm und führte sie durch den Wintergarten, wobei er ihr all die vielen seltsamen Pflanzen und Blumen zeigte. Sie freute sich außerordentlich darüber, lachte in einem fort und schien über die Erklärungen Seiner Excellenz so glücklich und zufrieden, daß der alte Herr sie hocherfreut bis in das Spielzimmer zurückführte und dort dem General-Adjutanten sagte: „bester Baron, es ist eine wahre Freude, Ihrer Frau etwas zu zeigen; sie scheint eine große Liebe für die Blumen zu haben, und ich fand noch nie eine liebenswürdigere und gelehrigere Schülerin." —

Der Pflanzengarten wurde übrigens an diesem Abend häufig zu den verschiedenartigsten Unterredungen benützt. Kaum hatte ihn der alte Graf Fohrbach mit der Baronin am Arm verlassen, als ihn der junge Graf betrat.

Dieser hatte sich längere Zeit spähend in einer Ecke des Tanzsaales aufgehalten, und obgleich dort viele Françaisen getanzt wurden, so schien er doch nur für die Tanzenden einer einzigen derselben Sinn zu haben. Das Finale war zu Ende, die Gruppen lösten sich auf, und mehrere Damen, vom Tanzen erhitzt, stiegen zu den Blumen hinab, um dort die frische, kühlere Luft einzuathmen. Auf diesen Moment hatte der Graf gewartet, denn er, der bis jetzt ganz unbeweglich in seiner Ecke gestanden, schoß plötzlich mit großer Lebhaftigkeit bei den Gruppen vorbei, die sich im Saale gebildet

und eilte ebenfalls in den Wintergarten. Vor ihm ſchritt Eugenie von S. am Arm einer Freundin, welche ſie mit ihrer hohen Figur aber überragte, wie die ſtolze Lilie das beſcheidene Veilchen; und dieſe beiden Damen lachten und plauderten mit einander, blieben hier vor einer prächtigen Blume, dort vor einem murmelnden Springbrunnen ſtehen.

„Bis jetzt war es mir unmöglich," ſagte die Kleinere, „das ganz allerliebſte Appartement zu beſehen; Ihre Majeſtät hatte jeden Augenblick irgend einen Befehl oder eine Frage. Wenn es Ihnen recht iſt, Eugenie, ſo machen wir eine kleine Entdeckungsreiſe und den Verſuch, wie weit wir dort drüben in dieſes unbekannte Zauberland eindringen können. Der Salon, der an den Wintergarten ſtößt, ſoll charmant ſein. Nachher beim Souper hat man doch keine rechte Zeit, ſich alles das zu betrachten."

Dieſe Worte hatte Graf Fohrbach, der den Damen folgte, gehört und ſagte ſo verbindlich als möglich: „ich würde mich außerordentlich glücklich ſchätzen, wenn es mir erlaubt wäre, den Führer in dieſe beſcheidene Wohnung machen zu dürfen, welche Sie für ein Zauberland zu erklären ſo freundlich waren."

„Wir könnten uns keinen beſſeren wünſchen," entgegnete lachend die kleine Dame.

Und auch Eugenie, die ein wenig, wenn auch kaum merklich erröthete, nahm dies Anerbieten dankbar an.

Die drei ſchritten mit einander durch den Wintergarten, und als ſie drüben den Salon betraten, ſagte der Graf: „hier ſind die Grenzen meines Reichs und ich heiße die Damen in meiner Behauſung feierlichſt willkommen."

„So dürfen Sie uns dieſe Zimmer nicht vorſtellen!" verſetzte neckend die kleine Hofdame. „Gott ſteh' mir in Gnaden bei! wir ſind durchaus nicht in Ihrer Behauſung; wir befinden uns in einem der Salons Seiner Excellenz des Herrn Kriegsminiſters, und zwar in dem Salon, wo ſpäter die allerhöchſten Herrſchaften ſoupiren

werden, weßhalb ich eigentlich hinzufügen darf: ich bin hier in meinem Dienste, denn als getreueste Hofdame Ihrer Majestät kommt es mir zu, dies Terrain zu recognosciren. — Nicht wahr, Eugenie?"

„Allerdings," entgegnete diese, indem sie wie aus einem Traume zu erwachen schien; denn während die Andere sprach, hatte es Graf Fohrbach nicht unterlassen können, Eugenien immerfort und aufmerksam in die schönen Augen zu sehen, — Blicke, die sie, wenn auch nicht erwidert, doch gern geduldet hatte.

„Aber hier ist es in Wahrheit delicios," sagte die Kleine, „das ist ja ein wahres Blumenparadies! — Sagen Sie mir die Wahrheit: sind diese Zimmer immer so wunderbar dekorirt?"

„O nein," entgegnete lächelnd der Graf. „Für mich selbst wäre dieser Flor unpassend; aber für solche Gäste, wie ich sie heute verehre," setzte er mit einer Verbeugung hinzu, „kann die Umgebung nicht reizend genug sein."

Die kleine Hofdame, die überhaupt eine lebendige Person war, durchschritt rasch den Salon und freute sich wie ein Kind über jedes neue Etablissement, das sie entdeckte. — „Es ist da für Alles gesorgt!" rief sie lustig, „eine der vortrefflichsten Einrichtungen, die ich je gesehen. Man kann hier causiren, deux à deux, dos à dos oder zu Drei, zu Vier, Fünf, Sechs, wie man gerade will. — Auch," setzte sie gravitätisch hinzu, „sind vortreffliche Schmollwinkel hier oder heimliche Plätzchen, wo man einen Monolog halten kann. Ich will Beides versuchen; aber stört mich nicht in meiner Andacht."

Damit tauchte sie hinter die Blumengruppen und ließ sich auf einem der Sitze nieder, die sich dort befanden.

Der Graf war mit Eugenien allein. Sie machte eine Bewegung, der Freundin zu folgen, doch hielt sie ein bittender Blick zurück.

„Fräulein Eugenie," sagte er, „ich bin Ihnen noch eine Er-

klärung ſchuldig über mein Ausbleiben neulich Abends bei dem Major von S. Ich kann es eigentlich keine Erklärung nennen, denn Sie werden es bereits erfahren haben, was mich zurückhielt."

„Ich weiß es," verſetzte das ſchöne Mädchen mit einem offenen Blick; „Seine Durchlaucht der Herr Herzog, welcher an Ihrer Stelle kam, erzählte es lachend dem Major."

„Ah! er erzählte es lachend. Und der Major?"

„Er meinte, das ſei eine außerordentliche Ehre und Sie würden nicht wenig darüber erfreut ſein."

„Aber das war doch nicht Ihre Meinung, Fräulein Eugenie? — Gewiß, das dachten Sie nicht."

„Nein, ich dachte das nicht," entgegnete ſie offenherzig. „Sie hatten mir ja vorher im Schloſſe geſagt, wie ſehr Sie ſich darauf freuten, mit mir — mit uns, wollt' ich ſagen, — den Abend bei Ihrem Freunde zuzubringen."

„Sagen Sie, mit Ihnen, — gewiß nur mit Ihnen, Eugenie!" ſagte Graf Fohrbach und erhob ſeine rechte Hand wie beſchwörend gegen ſie. — „Was kümmert mich die Geſellſchaft, wenn Sie nicht da ſind, ja die ganze Welt, wenn ich Sie nicht zu finden wüßte! — Aber" fuhr er fort, als er ſah, wie das Mädchen bei ſeinen heftigen Worten die Augen niederſchlug, „ich war an jenem Abend recht unglücklich; die ſüßen Stunden in Ihrer Nähe, auf die ich gehofft, mußte ich mit jenem entſetzlich langweiligen Spiel vertauſchen. Ich mußte den Stellvertreter des Herzogs machen, der nun ſtatt meiner dorthin ging, wo Sie waren, Eugenie, — der Sie ſehen, Sie ſprechen durfte, während ich allein blieb mit meinen quälenden Gedanken. — Ja, gewiß, Eugenie: die Anweſenheit des Herzogs bei meinem Freunde war mir an jenem Abend ſehr, ſehr unangenehm."

„Und warum das, Graf Fohrbach?" entgegnete ſie mit einem reizenden Lächeln.

„Weil — weil —“ sagte er stockend. „weil ich weiß, Eugenie, daß Sie der Herzog mit Aufmerksamkeiten verfolgt.“

Sie nickte verschiedene Male mit dem Kopfe und betrachtete das Blumenbouquet, welches Sie in der Hand trug. — „Ja, ja,“ sagte sie alsdann mit leiser Stimme, „es ist so; er erzeigt mir Aufmerksamkeiten, was mir sehr — sehr peinlich ist. Und er läßt nicht davon ab, obgleich ich dieselben gewiß nicht beachte. — — Gewiß nicht, Graf Fohrbach,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, und schaute ihn dabei offen und ehrlich mit ihren hellen und glänzenden Augen an. — „Aber was kann ich thun? Wie will ich mich in der Stellung, in der ich mich befinde, ein für allemal dieser Aufmerksamkeiten erwehren? — Die Frau Herzogin lächelt darüber, und würde es sehr ungnädig aufnehmen, wollte man ihrem geliebten Sohne diese unschuldige Freude nehmen.“

„O, es ist das nicht Ihr Ernst, was Sie da sagen, Eugenie!“ rief entrüstet der junge Mann.

„Ich fühle, daß es bitterer Ernst ist,“ erwiderte traurig das Mädchen. — „Doch,“ setzte sie heiterer hinzu, „brechen wir dies Gespräch ab, das für mich und auch vielleicht für Sie peinlich ist.“

„Für mich wäre dies Gespräch nur in dem Fall peinlich, aber dann auch fürchterlich und schrecklich, wenn es unbeendigt bliebe!“ rief Graf Fohrbach entschlossen. „Deßhalb erlauben Sie mir, Eugenie, es noch einen Augenblick fortzusetzen. — Freilich könnte es auch wohl mit wenigen Worten beendet sein,“ setzte er mit sanfter Stimme hinzu, und ergriff dabei leicht die Hand des jungen Mädchens, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen brachte. „Und diese wenigen Worte würden mich zum Glücklichsten aller Sterblichen machen. Wollen Sie sie nicht gegen mich aussprechen, Eugenie?“

„Ich weiß sie nicht,“ erwiderte sie erröthend.

„Aber Sie müssen sie ahnen, Eugenie,“ fuhr er dringender fort. „Sie müssen sie in meinen Augen gelesen haben, müssen sie in dem Drucke meiner Hand fühlen, meiner Hand, die jetzt schon

ſchwach und machtlos iſt, die bebt und zittert, da ſie die Ihrige berührt. — Ja," ſetzte er mit leuchtenden Augen hinzu, „Sie brauchen nicht einmal ſelbſtſtändige Worte auszuſprechen, Eugenie, Sie ſollen mir nur eine Frage erlauben und mir auf dieſe Frage mit Ja oder Nein antworten. — Aber hören Sie mich an! Die Beantwortung dieſer Frage entſcheidet über das ganze Glück meines Lebens, ja, ſie iſt ſo wichtig für meine Zukunft, daß ich Sie zuerſt um Erlaubniß bitten muß, jene Frage ſtellen zu dürfen. — Darf ich, Eugenie?"

„So fragen Sie denn," verſetzte nach einer längeren Pauſe das Mädchen, nachdem es ſcheu und ängſtlich um ſich geſchaut, „ſo fragen Sie in Gottes Namen!"

„Darf ich Sie lieben, Eugenie? — — — O, ich will ja nicht mehr als mit einem kleinen Ja hiezu die ſüße Erlaubniß," ſetzte er hinzu, als er bemerkte, wie das Mädchen ängſtlich zuſammen ſchauerte. — „Durch die Gewährung meiner Bitte iſt ja noch nicht bedingt, daß Sie mich wieder lieben ſollen; freilich hoffe ich auch auf dieſes übergroße Glück, aber ich bin nicht ſo unbeſcheiden, ſo viel Seligkeiten auf einmal zu verlangen." — —

In dieſem Augenblicke tauchte aus der Ecke des Zimmers die kleine Hofdame wieder hervor und rief luſtig: „jetzt habe ich geſchmollt und monologiſirt, gelebt, geliebt und genoſſen des irdiſchen Glückes ſo viel als möglich auf einer großen Soirée. — Und Sie, Eugenie, haben Sie auch den Salon betrachtet? — Wenn dem ſo iſt, ſo wollen wir wieder zur Geſellſchaft zurückkehren."

Eugenie wandte den Kopf herum, wie es ſchien, um eines der transparenten Roſenbouquette zu betrachten, neben welchen ſie ſtand, in Wirklichkeit aber, um ihr glühendes Geſicht zu verbergen.

Von den Worten, die ſie mit dem Grafen gewechſelt, konnte die Andere nichts verſtanden haben: ſie waren zu leiſe geſprochen worden, und dieſe war zu weit entfernt geweſen. Darauf baute denn auch der junge Mann, und ehe ſich die kleine Hofdame nähern

konnte, wandte er sich nochmals an Eugenie und wiederholte dringend seine Frage.

Ehe diese antworten konnte, eilte die Andere aus ihrem Schmollwinkel herbei, sie hatte einen Blick in den Wintergarten geworfen, und rief mit komischer Angst: „gerechter Gott! Eugenie, wir müssen verschwinden, dort kommt der allerhöchste Hof. Rückwärts können wir nicht hinaus, also rasch vorwärts, daß wir nicht von so vielen erstaunten Augen hier im innersten Heiligthum betroffen werden. — Kommen Sie!"

Damit sprang sie lebhaft die Treppen hinab, die in den Wintergarten führten, und Eugenie folgte ihr. Doch blieb die Letztere oben auf der Treppe, gedeckt von dem uns schon bekannten Camelienstrauche, noch einen Augenblick stehen, wandte sich rasch um und bot dem jungen Manne, der hinter sie getreten war, ihre Hand, wobei sie mit leiser Stimme sagte: „ja, Graf Fohrbach, ich sage Ja aus vollem Herzen."

Er blieb oben stehen, sie aber schwebte die Treppen hinab, die schöne, schlanke majestätische Gestalt, und als sie nun dem allerhöchsten Hofe, der wirklich durch den Wintergarten daher kam, begegnete, und sich graziös vor den Herrschaften verneigte, konnte man nichts Reizenderes und Anmuthigeres sehen.

„Ah! welches Glück!" sprach der Graf tief aufathmend, und drückte seine Hände fest auf die Brust. „Das ist ein seliger Augenblick, wie ihn ein Glücklicher nur einmal in diesem Leben genießt."

Zweiundsechszigstes Kapitel.

Eine einfache Geschichte.

Die Soirée, von der wir im vorhergehenden Kapitel dem geneigten Leser einiges mitgetheilt, machte nun alle Stadien durch,

poetiſchen Sinn hatten, dann wilde unbeugſame Pferdenaturen, von denen ich mich häufig im Zorn trennte — ich verließ den Stall, und da ich auf der Univerſität des Schreibens ziemlich kundig wurde, mir auch das Theoretiſche der Pferdewiſſenſchaft angeeignet hatte, ſo erhielt ich die Stelle eines Schreibers beim Wettrennverein. Es war eine harte Zeit, und die äußerſt inhumane Behandlung meiner Vorgeſetzten entleidete mir bald auch dieſes Amt. Wenn ich als Schreiber nicht ſo in Anſehen geſtanden hätte, Sie wiſſen, Herr Commiſſionär, die Schreiber ſind ſehr angeſehene Leute — ſo würde ich ſchon früher die Stelle quittirt haben. Ich hatte damals eine Geliebte, Herr Commiſſionär —

Commiſſionär.

Aber glauben Sie denn, mein Herr, daß ich den ganzen Tag Zeit für Sie übrig hätte? Was habe ich mit Ihrer Geliebten zu thun?

De Blé.

Oh, Herr Commiſſionär, danken Sie Gott, daß Sie mit meiner damaligen Geliebten nichts zu thun hatten. Dieſe Geliebte nämlich behauptete: ein Schreiber ſei eigentlich nur ein halber Mann, ſo eine Art von Amphibium, zwiſchen Menſch und Vogel in der Mitte ſtehend. Wenn Gerechtigkeit auf der Erde wäre, müßten uns ſtatt des Bartes Federn wachſen — ich bitte Sie — und es ſei uns nur erlaubt, Dinte zu weinen. Da ich nun dieſe Perſon nicht wegen beleidigter Amtsehre verklagen konnte, ſo ſeparirte ich mich nicht allein von ihr, ſondern auch von der Schreiberei; denn aufrichtig geſtanden, Herr Commiſſionär, ich fühlte ſelbſt, daß bei dieſem Geſchäft meine Männlichkeit bedeutend abnahm.

Commiſſionär.

Erlauben Sie mir eine Frage: wiſſen Sie wohl, wie koſtbar mir meine Zeit iſt?

De Blé.

Sehr verehrter Herr Commiſſionär, ich werde es ſpäter zu erfahren ſuchen, und Sie demgemäß honoriren; bitte mich aber ausreden zu laſſen.

Commiſſionär.

Um Gotteswillen, haben Sie denn noch nicht ausgeredet? Sie haben Ihre Carriere als Schreiber verlaſſen, Sie ſuchen eine neue Stelle, und ich glaube, ich kann Ihnen mit mehreren dienen. (Er klingelt nach.)

wie überhaupt ſämmtliche Feſte dieſer Art. Man tanzte, man ſpielte, man plauderte, man ſoupirte, die Lichter brannten herab, die Pflanzen bedeckten ſich mit feinem Staube, die Carcellampen auf den Kronleuchtern und in den Gruppen fingen an trübe zu brennen und zu gluckſen, die Converſation wurde matter, Eins ertappte das Andere auf einem unterdrückten Gähnen, und endlich hörte man auf der Treppe Bedienten rufen, drunten Wagen raſſeln; eine Menge Gäſte drängte ſich an den Ausgang des Tanzſaales und in die Vorzimmer, um, noch ehe ſich der allerhöchſte Hof fort begab, einen freundlichen Blick zu erhaſchen. Man ſah ganze Gruppen ſich verneigen, ganze Reihen tief knixen; zum letzten Mal wurde noch mit möglichſter Anſtrengung gelacht, geflüſtert, dann klirrte und rauſchte es die Treppen hinab; die Wagen fuhren davon, von dunkelrothem Licht umgeben, — dem Schein der Fackeln in den Händen der Vorreiter und Lakaien, der an den Fenſtern der Häuſer vorbeizitterte und manchem erſchreckten Schläfer, den das Wagengeraſſel erweckt, ſeltſam und unheimlich an den Augen vorbeiſtrich.

Jetzt nahm die Geſellſchaft droben in den Sälen einen ganz anderen Charakter an; verſchwunden ſchien alle Ruhe und Behaglichkeit, und das Ganze hatte das Ausſehen eines Ameiſenhaufens, den ein muthwilliger Knabe aufgeſtört. So rannte Alles durch einander, aus den hinteren Zimmern in die vorderen, aus dem Wintergarten in den Tanzſaal, hier einen Händedruck wechſelnd, dort einem Bekannten noch einen freundlichen Gruß zurufend, rechts und links Abſchied nehmend und ſich darauf beeilend, dem Wirthe ein Compliment zu machen, dann in die Mäntel und Shawls zu ſchlüpfen, um ſo ſchnell als möglich Treppen und Wagen zu erreichen.

Kurze Zeit nachher lag das ganze weite Appartement öde und leer. Seine Excellenz ſtiegen ziemlich fatiguirt die Treppen zu Ihrer Wohnung hinauf, worauf der Haushofmeiſter mit ſämmt-

lichen Bedienten erschien, um sorgfältig alle Lichter auslöschen und das Silberzeug wegräumen zu lassen, auch Fenster und Thüren zu schließen und darauf die Zimmer im halb verblichenen Glanz sich selbst und ihren Träumereien zu überlassen.

Doch hatten um diese Stunde noch nicht sämmtliche Gäste das Haus verlassen; der junge Graf sah es gern, wenn sich nach beendigter derartiger großer Soirée noch einige Bekannte en petit comité in seiner Wohnung versammelten, um sich von den gehabten Fatiguen bei einem Glase heißen Punsches und einer guten Cigarre zu restauriren.

Da der große Salon, wie wir schon wissen, mit zum Feste gedient hatte und jetzt ebenfalls ziemlich derangirt und trostlos aussah, so hatte der Graf sein kleineres Arbeits-Kabinet neben dem Schlafzimmer für seine Gäste öffnen lassen, und der Kammerdiener hatte es so behaglich als möglich eingerichtet.

Eine halbe Stunde nach Beendigung des Balles fand sich denn auch hier fast die gleiche Gesellschaft zusammen, die wir schon einmal in diesen Räumen und zwar zu Anfang unserer Geschichte hier beisammen gefunden. Das einzige fremdartigere Element, welches man unmöglich ausschließen konnte, war der Herzog Alfred, der es sich nun einmal nicht nehmen ließ, ein Glas der Versöhnung, wie er es, auf jenen Wortwechsel im Schlosse anspielend, nannte, mit dem Grafen zu trinken, welcher sich für diese höchste Gnade außerordentlich dankbar zeigen mußte.

Wenn auch die Anwesenheit des Herzogs nicht das Wünschenswertheste war, was der Gesellschaft dieser jungen Männer begegnen konnte, so hatte sie doch ein Gutes, da sie wenigstens vor dem Dableiben des Herrn von Dankwart schützte, der sich Seiner Durchlaucht zu wiederholten Malen so unterthänig und vertraulich als nur irgend möglich mit der Versicherung genähert hatte, er für seine Person kenne nichts Angenehmeres, als nach einer großen Soirée noch eine Stunde ruhig eine Cigarre beisammen rauchen

zu können. Er hoffte, der Herzog werde ihn zum Dableiben nöthigen; doch schien dieser etwas an Schwerhörigkeit zu leiden, denn er versicherte den Herrn von Dankwart, er fände es vollkommen begreiflich, daß er, ein kleiner, schwacher Mann, sich bei seiner Lebhaftigkeit von einer solchen Soirée höchst angegriffen fühle, und er nehme es ihm durchaus nicht übel, wenn er sich augenblicklich zurückziehe.

So mußte er denn das Zimmer verlassen und sich zu seinem Wagen begeben. Umsonst versuchte er es, mit dem Hausherrn ein interessantes Pferdegespräch anzuknüpfen: der Graf achtete nicht darauf; umsonst streckte er seine Hände rechts und links aus: es war Niemand da, der Lust hatte, sie zu drücken; und so schlich er sich denn hinaus, ließ sich den Mantel umgeben, wobei er dachte, es sei doch für einen feinfühlenden Mann sehr unangenehm, in eine Gesellschaft zu gerathen, die im Punkte der guten Lebensart so ziemlich weit zurück sei.

Im kleinen Arbeits-Kabinet etablirten sich unterdessen die Herren auf eine bequeme und angenehme Art. Um das lodernde Kaminfeuer hatte der Kammerdiener alle möglichen Fauteuils gestellt, auch kleine Divans, und darauf machte es sich Jeder so bequem, wie nur irgend möglich. Dem Herzog hatte man die rechte Ecke eingeräumt, und er lag lang ausgestreckt in einer Chaiselongue, mit großer Behaglichkeit ein Glas Punsch schlürfend und den Dampf aus seiner Cigarre ziehend. Hinter ihm lehnte aufrecht in der Ecke Baron von Brand, dessen Anzug noch so correkt und untadelhaft war, als habe er so eben erst das Ankleidezimmer verlassen, was man von den übrigen Herrn nicht sagen konnte; hier bemerkte man eine gelockerte Halsbinde, dort einen über der Weste schief zugeknöpften Frack; ja, der Herzog hatte sein großes Ordensband über die Schulter geworfen und es hing solchergestalt über die Lehne herab. Der Major v. S. saß in der anderen Ecke ebenso bequem, wie Seine Durchlaucht in dieser; der neue Rath,

Eduard von B., hatte tauſendmal um Entſchuldigung gebeten, daß er eine Stellung annehmen müſſe, die ſich eigentlich nicht mit der Etiquette vereinbaren laſſe, aber es ſei unmöglich, den rechten Fuß mit einem etwas zu engen Stiefel auf den Boden niederhängen zu laſſen. Arthur ſaß gerade vor dem Kamine auf einem niedrigen Seſſel und betrachtete aufmerkſam die Züge des Herzogs, die er vor ein paar Tagen auf die Leinwand zu ſkizziren angefangen.

So ſaß die Geſellſchaft rauchend und trinkend und unterhielt ſich von der vergangenen Soirée, wobei mancherlei ſehr Pikantes vorkam; namentlich waren die Erzählungen des Herzogs mit den ſonderbarſten Einfällen und Bemerkungen gewürzt.

„Ich habe mich übermäßig angeſtrengt," ſagte er unter Anderem, „und mit einer wahren Aufopferung getanzt. — Steh' mir Einer in Gnaden bei! aber es iſt wahrhaftig keine Kleinigkeit, all' das aushalten zu müſſen. — Sie, Baron Brand," wandte er ſich an dieſen, „habe ich recht vermißt. — Wo zum Teufel ſtaken Sie denn faſt den ganzen Abend? — Schau mir Einer ſeine Toilette an und ſage mir, ob der Mann nur einen einzigen Schritt getanzt haben kann."

„Da ſind Euer Durchlaucht ſehr im Irrthum," erwiderte der Angeredete und warf einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel. „Im Gegentheil: ich habe ſehr tüchtig getanzt; aber man hat ſeine Bewegungen in der Gewalt; man echauffirt ſich nie; man behält immer noch etwas übrig und gibt ſich nie ganz aus."

„Das iſt ein ſchönes Compliment für uns!" lachte der Herzog. — „Alſo wir haben uns vollkommen ausgegeben, ſind fertig — ganz ballale? — Aber Scherz bei Seite, Baron, ich habe mehrmals ſcharf nach Ihnen ausgeſchaut und hätte gern von Ihnen profitiren mögen; ein paarmal wäre mir Ihr coeur de rose recht erwünſcht gekommen. Aber wenn man Sie braucht, ſind Sie nicht da."

„Er war anderweitig ſehr beſchäftigt," ſagte wichtig der Rath.

„Ja, Baron," meinte der Major, „wenn man aus der Schule ſchwätzen wollte!" —

„Allons, meine Herren! keine Geheimniſſe!" rief der Herzog. „Wir ſind ja ganz unter uns. — Welchem Ehemann iſt er gefährlich geworden?"

„Ich ſah ihn mit der Baronin von W. eifrig converſiren," verſetzte der Rath.

„Und ich kann ſchwören, daß er der Oberſthofmeiſterin bedeutend die Cour machte."

Der Baron lächelte wohlgefällig und drückte ſo kokett als möglich ſein duftendes Battiſttuch an die Lippen. „Nur zu, meine Herren," ſagte er, „nur zu, ich halte ſtille. Ah! ich ſehe, dort unſer Maler will auch über mich herfallen, und ich muß geſtehen, der hat mich wenigſtens nicht hinterliſtig belauſcht, ſondern trat mir offen entgegen, als ich in einer ſehr angenehmen und eifrigen Converſation begriffen war. — Aber — Stillſchweigen," ſetzte er mit einem ſehr ſüßen Lächeln hinzu, indem er den Finger auf den Mund legte.

„Und an mich denken Sie nicht?" fragte Graf Fohrbach. „Nehmen Sie ſich zuſammen! Ich könnte Ihrer Sünden ſchlimmſte aufdecken."

„Sie? Da wär' ich begierig."

Der Graf wandte den Kopf herum und blickte den Andern einige Sekunden feſt an; dann nahm er die Cigarre, aus welcher er ſehr bedächtig einen langen Zug gethan, leicht in die Hand und ſagte: „Baron, denken Sie an die Polizei." — Er hoffte bei dieſen Worten irgend eine Aenderung auf dem offenen und freundlich lächelnden Geſichte des Herrn von Brand zu entdecken, hatte ſich aber vollkommen geirrt, da zuckte keine Miene, da verrieth nicht der mindeſte Schatten eine Ueberraſchung oder Bewegung.

„An die Polizei ſoll ich denken? — Wie ſo?" fragte er ganz

ruhig. „Coeur de rose! was hat die mit ſchönen Mädchen zu thun?“

„O Sie Undankbarer!“ erwiderte der Hausherr. „Soll ich wirklich Ihre Sünden offenbaren? Habe ich denn nicht geſehen, wie Sie der ſchönen Auguſte im Wintergarten eifrig die Hand geküßt!“

„Hätte ich das wirklich gethan?“ fragte Herr von Brand, ſich affektirt beſinnend. — „Ja es iſt möglich. Gott! in dem Gewühl paſſirt Einem ſo Manches!“

„Er iſt ein Don Juan,“ ſagte entſchieden der Herzog. „Aber er mag ſich ſtellen wie er will, mit der Tochter des Polizei-Präſidenten hat es noch einen anderen Haken; ich habe allerlei darüber munkeln gehört.“

„Die alte Geſchichte!“ entgegnete achſelzuckend der Baron. „Weiß Gott im Himmel, ich werde noch ein Einſiedler werden müſſen, um allem Gerede zu entgehen.“

In dieſem Augenblick erhob ſich im Vorzimmer ein ſo lautes und anhaltendes Lachen, daß ſämmtliche Herren erſtaunt aufhorchten. Es war das ein ſo luſtiges Gelächter, daß es unmöglich von einem der Bedienten herkommen konnte. — Es mußte ein Fremder und doch Bekannter ſein.

Gleich darauf vernahm man auch die Stimme des Kammerdieners, der mit Entrüſtung ſagte: „aber mein Herr, es iſt keine Zeit, dem Herrn Grafen einen Beſuch zu machen; überhaupt dringt man unangemeldet nicht da hinein.“ — „Laſſen Sie mich nur,“ erwiderte die Stimme; „Sie werden ſich einen Dank verdienen, wenn Sie mir helfen, den Grafen zu überraſchen.“

Dabei wurde die Thür geöffnet und es trat leicht und gewandt ein junger Mann in das Zimmer, der aber in ſeinem ſonderbaren Anzuge durchaus nicht zu den ſchwarzen Fräcken, den weißen Halsbändern und Ordensbändern hier paßte.

Es mochte das ein Mann von vielleicht dreißig Jahren ſein,

hoch und ſchlank gewachſen, aber dabei breitſchulterig und von energiſchem, kräftigem Weſen. Man ſah das in der Art, wie er in das Zimmer ſchritt, wie er ſeinen Kopf trug und an der abweiſenden und gebieteriſchen Handbewegung, die er gegen die Bedienten machte, welche ihm folgen zu wollen ſchienen. Er trug einen kurzen und dicken Reiſerock, hatte um den Hals einen Shawl gewickelt und an den Füßen Pelzſtiefel, die ihm bis zum Knie reichten; eine Mütze hielt er in der Hand, doch war dieſe Hand klein und zierlich und mit feinen lederfarbenen Glacehandſchuhen bedeckt.

Der junge Mann ſchritt lächelnd auf den erſtaunten Kreis der Herren zu, die am Kamine ſaßen, und wußte dabei ſo zu manövriren, daß man ſein Geſicht nicht eher deutlich ſah, bis er ſich mitten in der Gruppe befand, und es von dem Feuer und den Wachskerzen hell beſchienen wurde.

Ein Ausruf der Ueberraſchung und der Freude entfuhr nun aber dem Munde faſt aller Anweſenden.

„Iſt denn das ein Geſpenſt!“ ſchrie der Herzog. — „Hol' Sie der Teufel! Wo kommen Sie her?“

„Biſt du es wirklich, Hugo?“ rief Graf Fohrbach, der aufgeſprungen war und dem Angekommenen herzlich die Hand ſchüttelte. — „Wo kommſt du her?“

„Daß ich kein Geſpenſt bin, gnädiger Herr,“ entgegnete der im Reiſeanzug lachend, „können Sie erfahren, wenn Sie die Gnade haben wollen, mir Ihre Hand zu reichen. — So! — Daß ich direkt von einer Reiſe komme, werdet ihr übrigens meinem Aeußern anmerken.“

„Es iſt immer noch der Alte,“ verſetzte der Herzog, während er ſeine Finger rieb, die ihm Jener etwas heftig gedrückt hatte. — „Aber jetzt laſſen Sie ſich nieder, unſteter Menſch, und berichten Sie ordentlich, in welchem Welttheil Sie zuletzt waren.“

Ehe der Angekommene dieſem Befehle Folge leiſtete, blickte er ſich rings im Kreiſe um, reichte dem Rath freundlich die Hand und

machte eine ſtumme Verbeugung gegen Arthur und den Baron Brand, die er beide noch nicht kannte. Der Letztere ſtand ihm aufrecht gegenüber, und als ſich dieſe beiden Männer nun plötzlich anblickten, wichen ſie, obgleich kaum bemerkbar, von einander zurück. — Der Baron faßte ſich übrigens augenblicklich wieder und lächelte ſo unbefangen wie vorher. Der Andere fuhr mit der Hand über das Geſicht bis zum vollen blonden Barte hinab und verbeugte ſich leicht, als Graf Fohrbach ſagte: „Baron von Brand — Hugo von Steinfeld — Arthur Grichſen. — Beide gute Bekannte und Freunde.“

„Ehe ich mich niederſetzen kann,“ ſprach Herr von Steinfeld, „muß ich Sie vorher um Erlaubniß bitten, gnädiger Herr, eine kleine Toilette machen zu dürfen. — Du gibſt mir wohl einen leichten Rock,“ wandte er ſich an den Grafen, „und erlaubſt, daß ich mir in deinem Schlafzimmer die ſchweren Stiefel ausziehen laſſe. — Apropos! deine Dienerſchaft hätte mich bald zur Thüre hinaus geworfen.“

„Sie hätten Ihren Namen ſagen ſollen!“ lachte der Herzog. „Durch das viele Bartwerk in Ihrem Geſicht ſind Sie ſogar für Ihre beſten Freunde unkenntlich geworden.“

„Dazu rechnen Euer Durchlaucht doch wohl nicht die Bedienten?“

„Du bleibſt heute Nacht bei mir?“ fragte Graf Fohrbach.

„Ja, heute Nacht, und wenn du erlaubſt, noch ein paar Tage, bis ich mir eine paſſende Wohnung geſucht. — Aber nun komm in dein Schlafzimmer; es iſt mir in meinem Anzuge viel zu warm; ich muß ein Bischen andere Toilette machen.“

Dieſe war bald beendigt, und wenige Minuten nachher ſaß der eben Angekommene mit in der Reihe am Kaminfeuer, während Graf Fohrbach ſeinem Kammerdiener einige Befehle ertheilte in Betreff eines Zimmers, das eingerichtet werden mußte, ſowie auch des Reiſewagens des Fremden, den man in einer der Remiſen unterbrachte.

„Ich hätte ſchon vor zwei Stunden hier ſein können,“ ſagte

Herr von Steinfeld, „doch erfuhr ich zufällig auf der letzten Station von einer großen Soirée. Da ich nun begreiflicher Weiſe keine Luſt hatte, mich heute Abend noch anzuziehen, ſo wartete ich und komme nun gerade rechtzeitig zur angenehmen Nachleſe. — Darf ich mich jetzt wohl unterſtehen," wandte er ſich gegen den Herzog, „Euer Durchlaucht die feierliche Verſicherung zu geben, wie außerordentlich glücklich ich bin, Hochdieſelben alſogleich begrüßen zu können? — Doch hatte ich nicht geglaubt, Sie im ſchwarzen Frack wiederzuſehen."

„O ſchweigen wir davon!" erwiderte der Herzog mit einer Handbewegung. „Man glaubt höheren Orts, ich könnte dem Staate beſſer mit Geiſt und Feder als mit Fauſt und Schwert dienen."

„Woran man höheren Orts wohl nicht Unrecht hat," meinte ſich verbeugend der Andere, „denn Euer Durchlaucht großer Verſtand wurde mir von allen ſchönen Frauen gerühmt, mit denen ich das Glück hatte über Sie ſprechen zu dürfen."

„Geben Sie zum Henker mit Ihrem Verſtand! Es iſt traurig, wenn die ſchönen Frauen nichts Anderes an mir zu rühmen wußten. — Doch wo kommen Sie eigentlich her? Nur eine hübſche Erzählung Ihrer Fahrten und Abenteuer kann Sie wieder einigermaßen in meiner Gunſt herſtellen."

„Ich ſtehe gleich zu Befehl. Aber Sie werden mir erlauben, gnädiger Herr, daß ich mich vorher nach dem Befinden meines lieben Freundes hier erkundige. — „Von dir," wandte er ſich an den Grafen, „hatte ich die letzten Nachrichten, als du in die Reihe der Adjutanten aufgenommen wurdeſt — Und du biſt auch avancirt," ſagte er zum Major v. S. „Ich ſehe das natürlicher Weiſe an deinen Epauletten und gratulire beſtens. — Wie ſteht's aber mit unſerm theuren Aſſeſſor?"

„Vortragender Rath, wenn ich bitten darf!" erwiderte Eduard v. P. mit großer Wichtigkeit.

„Alle Teufel!" verſetzte der Andere laut lachend. „Ihr könnt

euch nicht beklagen; ihr ſeid von der Sonne königlicher Gnade ausgebrütet worden, während ich zurückkomme als taubes Ei Gott weiß welchen Departements."

„Und ganz nach Verdienſt," ſchaltete der Herzog ein. „Weiß der Himmel, lieber Steinfeld, daß Sie des Herumſchwärmens niemals ſatt werden. Soll auch diesmal Ihr Aufenthalt wie gewöhnlich nur einige Wochen dauern, oder gedenken Sie uns auf längere Zeit zu beglücken?"

Der Andere zuckte die Achſeln und entgegnete: „das hängt von vielerlei Umſtänden ab; vorderhand habe ich hier Anker geworfen und will abwarten, ob ich liegen bleiben muß auf ſtürmiſcher Rhede oder ob ich hinein bugſirt werde in den ſicheren Hafen."

„Und jetzt kommen Sie von Rußland?"

„Ja, gnädigſter Herr. — Oder auch nein; denn ich war zuletzt im Kaukaſus."

„Horreur!" rief der Herzog. „Doch nicht am Ende gar bei den Tſcherkeſſen?"

„Eigentlich focht ich gegen ſie," erwiderte Herr von Steinfeld. „Doch unter uns geſagt, ließ ich mich eines ſchönen Tags gefangen nehmen und verbrachte darauf bei den wilden Söhnen des Gebirges ein angenehmes Jahr."

„Davon mußt du erzählen," ſagte der Hausherr.

„Halt!" rief der Herzog. „Ich habe auf ſeine Mittheilungen ein näheres Recht; er iſt mir in W. deſertirt, und das in Folge einer räthſelhaften Geſchichte, — ja, meine Herren, in Folge einer Begebenheit, bei der, vielleicht zum erſten Male, ſein Herz mächtig ergriffen war."

„Iſt das möglich?" ſprach erſtaunt der Major. „Du Umherſchweifender, Wankelmüthiger hätteſt dir wirklich Feſſeln anlegen laſſen? — Unglaublich! — Ja, wenn das erzählbar iſt, ſo ſtimme ich auch dafür, denn das iſt gewiß noch intereſſanter als deine Tſcherkeſſen-Abenteuer."

De Blé.

Bemühen Sie sich nicht, Herr Commissionär. Nachdem ich die Schreiberei verlassen, gelobte ich mir feierlich, nie wieder in diesen verhaßten Stand einzutreten.

Commissionär.

Nun, und dann?

De Blé.

Alsdann wurde ich Kammerdiener.

Commissionär.

Kammerdiener?

De Blé.

Ja, Kammerdiener, und ich fing dieses Geschäft bei der schwierigsten Species an. Ich wurde Kammerdiener bei zwölf preußischen Edelleuten, die in Nizza das Bad gebrauchten.

Commissionär.

Also zwölf Conditionen nach einander verlassen? Das spricht nicht sehr für Ihre Brauchbarkeit.

De Blé.

Es war nur eine einzige Condition mit zwölf Unterabtheilungen; mit andern Worten: ich war Kammerdiener dieser zwölf Herren zu gleicher Zeit. Scharmante harmlose Leute, diese Preußen! Garderobe zu reinigen gab es nicht viel, der eine trug sich als Jemsenjäger, ein anderer als italienischer Bandit, ein dritter als Fischer, und nur vier von allen betrugen sich preußisch, das waren aber die schlimmsten. Doch dauerte die Condition nicht gar lange. Nach vierzehn Tagen konnten des hohen Schnees halber ihre Wechsel nicht mehr über die Alpen. Wir packten unsere Habseligkeiten in einen großen Mantelsack und machten unserer Dreizehn eine Fußreise durch die Schweiz. Oh, die Schweiz ist ein herrliches Land, Herr Commissionär! Haben Sie die Schweiz gesehen?

Commissionär.

Lassen Sie mich mit Ihren Fragen zufrieden, und hören Sie lieber auf meine Fragen, sonst bekomme ich doch nichts von Ihnen heraus.

„Laßt mich lieber von den letzteren erzählen;“ bat Herr von Steinfeld mit viel ernſterer Stimme, nachdem er einen Augenblick träumend in das Kaminfeuer geſchaut. „Der Herzog übertreibt: die Sache iſt nicht ſo intereſſant; ihr Alle habt dergleichen ſchon erlebt.“

„Lieber Freund, dein Weigern iſt uns verdächtig,“ bemerkte Graf Fohrbach. „Jetzt trete ich auf Seite der Anderen und verlange die Geſchichte aus W.“

„Eine Geſchichte, meine Herren,“ fuhr der Herzog fort, „über die ich Einiges habe munkeln hören, und in die auch ich halb verwickelt ſein ſoll. Ich wollte ſie damals ſchon erfahren, doch wich er mir anfänglich aus, und wenige Tage nachher war er verſchwunden. — Das ſind jetzt ſechs Jahre; urtheilen Sie ſelbſt, ob ich lange genug gewartet habe. Sehen Sie, lieber Steinfeld, hätten Sie damals mir allein gebeichtet, ſo wäre Ihnen das heute vor einer größeren Verſammlung erſpart geblieben.“

„Es hätte mich damals keine Macht der Erde bewegen können, eine Sylbe über dieſe Geſchichte zu ſprechen,“ entgegnete der Andere ſehr ernſt. — Doch jetzt iſt ja Alles vorüber!“ ſetzte er mit einem leiſen Seufzer hinzu.

„Alſo die Begebenheit!“ rief munter Graf Fohrbach. — „Wir ſind ja unter lauter guten Freunden,“ fuhr er fort und betrachtete die vor dem Kamine Sitzenden der Reihe nach. — Den Baron Brand hatte er in dieſem Augenblicke vergeſſen, denn dieſer entging ſeinen Blicken, da er ſich wenige Sekunden vorher auf einen ganz niedrigen Seſſel hinter den Herzog geſetzt, und ſo durch Seine Durchlaucht vollkommen gedeckt wurde.

„Es mögen alſo jetzt ſechs Jahre ſein, da waren wir zuſammen in W., Seine Durchlaucht der Herr Herzog in Begleitung anderer höchſter Perſonen, und ich wiederum in Begleitung des Herrn Herzogs.“

„Aber ohne offiziellen Charakter,“ ſagte dieſer lachend.

„Ganz richtig,“ fuhr der Erzähler fort. „Ich hatte das un-

ſchätzbare Glück, Seine Durchlaucht unterhalten zu dürfen, wenn Niemand Beſſeres da war, mit ihr dejeuniren und diniren zu müſſen, Sie auf Spaziergängen, Fahrten und Ritten zu begleiten, wobei es mir aber nie erlaubt war, meine wunderbare Dragoner-Uniform anzuziehen."

„Pfui, Steinfeld!" rief der Herzog. „Wie ſind Sie bei den Tſcherkeſſen verwildert!"

„Aber damals war ich es noch nicht, gnädiger Herr, das müſſen Sie mir zugeſtehen; denn wenn Sie mir auch nicht gern etwas Erfreuliches nachſagen, ſo können Sie doch nicht läugnen, daß ich überall gut gelitten war."

„Er war damals ein vollkommener Beau; aber ſonſt nichts."

„Und deßhalb paßten wir trefflich zu einander: Euer Durchlaucht hatten den Verſtand, das innere Departement, und ich beſchäftigte mich ſtark mit dem äußeren. — Darf ich nun fortfahren? —

„Eines Tages nun wurde auf den Wunſch hoher Perſonen," erzählte Herr von Steinfeld weiter, „in einem der Theater ein längſt vergeſſenes Luſtſpiel wieder aufgeführt, in welchem eins der Hauptmitglieder von jeher excellirt hatte. Seine Durchlaucht nahmen wie gewöhnlich eine Loge und ich hatte die Ehre, Sie begleiten zu dürfen. — Doch damit ich bei der Wahrheit bleibe, ſo muß ich ſagen, daß der Herr Herzog an dem Tage bei Hof ſpeiſte und wir uns alſo in der Loge treffen ſollten. Natürlicher Weiſe war mein Diner bälder beendigt als das ſeinige, und obgleich ich ſehr langſam zu Fuß dem Schauſpielhauſe zuſchlenderte — es war im heißen Sommer — ſo kam ich doch hin, wohl eine halbe Stunde vor Beginn der Vorſtellung, fand aber das Haus ſchon dicht beſetzt; nur die Logen des halben erſten Ranges waren noch leer, denn außer der des Herrn Herzogs waren die anderen ebenfalls für hohe Perſonen reſervirt worden.

„Ich durchaus an nichts Arges denkend, ſtieg langſam die Treppen hinauf, trat in unſere Loge und ging an die Brüſtung

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK

vor, um mich im Hauſe umzuſchauen. Hier aber — Gott weiß, für wen man mich gehalten, — ward ich augenblicklich das Ziel der Aufmerkſamkeit des ſämmtlichen Publikums. Alle Augen richteten ſich zu mir empor; ja ich kann wohl ſagen, alle Theatergläſer und Lorgnetten nahmen die Richtung nach meiner Loge; von unten im Paterre vernahm man — ich kann es nicht läugnen — ein höchſt beifälliges Gemurmel, und wenn ich mich nicht ſchleunigſt zurückgezogen hätte, ſo würde ich einem allgemeinen Vivat nicht entgangen ſein."

„Da ward es ihm bange in ſeiner Löwenhaut, und er warf ſie ab," ſagte einigermaßen hämiſch der Herzog.

„Natürlicher Weiſe," fuhr ruhig der Erzähler fort, „denn ich wußte, daß Sie, gnädiger Herr, dieſelbe ſpäter mit viel größerem Anſtande tragen würden. — Im nächſten Augenblick füllten ſich denn auch die Logen; die Acclamation des Publikums ward einem Würdigeren zu Theil; endlich kam auch der Herzog. Der Vorhang flog auf und das Stück begann.

„Gleich da bemerkte ich ſchon, wie unaufhörlich und hartnäckig Sie in das Parterre hinab kokettirten, konnte aber nicht entdecken, wem es galt, denn für mich waren drunten lauter alltägliche Geſichter.

„Ich läugne es nicht, daß ich häufig hinab ſah, doch anfänglich nur aus einem reinen Gefühle der Dankbarkeit, denn von all' den tauſend Geſichtern, die mich vorhin ſo neugierig angeſtarrt, blieb mir nur ein einziges inſofern treu, als es mir hie und da noch einen Blick ſchenkte, während ſich alle anderen den aufgegangenen glänzenderen Sonnen neben mir zuwandten. — Aber die beiden Augen, die mich zuweilen anſahen, wogen tauſend andere auf; ſie gehörten einem Mädchen, das drunten in einem Sperrſitz neben einer älteren Frau ſaß, einem Mädchen von ſo unbegreiflicher und wunderbarer Schönheit, daß ich mir mit Erſtaunen geſtand, lange, ja noch nie ſo Etwas geſehen zu haben. Eine Beſchreibung iſt eigentlich überflüſſig; ich kann nur ſagen, daß es ein blaſſes, aber ſehr edles Geſicht war,

von ſanftem würdevollem Ausdruck, mit glänzenden blauen Augen und dem üppigſten hellblonden Haar, was ich in meinem ganzen Leben geſehen. — Ich muß Euer Durchlaucht hiebei zum Zeugen aufrufen, denn Sie werden ſich erinnern, daß Sie ſpäter dieſem Mädchen einmal durch Zufall begegneten. — Habe ich übertrieben, oder ſprach ich die Wahrheit?"

„Ja, ja," erwiderte der Herzog nachdenkend; „es war das eine auffallend reizende Erſcheinung."

„Ah himmliſch! unvergeßlich!" fuhr der Andere enthuſiaſtiſch fort. „Doch bleiben wir ruhig bei unſerer Erzählung. — In meiner übergroßen Beſcheidenheit dachte ich anfänglich, die Blicke, die ſie zuweilen herauf ſandte, können mir unmöglich gelten; ich wollte deßhalb eine Probe machen, verließ die Loge und ſtellte mich im Parterre ſo auf, daß jenes Mädchen, wenn ſie nach rechts ſchaute, mich ſehen konnte. Hier gerieth ich aber in eine Gruppe junger Leute meiner Bekanntſchaft, Cavaliere der reichſten Häuſer, Offiziere, die ſich alle mit mir in der gleichen Abſicht da verſammelt hatten. — „Daß Sie daher kommen," rief mir Einer zu, „finde ich vollkommen begreiflich; Ihrem Blick entgeht dergleichen nicht. — „Sie meinen jene Dame mit dem ſchwarzen Haar in der Parterreloge?" fragte ich. — „Ah! gehen Sie weg, Sie Heuchler!" lachte ein Anderer, „wer wird nach dem ſchwarzen Haar ſehen, wenn man ein ſo wunderbares Blond vor ſich hat!" — Kennen Sie das Mädchen?" — „Ich nicht." „Und Sie?" — „Keiner von uns Allen kennt ſie; und das will viel ſagen," ſo ſprach ein Dritter. „Sie kann noch nicht lange hier ſein. — „Und das iſt wohl Ihre Mutter, die neben ihr ſitzt?" — Es ſcheint ſo. — „Aber haben Sie je was Schöneres geſehen als das Mädchen?" — „Nein, nein," ſagten die Anderen. Und ſo ging es eine Weile fort.

„Hatte das Mädchen nun bemerkt, daß ſie der Gegenſtand dieſer Aufmerkſamkeit war, genug, ſie blickte längere Zeit nur auf die Bühne oder ſprach mit ihrer Nachbarin. Endlich aber erhob

ſie ihre Augen wieder und ſah nach unſerer Loge hinauf. Ich muß geſtehen, mir ſchlug das Herz, denn wahrhaftig, es kam mir vor, als ſuche ſie dort etwas. — Ich hatte mich in die vordere Reihe meiner Bekannten gedrängt und ſchaute mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit nach ihr hin. — Richtig! ſie ſenkte jetzt langſam den Blick; ihre Augen fanden die meinigen, und daß ſie gerade mich geſucht und gefunden, das ſagte mir ein ſüßes Gefühl in meinem Herzen."

„Glückſeliger Hugo!" ſprach zerſtreut Graf Fohrbach.

„Daß ich an meinem Platze ſtehen blieb, könnt ihr euch denken."

„Und mich ließ er allein in der Loge, der Undankbare! — Aber nur weiter; ich bin überzeugt, wir werden in dem Punkte noch ſchrecklichere Dinge zu hören bekommen."

„Von dem Stücke ſah ich begreiflicher Weiſe gar nichts," fuhr Herr von Steinfeld fort; „auch war es wahrhaftig zu raſch für mich zu Ende. Während des letzten Aktes aber ging ich hinaus und ſuchte unſern vortrefflichen Lohnbedienten. Der kannte ſämmtliche gewiſſe junge Damen der ganzen Stadt; doch es wäre mir ſchrecklich geweſen, wenn er auch dieſe gekannt hätte. Aber ohne ſeine Hülfe konnte ich nichts unternehmen; konnte ich nicht erfahren, wer die Damen ſeien oder wo ſie wohnten. Auch war ich überzeugt, daß ſich meine ſämmtlichen Bekannten in ihren Weg drängen und den Verſuch machen würden, ein Wort anzubringen. Und das wollte ich für meine Perſon gerade vermeiden. Ich begab mich deßhalb mit Baptiſt an die Ausgangsthüre, um zu warten, bis ſie heraus käme; dabei geſchah nun, was ich vorhin andeutete: alle die jungen Leute, die ſie während der Vorſtellung angeſtaunt, ſchwärmten um ſie herum; ja die Keckſten wagten es, die ältere Dame oder ſogar ſie ſelbſt anzuſprechen. Doch hatten Beide ihre Schleier herabgelaſſen und würdigten keine Frage einer Antwort; ſie ſchritten ſo raſch durch die Menge dahin, daß Baptiſt kaum Zeit hatte, ſie in Augenſchein zu nehmen; doch genügte ein einziger Blick, um mich

verſichern zu können, das Mädchen ſowie die ältere Frau ſeien ihm gänzlich unbekannt. — Aber ich muß um jeden Preis erfahren, entgegnete ich ihm, wenigſtens wo ſie wohnen. Baptiſt, Ihre Belohnung für dieſe Nachricht ſoll glänzend ſein."

Er nickte mit dem Kopfe und folgte den Damen ſo ſchnell, als es das Gewühl erlaubte. Dieſe hatten das Haus bereits verlaſſen und ſchritten über die Straße, einem Fiaker zu, der auf ſie zu warten ſchien. Ohne ſich aufzuhalten, ſtiegen ſie in den Wagen, zogen den Schlag hinter ſich zu, und der Kutſcher fuhr davon. — Aber nicht ohne den vortrefflichen Baptiſt. Dieſer hatte ſich hinten aufgeſchwungen, und während er ſich auf dem Trittbrette als Lakai einrichtete und die Quaſten des Wagens ergriff, nickte er mir zu, als wollte er ſagen: ſeien Sie vollkommen ruhig; die Sache iſt beſtens eingefädelt.

„Und ſo verlor ich für den Abend meinen Begleiter und meinen Lohnlakaien," ſagte der Herzog. „Ich mußte eine Viertelſtunde warten, ehe es unſerem vortrefflichen Freunde hier einfiel, nach mir und meinem Wagen zu ſehen."

„Bedenken Sie aber das Gedränge, gnädigſter Herr," entgegnete lachend der Erzähler, „dieſe Foule von Menſchen und Wagen; Sie hätten ja doch nicht nach Hauſe gekonnt. — Wahrhaftig, auf mich brauchten Sie keine Sekunde zu warten."

„Aber auf den Lohnbedienten wartete ich den ganzen Abend vergebens."

„Das kann ich Eurer Durchlaucht nicht läugnen. Er ließ ſich erſt am andern Morgen wieder im Hotel ſehen, um — mir Bericht zu erſtatten.

„Als Bedienter hinten auf dem Wagen war er vom Schauſpielhauſe weg durch einige Straßen glücklich mitgefahren, dann aber mußten ihn die Damen entdeckt haben; genug, ſie ließen den Wagen halten und die Alte rief dem Kutſcher zu, er ſolle nachſehen, wer hinten aufſtände, ſie hätten keinen Bedienten und brauchten

auch keinen, und er solle sie augenblicklich verlassen. — Was war zu machen? Baptist kletterte hinab und mußte sich bequemen, hinter dem Wagen, der im scharfen Trabe fuhr, zu laufen. So ging es durch die ganze Stadt, zum entgegengesetzten Thore hinaus und nach einer der entlegensten Vorstädte. Baptist aber blieb ausdauernd bei dem Wagen, bis dieser endlich vor einem Hause hielt, und dort hatte er obendrein die Kühnheit, den Schlag zu öffnen, um den Damen beim Aussteigen behülflich zu sein. Doch stieß die Jüngere verächtlich seine Hand zurück, und die Aeltere hielt ihm eine Strafpredigt und sagte, sie hätte wohl nicht übel Lust, die Polizei herbeirufen zu lassen, damit sie geschützt sei vor Unberufenen und Spionen. Baptist entschuldigte sich mit dem Befehl seines Herrn, der ihn beauftragt habe, um jeden Preis zu erfahren, wo die beiden Damen wohnen, worauf dieser Herr auch nicht ohne einige kräftige Bemerkungen davon kam. Dann gingen sie in's Haus, regelten hinter sich zu und ließen Baptist einigermaßen verdutzt auf der Straße stehen. Doch merkte er sich genau die Hausnummer, und da es für Nachforschungen zu spät war, so stellte er sie den andern Morgen in aller Frühe an und erfuhr, die ältere Dame sei eine Wittwe, Frau von Z., das Mädchen ihre Tochter Elise, und Beide erst seit ungefähr einem halben Jahre in der Stadt. Woher sie gekommen, konnte man ihm nicht sagen."

„Das war eigentlich eine kräftige Abweisung," sagte der Rath. „Ich hätte mich darnach um keinen Preis mehr in der Straße sehen lassen. — Und die Sache war aus?" fragte er.

„Nein, mein Lieber," erwiderte Herr von Steinfeld; „sie fing hierauf erst recht an. Ich hatte nun begreiflicher Weise nichts Gilligeres zu thun, als mich hinzusetzen und ungefähr folgenden Brief zu schreiben: Gnädige Frau, — Ich bin in Verzweiflung. — Durch die ungeschickte Zudringlichkeit meines Bedienten ist Ihnen gestern Abend, wie ich soeben zu meinem größten Schrecken erfuhr, ein unangenehmer Moment bereitet worden, was mir um so schmerz-

licher iſt, da mein Bedienter, wie ich vernommen, einen Auftrag von mir vorgeſchützt, der ihn veranlaßt, Sie auf ſo rückſichtsloſe Weiſe vom Theater bis in Ihre Wohnung zu verfolgen. — Leider muß ich bekennen, daß ich nicht ganz ohne Schuld bin; doch als ich, ich geſtehe es, überraſcht von dem Anblick Ihrer Fräulein Tochter, mich erkundigte, welcher Familie ſie angehöre, geſchah dies gewiß nicht in der Abſicht, Ihnen durch Nachforſchungen irgend welcher Art läſtig zu fallen, wie in der That geſchehen. Da ich es nun aber für eine dringende Pflicht halte, Sie, gnädige Frau, wegen der Ungeſchicklichkeit meines Dieners um Verzeihung zu bitten, würde ich es als die größte Gunſt anſehen, wenn Sie mir eine Stunde beſtimmen wollten, in welcher es mir vergönnt wäre, Ihnen zu ſagen, wie unendlich ich den geſtrigen Vorfall bedaure ꝛc."

„Brrr!" machte der Major. „Damit zogſt du eigentlich ärger an der Klingel als dein Bedienter."

„Nein, nein!" lachte der Herzog. „Er ſprach durch die Blume per Beſenſtiel."

„Es war allerdings ein gewagter Schritt," fuhr der Erzähler fort, „ſo mit der Thüre in's Haus zu fallen. Aber was konnte daraus erfolgen? — Entweder gab ſie mir keine Antwort, und dann mußte ich einen andern Weg einſchlagen oder von der ganzen Geſchichte abſtehen. An das Mädchen hätte ich auf dieſe Weiſe nicht geſchrieben, aber der pfiffige Baptiſt, der in der ganzen Stadt ſeine Verbindungen hatte, verſicherte mich, Mutter und Tochter ſeien zwei ganz verſchiedene Naturen. Mit der Alten ſei es, wie man ihm geſagt, nicht ganz richtig, aber das Mädchen ſei in jeder Hinſicht ein wahrer Engel. — Genug, ich ſchrieb, ſchickte aber den Brief durch meinen eigenen Bedienten, und erhielt am andern Tag die Antwort, Frau von Z. ſei geneigt, meine Entſchuldigung anzunehmen. — Daß ich mich zur bezeichneten Stunde hin begab, brauche ich wohl nicht zu erwähnen."

„Aber ich muß erwähnen, daß dies in meinem Wagen geſchah."

ſagte der Herzog. „Gütiger Himmel! wozu habe ich damals nicht dienen müſſen.“

„Ich geſtehe, gnädiger Herr, daß ich allerdings Ihren Wagen nahm, muß aber dabei bemerken, daß er mir von der Mutter ſogleich bei meiner Ankunft die Bemerkung eintrug, es ſei durchaus nicht artig von mir, die erhaltene Erlaubniß zu mißbrauchen, indem ich in ihrer kleinen beſcheidenen Straße mit der glänzenden Equipage ein ſolches Aufſehen hervorrufe. Ich nahm auch geduldig dieſe Zurechtweiſung hin und bat demüthig für meine beiden Vergehen um Verzeihung. Madame empfing mich allein in ihrem Zimmer; es war das eine Wohnung, beſcheiden aber anſtändig möblirt. Ich zog mich aus der Geſchichte des geſtrigen Abends ſo gut als es eben gehen wollte, indem ich verſicherte, der Anblick ihrer Tochter habe auf mein Herz einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht.“

„Und das hörte ſie geduldig an?“ fragte der Major.

„Sie lächelte dazu,“ fuhr der Andere fort, „und ich ſah, daß Partiß in dem einen Theile ſeines Berichtes vollkommen Recht hatte. Doch wurde mir nicht blos dieſes Lächeln zu Theil, ſondern ſie verzog gleich darauf ihr Geſicht wieder in ernſte Falten, als ſie mich verſicherte, ſie müſſe mir offenherzig geſtehen, daß ſie nur mein dringendes Schreiben veranlaßt habe, mir die Erlaubniß zu dieſem einzigen Beſuche zu ertheilen. Sie ſei eine Wittwe mit wenigem Vermögen, fuhr ſie fort, der Alles daran gelegen ſein müſſe, ſich ohne Aufſehen, namentlich aber ohne irgend welche ſchlimme Nachreden durch die Welt zu ſchlagen, weil ſie nur ſo im Stande ſei, für das Glück ihrer einzigen geliebten Tochter dauernd ſorgen zu können.“

„Und dieſe einzige und geliebte Tochter ſahen Sie nicht alſogleich?“ fragte der Herzog.

„Auf mein dringendes Bitten wurde mir ſpäter die Erlaubniß zu Theil, auch deren Verzeihung meines unüberlegten Schrittes erbitten zu dürfen. — Und auch in Betreff dieſes Mädchens hatte

Baptiſt vollkommen Recht," fuhr der Erzähler mit einem kleinen Seufzer fort. „Wir wollen darüber nicht viele Worte machen, es würde das lächerlich vorkommen; aber ſie war wirklich in jeder Beziehung ein Engel, — ein vollkommenes Geſchöpf: ſchön, unſchuldig, rein. — Ja, unſchuldig und rein," wiederholte er, als er die ſpöttiſche Miene des Herzogs bemerkte. „Ich verſichere Sie, gnädigſter Herr, die Seele dieſes Mädchens hatte noch kein Hauch irgend einer Leidenſchaft, irgend eines Laſters getrübt; es war das ein fleckenloſer, glänzender Spiegel, der ungetrübt alle äußeren Eindrücke heiter und luſtig empfing und ſie ebenſo zurückſtrahlte."

„Das muß was Auſierordentliches geweſen ſein!" ſagte ſpöttiſch der Herzog. „Bedenken Sie doch, meine Herren, noch nach ſechs Jahren dieſe feurige Schilderung!"

„Und die würde ich mit demſelben Feuer ebenſo noch nach ſechszig machen, wenn das möglich wäre," verſetzte ſehr ernſt Herr von Steinfeld. „Doch wenn das Innere dieſes Mädchen außerordentlich war, ſo war es ihr Aeußeres nicht minder; ich habe nie mehr eine ſo vollkommen ſchön gewachſene Geſtalt geſehen, ſo kleine Hände und Füße, ſolche elaſtiſche und edle Bewegungen. Mir war übrigens die ganze Erſcheinung von Anfang an ein Räthſel; wenn Frau von Z. ihre Mutter war, ſo müßte der Vater etwas Vorzügliches geweſen ſein; denn von der Mutter konnte ſie weder die Schönheit, weder die Friſche des Geiſtes, noch dieſe Erziehung haben. Eliſe ſprach Franzöſiſch mit ſehr gutem Accent, und Engliſch wie eine geborene Engländerin, überhaupt hatte ſie in ihrem Geſichte viel von dem Typus dieſer Nation, namentlich ihren klaren, durchſichtigen weißen Teint, das ſchöne blonde Haar und die friſchen Zähne und Lippen."

In dieſem Augenblick wandte ſich der Herzog heftig auf die Seite, blickte hinter ſeinen Stuhl und ſagte: „ah! Sie ſind's, Baron Brand? Zum Teufel! ich hatte Sie ganz vergeſſen, und als ich da auf einmal

Alſo Sie ſuchen eine Kammerdienerſtelle? Nun, ich glaube, da ſind mehrere notirt.

De Blé.

Wollten mich der Herr Commiſſionär nicht gefälligſt ausreden laſſen? Erlauben Sie mir, wer Kammerdiener bei zwölf jungen preußiſchen Edelleuten war, hat auf lange Zeit alle Luſt an dieſem Geſchäft verloren. Ich werde mich kurz faſſen, und Ihnen aus einigen merkwürdigen Begebenheiten meines Lebens beweiſen, daß nur das Einzige für mich paſſend iſt, um welches ich Ihre geneigte Vermittlung anſprechen möchte.

Commiſſionär.

Bitte Sie um Gottes willen keine Begebenheiten mehr. Sie haben mir ſchon meinen ganzen Vormittag geſtohlen, und wenn Sie mir nicht mit kurzen Worten ſagen können, was Sie wünſchen, ſo muß ich mich gehorſamſt empfehlen und Sie bitten, einen andern Geſchäftsmann aufzuſuchen.

De Blé.

In Gottes Namen alſo, doch erlauben Sie mir vorher, Ihnen aus meiner frühen Jugend —

Commiſſionär.

Ihr Anliegen, mein Herr, Ihr Anliegen —

De Blé.

Nun denn: ich will mich verheirathen.

Commiſſionär (lacht).

Sie wollen ſich verheirathen?

De Blé.

Finden Sie etwas Komiſches darin? Ich durchaus nicht. Ich bin in meinen beſten Jahren, und wenn Sie einige paſſende Parthieen für mich wüßten —

Commiſſionär.

Sie machen mich mehr und mehr erſtaunen. Sie waren Reit-

Ihren tiefen Seufzer hörte, ſo war mir das ganz unheimlich. — Fehlt Ihnen etwas?“

Der Baron Brand hatte wirklich vorhin aus tiefſter Bruſt geſeufzt; doch als er jetzt gefragt wurde, nahm er ſich zuſammen und entgegnete mit etwas erzwungenem Lächeln: „Euer Durchlaucht wiſſen, daß ich ein ſehr gefühlvolles Herz habe, und da Herr von Steinfeld ſo außerordentlich lebendig und ſchön erzählt, ſo hat mich ſeine Schilderung in der That etwas angegriffen.“

„Sie ſehen wirklich blaß aus,“ nahm Graf Fohrbach, der ſich jetzt erſt zu erinnern ſchien, daß Herr von Brand ebenfalls in der Geſellſchaft ſei, erſtaunt das Wort. Er hätte gern ſeinem Freund ein Zeichen gegeben, die Erzählung zu unterbrechen, doch war dies, ohne Aufſehen zu erregen, nicht möglich.

„Schon die erſte Unterredung, die ich an jenem Tage mit dem Mädchen hatte,“ fuhr Herr von Steinfeld fort, „entſchied über mich und ich fühlte, daß ich eine wirkliche Liebe für ſie zu faſſen im Begriffe ſei. Es war das mehr denn eine vorübergehende Leidenſchaft; und als ich ſie nach einer höchſt angenehmen Stunde verlaſſen und zu Hauſe angekommen war, ging ich lange mit mir zu Rath, ob es nicht beſſer ſei, jenes Haus nie mehr zu betreten, ja Eliſen weder dort noch anderswo in ihre ſchönen, gefährlichen Augen zu ſchauen. Mein Verſtand pflichtete dieſem Entſchluſſe bei, aber mein Herz überredete mich leicht, von der Erlaubniß der Frau von Z., zuweilen ihr Haus beſuchen zu dürfen, den umfaſſendſten Gebrauch zu machen.

„Ich ging alſo häufig hin, blieb ſo lange wie nur möglich, und Eliſe wurde mir mit jedem Tage theurer. Ohne mir zu ſchmeicheln, kann ich auch wohl ſagen, daß ſie mich gerne kommen ſah, ja daß ich ihr nicht gleichgültig war. Wenn man wirklich liebt, ſo merkt man das ja ſo leicht an einem Worte, einem Blicke, einer ſcheinbar vollkommen bedeutungsloſen Berührung der Hand und dergleichen. Es ſind das nur Kleinigkeiten, aber mit ihnen durch-

lebt man die ſüßeſten Stunden. Ich genoß das alles wie im Traume; oft ſah ich ſie in Geſellſchaft ihrer Mutter, öfter allein. Frau von Z. ſchien uns vollkommene Freiheit laſſen zu wollen. Und wir benutzten dieſe Freiheit auf's Beſte, denn ſchon nach vierzehn Tagen wußte ich, daß mich Eliſe eben ſo innig liebe wie ich ſie."

„Und weiter — wie Octavio in Don Juan ſagt!" lachte der Herzog.

„Weiter nichts, gnädiger Herr," ſprach Herr von Steinfeld ſehr ernſt. „Ich verſichere Sie wiederholt: es war das ein ſo edles und reines Geſchöpf, dabei ſo unſchuldig und wohlerzogen, daß ich es für ein großes Glück anſah, wenn ich nur ihre Hand ergreifen und ſie leiſe küſſen durfte. — „Aber," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ſolche Liebesgeſchichten ſind für Dritte höchſt langweilig; ich mußte jedoch der Thatſache erwähnen. Doch gehen wir darüber hinweg, indem ich Sie nur noch bitte, meinem Worte Glauben ſchenken zu wollen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich es mit einem vollkommen unverdorbenen Weſen zu thun hatte. —

„In all' der Zeit hatte mich die Mutter nie mit irgend einer Frage beläſtigt, welche mein Herkommen betraf, meinen Stand, mein Vermögen oder dergleichen; Eliſe noch viel weniger, ja ſie wich jedem Geſpräch aus, das auf dieſes Thema führen konnte, und pflegte mir oft, nicht ohne einen Anflug von Schmerz, zu ſagen, wenn ich über Vergangenheit oder Zukunft ſprechen wollte: laſſen Sie das; mir iſt das alles wie ein ſchöner Traum, — träumen wir ihn fort bis zum Erwachen; Gott allein mag wiſſen, ob dies Erwachen für mich ſchön oder traurig ſein wird." —

„Nun, deine Reden über die Zukunft," unterbrach ihn Graf Fohrbach, „werden doch für das arme Mädchen nicht gerade ſehr angenehm geweſen ſein, denn du dachteſt doch gewiß nie an eine Heirath."

„Offenherzig geſtanden, gab es Momente, wo ich wohl daran dachte, bis mir alsdann wieder die immer etwas räthſelhafte Mutter

vor Augen trat. Das kann ich euch versichern: hätte ich dieses Mädchen in irgend einer noch so bescheidenen, aber anständigen und geachteten Bürgerfamilie gefunden, ich würde Alles daran gesetzt haben, sie zu meiner Frau zu machen. Und ich bin überzeugt, daß ich mit ihr vollkommen glücklich geworden wäre. — Aber die Verhältnisse hier waren anders."

Bei diesen Worten fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht und blickte ein paar Sekunden in das lodernde Kaminfeuer, zog seine Augenbrauen dichter zusammen und fuhr dann fort:

„Eines Tages ging ich wie gewöhnlich nach ihrem Hause und fand Frau von Z. allein; ihre Tochter sei ausgegangen, sagte sie. Das war nun schon öfter vorgekommen, befremdete mich auch deßwegen nicht, und ich setzte mich in eine Ecke des Sopha's, um sie zu erwarten. Auf meine Frage aber, ob Elise bald kommen werde, erwiderte sie: nein; ich habe sie zu einer Bekannten geschickt, um mit Ihnen einige Worte sprechen zu können. — Sie kommen jetzt, sagte Frau von Z., einige Wochen in mein Haus, Sie erweisen meiner Tochter alle möglichen Aufmerksamkeiten, ja Sie werden mir nicht läugnen können, daß Sie mit derselben bereits ein kleines Verhältniß angeknüpft haben. — Ich zuckte beistimmend die Achseln. — Alles Ding in dieser Welt aber, fuhr sie fort, muß doch am Ende ein Ziel haben, und ich möchte Sie nun fragen, welches Sie sich in dieser Angelegenheit eigentlich vorgesteckt haben. — Darauf war nun schwer zu antworten; ich gab ihr allerdings zu, daß mich Elise außerordentlich interessire, daß ich gern in ihrer Gesellschaft sei, ja, daß ich eine Neigung für Sie habe. — Doch werden Sie unmöglich an eine Heirath denken können, entgegnete sie lächelnd. Ich kenne Ihre Verhältnisse ganz genau, obgleich wir, wie Sie selbst wissen, nie darüber sprachen. Sie sind der und der; Sie haben kein bedeutendes Vermögen, und begleiten in diesem Augenblicke Seine Durchlaucht, den Herrn Herzog Alfred von D., dessen Vertrauter und Freund Sie sind."

„Alle Teufel!“ machte der Herzog. „Die Geſchichte fängt an, mich zu intereſſiren.“

„Das Alles konnte ich nicht läugnen,“ erzählte Herr von Steinfeld weiter. — „Seien Sie offenherzig, fuhr Frau von Z. fort; glauben Sie mir, ich kenne die Welt und alſo auch die jungen Cavaliere. — Sie machen meiner Tochter den Hof, Sie bringen ihr Blumen, Sie küſſen ihr die Hand, aber dabei werden Sie nicht ſtehen bleiben wollen. — Ich muß geſtehen, daß mich dieſe Worte auf's Höchſte überraſchten, denn ſie ſagte das ohne alle Erregung in einem unheimlich kalten Geſchäftstone; und obgleich mich ihre Reden eigentlich empörten, ſo konnte ich es doch nicht unterlaſſen, ihr auf ihre wiederholte Frage ganz in der gleichen Art zu antworten. — Nun gut, ſagte ich, da Sie alſo die Welt und die jungen Cavaliere ſo genau kennen, ſo will ich Ihnen recht gern eingeſtehen, daß ich wie die Letzteren denke und fühle, und in der That einem ſchönen jungen Mädchen nicht den Hof mache, um bei einem Handkuß ſtehen zu bleiben. — Schön, verſetzte ſie, Ihre Offenherzigkeit gefällt mir. Wir werden uns leicht vereinigen. — Ich nehme an, fuhr ſie nach einer Pauſe fort, daß Sie eigentlich im Auftrage des Herrn Herzogs zu uns kommen. — Ihr könnt euch denken, daß ich bei dieſen Worten entrüſtet in die Höhe ſprang, und ſchon im Begriffe war, ihr eine heftige Erwiderung zu geben; doch dachte ich: du haſt ſie falſch verſtanden, und bat ſie in einem ſtrengen Tone um eine Erklärung ihrer Worte. Sie ſah mich verwundert an und entgegnete mir mit der größten Ruhe: Sie müſſen mich nicht mißverſtehen; allerdings weiß ich, daß Sie Eliſen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, für eigene Rechnung den Hof machen, aber ebenſo weiß ich, daß ſich der Herzog für meine Tochter intereſſirt, daß er alles daran wenden wird, ihre Bekanntſchaft zu machen. Und Beides, ſetzte ſie mit einem leichten Lächeln hinzu, läßt ſich ja ganz gut vereinigen.“

„Alle Wetter! Steinfeld,“ rief der Herzog, „mir ſcheint, Sie

haben auf meinen Namen geſündigt. Das muß ich mir wahrhaftig ausbitten; habe ich doch das Mädchen nur ein einziges Mal und ganz zufällig geſehen."

„Ich ſtand erſtarrt da," fuhr der Erzähler fort, ohne zuerſt auf dieſe Einwendung des Herzogs etwas zu erwidern. „Was ich ihr für harte Worte ſagte, bin ich nicht im Stande euch anzugeben; es iſt auch ganz gleichgültig. Nur muß ich leider geſtehen, daß nichts vermochte, die freche Stirne dieſer Frau erröthen zu machen. Sie ſetzte mir mit klaren Worten auseinander, die ſorgfältige Erziehung ihrer Tochter habe ihr kleines Vermögen verſchlungen, ſie befinde ſich dem Nichts gegenüber, wenn es ihr nicht gelinge, einen derartigen glänzenden Sort für Eliſen zu finden."

„Steinfeld iſt ein Verräther!" rief der Herzog halb im Ernſte, halb im Scherze. „Geſteht, meine Herren, wenn er als Freund handeln wollte, ſo mußte er mir augenblicklich ſagen: das habe ich erlebt, das bietet man Ihnen; was denken Sie davon?"

Der Erzähler warf einen eigenthümlichen Blick auf Seine Durchlaucht und entgegnete mit kaltem, ironiſchem Tone: „abgeſehen davon, gnädiger Herr, daß ſich in dieſem Falle Frau von Z. wirklich nicht in mir geirrt hätte, und ich in dieſer — delicaten Angelegenheit fähig geweſen wäre, einen Unterhändler abzugeben, ſo wollte ich hauptſächlich Ihre Kaſſe ſchonen, welcher es gerade in dem Augenblicke ſehr wehe gethan hätte, ſo zehntauſend Gulden wegzuwerfen."

„Zehntauſend Gulden!" ſagte nachdenkend der Major. „Das iſt allerdings eine ſchöne Summe."

„Welche mir die Mutter mit der größten Ruhe als Kaufpreis für ihre Tochter vorſchlug."

„Das iſt ja völliger Sklavenhandel," miſchte ſich der Rath kopfſchüttelnd in das Geſpräch.

„Aber ein ſehr erlaubter," entgegnete Herr von Steinfeld mit bitterem Tone. „Um ſolche Kleinigkeiten bekümmern ſich unſere

Philanthropen nicht. — Doch bleiben wir bei unserer Geschichte. Ich nahm meinen Hut, verließ Zimmer und Haus auf eine etwas stürmische Art, und irrte stundenlang in den Straßen umher, ehe es mir gelang, meiner tiefen und schmerzlichen Bewegung Herr zu werden. Als ich nach Hause zurückkehrte, fand ich einen Brief der Frau von Z., den ich begreiflicher Weise sogleich vernichtete. Den andern Tag kam ein zweiter, ein dritter, die ich alle nicht las, also auch keine Antwort darauf geben konnte, worauf denn am darauf folgenden Morgen sie selbst in mein Zimmer trat und mich beschwor, unsere Unterredung zu vergessen. Sie sei allerdings zu weit gegangen, sagte sie, und bedaure das unendlich, bitte mich aber dringend, heute noch ihre Tochter zu besuchen, da Elise, — das versicherte sie mich mit einem feierlichen Schwure, — nicht eine Silbe von allem dem wisse und nicht begreifen könne, weßhalb ich mehrere Tage nicht gekommen. — Der Mensch ist schwach; ich ließ mich also erbitten und ging den andern Tag wieder hin. Das Mädchen war allein, machte mir zärtliche Vorwürfe über mein Ausbleiben, war aber sonst unbefangen und natürlich wie immer. War ich ja doch schon vorher vollkommen überzeugt, daß sie nicht das Geringste wußte von dem Verkauf, den ihre eigene Mutter mit ihr beabsichtige. Mich aber hatte diese Geschichte einigermaßen erkältet, nicht sowohl gegen Elise selbst, als gegen ein Verhältniß, das auf so trauriger Unterlage zu ruhen schien. Wie gesagt, ich war überzeugt, daß sie keine Ahnung von dem Vorhaben ihrer Mutter hatte; aber ich war nicht mehr im Stande, ihr frei und offen wie früher in die Augen zu sehen. Mir schien der Duft von ihrem Leben hinweggewischt, und in meinen Träumereien sah ich immer eine fremde kalte Hand, die gewaltsam diese Blüthe entblättern, das gute, reine Herz zerstören werde. —

„Glücklicher Weise hatte ich schon vor dieser Begebenheit von einer Reise gesprochen, die mich einige Zeit von W. fern halten werde. Ich sagte also in den nächsten Tagen, daß mich meine

Geſchäfte hinweg riefen, und reiste ab. Eliſe warf ſich mir, ehe ich ſie verließ, laut weinend in die Arme und drang ſo lange in mich, bis ich ihr feierlich verſprach, ſobald als möglich zurückzukehren. Nun hoffte ich aber, die Zerſtreuung auf dieſer Reiſe würde mich das Mädchen vergeſſen machen, um, wenn ich je wieder nach W. käme, im Stande zu ſein, dies Verhältniß nach und nach aufzulöſen. — Aber dem war leider nicht ſo: je mehr Tage und Meilen mich von ihr trennten, deſto friſcher und lebendiger trat ihr Bild im Wachen und Träumen vor mich; nichts war im Stande, es zu verwiſchen, nicht die fremden Städte und Länder, die ich ſah, nicht die Zerſtreuungen, in welche ich mich gewaltſam vertiefte, und ich eilte in einer wirklich fieberhaften Haſt immer weiter und weiter, um mir ſelbſt die Möglichkeit abzuſchneiden, früher als ich gewollt nach W. zurückzukehren."

„Ah! das waren die dringenden Geſchäfte in England, von denen ich damals ſo viel hören mußte," bemerkte der Herzog. „Nun, lange genug blieben Sie aus."

„Mußte aber doch endlich zurückkehren," fuhr der Erzähler achſelzuckend fort, und fand bei meinem Banquier unter einer Menge anderer Schreiben wenigſtens ein halbes Dutzend Briefe der Frau von Z., worin ſie mich dringend, ja flehentlich bat, ſie doch gleich nach meiner Ankunft zu beſuchen. — Ich ließ aber einige Tage vergeben, ehe ich zu ihr ging; und als ich darauf in die bekannte Straße kam, ſchnürte mir ein unerklärlicher Schmerz das Herz zuſammen, und meine Hand zitterte, als ich die Stubenthüre öffnete.

„Frau von Z. war wie damals allein zu Hauſe, dankte mir, daß ich gekommen, obgleich ſie ſich über meine lange Abweſenheit beklagte, namentlich aber darüber, daß ich Eliſen nicht ein einziges Mal geſchrieben. Ich machte keinen Verſuch, mich der Mutter gegenüber zu entſchuldigen und fragte nach dem Mädchen. Sie ſei ausgegangen, hieß es, werde aber in kurzer Zeit zurückkehren."

Hier that Herr von Steinfeld einen tiefen Athemzug, heftete den Blick auf den Boden und ſagte mit ſeltſam bewegter Stimme: „ſie ſprach darauf zu mir; und was ſie mir mittheilte, das hatte ich während der Zeit meiner Abweſenheit in ſchlafloſen Nächten oder in wilden Träumen ſchon erfahren. — Es hatte ſich ein Anderer gefunden, der ſich bereit erklärt, die geforderte Summe zu bezahlen. Die Mutter hatte mit Eliſen die fürchterlichſten Scenen gehabt, und erſt nach langem verzweifeltem Kampf, und Gott weiß durch welche Mittel bezwungen, hatte das unglückliche Mädchen endlich eingewilligt, ihre Ehre zu verkaufen, um die Mutter vom Bettelſtabe zu erretten. — Das Alles hörte ich wie im Traum, wie ein fernes Sauſen, und ich weiß nur unbeſtimmt, daß ich mit den Zähnen knirſchte und krampfhaft meine Hände zuſammenballte. So viel allein iſt mir genau erinnerlich, daß ich mich zu einem Lächeln zwang, um Madame zu ihrem guten Geſchäft zu gratuliren. — Und wann iſt dieſe ſchreckliche Geſchichte vor ſich gegangen? fragte ich endlich mit tonloſer Stimme. Und erſt als ſie darauf erwiderte: die Sache iſt nur projektirt und Eliſe ſtellte die einzige Bedingung, zuerſt Ihre Ankunft abzuwarten, — da erwachte ich aus meinem Hinbrüten, ſprang in voller Wuth empor und ſchleuderte der Mutter Verwünſchungen und Flüche entgegen.

„Sie ließ mich ruhig austoben, wobei ſie die Hände in den Schooß legte, mich mit einer unbegreiflichen Ruhe anſah und nur zuweilen leicht die Achſeln zuckte. Sie verſuchte gar keine Widerrede, keine Entſchuldigung; und erſt, als ich wieder inſoweit ruhig war, um mit zitternden Händen meinen Hut ergreifen zu können, faßte ſie meinen Arm und ſagte mit leicht bewegter Stimme: „hören Sie mich noch einen Augenblick an, ehe Sie wieder davon eilen wie neulich. Was ich Ihnen jetzt ſage, iſt im Auftrag meiner Tochter Eliſe, es ſind ihre Gedanken, aber die Worte konnte das Mädchen nicht ſelbſt gegen Sie ausſprechen; es iſt eine Bedingung,

die ſie mir geſtellt, unter welcher allein ſie ſich meinem Wunſche fügen wird." —

— „Und dann ſagte ſie mir, Eliſe ſei freilich zu jenem Schritt entſchloſſen, aber vorher wolle ſie mir, den ſie unausſprechlich und innig liebe, angehören. — ganz angehören." —

„Ah! die Alte war nicht ihre Mutter," ſagte kopfſchüttelnd der Major. „Nicht wahr, Hugo, das war auch deine Meinung?"

Der Erzähler nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „ich bin davon überzeugt, obgleich ich nie darüber etwas Gewiſſes erfuhr. — Und hier iſt eigentlich meine Geſchichte zu Ende."

„Aber Steinfeld!" bat der Herzog, „das wäre grauſam und des guten Erzählers nicht würdig, wenn er ſo rückſichtslos im letzten Kapitel bei einem der intereſſanteſten Momente abbrechen wollte."

Herr von Steinfeld verbeugte ſich leicht vor dem Herzog und ſagte: „wenn es Sie intereſſirt, gnädigſter Herr, ſo kann ich Ihnen alſo noch die Verſicherung geben, daß ich auf das Geſtändniß der ſogenannten Frau von Z. ein paar fürchterliche Tage verlebte; ich wußte mir nicht zu rathen und nicht zu helfen. Wenn ich auch meine ſämmtlichen für den Augenblick diſponibeln Mittel zuſammen nahm, ſo erreichten ſie doch bei Weitem nicht die geforderte Summe. — Ja, ich war ſchon im Begriff, mich an Euer Durchlaucht zu wenden, aber —" hier unterbrach er ſeine Worte durch ein trübes Lächeln.

„Sie trauten mir nicht, Steinfeld."

„Ich will das gerade nicht ſagen; aber ich vergaß vorhin in meiner Erzählung, daß ich der Frau von Z. mein Ehrenwort geben mußte, über die Mittheilung, die ſie mir zu machen hatte, vor Ablauf einiger Jahre nicht zu ſprechen; alſo war ich gebunden und konnte ſelbſt nicht einmal zu Ihnen ſagen: verſchaffen Sie mir zehntauſend Gulden zu dem und dem Zweck. — Und dann auch," fuhr er nach einer Pauſe achſelzuckend fort, „was konnte mich und Eliſen ein ſolches Opfer nützen? Wie ich den Charakter ihrer an-

geblichen Mutter kannte, ſo ſchützte dies Eliſe doch nicht vor ſpäterer Verfolgung. -- Alſo —"

„Willigten Sie endlich in die Bedingung?" fragte der Herzog mit einem ſeltſamen Lächeln.

Und als hierauf einen Augenblick Herr von Steinfeld die Antwort ſchuldig blieb, bemerkte der Major: „genire dich nicht, Hugo, und ſage aus vollem Herzen Ja. Ich möchte von Einem unter uns wiſſen, der es anders gemacht hätte."

— „Es war das eine ſchaurig ſüße Nacht," ſprach Herr von Steinfeld mit geſenktem Kopfe, wie in tiefem Traume. „Lest Göthe's Braut von Korinth und ihr habt zu meiner einfachen Geſchichte einen hochpoetiſchen Vorgang. — So war es ihr und mir zu Muth. — Und auch geſtorben war ſie für mich am andern Morgen, denn ich mußte mit einem feierlichen Eide geloben, ſie in Zukunft nicht mehr zu kennen, möge ſie mir begegnen, wo ſie wolle und unter welchen Verhältniſſen es auch ſei."

„Und Sie ſahen ſie nie wieder?" fragte der Herzog.

„Schon die bejahende Beantwortung dieſer Frage, gnädiger Herr, wäre eine Verletzung meines Gelöbniſſes, eine Indiscretion. Doch darf ich Ihnen ſagen, daß ich Eliſen ſeit jener Stunde nie wieder geſehen."

„Eine ſeltſame Geſchichte!" meinte der Major.

„Der man eigentlich hätte genauer nachſpüren ſollen," bemerkte der Rath. „Denn daß Frau von Z. nicht die Mutter jenes Mädchens war, liegt wohl am Tage. Es wäre das ein Feld für mich geweſen, wer weiß, wohin uns die Fäden geführt hätten! vielleicht zu einem Mädchenraube, vielleicht zum Schlüſſel eines Geheimniſſes, vornehme Häuſer betreffend."

„Das iſt die Frage," verſetzte der Hausherr. „Dies Mädchen konnte auch eine arme, vater- und mutterloſe Waiſe ſein, bei der man gute Anlagen entdeckte und ſie zu dem erzog, was ſie ſpäter wurde."

„Dem mag ſein, wie ihm will," nahm der Rath wieder das Wort, „es bleibt immer ein abſcheulicher Menſchenhandel."

knecht, Schreiber, Kammerdiener, Sie fanden nirgends Brod und wollen heirathen —

De Blé.

Ich habe immer mein Brod gefunden, Herr Commiſſionär, und zu dem Brod meiſtens ein ganzes Diner, incluſive Wein. Aber das gehört nicht daher.

Commiſſionär.

Aber Sie müſſen doch etwas anzubieten haben, eine einträgliche Stelle oder Vermögen, ſonſt begreife ich nicht —

De Blé.

Hätten Sie mich ausreden laſſen, Herr Commiſſionär Hagenlocher, ſo würden Sie mich begriffen haben. Wie dieſe Papiere beſagen, komme ich nächſter Tage in den Beſitz einer Erbſchaft, die mir eine jährliche Rente von 400 fl. abwirft. Finde ich hiezu eine Perſon von angeſehener Familie, diſtinguirt, gut erzogen, die vielleicht das gleiche Einkommen beſitzt, oder eine gute Stelle oder Protection, ſo würde ich mich entſchließen, einen Bund mit ihr zu knüpfen, — vorausgeſetzt, daß ſie mir gefällt.

Commiſſionär.

Die Papiere ſind gut, ja, das iſt eine ganz andere Sache. — Mein lieber Herr, wie heißen Sie?

De Blé.

Monſieur de Blé.

Commiſſionär.

Herr von Blé!

De Blé.

Wenn Sie wollen, ja; doch habe ich mir angewöhnt, meinen Namen nur franzöſiſch zu nennen und zu ſchreiben.

Commiſſionär.

Ja, mein lieber Herr de Blé, hätten Sie ſich kurz gefaßt, würden wir viel Zeit erſpart haben. Es iſt mir ſehr ſchmeichelhaft, daß Sie in

„Was meint denn unſer Baron dazu?“ fragte der Herzog und wandte den Kopf rückwärts. — „Sie halten ſich da ſo ſtille hinter mir, daß wir in der That nicht wiſſen, ob Sie noch exiſtiren.“

„Ich habe alles das gehört,“ erwiderte Herr von Brand mit einer ſtark vibrirenden Stimme. „Was ſoll ich darüber ſagen? Ich kann nur allerdings mit Mephiſto ſprechen: ſie iſt die Erſte nicht.“

Bei dieſen Worten hatte er ſich hinter dem Fauteuil des Herzogs erhoben, und wenn er ſich auch zu einem Lächeln zwang, ſo ſah man es doch an ſeinen verſtörten Zügen, an der auffallenden Bläſſe, die ſein Geſicht bedeckte, und an ſeinen ſtarren Augen, daß es ihm nicht aus dem Herzen komme.

„Baron, Sie ſehen ſehr angegriffen aus!“ rief Graf Fohrbach, der ihn, wie auch die Uebrigen, erſtaunt anſchaute.

Herr von Brand fuhr ſich mit ſeinem duftenden Taſchentuche über das Geſicht und erwiderte: „ich kann das nicht läugnen; ich fühlte mich ſchon zu Anfang des ganzen Abends nicht ganz wohl, mochte aber um keinen Preis eine Einladung zur Soirée Seiner Excellenz verſäumen. — Doch iſt es ſehr ſpät,“ fuhr er fort, nachdem er auf die Uhr geſehen, „und wenn die Herren noch bei ihrer Sitzung bleiben, ſo muß ich mich allein zurückziehen.“

„Nein, nein!“ rief der Herzog, indem er von ſeinem Seſſel aufſprang. „Alle Teufel! ſchon zwei Uhr! Ich gehe mit; mag bleiben, wer noch will.“

Doch erhoben ſich auch die Anderen von ihren Sitzen, reichten dem Hausherren die Hand und fuhren davon.

Nur der Baron Brand ſchickte ſeinen Wagen leer nach Hauſe.

Dreiundſechszigſtes Kapitel.

Sklavenloos.

Während dem Reſte der Nacht, mit der unſer voriges Kapitel ſchließt, ging der Baron Brand einſam durch die Straßen der Reſidenz. Er ſchien durchaus keinen Weg vorgezeichnet zu haben, ſondern ſchritt gerade aus, und wenn die Straße ſich auf der Seite, wo er gerade wandelte, bog, ſo folgte er dieſer Krümmung unbekümmert darum, daß er vielleicht eine halbe Stunde ſpäter wieder auf demſelben Platze anlangte, von dem er ausgegangen war. Sein Anzug paßte nicht für die kalte Nacht; er trug nichts als ſeinen leichten ſchwarzen Frack, durch welchen der Wind unbarmherzig pfiff, während in dem tiefen Schnee ſeine feinen lackirten Stiefel beſtändig einſanken. Dazu hatte er den Kopf ſo tief auf die Bruſt geſenkt, und ging ſo ſchwankend und ungewiß, daß die Schildwachen ihn für einen betrunkenen nächtlichen Schwärmer hielten und ihm lachend nachblickten. Nur zuweilen erhob er den Kopf und blickte verſtört um ſich, worauf er auch wohl mit der Hand über die Stirne fuhr, mit den Zähnen knirſchte oder die Hände zuſammen ballte.

Ganz ohne Abſicht gelangte er ſo in die Nähe des Fuchsbau's; hier blieb er dann aber mit einem Male ſtehen, blickte in die Höhe und murmelte darauf etwas vor ſich hin. — „Es ſind ihrer zu viele, die das gehört," ſprach er nach einer Pauſe mit lauterer Stimme; „ja, beim Teufel! wenn ich gewußt hätte, daß dieſer Herr von Steinfeld ſo ſorglos in ſeiner Poſtchaiſe heute durch den dunkeln Abend gefahren wäre, ich hätte wohl Mittel gewußt, dem Vorwitzigen ein Schloß vor den Mund zu legen, um ihn zu verhindern, ſeine leichtſinnigen Geſchichten vor der ganzen Welt Preis zu geben. — Teufel! Teufel! ich kann da gar nichts machen, ich bin wehrlos wie ein Kind. Wenn er ſie in den nächſten Tagen plötzlich wieder

ſieht, ſo muß er ſie erkennen, denn ſie hat ſich nicht viel verändert. — Und wenn er auch wirklich ſein gegebenes Verſprechen hält und ſie nicht wieder erkennen will — oh! da iſt ein Wort genug, ein Blick, um den Verdacht des alten eiferſüchtigen Mannes zu erregen. — Die Aermſte!“ —

Bei dieſem Selbſtgeſpräch hatte er ſich dem uns bekannten Durchgange genähert und trat hinein, um ſich vor dem heftigen und kalten Winde zu ſchützen, der durch die Straßen fegte, denn jetzt, wo er aus dem dumpfen Hinbrüten erwacht war, und wieder anfing nachzudenken und zu überlegen, fühlte er wohl, wie froſtig es ſei.

„Da bekam ich auch, ehe ich zu dieſer verfluchten Soirée fuhr, einen Zettel, den ich nur flüchtig leſen konnte. Laßt mich ihn doch noch einmal ſchauen.“ Er griff in die Bruſttaſche ſeines Frackes und zog ein Papier hervor. Auf demſelben ſtand: „nach dem Kinde wurden Nachforſchungen gehalten, die mir verdächtig erſchienen; man wußte beſtimmt, daß er dort geweſen ſei, und man verſprach eine große Belohnung, wenn man ſeinen jetzigen Aufenthalt erfahren könne, eine noch größere, wenn es möglich ſei, den Buben nur ein einziges Mal und auch nur ein paar Augenblicke zu ſehen.“ —

„Schön, ſchön!“ murmelte der Baron mit einem bittern Lächeln; „wir wollen Sorge tragen, daß das vorderhand nicht geſchieht. — Armes Kind. — Ja, ja, ich will zu ihm, das wird meine Nerven beruhigen, und wenn ich ſeinen feſten, ungeſtörten Schlaf ſehe, ſeine regelmäßigen Athemzüge höre, ſo werden meine Gedanken ſtiller, geordneter und klarer werden. — Pfui! wie kann man ſich überhaupt ſo leicht aus der Bahn werfen laſſen.“

Er nahm ſeinen Hut ab, fuhr mit der Hand über die Stirne und durch das dichte Haar, trat, nachdem er ſich wieder bedeckt, auf die Straße zurück und ging mit eiligen Schritten dem obern Theile der Stadt zu.

In einer der beſſern Straßen hielt er vor einem kleinen, aber ziemlich anſehnlichen Hauſe und blickte in die Höhe, ob ſich nicht

irgendwo Licht ſehen laſſe. Aber es war erſt vier Uhr, ein Wintermorgen, wer ſollte da ſchon aus dem Bette ſein! Das dachte auch der Baron; er zog einen zierlichen kleinen Schlüſſel aus der Taſche und öffnete mit demſelben das große, aber, wie es ſchien, äußerſt kunſtreich gemachte Schloß. Geräuſchlos drückte er die Thüre hinter ſich zu und ſtieg mit leiſen Schritten die Treppen hinauf.

Das Haus hatte nur zwei Stock; auf dem erſten hielt er, öffnete eine hier befindliche Glasthüre, und zwar abermals vermittelſt ſeines Schlüſſels, ging hindurch und trat in ein Zimmer, wo er, ohne lange umherzutappen, einen Feuerzeug fand und ein Licht anzündete.

Bis hieher hätte man glauben können, das Haus ſei unbewohnt; doch kaum erfüllte ſich das Gemach mit dem hellen Schein des Lichtes und drang durch eine halbgeöffnete Thüre in das Nebenzimmer, als von dort einige Töne gehört wurden, wie von Jemanden ausgehend, der aus tiefem und feſtem Schlafe geweckt wird.

„Oho!“ ſagte eine kräftige Stimme; „beim Blaſſer! ſind wir ſchon ſo ſpät daran? — Sind Sie es, Frau Fiſcher? — Nach meiner Idee könnte es höchſtens Drei oder Vier ſein; ich habe darin einen merkwürdigen Treff und irre mich ſelten. — A — a ah! — Nun, Frau?“

Der Baron nahm aber, ohne zu antworten, das Licht von dem Tiſche, ſchritt an das Nebenzimmer und leuchtete hinein.

„Alle Teufel!“ rief nun plötzlich die Stimme; zu gleicher Zeit krachte das Bett, ſo daß man hörte, wie Jemand eilfertig herausſprang. — „Sie ſind es, gnädiger Herr? Das hätte ich mir nicht träumen laſſen. Bitte nur um zwei Sekunden Zeit, damit ich im Stande bin, meinen äußeren Menſchen mit meinen Gefühlen von Hochachtung und Ergebenheit in Einklang zu bringen.“

„Thun Sie das, lieber Beil!“ erwiderte der Baron lachend, indem er das Licht auf den Tiſch zurücktrug und ſich in die Ecke des Sopha's ſetzte.

„Unverhofft kommt oft,“ ſagte die Stimme im Nebenzimmer, „aber diesmal hat das Sprüchwort nicht Recht, denn Sie kommen mir gar nicht unverhofft, gnädiger Herr.“

„Wie ſo?“

„Nun, ich träumte vorhin von Ihnen, aber — bei Blaſſer und Compagnie! — es war ein garſtiger Traum.“

„So, ſo, Herr Beil. Laſſen Sie hören.“

„Ein böſer Traum; ich kann ihn wahrhaftig nicht erzählen: es wäre wider den Reſpekt.“

„Wir ſind ja unter uns. Nur heraus damit!“

„Nein, bei allen Blaſſern der ganzen Welt! er iſt unäſthetiſch.“

„Jetzt haben Sie meine Neugierde rege gemacht, und die müſſen Sie nun auch befriedigen.“

„Aber es war ein zu garſtiger Traum. Das heißt, wie man es nimmt; für mich war er unangenehm, weil ich ihn mit anſehen mußte. Da aber die Träume immer das Umgekehrte bedeuten, Steine: Geld, Thränen: Freude, ſo wird er auch Ihnen ein Glück prophezeien. Mir träumte nämlich, Sie wären aufgehenkt worden. Iſt das nicht eine große Lächerlichkeit?“

„Allerdings,“ meinte der Baron. Obgleich aber dabei der Ton ſeiner Stimme ein heiterer war, ſo zog er doch die Augenbrauen düſter zuſammen und ſein Mund zuckte ein klein wenig. „Seien Sie ganz ruhig,“ ſagte er nach einer Pauſe, „der Traum bedeutet auf jeden Fall etwas Anderes, denn gehenkt werde ich niemals, darauf können Sie ſich verlaſſen.“

In dieſem Augenblicke erſchien Herr Beil unter der Thüre des Nebenzimmers, ſein Nachtlicht in der Hand. Ehe er aber heraustrat, ſprach er mit komiſchem Ernſte: „ich befinde mich da zwiſchen zwei Feuern, wenn ich eine gewählte Toilette mache, wie es ſich gehört, ſo muß ich Sie warten laſſen, laſſe ich Sie aber nicht warten, ſo muß ich erſcheinen wie ich eben bin.“

„Vortrefflich!“ entgegnete lachend der Baron. „Sehen Sie

ſich dahin, wenn es Ihnen nämlich nicht zu kühl iſt; ſonſt können Sie auch auf und ab ſpazieren."

„Ich werde mich ſetzen," erwiderte Herr Beil. Darauf zog er ſeinen Schlafrock vorn ſo züchtig als möglich über einander, und ließ ſich mit einer ziemlich ſteifen Kopfneigung nieder, was in der That ſo komiſch ausſah, daß der Andere laut lachte.

„Ich war heute Abend recht verdrießlich," ſagte dieſer darauf. „Sie müſſen mir verzeihen, lieber Beil, wenn ich dachte, eine kleine Unterredung mit Ihnen würde mich freundlicher ſtimmen. Und ich bin überzeugt, daß ich Recht hatte, ich fühle mich ſchon viel leichter und angenehmer. Wenn Sie mir ferner eine gute Auskunft über den Kleinen geben, ſo werde ich Ihre Wohnung heiter verlaſſen."

„Der Kleine befindet ſich vollkommen wohl," gab Herr Beil zur Antwort. „Das iſt ein merkwürdiger und geſcheidter Bube, etwas eigenſinnig, etwas gewaltthätig, aber ich liebe das und haſſe die Duckmäuſer."

„Er ſchläft?"

„Ob? Seine zehn Stunden, daß es kracht."

„Und waren Sie geſtern mit ihm aus?"

„Verſteht ſich; wie alle Tage, Ihrem Befehl gemäß."

„Aber mit der gehörigen Vorſicht?"

„Wir fahren vor die Stadt, jeden Tag anderswohin, dort ſpazieren wir umher, bis es dunkelt. Es kommt Niemand Unberufenes in unſere Nähe; ich würde es aber auch Keinem rathen."

„Das freut mich," ſagte der Baron. „Alſo Sie bemerkten bis jetzt Niemand, der ſich Ihnen zudringlich genähert hätte?"

„Ein einziges Mal etwas der Art vor ein paar Tagen. Ein ſchäbig gekleideter Kerl, — er trug trotz des kalten Wetters einen dünnen ſchwarzen Frack, — begegnete uns, wie es ſchien, ganz zufällig."

„Er war lang und mager?" fragte aufmerkſam der Baron.

„Ganz recht, und grüßte uns, als er vorbei ging. Aber der

Kleine benahm ſich muſterhaft; obgleich er jenen Gruß ſah, that er doch nicht dergleichen, und erſt, als wir weit von einander entfernt waren, zupfte er mich am Arme und ſprach: den habe ich gekannt. Er war es, der mich aus dem garſtigen Hauſe fort brachte zu dir und der lieben Frau Fiſcher."

„Und jener Menſch — wo ging er hin?"

„Er ſchlenderte eine Zeit lang hinter uns drein, ich aber nahm auf dem nächſten Fiakerſtand einen Wagen und ließ mich an's entgegengeſetzte Ende der Stadt bringen, von wo ich mich vollends zu Fuß nach Hauſe begab."

„Bravo, Herr Beil!" lächelte der Baron. „O ich verſtehe mich auf das menſchliche Geſicht, ich wußte, daß ich in Ihnen den rechten Mann fand; wahrhaftig den rechten," ſetzte er nach einer Pauſe wie zerſtreut hinzu, und wiederholte mit halblauter Stimme: „ja, den rechten. — Jemand, der Vertrauen verdient, vollkommenes Vertrauen, und den zu finden war ſchon lange mein ſehnlichſter Wunſch."

„Sie ſind zu freundlich gegen mich," erwiderte Herr Beil. „Aber was kann Ihnen meine unbedeutende Perſönlichkeit ſein, Ihnen mit Ihren großen und mächtigen Verbindungen. Ich bin ein Nichts, deſſen Sie ſich gnädigſt annahmen, und um nur Ihre Wohlthaten noch mehr zu verſüßen, wiederholen Sie mir beſtändig, ſie ſeien mit meinen geringen Dienſten zufrieden, Sie ſetzen Ihr Vertrauen in mich."

Wir wiſſen nicht, ob der Baron dieſe ſchöne Rede ſeines Gegenübers gehört; er hatte den Kopf in die Hand geſtützt, und als er jetzt nach einem tiefen Seufzer empor fuhr und aufſtand, ſagte er: „ich will einen Augenblick den Kleinen ſehen; wenn es Sie nicht friert, bleiben Sie hier, ich komme gleich wieder." —

„Wenn es mich nicht friert," dachte Herr Beil, als Jener das Zimmer verlaſſen; „allerdings iſt es nicht überflüſſig warm, aber dem Manne kann geholfen werden; die gute alte Frau wird den Ofen ſchon geladen haben, wie ſie es immer des Abends zu machen

pflegt; ich will das Licht darunter halten, und da werden wir bald im Warmen ſitzen." Er that ſo, zündete das Feuer an, und bald krachte und praſſelte es in dem Ofen, und als der Baron nach einer Viertelſtunde zurück kam, entſtrömte demſelben ſchon eine behagliche Wärme.

„Es iſt doch beſſer ſo," meinte lächelnd Herr Veil; „namentlich für Sie, gnädiger Herr," ſetzte er forſchend hinzu, „denn Ihr Anzug kann den kalten Morgen nicht ſo gut ertragen als ich. Warum haben ſie Ihren Paletot draußen gelaſſen? — Soll ich ihn holen?"

„Sie werden ihn nicht finden," entgegnete der Baron; „ich brachte ihn nicht mit, ſondern ſchickte ihn in meinem Wagen nach Hauſe."

„A—a—h! — So!"

Baron Brand hatte ſich in einen Lehnſtuhl nahe beim Ofen niedergelaſſen, er legte ſeine Arme auf die Lehne deſſelben, ſo daß ſeine Hände ſchlaff herabfielen, ebenſo der Kopf, der ſo tief niederſank, bis ſein Kinn die Bruſt berührte. So blieb er vielleicht zehn Minuten lang in tiefes Nachſinnen verloren, ſein Geſicht war bleich, ſeine Augen geröthet, als habe er vor dem Lager des Kindes geweint. — Jetzt verbarg er ſeine rechte Hand auf der Bruſt, ſein ganzer Körper ſchüttelte ſich wie im Fieberfroſt, er ſeufzte tief, worauf er ſeinen Kopf langſam erhob und Herrn Veil, der ihn forſchend betrachtete, mit einem erzwungenen Lächeln anſah.

„Jetzt habe auch ich geträumt," ſagte er nach einer Pauſe, „faſt ebenſo finſter wie Sie, wachend geträumt, und das iſt viel ſchlimmer. Apropos! erinnern Sie ſich auch noch zuweilen jener Nacht, von der Sie mir erzählt, wiſſen Sie, am Kanale, wo Ihnen das Geſpenſt erſchienen?"

„Ich werde das nie vergeſſen," ſagte plötzlich ſehr ernſt werdend Herr Veil.

„Sie waren damals in einer traurigen, gedrückten Stimmung und erzählten dem Phantom ihre Lebensgeſchichte."

„Ach ja, und ich muß ſagen, für ein Geſpenſt war die Geſtalt von damals theilnehmend genug und ſprach recht vernünftig.“

„Und als Sie erzählt, fühlten Sie ſich ſehr erleichtert, und auch auf andere Gedanken gebracht? — — Nun wohlan, auch ich bin heute in einer ſolchen Stimmung wie Sie damals. Wollen Sie mein Geſpenſt vorſtellen und mich eine halbe Stunde lang geduldig anhören, ſo hoffe ich, es ſoll auch mir eine Erleichterung ſein.“

„Ich werde mich dadurch geehrt fühlen,“ entgegnete Herr Bell, indem er die Hand auf's Herz legte.

„Aber Sie wiſſen, daß die Geſpenſter ein unverbrüchliches Stillſchweigen wahren über das, was man ihnen anvertraut, daß ſie ſchweigſam ſind wie das Grab.“

„Aus welchem ſie kommen,“ ſagte ſchaudernd Herr Bell. „Ich höre und werde ebenſo ſchweigſam ſein, ſtumm wie das Grab, — ganz Geſpenſt.“

Der Baron lehnte ſich in ſeinen Seſſel zurück, blickte an die Decke empor und drückte die Fingerſpitzen beider Hände feſt gegen einander. „Sie haben noch nie Deutſchland verlaſſen,“ ſagte er, „Sie gingen noch nie ſüdlich, überſtiegen noch nie die ſchneebedeckten Alpen, um von ihnen herabſteigend Italien zu erreichen. Ah! das iſt ein ſchönes, herrliches Land, ein angenehmer Himmel, prächtige Gegenden, ſchöne Menſchen; glücklich, wer dort hindurch fliegen kann mit einem leichten, fröhlichen Herzen, ſich bald hier aufhaltend, bald dort, wie es ihm gerade gefällt, bald in großen, lebhaften Städten, bald in der maleriſchen Einſamkeit des Landes; jetzt an des Meeres prächtigen Felsgeſtaden, bewundernd dem Toſen der Wellen zulauſchend, jetzt in die Berge hineinfliehend, wo man nichts mehr vernimmt als das Rauſchen der Lorbeer- und Orangenzweige und den Geſang eines Vogels. —

„Wenn man einmal dort war und man iſt zurückgekehrt nach dem kalten Norden, ſo zieht es Einen beſtändig wieder dorthin, man vergißt, daß das ſchöne Land auch ſeine Plagen, ſeine Unan-

nehmlichkeiten hat; man denkt nur an den blauen Himmel und den blitzenden Sonnenſchein, der das reichſte Gold auf die Landſchaft ausgießt, der hervorzaubert all' die göttlichen Tinten, die wir mit keinem Namen bezeichnen können. Man träumt nur von jenen wunderbar klaren, duftreichen Nächten, wo die Mondſichel in einer unbegreiflichen Klarheit am Himmel ſteht, wo Leuchtwürmer hin und her ſchwärmen, wo aus dem dunkeln Laub der Orangen die weißen Blüthen ſichtbar ſind im geheimnißvollen und reizenden Schimmer. — Ah! eine ſolche Nacht iſt herrlich; dazu das Leuchten des Meeres, wenn dein Boot nun vom Ruder zurückgehalten, an die Balluſtrade des prächtigen Gartens rauſcht, wo herüberhängende Lorbeerzweige eine ſichere Bucht bilden, wo man aber in ſolchen Momenten für nichts dergleichen Sinn hat und auf die Gefahr hin, zu ſtranden, unaufhörlich nach den dunkeln Gebüſchen blickt, unter denen ein flatterndes Gewand hervorleuchtet. — Ah! — Doch weiter! — Dem Süden zu, gleich den Zugvögeln! Vorbei an dem heitern Florenz, dem ernſten Rom, dem luſtigen Neapel. Laßt hinter uns liegen den mächtigen Veſuv mit ſeiner ewigen Rauchwolke, die, einer rieſigen Pinie gleich, bei der klaren Luft faſt unbeweglich über ihm ſteht; vorbei an dem tiefblauen Golfe, den die maleriſchen Geſtade umgeben, aus dem die ſeltſam geformten Inſeln hervortreten, der überſät iſt mit weißen kleinen Segeln. — Vorbei an Allem dem, der über das Meer hinüber, den Geſtaden entlang, welche dir der Steuermann in der Dunkelheit zeigt und die ſich faſt grauenhaft bemerkbar machen in der Nacht auf dem finſtern Waſſer. Funken und Flammen ſteigen donnernd aus ihnen empor, und wie glühend übergoſſen, zeigt ſich blitzartig der Krater, um gleich darauf wieder zu verſchwinden — Stromboli. Noch einige Stunden und Palermo liegt vor dir.

„O Palermo, reizende Stadt! mit deinem prächtigen Hafen, mit dem Monte Pellegrino, deinem Wahrzeichen und rieſenhaften Leuchtthurme; denn glänzt er nicht weit in die See hinaus, nament-

einer ſo zarten Angelegenheit das Vertrauen zu mir gehabt haben, ſehr ſchmeichelhaft! (Schüttelt ihm die Hand.)

De Blé.

Bitte recht ſehr!

Commiſſionär.

Ja, da wären nun mehrere Anträge zu überlegen. Was meinen Sie zu einer Wittwe? Belle femme! Einiges Vermögen — freilich in die Dreißig —

De Blé.

Suchen wir weiter, Herr Commiſſionär.

Commiſſionär (nachdenkend).

Ja, ja, die — hm, hm! Ja, jetzt hab' ich's, ganz richtig! Ach, Herr de Blé, eine Parthie, wie für Sie geſchaffen: ein junges hübſches Mädchen, 24 Jahr alt, beſitzt einiges Vermögen —

De Blé.

Und wer iſt dieſe Dame?

Commiſſionär.

Herr de Blé, vertrauen Sie auf mich, laſſen Sie ſich überraſchen. Ja, die Vierfuß —

De Blé.

Nur vier Fuß, ich fürchte, die möchte etwas zu klein für mich ſein.

Commiſſionär.

Nein, nein, ihr Name iſt Vierfuß.

De Blé.

Ah, ſo, aus einer vierfüßigen Familie; nun, der Name iſt pikant, Sie haben recht, ich will mich überraſchen laſſen. (Commiſſionär ſchreibt.) Wir ſehen, ob wir uns conveniren.

Commiſſionär (ſchreibend).

Allerdings —

Bayerische Staatsbibliothek

lich Abends und Morgens in immer wechſelnden, brennenden Farben! Ja, bis zum ſpäten Abend, wo die violetten Schatten ſeiner Schluchten immer größer und bedeutender werden, langſam die Gluth ſeiner Lichter auslöſchen, und ihn endlich mit dem nächtlichen Schleier überziehen. O Monte Pellegrino, wie oft hing mein Auge an deinen ſeltſamen, zackigen Formen, wie oft verfolgte es den Weg, der dich in den eigenſinnigſten Wendungen erklimmt; — und ruhig blickſt du auf Palermo, die prächtige glänzende Stadt mit ihren gelben Kuppeln und ſtrahlenden Zinnen, rings umgeben von den zahlloſen Orangen- und Citronengärten, die mit ihrem tiefdunkeln Laube einen Kranz um dich bilden, ſo daß es ausſieht, als läge ſie ganz von Bergen eingefaßt — eine koſtbare goldglänzende Frucht, mitten in einer ungeheuren Felſenſchaale, ſanft gebettet auf dem ſaftigen Grün. —

„Laßt uns ſtill die Stadt durchſchreiten, ich will nicht ſehen und geſehen ſein, gehen wir hinaus zu einem der Landthore, dem Wege folgend, deſſen hohe Ränder mit uralten Aloen bewachſen ſind, theils im friſchen Safte prangend, auch wohl mit verwelkten Blättern, denn ſie trieben einen Blüthenſtengel, der, dreißig Fuß hoch, nach allen Seiten ſeine zahlreichen Kronen hinaus ſtreckt, und nun, als er ſeine Beſtimmung erfüllt, vergehen mußte. — Ueber eine Brücke führt uns der Weg, unten rauſcht über die glatten Kieſel ein klares Waſſer ſtill und behaglich dahin; es fließt im Schatten großer Oleanderbüſche, deren prächtige Blumen ſich kokett in ſeinen Wellen ſpiegeln. An einfachen gelben Häuſern kommen wir vorüber, meiſtens uralten Gebäuden von eigenthümlicher maleriſcher Bauart; man glaubt hinter den vergitterten Fenſtern müßte noch heute Turban und Kaftan erſcheinen. Schmuckloſe aber kunſtreiche Waſſerleitungen lehnen ſich an ſeine Ecken oder laufen auch wohl auf ſchlanken Bögen von einem zum andern; Schlingpflanzen umranken ſie, ſchauen aber neugierig in die offene Rinne und das rieſelnde Waſſer, und die tiefer hängenden Blätter ſchaukeln ſich

auf der Fluth, aufwärts gekehrt und ihre Blüthen blicken zu den ſchlanken Palmen empor, welche die ſpitzigen Blätter wie ſchützend über das alte Gemäuer ausſtrecken. — Alles hier iſt Gluth und Glanz, ſtrahlende Lichter und die tiefſten Schatten neben einander, keine nebelhaften, matten Uebergänge wie im kalten Norden. —

„So immer weiter wandelnd ſind wir langſam aus der Ebene emporgeſtiegen, und ſehen, rückwärts blickend, die Stadt, die ſie umgebenden Gärten, den wunderbaren Berg der heiligen Roſalie zu ſeinen Füßen die ruhige, dunkle Bucht, und weiter hinaus das gewaltige Meer, tiefblau und nur an einem Streifen am Horizont bedeckt von Sonnenglanz und Flimmer.

„Hier ſind wir auch am Ziele. Wir ſtehen vor einem großen Thor, das halb von überhängenden Bäumen verdeckt iſt, einem Thor mit Eiſengittern und tadelloſen Wappenſchildern. Hinter dem Thore beginnt ein weitläufiger Park, in dem Parke liegt ein großes Schloß und in deſſen prachtvollſten Zimmern ward ich ſeiner Zeit geboren.“

„Ah!“ machte Herr Veil, aber ſo leiſe, daß es nur wie ein Seufzer klang. Er war mit halb geſchloſſenen Augen träumend der lebendigen Schilderung gefolgt, er hatte Palermo mit geſehen, er war aus der heißen Sonne in den ſchattigen Park getreten und ſah das Schloß, ja ſelbſt das bezeichnete Zimmer.

Der Baron fuhr ſich mit der Hand über die Augen und ſagte lächelnd, wie aus einem Traume erwachend: „ach ja, wir ſind Beide noch hier. — War mir doch, als zeigte ich Ihnen die Herrlichkeiten meiner Heimath, knirſchte doch ordentlich der Sand unter meinen Füßen; hörte ich doch den Wind durch die Zweige rauſchen wie damals.“

„Mir war auch ſo,“ meinte Herr Veil; „doch iſt es das Holz im Ofen, das knirſcht und ſtöhnt, und wenn es auch mit dem Sauſen des Winds ſeine Richtigkeit hat, ſo ſtreicht er doch leider

nicht durch blüthenreiche Zweige, ſondern ſpielt mit den ächzenden Windfahnen und den wackeligen Schornſteinen."

„Und mir iſt dieſe wilde Scenerie lieber," fuhr der Baron fort; „ich mag nicht weich geſtimmt ſein. — Daß ich alſo geboren wurde, wiſſen Sie, vorher aber folgten einige für mich nicht unwichtigen Ereigniſſe. Meine Mutter war die Tochter einer der mächtigſten Familien Palermo's, mein Vater aber ein Engländer, der auf einer großen Vergnügungsreiſe eines Tages mit ſeiner Yacht in der Bucht ankerte, an's Land ſtieg, ſich durch gute Empfehlungsbriefe in den beſten Häuſern einführte, meine Mutter ſah, ſich in ſie verliebte und nicht eher ruhte, bis ihr Vater, der Marcheſe von B., zu einer Heirath mit dem Fremden willigte. Die Geburt meines Vaters ſtand übrigens der meiner Mutter nicht nach; er war der älteſte Sohn des Lord K., einer reichen ſchottiſchen Familie, deren Einwilligung zu der Verbindung mit meiner Mutter zu erhalten er als ſehr leicht darſtellte. Der alte Marcheſe, deſſen Gunſt er ſich zu erringen gewußt hatte, gab die Heirath zu und etablirte das junge Paar auf dem Schloſſe, von dem ich Ihnen ſprach.

„Wenn auch mein Vater von ſeinem Vermögen noch nichts erhalten hatte, ſo beſaß er doch Gelder genug, um bis zur erlangten Einwilligung ſeiner Eltern glänzend leben zu können. Dieſe Einwilligung aber blieb aus, ja, auf viele Briefe, welche ſowohl der Marcheſe als mein Vater nach Schottland ſchrieben, erfolgte keine Antwort, und als man ſich endlich eines Geſchäftsmannes bediente, berichtete dieſer, Lord K. habe ſich in Folge der Heirath mit meiner Mutter von ſeinem älteſten Sohne losgeſagt, ihn enterbt und er exiſtire für ihn gar nicht mehr in der Welt.

„Das muß ein harter Schlag für meine Eltern geweſen ſein; die Schweſtern und Brüder meiner Mutter, in ihrem Stolze gekränkt, zogen ſich von ihr zurück, der Marcheſe von B. ſtarb bald darauf, und da nur ein geringer Theil ſeines Vermögens meiner Mutter zufiel, auch die Gelder meines Vaters ziemlich aufgezehrt

waren, so mußte man sich einschränken. Uebrigens schien das dem jungen Paar keinen Kummer zu verursachen, sie liebten sich herzlich; ihre Kinder, — das war ich und eine Schwester, — wuchsen zu ihrer Freude gesund und kräftig heran, kurz, es war immer noch eine glückliche Familie.

„Ob und welche Schritte nun während dieser Zeit mein Vater in Schottland gethan, weiß ich nicht, genug aber, plötzlich kam die Nachricht, Lord K. wolle sich mit seinem Sohne aussöhnen, er sandte Gelder und Briefe, er schrieb, das Geschehene soll vergessen sein, nur stellte er die Bedingung, meine Eltern sollten Sicilien verlassen und nach der Heimath meines Vaters zurückkehren. So sehr meine Mutter auch ihre schöne Insel liebte, so hatte sie doch in der letzten Zeit so viele Kränkungen erfahren, daß sie ihre Vaterstadt, ihre Familie, nicht ungern verließ.

„Wir schifften uns also ein; ich zählte damals zehn Jahre, meine Schwester vier. Unser Beider einziger Kummer war, daß wir die alte bekannte Dienerschaft unseres Hauses zurücklassen mußten; so hatte es Lord K. gewünscht. Die Abreise aus Sicilien schmerzte uns Kinder nicht besonders; uns freute das schöne Schiff, welches wir bestiegen, die bevorstehende Reise, und als wir Neapel gesehen, Rom und die hohen schneebedeckten Berge der Schweiz, dachten wir nicht mehr an unsern Monte Pellegrino, nicht mehr an die schöne Bucht Palermo's und noch viel weniger an die thränenerfüllten Augen der alten Diener unseres Hauses.

„Die Erinnerung an Sicilien trat auch nicht eher wieder lebendig vor uns, bis wir uns der Küste Schottlands näherten. Es war ein frostiger und unheimlicher Herbstabend, das Meer bewegt, die grauen Wellen schwankten hin und her, und wo sie zusammen stießen, bildeten sich weiße Schaumkronen auf dem schmutzigen Wasser. Vor uns wurde das Land sichtbar, die hellen, zerklüfteten Felsen blickten unbestimmt und geisterhaft aus dichtem Nebel hervor. Schwer zerrissene Wolkenmassen hingen am Himmel,

und dort am Lande hatten ſie ſich tief herabgeſenkt, daß die aufſteigenden Dünſte ſichtbar mit ihnen in Verbindung traten. Weiße Möven mit ängſtlich gellendem Schrei umflatterten in Schaaren unſer Schiff, flohen vor den Windſtößen dem Lande zu oder ſchaukelten einige Augenblicke vor und neben uns auf den Wellen. Mein Vater war unten in der Kajüte beſchäftigt, die Mutter und wir auf dem Verdeck. Ich vergeſſe dieſen Augenblick nie, in meinem ganzen Leben nicht: wie ſchon geſagt, wir dachten ſo lebhaft an unſere heimathliche Bucht, die namentlich Abends bei untergehender Sonne ſo prächtig glüht und glänzt — unſer neues Vaterland wollte uns gar nicht gefallen. Die Mutter war traurig und bewegt, wie ich ſie nie geſehen, ſie hielt uns Beide in ihren Armen, ſie drückte unſere Köpfchen an ſich, und wenn ſie ſich zu uns herab beugte, um uns zu küſſen, ſo fühlte ich deutlich, wie ihre heißen Thränen auf meine kalten Wangen fielen. Ich werde das nie vergeſſen.

„Bald wurden die Segel eingezogen, die Matroſen eilten auf's Verdeck, das Schiff legte bei und wir ſchwammen langſam in das Innere einer kleinen Bucht, die rings von drohenden Felſſen umgeben war. Es war ſchon ſo dunkel, daß wir auch dieſe nur in ſchwarzen Umriſſen an dem helleren Nachthimmel bemerken konnten. Am Ufer ſahen wir ein paar Lichter, welche einſam durch die Nacht leuchteten. Die Brandung toste, der Wind ſauste, es war ein recht unheimlicher Abend. Bald darauf kamen Boote heran; wir wurdem mit Vater und Mutter hinein gebracht, und in kurzer Zeit erreichten wir das Ufer. Dort ſtanden Wagen bereit; ſie waren mit Reitern umgeben, die Fackeln trugen. Ein alter Mann — ich ſehe ſein widriges Geſicht heute noch vor mir — hielt eine ſolche, ſtand neben ſeinem Pferde und grüßte meinen Vater ehrerbietig.

„Wir ſtiegen ein und fort ging's im vollen Galopp„ einen Berg hinauf, lange, lange über eine öde Haide. — Du findeſt wohl Schottland nicht ſo ſchön wie Italien, ſagte mein Vater zur Mutter, die hinaus in das Dunkel ſtarrte und ihre Hand auf die ſeinige ge-

legt hatte. — Ich weiß nicht, mein Herz friert, verſetzte ſie; es iſt aber ein zu häßlicher Abend; auch die Kinder ſcheinen ängſtlich. — Nur Geduld, entgegnete der Vater, morgen bei Sonnenlicht und an Ort und Stelle wird es euch ſchon gefallen. O Schottland iſt berühmt wegen ſeiner prachtvollen Gegenden.

„Wir fuhren vielleicht zwei Stunden beſtändig ſehr ſchnell durch die Nacht dahin; endlich hielt der Wagen. Ein eiſernes Thor knarrte und ſeufzte in ſeinen Riegeln; wir fuhren hindurch, die Räder rollten ſanft auf einem Sandwege. Wir befanden uns in einem großen und, wie es ſchien, ſehr ſchön angelegten Parke. Gebüſche ſtanden am Wege, und hohe Bäume, deren Zweige vom Wind hin und her gejagt wurden, hingen über unſerm Wagen. Zuweilen öffnete ſich auch die Ausſicht auf Wieſengründe, und auf denſelben ſah man glänzende Linien und Punkte: kleine Bäche, Teiche und Seen. —

„Verzeihen Sie mir, beſter Bell," unterbrach hier der Baron lächelnd ſeine Erzählung, „daß ich etwas zu umſtändlich bin; ich könnte Ihnen das alles mit wenigen Worten berichten, aber es iſt ſo wichtig für mich, daß ich meinen Zuhörer in eine paſſende Stimmung bringe."

„Was Ihnen gelungen iſt," antwortete der Andere mit leiſer Stimme; „ich fühle mich beengt und erwartungsvoll."

„Endlich hielt der Wagen," fuhr der Baron ruhig fort, „wir ſtanden vor einem großen Schloſſe, der alte Mann, den ich ſchon drunten am Ufer bemerkt, näherte ſich meinem Vater und überreichte ihm ein Schreiben. Dieſer riß den Umſchlag ab, durchflog den Inhalt und rief aus: Ah! das iſt mir unangenehm. Darauf wandte er ſich zu meiner Mutter und ſagte: mein Vater, der uns hier empfangen wollte, wurde plötzlich unpäßlich und mußte in dem Städtchen C., einige Meilen von hier, die Nacht zubringen. Er wünſcht mich aber ſogleich zu ſprechen, und du wirſt einſehen, daß es meine Pflicht iſt, zu ihm hinzueilen."

„Das ſah meine Mutter allerdings ein, bat aber ſchüchtern, ihn begleiten zu dürfen. Es ſei ihr ängſtlich hier allein in dem fremden Schloſſe, ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu. — Wo denkſt du hin? entgegnete der Vater. Es iſt dunkel und nach E. ein ſchlechter Weg. Und dann, liebes Kind, was fabelſt du von einem fremden Schloſſe, es iſt ja dein eigenes; hier werden wir künftig wohnen. Morgen mit dem Früheſten bin ich wieder bei dir.

„Nach dieſen Worten traten wir in das große Gebäude und wurden von zahlreicher Dienerſchaft empfangen. Lakaien mit ſilbernen Leuchtern trugen mich und die Schweſter die breiten Steintreppen hinauf, zwei Kammerfrauen küßten ehrerbietig den Saum des Mantels meiner Mutter und folgten ihr, welche vom Vater geführt, vor uns ging.

„Die Gemächer oben waren wohl prächtig und ſchön, aber groß und ernſt. Wände und Decke waren dunkel, mit Schnitzwerk bedeckt, und die Vergoldung an denſelben blickte uns im Glanz der Lichter wie verſtohlener Weiſe mit glühenden Augen an. Wir ſpeiſten zu Nacht, der Vater zeigte uns unſere Zimmer, dann drückte er, Abſchied nehmend, die Mutter herzlich an ſich, küßte mich und die Schweſter und entfernte ſich.

„Die Mutter ſank auf einen Fauteuil nieder und nahm meine Schweſter in ihre Arme. Ich ſchlich mich an das Fenſter, ſchlüpfte hinter den ſchweren Vorhang, der es bedeckte, und blickte in die Nacht hinaus. Drunten im Hofe war es lebendig; ich ſah den Qualm der Fackeln, und zuweilen, wenn ihn ein Windſtoß auf die Seite jagte, flackerten die dunkelrothen Flammen hoch empor und erleuchteten das finſtere Schloß mit ſeinen vielen Fenſtern. Der Vater ſtieg zu Pferde und gleich darauf ſah man ihn wegreiten; der alte Mann ihm zur Seite, die Reiter mit den Fackeln vor und hinter ihm. Ich weiß nicht, wie ſie ſo dahin galoppirten durch die grünen Gebüſche über den geſchlungenen Weg, jetzt verſchwanden, ſo daß man nichts mehr ſah als die überhängenden

Zweige von der rothen Gluth der Fackeln angeſtrahlt, jetzt wieder zum Vorſchein kamen, da ſchnürte eine unerklärliche Angſt mein Herz zuſammen. Sie ſahen ſo unheimlich aus, die finſtern Geſtalten auf den dahinjagenden Pferden; mir war gerade ſo, als entführten ſie gewaltſam meinen Vater, als gehe er einem Unglück entgegen und wiſſe es ſelbſt nicht. Ich wollte ihn zurückhalten, — er mußte gerade den Park verlaſſen haben; man ſah nur noch einen unbeſtimmten Schein zwiſchen den Bäumen, der aber plötzlich erloſch. Ich klopfte an die Scheiben, ich wollte das ſchwere Fenſter öffnen, indem ich ausrief: Vater! Vater! reite nicht hinweg, verlaſſe uns nicht, o du kommſt nicht zu uns zurück!"

Bei dieſen letzten Worten war der Baron, von der Erinnerung überwältigt, empor geſprungen, ſtreckte die Hände von ſich ab und hatte die Augen ſtarr und weit geöffnet. — „Ah!" ſagte er nach einer Pauſe, während welcher ſich ſeine Züge wieder belebt hatten, „ich kann es mir nun einmal nicht abgewöhnen, zu lebhaft zu denken. Ich bin ein ſchlechter Erzähler. Jetzt will ich mich aber zuſammen nehmen.

„Es war das für uns alle Drei ein trauriger Abend. Die Mutter ſaß in ihrem Lehnſtuhle, hielt uns Beide in den Armen und ſtarrte nachdenkend vor ſich hin, fuhr aber bei dem geringſten Geräuſch, das ſich im Schloſſe hören ließ, erſchreckt in die Höhe und drückte uns ängſtlich an ſich, als wolle ſie uns vor irgend einer Gefahr beſchützen. Endlich gingen wir zur Ruhe, — wir ſchliefen in zwei Zimmern neben einander, ich und meine Schweſter in dem einen, die Mutter in dem anſtoßenden; die Thüre blieb natürlicher Weiſe offen. Ich weiß nicht, um welche Stunde es war, als ich erwachte; ich glaubte Stimmen im Nebenzimmer zu vernehmen, und als ich mich in meinem Bette aufrichtete, hörte ich wohl, daß ich mich nicht getäuſcht.

„Der Morgen dämmerte, aber da es ſpät im Herbſt war, drang noch nur ein ſchwaches, trübes Licht durch die zugezogenen Fenſter-

vorhänge. Ich blickte nach meiner Schweſter, die ebenfalls aufrecht in ihrem Bette ſaß. — Was iſt das? fragte ich ſie. — Ich weiß nicht, gab ſie mir zur Antwort. Die Mutter weint und bittet. — Ich will zu ihr! rief ich aus; ich will ihr helfen. — O ich war damals ein energiſches Kind; Furcht kannte ich nicht. — Die Thüren haben ſie zugeſchloſſen, ſagte meine Schweſter. Und ſo war es in der That. Ich glitt von meinem Lager herab, um ſie wieder zu öffnen; doch kaum hatte ich mich auf einige Schritte dem Nebenzimmer genähert, als eine ſtarke Hand meinen Arm faßte. Ich zuckte zuſammen, blickte empor und ſah neben mir jenen alten Mann mit den finſtern, unangenehmen Zügen, der uns am Ufer der See empfangen und ſpäter mit meinem Vater fortgeritten war. —

„Was willſt du? fragte er mit ſtrenger Stimme. — Ich will zu meiner Mutter, ſagte ich ihm; hörſt du nicht, daß ſie weint? wer hat es gewagt, ihr etwas zu Leide zu thun?“ — Gewagt! lachte er höhniſch; geh' in dein Bett, Knabe, und bekümmere dich nicht um Sachen, die dich nichts angehen. Damit lies mich ſeine Hand los und ſtieß mich mit der Fauſt an die Schulter, daß ich ein paar Schritte in das Zimmer hinein taumelte und gefallen wäre, wenn ich mich nicht an meinem Bette gehalten hätte. — Ich war geſtoßen worden, zum erſten Male in meinem Leben und von der Hand eines Dieners; ich ballte meine Fäuſte, ich biß meine Lippen blutig; was ſollte ich machen? Das da war ein ſtarker, wohl bewaffneter Mann, ich ein kleiner, faſt unbekleideter Knabe; ich zitterte vor Zorn und Kälte, ſetzte mich auf mein Bett und ſtrengte Ohren und Augen an, um zu ſehen und zu hören. — Ja, es war die Stimme meiner Mutter, die ich nun im Nebenzimmer wieder vernahm; ſie bat, ſie weinte, ſie rief nach uns, — ſo gebt mir wenigſtens meine Kinder! ſprach ſie; ich will ja weiter nichts, o Gott! o Gott! nur meine Kinder, meine armen kleinen Kinder! — Ich weinte mit ihr und rief ſo laut ich konnte: Mutter! Mutter! hier ſind wir, laß' uns nicht allein! — Der alte Mann, der an's Fenſter

getreten war, er, der mich geſtoßen, ſtreckte mir drohend die Fauſt entgegen und ſagte hohnlachend: ſchrei nur, kleine Schlange; man wird dich dafür züchtigen.

„Im Nebenzimmer war es ſtille geworden; der Mann wandte ſich gegen die Scheiben und öffnete einen Flügel des Fenſters. Unten im Hofe rollten Räder auf dem Sande, Fußtritte erſchallten auf der Freitreppe vor dem Hauſe, und ich glaubte die Seufzer meiner Mutter zu vernehmen. Mit weit aufgeriſſenen Augen blickte ich um mich her, ich ſuchte eine Waffe; ich wollte Mutter und Schweſter, ich wollte mich vertheidigen. Ah! neben meinem Bette befand ſich eine Trophäe von Dolchen und Meſſern aller Art; er hatte mich geſtoßen, er hatte mich eine Schlange genannt, ich wollte es ſein, — ich wollte ihn ſtechen. Ich kroch auf mein Lager zurück, ich faßte nach einer der Waffen — es war ein ſchuhlanges Meſſer, zweiſchneidig, oben breit, unten ſpitz — das mir am Nächſten hing, es ging leicht aus der Scheide, ich hielt es in meiner Hand, und verbarg es hinter dem Rücken. — Ah! da vernahm ich abermals die Stimme meiner Mutter; in herzzerreißendem Tone rief ſie vom Hofe zu den Fenſtern hinauf: meine Kinder! laßt mir meine Kinder!

„Der alte Mann beugte ſich hinaus und rief hinab: Nur fort! Nur fort! werft ſie in den Wagen und macht, daß ihr von dannen kommt. — Darauf hörte ich noch einen einzigen Schrei drunten, aber einen Schrei, deſſen gräßlichen Ton ich nie vergeſſen werde. — Man hörte den Wagen ſchließen, Peitſchen knallen, dann knirſchten die Räder auf dem Sande. —

„Ich faßte das Meſſer feſt in die Rechte, er am Fenſter verſchloß die Scheiben wieder und trat in das Zimmer zurück. Jetzt zu dir, Bürſchlein, ſagte er, und ging direct auf mein Lager zu. In dem Augenblick war ich kein Kind mehr, ich fühlte nichts Menſchliches in mir, ich war ein reißendes Thier, eine Schlange, eine wilde Katze. — Komm nur! rief ich ihm entgegen, ich bin keine wehrloſe Frau; komm nur, ich will mich vertheidigen. Damit ſprang ich in

De Blé.

Und wenn wir keinen Drang fühlen, uns zu verbinden, ſo gehen wir wieder aus einander.

Commiſſionär.

Ja freilich, Sie gehen wieder aus einander. Hier iſt Ihr Brief, ſehen Sie, Fräulein Jettchen Vierfuß, Kälberſtraße Nro. 16; — fragen Sie nur nach dem Haus der Frau von Schall, oder kennen Sie das Haus vielleicht ſchon, mein lieber Herr de Blé?

De Blé.

Ich bin gänzlich unbekannt hier.

Commiſſionär.

Sie wiſſen doch die Kälberſtraße?

De Blé.

Muß bedauern.

Commiſſionär.

Nun kommen Sie mit, ich zeige Ihnen draußen genau an, welchen Weg Sie machen müſſen. Ich verſichere Sie, ſcharmanter Herr de Blé, daß ich außerordentlich vergnügt ſein würde, dieſe Verbindung zu Stande zu bringen.

De Blé.

Bitte recht ſehr, aber ich hoffe, das Vergnügen ſoll auf meiner Seite ſein.

Commiſſionär (mit ihm abgehend).

Beiderſeitig, Herr de Blé, beiderſeitig!

Verwandlung.

Fünfte Scene.

Salon im Hauſe der Frau von Schall. Frau v. Schall. Kammermädchen (treten durch die Mitte ein).

Fr. v. Schall (im Hut und Shawl).

Iſt mein Mann zurück?

die Höhe, ſo daß ich auf meinem Bette ſtand. Die rechte Hand mit dem Meſſer hielt ich hinter meinem Rücken verborgen; er ahnete davon nichts, ſondern ſprach lachend: die Peitſche wird dich geſchmeidig machen. —

— „Das waren auf dieſer Welt ſeine letzten Worte; er war mir ganz nah, ich ſtreckte plötzlich meine rechte Hand vor, und klug berechnend, daß mir zu einem Stoße die nöthige Kraft fehle, hielt ich den Arm ſteif und warf mich vom Bette herab ihm entgegen. Die Wucht meines kleinen aber doch ſchon ſchweren Körpers trieb ihm das zweiſchneidige Meſſer in die Bruſt, — ja in die Bruſt, und zwar tief hinein bis an's Heft."

„Gott im Himmel!" rief Herr Veil entſetzt, „das war ja ein Mord."

Der Baron hatte das Letzte mit ſteigender Heftigkeit erzählt; ſein Arm zuckte, ſeine Augen flammten, er warf ſich mit dem Oberkörper vorwärts wie damals, als er jenen Stoß gethan; dann flogen ſeine Finger weit aus einander, als laſſe er das Heft des zweiſchneidigen Meſſers fahren; doch verſuchte er hierauf zu lächeln, ſtrich ſich mit der Hand über das Geſicht und ſagte nach einem längeren Stillſchweigen und nachdem er ſich wieder vollkommen geſammelt: „eigentlich war es kein Mord, es war eine Nothwehr auch rächte ich meine Mutter. — Ich verſichere Sie, beſter Veil, eine höhere Macht hatte die Hand des Knaben gelenkt; jener alte Mann war der Vertraute und ſchlechte Rathgeber des Lord K., er hatte zu allem dem beigetragen, was gegen die Mutter und uns unternommen wurde." —

Hier ſchwieg der Erzähler, ein finſteres Lächeln flog über ſeine Züge, während er die Glieder ſeiner goldenen Uhrkette langſam durch die Finger gleiten ließ.

Vierundſechszigſtes Kapitel.

Ein wildes Leben.

„Ah!“ fuhr nach einer Weile der Baron fort, „es iſt ein eigenthümliches Gefühl, eines Menſchen Blut zu vergießen. Das iſt Ihnen wohl noch nie vorgekommen?“

„Gott ſoll mich in Gnaden bewahren!“ erwiderte entſetzt der Andere.

„Und wollten ſich doch das Leben nehmen! — Sehen Sie, wie vernünftig das Geſpenſt für Sie dachte.“

„Meines Nächſten Blut! Mich ſchaudert's, wenn ich daran denke.“

„Ja, ja,“ erwiderte nachſinnend der Baron, „den Nächſten trifft es meiſtens, denn bis weithin reicht die Schneide eines Dolches nicht. — Aber keine Wortklaubereien; in einem ähnlichen Falle wie dem eben erzählten kann man in ſpäteren Jahren Alles vergeſſen, den Anblick deſſen, der von unſerer Hand fiel, ſein Blut, das wir ſahen; nur etwas nicht, das iſt das ſchreckliche Gefühl des Eindringens der Waffe. Ah! das iſt unvergeßlich!“

„Nun, es muß Sie tröſten,“ meinte gutmüthig Herr Veil, „daß Sie damals eigentlich noch unzurechnungsfähig waren — ein Kind.“

„O ſagen Sie das nicht, ich durchlebte in dem Moment eine Reihe von Jahren, und war nachher ſo bedacht und entſchloſſen, daß man mir jetzt die Mutter nicht mehr geraubt hätte. — Doch das war vorbei. — Genug alſo, er fiel nieder, ich ließ natürlicher Weiſe den Griff der Waffe los und zog mich gegen mein Bett zurück. Die Thüren wurden haſtig geöffnet, die Dienerſchaft lief zuſammen, ich hoffte immer, mein Vater werde auch erſcheinen. Aber ſtatt ſeiner erſchien ein ältlicher Herr, mühſam am Stocke gehend, — mein Großvater; ich ſah das an der Aehnlichkeit mit

meinem Vater, ich habe ſein Bild nie vergeſſen. — Das da hat gute Geſchichten gemacht, rief er zornig, nur fort damit! Seht, ob man Hülfe bringen kann. — Das Letztere war nun nicht möglich; man bemühte ſich eifrig um den Todten — vergeblich. Dann ſtieß man mich aus dem Zimmer, mich und meine arme, arme Schweſter. Daß ſie furchtbar gelitten bei der eben beſchriebenen Scene, können Sie ſich wohl denken; ſie fühlte, ſo klein ſie war, daß ihr Bruder etwas Schreckliches begangen. — Man brachte uns fort, nachdem man uns vorher ſchlechte Kleider angezogen: wir fuhren mehrere Tage und Nächte; anfänglich wandte ich alle Kraft auf, um den Schlaf von meinen Augen zu verſcheuchen, und ich bemühte mich, wo möglich einzelne Schlöſſer, Ortſchaften, Flüſſe und dergleichen meinem Gedächtniſſe einzuprägen, um vielleicht ſpäter den Rückweg nach jenem Schloſſe finden zu können. Unbegreiflich wird es Ihnen ſein, wenn ich Ihnen ſage, daß ich den Namen meines Großvaters und Vaters nicht wußte; in Palermo wurde der Letztere von der Mutter und der Dienerſchaft nur Sir Robert genannt. — Wiſſen Sie wohl, was ich gar zu gern von dort mitgenommen hätte? Es war jenes zweiſchneidige Meſſer — eine ſchöne Waffe. Aber merkwürdig genug, viele Jahre nachher kam es zufällig in meinen Beſitz. — Doch weiter!

„Meine Natur unterlag alſo; obgleich kräftig mit dem Schlafe kämpfend, überwältigte er mich doch, ich vergaß Alles, und als ich endlich erwachte, war es durch das Anhalten des Wagens. Doch denken Sie ſich meinen Schrecken, als ich aufwachte und meine Schweſter nicht mehr ſah. Wo und wie man uns getrennt hatte, war mir unerklärlich. Ich erinnerte mich deutlich, daß ich, ehe ich einſchlief, meinen Arm um ihren Hals geſchlungen, und daß ſie mich feſt an ſich drückte, wie es früher die Mutter gethan. O! dieſer Verluſt traf mich hart, hatten wir uns doch gegenſeitig getröſtet.

„Ich wurde in ein Haus gebracht zu einem widerwärtig ausſehenden Manne — es war ein ſcheinheiliger Halunke, der das

Gebetbuch nie vom Tiſche brachte, aber ſeinen Nebenmenſchen betrog wo er konnte, — man zahlte für mich ein ärmliches Jahrgeld; er ſollte ſehen, ob etwas aus mir zu machen ſei, er ſollte mich jedes Geſchäft, jedes Handwerk ergreifen laſſen, wozu ich Luſt in mir verſpürte. So ſagte er mir, ich aber, wie Sie begreifen werden, früh gereift, klug, umſichtig, merkte bald, daß dieſer Mann den Befehl hatte, mich thun zu laſſen, was mir gut däuchte, das heißt, nur in Laſtern und Ausſchweifungen. Darin ließ man mir allen Willen, darin konnte ich thun, was ich wollte. Ich trieb mich alſo den ganzen Tag herum, ich trank, wo ich etwas bekam, ich ſpielte, zuerſt ehrlich, dann falſch, und da ich ein hübſcher Bube war, mochten mich alle Nachbarn leiden; ich ritt ihre Pferde, ich ſuchte mit großem Geſchick verloren gegangenes Vieh wieder auf, ich wurde kräftig und gewandt, kein Pferd war mir zu wild, kein Fenſter, kein Baum zu hoch; ich ſtählte meinen Körper ſo, daß ich Alles ertragen konnte, mir war es gleich, ob ich in meinem Bette war, oder die Nacht im Freien zubrachte unter Sturm und Regen. Bei meinem Erzieher lernte ich aber das Wichtigſte: Verſtellung; zuweilen ignorirte er mein wildes Treiben, zuweilen peitſchte er mich wüthend dafür aus, und das namentlich, ſo lange ich ihm offen und ehrlich meine Streiche bekannte; als ich aber anfing, Alles zu läugnen, die Augen niederzuſchlagen und ſeufzend im Hauſe umherzuſchleichen, da ging es beſſer, und das merkte ich mir bald. —

„Sie können ſich denken, daß ich meine Vergangenheit, meinen Vater, Mutter und Schweſter nicht vergaß und werden ſich wundern, daß ich nicht einen Fluchtverſuch unternahm, da man mir die Freiheit ließ, in der Nachbarſchaft unſeres Dorfes umherzuſtreichen; aber ich war klug genug, einzuſehen, daß ich als Kind, ohne Mittel nichts zu unternehmen im Stande ſei. Glauben Sie deßhalb nicht, daß ich jene ſchreckliche Scene vergeſſen, daß ich nicht ganze Nächte an die furchtbaren Räthſel gedacht, die mich beim Eintritt in dieſes Land umgaben. O ich nährte meine Rache heimlich aber eifrig,

und je älter ich wurde, deſto glorreicher erſchien mir jene blutige That. Auch hoffte ich beſtändig, von meiner Mutter, meiner Schweſter irgend ein Lebenszeichen zu erhalten, aber vergeblich. Ach! wie ich dieſe Letztere liebte, kann ich Ihnen nicht beſchreiben; ſie war ſeit ihrer früheſten Kindheit meine einzige Geſpielin geweſen, und ihr weiches Gemüth fand ſich ſo leicht in meine wilden Launen, mein haſtiges, heftiges Treiben. Auch ſie liebte mich ſo innig — wir waren ein paar glückliche Kinder!"

„In der Nähe unſeres Dorfes lagerten häufig Zigeuner, mit denen ich öfters Verkehr hatte; ich war bei ihnen wohl gelitten, ich begleitete ſie bei ihren kleinen Streifereien, und eines Tags machte mir ihr Hauptmann den Vorſchlag, ſie auf einer längeren Tour zu begleiten. Sie hatten Pferde aus dem ſchottiſchen Gebirg nach England zu bringen: er verſprach mir einen guten Antheil am Gewinn; ich willigte natürlicher Weiſe ein und verließ ohne Bedauern, ohne Kummer das Haus, in dem ich bis jetzt gelebt. Mein Haar, blond wie das meines Vaters, ward ſchwarz gefärbt, und ſo zogen wir dahin, tagelang in kleinen Märſchen durch das Land. Wie ſpähte ich umher, um vielleicht eines der Merkzeichen wieder zu finden, die ich mir damals gemacht, immer vergeblich, obgleich ich häufig glaubte, irgend etwas wieder zu erkennen. Oefters geſchah es mir, daß ich meinte, dies oder das Parkthor ſei es, durch welches ich ein- und ausgefahren; ja, und hinter ihnen ſah ich oftmals Teiche und Bäche, jenen ähnlich, große Raſenplätze, mit alten Schlöſſern, ganz wie das, wo ich jene Nacht zugebracht. Doch fand ich bei näherer Beſichtigung beſtändig irgend eine Verſchiedenheit: bald fehlte die Steintreppe vor dem Portal, bald die Fenſter auf den Hof hinaus, deren Form ich nicht vergeſſen. — Endlich aber, durch einen ſonderbaren Zufall fand ich, was ich ſuchte; ich hatte lange einen Park mit hohen Mauern ſehnſüchtig umkreiſt, der Pförtner wollte dem Zigeuner keinen Einlaß geſtatten, da kam ich an eine Stelle, wo ich luſtige Kinderſtimmen vernahm;

die Federbälle flogen in die Höhe, endlich einer zu mir herüber. — O schade! er iſt fort, rief es drinnen; ich aber eilte mit meinem Fund zu dem Pförtner, und übergab ihm denſelben. Er wollte mich beſchenken, doch bat ich ihn nur um die Vergünſtigung, die Gärten ſehen zu dürfen; ſein Knabe begleitete mich.

„Ja, dies war das hohe Steinthor von Bäumen überſchattet, die geſchlungenen Wege, die dichten Gebüſche, zwiſchen welchen ich in jener Nacht den Fackelſchein geſehen, als mein Vater wegritt. Wie klopfte mir das Herz, ich wäre gern nach dem Schloſſe geeilt, aber ich mußte meinem kleinen Führer folgen, der zuerſt den Federball abgeben ſollte. Wir kamen auf einen ſchönen Raſenplatz mit Blumen umgeben, dort ſpielten zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von fünf bis ſechs Jahren, die Eltern ſtanden umher; eine Dame in tiefer Trauer ſchaute den Spielen ihrer Kinder zu. Sie dankte mir, und während ſie mit mir ſprach, betrachtete ich die kleinen ſchönen Kinder. Ich weiß nicht, es war mir ſo eigen zu Muth, eine unausſprechliche Wehmuth überwältigte mich, ich hätte laut aufweinen, vor die Kinder hinknieen, ihre feinen Hände, ihre blonden Haare küſſen mögen. Waren es doch die Bilder meiner Vergangenheit und der meiner Schweſter — oh! dies mußte der Park meines Vaters ſein. Wie hätte auch ich ſpielen können, froh und heiter einer glücklichen Zukunft entgegen! und obendrein ſah das kleine Mädchen meiner armen Schweſter ähnlich. —

„Jetzt rief die Dame die Kinder zu ſich, wir ſchlichen uns fort, ich nicht, ohne vielmal rückwärts zu ſchauen. — Aber nun zum Schloſſe hin! — Ja, es war daſſelbe, die Steintreppen, die Fenſter, ich erkannte es wieder an dem Schlagen meines Herzens. Was hätte ich darum gegeben, ſein Inneres betreten zu dürfen. Aber dies wurde mir nicht geſtattet; ich fragte den Kleinen aus, ob droben ſchöne Zimmer ſeien. — Ja, ſagte er. — Mit dunkeln Holzdecken? fuhr ich fort, und eines, in welchem ſich viele ſchöne Meſſer und Degen befinden? — Ja, ja, entgegnete er mir! der

Vater hat es mir ſchon oft gezeigt, wenn die Herrſchaft abweſend iſt. — Und die Herrſchaft? fragte ich zögernd, iſt ſie im jetzigen Augenblicke hier? — Ei, meinte er, wir haben die Lady ja drunten geſehen, und auch die Kinder, die Dame in Trauer, denn der Lord K., unſer Herr — Sprich! ſprich! rief ich. — Der Herr des Hauſes alſo — er verunglückte vor einem Jahr auf der Jagd, er ſtarb nach einem heftigen Sturz mit dem Pferde. — Das war mein Vater.

„Ohne ein Wort weiter zu ſprechen, ging ich durch den Park zurück, grüßte den Pförtner und trat in's Freie. Welche ſchreckliche Räthſel umgaben mein Leben! Ich hatte die Frau meines Vaters geſehen, die doch nicht meine Mutter war — ſeine Kinder — meine Geſchwiſter und mir doch fremd. — Wir blieben die Nacht in einem benachbarten Dorfe, und da erfuhr ich die Geſchichte des Schloſſes und meine eigene. Vor acht Jahren erzählte man mir, ſei der junge Lord aus Italien zurückgekehrt, auf eine höchſt liebreiche Einladung ſeines Vaters, mit ſeiner jungen Frau und zwei Kindern. Kaum angekommen indeß war durch ſeines Vaters Einfluß ſeine Ehe für ungültig erklärt und caſſirt, die Mutter nach Hauſe geſchickt und über die Kinder als uneheliche diſponirt. Der Sohn ſchien ſich, wider Erwarten, ohne viele Mühe den Anſichten ſeines Vaters gefügt zu haben, denn nicht lange darauf heirathete er eine reiche Erbin.

„So war ich alſo ausgeſtoßen, ohne Namen, ohne Familie. Meine Mutter, hieß es, ſei nach Italien zurückgegangen; wo aber war meine Schweſter? Mir ſchien es am gerathenſten, um eine Spur der Verlorenen zu finden, meine Schritte nach Sicilien zu wenden. Doch — lachen Sie über mich — ich konnte mich nicht ſo ſchnell entſchließen, meine bisherigen Freunde zu verlaſſen; ich geſtehe es Ihnen: ich hatte Geſchmack an dem wilden Leben gefunden; auch fehlten mir die Mittel, um mich von ihnen trennen zu können. Daß mein Herz zerriſſen war, brauche ich Ihnen nicht

zu ſagen, auch nicht, daß ich den ganzen Leichtſinn meiner Jugend zuſammen nehmen mußte, um mich zu betäuben; ich durfte nicht zu mir ſelbſt kommen, ich durfte nicht ruhig überlegen, was ich hätte werden können, werden müſſen, und was ich geworden war. — Ah!“ rief er nach einer Pauſe mit ſchmerzlicher Stimme, „wenn dieſe Gedanken kamen, ſo riß ich in meinen Haaren, ſo rannte ich mit dem Kopfe gegen die Mauer, ſo zog ich mein Meſſer aus der Scheide. —

„Richtig,“ fuhr er gleich darauf mit dem ihm eigenen Lächeln fort, „von dem Meſſer muß ich Ihnen noch ſagen, daß es daſſelbe war; ich hatte es in jenem Dorfe, wohin es, wer weiß durch welchen Zufall, gekommen, an mich gebracht.“

Hier ſchwieg der Erzähler, zog ſein duftendes Taſchentuch hervor, wiſchte ſich damit ſorgfältig den blonden Schnurrbart und drückte es alsdann vor die Augen. Als er die Hand wieder niederſinken ließ, war der Ausdruck ſeines Blickes unausſprechlich weich, ja traurig. Er ſtreckte ſeine Rechte dem Zuhörer entgegen, der ſie mit beiden Händen umfaßte und innig drückte. — „Wenn Sie wüßten,“ ſagte er darauf mit weicher Stimme, „wie wohl es mir thut, wie es mein Herz erleichtert, endlich Jemand gefunden zu haben, zu dem ich ohne Rückhalt ſprechen kann! Aber hören Sie mich, mein Freund, — wenn ich meine Vergangenheit in Ihr Herz niederlege,“ dies ſprach er mit feſterem Tone, „ſo muß es ſich darüber ſchließen, wie das Grab über dem Todten, wie die Woge des Meeres über dem Verſunkenen. Geloben Sie mir dies und ich werde fortfahren. Aber ehe Sie es thun, glauben Sie meiner Verſicherung, daß Sie das Aergſte aus meinem Leben noch nicht gehört. -- — Sind Sie ſtark genug,“ ſagte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen mit gefälligerem Ausdruck der Stimme, „meine kleinen Geheimniſſe bewahren zu können, ſo reichen Sie mir Ihre Hand, — Worte bedarf es weiter nicht.“

Mit dieser Bewegung ergriff Herr Beil abermals die dargebotene Rechte, drückte sie innig und der Baron fuhr fort:

„Von da an wurde ich der Tollste der ganzen Zigeunerbande; ich muß Ihnen sagen, daß man mich bis jetzt von gewissen Geschäften und Vorfällen beständig fern gehalten. Ich hatte meinen Unterhalt auf anständige und ehrliche Weise verdient, jetzt aber ließ ich den Hauptmann merken, daß ich nicht abgeneigt sei, auch an andern interessanten Unternehmungen Theil zu nehmen. Daß er bei dieser Erklärung vor Freuden außer sich war, schmeichelte meiner Eitelkeit; er hatte aber auch alle Ursache dazu, denn trotz meiner damals noch feineren und schlankeren Gestalt nahm ich es, was Kraft anbelangte, mit Vieren auf, und wo mich Gewandtheit und List unterstützen konnten, fürchtete ich mich nicht vor einem Dutzend. Natürlich mit kleineren Geschichten wollte ich mich nicht abgeben; ich sehnte mich nach etwas Großem, wo es Muth galt und Gefahr zu finden war."

„Wir zogen weiter, und wenige Tage nachher nahm mich der Hauptmann bei Seite und sagte: wenn du etwas wagen willst, so können wir über vierundzwanzig Stunden reiche Leute sein. Natürlich willigte ich mit Freuden in Alles. — Heute Nacht, sprach er, geht einer der reichsten Gutsbesitzer des Landes nach der Hauptstadt; er wird einige Bedienten bei sich haben, aber auch eine große Menge Geld; wollen wir von den Andern mitnehmen oder wollen wir Beide es allein wagen? — Wir Beide allein, entgegnete ich ihm. Er war damit einverstanden. Die Nacht kam, wir nahmen die besten Pferde und ritten gut bewaffnet aus; es ging über eine Haide hinweg, das Wetter war stürmisch, der Wind pfiff über die Ebene, wir konnten kaum unsere Hüte halten. In einer kleinen Niederung, die mit Gebüsch bewachsen war, hielten wir. Es mochte Mitternacht sein, als wir von fern her das Rollen eines Wagens vernahmen; er kam näher, vierspännig mit zwei Postillonen und zwei Bedienten auf dem Außensitz. Ich sprengte an die vordern

Pferde, riß den einen Postillon vom Sattel, der Hauptmann an den Schlag, indem er Halt! rief. Obgleich der Wagen augenblicklich hielt, knallten doch von allen Seiten Schüsse, die wir übrigens nicht beantworteten. Während der Hauptmann den Wagen bewachte, glitt ich zur Erde, zog auch den andern Postillon herab, ohne ihm ein Leides zu thun, und zwang die Beiden mit vorgehaltener Pistole, die unruhigen und schlagenden Thiere auszuspannen, die nun augenblicklich das Weite suchten. Daß ihnen ihre Reiter in größter Angst zu Fuß folgten, hinderte ich durchaus nicht, ja es erschien mir so komisch, daß ich ihnen ein lautes Gelächter nachsandte.

„Der Hauptmann hatte unterdessen gute Arbeit gemacht, zwang die beiden Bedienten, ruhig auf ihrem Sitz zu bleiben, und ich trat nun an den Schlag des Wagens, hatte aber dabei die Vorsicht, im nächsten Augenblicke, nachdem ich mich gezeigt, auf die Seite zu springen, was sehr nothwendig war, denn der entschlossene Besitzer des Wagens schoß zweimal nach mir; die Kugeln pfiffen an meinem Kopfe vorüber. Natürlich bat ich ihn jetzt sehr ernst und dringend, dergleichen zu unterlassen, und zog ihn aus dem Wagen hervor. Es war ein alter Herr, und da er ein lahmes Bein hatte und sein Krückstock im Wagen geblieben war, so mußte ich ihn auf einen Stein an der Straße niederlassen, was ich auch behutsam that, denn ich hatte mein kaltes Blut durchaus nicht verloren, die Expedition kam mir sehr ungefährlich vor. — Denken Sie sich aber, wie mir zu Muthe ward, als ich nun die Wagenlaterne herunter nahm, als der Schein derselben auf das Gesicht des alten Mannes fiel und ich trotz der langen Jahre und einmaligen Sehens jene harten, starren Züge wohl erkannte. — Das Geschäft des Wagendurchsuchens, das Herausnehmen der Cassetten und Brieftaschen überließ ich dem Andern; ich stand neben dem alten Manne und dachte an jene Nacht, wo wir uns zum ersten Male gesehen. Ja, wir konnten so nicht scheiden; er mußte mich wieder erkennen, er mußte erfahren, daß das Schicksal zuweilen strenge Gerechtigkeit

Kammermädchen.

Noch nicht, gnädige Frau. Es iſt erſt zwei Uhr, und der gnädige Herr kommen wahrſcheinlich nicht vor dem Diner.

Fr. v. Schall.

Haſt du meine Aufträge ausgerichtet?

Kammermädchen.

Ja wohl, gnädige Frau. Ich war bei dem Commiſſionär Hagenlocher, das iſt ein ſehr geordneter Mann.

Fr. v. Schall.

Nun?

Kammermädchen.

Man kann ſich auf ſeine Empfehlungen vollkommen verlaſſen, und er hofft, der gnädigen Frau in der kürzeſten Zeit, vielleicht noch heute ein taugliches Subject zuſenden zu können.

Fr. v. Schall.

Aber der Menſch muß ſein Fach verſtehen, es muß ein gelernter Friſeur ſein.

Kammermädchen.

So hab' ich den Befehl der gnädigen Frau auch ausgerichtet.

Fr. v. Schall.

Sollte mein Mann früher nach Hauſe kommen, ſo laſſ' es mich wiſſen; ich möchte noch vor dem Diner wegen der heutigen Soirée mit ihm ſprechen.

Kammermädchen.

Ganz recht, gnädige Frau!

(Frau v. Schall ab.)

Sechste Scene.

Kammermädchen (macht die Thüre hinter ihr zu).

Mein Mann! mein Mann! Wie das ſo angenehm klingt! Ich

übt. Ich zog langsam ein breites Messer hervor, und als er das sah, zuckte er zusammen, doch hielt ich es ihm nur leicht vor die Augen und bat ihn, in seinem Gedächtnisse um acht Jahre zurück zu gehen. Erinnern Sie sich, sagte ich mit ruhiger Stimme, jener Nacht in dem Schlosse, das Sie vor nicht vielen Stunden verlassen, jener Nacht, wo Ihr Wille eine ganze Familie aus einander riß, wo Sie den Vater zu einem Verbrechen zwangen, die Mutter in's Elend verstießen, die Kinder, Ihre eigenen Enkel, des ehrlichen Namens, des Vermögens, des Fortkommens beraubten, in das Elend hinaus jagten, dem Laster in die Arme warfen. — Ja, dem Laster, denn ich, der jetzt an Ihrer Seite in dem Wagen fahren sollte, um Sie — setzte ich zähneknirschend hinzu — bei einem ähnlichen Vorfalle wie der heutige zu vertheidigen, ich, damals jener Knabe, den Sie dieses selbe Messer handhaben sahen, stehe jetzt vor Ihnen als Straßenräuber, könnte vielleicht Ihr Mörder sein, wenn mir das Schicksal Ihr Herz gegeben." —

„Schrecklich, schrecklich!"

„Das ist allerdings schrecklich," fuhr der Erzähler ruhig fort. „Der Andere hatte unterdessen die Cassetten auf den Boden niedergestellt und leerte sie mit großer Behendigkeit in einen Sack, den er zu diesem Zwecke mitgenommen. Wir sehen uns wohl niemals wieder, sprach ich zu dem alten Herrn, es sei denn, daß es Ihnen einfallen sollte, die Gerichte dafür gegen mich aufzurufen, daß ich mir mein rechtmäßiges Erbtheil genommen; — in dem Falle freilich und wenn Sie versuchen sollten, mich noch tiefer zu stürzen, würde ich Ihnen wieder und dann auch meine Mutter rächend vor Augen treten. Er gab begreiflicher Weise keine Antwort, doch ließ er den Kopf tief auf die Brust herab hängen. Dachte er vielleicht über das Unrecht nach, welches er mir zugefügt, oder zürnte er über seine eigene Ohnmacht, mich in diesem Augenblick nicht vernichten zu können?

„Die Pferde waren beladen, ich steckte mein Messer langsam

in die Scheide, wir schwangen uns auf, und obgleich mein Begleiter in vollem Galopp davon wollte, nöthigte ich ihn doch zu seiner Verwunderung, im Schritt zu reiten, und so zogen wir langsam querfeldein zum großen Erstaunen der Bedienten, denen gewiß noch nie dergleichen vorgekommen war. Wir ritten noch eine Stunde durch die Nacht bis zu den Ruinen einer alten Abtei, die dem Zigeuner wohl bekannt war. Dort saßen wir ab und untersuchten unsern Raub. Er war über alle Maßen beträchtlich; zu gleichen Hälften getheilt, bildete er für Jeden ein ansehnliches Vermögen. Wir nahmen diese Theilung rasch vor, und das Einzige, was ich für mich allein in Anspruch nahm, war, daß ich nur Papiere und Banknoten nahm und meinem Begleiter dafür den Goldwerth ließ. — Ich kann Sie versichern, der arme Kerl, der sich doch ein wenig vor dem Galgen fürchtete, war überglücklich, nachdem ich ihm mein Verhältniß zu jenem alten Herrn aus einander gesetzt und ihm dabei die Versicherung gegeben, er könne das heute Nacht Eroberte ruhig genießen und sei nun für die Zukunft ein gemachter Mann; er war überglücklich, keinen Raub begangen zu haben, und Sophist genug, um sich zu überreden, daß wir nur meinen rechtmäßigen Erbantheil vom Vermögen meines Großvaters getheilt.

„Natürlicher Weise trennten wir uns darauf auf Nimmerwiedersehen; er ging zu den Seinigen zurück, mich aber trieb es aus England fort, und nachdem ich mein Vermögen geordnet, schiffte ich mich nach dem Continent über, um so schnell als möglich nach Sicilien zu gehen. In Paris aber hatte ich den klugen Einfall, nach Palermo schreiben zu lassen, und erhielt nach einiger Zeit sehr untröstliche Nachrichten von da. Von meiner armen Mutter und meiner unglücklichen Schwester keine Spur. Das Unglück, welches uns betroffen, war dort nicht einmal in seinem vollen Umfange bekannt; es hieß, mein Vater habe sich von der Mutter scheiden lassen, worauf sie mit einem großen Theil ihres Vermögens England verlassen und nach Deutschland gegangen sei. Unsere Verwandten

in Palermo, ſo ſchrieb mein Sachwalter, liebten es übrigens ſehr, uns förmlich zu ignoriren, und wenn uns nicht dringende Veranlaſſungen dazu trieben, riethe er uns, nicht nach Palermo zurückzukehren.

„So war mir alſo auch meine eigentliche Heimath verſchloſſen; ich hatte Niemand mehr, dem ich mich anvertrauen konnte, dem ich mein Schickſal erzählen, von dem ich Troſt und Hülfe erwarten konnte. O, ich fühlte mich einſam und elend; ich war auf dem Punkte, den gleichen Schritt zu thun, wie Sie; aber auch mich hielt ein Geiſt zurück, doch war es mein eigener, der mir, als ich mich über das Brückengeländer hinüber lehnte, wie höhnend zurief: alſo feige willſt du die Welt, deine Feinde, die Menſchen, verlaſſen, willſt keine Vergeltung üben für all das Unrecht, welches man dir gethan! — Trotze deinem Schickſal, trete ihm entgegen, ſetze ihnen die Ferſe auf den Nacken, wie ſie es dir gethan, lebe als freier und unabhängiger Menſch, denke an jene Zeit, wo du ein ſolcher warſt, wo du auf flüchtigem Pferde über die Haide jagteſt, wo deiner Hand jede Blüthe, jedes unſchätzbare Gut, das eine Menſchenſeele vergeben kann, erreichbar war, denn du hatteſt den Muth, darnach zu greifen. — So ſprach es in mir, ſo klang es fort und fort in meinem Herzen und ich folgte der verlockenden Stimme. Reich, wie ich war, warf ich mich in das Leben der großen Hauptſtadt, lernte mich bewegen in den höchſten Kreiſen und knüpfte dort Verbindungen an; aber ich griff auch tiefer hinab in die Schichten der Geſellſchaft und erwarb mir auf den unterſten Stufen derſelben Bekannte, ja Freunde. — Sie ſehen mich mit großen Augen an, aber ich ſage Ihnen die reine Wahrheit; wenn ich Nachts, von einer glänzenden Soirée kommend, aus meinem Wagen ſtieg, meine reiche Toilette von mir warf, die Blouſe anzog, mein Haar auf eigenthümliche Art ordnete, ſo hätte mir jede der vornehmen Damen, mit denen ich vorhin getanzt, gerne ein Almoſen geſchenkt, ohne mich zu erkennen.“

„Ah!“ machte Herr Beil.

„Und glauben Sie ja nicht, daß ich mich ungern in diesen untern Kreisen bewegte; da sieht man die Menschen in ihrer natürlichen Herzensgüte, wie auch in ihrer natürlichen Schlechtigkeit, ohne Schminke, ohne Verstellung; aber man muß ihren Kreis nicht als fremdes Element tangiren, man muß zu ihnen gehören, dann genügt ein Wort, ein Handschlag, und wenn man Aufopferung für sie zeigt, so gehören sie Einem mit Leib und Seele. — O, das war für mich ein entzückendes Leben, unsichtbar wie ein Geist durch alle Stufen der Gesellschaft zu schweben, aufwärts und abwärts; ich war allwissend und allmächtig, keine geheime Polizei erfuhr und konnte leisten, was ich vermochte. Ich sah die Fäden von tausend Intriguen vor mir spielen, ich knüpfte sie an, wo es mir gefiel, und zerriß sie, wenn es mir beliebte; die geheimsten Geschichten lagen offen vor mir da, ich beförderte ihren Lauf oder hemmte ihn, je nachdem es mir einfiel; ich war Herr und Gebieter über Tausende von Sklaven."

— „Und das waren Sie oder sind es noch?" fragte der Andere mit gepreßter Stimme.

„Ich bin es noch," entgegnete der Erzähler, indem er sich stolz aufrichtete und seinem Gegenüber fest in die Augen sah. „Ja, ich bin es noch und läugne es Ihnen, dem ich eine offene Beichte über mein ganzes Leben abgelegt, nicht."

„Also doch! also doch! — Verzeihen Sie, gnädiger Herr, meine Ueberraschung, mein Erstaunen, ja meinen Schrecken, indem Sie so plötzlich vor mich hintreten, ein räthselhaftes Wesen, das in finstern Schatten bei uns vorbeischwebt und jetzt auf einmal an's Licht tritt. — Fast ein Gespenst. — Ja, ein Gespenst," fuhr er entsetzt fort, indem er sich langsam empor richtete und starr in die glänzenden Augen sah, welche der Andere fest auf ihn gerichtet hielt. — „Gewiß ein Gespenst und dasselbe, welches mir damals am Kanal erschienen. — Aber ich bin kindisch," fuhr er nach einer Pause mühsam lächelnd fort, wobei er sich über die feuchte Stirne

ſtrich. „Sie ſitzen ja körperhaft vor mir, und jenes Phantom — war ja auch kein Phantom — Sie waren es.“

„Ja, ich war es, mein Freund,“ entgegnete der Erzähler; „ich war es, der Ihr Leben rettete, der Ihren Leib und Seele erhielt; und wenn ich ſage, daß ich Sie für mich erhielt, ſo geſchah es ja nur, um einen Freund zu gewinnen, der fern von meinem wilden Treiben ſteht, dem ich mein Inneres eröffnen konnte, der mir in vorkommenden Fällen ſeinen guten Rath nicht vorenthalten wird. — O ſeien Sie ganz ruhig, ich werde Sie nie in den finſtern Kreis ziehen; dies Haus, dieſes Zimmer ſollen rein bleiben wie die Seele des Kindes, das dort drinnen ſo ruhig ſchläft.“

„Und dieſes Kind — es iſt das Ihrige?“

„O nein,“ ſagte der Baron mit trübem Lächeln, „ſo glücklich bin ich nicht. Hören Sie mich noch einen Augenblick an; bald bin ich mit meiner Geſchichte zu Ende. Anfänglich glaubte ich, ich könnte von dem ſeltſamen Leben, das ich angefangen, ebenſo leicht wieder laſſen, wie man ein Kleid wechſelt, wie man einen Handſchuh auszieht. Das wollte ich auch, ich verließ Paris und ging nach Deutſchland. Aber obgleich ich mich in der erſten Zeit fern von Allem hielt, was mich früher ſo ſehr beluſtigte, ſo dauerte das doch nicht lange; wie ich Ihnen ſchon geſagt, ich konnte es nun einmal nicht laſſen, unſichtbar lohnend und ſtrafend in die Geſchicke der Menſchen, die mich intereſſirten, einzugreifen. Das Erſtere that ich übrigens häufiger und ich konnte es. Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich von meinem Treiben und meinen Verbindungen nie den geringſten Vortheil zog, nie — nie, obgleich dem Unſichtbaren ungeheure Summen geboten wurden, obgleich große Vermögen zu meinen Füßen rollten. Ein Verſchwender war ich nie; was ich beſaß, mehrte ſich auf rechtliche Weiſe, ſtatt abzunehmen, obgleich ich dem Elend mit vollen Händen abhalf, wo ich konnte. Da befand ich mich in W. und unter vielen ſcandalöſen Geſchichten, welche die reichen jungen Leute, mit denen ich verkehrte,

erzählten, intereſſirte mich eine ganz beſonders. Es war das ein förmlicher Sklavenhandel; eine Mutter, ſo hieß es, hatte ihre eigene Tochter um eine beträchtliche Summe verkauft, das Mädchen aber habe eine andere Neigung und ſei in Verzweiflung. Das war ein Fall, für den ich da war; meine erſte Idee war, das arme Geſchöpf entführen zu laſſen, ihr eine Exiſtenz zu gründen, ſie, wenn es möglich ſei, mit ihrem Geliebten zu vereinigen. — Unmöglich! Denn leider ſtand dieſer Freund durch Rang und Stand ſo weit über ihr, daß an eine Verbindung nicht zu denken war. Ich beſchloß, mich alſo bei ihr einzuführen, und das that ich auch." — Bei dieſen Worten athmete der Erzähler tief und ſchwer, und als er darauf mit der Hand über ſeinen Bart ſtrich, zitterte dieſe leicht; auch hatte er die vorigen Worte nur mühſam hervorgebracht.

— „Ich ging alſo dorthin. Um einen Vorwand war ich bei dergleichen nie verlegen, ich betrat ohne lange zu fragen ihr Zimmer, ich fand das Mädchen allein, ein Schauer durchflog meinen Körper, meine Zähne ſchlugen in Fieberfroſt zuſammen, — ja, es konnte nicht anders ſein, ich fand die Züge des Kindes in der Erwachſenen wieder — ich ſtand vor meiner Schweſter. — Gerechter Gott! vor meiner Schweſter, die von ihrer, von meiner Mutter der Schande verkauft war. — Aber nein, nein! ſo fürchterlich ſollte es nicht kommen, gehen wir mit wenigen Worten darüber hinweg. Ja, meine Schweſter war es; aber meine arme Mutter war längſt geſtorben; ſie hatte ihr Kind aufgeſucht und es auch glücklich in Schottland gefunden; ſie hatten ein kümmerliches Leben geführt, meine Mutter hatte mit ihren zarten Händen Tag und Nacht gearbeitet, um ſich und ihr Kind auf ehrliche Art zu erhalten; aber alle die ſchrecklichen Verluſte, die ſie erlitten, das Andenken an meinen Vater, der ſie ſo entſetzlich mißhandelt, — an mich, den ſie todt geglaubt, hatte ihre Geſundheit zerſtört. — Nach ihrem Tode ſtand meine Schweſter rathlos da, irgend ein Zufall brachte ſie zu jener Frau, die ſich heute ihre Mutter nannte, die ſie ſorg-

fältig erzog, aber damals ſchon rechnend, das ſchöne, geiſtreiche Mädchen werde ſich einſtens ſelbſt bezahlt machen.

„Daß ich mit dieſer Dame eine ſtarke Unterredung hatte, können Sie ſich denken; die verlangte Summe für meine Schweſter gab ich ihr und nahm das arme Geſchöpf mit mir, — ja, das arme Geſchöpf, — denn es waren Sachen vorgefallen, die mich nöthigten, ein Jahr lang mit ihr in tiefſter Verborgenheit zu leben. Sie wurde Mutter eines Kindes, eines Knaben — und was ſoll ich's verſchweigen? — deſſelben, der jetzt unter Ihrer Aufſicht lebt und den Sie deßhalb nicht weniger lieben werden, weil ſeine Geburt keine legitime iſt."

Die Verſicherung des Herrn Beil, daß er das Kind vielleicht noch mehr lieben würde, weil es ohne rechtmäßige Anſprüche an einen väterlichen Schutz ſo allein in der Welt ſtehe, ſchien der Baron gar nicht zu hören. Er hielt beide Hände vor das Geſicht und ſaß ſo eine Zeit lang in ſich verſunken da. Als er wieder empor ſchaute, ſeufzte er tief auf und ſagte: „glauben Sie mir, ich hätte lieber das Grab meiner Schweſter gefunden, als ſie ſelbſt auf dieſe Art. Ich erzählte Ihnen ſchon, wie ich ſie als ein kleines Mädchen geliebt. Und dieſe Liebe hat mit den Jahren zugenommen; in meinen Träumen ſah ich ſie vor mir, wachſend, größer und ſchöner werdend, liebenswürdig und verſtändig, wozu ſie ſchon als Kind ſo ſchöne Hoffnungen gab. Ach! ihr Bild hat mich vor Vielem bewahrt, namentlich vor einem wilden Leben und vor manchen unüberlegten Handlungen in gewiſſer Beziehung. Ich will es Ihnen offenherzig geſtehen: obgleich ich viele Abenteuer hatte, habe ich doch nie geliebt; denn ſo oft ich mein Herz einem weiblichen Weſen zuwenden wollte, trat mir das Bild meiner Schweſter vor die Seele und daneben erblaßte alles Andere. Es war wohl mit das ſchreckliche Unglück unſerer Jugend, was mich ſo feſt an ſie hinzog. Einmal," fuhr er nach einer Pauſe lächelnd fort, „und es iſt noch gar nicht lange her, da traf ich mit einem armen Geſchöpfe

zuſammen, mit einem Mädchen, die blonde Haare hatte, wie meine Schweſter und auch einen Zug in ihrem Geſichte, der mich an dieſe erinnerte. Das durchzuckte mich wunderbar, und wenn ich dem Mädchen früher begegnet wäre — aber das ſind nur Phantaſieen! — gehen wir weiter!

„Nachdem das vorüber, reiste ich mit meiner Schweſter nach Sicilien und machte dort eine Klage gegen meinen Großvater in England anhängig; ich wußte wohl, daß dabei nichts zu gewinnen war, doch prozeſſirte ich nur in der Abſicht, um einen Namen für meine Schweſter zu erhalten. Dies gelang mir auch; man erklärte ſie für berechtigt, den Familien-Namen unſeres Vaters zu führen; ich für meinen Theil verzichtete darauf: der Enkel des Lord K. war todt und verſchollen; auch meiner Schweſter konnte ich nützlicher ſein, wenn ich ihr, ſie unſichtbar ſchützend, zur Seite ſtand. Wer wußte auch, wenn wir den gleichen Namen führten, ob ſie nicht vielleicht dadurch in Sachen verwickelt werden konnte, die ihr fern zu halten meine heiligſte Pflicht war. Daß ich mein Vermögen redlich mit ihr theilte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen. — Und nun bin ich zu Ende, aber gerne bereit, Ihnen irgend welche Fragen zu beantworten, die Sie an mich zu richten für gut finden. Fragen Sie mich ohne Scheu.“

„Wenn ich das thue,“ ſprach Herr Beil nach einigem Zögern, „ſo iſt es nicht Neugierde, die mich treibt; doch möchte ich erfahren, ob die Mutter des Knaben ſeinen Aufenthalt weiß, ob es ihr erlaubt iſt, ihn zu ſehen.“

„Das Letztere kann ich Ihnen noch nicht ſagen, — meine Schweſter verheirathete ſich, ſie machte, was man vor der Welt eine glänzende Partie nennt; doch lebt ſie kinderlos bei dem alten Gatten und immer noch hängt ihr ganzes Herz an dem Knaben.“

„Und wie habe ich mich zu benehmen, wenn ſie einen Verſuch machen wollte, das Kind zu ſehen? — Sie ſagten mir ſelbſt, man forſche demſelben von andern Seiten nach.“

„Ganz recht, daß Sie daran denken; ſollte Sie alſo eine Dame zu ſprechen und das Kind zu ſehen verlangen, ſo fragen Sie, ob ſie ſchon länger in hieſiger Stadt ſei; gibt man Ihnen zur Antwort, ſie komme ſoeben von einer Reiſe nach England zurück, ſo können Sie ihr das Kind getroſt in die Arme führen.

„Doch nun iſt es Zeit, daß ich mich entferne," ſagte der Baron nach einer Pauſe, indem er ſich erhob — „meine Pferde ſchaudern, der Morgen dämmert auf, kann ich Ihnen mit Mephiſto zurufen; ich habe Sie einen wilden Traum träumen laſſen; ich führte Sie auch über öde Halden und ſelbſt ein wenig am Rabenſtein vorüber. — Adieu, mein Freund, denken Sie, daß ich ganz der Ihrige bin. Gebieten Sie über mich, ſoll ich etwas für Sie erlangen in der niedrigſten Hütte oder am Throne des Königs, ich werde es thun. — Leben Sie wohl! Sobald es mir möglich iſt, ſuche ich Sie wieder auf. Sollten Sie etwas Dringendes für mich haben, ſo wiſſen Sie ja meine Wohnung." — Hierauf drückte er dem Herrn Beil herzlich die Hand, verließ das Zimmer und gleich darauf das Haus.

Der Andere trat an's Fenſter und blickte dem Baron lange nach, wie er leicht und gewandt über die Straße dahin ſchritt und bald um die nächſte Ecke verſchwunden war. Ja, der Morgen dämmerte auf, ein trüber, kalter Wintermorgen; am Himmel jagte der Wind graue Wolken, welche, über die Stadt hinwegfliehend, zuweilen einzelne Schneeflocken hernieder flattern ließen. Die Windfahnen drehten ſich kreiſchend, zwiſchen den entfernteren Häuſern lag ein feiner froſtiger Duft, und an einem Brunnen, der ſich gerade dem Hauſe gegenüber befand, hatten ſich ſeit einigen Stunden ziemliche Eiszapfen gebildet. Draußen war es unbehaglich, aber im Zimmer ſtrömte der Ofen eine angenehme Wärme aus. Herr Beil löſchte die Kerze aus, die Flamme derſelben konnte dem hereindringenden Tageslicht nicht mehr widerſtehen und brannte mit dunkelrother Gluth. Nachher fuhr er ſich mit der Hand über

das Geſicht und es war ihm zu Muth, als habe er wirklich einen wilden Traum geträumt oder als habe er während der Nacht ein ſeltſames Buch geleſen, eine Räubergeſchichte, wie ſie eigentlich nur in Romanen vorkommt. Er verſank in tiefes Nachſinnen und war ordentlich froh, als bald darauf eine helle Kinderſtimme an ſein Ohr ſchlug, die laut und luſtig rief: „Onkel Beil, ich bin erwacht und möchte gern aufſtehen!“

Fünfundſechszigſtes Kapitel.

Ein gefährliches Papier.

Der Doktor Eduard Erichſen hatte in ſeinem ſogenannten Studierzimmer einen alten ledernen Lehnſtuhl, den er bei guter Laune ſeinen olympiſchen Dreifuß zu nennen pflegte. Er war ein ehrwürdiges Möbel, das er, von jeher ein geordneter Mann, ſich ſchon auf der Univerſität angeſchafft hatte, und von dem ſich zu trennen ihm unmöglich war. Der Lehnſtuhl war ziemlich altmodiſch, mit einem Leder überzogen, deſſen Farbe nicht mehr zu erkennen war, und glänzte an verſchiedenen Stellen wie polirt. Ach! wie oft hatte er ſeinem Herrn freundlich die alten Arme geöffnet und ihn aufgenommen bei Luſt und Schmerz; wie viele Gedanken hatten, hier ruhend, ſchon des Doktors Kopf durchzogen. Bei gewöhnlichen Veranlaſſungen brauchte er ihn ſelten, aber ſowie es eines reiflichen Nachdenkens bedurfte, ſei es über einen ſchwierigen Krankheitsfall, ſei es über irgend eine Familienangelegenheit, ſo vergrub ſich Herr Erichſen gern in die alten Kiſſen. Auch ſeinen Platz hatte der Stuhl ſchon oft wechſeln müſſen; als ſein Beſitzer einſtens krank und wieder auf dem Wege der Beſſerung war, ſtand er ſo, daß die erſten Strahlen der Morgenſonne über ihn und den Geneſenden hinſpielten; auch in dem Schlafzimmer war er früher häufig, der

glaube, wenn ich einmal verheirathet bin, ich sage in den ersten Tagen nichts als mein Mann, oder zu mir selbst Madame, oder Frau Jettchen, kann's vielleicht auch mit gnädige Frau probiren. Gott, es würde mir ganz gut lassen, gnädige Frau. (Ab.)

Siebente Scene.

Monsieur de Blé (öffnet schüchtern die Thüre).

Unten im Hausflur ist Niemand, auf der Treppe keine sterbliche Seele, und auch hier im Zimmer kein Mensch zu sehen. Nun, ich habe ja meine Legitimation in der Tasche, werde also mit einer gewissen Dreistigkeit hereintreten. Kann mich schon sehen lassen, der neue Frack hat freilich mein letztes verschlungen, aber als Mittel zu solchem Zweck ist er nicht zu theuer bezahlt. — Ah, hier sieht's ganz famos aus, prächtig, prächtig! — mir scheint, Monsieur Hagenlocher ist ein Mann, der seine Geschäfte versteht. — Französische Tapeten, seidene Meubels, Allem nach zu schließen, mach' ich eine recht gute Parthie. Allein, de Blé, Du verdienst es auch, Du hast mehreren Herrschaften treu und redlich gedient, und es ist Dir beständig schlecht gegangen, hoffen wir auf einen Umschwung des Schicksals. (Stellt sich vor den Spiegel neben einen Tisch, worauf eine Glocke steht.) Ich muß gestehen, der Spiegel sagt mir einige Schmeicheleien. Aber, de Blé, den Schnurrbart etwas hinaufgedreht, solid, solid. Hier steh' ich, ein entlaubter Stamm, und hier, im Brief des Herrn Hagenlocher, lebt die schaffende Gewalt. Weiß der Teufel, ich fühle mich schon, wie zu Haus hier. — Karl, Jean! wo stecken die Canaillen? Soll ich dejeuniren? soll ich anspannen lassen? Ich will dejeuniren. (Er klingelt.) Teufel, was hab' ich gemacht?

Achte Scene.

De Blé. Kammermädchen.

Kammermädchen (aus dem Seitenzimmer).

Gnädige Frau! — (Tritt ein.) Ja, was soll denn das heißen? Mein Herr, was wünschen Sie?

De Blé.

Oh, mein schönes Fräulein, ich bitte Sie tausendmal, zehntausend-

Doctor hatte ihn gleich zu Anfang ſeiner Ehe neben das Bett ſeiner Frau gerollt, und das waren damals ſeine ſeligſten Augenblicke geweſen, wenn er aus Geſchäften oder von Geſellſchaften ſpät heimkehrend noch mit ihr eine angenehme Stunde verplaudern konnte. Ja, damals hatte der Stuhl eine große Rolle geſpielt: auf ihm hatte der glückliche Vater zum erſten Mal ſeinen kleinen Oskar in den Armen gewiegt, auf ihm hatte die junge ſchöne Mutter zum erſten Mal nach jener verhängnißvollen Zeit ausgeruht, und zum erſten Mal ihr Kind recht innig an die Bruſt gedrückt. Aber auch die kleinen Leiden ſeines Beſitzers, die nachher ſo groß, ja endlich unheilbar werden ſollten, waren auf eben dieſem Stuhle überdacht worden, und es war, als ob das alte Möbel in der That eine beruhigende Kraft auf ſeinen Herrn ausübte: denn wenn dieſer ſich auch in der größten Erregung darauf niedergelaſſen, ſo beſchlichen ihn bald ſanftere Gedanken, er wurde nachgiebiger, auch trauriger, wie das gerade eben kam. —

An alles das dachte der Doctor, als er wieder einmal und ſehr tief vergraben in den Lederkiſſen ruhte. Er hatte den Kopf auf die Bruſt herabgeſenkt, die Augenlider halb geſchloſſen, die Hände gefaltet, und man hätte glauben können, er ſchlafe, wenn nicht zuweilen ein tiefer Seufzer ſeine Bruſt geſchwellt und ſeinen Kopf gewaltſam emporgehoben hätte.

Es mochte zehn Uhr Morgens ſein, und das Haus des Doktors, in welchem ſich ſonſt um dieſe Zeit ein reges Leben bewegte, wo die Köchin in ihrer Küche hanthierte, wo Kindsfrau und Stubenmädchen plaudernd oder ſingend ihre Arbeit thaten, wo die Thüre auf und zu ging, war es heute ſtill wie auf einem Kirchhofe. In der Kinderſtube befanden ſich allerdings beide eben erwähnten Dienſtboten, doch ſaß die Eine an dieſem, die Andere an jenem Fenſter. Beide machten lange Geſichter, ſchauten zwar verſtohlen gegen einander hin, ſprachen aber kein Wort; ſelbſt die Köchin machte nicht den geringſten Lärmen; ſie ſtand an ihrem Herde vor

einem Kessel, in welchem das Suppenfleisch kochte, statt es aber abzuschäumen, wie wohl ihre Schuldigkeit gewesen wäre, hatte sie gedankenvoll den Schaumlöffel auf den Herd gestützt, blickte vor sich nieder und ließ die dampfende Brühe überlaufen.

Auf dem Gange zwischen den Zimmern sah es ganz fremdartig aus; da standen große und schwere lederne Kisten, auch Koffer und Hutschachteln, es war gerade, als wolle sich die ganze Familie auf Reisen begeben.

Kehren wir nun in das Zimmer des Arztes zurück, so finden wir ihn wie früher unbeweglich im Lehnstuhle ruhend und selbst nicht einmal Achtung gebend auf das Spielen der Kinder, die bei ihm im Zimmer waren. Und das Spiel, welches sie trieben, war doch der Mühe werth, mit angesehen zu werden. Oskar und Anna saßen am Boden und hatten zwischen sich einen Fußschemel, auf dem sich ein drittes Kind befand, ein ziemlich kümmerlich aussehendes Mädchen, das die erstaunten Blicke beständig im ganzen Zimmer umherlaufen ließ. Seinen Anzug hätte man komisch nennen können; es hatte ein einfaches, etwas ärmliches Wollenkleid an, darüber einen kleinen Sammetmantel, den ihm Oskar umgehängt, und auf dem Kopf einen zierlichen Spitzenhut, von Anna ziemlich schief darauf befestigt. Letztere hatte in der Hand eine große Tasse mit Kaffee, in welche Brod eingebrockt war, das sie dem Kind löffelweis in den Mund gab. Zuweilen nahm dieses davon, zuweilen aber schloß es die Lippen und wandte den Kopf so heftig auf die Seite, daß der Kaffee über das Kleid herabfloß und auch wohl über den schönen Sammetmantel; und dann rief Oskar und Anna wie aus einem Munde: „Papa! das fremde Kind ißt wieder nicht!“

Das fremde Kind schien sich übrigens mit dieser Abfütterung und der ihm bewiesenen allzu großen Aufmerksamkeit gar nicht heimlich zu fühlen; es blickte öfters erschreckt auf den Sammetmantel, schielte besorgt nach dem Spitzenhute, zuckte unruhig mit den

Füßen, als wolle es durch einen verzweifelten Sprung den Versuch machen, seine Freiheit wieder zu gewinnen, kurz, es benahm sich wie ein kleiner Affe, den man eben eingefangen und bei welchem die erste Dressur probirt wird.

„Jetzt hörte man, daß draußen die Glasthüre geöffnet wurde, rasche Tritte näherten sich, ihr Klang hörte aber auf Augenblicke auf, als betrachte sich der Ankommende die Koffer und Kisten im Gange, dann wurden sie eiliger wieder fortgesetzt, und nun hastig die Thüre geöffnet, ohne vorher angeklopft zu haben.

Arthur erschien auf der Schwelle und blieb kopfschüttelnd stehen, als er in das Zimmer blickte. — „Schöne Geschichten das!“ rief er nach einer Pause, während welcher er die Thüre hinter sich zugedrückt und sich dem Lehnstuhle genähert hatte. — „Aber um's Himmels willen, Eduard, ist denn die Geschichte wahr? und du sagtest mir gestern nichts davon! Muß ich das heute Morgen von Alfons erfahren, der es beim Frühstück auf seine gewohnte Art mit Mama besprach.“

Der Doktor richtete den Kopf in die Höhe, ohne aber sonst seine Stellung zu verändern. — „Ich wollte gerade zu dir hin, Arthur,“ entgegnete er mit weicher Stimme, „mein Wagen steht unten schon eingespannt; aber ich gerieth hier an meinen alten Freund, und der hielt mich fest durch Träumereien und Erinnerungen.“ —

„Aber sage,“ fuhr der Andere dringender fort, „will sie wirklich nicht zurückkehren? Mama hatte ihr doch den Kopf zurecht gesetzt und sie schien ihr Unrecht einzusehen.“

„Sie schien,“ erwiderte Eduard traurig lächelnd, „das heißt sie gab der Mutter nach ihrer gewöhnlichen Art keine Antworten, als sie aber euer Haus verlassen, schrieb sie mir, es sei für uns besser, wenn sie auf ihrem Entschluß beharre. Da lies dies merkwürdige Schreiben; ich weiß nicht, ob Herr Alfons auch davon Kenntniß hat.“

Der Maler durchflog das ihm dargereichte Papier und warf während des Lesens mehrmals einen Blick auf die Kindergruppe. Dann faltete er das Schreiben zusammen, gab es seinem Bruder zurück und versetzte achselzuckend: „was weiß der nicht? auch darüber sprach er spottend und höhnend. Aber wie hing denn die ganze Sache eigentlich zusammen? — Ist dieß das Kind?“

Der Doktor nickte mit dem Kopfe, wobei er sagte: „auf die einfachste Weise von der Welt. Du weißt von unserer großen Scene am Weihnachtsabend; den andern Tag fuhr sie zu ihrer Mutter, und die würdige Dame, statt ihre Tochter zurückzuschicken, oder selbst zu kommen, sandte ihren Sachwalter, denn sie fand sich in ihrer Tochter höchlich beleidigt. Darauf nun schrieb ich ihr einen Brief, — ich sage dir, einen Brief, der einen Stein hätte erweichen müssen. Nun, die Folge war denn auch die Unterredung mit der Mutter.“

„Richtig! richtig! Wie ist aber die Geschichte mit jenem Kind? Denn, so viel ich erfahren, fiel die nun dazwischen und warf Alles wieder auseinander.“

„Die ist an sich sehr einfach, aber weißt du, Arthur, wenn man einen Vorwand zu Verdächtigungen und Streitigkeiten sucht, so ist er sehr leicht gefunden. Auf seltsame Art machte ich an demselben denkwürdigen Weihnachtsabend die Bekanntschaft einer unglücklichen Person, die im höchsten Grade schwindsüchtig ist, der böse Menschen ihr Kind geraubt, das sie aber wieder erhielt, und die ich, da sie wie gesagt, kränklich und von aller Hülfe entblößt ist, regelmäßig besuchte und sie unterstützte so gut ich konnte.“

„Das ist an und für sich nichts Schlimmes.“

„Sie wurde aber täglich kränker, das Kind verkam ordentlich und als die Mutter vor ein paar Tagen starb, sah ich denn nichts Arges darin, die Kleine mitzunehmen und sie so lange hier zu behalten, bis ich eine passende Unterkunft für dieselbe gefunden. — Ist daran etwas Unrechtes?“

„Für uns und alle rechtlich denkende Menſchen nicht," erwiderte Arthur und legte ſeine Rechte ſanft auf die Schulter des Bruders. Aber daß du damit willkommenen Anlaß zu neuen Anklagen gabſt, das hätteſt du dir doch, bei Gott! vorſtellen können. — Nicht wahr, anonyme Briefe wurden deiner Frau geſandt?"

„Verſteht ſich von ſelbſt; und welches gemeinen und boshaften Inhalts, das kannſt du dir gar nicht denken. Das war ein Verhältniß, das ich ſchon lange Jahre unterhalten, das natürlicher Weiſe der Welt bekannt war, das man aber bis jetzt aus Schonung verſchwiegen."

„O ſchändlich! ſchändlich!"

„Endlich konnte aber der redliche Freund, der ſich leider nicht nennen durfte, es nicht mehr über ſich gewinnen, ſtillſchweigend zuzuſehen, wie eine unglückliche Frau ſo unverantwortlich von ihrem Manne betrogen werde."

„Und die unglückliche Frau glaubte wohl ſelbſt dieſe Geſchichte nicht?"

„O ſie glaubt ſie wohl nicht, aber ſie thut, als ob ſie ſie glaube. Ich machte geſtern einen Beſuch bei Mama's liebenswürdiger Freundin, der Tutelarräthin Waſſer; ſie war natürlicher Weiſe zurückhaltend, ſo zu ſagen mit Anſtand gepolſtert, und wehmüthig zum Ueberlaufen. Sie hatte meine Frau geſprochen und aus deren eigenem Munde jenes infame Gerücht vernommen."

„Deine Frau hat es ihr geſagt!" rief Arthur entrüſtet.

„Als Gerücht; aber meine Schwiegermutter hatte hinzu geſetzt: das fehle noch zu der ſchlechten Behandlung, die Madame bei mir ausgeſetzt geweſen ſei."

„O, dann iſt alles verloren!"

„Ja, das fühle ich auch. Du erſiehſt ja aus dem Briefe, daß meine Frau die einleitenden Schritte zu einer Scheidung bereits gethan hat. O mein guter Name, meine armen, armen Kinder!"

„Bah!" rief der Maler entrüſtet, „über deinen Namen beruhige

dich; an dem bleibt kein Mackel hängen. Man kann dir kein Unrecht geben."

„Den Frauen gegenüber haben wir in ſolchen Fällen immer Unrecht; alle Weiber nehmen für ſie Partei, und man wird mich verarbeiten und zerreißen, daß kein gutes Haar an mir bleibt."

„Aber was ſoll mit dem Kinde geſchehen?"

„Ich weiß es nicht; hier kann ich es nicht behalten. Denke dir, Arthur, daß meine ſämmtliche Dienerſchaft mir in ſittlicher Entrüſtung den Dienſt aufgekündigt."

„Die Canaillen!"

„Die Kindsfrau meinte, ſie habe ſich bei anſtändigen und ehrlichen Kindern verdingt, ſei aber nicht dazu gemacht, uneheliche Bälge aufzuziehen."

„Das ſagte ſie dir in's Geſicht?"

„O nein, Franz, der Kutſcher, hat es mir erzählt."

„Und der?"

„Er bat mich zu gleicher Zeit um Erlaubniß, die drei Weibsbilder zum Hauſe hinaus werfen zu dürfen."

„Die hätte ich ihm ertheilt."

„Um noch mehr Scandal zu haben! Du wirſt ſchon ſehen, was die drei Weiberzungen von mir ausſagen werden."

„Ja, ja."

„Die haben mein Verhältniß zu jener unglücklichen Perſon ſchon lange gewußt, oh! ganz genau gekannt. Glaube mir, Arthur, die werden mir einen ſchönen Namen machen. Und dagegen vermag kein ehrlicher Mann, keine Macht dieſer Welt etwas."

„Onkel Arthur!" rief Anna, „ſchau dir unſer Kind an. Papa hat es für uns zum Spielen mitgebracht; wenn es einmal ſchöne Kleider bekommt und brav iſt, ſo wird es unſer Schweſterchen; nicht wahr, Papa?"

„In deinem Hut und Mantel," ſagte Oskar mit Kennermiene, „ſieht es gerade aus, wie du, Anna."

„Verlangen die Kinder zuweilen nach ihrer Mutter?“ fragte Arthur leiſe.

„Selten, eigentlich nie,“ erwiderte traurig der Bruder. „Es iſt ihnen etwas ganz Gewöhnliches, daß ſie ſie nicht ſehen.“

„Haſt du draußen die Kiſten geſehen und die Koffer, Onkel Arthur? Wir verreiſen; ich weiß es ganz gewiß.“

„Ja, wir gehen,“ ſetzte Anna hinzu, „weit, weit fort.“

„Und haben heute Morgen ſchon eine Reiſe gemacht,“ ſprach der Knabe. „Anna gehört die große Kiſte, mir der Koffer; das ſind zwei Kutſchen, in denen wir ſchon weit weg gefahren ſind. Ich war der Fuhrmann; wo haſt du meine Peitſche gelaſſen?“ wandte er ſich an die Schweſter.

„Das geht nun ſeit geſtern ſo fort,“ ſagte leiſe und traurig der Vater; „die armen, armen Dinger! Schon als eingepackt wurde, brachten ſie auch von ihren Kleidern und Wäſche herbei und wollten nicht begreifen, warum die Sachen von Mama allein in die Koffer gelegt würden.“

„Quäle dich doch nicht ſelbſt mit den Gedanken,“ entgegnete Arthur. „Du biſt weicher als die Kinder. Vor allen Dingen laß uns ruhig überlegen, was zu thun iſt. Mama hat dir neue Dienſtboten beſorgt, nicht wahr?

„Ja, ſie kommen ſchon heute.“

„Nun denn, was denkſt du mit dem Kinde da anzufangen?“

Der Doktor zuckte mit den Achſeln. „Ich werde es in irgend eine ordentliche Anſtalt thun,“ ſagte er.

„Das iſt nichts,“ erwiderte Arthur. „Hätteſt du es von ſeiner geſtorbenen Mutter gleich in eine ſolche bringen laſſen, ſo wäre es ganz gut geweſen. Aber jetzt, wo nun einmal die fatalen Gerede über dich in der Stadt gehen, wäre das nur zu neuen Klatſchereien Stoff gegeben. — Das Kind muß verſchwinden, man muß es zu ſtillen, verläßlichen Leuten thun, die es vertrauensvoll aufnehmen, die es gut behandeln und weiter nicht darüber ſprechen.“

„Solche Leute sind selten," meinte trübe lächelnd der Doktor.

„Wüßtest du Jemand?"

„Allerdings sind sie selten," entgegnete der Maler und blickte nachdenkend zum Fenster hinaus; „sehr selten, aber es gibt noch gute, edle Herzen, die nach Kräften Gutes thun, ohne darüber zu sprechen, — edle Menschen, die ihren Nächsten lieben, namentlich wenn er in Noth ist."

„Die sind schwer zu finden und zu erkennen."

„Zu erkennen leicht, wenn man sie gefunden," sprach Arthur mit Wärme. „O, der Glanz ihres Auges sagt dir, daß das Herz gut und edel ist; ein offenes ehrliches Lächeln läßt dich auf den Grund ihrer Seele blicken, ein einziges Wort, mit dem süßen Klang ihrer Stimme gesprochen, läßt dich fühlen, daß es wahr und aufrichtig gemeint ist; an dem Hauch, der von einem solchen Wesen ausgeht, erkennst du, daß du es mit einem edlen reinen Geschöpfe zu thun hast."

„Arthur! Arthur!" sagte erstaunt der Bruder. „Du redest dich ordentlich in's Feuer, du schwärmst. Kennst du vielleicht ein solches Wesen?" — Er stützte den Kopf in die Hand und blickte fragend in die Höhe. — „Ja," fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, „du hast soeben ein Portrait skizzirt, und wenn es dem Originale wirklich ähnlich sieht, so möchte ich es wohl kennen."

„Du sollst es kennen," entgegnete Arthur mit weicher Stimme. „Das Original, das ich dir mit voller Wahrheit nicht zu schildern vermag, ist ein Mädchen, das ich liebe, und wie liebe, Eduard! das mein werden muß, und sollte ich alles daran setzen, viel, viel darüber verlieren. — O das wäre ein Verlust, bei dem ich tausendfach gewinnen müßte."

„Ja, verlierend zu gewinnen, sagte, glaube ich, ein gewisser Romeo bei einer ähnlichen Veranlassung," meinte der Doktor und betrachtete aufmerksam seinen Bruder.

Dieser that einen tiefen Athemzug, legte seine Hände auf die

Schultern Eduards und ſprach: „Gott ſei Dank, die Schale, die mein Herz umgibt, zerſpringt, dein Unglück, mein guter Bruder, hat mir den Muth gegeben, mit dir darüber zu ſprechen.“

„Iſt es denn etwas ſo Schlimmes und Unbegreifliches?“

„Schlimm allerdings, vor den Augen unſerer Familie, und wird der Welt auch ſehr unbegreiflich erſcheinen. Ich liebe ein Mädchen, jung, ſchön, reizend, wie man ſich die Engel vorſtellt, und dieſes Mädchen will ich heirathen, obgleich ſie keiner bekannten Familie angehört, obgleich ihr Vater ein armer Schriftſteller iſt, ſie ſelbſt eine Tänzerin.“

„Alſo iſt die Geſchichte doch wahr?“ erwiderte der Doktor kopfnickend; „ich warf ſie weit hinweg, als man mir davon ſagte. Alfons zielte ſchon mehrmals darauf hin.“

„Aber jetzt möchte ich dich fragen, lieber Eduard, iſt denn die Sache etwas ſo Schlimmes und Unbegreifliches?“

„Verſteh' mich wohl, Arthur, ich werde ja mit tauſend Freuden das Mädchen, das du dir auserwählt, als Schwägerin begrüßen; weiß ich doch leider am Beſten, daß es keine Verſicherung für häusliches Glück iſt, eine Tochter aus ſogenannter untadelhafter, unbeſcholtener Bürgerfamilie zu heirathen. Habe ich das doch traurig erlebt. — Wenn das Mädchen nur keine Tänzerin wäre!“

„Man wird ſich allerdings vor Allem daran ſtoßen; aber mir iſt es vollkommen gleichgültig.“

„Du — das gibt fürchterliche Scenen mit Mama; wahrhaftig, Arthur, ich fürchte, das wird die alte Frau ſchwerlich überleben. Haſt du dir auch die Sache gründlich überlegt?“

„Wenn ich ein ehrlicher Menſch bleiben will, kann ich nicht mehr zurück.“

„Denk an unſere Verwandtſchaft, an unſere hochnaſigen Bekannten in hieſiger Stadt; ſie werden deiner Frau ihre Thüre nicht öffnen.“

„Die Hochmüthigen und Dummen allerdings nicht; aber wer iſt an denen gelegen? Man lernt auf ſolche Art ſeine Freund

kennen. Ich versichere dich, Eduard, das wäre mir eben interessant; — ich weiß wohl, daß sich manche Thüre vor uns verschließen wird, aber das ist mir gerade recht. Leute von wirklich gutem Hause, an deren Namen nicht der geringste Makel klebt, — vorausgesetzt, daß sie gescheidt sind und nicht an dünkelhaftem Hochmuth leiden, — werden es mich nicht fühlen lassen, daß ich bei der Wahl meiner Gattin nach ihren Begriffen ein paar Stufen zu tief hinab stieg; aber solches Volk von dunkler, zweifelhafter Herkunft, deren früheres Leben wie ein Sumpf ist, dessen schmutzige Fläche mächtige nachbarliche Schlingpflanzen mitleidig verdecken; Menschen, die sich durch allerlei Kunstgriffe, durch rastlose Bemühungen selbst empor geschmeichelt, die kein gutes Gewissen haben und die es ungeheuer scheuen, von Herkunft und dergleichen zu reden, ja selbst daran erinnert zu werden; die allerdings werden mit einer heiligen Scheu vor uns zurückprallen, werden mich aber zum größten Dank verpflichten, indem sie mir ihr Haus verschließen, und werden mir das Vergnügen machen, nie ihren unsaubern Fuß über meine reine Schwelle zu setzen."

„Brr!" machte der Doktor; „wenn das Mamas Busenfreundin, die Räthin Wasser, hörte. An die dachtest du doch?"

„Allerdings dachte ich an die kleine halbverwachsene, boshafte Person, aber solche Wasser gibt's noch viele; man könnte ein ganzes Meer daraus machen, einen Ocean der Dummheit und des Hochmuthes. — Aber, Eduard, kann ich in der Angelegenheit auf dich rechnen?"

„Gern, wenn du mir nur sagst, auf welche Art ich dir dienen kann. Und jetzt mit Mama zu verhandeln, wäre für mich mißlich. Aber bei dem allgemeinen Sturme, der nothwendig erfolgen muß, will ich treu und fest an deiner Seite stehen."

„Schön! nur ist es mir unmöglich, gegen die Mama das erste Wort auszusprechen, und darin kannst du mir auf Umwegen einen Gefallen thun. Erzähle Alfons die ganze Geschichte, als habest

mal um Verzeihung. Bedaure sehr, aber es war wahrhaftig Niemand im Hause, und Niemand auf der Treppe, und auch Niemand hier in dem Vorzimmer, und das geschwätzige Ding hier, ich nahm es nur so in die Hand — Sie entschuldigen.

Kammermädchen.

Aber was wünschen Sie eigentlich, mein Herr?

De Blé.

(Für sich.) Vorsichtig, de Blé, vorsichtig. (Laut.) Ja, ich wünschte, ich — ich wollte nur fragen, ob ich hier im Hause der Frau von Schall bin.

Kammermädchen.

Allerdings, und was suchen Sie im Hause der Frau von Schall?

De Blé.

(Für sich.) Die will mich ausforschen, aber ich lasse mich nicht so leicht fangen. (Laut.) Sie verzeihen, mein schönes Kind, daß ich nicht genügende Auskunft darüber geben kann, aber ich wünschte mit einer Dame, an die ich gewiesen bin, persönlich zu sprechen, sehr persönlich. (Mit Nachdruck.) Ich komme von dem Herrn Commissionär Hagenlocher.

Kammermädchen.

So, von dem Commissionär Hagenlocher? — (Für sich.) Das ist der Friseur. Der Mensch sieht nicht übel aus. (Laut.) Ich weiß schon, weßhalb Sie kommen. Ich werd' Sie der gnädigen Frau sogleich melden. (Trällernd ab.)

Neunte Scene.

De Blé.

Sie weiß schon, weßhalb ich komme, und will es der gnädigen Frau melden? Par exemple! Gnädige Frau! Ah, da muß ich bitten! Auf dem Brief steht doch: Fräulein Jettchen. Ist denn das gnädige Frau blos eine leere Anrede, oder eine Wittwe, die sich Fräulein nennen läßt, um einen Mann zu bekommen. Vederemo! De Blé, wir wollen uns nicht wegwerfen.

du irgendwo gehört, ich hätte ein derartiges Verhältniß, ich hätte einer Tänzerin verſprochen, ſie zu heirathen, mache es ſo ſchlimm wie du willſt. Alfons wird das Seinige noch dazu thun, und mir iſt es dann leichter, die Sache in beſſerem Licht darzuſtellen als er."

„Recht gern; das wird mich wenig Mühe koſten. Da aber das vorderhand im Reinen iſt, ſo ſage mir, ob du für das arme Kind da in der That ein Unterkommen bei guten Leuten weißt."

„Verſteht ſich," entgegnete Arthur, indem ein frohes Lächeln über ſeine Züge fuhr. „Clara wird ſich ein Vergnügen daraus machen, die Kleine bei ſich aufzunehmen."

„Clara?"

„Ja, Clara, meine Braut. Und du könnteſt mir den Gefallen thun, mich und das Kind in deinem Wagen dahin zu begleiten, dann kannſt du zu gleicher Zeit die Bekanntſchaft des Mädchens machen."

„Das will ich," erwiderte der Doktor. Er erhob ſich aus ſeinem Lehnſtuhl, ordnete ſeine Haare vor dem Spiegel und griff nach ſeinem Paletot und Hute, welche neben dem Fenſter auf einem Stuhle lagen. — „Da habe ich aber ganz vergeſſen," ſagte er verdrießlich, „daß ich eigentlich gar nicht von hier fort kann; oder glaubſt du, ich könne meine beiden Kinder bei den rebelliſchen Weibsleuten hier im Hauſe allein laſſen? Ich fürchte, ſie gehen auf und davon oder bekümmern ſich wenigſtens nicht um die armen Kinder."

„Du haſt nicht ganz Unrecht," meinte Arthur. „Doch will ich dir was ſagen: wir fahren nach unſerem Hauſe und bitten Mariann daß ſie ſogleich hieher gehe. Sie hatte ſich ohnedies ſchon entſchloſſen, das Amt der Hausfrau zu übernehmen, bis deine neuen Leute da ſind; vielleicht begegnen wir ihr unter Weges."

„So gehen wir. Doch will ich meine gnädige Frau von Bend beſtens und höflichſt erſuchen, auf die Kinder Achtung zu geben."

„Erſuche ſie beſtens, aber nicht höflichſt," ermahnte Arthur.

Der Doktor ging hinaus und kehrte gleich darauf mit d Kindsfrau zurück. Dieſe würdige Dame hatte die Naſe ſehr h

erhoben und ein sehr moquanter Zug machte sich auf ihrem alten Gesichte bemerkbar; die Flügel und Spitzen ihrer Haube waren drohend emporgekehrt, und sie zog einher wie ein finsteres Gewitter, das jeden Augenblick bereit ist, sich mit Donner und Blitz zu entladen. Arthur sah sie fest an und lächelte so sanft als möglich, was sie einigermaßen aus der Fassung zu bringen schien.

„Sie werden auf meine Kinder Achtung geben, bis ich zurück komme," sagte der Doktor, „und werden nicht dulden, daß weder Köchin noch Stubenmädchen das Haus verlassen. Auch" — hier hustete er gelinde, — „wollen Sie dem kleinen Kinde da seinen Hut aufsetzen und das Tuch umbinden; dort liegt es."

Die Kindsfrau blickte angelegentlich zum Fenster hinaus, ohne dem gegebenen Befehl Folge zu leisten.

„Mir scheint," sagte Arthur, in dessen Gesichte die Röthe des Zorns aufstieg, „Madame Bendel leidet an Schwerhörigkeit. — Haben Sie meinen Bruder verstanden oder nicht?" sprach er darauf mit heftiger Stimme und trat dicht vor die Frau hin, die bei dem Tone, den sie nicht gewohnt war zu hören, zusammen schrak. — „Mein Bruder hat Ihnen befohlen, dieses Kind dort anzuziehen," fuhr der junge Mann fort, während er sie fest ansah. „Da wir nun Beide nicht Lust haben, lange zu warten, so leisten Sie diesem Befehle Folge, und das augenblicklich." — Er zeigte mit der Hand gebieterisch auf Hut und Tuch, und die erschreckte Frau nahm Beides und beeilte sich, das Kind fertig zu machen. Darauf nahm es der Maler bei der Hand.

Der Doktor ermahnte seine eigenen Kinder, artig zu sein, küßte sie heftig auf den Mund und stieg mit seinem Bruder kopfschüttelnd und lächelnd die Treppen hinab. Als sie in dem Wagen saßen, sagte er mit seiner sanften Stimme: „Höre, Arthur, du kannst heirathen, du hast eine gute Art, mit den Weibern umzugehen; ich glaube, du ließest dir von keiner etwas gefallen."

„Nicht einmal von meiner Frau," entgegnete ernst der Bruder.

„Das iſt das Kapitel, worüber wir ſchon oft zuſammen ſprachen, aber leider, leider! immer vergeblich; ohne Feſtigkeit geht's nun einmal nicht, namentlich bei dem herrſchſüchtigen Charakter deiner Frau. Da du nicht im Stande warſt, deinen Willen durchzuſetzen, ſo hat ſie dich zum Sklaven gemacht. — Aber jetzt biſt du frei.“

„Ach Gott, ja! — leider!“ ſeufzte der Andere.

Arthur ließ den Wagen durch die enge Gaſſe nach dem elterlichen Hauſe fahren, und ihn hinten an der Thüre ſeiner Wohnung halten. Alfons controlirte von ſeinem Comptoirpulte aus die vordere Hausthüre und alle Eintretenden; er wäre ihnen auch augenblicklich in ſeine Wohnung gefolgt; doch wollten beide Brüder ihre Schweſter allein finden. Sie ließen das Kind im Wagen, ſtiegen auf der uns bekannten Wendeltreppe in den zweiten Stock hinauf und kamen dann über einen Corridor vor die Glasthüre an der Wohnung Mariannens.

Es war eben Beſuch da geweſen; zwei Frauenzimmer ſtiegen die Haupttreppe hinab, und Arthur, der ihnen nachblickte, ſah, daß ſie freundlich zuſammen ſprachen und kicherten; es war eine ältere Frau in ſehr einfachem Anzuge, ſie trug ein graues, wollenes Tuch und eine gewöhnliche Haube mit Lilabändern, etwas Halbtrauer. Die Andere war jünger und ſchien die Tochter zu ſein; ſie trug ein braunes Merinokleid und einen abgeſchoſſenen Hut von ſchwarzer Seide; auch waren Beide, wie ſchon geſagt, heiteren Humors, und hatten keine Ahnung davon, daß ſie beobachtet würden. Die Alte blieb auf der Ruhebank der Treppe ſtehen und ſprach mit luſtiger Stimme: „das da oben iſt eine brave, charmante Frau. Gott! wie dumm war ich, daß ich dies Haus nicht ſchon früher beſucht; das müſſen wir ausbeuten. Denk dir, Emilie, ſie hat mir einen Dukaten gegeben, — einen ganzen Dukaten.“

„Aber dafür war auch die alte Commerzienräthin drunten deſto knauſeriger — einen halben Gulden! Pfui Teufel! die ſollte ſich ſchämen! Dreißig Kreuzer auf ſo ſchöne Empfehlungsbriefe von

zwei Pfarrern und dem brillanten Zeugniſſe vom verſchämten Haus-armen-Verein. — Da haſt du die Papiere, ſteck ſie wieder ein.“

„Gib her!“ ſagte die würdige Mutter; „wo iſt denn das Papier, worein ich ſie gewickelt hatte? — Ah! ich ließ es droben auf dem Tiſche liegen; es iſt nichts daran gelegen.“

„Weißt du das auch genau?“ fragte die vorſichtigere Tochter; „was war es für ein Papier?“

„Nun, es war das Papier, worin die Becker ihre Handſchuhe gewickelt brachte, reines, weißes Papier.“

„Nichts darauf geſchrieben?“

„Ich glaube nicht. Und wenn auch, höchſtens eine unſchuldige Adreſſe.“

Nach dieſen Worten ſtiegen die Beiden die Treppen vollends hinab.

Arthur hatte das Geſicht der Jüngeren genau beobachten können; er mußte das ſchon irgendwo geſehen haben, und wenn ihm recht war, im Hauſe in der Balkengaſſe.

„So komm' doch!“ rief jetzt der Doktor beinahe ungeduldig; er hatte ſchon die Glasthüre geöffnet; Arthur folgte ihm.

Sie traten in das Zimmer der Schweſter und fanden Marianne am Fenſter ſtehend; ſie war vollſtändig angekleidet, in Hut und Shawl, zum Ausgehen fertig. Doch wandte ſie den Kopf nicht herum, als die Brüder eintraten, ja nicht einmal, als Arthur ſagte: „Wir ſind es, Marianne.“

Der Doktor trat zu ihr an's Fenſter, faßte ihre herabhängende linke Hand und fragte: „was haſt du, Schweſter? Beim Himmel! du weinſt ja. Geht dir denn mein Unglück ſo zu Herzen?“

„Gewiß, gewiß, Eduard!“ rief die junge Frau, indem ſie ſich raſch umwandte, und, auf die Gefahr hin, ihren feinen Sammethut zu zerdrücken, den Kopf heftig auf die Schultern des Bruders legte. „Gewiß, gewiß, wir ſind recht unglücklich.“

Arthur trat kopfſchüttelnd näher, ihm war das unbegreiflich; er war noch vor einer Stunde bei Marianne geweſen und da hatte

ſie ganz ruhig und gefaßt über Eduard mit ihm geſprochen; ja, ſie hatte ſogar gemeint, es ſei doch am Ende ein rechtes Glück, daß dieſe ewigen Quälereien einmal aufhörten. Woher denn jetzt auf einmal dieſe Thränen? — „Marianne," ſagte er nach einer längeren Pauſe, während welcher ſie heftig weinte, „ich begreife dich in der That nicht. Sei offenherzig gegen uns; dir iſt ſonſt etwas Unangenehmes begegnet. Gewiß, du biſt ja ganz außer dir; ſei ruhig, ſetze dich nieder und theile uns mit, was dich quält. Du lieber Gott, wir ſind ja von der Natur angewieſen, uns gegenſeitig zu vertrauen und zu tröſten."

„Ja, ja," ſprach ſeufzend der Doktor. Dann machte er die Hände der Schweſter ſanft von ſeinem Halſe los und führte ſie zu dem Sopha, wo ſie ſich niederließ und ihr Taſchentuch vor das Geſicht drückte. Dabei entfiel ihrer Hand ein weißes Papier, welches auf den Boden niederflatterte. Arthur blickte darauf hin, und unwillkürlich kam ihm das Geſpräch in den Sinn, welches die beiden Weiber auf der Treppe zuſammen geführt. Er bückte ſich, um das Papier aufzuheben, doch als er ſah, daß Marianne ebenfalls die Hand darnach ausſtreckte, zog er ſich discret zurück.

„Nehm' es nur," ſagte hierauf die junge Frau; „ich will gewiß vor euch keine Geheimniſſe haben. Sieh die Aufſchrift und betrachte ſie genau; auch du, Eduard. — Wer hat das geſchrieben?"

Ueber Arthurs Züge flog ein eigenthümliches Lächeln, als er das Papier einen Augenblick betrachtet und die Adreſſe geleſen; doch reichte er es ſtillſchweigend ſeinem Bruder, der augenblicklich ausrief: „ah! das hat Alfons geſchrieben; das iſt die ſchöne, feſte und ſehr leſerliche Schrift deines Mannes."

„Sie iſt es," rief Marianne empört. „Lies laut, was er ſchreibt."

„Fräulein Marie U. Adreſſe Frau Wittwe Becker, am Kanal Nro. 20 hier," las Eduard mit großer Gewiſſenhaftigkeit laut und deutlich.

„Und wißt ihr auch, wer das iſt: Fräulein Marie U.?"

„Nein," ſagte der Doktor; wogegen Arthur ſtillſchwieg.

„O, man ſoll mich nicht betrügen; hier iſt das neue Adreßbuch; ich habe den Namen ſogleich nachgeſchlagen — ſeht ihr, da ſteht's. U. — Schreiner, U. — Kaufmann, U. — Metzger, U. — Marie, K. Ballettänzerin. — Eine Tänzerin! Schändlich! ſchändlich! eine Tänzerin!"

Der Doktor ſchielte aus ſeinen Augenwinkeln bedeutſam nach Arthur hin, zuckte alsdann mit den Achſeln und dachte: ſo ein Adreßbuch iſt doch eigentlich eine gefährliche Erfindung. Dann ſagte er: „nun ja, aber was ſoll das bedeuten?"

„Was das bedeuten ſoll?" rief heftig die junge Frau, — ſie war aus dem Stadium der Wehmuth in das des Zornes übergegangen, und zerknitterte zitternd ihr Taſchentuch in der Hand, — „ich will es euch ſagen, ich, eine betrogene, vernachläſſigte Frau, ich, die er beſtändig hofmeiſterte, ich, die nichts von ihm hörte, als was der Anſtand erheiſche, was die Schicklichkeit verlange, — ich, die in den lebenden Bildern nicht mitwirken ſollte, weil das nicht paſſend ſei, ich, die beſtändig gehütet wurde wie ein kleines Kind, ich, die auf dem Balle mit einem Freund unſeres Hauſes nicht dreimal tanzen durfte, ich! — ich! — ich! von der man ſeinen Reden nach hätte glauben können, ich trachte darnach, ein freies Leben zu führen, ja, eine leichtſinnige Frau zu ſein, — ich — ich" — hier holte ſie nach dem gewaltigen Zornesguß tief Athem und fuhr dann ſchluchzend fort: — „ja, ich will es euch ſagen; am Weihnachtsabend kaufte er Handſchuhe." —

„Das iſt wahr," bemerkte der Doktor, „ich war dabei."

„Du warſt dabei?" fragte Marianne mißtrauiſch.

„Nun ja, wir trafen uns zufällig im Laden; ich kaufte Einiges für meine Frau, und er, glaube ich, ſprach von Handſchuhen, die er gekauft für —"

„Für wen?" rief heftig die junge Frau.

„Nun, für dich,“ entgegnete ruhig der Doktor; „ſo ſagte er wenigſtens.“

„Ah! für mich!“ lachte Marianne krampfhaft hinaus. „Der Verräther! — Er kam alſo an jenem Abend nach Haus, die Taſchen voll; ich ließ ihn natürlicher Weiſe auf ſeinem Zimmer machen, was er wollte, als ich aber zufällig an der Thüre vorbei ging, ſiegelte er ein Packetchen, was in dieſes Papier gepackt war. — Handſchuhe für die Tänzerin Fräulein Marie U. — Oh! das iſt himmelſchreiend! — Für eine Tänzerin!“

„Nun, ob es eine Tänzerin war oder ſonſt Jemand,“ meinte begütigend der Doktor, „das iſt am Ende gleichviel; das Faktum iſt es, woran wir uns halten wollen.“

„Und ich werde mich daran halten!“ rief Marianne empört. „Jetzt gleich gehe ich zu Mama und ſage ihr die ganze ſaubere Geſchichte.“

„Das wäre ſehr unklug von dir,“ ſprach Arthur. „Ueberhaupt was willſt du?“

„Einen Heuchler entlarven.“

„Zugeſtanden; aber das gelingt dir nicht durch Uebereilung; da mußt du der Sache genau auf den Grund gehen.“

„Aber wie kann ich das, eine arme, wehrloſe Frau?“

„Du nicht, aber wir; ich werde mich deiner Sache annehmen und ſchon dahinter kommen.“

„Ah! ſo eine Tänzerin!“

„Ach! laß die armen Tänzerinnen aus dem Spiel,“ entgegnete Arthur mit ernſter Stimme; „wer weiß, ob das Mädchen den Herrn Alfons bis jetzt kennt und ob er überhaupt nicht vergebliche Verſuche gemacht.“

„Vergebliche Verſuche bei einer Tänzerin!“

„Nicht wahr, du wäreſt beruhigter, wenn er die Handſchuhe irgend einem hübſchen Mädchen deiner Bekanntſchaft geſchickt.“

„Beruhigter nicht, aber es wäre doch nicht ſo ſehr gegen allen Anſtand.“

„O weh!“ ſeufzte der Doktor in ſich hinein.

„Da könnte man freilich mit dem vornehmen Titel des Vaters die Geſchichte zudecken,“ meinte Arthur trocken. „Wir kennen das. O Welt! o Welt!“

„Sei ruhig, Schweſter!“ ſagte der Doktor; „nur keinen weiteren Skandal! Wir haben vorderhand genug in unſerer Familie; laß' uns Beide die Sache überlegen und im Nothfalle für dich handeln. Aber ein Dienſt iſt des andern werth; nicht wahr, du thuſt mir die Liebe und gehſt zu meinen armen Kindern? Sie ſind ſo verlaſſen bei meinen frechen Dienſtboten.“

„Mit tauſend Freuden!“ rief eifrig die junge Frau und zog ihren Shawl feſt um die Schultern; „ich war auf dem Wege dahin, und jetzt könnte mir nichts Erwünſchteres kommen; — ich bleibe vorderhand in deinem Hauſe,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe im Tone großer Entſchloſſenheit hinzu, „bei dir und deinen Kindern. Du kannſt mir ein Zimmer geben; ich richte mich dort häuslich ein.“

„Aber dein eigenes Hausweſen!“ meinte der Doktor.

„Oh!“ verſetzte Marianne mit neu ausbrechenden Thränen: „ich habe ja keine Kinder, die nach mir weinen.“

„Und Alfons?“ ſagte Arthur.

„Er wird das freilich im höchſten Grade unanſtändig finden,“ rief Marianne heftig, „aber er ſoll mir kommen! ich will ihm ſchon ſagen, was anſtändig und unanſtändig iſt.“

Damit war die Unterredung beendigt und alle Drei verließen das Zimmer. — Marianne ſtieg die Haupttreppe hinab; ſie hatte alle Thränenſpuren von ihrem Geſichte vertilgt und ging aufrechten Hauptes wie nie vorher.

„Du,“ ſprach der Doktor zu ſeinem Bruder, als ſie ihren Wagen wieder erreicht hatten, „da oben wird es changements de decorations geben. Es beginnt da ein luſtiges Trauerſpiel.“

„Vielleicht kann's auch ein trauriges Luſtſpiel werden," meinte Arthur nachdenkend.

Und damit fuhren Beide nach der Balkengaſſe, um dort das Kind abzuliefern.

Sechsundſechszigſtes Kapitel.

Unter dem Podium.

Wenn bei einer Theatervorſtellung das Ballet nicht ſelbſtſtändig wirkt, ſondern nur durch Tänze und Gruppirungen eine große Oper ausſchmücken hilft, ſo geht es in den Garderoben viel ruhiger her, auch hat in dieſem Falle der Theaterwagen und Schwindelmann nicht ſo viel zu thun als ſonſt. Die meiſten Tänzerinnen, die vielleicht erſt im dritten oder vierten Akt kommen, gehen zu Fuß nach dem Theater und tragen gewöhnlich ſelbſt ihr Päckchen Wäſche, das heute, wo ſie keine idealen Figuren darzuſtellen haben, ſondern im Schleppkleide eine Menuette zu tanzen, nicht beſonders groß iſt. Andere, die einen complicirteren Anzug haben, vielleicht am Schluſſe, wenn es gerade eine Zauberoper iſt, irgend etwas Feenhaftes hoch in den Wolken darſtellen müſſen, kommen freilich ſchon früher, aber da ihrer wenige ſind, ſo bringen ſie kein rechtes Leben in die weitläufigen Balletgarderobe-Zimmer.

Hier brennt denn auch nur ſpärliches Licht vor dieſem oder jenem Tiſchchen; die Ankleiderinnen, die mit dem Wenigen bald fertig ſind, fühlen ſich gelangweilt und legen ihre Hände in den Schooß. Monſieur Friz, der Friſeur, lehnt gähnend an einem Spiegel und erzählt ſchreckliche Mord- oder Geſpenſtergeſchichten, von denen er ein beſonderer Freund iſt.

Heute Abend wirkt das Ballet nur auf die eben angedeutete Art; es iſt eine Feenoper, im erſten Akte erſcheinen einige Elfen

und Geister im dritten kommen einige Bauerntänze und am Ende des fünften ein Schlußtableau, wo die Fee Amorosa, die Beschützerin wahrer Liebe, in den Wolken erscheint, um das nach vielen Schwierigkeiten vereinigte Paar zu segnen.

In der Garderobe waren Mamsell Thereſe, Mamsell Clara, Mamsell Marie, noch drei Andere von der gleichen Altersklasse, sowie ein halbes Dutzend Ratten, welche Engel und dergleichen zu machen hatten. Die letzten, in sehr safrangelben Tricots, mit weißen Florkleidern, goldenen Gürteln und himmelblauen Flügeln, versuchten ziemlich ungeschickt ihre Gruppirungen, purzelten dabei oft über einander hin, und hatten in ihrer Ungelenkigkeit viel mehr das Ansehen kleiner Kobolde, als Angehöriger der himmlischen Heerschaaren.

Thereſe stand vor ihrem Spiegel, — eine junge Fee; das schöne Mädchen mit dem vollen Wuchs sah prächtig aus. Sie gefiel sich auch selbst, das sah man an der Art, wie sie ihre Hüften umspannte, den Kopf kokett zurückwarf und sich mit den blitzenden Augen fest ansah. Eine ihrer Colleginnen, ein blasses schmächtiges Wesen im Costüm einer Hofdame, saß vor ihr, fächelte sich mit ihrem Fächer und betrachtete hinter demselben hervor nicht ohne einen Anflug von Neid die schöne Tänzerin.

„Aber, Thereſe," sagte sie nach einer Pause, „wenn man dich so sieht, reizend, strahlend, da kann man es schwer glauben, daß du dies glänzende Leben verlassen willst, um dich als Hausfrau in eine stille Wohnung zurückzuziehen."

„Und doch ist es so, mein Schatz," erwiderte Thereſe; „ich bin fest entschlossen, mich zurückzuziehen, ich bin um meinen Abschied eingekommen."

„Bei der Intendanz?" fragte boshaft die Andere.

„Bei der Intendanz?" versetzte Thereſe, indem sie ihren Kopf noch stolzer in den Nacken warf. „Ich verstehe dich wohl, mein Kind," fuhr sie mitleidig fort; „was das Andere anbelangt, da

Zehnte Scene.

De Blé. Frau v. Schall.

Fr. v. Schall.

Leg meinen Pudermantel hieher und auch die Toilette. Es ist doch in dem Boudoir vor Staub nicht auszuhalten. — Also Sie kommen von dem Commissionär Hagenlocher?

De Blé.

(Für sich.) Sapperment, die ist nicht übel! — (Laut.) Meine gnädige Frau, allerdings, ich habe die Ehre und das Glück, das unschätzbare, von dem Commissionär Hagenlocher geschickt zu sein. Würden Sie mir erlauben, diesen Brief zu übergeben?

Fr. v. Schall

Lassen wir das vor der Hand sein. Ich gebe auf Recommandationen nicht viel, und überzeuge mich lieber selbst, ob die Leute, die ich aussuche, für mich passend sind.

De Blé.

(Für sich.) Die Leute? in der Mehrzahl? — (Laut.) Madame, haben es schon mit Vielen versucht?

Fr. v. Schall.

Leider; doch hat mir bis jetzt keiner so recht convenirt. Haben Sie eine feste und sichere Hand?

De Blé.

Oh, gnädige Frau, was meine Hand anbelangt, darauf können Sie sich ganz verlassen. Wenn Ihre Hand ebenso —

Fr. v. Schall (lachend).

Sie müssen eine gute Meinung von mir haben.

De Blé.

Gnädige Frau, die allerbeste, und das versprach meinen glühendsten Wünschen das schönste Resultat.

gebe nur ich Abschiede, laß mich aber selbst nie verabschieden. So mußt du es auch machen, wenn du einen guten Rath von mir annehmen willst. Ich habe dies Leben satt, ich will mich verändern."

„So ist es also wirklich wahr?" fragte lachend der Theaterfriseur, der heran geschlichen war. „Die schönen Tage von Aranjuez sind also wirklich vorüber? Ich hatte immer noch gehofft, Therese."

„Auf was denn, Sie — Affe! Ich versichere Sie, Friz, Sie allein können Einem das Leben hier unleidlich machen."

„Ach, der glückliche Berger!" erwiderte Friz seufzend.

„Haben Sie vielleicht die Ehre von ihm gekannt zu sein?" fragte trotzig die Tänzerin.

„Ich kaufe meine Cigarren bei ihm, auch zuweilen Kaffee und Zucker."

„So erhalten Sie uns auch ferner Ihre Kundschaft!" lachte die Tänzerin spöttisch; und damit rauschte sie trällernd in das Nebenzimmer.

Hier befanden sich Clara und Marie in ihrer Ecke, und die Erstere sprach mit ihrer guten und lieben Stimme, wie es schien, Worte des Trostes zu ihrer Gefliegin. Wenn man aber das andere Mädchen sah, wie es heute da saß, ein Bild des Jammers und der Verzweiflung, so hätte das härteste Gemüth nicht umhin gekonnt, sich theilnehmend zu erkundigen, was ihr fehle. Ihr dunkles Haar hing aufgelöst über ihren Nacken und ihre Schultern bis auf ihren Schooß herab, so tief hatte sie den Kopf gesenkt. Dabei hielt sie die Hände gefaltet, und nur zuweilen zuckten diese zusammen, wenn nämlich von den heißen, schweren Thränentropfen, die unablässig ihren Augen entquollen, auf ihre Finger niederfielen. Diesem Zucken folgte ein schwerer Seufzer, ein Stöhnen, und dann sank sie noch tiefer in sich zusammen.

„Es ist Zeit, liebe Marie," sagte Clara mit sanfter Stimme, „daß du dir dein Haar machen läßt. Richte den Kopf ein wenig auf, daß ich deinen Scheitel gerade herstelle. — O, hör' auf zu

weinen; das thut mir in der Seele weh. — Oder sprich wenigstens zu mir. — Setzest du denn gar kein Vertrauen mehr in mich?"

„O doch! — o doch!" brachte Marie mühsam hervor; „aber du würdest mich doch nicht verstehen. Gewiß, gute — gute Clara, du kannst mich nicht verstehen. Danke Gott, daß es dir unmöglich ist."

„Ja, das begreife ich in der That nicht," erwiderte die Andere, „denn wenn ich Kummer habe, so ist es mir eine Wohlthat, mein Herz gegen irgend Jemand ausschütten zu können."

„Mir auch, mir auch," hauchte Marie. „Du weißt, Clara, daß ich bis jetzt nichts Geheimes vor dir hatte. Aber das kann ich dir nicht sagen."

„So sprich mit Therese," erwiderte Clara zögernd; „da kommt sie eben. Du hast etwas auf dem Herzen, das du los werden mußt. Sie wird dir auch dein Haar gern machen; ich gehe in's andere Zimmer."

Marie gab keine Antwort, doch nickte sie mit dem Kopfe, hob ihn dann rasch empor, und als sie Therese bemerkte, die in die Thüre trat, preßte sie, heftiger weinend, ihre Hände vor das Gesicht.

— „So — so — so sieht's hier aus?" sagte die Eingetretene, indem sie ihre rechte Hand in die Seite stemmte und mehrmals mit dem Kopfe nickte. „Ist endlich da was vorgefallen? Nun ja, es wundert mich nicht."

Die Angeredete blickte scheu um sich, und als sie bemerkte, daß Clara fort gegangen war, sprang sie hastig in die Höhe, ergriff die Hand der andern Tänzerin und sagte: „Therese, ich bin verloren!"

„Nun, so schlimm wird's gerade noch nicht sein," entgegnete diese. „Fasse dich nur um Gotteswillen! Höre auf zu weinen; da drüben die Garderobiere und der naseweise Fritz haben schon aus der Ecke herübergeschielt. Muß denn alle Welt wissen, daß dir ein Unglück passirt ist. Setz' dich ruhig hin und lasse dir dein Haar aufstecken; während dem kannst du mir erzählen, was du auf dem

Herzen hast. Aber ohne Vorreden, bitte ich; ich kann mir ja doch denken, um was es sich handelt."

„Ja, du weißt es," erwiderte Marie, nachdem sie sich auf ihren Stuhl wieder niedergelassen; „die gräßliche Geschichte, von der ich dir schon gesprochen".

„Halte deinen Kopf still und dann laß mich hören."

„Meine Tante sprach mir also mehrmal und immer dringender von ihm."

„Von dem Heuchler auf der zweiten Gallerie?"

„Natürlicher Weise wollte ich sie nicht verstehen, bis sie endlich zornig wurde und sich ganz deutlich erklärte. Ich sollte verkauft werden oder war es schon; wie flehte ich sie an, mich in Frieden zu lassen, wie stellte ich ihr das Unglück vor, das über mich hereinbrechen würde! — Sie lachte mich aus; ich sprach ihr von Richard, von meiner Liebe zu ihm; das wären Kindereien, sagte sie, und ich solle mir nicht einbilden, daß sie mich als hülfloses Kind aufgenommen, daß sie mich erzogen und gebildet, um am Ende die Frau eines Zimmermanns zu werden. Das sei schwarzer Undank, und wenn ich so dumm sei, mich zu meinem Glücke zwingen zu lassen, so wolle sie das gern thun; sie müsse erndten, wo sie gesät. Ein paar Mal kam er auch, versteht sich verstohlen in der Dämmerung, er brachte bald dies bald das, er sagte mir alle möglichen Artigkeiten, und ich mußte ruhig sitzen und das mit anhören. Meine Tante ging ab und zu, blieb auch eine Zeit lang absichtlich fort, doch merkte er alsdann so gut meinen Abscheu gegen ihn, daß er es nicht wagte, mir nahe zu kommen, ja, er empfahl sich meistens bald und ging fort. — Am Weihnachts-Abend wollte er mich bescheeren, doch setzte ich es durch, daß er nicht kommen durfte; Handschuhe aber, die er geschickt, mußte ich annehmen."

„Weiter! weiter!" sagte Therese. „Erzähle kürzer. Du lieber Himmel! diese Einzelnheiten kennen wir ja."

„Gestern Nachmittag," fuhr Marie mit leiser Stimme fort.

„ging meine Tante aus, wie ſie es oft zu machen pflegt; ich war ganz allein in der Stube, faſt allein in dem großen Gebäude, denn du weißt, daß da bloß Leute wohnen, die bei Tage ihren Geſchäften nachgehen und nur Abends nach Hauſe kommen. — Da kam er. — O mein Gott! Thereſe.“ Von Neuem begrub ſie ihr Geſicht in den Händen und weinte ſo heftig, daß die andere Tänzerin achſelzuckend die ſchwere Flechte losließ, welche ſie ihr eben um das Haupt ſchlingen wollte.

„Nun ja,“ ſagte dieſe hierauf, „er kam, er war zudringlich, du wehrteſt dich.“

„Gewiß, gewiß, lange — lange.“

„Und —?“

„Und —? O ich hatte Kraft wie ein Mann, ich machte mich los, ſo oft er mich an ſich riß. — Aber —“

„Riefſt du um Hülfe?“

„Was konnte es mich nützen. Ich dachte, es könne mich Niemand hören. — — Endlich aber kam doch Hülfe, aber die Hülfe wird mich in's Verderben bringen.“

„Richard kam?“ rief Thereſe erſchrocken.

„Nein — Schwindelmann. Er wollte die Vorſtellung für heute abſagen.“

„Und da warſt du gerettet. — Nicht?“

„Ich weiß es nicht,“ ſagte das arme Mädchen, indem ſie den Kopf abermals tief auf die Bruſt herabſinken ließ. — „Verloren bin ich ſo wie ſo. Freilich ließ er augenblicklich von mir, als Schwindelmann eintrat, und empfahl ſich mit abgewandtem Geſicht; er wollte nicht erkannt ſein.“

„Der Schuft!“

„Schwindelmann aber blieb ganz entſetzt an der Thüre ſtehen, ſtotterte ſeinen Auftrag her und ſagte dann mit betrübter Stimme: „o Mamſell Marie, das hätte ich nimmer geglaubt.“

„Weiß er vielleicht um dein Verhältniß zu Richard?“ fragte eifrig Thereſe.

„O nein, gewiß nicht; aber — verzeih mir, Thereſe, daß ich das ſage, — du weißt, Schwindelmann hat uns immer ausgezeichnet, Clara und mich, weil — weil — aber du nimmſt es nicht übel, Thereſe, weil wir Beide brav wären und keine Verhältniſſe hätten. Uns müſſe es gut gehen, meinte er.“

„Nun ja, da mußt du ihn über die Geſchichte aufklären, und das bald.“

„Er ſieht mich gar nicht mehr an,“ erwiderte das weinende Mädchen; „er zuckt die Achſeln und geht mir aus dem Wege. Denk dir, Thereſe, wie ſchrecklich! Das werden die Anderen merken; ſie werden die Köpfe zuſammenſtecken und über mich lachen; Richard wird's erfahren — o du mein Gott! Und er hat mir tauſendmal geſagt: weißt du, Marie, ſo lange du unbeſcholten daſtehſt und kein ehrlicher Mann dir was nachſagen kann, biſt du mein und ich dein mit Leib und Seele; aber nimm du dich doppelt in Acht.“

„Du hätteſt ihm von der Geſchichte ſagen ſollen,“ meinte Thereſe; „das iſt eigentlich ſchlimm.“

„Nicht wahr, o wie oft wollte ich es thun, aber ich fürchtete mich vor meiner Tante und vor Richard. Hilf mir, liebe Thereſe, rathe mir.“

„Das will ich gerne thun, doch vor allen Dingen muß ich mir den Schwindelmann vornehmen. Aber ich kenne ihn wohl: wenn er gegen Eine was Beſonderes hat, ſo läßt er ſich den ganzen Abend nicht ſehen. Doch wenn wir fertig ſind, entgeht er mir nicht; ich laſſe mich zuletzt nach Haus fahren und da will ich ihm ſchon Vernunft predigen.“

Unterdeſſen war Clara wieder in das Zimmer getreten, ſie wollte die Andere ermahnen, daß es Zeit ſei, ſich anzuziehen, auch dachte ſie wohl, die Unterredung könnte zu Ende ſein. Thereſe hatte gerade die Friſur beendigt, befeſtigte rechts und links in dem dunkeln

Haar eine brennend rothe Granatblüthe und ſagte: „ſo, nun zieh dein Kleid an, dann biſt du fertig.“

„Das iſt ſehr ſchön geworden,“ meinte Clara, die nun näher trat. — „Ich habe dich vorhin nur flüchtig geſehen,“ wandte ſie ſich an Thereſe; „darf ich gratuliren? du wirſt ja nächſtens heirathen?“

„So iſt es, mein Kind,“ entgegnete das ſchöne Mädchen; „nur weiß ich nicht, ob das gerade eine Gratulation verdient. Vielleicht komme ich aus dem Regen in die Traufe.“

„Du machſt aber eine gute Partie, was mich herzlich freut. Herr Berger iſt wohlhabend und hat ein ſchönes Geſchäft.“

Eine blaſſe Tänzerin, die auch hinzugetreten war, warf etwas ſpöttiſch dazwiſchen: „Her Berger gilt für einen bedeutenden Mann, er iſt ſogar Armenpfleger.“

Thereſe wandte ſich bei dieſen Worten raſch herum, betrachtete die Collegin von oben bis unten und antwortete; „ja, er iſt auch Armenpfleger; das kann dir vielleicht ſpäter noch einmal zu gut kommen, mein Schatz.“

„Gewiß, ich gratulire herzlich,“ wiederholte Clara begütigend; „das iſt ſchnell gekommen.“

„Schnell und langſam, wie man will,“ erwiderte Thereſe, indem ſie ihre rechte Fußſpitze weit ausſtreckte und damit allerlei Figuren auf dem Boden beſchrieb. „Er macht mir ſchon ſeit mehreren Jahren die Cour und ließ nicht von mir ab, obgleich ich ihm offenherzig erklärte, ich habe andere Verbindungen und keine Luſt, dieſe ſogleich fallen zu laſſen; er wollte mich trotz allem dem ſchon früher heirathen, aber ich mochte nicht.“

„So denken gewiß Wenige,“ ſagte Clara einigermaßen zerſtreut.

„O gewiß, ſehr, ſehr Wenige,“ meinte ſeufzend Marie.

„Ich habe ihm immer davon abgerathen, mich zu heirathen,“ fuhr leichtſinnig die andere Tänzerin fort; „er iſt um Vieles älter als ich, ich habe meine Launen und ich glaube nicht, daß er wohl daran thut, mich zur Frau zu nehmen.“

„Aber warum haſt du jetzt deinen Entſchluß geändert?“ fragte Clara.

„Das will ich dir ſagen, mein Schatz. Ich habe mich lange genug und oft den Launen Anderer gefügt, und mich namentlich hier in dieſem Hauſe commandiren und hudeln laſſen — ein wahres Sklavenleben geführt. Jetzt will ich 'mal befehlen und will ſehen, wie es ſchmeckt, wenn man mir gehorchen muß; ich will das Regiment im Hauſe führen, wenn ich ſage: Augen rechts, ſo ſoll er rechts ſehen, wenn ich ſage: Augen links, ſo ſoll er nach links ſchauen und nicht zucken, bis ich ihm wieder erlaube, geradeaus zu blicken; das muß recht angenehm ſein, und darauf freue ich mich, das iſt Alles, und deßhalb will ich mich denn gnädigſt herablaſſen, den Herrn Berger zu meinem Leibſklaven zu ernennen.“

„Und die hält Wort,“ flüſterte die Hofdame von vorhin hinter ihrem Fächer Clara zu.

Marie war unterdeſſen vollſtändig angezogen, und als die bewußte Klingel ertönte, ſchritt Thereſe ſtolz zur Garderobe hinaus, gefolgt von ihren beſcheidenen Colleginnen.

Die Ouverture ſollte anfangen und die Tänzerin ging über die halb dunkle Bühne nach dem Hintergrunde, wo in der erſten Scene in der Oper ihr Platz war. Doch blickte ſie ſcharf nach allen Seiten, um Schwindelmann zu ſehen. Aber Schwindelmann ließ ſich nicht erblicken; er ſtand wahrſcheinlich am großen Portal-Vorhang.

Nachdem die Ouverture und die erſte Scene glücklich vorüber war, wobei der Himmel in unbeſchreiblicher Klarheit geſtrahlt, wobei die Gruppe von den Tänzerinnen ſehr ſchön ausgeführt worden war, wobei aber leider die himmelblaue Brillantbeleuchtung dem Teint der Seligen einigermaßen Schaden gethan und ſie ſämmtlich ſehr bleichſüchtig ausſehen ließ, wechſelte unter majeſtätiſchem Donner, der übrigens etwas zu lange andauerte, die Dekoration. Da dieſe nun den ganzen Akt durch ſtehen blieb, ſo wurde es bald wieder hinter der achten Couliſſe lebendig, und die Betheiligten des

Lever, welches Herr Hammer dort zu halten pflegte, schlichen von allen Seiten herbei.

Herr Hammer saß auf einem hölzernen Felsstück und drehte nachdenkend seine Schnupftabaksdose in der Hand herum; Herr Wander stand vor ihm, aber diesmal ohne Spritze, auch hatte er den Hut auf dem Kopfe und hielt beide Hände auf dem Rücken.

„Ja — a — ja — a," sagte der erste Maschinist; „ich versichere Euch, Wander, Ihr habt Euch vorgestern nicht schlecht gemacht — Anstand; ich sage es immer: die alte Schule verläugnet sich nicht.

Herr Wander lächelt geschmeichelt.

„Das ich das versäumt habe," mischte sich Schwindelmann in's Gespräch, „das kann ich mir in meinem ganzen Leben nicht verzeihen. Aber wie kam es denn eigentlich, daß Ihr hier auf der königlichen Bühne aufgetreten seid? Das hättet Ihr Euch niemals träumen lassen."

„Nein!" lachte Wander mit ganz breitem Maul. „Nun, wie kam es! Fra Diavolo sollte im ersten Akte herauskommen, fehlt auf einmal der Chorist, der ihm den Mantel nachtragen soll. Alle Teufel! die Verlegenheit! Der Herr Intendant standen zufällig dabei und sagten: wen nehmen wir gleich? Sein Blick fiel auf mich, — Wander, sagte er da, Sie sind ein alter routinirter Schauspieler, setzen Sie einen dreieckigen Hut auf und tragen Sie dem Fra Diavolo seinen Mantel nach. Sie werden das ohne Probe können. — Und ob ich es ohne Probe konnte! Man hat unten im Hause gezischelt, o, ich vernahm es wohl, es war gerade, als hörte ich meinen Namen aussprechen. — Das ist Wander! — Wander tritt wieder auf. — Aber nein, ihr Herren da unten, das ist Täuschung: Wander tritt nicht mehr auf. Aber es freut mich doch, daß ich meine letzte Rolle auf dem königlichen Hoftheater spielen durfte. Wer wird es mir verwehren, wenn ich zum Beispiel von mir sagen wollte: — nahm auf der königlichen Hofbühne zu Z. in Fra Diavolo von dem Publikum Abschied."

„Niemand!“ lachte Richard, der hinzugetreten war, „Ihr kämt dann höchſtens in den Verdacht, als habt Ihr den Fra Diavolo geſungen.“

„Wer war denn vorhin an der Donnermaſchine?“ fragte der Inſpicient, der mit ſeinem Buch aus dem Hintergrunde hervortrat, in ſehr ernſtem Tone. „Habe ich denn nicht geſtern die Geſchichte bis zum Ekel einſtudirt? Und der letzte ſchlug ſogar vor dem Blitze ein; das iſt doch unerhört! Wer war's?“

„Ich,“ ſagte Schwindelmann, „und begreife das nicht, ich donnere faſt das ganze Jahr und nehme mich ungeheuer in Acht.“

„Ich pfeife Ihnen in Ihre Donner vom ganzen Jahr,“ entgegnete würdevoll der Inſpicient, „den heutigen hätten Sie mir gut machen ſollen. Auf den Blitz hätten Sie mir Achtung geben ſollen; wer hat denn je geſehen, daß es zuerſt donnert und dann blitzt!“

„Das habe ich oft geſehen,“ erſcholl die ſanfte Stimme Schellingers, der zuſammengekauert hinter dem erſten Maſchiniſten ſaß. „Im Himmel, wo man nahe dabei iſt, thut's gar nicht anders.“

„Und Sie waren wohl ſchon oft im Himmel?“ fragte der Beamte in wegwerfendem Tone.

„Nicht oft,“ entgegnete ruhig der Schneider, „aber einmal doch, als ich mit dem großen Luftballon aufſtieg.“

„Ah was! dumme Poſſen!“ meinte der Beamte, indem er hinweg ging.

„Das iſt doch ſo klar wie Tinte,“ fuhr der Garderobe-Gehülfe fort; „hier ſind wir unter dem Gewitter, da leuchtet's und dann kracht's, wenn wir uns aber darüber befinden, hören wir es natürlicher Weiſe umgekehrt, zuerſt Donner und dann Blitz. Dazu braucht man nicht Inſpicient zu ſein, um das zu begreifen.“

„Und ſtiegſt du damals hoch hinauf, Schellinger?“ fragte Richard.

„Wir haben es nicht ganz genau meſſen können, denn die Schnur, die wir mit hinauf nahmen, reichte lange nicht aus.“

„Aber wie hoch kamt ihr denn eigentlich?“

„Ich glaube, wir kamen bis in den vierten Himmel,“ ſagte der Schneider. „Ihr wißt doch, daß es deren ſieben gibt.“

„Ja, ja,“ ſprach Schwindelmann nachdenkend, „man ſagt zuweilen, man ſei bis in den ſiebenten Himmel verzückt.“

„Bis dahin kamen wir nicht,“ fuhr Herr Schellinger fort.

„Und wie waren die Himmel beſchaffen?“ fragte Richard lachend.

„In dem unterſten war es feucht und kalt, das iſt der Regen- und Schneehimmel; im zweiten wurde es ſchwül, da hält ſich der Donner und Blitz auf; im dritten dagegen iſt es heiß, das iſt der Sonnenhimmel; und im vierten fangen die Engel an.“

„Haſt du welche geſehen, Schellinger?“

„Nicht deutlich; es ſchimmerte nur gelb, grün, blau und roth; auch waren wir nur in der unterſten Kammer, wo die Regenbogen aufbewahrt liegen. — Aber pfeifen habe ich die Engel gehört.“

„O, das hörte ich auch ſchon,“ meinte Richard lachend, „als ich noch beim Militär war und im Arreſt ſaß.“

„Apropos, Schellinger,“ ſprach Herr Hammer nach einer Pauſe, „werden die Coſtüme zum neuen Stück fertig? Ihr habt viel daran zu thun.“

„Ich ſage Euch,“ nahm Schwindelmann das Wort, „das gibt eine Pracht. Die Offiziers-Uniformen ſtrotzen von goldenen und ſilbernen Treſſen. Das iſt doch überladen.“

„Nein, es iſt nicht überladen,“ ſagte Schellinger in beſtimmtem Tone. „Jetzt macht man freilich keinen Aufwand mehr mit ſo etwas; aber als ich noch Regimentsſchneider in Berlin war unter dem alten Fritz, da hättet ihr andere Dinge ſehen können. Iſt doch eines Tages der Tambour-Major von den Grenadieren deſertirt, der hatte für zwanzigtauſend Thaler ſilberne Treſſen an ſich.“

„Schellinger! Schellinger!“ ſagte ernſt Herr Hammer, „daß Ihr Euch das Lügen nicht abgewöhnen könnt. — Die Tambour-Majors ſind allerdings ſehr reich angezogen, aber ſie zeichnen ſich

Fr. v. Schall.

Nun wir wollen ſehen. Wo waren Sie früher?

De Blé.

Ich? wo ich früher war?

Fr. v. Schall.

Allerdings, wo Sie gedient haben?

De Blé.

Ja ſo, gedient. Bei der bairiſchen Infanterie, als Querpfeifer, gnädige Frau.

Fr. v. Schall.

Ach nein, bei welchen Herrſchaften Sie gedient haben.

De Blé.

(Für ſich.) Hat mich der verfluchte Kerl von Commiſſionär verrathen. (Laut.) Ja, ſehen Sie, gnädige Frau, die menſchlichen Schickſale ſind verſchieden. Nicht alle werden in Arkadien geboren. Der Eine iſt beſtimmt zum Befehlen, der Andere zum Dienen, und dieſer letztere, wozu ich mich rechne, muß abwarten, bis ihn eine zarte Hand aus tiefen Regionen in höhere emporhebt. Wollten Sie nicht gefälligſt meinen Brief leſen?

Fr. v. Schall.

Das hat noch Zeit. Und wo dienten Sie zuletzt?

De Blé.

Zuletzt? Ja, zuletzt, ich würde wirklich bitten, wenn Sie den Brief nicht leſen wollen, doch wenigſtens die andern Papiere durchzuſehen. (Gibt ihr die Erbſchaftsdokumente.)

Fr. v. Schall.

(Für ſich.) Der Menſch iſt etwas zudringlich mit ſeinen Papieren. (Laut.) Aber das ſind ja keine Zeugniſſe.

De Blé.

Mehr als Zeugniſſe, gnädige Frau, Realitäten.

hauptſächlich durch ihre Größe aus; da war keiner, welcher nicht ſeine acht Fuß maß."

„O Herr Hammer!" erwiderte der Garderobe-Gehülfe; „ſo groß habe ich noch keinen geſehen."

„Nicht einmal unter dem alten Fritz!" lachte Richard.

„Na, laß nur gut ſein," fuhr Herr Hammer fort, indem er eine Priſe nahm, „wenn wir uns mit dem Schellinger abgeben, ſo werden wir in alle Ewigkeit nicht fertig. Und heute gilt's Aufpaſſen. Der erſte Akt thut ſich noch, aber in den andern kommt eine Verwandlung über die andere. Iſt die Flugmaſchine zum Schluß recht in Ordnung, Richard?"

„Das will ich meinen," entgegnete dieſer ſchmunzelnd. „Die habe ich heute Nachmittag ein paar Stunden lang probirt; das geht wie geſchmiert."

„Und wer nimmt das große Tau in die Hand, welches die oberſte Geſchichte hält? Daran iſt viel gelegen; denn wenn man das einen Zoll fahren ließe, ſo ſchlägt uns die ganze Geſchichte zuſammen; und dann gute Nacht, wer darauf ſteht."

„Seid unbeſorgt," erwiderte der junge Zimmermann, „das nehm' ich ſelbſt in die Hand, und wenn ich es einmal gepackt habe, da könnt ihr meinetwegen das ganze Ballet darauf ſtellen."

„Die armen Tänzerinnen müſſen doch rechten Muth haben," ſagte Herr Wander; „es iſt kein Spaß, an ſo ein paar elenden Drähten zu hängen oder an einem einzigen Tau, und da hinab zu ſehen ein paar Stockwerke tief unter das Podium."

„Die Gewohnheit thut's," verſetzte der erſte Maſchiniſt.

„Ja, die Gewohnheit thut viel," meinte Herr Schellinger; „ich weiß das von der Zeit her, wo ich noch öfters auf die Gemſenjagd ging. Da ſind wir Tage lang an Felſen herumgeklettert, die ſo ſcharfkantig waren, daß es einem die Schuhſohlen durchſchnitten. Rechts ein Abgrund von tauſend Fuß und links einer von zwei tauſend."

„Dann konntet ihr ja gar nicht mehr gehen, Schellinger!“

„O doch! dieſe Schnitte waren gerade unſer Glück, denn ſie hielten uns an dem Felſen feſt. Habt Ihr nie gehört, daß ſich die Gemsjäger in die Füße ſchneiden, wenn ſie nicht mehr vorwärts können, und daß das Blut daran feſtklebt und ſie hält? Das war auch unſer Glück.“

„Ja—a, ja—a, Schellinger,“ ſprach Herr Hammer ruhig, indem er aufſtand, „Ihr habt in Eurem Leben gewiß manchen Bock geſchoſſen. — Aber geht an eure Plätze, ſie ſind draußen an der letzten Scene; wir werden gleich Actus haben.“

Beim zweiten und dritten Akt war der Platz hinter der achten Couliſſe von Niemand beſucht; es war, wie der erſte Maſchiniſt vorhin geſagt, draußen eine Verwandlung um die andere, viel Donner und Blitz, Waſſerfälle, die beſtändig gedreht werden mußten, und wogende Meere, wo Alles, was disponibel war, unter der großen, gleich Waſſer gemalten Leinwand ſaß, und wie Fröſche auf- und abhüpfte, um die wogende See ſchön und täuſchend darzuſtellen.

Thereſe hatte oft nach Schwindelmann geſehen, aber ſie wußte nicht, ging er ihr aus dem Wege oder war es Zufall, daß er, ſo oft ſie ihn traf, bei den Zimmerleuten ſtand, oder ſo beſchäftigt war, daß ſie ihn nichts fragen konnte.

Marie ſaß trotz dem Vorgefallenen in unerklärlicher Angſt in der Garderobe und ſcheute ſich, Richard unter die Augen zu treten, ſie wußte ſelbſt nicht, warum. Nur einmal am heutigen Abend hatte ſie ihm gezwungen zugelächelt, und das war nach dem erſten Akt, als er ihr mit einem herzlichen Händedruck von der Flugmaſchine herunter geholfen, und dabei geſagt hatte: aber Marie, heute Abend haſt du prächtig ausgeſehen; wenn wir einmal verheirathet ſind, ſo mußt du mir zu Liebe das Haar auch einmal ſo machen. Für die Granatblüthen will ich ſchon ſorgen.“

Der letzte Akt kam; die erſten Scenen ſpielten in einer kurzen

Dekoration, um hinten Platz für das große Flugwerk zu gewinnen; die Ratten wurden dort eben aufgestellt und streckten krampfhaft ihre [illegible] dünnen Beine heraus, um ihre Engelsfiguren recht graziös zu machen; die Tänzerinnen standen in den Coulissen; hier plauderten ein paar zusammen, dort wurde noch eine Schleife aufgesteckt, und im Hintergrunde probirte der dürre erste Tänzer mit einigen ein paar Battements.

Auch das Podium war geöffnet, um die große Flugmaschine hinauf zu lassen, und wir ersuchen den geneigten Leser, einen Blick dort hinab zu werfen. Es ist dies ein spärlich erhellter Raum unter der Bühne, voller Schnüre, Seile, Leitern, Treppen, Coulissenfüßen, Versenkungs-Apparaten und sonstigen Gegenständen. Hier ist für alle Schauerstücke und Feenopern ein wichtiger Platz, denn von hier aus erschallen die unterirdischen und Geisterstimmen, heulen die Winde aus den tiefen Schluchten hervor; von hier züngeln die Flammen aus dem Erdboden, wenn irgend ein finsteres Gespenst über die Oberfläche dahin schreitet, und von hier steigen Engel und Teufel auf.

Bei gewöhnlichen Vorstellungen ist es da sehr dunkel, nur ein paar trübe Laternen leuchten spärlich in dem weiten Raume; bei der heutigen Oper aber, wo alle Freuden des Himmels, alle Schrecknisse der Hölle losgelassen waren, brannte so viel Licht, um die Gegenstände rings herum nothdürftig erkennen zu können; auch war die größte Versenkung oben offen, und eine starke Helle fiel von da herein.

Richard stand drunten mit seinem Tau, und Schwindelmann, der gerade nichts zu thun hatte, saß neben ihm auf einer der Treppen. Das Theater verwandelte sich in die Schlußdekoration, und droben, von vier Mann getrieben, setzte sich die große Flugmaschine in Bewegung. Sie brachte den ganzen Himmel an's Tageslicht, aus dem nun am Ende Fee Amorosa, die Beschützerin der wahren Liebe, auf einer Wolke noch einige zwanzig Fuß höher stieg. Vor-

her aber kamen noch ein paar lange Scenen, und als droben zur Einleitung in diese eine sanfte Sphären-Musik erklang, zog Schwindelmann drunten seine Schnupftabaksdose hervor, und bot auch Richard eine Prise an, der sie lachend nahm und sagte: „Jetzt kann ich noch meine Hand zu etwas gebrauchen, wenn ich aber nachher die Fee in ihrem Himmel droben festhalten muß, da brauche ich beide Hände und einen Theil meiner ganzen Kraft. — Hier aus dem dunklen Raume hinauf gesehen," fuhr er nach einer Pause fort, „schauen die Mädchen wahrhaftig wunderschön aus. Sieh' dir die Therese an, wie sich die prächtig ausnimmt!"

„Gott! das haben wir ja schon tausendmal gesehen," entgegnete Schwindelmann mürrisch. „Und dann steckt ja nichts dahinter; wer sie so wie ich von Hause abholen muß oder nachher in den Wagen hineinschieben, für den geht alle Täuschung verloren."

„Na, Schwindelmann," meinte Richard, „du bist ein alter leichtsinniger Kerl! für dich ist das doch angenehm."

„Weiß Gott im Himmel," entgegnete ernst der Theaterdiener, „die meisten waren mir von jeher gleichgültig und werden es immer mehr. Weißt du, wer sie so wie ich auch in ihrem Leben zu Haus genau kennt, dem thut es weh, wenn er so sehen muß, wie jetzt bald die, bald jene dumme Streiche macht. Anfänglich kommen sie mit den besten Vorsätzen hieher; sie sind brav und wollen es bleiben, sie wehren sich auch, so lange sie können, aber du lieber Himmel! die Verführung ist zu groß. Ich habe ja gewiß Mitleiden mit den armen Geschöpfen. Weißt du, Richard: hier in Sammet und Seide, Pracht und Glanz, — zu Haus Elend und Noth; hier stehen sie von den reichen Gastereien hungrig auf, um zu Haus auch nicht viel mehr zu finden, als Kartoffeln und trockenes Brod. Da kommen dann Anträge und Versprechungen für eine glänzende Zukunft, da wird dann endlich Leib und Seele verkauft, — 's ist ein Jammer."

Richard blickte nachdenkend in die Höhe, und der Glanz droben,

die Seide, das Gold, die falschen Brillanten, die rothen Wangen und blitzenden Augen erschienen ihm minder blendend.

„Ja, es ist ein Jammer," fuhr Schwindelmann fort, indem er heftig auf den Deckel seiner Dose klopfte. „Und man kann es ihnen nicht einmal übel nehmen; wenn angesehene Bürgertöchter, überhaupt wohlhabende Mädchen, tugendhaft bleiben, das sollte sich am Ende von selbst verstehen. Darnach drehe ich keine Hand herum, aber die da oben — nun, Richard, wehe thut es mir doch, wenn ich es so erlebe, wie eine nach der andern abfällt."

„Na, Schwindelmann, du übertreibst," sagte Richard, „du könntest mir ganz Angst machen. Es sind doch Manche darunter, die sehr ordentlich sind."

„Ja, es hat noch welche; sonst wäre es aber auch zu schlimm."

„Denk nur an deine beiden Schätze," fuhr Richard lachend fort, „die Clara und die Marie, — gelt, alter Kerl, für die Beiden gehst du durch's Feuer."

Schwindelmann machte ein Gesicht, als habe er eine saure Pflaume gegessen.

„Richard!" rief Herr Hammer durch das Sprachrohr hinab, „die obere Flugmaschine wird gleich in Bewegung gesetzt. Fasse das Tau an; wenn ich dir zurufe, so wickelst du es um und hältst es fest. Die an der Winde verlassen sich auf dich. Laß mir keinen Achtelszoll fahren."

„Kein Haar breit!" rief Richard lustig. „Jetzt paß' auf, Schwindelmann! Siehst du deinen Schatz, schau, wie die Marie schön aussieht!"

„Auch die mag ich gar nicht mehr ansehen," erwiderte der Theaterdiener verdrießlich, indem er den Kopf wegwandte.

„Was hast du gesagt?" meinte Richard und fuhr erschreckt herum — „Hast du von der Marie nicht gesagt, auch die möchtest du gar nicht mehr ansehen?"

„Ja, das habe ich gesagt, „versetzte Schwindelmann. „Aber

was kümmerst du dich darum? Dich interessirt's ja doch wohl nicht, was die Mädel zu Haus treiben."

Der junge Hammer war in diesem Augenblicke schlau genug, diese Frage des Theaterdieners eifrig zu verneinen. Er dachte sich: da ist vielleicht etwas vorgefallen; sage ich aber, daß mich die Marie interessirt, so schweigt der vorsichtige Kerl, der Schwindelmann. „Eigentlich geht's mich nichts an," versetzte er deßhalb, „und ich habe nur gefragt, weil man der Marie durchaus nichts Schlimmes nachsagen konnte, auch nicht das Geringste; das mußt du zugeben, Schwindelmann."

„Ich habe das bis jetzt nicht nur immer zugegeben," erwiderte der Theaterdiener, „sondern auch eifrig verfochten."

Diese Worte: bis jetzt drangen wie ein Dolchstich in die Brust des jungen Zimmermanns; er zitterte heftig, ja, es wurde ihm schwarz vor den Augen. Mühsam Athem holend sagte er: „bis jetzt, Schwindelmann — was soll das heißen: bis jetzt?"

„Ich weiß nicht," erwiderte dieser trotzig.

„Ist das auch recht," meinte mühsam lachend Richard; „ein alter Freund wie du macht einen da neugierig und will dann 's Maul halten. — Pfui, Schwindelmann! Das thun nur die alten Weiber. — Also, was wolltest du sagen mit dem bis jetzt? Ich verstehe es nicht."

„Nun denn, bis gestern, wenn dir das deutlicher ist," sprach erbost Schwindelmann, und nachdem er einen Augenblick hinauf gesehen in die schönen Züge der Tänzerin, fuhr er fort: „sieht das Mädel unschuldig aus!"

„Ah! — Bis gestern, Schwindelmann!"

„Nichts! nichts! Es ist unrecht von mir, daß ich hier ein solches Gewäsch halte. Was geht's mich, was geht's dich an?"

Dem Zimmermann war es kaum möglich, den Athem in seine Brust zu ziehen. Er fuhr mit der rechten Hand an die Stirne, und in seiner heftigen Art überlegte er, ob es nicht vielleicht besser

sel, seinen alten Freund Schwindelmann am Halse zu nehmen und ihn so lange zu schütteln, bis er ihm sage, was er wisse. — Wer weiß auch was geschehen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke die Stimme des ersten Maschinisten herabgerufen hätte: „aufgepaßt da unten und angefaßt! Und so wie ich wieder rufe — das Seil fest umgeschlungen!“

Droben flammten zugleich die bengalischen Feuer in rother Gluth und warfen einen glänzenden Schein auch unter das Podium. Durch alle die Fugen der Dielen und Versenkungen strahlte es hindurch, und es sah hier unten aus, als brenne oben das ganze Theater. Dabei erklangen Flöten und Harfen, und eine sanfte Musik begleitete das Aufschweben der Beschützerin der wahren Liebe. — „Ah!“ machte das Publikum, und man hörte das wie ein entferntes Sausen und Rauschen.

„Aufgepaßt!“ tönte es jetzt durch das Sprachrohr herab, und Richard schlang mit zitternden Händen das Tau um den eisernen Träger und hielt es fest. Doch war seine Seele nicht dabei, ja sie schwebte nicht einmal mit der Fee Amorosa in die Höhe, sondern all sein Denken, all' seine Fassungskraft concentrirte sich auf Schwindelmann, der ruhig eine Prise genommen und nun erzählte, wie er gestern in die Wohnung der Mamsell Marie gegangen, um die heutige Vorstellung anzusagen, wie er schon vor dem Zimmer geglaubt, er höre flüstern, wie er dann aber wieder gemeint, er habe sich geirrt, und darauf leise angeklopft. — Keine Antwort!“

„Keine Antwort!“ wiederholte Richard, dem der Schweiß von der Stirne herabfloß.

„Darauf öffnete ich die Thüre und — aber gib auf dein Tau Achtung, Richard,“ unterbrach sich Schwindelmann, „der eiserne Haken ist glatt; es könnte abrutschen, wenn du dich so stark zu mir herumdrehst.“

„Du — öffnetest — also — die Thüre — und,“ — sagte Richard.

„Nun ja, da sah ich die Bescheerung; die Marie war allein

das heißt ohne ihre Tante, und ein Herr war bei ihr, sehr wohl gekleidet, der hielt sie fest in den Armen."

„O nein, Schwindelmann, das that er nicht!" schrie entsetzt der junge Zimmermann.

„Er that's, Richard; würde ich es sonst sagen?" — Aber natürlich nur einen Augenblick, denn als ich so unberufen in's Zimmer trat, sprangen Beide vom Sopha auf."

„Vom Sopha auf!" schrie Richard wie wahnsinnig in höchster Aufregung. „Auf — vom Sopha, Schwindelmann? ah! — verflucht!"

Bei diesen Worten hatte er seinen Oberkörper heftig nach dem Theaterdiener herum geworfen, um von dessen Lippen nochmals die Bestätigung zu hören. Doch war dieser wie von einer Feder in die Höhe geschnellt, streckte die Hände weit von sich und stieß einen gräßlichen Schrei aus.

Diesem folgte droben ein anderer, furchtbar und schmerzensvoll. Dumpf tönte dazwischen die Stimme des ersten Maschinisten durch das Sprachrohr hinab: „Richard! Richard!" Die Musik brach ab, das Geschrei auf der Bühne pflanzte sich im Publikum fort, dort kreischten hundert Stimmen laut auf. Oben auf der Bühne krachte es zusammen, als breche das Podium ein; eine schwere Masse polterte zu den Füßen des jungen Zimmermanns, eine Masse von Brettern und Balken, und dazwischen — der Körper eines armen, jungen Mädchens, die noch eine Sekunde früher droben in Schönheit und Jugend gestrahlt, jetzt regungslos wie todt hier unten lag.

„Marie! Marie!" schrie Schwindelmann. Dabei stürzte er sich auf die Tänzerin, riß die Taue und Balken um sie her fort, nahm sie sanft in seine Arme und indem er neben sie kniete, legte er ihren Kopf behutsam in seinen Schooß.

„Das hat der Himmel gethan, nicht ich," murmelte Richard mit dumpfer Stimme. — Er schwankte auf seinen Füßen und mußte sich an dem eisernen Träger neben sich halten, um nicht hinzustürzen.

Ueber alle Treppen und Leitern hinab stürzte jetzt das Theaterpersonal, die Beamten, kurz was sich auf der Bühne befand, herbei, um sich von der Größe des Unglücks zu überzeugen. Thereſe war übrigens die Erſte, die herbei kam, ſie ſchauderte einen Augenblick wie vor der Todtenbläſſe des eben noch ſo friſchen Mädchens, dann faßte ſie Richards Arm und ſagte, während ihre Zähne hörbar zuſammen klapperten: „das haſt du abſichtlich gethan. Du biſt ihr Mörder.“ — Sie hatte Schwindelmann ſogleich geſehen, ſie hatte es ſich gedacht, welche Unterredung hier ſtattgefunden.

„Nein, nein!“ ſagte Richard kaum hörbar, „da thun Sie mir Unrecht; ich weiß nicht, wie mir das Seil entſchlüpft.“

„Und hat dir Schwindelmann nichts erzählt?“

„O ja, ich that es,“ ſprach der Theaterdiener mit bekümmerter Stimme.

„O gräßlich! gräßlich!“ rief nun Thereſe laut weinend und warf ſich auf die Knie neben Marie hin. „Du armes, armes Geſchöpf! — Aber es iſt vielleicht beſſer ſo.“ Sie wiſchte ihr leicht über die Stirne und trocknete ein paar Tropfen Blut ab, die zwiſchen den bleichen Lippen langſam hervorgequollen waren.

In wenigen Augenblicken umſtand ein Kreis entſetzter Geſichter und rathloſer Menſchen die Unglückliche; viele Stimmen riefen nach einem Arzte, doch dauerte es lange, bis man einen gefunden. Der Theaterarzt war, wie das zuweilen zu geſchehen pflegt, gerade nicht im Theater, aber einer von denen, die man in die Stadt geſandt hatte, traf nicht weit vom Theatergebäude zufälliger Weiſe auf den Doktor Erichſen, der mit ſeinem Bruder im Begriffe war nach Hauſe zu gehen.

Der Kreis theilte ſich, als der Arzt die Stufen hinabſtieg, und Todtenſtille herrſchte rings umher, als er den Kopf des leblosen Mädchens langſam aufrichtete, Hände und Arme befühlte und in das halbgebrochene Auge ſchaute. Kein Laut wurde ringsum hörbar, ja alle hielten den Athem an und jedes Auge blickte auf

den Arzt. — Als dieſer nun leicht den Kopf ſchüttelte, die Achſeln zuckte und mit ernſter Miene dem Intendanten, der hinter ihm ſtand, einige Worte zuflüſterte, ſahen wohl Alle, daß wenig oder gar keine Hoffnung ſei. Die Tänzerinnen, die ſich bis jetzt zurückgehalten, ſtürzten nun von allen Seiten laut weinend neben Marie nieder, küßten ihr die Hände, die aufgegangenen ſchwarzen Haarflechten, und ein paär ſteckten eifrig die Granatblüthen zu ſich, die ihrem Haar entfallen.

„Aber wie iſt denn das Unglück gekommen?“ rief der Intendant, indem er bewegt ſeine Hände zuſammen preßte. „Wer war unten bei dem Tau?“

Die ihn Umgebenden traten bei dieſen Worten ſcheu vor dem jungen Zimmermann auf die Seite und Richard ſtand einen Augenblick allein, das Geſicht mit Todesbläſſe bedeckt, die bläulichen Lippen halb geöffnet, die Augen ſtarr aufgeriſſen.

„Ich bin es, der das gethan,“ ſagte er nach einer Pauſe mit tiefem Athemzuge. — Darauf wurde ſein Blick plötzlich unſicher, gläſern, ſeine Hände griffen um ſich, als wollten ſie irgend etwas erfaſſen; ſeine Knie knickten ein, und wenn nicht einige der Zimmerleute ihm beigeſprungen wären und ihn gehalten hätten, ſo wäre er zu Boden geſtürzt. So aber ließen ihn ſeine Kameraden langſam niederſinken, und legten ihm ſeinen Kopf auf eine der Treppenſtufen.

Doktor Erichſen verordnete nun, man ſolle das unglückliche Mädchen aufheben, und dann in einem Tragkorb in ihre Wohnung bringen. Er ſchrieb ſich Nummer und Straße derſelben auf und entfernte ſich mit Arthur. Daß Letzterer Gelegenheit fand, der erſchreckten Clara ein freundlich tröſtendes Wort zuzuflüſtern, brauchen wir dem geneigten Leſer eigentlich nicht zu ſagen.

Man hob Marie auf, brachte ſie ſorgfältig auf die Bühne, und vier der Zimmerleute trugen den Körper des unglücklichen Mädchens in ihre Wohnung. Thereſe, entſchloſſen, wie ſie immer war, hatte ſich in der Eile nothdürftig angekleidet, einen warmen Mantel

Fr. v. Schall.

Sie ſind Beſitzer einer kleinen Erbſchaft? Ich gratulire. Es freut mich immer, wenn man ein kleines Beſitzthum hat.

De Blé.

(Für ſich.) Die Frau iſt ſcharmant. (Laut.) Ja, ich bin jetzt nur einfacher Beſitzer, hoffe aber bald der glücklichſte Beſitzer des ganzen Erdkreiſes zu werden. (Will ihr die Hand küſſen, indem ſie die Papiere zurückgibt.)

Fr. v. Schall.

Laſſen wir das! (Für ſich.) Kurioſer Menſch! (Laut.) Zur Sache!

De Blé (empfindſam).

Ja, zur Sache!

Fr. v. Schall.

Sie haben doch was Rechtes gelernt? (Setzt ſich vor ihren Spiegel.) Wie finden Sie meine Friſur?

De Blé.

Göttlich, in der That, Madame. Ich habe nie ein ſchöneres Haar geſehen. Und wie ich dieſes dunkle Haar verehre, anbete!

Fr. v. Schall.

Aber die Friſur?

De Blé.

Ein göttliches Haar! Schon dieſes Haar allein würde mich zum glücklichſten aller Menſchen machen.

Fr. v. Schall.

Ich hoffe, Sie werden mir doch mein Haar nicht abſchneiden wollen?

De Blé.

Abſchneiden? (Für ſich.) Ich glaube, es wäre Zeit, mich deutlich zu erklären. (Laut.) Abſchneiden haben Sie geſagt? (Für ſich.) Fall' ich ihr zu Füßen? — (Laut.) O nein, Madame, hegen möchte ich dieſes ſchöne Haar, es hegen und pflegen bis an's Ende meiner Tage.

über das leichte Nymphenkleid geworfen und begleitete die arme Marie. Unterwegs hatte ſie ihre herabhängende Hände gefaßt, und wenn ſie dieſelben küßte, was oft geſchah, ſo fielen ihre Thränen auf die erkalteten Finger. Das ſah aber Niemand, als die Tauſende von Sternen, die an dem klaren Himmel glänzten.

Richard hatte ſich langſam wieder erholt, Schwindelmann war bei ihm geblieben, hatte ihm ſeine Jacke aufgeknöpft und kaltes Waſſer in das Geſicht geſpritzt. — „Iſt ſie fort?“ fragte er als er die Augen aufſchlug; „aber nicht wahr, Schwindelmann, ſie lebt noch?“

Der Theaterdiener nickte mit dem Kopfe und dazu zuckten ſeine Augenlider. Seine alten Augen waren es ſeit lange nicht mehr gewohnt, von Thränen angefeuchtet zu werden. — „Ja,“ antwortete er, „ſie lebt noch; aber ſage mir, Richard, —“

„Was denn?“

„Aber weißt du, Richard, du mußt dich nicht ſcheuen, es uns zu geſtehen, — nicht wahr, die Marie war dein Schatz?“

„Sie war es,“ ſagte der junge Zimmermann mit bebenden Lippen, „und ſollte ſie ſterben, dann bleibt ſie es auch, dann lebt ſie für mich fort; ſollte ſie aber wieder friſch und geſund werden und leben bleiben, dann iſt ſie für mich geſtorben.“ —

„Amen!“ ſagte der Theaterdiener mit unſicherer Stimme.

Darauf ſtiegen Beide langſam die Treppe hinauf, die zur Bühne führt, und nach all' dem, was vorgefallen, war es unheimlich ſtill unter dem Podium.

Siebenundſechszigſtes Kapitel.

Im Fuchsbau.

Im Fuchsbau war es in letzter Zeit ziemlich ſtill und geräuſchlos hergegangen; Fremde gab es gar keine, und die Stammgäſte

waren auswärts so beschäftigt gewesen, daß sie nicht Zeit oder Lust hatten, sich hier häufig zusammen zu finden. Ueberhaupt war die Schenkstube nur belebt, wenn es nicht viel zu thun gab, mit andern Worten, wenn nicht viel Geld vorräthig war; dann wurde hier in Erwartung besserer Zeiten auf Credit gelebt. Klimperte aber Silber und Gold in den Taschen, so zog man es vor, andere Kneipen aufzusuchen, nicht weil dort der Wein besser war, sondern weil man unbeobachtet sein konnte, was im Fuchsbau nicht so ganz der Fall war. Da hatten die Wände der Schenkstube Ohren und die alte Pförtnerin scharfe Augen; es schwebte, selbst für diese harten Gemüther, etwas Drückendes durch die Räume, und wenn der Klang einer gewissen Klingel erscholl, so waren Wenige, die ihr Glas an die Lippen brachten, selbst wenn sie die Hand dazu schon erhoben hatten.

Auch heute Abend war die Klingel ertönt, da aber außer der Kellnerin sonst keine menschliche Seele im Zimmer war, so hatte sie nur auf diese ihre Wirkung ausgeübt. So hurtig es ihr die alten Beine erlaubten, war sie aufgesprungen, hatte nachgeschaut, ob die Drähte der Klingelzüge auch wirklich unverwirrt neben einander hangen, sie war auf einen Stuhl gestiegen und hatte ein kleines Kästchen betrachtet, welches ungefähr acht Schuh vom Boden an der Wand hing. In dieses Kästchen führte von oben eine kleine feine Kette, welche durch die Decke kam und irgendwo im Hause gezogen werden konnte. Auch diesen Zug untersuchte sie, ob er in Ordnung sei und nicht stocken werde; sie zog das kleine Kettchen vorsichtig in die Höhe, worauf eine Feder anschlug und hell und schrill der Klang einer Glocke ertönte. Zu gleicher Zeit öffnete sich der Boden des Kästchens nach unten. Die Alte nickte selbstzufrieden mit dem Kopfe, als sie sah, daß die ganze Maschinerie in Ordnung sei, und drückte den Boden wieder vorsichtig in die Höhe, dessen Schloß mit einem kleinen Geräusch wieder zusprang.

Dies Kästchen hatte eine sehr wichtige Bestimmung, denn wenn

die Glocke anſchlug und ſich der Boden öffnete, ſo hatte das alte Weib die Verpflichtung, augenblicklich den Haupthahnen der Gasbeleuchtungsröhren zuzudrehen und ſo das ganze Haus in tiefſte Finſterniß zu verſetzen. So lange nun die Alte als Pförtnerin ſich hier befand, war das nur ein einziges Mal geſchehen und zwar in einer fürchterlichen Nacht, an die ſie nur mit Schrecken dachte.

So öde und leer wie das Schenkzimmer waren auch die Treppen und Corridore, obgleich hell beleuchtet; nur in einem Winkel der letzteren ging ein Mann ruhig auf und ab, nach Art einer Schildwache. Und dieſen Dienſt verſah er auch. Von der Stelle aus, wo er ſich befand, hatte er zwei lange Gänge, ſowie die Haupttreppe im Auge, und wenn er ruhig ſtand und horchte, ſo war es ihm möglich, den leiſeſten Tritt, ſelbſt vom entfernteſten Theil des Gebäudes zu vernehmen. Die Thüre, neben welcher er ſtand, iſt uns nicht unbekannt; ſie führt in ein kleines Vorzimmer, und von da in das hohe Gemach mit der dunklen Holzbekleidung.

Wie an jenem Abend, deſſen ſich der geneigte Leſer vielleicht noch erinnern wird, waren die dunkeln Vorhänge vor dem Fenſter herabgelaſſen und im Kamine brannten große Stücke Holz. Auf dem alten Tiſche mit der grünen Decke ſtanden zwei brennende Leuchter, und auf dem Stuhle mit der hohen Lehne, der neben dem Tiſche ſtand, ſaß er im gleichen Anzuge wie damals. Er hatte die Beine über einander geſchlagen, die rechte Hand unter ſein Kinn geſtützt, während ſeine Linke nachläſſig herabhing und den tſcherkeſſiſchen Dolch, den er am Gürtel trug, zu wiegen ſchien. Vor ihm ſtand Mathias in ehrfurchtsvoller Haltung.

„Du meinſt alſo," ſagte er, „daß ſich die Polizei um den Vorfall da draußen bei dem Schwemmer weiter nicht bekümmert hat?"

„Ich weiß das ſogar genau," erwiderte Mathias; „es trieben ſich allerdings einige von ihnen an dem Abend dort herum, — aber," ſetzte er lächelnd hinzu, „es muß da ein guter Freund von uns dabei geweſen ſein, denn ſie zogen ſich leiſe zurück, als wir das

Haus verließen, und Einen hörte ich sagen: ach was! wer wird sich da hineinmischen! Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!"

„Und doch hätten sie damals einen guten Fang machen können; aber das Eisen zu deinen Banden, Mathias, liegt noch in tiefer Erde, wird vielleicht niemals gefunden."

„Das hoffe ich," entgegnete der Andere mit tiefer Stimme. „Ich möchte doch nicht — — so enden."

„Gewiß nicht, Mathias; es wäre schade um dich. Was meinst du, wenn wir nach und nach daran dächten, das Geschäft abzuwickeln, wie die Kaufleute zu sagen pflegen."

Ein leichter Blitz flammte in dem Auge des Mannes auf; doch sprach er gleich darauf: „Sie wissen, Herr, mir gilt nur Ihr Befehl, und wenn Sie verlangen, ich soll mich morgen selbst angeben, so thue ich es."

„Gewiß, Mathias, ich weiß das. Aber lassen wir diese Reden! ich hoffe, du sollst noch einmal Zeit genug bekommen, ein ruhiges Leben zu führen, meinetwegen auch zu bereuen und wieder gut zu machen, was du verbrochen. — Also die Schwemmer'sche Wirthschaft hat aufgehört? Wann starb er?"

„Acht Tage nach jenem Vorfalle, Herr. Vielleicht hat er sich zu sehr alterirt; viel aushalten konnte er ohnedies nicht, — vielleicht auch —"

„Nun was? — Warum stockst du?"

„Nun, ich meine, vielleicht half ihm auch Jemand über seine letzten Lebenstage schnell hinweg kommen."

„Teufel! ich will nicht hoffen."

„Ich weiß nichts genau, aber es wollte mir nicht gefallen, daß sich seit jenem Abend der Sträuber beständig dort aufhielt. Früher war dem in seinem lächerlichen Hochmuth das Haus dort viel zu schlecht; wie gesagt, von da an hielt er es mit der alten versoffenen Schwemmer, und wenige Tage nachher lud sie uns zum Begräbniß ihres Gemahls ein."

„Ich fürchte, der Sträuber wird nächſtens ein klägliches Ende nehmen," ſagte er nach einigem Nachdenken, und ſeine Hand fuhr langſam von der Scheide des Dolches nach dem Hefte hinauf. „Wird er genau beobachtet?"

„Allerdings, ſo genau als es möglich iſt; aber er iſt ſchlau wie der Teufel, hat große Angſt und nimmt ſich ſehr in Acht."

„Beſucht er Häuſer, in denen er nachweislich nichts zu ſchaffen hat?"

„Das wohl, aber wenn man ſich bei ihm erkundigt, ſo hat er immer die triftigſten Ausreden."

„Zum Beiſpiel?"

„So treibt er ſich gern in der Nähe des Schloſſes herum. Ich habe ihn ſchon ein paar Mal aus dieſer oder jener Thüre heraus kommen ſehen."

„Immer im ſchwarzen Frack?"

„Und baumwollenen Handſchuhen — das verſteht ſich. Als er mir das erſte Mal da aufſtieß, folgte ich ihm durch mehrere Straßen, und an einer paſſenden einſamen Stelle, wo ich that, als träfe ich ihn jetzt erſt zufällig, ſagte ich ihm: ei, Sträuber, woher des Wegs? — Ich dachte, er ſollte mir irgend eine Lüge aufbinden, und dann wollte ich ihn examiniren; — aber Gott bewahre! er erzählte mir ganz ruhig, er komme vom Schloſſe, wo er ſeine kleinen Geſchäfte habe."

„Und welche? Gab er vielleicht vor, er handle mit alten Kleidern?"

„O nein, dazu iſt er zu hochmüthig; er ſei Agent geworden, ſagte er, und dabei zog er ſeine ſchmutzigen Vatermörder ſtolz in die Höhe. — Agent oder Commiſſionär für eine privilegirte Leichenkaſſe."

„Was iſt das, Mathias?"

„Das ſind Anſtalten, wo man irgend Jemand verſichern läßt, um nach deſſen Tod ein gewiſſes Geld zu bekommen; es paßt für

den Sträuber, und es ist viel scheues, heimliches Wesen dabei. Man versichert zum Beispiel so einen armen Teufel in einem Dutzend dergleichen Anstalten, dann stirbt er oder sie lassen ihn sterben und bekommen eine recht hübsche Summe. Ich weiß genau, daß der Sträuber und die Schwemmer ihren Mann auf diese Art versicherten, und als er bald darauf an vieler Freundschaft starb, wurde ihnen wacker ausbezahlt."

„Aber was hat er im Schloß zu schaffen?"

„Da macht er mit den Bedienten, so sagt er, die oben erwähnten Geschäfte. Aber ich glaube ihm doch nicht; ich sah ihn zu oft in der Gegend herum flaniren, und Sie können denken, Herr, daß ich ihm eifrig nachspüre. Er geht meistens in den östlichen Seitenflügel; dort wohnt ein alter General, ich glaube Baron von W."

„Ah! dahin geht er!" sprach der Andere, plötzlich sehr aufmerksam werdend, wobei er hastig seine Stellung veränderte und seinen Oberkörper aufrichtete. „Das interessirt mich auf's Höchste. Sei so gut, Mathias, und nehm' dich der Sache an; spare keine Mühe, keine Kosten, stelle einen oder zwei Vertraute zur Beobachtung auf; er soll keinen Schritt mehr thun, den wir nicht erfahren. Berichte mir täglich darüber und so umständlich als möglich."

„Daran soll's nicht fehlen," erwiderte Mathias lächelnd.

„Dann noch eins, Mathias," fuhr der Andere mit ernster Stimme fort. „Ich habe da unter der Hand etwas von einem Kinderhandel, der schwunghaft betrieben werden soll, gehört. Pfui Teufel! Das ist 'ne Schande, und ich will das nicht leiden. Du weißt, lieber Mathias, ich spreche nicht gern zweimal von einer Sache, und wenn ich meine Hand ausstrecke, so zerdrücke ich die Schuldigen, mögen sie sein wer sie wollen."

Mathias war bei diesen Worten ein wenig erbleicht und sogar zurückgewichen, als der Andere die Hand nun wirklich ausstreckte.

„Es ist das eine Schande," fuhr dieser fort, „so ein armes Wesen in die Welt hinaus zu stoßen, es zu verkaufen zu den ge-

meinſten Laſtern und Verbrechen, es eltern- und heimathlos zu machen. — O, ich kenne das! und möchte um Alles in der Welt damit nichts zu thun haben. Laßt die armen, unſchuldigen Geſchöpfe; — iſt denn die Welt ſo arm geworden an guten Freunden, die keine Ehre aber viel Geld haben? Wendet euch dahin, aber laßt mir jenen niederträchtigen Handel; ich weiß wohl, der Schwemmer war die Haupttriebfeder. Nun, er iſt dahin, alſo laßt's bleiben."

„Es ſoll unterbleiben," erwiderte Mathias mit feſter Stimme, „verlaſſen Sie ſich darauf, Herr."

„Schön. — Wie iſt mir doch," fuhr er nach einer Pauſe in leichtem, gefälligem Tone fort, während er mit der Hand über die Stirne ſtrich, „da habe ich einen guten Bekannten, dem könnte ein Beſuch nichts ſchaden, es iſt ein Buchhändler und ein ſehr ſchlechter Kerl, er heißt Johann Chriſtian Blaſſer. — Haſt du den Namen zufällig gehört?"

„Sie ſprachen neulich mit mir darüber und gaben mir Befehl, mich nach den Verhältniſſen des Hauſes zu erkundigen."

„Richtig! ich hatte das vergeſſen. — Wird da für euch was zu holen ſein?"

„In einigen Tagen eine artige Summe; Herr Blaſſer beabſichtigt ſein Haus zu verkaufen und will baar bezahlt ſein."

„Ah! Meiſter Mathias, deßhalb haſt du wahrſcheinlich meinen Befehl ſo genau befolgt! — Nun, wer iſt in dem Hauſe?"

„Zuerſt der Prinzipal, Herr Blaſſer, dann ein ſehr dummer Lehrling —"

„An den ich dir eine Recommandation verſchaffen will," warf der Andere leicht ein.

„Ferner eine alte Magd," fuhr Mathias mit einer Verbeugung fort, „und ein recht ſchönes Mädchen."

„Aha! Meiſter, du nennſt das Mädchen zuletzt; das muß einen Haken haben."

„Und einen tüchtigen, Herr. Der alte Buchhändler wandte ihr seine Liebe zu, und dafür betrügt sie ihn so tüchtig als möglich."

„Teufel! das mußt du mir erzählen," sagte der Andere aufmerksam und setzte dann mit leiser Stimme hinzu: „armer Beil! Das soll ihn vollends kuriren."

„Es ist da ein junger, hübscher Kerl, — ich kenne ihn ziemlich, —"

„Also ein leichter Patron, ein Taugenichts?"

„So etwas der Art. Aber zum Sterben in das Mädchen verliebt. Er wohnt im Nebenhause, hat sie scharf angesehen, sie ihn auch, er spielt den großen Herrn und das hat ihr gefallen."

„So, so, also ziemlich leichte Waare!"

„Wohl möglich, Herr; ich muß aber zu ihrer Entschuldigung sagen, daß sie gezwungen den ersten Schritt that und sich deßhalb zum zweiten und zu den folgenden leicht überreden ließ."

„Der junge Mensch kommt in's Haus?"

„Ja, Herr; über das Dach des Nebenhauses; er klettert und schleicht wie 'ne Katze. Ich glaube nicht, daß ihn der Buchhändler so leicht erwischen wird."

Der Andere machte nachdenkend ein paar rasche Gänge durch's Zimmer. — „Schön, schön," sagte er alsdann; „sieh dir das Haus genau an, namentlich erforsche, wo der Buchhändler wohnt und wo das Mädchen wohnt. Melde mir, wenn die Gelder eingelaufen sind, und dann laß dich sehen und hole deine Instructionen. Aber, Mathias, befolge sie auf's Wort."

„Wenn aber Zwischenfälle eintreten, die man nicht vorher sehen kann?"

„So zieht ihr euch unverrichteter Sache zurück. Wenn an der Ausführung meines Planes ein Jota fehlt, so ist die ganze Geschichte nichts werth. — Hast du mich verstanden? — Weiter habe ich nichts. Josef wird draußen sein; er soll herein kommen."

Mathias, der die erhaltenen Befehle nur mit einem Kopfnicken

beantwortet hatte, verließ das Zimmer, und gleich darauf trat Joſef, der Jäger des Grafen Rohrbach, herein. Er trug einen grauen, unſcheinbaren Jagdrock, doch war ſein voller, ſchwarzer Bart ſorgfältig geordnet.

„Ah! du biſt da, Joſef — Franz Karner? Du machſt dich rar; in eurem Hauſe muß wenig Beſonderes vorfallen, daß du keinen Stoff zu berichten findeſt. Wie iſt's damit, Herr Joſef — Franz Karner?“

Der Jäger erſchien einigermaßen befangen, doch richtete er ſein Auge feſt auf den jungen Mann, der, während er ſprach, ruhig ſitzen blieb und mit den Fingerſpitzen auf dem Tiſche trommelte. — „Gewiß, Herr,“ ſagte er darauf, „es gibt dort in der That wenig zu berichten, ſonſt wäre ich häufiger gekommen. Wenn Sie auch den Franz Karner noch nicht genau kennen, ſo wiſſen Sie doch, daß Ihnen Joſef mit Leib und Seele ergeben iſt und daß er hält, was er verſpricht.“

„Selbſt wenn ihm das Kummer machen ſollte?“ ſprach der Andere mit Betonung.

„Selbſt wenn ihm das Kummer machen ſollte,“ wiederholte der Jäger achſelzuckend, aber mit unterwürfigem Tone.

„Davon nachher,“ erwiderte der junge Mann leichthin. „Was haſt du mir zu melden, Joſef?“

„Wir hatten neulich eine große Soirée bei Seiner Excellenz dem Herrn Kriegsminiſter.“

„Ich weiß das, Joſef, du nahmſt dich in deiner neuen Uniform ſehr gut aus. Nur haſt du es verlernt, dich in der Geſellſchaft zu bewegen.“

„Ah!“ machte der Jäger faſt ſprachlos vor Erſtaunen, „Sie haben mich geſehen, Herr?“

„Du läßt mich nicht ausreden; das iſt ein Beweis für meine Behauptung. Der Wald hat dich etwas verwildert; man nimmt

ſich in Acht und reißt nicht nur ſo mit ſeinem Wehrgehäng einen ganzen Orangenzweig voll Blüthen und Früchten herunter."

„Bei Gott! das geſchah mir," ſagte der Jäger, tief Athem holend.

„Aber weiter! — In dieſer Soirée —"

„— Traf mein Herr, der Herr Graf, mit jener Dame zuſammen und allein im Zimmer neben dem Glashauſe."

„Und wo warſt du?"

„Hinter dem Vorhange, der in's Neben-Kabinet führt."

„Bravo, Franz Karner, du übertrifft den Joſef."

„Ich kann das Lob nicht annehmen," ſagte mit feſtem Tone der Jäger. „Bei Gott im Himmel! ich wollte meinen Herrn nicht belauſchen; ich war ganz zufällig da."

„Nun, das Reſultat wird das Gleiche ſein," verſetzte der Andere in nachläſſigem Tone. „Die Beiden waren alſo allein, und —"

„Es erfolgte eine Liebeserklärung."

„Und ſie nahm ſie an?"

„Gern, Herr," ſagte der Jäger mit froher Stimme. „Und ich begreife das."

„Ei der Tauſend!"

„Ja, Herr, es gibt wenig Cavaliere wie Seine Erlaucht der Graf Fohrbach, wenig Herren, denen Jedermann, der ſie kennen lernt, ſo zugethan ſein muß."

„Wenige!" lachte der Andere laut hinaus. „Alſo ſteht der Graf doch nicht einzig da? Wen würdeſt du zum Beiſpiel neben ihn ſetzen? Sei aufrichtig, Joſef."

„Sie, Herr!" erwiderte der Jäger nach kurzer Ueberlegung, wobei er den jungen Mann mit ſeinem feſten Blicke anſah. — „Sie, Herr," wiederholte er, „wenn —"

„Nun! weiter! weiter! Gerade heraus, Joſef, wie wir es immer gegen einander hielten."

„Wenn — wenn — Manches anders wäre," ſagte der Jäger mit ganz leiſer Stimme.

Fr. v. Schall (lachend).

Nun, wenn wir einander conveniren, ſo ſollen Sie es hegen und pflegen. Ich lege dieſes glückſelige Geſchäft in Ihre Hand.

De Blé.

In meine Hand, in meine feſte Hand? (Will niederknien.)

Fr. v. Schall.

Aber jetzt laſſen Sie Ihre Poſſen, und antworten Sie mir ernſthaft.

De Blé (verneigt).

Ernſthaft? Ja, ganz recht, gnädige Frau, ernſthaft. Es iſt ein wichtiger Schritt, ein Schritt für's ganze Leben. Sie wünſchen demnach? —

Fr. v. Schall.

Bandeau à la Duchesse —

De Blé.

Was? — Ban — deau —

Fr. v. Schall.

Ja wohl, Sie kennen doch Bandeau à la Duchesse?

De Blé.

Bandeau à la Duchesse! Ich verſtehe nicht ganz.

Fr. v. Schall.

Nun freilich, Bandeau à la Duchesse, das Neueſte. Haben Sie das letzte Journal nicht geſehen?

De Blé (beſieht ſeinen Frack).

Ich ſchmeichle mir. (Für ſich.) Was meine Zukünftige für Ideen hat!

Fr. v. Schall.

(Für ſich) Ein ſonderbarer Friſeur. (Laut.) Nun ja, das Haar wird ſo herum genommen, und dann werden die Blumen ungefähr ſo hingeſteckt — ſehen Sie.

Dies Wort mußte den Andern ziemlich ſchwer betroffen haben, denn obgleich er ein Lächeln verſuchte, wurde es doch gleich darauf von einem wehmüthigen Zuge verdrängt. Er ließ den Kopf in die Hand ſinken und verharrte ſo einige Sekunden. „Allons!“ rief er alsdann nach einer Pauſe in ſeinem gewöhnlichen heiteren Tone, „du haſt mir gewiß noch mehr zu ſagen, Joſef, denn wegen einer Bagatelle, wie die vorhin, läßt du dich nicht bei mir ſehen.“

„Sie haben Recht, Herr,“ erwiderte der Jäger; „es trieb mich, aufrichtig geſagt, nach langem Kampfe, hieher, — nicht aus Furcht vor Ihrem Zorn, Herr, obgleich ich wohl weiß, daß mich derſelbe in einem Nu zermalmen könnte, obgleich ich weiß, daß es Sie nur einen Zug an jener Klingel koſtet und ich ſehe das Tageslicht nie wieder. Aber ich komme aus Dankbarkeit, für Alles, was Sie an mir gethan. Und dies Gefühl iſt es auch, welches mich zwingt, Ihnen — dieſen Brief zu übergeben. — Es iſt ein Verrath an meinem Herrn, aber ich kann nicht anders.“

„Ei, ei, ein zierliches Briefchen!“ lachte der Andere, indem er das Schreiben entgegen nahm. „Die Aufſchrift kann ich mir denken. — Fräulein Eugenie von S. — Dergleichen wirſt du viele zu überbringen haben, Joſef?“

„Es iſt der erſte, Herr,“ verſetzte der Jäger ſehr ernſt; „und deßhalb dachte ich mir, Sie werden einen Werth darauf legen.“

„Vielleicht,“ ſagte der Andere achſelzuckend; „doch wird nicht viel Intereſſantes darin ſtehen; einige Liebesbetheuerungen, Verſprechen ewiger Treue, ſo was dergleichen. Wann ſchrieb es der Graf?“

„Seine Erlaucht kamen vor einer Stunde mit dem Herrn von Steinfeld von einer Whiſtpartie, ich glaube bei dem Herrn Major von S. Der Herr Graf waren verdrießlich und erregt, und ſprachen, während ſie ſich umkleideten, viel mit dem Herrn von Steinfeld.“

„So, ſo! Und was zum Beiſpiel?“

„Seine Erlaucht ſagten: der Herzog wird wahrhaft unerträg-

lich; haben Sie je ſo etwas erlebt? Bietet mir da — freilich unter vier Augen — eine ſo unſinnige Wette an, — eine Wette, die, wenn er vielleicht mein Verhältniß zu Eugenie ahnt, an's Unverſchämte grenzt."

„Brav, Joſef! Du haſt gut behalten. — Und die Wette?"

„Sie betraf Fräulein von S. Der Herr Herzog wollte es nämlich von hier bis über acht Tagen dahin bringen, daß bei dem großen Maskenballe, der am Hofe ſtattfindet, das Fräulein in ihrem Anzuge Bänder von den Farben des Herrn Herzogs tragen ſolle."

„Ah! Seine Durchlaucht ſind leichtſinnig im Wetten, aber geniren ſich nicht um den Teufel; das muß biegen oder brechen. Er iſt ein gefährlicher Menſch." — Dieſe Worte murmelte er vor ſich hin, ſo daß der Jäger nicht im Stande war, ſie zu verſtehen. — „Nun zu dem Briefe!" ſagte er nach einigen Augenblicken mit lauter Stimme. — „Na, Joſef," fuhr er lächelnd fort, „du wirſt nicht Alles verlernt haben. Oeffne den Brief geſchickt und vorſichtig. Du weißt, dort im Wandſchrank befindet ſich das Nöthige dazu."

Der Jäger zauderte.

Der Andere betrachtete das Siegel und ſchien dieſes Zaudern nicht zu bemerken. „Er hat ſich ein neues ganz gleiches machen laſſen," ſprach er lächelnd vor ſich hin. Dann fuhr er lauter fort: „Es iſt fein, aber dick; der Abdruck iſt ſchwierig; du kannſt es hinweg ſchneiden. — Da."

Der Jäger kämpfte einen ſchweren Kampf; ſein Auge blitzte, ſeine Bruſt hob ſich gewaltſam von tiefen Athemzügen. — „Verzeihen Sie mir, Herr," ſagte er nach einer längeren Pauſe, „das kann ich nicht."

„Was kannſt du nicht?"

„Der Brief iſt von meinem Herrn," fuhr er mit weicher, bittender Stimme fort, „von einem gütigen Herrn. O, es iſt ſchon des Verraths genug, — aber ſelbſt öffnen — meine Hand zittert."

„Ah, mein Freund,“ rief der Andere, und, wie es ſchien, gewiſſermaßen luſtig, aus, „aber deine Hand zittert nicht, wenn ſie auf eigene Rechnung die Büchſe führt.“

Joſef ſenkte ſein Haupt und entgegnete: „wenn ich Ihnen mit meinem Leben nützen kann, Herr, ſo werde ich nicht einen Augenblick zaudern, es hinzugeben, aber — es iſt ja Ihre Schuld,“ fuhr er mit einem trüben Lächeln fort, „warum brachten Sie mich zu einem ſolchen Herrn.“

„Nun meinetwegen, ſei es darum. Das ſoll uns nicht entzweien.“ Er ſtand ruhig von ſeinem Stuhle auf, ehe er aber den Tiſch verließ, blickte er den Jäger feſt an, und als er das ein paar Sekunden gethan, wurden ſeine energiſchen Züge weicher; etwas Wehmüthiges erſchien auf denſelben. Dann ging er raſch zur Thüre, die ſich, ſowie er die Hand auf die Klinke legte, wie von ſelbſt öffnete; er reichte den Brief hinaus und ſagte: „Das Siegel behutſam ablöſen!“

Unſichtbare Hände ſchienen ihn in Empfang zu nehmen, den Befehl augenblicklich zu vollziehen und ihm das geöffnete Schreiben zwiſchen den Vorhängen der Thüre wieder zu überreichen.

Er trat an den Tiſch zurück und überflog den Brief. In demſelben ſtand: „Verzeihe mir, Eugenie — ah! das Sie wäre glücklich überſprungen,“ murmelte er, — „„daß ich durch dieſes Schreiben mit einer Bitte beläſtige. Heute Abend wird bei Ihrer Hoheit der Frau Herzogin die Zuſammenkunft ſtattfinden, wo man über die Coſtüme zu dem bevorſtehenden Maskenball berathet. Wenn es dir möglich iſt, die Farbe des deinigen ſo zu wünſchen, daß du ein weißes Band darauf anbringen kannſt, ſo wird mich das unendlich glücklich machen. Morgen will ich dir ſagen, weßhalb ich dieſe ſonderbare Bitte ſtelle.““ — „Teufel!“ dachte der Leſer, „er geht gerade darauf los. Da wird der Herzog einen ſchweren Stand haben. — Nun, ich wünſch es dem Grafen, wenn er baldigſt die Braut heimführt; es iſt das eine noble Seele, ſie

nicht minder, — es iſt ein Paar, das Gott in der allerbeſten Laune juſt für einander erſchaffen zu haben ſcheint.“ Er faltete den Brief zuſammen; die unſichtbare Hand hinter dem Vorhang mußte ihn ſchließen, was auch augenblicklich geſchah, und dann gab er ihn dem Jäger zurück, wobei er ſagte: „ich danke dir, Joſef, für deinen Eifer, obgleich der Brief nichts Wichtiges enthält. — Apropos! Du haſt von deiner Frau nichts mehr gehört?“

Einen Augenblick blieb der Jäger die Antwort ſchuldig, dann ſprach er: „doch, Herr, ſie iſt mir gefolgt, ſie hat mich gefunden.“

„Ah! das iſt ſchlimm! Da werde ich helfen müſſen; ſie wird dich verrathen.“

„O nein, Herr!“ rief der Andere eifrig. „Glauben Sie mir, ſie iſt überglücklich, mich wieder gefunden zu haben.“

„Und du?“

„Weiß Gott, ich nicht minder, Herr! Sie hat mir die ganze unglückſelige Geſchichte erzählt; ſie iſt unſchuldig. — Der Andere aber nicht, er hat ſein Schickſal verdient.“

„Und wo iſt ſie? Nehm' dich in Acht: Franz Karner iſt nicht verheirathet.“

„Aber er wird es ſein, ſobald Sie wollen, Herr,“ ſagte Joſef mit leiſer Stimme, wobei er ſeine Hände wie bittend zuſammen faltete. „Laſſen Sie mir dieſes Glück; ich liebe das arme Weib mehr als je.“

„Seltſame Menſchen,“ erwiderte der Andere; doch ſchaute er nicht ohne Theilnahme in die glänzenden Augen des Jägers. — „Nun ja, du ſollſt die Papiere haben, aber ein reger Eifer für mich ſei mein Lohn. Du haſt mich verſtanden? Ich wünſche dich öfters zu ſehen als bisher.“

„O tauſend, tauſend herzlichen Dank für Ihre Güte!“ rief Joſef freudig. „Und wenn das Andere ſein muß, ſo will ich mich beſtreben, pünktlich zu ſein.“ — Das ſagte er mit einem Seufzer.

„Es wird dir ſchwer; du haſt dich ſchon ſehr in die Ehrlichkeit hinein gelebt, Joſef. Nun, ich habe heute meine gute Laune; wie wäre es, wenn ich dich von jetzt ab ganz frei ließe?“

„O mein Gott! Das würden Sie thun?“

„Natürlich würden wir uns in dem Falle niemals wieder ſehen.“

„Niemals, Herr?“

„Oder nur dann, wenn es dir wieder 'mal ſchlecht ginge. In dem Falle würde ich dir erlauben, mich nochmals hier aufzuſuchen.“

„Sie überhäufen mich mit Großmuth; und ich ſoll nicht im Stande ſein, etwas — Anderes für Sie thun zu können, Herr?“

„Ich glaube nicht. — Doch halt! Vielleicht wäre es dir möglich, ſpäter einmal einem meiner Freunde einen Dienſt zu erzeigen, ohne daß es dich im Geringſten compromittirt. Das wirſt du thun!“

„O gewiß Herr!“ rief der Jäger freudig aus und faßte mit ſeinen beiden Händen die Rechte des jungen Mannes, der ſie ihm auch ruhig ließ und dabei ſagte:

„Sollte aber ſpäter Jemand irgend einen vielleicht auffallenden Dienſt von dir verlangen und ſagt zu dir, dem Franz Karner: „es geſchieht für mich, Joſef,“ ſo wirſt du thun, was er wünſcht.“

„So wahr mir Gott helfe!“ erwiderte der Jäger mit leuchtenden Augen; „und ſollte es mich meinen Dienſt, ja mein Leben koſten.“ Er zog haſtig die Hand des jungen Mannes an ſeine Lippen und küßte ſie innig. Dieſer entwand ſie ihm aber ſanft, und als er Joſef darauf anblickte, ſchüttelte er traurig lächelnd das Haupt, da er Thränen in den Augen des Jägers bemerkte.

„So gehe denn,“ ſagte er mit weicher, faſt zitternder Stimme; „drunten vor der Thüre ſchüttle den Staub von deinen Füßen und wenn du kannſt, ſo vergiß es, daß du je dieſe Mauern betreten. Für deine Papiere werde ich ſorgen, — ſowie auch dafür,“ ſetzte er leiſe hinzu, „daß es dir nicht zu ſchwer wird, dir und deiner Frau einen neuen Hausſtand zu gründen. — Jetzt verlaß mich!“

Er ſtreckte die Hand gebietend gegen die Thüre aus und der Jäger befolgte dieſen Befehl mit zögernden Schritten. Doch ehe er hinaus ging, wandte er ſich nochmals um, ſtürzte dem jungen Manne zu Füßen und ſprach, indem er ſeine beiden Hände ergriff:

„O verzeihen Sie mir, Herr, so konnte ich nicht scheiden; wenn man sich Jahre lang gekannt, wie ich Sie, so wird es Einem hart, unendlich hart, sich zu trennen. Gott möge Sie behüten und er möge es gnädig fügen, daß wir uns einstens freudig wieder sehen.“ — Damit sprang er auf und war verschwunden.

„Amen!“ sagte der junge Mann nach einer Pause, während er sich langsam mit der Hand über das Gesicht fuhr. Darauf blieb er noch einen Augenblick nachdenkend an dem Tische stehen und verließ alsdann das Zimmer auf die früher dem geneigten Leser schon beschriebene Art.

Achtundsechszigstes Kapitel.

Achselbänder und Carrikaturen.

Am gleichen Abend, indem unser voriges Kapitel schließt, vielleicht eine starke Stunde später, verließ der Baron von Brand seine Wohnung; er trug einen sehr eleganten Paletot von dunklem Tuch, den er fest zugeknöpft hatte; sein blonder Bart war wie immer sorgfältig zugespitzt und parfümirt; er schritt lustig trällernd die Treppe hinab, wobei er seine Handschuhe zuknöpfte, und als er hierauf vor die Hausthüre trat, warf er einen Blick an den Himmel hinauf, welcher ruhig und klar war und, wie oft im Winter, in glänzender Sternenpracht funkelte. Es lag kein Schnee auf dem Boden, auch war dieser hart gefroren, weßhalb Herr von Brand keinen Wagen befohlen hatte.

Kaum aber wollte er den Fuß auf das Pflaster setzen, so fuhr eine Equipage, die in vollem Trabe aus der Mitte der Straße abgelenkt war, dicht an das Haus hin, wo die Pferde augenblick-

lich ſtill ſtanden. Der Baron zog ſeinen Fuß zurück, und that wohl daran, denn der Wagen war ſo nah bei der Thürſchwelle vorgefahren, daß er den Heraustretenden beinahe in Gefahr gebracht hätte.

„Zum Teufel!“ rief dieſer dem Kutſcher zu, „iſt das auch eine Manier, harmloſe Fußgänger jählings zu überfallen! Heh! mein Freund! Weiß Er wohl, daß er mich um ein Haar überfahren hätte.“

„Ah! Sie ſind es ſelbſt, beſter Herr von Brand!“ hörte er nun eine Stimme laut lachend aus dem Wagen. Wenden Sie Ihren Zorn von dem Unſchuldigen draußen auf mich. Es drängte mich, Sie zu ſehen, und deßhalb befahl ich, ſo ſchnell zu fahren.“

„Coeur de Rose!“ entgegnete der Baron, indem er an den Schlag trat. „Aber, gnädiger Herr, ich verſichere Sie, mein koſtbares Leben ſchwebte in augenſcheinlicher Gefahr, oder, was faſt noch ſchlimmer iſt, meine geraden Gliedmaßen. — Wollen Euer Durchlaucht vielleicht ausſteigen?“

„Nein, nein,“ verſetzte lachend der Herzog; „Sie wollten eben ausgehen, und da kann ich mich nicht unterſtehen, Ihre beſetzte Zeit ſo ſehr in Anſpruch zu nehmen. Auch bin ich ſelbſt eilig wie immer.“

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr. Aber da Sie zu mir wollten, ſo muß ich mir ſchon erlauben, Sie zu fragen, womit ich Ihnen dienen kann.“

„Ich habe zwei Worte mit Ihnen zu ſprechen,“ ſagte der Herzog, indem er den Schlag von innen öffnete, „und wäre Ihnen ſehr dankbar, wenn Sie für wenige Augenblicke in meinen Brougham ſteigen wollten. — Aber Sie müſſen mir im Voraus verzeihen, beſter Baron, daß ich Sie zu ſo ungewohnter Zeit überfalle, und meinen Beſuch nur halb mache; doch wiſſen Sie, ich bin immer ſo ungeheuer beſchäftigt, und wenn ich mir auch oft vornehme, nach Ihnen zu ſehen, —“

„So kommen Euer Durchlaucht doch nur, wenn er ſeine wichtigen Gründe hat," ſchloß der Baron von Brand mit dem ihm eigenen ſüßen Lächeln den Satz. Bei dieſen Worten war er in den Wagen geſtiegen und ließ ſich neben dem Herzog auf die weichen Kiſſen nieder.

„Ich war heute wieder bei dem Major von S.," ſagte Seine Durchlaucht.

„Da wurde Whiſt geſpielt," warf der Baron leicht hin.

„Nachher rauchten wir unſere Cigarre, der Major zeigte Steinfeld einige Waffen, ich und Graf Fohrbach wir traten an's Fenſter."

„Da proponirten Sie ihm eine Wette."

„Woher wiſſen Sie das?" fragte erſtaunt der Herzog.

„Nun, ich weiß es eben, gnädiger Herr; ich erfahre ſo Manches."

„Teufel auch! ſo haben Sie den Grafen Fohrbach geſehen!"

„Coeur de Rose! ſeit mehreren Tagen nicht."

„Oder den Herrn von Steinfeld, oder den Major, denen Graf Fohrbach vielleicht getratſcht."

„Ebenſo wenig."

„Unbegreiflich!" ſagte der Herzog; „nun wenn Sie allwiſſend ſind, ſo brauche ich Ihnen auch nicht zu ſagen, weßhalb wir gewettet."

„Gewiß nicht, gnädiger Herr, denn ich weiß das ganz genau. Die Converſation betraf Fräulein von S., und Sie vermaßen ſich — nehmen mir Euer Durchlaucht nicht übel — leichtſinniger Weiſe, das Fräulein zu beſtimmen, Ihre Farben zu tragen. Ah! Durchlaucht, das iſt ſtark."

„Alle Teufel! Baron, woher wiſſen Sie das?" rief der Herzog in höchſtem Erſtaunen. „Es iſt ſo, wie Sie ſagen: ich ſehe in ungeheurer Achtung zu Ihnen empor. Wahrhaftig, Baron, ich bin glücklich, daß ich Sie Freund nennen darf."

„Weil Sie wahrſcheinlich einen Wunſch auf der Seele haben, gnädigſter Herr," entgegnete Herr von Brand. Und wenn es in dem Wagen nicht ſo dunkel geweſen wäre, ſo hätte der Herzog

nothwendig sehen müssen, von welch' verächtlichem Lächeln diese Worte begleitet waren.

„Bei Gott! den habe ich auch, Sie Allwissender; und einen ziemlich großen Wunsch."

„Den ich mir denken kann. Ich soll Ihnen helfen Ihre Wette gewinnen."

„Ja und Nein," sagte Seine Durchlaucht. „Die Wette ist nicht zu gewinnen, denn der Graf nahm sie gar nicht an! aber meinen Willen durchzusetzen, das wäre mein höchster Wunsch."

„Daß das Fräulein bei dem Hofball Ihre Farben trägt?"

„Ja, das muß ich durchsetzen," sprach der Herzog eifrig. Dann fuhr er auf vertrauliche Art und sehr leise fort: „dabei müssen Sie mir helfen; ich versichere Sie, Baron, ich gewinne nicht einen halben Pas bei dem starrköpfigen Mädchen. Was nützt mich das Fürwort des Vaters? was nützt es mich, daß wir sie von allen Seiten umgarnt haben? was helfen mich Ihre sonst so vortrefflichen Berichte? Ueber Alles, was ich erfahre, muß ich mich ärgern. — Wo geht sie hin? — Zum Kriegsminister oder zum Major von S. — Wer ist da täglicher Gast? — Graf Fohrbach. — Baron, wir müssen einen Hauptcoup ausführen! ich muß mit einem Mal das verlorene Terrain wieder gewinnen. Sie muß auf dem Hofball meine Farben tragen und sich compromittiren."

„Das Letztere kann nicht ausbleiben, wenn wir sie zu dem Ersteren vermögen. Das wird aber sehr, sehr schwer."

„Schwer, haben Sie gesagt, bester Baron!" jubelte der Herzog, „also doch nicht unmöglich. O, meine Dankbarkeit wäre unbegrenzt. Sprechen Sie, ist was zu machen?"

„Das will sehr überlegt sein. Und wie lange haben wir Zeit?"

„Noch acht bis zehn Tage, dann ist der große Maskenball bei Hof. — Sprechen Sie, Baron, machen Sie mich zu Ihrem ewigen Schuldner."

„Ich fürchte, gnädiger Herr," erwiderte Herr von Brand lachend,

„Ihre Ewigkeiten ſind ſehr kurz und vergänglich. — Doch will ich's darauf hin wagen. Aber erſchrecken Sie nicht, wenn auch ich nächſtens anfange, meine Forderungen zu ſtellen.“

„Verlangen Sie,“ erwiderte der Herzog beſtimmt. „So lieb es mir iſt, Ihr Schuldner zu ſein, ſo ſollen Sie mich doch jederzeit bereit finden, für Sie zu thun, was in meinen Kräften ſteht.“

„Das höre ich jetzt ſchon zum zweiten Male, und es wird nächſtens die Zeit kommen, wo ich Euer Durchlaucht feſt beim Worte nehme.“

„Ich hoffe es; aber meine Angelegenheit — ſprechen Sie, beſter Baron!“

„Soll — beſorgt werden.“

„Bei meiner Ehre! Baron,“ rief erfreut der Herzog, „verſprechen Sie nicht zu viel?“

„Das thue ich nie,“ erwiderte ruhig Herr von Brand. „Es iſt das freilich keine leichte Commiſſion, aber ich thu' Alles, um Sie mir zu verpflichten. Doch bedarf ich ein klein wenig Ihrer Hülfe; heute Abend iſt bei der Frau Herzogin eine Zuſammenkunft, der Sie wahrſcheinlich anwohnen werden.“

„Ich habe von Mama die gnädige Erlaubniß erhalten,“ lachte der Herzog; „ich als einziger Mann zwiſchen ein paar Dutzend Hofdamen und Ehrenfräuleins.“

„Sie Glücklicher! — Nun alſo, da werden Sie erfahren, welches Coſtüm der Fräulein von S. zugedacht iſt. Sorgen Sie darnach für die bewußten Bänder in den Farben, die Sie wollen, ſei es als Haar- oder Buſenſchleife, wenn ſie irgend ein vollkommenes Damencoſtüm wählt, ſei es als Achſelbänder, wenn man ſie vielleicht zu einer der Ecuyères Ihrer Majeſtät beſtimmt. Und das bin ich überzeugt bei der prachtvollen Geſtalt des jungen Mädchens.“

„Ach ja, bei ihrer prachtvollen Geſtalt!“ ſeufzte der Herzog.

„Aber die Schleifen oder Achſelbänder müſſen mir in der von

De Blé.

Das Haar und die Blumen?

Fr. v. Schall.

Jetzt machen Sie die Frisur.

De Blé.

Ich? Ich soll die Frisur machen?

Fr. v. Schall.

Natürlich. Ich sagte Ihnen schon vorhin, auf Recommandationen geb' ich gar nichts, die eine Dame verlangt das, die andere jenes. Bei mir muß man flink und gut frisiren können.

De Blé.

Par exemple!

Fr. v. Schall.

Gut und flink! Das ist eine Hauptbedingung bei mir, und wenn Sie sich dem nicht gewachsen fühlen, so kann von einer weitern Verbindung gar nicht die Rede sein.

De Blé.

(Für sich.) Die probirt ihren Zukünftigen auf eine sonderbare Art. — (Laut.) Und ich muß Sie immer frisiren, jeden Tag?

Fr. v. Schall (lacht).

Nun das wird Ihnen bei dem göttlichen Haar nicht schwer werden.

De Blé.

(Für sich.) Aha, Neckerei, ich muß darauf eingehen. (Laut.) Nun, ich will versuchen, etwas außerordentlich Künstliches und Geschmackvolles herzustellen.

Fr. v. Schall.

Endlich!

De Blé (fängt mit großem Spectakel an zu frisiren).

(Für sich.) Komm mir zu Hilfe, Kammerdienerei. (Laut.) Aber, Madame, nehmen Sie mir nicht übel, es ist doch eine ganz eigene Idee.

Ihnen beſtimmten Farbe vollkommen fertig, auf's Zierlichſte gemacht, in drei Tagen, von heute ab, übergeben werden."

„Das werde ich ſelbſt beſorgen, beſter Baron und zugleich meinen herzlichſten Dank überbringen."

„Mit Letzterem wollen wir warten bis nach dem Hofballe," entgegnete Herr von Brand, „denn ich bin nicht allmächtig; auch mir kann etwas mißlingen."

„Nein, nein," rief triumphirend der Herzog, „Ihnen nicht. Glauben Sie mir, ich ſtaune Sie an. Ich bin doch auch mit den Hofintriguen ziemlich bekannt, aber welche Wege Sie gehen, iſt mir unerklärlich; über welch' immenſe Kräfte und Mittel müſſen Sie zu verfügen haben!"

„Sie irren, gnädiger Herr," erwiderte der Baron leicht, „die Kräfte, die ich anwende, ſind klein und unbedeutend wie ich ſelbſt; es trifft ſich nur zufällig, daß ich Ihnen dienen kann."

„Sie ſind wahrhaftig zu beſcheiden. Doch will ich jetzt Ihre Zeit nicht länger in Anſpruch nehmen," verſetzte der Herzog; „ich würde Sie einladen, mit mir zu kommen, aber ich muß, wie Sie wiſſen, bei jener wichtigen Zuſammenkunft erſcheinen. — Sie waren zu Fuß, wie ich ſehe, kann ich Sie irgendwo abſetzen?"

„Ich gehe zu Ihrem Rivalen," ſagte lachend der Baron von Brand; „Sie ſehen, wie ich offenherzig bin. Wenn Sie mich dahin bringen wollen, iſt es mir angenehm."

„Und genirt es Sie nicht, wenn Sie in meinem Wagen anfahren?"

„Ganz und gar nicht, gnädiger Herr," verſetzte der Baron in ſehr harmloſem Tone. — „Coeur de Rose! der Graf Fohrbach wird gar kein Gewicht darauf legen, ob ich von Euer Durchlaucht oder von Hauſe komme."

„So fahren wir alſo!" ſprach der Herzog. Er ließ die Scheibe des Schlages herab und rief ſeinem Kutſcher zu: „Zum Adjutanten, Graf Fohrbach!"

Dumpf rollte der Wagen dahin, durch erhellte und belebte Straßen, und bog bald rechts, bald links. Zuweilen fielen Lichtſtrahlen aus einem der glänzenden Magazine in den Wagen hinein, und dann hätte man ſehen können, wie der Herzog zuweilen aber kaum merklich forſchend den Baron Brand anblickte, dieſer dagegen zum Wagenſchlage hinausſah und die erhellten Laden ſowie die vorüberhuſchenden Spaziergänger angelegentlich zu betrachten ſchien.

Jetzt hielten die Pferde, Herr von Brand ſagte: „ah! da ſind wir ſchon!“ und während er leicht und gewandt auf die Erde ſtieg, faßte er die dargereichte Hand des Herzogs, welche ihm dieſer mit Empreſſement nachſtreckte. Auf einen Zug an der uns bekannten Klingel öffnete ſich die kleine Thüre, der Baron ging durch den Garten in das Haus, wurde von dem alten Diener mit einer ſteifen, feierlichen Verbeugung empfangen, und trat in den Salon, wo ſich der Hausherr befand, auch der Major von S., Arthur Erichſen und Herr von Steinfeld.

Sämmtliche Herren blickten auf, als er eintrat, Arthur und Graf Fohrbach wechſelten einen bedeutungsvollen Blick mit einander; doch als hätten ſie ſich wohl verſtanden, winkte der Maler dem Eintretenden freundlich mit der Hand, und Graf Fohrbach, ſich gewaltſam von einer kleinen Befangenheit losmachend, rief lachend: „da kommt der Baron! das iſt unſer Mann, der kann uns au fait ſetzen.“

Der Baron grüßte verbindlich der Reihe nach, wobei er den Kopf ſenkte und mit den Augen nach aufwärts ſchielte. Er zog bedächtig ſein Sacktuch heraus, wiſchte ſeinen Bart und wedelte ſich hüſtelnd einige Wohlgerüche zu. Man konnte ihm das nicht übel nehmen, denn der Dampf der Cigarren in dem Gemach war wahrhaft ſchrecklich; er konnte auch nichts Geſcheidteres thun, als ſich ſelbſt eine anzuzünden, was auch ſogleich geſchah, und dann erſt, nach einigen ſtarken Zügen, verſicherte er, in der Verfaſſung zu ſein, Rede und Antwort ſtehen zu können.

„Baron Brand ist mir schon recht," meinte Arthur, „und ich unterwerfe mich seinem Urtheilsspruch."

„Um was handelt es sich?" fragte Jener geziert.

„Sie waren neulich bei mir," fuhr der Maler fort, „oder Sie kamen vielmehr mit Herrn von Dankwart. Sie erinnern sich, daß dieser Protector aller schönen Künste vorläufig ein Portrait des Herrn Herzogs bei mir bestellte."

„Vorher aber sollten Sie an seinem Kopfe beweisen, ob Sie auch fähig seien, ein gutes Portrait zu liefern. — Ganz recht," entgegnete der Baron.

„Und dies Portrait hat er gemacht!" jubelte der Hausherr. „Vortrefflich! Arthur, lassen Sie es sehen."

„Sie bringen mich wahrhaftig in Verlegenheit, Graf Fohrbach," sagte lachend der Maler; „ich habe Ihnen eine Zeichnung präsentirt, aber sie nicht als das Bildniß des Herrn von Dankwart ausgegeben. Gott soll mich bewahren! das ginge wider allen Respekt."

„So lassen Sie sehen," sprach gravitätisch der Baron, und zupfte seinen Halskragen sanft in die Höhe, wir wollen unparteiisch entscheiden."

„Meinetwegen", entgegnete der Maler. „Aber ich ersuche die Herren, meine Verwahrung zu Protokoll zu nehmen." Er erhob sich und nahm aus seiner Mappe, die in einer Ecke lehnte, ein Blatt, welches er dem Herrn von Brand übergab.

Dieser legte seine Cigarre auf das Kamin, wandte den Rücken gegen die Lampe, die auf dem Gesims stand, und als nun das volle Licht derselben auf jenes Bild fiel, fuhr ein höchst angenehmes Lächeln über seine Züge. Seine Oberlippe erhob sich kokett und zeigte die blendend weißen Zähne. — „In der That vortrefflich!" sagte er nach längerem Betrachten; „superb! — göttlich! Das ist das Bild eines Schimpanse, und hat zugleich große Aehnlichkeit mit Herrn von Dankwart."

„Zeigen Sie auch die anderen!" rief Graf Fohrbach.

Und der Maler brachte noch fünf andere Blätter zum Vorſchein, worin der Schimpanſe und Herr von Dankwart nach der bekannten Spielerei behandelt waren, wo man in hundert Abbildungen mit ganz unmerklichen Aenderungen, wodurch zwei Blätter immer vollkommen ähnlich ſind, dennoch den großen Sprung von einem ausgeſpannten Froſch bis zum Apoll von Belvedere zurücklegen kann. Hier aber genügten vollkommen ſechs Blätter, um aus einem gerechten und unadelhaften Schimpanſe zur vollſtändigen Figur des Herrn von Dankwart überzugehen.

„Die Blätter ſind koſtbar," ſagte Herr von Brand nach einer Pauſe; „ich gäbe was darum, wenn ich ſie meinem Album einverleiben könnte. Lieber Herr Erichſen, könnte ſie ein armer Mann, wie ich bin, bezahlen?"

„Wenn es eine präſentable Arbeit wäre," erwiderte der Maler, indem er ſeine Blätter wieder zuſammen packte, „ſo würde ich, mich aller Ihrer Gefälligkeiten erinnernd, mir ein Vergnügen daraus machen, ſie in Ihr Album zu ſtiften. Aber verzeihen Sie mir, in dieſem Falle wäre das vielleicht für uns Beide ein gefährliches Wagſtück."

„Was geht uns Herr von Dankwart an?" meinte der Baron.

„Aber ſeine Herrin deſto mehr," warf der Major dazwiſchen, „er ſteht in der allerhöchſten Gnade; Sie können morgen bei ihm vorfahren und ihm gratuliren; er hat wieder einen neuen Orden bekommen."

„Das würde ich wahrhaftig thun," ſagte lachend der Baron, „wenn ich jene ſechs koſtbaren Blätter hätte, um ſie nachher zur Abkühlung präſentiren zu können."

„Das würden Sie nicht thun," verſetzte aufmerkſam Graf Fohrbach. „Ich kenne und bewundere Ihren Muth in jeder Hinſicht, aber das würden Sie bleiben laſſen."

„Das käme auf eine Wette an," entgegnete Herr von Brand in gefälliger Weiſe.

„Die ich annehmen würde; Zehn gegen Eins.“

„Halt! halt! ihr Herren!“ ſprach der Major. „Das wär' eine Wette, die uns Alle, wie wir hier verſammelt ſind, theuer zu ſtehen kommen könnte.“

„Die auch nie ſtattfinden kann,“ ſagte Arthur, „denn ich würde die Blätter nie, namentlich aber nicht zu einem ſolchen Zwecke hergeben.“

„Genug! genug!“ miſchte ſich Herr von Steinfeld, der bisher in einem Buch geblättert, in das Geſpräch, „man muß nicht ſo in ein Weſpenneſt ſchlagen wollen. Aber ſage mir, vortrefflicher Hausherr, darf ich dich um eine Taſſe Thee bitten?“

„Ich weiß nicht, wo er ſo lange bleibt,“ erwiderte Graf Fohrbach. Doch hatte er kaum die Klingel gezogen, als auch ſchon der Kammerdiener, faſt unhörbar, in das Zimmer glitt, den Thee in der uns bekannten Art aufſtellte, und darauf mit den Bedienten wieder verſchwand.

Jeder nahm ſich eine Taſſe, dann ſagte Herr von Steinfeld mit Beziehung auf das Geſpräch von vorhin; „unſereins, der lang in der Fremde war und faſt unbekannt geworden, könnte ſich durch ſo etwas empfehlen. — Alle Wetter! Wer hat die Wette gemacht, würde es freilich heißen? — Graf Fohrbach, bei ſich zu Hauſe in einer kleinen Geſellſchaft. — Wer war da? — Nun, Erichſen, der die Blätter gezeichnet, Major von S., Herr von Steinfeld —“

„Ja, ja,“ ſagte der Major, „das könnte uns Allen ein paar verdrießliche Geſichter eintragen.“

Der Hausherr hatte achſelzuckend zugehört und bedächtig ſeine Taſſe ausgetrunken, dann ſagte er: „ja, wir werden alt, es iſt kein Spaß mehr da und kein Humor. — Apropos!“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „du biſt mit deinen Beſuchen ziemlich fertig. Man hat dich doch überall gnädig aufgenommen?“

„Darüber kann ich nicht klagen. — Doch da fällt mir was ein, worüber ihr mich vielleicht aufklären könnt. — Als ich bei

deinem Papa war," wandte er sich an den Hausherrn, — „Seine Excellenz empfingen mich sehr zuvorkommend, — traf ich den alten General-Adjutanten, Baron von W. mit seiner Frau."

Herr von Brand zuckte aber fast unmerklich zusammen.

„Wenn ich sage traf, so meine ich damit, ich begegnete ihm an der Thüre des Salons; er ging, ich kam. Es war so auf der Schwelle, daß ich nicht präsentirt werden konnte. Der Bediente meldete mich, und da war es mir, als wenn sich die Baronin von W. bei Nennung meines Namens plötzlich und auffallend von mir abwende."

„Wer weiß, wilder Mensch," sagte der Major, „ob du sie nicht vielleicht früher einmal gekannt, ihr die Cour gemacht oder sie auffallend vernachlässigt hast."

„Unmöglich!" erwiderte Herr von Steinfeld. „Als ich damals noch hier war, war der alte Baron auf weiten Reisen und heirathete in meiner Abwesenheit. Ich machte natürlich auch in seinem Hause meinen Besuch, er empfing mich, Madame, hieß es, sei unpäßlich."

„Das ist so seine Art," meinte gleichgültig Graf Fohrbach, „es ist ein alter, eigensinniger Herr, der sein Haus Niemanden öffnet, und nur genaue Bekannte seiner Frau vorstellt."

„Ihr könnt euch denken," fuhr Herr von Steinfeld fort, „daß das meine Neugierde erregt, und daß ich Alles daran setzen werde, ihre Bekanntschaft zu machen. — Ist sie schön?" —

„O nicht übel, wie soll ich sie dir beschreiben?" sprach der Hausherr, und fuhr gleich darauf lachend fort: „richtig! betrachte dir dort den Baron Brand."

Dieser war in tiefe Gedanken versunken und starrte in die Theetasse, die er vor sich hin hielt. Als er nun so plötzlich seinen Namen nennen hörte, wäre ihm diese fast aus der Hand gefallen, so schrak er zusammen. Doch faßte er sich augenblicklich wieder, lächelte und sagte: „was beliebt, Graf Fohrbach."

Herr von Steinfeld hatte übrigens, der an ihn ergangenen Aufforderung gemäß, ſeinen Blick auf den Baron geworfen und mußte in deſſen Geſicht etwas gefunden haben, was ihn feſſelte, denn er betrachtete ihn eine Zeit lang mit großer Aufmerkſamkeit, dann aber ſtarrte er vor ſich hin, augenſcheinlich in tiefe Gedanken verſunken. — „Wirklich," ſagte er darauf, indem er mit der Hand über die Augen fuhr; „alſo Herr von Brand ſähe der Frau von W. ähnlich."

„Die alte Geſchichte," entgegnete dieſer achſelzuckend und ſüßlich lächelnd, wobei er ſich aber nicht enthalten zu können ſchien, einen Blick in den Spiegel an ſeiner Seite zu werfen. — „Das iſt die alte Geſchichte dieſes guten Grafen Fohrbach. Das beluſtigt ihn: man laſſe ihm dieſe Grille."

„Nein, nein, es iſt was daran, meinte auch der Major. „Wir haben ſchon früher darüber geſprochen; haben Sie noch nicht in Ihren Geſchlechtsregiſtern nachgeſehen?"

„Späſſe! nehmen Sie nur unſere beiderſeitigen Namen."

„Aus welcher Familie iſt die Baronin?" fragte Herr von Steinfeld.

„Aus einem großen ſicilianiſchen Hauſe, auf icci endigend; wer kann das behalten?"

„Aber das blonde Haar für eine Italienerin!"

„Der Vater war ein Engländer oder Schotte. Es liegt noch ein gewiſſes Düſter über ihrer Herkunft."

„Ich muß ſie ſehen," ſagte beſtimmt Herr von Steinfeld.

„Lieber Baron Brand," lachte der Hausherr, „ich laſſe mir die Aehnlichkeit doch nicht abſtreiten. Wer weiß, wie das zuſammenhängt."

„O, mir wäre ein ſolcher Zuſammenhang gar nicht unlieb," ſagte der Baron. Dann trank er ſeine Taſſe leer, und ſtellte ſie, Müdigkeit affectirend, auf den Tiſch.

Der Major hatte ſich erhoben und machte Anſtalten zum Fort-

gehen. — „Ich habe Dienſt," bemerkte er lächelnd auf die Frage des Grafen, und ſetzte hinzu, als ihn dieſer ungläubig anſah: „ich verſprach meiner Frau, ſie im Schloſſe abzuholen."

„Ah, ſie iſt auch bei der großen Berathung! Du Glücklicher, da erfährſt du heute Abend ſchon, welche Coſtüme befohlen werden."

„Was mich im Grunde gar wenig intereſſirt, denn ich liebe die Maskerade nicht," erwiderte der Major, und ſetzte, ſich umſchauend, hinzu: „wer von den Herren geht mit?"

Der Baron von Brand und Herr von Steinfeld nahmen darauf hin ebenfalls von dem Hausherrn Abſchied, Arthur wollte ihnen folgen, doch bat ihn Graf Fohrbach, zu bleiben und noch eine Stunde mit ihm zu verplaudern.

An der Thüre wandte ſich Herr von Brand um und rief dem Maler mit einem etwas erzwungenen Lächeln zu „beſter Herr Erichſen, bitte, überlegen Sie es ſich ernſtlich, ob und zu welchen Bedingungen ich die ſechs Blätter bekommen kann."

„Der Teufel auch," ſagte der Hausherr, nachdem er gehört, daß die Thüren draußen geſchloſſen worden; „was mag ihm ſo an dem Portrait des Herrn von Dankwart gelegen ſein! Da wären Ihre Blätter in guten Händen. Nehmen Sie ſich in Acht. — Ich glaube wohl," ſetzte er nach kurzem Beſinnen hinzu, „daß er einen guten Gebrauch davon machen würde, und ich möchte ſchon Dankwärtchen einen kleinen Aerger wünſchen? aber Sie werden ſich um's Himmelswillen nicht mit dem Andern einlaſſen."

„Aber Sie proponirten ihm doch ſelbſt eine Wette!"

„Weil ich gewiß war, daß er ſie nicht hergeben würden. — Apropos, Arthur, Sie erinnern ſich der paar Worte, die wir neulich auf dem Balle zuſammen ſprachen; ich muß Ihnen wiederholen: nur durch die größte Behutſamkeit, dem Baron gegenüber, können wir im Stande ſein, ſeine Aufmerkſamkeit, ja ſeinen Verdacht nicht zu erregen. Sie werden deßhalb auch in meinem Betragen gegen ihn durchaus keine Aenderung merken."

„Ich hoffe, daß Sie über diesen Punkt auch mit mir zufrieden sein werden," meinte Arthur.

„Vollkommen. — Ich hielt Sie nicht ohne Absicht hier zurück; neulich machte ich einen Besuch bei unserem Polizeidirektor; ich gehe da zuweilen hin; es ist das ein sehr anständiges Haus, doch will ich Ihnen gestehen, daß ich diesmal meinen besonderen Zweck dabei hatte. Ich brachte das Gespräch auf die Zustände unserer Residenz, namentlich was das Departement des Polizeidirektors anbelangt und erzählte dann leicht hingeworfen die Geschichte meines Petschafts, das neulich so räthselhaft verschwand. Der alte Herr riß nach seiner Gewohnheit heftig an der Nase und legte der Sache eine größere Wichtigkeit bei, als ich gedacht; ja, er erließ mir ein förmliches Verhör nicht und mußte ich ihm zu dem Ende auf sein Arbeitszimmer folgen, wohin er auch seinen ersten Sekretär beschied, unter uns gesagt, ein junger, sehr gescheidter Mann, der in seinem kleinen Finger mehr Verstand hat, als Seine Excellenz im ganzen Körper. — Nun gut! Ich muß das Petschaft beschreiben, wo es gelegen, wann ich es vermißt und noch mehr dergleichen für die Polizei so wichtigen Kleinigkeiten. — Es wäre sonderbar, sagte mir der Sekretär, daß ähnliche Diebstähle so häufig vorkämen, und oft Sachen, die an und für sich gar keinen Werth hätten, Briefe, ganze Correspondenzen, Dokumente und dergleichen, und würden diese mit einer Sicherheit begangen, die an's Fabelhafte streife. Ja, es sei vorgekommen, daß Diesem oder Jenem, namentlich in der höhern Gesellschaft, ein Blatt, ein Brief plötzlich gefehlt irgend eines Inhaltes, der im Stande sei, ihn vor einer andern Person schwer zu compromittiren, und es sei unglaublich, aber wahr, daß man kurze Zeit darauf eben jener andern Person das betreffende Papier in die Hände gespielt und so wie muthwillig die erbittertsten Feindschaften hervorgerufen.

„Unerklärlich."

„Dazwischen hindurch zögen sich, so erzählte der Polizeidirektor,

nun eine ganze Menge wirklicher und ſchwerer Diebſtähle, mit einer Sicherheit und einem Muthe ausgeführt, wie ſie nur durch die wohlorganiſirteſte Bande geſchehen könnten, durch eine Bande, die mit ebenſo viel Umſicht als Energie geleitet würde."

„Alſo endlich glaubt man an die Exiſtenz einer ſolchen?" ſagte Arthur. „Es iſt gut, daß ihnen droben einmal ein Licht aufgeht. Wir geringeren Leute drunten haben ſchon lange nicht mehr daran gezweifelt; mein Vater, der viel mit den Vätern der Stadt zu verkehren hat, machte oft darüber Andeutungen und ſprach von dem Hauſe, das zwiſchen uns Beiden neulich auch genannt wurde, dem ſogenannten Fuchsbaue, als dem Herde aller dieſer Geſchichten. — Aber mir ſcheint, die Thüre Ihres Schlafzimmers wurde geöffnet," unterbrach er ſich; die Vorhänge haben ſich ſo eben bewegt."

„O, es wird mein Jäger ſein," entgegnete der Graf und fuhr dann fort: „daſſelbe vermuthete man auch auf der Polizeidirektion; doch haben die ſchärfſten Hausausſuchungen noch nie etwas ergeben; das ſoll freilich eine ſolche Verwirrung, ein ſolcher Knäul von Treppen, Stuben und Gängen ſein, daß ſich ein Uneingeweihter dort ſelbſt am hellen Tage nicht ausfinden könne. Der Sekretär des Polizeidirektors meinte, man könne da nur durch eine Radicalkur helfen, indem man von Staatswegen die ganzen Gebäulichkeiten ankaufe und niederreiße."

„Das wäre ſchade für uns Maler," verſetzte Arthur lächelnd, „denn es hat dort wahrhaft prachtvolle Anſichten, finſtere, melancholiſche Winkel, wie ſie die kühnſte Phantaſie nicht erſinnen kann."

„Richtig!" ſagte ebenfalls lachend der Graf; „und dieſe Winkel und engen Gaſſen lieben Sie abſonderlich. Warten Sie, man kommt hinter Ihre Schliche."

„Wie ſo?" fragte der Maler.

„Wenn man ſich nicht weit vom Fuchsbau am Kanale hin verliert, ſo kommt man in kleine Straßen, wo Sie, theuerſter

Fr. v. Schall.

Was finden Sie eigen?

De Blé.

Nun, die Idee mit dem Friſiren. Bandeau à la — Wie haben Sie geſagt?

Fr. v. Schall.

Bandeau à la Duchesse. Ich finde nichts Eigenes darin.

De Blé.

Nun, nehmen Sie mir nicht übel, es hat doch etwas Komiſches.

Fr. v. Schall.

Was wollen Sie? Der Lauf der Welt. Man muß folgen, die Mode will es ſo.

De Blé.

So, und auch die Andern finden ſich gutwillig darein, ſo wie ich?

Fr. v. Schall.

Bandeau à la Duchesse zu machen? Ei freilich. Nun hören Sie, mein Freund, Ihre Hand iſt freilich feſt, aber Sie haben mich da gewaltig gezerrt.

De Blé.

O verzeihen Sie, gnädige Frau, ein ſolcher Moment iſt wohl im Stande, die feſteſte Hand erzittern zu machen. Dieſes wunderbare Haar, Ihre ganze liebenswürdige Perſönlichkeit, die mir ſo viel Glück für die Zukunft verſpricht; dann dieſe glänzenden Zimmer, in denen ich weilen darf.

Fr. v. Schall.

Nun, mit dem Zimmer, das iſt nur für heute. Man ſetzt in meinem Boudoir einen neuen Kamin. Sie werden doch nicht glauben, daß ich mich beſtändig im Salon aufhalte. Künftig werden Sie im Boudoir oder Ankleidezimmer Ihre Thätigkeit entfalten. Aber Sie reißen mich ſchon wieder!

De Blé.

(Für ſich.) Im Boudoir? im Ankleidezimmer? O Gott, ich glaube, es iſt die höchſte Zeit.

Arthur, eigentlich nichts zu ſchaffen hätten, und wo man Sie doch häufig herumwandeln ſieht."

„Das läugne ich auch ganz und gar nicht."

„Alſo in der That ein kleines Verhältniß?"

„Sagen Sie lieber ein groſſes Verhältniß, Graf Fohrbach. Ich geſtehe Ihnen, dem Freunde, daß mich mehr als eine müßige Laune dorthin zieht. Ja, warum ſollte ich es läugnen! Ich habe dort ein Mädchen gefunden, das ich unendlich liebe, — das ich Ihnen in vielleicht nicht zu langer Zeit als meine Frau vorzuſtellen habe."

„Aus jenen engen Gäßchen?" ſagte der Graf im höchſten Erſtaunen. „Was wird Papa Erichſen dazu ſagen, und vor Allem Mama, die ſehr ſtrenge Commerzienrätbin?"

„Das iſt freilich noch eine ſchroffe Klippe, die ich umſchiffen muß und will. — Gewiß, Graf Fohrbach, ich ſcherze nicht, ich bin dazu feſt entſchloſſen."

„Und ihr liebt einander, wie es ſein ſoll?" erwiderte der Graf mit wahrer Theilnahme. — „Und wenn das Mädchen gut und anſtändig iſt, woran ich übrigens ebenſowenig zweifle, als an ihrer Schönheit, denn Ihr guter Geſchmack iſt mir bekannt, ſo haben Sie Recht, ſich über unſere kleinlichen Verhältniſſe hinwegzuſetzen. Sie ſind ja ein freier Mann, ein Künſtler, — Sie können am Ende handeln wie Sie wollen," ſetzte er mit einem kleinen Seufzer hinzu.

„Ich wußte wohl," erwiderte Arthur mit Wärme, „daß Sie meinen Entſchluß billigen würden, und ſollten Sie das Mädchen kennen lernen, ſo würden Sie mir noch unbedingter Recht geben."

„Ach, lieber Arthur," verſetzte der Graf nach einer Pauſe, „diesmal kann meine Zuſtimmung für Sie eigentlich wenig Werth haben, denn ich befinde mich faſt in gleicher Lage und fühle deßhalb parteiiſch für Sie."

„Sie — Graf Fohrbach?" fragte Arthur erſtaunt.

„Ja, beſter Freund; auch ich liebe; eigentlich zum erſten Mal

in meinem Leben, und auch mir treten die Verhältniſſe hemmend entgegen. Doch auch ich bin feſt entſchloſſen, dieſelben niederzuwerfen, denn ich liebe, Arthur, und vor allen Dingen, werde ebenſo wieder geliebt."

„Dann wollen wir uns gegenſeitig gratuliren," ſprach lachend der Maler, indem er ſeine beiden Hände ausſtreckte, welche Graf Fohrbach herzlich ſchüttelte und darauf ſagte:

„Verlaſſen Sie ſich auf mich, Sie werden jeder Zeit, unter allen Verhältniſſen und Lagen einen treuen und ergebenen Freund an mir finden. Haben Sie mir doch beſtändig die beſten Beweiſe Ihrer Zuneigung gegeben, ſogar in Geſchichten, an welche nur zu denken ich mich jetzt faſt ſchäme, und wo ich am Ende Ihr Verführer geworden bin, wenn Ihre Liebe Sie nicht geſchützt, wie mich die meinige."

„O ja, ſie ſchützte mich vollkommen," entgegnete lächelnd der junge Mann. „Richtig! wir ſprachen noch nicht darüber, und damit hängt doch auch etwas zuſammen, was wieder auf unſern räthſelhaften Baron zurückführt."

„Ah! laſſen Sie hören; darauf bin ich begierig."

„Sie baten mich damals, Ihnen den Brief zu beſorgen an eine gewiſſe Madame Becker, Kanalſtraße, glaube ich. Das war an jenem Tage, wo Ihr Petſchaft verſchwand."

„Richtig! richtig! und ich benützte das Siegel des Herrn von Brand."

„Alſo habe ich doch Recht!" rief überraſcht der Maler. „Ich bemerkte wohl arabiſche Schriftzüge auf demſelben, doch fiel es mir erſt ſpäter ein, daß Ihnen vielleicht der Baron damit aus der Verlegenheit geholfen."

„Und was hat es mit dieſem Siegel für eine Bewandtniß?"

„Die bewußte Madame Becker erſchrak, als ſie es bemerkte. Und doch ſchien ſie es wieder anzutreiben, Ihren Wunſch zu erfüllen. Das beſchäftigte mich, ſobald ich das Haus in der Kanalſtraße ver-

laſſen; Ihr Siegel — ich kannte es ja — ein einfaches F., ſogar ohne Wappen und Krone, konnte unmöglich einen ſolchen Eindruck auf die Frau machen."

„Sie haben wahrhaftig Recht," ſprach der Graf nach einigem Beſinnen. „Als ich in jenem Brief von der Frau das Bewußte verlangte, dachte ich ſelbſt nicht, daß es möglich ſei, und war in der That überraſcht, als ſie mir einige Zeit nachher anzeigte, die Angelegenheit habe ſich arrangirt. Dabei ſchrieb ſie auch von einem hohen Freunde, dem ich ſagen ſolle, wie viel Mühe ſie ſich gegeben. Dabei war offenbar der Baron gemeint, deſſen Siegel ſie alſo erkannt; und wenn ſie dies erkannt, ſo muß ſie ſchon in häufige Berührung mit ihm gekommen ſein."

„Und nicht blos in Berührungen, wie mit andern vornehmen Herren," meinte Arthur lächelnd, „ſondern ihr Schreck zeigte mir deutlich, daß ſie ihn fürchte."

„Wie ein für ſie mächtiges Weſen," ſagte der Graf raſch einfallend. — „Bei Gott! Arthur, es iſt ſo; ich ſcheue mich faſt, es auszuſprechen; aber wenn ich meine Begegnung mit ihm in der Nacht am Fuchsbaue, namentlich den Bericht jenes unglücklichen Geſchöpfs im Schloſſe und ſo all die verſchiedenen Sachen zuſammen ſtelle, ſo drängt ſich mir die feſte Ueberzeugung auf, der ſogenannte Baron von Brand ſtehe an der Spitze einer weit verbreiteten Bande von Fälſchern, Dieben, vielleicht Mördern."

„Entſetzlich!" rief Arthur ergriffen. „Und wenn dem ſo wäre, würden Sie zu ſeiner Entdeckung, zu ſeiner Beſtrafung etwas beizutragen im Stande ſein? Würden Sie es über ſich vermögen, den Mann, der hier unzählige Mal in Ihrem Zimmer geweſen, der von Ihrem Thee getrunken, von Ihren Cigarren geraucht, den vielleicht verdienten Ketten und Banden zu übergeben?"

„Nein, nein, dazu wäre ich nicht im Stande, obgleich ich es gewiß nicht ungern ſehen würde, wenn wir von dieſem wirklich gefährlichen Menſchen befreit würden. Ja, ich würde vielleicht

meinen kleinen Einfluß aufbieten, um ihm die freie Entfernung von hier zu erleichtern. Aber wie ſich mit ihm darüber verſtändigen? Daß ſich langſam ein Garn um ſeine Füße zieht, bin ich feſt überzeugt, und darum thut es mir leid, wenn ich, wie heute Abend, ſehen muß, daß er ſo unbewußt, ſicher, aber unaufhaltſam der Gefahr entgegen geht."

„Und letzteres iſt doch noch die Frage," entgegnete Arthur. „Iſt Baron Brand wirklich der, für den wir ihn halten, ſo iſt er ein außergewöhnlicher Menſch, dem ich meine Bewunderung nicht verſagen kann, und der nicht ſo unklug ſein wird, auf ſeinem gefährlichen Pfade blindlings dahin zu gehen. Glauben Sie mir, der hat die Augen offen ſo gut wie wir; und ich bin überzeugt, daß die erſte Hand, die ſich nach ihm ausſtreckt, ihn ſpurlos verſchwinden macht."

„Gewiß, lieber Arthur; aber da wir einmal dieſes Kapitel begonnen, ſo iſt es vielleicht nicht indiscret, wenn ich Sie frage, wie jenes Rendezvous am Neujahrsabend eigentlich abgelaufen; ich muß darauf dringen, da Sie auch in der Angelegenheit Auslagen für mich gehabt haben."

„Dieſe ſind ſo unbedeutend, daß es gar nicht der Rede werth iſt. Auch iſt Ihr Verlangen durchaus nicht indiscret, denn ich kann Sie verſichern, was ich mit dem Mädchen verhandelt, hätte die ganze Welt ſehen können. Ich erhielt alſo Ihren Brief und ging um acht Uhr, wie derſelbe von mir oder vielmehr von Ihnen verlangt, an die Ecke der Prinzenſtraße; einen Wagen ließ ich mir folgen und im Schatten der Häuſer halten. Ich brauchte auch nicht lange zu warten, ſo ſah ich ein Frauenzimmer auf mich, obgleich mit ziemlich unſichern Schritten zugehen. Sie war in einen langen, dunkeln Shawl gewickelt, ſo daß man von ihrer Figur ſo gut wie gar nichts entdecken konnte; um den Kopf trug ſie eine ſchwarzſeidene Kapuze mit ſehr langen Spitzen, die ſo dicht auf

ihr Geſicht niederfielen, daß es unmöglich war, die Geſichtszüge des Mädchens zu erkennen."

„Das glaube ich wohl, denn es war eine dunkle Nacht."

„Ich hatte mich ſo aufgeſtellt, daß ſie ſehen konnte, wie ich an der Straßenecke auf Jemand zu warten ſchien."

„Welchen Weg kam ſie?"

„Sie ſchien vom Theater zu kommen."

„Ah!"

„Als ich nahe bei ihr war und ſie mir in's Geſicht ſah, welches mir auch, im Gegenſatz zu ihr, gar keine Mühe gab, zu verbergen, ſtutzte ſie und ſchien ſich abwenden zu wollen. Ich ſagte ihr: Sie erwarten Jemand anders als mich zu finden; Graf F. aber iſt verhindert und bittet vielmal um Entſchuldigung. — Man muß doch höflich ſein. — Er wird vielleicht das Vergnügen haben, fuhr ich fort, Sie ein anderes Mal zu ſehen; für heute war es ihm gewiß unmöglich."

„Und ſie gab keine Antwort?"

„Nicht eine Sylbe; ja ſie wandte mir faſt den Rücken zu und nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, namentlich als ich ſie fragte, ob ſie ſich des Wagens bedienen wolle, um nach Hauſe zu fahren.",

„Das nahm ſie an? — Aber ſagte Ihnen keine Adreſſe?"

„Das war unnöthig, wußte ich doch ſelbſt die Wohnung der Madame Becker; ich fragte ſie, ob ſie in die Kanalſtraße fahren wolle, da nickte ſie abermals mit dem Kopfe. Ich hob ſie alsdann in den Wagen, ſagte dem Kutſcher, wohin er fahren ſolle, und empfahl mich auf's Höflichſte."

„Arthur," rief der Graf lachend, „ich glaube in der That, daß Ihre Liebe aufrichtig und wahr iſt. Aber Sie können doch froh ſein, daß eben dies Mädchen ſich ſo dicht verſchleiert und verhüllt hielt, und in kalter, dunkler Nacht vor Sie hintrat; denn nehmen Sie mir es nicht übel, ich wollte doch für nichts ſtehen, wenn

es Ihnen mit aller ſeiner Schönheit im warmen Zimmer beim Schein der Lichter unter den angegebenen Verhältniſſen erſchienen wäre."

„Alſo war es ein gutes Abenteuer?"

„Das will ich meinen! Es betraf ein Mädchen, nach der Tauſende vergeblich geſehen, die bis jetzt unbeſcholten daſtand."

„Ah! eine Verführung!"

„Nur durch die Macht des Goldes; ſonſt würde ich mir noch größere Vorwürfe gemacht haben, als ich damals ſchon that, namentlich da ſie einer armen Familie angehört und durch ihren Erwerb Vater und Geſchwiſter unterſtützen muß."

„Ein ſauberer Erwerb!" ſagte kopfſchüttelnd der Maler.

„Ich meine das nicht, wie Sie es nehmen," entgegnete der Graf. „Ihr Erwerb iſt ſehr anſtändig, kann es wenigſtens ſein; ſie iſt ſogar eine Collegin von Ihnen, Arthur, — eine Künſtlerin."

„Ah! wenn ich das gewußt hätte, ſo würde ich ein Geſpräch mit ihr angeknüpft haben. — Aber ihre Kunſt beſteht wohl im Gebrauch der Nadel."

„Gefehlt, Arthur! Höher hinauf, oder wenn Sie wollen, tiefer hinab, denn die Kunſt dieſer jungen Dame beſteht im Gebrauch ihrer Füße; es iſt eine — Tänzerin."

Arthur wußte nicht, warum ihn dieſes Wort ſo ſchmerzlich berührte. War es die leichtfertige Betonung, mit der ſein Freund dies Wort ausſprach, war es, weil auch ſie eine Tänzerin war, und weil es alſo wieder eine ihrer Colleginnen betraf, die hier ſo zweideutig aufgetreten. Ja, es preßte ihm das Herz zuſammen, und er hätte viel darum gegeben, wenn Graf Fohrbach dies nicht geſagt hätte.

Dieſer aber hatte keine Ahnung davon, wie wehe er Arthur damit gethan. „Ja," fuhr er fort, „wie ich Ihnen ſchon vorhin bemerkte, hatte mich der Erfolg meiner Bemühungen ſelbſt überraſcht; ich glaubte nicht daran, und wunderte mich ſehr, als jener Brief der Madame Becker an mich kam. Wenige Tage nachher

schickte sie mir ihre Rechnung, sie war ziemlich stark, aber ich sandte ihr noch mehr, als sie verlangte; es wird jenem armen Geschöpf auch zu gut kommen, und — wenn auch in allen Ehren, so interessire ich mich immer noch für die schöne Clara."

„Für die schöne Clara?" sagte der Maler, und trotzdem er diese Worte ganz leise, fast unhörbar sprach, so schien er doch kaum genug Athem gehabt zu haben, um sie heraus zu stoßen.

Der Graf hatte bei den letzten Worten seine Cigarre weggeworfen und den Fauteuil gegen das Kamin gedreht, wo er sich damit beschäftigte, die glühenden Kohlen zusammen zu scharren und einen angebrannten Holzblock darauf zu legen. Er konnte deßhalb nicht sehen, wie Arthur plötzlich so bleich wurde, wie er seine Hand krampfhaft auf das Herz preßte, dann über die Augen fuhr und hierauf gezwungen lächelnd mit dem Kopfe schüttelte. — „O! — nein! — nein!" dachte der Maler. „so eine Idee ist ja lächerlich. — Aber eine Tänzerin war es, hat er gesagt. — Die schöne Clara. — Wer trägt sonst noch diesen Namen? — Mein ganzes Vermögen, Alles, was ich habe und kann für eine gute Auskunft!"

„Man darf so ein Kaminfeuer nie ausgehen lassen," meinte Graf Fohrbach. „Finden Sie nicht, daß es hier schon kalt geworden ist?"

„Nein, gewiß nicht — gewiß nicht!" brachte Arthur mühsam hervor. „Mir ist es heiß, sehr heiß."

Der Andere hatte den kleinen, zierlichen Blasbalg ergriffen, der am Kamine hing, und fachte damit die Gluth von Neuem an.

Arthur saß da mit den Gefühlen eines Unglücklichen, über den das Richtschwert gezückt wird. Der blanke Stahl flimmerte ihm schon vor den Augen, er brauchte nur eine Frage zu thun und dann fiel vielleicht der tödtliche Streich, sein Lebensglück für ewig zerstörend. — Sollte er diese Frage thun? sollte er die beiden Hände seines Freundes ergreifen, ihm flehend in die Augen blicken und um Gottes und aller Liebe willen um den vollständigen Namen jenes Mäd-

chens bitten? — Dann mußte er ihm auch sein ganzes Unglück offenbaren. — Oder sollte er ihn in gleichgültigem Tone darum ersuchen? — Gewiß! er mußte das Letztere wählen. Und er that es unter den tiefsten Schmerzen, mit der fürchterlichsten Anstrengung. Ja, er lachte dazu, aber sein Lachen klang heiser, fast wie ein Geheul, und wenn der Graf nicht so sehr mit seinem Feuer beschäftigt gewesen wäre, hätte er aufmerksam werden müssen.

„Die — schöne — Clara, sagten Sie," sprach der unglückliche junge Mann. — „Ah! — damit haben Sie mir Ihr Geheimniß verrathen."

„Oh! es soll für Sie gar keines sein," erwiderte der Graf. „Wir kennen uns zu genau, und ich bin fest überzeugt, daß Sie den Namen dieses armen Mädchens Niemanden sagen werden, der vielleicht Interesse an ihr nimmt."

„Nein, das thue ich gewiß nicht."

„Sie haben ihn ja auch schon errathen; und ist sie nicht in der That reizend, ja liebenswürdig, die schöne Clara? — Clara Staiger, eine unserer graziösesten Tänzerinnen."

Da war es heraus, und Arthur sank momentan in sich zusammen, wobei er übrigens so viel Geistesgegenwart besaß, beide Hände vor die Augen zu drücken, damit der Andere seine hervorstürzenden Thränen nicht sehen möge. Doch hielt es ihn nicht länger in dem Zimmer; es schien sich mit ihm zu drehen, die Mauern schienen ihm zu wanken; es lag ihm centnerschwer auf der Brust, er mußte hinaus in's Freie, in die kalte Nachtluft, um wieder athmen zu können. Und doch durfte er nicht so davon stürzen, das war seine Qual. Obgleich wie im Fieber zitternd, mußte er sich langsam und förmlich erheben; obgleich sein Blut in den Adern raste, mußte er Ruhe und Müdigkeit affektiren, und mußte mit dem Grafen noch einige gleichgültige Worte wechseln. Glücklicher Weise war es ziemlich spät geworden, weßhalb ihn dieser nicht lange zurückhielt. Und doch däuchte es dem Unglücklichen eine

Ewigkeit, bis er ſeinen Hut ergriffen und die Thüre erreicht hatte. Ja, dort mußte er noch einen Augenblick warten, denn Graf Fohrbach machte ihn auf die Mappe aufmerkſam, die er vergeſſen. — Endlich — endlich — öffnete ſich ihm die Hausthüre, endlich trat er auf die Straße hinaus, und erſt da ſchöpfte er tief Athem, als ihm die Nachtluft ſeine brennende Stirne kühlte.

Neunundſechszigſtes Kapitel.

Das Siegel des Herrn von Brand.

Wie lange Arthur in jener Nacht auf den Straßen umhergeirrt, bald mit den Zähnen knirſchend und die Fäuſte geballt, dann wieder leiſe weinend, wobei er ihren Namen ausrief, zuerſt mit welchem, liebendem Tone, dann immer heftiger und heftiger, bis ihn wieder die frühere Wuth erfaßte, wäre er ſelbſt nicht im Stande geweſen anzugeben. Ja, von dem Abend und der Nacht blieb ihm nur der Klang ihres Namens vollkommen gegenwärtig; es war, als wandelte eine Schaar Teufel mit ihm, die: „Clara Staiger — Clara Staiger!“ hohnlachend in ſeine Ohren ſchrieen. Alles Andere erſchien ihm wie ein wüſter Traum, — ein wacher Traum, denn er hatte die Perſonen willkürlich hervorrufen können, mit denen er geſprochen, ja, er erinnerte ſich, daß er leibhaft an den Orten geweſen war, wo er jene Leute hätte finden können, — mit jenem Weib, jener ſchändlichen Kuppplerin hatte er zuerſt und lange zu thun gehabt; er wußte, daß er vor ihrem Hauſe am Kanal geweſen; er hatte ihre Fenſter geſehen und einen ſchwachen ihm unheimlich dünkenden Lichtſchimmer; ja unheimlich, denn er zuckte über ein bleiches Geſicht, welches geſtern noch in Fülle der Geſundheit geprangt; er hatte in Gedanken mit jenem Weibe ge-

ſprochen, er hatte ſie um Auskunft gebeten, welcher Dämon ihr die Macht verliehen über das bisher ſo reine und unſchuldige Geſchöpf. Sie hatte gleichgültig die Achſeln gezuckt, und hatte ihm geſagt: ja, wenn Sie mir keinen Brief bringen mit dem bewußten Siegel, ſo brauche ich Ihnen keine Antwort zu geben. Darauf war er vor dem Hauſe des Baron von Brand geweſen und hatte lange an die dunklen Fenſter hinauf geblickt, und darauf war es ihm, als habe er ihn um das Siegel bitten wollen, doch war Jener abweſend und er mußte ihn im Fuchsbau aufſuchen. Und das that er auch: haſtig, eilig.

Da lagen vor ihm die finſteren Gebäudemaſſen, da war der Durchgang, wo das einſame Licht brannte, und die eiſerne Gitterthüre, wo er damals jenen Mann im Mantel geſehen, der dem Baron von Brand ſo ähnlich ſah. — Aber auch hier ward ihm kein Einlaß, und es trieb ihn immer wieder fort, wie in einem Rundlauf, an dem ſtillen Waſſer des Kanals vorbei, vor das Haus jenes räthſelhaften Mannes, abermals an den Fuchsbau, und erſt als der Morgen anfing zu grauen, hie und da an den Häuſern Lichter blitzten, ſich Hausthüren öffneten und Menſchen erſchienen, und er alſo nicht mehr, gefolgt von ſeinen wilden Phantaſieen, allein und ungeſehen durch die Straßen ſchweifen konnte, da ſchwankte er ſeinem Hauſe zu, und als er es erreicht, lehnte er lange die immer noch heiße Stirne an den kalten Stein, ehe er aufſchloß und in ſein Zimmer hinauf ging. Ach! das ſchien ihm gar nicht mehr die traulichen Gemächer zu ſein, in denen er bis jetzt ſo gern verweilt; bei ſeiner Gemüthsſtimmung und dem falben Lichte des Wintermorgens erſchien ihm Alles hier unheimlich und geſpenſterhaft. Seine Waffen funkelten ihn ſo verſtohlen an, die weißen Statuen ſchienen verlegen auf den Boden zu blicken, der ſchwere Seidenſtoff, der nachläſſig über ſeinem Divan hing, ſchien ihm ein Grabtuch zu ſein, und erſt ihr Portrait, das auf der Staffelei ſtand, hatte gar keine lebendige Färbung mehr, ſondern däuchte

Fr. v. Schall.

Sind Sie fertig?

De Blé.

(Für ſich.) Es iſt der ſchicklichſte Augenblick, ich muß ihn feſthalten, ich muß einen Uebergangspunkt finden. — (Laut.) Madame beſuchen häufig das Theater?

Fr. v. Schall.

O ja, zuweilen.

De Blé.

O es iſt ein göttliches Vergnügen, das Theater. Ich liebe das Theater leidenſchaftlich, namentlich die Opern, für die Opern ſchwärme ich.

Fr. v. Schall.

Sind Sie endlich fertig?

De Blé.

Ach, gnädige Frau, ich hoffe, daß Sie auch die Oper lieben.

Fr. v. Schall.

Nun ja.

De Blé.

Können Sie ſich denken, welches meine Lieblingsoper iſt, gnädige Frau?

Fr. v. Schall.

Wie kann ich das denken? Kommen wir zu Ende!

De Blé.

(Für ſich.) Sie ſcheint verwirrt. (Laut.) Ja, kommen wir zum Ende. — Romeo und Julie iſt meine Lieblingsoper, die Montecchi und Caputaletti. Sie wiſſen, die berühmten Liebenden aus Verona. Sie wiſſen, gnädige Frau — (er geräth in Affect) die gottvolle Stelle, die jedes fühlende Herz ſchneller ſchlagen macht, wenn Romeo ſingt: — (er ſingt) Nein, nein, Du liebſt mich nicht, wie ich Dich liebe.

Fr. v. Schall (die bisher Zeichen der Ungeduld gegeben, erhebt ſich).

Aber, mein Herr, was wollen Sie? was fällt Ihnen ein? Ich finde Ihr Betragen höchſt ſonderbar.

ihm wie das Bild einer Leiche, die nichts mehr hier oben auf der freundlichen Welt zu ſchaffen hat, ſondern tief hinabgeſenkt werden muß, damit man es nie mehr ſehe, und ſich bei ſeinem Anblick entſetze. — Ah! ihm ſchauderte vor ihren Zügen; ſie waren ſo bleich und leblos. — „Und du konnteſt ſo an mir handeln!“ ſagte er, vom tiefſten Schmerz ergriffen, „du, an die ich mein Alles geſetzt! —

Als er ſo dachte, kam es ihm vor, als flamme eine leichte Röthe, das Bewußtſein ihrer Schuld, über das ſchöne Geſicht. — Doch nein! er hatte ſich nur geirrt; es war das letzte Aufflackern des tief herabgebrannten Lichtes, das die ganze Nacht vergeblich auf ſeine Rückkunft gewartet. — Er nahm ruhig den Seidenſtoff und deckte ihn über Bild und Staffelei. Dann verſank er abermals in Träumereien, aber er ſchlief nicht, und hörte nur wie fernes Rauſchen, als es ſo nach und nach auf der Straße und im Hauſe lebendig wurde. Erſt als die Sonne einen freundlichen Strahl in's Zimmer ſandte, erhob er ſich und brachte ruhig ſeinen Anzug in Ordnung, ohne dabei vor der Bläſſe zu erſchrecken, die auf ſeinen verſtörten Zügen lag.

Was er während des Umherſchweifens heute Nacht gedacht, beſchloß er nun auszuführen; vor allen Dingen ſich Gewißheit zu verſchaffen, welche Mittel Clara vermocht, ſo entſetzlich tief zu fallen. „Ob!“ ſprach er zu ſich ſelber, „das kann kein Anfang ſein, das iſt nur eine Fortſetzung.“ Er zwang ſich ruhig zu werden, er kühlte ſein Geſicht mit kaltem Waſſer, er ordnete ſein Haar, und ſobald es ihm die Stunde erlaubte, ging er nach der Wohnung des Baron von Brand. Vorher aber hatte er aus der Mappe die bewußten ſechs Blätter genommen, ſie zuſammen gerollt und zu ſich geſteckt.

Der Baron hatte ſich, wie ſein Kammerdiener ſagte, eben erhoben; doch ließ er den Maler augenblicklich in ſein Zimmer und ſchien erfreut, ihn zu ſehen. Er lag in einem kleinen Fauteuil, trug einen ſeidenen Schlafrock, und ſein Kopf war über und

über mit Papilloten bedeckt, ein Zustand seiner Toilette, wegen welchem er in der bekannten süßlichen Manier tausendmal um Verzeihung bat. Neben ihm befand sich ein sehr niedriger runder Tisch, auf welchem sein Frühstück stand; er nöthigte Arthur, eine Tasse Kaffee zu nehmen und bot ihm eine Cigarre an, welche dieser aber ablehnte.

„Sie werden sich wundern, Herr Baron," sagte der Maler, „daß ich Sie schon so früh belästige, aber ich komme nur, um Ihnen einen Beweis meiner Ergebenheit darzubringen. Gestern Abend schienen Sie großen Werth darauf zu legen, die sechs Blätter — eines gewissen Portraits zu besitzen; hier sind sie."

„Wirklich?" erwiderte der Baron erstaunt; „das hätte ich mir nicht träumen lassen. Aber ich will Ihnen in der That unendlich dankbar dafür sein; ich freue mich, in den Besitz dieser Blätter zu kommen; aber alle Freundschaft bei Seite — die Zeichnungen sind kostbar und ich nehme sie nur an, wenn Sie mir Ihre Bedingungen nennen, die ich übrigens im Voraus acceptire."

„Versprechen Sie nicht zu viel, Herr Baron," sagte Arthur sehr ernst. „Die Blätter sind allerdings sehr kostbar, nicht wegen ihres künstlerischen Werthes, wohl aber wegen der Folgen, die eine solche Arbeit für mich haben kann. — Dagegen aber," fuhr er mit einer Handbewegung fort, als er sah, daß der Baron etwas erwidern wollte, „sind auch meine Forderungen vielleicht sehr hoch — vielleicht aber auch sehr gering."

„Ich verstehe Sie wahrhaftig nicht, bester Herr Erichsen: erklären Sie sich deutlicher. Nennen Sie diese Forderungen."

„Dazu muß ich mir einen Vorwand erlauben," sagte der Maler. — „Ich habe Geschäfte mit einer gewissen Frau Becker, die Sie vielleicht nicht kennen."

„Nein, sagte der Baron mit völlig unbeweglichem Gesicht.

„Die aber Sie kennt," fuhr Arthur fort.

„Coeur de rose!“ lachte der Baron; „ob das für mich ſchmeichelhaft iſt, weiß ich nicht. Aber gleichviel — gehen wir weiter!“

„Dieſe Frau muß mir über irgend etwas eine Auskunft geben, eine beſtimmte und wahre Auskunft. Und dazu bedarf ich Ihres Fürwortes.“

„Meines Fürwortes, beſter Herr Erichſen? Wie geſagt, ich kenne die Frau ja nicht.“

„Aber ſie kennt Sie deſto beſſer.“

„Bah! geben Sie! Sie ſprechen in Räthſeln. Aber ich will Sie geduldig anhören: worin beſteht denn dieſes Fürwort?“

„Sie müßten mir auf ein Blatt Papier ſchreiben,“ fuhr der junge Mann tief Athem holend fort; „ungefähr ſo: Der Ueberbringer iſt mein Freund, — wenn ich mir damit ſchmeicheln darf? — und ich wünſche, daß Sie ihn als ſolchen betrachten.“

„Das iſt ja eine ganz räthſelhafte Geſchichte, eine komiſche Grille!“ lachte überlaut der Herr von Brand. Und ſein Lachen war ſo natürlich und ungezwungen, daß man darauf hätte ſchwören ſollen, er ſehe wirklich nur in der Forderung Arthurs eine komiſche Grille deſſelben.

„Die Sie erfüllen werden?“ fragte ängſtlich der Maler.

„Coeur de rose! das kommt darauf an. Und das Blatt muß ich unterſchreiben?“

„Nicht einmal; aber — Ihr Siegel beifügen.“

„Mein Siegel! Das wird immer geheimnißvoller.“

„Und zwar das Siegel, welches dort neben dem Uhrenſchlüſſel an der Kette befeſtigt iſt.“

„Mein Talisman, beſter Herr Erichſen?“ rief der Baron luſtig. „Das wird wahrhaftig nicht angehen, nehmen wir meinetwegen ein anderes Siegel.“

„Nein, es muß der Talisman ſein,“ bat Arthur. „Er ſoll es auch mir ſein, um einen Mund zu öffnen, der wahrſcheinlich ſonſt

für mich verſchloſſen bliebe. — Finden Sie meine Forderung gegenüber meiner Arbeit vielleicht zu hoch?"

„O nein, die iſt mir unſchätzbar; aber ich verſtehe beim Himmel! nicht, wie mein armer Talisman auf jene Madame — wie haben Sie doch geſagt?" —

„Madame Becker."

„Richtig! — Madame Becker wirken ſoll. Erklären Sie mir doch den Zuſammenhang."

„Ich weiß ihn nicht," entgegnete Arthur. Doch ſah er den Baron ſcharf an, als er fortfuhr: „vielleicht glaubt jene Frau, das Siegel gehöre Jemand, den ſie fürchten muß; — den Herrn Baron von Brand kennt ſie wahrſcheinlich nicht."

„Und woher vermuthen Sie das?"

„Erinnern Sie ſich, Herr Baron, daß Graf Fohrbach mit demſelben Talisman vor einiger Zeit ſiegelte; es war ein Brief an eben jene Frau, den ich aus Gefälligkeit dort abgab. Was der Graf verlangte — weiß ich nicht, — aber ſo viel weiß ich," fuhr er mit zitternder Stimme fort, „daß die Frau nur durch den Anblick jenes Siegels bewogen wurde, ſeinen Wunſch zu erfüllen. — Ah! und ſie erfüllte ihn meiſterhaft."

Auf dem Geſicht des Barons war nicht die geringſte Bewegung zu leſen; ſein Lächeln drückte Aufmerkſamkeit, Neugierde aus, und als er ſagte: „das iſt wirklich ſeltſam," klang das, wie im Tone der unſchuldigſten Ueberraſchung geſprochen.

„Bewilligen Sie meine Bitte," fuhr Arthur dringend fort. „Ein Blatt ohne Ihren Namen! was kann es Ihnen ſchaden? Und obendrein verſpreche ich Ihnen feierlich, daß Sie es noch am heutigen Tage zurückerhalten ſollen. Was dagegen meine Blätter anbelangt, ſo bleiben ſie in Ihrer Hand und mit ihnen ein Theil meiner Zukunft, wenn ich je in hieſiger Stadt eine ſuchen ſollte."

Der Baron ſchlürfte kopfſchüttelnd ſeinen Kaffee, ſtieß bedächtig die Aſche von ſeiner Cigarre und ſagte alsdann: „Sie ſind

einer von den Menſchen, lieber Erichſen, für welche ich Sympathieen fühle, und deßhalb will ich Ihren komiſchen Wunſch erfüllen. Wenn Sie mir das Blatt zurückbringen, iſt mir's recht, ich bin aber auch zufrieden, wenn es nur in Ihrer Hand bleibt." Hierauf erhob er ſich langſam, und als er ſeinem Schreibtiſche zuging, warf er einen Blick in den Spiegel und ſprach affektirt: „wahrhaftig, Sie haben, wenn ich ſo ſagen darf, einen großen Stein bei mir im Brette, denn Sie durften mich im tiefſten Negligé ſehen — mit Papilloten in den Haaren. Coeur de rose! wenn Sie mich je verrathen würden! Wiſſen Sie wohl, daß alle Damen darauf ſchwören, mein Haar ſei natürlich gelockt; ich gebe mich ganz in Ihre Hand." Bei dieſen Worten hatte er das Verlangte geſchrieben, geſiegelt und überreichte es Arthur.

„Von Ihnen gilt der Ausſpruch Napoleons nicht," entgegnete der Maler lächelnd; „Sie bleiben ein großer Mann ſelbſt im tiefſten Negligé, ja in jeder Verkleidung." Er hatte das ohne Abſicht geſagt, als er gerade ſein Papier zuſammen faltete, weßhalb er auch nicht ſehen konnte, welch ſeltſamer Strahl aus den Augen des Barons auf ihn fiel. „Meinen herzlichen Dank," ſprach Arthur, „hier ſind die Blätter; machen Sie einen mäßigen Gebrauch davon." Er ſchüttelte dem Baron die Hand, welche ihm dieſer mit dem bekannten matten Lächeln darreichte, und verließ eilig das Zimmer.

Kaum hatte ſich die Thüre hinter ihm geſchloſſen, ſo ſchien Herr von Brand ein ganz Anderer zu ſein. Sein Auge glänzte entſchloſſen und feurig, alle ſeine Muskeln ſchienen ſich heftig anzuſpannen, er ſchlug die Arme über einander und rief aus, indem er hart mit dem Fuße auftrat: „Teufel! was iſt das? — Mein Talisman! Ah! ich ließ damals den Grafen ungern damit ſiegeln. — Und was wollte er mit ſeinen Verkleidungen ſagen? — Zum Henker! Das will bedacht und überlegt ſein."

Arthur hatte unterdeſſen ſeine eiligen Schritte nach der Kanalſtraße gelenkt. Bald hatte er die alte Kaſerne erreicht, und ſein

guter Ortsſinn ließ ihn in Kurzem die richtige Treppe finden. Doch als er gerade im Begriffe war, hinauf zu ſteigen, hörte er droben eine Thüre öffnen, dann Tritte, und vernahm, daß es zwei Perſonen waren, die ſich, ziemlich leiſe zuſammen ſprechend, der Treppe näherten. Es war dies eine Wendeltreppe mit feſten, glatten Wänden oben gewölbt, woher es denn auch wohl kam, daß Arthur jedes Wort, das droben, obgleich ziemlich leiſe, geſprochen wurde, drunten deutlich vernahm. Es war ſonſt wahrhaftig nicht ſeine Art, zu lauſchen, aber hier, wo er ſich einem feindlichen Lager näherte, glaubte er ſich das als eine Vorſichtsmaßregel ſchuldig zu ſein, umſomehr, da er eine der Stimmen, die einer Frau, zu erkennen meinte. —

„Wenn es ſich alſo leicht thun läßt," ſagte dieſe, „ſo ſehe ich gar nicht ein, warum wir den Profit nicht mitnehmen wollen. Hat mir doch das ungerathene Geſchöpf allen Verdienſt, den ich durch ſie zu machen dachte, mit in den Himmel genommen, und ich ſage Euch, Sträuber, glaubt mir, die ganze Geſchichte ſchadet meinem Erwerb, denn das wird ruchbar und die Herren werden ſich vor mir genren."

„Bah!" verſetzte der Andere, „Ihr ſeht zu ſchwarz, Frau. Das macht die Trauergeſchichte hier im Hauſe; das iſt in acht Tagen vergeſſen, und dann habt Ihr Freunde — gute Freunde; ſchaut auf mich. — Alſo die Sache werde ich beſorgen; keine Einrede: ich nehme Alles auf mich. Es iſt doch wunderbar, daß mir vorgeſtern gerade wie was von einem Unglück in den Gliedern gelegen, und daß ich eine Perſon, die nicht genannt ſein wollte, in ſechs Leichenkaſſen verſicherte. Das koſtet freilich doppelte Prämien und Ihr müßt im Nothfalle beſchwören können, daß Eure Marie damit gemeint war. Das macht ſechsmal fünfzig Gulden gleich Dreihundert. — Nun, bin ich ein Geſchäftsmann?"

„Gewiß,“ ſprach die Frau, „daran zweifelt Niemand; und wenn Ihr Euch ein wenig zurück zieht — Ihr verſteht mich wohl — ſo kann es Euch nicht fehlen.“

„Und das werde ich thun, ſeid ruhig. Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht, und die ganze Geſchichte bald aus dem Leim. Denkt an mich: den Fuchsbau heben ſie nächſtens auf.“

„Gott im Himmel! das gibt viel Unglück. — Und er?“

„Er,“ flüſterte der Andere; „was iſt er? — Alles und gar nichts. Leider ein Phantom, das nicht zu faſſen iſt. Gebt nur Achtung, wenn ſie alle Andern zuſammen erwiſchen, ſo fliegt er zum Schornſtein hinaus oder verſchwindet irgendwo durch die Mauer. — Wißt Ihr, ich habe mich ſchon halb und halb losgeſagt.“

„Aber um Gotteswillen! ſeid klug. Es ſollte mir leid um Euch thun; ſie ſpaßen nicht da unten; es ſind da ſchreckliche Sachen vorgefallen.“

„Nur keine ſo trüben Erinnerungen, Frau, keine momenti moris; Ihr ſprecht ja wie ein Todtenkopf.“

„Ach! und dazu hätte ich alle Urſache; ich verſichere Euch, es iſt mir ganz ſchwarz vor den Augen. Ihr könnet wohl heute Abend kommen und mir ein Bischen Geſellſchaft leiſten.“

„Nein, das kann ich nicht verſprechen,“ ſagte entſchieden der Andere; „ich habe nun einmal eine Abneigung vor allen Häuſern, wo Todte liegen; da gruſelt es mir beſtändig, ich muß mich rechts und links umſchauen, und dabei iſt mir, als zupfe mich was Unſichtbares bald hier und bald dort am Rock.“

„Aber morgen!“

„Morgen — verſteht ſich von ſelbſt! Ich werde wohl das Geld bringen. — Adieu, Frau.“

„Adieu denn!“

Bei den letzten Worten war Arthur dem Eingange wieder zugeſchritten; er mochte nicht von dem Manne, der nun herunter kam, in Hörweite angetroffen werden.

An der Thüre begegneten sich denn auch Beide, und Arthur blickte dem Andern überrascht nach; es war das eine dürre Gestalt in schwarzem, abgeschabtem Frack, mit gelblichem zerknittertem Hemdkragen und schmierigen baumwollenen Handschuhen; dazu hatte er den Hut keck auf das rechte Ohr gesetzt, schwang einen abgebrochenen Spazierstock, trug die Nase hoch und hatte das Maul gespitzt, als pfeife er sich selbst etwas vor.

Sobald der Maler droben kein Geräusch mehr vernahm, stieg er die Treppen hinauf.

Das alte Haus war unheimlich und finster wie immer; nur hatte sich die Atmosphäre, sonst moderig und feucht, etwas geändert; es roch dazwischen wie nach halb verwelkten Blumen und Weihrauch oder Wachskerzen; es war ein Odeur, der unwillkürlich trübe stimmt. Dazu war es in dem Hause todtenstill, und als Arthur leise an die Thüre klopfte, warf das Echo in dem langen Gange drei dumpfe Schläge zurück. — „Herein!" klang es von innen, und auch hier war derselbe unangenehme Geruch, nur starker Blumenduft vorherrschend.

Madame Becker saß wie damals an dem Tische, doch hatte sich ihr Aeußeres und ihre Haltung sehr verändert; sie war ganz schwarz gekleidet, ließ den Kopf hängen; ihre Augen waren matt und glanzlos, und da ihre Unterlippe ziemlich schlaff herab hing, so hatten ihre Gesichtszüge etwas Verlebtes, Ausdrucksloses. Sie belebten sich ein klein wenig, als sie des jungen, eleganten Mannes ansichtig wurde, auch stand sie eilig auf, nickte ihm zu, schritt aber alsdann gegen das Nebenzimmer, dessen halb offen stehende Thüre sie langsam in's Schloß zog.

Arthurs Kehle war wie zugeschnürt, er konnte kaum ein Wort hervorbringen, und er ließ sich schweigend auf den Stuhl nieder, den ihm die Frau an den Tisch gerückt. — „Sie erinnern sich meiner," sagte er nach einer Pause.

„Kaum, kaum," entgegnete die Frau und fuhr mit der Hand

über die Augen. — „Es war was dabei von einem Brief und einer Beſtellung.“

„Ganz richtig; ein Brief des Grafen Fohrbach.“

„Richtig! jetzt habe ich die Sache wieder.“ ſprach lebhafter die Frau, wobei ſie ſich vorn über beugte und ſo dem jungen Manne näherte. „Jetzt kenne ich den Herrn, aber ich meine, Sie hatten damals einen größern Bart; heute ſehen Sie etwas anders aus, etwas kahler.“

„Vielleicht bläſſer.“

„Auch möglich. — Richtig! vom Herrn Grafen Fohrbach. — ein vornehmer und ſehr braver Herr. Er war zufrieden?“

„Außerordentlich.“

Jetzt legte die Frau ihren Finger auf den Mund, wobei ſie ſich einen Augenblick nach dem Nebenzimmer umſah. Dann ſagte ſie flüſternd: „war er nicht überraſcht?“

„O er war ſehr überraſcht.“ brachte Arthur mühſam hervor.

„Das will ich wohl glauben,“ erwiderte Frau Becker. „Und ich kann Sie verſichern, Herr — Baron, daß keine Andere als ich das zu Stande gebracht hätte. — Keine Andere,“ wiederholte ſie und berührte mit ihren Fingern den Arm des jungen Mannes.

Arthur zuckte zuſammen, doch faßte er ſich gewaltſam.

„Alſo doch!“ dachte er. — Sei ruhig, Herz; wenigſtens hat es ihr Mühe gekoſtet.“ — Er zwang ſich ſogar zu einem Lächeln, doch brauchte er dazu einige Sekunden, dann fuhr er fort: „Ich komme nochmals in derſelben Angelegenheit.“

„Wollen Sie ſie auch kennen lernen?“

„Nein, nein, nein!“ rief er haſtig. „Ich habe nur eine Bitte an Sie, einige Fragen, die Sie vielleicht ſo freundlich ſind, mir wahr zu beantworten. — Aber wahr, Frau Becker. Es ſoll mir auf eine gute Belohnung nicht ankommen.“

Die Frau ſah ihn einigermaßen mißtrauiſch an. Dann ſagte

ſie: „vor allen Dingen bitte ich den Herrn Baron, leiſe zu ſprechen. — Was wollen Sie denn eigentlich wiſſen?“

„Sie kannten die Clara — — Staiger ſchon länger?“

„O ja, ich kannte ſie, ſo — ſo!“

„Und ſie war Ihnen bis dahin als ein braves und tugendhaftes Mädchen bekannt? — Ja, ja, das mußte doch wohl ſein,“ fuhr Arthur fort, als die Frau keine Antwort gab, „denn ſonſt hätte es Ihnen ja keine Mühe gemacht, ſie zu ver—kuppeln.“

Wer konnte es dem jungen Manne übel nehmen, daß ihm in ſeinem tiefen Schmerze dies Wort entfahren. Unbedachtſam aber war es auf jeden Fall, denn die Frau fuhr davor zurück, als ſei ſie von einer Schlange geſtochen worden; auch mochte ſie in den ſeltſam glänzenden Augen Arthurs etwas entdecken, das ihr nicht gefiel. Vor allem aber war ſie eine kluge Frau, die verdächtige Blicke und Worte ſchnell ihren Verhältniſſen anzupaſſen wußte. — „Halt,“ dachte ſie, „wer weiß, wen ich vor mir habe, und was geſchehen könnte, wenn ich dumm genug wäre, ihm zu geſtehen, daß wir eine Unſchuld geliefert!“ Dies überlegend, machte ſie eine ſteife Verbeugung und ſagte: „verzeihen Sie, Herr Baron, ich bin heute nicht in der Verfaſſung, Geſchäfte abzumachen; ich bin in Trauer, wie Sie wohl ſehen, und muß ein anderes Mal um die Ehre bitten.“ — Sie dachte: Zeit bringt Rath.

Arthur brachte mühſam ein Lächeln zu Stande. „Ah! Sie trauen mir nicht,“ ſagte er. „Eigentlich haben Sie Recht, ich ſtellte da indiscrete Fragen, ohne mich bei Ihnen gehörig legitimirt zu haben. Doch ſoll das ſogleich geſchehen.“ — Er zog das bewußte Papier hervor, reichte es der Frau, die es haſtig durchlas, das Siegel betrachtete, und dann ſchweigend in ihren Stuhl zurückſank. Ihre Hand und das Papier zitterten ein wenig.

„Sind Sie damit zufrieden?“ fragte der junge Mann.

„Bei allen Heiligen, ja!“ rief die Frau, nachdem ſie heftig geſchluckt. „Aber, Herr Baron, ſagen Sie einer armen Wittwe

De Blé.

Ja, meine gnädige Frau, ja, ſonderbar iſt mein Betragen. Aber wer kann Ihnen gegenüber kalt bleiben? Wer kann Ihnen gegenüber eine Lebensfrage, aus der ein ſüßes Flechtwerk entſproßt, beſtimmt, zwei gleich fühlende Seelen zu vereinen, kalt und nur wie ein Geſchäft behandeln?

Fr. v. Schall.

Mein Herr, Sie werden immer ſonderbarer.

De Blé.

O gnädige Frau, ſähen Sie die Gluth in meinem Innern. Doch Ihr Herz iſt kalt. Ach, auch ich muß mit Romeo rufen: (er fällt vor ihr nieder und küßt heftig ihre Hand) Nein, nein, Du liebſt mich nicht, wie ich Dich liebe.

Eilfte Scene.

Vorige. Herr v. Schall (der bei den letzten Worten eintrat, bleibt erſtaunt an der Thür ſtehen).

Hr. v. Schall.

(Bei Seite.) Ein ſeltſamer Auftritt, in der That! — (Laut.) Madame, ich begreife nicht recht —

Fr. v. Schall.

(Für ſich.) Gott, mein Mann! (Laut.) Ich in der That auch nicht. — (Zu de Blé.) Stehen Sie doch auf.

De Blé (in Extaſe).

Nicht eher, bis ich weiß, ob ich Hoffnung habe.

Hr. v. Schall.

Hoffnung habe? So erklären Sie mir doch, Madame. Stehen Sie auf, mein Herr, Sie ſind ganz und gar nicht an Ihrem Platze.

De Blé.

O fremder Mann, ich bin an meinem Platz. Hier zu den Füßen dieſer Angebeteten will ich erfahren —

die Wahrheit: soll noch mehr Unglück über mich herein brechen? Will er mir ein Leides thun?"

Arthur war zu sehr mit seiner eigenen Sache beschäftigt, um augenblicklich an ihn, an den Baron zu denken, um sich bewußt zu werden, daß zwischen dem Siegel und jenem räthselhaften Er ein Zusammenhang stattfände. — „Ihnen soll gewiß nichts zu Leid geschehen," entgegnete er der Frau auf ihre Frage, „wenn Sie mir die Wahrheit sagen; aber die volle Wahrheit."

„Das will ich ja; gewiß, ich will es."

„Nun gut. — Hatten Sie früher über das bewußte Mädchen, über deren Aufführung etwas Nachtheiliges vernommen? — Scheuen Sie sich gar nicht, die Wahrheit zu sagen."

„Nein, das hatte ich nie," erwiderte eifrig die Frau; „im Gegentheil, mir hat man sie immer als die Tugend selbst geschildert, und so kannte ich sie auch. Das müssen der Herr Baron mir selbst bezeugen."

„Ich?" fragte Arthur erstaunt.

„Ja Sie. — Erinnern Sie sich, was ich Ihnen damals sagte, als Sie den Brief brachten, worin der Herr Graf das verlangte? — Das wird schwer angehen, sagte ich, das ist fast unmöglich, sagte ich, das kann ich nicht unternehmen, sagte ich. Nun sehen Sie, es war auch in der That schwer."

„Und doch gelang es!" seufzte Arthur.

Frau Becker hatte während dieser Zeit immer scheu nach dem Nebenzimmer geblickt, auch flüsterte sie ihre Worte ganz leise. Ja, wenn der junge Mann etwas lauter sprach, so hob sie ihre Hand auf und machte s — s — st! Dabei wandte sie sich hin und her, drehte ihren Kopf vielmals um, zupfte an ihren Haubenbändern, schluckte häufig und sagte dazwischen: „ja sehen Sie, das ging so — Gott soll mich bewahren, der Clara etwas Schlimmes nachzusagen, nein, sie war vollkommen brav." — Während diesen Redensarten hatte sie sich einen Feldzugsplan entworfen, und dabei ihrer

Freundin Wundel gedacht. — „Richtig," sprach sie zu sich selber, „die soll es ausbaden; was brauche ich die Wundel zu schonen. Und wenn er ihr auf den Leib geht, da soll sie sehen, wie sie sich herauslügt. — Ich wußte gleich," wandte sie sich an Arthur, „daß das eine delikate Sache sei, glauben Sie mir, Herr Baron," — dabei faltete sie ihre Hände und blickte gen Himmel — „Unsereins hat auch Gewissen; und ich hatte immer das Vergnügen, die Familie Staiger als eine anständige Familie zu kennen. — Gott! die Clara, der arme Aff, wie mußte sie sich abplagen, damit ihre Geschwister nur was zu beißen hatten."

„Weiter!" sprach Arthur finster.

„Sie kam oft daher."

„Zu Ihnen?"

„Eigentlich zu der unglücklichen Marie. Ach Gott! Herr Baron, Sie wissen ja wohl das Unglück, das uns betroffen, heute roth — morgen todt! — Da liegt sie im Nebenzimmer und sie erweisen ihr die letzte Ehre." — Hier holte sie ihr Schnupftuch hervor und fing auffallend heftig an zu weinen. — „O du lieber Gott im Himmel!" schluchzte sie, „daß ich das erleben mußte!" Meine arme Marie! mein Stolz, meine Stütze! — Aber mich soll der Himmel bewahren, Herr Baron, daß ich Sie mit meinen Klagen aufhalten will. Gewiß nicht; ich bezwinge meinen Schmerz." Dies schien auch der Frau Becker leicht zu werden, denn ein paar Sekunden nach diesem Erguß waren ihre Augen wieder vollkommen trocken, ihr Gesicht gänzlich beruhigt. — „Also ich hatte zu viel Gewissen," fuhr sie fort, „die Sache mit dem Mädchen auf eigene Hand zu unternehmen."

„Und wer half Ihnen?" fragte Arthur dringend.

„Von Helfen ist eigentlich nicht die Rede," erwiderte listig das schlaue Weib; „sondern ich übergab die ganze Sache einer Bekannten."

„Und darf ich Sie um den Namen dieser Bekannten ersuchen?"

„O gewiß! warum nicht! Nur bitte ich, Herr Baron, daß ihr nichts geschiebt.“

„Nein, nein, — wer ist's?“

„Es ist die Frau Wundel; sie wohnt in der Balkenstraße Numero vierzig.“

„Ah! im gleichen Hause.“

„Ganz richtig, wo auch Clara wohnt.“

„Und die hat das Geschäft geleitet?“

„Sie konnte es am besten, da sie sich auf gleichem Boden mit der Familie Stalzer befindet.“

„Richtig! o du mein Gott! Das war gut überlegt. Da konnte man Stunde um Stunde arbeiten. Wenn ich es auch nicht begreife, so fange ich doch an, die Fäden dieses Gewebes zu verstehen.“

„S — s — st!“ machte Frau Becker; „man kommt.“

Die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich langsam und — Clara trat herein.

Siebenzigstes Kapitel.

Marie und Clara.

Ob das Erschrecken Arthur's bei ihrem Anblick größer oder das Erstaunen des jungen Mädchens, als Beide sich nun so auf einmal hier Auge gegen Auge gegenüber standen, ist wohl schwer anzugeben. Aus Beider Herzen stiegen seltsame Gedanken, aus dem seinen bittere, traurige, und auch ihre Ueberraschung war keine frohe zu nennen. — „Was macht er hier?“ dachte sie; in dem Hause, das sie nur scheu und zitternd betreten, einzig und allein in der edlen Absicht, der dahin geschiedenen Freundin den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Er biß heftig auf seine Lippen,

indem er zu sich sagte: „ah? es ist Alles so, wie ich erfahren; sie geht hier ein und aus.“

Obgleich Madame Becker aus dem vorhergehenden Gespräch wohl entnommen, daß er ein Interesse an dem Mädchen nahm, so hatte sie doch keine Ahnung davon, wie genau Beide mit einander bekannt seien, und hielt es auf alle Fälle für schicklich, „den Herrn Baron — einen ihrer Bekannten“ der Tänzerin vorzustellen.

Zuerst wollte Arthur gegen den Titel eines Bekannten protestiren und hätte es vor ein paar Tagen noch lachend und eifrig gethan, jetzt aber, von der Untreue und Schlechtigkeit Clara's überzeugt, dachte er: „ei, das wird mich in ihren Augen nicht herunterſetzen, und es soll mir ganz gleichgültig sein, ob ich auf diese Art vor ihr kompromittirt werde.“

Die Vorstellung der Madame Becker und der plötzliche Anblick Arthur's hier in diesem Hause hatten aber auf das junge Mädchen erschreckend gewirkt; sie war, jedoch unmerklich, zusammen gezuckt, ein tiefes, unerklärliches Weh durchzog ihr Herz, und ihr Gesicht, ohnedies heute nicht frisch und rosig wie sonst, sah bleich und erschreckt aus.

Ihm waren das Beweise ihrer Schuld, und wenn sich auch seine Hand unter dem Tische krampfhaft zusammen ballte, so bezwang er sich doch, stand lächelnd auf und sagte, indem er eine leichte Verbeugung machte: es freue ihn sehr, die schöne Tänzerin, Fräulein Clara Staiger — hier so unverhofft zu sehen.

Dem Mädchen war dieser Ton und der kalte Blick, womit er begleitet war, freilich räthselhaft; daß er unter diesem Besuche hier im Hause etwas Anderes vermuthen könnte, fiel ihr gar nicht ein; sie begriff nicht, daß Arthur im Stande wäre, ihr reines Herz, das sie ihm so offen hingelegt, zu verkennen. Und da sie sich rein wußte, frei von jeder Schuld, so bezog sie ihrerseits wieder sein verändertes Benehmen auf seine Verlegenheit, daß sie ihn hier bei der Madame Becker gesehen, denn er hatte ihr ja nie gesagt, daß

er diese Frau kenne. Viel weiter dachte dieses reine, arglose Herz natürlich nicht.

Uebrigens war es für alle drei ein peinlicher Moment; sogar Madame Becker hatte ihre gewohnte Sicherheit verloren und meinte ziemlich linkisch, der Herr Baron möchten doch nur Platz behalten und sich vor der Fräulein Clara gar nicht geniren. — „Ach!“ seufzte sie und machte dazu einen neuen, aber gänzlich vergeblichen Versuch, ihren trockenen Augen einige Thränen zu entpressen, „sie war mit meiner armen Marie, wie ein Leib und eine Seele.“

Arthur, der es nicht über sich vermochte, wie er es im ersten Augenblicke gewollt, das Zimmer schnell und stürmisch zu verlassen, wollte auch etwas sagen und erkundigte sich nach dem schrecklichen Vorfalle im Theater, von dem er ja doch selbst Zeuge gewesen und über welchen er von seinem Bruder die beste Auskunft erhalten. Es war ihm auch ganz recht, als ihm Madame Becker ein Langes und Breites darüber erzählte, und wenn er dabei, scheinbar mit gespannter Aufmerksamkeit, an ihren Lippen hing, so zeigte doch sein mühsames, ungestümes Athemholen, sowie das Umherirren seiner Augen, daß sein Geist mit ganz andern Sachen beschäftigt sei.

Clara fühlte das wohl und sie folgte angstvoll seinen wilden Blicken, und wenn hie und da einer derselben sie traf, so zuckte sie wiederholt zusammen und schlug ihre Augen nieder.

„Ja, Herr Baron,“ sagte die Becker schluchzend, „so traf mich dieses entsetzliche Unglück. Hier aus dieser Stube ging das arme Mädchen heiter und wohl, in voller Gesundheit, und ein paar Stunden nachher brachten sie sie sterbend zurück. Du Gott im Himmel! womit habe ich das verdient!“

Arthur zuckte die Achseln und bat die Frau in der höflichsten Art, ihre Thränen gefälligst trocknen zu wollen und ihren Schmerz zu mäßigen. Er brachte auch allerlei Gemeinplätze vor, als: das Schicksal nehme nun einmal seinen traurigen Lauf, was beschlossen, sei nicht zu ändern, Alles in der Welt, selbst das Entsetzlichste, sei

am Ende doch zu etwas gut, und bei dieſen letzten Worten blickte er nach Clara, die ihre Hände gefaltet hielt und leicht mit dem Kopfe ſchüttelte; denn ſo kalt hatte ſie ihn nie ſprechen gehört.

„Haben Sie die Marie gekannt?“ fragte Madame Becker nach einer Pauſe, während welcher ſie ihre Thränen getrocknet.

„O ja, ich erinnere mich ihrer, ich ſah ſie ja häufig; es war ein ſchönes, blühendes Mädchen.“

„Das war ſie,“ ſagte eifrig die Frau, „und jetzt, da ſie todt daliegt, ach! ganz todt, ganz todt, ſollte man das nicht glauben; man meint, ſie ſchlafe nur. Wenn es Ihnen keinen Schauder macht, Herr Baron, etwas Todtes zu ſehen, ſo ſollten Sie wirklich hinein gehen und ſich das arme Kind betrachten.“

„Warum ſollte mir der Anblick von unſer aller Ende unangenehm ſein!“ erwiderte der junge Mann mit leiſer Stimme. „Wenn es Ihren Schmerz nicht zu ſehr wieder aufregt, ſo würde ich Sie bitten, mich hinein zu führen.“

„Ach ja, es wird meinen Schmerz ſehr aufregen,“ verſetzte die Frau mit affektirter Bewegung. „Ach! der Anblick des armen bleichen Geſichtes bringt mich noch unter den Boden!“

„Wenn es dem Herrn — — gleichgültig wäre,“ meinte ſchüchtern die Tänzerin, „ſo würde ich ihn zu Marie hinein führen.“

„Ah! das wollten Sie?“ ſagte Arthur mit einem ſchrecklichen, faſt luſtigen Tone. „Gewiß, ich nehme Ihre Begleitung an. Der Himmel ſoll mich bewahren, den Schmerz dieſer unglücklichen Frau zu vergrößern.“

Clara neigte ſtill ihr Haupt und ſchritt ohne ein Wort zu ſprechen in das Nebenzimmer.

Arthur folgte ihr.

Es war daſſelbe, aus deſſen Fenſtern in der geſtrigen Nacht der ſchwache Lichtſchimmer auf die Straße hinaus gezittert; der Docht in der kleinen Lampe, welche ihn erzeugt, brannte auch heute noch; man hatte vielleicht vergeſſen, das Licht auszulöſchen oder

hatte man sein mattes Aufflackern und ersterbendes Zusammensinken hier im Zimmer der Todten für passend erachtet. Auf einer Erhöhung am Boden lag die Leiche des jungen Mädchens, weiß gekleidet, die wachsbleichen Hände gefaltet; um den Kopf hatte sie einen Kranz von weißen Blüthen und rings um sie her lagen Blumen, bald einzeln, bald in Bouquets zusammen gebunden. Man hatte die arme Marie noch nicht in ihr letztes trauriges Haus gelegt, und wenn man sie so betrachtete, wie sie auf den weißen Kissen dalag, so hätte man auch der Frau draußen wirklich Recht geben können, als sie sagte, man glaube, das Mädchen schlafe nur. Obgleich ihr bleiches Gesicht schon jenen eigenthümlichen aschfarbenen Ton angenommen hatte, so war doch selbst von der starken Röthe ihrer Wangen etwas übrig geblieben, ungefähr wie der leichte Schimmer inmitten einer weißen verwelkten Rosenknospe. Auch die Lippen sahen noch frisch und roth aus, und die Augenlider hatten nichts Eingefallenes und Starres; sie schienen leicht herabgesunken und zeichneten sich nur scharf ab durch die langen schwarzen, seidenartigen Haare der Wimpern.

Wenn auch Arthur durchaus von keinem Gefühl des Schauders ergriffen war, so zog sich doch sein Herz wie krampfhaft zusammen, als er neben der Mädchenleiche stand; ja, als er sah, wie sich Clara über sie niederbeugte und ihre kalte Stirn küßte, athmete er kürzer und immer kürzer, ein leichtes Frösteln überflog seinen Körper und demselben folgten wohlthätige heiße Thränen. Ja, heute waren sie für ihn wohlthätig und beruhigend, es waren ja nicht mehr die Thränen des Hasses und der Wuth, die er gestern Nacht geweint, auflösende Wehmuth und Trauer hatten sich seines Herzens bemächtigt, und wenn er auch ebenso tief fühlte, was er verloren, so dachte er weniger an seinen eigenen Verlust, als an das Verderben jener armen Seele.

Clara blickte zu ihm empor und sagte nach längerem Stillschwei-

gen: „ach! sie war sehr unglücklich geworden, die arme Marie! er liebte sie so innig und sie sollte ihm nicht angehören dürfen.“

„Das ist allerdings sehr, sehr traurig,“ versetzte Arthur kaum hörbar. „Aber warum durfte sie ihm nicht angehören?“

„Ich weiß das nicht so genau; aber ich glaube, ihre Tante wollte sie zwingen, gegen einen Andern freundlich zu sein.“

„Ach! die Ueberredung.“

„Ja, — richtig die Ueberredung! — Und er hat es erfahren, daß sie ihm treulos geworden?“

„Ja, er hat es erfahren. Schwindelmann sagte es ihm; und der that sehr Unrecht, denn Marie dachte nicht daran, treulos zu werden. Wissen Sie aber wohl, Herr Erichsen, aller Schein war gegen sie und das ist sehr schlimm.“

„Herr Erichsen hat sie mich lange nicht mehr genannt,“ dachte Arthur. — „Sehr schlimm,“ versetzte er darauf.

„Es ist für ihn ein noch größeres Unglück, als für sie,“ fuhr das Mädchen mit gefalteten Händen fort, indem sie einen Blick auf die Leiche warf; „sie ist ja todt, und es kann sie Niemand mehr kränken oder foltern. Aber ihm geht das nach wie ein Gespenst; sie sagen auch, der Richard sei ganz tiefsinnig geworden, denn was man beim Theater munkelt, er habe das Tau absichtlich ausgleiten lassen, ist ihm zu Ohren gekommen.“

„Und was glauben Sie? Hat er es absichtlich gethan?“

„O gewiß nicht, Herr Erichsen; er war nur erschreckt, als ihm der Schwindelmann von ihrer Untreue erzählte. Ich glaube wohl, daß er da nicht mehr wußte, was er that, denn das muß ja schrecklich sein.“

„Meinen Sie das wirklich, Fräulein Clara?“ fragte Arthur tief aufathmend.

„Warum nennt er mich ‚Fräulein Clara?‘“ dachte das junge Mädchen.

„Sehen Sie," fuhr er mit zitternder Stimme, aber deutlich betonend fort, „ſo was kommt im Leben häufig genug vor. — O um Gottes Barmherzigkeit willen! Clara, ſchauen Sie mich nicht ſo zweifelhaft an," unterbrach er ſich heftig. — „Häufig genug," ſprach er ruhiger, „Untreue bald von der, bald von der Seite. Aber nicht immer nimmt es ein ſo klägliches Ende wie hier. — Hören Sie mich deutlich an, Clara, denn ich ſpreche jetzt von Ihnen und nicht von der Todten; ich habe Ihnen abſonderliche Dinge zu ſagen."

„Das habe ich Ihnen angeſehen," verſetzte erſchrocken das Mädchen.

„Ich kann mir denken, daß Sie es erwartet; aber es iſt beſſer, wenn ich es Ihnen hier ſage. Der Anblick des unglücklichen Geſchöpfes da zwiſchen uns ſtimmt mich wehmüthiger und ruhiger; — ſonſt," ſprach er mit heftigem Tone, „müßte ich das, was ich Ihnen zu ſagen habe, hinaus ſchreien mit lauter Stimme; wenn es in Ihres Vaters Hauſe geſchehe, Clara, — und geſchehen muß es doch einmal — ſo müßte ich Ihren Vater bei der Hand faſſen und ihn vielleicht mit verantwortlich machen, daß Sie mich betrogen."

„Herr Gott im Himmel!" ſchrie entſetzt die Tänzerin.

„Hier aber," fuhr er mit weit aufgeriſſenen Augen fort, während ſeine Hände, die er gegen die Leiche ausſtreckte, heftig erzitterten, „hier vor dieſer da, muß ich mich bezwingen und darf nur flüſtern. Aber Sie werden auch dieſes Flüſtern verſtehen, Clara. — Ja," ſagte er nach einem tiefen Athemzuge, wobei er ſchmerzlich nach ihr hinblickte, „ja, Clara du haſt mich betrogen, entſetzlich betrogen. Weßhalb du es gethan — ich weiß es nicht. War es, weil dein Herz falſch iſt, weil du mich nicht geliebt, war es eine Laune, — Gott weiß es! Mir ſoll es, hoff ich, ewig ein Geheimniß bleiben."

Clara war neben der todten Marie auf die Knie geſunken, blickte einen Augenblick entſetzt in die Höhe und verbarg ihr Geſicht in beide Hände.

„Es ist," fuhr er sanfter fort, „fast die gleiche Geschichte, wie mit dem armen Mädchen da, nur daß sie unschuldig ist. Aber als er das erfuhr, er, der sie gewiß nicht inniger liebte, als ich dich, er, der ihr kein besseres und glänzenderes Schicksal bereiten wollte, als ich dir, — ließ er sie niederstürzen, wirklich niederstürzen, und sie zerschmetterte vor seinen Füßen. — Ich aber," sagte er mit leiser, jedoch schrecklicher Stimme, „ich kann und will das Gleiche nicht thun, ich will dich nicht leiblich zu meinen Füßen niederstürzen sehen, kein Haar soll dir gekrümmt werden, nichts dein schönes Gesicht verunstalten, kein Glied deines prächtigen Körpers beschädigt werden, obgleich du auch an mir hingst, von mir abhingst. — Aber auch ich zerreiße dies Band, auch ich lasse dich, wenn gleich im Geiste, zu meinen Füßen niederstürzen, und wenn ich mich von dir lossage, was hier feierlich vor dieser Todten geschieht," — dabei streckte er beide Hände weit von sich ab, — „so wirst du vielleicht deinen Gott anflehen, er möge dir ein gleiches Schicksal zu Theil werden lassen, wie dieser da."

Clara war unter der furchtbaren Last dieser Vorwürfe und entsetzlichen Reden mit dem Kopf auf die Leiche niedergesunken, und da es ihr unmöglich war, etwas zu antworten, so hatte sie nur flehend die Hände erhoben oder wie schützend über ihr Haupt, als wollte sie dadurch den Fluch abwehren, den er auf dasselbe herabschleuderte. Als sie sich endlich wieder faßte, als sie rief: „Arthur! um Gotteswillen, Arthur!" und aufsprang, da war er verschwunden. Sie blickte zweifelnd in dem Zimmer umher, fuhr mit der Hand über die Augen und wollte sich einreden, sie habe hier bei der todten Marie einen schrecklichen Traum gehabt, und er sei in Wahrheit gar nicht dagewesen. — Oh! wenn dem so wäre!

Aber dem war nicht so. Madame Becker, die heftig erregt herein trat, sagte: „hat sich die Leiche nicht bewegt, als Jener im Zimmer war? Das sollte so sein, wenn Gerechtigkeit wäre, sie hätte drohend die Hand gegen ihn aufheben sollen. O daß ich ihn

Hr. v. Schall.

So machen Sie doch diesem lächerlichen Auftritt ein Ende, und stehen Sie auf.

De Blé.

Lächerlichen Auftritt? Für mich nicht, vielleicht für Sie, mein Herr.

Hr. v. Schall.

Ei, Madame —

De Blé.

Ueberhaupt begreife ich nicht, wer Ihnen das Recht gibt, sich so unberufen zwischen diese Dame und mich einzudrängen?

Hr. v. Schall.

Diese Frage würde mir besser anstehen.

(Für sich.) Aha, der ist wohl auch von dem Commissionär Hagenlocher geschickt? (Laut.) Es thut mir leid, mein Freund, Sie kommen zu spät. Es ist zwischen uns Alles in Richtigkeit.

Fr. v. Schall.

Sie sehen mich bestürzt und unfähig eine Erklärung zu geben.

Hr. v. Schall.

Ja, Madame, ich sehe Sie bestürzt. Und wenn ich auch zu spät komme, mein Herr, so komm' ich doch für Sie viel zu früh. Folgen Sie mir auf mein Zimmer, ich wünsche genauere Explicationen.

De Blé (vertraulich und halblaut).

Lassen Sie es gut sein, mein Lieber, es gibt ja noch mehr Weiber in der Welt. Warum sich auf eine einzige capriciren? Ueberlassen Sie mir diese, wir sind, wie schon gesagt, fast einig.

Hr. v. Schall.

Sie sind ein unverschämter Schwätzer.

Fr. v. Schall.

Aber um Gottes willen, erklären Sie doch —

nicht früher gekannt, daß ich ſeinen Namen nicht gewußt! ich erfuhr ihn erſt vorhin, als er wie toll zur Thüre hinausſtürzen wollte. — Clara, Clara!" wandte ſie ſich an dieſe, „nimm dich in Acht vor der Familie! Einer von ihnen iſt Schuld an dem Tode meiner Marie."

„Und der Andere — wird Schuld an dem meinigen ſein!" ſeufzte das unglückliche Mädchen und legte ihr Geſicht auf die Hand der Todten, als ſuche ſie hier Schutz und Troſt.

Einundſiebenzigſtes Kapitel.

Alles verloren!

In dem Hauſe des Herrn Staiger hatte ſich, ſeitdem Herr Blaſſer das Honorar ſo bedeutend erhöht, allerlei auf's Vortheilhafteſte verändert. Um das einzige Fenſter prangte nun ein Vorhang von buntem Kattun, unter dem Schreibtiſch lag ein altes Rehfell; freilich ſchien daſſelbe in der Mauſe zu ſein, und die einſtmalige blaue Tucheinfaſſung war nicht mehr zu erkennen. Aber es that ſeine Dienſte, indem es die Füße des alten Herrn wärmte. Auch dem Ofen war etwas vom beſſeren Verdienſte zu gute gekommen, man gab ihm reichlicher und härteres Holz, und er, dafür dankbar, verbreitete um ſich her eine angenehme Wärme. Und dabei ſott und praſſelte es in ihm ganz behaglich; es war beinahe Mittagszeit, und Clara, die wegen eines halben Feiertags heute die Tanzſtunde nicht zu beſuchen gebraucht, hatte Kartoffeln zum Mittageſſen eingeſtellt, und war unterdeſſen in das Haus der Madame Becker gegangen, wie wir bereits wiſſen. Die Sorge für Kartoffeln und Suppe war unterdeſſen dem Papa Staiger übertragen worden, der ſich hiezu, als ſeines Adjutanten, des Bübchens

bediente, das er vor den Ofen geſtellt hatte und ihm eingeſchärft, Lärm zu ſchlagen, ſobald Suppe oder Kartoffeln irgend eine außergewöhnliche Bewegung zu machen anfingen. Zuerſt hatte Karl einige Einwendungen gemacht, denn er war an dem heutigen Morgen außerordentlich beſchäftigt; die Familie Staiger hatte nämlich, wie wir bereits wiſſen, einen Zuwachs erhalten und wir brauchen dabei nicht wohl zu bemerken, daß das kleine Mädchen, welches Arthur gebracht, mit herzlicher Liebe aufgenommen worden war. Natürlicher Weiſe hat der Maler die Bedingung dabei geſtellt, daß die Bedürfniſſe des armen Weſens ausſchließlich ihm zur Laſt fallen müßten, und in Folge deſſen hatte ſich der Anzug der Kleinen weſentlich gebeſſert; auch erſchien ſie nicht mehr ſo ſcheu und ängſtlich, denn ihr Herz ſchlug freudiger, ſobald es die Wärme geſpürt, mit der ſie von dieſen guten Menſchen behandelt wurde. Karl hatte ſie unter ſeinen beſonderen Schutz genommen, lehrte ſie all' die ſinnreichen Spiele, die er zu treiben pflegte, wobei ſie ihm bald als Pferd, bald als Armee dienen mußte. Heute war ſie ſogar ſeine Prinzeſſin; er hatte das Fußbänkchen Clara's umgekehrt, das Mädchen hinein geſetzt, die Trümmer eines Pferdes davor geſpannt und kutſchirte ſeine Pflegbefohlene nun in Gedanken durch die halbe Welt. Doch mußte dem Befehl des Vaters Folge geleiſtet werden, weßhalb das Bübchen den Fußſchemel wieder umkehrte, das fremde Kind darauf ſetzte, ihm ein Bilderbuch in die Hand gab, und ſich darauf, als er das Pferd ausgeſpannt, an den Ofen begab.

Das Geſchäft, welches ihm der Vater übertragen, beſorgte übrigens nun der Kleine mit einer ſo übergroßen Pünktlichkeit, daß er dadurch die Arbeit des Vaters weit öfter unterbrach, als nothwendig geweſen wäre. Jeden Augenblick glaubte er, der große Moment ſei gekommen, wo die Suppe Neigung zeige, überzukochen, und dann praſſte er mit einem lauten Aufſchrei zurück, wobei es bereits am heutigen Morgen zweimal vorgekommen war, daß er

über ſein kleines kopfloſes Pferd geſtolpert war, welches er an einem Bindfaden hinter ſich drein ſchleifte. Das gab dann begreiflicher Weiſe eine große Verwirrung und es koſtete den Herrn Staiger mehrere wertvolle Minuten, bis Bübchen, Pferd und Bindfaden wieder aus einander gewickelt waren, bis der alte Herr nach ſeiner Suppe geſehen und darauf der Lauerpoſten wieder aufgeſtellt worden war.

Dem Bübchen war übrigens auch etwas von dem Glanze der Familie zu gute gekommen; er hatte ein neues und warmes Röckchen an, ſeine kleinen Schuhe ware untadelhaft, und Clara hatte aus einem ihrer alten Kattunkleider eigenhändig eine Bettdecke genäht, welche der Stolz der beiden Kinder war.

Es war ſeltſam, aber nicht zu läugnen, daß auf den Herrn Staiger allein ſein größerer Verdienſt eine andere Wirkung ausübte, als man ſich wohl gedacht. Er, der ſonſt Alles hergab, was er einnahm, er, der ſeine Tochter Clara früher zur Verſchwendung angetrieben, wie ſie oftmals lachend ſagte, war geizig geworden, ja recht geizig, und Clara mußte es zu ihrem großen Erſtaunen erleben, daß er anfing, ſeine Kaſſe ſelbſt zu verwalten, indem er ihr nur das nöthige Geld für die Haushaltung abgab und alles Uebrige in ſeinem Schreibtiſch verſchloß. Daß er nicht die Abſicht hatte, von dieſem Gelde etwas für ſich zu verwenden, lag klar am Tage, denn ſogar das abgenutzte Rehfell hatte ihm Clara octroyiren müſſen, und als ſie auf einen neuen Anzug zum Ausgehen für ihn drang, hatte er ſich beſtimmt dagegen erklärt, indem er vorgab, er fühle doch, es ſei ſeiner Geſundheit viel zuträglicher, wenn er während der Winterszeit wenig ausgehe; im Sommer werde man dann ſchon ſehen.

Und Herr Staiger verdiente recht viel Geld: Onkel Tom war ſo gut wie beendigt, aber Herr Blaffer hatte mit ihm neue weitläufige Arbeiten beſprochen und ſein Honorar wunderbarer Weiſe abermals erhöht.

Seit ihn das Bübchen zum letzten Mal gestört, hatte er die Feder nicht wieder aufgenommen, sich vielmehr in seinen Sessel zurückgelehnt und schaute, die Arme über einander geschlagen, an die Zimmerdecke empor. Es mußten keine unangenehmen Gedanken sein, die ihn beschäftigten, denn er machte ein freundliches Gesicht, spitzte behaglich den Mund und zog nur zuweilen, wie in wichtiger Betrachtung, die Augenbrauen hoch empor. — „Das Ganze ist mir immer noch zu schön und traumartig," sprach er zu sich selber, „die Abendröthe, die am Ende meines Lebens leuchtet, kann dem neuen jungen Tage wohl schönes Wetter bringen, aber ebenso leicht Sturm und Regen. Nun auf alle Fälle thu' ich das Meinige; was der Himmel über uns verhängt, das wollen wir jederzeit geduldig und gern hinnehmen; — obgleich," meinte er schmunzelnd, „das Bessere immer angenehmer ist, und ich muß schon gestehen, wenn man seine Kinder liebt wie ich, so kann es einen hoch entzücken, wenn man Aussichten hat, daß es ihnen gut gehen soll. — An meinem Leben würde ich freilich nichts ändern; fleißig arbeiten, so lange es gebt, und nur Sonntags mir ein kleines Vergnügen machen und wohlgekämmt nach meinen Kindern sehen, nach meinem Schwiegersohn, — Herrn Arthur Erichsen. — Gott! wie man in seinem Alter noch so kindisch sein kann!" unterbrach der alte Mann seine Betrachtungen, die er aber doch nicht unterlassen konnte, still denkend fortzusetzen. Ja, der alte eitle Mann sah sich schon im saubern Anzuge, er hatte sogar Handschuhe an und trat in das Haus seiner Tochter, wo man ihn an einem gewissen Sonntag zum Mittagessen erwartete. Clara machte die Honneurs wie eine Prinzessin; mit ihrem stillen, ruhigen und liebevollen Wesen entzückte sie ihren Mann, leitete die Dienstboten und hielt ihre kleinen Kinder in Ordnung, — ja, wir können es nicht läugnen, Herr Staiger hatte sogar die Verwegenheit, an Enkel zu denken. Diese Ideenverbindung leitete sich übrigens wohl aus dem Anblick seines eigenen Bübchens her, welches, um sich die Zeit zu vertreiben, bis

zu dem großen Moment, wo es der Suppe gefällig wäre, überzukochen, allerlei ſonderbare Zahlübungen anſtellte. Clara hatte ihm in den Abendſtunden das Zählen von Eins bis Zehn beigebracht, auch, daß Eins und Eins — Zwei, Zwei und Eins — Drei ſei, und das miſchte er nun Alles auf die abenteuerlichſte Weiſe durch einander.

„Eins und Eins iſt Vier, Fünf, Sechs und Eins iſt Zehn," ſagte er und rief alsdann mit lauter Stimme: „aber jetzt, Papa, kocht ſie über. Geſchwind, geſchwind, ſonſt zankt Clara!"

Damit ſprang er abermals rückwärts, erinnerte ſich aber glücklicher Weiſe des hinter ihm ſtehenden Gaules, weßhalb ſich der Zuſammenſtoß zwiſchen Beiden ſo geſtaltete, daß das Pferd ein paar Schritte rückwärts flog zwiſchen die Füße des Herrn Staiger, der eilig näher kam und nun faſt das Schickſal ſeines Sprößlings erlitten hätte.

„Aber potz Tauſend, Karl!" ſagte der alte Herr, „man muß auch hinter ſich ſehen können. Jetzt wirfſt du mir dein Pferd auf die Füße und ich bin überzeugt, du machſt wieder viel Lärmen um gar nichts."

„Aber es läuft ſchon aus dem Topfe heraus in den Ofen hinein," erwiderte das Bübchen, „und das ſtinkt und Clara wird es riechen, wenn ſie nach Haus kommt, und da werden wir Beide gezankt."

„Ja, da haſt du Recht," verſetzte lachend der Vater, „und es thut weh, wenn Clara Jemand zankt. Nicht wahr, davor fürchteſt du dich mehr, als wenn ich dich zanke."

„Ja wohl," ſagte der Kleine beſtimmt. „Denn wenn Clara zankt, ſo habe ich etwas gethan."

„Und wenn ich zanke?"

„Oh!" erwiderte das Bübchen, indem er die Hände auf dem Rücken zuſammen legte, „das geſchieht ja niemals; du kannſt gar nicht zanken."

„Sieh einer den kleinen Böſewicht!“ ſprach lachend Herr Staiger; und dabei zog er die Suppenſchüſſel etwas nach vorn, damit der Inhalt, von der Gluth des Feuers entfernt, nicht mehr ſo heftig ſprudle. — „So, ſo, du meinſt, ich könnte nicht zanken!“

„Nein, denn du ſagſt ja immer: wartet nur, Clara wird euch recht zanken.“

„Nun, da werde ich es nächſtens ſelbſt lernen müſſen,“ meinte gutmüthig der alte Mann. „Denn wenn Clara einmal fort geht, —“

„Ah! ſie geht ja immer fort.“

„Ganz richtig, Karl,“ ſagte der Vater; „aber nächſtens geht ſie ganz fort und kommt gar nicht wieder.“

„Wie, Papa?“ fragte erſchrocken das Kind. „Clara käme nächſtens einmal nicht wieder? — Aber doch zum Eſſen?“

„Nein, mein Sohn.“

„Aber doch zum Schlafen?“

„Auch das nicht.“

Dies gab dem Bübchen zu denken; er ſchaute vor ſich auf den Boden nieder, doch mußten ſeine Gedanken ſehr unerfreulicher Art ſein, und ohne weiter viel Worte zu verlieren und nachdem es ein paar Mal wehmüthig um ſeinen Mund gezuckt, brach er plötzlich in ein ſo lautes und anhaltendes Weinen aus, daß Herr Staiger alle Mühe hatte, ihn zu tröſten, und ihm zuletzt gutmüthig, wie er war, verſprechen mußte, daß wenn er recht brav ſei, Clara da bleiben würde; im andern Falle aber ſtehe er für gar nichts.

Es war ein Glück, daß in dieſem Augenblicke die kleine Schweſter, aus der Schule kommend, hereintrat, um den Vater im Geſchäft des Tröſtens abzulöſen; denn Herr Staiger hatte eigentlich gar kein Talent darin und er pflegte in ſolchen Augenblicken gern allerlei zu verſprechen, was ihm ſpäter, bei dem guten Gedächtniß des Bübchens für dergleichen Dinge, viel zu ſchaffen machte.

Die kleine Marie war recht gut und ſauber angezogen, ihre langen Zöpfe untadelhaft geflochten, und für Tafel und Bücher hatte ſie von

Clara eine Taſche erhalten, in welcher dieſe früher Schuhe und Weiß-zeug mit in die Tanzſchule zu nehmen pflegte. Dieſer neue und beſſere Anzug hatte recht erhebend auf das Gemüth des kleinen Mädchens eingewirkt, ſie trug ihr Köpfchen ſo hoch als möglich, ſprach gern altklug und nahm ſich mit einer gewiſſen Oſtentation der Haushaltungsgeſchäfte an. So auch heute ſah ſie bei ihrem Eintritte, nachdem ſie ihren Bücherſack abgelegt, ſogleich nach, ob im Zimmer nicht etwas zu finden ſei, was nicht in Ordnung wäre. Da nun das fremde Mädchen ſtatt zu leſen, was ſie auch nicht gekonnt, aufmerkſam bald Herrn Staiger, bald den Ofen betrachtete und dazu an dem Bilderbuche kaute, ſo verwies ihr das Marie, nahm ihr die Lectüre, wiſchte ihr die Naſe und brachte ihr eine Puppe, mit welchem Tauſch übrigens das Kind ſehr zufrieden zu ſein ſchien. Darauf ging ſie nach dem Ofen, betrachtete die Kocherei, wobei die Verſuche des Herrn Staiger in dieſer Richtung von ihr ziemlich geringſchätzend angeſehen wurden.

„Du hätteſt die Suppe nicht vom Kochen wegziehen ſollen, Papa,“ ſagte ſie, „ſondern lieber mit dem großen Löffel den Schaum herunter nehmen, wie es Clara macht.“

„Nun wenn du es beſſer weißt, kleiner Hofmeiſter, ſo thu' alſo,“ bemerkte geduldig Herr Staiger, ohne von ſeiner Arbeit, die er wieder begonnen, aufzuſehen.

Um das Geſicht des Bübchens wetterleuchtete immer noch unverkennbar etwas Wehmüthiges, das ſich ſteigerte, ſobald die kleine Schweſter an den Ofen trat, denn er liebte es in dergleichen Fällen, gefragt zu werden, warum er weine. Dies geſchah denn auch bald und Marie ſagte: „du haſt wieder einmal geheult.“

„Das habe ich auch,“ entgegnete er.

„Und warum denn?“

„Weil Papa geſagt hat, die Clara gehe fort und komme nicht mehr nach Haus zum Eſſen und auch nicht zum Schlafen.“

„Und deßhalb weinſt du ſo arg?“ fragte das Mädchen mit ſehr

ernstem Tone. „Wenn Clara wirklich fort geht, so ist es gut für sie und für uns Alle. Und darüber sollen wir nicht weinen.“

„Aber dann habe ich ja Niemand mehr!“ heulte das Bübchen.

Worauf Marie mit sehr wichtigem Tone entgegnete: „so bin ich immer noch da, und auch ich kann bald kochen und dich zu Bett legen.“

Von dem Bübchen aber wurde dieses Versprechen durchaus nicht als Trost aufgenommen, vielmehr schluchzte er stärker und sagte mit sehr kläglichem Tone: „aber die Clara soll nicht fort, — und dann hätten wir Niemand mehr, — denn du bist gar nichts.“

Herr Staiger sah sich abermals veranlaßt, mit Tröstungen und Versprechungen den Wortwechsel, der sich zwischen den beiden Geschwistern zu entspinnen schien, zu Ende zu bringen, und wollte dabei versuchen, dem Bübchen begreiflich zu machen, wie man auf dieser Welt nicht immer beisammen bleiben könne, wie er vielleicht nächstens nach dem Himmel abgehe, das Bübchen selbst in die Schule und Clara auch irgendwo hin, wo sie es gut hätte. Doch war er mit seiner Rede noch nicht weit gekommen, als sich die Thüre öffnete und Clara eintrat. Der alte Mann, zufrieden, nun nicht weiter sprechen zu müssen, sagte: „es ist wie immer ein wahrer Segen, daß du kommst; jetzt kannst du dich selbst mit ihnen abgeben.“ Er wandte sich dann eilig seiner Schreiberei wieder zu und bemerkte deßhalb nicht sogleich das verstörte, bleiche Gesicht seiner ältern Tochter.

Clara ging schwankend wie im Schlafe; sie hatte die Augen auf den Boden geheftet, und erst, als sie in das Zimmer getreten war, erhob sie sie wieder, blickte die alten bekannten Gegenstände ringsum an, dann zuckte ein trübes Lächeln um ihren blassen Mund, sie schaute alsdann lange gen Himmel, und da sie zu gleicher Zeit die Hände faltete, so konnte sie ihren Thränen nicht verwehren, langsam über ihre Wangen hinab zu rollen.

„Clara, meine gute Clara!“ rief das Bübchen, wobei es auf

ſie zuſprang und ihre Kniee umfaßte; ich habe auch ſoeben geweint und um dich arg, arg geweint, — ſo arg. Aber ich bin nicht unartig geweſen, gewiß nicht."

Clara zuckte zuſammen, als ſei ſie aus einem tiefen Traume erwacht, und beugte ſich auf das Kind nieder, hob ſein liebes, unſchuldvolles Geſichtchen zu ſich empor und küßte es heftig und wiederholt.

„Ja, er hat geweint," ſagte der alte Mann, wobei er aber fortfuhr zu ſchreiben; „doch war ſein Kummer wie gewöhnlich nicht weit her; auch vermagſt du ihn gleich zu lindern, meine gute Clara, wie du denn überhaupt nicht blos die Segenbringende der Familie, ſondern auch unſer Aller Tröſterin — ein koſtbarer Schatz biſt, den wir gewiß Alle ungern verlieren werden. Aber wie Gott will."

„Amen!" entgegnete die Tänzerin in einem Tone des tiefſten Wehes, und darauf blickte ſie abermals gen Himmel.

— „Und ich koche, liebe Schweſter Clara," ſprach das kleine Mädchen wichtig thuend, „Papa hat die Suppe verſchleimen laſſen und der kleine Bub' hat gar nichts geſagt."

„O ja, ich habe geſchrieen," erwiderte dieſer trotzig.

„Das kann ich bezeugen," meinte Herr Staiger lächelnd. „Er hat geſchrieen und iſt dabei in vollem Eifer über ſein Pferd gepurzelt.

Aber warum bleibſt du an der Thüre ſtehen, liebe Clara, und legſt deinen Hut nicht ab?"

„Ja, — ja, — ſo!" verſetzte die Tänzerin tief athmend.

„Du biſt bekümmert, mein Kind," ſagte der Vater, der ſeine Brille feſter an die Augen drückte und nun ſeine Tochter erſt recht betrachtete. „Du ſiehſt blaß aus und haſt geweint. — Nun ja, ich begreife das; du kommſt von einer armen, geſtorbenen Freundin, und der Anblick hat dein gutes Herz ſo aufgeregt. Nun was macht denn die Madame? — die Frau Tante. — Gott verzeihe mir, aber das iſt ein ſchlimmes Weib. Die arme Marie, da die Sache nun einmal geſchehen, iſt wahrhaftig beſſer daran, als hier auf der Welt.

Aber beruhige dich, mein Kind. Komm', ſetz' dich zu mir her. So alterirt warſt du ja nie. Haſt du vielleicht bis jetzt noch keinen Todten geſehen? — Doch! doch! was red' ich für Unſinn! Und denke nicht mehr an unſere eigene arme, kleine Leiche. Siehſt du, ſo leicht iſt man vergeſſen."

„Ja, man iſt leicht vergeſſen," erwiderte Clara mit leiſer Stimme. Und als ſie ſich dem Tiſche näherte, an dem ihr Vater ſaß, legte ſie Hut und Tuch ab, welches ihr die kleine Schweſter dienſtfertig abnahm und wobei das Bübchen nicht unterlaſſen konnte, einen Zipfel des Tuches mit der einen Hand anzufaſſen und tragen zu helfen, während er mit der andern ſein hölzernes Pferd hinter ſich drein ſchleifte.

Clara ſtellte ſich hinter ihren Vater, legte ihre beiden Arme auf ſeine Schultern und ihr Geſicht auf ſeinen Kopf — eine Stellung, die ſie häufig und gern annahm, wenn er mit ihr ſprach und dazu Bewegungen mit den Händen machte, was er gern zu thun pflegte. Heute aber nahm ſie ihren Platz abſichtlich ſo, denn ſie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, die jetzt, wo die allgemeine Liebe ihrer Familie ihr Herz erweichte und erwärmte, unaufhaltſam floßen.

„Was ſagte ich doch eben?" fuhr Herr Staiger fort, indem er mit ſeinem Papiermeſſer hin und her fuhr. — „Richtig! ich meinte, es ſei am Ende für die arme Marie ein Glück, ſo unſchuldig in den Himmel zu kommen. Gott verzeihe es ihrer Tante, aber durch deren ſchauerliches Leben hat doch der Ruf der armen Marie einen kleinen Schaden erlitten. Ach! die Menſchen ſind ſo ſchlecht und bösartig; glaube mir, Clara, ein Wort, eine Anſpielung, ein ſeltſamer Blick, von Einem mit Beziehung geſagt oder gethan, wird von den Andern begierig aufgegriffen und vergrößert weiter erzählt. Und das unſchuldigſte Gemüth, einmal vom Gifte der Verläumdung angeſpritzt, erhält gewöhnlich Verwundungen, die ein ganzes langes Leben hindurch nicht mehr heilbar ſind."

„O gewiß, o gewiß, — gewiß," ſagte Clara.

De Blé.

Ruhig, mein Kind, ich bin Ihr natürlicher Beſchützer. (Zum Herrn v. Schall.) Es thut mir leid, mein Herr, aber Sie kommen wirklich zu ſpät, ich habe ältere Rechte.

Hr. v. Schall.

Er hat ältere Rechte, Madame? Spricht der Unverſchämte die Wahrheit? Bei Gott, ich hoffe es nicht!

Fr. v. Schall.

Glauben Sie mir nur, ich verſtehe von der ganzen Geſchichte ſo wenig, wie Sie. Sehen Sie mein Erſchrecken.

De Blé.

Oh, gnädige Frau, ſein Sie ruhig, wir wollen ſchon mit dem Herrn fertig werden.

Hr. v. Schall.

Ja, wir wollen fertig werden. Ich hoffe, mich dieſes unverſchämten Eindringlings für ewige Zeiten zu entledigen.

De Blé.

Eindringling? Obendrein unverſchämter Eindringling? Ich bin hier vollkommen in meinem Recht. Voilà! Papiere, die mich genügend legitimiren. Leſen Sie dieſen Brief. Verzeihen Sie, Madame, aber er muß dieſen Brief leſen.

Hr. v. Schall.

Madame, verdanken Sie es meinem Zartgefühl, daß ich in Gegenwart dieſes Menſchen die geſchriebenen Zeugen Ihrer Schuld nicht eröffne. Folgen Sie mir, mein Herr.

Fr. v. Schall.

Die Zeugen meiner Schuld? Aber um Gottes willen, die Sache wird immer unklarer.

De Blé.

Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau. Ich glaube, verehrteſter Herr,

„Deßhalb auch haſſe ich alle Verläumder, ärger als den Teufel, ärger als die Sünde. Und aus der Verläumdung entſteht oftmals die letztere, und eine reine Seele, die von ſchändlichen Klatſchereien mit ſcheußlichem Gift und Geifer beſpritzt wurde, fiel ſchon oftmals eben dadurch der Sünde anheim. Der Glaube an ihre Reinheit war verloren, die Liebe zu den Nebenmenſchen erſchüttert und die Stützen gebrochen, welche ſie aufrecht erhielten, und da ſank ſo ein unglückliches Geſchöpf immer tiefer und tiefer. — Fluch über ſolche, die mit dem guten Namen ihres Nebenmenſchen ſpielen und ſo oft ein ganzes Lebensglück zerſtören!“

„Ja, ja, ein Lebensglück zerſtören,“ hauchte Clara.

„Aber warum weinſt du ſo heftig, liebe Clara?“ ſprach der alte Mann, indem er ſich halb umwandte. „Ich fühle deine heißen Thränen auf meinen Kopf fallen, dich haben doch meine Worte nicht betrübt? — Wie wäre das möglich? Dein Lebensglück fängt erſt an aufzublühen; gewiß, mein Kind, du ſtehſt rein da, dein Ruf iſt unbefleckt. Wer ſollte ſich an ihn wagen?“

„Vater! Vater!“ entgegnete die Tänzerin mit leiſer Stimme, „und ſie haben das doch gethan.“

„Was? — Gott im Himmel!“ erwiderte erſchrocken der alte Mann. „Dir hätte man Uebles nachgeſagt, — dir, Clara? — O nein, das iſt unmöglich!“

„Es iſt ſo, Vater; ich komme ſoeben von der Marie, ich habe zum letzten Mal ihr Haar gemacht und den Kranz darin befeſtigt, den ſie nie mehr ablegen wird. — O Gott! o Gott!“ rief ſie in lautes Weinen ausbrechend; „warum bin ich nicht an ihrer Stelle, warum hat ſie mir nicht dieſen Liebesdienſt erzeigt?“

„Stille! ſtille!“ ſagte Herr Staiger; „ſtille, Clara! Die kleinen Kinder dort geben Achtung und wiſſen nicht, was das bedeuten ſoll.“ Er faßte ihre beiden Hände und zog ſeine Tochter ſanft hinter ſeinem Stuhle vor, damit er ihr in's Auge ſehen konnte. „Du haſt gelitten, arme Clara,“ ſprach er nach einer Pauſe kopfſchüttelnd, „ſehr, ſehr

gelitten. Das iſt nicht mehr dein gutes; unbefangenes Geſicht; ſage deinem Vater, was es gegeben hat, ich kann dir rathen und vielleicht auch helfen."

„Helfen gewiß nicht," erwiderte ſie mit traurigem Lächeln; „es iſt Alles, Alles aus. O Vater! es war aber auch zu ſchön; es konnte nicht ſo kommen, wie ich es mir in entzückenden Träumen ausgedacht."

Herr Staiger nickte mit dem Kopfe, als wollte er ſagen: ich verſtehe. Dann fragte er: „du haſt Arthur geſehen?"

„Ja, Vater."

„Doch nicht bei jener Frau Becker?"

„Doch, Vater, er war da, und die Frau ſagte, er ſei ein Bekannter von ihr."

„Hm! hm! Das will mir nicht beſonders gefallen. — Und dann?"

Clara ſchlug in Erinnerung des Schrecklichen, was ſie gehört und das ſie nun wiederholen ſollte, ihre Hände vor das Geſicht und brachte alsdann mühſam nach einer kleinen Weile hervor: „Arthur ſagte mir, zwiſchen uns ſei Alles zu Ende, er laſſe mich fallen, tief, tief hinab fallen. Ach! und er hat Recht: bei ſeinen Worten ſtürzte ich ſo tief darnieder, daß Alles um mich her ſchwarz und traurig iſt, — ſo tief hinab, daß ich nicht einmal mehr weiß, ob es noch einen Himmel gibt."

„Kind! Kind!" erwiderte der alte Mann, „das ſind ja ſchreckliche Reden! — Aber was ſagte er dir eigentlich?"

„Er ſprach viele, viele Worte, aber ich hörte nur immer und immer fort, daß es mit uns Beiden aus ſei, und ſah, wie er die Hände gegen mich ausſtreckte, als wollte er mich weit von ſich ſtoßen. — Ah!" ſeufzte ſie und ein Schauder durchflog ihren Körper.

Das Bübchen hatte ſich unterdeſſen näher geſchlichen, hatte Clara's Kniee umfaßt und ſchon einige Zeit, ohne daß es Jemand bemerkt, ebenfalls heftig geweint. Jetzt ſchluchzte es aber ſo laut, daß der alte Mann aufmerkſam werden mußte und das Kind ſanft von ſeiner

Schweſter wegzog. „Du mußt nicht ſo weinen, Karl,“ ſagte er, „was haſt du denn?“

„Die Clara weint ja auch,“ entgegnete das Bübchen, „und es iſt doch wahr, was du vorhin geſagt; ſie weint, weil ſie fortgehen ſoll. Nicht wahr, Clara, du willſt fortgehen?“

„Nein, mein Kind!“ rief das Mädchen, wobei ſie ihre Arme um den Hals des kleinen Bruders ſchlang; „ich gehe nicht fort, gewiß nicht, ich bleibe bei euch; will auch nicht mehr weinen, denn ich kann vielleicht doch wieder froh werden. Ihr liebt mich ja Alle, unveränderlich und treu, und wißt es, daß ich eure gute, gute Clara bin.“

Während dem war an die Thüre geklopft worden, ohne daß es die Gruppe am Tiſche des Vaters gehört hatte. Nur das kleine Mädchen, die in großer Wichtigkeit mit ihrem Kochlöffel am Suppentopfe ſtand, hatte es vernommen und keck „herein!“ gerufen.

Die Thüre öffnete ſich und Mademoiſelle Thereſe trat in das Zimmer. Sie war wie immer ſehr elegant gekleidet; doch lag in der Art, wie ſie heute ihren langen Shawl um ſich herum gezogen hatte, ja man hätte ſogar glauben können, in der Weiſe, wie ſie ihren Hut aufgeſetzt, noch etwas Herausfordernderes als gewöhnlich. Sie trug ihren Kopf ſo hoch als möglich, blieb aber überraſcht auf der Schwelle ſtehen, als ſie Clara und ihren Bruder weinen und den alten Herrn ſehr ernſt vor ſich niederblicken ſah.

Sobald Clara die Eingetretene bemerkte, verſuchte ſie ihre Augen zu trocknen, ja ſie lächelte, als ſie der ſchönen Tänzerin entgegen trat und als ſie ſagte, ſie freue ſich über ihren Beſuch.

Thereſe machte dem Herrn Staiger eine freundliche Verbeugung, nickte den Kindern zu und zog dann, ohne weitere Umſtände zu machen, Clara mit ſich in die Fenſterniſche, wo ſie zu ihr mit gedämpfter Stimme ſprach: „du weißt, mein Kind, ich bekümmere mich ſonſt nur um anderer Leute Sachen, wenn man mich dazu auffordert. Diesmal aber gebe ich von dieſer Regel ab und du wirſt mir eine Frage erlauben. — Du warſt vorhin bei der Becker?“

„Ja," ſagte Clara.

„Da ſahſt du Herrn Arthur Erichſen? — Er hat dich ſchlecht behandelt, wie die Becker ſagte, denn er ſtürzte wie ein Wahnſinniger fort und du bliebſt in Thränen zurück. Ja, in Thränen," ſprach ſie heftiger, als Clara das verläugnen zu wollen ſchien; „ſie fließen noch, geſtehe es mir, er hat dich ſchlecht behandelt. — Herr Gott im Himmel! ſoll denn dieſen Leuten Alles ungeſtraft hingehen?" Damit ſchlug ſie ihre feinen Handſchuhe heftig zuſammen. „Armes Mädchen! Was kann man von dir Uebles denken? — Du, die Beſte von uns Allen. — Nun," fuhr ſie ſonderbar lachend fort, „das wäre gerade nicht zu viel geſagt, aber du, ſo gut und brav, daß ſich ſämmtliche Mädchen der Reſidenz ein Muſter daran nehmen könnten! — Sage mir um's Himmels willen, Kind, was iſt denn vorgefallen? Gib mir Erlaubniß und ich ſetze ihm ſeinen Kopf zurecht. Ich will mit ihm reden."

„O nein, nein! um Gotteswillen nicht!" bat Clara. „Was es gab, das kann für jetzt nur in meinem Herzen verſchloſſen bleiben; ſpäter will ich es dir vielleicht ſagen."

„Später, wenn wohl Alles verloren iſt," entgegnete Thereſe wegwerfend. „Clara, du biſt zu gut und zu eigenſinnig; es wäre mir eine Freude geweſen, einmal mit den Herren anzubinden, — denn," fuhr ſie mit entſchloſſenem Tone fort, „mit einem Andern aus der Familie habe ich ein ſehr ernſtes Wort zu reden."

„Ich bitte dich, liebe Thereſe," verſetzte Clara, „laß das gut ſein. Glaube mir, ich danke dir für deine Theilnahme. Aber — über das, was er mit mir ſprach, läßt ſich kein Wort weiter verlieren."

Die Andere zuckte heftig mit den Achſeln, warf den Kopf empor und ſagte: „Du haſt meinen guten Willen geſehen, und ich nehme dir auch gar nicht übel, daß du mich abweiſeſt. Das magſt du daraus entnehmen, wenn ich dich verſichere, daß ich zu jeder Zeit bereit ſein werde, für dich einzutreten, — denn," ſetzte ſie mit ſanfter, faſt weicher Stimme hinzu, „ich habe dich ſehr lieb, meine gute Clara.

Wenn ich dich ſo anſehe, ſo denke ich mir immer: ſo hätte ich auch werden mögen. — Bah! 's hat anders kommen ſollen, und ich halte mich noch immer viel zu gut für dieſe miſerable Welt."

Damit legte ſie ihre beiden Hände auf Clara's Haar, drückte einen langen Kuß auf deren kalte Stirne und war gleich darauf ebenſo plötzlich verſchwunden, als ſie gekommen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Marie hatte unterdeſſen den Tiſch gedeckt, den Bruder und das fremde Kind daran geſetzt, Beiden einen weißen Lappen umgebunden, damit ſie ſich beim Eſſen nicht ſchmutzig machen möchten, und ſagte nun mit ſehr wichtigem Tone: „jetzt iſt die Suppe fertig! Auch braucht Niemand mehr Salz dazu zu thun, denn ich habe zwei große Löffel voll hinein geworfen."

F. W. Hackländer's Werke.

XX. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Zwanzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

es wäre passender, wenn Sie sich allein hinweg begäben. Ich werde Ihnen folgen, sobald es meine Geschäfte hier erlauben.

Hr. v. Schall.

Nun, das ist mir zu arg. Sie sind ein —

De Blé (sehr ruhig).

Was? — Man lese meinen Brief.

Fr. v. Schall (nimmt den Brief und gibt ihn ihrem Gemahl).

Nehmen Sie diesen Brief. Sie sehen mich bestürzt, vollkommen unvermögend, Ihnen eine Erklärung zu geben.

Hr. v. Schall.

Was werde ich lesen?

De Blé.

Vederemo!

Hr. v. Schall (liest die Adresse).

„An Fräulein Jettchen Vierfuß." — Ja, was soll denn das heißen?

De Blé (ruhig und groß).

Lesen wir weiter.

Hr. v. Schall (liest).

„Höchlich geschätztes Fräulein!

Sie sehen durch Gegenwärtiges, daß ich mich bemüht habe, Ihren Aufträgen mit Eifer nachzukommen. Der Ueberbringer ist Monsieur de Blé, und ich habe mich durch Einsicht seiner Papiere überzeugt, daß derselbe nächstens eine Erbschaft antritt, die ihm ein jährliches Einkommen von 400 fl. abwirft. So viel ich die Ehre habe, Sie, mein geschätztes Fräulein, zu kennen, glaube ich, der Mann wäre passend für Sie. Er könnte über die ersten Jugendthorheiten hinaus sein, viel Verstand scheint er ebenfalls nicht zu besitzen, sowie auch sein Aeußeres nicht dazu gemacht ist, dem Hang zur Eifersucht, den Sie eingestehen, häufige Nahrung zu geben.

Mich damit ꝛc.

Commissionär Hagenlocher."

Schnellpressendruck der J. B. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Europäisches Sklavenleben.

Fünfter Band.

Zweiundſiebenzigſtes Kapitel.

Mademoiſelle Thereſe.

Sobald es im Hauſe des Commerzienraths Erichſen auf der großen Schwarzwälder Uhr Zwei ſchlug, erſchien der alte Bediente mit dem Kaffee, und war der Mann darin ſo pünktlich, daß ihn Arthur einmal antraf, Kaffeebrett und Taſſe in der Hand, mit den Augen geduldig dem Lauf des Zeigers folgend, der noch circa eine halbe Minute bis zu der angegebenen Stunde zu laufen hatte. — Es hatte alſo heute zwei Uhr geſchlagen, zu gleicher Zeit war auch Bedienter und Kaffee erſchienen, doch war es bereits halb Drei und Niemand von der Familie, ſelbſt nicht einmal der Commerzienrath, der ſonſt dieſem Augenblicke ſehnſüchtig entgegen ſah, hatte daran gedacht, das Aufgeſtellte zu berühren.

Die Commerzienräthin ſaß in ihrer Sophaecke wie gewöhnlich, aber noch aufrechter und unbeweglicher als ſonſt. Mit den grauen und harten Zügen ihres Geſichts, aus denen die lange, ſpitze Naſe drohender als je hervortrat, mit ihrem einfachen Kleide von einer Farbe, die ebenfalls in's Gräuliche ſpielte, hatte ſie ſehr viel Aehnlichkeit mit einer Verſteinerung. Ja ſogar ihre Augen hafteten feſt auf einem Fleck in der andern Ecke des Zimmers, und ihre knöcherne

Hand, die auf dem Tische lag, obgleich offenbar bereit zum Trommeln, hielt sich doch noch ruhig und hatte nur die Finger weit ausgespreizt. Marianne saß neben ihr in der anderen Ecke; die Arme über die Lehne gelegt und die Hände gefaltet, den Kopf tief gesenkt, schien sie in ernste Betrachtungen versunken und sich gar nicht um die Anwesenden zu bekümmern.

In einem Fauteuil am Fenster lag der Commerzienrath, aber sein Aeußeres zeigte nicht wie sonst um diese Stunde Ruhe und Behaglichkeit. Sein Gesicht war etwas aufgedunsen und mehr als gewöhnlich gerötet, seine Unterlippe hing schlaff herab, und zu gleicher Zeit hatte er die Augenbrauen hoch empor gezogen, was seinem gutmüthigen Gesichte einen ganz eigenthümlichen Ausdruck gab. Hinter ihm stand der Doktor, die Arme fest verschlungen und blickte so finster, als es sein offenes und freundliches Gesicht nur erlaubte, auf seinen Schwager Alfons, der, beide Hände an den Rücken gelegt, in dem weiten Zimmer auf und ab spazierte, und sich dabei offenbar in weit behaglicherer Gemüthsstimmung befand als alle Uebrigen. Er sprach, während er so einher schritt, wobei er die Augen auf den Boden heftete, und sie nur erhob, so oft er sich umwandte, um alsdann Eines der Anwesenden eine Sekunde lang anzuschauen.

„Eine Scheidung," sagte er, „hat immer etwas Unangenehmes für die Familie, worin dergleichen vorkommt. Und ich würde schon aus dem Grunde Alles anwenden, um die Geschichte zu verhindern. — Ich weiß wohl," wandte er sich an Eduard, „daß bei Madame bis jetzt alle Mühe vergeblich war; aber man muß ihr begreiflich machen und deutlich sagen, daß bei einer Scheidung vor den Augen der Welt immer einiger Makel auf beiden Theilen haften bleibt."

„Deine Reden wären recht schön," erwiderte der Doktor, „wenn du es nur einmal lassen könntest, sie mit den ewigen Gehässigkeiten zu untermischen; daß die Scheidung für mich und meine armen

Kinder allerdings ein Unglück iſt, weiß ich wohl, aber was dadurch für ein Mackel auf meinen Namen fallen ſoll, begreife ich nicht."

„Aber ich begreife es," ſprach ſtreng die Commerzienräthin, und ihre Finger zuckten leiſe; „von dem Mann wird man ſagen: er war ein unordentlicher Mann, vielleicht ein unſolider Mann, und über die ganze Familie zuckt man die Achſeln und ſpricht: es iſt doch nichts Rechtes dahinter."

„O Mama," entgegnete der Doktor, „Sie ſehen zu finſter; in der Welt kommt ſo Manches vor, wovon man heute vielleicht ſpricht und morgen nicht mehr daran denkt."

Die Räthin huſtete leiſe, dann verſetzte ſie: „das iſt darnach, wem ſo etwas paſſirt. Bei einer Familie, die Schimpf und Schande gewohnt iſt, da thut freilich ein Bischen mehr auch nicht viel. Aber bei einer Familie wie die unſrige," — dabei erhob ſie ihre Stimme und ihre Hand bewegte ſich, — „einer Familie, die in ihrem Thun und Laſſen klar wie der Tag daſtand, die noch nie Gelegenheit gab, gehäſſig über ſich ſprechen zu machen, da ſchimpfirt ſo etwas, wie wenn man die Augen verliert oder die Naſe aus dem Geſicht."

„Nun, eine kleine Schmarre haben wir ſchon auf die Backen bekommen," ſagte hämiſch Herr Alfons.

Die Räthin wandte mit einer ſteifen Bewegung den Kopf nach ihm herum; ihre ſcharfen, grauen Augen ſchienen ihn durchbohren zu wollen und die erhobene Naſe drückte deutlich aus: ſprich weiter!

Das that denn auch der Schwiegerſohn und bemerkte: „nun, ich dachte nur an den Scandal bei der Probe lebender Bilder. Das war nur eine kleine Ouverture, der vielleicht noch Manches nachfolgt."

„O ja," meinte der Doktor, „der vielleicht noch Manches nachfolgt."

Marianne erhob ihren Kopf und wechſelte einen Blick mit ihrem

Bruder. Darauf seufzte das arme Weib tief auf und versank wieder in ihre Betrachtungen.

„Und du kannst dich wahrhaftig nicht arrangiren, Eduard?“ fragte der Commerzienrath mit verdrießlichem Ton und matter Stimme. „Ich versichere dich, das Fragen und Schwätzen über diese leidige Angelegenheit ist nicht zu ertragen. Sogar auf der Börse muß ich davon hören.“

„Sogar auf der Börse!“ wiederholte würdevoll die Räthin. „Das kann dem Credit des Hauses schaden. „Sie trommelte leicht auf dem Tische, aber nun wenige Takte; dann saß sie wieder so steif und unbeweglich da wie vorhin.

Alfons spazierte einige Male im Zimmer auf und ab, wobei ihn übrigens nichts besonders Unangenehmes zu beschäftigen schien, seine Mundwinkel zuckten und seine Hände rieben sich behaglich an einander. — „Was nun die andere Sache anbelangt,“ meinte er nach einer Pause, „so befahlen Mama, sie ebenfalls zur Sprache zu bringen.“

Die Räthin nickte mit dem Kopfe, und der Doktor schaute so plötzlich und fragend auf Alfons, daß dieser genöthigt war, ihm zu sagen: „es betrifft Arthur's höchst kuriose Geschichte. Er macht ja kein Geheimniß mehr daraus, und wie ich aus deinen Reden zu entnehmen glaubte, ist es ihm sogar nicht unangenehm, wenn man darüber verhandelt.“

„Ihn soll der Teufel holen!“ seufzte der Commerzienrath mit ziemlich erzwungenem Zorn, wofür ihm aber ein strenger Blick seiner Gemahlin zu Theil wurde. — „Es ist aber auch nicht zu sagen,“ fuhr der geplagte Banquier fort, „was man nicht Alles erleben muß. Ich hab' das satt und will meinem Herrn Sohn zeigen, wo er her ist. Alle Wetter! das ginge mir ab. Eine — eine — Tänzerin! — Wie heißt die Person doch?“

Die Räthin wandte ihm majestätisch das Gesicht zu und sprach: „ich hoffe, du bist weit genug gegangen in deinen Reden; du wärest

freilich im Stande, ſogar den Namen jener Mademoiſelle vor uns zu nennen. Pfui!"

„Daß Einem die Galle überläuft iſt kein Wunder," fuhr der alte Herr Erichſen fort; „kommt nicht einmal mehr zu Tiſch, der ſaubere Herr! Alſo da keine Ruhe, weil man ſich ärgern muß, und nachher wieder keine," dabei ſchielte er mit ſchmerzlichem Geſichtsausdrucke nach dem unberührten Kaffee. „Ja, es iſt eine Schande," ſetzte er nach einer Pauſe bei, als Niemand ſprach, „für einen jungen Menſchen von Talent, der was Rechtes gelernt."

„Da liegt eben der Fehler," entgegnete etwas lebhafter die Commerzienräthin: „hätteſt du ihn was Rechtes lernen laſſen, ſo hätte er kein Künſtler zu werden gebraucht, und wäre vielleicht mit — dergleichen Volk nie in Berührung gekommen."

„Aber was will er denn eigentlich?" fragte Marianne, die ſich für ihren Bruder lebhaft intereſſirte.

„Nun, er will ſie hei —" erwiderte der Commerzienrath; doch ließ ihn ein wahrhaft furchtbarer Blick ſeiner Gemahlin dies Wort nicht beendigen. Sie huſtete heftig und bedeutſam und ſagte:

„Dergleichen ſoll vor meinen Ohren nicht genannt werden. So etwas will ich nicht hören; wenn man über dieſe — Geſchichte ſprechen will, ſo ſoll man ſich paſſender Ausdrücke bedienen."

„Aber, Mama, Sie ſind in der That komiſch," bemerkte Alfons. „Er denkt ſehr ſtark an eine Heirath, wie ich gehört."

„Ich bin nie komiſch, Herr Schwiegerſohn," entgegnete die Räthin, „am allerwenigſten in einem Falle wie der vorliegende. Und von einem Zuſammenlaufen meines Sohnes mit jener Perſon kann durchaus keine Rede ſein."

„Sie ſcheinen Arthur nicht zu kennen, denn was er ſich einmal vorgeſetzt, das thut er," meinte Alfons.

„Was in dem Falle Herr Arthur zu thun geſonnen iſt, kann mir gleichgültig ſein; von meinem Sohne iſt alsdann nicht mehr die Rede." Dies ſprach die Räthin und machte dazu eine ent-

schiedene horizontale Bewegung mit der Hand, worauf sie ihre Finger wieder auf den Tisch niederfallen ließ und einen wahren Siegesmarsch trommelte, als wollte sie damit anzeigen, daß die Regeln des Anstandes über jedes andere Gefühl den Sieg davon getragen.

Der Commerzienrath wagte es, leicht mit dem Kopfe zu schütteln, ja sogar einen mißbilligenden Blick seiner Ehehälfte zuzusenden.

Doch bemerkte diese es nicht, denn sie schaute gerade vor sich hin und sagte unter einzelnen bedeutsamen Schlägen auf den Tisch: „die Scheidung, von der wir vorhin sprachen, wird, ich sehe das wohl ein, nicht wohl zu hindern sein. Mein Herr Schwiegersohn hat Recht, wenn er meint, es könne das einen Makel auf die Familie werfen, und daher kommt mir eben die andere Geschichte, ich möchte fast sagen, erwünscht. Man muß der Welt zeigen, welche — Opfer man bringt, um den Namen des Hauses fleckenlos zu erhalten; man muß ihr zeigen, daß man ungerathene Glieder der Familie wegwirft; man muß der Welt deutlich zu verstehen geben: ich habe so gewollt und gethan. Dann werden die Menschen vielleicht so gerecht sein, und — jene Scheidung betreffend, sagen: eine Frau, die den einen ihrer ungerathenen Söhne verstieß, würde auch den andern nicht geschont haben, wenn sie in seinem Thun und Lassen etwas Unrechtes entdeckt. — Und so wird es auch geschehen; lieber will ich allein und verlassen, aber mit Ehren sterben, als von Kindern umgeben, deren guter Name befleckt ist."

Nach diesen Worten zog sie ihr Taschentuch hervor, hielt es vor den Mund und hustete leise hinein. Auch schaute sie ihre beiden Kinder an, und als sie den traurigen Blick Eduards bemerkte, sowie daß die Augen ihrer Tochter voll Thränen standen, zuckte es ein klein wenig in ihrem harten, finsteren Gesicht, wie ein leuchtender Blitz, der bei Nacht durch eine Ruine fährt.

In diesem Augenblicke hörte man Tritte auf dem Gange, die Thüre öffnete sich und Arthur trat herein. Wenn er in gewöhn-

licher Gemüthsverfassung gewesen wäre, so hätte er wohl gemerkt, daß man so eben von ihm gesprochen, und würde sich unbefangen und freimüthig wie er war, darnach erkundigt haben. So aber schien er das plötzliche und auffallende Verstummen des Gesprächs, sowie die seltsamen Blicke, welche der Vater, seine Geschwister und sein Schwager zusammen wechselten, nicht zu verstehen. Er ging gegen seine sonstige Gewohnheit gebückt und schwankend, seine Züge waren bleich und zerstört, und überhaupt war sein Benehmen vollkommen räthselhaft; er grüßte kaum die Anwesenden, er entschuldigte sich nicht einmal, daß er nicht zu Tische gekommen, er setzte sich ohne Aufforderung neben seine Mutter hin, die mit einem strengen, fragenden Blick etwas von ihm wegrückte; ja, er nahm, was selten vorkam, fast mit Gewalt die eine Hand seiner Mutter und drückte sie an seine Lippen.

Die Räthin schien das Alles für Bitten anzusehen, und es schauerte sie leicht. Sie hob ihren Kopf noch höher, sie war im Begriff, ihre Hand kräftig zurückzuziehen, als der Ausdruck ihres Gesichts mit einem Mal an seiner Härte verlor, ja ihre Züge augenscheinlich milder wurden, worauf sie ihr Haupt ein wenig zu ihrem Sohne neigte und ihn mit einem fast mütterlichen Tone fragte: „was hast du, mein Kind?“

Wir wollen dem geneigten Leser nicht vorenthalten, daß die Räthin auf ihrer kalten Hand, als Arthur dieselbe geküßt, heiße Tropfen fühlte, Thränen aus den Augen ihres Sohnes, von welchem dies so ungewohnt und seltsam war, und etwas so Trauriges, das damit in Verbindung stehen mußte, anzeigte, daß sich sogar das so fest umpanzerte Mutterherz der Commerzienräthin davon ergriffen fühlte.

„Gott sei Dank!“ dachte Herr Erichsen, der besorgt einem Sturme entgegen gesehen, „das Wetter scheint sich aufzuklären; vielleicht kommen wir noch Alle zu einer guten Versöhnung, und ich, wenn gleich zu einem halbkalten Kaffee.“ Bei Veranlassungen

De Blé.

Mich ebenfalls damit ꝛc. Und hier bin ich.

Hr. v. Schall.

Sie wollen alſo heirathen?

De Blé.

Verſteht ſich von ſelbſt, ich habe die ſolideſten Abſichten.

Fr. v. Schall.

Heirathen wollten Sie?

De Blé.

Ei freilich! Haben das die gnädige Frau nicht gemerkt?

Hr. v. Schall.

Fräulein Jettchen Vierfuß heirathen?

De Blé.

Allerdings.

Fr. v. Schall.

Alſo mein Kammermädchen heirathen?

De Blé.

Par exemple! Ihr Kammermädchen?

Fr. v. Schall.

Nun ja, der Brief iſt an mein Kammermädchen, an Jettchen Vierfuß.

De Blé.

Und wer ſind denn Sie, gnädige Frau?

Fr. v. Schall.

Ich bin die Frau dieſes Herrn.

Hr. v. Schall.

Und ich der Mann dieſer Frau.

wie die gegenwärtige, bei Erörterungen ernſter Art nahm es nämlich die Räthin gewaltig übel, wenn man dazwiſchen gleichgültige Dinge trieb, wie zum Beiſpiel Kaffeetrinken oder auch Eſſen, wenn nämlich eine brennende Tagesfrage zufällig beim Diner verhandelt wurde.

„Nun, was haſt du, Arthur?“ wiederholte die Räthin.

„Nichts Beſonderes,“ entgegnete der junge Mann, ohne aufzublicken, doch mit ſo lauter Stimme, daß es alle im Zimmer deutlich vernahmen. „Ich kam nur, Ihnen zu ſagen, daß ich fühle, wie ſehr Sie Recht hatten, wenn Sie bemüht waren, die Schranke aufrecht zu erhalten, die einen Stand der Geſellſchaft vom andern trennt. Ich wollte Ihnen nur zugeſtehen, Mama, daß Sie vollkommen die Welt kennen, und daß, wie Sie ſo oft ſagten, ſich Niemand ungeſtraft über die Meinungen ſeiner Mitmenſchen wegzuſetzen vermag.“

Die Commerzienräthin ſah einigermaßen triumphirend rings im Kreiſe umher. Der Doktor zuckte die Achſeln, ſelbſt Alfons war überraſcht, und Marianne betrachtete mit einem traurigen Lächeln auf den Lippen ihren jüngeren Bruder. Sie wußte um Arthur's Liebe, ſie wußte, welch' ſchöne Hoffnungen er ſich gemacht, und Sie mit ihrem weichen Frauenherzen fühlte wohl, daß ihm etwas Entſetzliches begegnet ſein mußte, denn nur etwas der Art war im Stande, ſeine bisher ſo freien und widerſtrebenden Ideen den ſchroffen Anſichten der Mutter zu unterwerfen.

Wahrſcheinlich wäre es auch hierüber noch zu Erörterungen gekommen, wenn nicht in dieſem Augenblicke der alte Diener eingetreten wäre und der Commerzienräthin eine Dame gemeldet hätte, welche ſie in einer dringenden Angelegenheit zu ſprechen wünſche.

Es war dies nicht die Zeit, in welcher Beſuche zu der Commerzienräthin kamen, weßhalb ſie auch ziemlich befremdet fragte: „wer iſt die Dame? Hat ſie meinen Namen deutlich genannt? — Will ſie mich allein ſprechen?“

Den Namen der Frau Räthin hat ſie deutlich ausgeſprochen," entgegnete der Diener; „doch glaubte ich nicht, daß ſie darauf beſtehen wird, Sie allein zu ſprechen."

„So ſoll ſie ihren Namen nennen," meinte die Räthin nach einigem Beſinnen.

„Sie wünſchte das nicht zu thun."

„So bin ich begreiflicher Weiſe für ſie nicht zu Hauſe," ſprach die Räthin mit großer Würde. „Sagen Sie ihr das."

„Den Fall hat die Dame vorgeſehen," erwiderte achſelzuckend der Diener, „denn ſie ſagte mir, ſie wünſche überhaupt nur Jemand von der Familie zu ſprechen, ſei es nun die Frau Räthin oder der Herr Rath, oder auch Madame Marianne."

„Räthſelhaft!" meinte der Commerzienrath; „ich denke, man läßt ſie herein kommen, das wird nicht gegen den Anſtand verſtoßen."

„Ich glaube, man iſt's der Dame jetzt ſchuldig," bemerkte Alfons lachend, „denn Friedrich blieb ſo lange aus, daß die draußen wohl merken kann, es ſei Jemand zu Hauſe, und man berathſchlage, ob ſie anzunehmen ſei oder nicht."

„Das wäre für mich kein Grund, Herr Schwiegerſohn," antwortete hochmüthig die Räthin. „Aber meinetwegen kann ſie ſich ſehen laſſen." — Sie nickte dem Bedienten zu, der augenblicklich hinaus ging, und gleich darauf die Thüre von außen langſam öffnete.

Jedes Auge richtete ſich dorthin, und für faſt Alle — für faſt Alle, ſagen wir, nur nicht für Arthur — war es eine völlig fremde Perſon, die auf ſehr anſtändige, ja elegante Weiſe herein trat, den beiden Damen eine zierliche Verbeugung machte, gegen die Herren den Kopf neigte und dann leicht und gewandt gegen das Sopha vorſchritt, auf welchem die Räthin ſaß. — „Was kann das bedeuten? — Mademoiſelle Thereſe!" dachte Arthur faſt erſchrocken.

Der Commerzienrath, der ſich damit ſchmeichelte, eine wirklich vornehme Frau ſtets an ihrer Tournure zu erkennen, und der nicht

daran zweifelte, eine Dame aus höhern Ständen vor ſich zu haben, erhob ſich, indem er den Gruß derſelben tief erwiderte, und rollte einen kleinen Fauteuil in die Nähe des Sophas, auf welchem ſich Mademoiſelle Thereſe — denn ſie war es in der That — höchſt unbefangen niederließ.

Obgleich die Räthin im Aeußern und im Benehmen der Fremden durchaus nichts Verdächtiges witterte, war ſie doch behutſamer als ihr Gemahl; ſie erwiderte den Gruß derſelben förmlich und kalt, huſtete leicht und ſaß dann wieder ſo ſteif und aufrecht da, als habe ſie eine beträchtliche Anzahl Bleiſtifte verſchluckt. Marianne hatte mit einem Blicke die Toilette der Fremden gemuſtert, fand aber weder an dem weißen Atlashute, von welchem eine einzige Feder herabhing, noch an der Art, wie ſie ihren Shawl trug, noch an der Farbe der Handſchuhe und der Façon der kleinen eleganten Stiefel das Geringſte auszuſetzen.

Mademoiſelle Thereſe ſchien eine Frage zu erwarten und recognoscirte unterdeſſen mit einem ſchnellen Blick das Terrain. — „Ah!“ dachte ſie, „das iſt der alte Herr Erichſen, das ſein Sohn, der Arzt, dies die arme kleine Frau, und der Herr dort mit der Brille mein Freund.“ Ein kaum bemerkbares ſchalkhaftes Lächeln ſpielte um ihren Mund, verlor ſich aber ſogleich wieder, als ſie Arthur erkannte, der ſehr erſtaunt neben ſeiner Mutter ſaß.

„Sie haben mich zu ſprechen gewünſcht,“ ſagte endlich die Räthin. — „Mit wem habe ich das Vergnügen.“

„Das thut eigentlich nichts zur Sache, gnädige Frau,“ erwiderte Thereſe.

„Doch — ich muß bitten.“

Die Bruſt der ſchönen Tänzerin hob ſich etwas ſtärker, denn ſie wußte ganz genau, daß die Nennung ihres Namens ein Allarmſchuß wäre, mit dem ſie einen heftigen, aber ſehr ungleichen Kampf beginnen würde. Doch war ſie genugſam mit ſicher treffender Munition verſehen und ſcheute ſich gar nicht, das Gefecht zu eröffnen.

„Obgleich mein Name gewiß nichts zur Sache thut, gnädige Frau," wiederholte sie, „und er Ihnen wahrscheinlich völlig unbekannt ist, so mache ich mir doch ein Vergnügen daraus, ihn zu nennen. Ich heiße Therese Selbing und bin Tänzerin bei der königlichen Hofbühne." —

Die Wirkung, welche die letzten Worte in dem stillen Familienkreise hervorbrachten, war komisch und doch schrecklich. Das Gesicht der Räthin verlängerte sich zusehends, doch schien sie ein Lächeln zu unterdrücken und wischte sich über die Augen, wie man es nur nach einem schweren Traume zu thun pflegt, um den häßlichen Kobold, der einem erschienen, zu verscheuchen. Aber der hübsche, der hier in den Kreis getreten, war durch keine solche Pantomime zu verjagen, und betrachtete sich sogar sehr anmuthig die höchst überraschten Gesichter rings umher.

Marianne schrak am auffallendsten zusammen; vielleicht ahnete ihr mit Recht, was daraus erfolgen könne, und obgleich noch vor Kurzem entschlossen, einen Familien-Skandal nicht zu scheuen, bebte sie doch jetzt davor zurück. Sie warf einen schnellen Blick auf ihren Mann, der hinter seinen Brillengläsern mit den Augen zwinkerte, und, obgleich er sich das Ansehen gab, den Auftritt einigermaßen komisch zu finden, nicht ganz unbefangen erschien.

Der Commerzienrath, der sich anfänglich ärgerte, den Fauteuil so bereitwillig an den Tisch gerollt zu haben, betrachtete sich einige Sekunden nachher das elegante und schöne Mädchen etwas genauer, und war so frei, bei sich zu denken: „nun, anständig genug sieht sie aus, und Manche könnte sich wünschen, eine solche Tournure zu besitzen."

Unterdessen hatte die Räthin bei sich überlegt, was zu thun sei. Am liebsten hätte sie sich erhoben, und wäre mit steifem Nacken aus dem Gemach gerauscht. Doch wäre das unklug gewesen, denn es leuchtete ihr wohl ein, daß die „Mademoiselle" eine triftige Ursache haben müsse, um mit solcher Frechheit in ein anständiges

Bürgerhaus einzudringen. Sie warf einen Blick auf ihren Sohn Arthur, der indeſſen ganz ruhig und unbefangen daſaß, worauf ſie mit einem leichten Kopfnicken ſprach: „Mademoiſelle, ſo bitte ich, mir zu ſagen, was Sie hergeführt; der Name Selbing iſt mir gänzlich unbekannt.“

Thereſe betrachtete lächelnd die Spitzen ihrer Füße, dann hob ſie den Kopf empor und erwiderte: „ich glaube wohl, gnädige Frau, daß Ihnen der Name gänzlich unbekannt iſt. Und doch wurde er — es ſind einige Jahre her — vor Ihnen genannt, oder vielmehr vor Ihrer Frau Tochter dort. Ich habe eine Schweſter, ein armes Mädchen, aber ehrlich und anſtändig, obgleich nur eine Näherin. Sie ſuchte um eine Stelle nach, die damals in Ihrem Hauſe offen war; ſie war nicht ſchlecht empfohlen, ihr Aeußeres gefiel auch Ihrer Frau Tochter.“

„Ach ja, ich erinnere mich,“ ſagte Marianne.

„Dann werden auch Madame nicht vergeſſen haben,“ fuhr die Tänzerin fort, „daß Ihr Herr Gemahl, ich glaube jener Herr mit der Brille dort, meiner armen Schweſter die Stelle abſchlug, nicht, weil man ihr irgend etwas Uebles nachſagen konnte, ebenſowenig, weil ſie ihre Arbeiten nicht verſtanden hätte, ſondern aus dem einfachen Grunde, weil ſie eine Schweſter habe, die Tänzerin ſei, mit der man ja vielleicht zufällig ſpäter einmal in Berührung kommen könnte, was für ein ſo achtbares Haus, wie das Ihrige, doch keine große Ehre ſei. Jene Schweſter aber, von der die Rede war, bin ich. Ich war aber damals zu jung und unerfahren, um die Beleidigung, die man mir und meinen armen Eltern angethan, zu verſtehen.“

„Mademoiſelle!“ ſagte ſtreng die Räthin.

„Als ich ſie endlich verſtehen lernte, trug ſie wahrhaftig nicht dazu bei, mich auf dem Wege der Tugend zu erhalten, denn ich dachte bei mir: man ſieht dich deines Standes halber über die Achſeln an, man rümpft die Naſe über dich, weil du arm und ſchön

bist und dich gut kleidest; du bist ein verlorenes Wesen, weil deine Mutter und gute Freunde nicht im Stande sind, bei so und so viel vornehmen Bekannten mit deiner Tugend und vortrefflichen Aufführung zu prahlen. — Sei es darum, dachte ich, und ließ Alles den Weg gehen, den es gerade gehen wollte."

„Aber ich verstehe nicht, Mademoiselle," sagte nun der Commerzienrath, „wie diese Einleitung auf ein Thema führen kann, das uns zu interessiren im Stande wäre."

„Sie werden mich nicht für so thöricht halten," versetzte Therese mit einiger Röthe auf den Wangen, denn die Worte, welche sie eben gesprochen, hatten ihr Blut erregt, „daß ich über Sachen zu sprechen anfange, die mit Ihnen in keinem Zusammenhange stehen."

„Doch möchte ich in der That wissen," meinte Herr Alfons spitzig, „auf welche Weise wir die Ehre gehabt hätten, mit Ihrer Person und der Ihrer Schwester in Berührung gekommen zu sein."

„Es handelt sich vorderhand nicht um Personen, sondern um Meinungen," entgegnete die Tänzerin mit einem kalten Lächeln. „Und namentlich um eine seither sehr geänderte Meinung." Bei diesen Worten wandte sie sich direkt an Herrn Alfons und zwar mit so festem und sicherem Blicke, daß dieser achselzuckend seine Augen zu Boden schlug.

Die Commerzienräthin saß da, abwechselnd trommelnd oder hustend, und röthlich angestrahlt von einem aufsteigenden Zorne. So etwas war ihr in ihrem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Diese — fremde Person war in ihr Haus gedrungen, und wagte es, mit einem ihrer Angehörigen über veränderte Meinungen zu sprechen, und zwar mit ihrem Schwiegersohn, dessen Meinungen, er mochte sonst sein wie er wollte, doch beständig fest und gleich geblieben waren in Anstand und guten Sitten.

„Mademoiselle," sagte sie in sehr strengem Tone, „ich glaube, wir haben das Vergnügen, zu wenig mit einander bekannt zu sein, um uns gegenseitig über unsere Meinungen aufzuklären. Ich muß

alſo bitten, zum wahren Zweck Ihres Beſuches überzugehen, oder mir zu erlauben" — damit erhob ſie ſich einige Zoll vom Sopha, ſo ihre Rede pantomimiſch beſchließend.

Der Doktor hatte mit Arthur einige Blicke gewechſelt, und Marianne war bei den letzten Worten der Tänzerin über und über roth geworden — „Ich dächte Mama," meinte Eduard nach einer augenblicklichen Pauſe, „ſtatt Demoiſelle Selbing von dem uns intereſſanten Thema wegzudrängen, ſollten Sie ihr erlauben, ſich näher auszudrücken, was ſie unter dieſen veränderten Meinungen verſteht. Ich glaube, Alfons muß darauf dringen."

„Ja, ja," ſtotterte dieſer. „Aber vor allen Dingen begreife ich dieſe Keckheit nicht."

„S — s — s — t!" machte der Commerzienrath, indem er langſam ſeine Hand erhob.

„Für die Aufforderung bin ich Ihnen ſehr dankbar, Herr Doktor Erichſen," wandte ſich Thereſe an dieſen. „Allerdings haben Sie das Recht, Aufklärungen über meine etwas kühnen Worte zu verlangen. Ich wollte damit nur ſo viel ſagen," fuhr ſie mit ſehr langſamem Tone fort, wobei ſie ihren Fauteuil ſo weit drehte, daß ſie Herrn Alfons im Auge behielt, „Ihr Herr Schwiegerſohn, der damals der Meinung war, es paſſe ſich für eine Dienerin ſeines Hauſes nicht, eine Schweſter zu haben, die Tänzerin ſei, habe ſeine Meinung ſo weit verändert, daß er — nicht jenen Schritt wieder gut machte, ſondern noch viel weiter ging und der — Freund einer Tänzerin ſelbſt werden wollte; eine Freundſchaft, die jedoch für die arme Betreffende ſehr unglücklich ausfiel."

„Ah!" machte Arthur erſchrocken, denn er fing an, einen ſchauerlichen Zuſammenhang zwiſchen ſeinem Schwager und jenem unglücklichen Mädchen zu ahnen, deren Leiche er heute Morgen geſehen.

Man hätte in dieſem Augenblicke glauben können, die Räthin habe ein Geſpenſt geſehen oder ſonſt etwas Entſetzliches. Sie ſaß

da, die Augen weit aufgerissen, den Mund geöffnet, das Gesicht mit einer Todtenblässe überzogen, während ihre Hand zitternd auf dem Tische lag. Ihre Augen hatten starr an den Lippen des Mädchens gehangen, jetzt erhob sie dieselben und schaute ihren Schwiegersohn an, der mit einem Male seine Fassung gänzlich verloren hatte. Seine Augen irrten hin und her, er wurde bald bleich, bald roth; er zuckte mit den Achseln, versuchte es zu lächeln und machte jetzt ein paar Schritte gegen den Doktor, und darauf ein paar gegen seine Frau, welche weinend mit dem Kopf in die Kissen des Sopha's gesunken war.

Bei all' ihren Fehlern war die Commerzienräthin eine sehr verständige Frau, welche namentlich die Gewalt über sich selbst höchst selten und dann nur auf Momente verlor. Auch jetzt, nachdem sie das Terrain überschaut, schien sie bald im Reinen zu sein und faßte sich augenblicklich wieder. Sie saß straffer da als vorhin, ihr Husten klang wie ein ferner Donner, und ihre, obgleich zuckenden Finger trommelten mit aller Energie einen Sturmmarsch. — „Fahren Sie fort, — Mademoiselle," sprach sie gelassen zu Therese.

Alfons wischte sich den Schweiß von der Stirne, und näherte sich, wenn gleich mit wankenden Schritten, dem Tische. Er stützte die rechte Hand darauf und sagte, nachdem er heftig geschluckt: „Frau Schwiegermama, — Sie geben jener Person die Erlaubniß, in den ehrenrührigsten Reden gegen mich fortzufahren. Gestatten Sie mir aber dann — daß ich mich entferne."

„Nein, du bleibst!" schrie Marianne plötzlich laut auf und sprang von ihrem Sitze in die Höhe. „Nein, du bleibst — Heuchler! und läßt dir von fremden Leuten sagen, was deine arme Frau leider nicht den Muth hatte, gegen dich auszusprechen."

„Marianne!" sagte die Commerzienräthin, ohne aber eine Miene zu verziehen.

Wie wir vorhin schon angedeutet, war die Periode ihrer Emo-

tion vorüber und jetzt hätte noch Schlimmeres über ſie hereinbrechen können, nichts wäre im Stande geweſen, eine Miene ihres unbeweglichen Geſichts zu verändern.

„Aber um Chriſti willen!“ ſprach jammernd der alte Herr, indem er die Hände zuſammen ſchlug; „was ſind das für furchtbare Geſchichten! Wache ich denn oder träume ich!“ Er erhob ſich etwas ſchwerfällig und ging dann ſo eilig als möglich an die Thüre, um zu ſehen, ob ſie auch feſt verſchloſſen ſei.

Marianne war in dieſem Augenblicke nicht mehr zu kennen. Dies ſanfte, furchtſame Weib, welche ſich durch einen gebietenden Blick ihres Mannes in jeden beliebigen Winkel ſcheuchen ließ, trat ihm nun feſt entgegen, ſtützte die Hand ebenfalls auf den Tiſch und ſagte mit flammenden Augen: „dieſe Dame ſpricht die Wahrheit. Du, deſſen zweites Wort „Sitte“ und „Anſtand“ war, du, der die unſchuldigſte Sache ſo lange zu drehen wußteſt, bis du ihr eine gehäſſige Seite abgewinnen konnteſt, du, der jeden Blick auf's Schlimmſte deuteteſt, du, der hochmüthig über die verderbte Welt und die Laſter der Menſchen abſprachſt, du — biſt ſelbſt einer jener Sünder, und um ſo ſchlimmer, da du ein heuchleriſcher Sünder biſt. — Mademoiſelle hat Recht, und wie ſchon Mama Sie bat, ſo bitte auch ich Sie, in Ihrer Rede fortzufahren. — Für mich iſt das ja gleichviel,“ ſetzte ſie laut weinend hinzu, „denn ich weiß Alles.“

Alfons machte einen letzten Verſuch, die total verlorene Schlacht wieder zu gewinnen; er fuhr das ſchwere Geſchütz der Unverſchämtheit und Frechheit auf, er verbarg ſeine Hand auf der Bruſt, hob ſeine Naſe hoch empor und ſagte in dem entſchiedenen Tone, durch welchen er ſchon öfters Recht behalten: „Madame, über Ihre Taktloſigkeit, dergleichen gehäſſigen Dinge über Ihren eigenen Mann — vor einer fremden — zudringlichen — und lügenhaften Perſon auszuſprechen, werde ich Sie ſpäter zur Rechenſchaft ziehen. Was die Sache aber an ſich anbelangt, ſo erkläre ich ſie für eine infame Verläumdung, und bin bereit, gegen Jeden

aufzutreten, der es wagen ſollte, nur durch eine Miene ſeinen Glauben daran zu verrathen.“

Dabei ſchaute er herausfordernd im Kreiſe umher, und wollte einen vernichtenden Blick auf Thereſe fallen laſſen; doch erhob ſich dieſe langſam aus ihrem Fauteuil, trat ihm feſt entgegen und wollte ihm gerade eine gehörige Antwort geben, als Madame abermals emporſprang, ſich zwiſchen Beide drängte, und vor die Augen ihres Mannes ein Papier hielt, bei deſſen Anblick ſeine angeſpannten Geſichtszüge ſchlaffer wurden und er unwillkürlich einen Schritt zurück trat.

„Kennen Sie,“ wandte ſich die arme Frau an Thereſe, „kennen Sie eine Tänzerin Marie U.?“

„Ich kannte ſie. — Sie iſt todt.“

Ohne eigentlich zu wiſſen warum, durchzuckte dies Wort widrig die Commerzienräthin; ſie ſeufzte tief auf und huſtete darauf lange und anhaltend in ihr Taſchentuch.

„Todt!“ fragte Marianne zurückfahrend.

„Todt!“ ſagte auch Alfons mit allen Zeichen des Schreckens auf ſeinem Geſicht.

„Sprechen Sie!“ rief der Doktor, der eilig näher trat; „iſt es das arme Mädchen, das den fürchterlichen Fall im Theater gethan?“

Thereſe nickte mit dem Kopfe.

„Ah! ſie iſt gefallen!“ murmelte Alfons aufathmend. „Was geht das mich an!“

„Sie kennen alſo dies Papier und den Namen der Tänzerin?“ fragte die Räthin mit einem Tone, der eines Inquiſitors würdig geweſen wäre.

„O er kennt ihn!“ rief Marianne. „Er wagt es nicht, ſeine Handſchrift zu verläugnen.“

„Und wenn ich dieſe Schrift anerkenne, was folgt daraus?“

„Daß du dich um jenes arme Mädchen bemüht,“ entgegnete

De Blé.

Und ich — ein Eſel. — Gnädiger Herr, gnädige Frau — Sie ſehen mich in der troſtloſeſten Verzweiflung. Ich habe kein Glück, durchaus kein Glück — Oh, gnädige Frau, ich habe gar kein Glück.

Fr. v. Schall (lachend).

Ich danke für das Compliment! (Sie klingelt.)

Zwölfte Scene.

Vorige. Jettchen (aus dem Nebenzimmer).

Kammermädchen.

Gnädige Frau!

Fr. v. Schall.

Kennſt Du dieſen Herrn?

Kammermädchen.

Natürlich, der Friſeur.

De Blé.

Ich der Friſeur? Die Sache will ſich noch nicht aufklären.

Hr. v. Schall (lachend zu de Blé).

Mein Freund, trachten wir lieber, die Sache noch mehr zu verwickeln. Der Commiſſionär hat Sie mit Ihrem Heirathsproject an ein braves, rechtſchaffenes Mädchen gewieſen. Daß Sie irrthümlicher Weiſe meine Frau für das Kammermädchen hielten, thut mir ſehr leid.

De Blé.

Ja, gnädiger Herr, ich war von einer gewiſſen Dummheit befangen, hatte auch gar keine Augen, ja, ich verſichere Sie, jetzt ſehe ich das vollkommen ſelbſt ein — der vornehme Anſtand der gnädigen Frau. Nicht wahr, gnädiger Herr, ich habe mich äußerſt blamirt. (Zur ſich.) Aber das Kammermädchen iſt auch nicht übel.

Fr. v. Schall.

Jettchen, der Herr will Dich heirathen.

Marianne, „daß du ſie durch Geſchenke beſtechen wollteſt, du, der von dergleichen Perſonen nur achſelzuckend und mit wegwerfendem Tone ſprachſt. Es beweist, daß du ein ſchlechter Heuchler biſt.“

„Marianne —!“ rief abermals die Räthin.

„Ach ja, Mama,“ erwiderte die kleine Frau, indem ſie die Hand an ihre Stirne drückte und tief aufathmete; „ich vergaß mich.“

„So erſuche ich um Ruhe,“ fuhr die Räthin in einem majeſtätiſchen Tone fort. „Mademoiſelle,“ wandte ſie ſich an die Tänzerin, „reden Sie.“

„Es iſt da nicht viel mehr zu reden,“ erwiderte Thereſe, die auch nicht einen Augenblick ihre Faſſung verloren hatte, ſondern ruhig daſtand, in beſter Haltung, ihren Shawl feſt um ſich gezogen, den Kopf erhoben. — „Sie ſtarb, das Nähere darüber kann Ihnen der Herr Doktor Erichſen mittheilen, der in's Theater gerufen wurde. Sie ſtarb in Folge jenes ſchrecklichen Falles, und die Sache iſt um ſo trauriger, da dies Unglück von einem jungen Manne verſchuldet wurde, der die arme Marie auf's Innigſte liebte, ſie in der nächſten Zeit heirathen wollte, und der in jenem Augenblicke erfuhr, ſie ſei ihm untreu geworden.“

Marianne zuckte ſchmerzlich zuſammen.

„Ich war bei ihr und verließ ſie keinen Augenblick bis zu ihrem Tode. Mir theilte ſie die ganze traurige Geſchichte mit, mir nahm ſie das feierliche Verſprechen ab, jenen Mann, der ſie verfolgt, der ſie unglücklich gemacht, der ſie — ja, ich ſage es frei — gemordet, von den ſchrecklichen Umſtänden ihres Todes in Kenntniß zu ſetzen, ihm hoffentlich zur ewigen Strafe. — Und ich nahm den Auftrag gerne an,“ fügte ſie mit blitzenden Augen nach einem augenblicklichen Stillſchweigen bei, „ich nahm ihn gerne an, beſchloß aber ihn nicht unter vier Augen zu erfüllen, ſondern offen und frei, vor ſo vielen ihm unangenehmen Zeugen als nur möglich. — Und ſo that ich.“ Damit machte ſie eine Handbewegung gegen Alfons, worauf dieſer noch einen Augenblick am Tiſche wie

erstarrt stehen blieb, dann fast in sich zusammenbrach, sich aber aufraffte, mit der rechten Hand durch sein Haar fuhr, und dann plötzlich zur Thüre hinausstürzte.

„Ich bin fertig," wandte sich die Tänzerin gegen die alte Dame, „und wenn ich Sie verletzt, so will ich Sie um Entschuldigung bitten." Sie machte darauf sämmtlichen Anwesenden eine tiefe Verbeugung und wandte sich zum Weggehen.

Die Commerzienräthin hatte einen Augenblick überlegt, worauf sie sagte: „ich danke Ihnen, Mademoiselle; Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan." Bei diesen Worten erhob sie sich und begleitete die Tänzerin bis zur Zimmerthüre in ruhiger, würdevoller Haltung. Sobald sie übrigens die Thüre hinter der Fremden geschlossen, blieb die alte Frau einen Augenblick wie betäubt stehen, wobei sie die Hand vor die Stirne preßte. Dann aber sprach sie: „komm Marianne, ich habe mit dir zu reden." Und beide Damen verließen das Zimmer. Die Herren machte es gleich darauf ebenso, nicht ohne viele oh! und ach! von Seiten des Commerzienrathes, der über alle Maßen verdrießlich war, denn er sah nun eine lange Reihe unangenehmer Auftritte vor sich, von denen er ein großer Feind war, und überlegte auch, daß die Geschichte auch noch einmal schlimm endigen könne. Doch müssen wir leider gestehen, daß er dabei weniger an seine arme Tochter dachte, als an sein Banquiergeschäft, welchem Herr Alfons eine Hauptstütze war.

Dreiundsiebenzigstes Kapitel.

Johann Christian Blaffer und Compagnie.

Seit dem Abgange des Herrn Beil hatte sich der Chef der Firma Johann Christian Blaffer und Compagnie keinen neuen

Commis mehr angeſchafft. Auguſt, der Lehrling, wurde an deſſen Stelle befördert, ohne durch dieſe Beförderung das Geringſte zu profitiren; im Gegentheil hatte er mehr zu arbeiten, denn ſeine bisherigen Geſchäfte: das Einpacken und auch wohl das Austragen der Pakete, ſollte er nach wie vor noch nebenbei beſorgen, und eine Folge davon war, daß jetzt gar nichts mehr geſchah, wie es hätte geſchehen ſollen.

Herr Blaſſer ſchien ſich überhaupt mit den beiden Geſchwiſtern etwas verrechnet zu haben; ſo auch, was Auguſt's Schweſter anbelangt. Hier hatte er das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden wollen, und dem Mädchen eines Tags auf die ſüßeſte Art vorgeſchlagen, einen Verſuch zu machen, ihm in den Geſchäften des Comptoirs zu helfen. „Das wäre für mich doch wohl angenehm," hatte er geſagt, „denn du würdeſt an dem Tiſche im Nebenzimmer arbeiten, ich käme zuweilen herein, ſähe nach dir und erfreute mich an deinem Fleiß und deinem lieben Geſichte." — Der Prinzipal hatte dabei gehofft, das kluge Mädchen würde alsdann bald die Geſchäfte erlernen und ihm dadurch für beſtändig ein Commis entbehrlich werden. Er hatte ſich aber, wie geſagt, auch hierin wie in vielem Anderen gewaltig verrechnet.

Den Tag nach jener denkwürdigen Nacht, in welcher Herr Bell das Haus verlaſſen, war Marie auf ihrem Zimmer geblieben und hatte lange Stunden, in tiefe Gedanken verſunken, auf einem Stuhle geſeſſen. Es mußten mitunter ſchreckliche Gedanken geweſen ſein, die ſie beſchäftigt, denn zuweilen griff ſie in ihr dichtes Haar oder ließ den Kopf in beide Hände ſinken, um eine Zeitlang bitterlich zu weinen. Ja, ein paar Mal nahm ſie haſtig ihr Tuch und ihren Hut, um das Haus zu verlaſſen. Vielleicht wollte ſie dem dunklen Wege folgen, den ihr Herr Bell vorgezeichnet; aber dann blieb ſie ſchaudernd ſtehen, ſagte: „nein, nein, ich kann nicht; mir fehlt der Muth, und das Leben iſt doch ſo ſchön!" Mit dem letzteren Gedanken ſchien ſie ſich dann auch ſchon im Laufe des

Tages und Abends mehr zu besinnen; sie erhob sich langsam aus ihrem Nachdenken, sie athmete tief auf, fuhr dann mit der Hand über die Augen und lächelte schmerzlich. Aber sie lächelte doch. Ja, noch ehe es Abend wurde, vermochte sie es über sich, einen flüchtigen Blick in den Spiegel zu werfen, und darauf fing sie an, ihr Haar zu ordnen und eine einfache, aber hübsche Toilette zu machen.

Herr Blasser hatte es wohl im Laufe des Tags einige Mal gewagt, an ihre Thüre zu klopfen, auch dieselbe sogar zu öffnen, doch hatte sie sich alsdann mit einem solchen Ausdruck des Hasses oder vielmehr des Zornes erhoben, daß er, der Tyrann, schüchtern zurückgetreten war und erst Abends es wieder wagte, sich ihr zu nähern, das heißt, der alte Buchhändler ließ sich so weit herab, August hinauf zu schicken und bei der Schwester anfragen zu lassen, ob sie zum Nachtessen herab kommen wolle, oder ob sie wünsche, daß man bei ihr droben erscheine. August hatte kopfschüttelnd diese Botschaft und einigermaßen zaghaft die Antwort des Mädchens hinterbracht, welche dahin lautete, Herr Blasser möge machen, was er wolle, nur solle er sie ruhig und auf ihrem Zimmer lassen. Und er, der hierauf einen Zornausbruch des Prinzipals gefürchtet, sah zu seinem Erstaunen, daß er sich verrechnet hatte. Freilich war über die Stirne des Herrn Blasser eine Wolke gefahren und er hatte mit den Achseln gezuckt, doch war darauf das Unerhörte geschehen, daß er seinem Lehrling einen Gulden geschenkt, ihm die Erlaubniß gegeben, damit in's Wirthshaus zu gehen, und, was noch nie geschehen war, sogar die Freiheit ertheilt, nach zehn Uhr vermittelst Hausschlüssels nach Hause kommen zu dürfen. Der Lehrling hatte hievon einen umfassenden Gebrauch gemacht und seine Dachkammer aufgesucht, nachdem von dem Gulden nichts mehr übrig war und der Nachtwächter die zwölfte Stunde abgerufen.

Am andern Morgen war er etwas zaghaft beim Frühstück erschienen, indem er fürchtete, für seine nächtlichen Ausschweifungen

derb ausgeſcholten zu werden. Auch hatte ihn Herr Blaſſer mit finſterem Stirnerunzeln empfangen und ſchon angefangen, ein ernſtes Wort zu ſprechen, als ſich Marie, die wieder erſchienen war, dergleichen auf's Beſtimmteſte verbat, indem ſie ſagte, ihr Bruder ſei kein Kind mehr und einem jungen Menſchen in ſeinem Alter könne man es nicht übel nehmen, wenn er zuweilen etwas lange ausbleibe. Darauf hatte Herr Blaſſer geſchwiegen, zum grenzenloſen Erſtaunen Auguſt's; ja der Prinzipal hatte ſogar gelächelt, als das Mädchen hinzuſetzte, bei den alten Leuten ſei ja keine Tugend zu finden; was man denn eigentlich von den jungen erwarten wolle.

Daß ſich in dem Getriebe des Hauſes überhaupt Vieles von Tag zu Tag veränderte, ſah der Lehrling wohl, doch hatte er glücklicher Weiſe nicht Verſtand genug, um die Kraft zu entdecken, welche hier im Geheimen wirkte. Er dachte auch weiter nicht darüber nach, da das Reſultat für ihn ſo angenehm war. Herr Blaſſer behandelte ihn beſſer, ja, er ſetzte ihm ſogar, obgleich mit ſichtlichem Widerſtreben, ein kleines Taſchengeld aus, Marie ſorgte für ſeine Garderobe und als der Herr Blaſſer bei einer vorgelegten Rechnung über dieſen Gegenſtand die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug, ſchlug das Mädchen dem würdigen Prinzipal die Thüre vor der Naſe zu und meinte, wegen ſolcher Kleinigkeiten habe ſie keine Luſt, deſſen verdrießliche Geſichter anzuſehen.

Da nun Auguſt auf dieſe Weiſe ſah, daß er unter dem mächtigen Schutze ſeiner Schweſter ſtehe, ſo überarbeitete er ſich auch durchaus nicht, ſondern vertrödelte ſeine Zeit, ſo gut es eben gehen mochte. Und wenn die Geſchäfte des Hauſes Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie nicht total vernachläſſigt werden ſollten, ſo mußte ſich der Prinzipal entſchließen, Abends noch eine Stunde zuzugeben, was er denn auch ſeufzend that.

Das alles war freilich nicht das Reſultat eines Tages oder einer Woche, aber ein paar Monate hatten hingereicht, aus dem

Alleinherrscher Blaffer, aus dem Sklavenhändler, wie ihn Herr Beil genannt, der unerbittlich seine Peitsche schwang, selbst einen demüthigen Sklaven zu machen, der schwieg und sich duckte, sobald das trotzige, energische, schöne Mädchen fest gegen ihn auftrat.

Hätte der ehemalige Commis nur hie und da eine Stunde unsichtbar auf dem Comptoir zubringen können, er würde sich vollkommen gerächt gefühlt haben. Marie und ihr Bruder, der Lehrling mit dem blödsinnigen Lächeln, wie er ihn bezeichnet, die beiden herrschten in dem Hause und Herr Blaffer duldete und schwieg.

Doch schien er sich anfänglich in dieser Sklaverei glücklich zu fühlen, und wenn das junge Mädchen einen kostspieligen Wunsch aussprach, so sträubte er sich mit verhaltenem Lächeln dagegen, und es schien ihm Spaß zu machen, wenn sie nun den Kopf in die Höhe warf, mit dem Fuße auftrat und zornig das Zimmer verließ; dann eilte er ihr nach, billigte gern, was sie verlangt, und begab sich händereibend an seine Arbeit. Auf einmal aber schien dieses stille Vergnügen des Herrn Blaffer gänzlich verschwunden zu sein, er wurde nachdenklich, bald starrte er stundenlang auf seine Arbeit, ohne die Feder zu bewegen, in tiefes Nachsinnen versunken, bald wieder hatte er keinen Augenblick Ruhe und verließ häufig sein Pult, um durch das Haus zu gehen, zu irgend einem Fenster hinaus zu schauen und heimlich an Mariens Thüre zu lauschen und durch das Schlüsselloch in's Innere zu sehen. Es mußte ihn etwas außerordentlich Unangenehmes in Bewegung setzen, die früheren finstern Gedanken traten wieder hervor, und er versuchte abermals, sich in allerlei Gehässigkeiten gegen den Lehrling und selbst gegen Marie Luft zu machen; es mußte etwas vorgefallen sein, das ihn seine eigene Schwäche verwünschen ließ; er versuchte es, den Prinzipal von ehedem wieder zu spielen. Aber die Zügel waren seiner Hand entschlüpft und er sah mit Schrecken ein, daß er alles Terrain verloren. August gab ihm trotzige Antworten oder lachte ihn aus und das Mädchen zuckte verächtlich die Achseln. Suchte Herr

Blaſſer nun den Streit mit ihr weiter fortzuſetzen, ſo nahm ſie ruhig ihren Hut und Shawl und verließ das Haus, um erſt ſpät Abends zurückzukehren, worauf dann Herr Blaſſer wie ein Beſeſſener durch alle Zimmer rannte, auch wohl ſchrie und tobte, um ſie bei ihrer Zurückkunft dann freundlicher als je zu empfangen.

Daß er bei dieſen Gemüthszuſtänden körperlich nicht gedeihen konnte, war wohl natürlich; magerer als er war, konnte er füglich nicht wohl werden, doch fiel ſein Geſicht mehr und mehr ein, ſeine Augen verloren allen Glanz, ſeine Geſtalt knickte förmlich zuſammen, ſein Gang wurde noch ſchwankender und ſchlürfender, kurz er war nur noch der Schatten des ehemaligen Blaſſer.

Vielleicht brauchen wir dem geneigten Leſer nicht zu ſagen, daß es die Eiferſucht war, welche den Buchhändler auf ſo traurige Art verändert, ja, die glühendſte wildeſte Eiferſucht, und eine Eiferſucht, die gewiß nicht ohne Grund war, aber deren Gegenſtand zu ergründen ihm nicht gelingen wollte, noch auch das Mädchen irgendwie zu überraſchen. Er fühlte es wohl, daß ſie ihn betrogen, daß ſie ihn nicht liebte und ihn nie geliebt. Hatte ſie ſich doch ſtets ſichtbar bezwingen müſſen, ihren Abſcheu vor ihm zu verbergen, hatte ihn doch immer die Kälte ihres Herzens zurückgeſchreckt. Ach! und warum er faſt zu ihren Füßen gebettelt, wofür er ſo viel geopfert, das gab ſie vielleicht einem Anderen aus vollem warmem Herzen, freiwillig mit überſtrömendem Gefühl. Wie glühend mußte dies Mädchen lieben können! wie ſelig mußte der ſein, dem ſie bereitwillig ihre Arme öffnete und ihn heiß an die Bruſt drückte! — Und es lebte Jemand, dem ein weicher, duftiger Nachtwind die Früchte neckend zuwarf, nach denen er ſich mühſam emporſtreckte. Ja, das fühlte er, und dabei drückte er krampfhaft ſeine Hände zuſammen, knirſchte mit den Zähnen und war unſäglich unglücklich. Am Tage ließ es ihm bei ſeinen Arbeiten keine Ruhe, Nachts ſchreckte es ihn aus ſeinen Träumen auf; ihm ahnte wohl, daß in ſeinem Hauſe irgend Jemand ungehindert aus- und einging, aber es war wie ein

Geſpenſt, unſichtbar, nicht zu faſſen. Zuweilen glaubte er eine Thüre knarren zu hören, ja ein leiſes Gelächter zu vernehmen, aber wenn er angſtvoll emporlauſchte, ſo war alles wieder ſtill, und einzig und allein machte ſich der Wind bemerkbar, der durch den Schornſtein heulte. Vergebens hatte er dem Bruder geſchmeichelt; entweder wußte dieſer nichts von dem Treiben der Schweſter, oder war er ſchlau genug, nichts zu verrathen. Wenigſtens halfen weder Geſchenke noch Verſprechungen bei ihm.

Herr Blaſſer hätte das Mädchen fortſchicken können, aber dazu fehlte ihm die Kraft: er konnte nicht ohne ſie leben. Endlich, nach langem Nachſinnen, entſchloß er ſich, ſeine Buchhandlung um eine runde Summe zu verkaufen, mit Marie die Stadt zu verlaſſen, um irgendwo an einem ſtillen Orte mit ihr zu leben. Er hätte ſie alsdann geheirathet, wenn ſie gewollt; doch hatte ſie ſchon einige Mal ſeine Hand ausgeſchlagen, und das war es, was ihm den erſten Argwohn gegen ſie eingeflößt. Herr Blaſſer aber hoffte von der Zukunft, und da ihm mit einem Male in Betreff ſeiner Buchhandlung gute Anträge gemacht wurden, ſo nahm er ſie an, bedingte baare Zahlung, verlangte von dem neuen Eigenthümer, er ſolle für ſehr geringen Gehalt einen Gehülfen annehmen, den ihm Herr Blaſſer empfehlen werde. Auf ſolche Weiſe hoffte er ſich Auguſt's zu entledigen.

Um die Unterhandlungen des Verkaufs zu beſchleunigen und denſelben abzuſchließen, hatte der Prinzipal das Haus verlaſſen und Auguſt befand ſich allein auf dem Comptoir. Er ſaß an ſeinem Pulte und machte ſich das unſchuldige Vergnügen, einzelne Buchſtaben einer Buchhändler-Zeitung, welche vor ihm lag, gehörig mit Speichel zu durchnäſſen und dann nach einem ſtarken Druck mit dem Daumen wegzunehmen. Dieſe klebte er alsdann an einer andern unpaſſenden Stelle wieder auf und brachte ſo die ſonderbarſten Worte zu Tage, — ein Spiel, welches ihm Herr Blaſſer oft verwieſen, denn der Prinzipal ſtutzte jedesmal und ärgerte ſich.

wenn er eine ſo präparirte Zeitung in die Hand bekam und nun ſelbſt gezwungen war, alle möglichen Confuſionen abzuleſen. Auguſt hatte eben den Satz, der Buchhandel ſei ungewöhnlich flau, in einem Aufſatz aus der Feder des Herrn Blaſſer dahin abgeändert, daß der Buchhandel ungewöhnlich faul ſei, als es an der Thüre klopfte. Er rief ſehr laut und deutlich: Herein! — Die Schüchternheit, mit der er das früher gethan, hatte er ſich ſchon lange abgewöhnt.

Es trat ein Mann in das Zimmer, den der Lehrling noch nie geſehen, — eine große, ſtämmige Geſtalt mit einem breiten, etwas aufgeſchwollenen Geſichte, welches durch freundliches Lächeln gutmüthig ausſehen ſollte, eigentlich aber ſchlau und energiſch erſchien; dichtes röthliches, empor geſtrichenes Haar bedeckte ſeinen Kopf. Der Eingetretene war einfach aber anſtändig gekleidet; er hatte einen dunkeln Ueberrock an, einen runden Hut auf dem Kopfe und einen gewichtigen Stock in der Hand. — „Verzeihen Sie," ſagte er, „wenn ich Sie in Ihren Arbeiten ſtöre, aber ich möchte gern mit dem Gehülfen des Herrn Blaſſer einige Worte im Geheimen ſprechen."

Auguſt ſchwang ſich von dem Comptoirſtuhle herab und ſtellte ſich als erſter Gehülfe der Handlung vor.

„Das iſt wohl möglich und Sie ſehen allerdings ſo aus," meinte der Fremde, „aber da mein Auftrag an eben dieſen Gehülfen von beſonderer Wichtigkeit iſt, ſo verzeihen Sie mir, daß ich mich vorher überzeuge, ob Sie auch der rechte ſind."

„Wenn das beliebt," entgegnete Auguſt einigermaßen gekränkt, „ſo müſſen Sie warten, bis Herr Blaſſer nach Hauſe kommt, damit er Bürgſchaft für mich ſtellt. — Im Uebrigen," ſetzte er etwas hochmüthig hinzu, „habe ich Sie ja gar nicht gerufen und ich bin auch nicht zu Ihnen gekommen, ſondern Sie zu mir."

„Na, na," machte lächelnd der Fremde, „wir können uns leicht verſtändigen. Bitte, ſeien Sie ſo gütig und nennen mir den Namen des beſten Freundes, den Sie je gehabt."

Der Lehrling schaute den Andern verwundert an, doch erinnerte er sich augenblicklich seines ehemaligen Vorgesetzten und rief mit Lebhaftigkeit: „ach! mein einziger und bester Freund ist Herr Beil. Bringen Sie mir Nachricht von ihm?“

„Herr Beil; — ganz recht!“ erwiderte der Fremde. „Direkte Nachrichten bringe ich gerade nicht.“

„Und wo ist Herr Beil? Ist er in der Stadt? — Gewiß nicht, denn sonst hätte er mich aufgesucht.“

„Daran zweifle ich auch nicht,“ sagte der Andere, „und deßhalb ist Ihre Vermuthung die richtige; Herr Beil ist nicht in der Stadt, aber er läßt Sie durch mich freundlich grüßen.“

„Wie mich das freut!“ rief August. „In der That, recht sehr freut es mich. Ach! mein lieber Herr Beil! Es geht ihm hoffentlich gut?“

„Vortrefflich; und er wünscht das Gleiche von Ihnen zu erfahren.“

„Ich habe seine Stelle angetreten,“ entgegnete der Lehrling, indem er sich in die Brust warf, „ja, ich führe eigentlich das ganze Geschäft, da der Herr Blasser häufig abwesend ist.“

„Das kann ich mir denken, sprach der fremde Mann mit einem lächelnden Gesichtsausdruck. „Herr Beil hat auch nie daran gezweifelt, und wenn ich ihm das bestätige, so wird's ihn freuen. — Aber wenn Sie erlauben, sage ich Ihnen nun den Auftrag, den ich an Sie habe. Darf ich vielleicht bitten, mit mir in's Nebenzimmer zu treten. Mein Auftrag ist ziemlich geheimnißvoll und ich möchte nicht, daß man mich vom Gange aus hörte.“

„O unbesorgt,“ entgegnete August, der sehr geschmeichelt war, einen geheimen Auftrag zu vernehmen; es wird uns Niemand hier belauschen. Aber wenn es Ihnen gefällig ist, so gehen wir in's Nebenzimmer.“

„Ich bitte darum.“

Damit traten die Beiden in das Arbeitszimmer des Herrn

Kammermädchen.

Mich heirathen? Oh, ich bin nicht nur ſo mir nichts dir nichts zu heirathen. Da muß ich ſchon bitten. Ich weiß gar nicht, wie der Herr mich —

Fr. v. Schall.

Nun Offenheit vor Allem. Der Herr hat einen Brief an Dich. (Gibt ihr den Brief.)

Kammermädchen.

Einen Brief an mich? Oh, das iſt Verläumdung, gnädiger Herr.

De Blé (für ſich).

Endlich kommt mein Brief an die rechte Adreſſe.

Kammermädchen.

Gnädiger Herr, das iſt wirklich Verläumdung.

Fr. v. Schall.

Du haſt alſo keine Abſicht, Dich zu verheirathen?

De Blé.

Alſo, mein ſchönſtes Fräulein, auch hier habe ich keine Hoffnung?

Kammermädchen.

Wie geſagt, der Antrag überraſcht mich. Ich bin ein armes Mädchen ohne Stütze in der Welt.

De Blé.

Oh, was das Stützen anbelangt, verlaſſen Sie ſich ganz auf mich, und verlaſſen Sie mich nicht.

Fr. v. Schall.

Eine feſte Hand hat er, das kann ich Dich verſichern.

De Blé.

Gewiß eine feſte Hand, eine Hand wie zum Leiten durch dieſes Leben gemacht.

Blaffer, der fremde Mann betrachtete es, indem er ſich auf ſeinen Stock ſtützte und ſagte: „Sie haben hier eine vortreffliche Comptoirgelegenheit. Dies iſt wohl das Arbeitszimmer des Herrn Prinzipals. — Sehr geſchickt, ſehr geſchickt. Ja, dieſe Herren verſtehen ſich ihr Leben einzurichten. — Die Thüre dort" — er zeigte auf eine andere, als durch welche ſie eingetreten waren, — „führt wohl in die Wohnzimmer? — Sehr geſchickt, ſehr geſchickt!"

„Nein," erwiderte Auguſt, „dieſe führt auf die Treppe und eine Hinterthüre, durch welche man in den Hof geht."

„Ah!" machte der Fremde und ſtreichelte ſein Kinn mit der Hand. „Aber jetzt meinen Auftrag. Herr Beil wohnte mit Ihnen längere Zeit zuſammen in dieſem Hauſe, oben unter dem Dach; Herr Beil verließ dies Haus in einer ſtürmiſchen Nacht mit etwas verwirrtem Kopfe."

„Ach, ja, das iſt wahr."

Sehen Sie, wie genau ich unterrichtet bin. Er verließ alſo das Haus eilig und vergaß, etwas mitzunehmen."

„Davon hat er mir nichts geſagt."

„Natürlicher Weiſe; da er es vergaß, konnte er Ihnen nichts davon ſagen. Aber jetzt werden Sie es von mir hören. Herr Beil ließ nämlich unter dem Dache in einem Winkel, den er mir genau bezeichnet, eine Börſe mit Geld liegen."

„Eine Börſe mit Geld? — Das hätte ich nimmermehr vermuthet!"

„Ganz gewiß, es waren langjährige Erſparniſſe. Mich hat er nun erſucht, dieſe Börſe für ihn zu holen. Er wäre ſelbſt gekommen, aber erſtens iſt er nicht in der Stadt und zweitens, wie Sie am beſten wiſſen, würden ihm die unangenehmen Verhältniſſe mit ſeinem bisherigen Prinzipal einen ſolchen Beſuch etwas peinlich machen. — Sie haben mich doch vollkommen verſtanden?"

Nach dem verblüfften Geſichtsausdruck des Lehrlings zu ſchließen, ſchien dies nicht der Fall zu ſein. Er ſchaute den Fremden

mit aufgesperrtem Munde an und sein Kopf schien sich mit dem Gedanken, Herr Beil habe hier Geld zurückgelassen, nicht recht befreunden zu können. Aber der Fremde behauptete es, wollte ihm das Factum beweisen und so mußte er am Ende wohl glauben.

„Haben Sie einen Augenblick Zeit, mit mir in die Dachkammer zu steigen?" sagte dieser nach einer Pause. „Das heißt, wenn es im jetzigen Augenblick angeht. Ich möchte aber nicht gerne dem Herrn Blaffer begegnen; Sie verstehen mich wohl. Er stand mit seinem Commis nicht gut und da könnte auch ich schief angesehen werden."

„Unbesorgt!" erwiderte August. „Herr Blaffer hat Geschäfte; er kommt schwerlich vor Mittag nach Hause." Der Lehrling war sicher, daß dem so sei, denn auch Marie hatte unter einem Vorwand das Haus verlassen und er wußte bestimmt, daß der würdige Prinzipal in solchen Fällen nicht früher heimkehre. Das Mädchen aber kam, einmal ausgegangen, selten vor Essenszeit zurück.

„Wenn es Ihnen also gefällig ist," meinte der fremde Mann mit einer vornehm sein sollenden Verbeugung, die August imponiren sollte und auch ihren Zweck nicht verfehlte, „so wollen wir hinauf gehen."

„Gehen wir."

„Apropos, junger Herr," sagte der Andere unter der Thüre mit einem väterlichen Tone, „nehmen Sie es mir nicht übel, doch Sie sind ein wenig unvorsichtig; Sie lassen da die Kasse offen stehen. O, in jetziger Zeit muß man vorsichtig sein." Er drückte sanft die Augen zu, schmatzte dabei leicht mit den Lippen und zeigte auf einen eisernen Kasten in der Ecke, der früher freilich zum Kassenbehälter gedient hatte, jetzt aber zum Papierkorb herunter gekommen war.

„Darin können sich Diebe amüsiren," antwortete der Lehrling lachend, indem er die Thüre des Comptoirs hinter sich zuzog. „O Herr Blaffer ist viel zu ängstlich, als daß er seine Gelder hier

unten im Hauſe, wo Niemand ſchläft, aufbewahrt. Die Kaſſe hat er im Schlafzimmer hinter ſeinem Bette ſtehen."

Der Fremde blieb bei dieſen Worten ſtehen, legte die Hände auf ſeinen Stock und ſagte mit Salbung: „Herr Blaſſer iſt ein kluger Mann, — ein würdiger Mann, das kann ich Sie verſichern. Aber ſteigen wir hinauf, meine Zeit iſt etwas gemeſſen."

Beide betraten nun die Treppen und der Fremde ſchien ſich in das Haus des Herrn Blaſſer gänzlich verliebt zu haben. „Das iſt ein ſchönes Gebäude, eine behagliche Wohnung," ſprach er einmal um's andere Mal. Alles iſt ſo zweckmäßig eingerichtet — vortrefflich. — Da iſt die Küche, natürlich da geht es auf die Straße, hier Comptoir und Nebenzimmer, rechts wahrſcheinlich Büchermagazine — habe ich's errathen, junger Herr?"

„So iſt's; es ſind das zwei große Zimmer — das Lager der Handlung."

„Freut mich, daß ich das errathen. Doch jetzt will ich Ihnen einmal einen Begriff davon geben, wie ich die Neigungen Ihres würdigen Prinzipals verſtehe. Er liebt die Ruhe — namentlich bei Nacht — das Büchermagazin geht wahrſcheinlich auf den Hof hinaus, und über demſelben, um durch nichts im Schlafe oder ſeinen Betrachtungen geſtört zu werden, befindet ſich das Schlafzimmer des Herrn Blaſſer. — He?"

„Darin haben Sie Recht," verſetzte Auguſt halb und halb verwundert. Und da ſie nun auf dem erſten Stock angekommen waren, ſo zeigte er auf eine Thüre und ſagte: „Dort iſt das Schlafzimmer. Wollen Sie einen Blick hinein werfen?"

„O ich bin nicht ſo unbeſcheiden. Gehen wir lieber hinauf in die bewußte Dachkammer. Ich verſichere Sie, werthgeſchätzter junger Herr, meine Zeit iſt mir heute koſtbar."

Hierauf gingen ſie weiter und erreichten die Wohnung des Herrn Beil.

„Ja, das iſt das Zimmer!" rief der Fremde aus, „wie er es

mir beschrieben. Ach, mein guter Herr Beil! Also hier wohnte er? Das könnte mich ganz traurig machen, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, ihn in ein paar Tagen wieder zu sehen."

„Ach, das möchte ich auch," sagte August. „Nicht wahr, Sie werden mir seine Adresse geben?"

„Mit dem größten Vergnügen würde ich es thun, aber das hat er mir ausdrücklich verboten. Gewisse Umstände nöthigen ihn dazu, doch wird er Ihnen nächstens schreiben. — Sie können sich fest darauf verlassen. Doch jetzt bleiben Sie an der Thüre stehen und geben genau Achtung; Sie werden sehen, wie schnell ich das Versteckte finde."

Darauf war nun August sehr begierig, denn er setzte einigen Zweifel in das zurückgelassene Vermögen seines Freundes; war daher nicht wenig erstaunt, als sich der Fremde, nachdem er kurze Zeit hinter einer Vertäfelung der Dachfenster herum gegriffen, nun plötzlich herumwandte und triumphirend einen kleinen Beutel in die Höhe hielt. Er schüttelte den Inhalt in die Hand, und vor des Lehrlings erstaunten Augen funkelte ein kleiner Haufen Dukaten.

„Ich hätte nimmer geglaubt," sagte dieser, „daß Herr Beil solche Schätze besitze. Er sprach mir immer von seiner Armuth und wie er ohne alle Hülfe in die Welt hinaus gehe."

„Unerklärlich," murmelte der Fremde; „aber da das Gold einmal da ist, so läßt es sich nicht wegläugnen. Mein Auftrag ist erfüllt, und wenn ich Ihnen herzlich für Ihre Gefälligkeit danke, so wage ich ganz schüchtern, einen Wunsch des Herrn Beil auszusprechen. Die Verhältnisse desselben haben sich gebessert, auf das Ueberraschendste gestaltet, und er bittet Sie durch mich, die Hälfte dieser Summe als einen Beweis seiner Freundschaft annehmen zu wollen."

„O nein, nein!" rief August, während er begierig auf das Gold schaute, „das ist ja eine große Summe, wie kann ich so was annehmen! Und durch Sie, mein Herr, einen Fremden, den ich

gar nicht kenne! Wenn er ſelbſt da wäre, ſo wäre es etwas ganz Anderes."

„Herr Beil kennt Ihr Zartgefühl und hatte dieſen Fall vorgeſehen, doch ſagte er: Herr Brander — ich heiße Brander — bitten Sie meinen lieben Auguſt dringend darum, er möge mir die Freundſchaft erzeigen, und dieſe Kleinigkeit — Kleinigkeit in meinen jetzigen Verhältniſſen — mit mir theilen. Will er mir danken, ſo werde ich ihm Gelegenheit geben, dies in den nächſten Tagen perſönlich gegen mich thun zu können."

„So kommt er hieher?" rief höchlich erfreut der Lehrling.

„Er kommt," ſprach gerührt Herr Brander.

„Bald?"

„Sehr bald; — jetzt, da ich Ihre aufrichtige Freude ſehe, Ihr Entzücken, den vermißten Freund wieder zu umarmen, darf ich es Ihnen anvertrauen. Herr Beil iſt in der Stadt und wartet nur auf einen günſtigen Augenblick, um Sie an ſein Herz zu drücken."

„Sprechen Sie! ſprechen Sie!" rief Auguſt. „Herr Beil iſt in der Stadt?"

Der Fremde fuhr ſich gerührt mit der Hand über die Augen, dann blickte er den jungen Mann einen Augenblick mit großer Wärme an und entgegnete: „ja, Herr Beil iſt in der Stadt, und vielleicht morgen ſchon wird es Ihnen vergönnt ſein, ihn zu ſehen."

„So käme ich zu ihm?"

„Das verbieten ihm ſeine Verhältniſſe. Aber er kommt zu Ihnen — hieher. Nur möchte er um Alles in der Welt dem Herrn Blaffer nicht begegnen. Aber da es ihn ſehr drängt, Sie wieder zu ſehen und auch ſeine ehemalige Behauſung, ſo erbittet er ſich einen Rath, wie das anzufangen ſei."

„Nichts einfacher als das!" rief Auguſt erfreut; „ich öffne ihm Abends die Hausthüre, die Herr Blaffer ſorgfältig verriegelt. Er

kennt ja den Weg hier herauf ganz genau, er wird ihn im Dunkeln finden."

Herr Brander ſchien ſich einige Thränen der Rührung aus den Augen zu wiſchen; ja ſein Gefühl überwältigte ihn und er drückte den Lehrling ſanft an ſein Herz. „Bei Gott!" ſprach er, „mein Freund, Herr Beil, hat ſich nicht getäuſcht. Sie ſind ihm zugethan, wie ehedem. Aber er wußte das, zweifelte nicht daran. Sagte er mir doch: alle meine Erſparniſſe hier in dieſem Beutel waren für Auguſt beſtimmt, — für Auguſt, den ich ſchätze und liebe. Geben Sie ihm, bat er mich dringend, nicht die Hälfte, nein, das Ganze, wenn er ſich ſeines ehemaligen Gefährten warm und aufrichtig erinnert. Keine Worte weiter, keine falſche Scham! Nehmen Sie, junger edler Mann, ich ſchwöre Ihnen, daß ich dieſes Gold nie mehr anrühren werde."

Bei dieſen Worten drückte er dem Lehrling die kleine Börſe mit ſolcher Energie in die Hand und ſchritt dabei ſo haſtig der Treppe zu, daß Auguſt einſah, es ſei überflüſſige Mühe, hier noch länger zu widerſtreben. Er folgte alſo dem Herrn Brander, der mit ſeinem Gefühl nun abſichtlich das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand brachte, und abermals die zweckmäßige Bauart des Hauſes bewunderte.

„Vortrefflich!" ſagte er; „und ſämmtliche Zimmer hier im erſten Stock gehen wohl durcheinander?"

„Verzeihen Sie," entgegnete Auguſt; „die zwei Zimmer, welche Herr Blaſſer bewohnt, haben ihren eigenen Ausgang, ſowie auch die meiner Schweſter."

„Alſo Herr Blaſſer wohnt nach der Straße," verſetzte der Fremde mit einem leicht begreiflichen Irrthum, den aber Auguſt alsbald berichtigte, indem er die Thüre zum Schlafzimmer des Prinzipals öffnete, um zu zeigen, wie er früher ſchon geſagt, daß die Fenſter auf den Hof gingen; worauf Herr Brander einen ein-

zigen Blick in das Schlafzimmer warf und dann in's untere Stockwerk hinabſtieg.

An der Hausthüre angekommen, ſchüttelte er dem jungen Manne herzlich die Hand und ging auf die Straße. Doch kehrte er gleich darauf wieder zurück und ſagte: „Apropos! faſt hätten wir vergeſſen, ein Zeichen abzureden, wenn Sie Herrn Beil erwarten dürfen. Wie machen wir das gleich? — Richtig, ſehen Sie hier neben dem Hauſe die Gaslaterne; ihr Licht brennt doch jeden Abend?"

„Jeden Abend, ſobald es dunkel wird, zündet man ſie an."

„Schön, ſchön! Betrachten Sie ſich alſo die Laterne. Brennt in ihr das Licht wie gewöhnlich, ſo iſt nichts zu erwarten, bemerken Sie aber, daß es ausgelöſcht iſt, ſo kommt Herr Beil. — Haben Sie mich verſtanden?"

„Vollkommen. Dann öffne ich langſam die Hausthüre."

„Und ziehen ſich in Ihr Zimmer zurück. Sie werden mich verſtehen: die Freude des Wiederſehens auf der Treppe könnte einigen Spektakel verurſachen und den Herrn Blaſſer beunruhigen."

„Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich."

„Das werde ich, vortrefflicher junger Mann," ſagte Herr Brander, worauf er das Haus eilig verließ und dicht an den Häuſern vorbei die Straße hinab ſchritt.

Auguſt kehrte in das Comptoir zurück und überzählte dort ſeinen Schatz — die Erſparniſſe des guten Herrn Beil.

Vierundſiebenzigſtes Kapitel.

Johann Chriſtian Blaſſer allein.

Am Tage nach dem im vorigen Kapitel beſchriebenen, an ſich gewiß ſehr unbedeutenden Vorfalle, befand ſich Herr Blaſſer allein

in ſeinem Comptoir und ſaß gedankenvoll an ſeinem Pulte. Er hatte die Füße auf die höchſten Sproſſen des Stuhles geſetzt, weßhalb ſeine ſpitzigen Kniee ſo hoch empor ragten, daß er die Ellbogen darauf ſtützen konnte, auf welchen, oder vielmehr ſeinen Händen, nun der Kopf ruhte, was ſeiner ganzen Figur ein höchſt ſonderbares, nicht gerade angenehmes Ausſehen gab. Dazu hatte ſein Geſicht einen finſtern, unheimlichen Ausdruck, den ein höhniſches Lächeln zuweilen überflog, ohne ſeine Züge zu verſchönern. Vielmehr lag in dem Lächeln etwas ſo Tückiſches, daß vielleicht ſelbſt Herr Beil davor erſchreckt wäre, wenn er ſich ſeinem würdigen Prinzipal noch gegenüber befunden hätte. Herr Blaſſer war offenbar in ſehr trüber Gemüthsſtimmung und hatte in den letzten Tagen um eben ſo viele Jahre gealtert. Er hatte aber auch traurige Erfahrungen gemacht, er hatte beim Verkauf ſeines Geſchäftes gefunden, daß daſſelbe in den Augen der Welt ziemlich herunter gekommen erſchien, denn er hatte um mehrere tauſend Gulden wohlfeiler verkaufen müſſen, als er noch vor Kurzem geglaubt. Mit ſeinem Hauſe, das er ebenfalls zu Geld gemacht, war es ihm nicht beſſer gegangen; man hatte demſelben alle möglichen Fehler nachgewieſen, und da Herr Blaſſer obendrein auf baarer Bezahlung beſtand, mußte er ſich auch hier wieder zu einem ziemlichen Opfer entſchließen. Auch Schulden hafteten noch darauf, doch, nachdem Alles abbezahlt war, blieben dem Verkäufer für Geſchäft und Haus immer noch die ſchöne runde Summe von zwanzigtauſend Gulden übrig, die er in Werthpapieren und Gold droben in ſeiner Kaſſe eingeſchloſſen hatte.

Aber auch Erfahrungen anderer Art hatte Herr Blaſſer gemacht, und wenn er daran dachte, ſo überflog kein, wenn auch noch ſo finſteres Lächeln ſeine Züge; wenn ihm das einfiel, ſo knirſchte er mit den Zähnen, ſo biß er auf die dünnen, blaſſen Lippen, ſo fuhr er ſich durch den ſpärlichen Haarwuchs, und dann warf er einen ſcheuen Seitenblick in den Spiegel, und grinste ſich ſelbſt an,

indem er ausrief: „ja, das hat so kommen müssen, aber . . hier hier —" fuhr er auf sein Herz schlagend grimmig fort, „hier thut das weh, o über alle Beschreibung weh!"

Eine Folge dergleichen momentanen Aufregungen war es nun, daß er darauf wieder in sein trübes Nachsinnen verfiel, daß sein Gesicht dabei wohl finster und gehässig blieb, aber daß einige Zeit darnach das höhnische Lächeln wieder wie grelle Blitze darüber hinflog. In den Augenblicken dachte er an die zwanzigtausend Gulden in seiner Kasse, daß er damit in den nächsten Tagen die Stadt verlassen, Marie mitnehmen, sich mit ihr in irgend einem kleinen Winkel verbergen wolle, sie dort auf den Händen tragen, wenn es ihm gelänge, ihre Liebe zu erwerben; sie im andern Fall aber quälen wolle, wie nie eine Menschenseele gequält worden sei. — „Ah! und ich werde sie quälen müssen," sagte er mit bebender Stimme und fuhr dabei mit der Hand an die Stirne, „denn es wird nur zu wahr sein, was ich in der Stadt gehört, was mir die Magd unseres Hauses endlich eingestanden. Sie liebt, sie wird wieder geliebt, es schwelgt Jemand in meinem Eigenthume — und ich bin betrogen."

Dabei sank er wieder tiefer in sich zusammen und ruhete längere Zeit so. Ein Unbefangener hätte glauben mögen, er schlafe. Doch ging hierzu sein Athem zu unregelmäßig; bald stieß er ihn leis, aber schnell wie im Fieber, heraus, bald zog er ihn aus tiefer Brust an sich, und dann waren es schwere, schmerzliche Seufzer.

Nur der Anblick eines Papieres, welches vor ihm lag, riß ihn zeitweise aus seinen Träumereien etwas empor. Es war der Verkaufs-Contrakt der Buchhandlung, er hatte sich darin, wie wir wissen, die Anstellung eines Commis vorbehalten, ohne August vorderhand zu nennen, hatte diesem Commis ein sehr kärgliches Einkommen auswerfen lassen und allerlei für denselben bestimmt, was den Zweck hatte, ihm das Leben ziemlich sauer zu machen. So hatte er für den Bruder des Mädchens gesorgt, das er liebte,

und er lächelte abermals, indem er an die unangenehme Ueberraschung seines ehemaligen Lehrlings dachte, wenn dieser seine neue Anstellung erführe.

In diese Gedanken versunken mochte Herr Blaffer schon mehrere Stunden gesessen haben, und er war so menschenfreundlich gesinnt, daß er schon zu wiederholten Malen auf öfteres Klopfen an die Comptoirthüre keine Antwort gab. Die bescheidenen Besucher waren dann meistens wieder fortgegangen, zu furchtsam oder zu discret, um heftig an die Thüre zu pochen oder dieselbe gar zu öffnen. Endlich aber mußte Jemand davor stehen, der nicht so dachte, denn einem einmaligen Klopfen folgte ein stärkeres und dann drei so kräftige Schläge, daß der Buchhändler empor fuhr und mit wilder Stimme: „herein denn in's Teufels Namen!“ rief. Dabei machte er ein Gesicht wie ein reißendes Thier, das auf seine Beute losspringen will. Auch seine zusammengekauerte Stellung schien dies Vorhaben unterstützen zu wollen, weßhalb denn auch wohl der junge Mann, der nun in die Thüre trat, überrascht auf der Schwelle stehen blieb.

„Bei allen Göttern!“ sagte der Eintretende mit einem leichten Lächeln auf den Lippen, „Sie blicken mich an, Herr Blaffer, als sei es Ihnen sehr unangenehm, mich hier zu sehen.“

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie,“ entgegnete dieser nach einem tiefen Athemzuge; „bitte sehr zu entschuldigen, Herr Erichsen; ich hatte da meine tiefen Gedanken.“

„So störe ich Sie; das thut mir leid,“ versetzte der Maler.

„O, Ihr Besuch stört nie; er erfreut nur,“ gab der Buchhändler zur Antwort; wobei er von seinem Comptoirstuhl herunter kletternd seine langen Gliedmaßen wahrhaft spinnenartig aus einander streckte. „Bitte, Platz zu nehmen. Sie machen sich selten, Herr Erichsen, sehr selten.“

„Es ist wahr,“ erwiderte Arthur, indem er sich niederließ, „ich

Kammermädchen.

Aber ich müßte um Bedenkzeit bitten.

Hr. v. Schall.

Ja, Bedenkzeit wäre nöthig.

De Blé.

Allerdings, Bedenkzeit müßten wir uns ausbitten.

Kammermädchen.

Wir?

De Blé.

Bitte recht sehr, wir eigentlich nicht, wir nicht. Ich sprach nur so aus Uebereilung in der Mehrzahl.

Hr. v. Schall.

Also, mein lieber Herr de Blé, mir scheint, daß die Sache trotz der Bedenkzeit in Richtigkeit kommen könnte. Sie sind augenblicklich ohne Stelle? —

De Blé.

Ich muß leider bekennen, daß mir augenblicklich ein sicheres Plätzchen mangelt.

Hr. v. Schall.

Ja, sehen Sie, mein Lieber, Sie heißen de Blé?

De Blé.

De Blé!

Hr. v. Schall.

Wenn ich mich erst von Ihren Fähigkeiten und Kenntnissen genauer überzeugt habe, so will ich sehen, ob es meinem Einflusse gelingt, Ihnen irgendwo im Staatsdienst einen kleinen Posten zu verschaffen.

De Blé.

Es braucht gerade nicht im Staatsdienste zu sein, gnädiger Herr. An der Hand dieser hochgeschätzten Persönlichkeit würde ich auch mit einem kleinen Privatdienstchen zufrieden sein.

war lange nicht auf dem Comptoir; wir verkehrten brieflich. Aber unſere Arbeiten wurden deßhalb nicht vernächläſſigt."

„Gewiß nicht; Ihre Illuſtrationen kamen immer zur Zeit. Da gab's nie eine Stockung."

„Aber jetzt könnte es eine geben, Herr Blaſſer," erwiderte Arthur, und dabei ſah er auf den Boden nieder und zeichnete mit ſeinem Spazierſtocke allerlei Linien in den Staub. „Eine Stockung, was mich betrifft; nicht für Ihr Geſchäft."

„Wie verſtehe ich das, beſter Herr Grichſen?"

„Ich habe eine große Reiſe vor," antwortete der Maler gedankenvoll, „in die Schweiz, vielleicht nach Italien, weßhalb ich nicht mehr im Stande bin, die mir übergebenen Illuſtrationen auszuführen. Doch wie ſchon geſagt: das Geſchäft ſoll nicht darunter leiden, ich habe einen Stellvertreter gefunden, einen talentvollen jungen Mann, der es mindeſtens ebenſo ſchön macht wie ich."

„Na, na, Herr Grichſen," ſagte der Buchhändler höflichſt, „das iſt unmöglich. Aber ich begreife vollkommen, daß Sie ſich wegen ſolcher Bagatelle nicht binden werden." — Ihm war es ja vollkommen gleichgültig, wer künftig die Illuſtrationen für das verkaufte Geſchäft mache, ja es war ihm lieb, wenn ſein Nachfolger einen guten Arbeiter verlor. Herr Blaſſer nahm ſein Lineal zwiſchen die Zähne, nickte mit dem Kopfe und ſprach gedankenvoll: „So, ſo, Sie reiſen? — Sie glücklicher Menſch! Das entſchließt ſich von heute auf morgen, packt ein, läßt ſich Creditbriefe geben und bricht alle Verbindungen leicht ab."

Arthur ſeufzte ein wenig und entgegnete: „wenn man reiſt, bricht man freilich ſeine Verbindungen für einige Zeit ab, aber es iſt noch die Frage, ob einem das leicht wird."

„Ah! ich verſtehe!" rief Herr Blaſſer mit einem pfiffig ſein ſollenden Lächeln, das aber nur ein Grinſen war. „Verzeihen Sie meine Indiscretion, aber in der Balkengaſſe wird der Abſchied ſehr ſchwer fallen."

Der Maler zuckte mit den Achseln und erwiderte, ohne Herrn Blasser anzusehen: „da sind Sie im Irrthum. — In — der — Balkengasse — ich weiß wohl, worauf Sie anspielen — ist nichts, was meinen Abschied erschweren könnte.“

„Nichts?“ fragte lauernd der Buchhändler.

„Nichts,“ wiederholte Arthur.

„Aber doch etwas Vorübergehendes?“

„Sehr vorübergehend,“ meinte Arthur gedankenvoll.

Der Buchhändler klopfte mit dem Lineal auf seinen magern Schenkel und sagte: „schaut, wie ihr jungen Leute eigentlich seid. Da faßt ihr eine Grille auf, da seht ihr ein schönes Gesicht, und da muß nun alle Welt helfen, damit sich so ein Geschöpfchen leichter verführen läßt.“

„Bitte recht sehr, Herr Blasser,“ sprach ernst der Maler.

„Nun, Sie werden mir das nicht übel nehmen,“ fuhr der Andere lächelnd fort. „Ich meine es ja nicht böse; und so ganz Unrecht habe ich auch nicht; ich will Ihnen das beweisen. Mußte da nicht die arme Handlung Johann Christian Blasser und Compagnie mehr als zu viel thun an Honorar für den alten Staiger! Ich versichere Sie: viel mehr als zu viel, denn das ursprüngliche Honorar war für seine Leistungen genügend.“

„Möglich,“ versetzte Arthur träumerisch.

„Ich habe es auch nur Ihretwillen gethan. Nun, das hat er auch wohl gemerkt, und die Tochter wird nicht undankbar gewesen sein.“ — Er sprach das mit einem sehr widrigen Lächeln, welches aber der junge Mann nicht sah, da er zu Boden blickte, denn sonst würde der Ton, mit welchem er antwortete: „ich bitte darüber nicht mehr zu reden,“ gewiß ein noch viel schärferer gewesen sein. Doch setzte Arthur gleich darauf hinzu: „ich kann Sie versichern, der alte Mann hat keine Ahnung davon, daß er mir die Erhöhung seines Honorars zu verdanken hat.“

„Das kann ich nicht glauben,“ erwiderte Herr Blasser mit

künſtlichem Erſtaunen. „So wird er ſich nicht überſchätzen. Sechs Gulden, für den kleinen Bogen," ſagte er faſt mit heulendem Tone. „Wenn er da nicht einſieht, daß ihm eine ſtarke Hand geholfen, ſo iſt es mehr als undankbar. Ueberhaupt —"

„Was überhaupt? Fahren Sie nur fort, Herr Blaffer."

„Nehmen Sie guten Rath an, mein lieber Herr Grichſen; ich kenne die Welt. Man muß ſich mit ſolchen Leuten nicht zu tief einlaſſen; das benutzt einen, ſo lange als möglich, kommt dann ein anderer, vornehmer, reicher — oder jünger," ſetzte er leiſe und zähneknirſchend hinzu, — ſo wird der gut Denkende auf die Seite geſchoben — verlaſſen."

„Ja verlaſſen," ſagte kaum hörbar der Maler.

Doch verſtand ihn Herr Blaffer vollkommen; ja nicht allein das Wort, ſondern auch die zerſtreute und traurige Miene, mit der es Arthur ſprach.

Dieſer fuhr nach einer kleinen Pauſe trübe lächelnd fort: „wir wollen darüber weiter nicht reden; es war ein Geſchäft und iſt abgemacht. Apropos! haben Sie nichts mehr von Herrn Beil gehört?"

„Der Schuft!" entgegnete Herr Blaffer und ſtieß das Lineal heftig auf den Stuhl. „Nein, nein! Gott ſei Dank! ich weiß nicht wo er crepirt iſt. Ich ſage Ihnen, Herr Grichſen, das war eine niederträchtige Seele."

„Sie ſtanden nie gut mit ihm; aber für ſchlecht hätte ich ihn nicht gehalten. Für etwas unüberlegt — ja zu luſtigen Streichen ſtets bereit."

„Boshaft, Herr Grichſen, boshaft wie ein Affe. Und wie konnte ſich der Kerl verſtellen! Zum Beiſpiel, haben Sie je ein Talent zum Zeichnen an ihm bemerkt?"

„Nichts auffallendes der Art."

„Ich früher auch nicht. Aber denken Sie, als er fort war, viſitire ich ſeinen Pult und finde da ein Packetchen zugebunden,

gesiegelt und mit der Ueberschrift: meinem lieben Prinzipal, Herrn Blasser. Hätte ich nur meiner ersten Idee nachgegeben und es in's Feuer geworfen. Aber so plagt mich der Teufel der Neugierde, und ich finde eine ganze Menge der scheußlichsten Carrikaturen."

„Ah!" machte fast lächelnd der Maler, denn ihm kam plötzlich die Idee, Herr Blasser spreche von den Zeichnungen, die er, Arthur selbst, auf dem Pulte des Herrn Bell hie und da verfertigt.

„Carrikaturen der schändlichsten Art, und mit Beziehung auf unsern Roman: Onkel Tom's Hütte. Und mich hat er immer zur Hauptfigur genommen, mich, seinen Prinzipal und Wohlthäter."

„Das ist unerhört!" entgegnete Arthur, indem er mühsam ein ernstes Gesicht machte. „Das hätte ich hinter Herrn Bell nicht gesucht." — Doch schien er das Gespräch und überhaupt seinen Besuch abbrechen zu wollen, denn er stand auf, reichte dem Buchhändler die Hand und sagte: „so halten Sie mich im besten Andenken, Herr Blasser, und wenn ich von meiner Reise mit vollen Mappen zurückkehre, so können wir vielleicht eine Art Reisebeschreibung daraus machen."

Herr Blasser war hierauf schon im Begriff, über den Verkauf des Geschäftes zu sprechen, doch dachte er: „es ist besser, ich schweige darüber." Er schüttelte deßhalb die dargebotene Hand, affectirte einige Rührung und begleitete den Maler bis an die Hausthüre, worauf dieser sich entfernte.

Der Buchhändler trat in sein Comptoir zurück, und ging mit großen Schritten auf und ab, wobei er das Lineal auf dem Rücken hielt und sich zuweilen damit auf die Schulterblätter klopfte. — „Auch der hat bittere Erfahrungen," sagte er nach einiger Zeit in einem höhnischen Tone, „und ist doch hübsch und jung. Ja, trau' Einer dem verfluchten Weibergeschlecht! Wenn mich nur die dumme Grille dieses Herrn Erichsen nicht ein paar hundert Gulden gekostet hätte, die ich an das Bettelpack weggeworfen. Aber ich will mich noch dafür revanchiren. Ein recht artiger Brief an den Herrn

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20764 / 030

Staiger ſoll mein letztes Geſchäft als Chef der Handlung Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie ſein. Damit trat er an den Pult und ſchrieb mit ſichtlichem Wohlbehagen:

„P. P.

Die ſchlechten Zeiten, unter denen gegenwärtig der Buchhandel ſeufzt, veranlaſſen uns, Sie zu erſuchen, Ihre Arbeiten für unſere Handlung einſtellen zu wollen. Onkel Tom iſt beendigt, und wir ſind außer Stande, das neue Unternehmen, für welches ja ohnedies noch kein Contrakt zwiſchen uns abgeſchloſſen iſt, in's Leben treten zu laſſen.

Genehmigen Sie indeſſen die Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit der wir ſind

Johann Chriſtian Blaſſer und Comp."

Wohlgefällig betrachtete der Buchhändler den ſaubern Schnörkel unter ſeinem Namen, ſetzte vorſichtig das Datum von geſtern bei und ſiegelte den Brief. Dann rieb er ſich die Hände, als habe er ein gutes Werk gethan, verſchloß das Comptoir und ging in ſein Schlafzimmer hinauf.

Als es einige Stunden darauf dunkel wurde, ſaß Auguſt an dem Fenſter ſeiner Kammer, den Blick auf die Straße gerichtet, wo man nach und nach alle Gaslampen angezündet hatte; auch die bewußte vor dem Hauſe brannte hell und luſtig, und ſo ſehr der Lehrling auch umher ſpähte, nirgendwo ließ ſich etwas ſehen, welches Luſt zu haben ſchien, dieſe einzige Flamme wieder zu verlöſchen und ſo den ſehnlichſt erwarteten Beſuch des Herrn Beil anzuzeigen.

Endlich wurde Auguſt zum Nachteſſen gerufen, und das ging trübſelig vorüber wie die meiſten in der letzten Zeit. Herr Blaſſer ſprach nichts und warf nur zuweilen finſtere Blicke über den Tiſch hinüber nach Marien, welche in tiefe Gedanken verſunken zu ſein ſchien, und wohl aus dieſem Grunde häufig etwas Unpaſſendes ſagte, oder da lachte, wo es gerade nicht nothwendig war, — ein Benehmen, welches die gute Laune des Buchhändlers durchaus nicht

erhöhte, ja ihm einige beißende Bemerkungen ablockte, welche von dem jungen Mädchen nicht gerade auf die ehrerbietigſte Art beantwortet wurden. Dann wurde der Prinzipal heftig, grob und kränkend, was zur Folge hatte, daß ſie ihm einen verächtlichen Blick zuwarf, den Teller haſtig zurückſtieß, ſich vom Tiſche erhob und auf ihr Zimmer ging.

Glücklicher Weiſe ließ ſich Auguſt dieſe Scene gar nicht anfechten, ſondern ſpeiste mit großer Gemüthsruhe, wornach auch er ſeine Dachkammer aufſuchte. Trotzdem es ihm aber in der letzten Zeit beſſer in dem Hauſe gegangen, ſo erſchien ihm doch Manches dafür ſo unheimlich und widerwärtig, daß er ſich nach der früheren Zeit zurückſehnte, und namentlich nach Herrn Beil, mit dem er ſo manche Stunde angenehm verplaudert, und der es ſo vortrefflich verſtanden, ſeine guten Lehren humoriſtiſch in artige Gleichniſſe einzukleiden, und der ſelbſt Püffe und Katzenköpfe auf ungezwungene und faſt angenehme Art zu geben wußte, ſo daß man ihm gar nicht einmal darüber böſe ſein konnte. Ach! ſogar dieſer Püffe erinnerte ſich Auguſt ſehnſüchtig, und er hätte gern dergleichen wieder ausgehalten, dann wäre ja der gute Herr Beil wieder bei ihm geweſen. — Aber er hatte ſeinen Beſuch noch nicht angezeigt, denn drunten die Gasflamme brannte hell wie immer, beſtrahlte den eiſernen Kandelaber und warf einen weiten Lichtkreis vor ſich auf den Boden. — Doch halt! was war das? Plötzlich war das Licht verlöſcht, und Auguſt hatte doch Niemand geſehen, der ſich demſelben genähert. Wie ſchlug ihm ſein Herz! Er eilte an die Kammerthüre und horchte in's Haus hinab. Drunten war Alles ſtille; der Buchhändler hatte ſich zur Ruhe begeben, und als Auguſt aufmerkſamer lauſchte, hörte er ihn aus ſeinem Schlafzimmer leiſe huſten. Er wartete noch eine lange, lange halbe Stunde, dann ließ er ſich an dem Treppengeländer hinab gleiten. Er hatte dies Manöver oft ausgeführt, wenn er ſich verſchlafen hatte und von dem Prinzipal nicht gehört ſein wollte. Unten angekommen,

ſchlich er leiſe zur Hausthüre, drehte den Schlüſſel zweimal, ſchob die ſchweren Riegel zurück und kehrte nun, gehorſam dem erhaltenen Befehl, mit verhaltenem Athem in ſeine Dachkammer zurück.

Jede Minute, die er hier oben zubringen mußte, däuchte ihm eine Ewigkeit. Er hielt das Ohr an die Thüre und lauſchte angeſtrengt in's Haus hinunter. — Alles ruhig und ſtill, ſogar Herr Blaſſer hüſtelte nicht mehr; wahrſcheinlich war derſelbe eingeſchlafen. Doch jetzt vernahm Auguſt ein Geräuſch — aber nein, es kam nicht unten vom Hauſe herauf, es kam vom Dache her. Was konnte das ſein? Ja, in der Nebenkammer, wo ehedem die Schweſter geſchlafen, vernahm er es jetzt. Dort ſchlich etwas auf dem Boden, dort tappte es an der Wand fort und ſuchte die Thüre zu finden. Das konnte doch nicht Herr Beil ſein, der ſollte ja, was natürlich war, unten zur Hausthüre herein kommen. Und doch — es war keine Täuſchung möglich — ihm gegenüber an der andern Kammerthüre bewegte ſich etwas. Vorſichtig wurde auf die Klinke gedrückt, und ſie hob ſich ganz geräuſchlos. Doch ehe die Thüre geöffnet wurde, hatte Auguſt die Geiſtesgegenwart, ſein Licht auszulöſchen. Darauf lugte er wieder auf den Gang hinaus, während ſein Herz ſo heftig klopfte, daß er fürchtete, die Schläge müſſen ſeine Gegenwart verrathen; dabei hatte er ein eigenes Gefühl in den Haarwurzeln; es war ihm, als drehe ſich jedes einzelne Haar langſam herum. Er dachte an Räuber, Mörder und Geſpenſter. An die letzteren zumeiſt, denn das, was ihm gegenüber jetzt die Thüre geöffnet hatte und über den Gang dahin ſchwebte, konnte unmöglich ein menſchliches Weſen ſein. Er hörte keinen Tritt, er ſah nur einen Schatten gegen die Treppe ſchweben und dann auf dem tieferen Dunkel derſelben verſchwinden. — Was war das? Hätte er nicht den Herrn Beil erwartet und ſich alſo gefürchtet, Lärmen zu machen, ſo würde er unfehlbar durch ſein Geſchrei das Haus erweckt haben. So aber eilte er an das Fenſter zurück, betrachtete ſich nochmals die finſtere Gaslaterne und ſah dann auf die Straße,

ob ſich nicht eine Spur von dem erwarteten Freunde entdecken ließe. Wer aber beſchreibt ſeine Ueberraſchung, als er ſich wieder umwandte und unter der Thüre der Kammer ein helles Licht gewahrte, welches ihm ſo blendend in die Augen fiel, daß er nicht im Stande war, den Träger deſſelben zu erkennen. Sollte das vielleicht Herr Beil ſein? — Aber warum dann ſo ſtill und ſtumm in das Zimmer treten? Die Nerven des armen Lehrlings waren ſo aufgeregt, daß er, anſtatt eine Frage zu thun, die Hände vor das Geſicht preßte und auf einen Stuhl niederſank.

Die Laterne an der Thüre oder vielmehr der Träger derſelben bewegte ſich in's Zimmer hinein und eine Stimme, die nicht wie die des Herrn Beil klang, aber auch keine ganz fremde für den Lehrling war, ſagte ihm: „Sie haben Ihr Wort gehalten; ich danke Ihnen dafür.“

„Gott ſei Dank!“ dachte Auguſt, indem er die Hände langſam herabſinken ließ, „das ſpricht doch jetzt und ſchleicht nicht mehr ſo geſpenſterhaft im Hauſe umher.“ Er wagte es auch aufzublicken, und da nun der Eingetretene die kleine Blendlaterne, welche er in der Hand trug, von ſich abhielt, ſo erkannte Auguſt mit Erſtaunen die Züge des Herrn Brander, welcher ihm den Beſuch des Freundes angezeigt.

„Sie wundern ſich, mich hier zu ſehen,“ ſagte dieſer. „Das kann ich mir denken. Aber es anders zu machen war unmöglich. Herr Beil iſt verhindert und ich komme, Ihnen das zu ſagen.“

„Dafür bin ich Ihnen ſehr verbunden,“ erwiderte kleinlaut der Lehrling. „Doch erlauben Sie mir eine Frage. Warum kamen Sie nicht zur Hausthüre herein und die Treppen herauf und zogen es lieber vor, über das Dach in's Haus zu klettern?“

„Hörten Sie Jemand über das Dach in's Haus klettern?“ fragte aufmerkſam der Andere.

„So leiſe Sie auch gingen, ſo hörte ich Sie doch und ſah auch, wie Sie die Treppe hinab ſchwebten.“

„Ah! er iſt ſchon da," murmelte Herr Brander. „Nun, er hat den Weg oft genüg gemacht und die Liebe treibt ihn. — Sie irren," wandte er ſich laut an den Lehrling, „ich ſtieg die Treppen herauf."

„Und der Andere?" fragte angſtvoll der Lehrling, dem es anfing bei der Sache unheimlich zu werden.

„Der Andere iſt ein guter Freund von mir und Herrn Beil, der hier einige kleine Geſchäfte zu beſorgen hat."

„Zu dieſer Stunde?" verſetzte Auguſt, der endlich, obgleich ſpät genug ahnte, er habe einen dummen Streich gemacht, fremden Leuten bei Nacht die Thüre zu öffnen.

„Ja, zu dieſer Stunde, mein lieber junger Mann," entgegnete freundlich Herr Brander. „Er beſorgt ſeine kleinen Geſchäfte, hat aber dabei immer noch Zeit, aus irgend einem Winkel hervor ſeine Augen auf Sie zu richten."

„Wo?" fragte angſtvoll der junge Menſch, indem er ſich erſchreckt umſchaute.

„Das iſt gleichgültig; auch habe ich nicht lange Zeit zu Erklärungen. Hören Sie mich aber gefälligſt einen Augenblick aufmerkſam an. Sie erwarten Herrn Beil, Herr Beil aber iſt verhindert zu kommen, heute, morgen, die übrigen Tage. Doch wünſcht er ſehnlich Sie zu ſehen und wird nicht verfehlen, Ihnen in den nächſten Tagen einen Weg zu dieſem Zwecke anzeigen zu laſſen. Doch verlange ich Eins von Ihnen: Sie bleiben ruhig auf Ihrem Zimmer, ſchließen Ihre Thüre ab und bekümmern ſich nicht um das, was Sie allenfalls von drunten im Hauſe hören ſollten."

„O mein Gott!" rief Auguſt in kläglichem Tone. „Sie haben Schlimmes vor. Aber ich will mich nicht daran betheiligen, ich werde nach Hülfe ſchreien und den Prinzipal wecken."

„Verſuchen Sie das," ſagte der Andere mit drohender Stimme. „Rufen Sie um Hülfe, rufen Sie meinetwegen die Polizei. Ich werde mich ruhig hieher ſetzen, mich mit Ihnen fangen laſſen, denn

Fr. v. Schall.

Nur nicht als Friseur.

De Blé.

Nein, gnädige Frau, als Friseur nicht, das ist meine schwächste Seite.

Hr. v. Schall.

Ja, mein Freund, Sie heißen, wie gesagt, Herr von Blé. Wie in den meisten Fällen die Abstammung von einer guten Familie eine kräftige Recommandation ist, so hindert mich doch das Wörtchen von vor Ihrem Namen Ihnen eine Stelle anzubieten, die gerade in meinem Hause vakant ist.

De Blé.

Geniren Sie sich deßhalb nicht, bitte recht sehr, gnädiger Herr.

Hr. v. Schall.

Es ist die meines Portiers mit 300 fl. Gehalt und freier Wohnung.

De Blé.

Sehen Sie, gnädiger Herr, da Sie so offen gegen mich sind, und die übergroße Gnade haben, mir die Stelle Ihres Portiers anzubieten, so will ich Ihnen und meiner Zukünftigen gegenüber ebenfalls offen und wahr sein. Ich heiße freilich de Blé, bin aber aus Schwaben, wo der Name eigentlich Döbele ausgesprochen wird.

Hr. v. Schall (lacht).

So, so, das ist freilich ein kleiner Unterschied. Aber um so besser, da hat es mit der Portierstelle um so weniger Anstand.

Fr. v. Schall.

Wenn Jettchen nicht darauf besteht, Madame de Blé zu werden.

Kammermädchen.

Obgleich meine Bedenkzeit noch nicht zu Ende ist, gnädige Frau, so glaube ich doch, Sie versichern zu können, daß ich ebenso gern Madame de Blé als Madame Döbele werde.

De Blé.

Also Sie willigen ein? Ich erhalte Herz und Hand?

der Hehler ist wie der Stehler; ich bezahlte Sie reichlich dafür, daß Sie mir die Hausthüre öffneten und will das vor aller Welt beschwören. — Seien Sie kein Kind," fuhr er nach einer Pause fort, als er sah, daß der Lehrling seinen Kopf abermals in die Hände vergrub und darauf mit einer Jammermiene empor blickte. „Glauben Sie mir, es soll Niemand ein Leides geschehen. Sollten Sie aber, sobald ich diese Kammer verlasse, dennoch Geräusch machen, um Hülfe rufen oder dergleichen Tollheiten treiben, so vergessen Sie ja nicht, daß Jener, der vorhin über den Gang schlich, in Ihrer Nähe ist und daß Sie beim ersten Laut ein Kind des Todes sind."

August konnte vor Entsetzen kein Wort hervorbringen; er blickte scheu um sich, denn plötzlich war das Licht der Blendlaterne nicht mehr sichtbar, doch fühlte er die Hand des fremden Mannes, welcher ihn an der Schulter rüttelte und ihm in's Ohr raunte: „Haben Sie Ihr Leben lieb und machen Sie keinen Lärmen." —

Bevor sich an diesem Abend Herr Blaffer zur Ruhe begeben hatte, war er noch längere Zeit in tiefem Nachdenken im Zimmer auf und ab spaziert. Seine Sachen waren geordnet, die Papiere über den Kauf ausgewechselt, das Geld lag im Kasten, er war im Begriff, in ein ganz neues Verhältniß einzutreten, weßhalb es denn auch leicht begreiflich war, daß er den vergangenen Tagen einen kleinen Rückblick schenkte. Herr Blaffer hatte von seiner frühesten Jugend an tüchtig gearbeitet, seine Zeit, sein Geld zu Rath gehalten, was ihm übrigens leicht war, da er nicht von den gewöhnlichen Leidenschaften der Menschen berührt wurde. Er trank nicht, er spielte nicht, er war gegen das schöne Geschlecht vollkommen gleichgültig. So mußte es denn auch kommen, daß er etwas vor sich gebracht, ja, Herr Blaffer war auf dem Punkte, ein recht wohlhabender Mann zu werden, als ihm einige Unternehmungen fehlschlugen und ihn eine bedeutende Summe kosteten. Das ent-

muthigte ihn und von dem Augenblicke an trachtete er mehr darnach, ſein Vermögen zu erhalten, als zu vermehren.

Da kam jenes Mädchen in ſein Haus, und die Flamme, die ſein Herz plötzlich ergriff, brannte um ſo gefräßiger, als dieſes Herz alt, dürr und trocken war. Vergebens hatte er eine Zeit lang gegen dieſe Leidenſchaft angekämpft: ſie war ſtärker als ſein Wille, er unterlag, und jedes Opfer, was er gezwungen war, derſelben zu bringen, däuchte ihm leicht zu ſein. Deßhalb hatte es ihm auch wenig Kummer gemacht, daß die Firma, die er gegründet, in fremde Hände überging, daß das Haus, in welchem er geboren, jetzt von Andern bewohnt werden ſollte. Alles das beſchäftigte ſeinen Geiſt wenig, aber eine andere Frage lag auf ſeiner Seele und verurſachte ihm ein Gefühl, als tropfe von Sekunde zu Sekunde flüſſiges Metall auf ſein Herz. Die Frage: iſt ſie dir wirklich untreu geworden? — eine Frage, die tauſend Teufel in ſeiner Bruſt mit jubelndem Ja beantworteten. Dann ballte er krampfhaft die Hände, fuhr in ſein ſpärliches Haar und ſtöhnte: „O nur Gewißheit darüber, nur Gewißheit, daß ich ein Recht hätte, ſie zu faſſen und langſam zu verderben.“

Endlich begab er ſich zur Ruhe, und nachdem er ſich lange umhergeworfen, kam der Schlaf auf ſeine Augen, ohne ihn zu beglücken. Denn die wilden Gedanken, die ihn wachend beſchäftigt, hatten ſich ſchon in ſchlimmere Träume verwandelt, die ihm alles, das, was er fürchtete, in den ſchrecklichſten, üppigſten Bildern vormalten. Ihm träumte wieder, es ſchleiche Jemand durch das Haus und komme an ihre Zimmerthüre. Dieſe wurde langſam geöffnet und von Licht und Glanz überfloſſen empfing ſie den Geliebten, den wirklich und einzig Geliebten. Das ſah man an dem innigen Blick ihres feuchten Auges, an dem Lächeln um ihren leicht geöffneten Mund, an dem Zittern ihrer Hand, die ſie ihm entgegen ſtreckte und mit der ſie ihn alsdann haſtig zu ſich in's Zimmer zog. — Ah! —

Es gibt einen leichten, unruhigen Schlaf, aus dem man sich emporreißen kann, erwachen durch die Kraft des Willens. So auch der Schläfer hier, als ihm dies geträumt. Er that einen tiefen Athemzug, er öffnete gewaltsam die Augen, er erwachte, er horchte, wie er oft in der Nacht that. Spielten denn seine Träume in die Wirklichkeit über, wie sich vorher seine Gedanken in Träume verwandelt? Konnte er sich diesmal täuschen? — Schlich nicht Jemand draußen auf dem Gange?

Im Nu war Herr Blaffer aus dem Bette und stand mit verhaltenem Athem an der Stubenthüre. Oh! der Buchhändler war nicht so leicht zu überlisten! Schon lange schloß er seine Thüre nicht mehr fest, damit das Geräusch des Schlosses ihn nicht verrathe, wenn er auf den Gang blicken wollte. Allabendlich löschte er sein Licht aus und dann zog er den Thürflügel so viel zurück, daß er durch die entstandene Spalte hinaus schauen konnte.

So war es auch heute Abend geschehen, und als er zitternd vor Erwartung davor stand, sah er genau dasselbe, was ihm wenige Augenblicke vorher geträumt. Sie stand an ihrer Stubenthüre und von Licht und Glanz übergossen empfing sie den Geliebten — den wirklich und einzig Geliebten. Das sah man an dem innigen Blick ihres Auges, an dem Lächeln um ihren leicht geöffneten Mund, an dem Zittern ihrer Hand, die sie ihm entgegen streckte und mit der sie ihn alsdann hastig zu sich in's Zimmer zog. Darauf schloß sich die Thüre wieder — und der Riegel wurde vorgeschoben. — Nein, er auf dem dunkeln Gange träumte nicht mehr, wie er wohl gehofft, wie er glaubte, denn er schlug sich so lange vor die Stirn, bis sie ihn schmerzte, er preßte die Hand krampfhaft auf die Brust und fühlte sein Herz schlagen. Er wollte vorwärts stürzen und die Thüre mit einem Fußstoß eintreten. Aber er besann sich eines Bessern; der da drinnen war vielleicht stärker als er, und da er Rache nehmen wollte, blutige Rache, so mußte er sich eine Waffe suchen. Wo war etwas der

Art im Hauſe? Er dachte eine Sekunde nach, dann trat er in's Zimmer zurück, warf ſich mit fiebriſcher Haſt in die Kleider und ſchlich auf den bloßen Füßen die Treppen hinab nach dem Magazine, deſſen Thüre er geräuſchlos öffnete. Dort in einer Ecke neben der Wage lag das große Packmeſſer. Als er das kalte Heft deſſelben ergriff, durchſchauerte es ihn unheimlich; er fuhr mit der andern Hand an die glühende Stirn und wiſchte ſich die Schweißtropfen davon ab. Auch bedeckte er einen Moment lang ſeine Augen, denn trotz der tiefen Finſterniß, die ihn umgab, gaukelten allerlei formloſe Geſtalten um ihn her. Das war ſein empörtes Blut, welches ihn auch Funken und Blitze ſehen ließ, die ſeinen Augen zu entſpringen ſchienen. Dabei hatte er das Gefühl, als wanke der Boden unter ihm, und als er nun doch vorwärts ſtrebte, dem Ausgang und der Treppe zu, ſchwankte er hin und her, und mußte ſich an den Wänden halten und zuweilen einen Augenblick ausruhen, um nicht niederzuſtürzen. Von ſeinen verwirrten Sinnen blieb nur ein einziger klar und thätig — das Gehör. In ſeinen wildeſten Gedanken, mitten in den qualvollſten Anſtrengungen des kraftvollen Vorwärtsſtrebens lauſchte er angeſtrengt — und jetzt — hörte er abermals ſchleichende Tritte. Ja, das war er, dem das Mädchen die Thüre geöffnet; er mußte es ſein. — Und doch! Er ſammelte einen Augenblick ſeine zerſtörten Gedanken, um ſich zu erinnern, wo er ſich befinde, und als ihm klar wurde, daß er im Magazine ſei, wußte er auch im gleichen Augenblicke, daß die Tritte, die er hörte, aus ſeinem eigenen Schlafzimmer herunter tönten und nicht aus dem ihrigen. Er horchte angeſtrengter. Er vernahm ein leiſes Klirren; — ja, er irrte ſich nicht: droben wurde ein ſchweres Schloß geöffnet. — Herr des Himmels! das ſeiner Kaſſe. Er zuckte aus ſeiner horchenden Stellung empor, er ſtrebte die Thüre zu erreichen, und als er gerade auf den Gang hinaus wollte, vernahm er, daß droben ein Fenſter geöffnet wurde. Unwillkürlich wandte er den Kopf und blickte auf die untern Fenſter,

die von dem Magazin auf den Hof gingen und mit denen seines Schlafzimmers correspondirten. Da sah er, wie sich von oben ein Körper langsam herab bewegte: es war ein Mann, der sich an einem Stricke herunter ließ. — „Räuber! Räuber!“ schrie Herr Blaffer, so laut er konnte. Dabei stürzte er gegen das Fenster, riß es auf und da in diesem Augenblicke der Körper eines Menschen, eines Diebes, gerade vor demselben schwebte, so stieß er demselben mit aller Kraft das große Packmesser in den Leib, worauf der vor dem Fenster augenblicklich den Strick losließ und dröhnend zu Boden fiel.

Leider ließ sich Herr Blaffer darauf verleiten, dem Fallenden nachzublicken, aber nur eine Sekunde lang streckte er seinen Kopf zum Fenster hinaus. Dann taumelte er von einem furchtbaren Schlage auf denselben getroffen in das Zimmer zurück, wo er regungslos liegen blieb. —

Der Lehrling hatte droben zitternd in einem Winkel seiner Dachkammer gesessen. Mehrmals war er aufgesprungen und im Begriff, herunter zu eilen, doch jedesmal hielt ihn eine große Angst zurück. Er war sicher, sobald er auf den Gang hinaus träte, augenblicklich zu Boden geschlagen zu werden. Wohl hatte er vernommen, daß Jemand das Schlafzimmer des Prinzipals verlasse, — wahrscheinlich Herr Blaffer selbst, der sich in das Magazin hinunter begab. Später hörte er andere Tritte, die sich in dem Schlafzimmer verloren; vielleicht war der Buchhändler wieder herauf gekommen. Ein Fenster wurde geöffnet und kurze Zeit darauf war es die Stimme des Prinzipals, welche „Räuber! Räuber!“ rief.

Jetzt eilte Angust auf den Gang hinaus und wollte die Treppen hinab, als er unten im Hause flüsternde Stimmen vernahm: die seiner Schwester und die eines Mannes. Was war das? Von all' diesem Räthselhaften überrascht, blieb er oben an dem Geländer stehen und horchte. Zwei Personen schlichen die Treppen

hinab, durch den Gang nach der Hausthüre, und darauf vernahm er deutlich, wie dieſe letztere zugezogen wurde. Er hörte das Schloß zuſchnappen, dann war Alles todtenſtill im Hauſe. — Langſam, auf jeder Stufe ſtehen bleibend, ſtieg nun der Lehrling die Treppe hinab. Die Stille in dem Hauſe war ihm fürchterlich. Endlich gelangte er in die Küche, neben welcher die alte Magd in einem Verſchlage ſchlief. Sie hatte von dem Lärmen nichts gehört und war ſchwer zu erwecken. Auguſt hatte die Thüre vorſichtig hinter ſich geſchloſſen und erſt als er Licht angezündet und die Magd bereit war, ihm zu folgen, wagte er ſich wieder in den Gang hinaus.

Die Thüre des Magazins ſtand offen und in demſelben lag Herr Blaſſer am Boden, ſchwer athmend, doch ohne äußere Verletzung. Der Schlag auf den Kopf hatte ihn betäubt, doch kam er bald wieder zu ſich, und als er ſich des Geſchehenen erinnerte, als ihm all' das Schreckliche einfiel, welches geſchehen, preßte er beide Hände gegen ſeine Schläfe und eilte zähneknirſchend in das Haus hinauf, um über die Größe des angerichteten Unglücks in's Klare zu kommen.

Dies konnte nun nicht größer ſein und war für ihn niederſchmetternd. Die Thüre zu Mariens Schlafzimmer ſtand offen, ſie ſelbſt war verſchwunden. Mit wankenden Schritten kehrte er in ſein Zimmer zurück und wagte es kaum, ſeine geöffnete Kaſſe mit ſcheuem Blick zu betrachten: ſie war leer, — er war ein ruinirter Mann, und man hatte ihm Alles, Alles geſtohlen.

Als am andern Morgen die Polizei, von dem Vorfall in Kenntniß geſetzt, ſich an Ort und Stelle begab, hatte es der Chef derſelben für wichtig genug gefunden, ſich ſelbſt dorthin zu verfügen, um in ſeinem Beiſein die Local-Inſpection vornehmen zu laſſen. Herr Blaſſer, den die ſchrecklichen Vorfälle auf das Bett geworfen hatten, ſagte ohne Rückhalt, was er wußte. Auguſt dagegen hatte ſich vorgenommen, Einiges, wie zum Beiſpiel den Be-

ſuch des Herrn Brander, die Geſchichte mit den Dukaten, ſowie das Oeffnen der Hausthüre, als unwichtig zu übergehen. Doch waren der Polizeidirektor, namentlich aber ſein erſter Sekretär, nicht die Leute, denen eine Perſönlichkeit, wie der blonde Lehrling, im Stande geweſen wäre, etwas zu verſchweigen. Auguſt wurde in die Enge getrieben, und als ihm der Präſident mit angefaßter Naſe, die er zornig bald rechts bald links zog und ſie alsdann drohend in die Höhe ſchnellen ließ, auseinanderſetzte, daß es ein wahres Verbrechen ſei, der Polizei etwas zu verheimlichen, berichtete er die ganze Geſchichte, ja er wurde gezwungen, am Schluſſe weinend den Namen des Herrn Beil anzugeben, als den Freund, den er erwartet.

Man kann ſich denken, daß Herr Blaffer über ſeinen ehemaligen Commis das Schlimmſte ausſagte, was namentlich den Polizeipräſidenten veranlaßte, ein genaues Signalement des Herrn Beil aufzunehmen, eine Sache, die bei der auffallenden Körperbeſchaffenheit deſſelben nicht ſchwer war.

Daß bei dieſer Localinſpection die Fenſter, durch welche ſich der Dieb herabgelaſſen, ſowie der Hof auf's Genaueſte unterſucht wurde, brauchen wir wohl nicht zu ſagen. Auf dem weichen Boden des letztern fand man übrigens genaue Spuren von dem, was hier vorgefallen. Man ſah, daß hier ein menſchlicher Körper niedergeſtürzt war, man bemerkte Blutſpuren und rings herum Fußtritte, welche deutlich anzeigten, daß mehrere Perſonen da geweſen, den Gefallenen aufgehoben und über die niedrige Mauer auf die Straße geſchafft hatten. Der ganze Boden war mit ſchweren Stiefelabſätzen zertreten, und als ſich einer der Polizeibeamten in ſeinem Geſchäftseifer das Vergnügen machte, mehrere dieſer Fußſpuren der Länge und Breite nach zu meſſen, entdeckte er zufällig ein Papier, welches faſt ganz in die feuchte Erde hinein getreten war. Da bei dergleichen Geſchichten Alles von Wichtigkeit iſt, ſo zog er es ſäuberlich hervor und händigte es dem Sekretär Seiner

Excellenz ein. Dieſer entfaltete es behutſam, warf einen Blick hinein und ſein trockenes Amtsgeſicht ſtrahlte darauf vor Freude und Ueberraſchung. „Euer Excellenz," ſagte er, als er das Papier dem Präſidenten überreichte, „hier iſt der deutliche Beweis für meine Behauptung, die ich ſchon lange Zeit aufzuſtellen wagte, daß nämlich in hieſiger Stadt eine wohlorganiſirte Bande beſteht, welche von mächtiger Hand und, man kann es nicht läugnen, bis jetzt mit großer Umſicht geführt wurde. Dieſes Papier enthält eine Inſtruction über den hier verübten Einbruch, in der Alles auf das Genaueſte vorgeſehen iſt. Wenn es nicht eine ſo ſchlechte Sache beträfe, ſo würde ich es außerordentlich nennen."

Die Naſe Seiner Excellenz hatte ſich gerade nach dem oberen Fenſter gerichtet, doch fing er ſie mit einem gewandten Griffe ein und zog ſie auf das zerknitterte und beſchmutzte Papier herab. Auf dieſem ſtand mit ſehr undeutlichen und verwiſchten Schriftzügen Folgendes: „Zwei, Sechs, Acht und Zehn ſoll ſich dabei betheiligen, ſie umſtellen das Haus, während Eins durch die geöffnete Thüre eintritt. Der Bewußte iſt bereit, das Mädchen zu entführen; er erhielt Gelder und Papiere und wird nicht eingeholt werden. Geräuſch an ihrer Zimmerthüre muß den Andern hervorlocken. Forcirt er die Thüre, ſo muß ihn der junge Menſch auf ſich nehmen, bis das Geſchäft drüben beendigt iſt. Es ſoll keine Gewalt angewandt, vielmehr, wenn ſich Hinderniſſe finden, die ganze Sache verſchoben werden."

„Da iſt kein Zweifel mehr," ſagte der Präſident mit großer Wichtigkeit, als er geleſen, und fügte hinzu, nachdem er ſich rings umgeſchaut: „vor allen Dingen gilt es nun, über die ganze Geſchichte ein unverbrüchliches Stillſchweigen zu beobachten. Unſere Leute ſind durch ihren Eid gebunden; der Buchhändler wird ohnedies nicht darüber ſprechen, und was den jungen, angehenden Taugenichts anbelangt, ſo wollen wir den ein wenig in Gewahrſam nehmen. Das iſt eine Sache," wandte er ſich mit leiſer Stimme

an seinen Sekretär, „die reiflich überlegt sein will und klug eingefädelt. Hauptsächlich muß uns Alles daran gelegen sein, den Aufenthalt des gewissen Beil zu erfahren, damit wir den fassen können.“ Der Präsident unterstützte bei diesen Worten seine Rede pantomimisch dadurch, daß er mit seinen fünf Fingern die eigene Nase umspielte und sie dann plötzlich und unversehens ergriff. Der Sekretär aber spitzte wohlgefällig seinen Mund, schloß dabei die Augen und sein angenehmes Lächeln schien sagen zu wollen: o der ist uns sicher!

Fünfundsiebenzigstes Kapitel.

General und Präsident.

Vielleicht hat der geneigte Leser noch nicht vergessen, daß man von dem königlichen Adjutantenzimmer gerade vor sich einen Flügel des Schloßbaues sah, denselben, nach dessen Fenstern Graf Fohrbach, sowie seine jungen Kameraden zuweilen ihre Beobachtungen anzustellen pflegten. Der erste Stock dieses Baues war, wie wir ebenfalls wissen, von seiner Excellenz, dem General-Adjutanten Baron von W., bewohnt, einem alten Herrn, dessen Bekanntschaft wir auf der Soirée des Kriegsministers Excellenz gemacht.

Der Baron hatte seine großen Eigenthümlichkeiten, und eine für die königlichen Adjutanten gerade nicht angenehme, bestand darin, daß er stundenlang an einem Fenster seiner Wohnung saß und mit einer Lorgnette die Umgebung des Schlosses, die An- und Abfahrenden, Fußgänger und Reiter beobachtete. Es war gerade, als führte der alte Herr darüber ein Journal, denn wenn er zufällig etwas entdeckte, was nicht jeden Tag vorkam, so vergaß er das niemals und wußte es später bei einer Hoftafel, einem

Ball oder dergleichen immer ſo anzubringen, daß irgend Jemand darüber in Verlegenheit kam, oder doch in den Fall ſich entſchuldigen zu müſſen. Viele ſuchten die Urſache dieſer bösartigen Schwatzhaftigkeit Seiner Excellenz in dem Alter deſſelben oder in der Einſamkeit, in der er ſeine meiſten Stunden verbrachte, denn Kinder hatte er keine, und mit der Baronin, ſeiner Frau, ſo munkelte die böſe Welt, lebte er auf gar keinem vertraulichen und mittheilſamen Fuße. Die älteren Herren bei Hofe aber, die ihn noch von der Zeit her kannten, wo er als Adjutant des hochſeligen Königs fungirte, nannten ihn, wenn ſie allein waren, einen boshaften Affen, deſſen einziges Vergnügen es von jeher geweſen ſei, die Leute unter einander zu verhetzen, überall Zwietracht zu ſäen und ſich dann händereibend an den unangenehmen Scenen zu erfreuen, die er angeſtiftet.

Wenn man übrigens die alte Excellenz ſah, wie ſie ſo mit gekrümmtem Rücken dahin ſchlich, die Hände hinter ſich haltend, in der Rechten eine goldene Tabatière, die ſie mit zitternden Fingern beſtändig drehte, leiſe und vorſichtig dahin gleitend, um kein Aufſehen zu erregen, von einem Salon in den andern, und dazu das ſpitze, gelbe vertrocknete Geſicht, die lebhaften, liſtigen Augen und die ſchwarze Perrücke, ſo mußte man, nach dem Aeußern urtheilend, unbedingt der Anſicht Derer ſein, welche den General für einen Schleicher hielten und ihm nichts Gutes zutrauten.

Bei den jüngeren Adjutanten und Ordonnanz-Offizieren galt er überdies für einen Hofwetter-Propheten, und alle behaupteten ſteif und feſt, wer von ihnen den Baron drüben des Morgens vor dem Rapporte in ſeiner weißen Nachtmütze am Fenſter erſcheinen ſehe, der habe unbedingt im Laufe des Tages irgend eine Unannehmlichkeit zu erwarten. Und dieſe böſe Vorbedeutung konnte nur paraliſirt werden, wenn ſich zufälliger Weiſe auch die Baronin ſehen ließ. Denn daß die arme Frau der gute Geiſt des Hauſes ſei, die Schönheit, Liebenswürdigkeit und Grazie in Perſon, darüber waren

Kammermädchen.

Nach der Bedenkzeit.

Hr. v. Schall.

Jettchen, mach' keine Umſtände.

Kammermädchen.

Nun, ſo mag's drum ſein.

Fr. v. Schall.

Aber dieſer Schluß iſt doch ein bischen gar zu alltäglich.

De Blé.

Und kommt doch nicht alle Tage vor. Ich z. B. warte ſchon Jahre lang darauf. Gnädiger Herr, gnädige Frau, ich bitte Sie freundlich, den Glanz meiner Hochzeit zu erhöhen. Sollte ich in hieſiger Stadt Landsleute beſitzen, ſo iſt, wer von ihnen kommen will, höflich eingeladen.

Kammermädchen.

Wer ſich übrigens noch in unſerer Lage befinden ſollte, dem können wir den Herrn Commiſſionär Hagenlocher beſtens empfehlen.

nicht blos die jüngeren und älteren Herren, sondern, was viel sagen will, selbst die alten Hofdamen einig.

Die arme Frau führte aber bei ihrem Tyrannen ein beklagenswerthes Leben. Fast täglich berichteten die Adjutanten einander über Scenen, die es drüben gegeben, und wenn man gerade nichts sah, so hörte man öfters die schrille Stimme des Barons, oder entnahm einen vorübergegangenen Sturm aus allerhand kleinen Anzeichen. Man bemerkte dann die schöne Frau mit verweinten Augen, man sah sie in ihrem Coupé ausfahren, wobei auf seinen Befehl die grünen Vorhänge desselben fest herabgezogen waren.

Der General wußte übrigens ganz genau, daß man ihn vom Schlosse aus beobachte, und deßhalb hatte er schon öfters wochenlang seine Fensterläden fest verschlossen gehalten. Doch konnte er sich nicht entschließen, die andere Seite seiner Wohnung zu beziehen, denn es war ihm, wie schon früher bemerkt, ein Bedürfniß geworden, die Ein- und Ausgänge des Schlosses vor Augen zu haben.

Es war kurz vor der Carnevalszeit und der Major von S. hatte den Dienst in dem königlichen Vorzimmer. Er stand vor dem schon oft erwähnten Fenster, neben ihm Graf Fohrbach, und das Gespräch war unter Anderem auf die Bewohner des Schloßbaues gekommen, und beide Herren ergingen sich in ähnlichen Betrachtungen, wie wir sie Eingangs dieses Kapitels unseren Lesern mitgetheilt haben.

„Es muß da drüben in der letzten Zeit etwas vorgefallen sein," meinte der Major. „Du hast auch wohl davon gehört?"

„O ja. Aber im Hause selbst ist nichts passirt; du meinst die Geschichte auf dem neulichen Hofconcerte."

„Ja, aber ich weiß sie nicht genau. Ich hatte an dem Tag den Dienst und war sehr dankbar dafür, daß es uns freigestellt wurde, zu bleiben oder zu gehen. Ich zog begreiflicher Weise das Letztere vor."

„Ich dagegen war glücklich, daß man mich eingeladen," lachte der Graf.

„Das glaube ich. Du durfteſt ſchmachtend die Augen niederſchlagen und ſie wieder öffnen; du durfteſt dir mit vielſagendem Blick durch das Haar fahren und deinen Schnurrbart kräuſeln, du durfteſt hüſteln durch alle Nuancen."

„Allerdings. Aber trotzdem ſah ich, was bei Hofe vorging und bin geneigt, dir darüber zu rapportiren. Du weißt, ich fuhr mit Steinfeld hieher. Der arme Kerl, viele Jahre abweſend, war aus allen Bekanntſchaften heraus und mußte ſich vorſtellen laſſen wie ein neuer, eben erſt bei Hof erſcheinender Kammerherr. Nun, ich ſorgte für ihn und machte ihm die Honneurs bei Hofe."

„Da fingſt du bei dem jüngſten Ehrenfräulein an; ich kann mir das denken."

„Im Gegentheil. Ich ſparte Eugenie faſt bis zuletzt auf, aber du hätteſt ſeine großen Augen ſehen ſollen, als wir nun zurücktraten und ich ihm zuraunte: Das iſt die künftige Gräfin Fohrbach."

„Hm!" machte der Major. „Aber die Geſchichte."

Der Graf ſah ihn einen Augenblick fragend an, doch kannte er ihn zu genau, um ſich die vergebliche Mühe zu machen, ihn wegen des „hm!" zu befragen. „Endlich alſo," fuhr er fort, „ſuchte ich Hugo auch der Baronin v. W. zu präſentiren. Ich hatte ſie zu Anfang des Concerts geſehen, dann aber war ſie mir aus den Augen verſchwunden. Nun, ich präſentirte Steinfeld ihrem Manne, dem alten General, und bat ihn um die Erlaubniß, meinen Freund der Baronin vorſtellen zu dürfen. — „Meine Frau," ſagte er, „klagt über Kopfweh und zog ſich in die hinteren Zimmer zurück." Wir ſuchten ſie alſo auf."

„Das hätteſt du nicht thun ſollen. Eine ſo kluge Frau wie die hat immer ihre guten Gründe, wenn ſie ſich aus dem Cercle zurückzieht. Sie wollte vielleicht von Jemanden nicht geſehen ſein."

„Du könntest Recht haben; aber ich bin noch nicht alt genug, um alle die Nuancen des Hoflebens zu verstehen. Nun also, wir fanden sie, ich stellte Hugo vor —"

„Und die Baronin erschrack vielleicht?"

„Nein, die Baronin erbleichte nur, wenn man das bei ihrem ohnedies bleichen Teint sagen kann. Aber Steinfeld erschrack, fuhr zusammen, drückte krampfhaft meinen Arm und kam so aus aller Contenance, daß ich mich mit meiner bekannten Geistesgegenwart, — die auch du kennst," setzte er lächelnd hinzu, — „in das Gefecht werfen mußte, um mit meinem Vorgestellten nicht eine totale Niederlage zu erleben."

„Und sein Erschrecken war auffallend?"

„Ungeheuer. Die kleine U., die daneben stand, machte ein langes, überraschtes Gesicht."

„Und der alte General war in der Nähe?"

„Der Teufel führte ihn gerade daher, oder vielmehr der Herr Herzog, denn dieser brachte ihn in diesem ungeschickten Moment in die hinteren Zimmer."

„Das ist eine räthselhafte Geschichte," meinte der Major, indem er den rechten Arm gegen das Fenster lehnte und den Kopf darauf stützte. „Und hast du auch gehört, wie man behaupten will, daß der General harte Worte zu seiner Frau sagte?"

„Etwas davon vernahm ich schon; begreiflicher Weise zogen wir uns zurück, deßhalb konnte ich an der Thüre nur verstehen, daß der General zu seiner Frau sprach: Madame, wir fahren nach Hause!"

„Vielleicht hat er auch weiter nichts gesagt, denn du weißt, wie in der Welt jedes Wort auseinander gezerrt wird. Die kleine U. war bei meiner Frau und wollte allerlei gehört haben, von Einverständnissen, die die ganze Welt merken müsse und die er, der General, schon entdecken wolle."

„Unter uns gesagt, Steinfeld erschien mir höchst merkwürdig,

Er war wie verwandelt, wollte Niemand mehr ſehen, ſprach nicht mehr, und kurze Zeit nachher war er verſchwunden. — Aber jetzt habe ich dir dieſe intereſſante Geſchichte erzählt, dafür bezeige dich dankbar und ſage mir, warum haſt du vorhin hm! gemacht, als ich von der zukünftigen Gräfin Fohrbach ſprach?"

Der Major lachte laut auf. „Man kann ſich bei dir nicht genug in Acht nehmen," ſprach er; „ich glaube, du controlirſt ſogar meine Mienen."

„Weil die immer etwas zu bedeuten haben, und weil du obendrein hm! machteſt, und hinter deinen Hms ſteckt immer etwas."

„Es ſteckt eigentlich nichts dahinter," entgegnete der Andere mit ernſterem Tone. „Aber wenn man ſo ſeine Brautſchaften Freunden proklamirt, da muß auch alles in Ordnung ſein, glatt und eben und der Altar in Sicht."

„Nun, bei Gott!" erwiderte einigermaßen verdrießlich der Graf, „ich ſehe auch keine großen Steine mehr im Wege. Eugenie und ich —"

„Ihr ſeid einig, das wiſſen wir," ſagte der Major mit einer Handbewegung gegen ſeinen Freund. „Mama werden auch über den mangelnden Reichthum der Braut hinweg ſehen, auch ſind der Herr Kriegsminiſter ein guter Vater; aber vergiß nicht, daß deine Heirath in hohen Kreiſen etwas mißliebig angeſehen wird, und wenn Seine Excellenz einen tüchtigen Wink erhält, ſo könnte es kommen, daß man dich avancirt, daß du Major würdeſt und als Anhängſel zu irgend einer Geſandtſchaft ſchickt."

„Zum Henker! du ſiehſt immer ſchwarz," rief der Graf. „Ich weiß wohl, du meinſt, der Herzog machinire gegen mich. Nun, ich glaube wohl, daß er trotz allen fehlgeſchlagenen Verſuchen noch nicht den Muth verloren hat."

„Ich ſehe nicht ſchwarz, lieber Freund," erwiderte der Major. „Aber ich kenne mein Terrain, und läugnen wirſt du mir nicht, daß der Herzog auf Tod und Leben in das ſchöne Mädchen verliebt

ist. Sie ist arm, aber von sehr gutem Hause; ihn selbst verheirathet sehen, ist der sehnlichste Wunsch der Herzogin. Meinst du, es sei am Ende nicht möglich, daß sich der Herzog seiner Mutter declarirt und Eugenie zu seiner Frau macht, da sie ihm nichts Anderes sein will."

Graf Fohrbach blickte mit dem Ausdruck eines großen Schreckens auf das Gesicht seines Freundes, ob dort nicht ein lächelnder Zug den Scherz verrathe. Aber die Züge des Letzteren blieben vollkommen gleich und ernst.

„Ich habe keine Idee," sagte er, „daß dies so kommen könnte, aber wie die Verhältnisse nun einmal liegen, sollst du als Verliebter die Sache nicht so leicht nehmen, sondern alle Schrauben anziehen, um baldigst zu einem Ziele zu gelangen. — Mich hat," fuhr der Major nach einer Pause fort, während der Graf Fohrbach nachdenkend zum Fenster hinausgeblickt, „die Wette, welche dir der Herzog neulich proponirt, verletzt, ja erschreckt. Mach' mir keine Einreden in Betreff Eugeniens. Ich kenne die große und auch feste Seele dieses Mädchens; aber sie steht auf glattem Boden. Ja, ich sage es offen, nur ein Narr proponirt dergleichen Wetten ohne irgend welche Aussicht auf Erfolg. Und ein Narr ist der Herzog gerade nicht."

„Nun, diese Aussichten sind gering," versetzte nach einem tiefen Athemzuge lächelnd der Graf. „Da lies dies Billet; ich erhielt es gestern von Eugenien."

Der Major nahm das dargereichte zierliche Briefchen, entfaltete es und las: „wie leid thut es mir, daß ich deinen Wunsch so ohne alle Schwierigkeiten erfüllen kann. Ich bin für den Maskenball zu einer der Ecuyères Ihrer Majestät ernannt, und da ich mit den beiden andern Damen Achselbänder in einer der Farben des angenommenen Wappens tragen soll, weiß, grün und Gold, so ward es mir leicht, die erste Farbe für mich zu wählen. O, wie sie mir

lieb iſt, da ich weiß, daß du ſie gerne ſiehſt." — „Ja, das iſt recht ſchön und es freut mich," ſprach der Major, nachdem er geleſen.

„Und das iſt noch nicht Alles," entgegnete der Graf, indem er ſich dem Freunde näherte und die Stimme dämpfte, als fürchte er unſichtbare Ohren in dem leeren Zimmer. „Eugenie will mit der Frau Herzogin ſprechen, und, im Falle dieſe uns gnädig geſinnt iſt, ebenfalls an ihrem Hute eine weiße Schleife tragen."

„Nun, Gott gebe ſeinen Segen dazu," ſagte der Major. Dann zog er ſeine Uhr hervor und fuhr fort: „nimm mir nicht übel, Eugen, ich habe einen Fremden anzumelden. Wenn du noch ein Bischen verziehen willſt, ſo ſetz' dich nieder und nimm ein Buch, es dauert nicht lange."

Der Graf hatte ſein Billet ſorgfältig wieder eingeſteckt und erwiderte lachend: „ich danke dir herzlich; nur die Luſt, mit dir ein paar Worte zu ſprechen, hielt mich hier zurück. Ohnedies habe ich ja morgen wieder die Ehre, ein Sklave dieſer Räume zu ſein. Deßhalb will ich mich heute meiner Freiheit freuen. Leb' wohl!"

„Heute Abend ſehen wir dich?" fragte der Major.

„Natürlich! und deine Frage veranlaßt mich, das Schloß ſchleunig zu verlaſſen. Gott der Gerechte! man könnte mich am Ende wieder zu einer Whiſtpartie da behalten wollen."

Mit dieſen Worten ging er fort, der Major blieb allein zurück, nahm eine ſehr wichtige Miene an, drückte Schärpe und Säbelkuppel zurecht, und erwartete auf und ab ſchreitend die liſpelnde Meldung des Kammerdieners.

Als der Graf das Schloß verlaſſen hatte und über den Hof dahin ſchritt, ging er ſehr langſam und ſchaute lange rückwärts zu einem Fenſter hinauf, an welchem ſich Blumen befanden. Dort war leider heute nichts ſichtbar als eben nur dieſe, und das hartnäckige Hinaufſchauen hätte den Grafen beinahe in Schaden gebracht, denn da er nicht auf ſeinen Weg blickte, gerieth er faſt zwiſchen die Pferde einer Equipage, die ziemlich raſch um die Ecke des Schloſſes herum-

kam. Erst auf das Hoje! des Kutschers prallte er auf die Seite, und erblickte das Coupé des Polizeidirektors, der ihm lächelnd mit dem Finger drohte und zurief: „welches Unglück, Graf Fohrbach, wenn ich Sie überfahren hätte."

„Ein Unglück für uns Beide," erwiderte lustig der Graf, „denn wie hätten das Euer Excellenz, verantwortlich für die Sicherheit der Einwohner, rechtfertigen können!"

Damit ging er seiner Wege, und der kleine Wagen des Andern beschrieb einen Bogen auf dem weichen Sande des hintern Schloßhofes und hielt vor der Thüre des General-Adjutanten Baron von W.

Da nun wir, geneigter Leser, Flaneurs vergleichbar sind, die sich nur da aufhalten, und beobachten, wo sie etwas Interessantes zu entdecken glauben, und es so unsere Pflicht ist, Diesen zu verlassen und Jenem nachzugehen, so wollen wir den Grafen Fohrbach ruhig seiner Wohnung zuschreiten lassen und der Equipage Seiner Excellenz folgen.

Der Polizeidirektor schien in diesem Hause, wo er eintrat, erwartet worden zu sein. Ein alter Bedienter in einer maulbeerfarbenen Livree öffnete nach einer tiefen Verbeugung den Schlag, und zog dann eine Glocke, die im ersten Stock klingelte, sobald der Präsident die Treppen hinanstieg. Oben öffnete ihm ein schwarzgekleideter Kammerdiener die Glasthüre und führte ihn durch mehrere Zimmer in das Kabinet des Generals, rollte einen Fauteuil vor das lodernde Kaminfeuer und bat ihn, einige Sekunden zu verziehen, indem Seine Excellenz gleich erscheinen würde. Der Präsident ließ sich nieder, rieb sich die Hände vor dem Feuer, befühlte darauf tastend seine Nase und blickte schmunzelnd in die loderuden Flammen.

Alle Kammern seines Gehirns waren mit Räubern und Mördern angefüllt, und sein Geist beschäftigte sich seit mehreren Tagen nur noch mit dem uns bekannten Einbruch, den er hin und her beleuchtete, Fäden daraus herzuleiten suchte, durch deren Hülfe er

in allerlei ſchauerliche Schlupfwinkel dringen könne, und mit denen er die gefürchtete Räuberbande, die alſo doch wirklich exiſtirte, zu umgarnen hoffte.

Während dieſer Betrachtungen blickte Seine Excellenz zuweilen an der linken Seite ſeines Frackes herunter, „wo ſich noch eine leere Fläche befand, wogegen das Knopfloch mit mehreren buntfarbigen Bändchen beſetzt war. „Man wird ſo große Dienſte zu belohnen wiſſen," dachte er bei ſich, „und ich nach dieſer glorreichen Geſchichte nicht länger des Sterns zu entbehren haben, der mir ſchon lange gehört."

In dieſem Augenblicke erſchien der alte General, und beeilte ſich ſo viel als möglich, den Polizei-Präſidenten auf ſeinem Fauteuil feſtzuhalten, denn dieſer ſchickte ſich an, mit einem Anfluge von Reſpektsgefühl in die Höhe zu fahren. — „Aber, alter Freund, welche Geſchichten!" rief kopfſchüttelnd die militäriſche Excellenz. „Sitzenbleiben. — Parbleu! Gerade thun, als wenn man zu Hauſe wäre. Alle Hagel! wenn man ſich auch nicht viel ſieht, ſo bleiben doch die freundſchaftlichen Gefühle zwiſchen uns dieſelben, he!"

Was nun das lange nicht geſehen haben anbelangte, ſo hatte der General vollkommen Recht, war aber ſelbſt die Urſache, daß er ſich mit ſeinem früher ſehr intimen Freunde, damaligen geheimen Rathe, jetzt Polizei-Präſidenten, etwas brouillirt hatte. Er hatte ihm auch einſtens eine ſeiner kleinen Bosheiten zugefügt, ſich eine giftige, aber ſehr komiſche Bemerkung bei Hofe über ihn erlaubt, freilich dadurch die Lacher auf ſeine Seite gebracht, aber den Freund von ſich zurückgeſtoßen. Das war nun allerdings nach und nach wieder ſo weit verglichen worden, daß ſich Beide in Geſellſchaften freundlich begegneten, auch wohl einen Rubber zuſammen ſpielten, aber eine eigentliche Vertraulichkeit hatte nie mehr ſtattgefunden. Deßhalb wunderte ſich denn auch der Polizei-Präſident, als er am heutigen Morgen ein höchſt amicables Billet des Generals erhielt, mit: „Mein lieber Freund," anfangend, und mit: „ſtets Ihr Ge-

treueſter," ſchließend, worin derſelbe um den Beſuch des Polizei-Präſidenten hat, weil ihn leider ein Unwohlſein ſelbſt verhindere, auszugehen.

Nach dem Ausſehen des Generals war Letzteres ſehr glaubwürdig; ſeine Wangen waren, wenn möglich, noch eingefallener als ſonſt, ſein Gang gebückter, und nachdem er dem Präſidenten beide Hände geſchüttelt, ließ er ſich wie erſchöpft auf einem gegenüberſtehenden Fauteuil nieder. „Ma foi!" ſagte er, „man wird alt; doch Sie ſcheinen nichts davon zu ſpüren, ſehen in der That vortrefflich aus, wie vor zwanzig Jahren, als ich ebenfalls noch im Dienſte war. Vraiment, Präſident, die Ruhe iſt ein Unglück. Sie bleiben geſchmeidig wie polirt, während ich einroſte. Enfin, was will man machen? Das iſt der Lauf der Welt."

„Euer Excellenz ſollten nicht ſo ſprechen," erwiderte der Andere ſeufzend. „Ich will über meine Geſundheit nicht klagen, aber das kann ich Sie verſichern: mein gutes Ausſehen iſt eigentlich nur Echauffement, Erregtheit. Glauben Sie mir, dieſe beſtändigen Arbeiten, die Laſt, die auf mir liegt, drückt mich langſam zu Boden. Ich kann kaum aufathmen. Jetzt ruft man rechts, jetzt ruft man links. Nein, nein, Sie führen ein glücklicheres Leben, beſchäftigen ſich nur mit angenehmen Erinnerungen, promeniren, reiten, kurz Sie thun, was Ihnen beliebt."

„Was an Ihrer Behauptung Wahres iſt, mon cher, das wollen wir ſehen. Ich habe mir nämlich vorgenommen, Ihnen einige Confidencen zu machen."

„Dem alten Freunde!" erwiderte der Präſident halb gerührt, wobei er ſeine Naſe tief herab zog und aufwärts blinzelte.

„Dem alten Freunde — ja!" ſagte der General, und fuhr dann mit ſehr ſcharfem Tone fort: „eigentlich mehr noch dem Polizei-Präſidenten."

Der Andere ließ erſtaunt ſeine Naſe los, welche, ſich frei fühlend,

augenblicklich in die Höhe ſchnellte. Seine Augen drückten großes Erſtaunen aus, weßhalb der General hinzuſetzte:

„Comprenez, mon enfant, dem Polizei-Präſidenten. Par ce qu'il est mon ami.“ Hierauf büſtelte er in ſich hinein, polirte dann den Deckel ſeiner goldenen Schnupftabacksdoſe und bot ſeinem Gegenüber eine Priſe an.

Doch bedankte ſich der Präſident, denn er hatte einen wahren Abſcheu vor dem Schnupfen, ja, ſeine Naſenflügel zitterten ſcheinbar entrüſtet ob dieſer Zumuthung.

Dagegen aber ſchnupfte der General für Zwei, und nachdem er ſich den Taback aus dem dünnen Schnurrbart gewiſcht, Cravatte und Morgenrock geſäubert, ſagte er: „Eh bien, ich bin ein alter Soldat, und gebe gerade darauf los. Nur bitte ich, mon cher, daß Sie mir einige Aufmerkſamkeit ſchenken mögen. — Sie wiſſen, es gibt in jeder Familie einen Haken, den man nicht gern anſchaut, an dem man ſich ſtoßt, den man nicht wegbringen kann, und der unſern guten und lieben Nebenmenſchen Veranlaſſung gibt, alles Böſe daran aufzuhängen.“

Der Präſident nickte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Meiſtens,“ fuhr die alte Excellenz fort, „ſind es Anverwandte, die einem Kummer bereiten, oder gottloſe Kinder, falſche Freunde, Ungnaden von oben herunter, aber alles das habe ich nicht. Ueberhaupt kann ich in meiner Carrière von Unglück nicht ſprechen, j'ai fait rapidement mon chemin, mein Vermögen ließ mich alles mitmachen, ich lebte glücklich und zufrieden, bis mich der Teufel plagte, und ich eine Frau nahm.“

„Oh!“ machte der Präſident. „Sie ſpaſſen, General.“

„Soll mich — wenn ich ſpaſſe; d'honneur! es iſt das mein blutiger Ernſt. Sehen Sie, Präſident, damals hätten wir Beide nicht ſo weit von einander ſtehen ſollen. Ich weiß, daß Sie es immer gut mit mir meinten; Sie wären aufrichtig geweſen und hätten mir geſagt: mon vieux, crois-mois, laß' das Heirathen

Unten im Hauſe.

Luſtſpiel in einem Acte.

bleiben. Nun, man hat mir wohl dergleichen unter die Naſe gerieben, aber Mademoiſelle war ſehr ſchön, ich ein verblendeter alter Narr — enfin! Darüber läßt ſich nichts mehr ſagen, es geſchah mit meinem Willen, voilà tout.“

Der Präſident wußte nicht, was er bei dieſer Erklärung für eine Miene machen ſollte. Er fühlte wohl, daß der General in manchen Dingen Recht habe, aber wenn Jemand ſich ſelbſt Grobheiten ſagt, ſo kann man ihm doch unmöglich darin beiſtehen. Der Chef der Polizei fühlte ein Jucken oben an ſeiner Naſe, und um dieſen Kitzel zu befriedigen, ſenkte er ſie tief herab, — das Beſte, was er thun konnte, denn dies gab ihm ein Ausſehen von Nachdenken, von gerührter Theilnahme, weßhalb ihm dann auch der General die Hand auf den Arm legte und fortfuhr:

„Laſſen Sie ſich das gar nicht anfechten, theuerſter Freund. Wie geſagt: wir ſind darüber hinaus. Nichts von Leidenſchaften, nichts von Klagen, nur eine ruhige Beſprechung.“

„So ſei es,“ entgegnete der Präſident, und dabei ſtreckte er dem General mit einer ziemlich wehmüthigen Geberde ſeine Hand entgegen. „Alſo eine Beſprechung.“

„Zum Freunde, aber auch zum Chef der Polizei.“

„Beide hören.“

„Sie kennen meine Frau, — eine ſchöne Frau, vraiment, die Welt ſagt auch, eine geiſtreiche, liebenswürdige, charmante Frau, kurz, die Welt, die ſonſt gern Böſes ſpricht, macht mit meiner Gemahlin eine ſeltene Ausnahme.“

„Und diesmal, glaube ich, hat die Welt Recht,“ wagte der Präſident zu ſagen.

Ein bitteres Lächeln flog über die Züge des Generals; nichts deſto weniger aber fuhr er ruhig fort: „da aber von eben dieſer böſen Welt eine Familie, ein Haus nie ungerupft davon kommt, ſo iſt auch in dem meinigen ein böſes Princip, ein finſterer Geiſt, Schatten neben Licht; und dieſer Schatten bin ich.“

mit Geiſt und Liebenswürdigkeit zuzudecken ſucht, dem ich aber auf die Spur gekommen bin.“

„Sie erſchrecken mich.“

„Ich habe meine Frau eigentlich nie daran gehindert, auszugehen, auszufahren, kurz, zu thun, was ihr beliebt. Wohl iſt es wahr, daß ich ein auffallendes Umhertreiben nie leiden konnte, und mich deßhalb zuweilen veranlaßt ſah, der beſtändigen Luſt meiner Frau, Beſuche zu machen, einen Zügel anzulegen. Ich geſtehe es, ich beſtand zuweilen, namentlich nach kleinen Scenen unter uns, darauf, daß ſie das Haus nicht verlaſſe, und daß ſie gerade dann oft ausfuhr, machte mich aufmerkſam. Je l'épiais.“

„Das war ſehr gefährlich, beſter General.“

„So beſuchte ſie eines Tags eins unſerer großen Magazine, ließ ihren Wagen draußen halten, ging zur vorderen Thüre hinein, zur hinteren aber wieder hinaus, ſo daß meine Leute glauben mußten, ſie ſei ſtundenlang mit ihren Einkäufen beſchäftigt.“

„Und das war ſie nicht?“

„Que Diable! Sie hören ja, daß ſie den Laden verließ. Sie bediente ſich eines Fiakers und fuhr in eine kleine Straße. Sie ſtieg an einem unſcheinbaren Hauſe ab, ging in den erſten Stock und ſah dort —“

„O General!“

„Sah dort — einen Knaben von circa ſechs Jahren, mit dem ſie ſich auf's Zärtlichſte unterhielt.“

„Einen Knaben.“ —

„Einen Knaben, den ſie in ihre Arme preßte, deſſen Geſicht ſie mit Küſſen und Thränen bedeckte, den ſie mit der Liebe einer Mutter an ſich drückte.“

„Mit der Liebe einer Mutter?“

„So iſt es, Präſident.“

„Teufel! Teufel! Aber, General, Sie erzählen mir da eine

Geſchichte, die mich ganz confus macht. — Ein Knabe; — was ſoll es mit dem Knaben? Wer iſt der Knabe?"

„Es iſt der ſchwarze Faden im Leben meiner Frau, von dem ich vorhin ſprach, voilà l'affaire! Woher der Knabe mit ſeiner Wärterin ſo plötzlich erſchienen, je l'ignore complètement, ſowie Sie, lieber Freund, der Chef der Polizei. Damals aber ſchon war ich im Begriff, mich an Sie zu wenden, ich wollte mich mit Ihrer Hülfe des Knaben bemächtigen."

„Das war auch der richtigſte Weg, um etwas zu erfahren," entgegnete der Präſident, der in dieſem Augenblicke ganz Polizeimann war.

„Aber die Andern dachten Aehnliches," fuhr der General mit einem trockenen Lachen fort, „und plötzlich war Kind und Wärterin verſchwunden."

„Sehen Sie, General, ſehen Sie," ſprach ernſt der Andere, indem er den Zeigefinger drohend erhob und ihn dann an die linke Seite ſeiner Naſe drückte. „Hätten Sie Ihrer erſten Eingebung gefolgt und uns von der Sache benachrichtigt, ſo wäre uns Wärterin und Kind nicht entwiſcht. Ah! wir hätten ein Wort mit ihr geſprochen; man hält ſich nicht ſo unbefugter Weiſe und ohne Erlaubniß in hieſiger Reſidenz auf; ich muß mir das ausbitten, ich, der Chef der Polizei."

Ein leichtes Lächeln überflog bei dieſen Worten das vertrocknete Geſicht des alten Generals. „Die Sache läßt ſich wieder gut machen," meinte er nach einer kleinen Pauſe. „Wir haben die Spur des Knaben wieder gefunden."

„Das iſt mir ſehr lieb," ſagte aufathmend der Präſident. „Es iſt ja für mich complett unheimlich, von dergleichen Geſchichten zu hören, die unbemerkt von der Polizei getrieben werden. — Nun alſo."

„Offenherzig geſtanden, hatte ſie den Knaben ſo gut verſteckt, daß wir ihn nimmer gefunden, wenn ſich nicht glücklicher Weiſe

bei mir Jemand gemeldet hätte, der sich anheischig machte, mich für eine ziemliche Summe auf die Spur zu leiten."

„Und —"

„Dieser Jemand, natürlicher Weise ein mauvais sujet, ist im Hause. Ich habe ihn auf heute bestellt, er kam und steht zu Ihrer Verfügung. Sie sehen, bester Präsident, daß Ihr Gang zu mir sich vielleicht belohnen könnte. Man könnte dabei noch allerlei auf die Spur kommen."

„Und weiß dies Subject, daß es vor mir, dem Polizei-Präsidenten, zu erscheinen hat?"

„Man hat ihm begreiflicher Weise nichts davon gesagt. Dieu nous en garde!"

„Schön," sprach der Andere mit großer Wichtigkeit, wobei er seine Nase fest zwischen die Finger einklemmte. „Lassen Sie ihn erscheinen, bester General, ich werde auf den ersten Blick sehen, wen wir vor uns haben, — Apropos! hat die Baronin von diesen Schritten Kenntniß? Das heißt, verstehen Sie mich wohl, kann sie eine Ahnung davon haben, daß der Aufenthalt ihres — des Knaben," verbesserte er sich, „abermals entdeckt ist?"

„Une belle affaire, ma foi!" meinte der General, „da würden wir abermals das Nachsehen haben. Davon ahnt sie nichts. Vor kurzer Zeit noch aufgeregt, fast fieberhaft, ist sie jetzt ruhig und sicher geworden. Sie sieht sich ungestört im Besitz des geliebten Knaben." Bei diesen letzten Worten preßte der General die Lippen aufeinander, dann öffnete er die Thüre des Nebenzimmers, und sagte dem Kammerdiener, welcher unter derselben erschien, einige Worte.

Der Polizei-Präsident war aufgestanden, machte ein paar Gänge durch's Zimmer und dann stellte er sich so in die Vertiefung des Fensters, daß der dunkle Vorhang sein Gesicht beschattete.

Jetzt öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers wieder, und ein Mann trat herein, der, den Hut in der Hand, schüchtern und befangen

auf der Schwelle ſtehen blieb. Es war eine ſchmächtige Geſtalt, und wenn wir dem geneigten Leſer zum Ueberfluſſe ſagen, daß er einen ſchwarzen Frack trug, ſcheu und ängſtlich um ſich blickte, und eine Faſſung dadurch erheuchelte, daß er ſeinen gelben Hemdkragen in die Höhe zog, ſo wird Niemand mehr im Zweifel ſein, daß es Herr Sträuber iſt, den wir vor uns haben.

„Treten Sie näher," ſagte der General. „Ich ließ Sie zu mir bitten, um Ihnen zu ſagen, daß ich die verlangte Summe bewilligen will, Sie aber dabei auffordere, mir Ihre Ausſagen im Beiſein eines meiner Freunde zu machen. — Wollen Sie?"

Herr Sträuber warf einen ſchnellen Blick auf das Fenſter, an welchem der Präſident ſtand, doch deckte jetzt der Vorhang auch vollkommen die Geſtalt deſſelben.

„Warum nicht!" ſagte der Schuft nach einer kleinen Pauſe. „Doch was mir Eure Erlaucht, der Herr Graf, verſprach, meinen Namen geheim zu halten, dieſe Bedingung wird der andere Herr auch wohl eingehen."

„Natürlich," verſetzte der General. „So ſprechen Sie. Sie wiſſen alſo, wo das bewußte Kind iſt?"

„Ich weiß es."

„Begreiflicher Weiſe verlangen Sie zuerſt Ihr Geld und werden mir dann erſt den Aufenthalt nennen. Ich finde das in Ihrer Stellung nicht mehr als billig, und habe darauf gerechnet. Hier zählen Sie dieſe Papiere durch."

Herr Sträuber wollte einige höfliche Einwendungen machen, doch warf der General verächtlich ſeinen Kopf empor und ſagte in beſtimmtem Tone: „Sie werden das Geld zählen und dann ſprechen."

„Halt!" miſchte ſich der Präſident aus ſeinem Verſteck heraus in's Geſpräch, „die Partie iſt zu ungleich. Wenn Sie dieſen — Herrn auch im Voraus bezahlen wollen, ſo wäre doch zu verlangen, daß er ſich über die Glaubwürdigkeit ſeiner Angaben einigermaßen

legitimirt. Den Teufel auch! er könnte Ihnen da für ächtes Geld eine falſche Adreſſe geben."

Für Leute, wie der Herr Sträuber, mit einem ſchlechten Gewiſſen, und bei dieſer Angeberei in einer begreiflichen Angſt lebend, iſt es immer unheimlich, eine Stimme zu hören, wenn man das dazu gehörige Geſicht nicht ſehen kann. Umſonſt verſuchte er es, hinter den Vorhang zu ſchielen, und er mußte ſich zu einer Antwort bequemen, da nun auch der General der Anſicht des Andern beitrat.

„Und wie ſoll ich mich vor den Herren legitimiren?" fragte zaghaft Herr Sträuber.

„Auf die einfachſte Art von der Welt. Wenn Sie wirklich dem Aufenthalt des Kindes nachgeſpürt haben, ſo beſchäftigen Sie ſich ſchon längere Zeit damit und werden alſo erſucht, uns zu ſagen, wo das Kind in hieſiger Stadt ſich früher befand, und wie es an ſeinen jetzigen Aufenthaltsort kam."

Herr Sträuber ſchluckte einige Mal und blickte verlegen zu Boden. Er drehte ſeinen abgeriſſenen Hut zwiſchen den Fingern, und wenn ihm auch die angebotene Summe recht hübſch vorkam, und bereits ſehr erreichbar ſchien, ſo war ihm doch die auferlegte Verbindlichkeit nicht angenehm. Den jetzigen Aufenthalt des Knaben anzugeben, darin hätte er nichts Arges geſehen, namentlich keine Verrätherei, vor der er ſich über alle Maßen ſcheute, aber wenn er von den früheren Vorfällen, jenen Knaben betreffend, ſprach, ſo mußte er auch die Wohnung des ſeligen Schwemmer nennen, ja er mußte eine gewiſſe Perſon auftreten laſſen, eine Perſon, bei der ihn ein tiefer Schauder überflog, wenn er nur an ſie dachte. Herr Sträuber beſchloß, klug zu Werk zu gehen, deßhalb erhob er ſeine Augen, blickte den General ſo treuherzig an, als ihm nur möglich war, und ſagte: „verzeihen mir Euer Erlaucht, Herr Graf, ſo war eigentlich die Bedingung nicht, unter welcher ich mich verpflichtete, aber da es dem andern Herrn wünſchenswerth erſcheint, ſo ſtehe ich gern zu Befehl.

Der Knabe, um den es ſich handelt, wohnte in der E.'ſchen Straße, im Haus Numero zehn bei einer gewiſſen Frau Fiſcher, die ſeine Wärterin war."

„Iſt das nicht vielleicht ſeine Mutter?" fragte ſcheinbar unbefangen der General.

Herr Sträuber lächelte eigenthümlich, als er antwortete: „darüber habe ich keine Gewißheit; ſo viel ich erfuhr, war Frau Fiſcher die Wärterin."

„Weiter."

„Die Angehörigen des Knaben, die ich übrigens nicht kenne," fuhr Herr Sträuber fort, „fanden es nun mit einem Male angemeſſen, denſelben verſchwinden zu laſſen."

„Aus welchem Grunde?" fragte der General.

„Euer Erlaucht, ich weiß das nicht. Die Wärterin blieb in dem Hauſe Numero zehn wohnen, der Knabe kam durch die Vermittlung einiger Perſonen, die ich nicht kenne, in eine Privat-Erziehungsanſtalt hieſiger Stadt, wo er es, wie ich vermuthe, ſehr gut hatte."

„Richtig, c'est cela même," ſagte nachdenkend der General. „Und aus dieſer Privaterziehungsanſtalt verſchwand clandestinement das Kind eines Tags auf geheimnißvolle Weiſe, wie Sie mir ſelbſt ſagten."

„Wo war dieſe Privaterziehungsanſtalt?" fragte der Polizei-Präſident.

Herr Sträuber huſtete verlegen, zupfte an ſeinen Vatermördern und entgegnete nach einem kleinen Stillſchweigen: „die gnädigen Herren werden mir vielleicht den Namen dieſer Anſtalt erlaſſen; dieſelbe war auf gegenſeitige Verſchwiegenheit gegründet, auch kann der Name hier nichts zur Sache thun, da der Eigenthümer dieſer an ſich vortrefflichen Anſtalt vor kurzer Zeit ſtarb, tief betrauert von ſeinen Pfleglingen."

Bei dieſen Worten trat der Polizei-Präſident raſch aus der

Fensternische hervor, und als er sich dem Herrn Sträuber genähert, ihm fest in das Gesicht gesehen, schien diesen alle Geistesgegenwart zu verlassen, seine Kniee knickten zusammen, und seine ohnedies ungesunde Gesichtsfarbe wurde fahl und bleich. Er hatte augenblicklich den Chef der Polizei erkannt, und ihn überschlich plötzlich die Idee, er selbst stehe hier an einem sonderbaren Lebensabschnitte.

Der Präsident wechselte einen Blick mit dem General, dann wandte er sich an den so auffallend Erschreckten und sagte mit ruhiger, aber sehr ernster Stimme: „der würdige, vor kurzer Zeit verstorbene Vorsteher jener Privaterziehungsanstalt hieß Schwemmer und war" — das Folgende sprach er zum General — „einer der abgefeimtesten Spitzbuben, die je in hiesiger Stadt gelebt. Dabei schlau wie der Teufel, wußte er beständig durchzuschlüpfen, und gewährte nie eine Handhabe, woran man ihn fassen konnte. Er hielt allerdings eine Kleinkinderbewahranstalt, doch war dies Geschäft nur der Deckmantel für andere, und wir sind fest überzeugt, daß in jenem Hause die gleichen Zusammenkünfte gehalten wurden, wie in dem bekannten Fuchsbau —"

Herr Sträuber zuckte.

— „Und daß eben dieser Schwemmer und sein Weib Hehlerei, Betrug, Kuppelei im Großen betrieben. Ah! wahrhaftig, wir sind auf der richtigen Fährte, alle Fäden in meiner Hand." Dabei faßte der Präsident sanft seine Nase und zog sie abwärts, so daß seine Augen bequem die Stelle auf dem Frack erblicken konnten, wo noch immer der gewisse Stern fehlte.

Herr Sträuber hatte sich ziemlich rasch wieder von seinem Schrecken erholt. Er heuchelte ein großes Erstaunen, preßte beide Hände unter seinem Hute zusammen, und sagte mit großer Schlauheit, während er die Achseln zuckte: „das hätte ich nimmer gedacht. Mir wurde das Haus als ganz respektabel geschildert, sonst hätte ich meinen Fuß nie hineingesetzt. Beim Himmel! in welche Verlegenheiten kann man unschuldiger Weise kommen. Ich ging nur

dorthin, um mich nach dem Knaben zu erkundigen. Wenn ich bedenke, mein ehrlicher Name hätte Schaden leiden können!"

Der Präſident huſtete bedeutungsvoll und zwinkerte dem General aus den Augenwinkeln ſo ſchnell zu, daß der Andere, der gerade zerknirſcht zu Boden ſchaute, es nicht ſah. „Von dem, was Sie ſagen, ſind wir vollkommen überzeugt," ſprach der Chef der Polizei. „Wer ſieht den Leuten in's Herz. Beruhigen Sie ſich, was wir verhandeln, bleibt ſtreng unter uns; fahren Sie aber in Ihrem Berichte fort, ich habe wahrhaftig nicht mehr viel Zeit zu verlieren."

Einen Augenblick zauderte der Angeredete, doch hielt der General wie abſichtslos das Papier mit den Banknoten in die Höhe, und es war das wie eine Angel mit trefflichem Köder, auf welche Herr Sträuber zuſchnappte und ſich daran verbiß. — „Der Knabe alſo war bei dieſem verruchten Schwemmer, und ich erfuhr, daß es dem Kinde dort nicht gerade beſonders gefalle, daß es gewaltſam zurückgehalten werde, konnte aber nichts Böſes dabei ahnen, denn ich hielt den Knaben für ein unartiges Bürſchlein, Herrn Schwemmer aber für einen Biedermann. So kann man ſich irren, meine gnädigen Herren. — Ja, ſogar als ich erfuhr, daß dem Knaben nachgeforſcht würde, vermuthete ich noch nichts Böſes, und ich geſtehe offenherzig, nur die Hoffnung auf einen großen Gewinn bewog mich, mit den Leuten, die jenem Kinde nachforſchten, in Unterhandlung zu treten. Und ſo kam ich vor ſeine Erlaucht den Herrn Grafen."

„Faſt iſt es ſo, doch eine andere Lesart. Wodurch dieſer Herr erfuhr, ich laſſe die Spur jenes Kindes ſuchen, vraiment, ich weiß es nicht. Genug, er bot ſich mir an, und ich trug kein Bedenken, ſeine Hülfe anzunehmen."

„Das iſt an ſich auch gleichgültig," ſagte der Präſident. „Jetzt haben Sie nichts weiter zu thun, als mit wenigen Worten Ihr Geld zu verdienen."

Perſonen.

Herr von Hartmann.
Frau von Hartmann.
Literat Schmidt.
Meiſter Jonas, der Portier.
Roſa, ſeine Tochter.
Jettchen, Kammerjungfer } der Frau von Hartmann.
Jakob, Bedienter }
Ein Kutſcher.

Die Bühne iſt in zwei ungleiche Hälften getheilt, von denen die rechts vom Zuſchauer die größere iſt und den Flur eines ſchönen geräumigen Hauſes vorſtellt. Im Hintergrunde deſſelben iſt die offen ſtehende Hausthür, welche direct auf die Straße führt, und vor der Laternen brennen. An der zweiten Couliſſe befindet ſich eine elegante Treppe, die in den erſten Stock führt. Die Abtheilung links vom Zuſchauer iſt von der erſten durch eine Scheidewand getrennt, in welcher ſich eine Thür und ein Fenſter mit grünem Vorhang befindet; ſie bildet die Wohnung des Portiers. Links an der Couliſſe ein Kamin, weiter ruckwärts eine Thür. Vor dem Kamin ein Tiſch mit Schreibzeug, daneben ein Lehnſtuhl.

„Und dann läßt man mich ruhig meiner Wege ziehen?“ fragte Sträuber vorſichtig.

„Wer wird Sie halten?“ verſetzte der General trotz des bedeutſamen Huſtens ſeines Freundes. „Sie geben die Adreſſe, hier iſt das Geld und Sie verlaſſen ungekränkt das Haus. Je vous en donne ma parole.“

Der Präſident zuckte mit den Achſeln und riß ungeduldig an ſeiner Naſe.

„Euer Erlaucht,“ ſprach Herr Sträuber offenbar befriedigt, „wiſſen Sie die Schilderſtraße. Am Ende derſelben, faſt wo ſie in die Wallſtraße mündet, befindet ſich ein großer Brunnen mit Einem Rohr. Dies Rohr zeigt gerade auf ein kleines Haus Numero ſechsunddreißig. Dort iſt der Knabe.“

„Und wem gehört das Haus?“

„Das kann ich nicht ſagen. Ich weiß nur ſo viel, daß er dort bei ſeiner ehemaligen Wärterin, der Frau Fiſcher, wohnt, und ſich unter der Aufſicht eines Mannes befindet, der ihn unterrichtet, kurz, eine Art Hofmeiſter iſt.“

„Ich muß geſtehen,“ ſagte ingrimmig der General, „man ſorgt für den Buben wie für einen kleinen Prinzen. Er muß par Dieu! eine vornehme Herkunft und reiche Beſchützer haben. Und etwas Näheres über den Mann, ſeinen Hofmeiſter wiſſen Sie nicht?“

„Ich ſah ihn einmal mit dem Knaben ſpazieren gehen; es iſt das eine ſonderbare Perſönlichkeit, ſehr klein mit vollkommen ausgewachſenem Oberkörper und Kopf, aber mit ziemlich verwahrloſten Beinen.“

Der Polizei-Präſident ſtand da wie vom Schlage getroffen. Genau ſo hatte Herr Blaſſer das Signalement ſeines ehemaligen Commis angegeben. Sollte ihm vielleicht von dieſer unbekannten Seite auf die Spur deſſelben geholfen werden? — „Faſſung! Faſſung!“ ſprach er zu ſich ſelber, wobei er ſich, um ſein überraſchtes Geſicht zu verbergen, angelegentlich mit ſeiner Naſe beſchäftigte,

die er auf allen Seiten ſtreichelte. „Das muß ja ein Zwerg ſein,“ brachte er endlich ziemlich unbefangen hervor.

„Faſt ſo,“ entgegnete Herr Sträuber. „Auf jeden Fall komiſch genug, wenn man den martialiſchen Geſichtsausdruck des kleinen Mannes betrachtet.“

„Was kümmert uns der!“ ſprach ungeduldig der General. „Hier iſt Ihr Geld.“ Er reichte ihm das Paketchen, doch als Herr Sträuber gierig darnach langte, zog es der General einen Zoll zurück, wobei er ſagte:

„Wenn es Ihnen genehm wäre, könnten Sie noch eine kleine Zulage von circa fünfzig Gulden verdienen, oui, certes, cinquante florins. Ich bin nämlich überzeugt, ſeit Sie jenes Haus, den Aufenthalt des Knaben entdeckt, haben Sie daſſelbe öfters umſchlichen und wiſſen genau, ob und wer ſonſt noch da aus und ein geht. — Fünfzig Gulden, Herr, für eine freundliche Mittheilung — pour un mot, Monsieur.“

Der Chef der Polizei ſtand da wie auf Kohlen, es brickelte ihn in allen Gliedern. Vielleicht wußte dieſer Menſch auch den Namen des ſogenannten Hofmeiſters.

Herr Sträuber ſchien eine Weile unſchlüſſig. Doch wollen wir dem geneigten Leſer geſtehen, daß er bedeutende Reiſeprojecte hegte und bei ſich dachte: „fünfzig Gulden bringen mich ſchon einige Meilen weiter. Und im Uebrigen, was habe ich für Verpflichtungen gegen Leute, die ich gar nicht kenne. — Allerdings,“ ſprach er laut, ſich gegen den General wendend, „umſchlich ich das Haus häufig, um mir Gewißheit zu verſchaffen.“

„Und es kamen Beſuche?“

„Zuweilen ein junger Mann, eine ziemlich hohe Figur, ſchlank, in einen weiten Mantel gewickelt.“

„Que Diable! Was geht mich ein Mann an,“ rief ungeduldig der General. — „Und vielleicht doch! Wer kam ſonſt noch?“

„Auch eine Dame kam zuweilen in einem Wagen.“

„Ah!“

„Eine ſchöne junge Dame mit blondem Haar und einer weichen, angenehmen Stimme. Ich vernahm das, wie ſie dem Kutſcher ſagte, er ſolle in einer Stunde wieder kommen.“

Die Augen des Generals glühten wie die einer wilden Katze. Der Präſident biß ſich auf die Lippen und zuckte bedeutſam die Achſeln.

„Alſo die Dame hätten wir,“ ſprach der General mit zitternder Stimme. „Jetzt intereſſirt mich auch der Mann.“

„Nicht wahr?“ rief eifrig der Präſident. „Der kleine zwergartige Hofmeiſter.“

„Zum Teufel mit Ihrem Hofmeiſter! Ich meine den Andern, den im Mantel. Er war hoch und ſchlank? Dunkles Haar?“

„Erlaucht werden mir verzeihen, es war gewiß blond.“

„Meinetwegen auch blond. Und um welche Zeit ging er gewöhnlich hin? — je vous prie.“

„Sehr unbeſtimmt. Meiſtens ſpät in der Nacht.“

„Aber dann war ſie nicht da!“

„Nur einmal, da kamen ſie mit einander in einem kleinen eleganten Wagen. Da war ſie ſehr reich gekleidet, ich glaube in weißer Seide mit Spitzen und Brillanten; ich werde das nicht vergeſſen, denn da der Wagen nicht dicht an's Haus fahren konnte, und es ziemlich ſchmutzig war, ſo trug ſie der Mann in die Hausthüre.“

Die Züge des Generals überflog bei dieſen Worten eine tiefe Röthe, die aber ſein graues Geſicht gelblich färbte. Seine Augen ſtarrten vor ſich hin, und mit den Händen ſuchte er in den Taſchen ſeines Rockes umher, wobei er eine Handvoll zuſammen geknitterter Papiere hervorbrachte, welche er dem Berichterſtatter einhändigte.

Beſorgt trat ihm der Chef der Polizei näher, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte: „Ruhig mein Freund. Laſſen Sie das gut ſein, wir wollen unſere Schritte ſchon thun. Erlauben

Sie mir nur einen Augenblick, dieſen Mann noch über den Hofmeiſter auszufragen. Das iſt eine Sache, die mich von meinem Standpunkte aus höchlich intereſſirt."

Der General ſeufzte tief auf, fuhr ſich mit der Hand über die Augen, und als er mit dem Kopfe genickt, ließ er ſich auf einen Fauteuil niedergleiten, wo er in tiefem Nachſinnen zuſammen ſank.

Eilfertig hatte Herr Sträuber ſein Geld eingeſchoben und wandte ſich mit einer tiefen Verbeugung nach der Thüre. „Noch einen Augenblick!" rief ihm der Polizei-Präſident nach. „Was Sie von dem Hofmeiſter ſagten, intereſſirt mich. Wiſſen Sie vielleicht den Namen deſſelben.

„O ja," entgegnete Herr Sträuber. „Es iſt ein ſonderbarer Name; ich hörte ihn, aber ich habe ihn wohl vergeſſen. Warten Euer Gnaden einen Augenblick — Herr Axt — nein! Herr Meſſer — auch nicht — aber es iſt etwas Schneidiges dabei."

„Herr Beil?" ſprach erwartungsvoll der Präſident.

„Richtig — Beil, ſo heißt er. Ja wohl, Herr Beil, darauf können Sie ſich feſt verlaſſen."

Bei dieſen Worten drückte ſich Herr Sträuber rückwärts zur Thüre hinaus und eilte, ſo viel er konnte, die Treppen hinab. Erſt als er auf der Straße angekommen war, athmete er tief auf, drückte mit der Hand an das Geldpacket, das er auf der Bruſt verwahrt hatte, und wandte ſeine haſtigen Schritte gegen den Eiſenbahnhof. Er dachte an eine angenehme Fahrt, an friſche Winterluft, vorüberfliegende Bäume und Häuſer und ein gutes Nachtquartier, wo er in der warmen Stube bei einem gewählten Nachteſſen ſitzen wolle, der Stadt, dem Fuchsbau, der Polizei, ſogar ihm ein Schnippchen ſchlagen, und bei einem guten Glaſe Wein überlegen, was weiter zu thun ſei.

So dachte Herr Sträuber, und ihm ahnte nicht, daß derweilen ein finſteres Verhängniß hinter ihm drein ſchreite, die ewige Gerech-

tigkeit, — diesmal in blauer Uniform mit einem dreieckigen Hut, unter welchem eine rothe spitze Nase drohend hervorsah.

Der Polizei-Präsident war an den Fauteuil seines Freundes getreten und hatte mit wirklichem Mitgefühl gesagt: „bester General, das ist in der That eine verwickelte Geschichte. Sie wollten mich vorhin nicht zu Worte kommen lassen, als ich mich nach jenem Hofmeister erkundigte. Wie Sie hörten, that ich dies aber doch, und die Auskunft, die ich erhielt, macht mich schaudern. So wehe es mir thut, kann ich es Ihnen doch nicht verschweigen. Jener Hofmeister — Beil heißt er — ist der Theilnahme an einem kürzlich verübten Einbruch dringend verdächtig, und ist derselbe jedenfalls Mitglied einer weit verzweigten Diebesbande, die in hiesiger Stadt ihr Unwesen trieb, der wir aber Gott sei Dank! auf der Spur sind, und die wir überraschen und schonungslos aufgreifen müssen. Schonungslos sage ich, und wir müssen, so leid es mir thut, mit dem Hofmeister jenes Knaben anfangen."

Hier schwieg der Präsident einen Augenblick, und erst als der General achselzuckend mit dumpfer Stimme entgegnet: „thun Sie so, Sie haben Recht," fuhr er fort:

„Dabei aber, bester Freund, könnte vielleicht der Fall eintreten, daß man auch jenen jungen Mann, der dort zuweilen hingehen soll, in dem Hause anträfe."

„Sie wollen sagen: jene Frau," entgegnete zähneknirschend der General.

„Auch das wäre möglich, und es sollte mir wahrhaftig leid thun," setzte der Präsident wie sich entschuldigend hinzu. „Doch könnte man dafür sorgen, daß jene Dame nicht dort getroffen würde."

„Im Gegentheil!" rief der General mit funkelnden Augen, wobei er mit seinem Stuhl in die Höhe sprang. „Man soll sie finden, au nom de Dieu! man soll sie finden, et je m'en charge, président. Bereiten Sie Alles vor, das Haus zu durchsuchen, aber warten Sie, bis Sie von mir zwei Zeilen erhalten. Das wird

gewiß heute noch geſchehen. Dann aber greift, was ihr findet, ohne Schonung, und haltet feſt, was da iſt. In demſelben Augenblicke werde ich mir allerhöchſten Ortes eine Audienz ausbitten — point de menagéments je vous prie!“

Er reichte dem Polizei-Präſidenten zum Abſchied die Hand, und dieſer, die Gemüthsſtimmung des Generals verſtehend, entfernte ſich ſchweigend.

Sechsundſiebenzigſtes Kapitel.

Achſelbänder.

Gewöhnlich wurden jedes Jahr bei Hof zwei große Maskenbälle gegeben. Es war das ſo herkömmlich, und wenn ſich vielleicht auch Niemand beſonders dabei amuſirte, ſo ſah man dieſen Feſten doch mit einigem Intereſſe und Neugierde entgegen; es war eine Unterbrechung in dem beſtändigen Einerlei der Diners und Frühſtücke, der Hofconcerte und gewöhnlichen kleineren und größeren Bälle. Es fiel da meiſtens allerlei vor, worüber man ein paar Wochen lang ſprechen konnte, es gab da Coſtüme zu bewundern und zu bekritteln. Selbſt das Hofmarſchallamt, das bei dieſen Feſten Arbeit und Sorge genug hatte, liebte dergleichen ein paar Mal im Jahr; es war das, als wenn das Militär in neuen Anzügen, Waffen und Fahnen paradirt, ſo hier mit den beſten Livréen, den ſchönſten Sälen, prächtiger Beleuchtung und dem großen Silberzeug. Deßhalb glich auch ſchon mehrere Tage vor dieſen großen Bällen ein Theil des Schloſſes, namentlich der, wo ſich die Küchen befanden, einem Bienenſchwarme, und wie in einem ſolchen ſummte es auch hier aus und ein. Die Küchenjungen glühten vor Eifer und Maulſchellen, die Schloßknechte liefen in einem beſtändigen Hundetrab hin und her, die geſetzteren Lakaien nahmen

in den Gängen und Zimmern des Schloſſes noch verſtohlener als ſonſt ihre Priſe, und erinnerten ſich dieſes oder jenes Jahrgangs Carnevalbällen, wo dies und jenes geſchehen war, meiſtens an und für ſich etwas ſehr Unbedeutendes, aber unvergeßlich für das Gemüth eines Hofbedienten, als zum Beiſpiel einer abgetretenen Schleppe, einer verſchütteten Sauce, einer allerhöchſten Naſe, dem Hofmarſchallamt geſpendet, oder dergleichen mehr. Gefährlich war es übrigens an dieſen Tagen in den Küchen ſelbſt und zwar an den Plätzen, wo der regierende Koch Hochſelbſt zu componiren und zu arbeiten pflegte. Dieſen Ort umſchlichen die Küchenjungen mit wahrem Grauſen und ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie eine Caſſerole überbracht, ohne dafür einen Fußtritt oder eine Kopfnuß eingehandelt zu haben.

In den Sälen wurden die Kronleuchter nachgeſehen, in den Nebenzimmern Buffets und Tiſche aufgeſchlagen, die Treppen mit Teppichen bedeckt, und das alles von den höheren Hofbedienſteten auf's Sorgfältigſte überwacht. Sogar der Hofmarſchall war an dieſen Tagen ernſter als gewöhnlich, ſeufzte zuweilen, zog die Augenbrauen in die Höhe und dachte gern an jenen Moment, wo Alles glücklich vorüber ſein werde und wo ſich die höchſten Herrſchaften nach genug ertragener Langeweile müde, aber zufrieden in ihre Gemächer zurückziehen würden.

Wenn auch in den übrigen Theilen des Schloſſes, die mit den feſtlichen Räumen in gar keiner Verbindung ſtanden, äußerlich an dieſen Tagen keine Veränderung wahrzunehmen war, ſo beſchäftigte man ſich doch auch hier mehr oder minder mit dem bevorſtehenden Feſte. Selbſt im Adjutantenzimmer wurde die Dominofrage verhandelt, ob Seine Majeſtät dieſes Jahr Höchſtſelbſt vermummt erſcheinen werde und welche Farben man zu Ihrem Anzuge beſtimmen würde. Solche Geſpräche hörte der Leibkammerdiener mit einem unausſprechlichen Lächeln an, denn er allein wäre im Stande geweſen, die Herren über die Sache au fait zu ſetzen.

Daß die eingeladene jüngere Generation ſich auf's Eifrigſte mit ihren Coſtümen beſchäftigte, brauchen wir wohl nicht erſt zu bemerken. Und da man an dieſem Tage große Geheimniſſe vor einander hatte und ſich gerne Ueberraſchungen bereitete, ſo waren die Garderoben der Herren und Damen, wo Schneider, Näherin und Kammerjungfer arbeiteten, für Uneingeweihte faſt hermetiſch verſchloſſen.

Am Tage des Balles ſelbſt klärte ſich nun das wilde Getreibe in den unteren Räumen des Schloſſes ſo ziemlich ab und es begann dort Stille und Ruhe zu herrſchen, — die drückende Stille vor einem Sturm. Selbſt die Küchentyrannen waren umgänglicher geworden: man mußte nun eben Alles gehen laſſen, wie es ging. An der fertigen Arbeit war nichts mehr zu ändern, ſelbſt die gewaltigſte Hand konnte nicht mehr die Speichen des Rades regieren, das unaufhaltſam den Berg hinab rollte. Nur in den oberen Räumen des Schloſſes wurde faſt noch emſiger gearbeitet, als an den vorhergehenden Tagen, namentlich in den Garderoben der Hofdamen und Ehrenfräuleins der Frau Herzogin. Dieſelbe hatte ſich wie ſie gern zu thun pflegte, eine kleine Ueberraſchung ausgeſonnen. Dem Feſt-Programme nach ſollte ſie mit ihren Damen erſt auf dem Balle zum Gefolge Ihrer Majeſtät ſtoßen. Daran änderte ſie nun freilich nichts, doch wollte ſie vorher maskirt erſcheinen und ſich ſelbſt mit den höchſten Herrſchaften einige unſchuldige Späſſe erlauben. Sie hatte ſich das Coſtüm einer Zauberin gewählt und ihre Damen ſollten ſie als phantaſtiſch gekleidete Gehülfinnen oder vielmehr dienende Geiſter umgeben. Den Damen war dieſes Project erſt zwei Tage vor dem Ball und zwar mit dem allerhöchſten Wunſche der ſtrengſten Geheimhaltung anvertraut und ihnen dabei befohlen worden, nach mitgetheilter Figurine ſchleunigſt für ihre Coſtüme zu ſorgen.

Daran wurde nun auf's Emſigſte gearbeitet, und da es ein trüber nebeliger Tag war, ſo hatte man in der Garderobe der

Fräulein Eugenie von S. ſchon in früher Nachmittagsſtunde die Fenſtervorhänge herabgelaſſen und Lichter angezündet. Tiſche und Stühle waren mit ſeidenen und durchſichtigen Stoffen bedeckt; geöffnete Cartons ſtanden auf dem Fußboden und zeigten ihren bunten Inhalt: künſtliche Blumen, Bänder, Federn. An einem Arbeitstiſche in der Ecke des Zimmers ſaßen zwei Mädchen, die einen langen Schleier von grauer Seidengaze vor ſich ausgebreitet hatten und beſchäftigt waren, denſelben mit kleinen ſilbernen Sternen zu bedecken. Eins dieſer Mädchen war ſchlank und ſchmächtig, und ihr ſchmales, feines, etwas blaſſes Geſicht wurde von ſtarkem blondem Haar beſchattet. Die Andere, die um mehrere Jahre älter erſchien, war eine kräftige, derbe Perſon, ihr Geſicht hatte eine geſunde Farbe und es gaben ihm dunkle, lebhafte Augen, ſowie etwas ſtark aufgeworfene Lippen einen luſtigen, ja etwas kecken Ausdruck.

Die Blonde nähte eifrig darauf los, während ſich die Andere in den Stuhl zurücklehnte, den einen Fuß auf einen Schemel ſetzte und ſich die Arbeit wohlgefällig betrachtete. Sie hielt eine eingefädelte Nadel in der einen Hand, ſowie einen der ſilbernen Sterne in der andern, und meinte lachend, ſie möchte auch wohl eine vornehme Dame ſein und ſich einmal in ſolch prachtvollem Anzuge in einem glänzend erleuchteten Saale bewegen. „Eigentlich wäre ein ſolch' langer Schleier bei einem Balle doch nichts für mich," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „denn weißt du, Henriette, ich tanze gern und daran hindert einen doch die Schleppe des Schleiers."

„So iſt der Geſchmack verſchieden; ich mache mir aus dem Tanze gar nichts. Aber das kann ich ſchon ſagen, einmal ſo einen glänzenden Ball zu ſehen, ſchön vermummt, würde mir auch vielen Spaß machen."

Die Andere begann ihren Stern aufzuheften und ſagte zwiſchen der Arbeit, wobei ſie einen Augenblick mit pfiffigem Geſichtsausdruck aufwärts ſchielte: „weißt du wohl, daß es gar nicht ſo ſchwer

wäre, so einen Ball anzusehen. Wir brauchten uns nur ein paar Dominos zu verschaffen, was hier im Schlosse nicht schwer wäre und keck zur Thüre hinein zu gehen. Es würde uns Niemand kennen."

„Du bist in der That unverbesserlich, Nanett," erwiderte die Blonde mit leichtem Kopfschütteln. „Ich glaube, du wärest im Stande, so etwas auszuführen."

„Und warum denn nicht? Man muß das Leben genießen, so lange man kann. Aber du bist auch zu gar nichts zu gebrauchen."

„Ich thue meine Pflicht nach meinen Kräften."

„Das muß dir der Neid lassen. Und dein Fräulein könnte sich keine bessere Kammerjungfer wünschen, als du bist; immer zu Hause, immer am Arbeiten und verschlossen wie das Grab. Du bist wirklich ein Muster."

„Wenn du das einsiehst, Nanett'," erwiderte die Blonde nach einer Pause, „und es dein Ernst ist, was du eben sagtest, so hättest du dich wohl ein wenig nach mir richten und dich auch in mancher Beziehung ändern können."

„Ich mich noch mehr ändern!" rief Nanette mit erkünsteltem Erstaunen, wobei sie aber lustig die Hände zusammenschlug. „Bin ich nicht ganz und gar anders geworden, seit wir uns zum ersten Mal gesehen? Weißt du noch, an jenem Abend in dem finstern Hause, dem Fuchsbau."

„O davon schweige mir. Wenn ich den Namen höre, so fröstelt es mich."

„Ja, es war allerdings zu der Zeit unangenehm, aber es hatte auch wieder seine schönen Seiten. Ich komme mir jetzt wahrhaftig oft wie ein gefangener Vogel vor. Und wenn ich so zuweilen in das Land hinaus schaue und dabei zufällig auf der Straße eine Orgel höre, so erfaßt mich oftmals eine solche Sehnsucht und Wehmuth, daß ich laut hinaus weinen könnte. Wahrhaftig, Henriette, ich weiß nicht, was ich an dir für einen Narren gefressen habe und

Erſter Auftritt.

Jonas.

(Es ſchlägt 8 Uhr.) Na, endlich ſchlägt es einmal wieder 8 Uhr, und ich kann mich meines überflüſſigen Schmuckwerks entledigen. Wollte noch einmal ſo gern meinen Dienſt verſehen, wenn das ſchwere goldbordirte Zeug nicht wäre, und der langweilig auseinander geſpreizte Hut — da häng! Aber das ſoll und muß partout einen Anſtrich haben. Könnt' auch in meinem Camiſol die Leute hinaufweiſen oder abfertigen, und die Schlüſſel zu den verſchiedenen Thüren geben. Aber nein, von außen muß es flimmern und glänzen, wie der Kern iſt, das iſt ihnen ganz gleichgiltig. Aber, Meiſter Jonas, du magſt dieſes ſchwere Bandelier mit dem langen ſpitzen Degen anhaben oder nicht, du biſt doch, der du biſt. Mag ſich dein Haupt unter dieſem breitkrämpigen Hute befinden oder unter der weiß baumwollenen Mütze, es kreiſen dennoch große Gedanken hier, nicht blos Portiersgedanken. Erziehung macht Leute, nicht die Kleider, und ich darf mich einer ſehr ſorgfältigen Erziehung rühmen. He, Roſe! (Hat unterdeſſen Hut, Bandelier, Livrée ꝛc. abgelegt, ſteht in einer Hausjacke da und ſetzt eine Mütze auf.) So, nun iſt's beſſer! Ah! wie ſagt der unſterbliche Schiller irgendwo?

Hier ſteh' ich, ein entlaubter Stamm,
Doch innen im Mark thront die ſchaffende Gewalt.

He, Roſe! — Der Schiller war doch von jeher mein Lieblingsdichter. Er begeiſtert einen ſo auf eine gewiſſe Art und zieht einen aus des Lebens

weßhalb ich Alles thun muß, was du von mir verlangſt. Aber wenn du nicht da wäreſt, hätte ich ſchon lange meine Harfe wieder genommen und wäre hinaus gezogen in die freie Natur."

„Das verſtehe ich nicht," entgegnete die Blonde mit einem traurigen Lächeln. „Haſt du hier nicht Alles, was du wünſcheſt? Die Damen, bei denen du arbeiteſt, mögen dich leiden, ja, ſie lachen über deine luſtige Laune, und wenn du oft ſingſt, ſtatt zu nähen, ſo beſchenken ſie dich noch obendrein. Dabei haſt du ein gutes Einkommen und kannſt etwas zurücklegen für deine Heirath, von der du zuweilen ſprichſt."

Nanette ſtrich ſich die Haare aus dem Geſicht, dehnte ſich ein wenig auf ihrem Stuhle und erwiderte dann: „das alles hat der gefangene Vogel auch; er wohnt in einem hübſchen Hauſe, er bekommt gutes Eſſen und Trinken und darf ſingen. Aber nur, ſo lange es ſeiner Herrin gefällt. Denn wenn er einmal recht anfängt zu ſchmettern und zu jubiliren, ſo hängt man ein Tuch über ſeinen Käfig, damit er aufhört. Was nun meine Heirath anbelangt, ſo iſt das eine kurioſe Geſchichte. Du weißt, Schatz — ich ſagte es dir ja damals — daß ich bei den Andern eine Verbindung hatte, natürlicher Weiſe ließ ich die fahren, als ich ein neues Leben anfing. Doch that es mir recht leid und ich kann's immer noch nicht vergeſſen. Der Leiblakai will mich allerdings heirathen, aber er iſt ſo furchtbar zahm und geſchniegelt; er kämmt ſein Bischen Haar ſo glatt auf den Kopf und hat beſtändig ein wichtiges Geſicht. — So!" — Bei dieſen Worten machte ſie eine ſo komiſche Grimaſſe, daß die Andere eben laut auflachen mußte. „Gewiß, Henriette," fuhr das ehemalige Harfenmädchen fort, „glaub mir, du biſt es allein, die mich zurückhält, und wenn du dich je einmal verändern würdeſt, ſo könnte ich mich allein damit tröſten, daß ich alsdann wieder in das Land hinaus zöge und laut in Feld und Wald ſinge:

Im Dörfchen, nicht weit iſt's von hier,
Da lag ich einmal im Quartier.
Tralalalala — a! —
Da lag ich einmal im Quartier."

„Um Gotteswillen!" bat die Andere beſorgt, „gleich wird das gnädige Fräulein kommen und ſich nach dem Lärmen erkundigen. Mach' fort, mach' fort, wir haben noch viele Sterne aufzuheften."

„Bah! du drohſt mir wie den kleinen Kindern. Das gnädige Fräulein iſt gar nicht da, du weißt ſo gut wie ich, daß ſie ausgefahren iſt. Ich weiß auch wohin," fuhr ſie ſchelmiſch lachend fort.

„Und wohin denn?"

„Zu der Frau Majorin von S. Es iſt dir bekannt, daß ich häufig da arbeite, und faſt jedes Mal, wenn ich da bin, kommt auch dein gnädiges Fräulein. Und gleich darauf wie das Amen nach der Predigt —"

„Nun, was denn? Sprich nur weiter!"

„Gleich darauf fährt ein kleiner Wagen vor und der Herr Graf Fohrbach erſcheinen. Oder wenn er nicht herauf kommt, ſo reitet er wenigſtens am Hauſe vorbei. Aber das kennſt du gerade ſo gut wie ich. Nicht wahr? — Sage mir doch," fuhr ſie nach einigem Stillſchweigen fort, als die Andere keine Antwort gab, „weißt du, ob bald die Hochzeit ſein wird?"

„Ich weiß von gar nichts," erwiderte Henriette beſtimmt.

„Nun, ſo will ich dir's ſagen. Sie werden ſich heirathen mit dem früheſten Frühjahr und eine große Reiſe machen. Siehſt du, glückſelige Creatur, da darfſt du auch mit. Und ich — ich ſollte hier bleiben in der finſtern Stadt? Nein, liebe Henriette, das wirſt du nicht von mir verlangen. Glaube mir," — dies ſprach ſie mit auffallend ernſtem Tone — „ſo wehe es mir in dem Falle thut, dich zu verlieren, ſo freue ich mich doch auf den Zeitpunkt, wo ich meine Freiheit wieder erhalte."

„Hat es ſo eben nicht geklopft?" ſagte Henriette aufblickend.

„Ich habe nichts gehört.“

„Doch, doch! es klopft wieder.“

„Richtig! wer kann da kommen? — Herein!“

„Du biſt recht unvorſichtig.“ flüſterte die Kammerjungfer. „Du weißt ja, wir dürfen für Niemand zu Haus ſein. Glücklicher Weiſe habe ich den Riegel vorgeſchoben. Sieh, man bemüht ſich vergeblich, die Thüre aufzumachen.“

Wirklich wurde von außen mehrmals an der Klinke gedreht, und als ſich das Schloß nicht öffnete, von Neuem geklopft.

„Was machen wir?“ fragte Nanette. „Man hat uns jedenfalls draußen ſprechen hören.“

„Glaubſt du? Das wäre unangenehm.“

„Allerdings; deßhalb muß man wenigſtens nachſehen, wer da iſt.“

„Aber es könnte Jemand ſein, der dem gnädigen Fräulein unangenehm wäre.“

„Wenn ich mich unter die Thüre ſtelle,“ entgegnete Nanette mit großer Beſtimmtheit, „ſo kommt nur herein, wen ich gerade herein laſſe. Ich wollte ſehen, wer gegen meinen Willen eindringt.“ Damit erhob ſie ſich, warf den Kopf trotzig in die Höhe und ſprach mit lautem Tone, als ſich das Klopfen immer wiederholte: „nur Ruhe da draußen; man kommt ſchon.“ Sie hatte die Thüre erreicht, ſchob den Riegel zurück und öffnete ſie ein klein wenig, um hinaus zu ſehen. Doch wurde von außen ſo ſtark daran gedrückt, daß Nanette ihre ganze Kraft brauchte, um nicht weggedrängt zu werden. „Was ſoll denn das?“ rief ſie zornig. „Wer unterſteht ſich —“

Doch kam ſie nicht zur Beendigung dieſes Satzes. Mit dem Ausdruck des größten Schreckens, als habe ſie auf dem Gange ein Geſpenſt geſehen, fuhr das ſonſt ſo muthvolle Mädchen zurück. „Jeſus Maria!“ rief ſie, indem ſie die Hände auf das Geſicht preßte,

dann ſchwankte ſie erſchrocken zurück bis zu ihrem Stuhle hin, auf den ſie lautlos niederſank.

Die Thüre war offen ſtehen geblieben, und die Kammerjungfer, welche bei dem ſonderbaren Benehmen ihrer Gefährtin ebenfalls erſchrocken aufgeſprungen war, ſah auf dem halbdunkeln Gange draußen eine Geſtalt, die in einen großen Mantel gehüllt war. Nur der Kopf derſelben war frei, und als ſie in die leuchtenden Augen ſchaute, ſtürmte eine ſchreckliche Erinnerung auch auf ſie ſo heftig ein, daß ſie ſich am Tiſche halten mußte. — Großer Gott! ja, ſie erkannte den Blick, die ganze Geſtalt war ihr unvergeßlich, denn ſie hatte ſie oft in wilden Träumen vor ſich geſehen. Das waren die Augen, die ſie ernſt aber nicht unfreundlich angeſchaut, das war der Arm, der ſie aufrecht erhalten, das waren die hohen glänzenden Stiefel, welche ihre heiße Wange berührt hatten und deren Kälte und Glätte ſie wieder zum Bewußtſein erweckt.

Die Geſtalt trat langſam in das Zimmer und wie ſie das that, erhob ſich das ehemalige Harfenmädchen mit dem Ausdruck des tiefſten Schreckens von ihrem Stuhle und ohne einen Blick von dem Eintretenden zu verwenden, zog ſie ſich langſam zum Fenſter zurück.

Der im Mantel trat mit leichten Schritten bis in die Mitte des Zimmers vor und ſagte in gefälligem Tone zu der Kammerjungfer: „bitte, die Zimmerthüre wieder zu ſchließen; ich wünſchte ein paar Augenblicke mit dir zu reden.“

Bei dieſen Worten huſchte Nanette eilfertig an der Wand des Zimmers hin gegen die Thüre zu, vielleicht um dieſem Befehl Folge zu leiſten, vielleicht aber auch, um aus der für ſie ſo entſetzlichen Nähe zu entwiſchen. Etwas der Art mochte ſich übrigens der Fremde auch denken, denn er wandte ſich langſam um, folgte den Bewegungen des Mädchens mit den Augen, und als ſie an der Thüre angekommen war, ſagte er mit ruhiger Stimme: „nur ſchließen und den Riegel vorſchieben. — So.“ Darauf machte er

eine Handbewegung, welche Nanette unwillkürlich zwang, ihren Platz am Fenſter wieder einzunehmen. Als ſie wieder da angekommen war und der Schein des Lichts auf ihr Geſicht fiel, ſprach der Fremde lächelnd zu der Kammerjungfer: „ſo, ſo, du protegirſt und haſt die Gefährtin von damals nachgezogen? Dagegen kann man nichts einwenden, es gefällt mir ſogar, nur hätte ich geglaubt, du würdeſt mir eine kleine Anzeige davon machen. Doch biſt du überhaupt keine Freundin von Berichten und dieſelben werden von Tag zu Tag mangelhafter.

Das Mädchen zuckte bei dieſen Worten zuſammen und blickte auf den Boden.

„Es iſt auch Zeit, daß ich mich in deinem Gedächtniß wieder einmal auffriſche; ich glaube, du hätteſt mich ſonſt ganz vergeſſen.“

„Nie! nie!“ hauchte das erſchrockene Mädchen.

„Oder deine Verpflichtungen,“ fuhr der Andere lächelnd fort. „Ah!“ ſagte er nach einer Pauſe, während welcher er ſich rings im Zimmer umgeſehen, „du zeigſt wenig Eifer für uns und man hat dich doch in eine Poſition gebracht, die angenehm zu nennen iſt. Es iſt aber das ſo der Welt Lauf, daß man Wohlthaten gern vergißt; aber Eines erſuche ich dich nicht zu vergeſſen, daß nämlich meine Hand über dir ſchwebt, daß ich dich halten kann oder dich tief hinab ſtürzen, zermalmen, in Nichts zurückſinken laſſen, wie es mir gerade einfällt.“ Damit hatte er ſeine Rechte langſam ausgeſtreckt, ſie geöffnet, und als er ſie nun wieder zuſammenzog, ſchauerte es den beiden Mädchen und es war ihnen gerade, als öffne ſich zu ihren Füßen ein finſterer Abgrund, mit glattem ſchlüpferigem Rande, wo hinein zu ſtürzen es für ſie nicht mehr als eines Lufthauch bedürfe.

„Doch genug,“ ſprach der Fremde in gefälligerem Tone, „ich bin eigentlich nicht gekommen, dir Vorwürfe zu machen oder dir Mißtrauen zu bezeigen. Im Gegentheil, ich will dir mein Vertrauen

beweiſen und dich ſogar um eine kleine Gefälligkeit bitten, die du mir nicht abſchlagen wirſt."

„Ich ſtehe in Ihrer Hand," erwiderte Henriette, ohne aufzublicken. „Das weiß ich wohl und muß Ihren Befehlen Folge leiſten. Sie können mich zwingen."

„Ich möchte aber diesmal, daß du es freiwillig thäteſt. Auch verlangt man nichts Schlimmes von dir."

„O wenn es mich beträfe, ſo würde ich mit tauſend Freuden Ja ſagen."

Der Mann im Mantel warf faſt verächtlich die Lippen auf und verſetzte achſelzuckend: „deine Perſon betrifft es nicht, nur deinen Dienſt."

Das arme Mädchen fuhr zuſammen und warf einen ſchüchternen Blick auf ihre Gefährtin.

Der Fremde hatte dieſen Blick wohl bemerkt, er ließ langſam das eine Ende des Mantels von der Schulter herabgleiten, legte die linke Hand leicht auf den Griff ſeiner Waffe, die er heute wie damals trug, und ſagte, während er das ehemalige Harfenmädchen ſcharf anſchaute: „nur unbeſorgt: wir ſind ganz unter uns. — Höre mich an."

„Ich höre," entgegnete Henriette mit geſenktem Kopfe.

„Heute Abend iſt ein Maskenball hier im Schloſſe. Der Hof wird gegen zehn Uhr da ſein; um welche Zeit ein kleines Maskenſpiel beginnt, welches von den hohen Herrſchaften arrangirt wurde. Vorher aber wird ſich die Frau Herzogin mit ihren Damen noch einen kleinen Spaß machen und vermummt erſcheinen. Natürlicher Weiſe iſt auch deine Herrin dabei. Dort liegt ein Theil ihres Coſtüms." Er zeigte auf den Schleier mit den ſilbernen Sternen. „Bei dem Maskenfeſte aber iſt Fräulein Eugenie von S. eine der Ecuyères Ihrer Majeſtät. Ich ſehe dort ihren Anzug, das dunkelblaue Oberkleid mit den weißen Achſelbändern. — Iſt's nicht ſo?"

„So iſt es," brachte Henriette mühſam hervor.

„Nun wohl — höre mich an. So viel ich weiß, wirſt du dich gegen zehn Uhr zum Umkleiden deiner Herrin in eine der Garderoben neben dem großen Saal begeben. Gut, daran wird nichts geändert. Ehe du aber den dunkelblauen Anzug dorthin bringſt, wirſt du die weißen Achſelbänder von demſelben lostrennen und dafür dieſe hier aufnähen.“ Bei den Worten zog er ein kleines Paketchen unter dem Mantel hervor, riß die Papiere ab und reichte dem auf's Höchſte überraſchten Mädchen zierlich gemachte Achſelbänder, in Blau, Grün mit Silber. — „Das Ganze iſt eine Ueberraſchung für Fräulein von S.,“ fuhr er nach einer Pauſe lächelnd fort, „du mußt nicht denken, daß hinter meinen Befehlen immer etwas Gefährliches ſtecke. Wie geſagt, nur ein Scherz, eine Ueberraſchung. Du wirſt alſo wohl begreifen, daß deine Herrin davon nichts ahnen darf und haſt es denn auch ſo einzurichten, daß ſie die neuen Achſelbänder erſt dann ſieht, wenn ſie vollkommen angezogen iſt.“

„Aber wie iſt das möglich?“ fragte das Mädchen, während es die Hände zuſammenfaltete. Trotz der Verſicherung des Unbekannten glaubte ſie doch nicht, daß die Verwechslung der Farben ſo gar wenig zu bedeuten habe, und zitterte wenn ſie daran dachte, daß aus dieſem Tauſch Schlimmes für ihre Herrin entſtehen könnte.

„Wie es zu machen iſt, daß Fräulein S. die Farben nicht früher entdeckt?“ meinte der im Mantel lächelnd. „Auf die einfachſte Art von der Welt. Um die Achſelbänder zu ſchonen, umnähſt du ſie mit feinem Papier, welches du nur loszureißen haſt, ſobald Fräulein von S. vollſtändig angezogen iſt. Haſt du mich verſtanden?“

„Ja,“ ſagte das ſchmerzlich bewegte Mädchen.

„So höre noch Eins. Wenn du dieſe Sache gut beſorgſt, ſo wird es mich freuen und ich will dein Schuldner ſein. Hüte dich aber, Jemanden, es ſei, wer es wolle, davon zu ſprechen, auf welche Art der Tauſch der Achſelbänder vor ſich gegangen.“

„Aber man wird mich darüber befragen, auf das Genaueſte befragen.“

„Daran zweifle ich nicht. Und du wirst antworten: diese Achselbänder seien heute Abend geschickt worden mit dem Befehl deiner eigenen Herrin, sie statt der weißen an das Costüm zu heften."

Die Kammerjungfer schüttelte betrübt den Kopf. „Wenn dem so wäre," sprach sie, „so müßte ich doch mit dem gnädigen Fräulein darüber sprechen, wenn sie nach Hause käme und müßte ihr die neuen Achselbänder zeigen."

„Allerdings," versetzte der Fremde, „das müßtest du als vorsichtige Dienerin thun. Aber du wirst heute Abend einmal unvorsichtig sein, vergeßlich. Erst wenn Fräulein von S. costümirt ist, fällt es dir ein, daß du andere Achselbänder aufgeheftet. Hast du mich verstanden?"

„O ich verstehe Alles."

„Nun, so verstehe mich auch vollkommen und merke dir: es ist mein Wille, mein Befehl, daß es so geschieht, wie ich gesagt. Glaube nicht, daß dich diese Mauern schützen, wenn du meinem Befehl ungehorsam wärest. — Doch," setzte er mit weicher Stimme hinzu, „ich will dir keine Furcht einflößen, ich will mich an deine Dankbarkeit wenden, und von diesem Gefühle in deinem Herzen bin ich überzeugt, daß es dir helfen wird, meinen Wunsch zu erfüllen. Er faßte bei diesen Worten ihre Hand, mit welcher sie sich fast gewaltsam am Tische festhielt, und als sie bei dieser Berührung zusammenfuhr, sprach er mit einem angenehmen Lächeln: „der kleine Dienst, den du mir leisten wirst, soll dein letzter für mich sein. Damals sagte ich dir, es sei unwahrscheinlich, aber doch möglich, daß ich dich nochmals wiedersähe, heute dagegen versichere ich dich auf's Bestimmteste, daß wir uns nie mehr begegnen werden, wenn du meinen Wunsch pünktlich erfüllst. — Etwas Anderes wäre es freilich," fuhr er mit gänzlich verändertem Tone fort, „wenn du an mir zur Verrätherin werden wolltest. In dem Momente blicke um dich und schaudernd wirst du mich wiedersehen."

„Ah!" machte das geängstigte Mädchen und preßte schmerzlich

bewegt ihre beiden Hände vor das Geſicht. Als ſie dieſelben langſam wieder ſinken ließ, war er verſchwunden und ſie ſah an dem erſchrockenen Blick ihrer Freundin, welche dieſe auf die nun wieder offene Thüre geheftet hielt, daß er das Zimmer verlaſſen. Henriette ſank auf ihren Stuhl nieder, reichliche Thränen floßen über ihr Geſicht herab, wobei ſie ausrief: „o ich wußte es wohl, daß dies glückliche, friedliche Leben von nicht langer Dauer ſei. Sie wird mich von ſich ſtoßen, ich bin verloren.“

Draußen auf dem Corridor warf er den Mantel über die Schultern, ſo daß faſt ſein Geſicht von demſelben verdeckt wurde, und dann verließ er, die hellerleuchteten Gänge und Treppen vermeidend, aus einer hinteren Thüre das Schloß. Auf der Straße angekommen, ſchien er einen Augenblick unſchlüſſig, wohin er ſich wenden ſolle. Er machte ein paar Schritte gegen den Caſtellplatz zu, wandte aber gleich darauf wieder um, trat in eine der kleinen dunkeln Straßen, von denen mehrere in der Nähe des Schloſſes mündeten und ging auf dieſer fort, der oberen Stadt zu.

Bald erreichte er eine Straße, an deren Ende ſich ein Springbrunnen befand, dorthin wandte er ſeine Schritte, und bei dem Brunnen angekommen, ſtellte er ſich mit dem Rücken gegen denſelben und blickte das gegenüber liegende Haus an; entweder war in keinem der Zimmer ein Licht oder man hatte dichte Vorhänge herabgelaſſen. „Ich weiß nicht, wie mir iſt,“ ſprach er zu ſich ſelber und zog ſeine Uhr hervor, jetzt treibt es mich dieſen Abend ſchon zum dritten Male vor dies Haus — unerklärlich. Gerne ginge ich einen Augenblick hinauf, doch iſt mir mein Anzug hinderlich. Bell würde mich nicht ſtören, aber die alte Frau und das Kind; und dann könnte auch Lord wohl da ſein.“ Er hielt das Zifferblatt der Uhr gegen die Gaslaterne. „Erſt Sieben; ich könnte mich raſch umkleiden und dann einen Augenblick hinaufgehen. — Ah bah! Man muß ſich von ſeinen Launen nicht zwingen laſſen. — Und doch war ich lange nicht ſo glücklich geſtimmt, wie am heutigen Abend; ich glaube faſt, meine Hand

zittert. Ja, ich fühle mich aufgeregt; hätte das Mädchen im Schlosse mich mit Bitten bestürmt, ich hätte die Achselbänder des Herzogs zu allen Teufeln fahren lassen."

Der im Mantel hatte Recht, als er so vor sich sprach, denn wer ihn früher hätte nächtlich durch die Straßen dahin gehen oder beobachtend vor dem Hause stehen sehen, würde wohl heute einen großen Unterschied haben wahrnehmen können. Er spähte nicht eifrig umher, wie er sonst wohl zu thun pflegte, er hemmte nicht den Schritt und wandte den Kopf bei dem leisesten Geräusch, sondern er ging ganz gegen seine Gewohnheit wie träumend einher, den Blick auf den Boden gesenkt, unachtsam, stolpernd. Sein Geist war offenbar beschäftigt und zerstreut, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er nicht gewahr wurde, wie sich während der Zeit, die er am Brunnen zubrachte, die Gestalt eines Menschen, welche im tiefsten Schatten des gegenüber liegenden Hauses versteckt stand, zuweilen gegen ihn vorbog und ihn während der ganzen Zeit, die er dort zubrachte, unablässig und aufmerksam anschaute. Ja, als er sich hinweg begab, folgte ihm die Gestalt, wobei dieselbe immerfort die Schatten der Häuser benützte, um nicht von ihm gesehen zu werden. Doch, wie schon bemerkt, sie hätte sich diese Vorsicht sparen können, denn er ging die Straße hinab den Kopf gesenkt, nicht auf- noch rückwärts blickend.

Er wandte seine Schritte dem Fuchsbau zu und die Gestalt hinter ihm ließ ihn nicht aus den Augen. Sie war ihm gefolgt, den Kopf vorgestreckt, die Augen weit geöffnet. Auf einmal aber stutzte sie und blieb stehen; sie wandte den Kopf jetzt halb rechts, jetzt halb links und stürzte darauf mit ein paar raschen Schritten vorwärts, um hierauf abermals stehen zu bleiben. Als sie so zum zweiten Male stehen blieb, war das dicht vor der hohen Mauer eines Hauses, welches mit dem Fuchsbau zusammenhing. An dieser Mauer war der vor ihr Wandelnde verschwunden; der Teufel mochte wissen, wo er hingekommen war. Da befand sich weder Thüre noch Fenster, ja nicht einmal eine Spalte, wo eine Maus hätte durchkriechen können,

unterm Stock in die Belletage der Phantaſiegedanken. (Zu Roſe, die mit Zeitungen in der Hand eintritt.) Haſt du meine Halbe auf's Kamin geſetzt, daß ſie ein bischen warm wird? (Setzt ſich in den Lehnſtuhl an's Kamin.)

Zweiter Auftritt.

Jonas. Roſa.

Roſa.

Ja, Vater, hier ſind auch die Zeitungen für morgen. (Sie riecht daran.) Ach, was das immer ſo gut riecht, das friſche naſſe Papier und die Farbe drauf. Ich könnte ſo eine ganze Viertelſtunde ſtehen, und es iſt mir dann gerade, als wüßte ich, was in den Blättern ſteht.

Jonas.

Na, jeder ſteckt auf ſeine eigene Art die Naſe in die Zeitung. Leg ſie nur auseinander und bring etwas Ordnung hinein für das Haus. Du könnteſt doch einmal gelernt haben, welche in den verſchiedenen Stockwerken geleſen werden.

Roſa.

Ja, wenn man das nur ſo behalten könnte! Aber von den Herrſchaften hier im Hauſe lieſt doch jede eine Zeitung, die doch ganz kurios für ſie paßt.

Jonas.

So, du Naſeweis!

Roſa.

Ja, z. B. oben im fünften Stock der Literat — hm, ich mag ſeinen Namen nicht einmal nennen.

Jonas.

Weiß wohl, weßhalb; — bekommt die Leipziger Allgemeine Modenzeitung.

Roſa.

Ja, das iſt's nun wieder. Sagt mir mal, Vater, was nur der Literat da oben mit der Modenzeitung anfängt? Der und eine Modenzeitung. Man ſollte doch meinen, es müßte ihm unangenehm ſein,

Der Verfolgte war verſchwunden und der Verfolger ſtand kopfſchüttelnd vor der hohen Mauer, ging erſt zwanzig Schritte rechts, dann ebenſoviele links, um vielleicht hier einen Eingang zu erſpähen, umkreiſte nach dieſer vergeblichen Bemühung den ganzen Häuſercomplex und eilte dann mit ziemlich raſchen Schritten nach der obern Stadt zurück.

Siebenundſiebenzigſtes Kapitel.

Im Fuchsbau.

Der Andere war indeſſen durch den faſt nur ihm allein bekannten ſehr kunſtreich verſteckten Eingang in das Innere des Fuchsbaues gelangt, immer noch ohne Ahnung, daß ihn Jemand bis an die Mauern deſſelben verfolgt. Ein ſchmaler Gang nahm ihn auf, der ſpärlich erhellt war von einer einzigen Lampe, die in einer Niſche brannte. Neben ſie legte er ſeinen Mantel hin, ſtieg langſam eine Treppe hinauf, und trat wenige Augenblicke nachher in das uns bekannte Zimmer. Hier befand ſich Niemand, überhaupt herrſchte im ganzen Hauſe, wenigſtens in dieſem Theile deſſelben, die gewöhnliche tiefe Stille. Auf dem Tiſche brannten zwei Lichter, im Kamin loderte ein helles Feuer. Der Eingetretene legte ſeinen Hut auf den Tiſch, fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, ſchränkte darauf die Arme über der Bruſt, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Ihn beſchäftigte das Haus bei dem Brunnen in der oberen Stadt, er wußte ſelbſt nicht warum. Er hätte ſo gern Herrn Beil

beſucht und das Kind, und daß er es unterlaſſen, verurſachte ihm jetzt ein unbehagliches Gefühl. Doch konnte er ſich von dieſem Gefühl keine Rechenſchaft geben. Wie oft war er ſchon Nachts bei dieſem Hauſe vorübergegangen, ohne es zu betreten; er hatte die dunkeln Fenſter geſehen wie heute, er hatte gedacht: ſie ſchlafen ſchon oder befinden ſich in den hintern Zimmern; er war beruhigt fortgegangen, ja oftmals ſtill vor ſich hin lächelnd, wenn er ſich den guten Beil vorgeſtellt, wie er jetzt mit der wichtigen Miene eines Hofmeiſters die Kapitel aus Geographie und Geſchichte ſeinem Zögling wiederholte, die er ſelbſt am Morgen erſt mühſam erlernt. Heute hatte er ſich den Herrn Beil nicht in ſo behaglichem Zuſtande denken können. — „Bei Gott!“ ſprach er zu ſich ſelber, „ein ſolches Gefühl hat mich noch ſelten getäuſcht, es iſt da etwas vorgefallen. Ich muß mir Gewißheit verſchaffen.“ Er riß heftig an dem neben ihm befindlichen Glockenzug, und ein heller Klang ertönte augenblicklich darauf in dem Wirthszimmer.

Eine Weile darauf hörte man die eiligen Schritte eines Mannes, die Thüre wurde haſtig geöffnet, und Herr Scharffer trat herein, ehrerbietig auf der Schwelle ſtehen bleibend. Er war etwas ſchnell gelaufen, ſah echauffirt aus, und blies haſtig den Athem von ſich, ſo daß ſein weit abſtehender, ſchwarzer und ſtruppiger Backenbart eine ſeltſame Bewegung machte.

Der Andere trat ihm raſch entgegen und ſagte: „Mathias ſoll herkommen.“

„Mathias?“ fragte der Wirth erſtaunt. „Der wird ſobald nicht kommen können.“

„Ah Teufel, wie konnte ich das vergeſſen, Meiſter Scharffer! Gewiß, ich habe heute Abend meine Gedanken nicht beiſammen. Und doch beſchäftigte ich mich faſt den ganzen Tag mit Mathias. Wie geht es ihm?“

Der Wirth zuckte die Achſeln, verzog ſeinen breiten Mund und entgegnete: „die Wahrheit zu ſagen, Herr — ſchlecht. Gott

möge den verdammen, der den Stoß geführt; er iſt tief, ſehr tief gegangen. Er drang in die Seite ein und verletzte, wie der Chirurge ſagte, die Lunge ſo ſchwer, daß — ja, ich kann's nicht verſchweigen, ſein Aufkommen ſehr ungewiß iſt."

Erſchreckt trat der Andere einen halben Schritt zurück, faßte den Griff ſeines Dolches und biß ſich heftig auf die Lippen.

„Er hat auch viel Blut verloren, ehe ſie ihn herbrachten," fuhr Herr Scharffer fort. „Viel Blut; und das geht ihm beſtändig nach, denn er fällt von einer Ohnmacht in die andere, oder man könnte eher ſagen, er kommt ſelten mehr zum Bewußtſein, denn er liegt die meiſte Zeit ſchwer athmend da und mit geſchloſſenen Augen."

„So muß ich nach ihm ſehen. Er iſt doch gut verpflegt?"

„Wie können Sie zweifeln, Herr?" verſetzte der Wirth im Tone eines leichten Vorwurfs. „Mathias, der uns Allen in's Herz gewachſen iſt! Ich verſichere Sie, Alle im Fuchsbau ſind voll Jammer und Betrübniß."

„Führt mich hinauf. Ich muß ihn ſehen."

„Sogleich, Herr. Aber ich vergaß zu melden, daß Joſef draußen iſt; er ſuchte Sie ſchon ſeit mehreren Tagen und kam nun vor wenig Augenblicken, ſah aber ſehr bleich und erſchreckt aus und wollte gleich zu Ihnen herein. Ich bemerkte ihm, es ſei noch kein Zeichen mit der Glocke gegeben worden und Sie auch demnach noch nicht im Hauſe Darauf biß er ſich heftig auf die Nägel und lief, allerlei murmelnd in der Stube auf und ab. Sagen Sie mir doch, Herr," fuhr er mit einem lauernden Geſichtsausdruck fort, „trauen Sie dem Joſef völlig?"

„Wie mir ſelbſt. — Aber wozu die Frage?"

„Nun, er iſt zuweilen in der Nähe der Polizeidirektion geſehen worden, und Sie wiſſen wohl ſelbſt, Herr, daß wir mit den Lakaien im Allgemeinen Unglück haben."

„Seid unbeſorgt, mit dem da nicht. Er ſoll ſogleich herein kommen.

Ihr könnt in der Nähe bleiben; ich habe vielleicht Aufträge für Euch."

Der Wirth zog ſich mit einer tiefen Verbeugung des Kopfes hinaus; gleich darauf trat Joſef herein. Herr Scharffer hatte übrigens Recht, wenn er behauptete, der Jäger ſähe unruhig und zerſtört aus. Dem war wirklich ſo; ſein Geſicht war noch bläſſer als gewöhnlich, und ſeine Augen hatten einen ſeltſamen Ausdruck.

Der junge Mann ſtand mitten im Zimmer, er hatte die eine Hand in die Hüfte geſtemmt, mit der andern winkte er dem Eintretenden lächelnd zu, wobei er ſagte: „ei, Joſef, ich hätte nicht geglaubt, dich ſobald wieder hier zu ſehen. Du mußt mir Außergewöhnliches zu melden haben."

„So iſt es auch," erwiderte Joſef nach einem tiefen Athemzuge. „Ich erlaubte mir, Sie ſchon mehrmals aufzuſuchen, Herr, aber Sie waren ſeit mehreren Tagen nicht mehr hier im Fuchsbau; und auch Mathias ließ ſich niemals ſehen."

„Ach ja, der arme Mathias," ſagte der Andere.

„So iſt es alſo wahr, Herr, was ich mir gedacht, als ich von jenem Einbruche und der Verwundung eines der Betheiligten ſprechen gehört? Und Mathias iſt — todt?"

„Nein, aber leider ſchwer verwundet. Doch ſprich, was haſt du mir zu ſagen? Dein Ausſehen gefällt mir nicht, Joſef; du haſt Schlimmes zu berichten."

„Sehr Schlimmes, Herr."

„Nur zu, nur zu, man muß auf Alles gefaßt ſein. Erzähle ohne Vorrede; du weißt, ich liebe kurze Mittheilungen."

Joſef verbeugte ſich und holte mühſam Athem, als er ſprach: „neulich war mein Herr mit einem Bekannten ſpät Abends allein in ſeinem Kabinet."

„Wann war das?"

„Vergangenen Freitag."

„Ah! — Und welcher ſeiner Bekannten blieb bei ihm?"

„Der Herr Maler Erichſen.“

„Richtig, richtig!“ murmelte der junge Mann. Er blickte auf den Boden und dachte: das war an jenem Abend, wo Erichſen ſeine Portraits des Herrn Dankwart vorzeigte. Den andern Morgen war er bei mir und verlangte die bewußte Schrift mit einem Abdruck meines Talisman. Hören wir, was dazwiſchen vorfiel. — Während er ſo nachdachte und zu Boden ſchaute, hatte das dunkle Auge des Jägers aufmerkſamer als je zuvor abwechſelnd auf ſeinen Zügen, namentlich aber auf ſeiner Geſtalt geruht. Es ſchien, als ſtellte er Vergleichungen an, und je länger er das that, um ſo mehr verlängerten ſich ſeine Züge, um ſo mehr nahmen ſie den Ausdruck des Schreckens an. Er fuhr ordentlich zuſammen, als nun der Andere ſagte: „und was geſchah an dem Abend, Joſef?“

„Die beiden Herren,“ fuhr der Jäger mit bebender Stimme fort, „ſprachen über — eine räthſelhafte Perſon, die in der Geſellſchaft umhergehe, die meiſten vornehmen Häuſer beſuche, die ſich das Anſehen eines unabhängigen, hochſtehenden Mannes gäbe, die aber im Verborgenen — allerlei ſeltſame und ſonderbare Geſchichten treibe.“

Wäre der junge Mann nicht ſo vollkommen Meiſter ſeiner ſelbſt geweſen, ſo hätte man auf ſeinem Geſicht eine Bewegung wahrnehmen müſſen. Denn obgleich ihn die Worte des Jägers gänzlich unvorbereitet überfielen, wußte er doch, wen dieſer meinte, und deßhalb waren die Worte deſſelben tief einſchneidend wie die Schärfe einer Axt, die, mit ſicherer Hand geführt, den Baum trifft. Doch verzog ſich keine Miene; nur eine Sekunde lang zuckten ſeine Augenlider. Ja, etwas wie Verwunderung flog über ſein Geſicht, als er entgegnete: „und wer iſt dieſe räthſelhafte Perſon?“

„Sie nannten den Herrn Baron von Brand.“

„Ah! den Baron von Brand! Unſer guter Bekannter, durch deſſen Vermittlung du deine Stelle erhieltſt.“

„Derſelbe, Herr.“

„Er kommt öfter zum Grafen Fohrbach?“

„O — ſehr — oft.“

„Natürlich ſahſt du ihn zuweilen?“

„Ja — Herr, häufig. Aber ich ging ihm aus dem Wege, ich wußte nicht, ob es ihm angenehm ſei, mir zu begegnen.“

„Daran thatſt du ſehr klug. Teufel! man muß das dem Baron mittheilen.“

„Ich that es ja ſchon, Herr,“ rief der Jäger in gewaltiger Bewegung. „Ja, Herr, verzeihen Sie mir; ich kann nicht anders, ich muß Sie warnen, denn es ginge mir an's Leben, wenn Ihnen ein Unglück zuſtieße!“ Bei dieſen Worten war der Jäger vor dem Andern auf die Kniee geſtürzt, ein paar Thränen liefen über ſeine bleichen Wangen herab, und obgleich der junge Mann einen Schritt zurückgetreten war, hatte Joſef ſeine Hände ergriffen und hielt ſie mit den ſeinigen krampfhaft zitternd feſt.

„He, Joſef!“ entgegnete der junge Mann, indem er ſeine Hände loszumachen verſuchte, „du ſpielſt eine eigene Comödie. Laß' die Narrheiten, ſteh' auf.“ Er wollte in ſeinen Ton eine Härte legen, was ihm aber nicht vollkommen gelang. Ja, er brachte dieſe Worte nur mühſam, gepreßt hervor.

„Stoßen Sie mich nicht zurück, Herr,“ fuhr der Jäger leidenſchaftlicher fort. „Sie ſagten ſchon mehrmals, Sie ſchenken mir Ihr unbedingtes Vertrauen. O thun Sie es in Wahrheit; glauben Sie meinen Worten und treffen Sie ſchleunig Ihre Maßregeln.“

„Gewiß, Joſef, ſei nicht kindiſch, — ſteh auf! Was geht mich dein Baron von Brand an? Was er angerichtet hat, ſoll er verantworten. Und ſo will ich es gerade machen. — Aber ſteh' auf. Für deinen Eifer danke ich dir herzlich, danke ich dir wie ein Freund dem andern dankt.“ Bei dieſen Worten zitterte ſeine Stimme, und als er den Jäger empor hob, fühlte dieſer einen feſten Händedruck. — „Doch du biſt mit deinen Unglücksbotſchaften noch nicht zu Ende. Sprich weiter, ich bin auf Alles vorbereitet.“

„O wenn es so wäre!“ seufzte Josef. „So eben kam mein Herr aus dem Schlosse; er hatte den Dienst; Sie wissen, Herr, daß man dort im Vorzimmer zuweilen Manches erfährt, was eigentlich verschwiegen bleiben sollte.“

„Ja, ich weiß das,“ sagte der Andere aufmerksam.

„Der Polizei-Direktor war vor der Tafel bei Seiner Majestät.“

„Nachmittags gegen fünf Uhr? — Eine außergewöhnliche Stunde.“

„So kam es dem Herrn Gräfen auch vor; und ich glaube, es war Seiner Erlaucht auffallend genug; um darüber Erkundigungen einzuziehen.“

„Bei dem Kammerdiener oder bei dem Polizei-Präsidenten selbst? O wenn die Stillschweigen gelernt hätten! — Nun, es wird was Unbedeutendes gewesen sein.“

„Nein, Herr, es war etwas sehr Bedeutendes. — Sie kennen ein kleines Haus in der Schilderstraße; gegenüber steht ein Brunnen.“

„Ich kenne es nicht,“ entgegnete der Andere scheinbar unbefangen.

„Sie gingen oft dahin, Herr.“

„Ich? — Niemals!“

„Ah! verzeihen Sie, ich meinte den Herrn Baron von Brand.“

„Das ist etwas Anderes. — Aber weiter! weiter! Obgleich die Stimme des jungen Mannes wieder vollkommen ruhig geworden war, so athmete er doch fast hörbar, seine Augen glänzten und seine Finger irrten auf dem Griffe des Dolches hin und her.

„In dem Hause,“ fuhr Josef mit festem Blicke fort, „hat die Polizei heute Nachforschungen gehalten.“

„Die Polizei! — Und weßhalb? — Wer gab ihr das Recht dazu? — Was fand sie?“

Achselzuckend fuhr der Jäger fort: „ich weiß Ihnen nur die letzte Frage zu beantworten, Herr. Sie fanden in dem Hause eine alte Frau, einen kleinen Knaben, einen jungen Mann und — eine Dame.“

Bei jedem Worte, welches der Jäger ausſprach, war der Andere ſichtlich zuſammengefahren, doch hatte er ſich gewaltſam bezwungen, wobei er ſich die Lippen faſt blutig biß. Als aber Joſef ſagte: eine Dame, da behielt er ſeine mühſame Faſſung nicht länger, er erbleichte auf eine furchtbare Art, ſeine Augen ſtarrten weit aufgeriſſen, er faßte die Hand des Jägers mit zitternden Fingern und ſprach faſt lautlos: „du haſt geſagt: auch eine Dame —?“

„Eine Dame, Herr — die Frau Baronin von W., Gemahlin des früheren General-Adjutanten.“

Bei dieſen Worten war es, als wollte der Andere in die Kniee ſinken; während ſich ſein Körper in den fürchterlichſten Seelenleiden beugte, preßte er die Hände vor das Geſicht und rief in herzzerreißendem Tone: „meine Schweſter! — o meine arme Schweſter!“

Dieſes Wort hatte Joſef doch nicht erwartet. Ihn faßte ein jäher Schreck bei dem Anblick des Andern, es war ihm, als heben ſich rings herum ſchwarze Schleier, als ſteigen wilde unheimliche Geiſter aus den Ecken des Zimmers. Der Luftzug, der durch den Kamin herabdrang, machte ihn ſchaudern. Er fühlte ſich wie von Furchtbarem umgeben; es ſchien ihm, als bewegten ſich die Fenſtervorhänge und es dringe hie und da eine Fauſt durch die Scheiben und ſuche tappend die ſchweren Riegel zu erfaſſen, um die Flügel zu öffnen, und einer unheilvollen Macht Eingang zu geſtatten. Dann aber erfaßte ihn wieder eine tiefe Wehmuth, als er die kräftige Geſtalt des jungen Mannes vor ſich erblickte, die noch ein Atom mehr hernieder in den Staub geſtürzt hätte; als er bedachte, welch' gewaltiger Geiſt, welch' edles Herz und tiefes Gefühl in eben dieſem kräftigen Körper wohnte, welchen Weg dieſer da hätte gehen können, und wie er nun vor ihm ſtand, vielleicht ſchon von allen Seiten umgarnt, im nächſten Augenblicke vor der unerbittlichen Gerechtigkeit — die leider, leider diesmal gerecht zu nennen war. Joſef war kein gewöhnlicher Menſch, ſein Eintritt in dieſe Welt hatte ihm Hoffnungen ge-

ſtattet, die leider nie in Erfüllung gingen. Und an alles dies denkend, hatte er ſeine Hände gefaltet und langſam tropfte eine Thräne um die andere aus ſeinen Augen und verlor ſich in dem dichten, ſchwarzen Barte.

Der Andere hatte ſich unterdeſſen wieder gefaßt, doch als er die Hände langſam von ſeinem Geſichte entfernte, fielen ſeine Arme wie gelähmt herab. — Aber er lächelte. Doch dieſes zuerſt traurige und dann erſchreckliche Lächeln ſchnitt dem Getreuen, der vor ihm ſtand, noch tiefer in die Seele, als vorhin der Ausbruch des wilden Schmerzes.

„Laß' es gut ſein, Joſef," fuhr der junge Mann fort. „Jeder Menſch hat ſeine Schwächen, hat eine Stelle, an der er verwundbar iſt. Du haſt ſie mit deinen Worten getroffen und tief verletzt. — Aber das iſt jetzt vorüber," ſetzte er ſchwer Athem holend hinzu. „Was haſt du mir weiter zu ſagen?"

„Herr Major von S. war bei meinem Herrn und Beide ſprachen darüber, daß die Baronin von W. in dem erwähnten Hauſe feſtgehalten würde. Der Gemahl derſelben, der ſie lange beargwohnt, habe ſeine Zuſtimmung gegeben, und über alles dies drückten ſich beide Herren ziemlich empört aus."

„Ah! ſie nahmen die Polizei nicht in Schutz?"

„Der Polizei-Präſident ſoll von Seiner Majeſtät eine Bemerkung haben hinnehmen müſſen, die ſehr einer Naſe ähnlich geſehen habe; er ſei ziemlich zerknirſcht in das Vorzimmer gekommen und habe über undankbaren Dienſt und drückende Verhältniſſe geſprochen."

„Das gibt mir einige Hoffnung," ſagte der Andere mit leiſer Stimme. „Du kannſt mir einen Dienſt erweiſen, Joſef. Suche in das Haus in der Schilderſtraße zu dringen, erkundige dich, was man dort macht, und bringe mir eine Antwort hieher. Willſt du?"

„Mit tauſend Freuden," antwortete Joſef. „Aber ich würde

einen vergeblichen Gang thun, Herr. Ich war ſchon droben bei dem Hauſe; ich verſuchte es, hinein zu kommen, ich habe da einen Bekannten, aber man examinirte mich und ſchickte mich fort. Als ich eben weggegangen war, ſah ich Sie, Herr. Sie ſtellten ſich an den Brunnen und ſchauten an dem Hauſe hinauf."

„Das iſt wahr. Aber ich habe dich nicht bemerkt."

„O Herr, verzeihen Sie mir," ſprach Joſef kopfſchüttelnd, „Sie ſahen überhaupt nicht ſo um ſich her, wie gewöhnlich auf der Straße. Sonſt hätten Sie an den gegenüber liegenden Häuſern einen Menſchen bemerken müſſen, der Sie beobachtete."

„Der mich beobachtete?"

„Auf das Genaueſte. Er hinderte mich, Sie anzureden, und ich konnte Ihnen nur von weitem folgen, denn der Andere ſchlich vor mir ziemlich dicht hinter Ihnen."

Der junge Mann fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und entgegnete: „ja, ich war in Gedanken. Aber was wollte Jener von mir? Folgte er mir bis hieher an den Fuchsbau?"

„Bis an die Mauer, wo Sie verſchwanden. Das ſchien ihn höchlich zu wundern, denn er betrachtete die Steine aufmerkſam, ſuchte auch rechts und links nach einer Thüre, und als er nichts fand, umſchritt er das ganze Gebäude. Jetzt folgte ich ihm und hätte gern ein ernſtes Wort mit ihm geſprochen, aber ich war ohne Waffen, und er, der Polizeiſoldat, hatte ſeinen Säbel bei ſich."

„So, er war von der Polizei? Das iſt gerade nicht angenehm. Was denkſt du, Joſef?"

„Wenn ich meine Gedanken frei ausſprechen darf, ſo ſage ich daß Ihnen Jener nicht ohne Abſicht gefolgt iſt, daß er davon ging einen Bericht zu machen, und daß vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon der Fuchsbau umſtellt iſt."

„Du könnteſt vielleicht Recht haben, Joſef," erwiderte der junge Mann ruhig, indem er die linke Hand auf den Tiſch ſetzte,

wenn er die Leute sieht mit ganzen, schön anliegenden Röcken — so — Herren, die oben am Kopfe so einen zierlich verschnittenen Bart haben, und er sich dagegen im Spiegel betrachtet, wie ihm das Haar so überall herumhängt, pfui! und so ungekämmt — seht nur her — und dann haben alle die Herren hier auf dem Modejournal so schöne reine Wäsche an. Das so immer zu sehen, wäre mir gar nicht angenehm. Wenn sich der Literat nur auch wenigstens die Literaturzeitung hielte, die doch weit besser für ihn paßte.

Jonas.

Literaturzeitung bekommt der Lieutenant von Häfele im zweiten Stock — sum quique, sagt der preußische schwarze Adlerorden irgendwo. Und dann laß' mir die ewigen Sticheleien auf den Literaten da oben. Nicht wahr, als er dir den Hof machte, da hast du nicht bemerkt, wie ihm die Haare in's Gesicht hängen und daß sein Rock zuweilen an den Aermeln verdächtige Oeffnungen besitzt. He! he! Da hast du ihm geglaubt, wenn er dir gesagt: an solch auffallendem unordentlichem Anzug könne man das wahre Talent erkennen. Doch als er dir die Kammerjungfer aus Nro. 1 vorgezogen —

Rosa.

Was? mir vorgezogen? Das ist effectiv zum Lachen! Vorgezogen, hahaha! Ich hab' ihm den Abschied gegeben, weil ich einsah — nun, Vater, Ihr wißt wohl aus den vielen unbezahlten Rechnungen, die immer an ihn kamen, daß es mit ihm nicht zum Besten steht.

Jonas.

Nun, nun, mir gleich, wer von Euch das ewige Anschauen und Sprechen zuerst aufgegeben hat; aber mir war's außerordentlich lieb, denn der Herr Literat kennt so wie ich alle Classiker und Dichter auswendig, und wir haben uns manche Stunde über dieß Thema unterhalten, was ich natürlich so lange nicht konnte, als er anderer Ursachen halber zu uns kam. Doch freilich von der Gelehrsamkeit verstehst du nicht viel.

Rosa.

Hm, hm! wollen schon sehen, wie's der naseweisen Kammerjungfer da oben gehen wird, haben nicht alle Mädchen so feste Grundsätze wie ich. — Also die Literaturzeitung für den Lieutenant von Häfele, sowie

„und das wäre ſchlimm für dich, den man hier nicht finden darf. — Sieh mich nicht ſo ſonderbar an, ich weiß wohl, daß es dir nicht an Muth fehlt und kenne auch deine Treue. Aber du kannſt hier, bei Gott! Niemanden helfen, nur dich ſelbſt zu Grunde richten. Alſo geh', ich will es.“ Er winkte mit der Hand, und als der Jäger dieſelbe ergriff und feſt drückte, erwiderte er dieſen Druck und ſagte dabei: „Gott ſei mit dir, Joſef.“

Sobald dieſer das Zimmer verlaſſen hatte, trat der Wirth ungerufen herein. Er war aufgeregt, erhitzt und ſtolperte in ſeinem Eifer faſt über die Schwelle in das Gemach, ſo daß ihm der junge Mann entgegen rief: „hoho! Meiſter Scharffer, Ihr ſtürzt ja daher, als wenn Ihr gejagt würdet.“

„Das wird auch alſo kommen,“ erwiderte der Wirth in ſeiner plumpen Manier. „Wiſſen Sie, Herr, daß drunten der Teufel los iſt.“

„Ah! Ihr ſeid der Mann, ihn zu bändigen,“ erwiderte der Andere lachend.

„Ja, da hat ſich was zu bändigen. Es ſind da eben ſechs Kerl in die Schenkſtube gedrungen, und als wir uns weigerten, ihnen Wein zu geben, meinten ſie, das wollten ſie doch einmal ſehen, das ſei hier ein Wirthshaus ſo gut wie ein anderes.“

„Da hatten ſie vollkommen Recht, Meiſter. Und ſtatt daß Ihr davon ſtürztet und Aufſehen erregt, hättet Ihr bei Euren Gäſten bleiben und ſie angenehm unterhalten ſollen.“

„Da unterhalte ſich Einer, wenn ihm das Herz vor Schrecken ſtill ſteht. Drei von den Sechſen kenn' ich. Wenn die nicht bei der Polizei ſind, ſo will ich auf einem Raſirmeſſer reiten. Einer von ihnen machte ſich mit der alten Margareth zu ſchaffen und erkundigte ſich freundlich, was das für Klingelſchnüre ſeien, die neben ihrem Sitze herabhangen.“

„Das iſt allerdings verdächtig.“

Der dicke Wirth hatte ſo haſtig geſprochen, daß er ganz außer Athem gekommen war. Während er ſich den Schweiß von der Stirn

wiſchte, that er einen tiefen Athemzug und fuhr dann fort: „auch kommt ſoeben der Johann nach Haus und meint, er habe drunten auf der Straße in der Nähe des Fuchsbaues Geſichter geſehen, die ihm gar nicht gefallen. Aber das iſt noch nicht das Schlimmſte, er brachte auch die Nachricht heim, daß der Sträuber eingeſteckt worden ſei.

„Der Sträuber?“ fragte der Andere offenbar unangenehm überraſcht und zog dabei ſeine Augenbrauen finſter zuſammen. „Der Sträuber? Das iſt fatal.“

„Auf dem Bahnhof,“ fuhr Meiſter Scharffer fort, „er hatte ſich gerade ein Billet gelöst.“

„Wohin?“

„Nach St.“

„Beim Teufel! Das iſt ſchlimm. Alſo wollte er über die Grenze. Da hat der Schuft etwas angeſtellt, was ihn zwingt, Stadt und Land zu verlaſſen.“ Bei dieſen Worten ging der junge Mann nachdenkend mit raſchen Schritten auf und ab und der Wirth ſchaute ihm mit einem höchſt überraſchten Geſichte zu, wobei er ſich in dem ſchwarzen, buſchigen Backenbarte kratzte. Er mochte wohl denken: jetzt iſt es keine Zeit zum Prominiren, jetzt ſollte der da handeln. Doch tröſtete er ſich gleich darauf: er wird ſchon wiſſen, was zu thun iſt. Der Andere trat wieder an den Tiſch zurück und ſagte achſelzuckend: „wohl möglich, daß ſie wieder eine Hausausſuchung halten.“

„Wie ſchon oft.“

„Aber heut' iſt das ſchlimmer.“

„Warum? Wir haben nichts Verdächtiges im Hauſe.“

„Jetzt vergeßt Ihr den Mathias,“ ſagte der junge Mann mit ſehr ernſter Stimme.

„Alle Heiligen! das iſt wahr,“ rief erbleichend der Wirth. „Wenn ſie den finden mit ſeiner Wunde in der Seite, ſo ſind wir verloren. O, wenn er nur ſchon todt wäre.“

„Hol' Euch der Teufel, Meiſter!— Und warum das?"

„Sie wiſſen wohl, wir hätten dann ein gutes Verſteck für ihn. Aber einen Lebenden kann man nicht da hinein poſtiren."

„Ehe ich das Haus verlaſſe, muß ich nach ihm ſehen. Leuchtet mir hinauf."

„Laſſen Sie das um Gotteswillen bleiben, Herr," bat der Wirth. „Nehmen Sie mir ein Wort nicht übel, wer weiß, ob man es nicht auf Sie ſelbſt abgeſehen hat. Verlaſſen Sie das Haus, ſo lange es noch Zeit iſt, ſchonen Sie ſich für uns. — Horch! was war das?"

Von unten herauf ließ ſich ein dumpfes Krachen vernehmen. Beide lauſchten und der junge Mann ſagte: „man bricht eine Thüre auf. Wahrhaftig, das ſcheint ernſtlich zu ſein. Haben ſie Lichter bei ſich."

„Nein, darnach habe auch ich gleich geſehen."

„Wer iſt von uns im Hauſe?"

„Der Johann, der Schnapper und zwei fremde Geſellen, die heute mit guter Recommandation ankamen. Als ich die ſechs Andern eintreten ſah, hieß ich ſie auf ihr Zimmer gehen."

„Wo ſind ſie?"

„Auf Numero vier, über uns."

„Und Mathias?"

„Auf Numero zwei. Ah! ich vergaß, Friz iſt bei dem als Krankenwärter."

Der junge Mann ſtand da hoch aufgerichtet, ſein blitzendes Auge blickte ſtarr in eine Ecke des Zimmers, er zog ſeinen ſchwarzen Schnurrbart zu beiden Seiten des Mundes herunter und dachte nach. — „Das iſt ganz einfach," ſagte er nach einer Pauſe, „die Hauptſache iſt: Mathias muß weggeſchafft werden, und das muß Johann und Friz beſorgen. Beide ſind ſtark, ſie können ihn tragen. Freilich kann es ihn das Leben koſten," fuhr er fort, nachdem er die Augen einen Moment mit der Hand bedeckt hatte. „Aber was

iſt da zu machen? Lieber todt, es wäre gräßlich, wenn er ihnen lebend in die Hände fiele. Und Mathias hat eine ſtarke Natur, er wird's vielleicht ertragen."

„Aber wohin mit ihm?" fragte zweifelnd der Wirth. „O glauben Sie, Herr, die auf der Polizei ſind auch klüger geworden. Sie werden ringsum das Haus beſetzt haben."

„Natürlich," erwiderte der Andere mit einem verächtlichen Lächeln. „Aber wir laſſen uns doch nicht überliſten, und wenn Ihr genau meine Befehle befolgt, ſo kommt der arme Mathias glücklich durch."

„Und Sie, Herr?"

„O, ich verſchwinde wie gewöhnlich. — Ihr laßt den Mathias auf Numero Eins bringen; dort, wißt Ihr, hängen an der Wand alte Landkarten. Nehmt ſie ab und ſchlagt durch die ganz dünne Wand, die ſich dort befindet, ein Loch, nicht größer, als daß Johann und Fritz mit ihrer Laſt durchkommen."

„Aber in dem Hauſe neben an haben wir keine Verbindungen, Herr. Das iſt ein Pietiſt, ein ſcheinheiliger Satan, der gleich Lärm machen wird."

Ohne auf dieſe Worte zu achten, hatte der Andere ſeinen Rock aufgeknöpft und die Uhr hervorgezogen, von der er ein Pettſchaft löſte. Dann fuhr er ruhig fort: „auf das Geräuſch des Wanddurchſchlagens wird der Eigenthümer augenblicklich erſcheinen. Johann ſoll ihm dies übergeben und er wird für den Mathias ſorgen. Vergeßt mir aber nicht, daß die große Landkarte wieder an ihren Platz gehängt wird."

Meiſter Scharffer empfing das Pettſchaft mit einem Blicke der Ehrfurcht, den er auf den jungen Mann warf. Er hatte den Nachbar immer gefürchtet, ja er hatte ihn gekannt als Jemand, der im Rufe der größten Rechtlichkeit ſtehe, der das Getreibe im Fuchsbau tief verabſcheue und der bei allen Genoſſen im Verdacht ſtand, als

habe er die Polizei schon mehrmals zu einer Hausaussuchung veranlaßt. Und nun hatte er dort ebenfalls Verbindungen angeknüpft.

„Nur fort," sprach jetzt der junge Mann ungeduldig. „Sagt dem Johann und Friz, was sie zu thun haben, und dann begebt Euch an die Haupttreppe und schimpft als guter Wirth dort hinab über die Vagabunden, die Eure Thüren erbrechen. Hört nur, sie machen immer weiter. Aber jetzt hinauf, Meister Scharffer, befolgt auf's Pünktlichste meine Befehle. Ich werde Euch hier erwarten."

Der dicke Wirth schien Lust zu haben, sich ein wenig in seinem Haar zu raufen, und er hob schon die Hände an den Kopf empor, als er aus dem Zimmer eilte; doch ließ er sie wieder sinken, schüttelte vielmehr sein Haupt, als er sich auf der Schwelle nochmals umschaute und nun bemerkte, wie der junge Mann einen Stuhl an den Tisch zog und sich ruhig darauf setzte, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Während Meister Scharffer die Treppen hinauf sprang, bekreuzte er sich und dachte: „am Ende wäre es doch besser, wenn man sich der Polizei selbst überlieferte. Der da drunten im Zimmer ist offenbar der leibhaftige Teufel."

Die außerordentliche Ruhe aber, mit welcher der junge Mann handelte, war theilweise erzwungen, um auch dem Andern Muth einzuflößen, denn als dieser verschwunden war, sprang er auf und trat unruhig an die Thüre, um in das Haus hinabzulauschen. Obgleich nun das Zimmer, in welchem er sich befand, von der Schenkstube sehr weit entfernt war, so vernahm er doch einen wüsten Lärm von dorther und mitunter Töne, als ob man Möbel wegrückte, Kasten niederstellte, Thüren gewaltsam öffnete. — „Sonderbar!" sprach der Horcher zu sich selber, „sie treiben ihre Sache auf wunderbare Art. Statt sich rasch über das ganze Haus zu verbreiten, halten sie sich in einem Theile desselben auf, wo sie noch nie was gefunden haben. Ich glaube, wir haben die ganze Geschichte dem Herrn Blasser zu verdanken. Wenn nur Mathias schon fort

wäre! — Ah! ſie geben dran, ihn wegzuſchaffen.“ Er lauſchte wieder aufmerkſam und vernahm von droben das Gehen von Männern, deren ſchwerem Auftreten man es wohl anmerkte, daß ſie eine gewichtige Laſt trugen. Zu gleicher Zeit hörte er, aber ſehr gedämpft, ein Geräuſch, wie wenn man Steine losbräche, und dann das leichte Krachen von Holzwerk. „Gott ſei Dank!“ ſagte der junge Mann, „er wird bald drüben ſein. Wenn er's nur aushält! Das Loch in der Wand koſtet mich viel. Ich hatte dieſen Ausweg für mich ſelbſt aufgehoben. Aber was gilt ein Freund nicht! Und ein ſolcher war mir Mathias hier im Hauſe. Ich hätte ihm vielleicht folgen ſollen, wer weiß, ob das nur eine Hausausſuchung iſt und ob ſie nicht vielleicht das Haus ſo umſtellt haben, daß es mir auf meinem gewöhnlichen Wege ſchwer wird, zu entkommen. — Bah! man muß nicht das Schlimmſte denken. — Doch — jetzt iſt Mathias drüben.“ In dieſem Augenblicke vernahm er nämlich die ſcheltende Stimme des Wirthes, der auf der Treppe ſtand, die in das untere Stockwerk führte und laut hinabſchrie: „was für ein Lärmen wird in der Schenkſtube getrieben? Glaubt ihr denn, man könne in dem Hauſe treiben, was man wolle? He, Marie, ruf' den Hausknecht.“ Nachdem er dies geſagt, kehrte er in das Zimmer zurück, wo der Andere unterdeſſen die beiden Lichter auf dem Tiſche ausgelöſcht hatte, ſo daß es vollkommen finſter geweſen wäre, wenn nicht eine Gaslampe auf dem Gange einige Helle in das Zimmer geworfen hätte.

„Mathias iſt fort, aber jetzt bitte ich Sie um Gotteswillen, Herr, ſuchen Sie ſich einen Ausweg. Als ich droben vom Fenſter auf die Straße hinabſchaute, habe ich verdächtige Geſtalten bemerkt.“

„Auf welcher Seite?“

„Auf der, wo Sie gewöhnlich das Haus verlaſſen.“

„Das iſt ungeſchickt. So muß ich den Weg durch den Keller nehmen.“

„Ich glaube auch, daß der ſicherer iſt,“ ſagte angſtvoll der Wirth.

„Nur müſſen Sie dabei über die Haupttreppe hinab, bei der Schenkſtube vorbei.“

„Ich weiß wohl, doch hat das nichts zu ſagen. Margarethe wird auf ihrem Poſten ſein.“

„Gewiß; die läßt ſich eher in Stücke reißen.“

„So will ich ihr ein Zeichen geben und dann vorwärts, Meiſter. Ihr ſteigt ſcheltend die Treppe hinab und ich folge Euch.“ Sowie er dies ſagte, zog er an einer Klingelſchnur, die neben der Thüre hing, und wenige Sekunden darauf verlöſchte die Gaslampe draußen auf dem Gange. Von unten herauf aber erſcholl ein lauter Aufſchrei, die klägliche Stimme der alten Kellnerin und darauf polterte Meiſter Scharffer die Treppen hinab, fluchend und ſcheltend mit aller Kraft ſeiner Lunge.

Der Andere ging hinter ihm drein, er ſetzte die Füße ſo leicht auf, daß man von Beiden jedesmal nur einen einzigen Tritt hörte; ſein Auge verſuchte es, die Finſterniß, die auf dem ganzen Hauſe lag, zu durchdringen. Dabei blieb er dicht hinter dem dicken Wirthe, der, auf dem untern Treppenabſatz angekommen, gleich von kräftigen Armen gefaßt wurde. Doch ermangelte er nicht, dies durch lautes Geſchrei ſeinem Hintermanne kund zu thun, der einen Augenblick unbeweglich ſtehen blieb, dann das Treppengeländer erfaßte, und ſich nun mit ſolcher Gewalt die Treppe vollends hinab ſchwang, daß er zwei Männer, die dort Poſto gefaßt hatten, ſo vollkommen unvermuthet überfiel, daß dieſe ihr Gleichgewicht verloren und ſchwerfällig die Treppe hinab kollerten, ihm nach, der ſchon mit leichtem Fuß die unterſte Stufe erreicht hatte. Hier war der Fliehende nicht einen Augenblick zweifelhaft, welchen Weg er einzuſchlagen habe. Eine Thüre, die er ſuchte, fand er unverzüglich, trat durch dieſelbe in ein Gewölbe, glitt hier abermals einige Stufen hinab und erreichte nun einen weiten Keller, indem er fortſchritt.

Dieſer hatte nach der Straße einige halbkreisförmige Oeffnungen, die man übrigens kaum bemerken konnte, da die Nacht ſehr

finſter war. An einer dieſer Oeffnungen hatte man in der Mauer mehrere Steine weggebrochen und ſo eine förmliche Leiter gebildet, auf der ein gewandter Mann ohne große Mühe emporſteigen konnte. Ehe er ſich aber vollſtändig dort hinaufſchwang, horchte er aufmerkſam, und erſt, als ſich in der engen Gaſſe, in welcher dieſe Fenſter mündeten, nicht das geringſte Geräuſch vernehmen ließ, ſtieg er vorſichtig aus dem Keller empor.

Glücklicherweiſe warfen die naheſtehenden Häuſer, ſowie ein Mauervorſprung neben dem Fenſter einen ſo tiefen Schatten auf die Stelle, wo er emporgeſtiegen war, daß ihn ſelbſt ein Späher hier nicht hätte entdecken können. Auch brauchte er die Vorſicht, eine Zeitlang unbeweglich ſtehen zu bleiben, worauf er endlich mit zwei großen Schritten die andere Seite der Gaſſe erreichte. Hier blieb er abermals ſtehen und ſchaute nach dem Hauſe zurück, doch faßte er im nächſten Augenblicke unwillkürlich den Griff ſeines Dolches, denn mit ſeinem ſcharfen Auge bemerkte er an zwei Stellen der dunklen Mauer des Hauſes, von dem er eben herkam eine Bewegung, gerade als ſeien dort ein paar Perſonen, die ſich etwas von der Mauer entfernten. So bald er aber regungslos ſtehen blieb, ſah er auch drüben nichts mehr. — Und doch! er hatte ſich nicht getäuſcht. Kaum hatte er einen Schritt gemacht, ſo bewegten ſich auch dort die beiden dunkeln Flecke wieder, — zwei Geſtalten, mit ihm im gleichen Maße fortſchreitend. Das ſind Aufpaſſer und Verfolger, dachte er ſich. Was iſt zu thun? Bei einem Ueberfall, den ſie aber wahrſcheinlich in der Nähe des Hauſes nicht wagen, mich ihrer mit meinem Dolch entledigen; wenn ſie mich aber verfolgen, ſie, wenn es möglich iſt, irre führen.

Das Letztere war aber ein ſchweres Unternehmen, denn wenn auch die beiden Geſtalten nicht Willens ſchienen, die Entfernung zwiſchen ſich und dem Andern zu kürzen, ſo ließen ſie ſie auch nicht vergrößern. Denn machte er längere und raſchere Schritte, ſo thaten ſie das Gleiche, blieb er ſtehen, ſo machten ſie es ebenſo. Letzteres

that er mehrmals und überlegte sich dabei, ob es nicht besser wäre, umzuwenden und seinen Verfolgern direkt auf den Leib zu gehen. Dies zu thun war er schon im Begriff, doch hatte er mittlerweile die enge Gasse verlassen und eine breite, lange Straße erreicht, die von mehreren Gaslampen hell beschienen war, und sah bei deren Licht dort zwei ähnliche verdächtige Gestalten, die ihm auf ein Zeichen seiner ersten Begleiter ebenfalls folgten. — Vier würden ein zu großes Aufsehen geben, dachte er bei sich. Also nichts von Gewalt; hier muß List entscheiden und Schnelligkeit. Behutsam warf er einen Blick um sich; die letzten seiner Verfolger waren wohl zwanzig Schritte entfernt, die ersten schlichen auf der andern Seite der Straße. Er beschleunigte seinen Gang und als er eine enge Seitengasse erreicht hatte, schoß er dort mit einem gewaltigen Satze hinein. Doch mußten die vordern seiner Verfolger diese Absicht errathen haben, denn Einer stürzte ihm so rasch nach, daß er ihn in der nächsten Sekunde dicht an seiner Seite laufen hörte. Die Andern blieben nicht weniger zurück und er hörte deutlich ihre lauten Schritte auf dem Pflaster der sonst menschenleeren Straßen im schnellsten Tempo.

Vor allen Dingen galt es, sich seines nächsten Verfolgers zu entledigen, und als er ein Mittel hiezu gefunden, mußte er selbst darüber lächeln. Er wandte seinen Lauf etwas nach der Mitte der Straße, gegen einen Gascandelaber, so zwar, daß sich dieser jetzt zwischen ihm und seinem Verfolger befand. In diesem Augenblicke faßte er die eiserne Stange desselben mit der Hand, schwang sich um sie herum und traf den Andern dabei mit der ganzen Wucht seines Körpers, daß dieser laut dröhnend zu Boden stürzte. Hierauf änderte er die Direktion seines Weges abermals und flog nun in raschen Sätzen über die dunklen Straßen dahin, einem Stadttheile zu, wo wenig Verkehr war und spärliche Gasflammen brannten und wo an gr.[illegible]: herrschaftliche Häuser viele Gärten stießen. Seine Verfolger blieben übrigens dicht hinter ihm und so stark und aus-

dauernd er auch war, ſo fühlte er doch nach und nach, wie ihm das Athmen ſchwerer wurde und wie es ihm große Mühe zu verurſachen anfing, den beſchleunigten Lauf fortzuſetzen. Wohin ſollte er ſich wenden? Er hatte gehofft, ſeine Verfolger zu ermüden und ihnen auf dieſe Weiſe zu entgehen. — Vergebens. Wenn er auch zuweilen mehrere Schritte Vorſprung hatte, ſo ſtrengten ſich die Andern deſto mehr an, in ſeine Nähe zu kommen, und ſie hatten dies leichter, da ſie ſich theilen, ihm zuweilen den Weg abſchneiden und ſo denſelben für ſich abkürzen konnten. Glücklicher Weiſe hatte Keiner von ihnen Schießwaffen bei ſich, ſie hätten es aber auch vielleicht nicht gewagt, davon Gebrauch zu machen, denn der da vorn, den ſie verfolgten, mußte doch am Ende lebend in ihre Hand fallen. Nachlaſſen wollte Keiner und jetzt am allerwenigſten, wo die Häſcher deutlich ſahen, daß der Flüchtling da vorn ſeinen Lauf nicht mehr ſo raſch fortſetzte wie bisher. Ja, er ſchien ungewiß zu ſein, welchen Weg er nehmen ſoll. Er ſchaute um ſich, gewiß in der Abſicht, den Ort zu erkennen, wo er ſich befände. — Stand er dort nicht ſtille? Ja, er hatte ſich an die Mauer gelehnt, gewiß konnte er nicht weiter und wollte ſich ergeben. Mit erneuerter Kraft, das Ende ihres Laufes vor ſich ſehend, ſtürzten die Polizeibeamten vorwärts. Jetzt hatten ſie die Stelle erreicht, wo ſich Jener befand. Schon ſtreckte der Vorderſte den Arm nach ihm aus, als er ſah, daß der Flüchtling verſchwunden war, an einer Mauer verſchwunden war, viel zu hoch, um darüber hinwegſpringen zu können, aber in der Nähe eines Gartenpavillons, den ſie jedoch bei näherer Unterſuchung feſt verſchloſſen fanden und welcher obendrein zu dem Garten des Polizeipräſidenten gehörte.

den Beſprecher und das Allgemeine Militärwochenblatt. Das hab' ich mir ſchon gemerkt. In der Literaturzeitung lieſt er die Recenſionen von den neuen Büchern und thut dann Abends bei den Thees, als wenn er die Bücher alle ſelbſt geleſen hätte. In dem Militärwochenblatt lieſt er die Avancement durch und ärgert ſich, daß er der ewige Lieutenant iſt. Den Beſprecher aber hält er ſich nur wegen dem Briefkaſten, und freut ſich jedesmal, wenn es heißt wie neulich: „Iſt das nicht auch Thierquälerei zu nennen, wenn wie geſtern Graf Häſele, unſer ritterlicher Gardelieutenant, im Tilbury die große Allee im Carriere hinabfährt?“ Ja, dann freut er ſich und denkt: ſo ſprechen doch wenigſtens alle Damen einen halben Abend von dem ritterlichen Gardelieutenant.

Jonas.

Halt dein Maul! das muß immer was Böſes ſchwatzen.

Roſa.

Und wer bekommt den Verbreiter?

Jonas.

Frau von Ruck im zweiten Stock.

Roſa.

(Lacht.)

Jonas.

Hat's da wieder was zu lachen, dummes Ding? He!

Roſa.

Ja, Vater, erinnert Ihr Euch noch, was Ihr vor einiger Zeit ſagtet? Warum ſich Frau von Ruck eigentlich den Verbreiter hält?

Jonas.

Nu, Jungfer Naſeweis, was hab' ich denn geſagt? ihn zu leſen, was?

Roſa.

Ja, um ihn zu leſen, aber um was zu leſen? Wißt Ihr's nicht mehr? Weil im Verbreiter immer eine ganze Woche vorher ſteht, was im Theater gegeben wird, und weil ſich Frau von Ruck, wenn ein aufgehobenes Benefiz angezeigt iſt — Ihr wißt ja, Vater, wenn die Leute

Achtundſiebenzigſtes Kapitel.

Auf der Polizeidirektion.

Während die vier Polizei-Beamten ganz ermattet und ſehr verblüfft vor dem Gartenpavillon ſtanden, befand ſich der Flüchtling in demſelben in Sicherheit. Er blieb dicht an der Thüre ſtehen, und hütete ſich vor dem geringſten Geräuſch, ja er bezwang ſo viel als möglich ſeine keuchende Bruſt, damit das Athemholen drüben nicht gehört würde. Ringsum war es ſtille, und er von ſeinen Verfolgern nur durch eine dünne Bretterwand geſchieden; er fühlte ſich jetzt wie der Schiffer auf ſtürmiſchem Meer. Näher als vorhin und auch jetzt noch war er dem Verderben nie geweſen. Die Nervenaufregung, das Bewußtſein, handeln zu müſſen, hatten ihn bis jetzt nicht dazu kommen laſſen, ſeine Lage zu überſehen, — ſeine Lage, vor Allem aber die ſeiner unglücklichen Schweſter. Jetzt aber, wo ſein Körper ermattet war, wo die Gefahr hinter ihm zu liegen ſchien, wo er aber immer noch wie angefeſſelt ſtehen mußte, jagten ſeine Gedanken in tollen und wilden Bildern durch ſein Gehirn. Und was ſie ihm Schreckliches zeigten, das waren leider keine Gebilde der Phantaſie, das war Alles wahr, nur zu wahr. Sein mächtiger Geiſt breitete in raſcher Aufeinanderfolge Alles Gehörte und Geſehene vor ſich aus, er überlegte, verglich, verwarf und kam zu dem entſetzlichen Reſultat, daß der Boden, auf dem er bisher gelebt, anfange unter ſeinen Füßen zu wanken, daß er auf ſchlüpfrigem Bergrande ſtehe, ſchon hinabgleitend, ohne daß ſich ſeinem ſuchenden Auge ein ſicherer Anhaltspunkt, eine rettende Stütze gezeigt hätte. — Als er mit ſeinen Gedanken ſo weit gekommen war, daß er ſeine Lage klar erkannte, preßte ein wilder Schmerz ſein Herz zuſammen und er mußte gewaltſam einen Schrei der Verzweiflung unterdrücken, der ſich nun in ein momentan ſchreckliches Gefühl verwandelte, und jede Muskel ſeines kräftigen Körpers erzittern machte. Das war

der Augenblick, wo er, um Allem mit einem Male ein raſches Ende zu machen, an die Thüre zu klopfen, verſucht war, um ſich ſeinen Verfolgern zu übergeben. Doch warf er in der nächſten Sekunde trotzig den Kopf in die Höhe und ſprach zu ſich ſelber: „verdammt, daß ich mich auf dieſer Feigheit ertappe, ein, wenn gleich verlorenes Spiel wegzuwerfen, da man nicht den Muth hat, es zu Ende zu führen. — Ah! wie konnte mir eine ſolche Idee kommen. Nein, ich werde meine Zügel feſt in der Hand behalten, ich werde die Räder meines Lebenswagens vor dem Sturz in dieſen Abgrund zu bewahren wiſſen, wenn mir auch drüben ein anderer nicht minder gefährlicher winkt. War es doch von jeher mein Grundſatz, das Angefangene zu beendigen. Alſo auch dieſe Partie bis zum letzten Stiche, bis zu meinem großen Schlemm. Dann die Karten fein ſäuberlich geordnet und zuſammengelegt, das Conto bezahlt und — gute Nacht!“

Die Vier draußen hatten ſich hinter ihren langen Ohren gekratzt, und Einer meinte, es ſei doch wahr, was man vom Fuchsbau ſage, daß dort der Teufel los ſei. „Alles in Allem genommen, ſo mag der Henker wiſſen, was wir verfolgt, vielleicht eine Art Geiſt oder einen Schatten.“ Dagegen nun proteſtirte ein Anderer heftig und ſagte zu ſeinen Kameraden, daß das kein Schatten geweſen ſei, habe er bei dem Gascandelaber drunten wohl geſpürt; ſo ſei er in ſeinem ganzen Leben noch nicht umgerannt worden. Brummend meinte er, dafür wären ſie eigentlich nicht bezahlt, und wenn das noch einmal vorkäme, ſo könne Polizeidiener ſein, wer Luſt habe. Ein Dritter ſprach, er glaube, da helfe Alles nichts mehr; möge es nun Schatten oder Menſch geweſen ſein, er ſei nun einmal unter ſehr verdächtigen Umſtänden verſchwunden am Gartenpavillon des Polizei-Präſidenten, und er halte dafür, die ganze Sache dem Commiſſär zu melden und deſſen Urtheil zu hören. Der Vierte aber war der Klügſte von Allen; er rieth, ſo lange über die Geſchichte reinen Mund zu halten, bis ſie den Garten unterſucht hätten. Und

zu dem Zweck sollten zwei hier bleiben, und zwei vorn zum Hause hinein gehen, um, wohlverstanden, in aller Heimlichkeit nach dem Entflohenen zu fahnden. Fände man nichts, so bliebe die Sache auf sich beruhen und werde nicht weiter gemeldet. Dieser Vorschlag wurde angenommen und Zwei machten sich alsbald auf den ziemlich langen Weg nach der Polizeidirektion, zu welchem Zweck sie ein paar Stadttheile umwandern mußten.

Dies Gespräch hatte die Gedanken des Andern unterbrochen, und zwang ihn, alsbald auf seine Rettung zu denken. Was sollte er thun? Das einzige Mittel, zu entkommen, schien ihm durch den langen Garten in das Haus des Polizei-Präsidenten zu gehen, denn abgesehen von der hohen Mauer, die zu beiden Seiten hinlief, war es ihm heute Abend zu gefährlich, sich der Nachbarschaft anzuvertrauen. Aber wie sollte er aus dem Hause des Polizei-Präsidenten auf die Straße gelangen? Er mußte da an der Wachtstube vorbei, die sich im Erdgeschoß befand, und wäre da einem unangenehmen, gefährlichen Verhöre nicht entgangen. Der Himmel war wolkenlos, ein heller Streifen, der sich im Osten langsam ausbreitete, zeigte den Aufgang des Mondes an; die Luft war kalt, ein scharfer Wind sauste durch die dürren Zweige der Bäume, der Boden war hart gefroren. Glücklicher Weise sprachen die beiden Polizeidiener draußen so laut, daß es dem Flüchtling möglich war, sich während ihrer Unterredung langsam aus dem Pavillon zu entfernen. Einmal aus ihrer Hörweite, beschleunigte er seinen Schritt und erreichte den gepflasterten Hof, welcher an die hintere Seite des Hauses stieß. Die Wageuremise war geöffnet, beim Schein einer Laterne spannte der Kutscher seine Pferde ein und unterhielt sich mit einem der Soldaten, welche zur Wache des Hauses gehörten. „Und so eine Geschichte dauert lang?“ fragte der Soldat. — „Heute Abend wenigstens bis zwei Uhr,“ versetzte der Kutscher. „Ich sage dir, so ein Maskenball bei Hof, der läßt nicht mit sich spassen.“

Er, der in dieſem Augenblicke mit geräuſchloſen Schritten über den Hof ging, hatte bei all' dem Schrecklichen, was er erlebt, die täglichen Angelegenheiten vollkommen vergeſſen. Als der Kutſcher von dem Maskenballe bei Hof ſprach, erinnerte er ſich des heutigen Abends, und eine kecke, wenn gleich gefahrvolle Idee zu ſeiner Rettung blitzte in ſeinem Kopfe auf. Es war das ein Gedanke, den er ſeiner Seltſamkeit wegen augenblicklich feſt hielt und auszuführen beſchloß. Er zog ſeine Uhr und nachdem er einen Blick darauf geworfen, murmelte er: „erſt Acht; die Zeit könnte nicht beſſer ſein.“ Jetzt hatte er das Haus erreicht, jetzt die breite Treppe, die in den erſten Stock führte, zur Wohnung des Polizei-Präſidenten. Auf derſelben war Alles hell erleuchtet, und beim Schein des glänzenden Gaslichtes unterſuchte er mit prüfendem Auge den Zuſtand ſeiner Toilette. Dank dem feſtgefrornen Boden war an den glänzenden Reitſtiefeln kein Stäubchen zu ſehen, ebenſo untadelhaft war ſein enganliegendes Beinkleid; nur die Blouſe von dunkelblauem Wollenſtoffe hatte ſich bei dem ſcharfen Laufen etwas verſchoben. Doch war dem leicht abzuhelfen. Er zog den ledernen Gürtel, den er um den Leib trug, feſter an, das Oberkleid herab, brachte ſeine Halsbinde, ſo gut ſich das ohne Spiegel thun ließ, in Ordnung, und ſomit war ſein Anzug bis auf das Haar wieder hergeſtellt. Das muß ſchon ſorgfältiger behandelt werden, doch gab es auch hiefür ein leichtes Auskunftsmittel. Der junge Mann wußte in dem Hauſe genau Beſcheid, er ſtieg feſten Fußes die Treppe hinauf und trat oben, ſtatt nach dem Empfangszimmer zu gehen, in einen kleinen Corridor, öffnete dort eine Thüre und wollte eintreten.

Hier befand ſich ein junges Mädchen, das bei dem Anblick der fremden Geſtalt, die ſo plötzlich auf der Schwelle erſchien, laut aufſchrie und flüchten wollte. „Bleiben Sie ruhig, Louiſe,“ ſagte der Eintretende lachend. „Ah! bei Gott! meine Maske iſt gut, da ſogar Sie mich nicht erkennen.“

Das Wort „Maske“ ſchien die Kammerjungfer, welche in den letzten Tagen viel von dergleichen gehört, einigermaßen zu beruhigen. Doch hielt ſie immer noch die Klinke zur Thüre des Nebenzimmers in der Hand, als ſie entgegnete; „ja, die Maske iſt ſo gut, daß ich den Träger derſelben nicht zu erkennen vermag. Und wenn er ſich nicht augenblicklich nennt, ſo werde ich Lärm machen.“

„Coeur de rose!“ lachte der junge Mann. „Wie ſind Sie heute Abend ſo wild! So will ich mich denn alſo nennen, und mich zu gleicher Zeit noch beſſer in Ihrem Gedächtniſſe auffriſchen.“ Bei dieſen Worten hatte er die Hand unter die Blouſe geſteckt, ſie wieder hervorgezogen, und als er darauf dem erſtaunten Mädchen ein paar Dukaten in die Hand gleiten ließ, ſagte er flüſternd: „Baron Brand wünſcht die Frau Präſidentin zu überraſchen, vorher aber einen Augenblick Ihre ſchöne Gebieterin zu ſehen.“

Die Kammerjungfer war wie ungewandelt. „Sie ſind aber in der That ein gefährlicher Herr,“ ſprach ſie lachend. „Habe ich doch in meinem ganzen Leben nicht geſehen, daß Jemand eine andere Figur ſo täuſchend darſtellen könnte. Fräulein Auguſte iſt fertig; ich werde Sie melden.“

Damit verſchwand das Mädchen, um gleich darauf zurückzukehren und dem Wartenden zu ſagen, daß ſein Beſuch willkommen ſei. Ehe der Baron übrigens das Zimmer verließ, brachte er vor dem kleinen Spiegel deſſelben ſeine Haare ſowie ſeinen Bart in Ordnung, und als er darauf den uns bekannten Salon betrat, erſchien die Tochter des Präſidenten zu gleicher Zeit von der andern Seite, doch blieb ſie beim Anblick der fremdartigen, ſeltſamen Geſtalt zögernd auf der Schwelle ſtehen, und erſt, als ſich ihr der Baron in ſeiner eleganten und liebenswürdigen Weiſe näherte, ihre Hand ergriff, ſie feurig küßte und dazu wie mit einem Anflug von Empfindlichkeit ſagte: „ah! auch Sie erkennen mich nicht einmal! auch Ihnen, ſchöne Auguſte, iſt mein Bild ſo wenig gegenwärtig,“ lachte das reizende Mädchen laut auf und rief einmal über das

andere Mal: „prächtig! ſuperb! magnifique! — Baron, ich kann Ihnen nicht verſchweigen, Sie haben ſich da einen gefährlichen Nebenbuhler erſchaffen.“

„Dieſe Aeußerung könnte mich unglücklich machen, Auguſte,“ ſagte zärtlich der Baron. „Und darauf können Sie ſich verlaſſen, ſchöne Unbeſtändige, daß der Nebenbuhler nach dem heutigen Abend verſchwinden und nie mehr zum Vorſchein kommen ſoll.“

„Alſo eiferſüchtig auf ſich ſelbſt!“ lachte das ſchöne Mädchen.

„Ja, auf mich ſelbſt,“ entgegnete er feurig. „Auf Jeden, der es wagt, Sie anzuſehen, auf das Licht, das in Ihrem ſchönen Auge glänzt, auf die Luft, die Sie einathmen, auf dieſen goldenen Reif, der das Glück hat, Ihren reizenden Arm zu umſchließen.“ Dabei küßte er ihn vielmal, das heißt den Arm, nicht den Reif. „Und eiferſüchtig bin ich,“ fuhr er mit einem leiſen Seufzer fort, „auf die Blume in Ihrem Haar, ach! und auf die Spitzen, jene feinen, neidiſchen Gewebe, welche beſeligt ſind, Ihnen ſo nahe ſein zu dürfen.“

„Welche Wortverſchwendung!“ verſetzte Auguſte heiter und fröhlich. „Aber jetzt ſeien Sie vernünftig, Baron. Ja, wenn Sie ſich einen Augenblick zu mir verſetzen und verſtändig ſein wollen, ſo will ich Ihnen dagegen geſtehen, daß es mich recht, — nein, das will ich gerade nicht ſagen, — aber daß es mich freut, Sie noch vor dem Balle zu ſehen. Aber ſetzen Sie ſich!“

Der Baron that wie ihm befohlen, und obgleich die beiden Fauteuils ziemlich weit von einander ſtanden, ſo wußte er doch durch eine kühne Schwenkung ſeinen dem ihrigen näher zu bringen. „Daß ich ehrlich bin, müſſen Sie mir zugeſtehen, Auguſte. So mein Coſtum preisgeben! Wie hätte ich Sie intriguiren können!“ Er beugte ſich zu ihr hinüber, und während er ſeinen Arm ſo auf die Lehne des Fauteuils ſtützte, daß er mit ſeinen Fingerſpitzen bald den kühlen, glatten Goldreif, bald ihren warmen, vollen Arm

berühren könnte, blickte er ihr von unten herauf so forschend in die Augen, daß sie die ihrigen niederschlug.

Nach einer Weile sagte sie: „Ich hätte Sie doch erkannt, Baron. Freilich, Ihr Costüm ist schön, Ihr Gesicht gänzlich fremd, aber Ihr Wesen, Ihre Art zu sprechen, können Sie nicht verläugnen."

„Coeur de rose!" erwiderte er lachend, „da irren Sie sich."

„Gewiß nicht," versetzte das schöne Mädchen. „Sie haben etwas Weiches — etwas Gutes, wenn Sie wollen, — in Ihrer Sprache, in Ihrem Auftreten, in Ihrer Art zu sein, und das ist im Widerspruch mit Ihrem wilden Costüm, ja mit dem Blitz, der jetzt aus Ihren Augen flammt."

Bei diesen Worten erhob sich der junge Mann langsam aus seinem Stuhl, und als er aufrecht dastand, schien er gegen früher um ein paar Zoll gewachsen zu sein. Seine Haltung war eine ganz andere; er legte die linke Hand leicht und graziös auf den Griff seines Dolches und sagte mit jener ernsten, klingenden Stimme, die uns bekannt ist, mit jenem Tone, der die wildesten Gesellen erzittern machte: „So hören Sie mich denn, Auguste. Ich bin in der Verkleidung nicht ohne Absicht zu Ihnen gekommen, — zu dir, deren Herz mir gehört. Verhältnisse, die ich dir unmöglich jetzt auseinandersetzen kann, erlauben mir nicht, dich auf dem gewöhnlichen und schicklichen Wege die Meine nennen zu können. — Auguste," fuhr er mit wildem und doch zärtlichem Ausdrucke fort, „meine Auguste, du mußt Vater und Mutter verlassen und mußt mit mir fliehen, noch heute Nacht fliehen; ich habe alle Vorbereitungen getroffen, am Schlosse halten Wagen und Pferde, im Gewühl des Balles wird es uns leicht, zu verschwinden. Willst du, meine Auguste? Willst du? Ein kurzes Wort, Ja oder Nein."

Das auf's Höchste überraschte Mädchen hatte die nun auch in ihrem Wesen so ganz fremde und verwandelte Gestalt staunend angeschaut und hatte zitternd seine Worte gehört; aber sie zitterte nicht, weil sie dachte, es sei jetzt der Augenblick der Vereinigung gekommen

mit dem Manne, dem ſie geſtanden, daß ſie ihn liebe, dem ſie feurige Küſſe erlaubt, dem ſie einen Schlüſſel anvertraut, von dem er einen großen Mißbrauch hätte machen können, ſondern ſie bebte, weil ſie ſeinen Worten völlig glaubte, und aus denſelben eine Abſicht hervortreten ſah, die mit der übrigen durchaus nicht harmonirte, an die ſie nimmermehr gedacht, der ſie nie ihre Zuſtimmung geben würde. Dem Baron Brand hatte ſie erlaubt, daß er ſie liebe, aber vor aller Welt liebe; ſie wußte, daß er reich war, daß er ſchöne Equipagen hatte, in allen Geſellſchaften gern geſehen war; ſie wäre hier in der Reſidenz gerne vor den Altar getreten; wie hätte man ſie beneidet, wie hätte man der Baronin Brand gehuldigt! Dies ſchöne, glänzende Gewebe hatte er mit ſeinen Worten gänzlich zerſtört, ſie ſah die goldenen Fäden davon flattern, und hatte leider nicht Verſtand genug, ſie zu erhaſchen und ihn ſelbſt mit kluger Hand damit zu umgarnen.

Er lauſchte geſpannt auf ihre Antwort, und als er bemerkte, daß, nachdem er geendet, ihre Züge kalt, ernſt und förmlich wurden, flog faſt unmerklich ein triumphirendes Lächeln über ſein Geſicht.

„Herr Baron," ſagte ſie, „wenn es auch möglich wäre, daß Sie vorhin im Scherze ſprachen, ſo ſind das doch Worte, die ich nicht hören darf, und Sie werden mir erlauben, daß ich Mama rufe." Bei dieſen Worten wandte ſie ſich gegen die Mitte des Salons, doch ſprang ihr der Baron mit einem zierlichen Schritte nach, indem er lachend ausrief: „Coeur de rose!" ſchönſte Auguſte, ſehen Sie wohl, daß es mir gelungen, mein ganzes Weſen zu ändern. Ah! Sie haben meinen Worten geglaubt. Sehen Sie, wie ich Sie gefangen."

Welcher von Beiden iſt nun er ſelbſt? dachte ſie, mehr und mehr überraſcht. Gewiß, ich that ihm Unrecht, und ich habe mich in der That fangen laſſen.

„Wie iſt es ſo ſüß," ſagte ſchwärmeriſch der Baron, den

Zorn eines geliebten Gegenstandes zu erregen. Hat man doch alsdann das Recht, Verzeihung zu erbitten, was ich hiemit kniefällig thue.“ Damit warf er sich ihr zu Füßen, faßte ihre Hände, doch blieb es nicht allein bei dem Küssen derselben.

„Halb zog er sie, halb sank sie hin“

sagt bei einem nicht ganz unähnlichen Falle der Dichter. Doch können wir nicht hinzusetzen: „Und ward nicht mehr gesehen,“ müssen vielmehr der Wahrheit gemäß sagen, daß in diesem Augenblick die Präsidentin die Thür öffnete und überrascht auf der Schwelle stehen blieb, als sie den fremden, wild aussehenden Mann auf so seltsame Art bei ihrer Tochter traf. Als kluge Frau, die sie immer war, hustete sie bedeutsam, bei welchem Ton Auguste zusammen schrak, aber, von den Armen des jungen Mannes festgehalten, sich nicht sogleich befreien konnte.

Doch wandte sie ihren Kopf, der wieder frei geworden war, der Mutter zu und rief: „Herr Baron von Brand, für den heutigen Abend als Räuber maskirt, ist in der That so abscheulich, Mama, daß ich bei Ihnen Schutz suchen muß.“ Während sie das aber sagte, fühlte er einen leichten Druck ihrer Hand, die eben gesprochenen Worte Lüge strafend.

„Aber das sind schreckliche Geschichten,“ versetzte nun überrascht die Präsidentin, die ebenfalls nicht im Stande war, die so bekannten Züge des Barons zu entdecken.

„Coeur de rose!“ lachte dieser, „ich bin verrathen, gnädige Frau. Ich kann nicht mehr zurück.“

Auguste schien zu erröthen, und die Präsidentin hustete während eines sanften Lächelns.

Es entstand eine kleine Pause, dann sprach das junge Mädchen mit lispelnder Stimme: „Ach, Mama, er ist wirklich zu abscheulich, der Baron; er hat mich auf eine so hinterlistige Art auf die Probe gestellt.“

„Die Sie aber siegreich wie Wenige bestanden,“ erwiderte der

Baron nicht ohne einen Anflug von Ironie. — „Aber finden Sie meine Maskerade nicht vortrefflich?“ fuhr er fort, ſich an die Präſidentin wendend. „Nicht wahr, ich bin vollkommen unkenntlich? Doch verzeihen Sie, Gnädigſte, vor allen Dingen muß ich mich entſchuldigen, daß ich es gewagt, Sie zu überraſchen; meine Gedanken ſind eigentlich zu häufig in Ihrem Hauſe und ſchleppen mich zuweilen willenlos mit.“

„Nicht wahr,“ ſagte Auguſte etwas ſchüchtern, „es iſt eigentlich lieb von dem Baron, daß er ſich uns vorher zu erkennen gab. Er hätte uns ſchön in Verlegenheit bringen können.“

„Doch jetzt wollen wir Andere intriguiren!“ lachte er luſtig. „Sie müſſen mir ſchon erlauben, daß ich mich heute Abend zuweilen an Ihrer Seite ſehen laſſe. Ja, ich hätte noch einen kühneren Wunſch, aber ich wage es nicht, ihn auszuſprechen.“

„Immer zu, Baron,“ entgegnete gnädig die Mutter. „Sie ſind heute Abend ein gefährlicher Menſch, dem man nichts abſchlagen darf.“

„Auch nicht einen Platz in Ihrem Wagen?“

„Ah, Baron; das iſt viel. Was wird die Welt ſagen? Wie ſoll ich mich da heraus reden? Sie wiſſen ohnedies,“ ſetzte ſie mit leiſer Stimme gegen ihn hinzu, „daß man Sie gerne mit dem Departement der Polizei in Berührung bringen möchte.“

„O ja, ich weiß das,“ ſprach er ſeufzend.

„Und ich muß doch den Leuten eine Aufklärung geben können, warum ich in Begleitung eines ſo furchtbaren Räubers erſcheine.“

„Begreiflicher Weiſe. Aber wenn es die ſchöne Auguſte erlaubt, ſo ſtellen Sie den furchtbaren Räuber als — den Bräutigam Ihrer Tochter vor.“

„Ah, Baron, Sie erſchrecken mich!“ rief das Mädchen aus und ſchlug die Augen nieder, doch blitzten dieſelben vor Freude und Genugthuung.

noch einmal bezahlen müssen — jedesmal einen rothen Strich in ihren Kalender macht.

Jonas.

Dummheiten!

Rosa.

Ja, Ihr habt's damals gesagt, das könnt Ihr nicht abläugnen. Sobald im Verbreiter steht, den und den ist ein aufgehobenes Benefiz, so macht sich Frau von Ruck einen rothen Strich in Kalender und hält dann an dem Tag eine Theegesellschaft, oder läßt sich irgendwo einladen. Ihr habt auch dabei genau ausgerechnet — der Jakob droben, der war dabei, der kann's mir bezeugen — daß ihr die Theegesellschaft nur halb so theuer käme, wie der Platz im aufgehobenen Theater, und dann könnte sie obendrein noch zu all denen hingehen, die sie eingeladen hat. Jakob hat's auch gesagt, und deßwegen wäre es auch bei aufgehobenen Benefizen oft so leer im Theater.

Jonas.

Hör, ich muß dir sagen, es wäre weit besser, wenn du dir andere Sachen merktest, dann kämen auch nicht alle die Dummheiten und Verwirrungen im Hause vor, wofür ich dann immer herhalten muß. Du bringst mich da gerade auf ein rechtes Capitel. Hab' ich dir nicht heute Morgen ausdrücklich gesagt: das kleine Paketchen ohne Adresse sei für die Tänzerin auf Nro. 20, und wo hast du es hingetragen?

Rosa.

Ja, das hab' ich nicht verstanden. Ihr sprecht aber oft auch so undeutlich, Vater, und ich hab' verstanden, auf Nro. 2, und hab's dort abgegeben.

Jonas.

Zur Frau von Hartmann, und da hat's der Herr Gemahl in die Hand gekriegt, hat's aufgemacht und findet ein Buch darin mit einem Gedicht, wo es darin heißt von der schönen schlanken Figur, vom üppigen Wuchs, von der Kunstfertigkeit der Beine, ja, und da ist der Herr von Hartmann nach seiner Gewohnheit fuchswild geworden.

Rosa.

Ja, warum ist der Narr auch immer so eifersüchtig; der mag ja

„Und welchen Namen trägt der Räuber?“ fragte lächelnd die Mutter.

„Nun ich dächte, meinen Namen kennten Sie vollkommen. Doch da kommt so eben der Herr Präsident; bitte, gnädige Frau, fangen Sie Ihre Vorstellungen an.“

Wirklich erschien der Präsident in diesem Augenblicke im Salon, blieb aber ebenfalls auf's Höchste überrascht an der Thüre stehen, als er den fremden Mann bei seinen Damen stehen sah. Seine Nase wollte sich unmuthig erheben, doch dachte er noch zur rechten Zeit an den Carneval und fing sie deßhalb sanft wieder ein. Seine Ueberraschung verminderte sich übrigens nicht, als nun die Präsidentin den jungen Fremden als Bräutigam der Tochter vorstellte. Glücklicher Weise aber sprach Auguste den Namen aus, worauf ein momentanes Lächeln die etwas bekümmerten Züge des Präsidenten überflog; er war aber klug genug, die Sache vorderhand als Scherz zu behandeln mit dem aufrichtigen Wunsche im Hintergrunde, daß sie sich recht bald in Ernst verkehren möge, denn er wünschte sich einen vornehmen und reichen Schwiegersohn. Aufmerksam betrachtete er den Baron, dann sagte er: „Sie haben da ein eigenthümliches Costüm; liegt demselben eine Idee zu Grunde?“

„Eine besondere nicht,“ entgegnete scheinbar sehr lustig der junge Mann. „Es ist eine Phantasie, eine Grille.“

„Ein eleganter Räuber,“ bemerkte stolz die Präsidentin.

„So etwas schwebte mir auch vor,“ erwiderte der Baron laut lachend. „Und ich dachte dadurch unserem verehrten Herrn Präsidenten eine kleine Aufmerksamkeit zu erzeigen. Wie man in der Stadt hört, sind Sie ja mitten in Räubergeschichten darin und soll man merkwürdigen Sachen auf die Spur gekommen sein.“

Der Präsident klopfte an seine Nase und versetzte mit großer Wichtigkeit: „allerdings; aber wir müssen klug vorgehen, denn wir haben es mit der Quintessenz von Schelmen und Schlauheit zu thun. Ich leite selbst die ganze Geschichte.“

„Die armen Räuber!“ ſagte der Baron ſehr ſchmeichelhaft für den Chef der Polizei.

„Aber, Kinder, es iſt Zeit,“ ſprach der Präſident. „Gleich neun Uhr; der Wagen iſt vorgefahren. — Baron, wo haben Sie den Ihrigen?“

„Ah! Herr Präſident,“ entgegnete dieſer lachend, „ich wollte Ihre Damen überraſchen und zu ſolchem Zwecke fährt man nicht im Wagen.“

„Der Baron hat einen Platz bei uns acceptirt,“ ſagte beſtimmt die Mutter. Sie hätte um keinen Preis den Räuber, künftigen Schwiegerſohn und Baron aus der Hand gelaſſen.

Er ſelbſt hatte keinen andern Ausweg und mußte unter mehreren Uebeln das Kleinſte wählen. Seine vier Verfolger trieben ſich ſicherlich in der Nähe der Polizeidirektion herum, wahrſcheinlich war das ganze Stadtviertel von ihnen beſetzt. Alſo die einzige Möglichkeit, zu entrinnen, war, wenn er unter dem mächtigen Schutze des Präſidenten ſelbſt das Haus verließ und ſo an's andere Ende der Stadt, in's Schloß, kam. Hier wurde es ihm leicht, im Gedränge zu verſchwinden, den Wagen eines Bekannten zu finden und nach Hauſe zu fahren, um ſich umzukleiden.

Der Bediente meldete, daß vorgefahren ſei, die Damen hüllten ſich in ihre Mäntel, und der Baron rief mit ſehr gut geſpielter Ueberraſchung: „ah! jetzt beginnt ſchon die Strafe für meinen Leichtſinn. Ich vergaß, mir einen Paletot bringen zu laſſen; ſehen Sie gnädige Frau, ſo muß ich Sie dennoch verlaſſen und zuerſt nach Hauſe eilen.“ Mit leiſer Stimme ſetzte er, gegen das Mädchen gewendet, hinzu: „ich fühlte keine Kälte, als ich hieher eilte, meine geliebte Auguſte.“

„Das iſt kein Grund, Baron,“ entgegnete die Mutter. „Ich darf Ihnen einen Mantel meines Mannes anbieten.“

„Ja, Baron, wenn Sie mit einem Dienſtmantel vorlieb nehmen

wollen," ſagte lächelnd der Präſident. „Wir alte Herren ſind nicht ſo mit Ueberflüſſigem verſehen, wie ihr jungen Leute."

Natürlicher Weiſe bat der Baron noch einige Mal, ſich nicht zu derangiren, ließ ſich aber doch endlich zu dem Dienſtmantel herbei, der ihm denn auch eilig von dem Bedienten umgehängt wurde. Es war ein langgedientes Kleidungsſtück von braunem Tuch mit hellblauem Kragen — ganz Ordonnanz.

So ſtieg man die Treppen hinab, bei der Wachtſtube vorbei, an deren Thüre einige Polizeiſoldaten ſtanden, welche ziemlich betrübte und verdrießliche Geſichter machten. Nachdem der Schlag des Wagens geſchloſſen war, ſagte der Bediente zu dem Kutſcher: „Nach dem Schloſſe!" und als die Pferde anzogen, that der Baron von Braud einen tiefen Athemzug.

Neunundſiebenzigſtes Kapitel.

Maskenball bei Hof.

An einem Abend wie der heutige glänzte das königliche Schloß innen und außen von Lichtern. Da brannten alle Gascandelaber rings umher und umgaben die gewaltigen Gebäudemaſſen mit einem hellen, weißen, blitzenden Kranz; der große Platz vor dem Schloß, ja die angrenzenden Straßen waren mit Pechpfannen beſetzt, deren dunkelrothe Gluth wild und trotzig gegen die zierlichen Gasflammen erſchien. Die lodernden Flammen warfen einen hellen Schein auf den weiten Platz, wo eine unzählige Menge von Irrlichtern ihr Weſen zu treiben ſchienen. Das waren die Laternen der vielen Wagen, die von allen Richtungen her kamen, ſich kreuzten, hier geradeaus fuhren, dort einen Bogen beſchrieben. Eine große Menſchenmenge umlagerte den Haupteingang des Schloſſes, um von

den anfahrenden Masken ſo viel zu ſehen, als die neidiſchen Verhüllungen, Mäntel, Shawls, Paletots erlaubten. Neugierig drängten ſich dieſe Zuſchauer vor und wagten ſich oftmals ſo dicht heran, daß die aufgeſtellten Poſten, Kuiraſſiere hoch zu Roß, kaum im Stande waren, die Eingänge frei zu halten, denn wenn auch Alles vor dem ſtampfenden Pferde oder ſobald man nur den ſtrahlenden Kuiraß und die glänzende Pallaſchklinge erblickte, augenblicklich zurückwich, ſo drängten doch die Hinteren immer wieder vor, und es war hier eine fortwährende lebendige Ebbe und Fluth.

Dies hinderte übrigens die Wagen nicht, wenn gleich im langſamſten Tempo, anzufahren und ſich ihres Inhalts zu entledigen. Freilich war die Reihe ſehr lang; wer daher ſpät von Hauſe weggefahren, ſich an's Ende derſelben anſchließen mußte, — im Falle er nämlich nicht zu den Bevorzugten gehörte, — konnte lange warten, bis er die Treppen erreichte. Zu dieſen Bevorzugten gehörte der Wagen des Polizeipräſidenten, der, von einem der Kuiraſſiere begleitet, ſogleich an den Eingang gelangte. Beide Damen und Herren ſtiegen aus, und als ſie das Veſtibul erreicht hatten, wo ſich in der Nähe des Tanzſaals die großen Garderoben befanden, drangen ihnen ſchon die rauſchenden Klänge einer Polonaiſe entgegen.

„Geſchwind, geſchwind!“ rief die Präſidentin, „die Polonaiſe beginnt, man darf das nicht verſäumen, wenn man einen Ueberblick über das Ganze erhalten will.“

Der Baron, welcher gehofft hatte, ſogleich beim Eintritt in den Saal verſchwinden zu können, ſah ſich genöthigt, der Tochter ſeinen Arm zu geben, während die Mutter von einem ſchon lange auf dieſen wichtigen Moment harrenden jüngern Polizeirath gekapert und in die Reihe weggeführt wurde. Der Präſident faßte ängſtlich ſeine Naſe und war ſchon im nächſten Augenblicke in den Strudel der Masken hineingeriſſen.

Ein gewöhnlicher Maskenball iſt von einem ſolchen bei Hofe wenig verſchieden. Hier ſind nur die Räume prächtiger, die Be-

leuchtung glänzender, der Eingeladenen mehr und dabei in den einzelnen Sälen, wo sich Alles zusammendrängt, eine unerträgliche Hitze, ein fabelhafter Staub und ein Gemisch von Parfums der verschiedensten Art. Im Uebrigen gleicht ein Maskenball dem andern auf's Haar. Hier wie dort sieht man prächtige Costüme, geschmackvolle Anzüge, neben andern, die recht übel gewählt, ja mitunter sehr fade erscheinen. Auch die Conversation bleibt sich im Ganzen ziemlich gleich. Geistreiche Bemerkungen wechseln ab mit den dummsten Phrasen, und das bekannte: „Maske, ich kenne dich!" ist ebenso hier wie dort, nur hier gewöhnlich in's Französische übersetzt, zu Hause.

Einen Vorzug haben übrigens die gewöhnlichen Bälle, daß sich nämlich sämmtliche Anwesende gleichförmig über das ganze Lokal vertheilen, wogegen hier die Säle und Zimmer, in denen sich gerade die allerhöchsten Herrschaften aufhalten, förmlich belagert sind, von einer Menschenmasse besetzt, die Kopf an Kopf steht, in der Jeder sich vordrängt, um gleich darauf wieder sanft zurückgedrückt zu werden, wo Jeder den Hals so lang als möglich emporstreckt und das süßeste Lächeln auf seinem Gesichte hervorruft, um gleich gerüstet zu sein, sobald ein gnädiger Blick herüberdringt.

Die Polonaise bewegte sich durch das ganze Appartement in einer fast endlosen Linie und hatte zuletzt den kleinen Thronsaal zu passiren, wo sich der allerhöchste Hof befand und auf diese Art alle anwesenden Masken Revue passiren ließ. Die Musik spielte ein so langsames Tempo, daß man nur so dahin zu schlendern brauchte, wodurch es auch den Herrschaften möglich war, sich jeden Einzelnen genau zu betrachten, und Diesen oder Jenen mit einem gnädigen Worte zu beglücken.

Vergeblich hatte der Baron Brand den Versuch gemacht, die junge Dame, welche er führte, zu überreden, mit ihm in eins der leereren Zimmer zu treten, um, wie er sagte, die langweilige Polonaise mit süßem Geplauder zu vertauschen; — es war ihm un-

angenehm, ja ihm bangte ordentlich davor, durch den Thronſaal zu gehen. Auguſte dagegen hätte um Vieles ihren Platz nicht verlaſſen. Sie hörte gern das Flüſtern um ſich her und vernahm es mit Stolz, wenn man ſich über ihren ſeltſam, aber elegant coſtümirten Begleiter in allerlei Muthmaßungen erging. Der Baron mußte vorwärts und da es nun einmal nicht zu ändern war, ſo hob er den Kopf leicht empor und ſchritt dahin, als ſei ihm Alles daran gelegen, die Aufmerkſamkeit der Anweſenden auf ſich zu ziehen.

Der ganze Hof war verſammelt; Ihre Majeſtät im geſchmackvollen Coſtüme einer reichen Burgfrau ſaß da, von Ihrem ritterlichen Gefolge umgeben. Aus dieſen hervor machten ſich beſonders vier ſchöne Stallmeiſterinnen bemerkbar, welche ſie zunächſt umſtanden. Eine derſelben war Eugenie v. S., und ſobald der Baron den Saal betrat, konnte er es begreiflicher Weiſe nicht unterlaſſen, mit ſeinem ſcharfen Auge ſogleich dieſes reizende Mädchen aufzuſuchen. Da ſtand ſie, die prächtige, ſchlanke Geſtalt, zunächſt am Seſſel Ihrer Majeſtät, auf deſſen Lehne ſie eine Hand aufgeſtützt hatte. Sie trug das eng anliegende dunkelblaue Reitkleid, welches ihre ſchönen Körperformen wunderbar hervorhob. — Weßhalb es ihn ſchmerzlich berührte, wußte der Baron ſelbſt nicht, aber als er von ihrer Schulter die bekannten Achſelbänder in Blau, Grün mit Silber herabflattern ſah, verurſachte ihm das ein widriges Gefühl. Dazu war das Geſicht des ſchönen Mädchens mit einer erſchrecklichen Bläſſe bedeckt und ihre Augen geröthet, als habe ſie geweint; ja zuweilen zuckten ihre bleichen Lippen und es war, als müſſe ſie ſich alle Gewalt anthun, um ihre Thränen zurückzuhalten. — Wo aber war der Herzog? — Richtig, dort ſtand er hinter ihr und hatte dieſelben Farben, welche Eugenie trug, an ſeinem Anzuge nicht geſpart. Zuweilen beugte er ſich angelegentlich und auffallend zu ihr hinüber und flüſterte ihr lächelnd einige Worte zu, welche ſie ja nicht unfreundlich erwidern durfte. Doch ſah das Lächeln,

welches alsdann über ihr Gesicht flog, so eisig, ja unheimlich aus, daß es den Baron ordentlich davor schauderte. Er verwünschte den Dienst, den er dem Herzog geleistet und hätte sich vielleicht noch größere Vorwürfe darüber gemacht, wenn seine Gedanken heute Abend nicht mit Wichtigerem beschäftigt gewesen wären. — Warum hatte er dem Herzog dergleichen Dienste geleistet? Um ihn seinerseits ebenfalls gebrauchen zu können und eine innige Verbindung mit ihm anzuknüpfen, die ihm später vielleicht von Nutzen sein konnte. Und dieses *später* — o es kam vielleicht nie, denn der Baron fühlte schmerzlich, daß der Zeiger seiner Lebensuhr wahrscheinlich eine Stunde anzeigte, so spät, daß sie mit dem Schlage derselben gänzlich abgelaufen sei. Und doch — wenn es eben möglich war, sollte dem Herzog nichts geschenkt sein. Unter diesen Gedanken durchschritt er den Saal, stolz, mit hoch erhobenem Kopfe, die erstaunten Blicke zurückgebend, die sich gegen ihn richteten. Es mußte etwas Eigenthümliches in seiner Erscheinung liegen, denn wo er vorbei kam, bewegten sich flüsternd die Lippen gegen den Nachbar und selbst Eugenie erhob ihren Blick und heftete die dunkeln, schwermüthigen Augen eine Sekunde lang fest auf ihn. Vor Etwas bangte übrigens dem Baron, vor dem Anblick des jungen Grafen Fohrbach, den er lieb gewonnen und der auch ihm stets mit gleicher Freundlichkeit entgegen gekommen war. Wahrhaftig, ihn reute die Geschichte mit den Achselbändern und er hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn er sie hätte ungeschehen machen können. — Ach! wie so Vieles. — Dort stand der Graf in einem sehr geschmackvollen Anzuge von violettem Sammet mit Silberstickerei; dort stand er, und als er ihn, den Baron erblickte, schien etwas Furchtbares in seinem Herzen vorzugehen. Seine Hände ballten sich zusammen, sein Auge flammte einen Moment, dann aber spiegelte sich etwas wie Bestürzung und Schrecken in demselben. Daß diese Aufre[illegible] jungen Mannes ihm gelte, fühlte der Baron wohl, doch war sie ihm unerklärlich, denn erstens erkannte er ihn gewiß nicht und dann konnte

er ja auch keine Ahnung davon haben, daß er, der Baron Brand, bei jener Geschichte mit Eugenie und dem Herzog die Hand im Spiele habe. Daß aber Graf Fohrbach bei seinem Anblick auf's Höchste erschreckt geschienen, ja, daß sein Auge zornig gefunkelt, war nicht zu läugnen; hatte er doch deutlich dessen Bewegung gesehen, als wenn er vorstürzen wolle und hatte bemerkt, daß ihn der alte Leibarzt ironisch lachend bei dem Arm ergriff und zurückzog. Auch folgte er ihm mit den Blicken, und als der Baron schon das Ende des Thronsaales erreicht hatte und nochmals rückwärts schaute, sah er den Grafen noch immer mit vorgestrecktem Halse und starren Augen.

Die Polonaise ging nun bald darauf zu Ende, der Baron brachte seine Tänzerin nach mühsamem Umhersuchen endlich glücklich zu ihrer Mutter und wollte sich nun so schnell als möglich zurückziehen. Doch ließ ihn die Präsidentin nicht so wohlfeilen Kaufes davon; er mußte sich den Polizeirath vorstellen lassen und die kluge Frau benützte hiezu den Augenblick, als er gerade Arm in Arm mit der Tochter vor sie hintrat. Es war diese Vorstellung gewissermaßen eine Lehre für den Polizeirath, denn vor einem Jahre hatte man ihm zu verstehen gegeben, daß eine Verbindung mit dem Hause des Präsidenten für ihn, der von sehr guter Familie war, vielleicht nicht unerreichbar sei. Er hatte aber bereits eine thörichte Liebe in seinem Herzen und zu wenig Weltklugheit, um einer künftigen Carrière selbst ein so kleines Opfer zu bringen.

Der Baron hatte übrigens nachgerade an der Comödie genug, in die er sich so leichtsinnig hinein gewagt, und blickte rings auf das Gewühl, um eine Direktion zu finden, bei welcher er sich am leichtesten zurückziehen könne. Doch sagte ihm die Präsidentin: „sehen Sie, wie ich alterirt bin, Baron. Haben Sie denn schon von der unglückseligen Geschichte mit der Baronin v. W. gehört? Gerechter Gott! man hat es mir schon von mehreren Seiten gesagt und denkt, ich, als Frau des Präsidenten, müsse darum wissen; hatte aber

keine Ahnung davon. Mein Mann spricht niemals über so etwas. Haben Sie es denn gewußt?"

Baron Brand zuckte mit den Achseln und entgegnete: „ich erfuhr es ebenfalls vorhin. Das ist freilich eine traurige Geschichte. Und man weiß nichts Näheres?"

„Man sagt dies und das; Gott! wenn nur der Präsident käme. Wer weiß, wo der Mann wieder am Spieltische sitzt. Ich sollte doch eigentlich den Leuten gegenüber etwas Genaueres wissen."

Der Polizeirath, der sich vorhin zurückgezogen, näherte sich jetzt eilig wieder und sagte: „der Herr Herzog sucht den Herrn Polizeipräsidenten. Dort kommen Seine Durchlaucht."

Nach diesen Worten trat er mit einem tiefen Bückling zurück, um dem Herzoge Platz zu machen, der nun zu der Gruppe trat, sich vor Mutter und Tochter etwas verneigte und den ihm Fremden, der neben der Tochter stand, von der Seite anblickte. Der Baron, der an der Präsentation von vorhin genug hatte, wandte sich an den Herzog und sagte ihm lächelnd: „Gnädigster Herr, ich erlaube mir, Ihnen einen guten Abend zu wünschen."

„Ah! die Stimme sollte ich kennen," erwiderte der Herzog, wobei er den Andern forschend betrachtete. „Wären Sie es wirklich, Baron Brand?"

„In eigener Person; Coeur de Rose! ich muß mir wahrhaftig auf meine Vermummung etwas einbilden."

„Ich mache Ihnen mein Compliment," entgegnete Seine Durchlaucht; suchte Sie auch schon eine gute Weile, Sie und den Herrn Polizeipräsidenten. Wissen Sie, ich kann Sie nun einmal von dem Departement nicht trennen. — Gnädige Frau," wandte er sich an die Präsidentin, „Sie müssen diesem gefährlichen Menschen den Zutritt in Ihr Haus nicht so sehr erleichtern."

Die Mutter lächelte sanft und erwiderte: „es gibt Verhältnisse, Euer Durchlaucht, unter deren Schutz man viel gestatten kann."

„Ah! es gibt Verhältnisse!" rief lachend der Herzog. „Was

Teufel! Baron, hat man Sie endlich erwiſcht, — Sie Heuchler und Verräther! — Fräulein Auguſte, darf ich Ihnen meine Gratulation machen?"

Das Mädchen knixte und blickte ſehr ſchüchtern zu Boden. Mama erhob ihren Kopf ſehr würdevoll, wobei ſie den Fächer ſpielen ließ, und Herr von Brand ſtand wie auf Nadeln.

Glücklicher Weiſe erinnerte ſich der Herzog, weßhalb er eigentlich gekommen, und ſprach zur Präſidentin: „haben Sie keine Idee, wo ich Ihren Herrn Gemahl treffen kann? Ich muß ihn dringend ſprechen."

Abermals trat der Polizeirath, und diesmal noch ſchüchterner, zu der Gruppe und meldete gehorſamſt, ſein hoher Chef ſei im runden gelben Salon und eben im Begriff, eine Whiſtpartie zu finden.

Zum Glück flüſterte in dieſem Augenblicke Auguſte ihrer Mutter etwas zu, weßhalb es dem Baron möglich wurde, dem Herzog zuzuraunen: „nehmen Sie mich mit."

„Dank Ihnen," wandte ſich dieſer an den Rath und ſagte dann zu den Damen: „Sie werden entſchuldigen, daß ich Ihnen den Baron auf einige Minuten entführe. Kommen Sie, ich habe mit Ihnen zu ſprechen."

Beide entfernten ſich und es gelang ihnen ohne Mühe, durch das Gedränge zu kommen, denn überall wurde dem Herzog auf das Ehrerbietigſte Platz gemacht. Dieſer ſchob ſeinen Arm unter den des Herrn von Brand, und als ſie in eine Gallerie kamen, wo ſich nur wenige Gäſte ergingen, ſagte er: „Baron, ich bin ungeheuer in Ihrer Schuld. Sie haben die Sache mit den Achſelbändern vortrefflich arrangirt. Wenn ich nur eine Ahnung davon hätte, wie Sie das angefangen. Ich zweifelte daran und war nicht weniger überraſcht als Graf Fohrbach, deſſen Geſicht Sie hätten ſehen ſollen. Ah! das war komiſch; haben Sie ihn nicht zufällig erblickt?"

ſehen, was er will, er ſucht immer was dahinter. Das muß ſelbſt ein ganz ſchlechter Menſch ſein, denn wer ſich immer die Sachen ſo raffinirt ausdenkt und ſo bis auf's Kleinſte auszurechnen weiß, was ſo eine arme Frau wohl thun könnte, der muß Alles ſchon ſelbſt getrieben haben. Hat es doch neulich um den Literaten oben, der doch wahrhaftig nicht ausſieht, als wollt' er ſolche Eroberungen machen, einen Spektakel gegeben.

Jonas.

Ach, was du nicht Alles weißt!

Roſa.

Ja, im Theater, da hat er von der vierten Gallerie immer herunter geſehen in ihre Loge, und darüber hat der Herr von Hartmann den ganzen Abend gelärmt. Seht, Vater, ich ſollt' ſo einen Mann haben!

Jonas.

Und was wär's dann?

Roſa.

Ja, die Augen kratzte ich ihm aus und ließe mir dann erſt recht den Hof machen.

Jonas.

Dafür wird doch unſer Herr Gott ſchon bewahren, ſagt Göthe irgendwo.

Roſa.

Ja, ich ſollte nur ſo eine Frau ſein! (Geht nach hinten ab.)

Dritter Auftritt.

Jonas (aufſtehend).

Mir geht's eigentlich wie der Frau von Ruck. Mir iſt auch der Verbreiter das liebſte Blatt von allen. Ja, man bekommt immer das Beſte, was in der Welt paſſirt, ſo für ſich angerichtet; man braucht nur zuzugreifen. Vorne irgend eine ſchöne Erzählung, wo man ſo recht geſpannt auf die andere Nummer wartet. Immer denkt man, jetzt wird was Schönes kommen und bleibt in fortwährender angenehmer Erwar-

„Nein," erwiderte der Andere mit großer Ruhe. „Aber ich bemerkte, daß Fräulein Eugenie sehr blaß und angegriffen aussah."

„Das ist mir recht," bemerkte der Herzog eifrig. „Glauben Sie mir, dieser Farbenwechsel kann gute Früchte tragen."

„Meinen Sie?"

„Oho! es war das auffallend genug. Der ganze Hof erkannte augenblicklich meine Farben; ich sah viele lächelnde Gesichter. Das hat sie ungeheuer compromittirt."

„Das thäte mir wahrhaftig leid."

„Teufel auch! — Bei solchem Kriege gelten alle Mittel," sprach der Herzog, und fuhr seufzend fort: „ich bin in das Mädchen rasend verliebt, und es ist nicht blos façon de parler, wenn ich wiederholt versichere, daß ich Ihnen mit meinem ganzen Einfluß zu Gebote stehe."

„Davon hoffe ich baldigst Gebrauch zu machen," erwiderte der Baron. „Sie suchen den Polizeipräsidenten?"

„Soll ich vielleicht bei dem für Sie sprechen?" fragte lachend Seine Durchlaucht. „Apropos, ist denn wirklich wahr, was Madame uns vorhin gesagt?"

Der Baron zuckte die Achseln und warf leicht hin: „man kann sich nie genug in Acht nehmen. — Aber wenn ich mir eine Frage erlauben dürfte: was suchen Sie bei der Polizei, gnädigster Herr?"

„Haben Sie denn noch nicht von der scandalösen Geschichte gehört?"

„Von welcher?" fragte so unbefangen wie möglich der Baron.

„Nun, mit der Baronin W. Der ganze Hof, die Gesellschaft sind empört darüber. Ich suche den Präsidenten im Namen Ihrer Majestät."

„Sie sehen mich ganz erstaunt; ich weiß von nichts."

„Sie wissen so gut wie ich, daß der alte General beständige Differenzen mit seiner Frau hatte. Der Währwolf! Eine so schöne, liebenswürdige Frau! Weiß der Teufel, was sie für eine Geschichte

gehabt hat, denn unter uns geſagt: in dem Punkt iſt es nicht ganz richtig. Genug, da iſt ein Haus in der Schilderſtraße, das hat ſie zuweilen incognito beſucht. Nun hat aber auch, weßhalb weiß ich noch nicht, die Polizei auf eben dies Haus ein Auge. Denken Sie, Baron, man beſetzt das Haus mit dem Befehl, Alles was ſich dort befände, feſtzuhalten und arretirt zu gleicher Zeit die unglückliche Frau, die ſich zufälliger Weiſe in einem Zimmer des erſten Stocks befindet —"

„Man arretirt ſie?" rief der Andere erſchreckt.

„Das heißt, man verbietet ihr bis auf Weiteres, das Haus zu verlaſſen. Nun mag der Teufel wiſſen, weßhalb zu gleicher Zeit die alte Excellenz von der Geſchichte gehört hat. Genug, der General ſchlägt einen unerhörten Scandal auf und bringt die Sache direkt vor Seine Majeſtät."

„Das iſt ja eine furchtbare Geſchichte! — Und was ſoll der Polizeipräſident thun?"

„Einfach der armen Frau geſtatten, daß ſie das Haus verläßt."

„Und wem gehört das Haus?"

„Das wiſſen die Götter. Es ſoll ſehr elegant möblirt ſein. Entre nous, die Sache hat ſchon ihren Haken. Aber Sie, der hinter Alles kommt, ſollten das auch ergründen. Nicht wahr?"

„Wenn man mir den Auftrag dazu gäbe," entgegnete ruhig der Baron.

„Nun, den gibt man Ihnen mit tauſend Freuden," ſagte eifrig Seine Durchlaucht.

„Aber wer, gnädigſter Herr?"

„Nun, meinetwegen Ihre Majeſtät; ich will das verantworten."

„Meinen tiefſten Reſpekt vor Ihrer Majeſtät," meinte lächelnd der Baron, „aber um jetzt da was vorzunehmen, müßte man einen Befehl des Präſidenten haben, mit der Gefangenen verkehren zu dürfen."

„Den würde Ihnen der künftige Schwiegerpapa gewiß nicht abschlagen.“

„Scherz bei Seite, gnädiger Herr! Da kann ich nichts machen. Aber wenn Sie im Auftrage Ihrer Majestät dem Präsidenten scharf zu Leibe gehen, so wird es Ihnen leicht, ihm einen Befehl auszupressen, der mir erlaubt, das Haus in der Schilderstraße zu besuchen.“

„Und darf ich Sie ihm nennen?“

„Versteht sich von selbst; machen Sie von meinem Namen jeden beliebigen Gebrauch.“

„Diese Unterredung hatten beide Herren im Durchschreiten der langen Gallerie gehalten, waren aber dabei jeden Augenblick stehen geblieben und hatten jetzt das Ende derselben erreicht. In dem Moment, als sie dieselbe verlassen wollten, fast unter der Ausgangsthüre, stießen sie auf den Grafen Fohrbach, der am Arme des Herrn von Steinfeld eilig eintrat. Beim Anblick des Herzogs und des Barons trat der Graf mit einem seltsamen Ausdruck im Gesichte auf die Seite und schien einige Sekunden unschlüssig, ob er näher treten oder sich entfernen solle. Augenscheinlich hatte der Graf den Herrn von Brand aufgesucht, hielt es aber bei der Anwesenheit Seiner Durchlaucht nicht für geeignet, ihn anzureden. Letzterer lächelte auf eine eigenthümliche Art und es war das ein Lächeln, welches eine tiefe Röthe auf dem Gesichte des Adjutanten hervorrief, was übrigens der Baron, der sich hastig von dem Arme des Herzogs losgemacht hatte, nicht zu bemerken schien, und wie von einer plötzlichen, sehr wichtigen Idee getrieben, auf den Herrn von Steinfeld zutrat, der aber befremdet einen halben Schritt zurücktrat.

Es war diese Begegnung übrigens für alle vier ein peinlicher Moment, welchem der Herzog dadurch entging, daß er eine leichte Verbeugung machte und seinem Begleiter sagte: „erwarten Sie mich in der Nähe, Baron, ich hoffe Ihnen das bewußte Papier sogleich zu überbringen.“

Graf Fohrbach blickte dem Herzog nach, bis derſelbe im Nebenzimmer verſchwunden war. Dann wandte er ſich an den Baron, der wohl vorherſehend, was jetzt kommen würde, ruhig ſtehen geblieben war.

„Wir haben Sie aufgeſucht, Herr von Brand,“ ſagte der Adjutant nach einer Pauſe in einem Tone, dem man deutlich anhörte, daß ſich der Sprecher zwang, ihn ſo ruhig als möglich zu halten.

„Beide Herren haben mich aufgeſucht?“ erwiderte der Baron auf die verbindlichſte Art von der Welt. „Alſo führt Sie eine gemeinſame Angelegenheit zu mir? Und es trifft ſich das für mich ſehr angenehm, denn ich war ebenfalls im Begriff, beide Herren aufzuſuchen. — Gewiß, Graf Fohrbach; beide Herren.“ Die Haltung, welche der Baron bei den letzten Worten angenommen hatte, ſowie die Art, wie er ſeine Worte betonte, waren ſo gänzlich verſchieden von ſeiner ſonſtigen Weiſe, daß ſie offenbar ihren Eindruck auf die Andern nicht verfehlten.

„Es iſt hier eigentlich nicht der Ort zu Erklärungen,“ ſagte Herr von Steinfeld, „und müſſen wir Sie bitten, uns in eins der leeren Nebenzimmer zu folgen.“

„Auch zu dem, was ich mitzutheilen habe,“ erwiderte der Baron beipflichtend, „ſind die Säle eigentlich nicht paſſend und würde ich den beiden Herren folgen, wohin es ihnen beliebte, doch vernahmen Sie ſelbſt den Befehl Seiner Durchlaucht, welcher mich hier an dieſen Platz feſſelt.“

„Und die Befehle des Herrn Herzogs werden pünktlich befolgt,“ erwiderte Graf Fohrbach ironiſch.

Doch ſchien der Baron das nicht verſtehen zu wollen, denn er fuhr ruhig fort: „ſollten Sie es aber vorziehen, in einer ſpätern Stunde über mich zu verfügen, ſo füge ich mich, wo es immer ſei, Ihren Wünſchen.“

„Ich würde es als eine Gefälligkeit anſehen, wenn Sie jetzt einen Augenblick für uns hätten,“ ſagte der Graf. „Du biſt

ebenfalls frei," wandte er sich an Herrn von Steinfeld, „wer weiß, wozu man später commandirt wird. Es ist hier nebenan ein kleines Kabinet, wo wir vor allen Lauschern sicher sind."

Der Baron Brand verbeugte sich und einer Handbewegung des Adjutanten folgend, die ihn nöthigte, voran zu gehen, verließ er die Gallerie und betrat das bezeichnete Kabinet. Die Andern folgten ihm.

In diesem Kabinete war man freilich von den Lauschern sicher. Es bildete eine Ecke des Schlosses und hatte auf diese Art keine Seitenzimmer. Die Wände desselben waren mit dunkelrothen Seidentapeten bedeckt, wodurch es, nur von zwei Wachskerzen erhellt, bei dieser Farbe ziemlich dunkel war. In dem Kamine von polirtem Stahl brannte ein mächtiger Holzstoß und in kleinen Fauteuils vor demselben ließen sich der Graf, sowie Herr von Steinfeld nieder. Der Baron dagegen zog es vor, stehen zu bleiben und lehnte sich mit dem Rücken so gegen dem Kamingesims, daß weder der Schein des Feuers in demselben, noch der der Wachskerzen auf sein Gesicht fiel. Rings umher war alles so still, daß es der von ferne sehr gedämpft herüber dringenden Töne der Musik bedurfte, um sich zu erinnern, daß man in der unmittelbaren Nähe eines Ballfestes sei.

Es dauerte übrigens längere Zeit, ehe Einer von den Dreien das Wort ergriff. So sehr es den Grafen gedrängt, den Baron aufzufinden, den er mit Recht im Verdacht hatte, bei der Geschichte der Achselbänder mitgewirkt zu haben, — denn er erinnerte sich wohl jenes Berichtes, den er damals im Schlosse angehört, — so versank er doch jetzt, vor den spielenden Flammen sitzend, momentan in tiefe Gedanken, aus denen ihn Herr von Steinfeld nicht weckte, da er mehr Zeuge als Selbsthandelnder war, ebensowenig der Baron, der die Arme über einander geschlagen hatte und angelegentlich die Tapete betrachtete, die jetzt fast schwarz erschien, und gleich darauf, wenn die Flamme aus dem Holzstoße stärker empor-

loderte, wie glühend roth angestrahlt wurde. Dieser hatte so seine eigenen Gedanken, — wilde schreckliche Gedanken, wie vor ein paar Stunden in dem Garten der Polizeidirektion; nur war jetzt mehr Klarheit hinein gekommen, er wußte, was er wollte, und nachdem er noch eine Weile schwer mit sich gekämpft, sah er es deutlich vor sich, das Ende seines vielbewegten, seltsamen Lebens. Er fuhr aus seinen Träumereien empor und wandte sich mit den Worten an die beiden Herren: „Sie wollten mir Mittheilungen machen? — Erlauben sie mir, daß ich das Wort ergreife, und wenn ich zu Ende bin, werden Sie wohl eingestehen, daß ich vielleicht die meisten Ihrer Fragen ohne sie zu kennen beantwortet." — —

Achtzigstes Kapitel.

Gnade und Ungnade.

Der Chef des Polizeidepartements — er war wie die meisten alten Herrn in schwarzem Frack, über dessen Rücken etwas wie eine schwarzseidene Schürze flatterte, einen Domino vorstellend, — bedauerte unendlich, daß die berühmte Geschichte mit der Diebsbande nicht schon ein paar Monate eclatirt wäre, wegen der sehr leeren linken Seite seines Frackes im traurigen Gegensatz zu den andern Departementschefs, die bei den großen Gelegenheiten wie ein wandelndes Stück Firmament aussahen. Er war sich aber seiner Wichtigkeit, namentlich im gegenwärtigen Augenblicke, vollkommen bewußt, und seine Nase, nachdem er sie gehätschelt und sanft geklopft, erhielt die Freiheit, hoch über Veränderlich auf schön Wetter zu steigen, um als getreuer Barometer dem Publikum anzuzeigen, daß ihr Herr außerordentlich mit sich zufrieden sei.

So war er durch die Zimmer stolzirt, und wenn es auch sonst nicht gerade zu seinen Gewohnheiten gehörte, sich vorzudrängen,

ſo that er doch heute Abend etwas dergleichen und wandelte zu dem Zweck den innern Appartements zu, wo der allerhöchſte Hof ſeinen kleinen Cercle hielt, unter einander plauderte oder mit Vertrauten ſprach. Man mochte hier im Allgemeinen den Präſidenten wohl leiden. Die Herren ſchätzten ihn, weil ſelbſt der geordnetſte Mann wohl einmal in den Fall kommen konnte, von ſeiner mächtigen Hülfe Gebrauch machen zu müſſen, und die Damen, weil er ein kleines Original war, pikante Geſchichten zu erzählen wußte und während des Winters ein paar recht hübſche Bälle gab.

Der Hof war gruppirt, wie es ſich von ſelbſt verſteht, die glänzenden Sonnen waren von den leuchtenden Planeten umgeben, dieſe wieder umtanzt von den Monden, denen ſie ihr Licht verliehen, und umringt von dem zahlloſen Heer des gemeinen Geſtirnes. Zuweilen ſchoß auch ein Komet durch den ſtrahlenden Kranz in Geſtalt eines beſcheidenen Aſſeſſors oder unternehmenden Lieutenants, ein ſchüchterner Komet, der nun aus Alteration, ſich in den höchſten Cirkel verirrt zu haben, ohne ſich aufzuhalten, bis an's Ende ſämmtlicher Säle ſauste und ſich erſt da, wo ihn Niemand mehr bemerkte, erſchreckt umwandte.

Der Präſident betrat dieſen Salon, gewiß nicht in der Abſicht, dort zu bleiben, ſondern nur um hier durch in den gelben Saal zu einer Partie Whiſt zu gelangen. Er hätte freilich auch noch einen andern Weg dorthin nehmen können, aber die kleinen Strahlen höchſter Gunſt, die bei ſolchen Gelegenheiten ſelten verfehlten, ihn zu beglücken, thaten ſeinem alten Herzen ſo wohl. Die Frau Herzogin beſonders war ihm ziemlich gewogen und ermangelte nie, einen huldreichen Spaß mit ihm zu machen; ja, Ihre Majeſtät hatten, am Whiſttiſche ſitzend, ſchon die außerordentliche Gnade gehabt, ihm einen Blick in Höchſtihre Karten zu geſtatten, und ſelbſt Seine Majeſtät bemerkte ſeinen Chef der Polizei nicht ungern und hatten immer etwas Angenehmes für ihn in Bereitſchaft, war es nun ein ſpaßhaftes Wort oder eine huldreiche Handbewegung. Der

Präſident verließ den allerhöchſten Kreis nie, ohne ſolchergeſtalt reichlich bedacht worden zu ſein.

So empfänglich für alles Gute, betrat er auch heute dieſen Saal und zufällig durch eine Thüre, welche ihn vis à vis Ihrer Majeſtät brachte, die ihn einen Augenblick fixirten, die Augen zuſammen zogen, und ſich dann, ohne die tiefe Verbeugung des Chefs der Polizei zu bemerken, nach der andern Seite wandten, wobei Ihre Majeſtät zu der Frau Herzogin ſagten, daß ſich die neue blaue Seidentapete doch vortrefflich ausnähme. Der Präſident, etwas erſtaunt, tänzelte zierlich bei den Herrſchaften vorbei, und als er in den Geſichtskreis der Frau Herzogin trat, brachte er auch hier pflichtmäßig ſeine Verbeugung gegen Hochdieſelbe an. Dieſe wandte ſich nun gerade nicht herum, doch dankte ſie mit einer Neigung des Kopfes ſo kalt, ſo ſteif und förmlich, daß der Präſident unwillkürlich hinter ſich ſchielte, ob ſich dort nicht zufällig ein neu erſchaffener Kammerherr zeige oder die Frau eines alten Beamten von ſehr jungem Adel, denen dieſer Gruß gegolten. Aber hinter ihm war nichts als ein großer Spiegel, der ſeine eigene Geſtalt und ſein beſtürztes Geſicht wie neckend zurückwarf.

Daß der Präſident nicht falſch geſehen, bemerkte er als Mann, der den Hof kennt, an den Geſichtern der Cavallere, durch welche er hindurch ſchritt, und von denen die meiſten ſonſt für ihn voll Aufmerkſamkeiten waren. Heute erging es ihm wie dem Herrn von Dankwart, denn wenn er rechts und links ſeine Hände ausgeſtreckt hätte, wäre Niemand da geweſen, um ſie zu ergreifen und zu ſchütteln. Wo er ſelbſt ein freundliches Wort ſprach, da wich man augenſcheinlich zurück und hatte nur ein verlegenes Grinſen ſtatt aller Antwort. Die Naſe des Präſidenten ſank auf Veränderlich herab; er ſpürte ſchlechtes Wetter, und an dem Benehmen der Excellenzen in dem gelben Salon, die ihn ſonſt gerne zu ihrer Spielpartie zogen, fand er ſeine Vermuthungen beſtätigt. Alle Tiſche waren bereits beſetzt, und wo ſich allenfalls noch ein Platz zeigte,

da wurde faſt Angeſichts des Präſidenten ein Nebenſtehender gepreßt, um den leeren Platz einzunehmen.

Es iſt wunderſam, wie in der Welt oft des Einen Schaden dem Andern zum Nutzen wird. So ging es bei der eben erwähnten Veranlaſſung — dem Preſſen eines Mitſpielers nämlich — dem Herrn von Dankwart. Vergeblich hatte dieſer längere Zeit in dem Dunſtkreis der höchſten Herrſchaften herum geſchwänzelt, — es wollte keines, ſelbſt nicht einmal eines der Geſtirne dritten Ranges, eine Anziehungskraft auf ihn ausüben. Seine gefälligſten und geiſtreichſten Bemerkungen waren nur für den leeren Raum geſprochen, und als ihm endlich eine etwas kecke Annäherung an die Frau Herzogin ein pikantes Wort eingetragen hatte, ſah er ſich veranlaßt, den Kreis der Sonnen und Planeten zu verlaſſen und als unglückliche Sternſchnuppe in's Nebenzimmer abzublitzen. Zum Glück für ihn fiel er hier an den Tiſch Seiner Excellenz des Oberſtſtallmeiſters, der mit dem Hoftheater-Intendanten auf den dritten Mann wartete, und nun beim Anblick des Präſidenten in der Noth zum Herrn von Dankwart griff, als kluger Mann denkend, daß man immer unter zwei Uebeln das kleinſte wählen müſſe.

Der Präſident wußte nicht, was er von allem dem zu halten habe; er ſchien ſeine Naſe befragen zu wollen, indem er ſie faßte und tief herabzog, aber dieſelbe blieb ſtumm und antwortete nur durch ein ſtilles Seufzen. Er wandelte nach und nach bei ſämmtlichen Spieltiſchen vorbei, bald hier bald dort eine Bemerkung in das Geſpräch werfend, doch waren die Antworten, die er erhielt, ebenfalls kalt und förmlich, ja mancher ſchaute ſich um, ob wohl Jemand bemerke, daß der arme Präſident neben ihm ſtehe. So kam er auch an die andere Thür des gelben Salons, wo er mit Herzog Alfred, der ihm haſtig entgegen kam, zuſammentraf. — „Ah!“ rief dieſer mit lauter Stimme, „Sie habe ich lange geſucht.“

Dem Chef der Polizei war es bei dieſen Worten zu Muth, als ginge ihm in finſterer Nacht ein Stern auf. „Gott ſei Dank!“

ſeufzte er in ſich hinein, „endlich doch einmal ein Weſen, das menſchlich denkt. Unter Larven die einzig fühlende Bruſt.“ Das Ausſehen des Herzogs war leutſelig und freundlich wie immer, und dazu ſprach er mit ſo hörbarer Stimme, daß faſt ſämmtliche Spielende ihre Köpfe herumdrehten.

„Haben Sie einen Augenblick für mich übrig,“ fuhr Seine Durchlaucht fort, „ſo wäre es mir angenehm, wenn Eure Excellenz einen Gang mit mir durch die Zimmer machten.“

Auf's Höchſte geſchmeichelt, verbeugte ſich der Präſident, und Beide traten in das anſtoßende Gemach.

„Aber, Präſident,“ ſagte der Herzog, als ſie allein waren, „was machen Sie um Gotteswillen für Geſchichten!“

„Daß man mich im Verdacht hat, als mache ich ſeltſame Geſchichten, habe ich ſchon bemerkt,“ entgegnete der Chef der Polizei in kläglichem Tone. „Aber ich kann Euer Durchlaucht verſichern, daß ich ſo wenig weiß, weſſen man mich beſchuldigt, als wenn ich ein neugeborenes Kind wäre.“

„Der Teufel auch! Da haben Sie ein ſchlechtes Gedächtniß oder ſind wirklich wie ein unſchuldiges Kind. Meinen Sie, es könnte Ihrer Majeſtät und der Frau Herzogin gleichgültig ſein, wenn Sie ſo mir nichts dir nichts einer Dame Hausarreſt geben, die mit den Herrſchaften ſo häufig en petit comité war?“

„Ah!“ machte verblüfft der Präſident, denn ihm flammte ein koloſſales Licht auf. Doch ſagte er ſchüchtern: „ich kann Euer Durchlaucht verſichern, daß ich vorher Rückſprache mit dem Gemahl dieſer Dame genommen.“

„In deſſen Falle Sie gegangen ſind!“ ſprach ungeduldig der Herzog. „Kennen Sie den alten Fuchs ſo wenig? Er hat einen Scandal herbeigeſucht, um ſich mit Anſtand von ſeiner Frau trennen zu können; er gab Ihnen freilich ſeine Zuſtimmung, aber eine Viertelſtunde nachher verklagte er Sie bei Seiner Majeſtät als — roh und gewaltthätig.“

tung, ohne daß gerade viel Intereſſantes paſſirt; — und dann die Tages-neuigkeiten, man weiß dann gleich, was in der Politik hie und da geſchehen iſt, wo z. B. ein Gewitter außerordentlich ſtark war, wo es gebrannt hat, und daß wir nun bald eine Eiſenbahn bekommen, wenn das Terrain ſeine Schwierigkeiten überwindet. Auch freut es mich, wenn ich leſe, daß unſere hier verfertigten Handſchuhe beſſer ſind, als die Pariſer, und daß das Eau de Cologne, was man hier macht, vor dem Kölner einen weſentlichen Vorzug hat. Wahrhaftig, es kann mich ganz rühren, und bringt mir ſo meine ganze Jugend wieder in Erinnerung, meine Jugend, der ich vor einigen dreißig Jahren Adieu ſagte, wenn ich unter den Tagesneuigkeiten hie und da eine Anekdote leſe, die mir meine Großmutter ſchon erzählte. Es muß doch keine Kleinigkeit ſein, ſo ein Blatt zu ſchreiben, wo man ſo Alles auf's Gründlichſte und Genaueſte wiſſen muß. Ja, es iſt kein Spaß. Und nun gar ſo eine Recenſion über das, was geſtern im Theater gegeben wurde, worin es dann immer heißt: der hat gut geſpielt, oder: der war brav, oder: unſere erſte Sängerin hat ſich ſelbſt übertroffen. Was ſo ein Mann Alles beſſer weiß? Wenn er z. B. ſagt: warum ſpielte dieſe oder jene Rolle unſer allbeliebter Herr Krautſtengel nicht, ſtatt des auch gern geſehenen Herrn Hanfſtengel? Ja, ja, 's iſt kein Spaß! So ein Mann nimmt Alles nur in Allem, weil er niemals ſeines Gleichen geſehen, ſagt Kotzebue irgendwo. (Setzt ſich in den Lehnſtuhl und beſchäftigt ſich mit den Zeitungen.)

Vierter Auftritt.

Jonas. Roſa (mit einem Paket Bücher).

Roſa.

Hier, Vater, ſind aus der Buchhandlung Bücher für die Frau von Hartmann, und ich habe ſo durch das offene Papier ein wenig hinein geſehen. Es iſt die Fortſetzung der Pariſer Myſterien. Ach, das ſoll ein ſo ſchönes würdiges Buch ſein. Alle meine Bekanntinnen leſen es, und ſie behaupten: ein ſchöneres und lehrreicheres Buch ſei ihnen noch nicht vorgekommen.

Jonas.

Leg nur dahin, leg nur dahin, und verbrenn dir die Finger nicht. Hab' auch neulich ſo einen Blick hineingeworfen und da Sachen gefunden,

„Welche Immoralität! — Und bei Seiner Majestät sagen Sie?“

„Bei Seiner Majestät, und Dieselben sollen sich geäußert haben, das sei ein Akt der Rücksichtslosigkeit, wie ihm selten etwas Aehnliches vorgekommen.“

„Ich bin verloren,“ sprach der Präsident mit schmerzlicher Stimme und schielte unter seiner Nase hinweg, die betrübt herabgesunken war auf den so leeren Fleck an der linken Seite seines Frackes.

„Aber was dachten Sie eigentlich bei der Geschichte? Es heißt, Sie seien einer Spitzbubenbande auf der Spur; aber ich bitte, wie können Sie dergleichen mit jener armen Frau zusammen bringen! Ah! Präsident, ich kenne Sie gar nicht mehr.“

„Gott soll mich bewahren, daß ich die Baronin verdächtigen wollte. Aber das Haus ist verdächtig, und da man sie da fand, war man quasi genöthigt, sie festzuhalten.“

„Ich habe Sie nie als einen so furchtbaren Wütherich gekannt.“

„Und dann kann ich auch Euer Durchlaucht versichern, daß der alte General die Verhaftung nicht nur gut geheißen, sondern auch seine Frau im höchsten Grade mir verdächtigt hat.“

„Hol' ihn der Teufel! Aber wie gesagt, Präsident, wir müssen einlenken. Wissen Sie, man wird von Oben herab nie befehlend in Ihre Geschäfte eingreifen, aber man erwartet dagegen, daß Sie etwas thun, um allerhöchste Wünsche, deren Ueberbringer ich bin, zu erfüllen.“

Der Präsident überlegte zaudernd.

„Ich möchte um Alles in der Welt nicht melden, daß sich Euer Excellenz lange bedacht,“ sprach ernst der Herzog. „Und thun Sie gleich, was Sie thun wollen: ich möchte gern so bald wie möglich anzeigen, daß Alles in Ordnung sei.“

„Daß ich den Arrest aufgehoben, der auf den Bewohnern jenes Hauses liegt?“

„Natürlich vor allen Dingen, daß Sie die Baronin freigegeben. Mit dem andern Volke können Sie machen, was Sie wollen.“

Der Präſident ſchüttelte leicht den Kopf und erwiderte: „ſo wie Euer Durchlaucht meinen, geht das nicht. Vielleicht kennen Sie das große Wort: Gleichheit vor dem Geſetze. Ich muß entweder Alle behalten oder Alle freigeben, und in letzterem Falle erklären, die Polizei habe ſich geirrt. — Das wäre ſchrecklich."

„So thun Sie einmal das Schreckliche; für die unglückliche Frau wird es auch beſſer ſein, wenn man ſagen kann, es ſei ein Irrthum vorgefallen. — Ah! dies ſchöne Weib!" ſetzte er leiſe mit einem Seufzer hinzu, „wie wurde ſie zu ſolch' unvorſichtigen Geſchichten getrieben! Ich wollte nur, ich hätte mich ihrer angenommen."

Der Präſident hatte mit ſich ſelbſt gekämpft, endlich aber rief er aus: „in Gottes Namen! Wenn ich nur einen meiner Räthe im Gewühl finde, den ich hinſchicken kann."

„Das bedarf's gar nicht," ſagte freudig der Herzog. „Geben Sie mir zwei Zeilen, der Baron Brand hat ſich angeboten, die Sache heute Abend noch zu arrangiren. Kommen Sie, da iſt Papier und Feder."

Mit einem unterdrückten Seufzer ſetzte der Präſident einige Zeilen auf, unterſchrieb und hielt ſie dem Herzog hin. Ehe er ſich aber das Papier aus ſeiner Hand nehmen ließ, ſagte er: „bevor der Baron Brand, der mir, natürlich in einem andern Coſtüm, als Unterhändler ganz recht iſt, die Geſchichte beſorgt, möchte ich demſelben noch ein paar Inſtructionen geben."

„Aber, Präſident, keine Contre-Ordre!" meinte der Herzog lachend.

„Wo denken Sie hin?" erwiderte der Präſident, und fuhr nach einer kleinen Pauſe, während welcher er das Papier in der Hand auf und ab bewegte, fort: „ein Dienſt iſt des andern werth, Euer Durchlaucht. Hier haben Sie den Befehl, aber dafür führen Sie mich durch das gelbe Spielzimmer und den Salon, wo die Herrſchaften ſind, in freundlichem Geſpräch."

„Arm in Arm mit dir!" ſagte laut lachend der Herzog, indem

er das Papier nahm, „so fordre ich mein Jahrhundert in die Schranken.“

Und dann gingen die Beiden dahin, wirklich Arm in Arm, bei den erstaunten Spielern vorbei, in den kleinen Salon, wo die Frau Herzogin, ihrem Sohne freundlich zunickend, meinte: es freue sie recht besonders, endlich auch den Polizeipräsidenten zu sehen. Ihre Majestät saß am Spieltische und ließen in diesem Augenblick eine Karte fallen, welche der Chef der Polizei aufzuheben das Glück hatte, und sich dann berauscht in den gelben Saal zurückzog, wo ihm alsbald mehrere Stroh- oder todte Männer angeboten wurden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In dem rothen Kabinet hatte unterdessen der Baron von Brand, unbeweglich an dem Kamingesims lehnend, seinen beiden Zuhörern eine furchtbare Geschichte erzählt, — die Geschichte seines Lebens. Er hatte dabei nichts verschwiegen, nichts beschönigt, er hatte sich selbst gezeichnet mit seinen schönen und herrlichen Eigenschaften, mit seinen Fehlern und Lastern. Herr von Steinfeld, der vor dem Feuer saß, hatte seine Arme auf die Knie gestützt und ließ das Gesicht in beiden Händen ruhen.

„Jetzt wissen Sie Alles,“ schloß Herr von Brand. Und nach einem tiefen Seufzer, der seiner Brust entstieg, fuhr er sich mit der Rechten über das Gesicht.

Graf Fohrbach hatte sich während dessen langsam erhoben, war dem Erzähler näher getreten, hatte in tiefer Bewegung seine beiden Hände erfaßt und schüttelte sie herzlich.

„Es ist mir um Vieles leichter,“ fuhr dieser fort, „da es mir vergönnt war, die Geschichte meines Lebens in die Herzen zweier Ehrenmänner niederzulegen, die nun gewiß Manches klar sehen werden und Manches gelinder beurtheilen. Jetzt habe ich nur noch die Bitte, meine Lage in's Auge zu fassen, sie ernstlich und prüfend von allen Seiten zu beschauen und mir Ihre Meinung zu sagen.“

„Schrecklich! ſchrecklich!“ murmelte Herr von Steinfeld.

„Daß meines Bleibens hier nicht ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt. Mich hält ja auch nichts zurück, als das Schickſal meiner armen unglücklichen Schweſter, das, wie ich hoffe, in gute Hände gelegt ſein wird.“

Hugo von Steinfeld ſchaute einen Augenblick in die Höhe, nickte ſtumm mit dem Kopfe und verſank dann wieder in ſeine Träumereien.

„Was meine andern Verbindungen anbelangt, ſo ſind dieſelben theilweiſe ſchon gelöst. Für einige von Denen, die mir anhänglich waren, habe ich bereits geſorgt; für die Uebrigen werde ich es noch thun. Dann bin ich fertig mit der Welt.“

„Ah! Sie wollen doch nicht —?“ rief der Graf erſchreckt aus.

„Dem natürlichen Lauf der Dinge vorgreifen?“ verſetzte lächelnd der Baron. „O gewiß nicht; das würde ja einen Schatten auf meinen Namen werfen und den theuren Freunden, die ich hier zurücklaſſe, unangenehm ſein. — O nein, denken Sie das nicht; ich will nur ein wenig der Lenker meines eigenen Schickſals ſein, und wenn mich daſſelbe zwingt, dieſe Welt zu verlaſſen, ſo wird es auf die alleranſtändigſte und unbefangenſte Weiſe geſchehen.“

„Baron, Sie ſprechen in Räthſeln.“

„Die Ihnen baldigſt klar werden ſollen, das verſpreche ich Ihnen. Doch keine vorzeitige Trauer, Herr von Steinfeld, nicht dies erſchreckte Auge, Graf Fohrbach; denken Sie, es habe Ihnen Jemand, ein vielleicht nicht unintereſſantes Kapitel eines Romanes vorgeleſen. Grübeln Sie nicht weiter darüber nach, ſchlagen Sie für heute das Buch zu; Sie ſollen in einiger Zeit den Schluß des Romans erfahren und er wird Sie nicht unbefriedigt laſſen. — Aber, coeur de rose!“ fuhr er nach einer Pauſe, nachdem er auf die Uhr geſehen, in dem uns bekannten leichten und gezierten Tone fort, „wir haben hier faſt eine Stunde verplaudert und ich glaube, es iſt unſere Pflicht, uns jetzt wieder dem Balle zu widmen.“

Damit trat er von dem Kamine weg, dehnte ſich ein wenig und wollte in den Saal zurück.

„Noch Eins!“ bat Graf Fohrbach, ihn zurückhaltend. „Wäre es von mir indiscret, zu fragen, ob Sie bei der Geſchichte mit den Achſelbändern die Hand im Spiele gehabt? O, wenn es Ihnen möglich iſt, ſo ſagen Sie es mir; mein ganzes Lebensglück hängt daran.“

„Seien Sie unbeſorgt,“ erwiderte lächelnd der Baron, „noch eine Stunde vor dem Balle waren die Achſelbänder weiß, und ich möchte Zehn gegen Eins wetten, daß ſie wieder ſo erſcheinen, ehe der Ball zu Ende geht.“

„Darnach will ich ſchauen!“ rief entzückt der junge Mann, drückte dem Andern die Hand und eilte davon.

In dieſem Augenblicke trat der Herzog von der entgegengeſetzten Seite in die Gallerie und als er den Bekannten erſchaute, zeigte er ihm ſchon von Weitem ein Papier. Näher kommend, ſagte er: „das hat einige Mühe gekoſtet, aber es iſt ganz ſo, wie wir es gewollt. Sie können heute noch davon Gebrauch machen. — Aber was geſchieht nachher mit der armen Frau? Sie wird nicht in das Haus ihres Gemahls zurückkehren wollen. Was meinen Sie: ſoll ich ſie unter meinen Schutz nehmen?“

„Mir wäre der von der Frau Herzogin ſchon lieber,“ verſetzte lächelnd der Baron. „Wollen ſich Euer Durchlaucht erinnern, daß es mir gelang, Ihnen einige kleine Dienſte zu leiſten und daß Sie verſprachen, mir Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen.“

„Allerdings und ich nehme mein Wort nicht zurück.“

„Nun wohlan, Sie haben die beſte Gelegenheit dazu. Wenden Sie Ihren Einfluß dazu an, der Baronin von W. ein anſtändiges Aſyl zu verſchaffen — bei der Frau Herzogin, am liebſten aber bei Ihrer Majeſtät ſelbſt.“

„Das wird ſchwer angehen, beſter Baron.“

„Aber es wird doch gehen, Durchlaucht,“ erwiderte der Andere beſtimmt. „Sehen Sie, ich gebe Ihnen Ihre Antworten von früher

zurück, und wenn Sie ſo ſprachen, ſo that ich mein Uebermögliches und die Sache ging."

„Ja, das wiſſen wir," verſetzte lachend der Herzog. „Und ich will denn gerade ſo thun, auf die Gefahr hin, meinen guten Ruf zu verlieren."

„Ihr herzogliches Wort darauf, Durchlaucht?"

„Mein Wort. — Und gleich will ich die Sache in's Werk zu ſetzen verſuchen; man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt." Damit eilte er nach dem Tanzſaale zurück.

Der Andere trat wieder in das rothe Kabinet, wo Hugo von Steinfeld noch immer zuſammengekauert vor dem Kaminfeuer ſaß. Der Baron berührte leiſe ſeine Schulter und als er in die Höhe fuhr, zeigte ihm derſelbe das erhaltene Papier und ſagte mit ſanfter Stimme: „dies hier gibt mir das Recht, der Frau von W. noch heute Abend ihre Freiheit anzukündigen."

„Und dann?" fragte der Andere, wobei ein lebhafter Blitz ſeinen Augen entfuhr.

„Dann wird Ihre Majeſtät der Unglücklichen ein Aſyl bei ſich vergönnen, bis —"

„Ah! Baron, ich zittere!" rief Herr von Steinfeld. — „Bis —"

„Bis ihre Scheidung ausgeſprochen iſt, was nicht lange dauern kann, da beide Parteien vollkommen einverſtanden ſind und ihre Wünſche von Oben herab gewiß protegirt werden. Und dann —" ſetzte der Baron mit einem eigenthümlichen Blick hinzu —

„Dann können wir Alle, Alle vielleicht noch glücklich werden," rief ſtürmiſch der junge Mann. „O meine Eliſe, o mein armes, kleines Kind!"

Die Augen des Barons funkelten auf eine ſonderbare Art, als der Andere ſo ſprach; er drückte ihm die Hand und ſagte: „wenn es Ihnen recht iſt, ſo begleiten Sie mich nachher."

„Ah! wie danke ich Ihnen, Baron. Gehen wir ſogleich."

„In einer Viertelſtunde," erwiderte der Baron mit ruhigem

Tone. „Kommen Sie, ich muß vorher noch einen nothwendigen Gang durch die Appartements machen.“

Im großen Saal war unterdeſſen beharrlich getanzt, im kleinen Salon anhaltend geplaudert, und im gelben Zimmer ziemlich ſtark geſpielt worden. Herr von Dankwart, der, wie wir wiſſen, ſo glücklich geweſen war, zum Spiel der beiden Excellenzen gezogen zu werden, hatte ſich dort behauptet und würde dieſen Platz, ſo nah bei den fürſtlichen Perſonen, um Alles in der Welt nicht verlaſſen haben. Doch ſpielte er dabei ziemlich zerſtreut, was ihm ſchon hie und da eine kleine Rüge eingetragen hatte.

„Das iſt zu ſtark!“ rief jetzt der Hofmarſchall mit einem zornigen Blick auf den kleinen Mann; „Sie ſind wirklich über alle Maßen zerſtreut, da haben Sie wahrhaftig meinen Buben geſtochen.“

„Allerdings,“ fügte lächelnd der Oberſtſtallmeiſter, der mit dem Blinden ſpielte, bei. „Herr von Dankwart iſt in der That mit ſeinen Gedanken anderswo. Was beſchäftigt denn ſo Ihren Geiſt?“

„Er wird in Gedanken bei den vortrefflichen Abbildungen ſein, die ein berühmter Künſtler von ihm gemacht,“ ſagte plötzlich eine klangvolle Stimme hinter den Schultern des kleinen Herrn.

Worauf dieſer raſch herumfuhr und mit zornigem Blicke einen Mann hinter ſich ſtehen ſah, der ein einfaches, aber auffallendes Coſtüm trug, und obgleich nicht maskirt, ihm doch unbekannt war.

Der Fremde lächelte, als er dieſe Worte geſprochen hatte, dann ſtützte er die Rechte an die Seite und die Linke auf den weißen Griff eines Tſcherkeſſendolches, den er am Gürtel trug.

„Hm! hm!“ machte der Hofmarſchall ein klein wenig verlegen, und Seine Excellenz der Oberſtſtallmeiſter biß ſich mit einem halb unterdrückten Lächeln auf die Lippen.

„Ein Maskenſcherz,“ ſagte nun Herr von Dankwart mit einem ſehr erkünſtelten Lachen.

„Durchaus kein Maskenſcherz,“ fuhr der Fremde fort. „Es ſind

in Wahrheit ſechs Portraits, jedes ſo ſprechend ähnlich, wie ich nie etwas geſehen."

„Alſo Sie haben ſie geſehen?" fragte lauernd der kleine Mann.

„Es kann ſie jedermann ſehen, der den Eigenthümer beſucht."

„Und wer iſt dieſer Eigenthümer?" rief Herr von Dankwart mehr und mehr aufgeregt.

„Ich habe keine Urſache, das zu verſchweigen," entgegnete der Andere ruhig. „Baron von Brand macht kein Geheimniß daraus, dieſe ſechs werthvollen Abbildungen zu beſitzen."

„Aber was iſt denn das mit den ſechs Abbildungen?" fragte boshafter Weiſe der Hofmarſchall.

„Eine Schändlichkeit! eine Niederträchtigkeit!" brauste endlich Herr von Dankwart auf, „die man höheren Orts nicht ungeahndet laſſen wird. Wiſſen Sie, meine Herren, ein elender Maler, ein Sudler, den ich mit mehreren ſchlechten Bildern abzuweiſen für nothwendig hielt, hat ſich nun dafür gerächt, daß er niederträchtige Carrikaturen auf mich gemacht. Nun, ich theile dies Loos mit den bedeutendſten Männern aller Zeitalter, bin auch nicht kleindenkend genug, jenen unbedeutenden Pfuſcher darüber zu faſſen. Aber mit dem Herrn von Brand, der ſich, wie ich ſchon ſeit einigen Tagen gehört, ein boshaftes Vergnügen daraus macht, die ſchlechten Blätter bald Dieſem, bald Jenem zu zeigen, werde ich ein ernſtes Wort reden."

„Darauf iſt Herr von Brand gefaßt und ſehr begierig, dies ernſte Wort zu vernehmen."

Der kleine Mann maß den ihm zur Seite Stehenden, der übrigens in ſehr ruhigem Tone ſprach, von Oben bis Unten, und ſagte dann nach einer Weile: „und wer ſind Sie, der ſich hier unberufen eindringt?"

„Nicht unberufener als mancher Andere," erwiderte der Fremde. „Uebrigens bin ich einer Ihrer Verehrer, Herr von Dankwart. Ich ſtaune Sie an, denn Sie haben Großes geleiſtet."

Der Angeredete beantwortete dieſes zweifelhafte Compliment mit verächtlicher Miene und einem Achſelzucken.

„Ja, Sie haben Großes gethan; Sie haben es in der kurzen Zeit Ihres Hierſeins verſtanden, ſich durch Ihr anmaßendes Betragen, durch Ihren unergründlichen Hochmuth, durch Ihre beiſpielloſe Grobheit bei Hoch und Niedrig verhaßt zu machen. Und das iſt keine Kleinigkeit bei der allgemeinen Liebe und Achtung, welche Ihre Herrin genießt, von deren Glanze, wenn auch unverdienter Weiſe, etwas auf Sie überging.“

Obgleich dieſe Worte mit großem Ausdruck geſprochen wurden, ſo hatte der Fremde ſeine Stimme doch dabei gedämpft, ſo daß ſie nur von den Mitſpielenden verſtanden wurde. Doch ſprang Herr von Dankwart bleich vor Zorn von ſeinem Stuhle auf, und ſagte mit zitternder Stimme: „Ihren Namen, Herr, ich muß Ihren Namen wiſſen! Danken Sie es dieſem Orte, daß ich nicht anders mit Ihnen verfahre. Aber wenn Ihre Unverſchämtheit nicht von Feigheit begleitet iſt, ſo werden Sie mir Ihren Namen ſagen.“

„Coeur de rose!“ lachte nun plötzlich der Fremde mit ganz anderer Stimme, „Sie und ich haben meinen Namen vorhin ſchon ausgeſprochen, und der Baron von Brand wird Ihnen gern den Gefallen thun, ihn nochmals vor dieſen beiden Herren zu nennen.“

Die Excellenzen hoben erſtaunt die Augen empor, und wenn ſie auch die Stimme des Barons erkannten, und deßhalb wußten, daß er es ſei, war es ihnen doch nicht möglich, auch nur einen Zug des ihnen wohlbekannten Geſichtes zu entdecken.

„Eine vortreffliche Maske!“ rief der Oberſtſtallmeiſter.

Und der Hofmarſchall ſetzte argwöhniſch hinzu: „Ja, recht vortrefflich; Herr von Brand verſteht das meiſterhaft, zweierlei Geſichter zu zeigen.“

Herr von Dankwart that einen tiefen Athemzug, dann ſagte er: „ah! alſo Herr Baron von Brand. — Nun gut, — das Uebrige

wird sich finden. „Darauf setzte er sich wieder zur Spielpartie nieder, doch zitterten die Karten auffallend in seiner Hand.

Der Baron zog sich lächelnd zurück, als er aber das Zimmer verlassen hatte, wurden seine Züge furchtbar ernst und er murmelte: „das wäre in Ordnung! Eine gräßlichere Strafe kann sich Niemand selbst vorschreiben."

Graf Fohrbach hatte unterdessen nach den bewußten Achselschnüren gespäht, und — o Wonne! — wie der Baron vorhergesagt, flatterten jetzt weiße von den Schultern des schönen Mädchens herab. Eugenie hatte den ersten freien Augenblick benützt, um die verhaßten Farben von sich zu werfen. Wie glänzten die Blicke des jungen Mannes, und wie verschwand bei diesen Blicken die Bläße von ihren Wangen. Und da er als geschickter Offizier natürlicher Weise gut zu manövriren wußte, so gelang es ihm, die junge Stallmeisterin von dem übrigen Gefolge abzuschneiden und sie in einem halbdunkeln Durchgange zu treffen, wo er es wagen durfte, ihr feierlich die Hand zu küssen. Eugenie aber flüsterte ihm mit einem leichten Erröthen zu: „meine Schleifen haben das größte Recht, weiß zu sein; denn ich hoffe, daß unser Leben nun klar vor uns liegt. Mit der Frau Herzogin sprach ich vor dem Balle, sie hat nichts gegen unsere Verbindung einzuwenden."

„Also bist du mein!" jauchzte der überglückliche Adjutant. Und wenn nicht in diesem Augenblicke ein dicker Hoffourier, gefolgt von mehreren Lakaien, an dem Durchgange erschienen wäre, so hätte er das erschreckte Mädchen in seine Arme gedrückt.

Ehe der Baron von Brand den Saal verließ, zeigte er sich nochmals bei der Präsidentin und ihrer Tochter, und nahm die zärtlichen Vorwürfe, die er hier erhielt, ruhig in Empfang; doch besänftigte er die Damen dadurch, daß er sich noch ein paarmal rechts und links präsentiren ließ; obgleich er aber jede Gratulation nur mit einer Verbeugung erwiderte, so war für Alle sein Verhältniß zur Tochter des Präsidenten doch eine ausgemachte

die sich für ein junges Mädchen durchaus nicht passen. Schlimm genug, daß es, wie du sagst, bei allen deinen Bekanntinnen herum fährt. Ja, wenn ich über deine Fräuleins und Mamsells Bekanntinnen etwas zu befehlen hätte, wovor mich aber Gott in Gnaden bewahren soll, so wollte ich sie bemysterien, daß ihnen schwarz würde. Saubere Geschichten, das! Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist.

Rosa (legt die Bücher heftig hin).

Sagt Schiller irgendwo, nicht wahr?

Fünfter Auftritt.

Vorige. Jettchen (auf der Treppe).

Jettchen.

Jungfer Rose, bitt' Sie einen Augenblick.

Rosa.

Seh' einer die hochmüthige Person wieder. Als ob's nicht gerade so weit von der Treppe zu mir, als von mir zu der Treppe wäre!

Jettchen.

Hör' Sie doch, Jungfer Rose!

Rosa (singt).

Tralalala!

Jonas.

Hörst du dich denn nicht rufen? Hast wieder einmal kein Gehör, oder fehlt dir die Laune zum Antworten?

Rosa.

Wer was von mir will, kann hieher kommen. Ich mach's auch so, wenn ich von den Leuten etwas will, und schrei sie nicht auf hundert Meilen Wegs an.

Jonas.

Ei, da soll ja doch — sieh, sieh! Sind mir das saubere Grundsätze für eine Portierstochter. Willst du mir im Augenblick die Treppen

Sache, und der Baron von Brand wurde förmlich als Bräutigam betrachtet.

Einundachtzigſtes Kapitel.

Geſellſchaftliches.

Wieder einmal war es Nachmittags zwei Uhr längſt vorüber, und wieder einmal ſtand das Kaffeegeſchirr auf dem Tiſch, an dem die Commerzienräthin ſaß, gänzlich unberührt. Wenn dies vorkam, ſo konnte man es als ein untrügliches Zeichen anſehen, daß irgend eine Störung vorgefallen war. Aus den lebloſen Gegenſtänden des Hauſes ließ ſich auf dieſe Art eher etwas errathen, als aus der lebenden Hauptperſon, — der Commerzienräthin ſelbſt. Denn dieſe ſaß in ihrer Sophaecke ſtarr und aufrecht wie immer, mit unbeweglichen Geſichtszügen und für jeden Uneingeweihten war durchaus keine Aufregung, von welcher Art auch immer, an ihr zu merken. Wer ſie aber genauer kannte, der ſah wohl, daß ſie die Augen häufig ſchloß und öffnete, auch abwechſelnd mit ihrem gewöhnlichen Huſten zuweilen heftig ſchluckte. Mit der rechten Hand hielt ſie, wie ſie immer zu thun pflegte, ihr Schnupftuch, die Linke bedeckte einige Papiere, die vor ihr auf dem Tiſch lagen.

Marianne ſtand am Fenſter, den Kopf geſenkt, die Hände gefaltet und ihre Blicke waren auf den Boden geheftet. Der Commerzienrath zeigte im Gegenſatz zu den Damen mehr Leben. Er hatte die Hände unter ſeine Frackſchöße geſteckt und brachte die rechte gelegentlich vor, um mit derſelben in der Luft umher zu fahren, ſeine Reden bekräftigend und begleitend. Ueberhaupt ſprach er heute energiſcher als ſonſt, hütete ſich aber wohlweislich, dabei ſeine Frau anzuſehen, denn er wußte wohl, daß ihn einer jener ſcharfen Blicke aus den grauen Augen leicht aus der Faſſung zu bringen

im Stande war; er wandte ſich daher auch nur an Marianne, ſelbſt wenn er etwas ſagte, was nur an die Commerzienräthin gerichtet ſein konnte.

„Summa Summarum denn," ſprach er mit großer Entſchiedenheit, „verſteht ihr die Sachen nicht und könnt euch nicht denken, wie lähmend es für alle Geſchäfte iſt, eine Hand entbehren zu müſſen und einen Kopf, der ſchon ſeit Jahren Alles überwachte, und, wenn auch allerdings unter meiner Leitung, faſt das Ganze beſorgte. Glaubt mir nur, ein ſolcher Theilnehmer eines Geſchäfts, wie Alfons, war wie ein Generalhauptbuch, man brauchte nur irgendwo anzuklopfen und man hatte augenblicklich die Antwort. Das fehlt mir," fuhr er achſelzuckend fort; „ich werde auch alt, kann mich an Manches nicht mehr erinnern, weßhalb Vieles nur ſo ſo beſorgt wird, mit Einem Wort, darunter leidet der Credit des Hauſes."

Die Räthin warf ihrem Mann einen bedeutſam fragenden Blick zu, da er ihn aber nicht ſah, ſo huſtete ſie auffallend, was er verſtand und deßhalb augenblicklich hinzu ſetzte:

„Natürlicher Weiſe meine ich blos den Credit, den die Geſchäftsführung bedingt, das pünktliche und augenblickliche Beſorgen aller Aufträge, welches ſonſt bei uns Mode war und worein wir unſern Stolz ſetzten. — Mögt ihr es nehmen, wie ihr es wollt: ich habe ſchon zweimal an Alfons geſchrieben und ihn erſucht, zurück zu kommen — Ah! man vernachläſſigt eine immenſe Firma wie die unſrige nicht wegen ſo Bagatellen."

Die Räthin trommelte leiſe auf dem Papiere unter ihrer Hand und Marianne fragte ſchmerzlich: „Bagatellen, Papa? Das ſind aber doch eigentlich keine Bagatellen."

„Nun, nun, ich meine in geſchäftlicher Beziehung," verbeſſerte ſich der alte Herr, „habe ich da Unrecht? Was Teufel genirt es die großen Banken, ob mein Schwiegerſohn einmal einen dummen Streich der Art gemacht hat. Nicht ſo viel." Dabei hatte er

den Muth, über seine Handfläche zu blasen. „Und meine Wechsel sind gesucht wie keine andern."

Jetzt endlich sprach die Räthin; zuvor aber hustete sie leicht, dann sagte sie: „was dein geschäftliches Leben anbelangt, so magst du vielleicht Recht haben, in unser gesellschaftliches dagegen hat diese Geschichte einen schweren Riß gethan. Und das kommt daher, weil unser Haus von jeher voranleuchtend war, was Sitte und Anstand anbelangt, eine glatte, glänzende, polirte Fläche, und deßhalb sieht man auf ihr jedes Stäubchen."

„Und dieser Riß in gesellschaftlicher Beziehung," lachte krampfhaft der alte Herr, „macht dich so bodenlos unglücklich? Es könnte zum Lachen sein, wenn es nicht zum Weinen wäre, — einer Gesellschaft, die, um mich deines Bildes zu bedienen, auf der glatten, polirten Fläche das geringste Stäubchen entdeckt und nun sich Mühe gibt, dieselbe mit dem Essig der bösen Reden und dem Scheidewasser der Verläumdung total mit Rost zu überziehen. Und hat man das nicht gethan?" fuhr er hitziger fort. „Ist man bei dem stehen geblieben, was man, leider Gottes! von den unseligen Geschichten unseres Hauses erfahren? Hat man nicht versucht, uns Allen etwas aufzubringen? Mit Arthur anzufangen, der freilich nur ein Maler ist und bei dem es schon leicht wurde, einen Haken zu finden; aber auch über deine arme Tochter Marianne hat man die Achseln gezuckt; in den Kaffeeklatschgesellschaften ist dies arme sanfte Weib als eine Xantippe hingestellt worden, die ihrem Manne das Leben verleidet und ihn so zu dem Scandal getrieben. O diese Gesellschaft!" rief er abermals und fuchtelte mit der rechten Hand in der Luft umher. „Hat sie vielleicht meinen Doktor geschont, diesen braven Kerl, der nie ein Wasser getrübt? Haben sie ihm nicht nachgesagt, er sei eine liederliche Pflanze. — Ja, ja," fuhr er fort, als er bemerkte, wie ihn Marianne erstaunt anblickte, „Eduard hat ein paar arme Familien zu seinen Kunden, deren Kinder er zu Weihnachten mit Spielwaaren beschenkt; das hat man sich achselzuckend und hohnlachend

in der gehäſſigſten Weiſe mitgetheilt. Aber weiter. O ich ſehe ſo ein gallſichtiges Geſicht vor mir, ſo eine Perſon, wie ſie die Achſeln zuckt und ſagt: wiſſen Sie, Frau Hofräthin, natürlich ſo ein Arzt, der hat alle Gelegenheit; aber zu bunt ſoll er es doch getrieben haben, der Herr Doktor Erichſen. — Hol ſie Alle der — Und haben ſie dich," wandte er ſich im vollſprudelnden Strom ſeiner Rede an die Räthin, „haben ſie dich im Frieden gelaſſen, mein Schatz? Gott bewahre! Du warſt die Mutter dieſer ſauberen Familie und es iſt dir lange gelungen, alle dieſe Unanſtändigkeiten zuzudecken." Hier ſchöpfte er tief Athem, ſetzte ſeine beiden Arme in die Seite und fuhr dann nach einer Pauſe fort: „aber Eins hat mich amuſirt, daß ſie nämlich über mich geſagt, ich ſei nicht ſo ſchlimm, ſei von jeher ein luſtiger, alter Herr geweſen und wenigſtens kein Heuchler."

„Aber um Gotteswillen! Papa, woher weißt du alle dieſe ſchrecklichen Geſchichten? Das kann dir doch Niemand in's Geſicht geſagt haben."

„Freilich hat man mir's in's Geſicht geſagt, aber weißt du, darin hat man eine eigene Manier; es kommt ſo eine ſchleichende Canaille, nicht um dir zu ſagen: Herr Commerzienrath, Der und Der hat das über Sie geſagt; faſſen Sie ihn; o nein! ſondern er ſpricht mit niedergeſchlagenen Augen von der verderbten Welt, von der Sucht, Jeden zu verläumden, ſieht dich dabei achſelzuckend an, ſeufzt, kurz, geberdet ſich ſo auffallend, daß du deutlich ſiehſt, er habe was auf dem Herzen. Du fragſt ihn; er läßt dich lange bitten. Endlich mißt er dir das Gift tropfenweiſe zu, indem er ſpricht: man ſagt ſo allerlei, man will das und das wiſſen, man glaubt dies, man glaubt das, und ſchlägt dir ſo eine Ohrfeige nach der andern hin mit lauter „Man's," die ungreifbar ſind. — Gott ſoll mich bewahren, ſagt er auf dein Drängen, daß ich Perſonen nenne, ich will in keine Geſchichten hinein kommen; aber daß man allgemein ſpricht, was ich Ihnen vorhin erzählt, das können Sie mir auf

mein Wort glauben. So geht er fort, nachdem er dir einen Dolch in's Herz geſtoßen; und an der Ecke ſchaut er ſich um, ob du noch nicht wankeſt oder hinfalleſt. Und wegen ſolchem Volke ſollen wir uns grämen?" fragte er ſchließlich mit einem Tone ſo entſchieden, wie man ihn eigentlich nicht an dem alten Herrn gewöhnt war. „Ich nicht!"

Die Commerzienräthin hatte aufmerkſam zugelauſcht, obgleich ſie ſich ihrem Geſichte nach ebenſo gut mit etwas ganz Anderem hätte beſchäftigen können. Sie huſtete leicht und erwiderte: „es iſt das wahr, was du eben geſprochen."

„Nun, Gott ſei gelobt, daß du es endlich einſiehſt."

„Hat mir doch die Waſſer," fuhr die Räthin fort, ohne auf die Worte ihres Gemahls zu achten, „gerade in Betreff Eduards einen wahrhaft impertinenten Brief geſchrieben."

„Du haſt da überhaupt ſchöne Correſpondenzen," ſchaltete der alte Herr händereibend ein.

Und Marianne ſetzte mit leiſer Stimme hinzu: „Madame Waſſer iſt ganz auf die Seite meiner Schwägerin Bertha getreten."

„Um ſie auszuhorchen und viel Böſes über uns zu hören, denn —" rief der alte Herr. Doch machte ihn ein Blick ſeiner Frau verſtummen.

Dieſe hatte ihre Naſe drohend erhoben, als ſie ſich ſo unterbrochen ſah, und ſagte dann, nachdem ſie leiſe auf die Briefe getrommelt: „die Waſſer ſchreibt mir, es ſei doch ein Bischen ſtark von Eduard geweſen, das bewußte Kind der Perſon in ſein eigenes Haus zu bringen. Was man über dieſes Kind denke, habe er ſchon daraus entnehmen können, daß ſämmtliche Dienſtboten des Hauſes, — vortreffliche Dienſtboten, wie die Waſſer ſagt, — darauf hin augenblicklich gekündigt hätten."

Der Commerzienrath lachte krampfhaft hinaus, er hatte dazu den Moment benützt, als die Räthin ſchwieg und einen der vor ihr liegenden Briefe entfaltete.

— „Ich habe es von jeher für meine Pflicht gehalten,“ las die Räthin aus dieſem Briefe, „Ihnen nur die Wahrheit zu ſagen; deßhalb erlaube ich mir auch, Ihnen ein paar Worte zu bemerken, was die Einladung anbelangt, welche Sie für die nächſte Woche an die Meinigen ergehen ließen. Nehmen Sie mir nicht übel, hochverehrteſte Frau Räthin, ich kann Sie für dieſes Mal nicht acceptiren, denn es iſt mir zu ſchmerzlich, dort Leute zu ſehen, die hinter Ihrem Rücken die Naſe rümpfen, die Ihnen freundlich in's Geſicht ſind und unter ſich die gehäſſigſten Dinge über Ihr Haus ausſagen; ja recht gehäſſige Dinge. — Und was das Schlimmſte iſt, beſte Frau Räthin, man kann ihnen noch nicht einmal in Allem widerſprechen. Sie wiſſen, wie ſchätzenswerth es mir ſtets war, in Ihrem Hauſe ſo gut und freundlich aufgenommen worden zu ſein. Aber — doch erlaſſen Sie mir das Uebrige; o könnten Sie ſehen, wie ſehr es mich angegriffen hat, Ihnen die vorliegenden Zeilen zu ſchreiben. Im Uebrigen bin ich wie immer mit alter Freundſchaft

Ihre

Albertine Waſſer,

verwittwete Tutelarräthin.“

„Ein vortrefflicher Brief das,“ meinte der Commerzienrath. „Aber da du einmal bei der Correſpondenz biſt, ſo laß uns auch hören, was deine theure Freundin Louiſe ſchreibt.“

Die Bitte des Gemahls wäre eigentlich überflüſſig geweſen, denn Madame Erichſen hatte ſchon unaufgefordert das andere Billet eröffnet und las:

„Liebe Lotte! Du haſt uns auf nächſte Woche zu einer Soirée eingeladen und wie ich höre, ſollen viele Leute kommen. Nimm mir nicht übel, aber ich würde das an deiner Stelle nicht thun. Die traurigen Geſchichten deines Hauſes ſind noch zu neu und die Leute ſagen, das entwickle ſich noch immer mehr. Wie ich denke,

liebe Lotte, weißt du, aber wir Beide können nun einmal die Welt nicht anders machen. Ich ſchreibe dir eilig, damit du deine Einladungen noch nicht machſt. Wenn die Menſchen nur nicht ſo böſe wären! Aber glaube mir, Viele haben die Probe der lebenden Bilder und die Geſchichte mit der Doktorin F. noch lange nicht vergeſſen. Daß ich am allerwenigſten auf Stadtgeklatſch etwas gebe, brauche ich dir wohl nicht zu ſagen; auch wundert mich gar nichts mehr, denn die Menſchen ſind zu bösartig, und wenn ich auch gewiß nicht dazu beigetragen habe und beitragen werde, dergleichen Klatſchereien zu verbreiten, ſo kann ich dir noch nicht verſchweigen, daß in der That das Gerede geht, du beabſichtigeſt, um der ganzen Geſellſchaft zu zeigen, daß du dich um ihre Meinung gar nicht kümmerſt, uns deine neue Schwiegertochter zu präſentiren, die ſogenannte Braut des Herrn Arthur. Soll ich dir nochmals wiederholen, daß dergleichen Verläumdungen auf mich nicht den geringſten Eindruck machen? Ich halte das für überflüſſig; denn du weißt, wie ſehr ich bin und bleibe

deine treue Freundin Louiſe.

Die Hand der alten Dame zitterte leicht, während ſie die Briefe zuſammenfaltete und vor ſich hinlegte.

„Und das ſchreiben deine bewährteſten Freundinnen, Mama?“ fragte ſchmerzlich Marianne.

„Es iſt doch ein wahres Sprichwort,“ bemerkte zornig der alte Herr. „Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden. Und die ſogenannten Feinde unſeres Hauſes, eigentlich nur die Feinde von Mama,“ ſetzte er mit Nachdruck hinzu, „wie haben ſie ſich benommen, ſeit dieſe traurigen Geſchichten ruchbar wurden! Ich will nur an den Doktor und namentlich an die Doktorin F. erinnern. — Geſteh es mir, Charlotte,“ wandte er ſich an ſeine Frau, „die neuliche Unterredung mit der Letzteren, die liebevollen Worte, die ſie zu dir ſprach, haben ſelbſt dich ergriffen und gerührt.“

„Warum ſelbſt mich?“ fragte ſtrenge die Räthin, ohne dabei einen Zug ihres Geſichtes zu verändern.

„Ah! ſelbſt dich, — das kann man in dem Falle doch wohl ſagen,“ meinte behutſam der alte Herr. „Du hatteſt doch ein Vorurtheil gegen die Doktorin.“

— „Ja, ich hatte es,“ erwiderte nach einer Pauſe die Räthin. Und als ſie nach dieſen Worten in ihr Sacktuch hinein-huſtete, klang dieſer Huſten viel weicher, auflöſender als ſonſt.

„Nun, wenn ich recht verſtanden habe,“ entgegnete etwas heiterer Herr Erichſen, „ſo war das ein gutes Wort, das Mama eben ausſprach.“

„Und Mama hat ſo Recht darin,“ ſagte liebevoll Marianne, indem ſie ſich dem Sopha näherte. „Glauben Sie mir, die Doktorin F. iſt eine herrliche, vortreffliche Frau.“

Die Räthin ſchaute ihre Tochter mit einem einigermaßen argwöhniſchen Blicke an.

„Und höher:n Orts ſehr gelitten,“ fügte wichtig der Commerzienrath bei. „Ich weiß beſtimmt, daß ſie zuweilen in die kleinen Cirkel der Frau Herzogin kommt.“

Die Räthin ſchaute ihren Mann an.

„Und mir iſt das ſehr angenehm,“ fuhr Marianne fort, „denn ich bin überzeugt, die Doktorin wird denen die Geſchichten unſeres Hauſes auf wahre und gute Art aus einander ſetzen.“

Der Blick der Räthin, den ſie jetzt auf ihre Tochter warf, war nicht mehr argwöhniſch, ja man hätte glauben können, ſie nicke mit dem Kopfe, doch war dies, wenn es wirklich geſchehen, ſo undeutlich, daß man es nicht recht behaupten konnte.

„Was übrigens die höhere Geſellſchaft anbelangt,“ ſagte der Commerzienrath, indem er ſich in die Bruſt warf, „ſo kennt man dort das Haus Erichſen, und wenn wir gewollt hätten, würde es uns ein Kleines geweſen ſein, uns dort hinein zu lanciren, zum furchtbaren Aerger deiner Freundin Waſſer und deiner treuen Louiſe.

— Wie ſteht Arthur mit all den Leuten?“ fuhr er nach einer Pauſe eifriger fort. „Vortrefflich! und ſelbſt wenn er jenen ſonderbaren Streich ausgeführt hätte —“

Die Räthin ſchaute ernſt auf ihren Mann.

„Nun ja, ich ſage, wenn er ihn ausgeführt hätte, ſo hätte ihm das bei den vernünftigen Leuten da oben nicht den geringſten Schaden gethan.“

Der Blick der Räthin wurde fragender.

„Weißt du, Charlotte, man kann über Alles ſprechen. Die Sache iſt, wie ich höre, vorüber. Nun gut, Arthur erzählte mir neulich, daß ihm einer ſeiner Bekannten, Graf Fohrbach, Adjutant Seiner Majeſtät und Sohn Seiner Excellenz des Herrn Kriegsminiſters, der im Begriff ſteht, eine der Hofdamen Ihrer Majeſtät zu heirathen, das ſchöne Fräulein von S. — eine alte Familie — geſagt, Arthur ſoll ſich nur auf ihn, den Grafen verlaſſen, — er wolle — im Falle — daß Arthur —“ Hier ſtockte der Commerzienrath, denn der Blick ſeiner Frau war außerordentlich ſcharf geworden.

„Und was denn?“ fragte ſie ungeduldig.

„Nun, ſich verheirathen mit —“

„Nun denn, mit —?“

„Du weißt ja ſchon, Charlotte, mit jener Tänzerin. Man ſetzt ja nur den möglichen Fall, und in dem Falle würde ſich die Gräfin Fohrbach ein Vergnügen daraus machen, die Madame Erichſen bei ſich zu ſehen.“

Die Räthin ſchüttelte den Kopf und ſagte in beſtimmtem Tone: „unmöglich.“

„Natürlich, für deine treuen Freundinnen wäre ſo etwas unmöglich, namentlich für ſolche, die ſelbſt mit einem verdächtigen Herkommen zu kämpfen haben und die von jeher den weiteſten Mantel der chriſtlichen Liebe bedurft, um ihre Blößen zu bedecken. Aber man ſpricht ja vergeblich darüber; die Sache iſt vorbei.“

„Der arme Arthur!“ ſeufzte Marianne.

„Arthur iſt eine noble Seele,“ fuhr der alte Herr mit einem Anflug von Rührung fort, „Arthur iſt ſelbſtſtändig. Er konnte ſagen: das iſt einmal mein Glück und ich will glücklich ſein.“

„Und ungehorſam gegen ſeine Eltern,“ verſetzte ſtreng die Räthin.

„Allerdings, aber ich bin feſt überzeugt, jenes arme Mädchen — ſie hätte nichts gegen unſern Willen gethan.“

Hier lächelte die Räthin zum erſten Mal während der Unterredung, aber es war ein unangenehmes Lächeln, ein ſpöttiſches Lächeln.

„Gewiß, Mama,“ ſagte Marianne in feſtem Tone, „ſie würde das nicht gethan haben. Das Mädchen hat einen feſten, herrlichen Charakter.“

„Und wer hat euch das geſagt?“ fragte mißtrauiſch die Räthin.

Vater und Tochter wechſelten ſchnell einen Blick, worauf Letztere fortfuhr: „Eduard ſprach mit uns darüber; er kam zufällig als Arzt in das Haus.“

„Wie ſo — zufällig?“ fragte noch immer argwöhniſch die Räthin.

„Ganz zufällig?“ nahm Herr Erichſen das Wort. „Du erinnerſt dich doch der Geſchichte mit dem Kinde, welches Eduard zu ſich in's Haus nahm und das zu ſo ſchlimmem Gerede Veranlaſſung gab. Nun, man kann den armen Wurm doch nicht auf die Straße werfen und da erbot ſich denn Arthur, es in jene Familie zu thun.“

Die Räthin trommelte leiſe auf den Tiſch und ſagte dann: „das ſind ſaubere Geſchichten. Nun, ſie werden Herrn Arthur ſchön empfangen haben.“

„Sehr ſchön,“ erwiderte ernſt Marianne; „liebevoll nahmen ſie das verwaiſte Kind auf, obgleich ſie ſelbſt nicht viel haben, und Mamſell Clara behandelte es ganz wie ihre eigenen Geſchwiſter.

hinan —! ſchnell gehen — oder laufen, nein, fliegen — marſch! (Geht während der letzten Worte langſam zur Treppe.)

Jettchen.

Jungfer Röschen waren wahrſcheinlich ſehr beſchäftigt oder Höchſtdieſelben hatten nicht die Gnade, mich anzuhören, ſangen aber allerliebſt, wirklich charmant.

Roſa.

Ich weiß nicht, ob Fräulein Jettchen herabkamen, mein Singen anzuhören, oder ob Ihre Herrſchaft Ihnen Befehl ertheilte, uns hier unten um etwas zu bitten.

Jettchen (laut).

O meine Herrſchaft befiehlt mir niemals; ſie hat mich nur, dem Herrn Portier oder deſſen Fräulein Tochter zu befehlen, im Fall neue Bücher aus der Handlung angekommen wären, ſie hinauf zu ſchicken. Ich glaube, eine Fortſetzung der Pariſer Myſterien.

Jonas

(der nach dem Weggang ſeiner Tochter das Büchерpaket haſtig geöffnet, ſtreckt bei der Frage der Kammerjungfer ſeinen Kopf zur Luke heraus und ſagt:)

Thut mir ſehr leid, meine Verehrteſte, aber die Bücher ſind noch nicht angekommen.

Jettchen.

Ah, guten Abend, Herr Jonas, wie befinden Sie ſich?

Jonas.

Danke gütiger Nachfrage, ſehr charmant, excellent. Wie geſagt, thut mir leid, müſſen noch einen Tag Geduld haben; (für ſich) bis ich ſie geleſen habe. (Laut.) Mein Freund, der Buchhändlerausläufer, verſicherte mir, daß die armen Drucker Tag und Nacht arbeiten, ja wohl, Tag und Nacht, und können doch nicht fertig werden. Die Bändchen gehen ab wie warmes Brod, noch naß, eingepackt, fort ſind ſie, ja wohl!

Jettchen.

Ja, das iſt wahr; es iſt aber auch ein merkwürdig ſchönes und intereſſantes Buch. Dann iſt vielleicht Jungfer Roſe ſo gefällig, und

— So ſagt nämlich Eduard," ſetzte ſie haſtig hinzu, als ſie bemerkte, daß ihr die Mutter einen ſonderbaren Blick zuwarf.

„Und Eduard ſieht öfters nach dem Kind," fuhr der Commerzienrath fort, „aber in letzter Zeit auch nach ihr ſelber, — nach der Tänzerin nämlich. Und er meint, das Mädchen leide furchtbar, und er hat mir neulich unwillig geſagt, — ja, ich kann es dir nicht verſchweigen, Charlotte, wenn gleich — auch dein Unmuth —" Hier ſchien ſich der Fluß ſeiner Rede vor dem ſtrengen Angeſicht ſeiner Gattin abermals im Sand verlaufen zu wollen. Doch munterte ihn ein Blick Mariannens auf und er fuhr muthig fort: „Eduard ſagt alſo, es ſei — eine Schande, daß man ein ſo liebliches und gutes Geſchöpf ſo unglücklich und langſam dahin welken ſehen müſſe."

Die grauen Augen der Räthin ſchauten bald den alten Herrn, bald Marianne an; doch war der Blick derſelben nicht mehr ganz ſo ſcharf und kalt wie bisher. Auch wurde der Huſten immer auflöſender, und wenn man ſich ſo ausdrücken durfte, trommelten ihre Finger nicht mehr in Dur, ſondern in Moll. Nach einer Pauſe ſprach ſie jedoch: ihr ſchmiedet da ein artiges Complott gegen mich; Arthur wird euch ſehr dankbar dafür ſein."

„Ich habe gedacht," erwiderte Marianne, „daß Sie ſo ſprechen würden, Mama. Aber bei Allem, was mir und Ihnen heilig iſt, ſchwöre ich Ihnen zu, daß Arthur mit uns nie über dieſen Gegenſtand geredet. Ja er vermeidet es, die Sache zu berühren, und gab mir ſchon einige Mal zur Antwort: „laß' das ruhen, es iſt vorüber."

„Das iſt brav von Arthur," meinte die Räthin mit ſanfterer Stimme, „daß er ſo den Willen ſeiner Mutter reſpektirt. — Aber was will denn Eduard, daß er ſich der Sache ſo annimmt?"

„Der handelt auch nicht ganz aus eigenem Antriebe und noch weniger im Auftrage Arthur's. Du weißt, welche große Stücke der Leibarzt des Königs auf deinen Sohn hält; nun, der hat ihn neulich wegen der Geſchichte vorgenommen."

„Ei ſieh doch!“ ſagte erſtaunt die Räthin. „Wenn der mit ſeinem ewigen Spott ſich jener Demoiſelle ernſtlich annimmt, da möchte freilich etwas Abſonderliches dahinter ſein.“

„Das habe ich mir auch gedacht,“ fuhr der alte Herr trocken fort, „aber ich kann dir ſagen, Charlotte, daß der alte Leibarzt jenes Mädchen ſchätzt und liebt. Er hat ſie am Todtenbette eines kleinen Schweſterchens von ihr kennen gelernt und ſprach darüber wahrhaft enthuſiaſtiſch. Das ſei ein reiches und edles Herz, meint er, ein Gefühl, warm und rein, wie er ſelten welches gefunden, kurz ein Geſchöpf, über das man die Hände wehklagend zum Himmel erheben möchte, daß die Verhältniſſe es hinderten, glücklich zu ſein und glücklich zu machen.“

„Nun,“ verſetzte die Räthin mit etwas ſchärferem Tone, „dazu könnte ja bei dem Leibarzte Rath werden; er hat ja ſelbſt zwei Söhne; vielleicht ließe ſich da was arrangiren.“

Marianne warf ihrem Vater einen wahrhaft troſtloſen Blick zu und auch dieſer zuckte die Achſeln. Beide, wie ſie glaubten, ungeſehen von der Mama. Doch hatten deren graue Augen blitzſchnell nach rechts und links geguckt, ſtarrten aber jetzt wieder gerade vor ſich hin, als ſie ſagte: „es iſt bedauerlich, daß meine Angehörigen, die mich umgeben, ſo leicht durch den äußern Schein zu beſtimmen ſind. Bei dieſer Sache iſt es wahrhaftig ein Glück, daß Arthur ſo reſpektabel iſt und ſich meinen Wünſchen, meinen vernünftigen Gründen ohne Weiteres fügt.“

„Was mir eigentlich unbegreiflich iſt,“ fuhr dem alten Herrn heraus, „denn wer das Mädchen einmal geſehen, verſteht nicht, wie man es ſelbſt dem Willen der Eltern zulieb ſo leicht aufgeben kann. Mir iſt das, namentlich bei dem Charakter Arthur's, gänzlich unverſtändlich.“

Die Räthin ſah lächelnd vor ſich nieder.

„Aber Arthur leidet ebenfalls ſehr,“ meinte Marianne; „das ſieht man ihm deutlich an. Er hat ſich in letzter Zeit ſehr verändert;

glauben Sie mir, Mama, wenn er auch Ihren Befehlen folgt, ſo wird ihm ſein Gehorſam Zeitlebens nachgehen, und wer weiß, ob er nicht ſpäter einmal bedauert, gehorſam geweſen zu ſein."

Die Räthin hatte leiſe auf ihre Briefe getrommelt, ſich dann mit dem Schnupftuche die Stirne abgewiſcht und entgegnete nun nach einem ziemlich langen Stillſchweigen: „ja, Arthur iſt recht gehorſam geweſen, und es iſt das, wie ſchon geſagt, ſehr reſpektabel von ihm. Er vertraut ſeiner Mutter, von der er weiß, daß ſie feſt an ihren Grundſätzen hängt, der Leidenſchaft nicht leicht Gehör gibt und vor allen Dingen ſelbſt prüft, ehe ſie einen einmal gefaßten Beſchluß zu ändern pflegt."

Die letzteren Worte waren mit einem ganz andern Ausdruck geſprochen worden, faſt warm und gefühlvoll, ſo zwar, daß der Commerzienrath ſeine Tochter erſtaunt anblickte, worauf dieſe einen tiefen Athemzug that, ſich niederbückte und, während ſie ſanft die Hand auf den Arm ihrer Mutter legte, dieſe auf die Stirn küßte. Die Commerzienräthin raffte ihre Briefſchaften zuſammen, erhob ſich von dem Sopha, wobei ſie lächelnd ſagte: „die Sitzung iſt aufgehoben, aber ich will euch nicht verſchweigen, daß es mir leichter um's Herz iſt, als vor einer Stunde, wo ich mit dieſen beiden Briefen in's Zimmer trat. Da war ringsum für mich Alles ſchwarz bezogen, jetzt hat ſich's etwas aufgeklärt und es iſt als ſchimmerte ein kleiner Lichtſtrahl in mein Herz. — Komm', Marianne."

Damit gingen die beiden Damen fort, der Commerzienrath blieb allein zurück und verhalf ſich nachträglich noch zu einer Taſſe wenn gleich ſchon ziemlich kalten Kaffees. Dabei aber ſchien er plötzlich guten Humors geworden zu ſein und es war rührend und komiſch zugleich, wie er nach genoſſenem Kaffee zum Zimmer hinaus tänzelte.

Zweiundachtzigſtes Kapitel.

Die Familie Wundel.

Der Brief, den Herr Blaſſer an jenem denkwürdigen Abend den Herrn Staiger geſchrieben hatte, war der Poſt übergeben worden und glücklich an ſeine Adreſſe gelangt. Der alte Mann hatte bedenklich den Kopf geſchüttelt, nachdem er ihn geleſen, aus tiefſter Bruſt dazu geſeufzt und bei ſich überlegt, ob er ſeine Tochter Clara davon in Kenntniß ſetzen ſolle oder nicht. Doch ſah er wohl ein, daß ſich ein ſolch trauriger Umſchwung in ihren Verhältniſſen vor der Tochter nicht lange würde verheimlichen laſſen, denn leider kannte er für den Augenblick keine anderen Quellen, welche im Stande geweſen wären, ihm die verkümmerte Einnahme zu erſetzen. Er lächelte, wenn er an all' die ſchönen Träume dachte, denen er ſich in den letzten Wochen ſo leichtſinniger Weiſe hingegeben.

Clara las den Brief des Buchhändlers, ohne eine große Bewegung zu verrathen, doch zitterte ihre Hand, als ſie ihn wieder zuſammenfaltete und dem Vater zurückgab. „Und was meinſt du?“ fragte ſie mit tonloſer Stimme. „Sollte das wohl von ihm kommen?“

Herr Staiger hätte hierauf um Alles in der Welt kein Ja geantwortet; er fühlte wohl, daß das ein neuer Dochſtoß für das unglückliche Mädchen geweſen wäre. Er entgegnete alſo: „O nein, mein gute Clara; wer weiß, wie das zuſammen hängt; mich hat Herr Blaſſer nie leiden können, und wenn Herr Arthur mit uns nicht zerfallen wäre, ſo hätte mir der Andere meine Arbeit vielleicht doch genommen.“ — So ſagte er, dachte aber anders; er ahnte vielmehr einen Zuſammenhang, ohne ſich klar zu werden, worin dieſer eigentlich beſtehe. Ja es gab Augenblicke, wo er Arthur für ſchuldiger hielt, als dieſer in der That war.

Leider machte ſich die entzogene Arbeit und das hiedurch ver-

minderte Einkommen nur zu bald in der Haushaltung der armen Leute fühlbar. Obendrein hatten sich die Ausgaben des Herrn Staiger wegen des kleinen Mädchens noch vermehrt, und dabei wollte er sich nicht dazu verstehen, für die Unterhaltung desselben das Geringste anzunehmen, obgleich Doktor Erichsen, der, wie wir wissen, zuweilen in das Haus gekommen, ihm das dringend angeboten hatte. „Das war früher nicht ausgemacht," hatte ihm der alte Mann geantwortet; „ich nahm das Kind gerne auf, weil es arm und hülflos in der Welt dastand; auch sind die Kosten für dasselbe ja nicht der Rede werth. Und dann," hatte er mit sehr erzwungenem Lächeln hinzugesetzt, „sind wir nicht so arm, als der Herr Doktor wohl glauben, und es ist uns wahrhaftig ein Vergnügen, auch etwas Gutes zu thun."

Eigenthümlich war es, daß Clara das fremde Kind außerordentlich lieb gewonnen hatte. Ihr war es wie ein Geschenk Arthurs, und wenn sie so neben ihm saß, ihm sein Kleidchen geordnet oder seine Haare geglättet, so versank sie oft in Träumereien und dachte: „Ich erziehe mir hiemit einen lebendigen Zeugen meiner Unschuld. Das Kind wird größer und älter werden, es wird fühlen und begreifen, wie ich Arthur geliebt und noch liebe, denn ich habe ja keine Ursache, das hier vor den Meinigen zu verschweigen, es wird auch schon noch sehen, was hier bei uns geschieht, wie hier so gar nichts Heimliches und Unrechtes vorfällt, wird mich kennen lernen, daß ich ja nie im Stande gewesen bin, treulos zu werden und wird dann — vielleicht wohl erst nach langen, langen Jahren," fügte sie mit trübem Lächeln bei, „im Stande sein, ihm das alles zu sagen und ihm so die Augen zu öffnen — über das Unrecht, das er an mir begangen." —

Wohl hätte ihm Clara das alles selbst sagen können, denn wenn Arthur seit jenem Vorfalle auch nicht mehr in ihr Haus kam, so fühlte sie wohl, daß er ihren Weg zum Oefteren durchkreuzte. Wenn sie in den Theaterwagen stieg oder denselben an der Thüre ihres Hauses

verließ, so begann ihr Herz heftiger zu schlagen, der Athem stockte ihr zuweilen plötzlich und sie vermied es alsdann, rechts oder links zu schauen. Sie wußte auch ganz genau, daß es nur des geringsten Zeichens von ihrer Seite bedürfe, nur ein Stehenbleiben, einen Blick um sich her, um ihn augenblicklich heran zu ziehen. Doch das wollte sie gerade vermeiden. Sie war zu stolz, sie fühlte sich zu sehr verletzt, um nach dem, was er ihr Alles gesagt, eine Erörterung herbeizurufen, — herbeizuwünschen wohl. Aber diesen Wunsch hatte sie nur, wenn sie allein war, wenn sie trotz des dunkeln Zimmers ihr Gesicht noch hinter ihren Händen verbarg, damit Niemand sehen möge, wie ihre Lippen schmerzlich zuckten, wie die Thränen unaufhaltsam aus ihren Augen herabfloßen.

Die kleine Schwester Clara's war schon verständig genug, um weder diese noch den Vater zu befragen, warum sie ihr Leben so plötzlich geändert habe. Sie dachte sich, es müsse eine Ursache haben, daß namentlich die Küche des Hauses noch unendlich einfacher, als dies früher geschehen, besorgt wurde. Das Bübchen dagegen konnte dies gar nicht begreifen und verlangte fast jeden Tag Aufklärungen, warum denn beinahe gar kein Fleisch mehr käme, und immer Kartoffeln mit Suppe abwechselten. „Ihr seid alle sehr dumm," sagte es, „daß ihr es nicht besser haben wollt, und morgen verlange ich einen Kalbsbraten, übermorgen Kuchen und dann so fort."

Vater Staiger konnte seine Klagen in diesen Fällen nur beschwichtigen, wenn er ihm irgend ein Märchen erzählte, das einigermaßen seinem Zustande ähnlich war. Er hatte auch recht viele Zeit zum Märchenerzählen, denn wenn er auch durch die Recommandation eines alten Bekannten eine kleine Arbeit erhalten hatte, so war diese doch nicht der Art, daß sie seinen Geist in Anspruch nahm. Es waren nämlich ein paar Abschriften, die er zu besorgen hatte, und bei deren Anfertigung ihm volle Muße blieb, seinem kleinen Sohn auf alle möglichen Fragen zu antworten.

Da die Jahreszeit schon vorgerückt und es nicht mehr so kalt

war, so hatte Herr Staiger seinen Tisch näher an's Fenster gebracht, und so konnte er auch Abends länger schreiben, ohne ein Licht anzünden zu müssen. Ihm gegenüber saß Clara, mit einer Stickerei beschäftigt, einer Stickerei, die sie in besseren Tagen angefangen, und die sie nicht lassen konnte, langsam zu vollenden. Marie hatte sich des kleinen Kindes angenommen und zeigte ihm Bilder in einem großen, halb zerrissenen Buche, — ein Amusement, welches das Bübchen durchaus nicht mehr befriedigte. „Das ist Alles dummes Zeug," sagte er mit großer Bestimmtheit, und das brauche ich nicht mehr anzusehen, denn ich weiß es genau. Auch ist Alles nicht wahr, was in dem Buche steht, und es gibt keine Riesen, die kleine Buben auffressen. Ich habe noch nie einen lebendigen gesehen."

„Das glaube ich wohl," entgegnete lächelnd Herr Staiger, „diese Riesen lassen sich auch nur sehen, wenn die Kinder über alle Beschreibung unartig sind. Und ich hoffe, so arg schlimm bist du doch nicht."

„O er ist schon schlimm genug," bemerkte die kleine Schwester, „denn er hat gestern meiner Puppe das linke Bein ausgerissen und hat ihr auch den Kopf abgeschlagen."

„Das ist aber sehr häßlich von dir, Karl," sprach Clara. „Jetzt hast du alle deine eigenen Sachen entzwei gemacht, und nun verdirbst auch die von Marie."

„Die Puppe war nicht mehr schön," erwiderte der Knabe, „und wollte auch nicht Seiltanzen."

„Kannst denn du Seiltanzen?" fragte der Vater.

„O ja, wenn ich will, — aber ich will nicht. Und es ist auch nicht wahr, wenn Clara sagt, ich mache alle meine Spielsachen entzwei; das Schönste habe ich doch noch." Bei diesen Worten griff er in die Tasche seiner Höschen und zog den Rest einer Mundharmonika hervor, auf welcher er auch sogleich zu blasen anfing und die kläglichsten Töne hervorbrachte. Glücklicher Weise liebte

er ſehr das Piano, und wenn er einen Ton ſo lange anhielt, bis faſt gar nichts mehr davon zu hören war, ſo blickte er zu gleicher Zeit wie in tiefe Gedanken verſunken nachſinnend vor ſich hin, als wolle er den Ton verfolgen, der ſich ſcheinbar in weite, weite Fernen verlor. Plötzlich aber verſtärkte er ihn, brach dann ſchrillend ab und ſagte: „Clara, ich habe Hunger.“

„Das iſt man bei dir gewohnt,“ antwortete die ältere Schweſter trübe lächelnd. „Du biſt ein kleiner Freſſer, der an nichts Anderes denkt. Jetzt ſind es kaum ein paar Stunden, daß wir zu Mittag gegeſſen haben; wie kannſt du ſchon wieder Hunger haben?“

„Weil ich keinen Kaffee mehr bekomme wie früher,“ erwiderte finſter das Bübchen; „da hat man doch auch den Nachmittag was zu thun gehabt.“

„Ich denke mir,“ meinte der Vater, „du hätteſt gern alle Stunden mit Eſſen und Trinken abgewechſelt.“

„Das hätte ich auch,“ entgegnete Karl, „und immer was Beſſeres.“

„Und wenn du nun das Allerbeſte gehabt hätteſt, was es gibt, dann —?“

„Dann,“ wiederholte der Knabe, ohne zu verſtehen, was der Vater eigentlich ſagen wollte, denn von einem Culminationspunkt hatte er noch keine Idee.

„Dann wäre es dir ergangen wie den beiden Fiſchersleuten, die im Waſſertopfe wohnten.“

„Und den koſtbaren Zauberfiſch fingen,“ rief Marie.

„Ganz richtig,“ verſetzte Herr Staiger, indem er ſeine Feder niederlegte und gedankenvoll an die Decke blickte. „Die wollten auch immer etwas Beſſeres, zuerſt Geld, dann ein Haus, dann Fürſt werden, dann König, und zuletzt Pabſt. Das erhielten ſie und wurden ſie auch Alles nach und nach, als aber die Frau des Fiſchers endlich der liebe Gott ſelbſt werden wollte — pumps dich! da hatten ſie nichts mehr und mußten wieder in ihrem Waſſertopfe wohnen und

trockenes Brod eſſen. — Das iſt ein verſtändiges Märchen," fuhr der alte Mann träumeriſch fort, „und wir Alle haben etwas von den Fiſchersleuten in uns. Heute begnügen wir uns mit einer einfachen Mahlzeit, morgen iſt uns die beſſere nicht mehr gut genug, denn wir wünſchen alsdann dazu auch ein ſtattliches Zimmer, endlich ein Haus und obendrein noch gar einen Titel."

„Ich glaube nicht, daß ich ſo wäre," ſagte Clara. „O ich hätte eine Grenze gewußt, bei der angekommen ich vollkommen glücklich und zufrieden geweſen wäre."

Der alte Mann blickte ſeine Tochter bewegt an, dann entgegnete er: „ich verſtehe dich wohl, mein armes Kind, aber wenn auch damit für jetzt der Horizont deiner Wünſche abgeſchloſſen wäre, ſo glaube mir zu deinem Troſte, daß, wenn du alles das erreicht hätteſt, doch die Zeit gekommen wäre, wo neue Wünſche dein Herz bewegt hätten."

Clara wollte etwas erwidern, doch wandte ſie ihren Kopf plötzlich gegen die Kammer vor dem Wohnzimmer, wo man deutlich vernahm, daß dort die Thüre geöffnet wurde und ſich Schritte näherten. Darauf klopfte es ziemlich laut und vernehmlich, ſo daß ſich die kleine Marie beeilte, „Herein!" zu rufen.

Die Thüre öffnete ſich und es erſchienen zwei Perſonen auf der Schwelle, eine Dame und ein Herr, von denen ſich die Erſtere lachend der Tänzerin näherte, und ehe dieſe aufſtehen konnte, freundlich ihre Hände ergriff. Es war Mademoiſelle Thereſe, die luſtig und ſtrahlend hereintrat und ſich augenblicklich auf den Stuhl niederließ, den ihr Herr Staiger hinſtellte, ohne ſich dabei viel um ihren Begleiter zu bekümmern, der, den Hut in der Hand, ziemlich ſchüchtern an der Thüre ſtehen geblieben war. Es war das ein Mann, vielleicht in die Vierzig, ziemlich dürr, mit einem ernſten, eingefallenen Geſichte, hoch empor gezogenen Augenbrauen und etwas herabhängender Unterlippe. Sein Haar war einfach zurückgekämmt, und da er hiebei den Kopf etwas geneigt trug, ſo gab ihm das ein demüthiges Ausſehen,

welches noch unterſtützt wurde durch die etwas gebeugte Haltung des Körpers und verlegene Art, mit welcher er ſeinen Hut in beiden Händen ſo hielt, daß ſich ſeine Blicke in denſelben hinein, man möchte faſt ſagen: verkriechen konnten; auf Momente erhob er die Augen und dann fuhr aus ihnen ein eigenthümlicher Blitz über die Tänzerin. Dieſer Herr trug einen braunen Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft, ſo daß man nichts ſah als eine weiße Halsbinde, wodurch übrigens die fahle Geſichtsfarbe ein wenig aufgefriſcht wurde.

Thereſe hatte ſich nach Clara's und ihres Vaters, ſowie auch nach dem Befinden der Kinder erkundigt, auch geſagt, ſie habe ſchrecklich viel zu thun und wiſſe nicht, wo ihr der Kopf ſtehe, während welcher Zeit ihr Begleiter in der Nähe der Thüre verharrte. Erſt als ſich Clara erhob, um denſelben zu begrüßen und ihn mit einem Blick auf Thereſe zu bitten, gefälligſt näher treten zu wollen, wandte dieſe den Kopf herum und ſprach leichthin: „du brauchſt dich hier gar nicht zu geniren, Berger, das iſt Herr Staiger und meine gute Freundin Clara; wir ſind hier ganz unter uns. Dort iſt ein Stuhl, den kannſt du dir mitbringen. — Mein Bräutigam," wandte ſie ſich mit einer Handbewegung an Herrn Staiger, dann warf ſie den Kopf etwas in die Höhe und fuhr ernſter fort: „ich brauche dir wohl nicht zu ſagen, liebe Clara, daß ich meine Brautviſiten mache. — Gott! es iſt das ſchrecklich langweilig," ſetzte ſie leiſer hinzu.

„Ah! da gratulire ich," verſetzte herzlich Herr Staiger, indem er dem Bräutigam die Hand ſchüttelte und demſelben dabei mit einem kleinen Rucke zum Sitzen verhalf, denn Herr Berger ſchwebte einige Sekunden lang über dem Stuhle, und ſchien es für paſſend zu halten, auf dieſe Art die Gratulationen in Empfang zu nehmen.

„Da haſt du viel zu thun," ſagte Clara nach einer Pauſe, während welcher ſie den Bräutigam und ihre ſchöne Freundin einen Augenblick forſchend betrachtet.

„Es geht ſo," erwiderte Thereſe in nachläſſigem Tone; „ich

ſieht nach, ob der Herr Doctor oben zu Hauſe iſt. Der könnte wahrſcheinlich das franzöſiſche Original haben.

Roſa.

Der Herr Doctor? wen meinen Euer Gnaden?

Jettchen.

Nun, wen anders, als den Herrn Literaten oben im fünften Stock.

Roſa.

So, das iſt alſo der Herr Doctor? Ach, das hab' ich nicht gewußt.

Jettchen.

Ja, meine Liebe, Sie wiſſen noch Manches nicht. Wenn man den Herrn Literaten wohl will, ſo nennt man ſie Herr Doctor, das lieben ſie alle. Adieu. Vergeſſen Sie ja nicht nachzufragen. (Hüpft die Treppe hinauf.)

Roſa.

Nein, das iſt zu arg. Vater, habt Ihr das gehört? Ich ſoll ſeh'n, ob der Herr Literat zu Hauſe iſt? Ich, für die Kammerjungfer hinaufſteigen? dieſe Perſon!

Jonas.

Möchte ſehr wünſchen, daß das ewige Gezank zwiſchen dir und der Kammerjungfer da oben aufhört. Du machſt mir den Kopf noch ſo warm, daß ich einmal mit etlichen Donner — doch ohne Leidenſchaft, ſagt Schiller irgendwo.

Roſa.

Ja, Schiller, oder Göthe, oder Kotzebue, oder wer Ihr wollt, ſagt auch irgendwo: man ſoll ſich nicht auf der Naſe tanzen laſſen.

Jonas (erhebt ſich im Zorn halb von ſeinem Stuhl).

Ruhig ſag' ich, irgendwo —

Roſa (lacht).

Nein, es iſt wirklich zu arg. Zum Herrn Doctor ſoll ich hinaufgehen, ob der das franzöſiſche Original hat? Was will denn die mit franzöſiſch machen? Laſſ' ſie nur ſelber hinaufſteigen. Das fehlte mir! (Lachend ab.)

habe anfänglich gar keine machen Beſuche wollen, aber Berger meint, es ſei nothwendig, und ich meines Theils habe mir auch die neue Verwandtſchaft ein Bischen anſehen wollen. — Und das war in der That der Mühe werth," platzte ſie nach einigen Sekunden lachend heraus. „Du hätteſt die Geſichter ſehen ſollen! Berger hat eine große und auch was man ſo nennt, eine vornehme Verwandtſchaft: wohlhabende Kaufleute, ja Regierungs- und Kanzleiräthe. Ich ſage dir, Clara, ein paar von dieſen Damen ſchnitten mir Geſichter, als müßten ſie Rhabarber verſchlucken; aber wie du mich kennſt, hat mich das ungeheuer amuſirt. Nicht wahr, Berger, ich habe mich gar nicht blöde benommen?"

„O nein," erwiderte der Bräutigam, wobei er ſeinen Hut herumdrehte und nun angelegentlich die obere Fläche betrachtete. — „Du haſt ihnen recht gut gefallen."

„Das will ich meinen," fuhr Thereſe lachend fort. „Auch ich bin ſo ziemlich mit ihnen zufrieden; ich habe ſie meiner ganzen Gnade verſichert, und wenn ſich deine Verwandtſchaft gut aufführt, ſo ſoll ſie mit mir zufrieden ſein."

„Und Sie werden bald heirathen?" fragte Herr Staiger, der den Bräutigam ſchon eine Zeitlang theilnehmend betrachtet hatte.

Dieſer ſchielte zu dem alten Herrn hinüber und erwiderte: „o ja, recht bald — wenn Thereſe will."

„Das verſteht ſich von ſelbſt. Man muß doch mit der Geſchichte einmal ein Ende machen. Ich hoffe, liebe Clara, du erhältſt mich in deiner Freundſchaft. Haſt du einen Augenblick für mich übrig?" ſetzte ſie leiſe hinzu; „ich hätte dir etwas zu ſagen, was nur uns allein angeht."

„Du weißt," entgegnete Clara erröthend, „daß wir außer der Kammer draußen nur dieſes Zimmer haben. Wenn du mit mir dorthin gehen willſt —"

„O das iſt gar nicht nöthig," verſetzte die Andere, indem ſie ſich erhob, „komm, treten wir an den Ofen." Das hatte ſie Alles

in gedämpftem Tone geſprochen, und ſetzte nun mit lauter Stimme hinzu: „Berger, du wirſt dich einen Augenblick mit Herrn Staiger unterhalten; ich habe mit Clara etwas abzumachen.“ Damit nahm ſie dieſe unter dem Arm und trat mit ihr an den Ofen. Herr Berger begann, dem erhaltenen Winke gemäß, augenblicklich über das Wetter zu ſprechen, und meinte, es ſei immer noch recht kalt, doch da jetzt der Winter vorbei ſei, habe man Hoffnung, daß dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach nun doch am Ende das Frühjahr erſcheine.

Thereſe ſtützte die rechte Hand auf die kleine Kinderbettlade, die hinter dem Ofen ſtand, und ſah ihrer Freundin ſo feſt und forſchend in die Augen, daß ſie dieſelben niederſchlug. „Nun wie ſteht's mit deiner Sache?“ fragte ſie darauf.

Clara erhob den Blick, ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und entgegnete mit ſanftem Tone: „ich weiß von nichts, will auch von nichts wiſſen.“

„Und er hat gar nicht einmal den Verſuch gemacht, dich zu ſprechen?“ verſetzte die Andere, wobei ſie den Kopf ärgerlich in die Höhe warf. „Nicht einmal den Verſuch gemacht?“

„O doch,“ ſagte Clara nach einem kleinen Stillſchweigen, wobei ihre Blicke abermals den Boden ſuchten. „Wie es mir ſcheint, machte er zuweilen den Verſuch, mich zu ſehen; aber ich weiche ihm aus und vermeide ihn.“

„Daran thuſt du nicht ganz unrecht, aber du mußt es nicht zu weit treiben.“

„Was iſt denn da noch weit zu treiben?“ ſprach Clara ſchmerzlich. „Wer weiß, warum er mir in den Weg tritt! Vielleicht, um ſeine Vorwürfe zu erneuern, wenn ich dieſelben anhören wollte.“

„Vielleicht auch thut ihm ſein Betragen leid und er möchte dich um Verzeihung bitten.“

Clara ſchüttelte den Kopf mit einem trüben Lächeln. „O nein,“ ſagte ſie, „er kam ja öfters hieher in unſere Wohnung und

weiß gewiß, daß ich ihm hier für ein offenes, ehrliches Wort gerne Rede ſtehen werde."

„Er wird ſich ſcheuen; er weiß nicht, wie du ihn empfangen würdeſt. Du mußt ſchon ein Bischen nachgiebiger ſein, mein Kind. Weißt du," fuhr Thereſe fort, indem ſie ihren Shawl ordnete und denſelben feſt um ihre ſchlanke Taille zog, „es iſt leider einmal ſo in der Welt, und wenn man noch ſo ſehr in ſeinem Rechte iſt, ſo muß man ſich doch zuweilen beugen und ſchmiegen, und immer das Ziel im Auge behalten, das man am Ende erreichen will."

Clara preßte die Hand auf ihr Herz und erwiderte: „ach! Thereſe, glaube mir, ich habe kein anderes Ziel mehr vor Augen als das, welches uns allen gemeinſchaftlich iſt. O er hat mein Herz gebrochen; ich fühle das; und nur die größte Wonne, die reinſten Freuden wären vielleicht im Stande, es zu heilen. Aber dergleichen habe ich ja nicht mehr zu erwarten; hätte er mit mir über irgend etwas einen kleinen Streit angefangen, hätte er mich heftig wegen Fehler oder Unarten gezankt, ich wäre ihm dankbar dafür geweſen, aber er hat mir in kaltem Tone vorgeworfen, ich ſei ein treuloſes Geſchöpf, und dabei hat er mir Worte geſagt, ſo fürchterlich, daß ich ſie nicht vergeſſen kann. Es iſt mir, als ob ſie irgend ein böſer Geiſt beſtändig neben mir ausſpräche, und Nachts werden ſie zu Träumen und quälen mich entſetzlich. — O das iſt unerträglich!" fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ſie ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckt hatte. „Ich ſehe ihn immer und immer vor mir ſtehen, wie er, mich verwünſchend, die Hände gegen mich ausſtreckte und wie er ſagte: ich zerreiße dieſes Band, hier vor der todten Marie ſage ich mich feierlich von dir los. — Ah! entſetzlich!"

Thereſe hatte ihre Hand ergriffen, das arme Mädchen ſanft an ſich gezogen und drückte nun den Kopf derſelben auf ihre Schulter nieder. Dabei küßte ſie ihr innig das ſchwarze Haar und ließ ſie eine

Weile ſo ruhen, ehe ſie ihr leicht den Kopf wieder erhob, und ſie alsdann auch herzlich auf die thränenden Augen küßte.

„O du biſt wirklich gut," ſagte Clara, „du haſt ein braves, fühlendes Herz."

„Ich bin vielleicht nicht ſo ſchlimm, als man glaubt," entgegnete die ſchöne Tänzerin, und dabei zuckte ein wehmüthiger Zug um ihren Mund. „Aber," ſetzte ſie entſchloſſener bei, „keine Klagen, keinen Schmerz, liebe Clara. Für jetzt bin ich noch nicht da, um mit dir zu weinen; das kann ſpäter geſchehen. Jetzt wollen wir einen Moment deine Angelegenheit ruhig in's Auge faſſen, um zu ergründen, was da vorgefallen ſein könnte. — Daß er die Sache nicht vom Zaune gebrochen hat, iſt klar; weißt du, liebes Kind, wenn man ſich mit einer Geliebten entzweien will, ohne Urſachen zu haben, blos weil ſie einem nicht mehr gefällt, ſo beſorgt man das auf andere Art. Nein, hier iſt etwas vorgefallen."

„Aber ich habe nichts gethan," ſprach Clara erſchrocken.

Auf das hin faßte Thereſe lächelnd ihre beiden Hände, ſah ihr in die Augen und erwiderte: „das brauchſt du mir nicht zu ſagen, mein gutes Geſchöpf. Herr Arthur iſt ſehr unerfahren, oder ſehr dumm, daß er dich, mein Engel, mit deinem offenen Geſicht, und deinen klaren, ehrlichen Augen irgend etwas Schlimmes beſchuldigen konnte. Es iſt das rein unbegreiflich. Aber weiter! Antworte mir ein Bischen genau auf meine Fragen. Haſt du vielleicht in der letzten Zeit oder auch früher Jemand bemerkt, der ſich für dich lebhaft intereſſirte, der dir nachgegangen wäre, der es verſuchte, dich zu ſprechen, dir Briefe oder auch vielleicht Blumen geſchickt? Aber thu mir den Gefallen, liebes Kind, und genire dich nicht vor mir; ich muß Alles genau wiſſen."

Clara lächelte einen Augenblick unter ihren Thränen hervor und entgegnete: „ach, es iſt mir hart, über ſo etwas zu ſprechen, aber ich weiß wohl, daß du es gut mit mir meinſt. — Ja es hat

ſich wohl Jemand, wie du es nennſt, für mich intereſſirt, mir auch Blumen geſchickt, ſogar einmal ein Billet, doch habe ich es nicht angenommen."

„Das iſt gleichviel. Und wer war das?"

„Graf Fohrbach."

„Ah! der Adjutant Seiner Majeſtät," ſagte Thereſe mit einem komiſchen Ausdrucke. „Nicht ſo übel; ſieh! ſieh! Das iſt ein Faden, an dem wir uns halten können. Und Arthur kennt den Grafen."

„O ja, ſehr genau. Sollte der vielleicht über mich geſprochen haben?"

„Nichts Schlimmes, wenn du, wie du ſagſt, nichts mit ihm zu thun hatteſt. O du brauchſt es nicht zu betheuern, ich kenne dich. Graf Fohrbach iſt einer der anſtändigſten jungen Leute der Stadt. Und die Scene, die du mit Arthur hatteſt, ging bei der Becker vor ſich? Was machte Herr Erichſen da?"

„Ich weiß es nicht," verſetzte Clara. „Darüber habe ich dich ſchon fragen wollen. Was hat er wohl da zu thun gehabt?"

Thereſe zuckte die Achſeln und erwiderte: „die Becker iſt ein ſchlimmes Weib und treibt ein für junge Mädchen ſehr gefährliches Handwerk. Doch das verſtehſt du nicht ganz. Daß ſie auch für den Herrn Grafen Fohrbach kleine Unterhandlungen zu führen hatte, weiß ich ganz genau. — Es wäre möglich," ſagte ſie nachdenkend „daß ſich der Graf wegen dir — du brauchſt nicht zu erſchrecken — an die Becker gewendet. Ja bei Gott! das wäre möglich! daß die ihm etwas vorgeſchwindelt und Arthur das erfahren. Das iſt ein kleines Licht. — Und die Becker iſt dir nie in den Weg getreten?" fragte ſie nach einer Pauſe.

„O nein, bei uns war ſie nie. Aber halt einmal! Hier im Hauſe iſt ſie doch einmal geweſen."

„Und das iſt ſchon lange?"

„Um Weihnachten glaube ich. Da war ſie hier nebenan bei der Frau Wundel, die dort mit ihren beiden Töchtern wohnt.“

Thereſe blickte einen Augenblick in die Höhe, dann fragte ſie: „Frau Wundel — wer iſt das?“

„Es iſt eine ſonderbare Familie,“ erwiderte Clara achſelzuckend. „Was ſie eigentlich treiben, weiß ich nicht, ſie iſt eine Wittwe, arm, und lebt wie ich glaube von Unterſtützungen.“

„Ah! da muß mein Bräutigam ſie kennen,“ verſetzte Thereſe eifrig und rief alsdann laut: „Berger, kennſt du eine Familie Wundel?“

Der Gefragte wandte den Kopf herum, nickte und entgegnete: „o ja, ich kenne ſie — ſehr, ſie muß hier in dieſem Hauſe wohnen.“

„Was ſind das für Leute?“ forſchte die Tänzerin weiter.

Herr Berger zuckte mit den Achſeln, machte ein ſaures Geſicht und ſagte: „ſogenannte verſchämte Hausarme, aber unter uns bemerkt, nicht viel daran, haben jedoch Connexionen, denen ſie Unterſtützungen aller Art zu erpreſſen wiſſen.“

Thereſe warf ihrer Freundin einen bedeutſamen Blick zu, dann fuhr ſie fort: „werden wir dieſer Familie einen Beſuch machen?“

„Es lag das durchaus nicht in meiner Abſicht,“ gab der Bräutigam in beſtimmtem Tone zur Antwort. „In dienſtlicher Eigenſchaft muß ich zuweilen hingehen, aber es iſt mir das unangenehm genug.“

„So gehe einmal in dienſtlicher Eigenſchaft hin,“ ſagte das ſchöne Mädchen. Und als ſie Herr Berger einigermaßen erſtaunt und fragend anblickte, fügte ſie mit erhobenem Kopfe bei: „ich wünſche das, mein Lieber. Nimm dir ein paar Gulden in die Hand und thue ſo, als habeſt du ihnen irgend eine Unterſtützung zu bringen.“

„Und du?“ fragte Herr Berger mißtrauiſch.

„Nun, ich begleite dich,“ meinte Thereſe lachend. „Habe ich doch auch meine Freude am Wohlthun.“

Nach dieſen Worten erhob ſich der Bräutigam förmlich und ſteif, doch ſchien er ziemlich an Gehorſam gewöhnt zu ſein, denn er verſuchte keine weitere Widerrede. Er ſchüttelte dem Herrn Staiger freundlich die Hand, machte Clara eine tiefe Verbeugung und ſchritt zur Thüre hinaus, gefolgt von Thereſe, die ihre Freundin nochmals herzlich auf die Stirne küßte, wobei ſie ihr ſagte: „noch iſt vielleicht nicht Alles verloren, gute Clara, ich will deine Angelegenheit in die Hand nehmen.“

— — Hätte die Familie Wundel eine Ahnung davon gehabt, mit welch' ungewöhnlichem Beſuch ſie die Ausſicht hatte, erfreut zu werden, ſo würde ſie ihr Zimmer in andere Verfaſſung gebracht haben oder hätte ihre Thüre feſt verſchloſſen gehalten, und das würdigſte Mitglied derſelben, Madame Wundel, hätte nicht auf ſo bereitwillige Art „Herein!“ gerufen, als von draußen ſehr beſcheiden angeklopft wurde. Leider geſchah dies zu der unglückſeligen Stunde, als die brave Wittwe im Gefühl ihrer Dankbarkeit gegen Madame Becker dieſe zu einer guten Chocolade eingeladen hatte. Auf dem Tiſche dampfte eine angenehme Kanne dieſes vortrefflichen Getränks, rings umher Wohlgeruch verbreitend, daneben ſtand ein Teller mit prächtigem Backwerk, ſanft gebräunter Gugelhopfen, welcher von oben durch den darauf geſtreuten Zucker wie ein Schneegebirge ausſah, auch freundlich glänzender Zwieback, ſowie etwas Kräftigeres: Butterbrod mit einigem Fleiſchwerk. Der Ofen verbreitete eine behagliche Wärme, und ein Keſſelchen mit warmem Waſſer, welches auf der Kohlengluth ſtand, und neben demſelben am Boden eine Flaſche Punſcheſſenz, zeigten deutlich an, daß Madame Becker ihr Lieblingsgetränk der ſanften Chocolade vorzog. Sie mochte auch ſchon mehrere Gläſer davon zu ſich genommen haben, denn ihre Wange war ſanft geröthet, ſie ſchluckte häufig ohne Urſache und ihr Lachen war mehr ein Grinſen zu nennen, auch blickte ſie ſtill in das Punſchglas hinein und ſummte die Melodie eines bekannten Liedes. Dabei befand ſich die Frau

in Trauer, doch gab ihr lachendes Geſicht einen ſtarken Gegenſatz zu der ſchwarzen Farbe ihrer Kleider. Neben ihr ſaß Madame Wundel beſtens aufgeputzt und ſtrahlte vor Wohlbehagen; ſie ſchien ſo eben eine Taſſe Chocolade geleert zu haben und ſchmatzte noch vergnügt mit den Lippen. Emilie war beſchäftigt, den Gugelhopfen zu zerſchneiden und nur die jüngere Tochter Louiſe ſchien am wenigſten Antheil an der Geſellſchaft zu nehmen, denn ſie ſaß auf einem Stuhle an der unteren Seite des Tiſches und hatte ihren Arm nachläſſig und ſolchergeſtalt über die Lehne gelegt, daß ſie den Andern zur Hälfte den Rücken zudrehte.

Es klopfte alſo, Madame Wundel rief: „Herein!“ und die Thüre öffnete ſich. —

Wären aber in dieſem Augenblicke der ſelige Becker und der ſelige Wundel erſchienen, mit himmliſchen Feierkleidern angethan und bereit, ihre theuren Hälften in's beſſere Jenſeits abzuholen, das Entſetzen hätte nicht größer ſein können, als beim Anblick des Armenpflegers, der ſeinerſeits nicht wenig erſtaunt war, ſeine Unterlippe noch tiefer herabhängen ließ und die Augenbrauen bis an die Grenzen der Möglichkeit hinauf zog.

Madame Wundel, gänzlich außer ſich, ohne alle Geiſtesgegenwart und ſo überraſcht jeder Verſtellung unfähig, ließ beide Hände auf den Tiſch ſinken und ſtarrte mit einem troſtloſen Blicke den Eintretenden an. Emilie behielt mehr ihre Faſſung und machte den vergeblichen Verſuch, den Gugelhopfen vom Tiſch verſchwinden zu laſſen, doch war ihre Bewegung zu heftig und rechts und links fielen die aufgeſchnittenen Stücke über Taſſen und Tiſchtuch dahin. Louiſe allein beharrte in ihrer Stellung, ja ſie zuckte mit den Achſeln und lächelte höhniſch.

Madame Becker, die den Armenpfleger wohl kannte und deßhalb vollkommen das Entſetzen ihrer Freundin begriff, faßte, auch wohl von dem ſtarken Getränk ermuthigt, ſich am Schnellſten wieder, ſchüttelte ihre Nachbarin am Arme und ſagte mit ihrem breiten,

gemeinen Tone und etwas ſehr ſchwerer Zunge: „ach, Wundel, erſchreck' Sie nur nicht ſo, der Herr Armenpfleger wird es wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn arme Kreaturen, wie wir ſind, ſich einmal einen vergnügten Tag machen. — Was könnt Ihr auch dafür," ſetzte ſie mit einem pfiffigen Blinzeln hinzu, „daß es mir nun einmal in den Kopf gekommen iſt, Euch mit Chocolade und was Gutem zu tractiren."

„Ja, was kann ich dafür!" ſprach die Wundel nach einem tiefen Athemzuge, indem ſie begierig dieſen Rettungsanker ergriff. „Die Becker iſt eine ſo gute Seele, eine ſo brave Frau und denkt gern an uns arme Leute. Ach Gott!" fuhr ſie fort und ſchlug ihre Augen ſcheinheilig auf, „wie käme auch ſonſt was ſo Gutes an uns!"

„Das mißgönnt uns der Herr Armenpfleger gewiß nicht," ſagte auch Emilie etwas gefaßter.

Die erſtaunten Blicke des Herrn Berger fuhren indeſſen, auf's höchſte überraſcht, auf dem ganzen Tiſch umher; ihm war es unfaßlich, daß verſchämte Hausarme ein ſolch' angenehmes Leben zu führen im Stande ſeien, und wenn es ihm unbegreiflich war, woher Madame Wundel das Geld zu dieſen Ausgaben nahm, ſo glaubte er doch nicht den Worten der Becker, namentlich nicht, als er in das Geſicht ſeiner Begleiterin blickte, die mit einem unnachahmlichen, höchſt ergötzlichen Lächeln die Geſellſchaft am Tiſche betrachtete.

„Einen Stuhl! — Zwei Stühle! —" ſchrie nun plötzlich Madame Wundel, indem ſie haſtig aufſprang. „Der Herr Armenpfleger thun uns die Ehre an, ſich einen Augenblick an unſern ſchlechten Tiſch zu ſetzen.

Auch Emilie ſchnellte auf die Seite und Madame Becker erhob ſich ſchwerfällig. „Iſt es nicht wie ein Fingerzeig von Oben," ſagte dieſe lallend, „daß Ihr heute Euer Zimmer in ſo guter Verfaſſung habt, wo Ihr ſo ſchönen Beſuch bekommt. Ach! und auch Fräulein Thereſe," fuhr ſie knixend fort; „jetzt weiß ich, weßhalb

Euch der Herr Berger die Ehre anthut, — es ist eine Brautvisite, ja wahrhaftig, eine Brautvisite."

Madame Wundel, die noch immer nicht recht ihre Sprache gefunden hatte, knixte zu wiederholten Malen und Emilie wiederholte mit einem bitterbösen Lächeln und einem tiefen Seufzer das Wort: „Brautvisite." Louise war unterdessen ebenfalls aufgestanden und hatte zwei Stühle an den Tisch gestellt.

Herr Berger ließ sich auf einen derselben zögernd nieder, auch ließ er sich erst nieder, als er sah, daß Therese es sich auf ungenirte Art bequem machte, mit vernehmem Kopfnicken den dargebotenen Platz annahm und darauf die Damen der Reihe nach musterte.

„Nein, die Ehre und das Vergnügen," sagte jetzt auch Madame Wundel, indem sie die Hände zusammenschlug. „Hätte ich mir das doch nicht träumen lassen. Und wollen Fräulein Therese die Gnade haben, meinen ganz ergebenen Glückwunsch anzunehmen, ebenfalls der Herr Armenpfleger nicht weniger und wollen versichert sein, daß es mir das größte Vergnügen macht, Sie auf Ihrer Brautvisite zu sehen. — Ein schönes Paar," sagte sie scheinbar leise zur Becker, doch so laut, daß man es allenfalls im Nebenzimmer gehört hätte.

Therese that aber natürlich nicht dergleichen, vielmehr blickte sie die Wundel so unbefangen wie möglich an und versetzte: „ja, wir machen unsere Brautvisiten und da wir zufällig im Hause waren, ja auf demselben Stockwerke, so fand es mein Bräutigam für angemessen, auch Ihnen, Madame Wundel, die Sie ihm als eine stille christliche Frau bekannt sind, ebenfalls einen Besuch zu machen."

Der Armenpfleger spitzte seinen Mund wie eine Karpfe, ließ die Augen einen Moment über den Tisch und das darauf befindliche Backwerk hingleiten und senkte sie dann auf seinen Hut hinab, wo er emsig die Firma des Fabrikanten studirte.

Madame Wundel hustete leicht und sprach: „ah! Fräulein Therese waren also schon im Hause, schon auf demselben Stocke?"

Sechster Auftritt.

Jonas (nimmt eins von den Büchern in die Hand und öffnet es).

Wo bin ich denn damals stehen geblieben? Aha, richtig, bei dem alten spitzbübischen Notar. Ein Capitalkerl, aber ein Hauptspitzbube. Führt der die vornehmen Damen an der Nase herum und macht sich Geld, rasend viel Geld; aber es geht ihm auch darnach. Ehrlich währt am längsten, sagt ein altes Sprichwort irgendwo. Doch ich muß gestehen, daß mir der Charakter dieses alten Hallunken, versteht sich in seiner Art, noch lieber ist, als der meines Collegen, des Monsieur Pipelet. Das ist ein alter widerwärtiger Narr, so gespreizt und gar nichts Natürliches, und heißt Alfred, der Kerl! Nun, wir wollen sehen, wie es weiter geht. Die da oben können warten, bis ich fertig bin. Ich thue ihnen ja keinen Schaden, lese nichts aus den Büchern heraus, und dann bin ich es mir auch selbst schuldig, mich bei meinem geisttödtenden Geschäft, wenigstens so viel als möglich ist, in der Literatur auf dem Laufenden zu erhalten. Ja, ich bin mir das schuldig. In meiner Jugend hat man an meiner Erziehung nichts vernachläßigt, und daß ich hier unten an der Treppe sitze, statt oben im ersten Stock, und den Leuten die Thür aufmachen muß, anstatt daß sie sie mir aufmachen, das ist nur Tück des Schicksals und muß eine große Seele nicht darniederdrücken, sagt Göthe irgendwo. (Er liest.)

Siebenter Auftritt.

Jonas. Jakob.

(Jakob kommt mit einer sehr großen Laterne, in welcher zwei Lichter brennen, die Treppen herab. Wie er fast unten ist, hört man oben die Stimme der Kammerjungfer, welche Jakob! ruft.)

Jakob (langsam).

Was haben Sie zu befehlen, Jungfer Jette? (Wendet sich und steigt wieder hinauf, doch so, daß er den Zuschauern sichtbar bleibt) Kann nichts für Sie thun, Jungfer Jette — bin von der Madame gekommandirt, bei dem Portier auf die Madame zu warten. (Steigt wieder hinab und brummt vor sich hin.) Thut mir leid, oder vielleicht auch nicht leid. Die höchste Ordre wird jedesmal am meisten respectirt. Das habe ich gehalten anno 13 und 14, als wir über den Rhein gingen, und halt' es auch jetzt noch so.

„Allerdings," entgegnete dieſe, „und zwar bei meiner beſten Freundin, Clara Staiger — die Sie ja wahrſcheinlich kennen," fuhr ſie nach einer Pauſe lächelnd fort.

„O ja, wir kennen ſie vom Aus- und Eingehen," meinte die würdige Wittwe, indem ſie auf dem Tiſch ihre Hände über einander legte. „Wie man ſich ſo kennt, als Nachbarn, oberflächlich."

„So, nur oberflächlich?" erwiderte die Tänzerin, aber obgleich ſie das Wort nur einmal ausſprach, ſo ſchien es doch an alle Anweſenden gerichtet zu ſein und ſie blickte jede derſelben der Reihe nach ſcharf an. „Sie iſt ein ſehr braves und geordnetes Mädchen, meine Freundin," ſagte ſie darauf wie fragend.

„Das iſt ſie," bekräftigte die Wundel, „das iſt ſie, bei Gott, der Neid muß es ihr nachſagen."

„Solid, ſehr ſolid," meinte die Becker; doch lächelte ſie dazu auf eigenthümliche Art. Und Emilie ſetzte etwas boshaft hinzu: „Ein wahres Muſter; man könnte ſie allen jungen Mädchen zum Exempel vorſtellen."

In dieſem Augenblicke wechſelte die Wittwe mit Madame Becker einen Blick, der, ſo ſchnell das auch vor ſich ging, von Thereſe nicht unbemerkt geblieben war.

„O ich weiß, wie gut und lieb ſie iſt," fuhr die Tänzerin fort. „Aber," ſetzte ſie ſehr langſam und mit ſcharfer Betonung hinzu, „um ſo auffallender iſt es, daß trotz allem dem Unangenehmes über ihren Lebenswandel verbreitet wurde — ja, abſichtlich verbreitet wurde."

„Ah!" machte die Wittwe mit gut geſpieltem Erſtaunen, „iſt das die Möglichkeit! Habt Ihr was davon gehört, Becker? Oder du Emilie? Ja, die Menſchen ſind ſchlimm."

Natürlicher Weiſe wollte Niemand etwas davon vernommen haben, und um dieſen unangenehmen Geſprächsgegenſtand zu unterbrechen, legte Madame Wundel ihren Mund in recht ſüße Falten und fragte, ob ſie nicht die Ehre haben könne, dem Herrn Armen-

pfleger oder Fräulein Thereſe mit einer Taſſe Chocolade aufzuwarten.

Herr Berger verneinte das eifrigſt, Thereſe aber nahm es an. Und ſie hatte ihre guten Gründe dafür. Hatte ſie dann doch ein paar Augenblicke, in denen ſie nicht zu ſprechen, nur zu hören brauchte; und ſie bedurfte einige Zeit zum Nachdenken.

Louiſe hatte eine Taſſe geholt, ſie vor Thereſe hingeſtellt und dabei nicht ermangelt, ihr eigens zu gratuliren, was ſie vorhin im allgemeinen Chorus unterlaſſen. Dazu ſagte ſie: „es wird Clara gewiß gefreut haben, Sie ſo bei ſich zu ſehen, denn Clara iſt gut und nimmt den innigſten Antheil daran, wenn es ihren Bekannten wohl geht.“ Madame Wundel unterließ nicht, ihrer Tochter einen mißbilligenden Blick dafür zuzuſenden, daß ſie ihrer Nachbarin wieder erwähnte, doch kehrte ſich dieſe nicht im Geringſten daran, vielmehr fuhr ſie fort: „es iſt wahr, Fräulein Clara hat in den letzten Tagen Unangenehmes gehabt; ich weiß nicht, ob ſie Ihnen davon ſagte.“

„O ja, ſie ſprach mir davon,“ entgegnete Thereſe. „Ich glaube, es betraf einen Vorfall im Hauſe der Madame Becker dort, an dem Tage, wo Marie begraben wurde. Wie war doch die Geſchichte?“

„Wie wird das geweſen ſein!“ erwiderte nach einigem Zögern die Becker, wobei ſie verlegen die Achſeln zuckte. „Ich weiß es ſelbſt nicht mehr genau, es betraf einen jungen Herrn.“

„Herrn Arthur Erichſen,“ verſetzte Thereſe. „Er hat, ſo viel ich weiß, ein kleines Verhältniß mit Clara und beſchuldigte nun das arme Mädchen — gerade in Ihrem Hauſe — einer Untreue, glaube ich, die ſie gegen ihn begangen.“

Madame Becker hatte ihren Arm auf den Tiſch geſtützt, vorher aber einen ſtarken Zug aus dem Punſchglaſe gethan, dann blinzelte ſie mit ihren etwas röthlich unterlaufenen Augen und meinte: „nun ja, es muß etwas derart geweſen ſein; wild genug hat er ſich angeſtellt,

und wenn er mit mir so hart gesprochen hätte, würde ich ihm anders die Wege gezeigt haben, — so einem Naseweis."

„Uebermüthig ist er schon," versetzte die schlaue Tänzerin. „Was wird's gewesen sein, eine Eifersüchtelei; hat sich vielleicht die Clara sonst wo ein wenig den Hof machen lassen?"

„Versteht sich," rief die Becker erzürnt und klopfte auf den Tisch. „Da kommt so ein junger Mensch her, spricht was von guten Absichten und meint nun, dann dürfe ein anderer rechtschaffener Cavalier so ein Mädchen gar nicht mehr ansehen."

„Aber Fräulein Clara läßt sich auch von sonst Niemand ansehen," sagte ängstlich Madame Wundel, mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf ihre Tochter Emilie, welche die Zähne auf einander biß und die Becker gistig ansah.

Diese trank ihr Glas vollends leer, schnalzte mit der Zunge und sprach: „hat sich was zum Ansehen; daran stirbt man nicht und das schadet auch Niemand. Die Clara wäre eine rechte Gans, wenn sie sich von dem Maler da hofmeistern ließe."

„Aber sie thut es doch," bemerkte erzürnt die Wundel. „Clara ist die Tugend selbst, und einer von den jungen vornehmen Herren würde schön ankommen, wenn er sich in ihre Nähe wagen wollte." Bei diesen Worten stieß sie ihre Nachbarin heftig unter dem Tische mit dem Fuße an, doch hatte sich diese schon zu tief mit dem Punsche eingelassen, um diese Berührung für mehr als eine zufällige zu nehmen.

„Und ich sage, die Clara hatte Recht, den Maler zu verabschieden," rief sie mit schwerer Zunge. „Da ist der Herr Graf doch ein anderer Mann, und mich freut es, daß sie ihn erhört."

So schwer diese Worte auch die Tänzerin trafen, so verzog sich doch keine Miene ihres Gesichtes, ja sie trank lächelnd ihre Chocolade, nicht ohne einen Blick auf Emilie zu werfen, die ihre Hände zusammenballte und in höchster Wuth die alte Schwätzerin gegenüber mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

„Aber was faſelt Ihr für dummes Zeug!“ ſagte Madame Wundel, die mühſam an ſich hielt. „Wie könnt Ihr über meine Nachbarin, über Mamſell Clara, über die genaue Freundin unſerer zukünftigen Frau Armenpflegerin ſo etwas ausſagen! Von was ſchwätzt Ihr denn eigentlich?“

Thereſe hatte ihre Taſſe ruhig hingeſetzt und warf dann leicht ein: „wir wiſſen wohl, wovon Madame Becker ſpricht, von dem Verhältniß Clara's mit dem Grafen Fohrbach.“

„Das iſt's,“ ſprach die Becker mit lallender Zunge. „Und das iſt ein ſchönes Verhältniß, ein dauerndes Verhältniß. O Wundel, Ihr ſolltet euch Eurer Arbeit nicht ſchämen; Ihr habt doch große Mühe damit gehabt und die Sache geſchickt angefangen. Ehre dem Ehre gebührt!“

„Daß Euch der —“ ſprach die würdige Wittwe und wollte hinzuſetzen: Ihr betrunkenes Weibsbild; „wie könnt Ihr ſo garſtiges Zeug plappern; ich bin eine ruhige Wittfrau; was hätte ich mit Euren Geſchichten für Arbeit gehabt! Was gehen uns Eure ſchmutzigen Verhältniſſe an! Nicht wahr, Emilie? Was hätten wir für Euch geſchafft!“

„Oho!“ rief die Becker und ihr Auge funkelte zornig, „ſeh mir Einer die würdige Wittfrau. Jetzt nennt ſie das „ſchmutzige Verhältniſſe,“ womit ſie ein ſo ſchweres Sündengeld verdient.“

Der Armenpfleger hatte ſeine Augen langſam aus dem Hute erhoben, blickte achſelzuckend gen Himmel und ſagte alsdann zu ſeiner Braut mit leiſer Stimme: „ich glaube, es wäre beſſer, wir verließen dieſe Wohnung.“ Dabei begann er ſich von dem Stuhle zu erheben.

Thereſe aber zog ihn eifrig wieder nieder, that als wolle ſie ihr Sacktuch aufheben, das ihr entfallen und flüſterte ihm zu:

„Es iſt ein gutes Werk, Berger, wenn du noch einige Augenblicke bleibſt. Hier gilt es, ſchlechte Menſchen zu entlarven und einem unglücklichen Mädchen zu helfen.“

Unterdeſſen hatten ſich Madame Wundel ſowie Emilie über den Tiſch hinübergebeugt und blickten Madame Becker an ganz mit dem zärtlichen Ausdruck eines Paares wilder Katzen, die begierig ſind, einer Freundin die Augen auszukratzen. Louiſe hielt ſich fern, ſie hatte ſich an's Fenſter geſtellt und blickte hämiſch lachend auf die Gruppe am Tiſche.

„Pfui!“ rief Emilie nach einer Pauſe, „ſchämt Euch, Becker, über Euer ungewaſchenes Maul.“

„Larifari,“ entgegnete dieſe laut lachend; „ich brauche mich nicht zu ſchämen, ich wohne am Kanal in der Kaſerne, ſtehe für mein Geſchäft ein und heiße Becker. Ich läugne nicht, was ich treibe; ſchämt ihr euch ſelbſt, ihr — verſchämte Hausarme,“ ſetzte ſie plötzlich ſehr ernſt werdend hinzu; und dann kreiſchte ſie: „ſeh mir Einer die Wundel an; hat bei meinem Geſchäft ſchweres Geld verdient und will ſich nun meiner ſchämen. O du Weibsſtück!“

Die Wundel war mit ihrer Tochter Emilie in die Höhe geſprungen und es ſchien einen Augenblick, als wollten ſich dieſe Bekenntniſſe edler Seelen in einen erbitterten Kampf verwandeln. Doch erblickte die Wittwe vor ſich das ernſte, mißbilligende Geſicht des Armenpflegers, deßhalb faßte ſie ſich mit übermenſchlicher Anſtrengung, ſchluckte einige Mal heftig, ſtützte beide Fäuſte auf den Tiſch und ſagte alsdann: „Herr Armenpfleger! — Gott ſoll mich bewahren, daß ich Reden, wie das Weib da eben verführt, vor Ihren Ohren auf mir ſitzen ließe. O nein!“ rief ſie mit einem Anflug erkünſtelter Wehmuth, „was habe ich arme Wittfrau ſonſt als Ihre Meinung, Herr Armenpfleger. Stehe ich ohne Sie nicht ganz verlaſſen da in dieſer Welt mit meinen beiden armen Würmern, ohne Hülfe, ohne Verdienſt —“

„Ohne Verdienſt!“ hohnlachte die Becker. „Hat Sie von mir nicht ſchweres Geld für das Geſchäft bekommen! aber bei Ihr bleibt nichts — Sie iſt wie ein Sieb — Sie —“ Hier ſtockte das Weib plötzlich in ihrer Rede und wir glauben nicht, daß plötzlich einge-

tretenem Zartgefühl, vielmehr veranlaßt durch die Fauſt der Mademoiſelle Emilie, welche drohend hinter dem Stuhl der Sprechenden ſtand. Auch duckte ſich dieſe ſcheu zuſammen und ſchien, obgleich zu ſpät, zu fühlen, daß ſie ſich hier zu Eins gegen Drei befand.

„Hören Sie alſo," fuhr Madame Wundel im Tone gekränkter Unſchuld fort. „Ja, es iſt wahr, dieſes Weib da forderte mich auf, ihr in einer ihrer unſaubern Geſchichten zu helfen."

„Sie ſollten vermitteln zwiſchen Clara und dem Grafen Fohrbach?" fragte die Tänzerin.

„Ja," ſchrie die Becker, indem ſie, ſich dann nach Emilien umſehend, mit der Fauſt kräftig auf den Tiſch ſchlug. „Und ſie that es, ſie lieferte mir das Mädchen."

Die würdige Wittfrau warf einen Blick an die Decke des Zimmers, dann ſagte ſie achſelzuckend und mit großer Milde: „Herr Armenpfleger, man muß es der Frau verzeihen, ſie geht zu viel mit gemeinem Volke um, ſie hat keine Idee davon, daß es noch rechtliche Menſchen gibt, die ſo viel als möglich Unheil zu verhüten ſuchen."

„Und Sie verhüteten alſo das Unheil?" forſchte die Tänzerin.

„Ach ja, Fräulein Thereſe," fuhr Madame Wundel fort. „Und ich glaube, es iſt keines meiner ſchlechteſten Thaten. Das Weib wandte ſich freilich an uns, wir aber kannten Fräulein Clara, wie Sie ſie ſelbſt kennen, und nur in der Abſicht, — gewiß nur in der Abſicht, um die Becker von ihrer Spur abzuleiten, unternahmen wir die unangenehme Commiſſion." —

„Ein Rendezvous zu vermitteln," ſagte Emilie, indem ſie ſich vordrängte.

„Und es kam zu Stande?" fragte Thereſe.

„Ja, es kam zu Stande!" rief triumphirend die Becker. „Glauben Sie mir, wenn dies Weib ſeine Krallen einmal einſchlägt, da hält ſie feſt."

„Es kam allerdings zu Stande," bemerkte Madame Wundel

nach einem abermaligen Blick an die Zimmerdecke, „aber ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß Clara gänzlich aus dem Spiele blieb.“

„Ah! ich verſtehe,“ ſprach Thereſe freudig. „Ich danke Ihnen für dieſe Aufklärung.“

Madame Becker ihrestheils ſchien das nicht ſogleich zu verſtehen. Endlich aber begriff auch ſie, daß die Wundel ſie geprellt und eine Andere zu dem bewußten Rendezvous geſchickt worden war. Wie ſie langſam zu dieſer Erkenntniß kam, verwandelten ſich alle ihre Geſichtszüge. Anfänglich war ſie hohnlachend da geſeſſen, jetzt aber fiel ihre Unterlippe ſchlaff herab, ihre Augen ſtierten ein paar Momente ſtarr vor ſich hin; dann aber blitzte das Feuer des Zorns in ihnen auf, ihre Lippen ſchloßen und öffneten ſich krampfhaft und ſchäumend ſagte ſie: „alſo ſo wollt Ihr meine noble Kundſchaft verderben! — Ihr Pack!“ Dabei hatte ſie ſich langſam erhoben, hatte ihr Geſicht mit einem unbeſchreiblich frechen Ausdruck auf Zollweite dem der Wittwe genähert, welche, wie das Vögelein vor dem Blicke der Schlange leider nicht im Stande war, zurückzuweichen. Leider ſagen wir, denn in der nächſten Sekunde brannte eine ſo ungeheure Maulſchelle auf der Wange der Madame Wundel, daß dieſe laut aufkreiſchend in ihren Stuhl zurückfiel. Es war eigentlich komiſch anzuſehen, wie im gleichen Augenblicke der Armenpfleger von ſeinem Sitze emporſchnellte, Thereſe am Arme ergriff, mit zwei Schritten die Stubenthüre erreicht hatte und das Zimmer verließ. Erſt hinter der geſchloſſenen Thüre blieb er tief athmend ſtehen und ſetzte bedächtig ſeinen Hut auf.

„Gott ſei Dank!“ jubelte Thereſe, „daß das ſo gekommen iſt. Glaube mir, Berger, um keinen Preis der Welt wollte ich das eben nicht gehört haben. War dir die Scene unangenehm?“

„Sie hat auch für mich ihr Gutes,“ erwiderte bedächtig der Armenpfleger, indem er ſeine Schreibtafel herauszog, darin blätterte und durch den Namen der Wittwe Wundel einen ſehr dicken Strich machte.

Daß übrigens Madame Becker dem rächenden Geschick ebenfalls nicht entging, brauchen wir dem geneigten Leser nicht zu versichern. Wenn sich auch Louise Wundel von dem Kampf, der nun erfolgte, fern hielt, so waren doch die Wittwe und Emilie kräftig genug, um der Madame Becker einen gehörigen Denkzettel zu geben.

Die Tänzerin blieb zaudernd auf der Treppe stehen. „Gern möchte ich Clara sprechen," sagte sie, „doch ist es besser, ich versuche es, den Herrn Erichsen zu finden. — Komm', Berger."

Beide stiegen nun vollends die Stufen hinunter, setzten sich in den Wagen, der drunten auf sie wartete, und fuhren davon.

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Clara.

Vielleicht war es zufällig, daß Arthur sich an diesem Nachmittage in der Nähe der Balkenstraße befand, genug, Therese, die aufmerksam umherspähte, erblickte ihn wenige Straßen von dem Hause Clara's entfernt; sie klopfte dem Kutscher an die Fensterscheiben und ließ halten.

Arthur, welcher sich bei seinem Namen gerufen hörte, näherte sich dem zweisitzigen Wagen und war nicht wenig erstaunt, die schöne Tänzerin in demselben zu sehen. Sie theilte ihm auch gleich lachend den Zweck ihres Umherfahrens mit, stellte ihm den Herrn Berger vor, nannte auch diesem den Namen des Malers und fragte dann, ob er nicht Zeit habe, sie einen Augenblick zu begleiten. Sowohl Arthur als Herr Berger sahen bei dieser Aufforderung das schmale Coupé an und Ersterer sagte zu Therese, so angenehm es ihm auch wäre, sie zu begleiten, so fürchte er sich doch sehr, sie in ihrem Platz zu derangiren.

„Aber ich muß Sie ſprechen und zwar auf der Stelle ſprechen," erwiderte hartnäckig die Tänzerin; „ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen. Und was den Platz anbelangt, da kann man ſchon Rath ſchaffen. Berger iſt wohl ſo gut und ſetzt ſich für ein paar Minuten draußen zum Kutſcher. Du kannſt deinen Regenſchirm aufſpannen, dann erkennt dich Niemand, man hält dich höchſtens für einen Lohnbedienten."

„Aber," meinte Arthur leiſe, „Sie verlangen zu viel."

„Und was ſoll der Kutſcher denken, mein Kind," verſetzte Herr Berger. Doch hatte er den Schlag ſchon halb geöffnet, um hinaus zu ſteigen.

„Machen Sie nur keine Umſtände," rief die Tänzerin dem Maler zu. „Kommen Sie geſchwind herein. — Und was den Kutſcher anbelangt," wandte ſie ſich an den Andern, der ſchon draußen auf dem Tritte ſchwebte, ſo kannſt du ihm meinetwegen ſagen, es ſei dir hier im Wagen zu warm geweſen und du wolleſt draußen ein wenig friſche Luft ſchöpfen. Weißt du, Berger," fuhr ſie leiſe fort, indem ſie ſich zum Wagen hinausbeugte, „ich mag dem Kutſcher nicht laut zurufen, daß er nach der Balkenſtraße, dem Hauſe Clara's, zurückfahren ſoll, das kannſt du beſorgen."

„Das hätte ich thun können und doch wieder in den Wagen hineinſteigen," entgegnete der Armenpfleger in kläglichem Tone.

„Aber es iſt beſſer ſo," ſagte Thereſe und zog den Schlag hinter ihm zu.

Arthur war lächelnd in den Wagen geſtiegen. Herr Berger hatte den Bock erklettert, ſeinen Regenſchirm aufgeſpannt und bot neben dem Kutſcher nichts Auffallendes. Er ſah in der That aus wie ein Lohnbedienter und ſchielte auch wie ein ſolcher, deſſen Geſchäft es iſt, die Fremden auf alle Merkwürdigkeiten rechts und links aufmerkſam zu machen, zuweilen hinter ſich in den Wagen.

„Ich komme ſoeben von Clara," begann Thereſe in demſelben. „O Herr Erichſen, wenden Sie ſich nicht unmuthig weg; glauben

Sie mir, Sie haben dieſes gute und edle Mädchen unverantwortlich behandelt. Sagen Sie mir um Gotteswillen, Sie ſind doch auch ſchon mit vielen Leuten umgegangen, Sie haben doch auch Menſchenkenntniß. Schauen Sie ihr doch in das klare und unſchuldige Auge, kann der Blick trügen? Glauben Sie wirklich, Clara ſei fähig geweſen, Sie zu hintergehen? — Die gute Clara, mit dem Gemüth eines Kindes, die nicht einmal weiß, was Betrug iſt! O ich möchte faſt ſagen: Sie verdienen dies Herz nicht, das Sie ſo leichtſinnig weggeworfen." Und nun erzählte ſie ihm in aller Eile, ohne ihn zu Worte kommen zu laſſen, was ſo eben in der Wohnung der Wittwe Wundel vorgefallen, und beſchwor ihn, jetzt ſogleich hinauf zu gehen, er werde die ganze ſaubere Geſellſchaft noch beiſammen finden und es werde ihm nicht ſchwer werden, von denſelben das Geſtändniß wiederholt zu erhalten.

Damit hielt der Wagen vor dem bekannten Hauſe und als Arthur, der mit klopfendem Herzen den Worten Thereſens gelauſcht, nun die dunkle Thüre mit den ausgetretenen Stufen vor ſich ſah, über die er ſo oft voll Freude und Glück auf- und abgeſtiegen war, die er darauf tief betrübt ſo lange vermieden, für ihn eine Ewigkeit, obgleich er das Haus ſelbſt vermittelſt der umliegenden Straßen unaufhörlich umkreiſt, ſowohl bei Tag als bei Nacht, als er nun wieder davor ſtand, glaubend an die Worte der Tänzerin, da ſchwand aller Groll, aller Argwohn aus ſeinem Herzen, eine unendliche Liebe für Clara erfüllte es mehr als vordem, und nach herzlichem Dank und Gruß gegen Thereſe ſprang er in den dunklen Hausflur hinein.

Die ſchöne Tänzerin blickte ihm ein paar Sekunden nach, dann fuhr ſie mit der Hand über die Augen und ſprach zu ſich ſelber: „das iſt mein ſchönſtes Hochzeitsgeſchenk. Ach! die Verſöhnung da oben muß entzückend ſein. Wie glücklich werden ſich dieſe Beiden fühlen, zu einander hingezogen, innig verbunden durch gleiche, herzliche Liebe." Hierauf legte ſie ſich ſeufzend und nachſinnend in die

(Ist bei den letzten Worten die Treppe wieder herabgekommen und tritt in die Loge des Portiers.) Guten Abend, Meister Jonas.

Jonas.

Guten Abend, Jakob! (Für sich.) Muß doch immer gestört werden in den interessantesten Augenblicken meines Lebens. (Laut.) Womit kann ich dienen?

Jakob.

Ohne Redensarten, Meister Jonas; wenn vom Dienen die Rede ist, da bin ich bei der Hand. Will mich nur mit Eurer Erlaubniß ein bischen daher setzen und warten, bis die Madame herabkommt.

Jonas.

Freut mich sehr, freut mich sehr, setzt Euch nur dahin. Wollt Ihr aber nicht so lange Eure beiden Lichter ausblasen, es ist Schade um die schönen Wachskerzen.

Jakob.

Laßt sie nur brennen, Meister Jonas, thut der Herrschaft gar nichts. Wenn man immer so wie ich bei der Hand sein muß, möchte sagen, immer den Vorpostendienst hat, da darf auch die Munition nicht gespart werden. Immer zum Einhauen parat, dermalen nur mit der Laterne.

Jettchen (von oben).

Jakob, Jakob!

Jonas.

Man ruft Euch, Jakob, hört Ihr?

Jakob.

Laßt sie nur immerzu rufen, Meister Jakob. Wenn ich auf all das Geruf Appell geben thät, hätt' ich schon lang meine Lunge aufgebraucht. Will aber halt noch ein bischen leben.

Jonas.

Nu, nu, Freund Jakob, ich muß Euch aufrichtig gestehen und bemerken, daß ich Niemand kenne, der immer so mürrischen Humors ist, wie Ihr. Lustig und wohlgemuth wandelt das junge Blut — auch das alte — sagt ein altes Lied irgendwo.

Ecke des Wagens, doch hatte sie vorher an die Scheiben geklopft und dem Herrn Berger gesagt: „so, nun kannst du wieder herein kommen."

Arthur gelangte übrigens nicht so schnell in den obern Stock; je höher er stieg, desto mehr Gedanken häuften sich auf sein Herz und hingen sich schwer an seine Schritte. Er gedachte jenes Abends, wo er an des Grafen Stelle das junge Mädchen empfangen, er bemühte sich, die Figur derselben auf's Genaueste in seiner Phantasie festzustellen, und nachdem er das zum ersten Mal seit jenem Vorfalle ruhig gethan, begriff er selbst nicht mehr, daß er Jene mit Clara habe verwechseln können. Dann dachte er auch eifrig darüber nach, wo er sie nach jenem Abende wieder gesehen und ob er da wohl eine Spur von Befangenheit, irgend etwas Verlegenes in ihrem Betragen gegen ihn bemerkt. Ach! er erinnerte sich jetzt genau, daß sie ihm den andern Tag mit offener Stirn und ehrlichem Blick wie immer entgegen gesprungen war, daß sie ihm freudig beide Hände dargereicht und daß sie darauf schüchtern wie immer und halb erröthend seinen etwas stürmischen Kuß geduldet. — Ach! und diese süßen Küsse, er hatte sie so lange entbehren müssen, er hatte so lange nicht mehr in ihr gutes, liebes Auge geblickt. Jetzt kam ihm sein ganzer Argwohn wie ein Wahnsinn vor, jetzt konnte er es nicht begreifen, warum er nicht gleich offen und ehrlich mit Clara gesprochen, ihr seine Unterredung mit dem Grafen Fohrbach mitgetheilt und ihr gesagt: wie kann das zusammenhängen? Noch viel weniger aber begriff er, daß er nicht gleich nach jenem schrecklichen Tage, wo er sie zum letzten Mal an der Leiche der unglücklichen Marie gesehen, zu der Wundel geeilt war, die ihm von Madame Becker als Unterhändlerin genannt worden war. Kopfschüttelnd und unzufrieden mit sich selbst stieg er die Stufen hinauf.

— — — — — — — — — — — — — — —

Clara hatte sich wieder an ihre Arbeit niedergesetzt, sobald Thereſe vorhin das Zimmer verlassen. Doch wollte ihr dieselbe

nicht mehr ſo von der Hand geben wie vor der Unterredung. Sie war in den letzten Tagen ruhiger geworden, ſie hatte die Erinnerung an jene ſchreckliche Stunde gewaltſam zurückgedrängt, und dieſe trat nun zugleich mit dem ſtärkeren Klopfen ihres Herzens allmählig wieder lebendiger und ſchrecklicher vor ſie hin. Warum hatte ſie ſich von jenem Augenblick überwältigen laſſen, warum hatte ſie, ſtatt ſeinen Vorwürfen gegenüber zu ſchweigen, nicht ruhig eine Erklärung verlangt über das, was er ihre Treuloſigkeit genannt? — Sie wußte es ſelbſt nicht. Es war vielleicht richtige Eingebung des Moments geweſen, es war ihr weiblicher Stolz, der ſich im Gefühle gekränkter Unſchuld dagegen empört hatte. Ach! und wie hatte ſie gelitten nach jener Unterredung; wie war ihr die ganze Zukunft finſter erſchienen, wie alles Glück von ihr gewichen, — und nirgends, nirgends ein Hoffnungsſtrahl! Jetzt, ſie wußte ſelbſt nicht warum, regte ſich in ihrem Herzen ein Gefühl, als ſei vielleicht noch nicht Alles verloren, als würde die Nacht in ihrem Gemüthe nicht ewig währen, als könne auch für ſie noch ein neuer Tag anbrechen, nochmals die Sonne hell und glänzend aufſteigen.

Herr Staiger, der vor ſich ſeine Tochter in tiefen Träumereien ſah, hatte die Feder wieder ergriffen und ſchrieb langſam fort, nicht ohne zuweilen einen Blick auf Clara zu werfen.

Die Kinder hatten während des Beſuchs dieſen aufmerkſam betrachtet und Marie hatte zum großen Ergötzen des Bübchens den Gang und die Haltung der zukünftigen Madame Berger nachgeahmt, worauf ſich Karl veranlaßt ſah, die Rolle des Armenpflegers zu übernehmen. Er knöpfte ſein Jäckchen bis unter das Kinn zu, holte ſich des Vaters Hut aus der Ecke und ſchaute unverwandt in denſelben hinein, wobei er ſo ſteif als möglich auf und ab ging. Dann nahm er einen kleinen Fußſchemel, trug ihn zwiſchen Vater und Clara an den Tiſch und ſetzte ſich ſelbſt darauf, wobei er die Haltung des Herrn Berger auf ſo komiſche Art carrikirte, daß der Vater, der zufällig aufblickte, laut und herzlich zu

lachen anfing. Auch Clara, die hiedurch aus ihren Träumen aufgeſchreckt wurde, mußte lächeln, als ſie die kleine Figur vor ſich ſitzen ſah, die, den Kopf ſteif in die Höhe haltend, ſie unverwandten Blicks betrachtete.

„Es iſt eigentlich nicht ſchön von dir, Karl," ſagte der alte Mann, „daß du Leute nachmachſt, die uns beſuchen. Man nennt das: Jemand verſpotten; und aller Spott thut weh."

„Aber ich will Niemand verſpotten," ſagte das Bübchen: „ich habe nur Clara zum Lachen bringen wollen, denn ſie ſchaut immer ſo betrübt vor ſich hin und bekümmert ſich gar nicht mehr um mich."

„Das kannſt du gewiß nicht ſagen," erwiderte Clara, indem ſie die Arme in den Schooß ſinken ließ, „ich bekümmere mich um dich gerade ſo viel wie ſonſt."

Der Kleine ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Nicht?" fragte Clara, „und warum glaubſt du das?"

„Du ſpielſt nicht mehr mit mir," ſagte Karl. „Du haſt mir ſchon lange nicht mehr aus dem Bilderbuche vorgeleſen, auch keinen Schlitten mehr gemacht und die Bilder, die mir Herr Arthur geſchenkt, willſt du gar nicht mehr anſehen."

Als Clara hierauf ſchwieg, ſprach Herr Staiger: „das wird Alles wieder kommen; Clara wird dir wieder Schlitten machen und auch wieder die Bilder anſehen."

„Aber Herr Arthur hat lange keine Bilder mehr gebracht," meinte Marie, die hinzugetreten war. „Warum läßt er ſich nicht mehr ſehen?"

„O ich hab ihn geſtern geſehen," ſprach eifrig das Bübchen.

„Du wirſt dich irren," verſetzte Clara, indem ſie erröthend mit dem Kopfe ſchüttelte.

„Nein, ich irre mich nicht! Er ſtand geſtern am Ende unſerer Straße, ich konnte ihn von der Hausthüre aus gut ſehen."

„Und warum riefſt du ihm nicht?" fragte Marie.

„Als ich das thun wollte, ging er gerade fort," verſetzte Karl. „Er muß mich nicht geſehen haben."

„Gewiß, ſo iſt es," meinte Clara traurig, „er hat dich nicht geſehen. Er weiß nicht mehr, daß wir hier wohnen." So ruhig ſie dies anſcheinend ſagte, ſo ſtockte doch ihr Athem, als ſie die Worte ausſprach, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, und ſie war nicht im Stande, den bunten Faden, den ſie in der Hand hielt, einzufädeln. Dienſtfertig drängte ſich die kleine Schweſter näher, und als ſie ihr Faden und Nadel aus der Hand genommen hatte, was Clara ruhig geſchehen ließ, faßte dieſe mit ihren beiden Händen den Kopf des kleinen Mädchens und drückte ein paar innige Küſſe auf das blonde Haar derſelben.

Dieſen Moment mochte Karl nicht ſo vorbei gehen laſſen; er ſprang von der andern Seite an den Stuhl der Schweſter, faßte ſie mit dem Armen ſanft um den Leib und ſagte, er wolle auch eine Nadel einfädeln, um einen Kuß zu bekommen.

Clara hatte ſich gerade in herzlicher Liebe zu ihm niedergebeugt, hatte ihn wiederholt auf die kleinen friſchen Lippen geküßt und ihn nothgedrungen zu ſich emporgehoben, da er ſich an ſie hing und ſeine Arme um ihren Hals geſchlungen hatte, wobei er lauter jubilirte und lachte als gerade nothwendig war, als die junge Tänzerin ſah, daß ihr Vater ſich mit einer Verbeugung eilig vom Tiſche erhob und der Thüre zuſchritt, welche langſam geöffnet wurde. Auch vernahm ſie eine Stimme, welche ſagte: „bitte um Entſchuldigung, aber ich klopfte mehrmals, was man wahrſcheinlich nicht gehört hat."

— Es war eine ältliche Dame, von der dieſe Worte ausgingen, in einfacher Kleidung, der man aber anſah, daß ſie den höheren Ständen angehörte. Sie hatte ein ernſtes, würdevolles Geſicht, eine etwas ſpitze Naſe und lebhafte graue Augen, mit denen ſie aufmerkſam das Zimmer und namentlich die Gruppe am Tiſch zu betrachten ſchien.

Der armen Clara war es zu Muthe, als träte das Verhängniß in Person, Vergangenheit und Zukunft, drohend vor sie hin. Sie hielt das Bübchen fest in ihren Armen, ja sie drückte es an sich und zwar so, als wollte sie Schutz bei demselben suchen vor etwas Erschrecklichem, was in der nächsten Sekunde über sie hereinbrechen müsse. Sie kannte die alte Dame wohl, obgleich sie nie ein Wort mit ihr gewechselt. Aber mit welchem Interesse hatte sie dieselbe betrachtet in der Kirche, auf der Straße, im Theater, wenn die Tänzerin an der uns bekannten Oeffnung im Vorhange stand und nicht davon wegzubringen war, wenn die Dame droben in ihrer Loge saß. Da war sie wie festgebannt und mußte unverwandten Blickes hinaufsehen. O sie waren so kalt und theilnahmlos, diese Züge, nicht eine Miene bewegte sich in dem Gesicht, kaum merklich nickte sie rechts oder links, wenn sie auf einen ganz ergebenen Gruß dankte. Ja, wenn sie gesprochen, so wischte sie sich mit ihrem Sacktuch die Lippen ab, und wenn sie längere Zeit stillschwieg, was meistens vorkam, so hielt sie die spitzen Finger der linken Hand unbeweglich auf die Logenbrüstung. Wie oft hatte sie ihn — Arthur über diese Frau gefragt, ob sie zu Haus auch so einsylbig und verdrießlich sei, ob sie denn nie freundlich spreche oder gar lache, und es hatte sie ein kleiner Schauder überflogen, ja ein Schauder, trotzdem es sie auch glücklich gemacht hatte, wenn er zu ihr sagte: du wirst sie ja noch kennen lernen, Clara. Ihr Herz ist gut, auch theilnehmend, und sie hat dieses allzu ernste und gemessene Wesen nur so angenommen; gewiß, sie kann auch freundlich sein und sogar lachen. Wie oft hat das junge Mädchen von dieser Dame geträumt! Und dann war sie ihr immer als böser Engel erschienen, hatte die magere Hand zwischen sie und Arthur gestreckt, hatte mit dem Kopfe geschüttelt, und darauf war Alles, Alles aus gewesen. Wenn alsdann Clara in diesen Träumen auch flehend ihre Hände nach Arthur ausstreckte, und, verzweiflungsvoll seinen Namen rufend, vorwärts strebte, ihn wieder zu erreichen, so war es doch, als treibe eine gewaltige

Luftſtrömung die beiden Liebenden aus einander, immer weiter und weiter, bis ſein Bild ganz undeutlich wurde, ein Schatten, und dann erblaßte, obgleich das Bild der alten Dame gleich lebendig, gleich ſtarr, drohend und ernſt in der Mitte ſtehen blieb. — Ah! und ihr Blick war dann gerade ſo wie jetzt, als ſie nun in Wirklichkeit in's Zimmer trat.

Herr Staiger war ihr entgegen gegangen, hatte der für ihn Unbekannten eine reſpektvolle Verbeugung gemacht, und war, als dieſe mit einem einfachen Kopfnicken erwidert wurde, händereibend und etwas verlegen an die Seite getreten, eine Anrede erwartend. Die Dame blickte aber ebenſo unverwandt auf Clara, auf das Bübchen und auf Marie, die ſich ebenfalls an die ältere Schweſter geſchmiegt, als erſtere ſie unaufhörlich anſah. Mochte ſie nun den entſetzten Blick der Tänzerin bemerken, und ihr die weit aufgeriſſenen Augen der kleinen Kinder etwas komiſch vorkommen, genug, ſie wandte ſich mit einem etwas freundlicheren Geſichtsausdruck zu Herrn Staiger, indem ſie ihm ſagte: „ich habe mir erlaubt, Sie in einer gewiſſen Angelegenheit zu beſuchen, wenn Sie nämlich ein paar Augenblicke für mich übrig haben.“

Der alte Mann verbeugte ſich abermals, rieb ſich wiederholt und noch verlegener die Hände, denn ihm kam die Idee, als ſetze die Dame voraus, ſie müſſe nothwendig von ihm gekannt ſein, was denn aber durchaus nicht der Fall war. Dabei murmelte er etwas von großer Ehre, vielem Vergnügen, und als die Dame hierauf langſam in das Zimmer hinein dem Tiſche zuſchritt, leerte er raſch einen Stuhl, indem er Bücher und Papiere mit dem Arm auf den Boden niederſtrich.

In demſelben Verhältniß, in dem ſich die Dame dem Tiſche näherte, ließ Clara das Bübchen auf den Boden gleiten und erhob ſich langſam von ihrem Stuhle. Dabei ſah ſie ſehr bleich aus und ihre Hand, die ſie auf dem Tiſche aufgeſtützt hatte, zitterte heftig, auch holte ſie mühſam Athem, und als ſie nun der Näherkommenden eine tiefe

Verbeugung machte, schoß ihr das Blut in's Gesicht, und eine plötzliche Röthe überflog ihre vor einer Sekunde noch so blassen Züge.

Die Dame ließ sich ruhig auf dem angebotenen Stuhle nieder, und als Herr Staiger, der ehrerbietig neben ihr stehen geblieben war, sich nun ein Herz faßte und sie unverkennbar fragend ansah, sagte sie: „Sie scheinen mich nicht zu kennen; ich bin die Frau des Commerzienraths Erichsen."

Sobald der alte Herr diesen Namen gehört, trat er unwillkürlich einen Schritt zurück, blickte die Dame mit einem wahren Erschrecken an und brachte mühsam die Worte hervor: „oh! — Das ist zu viel Ehre!"

Die Commerzienräthin schien übrigens gar keine Antwort zu erwarten und auch seine Worte nicht zu hören, denn sie sah unverwandt auf Clara, welche vor diesem ernsten Blick zuerst ihre Augen niederschlug, sie aber dann im Gefühl ihres redlichen und unschuldsvollen Herzens langsam wieder erhob und die Räthin ehrfurchtsvoll, aber fest anschaute.

„Das ist Ihre Familie?" sprach diese nach einer Pause, während welcher sie alle Anwesenden der Reihe nach betrachtete.

„Das ist meine Familie, ja wohl, Frau Commerzienräthin," entgegnete Herr Staiger, der nicht im Stande war, sich so rasch von seinem Erstaunen zu erholen, und der häufig nach Clara hinüber blickte, um vielleicht auf dem Gesichte derselben lesen zu können, was das wohl zu bedeuten habe. „Es ist meine Familie," wiederholte er. „Das ist meine Tochter Clara, das die kleine Marie, und das ist Karl."

„Und dort die Kleine?" fragte die Räthin.

„Ist eine arme Waise," versetzte Herr Staiger, „ein verlassenes Kind, das auch hier so bei uns ist."

„Für dessen Unterhaltung Sie sorgen?" fragte Madame Erichsen.

„O ja," sagte lächelnd der alte Mann. „Aber es ist nicht der Rede werth; das kleine Ding macht uns weder Kosten noch Mühe."

„Und Ihre Frau?" forschte die Räthin weiter.

„Ist schon vor einigen Jahren gestorben; es war das hart für mich, doch ließ mir der liebe Gott da meine Clara heranwachsen, und sie vertrat Mutterstelle bei den kleinen Geschwistern — ja wohl."

„Sie sind aber nicht viel zu Hause, Mademoiselle?" wandte sich Madame Erichsen an die Tänzerin. „Wie ich mir sagen ließ, haben Sie den ganzen Vormittag Ihre Beschäftigung außerhalb demselben, und Abends ist auch Ihre Zeit meistens beschränkt."

Clara zuckte unmerklich zusammen, als die Räthin nun zum ersten Male ihre Worte direkt an sie richtete; doch waren diese Worte ziemlich weich, ja freundlich gesprochen, weßhalb sie es auch vermochte, nach einem tiefen Athemzuge zu antworten. „Unsere Verhältnisse sind klein," sagte sie, „und da ist auch die Arbeit gering. Wir haben zwei Zimmer, wenig Bedürfnisse, und dafür finde ich Zeit genug."

„Und haben wohl noch Muße, daneben andere Sachen zu arbeiten?" bemerkte Madame Erichsen. „Lassen Sie doch sehen. Sie machen da eine superbe Stickerei." Bei diesen Worten streckte sie ihre Hand aus, und Clara reichte ihr die angefangene Arbeit. Doch flammte eine tiefe Röthe auf ihrem Gesichte auf, als die Räthin nun gleichmüthig ein paar Nadeln herauszog, welche die halbfertige Stickerei zusammen hielten, diese auseinander rollte und ein Sophakissen zeigte von wirklich herrlicher Arbeit, auf's Sauberste ausgeführt. Es war ein Blumenkranz auf blauem Grunde, in der Mitte prangte deutlich und verrätherisch ein großes A.

„In der That eine schöne Arbeit," sprach die Räthin; „das ist wohl der Anfangsbuchstabe des Namens Ihres Vaters?" sagte sie nach näherem Betrachten ohne aufzublicken.

Die Tänzerin kämpfte gewaltig mit ſich ſelbſt, ſie unterdrückte einen tiefen Seufzer und erwiderte mit leiſer Stimme: „ja, gnädige Frau.“

Jetzt ſchaute dieſe in die Höhe; ſie ſchien eine andere Antwort erwartet zu haben, und blickte deßhalb forſchend auf das Mädchen. Als aber Clara ſchweigend die Augen niederſchlug, ſchüttelte ſie lächelnd den Kopf und wandte ſich an die kleine Marie, welche ihre ältere Schweſter offenbar verwundert anſah. Dabei deutete die Räthin mit ihrem langen Zeigefinger auf das verhängnißvolle A. und ſagte: „du, Kleine, was ſoll der Buchſtabe heißen?“

Einen Augenblick blieb ſie die Antwort ſchuldig und ſchaute, wie Rath erholend, bald Clara, bald ihren Vater an. Doch zuckte dieſer leicht mit den Achſeln, jene aber ſchien es zu vermeiden, dem Blicke des Kindes zu begegnen.

„Nun?“ fragte die Räthin abermals, „was heißt das?“

„Es heißt Herr Arthur,“ entgegnete das kleine Mädchen.

„Und wer iſt Herr Arthur?“ forſchte die Dame weiter. „Weißt du das nicht?“

„Aber ich weiß es,“ ſprach mit einem Male das Bübchen, indem es ſeinen Kopf hinter dem Arme Clara's hervorſtreckte. „Herr Arthur iſt mein Freund, der Herr Erichſen, der mir ſehr ſchöne Drachen macht und Bilderbücher mitbringt. Er iſt aber lange nicht da geweſen; warum, das weiß ich nicht.“

„So, er iſt lange nicht da geweſen,“ verſetzte die Räthin mit weicherer Stimme und blickte abermals angelegentlich auf die Stickerei.

Clara ſchrak ordentlich zuſammen, als das Bübchen jenen Namen genannt; Herr Staiger rieb ſich ſtärker die Hände, huſtete verſchiedene Male und ſagte: „allerdings beſuchte uns Herr Erichſen zuweilen, doch in der letzten Zeit gar nicht mehr; vordem hatten wir eine gemeinſchaftliche Arbeit, wenn ich mich ſo ausdrücken darf;

ich überſetzte Onkel Tom's Hütte und Herr Arthur machte die Illuſtrationen dazu für die Buchhandlung Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie."

Die Commerzienrätbin hatte langſam ihr Tuch vor den Mund genommen und während ſie hinein huſtete, blickte ſie lange und forſchend auf Clara.

Dieſe hatte ſich gefaßt, obgleich ihre Hand noch leicht zitterte, obgleich ihre Geſichtszüge bleicher waren als vorhin, ſo hielt ſie doch ihre Blicke nicht mehr niedergeſchlagen, ſondern ſchaute die alte Dame offen und ehrlich an. Sie fühlte ihr Unrecht, daß ſie Arthur anfänglich verläugnet, ſie wollte das nicht mehr thun, mochte auch daraus erfolgen, was da wolle, und wenn auch ihre Lippe ſchwieg, ſo ſprach deſto beredter ihr Auge. Dabei wollen wir geſtehen, daß die Räthin dieſe Sprache verſtand, ja ſie erkannte in dem glänzenden Blicke die klare und reine Seele des Mädchens, ſie las in der Glut, welche aus dieſen ſchönen Augen aufblitzte, ihre gränzenloſe Liebe zu Arthur, und die Thränen, welche dieſelben einen Moment nachher verſchleierten, dieſe Thränen des Schmerzes waren ebenfalls für ſie keine Räthſel mehr. Hatte doch das Bübchen geſagt, Herr Arthur ſei in der letzten Zeit gar nicht mehr gekommen.

Es war das ein eigenthümlicher Moment, und wir nehmen an, daß die Räthin, ihrer Gewohnheit gemäß, gern auf den Tiſch getrommelt hätte, doch ſaß ſie etwas zu weit von demſelben entfernt. Herr Staiger räuſperte ſich gelinde, und Marie, ſowie das Bübchen, zogen ſich ſcheu zurück und blickten mit Furcht und Grauen in das ſtrenge Geſicht der Dame. Doch wurden dieſe Züge auch allmählig weicher und weicher, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß Clara die Gunſt der Räthin gewonnen. War dieſelbe doch mit der Abſicht hieher gekommen, verſöhnend aufzutreten, hatte ſie ihrem Sohne doch ſchon die Leidenſchaft für die Tänzerin verziehen, wegen ſeines Gehorſams, ſeiner kindlichen Liebe zu ihr wie ſie meinte, der er ſeine Liebe geopfert. Sie hatte wohl be-

Jakob.

Meinetwegen der Teufel irgendwo, und der thät oben auch seinen guten Muth verlieren.

Jonas.

Aber ich bitt' Euch, Ihr habt es doch so schlimm nicht. Der Herr hat ein einziges Reitpferd und daneben habt Ihr nichts zu thun, wie die paar Ausgänge zu besorgen.

Jakob.

Meister Jonas, Ihr sprecht, wie Ihr es versteht. Du guter Herr Gott, lieber sämmtliche Pferde einer Schwadron besorgen, als mit so alten Beinen, wie ich sie habe, für drei Weiber, wie da oben, in der Stadt herum springen. Da ist unsere gnädige Frau, nun ja, die passirt noch, Gott mög' sie erhalten, aber ohne die Kammermamsell, die Gott nicht erhalten soll; denn was letztere Weibsperson den Tag über ausdenkt, das ist gar nicht zu sagen. Ferner haben wir noch da oben unsere Köchin, der es auch nicht möglich ist, drei Sachen auf einmal holen zu lassen. Und da muß der alte Jakob dann drei Mal die Treppe auf und ab springen. Ja, Meister Jonas, es ist hier kaum zum Aushalten. Jetzt vollends seit einiger Zeit ist eine wahre Wuth, eine Lesewuth, in sie gefahren, und da haben sie ein Buch, das nennen sie Pariser Mysterien. Sagt mir doch einmal, was soll das heißen, Pariser Mysterien? Hab' mir die Sache fast so erklärt. Wir hatten da anno 6 bei der Schwadron einen jungen Lieutenant, und da der, wie die meisten dieser Herren, den ganzen Tag fast nichts zu thun hatte, so machte er beständig Witze, gute und schlechte durcheinander; aber es waren mehr von den letzten darunter. Und von dem erinnere ich mich das Wort auch einmal gehört zu haben; denn er nannte beim Stall die Grube, wo wir des Morgens Stroh hineinwarfen, nur die Stallmysterie.

Jonas.

Ah, Freund Jakob, ich kenne das Buch auch; doch will es so etwas nicht besagen, weit entfernt. Mysterien, seht Ihr, ist ein fremdes Wort und kommt von Mysterium her, was so viel sagen will wie Geheimniß.

Jakob.

Ah so, Ministerium heißt Geheimniß.

merkt, wie ſchmerzlich es ſeinem Herzen geweſen, dem Mädchen zu entſagen, und ſie hatte das nicht recht begreifen wollen. Jetzt aber, wo ſie Clara vor ſich ſah, wo deren gewinnendes Aeußere auch ſeinen Zauber auf ihr Herz ausgeübt, verſtand ſie es vollkommen, wie Arthur ſchmerzlich gekämpft, welches Opfer er ihr gebracht. Daß auch noch andere Schatten zwiſchen dieſe beiden reinen Seelen getreten waren, wußte ſie freilich nicht; ſie ſchrieb Alles Arthur's kindlicher Liebe für ſie zu, und da es ihrem Stolze ſchmeichelte, daß der Sohn ihr dieſes große Opfer gebracht, ſo hatte ſie beſchloſſen, eben dieſen Stolz aus ihrem Herzen zu verbannen und Arthur glücklich zu machen. Auch wollen wir nicht verſchweigen, daß zugleich mit dieſen edlen Gefühlen auch die Bitterkeit gegen die Kreiſe, in denen ſie ſich bisher bewegt, mitgeholfen hatte, den Entſchluß zu faſſen. Daneben hatte auch Eduard und Marianne, ja ſelbſt der Commerzienrath mitgewirkt, nicht zu überſehen der Commerzienräthin vertrauteſte Freundin, die Tutelarräthin Waſſer, welche in allen ihren Kreiſen verbreitet hatte, mit dem Hauſe Erichſen gehe es ſtark abwärts, denn ſie wiſſe aus beſter Quelle, Arthur werde eine Tänzerin heirathen, — Arthur, auf den ſich ſo manche Tochter der verſchiednen Rangklaſſen Hoffnung gemacht, Arthur, für den die Tutelarräthin ſelbſt eines ihrer Wäſſerchen beſtimmt.

Die Pauſe, die wir hier in unſerer Erzählung gemacht, fand auch in Wirklichkeit in der, obgleich ohnedies vorher ſchon ſpärlichen Unterhaltung der Anweſenden in der Staiger'ſchen Wohnung ſtatt. Daß ein Augenblick der Erklärung heranrücke, fühlten Vater und Tochter wohl. Es war eine Pauſe der peinlichſten Ungewißheit, es ſollte jetzt ein Moment kommen, entſcheidend für das Glück oder Unglück zweier Leben.

Die Commerzienräthin hatte die Stickerei wieder zuſammen gerollt, und ſelbſt die Nadeln wieder ſorgſam eingeſteckt, dann ſagte ſie mit ruhiger Stimme: „beendigen Sie Ihre Arbeit ſo

bald als möglich — Clara," — bei dieſem Worte blickte ſie in die Höhe, — „und wenn Sie dieſelbe beendigt haben, ſo bringen Sie ſie mir."

Das waren an ſich unbedeutende Worte, welche die Dame geſprochen, doch war es Clara gerade, als habe ſich der Himmel geöffnet und als habe ein Engel ihr tauſend Worte des Troſtes und der Hoffnung zugerufen. Sie preßte ihre Hände auf das wildſchlagende Herz, ſie blickte innig und dankend in die Höhe, als wolle ſie dort etwas Sichtbares erſpähen, die mächtige Hand, welche Segen auf ſie herabgeſtreut. — Ach! und doch waren dieſe Worte nur ein vorübergehender Sonnenblick, und gleich darauf verhüllten wieder ſchwarze, drohende Wolken ihren ſchönen heiteren Himmel. Sie gedachte jener Stunde am Sarge der unglücklichen Marie, ſie hörte ſeine vernichtenden Worte, — es war ja Alles für ſie verloren. Und im Uebermaß des tiefen Schmerzes drückte ſie ihre Hände vor die Augen und weinte laut hinaus. Freude und Schmerz hatten gleich heftig ihre Seele erfaßt, und da nun der letztere die Oberhand behielt, ſo fühlte ſie ſich um ſo tiefer von der Höhe herabgeſtürzt, auf welche ſie die tröſtlichen Worte der Mutter Arthurs erhoben.

Da fühlte ſie mit einem Male, daß zwei Hände die ihrigen erfaßten und ſanft von ihrem Geſichte wegzuziehen verſuchten, und als ſie das fühlte, zitterte ſie heftig, denn aus dieſen Händen ſtrömte eine Wärme auf die ihrigen über, eine Wärme, die ſich ihrem Geſichte mittheilte und dieſes plötzlich tief erglühen ließ. Feſt und innig hatte Jemand ihre Finger erfaßt und zog ſie ihr langſam vom Geſichte herab. Aber es durchſchauerte ſie ſo labet, daß ſie unwillkürlich die Augen ſchließen mußte, doch nur auf einen Moment, eine Sekunde, denn darauf vernahm ſie eine bekannte Stimme, die ihr leiſe und ſchmeichelnd ſagte: „meine gute, gute Clara — mein innig geliebtes Mädchen."

Es war ganz ſonderbar, als ſie nun die Augen öffnete, daß

ſie Niemand vor ſich ſah, ja, ſie mußte die Blicke herabſenken, um Jemanden wahrzunehmen, der zu ihren Füßen lag, der abwechſelnd ihre Hände küßte, dann wieder flehend zu ihr aufblickte und dazwiſchen ſprach: „o meine gute Clara, verzeihe mir — verzeihe mir gern, mein unſchuldiges Mädchen; ich habe Alles erfahren.“

Wie ſich Arthur in das Zimmer geſchlichen, war Allen unbegreiflich; aber es unterlag keinem Zweifel, daß er da war, und daß er voller Freuden da war, glücklich und ſelig. Jetzt ſprang er haſtig in die Höhe, ohne Clara's Hand loszulaſſen, vielmehr zog er ſie haſtig zu ſeiner Mutter hin, die in Ermanglung eines Tiſches ſanft auf die zuſammengewickelte Stickerei trommelte. „Das iſt meine Clara!“ rief er jubilirend, „nicht wahr, eine liebe und ſchöne Clara, und nicht wahr, Mama, Sie haben nichts mehr gegen uns Beide?“

Hierauf huſtete die Commerzienräthin laut und geräuſchvoll, aber ſie that es in dieſem Augenblicke nur, um ihre heftige und unſchickliche Rührung zu verbergen. Herr Staiger genirte ſich weniger, denn obgleich ſein Mund lächelte, floßen ihm doch die Thränen über die Wangen herab, ſo daß die kleine Marie ganz beſtürzt darüber war und alle Anweſenden der Reihe nach erſtaunt anſah. Das Bübchen allein ſchien von der Wiederkunft Arthur's nur die praktiſche Seite zu bedenken; es ſchaute äußerſt vergnügt auf ſeinen Freund und ſah im Geiſte eine Menge ungeheurer Bilderbücher, ſowie Drachen mit den allerlängſten Schwänzen.

Wir, die wir dies niederſchreiben, und der geneigte Leſer, der es lieſt, befinden uns in dem Falle, als ſtänden wir gerade vor der geöffneten Thüre der Staiger'ſchen Wohnung und als ſähen wir, ſelbſt unbemerkt, all' dieſe Glückſeligkeit, all' dieſe leuchtenden Augen, all' dieſe Thränen der Freude. Wenn uns auch Niemand übel nehmen wird, daß wir mitfühlend einen Augenblick hier ſtehen blieben, die ſchöne Gruppe betrachtend, Mancher hoffend

auf ein ähnliches Glück, ſo halten wir es doch für paſſend, gleich darauf ſtill vorüberzugehen, nachdem wir leiſe die Thüre vor jedem fernen neugierigen Blicke verſchloſſen, und ſomit auch dieſes Kapitel beendigt haben.

Vierundachtzigſtes Kapitel.

Whiſt mit dem todten Mann.

Vor dem Hauſe, welches der Baron Brand in dieſer Eigenſchaft bewohnte, hielt ein ſchwerer Reiſewagen vollſtändig bepackt und beſpannt; die Laternen waren angezündet, die beiden Poſtillone ſtanden neben ihren Pferden, und ein Diener in einfacher Reiſelivree hatte den Schlag geöffnet und irgend etwas herausgenommen, welches er einer Kammerfrau einhändigte, die auf dem hohen Hinterſitze des Wagens dicht in einen Mantel mit Kapuze eingewickelt ſaß. Darauf ſchloß der Bediente den Schlag, zog die Ledermütze in's Geſicht und ſagte zu dem einen Poſtillon: „jetzt wird's bald losgehen, es kann keine Viertelſtunde mehr dauern.“ Nach dieſen Worten nahm er zwei Mäntel, die er über den Schlag gelegt hatte, einen großen und einen kleinen, auf den Arm, und ſtieg die Treppen hinauf.

Der Baron befand ſich in ſeinem kleinen Salon, er ſtand hier neben einem hohen Fauteuil, in welchem die Baronin von W. ſaß. Obgleich es in dem Zimmer ſehr warm war, ſo ſaß dieſe doch zuſammengekauert da, als friere ſie, und dabei hielt ſie den Kopf tief auf die Bruſt herabgeſenkt. Neben ihr ſtond ein uns wohlbekannter kleiner Knabe, der ſeine Hände um einen ihrer Arme geſchlungen hatte, den Kopf feſt an ihre Schulter drückte und zugleich aufwärts ſchaute in das Geſicht des Herrn von Brand, der zuweilen mit den Fingern durch das dichte, krauſe Haar des

Kindes fuhr, wobei sich ein trauriges Lächeln auf seinen Zügen bemerklich machte.

„So wären wir also fertig," sagte der Baron nach einer Pause. „Du gehst nach Dornhofen, dessen Kauf ich gestern in Richtigkeit brachte. Beil wird mit den nothwendigen Papieren und allem Uebrigen wahrscheinlich schon morgen folgen. Wie ich heute vom Grafen Fohrbach vernahm, von dem Kriegsminister nämlich, ist deine Scheidung von dem General schon so gut wie ausgesprochen; in ein paar Wochen, meine liebe Schwester, bist du frei."

Bei diesen Worten faßte die schöne Frau nach ihrem Kinde, drückte ihre Lippen auf seine Stirn, dann sprach sie mit leiser Stimme: „aber, Henry, du bist mir immer noch eine Antwort schuldig. Warum schickst du mich von hier fort? Oder, wenn du es für besser hältst, daß ich jetzt nicht in der Residenz bleibe, warum gehst du selbst nicht mit? Steinfeld weiß ja um die traurige Geschichte unseres Hauses, und daß du mein Bruder bist. Ich weiß nicht, Henry, wie mir ist, aber ich meine, ich sollte dich nicht aus den Augen lassen, ja ich spreche es aus, da ich überzeugt bin, daß du nicht abergläubisch bist, — es ist mir immer, als drohe dir ein Unglück. Du hast Feinde."

„Aber er hat auch Waffen," sagte der Knabe, der seinen Kopf aus den Händen der Mutter losgemacht hatte und muthig in die Höhe schaute. „Du hast recht scharfe Waffen, nicht wahr? Und wenn man die hat, braucht man sich vor keinen Feinden zu fürchten."

„Waffen habe ich allerdings," erwiderte der Baron dem Kinde, da er es vermeiden zu wollen schien, die Fragen seiner Schwester direkt zu beantworten. „Doch gibt es Feinde," setzte er hinzu, indem er den Kopf mit einem trüben Lächeln schüttelte, „gegen die man keine Waffen gebrauchen kann."

„Warum nicht?" fragte der Knabe. Und die Baronin seufzte tief.

„Man ist deßhalb doch nicht wehrlos," fuhr der Baron fort,

während er ſich doch aufrichtete. „Weißt du, mein Sohn, wenn die Feinde mit den Waffen in der Hand kommen, ſo geht man ihnen gerade ſo entgegen; faſſen ſie uns aber mit Liſt, Falſchheit und Heuchelei, ſo ſtellen wir ihnen das Gleiche entgegen; und da fragt es ſich dann immer noch, wer der Klügſte iſt.“

„O du biſt der Klügſte,“ ſprach entſchieden das Kind und öffnete ſeine großen Augen weit. „Herr Veil hat es immer geſagt.“

Der Baron nickte mit dem Kopfe, doch antwortete er erſt nach einem kleinen Stillſchweigen, wobei er gedankenvoll vor ſich hinblickte. „O ja, ich war zuweilen recht klug, aber dafür auch wieder ſo unklug, daß oft eine Stunde zerſtörte, was ich in langen Tagen vorher mühſam aufgebaut. — Doch da führen wir ein Geſpräch, welches meine Behauptung rechtfertigt; ſo etwas iſt unklug für eine Abſchiedsſtunde.“

„Ja für eine Abſchiedsſtunde,“ ſagte Frau von W. mit leiſem Ton. Dann hob ſie plötzlich den Kopf in die Höhe, faßte mit ihren beiden Händen die Rechte des Barons und ſprach mit einer Stimme, welche das tiefe Weh ihres Herzens verrieth: „Aber ich ſehe dich bald wieder, Henry, nicht? in den nächſten Tagen, das verſprichſt du mir.“

„Ich glaube, daß ich dir das verſprechen kann,“ erwiderte ruhig der Baron, „wenn mich nämlich alle meine Entwürfe und Pläne nicht im Stiche laſſen und meine Vorausſetzungen nicht trügen.“

„Aber bald, Henry.“

„Ich denke wohl, meine gute, gute Lucie. Doch es iſt acht Uhr,“ ſagte er beinahe unruhig „Wenn du noch länger zögerſt, wirſt du ſehr ſpät ankommen.“

„Warum treibſt du mich ſo von dir?“ fragte ſie mit weicher Stimme. „O, ich hätte dir noch ſo viel zu ſagen, was mir im Augenblicke gar nicht in den Kopf kommen will; aber wenn du mir bis morgen Zeit läßt, ſo wird mir Alles wieder einfallen.“

„Zeit bis Morgen," verſetzte er lächelnd. „Ich kenne das, nein, Lucie, für heute muß es geſchieden ſein. — Für heute, und für morgen," ſetzte er mit plötzlich veränderter Stimme hinzu. „O mein Gott!" Bei dieſen Worten beugte er ſeinen Kopf tief herab und drückte ſeine Lippen feſt und innig auf die weiße Stirne ſeiner Schweſter. — „Ja, meine geliebte Lucie," ſagte er nach einer längeren Pauſe, „gehe jetzt, denn ſonſt iſt des Abſchiednehmens kein Ende. Und doch, da du gehſt, iſt es mir, als ſänke meine Lebensſonne unter und ließe mich in ſchwarzer Nacht allein."

Frau von W. war raſch aus dem Fauteuil aufgeſtanden und hatte beide Arme um den Hals ihres Bruders geſchlungen. „Henry!" flehte ſie, „laß mich nicht abreiſen, laß mich bei dir bleiben. Warum willſt du nicht vor der Welt erklären, daß du mein Bruder biſt? O laß uns zuſammen ein friedlich ſtilles Leben führen!"

— „Das iſt zu ſpät!" entgegnete er nach einer Pauſe. Doch war der Ton, mit dem er das ſagte, ſo eiſig kalt, ſo ſchrecklich, und dabei der Blick ſeiner Augen ſo wild und ſtarr, daß die arme Frau ihn erſchreckt betrachtete.

„Nicht dieſes Wort, Henry," bat ſie, „nicht dieſen Blick. Du verſinkſt wieder in deine ſeltſamen Träumereien. Starre nicht ſo vor dich hin. Es iſt ja Niemand da, der dich und mich bedroht."

„Sagt ich nicht, es ſei zu ſpät?" fuhr er nach einem längeren Stillſchweigen empor, und ſetzte darauf in leichterem Tone hinzu, als er in die bleichen, ſchreckensvollen Züge ſeiner Schweſter blickte: „Zu ſpät, ſagt' ich? Ich wollte ſagen: ſpät genug. Und das iſt es auch, meine gute Lucie. — Der Zeiger der Uhr ſteht auf Acht; ſo lebe denn wohl, mein Kind, ſo lebe wohl, meine Schweſter, ſo lebe wohl, mein Alles, was ich auf dieſer Welt habe!"

Nach dieſen Worten, die er leidenſchaftlich herausgeſtoßen, machte er ſanft ihre Hände von ſeinem Nacken los, drückte dieſelben ſchweigend an ſeine Lippen, ſchaute einen Augenblick mit zuſammen gebiſſenen Lippen in die Höhe, und dann beugte er ſich

ſchnell zu dem Knaben herab, den er in ſeine Arme nahm und unzählige Mal auf die friſchen Lippen und die leuchtenden Augen küßte.

— „Adieu, Lucie! adieu, ihr Lieben!“ Und als traue er ſeiner eigenen Stärke nicht, klingelte er heftig mit einer Glocke, die auf einem der Tiſche ſtand, und als der Kammerdiener erſchien, ſagte er: „den Mantel für die Frau Baronin.“ Der alte Diener verbeugte ſich, ging hinaus und ließ die Thüre offen, unter welcher nun der Bediente erſchien, den wir vorhin unten am Wagen geſehen.

Noch einmal wandte ſich die Baronin ihrem Bruder zu und reichte ihm beide Hände, die er an ſeine Lippen drückte. Noch einmal küßte er den Knaben innig auf die Stirn, dann ſchritt er der Thüre zu, begleitete die Baronin an die Treppe und kehrte in ſein Zimmer zurück. — Da aber wurde ſein Schritt ſo wankend, daß er ſich mit der einen Hand feſt am Tiſche halten mußte, während er mit der andern über die Augen fuhr. Es überfiel ihn ein Schwindel, doch dauerte er nur ein paar Sekunden, worauf es dem Baron möglich war, an das Fenſter zu treten. Er drückte ſeine brennende Stirn an die kalten Scheiben und blickte auf den Wagen nieder, der ſo eben von dem Bedienten geſchloſſen wurde. Die Poſtillone ſchwangen ſich in die Sättel, — er ſah noch einmal das Geſicht der Schweſter, die aufwärts ſchaute, ihn ſuchte, fand und darauf auch das Kind an das Fenſter des Wagens hob. Dann zogen die Pferde an und der Wagen rollte davon. — „O haltet! haltet!“ ſagte er droben, der einſam zurückgeblieben. „Ich Thor, ſie nicht noch eine halbe Stunde länger gehalten zu haben! — — Und doch, es iſt beſſer ſo. Leb wohl — leb wohl auf ewig!“

— — — —

„Der Augenblick hätte mir eigentlich erſpart werden können,“ ſprach er nach einer Pauſe halblaut zu ſich ſelber, „und noch manche andere, die auch nicht angenehm ſein werden, durch eine treffende, mitleidige Kugel, deren ſo viele an meinem Kopf vorüberſausten.

Aber wer kann ſeiner Beſtimmung entgehen? Nun, das Schwerſte wäre überſtanden; was jetzt noch kommt, iſt Kinderſpiel und nicht der Rede werth.“ Er machte einen raſchen Gang durch das Zimmer und als er ſich nach einigen Sekunden im Spiegel beſchaute, ſchien er mit ſeinem Ausſehen zufrieden zu ſein. Seine Züge waren wieder gänzlich beruhigt und nachdem er den Bart etwas emporgekräuſelt, bemerkte man nichts mehr von dem Sturme, der wenige Minuten vorher noch ſein Herz erſchüttert.

„Herr von Steinfeld!“ ſagte der Kammerdiener, der geräuſchlos in das Zimmer getreten war. Worauf der Angemeldete eintrat und von dem Baron freundlichſt empfangen wurde.

„Sie kommen abſichtlich ein paar Minuten zu ſpät,“ ſagte er, „ich verſtehe Sie vollkommen. Aber Sie ſahen ſie doch noch?“

„O gewiß,“ erwiderte der Andere; „ſie reichte mir die Hand zum Schlage heraus.“

„Es iſt ein gutes Weib,“ meinte träumeriſch der Baron, „und ich hoffe, ſie wird glücklich ſein.“

„Glücklich ſein und glücklich machen,“ entgegnete Herr von Steinfeld. „O ich verſichere Sie, daß Alles ſo kommen mußte, wird das Glück meines Lebens begründen. — Aber Sie, Henry, wie iſt's mit Ihnen? Wenn ich Ihnen ſage, daß ich nicht im Stande bin, weder an Lucie noch an das Kind zu denken, daß ich mich nur immer mit Ihrem Schickſal beſchäftige, ſo rede ich die Wahrheit. Seien ſie nicht ſo verſchloſſen gegen mich, gewähren Sie mir nur den geringſten Lichtſchein in dieſer Finſterniß.“

„Das iſt nicht gut möglich,“ antwortete lächelnd der Baron. „Sie wiſſen, daß mir das Dunkel zuweilen behagt. Verlangen Sie für den Augenblick nichts Anderes; ich beſorge in demſelben meine kleine Geſchäfte, und glauben Sie mir, die Zeit liegt nicht fern, wo Ihnen Alles, Alles klar werden wird.“

Der Andere wandte unmuthig den Kopf.

„Haben Sie Vertrauen zu mir,“ fuhr der Baron fort, „ich

kann Ihnen jetzt kein Licht geben, es würde Ihre Blicke nur verwirren und mich hindern; ich kann Sie nicht in die Karten meines Spiels ſehen laſſen. Glauben Sie mir aber, ich überſchaue es, und wenn ich auch den letzten Stich verliere, ſo gewinne ich doch die Partie."

„Ihre Zuverſicht und Heiterkeit könnten mich beruhigen, wenn nicht —"

„Laſſen Sie mir die Wenn's," ſagte lachend der Baron; „ich habe für jedes derſelben mein Aber. Beantworten Sie mir lieber eine Frage, die mir wichtig iſt. Spricht man in der Stadt von einem Duell, das nächſtens zwiſchen Herrn von Dankwart und mir ſtattfinden ſoll?"

„Im Gegentheil," erwiderte erſtaunt der Andere, „Herr von Dankwart ſelbſt widerſpricht dieſem Gerücht auf's Eifrigſte."

„Ah!" machte der Baron und zog eine verdrießliche Miene, worauf er aber wieder heiter lächelnd ſagte: „natürlich, er will die Sache verheimlichen. Unter uns geſagt, er hat mich fordern laſſen."

„Durch wen?"

„Das iſt mein Geheimniß."

„Und mir unbegreiflich," erwiderte Herr von Steinfeld kopfſchüttelnd. „Herr von Dankwart hat öffentlich erklärt, Sie, Baron, ſeien ein guter Kerl und hätten niemals die Abſicht gehabt, ihn zu beleidigen. Die Aeußerungen auf dem Hofballe laſſe er der Maskenfreiheit gelten, und was die bewußten Zeichnungen anbelange, ſo werde er ſich deßhalb an den Maler halten, dem dafür auch höheren Orts ein ſehr ehrenvoller Auftrag, der ihm bereits ertheilt geweſen, wieder entzogen worden."

„Und das glauben Sie?" ſagte der Baron mit ſehr ernſtem Blick.

„Ich hörte es mit meinen eigenen Ohren."

„Das iſt ſehr ehrenhaft von Herrn von Dankwart; er will von dem vorhabenden Duell kein Gerede machen. — Auch," fuhr er nach

Jonas.

Nicht Miniſterium, Myſterium, und danach heißen Myſterien Geheimniſſe.

Jakob.

Na, ja, Meiſter Jonas, mag es heißen, wie es will, es iſt und bleibt einmal ein verfluchtes Buch, und verdreht alle Köpfe da oben, daß ſie an nichts Ordentliches mehr denken können, und bringt nur Confuſionen in's Haus. Zuerſt lieſt's die gnädige Frau; nun Reſpect, das geht mich nichts an, ſie iſt die Herrſchaft; dann aber nimmt es die naſeweiſe Kammerjungfer vor, und lernt daraus nichts Gutes; denn hat ſie mich ſchon früher auf alle mögliche Weiſe turbirt, ſo iſt es jetzt nicht zum Aushalten. Und was glaubt Ihr, Meiſter Jonas, zuletzt kommt die Köchin und muß das Buch auch partout geleſen haben.

Jonas.

Ah, die Köchin, das iſt ſtark. Ich muß geſtehen, ich kenne das Buch auch ein bischen, aber für Leute ohne ſorgfältige Erziehung iſt es Gift, pures Gift.

Jakob.

Mein Seel, Ihr habt Recht, denn die Kammerjungfer und die Köchin werden auch mit jedem Tag giftiger. Ich leſe nie etwas, wie ein Kriegsreglement vom Jahr 6. Da kann ich mir ſo allerhand Gedanken dabei machen. Nun aber hört weiter, Meiſter Jonas. Da ſteht die Köchin an ihrem Herd, hat den Rührlöffel in der Hand und lieſt, daß ihr die hellen Thränen die Backen hinablaufen. Dabei verbrennt dann die Suppe oder wir bekommen unſer Eſſen eine Stunde ſpäter als gewöhnlich. Und das iſt noch nicht Alles. Obendrein muß ich in der Küche von den beiden Weibsperſonen den ganzen Tag nichts anders hören, als wie aus dem verfluchten Buch. Haben Sie zufällig keinen Streit, ſo nennt die eine die andere Mamſell Lachtaube oder gar Marienblüth. Was das nur heißen ſoll? Haben Sie aber Streit, ſo iſt die Köchin Jungfer Nachteule und die Kammerjungfer heißt alsdann Hinkebeinchen. — Nun bitt' ich Euch, Meiſter Jonas.

Jonas.

Ja, ja, es iſt zum Todtlachen!

einigem Nachſinnen fort, „hat ſich ſeit heute Morgen der Stand der Angelegenheiten verändert; es wurde mir eine Aeußerung des Herrn von Dankwart hinterbracht, die er vielleicht nicht gethan, genug, ich ſah mich darauf veranlaßt, ihm einen etwas heftigen Brief zu ſchreiben. Ich war aufgeregt, mißſtimmt, enfin! man iſt nicht immer Herr ſeiner ſelbſt.“

Herr von Steinfeld hatte ruhig zugehört, dann warf er auf den Baron, der ſich damit beſchäftigte, die Nadel ſeines Halstuches feſter zu ſtecken, einen vielſagenden Blick und bemerkte darauf mit entſchiedenem Tone: „Baron, Sie ſuchen ein Duell.“

„Ich vermeide wenigſtens keins,“ erwiderte dieſer achſelzuckend. „Und wenn Sie mir einen Dienſt erzeigen wollen, Hugo, einen wahren Freundſchaftsdienſt,“ ſprach er mit Wärme, „ſo verbreiten Sie in der Stadt, natürlicher Weiſe unter der Hand, indem Sie hie und da bei Bekannten ein Wort fallen laſſen, ich hätte morgen ein ernſtliches Rencontre.“

„Mit Herrn von Dankwart?“

„Sie brauchen meinetwegen keinen Namen zu nennen. Das Factum iſt genügend. Haben Sie mich verſtanden, Hugo?“

Dieſer ſchaute, ohne eine Antwort zu geben, den Baron lange und mit einem feſten Blicke an, dann ſagte er mit leiſer Stimme, während er ſeine Hand ergriff und drückte: „ja, ich glaube, Henry, daß ich Sie verſtanden habe.“

„Nun denn, — und was weiter?“ entgegnete faſt luſtig der Baron. „Auch Sie haben ſich nicht vor einer Kugel geſcheut und vor jedem Duell gedacht: es kann ausfallen wie es will?“

„Das habe ich nie gedacht,“ verſetzte kopfſchüttelnd der Andere. „Ich hoffte, das geſtehe ich Ihnen, und Sie hoffen nicht mehr.“

„Ich hoffe auch, denn ich zweifle nicht“ —

„An dem Ausgang dieſes ſogenannten Duells. — Sie kennen das blutige Ende deſſelben.“

„Vielleicht. Und wenn dem ſo wäre?“ fuhr Herr von

Brand nach einer Pauſe in ſchrecklich ruhigem Tone fort. „Wenn mir nur noch vierundzwanzig Stunden gegeben wären, — eine kurze Friſt, in der ich mich zu entſcheiden habe, ob ich, was wir ſo nennen, mit Ehren von dieſem Schauplatz abtreten ſoll, oder in Schande und Schmach fortleben? — Keine Einrede, Hugo, hören Sie mich. Ich habe eine Schweſter," ſprach er mit bewegter Stimme; „die Welt weiß das freilich noch nicht, aber laſſen Sie den Baron Brand — Veranlaſſung geben, daß man ſich eifrigſt, aber unerbittlich um ſein früheres Leben bekümmert, o ſo wird man Fäden finden, glauben Sie mir, die bis zu jener Zeit zurückreichen, wo ich Hand in Hand mit meiner Schweſter ging. Die Welt wird erfahren, daß es der Bruder iſt, den man des ſorgfältigen Aufhebens für werth erachtet, das wird ihre Zukunft vergiften, die ihres Kindes. Und ſoll ich Ihnen noch weiter ſagen, Hugo, wen es unglücklich machen muß, wenn ich die letzten mir bewilligten vierundzwanzig Stunden nicht auf's Sorgfältigſte anwende? O, Sie müſſen das einſehen. Jener Piſtolenſchuß — den im Duell meine ich, — zerreißt alle Fäden, und mag dann mein Schwiegervater in spe," ſetzte er ſchrecklich lachend hinzu, „ſeine Naſe noch ſo bedächtig herabziehen, er wird auf einen ſtillen Grund ſtoßen und auf einen ſtillen Mann, dem es unmöglich iſt, ihm Rede und Antwort zu ſtehen."

„Schrecklich!" ſprach Herr von Steinfeld tief ergriffen. „Entſetzlich, Henry, ſo enden zu müſſen!"

„Enden? das iſt eben die Frage," entgegnete der Baron in leichtem gefälligem Tone; „ich habe mich heute ſtark mit dem göttlichen Hamlet beſchäftigt und mir, wie der Dänenprinz ſelbſt geſagt:

Sterben — ſchlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's;
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'ſchen abgeſchüttelt,
Das zwingt uns ſtill zu ſteh'n. — — — —

Wiſſen Sie, Hugo, wenn man ſeine Papiere ordnet, kommen einem ſeltſame Gedanken, und es iſt mir oft wie ein Troſt, wenn ich denke, daß doch vielleicht jenſeits Feſſeln brechen und andere angelegt werden, daß ſich vielleicht das Sklavenleben, dem wir hier entgehen, drüben in großartigem Maßſtabe fortſetzt, denn mag es ſein, wie es will, eine Fortdauer iſt doch ſchön, und was uns allein vor dem Tode zurückbeben macht, iſt der Gedanke gänzlicher Vernichtung, der ja auch unſerer Eitelkeit ſo ganz unfaßlich erſcheint. — Aber jetzt genug der Plaudereien und verzeihen Sie mir, Hugo, wenn ich Sie bitte, mich allein zu laſſen. Bis morgen alſo!"

„Gewiß, Henry, bis morgen? Verſprechen Sie mir das?"

„Auf alle Fälle," entgegnete der Baron mit ſehr freundlichem Tone. „Morgen ſollen Sie mich wiederſehen."

Noch einmal drückte ihm der Andere herzlich beide Hände, dann verließ er ſchweigend das Zimmer.

Der Baron ſchaute ihm einige Augenblicke in tiefe Gedanken verſunken nach, dann ſprach er zu ſich ſelber: „es durchſchauert mich ein winterliches Gefühl; es iſt mir, als ſtünde ich auf hohem Berge, ein ſtolzer Baum, als flatterte ein Blatt um das andere von meinen Zweigen herab und als hörte ich entfernt das Sauſen des Sturms, dem ich nicht ferner widerſtehen kann. — Doch weg mit dieſen finſtern Bildern!" Damit ging er an den Tiſch, läutete abermals mit der Glocke und als der Kammerdiener eintrat, ſagte er: „Herr Beil ſoll kommen."

Es dauerte nicht lange, ſo trat der Gerufene ein; es war mit kleinen Veränderungen noch immer der alte Beil von früher. Dieſe Veränderungen beſtanden in einem ſehr geordneten Anzuge und einem gewiſſen Ernſt, der ſich auf ſeine Züge gelagert hatte; er ſchritt ziemlich würdevoll einher, trug verſchiedene Papiere in der Hand und hatte ganz das Anſehen eines dienſtthuenden Sekretärs. Als ſolcher fungirte er auch in der That. Der Baron wünſchte ihm freundlich einen guten Abend, ließ ſich dann in ſeinen Fauteuil nieder, worauf

ihm der Andere einige der mitgebrachten Papiere vorlegte. Herr von Brand ſah dieſelben bald flüchtig, bald aufmerkſam durch, blickte jetzt nachſinnend an die Decke empor und nickte dann mit dem Kopfe.

„Sie haben das jetzt ſo ziemlich ſtudirt," ſagte er hierauf, „und wiſſen ſo gut wie ich, was ich auf der Welt mein nenne. Geben Sie meinem Verwaltungstalent die Ehre und geſtehen mir zu, daß ich mich ſehr der Ordnung befleißigt."

„Muſterhaft," entgegnete Herr Veil. „Obgleich mir die Berechnungen, die hier zu Grunde liegen, bis jetzt ziemlich unbekannt waren, ſo iſt doch Alles ſo klar auseinandergeſetzt, daß ich mich leicht hinein fand."

„Und nach den gegebenen Schemas," meinte der Baron, wobei er ſich nachläſſig in ſeinen Seſſel zurücklehnte, „wären Sie demnach wohl im Stande, die Verwaltung eine Zeitlang ſelbſtändig zu führen, wenn ich zum Beiſpiel, was leicht geſchehen könnte, eine längere Reiſe machen und Sie zurücklaſſen müßte?"

„Es ſollte vielleicht geben," ſprach Herr Veil. „Doch haben Sie wohl nicht die Abſicht, uns in der nächſten Zeit zu verlaſſen."

„Wenn Sie morgen die nächſte Zeit nennen, ſo kann ich Ihnen mit Ja antworten. Allerdings habe ich morgen einen kleinen Ausflug vor, denke aber jedenfalls morgen Abend um dieſe Zeit wieder zurück zu ſein. Darnach projectire ich freilich eine weitere Reiſe," warf er leicht hin. — „Apropos," fuhr er nach einer Pauſe fort, indem er den Ton der Stimme und das Geſpräch plötzlich änderte, „Sie haben meinen Auftrag bei Seiner Durchlaucht, dem Herrn Herzog, ausgerichtet; ich bin begierig, etwas darüber zu vernehmen."

„Ich gab Ihren Brief in der Garderobe ab und nach ungefähr fünf Minuten ließ mich Seine Durchlaucht herein kommen."

„Natürlich. Und Sie trugen ihm meinen Wunſch vor?"

„Faſt mit den gleichen Worten, mit denen Sie mir ihn aufge-

tragen. Und darauf lachte ſeine Durchlaucht laut auf und meinte, es ſolle an ihm durchaus nicht fehlen; er freue ſich darauf und werde pünktlich ſein."

„Das wollen wir ſehen," entgegnete der Baron lächelnd, wobei er auf die Standuhr blickte, die auf dem Kamin ſtand. „Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, aber auch noch Einiges zu beſprechen, lieber Beil, deßhalb wollen wir keine Minute verlieren. Meine Schweſter iſt abgereiſt," ſagte er mit einem leichten Seufzer.

„Ich hatte noch das Glück, die Frau Baronin zu ſehen," entgegnete Herr Beil, „ſowie auch meinen lieben, kleinen Pflegbefohlenen. Es that mir wahrhaftig weh, als ich ihn davonfahren ſah. Man gewöhnt ſich leicht an ſo eine kräftige und gute Natur."

„Was ich gerne aus Ihrem Munde höre," antwortete der Andere. „Ich bin in der That glücklich, daß auch das Kind an Sie ſo anhänglich iſt; und ich hoffe, Sie ſollen lange, lange Jahre bei ihm bleiben, und wenn auch nicht ſein Lehrer, doch ſein Erzieher ſein."

„Zum erſten Poſten," erwiderte Herr Beil lachend, „fühle ich mich leider nicht gewachſen, es müßte denn ſein, daß er den Buchhandel ſtudiren ſollte. Darin könnte ich ſchon was leiſten."

„Dazu iſt wohl keine Ausſicht vorhanden," verſetzte der Baron, „aber Sie bringen mich da auf etwas Anderes, was ich gerne erfahren möchte. Welche Nachricht haben Sie von unſerem Prinzipal, von Johann Chriſtian Blaffer und Compagnie? In der Zeit, wo Sie für ihn litten, vergaß ich ganz darnach zu fragen."

Herr Beil ſchüttelte ſein Haupt und ſein Blick war ſcharf und forſchend, als er ſagte: „von einer gewiſſen Geſchichte haben Sie vielleicht zufällig gehört?"

„Ganz zufällig, aber doch weiß ich den Hergang ziemlich genau. Nur was nachher geſchah, erfuhr ich nicht."

„Herr Blaffer hatte ſeine Handlung verkauft," ſprach der Andere

mit ernſter Stimme. „Firma, Büchervorräthe, Verlagsrechte und Haus.“

„Weiter! weiter!“

„Er beging die Unklugheit, die ihm ausgezahlte Kaufſumme in baarem Gelde bei ſich zu verwahren. Sie wurde ihm geraubt, er war ein ruinirter Mann.“

„Worin man einige Gerechtigkeit entdecken könnte,“ meinte der Baron.

„Die ich aber nicht verantworten möchte,“ ſagte ruhig Herr Beil. „Anfänglich war er natürlich in Verzweiflung und wie ich vernahm, ſo ſoll er ſogar in einer gewiſſen Nacht am Kanal geſehen worden ſein, kehrte aber lebend zurück.“

„Ohne daß ihn ein Geſpenſt gewarnt,“ bemerkte der Baron in ſehr ernſtem Tone. „Nun ja, es war das nicht der Mühe werth, ſich das Leben zu nehmen; ich halte Herrn Blaſſer für einen ſpekulativen Kerl, er wird ſich wieder emporarbeiten.“

„Nie mehr,“ entgegnete Herr Beil, wobei er zu Boden blickte. „Sein Muth iſt gebrochen, ſeine Lebenskraft vernichtet; er verlor in jener Nacht Alles.“

„Ein Verluſt, der auch Sie betraf, mein armer Beil,“ ſprach der Baron. „Doch Sie werden ſich zu tröſten wiſſen.“

„Ich ließ alles das am Kanal zurück, oder vielmehr ſchon in dem Hauſe ſelbſt; ich hatte ja gar keine Ausſichten, ich wußte, daß ſie für mich verloren war. Doch hören Sie weiter. In dem Verkaufs-Vertrage bedingte ſich Herr Blaſſer eine kleine Stelle; es war das eine Stellung mit miſerablen Bedingungen, zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben. Er hatte ſie für unſern bisherigen Lehrling, für den Bruder jenes Mädchens beſtimmt. Als er ſich aber nach jenem Verfalle ſo gänzlich hülflos fand, ſah er ſich gezwungen, ſie ſelber anzunehmen, und Johann Chriſtian Blaſſer iſt nun jüngſter Commis der Handlung von Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie.“

„Ah!“ machte der Baron erstaunt. „Da wäre ihm vielleicht doch besser gewesen, wenn ihm jenes Gespenst, aber nicht abrathend, erschienen wäre. So sein Leben zu beschließen, ist schrecklich.“

„Ja, das ist schrecklich,“ sagte auch Herr Beil, indem er seinen Kopf tiefer auf die Brust sinken ließ. „Für meinen ehemaligen Collegen, den Lehrling des Hauses, ihren Bruder, habe ich nach meinen geringen Kräften gesorgt, aber weiter zu thun war mir unmöglich.“

Der Andere schaute einen Augenblick stumm vor sich nieder, es schienen ihn ernste, finstere Gedanken zu bewegen, er preßte die Lippen auf einander, dann seufzte er und zuckte mit den Achseln. „Wer weiß,“ murmelte er darauf nach einer Pause vor sich hin, „ob es am Ende nicht doch noch besser wäre, Johann Christian Blasser zu sein. — Aber über diesen Phantasieen vergesse ich unsere Geschäfte. Noch Eins: Sie werden bei meinen Papieren finden, daß ich eine kleine Summe zur Unterstützung anwies, zur Unterstützung für arme, zweideutige Gesellen wird sie die redliche Welt nennen, die sich vielleicht nach längerer oder kürzerer Zeit bei Ihnen melden werden. Verstehen Sie mich?“

Herr Beil nickte mit dem Kopfe.

„Es ist für den Fall, daß ich länger abwesend sein sollte.“

In diesem Augenblicke öffnete der Kammerdiener leise die Thüre, der Baron wandte den Kopf nach ihm um und bemerkte wohl, daß der alte Mann was Außerordentliches zu melden habe, denn sein sonst so ruhiges Gesicht trug den Ausdruck großer Bestürzung, auch hatte er die Thüre ganz gegen seine Gewohnheit ziemlich hastig aufgerissen. „Gnädigster Herr!“ stotterte er, „ich weiß nicht, was das bedeuten soll; als ich eben zufällig zum Fenster hinausblickte, bemerkte ich zwei Männer vor der Hausthüre, welche dieselbe angelegentlich zu betrachten schienen. Beim Schein der Gaslaternen sah ich auch ein verdächtiges Funkeln an ihrer Kleidung, entweder Waffen oder messingne Knöpfe, welche ja nur das Militär zu tragen pflegt oder Polizeibeamte. Um mich zu überzeugen, ob ich recht gesehen, ging

ich die Treppen hinab und trat an die Hausthüre. Ja, gnädiger Herr, ich hatte mich nicht geirrt, es ſind wirklich Polizeibeamte, welche mir, Ihrem Kammerdiener, den Austritt aus Ihrem eigenen Hauſe verwehren wollten."

„Schon jetzt?" ſagte ruhig Herr von Brand, indem er einen Blick auf die Uhr warf. „Doch ja, es iſt drei Viertel auf Neun. Teufel auch, lieber Beil," wandte er ſich haſtig an dieſen, „wir haben zu lange geplaudert. Sehen Sie, wie es einem gehen kann; ich hatte mir vorgenommen, einen recht ſchnellen Abſchied von Ihnen zu nehmen, und nun hielt ich Sie hin, weil ich Sie lieb habe, weil es mir am heutigen Abend ſchwer fiel, Sie, einen meiner beſten Freunde mit einem flüchtigen Händedruck zu verabſchieden."

„Und warum umſtellt man das Haus?" fragte Herr Beil auf's Höchſte überraſcht. „Wußten Sie darum, gnädiger Herr?"

„So genau," entgegnete lächelnd Herr von Brand, „und ſo mit allen Nebenumſtänden, daß ich Ihnen vorausſagen kann: punkt neun Uhr wird Seine Excellenz der Herr Polizeidirektor in höchſteigener Perſon erſcheinen, um mich zu verhaften."

„Herr Gott im Himmel! Und das ſagen Sie ſo ruhig?" rief erſchreckt Herr Beil aus, während der Kammerdiener ſtumm die Hände rang.

„Allerdings ſage ich Ihnen das ſehr ruhig," entgegnete der Baron. „Wiſſen Sie, zwiſchen Verhaftenwollen und wirklich Verhaften iſt immer noch ein kleiner Unterſchied. Und dann bedenken Sie mein gutes Gewiſſen." Mit dieſen Worten öffnete der Baron ein kleines Käſtchen auf dem Tiſche, nahm ſich eine Cigarre heraus und bot auch dem Herrn Beil eine an, welcher ſie aber kopfſchüttelnd und erſtaunt einen Schritt zurückweichend ablehnte. Nachdem ſich der Baron die ſeinige angezündet, gab er ſeinem Kammerdiener einen Wink, worauf ſich dieſer anſchickte, das Zimmer zu verlaſſen. Ehe derſelbe aber zur Thüre hinaus ging, rief er ihm noch nach:

„melde mir jeden Beſuch recht frühzeitig.“ Darauf machte er ein paar Gänge durch's Zimmer und ſtellte ſich alsdann vor Herrn Beil hin, indem er ihm ſagte: „obgleich ich alles das kommen ſah, obgleich ich wohl wußte, daß mein Wagen ſtark den Abhang hinabrollt, ſo geſtehe ich Ihnen offenherzig, daß mir allerdings jener Umſtand unerwartet kam, der mir, um das eben angedeutete Bild fortzuſetzen, die Zügel aus der Hand ſchnellte und die Pferde durchgehen machte. Doch glauben Sie mir, ich habe ſie jetzt wieder in meiner Hand, bin aber nicht mehr im Stande, ihren raſenden Lauf dem Abgrunde zu aufzuhalten; nur liegt es noch in meiner Macht, mir die Stelle auszuſuchen, wo mein Fahrzeug zerſchellen ſoll und ich untergehen. Und das habe ich bereits gethan, — ich ſehe ſie vor mir. — Um weniger in Bildern zu reden, fuhr er nach einer Pauſe lächelnd fort, „ſo war es vielleicht noch geſtern möglich, der mir drohenden Verhaftung zu entgehen; aber einmal das Feld heimlich verlaſſen, gebe ich allen Verläumdungen, allen Gerüchten das vollkommenſte Recht, über mich herzufallen. Mein Name iſt auf ewige Zeiten gebrandmarkt, — und das, ſetzte er mit gefälligem Tone hinzu, „möchte ich gar zu gern vermeiden.“

„Aber der Polizei-Präſident wird gegen Sie keine Schonung kennen. Hat er nicht die gegründetſte Urſache, Sie zu haſſen?“

„Sie meinen ſchon wegen ſeiner Tochter, der armen Auguſte?“ entgegnete Herr von Braud mit einem Seufzer. „Da haben Sie allerdings Recht. Aber glauben Sie nicht, daß ich eine Schonung von ihm verlange; ich habe mich ſelten in meinen Berechnungen getäuſcht und es ſollte mich Alles trügen, wenn mir nicht in ein paar Stunden erlaubt wäre, eine kleine Luftfahrt zu machen, und wenn ich nicht morgen um dieſe Zeit,“ ſetzte er mit einem düſtern Blicke hinzu, „eine der freieſten Seelen wäre, die ſich je zwiſchen Himmel und Erde befunden.“ Hier ſchwieg er ein paar Sekunden, dann ſagte er in gewöhnlichem Tone: „aber ich danke Ihnen, lieber Beil, Sie haben mich an etwas erinnert, das ich faſt vergeſſen

hätte. „Damit ging er auf seinen Schreibtisch zu, öffnete eine Schublade und zog ein kleines versiegeltes Paketchen heraus. „Dies," sagte er, „behalten Sie ein paar Tage bei sich und bringen es alsdann in meinem Namen an seine Adresse. Lesen Sie."

„Fräulein Auguste." Herr Beil blickte erstaunt in die Höhe.

„Es ist so, für die Tochter des Polizeipräsidenten. Aber," sagte er, plötzlich den Kopf herumwendend, „ich höre einen Wagen, es wird Seine Durchlaucht sein. Thun Sie mir den Gefallen, lieber Beil, treten Sie an die Thüre und nehmen, sobald der Polizeipräsident erscheint, — er wird nicht lange auf sich warten lassen, — eine ziemlich respektvolle Stellung an. So ungefähr," sprach er lustig, „wie vielleicht an jenem Tage, als Sie sich dem Herrn Blaffer vorstellten. Ruhig!"

„Seine Durchlaucht, der Herr Herzog!" meldete der Kammerdiener mit einem sehr bleichen Gesicht, dann setzte er leiser hinzu: „Seine Excellenz, der Herr Polizeidirektor traten auch so eben in das Haus."

„Sind mir sehr willkommen," erwiderte Herr von Brand ruhig. „Aber noch Eins, Friedrich" — mit diesen Worten hielt er den Kammerdiener zurück, — „leg' in's Vorzimmer auf einen Stuhl neben der Thüre meinen Mantel und Hut und unter denselben die neuen Pistolen, welche man mir heute Morgen gebracht."

„Pistolen?" fragte erschreckt Herr Beil.

„Duell-Pistolen," versetzte Herr von Brand, indem er die ersten Sylben mit starker Betonung aussprach. „Ich habe morgen ein kleines Rencontre. Vergiß mir die Pistolen nicht, dann laß an allen Thüren die Portièren herab. An Ihren Platz, „Herr Sekretär."

In diesem Augenblick trat der Herzog ein, ziemlich geräuschvoll wie immer und laut lachend. „Nehmen Sie mir es nicht übel, lieber Baron," rief er schon im Vorzimmer, „da unten an Ihrem Hause sehe ich verteufelte Anstalten. Was haben Sie denn in's Kukuks Namen mit der heiligen Hermandad zu schaffen?"

Jakob.

Nein, es ist nicht zum Todtlachen, es ist zum Todtärgern. Hatte gestern wieder einen Streit mit der Jungfer Nachteule — denn ich muß gestehen, der Name gefällt mir für die Köchin außerordentlich — es war auch wieder wegen einem verbrannten Kartoffelgemüß. Da nennt mich die Person, weil ich ein bischen in Zorn gerathe und mit dem Eßlöffel einige heftige Actionen mache, nennt mich: Musje Schlächter! und setzt hinzu: Gott, es wird mich noch umbringen, wie den Sergeanten! Meister Jonas, was denkt Ihr davon? Ich, der sieben Schlachten bei dem Bundesheer mitmachte, soll einen Sergeanten umgebracht haben? daß ich mich nun vergaß und gegen die Köchin aufsprang, könnt Ihr Euch denken, Meister Jonas. Was? schrie ich, Sie, Nachteule, ich hätt' einen Sergeanten umgebracht? Ich, wart, ich werde Sie verklagen — Sie Pariser Mysterie!

Jonas.

Ah, Freund Jakob, Freund Jakob, das war ein böses Wort.

Jakob.

Ja, ich dank' es auch nur meinem Herrn, daß ich meine beiden Augen noch habe. Der Herr überhaupt ist noch der beste von allen, wenn er nicht mit der gnädigen Frau über einen gewissen Punkt uneins wird.

Jonas.

Ueber einen gewissen Punkt, Freund Jakob, und das wäre?

Jakob.

Ja, seht, Meister Jonas, der Herr ist sehr gut und sehr reich, und die gnädige Frau kann Alles von ihm haben, nur hat er seine Mucken, wenn sie zu viel am Fenster steht, oder zu lange ausbleibt, und er weiß nicht, wohin sie ist. Wißt Ihr, er ist, was man so nennt, eifersüchtig. Und da gibt's oft schlimme, schlimme Scenen, wobei aber die Madame beständig recht behält, denn am Ende sagt er: ja, ich habe wieder unrecht, sie weint ein Weniges, und dann ist der Frieden wieder hergestellt.

Jonas.

Ja, ja, das ist der Lauf der Welt, sagt ein altes Sprichwort irgendwo.

„Coeur de rose! ist das nicht unangenehm!“ lachte der Baron. „Aber Euer Durchlaucht sollen die Ursache gleich erfahren. Nicht wegen einer Kleinigkeit erlaubte ich mir, Sie hieher zu bitten. Sie hatten mehrmals die Gnade, mich Ihrer Erkenntlichkeit zu versichern und vorkommenden Falls Ihre Hülfe zu geloben. Ich muß dieselbe für heute Abend in Anspruch nehmen.“

„Thun Sie das, bester Baron; Sie werden sehen, ob Sie einen Undankbaren an mir finden. Ich werde Ihre großen Dienste nie vergessen, obgleich unser letzter Coup, der mit den Achselbändern, gegen uns selbst explodirt hat. Sie wissen doch bereits, daß die Verlobung zwischen Eugenie und Graf Fohrbach bestimmt ist und morgen beim Diner des Kriegsministers declarirt werden soll, auch daß die Hochzeit in ganz kurzer Zeit stattfinden wird? O die Undankbare!“

„Ja, sie hat ihren Vortheil nicht verstanden,“ entgegnete Herr von Brand mit einem ironischen Lächeln.

„Aber schnell, bester Baron!“ rief der Herzog, „womit kann ich Ihnen dienen? Sie wissen, daß ich immer pressirt bin, namentlich heute Abend. Unter uns gesagt, man stellt im kleinen Cercle ein neues Ehrenfräulein vor. Die Stelle der stolzen Eugenie muß doch besetzt werden und dabei —“

„Dürfen Sie Glücklicher zugegen sein. Also keine Zeit verloren, schnell zu unserem Geschäft. Sie haben die Polizei gesehen?“

„Pfui Teufel! ja.“

„Haben Euer Durchlaucht gestern oder heute keine Gerüchte über mich in der Stadt gehört?“

Der Herzog sann einen Augenblick nach. „Ja, versteht sich!“ rief er alsdann, „Duell mit Herrn von Dankwart. Er widerspricht freilich, aber die Stadt ist voll davon. — Ah, Teufel! jetzt versteh' ich. Das will man verhindern.“

„So scheint es.“

„Sie haben Hausarrest!“

„Ich vermuthe faſt.“

„Ah! Das leiden wir nicht. Und wollen Sie nicht mehr als meine Hülfe, um dieſer Polizei unten eine Naſe zu drehen?“

„Nicht blos der Polizei da drunten allein,“ verſetzte laut lachend der Baron, „ſondern auch Seiner Excellenz, dem Präſidenten, der jeden Augenblick erſcheinen kann, natürlicher Weiſe, um ſich wegen der genommenen Maßregeln“ — ſetzte er in leichtem Tone hinzu, — „gegen mich zu entſchuldigen.“

„Vortrefflich. Deuten Sie mir aber nur gefälligſt das Wie ein wenig an.“

„Vor allen Dingen,“ erwiderte der Baron, indem er auf Beil wies, „ſteht dort der Sekretär Euer Durchlaucht, — ein junger, talentvoller Arzt,“ ſagte er flüſternd, „den ich vielleicht morgen nothwendig brauche.“

„Schön, ſchön,“ bemerkte lachend der Herzog, „alſo mein Sekretär, den ich natürlicher Weiſe nach Hauſe ſchicke, ſobald der Präſident da iſt. Aber nun die weitere Inſtruction.“

„Seine Excellenz, der Herr Polizeipräſident!“ meldete der Kammerdiener mit zitternder Stimme.

„Aeußerſt angenehm!“ rief der Baron ſehr laut, dann ſagte er eilig und flüſternd zum Herzog: „Sie ſind indignirt, gnädiger Herr, Polizei auf der Treppe des Hauſes zu finden, das Sie mit Ihrem Beſuch beehren, und entfernen ſich ſo bald als möglich.“ Nach dieſen Worten wandte er ſich raſch herum und eilte dem Präſidenten mit dem Ausruf entgegen: „ah! wie glücklich macht es mich, Euer Excellenz ſo ſpät bei mir zu ſehen. Doch nicht unerwartet,“ ſetzte er etwas pikirt ſcheinend hinzu. „Euer Excellenz haben ſich, wie mir mein Kammerdiener ſagte, ſchon vor mehr als einer Stunde drunten anmelden laſſen.“

Daß der Polizeipräſident die Wohnung des Barons, geſtern noch ſein zukünftiger Schwiegerſohn, heute — o, es war ſchrecklich, nur daran zu denken! — mit einem beklemmenden Gefühl be-

trat, war gewiß sehr zu entschuldigen. Doch obgleich sein Herz heftig schlug, obgleich seine Augen etwas zwinkerten und seine untere Kinnlade ein wenig bebte, ging er doch aufrechten Hauptes, mit hoch emporgehobener Nase diesem großen Momente entgegen. Er wußte, wem er im nächsten Augenblick entgegen treten würde; die vier Polizeibeamten hatten ihre Schande nicht verschweigen können und wehklagend berichtet von dem Flüchtlinge, den sie in jener Nacht verfolgt, hatten sein Aeußeres beschrieben und daß er bei dem Garten des Polizeipräsidenten verschwunden sei. Entsetzlich genug für Seine Excellenz, denn jener hatte darauf seine Wohnung betreten und hatte des Präsidenten eigene Tochter auf den Hofball geführt. Aufgestachelt durch all das hatte der Präsident den Wirth des Fuchsbaues einsetzen lassen, der übrigens Alles hartnäckig läugnete; ebenso Herrn Sträuber, der sich jedoch nicht lange bitten ließ, so vollständig zu beichten, als man nur wünschen konnte. Auch hatte Letzterer Zerknirschung und Reue geheuchelt, hatte jammernd versichert, wie glücklich er sich fühle, daß jenes elende Leben aufhöre, und daß ihm nun endlich Gelegenheit gegeben würde, in der stillen Zelle eines Gefängnisses über seine Vergangenheit nachdenken zu dürfen. Herr Sträuber war ein Mann von Umsicht und Phantasie, ihm war es nicht unbekannt, daß man bei einem unumwundenen Geständnisse den Inkulpaten der Gnade zu empfehlen pflege, er wußte ferner, daß es ihm mit einiger Heuchelei gelingen könne, selbst im Zuchthause nach und nach zu einer würdigen Stellung zu gelangen, vielleicht Aufseher irgend einer Werkstätte zu werden. Dann dachte er auch: die Gefangenschaft wird nicht ewig dauern, und wenn ich heraus komme, werden die kleinen Kapitälchen, bei den Damen Becker und Schwemmer angelegt, unterdessen auch ihre Zinsen getragen haben. Dies machte ihn biegsam und nachgiebig, und diese Nachgiebigkeit hatte ihm sogar die Gunst des Präsidenten verschafft.

Dieser, der wohl wußte, daß es bei der Gewandtheit des Barons

gefährlich sei, und auch für ihn als Vater unangenehm, sich mit demselben in Erörterungen einzulassen, hatte sich vorgenommen, ihm mit einem kurzen: „im Namen des Königs!“ entgegenzutreten. Deßhalb stierten seine Augen gerade aus, deßhalb war seine Nase so drohend gerichtet, und schon wollte er den Mund öffnen, als er zu seiner großen Bestürzung den Herzog erblickte, der sich in einen Fauteuil geworfen hatte, lachend ein Bein über das andere schlug und Seiner Excellenz auf's Allerfreundlichste einen guten Abend bot. Der Präsident in seinem Amtseifer befand sich im Zustand eines Rennpferdes, dem plötzlich die Bahn versperrt ist und das nun mit den Zügeln gewaltsam zurückgerissen werden muß. Sein Zügel aber war die Nase, die er beim Anblick des Herzogs hastig ergriff, ziemlich unsanft herabdrückte, also parirte und zu gleicher Zeit vor dem Angehörigen des königlichen Hauses eine Verbeugung zu Stande brachte.

Ja, in der That, der Präsident war unangenehm überrascht, den Herrn Herzog hier zu finden, auch klang das Lachen Hochdesselben etwas herausfordernd, ebenso der Ton, mit dem er ihm seinen guten Abend bot. Auf die Bemerkung des Barons von vorhin eingehend, sagte er alsdann: „in der That, Euer Excellenz waren vortrefflich angemeldet. Alle Wetter! so viel Lärmen um Nichts. — Bitt' tausendmal um Verzeihung!“ korrigirte er sich, „ich will damit sagen, es sei eigentlich Luxus, eine so große Macht aufzubieten wegen so geringfügiger Ursache. Denn wir kennen genau den Zweck Ihres Besuchs, nicht wahr, Baron?“

„Vollkommen,“ entgegnete dieser, wobei er seine Cigarre dem Herzog hinhielt, der die seinige damit anzündete. „Excellenz rauchen nicht?“ wandte er sich hierauf verbindlich an den Chef der Polizei.

Dieser war mehr und mehr überrascht; er hatte geglaubt, ja sich damit geschmeichelt, sein Erscheinen mit bewaffneter Macht werde eine unsägliche Bestürzung bei dem Baron hervorbringen, und jetzt that derselbe, als sähe er durchaus nichts Außergewöhnliches darin,

ja, er und der Herzog nannten diese Ursache eine ganz geringfügige. Der Präsident befühlte seine Nase, er klapste leicht mit dem Finger daran, hob sie aber alsdann hoch empor, als ihm der Baron einen Fauteuil hinrollte, in den er sich, obgleich sehr würdevoll, niederließ.

Jetzt erinnerte sich Seine Durchlaucht Höchst Ihres Sekretärs und sagte dem Herrn Beil, indem er sich lange in dem Fauteuil ausstreckte: „Sie können jetzt gehen, ich habe nichts mehr für Sie."

Dieser hatte sich so aufgestellt, daß ihn der Präsident nicht sehen konnte, und bei dem Befehl des Herzogs zog er sich augenblicklich hinter die Portièren in's Vorzimmer. Doch hatte er das Gemach noch nicht lange verlassen, als der Kammerdiener des Barons hereintretend meldete: „die auf der Treppe aufgestellten Polizeibeamten weigerten sich, den Sekretär Seiner Durchlaucht passiren zu lassen."

„Wie ist das, Excellenz?" fragte der Herzog scheinbar erzürnt den Chef der Polizei. „Man will meinen Sekretär nicht passiren lassen? Haben Excellenz," fügte er mit sehr schneidendem Tone bei, vielleicht den Befehl dazu gegeben oder ist die Sache Mißverständniß? Ich denke wohl das Letztere, Herr Präsident, und bitte, daß dasselbe bald möglich aufgeklärt werde."

Der Chef der Polizei war einigermaßen betreten, beeilte sich aber, dem Herzog mit einer tiefen Verbeugung zu erklären, daß hier selbstredend ein Mißverständniß obwalte, doch werde er augenblicklich den Befehl geben, dem Sekretär Seiner Durchlaucht den Weg frei zu lassen.

„Bravo! vortrefflich!" flüsterte leise der Baron.

„Ueberhaupt muß ich mir erlauben," fuhr der Herzog fort, „Euer Excellenz zu bemerken, daß ich es, mildestens gesagt, für etwas stark halte, mit Polizei die Treppe eines Hauses zu besetzen, wo ich mich gerade befinde. Wenn Sie das nicht fühlen, Herr Präsident, so erlaube ich mir, es Ihnen zu sagen."

„Euer Durchlaucht werden zu Gnaden halten," entgegnete Seine Excellenz, „aber ich versichere Sie, ich hatte keine Ahnung davon, den Herrn Herzog hier zu finden. Gewiß, keine Ahnung," setzte er mit einem Seitenblick auf den Baron hinzu; „es hat mich wahrhaftig überrascht. Doch werde ich mich beeilen zu thun, was ich in der That Euer Durchlaucht schuldig zu sein glaube." Nach einer tiefen Verbeugung ging er alsdann in das Vorzimmer, und man hörte ihn mit lauter Stimme befehlen: „der Sekretär Seiner Durchlaucht passirt, auch sollen sich die Leute von der Treppe vor das Haus zurückziehen." Daß er dagegen einem der Polizeikommissäre zuflüsterte, in das Vorzimmer zu treten und sich in die Fensternische zu stellen, hörte man nicht.

„Nun schnell meine Instruktion!" flüsterte drinnen der Herzog.

„Ist fast unnöthig, bei der mir bekannten hohen Intelligenz Euer Durchlaucht. Verzeihen Sie mir, aber Entfernung so bald wie möglich." Bei diesen Worten rauschten die Thürvorhänge, und als der Präsident hierauf eintrat, sagte der Herzog gähnend und wie gelangweilt: „es ist heute Abend verdrießlich bei Ihnen, Baron, ich ziehe mich zurück. Sieht man Sie morgen?"

„O ja, ich hoffe, Sie werden mich sehen, gnädigster Herr," versetzte der Baron und fügte lächelnd bei: „wenn bis dahin mein Hausarrest vorüber ist."

„Das versteht sich doch wohl von selbst," sprach der Herzog. „Nicht wahr, Herr Präsident? Und auf alle Fälle, wenn man Sie nicht losläßt, so engagire ich den Major, hieher zu kommen. Vielleicht auch wird uns Seine Excellenz selbst das Vergnügen machen, einer Partie Whist à trois zu assistiren."

Der Baron lächelte so sonderbar, als er darauf entgegnete: „Eine charmante Idee, Whist à trois — mit dem todten Manne." Hierauf fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und fuhr in gefälligem Tone fort: „ehe Euer Durchlaucht gehen, erlaube ich mir

noch eine Bitte auszusprechen. Darf ich zwei Zeilen schreiben und Sie damit belästigen? Die Adresse ist Ihnen sehr bekannt."

„Mit Vergnügen," erwiderte der Herzog. „Ihr Kammerdiener soll unterdessen meinen Wagen vorfahren lassen."

Während der Herzog in's Vorzimmer ging, schrieb der Baron einige Zeilen, doch streckte Seine Durchlaucht gleich darauf den Kopf durch die Portièren herein und rief lachend: „ich bedarf eines Befehls Euer Excellenz, um fortfahren zu können. Teufel, Baron! Sie sind gut bewacht."

„Ich selbst fange an das zu glauben," entgegnete dieser, indem er sein Billet faltete und es dem Herzog übergab. „Gleich nachher zu übergeben," sprach er mit scharfer Betonung.

Der Präsident hätte gar zu gern die Adresse gesehen, da er vermuthete, der Brief sei an eine allerhöchste Person gerichtet.

„Ich lasse Sie also allein," sagte der Herzog, „allein mit unserem größten Tyrannen. Allein seien Sie menschlich, Herr Präsident; vergessen Sie das Sprichwort nicht: eine Hand wascht die andere, das heißt, wenn ich kann, so helfe ich dem Baron aus der Patsche, denn weßwegen er heute Ihre Aufmerksamkeit erregt, dafür kann ich Ihnen morgen ebenfalls empfohlen werden."

„Das wäre erschrecklich," meinte Seine Excellenz.

„Aber es ist so," sprach bestimmt der Herzog. „Zum Henker! man muß uns jungen Leuten nicht alle Freiheit nehmen wollen."

Der Präsident machte eine tiefe Verbeugung, und als der Baron dies ebenfalls that, ohne von der Stelle zu gehen, sagte der Herzog: „ich hoffe, Sie werden mich doch bis an die Grenzen Ihres Reichs begleiten, wenigstens bis zur Treppe. Ich habe das anzusprechen."

Herr von Brand warf achselzuckend und lächelnd einen Blick auf den Präsidenten, der selbst im Zweifel zu sein schien, was er thun solle. Doch faßte er sich schnell und bemerkte mit einem freundlichen Grinsen: „Euer Durchlaucht haben die Gnade, uns an unsere

Schuldigkeit zu erinnern. Auch ich werde die Ehre haben, Sie bis an die Treppe zu begleiten; muß ich doch auch den Befehl geben, daß man Sie passiren läßt," setzte er lächelnd hinzu. Damit faßte er triumphirend seine Nase und ging hinter dem Herzog und vor dem Baron in das Vorzimmer, nicht aber ohne einen Blick hinter sich zu werfen, ob ihm dieser auch folge.

„Dabei bitte ich aber," sprach lustig der Herzog, „daß Sie meinen Namen nicht hinab rufen. Der Teufel auch, die Leute draußen, die Ihre Polizei sehen, könnten ja glauben, der Baron und ich seien in Ausübung Gott weiß welchen Verbrechens hier abgefaßt worden."

In dem Vorzimmer angekommen, blieb Seine Durchlaucht stehen, hustete einigermaßen verlegen, denn ihm fehlte alle Instruktion zur weiteren Hülfe. Doch faßte er plötzlich einen sehr glücklichen Gedanken, und als der Präsident, der zur Treppe gegangen war und hinabgerufen hatte: „man läßt den Herrn, der jetzt kommt, passiren!" reichte er dem Baron zum Abschied die Hand und dann traten alle Drei auf den Vorplatz an die Treppe. In diesem Augenblick hatte auch der Kommissär seinen Platz am Fenster verlassen und sich der Thüre genähert, welche sich nur einen Schritt von dieser Treppe befand; der Baron dagegen hatte im Herausgehen einen bedeutungsvollen Blick mit seinem Kammerdiener gewechselt, der auch vollkommen zu verstehen schien, um was es sich hier handle, und, anscheinend ganz absichtslos, die offenstehende Thüre des Vorzimmers gegen die Treppe hin, mit der Hand faßte.

Der Herzog, der seine Rechte auf das Treppengeländer legte, hob seinen Fuß, um hinuntersteigend auf die erste Stufe zu treten. Doch zog er ihn wieder zurück, schlug sich an die Stirn und sagte: „wie kann man auch so vergeßlich sein! Habe ich doch für Euer Excellenz eine Nachricht von ziemlicher Wichtigkeit." Damit faßte er den Rockknopf des alten Herrn und machte einen Schritt gegen das Vorzimmer zurück. „Heute Abend," bemerkte er hierauf, indem

er jedes Wort sehr langsam aussprach, „war Familiendiner, — Familiendiner, acht Couverts.“ Der Herzog ließ den Rockknopf nicht los und stand jetzt wieder auf der Schwelle des Vorzimmers. Der Präsident, der diese wichtige Nachricht nicht verlieren mochte, folgte ihm, ließ aber zu gleicher Zeit den Baron nicht aus dem Auge, der ganz ruhig an dem Treppengeländer lehnte und, wie aus Discretion, zurückblieb. — „Acht Couverts,“ fuhr der Herzog fort, „und Seine Majestät waren äußerst gnädig. — Bei dem Dessert sprachen Allerhöchstdieselben von dem bewußten Vorfalle — Sie erinnern sich doch des Vorfalls, Herr Präsident?“ —

„Ich weiß in der That nicht, was Euer Durchlaucht meinen,“ versetzte Jener unaufmerksam, indem er dem Polizeikommissär einen Wink gab und mit den Augen auf die Treppe deutete.

„Wie Sie vergeßlich sind, bester Präsident!“ sagte der Herzog, der nur einen Schritt von der Thüre entfernt stand. „Nun, ich meine den Vorfall mit der Baronin von W.“ Bei diesen Worten hatte er so vortrefflich manövrirt, daß der Polizeikommissär, der sich unverholen näherte, die Thüre nicht erreichen konnte, er hätte denn den Herzog auf die Seite drücken müssen.

Der Baron lehnte noch immer ruhig an dem Treppengeländer, und diese Unbeweglichkeit war wohl Schuld daran, daß der Polizeikommissär keinen gewaltsamen Versuch machte, auf den Vorplatz zu gelangen.

Der Kammerdiener hielt mit zitternder Hand die Thüre, und seine Blicke bohrten sich in die Augen des Herzogs. Er fühlte es, daß er in diesem wichtigen Momente von demselben einen Wink erwarten mußte.

„Man ist mit Ihrem Benehmen sehr zufrieden,“ flüsterte der Herzog, „sehr zufrieden.“ Damit erhob er seine Augen, maß den Raum zwischen sich und der Thüre, blickte den Kammerdiener eine Sekunde fest an, und dessen Absicht durchschauend, nickte er leicht mit dem Kopfe.

Die Thüre flog zu, der Präſident ſchrie laut auf, der Polizeikommiſſär rannte an das Fenſter, und während der Herzog wie ein Beſeſſener lachte und jubilirte, hörte man drunten vor dem Hauſe das Rollen eines Wagens und den ſcharfen Trab zweier ungeduldigen Pferde, die des langen Wartens müde, nun mit voller Kraft über das Pflaſter dahingingen. Man konnte nicht drei Sekunden zählen, ſo wurde das Rollen ſchwächer und verlor ſich in der Ferne. In dieſen drei Sekunden aber war die Beſchäftigung der Anweſenden im Vorzimmer des Barons ſehr bemerkenswerth und bezeichnend.

Kaum hatte der Kammerdiener die Thüre zugeſchlagen, ſo warf er ſich mit ſeinem Körper gegen dieſelbe und mit einem Blicke, als wollte er ſagen: nur über meine Leiche geht der Weg über dieſe Schwelle, einem Blicke, vor dem der Präſident, der hinaus wollte, zurückſchrak und darauf in ſeiner Gemüthsbewegung mit beiden Händen an ſeiner Naſe riß, wie es andere Menſchen wohl mit ihren Haaren zu machen pflegen. Der Polizeikommiſſär hatte verſucht, ein Fenſter zu öffnen, doch war daſſelbe von innen mit feſtſchließenden Läden verſehen, und ehe er die Riegel derſelben losbrachte, deutete ihm ſchon das Rollen des Wagens an, daß alle ſeine Bemühungen vergebens ſeien.

Der Herzog hatte ſich in einen Stuhl geworfen, und je größer augenblicklich die Verwirrung im Zimmer war, deſto toller lachte er.

„Wir haben ja einen reitenden Gensdarmen in der Nähe," ſprudelte endlich der Präſident, zugleich heftig nach Athem ſchnappend, hervor. „Laſſen wir augenblicklich dem Wagen nachſetzen."

„Der Gensdarme müßte ein vortreffliches Pferd haben," jubelte der Herzog, „wenn er meine Ungarn einholen wollte. — Ah! der Spaß wäre für eine Million nicht zu theuer."

Jetzt erſt fielen die umherirrenden Blicke des Präſidenten auf Seine Durchlaucht, und ſeine Hände, die ſich krampfhaft öffneten und ſchloßen, ſchlugen nun heftig zuſammen, indem er verzweiflungsvoll ausrief: „und Sie können über dieſe entſetzliche Geſchichte

Jettchen (von oben).

Jakob, Jakob!

Jakob.

(Nimmt eine Priſe und macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand nach oben.)

Nur Geduld, nur Geduld, ich höre gar nichts.

Jettchen (lauter).

Jakob, Jakob! die gnädige Frau wollen ausgehen.

Jakob (ſpringt haſtig auf und nimmt ſeine Laterne).

Die höchſte Ordre wird allezeit gereſpectirt. Adieu, Meiſter Jonas, Rechts um, marſch! Gut' Nacht! (Er geht hinaus, leuchtet halb die Treppen hinan, ohne ganz hinaufzuſteigen.)

Achter Auftritt.

Vorige. Frau v. Hartmann (elegant gekleidet, kommt von oben und geht, von Jakob begleitet, durch die Hausthür ab).

Jonas.

Jetzt kann ich doch wieder meine Lectüre fortſetzen und hoffentlich einige Stunden mit Muße weiter leſen, ſo recht in beſchaulicher Ruhe, Es geht doch nichts über die Einſamkeit, ſagt ein gewiſſer Schriftſteller irgendwo. Doch damit mir nicht Jungfer Naſeweis von oben immer in meine Loge ſchaut, und vielleicht ſieht, was ich eigentlich leſe, will ich die Vorhänge vor meinem Fenſter etwas zuſammenziehen und mich dann ungeſtört in mein inneres Selbſt zurückziehen. So! (Hat die Vorhänge zugezogen, ſetzt ſich an's Kamin und lieſt, wobei er ſeine Aufmerkſamkeit an dem Buche von Zeit zu Zeit durch Ausrufe und Pantomimen kund gibt; doch ſchläft er am Ende ein.)

Neunter Auftritt.

Jettchen erſcheint auf der Treppe und ſpäht hinab. Zu gleicher Zeit erſcheint der Literat Schmidt oben.

Jettchen (im Herabſteigen).

So, endlich iſt es ein bischen ſtill da unten. Auch hat Meiſter Jonas glücklicher Weiſe ſeine Vorhänge zugezogen, und ſeine naſeweiſe

lachen, wie — wie — o Gott! nein, wissen denn Euer Durchlaucht auch —"

„O ich weiß Alles," sagte der Herzog, vor Lachen fast erstickend.

„Daß der Baron — verhaftet werden sollte —"

„Von einer halben Compagnie Polizeisoldaten, geführt von mehreren Kommissären und befehligt von dem Chef der Polizei in Person. Das ist ja gerade der Hauptspaß. Nehmen Sie mir nicht übel, Excellenz, das ist eine Geschichte für das morgige Frühstück, die nicht zu bezahlen ist."

„Gerechter Gott! bin ich denn ein Narr oder —" hier schien der Präsident sich wegen dieser wichtigen Frage bei seiner Nase Raths erholen zu wollen. Er hielt sie ein paar Sekunden fest, dann aber sagte er mit vor Bewegung zitternder Stimme: „also Euer Durchlaucht wissen Alles?"

„Alles, Excellenz."

„Daß der Baron verhaftet werden sollte?"

„Alles — um ein Duell mit dem Herrn von Dankwart zu verhindern."

Bei diesen Worten fuhr der Präsident einen Schritt zurück, um darauf wieder zwei vorwärts zu schnellen, bis dicht vor Seine Durchlaucht, welcher ob dieser heftigen Bewegung mit seinem Lachen plötzlich inne hielt und erstaunt aufblickte. Dabei hob der Präsident die Hände gen Himmel und schrie: „nein! nein! nein! O über die Thorheit von euch jungen Leuten! — Der Baron — Gott verdamm' ihn! — O was Baron! — wegen eines Duells, glauben Sie, hätte ich ihn verhaften wollen? — Wissen Euer Durchlaucht, wem Sie fortgeholfen haben? — dem Chef einer Räuberbande, dem gefährlichsten Menschen im ganzen Königreiche. — O heilige Vorsehung! Ich hatte ihn so gut in meiner Hand — und jetzt!" — Damit schien ihn alle Kraft verlassen zu haben, er warf noch einen wehmüthigen Blick auf die linke, leere Seite seines Fracks, und knickte darauf zusammen wie ein Taschenmesser. Ja, er wäre

unfehlbar auf den Boden niedergesunken, wenn ihn nicht der Kommissär mit starkem Arme aufgefangen hätte. An dessen blauem Busen — er trug nämlich eine Uniform von dieser Farbe — erholte er sich langsam wieder, faltete dann trauernd seine Hände und wandte seinen Kopf herum, indem er sprach: „Braun, wer uns das vor einer Stunde prophezeit hätte!“

Der Herzog war übrigens bei den Worten, welche ihm die Excellenz vorhin zugerufen, wie ein Bild der höchsten Ueberraschung dagesessen. Jedes Lächeln war von seinem Gesichte verschwunden, und da er an dem Jammer, in dem sich der Präsident befand, wohl sah, daß sich dieser würdige Staatsbeamte keinen Scherz mit ihm erlaubte, so biß er sich heftig auf die Lippen und sagte, indem er die Augenbrauen finster zusammenzog: „alle Teufel! Herr Präsident, das hätten Sie mir auch schon vorhin sagen können!“

„Ließen Sie mich denn zu Worte kommen!“ jammerte der Andere. „Zuerst mußte ich die fabelhafte Geschichte von dem Diner hören, an der — ich bitte um Verzeihung — gewiß kein wahres Wort ist; und dann lachten Sie wie — wie ich in meinem Leben nichts Aehnliches gehört. Euer Durchlaucht,“ fuhr er sich ermannend fort, „das ist ein schlimmer Handel. Ich hätte natürlicher Weise keine Rücksichten sollen gelten lassen. Aber wie mir Euer Durchlaucht mitgespielt, das kann ich unmöglich Seiner Majestät verschweigen.“

Der Herzog zuckte die Achseln, als wolle er sagen: daran ist nichts zu ändern. Dann aber rief er auf einmal: „warten Euer Excellenz einen Augenblick. Da habe ich ein Schreiben des Barons an Sie. Alle Wetter! das hätte ich beinah' vergessen. Lesen wir, lesen wir, und dann wollen wir Kriegsrath halten.“

Begierig nahm der Präsident das Billet aus den Händen des Herzogs und entfaltete es. Der Polizeikommissär hielt das Licht und der Herzog schaute dem Präsidenten über die Schulter, während er las:

„Euer Excellenz

werden es einem alten und genauen Bekannten nicht zu ungnädig nehmen, daß er sich heute Abend der Ehre Ihrer Gesellschaft ent-

zieht. — Sehr dringende Geschäfte veranlassen mich, heute Nacht und morgen von Hause abwesend zu sein.

Da ich aber zu gleicher Zeit überzeugt bin, daß Euer Excellenz nicht ohne die triftigsten Gründe mit so großem Gefolge in meiner Wohnung erschienen sind, so werde ich nicht ermangeln, mich morgen um diese Stunde hier einzufinden.

Indem ich mir erlaube, den Scherz Seiner Durchlaucht des Herrn Herzogs mir zu eigen zu machen, bin ich so frei, Euer Excellenz demgemäß auf morgen Abend zu einer Partie Whist einzuladen, und zwar à trois mit einem todten Mann."

So las der Präsident, und Alle schauten sich verwundert an; der Kommissär schüttelte den Kopf und Seine Excellenz meinten: „Glaub' das der Henker."

Der Herzog allein nahm die Partei des Verschwundenen, indem er bemerkte: „das ist jedenfalls ein Ausweg; ich bitte, ich beschwöre Sie, Herr Präsident, warten Sie bis morgen Abend. Wie ich den Baron kenne, bin ich überzeugt, er stellt sich. Deßhalb machen Sie um Gotteswillen heute Abend und morgen keinen Lärmen; lassen Sie Ihren Leuten drunten sagen, Sie hätten dem Baron wegen eines Duells einen Hausarrest ankündigen wollen, er sei aber verschwunden. Kehrt er morgen Abend zurück, so machen Sie was Sie wollen, kehrt er nicht zurück, so haben Sie immer noch Zeit, die Sache bekannt werden zu lassen."

„Was meinen Sie, Braun?" fragte der Präsident, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte. „Der Karren ist so wie so verfahren, und wenn er wirklich wieder käme, so hätten wir in der That die ganze blamable Geschichte nicht zu erzählen."

Der Polizeikommissär zuckte die Achseln und pflichtete ebenfalls nach einiger Ueberlegung Seiner Durchlaucht Meinung bei.

„So sei es denn also," sprach bestimmt der Präsident, indem er das Billet wieder zusammen faltete. „Aber wir, die wir hier beisammen sind, geloben uns bis morgen Abend ein feierliches Stillschweigen. Was diesen alten Herrn da anbelangt," fuhr er mit einem Wink auf den Kammerdiener fort, „so ist es meine Ansicht, denselben scharf unter Aufsicht zu halten. Braun, lassen Sie deßhalb

ein paar vertraute Leute im Hauſe. Und nun," ſprach er achſelzuckend und mit einem tiefen Seufzer, „ſind wir fertig, und wenn Euer Durchlaucht alſo befehlen —"

„Mir thut die verdrießliche Geſchichte wahrhaftig leid," entgegnete dieſer, während er ſeinen Hut nahm. „Aber ſeien Excellenz verſichert, daß ich Ihnen mit meinem ganzen Einfluß zur Seite ſtehen werde. Thun Sie mir dagegen die Liebe, beſter Präſident, und erzählen mir beim Nachhauſefahren, was es denn eigentlich mit dem Baron für eine Bewandtniß hat. — Horreur! der Chef einer Räuberbande, haben Sie geſagt?"

Während Seine Excellenz trübſelig mit dem Kopfe nickte, gingen die Beiden der Treppe zu, doch ehe ſie hinabſtiegen, meinte der Präſident: „was er nur mit ſeiner Einladung hat ſagen wollen? Zu einem Whiſt à trois mit einem todten Manne! Ich verſtehe das nicht." —

„Aber ich verſtehe es," ſprach tief aufſeufzend der alte Kammerdiener drinnen im Zimmer; dann ſank er auf einen Stuhl nieder und verbarg ſein Geſicht in beide Hände.

Fünfundachtzigſtes Kapitel.

Des Jägers Bericht.

Während geſchah, was wir in den letzten Kapiteln erzählten, war der Winter ziemlich vorüber gegangen, und das beginnende Frühjahr zeigte ſich ſchon in einzelnen ſchönen, heiteren Tagen, — Tagen, an welchen das Land von der Sonne erwärmt, einen erdigen, aber angenehmen Duft ausſtrömen läßt, wo die Grashalme ſich zu ſtrecken ſcheinen, und die Zweige den innigſten Trieb zeigen, ſich baldigſt mit Knoſpen zu bedecken. Um dieſe Zeit werden die Glashäuſer und Frühbeete nach und nach von ihrer Umhüllung befreit, man lockert die Roſen auf, die während des Winters mit Erde bedeckt, ruhig ſchlummerten, man gibt auch den in ihren gläſernen Käfigen eingeſperrten Pflanzen Luft, indem man ſchon auf längere Zeit die Fenſter offen läßt und Sonnenlicht und friſche, erquickende Luft über ihre ſehnſüchtig zitternden Blätter dahinſtrömen läßt.

So war man auch in dem kleinen Garten beſchäftigt, welcher den Pavillon umgab, in dem Graf Fohrbach wohnte. Obgleich es drei Uhr Nachmittags war, ſtanden doch die Fenſter ſeines Salons offen, und die hereinſtrömende, jetzt ſchon wieder etwas kühle Luft vermiſchte ſich wehend mit der warmen, die das lodernde Feuer des Kamins umſpielte.

Der Graf war nicht in ſeinem Salon, ſondern befand ſich im Ankleidezimmer, deſſen Thüre aber ebenfalls geöffnet war; er lag in einem Fauteuil, hatte dieſen ſo gedreht, daß die kühlere Luft von draußen, geſchwängert mit den oben erwähnten Frühlingsdüften, über ſein Geſicht hinſtrich. Neben ihm in der Sophaecke ſaß der Major von S. Beide rauchten vortreffliche Cigarren, doch verſcheuchte der Graf den Dampf, den er von ſich blies, augenblicklich wieder mit der Hand, um alsdann wieder einen tiefen Zug Luft zu ſich zu nehmen.

„An einem ſolchen Tage," ſagte er, „wenn man ſo recht merkt, daß der Winter hinter uns liegt, fühlt man ſich doch wie dem Gefängniß entſprungen. Hinter uns finſtere, ſchwarze Mauern, die bisher feſt verſchloſſenen Thore weit geöffnet, und vor uns Freiheit, ſowie herrliche, göttliche Luft."

„Das wirſt du diesmal ganz beſonders finden," meinte der Major lächelnd, „bricht doch für dich nächſtens ein Frühling an, ſo ſüß und berauſchend, wie man ihn in dieſem Leben nur ein einziges Mal genießen kann. Habe ich das doch auch erlebt."

„Wenn ich daran denke," entgegnete der Andere, indem er einen Moment ſeine Augen mit der Hand bedeckte, „ſo hört mein Herz auf zu ſchlagen, und ich kann nur mühſam Athem holen. Iſt es dir auch ſo ergangen?"

„Gerade ſo," erwiderte der Major lachend. „Und ich will nur hoffen, daß ſich deine Erinnerungen an dieſe Zeit nie trüben mögen. Doch davon bin ich überzeugt, denn Eugenie iſt ein ſo vortreffliches Weſen, ein ſo reiches und liebes Herz, daß du mit ihr glücklich werden mußt."

„Und mir wirſt du hoffentlich ebenfalls einige Vortrefflichkeit und Liebe nicht abſprechen?"

„Ja, du hast gute Eigenschaften, und bei sorgfältiger Erziehung kann mit der Zeit noch was Rechtes aus dir werden.“

Der Graf blickte lächelnd vor sich auf den Boden, stieß die Asche von der Cigarre und dachte über seine künftige Erziehung nach.

„Wie ist es denn mit dem heutigen Diner?“ fragte der Major nach einer Pause, „es ist wohl sehr groß und wird eine starke Feierlichkeit absetzen. — Ah! wenn das schon vorüber wäre! Ich werde wohl einen Toast halten müssen, und das kommt mich immer entsetzlich sauer an. Sind wir in der That sehr zahlreich?“

„An die vierzig Couverts,“ glaub' ich. „Papa hat's nun einmal nicht anders gethan.“

„Doch alle unsere genauen Bekannten?“

„Versteht sich. Nur Steinfeld wird fehlen; er ist plötzlich abgereist.“

„Ah! ich verstehe das, der arme Kerl!“

„Warum arm?“ meinte der Major. „Er liebt die Baronin noch so leidenschaftlich wie damals, als er sie zum ersten Male gesehen. Erinnerst du dich noch des Abends draußen in deinem Salon nach dem Balle drüben, als er uns jene Geschichte erzählte? Damals waren sechs Jahre vorüber. Und mit welchem Feuer, welcher Leidenschaft sprach er von der Begebenheit!“

„Er wird die Baronin heirathen?“ fragte der Graf.

„Versteht sich von selbst. Die Scheidung wird in den nächsten Tagen ausgesprochen. Ich bin überzeugt, die Beiden werden sehr glücklich mit einander sein. Natürlich wird er vor der Hand nicht hieher kommen können und wollen.“

„Das begreift sich. Aber der General hat sich so verhaßt gemacht, daß Alles Partei für die arme Frau nimmt.“

„Und er?“ fragte der Major nach längerem Stillschweigen.

Der Graf zuckte die Achseln, während ein düsterer Schatten über seine vorhin so freundlichen Züge flog. „Das ist ein räthselhafter Mensch,“ sagte er nach einer Pause.

„Für dich und Steinfeld wohl nicht so sehr als für uns Andere,“ meinte lächelnd der Major. „Aber ich achte euer Geheimniß. Ich mag den Baron wohl leiden. Coeur de rose ist nicht so übel.“

Bei dieſen Worten trat der Kammerdiener leiſe in den Salon, blieb dort ſtehen, bis die Blicke des Grafen auf ihn fielen, dann ſagte er mit leiſer Stimme: „ſo eben iſt der Jäger zurückgekommen und wünſcht Euer Erlaucht ſprechen zu dürfen.“

„Darauf bin ich begierig!“ rief der Graf, indem er aufſprang. „Er ſoll augenblicklich hereinkommen. Bleibe nur,“ wandte er ſich an den Major, der ſich ebenfalls erheben wollte. „Ich will in dieſer Sache keine Geheimniſſe vor dir haben. Was mir der Jäger zu ſagen hat, iſt für uns alle ſehr ernſt und wichtig und betrifft den, von welchem wir eben ſprachen.“

„Den Baron von Brand?“

Der Graf nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: „er hat mich geſtern um meinen Jäger gebeten; ich weiß nicht, weßhalb er zu dem Rencontre von ſeinen eigenen Leuten Niemand nehmen wollte.“

„Zu welchem Rencontre?“ fragte überraſcht der Major.

„Mit Herrn von Dankwart. Es ſcheint, ſie haben ſich heute geſchoſſen.“

„Das iſt ſeltſam,“ meinte der Major kopfſchüttelnd; „ich habe Herrn von Dankwart geſtern Abend noch geſprochen, von der betreffenden Angelegenheit verſicherte er mich gerade das Gegentheil.“

„Aus Discretion.“

„Und ſagte, der Baron habe ihm einen verſöhnenden Brief geſchrieben, den er im Nothfall überall zeigen könne.“

„So hören wir den Jäger, ich bin feſt überzeugt, die Sache iſt anders.“

Hier trat Franz in den Salon, und ſein Herr, der ſchnell nach ihm hinblickte, fuhr betroffen zurück. „Ah!“ ſagte er zu dem Major, „die Sache iſt ernſthaft. So verſtört ſah ich das Geſicht meines Jägers, dieſes ſonſt ſo ruhigen Menſchen, nie.“

Und ſo war es auch in der That. Franz Karner, der auf einen Wink des Grafen langſam näher ſchritt, ging gegen ſeine Gewohnheit ziemlich gebeugt. Sein Geſicht war bleich, ſeine Augen roth unterlaufen, ſeine Lippen zuckten, und da er das wohl fühlen und doch nicht ſehen laſſen mochte, biß er ſie feſt über einander.

Der Major war ebenfalls aufgeſtanden und blickte beſtürzt bald den Jäger, bald ſeinen Freund an.

„Ah! du biſt zurück!“ rief dieſer. „Nun ſprich, was iſt geſchehen? Ein Unglück — gewiß ein Unglück!“

Der Jäger wagte es nicht, zu ſprechen, und nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Dem Baron iſt ein Unglück geſchehen?“ fuhr Graf Fohrbach haſtig fort. „Sammle dich, Franz, und erzähle uns die Geſchichte ruhig dem Verlaufe nach. — Ah, Teufel! ſei ein Mann,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, als er bemerkte, daß der Blick des Andern ſeltſam flimmernd wurde. „So laß hören!“

Der Jäger öffnete langſam die Lippen, nachdem er mit der Hand über die Augen gefahren war, dann ſagte er mit tiefer, faſt tonloſer Stimme: „ehe ich Euer Erlaucht berichte, was geſtern und heute geſchehen, will ich zur Rechtfertigung meines auffallenden Betragens nicht verſchweigen, daß ich den Herrn Baron von Brand früher gekannt und genau gekannt, ehe ich in den Dienſt Euer Erlaucht trat.“

„Ich weiß das, er hat dich mir ja empfohlen.“

„Daß er öfters mein Wohlthäter wurde, daß ich ihn achtete und liebte. — O, ſehr liebte, denn er war ein guter Herr. Euer Erlaucht werden mir verzeihen, aber ich muß die Wahrheit ſagen, ſollte auch für mich daraus erfolgen, was da wolle. Ich kannte alle ſeine Verhältniſſe.“

„Das habe ich mir gedacht,“ erwiderte der Graf nach einer Pauſe. „Aber gleichviel, Franz. Für mich iſt der Baron von Brand nur der Baron von Brand, und was dich betrifft, ſo gehen mich deine früheren Verhältniſſe nichts an.“

„Das lohne Ihnen Gott,“ verſetzte der Jäger; „und er wird Sie dafür belohnen.“ Er murmelte dieſe Worte nur, doch verſtand ſie der Graf vollkommen. Dann ſtreckte ſich der Jäger lang in die Höhe, unterdrückte einen tiefen Seufzer und fuhr fort: auf die Bitte des Herrn Baron von Brand erlaubten mir Euer Erlaucht, denſelben begleiten zu dürfen. Zu dieſem Zweck erwartete ich geſtern Abend

den Herrn Baron um neun Uhr vor dem E'schen Thor mit dem Wagen. So hat er es mir befohlen."

„War es ein Reisewagen?" fragte der Graf.

„Nein, ein leichtes Coupé, aber mit vier Pferden bespannt. — Es mochte fast halb zehn Uhr sein, da hörte ich, daß sich ein Wagen dem Thor näherte, und zwar so schnell, als zwei tüchtige Pferde nur zu laufen im Stande sind. Es war das die Equipage Seiner Durchlaucht des Herrn Herzogs Alfred. Trotzdem es sehr dunkel war, erkannte ich den Kutscher, der seine Pferde neben dem Coupé parirte. Der Herr Baron von Brand sprang heraus, und der Wagen, mit dem er gekommen, kehrte augenblicklich in die Stadt zurück. Der Herr Baron begrüßte mich freundlich, befahl, auf der Chaussee nach der ersten Station zu fahren, und stieg eilig in den Wagen."

„Wie war er gekleidet?" fragte aufmerksam der Graf.

„Ueber dem gewöhnlichen Anzug trug er einen weiten Radmantel und auf dem Kopfe hatte er einen runden Hut."

„Und war bewaffnet?"

„Ja, Euer Erlaucht, mit zwei Pistolen."

Der Graf warf seinem Freunde einen bezeichnenden Blick zu und sagte hierauf: „und sonst war Niemand dabei?"

„Niemand. — Ich stieg auf den Bock und wir fuhren davon. Die Postillone, denen ein gutes Trinkgeld versprochen war, ließen tüchtig laufen, so daß wir bald die Station erreichten. Dort wurde umgespannt und wir fuhren weiter.

„Aha! nach Königshofen," sagte kopfschüttelnd der Major. „Es ist das der gewöhnliche Ort."

„In Königshofen," erzählte der Jäger weiter, „begab sich der Herr Baron in das dortige Wirthshaus, ließ sich ein Zimmer geben, befahl mir darauf zu Bette zu gehen, ihn aber heute Morgen vor Tagesanbruch zu wecken. Ich verabschiedete die Postillone, mochte aber nicht schlafen gehen, vielmehr schritt ich Stunden lang um das Haus herum, und bemerkte wohl, daß in dem Zimmer des Herrn Baron immerfort ein helles Licht brannte. Er war ebenfalls nicht zu Bette gegangen, denn als ich, dem Befehle gemäß, vor Tages-

anbruch seine Thüre öffnete, saß er an seinem Tische und siegelte Briefschaften zu. Ah! du bist schon da! rief er mir entgegen; die Zeit ist schnell verstrichen. — Ich habe mich bemüht, Erlaucht, seine Worte meinem Gedächtnisse festzuhalten; es schien mir das wichtig," sagte der Jäger in bestimmtem Tone. — „Der Tag fing an zu grauen," fuhr Franz darauf in gewöhnlichem Tone fort, „und der Herr Baron wollten seine Toilette machen, doch hatte er Alles mitzunehmen vergessen. Ich sorgte so gut als möglich dafür und nachdem ich ihm das Haar einigermaßen arrangirt, zog er sein Schnupftuch hervor und roch daran. Ich wollte, sprach er alsdann, daß ich nicht vergessen hätte, gestern Abend noch ein paar Tropfen aufzuträufeln. Ich liebe den Geruch und er hätte mir so manche Erinnerung noch einmal frisch vor die Seele geführt."

„Coeur de rose," sagte nachdenkend der Graf. „Wer hätte das gedacht, als wir uns hier vor einigen Monaten über sein Odeur lustig machten. Doch weiter!"

„Er gab mir einige Briefe, um sie auf die Post zu werfen. Die Pistolen nahm er selbst unter den Mantel, dann verließen wir das Haus, gingen durch Königshofen durch und stiegen hinter dem Dorfe die Anhöhe hinauf."

„Der Weg führt nach einer einsamen Waldlichtung, ich kenne ihn wohl," sprach nachdenkend der Major.

„Und was dachtest du von allem dem?" fragte der Graf seinen Jäger.

„Fast das Gleiche fragte mich der Herr Baron, als wir den Wald hinauf gingen. Ich antwortete ihm, er könne wohl ein Duell vorhaben, doch sehe ich weder Gegner noch Sekundanten. — Die kommen Alle von der andern Seite, entgegnete er mir. Und du bist wohl klug genug, einzusehen, daß hier eine Sache vor sich geht, die mit großer Heimlichkeit betrieben werden muß."

Der Major wechselte mit seinem Freund einen bedeutsamen Blick, welch Letzterer die Achseln zuckte und sehr ernst nach Oben sah.

„Ja, ich habe ein Duell vor, so fuhr der Baron fort, und

Fräulein Tochter lauert nicht immer durch die Scheiben wie gewöhnlich. — Ah, lieber Herr Doctor, man hat hier in dem Hause keinen Augenblick Ruhe. Den ganzen Tag bin ich so beschäftigt, und nur da zufälliger Weise die Madame ausgegangen, habe ich das Vergnügen, einen Augenblick mit Ihnen plaudern zu können.

Schmidt.

Ja, Fräulein Jettchen, Schönste Ihres Geschlechts, ich habe den ganzen Tag darauf gelauert, Sie zu sehen; jede Thür, die sich öffnete und schloß, machte mein Herz schneller schlagen.

Jettchen.

Ach, und ich versichere Sie, ich spreche so gern mit Ihnen, ohne Complimente. Aber man klärt in Ihrem Umgange so seine Begriffe auf; es geht nichts über ein unterhaltendes geistreiches Gespräch.

Schmidt.

Ja, ich finde das auch, mein süßes Kind.

Jettchen.

Ach, gehen Sie doch, süßes Kind. Aus welchem Ihrer neuesten Romane haben Sie das nun wieder entlehnt, und wollen mir weis machen, es gelte mir?

Schmidt.

Ach, das ist unser Fluch, sehen Sie, man glaubt uns gar nichts mehr. Und namentlich Sie, kleine Grausame.

Jettchen.

Man thut ganz recht daran, namentlich Euch Herren Literaten gegenüber. Man sagt, Ihr hättet alle Nebenabsichten.

Schmidt.

Ah, mein liebes Kind, Nebenabsichten, wie so?

Jettchen.

Ja, man sagt, Ihr spielt nur einen kleinen Liebeshandel mit uns und copirt uns dann in Euren Werken. Und all' die Personen, die aus

einen gefährlichen Gegner. Ich weiß wohl, wie der schießt, sagte er sonderbar lächelnd, fehlt auf fünfundzwanzig Schritte nie ein Aß und kann auch wohl die Kugeln auf einer starken Messerklinge theilen. — Da müßte er ja fast so gut schießen wie Sie, gnädiger Herr, erlaubte ich mir zu bemerken, worauf er entgegnete: ganz genau wie ich, deßhalb ist die Sache sehr zweifelhaft, da er den ersten Schuß hat, und befolge daher genau, was ich dir auftrage. Hier müssen wir scheiden, zieh deine Uhr hervor und richte sie nach der meinigen. — Es war sechs Uhr. — In einer halben Stunde wird wohl Alles vorüber sein. Dann folgst du dem schmalen Weg, den ich jetzt hinaufsteige, und findest oben eine Waldlichtung. Da wirst du schon selbst sehen, was zu thun ist. — Ich bat ihn, mich mitzunehmen, doch er wiederholte seinen Befehl ernst und strenge. Und er konnte sehr ernst sein, der Herr Baron," sagte der Jäger gedankenvoll. — „Er nahm also Abschied von mir, indem er mir noch vorher seine Brieftasche übergab, um die Rückfahrt für die Postillone zu bezahlen, sagte er. Dann stieg er zwischen den Bäumen aufwärts und meine Blicke folgten ihm. Euer Erlaucht werden wir verzeihen, wenn ich Ihnen gestehe, daß es mir fast das Herz zerbrach, als ich ihn so leicht und gewandt da hinaufsteigen sah, ein Herr in den besten Jahren, ja in voller Kraft der Jugend."

„Und warum folgtest du ihm nicht?" fragte fast athemlos und tief bewegt der Graf.

„Sein Befehl war gemessen, Erlaucht. Und dann kannte ich auch meinen ehemaligen Herrn. Er hätte mich niedergeschossen, wenn ich ihm gefolgt wäre, ohne daß mein Tod," setzte er trübe lächelnd hinzu, „sein Duell verhindert hätte. — Mehrmals blieb er stehen und wandte sich rückwärts gegen das Thal. Man sieht von dort oben weit in der Ferne die Residenz vor sich ausgebreitet liegen. Dahin schien er mehrmals zu schauen, aber auch auf mich fiel sein Blick, und als er mich so ruhig da unten warten sah, winkte er mir noch einmal freundlich mit der Hand zu. — O sehr freundlich. — Und gleich darauf war er zwischen den Bäumen verschwunden." — —

Dieſe letzten Worte hatte der Jäger mit kaum verſtändlicher Stimme geſprochen. Dann ſagte er: „verzeihen mir Euer Erlaucht, aber ich kann nicht anders;“ worauf er ſeine Hände vor die Augen preßte und einige Sekunden ſo verblieb.

Der Graf hatte ſeine Cigarre weggeworfen und er ſowie der Major blickten in der größten Spannung auf den Jäger, der nun die Hände langſam niederſinken ließ, tief aufſeufzte und fortfuhr: „darauf befand ich mich allein in dem Walde. O es waren das ſchreckliche Augenblicke! Und ich horchte wohl athemlos auf jedes Geräuſch, wenn weit von mir entfernt irgend ein Wild durch das dürre Laub raſchelte, wenn ein welkes Blatt neben mir zu Boden fiel, ſo ſchrak ich zuſammen, indem ich befürchtete, irgend etwas Anderes überhört zu haben. O Herr Graf, wenn man im dichten Walde auf etwas lauſcht, wobei das Herz mit im Spiele iſt, ſo iſt die Stille, die uns umgibt, feierlicher und ernſter als die Ruhe eines Kirchhofes. Ich kenne das,“ ſetzte er mit leiſerer Stimme bei. — „Auf einmal knallte ein Schuß. — Gnädiger Herr, ich habe Schüſſe knallen hören unter ſchauerlichen Verhältniſſen. Aber ſo wie dieſer heute Morgen hat mich nie was erſchüttert. Gleich darauf fiel ein zweiter. Ich riß meine Uhr heraus und als ich ſah, daß es halb Sieben war, ſtürzte ich den Waldweg hinan. So eilig ich auch war, ſo blieb ich doch zuweilen zitternd ſtehen und lauſchte. — Was konnte es mich auch nützen, daß ich ſchnell an Ort und Stelle kam, mir ahnete ja doch, was ich finden würde? Dann ſpielte ich mir auch wohl eine falſche Hoffnung vor und blieb ich in der Abſicht ſtehen, um vielleicht die Schritte der andern Partei zu vernehmen. Aber,“ ſetzte er trübe lächelnd hinzu, „ich hörte nichts dergleichen. Der Wald war entſetzlich ſtille, nur das Laub rauſchte unter meinen Füßen, hie und da flatterte ein Vogel und von weit her ſang der Kukuk ſein melancholiſches, einförmiges Lied.“

„Endlich fandeſt du ihn!“ rief geſpannt der Graf, als der Jäger vor ſich hinſtarrend ſchwieg.

„In der Waldlichtung. — Herr, wie er mir vorausgeſagt.“

„Allein?“

„Ganz allein.“

„Und —“

„— Todt,“ ſagte der Jäger nach einem tiefen Athemzuge. „Die Kugel war ihm durch's Herz gegangen.“

„Ah! das iſt entſetzlich!“ rief der Major. „Du ſahſt Niemand? Du vernahmſt alſo wirklich keine Schritte, die ſich entfernten?“

„Ich ſah nichts als die Sonne, die ihren Strahl über ſeine bleichen Züge warf, und ich hörte nichts als die lauten Worte des Jammers, mit welchen ich mich neben ihn hinwarf. Denn, Herr Graf, ich hatte ihn ſehr geliebt, meinen ehemaligen Herrn, den Baron von Brand.“

— — — — — — — — — — — — — —

„Und was denkſt du über die ganze Geſchichte?“ fragte der Graf nach einer langen, langen Pauſe.

„Ich denke nur, was er mir ſagte,“ erwiderte der Jäger mit feierlicher Stimme. „Ich will mein Leben dafür laſſen, daß er im Duell gefallen. Denn ſo hat er ja gewollt, daß man glaube.“

„Ja, er hat ſo gewollt,“ ſprach Graf Fohrbach nachdenkend, „ſein Lauf war zu Ende, wie er mir auf jenem denkwürdigen Maskenballe ſagte, und er ſoll einen ehrenvollen Tod geſtorben ſein.“

„Von der Hand des —“ fragte der Major mit bedeutſamem Blick.

Worauf der Andere entgegnete: „Herr von Dankwart iſt bei allen ſeinen kleinen Schwächen ein Ehrenmann, das iſt nicht zu beſtreiten.“

„Allerdings nicht,“ meinte der Major. „Aber er wird die ganze Geſchichte hartnäckig läugnen.“

„Nehmen wir an aus Discretion, wie ich vorhin ſagte,“ erwiderte Graf Fohrbach, „die Welt wird doch an das Duell glauben, und ſo hat es der Unglückliche gewollt. Er ruhe ſanft. — Doch laß uns das Ende deiner Geſchichte hören,“ wandte ſich der Graf nach einigem Stillſchweigen an ſeinen Jäger.

„Ich holte Leute aus dem Dorfe,“ fuhr dieſer fort, „und brachte ihn nach Königshofen zurück. Ich ließ Aerzte kommen, ob-

gleich ich wußte, daß das unnütz war. Darauf brachte ich ihn in ſeinen Wagen und kehrte langſam nach der Reſidenz zurück."

„Und wo iſt er jetzt?"

„In ſeinem Hauſe. Ich habe ihn dem alten Kammerdiener übergeben, der darauf vorbereitet zu ſein ſchien. Denn obgleich er troſtlos und verzweifelt that, ſagte er doch unter Thränen, er habe das wohl vorher gewußt."

„Und die Briefſchaften, die dir der Baron gab?"

„Warf ich auf die Poſt, bis auf einen, den er mich beauftragte, Punkt neun Uhr Seiner Excellenz dem Herrn Polizeipräſidenten eigenhändig zu übergeben, wozu vielleicht Euer Erlaucht ſo gnädig ſind, mir ſpäter Urlaub zu ertheilen."

Der Graf Fohrbach wechſelte mit dem Major einen Blick, dann erwiderte er dem Jäger: „allerdings, du ſollſt überhaupt den heutigen Nachmittag und Abend für dich haben, und erſt morgen Früh," ſetzte er mit Betonung hinzu, „den Dienſt bei mir wieder in deiner gewohnten Pünktlichkeit und — Treue antreten."

„Wie danke ich Ihnen für dies Wort," ſprach der Jäger tief erſchüttert. Dann verließ er auf einen Wink ſeines Herrn Kabinet und Salon.

„Es iſt ein trauriges und doch gutes Ende für den Baron," ſagte Graf Fohrbach nach einer Pauſe. „Wir müſſen übrigens ſeinen letzten Willen erfüllen und das Gerücht verbreiten helfen, er ſei im Duell gefallen. Herr von Dankwart wird das heftig läugnen, aber nachher, wenn er ſieht, daß man ihm doch nicht glaubt, wird er am Ende gezwungen, das Rencontre achſelzuckend zuzugeben."

„Verlaß dich auf mich," entgegnete der Major, „es ſoll auf ihm hängen bleiben. Aber ſage mir, Eugen, wie verſtehe ich das? hat der Baron wirklich etwas mit der Polizeidirection zu ſchaffen gehabt? Auf dem letzten Hofball ſprach man von einer Brautſchaft zwiſchen ihm und der Tochter des Präſidenten."

„Ich hörte auch davon, glaubte aber nicht daran."

„Muß man," meinte der Major, „heute noch den Tod des Barons geheim halten oder kann man nach Tiſch darüber ſprechen?"

„Natürlich wollen wir darüber ſprechen, um ſo mehr, da Herr von Dankwart da iſt. Wir werden überhaupt nicht die Einzigen ſein, die die Sache erfahren haben.“

„Schön,“ verſetzte der Andere, indem er ſich zum Weggehen anſchickte; „ich verlaſſe dich jetzt. Es iſt vier Uhr und du haſt doch etwas Sammlung nothwendig.“

„Und Toilette!“ lachte der Graf, während er ſeinem Freunde die Hand reichte.

„Adieu denn bis nachher!“

„Adieu, Major!“

Mit kurzen Worten wollen wir dem Leſer noch ſagen, daß das heutige Diner bei Seiner Excellenz dem Kriegsminiſter äußerſt glänzend war, daß bei demſelben die Verlobung zwiſchen Eugenie und dem jungen Grafen proklamirt wurde, und daß der Major hierauf bezüglich einen gar ſchönen Toaſt ausbrachte. Das unglückliche Ende des Barons war übrigens ſchon bekannt geworden und man ſchrieb daſſelbe allgemein einem Duell mit Herrn von Dankwart zu. Es half auch nichts, daß dieſer auf's Feierlichſte das Gegentheil verſicherte, ja daß er ſich anheiſchig machte, ein Alibi beweiſen zu wollen. Man zuckte die Achſeln, man verbeugte ſich lächelnd, ſobald aber Herr von Dankwart den Rücken gewendet und anderswohin getänzelt war, ſo ſagte man: „das iſt erſtaunlich; wer hätte das gedacht!“

„Und der Baron war ein immenſer Piſtolenſchütze,“ meinte ein Anderer, und ein Dritter ſetzte hinzu: „was mich bei Herrn von Dankwart nur wundert, iſt einzig und allein, wie man nach einer ſo furchtbaren Cataſtrophe — am gleichen Tage mit der Ruhe ſein Diner einnehmen kann.“

„Erſtaunlich!“

„Erſtaunlich!“ wiederholten Alle, und Herr von Dankwart wurde von da mit weit größerer Ehrfurcht betrachtet, als dies bisher geſchehen.

Auch der Präſident war bei dem Diner geweſen, war aber ſehr ſtill und nachdenkend und verkehrte faſt nur mit dem Herzog Alfred, mit dem er ſich längere Zeit in einer Ecke des Salons eifrig unterhielt. Gegen acht Uhr verließ er die Geſellſchaft und fuhr nach Hauſe. Dort hatte er mit ſeiner Gemahlin eine heftige Scene, bei welcher

endlich auch Fräulein Auguſte, aber ſehr niedergeſchlagen und mit rothgeweinten Augen erſchien. Wer der Gegenſtand der Unterhaltung in der Familie war, werden wir dem Leſer nicht zu ſagen brauchen, dagegen wollen wir nicht verſchweigen, daß Seine Excellenz, die Naſe mit der Hand feſthaltend, lange im Salon auf und ab ſchritt und einer längeren Rede der Präſidentin lauſchte, welche eifrig zu ihm ſprach. „Und wenn Alles ſo wäre, wie du mir ſagteſt," fuhr ſie fort, „ſo können ſämmtliche Gerichte des Landes ihn doch nicht wieder lebendig machen und zur Verantwortung ziehen. Welchen Nutzen brächte es dir alſo, die Sache an die große Glocke zu hängen, ſie ſtadt- und landkundig zu machen? — Nutzen, du lieber Gott!" rief ſie weinend. „Nur Schande, o welche Schande! Wird nicht die ganze Stadt mit Fingern auf uns deuten? O der Scandal!"

„Und meine Ehre als Chef der Polizei," ſprach ſtehen bleibend der Präſident, wobei ſeine losgelaſſene Naſe hoch empor fuhr.

„Und meine Ehre," ſagte Auguſte weinend. „Bin ich nicht unglücklich genug durch dieſe ſchreckliche Geſchichte geworden!"

Der Präſident ſetzte abermals ſchweigend ſeinen Spaziergang fort und mit einem tiefen Seufzer blickte er auf die linke, immer noch leere Seite ſeines Fracks. „Eine allerhöchſte Belohnung," redete er ſchwermüthig, „hätte mir diesmal nicht entgehen können. O ich war ſo nah daran." — Damit meinte er den Stern, nach dem er ſo lange geſchmachtet. — „Wer weiß, wenn es wieder einem Hauptverbrecher gefällt, ſich von mir einfangen zu laſſen."

In dieſem Augenblicke meldete der Bediente einen herrſchaftlichen Jäger, welcher Seine Excellenz zu ſprechen wünſche. Auf ein Kopfnicken des Letzteren trat Franz ein und übergab einen Brief, indem er ſagte: „Von dem Herrn Baron von Brand."

Man kann ſich denken, wie der Präſident bei dieſer Meldung zurückfuhr und daß er mit zitternden Fingern das Couvert abriß. Auch ſchien ihn die Einlage deſſelben nicht zu beruhigen; es war ein einfaches Blatt, auf welchem die Worte ſtanden: „der Baron von Brand gibt ſich die Ehre, Seine Excellenz den Herrn Polizeipräſidenten daran zu erinnern, daß er heute Abend erwartet wird und zwar zu einem Whiſt A trois mit dem todten Mann."

Im Hauſe des Commerzienrathes Erichſen hatte man in dieſen Tagen ebenfalls eine Verlobung gefeiert, nicht ſo geräuſchvoll wie bei Seiner Excellenz dem Kriegsminiſter, aber darum nicht minder herzlich. Zwar ſaß die Räthin auch bei dieſer Veranlaſſung ſteif wie immer in ihrer Sophaecke, doch lag über ihren Zügen eine angenehme Weichheit, ihre Augen blickten freundlich und ſie wandte den Kopf häufig nach der rechten Seite, wo Herr Staiger ſaß, an dem die alte Dame ihr beſonderes Wohlgefallen zu finden ſchien. Der Mann hatte ſo ein gutes warmes Herz und ein ehrliches Gemüth, das ſich bei jedem ſeiner Worte kund gab; dabei konnte er ſo angenehm erzählen, und bei dem, was er am heutigen Tage vorbrachte, kam es denn heraus, daß ſeine Eltern mit denen der Commerzienräthin vor langen Jahren in einem ſehr freundſchaftlichen Verhältniß geſtanden, was zu vernehmen der Madame Erichſen nicht gerade unlieb war.

Marianne hatte ſich der Verlobten ihres Bruders herzlich und innig angenommen und liebte ſie ſchon nach den erſten Tagen ihrer Bekanntſchaft wie eine Schweſter. Ja, ſie hatte der Commerzienräthin erklärt, da ſie ſelbſt keine Kinder habe, ſo wolle ſie ſich des guten armen Mädchens annehmen und mache ſich ein wahres Vergnügen daraus, derſelben eine glänzende Ausſteuer zu geben.

Der Commerzienrath hatte ſich wie immer Diner und Champagner wohl ſchmecken laſſen und war glückſelig, daß die verdrießlichen Geſchichten in ſeinem Hauſe ſich wieder anfingen aufzuklären und daß er Hoffnung hatte, nächſtens wieder ein ſtilles und harmloſes Leben führen zu können. Wenn auch leider alle Bemühungen geſcheitert waren, um ſeine Schwiegertochter Bertha wieder in das Haus ihres Mannes zurück zu bringen, obgleich bis jetzt noch keine Scheidung erfolgt war, ſo hatte er dagegen einen Brief von ſeinem Schwiegerſohn Herrn Alfons in der Taſche, worin ſich dieſer an ſeine Frau wandte, ſein Unrecht vollkommen einſah und verſprach, bei ſeiner Rückkunft — er hatte nämlich zu ſeiner Zerſtreuung eine kleine Reiſe unternommen — ſo viel in ſeinen Kräften ſtände, Alles wieder gut machen zu wollen.

Auch bei diesem Diner fielen Toaste, und als das Dessert aufgesetzt wurde, ergriff sogar die Commerzienrätbin ihr Glas, nachdem sie vorher, diesmal mit beiden Händen, auf den Tisch getrommelt und brachte die letzten Tropfen ihres Champagnerkelches allen denen zu, welche ihre Nebenmenschen ohne Neid und Mißgunst liebten, die statt gehässig die Fehler anderer aufzudecken, lieber deren gute Seiten hervorheben, die dabei Freunde der Wahrheit und Feinde jeglicher Verläumdung seien.

Ein Trinkspruch, zu welchem aus vollem Herzen Amen zu sagen auch wir uns gedrängt fühlen und mit uns gewiß der größte Theil unserer verehrlichen Leser.

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Schluß.

Es ist sehr schwer, von dem Schluß einer Geschichte wie die vorliegende zu sprechen. Eine solche Geschichte schließt sich eigentlich nie ab. Die Wenigen ausgenommen, über deren Lebensende berichten zu müssen wir so unglücklich waren, befinden sich alle Uebrigen in Fülle der Gesundheit, und wenn es unsere Zeit und die Geduld des Lesers erlaubten, so könnten wir aus dem ferneren Leben und Treiben der aufgetretenen Personen noch eine Menge der allerschönsten, zur Mittheilung geeigneten Sklavengeschichten auffinden. Ein Erzähler darf aber nicht so gegen die Nachsicht seines Publikums sündigen, und es ist seine Schuldigkeit, so bald er glaubt, er habe sein Mögliches gethan, eine hübsche Gelegenheit zu ergreifen, um sich dem Leser zu empfehlen und sein Buch zu beschließen. Wir glauben dies in keinem passenderen Zeitpunkt thun zu können, als jetzt, und wollen nur mit wenigen Worten hinzufügen, was in der nächsten Zukunft

ſich mit einigen der Perſonen zugetragen, die in unſerer ſehr wahrhaftigen Geſchichte aufgetreten. Wir können dies um ſo weniger unterlaſſen, da hierbei noch ein paar kleine Sklavengeſchichten zu Tag kommen, deren Details ſich der Leſer, wenn er gleiche Verhältniſſe bei ſich oder Andern ſieht, am Beſten ſelbſt auszumalen im Stande ſein wird.

Gewöhnlich folgt auf eine Verlobung die Hochzeit. So war es auch bei dem Grafen Fohrbach und Arthur Erichſen der Fall. Obgleich die Freundſchaft dieſer Beiden in gleicher Stärke fortdauerte, ſo hatten ſie ſich doch in letzter Zeit nicht ſo häufig geſehen wie früher. Zufällig aber war die Hochzeit beider Paare an demſelben Tage, und faſt zur gleichen Stunde verließen ſie die Stadt, um eine längere Reiſe anzutreten. Graf Fohrbach zog gen Norden, wo ſeine Familie weitläufige Güter beſaß, Arthur aber nach Italien, nach dem herrlichen Lande, das er ſchon lange zu ſehen gewünſcht. Der Abſchied Clara's von ihrem Vater war ziemlich ſchmerzlich geweſen, denn Herr Staiger meinte, bei ſeinem Alter könne die Trennung von einem halben Jahre wohl zu einer ewigen werden. Doch beſtätigte ſich diesmal die Vermuthung des alten Herrn nicht, vielmehr als Clara nach der angegebenen Zeit zurückkehrte, fand ſie ihn friſch und geſund wieder, obgleich nicht mehr in der Balkengaſſe, wo ſie ihn verlaſſen. Die Commerzienräthin hatte nämlich ihren Schützling dem Gemahl dringend empfohlen, und die Folge davon war, daß Herr Staiger auf dem Kaſſenamt des großen Banquierhauſes angeſtellt wurde, wo er vermöge ſeiner Ordnungsliebe und Rechtlichkeit die vortrefflichſten Dienſte leiſtete.

Was man ſo Brautviſiten nennt, hatten Clara und Arthur vor ihrer Abreiſe nicht gemacht; als ſie aber zurückkamen und ihr Haus einrichteten, zeigten ſie dies *ihren* Freunden und Bekannten, ſowie auch auf den Wunſch der Commerzienräthin denen des Erichſen'ſchen Hauſes pflichtſchuldigſt an. Wenn ſich aber manche ſtille Familie mit unverſorgten Töchtern, die früher den Herrn Arthur Erichſen ſehr hoch gehalten, ſowie manche andere, die voll Neid und Mißgunſt es der armen Clara nicht verzeihen konnten, daß ſie nicht unter dem

Schutze irgend einer Rangklasse geboren, von dem jungen Paare zurückzogen, so verursachte ihnen das doch durchaus keinen Kummer. Sie lebten in einem freundlichen und ausgewählten Kreise, und Arthur war Philosoph genug, um über schiefe Blicke und vornehm gerümpfte Nasen herzlich zu lachen.

Um noch einen Augenblick beim Hause des Commerzienraths zu verweilen, so kehrte Herr Alfons wenige Tage nach der Verheirathung Arthurs von seiner Reise zurück. Doch hatte sich das Verhältniß zu seiner Frau gänzlich verwandelt; das Scepter, welches ihm an jenem Tage entfallen, hatte die kluge Frau ergriffen, und vom unumschränkten Herrn, auf dessen Winke und Stirnerunzeln sie sonst ängstlich Achtung gegeben, war er zum Sklaven herabgesunken, welcher sich den, obgleich nicht unbilligen Wünschen seiner Frau in aller Demuth fügte. Machte er je einmal einen Versuch, seine Ketten zu brechen, so trat die Commerzienräthin in's Mittel, und wenn sie ihre spitze Nase erhob, ihn mit den grauen Augen scharf anblickte und dazu auf dem Tische zu trommeln begann, so räumte er achselzuckend das Zimmer und begab sich in sein Comptoir, wo ihn dann oftmals der Commerzienrath zu trösten suchte, indem er sprach: „glauben Sie mir, es ist weit angenehmer für uns, wenn man die Weiber machen läßt; meine Frau hat mich und die Kinder nun schon an die dreißig Jahre regiert und ich habe mich recht wohl dabei befunden. Uebrigens sind die Metalliques und die Fünfprozentigen gestiegen, was eigentlich doch die Hauptsache ist."

Die Scheidung des Doktor Erichsen von seiner Frau war unerwartet auf ein Hinderniß gestoßen. Dieses Hinderniß bestand in der Weigerung der Madame Bertha selbst. Wir wissen, daß sie sich zu ihrer Mutter begeben, um sich, wie sie sagte, von ihrem Manne nicht länger wie eine Sklavin behandeln lassen zu müssen. Sie hatte sich ihr elterliches Haus und sich selbst noch ganz so wie früher gedacht, fand aber in Beiden gewaltig viel verändert. Sie konnte es nicht vergessen, daß sie ein Hauswesen gehabt und zwei liebe Kinder, und es noch viel weniger ertragen, daß sie, welche bei sich unbedingt die Erste gewesen, nun bei ihrer Frau Mama

dem Leben gegriffen ſind, ſind wirkliche Leute, die da gelebt haben, und deren Bekanntſchaft Ihr nur macht, um ſie abzuzeichnen. Ja wohl, mein Herr Doctor.

Schmidt.

O Jettchen, ich kann Ihnen auf meine Ehre verſichern, ich thue dergleichen niemals. Ich mag überhaupt den Genre der Dichtungen nicht, der, ohne Vergleichung, ſo in's Gewöhnliche hinüber ſpielt. Was könnt' es meinem Ruhme nützen, wenn ich, wie es ſo viele untergeordnete Talente thun müſſen, Scenen aus dem alltäglichen Leben ſchrieb. Wenn ich Scenen aus dem Kaufmannsſtande ſchrieb, oder Bilder aus dem Soldatenleben oder ſieben zahme Erzählungen und dergleichen mehr. Nein, mein Kind, mein Geiſt fliegt höher, ich kann nur im Genre des Erhabenen ſchreiben, nur großartige Gedichte oder Tragödien, aber nicht unter fünf Acten. Muß ich mir auch manche Annehmlichkeit des Lebens dadurch verſagen, ſo find' ich doch auch wieder Herzen, die mich verſtehen, die mich lieben. (Er drückt das Mädchen an ſich und küßt ſie.)

Jettchen (entſchlüpft ihm und ſpringt an die Hausthür).

Gott, was machen Sie? Daneben wohnt ja Meiſter Jonas, der Portier, und ſeine Tochter iſt immer auf der Lauer. Wiſſen Sie was, lieber Herr Doctor, ich hab' für Madame noch ein paar dringende Ausgänge zu machen. Sie werden mich begleiten, nicht wahr? Warten Sie hier ein wenig, ich werde hinauf gehen und meinen Hut nehmen. (Für ſich.) Ich muß mich ein wenig elegant machen, die Madame iſt ja nicht zu Hauſe. (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Jonas (in der Loge). Schmidt (außen).

Schmidt.

Ausgehen? Ausgehen? und immer ausgehen? Ich begreife nicht, was die Mädchen für eine Wuth haben an dem Spazierengehen. Ueberhaupt dieſe da. Ich weiß nicht, es kommt mir ſo mit der ganzen Liebſchaft vor, als hätte ich wieder einmal einen dummen Streich gemacht. Was hilft's mir, daß ihre Herrſchaft eine reiche vornehme Dame iſt; ſie kann mich doch zu nichts pouſſiren, und am Ende will ſie noch gar

die Dritte ſein ſollte. Wir ſagen die Dritte, denn Mama, alt und grämlich geworden, hatte ſich bei der Verheirathung ihrer Tochter eine Haushälterin zugelegt, ein großes, ſehr dürres Frauenzimmer mit unbeſchreiblich ſcharfer Zunge, welche das Hausweſen und ihre Gebieterin nicht nur beherrſchte, ſondern ſogar tyranniſirte. Madame Bertha war noch nicht vier Wochen da, als ſie ſich ſchon unſäglich elend fühlte, denn die Launen der Mutter waren unerträglich, und die dürre Haushälterin ſchien es ſich zur Aufgabe gemacht zu haben, beſtändig von den Freuden des Eheſtandes zu phantaſiren, wobei ſie verſicherte, eine geſchiedene Frau ſei ein Unding und man wiſſe gar nicht, zu welcher Klaſſe der menſchlichen Geſellſchaft man ſie eigentlich zählen ſolle. Hierauf fing Madame Bertha an, ſich ihrem Hauſe wieder zu nähern, indem ſie ihre Kinder häufig aber heimlich ſah. Das ließ der Doktor, der es erfuhr, wohl geſchehen; auch hätte er ſich mit ſeinem weichen Herzen gern ſeiner Frau wieder genähert, doch als Arthur abreiste, hatte dieſer ihm das Verſprechen abgenommen, bis zu deſſen Zurückkunft keinen Schritt zu thun, der von der Doktorin als annähernd betrachtet werden könnte, indem er geſagt: „wenn du zu bald nachgibſt, ſo haſt du in einem halben Jahre wieder dieſelbe Geſchichte.“

Herr Bell hatte von ſeinem Freunde Arthur den herzlichſten Abſchied genommen, bevor er die Reſidenz verließ, um dem Auftrag des Herrn von Brand gemäß nach dem Gute der Baronin von W. zu fahren, deren Vermögen er in Zukunft zu verwalten hatte. Vorher überbrachte er aber noch das bewußte Paketchen der Tochter des Präſidenten, die daſſelbe im Beiſein ihrer Mutter erwartungsvoll öffnete. Es enthielt ein reiches Armband in Brillanten mit der Bitte des Barons, dieſes Andenken von einem Freunde zu nehmen, dem leider traurige Verhältniſſe nicht erlaubt, der ſchönen Auguſte mehr als dies ſein zu können. Fräulein Auguſte hatte ſich übrigens von dem harten Schlage, der ſie betroffen, noch nicht gänzlich wieder erholt. Bei dem gewiſſen Hofball war die Mutter leider zu beſorgt geweſen, die Brautſchaft ihrer Tochter allzuvielen Menſchen zu verkündigen, und da nun der Präſident, dem Rathe ſeiner Ge-

mahlin folgend, des Baron Brand nur als solchen gedachte, so sah sich Auguste genöthigt, Condolationen entgegen zu nehmen, die sich übrigens nicht lange nachher in Gratulationen verwandelten, als sie eine neue Brautschaft antrat, die diesmal ein glücklicheres Ende nahm.

Unmöglich können wir dem geneigten Leser verschweigen, daß es ferner den Bemühungen des Herrn Beil in seinen jetzigen besseren Verhältnissen gelungen war, seinem Freunde, dem ehemaligen Lehrling August, eine erträgliche Stelle zu verschaffen. Obgleich August ein gutes Gemüth hatte und nicht rachgierig war, so gehörte es doch zu seinen besonderen Vergnügungen und er rechnete es fast zu seinen Feiertagen, wenn er einen Bestellzettel oder dergleichen der Firma Johann Christian Blasser und Compagnie zu überbringen hatte. Dies Geschaft war von zwei jungen Leuten angekauft worden, welche der eingegangenen Bedingung gemäß den ehemaligen Chef der Handlung als letzten Commis beibehalten mußten. Die Gefühle, mit welchen Herr Blasser an seinem Pulte saß, brauchen wir nicht zu schildern; beinahe wahnsinnig preßte er seine mageren Hände vor die Stirne, wenn August in das Comptoir trat, und er sich nun um so lebhafter der früheren Zeiten erinnerte, seines Lehrlings und des verschwundenen Mädchens, von welchem man übrigens nichts mehr gehört.

Als Graf Fohrbach am Tage seiner Hochzeit die Stadt verließ, geschah dies in einem großen, schweren Reisewagen, auf dessen hinterem Bock der Jäger Franz Karner saß, sowie Henriette, die Kammerjungfer der jungen Gräfin. Da Diener und Dienerin sich erst kürzlich kennen gelernt hatten, so fand zwischen ihnen keine lebhafte Unterhaltung statt. Sie blickte rechts und er links, zuerst auf die Häuser, an denen sie vorbeifuhren, dann auf die Pappeln der Allee und was ihnen sonst noch begegnete. Auf der zweiten Station — der Ort hieß Königshofen — sprang Graf Fohrbach aus dem Wagen und fragte seinen Jäger, der ihm den Schlag öffnete: „nicht wahr, da hinaus ginget ihr?“ Dabei zeigte er auf den Wald, der sich hinter dem Dorfe erhob. — „So ist's, Euer Erlaucht,“ erwiderte der Jäger und als er wieder auf seinen hohen

Sitz geklettert war, blieb er aufrecht ſtehen, und ſtarrte lange, lange nach dem Wald hinüber, — er hätte gar zu gern die Lichtung noch einmal geſehen. Der Wagen rollte aber unaufhaltſam dahin, und bald legten ſich andere Berge und Wälder zwiſchen ihn und jenen verhängnißvollen Platz. Derſelbe ward aber doch Veranlaſſung, daß Franz mit der Kammerjungfer ein Geſpräch anknüpfte. Sein Herz war zu voll, er mußte, wenn auch fremd thuend, von jenem unglücklichen Morgen ſowie von einem gewiſſen Baron Brand, der hier geendet, mit dem Mädchen ſprechen. Wie erſtaunte er aber, daß dieſe die Geſchichte faſt ſo genau wußte wie er ſelbſt, ja daß ſie den Baron Brand zu kennen und die innigſte, herzlichſte Theilnahme an ſeinem Schickſal zu nehmen ſchien. Ein Wort gab das andere, und da Leute, welche auf einem engen Wagenſitze ſo den ganzen Tag mit einander fahren, leicht zu Mittheilungen geneigt ſind, ſo erzählten ſie ſich Beide noch im Laufe des Nachmittags ihre Schickſale, daß er ſowohl Kammerjungfer als Jäger an ein und demſelben Morgen dem Grafen Fohrbach empfohlen.

So fuhren ſie dahin und es war ſpät am Nachmittage, als der Wagen vor einem Wirthshauſe umgeſpannt wurde, in dem ſich ziemlich viele Gäſte befanden, welche durch ein Harfenmädchen unterhalten wurden, die mit lauter Stimme allerlei luſtige Lieder ſang. Als die Künſtlerin den Wagen heranrollen hörte, kam ſie vor das Haus, fuhr aber plötzlich wieder zurück, als ſie das Geſicht der Dame im Wagen geſehen hatte. Doch bemerkte man, wie ſie ihre Harfe in das Zimmer hinſtellte, und dann dieſes ſowie das Haus durch eine Hinterthüre verließ. Gleich darauf fühlte Henriette, daß ſie Jemand an ihrem Mantel zupfe. Sie wandte ſich um und ſchaute in das luſtige Geſicht ihrer ehemaligen Gefährtin, welche ihr lachend die Hand reichte. „Siehſt du," ſagte dieſelbe, „uns Beiden iſt es nach Wunſch gegangen. Du fühlſt dich glücklich in den Feſſeln deines Dienſtes, und ich mich nicht minder mit meiner Harfe in der prächtigen Freiheit."

Der Jäger war nicht wenig überraſcht, Nanette, die er wohl kannte, hier wieder zu ſehen, und auch das Mädchen ſchien ſich herzlich über die Begegnung zu freuen. „Es iſt auch ſonſt noch ein

Bekannter von uns hier," flüſterte ſie ihm zu, „Mathias, aber er liegt noch immer krank an ſeiner Wunde darnieder. Freilich geht's ihm beſſer, doch hat ihn die Nachricht, daß man den Wirth zum Fuchsbau eingeſteckt und daß er, den er ſo ſehr geliebt, elend umgekommen ſei, wieder auf's Neue ſehr darniedergeworfen."

„Sag' ihm meinen Gruß," antwortete Franz, „und zu gleicher Zeit, daß die Nachricht von ihm falſch ſei. Er iſt wohl verſchwunden, aber nicht elend umgekommen."

„Das wird ihn erheitern," verſetzte das Harfenmädchen. „Jetzt aber lebt wohl, eure Pferde ſind angeſpannt."

„Leb wohl!" ſagten Henriette und der Jäger, und Beide drückten der Andern herzlich die Hand. Letzterer ließ ſeine Geldbörſe darin zurück, indem er ſagte: „es iſt für Mathias, er ſoll ſich pflegen, und wenn er das Vergangene vergeſſen kann, ſo wird es mir vielleicht möglich ſein, ſpäter mehr für ihn zu thun."

Dahin flog der Wagen, Jäger und Kammerjungfer ſprachen lange nichts mit einander, aber in dem Wirthshaus ertönte gleich darauf wieder luſtig wie früher Harfe und Geſang.

Was nun den Fuchsbau anbelangt, nach deſſen finſteren Räumen uns der geneigte Leſer ſchon öfters freundlich begleitet, ſo wurde er vom Staate angekauft und zu einem Arbeitshauſe für weibliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft eingerichtet, welche durch böſen Lebenswandel der wachenden Gerechtigkeit Veranlaſſung gaben, ſich um ihr Privatleben zu bekümmern. Leider können wir aber nicht verſchweigen, daß ſich noch vor Ablauf eines Jahrs, von dem Zeitpunkt an gerechnet, an welchem unſere wahrhaftige Geſchichte ſchließt, einige unſerer Bekannten dort ein Rendezvous gaben, und zwar Madame Becker, Madame Wundel und deren Tochter Emilie, leider jedoch nicht zu Kaffee und Punſch, wohl aber zu Waſſer und Brod und ſehr dünner Erbſenſuppe. Das uns wohl bekannte Gemach mit der braunen Decke und den gleichen Holzwänden gehörte zur Wohnung des Aufſehers, doch liebte dieſer das Gemach nicht beſonders. Er behauptete; es ſei unheimlich da, und wenn er bei feſt verſchloſſenen Fenſtern und Thüren zuweilen am Kamin ſitze, ſo ſpüre er hinter ſich einen Zugwind, von dem er durchaus nicht ermitteln könne, woher er komme.

Deßhalb vermied er endlich dies Zimmer, verschloß es am Ende gänzlich und sprach nur achselzuckend davon.

Der Wirth zum Fuchsbau war allerdings eingesteckt worden, auch hatte man ihm für einige Zeit ein wohl verwahrtes Quartier verschafft, ihm aber weiter nichts anhaben können. Herr Scharffer läugnete hartnäckig, beweisen konnte man ihm nur, daß er zweideutige Gesellen beherbergte, auch der Diebshehlerei nicht fremd gewesen, und so kam er mit einem halbjährigen Gefängniß davon. Er verließ dasselbe mit noch stärkerem Backenbart, im Uebrigen aber sehr abgemagert.

Nicht so gut erging es dem Herrn Sträuber. Nach und nach kamen die meisten seiner kleinen Liebhabereien und Phantasien an den Tag. Seine Taschendiebereien und Gelüste nach den Ohrringen wehrloser Kinder hätten ihn aber wohl nur auf ein paar Jahre in's Zuchthaus gebracht; doch wie auf dieser Welt eins dem Andern folgt, so erschien nach und nach die Correspondenz, welche er im Auftrag des Meister Schwemmer für den schwunghaft betriebenen Kinder- und Menschenhandel geführt. Darauf wurde das Verhältniß dieser beiden würdigen Herren selbst näher beleuchtet, und Herr Sträuber vermochte es im Laufe der Untersuchung nicht, sich von der Anschuldigung frei zu machen, als habe er in Gemeinschaft mit der Dame Schwemmer, dem natürlichen Laufe vorgreifend, den Ehegemahl der Letzteren früher zu den Freuden und Leiden des Jenseits verholfen. Es war eine Strafanstalt für schwere Verbrecher, welche eine ihrer stillen Zellen dem Herrn Sträuber öffnete. Er mußte den schwarzen Frack und die baumwollenen Handschuhe für immer ablegen, sein vornehmer Anstand und seine feine Bildung verschwanden gänzlich unter dem groben Sträflingsgewand, und da sein hochfliegender Geist sich lange nicht herablassen wollte, die Handgriffe des Wollspinnens zu erfassen, so war die verdrießliche Folge hievon, daß er Dunkelarrest, Hunger und Prügel kennen lernte, — sehr unangenehme Zuthaten zum Gefängnißleben.

Mademoiselle Therese hatte bei jener Theatervorstellung, die so traurig für die unglückliche Marie geendet, zum letzten Mal getanzt. Sie war um ihren Abschied eingekommen, hatte ihn auch erhalten

und reichte nun dem Herrn Berger ihre Hand. Daß sie den Entschluß, mit ihrem Gemahl ein kleines Stück Sklavenleben aufzuführen, im weitesten Umfange verwirklichte, kann uns der geneigte Leser auf's Wort glauben. Doch schien sich Herr Berger nicht übel dabei zu befinden, wenigstens nahm er körperlich zu und wurde aus einem dürren, grämlichen Manne, ein wohlbeleibter und freundlicher Herr. Thereſe dagegen blieb ſich gleich und behielt ihre ſchöne Taille.

Die Hochzeit des Paares war wenige Tage, nachdem Arthur abgereist, mit außerordentlichem Glanze gefeiert worden. Die Tänzerin hatte befohlen, daß eine Deputation ihrer ehemaligen Colleginnen dabei ſein müſſe, vor allen Dingen aber Schwindelmann, Herr Hammer, Richard und Schellinger. Fritz, der Theaterfriſeur, war nicht ſo glücklich geweſen, eine Einladung zu bekommen, hatte es aber doch nicht unterlaſſen, das Haar der ſchönen Braut, wohl zum letzten Mal, wie er ſeufzend geſagt, an ihrem Hochzeitstage zu ordnen. Daß Thereſe in ihrem weißen Atlaßkleid, den Spitzenſchleier im grünen Myrthenkranz, wie eine Fürſtin ausſah, verſteht ſich von ſelbſt. Herr Berger hörte auch mit Wohlgefallen, wie man ihre prächtige Geſtalt bewunderte und ihn glücklich pries. Auch der Hochzeitsſchmaus ging ſehr luſtig vorüber, und unter allen Anweſenden ſah man nur zwei Geſichter mit trüben Mienen. Das waren Richard und Schwindelmann; Letzterer verſicherte faſt weinend, man könne es gar nicht glauben, wie ihm jetzt ſein Geſchäft verleidet werde. „Die Clara fort, die arme Marie nicht mehr da, und jetzt auch noch Mademoiſelle Thereſe, die uns verläßt. Es iſt Alles aus," ſeufzte er, „nichts mehr bei dem Ballet; ſolche, wie dieſe drei kommen nicht wieder." Dabei ſprach er die Abſicht aus, ſich nächſtens zur Stelle des Anführers der Statiſten zu melden, indem er meinte, „die wechſeln ohnedies jeden Tag und da hängt man doch ſein Herz an gar nichts." Was Richard anbelangte, ſo konnte man ihn eigentlich nicht zu den Hochzeitsgäſten rechnen, denn er kam nur auf wenige Augenblicke, um der Braut zu gratuliren und ſich dann, wohl für immer, von ihr und den andern Freunden zu verabſchieden. Er hatte ſeine Stelle beim Theater aufgegeben und war im Begriff, nach Amerika auszuwandern. „Hier thut ſich's nicht mehr," ſagte er zu Thereſe, „und wenn ich das Theater

nur von außen ansehe, so drückt es mir die Brust zusammen und zerbricht mir fast das Herz." Es war mit dem schönen und kräftigen Mann seit jener Zeit eine große Veränderung vorgegangen. Seine glänzenden Augen waren eingefallen, seine sonst so blühenden Wangen blaß geworden, und er, der sonst rührig war wie Keiner, konnte nun stundenlang in irgend eine Ecke starren, an seiner Unterlippe nagend. Er drückte der schönen Braut herzlich die Hand, sprach einige Worte mit dem alten Herrn Hammer und winkte alsdann Schwindelmann und Schellinger, die sich für eine kleine halbe Stunde entschuldigten und dann mit ihm fortgingen.

Es war in später Nachmittagsstunde, und die Drei schritten neben einander durch die Straßen dahin, Richard aufrecht in der Mitte, zu seiner Rechten Schwindelmann, der besonders wehmüthig gestimmt war und von Zeit zu Zeit heftig schluckte, zu seiner Linken der Garderobe-Gehülfe, welcher den Oberkörper vorne überhielt und seiner Gewohnheit gemäß die Hände auf dem Rücken hatte. Schweigend gingen sie so mit einander fort, durch eine Straße um die andere, endlich durch das Thor, bis sie einige hundert Schritte vor demselben an ein eisernes Gitter kamen, durch welches man allerlei Kreuze und Steine blinken sah. „Folgt mir nur," sagte Richard mit leiser Stimme, „ich weiß schon, wo sie liegt." Damit schritten sie über die Gräber dahin und kamen endlich an einen kleinen Hügel, auf welchem ein einfaches hölzernes Kreuz stand, über das ein frischer Immergrünkranz hing. Hier blieben alle Drei mit gefalteten Händen stehen, der alte Schellinger zog die Augenbrauen in die Höhe und bemühte sich, seine Wehmuth zu verbergen, während dem weicheren Schwindelmann die Thränen über die Wangen herabtropften. Der Himmel war den ganzen Tag mit finstern Wolken bedeckt gewesen, die sich jetzt eben am Horizont ein wenig erhoben und der glühenden Abendsonne erlaubten, einen letzten glänzenden Blick auf das einsame Grab zu werfen. Dabei erhob sich ein leichter Wind, der Kranz von Immergrün rauschte, die Gläser schliffen an einander und flüsterten. — — „Amen!" sprach Richard. Dann bückte er sich nieder, brach ein paar Zweige Immergrün ab und nahm eine Hand voll Erde von dem Grabe. „Das soll man mir später einmal in das letzte Kopfkissen nähen," sagte er dann.

Schwindelmann wischte sich die Augen, und als sich die Drei zum Weggehen anschickten, zeigte er auf ein eingesunkenes Grab, nicht weit von dem anderen und sagte: „dort liegt die arme Nähterin. Wißt ihr, dieselbe, der ihr damals geholfen, ihr Kind wieder zu verschaffen."

„Wo?" fragte der Zimmermann.

„Hier, Richard."

Da war kein Kreuz zu sehen, nur ein kaum bemerklicher Erdhügel ohne Blumen, selbst ohne Gras.

„Wo ist denn das Kind geblieben?" fragte Richard nach einer Pause.

„O es ist gut versorgt worden," entgegnete Schwindelmann. „Herr Arthur Erichsen hat sich seiner angenommen und es geht ihm ganz vortrefflich."

Bei diesen Worten zuckte ein gewaltiger Schmerz auf dem Gesichte Richards, und er sprach mit dumpfer Stimme: „die Marie hat mir einmal erzählt, daß jene Nähterin ihr gesagt: „wenn du einmal glücklich verheirathet bist und du siehst mein armes Kind an einer Ecke stehen, so schenk ihm ein Almosen. — O Gott! und nun liegen Beide hier!"

Schweigend, wie sie gekommen, schritten die Drei wieder nach der Stadt zurück, durch die dunkeln Straßen bis an den Gasthof, wo die Hochzeit gehalten wurde. Hier war es glänzend erleuchtet, und lustige Tanzmusik schallte in die Nacht hinaus.

„Ich mag nicht mehr hinauf gehen," meinte Richard; „sagt meinem Vater, daß ich ihn zu Haus erwarte. Euch seh' ich auch wohl noch. Um eilf Uhr fährt der Wagen ab, und bis dahin wird die Geschichte oben fertig sein." Er reichte Beiden eine Hand, und schritt alsdann, ohne sich umzusehen, nach Hause.

* * *

Die freundlichen Leſer einer längeren Geſchichte wie die vorliegende ſind den Theilnehmern an einer Landpartie zu vergleichen. Beim erſten Grauen des Morgens, ſobald man die Thore der Stadt hinter ſich hat, hier beim Anfang des erſten Kapitels, iſt die Schaar der Luſtwandelnden dicht geſchloſſen; wohlgeordnet und emſig geht es fort über Berg und Thal, Sonnenſchein oder Regen entgegen, und wie dort das lachende, muntere Völkchen über die heiße Chauſſee dahinzieht oder durch den Schatten des Waldes, ſo laufen hier emſig die blitzenden Augen über die Blätter des Buchs, durch die Linien friſch und wohlgemuth. Bei manchen der da draußen Wandelnden ebenſo wie bei den Leſern iſt indeſſen der Reiz der Neuheit bald vorbei; ſie blicken ſeufzend auf den Weg, den ſie noch zurückzulegen haben, und die bunten Bilder, die ſich vor ihnen aufrollen, ſind ihnen ſchon entleidet. Dieſem iſt die Fläche, die er durchwandern muß, zu einförmig, Jenem zu abwechſelnd; dem Einen ſcheint die Sonne zu hell, der Andere ärgert ſich über die finſteren Wolken, die am Horizont emporſteigen; auch gefallen ihm nicht die Geſichter, die ihm begegnen, oder die Kleidung der Leute, denen ſie angehören; bald ſcheinen ſie ihm zu geputzt, zu geziert, bald gar zu ſehr bedeckt mit dem Schmutze dieſes Lebens. Unmuthig ſeufzt der Spaziergänger auf der ſtaubigen Straße und der Leſer mit dem Buche in der Hand. Er findet Kameraden, die wie er denken und die ſich ſtillſchweigend verbinden, langſam zurückzubleiben. Manche werden ſchon nach den erſten Kapiteln zu Marodeurs, Andere bei der erſten Raſt, hier am Schluß des erſten Bandes. Die Zurückbleibenden folgen nicht mehr dem Winke des Voranmarſchirenden, ſie lagern hier und dort an der Straße, und da böſes Beiſpiel anſteckend iſt, ſo werden der Marodeurs immer mehrere, je mehr man ſich dem Ziel der Reiſe nähert. Viele gehen nicht weiter als bis zum Schluß des zweiten Bandes, Andere ſchauen noch in den dritten hinein; da aber der Anfang deſſelben nicht ganz ihren Erwartungen entſpricht, ſo ſchlagen ſie ihn ungeduldig zu und wenden ſich mißmuthig ab. Wenige halten aus bis zum Schluß, dieſe Wenigen aber ſind die Freude des Führers, und wenn er ſich am Ziele angekommen nun ebenfalls ausruhend niederläßt und zurückblickt auf den Weg, den er durchlaufen, ſo belobt

er die freundlich, die fest bei ihm ausgehalten und entschuldigt den langen Marsch, den er ihnen zugemuthet, indem er ihnen sagt, wenn derselbe auch vielleicht nicht so ganz nach ihren Wünschen ausgefallen sei, so habe doch gewiß Jeder etwas gefunden, was sein Herz erfreut, sei es nun ein glänzender Stein, eine bunte Blume, ein Blick in den düstern Wald oder auf ein offenes, von der Sonne beschienenes Thal. Dabei bedankt er sich für gütige Theilnahme und versicherte Denen, die bei ihm ausgehalten, wenn er nächstens wieder einen Spaziergang vorschlage, so wolle er sich nach besten Kräften bemühen, eine schönere Gegend zu finden, einen angenehmeren Pfad mit noch mehr Abwechslungen, durch Wärme, Kälte, Sonne, Regen, Staub, Nässe Licht und Schatten, eine wahre Musterkarte, auf der jeder sich aussuchen könne, was ihm gerade am meisten behage oder was am Besten für ihn passe. Und das sind auch für diesmal meine letzten Worte an dich, freundlicher und wohlgeneigter Leser.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

geheirathet sein. O weh, o weh! (Deutet auf die Portierloge.) Ich hab' eigentlich mein Glück verscherzt, dort hab' ich es verscherzt; denn seit mein Herz aufhörte, für das niedliche Röschen zu schlagen, und ich mich in den ersten Stock herabließ oder verstieg, wie man will, hab' ich auf Ehre keine ruhige Stunde hier im Hause. O meine Gläubiger, meine Manichäer, warum müßt Ihr mich so plagen? warum macht Ihr Euch nicht mit meinen Manuscripten bezahlt? Ich habe ja nichts, als was ich auf dem Leibe trage, und um Euch, Ihr Hartherzigen, zu befriedigen, werde ich nächstens mit meinen lieben Tragödien eine Auction halten müssen. Ich komme mir vor, wie Gretchen im Faust. Auch hinter mir steht der böse Geist und flüstert: Wie anders war es dir, Schmidt, als du noch die einfache bescheidene Portierstochter liebtest. Ja, da war es anders, da drang kein Gläubiger zu mir in den fünften Stock; Röschen wußte wohl, für wen ich zu Hause war und für wen ich nicht zu Hause war. O sie wußte ganz genau, welche Briefe sie mit einem gewissen Ist abgereist zurückgeben durfte, und ich konnte dann später mit Wahrheit schwören, daß ich weder Rechnung noch Mahnung gesehen. Beim Himmel, die Sache ist zu überlegen. Und was mache ich mir eigentlich aus der Kammerjungfer? gar nichts! Wenn sich dieser grüne Vorhang wieder für mich erhübe, wenn sie — Teufel, sie ist's!

Eilfter Auftritt.

Rosa (die schon früher aus dem Innern des Hauses in die Loge trat, erscheint an der Thür, die nach dem Flur führt). Schmidt.

Rosa.

Ei, sieh da, guten Abend, Herrrrr Doctor. Freue mich sehr —

Schmidt.

Und ich erst, Jungfer Röschen. Ich freue mich wirklich, Sie einmal wieder zu sehen. (Für sich.) Teufel, was fang' ich an? Sieht sie die Kammerjungfer von oben herabkommen und mich mit ihr ausgehen, so bin ich verloren, denn sie öffnet dann erst recht meinen Gläubigern Thür und Thor.

Rosa.

Sie freuen sich wirklich? Hahaha! Aber wollen Sie nicht herein

F. W. Hackländer's Werke.

XXI. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Einundzwanzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpreſſendruck der J. G. Brandel'ſchen Offizin in Stuttgart.

Der Augenblick des Glücks.

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel

beginnt langweilig.

Hat der geneigte und vielgeliebte Leſer ſchon früher erfahren, was Langeweile iſt? Es ſollte uns freuen, wenn dem ſo wäre, aber außerordentlich ſchmerzen, wenn er die Bekanntſchaft dieſes fünften Elements wie jemand die Langeweile genannt, erſt durch uns machen ſollte. Wenn aber auch der geneigte Leſer weiß, was Langeweile iſt, ſo hat er ſich doch vielleicht noch nie die Mühe gegeben, dieſelbe gründlich zu ſtudiren und in ihren Einzelnheiten kennen zu lernen. O es gibt unendlich viele Abarten von Langeweile! So haben wir die gewöhnliche hausbackene Langeweile, bei der man alt und dick werden kann; wir haben eine ſtille und ſinnige Langeweile nach großen Diners zum Beiſpiel, die uns wohlthut und angenehm zur Sieſta hinüberführt, — wir haben eine ungeduldige Langeweile, wenn wir zwiſchen vier kahlen Brandmauern auf jemanden warten müſſen — wir haben eine beängſtigende Langeweile, wenn uns das Krankenzimmer nicht losläßt, wenn draußen alles blüht und duftet, und wenn wir, wie der Bär in ſeinem Käfig, täglich vierhundertmal den Teppich von rechts nach links und dann wieder von links nach rechts mit unſern Schritten meſſen; — wir haben eine tödtliche Langeweile, eine ingrimmige, die mit den gefährlichſten Symptomen auftritt und ſich vom krampfhaften Händeballen bis zu allerlei Schrecklichem ſteigern kann, die furchtbare Langeweile nämlich, die uns

eine dicke, gemüthliche, bekannte Dame verurſacht, welcher wir auf der Straße begegnen, die uns aufhält, und mit ihrem fetten, ſtrahlenden Geſichte anlächelt, gerade an der Ecke, wo wenige Schritte vor uns die unbekannte Dame verſchwand, der wir durch die halbe Stadt folgten. — Da ſtehen wir, angefeſſelt voll Kummer und Wuth. — Es gibt eine ſanfte Langeweile, wenn du in der Ecke des Wagens lehnſt, halb ſchlummernd in den weichen Kiſſen, eine Langeweile, die mit leichten Fäden hinübergreift in das Reich der Träume, eine ſüße Langeweile, eine Langeweile, welche ſo geneigt iſt, dir ſchöne Bilder längſt entſchwundener Tage lebendig vor die Seele zu zaubern. — Es gibt eine einfache, zweifache, dreifache und vielfache Langeweile. Du kannſt dich mit einem Dutzend langweiliger Geſellen auf's Gründlichſte langweilen. Du kannſt dich zu Dreien langweilen aber außerordentlich kannſt du dich zu Zweien langweilen, und eine ſolche Langeweile zu Zweien kann unter Umſtänden die ſchrecklichſte werden. — Jemand, der es wiſſen konnte, hat mir geſagt, es ſei das Schrecklichſte, wenn ein verliebtes Paar ſchon vor der Hochzeit anfange, ſich gegenſeitig zu langweilen; wenn er vom Wetter ſpricht und ſie das gewiſſe ſpitze Maul macht, wobei ſich die Naſe bedeutend aufbläht und wodurch man das Gähnen zu verbergen ſucht.

Wenn wir uns aber auch erlaubt haben, die vorliegende Geſchichte mit Langeweile oder langweilig zu beginnen, ſo ſei es doch fern von uns, gleich das erſte Kapitel gerade mit der ſchrecklichſten Species dieſer langſam tödtenden Macht, einem langweiligen Liebespaare — ein ſolches mag vielleicht ſpäter wohl noch vorkommen, — anzufangen. Da ſich aber ein Erzähler der Wahrheit befleißigen ſoll, und da er die traurige Nothwendigkeit einſieht, daß die Geſchichte, die er ſchreiben will, der Situation gemäß langweilig anfangen muß, ſo kann er nichts thun, als mit traurigem Herzen eben langweilig zu beginnen.

Ja, geneigter Leſer, es iſt das ſehr traurig für einen gewiſſenhaften Erzähler, denn du haſt keine Idee davon, wie wohl es einem Schriftſtellergemüth thut, wenn er ſelbſt ſo — mit gezogenem Säbel, auf courbettirendem Roß, mit flatternder Feder und ſpritzender Dinte ſein

kommen, Herr Doctor, und meinem Vater einmal wieder die Ehre Ihres Beſuchs gönnen? Oder hält Sie etwas Anderes hier unten an der Treppe auf? Warten Sie vielleicht auf Jungfer Jettchen? Nun, ich will nicht ſtören. Aber einen Augenblick, Herr Doctor!

Schmidt.

Ich weiß nicht, was Sie immer denken, Mamſell Röschen — ich — und — die Kammerjungfer — (Für ſich.) Gott, wenn ſie jetzt in dieſem Augenblick herunter käme! (Laut.) Doch Sie wollten etwas ſagen, mein himmliſches Fräulein Röschen? —

Roſa.

Bitte recht ſehr, weder Mamſell noch Fräulein, bin nach wie vor die Jungfer Roſe. Aber es war ſchon einige Mal eine gerichtliche Vorladung an Sie da, Herr Doctor. Nun, ich will keines Menſchen Unglück, und habe mehrmals verſichert, Sie ſeien verreist. Doch werden Sie morgen früh wieder zu Hauſe ſein, nicht wahr, Herr Doctor?

Schmidt.

Um Gottes willen, Mädchen, Sie ſprechen da fürchterliche Dinge. (Für ſich.) Was fang' ich an?

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Jettchen (im Shawl und Seidenhut, ſehr elegant, verſchleiert, erſcheint oben an der Treppe).

Schmidt.

Da kommt ſie ſchon die Treppe herab. Oh! Ha, das iſt ein Gedanke! (In dringendem Tone und näher zur Portierloge tretend.) Ich bitte Sie um Gottes willen, Jungfer Röschen, entfernen Sie ſich für wenig Augenblicke von dieſem Fenſter. Ich weiß, ich hab' Unrecht an Ihnen gehandelt, doch wegen einer Kammerjungfer, nimmermehr! Was denken Sie? Mein Verhältniß — zu einer Dame von hohem Stande — um mich empor zu bringen — ich bitte Sie, ziehen Sie ſich zurück. Ach, wie könnte ich Sie einer Kammerjungfer opfern? Sie kennen ja meine Umſtände.

Roſa.

(Tritt erſtaunt einen Schritt zurück und läßt den Vorhang fallen.)

Geschäft vor das Publikum führen und sagen kann: Hier sind wir beide, die Geschichte und ich!

„Es war," so könnten wir alsdann vielleicht anfangen, „an einem trüben Sommerabend, der Himmel, der eine helle Nacht versprach, hatte sich mit grauen Schleiern überzogen; es wetterleuchtete nicht nur fern am Horizonte, sondern auch auf dem Gesichte des jungen Freiherrn Kalb von Kalbsfell, der u. s. w. u. s. w." — Stand er nun am Fenster seines Schlosses oder lehnte er an einer dicken Buche, wir wissen, daß es auf seinem Gesichte ebenfalls wetterleuchtete, und daß seine schöne Physiognomie der Beweglichkeit fähig und auch im Stande war, fremde Eindrücke wiederzuspiegeln.

Wohlthuend ist es auch, wenn es uns erlaubt ist, sagen zu dürfen: „Dem Morgen entgegen, der sich rosig ausbreitete über Berg und Thal, rollte ein eleganter Reisewagen, und der junge, schöne, blondgelockte Mann in demselben blies die Wolken seiner ächten Havanna mit einem unendlichen Behagen vor sich hin, die grauen kräuselnden Wolken, die höher und höher aufsteigend jetzt vom ersten Strahl der Sonne getroffen und vergoldet wurden."

„Kreuz Tausend Schock Millionen Donnerwetter!" rief der Lieutenant von Sperberbach, als er Morgens in der Frühe erwachte und zu seinem großen Schrecken entdeckte, daß er den Ausmarsch des Regiments verschlafen. — Das ist auch ein schöner Anfang.

Nicht anders:

„Mama," sprach Louise.

„Mein Kind?" meinte die Mutter.

„Ich sah ihn wieder nicht im Theater."

Die Mutter unterdrückte einen leichten Seufzer.

„Auch nicht auf der Promenade."

„Du hast nicht recht gesehen."

„Die Blicke der Liebe sind scharf, Mama."

„Gott weiß es, mein armes Kind."

„Auch ritt er nicht vorbei."

„Gute Louiſe!“

„O, meine Mutter!“

Dann ſeufzten Beide aus tiefem Herzen und das Zimmer wäre mit einer unheimlichen Stille erfüllt geweſen, hätten ſich nicht in dieſem Augenblicke vor dem Hauſe die Töne einer Straßenorgel vernehmen laſſen, kräftig, laut und feierlich:

Noch iſt Polen nicht verloren. — — — —

Ein zweifacher Troſt für das wunde Gemüth von Mutter und Tochter — — Das alles, wenigſtens etwas Aehnliches, geneigter Leſer, hätten wir zu Anfang dieſer wahrhaftigen Geſchichte auch ſagen können. Aber es ſei ferne von uns, dich auf ſolche Art beſtechen zu wollen und unpaſſend zu beginnen.

Wir führen dich der Wahrheit gemäß in ein großes, elegantes Gemach, man könnte es einen kleinen Saal nennen, reich dekorirt, reich möblirt. Die Wände ſind mit hellen glänzenden Seidentapeten bedeckt und zeigen ſchwere, trotzige goldene Bilderrahmen mit prachtvollen Landſchaften, Schlacht- und Seeſtücken. Die Lambriſen ſind von feinen eingelegten Holzarten und laufen rings umher bis zu einem rieſenhaften Marmorkamin, in dem aber kein Feuer brannte, und über welchem ein ungeheurer Spiegel ſich bis hoch an den vergoldeten Fries erſtreckt, der unter dem Plafond dahinläuft. Dieſer Plafond iſt reich gemalt und in ſeiner Mitte hängt ein ſchwerer Broncelüſtre mit unzähligen aufgeſteckten Wachskerzen; der parquetirte Fußboden iſt ſpiegelblank und das Ameublement, wie wir ſchon vorhin bemerkten, wenn auch reich, doch ſehr einfach: es beſteht aus einem Dutzend Stühlen, welche an den Wänden umherſtehen, und einem großen Tiſche in der Mitte des Gemachs. — Richtig, dort in den beiden Fenſtervertiefungen, welche die dicken Mauern des Schloſſes bilden, ſtehen noch zwei Fauteuils, und vor einem derſelben ein kleines Tiſchchen mit Papier und Schreibzeug.

Wir ſind im Schloſſe des Regenten im Parterreſtockwerke; die Fenſter unſeres Gemaches gehen auf einen umſchloſſenen Hof, und die

Ruhe und Stille, welche dort, sowie in den hohen Corridors und auf den breiten Treppen herrscht, lagert beängstigend vor Thür und Fenster; sie läßt sich nur ungern stören und unterbrechen, und wenn man von fernher Tritte eines menschlichen Fußes vernimmt oder jemanden husten hört, so grollt die Stille darüber und äfft diese Töne mit lautem Echo nach.

In dem weiten Gemache befinden sich zwei junge Männer, von denen der Eine, ein Ordonnanzoffizier aus dem Leibdragonerregiment des Regenten, mit festgehaltenem Säbel an den Fenstern auf und ab spaziert, während der Andere im goldgestickten Frack der Kammerherren dasselbe auf der Seite des Kamins thut. Beide sind vielleicht wenig über zwanzig Jahre alt, und wenn sich der Eine so gut wie der Andere entsetzlich zu langweilen scheint, so äußert sich das doch bei jedem auf verschiedene Art.

Der Kammerherr von Wenden, ein Mann von mittlerer Größe mit Anlage zur Beleibtheit, hatte blondes Haar, das er glatt an den Kopf gestrichen trug, und welches so zum sorgfältig glatt rasirten Kinn und Wange sehr gut paßte, ja, seinem Kopfe mit der spitzen Nase, dem feinen zusammengezogenen Munde und den lebhaften Augen etwas Schlaues, fast Lauerndes gab, welches aber durch ein wirklich liebenswürdiges Lächeln gemildert wurde, das sein Gesicht, mit außerordentlich feinem und weißem Teint, häufig erhellte. Er spazierte in dem Gemache auf und ab, den Hut unter dem Arm, die Hände auf dem Rücken vereinigt. Dabei ging er aber vollkommen ruhig und gleichmäßig, ja mit fast behaglichen, tänzelnden Schritten, ohne alle Zeichen von Ungeduld, als habe er sich zur Aufgabe gemacht, das Zimmer in jeder Viertelstunde so und so oft zu durchschreiten.

Der Andere, Ordonnanzoffizier Herr von Fernow, war größer als sein Gefährte, dabei schlank, und wenn er ebenfalls auf und ab schritt, so that er dies mit allen möglichen Zeichen der Ungeduld. Er hatte ein ausdrucksvolles Gesicht, dessen Farbe fast zu dunkel gewesen, wenn nicht das schwarze glänzende Haar so vortrefflich dazu gepaßt hätte.

Die Augen waren keck und lebhaft, und den Schnurrbart trug er wohl deßhalb ſo außerordentlich ſtark empor gedreht, um ſeinen kleinen Mund zu zeigen, ſo wie die ſchneeweißen wohl geformten Zähne.

Wie wir ſchon bemerkt, ging er ebenfalls, und zwar an der Seite der Fenſter, auf und ab; doch war das kein gleichförmiges Dahinſchreiten. Jetzt that er ein paar haſtige Schritte, dann wandte er ſein Geſicht, einen Augenblick ſtehen bleibend, nach dem Hofe zu, betrachtete hierauf ſeinen Gefährten, warf den Kopf heftig von einer auf die andere Seite, biß ſich zuweilen auf die Lippen, und ſtrich den Schnurrbart in die Höhe, zuweilen ſummte oder pfiff er auch leiſe die Melodie irgend eines beliebigen Liedes, aber immer nur ein paar Takte, die mit einem laut ausgeſtoßenen A-a-a-ah! ſchloſſen, und an welche gewöhnlich die Bemerkung angehängt war: „So ein Sonntag Nachmittag hier in dem verwünſchten Schloſſe iſt doch von einer bodenloſen Langeweile!“

Der Kammerherr lächelte dazu ſanft in ſich hinein und ſagte vielleicht: „Ja, ja, ich habe auch ſchon Amuſanteres erlebt.“

„Wenn ich nur dein Temperament hätte,“ fuhr Herr von Fernow nach einer Pauſe fort, wobei er ſo plötzlich ſtehen blieb, daß die Scheide ſeines Säbels mit den Schnallen ſeines Ledergehängs zuſammenklirrte, „wahrhaftig ich wüßte nicht, was ich an ſolchen Dienſtagen, wie der heutige, darum gäbe.“

„Auch an andern könnte dir ein bischen mehr Ruhe nicht ſchaden,“ meinte Herr von Wenden; „du biſt ein guter Kerl, aber das kocht und ſiedet und ſprudelt immer, und um in meinem Küchengleichniß fortzufahren, läuft es zuweilen über, nicht gerade zur Annehmlichkeit deiner Umgebung.“

„A-a-a-ah!“ machte der Ordonnanzoffizier, und dabei dehnte er ſich wie einer, der eben aus dem Schlafe erwacht.

„Du mußt dir angewöhnen,“ fuhr der Kammerherr fort, „über die Langeweile Herr zu werden, du biſt nun einmal bei Hof, und wenn du hier auf dieſem glatten Boden was werden willſt, ſo darf man dir keine Langeweile anmerken, und wenn du einmal vier Wochen lang

wie heute im Dienst wäreſt, eine Beſchäftigung, die allerdings ihre langweiligen Seiten hat;.."

„So lehre mich die Langeweile verjagen!" rief der Andere ungeduldig; „entweder verſtehſt du in der That dieſe Kunſt, oder du biſt ein ausgemachter Heuchler; denn ſchon ſeit faſt einer Stunde läufſt du jetzt auf und ab, auf dem Geſicht inneres Vergnügen, ja mit einem Wohlbehagen, das mich zur Verzweiflung bringen kann. — — Gibt es in der That etwas Langweiligeres, als der heutige Sonntag-Nachmittag? Liegt das Schloß nicht ſo ſtill, wie ein ausgeſtorbenes Kloſter? Dort in dem verfluchten Hofe läßt ſich keine Menſchenſeele ſehen, ja, ich verſichere dich, die Katzen fürchten vor Langeweile zu krepiren, deshalb bleiben ſie auf ihren Dächern und keine wagt ſich herunter. — — Sage mir, womit verbringſt du deine Zeit?"

„Ich denke über dies oder jenes nach," antwortete der Kammerherr; „und dabei verliere ich mich in Reflexionen und Kombinationen, daß mir die Zeit ſo ziemlich leidlich vergeht."

Der Adjutant hatte in ſeinem Spaziergange innegehalten und ſich mit allen Zeichen der Ungeduld in einen der Fauteuils geworfen, und beſchäftigte ſich, indem er mit den Fingern auf den vor ihm liegenden Papieren trommelte.

„So theile mir denn um's Himmelswillen etwas von deinen Gedanken mit," rief er nach einer Weile; „wenn ſie nämlich für mich genießbar ſind. Wahrhaftig du biſt beneidenswerth um das Talent, dich ſo allein unterhalten zu können."

Und dabei profitire ich; denn in ſolchen Stunden faſſe ich oftmals die beſten Entſchlüſſe, und wenn ich gerade dergleichen nicht vorhabe, ſo unterhalte ich mich mit meinen Phantaſien, baue Luftſchlöſſer und berathſchlage mit mir ſelbſt, was, wenn dieſer oder jener Fall eintreten würde, wohl am beſten zu thun ſei."

„Ja, das muß wahr ſein," ſagte der Andere mit einem tiefen Seufzer. „Du biſt ein umſichtiger Menſch, du wirſt es weit bringen. Nun, eins mußt du mir verſprechen: wenn du einmal Miniſter des

Hauſes biſt, ſo laß mir irgend einen lumpigen Orden zukommen; denn wenn ich keinen Freund habe, der ſich meiner ſpeciell annimmt, ſo komme ich doch nicht zu einer Auszeichnung. Ich habe eben kein Glück."

Der Kammerherr lächelte ſtill in ſich hinein, ſtreichelte ſanft ſeine Naſe und blies alsdann ein Stäubchen fort, das ſich auf der Goldſtickerei ſeines Aermelaufſchlages angeſetzt hatte. Darauf ſagte er:

„Kein Glück haben, das iſt ſo eine Redensart, die man hundertfältig und meiſtens mit großem Unrecht ausſpricht."

„Nun, du willſt doch nicht ſagen, daß ich vom Glück begünſtigt bin, ich, Fernow, deſſen Vater vor wenigen Jahren noch allmächtiger Miniſter an dieſem Hofe war?"

„Fernow," fuhr der Kammerherr kopfnickend fort, „ein Cavalier in der ſchönen Bedeutung des Wortes, jung — liebenswürdig — ohne dir Komplimente machen zu wollen," ſetzte er lächelnd mit einem Seitenblick hinzu; „denn du kannſt auch unausſtehlich ſein. — Dabei ein tüchtiger Offizier —."

„Meinetwegen alles das!" rief der Andere ungeduldig dazwiſchen; „der jetzt ſchon eine halbe Ewigkeit dient und es kaum zum Ordonnanzoffizier gebracht hat, während jüngere Kameraden ſchon längſt wirkliche Adjutanten ſind. Hol' der Teufel ein ſolches Glück!"

„Wenn du nicht gleich immer oben hinaus wärſt," entgegnete Herr von Wenden mit großer Ruhe, „ſo würde ich dir mit außerordentlichem Vergnügen meine Theorien von der Geſtaltung des Glückes mittheilen, aber ich fürchte dir iſt das langweilig."

„Wenn das iſt," ſagte Herr von Fernow, „ſo wirkt es vielleicht homöopathiſch, und wir ſchlagen die Langeweile mit der Langeweile."

„Ich danke für die gütige Bemerkung."

„Ohne Rancune; ich bitte dich, laß mich deine Anſichten hören."

Der Kammerherr war in der Nähe des Kamins ſtehen geblieben, hatte ſeinen Hut auf das Geſims deſſelben gelegt und ſich mit dem Rücken daran gelehnt.

„Du ſagteſt vorhin," begann er: „„Ich habe kein Glück,"" „und,

wie ſchon bemerkt, iſt das eine Aeußerung, die man hundertfältig hört, die aber vollkommen unrichtig iſt. So gut es allerdings bevorzugte Menſchen gibt, denen das Glück ſo zu ſagen im Schlafe kommt . . .“

„Ja, denen die gebratenen Tauben ins Maul fliegen.“

„Ganz richtig, die ſelbſt, wenn ſie ſtürzen, wie die Katze immer auf ihre Füße fallen und, ausgleitend, die Treppe hinaufrollen; ebenſo gibt es auch ſolche, die das Schickſal beſtändig gegen den Strich zu kämmen ſcheint, die ſich alles mühſam erringen müſſen, denen nichts gelingt ohne große Mühe und Arbeit, kurz, die, wie du zu ſagen beliebſt, kein Glück haben.“

„Ich kenne einen ſolchen,“ ſagte Fernow finſter, „und das wirſt du mir zugeben. Kommt einmal eine Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, ſo bin ich verhindert, dabei zu ſein. Iſt irgendwo in einem Regiment ein gutes Avancement, ſo kannſt du hundert gegen eins wetten, daß es nicht das meinige iſt. Haben wir Beſuch von fürſtlichen Perſonen, ſo kann ich nicht dazu kommandirt werden, weil ich gerade Dienſt beim Allergnädigſten habe. Ebenſo iſt es mit Reiſen an fremde Höfe; ich weiß wohl, man hat nichts gegen mich, aber das Schickſal will, daß ich immer übergangen werde. Andere bekommen Orden und ſehen die Welt, ich bekomme gar nichts und darf mir dagegen die Wände des Stallhofes dort, und meiſtens dann betrachten, wenn irgendwo ſonſt draußen was Angenehmes los iſt. Heute iſt der Hof nach Eſchenburg, und ich hatte mich darauf gefreut, ich verſichere dir, ich hätte auf meinem Rappen gar nicht ſchlecht ausgeſehen, — ach! und es hätte mich gerade jetzt glücklich gemacht, gut auszuſehen!“ fuhr er mit einem Seufzer fort. „Was geſchieht? Seine Hoheit, der Regent findet es angemeſſen, daß ihn die verjährte Wunde ſchmerzt, und ich — muß, hol' mich der Teufel zu Hauſe bleiben.“

„Und ich?“ fragte lächelnd der Kammerherr.

„Allerdings, du auch. Aber dir macht es kein Vergnügen, mit irgend einer alten Hofdame im Wagen zu ſitzen. O! ich ſage dir,“ fuhr er ergrimmt fort, „wenn ich daran denke, daß ich jetzt durchs

duftige Grün reiten könnte, vielleicht an ihrer Seite, denn auch für die junge Herzogin und ihre Damen ſind Pferde hinausbeſtellt, ſo möchte ich gradezu des Teufels werden!“

Bei dieſen Worten ſprang er in die Höhe und eilte ſporenklirrend und ſäbelraſſelnd mit heftigen Schritten auf und ab, daß es in dem weiten Gemach auf allen Seiten widerhallte. Nachdem er ſo einigemale bei dem Kammerherrn, der ihm lächelnd zuſchaute, vorbeigerast war, blieb er wieder plötzlich vor ihm ſtehen, ſtreckte ihm beide Hände entgegen und ſagte mit einem bittern Lächeln:

„Und dann willſt du mir noch verbieten, daß ich von mir als von jemandem ſpreche, der gar kein Glück hat?“

„Allerdings,“ entgegnete der Andere hartnäckig, „von dir und von jedem andern glaube ich das Gegentheil. Das Glück iſt da; es umſchwebt jeden Menſchen ...“

„Wo, wo?“ rief Herr von Fernow mit komiſchem Zorne; „ich will Tag und Nacht mit beiden Händen um mich faſſen, um es endlich einmal zu ergreifen.“

„Das wäre vielleicht ſo ein Mittel,“ meinte lächelnd Herr von Wenden; „aber glaube mir, meine Theorie iſt richtig; das Glück umſchwebt, umtanzt, umgaukelt uns, den Einen freilich mehr, den Andern weniger, und wenn ich dir von deiner Bemerkung, indem du von Leuten ſprachſt, die kein Glück haben, etwas zugeben will, ſo iſt es das, daß leider die meiſten Menſchen ſo unglücklich ſind, den rechten Augenblick zu verpaſſen, wo ſie zulangen müßten.“

„Nun, das kommt am Ende auf Eins heraus,“ ſagte kopfſchüttelnd der Ordonnanzoffizier, worauf er, nach einem Blicke in den Spiegel, einige Verſchönerungsverſuche bei ſich anſtellte, den Schnurrbart in die Höhe drehte und ſeiner ohnedies langen und ſchlanken Taille noch dadurch nachhalf, daß er Schärpe und Säbelkuppel, ſo viel als irgend möglich war, auf die Hüften hinabdrückte.

An dem Kammerherrn war unfehlbar ein Profeſſor zu Grunde gegangen, denn er lehnte, um ſeine Theorie weiter auszuführen, ſo

behaglich am Kamine, wie jener am Katheder und blickte ſo aufmerkſam in das faſt leere Gemach hinein, als habe er ein Auditorium von vielleicht hundert Perſonen vor ſich. Auch hob er ſeine Hände empor und legte den Zeigefinger der rechten bedeutſam an den Daumen der linken, um die Beweisgründe für ſeine Theorie vermittelſt der fünf Finger numeriren zu können.

„Alſo wir waren beim Zugreifen," ſagte er.

„Nur [illegible] blöde! Das iſt allerdings bei Hofe eine wichtige Regel."

„Die Zeit, wo uns Fortuna lächelt, und ſie lächelt jedem Menſchen, würde ich mir alſo erlauben, den Augenblick des Glückes zu nennen; denn leider verweilt es gewöhnlich nicht lange bei uns, es huſcht rechts, links, oben, unten bei uns vorbei. Deshalb im richtigen Moment zugreifen!"

„Ja, zugreifen!" wiederholte lachend der Ordonnanzoffizier, indem er mit der Rechten in der Luft eine Bewegung machte, als wollte er eine Fliege fangen. „Fang' einer die unſichtbare Göttin!"

„Allerdings will es das Mißgeſchick," fuhr der docirende Kammerherr ruhig fort, „daß man, um in meinem Vortrage zu Punkt zwei zu kommen, daneben tappt;" — bei dieſen Worten hatten ſich beide Zeigefinger ſeiner Hände vereinigt — „und es iſt wahrhaftig oft gerade, als ob es Menſchen gäbe, die ein Talent dazu hätten, dem Glück auf die geſchickteſte Art auszuweichen. Es erſcheint dir links ..."

„Und ich wende mich rechts," ſagte Herr von Fernow.

„Richtig. Es erſcheint dir rechts ..."

„Und ich greife nach links, o, wir kennen das!"

„Vollkommen richtig. — Es ſtellt ſich dir gerade in den Weg, und, weiß der liebe Himmel, in demſelben Augenblick fällt es dir ein, dich umzudrehen, zurückzutreten, und ſo dem Glücke, das mit ausgebreiteten Armen auf deinem Pfade [illegible]ht, den Rücken zuzuwenden. Ja, es legt ſich dir vor die Füße; aber, anſtatt es aufzuheben, wähnſt du

einen tiefen Graben zu ſehen und ſchreiteſt mit einem ungeheuren Schritte darüber hinweg.“

„Das iſt leider Gottes nicht ganz unrichtig!“ rief der Andere; „doch iſt deine Theorie offenbar darauf eingerichtet, die Leute verrückt zu machen. Geh' mir mit deinem Philoſophiren; es iſt mir ein viel behaglicheres Gefühl zu wiſſen: Ich habe einmal kein Glück, als zu glauben, es gaukle um mich her, unſichtbar, unerreichbar Nixerast mir jeden Augenblick den Vorwurf machen muß: Hätt' ich beide Hände — links gegriffen, hätteſt du dies gethan oder würdeſt du jetzt das Glück in deiner Hand haben. Das iſt ein unerträglicher Gedanke und könnte einen Menſchen wirbelig machen.“

Der Kammerherr war eben im Begriff mit dem Zeigefinger der Rechten auf den Mittelfinger der Linken überzugehen, als ſich eine der Flügelthüren geräuſchlos, faſt geſpenſterhaft, von ſelbſt zu öffnen ſchien, ſo daß ſich erſt, als beide Flügel weit offen ſtanden, der dienſtthuende Kammerdiener zeigte, ein großer, gutgewachſener Mann, auf dem Geſicht ein ewiges Lächeln, mit ſanft geſpitztem Munde, und Augen, die, ſo lange er ſich im Dienſte befand, in Glück und Freude zu ſchwimmen ſchienen. Er blickte nach der Uhr, welche über der Thür angebracht war, und ſagte unter einem ſanften Lächeln:

„Seine Hoheit, der Regent, machen ſo eben einen kleinen Gang in den Park, werden auch vor der Tafel nicht zurückkehren, was ich mir hiemit erlaube anzuzeigen, und die ganz gehorſame Bemerkung hinzuzufügen, daß es vielleicht für die Herrſchaften angenehmer wäre, jetzt ſchon in den Speiſeſaal zu treten, als hier im Hinterzimmer vergeblich zu warten.“

Indem er das ſagte, machte er eine demüthige, lang andauernde, tiefe Verbeugung, wobei er ſich ſchüchtern die Hände rieb, damit eine ſcheinbare Verlegenheit affectirend.

„Das iſt ein guter Rath, Herr Kindermann,“ ſprach der Ordonnanzoffizier, indem er ſeinen Federhut ergriff; „vom Speiſeſaal hat man doch eine Ausſicht auf den Schloßplatz, man ſieht Sonne und

Schmidt (zur Kammerjungfer so laut, daß man es drinnen hören kann).

Gnädige Frau, ich bin ganz zu Ihren Dienſten.

Jettchen.

Gnädige Frau? was ſoll das heißen?

Schmidt (leiſe).

Man belauſcht uns!

Jettchen (ebenſo).

Ah ſo — die Perſon dort in der Loge — Sie wollen mich nicht comprimittiren? Wie edel!

Schmidt.

Machen wir, daß wir fortkommen! (Gehen nach der Hausthür.)

Roſa.

Nein, was zu arg iſt, iſt zu arg. Dieſer Büchermacher, dieſer Menſch vom fünften Stock, vernachläßigt mich, ein junges Mädchen, um einer verheiratheten Frau nachzulaufen; denn ich habe ſie wohl erkannt, dieſe ſaubere Frau von Hartmann. — Vater! Vater!

Jonas (halb erwachend).

Laß mich, Jakob Ferrand, ſpitzbübiſcher Notar, ich bin ein ehrlicher Portier, nicht für eine Million, ſagt Jemand irgendwo. — He, du, Roſe, was ſoll's?

Roſa.

Ja, Vater, eine ſaubere Geſchichte, das. Seht nur einmal hieher.

Jettchen (im Hintergrunde).

Aber ſehen Sie, wie es regnet; wir können ſo unmöglich zu Fuß fort.

Schmidt.

Ganz richtig, gnädige Frau, ich werde einen Regenſchirm für Sie borgen. Meiſter Jonas wird ſo gütig ſein. (Er eilt in den Vordergrund.)

Jettchen.

Oder wiſſen Sie was, lieber Herr Doctor, holen Sie raſch einen

Menſchen, grüne Bäume und die fernen Berge, an denen Eſchenburg liegt."

Das letztere ſagte er leiſe und mit einem gelinden Seufzer.

„Es iſt doch fabelhaft," lachte der Kammerherr, „wie dich ein einigermaßen ernſtes Geſpräch ennuyirt! Und ich verſichere dir, du hättest etwas aus meinem Vortrage lernen können."

„Das werde ich auch noch thun, gewiß und wahrhaftig," ſagte der [illegible] aber jetzt komm' aus dieſem ſtillen, trübſeligen [illegible] da werde ich viel empfänglicher ſein für die tiefen Gedanken, die du mir ſo großmüthig preisgibſt."

Lächelnd, aber doch achſelzuckend nahm der Kammerherr ſeinen Hut von dem Kamingeſims, und der Kammerdiener Kindermann, der zuerſt verſtohlen eine Priſe genommen und ſich dann, wie ſelbſt erſchrocken über dies große Vergehen, eilfertig die Naſe gewiſcht, ging mit ſehr erhobenem Kopfe auf die Ausgangsthür zu, öffnete dieſelbe weit und machte eine tiefe Verbeugung, als die Herren in das Veſtibule hinaustraten.

Hier ſaß auf einem Banquet in der Ecke ein einſamer Lakai, der, niedergedrückt von Stille und Langeweile, ſanft entſchlummert war, jetzt aber, beim Hören der herannahenden Schritte, ſo eilfertig aufſprang und ein ſo grinſendes Geſicht machte, als habe er ſich auf's Lebhafteſte mit den intereſſanteſten Dingen der Welt unterhalten, und als ſei es ihm gar nicht eingefallen, das Auge zum Schlaf zu ſchließen. Als ihn aber die beiden Herren hinter ſich gelaſſen hatten, gähnte er ſtark, dehnte und reckte ſich, und brummte mißmuthig in ſich hinein:

„Nicht einen Augenblick Ruhe hat man in dem Schloß!"

Darauf ſank er wieder auf das Banquet zurück und ſetzte unter tiefen, ſchnarchenden Tönen ſeine Betrachtungen von vorhin fort.

Am Ende des Veſtibules trafen die beiden Herren auf einen einzelnen Cavalleriepoſten, der ebenfalls ſchläfrig auf- und abſpazierte und nicht einmal mit der gewöhnlichen Energie ſeinen Säbel anzog.

Es lag aber auch eine wahrhaft drückende Ruhe auf dem Schloſſe;

die Stille und die Langeweile tönten ordentlich. In den weiten Gängen und auf den breiten Treppen entdeckte man ſelten ein lebendes Weſen, und wo ſich in weiter Entfernung vielleicht ein Diener, eine Katze, oder vor den Fenſtern ein Vogel blicken ließ, da ruhte der erſtere jedenfalls mit aufgeſtütztem Kopf an der Fenſterbank, die Katze lag ſchlafend in einem kleinen Fleckchen Sonnenſchein, und der ſonſt ſo muntere Vogel ſaß draußen auf dem zackigen Geſims ſtill, faſt unbeweglich, mit geſenktem Kopfe, als finde ſelbſt er es hier unerträglich langweilig. Die einzige Spur von Leben ließ hie und da die Katze bemerken, denn zuweilen öffnete ſie träge ihr blinzelndes Auge und ſchmachtete, vielleicht mit unterſchiedlichen Gedanken an eine fette Beute, nach dem Vogel hin. Wenn aber auch beide nicht durch die Glasſcheibe getrennt geweſen wären, hätte die Katze wahrſcheinlich doch nicht ihre Sieſta unterbrochen, um einen Sprung nach der ſicheren Beute zu thun. Sie dehnte ſich ſchnurrend und ſchien dann wieder in feſten Schlaf zu fallen.

Wenn auch die Teppichſtreifen in den Corridors den Klang der Schritte der Beiden dämpften, ſo tönten doch der klirrende Säbel des Einen und das gelinde Huſten des Andern ſo laut und nachhaltig, daß es in der That erſchreckend war. Aus dieſem Corridor traten ſie in weite Säle, wo von den Wänden aus ſchweren Goldrahmen nachgedunkelte, faſt ſchwarze Landſchaften herabblickten, wo in den Ecken uralte, ernſthafte Vaſen ſtanden, und wo es ebenfalls ſo ſtill und feierlich war, daß das Lächeln einer marmornen Venus in dieſer Umgebung völlig unnatürlich erſchien.

Endlich erreichten die Beiden Gänge und Zimmer auf der weſtlichen Seite des Schloſſes gelegen, wo es ſchon ungleich freundlicher und behaglicher ausſah; hier drang zu den großen Fenſtern die Nachmittagsſonne herein, vergoldete und belebte Alles und munterte ſelbſt den ſchweren Staub in den Zimmern zur Luſtigkeit auf; denn, wo ein dünner Sonnenſtrahl ſchief zu einer Oeffnung hereinfiel, da tanzten Millionen von Staubatomen vergnügt durch einander. Hier hingen

auch in einer langen Gallerie die Ahnen des Herrſcherhauſes, und die glänzenden Streiflichter machten ſich ein Vergnügen daraus, die alten, ernſten Herren auf eigenthümliche Art zu karrikiren. Dort brannte ein heller Fleck auf den dunkeln Wangen des Kriegsmanns, hier war ein Geſicht zur Hälfte ſcharf beleuchtet und ſchien dadurch auf einer Seite zu lächeln. Dort ſah man nur einen glänzenden Kopf, wie in dunklem Beiwerk ſchwebend, und in einer Ecke gegenüber bemerkte man einen hellen, funkelnden Harniſch. Das Haupt aber lag ſo im Schatten, daß der alte, ehrwürdige Fürſt völlig kopflos erſchien.

Die beiden dienſtthuenden Herren näherten ſich jetzt der Thür des Speiſeſaals, welche ſich, trotz ihrer geräuſchloſen Schritte, und wie von ſelbſt ihnen öffnete. Doch muß der geneigte Leſer nicht an Zauberei glauben; wie anderswo überall, befinden ſich auch hier in den Thüren Schlüſſellöcher, welche von den betreffenden Lakaien aufs Emſigſte benutzt werden, um die Annäherung irgend einer wichtigen Perſon zu erſpähen. Es iſt das namentlich in bedeutſamen Augenblicken wie ein gut eingerichteter Telegraphendienſt; an beiden Seiten des betreffenden Saales wird mit Thürſpalt und Schlüſſelloch gearbeitet; ein leiſer, bezeichnender Huſten, oder irgend eine Handbewegung unterrichtet die im Saale Befindlichen von der Ankunft dieſer und jener Perſon, und wenn dieſe nun ſelbſt durch die weitgeöffnete Thüre eintritt, ſo ſtehen ein gut geſchulter Kammerdiener und brauchbare Lakaien ſcheinbar unbefangen, und wie von den Ankommenden völlig überraſcht, in den verſchiedenen Ecken.

Zweites Kapitel.

Ein kleiner Papierſtreifen.

Der Speiſeſaal, ein großes, einfach nur mit Gold und Weiß dekorirtes Gemach, lag an dem großen Platze, der ſich vor dem Schloſſe ausbreitete, und von ſeinen hohen Fenſtern hatte man, da das Schloß auf einer kleinen Anhöhe lag, eine weite Ausſicht auf die Stadt, ſowie auf die Gegend rings umher bis zu den maleriſch geformten Bergen, die den Horizot begrenzten. Herr von Fernow trat ſogleich an eines der Fenſter und ſchmachtete, wie ſich der Kammerherr auszudrücken beliebte, nach dem Gebirgszuge hin, ohne vor der Hand dem regen Treiben auf dem Schloßplatz und in den angrenzenden Straßen, dem Gewühle von Menſchen und Equipagen irgend eine Aufmerkſamkeit zu widmen. Im Saale waren Tafeldecker, Kammerdiener und Lakaien beſchäftigt, der reichen Tafel die letzte Vollendung zu geben. Der große vergoldete Aufſatz, der bei bedeutenden Diners erſchien, wurde mit friſchen Blumenbouquets bedeckt, und als das geſchehen war, bot die Tafel mit ihren Maſſen funkelnden Silbers und glänzenden Kryſtallbatterien, auf den ſchneeweißen Damaſt geſtellt, einen wahrhaft reichen und erfreulichen Anblick dar.

Herr von Wenden war zu dem Ordonnanzoffizier getreten und ſagte ihm: „Mir iſt das Durcheinanderlaufen der Dienerſchaft, überhaupt die Zurüſtung zur Tafel unangenehm; und da du, theuerſter junger Mann, auch Gavallerieoffizier, die Berge vom Nebenſaale aus ebenſo gut betrachten kannſt, ſo laß uns dorthin, mein Geliebter, ziehn. Es iſt da in der That behaglicher, und auch unſer Platz, wenn ſich ſpäter der Hof verſammelt.“

„Ich weiß wohl,“ entgegnete lächelnd der Ordonnanzoffizier, „weßhalb dir um den Saal da nebenan zu thun iſt; du willſt mir wahrſcheinlich deine Theorie vom Augenblicke des Glücks noch näher ent

wickeln. Wenn ich nicht irre, ſo wurden wir am dritten Punkt unterbrochen."

Der Kammerherr zog ſcheinbar ernſthaft ſeine Augenbrauen in die Höhe, ſpitzte den Mund und erwiederte:

„Du biſt in der That ein undankbares Geſchöpf; ſei doch empfänglich für gute Lehren. Dank' es mir, wenn ich dir die Augen öffne."

„Damit ich mich, wenn ich deinem Rathe folge, wie eine Wetterfahne bald rechts, bald links drehe, bald hierher, bald dorthin greife, um das Glück zu erhaſchen?" ſagte Herr von Fernow; „aber meinetwegen komm', du haſt Recht, wir befinden uns da nebenan viel behaglicher."

Damit ſchob er ſeinen Arm unter den des Kammerherrn, und Beide wandten ſich zum Weggehen. Bei dieſer Bewegung glitten ein paar der Lakaien wie auf Schlittſchuhen gegen die großen Flügelthüren des Nebenzimmers; dieſe öffneten ſich geräuſchlos vor ihnen und ſchloſſen ſich ebenſo wieder. Das Gemach in welchem ſie ſich nun befanden, war in der That ein reicher und herrlicher Salon; die Wände waren mit grauem Seidenzeug bezogen, auf welchem Meiſterwerke der Malerei hingen; in den zwei Ecken gegenüber dem Fenſter ſtanden zwiſchen grünen Pflanzen und duftenden Blüthen kleine herrliche Marmorſtatuen, und vor dem Kamine aus weißem carrariſchen Marmor befand ſich eine Art kleiner niedlicher ſpaniſcher Wand, das Geſtell von Paliſander und die Felder ebenfalls aus ſchwerem grünen Seidenzeuge, auf welche Flächen eine kunſtreiche Hand zierliche Arabesken geſtickt hatte. Auf dem Boden breitete ſich ein dicker Smyrnateppich aus, in den der Fuß des darauf Wandelnden ordentlich einſank. — Das Ameublement beſtand ebenfalls aus dem gleichen Holz wie die ſpaniſche Wand, und hier ſah man Tiſche, Etagèren mit koſtbar eingebundenen Büchern und Albums, Seſſel und Fauteuils der verſchiedenſten Größe und Geſtalt. In Allem aber, was ſich hier befand, herrſchte ein ſo feiner und zarter Geſchmack, ein ſo ſinniges Arrangement, daß unverkennbar der Geiſt und die Hand einer Dame hier thätig ſein mußten.

Und ſo war es auch. Dieſes Gemach verband den Speiſeſaal mit dem Appartement der Prinzeſſin Eliſe, der Schwägerin des kürzlich verſtorbenen regierenden Herzogs. Die verwittwete Herzogin bewohnte den ſüdlichen Flügel des Schloſſes, und im Parterreſtocke, wo unſere Geſchichte beginnt, waren die Gemächer des Regenten, der, ein Onkel des verſtorbenen Herzogs, im jetzigen Augenblicke das Haupt der Familie und der Herrſcher des Landes war. Wir ſagen: im jetzigen Augenblicke; denn die verwittwete Herzogin befand ſich in intereſſanten Umſtänden und die wichtige Frage war, ob die arme, unglückliche Frau einem Prinzen oder einer Prinzeſſin das Leben geben würde; im erſten Fall war ein rechtmäßiger Thronerbe da, im andern dagegen wurde der Regent dem ſaliſchen Geſetz zufolge, regierender Herzog des Landes.

Daß unter dieſen Verhältniſſen der Hof in zwei große Parteien geſpalten war, ja, daß dieſe erbittert und feindlich einander gegenüber ſtanden, brauchen wir eigentlich eben ſo wenig zu ſagen, als mit welch' namenloſer Spannung Land und Hof der Niederkunft der verwittweten Herzogin entgegen ſah.

Während der Ordonnanzoffizier an's Fenſter trat, um jetzt auch dem Gewühl auf dem Schloßplatz einen Blick zu ſchenken, blieb der Kammerherr an der geſchloſſenen Thür ſtehen, ſtemmte beide Arme in die Seiten und ſagte, bedeutſam mit dem Kopfe nickend:

„So oft ich dieſes Zimmer in der jetzigen ſchweren Zeit betrete, ſehe ich immer Ihre Durchlaucht, die Prinzeſſin Eliſe vor mir, wie ſie auf- und abwandelt und in ihrem kleinen, aber ſehr geſcheuten Kopfe Plane und Entwürfe ausbrütet. Es iſt ein Jammer, daß ſie eine Dame und kein Mann iſt, ich ſage dir, Felix, das iſt Jammerſchade. An ihr hätten wir einen ganz prachtvollen Herzog."

„Ja, ja, das wär dir ſchon erwünſcht," entgegnete der Ordonnanzoffizier, „und dann brauchteſt du nicht mehr lange nach dem Glück zu greifen. Die Prinzeſſin will dir außerordentlich wohl."

„Nicht außerordentlich; — doch kennt ſie meine Anhänglichkeit."

„Das iſt auch eine von den böſen Geſchichten an dieſem Hofe. Man weiß in der That nicht, zu wem man halten ſoll. Iſt man dort zu freundlich, macht man ſich hier mißliebig, oder umgekehrt. Weißt du auch," fuhr Herr von Fernow fort, indem er ſich raſch herumwandte, „was ich davon habe, daß ich als Ordonnanzoffizier im Vorzimmer Seiner Hoheit ſtehen darf?"

„Nun, was wirſt du davon haben?"

„Davon habe ich, daß mich Ihre Durchlaucht, die Prinzeſſin Eliſe, nicht allzu freundlich behandelt. — Nun, das wechſelt, und ließe ſich am Ende noch ertragen; aber glaubſt du wohl, Eduard, daß das auch auf mein Verhältniß zur —" der Kammerherr ſah fragend und mit einem eigenthümlichen Lächeln in die Höhe. — „Nun ja, Verhältniß ſollte ich eigentlich nicht ſagen; ich meine, daß dieſe Ungnade auf meine Liebe zu Fräulein von Ripperda bedeutend influirt. — Schüttle nicht deinen blonden Kopf; — alle Teufel! ich weiß, was ich fühle und ſehe. — Nicht wahr, der Oberſtjägermeiſter wurde eigens zur Partie nach Eſchenburg eingeladen, obgleich er nichts dabei verloren hätte. Ich habe eigentlich nicht nöthig es dir zu ſagen, umſichtiger Kammerherr. Wenn man einen armen Ordonnanzoffizier protegiren will, ſo braucht man nur nach dem Frühſtück ungefähr ſo zu ſprechen: Sie werden doch auch mit uns reiten? — Hätte das die Prinzeſſin Eliſe geſagt, ſo wäre ich vor den Regenten hingetreten und hätte ihm zu verſtehen gegeben, ich ſei zur Partie befohlen worden."

„Daran iſt was Wahres; doch warſt du vielleicht gegen die Prinzeſſin nicht liebenswürdig genug; oder haſt dem Oberſtjägermeiſter boudirt, oder gar zu ſüße Augen gegen Fräulein von Ripperda gemacht. Das war vielleicht ein Augenblick des Glücks, den du verſäumt."

„Hol' dich der Teufel mit deinen Augenblicken des Glücks!" entgegnete unmuthig der Offizier, „wenn es ſo ſchwer iſt, daſſelbe zu faſſen — ſo werde ich es niemals erlangen," ſetzte er ſeufzend hinzu.

Der Kammerherr wackelte mit dem Kopfe hin und her, wie eine

indiſche Pagode. „Hm, hm,“ machte er; „ja, ja, freilich, freilich. Ich ſage dir, Felix, in den merkwürdigen Verhältniſſen, in denen wir uns grade befinden, könnte das Glück wohl geneigt ſein, ſich dieſem oder jenem völlig zudringlich zu nähern. Man muß nur klug ſein und keine Fehltritte thun.“

„Was die Klugheit anbelangt, — da ſteh' ich dir allerdings nach.“

„O, du verſtehſt ja auch deinen Vortheil.“

„Nicht beſonders. Soll ich dir wiederholen, was ich meinem Stande, meinen Jahren nach ſein könnte, und was ich bin?“

Der Andere zuckte mit den Achſeln.

„Allerdings,“ ſagte er nach einer Pauſe; „aber warum,“ ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „biſt du nicht ſchon längſt meinem Winke gefolgt und haſt deine volle Ergebenheit der Herzogin zu Füßen gelegt?“

„Vor allen Dingen bin ich Soldat und Offizier,“ antwortete Herr von Fernow verdrießlich, „und als ſolcher kann ich nur Einen Herrn anerkennen.“

„Gott bewahre uns auch vor zweien!“

„Seine Hoheit, den Regenten, meinen Fürſten und General. — Wenn du aber deßhalb glaubſt,“ fuhr der Offizier fort, indem er auf etwas verächtliche Art den Kopf zurückwarf, „ich miſche mich aus dieſem Grunde in eure Intriguen, und ſei zu dieſem Zwecke bereit, für eine oder die andere Partei zu arbeiten, ſo irrſt du dich ganz gewaltig. Ich thue meinen Dienſt und laſſe an mich kommen, was kommt.“

„Wenn ich als Freund zu dir ſprechen darf, ſo wählſt du auf dieſe Art die gefährlichſte Stellung. Das Getreibe an einem Hofe gleicht einem Mühlwerke. Willſt du nicht zerrieben werden, ſo mußt du ſelbſt mitreiben. Um über den Parteien zu ſtehen, dazu ſind wir zu unbedeutend; der Platz zwiſchen den Parteien iſt, wie geſagt, zu gefährlich; alſo müſſen wir uns ſelbſt für eine Partei entſcheiden.“

„In deinen Worten liegt ein Körnchen Wahrheit; aber wozu ſoll ich mich entſcheiden? Wie ich dir ſchon geſagt, bin ich der Offizier des

Regenten, und was die allerdings mächtige Partei der Prinzeſſin anbelangt, ſo —“.

„Bietet ſie dir nichts Lockendes?“ fragte der Kammerherr mit einem lauernden Blicke.

„O davon ſchweige mir!“ rief heftig der junge Offizier, um ſie zu gewinnen, könnte ich mich am allerwenigſten dazu entſchließen, ein Parteimann zu werden. Wenn auch die Liebe gern im Verborgenen wächſt und blüht, ſo haßt ſie doch alle Winkelzüge, nach meiner Anſicht nämlich. Ich werde nun noch eine kurze Zeit geduldig abwarten und dann ſchon erfahren, wie die Freundlichkeit, mit der Fräulein von Ripperda meine kleinen Bewerbungen aufnahm, gemeint war. Spricht ihr Herz nicht für mich, nun gut, was kann ich thun? — Ich muß vergeſſen. — — Etwas Anderes wär' es freilich,“ ſetzte er lebhafter hinzu; „wenn man von Seiten Ihrer Durchlaucht, wie ich faſt fürchte, gegen mich in dieſer Angelegenheit zu wirken beſchlöſſe. — Iſt man mir ſonſt nicht gnädig geſinnt, was thut's? Ich diene ſo lang ich kann, und — gehe dann auf meine Güter.“

„Auf deine Güter?“ fragte der Kammerherr mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Kennſt du denn nicht mein Landhaus auf Bergeshöh' mit den fruchtbaren Ländereien und prachtvollen Waldungen, die ich rings umher, ſo weit das Auge reicht — überſehen kann? — Will man aber, um ernſtlich zu reden, Gott weiß zu welchem Zwecke, das junge Mädchen beſtimmen oder überreden, ſich von mir abzuwenden, — dann freilich — dann . . .“

„Dann wärſt du vielleicht doch im Stande, dich einer Partei anzuſchließen,“ ſagte der Kammerherr, und wenn auch in dieſem Augenblicke das uns bekannte freundliche Lächeln ſeine Lippen umſpielte, ſo warfen doch ſeine Augen einen ſo lauernden Blick herüber, der jedem andern, welcher minder unbefangen geweſen als der junge Offizier, aufgefallen wäre.

„In dem Falle freilich,“ entgegnete feſt und beſtimmt Herr von

Fernow. „Ich ſehe dein Lächeln und weiß, was es ſagen will. Aber glaube mir, theuerſter Kammerherr, habe ich einmal Partei ergriffen, ſo halte ich feſt dazu, ſiege mit ihr oder gehe mit ihr zu Grunde.“

Nach dieſen Worten warf er den Säbel in den Arm und ging einmal im Zimmer auf und ab. Als er wieder zu ſeinem Gefährten kam, faßte er leicht deſſen Arm, nöthigte ihn ſo, den Spaziergang mit ihm zu wiederholen und ſagte während des Auf- und Abſchreitens in ſeinem gewöhnlichen freundlichen Tone:

„Siehſt du, es taugt nicht einmal, über Parteiangelegenheiten zu reden. Da hätte bald unſer Geſpräch eine unverhoffte, ernſte Wendung genommen. Laß mich lieber noch einiges hören von deinen Anſichten über das Glück, das iſt amuſanter und man lernt vielleicht etwas dabei.“

Während Beide ſo dahinſchritten, kamen ſie an einem kleinen Tiſchchen vorbei, das mitten im Zimmer ſtand und auf welchem ſich in einer reichen Vaſe ein überaus prachtvolles Bouquet von friſchen, lebenden Blumen zeigte. So oft ſie bei dem Tiſchchen vorüberkamen, neigte ſich Herr von Fernow darüber hin, um etwas von dem köſtlichen Duft einzuathmen.

„Was hilft es mir, wenn ich dir auch meine Theorien vom Augenblicke des Glücks wiederhole? Du biſt ein Ungläubiger, dem in dieſem Punkte nicht zu helfen iſt.“

„Möchte mich aber gar zu gern belehren laſſen,“ entgegnete Herr von Fernow lachend; „ich verſichere dich, Eduard, du haſt einen mächtigen Drang in mir erweckt, das umherſchwebende Glück zu erhaſchen. Ich werde jetzt raſtlos um mich ſchauen und ſelbſt im allergewöhnlichſten Gedränge meine zehn Finger immer zum unverhofften Händedruck parat halten, ich werde den Worten alter Staatsräthe und noch älterer Hofdamen lauſchen, ich werde Gräfinnen aus dem vorigen Jahrhundert zum Tanz auffordern, ich werde — —“

„Du wirſt über mich ſpotten,“ ſagte der Kammerherr mit ſeinem unvergleichlichen Lächeln, „und doch habe ich Recht. Thue, wie du ge-

Fiaker dort von der Ecke. Ach, es ſchaukelt ſich im heimlichen Wagen ſo angenehm.

Schmidt (faſt verlegen an ſeine Taſchen).

Gott, einen Fiaker! Ich bin heut Abend rein verloren. (Stürzt zur Hausthüre hinaus.)

Jonas.

(Hat ſich indeſſen langſam erhoben, öffnet die Thür der Loge und ſchaut hinaus; zu ſeiner Tochter, die hinter ihm ſteht.)

Was ſoll es dann, dummes Ding? Es iſt ja Niemand, wie die Frau von Hartmann droben. Mit dem ewigen Gelärm. Mich ſo aus meiner Lectüre zu ſtören, wenn ich armer geplagter Mann die paar Stunden Abends dazu benütze, meinen Geiſt aufzufriſchen. (Laut in den Flur.) Meinen gehorſamſten Reſpect, gnädige Frau von Hartmann. Kann ich mit etwas dienen? Soll meine Tochter Ihnen hinaufleuchten? (Zu Roſa.) Sie gibt mir keine Antwort. Der Jakob iſt doch ein alter nachläßiger Kerl. Wer weiß, wo er mit ſeiner Laterne wieder hingerathen iſt.

(Hinten erſcheint ein Wagen, Schmidt ſpringt in die Hausthür.)

Roſa.

Hahaha, über den nachläßigen Jakob. Ich ſage zehntauſendmal, das iſt zu arg! Aber wartet nur.

(Die Kammerjungfer ſteigt in den Wagen.)

Schmidt (zum Kutſcher, während er einſteigt).

Durch die Mohrenſtraße in's franzöſiſche Café.

(Man hört Peitſchenknall und den Wagen fortfahrend.)

Dreizehnter Auftritt.

Jonas. Roſa.

Roſa.

Habt Ihr's gehört, Vater? Habt Ihr's auch geſehen? Die Frau von Hartmann ſteigt mir nichts dir nichts in den Wagen und fährt in's franzöſiſche Café? und mit wem?

Jonas.

Nun, Dummheiten! mit wem?

ſagt; ein würdiger Staatsrath, dem du vielleicht durch deine liebenswürdige Unterhaltung eine Viertelſtunde tödtlicher Langeweile verjagſt, kann dich als einen der gebildetſten und geiſtreichſten Cavaliere dem Kriegsminiſter empfehlen; eine alte Gräfin, der du in ihren vorgerückten Jahren noch das Vergnügen eines Walzers verſchaffſt, kann mit dem Regenten, Gott weiß wie, zuſammenhängen und ihm eines Tages ſagen, es ſei eine wahre Schande, daß man dich noch nicht zum Major habe avanciren laſſen. — In der That, was du im Scherz ſagteſt, glaube ich im Ernſt. Die Hauptſache iſt: nur den richtigen Augenblick nicht verpaßt, und du haſt das Glück in deiner Hand. Es naht uns oft in gar ſonderbaren Verkleidungen; ich habe einen Freund, der viel auf meine Theorien hielt und der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, das Glück zu erfaſſen. Eines Tages ſieht er vor irgend einer Kirche eine alte, ſchäbige Landkutſche in ſtrömendem Regen ſtehen, und bemerkt eine kleine Damenhand, die ſich unter dem Leder hervor vergeblich bemüht, den Schlag zu öffnen. Er eilt hinzu, reißt die Wagenthür auf, eine junge Dame ſteigt aus, er begleitet ſie unter ſeinem Regenſchirm bis in die Kirche und nachher wieder an ihre alte Kaleſche. Siehſt du, Felix, in dem Augenblick, da er den Schlag öffnete, hatte er das Glück erfaßt. Das Mädchen war eine immenſe reiche Erbin und iſt jetzt ſeine Frau."

„Das iſt allerdings ein ſchönes und lehrreiches Beiſpiel."

„O, ich weiß noch viel intereſſantere, wahrhaft erſchreckende. In dem königlichen Schloſſe zu C. ſtand gegen das Ende eines Balles ein junger Kammerjunker, der ſehr viel getanzt hatte und müde war, ausruhend in einer Fenſtervertiefung. Es wäre gern nach Hauſe gefahren, eigene Equipage hatte er keine, und ich kann dir auch wohl geſtehen, daß es ihn einigermaßen in Verlegenheit gebracht hätte, ſich eine Voiture de remise anzuſchaffen, ja es wäre ihm das im damaligen Augenblicke faſt unmöglich geweſen. Da die Fenſterniſche, in der er ſtand, ſehr tief, auch Niemand von Bedeutung in der Nähe war, ſo öffnete er behutſam eine bewegliche Scheibe in dem großen Fenſterflügel

und ſtreckte die Hand hinaus, um ſich zu überzeugen, ob es noch regne. Allerdings fühlte er auch ſchwere Tropfen auf ſeine Hand fallen, als er aber dieſe eben wieder hereinziehen wollte, fühlte er noch etwas ganz anderes; ein Stückchen kalten Metalls berührte ſeine Finger und als er dieſe ſchloß, hielt er einen Schlüſſel, an den mit einem kleinen ſeidenen Bande ein Papier gebunden war. — Wie gefällt dir das?“

Bei dieſen Worten blieb der Kammerherr ſtehen, ſchmunzelte vergnügt und ſtieß mit dem ausgeſtreckten Zeigefinger den jungen Offizier leicht auf die Bruſt.

„Nicht ſo übel,“ ſagte dieſer.

„Was du in dem Falle gethan hätteſt, weiß ich nicht,“ fuhr Herr von Wenden fort; „der Kammerjunker, der ein entſchloſſener junger Mann war, bedachte ſich nur eine Sekunde, zog den Schlüſſel ſachte an ſich, löſ'te die Schnur und bemerkte noch, wie dieſe alsdann langſam in die Höhe gezogen wurde.“

„Ein Augenblick des Glückes!“ meinte lachend der Ordonnanzoffizier.

„Ein coloſſaler Augenblick! Was auf dem Papier, das den Schlüſſel umgab, eigentlich ſtand, hat man nicht recht erfahren; genug der Kammerjunker wurde in kurzer Zeit Kammerherr, kam in die diplomatiſche Carriere, heirathete nicht lange darauf eine vornehme, wenn auch etwas ältere Dame und iſt jetzt Gott weiß wo, Geſandter. Verſtehſt du die Moral meiner Geſchichte?“

„O, ich verſtehe die Moral vollkommen und werde jetzt nach Beendigung jedes Hofballs, oder wo es nur ſonſt paſſend erſcheint, meine Hand zu irgend einem Fenſter hinausſtrecken.“

Er hatte das mit einem leichten Anflug von Ironie geſagt, den der Andere wohl verſtand, und als ſie gerade bei dem kleinen Tiſchen waren, auf dem der koſtbare Blumenſtrauß ſtand, blieb der Kammerherr ſtehen, ſchüttelte leicht den Kopf und ſagte:

„Trotz aller meiner ſchönen Lehren biſt du unverbeſſerlich.“

„Nein, nein, in der That!“ antwortete der Ordonnanzoffizier, „du

thuſt mir Unrecht. Ich fange an, deinen Theorien zu glauben. Nur haſt du mir ja früher ſchon zugegeben, daß Glück dazu gehört, das Glück zu erfaſſen. Ich glaube, ich könnte meine Hände ausſtrecken nach den Wagenthüren aller ſchäbigen Landkutſchen, zum Fenſter hinaus, ſo oft ich wollte, mir würde nichts in die Hand fallen."

„Bis der richtige Augenblick des Glücks erſcheint," entgegnete der Kammerherr mit aufgehobener Hand. „Iſt der aber gekommen, ſo genügt dem Glück der allerunſchuldigſte Gegenſtand, um dir, wenn auch verborgen, entgegenzutreten. Ich geſtehe dir, es liegt was Aengſtliches, etwas geiſterhaft Unheimliches in dem Glauben an meine Theorie; aber ich halte ihn feſt und unerſchütterlich und hege die vollkommenſte Ueberzeugung, daß ich, wenn einmal der richtige Augenblick gekommen iſt, das Glück erfaſſen werde, ſei es bei einer alten Landkutſche, ſei es, daß ich meine Hand zum Fenſter hinausſtrecke, ſei es, indem ich mit meinen Fingern, wie ich jetzt thue, in dieſes Blumenbouquet faſſe. — — Wie geſagt, iſt der rechte Moment gekommen, ſo iſt dort mein Glück verborgen, und — — — — ich — halte — es." — — —

Der Ordonnanzoffizier hatte ſeinen Gefährten lächelnd angeſchaut, als dieſer in einer wahren Extaſe den eben erwähnten Satz ſprach bis zu den letzten Worten. Als er aber das: „Ich halte es" mit ſo plötzlich verändertem Tone ſagte, kaum vernehmlich, da konnte Fernow nicht umhin, jenem verwundert in das Geſicht zu blicken, denn die ohnedies blaſſen Wangen des Kammerherrn wurden faſt erſchreckend bleich, als er die Hand in das Blumenbouquet hineindrückte, und darauf flammte eine tiefe Röthe bis zu ſeinen Augen empor.

Zum Teufel, was gibt es denn?" fragte bei dieſem Anblick Herr von Fernow, „Haſt du dich beim Ausüben deiner Theorie an einem Dorn geritzt, oder was iſt geſchehen?"

Herr von Wenden hatte unterdeſſen die Hand aus dem Bouquet wieder hervorgezogen und ſagte, indem er mühſam lächelte: „Wer weiß, ob ich nicht im Stande bin, dieſe meine Theorie an mir ſelbſt zu beweiſen!"

„So haſt du das Glück erfaßt?“ rief lachend der Offizier.

„Wer weiß? Vor der Hand nur ein kleines Papier, ſorgfältig zuſammengerollt, und nicht ohne Abſicht am Stiele einer Roſe verborgen.“

„Bah! ein Papier! Ich fürchte, du wirſt mir deinen Beweis ſchuldig bleiben. Das iſt wahrſcheinlich ganz abſichtslos da hineingekommen.“

„Bei Hofe geſchieht dergleichen nie abſichtslos,“ entgegnete der Kammerherr, indem er ſich bemühte, den Streifen aufzuwickeln. „Sehen wir erſt, ob etwas darauf geſchrieben iſt.“

„Natürlich. Das iſt die Hauptſache.“ — „Nun?“

„— — — — — Keine Silbe.“ — „Das iſt ein ſchönes Glück.“

Das Papier, ein kleiner kaum fingerlanger und ebenſo breiter Streifen, war in der That unbeſchrieben. Herr von Fernow und vielleicht mancher Andere hätte ihn für eine Phantaſie des Gärtners gehalten und unbeachtet auf die Seite geworfen; der umſichtige Kammerherr aber gab das vermeintliche Glück nicht ſo leicht aus der Hand. Er drehte den Papierſtreifen nach allen Seiten, betrachtete ſeine Ränder, ob ſich dort nicht vielleicht Einſchnitte befänden, die etwas zu bedeuten hätten, und als ſich gar nichts dergleichen zeigte, hielt er ihn zum letzten Verſuch ausgeſpannt gegen das Tageslicht.

„Nun,“ du findeſt nichts?“ fragte der Ordonnanzoffizier, und da er in dieſem Augenblick an dem Fenſter ſtand, ſo betrachtete er von ſeiner Seite den kleinen Papierſtreifen ebenſo genau. Hätte er ſeine Augen nicht ſo feſt darauf gerichtet gehabt, ſo würde er vielleicht bemerkt haben, wie über die Züge ſeines Gefährten etwas wie ein helles Licht fuhr, etwas, wie ein Blitz, wie ein freudiger Glanz, das aber ebenſo ſchnell verſchwand, wie es gekommen und nur eine, wenn auch affectirte Gleichgültigkeit auf den Zügen zurückließ.

„Wie geſagt, nicht die Spur,“ ſagte der Kammerherr nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „es iſt in der That möglich, daß ich mich geirrt habe.“

„In dem Papier?“

„Ich glaube wahrhaftig, du hatteſt Recht. Irgend eine Spielerei des Gärtners.“

Darauf nahm er das Papier leicht zwiſchen die Finger und rollte es ſorgfältiger wieder zuſammen als — die Spielerei eines Gärtnerburſchen vielleicht verdient hätte. Das mochte auch der Ordonnanzoffizier denken; doch hielt er es mit einem Male für beſſer, er wußte ſelbſt nicht warum, dieſem Gedanken keine Worte zu leihen, ſondern warf nur leicht hin:

„Und willſt du es wieder an ſeinem früheren Platz zwiſchen die Blumen verbergen?“

„Warum nicht?“ ſagte der Kammerherr mit einem leichten Achſelzucken, „entweder iſt es, wie ſchon geſagt, die Spielerei irgend eines Gärtnerburſchen oder es iſt vielleicht auch ein unſchuldiges Zeichen für jemand anders, das uns durchaus nichts angeht. Man muß Niemandem ſeine Freude verderben.“

„Ja, man muß Niemandem ſeine Freude verderben,“ wiederholte Herr von Fernow, und dabei ſah er lächelnd und anſcheinend ganz gleichgültig zu, wie der Kammerherr aufs Sorgfältigſte das zuſammengerollte Papier wieder an den früheren Platz brachte.

Mochte nun der Ordonnanzoffizier ſeinen Freund als einen ſchlauen, berechnenden und verſchwiegenen Menſchen kennen, oder hatte er doch etwas von dem leuchtenden Blick bemerkt, der den Augen des Kammerherrn entſtrahlte, als dieſer den Papierſtreifen gegen das Licht hielt, oder, was auch wahrſcheinlich iſt, war ihm die Sorgfalt, mit welcher Herr von Wenden das — ganz gewöhnliche Stückchen Papier wieder an ſeinen Platz brachte, verdächtig vorgekommen: genug, er ſtützte ſich mit der Hand auf das Tiſchchen, ſein Geſicht nahm einen ernſten, nachdenkenden Ausdruck an, aber nur eine Sekunde lang, — dann ſang er zwei Takte eines bekannten Liedes leiſe vor ſich hin, ſtrich den ſchwarzen Bart leicht zu beiden Seiten hinaus und ſagte mit einem ſcheinbar freundlichen, aber ſehr forſchenden Blick auf ſeinen Gefährten:

„Du biſt gewöhnlich ein ſo umſichtiger Menſch, Eduard; aber entweder du verſchweigſt mir deine Gedanken oder du haſt in der That nicht daran gedacht, daß das Papierchen doch vielleicht etwas bedeuten könnte, was zu erfahren, wenn es auch kein großes Glück für uns wäre, uns doch einen guten Spaß machen könnte."

Der Kammerherr zog ſeine Augenbrauen in die Höhe und neigte, wie abwehrend ſeinen Kopf auf die rechte Seite, wie Jemand, der einen Vorſchlag unbedingt verwerfen will.

„Nein, nein," meinte er alsdann; „wenn irgendwo ein Spaß damit bezweckt iſt, was geht das uns an? Man muß Niemandem ſeine Freude verderben. Auch," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „möchte ich in der That wiſſen, wie wir erfahren ſollten, wer mit dem Papierſtreifen gemeint iſt?"

Dies letztere ſprach er mit einem ſeltſam lauernden Blicke.

Herr von Fernow hatte dieſen wohl bemerkt; doch mochte es in ſeiner Abſicht liegen, ganz unverhohlen ſeine Gedanken auszuſprechen, denn er entgegnete, ohne irgend welche Bewegung auf ſeinem offenen und ehrlichen Geſichte:

„Nun, wenn dir das nicht einfällt, ſo laß dir dein Lehrgeld zurückbezahlen, welches dich deine Carrière bei Hof gekoſtet."

„Ich weiß in der That nicht." — ſprach der Kammerherr; doch ging ſein lauernder Blick in einen faſt ängſtlichen über.

„Nun, ſo einfach, wie mir je im Leben etwas vorgekommen! Dort in dem Blumenbouquet ſteckt das fragliche Papierchen, welches, wie du geſagt, weder Schrift, noch Zeichen enthält."

„Weder Schrift, noch Zeichen."

„Gut. Aber es kann an und für ſich ein Zeichen ſein, ein Zeichen, das Einer dort verſteckt hat, damit ein Anderer es finde. Wenn der es aber finden will, muß er es ſuchen. Alſo haben wir Beide nichts Einfacheres zu thun, als Achtung zu geben, wer ſich mit dem Blumenbouquet auf eine auffallende Art beſchäftigt, — enfin, wer das Papierchen an ſich nimmt."

„Bei Gott! da haſt du Recht!“ rief der Kammerherr mit erkünſteltem Erſtaunen; doch biß er ſich gleich darauf in die Lippen, und es war ihm offenbar unangenehm, daß der Andere einen Gedanken ausſprach, den er ſchon lange gefaßt.

In dieſem Augenblicke trat der dienſtthuende Kammerherr aus den innern Gemächern der Herzogin und meldete dem Herrn von Wenden, daß die Wagen Ihrer Hoheit ſo eben an der hintern Seite des Schloſſes angefahren ſeien. Dieſer zog ſeine Uhr hervor und warf einen Blick darauf.

„Halb ſechs,“ ſagte er; „eine halbe Stunde Toilette; wir werden um ſechs Uhr ſpeiſen.“

Drittes Kapitel.

Diner bei Hofe.

Das herzogliche Schloß, welches noch vor Kurzem wie träumend in der feierlichen Stille eines Sonntags-Nachmittags dalag, hatte ſich ſeit der Anfahrt der Wagen der Prinzeſſin, die von Eſchenburg zurückkehrten, außerordentlich belebt. Mit ihrem Eintritt und dem ihres zahlreichen Gefolges ſchien die ſchläfrige Langeweile, welche bisher in den Corridoren und Sälen herrſchte, mit einem Male verſchwunden. Die Lakaien in den Vorzimmern ſaßen nicht mehr träumend auf den Banquets, ſondern gingen mit erhobenem Kopfe aufmerkſam umher, ſtrichen ſich ihre Haarfriſuren zurecht, zupften an ihren weißen Halsbinden und waren ganz andere Menſchen geworden. Der Vogel vor dem Fenſter war davon geflogen, die ſchlummernde Katze hatte das Weite geſucht, und der Dragoner im Veſtibule vor den Zimmern Seiner Hoheit ſchritt ſo energiſch auf und ab, daß Säbel und Sporen klirrten. Im vordern Schloßhofe fuhr ein Wagen nach dem andern

an, auf den Treppen hörte man leiſe Schritte, auch klirrende Sporen, einen reſpectvollen Huſten und das halbunterdrückte Lachen verſchiedener Hoffräulein. Neben dem Salon, in welchem ſich der bemerkenswerthe Blumenſtrauß befand, war von dem Kammerdiener geräuſchlos noch ein weiteres Gemach, gegen das Appartement der Herzogin zu, geöffnet worden, und dieſe beiden Zimmer füllten ſich nach und nach mit denen, welche heute das außerordentliche Glück hatten, zur Tafel geladen zu ſein.

Da ſah man zahlreiche und ſchöne Damen, deren weißer Teint noch beſonders hervorgehoben wurde durch die ſchwarzen Kleider, welche die Trauer um den verſtorbenen Herzog vorſchrieb; wenige der Jüngſten hatten es gewagt in ihrem Haar oder an ihrem Schmucke freundlichere Nuancen anzubringen und die einfachen Trauerkleider irgendwie auszuſchmücken. Was aber die älteren Damen anbetraf oder die Angehörigen des Hofes, ſo ſah man an ihnen nur Schwarz und Weiß: ja, einige alte Hofdamen, die in den langen Jahren ihrer Dienſtzeit ſchon manche Trauer mitgemacht hatten und in dieſem, ſowie in vielen andern Fällen mehr zu thun pflegten als der ſtrengſte Oberſthofmeiſter verſchreiben konnte, ließen nicht die Spur von Glanz und Weiß ſehen, ſelbſt ihre Augen hatten eine melancholiſche gelbe Farbe, ihre Wimpern waren beſtändig niedergeſchlagen, der Mund feſt verſchloſſen, und ſie trugen deßhalb kein Taſchentuch, weil eines von ſchwarzer Farbe leider noch nie dageweſen war. — Mit vieler Indiscretion verſicherten dagegen ein paar naſeweiſe Kammerjunker, die alte Oberſthofmeiſterin bediene ſich bei dergleichen Veranlaſſungen ſogar eines Trauercorſetts. — Bei den Herren ſah man die allgemeine Trauer nur an den ſchwarzen Handſchuhen und einem leichten Flor um den Arm, denn der ſchwarze Frack erleidet ja keine Veränderung und iſt beſtändig eher ein Gewand der Trauer als der Freude zu nennen. Wohlthuend waren die zahlreichen glänzenden Uniformen zwiſchen den vielen ſchwarzgekleideten Herren und Damen.

Wenige Minuten vor ſechs Uhr öffnete ſich die Thür, welche zu

den inneren Gemächern der Prinzeſſin führte, und als dieſe heraustrat, hinter ihr Se. Hoheit der Regent, verſtummten die flüſternd geführten Geſpräche und man hörte nichts, als das Rauſchen der Damenkleider bei der allgemeinen tiefen Verbeugung, die nun erfolgte, ſowie das leichte Klirren der Sporen, wenn ſich die Abſätze der Offiziere vorſchriftsmäßig zuſammenfanden.

Die Prinzeſſin Eliſe war eine ganz eigenthümliche Erſcheinung. Bei einer Prinzeſſin iſt das Alter nicht gut zu verſchweigen; der offiziell indiscrete gothaiſche genealogiſche Kalender ſorgt ſchon dafür, daß uns die Geburtstage ſämmtlicher höchſten und allerhöchſten Damen nicht verborgen bleiben; er entdeckt uns alſo auch, daß die Prinzeſſin Eliſe ſechsundzwanzig Jahre alt war. Ihre Geſtalt mußte man klein nennen. Sie war zierlich gewachſen, hatte eine tadelloſe Taille und eine reizende Art, ihren Kopf auf den Schultern zu tragen. Dieſer Kopf beſaß volle blonde Haare, die leicht und graziös coiffirt waren und zeigte ein Geſicht, von dem man im erſten Augenblicke nicht wußte, fühlte man ſich von ihm angezogen oder abgeſtoßen. Die Prinzeſſin war keine Schönheit; ſie hatte nicht einmal regelmäßige Züge, aber die Augen glänzten voll Geiſt, und unter der kleinen, faſt ſtumpfen Naſe ſah man einen Mund, der wie zum Lachen erſchaffen ſchien, und wenn er lachte, kleine, aber blendend weiße Zähne zeigte.

Hatte man ſich aber an das Geſicht der Prinzeſſin einmal gewöhnt, ſo fand man es anziehend und reizend, namentlich durch die Zartheit der einzelnen Partien, beſonders aber durch die Fülle von Geiſt und — Bosheit, die aus den dunkelblauen Augen leuchtete. Und dieſer Ausdruck der Bosheit, — wohlverſtanden im guten Sinne, man könnte alſo ſagen, der Schelmerei — verrieth das Innere der Dame. Dabei hinkte ſie ein wenig, und grade dieſer Fehler war es, der ihrer ganzen Figur etwas außerordentlich Pikantes verlieh, denn ſie wußte das durch ein eigenthümliches Hin- und Herwiegen ihres kleinen Körpers ſo geſchickt zu verbergen, ſie wandte ſich im Geſpräch ſo raſch bald rechts, bald links, und dabei ſchoßen ihre Augen ſo

durchdringende Strahlen nach allen Seiten, daß man von der ganzen Erscheinung überrascht, ja geblendet war.

Im Vertrauen sagten sich die älteren Herren des Hofes, daß die Prinzessin ein lebhafter, allerliebster, kleiner Kobold sei; daß niemand so leidenschaftlich und mit so vielem Geschick intriguire, wie sie, und daß es ihre größte Lust sei, Land und Leute, um uns eines gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, hintereinander zu bringen. Jüngere Männer, die vielleicht zu tief in dies glänzende Auge geblickt, oder die sich von dem Geist der Prinzessin mächtig angezogen fühlten, versicherten seufzend, sie sei, wie der kleine boshafte Gott Amor, der seine Pfeile nach allen Richtungen hin verschieße, um sich hernach über das Uebel, das er angerichtet, lustig zu machen.

Dabei war sie frei von jeder Ziererei, und trotz des Fehlers an ihrem Fuß verstand es keine der übrigen Damen, sich so ungezwungen und elegant, wie sie, in dem größten Salon zu bewegen. Für Alles, was in ihrer Anwesenheit geschah oder gesprochen wurde, schien sie sich wenig zu interessiren, und doch entging nichts ihrer Aufmerksamkeit, wobei sie es aber verstand, den ernstesten Gesprächen eine scherzhafte Wendung zu geben und so die Unbefangenen glauben zu machen, sie sei gar nicht im Stande, sich für wichtige Dinge ernstlich zu interessiren. Aber, wie eben gesagt, nur die Unbefangenen waren dieser Ansicht. Wer den Hof genauer kannte, wußte, daß die Prinzessin Elise, so lange ihr Schwager, der verstorbene Herzog lebte, das eigentliche Haupt der Regierung war. Daher hatte sie es auch bitter empfunden, als nun der Onkel des hochseligen Herrn, dem Familienstatut gemäß, die Zügel der Regierung ergriff, und kräftig seinen geraden Weg ging, ohne sich durch die Intriguen der Prinzessin beirren zu lassen. Schlau, wie sie war, hatte sie auch augenblicklich ihre ganze Handlungsweise geändert, stellte sich mit dem Regenten scheinbar auf einen sehr guten Fuß, knüpfte aber unter der Hand nach allen Richtungen ihre geheimen Fäden an, um sich eine mächtige Partei des Hofes geneigt und dienstbar zu erhalten. Wohl niemand sah der Entbindung ihrer Schwester

Rosa.

Mit dem Herrn Literaten, Doctor Schmidt.

Jonas.

Höre du, wahr' deine Zunge. Nur keine Verläumdungen, vor Allem keine Verläumdungen! Weißt du, was du da gesagt hast, ungerathenes Ding!

Rosa.

Ja, ich weiß es und ich will es verantworten.

Jonas.

O über die böse verläumderische Welt! Und das muß ich an meinem eigenen Kind erleben. Doch Jugend hat nicht Tugend, heißt es irgendwo. Aber du bist noch jung und kannst dich bessern. Steck' deine Nase in's Gebetbuch und laß' sie machen, was sie wollen. Und ich setz' den Fall, es handelte sich um Dinge, die nicht ganz in der Ordnung wären, was geht's dich an? Ich bin ein alter Portier, im Dienst ergraut, und weßhalb bin ich im Dienst ergraut, weil ich mich um keinen Menschen bekümmert habe. Amen! (Es schlägt neun Uhr.) Neun Uhr, hab' ordentlich auf die Thür Acht. Ich will auf Feuer und Licht sehen und im Hause Umfrage halten, ob ich bis zehn Uhr die Thür schließen darf. (Nimmt ein Licht und steigt die Treppen hinauf.)

Rosa (setzt sich an den Tisch, wo Schreibzeug steht).

Aber ich sage nicht Amen. Wartet nur, das muß mir an den Tag. (Sie schreibt.) So, die heilige unschuldige Frau von Hartmann! ja, der Herr Gemahl hat so Unrecht nicht, wenn er eifersüchtig ist, und doch muß er immer Unrecht haben. Da weint die gnädige Frau ein bischen, und da ist es gut. Und der saubere Herr Schmidt, na, ich hoffe, der Herr von Hartmann ist ein braver Cavalier, und da wird's ihm schon schlecht gehen. Ich will ihm lehren, einem ehrbaren Mädchen etwas vorschwatzen. (Siegelt und überschreibt den Brief.)

Vierzehnter Auftritt.

Rosa. Herr v. Hartmann (kommt durch die Hausthür).

Rosa.

Da ist er schon. Ich muß doch gestehen, jetzt klopft mir das Herz ein wenig. Aber nein, ich habe ganz Recht.

mit ſo peinlicher Spannung entgegen, wie ſie. Ward dieſer ein Sohn, ein Thronerbe geſchenkt, ſo hieß es nur ruhig eine Reihe von Jahren abwarten, um dann aufs Neue die Zügel der Regierung zu ergreifen, was der Prinzeſſin um ſo leichter wurde, als die verwittwete Herzogin, obgleich die ältere Schweſter, eine ruhige, ſtille und lenkbare Frau war.

Obgleich es die Prinzeſſin liebte, mit den geiſtreichen, ſowie auch mit den eleganteſten Männern des Hofes im fortwährenden ſcherzhaften kleinen Kriege zu leben, einem Kriege, der aber für beide Theile leicht gefährlich werden konnte; obgleich ſie ſich in jeder Beziehung mit der größten Freiheit bewegte und, von Hauſe aus ungeheuer reich, ſo zu ſagen ihre eigene Hofhaltung hatte, obgleich ſie viel in ſelbſtgewählten Kreiſen lebte und ſich ihre kleinen Geſellſchaften und Partien ganz nach Gutdünken und mit größter Freiheit zuſammenſtellte, ſo wußte doch die ſchlimmſte aller ſchlimmen Zungen bei Hof in der angedeuteten Richtung über das Leben der Prinzeſſin nicht das geringſte Nachtheilige auszuſagen.

Hinter der Prinzeſſin trat der Regent in den Saal, ein großer, eher ſtarker als ſchlanker Mann, zwiſchen vierzig und fünfzig Jahre alt, mit einem offenen, Zutrauen erweckenden Geſichte, dem die gewölbte Stirn mit den dunkeln Augenbrauen, darunter der lebhafte Blick des Auges, vor Allem aber ein gewiſſer, nicht unliebenswürdiger Zug um den Mund einen ſtarken Ausdruck von Entſchloſſenheit und Kraft gaben. Hätte ſich das ehemals dunkle Haar nicht hie und da mit einem leichten, grauen Schimmer bedeckt, ſo würde man den Regenten für jünger gehalten haben als er in der That war. Er ſprach ſehr bedächtig und mit Nachdruck, und ebenſo waren alle ſeine Bewegungen, letztere übrigens mehr aus Zwang und Angewöhnung, was daher kam, daß ihn — er hatte längere Zeit in fremden Kriegsdienſten geſtanden — der Stich eines Lanzenreiters ziemlich ſchwer an der Hüfte verwundet hatte, wovon, wenn auch keine Lähmung, doch ſo viel zurückgeblieben war, daß der Regent ſich langſam wenden, überhaupt vorſichtig bewegen mußte, um keine Schmerzen zu empfinden.

Unter den Damen der Prinzeſſin befand ſich ein noch ziemlich

junges Mädchen, ebenfalls ſchwarz gekleidet, welches ihre Gebieterin in Allem, was das Aeußere anbelangte, ſo total überragte, daß man nicht begriff, wie Ihre Durchlaucht ſich gerade dieſes zur beſtändigen Begleiterin und zur Vertrauten erwählt habe. — Fräulein Helene von Ripperda. Sie war in der That auffallend ſchön und dabei von einer wohlthuenden Schönheit. Ihre Augen ſprachen verſtändig, ja geiſtreich, und wenn ſie auch zuweilen Blicke hinausſenden konnte, die Zeugniß gaben von der Wärme ihres Herzens, ſo glänzten doch meiſtens ihre Augen ruhig und angenehm. Ihr Teint war trotz der dunkeln Haare von einer außerordentlichen Friſche und Weiße, und was vielleicht ein überaus ſtrenger Beurtheiler an dieſem Geſichte hätte tadeln können, waren etwas ſtarke Lippen, die aber dabei von den edelſten Formen in roſiger Friſche der Jugend blühten. Der Wuchs dieſes Mädchens war das Schönſte, was man ſehen konnte, und ſelbſt von den andern Damen ſo anerkannt, daß ſie bei allen Vergleichungen eine Ausnahme war. Wie oft konnte man in vertrauten Geſprächen hören, wenn von einer Taille, einer Büſte, von einem Arme die Rede war: — Ja freilich, Helene, ſie darf man da nicht nennen; ſie macht freilich eine Ausnahme.

Nachdem ſich das knixende und verbeugende Heer der Hofleute endlich beruhigt hatte, um in dem allgemeinen Sturm und Drang ſeine tiefe Ergebenheit an den Tag zu legen, vielleicht auch eine einzelne alte Hofdame, ſich vom Blick Ihrer Durchlaucht getroffen glaubend, nochmals ehrerbietig in ſich zuſammenſank, oder aus der Ferne die ganz unterthänige Verbeugung eines längſt vergeſſenen Kammerherrn wetterleuchtete, während der Regent langſam im Kreiſe umherging, dieſem eine Artigkeit ſagte, jenem ein minder freundliches Wort, hier ein äußerſt gnädiges Kopfnicken hatte, vielleicht ſogar eine wohlwollende Handbewegung, dort dagegen einen tiefen Bückling mit ſehr ſteifem und förmlichen Kopfnicken beantwortete, gleich daneben wieder ganz herablaſſend, ganz leutſelig, ganz geſprächig war, und wenige Schritte davon einen ängſtlich und erwartungsvoll ſich vordrängenden Großen oder

Kleinen des Hofes um keinen Preis zu ſehen ſchien, ihn wie weſenloſe Luft behandelte, durch die man unbekümmert dahinſchreitet, — während ſo der Regent, ohne große Mühe, Vergnügte und Traurige, Entzückte und Unglückliche machte, mit Einem Worte ſeinen Cercle hielt, ließ ſich die Prinzeſſin Eliſe mit einer etwas affectirten Müdigkeit auf einen kleinen Fauteuil nieder, der in der Nähe eines der Fenſter ſtand, und rief Fräulein von Ripperda zu ſich. Dieſe beugte ſich auf ihre Gebieterin herab und ſtützte dabei ihre Rechte auf den Fauteuil, worauf die Prinzeſſin unter dem Ausdruck unverkennbaren Wohlwollens mit ihrer Hand über den ſchönen vollen Arm des jungen Mädchens herunterfuhr, und dieſe dann auf den Fingern ihrer Hofdame ruhen ließ. Zu gleicher Zeit neigte ſie den Kopf ſehr ſtark rückwärts und winkte mit den Augen einem Herrn in ſchwarzem Fracke, der hinter dem Regenten eingetreten war.

Dieſer Herr war wenige Jahre jünger als Seine Hoheit, ſah aber ungleich älter aus und hatte in ſeinen Bewegungen etwas forcirt Gelenkiges, eine Manier ſich zu bewegen, durch welche ſich Manche bemühen, eine beginnende Hinfälligkeit des Körpers zu verdecken. Sein Geſicht war geiſtreich und nicht unſchön, doch lag ein gewiſſer Ausdruck der Abſpannung um Augen und Mund, und dabei ſpielte um den letzteren ein meiſtens höchſt fatales Lächeln, ein Lächeln, von dem man ſagen konnte, wie jener alte Oberſt zu ſeinen Reitern: wenn ich lache, ſo lacht der Teufel aus mir!

Der Gerufene — es war der Oberſtjägermeiſter, Baron Rigoll — wand ſich, indem er die freundlichſten Blicke an ſeine Umgebung ſpendete und ſie auf dieſe Art bat, gefälligſt Platz zu machen, wie ein Aal durch die Gruppen der Hofherren, Offiziere und Damen und glitſchte mit einem wahren Schlittſchuhſchritt neben den Fauteuil Ihrer Durchlaucht, der Prinzeſſin. Das junge Mädchen, welches an der anderen Seite ſtand, hob in dieſem Augenblick ihren Kopf in die Höhe und während ſie ſcheinbar gleichgültig zum Fenſter hinausblickte, that ſie einen tiefen Athemzug. Ein ſehr aufmerkſamer Beobachter mußte in

dieſem Augenblicke bemerken, daß eine ganz leichte Röthe auf ihren Wangen erſchien, daß ſie die vollen Lippen zuſammenpreßte und daß ſie eine Sekunde lang ſeltſam mit ihren Augen zwinkerte; und dieſer ſehr aufmerkſame Beobachter, der das in der That bemerkte, ſtand nicht weit von dem ſchönen Fräulein, durch den ſchweren Vorhang des Fenſters geſchützt, aber ſo aufgeſtellt, daß ihm nicht das Geringſte von der Gruppe um den Fauteuil entging.

„Es war doch heute eine ſuperbe Partie," ſagte die Prinzeſſin; „in der That reizend und erfriſchend; und für die kleinen Ueberraſchungen in Ihrem Departement, dem Walde, bin ich Ihnen zu ganz beſonderem Danke verpflichtet."

Der Oberſtjägermeiſter verbeugte ſich tief und als er den Kopf wieder erhob, warf er einen Blick auf Helene von Ripperda, welche von der Prinzeſſin durch einen leichten Druck auf die Hand vermocht worden war, den Kopf herumzuwenden.

„Daß Eure Durchlaucht mit dem heutigen Tage zufrieden war," ſprach der Baron Rigell, „iſt eine Gnade, welche mich ganz glücklich macht. Ja, Eure Durchlaucht," fuhr er in erregterem Tone fort: „es war ein entzückender Tag, und wenn ich hoffen darf, für mich von den herrlichſten und glücklichſten Folgen."

Aus den Augen der Prinzeſſin leuchtete die unverkennbarſte Bosheit, als ſie bei dieſen Worten zuerſt einen Blick auf das herrliche junge Mädchen warf und dann die in Ehrfurcht gekrümmte Geſtalt des Sprechers betrachtete.

„Fräulein Helene," fuhr dieſer fort, hielt aber unter ſeinem fatalen Lächeln inne, als ihn ein feſter Blick aus den großen Augen der jungen Dame traf. Doch nahm Ihre Durchlaucht ſeine Rede auf und ſagte mit leiſem, aber beſtimmtem Tone, wozu indeſſen ihr liebenswürdiges Lächeln nicht ganz gut paßte: „Helene weiß, wie ſehr ich mich mit ihrem Glücke beſchäftige. Sie weiß, daß ich wie eine Schweſter für ihre Zukunft beſorgt bin und weiß ebenſo, wie umſichtig und prüfend ich zu handeln pflege."

„Gewiß, Eure Durchlaucht," erwiderte das junge Mädchen und beugte ſich abermals und ſo tief auf die Prinzeſſin herab, daß weder der Oberſtjägermeiſter noch der Beobachter hinter dem Vorhange in dieſem Augenblicke ihr Geſicht zu ſehen im Stande war.

Herr von Fernow war übrigens bei dem Cercle, den der Regent hielt, ſowie bei der kleinen Scene am Fauteuil der Prinzeſſin aus uns bekannten Gründen nicht der einzige ſcharfe Beobachter, wogegen er der Einzige war, der die Miene des Baron Rigoll verſtanden, ſowie die Worte der Herzogin gehört. Er mußte alle ſeine Ruhe zuſammennehmen; er mußte ſich zehnmal in's Gedächtniß zurückrufen, wo er ſich befände und daß vielleicht manches Augenpaar, welches früher von ſeinen Bewerbungen um Helene etwas geſehen, jetzt ebenſo aufmerkſam auf ihm ruhe, wie ſeine Blicke auf der Gruppe an dem kleinen Fauteuil.

Obgleich Herr von Wenden anſcheinend auf die unbefangenſte Art von der Welt bald mit dieſem, bald mit jenem ſprach, ſich auch ſoviel als thunlich zwiſchen den Herren und Damen bewegte, ſo hingen doch ſeine Blicke faſt beſtändig an dem großen Blumenſtrauße, den er in Gedanken raſtlos umkreiste, wie die Biene, die ſo eben zu dem offenen Fenſter hereingeſummt war.

Schon oft hatte ſich dieſer oder jener, namentlich aber viele Damen, dem Bouquet genähert, und wenn jemand ſich etwas auffallend tief darauf hin beugte, ſo ſchlug dem Kammerherrn das Herz ſchneller, meiſtens aber alsdann mit dem Gefühl des Unmuthes; denn es waren bis jetzt lauter unbedeutende Leute geweſen, welche den geheimnißvollen Blumenſtrauß bewundert. Einmal freilich war der Regent, der nahe an dem Tiſchchen ſtand, mit der Hand über die Blumen hinweg gefahren, als wolle er ſich etwas von ihrem ſüßen Dufte zufächeln; — der Regent, — nein, der hatte nichts mit dem Papierſtreifen zu thun; ſein Geſicht war in dieſem Augenblicke ſo ruhig wie immer und er ging ohne alle Bewegung von dem Tiſche hinweg nach der Fenſternische, um da ein paar Worte mit einigen älteren Herren zu ſprechen.

Die Prinzeſſin warf einen Blick auf die Uhr über dem Kamin

und ſagte zum Oberſtjägermeiſter, der eben im Begriff war, ſich ehrerbietig zurückzuziehen:

„Gleich Sechs, wenn ich nicht irre. O, es iſt mir angenehm, daß es zum Diner geht; ich habe von unſerm Ausfluge einen ganz tüchtigen Appetit mitgebracht.“

Ehe aber Baron Rigoll im Stande war, hierauf etwas zu erwidern, was übrigens die Prinzeſſin auch gar nicht zu erwarten ſchien, warf ſie den Kopf auf die andere Seite und ſagte zu Fräulein von Ripperda:

„Sehen Sie, Helene, dort das wunderbare Bouquet auf dem kleinen Tiſchchen? Wirklich allerliebſt arrangirt. Wunderſchöne Blumen!“

„In der That, Eure Durchlaucht, wunderbar ſchön,“ antwortete das junge Mädchen. — „Magnifique!“ meinte der Oberſtjägermeiſter. — Und „delicios! köſtlich! ſüperb!“ erſchallte es aus dem Munde eines halben Dutzend Damen, welche ſich durch die ziemlich laut geſprochenen Worte der Prinzeſſin berechtigt glaubten, ſich etwas davon zu nutze zu machen und ihre Ergebenheit dadurch zu bezeugen, daß ſie ebenfalls ihren Enthuſiasmus für das Blumenbouquet durch einen Ausruf an den Tag legten. Auch drängten ſich mehrere vor, um die bewunderten Blumen in der Nähe zu ſehen, ſie nochmals ganz außerordentlich prächtig zu finden, wozu ſich auch einige Herren mit fortreißen ließen, um ſo der Prinzeſſin im wahren Sinne des Wortes — durch die Blumen zu huldigen.

Herr von Wenden war in Verzweiflung. Man umdrängte den kleinen Tiſch ſo gewaltig, daß es gar nicht zu verwundern geweſen wäre, wenn ſich in dieſem Augenblicke ein paar Finger des Papierſtreifens unbemerkt bemächtigt hätten. Er erhob ſich auf den Zehen, ging ſelbſt einige Schritte näher, konnte aber nicht von dieſer Seite an das Tiſchchen gelangen, da ihm der Regent im Wege ſtand, den zu umgehen gegen allen Anſtand geweſen wäre.

„Ja, es iſt ſehr ſchön arrangirt,“ wiederholte die Prinzeſſin nach einer kleinen Pauſe, wobei ſie ihren Fächer aufrauſchen ließ und leicht

gegen ſich fächelte. — „O, meine liebe Helene,“ fuhr ſie dann in ſehr nachläſſigem Tone fort; „ſeien Sie ſo freundlich und ſchauen in dem Bouquet nach, ob Sie nicht eine Theeroſe finden. Ich liebe den Geruch der Theeroſen außerordentlich.“

„Eine Theeroſe!“ ſprach der Kammerherr zu ſich ſelber mit angehaltenem Athem.

Fräulein von Ripperda war zu dem Tiſchchen getreten; ihre feinen Finger ſuchten behutſam zwiſchen den Blumen; dann wandte ſie ihren Kopf gegen den kleinen Fauteuil und ſagte: „Ja, Euer Durchlaucht, hier in der Mitte ſteckt eine ſehr ſchöne Theeroſe; ſoll ich ſie herausziehen?“

„Wenn es ohne Schaden für das ſchöne Bouquet geſchehen kann,“ entgegnete die Prinzeſſin, anſcheinend mit der größten Theilnahmloſigkeit und wobei ſie ein animirtes Geſpräch mit dem Oberſtjägermeiſter, das ſie ſo eben begonnen, unterbrach.

Daß ihr leiſer Wunſch Befehl war, verſteht ſich von ſelbſt, und wenn auch das ganze Bouquet darüber zu Grunde gegangen wäre, ſo würde doch jeder der Anweſenden die Roſe mit einem wahren Enthuſiasmus hervorgezogen und überbracht haben.

Helenens zarte Hand that übrigens den andern Blumen keinen Schaden; als ſie die Roſe hervorzog, hatte ſie dem Fauteuil der Prinzeſſin den Rücken zugekehrt und ehe ſie ſich wieder herumwandte, fuhren ihre leuchtenden Blicke eine Sekunde über den Kreis der Herren, die ſowohl das Bouquet als die Roſe und das ſchöne Mädchen mit außerordentlichem Intereſſe betrachteten.

Herr von Fernow, der noch immer halbverdeckt hinter dem Fenſtervorhange ſtand, hätte viel darum gegeben, mit ſeinen Augen den Blicken Helenens begegnen zu dürfen. Er hätte es gewiß gefühlt, wenn dieſe Blicke auch nur den tauſendſten Theil einer Sekunde bei ihm verweilt hätten. — Ah! dieſe ſüßen, heißen Blicke! Wie ſich der Verſinkende an einen Strohhalm anklammert, ſo war es ihm ein Troſt, ſich ſagen zu können: Hätte Helene dich geſehen, vielleicht würde ſie dir

durch ein Zucken in ihren Augenwimpern gesagt haben, daß ihr die Scene so eben am Fauteuil schrecklich gewesen.

Unterdessen hatte Fräulein von Ripperda der Prinzessin die Rose überbracht, welche ziemlich gleichgültig daran roch und zu dem Oberstjägermeister gewendet sprach: „Wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist das Amour offensée.“

Der gewandte Hofmann verbeugte sich mit einem augenscheinlichen Entzücken und sagte: „Euer Durchlaucht haben auch in der Botanik einen sichern Blick, der Sie nie täuscht; es ist in der That Amour offensée. Nicht wahr, eine schöne Rose, Fräulein von Ripperda?“ wandte er sich an die junge Dame.

„Amour offensée!“ sagte auch diese; doch flogen ihre Blicke über die Rose hinweg, abermals durch das Zimmer.

„Amour offensée!“ murmelten die zunächst stehenden Hofdamen entzückt; „Amour offensée!“ pflanzte sich von Mund zu Mund fort; sämmtliche Kammerherren sprachen es aus mit dem Ausdruck des unverkennbarsten Erstaunens über die Kenntnisse der Herzogin. — „Amour offensée!“ sagten ein paar alte, dürre Staatsräthe in vierstöckigen weißen Halsbinden, und — „Amour offensée!“ wiederholte schmerzlich der junge Ordonnanzoffizier mit einem tiefen Seufzer. —

— „Amour offensée!“ — —

Es war ein Glück, daß in diesem Augenblick die Uhr über dem Kamin hell und vernehmlich sechsmal anschlug; sonst wäre wahrscheinlich die Amour offensée zu einem allgemeinen Gesprächsthema geworden von sehr gefährlichen Folgen.

— Sechs Uhr. — Die Flügelthüren öffneten sich schneller als gewöhnlich, und der erste Kammerdiener des Regenten machte gegen Seine Königliche Hoheit eine tiefe Verbeugung, worauf dieser eine freundliche Handbewegung gegen die Prinzessin machte, die sich auch alsobald erhob und gefolgt von ihren Damen dem Speisesaal zuschritt. Dabei blieb sie aber wohl ein dutzendmal, wenn auch nur auf einen ganz kurzen Moment, stehen, schaute nach Diesem und Jenem, fragte

Dies und Das, und wandte ſich dabei ſo geſchickt um ſich ſelbſt, daß der aufmerkſamſte Beobachter kaum des Fehlers an ihrem Fuße gewahr worden wäre. Der Regent, ſcheinbar in angelegentlichem Geſpräch mit dem Miniſter des Hauſes, ließ faſt die ganze Geſellſchaft vorangehen, ehe auch er in den Speiſeſaal trat. An der Thüre ſtand, ihn erwartend, noch immer Herr Kindermann, der erſte Kammerdiener, den Herzog mit einer tiefen Verbeugung vorüberlaſſend. Während aber der Regent durch die Thüre ſchritt, ſagte er zu ſeinem getreuen Diener zwei Worte, die dieſer durch ein ganz leichtes Kopfnicken beantwortete.

Das Hofdiner nahm ſeinen Anfang und Verlauf wie alle dergleichen Vergnügungen. Wenn auch die Menue vortrefflich war, ſo ſtillten doch die meiſten den kleinen Hunger, den man zu Hofe mitzubringen pflegt, größtentheils durch die Ehre, an der herzoglichen Tafel ſpeiſen zu dürfen. Einen allzu großen Appetit zur Hoftafel mitzubringen iſt unanſtändig und gefährlich, letzteres, da man nicht weiß, welche Tiſchnachbarn oder Nachbarinnen man hat. Wirft Einen das Schickſal zwiſchen zwei gerade nicht eßluſtige, aber ſehr redſelige Damen, ſo thut man am beſten, die meiſten Schüſſeln vorübergehen zu laſſen; denn was nützt es, das Beſte auf dem Teller zu haben, wenn man nur faſt verſtohlener Weiſe dazu kommen kann, einen Biſſen zu genießen? Du biſt gerade im Begriff, die erſte Gabel zum Munde zu führen, als deine Nachbarin zur Linken eine zarte Wißbegierde an den Tag legt und zu erfahren wünſcht, ob du geſtern im Theater geweſen.

„Allerdings, gnädige Frau.“

„Ein delicióſes Stück! — Wie ich mich amüſirt habe!“

Natürlicher Weiſe findeſt du durch eine ſtumme Neigung des Kopfes das Stück eben ſo delicióſ und haſt dich eben ſo vortrefflich amüſirt; denn würdeſt du wagen zu widerſprechen, ſo käme die Gabel mit einem ſehr ſchönen Biſſen nimmermehr an ihren Beſtimmungsort. Leider findet ſich die Nachbarin zur Rechten veranlaßt, anderer Meinung zu ſein.

„Wie, ma chère Baronne!“ ruft ſie aus und dabei lehnt ſie ſich ſo ſtark vorn über, um ihre Nachbarin beſſer zu ſehen, daß, wenn ich jetzt meinen rechten Arm gebrauchen wollte, es gerade ausſähe, als wollte ich ihr die Ausſicht verſperren. Hand, Gabel und Biſſen bleiben alſo auf halbem Wege ſtehen. — „Ich finde das Stück ein Horreur. Sie werden mir verzeihen, ma chère Baronne, ich bitte Sie!“ Damit wendet ſie ſich zu mir: „Wollen Sie eine Aufführung, wie die des jungen Grafen, — ſein Vater iſt allerdings nur ein Banquier — ſelbſt in der Komödie rechtfertigen? — Wollen Sie das? — Können Sie das?“ —

„O Gott! ich möchte wohl, aber ich kann ja nicht.“

„Er verläßt am Tage der Verlobung ſeine Braut, ein Mädchen von ſehr guter Familie, um mit einer früheren Liaiſon davon zu gehen!“

„Aber er hat doch einige Gründe dafür gehabt,“ wage ich zu ſagen. — Ich weiß wohl, ich habe mit dieſer Bemerkung Oel ins Feuer gegoſſen, will aber nur die jetzt aufpraſſelnde Entgegnung benutzen, um endlich meine lang gehegte und gewiß verzeihliche Abſicht zu erreichen; aber ich habe falſch gerechnet. Während meine Nachbarin mir allerdings in eifriger Rede die Horreurs des Stücks auseinanderſetzt, hat ſie die Bosheit, ihre rechte Hand auf meinen rechten Arm zu legen: „Endlich,“ ſagt ſie endlich; „ich begreife nicht, wie unſere ſonſt ſo umſichtige Intendanz ſolche Stücke nur aufführen laſſen mag.“

Die umſichtige Intendanz ſitzt uns gerade gegenüber und da ſie an dergleichen Reden gewöhnt iſt, ſo lächelt ſie ſtill vergnügt in ſich hinein; ja, der gute Bordeaux, den ſie ſo eben getrunken, hat ihr Herz milde geſtimmt und während ſie die Selbſtverleugnung ſo weit treibt, das Stück in einigen Theilen allerdings ein wenig ſtark zu finden, verſichert ſie dagegen, daß der Dindon aux truffes, mit dem ſie ſich gerade beſchäftigt, entſchieden die feinſte Schüſſel ſei.

Nun weiß aber der geneigte Leſer hoffentlich aus Erfahrung, daß ein Dindon aux truffes warm geſpeiſt werden muß, und ebenſo gut,

Hartmann (unter der Thür der Loge).

Guten Abend, mein Kind, wie geht's? Was macht Meister Jonas, der Papa, unser würdiger Portier?

Rosa.

Danke gütiger Nachfrage, recht wohl.

Hartmann.

Nichts Neues für mich gekommen, Bücher, Briefe?

Rosa (gleichgültig).

Ich glaube nicht, Herr von Hartmann. (Für sich.) Soll ich? (Laut.) Ja, ich glaube — vor ein paar Minuten ist ein Brief gekommen — ich weiß aber nicht, wer ihn gebracht hat.

Hartmann.

So gib ihn her, mein Kind. Wird nichts Wichtiges sein. (Will ihn einstecken.) Doch welch eigene Handschrift und so eilig geschrieben und zugesiegelt. Leuchte mir ein bischen, mein Kind.

Rosa (nimmt ein Licht und tritt in den Flur).

(Für sich.) Gott, ich soll ihm leuchten. Das wird mir doch ein bischen sauer.

Hartmann (erbricht den Brief, liest und erschrickt).

Gott im Himmel, was ist das? — „Mein Herr, wenn Sie die Mohrenstraße hinabeilen bis in's französische Café, werden Sie einen gelben Wagen bemerken, mit zwei Schimmeln bespannt. In demselben sitzen zwei Personen; die eine ist der Literat Schmidt, die andere — Ihre Frau." Meine Frau? — Teufel, was soll das heißen? (Laut.) Wissen Sie, ob meine Frau ausgegangen ist?

Rosa.

Kann nicht genau dienen, Herr von Hartmann. Doch glaube ich fast, die gnädige Frau —

Hartmann.

Nein, nein, bei Gott, das wär' zu stark, das wär' zu arg! (Zu Jonas, der die Treppen heraufsteigt.) Meister Jonas, weiß er nicht, ob Jemand bei mir zu Hause ist.

daß ein Biſſen, der fünf Minuten lang zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt, erkaltet. Da die Hand meiner Nachbarin von meinem Arme nicht weichen will, ſo mache ich es, wie irgend ein Held in einer beliebigen Schlacht, deſſen rechter Arm ſo eben gelähmt wurde: auch ich nehme ruhig meine Waffe in die linke Hand; doch kaum glaube ich, ſie glücklich zum Munde führen zu können, als meine Nachbarin zur Linken, die in höchſter Indignation ſtille geſchwiegen, und es vielleicht auch unter ihrer Würde hält, das angegriffene Schauſpiel zu entſchuldigen, jetzt mit affectirter Gleichgültigkeit ihr Glas vor mich hinſchiebt und um ein wenig Waſſer bittet.

Wäre ich in dieſem Augenblick ein Araber der Wüſte, ſo würde ich vielleicht ſprechen: „Verflucht ſei das Ei, aus welchem dieſer Dindon geſchlüpft, verflucht das naſeweiſe Schwein, das dieſe Trüffeln aus dem Grunde gewühlt, verflucht der Autor, der das fragliche Stück geſchrieben und vor allen Dingen verflucht ſeien — —.“ Da ich aber ein glattraſirtes Kinn habe, eine weiße Halsbinde trage und auf geſellſchaftliche Bildung Anſpruch mache, auch in dieſem Augenblicke höre, wie rings umher die Teller gewechſelt werden, ſo lege ich ſeufzend meine Gabel nieder,

ſtill mich freuend, bis es wieder
Morgen würde ſein.

Ebenſo unangenehm, ja noch gefährlicher iſt es, bei dergleichen Diners in der Nähe hoher und höchſter Herrſchaften placirt zu werden. Alsdann haſt du das Schickſal des jungen Naſchers, der überraſcht zu werden fürchtet. Du wirfſt deinen unglücklichen Biſſen nur verſtohlen in den Mund, du wagſt nicht zu kauen, du ſchlingſt nur, wie ein Kettenhund, oder wie eine Kropfgans; du ſetzeſt dich der Gefahr aus, an einem Knochenſplitter zu Grunde zu gehen, nur um den Augenblick nicht zu verpaſſen, wo dich ein allerhöchſter Blick trifft, oder wo du ſo glücklich ſein mußt, eine allerhöchſte Frage umgehend zu beantworten.

Aus dieſen angeführten Gründen iſt es nun in der That beſſer, zu einem ſolchen Diner nicht hungrig zu gehen. Die Qualen des Tantalus zu erdulden, iſt nicht angenehm; ein hungriger Menſch, der ſo mit anſehen muß, wie er auf unverantwortliche und leichtſinnige Art um die ſüßen Freuden der Tafel gebracht wird, — ein ſolcher Unglücklicher könnte vielleicht einmal grob werden, und ein grober Gaſt an einer Hoftafel wäre etwas ſo außerordentlich Schreckliches, von dem noch zehn Kammerherrengenerationen ſchaudernd ſprechen würden, als von etwas, „was der Menſch begehren ſollte nimmer zu ſchauen.“

Als gut geſchulte Hofmänner hatten denn auch ſowohl Herr von Fernow als Herr von Wenden ihren Appetit durch ein ſpätes und ſolides Frühſtück gedämpft, heute wohl unnöthiger Weiſe; denn Beider Hunger, und wenn er auch noch ſo ſtark geweſen wäre, würde von der Aufmerkſamkeit abſorbirt worden ſein, mit welcher der Kammerherr die Prinzeſſin Eliſe, der Ordonnanzoffizier aber Fräulein von Rivverda betrachtete.

Die Prinzeſſin hatte die Roſe neben ſich auf den Tiſch gelegt, doch ſah das ſcharfe Auge des Herrn von Wenden wohl, daß der Papierſtreifen von dem Zweige verſchwunden war. Was dieſer Papierſtreifen enthielt, konnte ſie füglich noch nicht geleſen haben; ſie hatte noch keine Gelegenheit gehabt, ihn, wie der Kammerherr gethan, gegen das Licht zu halten; denn nur ſo konnte man die paar Worte herausfinden, die mit einer feinen Nadel in das Papier geriſſen waren.

Viertes Kapitel.

Amour offensée.

Hinter dem Stuhle Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin Eliſe ſtand der erſte Kammerdiener des Regenten, Herr Kindermann, der neben andern bedeutenden Gaben auch die beſaß, ſeine Augen aufs Allerſeltſamſte bewegen zu können; während er nämlich mit dem einen weder den Regenten noch die Prinzeſſin außer Sicht ließ, bemerkte er mit dem andern genau, was an der ganzen Tafel vorging. So war es denn auch von dieſem würdigen Beamten nicht unbemerkt geblieben, daß ſowohl Herr von Fernow als Herr von Wenden faſt jede Schüſſel unberührt vorübergehen ließen; ebenſo, daß der Letztere wahrhaft auffallend und in geſpannter Erwartung nach Ihrer Durchlaucht hinblickte, ferner, daß der junge Ordonnanzoffizier mit zuſammengebiſſenen Lippen und finſterem Blick daſaß, zuweilen wie aus tiefen Träumereien erwachend Fräulein von Ripperda anſtarrte oder nichts weniger als freundſchaftlich nach dem Oberſtjägermeiſter hinüberſah.

Herr Kindermann trug faſt immer ein gleichmäßiges und liebevolles Lächeln zur Schau; es mochte Tag oder Nacht ſein, Sommer oder Winter, es mochte regnen oder ſchneien: er lächelte; und ſein Geſicht hatte ſich ſo daran gewöhnt, daß es ihm bei traurigen Veranlaſſungen die größte Mühe machte, die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen und die Unterlippe vorſchriftsmäßig herabhängen zu laſſen. Jetzt ſtrich er ſich ſanft durch ſein ſtark ergrautes Haar und lächelte; jetzt zupfte er leicht an ſeiner Halsbinde und lächelte. Mit ſanftem Lächeln bot er der Prinzeſſin einen Teller friſch aufgeſchnittener Ananas und dann präſentirte er eben ſo gleichmüthig lächelnd Ihrer Durchlaucht das verlangte Glas Waſſer. Wir glauben gewiß annehmen zu können, daß Herr Kindermann auch lächelnd in den Armen des Schlafes lag, und daß, wenn ihn einſt deſſen ernſterer Bruder abrufen wird,

Herr Kindermann mit dem freundlichsten Lächeln diese Welt verlassen werde.

Nach einiger Zeit kam der große Moment, wo der Regent gelinde hustend zu Ihrer Durchlaucht der Prinzessin hinübersah, wie sie leicht mit dem Kopfe nickte und sich darauf erhob, bei welcher Veranlassung Herr Kindermann lächelnd den Sessel entfernte. Ein paar Sekunden hierauf hörte man nichts als Stuhlrücken, Räuspern, Husten, dazwischen ein halblautes Wort, Säbel- und Sporengeklirr. Die Prinzessin begab sich in das Zimmer zurück, wo der kolossale Blumenstrauß stand, und in welchem, gleich wie im Nebensaale, der Kaffee servirt wurde. Jetzt, nach der Tafel, wurde kein so förmlicher Cercle gehalten, wie vorher, sondern die Gruppen vertheilten sich zwang- und harmlos. Junge Kammerherren und Offiziere suchten sich den Hofdamen zu nähern, man hörte sogar mitunter ein lautes Wort und ein leises Lachen, ja, man sah alte Excellenzen — von den wenigen Auserwählten, die bei der Hoftafel das Privilegium haben, wenig zu sprechen und viel zu essen, — irgend einer langjährigen Damenbekanntschaft schmunzelnd die Cour machen.

Solch eine alte Excellenz macht ihre Cour auf ganz eigenthümliche Weise. Der sehr steife und hohe Uniformskragen hindert sie, den Kopf nach rechts oder links zu drehen, weshalb sie nur ihren Augen gestattet, diese Bewegungen zu machen; ebenso ist es ihr aus dem angeführten Grunde unmöglich, das Haupt zu senken, wenn sie mit irgend einer Dame sprechen will, wodurch dem ein ganz seltsames, man könnte sagen, faunenartiges Schielen nach unten entsteht. Dazu kommt noch ein sehr gesättigtes Lächeln um ihren Mund, und alles das zusammen gibt öfters den Worten solch einer alten Excellenz eine ganz andere Deutung, als sie wohl selbst beabsichtigte, hinein zu legen.

„Wünsche wohl gespeist zu haben, meine Gnädige. — Ein ganz charmantes Diner!“

„Außerordentlich gut, Excellenz. Ich habe mich vortrefflich unterhalten.“

„Ja, unterhalten, vortrefflich; aber abgeſehen davon, man ſpeist in der That ganz deliciös.“

„Und Excellenz lieben ein gutes Diner.“

„Ich leugne das nicht, gnädige Frau; man wird alt, und alles das, was uns ſonſt Freude machte, ſchrumpft zuſammen, ich möchte ſagen, vereinigt ſich im Gedanken an ein gutes Diner. — In früheren Zeiten, meine Gnädige, da war es anders ...“

„Ja, in früheren Zeiten, da war es anders!“ ſeufzt die ſehr alte Hofdame und hat ein Recht dazu, einen tiefen Seufzer auszuſtoßen, denn ſie, die früher mit einem einzigen Athemzuge ſämmtliche Offiziere eines Cavallerie-Regiments in Aufregung zu ſetzen vermochte, kann jetzt nicht einmal mehr die Brüſſeler Spitzen ihres Kleides in Bewegung bringen.

„Ganz anders,“ meint die Excellenz und ſchielt bedeutend. „Ja, dazumal, als wir noch auf dem großen Maskenball anno 94 die Gavotte zuſammentanzten. — —!“

„O, Excellenz, nichts von dem Balle!“ entgegnet die Hofdame, indem ſie ihren Fächer ausbreitet, um hinter den reifröckigen Damen auf demſelben, mit auffallend niedrigem Mieder und ſonſt noch allerlei, Schutz zu ſuchen.

„Da zeigen Sie mir gerade ihr Portrait von dazumal,“ ſagt die boshafte Excellenz, indem ſie mit ihrem dürren Finger auf eine der Figuren weist, die auf dem Fächer abgebildet ſind. — Ah! vergangene Zeiten! Der Abend und ſeine Folgen waren ſchön!“

Der Fächer rauſcht zuſammen, und indem ſich die alte Dame ſcheinbar erzürnt wegwendet, erhält die Excellenz mit jenem einen leiſen Klaps auf den ſchlotterigen Aermel, begleitet von einem Blicke, welcher hätte zünden können, wenn unter dem alten Hofkleide überhaupt noch etwas Zündbares geweſen wäre.

Die Prinzeſſin hatte ſich einen Augenblick in ihre Appartements zurückgezogen und während dieſer Zeit wahrſcheinlich den kleinen Zettel geleſen, den ſie bei der Amour offensée gefunden. Herr von Wenden

hatte ſie mit den Augen verfolgt, bis die Thür ſich hinter ihr ſchloß, und als ſie wieder heraustrat, war er bemüht, den erſten ihrer Blicke aufzufangen, um zu ſehen, ob etwas darin zu leſen ſei. Das Geſicht der Prinzeſſin aber war wie vorher heiter und ihre Augen glänzten mit ihrem gewöhnlichen ſchelmiſchen Ausdruck. Sie trat zu dem Regenten, der in einer Fenſtervertiefung ſtand, legte ſchmeichelnd ihre kleine Hand auf ſeinen Arm, und dabei war es unverkennbar, daß der Herzog mit außerordentlichem Wohlwollen und ſehr freundlich auf die niedliche Couſine herabſah. Sie trug ihm lebhaft ein Anliegen vor, er aber ſchien dagegen verſchiedene Einwendungen zu machen; zuweilen ſchüttelte er leicht den Kopf, zog erſtaunt die Augbrauen in die Höhe, erhob auch mitunter wie warnend und drohend den Zeigefinger. Dabei aber lachte die Prinzeſſin laut und fröhlich; alles, was er ſagte, ſchien ſie mit Scherzreden zu beantworten, und als ſie endlich auf recht komiſche und unwiderſtehliche Art zu ſchmollen anfing, lachte er ſeinerſeits herzlich, und man hörte ihn deutlich ſagen:

„Was will ich machen? Das iſt eigentlich dein Departement. Ich an deiner Stelle würde nicht ſo raſch zu Werke gehen.“

Während dieſer Unterredung und vorher ſchon hatte ſich der junge Ordonnanzoffizier dem Fräulein von Rivverda genähert, aber gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit mit großer Aengſtlichkeit. Aufs Tiefſte bewegt von dem, was er bei der Tafel geſehen und gehört, hätte er das junge Mädchen ſo unendlich viel zu fragen gehabt, aber lauter Sachen, die ſich hier nicht erörtern ließen. Sein Herz hätte überfließen mögen von leidenſchaftlichen, ja bittern Worten, er hätte ihr ſo viel zu ſagen gehabt, daß er ihr nichts zu ſagen wußte.

Ihr ſchien es übrigens nicht beſſer zu gehen. Sie, die ſich ſonſt ſo gern mit ihm unterhalten hatte, die den lebhaften, geiſtreichen und eleganten Offizier beſtändig dadurch auszeichnete, daß ſie ihm gern erlaubte, in ihrer Nähe zu weilen, daß ſie bei allgemeinen Spazierritten ſeine Geſellſchaft zu lieben ſchien, daß ſie häufiger mit ihm, als mit anderen tanzte, ja, daß ſie ihm zuweilen einen ſinnenden Blick nachſandte,

wenn er ſich nach einem etwas animirten Geſpräch ſo froh, ſo heiter, ja offenbar glücklich verließ, — ſie trat ihm heute nicht nur nicht entgegen, ſondern ſchien ihn zu meiden und ſuchte eine ältere Kollegin in angelegentlichem Geſpräch zurückzuhalten, als ſich Herr von Fernow näherte.

So ſtanden Beide einander gegenüber, und während Fräulein von Ripperda zum erſtenmal fand, daß ihr Blumenbouquet wahrhaft betäubend duftete, ſchien ihn die ſonſt nicht zu enge Säbelkuppel zu drücken, und Beide holten ganz ſchwer und mühſam Athem.

„Sie machten heute eine hübſche Partie, mein gnädiges Fräulein,“ ſagte er nach einer Pauſe; „ich habe alle beneidet, die den ſchönen Herbſttag im Freien zubringen konnten.“

„Ah! Sie waren nicht dabei,“ erwiderte das Fräulein; und daß ihre Worte halb wie eine Frage klangen, verletzte ihn tiefer, als alles Uebrige.

Mit ihrem Glücke beſchäftigt, hat ſie es nicht einmal geſehen, daß du nicht dabei warſt! dachte er und verbeugte ſich trübe lächelnd, indem er ſagte: „Mich hielt mein Dienſt hier zurück; doch — jetzt bedaure ich es nicht mehr, zurückgeblieben zu ſein.“

„Aber es hätte auch für Sie ein ſchöner Nachmittag ſein können,“ ſagte ſie und ſchlug die Augen nieder, gewiß nur, um ihr Armband zu betrachten.

„Für mich nicht; — aber für Sie war er ſchön.“

„Wer weiß?“

„O! ſehr ſchön und folgenreich.“

Bei dieſen Worten zuckte ein ſchmerzlicher Schatten über ihr Geſicht, und ſie blickte ihm feſt in die Augen, während ſie ihre vollen Lippen zuſammenpreßte.

„Ja, ſchön und folgenreich,“ wiederholte er; „und hätte es da für mich ein Glück ſein können, in Ihrer Nähe ſein zu dürfen?“

Das ſagte er mit leiſer, aber heftig erregter Stimme; er war ſo bewegt, ſo außer ſich, daß er vielleicht noch Anderes geſprochen hätte. --

Anderes, was, von fremden Ohren gehört, vielleicht mit allerlei merkwürdigen Verzierungen weiter erzählt worden wäre. Und so war es denn gut, daß dieſes Geſpräch plötzlich abgebrochen wurde. Die Prinzeſſin trat nämlich, ſich leicht hin und her wiegend, einen Schritt vor die Fenſternische und rief Helene mit lauter Stimme zu ſich.

Der junge Offizier drückte ſeine Hand feſt auf's Herz und machte eine tiefe Verbeugung, als das ſchöne Mädchen von ihm ſchied. Seine Augen folgten ihr aber und ſo bemerkte er denn, daß die Herzogin einige leiſe Worte zu Helenen ſprach, und daß dieſe ſie darauf flehentlich um etwas zu bitten ſchien. Doch ſchüttelte Ihre Durchlaucht heiter den Kopf und ſagte ziemlich laut:

„Es iſt ſonderbar, daß man euch junge Mädchen zu Allem zwingen muß, ſelbſt zu eurem Glück."

„Aber ich beſchwöre Eure Durchlaucht!" entgegnete Fräulein von Ripperda mit leiſer Stimme; „nur heute nicht, nur jetzt nicht!"

Doch war alles das vergeblich. Der Regent war auf einen Wink ſeiner Couſine näher getreten, und als die kleine Prinzeſſin Fräulein von Ripperda feſt bei der Hand ergriff und ſie einen Schritt vor, gegen den Herzog, führte, verbeugte ſich Seine Hoheit leicht und anmuthig und ſagte mit einer tiefen, klangvollen Stimme:

„Ich gratulire von Herzen, mein Fräulein. Sie hätten keine beſſere Wahl treffen können." Dann wandte er ſich zur Seite, reichte dem Oberſtjägermeiſter, der entzückt und händereibend näher trat, die Hand und ſetzte hinzu: „In der That, Baron Rigoll dieſe Verbindung freut mich außerordentlich und ich hoffe, Sie werden glücklich ſein."

Wenn ein Funke in einen lockeren Strohhaufen fällt, ſo kann die Flamme ſich nicht ſchneller verbreiten und nicht geſchwinder emporlodern, als ſich bei Hofe, bei ſolcher Veranlaſſung die Gratulation, von Allerhöchſtem Munde proclamirt, durch beide Säle fortpflanzte und verbreitete.

— „Man gratulirt!" rief dicht in der Nähe eine alte Hofdame,

der man in ihrem ganzen Leben nie gratulirt hatte, faſt mit einem lauten Aufſchrei.

„Man gratulirt!“ ſagte eine alte Excellenz, und —

„Man gratulirt!“ tönte es von allen Seiten.

„Wem denn, um Gottes Willen?“

„Fräulein von Ripperda.“

„Ganz unerhört! — und — ? —“

„Nun, mit Seiner Excellenz dem Herrn Oberſtjägermeiſter. Das war doch vorauszuſehen;“ ſagte Jemand, der ſich gern das Anſehen gab, als ſei ſeinem Scharfblick noch nie etwas entgangen.

Daß es hierauf ein unglaubliches Gedränge um die Fenſterniſche gab, kann man ſich leicht denken. Wer möchte gern der Letzte ſein, um zu einer Verlobung zu gratuliren, die ſo offenbar von den allerhöchſten Herrſchaften gutgeheißen und protegirt wurde! Es war rings im Kreiſe ein Lächeln, ein Sprechen, ein Trippeln und Scharren, daß man kaum die einzelnen Ausrufungen der uneigennützigen Freude, als: Superb! — Delicios! — Wunderbar paſſend! — Ganz außerordentlich ſchön! — u. ſ. w., vernehmen konnte. — Nur Helene von Ripperda, eine der Hauptperſonen dieſes luſtigen Drama's, äußerte ihre Freude auf eigenthümliche Art. Ihr Geſicht war mit einer furchtbaren Bläſſe bedeckt, ihre Lippen bebten und ihre Augen ſtarrten über den gratulirenden Haufen hinaus, wie weit, weit in unabſehbare Fernen.

Die Prinzeſſin ſchien das von dem jungen Mädchen begreiflich zu finden; denn ſie lachte mit den Umſtehenden, blickte wie entzückt auf das Geſicht ihrer lieben Freundin und wußte in deren Namen faſt alle Gratulationen mit einigen paſſenden Worten zu erwidern.

Der Einzige, der die tiefe Bläſſe des jungen Mädchens zu verſtehen ſchien und ſie mit inniger Theilnahme betrachtete, war übrigens Se. königl. Hoheit, der Regent. Er wußte vielleicht, was in ihrem Herzen vorging; er berechnete vielleicht oder ſah es in ihren ſeltſamen Blicken, daß die Kraft deſſelben nicht lange mehr anhalten würde. In ſeiner wirklich chevalereſken Manier näherte es ſich dem Fräulein und bot

ihr seinen Arm, indem er nicht ohne einen leisen Anflug von Ironie sagte:

„Man freut sich zu sehr über Ihr Glück. Ich muß wahrhaftig in's Mittel treten, um Sie vor den Gratulationen zu retten, die im Stande sind, Sie zu erdrücken."

Es war ein Blick inniger Dankbarkeit, mit dem das arme Mädchen ihre Hand auf den Arm des Regenten legte; dann machte sie rings umher eine graziöse Verbeugung und athmete tief auf, als der Herzog sie in das Nebenzimmer geleitete bis zur Thür, welche in die Gemächer der Prinzessin führte, und sie dort freundlich entließ.

Herr von Wenden war Einer von den Wenigen, die sich bei der allgemeinen Gratulation begnügt hatten, von ihrem Platze aus ein freundlich grinsendes Gesicht zu zeigen; dabei hatte er sich aber bemüht, sich der Prinzessin, so sehr es ihm möglich war, zu nähern, und er hatte hinter den Fenstervorhängen so gut manövrirt, daß er nun Ihrer Durchlaucht, als diese, um den fortwährenden Gratulationen zu entgehen, sich abermals gegen das Fenster wandte, ganz nahe gegenüber stand.

Da er Einer von den Gerngesehenen war, auch die Prinzessin seinen in der That scharfen Verstand anerkannte, so zeigte sie in ihren Mienen, daß es ihr nicht unlieb war, gerade ihn hier zu treffen. Sie schmiegte sich in die Ecke der tiefen Fensternische und winkte dem Kammerherrn mit den Augen, ihr zu folgen. Es sprang ein recht boshafter Blitz aus ihren Blicken, als sie mit einer bezeichnenden Bewegung nach den innern Zimmern zu sagte:

„Was meinen Sie wohl? Wie viel Procent unserer Gratulanten haben anders gesprochen, als ihre Herzen dachten?"

„Recht viele, Euer Durchlaucht," erwiderte der Kammerherr, „und auch ich muß mich ihnen anschließen. Auch ich gratulire, aber ich gratulire nur dem Baron Rigoll, der sein Glück in so gute Hände legte."

„Ah was!" versetzte die Prinzessin, indem sie die Oberlippe höhnisch aufwarf; „an dessen Glück habe ich wahrhaftig wenig gedacht."

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Jonas.

Jonas.

Glaube kaum, Herr von Hartmann. Es iſt da oben Alles verſchloſſen. Des gnädigen Herrn Köchin befinden ſich im vierten Stock bei der Malers-Wittwe.

Hartmann (dringend).

Und meine Frau?

Jonas.

Die gnädige Frau gingen vor einer Stunde mit dem Jakob aus. Alsdann ſchien es mir, als ſeien die gnädige Frau allein zurückgekehrt, und ungefähr vor einer Viertelſtunde fuhren dieſelben —

Hartmann.

Wer fuhr? wer ſind dieſelben?

Jonas.

Wie geſagt, es war die gnädige Frau, die vor der Thür in einen Wagen ſtiegen und —

Hartmann.

Aber weſſen war der Wagen? wohin fuhr ſie? So ſprecht doch, ſo ſagt doch! Wohin fuhr ſie — wenn Ihr es wißt. Was war es für ein Wagen?

Roſa (welcher der Portier vergebens Zeichen machte zu ſchweigen).

Wenn ich mich nicht irre, befahl man, die Mohrenſtraße hinab vor das franzöſiſche Café zu fahren.

Hartmann.

Wer befahl das? Meine Frau?

Jonas (ſchnell).

Ja wohl, die gnädige Frau ſelber, und fuhren allein fort.

Hartmann.

Nein, Ihr belügt mich. Ich weiß es ganz genau, ein Freund

„Also an das des Fräuleins von Ripperda?“ entgegnete der Kammerherr mit einer eigenthümlichen Betonung.

„Finden Sie die Partie nicht vortrefflich?“

„So vortrefflich, das Ganze so gelungen, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn Eure Durchlaucht einmal die Gnade haben wollten, auch mein Glück in Allerhöchst Ihre Hand zu nehmen.“

Die Prinzessin warf dem Sprecher einen forschenden Blick zu, doch nur eine Sekunde lang; dann schaute sie durch die Scheiben ins Freie und entgegnete:

„Scherz bei Seite; Baron Rigoll verdient, daß man sich für ihn interessirt. Er ist mir außerordentlich attachirt.“

„Wenn das die Eigenschaft ist, die dazu gehört, um von Eurer Durchlaucht protegirt zu werden,“ antwortete Herr von Wenden mit einer tiefen Verbeugung, aber in sehr bestimmtem Tone, „so würde ich mich gewiß dazu eignen, dieses Glück zu genießen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Aeußerung,“ sagte huldvoll, aber etwas zerstreut die Prinzessin. „Leider befinden wir uns in Verhältnissen, wo man der zuverlässigen Leute bedarf.“ Als sie das gesagt, richtete sich der Kammerherr in die Höhe und dabei beugte er sich vorne über, um das, was er jetzt sagte, recht nahe vor den Ohren der Prinzessin hören zu lassen.

„Sollten Euer Durchlaucht,“ sprach er, „je in den Fall kommen, meine unterthänigsten und ganz ergebenen Dienste benutzen zu wollen, so könnte das in einem Augenblick sein, wo Sie möglicher Weise zu sich selber sprechen würden: „„Noch einen ganz zuverlässigen Mann, der Zutritt hat.““ Diese Worte aber, die der Kammerherr mit entschiedener Betonung sprach, waren dieselben, die durch feine Nadelstiche ausgedrückt, auf dem zusammengerollten Papierstreifen gestanden.

Bei Anhörung derselben zuckte die Prinzessin einen Augenblick zusammen, doch faßte sie sich augenblicklich wieder, warf einen schnellen Blick in dem Salon umher und sagte alsdann zu dem Kammerherrn mit jenem verbindlichen, aber doch gleichgültigen Lächeln, mit jenem

Lächeln, das man bei Hofe ſo genau kennt, womit ſtarke Seelen ebenſowohl die Worte: Glauben Sie in der That, daß es morgen regnen wird? oder auch: Laſſen Sie ſich vor meinen Augen nicht mehr ſehen, Sie ſind ein Nichtswürdiger! zu begleiten pflegen, mit dieſem ſelben Lächeln, wobei ſie wie zerſtreut an die Decke blickte und eine leichte Neigung mit dem Kopfe machte, ſagte die Prinzeſſin zu dem Kammerherrn:

„Ich werde Sie um neun Uhr bei mir empfangen.“

Die anſcheinend ſehr unbedeutende Unterhaltung ſchien von Wenigen im Salon eigentlich bemerkt, von Niemandem gewürdigt worden zu ſein; nur der Regent hatte einen Augenblick vorher, ehe Herr von Wenden ſich zurückzog, einen Blick auf die Wanduhr über dem Kamin und dann auf die Prinzeſſin geworfen, wahrſcheinlich weil es ihm Zeit dünkte, den Cercle abzubrechen und ſich zurückzuziehen.

Daß Herr von Fernow, der unbeweglich neben der Eingangsthür ſtand, wenn auch äußerlich ſehr aufrecht und ruhig, innerlich aber zuſammengeſchmettert von dem, was zwiſchen Helene und dem Baron Rigoll vorgefallen, ebenfalls die Prinzeſſin, ſowie auch ſeinen Freund nicht aus den Augen ließ, iſt begreiflich, wenn wir hinzufügen, daß er ja ebenfalls geſehen, wie ſich Ihre Durchlaucht zugleich mit der Amour offensée jenes geheimnißvolle Papierſtreifchen geben ließ, und weil er bemerkt, wie eifrig der Kammerherr geſucht hatte, ſich der Prinzeſſin nähern zu dürfen. Als dieſer nun von der eben gehabten Unterredung zurücktrat und dem Freunde darauf ſein Geſicht zuwandte, war dieſes ſo ſtrahlend und von Freude beglänzt, daß es ſelbſt ihm, dem gewandten Hofmanne nicht im Augenblick möglich war, die Spuren dieſer Freude und dieſes Glückes alſogleich vollſtändig zu verwiſchen, und es blieb davon noch ſo viel um den lächelnden Mund und die glückſeligen Augen liegen, daß der Ordonnanzoffizier fragen konnte:

„Mir ſcheint, du haſt mit deiner Unterhaltung reuſſirt.“

„Reuſſirt?“ erwiderte der Andere mit affectirtem Erſtaunen: „ich wüßte nicht in was! Daß es mich freut, wenn Ihre Durchlaucht,

eine der geiſtreichſten und liebenswürdigſten Damen der ganzen Welt, mit mir gnädig ſpricht, wirſt du, denke ich, vollkommen begreiflich finden."

„Ich würde allerdings," entgegnete Herr von Fernow, „nur an eine gnädige Unterhaltung denken; doch will mir deine Theorie nicht aus dem Kopfe; ich weiß nicht weßhalb; aber ich fange an, an dieſelbe zu glauben und möchte faſt überzeugt ſein, daß das heutige Diner nicht nur für dich ein Augenblick des Glückes war, ſondern daß du denſelben auch richtig erfaßt haſt."

„Du kannſt dein Spotten nicht laſſen," verſetzte der Kammerherr, „wirſt aber vielleicht doch noch finden, daß meine Theorie eine ganz richtige iſt."

Es war aber noch eine dritte Perſon vorhanden, welche das Geſpräch zwiſchen der Prinzeſſin und dem Kammerherrn nicht nur mit angeſehen, ſondern vielleicht auch belauſcht hatte. Dies war der dienſtthuende Kammerdiener des Regenten, Herr Kindermann, mit dem ewigen Lächeln. Die Prinzeſſin ſtand in der Fenſterniſche, zunächſt der Thür, welche Herr Kindermann, als die Herrſchaften den Speiſeſaal verlaſſen, ſanft lächelnd hinter ihnen zudrückte, — ſchloß, könnten wir nicht ſagen, denn er ließ eine unbedeutende Spalte offen, für Auge und Ohr brauchbar, welche er denn auch, angenehm lächelnd, abwechſelnd mit dieſen beiden Sinneswerkzeugen benützte. Darauf richtete er ſich ſchmunzelnd in die Höhe, fuhr lächelnd durch's Haar, zupfte lächelnd an ſeiner Halsbinde und öffnete ein paar Augenblicke ſpäter beide Flügelthüren."

Ihre Durchlaucht hatte nämlich dem verſammelten Hofſtaate das bekannte Entlaſſungscompliment gemacht; dann verbeugte man ſich ringsumher, krümmte den Rücken in alle Winkel, man knixte durch alle Grade, Säbel und Sporen klirrten abermals wie beim Empfang, die ſeidenen Kleider rauſchten und die Geſellſchaft ſtob nach allen Richtungen auseinander. Viele der Herren und Damen behielten ihr angenehmes ſtereotypes Lächeln bei bis auf die Treppe des Schloſſes; da aber zogen ſich manche Augenbrauen zuſammen, mancher Hut wurde

verdrießlich aufgesetzt, mancher Säbel etwas heftig in den linken Arm genommen, und der Befehl mancher Dame an ihren Bedienten, während sie in ihren Wagen stieg: — „Nach Hause!" war von einem tiefen mißmuthigen Seufzer begleitet.

Fünftes Kapitel.

Im Kabinet des Regenten.

Der Dienst des Ordonnanzoffiziers war nach der Tafel für heute beendigt. Morgen kam ein anderer Glücklicher, der im Vorzimmer auf und ab spazieren ging, der Bekannte mit einem freundlichen Gruße empfing und Fremde mit einer gemessenen Verbeugung entließ.

Da Herr von Fernow in dem Vorzimmer ein kleines Buch liegen gelassen hatte, so schritt er vom Speisesaal aus abermals durch den langen Corridor nach jenem Zimmer. Das Schloß lag jetzt ebenso still wie in den Nachmittagsstunden, machte aber trotzdem nicht denselben schläfrigen und langweiligen Eindruck. Auf den Treppen und Gängen brannten Lampen und ihr Schein zeichnete überall oft seltsame Licht- und Schattenbilder. Der einfache Dragonerposten im Vestibule war für die Nacht zu einem Doppelposten geworden und die Lakaien, die sich ebenfalls hier befanden, saßen nicht mehr schläfrig auf den Banquets, sondern unterhielten sich leise plaudernd und waren offenbar in besserer Laune als heute Nachmittag; denn die Zeit ihres täglichen Dienstes war bald verflossen und dann kam auch für sie die Stunde, wo sie zu Hause in ihrer bescheidenen Wohnung den goldbetreßten Rock ablegen durften, wo sie den Ihrigen von den ermüdenden Herrlichkeiten des Hofes erzählen und mit Vergnügen zuschauen konn-

ten, wie luſtige Kinder ihre ſämmtlichen Taſchen unterſuchten und ſo glücklich waren, ein Stückchen eroberten Kuchen zu finden.

Das Adjutantenzimmer war erleuchtet und ſelbſt hier fand es der Ordonnanzoffizier nicht mehr ſo langweilig als an dem vergangenen Sonntag-Nachmittage, wo draußen der helle Sonnenſchein blitzte und hier tiefe Schatten lagen. Jetzt war das ja umgekehrt. Die flackernden Lampen erhellten freundlich das weite Gemach, ſtrahlten in den Spiegeln wieder und glänzten auf die Goldrahmen und auf die blanke Spitze der Leibdragonerſtandarte, die hier aufgeſtellt war. Draußen in dem Hofe dagegen brütete die finſtere Nacht; doch war ſelbſt jener nicht ſo einförmig wie heute Nachmittag im hellen Tageslicht. Man ſah Stallleute mit Laternen bei geöffneten Remiſen mit den Wagen beſchäftigt, die bei der heutigen Spazierfahrt gedient.

Herr von Fernow warf ſich in den kleinen Fauteil am Fenſter und blickte mit finſtern Gedanken auf das Treiben dorten. — Auch ihr Wagen war gewiß dabei. Vielleicht war ſie an der Seite des Oberſtjägermeiſters niedergeſeſſen, vielleicht hatte er während des Fahrens ihre Hand berührt, wenigſtens ihr Kleid, ihren Mantel ſtreifen dürfen, und wenn Fernow das dachte, ſo knirſchte er mit den Zähnen und ballte die Fauſt, um gleich darauf ſchrecklich über ſich ſelbſt zu lachen.

„Er hat ja das Recht, ihre Hand zu berühren," ſprach er bebend zu ſich ſelber; „er hat ja das Recht, künftig beſtändig in ihrer Nähe zu ſein; er hat ja alles Recht über ſie, ſie wird ja in Kurzem ſein Weib ſein, — die Seinige, ganz die Seinige! Und ich wäre ſo namenlos glücklich geweſen, wenn ich nur zuweilen einmal ſtill und vergnügt hätte in ihrer Nähe ſein dürfen, den Blick ihres Auges ſehen und vielleicht — in Augenblicken des Glücks," — das ſagte er in Erinnerung an das heutige Geſpräch mit grimmigem Lachen — „ihre Hand hätte berühren dürfen. — Verfluchtes Schickſal, das dem Einen Alles, Alles gibt, um dem Andern Alles, Alles zu nehmen."

Er barg ſeinen Kopf in beiden Händen und brauchte ſich nicht zu

ſchämen, daß er plötzlich ſo unendlich weich geſtimmt wurde, wie ihm dies ſeit ſeinen Knabenjahren nicht mehr begegnete. Er war ja allein in dem weiten Gemach, und wenn die ſpiegelnden Lichtſtrahlen auch auf einen ſonderbaren Glanz in ſeinen Augen fielen, ſo verriethen ſie nichts davon; ihnen war es ja gleichgültig, ob ſie einem Glücklichen oder einem traurigen leuchteten. Dazu pickte die Uhr einförmig, und draußen hörte man die beiden Dragoner langſam auf- und abſchreiten, alles Sachen, die den jungen Offizier in immer tieferes Nachdenken wiegten. Bei dem, was er verloren, war es begreiflich, daß er mit einem bitteren Gefühl an die Theorie ſeines Freundes dachte, an einen Augenblick des Glücks, welchen nach derſelben Jeder in ſeinem Leben einmal habe, den aber nur wenige Auserwählte zu erfaſſen vermögen. — — —

„Es iſt das eigentlich ein gräßlicher Gedanke," ſprach er zu ſich ſelber, indem er haſtig von dem Fauteuil aufſprang; „zu denken, das Glück umſchwebe Einen, man brauche die Hand nur darnach auszuſtrecken, aber man wiſſe weder den Augenblick, wo es uns nahe iſt, noch nach welcher Seite wir faſſen müſſen, um es zu erlangen. Wenn ich mir," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ein Sprichwort aus der Kinderzeit vergegenwärtige, daß auf Regen Sonnenſchein folge, und daran glauben würde, ſo müßte ja der Augenblick des Glückes nahe ſein, wenn man vom tiefſten Unglück berührt würde. — — Unglücklicher als ich heute geworden bin, kann ich wohl nimmer werden. Warum ſollte mir nicht vielleicht in dieſem Augenblick das Glück die Gunſt erzeigen, mir nahe zu treten? Aber wo es erfaſſen? — wo? wo? —

Bei dieſen Worten war er heftig auf- und abgegangen und hatte die letzteren lauter geſprochen, als gerade nothwendig war; er erſchrack auch faſt über den Ton der eigenen Stimme, als die Wände des weiten Gemachs von ſeinem Wo widerhallten. Er hätte lächeln können über ſich ſelber und ſeine Träume zerrannen ſo in Luft, daß er ſich erinnerte, er habe hier durchaus nichts mehr zu thun, als ſein Buch

zu nehmen und dann nach Hause zu gehen. — — Da hörte er mit einemmale im Nebenzimmer den Klang einer Glocke, die ziemlich stark angeschlagen wurde. Ihm war dieser Ton wohl bekannt, er kam aus dem Kabinet des Regenten.

Der Ordonnanzoffizier eilte gegen die Thür des Vestibules, um dort einen der Lakaien oder Kammerdiener zu rufen. Als er aber schon die Hand auf den Drücker gelegt hatte, blieb er plötzlich stehen und es war, als spräche eine Stimme in ihm: Das ist der Augenblick des Glücks! — Obgleich er diesen Gedanken abweisen wollte, so trat er doch wieder in das Zimmer zurück, überlegte ein paar Sekunden und wenn er auch gleich darauf hinaus in das Vestibule zu gehen im Begriff war, so zog es ihn doch nach der anderen Thür, die er fast willenlos öffnete und trat in ein Gemach, welches zu den Zimmern Seiner Hoheit führte.

„Vorwärts!“ sprach er lächelnd zu sich; „was kann ein überflüssiger Diensteifer schaden? Du hast den Ruf der Glocke gehört, es ist Niemand in der Nähe; also vorwärts!“

Wenige Augenblicke nachher öffnete er die nächste Thür und stand in dem Kabinet des Regenten. Es war das ein kleines, freundliches Gemach, dicke Teppiche bedeckten den Boden, im Kamin loderte des noch kühlen Frühlingsabends wegen ein behagliches Feuer und vor diesem stand ein kleiner Tisch, bestrahlt von einer starken Carcellampe, die an Bronceketten von der Decke herabhing und an diesen auf und ab geschoben werden konnte. Diese Lampe war bedeckt mit einem weiten grünen Schirme, welcher das ganze Licht auf den Tisch niederwarf und das übrige Zimmer in einer sanften Dämmerung ließ. Diese war auch wohl Schuld daran, daß der Regent, der auf einem Sessel neben dem Tische saß, den Eintretenden nicht sogleich erkannte und in dem Glauben, es sei Herr Kindermann, ohne aufzublicken sagte:

„Sehen Sie nach, ob Graf Schuler im Schlosse ist; ich möchte ihn einen Augenblick sprechen.“

Graf Schuler aber war der erſte Adjutant des Regenten.

Als der Ordonnanzoffizier ſich umwandte, um dieſem Befehle Folge zu leiſten und als dabei ſein Säbel leiſe klirrte, blickte der Regent in die Höhe und ſagte raſch: „Ah! Sie ſind es, Sie waren noch im Vorzimmer?“

„Zu befehlen, Euer Hoheit,“ erwiderte Herr von Fernow; „ich ſuchte draußen etwas, das ich vergeſſen, vernahm, daß Jemand gerufen wurde, und da keiner von der Dienerſchaft in der Nähe war, erlaubte ich mir, einzutreten.“

„So, ſo,“ ſagte der Herzog und dabei faßte er den Fuß der Lampe und ſchob ſie ſo hoch empor, daß das volle Licht auf den jungen Offizier fiel. Dieſer ſtand ruhig erwartend an der Thür und blickte mit ſeinen klaren, ehrlichen Augen nach dem Regenten hin.

„So, ſo,“ wiederholte dieſer und ſchien dabei über etwas nachzudenken, wobei er mit den Fingern auf dem Tiſch trommelte. — — „Ich wollte meinen erſten Adjutanten rufen laſſen,“ ſprach er nach einer Pauſe, indem er lächelnd aufblickte, „und nun erſcheint ungerufen mein letzter.“

„Ordonnanzoffizier, Euer Hoheit,“ ſagte Herr von Fernow nicht ohne Abſicht.

„Ganz richtig, Ordonnanzoffizier;“ entgegnete der Regent freundlich; „aber was nicht iſt, kann werden. — Es iſt vielleicht auch ſo gut,“ ſetzte er nach einem abermaligen Nachdenken hinzu.

„Ich würde mich außerordentlich glücklich ſchätzen, von Eurer Hoheit zu einem Dienſte befohlen zu werden.“

Der Regent hatte ſich bei dieſen Worten des jungen Offiziers von ſeinem Stuhle erhoben und, indem er um einen Schritt näher trat, wobei er ſich mit einem Arme auf den Kamin ſtützte, ſagte er:

„Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit; aber es gibt Dienſte, die man eigentlich nicht befehlen will.“

„Wenn Eure Hoheit mir die Anleitung zu einem ſolchen Dienſte geben wollten, ſo ſtehe ich mit meinem Leben dafür ein, daß derſelbe aufs Pünktlichſte ausgeführt werden ſoll.“

Der Regent betrachtete den jungen Mann, der mit so festem und bestimmtem Tone zu ihm sprach, mit augenscheinlichem Wohlgefallen, wobei seine Blicke von dem schönen, ruhigen Gesichte leicht über dessen ganze kräftige Gestalt hinabglitten.

„Wie kommt es," sprach er nach einer Pause, „daß Sie noch nicht unter die wirklichen Adjutanten eingereiht wurden? Sie sind Rittmeister im Gardedragoner-Regiment, und wie ich mich beständig gehört zu haben erinnere, von musterhafter Aufführung im Dienste. Sie ziehen es wahrscheinlich vor, im Regimente fort zu dienen? — — Nicht?"

„Ich würde mich glücklich schätzen, beständig um die Person Eurer Hoheit sein zu dürfen."

„So? — das begreife ich nicht recht. Weiß der Kriegsminister darum?"

„Er kennt meinen Wunsch ganz genau, Euer Hoheit."

„Warum schlug er Sie alsdann nicht zu einem meiner Adjutanten vor?"

Der junge Ordonnanzoffizier lächelte bei dieser Frage eigenthümlich; dann sagte er mit seiner gewöhnlichen Offenheit: „Eure Hoheit werden mir verzeihen, wenn ich diese Frage einfach mit der Bemerkung beantworte, daß ich Fernow heiße."

„Richtig," nickte der Regent; „ha! wahrlich! Ja, jetzt besinne ich mich, Ihr Vater stand mit dem Kriegsminister nicht auf dem allerbesten Fuße."

„Auf dem allerschlechtesten, Eure Hoheit."

„So ist's. — — Wer kann allen diesen Fäden folgen? Es ist aber doch ein Glück, wenn man zuweilen hineingreift."

„Eure Hoheit haben die Macht, dies zu thun," sagte Herr von Fernow sehr ernst; „wir Andern aber müssen geduldig zusehen, wenn auch unser Lebensglück unter so manchen Fäden, die angeknüpft werden, leidet."

Als das der junge Ordonnanzoffizier sagte, richtete sich der Regent

aus ſeiner ruhigen Stellung am Kamin in die Höhe und blickte dem Sprecher forſchend in die Augen: „Das klingt ja ganz elegiſch! Ei, ei! jetzt beſinne ich mich auf mancherlei. Sie haben heute einen ſchlechten Tag gehabt.“

„Ja, Eure Hoheit,“ entgegnete Herr von Fernow mit großer Offenheit.

„Man ſprach mir von Ihrer Leidenſchaft für die ſchöne Rivverda. Ja, mein lieber Fernow, das ſind Fäden, um bei unſerer Anſpielung zu bleiben, die ich nicht angeknüpft habe und in welche hineinzufahren meine Hand nicht mächtig genug iſt.“

„Leider, Eure Hoheit!“

„Da hätten Sie ſich mit der Prinzeſſin beſſer ſtellen ſollen,“ fuhr der Regent lächelnd fort; doch wurde er gleich darauf ſehr ernſt und ſagte: „Verzeihen Sie mir meine Heiterkeit; ich will Ihnen damit gewiß nicht wehe thun. Glauben Sie mir, ich fühle vollkommen, wie hart und ſchmerzlich der Vorfall heute nach der Tafel für Sie geweſen iſt.“

Dabei reichte der Regent dem jungen Offizier die Hand, der ſie tief gerührt ergriff und faſt an ſeine Lippen geführt hätte; doch hinderte dies der Fürſt durch eine raſche Bewegung, die er gegen den Kamin machte, um auf die Standuhr zu ſehen.

„Schon halb acht!“ rief er aus; darauf ſchüttelte er mit dem Kopfe, legte die Hände auf den Rücken, ging bis an's Ende des Gemachs, und als er wieder zurückgekehrt war, trat er dicht vor den jungen Offizier hin, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte nach einem langen und feſten Blick: „Wir wollen den Grafen Schuler nicht incommodiren; vielleicht können Sie mir einen Dienſt erzeigen?“

„Ich werde mich glücklich ſchätzen.“

„Es iſt kein Dienſt gewöhnlicher Art,“ fuhr der Regent ernſt, faſt finſter fort; „wenn Sie wollen, ein delicater Dienſt, und indem ich Ihnen denſelben übertrage, beweiſe ich Ihnen kein gewöhnliches Vertrauen.“

von mir ſtieg noch in den Wagen. Ich weiß es, nicht wahr? ein junger Mann?

Roſa.

Ja, Herr von Hartmann, es kam mir auch ſo vor.

Hartmann.

Nicht wahr? o ich wußte es! Gerechter Gott! (Stürzt ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Jonas. Roſe.

Jonas (nach einer Pauſe).

Was ſoll ich jetzt mit dir thun? Wie ſoll ich dich beſtrafen, ungerathenes Geſchöpf? Was haſt du mit deiner Plauderhaftigkeit angerichtet? Und nur Plauderhaftigkeit allein? O nein, es ſteckt Schlimmeres dahinter. Ich ahne eine merkwürdige Verrätherei, eine complicirt zuſammengeſetzte Unthat.

Roſa.

Ich weiß gar nicht, was Ihr wollt, Vater. Was denn für Plauderhaftigkeit? oder gar Verrätherei und Unthat? Was ſoll ich denn wieder angefangen haben?

Jonas.

Wegen dem Brief, dem Brief. Wer hat den Brief geſchrieben? O mir ahnet was.

Roſa.

Ei was, mit dem Brief, der iſt eben gebracht worden.

Jonas.

Ohhh! Nein, er wurde nicht gebracht. (Geht, wie nachdenkend, haſtig auf und ab.) Ich ſag' es noch einmal, er wurde nicht gebracht, und es iſt eine ſchlimme That, eine ſchlimme That. (Plötzlich vor Roſa tretend und ſehr laut.) Du, du haſt ihn geſchrieben, Ungerathene! Du haſt deine Herrſchaft verrathen; denn Frau von Hartmann iſt theilweiſe deine Herrſchaft. Ja, ihr gehört dies Haus, und dies Haus iſt deine Heimath, dein

„Eure Hoheit beweiſen es gewiß keinem Unwürdigen.“

Nach dieſen Worten wandte ſich der Regent um, ging mehrmals in dem kleinen Gemache auf und ab und nahm dann ſeine erſte Stellung am Kamine wieder ein.

„Ich brauche Ihnen,“ ſprach er, „als einem jungen Mann, der mit offenem Ohr und offenem Auge an unſerm Hofe erſcheint, wohl keine Andeutungen zu geben über die Spaltungen an demſelben ſeit dem Tode meines Bruders. — Sollte ich Ihnen die erſt geben müſſen,“ ſetzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „dann freilich würde es Ihnen ſchwer werden, mir im vorliegenden Falle zu dienen.“

„Eure Hoheit werden mir die Bemerkung verzeihen, daß ich dieſe Spaltungen ſehr genau kenne, da ich ja ſelbſt ſchwer und ſchmerzlich darunter zu leiden habe.“

„Sie wiſſen,“ ſagte der Regent, „daß der ſo plötzliche und unerwartete Tod meines Neffen den Thron erledigte, daß er ſtarb, ohne ſeinen Nachfolger geſehen zu haben. Nach dem Hausgeſetz übernahm ich die Regentſchaft und werde ſie bis nach erfolgter Niederkunft der verwittweten Herzogin behalten. Gewährt der Himmel dem Lande einen Prinzen, ſo würde ich nach dem Familienſtatut die Regentſchaft bis zur Großjährigkeit des neuen Herrſchers führen, erhalten wir aber eine Prinzeſſin, ſo fällt der Thron nach dem Familienſtatut, das die Cognaten ausſchließt, an den nächſten Agnaten des verſtorbenen Herzogs, und der bin ich — ſein Onkel.“

Der junge Ordonnanzoffizier machte eine tiefe Verbeugung.

„Wie wir uns Alle in den Willen des Schickſals fügen müſſen, ſo würde das meine arme Nichte, die verwittwete Herzogin, in jedem Falle mit voller Ergebung thun und würde ihrem Kinde die gleich zärtliche Mutter ſein, ſei es ein Prinz, ſei es eine Prinzeſſin. Es wird ſie vielleicht vorübergehend betrüben, daß die Krone dieſes Landes nicht bei ihren directen Nachkommen bleibt; aber ſie wird ſich darin zu fügen wiſſen und die Vorſehung nicht anklagen, die es ſo gewollt.“

Nachdem der Regent ſo geſprochen, machte er abermals einen

raſchen Gang durch das Zimmer, ſtellte ſich hierauf näher zu dem jungen Mann und ſchaute ihn feſt an, während er das Folgende ſprach:

„Die Prinzeſſin Eliſe dagegen denkt anders. — Sie möchte ſelbſt gern eine Art kleine Vorſehung ſein und dem Schickſal nachhelfen, wo es nicht galant genug wäre, einer ſchönen Dame das zu erfüllen, was dieſe ſich in den Kopf geſetzt hat. — Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen."

„Ich glaube, Euer Hoheit zu verſtehen."

„Nun gut. — Wenn ich jetzt fortrede, junger Mann," ſagte der Fürſt plötzlich mit einem kalten, faſt drohenden Tone, „ſo beweiſe ich Ihnen ein Vertrauen, deſſen Mißbrauch von den bedenklichſten Folgen ſein könnte, nicht ſowohl für mich, als — für Sie. — Es gibt Menſchen mit dem beſten Willen," fuhr er gleich darauf in leichtem Tone und mit einer gefälligen Handbewegung fort, als er ſah, daß ihm Herr von Fernow etwas antworten wollte; „Menſchen, die mit dem beſten Willen doch nicht im Stande ſind, — ein Geheimniß zu bewahren. Wenn Sie zu dieſen gehören, mein lieber Fernow, ſo beendigen wir die Unterredung, und ich bitte, mir den Grafen Schuler zu rufen."

„Wenn ich es aber vorzöge, ſelbſt zu bleiben, Euer Hoheit?" entgegnete der junge Mann, indem er eine leichte Verbeugung machte und dabei die rechte Hand wie betheuernd auf die Bruſt legte. Zugleich aber ſchaute er dem Regenten ſo offen und ehrlich und mit ſo feſtem Blick in das Geſicht, daß dieſer mit einem lächelnden Kopfnicken antwortete:

„So nehmen Sie meine Worte von vorhin als eine leichte Verwarnung, die ſich ein älterer Mann einem jüngeren gegenüber wohl erlauben darf. — Hören Sie mich: Wie ich Ihnen ſchon andeutete und wie Sie auch ſelbſt wohl wiſſen, iſt die Prinzeſſin Eliſe eine andere Natur, als ihre Schweſter. Mit unſchätzbaren Eigenſchaften des Geiſtes und auch des Herzens verbindet ſie eine Luſt zur Intrigue, die mich ſchon bittere Augenblicke gekoſtet hat. Statt einer Sache, die man nicht voraus berechnen kann, ihren Lauf zu laſſen, intereſſirt ſie

ſich ſchon beim Anfange ſo lebhaft für das Ende, damit dies nämlich ſein möge, wie ſie es wünſcht, daß ſie alle möglichen Mittel aufbietet, ſelbſt das Schickſal in die Bahnen zu lenken, die ſie demſelben in ihrer Laune vorzeichnen möchte. Man könnte ſagen: die Laune eines Weibes! und achſelzuckend vorübergehen; aber die Combinationen der Prinzeſſin, wenn auch auf falſchem Wege, ſind dabei ſo geiſtreich, daß man ſie überwachen muß, um irgend ein Unglück oder wenigſtens eine unſägliche Confuſion zu vermeiden. Sie kommt mir zuweilen vor, wie einer jener alten Alchymiſten, die mit großen Kenntniſſen ausgerüſtet, Alles daran ſetzen, den Stein der Weiſen zu ſuchen, den ſie freilich nie fanden, dagegen aber etwas anderes, irgend ein Fluidum oder ein Pulver zuſammenſtellten, deſſen verheerende Wirkungen ihnen unbekannt waren und wodurch ſie eben ihr eigenes Haus über ihren eigenen Köpfen zuſammenſtürzten. — Die Prinzeſſin kann den Gedanken nicht ertragen, daß die verwittwete Herzogin dem Lande möglicher Weiſe eine Prinzeſſin ſchenken könnte. — Ich begreife wohl, daß ſie einen Thronfolger wünſcht, indem ſie alsdann der Hoffnung lebt, bei der künftigen Regentſchaft ein bedeutendes Wort mitſprechen zu dürfen." Das ſagte der Herzog mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln.

„Wir andern Menſchenkinder," fuhr er fort, „müſſen uns unter den Willen des Schickſals beugen, ein unruhiger Geiſt, wie der der Prinzeſſin aber glaubt, wie ich Ihnen ſchon vorher andeutete, daß es Mittel und Wege gebe, ſelbſt das unabänderliche Geſchick ihrem Willen unterthan zu machen. Sie hat ſich vorgenommen, es ſoll ein Prinz zur Welt kommen, und ſie wäre im Stande, ſich mit Leuten einzulaſſen, die ihr begreiflich machten, man könnte ihren Willen auch in dieſem Punkte durchſetzen. — Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen."

„Ich fürchte faſt, Euer Hoheit," antwortete Herr von Fernow.

„Gott ſoll mich bewahren," fuhr der Herzog mit großem Ernſte fort, „daß ich die Prinzeſſin, die bei ihrem klaren Verſtand ein ſehr edles Herz hat, für fähig hielte, je was derartiges gegen ihre eigene Familie zu unternehmen, aber leider liebt ſie nun einmal, mit dem

Feuer zu ſpielen; und wenn man ihr eine Intrigue zeigt, deren Gelingen faſt unmöglich iſt, ſo ſpornt ſie das gerade an, die erſten einleitenden Fäden zu knüpfen, um ſich ſelbſt und Andern ſagen zu können: „„Seht Ihr, ſo könnte es gehen.““ Sie wird aber gleich darauf das ganze Gewebe zerreißen mit dem Zuſatze: „„Aber ich will nicht.““ — Es iſt das ihre Manie. — Glauben Sie mir, lieber Fernow,“ ſagte der Regent zutraulicher, „daß aus demſelben Grunde die Verbindung der ſchönen Ripperda mit dem Baron Rigoll angebahnt worden iſt. Hätte man ihr nicht geſagt: Das iſt ja unmöglich, eine ſolche Verbindung kann nie zu Stande kommen, es iſt völlig widerſinnig, das Fräulein jung, unabhängig, reich und ſchön —“

„Ja, ſehr ſchön,“ ſeufzte der Offizier.

„Der Oberſtjägermeiſter von Allem das Gegentheil; liegt darin Verſtand? Ich finde keinen.“

„Das weiß Gott.“

„Hätte ſich nicht alle Welt dagegen erklärt, ſo würde ſich die Prinzeſſin dieſer fatalen Sache nicht mit ihrer unwiderſtehlichen Leidenſchaft angenommen haben. — Ja, recht fatal,“ ſetzte er in ſehr gütigem Tone hinzu; „und mir jetzt doppelt unangenehm, da ich einen kleinen Blick in Ihr Herz gethan, mein lieber Fernow. Ob da noch etwas zu machen iſt, darüber kann ich nicht urtheilen; da ich nicht weiß, wie genau Sie die junge Dame kennen. Rechnen Sie aber in jedem Verhältniſſe auf meine Hülfe, ſoweit ich helfen kann.“

Der junge Offizier wollte mit beredten Worten ſeinen Dank ausſprechen; doch unterbrach ihn der Regent ſchon bei dem erſten Satze, indem er fortfuhr:

„Kommen wir zu Ende. Daß es viele dergleichen Sachen gibt, wo ich die Herzogin nicht contrecarriren kann und mag, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Sie ſoll meinetwegen die einleitenden Schritte zu einem Verſuche thun, dieſes Schloß mit Allem, was drinnen iſt, mitten in die Stadt zu verſetzen, und ich will ruhig zuſchauen und dabei lächeln; dagegen iſt es meine Pflicht, Fäden zu zerreißen, welche

die Prinzeſſin unbeſonnen zum Gelingen einer Sache anknüpft, an deren Ausgang ſie ſelbſt nicht glaubt, ein Ausgang, der ſie ſelbſt erſchrecken, ja empören würde, wo ſie ſich aber von gewiſſenloſen Menſchen rathen läßt, die nur bezwecken, ſie zu compromittiren."

„Wenn ich mir erlauben darf, zu fragen," ſprach Herr von Fernow, „ſo wiſſen Euer Hoheit um die angeknüpften Fäden?"

„Vollkommen."

„Und kennen die Rathgeber?"

„Gewiß. — Baron Rigall iſt einer von denen, für die es, wenn man ihren Worten glauben will, keine Schwierigkeiten gibt. Und dem etwas in den Weg zu legen," ſetzte der Regent lächelnd hinzu, „würde Ihnen wohl gerade nicht unangenehm ſein. Bei alledem gehört es mit zu der Art, wie die Prinzeſſin ihre Geſchäfte beſorgt, daß ſie ihre ſogenannten guten Freunde, die mit ihr an demſelben Werke arbeiten, von einander fern zu halten weiß, ſo daß der Eine nie klar ſehen kann, was der Andere neben ihm thut. Einer ihrer ſchlimmſten Rathgeber iſt Jemand, der weder im Schloſſe wohnt, noch Zutritt in demſelben hat, den die Prinzeſſin nie oder höchſt ſelten ſieht, und der ſeine Botſchaften auf die eigenthümlichſte Weiſe in ihre Apartements einzuſchmuggeln verſteht. — Auch darin findet die Prinzeſſin einen eigenen Reiz, ein Zeichen zu erſpähen, irgend öffentlich eine Botſchaft zu vernehmen, worin ſich ein Satz befindet, der für ſie eine ganz andere Bedeutung hat. — Du lieber Gott! ich habe ihr ſelber oft den Gefallen erzeigt und in der Art mit ihr correſpondirt. — Doch das iſt vorbei."

Die letzten Worte ſprach der Regent in faſt trübem Tone, während er ſich mit der Hand über die Augen ſtrich.

Herr von Fernow hatte dieſe Bewegung kaum bemerkt, denn als der Regent von den geheimnißvollen Botſchaften ſprach, die von außen in das Schloß gelangten, fiel ihm mit einem Male die Geſchichte mit dem Bouquet vor der Tafel ein.

„Früher," fuhr der Regent fort, „habe ich mich wie geſagt wenig um dergleichen geheimnißvolle Winke oder Worte bekümmert; der vor-

liegende Fall dagegen bedingt das anders, und ich muß wiſſen, was hin und her correſpondirt wird. — Heute vor der Tafel —"

„Ah!" ſtieß der junge Offizier in ſo ausdrucksvollem Tone hervor, daß ihn der Regent fragend anſah und ihn, als er ehrerbietig ſchweigen wollte, durch eine Handbewegung zum Sprechen aufforderte.

„Heute vor der Tafel," fuhr demgemäß Herr von Fernow fort, „ſahen wir im Vorzimmer Ihrer Durchlaucht ein prachtvolles Blumenbouquet."

„Wie?" fragte der Regent.

„Baron Wenden und ich. Wir waren beide im Dienſt."

„Ganz richtig, Baron Wenden."

„Wir führten ein eigenthümliches Geſpräch und im Verlauf deſſelben faßte Wenden mit der Hand in das Blumenbouquet und war überraſcht, in demſelben verborgen einen Papierſtreifen zu finden."

„Er war wirklich überraſcht?"

„Gewiß, Eure Hoheit. Er hatte keine Ahnung davon."

„Es iſt möglich. Fahren Sie fort. Unſere Bemerkungen treffen ſich."

„Wenden entrollte den kleinen Papierſtreifen und verſicherte mir, er ſähe keine Zeichen daran. Ich glaubte ihm, doch als er hierauf das Papier gegen das Licht hielt, ſah ich, wie ſeine Geſichtszüge für einen Augenblick höchſt überraſcht erſchienen."

„Natürlich. Das Papier war durchſtochen und dieſe Stiche hatten eine Bedeutung. — Weiter? Ich will doch hören, was Sie ferner geſehen."

„Nach der Tafel," fuhr der junge Mann in einem trüben Tone fort, „wurde jene Verlobung verkündigt..."

„Und das benahm Ihnen alle Luſt zu weiteren Nachforſchungen?" ſagte lächelnd der Regent.

„Es war beinahe ſo, ich geſtehe es Euer Hoheit."

„Nun, dann will ich Ihnen den Verlauf erzählen; Baron Wenden wandte ſich an die Prinzeſſin; — es iſt das ein junger Mann, der ſchnell ſeinen Weg machen möchte, — er verſicherte ſie ſeiner unbedingten Er-

gebenheit, und die Prinzessin befahl ihm, er solle sich heute Abend um neun Uhr in ihrem Kabinet einfinden."

„Aber, Eure Hoheit," entgegnete erstaunt der junge Offizier, „standen weiter von jener Fensternische entfernt, als ich; und ich vernahm nicht das mindeste von dem sehr leise geführten Gespräch."

„Das ist wohl möglich," antwortete der Regent; „aber Sie können mir glauben, daß es sich so verhält und Sie werden Gelegenheit haben, sich selbst davon zu überzeugen. Es ist mir nämlich alles daran gelegen, daß die Unterredung dieses Abends nicht stattfinde; ich will nicht, daß die Prinzessin ihre, gelinde gesagt, komischen Anschläge und augenblicklichen Eingebungen noch anderen Ohren preisgebe, sich weiter compromittire. Der Dienst, den Sie mir leisten können, besteht also in Folgendem: Sie begeben sich um halb neun zu Kindermann, der wird Sie in einen Saal führen, den der Baron auf seinem Wege zu passiren hat. Dort halten Sie ihn im Gespräche auf; begreiflicher Weise wird er sehr eilig sein und Ihnen nicht Rede stehen wollen. Da Sie ihn aber genau kennen, so gelingt es Ihnen vielleicht, ihn hinwegzuführen; meinetwegen können Sie ja etwas davon fallen lassen, Sie hätten aus guter Hand erfahren, ich, der Regent sehe es nicht gern, wenn das Schloß um die angegebene Stunde, ohne daß irgend eine Gesellschaft befohlen sei, auf geheimnißvolle Art besucht werde. Vielleicht komme ich sonstwie Ihrer Unterredung zu Hülfe; nützt aber das alles nichts, so sind Sie in Ihrem Dienst, Sie verhaften den Baron Wenden mit der größten Ruhe und bringen ihn nach Hause; auf alle Fälle hat er Ihnen dort sein Ehrenwort zu geben, daß er so lange in seiner Wohnung bleibt, bis es mir beliebt anders zu verfügen. Morgen werden Sie mir über das Ganze Bericht erstatten. Sollte sich dagegen etwas Außergewöhnliches ereignen, so bin ich schon heute Abend für Sie zu sprechen."

Herr von Fernow verbeugte sich ehrerbietig vor dem Regenten, dankte ihm in einigen Worten für sein Zutrauen, und als sich der Fürst darauf mit einem freundlichen Kopfnicken und einer leichten Handbewegung verabschiedet, verließ er das Kabinet, ging durch den Vorsaal bei den Dra-

genern im Veſtibule vorbei, ließ ſich von den Bedienten erſtaunt anſchauen, die nicht begreifen konnten, was er um dieſe Zeit hier zu machen habe, und trat dann an der Nebentreppe ins Freie.

Draußen war es indeſſen ſehr dunkel geworden, obgleich ſich der Himmel klar und ſchön wie am vergangenen Tage auch jetzt noch über der Erde wölbte, mit Myriaden von Sternen, die in vielerlei Farben funkelten und blitzten und durch die eigenthümliche Stellung zu einander jene Figuren zeigten, die wir Sternbilder nennen.

Der Ordonnanzoffizier ging durch das Schloß und trat auf die große Terraſſe vor dem Hauptportal, wo er die nächtliche Stadt mit ihrem Duft und Nebel, mit ihren langen, jetzt weiß leuchtenden Straßenlinien, mit ihren blitzenden Lichtern hie und da, mit Wagengeraſſel, entfernter Muſik, mit ihrem unaufhörlichen Summen und Sauſen vor ſich liegen ſah. Er hatte ſeinen Mantel umgenommen, eine Cigarre angezündet und wenn er, den ſüßen Dampf einziehend, auf dieſelbe blickte, und den kleinen leuchtenden Punkt immer größer werden ſah, ſo war er im Stande, ſeine Gedanken zu concentriren und eigenthümlichen Träumereien nachzuhängen. Was hatte er am heutigen Tage alles erfahren! Wie war ſein Herz verwundet worden! Wie hatte er zum erſtenmale ſo wild und ſtürmiſch gefühlt, daß er jenes herrliche Mädchen liebe, innig liebe, ja, mit aller Kraft ſeiner Seele liebe, — — hoffnungslos liebe! Und darauf der Abend! Das, was ihm im Kabinet des Regenten begegnet war! Hatte er nicht vielleicht das Glück ergriffen, als er jenem Rufe der Klingel folgte? O ja, es mußte ſo ſein, die Theorie des Baron Wenden war richtig, es gab einen Augenblick des Glücks, dann aber auch, da es kein Licht ohne Schatten gibt, ebenſo gut einen Augenblick des Unglücks.

Sechstes Kapitel.

Im Kabinet des Kammerdieners.

Träumereien und Cigarre waren zu Ende, als die Schloßuhr acht ſchlug und eine Menge geſchwätziger Glocken in der Stadt dieſes wichtige Ereigniß lautklingend und fröblich verkündeten, als erzählten ſie eine große Merkwürdigkeit.

Der junge Ordonnanzoffizier ſchritt nach der hintern Seite des Schloſſes zu, mit einem tiefen Seufzer an den Himmel blickend, wobei er den Namen „Helene" mehrmals und innig ausſprach. Daß in dieſem Augenblick ein blitzender Stern über einen Theil der dunkeln Wölbung droben niederfuhr, nahm er als eine gute Vorbedeutung; denn man ſagt ja, die Sternſchnuppe verheiße die Erfüllung eines Wunſches, an den man beim Erblicken derſelben dachte; was aber Herr von Fernow dachte, als er gen Himmel blickend den Namen Helene ausſprach, brauchen wir weder unſern geneigten Leſern und noch viel weniger unſern geneigten Leſerinnen zu erklären.

Der gewöhnliche Aufenthaltsort des erſten Kammerdieners Kindermann war ein kleines Zimmer in der Nähe des herzoglichen Kabinets, und dahin begab ſich gemäß dem erhaltenen Befehle der Ordonnanzoffizier und klopfte leiſe an die Thür. Innen rief man: Herein! und dieſes Herein klang ſo angenehm und freundlich, daß man in dieſem Herein ordentlich das lächelnde Geſicht des Herrn Kindermann ſah.

Der würdige alte Herr befand ſich auch in dem kleinen Gemache, lächelte dem Eintretenden freundlich entgegen und machte beim Anblick des Offiziers mit ſolcher Umſtändlichkeit ſeine Anſtalten, um aus dem bequemen Lehnſtuhle aufzuſtehen, daß Herr von Fernow nichts Eiligeres zu thun hatte, als den alten Herrn zu bitten, ja ihm zu befehlen, ſitzen zu bleiben.

„In der That, man wird müde," ſagte Herr Kindermann und

dabei dämpfte er sein Lächeln ein wenig, um es gleich darauf wieder um so heller aufstrahlen zu lassen, als er hinzusetzte: „daher thut es einem alten Manne nach vollbrachtem Tagewerk so wohl, in stiller Beschaulichkeit ein wenig ausruhen zu können. Wenn ich aber sitzen bleiben soll, gnädiger Herr, so müssen Sie mir die außerordentliche Ehre erzeigen, sich ebenfalls am Kaminfeuer ein wenig niederzulassen; im andern Falle zwingen Sie mich aufzustehen, meinen Frack anzuziehen und in der mir zukommenden Haltung neben Ihnen aufrecht zu verharren."

Herr Kindermann hatte nämlich sein Dienstkleid ausgezogen und steckte mit der weißen Halsbinde, mit dem lächelnden Gesichte, den wohlfrisirten Haaren und untadelhaften Schuhen und Strümpfen in einer feinen weißen Piquéjacke, die aber augenscheinlich zu lang und zu weit für ihn war, was wohl daher kommen mochte, daß die Persönlichkeit des Regenten größer und breiter war, als die seines Kammerdieners. Auch saß Herr Kindermann nicht trocken vor dem hell lodernden und sanft wärmenden Kamine. Auf dem Gesimse desselben stand eine zierliche kleine silberne Punschbowle, aus welcher es ganz allerliebst duftete.

Da der Ordonnanzoffizier einmal saß, so mußte er sich aus dem Getränke der Bowle ein kleines Glas auffüllen lassen, woran er auch zur großen Zufriedenheit des Kammerdieners nippte. — Dieser sah auf die Uhr und sagte:

„Wir haben vollkommen Zeit; noch eine gute halbe Stunde, und auch dann werden Sie in dem großen Saale dort oben noch lange genug warten müssen. So ist es denn doch offenbar besser, wir warten hier unten, als da oben. Zu lange dürfen wir uns dagegen auch nicht aufhalten, denn man weiß nie, was passiren kann. Unter uns gesagt, Herr von Fernow, mich freut es außerordentlich, daß Sie gerade im Vorzimmer waren und zufällig in's Kabinet Seiner Hoheit traten. Das sind Augenblicke, die zu viel Gutem führen können."

„Augenblicke des Glücks," sagte lachend der Offizier.

Vaterland. Alſo haſt du dein Vaterland verrathen, und ſolche That muß feierlich geſühnt werden, heißt es irgendwo — auf Erden! (Zieht ſein Bandelier an und ſetzt ſeinen Hut auf.)

Roſa.

Und wenn ich den Brief wirklich geſchrieben hätte, wäre es nicht recht von mir geweſen? ja, ganz recht; ich hab' die Frau von Hartmann nicht verrathen, aber ſie hat ihren Mann verrathen.

Jonas (mit Pathos.)

Du mein eigen Fleiſch und Blut, haſt die Herrſchaft verrathen, der ich lange treu und redlich gedient. Wie ich mich ſchon herabließ, dir auseinander zu ſetzen: du haſt dein Vaterland verrathen. (Legt die Hand an den Degen.) Da war in Rom ein alter Römer, hab' ich irgendwo geleſen, deſſen Kind hatte ebenfalls das Vaterland verrathen — und was thut jener alte eisgraue Römer? ſagt ein gewiſſer Leſſing irgendwo. Er nahm ſein Schwert, und —

Roſa.

Aber, Vater, was fällt Euch denn ein? Ich glaube wahrhaftig, Ihr leſt zu viel in den Büchern, wovor Ihr mich ſo ſehr gewarnt habt.

Jonas (wiſcht ſich die Stirn.)

Danke Gott, daß wir im neunzehnten Jahrhundert leben und ich kein alter eisgrauer Römer bin. Da, nimm meinen Hut — ich werde dich noch einſtens fürchterlich beſtrafen — und hier mein Bandelier. Höre, ich ſage dir, beſſere dich, meine Tochter, beſſere dich, oder — ich werde dich enterben.

Roſa (Sieht ſpöttiſch die beiden Sachen an, die ſie in der Hand hat).

Da ich weder dies noch dies brauchen kann, und es doch unſer ganzer Reichthum iſt, ſo wird die Strafe nicht ſo ſchrecklich ſein. (Lachend ab.)

Jonas.

Geb' Einer ſeinen Kindern eine gute Erziehung — ſagt Jemand irgendwo — ſo werden ſie Einem am Ende über den Kopf wachſen. Die Welt liegt ſehr im Argen, und wenn man nur abſehen könnte, was aus der Geſchichte mit der Frau von Hartmann noch Alles entſteht.

„Gewiß, Augenblicke des Glücks," fuhr Herr Kindermann wohlgefällig lächelnd fort; „aber in der That es freut mich gerade für Sie. Ich habe den Papa sehr wohl gekannt; Seine Excellenz waren ein charmanter und liebenswürdiger Herr, und umgänglich, Herr von Fernow, sehr umgänglich. Ich kann Sie versichern, Seine Excellenz traten nie in dies kleine Vorzimmer, ohne zu mir zu sprechen: Herr Kindermann, wie geht's Ihnen? oder: Herr Kindermann, wie haben wir geschlafen? Und ich versichere Sie, das Wir war ein Act der Vertraulichkeit, den ich wohl zu würdigen verstand. Unter dem Wir meinte Ihr Papa auch noch was anderes. Ebenso, wenn er fragte: Herr Kindermann, was haben wir heute für Wetter? Damit meinte er nicht, ob es draußen regnete oder ob die Sonne schien, sondern er wollte wissen, ob sonstwo der Himmel klar oder stürmisch sei." Und dabei kann ich Sie versichern, daß ich Seiner Excellenz in diesem Punkte immer die besten Andeutungen gab. Gewiß, Seiner Excellenz, Ihrem Herrn Papa, habe ich nie falsch berichtet."

„Und sonst kam es Ihnen nicht darauf an, Herr Kindermann, vielleicht hie und da ein falscher Wetterprophet zu sein?"

Herr Kindermann hatte sein Glas ergriffen, schielte, ehe er es zum Munde führte, mit einem unaussprechlichen Lächeln nach dem Lichte hin, nahm einen tüchtigen Zug und antwortete:

„Es gibt ein altes Sprichwort: Wie man in den Wald hineinschreit, so hallt es heraus; und ich kann Sie versichern, Herr von Fernow, es gibt an jedem Hofe unbedachtsame Leute, die einen Kammerdiener des regierenden Herrn nur wie ein Ding betrachten, wie eine Sache, gut genug, um anzumelden und die Thür zu öffnen. Und das ist doch eine sehr unrichtige Auffassung unserer Stellung."

„Allerdings eine unverantwortliche Auffassung."

„Freilich sitze ich weder im Staatsrathe, noch habe ich Stimme im Ministerium," fuhr Herr Kinderman leise schmunzelnd fort; „dagegen aber," setzte er mit großem Selbstgefühl hinzu, während er leicht seine weiße Halsbinde strich: „dagegen bin ich es, der Seine Hoheit in

unbewachten Augenblicken ſieht, der Höchſtdemſelben die Halsbinde knüpft, ihm den Säbel umſchnallt, und der ihm vor allen Dingen Parfum auf das Sacktuch träufelt. — Sie ſehen mich erſtaunt an, Herr von Fernow; aber ich bin gegen Sie ungeheuer offenherzig, ſchon dem Andenken an den Papa zu Liebe; und ich verſichere Sie, die drei ſoeben genannten Verrichtungen, namentlich die letztere, ſind für mich von der größten Wichtigkeit. Verſtehen wir uns recht. Es iſt da irgend Etwas los, worüber ich gar zu gern die Meinung Seiner Hoheit hören möchte. Nun iſt es mir aber um Alles in der Welt nicht erlaubt, den Herrn geradezu anzureden. Ich knüpfe alſo die Halsbinde ein wenig feſter, als gewöhnlich; Seine Hoheit ſagt vielleicht gar nichts darauf, ſondern macht mir ein Zeichen, ſie lockerer zu knüpfen. Das iſt alsdann ſchlimm. Seine Hoheit bemerkt aber auch vielleicht: „„Kindermann, wir ſind heute aber auch verdammt ungeſchickt.““ Das iſt ſchon ermuthigender, und ich ſeufze dagegen und ſpreche: Ja, es iſt wahr, Euer Hoheit, wir ſind zuweilen recht ungeſchickt. — Iſt das heraus, ſo wette ich Zehn gegen Eins, der Herzog fängt an zu lachen und ſagt z. B.: „„Nun, Kindermann, das Mir bitte ich mir aus““ — — Sehen Sie, Herr von Fernow, dann habe ich gewonnen Spiel. Es iſt dann gerade ſo, als wenn man eine Mühle aufzieht. Zuerſt dreht ſich das Rad widerſtrebend, iſt es aber einmal im Gange, ſo können Sie mir glauben, daß Kindermann ſein Korn zu mahlen verſteht, wie irgend ein Anderer.“

„Das iſt wirklich ganz erſtaunlich,“ ſagte lachend der Ordonnanzoffizier; „und ich werde mir von Ihren Andeutungen Einiges zu Nutze machen.“

Herr Kindermann hatte abermals einen tüchtigen Schluck ſeines vortrefflichen Ananaspunſches zu ſich genommen und fuhr dann fort:

„Oftmals aber nützt mir weder Halsbinde noch Säbel. Was den letzteren anbelangt, ſo wähle ich nämlich in gewiſſen Fällen einen, der Seiner Hoheit nicht convenirt. Heißt es nun kurz und barſch: Einen andern! ſo wird ganz einfach das Taſchentuch mit Eſſenquet beträu-

ſelt. Seine Hoheit ziehen nämlich Eau de Cologne vor. Das iſt jedoch mein letztes verzweifeltes Mittel und wird in der That nur bei großen Angelegenheiten angewandt. Sie wiſſen ſelbſt, Herr von Fernow, daß nichts ſo ſehr die Erinnerung an Etwas auf's Lebhafteſte zurückruft, als der Duft irgend einer Pflanze, eines Parfums. Wir haben das ja alle erfahren. Riechen wir im Frühjahr das erſte Heu, ſo überfällt uns ordentlich wehmüthig der Gedanke an die Jugendzeit, wo wir die Schule ſchwänzten, um im Freien herumzulaufen. — Nun überkommt aber den Regenten eine ganz eigenthümliche Erinnerung, — das Nähere gehört nicht hieher — wenn Höchſtdieſelben Esbouquet riechen.“ Das ſtimmt Seine Hoheit weich und macht ihn nachdenklich; ja er kann ſich dabei ſo in ſeine Phantaſien vertiefen, daß ich nur etwas laut zu huſten brauche, um gefragt zu werden: „Was haben Sie geſagt, Kindermann?“ Und wenn man gefragt wird, ſo darf man antworten. — Aber Sie trinken gar nicht von dieſem wirklich koſtbaren Punſche, Herr von Fernow! Thun Sie das ja! Die Nachtluft iſt kühl, und droben in den Sälen iſt es um dieſe Zeit gar nicht behaglich.“

Bei dieſen aufmunternden Worten hatte der Kammerdiener ſein Glas zwiſchen beide Hände genommen, drehte es hin und her und erfreute ſich ſanft lächelnd an den kleinen Ringeln, die ſich in der goldgelben Flüſſigkeit zeigten; auch roch er daran, ehe er abermals trank.

„Es freut mich in der That, Herr Kindermann,“ unterbrach der Ordonnanzoffizier die Stille, „daß Sie ſich meines Vaters auf ſo angenehme Art erinnern, es geht nicht allen Leuten ſo.“

„Weiß wohl, weiß wohl,“ entgegnete der Kammerdiener; „Sie müßten lange Major ſein und Adjutant, und deßhalb iſt es gerade gut, daß Sie heute Abend Seine Hoheit im Vertrauen geſprochen. Wir werden ſchon darauf zurückkommen. — Apropos,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort: „etwas Anderes in Ihren Angelegenheiten hätte ich mir nicht ſo ſtillſchweigend gefallen laſſen.“

„Und das iſt?“ fragte eifrig und aufmerkſam der Andere; denn er ahnte ſchon, was kommen würde.

„Nun, die Verlobung, die wir heute gefeiert haben. Ah! das iſt ja ein Scandal, und ich werde mich der Sache ganz beſonders annehmen.“

„Wenn das was helfen könnte, würde ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet ſein.“

„Was helfen könnte? — Es iſt freilich ſchon ſpät! der Karren iſt ſchon ziemlich verfahren.“

„Und Ihre wichtige Hülfe vielleicht ſchon unnütz; denn wer kann wiſſen, ob das Fräulein nicht mit der Partie einverſtanden iſt?“

„Den Teufel auch! das kann ich wiſſen,“ rief Herr Kindermann, und es hatte faſt den Anſchein, als wolle ſein Geſicht für einen Augenblick ernſt werden; doch überwand er dieſe Abnormität, und ſeine Augen ſtrahlten fort und fort in ihrem angenehmen Lächeln, während er ſagte: „Das Fräulein iſt untröſtlich, und es hat ſchon ganz abſonderliche Scenen gegeben. Da hätten Sie energiſcher auftreten oder ſich dem alten Kindermann anvertrauen ſollen; der hat ſchon manchen guten Rath gegeben, das kann ich Sie verſichern.“

„Davon bin ich feſt überzeugt,“ erwiderte Herr von Fernow; „und wenn ich noch jetzt und recht dringend darum bäte?“

Der Kammerdiener ſchüttelte ſeinen Kopf und gab nach einer Pauſe zur Antwort:

„Vorderhand muß man den Faden laufen laſſen, aber die Augen offen behalten, und wo ſich Etwas zeigt, was uns nützen kann, nicht blöde ſein und zugreifen. Wenn Sie mich Ihres Vertrauens werth halten,“ — dabei wurde das Lächeln des Herrn Kindermann feierlicher, und er hob ſeine Naſe ſehr hoch in die Höhe; — „ſo haben Sie die Freundlichkeit, mich auf dem Laufenden zu erhalten über das, was Sie in Ihrer Angelegenheit hören und ſehen.“

„Das will ich mit dem größten Vergnügen thun und bin entzückt,“ ſagte der junge Mann nicht ohne einen Anflug von Schmei-

chelei, „die für mich sehr wichtige Sache in so guten Händen zu wissen. Nehmen Sie im Voraus meinen besten Dank, und seien Sie von meiner beständigen Erkenntlichkeit überzeugt.“

Indem er das sagte, hatte er einen Blick auf die Uhr geworfen und sich erhoben, als er bemerkte, daß der Zeiger auf halb neun wies. Herr Kindermann folgte ruhig und bedachtsam seinem Beispiele, und nachdem er mit einer wahrhaften Feierlichkeit den letzten Rest des Punsches vertilgt, entgegnete er:

„Wie ich Ihnen schon früher bemerkt, Herr von Fernow, bin ich es dem Andenken Ihres Vaters schuldig, für Sie mein Möglichstes zu thun. Ich kann Sie versichern, Kindermann vergißt nie eine freundliche Behandlung. Jetzt will ich aber ein bischen Toilette machen, und dann gehen wir.“

Zu diesem Zweck zog sich der Kammerdiener hinter einen grauen Vorhang zurück, wo sein Bett stand, und als er wieder zum Vorschein kam, war er statt der weißen Piquéjacke mit einem so langen grauen Rocke bekleidet, daß man von seinen weißen Strümpfen nicht das Geringste mehr sah und nur die Spitzen der Schuhe hervorblickten.

Darauf gingen Beide miteinander fort.

Statt aber den gewöhnlichen Weg über die Stiegen und die breiten Corridors zu nehmen, gingen sie hinter dem Appartement des Regenten durch eine Thüre, die Herr Kindermann öffnete und sorgfältig wieder verschloß, dann eine Wendeltreppe hinauf und kamen oben in einen schmalen Gang, der durch das ganze Schloß lief, dabei weder Fenster noch sonstige Oeffnungen hatte und durch Lampen erhellt wurde, die unaufhörlich Tag und Nacht brannten. Diesem Gange folgten sie eine weite Strecke, dann öffnete der Kammerdiener auf der rechten Seite abermals eine kleine Thür und Beide betraten einen Durchgang, durch welchen sie in den uns wohlbekannten großen Saal gelangten, wo die Familienbilder an den Wänden hingen und der unmittelbar neben dem Speisesaal sich befand. Dieser weite Bildersaal lag still, fast unheimlich da, denn obgleich auf zwei Consolen vor den gewalti-

gen Spiegeln am untern und oberen Ende Carcellampen brannten, ſo waren dieſe doch nicht im Stande, die tiefe Dunkelheit in dem Saale gänzlich zu verdrängen; wenn ſie auch an den beiden Enden eine kleine Helle um ſich verbreiteten, ſo blieb doch in der Mitte des Saales eine ſolche Dämmerung, daß Jemand, der ſich dort befand, von Weitem unkennbar war und nur wie ein Schatten ausſah.

Herr Kindermann führte den Ordonnanzoffizier zu einer der Fenſterniſchen, welche tief in die Mauern gebend und mit ſchweren breiten Vorhängen garnirt, noch dunkler waren. „Hier iſt Ihr Platz," ſagte er, „und da ich die Sache genau überlegt habe, ſo iſt es beſſer, wenn Sie die Verhaftung des Barons als das letzte und äußerſte Mittel betrachten."

Der Ordonnanzoffizier blickte den Sprecher mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens an, was aber dieſer begreiflicher Weiſe nicht bemerken konnte; doch ſprach Herr von Fernow lachend: „Mir ſcheint, Herr Kindermann, Sie haben heute Abend ſehr ſtark Eſbouquet aufgeträufelt."

„Das war nicht nöthig," entgegnete der Andere mit dem ruhigſten Tone von der Welt; „da mich Seine königliche Hoheit bei dieſer Angelegenheit brauchen, ſo hat es Höchſtderſelben beliebt, mich von der Sachlage in Kenntniß zu ſetzen."

„Was ich begreiflich finde," verſetzte ſchnell einlenkend der Ordonnanzoffizier.

„Dort links iſt der Speiſeſaal, wie Sie wiſſen," erklärte Herr Kindermann; „und der Baron wird von rechts kommen. — Glauben Sie mir," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „Sie haben Ihr Glück in der Hand. Es iſt eine delicate Sache und je feiner Sie ſie behandeln, deſto dankbarer wird Seine Hoheit ſein. Wie ich Ihnen ſchon zu bemerken mir erlaubte, ich mag die Verhaftungen nicht. Warten Sie damit ſo lange als möglich, und gerathen Sie in eine Verlegenheit, ſo bin vielleicht ich im Stande, Ihnen daraus zu helfen. — Jetzt halten Sie gute Wache, Sie haben noch volle zwanzig

Minuten und damit genugsam Zeit zur Ueberlegung.“ Bei diesen Worten machte er eine Verbeugung, glitt dann wie ein Schatten in die Dunkelheit zurück und verschwand auch geräuschlos wie ein solcher.

Den im Saale Harrenden bewegten seltsame Gedanken, als er jetzt in dem Halbdunkel auf und ab schritt. Es kam ihm gerade vor, als wenn er sich vor dem Feinde befände und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch hören müsse, das auch in weiter Ferne vernehmbar würde. Er hatte seinen Säbel fest an sich gedrückt und machte so langsame Schritte, daß ihm zwischen jedem derselben fast eine Secunde Zeit blieb und er so, während des Auf- und Abwandelns jedes Nahen des Erwarteten hören konnte.

Was war in der Zeit, seit er heute vor der Tafel diesen Saal betreten, bis jetzt nicht Alles von ihm erlebt worden! Oft glaubte er, in diesen wenigen Stunden seien Monate verflossen, traurige Monate, in denen er sich allmälig an den Verlust Helenens gewöhnt hatte. Waren es vielleicht die Worte des Regenten, er möge auch in dieser Sache auf ihn rechnen, welche ihm neue Hoffnung gaben, oder glaubte er sonst an ein glückliches Ohngefähr, das den Baron Rigoll von seinem Ziele zurückwerfen würde, oder hatte er sich beruhigt und als ein vernünftiger Mensch sich gesagt: „Wie kannst du von Fräulein von Ryverda verlangen, daß sie warten wird, bis es dir einmal beliebt, dich anders auszusprechen, als durch kleine Aufmerksamkeiten und allenfalls durch süße Augen — und wenn du dich ausgesprochen hättest, wer weiß, welche Antwort dir das stolze Mädchen gegeben? — O Gott, ja,“ seufzte er, „wie schön und wie stolz!“ Es war ein Glück, daß er so innig und viel an Helene dachte, denn so blieb ihm nur wenig Zeit übrig für die bittern Empfindungen, die in der That in ihm aufstiegen, wenn er sich entsann, daß er im Begriffe sei, einen guten Freund, wie Baron Wenden, so mir nichts dir nichts in Haft zu nehmen. — Verfluchter Auftrag! — Und so grausam des armen Wenden Theorie vom Augenblick des Glücks und Unglücks zur Wahrheit zu machen!

Herr von Fernow befand sich unter diesen Gedanken und unter

dem Eindruck der Situation in einer größern Aufregung als er selbst wußte. Zuweilen seufzte er tief auf und fühlte dann wohl, wie sein Herz lauter und schneller als gewöhnlich schlug. Jetzt drückte ihn seine Schärpe, jetzt genirte ihn der Helm, jetzt machte er ein paar schnellere Schritte, um gleich darauf horchend stehen zu bleiben.

Die Schloßuhr schlug drei Viertel auf Neun.

Halt! jetzt hörte er etwas. Ja, er täuschte sich nicht; es waren Schritte, die sich näherten, — er lauschte aufmerksamer. Aber diese Schritte klangen nicht von da, woher er den Baron erwartete, sondern sie schienen vom Speisesaal zu kommen. Vielleicht Jemand, dachte er, der drüben noch zu thun hatte, und sich nun nach Hause oder in sein Zimmer begibt. Treten wir einen Augenblick in die Fensternische hinter den Vorhang! — Ehe aber der junge Offizier dies ausführte, blickte er zuerst scharf nach der Thür des Speisesaals, um sich zu vergewissern, wer von dorther erscheine. Jetzt öffnete sich ein Flügel der Thür langsam, es erschien ein Lakai, der ein Licht trug, und hinter ihm eine Dame, die in den großen Saal trat.

„Jetzt danke ich Ihnen," sagte diese, und obgleich sie diese Worte im gewöhnlichen leisen Tone sprach, so hallten sie doch in dem weiten Saale wieder.

Herr von Fernow bebte zusammen, als er den Ton dieser Stimme vernahm.

„Ich finde meinen Weg ganz gut allein," fuhr die Dame fort, und dann ging sie mit ziemlich raschen Schritten vorwärts. Der Lakai hob seinen Leuchter einen Augenblick in die Höhe und das Licht blitzte seltsam durch die Dunkelheit. Dann zog er sich durch den Speisesaal zurück und machte die Thür hinter sich zu.

„Sie ist es!" sprach Herr von Fernow zu sich selber: „einen Entschluß! Einen schnellen Entschluß! Halte ich mich versteckt, oder trete ich hervor? Selbst auf die Gefahr hin, das Fräulein zu erschrecken! — Ja, ich trete vor, der Augenblick ist günstig, — vielleicht abermals ein Augenblick des Glücks! —"

Siebentes Kapitel.

Ein Augenblick des Glücks.

Damit trat Herr von Fernow vor, sein Säbel klirrte auf dem Fußboden und die junge Dame blieb wenige Schritte von ihm entfernt, sichtlich erstaunt, ja erschreckt, stehen. Sie machte sogar eine kleine Bewegung, um zurückzutreten, doch traf in diesem Augenblick der Ton der Stimme des jungen Offiziers ihr Ohr, der ihr sagte:

„Fürchten Sie nichts, mein Fräulein, es ist ein Bekannter, der vor Ihnen steht, — Fernow."

„Fast hätten Sie mich erschreckt, Herr von Fernow," gab das Fräulein mit etwas unsicherer Stimme zur Antwort; „freilich sind wir auf befreundetem Grunde, aber diese weiten Säle haben doch Abends etwas Unheimliches!"

Bei diesen Worten nahm sie ihren Gang wieder auf und hatte mit wenigen Schritten den Ort erreicht, wo der junge Offizier stand. Sie wandte ihren Kopf etwas gegen ihn, neigte ihn leicht und sagte: „Guten Abend, Herr von Fernow," als sie vorübergehen wollte.

Abends ist das Herz empfänglicher für ein inniges Wort, namentlich nach einer kleinen Emotion. Der junge Offizier holte in diesem Augenblick mühsam Athem. Die Hand, die auf seinem Säbelgriffe lag, bebte fast; er redete sich ein, gesehen zu haben, daß Helene langsam gegen ihn zu kam und daß sie zögerte, vorüberzugehen; er glaubte, ihre Bewegung mit dem Kopfe gegen ihn sei herzlicher gewesen, als sonst; er meinte, ihre Stimme habe gezittert, als sie sprach: „Guten Abend, Herr von Fernow." — —

„Mein Fräulein," sagte er und trat einen Schritt vor. „Herr von Fernow," entgegnete sie; und dabei hemmte sie ihre Schritte, ja, sie blieb stehen und wandte sich gegen ihn.

„Es ist kühn von mir," brachte er mühsam, mit fast tonloser Stimme hervor, „daß ich wage, Ihren Weg zu unterbrechen und Sie

anzureden, und obendrein anzureden in einem Augenblick, wo ich mich in großer Aufregung befinde. Ja, mein Fräulein, — — seien Sie gnädig, seien Sie gütig gegen mich und verzeihen Sie es dieſer Aufregung, daß ich mich unterfange, mit Ihnen zwei Worte zu ſprechen."

Er hatte das mit ſo bewegter, faſt zitternder Stimme geſprochen, daß das junge Mädchen offenbar daraus entnehmen mußte, er befinde ſich in einer ganz beſonderen Gemüthsſtimmung, und wahrſcheinlich eben deswegen geneigt war, ihm freundlicher als ſonſt vielleicht geſchehen wäre, zu antworten. „Ich ſehe gerade kein Unglück darin," ſagte ſie, „daß Sie zwei Worte mit mir reden wollen. Freilich," fuhr ſie fort, indem ſie um ſich ſchaute, „iſt der Augenblick nicht ganz gut gewählt."

„Aber wenn man keine Wahl hat," entgegnete er haſtig, „ſo nimmt man, was der Augenblick bietet."

„Sie haben hier auf mich gewartet?" fragte ſie.

„Nein, mein Fräulein, um ehrlich mit Ihnen zu reden. Ich würde das nicht gewagt haben. Mein Dienſt hält mich noch im Schloſſe, in dieſem Saale. Da ſah ich Sie kommen, und hielt es für die höchſte Gunſt des Glücks, wenn Sie mir wenige Minuten gönnen wollten."

Als er dies ſagte, mit leiſer, wehmüthiger Stimme, klangen ſeine Worte ſo weich und ſchmerzlich in dem Herzen des jungen Mädchens wieder, daß ſie unwillkürlich ihre Lippen auf einander preßte und ein paar Secunden vorübergehen ließ, ehe ſie antwortete: „Sie wollen dadurch gut machen, was Sie während des ganzen Tages verſäumt. Sie hatten ſich von unſerer Landpartie zurückgezogen — —"

„Ich war im Dienſt, mein Fräulein," ſagte er.

„Und nach der Tafel," fuhr ſie zögernd fort, „waren Sie der Einzige, den ich nicht in meiner Nähe ſah."

„Aber ich habe Sie geſehen, Fräulein Helene," entgegnet er raſch, faſt heftig, „und dankte Gott, daß ich weit genug entfernt ſtand, um mich Ihnen nicht nähern zu müſſen."

„Sie mißgönnten mir mein Glück," ſagte ſie mit einem Tone,

Siebenzehnter Auftritt.

Jonas. Schmidt. Gleich darauf Jettchen, mit einem Kutſcher. Zuletzt Rosa.

Schmidt.

(Iſt während der letzten Worte eilig durch die Hausthür gekommen, und tritt in die Loge.)

Meiſter Jonas, ich bitt' Euch um Gottes willen, thut mir eine kleine Gefälligkeit; ich bin ſehr in Verlegenheit, habe da einen Wagen zu bezahlen — und Sie verſtehen mich ſchon, eine Dame — eine Bekannte von mir — und da müßt' ich erſt die vier Treppen hinaufſteigen — und das dauert viel zu lange —

Jonas.

So, junger Mann, eine Dame! O Gott, was man nicht Alles erleben muß in dieſer Welt. Junger Mann, junger Mann! Sie treiben ein fürchterliches Handwerk, ſagt Schiller irgendwo. Haben Sie denn nicht bedacht, was Sie durch Ihren Leichtſinn auf's Spiel ſetzen. Die Ruhe, das ganze Glück eines braven Familienvaters —

Schmidt.

Aber, mein Gott, Meiſter Jonas, ich verſtehe Sie kein Wort. Was wollen Sie denn mit Ihrem Familienvater? ich hab' ja nichts der Art, weder Hund noch Katze. Aber noch einmal bitte ich Sie dringend — leihen Sie mir für den Augenblick zwei Gulden, ich bringe ſie Ihnen gleich wieder herunter.

Jonas.

Abgeſehen davon, daß es gegen meine Grundſätze iſt, Geld zu verleihen, ſoll ich Ihnen helfen, meinen Herrn zu betrügen.

Schmidt (dringender).

Aber wie denn betrügen? Ich bitte Sie. Gott, da iſt ſie ſchon!

(Tritt aus der Loge in den Flur und zieht die Logenthür hinter ſich zu.)

Jettchen (der ein Kutſcher folgt, welcher im Hintergrunde bleibt).

Oh, Herr Literat Schmidt, machen Sie ſich durchaus keine Mühe. Glauben Sie nicht, daß Sie wegen meiner nöthig hätten, ſich an Jemand anders zu wenden, nur finde ich es von Ihnen höchſt — ach, ich weiß nicht, wie ich es finden ſoll — O Herr Schmidt!

der Jedem hätte auffallen müſſen, mit einem Tone, der dem jungen Mann in das Herz ſchnitt.

„Ich würde Ihnen kein Glück der Erde mißgönnen, nicht das größte; aber ja, Sie haben Recht, ich mißgönne Ihnen ein Glück, das mich — ſo unſäglich unglücklich macht.“

„Alſo ſind unſere Begriffe von Glück ſo ſehr verſchieden?“

„Verſchieden und doch ganz dieſelben, wenn ich den Empfindungen meines Herzens glauben darf. Aber die Ihrigen, Fräulein Helene, ſind freilich ganz anders.“

„Ja, meine Begriffe von Glück ſind ganz anders, Herr von Fernow,“ ſagte die junge Dame mit leiſer Stimme, „ganz anders als das Glück, das ſich mir darbietet.“

„So würden Sie alſo unglücklich ſein?“ fragte er haſtiger.

„Und wenn dem ſo wäre? Sehen Sie für mich eine Möglichkeit, glücklich zu werden? — — Doch wozu dieſes ſeltſame Geſpräch?“ ſetzte ſie raſch hinzu, „dieſe qualvollen Reden, die mich nicht erfreuen und auch Sie nicht glücklich machen können.“

„Und doch, Fräulein Helene, bei Gott im Himmel, Ihre letzten Worte haben mich glücklicher gemacht, als ich es nach dieſem furchtbaren Abend zu hoffen wagte. O! erſchrecken Sie nicht über meine Reden, Helene; es iſt vielleicht der Augenblick meines Glücks, den ich ergreife und feſthalte, während ich ſo ſpreche. Dabei hatte er ihre Hand erfaßt, führte dieſelbe an ſeinen Mund und drückte ſeine Lippen darauf.

„Um Gotteswillen, Herr von Fernow, keine Thorheiten!“ ſagte ängſtlich das junge Mädchen, doch machte ſie nur einen ſchwachen Verſuch, ihm ihre Hand zu entziehen.

„Helene, laſſen Sie mich meinetwegen Thorheiten begehen, wenn es mir dadurch gelingt, meinem Glücke näher zu kommen. Ja, Helene, ich kann und will es nicht ertragen, daß jene Verbindung geſchloſſen wird.“

„Und Sie wollen das hindern?“ fragte ſie bewegt.

„Sie und ich, wenn Sie mir vertrauen.“

„Und worauf ſoll ſich mein Vertrauen gründen?“

„Auf meine grenzenlose Liebe zu Ihnen. Ja, Helene, ich liebe Sie unsäglich, ich liebe Sie, wie nur Jemand auf dieser Erde ein Mädchen lieben kann, — ja, und ich fühle an dem Beben Ihrer Hand, daß auch Sie mir gut sind. Wenn es so ist, so sprechen Sie ein einziges Wort; wenn Ihr Herz schneller schlägt bei dem Gedanken, daß ich Sie liebe, so lassen Sie mich's durch ein Wort errathen. Wer will uns auseinander reißen, wer will uns trennen, wenn wir Beide mit unserer Liebe einig sind?"

Obgleich er dies mit gedämpfter Stimme sprach, so klang doch aus seinen Worten eine solche Leidenschaft hervor, eine solche Gluth und Innigkeit, daß das junge Mädchen zitternd zurückweichen wollte; doch — er hatte ja mit ihrer Hand den Augenblick des Glücks erfaßt; er hielt diese Hand fest in der seinigen, er zog sie abermals an seinen Mund und drückte sie dann sanft an seine heißen Augen. Zuerst bebte die kleine Hand nur, ja, sie suchte sich sanft loszumachen aus der seinigen, dann aber wurde sie fügsamer, ihre Finger gaben dem Drucke der seinigen nach und schmiegten sich endlich mit einem leisen, leisen Druck in diese.

„Der Augenblick des Glücks!" jauchzte es in ihm, und wie es nun in diesem seligen Augenblicke weiter zuging, sind wir nicht im Stande, ganz genau anzugeben; doch war es wirklich für Beide ein Augenblick des Glücks: ihre liebenden Herzen hatten sich gefunden, und darauf bedurfte es keines bedeutenden Schrittes mehr, daß sich das glühnde Mädchen von seiner Leidenschaftlichkeit berauschen ließ und sich erst erschreckt ermunterte, als sie einen heißen Kuß auf ihren Lippen fühlte.

Da wollte sie sich losreißen und eilig fliehen, — aber es war zu spät; er legte seinen Arm um sie, nicht um sie auf's Neue an sich zu ziehen, sondern um sie in dem dunkeln Versteck der Fensternische zurückzuhalten, — — denn er hörte deutlich den Schall von Tritten, die sich von rechts und ziemlich eilig näherten.

„Bleiben Sie ruhig, Helene, um Gottes willen bleiben Sie ruhig" sagte der junge Offizier mit eindringlicher Stimme; „Sie können nicht

mehr entfliehen; dort kommt Jemand und ist in diesem Saale, ehe Sie die andere Thür erreicht haben. Man würde Ihre Gestalt erkennen, man würde Sie verfolgen, man würde Nachforschungen anstellen und Alles wäre verloren, wenn die Welt schon jetzt etwas von unserem Glück erführe."

„Aber hier?" fragte das geängstigte Mädchen bebend, „man wird mich erkennen, mein Name, mein Ruf ist verloren."

„Muth, Helene, Muth!"

„O, Muth habe ich," entgegnete Fräulein von Ripperda, und als sie den ersten Eindruck der Ueberraschung niedergekämpft, richtete sie sich stolz empor, schaute mit ihren glänzenden Augen nach dem Eingang des Saales und antwortete dem jungen Offizier: „Ich gebe mich ganz in Ihre Hände, thun Sie, was Ihnen gut dünkt."

In diesem Augenblicke wurden beide Flügelthüren auf der rechten Seite des Saales geöffnet und zwei Herren traten ein, ihnen voraus ein Lakai mit Lichtern. Diese beiden Herren, in eifrigem Gespräch begriffen, waren Baron Wenden und der Oberstjägermeister, Baron Rigoll.

Herr von Fernow hatte die Hand des jungen Mädchens ergriffen, hatte sie dicht an das Fenster geführt und flüsterte, nachdem er einen leichten Kuß auf ihre Stirn gedrückt:

„Bleiben Sie ruhig stehen. Sollte man auch durch die Vorhänge die Umrisse Ihrer Gestalt sehen, man wird Ihre Person nicht erkennen, noch viel weniger eine unbescheidene Frage wagen, dafür stehe ich."

Nachdem er dies gesagt, trat er aus der Nische in den Saal, und befand sich nun so nahe bei dem voranschreitenden Lakai, daß dieser in der hervortretenden Gestalt einen Offizier erkannte, den Leuchter hoch emporhielt und darauf sich umblickend stehen blieb.

„Vorwärts! was gibt's denn da?" rief der Oberstjägermeister dem Bedienten zu.

Statt aller Antwort ging der Lakai auf die Seite und streckte den Leuchter vor.

„Ei der tausend, Fernow!" sagte der Baron Wenden in einem

ſehr trockenen Tone; „was treibſt du dich um dieſe Zeit wie ein Geſpenſt in den finſtern Sälen des Schloſſes umher?“

„Dieſelbe Frage könnte ich an dich thun, mein lieber Wenden.“

„Nicht ganz mit dem gleichen Rechte; denn wie du ſiehſt, ſind wir zu Zweien, und die Geſpenſter und Nachtwandler pflegen ſelten paarweiſe zu erſcheinen.“

„Und wenn ich nun an dich gedacht hätte, mein lieber Freund,“ erwiderte Herr von Fernow mit einem eigenthümlichen Lächeln, „wenn ich mich mit dir beſchäftigt, während ich hier auf- und abſpazierte?“

„Du ſiehſt, daß Seine Excellenz mir die Ehre erweiſt, mich zu begleiten. Alſo, mon chèr, gute Nacht!“

Herr von Fernow machte indeß durchaus keine Bewegung die beiden Herren vorüber und ihres Weges gehen zu laſſen.

„Es thäte mir in der That leid, wenn ich Seine Excellenz aufhalten ſollte; es liegt das durchaus nicht in meiner Abſicht. Aber Scherz bei Seite, ich habe in der That etwas Wichtiges mit dir zu ſprechen, lieber Wenden, und würde es als eine große Gefälligkeit erkennen, wenn du mir eine kleine Viertelſtunde dazu bewilligen wollteſt. Seine Excellenz“ — damit wandte er ſich an den Oberſtjägermeiſter — „wird gewiß nichts dagegen zu erinnern haben und dich mir einen Augenblick überlaſſen.“

Baron Rigoll hatte ſchon einigemale Zeichen der Ungeduld von ſich gegeben; er war heftiger Natur, auch als ziemlich rückſichtslos bekannt, und ſo war es von ihm noch außerordentlich höflich, als er ſagte: „Aber, Herr von Fernow, Sie müßten doch begreifen, daß Baron Wenden und ich nicht hier zum Zeitvertreib ſpazieren gehen. Wir ſind in der That beſchäftigt. Welcher Art unſer Geſchäft, iſt Ihnen vielleicht gleichgültig, aber es gibt Beſchäftigungen, wo ein Cavalier zu delikat iſt, den Weg eines anderen zu kreuzen. Und Sie ſind als ſehr delikat bekannt, Herr von Fernow.“

„Indem ich Eurer Excellenz für das Compliment ergebenſt danke,“ ſprach der Offizier, „liefere ich den Beweis, daß es mir nicht unrecht-

mäßig gespendet wurde, und ich versichere Eurer Excellenz, daß es mir nicht einfällt, Ihren Pfad zu kreuzen, daß ich aber mit meinem Freunde Wenden ein paar Worte sprechen muß."

„Nun, ich werde die Höflichkeit gegen Sie auf's Aeußerste treiben," entgegnete der Oberstjägermeister mit eisigem Tone, „ich werde ein paar Schritte vorausgehen, damit Sie Zeit finden, Ihrem Freunde die so nothwendigen Worte zu sagen."

Der Offizier machte eine tiefe Verbeugung und ließ Seine Excellenz vorübergehen. Dann sagte er zu dem Andern mit leiser, aber eindringlicher Stimme: „Bei unserer alten Freundschaft, Wenden, thue mir einen Gefallen, — erzeige mir einen Dienst, um den ich dich dringend bitte. Verlasse das Schloß mit mir und begleite mich in meine Wohnung, ich habe dir etwas sehr Wichtiges mitzutheilen."

Der Kammerherr sah seinen Freund mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an; „Fernow, ich glaube, du bist — — sehr aufgeregt."

„Ja, ich bin sehr aufgeregt."

„Lieber Freund, das begreife ich; aber das ist eine Sache, an der nichts zu ändern ist. Ich weiß aus der besten Quelle, daß du dir keine Vorwürfe zu machen brauchst, du habest etwas versäumt; wahrhaftig nicht. Ich sage dir, Fräulein von Ripperda ist enchantirt von dem Oberstjägermeister; sie schließt diese Verbindung ganz mit freiem Willen. Keine Spur von Ueberredung! Das ist freilich nicht angenehm für dich; doch kommst du mit diesem Gedanken leichter über deinen Schmerz hinweg. Morgen, wenn du willst, stehe ich ganz zu deinen Diensten. — Du siehst, Seine Excellenz wartet auf mich."

Der Ordonnanzoffizier sah wohl, daß der Kammerherr mit guten Worten nicht zurück zu halten war. Doch zögerte er von dem letzten Gewaltmittel Gebrauch zu machen. Eine Pause des Schweigens trat ein. Da raschelte etwas hinter dem Fenstervorhange. Die dort Versteckte hatte eine Bewegung gemacht, eines ihrer schweren Armbänder hatte sich gelöst. Es rutschte mit einem eigenthümlichen Geräusche an

dem glatten Stoff ihres Kleides herab. Der Verſuch des Fräuleins, das Entfallende zu erhaſchen, verrieth ſich deutlich. „Was war das?“ fragte überraſcht der Baron Wenden. „Ja, was war das?“ wiederholte ſcheinbar ebenſo überraſcht der Offizier.

„O Felix! o Felix!“ lachte ihm der Kammerherr luſtig neckend zu. — „Du biſt ein unverbeſſerlicher Sünder und doch dabei ſo unſchuldig wie ein neugebornes Kind. Das muß Baron Rigoll erfahren.“

„Ich bitte dringend, halte Ruhe.“

„Nein! Indiscret kann ich nicht ſein, da ich nichts weiß. Aber die Geſchichte muß heraus.“ Damit eilte er, von Fernow gefolgt, gegen den Oberſtjägermeiſter, und rief lachend: „Sehen Euer Excellenz dieſen verſchmitzten Geſellen. Er hält Jemand hier verſteckt! Und nicht ſchlecht, es war ein ſeidenes Kleid, das rauſchte.“

„Ein ſeidenes Kleid!“ ſprach freundlich grinſend der Oberſtjägermeiſter. „Aber Baron, jetzt kommen Sie, es iſt die höchſte Zeit.“

Der junge Offizier befand ſich in der peinlichſten Situation. Es mußte ein Entſchluß gefaßt und zur Verhaftung des Kammerherrn geſchritten werden. Herr von Fernow nahm ſeinen Säbel feſt in die Linke, drückte den Helm auf dem Kopfe zurecht und wollte vortreten, die ſo bekannte unangenehme Beſchwörungsformel auszuſprechen, als ſich gerade vor den drei Herren die Flügelthüren des Speiſeſaals öffneten, und hinter einem hochgehaltenen zweiarmigen Leuchter das ewig lächelnde Geſicht des Herrn Kindermann ſichtbar wurde, der, als er hier die eigenthümliche Geſellſchaft beiſammen fand, vergnügt mit den Augen zwinkerte und ſeinen Mund ſpitzte wie ein Karpfen. Dem Ordonnanzoffizier war dieſe Erſcheinung wahrhaft tröſtlich, er trat einen Schritt zurück, um ihn vorbei zu laſſen. Herr Kindermann grüßte auf's Verbindlichſte Seine Excellenz, den Kammerherrn, ſowie auch den Herrn von Fernow, jeden einzeln nach den verſchiedenen Abſtufungen je nach ihrem Range, dann ſagte er, als er eben durch die Gruppe dahinglitt, mit einem leiſe liſpelnden Tone: „Seine Hoheit haben ſich zum Thee

bei Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise ansagen lassen. Seine Hoheit werden um neun Uhr dort sein."

Damit wendete er sich erhobenen Hauptes links gegen die kleine Thür, welche auf die geheimen Gänge und Treppen führte, und verschwand dort.

„Verflucht!" sprach der Oberstjägermeister mehr zu sich selber, als zu einem der Anderen. — „Das ist sehr unangenehm," wandte sich der Kammerherr mit leiser Stimme gegen Baron Rigoll. „Was thun wir?" — „Fahren wir nach Hause, das ist offenbar das Klügste." — „Zu mir?" fragte Baron Wenden. — „Ich habe nichts Anderes vor," versetzte der Oberstjägermeister.

„Und du, Fernow?"

„Wenn ein Platz für mich bleibt, so begleite ich dich."

„So wollen wir gehen, wenn es Eurer Excellenz gefällig ist."

Was sollte der Ordonnanzoffizier thun? Blieb er zurück, um das Fräulein aus ihrem Versteck durch den Saal zu geleiten, so war er von der bekannten Wißbegierde des Oberstjägermeisters überzeugt, derselbe werde sich irgendwo placiren, um die Unbekannte zu belauschen. Den Baron Rigoll durfte er also nicht aus den Augen verlieren, wenn er auch dem Kammerherrn nicht auf Befehl des Regenten hätte folgen müssen. Wie schlug ihm jedoch das Herz vor Besorgniß und wieder vor Entzücken, als sie sich der mittleren Fensternische näherten! Wie eilte er, vorbei zu kommen, als der Baron Wenden zum Oberstjägermeister kicherte und leise sagte: „Hier war es. O, ich täusche mich nicht leicht in so etwas."

Endlich hatten sie indessen das Ende des Saales erreicht, und als sich die Thür hinter ihnen schloß, athmete der junge Officier lange und tief auf. Seine Gedanken blieben hinter ihm, und ungesehen von den Andern drückte er seine rechte Hand auf sein heftig schlagendes Herz. Unten vor dem Hauptportale wartete der Wagen der Excellenz. Die drei behalfen sich so gut wie möglich in dem Coupé und erreichten nach einer kurzen Fahrt die Wohnung des Baron Wenden, ein elegan-

tes Garçon-Appartement mit allen dazu gehörigen erdenklichen Bequemlichkeiten und Thorheiten, mit Bildern, Waffen, Statuetten, Fauteuils, Seſſeln und den phantaſiereichſten Ruheplätzen, mit blühenden Blumen und verblichenen Stickereien. — Eine Partie Whiſt ward in Vorſchlag gebracht.

Das Spiel begann, und da es von drei guten Spielern geſpielt wurde, ſo war es ein vollkommenes Whiſt. Man hörte nur das Fallen der Karten und das Anſagen der Trics und Honneurs, mit der einzigen Unterbrechung, daß man eine Taſſe Thee nahm oder eine Cigarre anbrannte. Baron Rigoll wollte eben ſeinen Platz gegenüber dem Strohmann nehmen, als der Kammerdiener des Hausherrn eintrat und eine Viſitenkarte überbrachte, die eben draußen ein Herr für Seine Excellenz abgegeben. Der Oberſtjägermeiſter warf einen Blick auf dieſelbe und ſchien überraſcht, faſt erſchreckt. Er erhob ſich augenblicklich von ſeinem Stuhle und fragte: „Wo iſt der Fremde?“ — „Er wartet draußen im Vorzimmer,“ antwortete der Bediente.

Seine Excellenz reichte dem Kammerherrn die Karte mit einem vielſagenden Blicke über den Tiſch und ſprach: „Sie werden mir erlauben, daß ich den Herrn bei Ihnen empfange. Ein genauer Bekannter von mir, Graf Hohenberg,“ fügte er gegen den Offizier gewendet hinzu. Nach dieſen Worten war er hinausgeeilt und kehrte gleich darauf mit dem Angemeldeten zurück, worauf die gewöhnliche Vorſtellung ſtattfand.

Der Angekommene war ein Mann vielleicht an den Vierzigen, mit einem klugen, aber etwas verlebten Geſicht. Seine Figur war ſchlank und elegant; er trug einen militäriſchen Schnurrbart, und ſeine Haltung erſchien entſchloſſen und aufrecht. Er grüßte ungezwungen, bat um Entſchuldigung, daß er die Herren ſtöre und ſetzte hinzu, er bedaure das um ſo mehr, da er ſich nur erlaubt habe, die Wohnung des Baron Wenden aufzuſuchen, um den Oberſtjägermeiſter von hier zu entführen.

Baron Rigoll, der gewöhnlich keine großen Umſtände machte, hielt

ſich dem Fremden gegenüber außerordentlich verbindlich, faſt ehrerbietig. Auch er entſchuldigte ſich flüchtig und entfernte ſich alsdann mit dem Grafen.

Herr von Fernow war nicht betrübt darüber, daß das Spiel aufhörte, er lehnte ſich in ſeinen Fauteuil zurück, blies die Rauchwolken ſeiner Havanna vor ſich in die Höhe und überlegte, ob er jetzt ſeinen unangenehmen Auftrag auf Umwegen mittheilen oder mit der Thür ins Haus fallen ſolle. Der Kammerherr blickte in tiefe Gedanken verſunken in die Lichter auf dem Tiſch. — „Kannteſt du den Herrn, der eben da war?“ — fragte endlich der Offizier. — „Ich habe von ihm gehört,“ verſetzte Wenden. — „Woher?“ — „Ich glaube aus S.“ — „Und wird länger bleiben?“ — „Je nach Umſtänden.“

„Haſt du noch Luſt,“ ſagte Herr von Fernow nach einem kurzen Stillſchweigen, „mich über eine nicht unwichtige Sache anzuhören?“

„Eigentlich bin ich müde,“ verſetzte der Kammerherr gähnend.

„Nach der Tafel hatte ich eine zufällige Audienz beim Regenten.“

„Wie ging das zu?“ fragte der Kammerherr, und nachdem ihm der Offizier die Veranlaſſung erzählt hatte, auf welche er das Kabinet betreten: „Was wollte er?“

„Davon ſpäter. Zunächſt plauderte er mit mir, fragte mich um meine Verhältniſſe, und ich erlaubte mir, ihn darüber aufzuklären, weßhalb ich im Avancement zurück und noch nicht unter die wirklichen Adjutanten eingereiht ſei.“

„Und das nahm er freundlich auf?“ — „Auf's Freundlichſte.“

„Siehſt du, der Augenblick des Glücks!“

„Das habe ich mir auch gedacht. Dann aber kam die Rede auf — dich.“

„Alle Teufel! auf mich?“ verſetzte der Kammerherr, vom wohlwollenden und gefälligen Zuhören ſchnell zur geſpannteſten Aufmerkſamkeit übergehend. — „Auf mich? Da bin ich doch begierig.“ —

„Ich war es ebenfalls, mein lieber Wenden. Aber nimm mir's nicht übel, ich wollte lieber, er hätte nicht von dir geſprochen.“

„Du bringſt mich in eine ſchöne Aufregung!“ rief erſchrocken der Kammerherr. „Treib' mit ſo was keine Späße! Sei ehrlich und ſage die Wahrheit. Sprach er nur ſo im Allgemeinen über mich oder ging er in Details ein?“

„Ziemlich in Details.“

„Sei verſtändig, Fernow,“ fuhr der Baron wirklich beunruhigt fort, indem er mit der Hand über ſeine Stirne ſtrich: „Du biſt doch kein Kind und weißt, daß aller Scherz ſeine Grenzen hat. Nun, ich will es dir verzeihen, wenn du einen ſchlechten Witz gemacht haſt.“

„Ich habe aber keinen ſchlechten Witz gemacht.“

„Dann ſprich in Gottes Namen,“ bat kleinlaut der Kammerherr, wobei er in ſtiller Reſignation in ſeinen Fauteuil zurückſank und die Cigarre neben ſich auf den Spieltiſch legte.

„Seine königliche Hoheit gab mir einen Auftrag an dich.“

„Den du mir als Freund ausrichten ſollſt?“

„Nicht ſo ganz. Vielmehr als Ordonnanzoffizier.“

„O—o—oh! Das könnte mich völlig überraſchen. Aber ſprich nur, ſprich, ich bin auf Alles gefaßt, obgleich ich keine Ahnung habe, was Seine Hoheit an mir auszuſetzen belieben.“

„Denke an den kleinen Papierſtreifen.“

„Nun?“ rief der Baron, indem er emporfuhr und ſeinen Freund wie atemlos anſtarrte.

„An deine Unterredung mit der Prinzeſſin Eliſe. — Seine Hoheit ſcheint das mißliebig bemerkt zu haben; aus welchem Grunde? davon habe ich freilich keine Idee; du weißt das vielleicht beſſer als ich.“

„Ich weiß gar nichts!“ rief heftig der Kammerherr. „Aber nun deinen Auftrag! Deinen Auftrag!“

„Es wird mir ſchwer, ihn auszurichten. Seine Hoheit, obgleich nicht ungnädig für dich geſinnt, läßt dich erſuchen, ein paar Tage zu Hauſe zu bleiben — du kannſt ein Unwohlſein vorſchützen — und nicht eher wieder im Schloſſe zu erſcheinen, bis der Regent dich dazu auffordert.“

„Eine Ungnade! Eine Ungnade!“ jammerte aufſpringend der

Schmidt.

Aber ich bitte Sie, Fräulein Jettchen — es gibt im Menſchenleben Augenblicke —

Jettchen.

Wo man kein Geld hat, ja, ich weiß das wohl. Aber ein junges unſchuldiges Mädchen möglicher Weiſe in ſolche Verlegenheiten bringen — o Gott, es iſt ſchrecklich! Wenn Sie künftig wieder eine Dame in ein Café nöthigen, ſo vergeſſen Sie Ihre Börſe nicht wieder. O Gott, ich bin blamirt.

Schmidt.

Aber, mein Fräulein, ich weiß mich genau zu erinnern, — was das Nöthigen betrifft —

Jettchen.

So, ſo, Sie hätten mich nicht genöthigt?

Schmidt.

Daß ich in der That nicht wüßte! Ich dachte an einen ſchönen Spaziergang mit Ihnen. Sie aber nöthigen mich einen Wagen zu nehmen und nöthigen mich ferner, dem Kutſcher zu befehlen, vor das franzöſiſche Café zu fahren. (Mit einem Blick auf die Logenthür.) Aber ich bitte Sie, laſſen Sie Ihren Schleier fallen, man beobachtet uns.

Roſa.

(Die inzwiſchen in die Loge getreten und ſich mit ihrem Vater durch Zeichen unterhalten hat.)

Seht Ihr nun, Vater, wegen der Verläumdung, ſeht Ihr die unſchuldige Frau von Hartmann! Hab' ich nun nicht ganz Recht gehabt.

Jonas.

Leider Gottes! Scala Dei, ſagt der Lateiner irgendwo. Aber Recht oder Unrecht! die gnädige Frau iſt die Hälfte meiner Herrſchaft, und um noch größerem Uebel vorzubeugen — wenn der Gemahl jetzt nach Hauſe käme — muß ich ſie warnen. (Oeffnet die Thüre.)

Schmidt.

Aber ich bitte Sie nochmals, laſſen Sie Ihren Schleier fallen.

Kammerherr. „Wer hat mir das gethan?“ Und verſchwunden auf einmal war die claſſiſche Ruhe, die er ſo gerne zur Schau trug; verſchwunden das ſüße und gleichförmige Lächeln ſeines Mundes, ja, ſein ganzes Geſicht, das ſonſt wie der Spiegel eines ſtillen aber tiefen Waſſers ausſah, arbeitete jetzt nach allen Richtungen; die Wogen ſeiner Gedanken ſchienen über ihre Ufer ſchlagen zu wollen.

„Alterire dich nicht ſo entſetzlich,“ ſprach begütigend der Ordonnanzoffizier, indem er ebenfalls aufſtand. „Das iſt für einen oder zwei Tage. Du kennſt meine Freundſchaft für dich. Ich glaube, daß ich mir ſelbſt erlauben darf, den Regenten morgen, übermorgen an dich zu erinnern.“

„So hoch ſtehſt du in Gunſt?“ fragte Baron Wenden.

„Es wäre möglich,“ entgegnete Herr von Fernow.

„In der That, dann haſt du gut zugegriffen,“ rief Baron Wenden in gerade nicht freundſchaftlichem Tone. „Aber thu mir die Liebe und laß mich jetzt allein. Ich bin zu aufgeregt, zu außer mir, ſelbſt für deine Geſellſchaft.“

„Ein Piloſoph wie du!“ ſagte der Andere. „Was kümmert dich eine vorüberziehende Wolke am Hofhimmel! Hat ſich doch deine Theorie glänzend bewährt.“

„Zum Teufel mit meiner Theorie! Sie hat mich in's Geſicht geſchlagen, dieſe Theorie. Ich glaubte den Augenblick des Glückes zu erfaſſen — es war der Augenblick des Unglücks. — Gute Nacht!“

„Gute Nacht denn. Ich werde morgen nach dir ſehen!“ Damit trennten ſich die Freunde, und während der Eine von finſteren Gedanken bewegt, haſtig im Zimmer auf und ab ſchritt, trat der Andere glücklich, ſelig vor das Haus, und als er an den klaren Nachthimmel hinaufblickte, dachte er an den leiſen Druck ihrer Hand, der lauter zu ſeinem Herzen geſprochen, als tauſend Worte es vermocht, und ſprach mit einem innigen, herzlichen Gedanken an ſie: „Das war der Augenblick des Glücks!“

Achtes Kapitel.

Ein photographiſches Atelier.

Wenn ich mir erlaube, dem geneigten Leſer zu ſagen, daß ein Bild aus Licht und Schatten beſteht, ſowie, daß unſer Leben aus Contraſten zuſammengeſetzt iſt, ſo wird er um ſo eher und bereitwilliger glauben, als ich ihm hiermit keine neue Wahrheit verkündige, er daſſelbe vielmehr täglich und ſtündlich ſchon ſelbſt erfahren hat. Daß ſich die Contraſte berühren, und ebenſo gut wie vom Erhabenen zum Lächerlichen, ſo auch von Glanz, Pracht und Herrlichkeit zu Armuth und Elend oft nur ein kleiner Schritt iſt, das haben wir ebenfalls Alle ſattſam erfahren, und wird mir nun ferner auch der geneigte Leſer auf's Wort glauben, wenn ich ihm verſichere, daß das Haus mit der Wohnung des Baron Wenden, ſo elegant und vornehm es ſich auch von der Vorderſeite präſentirte, doch hinten an eine finſtere, ſtille Gaſſe ſtieß, welche es gleichſam vom Verkehr wohlhabender und vornehmer Leute förmlich abſperrte. Ja, dieſes Haus mit einer trotzigen unverſchämten Breite und Höhe nahm der armen Gaſſe einen guten Theil der ſo nothwendigen Lebensbedingungen: Luft, Licht und Sonne. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß ſich die alten Häuſer mit ihren hohen Giebeln kummervoll vorwärts geneigt hatten, als wollten ſie ſo viel wie möglich in die Straße hineinragen, um an dem bischen Sonnenlicht, das in gewiſſen Stunden faſt wie ſpottend an den grauen Mauern dahinfuhr, nach beſten Kräften Theil zu nehmen.

Wollten wir den verſchiedenen Wohnungen in dieſer Gaſſe einen Beſuch machen, ſo würden wir ſo viel Stoff finden, daß die Bearbeitung deſſelben am Ende langweilig werden könnte; auch würde es ſich nicht mit dem Titel unſerer wahrhaftigen Geſchichte vereinigen laſſen in den meiſten dieſer Häuſer zu verweilen; denn da würden wir von Augenblicken des Glücks ſehr wenig erfahren, wohl aber von Stunden, langen Jahren, ja ganzen Menſchenaltern des Unglücks.

Eines dieſer alten Häuſer aber, das größte in ſeiner Art, das ſtattlichſte gehört in den Bereich dieſer Geſchichte, und muß ſich der geneigte Leſer ſchon unſerer Leitung anvertrauen, um mit uns fünf der ziemlich dunkeln, holperigen und ächzenden Treppen hinaufzuklettern. Warum wir gerade im obern Stockwerk anfangen, wollen wir nicht verſchweigen. Wir befinden uns hier oben im untern Theil des Dachgiebels, der nach Norden zeigt, haben, was den unteren Etagen völlig abgeht, eine ziemliche Ausſicht auf die umherliegende Stadt, d. h. auf einige Tauſend Dachſeiten und doppelt und dreifach ſo viele Schornſteine. Da es Vormittags gegen zehn Uhr iſt, ſo ſind die zahlreichen Kinder, die das Haus beherbergt, in der Schule oder ſonſtwo bei der Arbeit beſchäftigt, weßhalb das große Haus ziemlich ruhig daliegt. Unten feilt freilich ein Schloſſer, im erſten Stock klopfen Schuhmacher, wir hören auch im zweiten Stock eine ſcheltende Weiberſtimme, aber alles das verhallt in dem großen Bau, und wenn wir noch eine Treppe höher ſteigen in den vierten Stock, ſo vernehmen wir wenig mehr von der Feile, dem lederklopfenden Hammer und dem ſcheltenden Weibe. Dagegen klingt eine helle und friſche Mädchenſtimme an unſer Ohr, und wenn ſie ſingt:

Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll ſein,
Hangen und bangen in ſchwebender Pein
Himmelhoch jauchzend, — zum Tode betrübt,
Glücklich allein iſt die Seele die liebt.

ſo ſagt uns die ungekünſtelte, herzliche Art, mit der ſie ihr Lied vorträgt, daß ihr Herz weiß, was ſie ſingt, daß ihr Herz zuweilen ſchneller ſchlägt, und daß ſie glücklich in ihrer Liebe iſt. An der Thür, hinter welcher die Mädchenſtimme ertönt, leſen wir auf einem Stück Papier, das dort angeklebt iſt: „Wittwe Weiher beſorgt alle Arten Strohflechtereien.“

Die Stimme klingt ſo friſch und jugendlich, daß wir gern hineintreten möchten, uns einen Strohhut zu beſtellen oder ein Cigarren-

Etui zu kaufen; doch treibt uns der Gang dieſer wahrhaftigen Geſchichte noch eine Treppe höher hinauf, und wenn wir nun in dem fünften Stock angelangt ſind, ſtehen wir vor einer andern Thür mit der Aufſchrift: „Photographiſche Anſtalt von Heinrich Böhler.“

Hier, wie im Palaſte des Fürſten, haben wir die Macht, ungehindert und ungeſehen einzutreten. Wir kommen in ein geräumiges Zimmer, deſſen ſchiefe Decke an der einen Seite anzeigt, daß ſie in das Dach hineinragt. Vor uns haben wir ein großes Fenſter, an deſſen Einfaſſung und Scheiben wir deutlich erſehen, daß daſſelbe erſt in jüngſter Zeit zum Gebrauche des photographiſchen Apparats eingeſetzt wurde. Die andern Fenſter im Hauſe mit ihren kleinen ſtaubigen Glasſcheiben haben ſich auch bedeutend über den unverſchämten Eindringling geärgert, denn je heller und goldener der letzte Strahl der Abendſonne dieſen in ſeiner Höhe vergoldet, um ſo mürriſcher und unzufriedener blicken alle andern Fenſteröffnungen alsdann auf die dämmerige Straße.

Das Gemach hat weiße Kalkwände und iſt ſehr beſcheiden möblirt. Gegenüber dem großen Fenſter ſteht der Ofen, neben dieſem ein breiter tannener Tiſch, und ein paar eben ſolche Stühle, ſowie ein ähnlicher Kaſten vollenden die Einrichtung. Neben dem Fenſter befindet ſich dagegen eine kleine Ecke eleganter, faſt reicher Ausſtattung. Da iſt ein erhöhter Fußboden mit einem Stückchen Teppich von ſpaniſchen Wänden umgeben, die mit alten ſeidenen Vorhängen maleriſch drapirt ſind. Auch ſehen wir hier einen geſchnitzten Eichenholzſtuhl, ein rundes Tiſchchen mit gedrehtem Fuß und auf demſelben eine große Vaſe mit Blumen. Vor dieſer Ecke ſteht der photographiſche Apparat auf einem Stativ, jetzt bedeckt mit einem dunkeln Tuche, welches das geheimnißvolle Glasauge verhüllt, mit dem die geſpenſterhafte Maſchine ihr Opfer anſtiert, um es alsdann in erſchreckender und oft auch in erſchrecklicher Aehnlichkeit wieder zu geben. Ja, ſie iſt verhüllt wie in der Menagerie der Käfig des Baſilisken oder die große Schlange mit den bezaubernden Augen; denn dem photographiſchen Apparat iſt vielleicht

eben ſo wenig zu trauen, und wenn er unbedeckt daſtände, wer bürgt dafür, daß ihm nicht auf einmal einfiele, Gegenſtände aus dem Zimmer oder der Nachbarſchaft in ſich aufzunehmen und auf ſeine Weiſe zu bearbeiten, die ſich nicht immer für die Oeffentlichkeit eignen. An den Wänden hingen, theils in Rahmen, theils mit kleinen Nägeln aufgeheftet, photographiſche Arbeiten, von denen einige ſehr gelungen genannt werden konnten; andere aber, namentlich ſolche, wo ſich mehrere Perſonen auf einem Blatte befanden, waren in den Stellungen verfehlt, und es zeigten die Figuren, wie bei vielen Arbeiten der Art, das ſeltſame Bemühen ſich ſo unnatürlich wie immer möglich zu halten und ſo krampfhaft auszuſehen, ſo ſchmerzlich zu lächeln und den Beſchauer ſo ſtier anzublicken, daß man nicht umhin kann, an plötzlich ausbrechenden Wahnſinn, an Schlagflüſſe oder dergleichen zu denken.

Künſtleriſch ſchön aufgefaßt war dagegen das Portrait eines jungen Mädchens, welches ſelbſt von der geſpenſterhaften Maſchine mit Liebe wieder gegeben worden zu ſein ſchien. Dies Blatt, mehrmals vervielfältigt, war ohne alle Retouche und gab trotzdem ein ſehr liebliches Bild, das von einer wunderbaren Aehnlichkeit ſein mußte. Das junge Mädchen, obgleich im einfachen Hauskleide, zeigte eine prachtvolle Geſtalt; ſie hatte den Kopf etwas erhoben und ſchien mit ihren hellen klaren Augen in die Höhe zu blicken. Es war als lauſchte ſie etwas Angenehmem, ſo war der Ausdruck ihres Geſichts und das drückten die leicht geöffneten feinen Lippen aus. Ihr rundes Geſicht war umgeben von reichem, kunſtlos und doch ungemein kokett aufgeſtecktem Haar. Sie ließ die zuſammen gelegten Hände herabhängen und hielt zwiſchen den Fingern etwas, das wie ein Bouquet ausſchaute; bei näherem Betrachten aber ſah man, daß es eine kunſtreich gearbeitete Strohſchleife war. Einmal befand ſich dieſes Portrait an der Wand in einem ſchönen aus Holz geſchnitzten Rahmen; und wo dieſer am Nagel hing, da bemerkte man einen Strauß vertrockneter Feld- und Waldblumen mit zierlichen Gräſern, die ſo über das Portrait hereinnickten, daß man glauben konnte, die klaren Augen des Mädchens

blickten nach ihnen, und wenn man ſich dieſer Phantaſie hingab, ſo konnte man auch den zufriedenen glücklichen Ausdruck ihres Geſichtes verſtehen, in dem die Erinnerung einer glückſeligen Stunde lag.

Im Zimmer befinden ſich drei Perſonen, an dem Tannentiſch ſitzt eine alte, einfach, aber reinlich gekleidete Frau mit einem guten Geſichte, auf dem ſich Zufriedenheit und Wohlwollen abſpiegeln. Man ſieht ihr an, daß ſie gern lacht und daß die kleinſte Veranlaſſung im Stande iſt, ſie in eine heitere Stimmung zu verſetzen. Der Beſitzer der photographiſchen Anſtalt, Herr Heinrich Böhler, befindet ſich ebenfalls an dem Tiſche, und daß er der Sohn ſeiner Mutter iſt, ſehen wir an der außerordentlichen Aehnlichkeit zwiſchen Beiden.

Er iſt ein kräftig gewachſener ſchlanker junger Mann von vielleicht ſechsundzwanzig Jahren, mit einem hübſchen offenen und ehrlichen Geſichte, hellblondem lockigem Haar, auf welches er etwas zu halten ſcheint, denn es iſt ſorgfältig geſcheitelt, und die überall natürlich emporſteigenden krauſen Locken ſind mit Sorgfalt um Stirn und Schläfe geordnet.

Die dritte Perſon ſitzt an einem beſonderen Tiſche in der Nähe des Fenſters, ebenfalls ein junger Mann von gleichem Alter wie der Photograph, aber von der Natur ſehr ſtiefmütterlich behandelt. Sein Geſicht iſt gelb und hager, von ſchwarzen, gerade herabhängenden Haaren beſchattet, ſeine Figur klein und dürftig, und was bei anderen gerade gewachſenen Menſchen wie eine gewölbte Bruſt ausſieht, erſcheint bei ihm als Höcker, der ſo weit vortritt und ſo hoch hinaufragt, daß er faſt ſein ſpitzes Kinn darauf ſtützen könnte. Obendrein iſt ſeine linke Schulter höher als ſeine rechte, und da er dieſen Mangel durch eine gezwungene Haltung zu verdecken ſucht, ſo gibt ihm das etwas Geziertes, welches widerwärtiger erſcheint, ſelbſt als ſein krüppelhafter Körperbau. Der kleine Mann iſt Maler, retouchirt die Photographieen, wo es verlangt wird, und malt den jungen Damen auf den Daguerreotypen rothe, ſchwindſüchtige Backen. Da er den Kopf ſelbſt bei der Arbeit immer etwas auf die linke Seite geneigt trägt, ſo mag es wohl

daher kommen, daß er sich angewöhnt hat, mit seinen Augen Alles von unten herauf zu betrachten, wodurch sein Gesicht einen lauernden Ausdruck erhielt. Leider aber sind wir gezwungen hinzuzusetzen, daß dieses lauernde, unstäte Aufblicken in seinem Charakter begründet und anfänglich wohl aus dem Mißtrauen entstanden war, das ihn gegen alle gerade gewachsenen und von der Natur besser behandelten Menschen erfüllte. Vielleicht hatte er auch als Kind von Lust, Glück und Liebe geträumt; vielleicht hatte er sich sogar später, seiner verkümmerten Gestalt noch nicht recht bewußt oder im verzweifelten Wagniß einem geliebten Wesen genähert und war durch ein sonderbares Lächeln aus allen seinen Himmeln gestürzt worden, tief hinab in die Finsterniß eines zerstörten Gemüthes, wo ihm alsdann Zähneknirschen und krampfhaftes Zusammenballen der Hände Linderung und Labsal war. Letzteres, das krampfhafte Schließen der Hände, hatte er beibehalten, und wenn er sprach, so zuckten seine Finger auf und zu und er hob sie meistens gegen sein Gesicht, als sollten sie ihn in seinen Reden unterstützen. Vielleicht war es auch Eitelkeit, daß er so that, denn die Natur, die ihm sonst alles versagt, hat ihm eine wunderschöne, feingeformte weiße Hand verliehen. — Herr Krimpf, der kleine Maler, saß da und zeichnete; die alte Frau Böhler strickte an ihrem Strumpfe, und der Photograph hatte eine Glastafel vor sich, in den Putzrahmen eingespannt, die er mit einem feinen Tuch polirte und zuweilen anhauchte, um zu sehen, wo irgend noch ein fettiges Theilchen sitzen geblieben war. Wir müssen hierbei erwähnen, daß Herr Böhler die Lappen, womit er das Glas putzte, auf eine eigenthümliche Art hielt, was daher kam, weil er sich durch einen unglücklichen Zufall den Zeige- und Mittelfinger vor nicht langer Zeit schwer verletzt hatte.

„Heute scheint wieder einmal Niemand zu kommen," sagte er, indem er die alte Frau anblickte; „doch will ich nicht darüber klagen, denn wenn es bei uns wie im Bäckerladen ginge, so würde ich ja am Ende noch ein reicher Mann werden, und daran denke ich doch wahrhaftig nicht."

„Es iſt noch früh," ſprach Frau Böhler, „die Leute kommen ja meiſtens um die Mittagsſtunde, da ſoll das Licht am beſten ſein, wie du immer ſagſt."

Herr Krimpf am Fenſter wandte ſeinen Kopf noch mehr auf die linke Seite, als wolle er ſeine Arbeit auch in einiger Entfernung betrachten; dann ließ er ſich nach einer kleinen Weile vernehmen: „Die Concurrenz thut's, die große Concurrenz. Auf dem Marktplatz, in der Finken- ſowie in der Roſenſtraße haben ſich ſeit einigen Tagen neue Photographen niedergelaſſen. Der am Markt hat ein prachtvolles Atelier gebaut, ganz von Glas und Eiſen."

„O, wir haben hier oben auch ein gutes Licht," warf der Andere hin; „ganz Norden und keine Mauern hinter uns, die Reflex geben."

„Dazu," fuhr Herr Krimpf fort, „hat der am Markt einen eleganten Salon eingerichtet, wo Damen und Herren warten können, auch einen gewandten Bildhauer engagirt, der die ſchönſten Stellungen angibt."

„Nun, einen Salon haben wir freilich nicht," entgegnete der Photograph, „und was den Bildhauer anbelangt, ſo glaube ich, daß ſich Eure Stellungen damit meſſen können. Ihr müßt doch geſtehen, Krimpf, daß wir in der letzten Zeit ganz famos gelungene Sachen gemacht haben."

„Sehr ſchöne Sachen," bekräftigte die alte Frau, und damit nahm ſie die Nadel, welche ſie gerade abgeſtrickt hatte, in die rechte Hand und zeigte auf das Portrait des jungen Mädchens. „Gibt es wohl was Beſſeres bei allen Photographen, als das Bild der Roſa?"

Herr Böhler hielt, als die Mutter ſo ſprach, mit dem Reiben auf der Glasſcheibe inne und blickte ebenfalls freundlich lächelnd zu dem Bilde des jungen Mädchens empor. „Ja, das iſt ſehr gelungen," ſprach er halblaut.

Herr Krimpf hatte ebenfalls herübergeſchielt, und ein Lächeln, von dem man nicht wußte, bedeutete es Schmerz oder Freude, zuckte um ſeinen breiten Mund, zu dem ſich die Finger erhoben. „Das iſt in

der That ſehr gelungen," ſagte auch er, „und wenn man das öffentlich ausſtellen könnte, ſo wäre das Portrait allein im Stande, uns eine Menge Kundſchaft herbeizuziehen."

„Nein, nein, das würde ich nie zugeben," fiel ihm der Photograph eifrig in's Wort, „ſelbſt wenn ſich Roſa dazu entſchließen könnte."

„O, ſeid ganz unbeſorgt," warf der Andere ſchnell ein, während er ſich auf ſeine Malerei niederbückte, „die wird ſich nie dazu entſchließen, ſelbſt wenn es den größten Vortheil brächte. Was bekümmert ſich das hochmüthige Mädchen um Eure Kundſchaft, um Euer Fortkommen."

Frau Böhler hatte bei dieſen Worten den Kopf geſchüttelt, und zum erſten Mal nahm ihr Geſicht einen ernſten Ausdruck an. „Krimpf, Krimpf," ſagte ſie alsdann, „das iſt ein Punkt, wo Ihr immer bösartig werdet und wovon Ihr doch wahrhaftig nichts verſteht."

„Sieht man nicht auch Prinzeſſinnen und Gräfinnen an den Schaufenſtern ausgeſtellt?"

„Daß ſich eine vornehme Dame nichts daraus macht, von der Menge angegafft zu werden, begreife ich vollkommen. Wenn ſie im Theater und im Concert mit ihren Spitzen und Brillanten ſitzen, ſo müſſen ſie es auch leiden, daß Tauſende von Augen ſie ſo lange anſchauen, als es ihnen beliebt. Aber mit einem jungen beſcheidenen Mädchen, die von der ganzen Welt nichts will, iſt das doch was ganz Anderes. Nehmt mir's nicht übel, Krimpf, wenn Ihr eine Schweſter hättet —"

„Oder eine Geliebte," ſagte giftig der Maler.

„So möchtet Ihr es auch nicht haben," fuhr Frau Böhler fort, ohne auf dieſe Worte zu achten, „daß ſie Jedermann anſtarrte und fragte: wer iſt denn das Mädchen? Wie heißt ſie? Was thut ſie? Wo wohnt ſie?"

„Nun, was das anbelangt," entgegnete der Maler nach einem kleinen Stillſchweigen, „ſo ſtellt Mamſell Roſa ihr Licht auch nicht gerade unter den Scheffel und läßt ſich gehörig auf der Straße ſehen."

„Ja, wenn ſie ausgeben muß oder mit ihrer Mutter im Schloßgarten ſpaziert," bemerkte der Photograph in etwas gereiztem Tone und rieb ſeine Glasſcheibe heftiger als nothwendig geweſen wäre.

„Der Effect iſt derſelbe," fuhr Herr Krimpf hartnäckig fort. „Ich bin ihr ſchon oft begegnet und habe häufig gehört, wie der oder jener Lieutenant oder ſonſt ein junger Herumtreiber fragte: Wer iſt denn das ſchöne Mädchen? Wie heißt ſie? Was thut ſie? Wo wohnt ſie?"

„Und wenn Einer wirklich auch ſo was gefragt hat," erwiderte der Photograph ärgerlich, „ſo hat doch Roſa gewiß niemals Anlaß dazu gegeben. Könnt ihr das anders ſagen?" fuhr er nach einer Pauſe fort, da der Maler ſich achſelzuckend über ſeine Arbeit niederbeugte; „hat ſie je einen von Euern Herumtreibern angeſehen oder durch ihr Betragen herausgefordert, daß er ſich nach ihr umſchaue und frage: Wer iſt ſie? Wo wohnt ſie?"

Herr Krimpf betrachtete die Arbeit, die vor ihm lag, ſo angelegentlich, als habe er in der ganzen Welt für ſonſt gar nichts Sinn. Er nahm auf's Gleichmüthigſte einen anderen Pinſel und ſuchte lange nach einem ſchönen Blau, um das Kleid der Dame, die er eben retouchirte, zu laſiren, und erſt als er fand, daß die geſuchte Farbe paſſend war, nickte er befriedigt mit dem Kopfe und warf dann leicht hin:

„Ich muß ſelbſt geſtehen, daß Mamſell Roſa auf der Straße in der That Keinem eine Veranlaſſung gibt, ſich um ſie zu bekümmern oder ihr nachzugehen."

Hätte er das „auf der Straße" nicht ſo hoch betont! Aber er that es und ſo ſtark, daß ſelbſt die alte Frau ihren Kopf ſchüttelte und ihr Sohn nicht unterlaſſen konnte zu entgegnen: „Krimpf, Ihr habt ſo ausdrucksvoll geſagt, Roſa gebe auf der Straße keine Veranlaſſung, daß man ihr nachſehe und ſich um ſie bekümmere, ſie betrage ſich auf der Straße nicht auffallend! Alſo vielleicht ſonſtwo, wenn auch gerade nicht auf der Straße?"

Herr Krimpf zuckte abermals mit den Achſeln, ſpitzte ſeinen Mund und hielt den Nagel des Daumens ſeiner rechten Hand gegen das

Jonas.

Gnädige Frau von Hartmann, dürfte ich Sie zu Ihrem eigenen Vortheil erſuchen, einen Augenblick einzutreten.

Jettchen.

Was Schleier fallen laſſen, da mich Unglückliche alle jungen Leute im franzöſiſchen Café erkannt. Und was will denn der Meiſter Jonas mit ſeiner gnädigen Frau?

Jonas.

Gott, es iſt die Kammerjungfer.

Roſa.

Was hab' ich gemacht.

Jonas (im höchſten Zorn).

Siehſt du, ungerathene Verläumderin, ſiehſt du, boshafte Perſon? Mein Schwert, mein Schwert, ſagt ein gewiſſer Shakespeare irgendwo.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Herr v. Hartmann (erſcheint eilig an der Hauptthür).

Roſa.

Da iſt der Herr von Hartmann.

Jettchen (indem ſie den Schleier fallen läßt und in die Loge eilt).

Der Herr! Und ich im Hut und Shawl der gnädigen Frau?

Hartmann.

Sie entfliehen mir nicht; Sie ſind erkannt. Und auch Sie, mein Herr, folgen Sie. (Mit kaltem Tone zu Jettchen.) So ſind' ich Sie endlich? So muß ich Sie finden? O Gott, was hab' ich Ihnen gethan, daß Sie meinen Namen ſo preis geben, Undankbare? (Jettchen macht Miene zu ſprechen.) Schweigen Sie! Reden Sie wenigſtens hier nicht vor dieſen Zeugen. Es bedarf ſo nicht vieler Worte mehr, Madame. Wir werden bald fertig mit einander ſein.

Licht, um eine gemiſchte Farbe zu betrachten, die er darauf geſetzt hatte, während er ſagte: „Seht, lieber Böhler, das iſt das alte Kapitel. Da brauch' ich nur ein unſchuldiges Wort zu ſagen, daran klammert Ihr Euch, ſetzt mir ſo zu ſagen die Piſtole auf die Bruſt, und wenn ich mir dann erlaube, irgend eine Bemerkung fallen zu laſſen, ſo heißt es, ich ſuche Streit und Unfrieden."

Die alte Frau winkte ihrem Sohne mit den Augen, das Geſpräch fallen zu laſſen, doch ſchien dieſer es nicht bemerken zu wollen, und man ſah deutlich, daß er ſich in einer großen Aufregung befand, der er ſich vergeblich bemühte, Herr zu werden. Sein Auge glänzte, und eine flammende Röthe lag auf ſeinem Geſichte, während er die Lippen heftig zuſammenpreßte.

„Ich wollte nämlich ſagen," fuhr Herr Krimpf gleichmüthig fort —

„O, ſagt lieber gar nichts," unterbrach ihn raſch die alte Frau. „Kann es Euch denn eine Freude machen, meinen Sohn mit Sachen zu alteriren, von denen Ihr ſelbſt am Beſten wißt, daß ſie nur in Eurem Kopfe entſtanden ſind?"

Es war ein eigenthümliches, faſt ſüßes Lächeln, mit dem der Maler jetzt zu der alten Frau hinüberſah. Es war ein Lächeln, welches ſagen zu wollen ſchien: Gute, argloſe Seele, wie bedaure ich dich aus dem Grunde meines ehrlichen Herzens! Dann zuckte ſeine rechte Hand nach dem Munde empor, und ſeine Finger berührten dieſen leicht, als wollte er ſich ſelbſt Stillſchweigen auferlegen, worauf der Pinſel auf dem Papier wieder gleichförmig feine Linien beſchrieb.

„Nein, nein, er ſoll reden!" ſagte beſtimmt der Photograph; „aber er ſoll mit geraden Worten reden. Krimpf, ich halte große Stücke auf Euch; nur in dieſem Einen Punkte geht Ihr nicht ehrlich mit mir um. Ich weiß wohl, was Ihr wollt. Ihr könnt mir keine Thatſachen berichten. Ihr habt nur böſe Bemerkungen gegen das Mädchen, und doch könnt Ihr mir glauben, Krimpf, daß ich Euch in der That ſogar dankbar wäre, — wenn —." Das Letzte ſagte er mit un-

ſicherer, gepreßter Stimme, wie Jemand, der ſich vor ſeinen eigenen Worten ſcheut; auch war er nicht im Stande, den Satz zu vollenden.

„Laß dir doch keine Grillen in den Kopf ſetzen," ſprach die alte Frau; „du weißt ja, was er dir ſagen will. Gott der Gerechte! Und wenn ſie hie und da auch einmal einen Blick hinüberwirft nach dem Fenſter des großen Hauſes, was thut ſo ein Blick? Habe ich in meiner Jugend doch auch meine Augen nicht immer zugeſchloſſen, und bin doch eine brave Hausfrau geworden, das kann ich mir wohl nachſagen. — Ach was, ſo ein Blick!"

„Es liegt ein großer Unterſchied in der Art, wie man Blicke ſendet," meinte Herr Krimpf.

„So wollt Ihr alſo ſagen, daß Roſa da hinüber Blicke ſendet, wie ſie ſich für ein junges Mädchen nicht ziemen?" fragte Herr Böhler.

„Wie es ſich für ein junges Mädchen nicht ziemt, will ich gerade nicht ſagen, aber," ſetzte er langſam und bedächtig hinzu, „wie es ſich vielleicht für ein junges Mädchen nicht ziemt, die ſchon einen Liebſten, ſo zu ſagen, einen Bräutigam hat, und wie es ſich für ein junges Mädchen aus unſerem Stande einem Manne jenes Standes gegenüber gewiß nicht paßt."

„Krimpf," rief jetzt heftig der Photograph, „entweder, oder! Laßt Eure ſchlimmen Reden oder ſagt mir gerade heraus, was Ihr denkt und wißt."

„Bosheiten, nichts als Bosheiten," flüſterte leiſe die alte Frau.

„Nun?" fuhr ihr Sohn gegen den Maler los, da dieſer ſchwieg.

„O, das iſt ſehr einfach," antwortete Krimpf, „und ich ſage nie etwas, wozu ich nicht meine Gründe habe. — Es gibt gewiſſe Stunden im Tage," fuhr er in ſo gleichgültigem Tone fort, als begönne er eine Geſchichte: Es war einmal ein König, der hatte eine ſchöne Tochter, — „es gibt gewiſſe Stunden, wo Mamſell Roſa ihr Fenſter öffnet und ſich an demſelben ſehen läßt. — Wißt Ihr, das Fenſter iſt gerade unter uns, alſo kann es Euch nicht gelten. Da an's Fenſter ſtellt ſie ſich, doch ehe ſie ſich hinſtellt, ſingt ſie vorher, und ſie hat

eine ſchöne Stimme und kann ſehr laut ſingen. Habt Ihr ſie vorhin ſingen hören?" fragte er mit ſeinem fatalen, lauernden Lächeln.

„Ja, ich habe ſie gehört," ſagte der Andere mit faſt tonloſer Stimme.

„Nun alſo," ſprach Herr Krimpf mit dem ruhigſten Tone von der Welt weiter, „dann wette ich hundert gegen eins, daß ſie ſich jetzt am Fenſter etwas zu ſchaffen macht."

„Und wenn dem ſo wäre," miſchte ſich die alte Frau gereizt in's Geſpräch, „wollt Ihr dem jungen Mädchen verbieten an's Fenſter zu treten und friſche Luft zu ſchöpfen?"

„Ich? Ganz und gar nicht. Ich will ihr überhaupt nichts verbieten. O, wenn Ihr nur einmal begreifen wolltet, wie ehrlich ich es mit Euch meine. Nicht wahr, wo ich hier ſitze, bin ich nicht im Stande in die Nachbarſchaft zu ſehen? Das werdet Ihr mir zugeben. Was ich alſo jetzt ſagen will, kann ich nicht vorher geſehen haben. Unſerem Hauſe gegenüber liegt, wie Ihr wißt, das große Palais, das mit ſeiner Pracht und Herrlichkeit unſere arme dunkle Gaſſe ſo zu ſagen abſperrt und uns verhindern will, mit der vornehmen Welt, die dort wohnt, in gar zu nahe Berührung zu kommen. Aber dieſe vornehme Welt," fuhr er boshaft fort, „kommt doch zuweilen gern mit uns in Berührung. Alſo im erſten Stock drüben iſt ein Fenſter, gerade dem der Frau Wittwe Weiher gegenüber; der Geſang iſt verſtummt, Roſa ſteht am dieſſeitigen Fenſter und am jenſeitigen befindet ſich, oder meine Ahnung müßte mich trügen, ein junger Herr, wahrſcheinlich im rothſeidenen Schlafrock, da es noch früh iſt. Er blickt angeblich in unſere ſchlechte Gaſſe, vielleicht vermittelſt ſeines Opernglaſes, vielleicht auch nur ſo, und treibt allerlei kleine Thorheiten. Er legt die Finger an den Mund oder drückt ein Blumenbouquet, das er neben ſich hat, an die Lippen, fächelt ſich vielleicht auch mit ſeinem Schnupftuche Kühlung zu — —"

Schon bei den erſten Worten, die Herr Krimpf ſprach, wollte ſich der Photograph haſtig erheben, doch legte ihm die alte Frau ihre Hand

auf den Arm und ihr Blick bat ihn, ruhig zu bleiben. Als aber der Maler in seiner bosbaften Art alle die Einzelnheiten berichtete, da ließ es den Andern nicht länger auf seinem Stuhle, er sprang in die Höhe, holte tief und heftig Athem und trat an eine Stelle des Zimmers, wo er das gegenüberliegende Haus ins Auge fassen konnte.

Herr Krimpf blickte nicht einmal zu ihm empor, vielmehr malte er ruhig an seinem Bilde und sagte nach einer Pause: „Hab' ich Recht oder Unrecht?"

Auch Frau Böhler war hinter ihren Sohn getreten, und das sonst so wohlwollende Gesicht der alten Frau hatte sich finster überzogen. Daß Jemand drüben am Fenster war, darin hatte der Maler allerdings Recht; und wenn der geneigte Leser mit uns hinüberschauen will, so bemerkt er einen der Fensterflügel im ersten Stock geöffnet; an demselben steht ein Fauteuil, und auf diesem ruht ein junger Mann in rothem Schlafrock, der den Arm auf die Brüstung gestützt hat, den Kopf in die Hand gelegt, und zwar so, daß der Zeigefinger derselben an seinen Lippen ruht. Der junge Mann am Fenster hat sein blondes Haar glatt an den Kopf gestrichen, Kinn und Wangen sind sorgfältig rasirt, den feinen Mund hat er lächelnd zusammen gezogen, und die lebhaften Augen fixiren sich scharf auf einen Punkt ihm gegenüber. Der junge Mann im Schlafrock ist unser Bekannter, der Kammerherr von Wenden, der sich in seinem Hausarrest außerordentlich langweilt und sehr vergnügt zu sein scheint, in der Nachbarschaft ein vorübergehendes Amusement gefunden zu haben.

Der Photograph fuhr mit der Hand heftig in sein lockiges Haar und preßte sie dann an seine Stirn; — der junge Mann gegenüber lächelte freundlich herüber, nickte auch leicht mit dem Kopfe, und jetzt kam auch das Blumenbouquet zum Vorschein, von dem der Maler gesprochen. — „Nun?" fragte dieser abermals. „Habe ich Recht oder Unrecht?"

„Sebt, Krimpf," sprach jetzt die alte Frau mit erzürntem Tone, „ich kann nicht begreifen, wie es Euch ein Vergnügen machen kann,

meinen Sohn mit so lächerlichen Sachen zu quälen. Was kümmert es die arme Rosa, wenn da drüben wirklich ein junger Mann am Fenster steht und seine Thorheiten treibt? Sie wird nicht nach ihm schauen, wird in ihrer Küche beschäftigt sein oder mit ihrer Strohflechterei. Wie könnt Ihr Euch einbilden, daß sie jetzt gerade auch am Fenster unter uns stehe? Kennt Ihr die alte Weiber so schlecht? Die hat Augen wie ein Falke, und Rosa würde schön ankommen."

„Daß die alte Weiber Augen wie ein Falke hat, daran habe ich noch nie gezweifelt," versetzte der Maler mit einem geringschätzenden Seitenblick; „doch nicht für ihre Tochter. Da ist sie, um in Eurem Gleichniß fortzufahren, blind wie eine Eule, sonst müßte sie die Geschichte schon lange gemerkt haben. Schon lange!"

„Nein, das ist nicht möglich," knirschte der junge Photograph. „Rosa kann nicht am Fenster sein und da hinüber sehen, das kann und wird sie mir nicht anthun. Es ist eine Schande, daß ich nur einen solchen Gedanken hatte. Von Euch finde ich es begreiflich, Krimpf," setzte er in fast verächtlichem Tone hinzu.

„Diese Bemerkung kann mich gar nicht anfechten, ich bin meiner Sache gewiß," flüsterte der brave Krimpf vor sich hin.

„Und ich will mich überzeugen," sagte entschlossen Herr Böhler. „Das Fenster der Schlafkammer ist offen. Wenn ich mich vorbeuge, kann ich hinabschauen, und ich will es denn in Gottes Namen für dieses Mal thun, um den Krimpf zum Stillschweigen zu bringen. Bleibt hier, Mutter," fuhr er fort, als er, sich umwendend, sah, daß ihn die alte Frau begleiten wollte.

„Aber ich sollte eigentlich mitgehen," meinte der Maler, und dabei lächelte er auf ganz eigenthümliche Art und kniff die Augen so zusammen, daß nur noch ein paar Blitze herausschossen; „ich sollte eigentlich mitgehen, sonst ist die Partie vollkommen ungleich."

Der Andere war aber schon in das Nebenzimmer getreten und hatte sich mit klopfendem Herzen dem Fenster genähert. Er wußte

nicht wie es kam, daß er nur mühsam Athem schöpfen konnte, und daß das Blut wie im Fieber durch seinen Körper raste. — Jetzt stand er am Fenster. Ehe er aber hinabblickte, faßte er mit der Hand krampfhaft die Brüstung.

O, warum mußte der Maler Recht haben! Warum stand Rosa jetzt gewiß und wahrhaftig am Fenster! Warum lehnte sie sich heraus, daß er deutlich ihr volles, schönes Haar sah, ihren Hals, ja die schlanke Taille und ihre kleine Hand, mit der sie leicht das Fensterkreuz gefaßt hielt und so auf dem erhobenen Arme ihren Kopf ruhen ließ. Er hätte hinausschreien können; er hätte wie ein Kind weinen mögen, denn er war zu fest überzeugt gewesen, daß Krimpf verleumdet habe. Kein Zweifel, es war Rosa selbst! Wenn er auch nur ihre Fingerspitzen gesehen hätte oder eine einzige Flechte ihres Haares, so hätte er gefühlt, daß sie es sei. Es ward ihm dunkel vor den Augen, und als er jetzt seine Lippen fest aneinander preßte, so schwellte ihm der Athem so heftig die Brust, daß sie zu zerspringen drohte. Also doch! Er blickte auf das Mädchen hinab, und es war ihm, als müsse er sie mit seinen Gedanken in das Zimmer zurückziehen können. Dann sah er neben ihr vorbei in die schwindelnde Tiefe, und es flimmerte seltsam vor seinen Blicken. Er wollte Rosa! rufen, aber er that es nicht. Er blickte auf das gegenüberliegende Haus und sah, wie sich der junge Mann am Fenster unverwandt herüberblickend langsam erhob, wie er dabei die Hand leicht an seine Lippen legte, ja, wie er herüberwinkte. Ach und wie ward dem Späher, als der nun sehen mußte, wie Rosa ebenfalls ihre Stellung änderte, wie sie die Hand und den Arm, auf denen so eben ihr Kopf geruht, langsam herabsinken ließ, und wie sie, ehe sie das that, leicht mit ihren weißen Fingern über das schwarze Haar herabfuhr. — Dann verschwand sie vom Fenster. Er aber oben preßte seine beiden Hände gewaltig gegen die Brust und blickte an den blauen Himmel empor, der ihm mit einem Male stockdunkel erschien und an dem Blitze hin und herfuhren, Blitze aus heiterer Luft, von denen er nicht wußte, woher sie kamen. Er mußte in das Wohnzimmer

zurück, das fühlte er wohl, aber er mußte lange mit ſich kämpfen, ehe ſein Athem wieder ruhiger ging, ehe ſeine Augen den ſonderbar entſetzlichen Ausdruck verloren hatten, ehe ſein Gang wieder gleichmäßig geworden, nicht mehr ſo ſchwankend war, als da er vom Fenſter wegtrat. Ja, er verſuchte zu lächeln, und es gelang ihm, als er nun wieder vor die Beiden im Nebenzimmer trat, wo ihn die alte Frau beſtürzt anblickte; denn, wie ſie ihm ſpäter ſagte, habe er zum Erſchrecken blaß ausgeſehen.

Herr Krimpf hob ebenfalls den Kopf in die Höhe, und auch er lächelte, als er in die entſtellten Züge des Photographen blickte. Darauf zuckten ſeine Finger, wie vergnügt nach ſeinem Kinn und als er ſagte: „Nun?“ lag in dieſem einzigen Worte ein Hohn, ein Triumph, der unausſprechlich war.

„Nun?“ fragte auch die alte Frau.

„Die Roſa war nicht am Fenſter,“ entgegnete der Andere ſo gelaſſen als es ihm möglich war. Dabei blickte er beſorgt auf den Maler, der aber ſeinen Kopf ſo tief über das Papier gebeugt hatte, daß man ſein eigenthümliches Grinſen nicht ſehen konnte. — „Nein, ſie war nicht am Fenſter,“ wiederholte er nach einer Pauſe und einem tiefen Athemzuge.

Ein paar Sekunden lang war es nun auch ſo ſtill in dem Zimmer, daß das Picken der Schwarzwälder Uhr ein faſt unerträgliches Geräuſch machte. Dann ſagte Herr Krimpf: „Nun, wenn ſie nicht am Fenſter war, ſo iſt es mir lieb und ich will recht gern Unrecht gehabt haben. Denn wäre ſie am Fenſter geweſen,“ ſetzte er mit ſcharfer Betonung hinzu, indem er den Kopf erhob, „ſo hätte ich Recht behalten, und man müßte dann die Roſa für ein unverantwortlich leichtſinniges Mädchen halten, für ein Mädchen, das nicht werth iſt, daß ein braver Mann, wie Ihr, ſie liebt. — Darin ſtimmt Ihr mir bei, nicht wahr, Böhler?“

„Ja — darin,“ entgegnete der Photograph in einem Tone, dem man deutlich anhörte, wie mühſam und ſchmerzhaft er hervorgebracht

war. — Hierauf ſchien er aber nicht geneigt, ſich noch in weitere Erörterungen einzulaſſen, ſondern ging abermals in das Nebenzimmer, nicht um dort wiederholte Fenſterbeobachtungen zu machen, vielmehr ſetzte er ſich ſo entfernt wie möglich von demſelben in eine Ecke der Kammer, barg das Geſicht in beiden Händen und blieb unbeweglich.

Neuntes Kapitel.

Chantons, buvons, traleralera.

Herr Krimpf hatte eine Zeitlang emſig fortgemalt und ſchien auch mit ſeiner Arbeit vollkommen zufrieden zu ſein. Er betrachtete die Photographie, die er retouchirte, bald von dieſer, bald von jener Seite, und während er ſo den Kopf bald rechts, bald links wandte, ſummte er in ſich hinein eine luſtige Melodie, was ſelten genug vorkam. Bald jedoch ſchien er mit ſeiner Arbeit für jetzt aufhören zu wollen, betrachtete das Portrait ein paarmal aus der Entfernung, legte es alsdann zwiſchen Fließpapier und fing an, ſeinen Pinſel mit großem Geräuſche in einem vor ihm ſtehenden Waſſerglaſe auszuſpülen.

Die alte Frau hatte ſich mit ihrem Strickſtrumpf wieder an den Tiſch geſetzt, doch zeigte ihr Geſicht lange nicht mehr den heiteren, wohlwollenden Ausdruck wie früher, bald blickte ſie beſorgt nach der Kammerthüre, dann einigermaßen entrüſtet auf den Maler, der ſeine Farben zuſammengelegt hatte, einen beſſeren Rock anzog, der in der Ecke hing, und ſich zum Weggehen anſchickte. „Es ſcheint dieſen Vormittag Niemand kommen zu wollen," ſagte er, „und da will ich einen kleinen Ausgang beſorgen. Gegen zwölf Uhr bin ich wieder da, wenn man mich vielleicht doch noch brauchen ſollte." Bei dieſen Worten

hatte er den Rock bis unter das Kinn zugeknöpft und trat an das Fenster, um einen Blick in die Nachbarschaft zu werfen.

„Ja, ja," murmelte er vor sich, aber doch so laut, daß es die Frau deutlich verstehen mußte, „diese vornehmen Herren! Es ist mir begreiflich, daß ihnen so allerhand verfluchte Geschichten durch den Kopf gehen, da sie doch auf der Herrgottswelt den ganzen Tag so gut wie gar nichts zu thun haben. Möchte das auch 'mal mitmachen."

Hiebei versuchte er, seinen Halskragen aufzurichten, was ihm aber nur an der einen Seite gelang; an der anderen drückte ihn der herabhängende Kopf hartnäckig wieder gegen die Schulter. „Aber das könnt Ihr mir glauben, Frau Böhler," fuhr er nach einer Pause fort, „es ist mir gerade, als hätte mir Jemand was geschenkt, daß die Rosa nicht am Fenster war. Es wäre auf meine Ehre arg gewesen; denn der da drüben ist ein verrufener Patron, darauf könnt Ihr Euch verlassen, und wenn der einmal anbändelt, dann hört er nicht wieder auf, bis er die Schleife fest zugezogen hat. Jetzt behüt' Euch Gott, Frau Böhler, ich komme bald wieder." — Er hatte seinen Hut aufgesetzt und warf einen Blick in den Spiegel, so verstohlen und scheu, daß man wohl merkte, er fürchtete dort etwas sehr Unangenehmes zu erblicken. Dann lief er mit einer wahrhaft komischen Behendigkeit zur Thür hinaus.

Als er fort war, ließ die alte Frau ihre Hände mit dem Strickzeug in den Schooß sinken, schüttelte den Kopf und sagte in einem betrübten Tone: „Wie der Heinrich verstört aussah! Vielleicht war sie wirklich am Fenster, vielleicht hat der Krimpf Recht, aber das wäre doch gar zu entsetzlich! Nein, nein, so ist die Rosa nicht. Und wenn sie wirklich am Fenster war, bah! so hätte das noch nichts zu bedeuten. So ein junges Mädchen ist ein wenig vorwitzig und naseweis, aber schlimm ist die Rosa nicht, gewiß nicht; davon muß auch der Heinrich überzeugt sein."

Hastig warf sie ihr Strickzeug auf den Tisch und eilte in das Nebenzimmer, als wollte sie ihren Sohn fragen, ob er denn wirklich

etwas Schlimmes von Rosa glauben könne, selbst wenn sie am Fenster gewesen wäre. — Der Photograph saß noch immer in seiner Ecke. Die Hände hielt er freilich nicht mehr vor das Gesicht, sondern gefaltet auf seinen Knien; doch blickte er so starr durch das Fenster an den Himmel empor, daß die Mutter bei seinem Anblick ordentlich erschrack und es kaum wagte, leicht mit den Fingern seine Schulter zu berühren.

Er fuhr wie aus tiefen Träumereien empor, und als er die alte Frau neben sich stehen sah, sagte er mit erzwungenem Lächeln: „Ich bin doch recht thöricht, da sitze ich hier in tiefen Gedanken, als wenn Gott weiß was geschehen wäre, und es ist doch im Grunde gar nichts."

„Nein, es ist gewiß nichts, Heinrich, wahrhaftig nichts," entgegnete die alte Frau, „das kannst du mir glauben. Mach' dir doch keine so trüben Gedanken."

Er sah mit einem unendlich trostlosen Blick zu seiner Mutter empor, dann sagte er: „Aber sie war am Fenster."

„Ich hab' es dir angesehen."

„Dann hat es mir der Krimpf gewiß auch angesehen, und was er zu mir sprach, war aus lauter Bosheit."

„Du weißt doch," antwortete kopfschüttelnd die alte Frau, „wie der immer gereizt ist und wie es ihm ein Vergnügen macht, andere Menschen mit seinen schwarzen Gedanken zu quälen."

„Aber sie war am Fenster."

„Nun ja, laß sie. Man muß ihr das auf eine gute Art sagen. Ich versichere dich, Heinrich, ich bin deinem Vater immer eine brave und getreue Frau gewesen, aber als ich noch ein junges Blut war —"

„Da hast du auch so am Fenster gestanden?" fragte hastig der junge Mann und schaute zu der Mutter empor, als hoffe er Trost in ihren Blicken zu finden.

„Warum denn nicht?" fuhr diese mit ihrem tröstenden Lächeln fort. „Ich weiß mich noch wie heute zu erinnern, es war während

Schmidt.

Aber, Herr von Hartmann —

Hartmann.

Und Sie, mein Herr, der mit ſo frecher Stirne neben mir ſteht. Wenn ich auch Mittel in Händen habe, Sie hinter den Mauern des Schuldgefängniſſes für längere Zeit unſchädlich zu machen, ſo will ich mich doch herablaſſen, zuerſt einen Gang mit Ihnen zu thun.

Jonas.

Aber, lieber gnädiger Herr, Sie irren —

Hartmann.

Ha, jetzt iſt es mir zu verzeihen, wenn mein kaltes Blut anfängt zu kochen. Das muß ich an ihm, meinem eigenen Diener erleben. Warum hat er mir vorhin die ganze Sache verheimlichen wollen? Warum hat er mit dieſer Dame unter einer Decke geſpielt? (Zu Jenchen.) Sehen Sie, Unwürdige, ſo zwingen Sie mich, über Ihre Schande mit dieſen Leuten zu reden. O Madame, danken Sie es einem Reſt der thörichten Liebe, die trotz all dem Schrecklichen, was Sie mir angethan, noch in dieſem Herzen für Sie lebt, daß ich Ihre Schande nicht an dem öffentlichen Orte, wo ich eben herkomme, oder auf den Straßen nicht jedem zugerufen habe, der ſie hören mag. Wo ſind jetzt Ihre Thränen, mit denen Sie mich ſo oft zu beſänftigen vermochten und denen ich Narr beſtändig glaubte?

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Frau v. Hartmann und Jakob mit der Laterne ſind unterdeſſen hinten eingetreten, und die Erſtere ſteigt ein paar Stufen die Treppen hinan und bedeutet Jakob, ſich um die Urſache des Wortwechſels zu erkundigen.

Jakob (an der Logenthür).

Gnädiger Herr!

Hartmann.

Was will er?

der Kriegszeit, da mußten wir armen Mädchen überhaupt viel ausſtehen; Tag und Nacht keine Ruhe vor dem wilden Gezeug; nun, damals war ich achtzehn Jahre alt und ſo übel auch gerade nicht. Sie gafften mich an, wie es die jungen Leute von jeher gethan haben und auch nicht laſſen werden, ſo lange die Welt ſteht und ſo lange es noch junge Mädchen gibt. Uns gegenüber lag ein ſehr hübſcher franzöſiſcher Kapitain im Quartier. Das war ein Tollkopf, welcher der ganzen Nachbarſchaft Beſuche machte. Bei uns kam er aber nicht weiter, als bis an die Küchenthür."

„Siehſt du, Mutter, das war ſehr brav von dir."

„Das Lob verdien' ich nicht — ich hätte gern mal mit ihm geplaudert. Aber um wieder auf mein Kapitel zu kommen, ſo ſtand ich auch zuweilen am Fenſter und hörte zu, wenn er ſeine luſtigen Lieder ſang. Da war eins, das ſchloß immer mit den Worten: Chantons, buvons, traleralera, und das hatte ich mir leider gemerkt. Leider, ſag' ich, denn eines Tags, als wir am Eſſen ſaßen, ſpielte die Muſik dies Lied gerade unter unſern Fenſtern vorbei, und ich — ich werde das all' mein Lebtage nicht vergeſſen, wir hatten gerade Klöße und ich einen auf dem Löffel, mit dem ich eben zum Munde fahren wollte — ſinge ſo, ohne viel zu denken, die Melodie mit: Chantons, buvons, traleralera. Aber das Traleralera war von mir noch nicht ausgeſungen, ſo erhielt ich von meiner Mutter eine ſo ungeheure Maulſchelle, daß ich nicht wußte, wie mir geſchah. Der Löffel und Alles lag am Boden, und ich ſelber duckte mich in Erwartung einer zweiten Ohrfeige So böſ' hatte ich die Mutter in meinem ganzen Leben nicht geſehen als ſie nun ausrief: warte du, ich will dich betraleraleraen."

„O die Großmutter war eine rechtſchaffene Frau," ſeufzte der Photograph, worauf Frau Böhler entgegnete: „Laß das nur gut ſein, die alte Weiber iſt auch nicht links. Aber jetzt komm' mit hinüber; laß dein Grübeln, das kann wahrhaftig zu nichts führen. Man muß mit der Roſa reden."

„Nein, das darf man nicht thun," ſprach faſt erſchrocken der junge

Mann, indem er aufſprang; „das darf um Gotteswillen nicht geſchehen. Iſt an der Sache wirklich etwas Unrechtes, und man warnt ſie, ſo wird ſie's verheimlichen, und dann wird es noch viel ſchlimmer. Nein, nein, Mutter, ich will erſt die vollſtändigen Beweiſe und dann nach Umſtänden handeln.“ — Die alte Frau ſah ihren Sohn fragend an. — „Dann will ich zu ihrem Herzen ſprechen, und wenn es, wie ich zu Gott hoffe, nur eine kindiſche Eitelkeit iſt, die ſie antreibt, die Blicke jenes — Herrn zu erwiedern, ſo werde ich ihr vorſtellen, was daraus entſtehen kann, und hoffe ſie zu überzeugen. Kann ich das Letztere aber nicht, Mutter, ſo habe ich am Ende nicht viel verloren.“

Damit waren Beide in das Wohnzimmer zurückgegangen; der Photograph legte das geputzte Glas bei Seite und machte ſich mit den Schalen zu ſchaffen, worin er ſeine Silber- und Natronbäder hatte. Draußen ſchien die Sonne ſo prachtvoll, und das Licht war ſo glänzend, daß es ordentlich ſchade war, daß gerade in dieſem günſtigen Augenblicke ſo gar keine Menſchenſeele kommen wollte, um ſich photographiren zu laſſen. Das meinte auch Frau Böhler, und der Sohn pflichtete ihr achſelzuckend bei.

„Ich weiß nicht, wie es kommt,“ ſagte er, „daß es bei mir nie einen rechten Zug nehmen will. Ich will gerade nicht klagen und eben ſo wenig meine Werke ſelbſt loben; aber bei den Arbeiten, die ich mache, könnte ich doch ſchon ein Bischen mehr zu thun haben. — Ich habe eben kein Glück.“

Frau Böhler hob den Kopf in die Höhe, und als ſie bemerkte, wie ihr Sohn bei dieſen Worten die beiden verſtümmelten Finger ſeiner rechten Hand anſah, ſo ſchwieg ſie ſeufzend ſtill.

„Gewiß und wahrhaftig kein Glück,“ fuhr er fort. „Wie ſauer habe ich es mir werden laſſen, mit welcher Liebe habe ich gearbeitet, ehe ich's in der Holzſchneidekunſt zu etwas gebracht, und da ich eben anfing, hübſche Arbeiten zu machen, paſſirt mir das Unglück, woran ich mein ganzes Leben werde leiden müſſen. Darauf fange ich an zu photographiren, mache auch ordentliche und hübſche Portraits, werde

von meinen Bekannten empfohlen; aber was hilft mir das Alles! Pfuscher haben den Zulauf, bei mir will nichts recht in den Zug kommen. Ich habe keine Protection, oder besser gesagt, kein Glück."

„Es ist nicht zu leugnen," entegnete Frau Böhler, „daß du bisher mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hattest."

„Mit vielem, vielem Unglück!"

„Aber das kann sich mit einem Male ändern, und ich habe es schon oft erlebt, daß Leute, die lange vom Schicksal verfolgt wurden, auf einmal an einen Punkt kamen, wo eben das Schicksal wie müde und matt von ihnen abließ."

„Darauf habe ich lange gehofft," sagte bitter der junge Mann, „immer geglaubt, auch für mich müsse endlich einmal so ein Augenblick des Glückes eintreten; und daß meine Wünsche nicht unbescheiden sind, das weißt du am besten, Mutter. Wie zufrieden war ich mit meiner Arbeit, ja, trotz des langsamen Ganges der Geschäfte, ich könnte wohl sagen fast glücklich, ja — ja, fast glücklich, bis vor einer halben Stunde, wo Alles mit mir zusammenbrach." — Die alte Frau blickte kopfschüttelnd in die Höhe, ohne eine Antwort zu geben.

„Und es ist so traurig," fuhr der Photograph fort, „daß in der Welt eine Widerwärtigkeit, ein Unglück das andere nach sich zieht." — — Er hatte bei diesen Worten einen Abdruck der Photographie jenes schönen jungen Mädchens, von dem wir vorhin sprachen, aus der Schale genommen und lange betrachtet. „Wie kann ich es der Rosa eigentlich übel nehmen, daß es ihr langweilig wird zu warten, bis mir einmal das Glück so lächelt, daß ich auch sie glücklich machen kann. — Habe ich eigentlich das Recht, von ihr zu verlangen, daß sie warten und immer warten soll? Und wie lange wird das Warten dauern! O glaube mir, Mutter, wir Beide können alt werden, ehe für mich der Augenblick des Glücks eintritt!"

„Wie kannst du so verzagt sprechen!" entgegnete die alte Frau; „das hab' ich noch nie von dir gehört. Du, sonst immer voll der schönsten Hoffnungen, du, der alle Widerwärtigkeiten, — ja, ich muß

dir das Kompliment machen — mit einer ſtaunenswerthen Kraft und Geduld aushielteſt; der mir in jeder Beziehung eine ſo feſte Stütze war, zu dem ich wahrhaft beruhigt aufſah und von dem ich mir oft ſagte: Heinrich iſt ja da, dein Sohn! In ſeiner Hand muß noch Alles gut und ſchön werden."

„So haſt du freilich gedacht, und ich dachte faſt ebenſo von mir ſelbſt. Haſt du auch bis jetzt je geſehen, daß ich den Muth ſinken ließ; haben mich die Widerwärtigkeiten, die uns betroffen, im Geringſten gebeugt? Aber das von vorhin," ſetzte er leiſe hinzu, „das hat mich in's Herz getroffen. Und wenn das Herz verletzt wird, ſo iſt auch der Muth dahin."

Die alte Frau wiegte unmuthig mit dem Kopfe hin und her, während ſie ſagte: „Schlag' dir doch dieſe Grillen aus dem Sinn. Du wirſt ſehen, das klärt ſich Alles zum Guten auf, und ebenſo, was dein Geſchäft anbelangt. Iſt doch aller Anfang ſchwer. Aber ich habe ein ahnungsvolles Gemüth, dein Schickſal wendet ſich einmal plötzlich."

„Ja, nachdem ich ſo viel Herzeleid durchgemacht," ſprach düſter der Photograph, „daß mich das Glück nicht mehr freut, wenn es endlich bei mir einkehrt."

„Ach was — ich weiß noch, wie deine Großmutter ſelig, die es auch nicht leiden konnte, wenn man immer von Unglück ſprach, und von Leuten, die ſtets vom Unglück verfolgt würden, — wie deine Großmutter zu ſagen pflegte. Glück hat jeder Menſch, ſagte ſie, nur muß er es zu faſſen wiſſen. Aber freilich gibt es Menſchen, die, wenn das Glück an ihre Thüre klopft, nicht einmal „Herein!" rufen."

In dieſem Augenblick klopfte es leiſe und beſcheiden an die Thür des photographiſchen Ateliers.

Dieſes Klopfen kam ſo apropos, daß ſowohl die alte Frau wie ihr Sohn ſich betroffen anblickten und keines das eben erwähnte Wort ausſprach, ſo daß draußen zum zweiten Male geklopft wurde. Jetzt rief jedoch der Photograph: „Herein!" Die Thür öffnete ſich und auf der Schwelle erſchien ein herrſchaftlicher Lakai in einfacher, aber ele-

ganter Livree, der den Kopf zur Thür hereinſteckte und mit leiſer Stimme fragte: „Hier wohnt doch der Photograph, deſſen Name unten an der Hausthür ſteht?“

„Allerdings, der Photograph Heinrich Böhler.“

„Und iſt zu Hauſe?“ — „Ich bin es ſelber.“

„Ah!“ verſetzte der Lakai und zuckte mit ſeinem Kopfe, wie zu einer leichten Begrüßung, vorwärts, wobei er die Schultern, dieſer Bewegung anpaſſend, in die Höhe hob. „So habe ich denn zu fragen, ob Sie Zeit hätten, augenblicklich ein Portrait zu machen.“

„Vollkommen Zeit und ſehr gutes Licht,“ entgegnete der Photograph, wobei er einen Blick auf ſeine Mutter warf, die in tiefen Gedanken da ſaß und wahrſcheinlich an ſeine Großmutter dachte, an den Augenblick des Glücks, an das Klopfen und Hereinrufen.

„So werden wir ſogleich kommen,“ ſagte der Lakai, langte mit zwei Fingern an ſeinen Hut und verſchwand geräuſchlos, aber eilig die Treppen hinab.

Während der junge Mann ſich daran machte, ein paar ſeiner größten Glasplatten zu präpariren, rückte Frau Böhler ihre Haube zurecht und wiſchte mit der Schürze eilig über den tannenen Tiſch, ſowie über die Stühle an den Wänden, obgleich dort nirgends ein Stäubchen ſichtbar war. „Ich weiß, du lachſt mich immer aus, wenn ich von Ahnungen ſpreche,“ redete ſie dabei. „Aber diesmal hab' ich recht. Es iſt was ganz Apartes, vielleicht Jemand vom Hof. O du mein lieber Gott, wenn es dir heute nur recht gelingt!“

Jetzt hörte man Schritte auf der Treppe, dann wurde die Thüre geöffnet und der Lakai erſchien, indem er dieſelbe, außen ſtehen bleibend, ſoweit wie möglich zurückwarf und dann mit einer tiefen Verbeugung zwei Herren vorbeigehen ließ, die nun in das Zimmer traten.

Der erſte, vielleicht ein Mann an den Vierzigen, hatte eine hohe, ſchlanke und elegante Figur; er trug einen dunkeln Paletot, im Knopfloch ein rothes Bändchen, lederfarbene, untadelhafte Handſchuhe, und ſeine Haltung war entſchloſſen und aufrecht, wie die eines Militärs.

Sein Geſicht mit klugen Augen war intereſſant; man hätte es ſchön nennen können, wenn in den Zügen nicht ein matter, ja verlebter Ausdruck vorgeherrſcht hätte. Er nahm ſeinen Hut ab, grüßte herablaſſend die alte Frau und den jungen Mann, welch' Letzterer eine tiefe Verbeugung machte, und ſagte dann zu dem Anderen, der ihm folgte:

„Baron, das ging hoch hinauf.“

„Nicht ohne Urſache, gnädiger Herr,“ verſetzte dieſer mit leiſer Stimme; „der Mann hier ſoll gute Arbeiten machen, ohne daß er gerade einen beſonders großen Zulauf hat.“

Der, welcher alſo ſprach, hatte ein ganz anderes Weſen als der, welcher zuerſt eingetreten war, war viel kleiner und ſah ungleich älter aus. Er war faſt in das Zimmer herein getänzelt und bewies ſich in allen ſeinen Bewegungen außerordentlich gelenkig; doch hatten dieſe Bewegungen etwas Forcirtes, und es war, als wende er ſich bald rechts und bald links, um eine gewiſſe Steifheit und Hinfälligkeit ſeines Körpers zu verdecken. Sein Geſicht hatte einen ungemein klugen Ausdruck, dabei aber ein fatales Lächeln, ein Lächeln, bei dem man ſich unwillkürlich ſagen mußte, es ſei nicht ehrlich gemeint.

Aber es wäre unrecht von uns, dem wahrhaftigen Erzähler, gehandelt, wenn wir mit dem geneigten Leſer Verſteckens ſpielen wollten. Daher wollen wir es ſeiner Verſchwiegenheit anvertrauen, wenn er es nicht vielleicht ſchon errathen hat, daß der zuletzt Eingetretene Baron Rigoll war. Was jedoch den Andern anbelangte, den wir nur auf einen Augenblick in der Wohnung des Baron Wenden geſehen, ſo ſind wir mit dem beſten Willen ſelbſt nicht im Stande, etwas Näheres über dieſen Herrn anzugeben.

„Wir wünſchen alſo ein Portrait,“ ſagte der Baron, nachdem er in der Geſchwindigkeit an der einen Wand des Zimmers heruntergefahren war und die dort aufgeſtellten Photographien betrachtet hatte; „ein Portrait, gut, aber ſehr einfach. — Ah!“ unterbrach er ſich ſelber, „iſt das ein ſchöner Kopf!“ Er ſtand gerade an dem Bildniß jenes jungen Mädchens, über welches die verdorrten Feldblumen herabhingen.

„In der That ſuperbe, magnifik! Wollen Eure — — wollen Sie, gnädiger Herr, ſich das nicht einen Augenblick betrachten? Ein ganz wunderbares Geſchöpf! — Das exiſtirt doch irgendwo?“ wandte er ſich fragend an den Photographen.

„O ja, es exiſtirt,“ erwiderte dieſer mit einer tiefen Neigung des Kopfes.

„Das iſt wirklich ein ſchönes Mädchen,“ ſprach der andere Herr, „und gut ausgeführt. Eine hübſche nette Arbeit. Ich glaube, wir ſind an die rechte Quelle gekommen.“

„Das glaub' ich auch,“ entgegnete Baron Rigoll mit ſeinem ſeltſamen Lächeln; „und es ſollte mich freuen, wenn wir reuſſiren.“

„So wollen wir denn ſogleich beginnen,“ meinte der Andere, indem er ſich an den jungen Mann wandte.

Dieſer hatte ſchon den Stuhl zwiſchen den ſpaniſchen Wänden zurecht gerückt, und bat den großen ſchlanken Herrn, Platz zu nehmen; ehe ſich derſelbe aber ſetzte, wünſchte er, daß man alles Beiwerk, Tiſch, Vaſe, Blumen und Vorhänge weglaſſe, indem er wiederholte, es ſolle ein ganz einfaches Portrait werden.

Die Haltung, welche der Fremde hierauf von ſelbſt annahm, war ſo gut gewählt und paſſend, daß weder der Photograph, noch Herr Krimpf es hätte beſſer arrangiren können.

Nun wurde die geſpenſterhafte Maſchine von dem dunkeln Tuche befreit und geſtellt. Der Photograph ſchaute einen Augenblick hinein, richtete das Objectiv, dann ſchob er die Caſette mit dem präparirten Glaſe ein, bat den Fremden, ruhig zu ſitzen und nahm den Deckel von dem Glaſe.

Eine Sekundenuhr hatte ſich der gute Herr Böhler noch nicht anſchaffen können, deßhalb zählte er von Eins bis Zwölf, wie er es bis jetzt gewohnt war, gleichförmig vor ſich hin, und ebenſo that die alte Frau, welche in der größten Spannung in der Ecke des Zimmers ſtand. Dabei können wir nicht verſchweigen, daß dieſe, in ihrem ahnungsvollen Gemüthe den Augenblick für außerordentlich wichtig anſehend,

kleine Gebetſätze mit einfließen ließ, wobei ſie, da es noch keine beſonderen Heiligen für die Photographen gibt, verſchiedene, die ihr gerade einfielen, beſtens erſuchte, das gegenwärtige Portrait ihrem Sohn zu Nutz und Frommen gelingen zu laſſen. Das Licht war günſtig, der fremde Herr ſaß wie eine Mauer, und nach Verlauf der zwölften Sekunde machte Herr Böhler eine tiefe Verbeugung, worbei er mit der Hand den Schließdeckel des Glaſes gegen den Sitzenden ſchwenkte, was bei den Photographen ungefähr ebenſo viel ſagen will, wie bei den Soldaten das bekannte: Rührt euch!

Hierauf begab ſich der Photograph mit der geſchloſſenen Kapſel in die dunkle Kammer, um das Portrait hervorzurufen und zu fixiren. Es ſchien außerordentlich gelungen, und nachdem die Glasplatte mit Waſſer abgeſpült war, brachte er ſie den beiden Herren zur Anſicht. Allerdings war das Portrait ſcharf und gut gekommen, nur wunderte ſich der fremde Herr, ja er erſchrak faſt einigermaßen darüber, daß er auf dem negativen Bilde natürlicher Weiſe mit ſchneeweißem Haar, eben ſolchem Bart, dagegen mit faſt ſchwarzem Geſicht, einem ſehr bejahrten Mohren nicht unähnlich, erſchienen.

„Unſer photographiſcher Freund dorten," ſagte er, nachdem er ſein Portrait eine Zeit lang betrachtet, „erklärt das Bild für gelungen; alſo iſt das Licht vollkommen günſtig, weßhalb Sie ſich jetzt ebenfalls hinſetzen müſſen, beſter Baron; ich verlange das als einen Beweis der Freundſchaft, und werde Ihr Bild gern mit mir nehmen."

„Es wäre mir wahrhaftig im Schlafe nicht eingefallen," entgegnete der Andere, „mich photographiren zu laſſen; aber nach der ſchmeichelhaften Aufforderung von Ihnen, gnädiger Herr, kann ich nicht umhin, mich preiszugeben. Eigentlich ſcheue ich die ganze Photographie; es iſt etwas Unheimliches dabei, und ich kann es mir nicht anders denken, als daß ſich doch etwas von dem Darzuſtellenden ſelber auf der Glastafel niederſchlägt."

„Natürlicher Weiſe, ich habe es auch nie anders angeſehen," ſprach der ſchlanke Herr, „und eben deshalb wird Ihr Portrait, von dem wir

einen doppelten Abdruck machen werden, an gewiſſen Orten außerordentlich willkommen ſein.“ Inzwiſchen hatte ſich Baron Rigoll auf den verhängnißvollen Stuhl geſetzt, nahm aber nicht die leichte und graziöſe Stellung an, wie ſein Vorgänger. Der Photograph mußte länger nachrichten, ihm Arme und Hände zurecht rücken, namentlich aber ſeinen Blick fixiren, damit derſelbe nicht gar zu geſchraubt und unnatürlich käme. — Uebrigens gingen die zwölf Sekunden ebenfalls ohne Anſtand vorüber, das Bild wurde hervorgerufen und genügend befunden.

„Gott ſei Dank!“ ſagte der Baron, als er von ſeinem Sitze aufſprang, „das wäre geſchehen. Jetzt ſind wir wohl fertig?“ wandte er ſich an den Photographen.

Dieſer machte ſeine tiefe Verbeugung, dann fragte er, wie viele Abdrücke er herrichten ſolle. — Der große ſchlanke Herr warf dem Andern einen bedeutſamen Blick zu, worauf ſich Baron Rigoll beſtrebte, eine ernſte und würdevolle Haltung anzunehmen. Auch ließ er von ſeinem beweglichen Weſen ab und ſtellte ſich dicht vor den Photographen hin.

„Wer wir ſind, wird Sie nicht intereſſiren, aber ich bitte Sie auch dringend,“ ſprach er in ſcharfem Tone, — „jedwede Nachforſchung darnach zu unterlaſſen. Von jedem der beiden Portraits werden zwei Abdrücke gemacht, dann wird die Glastafel vernichtet. Haben Sie mich verſtanden? — Wohl. — Dieſe Abdrücke werde ich holen laſſen. Vielleicht übermorgen, wenn Sie alsdann fertig ſind.“

Herr Böhler machte ein Zeichen der Zuſtimmung.

„Alſo übermorgen bitte ich ſie demſelben Bedienten, der vorhin da war, wohl verpackt und verſiegelt zu übergeben, ihm auch den Preis zu beſtimmen und ſich darin durchaus nicht zu geniren. Befolgen Sie unſere Wünſche pünktlich, ſo wird es Ihr Schaden nicht ſein, und werden wir in einiger Zeit Veranlaſſung finden, Ihrer Arbeiten, wenn ſie es verdienen, lobend zu erwähnen und Ihnen ſo vielleicht eine gute Kundſchaft zuzuwenden. — Noch Eins, ehe wir gehen. Eine Dame

meiner Bekanntſchaft iſt geneigt, ſich bei Ihnen photographiren zu laſſen, nur wünſcht ſie eine Ihrer Arbeiten zu ſehen. Könnten Sie mir wohl zu dieſem Zweck einen Abdruck des Bildniſſes jenes jungen Mädchens dort überlaſſen? Ich erlaube mir Ihnen zu bemerken," fuhr der Baron fort, als er ſah, daß ihn der junge Mann mißtrauiſch anſchaute, ohne eine Antwort zu geben, „daß damit in keiner Weiſe Mißbrauch getrieben werden ſoll; ja, ich glaube Ihnen verſprechen zu können, daß das Original des Bildes es nie erfahren wird, daß dieſe Photographie irgendwo gezeigt worden iſt; denn die Dame, bei der dies geſchehen ſoll," ſetzte er lächelnd hinzu, „bewegt ſich in einer ganz anderen Schichte der Geſellſchaft."

Dieſe Forderung kam Herrn Böhler ſehr ungelegen. Es widerſtrebte ihm, einen Abdruck von dem Bilde Roſa's aus der Hand zu geben, namentlich an Leute, von denen er nicht wußte, wer ſie waren und was ſie möglicher Weiſe für Abſichten mit der Photographie haben konnten. Daß Eiferſucht dabei im Spiele war, verſtand ſich von ſelbſt. — Ahnte vielleicht der Baron den Grund der ſchweigenden Weigerung? Wohl möglich, denn er lächelte gegen den Photographen auf eine verbindliche Art, wobei aber jener uns bekannte ſcheue, faſt falſche Zug wieder um ſeine Lippen erſchien; dann war er klug genug, ſich mit der freundlichſten Miene gegen die alte Frau umzuwenden, wie um deren Hülfe nachzuſuchen, die ihm auch bereitwilligſt zu Theil wurde.

„Ich kann gar nicht begreifen, Heinrich," ſagte Frau Böhler, „warum du dem Herrn eine dieſer Photographien verweigerſt. Du kannſt das gegen Roſa wohl verantworten und wenn du es nicht willſt, ſo nehme ich's auf mich. Sei kein Kind," ſetzte ſie leiſe hinzu, „auf ſolche Art machſt du dir keine Kundſchaft."

Der Photograph ging noch unentſchloſſen nach der Ecke des Zimmers, wo ſich die große Mappe befand, in der er ſeine fertigen Arbeiten aufzubewahren pflegte. Als er dabei an dem Fenſter vorüberkam und einen Blick hinauswarf auf das gegenüberliegende Haus, wo

Jakob.

Die gnädige Frau von Hartmann laſſen Sie erkundigen, was hier vorgehe.

Hartmann.

Wer ſagſt du, die gnädige Frau, meine Frau? Aber um's Himmels willen, ſie iſt ja hier; was willſt du?

Jakob.

Bitt' um Entſchuldigung, gnädiger Herr, die gnädige Frau kommen ſoeben aus der Theegeſellſchaft nach Hauſe, und ſind hier auf der Treppe.

Jettchen (wirft ihren Schleier zurück).

O verzeihen Sie mir, gnädiger Herr!

Jonas (fällt in ſeinen Lehnſtuhl).

Blendwerk der Hölle, ſagt Jemand irgendwo.

(Während des Folgenden ſpricht Schmidt eifrig mit Roſa im Hintergrund.)

Hartmann.

(Stürzt aus der Loge, während Jettchen eilfertig Hut und Shawl abnimmt.)

Guten Abend, mein Kind. O es iſt hier unten nichts, gar nichts. Meiſter Jonas hat wieder einmal Dummheiten gemacht, Briefe verwechſelt, du weißt wohl! (Während Frau von Hartmann langſam hinaufſteigt, zu Jettchen, die hinzueilt, als wollte ſie um Verzeihung bitten.) Du ſchweigſt, verſtehſt du mich?

Jettchen.

O Gott, das will ich ja gern thun, aber Sie, gnädiger Herr —

Hartmann.

Ich verzeihe dir für dießmal.

Jettchen.

(Für ſich.) Aha, ſo! (Laut.) Ach, gnädiger Herr, tauſend Dank! (Hartmann folgt ſeiner Frau.) Jakob, Jakob!

Jakob.

Was ſoll's, Jungfer Jette?

noch immer das Fenſter geöffnet war und wo noch immer der kleine Fauteuil ſtand, da durchzuckte es ihn auf's Neue ſchmerzlich. Er preßte die Lippen auf einander, ballte ſeine rechte Hand krampfhaft zuſammen und war nun mit einem Male entſchloſſen, das Bild herzugeben. Während er die Mappe öffnete, um einen Abdruck hervorzunehmen, hatte Baron Rigoll ſeine Briefta[illegible]che herausgezogen und eine Zehnthalernote auf den Tiſch gelegt. Der Photograph hatte es nicht bemerkt, wohl aber Frau Böhler, die ſich mit einem tiefen Knix dafür bedankte.

Die Photographie wurde eingerollt, dem Fremden übergeben, und darauf verließen beide Herren in derſelben Art, wie ſie gekommen, das Zimmer. Als ſich die Thür hinter ihnen ſchloß, drückte der junge Mann beide Hände vor das Geſicht. Er hätte weinen können, denn es war ihm gerade zu Muth, als hätte er mit dem Bilde Roſa's ein Stück von ſeinem Herzen hinweggegeben.

Frau Böhler trat leiſe auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte: „Sei nicht wie ein Kind, Heinrich; denke daran, was ich dir vorhin geſagt, und ſei meiner Anſicht, daß vielleicht in deinem Leben eine Aenderung eingetreten iſt. Ich weiß nicht, mir kommt der Beſuch dieſer beiden Herren ſo bedeutungsvoll vor, und ich möchte darauf ſchwören, daß derſelbe große Folgen hat."

„Ich fürchte auch, er hat große Folgen," ſprach der Photograph, „und da ich das glaube, ſo mache ich mir jetzt die bitterſten Vorwürfe, das Bild Roſa's weggegeben zu haben. Ach, ich that es nur, weil ich an das dachte, was ich heute Morgen geſehen. Jetzt aber, wo ich ihr ebenfalls ein Unrecht zugefügt, möchte ich hinab zu ihr, möchte ihr Alles ſagen und ſie um Verzeihung bitten."

Die alte Frau dachte einen Augenblick nach, dann ſchüttelte ſie mit dem Kopfe und entgegnete: „Das iſt nun einmal dein weiches Gemüth. Wenn es dir zur Beruhigung dient, zu Roſa hinabzugehen und ihr zu ſagen, du habeſt dich, um vielleicht eine gute Kundſchaft

zu erhalten, veranlaßt geſehen, ihr Portrait Jemandem zum Anſchauen zu geben, ſo iſt das Mädchen klug genug, dir es nicht übel zu nehmen."

„Ich wollte, ſie wäre nicht klug genug und nähme es mir übel," ſeufzte der junge Mann. „Doch wie das Schickſal will!"

„Das Schickſal will dir wohl, davon bin ich überzeugt," ſagte eifrig die Mutter. „Der kleine Herr mit den lebhaften Bewegungen und den freundlichen Mienen wird dich empfehlen, wo er kann. Auch der Andere vielleicht, doch waren ſeine Worte ſo feierlich und abgemeſſen. Er ſchien ſich ſo um nichts anzunehmen. Daß aber Beide vornehme und reiche Herren ſind, darauf kannſt du dich verlaſſen. — Du haſt noch gar nicht einmal geſehen, was man dir für das Portrait Roſa's zurückgelaſſen. Da ſieh, zehn Thaler."

Der junge Mann erſchrack faſt, als ihm die Mutter die Banknote hinhielt. Es war ihm ſchmerzlich, ja es berührte ihn faſt unheimlich, daß er ihr Bild verkauft haben ſolle. Daran hatte er nicht gedacht; er war der Anſicht geweſen, der Fremde habe es umſonſt von ihm angenommen, er werde es wahrſcheinlich ſogar zurückſchicken. Er ſchob die Zehnthalernote von ſich, worauf die alte Frau ſie in ihrem Schrank verſchloß.

„So werde ich denn einen Augenblick zu Roſa hinuntergehen," ſprach der Photograph nach einem Stillſchweigen, während deſſen er in tiefen Gedanken zum Fenſter hinausgeſchaut hatte. Er wandte ſich gegen die Thür, blieb aber auf der Schwelle ſtehen.

„Mir iſt nur lieb," ſprach er dort, „daß der Krimpf nicht da war. Meinſt du nicht auch, Mutter?"

„Im Gegentheil, ich wollte, er wäre da geweſen; der kennt die halbe Stadt und hätte uns vielleicht auf der Stelle ſagen können, wen du eigentlich die Ehre gehabt, zu photographiren."

Die Thüre ſchloß ſich und die alte Frau ſetzte ſich wieder an ihren Tiſch; doch ließ ſie das Strickzeug in ihrem Schooße ruhen und baute die herrlichſten Luftſchlöſſer. Sie zog in eine Hauptſtraße, ſie wußte ſchon in welches Haus. Hinten erhob ſich ein fabelhaftes

Atelier aus Glas und Eisen, und vornehme Damen und Herren drängten sich zu der Ehre, von Herrn Böhler photographirt zu werden, selbst Gräfinnen und Prinzessinnen; ja eines Tages fuhr eine vergoldete Equipage vor, — die Thüre wurde aufgerissen — der Regent Allerhöchstselbst. Gott, der Gerechte! Frau Böhler, von ihren eigenen Träumereien erschreckt, wäre fast von dem Stuhl in die Höhe gesprungen, ja sie fuhr mit der Hand an ihre Schürzbänder, um dies für einen Empfang so unpassende Kleidungsstück zu beseitigen.

Indessen stieg der Sohn langsam Stufe um Stufe die Treppe hinab, leise, bedächtig, fast schleichend. Früher war er in zwei Sprüngen unten gewesen, hatte geräuschvoll die Thüre geöffnet und sich gefreut, wenn Rosa zuweilen erschrocken auffuhr. Glücklich, sie nur zu sehen, hatte er sodann ihr liebes Gesicht betrachtet, als sei es ihm fremd geworden, und es war ihm nie in die Gedanken gekommen, Acht darauf zu geben, ob und wo sie saß oder stand. Heute war das leider ganz anders. Er dachte an das gegenüberliegende Haus und sein Athem ging schwer, sein Herz schlug heftiger, wenn er fürchtete, daß sie vielleicht wieder am Fenster stehen würde, ja, daß sie in dem Augenblick, da er in's Zimmer träte, wieder mit der Hand über ihr schönes schwarzes Haar fahren könne.

Jetzt war er unten angelangt, drückte leicht die Thüre auf und trat in das Zimmer. — Sie stand nicht am Fenster, sie saß an ihrem gewöhnlichen Platze, an der rechten Seite des Gemachs, wo sie immer saß, vor ihrem Arbeitstischchen, das mit den feinen Strohhalmen bedeckt war, woraus sie ihre kunstreichen Sachen flocht. Früher war es ihm nie eingefallen, darüber nachzudenken, warum sie immer gerade auf dieser Stelle sitze, und er hatte durchaus nichts besonderes darin gesehen. Heute aber fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn: Wer weiß, ob sie nicht von ihrem Stuhle in das gegenüberliegende Fenster blickt? Früher war er unbefangen auf sie zugeeilt, hatte ihr die Hand gegeben und, fröhlich plaudernd, ihren Arbeiten zugesehen. Heute blieb er schüchtern an der Thüre stehen und wagte nicht, sich ihr zu nähern,

aus Furcht, zu ſchnell zu erfahren, daß ſein Verdacht gegründet ſei. Dabei ſchlug ihm das Herz ſo heftig, als ſei er ſelbſt im Begriff etwas Unrechtes zu begehen.

Das junge Mädchen, das Original der Photographie, war in der That ein friſches, reizendes Geſchöpf. Eine Fülle von Lebensluſt lachte aus ihren klaren braunen Augen, und die feinen rothen Lippen ſchienen nie etwas anderes gekannt zu haben als Scherz und fröhliche Worte. Dabei war ihr Wuchs der untadelhafteſte, den man ſehen konnte. Während die ſchlanke, unerkünſtelte Taille ſo fein war, wie ſie nur die Natur in ganz gut gelaunten Augenblicken hervorbringt, gingen ihre Schultern ſo prachtvoll breit auseinander, und war ihre Bruſt ſo wunderbar gewölbt, daß man befürchten mußte, ſie ſprenge bei jedem Athemzuge das dünne Kleidchen. Roſa war vollkommen von dem kleinen Fuße an bis zur klein geformten Hand, und dabei waren alle ihre Bewegungen ſo unbewußt leicht und graziös, daß jede Stellung, die ſie annahm, ſelbſt dem ungenügſamſten Künſtler zum ſchönſten Modell hätte dienen können.

An das Alles hatte der junge Mann ſchon ſo oft mit Entzücken gedacht und ſich glücklich geprieſen, wenn ſie ſo vor ihm ſtand, den Kopf etwas erhoben, die Lippen ſanft geöffnet, mit den herabgeſenkten langen Augenwimpern ihre glänzenden ſchelmiſchen Blicke dämpfend, oder wenn ſie irgend eine Bewegung machte, einen Fuß vorſetzte, den Oberkörper zurückbog und ſich mit dem Arme aufſtützte. Das war Alles, als ob es das ſchönſte Werk eines großen Bildhauers geweſen. Und dies herrliche Mädchen war ſein! Er war der Glückliche, den ſie liebte! — O Gott, wenn nur nicht das gegenüberliegende Haus mit ſeinem verhängnißvollen Fenſter geweſen wäre!

Daß die alte Frau Weiber dieſe ſchöne Tochter hatte, war ein merkwürdiges Spiel der Natur; denn man konnte ſich keinen größeren Gegenſatz denken, und wenn man auch mit der größten Schmeichelei ihre ſechzig Jahre in achtzehn verwandelt hätte, ſo konnte doch die regſte Phantaſie nichts erſinnen, was ihr eine Aehnlichkeit mit der

Tochter gegeben hätte. Frau Weiher war ein kleines mageres Weiblein mit einer sehr hervorstehenden Nase und den eckigsten Bewegungen.

So lange Zeit als wir brauchten, um diese Schilderung von Mutter und Tochter niederzuschreiben, blieb der Photograph freilich nicht an der Thüre stehen, aber doch lange genug, daß ihm Rosa mit vollem Recht zurufen konnte: „Aber, Heinrich, dir muß was passirt sein! Was Gutes oder was Schlimmes? Ich fürchte fast das Letztere, denn sonst wärst du wie sonst in's Zimmer hereingeflogen, und wir wüßten bereits, was dir auf dem Herzen liegt."

Sie hatte bei diesen Worten ihre Hände mit der Arbeit in den Schooß sinken lassen und sich in ihren Stuhl zurückgelehnt. Konnte sie das gegenüberliegende Fenster sehen oder nicht? Diese Frage stieg dem jungen Mann auf, und trieb sein Blut siedendheiß empor. Wenn sie das Fenster sehen konnte, war es entsetzlich; denn während sie so mit ihm sprach, blickte sie ihn nur ein einziges Mal flüchtig an, dann schweiften ihre Augen hinüber, und sie sah fast gedankenvoll aus.

Früher hatte er nie daran gedacht, ihre süßen Augen auf solche Weise zu beobachten. Er hätte jedoch Gott weiß was darum gegeben, jetzt hinter ihrem Stuhle zu stehen. Wie ein vorsichtiger General wollte er suchen, langsam dorthin zu manöveriren, und er hätte doch, wie sonst, mit ein paar Schritten an ihre Seite treten dürfen. So befangen ist der Mensch in gewissen dummen Augenblicken!

„Ja, es muß ihm was passirt sein," meinte jetzt auch Frau Weiher mit ihrer schnarrenden Stimme, „nun, Heinrich, werden wir es erfahren, oder ist es ein Geheimniß?"

„O, es ist ein Geheimniß," sagte das Mädchen mit einem lieblichen Lächeln, und dabei blickte sie abermals dorthin, wo vielleicht das verfluchte Fenster zu sehen war.

„So was Besonderes ist mir nicht widerfahren," sprach der Photograph mit einem tiefen Athemzuge. „Es waren nur eben ein paar Herren droben, die ihre Portraits machen ließen. Sie thaten geheim-

nißvoll, verſchwiegen ihre Namen, und die Mutter meinte, es ſei was recht Vornehmes geweſen."

„Ei," ſprach Roſa, „und wie ſahen die Herren ungefähr aus?"

Bei dieſer Frage kam es dem jungen Manne vor, als erröthe ſie ein klein wenig. Daß ſie wieder nach dem Fenſter blickte, das war nicht zu leugnen.

Er entwarf nun eine genaue Schilderung der beiden Fremden, und als er das gethan, fuhr er ernſter fort: „Etwas Anderes iſt noch dabei, was ich dir mittheilen muß, Roſa, da es eigentlich dich betrifft."

Jetzt rötheten ſich in der That die friſchen Wangen des jungen Mädchens, ſie warf noch einen ſchnellen Blick an das Fenſter hin, dann nahm ſie ihre Arbeit eifrig wieder auf, während ſie ſagte:

„Was mich betrifft? Das finde ich doch ſonderbar. Was gehen mich denn die vornehmen Herren an?"

„In der That hoffe ich, daß ſie dich nichts angehen," erwiderte etwas unbedachtſam der junge Mann. „Es iſt auch in der That nichts ſo beſonders Auffallendes. Der eine der Herren ſah dein Portrait und wünſchte einen Abdruck davon, um ihn einer Dame zeigen zu können, die Luſt habe, ſich bei mir photographiren zu laſſen." Während er das in größter Spannung ſagte, hatte er ſich mit kleinen Schritten ihrem Tiſche genähert und hoffte aus tiefſtem Herzen, ſie würde ſich verdrießlich und erzürnt zu ihm wenden, ſie würde ihm ſagen, das gefalle ihr durchaus nicht, ſie verbitte ſich das für die Zukunft, ſie habe nicht Luſt, ſich von fremden Menſchen angaffen zu laſſen. O Gott! wie lieb wäre es mir geweſen, wenn ſie darüber einen kleinen Zank mit ihm angefangen hätte. Aber ſie fing keinen Zank mit ihm an. Sie that gar nicht einmal überraſcht, ja, gerechter Himmel! ſie lächelte ſtill in ſich hinein und entgegnete mit dem ruhigſten Tone von der Welt: „Hoffentlich gefällt mein Bild der fremden Dame, und bringt — dir eine gute Kundſchaft."

„Aber ich habe es höchſt ungern weggegeben," ſagte er zitternd

vor Aufregung, „und wenn die fremden Herren, ja ſogar die Mutter, mich nicht ſo geplagt hätten, würde ich es nimmermehr gethan haben.“

„Das begreif' ich nicht,“ erwiderte das junge Mädchen, „du haſt es ja mehrmals.“

„Ich möcht' es aber allein haben,“ fuhr er mit tonloſer Stimme fort, und es war ihm gerade, als müſſe er an dem Satze erſticken; denn er ſtand jetzt hinter dem Stuhle Roſa's und blickte deutlich in das weit offenſtehende Fenſter gegenüber mit dem verfluchten Fauteuil! Dahin alſo zielten ihre Blicke. Dorthin ſchaute ſie ſogar in Momenten, wo ſie mit ihm ſprach. Das war entſetzlich! Herr Heinrich Böhler war ein ruhiger und behaglicher Menſch, aber auch einem ſolchen können Sachen vorkommen, wo ſich ſein ganzes Naturell verkehrt. Er aber bezwang ſich, wenn auch mühſam, und blieb anſcheinend ruhig hinter ihrem Stuhle. Daß er todtenbleich war, ſah weder das junge Mädchen, noch die Mutter, die mit dem Kochofen zu thun hatte, worin das beſcheidene Mittageſſen der kleinen Familie dampfte.

„Willſt du vielleicht heute miteſſen?“ fragte Roſa nach einer kleinen Pauſe.

„Ich danke dir, ich habe keinen ſonderlichen Appetit,“ antwortete der Photograph.

„Mir ſcheint in der That,“ fuhr das junge Mädchen freundlich fort, indem ſie ihren Kopf zurückbog, um den Mann anzuſehen, „es hat dich verſtimmt, daß du mein Portrait weggegeben. Sei doch nicht ſo kindiſch. Wenn es mich auch einestheils freut, daß dir die Photographie ſo koſtbar iſt, ſo könnte es mich doch faſt verdrießen, daß du etwas darin findeſt, ſie Jemandem gegeben zu haben.“

Als ſie das geſagt und ihren Kopf wieder wegwandte, bemerkte er, ſeitwärts hinlauſchend, wie ihre Augen eine Sekunde an dem gegenüberliegenden Fenſter hafteten, ehe ſie wieder auf die Arbeit niederſanken.

„Wir haben heute Ihr Leibgericht, Heinrich, eine ſehr gute Klößeſuppe. Sie iſt in der That vortrefflich, und ich rathe Ihnen mitzuhalten.“

Bei dem Worte Klößesuppe dachte der Photograph an seine selige Großmama, und ihm fiel die Erzählung von dem Chantons, buvons, traleralera mit allen Folgen ein. Frau Wittwe Weiher führte auch eine recht gewandte Hand, und er hatte Rosa in früheren Zeiten oft bedauert, wenn eins ihrer kleinen Ohren mit den dürren Fingern der Mama in Berührung gekommen war. Jetzt aber hatte er im Innersten der Seele den frevelhaften Wunsch, diese zehn Finger möchten als das Schwert des Damokles über dem Haupte Rosa's schweben, eigentlich nicht um dreinzuschlagen, sondern nur um ihr die schönen Augen zuzuhalten, jedesmal, so oft sie einen so schlimmen Gebrauch davon machen wolle.

— — Doch sah er recht? An dem bewußten Fenster erschien ein Herr, und wenn ihn nicht Alles trog, einer von den beiden, die er vorhin photographirt. Es war der kleine, lebhafte Herr, eben jener, dem er das Bildniß Rosa's gegeben. Und dieses Bildniß! Rollte er es nicht so eben auseinander, ja beim Teufel, das that er, und zeigte es einem Andern, und dieser Andere war niemand als die impertinente Gestalt, die vorhin im rothen Schlafrock in dem Fauteuil gelegen. Hol' euch beide der — — Und Rosa? Sie knüpfte eifrig an ihrer Strohmasche. Ha! er mußte sehen, wie ihre Mienen waren, wenn sie hinüberblickte, deßhalb trat er leise wieder einen Schritt seitwärts. — Endlich schaute sie auf, und daß sie erschrack, daran konnte Niemand zweifeln, der sie anblickte. Sie ließ die Hände mit der Arbeit in den Schooß fallen und ihr Gesicht überzog sich mit einer tiefen Röthe. Ihr Erschrecken war aber auch begreiflich, denn der im rothen Schlafrock drüben hatte die Photographie erfaßt, und betrachtete, nein, verschlang sie mit seinen Blicken und all' den lächerlichen Zeichen eines höchst affektirten Enthusiasmus!

In diesem Augenblicke war es sehr natürlich und verstand sich von selbst, daß der Photograph die Frage that:

„Was hast du denn, Rosa? Warum erschrickst du so mit einem Male? Ach!" fuhr er mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens fort,

einem Erſtaunen, das übrigens ebenſo affektirt war, wie drüben der Enthuſiasmus, „was iſt denn da drüben ſo Sonderbares?“

„Ich, erſchrocken?“ ſagte das junge Mädchen mühſam lächelnd, „ja, da kann man wohl erſchrecken, wenn man ſich in den Finger ſticht, wie ich ſo eben. — Aber du ſiehſt ſeltſam aus. Was bedeuten deine Blicke? Und was willſt du mit deinem „Dadrüben“?“

Heftig verſetzte er: „Das iſt doch ſo klar wie der Tag.“

„Was?“ fragte ſie trotzig.

„Siehſt du dort drüben ein Fenſter, das offen ſteht?“ — „Welches?“ — „Welches! Das iſt ſchön gefragt. Nun das, wo ſich jetzt die beiden Herren befinden. Die ſiehſt du doch? Oder ſoll ich dir vielleicht auch noch ſagen, welche Herren?“

Sie zuckte mit den Achſeln, wie junge Mädchen das zu thun pflegen, ſobald ſie Unrecht haben, und wodurch ſie das Gefühl gekränkter Unſchuld ausdrücken wollen.

„Du brauchſt dich wahrhaftig nicht in den Finger geſtochen zu haben, um zu erſchrecken,“ fuhr Herr Böhler in ſehr beſtimmtem Tone fort, „obendrein, wenn ich dir ſage, daß der Kleine der beiden Herren dem Andern grade dein Portrait zeigt.“

Obgleich Frau Weiher eifrig mit ihrer Klößeſuppe beſchäftigt war, ſo wurde ſie doch aufmerkſam bei dem lauten Geſpräch der Beiden und fragte: „Was gibt's denn?“

„Ich begreife den Heinrich wahrhaftig nicht,“ erwiderte Roſa beleidigt. „Denk' dir nur, er macht mir Augen und führt Reden, die ich gar nicht verſtehe.“

„Die ſie nicht verſtehen will,“ verſetzte der Photograph, „die ihr aber wohl noch verſtändlich werden ſollen, und recht verſtändlich, fürchte ich. Blicken Sie ſelbſt hinab,“ fuhr er gegen Frau Weiher gewendet fort, „dem einen der Herren hab' ich vorhin das Bild Roſa's abtreten müſſen, und nun bringt er es dem Andern, der da gegenüber wohnt. Iſt das nicht, um ſich die Haare auszureißen?“

„Das finde ich nicht,“ entgegnete die alte Frau in ſehr ruhigem

Tone, „das hat nichts auf ſich. Der da drüben iſt oft genug am Fenſter; er kann ſich Roſa in Perſon genau genug anſehen. Was wird er ſich groß für ihre Photographie intereſſiren?“

„So, Frau Weiber, Sie finden nichts darin? Ich aber ſehr viel. Sie wiſſen, wie ich mit Roſa ſtehe, und ſo kann es mir nicht gleichgültig ſein, wenn ihr Portrait und noch weniger, wenn ſie ſelber von fremden Herren angegafft wird.“

„Daran iſt noch Niemand geſtorben,“ ſagte die alte Frau gleichgültig, und ſchickte ſich an, mit dem Rührlöffel ihre Klößeſuppe zu verſuchen. „Wie kann man ſich nur mit ſolchen Kleinigkeiten abgeben?“

„Er will mich nur ärgern,“ bemerkte das junge Mädchen, indem ſie ihren Kopf erzürnt empor warf. „Was ſind das für Anklagen! Am Ende werde ich dich noch um Erlaubniß zu fragen haben, ob ich zum Fenſter hinausſehen darf oder nicht.“

Der Photograph ſtrich ſich mit der Hand über die heiße Stirn. Vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn er nichts geſagt hätte. Vielleicht war es wirklich zufällig geſchehen, daß ſie vorhin am Fenſter ſtand, und er bildete ſich nur ein, ſie habe ein Zeichen hinüber gegeben. Vielleicht hatte ſie ſich wirklich in den Finger geſtochen, vielleicht wußte ſie in der That nichts von dem gegenüberliegenden Fenſter. Unmöglich! So blind war er auch nicht. Und wenn er Recht hatte, wenn ſie ſich ſchuldig fühlte, und es dann wagte, ſo mit ihm zu ſprechen, ſo war es ihm wohl zu verzeihen, wenn in ihm die Vermuthung aufſtieg, alles, alles verloren zu haben. Aber das hätte er nicht ertragen. Nein, das konnte er nicht ertragen. Er liebte ſie leidenſchaftlich. Sie war ſein Alles. Sie füllte ſein ganzes Denken aus. Er konnte ſich nicht die Stadt, worin er lebte, nicht die Spaziergänge, wo er ſie geſehen, nicht die Kirche, die er Sonntags beſuchte, nicht das Haus, wo er wohnte, ohne Roſa denken. Wie ſie nicht mehr ſein war, ſo war die ganze Welt öde, ausgeſtorben und leer für ihn. O Gott!

Drüben hatten ſich die Herren vom Fenſter zurückgezogen, das heißt, ſie ſpazierten im Zimmer auf und ab, und ſo oft der im rothen

Jettchen.

(Für sich.) Der gnädige Herr wird sich hüten, mich zu verrathen, ich kann's schon wagen. (Laut.) Sie sollen den guten Mann da für eine Fahrt bezahlen, hat der gnädige Herr befohlen. (Zornig gegen die Vorr.) Das war einmal mit dir spazierengefahren, aber in meinem Leben nicht wieder. (Ab über die Terrasse.)

Jakob.

Hohe Ordre wird jedesmal respectirt, Jungfer Jette. (Zieht den Geldbeutel.) Komm her, mein Freund, was bekommst du?

Kutscher.

Bin durch die Mohrenstraße bis vor's französische Kaffeehaus gefahren. Das kann ich nicht unter zwei Gulden thun.

Jakob.

Zwei Gulden? Höre, mein Freund, du scheinst mich über's Ohr hauen zu wollen.

Kutscher.

Ja, das ist mir Alles gleich. Warum haben Sie nicht mit mir veraccordirt? Jetzt muß ich meine zwei Gulden haben.

Jakob (gibt sie ihm, worauf der Kutscher abgeht).

Ja, ja, so ist das Volk. Nach Cannstatt fahren sie für 48 kr., aber wenn so ein Kerl einmal in der Stadt zwei Schritte fahren soll, so sind sie unverschämt und verlangen zwei Gulden. — Meister Jonas, ich meld' ihm, daß bei mir Alles zu Hause ist. Kann meinetwegen das Haus schließen, wird ohnedem gleich zehne schlagen.

Jonas.

(Der wie betäubt in seinem Lehnstuhl gelegen, nimmt die Schlüssel und geht hinaus.)

Ja, Freund Jakob, ich könnt' Euch von heute Abend viel erzählen, da waren saubere Geschichten. Na, ich hoffe, wir haben später einmal die Zeit dazu. Gute Nacht!

Jakob.

Noch eine Prise, Meister Jonas. Gut' Nacht! (Ab.)

Schlafrock dabei zum Vorſchein kam, warf er einen Blick herüber. Freilich ſchaute Roſa gerade jetzt nicht zum Fenſter hinaus, ſie hatte ſich abgewandt und ſchien eifrig mit ihrer Stroharbeit beſchäftigt.

„Nein,“ ſagte die alte Weiher zu dem jungen Manne, „Streit müſſen Sie wegen ſo etwas mit meiner Tochter nicht anfangen, das iſt ja complet lächerlich; ſie hängt ſo ſehr an Ihnen, daß es eigentlich gar zu arg iſt. Das wiſſen Sie auch.“

„Nein, das weiß er nicht, oder er will es nicht wiſſen,“ fiel Roſa ein.

„Streit anfangen iſt nicht gut,“ fuhr die Mutter fort, „gerade dadurch kommt man auf andere Gedanken. Wenn es wirklich wahr wäre, daß Roſa hie und da zum Fenſter hinausſchaute, und daß ſie dabei zufällig Jemand ſähe — wäre denn das ſo eine ſchlimme Geſchichte?“

„Nein, das wäre in der That keine ſo ſchlimme Geſchichte,“ erwiderte traurig der junge Mann, dem die ſehr richtige Idee kam, es wäre klüger geweſen, die Sache mit Roſa allein zu verhandeln. „Nur jetzt hätte ich es ſollen bleiben laſſen,“ ſprach er zu ſich ſelber, „begreiflicherweiſe hilft die Mutter ihrer Tochter und läßt nun Aeußerungen fallen, die dieſe nur beſtärken müſſen!“ — O er fühlte ſich recht unglücklich!

Unterdeſſen war es Mittag geworden, die Kirchthurmuhren thaten ihre zwölf Schläge, und gleich darauf hörte man entfernt die Militärmuſik, mit welcher die Wachparade aufzog. Sie ſpielte einen luſtigen Marſch, und da ſie näher und näher kam, ſo hörte man mit jedem Augenblick die heitern Klänge deutlicher und immer deutlicher. Nicht ohne Abſicht und mit einem bittern Blick auf Herrn Böhler warf das junge Mädchen heftig ihre Arbeit auf den Tiſch, ſtrich ſich ihr Haar zurecht, und trat — an's Fenſter. Ja ſie trat an's Fenſter und es war ihm gerade, als faſſe irgend etwas ſein Herz und drücke es ohne Erbarmen zuſammen. Sie trat an's Fenſter, und in demſelben Augenblick erſchien auch das Gegenüber an dem ſeinigen, natürlich nur in

der gleichen Absicht wie Rosa, um die Militärmusik besser hören zu können. Schon wollte sich der junge Mann entfernen, als ihm einfiel, noch einen Versuch zu machen, der ihm zu einer Ueberzeugung verhelfen sollte. Er näherte sich Rosa: „Laß es gut sein, schreibe es meiner innigen Liebe zu, wenn ich ein Bischen sonderbar gewesen bin," dabei legte er sanft seine Hand um ihre Schulter. Das hatte sie früher oft und gern gelitten, ja sie hatte in solchen lieben Augenblicken ihren Kopf so auf die Seite geneigt, daß ihre Wange seine Hand berührte. — Heute aber trat sie bei der ersten Bewegung dazu von ihm weg, und nachdem sie rasch einen verlegenen Blick auf ihr Gegenüber geworfen, sagte sie: „Laß! — am offenen Fenster!"

„So! — am offenen Fenster!" wiederholte er zurückweichend mit leiser Stimme mehrmals und häufiger als er es vielleicht selbst wußte, so daß die alte Weiber von ihrem Kochofen her darauf erwiderte: „Ja, Rosa hat Recht. Man muß sich am offenen Fenster doch ein Bischen geniren. Es ist von wegen der Nachbarschaft."

„Richtig, von wegen der Nachbarschaft," bestätigte der unglückliche Photograph und ging dabei, ohne umzublicken, zur Thüre hinaus. Auf der Treppe sprach er zu sich selber, mit jeder Stufe abwechselnd: — am offenen Fenster! und von wegen der Nachbarschaft! Als er jedes sechsmal wiederholt, hatte er seine Stubenthür erreicht.

Rosa war noch einen Augenblick am Fenster stehen geblieben, doch hatte sie mehr in's Zimmer hineingehorcht, als nach dem Fenster gegenüber geblickt, so sehr sich auch das Gegenüber Mühe gab, die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens auf sich zu ziehen. Sie hörte, wie Heinrich ganz still die Thüre schloß, sie hörte, wie er langsam die Treppe hinauf ging, wie er oben in seinem Zimmer ankam, und dann war es ihr gerade, als vernähme sie durch die dünne Decke einen Schrei des Schmerzes. Vielleicht konnte sie sich auch getäuscht haben, und der Schrei tönte aus ihrem eigenen Herzen herauf. Aber etwas tief Schmerzliches war dabei, das fühlte sie an ihrer heftig klopfenden Brust, das fühlte sie an ihren bebenden Lippen, das fühlte sie an ihren

zuckenden Augenlidern, an den heißen Thränen, die in schweren Tropfen über ihre Wangen herabrollten.

Aber sie hatte ja eine Mutter, um sie zu trösten, und das that Frau Wittwe Weiher auch, nachdem sie ihre Suppe vom Feuer gesetzt, und den Rührlöffel weggelegt. „Was sind das für Sachen," meinte diese. „So wirst du dich nicht behandeln lassen, hoff' ich. Glaubt der Herr Böhler, bei ihm allein wäre Heil und Glück dieser Welt? Ein Mädchen wie du, kann sich umschauen nach einer Partie und braucht nicht auf einen Photographen zu warten, der nichts zu thun hat. Sei ruhig, Rosa, es ist noch nicht aller Tage Abend, und es hat gar nichts auf sich, wenn du dich hie und da und sogar häufig am Fenster sehen lässest. Das Glück kann dort eben so gut hereinkommen, wie zur Thür, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob es nicht für dich ein Glück zu nennen wäre, wenn der da oben von dir abließe. Warum soll auch Unsereins nicht das Recht haben, höher hinaus zu wollen?" fuhr sie fort, als Rosa keine Antwort gab, sondern sich ruhig an ihr Tischchen setzte, jetzt vom Fenster abgewendet. „Da drüben, der Herr Baron von Wenden ist ein junger Mann, unverheirathet, reich, und es wäre doch wahrhaftig nicht das erste Mal, daß ein armes, aber so schönes Mädchen wie du, eine gnädige Frau geworden."

Kurze Zeit darauf speisten beide Familien ihr bescheidenes Mittagsbrod, und bei beiden gab es traurige Gesichter. Während unten Frau Wittwe Weiher in ihren Versuchen fortfuhr, die Tochter für ihre Ansichten zu gewinnen, bemühte sich oben Herr Krimpf, seinen Compagnon aufzuheitern, doch wollte dies Beiden nicht gelingen. Das junge Mädchen war tief betrübt, ohne selbst genau zu wissen, warum. Der Photograph aber, in tiefe Gedanken versunken, dachte an offene Fenster und an genirende Nachbarschaften. Nur einmal änderte sich der Gang seiner Ideen, als er nämlich hörte, wie die Militärmusik wieder von dannen zog. Da ging ihm die Erzählung der Mutter wieder durch den Sinn, er dachte an seine vortreffliche und energische

Großmama, und in ihm erklang immer und immer fort der Refrain jenes franzöſiſchen Liedes: Chantons, buvons, traleralera.

Zehntes Kapitel.

Ein Diner und zwei Freunde.

Der Zimmerarreſt des Kammerherrn von Wenden hatte ſchon ein paar Tage gedauert. Eigentlich war es kein Arreſt zu nennen, wenigſtens konnte er von der Welt nicht ſo genannt werden, denn Se. Hoheit der Regent, taktvoll wie immer, hatte am Tag nach jenem denkwürdigen Abend bei der Tafel ſehr laut und deutlich geſagt: „Wie ich höre, iſt Baron Wenden erkrankt. Doch hat mir der Leibarzt geſagt, das Unwohlſein ſei nicht von Bedeutung und ein paar Tage ſorgfältiger Pflege und Ruhe könnten da ſchon viel ausrichten.“ Dieſem Ausſpruche gemäß, war alſo der arme Wenden leidend und keiner vom ganzen Hofe hätte den Muth gehabt, über die Angelegenheit in einer anderen Richtung zu ſprechen. Ebenfalls nach dieſem Ausſpruch Seiner Hoheit fuhr der Leibarzt pünktlich gegen zehn Uhr am Hauſe des Baron Wenden vor, trat zu ihm in's Zimmer, fühlte ſeinen Puls, verſchrieb ihm eine Limonade oder Brauſepulver und ging lächelnd wieder fort, nicht ohne einen leiſe gemurmelten Segenswunſch des vermeintlichen Kranken, der aber ungefähr lautete, als wenn ein geſunder Menſch ſagt: Hol' euch alle miteinander der Teufel!

Daß täglich zwiſchen zwei und drei Uhr einer der Lakaien vom Dienſte ſich bei dem Bedienten des Kammerherrn einfand, um ſich im Allerhöchſten Auftrage nach deſſen Befinden zu erkundigen, verſtand ſich von ſelbſt, und, auf dieſen Rapport geſtützt, unterließ der Regent nie,

den Freunden des Kammerherrn die troſtreichen Worte zu ſagen, die Beſſerung mache beſtändige, wenn auch langſame Fortſchritte.

Daß ſich der Kammerherr zu Hauſe bedeutend langweilte, brauchen wir eigentlich dem geneigten Leſer nicht zu ſagen. Seine ganze Philoſophie hatte ihn verlaſſen, und er ſchritt in ſeinem Zimmer ingrimmig auf und ab, wie der gefangene Bär in der Menagerie. Er kam ſich vor wie ein gefeſſelter Adler, obgleich er in Wahrheit mit dem weißen glatten Geſichte, den anliegenden Haaren, dem rothen zugeſpitzten Munde, den großen, etwas hervorſtehenden Augen und dem watſchelnden Gange ſeiner ziemlich corpulenten Figur viel mehr Aehnlichkeit mit einem gefangenen Gänſerich hatte. Am erſten Tage ſeines unfreiwilligen Zuhauſebleibens lag er den ganzen Tag auf ſeinem Ruhebette, hatte die Vorhänge herabgelaſſen und las: „Der letzte Tag eines Verurtheilten“ von Victor Hugo. Dann hatte er Briefe geſchrieben an Freunde und Verwandte, an die er ſeit langen Jahren nicht gedacht. Dazwiſchen aber, und das war ſeine Hauptbeſchäftigung, vertiefte er ſich in Grübeleien und dachte und dachte, bis ihm der Kopf brannte, über die Urſache ſeines Zimmerarreſtes. So unangenehm ihm dieſer an und für ſich war, ſo gab es doch Momente, wo er ſich vor den Spiegel ſtellte, die rechte Hand unter ſeinem rothen Schlafrock auf der Bruſt verbarg und ſich ſelbſt mit einem triumphirenden Lächeln anſchaute. „Man fürchtet dich,“ ſprach er zu ſich ſelber, „du haſt dem Regenten imponirt, und daß dies geſchehen, iſt ſchon einige Tage Zimmerarreſt werth. Wir werden uns revanchiren.“

Daß das Leſen des kleinen Zettels und ſeine Unterredung mit der Prinzeſſin mit ſeinem Arreſte in Verbindung ſtand, war wohl möglich. Aber wie konnte der Regent ſo plötzlich davon erfahren haben? Sollte vielleicht Fernow? . . . Bah! Fernow, ein guter Kerl, weder gemacht, eine Intrigue zu ſpinnen noch zu entdecken! Auch hatte derſelbe ja gar keine Ahnung davon, daß überhaupt etwas auf dem Papierſtreifen zu leſen war. Ja, dieſer Papierſtreifen, auch er hatte dem guten Kammerherrn ſchon manche Stunde des Nachdenkens gekoſtet. Was ſollten

die Worte: „noch einen ganz zuverläſſigen Mann, der Zutritt hat,“ eigentlich bedeuten? Er war da in ein Netz hineingerathen, das ſich um ſeine Füße gelegt hatte, und ihn ſelbſt, der doch damit etwas Tüchtiges zu fangen gehofft, beinahe zu Falle gebracht hätte. Daß es ſich um die Ausführung irgend eines Planes handle, zu dem noch ein zuverläſſiger Mann geſucht würde, der Zutritt bei Hof habe, war ſo klar, daß es jedes Kind begreifen konnte. Damit aber ſtand der Baron an der Grenze ſeines Wiſſens. Daß ihm die Prinzeſſin an jenem Abend bei der bewilligten Audienz Confidenzen gemacht haben würde, daran war nicht zu zweifeln. Aber warum, — ſie mußte doch von ſeinem Zimmerarreſt durch den Baron Rigoll erfahren haben! — aber warum ſprach ſie nichts über die bewußte Angelegenheit? Warum war Rigoll ſtumm wie ein Grab und ſpielte den Unbefangenen in einer wahrhaft beleidigenden Weiſe?

O, der Augenblick des Glücks, dem er ſo nahe geweſen, er war ihm unter den Händen entſchlüpft, und wenn er träumeriſch aufwärts blickte, ſo ſah er es trügeriſch in alle Weiten hinausflattern, ſchillernd, glänzend, ſtrahlend: Aemter, Orden, Würden! — — — —

Wenn er ſo in finſtern, faſt verzweifelten Gedanken auf und ab ſchritt, wollte ihn der Glaube an ſeine Theorie vom Augenblick des Glücks verlaſſen; und doch hatte ſich dieſelbe an Fernow glänzend erwieſen. Hatte dieſer Kerl in den wenigen Tagen ſeit jenem verfluchten Abend nicht ein ganz unverſchämtes Glück gehabt? War er nicht inzwiſchen Major und wirklicher Adjutant des Regenten geworden? Ja, man flüſterte ſich mit ernſtem Kopfſchütteln zu, er ſei der allmächtige Vertraute und Günſtling des Fürſten, der Regent habe ihm ſein Herz geſchenkt, „er nenne ihn ſeinen Sohn, er führe ſeine Siegel und ſeine Alba ſeien nicht mehr.“

So viel war gewiß, daß der gewaltige Herr Kindermann den neuen Major mit unbegreiflicher Zuvorkommenheit behandelte. Er hatte nicht nur ſein freundlichſtes Lächeln, ſondern auch immer irgend ein geheimnißvolles Wort für ihn. Wodurch Fernow ſo plötzlich in

Gunſt geſtiegen, das konnte ſich bei Hofe Niemand erklären. Die einen glaubten, der Regent habe ſich erinnert, welch' ein verdienſtvoller Mann ſein Vater, der ſelige Miniſter geweſen; gutmüthige Leute, denen die Ehre und der gute Name ihrer Nebenmenſchen heilig war, ſpitzten ihr breites Maul, zogen die Augenbrauen hoch empor und bemühten ſich, ſchlau auszuſehen, wenn ſie flüſternd ſagten: „Es war uns ſchon lange nicht unbekannt, wie angeſehen der junge Fernow in allerhöchſten Kreiſen iſt, ein ſchöner junger Mann, vortrefflicher Reiter, immenſer Tänzer — hm! hm!“ Alternde Hofdamen, die anfingen, ſich mit Schmerz daran zu erinnern, daß die Heirath die eigentliche und richtige Beſtimmung des Mädchens iſt und daß weder Soiréen noch Bälle das Herz auf die Dauer zu erwärmen vermögen, die, ſelbſt vom reinſten Adel, mit mindeſtens ſechszehn todten Ahnen hinter ſich, darauf verzichten mußten, dieſe ehrwürdige Kette um ein Glied zu vermehren, die es für eine Mesalliance anſahen, wenn der Baron ein Fräulein von, oder der Graf eine Baronin heirathete, ſie waren der Quelle von der Gunſt des Herrn von Fernow am nächſten gekommen. Wer war Herr von Fernow? Sein Urgroßvater hieß noch ſchlechtweg Monſieur Fernow, und ſelbſt der Vater des ſeligen Miniſters, der doch in den Freiherrnſtand erhoben worden war, hatte ein Mädchen geheirathet, deren Adel ſehr zweifelhaft, wenigſtens ſehr jung war. Wird es der Enkel beſſer machen? Im Gegentheil. Ach! jetzt wußten ſie ganz genau, woher dieſes plötzliche Avancement. Herr Kindermann hatte eine einzige Tochter, die ſollte aus dem Vorzimmer in den Salon verpflanzt werden.

Daß bei dieſer Idee ein krampfhaftes Lachen die Herzen mehrerer Hofdamen erſchütterte, iſt ſelbſtredend, und daß ſich gegen dies Ereigniß wenigſtens ein Dutzend Todfeindinnen zu inniger Freundſchaft, zu Schutz und Trutz verbanden, können wir der Wahrheit gemäß verſichern.

Ueber alle dieſe Sachen, Reden und Vermuthungen hatten den

Kammerherrn ſeine Freunde begreiflicherweiſe au fait gehalten; und daß er darin etwas zum Nachdenken hatte, zerſtreute hie und da ſeine Langeweile. Gleich darauf aber kam dieſelbe wieder rieſengroß, erdrückend, und er eilte alsdann durch ſeine Zimmer, die Hände auf den Rücken gelegt, tief ſeufzend, faſt der Verzweiflung nahe.

In einem dieſer Momente war er an das Fenſter ſeines hinteren Zimmers getreten und hatte melancholiſch in die finſtere Gaſſe hinausgeſchaut, die ſich hier ſeinen Blicken öffnete. Früher hatte er öfters am gegenüberliegenden Hauſe ein friſches Mädchengeſicht bemerkt, das häufig am Fenſter lag und verſtohlen zu ihm herabblickte, wenn er einige auffallende Bewegungen gemacht. In der Langeweile greift man nach Allem, und ſo beſchloß denn auch der Kammerherr von Wenden, jenes Haus und Fenſter in förmlichen Belagerungszuſtand zu verſetzen. Roſa war dieſer Mühe ſchon werth, das mußte er ſich am erſten Morgen geſtehen, als er die äußerſte Parallele eröffnet und eine Demontirbatterie aufgeführt hatte, beſtehend aus einem koloſſalen Opernglas, vermittelſt deſſen er die Nachbarin auf zwei Schritte heranzog. Ei der Tauſend! wo hatte er bis jetzt ſeine Augen gehabt? War das ein prächtiges Geſchöpf! Und gelehrig, bildſam. Dies Kompliment glaubte er ihr ſchon nach einigen Stunden machen zu müſſen. Wenn ſie auch anfänglich nur flüchtig und ſchüchtern herüberſchaute, ſo gewöhnte ſie ſich doch bald an ſeine Blicke; ja, ſie konnte lächeln, wenn er in einer melancholiſchen Attitude am Fenſter ſtand, ſie konnte lachen und ihren Kopf aufwerfen, wenn er einen Veilchenſtrauß, von welchen Blumen er während ſeines Zimmerarreſtes eine unglaubliche Anzahl conſumirte, ſchmachtend an die Lippen brachte. Wie ſie hieß und wer ſie war, wußte er am Abend des erſten Tages; am Morgen des zweiten ſchenkte er ſeinen ſämmtlichen Bekannten kleine zierliche Cigarrenetuis aus Stroh geflochten, ſo daß einige auf die Vermuthung kamen, er habe vielleicht einen alten Florentiner Onkel beerbt, der ein Lager in Strohardeiten gehalten.

Wenn er auf die vorhin erwähnte Art wohl zufrieden war mit

ſeinen Vorarbeiten zur Belagerung der ſchönen Roſa, ſo hatte er dagegen in der That einige Furcht, ihr zu tief in die braunen Augen zu ſehen. Der Kammerherr von Wenden hatte ein empfindſames Herz, er glaubte, daß es nichts Lächerlicheres in der Welt gäbe, als eine unerwiderte Liebe, und hatte ſich nach ſeinen Erfahrungen zuweilen ſagen müſſen, daß dieſe ſchönen Bürgermädchen mitunter den Teufel im Leibe haben. Ein merkwürdiges Zuſammentreffen war es, daß ihm am vierten Tage ſeines Arreſtes Baron Rigoll bei einem Beſuche die wunderbare Photographie der ſchönen Nachbarin zeigte. Er fühlte mit Schrecken, daß er faſt eiferſüchtig geworden wäre. Doch als ihm die Excellenz hoch und theuer verſicherte, ſie habe das Portrait in der unſchuldigſten Abſicht erworben, um es einer Dame vorzulegen, da hatte er ſich beruhigt. Daß er aber in der That unruhig geweſen, das wollte ihm durchaus nicht gefallen, beſonders da er an einem eigentlich ſeltſamen Umſtande deutlich ſah, welchen Eindruck er auf das Herz des jungen Mädchens gemacht. Er ſtand am Fenſter, oder vielmehr er lehnte maleriſch hingegoſſen an einem Flügel deſſelben. Es war um die Mittagsſtunde, und er betrachtete nicht nur die Photographie, ſondern er verglich ſie Punkt um Punkt mit dem ſchönen Original, das ebenfalls drüben ſichtbar war. Dann gab er ſie dem Baron zurück mit der deutlich ausgedrückten Pantomime: Nimm hin einen großen Theil meines Herzens.

„Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein!"

Dazu warf er einen in Wahrheit zerſchmetternden Blick auf das unglückliche junge Mädchen. Und ſiehe da, ſie fühlte in der That innig mit ihm, ſie zuckte zuſammen, ſie wandte den Kopf in's Zimmer nur in der Abſicht, um ſich zu vergewiſſern, daß Niemand ihre Emotion ſähe, dann — der Kammerherr hatte ſein Opernglas angeſetzt — füllten ſich ihre Augen mit Thränen, ja ſie trat weinend in's Zimmer zurück — ein göttliches Geſchöpf! — Das war aber eben der Moment,

wo Herr Heinrich Böhler ſich ſchmerzlich verletzt in ſein höheres Stockwerk zurückzog.

An dem gleichen denkwürdigen Tage hatte der Kammerherr von Wenden einige ſeiner Bekannten zu einem Diner, ausdrücklich auf Krankenſuppe, Gerſtenſchleim und Apfelcompot, eingeladen. Gegen halb fünf Uhr hatte er eine gewählte Toilette gemacht, ſich in ſeinen Fauteuil an dem bewußten Fenſter geſetzt, um vermittelſt weißer Halsbinde und Ordensband eine neue Demontirbatterie gegen die ſchöne Nachbarin zu eröffnen. Der liebenswürdige Feind ließ ſich übrigens nicht häufig ſehen, nur einmal kam Roſa an's Fenſter, dagegen aber, als er in dieſem Augenblicke, wie betheuernd ſeine Hand auf's Herz legte, ſchien ſie tief ergriffen zu ſein, ſeufzte ſichtlich und verſchwand nach einem langen Blicke.

Der Kammerdiener meldete den Major Fernow, weßhalb ſich Baron Wenden in ſeinen kleinen Salon zurückbegab, um ihn freundlich zu empfangen. Fernow kam ihm lächelnd entgegen und reichte ihm die Hand, indem er ſagte: „Es geht dir gut, nicht wahr? Seine Hoheit, mit dem ich die Ehre hatte, ausreiten zu dürfen, ſagte mir ausdrücklich, du müßteſt auf deine Wiederherſtellung Bedacht nehmen, damit du nächſter Tage wieder ausgehen könneſt."

„Das ſagte er wirklich?" erwiderte der Kammerherr. „Nun, ich bin in der That Seiner Hoheit für die fortgeſetzten Aufmerkſamkeiten um mich den größten Dank ſchuldig. Das wirſt du ihm ſagen, und bitte ich dich, da du doch einmal das Allerhöchſte Ohr haſt, hinzuzufügen, ich werde alles Mögliche thun, um mich künftig vor dergleichen kleinen Krankheiten zu bewahren."

„Soll ich ihm das wirklich ſagen?"

„Du wirſt mich ſehr damit verbinden, lieber Freund. Doch da fällt mir eben ein, daß ich vielleicht zu viel verſpreche. Weiß ich denn den Grund meiner Krankheit? — Weißt du ihn etwa?"

Der Major zuckte mit den Achſeln.

„Der Teufel wird ihn wahrſcheinlich wiſſen, — ich habe keine

Rosa.

Wie können Sie eigentlich verlangen, Herr Schmidt, daß ich Ihnen glauben soll nach all' den Geschichten —

Schmidt.

Ach, wie oft soll ich es Ihnen wiederholen: ich habe die heutige Parthie nur veranstaltet, um der zudringlichen Person los zu werden. Lassen Sie uns Frieden schließen.

Rosa.

Ja, ich weiß wohl, weßhalb Sie wieder mit mir gut sein wollen. Und was mach' ich denn mit der Vorladungsgeschichte auf morgen?

Schmidt.

Lassen Sie mich verreist sein; ich bleibe dann den ganzen Tag zu Hause und kann ungestört an Sie denken; bitte, bitte, nicht wahr, mein himmlisches Röschen?

Rosa.

Nu, meinetwegen, wenn Sie mir versprechen, der naseweisen Kammerjungfer oben zu zeigen, wo sie her ist.

Schmidt.

Das soll geschehen, auf mein Wort. Und nun gute Nacht! (Eilig ab.)

Jonas (der inzwischen die Hausthür geschlossen).

So, das wär' abgemacht. Hab' in der That einen sauren Abend gehabt, nicht nur wegen der äußern Mühseligkeits-Fatiguen, sondern auch mein Inneres (zeigt auf sein Herz) war schmerzlich berührt. (In seine Loge tretend.) Du auch noch da? Marsch in deine Schlafkammer. Und thu' dein Nachtgebet etwas sorgfältiger einrichten als gewöhnlich, damit dir das Unrecht verziehen werde, das du begangen. Die Sache wegen der Enterbung werd' ich mir näher überlegen. Ich aber halt' es wie immer mit dem unsterblichen Schiller, der irgendwo sagt:

Ich denke einen langen Schlaf zu thun;
Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken.

Gute Nacht!

Ahnung davon," fuhr der Kammerherr fort, indem er verdrießlich an seiner weißen Halsbinde zupfte, „und das ist gerade das Schlimme, daß ich keine Idee davon habe, vor was ich mich in Acht nehmen muß, um für die Zukunft vor einer solchen — Schulkrankheit bewahrt zu bleiben. — Ja du magst lächeln, wie du willst, das Ganze ist eine verdrießliche Geschichte, und, Spaß bei Seite, sei so gut und gib mir einen Anhaltspunkt, gib mir eine Idee, was ich thun und lassen soll, um künftig in den Augen des Regenten nicht wieder unwohl zu erscheinen."

„Du, ein Philosoph, ein Denker;" entgegnete lustig Herr von Fernow. „Wie kann ich, der nur so mit der ganzen Heerde läuft, dir einen Rath geben!"

Der Kammerherr warf unruhig den Kopf auf die rechte Seite, dann sprach er: „Sei ein bischen ehrlich, Fernow. Ich versichere dich, meine Krankheit ist mir räthselhaft. Wenn ich im gewöhnlichen Leben weiß, daß ich weder Austern noch Trüffeln vertragen kann, so esse ich nicht das Eine, nicht das Andere. Wenn mir der Champagner Beschwerden macht, so trinke ich keinen, wenn mir die Zugluft schadet, so ziehe ich mich warm an — aber was ich thun soll, um in den Augen des Regenten nicht krank zu werden, davon habe ich, auf meine Ehre, keinen Begriff."

Herr von Fernow strich seinen schwarzen Bart und blickte, ohne zu antworten, an die Decke empor.

„Nochmals, Fernow, sei ehrlich," fuhr Herr von Wenden fort, „sage, was du mir sagen kannst. Du weißt, daß ich wohl im Stande bin, Andeutungen, wenn sie auch mit wenigen Worten gegeben sind, zu verstehen."

„Was ich kann, will ich gern thun," antwortete der Major. „Laß uns einmal sehen, was könnte vielleicht auf deinen Fall passen?"

Er legte die Hand an die Stirn und schien in tiefes Nachdenken zu versinken. „Ja, ja, das wäre möglich," sagte er nach einer Pause. „Weißt du, lieber Wenden, es gibt Leute, die den Geruch von Blumen nicht ertragen können, — denen er die Nerven angreift."

„Ah! ich verſtehe; — alſo doch! Namentlich ſind mir vielleicht ſolche Blumen gefährlich, in denen Papierſtreifen verborgen ſind. Meinſt du nicht auch?“

„Ob irgend ein Papierſtreifen etwas dazu beiträgt, wage ich in der That nicht zu entſcheiden. Aber du wirſt mich verſtehen.“

„Vielleicht gibt es auch noch andere Dinge, die deiner Geſundheit nicht zuträglich ſind.“ — —

„So, noch andere Dinge?“

„Ich meine nur ſo. Ich ſelbſt, der ich recht geſund bin, habe doch zuweilen erfahren, daß die weiten Säle des Schloſſes, beſonders ſpät des Abends, eine feuchte, widrige Luft enthalten, die Einem, der dazu geeignet iſt, die Lunge angreifen kann.“

„Und da werden vor Allem die Säle ſehr gefährlich ſein,“ ergriff der überraſchte Kammerherr die Andeutung, „die zum Appartement Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin Eliſe führen.“

„Ob die gerade mehr oder minder Krankheitsſtoff zu gewiſſen Stunden enthalten, wage ich nicht zu entſcheiden; genug — “

„Der Beweis iſt geliefert,“ fiel ihm der Kammerherr unmuthig in's Wort. — „Fernow, Fernow, du biſt in den wenigen Tagen ein ganz geriebener Patron geworden!“

„Das wird dich doch nicht wundern,“ verſetzte der Major, „nachdem ein Denker wie du ſich die Mühe gab, mir einen langen Sonntag Nachmittag ſeine koſtbaren Theorien auseinander zu ſetzen.“

Der Kammerdiener meldete Seine Excellenz, den Oberſtjägermeiſter, Herrn Baron von Rigoll, und dieſe Excellenz hüpfte freundlich durch das Vorzimmer, blieb aber unter der Eingangsthür zum Salon in einer affektirten Haltung ſtehen. Das heißt, Rigoll heuchelte den Ausdruck der Beſtürzung und Beſorgniß. Er warf den Oberkörper zurück und breitete beide Arme aus, indem er rief: „Iſt das Ernſt oder Scherz, beſter Freund? Sie haben mich auf Krankenſuppe eingeladen, auf Gerſtenſchleim, was weiß ich; auf Apfelcompot, Horreur! Ich hoffe nicht, daß es Ihnen Ernſt damit war, ſonſt müßte ich in der

That bedauern, hiehergekommen zu sein. Ich habe Ihretwegen sehr frühzeitig Fräulein von Ripperda, meine Braut verlassen, — Teufel auch! In einem solchen Falle muß man wissen warum!"

„Beruhigen Sich Euer Excellenz nur," lachte der Kammerherr, offenbar geschmeichelt durch den gnädigen Spaß. „Wenn ich auch bitten muß, mit der Küche eines Kranken Nachsicht zu haben, so wird sich doch wohl auch noch etwas für einen gesunden Appetit finden."

Seine Excellenz hatte ein kleines Paketchen in der Hand; es sah ungefähr aus wie ein Buch in groß Octav, welches er dem Kammerdiener übergab und aufs Sorgfältigste anempfahl. Dann erst schien er den Major zu bemerken, der, die Hände mit dem Hut auf dem Rücken, mit gespreizten Beinen, seinem eigenthümlichen Wesen zuschaute. „Ah, Herr von Fernow," sagte Baron Rigoll, und das bekannte unangenehme Lächeln wetterleuchtete auf seinem Gesicht.

„Ich hatte schon die Ehre, Euer Excellenz mein Compliment zu machen," entgegnete der Major, „und erlaube mir nun, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

„Vortrefflich, danke schön. Außerordentlich gut. Es muß mir ja ausgezeichnet gehen. Darüber wird keiner der Herren im Zweifel sein."

„Wenigstens sind Euer Excellenz beneidenswerth," entgegnete Herr von Fernow mit der größten Ruhe von der Welt.

Der Kammerdiener meldete noch drei Freunde des Hausherrn und ebenfalls genaue Bekannte der Anwesenden. Man trat ein, man reichte sich die Hände, man stülpte die Hüte auf irgend ein Fauteuil oder einen Divan, man fand das Aussehen des Kammerherrn für einen Kranken unbegreiflich gut, man sprach über das Wetter, man erzählte von einem Ritt, von einer Soirée, man warf einen verstohlenen Blick in den Spiegel, man war zufrieden mit sich selber, und als nun der Kammerdiener eintrat und mit leiser Stimme ankündigte, daß servirt sei, ging man in's Speisezimmer, setzte sich um den vortrefflich arrangirten Tisch und das Diner nahm seinen Anfang, verlief zwischen Lachen und Scherzen, unter vortrefflichen Schüsseln, ausgezeichnetem Sauterne,

Bordeaux und Rheinwein, und endete, wie gewöhnlich mit einem Frucht-Aufſatz von Gefrorenem, mit Champagner und Tokayer.

Obgleich das Frühjahr ſchon angebrochen war, konnte man doch Abends im Zimmer noch ein leichtes Feuer ertragen, und die ganze Tiſchgeſellſchaft fand es außerordentlich comfortabel, als ſie der Kammerherr in ſein kleines Arbeitslokal führte, wo ein Kaminfeuer loderte, um welches ſechs niedrige kleine Fauteuils ſtanden, die ſo leicht auf ihren Rollfüßen liefen, daß ſie der geringſten Bewegung nach rechts oder links nachgaben und ſo die Converſation außerordentlich erleichterten.

Der behagliche Aufenthalt, das muntere Geſpräch, welches ſich bei dem Dufte des Kaffees und dem Rauch der Cigarren entwickelte, hielt die Geſellſchaft länger als ſonſt beiſammen. Zu vorgerückter Stunde erſt trennten ſich die Gäſte, mit Ausnahme der Excellenz von ihrem Wirthe.

Als der Kammerherr aus dem Vorzimmer, wohin er ſeine Freunde begleitet, zurückkehrte, fand er den Oberſtjägermeiſter mit einem Buch in der Hand an dem Tiſche ſtehend; wenn er aber auch dieſes aufgeſchlagen vor ſich hielt, ſo ſah er doch nicht hinein, vielmehr ſtarrten ſeine Blicke, wie in tiefen Gedanken, weit darüber hinaus. Auch war von ſeinem Geſichte der Ausdruck der heitern, ſarkaſtiſchen Laune, den er während des Diners und auch nachher ſo ſorgfältig bewahrt, gänzlich verſchwunden; auf ſeiner Stirn lag eine Wolke trüber Sorge, er hatte die Lippen zuſammengekniffen und das faſt unvertilgbare Lächeln ſeiner Mundwinkel ſah trotzig und höhnend aus.

Er warf das Buch auf den Tiſch, als er die Schritte des Zurückkommenden hörte, wandte ſich gegen den Kammerherrn und ſagte: „So wären wir endlich allein.“ Dann ſetzte er in einem beinahe heftigen Tone hinzu: „Baron, ich bewundre Sie. Mit Ihrer Gewandtheit kann es Ihnen nicht fehlen, eine große Carrière zu machen.“

Herr von Wenden ſah ihn einigermaßen erſtaunt an und ſo war auch der Ton ſeiner Stimme, als er entgegnete: „Ich begreife in der That Euer Excellenz nicht beſonders. Sie ſind ſo freundlich, von

meiner Gewandtheit zu ſprechen, — ich bitte Sie um Gotteswillen, ſehen Sie denn nicht, wohin mich meine Gewandtheit gebracht? Zu einem Arreſtanten auf Ehrenwort."

„Das iſt ja gerade, was Sie klug gemacht!" rief der Oberſtjägermeiſter, indem er heftig auf- und abging. „Sie haben ſich von der Sirene nicht verlocken laſſen. Sie warf Ihnen die goldene Angel hin; Sie haben nur ein bischen darnach geſchnappt, aber das Schickſal in Geſtalt Ihres Freundes Fernow hat Sie vor dem Anbeißen bewahrt."

„Ich verſtehe Euer Excellenz in der That nicht."

„Es iſt aber nicht ſchwer, mich zu verſtehen. Wie ſchon bemerkt, — Sie waren klug genug, ſich hier in die Einſamkeit zurückzuziehen, und ſind ſo dem Netze entgangen, welches man im Begriff ſtand, über Sie zu werfen. Ich dagegen zappele darin wie eine gefangene Fliege." Seine Excellenz machte in der That bei dieſer Bemerkung ähnliche krankhafte Bewegungen, wie man ſie wohl bei einem gefangenen unglücklichen Geſchöpf der eben erwähnten Art ſieht.

„Darf ich Sie wohl bitten, mir durch Ihren Kammerdiener das Paketchen herbringen zu laſſen, das ich ihm vorhin übergeben?" ſagte die Excellenz und fuhr alsdann fort, nachdem Herr von Wenden achſelzuckend die Klingel gezogen und ihn mit unverkennbarem Erſtaunen, faſt mit Schrecken anſtarrte: „Glauben Sie mir, lieber Freund, drüben im Schloſſe ſind alle zehntauſend Teufel los."

Der Kammerherr deutete pantomimiſch an, indem er die Augen weit aufriß und ſeine Hände von ſich abſtreckte: Sie ſehen meine Ueberraſchung.

„Ich verſichere Sie, lieber Wenden, es war der klügſte Streich Ihres Lebens, ſich in Zimmerarreſt ſetzen zu laſſen. Hätte ich das vor acht Tagen nur auch gethan! O über die intriguanten Weiber! Sie wiſſen, weßhalb ich an die Prinzeſſin gefeſſelt bin. Meine Verlobung mit Fräulein von Ripperda iſt ausgeſprochen, ich intereſſire mich lebhaft für das ſchöne Mädchen; es wird mich auch glücklich machen, ſie zu heirathen, und ich will und kann nicht anders. Denn wenn ich

ſelbſt jetzt zurückträte, ſo würde ſich doch die ganze Welt hohnlachend über den ſchönen Korb freuen, den der ältere Baron Rigoll von dem jüngeren Fräulein von Ripperda erhalten." Hiebei ſandte er einen Blick in den Spiegel, und da er mit ſeinen Betrachtungen nicht ſehr zufrieden zu ſein ſchien, ſo warf er ſich unmuthig in einen Fauteuil. Der Kammerdiener hatte unterdeſſen das bewußte Paketchen gebracht. Seine Excellenz riß haſtig Papier und Bindfaden ab und reichte von zwei Portraits, die darin waren, eines dem Kammerherrn, ohne es anzuſehen.

„Eine Photographie von Ihnen? Vortrefflich gemacht!" ſagte Herr von Wenden. — „Ah! ich gab Ihnen das falſche!" rief der Oberſtjägermeiſter. „Nehmen Sie dies da. Kennen Sie die Perſon?"

Der Kammerherr betrachtete lange und aufmerkſam das Bildniß. Dann bedeckte er die Augen mit der Hand und dachte nach. „Geſehen habe ich dieſen Kopf," ſprach er nach einer Pauſe, „aber ich weiß nicht, ob die Perſon ſelber, oder ebenfalls nur ein Bildniß von ihr."

„Vielleicht beides; erinnern Sie ſich."

Herr von Wenden ſah den Oberſtjägermeiſter mit einem eigenthümlichen Blick an, doch bemerkte man wohl an ſeinen Augen, daß er in ſeinem Gedächtniſſe wühlte. „Ja, ja," ſprach er alsdann, „das Geſicht iſt mir bekannt. Ich meine, ich hätte es kürzlich geſehen."

Seine Excellenz nickte mit dem Kopfe.

„Wenn ich aber dieſem Kopfe in meinen Gedanken ein Tuch gebe, wie es die Beduinen auf ihren Ritten in der Wüſte zu tragen pflegen, und mir ſtatt des Paletots einen Burnus denke — — — — Alle Teufel! ja, ich hab's." Bei dieſen Worten eilte er an ſeinen Bücherſchrank, öffnete ihn haſtig, zog ein ſehr elegant gebundenes Buch hervor und hielt das Portrait in demſelben dem Oberſtjägermeiſter vor die Augen. — Dieſer nickte abermals und ſehr verdrießlich mit dem Kopfe.

„Herzog Alfred von D.." rief der Kammerherr im Tone der höchſten Ueberraſchung, „und er iſt hier in der Reſidenz, ich ſah ihn kürzlich in — wo war es doch — in irgend einer Geſellſchaft."

„O, in der beſten von der Welt. Der Herzog war — hier in dieſem Zimmer, auf demſelben Fauteuil, wo ich jetzt zu ſitzen die Ehre habe.“

„Graf Hohenberg?“ — „Graf Hohenberg.“ — Einen Augenblick ſahen ſich die Beiden forſchend an. Ihre Gedanken konnten ſich unmöglich vereinigen. Auf dem Geſichte des Kammerherrn bemerkte man deutlich, daß er in Vermuthungen umhertappe, in den Blicken der Excellenz dagegen lag eine unheimliche Ruhe, die verrieth, er wiſſe vollkommen, um was es ſich handle, und er ſchweige vielleicht nur aus Schonung, um den Andern nicht zu plötzlich zu erſchrecken.

„Aber um Gotteswillen, Excellenz, was hat es zu bedeuten, daß ſich der Herzog ſo incognito bei uns aufhält? Denn daß man bei Hofe von ſeiner Anweſenheit nichts weiß, liegt auf flacher Hand. — Sie lächeln ſo ſonderbar. Wüßte man doch etwas davon, und hätte Urſache, es zu verheimlichen?“

„Daß Perſonen vom Hofe um dieſes in der That gefährliche Geheimniß wiſſen, beweiſen wir Beide. Wir gehören ja auch zum Hof.“

„Ich muß recht ſehr bitten, Excellenz. Ich erfahre ſo eben die erſten Andeutungen darüber.“

„Weil Sie ſich ſchlauer Weiſe auf die Krankenliſte ſetzen ließen.“

„Das alſo hängt mit jenem Papierſtreifen zuſammen?“ fragte der Kammerherr in höchſter Spannung. — „So iſt es.“ — „Alſo, um da zu irgend etwas mitzuhelfen, irgend welche Inſtructionen zu empfangen, ſollte ich an jenem verhängnißvollen Abend die bewußte Audienz haben?“

„Die Sie durch Ihren Freund, Herrn von Fernow, vereiteln ließen. O, Sie haben das ſchlau angefangen, bewundernswürdig fein.“

„Aber ich verſichere, daß es mir ein wahres Glück wäre, der durchlauchtigen Prinzeſſin Eliſe mich und meine Dienſte unbedingt und unbeſchränkt anbieten zu können.“

„Und das ſagen Sie mir?“ rief der Oberſtjägermeiſter, „mir, den Sie in dieſem Augenblick faſt darüber in Verzweiflung ſehen, daß ich mich, verzeihen Sie mir den Ausdruck, der Prinzeſſin mit Leib und

Seele übergeben habe?" Er war bei dieſen Worten in die Höhe geſprungen und griff mit ſeinen Fingern zwiſchen die Halsbinde, wie Jemand, dem es zu warm wird.

Obgleich ſich der Kammerherr bemühte, ein recht geſcheidtes Geſicht zu machen, ſo mußte er ſich doch geſtehen, daß es der Situation angemeſſener geweſen wäre, recht dumm auszuſehen; denn er verſtand durchaus nichts von den Verlegenheiten des Oberſtjägermeiſters, wenn ſich auch unzählige Vermuthungen in ſeinem Kopfe kreuzten.

Seine Excellenz hatte ſich wie ermattet in den Fauteuil zurückgelehnt; ſie faltete ihre Finger zuſammen und ließ die Daumen beider Hände um einander herumſpazieren. „Da ich feſt auf Sie vertraue," ſagte Rigoll nach einer Pauſe, „und da ich eine Hilfe vielleicht nothwendig brauche, ſo will ich Ihnen die ganze Geſchichte mittheilen. Aber, lieber Wenden, es iſt eine Sache, die, auf unrechte Art am unrechten Orte hinterbracht, ganz eigenthümliche Folgen haben kann."

„Für Sie, Excellenz?" — „Ja. Eigentlich für Jeden, der damit zu thun hat."

„Da könnte ſich alſo meine Krankheit in's Unendliche verlängern, ja am Ende gar zu einem chroniſchen Uebel werden."

„Machen Sie keinen Scherz. Gerade Ihre ſo außerordentlich à propos eingetretene Krankheit überzeugt mich, mit welcher Gewandtheit Sie unſere Sache behandeln werden. Wenn man ſich in die Intriguen einer Dame, wie die Prinzeſſin Eliſe, einläßt, ſo ſpielt man va banque."

„Spielen wir," ſagte entſchloſſen der Kammerherr. „Wie ich an Euer Excellenz geſehen habe, iſt Ihnen ſchon vor Beendigung des Spiels ein wunderbarer Treffer zugefallen. Vielleicht bin auch ich ſo glücklich."

Der Oberſtjägermeiſter unterdrückte einen leichten Seufzer. „Daß der Herzog alſo hier iſt, wiſſen Sie. Ich habe ihn früher ſehr gut gekannt, daher ſuchte man auch gerade mich aus zu der höchſt gefährlichen Commiſſion."

„Und was will er?" fragte faſt ungeduldig der Kammerherr.

„Was er will? Nun, nichts mehr und nichts weniger, als — die Prinzeſſin Eliſe heirathen."

„Donner und Wetter!" ſagte Herr von Wenden, und trat einen Schritt zurück.

„Und das habe ich einfädeln müſſen," fuhr die Excellenz fort, indem ſie ſich leicht mit der Hand über die Stirn ſtrich. „Habe die nothwendigen Correſpondenzen beſorgt und habe den Herzog eingeladen, hierher zu kommen."

„Und das Alles hinter dem Rücken Seiner Hoheit des Regenten?" fragte der Andere in einem ſonderbar gedehnten Tone.

„Dieſe Frage, mon chèr," antwortete ungeduldig der Oberſtjägermeiſter, „beweiſt mir, wie wenig Sie die Prinzeſſin kennen. Hat es ihr jemals Spaß gemacht, irgend eine Sache gerade und offen zu betreiben? Ich wüßte mich derart nichts zu erinnern, und ſie ſelbſt vielleicht auch nicht. — Stellen Sie ſich nun in meine Lage. Der Herzog, dem die Idee, die Prinzeſſin im Geheimen kennen zu lernen, recht ſchön und romantiſch vorkam, iſt hier, die heilloſe Angelegenheit aber will nicht den kleinſten Schritt vorwärts thun."

„Und aus welchem Grunde nicht?"

„Beſter Wenden, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie fragen wie ein unſchuldiges Kind, aber nicht wie ein Kammerherr, der ſchon ſo und ſo viele Jahre an dieſem Hofe gelebt. Warum? — Weil die Prinzeſſin nun einmal die Idee hat, die Sache nicht vorwärts zu treiben, ſondern ſie auf's Langſamſte oder vielmehr gar nicht gehen zu laſſen."

„Und ſieht ſie den Herzog häufig?"

„Ihn häufig ſehen? Sie hat ihn noch gar nicht geſehen, ſeit er hier iſt. Sie will ſein Portrait, er ſoll das ihrige haben, und dann wird ſie ſich vielleicht entſchließen, ihm auf Gott weiß welche verzwickte und geheimnißvolle Art zu begegnen. Da haben Sie die Geſchichte meiner Leiden. Zwiſchen dieſen beiden Feuern ſitze ich, und kann es mir da ein vernünftiger Menſch übel nehmen, wenn ich mich zuweilen in einer völligen Verzweiflung befinde? — Aber das habe ich mir

feierlich gelobt," fuhr er fort, indem er abermals aufſtand, „geht dieſe Sache nur einmal glücklich vorüber, ſo weiß ich, was ich thue. Dann beirathe ich in aller Stille, reiſe auf längere Zeit fort und ſehe zu, wie ſich die Sachen hier abwickeln."

„O Euer Excellenz haben eine beneidenswerthe Zukunft," ſprach der Kammerherr träumeriſch.

„Aber ehe ich dazu gelange, noch einen entſetzlichen Abgrund dicht vor meinen Füßen. Vielleicht einen jähen Sturz."

„Zu dem Euer Excellenz mich einzuladen die Freundlichkeit haben," antwortete lachend Herr von Wenden.

„Es iſt 'was Wahres in Ihren Worten," ſagte der Oberſtjägermeiſter nach einer Pauſe, während welcher er ſich mit übereinander geſchlagenen Armen in's Fenſter geſtellt hatte. „Aber bei'm Teufel! nein, zwei Leute wie wir ſtürzen nicht ſo leicht. Ich wette, wir bauen uns die ſchönſte Brücke nach Gott weiß welchem glücklichen Geſilde."

„Eine Brücke des Glücks," erwiderte nachdenkend der Kammerherr, „wenn nur der rechte Augenblick nicht verpaßt iſt! — Und wünſcht die Prinzeſſin," ſetzte er nach einem momentanen Stillſchweigen hinzu, „daß ich um die Geſchichte wiſſen ſoll?"

„Wer kann daran zweifeln?" verſetzte die Excellenz nicht ohne eine kleine Verwirrung. „Sie ſtehen in Ihrer Gunſt, die Prinzeſſin hätte Ihnen an jenem Abend Alles anvertraut; — kann ich auf Sie rechnen?"

Der Kammerherr hatte einen Gang durch das Zimmer gemacht, er kämpfte mit ſich ſelber. Er kannte den Oberſtjägermeiſter, und weil er ihn kannte, kam ihm die ganze Sache verdächtig vor. Zu einer Angelegenheit, bei der etwas zu gewinnen war, hätte die Excellenz nicht wohl einen Zweiten eingeladen; auch erinnerte er ſich jenes Abends, als er dem Baron Rigoll im Schloſſe begegnete und es ſich fand, daß ſie den gleichen Weg zu den Gemächern der Prinzeſſin hatten, wie ihm der Oberſtjägermeiſter in der erſten Ueberraſchung ein nichts weniger als freundliches Geſicht machte. — Daß aber Herr von Wenden jetzt

Gedichte.

mit einer Antwort zögerte, schien dem Baron Rigoll durchaus nicht zu gefallen. Er wandte sich unmuthig gegen ihn und sagte in einem etwas scharfen Tone:

„Ei, bester Baron, wie nehme ich Ihr Stillschweigen? Sie ließen mich mein Geheimniß ruhig erzählen, und jetzt, da Sie es wissen, zögern Sie auf eine für mich fast beängstigende Art."

„Sie sollen sich in mir nicht verrechnet haben," antwortete Herr von Wenden entschlossen. „Sagen Sie der Prinzessin in Gottes Namen, ich sei ganz zu ihren Diensten, und lassen Sie mich wissen, was ich thun soll."

Der Oberstjägermeister schien freier aufzuathmen. Er reichte dem Andern die Hand und erwiderte: „Ich danke Ihnen herzlich und werde Ihre Bereitwilligkeit bestens anzubringen wissen. Jetzt werden Sie aber vor allen Dingen gesund, lassen Sie sich morgen bei der Prinzessin melden; sie wird von unserer Angelegenheit beginnen, und dann tragen Sie mit Ihrer ganzen Ueberredungskunst dazu bei, daß sie uns endlich einmal eine vernünftige Antwort gibt, die wir dem Herzog mittheilen können."

„Daran soll's nicht fehlen. Sobald ich ausgehen kann," setzte er mit Beziehung hinzu, „und mich die Prinzessin annimmt, werde ich mein Mögliches thun."

„Gott sei Dank, ich sehe endlich ein wenig Licht in dieser Finsterniß," sagte der Oberstjägermeister nach einem tiefen Athemzuge. „Seien Sie zufrieden, daß Sie jetzt ruhig in Ihrer Wohnung bleiben können. Ich habe noch eine Verhandlung mit dem Herzoge und fürchte, ich bekomme pikante Redensarten zu hören. Also auf Wiedersehen morgen," — er reichte ihm die Hand, „zu Schutz und Trutz!"

„Und auf gutes Gelingen," antwortete Herr von Wenden, und darauf trennten sie sich.

Der Oberstjägermeister warf sich in seinen Wagen, und als er nach Hause rollte, dachte er begreiflicherweise an die eben gehabte Un-

terredung und ſprach zu ſich ſelbſt: „Helf' was helfen mag! Ich glaube einen guten Blitzableiter gefunden zu haben.“

Der Kammerherr droben blickte durch das Fenſter auf die Straße, und als er die Equipage Seiner Excellenz um die Ecke verſchwinden ſah, rieb er ſich die Hände und meinte: „Ich glaube, dieſe Mittheilung könnte in der That im Stande ſein, mein Unwohlſein plötzlich aufhören zu machen. Fort mit dieſen Intriguen! Sie ſind mir ſchlecht bekommen. Ich werde nach Befund der Umſtände bei dem Regenten ſchriftlich um eine Audienz nachſuchen.“

Eilftes Kapitel.

Leuchtkäfer.

Als der Major von Fernow das Haus ſeines Gaſtfreundes verließ, fand er, daß es ein angenehmer Abend ſei. Daß es ein wenig kühl war, achtete er nicht; erwärmten ihn doch die freundlichen Bilder und Gedanken, die ihn zahllos umſchwebten und deren Mittelpunkt immer ſie war. Wie fühlte er ſich ſo glücklich, mit dem geliebten Mädchen ein Geheimniß zu haben, ein ſo entzückendes Geheimniß! Geſehen hatte er ſie ſelten ſeit jenem Abend, ſich mit ihr unterhalten ſo gut wie gar nicht, es müßte denn eine Unterhaltung zu nennen ſein, wenn er ſie nach der Tafel fragte: „Sie beſuchen heute die Oper?“ und ſie antwortete: „Ich glaube wohl, daß ich dort ſein werde.“ Dagegen aber war ein ſo vollſtändiger Telegraphen- und Zeichendienſt zwiſchen Beiden eingerichtet, daß die längſten Depeſchen mit Leichtigkeit aufgegeben und ebenſo verſtanden wurden. Die Liebe iſt darin entſetzlich erfinderiſch, entſetzlich für alle armen Hüter, mögen ſie nun Ehemänner, Eltern, Vormünder oder wie immer heißen. Hat doch

zwiſchen zweien, die einander verſtehen, Alles ſeine Bedeutung! Ob ſie den Fächer in die rechte oder linke Hand nimmt, ob ſie über ihre Stirn ſtreift, oder über ihr Haar, ob ſie den Kopf auf den rechten oder linken Arm ſtützt, ob ſie gegen ihre Nachbarin lächelt oder ernſt mit ihr ſpricht. Und bei ihm iſt es ganz der gleiche Fall. Ein Hervorziehen des Sacktuchs, ein-, zwei- oder dreimal ſchnell nach einander; ein Augenblick mit aufgeſtütztem Arm, wie in tiefes Nachdenken verſunken, dann ein plötzliches Auffahren, das Betrachten der Uhr, das Ausziehen eines Handſchuhs oder beider, — wer kann alle dieſe Zeichen einer Sprache nennen, die ſo verſchiedenartig iſt, von Jedem und Jeder neu erfunden, und mit ſo außerordentlicher Leichtigkeit erlernt wird. Es geſchieht das unbewußt, wir möchten ſagen, inſtinktartig, und das junge Mädchen, welches einmal beginnt, mit ihrem Gegenüber zu telegraphiren, hat, ehe es das ſelbſt weiß, ein ganzes Alphabet bei einander, und wird durch keinen Ausdruck in Verlegenheit gebracht.

Wie ſich ſein Schickſal, in Betreff des Fräuleins von Ripperda, entwickeln würde, daran hatte Fernow eigentlich noch gar nicht gedacht. Er war in gewiſſen Beziehungen eine von den glücklichen Naturen, welche im Stande ſind, ſich mit einer entzückenden Gegenwart zu unterhalten, und die es vermögen, die finſter blickende Zukunft vollſtändig zu ignoriren. Was hätte ihm aber auch ſein Nachgrübeln helfen können? Wie die Sachen ſtanden, konnte ihm nur etwas ganz Unverhofftes den Pfad ebnen, nur ein Wunder zum glücklichen Ziele führen. Und darauf hoffte er im Namen der Liebe und Treue.

So ſchritt er durch die Straßen bei dem herzoglichen Schloſſe vorüber und trat in die Gärten, welche daſſelbe von einer Seite umgaben. — Hier hatte der Frühling Bäume und Sträucher mit dem erſten ſaftigen Grün aufgeputzt und die Blätter waren noch ſo wenig entwickelt, daß ſich gerade dadurch die einzelnen Partieen auf's Zierlichſte nuancirten. Ein mächtiges Bauwerk ſtand am Rande des Park-

abhanges, von dem man eine entzückende Ausſicht über die Anlagen ringsumher hatte. Es war ein ehemaliges Baſtion, zu den Befeſtigungen des früheren Schloſſes gehörig, das man ſtehen ließ, gerade wegen der wunderbaren Ausſicht, die man von der Plattform derſelben genoß. Man ging von den oberen Gärten gerade hinauf und wenn man an den Rand dieſes Bollwerks trat, ſo erblickte man in der Tiefe die unteren Partieen des ſchönen Parks. Oben ſtanden rieſenhafte Kaſtanien, deren breite Kronen einen Schattengang um den Platz bildeten, während die dicken Stämme die Landſchaft ſtellenweiſe einrahmten, und dieſelbe noch maleriſcher erſcheinen ließen.

Obgleich die Sonne nicht mehr am Himmel ſtand, ſo war es doch noch ſo hell, daß man eine gute Strecke der Umgebung deutlich überblicken konnte. Die feine glänzende Sichel des jungen Mondes ſchwebte im Oſten über einer faſt ſchwarzen Föhrenpartie und glitzerte anmuthig zwiſchen den fein gezackten Zweigen und Nadeln hindurch, gerade wie das Diadem der Nachtkönigin, die langſam herniederſchwebt, um in dem aufdampfenden Abendnebel den Spielen ihres luſtigen Hofſtaates zuzuſchauen.

Als der Major die Terraſſe betrat, glaubte er hier allein zu ſein, wenigſtens bemerkte er Niemand, und erſt als er dicht vor der Brüſtung ſtand, erblickte er in ſeiner Nähe einen Mann, der auf derſelben ſaß und den er bis jetzt nicht bemerkte, da ihn einer der dicken Kaſtanienbäume verdeckt. — Da es nichts Seltenes war, hier Jemand anzutreffen, ſo bekümmerte ſich auch Herr von Fernow nicht weiter darum, ſondern lehnte ſich an einen der Bäume und blickte auf die ſchattenhaften Buſchpartieen zu ſeinen Füßen. Sein Nachbar auf der Brüſtung ſchien mit Intereſſe den Mond betrachtet zu haben, doch wandte er ſein Geſicht dem neuen Ankömmlinge zu und begrüßte ihn durch höfliches Abnehmen des Hutes, ſowie durch den freundlichen Wunſch eines guten Abends.

Herr von Fernow dankte und warf einen Blick auf den Daſitzenden. Es war ein anſtändig gekleideter, junger Mann, mit hübſchen,

einnehmenden Geſichtszügen; er hatte den rechten Arm um das eiſerne Geländer geſchlungen, womit die Brüſtung erhöht war, und da er ſeinerſeits nun ebenfalls den Andern betrachtete, ſo trafen ſich ihre Blicke und es war nichts Auffallendes darin, daß der junge Mann ſagte: „Es iſt dies ein ſchöner Abend — vielleicht ein Vorbote des kommenden Frühlings.“

„In der That, ein angenehmer Abend,“ entgegnete der Major, und damit wäre die Unterhaltung wahrſcheinlich abgebrochen geweſen, wenn nicht der Fremde geſehen hätte, daß der Andere ſeine ausgegangene Cigarre muſterte und eben im Begriff war, dieſelbe über die Brüſtung hinabzuwerfen.

„Wünſchen Sie vielleicht Feuer?“ fragte er, und als der Major, durch die freundliche Bereitwilligkeit einigermaßen überraſcht, darum bat, holte der Andere ein kleines Etui hervor und zündete ein Streichhölzchen an, deſſen Flämmchen ſich bei dem ruhigen Abend kaum bewegte. Herr von Fernow warf das Hölzchen, nachdem er es benutzt, brennend über die Brüſtung, und der Andere blickte ihm ſich herabbeugend nach.

„Es kam glimmend da unten an,“ ſagte er, „es ſah aus wie ein Leuchtkäfer, und ich habe eine ungemeine Vorliebe für die Leuchtkäfer.“

Dieſe Bemerkung machte den Major lächeln und er intereſſirte ſich für den gefälligen jungen Mann, der eine Vorliebe für Leuchtkäfer hatte. Auch ihm rief die Erinnerung an dieſelben die Stunde eines warmen Maiabends in's Gedächtniß, wo man nach der Tafel in den Gärten von Eſchenburg promenirte, und er ganz zufällig an der Seite des Fräuleins von Ripperda einen kleinen Leuchtkäfer erblickte, den Beide zu gleicher Zeit aus dem Graſe aufheben wollten, wobei es denn kam, daß Hellenen's kühles duftiges Haar ſeine heiße Wange ſtreifte, und das iſt eine der gefährlichſten Berührungen, die es im Menſchenleben gibt. Ihm war es, wie ein elektriſcher Funken in's Herz gefallen; es hatte ihn ſo eigenthümlich berührt, daß er nachher häufige, aber

vergebliche Verſuche machte, wieder zu einer ähnlichen Berührung zu kommen. Leider fanden ſich nicht ſo bald wieder Leuchtkäfer, und wenn er ſpäter einen ſah, ſo war das ſchöne Fräulein nicht in ſeiner Nähe.

War es die Aeußerung des jungen Mannes über die Leuchtkäfer oder die Gefälligkeit deſſelben, ihm Feuer zu geben, was den Major veranlaßte, dem Fremden eine Cigarre anzubieten, genug, er that es, und der Andere nahm ſie zögernd an. Dabei war er von ſeinem Sitze aufgeſtanden und hatte mit ſeinem Hut reſpektvoll gedankt.

Wenige Zeit darauf brannten beide Cigarren und Herr von Fernow, dem es nicht unerwünſcht war, ſeine mannigfaltigen Gedanken für den Augenblick verabſchieden zu können, und ein wenig über gleichgültige Dinge zu plaudern, ſetzte ſich auf die Brüſtung an die Seite ſeines neuen Bekannten.

Nun iſt es nicht leicht, mit einem gänzlich fremden Menſchen ein Geſpräch anzuknüpfen, welches nicht ſchon den Keim des Todes in ſich trägt, ehe es zum Leben gelangt. Verſuchsweiſe ſagte deßhalb Herr von Fernow: „Alſo Sie intereſſiren ſich für die Leuchtkäfer? Lieben vielleicht im Allgemeinen die kleine Thierwelt? Und ſind wohl, was man einen Inſektenſammler nennt?“

„Nein, davor graut mir,“ antwortete der Andere. „Ich könnte um Alles in der Welt ſo ein unſchuldiges Geſchöpf nicht mit der Nadel durchſtoßen, wie ſie es zu machen pflegen. Und dann hätte ja auch ein aufgeſpießter Leuchtkäfer durchaus keinen Sinn. Wenn er todt iſt, hat er Licht und Glanz verloren, und das iſt eigentlich recht traurig.“

„Ja, das iſt allerdings recht traurig,“ pflichtete der Major bei, um das Geſpräch nicht einſchlafen zu laſſen. Aus demſelben Grunde fragte er auch: „Weßhalb lieben Sie alſo die Leuchtkäfer? Ich hoffe nicht, daß ich mit meiner Frage unbeſcheiden bin.“

Auf dem Geſichte des Andern zeigte ſich ein trübes Lächeln und er ſchwieg einen Augenblick, ehe er antwortete. „Wenn ich Ihnen das erzähle,“ ſagte er, „ſo werden Sie lachen; und es iſt auch vielleicht ſchon oft vorgekommen.“

„Erzählen Sie, ich werde nicht lachen; wenn es aber in der That lächerlich wäre, und ich müßte alsdann lachen, so würden Sie es mir wohl auch nicht übel nehmen.“

„O gewiß nicht. — Kennen Sie den Königsgarten?“

„O ja, ich kenne ihn.“

„Aber Sie waren noch nie dort, wenn er schön beleuchtet iſt und Abends die Muſik ſpielt, kurz, bei einer italiäniſchen Nacht? Das iſt langweilig für die vornehmen Herren.“

„Ich bin kein vornehmer Herr.“

„Laſſen wir das meinetwegen gut ſein. Ihre Cigarre iſt vortrefflich. Nun alſo, in den Königsgarten ging ich früher häufig, ich hatte ſo meine Intereſſen dabei.“

„Ah! ich verſtehe!“

„Natürlich, man iſt jung, man ſucht, man findet. Genug, ich hatte denn auch gefunden, ein ſehr ſchönes, junges und liebenswürdiges Mädchen. Es kommt das ſehr häufig in der Welt vor, es wird Ihnen auch ſchon paſſirt ſein, und ich erzähle es Ihnen nur, weil es mit den Leuchtkäfern zuſammenhängt. Alſo wir hatten uns gefunden, wie man ſich ſo findet. Wiſſen Sie, eigentlich noch ganz ohne Abſicht und Zweck. Wie ſie gern nach mir ſah und lieber mit mir tanzte, als mit jedem Andern, ſo war es auch bei mir der Fall. Weiter nichts. Da ſpazieren wir eines Abends vom Tiſche ihrer und meiner Familie hinweg, ich führe ſie durch den dunkeln Garten, und da ſehen wir auf einmal auf dem Boden zwiſchen dem Graſe einen Leuchtkäfer glühen. — Wir bücken uns beide zu gleicher Zeit, um ihn zu fangen, und da ſtreift ſie mit ihrem kühlen Haar an mein heißes Geſicht. Es war das erſte Mal, daß wir uns ſo nahe kamen und es machte auf mich einen unbeſchreiblichen Eindruck. Von da an war ich eine Zeit lang ſehr glücklich. Sehen Sie,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, als ſein Nachbar ſchwieg; „das iſt die ganze Geſchichte von den Leuchtkäfern. Und ſollten Sie das jetzt lächerlich finden, ſo mache ich mir am Ende nichts daraus, wenn Sie darüber lachen.“

Daß der Major dieſe Geſchichte nicht lächerlich fand, brauchen wir dem geneigten Leſer nicht zu ſagen. Im Gegentheil, ſie hatte ihn ſo außerordentlich überraſcht, daß er faſt ein gleiches Intereſſe für den Erzähler faßte. Es war ihm ſeltſam, ſo zufällig mit Jemand zuſammengetroffen zu ſein, der etwas Aehnliches erlebt, wie er, und das Gleiche dabei gefühlt. Jetzt hätte er aber auch gern erfahren, wie ſich eine Liebe, gleich der ſeinigen beim Anblick eines Leuchtkäfers entſtanden, weiter entwickelt, und um einen Verſuch zu machen, das Geſpräch über dieſes Thema fortzuführen, ſagte er: „Nun begreif' ich freilich, weßhalb Sie ſich für die Leuchtkäfer intereſſiren, und verſtehe auch vollkommen, daß es Ihnen ein höchſt angenehmes Gefühl macht, wenn Sie einen ſolchen glänzenden Punkt erblicken."

„In der That, das hat mir lange ein großes Vergnügen gemacht," fuhr der Andere mit leiſer Stimme fort, „doch jetzt — —; aber das kann Sie in der That nicht intereſſiren!"

„Für ein paar einander gänzlich Fremde ſind wir da auf ein ſeltſames Thema gerathen," ſagte Herr von Fernow; „glauben Sie aber nicht," fuhr er in zutraulichem Tone fort, „daß ich unbeſcheidener Weiſe Ihre Verhältniſſe erforſchen will, oder daß ich mir von Ihnen geben laſſe, ohne dafür etwas zurückzuerſtatten."

Es war etwas in dem ganzen Benehmen des jungen Mannes, ja in dem Tone der Stimme, ſowie in der äußerſt anſtändigen Art, mit der er erzählte, was den Major zu ihm hinzog. „Wie ſchon bemerkt," fuhr der letztere fort, „es iſt keine müßige Neugierde, die mich zu der Frage getrieben hat, denn auch mir iſt etwas ganz ähnliches paſſirt, ich habe die genauere Bekanntſchaft eines ſehr liebenswürdigen Mädchens auf gleiche Art gemacht."

„Aber da waren die Verhältniſſe und ihre Folgen ganz anders, das kann ich mir denken. Sie, mein Herr, gehören zu den Bevorzugten dieſer Erde, Ihrer Liebe ſtellte ſich nichts entgegen, Rang und namentlich Vermögen ließen alle Schwierigkeiten verſchwinden, und wenn

Sie jetzt nicht schon zum ersehnten, schönen Ziele gekommen sind, so wird das doch in Kurzem geschehen."

„O, ich wollte, Sie hätten wahr prophezeit!" sagte Herr von Fernow; „wie wollte ich dieser Stunde eingedenk sein und den glücklichen Propheten gewiß nicht vergessen."

Das sprach er sehr leise, fast wie zu sich selber, und der Andere schien auch in der That diese Worte nicht gehört, oder nicht verstanden zu haben, denn er fuhr fort:

„Das ist Ihr glückliches Loos; während mich der Druck der Verhältnisse lange nicht aufkommen ließ, und da dies endlich zu geschehen scheint, andre Verhältnisse mich wieder tief zu Boden drücken. Ja, Reichthum und Rang, ich habe bisher nie daran gedacht, Andere darum zu beneiden; aber jetzt sehe ich doch wohl ein, wie viel leichter man mit ihrer Hülfe zu dem kommt, was wir Menschen Glück, ja Seligkeit nennen." Er hatte bei diesen Worten seinen Arm auf das eiserne Geländer gestützt, den Kopf auf die Hand gelegt und blickte in das weiße, glitzernde Stückchen Mond, welches langsam zwischen den dunkeln Föhren niedersank. Nachdem er die letzten Worte gesprochen, seufzte er tief und schmerzlich auf.

Unten im Park begann eine Nachtigall wie schüchtern ihr Liebeslied, und erst als die Sängerin gefühlt, daß Baum und Gras, Quell und Blüthe in tiefer, feierlicher Stille aufhorchten, schlug sie stärker und immer stärker, schmelzender und immer schmelzender und jubelte endlich unter Lachen und Schluchzen ihr Lied hinaus, ihr Lied ohne Worte, aber deutlich wie kein anderes redend von Liebesleid und Liebeslust, von Liebesschmerz und von der Liebe höchster Seligkeit.

Solch ein Lied dringt aus Herz, und wenn man das in stiller Nacht hört, so möchte man hinausjubeln sein Glück und hinausschreien sein Leid an irgend einen Stern hin, an des Mondes bleiche Scheibe, an die duftende Blüthe, wie viel lieber an ein Menschenherz, das denkt und fühlt wie wir.

Bewegt von diesen Klängen sagte denn auch Herr von Fernow

zu dem unbekannten Nachbar, mit dem er faſt willenlos Geheimniſſe tauſchte:

„Was Sie da reden von Rang und Vermögen, durch die Glück und Seligkeit zu erkaufen wären, iſt ebenſo unrichtig, als wenn Sie glauben, meiner Liebe habe es genützt, daß ich wohl etwas von dieſen Gütern beſitze. — — Vielleicht iſt es Ihnen tröſtlich zu vernehmen, daß ich mich der Dame, die ich liebte, lange Zeit kaum nähern durfte und daß dieſelbe jetzt — die Braut eines Andern iſt."

„O!" rief der junge Mann und fuhr aus ſeiner Stellung empor, „ſo ſind Sie alſo auch unglücklich? Das trifft ſich eigenthümlich."

„In der That ſeltſam," entgegnete Herr von Fernow, und mußte lächeln über dieſes Zuſammentreffen. Es entſtand in dem Geſpräch eine kleine Pauſe. Der junge Mann lehnte ſich über die Brüſtung und ſchaute in die Tiefe hinab, wo man jetzt nur noch ſchwarze Schatten und kaum ſichtbar das Leuchten eines Waſſerſpiegels bemerkte.

„Wie lieb iſt es mir," ſagte er endlich, „daß ich hier war, als Sie, mein Herr, kamen. Mein Herz war ſo voll, o ſo voll, daß es eine Wohlthat für mich iſt, zu Jemand ſprechen zu können, von dem ich überzeugt bin, daß er mich verſteht. Ich habe wohl Verwandte, Freunde, aber die begreifen meine Verhältniſſe nicht, ihnen iſt es vielleicht lächerlich, was mein Innerſtes zerreißt. Sie aber müſſen mich verſtehen; denn ich bin überzeugt, Sie kennen das, was man die hohe Welt nennt. Sie ſind jung, vornehm, reich. Sie können mir Troſt und Rath geben — nicht wahr, Sie ſind jung, vornehm und reich?"

Während er das ſagte, hatte er ſeine Hände zuſammen gelegt, und war dem Andern näher gerückt, nur mit einer leichten Bewegung, aus welcher man aber fühlen konnte, wie ſehr es dem Sprecher darum zu thun war, daß ſeine Rede an das Herz des andern dringe. Ebenſo innig und anſchmiegend war der Ton ſeiner Stimme.

„Nach den gewöhnlichen Begriffen," beantwortete Herr von Fernow die Frage ſeines ſeltſamen Nachbars, „habe ich allerdings von den Eigenſchaften, die Sie eben nannten, und wenn mich dieſelben befähi-

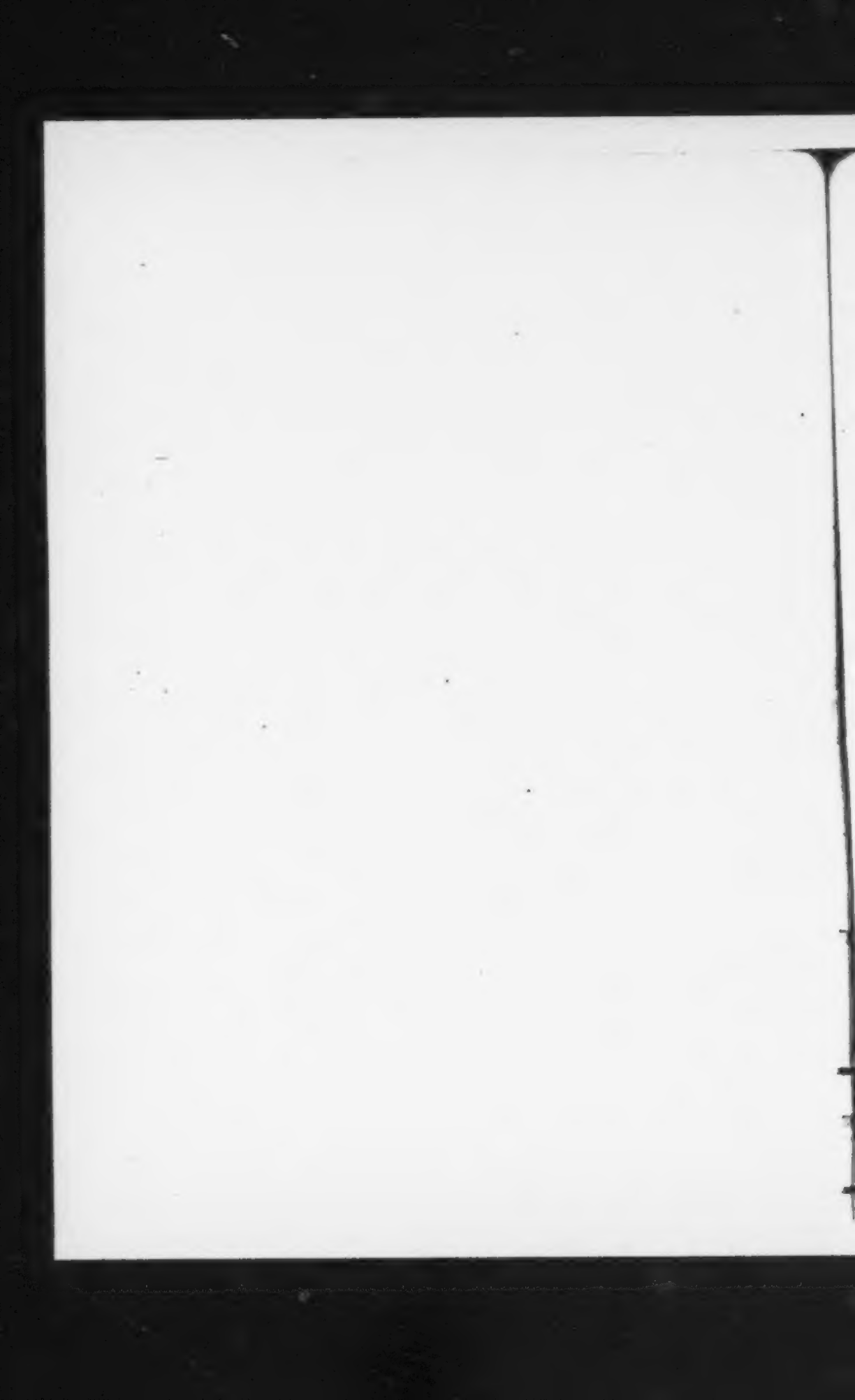

gen. Ihnen einen Rath zu geben, ſo bin ich gern dazu bereit. Laſſen Sie mich hören."

„Von dieſen Eigenſchaften," ſprach der Andere nach einer Pauſe, „habe ich nur eine einzige. Ich bin jung. Aber ich beſaß Muth und Kraft, um mir eine Laufbahn zu ſchaffen. Ich bin Künſtler, war ein geſchickter und geſuchter Holzſchneider, und kann das ſagen, da ich voraus ſchickte: Ich war es. Ein Unglücksfall lähmte mir die Finger der rechten Hand, ich mußte mich nach einer anderen Beſchäftigung umſehen und wählte die Photographie. Aller Anfang iſt ſchwer, und wenn ich auch nicht viel zu thun hatte, ſo wurden doch meine Bilder gelobt, und ich konnte hoffen, nach und nach bekannt zu werden. Das iſt eigentlich Nebenſache," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort; „Nebenſache in der Angelegenheit, in welcher ich Ihren Rath zu hören wünſchte; und doch gehört es wieder dazu, denn ich ernährte mit meinen photographiſchen Arbeiten nicht nur meine alte Mutter, ſondern hoffte auch —"

„Ah! ich verſtehe," ſagte Herr von Fernow, der ſehr aufmerkſam zuhörte, „das Mädchen, welches Sie liebten, hoffte ſehnlich auf Vergrößerung Ihrer Kundſchaft."

„Ich glaube, daß ſie darauf hoffte," fuhr der Andere mit ſchmerzlicher Selbſtüberwindung fort, „bis — nun ja," rief er faſt heftig, „bis ſie ſich eines Andern beſann, und glauben mochte, ſie ſei zu gut und ſchön, um die Frau eines armen Photographen zu werden!"

„So knüpfte ſie ein anderes Verhältniß an?"

„Ja," — antwortete der junge Mann nach einer Pauſe, während welcher er mit ſich ſelbſt zu kämpfen ſchien, ob er weiter ſprechen ſolle; „ja, ſie iſt wenigſtens im Begriff, eines anzuknüpfen, und das möchte ich hindern, wenn es irgend in meiner Macht ſtände."

Herr von Fernow ſah ſich in einer eigenthümlichen Lage. Er hatte es mit einem Verliebten, einem Eiferſüchtigen zu thun, und wußte wohl, wie ſchwer es bei ſolchen iſt, die richtige Anſicht von der betreffenden Sache zu erhalten. Daß der junge Mann unendlich litt,

daß es ihm ein Troſt war, ſich Jemand anvertrauen zu können, das erkannte er daraus, daß er mit ihm, dem Fremden, über dieſe Angelegenheit ſprach. Es war wie eine Beichte, nach deren Ablegung er ſein Gemüth erleichtert fühlen mußte.

Wie ſchon bemerkt, hatte der junge Mann zögernd des Verhältniſſes erwähnt. Als dies aber einmal geſchehen war, und als ihn der Andere mit ſanften Worten aufforderte, ohne Rückhalt zu ſprechen, wenn ihm dies einen Troſt gewähre, ſo erzählte ihm der Photograph ſeine ganze Liebes- und Leidensgeſchichte, wie glücklich er geweſen ſei in ſeiner Liebe bis plötzlich ſein Gehülfe, Herr Krimpf, ihn auf gewiſſe Vorgänge am Fenſter aufmerkſam gemacht und wie er die Anklage beſtätigt gefunden.

„Und wer iſt Herr Krimpf?“ fragte der Major.

Die Schilderung, die der Photograph auf dieſe Frage von dem Weſen ſeines Gehülfen entwarf, war ſo lebendig und treffend, daß der andere ihn vor ſich zu ſehen glaubte und daß der Zuhörer, trotz der Bemühungen des Erzählers, den guten Eigenſchaften des Herrn Krimpf Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, doch auf ganz eigenthümliche Vermuthungen gerieth. „Und wiſſen Sie, wer der Herr im gegenüberliegenden Fenſter iſt?“ fragte Herr von Fernow.

„Ein Kammerherr Sr. Hoheit des Regenten, ein Herr Baron von Wenden,“ antwortete der Photograph.

„Alle Teufel!“ entfuhr es dem Major, indem er von ſeinem Sitze faſt in die Höhe geſprungen wäre. Obgleich er ſitzen blieb, ſo entging doch die Bewegung, die er machte und der Ausruf des Erſtaunens dem Andern nicht.

„Sie kennen ihn?“ fragte er beſorgt. „Sie kennen ihn vielleicht ſehr genau, und am Ende that ich Unrecht, darüber zu ſprechen.“

„Und wenn es mein Bruder wäre,“ entgegnete ernſt Herr von Fernow, „ſo würde ich, nachdem Sie mir Ihr Geheimniß anvertraut, auf Ihrer Seite ſtehen. Aber ſeien Sie unbeſorgt, ich kenne Herrn von Wenden gut, ich kenne ihn ſogar recht genau, und bin daher wohl

im Stande, Ihnen einen Rath zu ertheilen. Nur muß ich in diesem Falle bitten, ohne Rücksicht zu sprechen, und mir auch nicht die kleinsten Umstände zu verschweigen, die in den letzten Tagen vorgefallen sind."

Das that der Photograph, aber was er zuerst erzählte, drehte sich immer um denselben Punkt, daß sie am Fenster stand und hinüberblickte, daß er das Gleiche that, und Zeichen gab. Als aber der Erzähler darauf zu dem gelungenen Portrait kam, das er von dem Mädchen gemacht, und daran knüpfend der beiden Herren erwähnte, die auf so geheimnißvolle Art bei ihm erschienen seien, da wurde die Aufmerksamkeit des Majors, welche diesem bis jetzt die Theilnahme für den jungen Mann eingeflößt, auf einmal ganz anderer Art. Er schaute vorsichtig umher, und beugte sich dann gegen seinen Nachbar, um kein Wort von der leisen Schilderung zu verlieren, welche dieser ihm von den beiden Herren entwarf. Die kleine, lebendige Figur mit dem forcirt jugendlichen Wesen, mit dem ewigen, seltsamen Lächeln, mit dem wunderlichen Gange und der zuckenden Bewegung der Hände war sofort entdeckt: Baron Rigoll, wie er leibte und lebte. Die fernere Erzählung des Photographen, daß er später die beiden Herren an dem gegenüber liegenden Fenster bemerkt, machte die Entdeckung zur Gewißheit. Aber wer konnte der andere Herr sein? Der Regent, nach der ehrerbietigen Art, wie er von dem Baron Rigoll behandelt ward? Unmöglich jedoch! Was sollte dieser davon haben, sich im Geheimen photographiren zu lassen? Das hatte keinen Sinn. Wer also konnte es sein? Das Einfachste war auf alle Fälle, den Photographen nach Hause zu begleiten, und sich eine Copie der beiden Köpfe zeigen zu lassen. Er nahm sich vor, ihm später diesen Vorschlag zu machen, doch theils getrieben von der wirklichen Theilnahme, welche er für den jungen Mann gefaßt, theils auch, um das große Interesse nicht zu verrathen, das er an den beiden geheimnißvollen Herren nahm, überlegte er einen Augenblick, was in der Sache zu thun sei. Baron Wenden war nicht ungefährlich; doch da ihm in allen Dingen Entschlossenheit und Energie

fehlte, und er, ſtatt ſein Ziel durch ein gerades Daraufloſsgehen zu erringen, es liebte, ſeine Fäden langſam zu ziehen, wie die Spinne ſein Opfer nach und nach zu umgarnen, es zu ermatten, bis es zu fernerem Widerſtand unfähig in ſeine Netze fiel, ſo wurde der Kammerherr, wenn es einmal nöthig war, einen kecken Schritt zu thun, leicht plump und tölpiſch. Darauf baute Herr von Fernow ſeinen Plan.

„Es iſt eine delikate Sache," ſprach er nach längerem Nachſinnen, „und für einen Dritten ſchwer zu rathen. Sind oder waren Sie wenigſtens von der Liebe des Mädchens zu Ihnen überzeugt?"

„Ob ich es war!" antwortete der junge Mann. „Wie ſie mir, ſo war ich ihr Alles. Sie hatte keinen andern Gedanken als für mich und ihr Glück."

„Und das Mädchen lebt bei ihrer Mutter?" — „Leider, leider!" — „Dies Leider! beweiſt mir, daß ich richtig vermuthe. Das Mädchen iſt ſchön, die Mutter eitel; es ſchmeichelt ihr, wenn ſich ein vornehmer Herr, wie ſie es nennt, um ihre Tochter bewirbt."

„So iſt es," ſeufzte der Photograph.

„Die Mutter protegirt die Geſchichte mit dem Gegenüber, — ja die Sache iſt nicht ohne Bedeutung."

„O, ſie iſt ſehr ſchmerzlich. Ich kann es nicht ertragen und werde darüber zu Grunde gehen."

„Geduld," antwortete Herr von Fernow mit ermunterndem Ausdruck, „man geht nicht ſogleich zu Grunde, wenn man den Kopf oben und die Augen offen behält. Wir müſſen ſehen, wie zu helfen iſt."

„Wenn es ein guter Augenblick geweſen wäre, daß ich Sie hier getroffen!" ſagte der Andere im herzlichſten Tone.

„Vielleicht ein Augenblick des Glücks für uns Beide," verſetzte lächelnd der Major, indem er an die geheimnißvollen Photographien dachte. „Armer Wenden," ſprach er zu ſich ſelber; „ich fürchte, dir nochmals in die Quere zu kommen; es war unprophetiſch von dir, mir deine Theorien ſo zuverſichtlich auseinander zu ſetzen — doch zur Sache." Er wandte ſich abermals an ſeinen Nachbar. „Vor allen

Dingen muß ich wiſſen, von welchem Charakter das junge Mädchen iſt. Verzeihen Sie mir die peinliche Frage: Halten Sie ſie in der That für fähig, ſich in ein Verhältniß einzulaſſen, das durch Zeit und Umſtände gefährlich werden könnte?"

„Wenn ich das zugäbe," entgegnete der junge Mann, „ſo müßte ich ja der Anſicht ſein, ſie liebe mich nicht mehr, und das kann und will ich nicht. Ich will und muß vieles von der Schuld, die ſie vielleicht hat, auf die Einflüſterungen ihrer Mutter werfen. Sie wiſſen wohl ſelbſt, was eine tägliche Umgebung vermag. Die Eitelkeit, von einem vornehmen jungen Manne beachtet zu werden, mag auch das Ihrige dazu beigetragen haben. Roſa berechnete in ihrer Unſchuld nicht, was unter ſolchen Verhältniſſen ein Blick des Auges, ein Zeichen zu bedeuten hat. — Aber vielleicht hat ſie jetzt ſchon den Abgrund zu ihren Füßen erkannt, und iſt ſchaudernd davor zurück gewichen."

„Das iſt möglich," ſagte Herr von Fernow in ruhigem Tone, „und dann wäre es am Ende unnöthig, Ihnen in Ihrer Angelegenheit zu rathen."

„Dennoch fürchte ich wieder, es iſt nicht unnöthig!" rief der Andere. „Den ganzen Tag werfe ich das Für und Wider in meinem Kopfe herum."

„So beantworten Sie mir eine andere Frage. Hat das junge Mädchen einen energiſchen, feſten Charakter? Iſt ihr Gemüth weich, hingebend, oder ſtolz und zurückſtoßend?"

„O eher das letztere, und das hat mich ſo unſäglich zu ihr hingezogen." — „Sie iſt noch ſehr jung?" — „Zwei und zwanzig Jahre." — „Sie iſt alſo heiter, offen, lebhaft, keiner von jenen ſtillen Charakteren, die nur um Alles in der Welt den Schein meiden mögen, die beſtändig die Augen niederſchlagen, ſo bald ſie ſich bemerkt ſehen, die dagegen feſt zu blicken wiſſen, ſo bald ſie ſich unbeobachtet glauben?"

„Ob ſie heiter und offen und ehrlich iſt! Aber etwas heftig, wenn man ſie reizt, und ſie kann leicht gereizt ſein."

„Wohlan denn, ſo ſeien Sie klug und ſehen Sie vor der Hand

nicht was am diesseitigen oder jenseitigen Fenster vorfällt. Bekümmern Sie sich gar nicht darum, ob der drüben irgend welche Schritte thut. Das zu erfahren sei meine Sache."

„O ich danke Ihnen."

„Keinen Dank, bis wir zu einem guten Ende gekommen sind. — Wie gesagt, halten Sie sich ganz ruhig. Sollte Gefahr vorhanden sein, so werde ich Sie zu benachrichtigen wissen. — Also Ihr Atelier ist vis-à-vis dem Hinterhause?"

„Heinrich Böhler im 4ten Stock, Pfahlgasse No. 4."

„Ich werde mir's merken, und Ihnen vielleicht morgen einen Besuch machen. Sollte ich das Zimmer verfehlen und ein Stockwerk tiefer anfangen, wo — Sie verstehen mich — so darf Sie das nicht wundern. Ich habe vielleicht meine Gründe dabei. — „Apropos," setzte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu, „wenn ich Sie besuche, könnten Sie mir einen Gefallen thun. Es wäre mir interessant, die Portraits jener beiden Herren zu sehen, die sich vor einigen Tagen, wie Sie mir erzählten, bei Ihnen photographiren ließen."

„Was das anbelangt," sagte fast erschrocken der Photograph, „so bin ich in der That trostlos, Ihnen nicht dienen zu können. Sie werden mir beipflichten, daß ich Alles aufbieten muß, um den Wünschen meiner Kundschaft entgegen zu kommen. Nun hab' ich aber den beiden Herren nicht nur versprechen müssen, keine weiteren Copien von den Bildern zu machen, sondern auch die Glasplatten nach dem ersten guten Abzug augenblicklich abzuschleifen. Ich bin in der That unglücklich, Ihnen den kleinen Dienst nicht leisten zu können. Aber da ich mein Wort gab, muß ich's halten."

Daß der Andere ärgerlich mit dem Fuße auftrat, und eine sehr unmuthige Geberde machte, konnte der junge Mann nicht sehen, da es völlig dunkel geworden war; auch zuckte Herr von Fernow ein paar Mal verdrießlich mit den Achseln, worauf er jedoch gelassen sagte: „Allerdings, sein Wort muß man halten. Auch ändert das nichts in unserer Angelegenheit. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt, ich

werde es nicht mißbrauchen. Hier nehmen Sie meine Karte, damit Sie auf alle Fälle wissen, mit wem Sie es zu thun gehabt."

Der Photograph streckte seine Rechte darnach aus und als er mit der Karte zugleich den Finger des Unbekannten berührte, griff er mit beiden Händen darnach und drückte sie herzlich und innig, indem er sagte: „Wie danke ich Ihnen für die Freundlichkeit, die Sie mir erzeigt. Ich weiß nicht, wie es kam, aber es war ein unerklärliches Gefühl, welches mich antrieb, mit Ihnen zu sprechen, als Sie auf die Terrasse traten. Sie hatten für mich so viel Zutrauen Erweckendes und es war gerade, als spräche es in mir: Das ist ein Mann, der dir zu rathen und zu helfen vermag. Wahrhaftig," fuhr er mit Wärme fort, „wenn unser Gespräch sich nicht auf so überraschende Art von selbst dahin gewandt hätte, ich wäre im Stande gewesen, mich Ihnen geradezu zu entdecken."

„Ich danke Ihnen für die gute Meinung," versetzte der Major, „und glaube Ihnen versichern zu können, daß Sie an keinen Unrechten gekommen sind. Aber gehen wir, es ist Nacht geworden."

Und so war es in der That. Die Nachtigall war längst verstummt, der Mond war zwischen den schwarzen Föhren verschwunden, der Himmel strahlte nicht mehr im Widerglanz der untergehenden Sonne, sondern hatte ein tiefes glänzendes Blau angenommen, auf dem mit jeder Sekunde mehr und mehr plötzlich aufleuchtender Sterne hervorsprangen. Die Nacht sank nieder und in ihrem Gefolge tiefes, feierliches Schweigen, nur von den Schritten der beiden Dahinwandelnden unterbrochen.

Der Augenblick des Glücks.

Zweiter Theil.

Abtei Heysterbach im Siebengebirge.

1836.

Tritt leiſe ein! es öffnet ſich ein Grab
Und dich durchſchauert ein vergangen Leben.
Sieh die Geſtalten! ſie erheben
Ihr Haupt und ſchauen ernſt herab.
Tritt ein, es iſt ein ſtilles Grab,
Es nimmt dir Leid und Kummer ab.

Verläßt dich nicht ein tiefgefühlter Schmerz,
So wie du eintrittſt in die ſtillen Hallen?
Muß dir die Oede nicht gefallen,
Die dich umgibt? — Es fühlt dein Herz
Sich unbewegt in äußrer Qual,
So heimiſch hier im Frühlingsthal.

O blick umher! da ſiehſt du Berg und Wald
Als Wall und Mauer ſchützend dich umgeben:
Du biſt allein mit deinem innern Leben;
Die Quelle rauſcht, der Vögel Lied erſchallt.
Da ward dir wohl, in tiefer Bruſt
Fühlſt du unnennbar ſüße Luſt.

Zwölftes Kapitel.

Ein freundſchaftliches Souper.

Am Hauptgitter, welches den Park von der Straße trennte, wendete ſich der Photograph mit nochmaligem Danke links der Stadt zu, während der Andere auf das Schloßgebäude zuſchritt, und durch eine kleine, ihm bekannte offene Thür in das Innere trat. Es mochte acht Uhr ſein, Corridors und Treppen waren hell beleuchtet, die Poſten ſchritten gleichförmig auf und ab, und Herr von Fernow begegnete, während er durch das Gebäude ſchritt, keinem Bekannten. Nur hie und da glitt ein Bedienter eilfertig vorüber, die Zubereitungen zum Thee oder Souper für irgend eine Hofdame tragend.

Aus dem Hauptportal trat der Major auf die große mit Orangenbäumen beſetzte Terraſſe, von wo aus man die ganze Stadt überſehen konnte, und von wo aus man auch rückwärts blickend, die Zimmer der Prinzeſſin Eliſe ſah und über denſelben die Fenſter, welche zur Wohnung des Fräuleins von Ripperda gehörten. Letztere waren matt, die erſteren hell beleuchtet. Herr von Fernow wandte ſich mit einem langen, innigen Blick den letzteren zu und dachte ſeufzend: — „Wer da einen Vorwand hätte, um mich nur auf einen Augenblick eintreten laſſen zu dürfen, nur einen Augenblick, nur um ſie zu ſehen, wie ſie vielleicht in irgend einem Fauteuil ruht, den Kopf verſtohlen auf die

Hand ſtützt, und an dies und das denkt. — O, an dies und das! Wer iſt wohl ſo glücklich, das Dies und Das zu ſein?" — Es war Furcht vor zu großem Glück, daß er alſo dachte, und in dem andern Augenblick, als er wohl fühlte, daß ſein Herz heftiger ſchlug, wagte er ſich zu geſtehen, daß er wohl ſelbſt das Dies und Das wäre, und daß ein Mädchen wie Helene, nachdem ſie ihm einmal geſtanden, ſie liebe ihn ein wenig, warm und innig an ihn denke. — Ja, er war glücklich; denn, wie mußte der geliebt ſein, dem dies ſtolze energiſche Mädchen, wenn auch noch ſo flüchtig die Hand gedrückt. Und das hatte ſie gethan. Ja, an jenem Abend und geſtern abermals, als er ſie in den Wagen gehoben. Auf das hin kam Fernow die eigene Hand wie geweiht vor, und er betrachtete ſie lange und aufmerkſam und küßte die Stelle, wo ihre Finger geruht. Zu gleicher Zeit hob er die alſo geküßte Hand empor und winkte damit ein Mal, zwei Mal, drei Mal zu den erleuchteten Fenſtern. Ob ſie das fühlte? Wir glauben faſt; denn wir glauben an die Kraft jener allgewaltigen Liebe, die in einem geheimnißvollen Rapport ſteht mit ihrem Gegenſtande, die es fühlt, ohne es zu ſehen, wenn das Auge des Geliebten auf ihr ruht, oder wenn er in der gleichen Sekunde, wie ſie, mit glühenden, hingebenden Gedanken ſich in den Anblick der glänzenden Mondſcheibe verſenkt, oder in das Flimmern irgend eines Sternes, den beide bei einer andern Gelegenheit gefunden, als ſie neben einander ſtanden, ſich leiſe mit der Hand berührend, ſo leicht und leiſe, daß die Finger ſelbſt es nicht merkten, und nur das Herz in lauten Schlägen davon ſprach.

Dergleichen für Manchen wenig verſtändliche Gedanken beſchäftigten den jungen Offizier, als er hinter einer Reihe der mächtigen Orangenbäume, häufig rückwärts blickend, der breiten Rampe zuſchritt, die auf die Straße hinabführte. Mit einem Male blieb er ſtehen, denn er vernahm vorſichtige Schritte und leiſes Sprechen. Er wußte nicht warum er ſtehen blieb, er hatte durchaus nicht die Abſicht zu lauſchen, ihm kam nur der Gedanke, es ſei beſſer von den Heraufſteigenden hier unter *ihren* Fenſtern nicht geſehen zu werden. Sie

tauchten indeſſen am Rande der Terraſſe auf: ein großer Mann in Livrée, ein kleiner in gewöhnlicher Kleidung.

„Vielleicht iſt die Sache von gar keinem Belang," ſagte der in Livrée mit gedämpfter Stimme, doch klang jedes Wort durch die Stille der Nacht vernehmlich an das Ohr des Offiziers; „aber ich bin dankbar für Eure Aufmerkſamkeit. Die Livrée, die der Bediente anhatte, war alſo keine Hoflivrée?"

„Nein," ſprach der Andere, „es war Grün mit Gold."

„Hm, hm! Grün mit Gold," wiederholte der Erſtere. „Und die Beiden thaten geheimnißvoll?"

„Sehr, ſonſt wäre es uns am Ende gar nicht aufgefallen. Wenn man keine Abſicht dabei hat, ſo befiehlt man nicht ſo beſtimmt, daß von einer Photographie nur Ein Abzug gemacht und die Glasplatte alsdann vernichtet werden ſoll."

„Was iſt das?" dachte der Major und ſchenkte jetzt dem Geſpräch der Beiden ſeine geſpannte Aufmerkſamkeit.

„Den Einen der Herren," fuhr der kleine Mann fort, „habe ich öfter geſehen. Es iſt ein Herr bei Hofe; der Andere aber muß ein Fremder ſein. Ich kenne ihn nicht."

„Aber warum bringt Ihr die Geſchichte erſt heute?"

„Weil ich erſt geſtern Zeit fand, die beiden Bilder mit der Maſchine nochmals zu copiren. Er hatte ja ſelbſt die Glasplatten abgeſchliffen; aber wenn Ihr glaubt," ſetzte er in gleichgültigem Tone hinzu, als der Andere ſchwieg, „die Sache habe keine Bedeutung, ſo laſſen wir's bleiben."

„Ich glaube kaum, daß ſie viel nützen wird, denn ich habe eine Ahnung, was es ſein kann. Wißt Ihr, lieber Freund, wir draußen im Vorzimmer ſehen mehr, als man weiß, und ich glaube, Euch ſagen zu können, daß der Kammerdiener Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin die erſten Abzüge der beiden Portraits, die Ihr da habt, heute Morgen in Händen hatte."

„Nur die allein?" fragte lauernd der Andere.

„Nein, es war auch noch ein Drittes dabei, das eines ſchönen jungen Mädchens.“

„So iſt es daſſelbe!“ rief der kleine Mann faſt unmuthig. „Nun ich habe meine Schuldigkeit gethan.“

„Das habt Ihr auch, lieber Freund;“ entgegnete der Lakai, im Tone eines Beſchützers, „und der Herr Kammerdiener wird Euch dankbar dafür ſein. Es iſt für uns nothwendig, Alles zu erfahren, was auf den Hof Bezügliches draußen in der Stadt vorgeht. Ich will jetzt hinauf und es melden, bleibt unterdeſſen hier, bis ich zurückkomme.“

„Aber, laßt mich nicht zu lange warten.“

„Unbeſorgt, ſollte ich im Augenblick nicht ſelbſt abkommen können, ſo ſchicke ich Euch Jemand, dem Ihr die Dinger ohne Weiteres übergeben könnt.“

Damit entfernte ſich der Lakai und der Andere blieb an der Rampe ſtehen. Wer anders konnte der Wartende ſein, als Böhler's Gehülfe, ſagte ſich der Major. Wie hatte ihn der Photograph doch genannt? Herr Krimpf glaubte er, und wenn er ſeine ſcharfen Augen anſtrengte, um jene Figur zu betrachten, die ſich dort auf dem Rande der Terraſſe ziemlich deutlich abzeichnete, ſo war gar kein Zweifel, die zuſammengekrümmte kleine Geſtalt war genau dieſelbe, die ihm der Photograph beſchrieben hatte.

Die eiligen Schritte des Lakaien waren unter dem Hauptportale verklungen. Hier mußte ein Entſchluß gefaßt werden. „Iſt es Recht von mir,“ fragte ſich der Offizier, „wenn ich den Verſuch mache, die Photographien in meine Hand zu bekommen? Ja, nachdem die Art des Verſuchs wäre. Mit Beſtechung oder meinetwegen mit Gewalt? Aber, wenn ich mich als den darſtellte, der ſie abholen ſoll! — Die Rolle eines Bedienten übernehmen? Pfui Teufel, das wäre ordinair! Eine Art von Betrug begehen? — Doch nein, es könnte vielleicht nicht ſo angeſehen werden. Wenn ich jenem die Photographien abnehme, ſo bin ich am Ende im Rechte, denn Krimpf beſitzt ſie wider-

rechtlich nach der eigenen Aussage. Ueberhaupt gelten in dem Kriege hier alle Mittel, — nur nicht die gemeinen, nein. Aber geschehen muß etwas. Was geht vor? was ist's, was Lakai und Kammerdiener der Prinzessin bei Nacht und Nebel verhandeln? — Es ist die Gegenwartei, es ist meine Schuldigkeit, der des Regenten die Stange zu halten. Vielleicht machen wir eine wichtige Entdeckung, vielleicht ist dies abermals — ein Augenblick des Glücks."

Als der junge Offizier sein Selbstgespräch beendigt hatte, vernahm er wieder sich nahende Schritte und gleich darauf kehrte der Lakai zurück. Jetzt galt es. Entweder Herr Krimpf übergab die Photographien, dann mußte man dem Lakaien in's Schloß folgen und sie ihm mit Güte oder Gewalt abdringen. Doch war dies ein mißliches Unternehmen, vielleicht war die Sache von gar keiner Wichtigkeit, und dann konnte man in einen üblen Conflict mit der Prinzessin gerathen. — Achtung! Vielleicht ist das Glück günstig.

Der Lakai hatte jetzt den Rand der Rampe erreicht, wo ihm der Andere sogleich entgegenkam. „Nun, wie ist's," fragte dieser.

„Gerade so, wie ich gedacht," antwortete der Lakai; „es sind dieselben Photographien, die wir bereits kennen. Die Sache hat nichts auf sich; da sie aber verschwiegen werden muß, so ist es am besten, die Photographien zu vernichten."

„Da habe ich mich also umsonst geplagt," entgegnete mürrisch Herr Krimpf.

„Umsonst nicht," sagte der Andere, „man thut bei Hofe nie etwas umsonst. Ich werde Euch morgen aufsuchen, und da wollen wir die Sache arrangiren, daß Ihr zufrieden sein werdet."

„Morgen also," hörte man den kleinen Mann sagen, und der Ton, mit dem er das sprach, klang gerade wie der Ausdruck einer gescheiterten Hoffnung.

„Gewiß!" betheuerte der Lakai, „und was die Photographien anbelangt — —"

„So werde ich sie vernichten, darauf könnt Ihr Euch verlassen."

„Wäre es nicht beſſer, wenn das hier gleich auf der Stelle geſchähe?“ mahnte der Lakai.

„Daß man morgen früh die Stücke davon fände!“ verſetzte Krimpf. „Nein, nein, ich will das anderwärts beſorgen. Nur vergeßt mich morgen nicht.“

„Keinenfalls!“ verſetzte der Lakai, und man wünſchte ſich „gute Nacht.“

Der Lakai ging in's Schloß zurück, und Herr von Fernow mußte warten, bis er unter dem Hauptportal verſchwunden ſein würde, ſo gern er auch ſogleich dem Andern nachgeeilt wäre. Er mußte noch dazu ziemlich lange warten, denn der verfluchte Lakai ſchien ein Liebhaber von Orangenblüthen zu ſein. Er zupfte ein paar ſehr hübſche ab, und dies gerade an dem Baume, hinter welchem der Offizier ſtand. Freilich hatte dieſer dabei den Vortheil, das Geſicht des Andern genau zu ſehen, was auch nichts ſchaden konnte, um ihn in irgend einem Falle wieder zu erkennen. Es war das ein dummes, aufgeblaſenes Geſicht, und als der Lakai ſo ſeinen dicken Kopf mit der langen Naſe und den großen Ohren zwiſchen die ſüßduftenden Blüthen ſteckte, gab er ein Bild wie der Eſel, der Roſen frißt. So befand er ſich ein paar Sekunden lang in ſehr gefährlicher Nähe der zuckenden Finger des jungen Majors. — Es iſt eigentlich ein Troſt zu nennen, daß der Menſch nie weiß, wie nahe ihn Gutes oder Böſes umſchwebt.

Endlich war der Lakai im Schloſſe verſchwunden und Herr von Fernow eilte an den Rand der Terraſſe. — Die Rampe, die auf den Schloßhof führte, war lang, ebenſo dieſer ſelbſt. Niemand dort zu ſehen. Von dem großen Platze liefen vier Straßen aus. Mit ſeinem ſcharfen, geübten Blicke hatte der Major die Mündungen derſelben überſchaut. Der Eingang zu dreien derſelben war leer, in der vierten, gerade unter der Gaslampe ſchob ſich eine Geſtalt dahin, — eine kleine Geſtalt, ja, er war es.

In wenigen Sätzen ſprang Herr von Fernow die Rampe hinab. Wer ihn über den Schloßplatz hätte laufen ſehen, müßte irgend ein

großes Unglück vermuthet haben, das im Schlosse geschehen wäre. Jetzt erreichte er die Straße, in welcher der muthmaßliche Herr Krimpf verschwunden war. Ein Blick hinein ließ sie ihm in ihrer bedeutenden Länge als ganz leer erscheinen. Doch nein, dort bewegte sich etwas auf dem Trottoir. Herr von Fernow hätte selbst lächeln mögen über die außerordentliche Anstrengung, die er machte, um vorwärts zu kommen, und dabei hatte er sich noch in Acht zu nehmen vor den Leuten, die sich der Nachtluft an den offenen Fenstern ihrer Häuser erfreuten.

Ja, es war die kleine verwahrloste Gestalt, die er auf der Terrasse gesehen, es war Herr Krimpf, der glücklicherweise nicht sehr eilig nur noch wenige Häuserlängen entfernt vor ihm herging.

Daß Herr von Fernow scharf nach ihm blickte, kann man sich leicht denken. Er fürchtete bei jeder auffallenden Bewegung, die der kleine Mann mit den Armen machte, und dergleichen Bewegungen kamen häufig vor, jetzt werde er in seine Tasche greifen, die Photographien hervorziehen und sie zerreißen. In dem Falle aber war der Offizier entschlossen, so säuberlich als möglich über ihn herzufallen, ihm die Blätter abzunehmen und ihn darauf fürstlich zu belohnen.

Aber Herr Krimpf zog die Blätter nicht aus der Tasche. Wohl schlenkerte er mit seinen Armen hin und her, wohl hob er sie zuweilen zuckend gegen sein Gesicht, aber dabei blieb es vorderhand. Noch eine Zeitlang ging er gerade aus, zuweilen einen Augenblick vor einem Laden stehen bleibend, zuweilen sogar sich halb umwendend, als wolle er einen andern Weg einschlagen. — Jetzt bog er rechts in eine Seitengasse und der Offizier beeilte sich, ihm nachzukommen, damit er ihm nicht in irgend ein Haus entschlüpfe. —

Doch war diese Befürchtung unnöthig. Herr Krimpf schien weder die Absicht zu haben, einen Besuch zu machen, noch überhaupt sehr eilig zu sein. Denn jetzt in der schmalen Gasse angekommen, schlenderte er dahin, wie Jemand, der seine Zeit auf irgend eine Weise tödten will. Ja, er blieb hie und da so plötzlich und lange vor einer beleuchteten Boutique stehen, daß der Andere alles anwenden mußte,

um durch ſein Zurückbleiben kein Aufſehen zu erregen. Endlich aber hielt es der Major an der Zeit, einen Entſchluß zu faſſen. Herr Krimpf konnte noch ſtundenlang ſo fort promeniren wollen, und das wäre denn doch gar zu langweilig geweſen.

Schon vorher hatte der Major einiges an ſeiner Toilette geändert, das heißt, er hatte den leichten Paletot, den er über dem Frack trug, ſo unordentlich als möglich zugeknöpft, ſeine Handſchuhe ausgezogen, und die Friſur ſeines elegant gerollten Haares durch ein haſtiges Durchfahren mit der Hand ſo viel als möglich verdorben.

Als nun der kleine Mann vor einem Victualienhändler, der beim Glanze einiger Gaslichter ſeine Waaren recht appetitlich ausgelegt hatte, ſtehen blieb und angelegentlich, wenn auch mit etwas düſtern Blicken, die ſaftigen Schinken, die Würſte in allen Formen, Farben und Größen, ſowie den zierlichen Schweinskopf betrachtete, auf dem eine angenehme, häusliche Scene aufs Schönſte mit allerlei Fett incruſtirt war, ſchien es dem Andern der günſtige Moment für die Ausführung ſeines Plans zu ſein. Er trat ſo dicht an Herrn Krimpf heran, daß dieſer ſich nothwendig umwenden mußte, und als er dies that, lüftete der Major den Hut und ſagte mit angenehmer Stimme:

„Sie verzeihen wohl die Frage, iſt vielleicht mit dieſem Laden eine Reſtauration verbunden, in der man einen guten Nachtimbiß zu ſich nehmen kann?“

Herr Krimpf blickte einigermaßen mürriſch auf den Frager, dann zeigte er mit der Hand auf das transparente Schild über der Hausthür, auf dem deutlich das Wort Reſtauration zu leſen war.

„Verzeihen Sie, das habe ich nicht geſehen,“ ſprach der Andere verbindlich; „ſonſt hätte ich Sie durch meine unnöthige Frage nicht aufgehalten.“

„O, aufgehalten haben Sie mich gerade nicht,“ antwortete der kleine Mann, „meine Beſchäftigungen in dieſer Stunde ſind nicht groß, ich ſpaziere ſo zu meinem Vergnügen herum.“

„Das ſtellt mich in der That zufrieden,“ ſagte der Andere, „und

ſo will ich denn verſuchen, was Küche und Keller in der Reſtauration vermögen.“ Herr Krimpf machte ein Geſicht als verſpüre er große Luſt zu einem ähnlichen Verſuche.

„Ich will doch geſchwind ſehen, welche Zeit es iſt,“ ſagte der Major. Damit knüpfte er ſeinen Paletot auf, zog die Uhr hervor, und fuhr fort: „Acht Uhr! noch gar nicht ſpät.“ Da er hiebei that, als brauche er zum Aufknüpfen des Paletots und zum Hervorziehen der Uhr beide Hände, ſo erſchien es ganz natürlich, daß er ſeinen feinen Spazierſtock auf die Brüſtung des hellerleuchteten Ladens legte. Daß er ihn vergaß, nachdem er die Uhr wieder eingeſchoben, hatte auch gerade nichts Auffallendes und konnte Jedermann paſſiren.

„Nochmals herzlichen Dank,“ ſagte er alsdann und eilte ſo ſchnell er konnte, in das Haus hinein.

Wir können nicht verſchweigen, daß Herr Krimpf in dieſem Augenblick ſeufzend an ſeine Taſche griff und mit bewegten Lippen die Herrlichkeiten überſchaute, die hier vor ihm aufgeſtapelt lagen. Er war in der That nicht mit Geld verſehen, hatte auf den Lakaien gehofft, und dann die Abſicht gehabt, hier in der ihm wohlbekannten Reſtauration ein gutes Souper zu machen.

„Der Teufel hole alle dieſe Commiſſionen!“ brummte er vor ſich hin. „Hätte ich nicht gedacht, man wolle mich ordentlich belohnen, ſo wäre ich zu Frau Böhler gegangen und da hätte es mir an etwas Beſcheidenem zum Nachteſſen nicht gefehlt. 'S iſt doch ein wahres Sprichwort, daß ein Sperling in der Hand beſſer iſt, als eine Taube auf dem Dache.“

Indem er dieſe Worte ſprach, zuckte er verdrießlich mit den Händen nach ſeinem Geſichte, ſo daß es von Weitem ausſah, als übe er, beim Anblick der Delicateſſen in dem Laden die Bewegung von Meſſer und Gabel. Jetzt wollte er ſich mit einem letzten Blick auf den prächtigen Schinken entfernen und hatte ſich ſchon halb abgewandt, da bemerkte er etwas Glänzendes auf der Fenſterbank, griff hin und hielt den kleinen Spazierſtock empor, den der Fremde dorthin gelegt.

Nun war Herr Krimpf in gewiſſer Beziehung ein ehrliches Gemüth, weßhalb er ſich beeilte, den kleinen Stock in das Haus zu tragen, um ihn dem Eigenthümer einhändigen zu laſſen. Dieſer ſchien aber ſeinen Verluſt im Augenblick bemerkt zu haben, — er hatte, im Vertrauen geſagt, Herrn Krimpf durch die Glasthür belauſcht, — und kam ihm ſchon auf der Thürſchwelle entgegen.

„Sie haben etwas liegen laſſen," ſagte der kleine Mann.

„Tauſend Dank für Ihre Aufmerkſamkeit. Es wäre mir fatal geweſen, den Stock zu verlieren, nicht ſeines Werthes halber, ſondern weil ich ihn von einer theuren Hand geſchenkt erhielt. Sie verſtehen mich wohl, wodurch ſo etwas unbezahlbar wird."

„Es iſt nicht der Rede werth, dafür zu danken," meinte Herr Krimpf, „und mir nur angenehm, daß er nicht von einem Vorübergehenden mitgenommen wurde."

Der Andere ſchien den wieder erhaltenen Stock mit Entzücken zu betrachten. „Es liegt in der That für mich ein ſolcher Werth darin, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen dankbar ſein ſoll. Ja, Sie müſſen mir erlauben, Ihnen dafür erkenntlich zu ſein."

Herr Krimpf machte eine Bewegung, wie Jemand, der im Begriff iſt, mit einigem Befremden ein Geſchenk auszuſchlagen. „O, ich bitte, mich nicht mißzuverſtehen," ſagte der Fremde im verbindlichſten Tone. „Meine Erkenntlichkeit ſollte darin beſtehen, Sie zu erſuchen, ein Glas Wein von mir annehmen zu wollen. Es trinkt ſich überhaupt allein ſehr ſchlecht, und ich muß geſtehen, daß mir Wein nur in Geſellſchaft mundet."

Gegen dieſe höfliche Einladung war nichts einzuwenden. Herr Krimpf brachte freilich anſtandshalber noch einige Einwendungen vor, einige Aber — Ich bitte — Es könnte zudringlich erſcheinen — doch ließ er ſich bereitwillig am Arme nehmen und folgte darauf ſeinem freundlichen Wirthe in ein kleines Stübchen hinter dem allgemeinen Wirthszimmer, welches ganz dazu gemacht ſchien, um ein gutes Glas Wein in ſtiller Beſchaulichkeit darin genießen zu können. — Beide

Doch ſieh den Plan: iſt's nicht ein Traum,
Wie er ſich hebt und mahnt an alte Zeiten?
Ein wunderlicher Bau — es gleiten
Viel Schatten durch den öden Raum;
Und Säulen treten dort hervor,
Ein alt verfallner Kirchenchor.

Ein Kirchenchor? es iſt ein Leichenſtein;
Denn wie ein mooſig Kreuz auf ödem Grunde,
Gibt's mir von längſt Entſchlafnen Kunde,
Und jede Säule wird ein Name ſein,
Und jede, jede führt den Blick
In eine alte Zeit zurück.

Es iſt ein halb vermodert Pergament,
Mit wild verſchlung'nen Hieroglyphen,
Das mir viel Träume, die ſchon ſchliefen,
Im Herzen wecket und mit Namen nennt; —
Ein Pergament in Farben grau und grün,
Mit Gold, wenn Sonnenſtrahlen drüber glühn.

O träumend lag ich hier wohl manche Nacht
Und hab' vom Stein und Pergament geleſen;
Durch ſüße Mährchen bin ich raſch geneſen
Von wilden Träumen, die ich hergebracht;
Und vieles grub ſich in mein Herz hinein,
Was ich geſehn im hellen Mondenſchein.

Es ſteht ein Weihſtein vor dem alten Chor,
Von grauem Steine, halb verwittert,
Und Immergrün, das ihn umgittert,
Und Epheu wächst am morſchen Fuß empor
Auch wilde Roſen ſehn ihr lieblich Bild,
Im nächt'gen Thaue, der das Becken füllt.

nahmen Platz. der Fremde schob Herrn Krimpf die Speisekarte hin, und bat es sich als eine besondere Vergünstigung aus, daß er sich ganz nach seinem Belieben ein Nachtessen aussuchen möchte.

Da das Gaslicht in dem kleinen Stübchen sehr hell brannte, so fanden die beiden so unvermuthet Zusammengetroffenen vollkommen Gelegenheit, sich gegenseitig zu betrachten. Während der Andere die Speisekarte studirte, musterte Herr von Fernow sein Opfer, indem er sich behaglich in seinen Stuhl zurücklehnte und mit einer gewissen Befriedigung ausruhte. Hatte er doch vor der Hand erreicht, was er wollte. Sein Gegenüber, mit den vielleicht kostbaren Blättern in der Tasche, konnte ihm nun nicht mehr entwischen, und im Gefühl des Besitzes lächelte er in sich hinein, wenn er an die Jagd über die Rampe, den Schloßplatz und die Straßen dachte.

Wenn wir sagen, Herr Krimpf studirte die Speisekarte, so müssen wir dem vorsichtigen und etwas mißtrauischen Charakter dieses Herrn Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem wir sagen, daß er dies nur mit dem rechten Auge that, daß aber das linke, auf seine uns schon bekannte Art von unten herauf lauernd, wobei ihm die Haltung des Kopfes nach der linken Seite sehr zu Statten kam, sein Gegenüber zuweilen beschaute. — Als er dies zum ersten Male bei dem vollen Glanz des Gaslichtes gethan, blinzelten seine beiden Augen und die eine Hand, die er frei hatte, zuckte auffallend gegen sein Gesicht. Wenn das Aeußere des Herrn Krimpf auch von der Natur verwahrlost war, so hatte dagegen sein Geist eine außerordentliche Schärfe und Lebhaftigkeit, und unterstützt von einem ebenso scharfen Blicke ward es ihm leicht, einmal empfangene Eindrücke festzuhalten. Da er Maler war, so hatte er namentlich für Figuren und Physiognomien ein außerordentliches Gedächtniß, und dies täuschte ihn nicht, als er bei sich dachte, er habe den Mann, der ihm gegenüber saß, schon gesehen, wenn auch in anderer Kleidung und Umgebung. So Herr Krimpf, während er anscheinend gelassen auf der Speisekarte las: Suppe, Beefsteaks, Cotelettes und dergleichen. Er war aber noch nicht bis

zum Deſſert gekommen, ſo war er bereits ſicher, daß er es mit einem Offizier zu thun habe, mit einem vornehmen Offizier, den er vor Kurzem bei einer großen Parade in der Nähe des Regenten geſehen.

Herr Krimpf dachte gern, dachte ſchlau und verſtändig, und da ſeine Gedanken ſtets mit Mißtrauen gegen ſeine Mitmenſchen geſpickt waren, ſo fing er an, nachzuſinnen, ob die Begegnung mit ſeinem Gegenüber ſo ganz zufällig ſei, ob deſſen Frage nach einer Reſtauration, da doch das Schild an dem Hauſe dieſes Wort ſo deutlich zeigte, daß Einem faſt die Augen weh thaten, nicht ein Vorwand war, mit ihm zu ſprechen; ſelbſt das Hinlegen des Spazierſtockes war vielleicht nicht unabſichtlich geſchehen, und wenn er alles das zuſammenhielt, wenn er überlegte, daß jener Offizier mit dem Hofe in genauer Berührung ſtand und daß er ſelbſt eben in einer geheimen Miſſion dort geweſen, ſo ſchien es ihm nicht unmöglich, daß er zu irgend einem ihm bis jetzt noch unbekannten Zweck hieher in die Reſtauration gebracht ward. Herr Krimpf lächelte ſtill und vergnügt in ſich hinein, als er dieſe Betrachtungen anſtellte. Er war ſich eines klugen Verſtandes, einer guten Zunge bewußt, Waffen, mit deren Hülfe er es mit Jedem aufnehmen zu können glaubte.

Herr von Fernow hatte ebenfalls das Geſicht des kleinen Mannes ſtudirt und fand die Schilderung, die ihm Herr Böhler entworfen, vortrefflich. Man konnte nicht leicht etwas Abſtoßenderes und Unangenehmeres ſehen. Dabei entging ihm das Lauern der Blicke nicht, das faſt höhniſche Lächeln um den Mund. Gewiß, daß er es mit einem ſchlauen Gegner zu thun hatte.

Jetzt war die Speiſekarte ſtudirt. Herr Krimpf hatte beſcheidene Wünſche, und der Andere hütete ſich wohl, ihm zu viel aufdringen zu wollen. Da ſie aber natürlicher Weiſe gemeinſchaftlich tranken, ſo ließ Herr von Fernow nicht ohne Abſicht einen guten Bordeaux kommen, mit deſſen Hülfe er hoffte, die Zunge ſeines Gaſtes zu löſen.

Herr Krimpf trank recht gern Wein, namentlich guten Wein, und wenn er auch anfänglich nur an dem Glaſe nippte, und mit der pur-

purnen Finſterniß in demſelben liebäugelte, ſo war doch der Duft des vortrefflichen La Roſe zu verführeriſch, als daß es lange dauerte, bis er ſein Glas ausgeſchlürft hatte, das ihm bereitwillig wieder gefüllt wurde. Bei dem Geſchäfte des Austrinkens überlegte er und ſagte zu ſich ſelber: „Wenn der Herr da drüben wirklich etwas mit dir vor hat, ſo muß er wiſſen, wer du biſt, was du treibſt, und wenn er darauf anſpielt, ſo haben wir uns doppelt in Acht zu nehmen.“

„Es iſt eigenthümlich,“ ſprach der Offizier nach einer Pauſe, wobei er ſich in den Stuhl zurücklehnte und aufmerkſam die Gasflamme über dem Tiſche betrachtete, „wie zwei gänzlich fremde Leute durch Zufälligkeiten zuſammengeführt werden können. Und doch ſind Sie mir nicht ganz fremd. Ich erinnere mich, Sie ſchon irgendwo geſehen zu haben; vielleicht iſt es Ihnen mit mir gerade ſo ergangen.“

„Kann mich wahrhaftig nicht erinnern,“ entgegnete Herr Krimpf mit der größten Unbefangenheit. „Ich muß wirklich nie das Glück gehabt haben, den Herrn — verzeihen Sie mir, aber ich habe nicht die Ehre, Ihren Namen zu kennen.“

„Thut nichts zur Sache. Indeſſen heiße ich Müller, Kaufmann Müller; Reiſender, bin ziemlich fremd hier in der Stadt.“ — Richtig, dachte der kleine Mann, der will mich aus irgend einem Grunde einſeifen.

„Darf ich nun auch meinerſeits wiſſen, mit wem ich das Vergnügen habe?“ fragte Herr von Fernow nach einer Pauſe.

„Iſt eigentlich nicht der Mühe werth, Herr Müller; aber wenn Sie mir erlauben, ſo heiße ich Franz Joſeph Maier, ein unbedeutender Lithograph!“ — Der Major kniff die Lippen zuſammen. „Krimpf verheimlicht ſeinen Namen,“ ſprach er zu ſich ſelbſt. — „Habe faſt gar keine Bekanntſchaften,“ fuhr der Andere fort, „komme wenig aus dem Hauſe. Hätte ich aber jemals das Glück gehabt, Herrn Müller zu ſehen, ſo würde ich einen — verzeihen Sie mir — in der That ſo intereſſanten Kopf ſchon als Künſtler nie vergeſſen haben.“

Eigentlich hätte Herr von Fernow ſich für dieſes Compliment be-

danken müſſen, er war auch im Begriffe, es zu thun, um nicht aus der Rolle zu fallen; doch begleitete Herr Krimpf ſeine letzte Rede mit einem ſo ſonderbaren Lächeln und ſeine Augen blitzten über das Glas ſo verrätheriſch herüber, daß der Major auf die Idee kam, der kleine Buckelige kenne ihn am Ende ganz genau.

Es war gut, daß in dieſem Augenblicke das Nachteſſen gebracht wurde. Herr Krimpf ließ ſich nicht nöthigen, griff tapfer zu und trank auch mehr von dem Bordeaux, als er ſich im Anfang vorgenommen haben mochte. Nachdem das kleine Souper zu Ende war, bot der fremde Herr ſeinem Gaſte eine Cigarre an, welche Franz Joſeph Maier mit außerordentlichem Danke annahm. Er hatte eine große Schwäche für gute Cigarren, und wir müſſen leider geſtehen, daß er einen unverhältnißmäßigen Theil ſeines Einkommens in Rauch aufgehen ließ. Vorſichtig, wie er war, ſah er genau auf das hin, was der Major aus ſeiner Cigarrendoſe hervorzog, betrachtete ſich die Art, wie er das that, die Hände, ferner das einfache elegante Etui und dann prüfend die Cigarre ſelbſt, ehe er ſie anzündete. Kaum hatte er den erſten Zug gethan und den Dampf, langſam genießend, wieder ausgeſtoßen, ſo ſagte er: „Herr Müller rauchen ein vortreffliches Kraut.“ Seine geheimen Gedanken bei dieſen Worten aber waren: Ich habe mich nicht geirrt, das iſt weder Herr Müller's, noch ein reiſender Kaufmann, das iſt jener Offizier vom Gefolge des Regenten.

Der Major hatte ſein Glas ausgetrunken und ſchenkte ſich und ſeinem Vis-á-vis ein. „Alſo Sie ſind Lithograph?“ ſagte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, „liefern auch Portraits? Das trifft ſich gut. Ich habe einen kleinen Auftrag in dieſer Richtung, und wenn Sie mir Ihre Adreſſe geben wollen, ſo werde ich mir erlauben, Sie morgen zu beſuchen.“

„Eine Viſitenkarte beſitze ich nicht,“ ſprach lächelnd Herr Krimpf, „kann aber meine Adreſſe auf ein Stückchen Papier ſchreiben. Der Speiſezettel iſt überflüſſig groß, einen Bleiſtift hab' ich bei der Hand; das iſt gleich geſchehen.“ Er riß ein Stück Papier herunter, ſchrieb

einige Worte darauf und übergab den Zettel. Herr von Fernow las: „Maier, Lithograph, Roſengaſſe Nro. 86.“

„Sie haben in Ihrem Geſchäft viel zu thun?“ fragte Fernow nach einer kleinen Pauſe.

„O ja,“ erwiderte Herr Krimpf, „ſo ziemlich, bald wenig, bald viel. Man ſchlägt ſich durch und lebt von einem Tag zum andern, ſo gut es gehen mag.“

„Und hatten Sie Luſt zu Ihrem Geſchäft, haben Sie es aus Liebhaberei ergriffen?“

„Wie Sie mich da ſehen,“ ſprach Herr Krimpf, und ein Schatten flog über ſeine Züge, „ſo mußte ich ein Geſchäft ergreifen, dem mein ſchwacher, krüppelhafter Körper nicht im Wege ſtand. O, ich hätte wohl einen anderen Beruf gewählt. Ich würde auch lieber fein gekleidet gehen, wie Sie, Herr Müller, in der Welt herumreiſen, überhaupt lieber ein reicher, vornehmer Herr ſein.“

Nachdem er das geſagt, ſtürzte er ein Glas Bordeaux hinunter und ſeine Augen flammten.

„Sie haben nicht Unrecht; in manchen Beziehungen mag mein Leben angenehm ſein,“ antwortete der Major, „doch verſichere ich Sie, ich halte es durchaus nicht für ein übles Loos, ein Künſtler zu ſein, ſchöne Frauengeſtalten abzubilden, ihnen während des Arbeitens in die Augen zu blicken und nachher,“ — fügte er lächelnd hinzu.

„Und nachher,“ wiederholte Herr Krimpf und ſeine weißen Hände zuckten mißmuthig gegen ſein Geſicht, „und nachher — wenn man die fertige Arbeit überreicht, in den Blicken leſen zu müſſen: Es iſt eigenthümlich, was der verwachſene Menſch für wohlgeſtaltete Sachen macht. Ja, Herr — — Müller,“ fuhr er aufgeregt fort, „wenn ich wäre wie Sie, ein ſchlanker, ſchöner Mann, wohlgefällig den Weibern, dann wäre es auch für mich eine Luſt, Künſtler zu ſein. Dann ſäße ich gern vor ihnen und blickte ihnen in die blitzenden Augen, dann würde vielleicht auch ich triumphirend ſagen: Und nachher —.“ Bei dieſen

Worten zuckte er mit der rechten Hand empor, ſeine Finger wühlten in dem ſpärlichen ſtruppigen Haar, der Glanz ſeiner Augen erloſch, und indem er die dünnen Lippen auf einander biß, verſank er in tiefe Träumereien.

Der Major blickte ihn forſchend an, dann erhob er ſein Glas und ſagte: „Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen, ohne es zu wollen, wehe gethan. Jedem lächelt das Leben auf die eine oder die andere Art. Jeder hat einen Augenblick, wo ihn das Glück umſchwebt, wo er nur zuzulangen braucht. Freilich ſind die Glücksgüter verſchieden, aber auch Ihnen ſchlägt gewiß einmal eine gute Stunde. Trinken wir darauf!“

Die Beiden leerten ihre Gläſer, und als Herr Krimpf darauf in die Höhe blickte, brannte ein düſteres Feuer in ſeinen kleinen Augen, ſeine ſonſt ſo kalten Wangen waren heftig geröthet, und er ſagte: „Ich danke Ihnen für den Troſt, Herr Müller, aber was ſind Glücksgüter? — Güter, die uns glücklich machen. Glauben Sie mir, es liegt mir verflucht wenig an Geld und Reichthum, ich habe nur eins, wonach ich ſtrebe, und das,“ ſetzte er mit faſt tonloſer Stimme hinzu, — „werde ich nie erreichen.“

Herr von Fernow befand ſich mit einem Male auf der Höhe der Situation. Was der kleine häßliche Maler für das höchſte Glück des Lebens hielt, das war nicht ſchwer zu errathen: Die Gunſt eines reizenden Mädchens, welche ihm dieſes begreiflicher Weiſe verweigerte. Und welches Mädchen? Fernow begann klarer und immer klarer zu ſehen. Hatte der Photograph ihm nicht geſagt, woher die Anklage gegen Roſa gekommen? Er irrte ſich nicht, Herr Krimpf ſelbſt liebte jenes Mädchen, und es war die wüthende Eiferſucht, die ihn antrieb, ſie anzuklagen, vielleicht zu verderben — und nachher — ja, ſo mußte es ſein.

Herr Krimpf hatte ſich einen Augenblick von ſeinen Gefühlen fortreißen laſſen. Der Major war auf der rechten Fährte: Krimpf liebte Roſa. Aber dieſer Ausdruck iſt nicht der richtige, — er dachte an ſie mit einer wilden glühenden Leidenſchaft, er hätte um ihre Gunſt Alles hingegeben, — es wäre ihm eine Seligkeit geweſen, nach einem kurzen

glücklichen Augenblicke den Tod zu finden, aus ihren Armen hinweg, der ewigen Verdammniß zu verfallen. Darum allein hing er sich an den Photographen, deßhalb ließ er sich von dem Kammerdiener der Prinzessin zu allen möglichen Diensten gebrauchen. So unbedeutend diese waren, so glaubte er sich doch dadurch dereinst an die Macht und den Glanz des Hofes klammern zu können, hoffend, ein glückliches Ungefähr, vielleicht ein Wunder, reiße ihn in eine andere Bahn hinein, in eine Bahn, die es ihm möglich mache, vor jenes Mädchen hinzutreten, freilich derselbe kleine krüppelhafte, häßliche Mensch, aber nicht mehr der arme Maler, sondern Jemand, der sich durch die Kraft seines Geistes emporgebracht, und der es werth ist, daß man zu ihm aufblickt.

Als die Flut seiner wilden Phantasie vorüber war und die Ebbe der Ueberlegung eintrat, fielen seine Blicke wieder auf den fremden Mann ihm gegenüber, der leicht mit den Fingern das Glas gefaßt hatte, ruhig an die Decke blickend rauchte und sich um die ganze Welt nicht zu kümmern schien. Die Uhr der Gaststube pickte vernehmlich und Herr Krimpf dachte, vielleicht habe er sich doch geirrt, und das Zusammentreffen mit seinem freundlichen Wirthe sei ein zufälliges. Dann aber kam es ihm wieder in den Sinn, daß bei Hofe zwei Parteien seien, die des Regenten, und die andere der Prinzessin Elise. — Der letztern diente er, zur ersteren gehörte vielleicht sein Gegenüber. Konnte nicht sein Besuch am Schlosse bemerkt worden sein? Als Krimpf an seine Portraits dachte, faßte er mit der Hand an seine Brusttasche, worin er die Blätter aufbewahrt hatte, eine Bewegung, die dem Major nicht entging.

Dieser hatte indessen Zeit zur Ueberlegung gehabt. Obschon es nicht so leicht schien, den Gegner zu überrumpeln, so beschloß er, ihm doch, wenn auch nur mit einem Scheinangriffe, geradezu auf den Leib zu gehen. Er drehte mit der Hand seinen langen schwarzen Schnurrbart und sah den kleinen Maler so herausfordernd und lächelnd an, daß dieser ebenfalls nicht umhin konnte, ihn mit einem langen, freundlichen Blick zu betrachten. Da schlug das Lächeln des Majors in

Lachen über und er ſagte mit außerordentlicher Luſtigkeit: „Wir ſpielen da eine hübſche Komödie zuſammen. Stoßen wir an und trinken wir unſer Glas auf — Ehrlichkeit und Wahrheit, mein lieber Herr — Krimpf.

Der kleine Maler ſchrak auf, als habe ihn etwas geſtochen. Er war in der That überraſcht. Denn er, der ſich eingebildet, ſo ſicher im Schatten ſeiner Niedrigkeit zu ſtehen, während auf den Andern das volle Licht fiel, erkannte, daß gerade das Gegentheil der Fall war.

„Haben wir alſo weiter keine Geheimniſſe vor einander," ſagte Herr von Fernow aufs Freundlichſte. „Sie ſind der Mitarbeiter des Photographen Heinrich Böhler, Maler Krimpf, aber wenn ich Offenheit von Ihnen verlange, ſo muß ich auch dieſelbe für Sie haben. So wenig alſo, wie Sie Herr Maier, heiße ich Müller. Ich bin Major Fernow, Adjutant des Regenten. Bleiben Sie auf Ihrem Platze und ohne Complimente. Für heute bin ich Herr Müller, deſſen Spazierſtock Sie retteten."

„Ganz zufällig rettete, wie er ganz zufällig auf die Fenſterbank gerathen war," ſagte Herr Krimpf, und ein außergewöhnlicher Zug von Schlauheit flog über ſeine Züge.

„Und dieſem Zufalle verdanke ich das Glück Ihrer angenehmen Geſellſchaft. Trinken wir darauf ein Glas."

Dies geſchah, und als Herr Krimpf ſein Glas niederſetzte, war es intereſſant, zu ſehen, wie ihm das Vergnügen, ſeinen Gegner endlich zu kennen, aus dem Geſichte ſtrahlte. Dahinter aber blickte aus ſeinen Zügen die Erwartung der Dinge, die jetzt kommen ſollten, und zugleich ſah man an ſeinen feſt zuſammengekniffenen Lippen, ſo wie an dem zufriedenen Lächeln ſeiner Augen, daß er mehr als je entſchloſſen ſei, ſich in keiner Weiſe fangen zu laſſen. „Da ich alſo die Ehre habe, von Ihnen, gnädiger Herr, gekannt zu ſein," ſprach er nach einer Pauſe, „ſo bitte ich, mir zu ſagen, womit ich dienen kann; und das ſoll nach beſten Kräften geſchehen."

„Sie ſind ein verſtändiger Mann, Herr Krimpf," verſetzte der Andere, „und da Sie nun einmal darauf zu beharren ſcheinen, ich

hätte meinen Stock absichtlich liegen lassen, so will ich Ihnen zugeben, daß es mir allerdings um Ihre Gesellschaft zu thun war! Ich will Ihnen ferner gestehen, daß ich mit Ihnen eine Angelegenheit besprechen möchte, bei der mir Ihre Hülfe von großem Nutzen sein kann." — Endlich! dachte der kleine Maler. — „Dabei muß ich aber hinzufügen," fuhr der Vorige fort, daß die Angelegenheit nicht die meinige ist, daß ich im Auftrag eines Dritten handle, daß ich aber bevollmächtigt bin, Ihre Hülfe in jeder Hinsicht glänzend zu belohnen."

Herr Krimpf machte eine tiefe Neigung mit dem Haupte zum Zeichen, daß er vollkommen verstanden habe; während er aber zu gleicher Zeit nochmals mit der Hand leicht über die Brusttasche fuhr und dabei fühlte, wie die Blätter knitterten, blickte er einigermaßen besorgt im Zimmer umher, worin sich die Beiden ganz allein befanden.

„Sie arbeiten also," fing der Major wieder an, nachdem er dem Andern vollkommen Zeit zur Ueberlegung gelassen, „in der Pfahlgasse, in einem Hause mit vier Stockwerken?"

„Bei meinem Freunde Heinrich Böhler, der ein photographisches Atelier hat."

„Das Geschäft des letzteren," entgegnete der Major mit großer Gleichgültigkeit, „ist mir vollkommen einerlei, überhaupt hängt das, was ich von Ihnen wünsche, nicht im Geringsten mit Ihrer Kunst zusammen. Sie wohnen in einem Hause, in dem sich noch viele andere Leute befinden."

„O ja, viele Haushaltungen," antwortete Herr Krimpf, der wieder anfing, irr zu werden, da sein Gegner ganz von der Fährte, an die er gedacht, abzuweichen schien.

„Nun also," sprach der Major, „unsere Angelegenheit betrifft eine Sache, bei der ich mich gänzlich Ihrer Discretion überlassen will und muß; doch glaube ich mich nicht in Ihnen zu täuschen. Sie wohnen, wie schon gesagt, im vierten Stock, — unter Ihnen im dritten sind die Zimmer einer Wittwe, die eine einzige und sehr schöne Tochter hat."

„Ah!" preßte der kleine Maler hervor, und diesmal war sein Er-

ſtaunen ſo wahr und ungekünſtelt, daß es dem Andern nothwendig auffallen mußte. „Sie ſind überraſcht, daß ich das weiß," fuhr Fernow fort, „aber das geht ganz einfach zu. Die Gaſſe, in welcher Ihr Haus ſteht, iſt durch ein großes Gebäude geſchloſſen."

„In deſſen erſtem Stock," — fiel ihm Herr Krimpf mit großer Spannung in die Rede, „in deſſen erſtem Stock — ein Freund von Ihnen wohnt — Herr Baron von Wenden."

„Ich höre, Sie kennen den Namen, ſcheinen mir alſo von der Sache zu wiſſen."

„O ja, ich glaube viel davon zu wiſſen," entgegnete der kleine Maler, indem er mühſam Athem holte, „ſehr viel, unendlich viel." Dabei knirſchte er mit den Zähnen.

„Es iſt die Frage, ob wir, das heißt, mein Freund, ſich auf Sie verlaſſen könnte. Ich will damit ſagen, ob Sie uns in dieſer Angelegenheit behülflich ſein wollen. Sie ſcheinen mir ein Mann von Charakter, von Fähigkeit, auch bin ich überzeugt, daß Sie, wenn Sie nicht geneigt ſind, meinen armen Freund zu unterſtützen, dies Geſpräch als gar nicht ſtattgefunden betrachten werden. Bitte, überlegen Sie ſich das genau."

Während hierauf der Major von ſeinem Wein nippte, goß Herr Krimpf ein volles Glas hinunter und überlegte wirklich lange und eifrig. Ja, ihm war dieſer Vorſchlag erwünſcht, er wollte in dieſer Angelegenheit helfen, er wollte das Mädchen compromittiren, ja, es kam ihm nicht darauf an, ſie zu verderben; denn je tiefer ſie hinabſank, deſto näher kam ſie ihm, der ja auch unten im Schlamme des Lebens watete. Freilich ballte er unter dem Tiſche die Hände, um gleich darauf zuckend damit nach dem Munde zu fahren, bei dem Gedanken, daß ein Anderer, ein Fremder, ein vornehmer Herr, ſich dem wunderbaren Mädchen nähern ſollte, ſie zu ſeinem Spielzeug zu machen. Bei dieſer Vorſtellung ſchien ſein Blut ſiedend zu werden und es verfinſterte momentan ſeinen Blick, während er mühſam Athem holte. — Indeſſen, war für ſeine Leidenſchaft etwas zu hoffen, ſo konnte es nur

Hier lag ich denn und hörte wunderbar
Um Mitternacht ein seltsam Klingen;
Mir war's, als hörte ich Choräle singen,
Von vielen Stimmen hell und klar,
Vermischt mit Orgelton, deß tiefer Klang
Mir zauberhaft zu Herzen drang.

Und mit Entsetzen in dem nächt'gen Feld
Sah ich die alten Mönche ziehen,
Und selbst die Nacht schien bang zu fliehen,
So wie der Blick der Todten auf sie fällt.
Sie schreiten paarweis aus der Sakristei
Und an dem Weihstein kommen sie vorbei.

Es rauscht die Rose und das Immergrün,
Es dröhnt der Stein, da in das Becken
Sie alle nun die dürren Hände strecken,
Und sich bekreuzend langsam weiter ziehn.
Wie Sterngeflimmer rings erhellt
Der Thau, der ihrer Hand entfällt.

So sah ich sie — so sah ich manche Nacht,
Wenn Mond und Thau den prächt'gen Schleier weben,
Wie in der Mitternacht ein fremdes Leben
Aus altem Grab, aus Staub und Schutt erwacht —
So tritt die früh're, längst erstorb'ne Zeit
Aus Nacht und Traum in neue Wirklichkeit.

auf diesem Wege sein. Was kümmerte es ihn, ob ein Anderer ihre Liebe besaß, wenn er nur dereinst seine zuckenden Finger um ihre schlanke Taille legen durfte! — Der Wein machte ihm vollends heiß. Die Beiden waren schon an der dritten Flasche, und Herr von Fernow hatte mit der größten Vorsicht getrunken.

„Was meinen Sie, Herr Krimpf? Es ist mir recht, daß Sie so sorgfältig überlegen, denn vergessen Sie nicht, so glänzend die Belohnung sein wird, die ich Ihnen für gute Dienste verspreche, so würde es mir in der That leid für Sie thun, wenn Sie versuchten, ein falsches Spiel mit uns zu treiben."

„Was ich verspreche, halte ich," sagte der Maler mit dumpfer Stimme, und nachdem er ein paar Sekunden lang die Augen mit seiner rechten Hand bedeckt, fuhr er entschlossen fort: „Befehlen Sie über mich, ich bin der Ihrige; was soll ich thun?"

„Vorderhand nicht viel; Sie werden meine Wohnung am Kastellplatze leicht erfragen können, dort bitte ich Sie, mich morgen um die Mittagsstunde zu besuchen. Sie werden einen Brief erhalten, den Sie dem jungen Mädchen in die Hände spielen. Es kann Ihnen das nicht schwer werden, da Sie, wie ich mir denken kann, Zutritt bei ihr haben." Herr Krimpf nickte düster mit dem Kopfe. „Begreiflicher Weise darf das junge Mädchen nicht wissen, daß der Brief durch Ihre Hände gegangen ist. Sie haben das geschickt einzurichten, daß sie ihn findet, ohne zu vermuthen, wer ihn überbracht. — Die Antwort haben Sie dann ebenfalls an mich zu besorgen."

„Und glauben Sie, daß sie antworten wird?" fragte Herr Krimpf sehr leise.

„Wir hoffen es. Sie wird gebeten, diese Antwort an einen bestimmten Ort zu legen, dieser Ort wird Ihnen mitgetheilt, und Sie haben dann nichts weiter zu thun, als das Schreiben wegzunehmen und mir zu überbringen."

„Nein, das ist in der That nicht viel," entgegnete der Andere mit einem Lachen, das entsetzlich klang. Und es war auch in Wahrheit

nichts, als die einfache Abgabe eines Briefes. Aber an dem Inhalte dieſes Briefes hing das Lebensglück eines armen unſchuldigen Mädchens, hing die Ruhe und Verzweiflung ſeines Freundes, an deſſen Tiſche er ſaß, der ſein Brot mit ihm theilte.

„Das wollen Sie alſo mit beſtem Willen für uns thun?“ fragte der Major.

„Ich will es,“ entgegnete Herr Krimpf, und zuckte mit der rechten Hand über den Tiſch hin, ſie dem Major darreichend, der ſie mit einigem Widerſtreben ergriff.

Die kleine feine Hand des Malers war kalt und doch feucht von Schweiß. — —

„So wären wir mit unſerem Geſchäft zu Ende,“ ſprach nun der Major mit einer erzwungenen Leichtigkeit, denn ihm grauste vor ſeinem Gegenüber, das es ſo leicht zu nehmen ſchien, Freunde und Hausgenoſſen zu verrathen. „Trinken wir noch ein Glas, nehmen wir noch eine Cigarre.“

Beides that Herr Krimpf; ja, er ſchien jetzt mit dem Bordeaux das Andenken an die eben erlebte Viertelſtunde hinabgeſchwemmt zu haben; ſeine Augen verloren ihren düſtern Ausdruck und er blickte faſt luſtig im Zimmer umher; ſeine Finger umſpannten zuckend das Glas, welches augenblicklich wieder gefüllt worden war, ja ſeine gute Laune ſchien ſo weit wiedergekehrt zu ſein, daß er leiſe etwas vor ſich hinſummte, und zwar einen Refrain, den er in den letzten Tagen ſehr häufig von Herrn Heinrich Böhler vernommen: „Chantons, buvons, traleralera.“

Der Major hatte ſich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, wobei er den Rauch ſeiner Cigarre in zierlichen Ringeln von ſich blies. Er ſchien ſich ganz behaglich zu fühlen, und nur Jemand, der ganz genau auf ihn Achtung gegeben hätte, würde bemerkt haben, daß ſich zuweilen ſeine Augen forſchend nach der Zimmeruhr richteten, deren Zeiger langſam, aber unaufhaltſam fortrückte. Jetzt dehnte er ſich gähnend und ſagte. „So, ſo, Sie ſind Photograph, und ſollen ſehr ſchöne

Arbeiten liefern. Ich habe das von einem Freunde gehört, deſſen Portrait Sie vor einigen Tagen gemacht."

„Von einem Ihrer Freunde, gnädiger Herr?" fragte zweifelnd der kleine Maler; doch ſogleich ſchien er ſich zu beſinnen und ſagte: „Ach! die beiden Herren."

„Ja, es waren zwei meiner Bekannten. Sie hatten eine Ueberraſchung vor und dieſe iſt vollkommen gelungen. Wir haben viele Freude daran gehabt; — eigentlich war es eine Wette — und eben deßhalb befahlen ſie auch zu ſchweigen und augenblicklich die Glasplatten zu vernichten."

„Das geſchah auch," verſetzte der kleine Maler, deſſen Blicke etwas ſtier geworden waren, indem er ſich mit der Hand auf die Bruſttaſche patſchte.

„Was mir leid thut," ſprach der Major, nachdem er getrunken und den langen Schnurrbart ſorgfältig abgetrocknet, „ich hätte gerne eine Copie gehabt, namentlich war eines der Portraits, das meines beſten Freundes, des Oberſtjägermeiſters Baron Rigoll, ausgezeichnet gerathen. In der That ausgezeichnet."

„Ja, der eine der Herren waren Seine Excellenz," ſagte Herr Krimpf, indem er langſam ſeinen Rock aufknöpfte, „aber der Andere?" fügte er lauernd hinzu.

„Der Andere war ein Vetter des vorhin erwähnten Baron Wenden, der Ihnen gegenüber wohnt. Wie geſagt, es iſt mir leid, daß die Gläſer vernichtet wurden, ich hätte eine Copie theuer bezahlt. Aber da es nicht ſein kann — müſſen wir eine andere Gelegenheit erwarten."

Obgleich der Major dies Alles mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Gleichgültigkeit ſagte, ſo hätte doch der überaus ſchlaue kleine Maler bei ganz unbefangenen Sinnen etwas Künſtliches und Geſuchtes darin bemerkt. Dank dem La Roſe aber lächelte Herr Krimpf häufig, ohne alle Urſache, freute ſich über den wunderbaren Abend, den er verlebt, und fing an, eine außerordentliche Dankbarkeit, ja Hochachtung für ſein Gegenüber zu fühlen, welches ihm dagegen wieder ſo impo-

nirte, daß es nur eines Blickes aus den dunkeln blitzenden Augen bedurfte, um einen etwas zu lauten Geſang im Munde des Malers plötzlich verſtummen zu machen. „Ein ſehr liebenswürdiger Herr,“ murmelte er halblaut, „könnte ihm am Ende wohl die lumpigen Photographien an den Kopf werfen. Der Kammerdiener iſt ein geiziger Schuft und der Lakai ſtiehlt mir wieder, was der Kammerdiener bezahlt. Was braucht man ſich eigentlich mit dem Pack gemein zu machen, wenn einem die Herrſchaft ſelbſt freundlich entgegen kommt. Und die Herr — ſchaft hat Rrrr — echt — ein Künſtlerrr iſt auch kein Hund. — Und es hat Jemand einmal geſagt: Es ſoll der Künſtlerrr mit dem König gehen, warum denn nicht auch mit ſo einem lumpigen Adjutanten des Rrrregenten. Aber das iſt ein ganz immenſer Kerrrl! Und wenn es ihm Spaß macht, ſo ſoll er die beiden Eſelsköpfe haben. — Ja, die Eſelsköpfe nnd den Lakaien und Kammerdienerrr dazu, — — morrrrrrgen, hat der Hund geſagt: „Buvons, chantons, tralealera!“ Und er wiederholte den Refrain viel zu oft und zu laut: „Juho! ho!“

Der Major hatte zu viel von dem Selbſtgeſpräch ſeines Gaſtes verſtanden, als daß er ihn in ſeiner ausbrechenden Luſtigkeit hätte ſtören mögen; ja, er ſtieß mit ihm an und zwang ſich in den Refrain einzuſtimmen.

„Ja, Herrrr Offizier, Sie ſind ſo liebenswürdig, daß ich Ihnen eine ganze miſerrable Gefälligkeit erzeigen will. Wenn es Ihnen Spaß macht, die Köpfe Ihrer Freunde zu haben, ſo kann dem Manne geholfen werden. Krimpf iſt nicht ſo dumm, als er ausſieht. Hier ſind noch zwei ganz verfluchte Copien.“ Damit hatte er das Papier aus der Taſche herausgezogen, und da ſich ſeine zuckenden Finger eine Zeit lang vergeblich bemühten, die Siegel ordentlich zu löſen, ſo zerriß er das Papier ſo heftig in mehrere Fetzen, daß er die Photographien auf den Boden des Zimmers ſchleuderte. „Das warr geſchickt,“ ſagte er, indem er den Blättern mit ſtieren Blicken nachſchaute. — „Da liegen die

Eſelsköpfe. Laſſen wir ſie liegen, Herr General, es iſt auf Ehre nicht der Mühe werth. — Hſp! Hſp!"

„Ja, da haben Sie Recht," entgegnete Herr von Fernow; „es iſt nicht der Mühe werth, — laſſen wir ſie, wo ſie ſind."

„Gut geſagt, — Hſp! Hſp! wo ſie ſind, Hſp! Da können ſie ihren Rauſch ausſchlafen, Hſp! Hol' ſie der Teufel! Hſp! Hſp!"

„Was das Rauſchausſchlafen anbelangt, mein lieber Herr Krimpf," ſagte nun der Major mit einem feſten Blick auf ſein vis-à-vis, „ſo meine ich, es wäre auch für uns jetzt Zeit, daß wir unſere Betten aufſuchten."

„Doch — nicht — um unſeren — Rrrrrauſch auszu — ſchlafen, Hſp?" erwiderte Herr Krimpf mit immer ſchwererer Zunge; „ſo weit — ſind wirrrr — noch lange nicht."

„Das iſt bei Ihnen möglich, aber ich ſpüre den Wein und bin ſchläfrig."

Es war etwas wie Verachtung in dem Blicke, mit dem der kleine ſchwächliche Maler, der ſich nur mühſam von ſeinem Stuhle erhob, den kräftigen Offizier anſah. „Nun ja," ſagte er nach einer Pauſe, „wenn Sie meinen, Hſp! — daß es genug iſt — ſo wollen wir denn gehen, Hſp! doch — habe ich — noch eine Bitte an Sie."

Bei dieſen Worten hob er den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe, während er ſich mit der linken an der Tiſchplatte feſthielt; — „wenn Sie wieder Spazierſtöcke — verlieren, ſo laſſen Sie mich's ganz ergebenſt wiſſen; ich bin dann immer Ihr gehorſamer Diener, um ſie aufzuheben, Hſp!"

Mit ziemlich ordentlichen Schritten ging er darauf nach dem Nebentiſche, wo ſein Hut lag, und Herr von Fernow hatte nur Angſt, er möge auf die Photographien treten, die am Boden lagen; doch ſchwankte er bei ihnen vorüber, machte ſeinem freundlichen Wirthe ein ſteifes Compliment und ſchoß dann mit einer wunderbaren Schnelligkeit zur Thür hinaus.

Der Major, beſorgt um ihn, wollte doch ſehen, wie er ſich auf

der Straße benehmen würde, und ging ihm nach bis zur Hausthür. Herr Krimpf war zur Rechten davongeeilt. Wenn er auch die ganze Breite des Trottoirs in Anspruch nahm, so schob er sich doch ziemlich schnell von hinnen und war offenbar in der besten Laune; denn man hörte ihn die Straße hinab mit lauter Stimme singen:

„Chantons, buvons, tralerala!"

Herr von Fernow kehrte in das Zimmer zurück, raffte die Photographien vom Boden auf und betrachtete sie. Ja, die eine stellte den Baron Rigoll vor. Mit noch größerer Aufmerksamkeit aber betrachtete er den sehr distinguirten Kopf des andern Bildes. Wo hatte er dies Gesicht gesehen? Richtig, jetzt fiel es ihm plötzlich ein. Es war der Herr, der an jenem Abend zu Baron Wenden kam, der ihm als Graf Hohenberg vorgestellt wurde, gegen den Baron Rigoll sich mit so ausgezeichneter Artigkeit benahm. Das war ihm damals schon aufgefallen, — da lag ein Geheimniß verborgen. Ja, was er hier in seinen Händen hielt, mußte wichtig sein und es war gewiß der Mühe werth gewesen, ein paar Stunden an die Erlangung dieser Blätter zu wenden. „Ich weiß nicht, eine unbestimmte Ahnung sagt mir, meine Anstrengungen seien in der That nicht verschleudert worden. Es ist zehn Uhr, suchen wir Herrn Rindermann zu sprechen. Wenn das Sprichwort wahr ist, daß man das Eisen schmieden soll, so lange es warm ist, so muß man dagegen auch nicht säumen, das Glück, wenn es einmal erscheint, festzuhalten."

Er bezahlte seine Rechnung, wobei der Kellner auf eine eigenthümliche Art lächelnd das Geld einstrich. Dann trat der Major auf die Straße, rief einen schläfrig vorüberfahrenden Fiaker an, warf sich in den Wagen und befahl: „nach dem Schlosse!"

Dreizehntes Kapitel.

Wiederum im Kabinet des Regenten.

An demſelben Abend war einer der dienſtthuenden Lakaien Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin Eliſe zu einem der dienſtthuenden Lakaien Seiner Hoheit des Regenten hinabgeſtiegen. — Dieſes Hinabſteigen iſt wörtlich zu nehmen, denn ſonſt herrſchte das umgekehrte Verhältniß und die dienſtthuenden Lakaien des Regenten ſahen auf die dienſtthuenden Lakaien der Prinzeſſin mit einer ſouverainen Verachtung hinab, und nahmen in jeder Beziehung den Vortritt, welches bei gemeinſchaftlichen Diners ſo weit ging, daß die Lakaien Ihrer Durchlaucht ſtets die Sauce zu präſentiren hatten, nachdem die dienſtthuenden Lakaien Seiner Hoheit des Regenten mit dem Braten vorangeſchritten waren. Einer der Lakaien der Prinzeſſin war alſo hinabgeſtiegen und hatte dem dienſtthuenden Lakaien Sr. Hoheit, welcher in ſeinem Stuhle ſitzen blieb, während der andere vor ihm ſtand, alſo gemeldet: „Der Herr Kammerdiener Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin laſſen dem Herrn Kammerdiener Seiner Hoheit des Regenten ein gehorſames Compliment machen, und da die Herrſchaften bei Ihrer Hoheit der verwittweten Frau Herzogin ſein werden, ſo laſſen der Herr Kammerdiener anfragen, ob es dem Herrn Kammerdiener angenehm wäre, wenn erſterer den letzteren Herrn auf ein Stündchen beſuche. Er habe ſich eine kleine Erdbeerbowle angeſetzt und möchte ſich erlauben, dieſelbe gleichfalls bei dem Beſuch erſcheinen zu laſſen.“ Darauf hatte Herr Kindermann den Beſuch huldreich acceptirt, und die beiden würdigen alten Herren ſaßen nun in dem uns wohl bekannten Kabinet vor dem Kamin.

Der Kammerdiener der Prinzeſſin, Herr Stennler, war faſt von gleichem Alter, wie Herr Kindermann, doch wie dieſen ein ewiges freundliches Lächeln ſchmückte und verjüngte, ſo herrſchte auf den Zügen des Andern beſtändig ein finſterer Ernſt; dabei ging er ziemlich

gebückt, huſtete faſt bei jedem Worte, meiſtens aus ſchlechter Angewohnheit und weil er es bei vorkommenden Fällen für zweckdienlich gehalten hatte, eine Bruſtkrankheit zu affektiren. Er war ein altes Möbel bei Hofe, und hatte ſchon bei der Mutter des höchſtſeligen Herrn gedient, die eine wunderliche Dame war, und über welche ſich die beiden Veteranen gerade unterhielten.

„Ja," ſagte Herr Stevpler, „ſo etwas kommt doch heut zu Tage nicht mehr vor, daß man für den Scheeßhund ein eigenes Schlafzimmer hält, eine Penne zur Aufwartung und daß der Kammerdiener der Herrſchaft ſelbſt, ich dazumal, allabendlich bei dem alten Mopſe die ſilberne Nachtlampe anzünden mußte. Und das Thier hatte Verſtand, wie ein Menſch, denn wenn das Licht nicht brannte oder ausging, ſo bellte es ſo lange, bis Jemand kam."

„Es iſt ganz erſtaunlich," erwiderte Herr Kindermann mit einem ſüßen Lächeln; „und doch wenn Sie mir's nicht übel nehmen, beſter Freund, ſo waren die Zeiten für den Regierenden damals viel beſſer. Erinnern Sie ſich noch der Tante des höchſtſeligen Herrn, die ſich nie im Geringſten in irgend eine Angelegenheit miſchte, die harmloſeſte Dame der ganzen Welt, die ruhig lebte, und ruhig leben ließ." —

„Ja wohl, ja wohl, die zufrieden war, wenn ſie vier Stunden des Tages ſpazieren fahren konnte, die Pferde im langſamſten Schritt, wie vor einem Leichenwagen, und die ſich zur Unterhaltung jeden Tag ein kleines Körbchen mit Weidenruthen auf's Zimmer bringen ließ, die ſie geduldig eine nach der andern auf dem Tiſch zerklopfte — —"

„Gelt, alter Freund," ſagte Herr Kindermann, indem er ſein Glas emporhob und pfiffig lächelnd durch die goldgelbe Flüſſigkeit nach ſeinem Collegen hinſchielte, „das waren andere Zeiten. Ich möchte wohl mal ſehen, wenn wir Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin Eliſe ein Körbchen Weidenruthen auf's Zimmer ſetzten, ob ſie ſie auch auf dem Tiſche zerklopfte."

„Darvor ſoll uns Gott bewahren — das hieße den Teufel an die Wand malen."

„Ja, sie ist eine absonderlich merkwürdige Dame," meinte Herr Kindermann, und that einen guten Schluck des angenehmen Getränkes. Nachdem er dies gesagt und sich die Lippen abgeleckt, lehnte er sich in seinen weichen Sessel zurück und betrachtete mit einem außerordentlich vüffigen Blick den Herrn Steppler, der tief nachsinnend eine große Erdbeere anstarrte, die in seinem Glase schwamm. „Lieber Freund," sagte er alsdann nach einer kleinen Weile, „was ich Ihnen schon erst bemerkt, muß ich hier wiederholen. Es ist Pflicht und Schuldigkeit eines guten Dieners, auf die Herrschaft nach besten Kräften einzuwirken. Wenn man gescheidt ist, gelingt dies auch und man kann sie gewissermaßen ziehen, daß es eine Freude ist."

„Ja, da hat sich was zu ziehen," brummte Herr Steppler. „Das ist wie ein Aal, wie ein Kreisel; das dreht sich zehnmal, ehe ich nur einmal weiß, wo rechts oder links ist."

„Zugestanden, daß es schwierig ist, mit der hohen Dame droben umzugehen, aber im Vertrauen gesagt, Ihr waret zu nachgiebig, Ihr hättet in vielen Sachen nicht mithelfen sollen; ja, Ihr hättet manches hintertreiben können. — Den Teufel auch," fuhr Herr Kindermann nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, und nachdem er im Spiegel sein freundliches Gesicht beschaut, „man muß zu Zeiten auch etwas zu hindern verstehen. Wissen Sie, ich spreche als Freund zu Ihnen, lieber Steppler, aber ihr macht da oben doch ganz sonderbare Geschichten. Wie kann man zum Beispiel nun eine solche Heirath protegiren, wie die der alten Excellenz mit dem jungen schönen Fräulein?"

„Wie kann man so was hindern, frag' ich Sie."

„Man kann viel dagegen thun, mein lieber Steppler. Man läßt hie und da ein Wort fallen, man meldet zu spät oder gar nicht, man bedauert, daß die Herrschaft verhindert ist, Jemand anzunehmen — aber dazu gehört mehr als ein gewöhnlicher Muth. Ich sage Ihnen, das ist ein Mißgriff, der nicht hätte passiren sollen."

Obgleich Herr Steppler ziemlich gebückt saß, so daß er seinen

Collegen nicht ansehen konnte, so merkte man doch, wie er, ohne den Kopf zu bewegen, die Augen erhob, und aus den Winkeln derselben nach Herrn Kindermann hinüberschielte. „Habt ihr etwas dagegen gethan?“ fragte er alsdann.

„O lieber Freund,“ entgegnete Herr Kindermann mit dem Ausdruck großen Selbstbewußtseins, „wenn eine Sache einmal so verfahren ist, da kommt der beste Kutscher nicht mehr heraus, und doch — — aber wie gesagt,“ unterbrach er sich selbst, „das war nur so eine Idee von mir, und es ist eigentlich unklug, überhaupt noch über dergleichen zu sprechen, denn ich weiß doch, daß Sie mir nicht um die Ecke trauen, mein lieber Steppler.“

Der Andere blickte abermals verstohlen in die Höhe, ohne etwas zu entgegnen.

„Ich versichere Sie, es ist Schade,“ fuhr Herr Kindermann nach einer Pause fort, „daß wir nicht besser zusammenhalten. Ich sage Ihnen, wir könnten hier das Steuer führen, daß es eine Freude wäre, ich mit meiner Lebhaftigkeit, wenn Sie mir erlauben, Sie mit Ihrer unbezahlbaren Ruhe. Kommt her, alter Steppler, stoßen wir zusammen an; den Teufel auch, das sollte doch endlich einmal aufhören, daß die Herrschaften, mit Respekt zu sagen, wie Hund und Katze zusammen leben. Haben Sie denn einen Begriff davon, wie es Ihre Durchlaucht da oben vermag, so hämisch gegen uns zu handeln, gegen einen Herrn, wie der Regent ist? Gott erhalte ihn hundert Jahre, den ritterlichen Herrn, den schönen Mann, mit Eigenschaften, daß ihn die ganze Welt liebt und achtet. Aber gerade die, an deren Achtung ihm besonders gelegen ist — — ja, Steppler, schauen Sie mich nur an, — an deren Achtung ihm besonders viel gelegen ist, bereitet ihm mit ihren Launen alles mögliche Herzeleid. Darin ist doch weder Sinn noch Verstand.“

„Das ist gegenseitig, Kindermann, gewiß gegenseitig.“

„Nein, ihr macht es zu arg. Es muß da droben wieder etwas im Spiele sein; ich kann Sie versichern, Steppler, der Herr ist in den

Nachts im Walde.

1836.

Es ſtehn die Eichen beiſammen, die Zweige trüb geſenkt,
Um ihre rieſigen Leiber der Nebelmantel hängt.
Sie ſchüttelten die Wipfel, es wall'n wie Trauerflor
Die langen naſſen Flechten um's ſtille Rieſenchor.
Die kleinen Sträucher halten die Blätter vor's Geſicht,
Die Gräſer und die Mooſe weinen und lachen nicht;
Denn heute haben die Menſchen eine Eiche umgehaun,
Um aus dem edlen Holze einen Galgen zu erbaun.

---

letzten Tagen sehr schlecht gelaunt, und ich glaube, man kann sich vor ihm in Acht nehmen. Er ist nun einmal der Herr, und wenn wir selbst, was sich in den nächsten Tagen entscheiden soll, einen Thronerben erhalten, so wird doch die Regentschaft achtzehn Jahre dauern, eine Zeit, deren Ende wir beide schwerlich erleben werden."

„Was wollen Sie damit sagen, Kindermann?" fragte der Andere, nachdem er eine Zeit lang nachgedacht.

„Nun, ich will damit sagen, daß der Herr die Macht noch lange behält, seinen Freunden wohl zu thun und seinen Feinden auf unangenehme Art zu vergelten."

„Aber ihr thut uns sehr unrecht," sprach nun Herr Steppler, wobei zum erstenmale ein Lächeln über seine düstern Züge flog, „wenn ihr glaubt, wir oben haßten den Herrn, im Gegentheile, kann ich Sie versichern. Freilich bemüht man sich, zuweilen seine Plane zu vereiteln, ihm entgegenzuwirken, aber, ich bin auch ein alter Prakticus, Kindermann, das geschieht nicht nach einem kalten, berechneten System, sondern das ist die Aufwallung des Augenblicks, ist wie ein kindischer Trotz — verzeihen Sie mir das Wort — eine fast fieberhafte unerklärliche Neigung, Nein zu sagen, wenn der Herr Ja sagt."

Herr Kindermann blickte in sein Glas und antwortete nicht.

„Von wirklicher Feindschaft kann da keine Rede sein und von Haß noch viel weniger. Wenn man Jemand haßt, verstehen Sie mich wohl, ohne Nebengedanken haßt, so nennt man seinen Namen nicht, so blickt man nicht nach ihm, so ist man froh, wenn man weder etwas von ihm zu hören noch zu sehen bekommt; und hauptsächlich, wenn man Jemand wirklich haßt, so verschließt man das in sich und zeigt seine Feindseligkeit nicht aller Welt."

„Da ist schon was Wahres d'ran," meinte nachdenkend Herr Kindermann, „es wäre wirklich schade, wenn zwei Herrschaften, wie der Regent und die Prinzessin, ihr Leben so verbringen sollten. Haben Sie nie gedacht, Steppler," sagte er nach einer längeren Pause, welche er dadurch ausgefüllt, daß er den Rest der Erdbeerbowle nachdenklich

mit dem großen goldenen Löffel umgerührt, „— iſt es Ihnen nie eingefallen, daß die Beiden ein prächtiges Paar abgeben würden?“

„Wer hätte nicht ſchon daran gedacht!“ entgegnete der Andere, „und das iſt ein vortrefflicher Gedanke. Dann gäbe es doch einmal endlich Ruhe im Schloß! Man könnte ſeine Tage in ſtiller Beſchaulichkeit beſchließen, wenn die verdrießlichen Geſchichten hier einmal aufhörten. Aber, wie kommen Sie auf die Idee?“

„Sie haben mich darauf gebracht,“ erwiderte Herr Kindermann mit großer Wichtigkeit. „Freilich habe ich ſchon manchmal über das Benehmen der Prinzeſſin ſo meine Betrachtungen angeſtellt, und dann beſtätigt das, was Sie mir eben ſagten von der fieberhaften Heftigkeit, mit der Ihre Dame zuweilen meinem Herrn opponirt, meine Meinung; ebenſo, daß ſie häufig von ihm ſpricht, nach ihm blickt, ſich mit ihm beſchäftigt.“

„Das habe ich doch nicht geſagt?“ fragte erſchrocken Herr Steppler.

„Ja, Steppler, Sie haben das geſagt, und Ihr guter Geiſt ſprach aus Ihnen. Sehen Sie, das iſt eine großartige Idee, mit der ich mich lange getragen und die gelingen muß, wenn zwei Männer wie wir ſie in die Hand nehmen. Sie werden Ihre Stellung ſo gut wie ich begreifen. Anmelden und den Tiſch und die Garderobe beſorgen, kann Jeder; aber kräftig in's Leben eingreifen, dazu gehören ſichere Hände, und ich glaube, die haben wir, nicht wahr?“

„Ja, ich glaube ſo,“ antwortete Herr Steppler. Doch konnte er ſich einer feſten Hand nur im bildlichen Sinne rühmen, in der Wirklichkeit dagegen zitterte das Glas in ſeiner Rechten einigermaßen, wenn er es zum Munde führte. „Freilich erſchreckt mich dieſe Idee, Kindermann, aber wenn ich mich an Ihren Gedanken gewöhne, ſo finde ich in der That nichts ſo abſonderlich Befremdendes darin. Seine Hoheit der Regent aber?“

„Das ſei meine Sorge,“ entgegnete Herr Kindermann, „glauben Sie mir, er intereſſirt ſich mehr für die Prinzeſſin, als ſich die ganze Welt träumen läßt.“

„Wirklich?“ warf der Andere mit einem faſt heiteren Tone dazwiſchen.

„Gewiß, ich merke das aus Vielem heraus. Wie oft ſteht Seine Hoheit entfernt von der Prinzeſſin, iſt anſcheinend in eifrigem Geſpräch mit Anderen begriffen, und findet doch Zeit genug, jeden Augenblick nach ihr hinüberzuſchauen, alle ihre Bewegungen zu beobachten.“

„In der That, das iſt mir auch ſchon ſo vorgekommen,“ gab Herr Steppler zur Antwort und wiegte dabei ſeinen Kopf auf und nieder, wie Jemand, der einem angenehmen Gedanken nachhängt.

„Wäre es für uns nicht in jeder Hinſicht das Beſte, wenn da was zu Stande gebracht werden könnte?“ meinte Herr Kindermann. „Ich ſetze den Fall, daß wir uns Beide in unſeren Meinungen nicht irren. Wie dankbar müßten ſolche Bemühungen überdieß von den höchſten Herrſchaften aufgenommen werden! Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß man nicht ſucht die kleinen Streitigkeiten zu vergrößern, die hier und da vorkommen, oder gar neue zu erfinden, und in dem Punkte müſſen Sie ſogar etwas Uebriges thun, Meiſter Steppler.“

„Du lieber Gott, unſereins handelt nur nach Befehlen, das kann ich Sie verſichern,“ entgegnete der Andere. „Wir wagen es wahrhaftig nie, eine eigene Meinung zu haben, noch viel weniger dieſelbe durchzuſetzen. Ja, wir ſind nicht Herr Kindermann,“ ſetzte er mit einem pfiffig ſein ſollenden Lächeln hinzu.

Der Kammerdiener Seiner Hoheit, offenbar geſchmeichelt durch dieſe Aeußerung, machte ein ſpitzes Maul, wobei er ſich verſtohlen im Spiegel betrachtete. „Man thut wahrhaftig nur ſeine Schuldigkeit,“ ſagte er alsdann, „und wenn Einem zufällig einmal etwas gelingt, ſo meinen die Leute, man habe Gott weiß welche Macht.“

Daß in dieſem Augenblick der dienſtthuende Lakai der Prinzeſſin ziemlich ohne Umſtände eintrat, mußte ſeine Urſache haben, und ſo war es auch in der That. Er meldete aus reſpectvoller Entfernung mit flüſternder Stimme, daß die Prinzeſſin in Begleitung Seiner Hoheit ſo eben aus den Appartements der verwittweten Frau Herzogin

komme und daß ſich die höchſten Herrſchaften vorausſichtlich nach ihren Gemächern verfügen würden. Herr Steppler erhob ſich raſch von ſeinem Stuhle, ſchlürfte ſein Glas haſtig aus und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, als ihm Herr Kindermann nochmals einſchenken wollte. Dann reichten ſich die beiden würdigen Männer die Hände und der ausdrucksvolle Blick eines Jeden ſagte dem Andern, daß das Geſpräch von vorhin nicht vergeſſen ſei. Zu Gegenwart des Lakaien etwas hinzuzufügen, wäre nicht räthlich geweſen. Schon daß ſich die beiden mächtigen Kammerdiener die Hände reichten, wurde einer vertrauten Kammerjungfer erzählt, die es denſelben Abend noch zu den Ohren Ihrer Durchlaucht brachte, welche die Annäherung der beiden bisher ſehr feindlichen Parteien wichtig genug fand, um einen Augenblick darüber nachzudenken. Ja, wenn wir unſerer Geſchichte vorgreifen dürften, ſo würden wir hinzufügen, daß die Prinzeſſin ſehr bald an ihren Schreibtiſch eilte, nachdem ſie die vertrauliche Mittheilung von dem Einverſtändniß der beiden Kammerdiener erhalten. „Gut," hatte Ihre Durchlaucht darauf erwidert, „es iſt am Ende gleichgültig — mich überraſcht man nicht." Aber dann hatte ſie einen Brief geſiegelt, adreſſirt und befohlen, ihn ſogleich zu dem Kammerherrn Baron Wenden zu bringen. Es war zehn Uhr des Abends und die Prinzeſſin erwartete eine Entgegnung auf ihre Zeilen.

Herr Kindermann war, dem Rufe der Glocke folgend, kaum in die Appartements des Regenten getreten, als ſich Herr von Fernow in dem Zimmer des Kammerdieners einfand. Da ſich Seine Hoheit noch nicht zur Ruhe begab, ſich vielmehr zum Leſen niedergeſetzt hatte, ſo kehrte Herr Kindermann in wenigen Augenblicken zurück und war offenbar etwas erſtaunt, den Adjutanten zu ſo ſpäter Stunde und in Civilkleidung anzutreffen.

„Verzeihen Sie, lieber Herr Kindermann," ſagte der Major, indem er raſch auf den Eintretenden zuging, „daß ich ſtöre. Aber Sie waren vor einiger Zeit ſo freundlich, mir zu ſagen, ich ſolle mich bei vorkommenden, mir wichtig erſcheinenden Umſtänden vertrauensvoll an

Sie wenden. Ein ſolcher Augenblick iſt nun gekommen, wo ich Ihres Rathes, vielleicht auch Ihrer Hülfe bedarf.“ Der Kammerdiener, offenbar geſchmeichelt durch die freundliche Anrede des jungen Mannes, zeigte ein in der That angenehmes Lächeln und bat den Adjutanten, Platz zu nehmen. „Wenn Sie mir erlauben,“ ſagte dieſer, „ſo ziehe ich vor, ſtehen zu bleiben. Ich habe eine Bitte an Sie und dieſe beſteht darin, mir offenherzig zu ſagen, ob es Ihnen möglich iſt, mich noch bei Seiner Hoheit zu melden.“

Der Kammerdiener ließ einen bedenklichen Blick auf die Standuhr fallen und ſein Geſicht bemühte ſich, ſehr ernſthaft auszuſehen.

„Es iſt nach zehn Uhr,“ bemerkte er, „und müßten wir eine dringende Urſache haben, Seine Hoheit, die mir nicht beſonders gut gelaunt ſcheinen, beim Leſen zu unterbrechen. Auch ſieht der Herr, wie Sie ſelbſt wiſſen, lieber Herr von Fernow, den ſchwarzen Frack nicht gern an ſeinen Adjutanten, ſobald ſie ihm eine Meldung oder dergleichen zu machen haben. Daß ich für Sie thun werde, was ich kann, brauche ich Ihnen wohl nicht erſt zu verſichern. — Ohne unbeſcheiden fragen zu wollen,“ ſetzte er nach einer Pauſe mit einem ſchlauen Lächeln hinzu, „iſt die Sache ſehr dringend?“

„Das iſt es ja gerade, was ich ſelbſt nicht weiß,“ erwiderte Herr von Fernow; „denn ſonſt könnte ich mich ja geradezu melden laſſen. Sie wiſſen, wie ſehr ich überzeugt bin, daß Alles, was die Angelegenheiten Seiner Hoheit betrifft, in Ihren Händen vortrefflich aufgehoben iſt. Daher nehme ich auch gar keinen Anſtand, Ihnen mitzutheilen, was mich hierher führt. Ich kam vorhin in den Beſitz dieſer beiden Photographien,“ damit zog er die Blätter heraus, „und gewiſſe ſonderbare Umſtände laſſen mich vermuthen, daß es Seiner Hoheit erwünſcht ſein werde, von dem Daſein dieſer beiden Portraits, namentlich von dem einen, Kenntniß zu erhalten. Was meinen Sie, lieber Herr Kindermann?“

Der Kammerdiener hatte die beiden Blätter ergriffen und trat an die Lampe über dem Kamin, um ſie zu betrachten. — „Baron Rigoll,“

ſagte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen und ſchaute freundlich lächelnd auf den Adjutanten.

„Ich bitte das andere zu betrachten," verſetzte Herr von Fernow.

„Richtig, das andere," entgegnete der Kammerdiener und ſchob das Portrait des Oberſtjägermeiſters auf die Seite. Er beſchaute das zweite Blatt längere Zeit, zuckte mit den Achſeln und das Lächeln verſchwand von ſeinen Zügen. Er wurde ſogar ſehr ernſt, was, wie wir wiſſen, bei Herrn Kindermann nicht leicht vorkam. „Das iſt freilich wichtiger," ſagte er nach einer Pauſe, „Herzog Alfred von D. Alle Wetter, Herr von Fernow, wie kommen Sie zu dem Portrait?"

„Auf eine etwas umſtändliche Art, die ich mir morgen das Vergnügen machen werde, Ihnen genau mitzutheilen." Bei dieſen Worten machte der Adjutant eine verbindliche Handbewegung, blickte aber zugleich auf die Standuhr über dem Kamin.

„Verſtehe," erwiderte Herr Kindermann geſchmeidig. „Wenn etwas geſchehen ſoll, muß es gleich geſchehen. Sie geradezu einzuführen, ſcheint mir nicht paſſend. Ich muß manövriren."

„Wollen Sie dem Herrn Eau de Cologne aufgießen oder den Säbel klappern laſſen?" meinte ſcherzend der Major.

„Alles hat ſeine Zeit. — Laſſen Sie mich nur machen, Herr von Fernow, und glauben Sie mir, es war ein glücklicher Augenblick, der Sie in den Beſitz dieſes Portraits brachte. Glücklich für Sie, wenn auch nicht für Andere," ſetzte Kindermann hinzu, indem er kopfſchüttelnd abging. —

Der Kammerdiener machte ein ſiegreich lächelndes Geſicht, als er wieder eintrat. „Ich habe für Sie gewirkt, wie ich in den ſchönen Tagen that, wo Ihr Herr Vater, Gott hab' ihn ſelig, auf dieſer ſelben Stelle an den unbedeutenden Kindermann manch freundliches Wort ſpendete. Gehen Sie getroſt zu Sr. Hoheit."

„Sprachen Sie davon, was mich hieher geführt?" fragte Herr von Fernow.

Der Kammerdiener erhob ſeinen Kopf mit einem unbeſchreiblichen

Ausdruck von Würde, als er hierauf entgegnete: „Kindermann ſollte in einem ſolchen Falle vereilig ſein? Der Mittheilung eines Mannes, dem er wohl will, dadurch die Spitze abbrechen? O nein, das thut man nur in Fällen, wo es nöthig erſcheint, Jemanden die Freude zu verderben. Vorkommen mag dergleichen freilich. Nein, ich meldete Seiner Hoheit, ſie hätten ſich auf eine auffallende Art im Vorzimmer blicken laſſen, es ſcheine mir, Sie hätten etwas auf dem Herzen, ohne gerade den Muth zu haben, eine Audienz zu verlangen. — Vor allen Dingen," ſetzte er mit leiſer Stimme, aber in ſehr vertraulichem Tone hinzu, „habe ich Seine Hoheit den Regenten neugierig gemacht."

„Ob mir das helfen wird, mag Gott wiſſen," antwortete Herr von Fernow im Abgehen; „vor Allem aber meinen herzlichſten Dank."

Herr Kindermann blieb einen Augenblick nachdenklich in der Mitte des Zimmers ſtehen, nahm bedächtig eine Priſe aus der großen goldenen Doſe und ſprach dann zu ſich ſelber: „das iſt ein junges, dankbares Gemüth; er iſt es werth, daß wir ihn protegiren."

Im Kabinet des Regenten war es faſt wie an jenem Abend, an welchem wir den Leſer zum erſtenmal dorthin führten. Im Kamin ſpielte ein leichtes Feuer, die ſchwere Bronzelampe war tief auf den Tiſch hinabgezogen, wie damals auch mit dem grünen Schirme bedeckt, nur ſchritt der Regent langſam im Zimmer auf und nieder, den Eintretenden erwartend.

Der junge Mann machte an der Thür eine tiefe Verbeugung, der Anrede Seiner Hoheit harrend.

„Ei, ei, mein beſter Fernow," ſagte der Fürſt, „ich erfahre ſo eben durch Kindermann, daß Sie ſich wie ein Geſpenſt nächtlicher Weile in meinem Vorzimmer ſehen laſſen. Den Himmel auch, was machen Sie um dieſe Stunde im Schloſſe? Wenn das der Oberſtjägermeiſter erfährt, ſo wird er ſeine Heirath ſo beſchleunigen, daß Ihre beſten Freunde nichts für Sie thun können."

„Dürfte ich mir nach dieſem gnädigen Empfange ſchmeicheln, daß Eure Hoheit ſelbſt einigen Antheil an mir nehmen, ſo darf ich mir

vielleicht erlauben, der Wahrheit gemäß zu ſagen, daß ich in dieſem Augenblicke nicht im Schloſſe bin, um Seiner Excellenz Anlaß zum Mißvergnügen zu geben. Es iſt wahr, ich hielt mich im Vorzimmer auf, hoffend auf das Glück, das mir jetzt zu Theil geworden, — Eure Hoheit noch heute Abend ſehen zu dürfen."

„In der That, Sie machen mich neugierig, lieber Fernow, aber ehe Sie mir mittheilen, was Sie hierher führt, erlauben Sie mir, meine Lampe aufſteigen zu laſſen. Es iſt ein unbehagliches Gefühl, ſo im Halbdunkel zuſammen zu ſprechen, für Sie wie für mich. — So." Er hatte bei dieſen Worten die Carcellampe vermittelſt des Gegengewichts ihrer Ketten an die Decke gehoben, wodurch das kleine Kabinet mit einem Male hell beleuchtet erſchien, dann lehnte er ſich gegen das Geſims des Kamins, blickte den jungen Mann wohlwollend an, und forderte ihn mit einer gefälligen Handbewegung zum Sprechen auf.

Nachdem Herr von Fernow um Entſchuldigung gebeten, daß er ein wenig weit ausholen müſſe, erzählte er von ſeinem abendlichen Spaziergang im Parke, von ſeinem Zuſammentreffen mit dem Photographen und wie er durch dieſen von jenen beiden Herren erfahren, die vor einigen Tagen auf ſo geheimnißvolle Art ihre Portraits machen ließen, und wie er aus der näheren Beſchreibung erſehen, daß der Eine Baron Rigell geweſen. Nachdem der Fürſt von Anfang an dieſer Erzählung des jungen Mannes mit einigem Intereſſe gefolgt war, ohne gerade viel Spannung zu verrathen, ſo richtete er ſich bei der Erwähnung des Oberſtjägermeiſters in die Höhe, ſchlug die Arme übereinander und lauſchte begieriger jedem Worte ſeines Adjutanten. Dieſer berichtete hierauf in möglichſter Kürze von ſeinem Aufenthalt auf der Schloßterraſſe, von der Erſcheinung des Herrn Krimpf, wie er denſelben verfolgt und wie es ihm endlich gelungen, jene Blätter zu erhalten.

Mit ſteigendem Intereſſe hatte der Regent zugehört und zuweilen den Erzähler mit einem aufmunternden Zuruf unterbrochen. Als nun

der Major in seine Brusttasche griff und die beiden Blätter hervorholte, trat ihm der Regent rasch entgegen und nahm sie aus seiner Hand. Das Bild des Oberstjägermeisters warf er hastig bei Seite, als er jedoch das andere gegen das Licht hielt, entdeckte Herr von Fernow eine außerordentliche Umwandlung auf dem sonst so ruhigen Gesichte des Regenten. Die Züge waren starr und bleich geworden, als er die Photographie angeblickt, er biß die Lippen fest aufeinander und faßte mit der linken Hand nach dem Tische, freilich nicht, um sich daran zu halten, wohl aber um die Decke auf demselben in der geballten Faust zusammenzudrücken.

„Diese Photographien wurden also vor wenigen Tagen hier in der Stadt gemacht?" fragte der Regent mit bewegter Stimme.

„Vor vier Tagen."

„Und nicht etwa nach Bildern," fuhr er fort, „sondern beide nach den lebendigen Originalen?"

„Beide, Eure Hoheit," entgegnete ruhig der Adjutant. „Ich sah selbst den andern Herrn."

„Wo sahen Sie ihn? Wo? Warum machten Sie mir keine Meldung darüber?"

„Weil ich ihn nicht kannte, und er mir einfach als Graf Hohenberg vorgestellt wurde."

„Graf Hohenberg? Das ist ein Incognito zur Unzeit, kein ritterliches! Und wo sahen Sie ihn?" forschte der Regent mit steigender Heftigkeit.

„Im Hause des Baron Wenden, wo er Seine Excellenz den Herrn Oberstjägermeister suchte."

„Ah diese Rigoll und Wenden!" rief der Regent nicht nur zornig aufgeregt, sondern es lag zugleich etwas tief Schmerzliches im Blicke seiner Augen, ja selbst im Tone der Stimme. Es war ein Moment, wo der sonst so ruhige und feste Mann vergaß, daß er nicht allein in seinem Kabinet war. Doch eine Sekunde genügte, um ihn an die Gegenwart des Andern zu erinnern. Er legte einen Augenblick die

Hand an die Stirn, fuhr ſich über das Geſicht herab, und ſagte nach einem faſt mühſamen Athemzuge: „Sie ſind erſtaunt, mein lieber Fernow, daß das Portrait einen ſo tiefen Eindruck auf mich macht. Vielleicht wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen das erklären kann, denn ich vertraue Ihnen, wie wenigen. Vielleicht, —“ wiederholte er mit einem bittern Lächeln. „Um Ihnen aber einen Beweis zu geben, wie ſehr ich Ihnen vertraue und da ich es für nöthig halte, Sie au fait zu ſetzen, will ich mich bemühen, Ihnen mit wenigen Worten zu ſagen, in welchem Zuſammenhange dieſer Mann da mit mir, das heißt mit unſerer Familie ſteht. Es iſt der Herzog Alfred von D.,“ ſagte er und fügte, die Photographien nochmals betrachtend, hinzu: „Er hat ſich alt gemacht, der Herzog, recht alt.“ Dann warf der Regent einen Blick in den Spiegel und fuhr fort: „Der Herzog projektirte ſchon vor einigen Jahren eine Verbindung mit meiner Couſine, der Prinzeſſin Eliſe. Das war alſo noch zu Lebzeiten des ſeligen Herzogs. Die Prinzeſſin ſchlug die Partie aus und — — bereute ihre Weigerung ſpäter, wie ſie mir nachher, freilich in Momenten des Zorns und der Aufregung — wiederholt verſicherte.“ — Auch dieſen Satz ſprach der Regent wieder, wie mit ſich ſelbſt redend. „Darauf machte der Herzog ſeine großen Reiſen und jetzt, da er zurückgekehrt iſt, ſcheint er, oder — — Jemand anders, dieſe Verbindung knüpfen zu wollen — ja Jemand anders,“ fuhr er heftiger fort, „nicht aus Liebe, das glaube und hoffe ich nicht, aber aus Trotz und Widerſpruchsgeiſt, unterſtützt von den Rathſchlägen des Herrn Wenden, Rigoll und Conſorten. Ich werde aber Gelegenheit finden, ein Wort mit ihnen zu reden.“

Damit ſchleuderte der Fürſt die Photographie auf den Tiſch und ſchritt im Kabinet auf und ab, bis er plötzlich vor dem Adjutanten ſtehen blieb, ihm die Hand auf die Schulter legte, und mit einem ſo weichen Tone ſagte, wie der junge Mann ihn nie von ihm gehört:

„Mein lieber Fernow, man ſagt, ich ſei kalt, verſchloſſen, ernſthaft, ja finſter. Es iſt wahr, es iſt ſo meine Art, doch glauben Sie

Die sieben Musikanten.

1838.

Einst zogen sieben Musikanten
In unser Dörfchen herab
An einem Frühlingstage —
Ich war noch ein kleiner Knab', —
Sie spielten lustige Lieder
Und hießen die sieben Gebrüder.

Ich frug die Sieben: „Wo kommt ihr her?“ —
„Aus fernen Landen drüben;
Der Schnee zerschmolz, der Frühling kam,
Und hat uns fortgetrieben.
Wir spielen lustige Lieder
Und heißen die sieben Gebrüder.“

Nach Jahren erschienen sie wieder
An einem Sommertag;
Ich tanzte mit meinem Liebchen
Unter der Linde am Hag.
Es kamen nur fünfe wieder,
Die hießen die sieben Gebrüder.

mir, ich kann auch fühlen, tief und schmerzlich fühlen.“ Er wandte sich rasch um, stellte sich wieder an den Kamin, und lehnte seinen Kopf leicht gegen die Wand.

Es herrschte einen Augenblick eine so tiefe Stille in dem Kabinet, daß man auf's Deutlichste nicht nur den klingenden Schlag der Standuhr vernahm, sondern daß der Adjutant auch das leichte Rauschen eines Vorhangs im Nebenzimmer zu hören glaubte. Es war in dem Zimmer, welches an das des Herrn Kindermann stieß.

„Wenn die Prinzessin sich verheirathen will,“ fuhr der Herzog nach einigen Sekunden fort, „wenn sie sich, wie gesagt, vermählen will und die Partie ist passend, wie die mit dem Herzog Alfred, warum denn diese heimlichen Wege? Warum mir, dem Regenten, dem Chef des Hauses nicht geradezu sagen: das sind meine Ansichten, meine Wünsche. Bei Gott, wenn es denn einmal sein muß, so hätte ich die Annäherung doch viel ehrenhafter, ja anständiger herbeigeführt, als diese Herren Wenden und Rigoll; was meinen Sie, Fernow?“

Der junge Mann hatte einen tiefen Blick in das Innere des Herzogs gethan und es war ihm klar geworden, was sich der Regent vielleicht selbst nur ungern eingestehen mochte: der Fürst liebte die Prinzessin; nicht wie ein junger Mensch, wie er selbst liebte, leidenschaftlich sprudelnd, aber herzlich und innig, und das feste Gemüth des Fürsten verschloß diese Regung vor aller Welt, seine Liebe allein fühlend, die Leiden derselben allein tragend. Der Adjutant war in Träumereien versunken über die seltsamen Geschicke des Menschen und fuhr fast zusammen, als ihm der Regent jene Frage vorlegte. Glücklicherweise hatte er die Worte, welche der Frage vorausgingen, verstanden und er antwortete: „darüber kann kein Zweifel herrschen. Doch wenn mir Eure Hoheit eine ganz ergebene Bemerkung erlauben, so hatten Sie vor einiger Zeit die Gnade, mir etwas über den Charakter Ihrer Durchlaucht mitzutheilen, was mir auf den vorliegenden Fall außerordentlich passend erscheint.“

„Lassen Sie hören,“ sprach aufmerksam der Regent.

„Eure Hoheit ſagten damals, daß die Prinzeſſin mit ſeltenen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, die wir ja Alle an der hohen Dame kennen und verehren, eine außerordentliche Luſt zur Intrigue verbinde, daß es ihr nicht möglich ſei, einer Sache, für die ſie ſich intereſſire, ihren gewöhnlichen Lauf zu laſſen, daß es Ihrer Durchlaucht das größte Vergnügen mache, Minen und Gegenminen ſpringen zu laſſen, um zu irgend einem Reſultat zu kommen, das ſie vielleicht auf geradem Wege leichter erreichen könne."

„Und ich beſtätige meine Worte von damals," antwortete der Regent, „ich ſprach ſo eben noch das Gleiche aus. Aber er verletzt mich tief, dieſer Mangel an Vertrauen, ja, er thut mir unendlich weh' und ich will mich nicht ſchämen, das vor Ihnen zu geſtehen. — Wir ſind ja einmal Vertraute geworden, beſter Fernow," fuhr er mit einem ſchmerzlichen Lächeln fort, „was ich meines Theils nicht bereue, da ich überzeugt bin, mich in Ihnen nicht geirrt zu haben."

Damit trat er einen Schritt gegen den jungen Mann und reichte ihm ſeine Rechte, die jener mit beiden Händen ergriff und ehrerbietig an ſeine Lippen führen wollte; doch entzog ſie ihm der Regent auf eine ſanfte Art.

Er ſtrich ſich leicht über die Stirn, trat zum Tiſche, warf das aufgeſchlagene Buch zu und ſagte: „Für Ihre Nachricht danke ich Ihnen herzlich. Ich hatte eine Ahnung von dieſer Angelegenheit, wußte aber in der That nicht, daß dieſelbe ſchon ſo weit gediehen ſei. Wollen Sie mir noch einen ferneren Dienſt leiſten, ſo werden Sie mich außerordentlich verbinden."

„Es macht mich glücklich, wenn Eure Hoheit über mich befehlen wollen," entgegnete der junge Offizier mit herzlichem Tone.

Der Regent blickte auf die Uhr über dem Kamin.

„Es iſt beinahe elf Uhr, Sie kennen Baron Wenden gut genug, um ihm, falls er noch nicht zu Bette iſt, einen Beſuch machen zu können?"

„O ja, Euer Hoheit, ich kann das ſchon wagen."

„Gehen Sie alſo zu ihm, ſuchen Sie ihn heute noch zu ſprechen, und ſagen Sie ihm, ich wiſſe um die geheime Angelegenheit, ich ſei ſehr ungehalten und geben Sie ihm den freundſchaftlichen Rath, — begreiflicher Weiſe habe ich Sie nicht geſchickt, Sie kommen ganz aus eigenem Antriebe — Sie geben ihm alſo den guten Rath, Ihnen zu entdecken, wie die Sache überhaupt ſteht. Sagen Sie ihm, dies ſei Ihrer Anſicht nach das beſte Mittel, ſeine Krankheit nicht nur augenblicklich aufhören zu machen, ſondern auch allenfallſige kleine Wünſche erfüllt zu ſehen. — Die Sache iſt mir wichtig, lieber Fernow," ſetzte der Regent in faſt liebreichem Tone hinzu, „denken Sie nicht, Sie handeln für den Regenten, denken Sie, es ſei für einen Ihrer guten Freunde, dem Sie nach beſtem Willen einen Liebesdienſt erzeigen möchten."

„Hoffentlich ſoll Euer Hoheit mit mir zufrieden ſein; ich darf mir wohl erlauben, morgen mit dem früheſten meinen Rapport abzuſtatten?"

„So früh, als Sie wollen, Fernow," antwortete der Regent mit einer freundlichen Handbewegung.

Als der junge Mann das Zimmer verlaſſen hatte, ſchaute der Regent einen Augenblick ſtarr vor ſich hin, dann drückte er die rechte Hand auf das Herz und that mit feſt zuſammen gebiſſenen Zähnen einen tiefen Athemzug.

„Alſo doch!" ſprach er zu ſich ſelber, „ſie hat mich wirklich überliſtet! Aber zu welchem Zweck? Das möchte ich wiſſen. Zu welchem Zwecke? Will ſie Herzogin von D. werden? Bah! ich kann und will nicht daran glauben. Und doch — und doch! Dieſe ganze Intrigue ſähe ihr ähnlich, — wenn — ja wenn — ſie dieſelbe nicht ſo außerordentlich geheim gehalten hätte. Fernow iſt ehrlich. Er hängt an mir und iſt keines ihrer Werkzeuge. — Und doch wäre ich unausſprechlich glücklich, wenn er zum Verräther an mir geworden wäre, wenn er auf den Wunſch der Prinzeſſin mir dieſe Mittheilung gemacht hätte, wenn ſie mich einen drohenden Verluſt ahnen laſſen

wollte, um mich zu einem entscheidenden Schritt zu drängen. — — Aber nein, nein, es ist nicht so. Ich fürchte, ich habe zu lange gezaudert, ein verlorenes Spiel in der Hand. Da Fernow treu ist, ist die Prinzessin in Wahrheit falsch gegen mich. Sie will sich von mir losreißen, sie will Herzogin von D. werden. — Wir wollen sehen."

Herr von Fernow hatte draußen im Vorzimmer Mühe, sich so schnell, als es nothwendig war, von Herrn Kindermann zu verabschieden. Der alte Herr saß wie geknickt in seinem Lehnstuhle und machte kaum einen schwachen Versuch, aufzustehen. Er hatte natürlicher Weise sehr wenig von der Unterredung im Kabinet verloren und ihm, der, wie wir es wissen, für eine Verbindung des Regenten mit der Prinzessin Elise schwärmte, war das, was er erfahren, so überraschend gekommen, daß es ihn ganz niedergeschmettert hatte, und er beim Eintritt des Adjutanten nicht einmal im Stande war, ein ganz gewöhnliches Lächeln auf seine Züge zu zaubern. Er hätte gar zu gern seinem Kummer durch ein Gespräch Luft gemacht, doch legte Herr von Fernow den Finger auf den Mund und sagte nichts als: „Ein dringender Auftrag, Herr Kindermann, morgen das Nähere."

Dann verließ er eilig das Kabinet des Kammerdieners und trat durch das Vorzimmer in die jetzt schon öden Gänge des Schlosses. Man hörte hier nichts mehr als das taktmäßige Auf- und Abschreiten der Schildwachen und nur dann und wann von weither schallend das Zuschlagen einer Thür.

Jetzt war der junge Mann an eine große Treppe gekommen, wo er hinter einem der dicken Pfeiler stehen blieb, denn droben hörte man Thüren öffnen und sah den Glanz von Lichtern, mit denen ein paar Lakaien eilfertig auf den Gang hinaussprangen. Jetzt wurden auch Schritte vernehmbar, der Tritt eines Mannes und das Rauschen eines seidenen Kleides.

„Mir scheint," sprach der Adjutant zu sich selber, „ich bin heute einmal dazu verdammt, im Schlosse zu lauschen. Ein unangenehmes Geschäft — man erfährt da selten was Gutes. Eigentlich sehe ich

nicht ein, warum ich hier verborgen stehen bleiben soll. Was kümmert mich, wer da von den Gemächern der Prinzessin kommt. — Vorwärts."

Und doch ging er nicht vorwärts. Denn der Klang der Stimme, die jetzt auf der Treppe laut wurde, hielt ihn gewaltsam hinter dem Pfeiler fest. Es war Seine Excellenz der Oberstjägermeister, der in seinem scharfen Tone sagte: „Sie werden nicht so grausam sein, mein Fräulein, um mir zu verbieten, daß ich Sie in meinem Wagen bis an Ihre Wohnung begleiten darf. Ich habe ja das Glück, Ihnen so nahe zu stehen, daß selbst die Oberhofmeisterin Ihrer Durchlaucht, die doch im Punkte des Anstandes fast unmöglich zu befriedigen ist, nichts dagegen einzuwenden hatte, wie Sie droben vernahmen."

So sprach er, und was er sagte, fiel wie gewaltige Schläge auf das Herz des armen Fernow. Jetzt wußte er, wer neben dem verhaßten Nebenbuhler die Treppen hinabstieg. O wäre der hundert Meilen von diesem Platze entfernt gewesen! Wie ein Kind nach blendendem Blitz entsetzt auf den heftigen Donnerschlag wartet, so lauschte er angstvoll auf ihre Gegenrede.

Ja, sie war es. Es war Helene von Ripperda, die aus ihren Dienstzimmern im Schloß in ihre Stadtwohnung zurückkehren wollte. Und wenn sie dem Oberstjägermeister auch zur Antwort gab: „Ich will sie wahrhaftig nicht bemühen, mein Wagen steht ja ebenfalls bereit," wenn sie ihm auch mit diesen Worten seine Bitte verweigern zu wollen schien, so war doch der Klang der Stimme so freundlich, daß der arme Lauscher darob seine Hände zusammenballte. — O, seine Leiden waren noch nicht zu Ende. „Dießmal lasse ich mich nicht abweisen, mein schönes Fräulein," sagte die Excellenz lustig, „ich muß Sie sonst bei Ihrer Durchlaucht und sogar bei der Oberhofmeisterin verklagen. Schicken Sie Ihren Wagen weg. Ich erbitte es mir als eine Gunst, — ja, als eine Gnade, Sie in meiner Equipage begleiten zu dürfen."

„Das dank' ihm der Teufel, daß das eine Gunst ist," dachte ingrimmig Herr von Fernow, indem er mit den Zähnen knirschte. „Wenn

ich mich ſehen ließe? — Doch nein. Was brauche ich zu ihrer Hülfe zu erſcheinen, o, dies ſtolze Mädchen iſt ſelbſtſtändig genug, ihren Willen durchzuſetzen. Sie iſt nur nachgiebig, wo es ihr gefällt. Fahr' hin!"

Der Klang der Schritte und das Rauſchen der ſeidenen Robe verloren ſich nach dem Hauptportale zu. Herr von Fernow eilte unwillkürlich nach. Er wußte, daß er die Beiden nicht mehr erreichen konnte, er wollte ſich nur das unausſprechliche Vergnügen machen, die beiden traulich Beiſammenſitzenden davonfahren zu ſehen.

Jetzt fuhr ein Wagen vor, man hörte den Tritt herabſchlagen, dann die Stimme Seiner Excellenz, welche dem Kutſcher die Wohnung des Fräuleins von Rixverda angab, und die Equipage rollte davon. Der arme Adjutant ſtand in dieſem Augenblicke unter dem Hauptportal. Was hätte er um die Stelle des Oberſtjägermeiſters gegeben! Neben ihr im engen Wagen ruhen zu dürfen, ein freundliches Wort mit ihr plaudernd, vielleicht ſanft ihre Hand berührend — o Gott, daß Träumereien, und namentlich Träumereien eines Unglücklichen ſo extravagant ſind!

Ein zweiter Wagen hielt noch bei der Anfahrt, der Wagen der ſchönen Hofdame. Der Kutſcher wollte gerade ſeine Pferde wenden, um leer in die königlichen Stallungen zurückzukehren, als ihm Herr von Fernow zurief, zu halten. Auf den Thürmen ſchlug es eilf Uhr, es war eine gute Strecke bis zur Wohnung des Baron Wenden. Warum ſollte er ſich nicht erlauben, einen leeren herzoglichen Wagen zu benutzen! Und — woran er wohl dachte, und was ihm einen ſüßen Schmerz bereitete — ihren Wagen!

Der Lakai, der neben dem Coupé ſtand, öffnete dem Adjutanten bereitwillig den Schlag, dieſer nannte die Wohnung des Baron Wenden und warf ſich auf das Kiſſen der linken Seite. Helene pflegte in der rechten Ecke zu ſitzen. An ſie denkend, legte er ſeine Hand auf das Polſter, wo ihr Kopf gewöhnlich ruhte, und als er hierauf ſanft über die ſchwere Seide hinabfuhr, erfaßten ſeine Finger mit unausſprech-

lichem Vergnügen ein feines Battiſttuch, welches ſie im Wagen gelaſſen. Daß er es an ſeine Lippen drückte und es dann, ein glücklicher Dieb, ſorgfältig in ſeine Bruſttaſche ſteckte, brauchten wir dem geneigten Leſer eigentlich gar nicht zu ſagen, doch war dieſer koſtbare Fund nicht im Stande, ſeine ſchmerzliche Stimmung zu verſcheuchen, vielmehr dachte er immer und immer wieder an den vorausrollenden Wagen, und wenn er zornig ſagte: „Warum konnte ich nicht früher das Schloß verlaſſen?“ ſo ſeufzte er in Uebereinſtimmung mit dieſem Gedanken gleich darauf aus vollem Herzen: „Das war kein Augenblick des Glücks!“

Vierzehntes Kapitel.

Eine goldene Brücke.

Auf die Gefahr hin, dem geneigten Leſer den Anfang des erſten Kapitels zu wiederholen, müſſen wir ihn doch, dem Lauf unſerer wahrhaftigen Geſchichte gemäß, am heutigen Abend nochmals zur Wohnung des Kammerherrn Baron von Wenden zurückführen, obgleich wir dieſelbe nach dem Diner, und zwar erſt vor wenigen Stunden verlaſſen. Nachdem ſich auch der Oberſtjägermeiſter von ihm verabſchiedet, hatten Reflexionen über ſeine Krankheitszuſtände abgewechſelt mit Plänen für die Zukunft, und nebendem hatte der Dienſt am Fenſter eine nicht unbeträchtliche Zeit in Anſpruch genommen. Doch ſchien der Baron in letzterer Angelegenheit keinen beſonderen Schritt vorwärts machen zu können. Denn wenn ſich auch das Mädchen zuweilen blicken ließ, ſogar flüchtig herniederſchaute, ſo hielt ſich Roſa höchſtens ſekundenlang auf, von irgend einer Bewegung mit der Hand war gar keine Rede, ſie ſah ernſt, ja, was noch ſchlimmer war, höchſt gleichgültig aus, und

alles dies gab dem Kammerherrn Steffi genug zum Nachdenken. Was die beiden erſt erwähnten Angelegenheiten betraf, ſo glaubte er den richtigen Weg gefunden zu haben. Das kühlere Betragen ſeiner ſchönen Nachbarin dagegen konnte er ſich unmöglich erklären. Sollte ſie vielleicht Aufmerkſamkeiten anderer Art, ſollte ſie eine Annäherung erwarten und darum des Schmachtens aus der Ferne überdrüſſig ſein? Seine Eitelkeit wollte ſo weit nicht gehen. Und doch warum ſollte das unmöglich ſein! Warum ſollte ihm ſeine ſchöne Nachbarin nicht in Wahrheit ihre ganze Liebe zugewendet haben? — Ja, und wenn das der Fall war, — und daß dieſer Fall in der That denkbar war, das glaubte Herr von Wenden im Spiegel zu leſen, in welchen er in dieſem Augenblicke einen mörderiſchen Blick warf, — ſo konnte er es ſeiner Nachbarin nicht verübeln, wenn ſie von ihrem Gegenüber endlich einen anderen Beweis der Zuneigung verlangte, als das ewige Anblicken, als das beſtändige Zeichenmachen mit Hand, Schnupftuch und Blumenbouquets. Dieſer Gedanke war dem Kammerherrn ſo ſchmeichelhaft, daß er ihm mit Vergnügen nachhing, ja, daß er nach einiger Ueberlegung entzückt von dem Benehmen des jungen Mädchens war. Daß er morgen am Tag Schritte thun wollte, um ſie nicht länger harren zu laſſen, verſprach er ſich freilich, war aber noch nicht recht mit ſich darüber im Reinen, auf welche Weiſe er eine Begegnung bewerkſtelligen ſollte. Ein Anderer hätte ſich vielleicht darüber nicht viel Kopfbrechens gemacht, aber Herr von Wenden hatte einestheils in dieſem Punkte etwas ſehr Kindliches und anderntheils hatten ihn ſchon traurige Erfahrungen auf dieſem Felde der Diplomatie ſo vorſichtig als ſchüchtern gemacht.

Daß er bei dieſen Betrachtungen ſehnlichſt auf das Aufhören ſeines höchſten Orts befohlenen Unwohlſeins harrte, verſteht ſich von ſelbſt. Noch nie hatte er ſeine ſämmtlichen Zimmer mit ſolcher Ungeduld durchſchritten, wie am heutigen Abend. Wie lang wurden ihm die Stunden nach Beendigung ſeines Diners bis neun Uhr. Glücklicherweiſe wurde ihm alsdann ſein Thee ſervirt, neben der ſprudelnden Maſchine ſchichtete ihm ſein Kammerdiener die mit der Abendpoſt

eingelaufenen Zeitungen und Briefe auf, und mit Durchlesung derselben verflossen eine bis anderthalb Stunden unendlich viel schneller, als wenn er im Zimmer auf- und abspazierend die Zeit todttrat.

Da erschien der Kammerdiener geräuschlos wie ein Schatten im Zimmer, glitt vor den Fauteuil des Barons und präsentirte ihm auf silbernem Teller ein kleines Briefchen, welches so eben draußen abgegeben worden war. Der Hoflakai, sagte er, warte auf Antwort.

Wenn man gelangweilt ist, so ist die Ankunft jedes Briefes erwünscht; ein Schreiben aber, das ein Hoflakai bringt, der obendrein auf Antwort wartet, gehört zu den interessantesten Erlebnissen eines Kammerherrenlebens. Daß der Baron hastig das Schreiben ergriff, versteht sich von selbst, ebenso, daß er mit Vergnügen die Aufschrift von einer feinen Damenhand sah, und nicht minder, als er auf dem Siegel das herzogliche Wappen erkannte.

Der Kammerdiener zog sich einige Schritte zurück, der Baron rückte die Lampe näher und erbrach in der größten Ehrfurcht das Siegel. Daß der Brief von der Prinzessin Elise kam, hatte er an Schrift und Petschaft erkannt, daß er einen freundlichen Dank enthalte für seine Bereitwilligkeit, ihr unbedingt seine Dienste widmen zu wollen, ahnte er, öffnete aber trotzdem in einiger Aufregung das zierlich zusammengelegte Blatt. „Mein lieber Kammerherr von Wenden," schrieb die Prinzessin; — die Anrede war gut und viel versprechend, und der Brief selbst mußte seinem Inhalte nach diese Aufschrift wahrhaftig rechtfertigen, ja, er mußte interessant und pikant sein; denn das spiegelte sich deutlich in dem seltsamen Gesichtsausdruck, mit dem der Kammerherr das Blatt anstarrte. Auf seinem Gesichte war Ueberraschung, ja, einiges Erschrecken deutlich zu lesen. Er durchlief das Schreiben einmal, zweimal, er las es zum dritten Mal. Er schüttelte mit dem Kopfe, er fuhr mit der Hand über Stirn und Augen und las dann zum vierten Male, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht geirrt. — Nein, hier war kein Irrthum möglich; da standen die Worte in den ihm wohlbekanten scharfen und ausdrucksvollen Schriftzügen

der Prinzeſſin, klar und beſtimmt, ohne eine andere Deutung zuzulaſſen, als ihren Willen, den ſie aufs Klarſte ausdrückte.

Die Prinzeſſin ſchrieb folgendermaßen: „Mein lieber Kammerherr von Wenden! Durch Baron Rigoll erfuhr ich ſo eben Ihre freundliche Bereitwilligkeit, mir Ihre Dienſte ohne Rückhalt widmen zu wollen. Leider aber ſind Sie durch ein ähnliches Anerbieten vor wenigen Tagen in unangenehmen Conflikt mit dem Regenten gekommen, was mir indeſſen Ihre heute ausgeſprochene Bereitwilligkeit nur um ſo ſchätzenswerther macht. Hören Sie meinen Wunſch, für deſſen pünktliche Erfüllung ich Ihnen aufs Dankbarſte verpflichtet ſein werde. Durch Baron Rigoll erfuhren Sie den Aufenthalt des Herzogs Alfred von D., ſowie deſſen Abſichten auf meine Hand. Die Unterhandlungen ſind ſo weit gediehen, daß ich nur ein einfaches Ja zu ſagen brauche, um ſie zum Abſchluß zu bringen. — Daß ſich der Herzog im ſtrengſten Incognito hier aufhält, liegt in dem Benehmen des Regenten, der ſich gegen die projektirte Heirath ſchon vor einiger Zeit ungünſtig auszuſprechen beliebte. Ob ſich deſſen Anſichten geändert, möchte ich auf indirektem Wege erfahren. Deßhalb wünſche ich, daß Sie dem Regenten, ihm ſelbſt oder noch beſſer einem ſeiner Vertrauten die Mittheilung über alles das machen, was Sie in dieſer Angelegenheit den Herzog und mich betreffend heute von Baron Rigoll erfuhren, mit Einem Worte, und um es Ihnen vollkommen deutlich zu erklären, Sie ſollen mein Geheimniß dem Herzog verrathen."

„Wenn ich Sie zu gleicher Zeit erſuche, dieſes Schreiben, nachdem Sie es geleſen, dem Ueberbringer wohlverſiegelt an mich zurückzugeben, ſo bitte ich darin kein Zeichen des Mißtrauens zu ſehen, ſondern mein Begehren den eigenthümlichen Verhältniſſen zuzuſchreiben, in denen wir uns, vor allen aber ich mich hier befinde, und Sie werden dadurch meinen vollkommen gerechtfertigten weiteren Wunſch verſtehen, daß meine Zeilen auf's Allerſtrengſte unter uns bleiben. In dieſem Falle können Sie auf meine unbegrenzte Dankbarkeit rechnen; im andern aber, den ich indeſſen bei Ihnen nicht vorausſetze, müßte

Ich frug die Fünfe: „Euch fehlen zwei,
Wo sind die Beiden geblieben?“ —
Sagt Einer: „Des Herbstes große Fluth
Hat elend sie weggetrieben.“
Ihm rollt eine Thräne nieder;
Sie singen jetzt andere Lieder.

Nach vielen Jahren im Herbste, —
Erkaltet war Liebchens Treu' —
Da kamen sie wieder und spielten
Eine ernste Melodei.
Es kamen nur dreie wieder,
Die hießen die sieben Gebrüder.

Die drei frug ich: „Ihr spielt so ernst
Und habt wieder zwei verloren?“
Sagt Einer: „Im letzten Winter war's kalt,
Da sind die Beinen erfroren;
Wir können nur ernste Lieder
Spielen ohne die Brüder.“

Einst klang es Nachts im Winter
Wie Trauermelodie;
Schnee lag auf der Liebsten Grabe —
Ich fand im Zwielicht früh
Erstarrt, erfroren die Glieder,
Den letzten der sieben Gebrüder.

ich Sie desavouiren und, so leid es mir auch vielleicht thun würde, als erbitterte Feindin verfolgen. Elise."

Dem Kammerherrn war nach viermaligem Leſen dieſes Briefes zu Muthe, als befinde er ſich in einem ſchweren Traum, aus dem zu erwachen ihm faſt unmöglich wurde. Er griff an ſeine Stirn, er ſah im Zimmer umher, betrachtete Aufſchrift und Siegel, aber das blieb unverändert, und wie ſchon vorhin bemerkt, war der Brief ſo klar abgefaßt, daß er keiner Mißdeutung unterlag.

„Das iſt eine ſchöne Commiſſion," ſeufzte Herr von Wenden nach längerem Nachdenken. „Teufel auch! warum erſieht ſie gerade mich dazu? Wie werde ich Seiner Excellenz gegenüber beſtehen! — O, o, gehe Einer vom geraden Wege ab, laſſe ſich in Intriguen ein, namentlich in Intriguen, die von Weibern eingefädelt und durchgeführt werden, ſo hat ihn der Teufel nicht nur bei einem Haar, ſondern beim ganzen Schopfe." Er war mißmuthig von ſeinem Fauteuil in die Höhe geſprungen und ſchritt aufgeregt durch das Zimmer. Vor allen Dingen durfte er die Prinzeſſin nicht auf Rückſendung des gefährlichen Billets warten laſſen; das war in dem Ganzen die ungefährlichſte Forderung, und daß ſie ein Recht dazu hatte, ſah er wohl ein. „Ein Recht?" ſprach er trübe lächelnd zu ſich ſelber, „ein Recht, das ſich die Großen dieſer Erde nehmen, um ſelbſt im Schatten ſtehen zu bleiben, um uns nach Gutdünken an das Licht ſtellen zu können. Sei es darum. Vielleicht bin ich diesmal der Ausübung meiner Theorie näher, als damals bei dem Blumenbouquet; vielleicht iſt dies ein Augenblick des Glücks." —

Raſch trat er zum Tiſche, ſteckte das Billet in ein Couvert, ſiegelte es ſorgfältig, ſchrieb die Adreſſe an Ihre Durchlaucht und befahl, als verſichtiger Mann, den Bedienten eintreten zu laſſen.

Es war der ihm und auch uns, geneigte Leſer, wohlbekannte Kammerlakei der Prinzeſſin.

„Wer gab Ihnen den Brief an mich?"

„Ihre Durchlaucht ſelbſt."

„Um welche Zeit?“

„Es ſchlug gerade zehn Uhr.“

„Gut, wir haben ein Viertel auf Elf, um halb Elf muß meine Antwort in den Händen Ihrer Durchlaucht ſein.“

„Ich habe Befehl, ſie ſelbſt zu übergeben,“ entgegnete der Bediente mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

„Gut — ich danke Ihnen.“

Herr von Wenden entließ ihn mit einer Handbewegung, und der Kammerlakai zog ſich, von dem Kammerdiener begleitet, zurück. Der Baron begann wieder, von ſeinen Gedanken getrieben, haſtig im Zimmer auf- und abzugehen.

„Wenn ich mir die Sache genau überlege,“ ſprach er nach einer Pauſe, „erweiſt mir die Prinzeſſin mit dieſem Auftrage eine ganz beſondere Gunſt. Es ſind das zwei Fliegen mit einem Schlage. Die Dankbarkeit Ihrer Durchlaucht und die Erkenntlichkeit des Regenten, indem man ihn von einem eigentlich gefährlichen Unternehmen in Kenntniß ſetzt, das ohne ſein Vorwiſſen betrieben wird. Wahrhaftig, es iſt mir gerade, als ſei ich dem Augenblick des Glücks nahe und brauche dießmal nur zuzugreifen. — Die Prinzeſſin ſchrieb, ſie dem Regenten ſelbſt zu verrathen, noch beſſer aber einem ſeiner Vertrauten. Mit dem Letzteren bin ich mehr einverſtanden. Den Teufel auch, es iſt kein kleines Unternehmen, eine Prinzeſſin des Hauſes ſo geradezu zu verrathen und anzuklagen! Da gibt es Kreuz- und Querfragen, da will man Quellen und Beweiſe, ich kenne das, und dann hat Seine Hoheit der Regent eine ſo eigenthümliche Art bei ſolchen Veranlaſſungen ſeinen großen Bart zu ſtreichen, und die Leute anzuſehen, eine Art, die gerade nicht encouragirend iſt. Spreche ich aber mit einem Dritten, ſo kann der am Ende hinzufügen, was er will, was geht das mich an, ich brauche nicht für jedes ſeiner Worte einzuſtehen.“ — Er hielt in ſeinem Spaziergange ein, warf ſich in den Fauteuil und trank den Reſt ſeines kalt gewordenen Thees. — „Nur der Baron Rigoll macht mir einige Sorge,“ fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, „Seine

Excellenz sind heftiger Natur. Sie könnten einen Versuch machen, mich sehr hart anzulassen, und den Verrath gegen die Prinzessin als auch gegen ihn selbst begangen darzustellen. Aber ich kann mich auf nichts berufen. Das ist wahr, — ich darf Seiner Excellenz gegenüber nicht einmal von dem Befehle Ihrer Durchlaucht sprechen. O! o, die Sache ist in der That verwickelter, als ich gedacht. — Und an wen soll ich mich wenden? Wer ist ein Vertrauter des Regenten, der mir zugleich so befreundet ist, daß ich unumwunden mit ihm reden kann, daß er meine Lage einsieht, und ehrlich für mich handeln wird? —" Er beugte den Kopf in die Hand und blickte eine Zeit lang düster vor sich nieder.

„Wie läßt doch," fuhr er nach einer Pause fort, „der unübertreffliche Schiller bei einer ähnlichen verwickelten Angelegenheit den hochseligen König Philipp sprechen? — Ich habe wahrhaftig meinen ganzen Schiller vergessen. Doch nein," er sagt: „Jetzt gib mir einen Menschen gute Vorsicht — du hast mir viel gegeben. Schenke mir Jetzt einen Menschen —"

In diesem Augenblicke hörte man das dumpfe Rollen eines Wagens auf dem Pflaster, der drunten vor dem Hause des Kammerherrn anhielt. Der Kammerdiener, der im Nebenzimmer am Fenster gestanden, meldete durch eine Spalte der Thür, es sei ein Hofwagen angefahren, und fragte an, ob der Herr Baron für irgend Jemand zu Hause sei.

„Wenn es einer von meinen genauen Bekannten ist," entgegnete dieser, „so sag' ihm, ich habe mich schon zurückgezogen, du wolltest aber sehen, ob ich noch nicht zu Bette sei."

Die Thüre schloß sich und der Kammerherr im Fauteuil zurückgelehnt, lauschte aufmerksam. Jetzt sprang Jemand eilig die Treppen hinauf, und gleich darauf hörte er eine Stimme im Vorzimmer: „Ei zum Henker, mein lieber Henri, wenn man so spät kommt, hofft man seine Freunde auch zu Hause zu finden. Sagen Sie dem Baron, wenn er auch schon zu Bette gegangen sei, so würde ich mir doch er-

lauben, mich einen Augenblick zu ihm zu ſetzen, es ſei ja nicht das erſtemal."

„Es iſt Fernow," ſagte Herr von Wenden, indem er eine Klingel in Bewegung ſetzte, die vor ihm auf dem Tiſche neben den Zeitungen ſtand. Der Kammerdiener erſchien augenblicklich, und ließ als ein gewandter Mann ſogleich die Thür offen, als er vernahm, wie ihm ſein Herr mit lauter Stimme entgegen rief: „Wenn ich mich nicht irre, iſt Major Fernow draußen. Ich laſſe ihn recht ſehr bitten, bei mir einzutreten." — „Fernow," ſprach er zu ſich ſelber, „ſollte er's am Ende ſein, dem ich meine Sache an's Herz legen könnte —? Ich glaube, ja. Wenn er auch feſt zu dem Regenten hält, iſt er doch ein ehrlicher Kerl, und man kann ſich auf ihn verlaſſen."

Der Major erſchien auf der Schwelle und ſagte zu dem Kammerdiener, der draußen blieb: „Bitte, ſagen Sie drunten, daß der Wagen nicht zu warten braucht. Ich gehe zu Fuß nach Hauſe." Dann trat er in's Zimmer und rief heiter, faſt luſtig: „Du ſiehſt, lieber Wenden, wie ſehr ich dich in Affection genommen. Nachdem ich noch vor wenigen Stunden vortrefflich bei dir geſpeiſt, zieht es mich jetzt ſchon wieder zu dir hin. Nennſt du das nicht Freundſchaft?"

Der Andere hatte ſich erhoben, und indem er dem Eintretenden entgegenging, ſagte er ebenfalls recht freundlich: „Es iſt in der That ſchön von dir, daß du einen armen Kranken noch ſo ſpät beſuchſt. Was aber die pure Freundſchaft anbelangt, ſo hoffe ich im Laufe einer Viertelſtunde zu erfahren, ob du wirklich ohne Nebenabſichten zu mir gekommen biſt."

„Ach!" rief der Major, wobei er ein ernſtes Geſicht zu machen verſuchte, das aber in der That komiſch ausſah, „du ſollteſt mich beſſer kennen. — Uneigennützig bis zum Exceß!"

„Setzen wir uns, ſetzen wir uns," entgegnete der Kammerherr mit einer Handbewegung und einer Miene, die deutlich ſagte: „Laſſen wir das gut ſein."

Obgleich Herr von Fernow dieſer Einladung augenblicklich Folge

leiſtete und es ſich in einer weichen chaise longue ſo bequem als möglich machte, ſo hatte er doch die Miene und den Ton der Stimme ſeines Freundes vollkommen verſtanden und wiederholte:

„Nein, ich bin nicht eigennützig, — dieſe Tugend mußt du an mir loben. Ich opfere mich im Nothfall für meine Freunde.“

„Ja, ja,“ erwiderte der Andere in gedehntem Tone, wobei er ſich langſam in ſeinen Fauteuil niederließ; „du warſt früher ein guter Kerl.“

„Früher?“

„Nun, du wirſt dir doch wohl nicht einbilden, daß du im hellen Glanz der allerhöchſten Gnadenſonne derſelbe geblieben biſt?“ meinte der Kammerherr, „deßhalb ſei ehrlich, was führt dich in ſo ſpäter Abendſtunde zu mir?“

„Die Begierde, dich zu ſehen.“

„Ah, Redensart!“

„Ich ſage dir, du biſt unendlich mißtrauiſch geworden.“

„Und wenn dem ſo wäre, habe ich nicht Urſache dazu? Sitze ich nicht hier jetzt ſchon faſt acht Tage, im unangenehmſten Zimmerarreſt und keiner meiner Freunde wirft ſich für mich in's Feuer, um mich daraus zu erlöſen?“ Das ſagte er beinahe mißmuthig.

„Davon ſpäter,“ erwiderte Herr von Fernow, „vorderhand bin ich wirklich noch hier, um in dieſem bequemen Lehnſtuhle eine halbe Stunde ausruhen zu können und, wenn du nichts dagegen haſt, dazu eine Cigarre zu rauchen.“

„Das hätteſt Du Alles zu Hauſe haben können,“ entgegnete der Kammerherr, indem er langſam den Fuß der Lampe ergriff und dieſelbe faſt unmerklich ſo zu rücken begann, daß er in den Schatten des grünen Schirmes zu ſitzen kam, während auf den Andern das volle Licht fiel.

Der Adjutant lächelte in ſich hinein über dieſes Manöver, das er vollkommen begriff, und zündete ſich eine Cigarre an, worauf er erwiderte: „Allerdings hätte ich alles das zu Hauſe auch haben können, aber ohne deine Unterhaltung. Weißt du, daß es ſchon ziemlich lange

ber iſt, daß wir nicht mehr zuſammen ſprachen, ſo was man eigentlich zuſammen ſprechen nennt?"

„O ja, ich weiß es," ſeufzte Herr von Wenden.

„Seit jenem Tage nicht mehr, als wir zuſammen Dienſt im Schloſſe hatten, wo du ſo freundlich warſt, mir deine wirklich pikanten Theorien vom Augenblicke des Glückes auseinanderzuſetzen."

„Und womit ich den Teufel an die Wand malte," ſagte Herr von Wenden. „Der vermeintliche Augenblick des Glücks wurde mir zum Augenblick des Unglücks. Meinſt Du nicht auch ſo?" ſetzte er lauernd hinzu.

Der Adjutant hatte ſeine beiden Hände unter den Kopf gelegt und blickte an die Decke des Zimmers, wobei er behaglich ſeine Cigarre rauchte. Auf die Frage des Freundes zuckte er mit den Achſeln und entgegnete:

„Wer weiß? — Ich kann nicht ganz deiner Anſicht ſein. Daß für dich damals ein Augenblick des Glückes nahe war, davon bin ich feſt überzeugt, und glaube eben ſo ſicher, daß der Augenblick unbedeutenden Unglücks, der gleich darauf eintrat, dich vielleicht vor größerem Unglück bewahrte."

„Darin liegt etwas Wahres," antwortete Herr von Wenden nach einem Moment des Nachdenkens, „aber wie ich ſchon vorhin ſagte," fügte er ſanft lächelnd hinzu, „du haſt dich in den acht Tagen außerordentlich gemacht. Ich ſehe, du biſt im Begriff, mir ganz neue Seiten meiner Theorie zu entwickeln. Nur zu!"

„Was kein Verſtand des Verſtändigen ſieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

„Hol' der Teufel dein kindliches Gemüth! Aber jetzt Scherz bei Seite. Wenn du auch nicht mit der Sprache herauswillſt, was du eigentlich ſo ſpät bei mir ſuchſt, ſo unterhalte mich armen Gefangenen wenigſtens mit der Erzählung deſſen, was du von ſieben Uhr bis jetzt getrieben. — Denn du haſt doch heute Abend etwas getrieben?" ſetzte er hinzu, indem er ihn ſeltſam aus den Augenwinkeln anblitzte.

„Ich habe allerdings getrieben und bin getrieben worden," entgegnete Herr von Fernow mit einem leichten Zucken ſeines Mundes, „aber deine Forderung iſt außerordentlich klug, ganz diplomatiſch. Sage mir, mit wem du umgehſt, ſo will ich dir ſagen, wer du biſt."

„Allerdings."

„Oder ſage mir, wo du warſt, ſo will ich erkennen, was du getrieben."

„Auch richtig. Aber wenn es Geheimniſſe ſind, ſo bin ich nicht ſo indiscret, deren Mittheilung zu verlangen."

„Geheimniſſe habe ich keine, am allerwenigſten vor dir, und wenn es dich unterhalten kann, ſo ſollſt du auch den Punkt erfahren, womit ich mich heute Abend beſchäftigt, oder was ich, um dein Wort zu gebrauchen, getrieben. Vorher aber wirſt du mir erlauben, daß ich mich in eine ganz bequeme Lage bringe, denn ich bin äußerſt müde."

Bei dieſen Worten zog er einen Stuhl zu ſich hin, legte die Füße darauf und ſtreckte ſich ſo aus, daß er in der That in ſeinem Bette nicht hätte bequemer liegen können. Der Kammerherr ſah ihm lächelnd zu und lehnte ſich ebenfalls ſo weit als möglich in ſeinen Fauteuil zurück, was er jedoch hauptſächlich in der Abſicht that, ganz in den Schatten zu kommen.

„Alſo," begann der Adjutant, — „du weißt, ich fange gern meine Reden mit Alſo an."

„Ich weiß das, ich weiß das," ſagte ungeduldig der Kammerherr.

„In Erinnerung an ein ſchönes und liebenswürdiges Mädchen, das es ebenſo machte."

„Meinetwegen."

„Alſo ich verließ dich nach deinem famoſen Diner und machte, meine Cigarre rauchend, einen Spaziergang. Ich ging in den Schloßgarten und auf die Terraſſe, die dir wohl bekannt iſt, und fand dort einen jungen Mann, mit welchem ich mich über Leuchtkäfer unterhielt."

„So, über Leuchtkäfer?"

„Ja, auch noch über andere Sachen. Dann ſpazierte ich nach der

Stadt zurück, ging durch das Schloß und erfreute mich auf der großen Terraſſe an dem Duft der Orangen."

„Das war ein harmloſes Vergnügen. Nebenbei haſt du wohl an den Fenſtern des Schloſſes hinaufgeblickt?"

„Das that ich auch, was mich aber hauptſächlich intereſſirte, war eine Unterredung von zwei Perſonen, die ich dort ganz zufällig hörte."

„Wer waren die Perſonen?" fragte aufmerkſam der Kammerherr.

„Vorderhand müſſen ſie unbekannt bleiben," fuhr der Major fort; „vielleicht entwickelt ſich ihr Charakter im Laufe meiner Erzählung."

„Du ſahſt ſie alſo im Lauf des heutigen Abends wieder?"

„Ja, ich folgte dem Einen durch mehrere Straßen, ſchloß mich ihm an und ſoupirte freundſchaftlich mit ihm."

„Alſo Jemand aus der Geſellſchaft?"

„Das weniger, es war ein Künſtler, und da ich von jeher die Kunſt protegirte, ſo nahm ich mich des jungen Mannes recht innig an, und wir tauſchten Ideen und ſonſt noch allerlei mit einander."

„Das hätt' ich hören mögen," meinte Herr von Wenden mit einem faſt verächtlichen Zucken der Mundwinkel.

„Gerade für dich," ſagte Herr von Zernow, der ſich ſtellte, als nehme er die Antwort ſeines Freundes für vollkommen ernſt, „wäre das ſehr intereſſant geweſen; der junge Künſtler nämlich ſprach auch von dir."

„So, ſo? Ich habe ihn vielleicht irgendwo einmal protegirt," warf der Kammerherr leicht hin.

Jetzt war die Reihe an dem Adjutanten, auf eine ſonderbare Art zu lächeln, was er denn auch nicht unterließ, indem er fortfuhr: „Diesmal irrſt du dich, lieber Wenden, der junge Mann iſt vielmehr im Begriff, dich zu protegiren."

„Du biſt ſehr ſpaßhaft aufgelegt."

„Im Gegentheil, aber du biſt ein verfluchter Kerl."

„He?"

„Deine Intriguen bei Hofe laſſen dir noch vollkommen Zeit, dich

um deine Nachbarſchaft zu bekümmern," fuhr der Adjutant nach einer Pauſe fort, während welcher er mit der größten Ruhe die Aſche von ſeiner Cigarre ſtieß; „du ſetzſt Herzen in Brand, du machſt Unglückliche, du ſchmachteſt und läſſeſt ſchmachten."

So überraſchend es auch für den Kammerherrn war, zu erfahren, daß Herr von Fernow um ſeine Fenſterbeobachtungen wußte, ſo ſchmeichelte es ihm doch wieder, für einen Unwiderſtehlichen gehalten zu werden. Er ſpitzte den Mund auf die uns bekannte wohlgefällige Art, und um dieſen Ausdruck des Behagens ſehen zu laſſen, tauchte er auf einen Augenblick aus ſeinem Schatten hervor.

„Ich ſehe, daß mein Berichterſtatter Recht hat," ſagte der Major; „Wenden, Wenden, das ſoll ein außerordentlich ſchönes und reizendes Mädchen ſein!"

„Ja, ſie iſt ſchön," verſetzte der Kammerherr mit weicher Stimme, und als er dabei die Augen ſchmachtend gegen das Fenſter verdrehte, ſah er aus, wie ein vollendeter Geck.

„Aber du haſt noch wenig Fortſchritte gemacht?" fragte anſcheinend gleichgültig der junge Offizier.

„Es iſt unendlich ſchwer, ihr beizukommen," erwiderte der Kammerherr mit einem leichten Seufzer; „und dann weißt du auch ſo gut wie ich, daß ich krank bin, mein Zimmer nicht verlaſſen darf."

„Aber vorderhand brieflich —."

„Du haſt gut reden," entgegnete lebhaft Herr von Wenden. „Soll ich das Mädchen durch einen von meinen Eſeln compromittiren? Ach! ich liebe das nicht. Du kennſt mich in dem Punkte beſſer."

„Mein Bekannter, mit dem ich ſoupirt," ſagte Herr von Fernow, wie ohne Abſicht, „wohnt in dem gleichen Hauſe mit dem Mädchen, hat ſogar Zutritt in ihre Wohnung."

„Ein Liebhaber?" fragte faſt eiferſüchtig der Andere.

„Im Gegentheil, lieber Wenden; ein junger, verſtändiger Mann, der es vollkommen begreiflich findet, daß ein hübſches Mädchen, wie jenes iſt, an einem jungen Mann, wie du biſt, verzeih' mir die ver-

deckte Schmeichelei, Wohlgefallen findet. Ein junger Mann, der in der Welt etwas geſehen hat und —"

„Und?" wiederholte Herr von Wenden ſehr aufmerkſam.

„Und der für mich Alles unternehmen würde. Doch davon ſpäter. Vorderhand muß ich dir weiter referiren. Nach den Ideen tauſchten wir reellere Dinge mit einander aus. Dinge, in deren Beſitz der junge Mann zufällig gerathen!"

„Werden für mich gleichgültig ſein," meinte der Kammerherr, der mit ſeinen Gedanken offenbar bei ſeiner ſchönen Nachbarin war.

Der Adjutant hatte unterdeſſen ruhig ſeine Cigarre auf den Tiſch gelegt, ſeinen ſchwarzen Frack geöffnet und zog aus der Bruſttaſche ein viereckiges Papier hervor, das er behutſam öffnete. Um dies aber zu können, da der Tiſch voller Zeitungen und Papiere lag, mußte er dieſe bei Seite ſchieben und verrückte dabei die Lampe, gewiß ohne Abſicht, aber ſo, daß nun er im Schatten ſaß und auf den Andern das volle Licht fiel. Der Kammerherr hatte dem Oeffnen des Papiers zugeſehen, wie Jemand, dem eine Sache vollkommen gleichgültig iſt. Als der Major aber äußerſt langſam das Umhüllungspapier entfernt hatte, und der Andere eine Photographie erblickte, da war die Wirkung des Anblicks dieſer Photographie auf ihn wahrhaft überraſchend, faſt erſchreckend. Seine ſüßen Augen, die er in Gedanken an die kleine vorhabende Schwärmerei machte, verwandelten ſich mit Einemmale und blickten ſo ſtarr auf das Blatt, als ſähen ſie ein Geſpenſt. Dabei ſtützte er die Hände auf den Tiſch und erhob ſich ſchnell aus ſeinem Fauteuil, ohne ſeine Augen von dem Portrait des Grafen Hohenberg wegzubringen. — „Fernow?" rief er nach einer drückenden Pauſe, „woher haſt du dies Blatt, was ſoll das bedeuten?"

So gut auch der Major das plötzliche Erſchrecken ſeines Freundes bemerkt, ſo that er doch gerade, als beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit dem Wiederanzünden ſeiner Cigarre, und erſt als er den lauten Ausruf des Andern vernahm, blickte er ihn wie erſtaunt an und antwortete lebhaft:

Auf der Wache.

1840.

I.

Vor einem Fort ſtand ich allein auf Wacht,
Und hatte freie Audienz gegeben
Den Träumen, die in ſtiller Sommernacht
Geheimnißvolle, ſüße Bilder weben.

Er ragte ſtolz empor, der Feſtungsbau,
Und gleich dem Baum, den gift'ge Früchte kränzen;
Denn durch das Laub, die Mauern fahl und grau,
Sah ich die tödtlichen Geſchoſſe glänzen.

Rings lag die weite Eb'ne um mich her,
Und däuchte mir, vom Zauberlicht des hellen
Mondſcheins beſtrahlt, ein unermeßlich Meer,
Und wallendes Getreide ſind die Wellen.

„Was brauchst du zu erſchrecken? Iſt das nicht das Portrait eines Herrn, den ich bei dir geſehen? Des — — Grafen Hohenberg?"

Wenden ſah, daß er ſich einigermaßen verrathen und ſuchte dies wieder gut zu machen, indem er mit affectirter Gleichgültigkeit auf das Blatt blickte. Auch ſagte er mit etwas verlegener Stimme: „Du haſt Recht, es iſt Graf Hohenberg. Aber was du ſo eben von meinem Erſchrecken ſagteſt, dazu ſehe ich eigentlich keinen Grund. Ich kenne dieſen Herrn wohl ebenſo wenig, wie du ſelbſt und intereſſire mich durchaus nicht für ihn."

Er hatte bei dieſen Worten das Blatt wirklich in die Hand genommen, doch zuckten ſeine Finger, ſo erregt war er, und er konnte ſich nicht enthalten, über das Papier hinüber einen flüchtigen Blick auf ſeinen Freund zu werfen.

„Es wäre in der That beſſer," ſagte dieſer, „wenn du mir offenherzig geſtändeſt, daß dieſer Herr ſowohl für dich, wie für mich und auch noch für eine dritte hohe Perſon intereſſant, außerordentlich intereſſant iſt. Du wirſt im Verlauf meines Referats derſelben Anſicht werden."

„So biſt du noch nicht zu Ende?" fragte der Kammerherr faſt ängſtlich.

„O nein, jetzt kommt das Beſte; und das ſoll dir zugleich einen Beweis geben, wie offenherzig ich gegen dich bin. Nach unſerem Souper, nachdem ich dieſe Photographie erhalten, begab ich mich zu Seiner Hoheit, dem Regenten."

„Ah!" rief wirklich erſchrocken der Andere, „und er ließ dich vor in ſpäter Nacht? — Fernow, du haſt den Augenblick des Glücks wohl zu benutzen verſtanden."

„Ich glaube ſo," entgegnete dieſer, und ſetzte mit Beziehung hinzu: „Für mich und meine Freunde. — Ich war alſo beim Regenten," ſagte er in leichterem Tone.

„Und der Regent?" fragte faſt athemlos der Kammerherr.

„Der Regent war beim Anblick dieſer Photographie augenſchein-

lich überraſcht. Doch du weißt ſo gut, wie ich, er läßt ſich von ſeinen Ueberraſchungen nicht bemeiſtern, faßte ſich auch augenblicklich wieder, dankte mir für meine Nachricht, und ſprach: „„Gehen Sie ſogleich zu Baron Wenden, das iſt ein Mann, dem etwas an unſerer Gunſt gelegen iſt, und der Ihnen in dieſer Sache Aufklärungen geben kann und wird.““ — „Verſtehſt du das?“

Der Kammerherr war bei dieſer Rede ſeines Freundes in ſeinen Fauteuil zurückgefallen, aber bei den letzten Worten mit allen Zeichen der Ueberraſchung und des Schreckens wieder in die Höhe geſchnellt.

„Kernow!“ rief er mit zitternder Stimme, „du biſt mein Freund. Sei ehrlich und wahr gegen mich. Bin ich verloren oder bin ich es nicht?“

„Du? — verloren?“ entgegnete der Adjutant verwundert, „glaubſt du denn, daß ich mich herbeiließe, dich auf ſo etwas vorzubereiten? Und daß meine Vorbereitungen darin beſtünden, von deinen Liebſchaften zu ſprechen? O Wenden, du kennſt mich ſehr ſchlecht. Vom Verlorenſein iſt gar nicht die Rede. Im Gegentheil, ich glaube dir faſt mit Beſtimmtheit verſichern zu können, daß du berechtigt biſt, dieſen Moment einen Augenblick des Glücks zu nennen, — wenn —“

„Wenn! Ah! ich verſtehe dieſes Wenn, und Gott ſei gedankt, wenn ich es recht verſtehe. Wenn Seine Hoheit die außerordentliche Gnade hat, dem gänzlich mit Netzen umgebenen Wilde einen ehrenden Rückzug zu gewähren, dem geſchlagenen Feind eine goldene Brücke zu bauen. —“

„Dieſe Brücke,“ ſprach jetzt ſehr ernſt der Adjutant, „wird in der That ſehr golden ſein, wenn ihre Pfeiler Wahrheit und Aufrichtigkeit heißen.“

Trotz der gewiſſermaßen peinlichen Situation, in welcher ſich Herr von Wenden befand, zuckte es doch, wie ein Gefühl des Triumphes durch ſein Herz, da er an den Brief der Prinzeſſin dachte, und bei ſich überlegte, daß die Aufklärungen, die er im Begriff war, dem Regenten für das Verſprechen ſeiner Gunſt zu verkaufen, ſchon durch die

nicht zu verachtende Dankbarkeit der Prinzessin im Voraus bezahlt waren, — also in der That zwei Fliegen mit einem Schlage.

Der Kammerherr warf sich in die Brust, und sein Gesicht nahm einen halb wehmüthigen Ausdruck an, als er, die linke Hand auf den Tisch gestützt, nach einiger Ueberlegung sagte:

„So will ich mich denn ohne Rückhalt der Gnade Seiner Hoheit anvertrauen, und das wirst du nicht vergessen, lieber Fernow, bei dem Regenten hervorzuheben. Ich bitte dich, ihm zu sagen, daß ich aus freiem Willen, ohne Furcht vor dem Zorne einer andern hohen Person — der nicht ausbleiben wird," — setzte er mit einem Seufzer der Falschheit hinzu, — „alles sagen will, was ich weiß."

Nun erzählte er in der That, was er von der Anwesenheit des Herzogs Alfred von D. durch den Baron Rigoll erfahren, und sagte eher zu viel, als zu wenig. Denn er schmückte aus, wo es ihm nothwendig erschien, und wenn sich der Adjutant am Schluß ein Resumé dieses Berichtes machte, so stand der Kammerherr Baron Wenden wahrhaftig in der Glorie eines treuen Dieners des Regenten da, der mit seinem ganzen Einfluß bei der Prinzessin darnach gestrebt, diese nicht gern gesehene Verbindung zu hindern. Als er geendigt, machte er mit beiden Händen eine Bewegung, als wollte er sagen: „Nun bin ich fertig, nicht nur mit dieser, meiner Erzählung, sondern auch für diese Welt. Ich habe mich in die Hände meiner Feinde gegeben, da steh' ich, ein entlaubter Stamm, der keine Blätter mehr treiben wird, wenn Seiner Hoheit Gnadensonne nicht wieder wohlthätig auf ihn wirkt."

Herr von Fernow hatte bei der Erzählung seines Freundes nicht im Geringsten ein erstauntes Gefühl gezeigt. Wenn ihm auch Manches neu war, so hatte er doch den Hauptfaden schon durch die Worte des Regenten erhalten. Nur eins wünschte er noch aus dem Munde des Kammerherrn zu erfahren, weßhalb er sprach: „Setze deiner Aufrichtigkeit die Krone auf, lieber Freund, und sage mir, ob Baron Rigoll der Hauptagent bei Eurer Verheirathungskomödie gewesen."

„Dieſe Frage könnte mich faſt beleidigen," entgegnete Herr von Wenden mit einem empfindlichen Blick. „Wo ich handle, pflege ich ziemlich ſelbſtſtändig zu handeln. Daß Seine Excellenz allerdings ſeine Dienſte der Prinzeſſin ebenfalls mit Wärme gewidmet, findeſt du begreiflich."

„Gewiß ſehr begreiflich," verſetzte Herr von Fernow nicht ohne Bitterkeit, „für einen ſo großen Lohn kann man ſchon etwas riskiren: Aber unſere Dienſtgeſchäfte ſind hiemit zu Ende. Lieber Wenden, du haſt das Vertrauen, welches der Regent in dich ſetzte, glänzend gerechtfertigt. Du wirſt aber erſtaunen, wenn ich dir ſage, daß derſelbe bereits von der ganzen Geſchichte unterrichtet war, und nur wiſſen wollte, wie weit du in deinem, verzeih' mir den Ausdruck, blinden Eifer gehen würdeſt, der Prinzeſſin hinter ſeinem Rücken zu dienen."

„Nicht weiter, als ein Mann von Ehre gehen darf, um den Wünſchen einer hohen Dame gerecht zu werden und doch nicht gegen den Gehorſam zu verſtoßen, den er ſeinem Landesherrn ſchuldig iſt."

Das ſagte Herr von Wenden mit außerordentlicher Wichtigkeit und nahm dabei die Attitude eines Volksredners an. Er ſchob die rechte Hand unter ſeinen ſeidenen Schlafrock auf die Bruſt, aber nur einen Augenblick; dann zog er ſie wieder hervor und fuhr mit einer gefälligen Bewegung fort: „Von dieſen meinen vollkommen guten Geſinnungen gegen den Regenten werde ich mir erlauben, dich Schwarz auf Weiß zu überzeugen. Sieh' hieher."

Damit ging er an den Schreibtiſch und nahm ein Blatt Papier, das er dem Adjutanten hin hielt. Es war das Concept eines Schreibens an den Regenten, worin er denſelben zur Mittheilung eines wichtigen Geheimniſſes um eine Audienz bat. Herr von Fernow durchflog das Papier und blickte faſt zweifelnd zu dem Kammerherrn empor.

„In der That," ſagte er alsdann, „dieſe Zeilen kann man auf eine freundſchaftliche Art für dich benutzen und ich werde es thun. Vor der Hand aber," ſetzte er lächelnd hinzu, „erlaube mir, dir beſtens zu gratuliren, daß deine Geſundheit ſo plötzlich wieder hergeſtellt iſt.

Seine Hoheit wünſcht morgen früh beim Rapport von dir ſelbſt zu erfahren, ob dein Leiden ein bedeutendes geweſen oder nicht."

Dem Kammerherrn entfuhr faſt ein leichter Seufzer, als er vernahm, daß ſein Zimmerarreſt nun aufgehört habe. Nicht als ob ihm dies unangenehm geweſen wäre, aber er ſah aus der Art und Weiſe ſeines heutigen Geſprächs mit Fernow, wie ſehr dieſer beim Herzog in Gunſt ſtehen mußte, und fühlte dabei neidiſch, wie richtig ſeine Theorie vom Augenblick des Glücks geweſen.

Als Beide damals vor dem großen Blumenſtrauß geſtanden, da hatte Beide das Glück umſchwebt; und es lächelte dem, der es richtig erfaßte. Und dies war Fernow geweſen. Hätte er ſelbſt in jenem Augenblick ſich ſtatt links zur Prinzeſſin, nach rechts zum Herzog gewandt, ſo war die ganze Sache umgekehrt, und er hatte vielleicht einen Geſandtſchaftspoſten in der Taſche. Ja, das Glück iſt launenhaft: es hilft nicht, nur den rechten Augenblick zu begreifen, man muß ihn auch auf richtige Art ergreifen.

„Es ſcheint mir, deine Geneſung macht dir kein beſonderes Vergnügen," ſagte Herr von Fernow, als er bemerkte, wie der Kammerherr in tiefen Gedanken verſunken vor ihm ſtand. — „Den Teufel auch, ich glaube faſt, die Liebe zu deiner kleinen Nachbarin iſt dir tief ins Herz gegangen, und es thut dir leid, keinen Vorwand mehr zu haben, um den ganzen Tag am Fenſter zu ſtehen."

„Meinſt du in der That?" fragte Herr von Wenden; doch war es ihm nicht unlieb, daß ſein Freund der Anſicht war, der Zimmerarreſt habe ihn in der That nicht ſo geſchmerzt, als dies in Wirklichkeit der Fall war. Auch hatte es der eitle Kammerherr von jeher geliebt, für einen unerbittlichen Eroberer zu gelten, obgleich ſeine Eroberungen ſelten Eroberungen zu nennen waren. Er machte einen vergnüglich geſpitzten Mund, ſtrich mit der linken Hand über das glatte Haar und lächelte zu dem andern Fenſter hinüber, wobei er einen leichten Seufzer affectirte. „Du haſt wahrhaftig nicht ganz Unrecht," meinte er, „und wenn du das ſchöne Mädchen kennteſt, ſo würdeſt du

begreifen, daß es ſich um ſie wohl einer außerordentlichen Mühe verlohnt."

„So gib dir außerordentliche Mühe," entgegnete Herr von Fernow, indem er ſeine Uhr herauszog und alsdann lebhaft ausrief: „Was? faſt Mitternacht! — Von morgen an," fuhr er in gewöhnlichem Tone fort, „haſt du vollkommen Zeit und kannſt eine weitere Parallele vorſchieben, um deine ſchöne Feſtung einzunehmen. Wenn ich dir dabei dienen kann, ſo weißt du, ich thue für einen Freund Alles. — Apropos, ſagte ich dir ſchon, daß jener junge Mann, mit dem ich ſoupirt, in der Wohnung deiner Angebeteten Zutritt hat?"

„Allerdings ſprachſt du davon."

„Und auch, daß er ſich mir verpflichtet fühlt, und mit Vergnügen bereit ſei, mir und in dieſem Fall auch dir zu dienen?"

„Ich glaubte, du ſagteſt ſo, und dann?"

„Und dann? — Das iſt doch eine curioſe Frage für einen Kammerherrn in den Zwanzigen, der ſich doch auch ſchon in der Welt umgeſehen."

„Du meinſt alſo," ſagte zweifelnd Herr von Wenden, „ich ſoll —"

„Ihr ſchreiben. Das iſt doch ganz natürlich. Wenige Worte, aber feſt."

„Daß ich ſie liebe?"

„Andeutend, ja, aber nicht zu extravagant; du bitteſt vielmehr ganz beſcheiden, ſie beſuchen zu dürfen. Du ſchreibſt in der Art, daß, wenn deine Zeilen der Mutter in die Hände fallen, ſie ſagen muß, das iſt ein beſcheidener, anſtändiger junger Herr und wenn der unſer Haus beſucht, ſo wird das meiner Tochter keinen Schaden bringen."

„Du haſt Routine in ſolchen Billets?" fragte lauernd Herr von Wenden.

„Im Gegentheil," entgegnete Herr von Fernow; „überhaupt weißt du mit der Feder beſſer umzugehen als ich. Mir ſcheint aber faſt, du fürchteſt dich durch dein Schreiben zu compromittiren. Wenn du das

glaubst, so lassen wir die Sache fallen. Ich habe dir nur meine Bereitwilligkeit zeigen wollen."

Damit stand er auf und nahm seinen Paletot, den er bei der Ankunft auf ein Sopha geworfen.

„Und glaubst du, daß dein junger Mann sicher ist?"

„Er wird es sicher übergeben, daran zweifle ich nicht."

„Und wann?"

„Morgen, wenn es dir genehm ist."

Das sagte Herr von Fernow, wie gelangweilt, in einem fast schläfrigen Tone, wobei er gewaltig gähnte.

„Dann werde ich zwei Zeilen schreiben."

„Wie du willst."

Der Kammerherr setzte sich an den Schreibtisch, kaute einen Augenblick an der Fahne seiner Feder, und als dieselbe nun hastig über das Papier zu fliegen begann, zündete sich der Major zum Nachhausegehen eine neue Cigarre an und knöpfte Paletot und Handschuhe zu.

„So," sprach Herr von Wenden, „kurz und gut. Soll ich es dir vorlesen?"

Der Major nickte mit dem Kopfe und stellte sich neben den Schreibtisch.

„Verehrtes Fräulein! Seit längerer Zeit bin ich so glücklich, Sie an Ihrem Fenster zu sehen, würde aber beneidenswerth sein, wenn es mir erlaubt wäre, Ihnen ein freundliches Wort sagen zu dürfen. Sind Sie so gut, wie schön, so darf auf eine Antwort hoffen Ihr ganz ergebenster Verehrer."

„Und weiter?" fragte lachend der Major.

„Weiter nichts!" antwortete verwundert der Kammerherr.

„Keine Unterschrift?"

„Meinst du vielleicht, ich sollte irgend einen Buchstaben hinsetzen?"

„Du gefällst mir mit deinen anonymen Liebesbriefen. In solchen Fällen, wie der vorliegende, tritt man nicht im Geheimen auf, sondern sehr öffentlich und unterschreibt mit seinem ganzen Namen."

„O, du ſpaßeſt!“

„Nicht im Geringſten. Aber du beſitzeſt eine gewaltige Einbildungskraft! Da ſoll ein anſtändiges Mädchen, — denn für das halte ich ſie nach deinen Beſchreibungen — auf einen Wiſch antworten, der keine Unterſchrift hat! Nein, nein! Entweder laß die ganze Geſchichte fallen, oder gib deinen ganzen Namen: Baron Eduard von Wenden.“

„Das iſt am Ende compromittirend,“ ſagte der Kammerherr; „doch wenn du meinſt,“ fuhr er fort, als er ſah, wie der Offizier ungeduldig die Achſeln zuckte, „ſoll es mir auch darauf nicht ankommen.“

Er unterſchrieb mit einem raſchen Federzuge.

„Jetzt hoffe ich, biſt du zufrieden: Baron Eduard von Wenden. — „„Es iſt mein ehrlicher Name, es iſt meine ganze Zukunft, die ich in Ihre Hände lege.““ —

„Dein Citat iſt falſch, lieber Freund,“ ſagte der Major, indem er das Billet, nachdem es verſiegelt war, einſteckte. „Ich bin nicht der Secretär Wurm, du aber noch viel weniger die unſchuldige Louiſe. — Nun, behüt dich Gott. Morgen ſehen wir uns wieder.“

„Ja, bei Philippi!“ entgegnete der Kammerherr mit Pathos. Er begleitete den Freund an die Thür und fragte beim Weggehen deſſelben faſt ſchüchtern: „Und bekomme ich auf mein Billet eine Antwort?“

„Hoffentlich ja, und zu gleicher Zeit eine Einladung,“ verſetzte Fernow lachend, „zu einem Augenblick des Glücks.“

Fünfzehntes Kapitel.

Keine Rose ohne Dornen.

Die Appartements Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise stießen, wie wir bereits in einem frühern Kapitel erfahren, an den großen Empfangs-, Tanz- und Speisesaal des Schlosses und waren nur durch ein kleines Entrée, sowie durch ein paar Vorzimmer von letzterem getrennt. Eigentlich wäre dies die Wohnung der regierenden Herzogin gewesen, doch hatte es der hochselige Herr vorgezogen, den rückwärts gelegenen stilleren Schloßflügel zu bewohnen und so die Prinzessin in einem Rechte belassen, das sie sich selbst angemaßt. Wenn man alles genau betrachtete, so war sie, was das innere Leben und Treiben des Hofes anbelangte, die eigentliche Herrscherin. Mit wenigen Ausnahmen ließ ihr der Regent das Vergnügen, die Einladungen zu den Diners zu bestimmen, und selbst wenn solche Ausnahmen eintraten, wußte sie immer auf eine feine Art die einen oder andern ihrer Lieblinge, die vielleicht vergessen worden waren, noch nachträglich befehlen zu lassen.

Da der Regent ihren klaren und scharfen Verstand anerkannte, auch ihr Urtheil hochschätzte, so gab er nicht selten große Audienzen an fremde Gesandten und dergleichen in ihren Zimmern und konnte alsdann vielleicht lächelnd zuschauen, wie sie durch ihre pikanten Fragen oder ihre gewandten Bewegungen in jeder Beziehung den Vortritt nahm und er selbst wie die zweite Person neben ihr erschien. Die Herzogin, welche in früheren Zeiten fast den ganzen Tag bei der Prinzessin zubrachte, verließ jetzt ihre Appartements nicht mehr, und daher kam es, daß die der Prinzessin im gegenwärtigen Augenblicke weniger lebhaft als sonst waren, weil diese jetzt meist im andern Schloßflügel bei ihrer Schwester war. Wenn man die Gemächer durchschritt, welche die Prinzessin bewohnte, so begriff man wohl, daß Jeder gerne darin verweilte. Hier war jedes Zimmer, jedes Kabinet auf's Vortrefflichste benutzt und

dabei mit einem Kunſtſinne, einem Geſchmack arrangirt, der die Einrichtung eben ſo fern von Ueberladung, wie von ungebührlicher Einfachheit hielt.

Die Herzogin liebte ihre Schweſter außerordentlich, und der regierende Herr hatte ein verhätſcheltes Kind aus ihr gemacht. Wo ſich nur ein Kunſtwerk, ſei es ein Bild, ſei es eine kleine Statue, ſei es eine reiche Broncearbeit, für die Zimmer einer Dame paſſend zeigte, da wurde daſſelbe für die Prinzeſſin Eliſe beſtimmt, und die Herzogin trat ihr dergleichen Spielereien, wie ſie es nannte, um ſo bereitwilliger ab, da ihr Sinn das Einfache liebte und deßhalb ihre Zimmer auch ſo beſcheiden meublirt waren, wie man ſie kaum bei einem wohlhabenden Privatmanne findet.

Das Vorzimmer der Prinzeſſin neben dem Speiſeſaal kennen wir bereits. Ueber demſelben befand ſich ein ähnliches, das an einen Salon ſtieß, wo Ihre Durchlaucht die kleineren Geſellſchaften zu verſammeln pflegte. Vergoldete Meubel waren hier freilich nicht zu finden; dagegen waren Seſſel und Fauteuils von Paliſanderholz, alle reich geſchnitzt, und nach Zeichnungen von guten Künſtlern angefertigt. In den Ecken befanden ſich Blumenpartien und kleine Marmorſtatuetten und an den Wänden Bilder. Dieſer Salon hatte ein einziges großes Fenſter, aus einer einzigen rieſenhaften Scheibe beſtehend, welche durch einen ſinnreichen Mechanismus vermittelſt des leichten Druckes auf eine Feder in den Boden verſank. Vor dieſem Fenſter befand ſich eine Altane, mit einem weißen Marmorbrunnen, der ſeine klaren Strahlen hoch hinauf ſprühte, und dieſe Altane ſelbſt war durch Schlingpflanzen, die ſich zwiſchen Orangen- und Citronenbäumen empor wanden, zu einer prachtvollen Laube umgewandelt, die an warmen Tagen einen entzückenden Aufenthalt bot.

An dieſen Salon ſtieß ein kleines Speiſezimmer, deſſen Wände mit geſchliffenem Eichenholze bedeckt waren, worin die Unterſcheidungen und Abtheilungen der Felder aus ciſelirter Bronce beſtanden. Aus demſelben Metall befand ſich auch ein prachtvoller Luſtre über dem ein-

Darinnen liegt das Fort, ein Kriegesſchiff;
Ich blieb allein mit den gigant'ſchen Maſſen.
Es iſt geſtrandet auf dem Felſenriff,
Im großen Boot hat Alles mich verlaſſen.

Dort liegt das Land, und auf dem Land mein Glück,
Ich aber bin von Wellen rings gehütet;
Mich hält das Schickſal und mein Wort zurück
Auf dieſem Wracke, wo die Peſt gewüthet.

Ha! Phantaſien! Hätt' ich bald geglaubt,
Daß in der Ferne dort ein Nachen käme,
Vom Ruderſchlag das Waſſer Silber ſtaubt',
Und mich der düſtern Einſamkeit entnähme.

Es war ein Traum, dieß iſt mein Schilderhaus,
Hier iſt mein Säbel, aus des Schloſſes Hallen
Schreit eine Eule in die Nacht hinaus;
Ich bin der armen Wirklichkeit verfallen.

II.

Im Schloßhof ſchritt ich lange hin und her;
Dumpf ſchallt mein Tritt, ich phantaſirte wieder,
Wie wenn ich auf dem Platz verſetzet wär',
Um mich im tiefen Zauberſchlaf die Brüder.

zigen runden Tiſche, der Platz für acht Perſonen bot. Eine größere Anzahl lud die Prinzeſſin nie zu ihren kleinen Diners. Die Thüre war ebenfalls aus Eichenholz aufs Zierlichſte geſchnitzt, ebenſo wie das Buffet, auf dem ſich ſeltene Majoliken und alte reiche Kryſtallgefäße befanden. Die beiden Fenſter dieſes Zimmers hatten Vorhänge von dunkel violettem Sammt, welche Stoffe man auch auf den Seſſeln und Stühlen ſah. Die langen Felder auf der Wand waren decorirt mit in Bronce ausgeführten Wildpret- und Geflügelgruppen, ſeltenen Kunſtwerken, die Thiere und Vögel in einer frappanten Natürlichkeit, welche der regierende Herzog zur Ausſchmückung des Speiſezimmers der Prinzeſſin von einem bedeutenden Künſtler hatte anfertigen laſſen.

Neben dieſem Speiſezimmer war das Frühſtückzimmer der Prinzeſſin, woſelbſt ſie auch die Damen empfing, welche ſie ihres beſondern Vertrauens und ihrer Freundſchaft würdigte. Hier beſtanden die Tapeten aus hellblauem Seidenſtoffe und das ganze Ameublement aus Roſenholz. Es war dies ein heiteres, lachendes Zimmer, mit einem großen Bogenfenſter, welches eine prachtvolle Ausſicht auf die um das Schloß liegende Stadt gewährte. Hohe Epheuwände trennten die beiden Ecken im Hintergrunde dieſes Gemachs und bildeten ſo zwei reizende Winkel, wohin ſich die Prinzeſſin gerne zum Leſen zurückzog. Deßhalb befand ſich auch neben dieſem Zimmer in einem kleinen Gemach die ausgewählte Bibliothek Ihrer Durchlaucht, reich an guten Ausgaben der bedeutendſten Schriftſteller und Dichter, beſonders aber an prachtvollen Kupferwerken aller Nationen. Neben dieſer Bibliothek war dann die Ecke des Schloßflügels, den die Prinzeſſin bewohnte, und hier war ihr Boudoir, wo ſie nur ihre genauſten Bekannten ſah und von wo es alsdann in jene Theile ihrer Appartements ging, in Gemächer, über welche wir nur von den Kammerfrauen einige Details erhalten könnten, wenn es für unſere wahrhaftige Geſchichte von Intereſſe wäre. Da folgten ſich Toilettenzimmer, Schlafzimmer, Badekabinet, Garderobe, Zimmer der Kammerfrauen, und das Ganze beſchloß ein Vorzimmer, in welchem ſich die Dame vom Dienſt aufzu-

halten pflegte, wenn die Prinzeſſin deren Geſellſchaft gerade nicht wünſchte.

Das Boudoir nun in der Ecke des Schloſſes, welches zugleich Schreibkabinet war, hatte die Prinzeſſin auf's Zierlichſte und Geſchmackvollſte eingerichtet. Die Wände waren mit roſa und weißgeſtreiftem Seidenzeug bezogen, und aus den Lambris von edlem Holze traten an jeder derſelben einfach edel geſchnittene Conſolen hervor, die abwechſelnd eine ſchöne kleine Marmorſtatue oder eine prächtige Vaſe trugen. Ein Schmuck dieſes Zimmers waren die beiden Fenſter in gothiſchem Stile, welche aus alten, ausgewählten Glasmalereien beſtanden. Vor denſelben befanden ſich kleine Ruheplätze, welche ſo conſtruirt waren, daß man ſie als Sophas benutzen konnte, wo zwei Perſonen nebeneinander ſaßen, und die ſich wieder durch eine leichte Handbewegung ſo wenden ließen, daß ſie zwei einander gegenüberſtehende Fauteuils bildeten. Die Thüre zur Bibliothek war mit einem vortrefflich erhaltenen alten Gobelin bedeckt, und den Ausgang in die inneren geheimen Zimmer bildete ein rieſenhafter Spiegel, der vom Fußboden bis an die Decke ging und ſich durch den Druck auf eine Feder leicht herumwandte. Er öffnete ſich eben ſo geräuſchlos, wie er ſich wieder ſchloß. Die Etagères in dieſem Zimmer, ſowie auch der Schreibtiſch waren mit den ausgeſuchteſten kleinen Kunſtwerken in Metall und Porzellan bedeckt, und hier, wo die Prinzeſſin, wie geſagt, ſelten Jemand den Eintritt gewährte, befanden ſich auf den Divans, den Stühlen und Fauteuils Bücher, halbgeöffnete Mappen mit den ſeltenſten Handzeichnungen und Aquarelle, oft in maleriſcher Unordnung.

Am frühen Morgen des Tages nach der Unterredung mit Herrn von Fernow, nachdem der Adjutant ſeinen Rapport abgeſtattet, hatte der Regent die Prinzeſſin um eine Unterredung bitten laſſen; und nach geſchehener Anfrage, nachdem auch die gehörige Zeit verfloſſen, meldete Herr Kindermann, es würde Ihre Durchlaucht außerordentlich freuen, Seine Hoheit um zehn Uhr zu ſehen, bevor ſich Ihre Durchlaucht zu der Frau Herzogin begäben. Herr Kindermann hatte das ſehr langſam

und mit einem Lächeln gemeldet, das für diejenigen, welche dieſen würdigen Mann genauer kannten, etwas Forcirtes hatte. Herr Kindermann befand ſich in einer geſpannten Aufregung. Der Mund des Regenten war verſchloſſen wie das Grab; glücklicherweiſe befahl er die Uniform des Leibdragonerregiments, und da hoffte der Kammerdiener ſchon durch das bekannte Manöver mit dem Säbel zu einer ganz unterthänigen Bemerkung, reſpektive Frage zugelaſſen zu werden. Bevor aber noch Herr Kindermann dem Garderobediener die nöthigen Befehle in Betreff der Uniform geben konnte, hatte der Regent ſchon ſich eines Andern beſonnen und wünſchte einen einfachen bürgerlichen Anzug. Dieſer an ſich geringfügige Umſtand gab dem Herrn Kindermann neuen Stoff zum Nachdenken, und in dieſes Nachdenken miſchte ſich ein gewiſſer Schmerz, da Seine Hoheit auf die nothwendigen Fragen nur mit Kopfnicken, höchſtens mit Ja und Nein antwortete. Schlug das Eisbouquet-Mittel fehl, ſo war nichts mehr zu hoffen. Und auch dieſes ſchlug fehl; denn als der Regent den Duft deſſelben empfunden, ſtimmte er ihn nicht weich, wie Herr Kindermann ſonſt zu bemerken pflegte, machte ihn auch nicht nachdenkend, ſondern er fuhr haſtig mit der Hand über die Stirn, nickte mit dem Kopfe und ſagte laut und vernehmlich: „Gut, wir wollen ſehen.“

Obgleich ſich der Kammerdiener als letzten Verſuch den Anſchein gab, als habe der Regent mit ihm geſprochen, und ſich augenblicklich nach den Befehlen Seiner Hoheit erkundigte, ſo war doch auch damit nichts gewonnen. Der Regent ſagte: „Ich danke, es iſt nichts, lieber Kindermann.“ Das „lieber Kindermann“ ſtimmte den alten Herrn faſt wehmüthig und er dachte bei ſich: „Was nützt mir das „lieber Kindermann,“ wenn er gerade thut, als ſei ich der letzte Schloßknecht und ſo eben erſt in Dienſt getreten. Es wäre doch nicht das erſte Mal, daß er ein Wort fallen ließe über ein wichtiges Vorhaben. Hat er mich doch ſchon bei anderen Veranlaſſungen gefragt: Es iſt uns doch heute Morgen keine Spinne begegnet? oder: Was halten wir vom

heutigen Tage, Kindermann? Iſt er gut oder ſchlecht? Können wir etwas unternehmen, oder laſſen wir es lieber bleiben?"

Unterdeſſen war nichts zu machen. Der Kammerdiener hatte ſeine Schuldigkeit gethan und mußte dem Herrn von Fernow, auf den er noch ſeine letzte Hoffnung ſetzte, das Uebrige überlaſſen, denn der Major war im Vorzimmer, und als der Regent wenige Minuten vor zehn Uhr hindurchſchritt, hörte ihn Herr Kindermann ſagen: „Begleiten Sie mich hinauf, Fernow, und bleiben Sie in der Nähe." Dabei ſtiegen Beide die Treppen hinauf, und ehe ſie noch den erſten Stock des Schloſſes erreicht hatten, hörten ſie Herrn Steppler, der droben wartete, ehrerbietigſt huſten. Der Kammerdiener Ihrer Durchlaucht meldete dem Regenten ganz unterthänigſt, daß Ihre Durchlaucht ſich in ihrem Boudoir befinde und ſehr erfreut ſei, dort den Beſuch Seiner Hoheit zu empfangen.

Warum der Regent bei dieſen Worten eigenthümlich, faſt ſchmerzlich lächelte, und warum er einen langen Blick in einen der großen Spiegel des Vorzimmers that, wiſſen wir nicht ganz genau anzugeben. Er durchſchritt leicht und elegant den Salon, Speiſe- und Frühſtückzimmer, die Bibliothek, und wer ihn ſo dahin gehen ſah, aufrechten Hauptes, in der feſten militäriſchen Haltung, den großen Schnurrbart leicht nach oben gedreht, mußte von ihm ſagen: „Das iſt ein vornehmer und ſchöner Herr."

Pünktlich, wie er als Militair gewohnt, ließ er die Glocke in dem Bibliothekzimmer Zehn ausſchlagen, dann ſchob er den Gobelin auf die Seite und trat in das Boudoir. Hatte ihn die Prinzeſſin noch nicht erwartet, oder vorher noch eine Meldung befohlen, genug, ſie wandte ſich überraſcht, faſt erſchrocken bei ſeinem Eintritt von ihrem Schreibtiſch, vor welchem ſie ſtand, ab und drückte den Deckel eines Etuis, welches ſie in der Hand hielt, ſo haſtig zu, daß es laut knackte. Dies entging dem Regenten nicht, und wenn er nicht vollkommen Herr ſeiner ſelbſt geweſen wäre, ſo hätte wohl eine leichte Wolke ſeine Stirn getrübt; ſo aber ging er unbefangen und heiter lächelnd auf die Prin-

zeſſin zu, welche ihm entgegen kam. Auch nahm er ihre dargebotene Hand und ſchüttelte ſie freundlich, wie er gewöhnlich zu thun pflegte.

Die Prinzeſſin ſah reizend aus und ſchien in der beſten Laune zu ſein. Ihr reiches blondes Haar war ſcheinbar ohne beſondere Wahl um den Kopf aufgeſteckt, doch rahmte es denſelben ſo pikant ein, daß man wohl bemerken konnte, dieſe Einfachheit ſei nicht ohne Abſicht. Dazu trug ſie ein weißes Morgenkleid ohne alle Verzierung, ſehr lang herabfallend und ſo anliegend, daß man ihre feine zierliche Geſtalt auf's Deutlichſte ſah.

„Es iſt ſchon lange her, mein lieber Vetter," ſagte ſie, nicht ohne einen Anflug von Ironie, „daß ich nicht mehr in den Fall gekommen bin, Ihnen eine kleine Privataudienz bewilligen zu können."

„Was daher kommt," fiel der Regent ihr lächelnd in's Wort, „weil ich es gern zu meinem Studium mache, die Neigungen der Leute, die mir werth ſind, zu erforſchen."

Die Fürſtin wehrte mit den Händen auf eine komiſche Art von ſich ab und ſagte, während ſie den Mund ein klein wenig aufwarf:

„Schon wieder Krieg! Ich merke es ſchon. Euer Hoheit kommen nur immer in feindſeliger Abſicht zu mir, und da ich das genau weiß," ſetzte ſie ſcheinbar ſehr ernſt hinzu, ſo muß ich meinen theuerſten Vetter bitten, niederzuſitzen, damit ich nicht gar zu ſehr im Nachtheil bin; — eine arme, kleine Figur, wie ich! — Sehen Sie, wie ich den Kopf erheben muß, um an Ihnen hinauf zu blicken. Das iſt keine Gleichheit der Waffen!"

Mit dieſen Worten war ſie auf ihre eigenthümliche Art halb tänzelnd, halb ſchleifend ganz nahe vor den Regenten getreten, und als ſie nun in nächſter Nähe ihm von unten herauf in die Augen ſah und dabei den kleinen Mund ſo ſchelmiſch geöffnet hatte, daß man ihre feinen Zähne ſah, während ſie die Augen eine Sekunde nachher etwas affectirt ſchläfrig ſchloß, ſagte der Regent mit einem für ſie unerklärlichen Seufzer: „Ja, ja, es iſt beſſer, meine theuerſte Eliſe, wenn wir uns niederſetzen."

„Schön," entgegnete ſie lebhaft, „und dort auf dem Ruheplatz am Fenſter, auf dem Divan nach meiner Erfindung. Ich bilde mir was auf dieſe Conſtruktion ein."

Sie ſchoß nach dem bezeichneten Sopha hin, und während ſie die Hand auf die verborgene Feder legte, fuhr ſie fort: „Aber Sie kennen die Maſchinerie?"

„O, ich kenne ſie vollkommen," ſagte der Regent, der ihr langſam gefolgt war. „Es iſt eine verkörperte Laune unſerer liebenswürdigen Prinzeſſin."

„O weh, o weh!" rief ſie mit komiſchem Ernſte aus, „Euer Hoheit ſind galant gegen mich; da habe ich wahrſcheinlich etwas begangen, und werde eine gelinde Strafpredigt erhalten. Wenn dem in der That ſo iſt," fuhr ſie fort, und dabei blitzte eine kleine Bosheit in ihrem Auge, „ſo iſt es beſſer, ich drücke hier auf die Feder."

Sie that ſo und das Sopha theilte ſich in der Mitte und bildete zwei einander gegenüberſtehende Fauteuils.

„Sie wollen mich alſo nicht an Ihrer Seite?" fragte lachend der Regent.

„Das Geſicht Eurer Hoheit iſt mir in der That zu ernſt zu einer mir ſonſt ſo angenehmen Nachbarſchaft. Auch können Sie mich beſſer anſehen, wenn ich Ihnen gegenüberſitze, das heißt einfach, um zu erfahren, ob die Strafpredigt, die ich erhalten ſoll, auch ihren Eindruck auf meinen Leichtſinn nicht verfehlt."

„Sie erwarten alſo eine Strafpredigt?" meinte der Regent, nachdem er ſich vis-à-vis der jungen Dame niedergelaſſen. „Alſo haben Sie ein böſes Gewiſſen?"

„Das hat man Ihnen gegenüber nur zu leicht, verehrteſter Herr und Vetter," verſetzte die Prinzeſſin. „Aber Scherz bei Seite, diesmal glaube ich, daß ich Allem, was da kommen mag, mit der größten Ruhe entgegenſehen kann."

Sie hatte ſich bei dieſen Worten in den Fauteuil zurückgelehnt, und als Sie hierauf ihr Gegenüber mit einem feſten Blick anſah, ſo hätte

jeder Andere dieſen Blick für einen Blick der vollkommenſten Unſchuld gehalten. Nicht ſo der Regent. Er wußte wohl, was das ſeltſame Feuer zu bedeuten hatte, welches in ihrem Blicke glänzte, und warum ihre Lippen faſt unmerklich zuckten, aber doch zuckten. Er kannte die Leidenſchaft der Prinzeſſin, mit ſcharfen Waffen zu fechten, und wußte wohl, wie ſchwer ſie aus der Faſſung zu bringen war. Sie hatte mit ihrer Rechten über die Schulter hinweg eine der ſchweren ſeidenen Quaſten genommen, welche an langen Schnüren befeſtigt waren und zum Zuziehen des Vorhanges dienten, und gebrauchte dieſe wie einen Fächer, indem ſie dieſelbe jetzt anhaltend im Kreiſe drehte, ſich ſo Kühlung zufächelnd, und ſie dann vor das Geſicht hielt, wobei im letzteren Falle ihre Augen recht ſchelmiſch, ja faſt boshaft durch die glänzenden violetten Fäden durchblickten.

„Wir werden in den nächſten Tagen ein Ereigniß bei Hofe haben," ſprach der Regent mit Beziehung auf die verwittwete Herzogin nach einer Pauſe; „ich glaube, in ganz naher Zeit. Darnach, wenige Wochen ſpäter, wird ſich, wie wir beide genau wiſſen, die Herzogin nach Eſchenburg zurückziehen."

„Ich glaube, das Letztere iſt eine ausgemachte Sache," erwiderte die Prinzeſſin aufmerkſam; „und wenn ich nicht irre, ſind für dieſen Fall ſchon alle Arrangements vorgeſehen." — Sie ließ die Quaſte vor ihrem Geſichte herabhängen, dieſelbe dann einen Kreis beſchreiben und zwiſchen den umherfliegenden Fäden warf ſie einen ſcharfen Blick auf den Regenten.

„Allerdings ſind alle Arrangements getroffen," wiederholte dieſer; „doch ſcheinen wir Alle vergeſſen zu haben, daß das Schloß von Eſchenburg ſehr klein iſt und kaum Platz für die Herzogin und für Sie, Prinzeſſin, bieten wird."

„Für mich?" fragte ſie: „es fällt mir nicht ein, nach Eſchenburg hinauszugehen."

„So haben ſich Ihre Anſichten geändert?"

„Ja, es ändert ſich Manches," erwiderte die Prinzeſſin mit ſehr leiſer Stimme.

„Sagten Sie mir damals nicht ſelbſt, es würde Ihre höchſte Luſt ſein, in der Nähe des künftigen kleinen Thronerben zu verweilen?"

„Oder in der Nähe der kleinen Prinzeſſin. Richtig, ich ſagte ſo."

„Und jetzt?"

„Jetzt habe ich bei mir überlegt, oder ich habe mir vielmehr ins Gedächtniß zurückgerufen, wie oft Sie mir geſagt, Sie hielten es für beſſer, wenn ich meine Schweſter mehr ihren eigenen Weg gehen ließe. Ich habe gefunden, daß Sie damals Recht hatten, und will jetzt darin, wie auch noch in manchem Andern, ſtrenge Ihren Rath befolgen."

Als die Prinzeſſin dies ſagte, war der Ton ihrer Stimme auffallend ernſter geworden, und ſie ließ die Quaſte ſo gerade vor ihrem Geſichte herabhängen, daß man von dem Ausdruck ihrer Augen durchaus nichts ſehen konnte.

„Nehmen wir uns in Acht!" dachte der Regent, „ſie ſpielt nicht ohne Abſicht mit mir Verſteckens! Sie beſchattet ihr Geſicht, ich ſitze im Lichte; und wir müſſen ebenfalls Vorſichtsmaßregeln anwenden." Indem er ſich, dies denkend, ſo viel als thunlich war, in einem Fauteuil zurücklehnte, ſtützte er den Arm auf die Lehne deſſelben und legte den Kopf in die Hand.

„Und der zu erwartende Thronerbe ſoll Ihrer Sorgfalt entbehren?" fragte er dann mit Beziehung.

„Ob Thronerbe, ob Prinzeſſin," entgegnete Ihre Durchlaucht, „ich bin überzeugt, daß Ihre Beſtimmungen die beſten und nützlichſten ſein werden."

„Seit wann ſchenken Sie mir dies Vertrauen?"

„Ich habe nie anders über Sie gedacht, nur bin ich vielleicht zuweilen mißverſtanden worden."

„Ei, Prinzeſſin!" nahm der Regent nach einem augenblicklichen Stillſchweigen das Wort, „verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen ſage, daß ich anfange, an Ihnen irre zu werden. Sie, eine Liebhaberin des kleinen Krieges, der ſchon ſeit längerer Zeit zwiſchen uns beſteht,

wollen ſich aus Ihren ſicheren Poſitionen zurückziehen und mir das Schlachtfeld allein überlaſſen? Wie verſtehe ich das?"

„Es iſt der richtige Ausdruck," erwiderte die Prinzeſſin faſt ernſt, „wenn Sie wie eben bemerken, ich hätte die Abſicht, mich aus meinen ſichern Poſitionen zurückzuziehen und Ihnen das Feld hier zu überlaſſen. — Wahrhaftig es iſt ſo. Ich kämpfte, wenn Sie wollen, aus Laune und um gar nichts."

„Ah!" machte der Regent, indem er ſich aufrichtete. „Sollte ich Sie verſtehen, Prinzeſſin? Sie kämpften bisher aus Laune, um gar nichts, Sie wollen ſich wirklich zurückziehen und mir ohne alle Urſache gewonnenes Spiel geben?" Er ſagte dies lächelnd, doch war ſein Lächeln ein ſchmerzliches zu nennen und, als er gleich darauf leiſe hinzuſetzte: „Ah! in der That, ich verſtehe; ich gewinne, um zu verlieren!" da fuhr er, beinahe heftig, mit der Hand über die Augen, wodurch ihm ein blitzähnlicher Blick der Prinzeſſin entging, den ſie hinter der Quaſte auf ihn ſchleuderte. — Nach dieſem Blick, der bedeutungsvoll war, ſpielte ein zufriedenes Lächeln um ihre Lippen.

„Er hat bereits von der Sache gehört," dachte ſie bei ſich, „wir wollen weiter manövriren, aber unſere Angriffsweiſe ändern."

„Sie will mich überraſchen," ſprach der Regent zu ſich ſelber. „Vielleicht weiß ſie, daß ich etwas erfahren, und es liegt in ihrem Charakter, mir nicht den Triumph zu gönnen, überhaupt ohne ihren Willen etwas erfahren zu haben."

„Prinzeſſin," ſagte er hierauf, und obgleich er bei dieſem Worte lächelte, hob er doch bedeutungsvoll die Hand in die Höhe; „Prinzeſſin, gewöhnlich zieht man ſich nach einer verlorenen Schlacht zurück; ſollten Sie eine Niederlage erlitten haben?"

Er betrachtete ſie in dieſem Augenblick mit einem ſo feſten, ruhigen Blick, daß ſie nicht im Stande war, denſelben auszuhalten, ſondern das Geſicht den gemalten Fenſterſcheiben zuwandte, wobei ſie wie trotzig die Lippen aufwarf.

„Doch Scherz bei Seite," nahm er wieder das Wort, „ich bin

eigentlich hieher gekommen, um mit Ihnen über eine Sache zu reden, die —"

„Eine Sache, die mich angeht?" fragte die Prinzeſſin im Tone der Ueberraſchung, „und die ſo intereſſant iſt, daß ich deßhalb das Glück habe, Eure Hoheit bei mir zu ſehen? O, auf eine ſolche Sache bin ich ſehr begierig. Etwas Aehnliches iſt lange nicht zwiſchen uns vorgekommen."

„Es iſt allerdings eine Sache, die Sie intereſſirt, mich aber auch."

„Die Sie intereſſirt, als meinen Freund?" fragte ſchelmiſch lachend die Prinzeſſin. „Dafür darf ich Sie doch halten? Als meinen Verwandten? Oder als Chef des Hauſes?"

„Als Verwandten, als Ihren Freund, und vor Allem als Chef des Hauſes;" gab der Regent zur Antwort. Dabei erinnerte er ſich, wie er am geſtrigen Abend gelitten, als ihm Herr von Fernow das Portrait gebracht, und dieſe Erinnerung warf einen ſo finſtern Schatten über ſeine Züge, daß die Prinzeſſin, die dies bemerkte und die Urſache wohl kannte, ſich veranlaßt ſah, etwas wie Schrecken beim Anblick dieſer plötzlichen Veränderung zu affectiren.

„Der Ausdruck Ihres Geſichts," ſagte ſie, indem ſie wie beſtürzt ihre Quaſte in den Schooß fallen ließ, „könnte mich in der That auf die Vermuthung bringen, als handle es ſich um was abſonderlich Ernſtes; doch bin ich daran gewöhnt," ſetzte ſie mit einer graziöſen Kopfbewegung hinzu, „daß der Chef des Hauſes auch aus geringfügigen Urſachen ſehr ernſt ſein kann, und ich tröſte mich nur durch das Daſein der beiden andern ebengenannten Perſonen, meines Verwandten und Freundes, die dem geſtrengen Herrn mildernd zur Seite ſtehen werden."

„Allerdings," antwortete der Regent, „haben die beiden Ebengenannten ſchon manch' Freundliches für Sie geſprochen, beſte Nichte, und den Regenten beſänftigt, der — doch wozu in die weitere Vergangenheit zurückgreifen, da die nächſte Zukunft in der That ernſt und faſt drohend vor uns liegt?"

Sie ritten in das Schloß vorwitzig ein,
Die Drachen und die Riesen zu besiegen;
Die schönen Königstöchter zu befrein,
Die tausend Jahre hier verzaubert liegen.

Die Armen stehn mit hochgeschwungner Wehr,
Wie sie, zum Hieb bereit, der Bann befallen.
Sie zu befreien, stürmte ich hieher,
Und bin nun selbst gefangen in der Fallen.

Und wär die Fee nicht, welche für mich wacht,
So würd' ich auch jetzt hier als Steinbild prangen;
Doch so hält mich des Zaubers schlimme Macht
In dem Rayon des Schlosses nur gefangen.

Du süße Fee, es glänzt des Nachtlichts Schein
Aus deinem Haus durch Laub und Mauerlücken.
O! schließe mich in deine Träume ein,
Das wird dem Zauberbanne mich entrücken.

Wie — kommst du selbst? ich höre fernhin schon
Hell durch die stille Nacht ein zaubrisch Klingen;
Doch nein — es ist des Posthorns muntrer Ton.
Ein Wagen kommt so früh, was mag er bringen?

Es ist vielleicht ein glücklich, liebend Paar,
Die süß dem Morgenroth entgegen träumen,
Ein gutes Omen ist es mir fürwahr;
Die Liebe naht sich diesen öden Räumen.

„Eure Hoheit könnten mir in der That Angſt machen," fiel die Prinzeſſin mit einem erzwungenen Lächeln ein; „doch will ich mein Haupt in Demuth neigen und mit zuſammengelegten Händen mein Schickſal erwarten."

Sie führte dies pantomimiſch aus und ſaß in dieſem Augenblick da wie ein armes Opfer, welches einen ſchweren Streich erwartet; doch merkte der Regent wohl, wie ſie unter den Augenwimpern zu ihm emporblinzelte und wie etwas wie ein Ausdruck der Zufriedenheit um ihre zuſammengepreßten Lippen ſpielte.

„Wahrhaftig, Prinzeſſin," fuhr der Regent kopfſchüttelnd fort; „es wäre das erſte Mal, daß Sie Ihr Schickſal ruhig erwarten, und wenn ich denken könnte, Ihre Reue wäre aufrichtig, ſo würde ich nicht ſtrenge, ſondern nur betrübt mit Ihnen reden."

„Spricht der Regent oder mein Freund?" fragte die Prinzeſſin in einem ſo komiſch-demüthigen Ton der Stimme, daß Seine Hoheit ſich zuſammen nehmen mußte, um ernſt zu bleiben. Er dachte aber an den geſtrigen Abend, an das Spiel hinter ſeinem Rücken, an die Photographie, und das Alles machte es ihm möglich, nicht nur eine ernſte Miene beizubehalten, ſondern ſogar finſter auszuſchauen, trotzdem, daß die Prinzeſſin ihre ſchönen lebhaften Augen wie flehend zu ihm erhob, ſie aber bei dieſem Anblick mit einem tiefen Seufzer niederſchlug. Es entſtand eine kleine Pauſe, während welcher die Prinzeſſin wieder anfing, wie verlegen mit ihrer Quaſte zu ſpielen und dieſelbe als Fächer vor dem Geſichte hin- und herzubewegen, während der Regent, dergleichen verſchmähend, ſich aufrichtete und feſt auf die junge Dame blickte. „Sie werden ſich erinnern," ſagte er alsdann, „daß man vor ein paar Jahren eine Verbindung zwiſchen Ihnen und dem Herzog Alfred von D. projectirte."

Ihre Durchlaucht ſtieß einen leichten Schrei der Ueberraſchung aus, der ſo natürlich klang, daß der Regent vollkommen dadurch getäuſcht wurde.

„Eine Verbindung," fuhr er fort, „die Ihnen, meine theure Nichte,

nicht convenirte und die auf Ihren beſonderen Wunſch abgebrochen wurde."

Die Prinzeſſin hatte in dieſem Augenblicke ſchweres Spiel. Sollte ſie ſich das Anſehen einer gekränkten Verletzten geben, oder ſollte ſie durchblicken laſſen, ſie ahne, was jetzt kommen werde? Nach einer peinlich langen Kunſtpauſe entſchied ſie ſich für das Letztere und hielt es nun der Situation für gemäß, ein klein wenig zuſammenzufahren, ja den leichten Ausdruck: „O mein Gott!" hören zu laſſen.

„Eine Verbindung, die Sie ausſchlugen," wiederholte ſehr ernſt der Regent. „Ich bitte hierauf bei meiner weiteren Rede genau zu achten. Hätte man es Eurer Durchlaucht damals verweigert, eine Verbindung mit dem bezeichneten, uns ſehr befreundeten Hauſe von D. einzugehen, hätte man vielleicht eine Neigung zerriſſen, und wären wir es geweſen, die jene Verbindung für nicht paſſend und inconvenabel erklärt hätten, ſo fände ich es jetzt begreiflich, daß Sie, Prinzeſſin, ſelbſt hinter meinem Rücken Schritte thun würden, um ein Band wieder herzuſtellen, an das Ihr Herz mit Liebe denkt."

„— — Euer Hoheit!" ſtammelte die Prinzeſſin, und als ſie nun aufblickte und in das ernſte, ſchmerzerfüllte Auge ihres Verwandten ſchaute, fiel es ihr nicht ſchwer, ihre Rolle der Beſtürzung fortzuſpielen, denn ſie ſah in den ſonſt ſo ruhigen, jetzt heftig bewegten Zügen des Regenten, wie ſehr ihm die Sache, von der er ſprach, zu Herzen ging.

„Wenn Sie mir etwas entgegnen können, Prinzeſſin," ſprach er mit tiefklingendem Ton der Stimme, „was meine eben ausgeſprochene Behauptung zu widerlegen im Stande iſt, ſo wäre ich Ihnen dankbar dafür. — — Aber Sie können das nicht," ſetzte er bewegt hinzu, „wahrhaftig, Eliſe, Sie können das nicht. Sie haben kein Wort der Entſchuldigung für — Ihr Benehmen. Sie können dem Regenten, dem Chef des Hauſes, keine triftigen Gründe angeben, als höchſtens — verzeihen Sie mir das Wort — eine wirkliche Neigung zu jenem Herrn, den Sie ja kaum kennen."

Die Prinzeſſin hatte ihre Hände gefaltet, und als ſie nun leiſe den Kopf ſchüttelte, ſenkte ſie ihn tief auf die Bruſt hinab.

Der Regent hatte die letzten Worte mit ſteigender Erregtheit, faſt heftig geſprochen, ja er war ſogar aufgeſtanden und hatte das Kabinet einmal durchſchritten, doch ſah er das Kopfſchütteln der Prinzeſſin und dies ließ ihn tief aufathmen.

„Wenn es keine Neigung iſt," fuhr er milder fort, „ſo iſt es denn Ihr unglückſeliger Hang zur Intrigue, der Sie veranlaßt, Prinzeſſin Eliſe, ſich mit dieſen Rigoll und Wenden einzulaſſen, — der Ihnen erlaubt, Unterhandlungen einzuleiten, ſo daß — der Herzog Alfred von D. jetzt, freilich ſehr incognito hier in der Stadt weilt. Die Prinzeſſin ließ ihre Quaſte los und drückte beide Hände vor das Geſicht. Der leidenſchaftliche Ton, in dem der Regent ſprach, hatte ſie erſchreckt, obgleich ſie darauf vorbereitet war, und doch ihr Herz freudig berührt.

Der Regent hatte abermals einen Gang durch das Kabinet gethan. Jetzt blieb er neben dem Fauteuil ſtehen, in welchem die Prinzeſſin ſaß, und als er bemerkte, wie ſie ihre Augen mit beiden Händen bedeckte, nahm er ihre Rechte, um ſie ſanft von dem Geſicht zu entfernen.

„O Eliſe," ſagte er mit weicher Stimme, „Sie hätten das nicht thun ſollen, nicht ſo hinter meinem Rücken handeln; Sie wiſſen, wie gern, ja freudig, ich ſtets Ihre Wünſche erfüllte — freudig erfüllte, ſelbſt einen Ihrer Wünſche," ſetzte er leiſer hinzu, „der mir in manchen Beziehungen weh gethan haben würde."

Als er das ſagte, blickte ſie zu ihm auf und es war ein Blick, diesmal nicht ſchalkhaft, nicht herausfordernd, wie gewöhnlich, ſondern es war vielmehr ein tiefer inniger Blick, wie er aus dem Herzen eines Weibes kommt, wenn ihre Bruſt von einem ſüßen Gefühle geſchwellt wird.

„Doch, das iſt nun vorbei," ſprach er nach einer Pauſe und ſich abwendend. „Glauben Sie mir, Eliſe, ich bin auch nicht gekommen, Ihnen über Ihr Benehmen Vorwürfe zu machen, wozu der Regent vielleicht ein Recht hätte, ſondern ich will einfach und ruhig mit Ihnen

überlegen, wie der Wunsch Ihres Herzens auf würdevolle Art, wie sich's für unser Haus geziemt, zu realisiren ist."

Es lag nicht in dem Charakter der Prinzessin, daß ein tiefer, inniger Blick ihres Auges lange anhielt, selbst wenn auch das Gefühl, das ihn hervorgerufen, fortdauerte. Jetzt schon blickte wieder aus ihrem Antlitz eine kleine Schalkhaftigkeit, und obgleich sie sich nicht enthalten konnte, ihre Hand sanft auf den Arm des Regenten zu legen, so sagte sie doch mit einem Anflug ihrer neckischen Laune: „Verzeihen Sie mir, ich fühle in der That mein Unrecht und dies um so mehr, da mich Ihre edelmüthigen Gesinnungen beinahe niederdrücken, — Ihre Sorge für mein Wohl — Eurer Hoheit Entschluß, meine Wünsche zu erfüllen, selbst wenn die Erfüllung Ihnen in manchen Beziehungen weh thun würde."

„So reden Sie, Prinzessin, was soll ich thun?" fragte düster der Regent.

„Viel und wenig," entgegnete fast heiter die Prinzessin und fuhr fort, indem sie ihr Gesicht schmeichelnd zum Regenten erhob, „— das thun, was Sie schon so oft für mich gethan. Meine — vielleicht unbesonnenen Schritte wieder gut machen."

„So will ich also," antwortete der Regent nach einer längeren Ueberlegung, „den Hofmarschall zu Seiner Durchlaucht dem Herzog Alfred senden, ihm anzeigen lassen, daß ich seine Anwesenheit erfahren, und mich so zurückhaltend als möglich nach seinen Wünschen erkundigen. Fällt seine Antwort befriedigend aus, woran ich nicht zweifle, so werde ich ihm gegenüber — es sogar recht zart finden, daß er sich vorher — von der Neigung Eurer Durchlaucht für ihn überzeugte, ehe er öffentliche Schritte that."

„Hat er sich überzeugt?" fragte schüchtern die Prinzessin, wobei sie trotz ihrer Keckheit nicht aufzublicken wagte, — „hat er sich wirklich überzeugt?"

„Nach den Schritten, die er gethan," sagte der Regent, indem er sich bemühte, sehr fest und ruhig zu sprechen, „muß dies doch wohl der

Fall ſein. Ja, ich bin der feſten Anſicht, der Herzog iſt ſicher, daß Sie, Prinzeſſin, mit einem mehr als gewöhnlichen Intereſſe von ſeiner Anweſenheit wiſſen."

„Glauben das Euer Hoheit in der That?" fragte nun alles Ernſtes erſchrocken, die Prinzeſſin.

„Daran iſt nicht zu zweifeln. Verzeihen Sie mir, Eliſe," ſetzte er bitter hinzu, „wenn man einmal ſo weit gegangen iſt, Portraits auszutauſchen —"

„Nicht auszutauſchen" — ſagte die junge Dame in beſtimmtem Tone.

„Möglich," fuhr der Regent achſelzuckend fort, „im vorliegenden Fall iſt es ſogar genug, wenn der eine Theil das Portrait des andern empfängt — behält — bei ſich aufbewahrt — mit Intereſſe betrachtet." —

Er hatte das mit ſteigendem Tone der Stimme geſprochen, und ſie hatte dieſe Steigerung mit einem eigenthümlichen Lächeln und einem ſo entſchiedenen Kopfſchütteln beantwortet, daß ſich der Regent veranlaßt ſah, bewegt auszurufen:

„Aber, Eliſe, Sie können ſich jetzt noch nicht entſchließen, ehrlich mit mir zu reden, und Sie ſehen mich doch bereit, allen Ihren Wünſchen nachzukommen?"

„Gerade, weil ich ehrlich mit Ihnen reden will, muß ich mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß Ihre Vorwürfe nicht begründet ſind. Sie ſprechen von einem Portrait, das ich empfangen. — Möglich, ich laſſe mir mancherlei Zeichnungen und Photographieen vorlegen."

„Ja, — Photographieen."

„Aber, daß ich das, wovon Sie eben ſprachen, behalten, aufbewahrt, mit Intereſſe betrachtet, davon weiß ich kein Wort."

Der Regent zuckte mit den Achſeln und während er mit der rechten Hand eine Bewegung der Ungeduld machte, warf er einen bezeichnenden Blick nach dem Schreibtiſch hinüber, wo das Etui lag, welches die Prinzeſſin bei ſeinem Eintritt ſo haſtig zugedrückt.

Sie folgte ſeinen Augen, und da ſie dies that, fuhr ein freund-

liches Lächeln über ihre Züge. Sie erhob ſich leicht und gewandt von dem Fauteuil, ſtreckte ihre Hand aus und ſagte mit ſo welchem Ton der Stimme, wie man es ſelten an ihr bemerkte: „Dort liegt das, worauf Ihre Rede zielt. Meinetwegen denn, ſehen Sie nach, was es iſt.“

„O ich habe es zur Genüge geſehen,“ entgegnete finſter der Herzog, „aber ich bitte dringend, Eliſe, wir wollen nicht von unſerem Geſprächthema abſchweifen. Theilen Sie mir Ihre Wünſche mit, und ſo wahr ich Ihnen immer ein ehrlicher und treuer Freund war, ſo wiederhole ich Ihnen: ich werde auch jetzt Alles für Sie thun, was in meinen Kräften ſteht.“

Bei den letzten Worten, die der Regent innig ſprach, hatte ſie ihr Geſicht von ihm ab gegen das Fenſter gewendet, und es war vielleicht der Wiederſchein des rothen Glaſes in den bemalten Scheiben, welcher eine tiefe Röthe auf ihren Zügen aufflammen ließ. — Vielleicht! doch hatten ſich dieſe auch ſeltſam verändert; von Schalkhaftigkeit, Behagen an der Situation war keine Spur mehr auf ihnen zu leſen, ja die Augen hatten ihren muntern Glanz verloren, ſie preßte die Lippen heftig auf einander, wie Jemand, der einen ſchweren Kampf kämpft, und ein tiefer Seufzer ſtahl ſich aus ihrer Bruſt empor. — — — Sie ließ den Regenten ziemlich lange warten, ehe ſie ihm eine Antwort gab, und dieſe Antwort beſtand darin, daß ſie ihre Hand erhob, abermals nach dem Schreibtiſch hinzeigte, und mit kaum vernehmlicher Stimme hinzuſetzte:

„So betrachten Sie doch das Portrait, das ich einſtens erhalten, aufbewahrt, das ich,“ ſetzte ſie ſtockend hinzu, „in Wahrheit häufig mit Intereſſe beſchaue.“

Der Regent, der das Geſicht der Prinzeſſin nicht ſehen konnte, aber an dem Ton ihrer Stimme wohl merkte, daß Eigenthümliches in ihrem Herzen vorgehe, trat an den Schreibtiſch und nahm das Etui in die Hand. Ehe er es aber öffnete, blickte er noch einmal auf die junge Dame, die ihm jetzt ihren Kopf zugewandt hatte, und war erſtaunt, das auf ihrem Geſichte zu leſen, was wir eben berichtet. Ja, eine

tiefe Erregung, eine wahre Herzensangſt ſprach ſich in ihren Zügen aus. Jetzt, wo er den Finger auf die Feder des Etuis drückte, ſtreckte ſie ihm wie flehend beide Hände entgegen, und aus ihren ſonſt ſo klaren, lebhaften Augen, die jetzt umdüſtert erſchienen, traf ihn ein ſo ungewohnter Blick, ſo tief und innig, daß er ſein Herz erbeben fühlte.

„Ach, Eliſe, Sie bereuen Ihre Erlaubniß!“

„Nein, nein!“ rief ſie; doch es war, als könne ſie nicht mit anſehen, was der Regent in der nächſten Sekunde ſchauen mußte; denn, indem ſie auf den Fauteuil zurückſank, preßte ſie ihr glühendes Geſicht in die weichen Kiſſen.

Es durchzuckte ihn ſo ſonderbar, als er nun fühlte, wie die Feder dem Drucke ſeines Fingers nachgab. Das Etui öffnete ſich — und er erblickte nicht jene ihm verhaßt gewordene Photographie, ſondern — — ſein eigenes Portrait, von dem er nicht wußte, wie es in Beſitz der Prinzeſſin gekommen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Während das und noch einiges Andere, was unſere Leſer, namentlich unſere Leſerinnen ſich gewiß denken können, in dem Boudoir der Prinzeſſin vor ſich ging, ſpazierte Herr von Fernow eine kleine Weile in dem großen Audienzſaale auf und ab. Seit jenem denkwürdigen Abend hatte er eine außerordentliche Vorliebe für dieſen an ſich ſehr öden Saal gefaßt. Er betrachtete gerne die alten verblichenen Bilder an den Wänden, noch lieber aber die Fenſterniſchen, vermittelſt welcher jene ihr Licht erhielten. Ja beſonders für eine gewiſſe Fenſterniſche ſchien er eine wahre Leidenſchaft gefaßt zu haben, denn er betrachtete ſie minutenlang, träumend und in tiefe Gedanken verſunken. Er hob den ſchweren Vorhang, der an der Seite herabhing, in die Höhe, nicht um auf den Schloßplatz zu blicken, ſondern nur um ſich — die Malereien an der Wand zu betrachten. Dann trat er wieder zurück, nahm ſeinen Säbel unter den Arm und machte einige Schritte in den Saal hinein. Das große Gemach war ſo entſetzlich leer, und ſo leiſe er auch auftrat, ſo hallten doch ſeine Schritte unangenehm

wieder. — Mußte er denn gerade in jenem Saale auf- und abſpazieren, hatte ihm das der Regent befohlen? — Gott bewahre! Seine Hoheit, als ſie in die Zimmer der Prinzeſſin traten, hatten nur geſagt: Bleiben Sie in der Nähe. — In welcher Nähe? — Natürlich in der Nähe der Appartements der Prinzeſſin. Die Appartements der Prinzeſſin aber beſtanden, wie er genau wußte, aus der ganzen Reihe der von uns im Anfang dieſes Kapitels ſo ſchön und ausführlich beſchriebenen Zimmer. Der Mittelpunkt dieſer Zimmer war der große Salon der Prinzeſſin, wo ſie ſich wahrſcheinlich jetzt mit dem Regenten befand, und von dort mußte alſo auch Weite oder Nähe berechnet werden. Wenn er aber hier in dem öden Audienzſaal ſpazieren ging, ſo befand er ſich eben ſo weit von der Perſon des Regenten, als wenn er ſich an's andere Ende der Appartements begab, wo die Dame du jour ihr Empfangszimmer hatte. Das war außerordentlich klar, und ſowie ſich der Major dieſen Gedanken in der That recht klar gemacht hatte, befand er ſich auch ſchon auf dem Corridor, der hinter den großen Sälen lag, und ging wohlgemuth nach der andern Seite des Schloſſes, nur in der einzigen Abſicht, die Befehle des Regenten zu erfüllen und in deſſen Nähe zu bleiben.

In kurzer Zeit hatte er das Ende dieſes Corridors erreicht und als er dort einen Lakaien gelangweilt am Fenſter lehnen ſah, mußte er unwillkürlich lächeln, denn es war derſelbe Lakai, der ihm neulich ſein breites Geſicht zwiſchen den Orangeblüthen gezeigt hatte. Natürlich verſchwand aus der Haltung deſſelben alle Langeweile, als er den Adjutanten Seiner Hoheit auf ſich zukommen ſah. Er ſtellte ſich mit etwas gekrümmtem Rücken in Poſitur, nahm ein ſüßes Lächeln an, indem er den Mund ſpitzte, und rieb ſich die Hände, ehe der Major ganz nahe war.

„Wer von den Damen iſt im Vorzimmer Ihrer Durchlaucht?“ fragte dieſer mit einem ſo gleichgültigen Geſichte, als ſei es ihm vollkommen einerlei, den Namen der alten Oberſthofmeiſterin zu hören.

„Fräulein von Ripperda,“ ſagte der Lakai.

Der Adjutant nahm eine verdrießliche Miene an und fragte scheinbar überrascht:

„Nicht Ihre Excellenz?"

„Nein, das gnädige Fräulein."

Herr von Fernow war schon im Begriffe wieder fortzugehen, doch sprach er nach einer kleinen Ueberlegung: „Nun wohl denn, melden Sie mich dem gnädigen Fräulein." Der Lakai verschwand hinter dem schweren Thürvorhange, als sei er von einem sanften Zephir weggeblasen worden; ebenso glitt er auch gleich darauf wieder zurück, rieb sich abermals die Hände und sagte mit einer tiefen Neigung des Kopfes:

„Es wird dem gnädigen Fräulein ein Vergnügen sein, den Herrn Major zu empfangen."

Der Major trat, nicht ohne einige Befangenheit, in's Zimmer und folgte alsdann durch dasselbe dem Lakaien, der neben ihm herfänselte, der gegenüberliegenden Thüre zu, die er langsam öffnete und hinter dem Eingetretenen wieder schloß.

Helene von Ripperda hatte sich von einem kleinen Lehnsessel, der am Fenster stand, erhoben und während sie sich mit der Rechten auf die Lehne desselben stützte, hielt sie in der Linken ein Buch, in dem sie so eben gelesen. Das junge Mädchen sah etwas überrascht, doch nicht unfreundlich aus.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," sagte Herr von Fernow, indem er sich mit einer tiefen Verbeugung näherte, „daß ich mir erlaubt habe, Ihnen einen Besuch zu machen."

„Sie haben einen Auftrag an mich?" fragte die junge Hofdame mit einem beinahe ernsten Gesicht.

„Nicht so ganz, mein Fräulein. Wenn ich Sie aber im Geringsten störe, oder Sie sonst Gründe haben, mich nicht zu empfangen, so werde ich mich augenblicklich zurückziehen. Was einen Auftrag anbelangt, so habe ich leider keinen; bin aber doch, wenn Sie wollen, auf Befehl Seiner Hoheit da."

„Wie verſtehe ich das, Herr von Fernow?“

„Seine Hoheit,“ antwortete der junge Offizier, indem er in dienſtlicher Haltung und faſt im Meldeton ſprach, „befahlen mir, Ihm zu folgen, als Sie ſich ſo eben zu Ihrer Durchlaucht, der Prinzeſſin Eliſe, begaben. Hochdieſelben betraten darauf die Appartements und ſagten im Weggehen: Bleiben Sie in der Nähe.“

Ein faſt unmerkliches Lächeln glitt über die Züge des ſchönen Mädchens.

„Ja, in der Nähe ſollte ich bleiben,“ fuhr Herr von Fernow mit ſehr ernſtem Geſichte fort, „und da ich mir überlegt, daß der Audienzſaal, wo ich vorhin einen Augenblick war, — der Audienzſaal, mein gnädiges Fräulein,“ ſetzte er mit Betonung hinzu, — „noch etwas weiter von den Gemächern der Prinzeſſin entfernt iſt, als dieſe Zimmer, ſo erlaube ich mir ganz gehorſamſt, Ihnen meine Aufwartung zu machen, um — das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden.“

„Wenn dem ſo iſt,“ entgegnete Fräulein von Ripperda mit einer graziöſen Neigung des Kopfes, „wenn Sie alſo im Dienſte ſind, ſo muß ich mich denn ſchon entſchließen, Sie für eine kleine Weile da zu behalten.“

„Muß? — für eine kleine Weile?“ — verſetzte der junge Offizier mit einem leichten Seufzer; „wenn Ihnen dieſe Freundlichkeit für mich nur nicht zu außerordentliche Mühe macht!“

Bei dieſen Worten blickte er nach einem Sitze und manövrirte auf eine Handbewegung Helenens mit einem nahestehenden Fauteuil ſo geſchickt, daß er denſelben ohne viel Aufſehen gar ſehr in die Nähe der jungen Dame zu bringen wußte. Beide ſetzten ſich, und Fräulein von Ripperda legte das Buch, in dem ſie geleſen, neben ſich auf den Tiſch.

„Ich unterbrach Sie in Ihrer Lektüre, mein Fräulein?“

„Ich durchblätterte da eine Gedichtſammlung, die man der Prinzeſſin heute Morgen zugeſandt.“

Halt, werda! — Poſtillon. — Was bringſt du hier? —
Ach Herr, ich führe gar betrübte Waare,
Im Wagen liegt ein ſtiller Paſſagier,
Ein todter Mann, den ich nach Hauſe fahre.

•

III.

Die ernſte Nacht betritt ihr Reich
Und zieht den Schleier über uns zuſammen,
Den dunkeln Schleier, prächtig reich
Mit Gold verbrämt und rings geſtickt mit Flammen.

Noch wallt er um die Königin,
Vom raſchen Flug erregt in ſchönen Falten,
Und nun allmählig ſinkt er hin
Auf mich, vom Mond, dem Diadem gehalten.

•

Ich ſteh' auf Wach' am Pulverhaus,
Es ſummt und ſurret in der Stadt die Menge,
Verworren bringt's zu mir heraus,
So wie des Zapfenſtreichs gedämpfte Klänge.

Nacht ſpricht mit mir und Windeswehn,
Von Kugelhaufen bin ich rings umgeben,
Die ſich erzählen, was geſchehn
In ihrem kurzen, mörderiſchen Leben.

„Etwas Neues?“

„Eine neue Ausgabe. Wenn es Sie intereſſirt, blicken Sie hinein.“

„Ah, ich kenne das,“ ſagte der junge Offizier nach einer kleinen Pauſe, während welcher er ein paar Blätter umgewandt. „Es ſind außerordentlich ſchöne Sachen, ich ſchwärme dafür.“

„Mein Leben liegt im Abendroth,
Dein's tritt erſt ein in den ſonnigen Tag;
Mein Herz iſt ſtarr, mein Herz iſt todt,
Dein's hebt erſt an den luſtigſten Schlag;
Du ſchauſt nach Deinem Glücke
In goldne Fernen weit,
Ich blicke ſchon zurücke
In alte Zeit,“

las er darauf und ließ das Buch ſinken, um nach Helenen hinüberzublicken, die den Kopf in die Hand gelegt hatte und zum Fenſter hinausſah.

„Ja, es iſt das ſehr ſchön,“ meinte auch ſie, „hübſche Idee, reizende Phantaſie.“

„Reizend und traurig, wie man will; reizend für einen Glücklichen, traurig für Jemand, der nicht das Recht hat, ſo zu denken und zu ſprechen.“

Helene wandte ihm ihr Geſicht zu, ſie blickte ihn mit den klaren glänzenden Augen an und ſagte mit einem Anflug von Wehmuth in der Stimme:

„Herr von Fernow, erzählen Sie mir lieber etwas aus der Stadt. Es iſt eigenthümlich,“ fügte ſie nach einem augenblicklichen Stillſchweigen hinzu, „daß man Ihnen immer die Geſprächsthemas aufgeben muß.“

„O, das iſt wahr,“ verſetzte er raſch; „ich bin Ihnen gegenüber ſo geiſtesarm, ſo beiſpiellos arm, — ja, Helene,“ fuhr er mit lei-

ſerer Stimme fort, „von einer Armuth, die Sie erſchrecken müſste, wenn es mir vergönnt wäre, Sie dieſelbe in ihrem ganzen Umfange kennen zu lehren.“

„Und ich habe ja nichts, um Sie reich und glücklich zu machen.“

„Nichts, Helene?“ rief Herr von Fernow leidenſchaftlich; „o, Sie haben Alles. Sie brauchen nur Ihre Hand zu öffnen, um Segen, Reichthum und Glück auf mich niederſtrömen zu laſſen. Aber Sie ſind hartherzig. Sprechen wir alſo lieber von der Stadt.“

„Ja, ſprechen wir von der Stadt,“ wiederholte ſie leiſe und drückte ihre ſchwellenden Lippen aufeinander, um einen leichten Seufzer niederzukämpfen.

„O, in der Stadt iſt es ſehr ſchön,“ ſagte er mit erzwungener Luſtigkeit, „herrliches warmes Wetter, worüber ſich alle Menſchen freuen. Man geht ſpazieren, man reitet ſpazieren, man unterhält ſich über dies und das, wiſſen Sie, mein gnädiges Fräulein, über lauter Alltäglichkeiten, die eigentlich nicht der Mühe werth ſind, vor Ihnen wiederholt zu werden.“

„Saben Sie Herrn von Wenden?“

„Herrn von Wenden und auch Baron Rigoll,“ ſagte der Major mit einer Verbeugung. „Doch von Letzterem kann ich Ihnen wohl nichts Neues mittheilen, Sie ſehen ihn häufiger, als ich.“

Es war ein trübes Lächeln, mit dem ſie zur Antwort gab: „O ja, ich muß ihn häufig ſehen.“

„Häufig, ja ſehr häufig!“ ſprach zornig der junge Mann. „O, Helene, iſt das zu ertragen? Fühlen Sie, was ich leide?“

Sie nickte mit dem Kopfe und blickte ihn ruhig an.

„Alſo doch, Sie fühlen es!“ fuhr er heftig fort. „Nun, bei Gott, das iſt für mich ſchon ein Troſt, eine Erleichterung. Aber Sie fühlen nicht, wie ich, was es heißt, ſo von ferne ſtehen zu müſſen, wenn er ſich Ihnen nähern darf, wenn er berechtigt iſt, Ihren Arm in den ſeinigen zu legen, o berechtigt, wo ich glücklich,

ſelig wäre, wenn ich nur Ihre Hand berühren dürfte! Sie fühlen nicht, Helene, was ich leide, wenn ich Abends zu den erleuchteten Fenſtern der Prinzeſſin aufblicken muß, wo ich weiß, daß auch Sie ſind und er, — ja, aufblicken muß, faſt verzweifelnd. Denn ich habe Phantaſie, Helene, und kann es mir wohl ausmalen, wie er an Ihrer Seite ſitzt, wie er das Recht hat, in Ihr liebes Auge zu blicken, verſtohlen mit Ihnen zu plaudern, während die andern Damen aus Gefälligkeit gegen das glückliche Paar um ſo lauter reden!"

„Sie ſind zu hart gegen mich, Herr von Fernow," ſagte das junge Mädchen, wobei ſie ihren Kopf ſo heftig in ihre Hand drückte, daß ſich die weißen Finger tief in ihr volles ſchwarzes Haar vergruben.

„Ja, das thun ſie Alle und finden die Vertraulichkeit begreiflich," fuhr der junge Offizier mit flammendem Blicke fort, „und wenn ich drunten ſtehe, in der ſtillen Nacht, ſo fühle ich, daß es ſo iſt, — und ich fühle nicht nur, ich ſah auch."

„Was ſahen Sie?" fragte Helene, indem ſie ſich haſtig aufrichtete.

„O, am geſtrigen Abend war ich zufälliger Zeuge, daß Baron Rigoll Sie in ſeinem Wagen nach Hauſe brachte."

„Ich mußte ſo; Ihre Durchlaucht und die Oberhofmeiſterin nöthigten mich dazu."

„Ich weiß, daß Sie genöthigt wurden, — aber daß man Sie nöthigen durfte, das iſt es, was mich ſo grenzenlos unglücklich macht! — Glauben Sie aber ja nicht, daß ich abſichtlich in Ihren Weg getreten. Ich kam vom Dienſt bei Seiner Hoheit, und Sie können ſich bei mir bedanken, mein Fräulein, daß ich mich des Wagens bediente, der Sie hätte nach Hauſe führen ſollen," fuhr er fort. Helene blickte ihn fragend an. — „In dem Wagen fand ich ein Taſchentuch, das Sie dort liegen ließen und das ich bei mir trage, um es Ihnen auf Ihren Befehl wieder zurückzugeben."

Indem er dies ſagte, hatte er die Hand auf ſein Herz gelegt und

ſah mit einem forſchenden und bittenden Blick nach dem jungen Mädchen hinüber. — „Befehlen Sie, daß ich es Ihnen wiedergebe?“

„Aber Sie martern mich, Kernow!“ rief Helene lebhaft aus, „Sie martern mich ſchrecklich!“

„Ich erwarte ja nur nur Ihre Befehle,“ verſetzte er dringend, „nur Ihre Befehle, Helene, ja, Ihre Befehle, ob ich überhaupt glücklich ſein oder entſetzlich elend werden ſoll. Befehlen Sie alſo!“ — Das Alles ſprach er mit der jähen Haſt der Leidenſchaft. „Befehlen Sie mir, vor den Baron Rigell zu treten — o nein! nicht befehlen! Gewähren Sie es mir als die höchſte Gnade, die Sie mir gewähren können, ihm zu ſagen, daß ich Sie liebe und daß auch Sie mir nicht abgeneigt ſind. Laſſen Sie mich dann zur Prinzeſſin gehen, ich will ſie fragen, warum ſie zwei Herzen aus einander reißen will, die ſich lieben! Ja, Helene, die ſich lieben, ich ſpreche es aus, ich fühle es, ich ſehe es in Ihrem feuchten Blick, ich weiß es aus Ihren eigenen Worten, aus Ihren lieben, entzückenden Worten, die Sie mir an jenem Abende ſagten.“

Sie gab ihm keine Antwort, als er ſo heftig zu ihr ſprach, ſie hatte ihre Hände vor das Geſicht gepreßt und das leichte Zucken ihres Körpers, welches ihm anzeigte, daß ſie weinte, war nicht im Stande, ihn ruhiger zu ſtimmen.

„Was Ihnen Baron Rigell bieten kann, kann ich Ihnen freilich nicht bieten, — ſeinen Stand, ſeinen Reichthum! Aber dagegen etwas Koſtbareres: ein Herz voll Liebe, Helene. — Doch, o mein Gott! ich weiß ja wohl, daß ich da Sachen zu Ihnen ſpreche, die Sie eben ſo gut ſelbſt wiſſen.“

Sie nickte abermals mit dem Kopfe, dann erwiderte ſie, indem ſie beide Hände von ſich abſtreckte, in einem Tone der Troſtloſigkeit, der über alle Beſchreibung ſchmerzlich war:

„— Ob ich alles das weiß, was Sie mir ſagen! — Ob ich es weiß? — Ja, Kernow, es iſt ein Abgrund zu meinen Füßen, vor dem ich zurückſchaudere, und in den ich doch ſtürzen muß.“

„Und wer zwingt Sie dazu?“ rief der junge Mann heftig aus. „Das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Prinzeſſin, meine Liebe zu ihr, mein Verſprechen.“

„Ein Verſprechen, das man Ihnen abgezwungen? — O ſo weit zu gehen, zwingt uns weder Liebe noch Dankbarkeit! Es iſt eine Laune der Prinzeſſin, ſie hat den Baron Rigoll zu Gott weiß welchem Zwecke gebraucht, und um ihn an ſich zu ketten, ſollen Sie das Opfer werden! — Nimmermehr, Helene, Sie ſollen ſich keiner vorübergehenden Laune opfern. — Nein! nein! Und kann ich auch nicht glücklich mit Ihnen ſein, — — mit Dir, o meine Helene, mit Dir, die ich über Alles in dieſer Welt liebe, ſo will ich doch das Band zerreißen, an welchem man dich, du mein herrliches Mädchen, gefangen hält, und du ſollſt wenigſtens frei, wenn auch nicht glücklich ſein!“

Er hatte ſich bei dieſen Worten mit einer raſchen Bewegung vor Helene niedergeworfen, ihre beiden Hände ergriffen, und als er dieſelben leidenſchaftlich an ſeine Lippen preßte und mit heißen, innigen Küſſen bedeckte, war es ſo gekommen, daß ihr Haupt niederſank und ihr Haar aufgelöst auf ſeine Stirne fiel.

„Ja, ja,“ wiederholte er mit dem Tone des tiefſten Schmerzes, „wenn auch nicht glücklich, doch frei!“

„Und warum nicht Beides?“ fragte eine leiſe Stimme hinter ihnen, eine Stimme, deren Ton Beide erſchreckte, eine Stimme, die ſie augenblicklich erkannten, deren Klang aber in dieſem heiligen Augenblicke nicht im Stande war, beide Liebenden gewaltſam zu trennen. Herr von Fernow erhob ſich vielmehr langſam, und wie er ſich erhob, legte er ſeinen Arm um den ſchlanken Leib des jungen Mädchens, drückte es, wie beſchützend, an ſich und blickte dabei herausfordernd um ſich her, als wollte er ſagen: „Welche Macht der Erde iſt im Stande, uns jetzt zu trennen?“

Auch Helene ſchien ſo zu denken, denn ſie widerſtrebte nicht, als ſein Arm ſie umfing; vielmehr glitten ihre Finger an dieſem

Arm hinunter, bis sie in seine Hand fielen und sich dort mit den seinigen vereinigten. Wohl blickte sie im ersten Augenblicke zu Boden, wohl flog eine tiefe Röthe über ihre vorhin so bleichen Züge, doch blickte auch sie in der nächsten Sekunde empor in das Auge der Prinzessin, die lächelnd neben ihnen stand und auf's Anmuthigste, fast neckend wiederholte: „Und warum nicht Beides, meine Kinder?"

Zernow wußte nicht, wie ihm geschah. Ja, die Prinzessin mußte diese Worte ehrlich meinen. In solchen Augenblicken zu spotten, wäre ja ruchlos gewesen. Und aus dem Blick ihres Auges leuchtete auch nichts wie Spott hervor, es lag vielmehr etwas wie Glück, wie Freude, ja Seligkeit in dem feuchten Glanze desselben. Sie meinte es ehrlich mit den Beiden. Näherte sie sich doch mit leisen Schritten denselben, legte ihre Hand sanft auf die Schulter des jungen Mädchens und küßte sie auf die Stirn, als diese das glühende, thränengenetzte Gesicht zu ihr erhob.

„Träume ich denn?" sagte Helene nach einer süßen Pause. „Träume ich, Euer Durchlaucht? Und werde ich zu neuem Leide erwachen?"

„Nein, nein, es ist kein Traum, mein Kind," erwiederte die Prinzessin. „Du hast mir selbst einmal gesagt, daß es Augenblicke im Menschenleben gibt, wo das Glück mit einem Male auf uns niederfällt."

„Gewiß, Euer Durchlaucht!" rief der junge Offizier entzückt, „es gibt solche Augenblicke des Glücks."

„Für Euch Beide, die ich gerne habe, eben jetzt," antwortete die Fürstin. Dann setzte sie mit leiser Stimme, zu Helenen allein gewendet, hinzu: „für mich vor wenigen Minuten."

Obgleich ihr Fräulein von Ripperda fragend in das Gesicht blickte, so mußte sie doch den Sinn der eben gesprochenen Worte verstehen; denn sie faltete ihre Hände, drückte sie auf ihre heftig athmende Brust und sprach:

„Wie mich das froh macht!"

Es gibt Augenblicke des Glücks, die so unverhofft kommen, und

ſo bedeutend ſind, daß wir ſie ohne weitere Frage in unſer Herz aufnehmen, daß wir nicht wagen, eine Bemerkung über das Erlebte zu machen, aus Furcht, ein ſolcher Augenblick des Glücks möchte dahin flattern, wie ein ſchöner Traum. So war's dem jungen Offizier zu Muth, und als er nun ſah, wie die Prinzeſſin bei Helenen ſeine Stelle einnahm, das heißt, wie ſie ihren Arm um den Hals des jungen Mädchens legte, und ihr Haupt auf deren Bruſt niederſinken ließ, da ſagte er denn mit flehender Stimme:

„Euer Durchlaucht, in Ihren Händen liegt das Geſchick zweier Herzen, die ſelig ſind, ihr Glück durch Sie zu empfangen, und die ewig für Sie ſchlagen werden in Zuneigung und Ehrerbietung!" Damit zog er ſich leiſe zur Thüre zurück, und als er durch das Vorzimmer ſchritt, jubelte es in ihm laut und freudig: „Das war der rechte Augenblick des Glücks!" Auch beging er in dieſem Augenblicke des Glücks noch eine kleine Thorheit. Er riß das Taſchentuch Helenens, welches er unter der Uniform auf der Bruſt trug, hervor und bedeckte es mit unzähligen, leidenſchaftlichen Küſſen.

Als die Thür des Vorzimmers hinter ihm in's Schloß fiel und er auf dem Corridor dahinging, war ihm zu Muth, als hätte er Flügel und ſchwebe nur ſo dahin auf dem Fußboden. Wie aber in der Welt dafür geſorgt iſt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, ſo harrt unſer gewöhnlich auch eine kleine Abkühlung, wenn wir uns im höchſten Stadium der Freude und des Glücks befinden. Dieſe Abkühlung des Herrn von Fernow im gegenwärtigen Momente erſchien in der Perſon des händereibenden Lakaien, der ſich ihm ſüßlächelnd näherte und mit liſpelnder Stimme meldete: „Seine Excellenz, der Oberſtjägermeiſter, Herr Baron von Rigoll, bäten den Herrn Adjutanten auf zwei Worte in den Audienzſaal." Dorthin ging denn auch der junge Offizier und ſchritt gar nicht ſo zögernd und ängſtlich, wie vor einer halben Stunde. Was kümmerten ihn jetzt alle Rigoll's der ganzen Welt! Ja, er hoffte ſogar, Seine Excellenz möchten die Gnade haben, ſich ſpeziell um ihn zu bekümmern und er war in der Ver-

faſſung, dem Baron, wenn ihn dieſer mit bekannten Fragen beehren würde, vollkommene Aufklärung zu geben und nichts vorzuenthalten. —

Der Oberſtjägermeiſter ſtand in dem Audienzſaal in der uns wohlbekannten Fenſterniſche. Er wandte ſich beim Eintritt des Herrn von Fernow um, und wenn auch um ſeine zuſammengekniffenen Lippen das ewige lauernde Lächeln ſpielte, ſo blickten doch ſeine Augen etwas zu ſtarr, um freundlich auszuſchauen, und dazu ſpielte ſeine Geſichtsfarbe noch ſtärker, als gewöhnlich, in's Gelbliche.

„Euer Excellenz haben mich befohlen?“ ſagte der Adjutant, indem er ſich dem Baron raſch genähert, der ihm nur wenige Schritte entgegenkam und ihm antwortete:

„Von Befehlen kann keine Rede ſein, Herr Major. Ich habe Sie nur um zwei Worte gebeten.“ Der Oberſtjägermeiſter blickte einen Augenblick durch's Fenſter, dann aber drehte er ſich mit einer haſtigen, zuckenden Bewegung wieder gegen den jungen Mann und ſagte mit einem unangenehm verzerrten Geſichte und einem ſchneidenden Tone:

„Herr von Fernow — Sie erlauben,“ unterbrach er ſich ſelbſt, „daß ich Ihren Titel weglaſſe, — da auch ich bitte, den Oberſtjägermeiſter bei Seite zu ſetzen und ſich für einige Augenblicke nur mit dem Baron Rigoll zu beſchäftigen. — Herr von Fernow, Sie haben ſich in den letzten Tagen ein Vergnügen daraus gemacht, ſich etwas ſehr auffallend mit meinem Thun und Laſſen zu beſchäftigen. Sie haben Leute, die ich in meinem Intereſſe gebrauchte, für ſich zu gewinnen gewußt, Sie haben ſich in den Beſitz meiner kleinen Geheimniſſe geſetzt und haben das, was Sie auf Umwegen erfahren, getreulich Seiner Hoheit, dem Regenten rapportirt.“

„Herr Baron!“ rief der junge Offizier, indem er einen Schritt zurücktrat, — „Sie führen eine eigenthümliche Sprache!“

Obgleich er auf eine Scene mit dem Oberſtjägermeiſter gefaßt war, ſo fiel ihn derſelbe doch ſo ohne alle Vorbereitung an, daß er unwillkürlich nach der Hand ſeines Gegners blickte, ob derſelbe im nächſten Moment nicht ein paar Piſtolen aus der Rocktaſche ziehen würde.

„Wenn Ihnen das Wort „rapportirt“ nicht gefällt,“ fuhr Jener mit einem malitiöſen Aufwerfen ſeiner Lippen fort, „ſo ſagen wir lieber, Sie haben meine Geheimniſſe dem Regenten verkauft.“

Herr von Fernow blickte im Saale umher, zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Ich bin nicht der Mann,“ ſprach Herr von Rigoll mit zitterndem Munde weiter, wobei ſeine Augen ſonderbar zwinkerten, „der es ungeſtraft hingehen läßt, wenn junge Leute, die anfangen, ſich zu fühlen, meine Wege durchkreuzen, um das, was ich mühſam vorbereitet, mit ungeſchickter Hand auseinanderzuziehen und unüberlegt zu Boden zu treten.“

Herr von Fernow lächelte ſpitz, als er dem Oberſtjägermeiſter die Worte erwiderte: „Herr Baron von Rigoll, es thut einem jungen Manne, der eben anfängt, ſich zu fühlen, in der That außerordentlich weh, einem älteren Herrn, wie Euer Excellenz, der nicht nur den Ton bei Hofe, ſondern auch den Ton der gewöhnlichen allgemeinen Schicklichkeit genau kennen ſollte, ſagen zu müſſen, daß Ausdrücke, wie die, deren Sie ſich ſo eben bedienten, unter Männern von Ehre nicht gebräuchlich ſind, und daß es, nebenbei geſagt, verzeihen Sie mir das Wort, ſehr wenig überlegt iſt, ſie in dieſen Räumen hören zu laſſen. Was ich gethan, habe ich zu verantworten. Finden Sie ſich durch mein Benehmen irgendwie gekränkt, ſo werde ich, um Ihnen, der ſo hoch im Range ſteht, den gebührenden Vortritt zu laſſen, bis heute um zwei Uhr auf Ihre weiteren Wünſche warten. Sollten Sie aber dieſe Wünſche bis zu der angegebenen Zeit nicht aufs Deutlichſte ausgedrückt haben, ſo werde ich mir nach zwei Uhr erlauben, einen meiner Freunde zu Eurer Excellenz zu ſchicken.“

Der Major hatte dies in dem ruhigſten, aber beſtimmteſten Tone geſagt und nur dann ſeine Stimme erhoben, wenn der Oberſtjägermeiſter, deſſen Geſichtsfarbe anfing ins Grünliche überzugehen, unter heftig zuckenden Bewegungen der Hände und Füße Miene machte, ihm ins Wort zu fallen.

„Das iſt's, was ich gewollt!“ ſprudelte er jetzt hervor; „Sie oder ich; und das iſt es ja auch, wornach Sie trachten. Ah, Herr von Fernow, ich bin freilich der ältere Herr und Sie der jüngere Mann, der gewandt iſt im Ausholen von Geheimniſſen; auch gewandt im Wegnehmen eines Taſchentuches, welches die Damen in ihrem Wagen liegen laſſen, ja, dieſes Taſchentuches,“ fuhr er mit ſchäumendem Munde fort, indem er auf das Tuch des Fräuleins von Ripperda wies, welches der Major zu verbergen vergeſſen hatte. „Doch ſollen Sie nicht glauben, daß mich kleinliche Eiferſucht treibt, oder daß ich Ihnen das Feld räume, auch wenn hundert Schnupftücher meiner Braut in Ihren Händen ſind. Es iſt ungeheuer leicht, ein wehrloſes Mädchen zu compromittiren.“

Dies letzte Wort durchzuckte den jungen Offizier, als hätte ihn ein Blitzſtrahl getroffen. Er biß ſich die Lippen faſt blutig, zog den Athem mühſam an ſich und that einen raſchen Schritt vorwärts gegen den Mann, der es wagte, an einem Ort, wie der, wo ſie ſich befanden, ihn ſo grauſam zu beleidigen. — Glücklicherweiſe aber war es der Oberſtjägermeiſter, der ihn durch eine haſtige Bewegung rückwärts eben ſo ſchnell wieder calmirte, als er den flammenden Zorn des Majors erregt hatte. Ja, Seine Excellenz trat faſt hinter die Fenſtervorhänge, ſtreckte die rechte Hand von ſich und rief erſchreckt aus:

„Ich bin wehrlos und Sie bewaffnet. Vergeſſen Sie aber nicht, daß wir im Schloſſe ſind!“

Wie geſagt, dieſe heftige Bewegung des Oberſtjägermeiſters ließ allen Zorn des jungen Mannes plötzlich verſchwinden, ſeine Muskeln ſpannten ſich ab, und indem er in einem verächtlichen Tone ſagte: „In der That, ich werde es nicht vergeſſen, wo wir ſind, und wen ich vor mir habe!“ wandte er ſich ohne Verbeugung, ohne Gruß um und verließ mit raſchen Schritten den Audienzſaal. Trotz alle dem aber pochte ihm das Herz doch gewaltig, als er über den Corridor ging und die Treppen hinabſtieg, die zur Wohnung des Regenten führten. Es war gut, daß der Weg, den er zu machen hatte, ziemlich lang war

Euch Kugeln ſchütz' ich alle gleich,
Iſt meine treue Sorgfalt nicht verloren! —
Und wird wohl eine unter euch
Zum Dank mir einſt die Bruſt durchbohren?

und daß er ſich deßhalb ſo weit beruhigen konnte, um ganz gefaßt in das Zimmer des Herrn Kindermann einzutreten. Mit einem aufgeregten verſtimmten Weſen hätte der junge Offizier auch durchaus nicht in die Nähe des alten Kammerdieners gepaßt; denn dieſer ſaß in der roſenfarbigſten Laune in ſeinem Lehnſtuhle und ſprang beim Anblick des Adjutanten mit einer gar poſſirlichen Tanzbewegung in die Höhe.

„Herr von Fernow," ſagte er, indem er freudig die Hände zuſammenſchlug, „ich glaube, wir haben heute einen ganz vortrefflichen Tag. Ich habe etwas erlebt, was ſeit langen Jahren nicht mehr geſchehen iſt. Seine Hoheit haben mich vorhin an dieſem meinem rechten Ohrläppchen gezupft und dazu geſagt: „„Kindermann, wenn wir nicht ſo ein altes ſchwatzhaftes Weib wären, ſo ſollten wir erfahren, daß wir heute einen Augenblick des Glücks gehabt haben."" Nun wiſſen Sie, Herr von Fernow, der Regent das ſagen und ich meine Schleuſen aufziehen, das war eine Sache des Handumdrehens. Vor Ihnen habe ich keine Geheimniſſe. Sie gehören von jetzt ab zum innern Haushalte; wiſſen Sie alſo" —

Der Ton der Klingel aus dem Kabinet des Regenten unterbrach den redſeligen Kammerdiener. Er hüpfte hinter die Vorhänge, und als er wieder zurückkam, machte er eine bezeichnende Handbewegung nach der Thüre des Kabinets, wobei er flüſternd ſagte:

„Morgen mehr. Ich habe ein paar Ausgänge zu machen. Seine Hoheit iſt ſo vortrefflich gelaunt, daß, wenn Sie ſich heute eine Gnade ausbitten, er Ihnen nichts abſchlagen wird."

In der That ſaß auch Seine Hoheit in ſehr froher Stimmung, die auf ſeinem Geſichte wiederſtrahlte, vor ſeinem Schreibtiſche. Beim Eintritt des Offiziers ſtreckte er ihm die Hand entgegen, was er bisher nie gethan, und ſagte verbindlich:

„Ich danke Ihnen, lieber Fernow, für Ihre guten und getreuen Dienſte. Ich denke eifrig an eine Belohnung für Sie und werde ſuchen, die Hinderniſſe, welche ſich noch entgegenſtellen, auf die Seite zu räumen. — Wenn Sie nach Hauſe fahren, ſo thun Sie mir die Liebe

und paſſiren bei Wenden. Ich will ihn vor der Tafel ſprechen. — Apropos, erinnern Sie ſich noch des Abends neulich, als Sie ungerufen in mein Kabinet kamen. Ich glaube, das war für uns zwei eine gute Begegnung."

„Für mich wenigſtens war es ein Augenblick des Glücks," ſprach der junge Mann mit einer ehrerbietigen Verbeugung, „denn das Vertrauen, welches mir Eure Hoheit bewieſen, hat mich zum glücklichſten Menſchen gemacht."

„Zum glücklichſten vielleicht noch nicht," entgegnete lächelnd der Regent; „aber was nicht iſt, kann noch werden. Wenn Sie es nur in Ihrer wichtigſten Angelegenheit mit einem andern Charakter, als mit dem des Baron Rigoll, zu thun hätten! — Doch hoffen Sie auf die Zukunft, wir wollen ſehen."

Der Regent wandte ſich nach einer freundlichen Handbewegung wieder zum Schreiben um, und der junge Offizier verließ das Kabinet und gleich darauf das Schloß. Als er an einer Nebenthüre in ſeinen Wagen ſtieg, fuhr eben die Equipage Seiner Excellenz des Oberſtjägermeiſters davon.

„Kein Licht ohne Schatten," ſprach der Major achſelzuckend zu ſich ſelber; „keine Roſe ohne Dornen; aber was auch kommen mag, für heute ſoll mir nichts die Erinnerung trüben, an den da oben genoſſenen wunderbaren Augenblick des Glücks."

Sechzehntes Kapitel.

Rosa.

Herr Krimpf bewohnte eine Dachstube, die ziemlich einfach möblirt war. Dieselbe lag in stiller Einsamkeit im vierten Stock des uns wohlbekannten Hauses in der Pfahlgasse, weßhalb der Bewohner von Besuchen nicht sehr gestört wurde; ja, die beinahe einzigen lebenden Wesen, die sich hier oben sehen ließen, war der Vater einer gegenüberwohnenden Sperlingsfamilie oder ein paar Katzen aus der Nachbarschaft. Diese Stille und Ruhe neben dem etwas starken Bordeaux, den der kleine Maler an jenem Abend zu sich genommen, war denn auch wohl Schuld daran, daß er am darauf folgenden Morgen länger als gewöhnlich schlief. Herr Krimpf war sonst, namentlich während des Sommers und Herbstes, sehr frühzeitig auf und liebte es, die ersten Strahlen der aufsteigenden Sonne zu begrüßen. Daß er dies aber, wie unzählige andere Menschen, mit freudigen Gefühlen that, können wir gerade nicht behaupten; vielmehr blickte er mürrisch auf die schattenerfüllten Straßen, und wenn sich droben am Kirchthurmdach das erste Sonnengold zeigte, so zuckte er mißmuthig mit den Achseln und konnte sagen: „Das heißt nun gelebt! des Morgens zieh' ich mich an, des Abends zieh' ich mich aus. Wenn nur einmal was Anständiges dazwischen fahren wollte! So eine tüchtige Revolution oder ein ordentliches Erdbeben!"

Als Herr Krimpf an dem Morgen nach jenem denkwürdigen Souper erwachte, erstaunte er, da er die Sonne bereits in seinem Zimmer sah, dann zuckte er mit den Händen nach seinem Gesichte, faßte seine Nase und indem er sie bedächtig abwärts zog, haschte er in seinem Kopfe nach hin und wieder blitzenden Erinnerungen; doch mußte er einen tüchtigen Anlauf nehmen, das heißt, er mußte sich in Gedanken auf die Terrasse des Schlosses versetzen, dann die Straßen

wandeln, die er gestern durchgangen, endlich vor der Restauration stehen bleiben; ja, er mußte sich den kleinen Spazierstock mit dem goldenen Knopfe vor sein inneres Auge rufen, ehe es ihm möglich wurde, eine Art von System in die Erlebnisse des gestrigen Abends zu bringen. Daß er mit einem fremden Herrn soupirt, wurde ihm bald wieder klar, auch daß er gut gegessen und viel Wein getrunken. Dann aber kam eine schleierhafte, traumartige Zeit; jetzt noch, in der Erinnerung, brannten die Lichter trübe, und es war ihm, als sei die Stube voller Staub gewesen.

Herr Krimpf erhob sich von seinem Bette in die Höhe und war augenscheinlich nicht ganz zufrieden mit den bei sich selber angestellten Nachforschungen. Etwas war noch vorgefallen, das wußte er. Er mußte mehrmals rückwärts gehen; er mußte so zu sagen wieder mit dem ersten Glase Bordeaux beginnen. Ah! jetzt fing er an, einen Faden in die Hand zu bekommen. Der Andere, der Offizier, hatte gewußt, wer er sei, daß er Krimpf heiße. Ja, so war's. Der kleine Maler mußte selbst lächeln, als er fühlte, wie der Nebel in seinem Kopfe zu weichen anfing, und als der gestrige Abend immer klarer vor ihn trat. Er bildete sich überhaupt gern etwas auf seine geistigen Fähigkeiten, namentlich auf sein Gedächtniß ein, und dies Gedächtniß war in der That für Sachen, die Herr Krimpf behalten wollte, nicht schlecht. — Der Offizier hatte also gewußt, daß er in der Pfahlgasse wohne, und dann hatte er von der Rosa gesprochen. — Richtig, die Rosa! — An diese sollte er einen Brief besorgen, den der Andere ihm gegeben. — — Den er ihm gegeben? Nein, nein, er hatte ihm nichts gegeben. — Den er ihm erst geben wollte, und zu dem Zweck sollte er, der Maler, den Offizier besuchen. — Aber wo? — — Teufel! das hatte er vergessen, und das war recht ungeschickt. So viel erinnerte er sich wohl noch, daß dessen Wohnung auf einem der Plätze der Stadt gelegen war. Aber weiter. „Es fällt mir schon noch ein," dachte er. „Damit jedoch war unsere Unterredung noch nicht zu Ende," sprach er nach einer Pause zu sich selber, während

welcher er sich heftig die Stirn gerieben hatte. „Ist es mir doch gerade, als seien wir in Streit zusammen gerathen, der junge Offizier und ich. Geschimpft und geflucht wenigstens hab' ich. — Dann meine ich auch, ich hätte etwas, das mir ziemlich wichtig gewesen, auf den Boden geworfen. Hollah! so wird es sein. Alle Donnerwetter!"

Bei diesen letzten Worten sprang Herr Krimpf mit einem einzigen Satze aus dem Bette und stürzte mit einer außerordentlichen Hast auf seinen Rock zu, dessen Taschen er in aller Geschwindigkeit untersuchte. — Darin war nichts zu finden, und er wußte doch, daß er die beiden Photographien bei sich gehabt. Es sah komisch aus, wie der kleine Maler jetzt die Hand mit seinem Rock herabhängen ließ, mit einem ziemlich nüchternen, ja trostlosen Blick an den glänzenden Morgenhimmel hinaufsah und sich am Kopfe kratzte. — „Ja, die Photographien habe ich weggegeben!" sagte er endlich, „und der Henker mag wissen, in welchen Händen sie sich nun befinden. Krimpf, das ist ein schlimmes Stück Arbeit! Aber mich soll der Teufel lothweise holen, wenn ich mich nicht auf die Adresse besinnen will, welche mir der Offizier gegeben. — Ein Platz in der Stadt war es. Habe ich denn nichts dabei gedacht, als er mir ihn nannte? — Es ist ein gutes Mittel, sich bei einem Namen etwas zu denken, wenn man ihn wiederfinden will. — Richtig, an Wasser hab' ich gedacht. An sprudelndes Wasser! — Ich hab's, ich hab's — an eine Fontaine! Ah! der Kastellplatz! Donnerwetter! — Nun aber die Nummer! Bei der Nummer hab' ich auch etwas angeschaut Hm! Hm! Was habe ich doch angeschaut? Das Fenster mit acht Scheiben? Numero acht? Nein, das war's nicht! Die drei Flaschen auf dem Tische? Auch nicht. Und doch hab' ich an was gedacht. — Nein, kein Ueberlegen hilft. Aber auf dem Kastellplatze will ich mich schon zu ihm fragen. Bestellt hat er mich, und da ich nicht weiß, zu welcher Stunde, so will ich halt den Morgen hingehen und warten, bis er nach Haus kommt!"

Nachdem Herr Krimpf dies bei ſich überlegt, ſchmunzelte er vergnügt in ſich hinein, wenn er an das vortreffliche Souper dachte, welches er geſtern Abend eingenommen, und an den guten Wein, der ihm gar keine Kopfſchmerzen verurſacht. Er ſtäubte ſeine Stiefel proviſoriſch mit einer Kleiderbürſte ab, ſchlenkerte die Hoſen hin und her, um ſie von dem Staub zu befreien, und nachdem er beides angezogen, machte er mit einer Hand voll Waſſer ſeine übrige Toilette, zog Weſte und Rock an und begab ſich in das Atelier hinab.

Frau Böhler hatte ihm ſeinen Kaffee aufgehoben, der Photograph aber war ausgegangen, um eine fertig gewordene Arbeit dem Beſteller zu überbringen. Da zwiſchen der alten Frau und dem kleinen Maler nie ein beſonderes gutes Einverſtändniß geherrſcht, ſo war es nicht auffallend, daß Beide außer dem herkömmlichen guten Morgen nichts weiter mit einander redeten. Frau Böhler ging in ihre Küche, und da keine dringende Arbeit vorhanden war, nahm Herr Krimpf ſeinen Hut, um etwas friſche Luft zu ſchöpfen. Er ſtieg langſam die Treppen hinab, und nachdem er einen Augenblick überlegt, klopfte er an die Thür von der Wohnung der Frau Wittwe Weiber. Auf ein lautes „Herein!“ der alten Frau öffnete Herr Krimpf, und ein einziger Blick in das geräumige Zimmer belehrte ihn, daß Roſa ausgegangen ſei. Ihre Mutter ſaß am Tiſche neben dem Ofen und ſchälte Kartoffeln.

Der kleine Maler nickte ihr freundlich mit dem Kopfe zu und dann ließ er ſich faul und nachläſſig, wie Jemand, der außerordentlich viel Zeit übrig hat, auf einen Stuhl, der alten Frau gegenüber, nieder. „Immer fleißig?“ fragte er alsdann gähnend.

„Man muß wohl!“ meinte Madame Weiber. „Wer nichts ſchafft, hat nichts zu eſſen, oder es muß Einem ſo gut gehen, wie Euch.“

„Daß ſich Gott erbarm',“ entgegnete Herr Krimpf, und ſeine weißen Finger zuckten nach ſeinem Haar. „Uns gut gehen! Davon

hab' ich lange nichts mehr gemerkt. Ihr habt doch was, wenn Ihr arbeitet, wir aber da oben — na, na, man muß sein Geschäft nicht verachten."

„So, so? Es geht wieder einmal gar nicht?" fragte neugierig die alte Frau, wobei sie Kartoffeln und Messer in den Schooß fallen ließ. „Ja, ich hab' es immer gesagt, die Künstlerschaft, 's ist doch nichts dahinter. Und nun gar das Photographiren, da warten zu müssen, wie die Spinne in ihrem Netz, bis einmal eine unglückliche Fliege sich hinein verirrt!"

„Es ist ein trauriges Geschäft," erwiderte Herr Krimpf mit sehr ernster Miene. „Ich werde es auch nächstens aufstecken und mich wieder vollständig der Malerei zuwenden. Die vielen Auslagen bei dem Photographiren! Und macht man wirklich was Hübsches, so meinen die Leute, sie müßten es geschenkt haben."

Frau Weiher nickte mit dem Kopfe, indem sie emsig wieder anfing, ihre Kartoffeln zu schälen.

„Das habe ich der Rosa schon tausendmal gesagt," sprach sie nach einer kleinen Weile. „Da ist vorn und hinten nichts; da heißt es immer: Warten und Warten. Ja, und bei dem Warten wird man alt, und was hat so ein armes Mädchen, wenn einmal die erste Jugendfrische vorüber ist?"

„Aussicht auf ihren Bräutigam, unsern Herrn Böhler!" lachte boshaft der kleine Maler.

„Aussicht auf gar nichts," fuhr die Frau fort; „und damit verschlägt sich das Mädchen andere ordentliche Partien."

„Ja, ja, es ist eigentlich sonderbar," meinte nachdenklich Herr Krimpf. „Die meisten Freundinnen Rosa's haben sich schon verheirathet. Da ist die Anna Korn und die Christiane Ringel, und wie ich gestern hörte, soll es auch jetzt mit der Emma Schwertel losgehen."

„Mit ihrem Lieutenant?" fragte überrascht die alte Frau.

„Mit ihrem Lieutenant, der darneben ein reicher Baron ist,"

bekräftigte der kleine Maler, wobei er ſchlau nach der Frau hinüberblinzelte, um zu ſehen, welchen Eindruck dieſe Nachricht auf ſie mache.

Die Mutter Roſa's ſaß kopfſchüttelnd da, und da ſie gedankenvoll zum Fenſter hinausblickte, ſo hatten die Kartoffeln wieder einen Augenblick Ruhe.

„Die Emma Schwertel!“ ſprach ſie achſelzuckend. „Kann die ſich wohl mit meiner Tochter meſſen? Und hat gar keine Familie, die ſich ſehen laſſen darf! Der alte Weiber aber war Amtsdiener und mein Bruder iſt Stadtrath. Und der Lieutenant hat wirklich ehrliche Abſichten?“

„Sie wird Baronin,“ behauptete Herr Krimpf mit beſtimmtem Tone; dann erhob er ſich langſam und ſetzte hinzu: „Aber das muß man auch der alten Schwertel nachſagen, einen Geiſt hat die Frau und immer die Hand feſt darauf gehalten! Dann iſt die Emma ſelbſt ein verſtändiges Mädchen.“

„Nun, was das anbelangt, ſo wollen wir lieber ſagen ſie hat mehr Glück als Verſtand; denn mit einem Lieutenant anbandeln, das führt gewöhnlich zu etwas Anderem als zur Baronin. Wenn die Roſa hätte Lieutenants haben wollen, ſo würde das Haus hier wie eine Kaſerne ausſehen. Aber nichts für ungut, Krimpf,“ fuhr die Frau fort, indem ſie außerordentlich dicke Schalen von ihren Kartoffeln herunter ſchnitt. „Ihr könnt es droben wieder erzählen oder nicht: ich werde nächſtens einmal ein vernünftiges Wort mit Herrn Böhler ſprechen. Die Geſchichte fängt an mir langweilig zu werden. Und darin muß es klar werden. So eine ewige Brautſchaft iſt das Hinderlichſte, was einem Mädchen paſſiren kann.“

„Wo iſt denn die Roſa?“ fragte Herr Krimpf ſüß lächelnd.

„Sie trägt einige Arbeiten in die Handlung. Ich verſichere Euch, das Mädchen iſt ſo fleißig und geſchickt, daß ſie ganz gut von dem leben könnte, was ſie verdient. — Ja, ja, die Sache muß klar werden.“

Damit erhob ſie ſich ebenfalls, ſchüttete die Kartoffeln in eine Schüſſel und trat einen Augenblick ans Fenſter, um nach dem gegen-

überliegenden Hause zu schauen. Dort war wie gewöhnlich in letzter Zeit das eine Fenster offen; an demselben stand der kleine Fauteuil, und auf dem Gesimse lag der unvermeidliche Blumenstrauß.

Herr Krimpf blickte auch hinüber und lächelte still in sich hinein.

„Der wär' mir auch lieber," sagte er hierauf, „als der Emma Schwertel ihr Lieutenant."

„Habt Ihr was über den da gehört, Krimpf?" fragte die Frau.

„O ja, gehört Manches; und was ich gehört, muß wahr sein, denn ich habe es von einem seiner guten Freunde. Der Herr da drüben hat sich so in die Rosa verliebt, daß ihm Alles daran gelegen ist, das Mädchen einmal sprechen zu können."

„Sprechen?" fragte mißtrauisch die alte Frau.

„Nun ja, hier in Ihrer Wohnung. Daran wird doch wohl nichts Schlimmes sein?"

„Krimpf, Krimpf! Das sind gefährliche Sachen! Denkt nur an unsere Nachbarschaft und an da oben!"

„Es fällt mir auch nicht ein, Euch dazu zu rathen. Ich sage nur, was ich gehört. Gott soll mich bewahren, daß ich mich in so etwas hineinmische. Aber so viel muß ich hinzusetzen, der da drüben soll ein sehr geordneter Herr und außerordentlich reich sein."

Die alte Frau sann einen Augenblick nach, dann sagte sie wie zu sich selber:

„Im Grunde kann ich Niemand verbieten, in unsere Wohnung zu kommen, wenn er irgend etwas kaufen oder bestellen will."

Herr Krimpf war ebenfalls nachdenklich geworden und wiederholte ebenso mit leiserer Stimme als zuvor:

„Ja, das kann man freilich Niemand verbieten! Und dann ist die Rosa ja ein gescheites Mädchen und weiß schon, was sie zu thun und zu lassen hat. — So, jetzt hab' ich Euch guten Morgen gesagt, grüßt mir Eure Tochter freundlich, und wenn ich Euch einen guten Rath geben darf, so glaubt mir, es ist besser, wenn Ihr von dem da drüben nichts zu ihr sagt."

Herr Krimpf hätte eigentlich nicht nöthig gehabt, der Mutter dieſen Rath zu geben, denn ſie war ohnehin entſchloſſen, ihrer Tochter die gute Partie der Emma Schwertel vor Augen zu halten und ſie zur Klugheit zu ermahnen.

Der Maler ging ſeiner Wege und war bald auf dem Kaſtellplatz. Es wurde ihm leicht, in einem dortigen Laden die nöthige Erkundigung einzuziehen, und ſo erfuhr er denn, daß der Major von Fernow, Adjutant des Regenten, im erſten Stock deſſelben Hauſes wohne, ſowie weiter, daß dieſer Herr gewöhnlich Mittags um zwölf Uhr nach Hauſe komme. Herr Krimpf verfehlte nicht, ſich um dieſe Stunde einzuſtellen und ſich melden zu laſſen.

Herr von Fernow empfing ſeinen Gaſt von geſtern Abend mit freundlichem Lächeln, und indem er es ihm leicht machte, über die kleinen Verlegenheiten hinwegzukommen, welche jenem die Erinnerung an ſeinen unzurechnungsfähigen Zuſtand verurſachte, gab er ihm mit einigen Worten der Anerkennung die beiden Photographien zurück, die, wie der geneigte Leſer bereits weiß, vollkommen ausgedient und ihren Zweck erfüllt hatten.

Was die andere Sache anbelangte, ſo verfehlte der Major nicht, dem kleinen Maler die Zeilen des Kammerherrn zu übergeben, indem er ihm ſtrenges Stillſchweigen anempfahl und ſich wo möglich im Laufe des Nachmittags eine Antwort erbat.

Herr Krimpf wandte das Schreiben nach allen Seiten, und während ſeine rechte Hand an ſeine Stirne emporzuckte, erlaubte er ſich die Bemerkung, er wolle allerdings die Zeilen übergeben, doch ſei eine ſchriftliche Antwort nicht nöthig, ſchwerlich würde ſich auch das Mädchen zu einer ſolchen entſchließen. Der Freund des Herrn Major könne ja ohne allen Anſtand in das Haus kommen, um irgend eine Beſtellung oder einen Ankauf zu machen, und alsdann ſehen, ob ihm das Glück günſtig ſei. Hierzu ſei zwiſchen fünf und ſechs Uhr Nachmittags die beſte Stunde.

Dieſen Vorſchlag fand Herr von Fernow in mehreren Beziehungen paſſend, und indem er ſagte: „So kann die Beſtimmung zwiſchen fünf

Erinnerungen.

Auf dem Balkan.

1840.

Es war ein Abend wunderſchön,
Der Himmel voll goldener Streifen,
Wir ließen von des Berges Höhn
Den Blick in die Ferne ſchweifen.

Im Thale ſtieg der Nebel auf,
Die hellen Farben erbleichen,
Es ſucht das Wild im raſchen Lauf
Den dunkeln Wald zu erreichen.

Wir ſtanden ſtumm und ſahn entzückt
Den Abend am Himmel thronen,
Wir ſahn die Felſen rings geſchmückt
Mit goldenen Sonnenkronen.

und sechs Uhr als Antwort gelten," empfahl er dem kleinen Maler dringend, das Billet auf alle Fälle zu übergeben und entließ ihn alsdann mit einem glänzenden Geschenk, welches anzunehmen sich übrigens Herr Krimpf mit Mund und Hand, das heißt mit der rechten Hand, weigerte, während die linke es langsam in seine Rocktasche schob. Dann ging er nach Hause zurück, und während er der Pfahlgasse zuschlenderte, überlegte er, ob es in der That räthlich sei, das Briefchen an seine Adresse zu befördern.

„Eigentlich ist es unnöthig," sprach er bei sich selber. „Hat der Herr da drüben das Verlangen, sein Abenteuer mit Rosa zu bestehen, so mag in der That die Bemerkung, daß zwischen fünf und sechs Uhr die passendste Zeit ist, als Antwort gelten, und er kann thun, was ihm beliebt. Warum soll ich eigentlich die Kastanien aus dem Feuer holen? Weist sie den Brief zurück, so hat sie auch keine Verpflichtung, vor meinem Freund und Collegen Böhler zu schweigen, und dann könnte ich doch mit demselben in sehr unangenehme Erörterungen gerathen. Besser, wir behalten den Brief als Muster, wie vornehme Leute dergleichen Sachen schreiben."

Mit diesen löblichen Vorsätzen stieg Herr Krimpf langsam die Treppen hinauf und kam gerade zur rechten Zeit, um an dem bescheidenen Mittagsmahl der Familie Theil zu nehmen. Der Photograph war nicht froh gestimmt, und selbst Frau Böhler, die sonst alles in rosenfarbener Laune anzusehen pflegte, war etwas mißvergnügt. Unangenehmes war eigentlich nichts vorgefallen; nur hatte sich der Augenblick des Glücks, als jene beiden Herren damals in dem Atelier erschienen, noch nicht als solcher bewährt, denn es waren weder Nachbestellungen noch neue Kunden gekommen, und die gespensterhafte Maschine blieb fast den ganzen Tag mit ihrem Tuche verhüllt.

Daß dem Herrn Krimpf sein Mittagessen ausnahmsweise gut geschmeckt, wollen wir gerade auch nicht behaupten. Er fühlte doch, wie schlecht er an seinem Freund und Collegen gehandelt, und jetzt, wo die

Sache eingeleitet war, konnte er ſich hie und da eines lauten Herzklopfens nicht erwehren. Es war ein Glück, daß er nie Jemandem frei in die Augen ſchaute, ſondern immer nur von der Seite blinzelte, denn heute wäre ihm das erſtere, beſonders, als Heinrich Böhler freundſchaftlich wie immer ſein Brod mit ihm theilte, doch unmöglich geweſen.

Nach dem Mittageſſen begab ſich der Photograph in eine Kunſthandlung, für die er mehrere Bilder angefertigt hatte, und der kleine Maler nahm eine Arbeit vor, die ihm aber heute nicht beſonders von der Hand gehen wollte. Er konnte weder einen ordentlichen Strich machen, noch die rechte Farbenmiſchung treffen. Auch horchte er immer auf die Uhr des benachbarten Kirchthurmes, und wenn es ein Viertel weiter ſchlug, ſo war es ihm gerade, als ſchlage der Hammer auf ſein eigenes Herz. Neben dem Bewußtſein des Unrechts, das er ſeinem Freunde zugefügt, und ebenſo dem Mädchen, das ihm nie etwas zu Leide gethan, begann auch eine wilde Eiferſucht in ſeiner Bruſt aufzuſteigen. Herr Krimpf hatte Phantaſie, und er fing an, ſich die Scene, die ſich ja um fünf Uhr möglicherweiſe ereignen konnte, mit ſo wilden Farben auszumalen, daß er mühſam nach Athem ſchnappen mußte, und daß er fühlte, wie ſein Haar auf der Stirne feſtklebte. Hatte er doch die Stunde zwiſchen fünf und ſechs Uhr teufliſch gut gewählt! Da war Roſa faſt immer allein zu Hauſe, denn um dieſe Zeit pflegte die alte Weiher ihre Nachbarinnen zu beſuchen. — Teufel! warum raste heute die Zeit ſo außergewöhnlich ſchnell dahin! — Kaum war zwei Uhr vorüber und ſchon ſchlug es Drei! Ja, im Uhrwerk mußte das Räderleben ebenſo heftig pulſiren, wie das Herz des kleinen Malers ſchlug. — Schon Vier, dann halb fünf, und da er angeſtrengt in den untern Stock hinablauſchte, hörte er jetzt, wie die alte Frau Weiher ausging, um ihre Beſuche in der Nachbarſchaft zu machen. — Ah! es war entſetzlich heiß im vierten Stock! Auf der Treppe mußte es gewiß ein wenig kühler ſein.

Roſa ſaß in ihrem Zimmer und war ſtill und fleißig mit ihrer Stroharbeit beſchäftigt. Wenn das Band, welches ſie flocht, hätte re-

den können, so würde die spätere Besitzerin desselben von allerlei seltsamen Gedanken, die aus ihm heraustönten, überrascht worden sein; denn während Rosa die feinen Strohhalme kunstreich durcheinanderschob und befestigte, dachte und träumte sie unablässig, bald leise, bald laut, letzteres aber meistens in solchen Augenblicken, wenn sie die Hände mit der Arbeit in den Schooß sinken ließ, das liebe, frische Gesichtchen emporhob und mit den guten klaren Augen an das Stückchen Himmel emporblickte, das von einem melancholischen Dachladen und von einem finstern Schornstein eingerahmt, gerade dadurch recht heiter und blau herniederblickte. Es war eigenthümlich, daß, wenn sie die Augen niedersinken ließ, sie fast ängstlich vermied, nach dem gegenüberliegenden Fenster zu blicken, und dann doch wieder verstohlen hinüber sah. Auch fühlte sie ihr Herz heftiger schlagen, wenn sie dort zuweilen eine bekannte Gestalt gewahr wurde, die sich heute Nachmittag häufiger als sonst sehen ließ und auf eine fast komische Art einen Blumenstrauß handhabte. Nicht um eine Million wäre sie an's Fenster gegangen. Sie hatte letzteres Anfangs ganz unbewußt und unschuldig gethan; es war ihr wie eine kindische Spielerei vorgekommen, der sie in ihrer Phantasie gar keine Folgen gegeben; und so wäre es auch geblieben, wenn der Photograph sie bei der neulichen Unterredung nicht aufmerksam gemacht und sie dadurch zu ihrem eigenen tiefen Erschrecken über eine Spielerei aufgeklärt hätte, die sie in der That nicht für der Rede werth gehalten und die doch nicht so ganz unschuldig war, wie sie anfänglich selbst geglaubt.

Ja, sie war häufiger an's Fenster getreten, als sie früher gethan und als gerade nothwendig gewesen. Sie hatte anfänglich aus Neugierde hinübergeblickt, wenn er hergeschaut, und als er drüben auffallende Zeichen machte, da hatte sie zuerst noch einmal sehen wollen, ob ihr diese Zeichen wirklich galten, und darum fuhr sie mit der Hand über ihr dunkles Haar, als jener den Blumenstrauß vor seine Lippen brachte. Doch war sie über ihr eigenes Thun erschrocken, und daß sie eine derartige Zeichensprache so bald ohne Lehrmeister gelernt. Verstand

ſie doch vollkommen, wenn er drüben geſtern das Zeichen des Schreibens gemacht, denn es war klar, daß er damit ſagen wollte, er werde ſich in den nächſten Tagen erlauben, einige Zeilen an ſie zu richten. Was er aber heute Nachmittag damit anzeigen wollte, daß er ſeinen Blumenſtrauß in verſchiedenen Pauſen fünfmal an die Lippen gebracht, das wußte ſie nicht. — War es ihr doch auch gleichgültig, denn mehr noch als die vorwurfsvollen Worte Heinrich Böhlers hatten ſie ein paar Reden ihrer Mutter zurückgeſchreckt, als dieſe noch heute Morgen von einem unverhofften Glücke ſprach, das oft einem armen und ſchönen Mädchen widerfahren könne, und ſie hierauf ſehr weitſchweifig von Roſa's Freundin, der Emma Schwertel erzählte, die nun doch ihren Lieutenant heirathen werde, welcher noch obendrein Baron ſei. „Ja," hatte ſie hinzugeſetzt, „der Herr Kammerherr Baron von Wenden iſt ſehr reich und ſo unabhängig, daß er nach keinem Menſchen nichts zu fragen hat." Roſa überlief es bei dieſen Worten unheimlich, denn ſie liebte ihren Verlobten innig, ſie würde ihn in der That nicht verlaſſen haben, und wenn zehn Barone, zehn Wenden gekommen wären. Selbſt daß ſie lange warten mußte, bis er ſich ein ordentliches Einkommen geſichert, ſelbſt das hatte ihre Liebe ſtark gemacht, denn ſie wußte, welche Mühe er ſich gab, und welch Unglück ihn jedesmal betroffen, wenn er am Ziele ſeiner Wünſche angekommen zu ſein ſchien. — Das konnte aber nicht immer ſo fortgehen; auch ſie hoffte auf einen endlichen Augenblick des Glücks.

Da klopfte es leiſe an die Stubenthür, und da das nichts Außergewöhnliches war, ſo rief Roſa ein herzhaftes „Herein!" Wie ward ihr aber zu Muth, als ſich nun die Thür öffnete und ihr Gegenüber, mit dem ſie ſich ſoeben beſchäftigt, Herr von Wenden, in das Zimmer trat. Es war ihr, als ſähe ſie ein Geſpenſt, denn wenn ſie auch thöricht genug geweſen war, aus einer Entfernung von guten hundert Schuhen nach dem, der jetzt vor ihr ſtand, hinüberzulächeln, ſo war es ihr doch immer zu Muth geweſen, als ſei das da drüben nur eine Phantaſie, nur ein Bild, eine Art von Puppe, ein Automat, der wohl

einen Blumenstrauß hin und her bewegen könne, aber der weder die Macht noch die Lust habe, in ihre Nähe zu kommen. Die Gasse, welche ihr Haus von dem seinigen trennte, war ihr immer als ein Abgrund erschienen, der nicht zu überschreiten sei, über den weder Weg noch Steg führe. Unter dem Schutze dieses Abgrundes war sie an's Fenster getreten, unter seinem Schutze hatte sie gelächelt, wenn der drüben gar zu possirliche Bewegungen machte. Und das Wesen stand jetzt vor ihr auf zwei Schuh Entfernung, sehr körperhaft, zierlich gekleidet, freundlich lächelnd und dem armen Mädchen einen solchen Schreck einjagend, daß sie unwillkürlich mit beiden Händen an ihr Herz fuhr.

„Es überrascht Sie, mein schönes Fräulein," sagte der Kammerherr von Wenden, „daß ich so außerordentlich pünktlich bin. Es hat draußen eben erst fünf Uhr geschlagen und schon stehe ich vor Ihnen, glücklich, entzückt, daß die schöne Rosa mir gestattet, sie auf ein paar kleine süße Augenblicke zu besuchen."

Wenn er auch für sie verständlicher gesprochen hätte, so würde ihm das junge Mädchen doch im ersten Momente keine rechte Antwort habe geben können, denn sie zitterte heftig, was ihr nie geschehen war, und konnte nichts thun, als einen Schritt zurücktreten, da der Andere zwei auf sie zu machte.

„Das ist eine allerliebste kleine Wohnung," fuhr dieser fort, der es für nothwendig hielt, vertraulich und herablassend zu sprechen; „charmant, und da steht Ihr Arbeitstisch mit den wirklich wunderbaren Arbeiten, die Sie hervorbringen, — reizende kleine Arbeiten. Und das Alles machen Ihre kleinen niedlichen Hände? In der That niedliche Hände. Erlauben Sie —"

Bei diesen Worten nahm er ihre Rechte und wollte sie an seine Lippen führen. Doch blieb dieser Vorsatz unausgeführt. Rosa entzog ihm hastig ihre Hand und hatte jetzt so viel Fassung gewonnen, um fragen zu können, was ihr eigentlich die Ehre seines Besuches verschaffe.

Herr von Wenden stutzte fast bei dieser Frage, doch nahm er sie für verzeihliche mädchenhafte Schüchternheit, und da er die kleine Hand

im nächſten Augenblick nicht wieder ergreifen konnte, ſo ging er durch das Zimmer nach dem Fenſter, um, wie er ſagte, mit außerordentlicher Befriedigung nach ſeiner Wohnung und nach dem Fenſter hinüber zu blicken, an welchem er ſchon ſo glücklich geweſen.

Des jungen Mädchens hatte ſich eine unerklärliche Angſt bemächtigt; ſie warf ihre Arbeit auf den Tiſch und eilte zur Thür, um nach ihrer Mutter zu ſehen, oder um droben bei der Frau Böhler Schutz und Hülfe zu ſuchen. Doch lächelte ſie ſelbſt im nächſten Augenblick über ihre thörichte Furcht und trat ruhig an den Tiſch zurück, um zu erwarten, was ihr ſeltſamer Beſuch beginnen werde.

Herr von Wenden ſchien die Ausſicht von hier nach ſeiner Wohnung vortrefflich gefunden zu haben. Nur mochte er vielleicht bedauern, ſich nicht ſelbſt dort erblicken zu können, und um dieſem Mangel einigermaßen abzuhelfen, warf er einen Blick in den an der Wand hängenden Spiegel und war von dem, was er dort ſah, nicht unbefriedigt.

Wenn wir ſagen wollten, der Kammerherr habe ſich bei dieſem erſten Beſuche vollkommen ſicher und behaglich gefühlt, ſo würden wir die Unwahrheit reden. Im Gegentheil, als er ſah, wie ſich Roſa ſo ſchüchtern hinter ihren Tiſch zurückzog und ihm ſo gut wie gar keine Antwort gab, fühlte er in ſich alle Symptome der Verlegenheit. Er huſtete häufiger als nothwendig war, er brauchte die Worte: köſtlich! charmant! ſuperbe! ohne allen Zuſammenhang und zupfte ungebührlich oft an ſeiner Halsbinde. Dieſe unbehagliche Stimmung wurde nicht vermindert, als er ſah, wie der flammende Blick des jungen Mädchens allen ſeinen Bewegungen folgte, wie ſie die Lippen feſt auf einander preßte, die Hand auf den Tiſch ſtützte, und aus ihrer ſchüchternen Haltung wie erwachend, den Kopf mit einem trotzigen Ausdrucke erhob.

Er näherte ſich dem Tiſche und bat um Erlaubniß, einen Augenblick ſitzen, an ihrer Seite ſitzen zu dürfen, nahm darauf einen Stuhl und ließ ſich nieder.

Roſa hatte ſich ſoweit gefaßt, um ihm im ruhigen Tone bemerken

zu können, daß es sie außerordentlich wundere, ihn hier in ihrer Wohnung zu sehen, ohne zu wissen, womit sie ihm dienen könne.

Diese wiederholte Frage klang dem Kammerherrn fast komisch. Ohne aber vorderhand des Briefes zu erwähnen, den er geschrieben, und der Erlaubniß, die sie ihm gegeben, hielt er es für passend, ihr in gut gewählten Ausdrücken die Augenblicke vorüberzuführen, wo er sie am Fenster gesehen, wo er von ihrem Anblick bezaubert worden sei, und wo es ihn so hoch beglückt habe, als er aus einigen leisen Zeichen zu erkennen geglaubt, daß auch sie sich hie und da nicht ohne Absicht gezeigt. Rosa erschrak aufs Neue, als sie bemerkte, daß er jede ihrer Mienen beobachtet und jede oft unwillkürliche Bewegung zu seinen Gunsten ausgelegt. Sie fühlte, wie Unrecht sie gethan, sich überhaupt am Fenster zu zeigen, aber da sie sich nichts Böses bewußt war, so blickte sie ihm fest in das Auge und begnügte sich, statt aller Antwort, bedeutsam mit dem Kopfe zu schütteln.

„Gewiß, schöne Rosa," fuhr Herr von Wenden wärmer fort, „ich fürchtete schon, der mächtige Eindruck, den Sie auf mein Herz hervorgebracht, würde mich zum unglücklichsten aller Menschen machen. Denn ehrlich gestanden, die Liebe, welche ich für Sie fühle, ist nicht gewöhnlicher Art. Ja, es ist eine Leidenschaft, die ich nicht im Stande bin, niederzukämpfen und die mich elend gemacht haben würde, ohne Ihr entzückendes, liebevolles Entgegenkommen."

„Durch mein Entgegenkommen?" fragte das Mädchen, indem sie einen Schritt zurücktrat. „Wenn Sie das für ein freundliches Entgegenkommen halten, daß ich mich, von der Arbeit ermüdet, zuweilen am Fenster sehen ließ, auch vielleicht nicht immer mit finstern Mienen, so muß ich Ihnen sagen, daß mich diese Ihre Ansicht erschreckt und daß ich in der That nicht begreifen kann, wie Sie es darauf hin wagen können, mir die Worte zu sagen, welche ich eben gehört."

„Dies Terrain will Schritt für Schritt erobert sein," dachte Herr von Wenden. „Die schöne Festung zeigt trotzig ihre Flagge, um dem Feind nicht zu verrathen, wie unter der Besatzung bereits Meuterei

ausgebrochen ist. Thun wir ihr den Gefallen, plänkeln wir ein wenig vorwärts, und dann mit einem tüchtigen Sturm das Hauptwerk genommen. — Warum, schöne Rosa," fuhr er laut fort, „wollen Sie die Freundlichkeit läugnen, die Sie für mich gehabt? wollen das kein Entgegenkommen nennen, was mich so außerordentlich entzückt, was mein Herz in lichte Flammen gesetzt?" Er hatte bei diesen Worten mit seinem Stuhle so geschickt manövrirt, daß er an Rosa's Seite gekommen war, und ihr zugleich den Ausweg versperrt, da sie hinter sich die Wand, rechts einen Schrank und vor sich den Tisch hatte. — „Als ich Sie zum ersten Male sah," sprach der verliebte Kammerherr mit süßem Lächeln und schmachtendem Blicke weiter, „da war ich betroffen von Ihrer wunderbaren Schönheit, aber dadurch fühlte ich mich auch hoffnungslos. Auf Ehre, schöne Rosa, ganz hoffnungslos! Und bei diesem an sich trostlosen Gefühle kann ich Sie versichern, daß mich der erste Blick Ihrer süßen Augen, das erste freundliche Lächeln traf, wie der erquickende Thau eine — nun ja, wie der erquickende Thau eine — halbverwelkte Blume. Sie blühte wieder auf in heißer Liebe. Und das ist Ihr Werk, schöne Rosa."

Herr von Wenden hatte gesprochen mit sanftem Augenaufschlag, schmachtend und lispelnd, wie ein vollendeter Geck. Als er sah, wie das Mädchen bei seinen Worten die linke Hand zusammenballte und auf ihr Herz drückte, da machte er es gerade so, ohne zu denken, daß ganz andere Gefühle ihre Seele regierten. Ja, sie hatte für den Mann drüben, so lange der vermeintliche tiefe Abgrund sie trennte, ein an sich unschuldiges Interesse genommen. O Gott ja, sie hatte hinüber geblickt, sie hatte lächelnd am Fenster gestanden, und sie hatte wie manches junge Mädchen in gleichem Falle nicht daran gedacht, daß man dem bösen Geist keinen Zoll breit Raum geben soll, um Fuß darauf zu fassen, daß wer heute den kleinen Finger bietet, morgen in den Fall kommen kann, die ganze Hand geben zu müssen. Und nach dieser ganzen Hand angelte Herr von Wenden seit einigen Augenblicken mit großer Ausdauer.

Wenn sich auch ihr Gefühl dagegen empörte, als sie die Berührung seiner kalten Finger auf ihrem lebenswarmen Arme fühlte, so konnte sie doch keinen Schritt zurück, und sie wußte nicht, sollte sie einen lauten Aufschrei thun oder sollte sie, den Angreifer bei Seite schleudernd, sich gewaltsam Bahn neben dem Tische vorbei machen. Das überlegte sie in der ersten Sekunde; in der zweiten aber dachte sie an das Haus, in dem sie sich befand, wo jedes laute Wort rechts, links, oben und unten gehört wurde, und als sie daran dachte, hielt sie es für rathsam, sich noch nicht zum Aeußersten zu entschließen.

Ja, sie lächelte sogar, aber es war ein kaltes, trauriges Lächeln, und während sie lächelte, biß sie die Zähne auf einander. „Jetzt bitte ich aber — Herr Baron," sagte das junge Mädchen, während sie immer zwischen ein paar Worten den Athem an sich zog, „jetzt bitte ich aber — diese Unterredung — zu enden. — Gewiß, Herr Baron. — Was Sie mein — Entgegenkommen nennen, darin haben Sie sich vollkommen geirrt. — Wenn ich zuweilen — am Fenster war, so geschah das — wie ich schon bemerkte — ganz ohne alle Absicht. — Und wenn ich — Ihnen sage, — daß es ohne Absicht geschah," setzte sie finster hinzu, „so wäre es besser, — Sie würden mir glauben."

„Und der Brief?" lachte Herr von Wenden. Und während er bei diesen Worten leicht an ihrem vollen Arm herunter fuhr, blitzten seine Augen auf eine seltsame Art.

„Ich weiß nichts von einem Brief," sprach fest und bestimmt das Mädchen.

„O, wie kann man so läugnen!" fuhr der Kammerherr im freundlichsten Tone fort. „Der Brief, den Sie erhalten, und die Erlaubniß, Sie zu besuchen, die Sie mir darauf gaben!"

„Das ist nicht wahr!" rief Rosa entrüstet. „Das ist eine Lüge, eine Schändlichkeit! Ich weiß weder von einem Briefe, noch viel weniger von einer Antwort. — O mein Gott, womit habe ich das verdient! — Durch nichts, durch gar nichts!" rief sie heftiger, „und ich will, daß man mich in Ruhe läßt." Sie machte bei diesen Worten

eine gewaltſame Bewegung, ihre Hand zu befreien, da aber der Kammerherr, dies vorherſehend, auf ſeiner Hut war, und ſie feſter hielt, ſo brachte ihre Bewegung die entgegengeſetzte Wirkung hervor. Statt ſich und ihre Hand zu befreien, verlor ſie für eine Sekunde das Gleichgewicht, wodurch es dem Kammerherrn gelang, ſeinen andern Arm um ihre Taille zu legen und ſie für einen Augenblick an ſich zu drücken.

Freilich nur für den erſten Augenblick, denn im andern ſchnellte ſie empor wie eine Stahlfeder, wie ein Aal im Waſſer, und während ſie dabei zwiſchen den verächtlich aufgeworfenen Lippen ihre weißen Zähne ſehen ließ, blitzte aus ihren Augen ein unheimliches Feuer.

Ein Anderer als der Kammerherr von Wenden wäre vielleicht auch ſo weit gegangen und hätte dann Angeſichts dieſer Symptome an einen verſtändigen Rückzug gedacht, bei ſich überlegend, daß kein Baum auf den erſten Hieb fällt und daß Rom nicht in Einem Tage erbaut worden iſt. Wie geſagt, ein Anderer hätte ſich, nachdem er gefunden, wie ſtark die Feſtung ſei, aus der Angriffslinie zurückgezogen, um mit Geduld und Ausdauer eine neue Parallele gegen den Feind zu eröffnen. Ein Anderer. Aber daß Herr von Wenden kein anderer als er ſelbſt war, das wußte ſein Freund, der Major, ganz genau und hatte darauf ſeinen Plan gebaut.

Der Kammerherr athmete mühſam, als das junge kräftige Mädchen von ihm wegſchnellte und ſich dabei zwiſchen dem Stuhl und dem Tiſche gewaltſam einen Durchgang bahnte. Seine Blicke brannten faſt fieberhaft, und wenn er auch lächelte, ſo war dies Lächeln doch ein ſehr künſtliches und gemachtes. Mit einer recht faden Bewegung ſchwang er ſich von ſeinem Sitz in die Höhe und tänzelte dem Mädchen durch das Zimmer nach, das anfänglich vor ihm floh, dann aber mit einem Male mitten in der Stube ſtehen blieb, die rechte Hand in ihre Seite ſetzte, den Kopf mit einer gewaltſamen Bewegung in die Höhe warf und eine der Stellungen einnahm, die edel, imponirend und ſchön, das Entzücken jedes Malers und Bildhauers geweſen wären.

Herr von Wenden ſchwebte auf ſie zu, täppiſch wie eine dicke,

Und nur das Herz fühlt nicht die Pracht —
Es muß in die Ferne ſtürmen,
Wo dort ſich in der dunkeln Nacht
Die blauen Gebirge thürmen.

Es fliegt als Traum der Heimath zu,
Und flüſtert mit leiſem Wehen
Der ſüßen Liebe in heimlicher Ruh,
Wie ſchön es ſei auf den Höhen.

Adrianopel.

1840.

Ruhend auf dem weichen Kiſſen
Unter einer Rebenlaube,
Naſcht' ich ſaftige Melonen
Und das Blut der ſüßen Traube.

Duft'gen Kaffee in den Händen
Sitzt der Mohr am Kohlenbecken,
Nach der friſchgeſtopften Pfeife
Brauch' ich nur die Hand zu ſtrecken.

Schon war ich ein ganzer Türke,
Saß gedankenlos und lauſchte,
Wie durch der Cypreſſen Spitzen
Ueber mir der Nachtwind rauſchte;

verliebte Fliege, prallte aber faſt zurück vor dem ſtarren und ſeltſamen Blick des Mädchens. „Nein, nein," rief er aber gleich darauf, wie um ſich ſelbſt Muth zu machen, „nein, nein, ſchöne Nachbarin, ſo entkommſt du mir nicht. Es gibt Augenblicke des Glückes, und wer die nicht erfaßt, iſt ein Thor." Als er das ſagte und von Neuem das ruhig daſtehende Mädchen mit den Händen berührte, verwandelte ſich das trotzige Ausſehen ihres Geſichts in eine tiefe Wehmuth. Sie biß heftig auf ihre Lippen, in dieſem Augenblick nicht um ein zorniges Gefühl, ſondern nur um die Thränen zu unterdrücken, welche trotz der gewaltſamen Anſtrengungen, die ſie machte, in ihre Augen ſtiegen und dort glänzten und zitterten.

„Was wollen Sie von mir?" fragte ſie mit einer tief ſchmerzlichen Stimme. „Was wollen Sie von einem armen Mädchen, das es bereut, — o, mein Gott, wie bereut! — wenn es Ihnen Veranlaſſung zu dem Glauben gab, es nähme das geringſte Intereſſe an Ihnen? Was wollen Sie hier in dieſer armen Wohnung, die kein Aufenthalt für Sie iſt, wo Sie kein Glück finden können und wohin Sie nur Unglück zu bringen vermögen?"

„O, ich weiß ſchon ein Glück, welches ich hier zu finden hoffe!" unterbrach ſie raſch Herr von Wenden, indem er zudringlicher wurde. „Ein Glück, ſchöne Roſa, das auch Ihnen nicht wie ein Unglück vorkommen ſoll." Indem er das ſagte, trachtete er darnach, ſeinen Arm abermals um ihren Leib zu legen, ſie an ſich zu ziehen, während ſeine Lippen ſich ihrem Geſichte näherten. Doch war es nur ein Augenblick, daß er alſo trachtete, und kein Augenblick des Glücks. Denn das junge Mädchen, welches eine Sekunde mit entſetzt aufgeriſſenen Augen um ſich ſchaute, ſtieß ihn gleich darauf ſo heftig von ſich, daß er mit einem außerordentlich überraſchten Geſicht zurücktaumelte, wobei er ſich nicht enthalten konnte, auszurufen: „Aber, mein Fräulein, was ſoll denn das bedeuten?"

„Das ſoll bedeuten, Herr Baron von Wenden," antwortete plötzlich die Stimme eines Mannes hinter ſeinem Rücken, „daß es

für einen ſo geſcheidten Herrn ſehr unklug iſt, ſich Unarten gegen ein armes, wehrloſes Mädchen zu erlauben, ſie in ihrem Zimmer zu überraſchen, wenn man zufällig erfahren, daß ihre Mutter ausgegangen iſt."

Nachdem Roſa ſo eben mit dem plötzlichen Auflodern eines wilden, ihr ſelbſt unbegreiflichen Zornes den Kammerherrn von ſich geſtoßen, hatte ſie die Hände vor ihre Augen gedrückt, und es war ihr gerade, als wanke ſie hin und her und müſſe im nächſten Augenblicke zuſammenſtürzen. Da traf auch ſie die Stimme, die wir ſo eben vernommen, und ſchlug tröſtend und rettend an ihr Herz. Sie ſtreckte ihre Hände leidenſchaftlich von ſich ab, und indem ſie ſich an die Bruſt des unvermuthet Eingetretenen warf, rief ſie aus: „O, Heinrich, ſchütze mich, rette mich!"

„Beides will ich, meine liebe, liebe Roſa," ſprach ſanft Herr Böhler, und während er ſie mit dem rechten Arm umſchlang, wandte er ſich mit einer Bewegung der linken Hand gegen Herrn von Wenden, indem er ſagte: „Sie ſehen, Herr Baron, daß für Sie hier weiter nichts zu ſuchen iſt."

Der Kammerherr machte ein äußerſt ſeltſames Geſicht. Es hatte in erhöhter Potenz denſelben Ausdruck, wie wenn man in früheſter Jugend auf's Allerunvermuthetſte bei einem ſehr ſchlimmen Streich überraſcht wird. Es war das Gefühl eines ertappten Schulbuben, das ihn überſchlich und das auf ſeinem Geſichte ſich zeigte in ziemlich verwirrten Blicken, in einer langen Naſe und einer albern herabhängenden Unterlippe. Herr von Wenden ſah in dieſem Augenblicke weder ſchön noch liebenswürdig aus. Roſa, die ſchüchtern nach ihm hinſchaute, drückte darauf ihr Geſicht faſt ſchaudernd wieder an die Bruſt des Photographen und war gründlich und auf immer geheilt von allen Fenſterbeobachtungen und von allen Verſuchen des Telegraphirens, die ſo unſchuldig ausſehen und doch ſo gefährlich werden können.

Herr von Wenden verſchwand „und ſchnell war ſeine Spur verloren."

Wir wollen nicht behaupten, daß ſich Roſa, als ſie mit Herrn Böhler allein war, nicht ein klein wenig geſchämt hätte, [illegible] mochte ihren Kopf nicht aufheben, und der Photograph brauchte bedeutende Anſtrengungen, ehe er ſo weit kam, in ihre Augen blicken zu können. Warum brauchte er ihr aber auch das Geſchäft des Kopfaufrichtens ſchwerer zu machen als gerade nothwendig war! Warum brauchte er ſie auf die Stirn zu küſſen, als ſich dieſe langſam erhob! Warum ſpäter auf die geſchloſſenen Augen und dann auf die leicht zuckenden Lippen — warum? Wir ſind eigentlich nicht im Stande, hierüber eine genügende Antwort zu geben, und können dem verehrlichen Leſer nur bemerken, daß er es vielleicht gerade ſo gemacht haben würde in einem ähnlichen Augenblicke des Glücks.

Herr Krimpf hatte von dem Moment an, wo er auf die Treppe gegangen war, um kühlere Luft zu athmen, die Qualen eines Verdammten durchgemacht; er hatte geſehen, wie der Herr von drüben leiſe die Treppen heraufſchlich, er hörte ihn anklopfen, er hörte Roſa „Herein!“ rufen, und als ſich die Thüre hinter dem Beſuch geſchloſſen, hoffte er angſterfüllt mit klopfendem Herzen auf einen lauten Aufſchrei des Mädchens und dann auf das plötzliche Wiedererſcheinen des unwillkommenen Beſuches draußen vor der Thür. Aber der Baron erſchien ſo bald nicht wieder. Da hatten ſeine Hände bald das Geländer krampfhaft erfaßt, bald hatten ſie wild nach ſeinem Kopfe, nach ſeinen Haaren gezuckt, da hatte er gefühlt, wie es hier außen auf der Treppe unendlich viel heißer ſei als drinnen im Zimmer, denn der Schweiß rann ihm von der Stirn herab. Auch klappten ſeine Zähne zuſammen, und wenn er zu lachen verſuchte, ſo klang das gerade, als wenn ein anderer Menſch mit den Zähnen knirſcht. Herr Krimpf verwünſchte ſich ſelber, weil er die Hand zu Dem geboten, was geſchehen; ja er verwünſchte ſich und ſchlug ſich jetzt heftig vor die Stirn, um gleich darauf wieder angſtvoll in das Haus hinabzulauſchen. Dabei wäre es faſt poſſierlich anzuſehen geweſen, wie er jetzt langſam Stufe um Stufe die Treppe hinabſchlich,

um vielleicht an der Zimmerthüre lauſchen zu können, und wie er gleich [illegible]auf, tief unten im Hauſe ein Geräuſch vernehmend, angſtvoll wie ein gejagter Affe und mit der Behendigkeit dieſes Thieres aufwärts floh. Da vernahm er bekannte Tritte, da ſah er Herrn Böhler die Treppe heraufſteigen und vor dem Zimmer Roſa's ſtehen bleiben; da bemerkte er, wie derſelbe ſich lauſchend niederbeugte, was er ſonſt nie gethan, da ſah er ihn die Thüre leiſe öffnen und eintreten. Und als er das ſah, biß er ſich heftig in den Daumen ſeiner rechten Hand und murmelte mit gepreßter Stimme: „Die Würfel ſind gefallen; iſt das für mich ein Augenblick des Glücks oder ein Augenblick des Unglücks?"

Ehe wir dieſes Kapitel ſchließen, müſſen wir noch eine kleine Weile in das Zimmer der Frau Wittwe Weiher zurückkehren, wo Roſa noch immer vor dem Photographen ſtand, ihre beiden Hände auf ſeine Schultern gelegt hatte und ihm mit herzlicher Liebe in die Augen blickend ſagte: „O wie danke ich Gott, daß du gekommen biſt, Heinrich."

„Und ich bin glücklich, daß ich gelauſcht habe," antwortete Herr Böhler. „Ja, ich muß dir nur geſtehen, daß ich gelauſcht habe, meine gute Roſa, daß ich zu unſerm beiderſeitigen Glücke gelauſcht habe. Und nun iſt Alles gut und ich will nicht mehr kindiſch ſein und mich ärgern, wenn du auch des Tages hundertmal dort am Fenſter ſtehſt."

„Und es ſoll dir leicht werden, dich nicht zu ärgern," verſetzte ſie mit leichtem Erröthen, „denn du wirſt mich ſo bald nicht mehr dort am Fenſter ſtehen ſehen."

„Roſa, liebſt du mich wirklich noch eben ſo ſehr wie damals, als wir den kleinen Leuchtkäfer fanden?"

„O mehr, weit mehr, mein guter, guter Heinrich!"

Welcher Augenblick des Glücks!

Siebzehntes Kapitel.

Augenblicke des Glücks.

Wenn bei Hofe eine wohlgeordnete, ruhig vorbereitete Festlichkeit stattfindet, — wir verstehen darunter irgend ein herkömmliches Diner oder einen Ball, wie er im Winter zwei bis drei Mal vorkommt, oder eine Gallavorstellung im Theater, letztere meistens dadurch sehr merkwürdig, daß die Festoper, welche mit großer Mühe und noch größeren Kosten zu irgend einem wichtigen Tage einstudirt wurde, nicht gegeben werden kann, da Frau Kalbskopp-Broschni-Bracellettacco ausnahmsweise heiser geworden ist — kurz, wenn bei Hofe etwas Großes vorfällt, zu dem man im Stande war, mit aller Gemächlichkeit seine Vorbereitungen zu treffen, wo man weiß, neben wem man bei der Tafel placirt wird, wer uns in der Festoper gegenüber sitzt, welche Robe und wie viele falsche Brillanten unsere gute Freundin, die Baronin N., tragen wird, — an einem solchen Tage gleicht das Schloß in der Residenz einem Bienenstock bei schönem warmem Sommerwetter, wo Alles im geordneten Fluge zugeht, wo keine übermäßige Eile stattfindet, wo ein gefüllter Wagen nach dem andern kommt, um nach wenigen Augenblicken leer wieder abzuziehen; gerade wie bei den Bienen, nur daß hier der Inhalt der Wagen, der im Schlosse zurückbleibt, sich nicht immer als süßer Honig darstellt, sondern oft viel mehr Aehnlichkeit mit Gift und Galle hat.

Dieses ordnungsmäßige Ab- und Zuschwärmen der Equipagen hat an solchen Tagen etwas Nervenberuhigendes, etwas Gemüthliches, denn eine ähnliche Stimmung drückt sich im gesammelten Trabe der Pferde aus, ja wir möchten sagen in dem anständigen Schaukeln der Wagen, vor Allem aber in der sichern, gesetzten Haltung von Kutscher und Bedienten. Der erstere, vorne auf dem Bocke, der etwas vornehm nachlässig zur Seite sitzt, hat seine Uhr im Kopfe, und da er

weiß, daß er nicht eine Sekunde zu ſpät an dem Perron anfahren wird, ſo gibt dies ſeiner Miene etwas Beſtimmtes, Ruhiges, ſeinem Lächeln einen ſichern, angenehmen Ausdruck. Der Lakai auf dem Trittbrette hängt an den Quaſten mit einem Geſichte, worauf ſich deutlich abſpiegelt, daß er mit ſich zufrieden iſt, er folgt, ſich graziös ſchaukelnd, jeder Bewegung des Wagens, er hat gar keine Eile, und wenn er um ſich ſchaut und ſich vielleicht in dieſem Moment ſein Blick um etwas Weniges verfinſtert, ſo iſt das nur, weil er ſieht, wie ſein Collegе vom Handels- oder Kriegsminiſterium eine neue blitzende Treſſe oder irgend eine unpaſſende Stickerei uſurpirt hat.

Die Herrſchaften in den Equipagen haben ganz das beruhigte, wir möchten faſt ſagen langweilige Anſehen ihrer Dienerſchaft. Die Freunden, denen ſie entgegenfahren, ſind ihnen ſo bekannt, ſo gewöhnlich, und ebenſo gut wie ihnen bekannt iſt, daß nach der Suppe irgend ein Fiſch ſervirt werden wird, eben ſo genau wiſſen ſie auch, welche Frage Dieſer oder Jene an ſie richten wird und was ſie wahrſcheinlicher Weiſe antworten werden.

Und nicht nur die Gäſte erſcheinen ſo im Schloſſe mit gemeſſenen ruhigen Bewegungen, ſchreiten langſam durch die Gänge und ſteigen, ohne ſich zu übereilen, die Treppen hinauf, — nein, dies Gefühl des Gewöhnlichen und Alltäglichen drückt ſich auch in der kalten, abgemeſſenen Art aus, mit welcher die Portiers ſalutiren, oder wie die Lakaien die Thüren öffnen, oder wie ſich die dienſtthuenden Kammerherren händereibend und ſüß lächelnd in den innerſten Gemächern breit machen.

Ganz anders aber geſtaltet ſich dagegen das Leben vor und im Schloſſe, wenn ein plötzlich eingetretenes wichtiges Ereigniß faſt mit der Schnelligkeit des Telegraphen den oberſten Hofchargen, den Würdenträgern, den Excellenzen, den Hof- und Ehrendamen gemeldet wird, und ihre ſchleunige unvorherzuſehende Anweſenheit in der Reſidenz verlangt. Da paßt der Vergleich mit dem Leben und Treiben des ruhigen Bienenvolks am klaren, warmen Sommertage nicht mehr; und wollte man doch daran feſthalten, ſo müßte man dem haſtigen, wilden Ein-

und Ausschwärmen zufolge die Vermuthung aufstellen, im Stocke selbst sei eine Revolution ausgebrochen, oder ein plötzlich drohendes Unwetter treibe Alles in wilder Hast einher. Da fällt manch' böses Wort, da drohen Püffe und Stöße, drunten im Stall, bis die Pferde angeschirrt sind, droben im Ankleidezimmer, bis die Herrschaft in würdige Verfassung gesetzt ist, um sich bei Hofe sehen zu lassen; da kann es vorkommen, daß die Livree des Kutschers schief zugeknöpft ist, wenn er sich auf den Bock schwingt, da kann es geschehen, daß die Kammerjungfer der Excellenz zu einem meergrünen Kleide in der Eile eine blaue Schleife aufgesteckt hat. Wehe ihr! Da kann das Gräßliche passiren, daß der Lakai hinten auf dem Wagen einen Strumpf verkehrt anzieht, oder sogar die Achselschnüre an der neuen Gallalivree vergißt. — Aber da ist keine Zeit zum Umwechseln und Aendern, der Wagen rasselt vor das Haus, Fächer und Handschuhe werden hinein geboten, oft auch ein vergessenes Ordensband oder der Degen. Man hat kaum Zeit, das gewöhnliche Gesicht für die großen Feierlichkeiten zu machen: etwas offizielle Angst mit Ueberraschung; man denkt dies und das, man combinirt und möchte dem Wagen, der sehr langsam zu gehen scheint, nachhelfen.

Der Kutscher auf dem Bock sitzt weder schief noch nachlässig, er hält die Zügel fest und stramm, wartet er doch nicht einmal, bis der Lakai ruft: Nach dem Schlosse! sondern kaum hört er, wie der Wagenschlag zufällt, als auch schon ein energischer Zungenschlag die Pferde dahinschießen läßt. Er lenkt sie finster und dabei nach allen Seiten umschauend, ob nicht eine andere herrschaftliche Equipage aus irgend einer Seitenstraße herausrasseln wird, um den thörichten Versuch zu machen, ihm den Vorrang abzulaufen. Dabei wirft er zuweilen einen Blick auf die Thurmuhr, bei der er vorüberfährt, und spart auch einen leichten Peitschenhieb nicht, um den Trab der beiden Pferde zu beschleunigen.

Der Lakai hinten auf schaukelt heute nicht, leicht, bequem und

graziös an den Riemen hängend; er hat sich auf die Fußspitzen erhoben, und wenn man so sieht, wie er beinahe krampfhaft den Hals verstreckt, und über dem Dache des Coupé weg starr nach dem Schlosse blickt, wohin sich eine unzählige Menge wild gewordener Equipagen begibt, und wenn man dabei bemerkt, wie er zu gleicher Zeit mit den Armen rudert, so könnte man glauben, er wolle durch diese Bewegung den Lauf des Wagens beschleunigen. Die Rampe hinauf geht es im kurzen Galopp, oben aber muß man einen Augenblick halten, weil schon eine ziemliche Wagenreihe dasteht, die langweilig File macht, und Schritt für Schritt vorrückt, bis jede Equipage sich ihres kostbaren Inhalts entledigt hat. Die Wagenthüren fliegen zu, daß einem die Schlösser leid thun, nachdem die Lakaien Mäntel und Shawls so hastig von den Sitzen gerissen, daß man sich wundert, wie nur eine Spitze oder ein Sammetbesatz ganz bleiben kann.

Es ist aber auch keine Kleinigkeit, welche den gesammten Hofstaat so plötzlich in Alarm bringt und nach dem Schlosse sprengt. Die lang erwartete Stunde Ihrer Hoheit der Frau Herzogin ist endlich gekommen, die Aerzte haben sich um sechs Uhr in der Frühe versammelt, die obersten Hof-Chargen sind seit acht Uhr vollständig bei einander, sprechend und flüsternd, und machen unendlich lange Gesichter. Alle fraziren auf den Zehen paarweise im Zimmer auf und ab, den Federhut vor den Bauch gedrückt, mit hoch emporgezogenen Augbrauen, und so oft einer der dienstthuenden Kammerherren eilfertig durch das Vorzimmer stolpert, — bei wichtigen Veranlassungen pflegen die Kammerherren im übermäßigen Diensteifer zu stolpern — so drücken die Excellenzen den Federhut fester an den Leib und es ist ihnen selbst äußerst seltsam zu Muth.

Das ganze Schloß befindet sich in einer sehr erklärlichen Aufregung; der Chef der Küche macht ein äußerst wichtiges Gesicht, denn an seinem Wirken hängt in der nächsten Zeit das Wohl des Staates. Er ist ein übermäßig wohlbeleibter Mann, welche Naturgabe einen sehr verwitzigen Küchenjungen im Zusammenhange mit dem außergewöhn-

lichen Leben und Treiben zu einer sehr unpassenden Bemerkung Veranlassung gab; in Folge derselben brachte der Oberkoch eine tüchtige Ohrfeige zur Welt, welche dem kleinen, weiß gekleideten Spötter keinen schlechten Schmerz verursachte. Die Portiers ziehen sehr wichtig aber geräuschlos ihre Stöcke an; alle Lakaien, selbst im entgegengesetzten Flügel von dem, welchen die Herzogin bewohnt, halten die Hand vor den Mund, wenn sie sprechen, die Kammerdiener du jour haben Mienen à deux mains, ebenso zum Lachen, wie zum Weinen geneigt.

Unterdessen rauscht es die Treppen hinauf in Sammet und Seide, man begrüßt sich mit kurzen Worten, man eilt bei einander vorbei, um frühzeitig in den Empfangsaal zu kommen, wo sich der Hofmarschall, sowie die Oberſthofmeisterin Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise befindet, um die Herren und Damen vom Hofe zu empfangen, Beide steif und förmlich, ernst, fast trübe, wie der Sonnabend vor Ostern, mit einer Rückerinnerung an die vergangene stille Zeit und einem Vorgefühl der lustigen heitern Tage, die beginnen werden mit dem Klang der Glocken.

Begreiflicher Weise bilden sich hier oben im großen Saale die verschiedenartigsten Gruppen; alte Excellenzen erinnern sich noch ganz genau des Tages, wo der nun schon höchstselige Herzog das Licht der Welt erblickte; es war das an einem Sonntagmorgen gewesen, es regnete unaufhörlich, bei den Freudenschüssen wollten die Kanonen nicht losgehen, und die Amme des allerhöchsten Kindes hatte die Unvorsichtigkeit begangen, dasselbe dem durchlauchtigsten Vater in schwarzen Schuhen zu präsentiren, d. h. sie, die Amme, hatte schwarze Schuhe, was den kleinen Prinzen anbelangte, so waren seine charmanten herzoglichen Füßchen in goldgestickte Windeln eingeschlagen. — „Ach! diese Windeln!“ seufzte eine bejahrte Hofdame, „ich erinnere mich ganz genau, wie meine selige Mutter an einer derselben gestickt.“

„O das ist ja durchaus unmöglich!“ schmeichelte die alte Excellenz, obgleich man wohl wußte, daß die Hofdame selbst, was Zeit und Alter anbelangt, ganz gut eine der Windeln hätte sticken können.

Aehnliche Windelgespräche und was darum und daran hängt,

wurden von den jüngeren Hofdamen und Ehrenfräulein nur geführt, wenn sich kein männlicher Lauscher in der Nähe befand, so bald sich irgend ein Kammerherr oder sonst etwas der Art näherte, ging das Gespräch ohne einen gehörigen Uebergang auf's Wetter über, auf das Theater, oder auf sonst einen unschuldigen und geringfügigen Gegenstand.

Neben diesen einzelnen Gruppen, die im ganzen Saale zerstreut waren, bemerkte ein kundiges Auge auch noch zwei streng geschiedene Hauptlager: die Partei des Regenten und die Ihrer Durchlaucht der Prinzessin. Die nächste Stunde mußte für diese beiden Parteien eine wichtige Entscheidung bringen; die eine Wagschale sank, die andere stieg hoch empor. — Die Herzogin werde sicher eine Prinzessin haben, hatten alte kundige Damen versichert, die in ähnlichen Angelegenheiten Routine genug hatten, um durch allerlei kleine Umstände eine solche Ansicht begründen zu können. „Ja, eine Tochter — gewiß eine Prinzessin!" hörte man vielfach im Saale flüstern, und das gab denen von der Partei der Prinzessin jedesmal einen Stich in's Herz. In dem Falle hatten sie nichts zu hoffen, Alles zu verlieren; in dem Falle hörte die Regentschaft auf, und der Regent trat in die Rechte und Titel des regierenden Herzogs des Landes. Daß er alsdann Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise den freundlichen Rath ertheilen würde, mit der verwittweten Frau Herzogin Eschenburg zu bewohnen, daran zweifelten die Anhänger des Regenten durchaus nicht; sie hofften es, während die von der Partei der Prinzessin leise flüsternd eine solche Möglichkeit als Befürchtung aussprachen.

Es war für einen unparteiischen Beobachter ganz amusant, die Haltung dieser beiden Lager zu sehen; die Siegeshoffnung der einen drückte sich durch freudige Mienen aus, durch halblautes Lachen, durch sehr excentrische Bewegungen mit den Fächern; die andere Partei lachte nicht, sondern sie lächelte nur, doch hatte dieses Lächeln etwas Forcirtes, fast Unheimliches, und wenn man draußen Schritte hörte, so wandten sich von dieser Seite des Saales mehrere Dutzend Augen sehr erwartungsvoll nach der Eingangsthür. Wir können dabei nicht verschweigen, daß einige schwache Seelen von der Partei Ihrer Durchlaucht in's andere Lager hinüber schlichen, um dort, als sei gar nichts vorgefallen, ein harmloses Gespräch anzuknüpfen; doch las solch' ein Unglücklicher in den

Sah die blauen Abendnebel
Rings aus Thal und Klüften steigen,
Und die Blumen leise schlafen
Bei der Mücken luft'gem Reigen.

Auf dem Minaret den Iman
Hört' ich hell und deutlich singen,
Und mein Herz es war so ruhig,
Kaum begann es mitzuklingen.

War geheilt und dachte nimmer,
Was es einst so schwer empfunden,
Nicht der Heißgeliebten Härte,
Keiner Schmerzen, keiner Wunden.

Doch allmählig auf den Bergen
Glüht es silbern, wird es heller;
Weiß doch nicht, warum so plötzlich
Schlagen meine Pulse schneller.

Weiß doch nicht, warum so plötzlich
Fühl' ich jetzt ein tiefes Wehe,
Fühl' es, wie ich in des Mondes
Volle blasse Scheibe sehe.

halbgeschlossenen Augen oder dem eigenthümlichen Lächeln irgend einer alten Excellenz oder in dem raschen Fächerzuklappen einer entrüsteten Hofdame das verhängnißvolle „Zu spät!“ und verstand genau, was es heißen sollte, wenn in seiner Nachbarschaft, scheinbar ohne Beziehung auf ihn, irgend Jemand sagte: Ah! c'est trop fort!

Freilich gab es unter dem Hofstaat einige Privilegirte, die entweder dem Treiben beider Parteien fern geblieben waren, oder die man bei der einen oder bei der andern so hoch in Gunst stehend glaubte, daß Niemand es wagte, so bevorzugte Personen mit einem schiefen Blicke anzusehen, sondern daß Alle für diese ein angenehmes Wort, ein freundliches Lächeln hatten.

Hierzu gehörte auch Major von Fernow, der, schon früh im Schlosse anwesend, mit dem Hofmarschall und der Oberhofmeisterin so zu sagen die Honneurs gemacht hatte. Während Alles in gespannter Erwartung harrte, trieb er sich scheinbar zweck- und planlos zwischen den plaudernden Gruppen beider Parteien umher, doch wenn er auch hie und da eine Conversation anknüpfte, so bemerkten seine genauen Bekannten wohl, daß er zerstreut sei und für Antworten, die man ihm gab, nur ein halbes Ohr habe. Auch machte er sich viel an der Seite der Fenster, von wo er den Schloßplatz übersehen konnte, zu schaffen und blickte zuweilen mit gespannter Aufmerksamkeit dort hinab. Endlich schien das zu kommen, was er erwartete. Es fuhr ein Wagen die Rampe hinauf und hielt unter dem Hauptportal. Herr von Fernow dirigirte sich gegen die Eingangsthür des Saales, und als hier gleich darauf Baron von Wenden eintrat, faßte der Major dessen Arm und ging so langsam als möglich, um kein Aufsehen zu erregen, zwischen den Umherstehenden durch bis nach einer der Fensternischen, wo er den Freund in die hinterste Ecke zog und ungeduldig sagte: „Nun, was bringst du? Du bist lange genug ausgeblieben.“

„Möglich, daß es dir lange vorgekommen ist,“ versetzte der Kammerherr, „für mich war es auch kein kurzweiliges Geschäft, aber ich habe gethan, was eine menschliche Zunge und acht Pferdebeine zu thun im Stande sind. Pah!“ damit blies er wie echauffirt von sich und fächelte mit seinem Uniformshute sich einige Kühlung zu.

„Du hast ihn also nicht getroffen?“

„O ja, ich traf ihn, aber erſt nach mehrmaligem Hin- und Herfahren. Zu Hauſe hieß es, er ſei vor einer Viertelſtunde weggefahren, nach Warrens Hôtel, wo Graf Hohenberg wohnte. Ich eilte dorthin, was die Pferde laufen konnten. Vor dem Hauſe ſtand der Reiſewagen des Grafen, die Bedienten packten emſig auf, antworteten mir aber auf meine Frage, beide Herren, der Graf, ſowie Se. Excellenz ſeien vor einer Viertelſtunde nach des Letzteren Wohnung zurückgefahren. — Wer weiß, wo ſie ſich unterwegs aufgehalten. Nun gut, ich fahre dorthin zurück. — Niemand da, verſichert mich der Kammerdiener des Barons, wobei er die Achſeln bis an die Ohren emporzieht. Du kennſt nun mein unverwüſtliches Phlegma bei ſolchen Angelegenheiten. Ich ſage alſo dem Kammerdiener: gut, wenn Niemand da iſt, ſo werde ich mir erlauben, zu warten, bis Jemand kommt. Man führt mich in den Salon und ich ſetze mich in einen Fauteuil und ſtelle Betrachtungen an über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen."

„Gewiß ſehr ſchöne Betrachtungen!" entgegnete der Major ungeduldig, „die du mir ſpäter hoffentlich nicht vorenthalten wirſt. Aber ſpäter, ſpäter!"

„Wenn wir wieder zuſammen Dienſt im Vorzimmer haben," lachte der Kammerherr. „O du Narr des Glücks! — Da ſitz' ich alſo eine Weile, und um zu zeigen, daß ich durchaus keine Eile habe, richte ich mich ſo häuslich wie möglich ein; ich nehme eine Zeitung und ſuche ſorgfältig bei den telegraphiſchen Depeſchen an."

„Weiter! Weiter!"

„Den Teufel auch! Treib' mich nicht ſo. Was ich dir hier nur in der Kürze erzähle, hat mich wahrhaftig viel länger aufgehalten."

„Das glaube ich dir gern," erwiderte der Major, unmutbig den Kopf ſchüttelnd, „und ich will dir heute Abend ſtill halten, ſechs Stunden meinetwegen. Aber bedenke doch, daß ich wiſſen muß, woran ich bin und daß wir jeden Augenblick unterbrochen werden können."

„Bah! Sind wir wirklich ſchon ſo nahe dabei?"

„Da ſchau hinüber an den alten Schloßflügel," antwortete Herr von Kernow. „Siehſt du dort am offenen Fenſter den Grafen Schuler, bemerkſt du wohl, wie der Hofchirurg jeden Augenblick rapportirt? Ich glaube wahrhaftig, er ſchickt ſich an, ein Zeichen zu geben."

„Nun, und was für ein Zeichen?“

„Das hängt von der nächsten Viertelstunde ab. Haben wir eine Prinzessin, so schwingt er ein weißes Tuch, haben wir einen Prinzen ein rothes. Hinter dem Schloßplatz erheben sich sodann augenblicklich Raketen und ein paar Sekunden darauf verkünden die Batterien vor dem Thore der Residenz diesen Augenblick des Glücks. — Also bitte ich dich — beeile deinen Bericht.“

„Meinetwegen. Nachdem ich also eine gute Weile gewartet und — notabene! — keinen Wagen anfahren gehört, meldet der Kammerdiener, Se. Excellenz seien zurück. Se. Excellenz erschienen auch gleich darauf im Salon, sahen aber sehr ermüdet und abgespannt aus.“

„Nun?“ fragte eifrig der Major. „Und warum hat er gestern nicht zu mir geschickt, wie er versprochen?“

„Er hätte geschickt,“ entgegnete der Kammerherr mit einem höhnischen Lächeln, „du seist nicht zu finden gewesen.“

„Eine infame Lüge!“ rief so heftig der Major, daß sich ein paar nahestehende Hofdamen erstaunt umwandten und Herr von Wenden seinem Freunde ein Zeichen des Schweigens machte.

„Das muß mich empören,“ fuhr dieser fort. „Ich war bis nach vier Uhr zu Haus und habe darauf schriftlich hinterlassen, wo ich bis zu meiner Zurückkunft zu finden sei. — Doch was ereifere ich mich! Und warum war er nicht zu finden, als ich ihm nach zwei Uhr Botschaft schickte?“

„Da du gefehlt habest,“ antwortete der Kammerherr achselzuckend, „so habe auch er sich nicht für verpflichtet gehalten, zu Hause zu bleiben.“

„Gut, gut! Und dann sprachst du?“

„Wie Cicero,“ entgegnete der Kammerherr mit entschiedenem Tone und erhobenem Kopfe. „Eigentlich nicht wie Cicero, sondern ich faßte mich sehr kurz und richtete ihm in gedrängten Worten meine Botschaft aus.“

„Und er nahm Alles an?“

„Alles.“

„Heute Abend?“

„Um fünf Uhr hinter dem Park.“

„Gott sei Dank!“ erwiderte rasch der Major, „so werden wir

dieſe Angelegenheit abmachen. Wenn es dir recht iſt, ſpeiſen wir um drei Uhr, und bis dahin haſt du vollkommen Zeit, Alles vorzubereiten."

„Verſteht ſich von ſelbſt," ſagte Herr von Wenden, „nur könnte der Fall eintreten, daß mich der Regent zu irgend etwas beſtehlt. Du weißt," ſetzte er wichtig thuend hinzu, „meine Ungnade ſcheint vorüber, die Sonne leuchtet mir wieder. — Aber ich bin vergeßlich," unterbrach er ſich ſelbſt im raſcheren Tone. „Nachdem ich deine Angelegenheit mit dem Baron Rigoll beſorgt, übergab er mir dies Schreiben an den Regenten. Du weißt, ich habe ein immens richtiges Vorgefühl. Das Schreiben enthält Wichtiges. Auch bat mich Se. Excellenz um alter Freundſchaft willen, es Sr. Hoheit ſo bald als möglich zu übergeben."

„Das iſt eigenthümlich. Und ſahſt du den Grafen Hohenberg?"

Der Kammerherr ſchüttelte mit dem Kopfe. Dann ſagte er: „Er war vermuthlich im Nebenzimmer, ließ ſich aber nicht ſehen."

„Und Baron Rigoll ſprach nichts von der verfehlten Angelegenheit?"

„Nur ein paar Worte. Er bemerkte mir in ſeinem ſcharfen unangenehmen Tone und ungefähr in dieſen Worten: Es iſt bei Hofe das ſonderbare Gerücht verbreitet worden, als ſei Se. Durchlaucht, der Herzog Alfred von D. incognito in der Stadt. — Ich kann Sie verſichern, Herr Baron von Wenden, daß daran kein wahres Wort iſt."

„Avis au lecteur!"

„Allerdings. Und ich gab ihm mit einer tiefen Verbeugung zur Antwort: „Wenn mich Ew. Excellenz das verſichern, ſo muß ich es natürlicher Weiſe glauben." — Aber mein Lächeln, mit dem ich dieſen Satz begleitete, ſagte ihm genug.

„Ich fürchte," ſprach Herr von Arnow nachdenklich, „der Augenblick, in dem Baron Rigoll anfing, dieſe Angelegenheit zu betreiben, war für ihn kein Augenblick des Glücks."

„Ganz meine Anſicht," entgegnete der Kammerherr und ſetzte hinzu, indem er ſeinen Freund mit einem ſehr pfiffigen Geſichtsausdruck anſchaute: „Vielleicht war das für Andere ein Augenblick des Glücks."

„Das iſt nun einmal ſo in der Welt," meinte der Major und wandte ſich vom Fenſter ab, um auf das Gewühl des Hofſtaates im Saale zu blicken. „Die Wagſchaalen des Glücks ſteigen

auf und ab, und wenn eine Partei hinunter muß, steigt die andere vielleicht hinauf."

„Wenn nur wir bei der letzteren sind," versetzte lachend der Kammerherr. — — In diesem Augenblicke hörte man ziemlich entfernt etwas wie das Zischen einer Rakete, einer zweiten, einer dritten, und gleich darauf vernahm man einen dumpfen Kanonenschuß. — Wenn vom heiteren Himmel herab unzählige Blitze gefahren wären oder brennender Schwefel, flammendes Pech, oder wenn die Decke des Saales plötzlich gewankt hätte: die Aufregung unter dem Hofstaat hätte nicht größer sein können. Junge kräftige Ehrenfräulein erbleichten und erröthelen, und ältere Hofdamen hätten es vielleicht gerade so gemacht, wenn die Schminke dabei nicht ein kleines Hinderniß gewesen wäre. Doch wandten sich diese mit angehaltenem Athem dem Fenster zu; nervenstarke Naturen affectirten ein gleichgültiges Lächeln, während schwächliche Constitutionen eine Stuhllehne oder eine Tischecke suchten.

Bumm! — bumm! — bumm! — ging es draußen.

Schon bei dem ersten Schusse war alle Conversation mit einem Male abgebrochen; man hörte selbst nicht einmal das geringste Flüstern mehr, kein Zuklappen der Fächer, und wo zufälliger Weise bei einer unvorsichtigen Bewegung der schwere Seidenstoff des Kleides irgend einer Dame rauschte, da sah man ringsumher ein paar Dutzend unwilliger Augen, welche Ruhe geboten. — Kammerherren, die seit längerer Zeit alles Gefühl verlernt hatten, die selbst einem ungnädigen Blicke gegenüber so viel kaltes Blut behielten, um den Kopf sehr aufrecht zu tragen, den Hut mit Ostentation an der Seite zu halten und furchtlos in der dritten Position zu verharren, selbst dergleichen eiserne Naturen fühlten eine gelinde Emotion. — Alte ergraute Generale, die ohne Herzklopfen im stärksten Geschützfeuer ausgehalten, und denen das wildeste Krachen rings umher gleichgültig war, fühlten jetzt jeden Schuß in ihren Nerven nachklingend. —

Bumm! — bumm! — bumm!

Bumm! — bumm! — bumm!

Schon der sechszehnte Schuß. Beim fünfundzwanzigsten war der entscheidende Moment. Wurde es nach diesem draußen stille, so hatte die Partei des Regenten alle Ursache, den Kopf hoch zu erheben, so

war die der Prinzeſſin niedergeſchmettert, vernichtet, gar nicht mehr vorhanden, — fertig.

Die Pauſe zwiſchen dem fünfundzwanzigſten und ſechsundzwanzigſten Schuſſe mußte allen Anweſenden eine Ewigkeit dauern, ſie war im Stande, Ohnmachten hervorzubringen.

Man konnte beinahe die Herzen unter den Uniformen und unter den Roben der Damen ſchlagen hören. Faſt athemlos ſtanden die Gruppen da, mit weit aufgeriſſenen Augen, bleich und roth, um die Lippen ein bezeichnendes, krampfhaftes Lächeln. Manche Dame fühlte, daß ſie doch etwas zu feſt geſchnürt ſei; manche Excellenz fuhr ſich mit der kalten Hand über die feuchte Stirn.

Bumm! — bumm! — bumm! — bumm! — bumm! — bumm!

Der fünfundzwanzigſte! Die Spannung hatte einen verzweiflungsvollen Grad erreicht. Es drohten Convulſionen und Ohnmachten. Noch eine Sekunde und die Würfel waren gefallen.

Bumm! — Der ſechsundzwanzigſte Schuß! — — — — Die Herzogin hatte einen Prinzen geboren, dem Lande war ein Thronerbe geſchenkt. — — — —

War es keine Täuſchung, war nicht eins der Geſchütze unvorſichtiger Weiſe losgegangen? Hatte ſich der commandirende Artillerieoffizier nicht verzählt? — Nein, nein! jubelte die Partei der Prinzeſſin, er hat ſich nicht verzählt; horch! das Glück verheißende Schießen dauert fort:

Bumm! — bumm! — bumm!

Wer mag jetzt noch zählen? Weder Die, welche in der Geburt eines Prinzen ihr Heil erblickten, noch die Andern, welche mit langen Geſichtern drein ſchauten. Als es aber gewiß war, daß ein Prinz geboren ſei, denn die Kanonen erzählten das fort und fort der aufhorchenden Reſidenz, da fing auch die Converſation in dem Saale lebhafter als je wieder an. Wohl hatte man bei dem ſechsundzwanzigſten Schuß ein paar gelinde Aufſchreie vernommen, hatte auch einige Damen wanken, und vor dem Umfallen nur durch die bereitwillig geöffneten Arme nebenſtehender Herren bewahrt geſehen; doch verſchwanden dieſe Zeichen getäuſchter Hoffnung in dem lauten Jubel der Gratulationen, mit der namentlich die Partei der Prinzeſſin ſich gegenſeitig überſchüttete. Auch das andere Lager machte gute Miene

zum böſen Spiel; hielt doch der Regent nach wie vor das Scepter in ſeiner Hand und waren achtzehn Jahre bis zur Großjährigkeit des Neugeborenen eine lange Zeit. Freilich hatte ſich die verwittwete Herzogin und ſomit auch deren Schweſter, die Prinzeſſin Eliſe, zu neuerer und größerer Wichtigkeit erhoben, und da Ihre Durchlaucht bekannt dafür war, einen Schein von Recht, den ſie hatte, in das vollgültigſte Recht zu verwandeln, ſo konnte ihre Partei immerhin die Köpfe aufrichten und mit einem etwas übermüthigen Lächeln ins andere Lager hinüber blicken.

Schon lange hatten die Kanonen draußen geſchwiegen, und noch immer nicht kam aus den Gemächern der Herzogin eine offizielle Beſtätigung der Geburt des Thronerben. Aeltere Staatsdamen und ergraute Kammerherren fingen an leicht die Köpfe zu ſchütteln und prophezeiten den zunächſt Stehenden irgend etwas Unvorhergeſehenes, etwas Mißliches, das drüben vorgefallen. Und in der That, ſie mochten Recht haben. Einzelne Neugierige, die ſich an der Thür befanden und verſtohlen in die angrenzenden Zimmer lauſchten, erzählten ebenfalls flüſternd von einem ſeltſamen Rennen und Laufen der Bedienten, und Einer wollte den alten Kindermann geſehen haben, wie er in dem geheimen Corridor verſchwunden war, der zu dem Appartement des Regenten führte, aber nicht den ewig lächelnden Kindermann, wie ihn der ganze Hof kannte, ſondern Kindermann mit einem ernſten, faſt melancholiſchen Geſichtsausdruck.

So wie heute war die Erwartung des Hofſtaates noch nie auf die Folter geſpannt worden; man fing in ganz vertrauten Kreiſen an, dies ſonderbar, ja abſurd zu finden; man hatte wenigſtens ſo viel Rückſicht anſprechen zu können geglaubt, um irgend einen Bericht zu erhalten, eine Botſchaft von dem, was auf dem andern Flügel vorgefallen war; man begann die Köpfe zu ſchütteln, bedeutſam die Schultern in die Höhe zu ziehen, und die Converſation war nahe daran, aus allgemeiner Aufregung wieder vollkommen einzuſchlafen, als man bemerkte, wie die Kammerherren du jour an der Hauptthüre des Saals mit einem Male Mienen machten, welche deutlich etwas Außergewöhnliches anzeigten. Sie erhoben ihre Köpfe, rückten verſtohlen die weiße Halsbinde in die Höhe und wandten ſich mit einer halben Wendung

gegen die Thür. Ihr außerordentlich feines Gehör hatte draußen Schritte vernommen. Jetzt legten sie ihre Hände an die nicht ganz geschlossenen Thürflügel, jetzt flogen diese auf, und im zweiten der anstoßenden Säle bemerkte man den Regenten, wie er kam, — endlich, endlich! Zu seiner linken Seite ging die Prinzessin Elise, hinter Beiden die Staats- und Hofdamen, dann folgten der erste Adjutant Sr. Hoheit, die obersten Hofchargen, die Minister und ein paar Kammerherren.

Im Empfangssaale vernahm man ringsum das gewisse Räuspern, mit welchem man sich auf etwas ganz Außerordentliches vorbereitet. Die Herren zogen ihre Uniformsröcke hinab, die Damen warfen einen prüfenden Blick auf ihre Toiletten, und als nun der Regent im Saale erschien, wehte eine einzige Verbeugung, rauschte ein einziger tiefer Knix durch den weiten Saal. Es lag etwas Düsteres im Blicke des Herzogs, welches alle deutlich bemerkten, bei denen er vorüberschritt, um am Ende des Saals ein paar Stufen auf die Estrade zu steigen, wo unter roth sammtnem Baldachin ein vergoldeter Sessel stand.

Für die Partei der Prinzessin wäre die düstere Miene des Regenten ein gutes Vorzeichen weiter gewesen, wenn man nicht auf dem Gesichte Ihrer Durchlaucht ebenfalls einen tiefen Ernst bemerkt hätte. Ja, kundige Blicke wollten in den Augen derselben Spuren von Thränen bemerken.

Der Regent führte die Prinzessin an der Hand die Stufen hinauf und als er sie auf den Sessel niedersitzen ließ, hörte man ein ganz leises Murmeln der Verwunderung. Er selbst stand aufrecht auf der obersten Stufe, hatte die Hand auf die Rückenlehne des vergoldeten Stuhles gelegt und sprach mit lauter und fester Stimme, nachdem er einen Blick auf die Versammlung geworfen: „Der von uns Allen, die wir hier versammelt sind, sowie von dem ganzen Lande längst ersehnte und erwartete Augenblick ist eingetreten. Leider aber ist es kein Augenblick des Glücks gewesen. Der Himmel, der unsere Geschicke lenkt, der uns nach seiner weisen Einsicht Freuden und Leiden gibt, hat es für gut befunden, Beides zu gleicher Zeit auf uns herabzusenden. Unsere erhabene Nichte, die verwittwete Herzogin dieses Landes, genoß nur eine kurze Zeit des Glückes, einen Erben des Thrones in ihre Arme zu

ſchließen. Gott hat es gewollt, daß die Stunde der Geburt des Prinzen zugleich die Stunde ſeines Todes war."

Als der Regent ſo ſprach, barg die Prinzeſſin ihr Geſicht ein paar Augenblicke in beide Hände, und in der Verſammlung, welche in der größten Spannung dieſen Worten gelauſcht, herrſchte ein tiefes Schweigen.

Nach einer kleinen Pauſe fuhr Se. Hoheit fort: „Durch dieſen traurigen Fall ward nach der Verfaſſung des Landes und den Familienſtatuten Unſeres Hauſes der Thron erledigt und die Herzogskrone ging nach denſelben Geſetzen auf den nächſtſtehenden männlichen Anverwandten des höchſtſeligen Herzogs, alſo auf mich über. — — Weder Ihnen, die Unſerem Hauſe bisher in Liebe und Treue zugethan waren, noch den übrigen Unterthanen des Landes bin ich ein Unbekannter, ein Fremder. Meine Art zu handeln und zu wirken wird die gleiche bleiben, und wie ich Jedem ein gnädiger und gerechter Herr ſein werde, ſo erwarte ich auch, daß die Anhänglichkeit, die Liebe und Treue, die man bisher dem Regenten bewieſen, nun auf den regierenden Herzog übertragen werde."

Es iſt unmöglich, die Bewegung zu ſchildern, welche nach dieſer Rede in der Verſammlung entſtanden, eine Bewegung, die ſich weniger durch Worte als durch Mienen und Geberden kund gab. Wo waren die hochfliegenden Hoffnungen geblieben, mit welchen die Partei der Prinzeſſin die Geburt eines Thronerben begrüßt hatte! Mit dem Tode des kleinen Prinzen hörte dieſe Partei auf zu ſein; ſie hatte nichts mehr zu hoffen, vielleicht Alles zu fürchten. Ein tiefes Schweigen herrſchte auf dieſer Seite des Saales, und die Blicke, mit denen man ſich anſah, ſprachen beredter als tauſend Ausrufungen. Auch die Anhänger des Regenten, obgleich ſie ſtolz und freudig um ſich blickten, waren doch von dem eben Gehörten, von ihrem Glücke ſo überraſcht und berauſcht, daß kein lauter Ausruf über ihre Lippen kam; man lächelte einander nur verſtohlen zu, man drückte ſich im Geheimen die Hände. Und dann ſchaute wieder Alles erwartungsvoll zum Herzog empor, der ſich einen Augenblick zur Prinzeſſin niedergebeugt und ihre rechte Hand ergriffen hatte, die er langſam an ſeine Lippen drückte. Darauf richtete er ſich wieder empor und ein leiſes, kaum bemerkliches

Lächeln flog über ſeine Züge, als er abermals die faſt athemlos daſtehende Verſammlung überblickte. — „In dieſem für mich ſo feierlichen Moment,“ ſprach er, „wo mir der Himmel ſo viel gegeben, kann ich nicht umhin, Sie, meine Lieben und Getreuen, von einem größeren Glücke zu benachrichtigen, das mir zu Theil geworden. — Unſere durchlauchtigſte Nichte, die Prinzeſſin Eliſe, hat eingewilligt, mir ihre Hand zu reichen, und indem ich dieſe theure Hand hiermit ergreife, nenne ich die Prinzeſſin öffentlich meine liebe Braut und empfehle meine zukünftige Gemahlin gleich mir nochmals Ihrer Treue und Liebe.“

Dies war nun ein Augenblick des Glücks, ungefähr jenem vergleichbar, wenn die feindlichen Brüder von Meſſina endlich einander in den Armen liegen und die beiden getrennten Chöre, hingeriſſen von dieſem frohen Ereigniß, auf einander zuſtürzen, ſich die Hände reichen und mit leuchtenden Blicken und innigen Worten geloben, daß fernerhin alle Feindſchaft aufhören werde, kein Groll, kein Haß mehr beſtehen ſoll. Man ſchien abſichtlich ſeine eifrigſten Widerſacher aufzuſuchen, man reichte ſeine Hände den bis zu dieſer Stunde erbittertſten Gegnern. Es kamen unglaubliche Umarmungen vor, man ſah mehr als Ein Paar feindlicher Brüder ſich die liebenswürdigſten Dinge ſagen, ja man ſah Thränen in Augen und Lächeln auf Lippen, wo dieſe beiden Artikel ſeit langen Jahren ganz außer Cours gekommen waren. — Aber all' die Ausrufungen, das Entzücken, die frohen Begrüßungen das freudige Lachen, welche eine Partei für die andere hatte, vereinigten ſich im nächſten Augenblicke gegen das glückliche Paar auf der Eſtrade, und als nun ein alter General, den Moment erfaſſend, ein Hoch auf den Herzog und die Herzogin ausbrachte, einigte ſich Alles in dieſem Spruch, und die Wände des Saals hallten wieder von dem ſtürmiſchen Rufen, die draußen auf dem Platze und in den Straßen ein gewaltiges Echo fanden.

Der größte Theil der Bevölkerung war, angezogen durch die Kanonenſchüſſe, auf den Platz vor dem Schloſſe geeilt; wie ein Lauffeuer hatte ſich nicht nur die Nachricht von der Geburt des armen kleinen Prinzen, ſondern auch von deſſen Tode unter der Menge verbreitet, — ein Tod, der nun den allgemein verehrten Regenten zum Herzog machte. Tauſende von Stimmen verlangten ihn zu ſehen, und als er, dieſem

Fühle, daß aus meinem Herzen
Alle Ruhe iſt verſchwunden,
Daß im hellen Mondenſcheine
Friſcher bluten ſeine Wunden.

Und es fließen meine Thränen
Bei dem bleichen Mondenſcheine;
Denn er iſt ſo bleich wie damals,
Als ſie ſprach: ſie ſei die meine.

Am Strande.

1841.

In heller, wundervoller Abendſtunde
Saß ich im deutſchen Land mit den Genoſſen
Beim Wein, und treue deutſche Lieder floſſen
Aus unſern Herzen und aus unſerm Munde.
Dann waren Wald und Thal mit uns im Bunde
Und wiederholten freudig unſre Lieder,
Und heller ſchien der Mond auf uns hernieder,
Wenn ſo wir jubelten aus Herzensgrunde.
Das deutſche Lied hat nimmer uns verlaſſen,
'S war unſer Lieb und ging auf allen Wegen
Mit uns, durch Sonnenſchein, durch Schnee und Regen,
Durch weite Thäler und durch enge Gaſſen;
So weit der Fuß betrat die deutſche Erde
Stets aufgeräumt mit fröhlicher Geberde.

donnernden Wunſche folgend, hinaustrat auf den großen Balkon des Schloſſes, zerriß ein unendlicher Jubelruf die Luft, in welchen ſich der Kanonendonner und das Läuten der Glocken miſchte.

Daß Freude und Leid in dieſem Leben ſich ſo oft berühren! — Die Thränen der verwittweten Herzogin floſſen auf die kalte bleiche Stirn ihres neugebornen Kindes, das nach wenigen Athemzügen und nach einem einzigen ſchmerzlichen Blick ſchon die Erde und ſeine Mutter verließ. Wohl hörte dieſe Kanonendonner und Glockengeläute; doch erregte es in ihr kein verbittertes Gefühl, im Gegentheil freute ſie ſich des Glückes ihrer Schweſter. Sie ließ ſich ein Blatt Papier reichen und ſchrieb darauf mit zitternder Hand: „Meine heißeſten und innigſten Wünſche, für das Wohl des Herzogs und das Glück meiner geliebten Schweſter.“

Ihr Kammerherr überbrachte dieſe Zeilen, und es war die rührendſte Huldigung, welche die beiden Glücklichen am heutigen Tage erhielten.

Die Angehörigen des Hofes, nachdem ſie mit vollkommen angepaßten Mienen gratulirt, condolirt und wieder gratulirt, hatten das Schloß verlaſſen, und der Herzog befand ſich mit der Prinzeſſin in deren Salon und in Geſellſchaft des Fräulein von Ripperda, welche Ihre Durchlaucht jetzt herzlich in die Arme ſchloß, den Kopf auf deren Schultern legte und nun im Uebermaße des Glücks laut weinte.

Die Einzigen, die ſich noch im Vorzimmer befanden, waren Major von Fernow und der Kammerherr von Wenden, welch' Letzterer ſeinem dem Baron Rigoll gegebenen Verſprechen gemäß das Schreiben deſſelben in die Hände des Regenten legen wollte. „Du biſt ja im Dienſt,“ ſagte er zu ſeinem Freunde, „und kannſt dir ſchon erlauben, mich zu melden.“

„Nicht gern,“ entgegnete dieſer; „es iſt das ein delicater Augenblick, und ich muß mich am allermeiſten in Acht nehmen, etwas zu thun, was nur einen Schein von Indiscretion an ſich hätte. Wahrhaftig, lieber Wenden, in dieſem Falle muß ich mich ſelbſt vorher melden laſſen, allein ich will dann recht gern für dich das Gleiche thun.“

Daß der gute Major begierig eine paſſende Gelegenheit ſuchte, in den Salon eintreten zu dürfen, wo ſich ja auch Helene befand, brau-

chen wir dem geneigten Leſer eigentlich nicht zu ſagen. Es war ihm darum Alles daran gelegen, Jemand zu finden, dem er mit Anſtand eine Meldung übertragen konnte. Ja, er hätte ſich am Ende mit einem ganz gewöhnlichen Lakaien begnügt, wenn nicht in dieſem Augenblicke Herr Kindermann vom Corridor in den Saal getreten wäre, in der Abſicht, ſich zum Regenten zu begeben.

Der alte Herr hatte ſeine vorige melancholiſche Miene abgeſtreift und ſein Geſicht ſtrahlte von einem außerordentlichen Vergnügen; ja, ſein Lächeln gab einen ſolchen Glanz von ſich, daß ſich ein gleiches auf dem Geſichte des Majors entzündete, der dem würdigen Kammerdiener freundlich die Hand reichte und ihm darauf ſagte, daß er ſo wie Herr von Wenden Seine Hoheit einen Moment ſprechen müßten, und ihn bäten, die Meldung zu übernehmen. Da Herr Kindermann ſeinem Schützling, wie er den Adjutanten nannte, außerordentlich wohl wollte, auch wohl wußte, daß er in demſelben dem Herrn keine unangenehme Perſönlichkeit melde, ſo entgegnete er mit einer tiefen Verbeugung: er ſchätze ſich glücklich, dem Herrn Major dienen zu können, und verſchwand darauf mit einem wohlwollenden Blick im Salon der Prinzeſſin.

Die tiefe Verbeugung des Herrn Kindermann, ſowie überhaupt das unterwürfige Weſen, welches er ſoeben dem Adjutanten Sr. Hoheit bezeigt, wurde durch die Anweſenheit des Herrn von Wenden hervorgerufen. Denn wenn wir auch wiſſen, daß der Major und der Kammerdiener im Kabinete des Letzteren viel unbefangener, ja freundſchaftlicher mit einander ſprachen, ſo war doch Herr Kindermann viel zu ſehr ein Mann von Welt, um nicht vor den Augen eben dieſer Welt auf's allerdeutlichſte den Rangunterſchied zwiſchen dem Adjutanten Sr. Hoheit und ſich, dem Kammerdiener zu zeigen.

Jetzt erſchien der alte Herr wieder in der Thür des Kabinets, verbeugte ſich abermals tief und ſagte mit einer bezeichnenden Handbewegung nach dem Salon: „Herr Major von Fernow!“ — Als ſich der Gerufene eilig näherte, und dicht bei dem Kammerdiener war, fuhr dieſer mit einem leichten Seufzer flüſternd fort: „Ach, Herr Major, ich wünſchte, daß Ihr hochſeliger Herr Papa noch lebte!“

„Und warum, Freund Kindermann?“

„Der Regent — — ich wollte ſagen des Herrn Herzogs Hoheit,“

einer Milde, — und die Prinzeſſin ein wahrer Engel, liebenswürdig wie immer, und dabei ſanft wie nie," ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu, fuhr aber gleich darauf in lauterem Tone fort, als er bemerkte, wie ihn der Adjutant lächelnd und fragend anblickte, wobei er ſich übrigens ein klein wenig in die Bruſt warf: „Seine Hoheit der Herzog haben ſich freundlich erinnert, mit welch' muſterhafter Geduld ich meine Krankheit ertragen. Und Ihre Durchlaucht die Prinzeſſin haben nicht vergeſſen, wie bereitwillig ich jeder Zeit war, in ihrem Dienſte zu wirken. — Ich bin zum Legationsrath ernannt und werde noch heute nach dem Hofe von B. abreiſen, auf meine Anzeigen eine einfache Condolation und eine doppelte Gratulation in Empfang nehmen."

„Nun, da können dir zwei Orden nicht fehlen," meinte lachend Herr von Fernow, indem er dem Freunde die Hand ſchüttelte. „Daß du meine beſten Glückwünſche haſt, brauche ich dir nicht zu ſagen."

„Auch ich erlaube mir, dem Herrn Legationsrath geziemend zu gratuliren," ſagte Herr Kindermann mit einer ehrwürdigen Verbeugung, mit einem ſteifen Lächeln, welches ſich aber in freundliches Schmunzeln verwandelte, als der Kammerherr im Uebermaße des Glücks ſeine Hand ergriff und ſie freundlich drückte. Hierauf zog ſich der alte Herr zurück, und als er ſich nach einer gemeſſenen Verbeugung umwandte und durch den Saal dahin ſchritt, blickte ihm der Major von Fernow nach und ſprach zu ſeinem Freunde: „Das iſt bei all' ſeinen Eigenheiten ein braver Mann, und es iſt ein Glück, daß ein wohlwollender Charakter wie er, in der Nähe des Fürſten weilt. Alſo du reiſeſt heute Abend? Nun, hoffentlich nicht eher, bis unſere Geſchichte beendigt iſt."

„Das verſteht ſich von ſelbſt. — Doch ſtill, die Thüre öffnet ſich."

Es war der Herzog ſelbſt, der unter den Portieren erſchien und nach dem Major von Fernow rief. Dieſer wußte nicht, warum ihm das Herz heftiger ſchlug, als er in den Salon trat.

Die Prinzeſſin ruhte in einem kleinen Fauteuil, und als der junge Offizier herein trat, blickte ſie nach ihm hin mit dem gewiſſen ſchalkhaften Lächeln, worin ſo oft eine ganz kleine, kleine Bosheit ſichtbar war. Diesmal aber war Güte und Freundlichkeit vorherrſchend, und ſie winkte verbindlich mit der Hand, als Herr von Fernow mit einer

Verbeugung vor den Herzog trat. Neben dem Fauteuil der Prinzessin stand Helene von Ripperda, und blickte angelegentlich zum Fenster hinaus.

„Das ist mein geheimer Bundesgenosse," sagte der Herzog zu den Damen, indem er auf den Major wies, der fast verlegen ein paar unzusammenhängende bescheidene Worte sprach, wie das bei solchen Gelegenheiten wohl vorkommen kann. „Nein, nein," fuhr Seine Hoheit fort, „die Wahrheit muß ich sagen, Fernow hat mir aufrichtig und treu gedient."

„Und mich verrathen!" lachte die Prinzessin, „Fernow, das werde ich Ihnen nie vergeben."

„Allerdings, Ew. Durchlaucht, es war ein kleiner Verrath, ich gestehe es, aber kein Mißbrauch des Vertrauens, denn man schenkte mir jener Seits kein Vertrauen. Und da mein Verrath für Alle so segensreiche Folgen gehabt hat, so wird er mir gewiß verziehen werden."

„Gewiß, lieber Fernow," sprach heiter der Herzog, „und ich habe Sie gerufen, um Ihnen vor Allem Andern meinen Dank auszusprechen — Apropos!" fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während er einen Brief, den er in der Hand hielt, geöffnet und wieder zusammengelegt hatte, „da hat mir Wenden ein Schreiben des Baron Rigoll übergeben. Nehmen Sie es, sehen Sie es durch, ich muß mit Ihnen darüber sprechen." Er reichte ihm das Papier, ehe es aber der Major ansehen konnte, machte der Herzog plötzlich eine Handbewegung gegen Fräulein von Ripperda und setzte mit lauter Stimme hinzu: „Halten Sie einen Augenblick inne, Fernow. Fragen Sie vorher unsere schöne Helene, ob und wann sie wünscht, Oberstjägermeisterin zu werden."

Der arme Major erschrak fast, als er den Regenten so reden hörte; er warf einen Blick auf Fräulein von Ripperda, die aber ihre Stellung durchaus nicht veränderte und etwas außerordentlich Interessantes auf dem Schloßplatze zu betrachten schien.

„Nun, wenn Sie nicht fragen wollen," fuhr Se. Hoheit lachend fort, „so lesen Sie das Schreiben des Baron Rigoll."

Herr von Fernow öffnete das Papier mit einer immer wachsenden Spannung. Er durchflog den Inhalt, und als er ihn übersehen, tanzten die Worte fast vor seinen Augen herum. Nachdem er sich einen

Augenblick geſammelt, ſtürzte er auf den Regenten zu, ergriff deſſen Hand und drückte ſie trotz allem Widerſtreben an ſeine Lippen. Er war außer ſich; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gaukelten in glänzenden Bildern vor ſeiner entzückten Seele; er vergaß ſich ſoweit, daß er ſich ſtürmiſch Helene näherte, die zuſammenſchreckte bei dem Ton ſeiner Stimme, als er ihr die Frage that, die ihm der Herzog befohlen.

Um den geneigten Leſer nicht im Ungewiſſen zu laſſen, was den jungen Offizier ſo außer ſich brachte, wollen wir nicht verſchweigen, daß das Schreiben Sr. Excellenz des Oberſtjägermeiſter, Baron von Rigell, ein Entlaſſungsgeſuch enthielt, und daß der Herzog auf den Rand geſchrieben hatte: „Angenommen, und wird das Oberſtjägermeiſter-Amt proviſoriſch dem Major von Fernow übertragen.“ — —

Welch' ſüße Augenblicke des Glücks!

Achtzehntes Kapitel

beſchließt vielleicht langweilig.

Wir könnten nun, theurer und geneigter Leſer, noch viel merkwürdige und vielleicht auch intereſſante Dinge erzählen, von unerhörten Feſtlichkeiten, die bei Hofe vor ſich gingen, von glänzenden Vermählungen, von Feuerwerken und Illuminationen. Doch ſei es ferne von uns, deine Geduld mit Sachen zu ermüden, die in der jetzigen ſo ſehr bewegten Zeit zu den Alltäglichkeiten gehören. Da wir von Vermählungen in der Mehrzahl ſprechen, ſo iſt ſelbſtredend auch die des Herrn von Fernow mit Fräulein von Rivverda darunter begriffen, wodurch die Befürchtung, als habe das Duell des Majors mit dem Baron Rigell ein blutiges Reſultat geliefert, in ſich ſelbſt zerfällt. Indem wir dieſes Duell, welches wirklich ſtattfand, nicht erzählen, entgeht uns allerdings der Vorwurf einer pikanten Schilderung: wir hätten der Wahrheit gemäß ſagen können, daß gegen ſieben Uhr an dem bezeichneten Abend Baron Rigell an der Seite des Grafen Hohenberg wohl-

behalten die Reſidenz verließ, und hätten dadurch den geneigten Leſer in Schrecken verſetzen können, als ſei Herr von Fernow vielleicht gefährlich verwundet zurückgeblieben. Da es uns aber nie darum zu thun war, das Intereſſe auf unnatürliche oder künſtliche Art zu erregen, ſo ſagen wir nur der Wahrheit gemäß, daß als ein paar Kugeln ohne Erfolg gewechſelt waren, Baron Rigoll unter vollſtändiger Zurücknahme ſeiner beleidigenden Ausdrücke die Hand zur Verſöhnung bot.

Es war ein ſchöner, prachtvoller Frühlingsabend, als der proviſoriſche Chef des Oberſtjägermeiſteramtes mit dem nunmehrigen Legationsrath von Wenden, nach dem ſtattgehabten Rencontre, zur Stadt zurückritt. Nicht nur Bäume, Sträucher und Blumen, ſondern auch Erde und Luft duſteten ordentlich vor Wonne, unter ſo klarem, ſchönem Himmel leben, ruhen und weben zu können. Vor dem Thore der Reſidenz fanden die beiden Reiter eine Equipage, den Reiſewagen des Barons, der für alle möglichen Fälle dorthin beordert war; glücklicher Weiſe aber hatte er keine Verwundeten aufzunehmen, weßhalb dann nur der Baron Wenden, bei dem kleinen Wirthshauſe angekommen, wo der Wagen hielt, fröhlich aus dem Sattel ſprang, ſeinem Freunde die Hand reichte, der ihm herzlich dankte, und ſich dann von ſeinem Bedienten den warmen Mantel umgeben ließ, ehe er in den Wagen ſtieg.

„Wenn wir Alles vom richtigen Standpunkte betrachten," ſprach hierauf Herr von Wenden lachend zum Schlage heraus, „ſo bin ich doch eigentlich an deinem ganzen Glück ſchuld, und wenn einiges Dankbarkeitsgefühl in dir wohnt, ſo haſt du nichts Schleunigeres zu thun, als für Kinder und Kindeskinder jene Scene malen zu laſſen, wo ich dir — es iſt noch nicht ſo lange her — meine Theorie vom Augenblick des Glücks auseinanderſetzte."

„Ja, ja," rief Major Fernow fröhlich, „und als Pendant der andere Augenblick des Glücks, wo ich beinahe in die Nothwendigkeit verſetzt worden wäre, dich im großen Audienzſaale des Schloſſes zu verhaften — alles Augenblicke des Glücks."

„Nun, es hat beſſer geendet, als ich gehofft; wenn meine Miſſion vollkommen reuſſirt," ſetzte er mit großer Wichtigkeit hinzu, „und —"

„die Copien einiger der Sterne, die dort eben am Abendhimmel ſichtbar werden, auf deinem Fracke glänzen, ſo wirſt du mir zurück-

kommend ſagen: das Gefühl von einer ſchweren Krankheit zu geneſen, iſt ein außerordentlich angenehmes."

„Aber eine ſolche Krankheit ſelbſt!" ſeufzte der Kammerherr, während ſein Poſtillon in den Sattel kletterte, „die kann oftmals traurige Folgen haben."

„Du erſchreckſt mich!" rief Herr von Fernow in einigermaßen ironiſchem Tone und mit einem faſt ſpöttiſchen Lächeln, denn er wußte, was kommen würde. „Sollteſt du wirklich —"

„Ich nicht, aber ich befürchte, jenes arme junge Mädchen hat in ihrer Zuneigung für mich die Sache ernſthafter genommen, als mir lieb iſt."

„Darüber kannſt du dich vollkommen beruhigen," entgegnete der Major, indem er ſich Mühe gab, nicht laut hinauszulachen. „Aus der allerbeſten Quelle weiß ich, daß ſie ſich über deinen Verluſt vollkommen getröſtet und im Begriff ſteht, ſich mit einer älteren Liebe zu verheirathen. Ich kann dich auch verſichern, daß ich mich der jungen Leute annehmen und alles Mögliche zu ihrem ferneren Fortkommen thun werde."

Dieſes Verſprechen ſchien dem neuen Legationsrath eine Centnerlaſt vom Herzen zu nehmen, und es war in der That komiſch anzuſehen, wie er mit einer affektirten Rührung ſeine beiden Hände zum Wagenſchlag hinausſtreckte, um die Rechte des Freundes nochmals zu drücken.

„Nun aber mache, daß du fortkommſt!" rief dieſer, „du ſollteſt ſchon um ſieben Uhr abreiſen, ich will deine Freundſchaft für mich nicht mißbrauchen. — Leb' wohl!"

„Leb' wohl, lieber Fernow! und denke mein bei deinem nächſten Augenblicke des Glücks."

Dahin rollte der Wagen, der Major blickte ihm ein paar Minuten lang nach, dann wandte er ſein Pferd, nicht um nach der Stadt zurückzukehren, ſondern um in einem animirten Jagdgalopp die Straße nach Eſchenburg zu verfolgen.

Was mochte er dort ſuchen? — Ah! gewiß jene Equipagen, die ihm nach einer kleinen halben Stunde entgegen rollten. Er ließ den Wagen des Regenten, worin dieſer mit der Prinzeſſin Eliſe ſaß, ehr-

furchtsvoll vorbei paſſiren, und zwang ſein unruhig gewordenes Pferd alsdann dicht an den Schlag der nachfolgenden Kaleſche hinan, aus dem ſich ihm eine kleine Hand entgegenſtreckte, die mit raſchem ängſtlichem Druck ſeine Finger umſpannte.

„So iſt es wahr?“ fragte Helene von Ripperda mit zitternder Stimme, „Sie haben ſich geſchlagen? Sind Sie verwundet?“

„Weder das Eine noch das Andere,“ entgegnete lachend Herr von Fernow. „Se. Excellenz der Oberſtjägermeiſter, Baron von Rigoll und ich, wir trennten uns unter einigen Freudenſchüſſen, welche die vortreffliche Wirkung hatten, daß wir ohne Groll von einander ſchieden, und daß künftig Keiner mehr den Andern um ſeine Augenblicke des Glücks beneiden wird. — Und an Augenblicken des Glücks,“ ſetzte er mit ſanfter Stimme hinzu, indem er ſich gegen die Kaleſche hinab beugte, „ſoll es uns doch wahrlich nicht fehlen. Nicht wahr, meine geliebte Helene?“

Sie antwortete nicht, aber er fühlte den leichten Druck ihrer Finger, mit denen ſie ſeine Hand umſchloſſen hielt.

Und ſo zogen die beiden glücklichen Menſchen dahin am würzigen Frühlingsabend unter Sterngeflimmer, Blüthenſchnee und Nachtigallenſchlag. Waren das nicht ſchon wieder Augenblicke des Glücks?

Ja, Herr von Fernow war glücklich, und gedachte gern derer, die es minder waren; deßhalb vergaß er auch ſpäter nicht jenes Mannes, den er Abends auf der Terraſſe des Schloßgartens gefunden, und mit welchem er ſich über Leuchtkäfer unterhalten. Er verſchaffte dem wackern Künſtler die gute Stelle eines Aufſehers des herzoglichen Kupferſtichkabinets, und als dies Heinrich Böhler ſeiner Mutter mittheilte, und Beide hierauf zur Wittwe Weiher hinabſtiegen, um ſie von dieſem Glück in Kenntniß zu ſetzen, da machte Frau Weiher dem ehemaligen Photographen zum erſten Mal einen tiefen Knix. Roſa aber warf ſich an die Bruſt ihres Bräutigams und ſagte ihm unter vielen andern Dingen: „Weißt du noch, Heinrich, wie du an jenem Abende mit kummervollem Herzen in den Schloßgarten liefeſt und jenen Herrn trafſt, von dem du mir ſagteſt, er ſei ſo freundlich für dich geweſen, und dem wir jetzt Alles verdanken?“

„Ja, das war ein ſegensreicher Augenblick,“ fuhr das junge Mäd-

chen fort, indem sie innig und herzlich in die Augen des Mannes schaute, den sie liebte. „Es war jener Augenblick, von dem wir nimmer geglaubt, daß er auch uns einmal erscheinen werde, und von dem deine Mutter doch oftmals gesagt, daß er wenigstens einmal in jedem Menschenleben einträte, der Augenblick des Glücks."

Was nun Herrn Krimpf anbelangte, so hatte ihm Heinrich Böhler den ganzen Photographen-Apparat überlassen, und der kleine Maler half sich damit fort, wenn auch auf eine etwas seltsame Art. Er fand nämlich einen Kunsthändler, für den er eine Gallerie von Abnormitäten und Häßlichkeiten des menschlichen Geschlechts zusammenstellte, eine in ihrer Art ergötzliche Sammlung, worin das Portrait des Künstlers selbst in den schauerlichsten Verzerrungen häufig genug vorkam. Doch wurde Herr Krimpf sehr menschenscheu, ließ sich selten vor der Welt sehen, und wenn dies geschah, blickte er Allen, mit denen er zusammenkam, mit einem Ausdrucke des Hasses und Mißtrauens in die Augen; nur wenn er allein war, konnte er sich einer seltsamen Lustigkeit hingeben, und da hörte man ihn wohl stundenlang den Refrain eines unbekannten Liedes singen: „Chantons, buvons, traleralera."

So sind wir denn, theurer und geneigter Leser, am Schlusse unserer Geschichte angekommen, und wenn wir uns hiermit von dir verabschieden, so thun wir es in der Hoffnung, daß du in derselben irgend etwas gefunden, was dich erfreut und dein Interesse erregt. Dürfen wir in dieser Voraussetzung glauben, daß die Ueberschrift des ersten Kapitels nicht wie der gewisse rothe Faden durch unsere ganze Arbeit läuft, so ist uns das eine süße Belohnung, und wir wollen dir dann die Versicherung geben, daß wir den Augenblick, wo wir zur vorliegenden Erzählung die Feder angesetzt, für einen guten Augenblick erklären, für — —

einen Augenblick des Glücks.

Als ich am Meeresstrande jüngst gestanden,
Und niederschaute in die blauen Wogen,
Sind plötzlich Töne meiner Brust entzogen
Und Worte, die mich wunderbar umwanden:
Es war ein Lied aus meinen Heimathlanden,
Ein einfach deutsches Lied nach schlichter Weise,
Das hundertmal ich sang in eurem Kreise,
Wenn wir beim Weine uns vereinigt fanden.
Doch jetzt! mich trafen seltsam fremd die Klänge,
Nicht freudig tönten Berg und Thal sie wieder,
Dumpf grollt' das Meer, fremd sah die Palme nieder,
Die Möve schrie — kein Freund, der mit mir sänge.
Ich stand allein und sah das Meer sich dehnen
Unendlich weit — und trocknete zwei Thränen.

Bayerische Staatsbibliothek München

F. W. Hackländer's Werke.

XXII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Zweiundzwanzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Offizin in Stuttgart.

Ein Winter in Spanien.

Erſter Band.

Der Titel des vorliegenden Buches nöthigt mich, ein paar einleitende Worte zu schreiben, denn es mag vielleicht einer Entschuldigung bedürfen, Spanien, das herrliche, südliche Land, das in unserer Phantasie mit Sonnenschein und Blüthenstaub lebt, das wir nicht zu trennen vermögen von dem Begriff lauer, entzückender Sommernächte nach glühendem Tagesbrand, im Winter bereist zu haben. Aber Verhältnisse bestimmen den Menschen, und eine Reise, deren Ausführung während des Sommers mir und meinen Freunden schwierig war, konnte zur Winterszeit leichter unternommen werden. Dabei will ich nicht verschweigen, daß Staub und unerträgliche Hitze, die in manchen Reisebeschreibungen eine so große Rolle spielen, uns ebenfalls für die kältere Jahreszeit bestimmten. Wenn wir hierbei manches von dem so reizenden spanischen Volksleben verloren, so hatten wir dagegen bei unsern Zügen durch das Land gute Gelegenheit, das Innere desselben kennen zu lernen; und gerade der Winter gestattete uns, vom Sattel des Pferdes frei umzuschauen, wogegen uns der heiße Sommer fortwährend in den dunstigen Eilwagen mit seinen engen Fenstern gebannt hätte. Uebrigens bin ich weit entfernt, irgend einen der verehrlichen Leser in Betreff einer Reise nach Spanien für den Winter bestimmen zu wollen, aber eben so wenig, Jemanden zu einer Tour durch das Land während der Sommerszeit zu veranlassen. Wer Spanien auf bequeme und angenehme Art besuchen will, reise im Frühjahr der Küste entlang und mache einen Abstecher von Malaga nach Granada, und von Cadiz über Sevilla nach Cordova, so hat er das Schönste gesehen, was die Erde ihm zu bieten vermag.

Wenn ich auch bei meiner Reise manches Ungemach zu ertragen hatte, so wurde dasselbe doch gemildert durch die Gesellschaft zweier lieben Freunde, mit denen ich die angenehmen Stunden doppelt genoß, und in deren Begleitung die unangenehmen durch guten Humor, durch Scherz und Lachen verkürzt wurden.

Dabei lehrte mich der Eine dieſer Freunde, Oberbaurath Leins von Stuttgart, der, noch ein junger Mann, hier in einem der ſchönſten und prächtigſten Bauwerke der Neuzeit den ganzen großen Schatz ſeiner Kunſt entfaltet, und ſich dadurch einen guten, wohlverdienten Namen in Deutſchland gemacht, die herrlichen Bauwerke Spaniens kennen und verſtehen, und ſeine gründlichen Aufzeichnungen waren mir bei Entſtehung dieſes Buches von außerordentlichem Nutzen. Der Andere, der Maler Theodor Horſchelt von München, ebenfalls ein treuer Freund in allen Verhältniſſen, ſtellte mir ſeine geſammelten, zahlreichen und ſchönen Skizzen zur Verfügung. Für Horſchelt, der uns in Oran verließ, um noch längere Zeit in den franzöſiſchen Kolonien Afrikas zu bleiben, war dieſe Reiſe ein bedeutender Wendepunkt in Leben und Kunſt, denn wenn auch ſchon ſeine früheren Bilder den vollen Beifall der Kenner erhielten, und kaum beendigt angekauft wurden, ſo hat er doch vor Kurzem ein größeres, wirklich herrliches Gemälde für Seine Majeſtät den König von Württemberg beendigt und ſo eine Frucht dieſer Reiſe hervorgebracht, die ſeinem Namen einen guten und dauernden Klang verleihen muß.

Was ich nie für möglich gehalten, habe ich hier unwillkürlich gethan, — eine Vorrede geſchrieben, und bitte den Leſer um Entſchuldigung, mit dem feierlichen Verſprechen, mich eines ſolchen Mißbrauchs ſeiner Geduld nie mehr ſchuldig machen zu wollen. — Vorrede iſt eigentlich falſch: es müßte Nachrede heißen; denn erſt, wenn das Buch beendigt iſt, ſagen wir noch dem geneigten Leſer ein paar paſſende Worte, wie wir ja einen guten Freund, der uns beſuchte, bis an die Hausthüre begleiten und mit der Bitte entlaſſen, bald wieder zu kommen, wenn es ihm bei uns gefallen, — womit ich denn auch auf der Schwelle meines Hauſes von dem freundlichen Leſer Abſchied nehmen will.

F. W. Hackländer.

Erſtes Kapitel.

Nach Italien.

Abreiſe von Stuttgart. Ein Eiſenbahnbild. Das Neckarthal. Herbſtliche Zeit. Ein Kirchlein. Bergreiſen. Geislingen. Ulm. Biberach. Ravensburg. Das Haus des Hannikel. „Aurlesbach fertig.“ Bodenſeedampfer. Rorſchach. Ein Freund. Schweizer Telegraphen. Ueber den Splügen. Chiavenna. Donna est mobile! Gewitterſtürme. Colico und der Dampfer Adda. Fahrt auf dem Comerſee. Regenmantel, Regenwetter und Paſſagiere. Der energiſche Kellner. Como. Poſtweſen auf der Eiſenbahn. Hôtel Reichmann.

An einem warmen ſchönen Herbſtmorgen, es war der 8. Oct. 1853, beſtieg ich mit meiner Familie in Stuttgart den Eiſenbahnwagen, um eine Reiſe nach Italien und Spanien anzutreten, — „fertig, fort“ rief der Zugführer, und es iſt das die letzte Abfertigung, das Signal zur Abfahrt — fertig, fort! — man hört es oft, wenn man kleine Ausflüge in der Umgebung macht und freut ſich alsdann, den dunkeln Bahnhof verlaſſen zu können. Heute aber, wie das „fertig, fort“ den leichten Faden zerriß, der uns noch an die Heimath band, und wir gleich darauf langſam vorwärts fahrend, noch einmal im Fluge die betrübten Geſichter der Freunde und Bekannten ſahen, die uns, vom Abſchied ſchmerzlich bewegt, das Geleite gegeben, winkend mit der Hand und mit feuchten Augen, unſer letztes Lebewohl ebenſo erwiderud — heute bewegt das einfache „fertig, fort“ unſere Herzen, und wir, die wir abreiſen, ſitzen ſchweigend und gedankenvoll — an die Zukunft

denkend, an den langen langen Weg vor uns, und auch viel und gern an eine glückliche Heimkehr. Nur die Kinder freuen ſich des Fahrens und ſchauen mit glänzenden Augen in das vielfarbige Grün des Schloßgartens, an deſſen Gränzen wir dahinfliegen, rücken aber nun ängſtlich zuſammen, als uns die Locomotive in den Roſenſteintunnel hineinreißt, und lachen erſt wieder, als wir jenſeits des Berges das ſonnenbeglänzte Neckarthal erreichen. —

Ja es war ein ſchöner, heiterer Tag, aber die Sonnenwärme hatte den klaren Himmel redlich erkämpft, erſt nach langen heftigen Gefechten ſchlug ſie die irdiſchen Nebelſchauer auf's Haupt und zwang ſie, ſich in ihre Schluchten und Berge zurückzuziehen. Wohl ſchwebten noch längere Zeit einige Nachzügler, als Wolken zuſammengeballt, an dem tiefblauen Himmelsgewölbe dahin, doch führte der ſchöne Tag die Beſiegten wie im Triumph mit ſich; ihre weißen Maſſen dienten ſeiner Schönheit als Relief, und er benutzte ſie, um die glühende, im bunten Herbſtſchmuck prangende Gegend hin und wieder mit zierlichen, leicht vorüberziehenden Wolkenſchatten neu zu ſchmücken.

So fuhren wir dahin in ziemlich leerem Wagen, weßhalb es denn auch möglich war, ſelbſt gegen das Reglement hie und da an die Thür zu treten, um einen Blick in das ſchöne Neckarthal hinauszuwerfen. Bis nach Göppingen hinauf dampft die Locomotive faſt unter lauter Obſtbäumen dahin, die ſich über der Bahn die Hände reichen und jetzt ihre reifen Früchte in gelb und roth beinahe auf die Wagendecken herabhängen laſſen. Zur Rechten begleitet uns der Neckar bald in breitem Sand- und Kiesbette, bald durch mächtige Mauern eingeengt, die ihn auf die Seite drücken und ihm einen Platz für den Schienenweg abnöthigen; hier ſtürzt ſich der Fluß ſchäumend über ein Wehr hinab, dort trägt er geduldig und ergeben das Joch einer alten hölzernen Brücke mit ihren plumpen unregelmäßigen Formen, während ſich bei Untertürkheim die zierlichen Geländer der ſo eben neuentſtandenen eiſernen Gitterbrücke wohlgefällig in ſeinen klaren Fluthen abſpiegeln. Zur Linken haben wir die Abhänge der Berge, welche die

Eisenbahn tragen, auf ihnen alte und neue Schlösser, Wartthürme, an ihrem Fuß freundliche Dörfer, meistens in kleinen heimlichen Nebenthälern liegend. Die Ernte ist aller Orten vorüber, kaum weht der Wind über die Stoppeln, und schon wird ein Theil der Felder von dem unersättlichen Menschengeschlecht wieder zu neuem Dienst vorbereitet; der Pflug reißt hier die dampfende Erde auf, dort wird die Seele der Landwirthschaft ausgebreitet, und während man an dieser Stelle noch Kartoffeln ausgräbt, wirft man drüben schon wieder die Wintersaat aus. Aber dieses Leben, diese Bewegung in der herbstlichen Landschaft ist so mannichfaltig, so schön, die Erde hat sich, nachdem sie alles hingegeben, mit dem armseligen Ueberrest ihres reichen Sommers herrlich geschmückt und lächelt uns noch einmal freundlich zu, ehe des Winters kalte Hand über sie dahinfährt und von ihr streift den letzten Schmuck, die gelben und rothen Blätter, die schon jetzt bei jedem Lufthauch, ahnend ihr baldiges Vergehen, ängstlich an den matten Stielen zittern. Die Gärten, an denen wir vorüberdampfen, sehen schon recht traurig und verwahrlost aus, die halb vertrockneten Stängel und verwelkten Kräuter sind niedergetreten; Unkraut wuchert triumphirend über sie empor und lacht recht höhnisch zu den hohen Dahlien auf, die gestern noch stolz ihre bunten Köpfe trugen, und sie jetzt, durch den Reif verletzt, tief und traurig herabhängen lassen. Die gelben Capuciner haben schon ein zäheres Leben, und ihre hellen Blumen leuchten noch ziemlich frisch aus dem dunkeln Laub hervor; — vorbei — vorbei! Dort in einem Waldwinkel weidet eine Schafheerde, und die weißen Thiere treten aus dem Grün deutlich hervor, der Hirt und sein Hund schauen uns nach, der Mann ist nachdenkend, er hat so traurige Gedanken über die Eisenbahn und das wilde Getriebe, das mit ihr hier in den stillen Thälern entstanden.

Während wir nun auf der einen Seite an dem Fluß dahinfahren, der bald den Eisenbahndamm bespült, bald in einem weiten Bogen das fruchtbare Thal durchzieht, kreuzen wir häufig die alte Landstraße und sausen hier an Fußwanderern vorbei, die alle das Gesicht gegen

uns kehren, oder an Frachtwagen, die mit weißem Tuche überdeckt ſind und, obgleich mit kräftigen Pferden beſpannt, doch gar nicht von der Stelle zu kommen ſcheinen. Das alles laſſen wir im Augenblick hinter uns, und wenn wir uns dort oben am Berge das weiße Haus mit ſeinen grünen Läden und rothem Ziegeldach betrachten, und die Augen feſt darauf heften, ſo kommt es uns vor, als drehe ſich das Gebäude langſam, um uns nachzuſchauen. Neben dieſem Hauſe, nicht weit davon, ſteht ein altes graues Kirchlein mit ehrwürdigem Schlafmützenthurm; von ihm aus gehen zwei weiße Mauern, die wie zwei lange Arme den ſtillen Friedhof umfaſſen; auch das Kirchlein ſchaut uns mit ſeinen gothiſchen Fenſtern grämlich nach, ſcheint aber dabei die Arme feſter zuſammenzuziehen und flüſtert wahrſcheinlich zu den Ruhenden hinab, die früher auch hier vorüberzogen im Sonnenglanz und Leben: Laßt ſie nur dahinſauſen mit ihrem Feuerwagen, das hat Alles ſein Ende, und auch die da unten werden über kurz oder lang ihr Plätzchen finden; ſchlaft nur, ſchlaft! Es iſt gut, daß in dieſem Augenblick eine Schaar luſtiger Tauben von dem Hügel nebenan emporfliegen und alle trüben Gedanken zerſtreuen, denn man blickt ihnen gern nach, wie ſie ſo dahinſchießen mit ihrem glänzenden Gefieder, bald in einem dichten Haufen, bald weit auseinander und zerſtreut, und wie ſie nun dort auf der Höhe langſam einfallen neben einem Bauer mit Ochſen und Pflug, der gegen den klaren blauen Himmel wie eine dunkle Silhouette abſticht. Aber an allem dem fliegen wir vorüber, immerzu, immerzu! Jetzt raſt die Maſchine mit aller Kraft dahin, jetzt fühlen wir, wie ſie langſam ihren Lauf mindert, um pfeifend und ſtöhnend endlich anzuhalten, eine neue Station mit altem bekanntem Leben. Paſſagiere, die ſich herandrängen, bald gleichgültig ausſchauend, bald mit ernſter Miene rückwärts blickend nach den Ihrigen, die ſcheu auf dem Trottoir ſtehen bleiben, und leicht zuſammenfahren, wenn überflüſſiger Dampf ziſchend auffährt, während der Conducteur zur Eile treibt, und die Glocke demgemäß ihre drei Zeichen ſo ſchnell hintereinander gibt, als habe ſie eigentlich wichtigeres zu thun und gebe ſich nur ſo nebenbei

aus purer Gefälligkeit mit dem Läuten ab — gleichviel, die Locomotive pfeift, huſtet und ſtöhnt erſt langſam, dann immer geſchwinder, die Häuſer an der Bahn fangen wieder ſcheinbar an rückwärts zu fliegen, von den Menſchen, die uns angaffen, ſehen wir nur eine lange Reihe unerkennbarer Geſichter, Bäume huſchen vorüber, die letzte Stätte des Orts liegt eben erſt hinter uns, und ſchon paſſeln wir an dem nächſten Bahnwärterhäuschen vorbei, wo der Beamte ſteht, den Arm ausgeſtreckt wie ein Telegraph, während ſein kleines Kind vor der Thür ſitzt und: „die Eiſenbahn" ruft; doch würden wir kaum die erſte Sylbe vernehmen können, wenn das übrigens bei dem Getöſe möglich wäre, denn wenn es „bahn" ausſpricht, ſind wir ſchon eine gute Strecke weiter. Hinter Göppingen wird das Thal auf Augenblicke weiter und ausgedehnter, und wir können uns deßhalb nicht mehr ſo mit den Einzelnheiten von unſerm Wege beſchäftigen, auch iſt faſt alles heute Morgen ſchon dageweſen und kehrt immer wieder, die Felder in gelb, grau, grün, die Wälder mit ihrer prächtigen Färbung von Violett bis in's helle Roth, durch welche man nun die Form faſt eines jeden Baumes erkennt. Die weißen Häuſer mit den gelben glänzenden Welſchkornkränzen, der getrocknete Flachs am Boden in langen regelmäßigen Linien, ſchnatternde Gänſe, ſtaunende Pferde und wichtig dreinſchauende Ochſen; nur ein einſamer Waldweg, an dem wir vorüberſauſen, feſſelt vielleicht unſere Aufmerkſamkeit für einen Moment; dort ſteigt er vergeſſen die Höhe hinan, der arme Pfad, der einſtens, wie alle andern, nach Rom geführt, nun aber von Niemand mehr betreten wird; denn umſonſt ſagt ein morſcher melancholiſcher Wegweiſer, gleich einem zurückgekommenen Budenbeſitzer: „nur hereinſpaziert," man zuckt die Achſeln und fliegt vorüber.

Dort iſt der hohe Stauffen, der Rechberg und Staufeneck, die auf Augenblicke in die Höhe zu ſtreben ſcheinen, um dann wieder hinter andern Bergen zu verſchwinden; die Fremden ſchauen dem erſten lange zu und denken wohl: majeſtätiſch genug ſieht er aus, das Fundament des ſo mächtigen und ſo unglücklichen Kaiſerhauſes; ja majeſtätiſch

ernſt und traurig, eine gewaltige Pyramide, die auch ohne Hieroglyphen, getreu und deutlich, ihre rieſenhafte Geſchichte erzählt!

Ich glaube, es war der liebe und freundliche Juſtinus Kerner, der mir einſtens eine eigenthümliche, aber, wenn man das Auge dafür hat, ſehr wahre Anſicht über die Formation der Berge des Fils- und Neckarthals mittheilte, eine Anſicht, die ich wenigſtens immer beſtätigt fand, wenn ich ſo im Dahinfahren träumend und ſinnend die Höhen beſchaute; jeder Berg hat nämlich, ſo ſagt er, die Geſtalt eines Rieſen, bald in ſitzender, bald in liegender Stellung. Dort ſieht man deutlich den zuſammengebückten Oberkörper, das Haupt tief auf die Bruſt herabgeſenkt, den Schoß und die Kniee ſcharf abgezeichnet, während die Füße in's Thal herabhängen; weiterhin ruht ein anderer lang ausgeſtreckt, den Kopf mit dem Arm unterſtützt, und blickt behaglich mit übereinandergeſchlagenen Beinen zu uns hernieder, vielleicht im Stillen lächelnd über das ſonderbare Spielzeug, das er da unten ſieht und das ſich dampfend in weiten Schlangenlinien um ihn herumwindet, ſcheinbar ſo geſchwind und doch für ihn ſchneckenhaft langſam. Denn wir brauchen ja eine geraume Zeit, bis wir von ſeinem Kopf zu ſeinen Füßen gelangt ſind, aber wir wollen ſo geräuſchlos wie möglich vorübergleiten, um die Aufmerkſamkeit dieſer reſpectabeln Rieſenfamilie nicht allzu ſehr auf uns zu ziehen; denn ſonſt könnte es einmal einem der jungen Bengel, die winzig hinter den alten hervorlauſchen, in den Sinn kommen, mit der derben Fauſt nach uns zu langen, um die ſeltſam vielgliedrige Wagenſchlange in der Nähe zu betrachten. Alſo auch hier ohne Aufenthalt vorüber, immerzu, gegen die hohen Berge der ſchwäbiſchen Alb hin, die wie eine koloſſale Mauer unſern Weg zu verſperren ſcheint.

Aber der geneigte Leſer wird den Kopf ſchütteln, daß ich mir erlaube, ihn hier ſpazieren zu führen, ohne ihm das geringſte neue mitzutheilen, nur altes, aber für mich ſo gern geſehenes, Feld, Wald, Flur und Haide, Dörfer und Berge, in immer wechſelnder neuer und ſchöner Pracht; vielleicht freut ſich aber auch ein einſam Leſender, denn

ich ſchreibe ja nicht für die Paſſagiere und Mitreiſenden, nicht für Glückliche, die ebenfalls in dieſem Augenblick in der Welt herumfliegen, die wie ich die freie herrliche Luft durſtig einſaugen, ſondern ich erzähle das ja alles den Freunden, Bekannten und Unbekannten, die jetzt zu Hauſe ſitzen in der dunkeln Stube, und will glücklich ſein, wenn ich ihnen damit einen kleinen heitern Augenblick verſchafft, wenn ich ihnen vielleicht zurückgerufen einen ähnlichen Tag, den ſie ebenfalls verlebten im glänzenden Sonnenlicht, in gleicher Pracht und Herrlichkeit, will zufrieden ſein, wenn es mir gelungen, für manchen, der mit mir fühlt, einen kleinen Spalt zwiſchen dieſen Zeilen zu eröffnen, durch welchen er hinausblicken kann in die freundlichen, bunten, glänzenden Berge, die mich umgeben.

Während wir nun eben von Geißlingen langſamer aufwärts dampfen, will ich alles Ernſtes die Phantaſieen dahintenlaſſen und mich eines geſetzten Betragens befleißigen, wie es ſich für einen ſoliden Reiſebeſchreiber ziemt. Daß hier die Bahn zu 1 auf 40 ſteigt, wiſſen wir bereits; ebenfalls daß ſie ſich in engem und weitem Bogen an dem Felſenabhang hinwindet, auch daß man die grüne Kirchthurmſpitze des genannten Ortes bald weit unter ſich ſieht und auf der Hälfte der Steigung in ein ſtilles friedliches Waldthal hineinblickt, das tief zu unſern Füßen liegt mit murmelndem Waſſer und Mühle „in einem kühlen Grunde," einſam und verlaſſen an der jetzt penſionirten Landſtraße. Das Liebchen, welches vielleicht dort gewohnt hat und verſchwunden iſt, konnte wohl den Lockungen der Eiſenbahn nicht widerſtehen und fuhr gen Ulm, der alten Stadt an der Donau, jetzt Bundesfeſtung mit ſehr vielem und ſchönem Militär.

Auch wir kamen gegen halb 1 Uhr dorthin, um nach einer halbſtündigen Mittagsraſt durch die ausgedehnten Ebenen Oberſchwabens weiter zu fahren. Alles hat hier einen andern Charakter, die Gegend iſt flach, die Ausſicht faſt unbegränzt, nur hie und da haftet das Auge gern an einem majeſtätiſchen Schloß, einem prächtigen Kloſter oder an alten maleriſchen Städten, wie Biberach und Ravensburg, die noch

immer wie gerüſtet daſtehen im verwitterten Steinharniſch, umgeben von Mauern und Thürmen. Eine angenehme Abwechslung iſt endlich der Schuſſendobel, den man über viele Brücken hinweg klirrend und ſauſend hinabrast, wieder einmal durch dichten Wald, zwiſchen Bergen dahin und über klares Waſſer. Der Schuſſendobel hat zwei Merkwürdigkeiten: das Haus des großen Hannikel, ein altes morſches graues Gebäude, ganz wie eine Zigeunerherberge ausſehend, und die Station Turlesbach, letztere berühmt, weil hier außer den Conducteuren noch nie eine menſchliche Seele aus- oder eingeſtiegen ſein ſoll, ſo ſagt nämlich die Tradition. „Turlesbach!“ ruft der Zugführer und ſetzt gleich darauf hinzu „fertig,“ worauf es, ohne anzuhalten, weiter geht.

In Friedrichshafen, wohin wir um 3 Uhr kamen, greift alles ſehr gut in einander, um den Reiſenden und ſein Gepäck ſogleich an den See und auf das Dampfſchiff zu befördern, welches ſich denn auch eine halbe Stunde ſpäter mit uns in Bewegung ſetzte und zu dem ſchönen neuen Hafen hinausfuhr. Die Quais deſſelben, ſeine Uferwand und der Leuchtthurm ſind nun vollendet; feſt und doch zierlich erbaut, geben ſie der Waſſerſeite Friedrichshafens ein heiteres ſtattliches Anſehen und gewähren den Schiffen den vollkommenſten Schutz gegen alles Unwetter des zuweilen ſehr aufgeregten und unartigen Sees. Von den Fahrten der Dampfboote kann man ſagen, daß ſie jetzt ſehr zweckmäßig eingerichtet ſind, um die verſchiedenen Orte des Sees mit einander in Verbindung zu ſetzen, und der eilige Reiſende braucht nun nicht mehr wie früher trauernd an dieſem Waſſer zu ſitzen und ſehnſüchtig nach Rorſchach hinüber zu blicken, wohin ihm ſonſt die Fahrt nur an einigen bevorzugten Wochentagen vergönnt war. Auch die Reſtaurationen der Schiffe haben einen ſchönen Aufſchwung genommen, denn ich erinnere mich noch ſehr genau der Zeit, wo z. B. die Kaffeeſchale für einen mäßig ſtarken Mann als Fingerhut hätte dienen können, wo gute friſche Butter eine Fabel war, und wo ein zähes verbranntes Fleiſch Beefſteak genannt wurde — das iſt, wie geſagt, ganz anders geworden, und man kann ſich nun mit vieler Behaglichkeit zu

einem Gabelfrühstück mit Kaffee niederſetzen, und hat, wenn man endlich nach einer guten halben Stunde aufſteht, etwas Solides im Magen und gleich darauf Rorſchach vor Augen, denn die Ueberfahrt dauert nicht viel länger.

Die Schweizer Douaniers ſind ſehr artige Leute und begnügen ſich mit der Verneinung der ſehr höflich geſtellten Frage: ob man irgend etwas Verzollbares bei ſich führe, worauf man ungehindert mit ſeinen ſieben Sachen zur nahe gelegenen Poſt ziehen kann, um mit dem bequemen und angenehm eingerichteten Eilwagen gegen halb 6 Uhr nach Chur weiter zu fahren. Der Fremdenzug durch die Schweiz iſt in dieſem Augenblick noch immer ſehr ſtark, und wir hatten drei große Beiwagen, lauter anſtändige Gebäude, mit guten Pferden beſpannt, dazu ſind die Straßen vortrefflich, die Poſtillons verſtehen zu fahren, und ſo kommt man ſehr raſch vorwärts.

Es war ſchon Nacht und ziemlich dunkel, als wir durch das Rheinthal fuhren, welches hier über eine Stunde breit iſt. An der gegenüberliegenden Bergkette Vorarlbergs liegt die Straße von Bregenz nach Chur faſt parallel mit der von Rorſchach; ich blickte lange dorthin, ſchmerzlich bewegt, und als ich durch die Finſterniß weit in der Ferne einige Lichter glänzen ſah, dachte ich, es könnte Hohenems ſein, wo zur gleichen Stunde ein guter edler und lieber Freund an einer ſchweren Verwundung auf ſeinem Scherzenslager ruht, und nichts davon weiß, daß von ihm in geringer Entfernung Perſonen vorüberziehen, die tief bewegt an ſein Leid, an ſeinen Schmerz denken, die mit ihm fühlen, von deren Lippen eine gute ſanfte Nacht für ihn erfleht wird — ein Flehen, das wie ein Gebet klingt! — — Doch wir eilen dahin, immer weiter in die Nacht hinaus, um uns zittert der Schein der Wagenlaternen, vorüber huſchen Bäume und Häuſer, jetzt rollt der Wagen weich im Sande dahin, jetzt raſſelt er durch ſtille Ortſchaften, die lautlos, ſcheinbar ohne Leben daliegen, und deren Häuſer uns faſt erſtaunt betrachten, wie aufgeſchreckt aus tiefem Schlaf durch den Knall der Peitſche und das Traben der Pferde.

Neben mir im Wagen ſaß ein ſehr artiger Schweizer, der mich unter anderm auch über das Telegraphennetz unterhielt, das nun im Begriff iſt, ſich mit großer Schnelligkeit über alle Kantone auszuſpannen; auch an unſerer Straße ſtanden ſchon die Stangen mit Glasbut und Drähten und reichten ſich die Hände, auf dieſe Art einen magiſchen Kreis um die Länder ziehend. Der letzte Anſtoß zur ſchnellen Errichtung der hieſigen Telegraphen wurde bei einem Mahl in Genf gegeben, wo dortige und Baſeler Kaufleute den Entſchluß faßten, im Nothfall auf eigene Koſten durch eine Linie dieſe beiden Städte und Bern zu verbinden; als kluge Leute aber wandten ſie ſich vorher noch an den Bund, der denn auch nach kurzer Berathung beſchloß, dieſe wichtige Sache ſelbſt und ſchleunigſt in die Hand zu nehmen. Alle Kantone und ſelbſt die einzelnen Gemeinden intereſſirten ſich lebhaft dafür; letztere lieferten Stangen und Platz auf eigene Koſten, und ſo ging denn die Ausführung raſch von ſtatten. Da ſich die Bureaux meiſtens mit den Poſtämtern vereinigt finden, ſo ſind die Auslagen für Beamte und Betrieb ziemlich mäßig. Die Zinſen der ganzen Anlage, ſowie die Unterhaltungskoſten ſollen ſich jährlich auf 300,000 Fr. belaufen, wovon ſchon jetzt die Hälfte durch aufgegebene Depeſchen gedeckt wird, was ſich übrigens noch jeden Tag vermehren wird; denn die Schweizer waren ſo klug, den Telegraphentarif äußerſt niedrig zu ſtellen: zwanzig Worte durch das ganze Land koſten nur 1 Franken, und dafür kann man ſich ſchon einmal das Vergnügen machen, von Baſel aus einen Genfer Bekannten zu fragen, wie ihm das geſtrige Mahl bekommen, oder wie er geſchlafen. Vielleicht die einzigen Feinde der Telegraphen ſind die Schweizer Poſtillone. Denn ſie oder vielmehr ihre langen Peitſchen liegen in beſtändigem Kriege mit den längs der Straße laufenden Drähten und verwickeln ſich nicht ſelten ſo in einander, daß der Schwager nur durch Herabſteigen von ſeinem hohen Bocke und kluges Nachgeben ſein Scepter wieder zu erlangen im Stande iſt.

Nach Chur kamen wir um 8 Uhr Morgens. Die Straßen lagen in dieſem Städtchen wie immer nächtlicher Weile ohne ſichtbare Be-

leuchtung in tiefste Dunkelheit gehüllt; doch ist auch hier für den Reisenden eine Verbesserung eingetreten, daß man nämlich während des stundenlangen Wartens jetzt ein freundlich geöffnetes, erhelltes Gastzimmer mit gutem Kaffee ꝛc. antrifft, statt daß man sich früher mit einem kalten Schnaps in einer sehr geringen Schenkstube behelfen mußte.

Wenn mein Bericht nicht schon so ungewöhnlich groß geworden, und der Weg von hier auf den Splügen nicht schon so oft beschrieben wäre, würde ich meinen Lesern noch einige Details mittheilen von dem großartigen Rheinthal jenseits Chur, wie der Feldbau allmählig kümmerlicher und der Baumwuchs nach und nach dürftiger wird, wie dort Felsberg in größerer Gefahr wie je schwebt, um endlich ganz verschüttet zu werden, wie die schöne Insel Reichenau heute Morgen im Glanz der Sonne so wunderbar dalag, rings umfluthet von den hier so durchsichtigen smaragdgrünen Wellen des stürmischen Rheins, und was dergleichen malerische Sachen mehr sind; so aber begnüge ich mich mit den praktischen und sage nur noch, daß man von den Ueberschwemmungen des Frühjahrs an der schönen Straße nichts mehr bemerkt, und daß man mit diesen Schweizer Eilwägen und ihren umsichtigen Conducteurs auf die beste Art von der Welt durch die prachtvolle wild-romantische Via mala nach dem Dorfe Splügen gelangt.

Wie es im Herbst und Frühjahr bei Alpenübergängen stets der Fall ist, so hört man schon in Rorschach und Chur bald gute, bald bedenkliche Nachrichten. Vorgestern, hieß es, habe sich der Eilwagen um vier Stunden verspätet, gestern hätten ihn 8 Pferde mühsam durch fußhohen Schnee geschleppt, und wenn es die letzte Nacht so fortgeschneit, so ständen Schlitten in Aussicht. Von all dem aber fanden wir gar nichts; nach eingenommenem Mittagessen fuhren wir langsam und sicher aufwärts, nur hatte sich hier oben die Sonne verschleiert, und der Himmel hüllte uns, wie wir allmählig emporstiegen, in seine dichten Nebelmassen. Auf der Höhe erreichten wir auch ein wenig Schnee, doch bedeckte derselbe kaum die Hufe der Pferde; die Straße

ſelbſt iſt, wie immer, vortrefflich unterhalten, neue Gallerien ſind gebaut und die Wegeinfaſſungen im beſten Zuſtand. Von der öſterreichiſchen Mauth auf dem Spliigen kann man in Wahrheit nur das angenehmſte und freundlichſte ſagen: man begnügte ſich hier mit einem ſehr oberflächlichen Durchſehen unſerer Koffer und Nachtſäcke, und nachdem wir auch dieſe Charybdis glücklich hinter uns hatten, rollten wir wohlgemuth gen Italien hinab. Bald verließen wir den Schnee, und auf den bisher ganz kahlen Felſen zeigten ſich hie und da wieder verkrüppelte Nadelhölzer, tiefer unten ſchlanke und hohe Tannen und magerere Wieſen mit munter herumſpringenden Ziegen. Waſſerfälle ſtürzten lauttoſend von den Felſen in die Abgründe oder unter dem Damm unſeres Weges hindurch, der bald rechts, bald links in den kühnſten Wendungen die koloſſale Steinwand hinabkletiert. Die Poſtſtation Campo Dolcino lag mit ihren kleinen ſchwärzlich grünen Häuſern öde und einſam da, wie immer; man befindet ſich dort noch fortwährend zwiſchen ungeheuern Bergwänden, nur vor ſich ſieht man ſie etwas gelichtet. Da theilen ſie ſich mehr auseinander und durch die grauen ſtarren Maſſen erblickt man tief unter ſich freundlichere Formen, ſtatt dem einförmigen Grau in ſanfter, röthlich-violetter Färbung; das ſind ſchon die Berge, deren Fuß der ſchöne Comerſee beſpült. Auch wir kommen bald dort hinab, noch einige unheimliche Felspartien haben wir zu paſſiren, noch einige Zickzackwege, welche die guten und ſichern Pferde in vollem Trabe hinablaufen, dann wird die Gegend rechts und links reicher und lieblicher, die Häuſer bekommen ſchon ein wohnlicheres Anſehen, Laubholz aller Art, worunter viele zahme Caſtanien und welſche Nüſſe, beſchatten unſere Straße; die öden Steinmauern, die bisher unſern Weg begränzten, verwandeln ſich in zierliche Veranden, überrankt von wehendem Weinlaub, und bei ſinkender Nacht erreichen wir Chiavenna. Hier in den engen Straßen ſind alle Buden geöffnet, Lichterglanz ſtrahlt in unſere Augen; der Wagen raſſelt fürchterlich auf dem Pflaſter, die Poſtillone knallen übermäßig mit ihren

langen Peitschen, und vor einem der zahlreichen Kaffeehäuser hält eine große Orgel und spielt aus Rigoletto:

Donna est mobile
Comme la venta! — — — —

Das Hôtel zur Post in Chiavenna war früher in der Hand eines deutschen Wirthes und ein sehr guter Gasthof, jetzt wird es von Italienern verwaltet und man ist gezwungen, sich mit den ärmlichen vernachlässigten Einrichtungen des Hauses zu begnügen, da es das Einzige ist, in welchem fremde Reisende ein Unterkommen finden. Wir erhielten die besten Zimmer gegenüber der malerischen Ruine des alten Schlosses von Kleven, die ich bei meinen früheren häufigen Reisen nach Italien so oft gesehen. Sehr ermüdet, wie wir alle waren, legten wir uns bald zur Ruhe und schliefen nun zum erstenmal jenseits der Alpen, wie wir zu Hause sagen, fest und ungestört wie in der Heimath.

Durch die regelmäßige Befahrung des Comersees mit Dampfbooten von Colico nach Como, und durch die Eisenbahn von Camerlata nach Mailand, erreicht man letztere Stadt mit größerer Bequemlichkeit als sonst, obgleich man an der Geschwindigkeit etwas verliert, da man hiedurch sich entschließt, nach mühseliger Splügenfahrt die Nacht in Chiavenna zuzubringen. Freilich geht von dort immer noch der Nachteilwagen nach Mailand, da aber derselbe erst den andern Tag gegen Mittag ankommt, und der Zug von Camerlata nur um sechs Stunden später, so wird jeder, der zu seinem Vergnügen reist, Comersee und Eisenbahn vorziehen. Mit eigenem leichten Wagen und Extrapostpferden würde man vielleicht bei sehr gutem Fahren in vierunddreißig Stunden von Stuttgart nach Mailand gelangen können; man müßte alsdann nämlich den zweiten Tag um 1 Uhr Colico am Ufer des Sees erreichen. Außer der kaiserlichen Post gibt es in Chiavenna noch ein paar Gesellschaften, bei denen man zur Fahrt nach Mailand für Dampfboot und Eisenbahn sein Billet löst, und alsdann für nichts mehr zu sorgen hat. Obgleich die Post ein paar Lire theurer ist als

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20765 / 031

dieſe Geſellſchaften, thut doch der Reiſende, der des Landes und der Sprache nicht vollkommen mächtig iſt, beſſer, mit ihr zu fahren.

Ein klarer heiterer Himmel, der uns von Chiavenna bis an den See zu Theil wurde, verſprach einen freundlichen Tag; die Schluchten der Alpen, durch welche uns geſtern unſer Weg geführt, lagen in tiefvioletter Färbung hinter uns, die Sonne vergoldete ihre Felſenkronen, färbte aber auch zu gleicher Zeit Nebel und Wolken, die langſam aufſtiegen, mit einem glühenden Roth. Der Weg von Chiavenna führt auf einer ebenen, theilweiſe gut unterhaltenen Straße am Fuße der Gebirgsausläufer hin, die hier, zerbröckelt, voll Klüfte und Spalten und wild zerriſſen, bei jedem Regenguß eine Menge Sand und Steine ins Thal hinabrollen, welche die Landſtraße, namentlich zur Frühjahrszeit, vielfach verderben und oft unſicher, ja gefährlich machen. So paſſirten wir die Stelle, wo, ich glaube, es war im Monat Junius dieſes Jahrs, der Eilwagen von Gewitterſturm und heftigem Regen erfaßt und vollſtändig weggeſchwemmt wurde, ſo daß ſich nur der Poſtillon und der Conducteur auf einem Pferde retteten, Paſſagiere waren glücklicherweiſe nicht im Wagen. Die Straße, obgleich wieder hergeſtellt, glich immer noch einem jetzt vertrockneten Flußbett, und große Kieſelmaſſen, ſowie anſehnliche Felsſtücke bedeckten weit hin die Felder.

Um halb ein Uhr erreichten wir Colico, den kleinen gefährlichen Ort, rings mit Sümpfen umgeben, wo der Reiſende, der hier übernachtet, ſehr leicht vom Wechſelfieber befallen werden kann. Ja ſogar des Nachts bei der Durchfahrt ſoll man ſich vor dem allzufeſten Schlafen hüten, und ein vorſichtiger Conducteur vergißt ſelten, dieß ſeinen Paſſagieren bei der Abfahrt von hier in Erinnerung zu bringen.

Auf dem See dampfte ſchon das kleine Boot die „Adda," und ſchaukelte kaum merklich auf dem Waſſer, doch war das Waſſer nicht ſo tief grün und klar, wie ich es ſonſt wohl hier geſehen, denn leider hatte ſich der Himmel überzogen und ſchmutzig graue Regenwolken ſpiegelten ſich in der Fluth wieder. Die Abfahrt ging für ein italieniſches Dampfboot ziemlich regelmäßig von ſtatten, auch wurde von den Schiffs-

leuten nicht allzuviel Geſchrei und Spektakel gemacht, nur blieb ich längere Zeit zweifelhaft, wer der eigentliche Befehlshaber des Bootes ſei; denn ein wohlgenährter Mann in Schiffsjacke und Mütze, mit mächtigem ſchwarzem Backenbart, der ſich bei der Abfahrt wenigſtens das Anſehen gab, als ſei ſeine Perſon auf dem Radkaſten unumgänglich nothwendig, nahm kurze Zeit nachher eine Serviette auf den linken Arm und erkundigte ſich höflichſt, ob wir una collazione wünſchten. Das Verdeck des kleinen Bootes war recht bequem eingerichtet, auf den Bänken an der Wand lagen hohe Polſter, auch hatten wir vollkommen Raum, denn von Colico aus beſtanden ſämmtliche Paſſagiere des erſten Platzes aus der auf allen Reiſen immer unvermeidlichen engliſchen Familie mit Büchern und Karten in der Hand und den ſtets aufmerkſamen und erſtaunten Weſen. Die Freude auf dem Verdeck mit friſcher, angenehmer Luft, mit Polſter und engliſcher Familie ſollte übrigens nicht lange dauern, denn ſchon bei den erſten Regentropfen, die bald nachher niederfielen, flüchtete ſich die letztere in die Cajüte, die Sitze wurden uns von den allzu vorſichtigen Bootsleuten faſt mit Gewalt unter einem unausſprechlichen Theil des Körpers weggezogen, und da der See ſich vollſtändig in Regen und Nebel einzuhüllen begann, ſo brachte ſich Alles, was nicht waſſerdicht war, ebenfalls ſchleunigſt unter Deck. Ich machte hievon eine Ausnahme, denn ich hatte mir nicht umſonſt in Stuttgart einen ſehr theuren Regenmantel angeſchafft, und fühlte mich nun recht glücklich, dieſes Kleidungsſtück endlich einmal benützen zu können; damit angethan hielten mich die Bootsleute wahrſcheinlich für einen engliſchen Courier oder dergleichen, denn ſie behandelten mich mit außerordentlicher Hochachtung. Um noch ein Wort über meinen ſchönen Regenmantel zu ſagen, den ich ja nicht mit einem ordinären Mackintoſh zu verwechſeln bitte, ſo hielt er freilich den Oberkörper vollkommen trocken, bildete aber unten in jeder Falte eine förmliche Dachrinne, wodurch alles von den Knieen abwärts in einer beſtändigen und ſehr unangenehmen Feuchtigkeit erhalten wurde.

Der See war ſchlecht gelaunt; er hatte ſchwere Wolken tief auf

ſich herabgezogen, und ſeine Fluthen, mürriſch und verdrießlich, hatten hie und da weiße Schaumkronen aufgeſetzt und ſchaukelten in kurzer Zeit das Schiff mehr als gerade nothwendig war; die Farbe des Waſſers war dunkelgrün, faſt wie die Nadeln der Cypreſſen, rund an den Ufern aber tiefgrau und ſchmutzig ſchien es faſt eins zu ſein mit den Bergen und Felſen, die hier faſt überall keck und ſchroff in den See abfallen. Die zahlreichen prachtvollen Villen und die maleriſch gelegenen Städte an ſeinen Ufern waren kaum zu erkennen, und nur einzelne mächtige Paläſte ſchimmerten, obgleich undeutlich, aus dem Nebel und Regen hervor. Und was für ein Regen war es, mit dem wir heute bedient wurden! man hätte das Waſſer zuweilen füglich einen Wolkenbruch nennen können, wobei ich übrigens meinem Regenmantel zulieb tapfer auf dem Verdeck aushielt, faſt allein mit einem dicken italieniſchen Ehepaar, das ſich indeſſen unter dem Schutz eines ſo koloſſalen rothſeidenen Regenſchirms befand, wie ich nie etwas ähnliches geſehen, ſowie mit dem Lenker unſeres Schiffes, der, in graues Wachstuch gehüllt, zuſammengekauert am Steuerruder ſaß und mit ſeinem ebenfalls grauen Geſicht einer verwitterten Steinfigur glich, auf die ein Waſſerfall herabſtürzt, deſſen Tropfen nach allen Seiten hinausſpritzen.

Zuweilen warf ich einen Blick in die Cajüte, doch da unten war es indeſſen fürchterlich geworden; das Dampfboot hielt nämlich jeden Augenblick, um zahlreiche Paſſagiere aufzunehmen, die in großen, mit Segeltuch überſpannten Barken trotz des ſtrömenden Regens von allen Seiten ankamen. Dabei gab es komiſche Auftritte genug; die ängſtliche Haſt, mit der man ſuchte an Bord zu kommen, verurſachte manchen Fehltritt, manche Vergeßlichkeit, und oft wenn die Barken ſchon wieder abgefahren waren, ſtürzte irgend eine Dame an die Schiffswand und ſchrie nach einem Paketchen oder nach ihrem Sonnenſchirm, den ſie in der Eile zurückgelaſſen. Ja es waren viele Sonnenſchirme heute zu ſehen, und dazu reiche und elegante Toiletten, für ſchönes Wetter berechnet von Unglücklichen, die ſich nach dem heitern Himmel von heute Morgen eingerichtet, auf eine Fahrt über den herrlichen See gefreut

und nun ſo ſchlimm von Wind und Regen mitgenommen wurden. Da ſaßen ſie denn alle zuſammengepfropft in der engen Cajüte mit langen Geſichtern und in einer wahrhaft unerträglichen Hitze.

Bis jetzt hatte der Wind nicht vermocht, die Regenwolken zu zertheilen oder über den See hinwegzujagen, ſie hingen faſt unbeweglich und ſchwer zwiſchen den Bergen; glücklicherweiſe aber erhob ſich ein ſchärferer Luftzug, und zwar angeſichts von Como, ſo daß wir alſo die Hoffnung hatten, uns wenigſtens trocken ausſchiffen zu können. Alles ſtrömte aus der engen Cajüte auf's Verdeck, und jeder ſchien glücklich, wieder friſche Luft athmen zu können. Mit dem Anlegen ans Ufer hatte es indeß noch ſeine Schwierigkeiten; der Capitän — ich hatte ihn endlich herausgefunden — ließ die Maſchine zu früh halten, und ſtatt daß wir mit der Schiffsſeite, wie es ſich gebührt, an die Landungsbrücke fuhren, kam der Schiffsſchnabel in ziemlich verdächtige Berührung mit dem Geländer; alle Hände beorderten ſich ſelbſt auf's Deck, und jeder der Schiffsmannſchaft bemühte ſich, dem Capitän mit vielem Geſchrei Befehle geben zu helfen, wodurch der Dampfer denn auch merklich zurückwich, und wir vielleicht wieder nach Colico gekommen wären, wenn nicht der Mann mit der Serviette und dem ſchwarzen Backenbart energiſch eingegriffen und zugleich mit Capitän und Matroſen an einem Tau ziehend, das Schiff vorwärts und glücklich ans Ufer gebracht hätte. Bei dem Herüberbringen des Gepäcks durch das Hafenthor, hinter welchem der Wagen ſtand, der uns nach Camerlata hinaufführen ſollte, kamen, wie gewöhnlich, noch allerlei Wortwechſel zwiſchen den verſchiedenen Facchini vor, die größtentheils mit einem ſolchen Aufwand von heftigen Redensarten und wilden Pantomimen geführt werden, daß der Fremde jeden Augenblick glaubt, jetzt würden die Meſſer gezogen und es gebe ein blutiges und allgemeines Handgemenge; aber nichts von allem dem — plötzlich iſt der Streit zu Ende, die Parteien klopfen ſich auf die Schulter, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, und jedermann geht beruhigt ſeinen Weg.

Como iſt eine recht freundliche Stadt mit hohen ſteinernen Häu-

ſern, von denen viele bei uns für Paläſte gelten würden; die Straßen ſind vortrefflich gepflaſtert und haben für die Räder der Wagen zwei ſchmale Streifen von harten Steinen, durch welche das Fahren ſanft und geräuſchlos gemacht wird. Auf einem Platz ſteht die Statue Volta's, in weißem Marmor ausgeführt. An freundlichen, mit Bäumen bepflanzten Spaziergängen um die Stadt fehlt es nicht; doch wird, ſeit die Eiſenbahn eröffnet iſt, der breite und gut unterhaltene Weg nach Camerlata hinauf für Fußgänger, Reiter und Fahrende am meiſten benützt. Man braucht eine gute halbe Stunde, um von der Stadt auf den Bahnhof zu fahren, genießt aber, während man langſam aufwärts ſteigt, eine ſchöne Ausſicht auf die umliegenden Schlöſſer und Villen, ſowie auf einen Theil des Sees. Die Einrichtung der Wagen auf dieſer Eiſenbahn iſt nach dem amerikaniſchen Syſtem; alle ſind bedeckt, die erſte Claſſe ſehr elegant, und auch die zweite anſtändig genug eingerichtet mit ſchwarzledernen Sitzkiſſen und gepolſterter Rücklehne. Das Fahren dagegen geht ziemlich langſam von ſtatten, obgleich die Stationen weit von einander entfernt ſind, und man die Maſchinen tüchtig könnte auslaufen laſſen. Es dunkelte bereits, als wir abfuhren, doch verloren wir dadurch bei der bekannten Einförmigkeit der lombardiſchen Ebene nicht viel; rechts und links hat man nichts wie flache Felder mit Maulbeerbäumen bepflanzt, an denen ſich Reben in langen Gewinden emporſchlingen.

Die einzelnen Stationen waren belebt durch zahlreiche Aus- und Einſteigende und die Höfe derſelben beleuchtet durch lodernde Pechpfannen, die ihren röthlich zitternden Schein auf die neugierigen Geſichter der Mitfahrenden warfen, die bei jedem Anhalten in großer Anzahl die Köpfe zu den Wagenfenſtern hinausſtreckten. Einen wahrhaft mühſamen Dienſt haben bei den Fahrten hier die öſterreichiſchen Polizeibeamten, welche durch alle Wägen gehen und ſich von den Reiſenden die Päſſe erbitten, wofür man einen Empfangſchein erhält; doch verfahren ſie dabei mit der größten Artigkeit, und man iſt durch dieſe Maßregel viel weniger geplagt als früher, wo man oft lange Zeit genöthigt war, unter den Thoren der Stadt ſtill zu halten.

Wir erreichten Mailand gegen 7 Uhr, und wurden in einem eigenen Wagen nach dem Poſtgebäude gebracht, hier aber durch einen furchtbaren Regenguß noch eine Zeitlang feſtgehalten, denn Mailand, obgleich eine ſo elegante und in vielfacher Beziehung ſo wohl eingerichtete Stadt, entbehrt immer noch eines geregelten Fiakerſyſtems; weder für Geld noch gute Worte war ein Wagen zu bekommen, und, um nicht vielleicht bis in die ſpäte Nacht hier ſitzen zu bleiben, mußten wir die Regenſchirme auspacken; ich war genöthigt, meinen jüngſten Sohn auf den Rücken zu nehmen, den andern in meinen ſchon vielfach geprieſenen Regenmantel zu wickeln, und ſo hielten wir unſern Einzug in das Hôtel Reichmann, wo wir aber bei freundlichem und herzlichem Empfang die Mühſeligkeiten der bisherigen Reiſe bald vergaßen. Der deutſche Reiſende befindet ſich überhaupt bei Herrn Reichmann wie zu Hauſe; obgleich Gaſthof erſten Rangs, kann man hier ein ſtilles, behagliches Familienleben führen; die ganze Dienerſchaft ſpricht deutſch, die vortreffliche Küche erinnert an die Heimath, und das herzliche Entgegenkommen des Herrn Reichmann, ſowie ſeiner liebenswürdigen Mutter, erleichtert dem Reiſenden jeden Verkehr, und läßt ihn nicht fühlen, daß er in der Fremde iſt.

Zweites Kapitel.

Von Mailand nach Florenz.

Mailand. Die Villa reale. Erinnerungen an Vater Radetzky und ſein Hauptquartier. Ballet in der Scala. Der Courier nach Genua. Räubergeſchichten. Eine Regennacht. Das Meer!! Genua. Guardia civica. Straßenlieder. Die italieniſchen Seedampfer und ihre Verſprechungen. Sonntag in Livorno. Ankunft in Florenz.

Mailand hatte ich ſeit den wichtigen Ereigniſſen des Jahrs 1849 nicht mehr geſehen. Damals war alles voll Militär, in den Straßen

begegnete man auf Schritt und Tritt Offizieren jeder Waffengattung, wogegen die Bürger ſich mehr bei ſich und zu Hauſe hielten. Heute fand ich das ganz anders, faſt nur auf den Wachen und Poſten ſah man öſterreichiſche Soldaten, und man konnte durch mehrere Straßen gehen, ehe man einem Offizier in weißer Uniform begegnete, wogegen mir der ſonſtige Straßenverkehr lebhaft und geräuſchvoll, wie in frühern Zeiten erſchien. Gewiß iſt, daß das wahnſinnige und verbrecheriſche Unternehmen des 6. Februar 1853 nichts weiter zurückgelaſſen hat, als eine tiefe Entrüſtung der ganzen Bevölkerung gegen die Anſtifter deſſelben, die, wie ſchon ſo oft, hinter den Couliſſen ſpielten und, ſelbſt ungeſehen, ihre armen verblendeten Acteurs nach mißlungenem Attentat ihrem traurigen, wenn auch verdienten Schickſal überließen. Eine Vorſichtsmaßregel gegen abermalige Ueberfälle einzelner Individuen auf die kaiſerlichen Wachen beſteht darin, daß man die Poſten vor dem Gewehr mit eiſernen Gittern umgeben hat, hinter welche ſich im Nothfall die ganze Wache zurückziehen kann; eine Einrichtung, die auch in Paris ſchon ſeit vielen Jahren beſteht. Das einzige militäriſche Schauſpiel, welches man in dieſem Augenblick in Mailand ſehen konnte, beſtand täglich um 1 Uhr in dem Aufziehen der Wache vor der kaiſerlichen Burg, wobei eine der vortrefflichen Muſikbanden auf dem Domplatze ſpielte. Zahlreiche Menſchenmaſſen fanden ſich meiſtens dabei ein, und lauſchten mit ſichtlichem Behagen den mächtigen Klängen, die, an dem koloſſalen Dom wiederhallend, über den weiten Platz dahinbrauſten.

Einer meiner erſten Gänge war nach der Villa reale, dem damaligen Hauptquartier des Feldmarſchalls, wo ich ſo viel angenehmes, ja großes erfahren und geſehen. Lebhaft erinnere ich mich jener Zeit, als ich den Corſo hinabging, und nun links auf den mit Bäumen beſetzten Platz einbog, der an den Garten des Palaſtes gränzt und ſich bis zum Eingang deſſelben erſtreckt. Wie lebhaft war es damals hier, welches Gewühl von Offizieren aller Waffen, zu Pferd, zu Fuß und zu Wagen, die aus dem Hauptquartier kamen und dorthin gingen; Freunde und Bekannte aus entfernten Garniſonen, die ſich lange nicht geſehen, und die ſich nun eilig im Vorübergehen ein freund-

liches Wort zuriefen oder flüchtig die Hand schüttelten — auf Wiedersehen morgen, übermorgen — draußen wenn's losgeht — t'schau — leb wohl — und dahin eilten alsdann die jugendlich kräftigen Gestalten, um sich vielleicht wenige Zeit nachher mit dem Orden geschmückt wiederzusehen — oder auch vielleicht nie wieder. Dort unter den Bäumen hielten beständig Ordonnanzen, Husaren oder Stabsdragoner hoch zu Pferde, oder abgesessen sich an den Sattel lehnend; und wenn man näher zur Villa reale kam, wie lebendig und bewegt wurde es da, wie ritt und ging es ab und zu; am Eingangsthor sah man meistens die hohen Gestalten der Grenadiere mit den schwarzen Bärenmützen über den ernsten braunen Gesichtern; Gewehr im Arm schritten sie auf und ab, oder saßen neben einander auf hölzernen Bänken am Thor. Mittags spielte stets eine Musikbande im Hof, und dabei gab man seinem militärischen Freunde ein Rendezvous, man plauderte mit einander, man lachte, man spazierte auf und ab lustig und guter Dinge, bis sich hinten im Hof die gewisse Thüre öffnete, und der kleine Mann herausstrat, die Hände auf dem Rücken, etwas vorn übergebeugt mit dem so lieben und freundlichen Angesicht; da schwiegen plötzlich alle Gespräche, die Lustwandelnden standen still, die Gruppen lösten sich auf, und jeder Säbel, ehrerbietig an die Seite genommen, stieß klirrend auf das Pflaster, und in jeder Brust regte sich ein eigenes Gefühl, es war, als müsse man den alten Marschall, so oft er erscheine, mit einem lauten, jubelnden Lebehoch empfangen.

Das alles dachte ich, als ich vom Corso auf jenen Platz mit den Bäumen einbog, der jetzt so lautlos und ohne Leben dalag, ein leiser Lufthauch rauschte durch die Blätter, und schien mit mir von vergangenen Zeiten plaudern zu wollen; außer mir ging niemand unter den Bäumen; das Ohr vernahm nicht mehr das Wiehern eines Pferdes, nicht mehr das Klirren eines Säbels — kein freundliches Begrüßungswort — alles, alles still und einsam; vor dem Thore des Palastes schlenderte ein einzelner Wachtposten auf und ab, im Hofe brütete die Sonne, und war hier nichts zu erwecken als ein melancho-

Handel und Wandel.

Von

F. W. Hackländer.

Erster Band.

Berlin.
Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)
1850.

liſches Echo der eigenen Schritte; die Thüren waren verſchloſſen, die Fenſter verhängt, und erſt nach langem Suchen gelang es mir, einen Portier aufzufinden, der mich gähnend verſicherte, das Innere der Villa ſei verſchloſſen, und er habe keine Erlaubniß, die Zimmer zu öffnen. So war es mir alſo nicht vergönnt, jene Gemächer noch einmal zu betreten, wo ich das Glück hatte, dem Marſchall vorgeſtellt zu werden, wo ich die Generale Heß und Schönhals kennen gelernt hatte, wo ich durch meinen edlen und lieben Freund den unvergeßlichen Grafen Guſtav Reipperg, den leider der Tod hinweggerafft, eingeführt wurde — — wo wir ſo heiter dinirten, und wo Adjutanten und Ordonnanzen, die jungen tapfern Kiebitze des Marſchalls, ihr heiteres Weſen trieben. Ja nicht einmal hineinblicken durfte ich in die untern Räume, wo ſich die Kanzleien befanden, aus denen ich ſo manchen unſterblichen Bericht ſchrieb, wo Oberſt Eberhardt den freundlichſten Wirth machte, und wo uns der Erſtürmer der Villa rotunda, der tapfere General v. Reiſchach, den hölliſchen Proteus erklärte. Sie ſind vor der Hand dahin jene Zeiten, und ich empfand es an dieſem Morgen recht ſchmerzlich, von all' den lieben Bekannten und Freunden, die einſtens hier beiſammen, nun weit auseinander zerſtreut leben, nicht einen einzigen mehr zu finden. Wem aber von allen dieſe Zeilen zu Geſicht kommen, der möge ſie als einen herzlichen Gruß von mir annehmen und als ein Zeichen, daß ich der damaligen Tage ſtets in Freundſchaft und Dankbarkeit gedenke.

Nur der Eintritt in den Garten der Villa reale wurde mir geſtattet, und ich machte mir das traurige Vergnügen, eine Viertelſtunde in den jetzt ſo einſamen Gängen herumzuſpazieren. Auch auf dieſer Seite des Palaſtes waren Läden und Thüren feſt verſchloſſen, und an den Zimmern des Marſchalls hingen die weiß und gelben Vorhänge vor den Fenſtern herab. Dort ſtand er ſo gern und ſchaute hinab auf den grünen Raſenplatz vor der breiten Treppe, auf die ruhige Fläche des kleinen Sees mit ſeiner Inſel und ſeinem Tempel. Damals kam das Frühjahr, über Nacht waren die Knospen aufgeſprungen, und die

kahlen Aeſte von geſtern zeigten ſich heute zart und friſch belaubt — jetzt war es auch hier Herbſt geworden, Bäume und Büſche hatten ſich gelb und roth gefärbt, und ſchon bedeckten herabgefallene Blätter den Boden, obgleich die Sonne wie an jenem Tage glänzend und klar auf Palaſt und Garten herniederſah. Glücklicherweiſe entdeckte ich hier noch zu guter Letzt ein paar alte Bekannte, doch war es unmöglich, ſich mit ihnen zu verſtändigen: zwei große Schwäne nämlich, die ſchon zu jener Zeit hier gehaust, ſchwammen heute noch eben ſo ſtolz und ſchweigſam auf den Fluthen des Sees umher; ſie hatten ihre Köpfe hoch erhoben und würdigten meinen freundlichen Zuruf keines Blicks.

Von Mailand weiß ich in der That ſonſt nicht viel zu berichten; nur will ich mir noch erlauben, ein paar Worte über die Scala zu ſagen, wo ich einer Aufführung von Oper und Ballet beiwohnte. Das weite unermeßliche Haus iſt im Innern etwas reſtaurirt worden und erſcheint glänzend und prachtvoll wie immer; es iſt eigentlich zu groß in allen ſeinen Verhältniſſen, denn wenn man ſich nicht nahe bei der Bühne befindet, ſo geht für den Zuſchauer nicht allein alle Mimik verloren, die namentlich zum Verſtändniß eines Ballets ſo nothwendig iſt, ſondern die Figuren der Darſteller ſchrumpfen ſcheinbar ſo zuſammen, daß man ſich oftmals der Idee nicht erwehren kann, man habe es mit ſehr künſtlichen Marionetten zu thun.

Das Parterre war am heutigen Abend recht gut beſetzt, die Sitze deſſelben faſt alle beſetzt, und in dem weiter zurückgelegenen übergroßen Stehplatz wogte eine große Menſchenmaſſe wie gewöhnlich hin und her. Man kam, man ging; hier wird geplaudert, dort gelacht, an dieſer Seite ſprechen einige laut und ungenirt über Sänger und Sängerinnen, während an einer andern Stelle ſich eine Gruppe mit nicht leiſerer Stimme über die Ereigniſſe des Tages unterhält; auch die Melodien der Oper werden von einzelnen Enthuſiaſten mitgeſungen, wogegen andere durch ein kräftiges Ziſchen zur Stille auffordern, um ſelbſt gleich darauf die Aufmerkſamkeit ihrer Nachbarn durch ein überlautes bene oder bravo auf ſich zu ziehen.

Zuweilen werden dieſe Ausrufungen von andern durch Händeklatſchen begleitet, noch öfter aber rufen ſie ein wahres Hohngelächter hervor: ſo ſummt und wogt es im Parterre durch einander, und wenn man die Augen von der Bühne ab und feſt darauf hinwendet, ſo könnte man glauben, man befinde ſich auf der Gallerie irgend einer Börſe oder ſonſt eines Ortes des öffentlichen Verkehrs. Auch die Logen fand ich beſetzter als in den früheren Jahren, und wenn auch noch hie und da in den erſten Rängen manche ſchwarze Lücke klafft, ſo glänzen doch wieder von allen Seiten die ſchönen Augen der Mailänderinnen, elegante Toiletten und weiße Arme und Schultern hervor unter Spitzen, künſtlichen Blumen und Brillanten. Auch hier wird viel geplaudert und gelacht, Lorgnetten und Fächer ſind in der emſigſten Bewegung, und dieß allgemeine Leben iſt um ſo verſchiedenartiger und blendender, als die Aufmerkſamkeit aller nicht nach der Bühne gerichtet iſt, ſondern jede Loge einen kleinen geſellſchaftlichen Kreis bildet, der für ſich handelt, denkt und plaudert. Bekanntlich ſind ja in allen italieniſchen Theatern die Logen durch feſte Wände von einander getrennt; man befindet ſich wie in einem kleinen Salon; drei, höchſtens vier Perſonen haben in einer ſchon großen Loge kaum Platz an der Brüſtung; die andern ſitzen nebeneinander auf den kleinen Divans an den Wänden, und nur, wenn etwas beſonderes auf der Bühne vorgeht, drängt ſich alles vor, um hinauszuſchauen; woher es denn oft kommt, daß das Haus, welches jetzt von unten geſehen ziemlich leer erſcheint, im nächſten Augenblick Tauſende von Geſichtern zeigt, die ſich überall neugierig hervordrängen. Es gehört hier in Italien ſehr zum guten Ton, die Logen der Häuſer, wo man eingeführt iſt, wenn auch nur auf kurze Zeit, doch fleißig zu beſuchen, und es wird für eben ſo unhöflich gehalten, ſich hier längere Zeit nicht ſehen zu laſſen, als wenn man es vernachläßigte, die gewöhnlichen Beſuche im Hauſe ſelbſt zu machen.

Plötzlich aber ändert die Muſik Tempo und Tonart; es tritt ein beliebter Sänger, eine geſchätzte Sängerin auf, und alles Geſpräch verſtummt. Lautloſe Stille liegt über dem ganzen Hauſe, worin das

Parterre mit gutem Beiſpiel vorangeht; die Damen in den Logen beugen ſich über die Brüſtung, Augen und Lippen ſind regungslos, ſelbſt das kokette Spiel mit dem Fächer hört auf. Man kann ſich denken, daß der Künſtler, für dieſe allgemeine Aufmerkſamkeit dankbar, ſein Möglichſtes thut; er ſingt vortrefflich, und überſchüttet das Publikum mit den weichen italieniſchen Melodien, die, hier geſungen ſo zu Herzen gehen; er iſt ſich ſeines Sieges im Voraus bewußt, und ſteigert ſich deßhalb zur höchſten Kraft und Anſtrengung — jetzt hat er geendet, und ein wüthender Beifallsſturm bricht los; man tobt, man ſchreit, man iſt außer ſich; das Parterre leiſtet das Uebermögliche im Spectakelmachen; jede Dame in ihrer Loge hört von den anweſenden Herren mit einer wahren Wonne die entzückten Ausrufungen über den Sänger, als wären das ebenſo viele Complimente über ſie ſelbſt und ihre ſchönen Augen. Aber nun iſt das Feuerwerk verpufft, und die ſprühenden Raketen von ſo eben laſſen die Nacht um ſo finſterer erſcheinen; alles wendet ſich zu ſeinen Nachbarn, und mag weiter auf der Bühne geſchehen, was da will, niemand ſchenkt dem ferner die geringſte Aufmerkſamkeit.

Man gab am heutigen Abend Ernani, Verdi's alte ausgeſungene Oper, mit ziemlich mittelmäßigen Kräften, wie überhaupt die gegenwärtige Stagione, was den Geſang anbelangt, ziemlich ſchlecht beſtellt iſt; der erſte Act ging denn auch ziemlich ſpurlos vorüber, und das Publikum that, als geſchehe auf der Bühne gar nichts, die meiſten Zuſchauer ſchienen nur des Ballets wegen gekommen zu ſein, und als die Muſik deſſelben anfing, wurde es ſchon bedeutend ſtiller im Hauſe. Die Ballete der Scala waren von jeher berühmt, ſowohl wegen ihrer Compoſition, mehr aber noch wegen der Pracht der Décorationen, der Coſtüme des zahlreichen und gut eingeübten Balletchors und der großen Tänzerinnen, welche in Mailand ihren Ruf begründeten. Früher konnte hier keine Stagione glänzend ſein ohne Namen wie der der Taglione, der Elßler, der Cerito oder wie ſie alle heißen mögen. Das heutige

Ballet hieß „Un fallo — Ein Fehltritt;“ es war eine venezianiſche Geſchichte, deren Knoten ſich auf einem prachtvollen Maskenball ſchürzt, wo nämlich ein reicher und edler Venezianer, der dieſes Feſt in ſeinem Palaſt veranſtaltet, nach demſelben von einem falſchen Freund auf die Gallerie geführt wird, wo er ſieht, wie ſeine dem Libretto nach übrigens tugendhafte Frau einem Liebhaber, den ſie abgewieſen, ein Andenken dieſer traurigen Stunde gibt. Seine Wuth erwacht, und es iſt wahrhaft grauenhaft mit anzuſehen, wie er nach dem Tact der Muſik mit verzerrten Zügen in gräßlichſter Eiferſucht über die Bühne ſchreitet. Einige ſechzig Tänzer und Tänzerinnen im Hintergrunde verwundern ſich à tempo darüber und während die Männer zu gleicher Zeit die Hände erheben und mit dem Kopf wackeln, was in der Balletſprache heißen ſoll: „etwas Fürchterliches geſchah,“ tanzen die Damen ſehr ausdrucksvoll: „laßt uns eilen, die Herrin zu benachrichtigen.“ Darauf folgt im zweiten Act eine häusliche Scene mit Händeringen und Thränen von Seite der Frau, ſowie vielem Fußgeſtampfe von Seite des Gemahls, worauf ſich letzterer im dritten Act entſchließt, der Sache ein kurzes Ende zu machen, indem er ſeinen Nebenbuhler erdolcht. Unglücklicherweiſe aber hält ein leichtſinniger armer Teufel in derſelben Straße ein Rendezvous, ſtolpert, als er nach Hauſe gehen will, über den Ermordeten und wird ergriffen und eingeſteckt. Vierter Act: großes Gericht im Saal des Dogenpalaſtes mit außerordentlicher Pracht; der unglückliche junge Menſch wird zum Tode verurtheilt; ſein Richter, jener venezianiſche Nobile, der wirkliche Mörder, hilft den Unglücklichen verdammen; da erſcheint der falſche Freund aus dem erſten Act wieder, und während hinten die Rathsherren und Gerichtsbeiſitzer viel mit ihren Armen und Beinen umherſchlenkern, ſagt jener vorn zum Nobile: Du — nimm dich — in Acht — meine Augen — ſahen, daß Du — ihn erdolchteſt — rette ihn — oder mich ſoll der Teufel holen, wenn ich Deinen Collegen nicht alles erzähle. Der Verbrecher ſtürzt zerknirſcht, von der Bühne, und im fünften Act ſehen wir eine ländliche Scene, vielleicht der öffentliche Garten bei Venedig, wo das ganze Balletchor

ſich bemüht, tanzend ſeinen Schmerz an den Tag zu legen, daß der arme junge Menſch, den ſie alle kennen, verurtheilt iſt. — Paukenwirbel und Trompetengeſchmetter — da erſcheint nicht der Henker oder ſein Opfer, ſondern — um durchs Angenehme das Traurige zu verſüßen, die liebliche Maywood, eine der graziöſeſten Tänzerinnen, welche es in dieſem Augenblick gibt, und tanzt ein ſo reizendes pas de deux, daß man die Augen ſchließen möchte und ſie lange nicht mehr öffnen. Im ſechsten Act endlich ſind wir während der Nacht auf der Piazzetta, eine der prachtvollſten Decorationen, die ich lange geſehen. Weit hinten leuchtet das Meer im Mondſchein, glänzend erhellte Gondeln fahren vorüber, während der Dogenpalaſt und die Procurazien im Licht Tauſender von Lampen ſtrahlen. Der arme Verbrecher wird zum Tod geführt, aber hinter ihm her kommt das bekannte weiße Tuch, hundertzwanzig Arme und Beine tanzen Gnade! Gnade! man ſtürzt einander in die Arme, die Geliebte des jungen Menſchen, die wir vom Rendezvous her kennen, wird herbeigeführt — ungeheurer Jubel; das koloſſale Orcheſter der Scala wird noch unterſtützt von einem zahlreichen Muſikchor auf der Bühne, bachantiſche Luſt ſchallt rings umher, die Bewegungen der Tänzerinnen werden in ihrer Herzensfreude immer wilder und ausſchweifender, und, um mich eines bekannten Ausdrucks zu bedienen, ſieht man, ehe der Vorhang fällt, bei einer letzten verzweifelten Anſtrengung nichts als Himmel und Tricot.

Es gibt gewiſſe Zeitungen, die ſich ein Vergnügen daraus zu machen ſcheinen, ihren Leſern einen möglichſt ſchlechten Begriff von der Sicherheit italieniſcher Landſtraßen beizubringen. Namentlich erzählt man viel von Räubereien in der Lombardei, ja ähnlichen Sachen, die ſich dicht vor den Thoren Mailands zugetragen. Ich hatte mir einige dergleichen Facta gemerkt, um mich an Ort und Stelle darnach zu erkundigen, fand aber faſt alles übertrieben, und die größte Räubergeſchichte ſchrumpfte, in der Nähe beſehen, zu einem unbedeutenden Ereigniß zuſammen. Auch über die Straße von Mailand nach Genua wurde mir ſchon zu Hauſe in dieſer Richtung manch übles geſagt, und

auch hier sollte eine Stunde nach dem Ave Maria, also bei anbrechender Dunkelheit, manch Unheimliches vorgefallen sein; doch wußte in Mailand auch davon niemand ein Wort, und man versicherte mich, Diligencen und Couriere seien seit undenklichen Zeiten nicht mehr belästigt worden.

Um von hier nach Genua zu gelangen, kann man sich dieser beiden Transportmittel bedienen; die Diligencen gehen etwas langsamer, kosten dafür auch weniger, doch sind die Wagen nicht so bequem wie die des Couriers, welcher sich eine kaiserl. königl. österreichische und königl. sardinische Anstalt nennt, auch die Wappen beider Reiche praktikabel mit sich führt, denn wenn man den Ticino überschritten hat, verschwindet der Doppeladler vom Wagenschlag und das weiße Kreuz nimmt seine Stelle ein. Man muß die Plätze für den Courier ein paar Tage vorher bestellen, da der Zudrang von Reisenden beständig sehr groß ist, und hier, wie in ganz Italien, keine Beiwagen gegeben werden. Der Courier hat im Coupé außer dem Platz für den Conducteur noch zwei andere, und im Innern acht Plätze, drei vorwärts, drei rückwärts, und zwei Sessel, Poldrone genannt, an den Wagenschlägen.

An dem Tag, wo wir abfuhren, war der Courier ebenfalls vollständig besetzt, und schwer mit Gepäck beladen, auch außerdem beschwert mit einigen dreißig umfangreichen Geldpaketen; eine herrliche Gelegenheit für irgend einen Räuberchef, wenn ein solcher dagewesen wäre oder es gewußt hätte, in dem Fall aber auch vielleicht für uns ein gutes Ableitungsmittel.

Sämmtliche Eilwagen werden hier in Italien immer noch, wie auch bei uns in frühern Zeiten, vom Sattel aus geführt, dazu hat jedes paar Pferde seinen Postillon, weßhalb es auch nie sehr rasch vorwärts geht; die Sattelpferde können bei dem Zug nicht viel mitwirken, da jedes genug an dem langbeinigen Schlingel zu schleppen hat, der die Arme hin- und herwerfend, auf dem Sattel sitzt und bei jeder Veranlassung, namentlich in den Städten unsinnig mit seiner Peitsche knallt. Durch die schönen und glatten Straßen Mailands fuhren wir

ziemlich rasch und freuten uns, daß der Courier auf diese Art im Stand sein werde, seine Fahrzeit nach Genua von 16 Stunden einzuhalten. Kaum aber hatten wir das Thor hinter uns, so verfiel er in ein sehr langsames Tempo, und der Conducteur sprach achselzuckend von der Strada cattiva. Es ist das ein Lieblingswort der italienischen Postillone, und ich hab' es hören müssen bei schönem und schlechtem Weg, bei Schmutz oder Staub, bei Regen und Sonnenschein. Die Straße war allerdings von dem vielen Regen der vergangenen Woche etwas durchweicht, doch hätten sich daraus z. B. die fünf kräftigen Pferde der ehemaligen französischen Mallepost nichts gemacht, hier aber hatten wir sechs italienische Rosse, schwache Thiere, von dürftigem Körper, mit mangelhaftem Geschirr.

Die Straße nach Pavia ist schön, breit, aber langweilig; sie läuft beständig an dem Ufer des Canals hin, welcher den Ticino mit dem Po verbindet, und auf welchem man hie und da eines der flachen schwarzen Boote sieht, die uns, von Pferden oder Maulthieren gezogen, begegnen oder in den zahlreichen Schleusen auf- und absteigen. Rechts und links ist die Aussicht auf das flache Land durch Bäume und Rebengewinde verdeckt, und nur zuweilen blickt man auf die endlosen Felder hinaus, sieht dort ebenfalls endlose Baumreihen, tiefe Wassergräben oder junge Reisfelder, deren frisches Grün aus dem schlammigen und nassen Boden, der zu seinem Wachsthum nothwendig ist, eben erst hervorgebrochen ist.

In Pavia erwachten wieder Kriegserinnerungen auf das Lebhafteste in mir, als wir durch die engen steilen Straßen gegen den Ticino hinabfuhren. Dort auf dem Balcon jenes Eckhauses stand der Marschall und ließ die Truppen bei sich vorüberdefiliren, unten im Hause in dem großen Thorbogen standen wir fast den ganzen Tag des zwanzigsten Märzen, und wechselten mit den lustig Vorüberziehenden Gruß und Handschlag. Drunten auf dem Fluß behauptete die alte steinerne Brücke heute wieder die Herrschaft allein. Gott weiß, wie ihre beiden leichten Schwestern von damals sich jetzt befinden, und in welch finsterm

Magazin die armen Pontons nun träumen mögen von jenen ſchönen Tagen, wo ſie ſtolz darauf waren, die öſterreichiſche Armee tragen zu dürfen, die unter Jubelruf und beim Klang der Muſik an das jenſeitige Ufer zog.

In Gravelloua iſt die piemonteſiſche Gränze und dort wurden unſere Effekten auf eine, ich muß geſtehen, ſehr nachſichtige und höfliche Art durchſucht. Auf dem Poſtſchein, den man in Mailand für den Courier erhält, ſteht die Bemerkung: „der Wagen halte weder zum Souper, noch zum Diner, wonach ſich der Reiſende zu richten habe," was wir denn auch wie alle übrigen Paſſagiere gethan, und uns mit kalter Küche verſehen hatten, die wir in dem Dämmerlicht des ſinkenden, ſehr regneriſchen Tages verzehrten. Wir hatten dazu alle Muße, denn der Courier — Gott möge ihm dieſen prahleriſchen Namen vergeben! — ſchlich trotz unſerer ſechs Pferde und trotz dem Geſchrei und Peitſchengeknall unſerer Roſſelenker im langſamſten Schritt durch tiefen Sand und Schmutz dahin. Ein Mailänder, der mit uns im Wagen war, gab uns die wenig troſtreiche Verſicherung: wir würden, anſtatt am andern Morgen um 8 Uhr, nicht vor Mittag oder wohl gar erſt im Laufe des Nachmittags in Genua ankommen, und der Mann hatte ſehr wahr geſprochen. Zuweilen wurden die Pferde zu einem gelinden Trabe aufgemuntert, verfielen aber bald darauf wieder in ihren Schneckengang; der Wagen war offenbar für den ſchlechten Weg zu ſchwer beladen, dazu ſaßen wir ziemlich dicht zuſammengepreßt; meine beiden kleinen Kinder, denen ich am Boden von Nachtſäcken und Mänteln ein nothdürftiges Lager hergerichtet, erhoben zuweilen ein Klagegeſchrei, und meinten ſchlaftrunken, ihr Bett ſei zu kurz und ſtände ja nicht einmal ſtille, weßhalb die Fahrt eine recht unerquickliche war.

Bei völliger Nacht und dichtem Regen erreichten wir den Po, der mit ſeinen ohnedieß flachen und melancholiſchen Sandufern dergleichen Zugaben nicht braucht, um trübſelig und verdrießlich auszuſehen; weißlichgrau wie ein Nebelſtreif floß er unter der knarrenden und ächzenden Schiffbrücke dahin, und ſchien uns obendrein liebgewonnen zu haben

und festhalten zu wollen, denn am andern Ufer angekommen, klemmte er die Räder unseres Wagens so fest in seinem tiefen Sand ein, daß uns die müden Pferde nicht mehr von der Stelle brachten, und wir erst durch die kräftige Hand der Brückenmannschaft wieder flott werden konnten. Der Weg wurde von Station zu Station schlechter; hinter Tortona kamen wir in eine wahre Felspartie, denn das Gestein, womit man hier die Chaussee beschüttet hatte, konnte man nicht anders nennen: da lagen über faustdicke Kiesel und Steinbrocken schuhhoch über einander, und wenn wir zwölf der stärksten Pferde vor dem Wagen gehabt hätten, sie wären nicht im Stande gewesen, den schwer beladenen Courier anders als im Schritt vorwärts zu schleppen. Glücklicherweise hat man auf der größten Strecke dieses Weges keine Berge zu passiren, und so kamen wir denn freilich statt um Mitternacht doch schon Morgens um 4 Uhr nach Novi. Hier trennte sich einer unserer Reisegesellschafter, obgleich er wie wir bis Genua eingeschrieben war, von uns, und den Grund zu diesem Verfahren erfuhr ich erst den andern Mittag. In Novi nämlich kreuzt die Eisenbahn von Turin nach Genua die Straße von Mailand; klugerweise blieb jener Herr hier zurück, legte sich wahrscheinlich in's Bett, schlief bis den andern Morgen um 9 Uhr, während wir fort und fort durch Morast und Schlamm geschüttelt wurden, und erreichte mit dem ersten Zug zur selben Zeit wie wir Bussala, den vorläufigen Endpunkt der Genueser Bahn, wo er zahlreiche Omnibusse fand, die ihn noch vor uns an's Ziel der Reise brachten. Aber

Mit Geduld und Zeit
Wird aus einem Maulbeerblatt ein Kleid

sagte mir einmal ein würdiger Freund, der viel im Leben erfahren, und ich fand diesen Grundsatz selbst auf unsere Fahrt, die über alle Beschreibung mühselig und langweilig war, anwendbar. Mit dem Grauen des Morgens wurde es freilich insoweit noch schlimmer, als wir bei Arquata in die Berge kamen und noch langsamer aufwärts kletterten; abwärts ging es jetzt zuweilen im Trabe, doch war alsdann das Knir-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ſchen der Räder auf der faſt bodenloſen Kieſelunterlage wahrhaft nervenerſchütternd; dazu verfolgten uns ſchon gleich nach Mitternacht ſchwere Gewitter, die ſich mit unaufhörlichen Blitzen und fürchterlichen Regen über der Straße entluden. Unſer umſichtiger Conducteur hatte vielleicht auf das himmliſche Leuchten gerechnet, denn ſeine irdiſche Wagenlaterne war ihm aus Mangel an Oel oder wegen ſonſtiger ſchlechter Beſchaffenheit ſchon hinter Novi faſt ausgegangen, und glimmte nur noch ſo trübſelig fort, daß ſie bei der ſtockfinſtern Nacht kaum im Stande war, den Rücken des Poſtillons an der Deichſel und die Schweife ſeiner Pferde zu beleuchten. In Arquata wurde uns erlaubt, ein kleines Frühſtück zu uns zu nehmen; doch war Kaffeehaus, Wirth, Geſchirr und alles vollkommen zu der ganzen bisherigen Reiſe paſſend: der Wirth, ein alter Mann, hatte gewiß noch nie ſo viele Gäſte auf einmal zu bedienen gehabt, und fühlte ſich dieſer Aufgabe auch ſo wenig gewachſen, daß er ſich in eine Ecke zurückzog und uns die ganze Wirthſchaft überließ. Da ſein Vorrath an Milch ſehr gering war und das Ganze „zum Eintunken" in einigen harten Zwiebacken beſtand, ſo trennten wir uns bald und ſchmerzlos von dieſem ungaſtlichen Hauſe und ſtiegen wieder in unſern Wagen, Damen und Kinder vermittelſt einer Treppe, denn die ſchlammbedeckte Hauptſtraße des Orts erſchien für zartere Füße grundlos.

Durch den Apenninen-Paß der Bocchetta führt eine prächtig angelegte Straße, die auch für uns in ſo weit beſſer zu befahren war, als man noch keine Kieſelhaufen darauf ausgebreitet hatte. Doch ſandt' uns der Himmel beſtändig neue Gewitter, deren Donner in den Bergen fürchterlich wiederhallte; der Regen, der dabei in Strömen floß, überfluthete hie und da die Straße, und ſtürzte, angeſammelt auf allen Seiten, in ſchäumenden Waſſerfällen von den Bergwänden herab. Dazu hingen die Wolken tief hernieder auf's Gebirg, und nach jedem Gewitterſturm rieſelte der Regen wohl noch eine gute Stunde ſanft, aber unaufhörlich hinab, weßhalb wir den Wagen meiſtens verſchloſſen halten mußten. So keuchten die Pferde mit uns in die Berge dahin,

und wir hatten gerade wieder einmal ein recht saftiges Stück Weg zu passiren, als plötzlich neben uns auf der mit der Straße fast in gleicher Höhe liegenden Eisenbahn der Zug von Novi leicht bei uns vorüberrollte; es verursachte uns dieser Anblick ein recht peinliches Gefühl, da wir, so langsam und beschwerlich vorwärts kommend, den hübschen und eleganten Convoi sahen, wie die leichten zierlichen Räder seiner Wagen auf den glatten Schienen so mühelos dahin glitten.

Die Eisenbahn von Turin nach Genua war ihrer größern Strecke nach bereits fertig und verband erstgenannte Stadt über Alessandria und Novi mit Bussala, einem kleinen Ort, von welchem aus man Genua in etwa 4 Stunden mittelst Eilwagen und Omnibus erreicht. Wenn auch diese Bahn von der Hauptstadt des Landes aus bis nach Novi nicht viele Terrainschwierigkeiten zu überwinden hatte, so braucht es dagegen in Wahrheit kolossale Arbeiten, um durch die Schluchten und Berge des obengenannten Apenninenpasses zu dringen. Man kann diese Strecke Weges mit ihren vielen Brücken, Tunnels, Curven und Einschnitten der uns bekannten von Aachen nach Lüttich an die Seite stellen; auch hier war eine Schwierigkeit nach der andern zu überwinden, und wenn man das oftmals ganz von Felsen eingeschlossene Thal sieht, durch welches die Bahn sich einen Weg suchen mußte, so begreift man nicht, wie sie sich herauswinden würde; bei einer Biegung der Chaussee sieht man sie nun aber ebenfalls wenden, gerade auf die Landstraße zukommen und unter derselben verschwinden, nachdem sie das Thal des reißenden Bergwassers auf einem kolossalen Viadukt leicht und gewandt überschritten. Jenseits setzt sie nun ihren Weg in einem engern Seitenthal auf die gleiche Art fort, bald an den Felsen hingleitend, bald über einen hohen Damm ziehend, und nachdem sie sich der Landstraße abermals in einem großen Bogen genähert, scheint sie es absichtlich vermeiden zu wollen, unsern Weg abermals zu durchkreuzen, und bricht durch eine Felsenwand durch, worauf sie für längere Zeit unsern Blicken entschwindet. Was man so oberflächlich von dem Bahnkörper sieht, ist außerordentlich solid, ja elegant gebaut; die Via-

ducte und Brücken sind aus Backsteinen mit Krönung und Verzierungen von grauem Sandstein, in Formen und Farbe angenehm und freundlich für das Auge.

Vor Ronco hatten wir nochmals einen ziemlichen Kampf mit der Straße zu bestehen; begegnende Fuhrleute sagten uns, weiter oberhalb habe der Regen die Chaussee zerrissen, und es sei für unsern schweren Wagen unmöglich, dort zu passiren. Da wir aber wußten, daß man hier zu Lande in dergleichen Dingen gern übertreibt, so fuhren wir getrosten Muthes weiter und erreichten in kurzer Zeit jene Strecke. Dort waren schon eine Menge Menschen beschäftigt, die Straße, welche allerdings sehr gelitten hatte, wieder auszubessern, und wir kamen denn auch glücklich hinüber, wobei der Wagen übrigens stark hin und her schwankte, und wir in etwas bedenkliche Nähe mit dem Rand der Chaussee kamen, die hier in einer Höhe von über 100 Fuß neben dem Flußbett hinzieht. Bei Bussala trafen wir eine große Menge Eilwagen und Omnibusse, welche sich anschickten, die Passagiere der Eisenbahn nach Genua zu bringen. Auch von hier ist der Bahnkörper bereits beendigt und größtentheils mit Schienen belegt; wie man mir sagte, soll die ganze Strecke von Turin nach Genua, respective S. Pierr' d'Arena, einer Vorstadt Genuas, schon zu Anfang des nächsten Jahres eröffnet werden. Bei Ponte Decimo hielt man gerade Probefahrten mit ein paar Locomotiven, was die Verwunderung eines großen Theils der Einwohnerschaft in hohem Grad erregte, ja einige Weiber und ein paar Dutzend Kinder sprangen schreiend davon, als die Locomotive ziſchend und brausend anfing, sich in Bewegung zu setzen. Hier im Thal des oft sehr reißenden Flusses Polcevera fiel es mir auf, daß der hohe Damm der Eisenbahn aus lauter Flußkieseln zusammengeschüttet war, und ich kann mir nicht gut denken, wie derselbe bei nothwendig mangelnder Vegetation haltbar und sicher wird.

Bei heiterm Himmel sieht man schon auf der Höhe zwischen Bussala und Ponte Decimo das Meer vor sich liegen — tiefblau, weit hinaus heller werdend und sich scheinbar mit dem Himmel vermischend; heut

aber lagen dichte Nebelmaſſen an den Rändern des Gebirgs und verſperrten alle Ausſicht. Erſt in San Pierr' d'Arena ſah ich ſie wieder, die liebe gewaltige Fluth, nach der ich ſchon ſeit Stunden ſehnſüchtig ausgeſchaut. Die See ſchien verdrießlich, und ihre im Wiederſchein des trüben Himmels gelblich grau gefärbten Wogen bewegten ſich unmuthig hin und her, ſtiegen bald in die Höhe, ſanken bald tief hinab und ſtürmten zuweilen in einem Anfall von Wuth gegen das felſige Ufer, daß Waſſer und Schaum hoch emporſpritzte.

Wie unſer Reiſegefährte vorausgeſagt, war es denn auch 4 Uhr geworden, ehe wir den Poſthof in Genua erreichten, und es thut mir wahrhaftig leid, daß ich über meine dießmalige Fahrt von Mailand bieher nichts beſſeres zu berichten im Stande bin, denn ich habe dieſe an ſich ſo ſchöne Straße ſchon einigemal raſch und angenehm durchzogen, und habe zu ihrer Rechtfertigung gerne geſagt, daß nur das Zuſammentreffen verſchiedener, für den Reiſenden ſo verdrießlicher Umſtände, als ſchlechtes Wetter und in Folge deſſelben der grundloſe Boden, an unſerer langen und langweiligen Fahrt ſchuld war. Sobald die Eiſenbahn bis Genua eröffnet ſein wird, thut man übrigens, um nach Mailand zu gehen, viel beſſer, ſie bis Novara zu benutzen — eine Fahrt von etwa 6 Stunden, um von dort in 4 Stunden die Hauptſtadt der Lombardei zu erreichen.

Wenn man heut über die Straßen von Genua wandelt, ſo findet man in dem Leben auf denſelben, in der Beweglichkeit der Maſſen, in dem regen öffentlichen Verkehr gegen früher durchaus keine Veränderung; wie ehemals ſind die engen finſtern, alle vom Hafen aufwärts ſteigenden Gaſſen mit ihren himmelhohen dunkeln Häuſern angefüllt mit Menſchen, Laſtthieren und Wagen, die ſich in einer ewigen Unruhe begegnen, folgen, drängen und ſtoßen. Uebrigens macht man hier wenig Umſtände mit einander, und wer nicht Augen und Ohren offen hat, der kann leicht von einem dahereilenden Sackträger überrannt werden, oder unſanft auf die Seite gedrückt von einem Zug Mauleſel, die oft zu ſechs bis acht vor einen zweirädrigen ſchweren Karren geſpannt, mit vielem

Geſchrei und tüchtigen Peitſchenhieben vorwärts getrieben werden. Handel und Wandel, der, wie in allen italieniſchen Städten, auch hier offen auf der Straße betrieben wird, verengt dieſelben noch mehr, und trägt mit dem Geſchrei der Verkäufer, dem Raſſeln der Räder, dem Klopfen der Hämmer ſein Gehöriges zu dem großartigen Spectakel bei, das den Spaziergänger ganz verwirrt machen kann. Dabei entſtrömt jeder Bude, jeder Werkſtatt ein eigenthümlicher Duft, und all dieſe Gerüche zuſammengenommen bilden einen unausſprechlichen Parfüm, der nur den italieniſchen Städten eigen iſt, und in welchem verbranntes ſchlechtes Fett, ſowie verdorbene Früchte einen Hauptbeſtandtheil zu bilden ſcheinen.

Die höher gelegenen und vornehmern Straßen, die Strada balbi, Strada nuova und nuoviſſima, bilden zu dem Leben der tiefer gelegenen Stadtviertel einen ſtarken Contraſt; hier ſieht man wenig von der Bewegung der Volksmaſſe, ſelten rollt eine der wenigen Equipagen Genuas über dieß glatte und ſchöne Pflaſter, nur einzelne Spaziergänger ſieht man hier, und das ſind meiſtens Fremde, die betrachtend vor einem der rieſenhaften Paläſte ſtehen, aus denen namentlich die Strada balbi faſt ganz beſteht. Hier herrſchte früher der reiche Genueſer Adel, und wenn die Nachkommen deſſelben auch noch heute dort wohnen, ſo begnügen ſie ſich mit einer einzigen Zimmerreihe, und haben größtentheils weder Luſt noch Mittel, Säle, Treppen und Höfe ihrer Paläſte, wie früher, mit zahlreichen Gäſten und glänzender Dienerſchaft zu beleben.

In der Strada nuova herrſcht ein etwas regerer Verkehr als in der Strada balbi, denn hierdurch geht der Weg zu den einzigen und wunderſchönen Spaziergängen Genua's, der Acqua ſola, einem reizenden hochgelegenen Punkt, von welchem man die ganze Stadt, den Hafen mit ſeinen Leuchtthürmen und zahlreichen Schiffen, ſowie das Meer weit hinaus überblickt. Kein Fremder, der hieher kommt, ſollte es verſäumen, die an dieſen Spaziergang grenzende und noch etwas höhergelegene Villa Negri zu beſuchen, deren freundlicher Beſitzer jedem den

Eintritt gern gestattet. Leider hatten auch hier die Regengüsse der vergangenen Woche arg gehaust und die auf Terrassen gelegenen Gärten stark mitgenommen; namentlich war ein heimliches Plätzchen, wo man aus dem Norden kommend die ersten Palmen im Freien wachsen sieht, sehr beschädigt und einer dieser stolzen Bäume selbst zu Boden gerissen und zerschmettert.

Genua wird immer noch als eine leicht erregbare, stolze und unzufriedene Stadt geschildert, die heut noch vor allen andern am lebhaftesten ihre traurigen Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 49 bewahrt. Für den oberflächlichen Beschauer mag es schwer sein, hierüber zu urtheilen, doch muß ich gestehen, daß mir einiges, was ich hier sah und hörte, seltsam auffiel. So wird der Wachtdienst an einigen Posten noch immer von der Guardia civica versehen, die, im gewöhnlichen bürgerlichen Anzug oft mit einer Soldatenmütze auf dem Kopf, Gewehr im Arm mit großer Würde und Selbstzufriedenheit auf- und abspazierte; ferner ziehen am Tag, meistens aber des Abends, Bänkelsänger durch die Straßen, gewöhnlich ein Mann und eine Frau, er mit einer Violine, sie mit einer Guitarre versehen, und klimpern und präludiren so lange, bis sich ein ziemlicher Volkshaufe um sie versammelt; dann geht ihr Spiel in eine melancholische Melodie über, bei welcher der Mann die Stimme der Frau secundirt, und sie singen die Strophe eines Liedes, welches sie alsdann gedruckt zum Verkauf anbieten. Welchen Inhalts aber diese Gesänge sind, kann man aus einer kleinen Probe entnehmen, die ich hier mittheile; ich mußte das lange unter meinem Fenster mit anhören, und meine Leser können sich denken, daß es mir ein eigenthümliches Gefühl verursachte, als sie sangen — „Der Versagliere zieht in den Krieg:

Per combatter gli Allemani,
Che vantavan farci a brani;
Ignorando la sua sorte
Se inconstrasse o no la morte.

Giunto in Italia
E con mano sicura
Batte i Tedeschi
Senza nissuna paura.

Faſt täglich hat man hier in Genua Gelegenheit, zur See nach Livorno zu fahren: außer der engliſch-orientaliſchen Geſellſchaft, welche ſeit kurzer Zeit zweimal den Monat ihre großen ſchnellen Schiffe von Neapel nach Marſeille gehend hier anlegen läßt, gehen faſt jeden Tag die Fahrzeuge zweier andern Geſellſchaften, die der ſardiniſchen Compagnie, mit guten, ziemlich großen Schiffen, ſowie die kleinen und ſchwachen Dampfer eines andern Vereins. Obgleich die Fahrten auf den letztern etwas billiger ſind, ſo werden ſie doch von Fremden nur mit ſeltenen Ausnahmen benutzt, und man wartet lieber einen Tag, um mit den Dampfbooten der ſardiniſchen Compagnie gehen zu können. Der Preis von hier nach Livorno iſt für eine Perſon auf der erſten Claſſe 40 Francs, was für eine einzige Nacht ziemlich viel iſt; indeſſen laſſen die Agenten auf dem Bureau, namentlich wenn man mit Familie reist, mit ſich handeln und gern von der ganzen Summe 10 Procent und auch noch mehr nach; doch muß man dieß Verfahren kennen und feſt darauf beſtehen. Für den Preis von 40 Francs iſt die Beköſtigung einbegriffen; doch will das nicht viel heißen, denn die meiſten Reiſenden eſſen am Land, und legen ſich gleich bei der Abfahrt auf Sopha und Betten, um der Seekrankheit zu entgehen. Wer aber trotz dem Schaukeln des Meers ſeinen guten Appetit behält, und gern ein ſolides Nachteſſen zu ſich nimmt, auch am andern Morgen Kaffee mit Milch nicht verſchmäht, ohne noch extra hierfür bezahlen zu müſſen, der verlaſſe ſich nicht auf die gedruckten Anpreiſungen dieſer italieniſchen Geſellſchaften, ſondern erkundige ſich im Detail, was man zu erhalten und was man nicht zu erhalten hat. So las man z. B. auf den gedruckten Zetteln der ſardiniſchen Compagnie: „Il paſſeggiere di 1a e 2a claſſe gode d'un complete trattamento, 1a claſſe vino com-

preſo," und als man uns auf dem Schiff hatte, bewies uns der Riſtoratore, daß dieſer vollſtändige Lebensunterhalt für den Tag aus einem einmaligen und ſehr geringen Eſſen beſtehe, „denn," ſagte er pfiffig lächelnd und die Achſeln bis an die Ohren hinaufziehend, „auf den Fahrbillets der einzelnen Herrſchaften ſtehe es ja nicht anders gedruckt," und der Italiener hatte Recht; denn im Widerſpruch mit jener erſten Anzeige ſtanden dort auf einer Ecke des Papiers die Worte: das Trattamento beſtehe aus einem einzigen pranzo.

Unſer Schiff war der „Corriere Siciliano," ein ganz neues im Jahr 1852 erbautes Boot, ſeine Einrichtungen waren reich und elegant, ſeine Maſchinen kräftig. Es ſchien nun aber ſchon einmal auf dieſer Reiſe unſere Beſtimmung zu ſein, mit den Courieren nicht gut von der Stelle zu kommen. Die Abfahrt dieſes Sicilianers war auf 7 Uhr Abends feſtgeſetzt, doch wurde mit dem Einſchiffen großer Wagenladungen ſo ſpät begonnen, daß wir erſt um 11 Uhr aus dem Hafen hinausdampften. Der Conducteur des Schiffs, den einige hierüber zur Rede ſtellten, ſchloß ſanft lächelnd ſeine Augen, ſchnalzte mit der Zunge und ſagte darauf achſelzuckend: „Che vuole — es iſt wahr, wir fahren ſpät von Genua fort, ſind aber binnen 5 bis 6 Stunden in Livorno; dort müſſen Sie bis 8 Uhr warten, bis Sie ausſchiffen können, und ob Sie nun hier oder dort im Hafen liegen, iſt doch ganz gleichgültig — dieß Schiff," dabei ſtieß er die Zeigefinger beider Hände zuſammen, „e d'una forza ſtraordinaria, und wir kommen viel zu früh an." Dem aber war nicht ſo; entweder war die forza nicht ſtraordinaria, oder der Capitän ſparte die Kohlen, was ich eher glaube; genug, wir kamen erſt um 10 Uhr nach Livorno, und hatten alſo 11 Stunden gebraucht. Bei der Ueberfahrt war das Meer ziemlich bewegt: faſt alle Damen litten mehr oder minder; doch waren meine beiden kleinen Kinder ſo glücklich, ſich während der ganzen Nacht eines außerordentlich guten Schlafs zu erfreuen. In Livorno iſt man ſchon gewohnt, unendlich lang auf die Erlaubniß der Sanitätsbehörde zum Ausſchiffen warten zu müſſen; leider war's aber heute Sonntag, die

Herren wahrſcheinlich noch im Bett oder mit ihrer Toilette beſchäftigt, und wir mußten ſo lange auf dem Schiff und noch dazu ohne Frühſtück warten, indem ſchändlicherweiſe keine Milch an Bord war, ſo daß ſelbſt einem Türken die Geduld ausgegangen wäre.

In Livorno waren alle Läden geſchloſſen, und ſonntäglich geputzt ſtrömte eine große Volksmenge durch die langen, breiten, aber einförmigen Straßen, elegante Bürger von Livorno mit ihren Frauen, Handwerker in brauner Sammtjacke, Matroſen der im Hafen liegenden Schiffe, nach dem Rang ihres Fahrzeugs herausgeputzt, die von den Kauffahrern meiſtens mit dem dunkeln farbig ausgenähten Mantel auf der Schulter, einer rothen Mütze auf dem Kopf; dort die Matroſen eines Kriegsſchiffs in ſauberer Jacke, mit dem breitumgelegten, reinlichen Hemdkragen, dem ſchwarzlakirten Hut auf dem Hinterkopf, zu ſechs bis acht Arm in Arm. Langſam und faul bei ihnen vorbei ſchlenderten Griechen und Türken mit dem rothen Fes oder Turban, die lange Pfeife in der Hand, ohne von den andern Spaziergängern erſtaunt angeſehen zu werden, ebenſowenig als dort die drei oder vier Neger in möglichſt modiſcher Kleidung, deren ſchwarze, glänzende Geſichter ſo ſeltſam aus der rothen Halsbinde und zwiſchen den weißen Hemdkragen hervorſchauten, — denn das iſt ja etwas alltägliches in der bewegten Hafenſtadt.

Von hier nach Florenz fährt man mit der Eiſenbahn in vierthalb Stunden. Beim Einſteigen hatte ich noch einen Kampf mit dem Billetausgeber zu beſtehen, indem er für meine beiden kleinen Buben wie für zwei Erwachſene bezahlt haben wollte; ein Kerl in einer verblichenen Livree, der dabei ſtand, ſollte Schiedsrichter ſein und ſprach natürlicherweiſe für ſeinen Landsmann; ich aber ruhte nicht eher, bis ich einen höhern Beamten aufgefunden, der denn auch die beiden Kinder mit einem einzigen Billet paſſiren ließ.

Die Eiſenbahn von hier läuft vollkommen eben durch einen Theil der toscaniſchen Maremmen, ein ziemlich ödes und ſehr feuchtes Haideland mit nothdürftiger Cultur; das Auge fliegt gern über ſie hinweg

nach den schönen malerischen Linien der Apenninen, die in duftiger, weicher Färbung, aber in ihren Formen ernst und gewaltig am Horizont liegen. Gern hätte ich dem schiefen Thurm in Pisa einen Blick geschenkt, doch ist der Bahnhof zu weit von der Stadt entfernt, und man sieht von ihr nichts als einige Häuser, welche durch das Grün der Maulbeerbäume und durch dichte Rebengewinde hellgelb hervorschimmern.

Die Einrichtung der toscanischen Eisenbahn läßt viel zu wünschen übrig; die Wagen der zweiten Classe sind fast wie die der dritten auf den meisten Bahnen Deutschlands, und trotz langer Stationen wird sehr langsam gefahren. Da es schon halb 5 Uhr war, als wir Livorno verließen, so hüllte uns schon bald hinter Pisa eine finstere Nacht in tiefste Dunkelheit; auch hatten wir abermals ein Gewitter mit großartigen Regengüssen, die bis nach Florenz getreu bei uns aushielten. Es war das bei stockdunkler Nacht und sehr spärlicher Beleuchtung eine recht trostlose Ankunft; mit Mühe fand ich für mein vieles Gepäck und für fünf Personen einen elenden Einspänner, der durch uns aber so überladen wurde, daß er bedenklich hin und her schwankte, weßhalb ich es für das Gerathenste hielt, abzusteigen und zu Fuß zu gehen. Der Kutscher that ein Gleiches, und so patschten wir durch den strömenden Regen dahin. Ein dritter, sehr nothwendiger Begleiter unseres Fahrzeugs war ein Mann mit einer Laterne, welcher uns durch die finstern Straßen vorleuchtete, und durch dessen Hülfe es uns nach längerer Zeit endlich möglich wurde, die Hausnummer zu finden, die wir lange vergeblich gesucht.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
1. Der Beruf.	1
2. Herr Reißmehl.	16
3. Philipp.	28
4. Ein Nachbar.	33
5. Die Schreibstube.	49
6. Herr Doktor Burbus.	59
7. Jammer.	70
8. Krampfstillende Tropfen.	77
9. Rache.	85
10. Familienrath.	93
11. Das heimliche Gericht.	101
12. Fanny in der Laterne.	114
13. Bisse des Gewissens.	121
14. Heimkehr. O weh!	138
15. Geheimnisse.	145
16. Krankheit.	164
17. Verlobung und Edelmuth.	175
18. Genesung.	188
19. Kleine Reiseabentheuer.	197
20. In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad.	213
21. Comptoirist und Hülfsarbeiter.	220
22. Vergnügungen auf der Mühle.	226
23. Doktor Burbus!! Abschied.	242

Drittes Kapitel.

Florenz.

Straßenleben. Alte Paläſte. Mercato vecchio. Via dei Calzaioli. Vergißmeinnicht. Annehmlichkeiten beim Beſuch der Gallerien und Kunſtſchätze. Die Caſcinen. Gewühl auf dem Lungarno. Schöner Sonnenuntergang. Luſthäuſer. Theater. Der Prophet als Ballet. Ein Knabeninſtitut.

Das alte liebe Florenz! Da bin ich wieder einmal in ſeinen Mauern, und wenn ich um mich herſchaue und alles ſo unverändert finde, die hohen Häuſer und über ihnen den tiefblauen Himmel, die Kirchen und Thürme, die Plätze mit ihren ſchweigſamen Statuen, immer in der gleichen Haltung, die Straßen mit demſelben Getreibe wie damals, ſo könnte ich faſt auf die Vermuthung kommen, ich ſei noch vom letztenmal da. Doch habe ich glücklicherweiſe einen richtigen Zeitmeſſer bei mir, mein eigenes Herz nämlich, das mich leiſe ſchlagend daran erinnert, es ſeien ſchon etliche lange Jahre zwiſchen jener Zeit und heute dahin gegangen. Und es iſt gut, daß jenes mir wirklich ſo treue Herz mich daran mahnt, wir beide ſeien doch um ein paar Jahre älter geworden und müßten uns ſchon eines geſetzteren Weſens befleißigen als damals, denn wer weiß, wohin einen ſonſt die Phantaſie hinreißen könnte! Alſo Florenz iſt ſich vollkommen gleich geblieben, — heiter, lebendig, luſtig und vergnüglich, wenn die Sonne ſcheint, und kenne ich wiederum keine Stadt der Welt, deren gute und üble Laune ſo ſehr vom Wetter abhängig wäre. Bei trüben Tagen ſind Straßen und Häuſer gleich verdrießlich. Die Dachrinnen weinen ihren tiefen Schmerz in ſeltener Energie auf das Straßenpflaſter nieder, die hohen Thürme haben lange Regenkappen aufgeſetzt, und das Kirchengeläute tönt, als wären die Glocken vierfach mit dichtem Flor umwunden. Und der Italiener, ſonſt immer heiter und guter Dinge, immer luſtig davonſpringend, als gehöre ihm irgend ein

ſchönes, wenn auch unbekanntes Stück der Welt, den Hut keck aufgeſetzt, beſtändig eine Cigarre im Munde, oder in Ermanglung derſelben eine Arie von Verdi oder Donizetti, blickt dann troſtlos empor nach ſeinem verloren gegangenen blauen Himmel, ſteckt den Kopf zwiſchen die Schultern, und hat ganz das Anſehen eines geſtern noch ſehr ſchönen Hahns, der heute tüchtig naß geworden. Aber la tramontana, das iſt der Wind, der von den Bergen herabkommt, hat die Luft wieder rein gefegt, das Pflaſter getrocknet, und Florenz iſt wieder Florenz. Es iſt gerade, als müßte ſelbſt die Sonne dieſe Stadt liebgewonnen haben, denn ſie concentrirt auf ihren Plätzen und Straßen eine ſolche Menge von Strahlen, von Glanz und Wärme, daß alles davon wie geſättigt erſcheint und man ſelbſt oft glaubt, nur dahin fliegen zu können, wie ein Sonnenſtäubchen oder wie irgend ein bunter Schmetterling. Dergeſtalt aber wogt auch hier alles durch einander im ewigen Farbenwechſel ohne Ruh und Raſt, ſtrahlend in bunten Kleidern, glänzend im Sonnenlichte, durchwebt von Blumen, die man in Maſſen auf allen Seiten ſieht, plaudernd und lachend, kaufend und verkaufend unter lautem Geſchrei und öffentlichem Ausrufe, unter dem Geraſſel unzähliger Wagen, die in den engen Gaſſen in ſcharfem Trabe fahren und doch ſelten oder nie jemanden beſchädigen. Dazu kommen unzählige Läden und Magazine in allen Straßen mit der reichen und eleganten Auslegung ihrer glänzenden Waaren jeder Art, um das Auge noch mehr zu blenden. Und wie putzt erſt die Sonne die alten ehrwürdigen Kirchen und Häuſer heraus mit Licht und Schatten, wie glänzt und ſtrahlt der Dom in ſeinem buntfarbigen Moſaikſchmucke! An ſolchen Tagen wie heute erſcheint auf der Höhe des Glockenthurms jedes Säulchen, jede Verzierung rein und ſcharf abgezeichnet gegen die blaue Luft. Und die alten finſtern Paläſte in den engen Straßen, wie hat ſie das Sonnenlicht ſo ſchön bemalt mit hellem Glanz und tiefem Schatten! Namentlich iſt dieß wunderbar ſchön anzuſehen, wenn man in eine der dunklern und ruhigern Straßen geht, vielleicht von Piazza del Granduca öſtlich in das Labyrinth von kleinen ſchwar-

zen Gaſſen mit trotzig daſtehenden altersgrauen Paläſten, deren ſchwer vergitterte Fenſter nicht dazu beſtimmt ſcheinen, Luft und Leben ein- und auszulaſſen. Hier muß man den kräftigen Pinſel ſehen, mit dem der große Künſtler, die Sonne, malt, wie ſie nur in Gold und Schwarz eintaucht, und wie es ihr gelingt, mit einem einzigen Streiflicht von der Höhe des Dachs bis hinab zu den Fundamenten, oder durch einen einzigen Strahl, der unter irgend einem finſtern Thorwege verbricht, den ganzen Anblick einer Straße, eines Platzes ſo mit einemmale und ſo prächtig zu verändern.

Und Florenz hat viele dergleichen ernſte, gewaltige, ja trübe Plätze und Straßen, und braucht deßhalb zu ihrer Verſchönerung unendlich viel Sonnenlicht; aber die alten Gebäude hier ſind dafür auch dankbar und blicken nicht grämlich auf die neue Zeit herab; es ſind würdige und gemüthliche Herrſchaften, die ſich zu ihrer Zeit auch des Lebens gefreut haben und nun zufrieden ſcheinen mit dem, wenn gleich oft kleinlichen Glanz, durch welchen ſie die Jetztzeit aufſchmückt. So z. B. der alte finſtere Palazzo Strozzi in der Nähe des Kaffee Donnev und der ſchönſten der Arno-Brücken — wie er ſo daliegt, ein ſchwarzer gewaltiger Steinhaufen, faſt ohne Fenſter, mit einem ungeheuren Eingangsthor. Rings an den Mauern befinden ſich Ringe und Träger von armsdickem Eiſen, ſie hielten zur Zeit des Glanzes und der nächtlichen Feſte zahlreiche Fackeln. An der einen Seite mündet nun der Mercato vecchio, und bis an ſeine Mauern gehen die kleinen Buden der Verkäufer von Obſt und Früchten in den hellſten, glänzendſten Farben und von Victualien und Gemüſen aller Art; gegenüber hat ſich ein Blumenverkäufer niedergelaſſen und hält dort im Freien eine tägliche Ausſtellung der ſchönſten und ſeltenſten Gewächſe, wohlriechender Kräuter und duftiger, vielfarbiger Blüthen und Blumen. Dem allem kommt nun wieder das alliebende Sonnenlicht zur Hülfe, und an einem ſonnig-ſchönen Tage ſcheint ſelbſt der alte finſtere Palaſt Strozzi, obgleich etwas ärmlich geſchmückt für ſeine gewaltigen Verhältniſſe, doch dankbar und freundlich zu lächeln.

Es iſt nicht meine Abſicht, eine genaue Beſchreibung der Stadt Florenz zu geben; es iſt das ſchon ſo oft, ſo genau und erſchöpfend geſchehen, weßhalb ich mich darauf beſchränken will, ein kleines Bild des Straßenlebens, wie es im gegenwärtigen Augenblick iſt, zu entwerfen, und deßhalb nur ein paar ſeiner Hauptſtraßen durchwandern, deren lebendiges Bild ſich in allen übrigen mehr oder minder genau widerſpiegelt. Da wir uns gerade bei Palazzo Strozzi befinden, ſo nehmen wir eine der Hauptverkehrsadern, die hier mündet, den Mercato vecchio, eine ſchmale Straße, zwiſchen unendlich hohen Häuſern, wo ſich Bude an Bude reiht, in denen man alles findet, was das menſchliche Leben zur materiellen Exiſtenz bedarf. Die weit geöffneten Gewölbe ſtrömen ordentlich über von der Menge der Gegenſtände und breiten ſich von der Straße auf weiten Geſtellen aus, ſo dieſe Straße noch mehr verengend. Hier iſt Fleiſch, Brod, ſchwere und leichte Würſte und rieſenhafte Käſe in allen Farben und Gattungen neben- und übereinander aufgeſchichtet; dabei ſieht man Mehl, Reis, getrocknete Pflaumen, Feigen und die bekannten dickbäuchigen Flaſchen, bis zum langen engen Hals mit Stroh umflochten und mit Papier zugeſtopft, enthaltend Wein und Olivenöl. Neben ihnen kommen Früchte aller Art, friſche Feigen und Granatäpfel, Pfirſiche, Aprikoſen und gewöhnliche Aepfel und Birnen. Eine angenehme Abwechslung bringt dazwiſchen eine Bude mit ſchönen Kräutern und Gemüſen, alle Sorten grün durch einander, zwiſchen denen die purpurrothen Liebesäpfel ſo angenehm hervorleuchten, oder auch die übergroßen ſaftigen Melonenſtücke, die, um den Appetit der Vorübergehenden zu reizen, ſo recht vornehin geiegt ſind. Ihnen folgen die Fiſchhändler; die glänzenden zappelnden „Meerfrüchte" befinden ſich in großen Kübeln voll friſchen Waſſers und werden natürlich auf der ganzen Straße zu gleichem Preis ausgeboten. In der Mitte der ganzen Länge erweitert ſich der Mercato vecchio zu einem kleinen Platze, dem eigentlichen Fleiſchmarkt, von dem übrigens nur zu ſagen iſt, daß ſich über ihm eine von Säulen getragene Halle wölbt, die aber, wie der ganze Platz, ziemlich ſchmierig und

unſauber ausſieht. Hinter dem Fleiſchmarkt fangen die Buden wieder an wie vor demſelben, und da ſie, wie ſchon geſagt, förmlich bis zum Straßenpflaſter überquellen von Früchten und Victualien aller Art, ſo ſieht der ganze Mercato vecchio wie eine coloſſale fette Guirlande aus, zuſammengeſetzt aus Grünem, aus Früchten, Fleiſch, Butter, Käſe, Eiern, Schinken, in welche hineinverflochten ſind die vielen Käufer und Käuferinnen, die handelnd auf- und abrennen, und ebenſo auch die dicken Verkäufer in ihren weißen Schürzen und Jacken, heftig geſticulirend, wobei ſie mit ihren großen Schlachtmeſſern ſehr wild ausſehende Bewegungen machen.

Vom Mercato vecchio gelangen wir in eine andere Straße, die noch vor wenigen Jahren eine enge Gaſſe war, jetzt aber die breiteſte und ſchönſte geworden iſt. Die Regierung, welche ſchon ſo manchen düſtern Theil von Florenz mit größter Pietät für die beſtehenden alten Baudenkmale gelüftet und zugänglich gemacht, hat hier eine wahre Rieſenarbeit ausgeführt. Früher war die Piazza del Granduca mit dem Dome auf geradem Wege nur durch die oben erwähnte enge Gaſſe, die Via dei Calzajuoli verbunden, und da hier das Herz der Stadt iſt, hier ſich alles Leben concentrirt, ſo war dieſe Straße für alle Welt unzureichend und unangenehm. Ich erinnere mich noch recht wohl der frühern mittelalterlichen Gaſſe mit den hohen finſtern Häuſern, deren weit vorſpringende Dächer ſogar am hohen Mittag den Sonnenſtrahlen das Eindringen neidiſch verwehrten, jetzt iſt aus ihr eine breite, lichte, wohlgebahnte Straße geworden mit Fußpfaden zu beiden Seiten, die ihrer ganzen Länge nach aus reichen und eleganten Magazinen beſteht. Ein Pariſer, wenn er ſehr gut gelaunt wäre, würde ihr vielleicht das große Compliment machen, ſie mit dem ſchmaleren Theil der Rue de la Paix zu vergleichen, ein Wiener mit der Kärnthnerthor-Straße, für Florenz aber iſt die Via dei Calzajuoli beides zugleich und in jeder Beziehung eine freundliche und angenehme Straße. Weder der Corſo Orientale in Mailand, noch Toledo in Neapel oder die lange Zeile des eleganten Caſſaro in Palermo geben ein ſprechenderes Bild

des Lebens im Süden, zeigen ein klareres Gepräge des regen Treibens einer volksreichen Hauptſtadt. Aber wie alles in der Welt muß man auch die Via dei Calzajuoli in ihrer guten Laune ſehen, das heißt, in den Mittagsſtunden eines ſchönen Tages des Spätherbſtes, wenn die begüterten Familien den ruhigen Landſitz wieder mit dem lärmenden Getreibe der Stadt vertauſchen, wenn der Fremdenzug aus dem Norden, um mich eines Ausdrucks der Schnepfenjagd zu bedienen, in ſeine Lätare getreten iſt. Das Pflaſter iſt feucht und gibt deßhalb keinen Staub von ſich, alle Magazine ſind geöffnet, und ein tiefblauer Himmel ſpannt ſich über der Straße aus, ſowie über die Hunderte von Menſchen, die in allen möglichen Anzügen, buntfarbig, ſummend, lachend, beſchäftigt und müßig gehend hier auf- und abſchwärmen. Den Mittelweg nehmen Fahrzeuge aller Art ein, vornehme Damen liegen in ihren Wagen lang ausgeſtreckt und laſſen nur hie und da einen Blick durch die Menge gleiten, dem bald nachher vielleicht ein leichtes Kopfnicken folgt, im übrigen ſcheint ſie weder Straße, noch Lärmen, noch Magazine zu intereſſiren; und ſie fühlen darin gleich mit ihrem Bedienten auf dem hohen Hinterſitze, der mit übergeſchlagenen Armen, den Hut etwas ſchief auf dem Kopfe, alles unter und neben ſich mit ſouveräner Verachtung anſchaut. Andere Equipagen, die folgen, bilden das vollkommene Gegentheil: da iſt der Bediente zugleich Cicerone und erzählt lebhaft von der alten Strumpfwirkergaſſe, v. St. Michele u. dgl. m., während die deutſche Familie im Wagen ungeheuer aufmerkſam zulauſcht und noch mehr ſieht, als wirklich da iſt. Zahlreiche Miethwagen folgen oder begegnen ſich und werden dem Fremden ungemein läſtig, denn wenn er eilig in eine Seitengaſſe ablenken will, ſo ſtellt ſich ihm der dienſteifrige Fiaker gerade in den Weg und bietet ſeine Carrozza an. Schwere beſtaubte Reiſewagen rollen langſam durch die Calzajuoli, und überwachte, nüchterne, blonde engliſche Geſichter ſchauen etwas geſpenſterhaft in den glänzenden Tag hinaus; zwiſchen dieſen geſetzteren Fahrzeugen rollen leichte Parocino's mit den kleinen Pferdchen und dem klingenden Geſchirr hierhin und dorthin; — junge

Elegants erregen die Aufmerkſamkeit, indem ſie ſich in wahren Kinderwagen bewegen — Wagen, Pferde, alles iſt en miniature bis auf den oftmals dicken Beſitzer ſelbſt, der auf ſeinem engen Sitze nach allen Seiten überquillt. Auch Handkarren bewegen ſich im allgemeinen Strome dahin, Verkäufer, die ihr ganzes Waarenlager mit ſich herumſchleppen, um es ſtückweiſe mit lautem Geſchrei anzubieten.

Wenn man hierzu annimmt, daß die Calzajuoli der geſuchteſte Theil der Stadt iſt, daß man in ihren Läden faſt alle Wünſche befriedigen kann, und daß ſchon deßhalb eine große Menſchenmenge hier zuſammenſtrömt um einer andern zu begegnen, welche nur daher kommt, um zu ſehen oder geſehen zu werden, ſo kann man ſich vielleicht einen Begriff machen von dem Leben in dieſer Straße. Auf den Fußpfaden zu beiden Seiten findet ein beſtändiges Ausweichen ſtatt, namentlich an den Ecken, wo eine neugierige Menge die übergroßen Anzeigen und Maueranſchläge aller Art lieſt, ſowie auch vor Kaffeehäuſern, wo ſtets eine große Anzahl junger und alter, nach dem Journal gekleideter Herren ſich aufhält, das Glas im Auge, die Cigarre im Munde, und mit wohlgepflegtem Haare und Bartwuchs. Mit ſolchen Lions iſt überhaupt Florenz reich geſegnet, die es verſtehen, den Mantel maleriſch umzuwerfen, ſich ein unendliches Anſehen zu geben, hinter dem eigentlich gar nichts zu finden iſt, als vielleicht ein paar Bemerkungen über das Wetter, ſowie eine gründliche Kenntniß der letzten Verdi'ſchen Opern, von denen natürlicherweiſe eine immer göttlicher iſt als die andere, und deren Melodien nachzuſingen eine ihrer Hauptbeſchäftigungen bildet. Einer Romanze aus dem Troubadour, welcher jetzt gerade gegeben wurde, konnte man nirgends entgehen, und ganz Florenz war in dieſem Augenblick wie eine fette Wieſe im Frühjahre, denn die Schlußworte jener Romanze „ricordate mi", — Vergiß mein nicht — ſproßten überall luſtig empor. Die Straße iſt überhaupt die eigentliche Wohnung des Italieners, namentlich des Florentiners: er muß ſehen und geſehen werden und zeigt ſich nur in ſeinem beſten Glanze, weßhalb man denn auch überall den reichſten und eleganteſten Toilet-

ten begegnet. Mag es dagegen zu Hause aussehen wie es will, das ist ganz gleichgültig, nur draußen ein seidenes Kleid, einen eleganten Paletot, frische Handschuhe, lakirte Stiefeln, sowie Blumen im Knopfloch oder in der Hand. Etwas dagegen habe ich in den Straßen von Florenz beständig gerne vermißt — das ist, man hört nie Kindergeschrei, man sieht nie einen Betrunkenen und nie kleine Buben sich herumbalgen. Letzteres wäre auch sehr gefährlich, denn bei dem unaufhörlichen Wagenverkehr würde es der jungen Generation sehr schwer fallen, einen ruhigen Platz für ihre Faustkämpfe zu finden. Ich muß gestehen, es gibt sogar in Paris wenige Straßen, die so beständig mit Fahrzeugen aller Art bedeckt sind, wie viele hier in Florenz.

Um noch einmal auf die Via dei Calzajuoli zurückzukommen, so ist sie auch deßwegen schon von den Fremden so stark besucht, weil ihr Anfang und Ende die herrlichsten Kunstschätze der Arnostadt aufweist. So beginnt sie am Domplatz, der in der neuesten Zeit bedeutend erweitert wurde, und nun von allen Seiten einen freien Anblick auf dieß herrliche Bauwerk gestattet. Westlich von demselben hat man an einem großen Palast sehr sinnreich die schön gearbeiteten Statuen der Erbauer aufgestellt, und während Arnolpho aufmerksam zu den Fundamenten und dem Grundrisse herabsieht, blickt Brunelleschi träumend zu der kühnen Kuppelwölbung empor. Das Ende der Strumpfwirkerstraße ist an der herrlichen Piazza del Granduca, diesem prachtvollen Museum im Freien, mit seinen Statuen, Brunnen, Bronzefiguren, Logen und Palästen, wo sich übrigens häufig eine zahlreiche Volksmenge komisch genug ausnimmt, die den Wagen eines neumodischen Dulcamara umstehend — Mixturen und Pillen gegen alle erdenklichen Uebel kauft.

Was Florenz für den Kunstliebhaber so außerordentlich angenehm macht, ist die schöne, elegante und zugängliche Ausstellung aller Kunstschätze; wie angenehm spaziert es sich in der Loggia degli Uffici, wie ist hier selbst die sonst eben nicht nachahmungswerthe Durcheinanderstellung von Statuen und Bildern so glücklich und dem Auge wohl-

thuend gelungen. wie ungezwungen fühlt ſich der Beſchauer, der hier ohne Einlaßkarten und Erlaubniß täglich ſtundenlang umherwandeln, oder ſich in bequemen Stühlen vor den herrlichen Antiken, oder vor den wunderbaren Bildern Raphaels und Tizians niederlaſſen darf. Eben ſo zugänglich iſt auch die Gallerie im Palaſt Pitti, der Wohnung des Großherzogs, wo jedes Bild ein Meiſterwerk, eine unſchätzbare Perle iſt, wo das Auge, wenn es vom ernſten Schauen ermüdet ausruhen will, die koſtbaren Pietra-dura-Arbeiten der Tiſche betrachten kann, die in faſt allen Sälen ſtehen, und an welch jedem faſt ein halbes Menſchenalter gearbeitet, oder wo man zur Abwechslung in die kleinen zierlichen Cabinete tritt, pompejaniſch verziert mit reizenden Marmor-Statuen, oder in andere Zimmer, wo von Benvenuto Cellini oder andern großen Meiſtern der Florentiner Goldſchmiedekunſt jene ſeltſamen Gefäſſe ſtehen, ſo ſonderbar zuſammengeſetzt, aus Perlen, Edelſteinen, Gold und Emaille. Ja dieſe freundlichen Einrichtungen ſind es, welche die Gallerien von Florenz für die Beſchauer ſo unvergeßlich machen; wie wird man ſich nicht beſtändig eines der letzten Zimmer im Palaſt Pitti erinnern, wo die wunderbare Venus von Canova ſteht, jenes herrliche Menſchenbild mit dem edlen Geſichtsausdruck und dem ſelbſt im harten Stein ſo weichen und elaſtiſchen Körper!

Mit der gleichen Artigkeit, mit der man jedem den Zutritt zu dieſen Schätzen geſtattet, wird auch von der großherzoglichen Behörde die Erlaubniß zur Beſichtigung einzelner Paläſte und Villen ertheilt, man braucht ſich nur an die Schloßverwaltung zu wenden, um mit der größten Freundlichkeit überallhin Eintrittskarten zu erhalten.

Um in unſerer Straßenſchau fortzufahren, muß ich der bekannten Caſcinen erwähnen, jener ſchönen Spaziergänge vor der Porta del Prado am Ufer des Arno, wo ſich wenigſtens an Sonntagen ein großer Theil der Einwohnerſchaft von Florenz zuſammen findet, um unter den dichten Alleen luſtwandelnd und fahrend den Klängen der ſchönen öſterreichiſchen Militärmuſik zu lauſchen, welche hier wöchentlich

mehreremale ſpielt. Obgleich es aber hier ziemlich beſucht war, erſchienen mir die Caſcinen dießmal ſtiller, ja melancholiſcher als in früheren Jahren; namentlich an der Seite des Fluſſes, wo ſich ſonſt die elegante Welt zahlreich auf- und abbewegte, ſah man jetzt wenig und einſame Spaziergänger. Dieſe langen Alleen an dem ſchönen Fluß müſſen belebt ſein, ſonſt laſſen ſie uns hier in der gewaltigen ſchönen Natur leicht nachdenkend, ja traurig werden. Die gelben Blätter der Bäume flattern langſam auf unſern Pfad herab, im Waſſer ſpiegelt ſich der glühende Abendhimmel mit ſeinen leicht dahinziehenden Wolken, das dunkle Laub der immer grünen Gebüſche, der Steineichen und des Epheu blickt dich ſo ernſt und traurig an, und von den Höhen herab ſchauen die Klöſter und Kirchen zwiſchen unbeweglichen ſchwarzen Cypreſſen melancholiſch hervor. Du biſt allein, ganz allein, und der leiſe Klang einer Glocke, welcher von weit her an dein Ohr ſchlägt, ſtimmt dich nicht freudiger, ebenſowenig als die einzelnen Töne der Militärmuſik, die du von weitem hörſt, und die in dieſem Augenblick ein altes bekanntes Lied ſpielt — ach, es ſind dieß oft nur einfache Klänge, aber ſie treffen gewaltig dein Herz: denn ſie erzählen dir von vergangenen Tagen, wo du ſie ebenfalls gehört, aber wo ſie dich hinriſſen zu Glück und Freude.

Mit ſolchen Gefühlen im Herzen iſt es beſſer, man ſucht das Gewühl der Menſchen wieder auf, als daß man hier für ſich in der Einſamkeit bleibt, und wir haben nicht weit zu gehen, um die Mauer der Stadt zu erreichen und nach dem Lungarno zu kommen, wohin ſich an ſchönen Tagen die ganze elegante Welt von Florenz zu beſtellen ſcheint. Dieſer Lungarno iſt der Quai auf der rechten Seite des Fluſſes von dem Ponte alla Carraja bis hinauf zum Ponte vecchio, wo die Goldſchmiede ihre Buden und Magazine haben. Auf der linken Seite des Arno iſt ebenfalls ein Quai, der aber weniger zu Spaziergängen benützt wird; hier liegen große ſtille Paläſte mit wenig Buden und Magazinen, von vornehmen Familien bewohnt, welche die Morgenſonne lieben und das Geräuſch der Wagen und Karren nicht gern

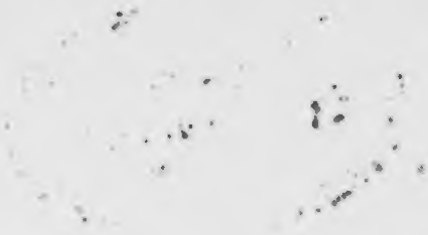

den ganzen Tag unter ihrem Fenster hören. Wenige dieser alten Gebäude gewähren übrigens dem Auge einen freundlichen Anblick, und fast nur ein einziges kleineres Haus nicht weit von dem Ponte alla Carraja macht hievon eine freundliche Ausnahme. Es ist dieß die Villino Delci, die Wohnung des österreichischen Gesandten Baron v. Hügel; sie ist auch im Innern so fein und zierlich eingerichtet, wie man es nur von dem Besitzer mit seinem bekannten Kunstsinn und fein ausgebildeten Geschmack erwarten darf. Baron Hügel, der Schöpfer der bekannten prachtvollen Anlagen in Hitzing bei Wien, hat hier aus seinen Kunstschätzen in Bildern, Bronzen, Vasen und Sachen aller Art ein reizendes Ganze zusammengestellt.

Kehren wir aber nach dieser kleinen Abschweifung zu unserm Spaziergang auf die linke Seite des Flusses zurück.

Die Straße ist hier nicht besonders breit, an ihr liegen die bedeutendsten Gasthöfe von Florenz, und da nebenbei die Wagenfrequenz außerordentlich groß ist, so gewinnt der Spaziergang durch das ewige Rasseln der Wagen und Karren auf dem Pflaster nicht besonders an Annehmlichkeit. In den Nachmittagsstunden von 3 bis 5 Uhr ist es überhaupt ein eingebildetes Vergnügen, am Lungarno spazieren zu gehen, und wenn es nicht zum guten Ton gehörte, sich hier sehen zu lassen, würde mancher wegbleiben; so aber läßt man sich schon etwas gefallen, man wird gedrängt und drängt andere wieder, man weicht aus, man stößt an und bittet um Entschuldigung, man verliert seine Gesellschaft, die man rechts neben sich oder hinter sich glaubt, und möchte mit Mephisto ausrufen: „was? dort schon hingerissen?“ kann aber kein Hausrecht gebrauchen, denn man muß eben mit dem Strome schwimmen. Alles drängt sich hier bunt durcheinander — Herren und Damen aus allen Ständen, wirklich elegante Toiletten und seidene Kleider in den schreiendsten Farben, österreichische Offiziere in ihren weißen einfachen Uniformen, laut, breit und vergnüglich deutsch redend, sowie toscanisches Militär in bunten vielfarbigen Anzügen. Wie überall in Florenz spielen auch hier die schönen Blumen-

ſträuße eine große Rolle, und überall durch die Menge hindurch ſchlüpfen die Blumenverkäuferinnen, auf dem Kopfe die großen, runden, nickenden Strohhüte, und theilen bereitwillig die ſchönſten Sträuße aus, ohne gerade dafür eine Gabe zu verlangen. Wenn nur dabei die vielen Equipagen nicht wären! Aber man ſchwebt jeden Augenblick in Gefahr, unter die Räder zu kommen, und wenn man hier auf ein lautes „Hoe“ links ſpringt, ſo prallt man vielleicht auf der anderen Seite an ein paar Pferdeköpfe, die gerade rechts wenden. Dieß macht denn auch alle Converſation ungenießbar; man hört nur mit einem Ohre, denn das andere iſt auf ein verdächtiges Raſſeln hinter uns gerichtet; man muß eine ſehr ſchöne Bemerkung oftmals in der Mitte abbrechen oder als Erwiderung auf eine geiſtreiche Frage mit einem blödſinnigen Lächeln auf die Seite ſpringen, um ſeine Hühneraugen vor den Rädern eines daherrollenden ganz gemeinen Parocino zu retten.

Trotz alle dem hat aber das Spazierengehen hier am Arno ſeine ſchönen und reizenden Seiten, nur muß man warten, bis ſich die große Menge wieder verlaufen hat, bis der Abend kommt, bis die Paläſte an den Ufern lange ſeltſam gezackte Schatten herüberwerfen, bis die ſchweren Maſſen der Brücken dunkler, das Waſſer des Arno aber und der Himmel über uns immer heller und klarer werden. Wie reines Silber fließt der Fluß jetzt unter den ſchwarzen Brückenbogen daher und nimmt nach und nach alle die ſchönen und glühenden Töne des Himmels an. Vor uns haben wir die Chieſa di Caſtello mit ihrer großen Kuppel und dem kleinen ſchlank und zierlich geformten Glockenthurme — hinter ihr hinab verſchwindet die Sonne und zeigt uns dort jede Säule, jede Verzierung, jedes Kreuz ſcharf abgezeichnet auf dem hellen Himmel; aus allen Oeffnungen der Kuppel und des Glockenthurms ſcheint für einen Augenblick Feuer hervorzubrechen, und die Strahlen, welche dort hervorzucken, erfüllen das ganze Thal mit einem violetten, glühend angeſtrahlten warmen Dufte. Die alten Kirchen und Schlöſſer auf den Höhen ſcheinen aufzuathmen

unter dieſem letzten herzlichen Kuſſe, ja ſelbſt drüben das ehrwürdige San-Miniato in ſeinem ſchwarzen Cypreſſen-Walde glaubt man noch einmal wehmüthig lächeln zu ſehen. Aber die Sonne geht nicht in ungetrübtem Glanze hinunter, eine Wolkenſchichte am Horizont ſcheint ihr Feuer erlöſchen zu wollen, wird aber dafür beſtraft und lodert nun ſelbſt in wilder Gluth empor — für uns ein herrlicher Anblick — denn hinter der Kirche di Caſtello bricht es hervor wie eine gewaltige Feuersbrunſt, ſo daß weit auf dem Himmel hinauf eine glühende Lohe ſchlägt .... So ſah ich ſie noch am letzten Tage meines Aufenthalts in Florenz untergehen meine liebe ſchöne Sonne vom Lungarno, und wenn ſie auch mit noch ſolcher Pracht verſchwand, ſo machte es mich doch traurig und nachdenkend, denn ſie ging hier für mich auf lange Zeit unter — vielliecht für immer — denn wer kann dem Wetter und den Umſtänden trauen! Sie hatte ſo etwas menſchlich rührendes an dieſem Abende bei ihrem Niedergang und gab ein Bild ſo manchen Lebens; ſie ging dahin wie ein glühendes wildes Menſchenherz, unter in vergeblichen, unerreichbaren Wünſchen. ....

Nach und nach verblaßte die Gluth am Horizont. Die Brückenbogen der Carraja ſtanden ſchwarz gegen den hellen Schein; die Menſchen, die hinüberſchritten, glichen unbeſtimmten ſchattenhaften Weſen; das Waſſer allein erſchien noch hell und glänzend, und ein einſamer Nachen, der auf dem Arno dahin fuhr, zog einen langen und dunkeln Streifen nach ſich. Jetzt wurden an den Ufern die Gaslaternen angezündet, und die weißen ſtrahlenden Lichter machten eine unbeſchreibliche Wirkung gegen den noch immer röthlich gefärbten Nachthimmel und die dunkeln Maſſen der Häuſer.

Unterdeſſen hat ſich der Spaziergang gänzlich entvölkert; man iſt zur Tafel gegangen, in die Kaffees, in die verſchiedenen Theater. Ein italieniſches Kaffeehaus hat nicht viel bemerkenswerthes: die Räume ſind einfach, die Converſation wird ſehr leiſe geführt, und den größten Lärm machen die Kellner, die mit einem unnachahmlichen Aplomb Kaffee, Gefrorenes und dergleichen vor den Fremden hin lanciren, und

nachher die kleine Münze, die man allenfalls heraus bekommt, mit außerordentlichem Geschrei dem ganzen Kaffee verkündigen.

Was die dießjährige Theatersaison in Florenz anbelangt, so kann ich nicht viel rühmliches davon sagen. Pergola hatte einen ordentlichen Tenor, eine leidliche Prima Donna, die für eine Engländerin das Italienische recht gut aussprach und auch bei ihren Bravour-Arien gehörig ins Feuer kam; ihre Stimme ist schön, doch in den obern Lagen etwas schreiend. Gegeben wurde der oben schon erwähnte Trovadore, eine neue Oper, welche Verdi eigens für die jetzige Saison und Sänger geschrieben. Was die Musik anbelangt, so läßt sich nicht viel darüber sagen. Die Florentiner sind entzückt davon und meinen, sie sei fast besser als Luisa Miller; was indessen nicht hoch geschworen ist, denn Schillers Cabale und Liebe wurde von Meister Verdi mit einer Musik versehen, die über alle Beschreibung langweilig ist. Aber die Vergißmeinnicht-Romanze reißt den Troubadour durch, denn wenn die Musik derselben im letzten Act anhebt, so rückt der Italiener unruhig hin und her, hebt die Schulter in die Höhe, blickt schmachtend an dem Kronleuchter empor, und fühlt sich, indem er sagt: come è bello, für den ganzen Abend hinreichend entschädigt.

In Cocomero arbeitete eine französische Schauspielergesellschaft; sie gab unter anderm „Honneur et Argent" von Ponsard, ohne aber weder das eine noch das andere damit zu verdienen, denn der Beifall war verdientermaßen sehr gering und das Haus in allen Theilen wenig besetzt.

Im Theater Leopoldo mimte man neben einer unbedeutend und schlecht besetzten Oper den Meyerbeer'schen Propheten als Ballet, was schon der Mühe werth war angesehen zu werden. Leopoldo ist ein Theater vierten Rangs. Der Eintritt aufs Parterre kostet hier nach unserm Geld ungefähr 16 kr., und dafür hat man eine ganze Oper, freilich tant bien que mal, und ein Ballet von sieben bis acht Acten — in Summa ein Vergnügen, welches von 8 Uhr bis Mitternacht dauert. Das Publikum ist dabei sehr ungenirt, hat im Parterre den

Hut auf dem Kopf, ſpeist Feigen und Orangen, und treibt in den Zwiſchenacten allerlei erlaubte Kurzweil. Die Logen ſind, wie in den großen Theatern, von einander abgetheilt, und bei einem Stück wie der Prophet, welches die elegante Welt ebenfalls ſehen will, bemerkt man hier oft reiche und glänzende Toiletten, die dann ſeltſam genug mit dem Parterre contraſtiren. Auf den Zetteln für heute Abend war „il Sole" mit rieſengroßen Buchſtaben bemerkt, und ich bin überzeugt, daß dieſes bis jetzt hier noch unerhörte Schauſpiel die große Menge bedeutend anzog.

Das Ballet begann übrigens mit den Schalmeien der Hirten, wie die Oper ſelbſt, und ich glaubte ſchon aus der Muſik derſelben ein angenehmes Potpourri zu vernehmen; doch war dieſe Täuſchung bald zu Ende, und die allergewöhnlichſte Balletmuſik unterſtützte Pantomimiſten und Tänzer in ihren extravaganten Bewegungen. Uebrigens kommt jede Scene der Oper: Bertha wird von Overthal entführt, die drei Wiedertäufer reizen das Volk auf, und im zweiten Act erſcheint Johann von Leyden, ein außerordentlich gewandter Pantomimiſt. Decoration und Coſtüm mußte man wirklich ſchön und elegant nennen; auch waren einige Corpstänze, namentlich im zweiten Act, ſo meiſterhaft arrangirt, daß ſie das Publikum unter einem raſenden Beifallſturm da capo verlangte: und die armen Geſchöpfe auf der Bühne, außer Athem abgehetzt, zwangen ſich zu dem bekannten unheimlichen Lächeln und begannen aufs neue. Darin iſt das hieſige Publikum grauſam und will nicht begreifen, daß von denen droben manche Lunge kaum noch zu athmen vermag und manches Herz unter raſenden Schlägen zu erſticken droht. Fortgetanzt muß werden, worauf man dann freilich den Balletmeiſter, die Solotänzer, die Decorationen und Gott weiß was noch alles zum Dank herausruft. Johann von Leyden wurde übrigens vortrefflich gegeben, und ich hätte nie geglaubt, daß jemand ohne Worte und Geſang, blos durch Bewegung und Mienenſpiel, z. B. die Abſchiedsſcene von der Mutter, ſo wirklich ergreifend darzuſtellen im Stande wäre. Im dritten Act erſchien das Lager von

Münſter. Morgendämmerung; der Prophet ordnet ſeine Schaaren zum Sturm gegen die Stadt; der Hintergrund beginnt heller und röther zu werden, und das Publikum rückt unruhig auf ſeinen Sitzen hin und her, denn der große Augenblick naht, wo il Sole ſich präſentiren wird; endlich ſchießt ſie die erſten Strahlen empor. Auf der oberſten Gallerie des Hauſes ſieht man lachende Geſichter mit blinzelnden Augen, wie vom hellſten Sonnenlicht beſtrahlt. Die Lampen des Kronleuchters ſcheinen trüb und roth zu brennen. Unten iſt das ganze Haus wie mit gewaltigem Staub bedeckt, während ſich, im gleichen Verhältniß wie auf der Bühne die Sonne emporſteigt, die Strahlen immer tiefer und weiter ausbreiten. Das Parterre iſt vor Entzücken außer ſich; man dreht ſich herum, man lacht, man ſchreit, man hält die Hände vor das Geſicht, und ſelbſt glänzend angeſtrahlt erblickt man laut lachend den Nachbar, deſſen Geſicht ſo hell und roſig übergoſſen iſt wie an einem ſchönen Sonnentag — und die Sonne hier iſt nicht geizig; bei uns begnügt ſie ſich ein paar Zoll über den Horizont emporzuſteigen, dann fällt neidiſch der Vorhang; hier aber ſteigt ſie glänzend und ſtrahlend, ohne ein einzigesmal zu verſagen, bis hoch an den Himmel. Der vierte Act ſpielt auf der Straße. Fides ſammelt Almoſen ein, worauf ſich das Theater in eine prächtige Halle verwandelt — das Innere der Kirche darf in Italien begreiflicherweiſe hier nicht gezeigt werden — der Krönungsmarſch erſchallt diesmal wieder aus der Oper, und der Einzug des Propheten erfolgt in aller Pracht und Herrlichkeit. So lange der König von Zion ſein ländliches Coſtüm trug, die kurze Jacke, das enganliegende Beinkleid, hatten ſeine heftigen Bewegungen und Pantomimen durchaus nichts ſtörendes; ſobald er aber in langem weißem Gewand erſcheint und damit wie in einem weiten Schlafrock auf der Bühne umherrast, die Krone auf dem Kopf, Scepter und Kugel in der Hand und, wie namentlich im vierten Act, die ſchauerlichſten Grimaſſen ſchneidet, geht alle Illuſion verloren, und Johann von Leyden ſieht aus wie ein

wahnſinnig gewordener Kartenkönig; ſo geht denn auch die gewaltige Scene, wie er ſeine Mutter zum Niederknieen zwingt, faſt ſpurlos vorüber. Fides war in dieſem Augenblick ſchon beſſer und hatte in ihrem Spiel wirklich ergreifende Momente, ſo als er ſie fragte: „Liebteſt du dieſen Sohn?“ und ſie ihm antwortete: „Ob ich ihn liebte?“ Da war auf dieſem Geſicht eine wahrhaft rührende Innigkeit, Hingebung und Liebe zu leſen.

Im Duett und Terzett des fünften Acts iſt der Prophet aber nun ganz toll geworden, er raſet hin und her, ſo daß ſeine langen ſchleppenden Kleider weit von ihm abfliegen, die Krone wird mehreremal auf den Boden geworfen und wieder aufgeſetzt, mit ſataniſcher Freude und entſetzlichem Kopfnicken zeigt er dem Publikum die wohlgefüllte Pulvermine, alles ſoll zu Grunde gehen, tanzte er — alles — alles — alles — Verwandlung. — Der Tanzſaal. — Dieſe letzte Scene des Ballets beginnt mit einem großen eingelegten pas de deux, während deſſen der Prophet hinten an ſeinem Tiſch ſitzt, ſchmauſend und zechend; auch iſt er wieder ganz bon homme geworden und treibt mit den Tänzerinnen, die ihn bedienen, allerlei kleine unſchädliche Späße — bis zu dem großen Moment, wo die Künſtlerin vorne ihre letzte Verbeugung gemacht hat, und er nun hinten den Pokal ergreift, um Meyerbeers wunderbares Trinklied abzupantomimiren. Darauf geht die Geſchichte zum Schluß, wie wir bereits wiſſen. Die Dämpfe ſteigen aus dem Podium empor, rechts und links brechen die Wände auseinander, und im Hintergrunde brennt Münſter.

Obgleich es über den mir ſelbſt vorgeſteckten Rahmen dieſer Blätter hinausgehen würde, wenn ich mir erlauben wollte, über hieſige öffentliche Anſtalten, ſeien es auch nur einzelne Zweige, wie z. B. das Unterrichtsweſen, zu berichten, ſo kann ich doch nicht umhin, eine Anſtalt zu erwähnen, die im Auslande wenig bekannt, und doch, namentlich für Familien, die ſich längere Zeit hier aufhalten wollen, von großem Intereſſe iſt: es iſt dies nämlich ein Inſtitut für Knaben, von Familienvätern gegründet, welches den Zweck hat, die Kinder unter den

Augen ihrer Eltern in allen nöthigen Fächern der Wissenschaft so weit heranzubilden, daß sie von hier aus in jede höhere Lehranstalt des Auslandes eintreten können. Die Gesellschaft, welche begreiflicherweise nicht die Idee hat, bei dieser Anstalt etwas zu gewinnen, ja die im Gegentheil noch große Opfer bringt, wurde im Jahre 1838 von einigen Familienvätern allein in der Absicht gegründet, ihren Kindern eine gesunde, sorgfältige und christliche Erziehung zu verschaffen. Die meisten waren deutsche Protestanten oder Angehörige der englischen Kirche, doch wurden auch Katholiken aufgenommen, und viele italienische Familien dieser Religion ließen ihre Kinder dort erziehen; doch wurde es in jüngster Zeit den letztern verboten, ihre Kinder an dem Institut theilnehmen zu lassen. Dasselbe befindet sich in Florenz Casa Minucci Via dell' Ardiglione, ein schönes geräumiges Haus mit freundlichem Hofraume und Garten, welches von dem Directorium zu deren Zwecken erkauft wurde. Die Knaben haben hier lustige angenehme Schulzimmer und befinden sich, ohne im Raum beschränkt zu sein, beständig unter der Aufsicht ihrer Lehrer. Es gibt zwei Classen von Zöglingen: die einen, welche bei ihren Eltern wohnen und nur die Schulstunden besuchen, die andern aber, die eigentlichen Pensionäre, die gegen möglichst billige Vergütung im Schulhaus selbst untergebracht sind. Die Professoren der Anstalt sind mit größter Sorgfalt gewählt und sprechen alle deutsch. Der Stundenplan ist sehr reichhaltig: man lehrt Deutsch, Englisch, Italienisch, Französisch, Lateinisch und Griechisch, allgemeine Geschichte, Geographie, Naturwissenschaften, Mathematik, Zeichnen, Singen und Tanzen. Mehrere Stunden der Woche sind für gymnastische Uebungen aller Art bestimmt, und da tummeln sich denn die kleinen Kerle der verschiedensten Nationen lustig durcheinander, exerciren militärisch oder arbeiten an der Schwingstange und dem Kletterbaum. Es herrscht ein wohlthuendes angenehmes Verhältniß zwischen Kindern und Lehrern, und alles betrachtet sich wie zu einer einzigen großen Familie gehörend. Der Director des Comite's ist in diesem Augenblicke Hr. Dufresne, ein Genfer Kaufmann, dessen freundliche

liebenswürdige Perſönlichkeit wie ein guter Geiſt durch das ganze Inſtitut zu gehen ſcheint, und deſſen Herzlichkeit das Band der Liebe und Zuneigung feſter um Lehrer und Lernende zieht.

Viertes Kapitel.

Nach Carrara.

Die toscanische Eisenbahn. Warmes Herbstwetter. Pisa und Lucca. Die Fahrtaxe im Abstreich. al Signor Conte. Cecco und sein Barocino. Tolle Fahrt. Prachtvolle Aussicht von Monte di Ghieja. Pietra santa. Leben auf den Landstraßen. Massa und Carrara. Die zerstörte Capelle. Der Bildhauer Schlaraffenland. Hofer. Die Marmorbrüche. Ein Gastfreund.

Durch die Eiſenbahnen von Florenz nach Piſa und von Piſa nach Lucca iſt Carrara mit ſeinen berühmten Marmorbrüchen und zahlreichen Bildhauer-Ateliers der Arnoſtadt um ein bedeutendes näher gerückt, obgleich man noch immer eine gute Tagreiſe braucht, um dorthin zu gelangen. Der Bahnhof der toscaniſchen Central-Eiſenbahn liegt vor der Porta al Prado in der Nähe des berühmten Spaziergangs der Caſcinen. Das Bahnhofgebäude iſt ziemlich geräumig und beſteht neben den Warteſälen, den Zimmern für die Beamten ꝛc. aus einer geräumigen Halle, unter welcher der Zug hält und die Paſſagiere einſteigen; da man die Fahrbillets am Eingang in dieſelbe vorzeigen muß, wo ſie auch markirt werden, ſo wird niemanden ohne ein ſolches der Zutritt geſtattet, weßhalb es für begleitende Freunde einer beſondern Erlaubniß bedarf, um eintreten zu können. Reſtaurationen fehlen hier gänzlich, und der Fremde, der hierauf gerechnet, muß hungrig und durſtig abziehen.

Von Florenz führt die Eiſenbahn flach und eben durch das Arnothal faſt bis Piſa auf dem rechten Ufer dieſes Fluſſes. Als ich ab-

fuhr, lag Florenz in Nebel gehüllt, der von der Sonne niedergedrückt wurde, was einen schönen Tag versprach; nur die vielen Kuppeln und Thürme der zahlreichen Kirchen schimmerten deutlich hervor, das andere war ein graues Chaos von Häusermassen und Rauch, aus welchen die hellen und tiefen Töne der Glocken, da es gerade Sonntag war, unaufhörlich hervorklangen. Die Ausläufer der Apenninen hatten sich von oben herab schon etwas mehr geklärt, und hie und da glänzten die Spitzen derselben roth angestrahlt von der aufsteigenden Sonne; so malerisch und schön sich die zahlreichen Villen und Dörfer, im Einzelnen betrachtet, an den Abhängen dieser Berge ausnehmen, so stören sie doch den Gesammteffect der Landschaft; nirgends hat man eine ruhige sanfte Fläche, über welche das Auge so gerne hinschweift, über grüne Wiesengründe, durch dichtbelaubte Wälder, um droben auf der Höhe beim Anblick eines Schlosses, einer Ruine zu verweilen. Von weitem gesehen erscheint alles wie zerrissen und zerklüftet, und die Tausende von Häusern und Villen bilden überall Gruppen von weißen Punkten oder unregelmäßige Linien, welche die an sich so schönen Formen der Berge unruhig machen, ja fast zerstören.

Es war der sechste November, und die Luft so angenehm und warm, daß es mir in einem leichten Sommerrock nicht zu kühl war. An den Ufern des Arno saßen Gruppen von Männern, Weibern und Kindern, an einem andern Ort spielten junge Bursche in Hemdärmeln mit hölzernen Kugeln, welche sie so dicht wie möglich an die Mauer irgend einer alten Kapelle warfen — ein Spiel, das man, so glaube ich, bei uns „Anwerfen" nennt; barfüßige Kinder standen dabei und schienen an ihrer sehr dünnen Bekleidung vollkommen genug zu haben, und doch war es auch hier schon Winter; der Boden bedeckt mit den gelben und rothen Blättern der Castanien, Ulmen, Eschen, kurz all der Bäume, die auch hier in der kalten Jahreszeit ihr Laub verlieren; die immergrünenden Bäume und Gebüsche aber, die dazwischen stehen, Steineichen, Lorbeeren, sowie die colossalen Epheuranken, welche ganze Stämme umwunden haben und das abgefallene Laub derselben voll-

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Beruf.

In den für mich so denkwürdigen Tagen, wo ich Schulbank und Spielplatz verlassen mußte, um als Glied in die Kette einzutreten, an der unter dem Namen Geschäftsleben die ganze Welt zappelt und vergebens nach der verlorenen Freiheit ringt, in jener Zeit war noch viel weniger als jetzt von einer Kunst die Rede, in der man es freilich bis auf diesen Tag noch nicht weit gebracht hat. Ich meine die Kunst, den Kopf eines Menschen mit einigen gewandten Griffen zu betasten und ihm genau zu sagen, welche Anlagen er besitzt, welche Fähigkeiten er auszubilden hat und welches Geschäft er ergreifen muß, damit er später nicht, gleich so Vielen, über verfehlten Beruf zu klagen haben möge. Wäre es aber auch damals möglich gewesen, mir nach den Auswüchsen meines Kopfes genau zu sagen, wozu ich befähigt sei, so hätten es mir doch die Verhältnisse nicht

ſtändig erſetzen, machen den Anblick der Gegend hier ſo maleriſch und ſchön; es liegt das wie aller Effect in den Contraſten, und man kann nichts ſchöneres ſehen als dort z. B. jenes weiße Haus mit ſeiner weit vorſpringenden Veranda, deren Laubdach theils auf alten grauen Holzſtämmen, theils auf roh gemauerten Pfeilern ruht. Unter den Fenſtern hängen Welſchkornkränze von goldgelber Farbe, wilde Reben, die leicht über eine niedrige Mauer geſchlungen ſind, ſehen glänzend roth aus, und während ſich eine mächtige immergrüne Eiche wie liebend über das Dach hinneigt, ſtehen vorn am Eingange des Gehöftes zwei ſehr hohe ſchwarze Cypreſſen ernſt und unbeweglich, das Koſen der milden Luft, welches die andern Blätter leicht erzittern läßt, macht auf ſie keine Wirkung, und ſie verharren ungerührt, finſter, ja melancholiſch; es iſt noch ein Glück, daß ein junges hübſches Mädchen mit üppigem Haarwuchs und ſchwarzen, glänzenden Augen an einem dieſer mürriſchen Stämme lehnt und lachend „Dio mio" ruft, während wir vorüber ſauſen. Die Rebgewinde haben auch ſchon meiſtens ihre Blätter verloren, und man ſieht deutlicher ihre phantaſtiſchen und ſeltſamen Verſchlingungen. Wenn ich ſo die alten Maulbeerbäume anſehe, welche geduldig die Umarmungen der Rebe ertragen, ſo kommt es mir oft vor, als thäten ſie das nur zu ihrem eigenen Vergnügen, und als hielten die bejahrten Stämme zuweilen eine kleine Tanzpartie und gebrauchten hierzu die Rebe als Guirlande oder Blumenkranz.

Doch wir ſind bereits dritthalb Stunden gefahren, immer an ähnlichen Gegenſtänden vorüber, die ſich mit geringen Abwechslungen gleich bleiben, und haben Piſa erreicht, wo man beim Ausſteigen durch eine faſt undurchdringliche Schaar von Kutſchern und Dienſtfertigen aller Art, die uns ſelbſt und unſer Gepäck davonführen wollen, aufgehalten wird. Piſa iſt für ſeine jetzige Bevölkerung viel zu groß, und ſeine Straßen liegen deßhalb öd und leer; man kann dieß ſelbſt vom dortigen Lungarno ſagen, der übrigens weit ſchöner und prachtvoller iſt, als der Florentiner; wenige Spaziergänger ſieht man hier

in gewöhnlichen Stunden, ſelten raſſelt eine Equipage über das Pflaſter, und die großen Paläſte und Häuſer an den Quais ſtehen da ernſt und trauernd. Uebrigens iſt Piſa bekanntermaßen eine ſchöne und ſehr merkwürdige Stadt, im Sommer beſucht von zahlreichen Fremden, welche die milde, einer kranken Bruſt ſo zuträgliche Luft einathmen und ſich am Anblick der alten herrlichen Bauwerke, des Campo ſanto, der Kathedrale und des ſchiefen Thurmes ergötzen. Ach! mit dem Bild des ſchiefen Thurmes tritt mir eine Erinnerung aus der Jugendzeit ſo lebhaft vor die Seele! Ich hatte denſelben auf einem Schreibheft abgebildet, konnte nicht begreifen, warum er in ſolcher naturwidrigen Haltung nicht umſtürze, und verſuchte eines Tages den Baumeiſter, der vielleicht Zufall heißt, auf meinem Schreibheft zu verbeſſern, indem ich den ſchiefen Thurm durch einige dicke Tintenſtriche an der überhängenden Seite mit einem ſoliden Strebepfeiler unterſtützte; dieß trug mir übrigens tüchtige Klapſe ein, was aber unter anderm den Vortheil hatte, daß ich Piſa und ſeinen ſchiefen Thurm niemals vergaß.

Der Eiſenbahnhof nach Lucca liegt in Piſa entgegengeſetzt von dem Florentiner, und man muß die ganze Stadt durchfahren, um dorthin zu gelangen; er iſt klein, etwas kümmerlich, und ſieht ſehr proviſoriſch aus. Nach Lucca kommt man in ungefähr dreiviertel Stunden durch eine wunderſchöne und reizende Gegend; die Bahn führt meiſtens an den Bergabhängen hin, die mit Schlöſſern, Thürmen, kleinen und großen Villen überſäet ſind, und bekleidet mit einer mannichfaltigen jetzt noch tief grünen Vegetation; klare Waſſer ſtürzen aus den Schluchten hervor, und eilen unter der Bahn durch in das flache Land, das ſich auf unſerer Linken in einer unabſehbaren Ebene bis zum Meer hinausſtreckt. Um Lucca treten die Berge etwas zurück; es iſt eine eigenthümliche Stadt, die man, einmal geſehen, nicht ſo leicht wieder vergißt; einſt eine Feſtung hat es ſeine Gräben und Wälle behalten, und letztere, aus grauen Mauern beſtehend, erheben ſich in langen, geraden und regelmäßigen Linien ringsumher aus der

Ebene, ſo die Stadt umgebend. Dieſe Wälle ſind Spaziergänge, mit hohen, dichtbelaubten Bäumen bepflanzt, weßhalb man von außen von Lucca wenig mehr ſieht als die gerade graue Mauer mit ihren Baumreihen, und über ſie hinaus ragen die Thürme einiger Kirchen.

Nur bis hieher konnte ich die Eiſenbahn benutzen und mußte meinen Weg über Pietra ſanta nach Carrara auf einem Miethwagen fortſetzen. Um einen ſolchen zu erlangen, ließ ich mich in die Stadt hineinführen vor eines der Wirthshäuſer, wo ſich Vetturini und Kutſcher zu verſammeln pflegen, und war auch im Augenblick meiner Ankunft von einer ſolchen Schaar dienſtfertiger Geſellen umgeben, die einander wegſtießen, ſich verdrängten und mir mit ſo gellender Stimme und lautem Geſchrei ihre Wagen und Pferde anprieſen, daß ich genöthigt war, mir eine Zeitlang die Ohren zuzuhalten. Dabei war es ein completer Abſtreich um meine werthe Perſon, und wenn mich einer um 10 Paoli haben wollte, ſo verlangte der andere 9, ein dritter 8 und ein vierter 7; ich glaube, wenn ich den Spaß länger ertragen hätte, ich wäre umſonſt gefahren worden, ich würde noch Geld dazu erhalten haben. Die Kerle, die mich übrigens in ganz kurzer Zeit von einem einfachen Signor zum Cavaliere und Signor Conte vorrücken ließen, drängten ſich mir gar zu pöbelhaft auf den Leib, und als ich über ſie hinweg nach einem rettenden Gegenſtand blickte, bemerkte ich auf der Treppe des gegenüberliegenden Hauſes einen kleinen unterſetzten Kerl mit einem grauen Calabreſer auf dem Kopfe und angethan mit carrirter Jacke wie ſie die engliſchen Stallleute zu tragen pflegen; um den Hals hatte er trotz des warmen Tages einen dicken Shawl geſchlungen und kauete an dem Reſte eines ſogenannten Rattenſchwanzes. Als ich ihn anſah, zuckte er die Achſeln, ſchloß gegen die mich umgebende Menge verächtlich die Augen, indem er mir durch Pantomimen ſagte: er fahre mich um ſechs Paoli. Der Mann gefiel mir, ich brach mir gewaltſam Bahn durch den Kreis der andern Kutſcher und ging mit jenem davon; natürlicherweiſe wurden ihm einige ſehr unſaubere Redensarten nachgerufen, und einer ſagte mir bos-

hafter Weiſe, man zahle hier nie mehr als fünf Paoli für eine Fahrt nach Pietra ſanta. Mein Mann ließ ſich aber durch alles das nicht aus dem Gleichmuth bringen, er ſchritt ſtill lächelnd vor mir dahin, wobei er übrigens mit allen Leuten, die ihm begegneten, ſehr bekannt that; ſo grüßte er auch alle hübſchen Mädchen, die ihm begegneten, bald mit irgend einem Wort, bald indem er das linke Auge vertraulich gegen ſie zukniff. Es war gut, daß ich in Lucca nicht bekannt war, ſonſt hätte ich in dieſer Geſellſchaft leicht in übles Gerede kommen können. Der Wagen, den er mir als unſere Reiſe-Equipage vorſtellte, war nichts mehr und nichts weniger, als ein einfacher Parocino, d. i. ein zweirädriger Karren mit einem Sitze, der in Riemen hängt, und deſſen Gabelbäume hoch auf dem Packſattel eines der kleinen lebhaften Pferdchen befeſtigt werden, wodurch das ganze Fahrzeug ſehr hinten überhängt, was namentlich beim Bergſteigen äußerſt unbequem iſt. Während mein Kutſcher, er hieß Cecco, ſein Gefährte herrichtete, machte ich einen Gang durch die Stadt. Die Straßen von Lucca waren zu keiner Zeit ſehr lebhaft, und liegen nun, ſeit der früher hier regierende Herzog Parma übernommen und dort reſidirt, in troſtloſer Oede und Einſamkeit. Während der Sommer- und Bade-Saiſon wird es freilich anders ſein, denn die Bäder von Lucca haben immer noch einen guten Namen, und ſollen recht beſucht ſein.

Unterdeſſen hatte mein Cecco ſein Pferd eingeſpannt; ich beſtieg den ſchwankenden Sitz, er warf ſich neben mich hin, und nachdem er mich ermahnt, recht feſt zu ſitzen, ging es vom Fleck aus im vollen Lauf durch die engen und winkligen Straßen Lucca's hindurch über das glatte Pflaſter hinweg. Ich muß geſtehen, daß ich mich zuweilen ſcheu umblickte, denn ich konnte die Idee nicht unterdrücken, es müſſe an der oder jener Ecke nothwendigerweiſe irgend etwas von uns hängen geblieben ſein; Cecco aber lächelte vergnügt zu meinen Blicken, ſchnalzte mit der Zunge, zerrte an ſeinen Zügeln und knallte mit der Peitſche. Ich habe nie einen Kerl von größerer Lebhaftigkeit geſehen, nicht eine Secunde lang konnte er ruhig ſitzen bleiben; bald wandte

er ſich rechts, bald links, bald rückwärts, jetzt ſchaute er zu den Rädern hinab, dann ſtand er auf um ſich den Kopf ſeines Pferdes in der Nähe zu betrachten, kurz, er fuhr beſtändig auf ſeinem Sitz hin und her wie — doch ich hätte mich faſt eines unziemlichen Ausdrucks bedient.

Von Lucca aus führt die ſchöne breite Straße eben bis an den Fuß des Gebirges an zahlreichen Villen vorbei, durch kleine Dörfer unter hochſtämmigen Bäumen dahin, die ſich oben zuſammenneigen und ſo ein Laubdach über unſere Wege bilden. Da es, wie ſchon geſagt, Sonntag war, ſo befand ſich ein großer Theil der Bevölkerung auf der Straße, theils ſpazieren gehend, theils in lebhafter Unterhaltung auf den Mauern und Wegſteinen ſitzend, oder auch gruppenweiſe in der Mitte der Straße ſtehend, was meinen Cecco jedesmal veranlaßte, mit vielem Geſchrei an ihnen vorüber zu fahren. Unter den Weibern und Mädchen der Umgegend von Lucca ſah ich viel mehr ſchöne Geſichter und Figuren als in der Nähe von Florenz, zuweilen bemerkte man wahrhaft herrliche Geſtalten junger Mädchen, mit aufgelegtem Arm nachläſſig an einen Thürpfoſten gelehnt, die, wenn wir vorüberrollten, langſam, faſt träge den Kopf aufhoben, dagegen unter den dunkeln Wimpern einen Blick hervorſchießen ließen, der von großer Wärme und Lebhaftigkeit zeugte. Nach einer kleinen Stunde faſt unaufhörlichen Galeppirens unſeres Pferdchens erreichten wir den Monte di Chieſa, den ich, um das arme Thier etwas ausruhen zu laſſen, zu Fuß hinanſtieg.

Man kann ſich nichts lieblicheres und ſchöneres denken, als dieſen Weg. Kaum hat man die erſten Krümmungen deſſelben hinter ſich, ſo iſt das Thal, welches wir ſo eben verlaſſen, unſern Blicken gänzlich entſchwunden, und wir befinden uns plötzlich in einer feierlich ſtillen gewaltigen Bergnatur; murmelnde Quellen rieſeln von den Höhen herab uns entgegen und würden uns gewiß viel ſchönes erzählen, wenn wir ihre Sprache verſtänden; die Bergwände, welche dicht neben der Straße ſteil in die Höhe ſteigen, ſind dicht mit Büſchen und Bäu-

men bedeckt, und auf der dunkeln Farbe der immergrünen Eichen und des Lorbeers zeichnen sich die Blätter des Olivenbaums mit ihrem grauen Schimmer, sowie die gelben und rothen Blätter der andern schon herbstlich gefärbten Waldbäume so mannichfaltig und prächtig ab. Die Ränder des Wegs sind mit allerlei wildwachsenden Blumen bedeckt, die ihre weißen Sterne und blauen Glocken hier cokett aufrecht tragen, dort sinnend, vielleicht trauernd herabhängen lassen. Da es bereits 4 Uhr war, so neigte sich die Sonne stark abwärts und war schon hinter dem Monte di Chiesa, den ich eben erstieg, verschwunden; die Schellen von Ceccos Pferd hörte ich nur noch in weiter Entfernung klingeln, und da sonst kein Fuhrwerk auf der Straße war, so befand ich mich ganz allein in diesen Bergen, zwischen diesen Schluchten, die schon mit tiefen Schatten bedeckt waren — allein mit meinen Gedanken, welche, ich will es gestehen, am heutigen Tage zu meiner ernsten, ja finstern Umgebung vortrefflich paßten. Glücklicherweise hatte mich die Sonne noch nicht ganz verlassen, sondern sandte durch eine Oeffnung in den Bergen einen kleinen glänzenden Strahl ihres freundlichen Lichts, der die Spitzen der höher gelegenen Felswände prächtig vergoldete. Unten Nacht und Schatten, von oben Licht und Hoffnung, ein Bild unseres Lebens.

Wenn man den Monte di Chiesa hinaufgestiegen ist, und endlich auf die Höhe gelangt, so wird man durch die prachtvolle Aussicht, die man hier oben hat, vollständig belohnt; ein reicheres und herrlicheres Panorama kann man nicht leicht sehen. Da wo sich der Weg wieder abwärts neigt, steht eine kleine Capelle mit einem Vordach, welches auf dunkeln grauen Säulen ruht. Da an dem Kirchlein setzt' ich mich nieder und blickte lang hinab auf die Kuppen und Abhänge des grünen Bergs, zwischen welchen sich der Weg wie eine gelbe Schlange in vielfacher Bewegung durchwindet, bis er endlich in einem kleinen Dörfchen, dessen rother Kirchthurm freundlich emporblickt, scheinbar verschwindet und zu Ende ist; aber nur scheinbar, denn wahrscheinlich ermüdet von dem Bergsteigen, will er ein bischen faullenzen und ver-

liert ſich im flachen Land am Fuß der Felswand unter Olivenbäumen und Lorbeerſträuchen.

Vor uns bildet der Monte di Chieſa eine gewaltige Schlucht die ihren Fuß auf die Ebene vor uns ſetzt und uns ſo einen Blick geſtattet weit über das flache Land hinaus bis zum Meer hin, das am Horizont in Wolken und Nebelmaſſen zu verſchwinden ſcheint.

Die Färbung war unnennbar ſchön: durch die untergehende Sonne wurde ein Theil des Himmels mit einem Glanz beſtrahlt, der von der Farbe des Goldes langſam in das feinſte Roth überging, wodurch die dunkelblaue Luft, da wo ſie mit jenem Colorit zuſammentraf, hell ſeegrün erſchien; all dieſe Farben nun ſpiegelten ſich in den zahlreichen Waſſergräben, in den Lachen der Sümpfe und Reisfelder wieder, womit die Ebene bedeckt war, und ſo glänzte es da unten in Gelb, Roth, Grün, Violett, als ſei die ganze Fläche weit hinaus mit ungeheuern Stücken Perlmutter überſäet, und am Horizont erſchien das Meer wie eine Einfaſſung von dunkelm Stahl, von dem die Flammen eines ungeheuern Brandes abſtrahlen.

Mit einem Gefährt wie das unſrige kann man in der Ebene raſch vorwärts kommen, bergauf und bergab geht es ſehr langſam, was übrigens meinen Cecco ſehr ungeduldig machte. Da ich ihm auf ſeine vielen Fragen wenig Antworten gab, ſo unterhielt er ſich meiſtens mit ſeinem Pferd, welches er denn auch, ſobald wir wieder in der Ebene angelangt waren, bald mit Schmeicheleien, bald mit Schimpfworten zu neuem und eiligem Lauf antrieb; jetzt behauptete er, das Pferdchen ſei ſeine theuerſte Freundin, ſeine liebe Emilia; doch meinte er gleich darauf, es ſei eigentlich doch wohl nur aus einer Hunderace entſproſſen, und die niederträchtigſte Beſtie, die auf der ganzen weiten Welt zu finden ſei; dabei hatte er aber noch vollkommen Zeit, kein Mädchen ungeneckt ihres Wegs ziehen zu laſſen, bald warf er ihnen Kußhände zu, bald knallte er nach ihnen mit der Peitſche, und wenn wir zufällig einen jungen Menſchen erreichten, der mit ſeiner Freundin von der Chauſſee in einen Feldweg einbog, ſo ſang

er ihnen eine Strophe irgend eines unüberſetzbaren italieniſchen Liedes nach.

So rollten wir, den Monte di Chieſa hinter uns, zur Rechten die Bergwand, zur Linken die Maremmen und Reisfelder, auf der ebenen Landſtraße dahin; die Luft war ſo klar und rein, daß man jedes Baumblatt ſcharf abgezeichnet ſah und den Draht des Telegraphen neben uns weit hinaus mit den Augen verfolgen konnte. An der Straße ſtanden hohe Ulmen, die ihre Kronen zu einander neigten und deren Stämme ſtundenweit durch Reben mit einander verflochten waren; dabei wurde die Färbung in der Luft, auf der Ebene und an den Bergwänden mit jedem Augenblick glühender, und war ſo weich, duftig und warm; gegen Weſten lag auf dem Himmel ein wahrer Goldgrund, auf welchem ſich Häuſer, Bäume ſcharf und ſchwarz abzeichneten. Neben der Straße ſah ich zuweilen einen einſamen dunkeln Nachen auf ſo hellem und ruhigem Waſſer liegen, daß ſein Schatten nicht einmal eine leiſe zitternde Bewegung zeigte. Inſecten ſummten um uns her, und von fern und nah vernahm man den melodiſchen Klang der Glocken, welche das Ave Maria läuteten. Es lag ein unnennbarer Friede über der ganzen Natur, der ſich aber in Ernſt und Trauer verwandelte, ſowie die himmliſchen Lichter rings umher ausgelöſcht waren und die grauen Abendnebel aufſtiegen. Zu dieſer Stunde fuhren wir überdies noch durch einen dichten Olivenwald, der an ſich ſchon etwas düſteres und melancholiſches hat. Wenn ſich das Blatt dieſes Baumes, auf anderm Grün geſehen, mit ſeinem grauen Schimmer freundlich ausnimmt, ſo gibt auch eben dieſe graue Farbe da, wo die Bäume dicht bei einander ſtehen, denſelben etwas unbeſtimmtes, und ſie erſcheinen wie in graue Schleier gehüllt, wobei ein ſolcher Wald einen eigenthümlichen, obgleich nicht unangenehmen Duft aushaucht. Ein Muttergottesbild von weißem Marmor, bei dem wir vorbeirollten, und vor welchem Cecco ehrerbietig ſeinen Hut abzog, hatte in dieſer Umgebung etwas unendlich verſöhnendes.

Pietra ſanta, ein kleines Städtchen mit hohen Mauern und feſten

Thoren, erreichten wir bei völliger Nacht, was übrigens meinen Kutscher nicht abhielt, auch ohne Wagenlaterne im gestreckten Lauf hindurch zu fahren. Ich wußte wohl, daß Pietra santa einen sehr guten Gasthof hatte, „Alla Posta" bei Bertolani Fratelli, leider hatte ich aber diesen Namen vergessen, und obgleich ich nach der ersten Locanda verlangte, führte mich Cecco dennoch nach einer kleinen Kneipe, wo es, seiner Aussage nach, vortrefflich sein sollte. Nachdem ich einmal dort abgestiegen war, ließ man mich auch nicht mehr fort, und als ich in einem finstern Erdgeschoß ein sehr schlechtes Nachtessen verzehrt und meine Cigarre angezündet hatte, um noch einen kleinen Spaziergang zu machen, war es für mich ein unangenehmes Gefühl, nach einigem Umherschlendern das Haus Bertolani zufälligerweise aufzufinden, welchem der breite erhellte Thorweg, freundliche Gastzimmer und anständige Kellner ein so wohnliches Ansehen gaben.

Am andern Morgen setzte ich meine Fahrt nach Carrara wieder auf einem Parocino fort, doch war mein Kutscher diesmal ein alter gesetzter Mann mit geflickter Jacke und grauem unrasirtem Kinn. Sein Pferd paßte vortrefflich zu ihm und zeigte durchaus keine Neigung zu den schnelleren Gangarten; dagegen scheute es vor jedem Stein, vor jedem Wassergraben, und zeigte beim Stehenbleiben eine große Vorliebe für retrograde Bewegungen. So klepperten wir vorwärts, und unser langsames Fahren hatte den Vortheil, daß ich mit größerer Bequemlichkeit die immerfort schöne Gegend betrachten konnte. Hier hat alles ein malerisches und eigenthümliches Ansehen, jedes Haus, jeder Stall, jede Mauer würde sich ohne Zuthat allerliebst in einem Bild ausnehmen. Mit den Welschkornkolben verzieren sie dergestalt die Façaden ihrer Wohnungen, daß sie der ganzen Architektur genau folgen, wodurch die Gebäude mit einer goldgelben Farbe überzogen zu sein scheinen; auch die Staffage dieser Landschaft ist so bunt und mannichfaltig, die leichten Parocino's, die uns im vollen Lauf begegnen, die Pferde mit blankem Messinggeschirr und Schellen behängt, oben auf dem Kammdeckel nicht selten mit einer kleinen Wind-

fahne verſehen, führen bald eine einzelne Perſon in brauner Sammetjacke und ſpitzem Hut, oder ſind zuweilen beladen mit einem halben Dutzend ſtämmiger Kerle oder gewichtiger Weiber. Auch altväteriſch gebaute Miethkutſchen kommen uns langſam entgegen, der Wagenkaſten ſchwankt bedeutend hin und her, die Pferde laſſen ihre Köpfe hängen, und der Vetturin, die Cigarre im Mund, zuckt vergeblich aufmunternd an den Zügeln. Oft iſt die Straße weite Strecken bedeckt mit zahlreichen Ochſenkarren, welche Holz, Erde und Steine führen, die Thiere ſind meiſtens weiß, Räder und Geſtell zinoberroth angeſtrichen, und hoch oben auf der Ladung ſitzt der Fuhrmann und lenkt das Ganze mit einer langen zugeſpitzten Stange und einem ausdrucksvollen Zungenſchnalzen.

Bald hatten wir Maſſa Carrara erreicht, einen der lieblichſten Punkte, die man auf dieſer Erde ſehen kann. Die Stadt iſt in einer Schlucht an den Berg hinangebaut, der oben gekrönt iſt von den rieſenhaften Trümmern einer ehemaligen Feſtung, vorne öffnet ſich dieſe Schlucht auf die Ebene und das Meer, und iſt bis tief hinab angefüllt mit Orangen, Citronen und Lorbeeren mit duftenden Blüthen und goldgelben Früchten. Es iſt eigenthümlich, daß das ganze Maſſa Carrara etwas ruinenartiges hat, und es iſt auch wohl hauptſächlich das, was ihm neben ſeiner prächtigen Lage einen ſo beſondern Reiz verleiht. Wohl gibt es Straßen in der Stadt, die ſehr wohnlich und gut erhalten ſind, doch außerhalb der Mauern ſieht man Veranden, Thorbogen, Garteneinfaſſungen in Ruinen, was um ſo mehr auffällt, als das Baumaterial vielfach weißer Marmor war, und man oft an zierlichen Treppen, an ſchlanken Säulen erkennen kann, wie ſorgfältig die Gebäude einſtens aufgeführt wurden, die man nun in Trümmer zerfallen ließ. Aber die Natur hat mit liebender Hand dieſe Wunden zuzudecken gewußt, und es beſchleicht uns nur zuweilen ein Gefühl der Wehmuth, wenn wir in einen Garten hineinblicken, deſſen marmornes Thor niedergeſtürzt iſt, deſſen Mauer zertrümmert daliegt, und wenn wir ſehen, daß ihre Stellen ſo freundlich eingenommen wurden von

erlaubt, ein anderes Geschäft zu ergreifen, als wozu mich die Vorsehung und einiger Geldmangel bestimmt hatten.

Ich hatte keine Eltern mehr und befand mich im Hause und unter der Aufsicht einer Tante, die Wittwe war und einen kleinen Laden führte, wo ich ihr in meinen Freistunden hülfreiche Hand leistete. Ich fertigte ausgezeichnete Papierdüten und hatte es schon so weit gebracht, daß ich ein Pfund Zucker oder Kaffe abwiegen konnte, als die Zeit herankam, wo ich in's Leben treten sollte. Meine Großmutter hatte damals ihren Wohnort im Hause meiner Tante aufgeschlagen. Es war eine gute alte Frau, mit der ich aber nie im besten Einverständnisse lebte. Noch sehe ich sie auf ihrem großen geschnitzten Lehnstuhle sitzen, auf einem Kissen von gestreiftem Kattunzeug, das sie alle Sonnabend zu einer bestimmten Stunde mit einem frischen Ueberzuge versah. Neben ihr auf dem Tische lagen mehrere Sammlungen alter Predigten, die sie Gott weiß wie oft schon durchgelesen hatte. Auf dem obersten dieser Bücher lag eine silberne Brille, die sie beim Lesen gebrauchte. Ihr Anzug stammte aus der Zeit ihrer Jugend und wurde zum Theil aus einer kleinen Eitelkeit beibehalten; sie behauptete, die jetzigen Trachten seien geschmacklos und häßlich, und wenn sie auf dieses Kapitel zu sprechen kam und gut gelaunt war, vertraute sie mir oftmals, was für ein schönes Mädchen sie gewesen sei und welches Aufsehen sie in ihren dermaligen Kleidern

duftenden immergrünen Bäumen, die ſich jetzt ſtatt des Thors am Eingang gegen einander neigen, oder von wehendem überhängendem Rebenlaub, welches nun die Stelle der Mauer vertritt. Ich hatte den Lorbeer nie ſo ſchön und kräftig wachſen ſehen wie in der Umgebung von Maſſa Carrara, und es erregt ein eigenthümliches Gefühl, wenn man draußen vor der Stadt kleinen Kindern oder Weibern begegnet, die auf ihrem Kopf ein großes Bündel dieſer edlen und ſchönen Zweige mit ihrer runden dunkelrothen Frucht tragen, wie man bei uns zu Land ein Bündel Reiſig oder Tannenholz mit ſich nimmt.

Der Platz vor dem Schloß hin iſt mit einer zweifachen Allee von großen ſtarken Orangenbäumen umgeben. Es iſt dieß ſelbſt hier in Italien eine Merkwürdigkeit, denn wo man ſonſt kräftige Bäume dieſer Art ſieht, iſt das an Plätzen, wo ſie durch eine Mauer, einen Fels oder dergleichen vor der rauhen Witterung einigermaßen geſchützt ſind. Ehemals befand ſich auf einer Seite des Schloßplatzes in Lucca eine kleine Capelle, welche von den Franzoſen zerſtört und niedergeriſſen wurde; ſpäter füllte man dieſe Lücke ebenfalls mit Orangenbäumen aus, doch wollten ſie nie recht gedeihen; ich ſah das heute wieder, denn während die Kronen der andern Bäume voll und rund ſind, auch im ſaftigſten Grün prangen, vegetiren die an jenem Platz kümmerlich fort mit kahlen Aeſten und gelbem Laub. Natürlich behauptet der Volksglaube, der heilige Grund der zerſtörten Capelle räche ſich hierdurch an den armen und unſchuldigen Bäumen; die Wahrheit aber iſt, daß ſie durch eine Häuſerlücke, ihnen gerade gegenüber, von den Nordwinden beſtrichen werden, die zuweilen ſehr kalt von den Gebirgen herabwehen.

Jenſeits der großen Brücke aus weißem Marmor, welche ſich über einen ſchäumenden Waldbach ſpannt und den Berg von Maſſa mit La Foce verbindet, welche durch eine tiefe Schlucht geſchieden ſind, fanden wir einen umgeworfenen Reiſewagen, deſſen beide linke Räder zerbrochen waren, und der ſich an einer ſehr abſchüſſigen Stelle mit dem Wagenkaſten an das Mauergeländer lehnte; glücklicherweiſe war kein

weiteres Unglück vorgefallen, und die vier Paſſagiere deſſelben umſtanden lachend ihr Fuhrwerk, während der Kutſcher fluchend bemüht war, das Gepäck herabzuwerfen. Mir unbegreiflicherweiſe hatte dabei nur der Telegraphendraht Schaden gelitten, denn er war an dieſer Stelle zerriſſen und hing neben dem Wagen herab.

Meinem alten Kutſcher voraus ſtieg ich zu Fuß den Berg hinan, um droben von der Höhe von La Foce die herrliche Ausſicht einen Augenblick genießen zu können. Tief unter ſich hat man auf der linken Seite Maſſa Carrara, und ſieht jetzt ſo deutlich, wie es an den Bergen angebaut iſt, unten die Stadt mit ihren gelben und weißen Häuſern in einer Felſenſchale voll des ſchönſten und friſcheſten Grüns liegend, oberhalb derſelben das Schloß aus röthlichem Stein erbaut, mit ſeinen vielen Bogen, Gewölben und großen Fenſtern, und endlich auf der Spitze des Bergs die alte Feſtung, eine ſchwere dunkelgraue Maſſe, deren Formen ſich ſcharf auf dem blauen Himmel abzeichnen; vor uns flacht ſich das Gebirge ab, die Berge werden Hügel, die Hügel immer flacher und ebener, in unſerer Nähe ſehen wir alles das in hell- und dunkelgrün gekleidet, weiterhin wird es violett und grau, bis unten in der Ebene die letzte Farbe vorherrſcht, und alles wie Nebel und Duft erſcheint, wie ein grauer koloſſaler Schleier mit einzelnen Licht- und Schattenpunkten, der endlich am Horizont eingefaßt iſt von dem ſilberglänzenden Meere.

Der Bergrücken von La Foce trennt die beiden Thäler, in denen Maſſa Carrara und Carrara liegt, und kaum iſt man die erſten Windungen der Straße hinabgefahren, ſo erblickt man auch den letztern Ort ſchon vor ſich: ein Mittelpunkt von weißen und grauen Häuſern, überragt von ein Paar nicht all zu hoher Kirchthürme, um welche herum zerſtreut andere Wohnungen liegen, die ſich auf einigen Seiten als ſchmaler Streifen in die Schluchten des Gebirgs fortſetzen. So liegt Carrara vor uns tief gebettet zwiſchen hohen ſtarren Felsmaſſen, die unten, wie alles übrige Gebirg, grün und grau erſcheinen, oben

aber ſchon von weitem ſeltſam erſcheinende glänzendweiße Flecke, Riſſe und Linien zeigen, welche vollkommen das Anſehen haben, als ſei da und dort in Schluchten und Höhlen eine beträchtliche Menge Schnees liegen geblieben. Die warme klare Luft aber und die grünen Bäume ſprechen vom Gegentheil und haben vollkommen recht, und was wir dort vor uns ſehen, ſind die berühmten Marmorbrüche von Carrara, von denen immer neue vor unſere Augen treten, ſowie wir uns dem Thale nähern.

Wenn bei uns ein junger angehender Bildhauer ſeine erſten Phantaſien in grauem Thon ausarbeitet, der ſpäter beim Brennen öfters eine andere Form annimmt als der Künſtler gewollt und z. B. ein edel gedachtes Geſicht einigermaßen verzerrt wiedergibt, oder wenn er einmal ſo glücklich iſt, einen kleinen Entwurf ausführen zu dürfen, und nun am ſpröden deutſchen Sandſtein herumhämmert, ſo denkt er ſeufzend an ein Schlaraffenland, aber nicht an das, wo der große Mandelkuchenberg exiſtirt oder wo die gebratenen Tauben und gebackenen Ferkel inſtändigſt bitten, man möge ſie verzehren, ſondern er denkt an ein Land, wo die Felſen aus dem ſchönſten weißen Marmor beſtehen, wo die Straßen mit dieſem edeln Material bedeckt ſind, wo ſelbſt ganze Häuſer oder doch wenigſtens ſämmtliche Treppen, Thür- und Fenſtereinfaſſungen, Thorbogen, Mauern, Fußpfade, Brunnentröge aus dieſem glänzend weißen Stein beſtehen — kurz er denkt an Carrara. Und es iſt hier in Wahrheit ſo. Sowie man die Stadt betritt, ſchreitet man über Marmorſteine durch Marmorſtaub bei großen Haufen zerſchlagener Stücke vorbei, die vor den Ateliers liegen und genau wie weißer Zucker ausſehen; aus den meiſten Häuſern, namentlich in der äußern Stadt, ſchallt uns der Schlag der Hämmer, das Knirſchen der Marmorſäge entgegen, wo wir in eine weitgeöffnete Thüre hineinblicken, ſehen wir zahlreiche Künſtler an der Arbeit; dort arbeiten gewöhnliche Steinhauer den Block im Rohen einigermaßen zu, daneben ſind die Punktſetzer, die unter ihrem Netz von Fäden mechaniſch die ganze Figur nach dem Modell des Künſtlers, ohne ſelbſt

Künſtler zu ſein, hervorbringen; daneben ſteht der Meiſter ſelbſt und legt die letzte Hand an ſein Werk, um die Statue, die bis jetzt nur in den Formen richtig dargeſtellt wurde, zu überarbeiten und ihr Leben und Bewegung zu verleihen. Es iſt ein heiteres vergnügtes Leben in dieſen Ateliers, die Bildhauer ſind guter Dinge, wenn ſie nur vollauf zu arbeiten haben, und ſchaffen da mit Luſt und Liebe an dem edeln Stein herum. Der Staub in einem ſolchen Atelier iſt faſt wie der in einer Mühle und überzieht die Kleider mit einer weißlichgrauen Farbe. Um das Haar davor zu bewahren, tragen die meiſten kleine Mützen von Papier in den ſeltſamſten Formen auf dem Kopf.

Freund Hofer von Stuttgart, den einzigen deutſchen Bildhauer, der ſich in dieſem Augenblick in Carrara aufhält, fand ich ebenfalls in ſeinem großen Atelier in voller Arbeit. Nachdem er ſeine herrlichen Pferdegruppen vollendet, erhielt er von Sr. Maj. dem König von Württemberg den Auftrag, mehrere Statuen über Lebensgröße in weißem Marmor für den königlichen Schloßgarten in Stuttgart anzufertigen; bereits ſeit einigen Jahren arbeitet er mit großem Fleiß daran, ſo daß er dieſen großen ihn ehrenden Auftrag wohl noch im Lauf des nächſten Sommers beendigen wird. Die meiſten der Statuen ſtehen ſchon von ſeiner Hand überarbeitet vollendet da, und außer der wirklich künſtleriſchen ſchönen Ausführung, die ſehr zu loben iſt, hat ſich Hofer bemüht, vollkommen fehlerfreien Marmor zu finden von gleicher Farbe, was bei ſo großen Stücken, wie er ſie gebrauchte, ſehr ſchwierig iſt.

Hofer führte mich mit großer Freundlichkeit in den Ateliers von Carrara umher, und zeigte mir alles, was hier von angefangenen oder vollendeten Arbeiten von irgend einer Bedeutung war.

Carrara iſt in dieſem Augenblick außerordentlich beſchäftigt, weßhalb denn auch die Preiſe des Rohmaterials und der fertigen Arbeiten gegen frühere Jahre bedeutend geſtiegen ſind. Steinhauer, Bildhauer, ſowie auch die Ornamentiſten haben alle Hände voll zu thun; Nordamerika hat große Beſtellungen gemacht, und faſt überall trifft man

hier Statuen, dort Kamine oder Säulen, ja selbst ganze Monumente für Kirchen oder für das Freie bestimmt, die über das Meer wandern sollen; auch für Rußland wird stark gearbeitet, und eins der größten Ateliers ist schon seit längerer Zeit beschäftigt, Sachen, die zur Ausschmückung der Isaakskirche in St. Petersburg bestimmt sind, anzufertigen. Se. Maj. der Kaiser Nikolaus hat nämlich, wie man mir sagte, in Rom die Bilder verschiedener russischen Heiligen in kolossalen Dimensionen und in Mosaik ausführen lassen, für welche nun hier in Carrara die Einfassungen aus dem besten weißen Marmor erster Qualität gemacht werden; sie stellen Früchte und Blumenguirlanden vor, zwischen denen Vögel und andere Thierchen durchschlüpfen, einander folgen und so mit Laub und Blättern, welche die einzelnen Theile verbinden, eine reizende bewegte Kette bilden. Es sind dieß in der That sehr schöne Arbeiten, sowohl was Composition als Ausführung anbelangt. Hofer zeigte mir hierbei noch, daß man diese Arbeiten der größern Genauigkeit und Zierlichkeit wegen vorher in Punkte gesetzt habe, was man sonst bei Ornamenten nie zu thun pflegte. Nach Modellen von Rauch sah ich vier herrliche Genien für Se. königl. Hoheit, den Prinzen von Preußen bestimmt, in Arbeit, sowie von demselben Meister die Reiterstatue Friedrichs des Großen, nach dem gleichen Modell des großen Monuments in Berlin, natürlich im kleinern Maßstab als dort; an letzterm hatte man erst vor kurzem begonnen, und es war ein eigenthümlicher Anblick, wenn man sah, wie auf dem großen Marmorblock die Figur anfing so schattenhaft hervorzutreten.

Die Marmorbrüche von Carrara sind östlich von der Stadt gelegen, in einer Thalschlucht, durch welche der Carrione, ein zuweilen recht wildes Bergwasser, schäumend und brausend herabkommt; seine grünen Wellen haben sich ein tiefes Bett gewühlt und treiben Mühlen und Marmorsägen. Da er in eigensinnigen Windungen seinen Lauf nimmt, so muß sich der geduldige Weg bequemen, ihm bald rechts, bald links Platz zu machen und sich zuweilen mit recht wenig Raum

begnügen. In der Nähe der Stadt ſind die Wände der Thalſchlucht dicht mit Grün bewachſen, mit Bäumen und Sträuchen, die bis auf den Weg herunterreichen und von den ſteilen Ufern des Fluſſes in das Waſſer hinabſchauen — weiter oben aber wird das Thal breiter, kahler und bald ſieht man auf beiden Seiten ein noch graues Steingeröll mit weißen Marmorbrocken vermiſcht, die von der Höhe herab im Gefolge der großen Blöcke bis unter unſere Füße gerollt ſind. Lange helle Streifen von Staub und Steinen ziehen ſich die Bergwand hinauf, und wenn man ihnen mit dem Blicke folgt, ſo bemerkt man zwiſchen den dunklen Felſen eine weißglänzende Fläche und ſieht dort Menſchen beſchäftigt, die einen mächtigen Block abgelöst haben und ihn, nachdem ſie vorher durch ein Hornſignal die unten Beſchäftigten aufmerkſam gemacht, in das Thal hinabrollen laſſen. Rauſchend und praſſelnd kommt er daher, alles was in ſeinem Weg iſt zermalmend, ſo daß ringsum weißer Staub aufſteigt, und nicht eher ruhend, bis er unten angekommen iſt. Zuweilen nimmt auch ein ſolcher Stein eine falſche Richtung, wendet ſich an irgendeinem Felsſtück und ſtürzt nicht ſelten an jäher Wand hernieder, ſich ſelbſt zerſchmetternd oder unglückliche Arbeiter, die vielleicht dort unten ſaßen und arglos ihr Brod verzehrten.

— Es iſt intereſſant, die älteſten Brüche zu beſuchen — ſo den Bruch Colonnata, der noch aus der Römerzeit herrührt — und hier zu ſehen, wie mühſam man die großen Blöcke damals durch den Meißel ablöſen mußte, ein Geſchäft, welches jetzt ungleich leichter durch die Kraft des Pulvers beſorgt wird. Uebrigens kommen heutzutage die meiſten Unglücke bei den Sprengungen vor. Das Signal hierzu wird gegeben, da es aber zuweilen etwas lange dauert, bis die Mine losgeht, ſo ſchaut hier oder da ein neugieriger Kopf hervor, um von einem umherfliegenden Stück getroffen zu werden. Weit hinten im Thal des Carrione liegt der Bruch Tantiſcritto, wo auf einer glatten weißen Wand Buonarotti ſein Handzeichen ſelbſt eingehauen hat, mit großen Buchſtaben: Michel Angelo! Sobald die Blöcke

im Thalgrund angekommen ſind, werden ihnen die ſcharfen Kanten genommen, und ſie alsdann auf die niedrigen ſchweren Balkenwagen geladen und durch Ochſen nach Carrara geſchleppt, um dort verarbeitet oder zur Verladung nach der Marine (la Venza) gebracht zu werden. Leider wird für die Wege hier ſo gut wie nichts gethan, und es iſt jammervoll anzuſehen, wie ſich oft zehn bis zwölf der armen Zugthiere abquälen müſſen, um die ſchwere Maſſe, vor die man ſie geſpannt, von der Stelle zu bewegen. Ein Engländer, Hr. Walton, der bei la Venza die ſchöne Brücke ins Meer hineingebaut, über welche man den Marmor leicht in die Schiffe ladet, geht damit um, eine Eiſenbahn von den Brüchen zur Marine zu bauen; doch wird darüber eine gute Zeit hingehen und bis dahin noch eine große Anzahl der armen Ochſen eine Beute des Carrareſiſchen Moraſts und der Seuche werden, die ſtark unter ihnen graſſirt. Die Wagenlenker hier zu Lande machen es ſich im Gegenſatz zu ihrem Vieh ſo bequem als möglich, ſie ſitzen meiſtens oben auf dem Joch, das ein paar Ochſen verbindet, das Geſicht den Thieren zugekehrt, die ſie durch Worte und Hiebe aufmuntern. Es iſt bekannt, daß aller Marmor aus den Brüchen verzollt werden muß, und dieß geſchah früher nach dem Maß der Blöcke, in neuerer Zeit aber nach dem Gewicht, indem man die beladenen Karren auf eine Brückenwaage führt, wodurch man bis zum Loth die Schwere jedes Steins erfahren und beſteuern kann.

Carrara hat ungefähr 8000 Einwohner, von denen nicht die Hälfte in den Brüchen, bei den Sägen, beim Zuhauen der rohen Blöcke und in den Ateliers, deren es etwa 60 hier gibt, beſchäftigt iſt. An öffentlichen ſchönen Bauwerken iſt die Stadt ſehr arm; das einzige nennenswerthe iſt die prächtige antike Kirche Madonna delle Grazie, ſowie das neue aus weißem Marmor erbaute Theater, das aber leer ſteht und es auch wohl für die jetzige Carnevals-Saiſon bleiben wird, denn die Herren vom Comité ſind mit ſich uneins, ob ſie ſich bis zur Oper verſteigen oder mit einer Komödie begnügen

ſollen. Die Locanden hier ſind ſchauderhaft, und wer eben kann, ſucht um die Gaſtfreundſchaft irgendeines Bildhauers nach, da es einige gibt, die gegen ſehr mäßige oder bei guter Empfehlung auch ohne alle Vergütung den Fremden gern ein Zimmer und Platz am Tiſch gewähren. Ich war ſo glücklich, dieß bei Herrn Livi zu finden, den ich in einem ähnlichen Fall allen meinen Leſern nicht bloß als freundlichen, liebenswürdigen Wirth, ſondern auch als ſehr guten, talentvollen und geſchickten Bildhauer beſtens empfehlen kann.

Die Rückfahrt nach Florenz machte ich auf demſelben Weg über Lucca und Piſa, war aber ſo glücklich, in Carrara ſtatt des Paro-cino einen geſchloſſenen Wagen zu erhalten, in welchem ich mich trotz des Mangels jeglicher Ausſicht ſehr wohl befand, denn es regnete den ganzen Tag unaufhörlich und ich hatte dadurch Muße, mich auf meine ſpaniſche Reiſe vorzubereiten, indem ich ſehr fleißig conjugirte amo, amas, ama. —

Fünftes Kapitel.

Marſeille.

Abſchied von Florenz. Der Vectis. Engliſche Sitten während des Diner. Die ſchöne franzöſiſche Küſte. A la Reſerve. Eigenthümlich ſchöne Lage von Marſeille. Hafenleben. Hotel des Ambaſſadeurs. Krankheit, Kälte und theures Holz. Eine Fahrt am Meer. Spaziergänge in der Stadt. Straßen und Magazine. Theater. Kaffeehäuſer. Seltſame Prozeſſionsmuſik. Ein Beſuch auf Chateau d'If. Rekruten der Fremdenlegion. Cachot Monte-Chriſto. Die franzöſiſchen Behörden helfen ihren Schriftſtellern. Sonderbare Vertreter des deutſchen Bundes. Der arme Magdeburger. Prachtvoller Abend zur Heimfahrt.

So hatte ich denn einmal wieder vier Wochen in Florenz verträumt und durch die Gunſt des Wetters einen ſchönen Herbſt verlebt, hatte die meiſten der Orte wieder beſucht, die ich in früheren Zeiten geſehen, jene reizende Punkte in- und außerhalb der Stadt, die man

nicht mehr vergißt. Unſere Wohnung war in der Nähe des Domes, und deſſen prachtvoller Glockenthurm aus weißem, rothem und ſchwarzem Marmor ſtand gerade vor meinen Fenſtern. Faſt jedesmal, wenn ich nach Hauſe zurückkehrte, führte mich mein Weg dort vorbei und an den wunderbaren Broncethüren Ghibertis vorüber, welche das Battiſterio zieren.

Auch Santa Maria Novella beſuchte ich wieder, das ſchöne Kloſter mit ſeiner noch ſchöneren Apotheke; daß ich manche Stunde im Palazzo degli Uffici und in der Galerie Pitti zubrachte, verſteht ſich von ſelbſt. Die meiſte Zeit brachte ich aber mit meiner Familie, der all das Herrliche neu war, auf Spaziergängen zu in der reizenden Umgebung von Florenz, und wo gibt es ſchönere Punkte als bei dem Luſtſchloſſe Poggio imperiale, über welchem in der Höhe die Villa einer befreundeten Familie lag, wohin uns ein lieber Hausgenoſſe, Herr L., brachte, dem ich hier nochmals meine beſten, herzlichſten Grüße ſage. Oefters ſaßen wir auf der verfallenen Mauer des Kloſters San Miniato unter den rieſenhaften dunklen Cypreſſen, wo man die prachtvollſte Ausſicht hat auf die Stadt mit ihren unzähligen Kirchen, auf das Arnothal und die Apenninen. Häufig aber machten wir weitere Spaziergänge über Bellosguardo hinaus, wo ſich eine Villa an die andere reiht, wo wir liebe Freunde fanden, die uns unvergeßlich ſind, und wo wir uns Genüſſe bereiten konnten, die uns in der Heimath eigentlich fremd ſind. War es doch Herbſt, die Zeit der reifen Feigen, und es war ſchon intereſſant für uns, ſich dieſe Frucht vom Baume pflücken zu laſſen und mit weißem Brod und ſaftigen Salamiſchnitten unter einer ungeheuren Lorbeerlaube zu verzehren, während gelbglänzende Orangen und Citronen zwiſchen tiefem, dunklem Grün freundlich zu uns herübernickten, wie auf dem Landhauſe der freundlichen Signora Sofia.

Endlich aber war es für mich Zeit von Florenz zu ſcheiden. Nachdem ich meine Familie hier bei lieben Verwandten untergebracht und ſie beſtens aufgenommen ſah bei guten Freunden, wozu ich vor

Allen das freundliche Haus der Madame J. rechne, der ich für alle uns bewieſene Liebenswürdigkeit und Freundſchaft hiemit nochmals beſten Dank ſage, wollte ich meine Reiſe nach Spanien antreten. Was jedoch die Zeit dieſer Abreiſe anbetraf, ſo mußte ich mich nach meinen beiden Freunden richten, dem Maler Horſchelt aus München und dem Oberbaurath Leins aus Stuttgart, von denen ich denn auch eines Tages Briefe erhielt, worin ſie mir anzeigten, daß ſie Ende November in Marſeille eintreffen würden, von wo wir dann zuſammen unſere Reiſe nach Spanien fortſetzen wollten.

Der Abſchied von meinen Lieben wurde mir recht ſchwer. Ich werde den Morgen nie vergeſſen, wo alle, beſonders meine beiden lieben Buben, immer und immer wieder mit thränenden Augen Abſchied von mir nahmen. Damals war ich ſehr traurig, denn ich wußte ja nicht, ob ich Alle, die meinem Herzen nahe ſtanden, geſund und froh wiederſehen würde.

Die Fahrt nach Livorno machte mich trübe und mißſtimmig. Erinnerte mich doch bald dieſes Dorf, bald jene Ausſicht, Alles, Alles an die liebe Geſellſchaft, mit der ich dieſelbe Fahrt vor wenigen Wochen gemacht. Endlich in Livorno angekommen, war ich recht froh, in dem Gewühl der Hafenſtadt einigermaßen Zerſtreuung zu finden, beſonders aber darüber, daß ich ein Paar deutſche Bekannte traf und ſo den Abend nicht einſam zu verbringen brauchte.

Damals hatte die große orientaliſche Dampfſchiffgeſellſchaft angefangen, die Linie von Malta nach Marſeille mit zwei ſchönen neuen Dampfern, Vectis und Lavalette, zu befahren, und berührte dabei die Häfen von Neapel, Civita vecchia, Livorno und Genua, ohne ſich überall länger aufzuhalten, als nothwendig iſt, um Paſſagiere und Güter ein- und auszuladen. Dadurch, ſowie durch ſchnelleres Fahren, ward die Reiſe bedeutend abgekürzt, und aus dieſem Grunde machten die neuen Schiffe den alten Geſellſchaften eine gefährliche Concurrenz.

Am 18. November, Morgens um 10 Uhr, fuhr der „Vectis“ von Livorno, und ich ſchiffte mich bei ziemlich ruhiger See und dem hei-

gemacht. Man konnte das wohl glauben, wenn man ſah, wie in ihrem jetzigen Alter von ſiebzig Jahren ihr Geſicht noch immer einen edlen, ſchönen Ausdruck bewahrte und ihre hohe Geſtalt fortwährend anſehnlich und ungebeugt war. Nach uralter Mode trug ſie eine Haube, unter welcher um die Schläfe und über der Stirn kleine Löckchen hervorſahen. Alle Sachen, die ſie täglich gebrauchte, hatten ihre eigenen, oft höchſt intereſſanten Geſchichten, die ich ſo oft angehört hatte, daß ich ſie auswendig wußte. Der Stuhl, auf dem ſie ſaß, war in der Familie erblich und ſtammte wer weiß von welchem Urgroßvater her. Die ſilberne Brille hatte einem franzöſiſchen General gehört, der in den Kriegen der Revolution eines Abends zum Tode verwundet in die Pfarrwohnung gebracht wurde, wo er nach einigen Wochen ſtarb. Der Franzoſe muß ein arger Heide geweſen ſein; meine gute Großmutter erzählte, wie entſetzlich er Anfangs über Alles geflucht habe; ſie ſetzte aber nicht ohne Stolz hinzu, daß in ihrer ſtillen, chriſtlichen Wohnung ſein Herz ſich bald beruhigt habe und er ſanft und ſelig verſchieden ſei. Beſonders große Stücke hielt ſie auf eine kleine goldene Tabacksdoſe, die ſie ebenfalls in Kriegszeiten von einer Gräfin erhalten hatte, welcher ihr Eheherr einen weſentlichen Dienſt geleiſtet.

Wie geſagt, ſtand ich mit der Großmutter nicht immer auf dem beſten Fuß. Ihr war der Lärm und der

terſten Wetter auf ihm ein. Ich habe ſelten auf dem Meer eine ſo klare und ſchöne Fernſicht gehabt, wie heute Morgen. Die langen regelmäßigen Wellen ſchlugen kaum merklich ans Ufer und ſchaukelten ſanft und leicht das Boot, welches mich an Bord brachte, ohne auf den ziemlich großen Dampfer im geringſten einzuwirken; er lag unbeweglich da mit ſeinem ſchwarzen Körper in der von der Sonne hell angeſtrahlten Fluth, aus ſeinen beiden ſchiefſtehenden Schornſteinen wälzte ſich dichter Rauch hervor, während zuweilen weißer Dampf ziſchend und ungeduldig auffuhr. Der „Vectis" iſt ein langes und ſchmales Boot, nach Art der Klipper gebaut, ich glaube von 1000 Tonnen Gehalt und 400 Pferdekräften; jedenfalls waren ſeine Maſchinen übrig ſtark genug für das Schiff.

Die Engländer ſind pünktliche Seeleute, und kaum war es 10 Uhr, ſo erſchien der Conſul mit Briefſchaften und Päſſen; der Anker wurde gehoben, und bald nachher dampften wir in die See hinaus. Rechts hatten wir die italieniſche Küſte mit ihren maleriſch zerklüfteten Formen und ihrer gelblich röthlichen Färbung, die wir auch bis Genua nicht aus dem Geſicht verloren, ja ſo nahe fuhren wir an ihr hin, daß wir ſpäter ganz deutlich die weißen Flecke der Carrareſer Marmorbrüche, ſo wie la Spezzia mit ſeinem alten Schloß und ſchönen Hafen, dann Chiavari und die vielen Ortſchaften und Villen ſahen, welche das ganze Ufer faſt ohne Unterbrechung bedecken.

Die italieniſchen Schiffe legen den Weg von Livorno nach Genua in etwa 10 bis 12 Stunden zurück. Der „Vectis" aber wollte das Gleiche in 5 bis 6 Stunden thun, und wenn man ſeine kräftigen Maſchinen ſtets mit überflüſſigem Dampf in voller Kraft arbeiten ſah, ſo konnte man glauben, er habe nicht zu viel verſprochen. Dafür glühten aber auch die Schornſteine in ihren untern Theilen ſo, daß man kaum bei ihnen vorbeigehen konnte, und die überaus hohen Schaufelräder machten bei 24 Umdrehungen in der Minute. Bei alledem aber fühlt man ſich auf keinem Schiffe ſo angenehm und ſicher wie auf einem engliſchen; der Dienſt wird mit militäriſcher Genauigkeit

verſehen, ja wenn man die Pünktlichkeit betrachtet, mit der alles ineinandergreift, die Ruhe und Ordnung auf dem Verdeck, das reſpectvolle Verhalten zwiſchen Matroſen, Offizier und Capitän, wo alles nur zuſammenredet mit der Hand an Mütze und Hut, ſo könnte man glauben, auf einem Kriegsſchiff zu ſein. Dabei war an jungen Offizieren auf dem „Vectis" ein wahrer Ueberfluß, lauter hübſche Leute mit wohlfriſirten Haaren, feiner Wäſche und hellen Handſchuhen, die ſich mit Seekarten, Compaß und Logtafel beſchäftigten. Der Capitän war ein kleiner lächelnder Mann, mit ſtarkem Bart und den größten ſchneeweißen Zähnen, die ich ſeit lange geſehen; er ſchaute mit ſtillem Vergnügen dem kräftigen Lauf ſeines Schiffes zu und rieb ſich die Hände, wenn das Auswerfen des Log ergab, daß wir 16 bis 17 Meilen in der Stunde fuhren. Paſſagiere hatten wir ungefähr 40 an Bord, Engländer vorherrſchend, einige Italiener, Franzoſen und Deutſche.

Die Ueberfahrt von Livorno nach Marſeille koſtet 80 Fr., alle Verpflegung einbegriffen, und ſo eine engliſche Verpflegung genügt auch für das ausſchweifendſte Verlangen. Ein Frühſtück um 9 Uhr iſt eine wahre Ausſtellung von kalten und warmen Fleiſchſorten aller Art, Käſe, Bier, die verſchiedenſten Weine, ſowie ungeheure Kannen Thee und Kaffee. Der Lunch um 12 Uhr iſt eine kleine Wiederholung des ebengenannten und für Mägen beſtimmt, denen es zu ſchwer wird bis 4 Uhr zu warten, wo ein ſehr copiöſes Diner den Reiſenden gänzlich vergeſſen macht, daß er ſich in den Räumen eines Schiffs mitten auf dem Waſſer befindet. Für Uneingeweihte in engliſche Sitte, oder für jemand, der die Sprache gar nicht verſteht, iſt ein ſolches Eſſen eigentlich aber mit Tantalusqualen zu vergleichen. Ein ſchüchterner junger Menſch ſieht die ſchönſten Sachen vor ſich ſtehen, die ſo ſehr zur Stillung ſeines außerordentlichen Hungers geeignet wären, umſonſt, niemand bietet ihm davon an; der Kellner eilt mit vollem Teller, für andere beſtimmt, an ihm vorüber, ſein Nachbar ſchneidet das ſaftigſte Roſtbeef ab, ohne ihm davon zu geben, ſo lange er ihn nicht freundlich darum erſucht, und das iſt ſehr ſchwer, wenn

man kein Wort Engliſch verſteht. Auch in andere Verlegenheiten kann man hier gerathen, wie z. B. ein junger Schweizer, der neben mir ſaß, und vor den das ſchönſte Exemplar eines welſchen Hahns geſtellt war; ihm gegenüber befand ſich eine ältliche Engländerin, die offenbar nach uns herübercokettirte, d. h. nach dem Turkey; vergeblich ermahnte ich den Schweizer: es ſei ſeine Schuldigkeit, den Wälſchen zu zerlegen und den Damen anzubieten, er wurde roth bis über die Ohren, indem er verſicherte: das ſei ihm gänzlich unmöglich, und als gleich darauf die Lady ſchüchtern ſagte: „I will thank you for a little turkey," meinte er zu mir: „ſehen Sie, ich hatte ganz recht, ſie will ja gar kein Geflügel, denn ſie bedankt ſich beſtens dafür!" Um 6 Uhr ward zum Thee geläutet, und endlich um 10 Uhr erſcheinen nochmals alle möglichen Weine, auch Rum, Brandy u. dgl., ſowie Butter, Brod und kaltes Fleiſch.

Der Capitän des Vectis hatte übrigens nicht zu viel verſprochen, denn nach einer Fahrt von 5½ Stunden ließ er gegen 4 Uhr in dem reizenden Golf von Genua den Anker fallen. Da wir nur einige Zeit im Hafen blieben, ſo hatte ich keine Luſt ans Land zu gehen. Was ſollte ich auch einſam und allein in den Gaſſen der alten Stadt machen, die ich noch vor wenigen Wochen in Geſellſchaft der Meinigen geſehen — eine Erinnerung, die mich mehr trüb, ja traurig ſtimmte, und die nicht heiterer wurde, als ich auf einmal auf dem Quai dieſelbe melancholiſche Muſik hörte, von der ich erzählte, und in deren Text wir Deutſche ſo ſchlecht bedacht ſind. Gegen 8 Uhr dampften wir wieder aus dem Hafen hinaus und waren bald in Nacht und Nebel eingehüllt, durch welche unſer Schiff einherzog, ein ſchwarzes, rauchendes, feuerſpeiendes Ungeheuer, mit ſeinen ſtampfenden Maſchinen und kräftig ſchlagenden Schaufeln, welche haſtig das Waſſer peitſchen, ſo daß wir beſtändig in weißen Schaumwellen dahinfuhren. Bald ward es ruhig auf und unter dem Deck, nur hie und da krachte eine Planke oder ſtöhnte ein armer Seekranker in ſeiner Cabine.

Der Vectis lief übrigens in der Nacht nicht ſo geſchwind wie am

Tag. Die Schornſteine waren bedeutend abgekühlt, und der Capitän geſtand offenherzig: er ſpare jetzt ſeine Kohlen, denn es ſei ja doch gleichgültig, ob man eine Stunde früher oder ſpäter nach Marſeille komme. Sobald am andern Morgen die Sonne aufging — und ſie erhob ſich ſchnell und ſtrahlend — ging ich aufs Verdeck hinauf, um mich umzuſchauen. Rechts hatten wir das offene Meer, links die Küſte von Frankreich, der wir auch nun bis Marſeille ziemlich nahe blieben. Um 10 Uhr ſahen wir den Golf von Toulon, und gegen Mittag machte unſer Dampfer eine kleine Wendung nach Norden, wandte ſich um ein ſeltſames Vorgebirge, das nackt, ſteil, ja ſchroff in die See abfiel, worauf wir in den Meerbuſen der alten Phönizierſtadt einfuhren, die auf drei Seiten von der Küſte und verſchiedenen Inſeln eingeſchloſſen iſt. Der tiefblaue Himmel über uns, und das ſtrahlende Sonnenlicht zeigte uns alles das im ſchönſten Glanz, und ich werde dieſen Anblick nie vergeſſen: röthlichgelb, faſt glänzend ſtieg die Küſte mit ihren weichen ſchönen Formen aus dem grünen ſchillernden Waſſer empor; ſcharf ausgezackte dunkle Felſen bildeten rechts den Vordergrund, während links die Inſeln Ratoneau, Pomegne und jener gewaltige Steinhaufen, der das Château d'If mit ſeinen plumpen Thürmen trägt, ſich im hellſten Licht, faſt weiß aus der tiefdunkeln Meeresfluth erhoben. Von hier aus ahnte man kaum die Stadt; von der Bergwand im Hintergrund des Meerbuſens ſah man durch Nebel und Rauch Häuſermaſſen emporſteigen, doch ganz undeutlich, da ſie faſt von der Farbe der Felſen waren, an denen ſie lehnten; vor ihnen ſtiegen Wälle und Thürme auf in gewaltigen Dimenſionen, die trotzig den Eingang zum Hafen bewachten, und dazwiſchen bemerkte man Maſtſpitzen, bunte Wimpel und weiße Segel. Mitten im Golf angekommen, minderte der Vectis die Kraft ſeiner Maſchinen, und wir nahmen einen Lootſen an Bord, der von ſeinem Schiff auf eine eigene Art zu uns hinaufſtieg, denn er erkletterte ſeinen Maſt und ſprang von da auf das Deck des Dampfers. Mit leichten Schlägen glitt unſer Schiff nun dem innern Hafen zu, an andern Dampfern vorbei,

die uns entgegenkamen, sowie an Kauffahrteischiffen der verschiedensten Größe, die mit ausgespannten Segeln den Landwind benutzten, um in die See hinauszugehen.

Wenn man näher zur Stadt kommt, sieht man rechts die Höhen des Ufers mit phantastischen buntbemalten Häusern bedeckt, ein kleines Stück China, solche Formen haben sie, wie wir sie aus Abbildungen vom himmlischen Reich her kennen: lustige Gallerien, grüne sonderbare Dächer — hier ist einer der Vergnügungsorte der Marseiller aller Stände — a la Reserve, wo man gute Weine findet, Tafel zu jedem Preis und überall die berühmte Bouillabaisse, ein übrigens schauerliches Gericht aus allen möglichen Fischsorten zusammengekocht. Mein lieber Freund L., dem ich sie zu Liebe, da er sie mir außerordentlich gerühmt, in den ersten Tagen meines Hierseins versucht, möge mir verzeihen; aber entweder ich habe nicht die richtige Quelle gefunden, oder das Gericht ist überhaupt nur für den Magen eines Provençalen.

Zwischen der Citadelle St. Nicolas und dem Fort St. Jean fährt man in den alten Hafen, ein langes schmales, rings von Quaien und Häusern eingefaßtes Becken, tief genug für die größten Schiffe, und in seiner Lage vollkommen gesichert gegen die wildesten Stürme. Wenn man sich die Umgebungen hinwegdenkt, so hat es eine Aehnlichkeit mit dem goldenen Horn Konstantinopels; natürlich sieht man hier statt der bunten türkischen Häuser, statt Moscheen und Cypressen, große fünf- bis sechsstöckige steinerne Gebäude von grauer Farbe mit unzählbaren Fenstern, die auf das Gewühl im Hafen blicken, und lebhaft genug geht es hier zu: in langen Reihen liegen die Schiffe aller Nationen neben einander und jedes bietet ein besonderes Bild. Hier wird ausgeladen, wozu niedrige schwimmende Gerüste an die Seite gebracht werden, auf welche man nun Fässer, Bretter, Kisten in unendlicher Zahl aufstapelt und so hinwegführt; dort wird auf gleiche eingeladen, jenes Schiff ist angekommen und wird unter melancholischem Gesang der Matrosen in die Reihe der andern hineingezogen, ein anderes bereitet sich zum Auslaufen. Die Kaaen werden aufge-

zogen, die Ruder befeſtigt und mehrere Boote voll Mannſchaft bugſiren den rieſenhaften ſchwerfälligen Schiffskörper ſo langſam vorwärts, daß man kaum eine Bewegung an ihm wahrnimmt. Vor uns liegt eine ganze Reihe großer und kleiner Dampfer; einige haben angefangen zu heizen und rauchen leicht, andere laſſen den weißen Dampf ziſchend ausfahren wie auch unſer Vectis, der wie in weiße Wolken eingehüllt iſt und nach allen Seiten ſeine überflüſſige Kraft hinausſpritzt. Unzählige Boote ſchwärmen zwiſchen den Schiffskoloſſen umher; alle ſind mit dem Namen irgend eines Heiligen verſehen, und die ganze bibliſche Geſchichte ſchwimmt hier auf dem Waſſer umher. Die Schiffer ſind meiſtens in brauner Jacke, mit der rothen phrygiſchen Mütze auf dem Kopf, und bringen uns in kurzer Zeit für 1 Fr. 50 Cent. mit unſerm Gepäck an den Quai d'Orleans, wo die berühmteſte Straße von Marſeille, die Cannebière beginnt, von der die hieſigen ehemaligen Phönizier in ihrer Beſcheidenheit ſagen: wenn Paris eine Cannebière hätte, ſo wäre es ein kleines Marſeille. Uebrigens concentrirt ſich auch faſt das ganze hieſige Leben auf die Straße und die Hafenquais, an der Cannebière ſind die ſchönſten Läden, Magazine, die erſten Gaſthöfe, die prächtigſten Cafés, und wenn man hier umherſchlendert, iſt man ſicher, nach und nach ſämmtlichen Fremden zu begegnen, die ſich in Marſeille aufhalten. Die Quais an beiden Seiten des Hafens ſind unendlich belebt; in langen Reihen folgt ein ſchwerbeladener zweirädriger Karren dem andern, mit ſtarken, meiſtens grauen Pferden beſpannt; die Geſchirre ſind mit Meſſing und rothen Quaſten bedeckt, und an beiden Seiten des Kummets ſtehen lange geſchweifte Hölzer wie Hörner hervor, die der ganzen Beſpannung ein eigenthümliches Anſehen geben. Laſtträger mit Säcken und Kiſten durchkreuzen dieſe Linie jeden Augenblick, natürlicherweiſe unter vielem Geſchrei, da ſie oft in unangenehme Berührung mit den Wagen kommen. Schiffer ſtehen Cigarren rauchend in Gruppen beiſammen oder irgend welche Kaufleute umgebend, die über Fracht und Ladung mit ihnen handeln; hier werden Kiſten und Fäſſer zugeſchlagen

und bezeichnet, dort große Haufen Getreide von Staub und Schiffsschmutz gereinigt. Auch an Eckenstehern fehlt es hier nicht, die auf dem Werft umherlungern und auf den Augenblick passen, wo sie mit dieser oder jener Dienstleistung einige Sous verdienen können, ebenso wenig wie an Müßiggängern aller Art, welche die Straße verengen und jedermann im Wege stehen; zu den letztern rechne ich besonders die Bootsleute der griechischen Schiffe, sowie die aus Algier, Tunis und Marocco, welche man den ganzen Tag im langsamsten Schritt auf den Quais umherschlendern sieht; doch bilden sie zwischen der andern Bevölkerung für das Auge eine malerische Abwechslung, und man sieht sie gern die gelben, braunen und schwarzen Gesichter unter dem weißen Turban oder den rothen und grünen Kopftüchern in ihren kurzen verzierten Jacken oder dem weißen Burnus, unter dem die hagern Arme hervorschauen und die knöcherne Faust, welche die lange Pfeife trägt.

Das weibliche Geschlecht ist hier nicht aufs zierlichste vertreten; die Matrosenweiber und Verkäuferinnen von Tabak, Wein und Branntwein haben ein schlampiges und schmieriges Aussehen, und wenn man zuweilen eine schlanke, wohlgebaute Gestalt sieht, die aufrechten Hauptes einhergeht und das gebräunte ernste Gesicht nur auf ihren Weg richtet, so ist sie vielleicht vom Dorf der Catalanen draußen. Zuweilen sieht man auch Mädchen aus der Gegend von Toulouse in einer eigenthümlichen, nicht unangenehmen Tracht; sie haben graue Röcke, schwarze Spenser, ein weißes Tuch, das über die linke Schulter herabfällt, und das schwarze Haar mit einem dunkelrothen Lappen umwunden.

Wie an allen Seehäfen, so herrscht auch hier ein unaussprechlicher Parfüm, ein Gemisch von Gerüchen aller Art, dessen Hauptbestandtheil die Ausdünstung des hier fast stillstehenden Seewassers bildet. Nur in der Nähe der Citadelle St. Nicolas auf dem Quai de la Rive neuve nimmt die Atmosphäre einen ausgesprochenen Charakter an, weil hier Theergeruch vorherrscht, der vom Kalfatern alter ruinirter Schiffe herkommt.

Einer unſerer Reiſegeſellſchaft vom Vectis hatte mir das Hôtel des Empereurs vorgeſchlagen, ein impoſantes Gebäude auf der Cannebière, doch war's mir nicht möglich, hier ein einigermaßen ordentliches Zimmer zu erhalten; man gab mir eines auf der Hinterſeite des Hauſes mit abgefallenen Kalkwänden, einem Steinboden ohne Teppich und der Ausſicht auf ein paar Dutzend ſchwarzer Schornſteine, die mir nur den Anblick eines ganz kleinen Stückchens blauen Himmel geſtatteten. Da ich aber vorausſichtlich mehrere Tage in Marſeille bleiben mußte, — denn weder waren meine beiden Freunde eingetroffen noch fand ich Briefe von ihnen — ſo ſuchte ich mir ein behaglicheres Quartier, das ich auch im Hôtel des Ambaſſadeurs fand. Es ging mir hier faſt wie jenem Württemberger am Cap der guten Hoffnung, der nach einem Sindelfinger fragte und einen Böblinger traf, und wenn mich auch kein Landsmann aus letztgenannter Stadt bewillkommte, ſo fand ich doch in dem Geſchäftsführer des Hauſes einen Stuttgarter, der mich aufs freundlichſte empfing. Es war übrigens ein glücklicher Zufall, der mir ein angenehmes Quartier verſchaffte, denn ich hatte mich wahrſcheinlich auf dem Meer erkältet, und eine hartnäckige Halsentzündung feſſelte mich mehrere Tage ans Zimmer. Uebrigens rathe ich jedem, der es gut mit ſeiner Kaſſe meint, in Marſeille nicht krank zu werden; denn für das Auflegen einiger hungrigen Blutegel und ſehr unangenehmer Kataplasmen mußte ich ein ungeheures Geld bezahlen. Ohne mich in weitere Details einzulaſſen, will ich nur noch erwähnen, daß, wenn der Miſtral durch die Straßen wehte, ich täglich für drei Franken Holz verbrennen mußte, wenn ich nicht halb erfroren vor meinem Kamin ſitzen wollte.

Dabei war ich ſo entſetzlich allein, die Tage wollten nicht vorübergehen und die langen Abende nicht endigen. Bekannte hatte ich in Marſeille ſo gut wie gar keine, und wenn auch zuweilen der deutſche Secretär des Gaſthofs mich Vormittags beſuchen kam, ſo blieb er höchſtens eine Viertelſtunde, da ihn die unerbittliche Glocke ſogleich wieder aufs Comptoir rief. Zufällig hatte ich die Bekanntſchaft eines

kleinen handlungsbeflissenen Landsmanns gemacht, sehr jung noch, und der besuchte mich alle zwei Tage auf eine Stunde von 7 bis 8 Uhr Abends, wenn das Comptoir geschlossen war und Privatstunden, die er nahm, noch nicht begonnen hatten. Sprechen konnte ich begreiflicher Weise nicht viel mit ihm, mein Hals schmerzte mich zu sehr, und doch war ich so froh, zuweilen ein menschliches Wesen mir gegenüber zu haben, daß ich an den Tagen, wo er kam, schon um 5 Uhr auf die Uhr blickte, und mich freute, wenn der Zeiger mit jeder Minute näher auf 7 rückte. Wenn er mich freilich um 8 Uhr wieder verließ, dann fühlte ich meine Einsamkeit doppelt. War dieß doch die Stunde, wo man sich jetzt in Florenz um den großen, runden Tisch setzte, wo die Lampe angezündet wurde, und wo meine beiden lieben Buben kurz vor ihrem Schlafengehen alle möglichen Possen trieben, wenn sie dem italienischen Dienstmädchen nachäfften, die alsdann zu ihnen sprach: Adesso è tempo di andar a letto. Von Leins und Horschelt erfuhr ich lange nichts; ich war der Erste und Pünktlichste beim Rendezvous und dafür mußte ich nun mit meiner Einsamkeit büßen. Endlich erhielt ich ein Schreiben meines großen Malers aus Paris, worin er mir sagte, er sei von München über Stuttgart gereist, um Oberbauraath Leins mitzunehmen; dieser aber habe noch einige unaufschiebbare Geschäfte zu besorgen gehabt, aber sicher versprochen, in den nächsten Tagen nachzufolgen. So war denn die kleine Hoffnung vorhanden, daß unsere Reisegesellschaft nächstens beisammen sei und wir nach Spanien abreisen könnten. Ich mußte mich in Geduld fassen. Von meinen Lieben in Florenz erhielt ich begreiflicher Weise keine Zeile, denn, da ich nicht auf einen längeren Aufenthalt in Marseille rechnete, hatte ich gebeten, die ersten Briefe mir nach Barcellona zu schicken. Endlich besserte sich mein Hals ein wenig. Dank einiger energischen Einschnitte, die mir der Arzt auf meinen dringenden Wunsch machte. Die Entzündung ließ nach, bald konnte ich wieder ohne Schmerzen eine Fleischsuppe genießen und ein paar Tage nachher wurde mir eine Spazierfahrt erlaubt.

Es war ein prachtvoller, klarer Tag. Ich fuhr gegen den wunderſchönen Spaziergang zum Château des Fleurs hinauf, aus der engen dunkeln Gaſſe hinweg, in der mein Gaſthof lag, wollte ich mit einem Male den Anblick der prachtvollſten Natur genießen. Gegen das Verbot des Arztes ließ ich ein Wagenfenſter herab, denn die Sonne ſchien ſo entzückend warm, und fuhr ſo, nein ich ſchwelgte auf dem ſchönen breiten Wege am Ufer des Meeres dahin. Die Wellen waren vom Miſtral, der vor wenigen Tagen geherrſcht, noch ziemlich bewegt und ſchlugen toſend gegen die Felſengeſtade empor. Weiter hinaus hatte die See ſchon wieder ihre tiefblaue Farbe, die am Horizonte faſt ins Schwarze überging und aus der die Geſtade gegen Toulon hin, ſowie vor mir die Inſel Ratoneau und der helle Felſen mit dem Château d'If, blendend weiß hervorblickten. Dampfer und Segelſchiffe zogen ihre Bahn; erſtere finſter und traurig, den langen Rauch wie einen ſchwarzen Schleier hinter ſich drein ziehend; die andern luſtig und elegant, vor dem Wind auf den Wellen tanzend, mit den weißen Segeln koloſſalen Schwänen vergleichbar.

An einem kleinen Häuschen — es war eine Wirthſchaft, ich glaube auf dem Schilde war ſogar: Bière allemande angezeigt, es hatte eine kunſtloſe Veranda, aus ein paar Latten beſtehend, die an Bäumen befeſtigt waren und um welche ſich eine gewaltige Rebe ſchlang — ließ ich meinen Wagen halten. Das Häuschen ſtand an einer Stelle des Weges, wo eine ſchroffe Felswand faſt ſenkrecht in's Meer hinabhing, an der ſich die Wogen, Schaum ſpritzend und toſend, brachen. Ich blickte in das Meer hinaus, vergnügt, faſt glücklich. Es lag ein ſo unermeßlicher Sonnenreichthum auf Land und See, daß das Herz davon anſchwoll und freudiger ſchlug. Es ſtrahlte, zitterte, leuchtete, glänzte rings um mich her von den Felsgeſtaden, von Meer und Himmel, und dazu wehte ein angenehmer, erfriſchender Seewind, den ich begierig einathmete und der, das fühlte ich, für mein Leiden zuträglicher war als Zimmerluft und Arzneien. Ja nach beendigter Spazierfahrt hatte ich einen ungeheuern Schritt in meiner Geneſung vor-

Spektakel, den ich oft im Hause anstiftete, unerträglich; hauptsächlich konnte sie nicht leiden, wenn ich mich mit Knaben meines Alters auf Straßen und Feldern umhertrieb, und dies trug mir oft gewaltige Strafpredigten ein, die sie mir in einer Reihe von Sprüchwörtern hielt. „Da kommt er," sagte sie, „einer der eifrigsten in der Rotte Korah! Willst du dir denn nie merken, daß böses Beispiel gute Sitten verderbt? Ja, ich habe es dir immer gesagt, wer sich grün macht, den fressen die Ziegen; der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht; mit gefangen, mit gehangen." — Ich war damals ein junger Mensch vom schmächtigsten Körperbau, kleiner als alle Knaben meines Alters, und hatte ein blasses, eingefallenes Gesicht, kurz ein ganz erbärmliches Aussehen, was meiner Großmutter ein Dorn im Auge war. Sie behauptete, das komme von meinem immerwährenden Springen und Klettern und weil ich ohne Mütze im Regen herumlaufe und es mir eine wahre Freude sei, nasse Füsse zu haben.. Sie hatte mir den Namen „Schattenkopf" geschaffen und jammerte viel darüber, daß sie einen so schlecht aussehenden Enkel habe. „Ach," sagte sie, „es steht wohl geschrieben, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, aber meine Tochter, die Louise, deine Mutter, Gott habe sie selig! das war, wie ich, eine schöne, starke Frau, und du kommst mir nicht anders vor als wie Spreu unter dem Weizen."

wärts gethan. Ich konnte ſeit vielen Tagen zum erſten Mal mit etwas Appetit eſſen und hätte auch vortrefflich geſchlafen, wenn mich nicht um 11 Uhr in der Nacht der allabendliche Lärm, den die ankommenden Fremden machten, welche der letzte Pariſer Bahnzug von Avignon herbrachte, wieder aufgeſchreckt hätte. Heute wars beſonders lebhaft und als ich eine halbe Stunde ſpäter wieder einſchlummerte, war es mir gerade, als hörte ich die Stimme meines Freundes Horſchelt vor der Thüre. Täuſchung! dachte ich, ſchlief gleich darauf wieder ein und träumte von meinem Reiſegefährten, daß er mir aus Paris einen Brief geſchrieben, worin er mir mit dürren Worten anzeigt, er habe keine Luſt, nach dem langweiligen Spanien zu gehen, wolle vielmehr lieber in Paris bleiben, um König der Franzoſen zu werden. Höchſt ärgerlich erwachte ich am andern Morgen und was ſah mein erſter Blick? Unter der Thüre ſtehend die lange Geſtalt meines lieben Freundes, mit dem guten lächelnden Geſichte. Ich war außerordentlich erfreut, nun einen Gefährten zu haben. Der Arzt, der nachher kam und der mich unterſuchte, erklärte den Zuſtand meines Halſes für ſo befriedigend, daß er mich als geneſen entließ. Von Oberbaurath Leins wußte Horſchelt nur, was er ihm nach Paris geſchrieben hatte. Zu den unaufſchiebbaren Geſchäften ſeien andere noch viel unaufſchiebbarere gekommen, die ihn verhinderten, zur verſprochenen Zeit in Paris einzutreffen; doch habe es gar keinen Anſtand, daß er uns in wenigen Tagen, jedenfalls vor dem erſten December hier überraſchen würde.

Marſeille hat als Stadt, das Hafenleben abgerechnet, viel Aehnlichkeit mit Brüſſel, iſt auch wie dieſes an den Berg hinangebaut, und ſeine Läden, Cafés, Spaziergänge ſind hier wie dort nach Pariſer Modellen eingerichtet. Sehr angenehm iſt es, daß in Marſeille viele Straßen mit Bäumen bepflanzt ſind, die ebenfalls wie in der Hauptſtadt Boulevards genannt werden, ohne ehemals Wälle geweſen zu ſein.

Was die Ausſtellung und elegante Einrichtung der hieſigen Buden und Magazine anbelangt, ſo wird darin das Uebermögliche geleiſtet, und kann die Provinz mit der Hauptſtadt concurriren. In den Haupt-

verkehrsstraßen der Cannebière, der Rue de Paradis, de Rome und andern herrscht Abends eine ungeheure Verschwendung an Gaslicht und macht die Nacht zum Tag, und wenn auch die Straßenbeleuchtung selbst nicht übermäßig glänzend ist, so strahlt doch aus den sogenannten Bazars und den großen Gewölben ein blendender Lichtglanz hervor. Dabei verstehen sie es auch hier ihre Waaren elegant und lockend auszulegen; man könnte leicht versucht werden, hier in ein glänzendes Porzellanmagazin einzutreten, dort den so sehr appetitlich aufgestellten Eßwaaren aller Art einen Besuch zu machen, oder gar nach Californien zu gehen, einem Goldschmiedgewölbe mit den schönsten und reizendsten Sachen, wo edle Metalle und Steine durcheinander funkeln und glänzen. In einer dieser Straßen machte mir besonders ein Teppichmagazin einen heimlichen und angenehmen Eindruck; es war wie ein kleines Theater gebaut, dessen Hintergrund und Coulissen aus den weichen bunten Stoffen bestehen, deren vielfarbige Dessins von einander gegenüberstehenden Spiegeln ins unendliche wiederholt werden. Am ersten Tag meiner Anwesenheit sah ich in der Allée de Meilhan ein Gebäude, von oben bis unten vollständig illuminirt; an der Thüre waren Wachen aufgestellt, und eine Menge Volks drängte sich aus und ein. Natürlicherweise folgte auch ich dem Strom der Neugierigen, und sah, daß dieses Haus nichts mehr und nichts weniger als eine große Niederlage von fertigen Kleidern und Stoffen aller Art war, die man aber auf eine wahrhaft lächerliche Art beleuchtet hatte; außer unzähligen Lüstren, die überall von den Plafonds herabhiengen, standen Armleuchter und Lampen auf den Fußböden, in den Fensternischen, auf den Treppengeländern, kurz wo nur irgend ein Platz war um Licht anzubringen; es war hier eine fabelhafte Helle, die den Augen weh that und grell von den hellen seidenen Stoffen abstrahlte. Der Besitzer mit seinen Ladengehülfen in schwarzen Fräcken und weißen Halsbinden spazierte in den Zimmern auf und ab, und da ich nicht wußte, was ich von all dem zu halten hatte, so bat ich um Auskunft. Der Principal, an den ich mich zufällig gewandt, zupfte seine Halsbinde

in die Höhe, ſtrich ſich durchs Haar und ſagte mir: dieß große Kleidermagazin, la Maiſon du Prophète, werde auf gleiche Weiſe drei Tage lang wie heute in demſelben Glanz gezeigt, worauf am nächſten Montag der Verkauf beginne; er halte ſich in Pantalons, Weſten und Paletots beſtens empfohlen, und ſei überzeugt, meinem dringenden, längſt gefühlten Bedürfniß hiedurch abzuhelfen. Nach dieſen Worten maß er mich mit einem Blick, der deutlich zu ſagen ſchien: er ſpekulire ſtark auf Abſchaffung meines nicht ſehr eleganten Reiſecoſtüms.

Wenn man mit friſcher Erinnerung an die italieniſchen Theater hieher kommt, die mit ihren regelmäßig abgetheilten Logen, mit den eleganten Damentoiletten und der reichen Beleuchtung einen ſo angenehmen Eindruck machen, und man betritt eines der hieſigen Schauſpielhäuſer, ſo findet man einen gar traurigen Contraſt. Um unten anzufangen, beſuchte ich le Gymnaſe, ein kleines Haus mit dunklem Parterre und einem breiten ringsherumgehenden Amphitheater, welches die Stelle der erſten Gallerie vertritt. Logen gibt es hinter demſelben nur einige wenige, und man ſieht alles in bunter Reihe durcheinander. Ueber die Brüſtung herab hängen Damenhüte, Shawls, Paletots, und wenn die Sitze gerade nicht ſehr beſetzt ſind, ſo legt ſich jeder ſo bequem als möglich hin, der Arm wird auf die hintere Bank geſtützt, der Fuß auf die vordere gelegt, den Hut auf dem Kopf ſummt auch nach der Melodie die Geſänge mit, oder ſpricht ziemlich ungezwungen mit ſeinem Nachbar. Man gab ein paar kleine Vaudevilles; das erſte war durchaus unbedeutend, und das zweite ſo voll Zweideutigkeiten, die gar keine Zweideutigkeiten mehr waren, daß ich mich nicht erinnere, ähnliches gehört zu haben. Es hieß l'amour qu'est ce que c'est que cela? und die Hauptpointe war, daß eine junge Müllerin und ein hübſcher Bauerburſch, die ſich unbewußt lieben, durch allerlei ſeltſamen Unterricht, den ſie von einem alten Knecht erhalten, ſowie auch durch praktiſche Anleitung endlich zur Erkenntniß kommen, was denn eigentlich die Liebe ſei. Das große Theater, wo meiſtens Opern gegeben werden, iſt ebenſo wenig elegant und freund-

lich, wie das kleinere; auch hier ſtatt der Logen im erſten Rang eine einzige groſse Gallerie, ebenſo verziert mit herabhängenden Kleidungsſtücken wie im Gymnaſe; Herren und Damen durcheinander, und wenig ſchöne Toiletten. Für den Fremden iſt es ſehr unangenehm, daß alle beſſern Plätze für das ganze Jahr verkauft ſind, und man bei einer guten Vorſtellung für theures Geld das Vergnügen hat den ganzen Abend aux premiers an der Thüre ſtehen zu dürfen, oder vielleicht einen Platz hinter den Blechinſtrumenten und Pauken zu erhalten, wo man zu wenig ſieht und viel zu viel hört. Ich ſah hier die Norma, welche von einer Mad. Lafont vortrefflich geſungen und geſpielt wurde, namentlich den zweiten Akt gab ſie mit einer Gluth und Energie, wie ich in Italien von der beſten Sängerin nie etwas ähnliches gehört. Sie hatte eine hohe prächtige Geſtalt, und ſüdlich leidenſchaftlich war jeder Ausdruck ihres ſchönen Geſichts, niederſchmetternd jeder Blitz aus ihren ſchwarzen Augen. Sever dagegen war ein vollkommener Waſchlappen ohne den geringſten Geſchmack in ſeiner Leidenſchaft für eine ſehr dicke Adalgiſe, die übrigens ſonderbarerweiſe der Liebling des Publikums zu ſein ſchien. Verdientermaßen kam Norma hinter die Schliche des römiſchen Proconſuls; bei uns verzeiht am Schluſſe die Seherin mit deutſcher Gutmüthigkeit, und nachdem Sever erfahren, „welch treues Herz er hinterging," eilen ſie gemeinſchaftlich zum Tode. Mad. Lafont aber ließ ſich kalt und ſtolz in den ſchwarzen Schleier hüllen, verſicherte den erbärmlichen Liebhaber ſchließlich ihrer vollſten Verachtung, und ging, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern, allein — in die Garderobe.

An ſehr ſchönen geräumigen Kaffeehäuſern hat Marſeille keinen Mangel, und jedes Jahr entſtehen neue, welche es an Glanz und Pracht der innern Einrichtung den andern zuvorthun wollen. So haben ſie ſich denn jetzt ſchon ſo geſteigert, daß zwei erſt vor kurzem eröffnete, der l'Univers und Café Thurr, ſo fabelhaft luxuriös eingerichtet ſind, daß man ſich nicht mehr behaglich in dieſen Räumen findet. Im erſten ſind alle Wände mit Spiegeln bedeckt, welche die Hunderte von

Gaslichtern und ſämmtliche Gäſte wahrhaft unheimlich vervielfältigt in einer weiten, weiten Ferne zeigen, bis alles nur noch ein undeutliches Gewühl iſt und ſich die Gasflammen wie blaue Punkte ausnehmen. Die Decke wird getragen von Bronzefiguren, Faunen und Nymphen mit kleinen Amoretten, welche Blumenguirlanden halten oder um reichvergoldete Kronleuchter geſchlungen ſind; im Hintergrund plätſchern Brunnen, dort ſtürzt das Waſſer zwiſchen künſtlichen Blumen und Früchten herab, die, am Tag ihre natürlichen Farben zeigend, Abends durch blaues Feuer nachgebildet ſind. Die Einrichtung des Café Turc gränzt aber ans Unſinnige; hier ſind nicht nur alle Wände von Spiegeln, nicht nur ſämmtliche Tiſchplatten, wodurch man auf allen Seiten, ſelbſt neben den Kaffeeſchalen, beſtändig ſein eigenes, unintereſſantes Geſicht ſieht, ſondern horribile dictu auch die Plafonds des ganzen Etabliſſements, in deren Widerſchein man beſtändig die Gäſte wie Fliegen an der Zimmerdecke mit dem Kopfe abwärts herumſpazieren ſieht; namentlich gewähren hierbei die Damen einen ſehr ängſtlichen Anblick, denn man befürchtet jeden Augenblick, es müſſe nothwendigerweiſe etwas ſchreckliches da oben geſchehen. Um den Wahnſinn voll zu machen ſind alle Kellner türkiſch gekleidet, und es macht einen komiſchen Eindruck, wenn unter dem rothen Fes ein gutmüthiges franzöſiſches Geſicht die Worte ruft: „versez au quatre!“

Sehr angenehm und behaglich iſt das Café de Luxembourg, wo man vortreffliche Getränke aller Art, gute Geſellſchaft und die Allgemeine Zeitung findet.

Einen Beſuch auf dem Château d'If hatte ich mir aufgehoben, bis Freund Herſchelt aus München angekommen ſei, mit dem ich denſelben gemeinſchaftlich machen wollte. Einem Bekannten in Deutſchland verſprach ich bei meiner Abreiſe feierlich, mich auf dem alten Schloß umzuſehen, nicht nach Mirabeaus oder Lafayettes Kerker, ſondern nach den Spuren, die ſich vielleicht dort noch von Alexander Dumas' fabelhaftem Monte Chriſto auffinden laſſen würden; es gibt zarte Seelen, die ſich für ſo etwas intereſſiren, und was man ver-

ſpricht muß man halten. Um aber jenen Auftrag in vollkommenſter Ausdehnung erfüllen zu können, machten wir einen Spaziergang um das ganze Hafenbecken, gingen durch die Vorwerke der Citadelle St. Nicolas und ſtiegen hinter derſelben die kleine Anhöhe hinan, wo ein einfaches Wirthshaus liegt, deſſen Beſitzer uns die feierlichſte Verſicherung gab: in jener Laube vor ſeinem Haus, auf dem grob gezimmerten Tiſch ſei jene Denunciation geſchrieben worden, die den unglücklichen Dantes ins Gefängniß lieferte.

Vor unſern Augen hatten wir das Dorf der Catalanen, eine Reihe kleiner ärmlicher Häuſer, aber ohne die Spur einer Mercedes; rechts das Meer mit den weißen Maſſen des Château d'If. Wir befanden uns alſo vollkommen bei der Expoſition des Romans und konnten unſere Fahrt nach der Inſel getroſt beginnen. Als wir zum Hafen hinabſtiegen, begegneten wir auf dem Quai einer ſeltſamen Proceſſion: weißgekleidete und vermummte Männer trugen das hölzerne und buntbemalte Bild irgend eines Heiligen, dem eine große Schaar Andächtiger mit brennenden Kerzen in der Hand folgte; voraus zog eine Militärmuſikbande, welche mit luſtigen Klängen wieder an die geſtrige Oper erinnerte, denn ſie ſpielte zu der gewiß feierlichen Handlung aus dem erſten Act der Norma die Arie Severs:

„Mit Adalgiſe Hand in Hand
Stand ich am Traualtare."

Um den Preis von ſechs Franken fanden wir einen alten Fährmann, der uns zum Château d'If hinausrudern wollte, doch bedingte er ſich eine Zulage aus im Fall das Meer unruhig ſei; die See war aber ſpiegelglatt, und unſer Boot glitt dahin faſt ohne alle Bewegung und ſchaukelte nur einmal bedeutend, als wir draußen in das Fahrwaſſer eines der großen Dampfer kamen, der vor uns zum Hafen hinausfuhr. Man braucht eine gute Stunde um das alte einſame Schloß zu erreichen. Die Felſen, auf denen man ſteht, heben ſich faſt ſenkrecht aus dem Waſſer hervor, und oben hängen die kleinen

Eckthürme der erſten Mauer wie Schwalbenneſter in der Luft. Auf einem Zickzackwege, den mehrere gewaltige Thore verſchließen, ſtiegen wir hinauf in den Schloßhof. Ein ziemlich geräumiger Platz, deſſen Hintergrund das Schloß einnimmt, ein rohes Gebäude mit vier runden gewaltigen Thürmen, einige kleine Häuſer, die Wohnung des Aufſehers, eine Wachtſtube und ein paar Schenken liegen ohne Symmetrie umher und faſſen einen Platz ein, der vollkommen uneben, hier aus dem nackten Felſen beſteht, dort mit Steingeröll bedeckt iſt, und in ein paar Ecken auf ſehr magerer Erde einen dürftigen Graswuchs zeigt. Die Ausſicht von hier auf die See, auf die felſigen Geſtade des Golfs von Marſeille iſt wahrhaft entzückend, namentlich heute, wo die weißen Felſen wie mit goldenem Licht übergoſſen waren und das Meer zwiſchen ihnen im hellen Sonnenſchein funkelte und ſtrahlte.

Man hatte uns in Marſeille geſagt, auf dem Château d'If ſei eine ſtändige Garniſon, doch fanden wir neben ein paar franzöſiſchen Soldaten, welche am Thor die Wache hatten, auf dem Schloß eine ſonderbare Geſellſchaft verſammelt. Vielleicht dreißig bis vierzig Männer trieben ſich dort umher; einige gingen auf und ab, andere ſtanden in Gruppen beiſammen, dann auf verſchiedenen Ueberreſten der alten Mauer ſaßen viele und blickten, wie mir ſchien, nachdenkend in das Meer hinaus. Von einer Uniform war bei ihnen keine Rede, und wenn wir nicht gewußt hätten, daß das Schloß keine Gefangenen mehr beherbergt, ſo wären wir auf die Idee gekommen, es ſei gerade die Zeit des Spazierengehens für derartige Unglückliche. Man ſah hier die abgetragenſten Kleider, fadenſcheinige Blouſen, dort einen alten zerriſſenen Militärmantel, hier die rothe Hoſe des franzöſiſchen Soldaten. Erſt ſpäter ſollte uns dieſes Räthſel gelöst werden, denn als der Aufſeher des Schloſſes kam, um uns daſſelbe zu zeigen, hatten wir vorderhand keine Zeit, Erkundigungen einzuziehen. Ein ziemlich tiefer Graben umgibt das alte Gebäude, und eine morſche Brücke mit ausgetretenen Planken führt hinüber unter einen breiten

gewölbten Thorweg, durch welchen man in einen kleinen melancholischen Hof gelangt. Dieser hatte was unbeschreiblich Trauriges und wahrhaft Gefängnißartiges — ein würdiger Vorhof für einen Unglücklichen, der hier vielleicht auf Lebenszeit eingeschlossen wurde. Die hohen Wände des Schlosses, welche ihn umgeben, lassen kaum das Tageslicht, geschweige einen Sonnenstrahl eindringen; rechts und links sind kleine gewölbte Thüren, die in die ehemaligen Gefängnisse führen. An einer Seite windet sich von Säulen getragen eine steinerne Treppe in die obern Stockwerke und in der Mitte des Hofs befindet sich ein Brunnen, über dem unter drei eisernen Stangen an rostiger Kette ein Eimer hängt. Gleich bei unserm Eintritt sahen wir über einer kleinen gewölbten Thüre mit großen Buchstaben die Worte „Hôtel Monte Christo"; dieß war nun freilich von einem Unberufenen hingemalt worden, aber auf der kleinen schwarzen Tafel, die von Rechtswegen an derselben Thüre hing, las man deutlich: Nr. 1. Cachot Monte Christo.

Es ist in der That lobenswerth, daß die beaufsichtigende Behörde des Château d'If den französischen Schriftsteller nicht ausschließt, vielmehr so bereitwillig auf seine Phantasie eingeht; bei uns würde man bei einer ähnlichen Veranlassung wahrscheinlich durch ein großes Placat an ein verehrliches Publikum die Warnung ergehen lassen, der Fabel keinen Glauben zu schenken, die sich der Schriftsteller N. N. unterstanden, über hiesiges königl. Gefängniß in seinem lügenhaften Buche zu verbreiten. Der Aufseher des Château d'If aber schwört auf seinen Monte Christo, indem er uns die kleine Thüre öffnet. Man gelangt in ein niedriges schmales Gewölbe, und von dort ein paar Stufen tiefer in ein finsteres Loch, das in den Felsen gehauen ist, in dem man nur gebückt stehen und vielleicht sechs Schritte machen kann. Wenn auch jene Person Dumas' eine Fabel ist, so durchrieselte es uns doch kalt bei dem Gedanken, daß hier ein Mensch Wochen, Monate, Jahre zugebracht — und daß hier wirklich Unglückliche vielleicht ihre ganze Lebenszeit verseufzten, ist wohl unzweifelhaft.

Unſer Aufſeher indeſſen wußte ſeinen ganzen Roman auswendig und zeigte uns in der Ecke eine aufgewühlte Stelle, wo der berühmte Verbindungsweg geweſen ſei, und führte uns ſpäter durch eine andere Thüre in das Gefängniß des Abbé Faria. Die obern Räume des Schloſſes enthalten ebenfalls unheimliche finſtere Hallen; doch hat man jetzt mehrere durch Abbrechen der Zwiſchenwände vereinigt und ſo größere Räume geſchaffen, die jedoch immer noch unfreundlich genug ausſehen; hier waren elende hölzerne Schragen aufgeſtellt mit dürftigen Strohſäcken und mit braunen abgenutzten Teppichen bedeckt, die Lagerſtätten der bedauernswerthen Geſellſchaft im Hofe. Wir mußten mehrere derſelben durchſchreiten, um einige andere merkwürdige Kammern des Schloſſes zu beſichtigen, ſo das Zimmer Mirabeau's und ein rundes vollkommen finſteres Gewölbe, in welchem die ſogenannte eiſerne Maske eine Zeitlang eingeſperrt war.

So traurig der kleine Schloßhof, zu dem wir jetzt wieder hinabſtiegen, auch war, ſo hat er doch etwas ſo Maleriſches, daß Herſchelt eine Zeichnung davon entwarf; er hatte ſich aber kaum hier an einer Seite auf einen Stein niedergelaſſen, als mehrere der Leute, von denen ich vorhin ſprach, uns neugierig umſtanden; ſie blickten aufmerkſam auf das Papier, und endlich, „o ſüßer Laut vom Ufer der Garonne", hörte ich einen im reinſten Kölniſch ſagen: „Es iſt wohl der Mühe werth, das alte Loch hier abzumalen." Natürlicherweiſe wandte ich mich an den Mann, und als ich ihn deutſch anſprach, drängten ſich die andern auch hinzu, und ich muß leider geſtehen, daß unter den abgeriſſenen Geſellen mit den confiscirten Geſichtern faſt der ganze deutſche Bund vertreten war. Ehemalige badiſche Dragoner waren mehrere da, auch nicht wenige Preußen, von denen einer ſogar in einer abgetragenen, freilich kaum mehr kenntlichen Uhlanenuniform erſchien. Wir erfuhren denn auch in kurzer Zeit, daß auf Château d'If ein Depot der Fremdenlegion ſei, und alle die armen Menſchen klagten ſehr über den hieſigen Aufenthalt und hofften ſehnſüchtig auf den Augenblick, wo ein Dampfboot ſie fern von der Heimath nach

der Küste Afrika's bringen werde. Als Horschelt seine Zeichnung beendigt hatte und wir das Schloß verließen, wurde gerade zum Essen getrommelt. An dem äußern Pfeiler der Zugbrücke lehnte ein junger, schöner, großer Mann mit wohlgepflegtem Bart, der vorhin den andern seine Fahrten erzählte; er war aus Magdeburg und sagte jetzt mit einem tiefen Seufzer: „Seht, wir Deutschen kommen immer zuletzt, jetzt sind die Franzosen in der Küche und fressen das Fett von der Suppe, und dann gießen sie für uns Wasser nach — o du Heimath.“ Der Mann that mir weh und ich verstand vollkommen sein letztes Wort; denkt man doch gern und dennoch schmerzlich an die ferne Heimath, selbst wenn man in glücklichen Verhältnissen und aus freiem Willen reist, wie viel mehr aber noch, wenn man ohne Hoffnung der Rückkehr in halber Gefangenschaft auf dem Château d'If sitzt und mit Wasser verdünnte Suppen essen muß — armer Magdeburger! Die Sonne sank eben hinter der Insel Ratoneau unter, als wir das Schloß verließen und unsern Nachen wieder bestiegen; ihre letzten Strahlen gossen einen unbeschreiblich schönen Schein, einen warmen violetten Duft auf die Gestade ringsumher aus. Auf dem glühenden Abendhimmel zeichneten sich die früher weißen Formen des alten Gefängnisses jetzt dunkel und schattenhaft ab. Wir warfen einen Blick rückwärts und sahen schwarze Gestalten auf den Mauern umhersitzen, die gewiß sehnsüchtig unserm Boot nachschauten, das auf der glänzenden Fluth so leicht dahinglitt; waren wir doch freie Menschen und uns die Rückkehr in die Heimath wohl nicht verschlossen. Meer und Hafen hüllten sich allmählig in Nacht ein; kleine Fischerbarken mit weißen Segeln schossen vor uns dahin, vom Werfte beim Catalanen-Dorfe schallte ein melancholischer Gesang herüber und während sich der Abendnebel auf den Mastenwald und die Stadt herniedersenkte, erglühten über uns am dunkeln Himmel Tausende von Sternen — bekannte Bilder — süße Erinnerungen an andere schöne Nächte.

So lebte ich nach der Confirmation noch ein halbes Jahr bei der Tante, und es war mitten im Winter an einem Sonntag Nachmittag, als im Zimmer meiner Großmutter ein Familienrath gehalten wurde, um zu beschließen, was eigentlich aus mir werden sollte. Meine Großmutter, der ich am selben Morgen eine ihrer schönsten Tassen zerbrochen hatte, meinte zwar, es sei voraus zu sehen, daß aus mir ein Taugenichts werde; doch müsse man das Seinige thun, damit man seine Hände in Unschuld waschen könne. Ich war an diesem Tage in der trübsten Stimmung von der Welt. Draußen waren Bäche und Teiche zugefroren und meine Kameraden trieben sich dort herum. Auch ich war mit einem Paar sehr defecter Eisschuhe hinausgegangen, mußte aber unverrichteter Sache wieder umkehren; in der vergangenen Nacht war tiefer Schnee gefallen, alle Teiche bis auf einen waren damit bedeckt, und bei diesem einzigen standen einige Männer, die ihn vom Schnee gereinigt hatten und für diese Dienstleistung von jedem zwei Pfennige forderten, eine Summe, die ich in meinen damaligen Verhältnissen nicht erschwingen konnte. Mißmuthig kehrte ich nach Hause zurück und nahm mir fest vor, jetzt bald etwas Tüchtiges zu lernen, damit ich mir mein eigen Geld verdienen könne.

So trat ich in das Zimmer meiner Großmutter, wo ich denn bald zu meiner großen Verwunderung hörte,

Sechstes Kapitel.

Von Marſeille nach Barcelona.

Abreiſe von Marſeille. Schlechte Einläufe. Hafenleben. Der Cid auf hoher See. Neue Reiſegefährten. Mondnacht auf dem Meere. Barceloneta. Barcelona. Mauthquälereien. Die Fonda del Oriente. Spaniſche Briefausgabe. Eine Trauerfeierlichkeit. Bergartikerie. Neue Straßen. Die Kathedrale. Straßenleben. Das Militairſpital. El Paseo nuevo. Der Garten des Gouverneurs. Auf der Rambla. Der neue Marktplatz. Die alte Stadt. Bilderläden und einfache Buchhandlungen. Fleißige Hunde. Der große Friedhof. Der Montjuich. Abends am Hafen. Theater. Spaniſche Tänzerinnen.

Wie in einigen anderen Seeſtädten findet man auch an der Börſe von Marſeille einen Anſchlag, der beſagt, welche Schiffe ankommen ſollen, angekommen ſind oder abgehen. Es iſt das eine ſehr angenehme Einrichtung, und der Reiſende kann ſeine Abreiſe danach projectiren. Wir ſagen: projectiren, denn es iſt immer noch ein großer Unterſchied zwiſchen der angezeigten Abfahrtszeit eines Schiffes und der wirklich erfolgten Abfahrt. Doch iſt hier die Differenz nie groß, und man geht in dieſem Punkte ſehr gnädig mit den Paſſagieren um, wogegen wir ſpäter in Spanien die traurige Erfahrung machten, daß auf heute angezeigte Schiffe erſt in vierzehn Tagen oder drei Wochen eintrafen, wie es uns z. B. in Barcelona erging.

Auf den vierten December war der „Cid“ annoncirt, ein, wie man uns ſagte, recht gutes ſpaniſches Schiff. Mir war es nicht unlieb, Spanien unter der Aegide des tapfern Campeador zu betreten, weßhalb ich mich denn auch mit meinem Reiſegefährten auf das Dampfboot-Bureau begab, um Plätze zu nehmen und einige Procente der Ueberfahrtspreiſe herunterzuhandeln. Leider iſt dieſes Handeln an der ganzen ſpaniſchen Küſte Mode, und wer darin etwas leiſten kann, ſoll manchmal außerordentlich billig fahren.

Vergeblich forſchten wir am Tage vor der Abfahrt noch auf allen Bahnzügen und ankommenden Diligencen, die von Paris kamen, nach

unserem Oberbaurath Leins, der vor dem ersten December nicht erschienen war, wie er versprochen, sich aber, wie ich zufällig erfahren, in der Hauptstadt Frankreichs umher bewegte — er kam nicht, weßhalb wir Briefe und Adressen nach Barcelona für ihn zurückließen und uns am vierten December mit unseren sämmtlichen Habseligkeiten auf das Dampfboot begaben. Auch waren wir beide, Horschelt und ich, recht froh, endlich Marseille verlassen zu können; es ist hier ein sehr theures Pflaster, und obendrein hatte der Maler alle Ursache, mit Marseille unzufrieden zu sein: hatte man ihm doch für theures Geld sehr schlechte Farben verkauft, und als er sich ein ledernes Riemenwerk machen ließ, um Mappe und Farbenkasten darin zu tragen, war dieses Ding so unpraktisch gemacht, daß das Eingeschnallte schon nach wenigen Schritten herausrutschte. Doch da man suchen muß, jedem Ding eine praktische Bedeutung abzugewinnen, so wurde das Riemenwerk sorgfältig aufgehoben und diente später als Freßkorb, indem wir es den Maulthieren mit Heu gefüllt umhängten. Auch einen soliden Feldstuhl hatte sich Horschelt angeschafft, der ihn aber am ersten Tage des Gebrauches fast ins Unglück gebracht hätte; denn als er auf einer steilen Klippe am Meer zeichnend saß, brach der hintere Fuß dieses Möbels, und Horschelt wäre um ein Haar in die Fluthen hinabgerollt.

Die Abfahrt des Cid war auf 8 Uhr Morgens festgestellt: als wir aber eine halbe Stunde früher an Bord ruderten, stiegen erst ganz leise Rauchwolken aus dem Schornstein auf, das Verdeck wurde jetzt erst gewaschen, der Kellner machte seine Morgen-Toilette, und vom Capitän und den übrigen Passagieren war noch keine Spur zu sehen. Das Schiff lag ziemlich am Ende des Hafens und war rings von andern Fahrzeugen umgeben, wodurch es nicht an amüsanten und lebendigen Scenen fehlte. Hier wurde aus-, dort eingeladen, zu unserer Rechten ein Schiff in den Hafen hineinbugsirt, links eines zum Auslaufen fertig gemacht. Dazu waren die Segel schon halb herabgelassen und schlugen leicht gegen den Mast, am Pavillon war die Flagge

aufgezogen, und die Matrosen in ihren rothen und blauen Hemden hatten ein langes Tau erfaßt, vermittelst dessen sie das Schiff langsam vorwärts bewegten. Dabei riefen sie ihr gewöhnliches: Oho — i! oder sangen auch wohl eine lustige Melodie, wozu sie den Tact mit den Füßen trampelten, während sie vorwärts strebten.

Endlich gegen halb neun Uhr ließ sich unser Capitän blicken, nach und nach kamen einige Passagiere, aber sehr wenige, dann wurde der Anker gehoben, der Schornstein begann dichte und schwarze Rauchwolken auszuspeien, die Schiffsmannschaft beschäftigte sich eifrig damit, Ballen, Fässer und Koffer in den Raum hinabzustauen, dann fingen die Räder langsam an zu schlagen, und wir trieben fast unmerklich durch das Gewühl der Schiffer dem Ausgang des Hafens zu.

Es war ein prächtiger und klarer Tag; die Inseln vor dem Hafen von Marseille sowie Château d'If lagen da mit ihren gelben Felsen hell im glänzenden Sonnenlichte wie vergoldet; das Gestade zu unserer Rechten hatte eine etwas dunklere Färbung und verlor sich vor uns in einem bläulichen Streifen nach der spanischen Küste zu. Ich erinnere mich nicht, ein ruhigeres Meer gesehen zu haben, der Ausdruck „wie ein Spiegel" paßte heute vollkommen hieher; auch nicht die mindeste Bewegung war auf dem Verdecke zu spüren. Der Cid glitt so ruhig dahin, wie ein Dampfer auf dem Rheine, und man hätte wirklich an eine Flußfahrt glauben können, wenn man rechts und links die Berge und Felsen betrachtete, die Schlösser und Ruinen und rückwärts Marseille, die mächtige Stadt mit den grünen Höhen, die es überragten, und mit dem Mastenwald zu seinen Füßen.

Bald aber ließen wir alles das hinter uns, die letzte der Inseln blieb zurück, das zerklüftete Gestade gegen Toulon mit seinen zackigen, sonderbaren Felsen, schien nach und nach flach und weich zu werden und verschwamm endlich zu einer langen farblosen Linie. Am längsten konnten wir die weißen Mauern des Château d'If erkennen und gaben ihm noch manchen Gruß zur Bestellung auf an Frankreich und Italien, die es ausrichten konnte durch eines der vielen Schiffe, die täglich bei

ihm vorüberfuhren. Auch unserer armen Landsleute von der Fremdenlegion gedachten wir, die dort oben auf den Mauern saßen und gewiß sehnsüchtig dem Cid nachblickten.

Jetzt lag zu unserer Linken das weite, gewaltige Meer, ohne Wellen, ja fast ohne Schwingung, eine tiefblaue Fläche, die das Sonnenlicht strahlend zurückwarf; zu unserer Rechten behielten wir das Ufer in Sicht, welches mit seinen malerischen kühnen Felsenbildungen, seinen scharf ein- und ausspringenden Winkeln, seinen Weinbergen, Dörfern und Schlössern die beiden großen Nachbarstaaten verbindet. Wie schon bemerkt, hatten wir wenig Passagiere; uns interessirten eigentlich nur zwei Herren, die sich ebenfalls auf dem Hinterdeck befanden und, wie mir schien, geläufig Englisch zusammensprachen. Gleich Anfangs aber war ich überzeugt, daß sie keine Engländer seien, namentlich der Eine, der etwas außerordentlich Gutmüthiges und Deutsches in seinem ganzen Wesen zeigte. Ich hatte mich auch nicht geirrt, denn als ich die Kajüte hinabstieg, mich dort ans Clavier setzte und ein deutsches Lied spielte, kamen Beide zu mir und baten mich in unserer theuren Muttersprache, das Lied noch einmal zu spielen. Beide Herren waren Kaufleute, seit langen Jahren in England etablirt, Herr Weinberg, ein Hamburger, Herr Erichsen, ein Däne, der übrigens auch ganz geläufig Deutsch sprach. Ich habe dieses Zusammentreffen, sowie die Namen der beiden Herren erwähnt, weil wir in Spanien längere Zeit zusammen reisten und weil beide Herren beständig für uns sehr angenehme und liebenswürdige Reisegefährten waren.

Unsere Meerfahrt ging in ihrer Gesellschaft so unterhaltend wie möglich vor sich; wir frühstückten, rauchten, spielten Domino, dinirten, befanden uns aber trotz allem dem die meiste Zeit auf dem Verdeck, um dem schönen Lauf der Ufer, wenn auch von fern, folgen zu können. Dort war Port Vendre mit seinen alten maurischen Thürmen und dem Fort St. Helena; bald waren wir gegenüber dem Dorfe Bagnols,

wo ein ſcharfer Gebirgseinſchnitt die franzöſiſch-ſpaniſche Gränze bezeichnet. In ſpäter Nachmittagsſtunde ſah man auch die Bucht von Roſas mit ihren vielen Ortſchaften und der alten trotzigen Araber-Burg, überragt von den ſchneebedeckten Häuptern der Pyrenäen, hinter denen bald darauf die Sonne prächtig niederſank.

Als es endlich Nacht geworden war, ſaßen wir in der Kajüte zuſammen, erzählten gegenſeitig von unſerem vergangenen Leben und brauten einen kräftigen Punſch, bei dem wir uns ſo lange unterhielten, bis die Kajüten-Uhr Eilf ſchlug und unſere Bekannten ihre Betten aufſuchten. Horſchelt und ich ſtiegen auf das Verdeck hinauf und erfreuten uns dort noch längere Zeit an der prachtvollen, wahrhaft blendenden Mondnacht. Wohl nie ſah ich eine größere Klarheit des Himmels und der See; dabei hatte letztere, von dem weißen Mondlicht übergoſſen, etwas unnennbar Erhabenes, ja Geheimnißvolles. Wie ſtill und feierlich hob und ſenkte ſich das Waſſer, jedoch faſt unmerklich, ſo, als wage es kaum zu athmen unter dem ſüßen Kuß des ſtrahlenden Geſtirns. Gewöhnlich wird die nächtliche Ruhe der See durch den Schlag der Wellen unterbrochen, die im Mondlicht vielfach ſtrahlend und glänzend ebenfalls ihr Reizendes haben wie das Schlagen der Räder und das Stöhnen und Seufzen des Schiffes und der Maſchine. Heute Nacht aber glitten wir ſo ohne alle Bewegung dahin, völlig geſpenſterhaft; die Wimpel hingen ſchlaff an den Maſten herunter, kein Lufthauch bewegte die Taue, ja die Schatten, welche dieſelben auf das Verdeck warfen, zitterten nicht einmal. Vorn im Schiffe ſaßen die Matroſen in leiſem Geſpräch beiſammen, und der Steuermann hinten ſchien unbeweglich: das Steuerruder folgte dem leiſeſten Drucke der Hand.

Es war eine unvergeßliche Nacht, eine Nacht, in der man oft unwillkürlich und lauſchend ſtehen blieb, als müſſe man jetzt den Geſang der Sirenen und Meerjungfern vernehmen, und als müſſe man ſie ſehen, wie ſie langſam aus der Tiefe aufſtiegen, gelockt von dem weißen Mondlichte, um den ſchlafenden Wellen zu ſingen und zu

ſpielen. Aber es kam nichts dergleichen; nur derbe irdiſche Geſtalten unterbrachen zuweilen den Lauf meiner Phantaſie: der Kellner, der jetzt ſchlaftrunken über das Verdeck ſtolperte, oder der Capitän mit brennender Cigarre, der leiſe mit dem Steuermann ſprach, dann in das erhellte Compaßhäuschen blickte und hierauf mit uns eine ſpaniſche Converſation anfing, die uns aber leider vollkommen ſpaniſch vorkam. Das mochte er auch einſehen und zog ſich daher bald wieder von uns zurück. Zuweilen drehte ſich das Schiff ein wenig, aber ſo leicht und geräuſchlos, daß man, in den Mond blickend, hätte glauben können, dieſer ſpaziere zu ſeinem Vergnügen ein wenig um uns herum.

Jetzt verkündete vorn am Schiffe der Klang der Glocke die zweite Wache und dann war Alles wieder ſtill wie zuvor. — Und war ich denn wirklich ſo weit von der Heimath, befand ich mich wirklich auf dem Cid und ſchwamm an den herrlichen Geſtaden Spaniens? Ich konnte das oftmals ſelbſt nicht glauben und trat dann zum Steuermanne hin, um ihn zu fragen, wann wir ankämen. Es war das ein Franzoſe und deßhalb verſtand ich ihn, als er mir zur Antwort gab: „Wenn die See ruhig bleibt, werden wir gegen acht Uhr Barcelona erreichen — Barcelona, eine ſehr ſchöne Stadt," fügte er hinzu. — Alſo doch! In ſolchen Augenblicken fiel mir immer das Lied Alfred de Muſſet's ein, welches Freiligrath ſo ſchön überſetzt hat:

Wer, der auf Barcelona's Gaſſe
Mein andaluſiſch Mädchen ſah,
Wer ſah ſie ſteh'n auf der Terraſſe?
'S iſt meine Löwin, meine blaſſe
Marqueſa d'Amangui ja! —

Ich konnte es zwar damals nicht recht begreifen, warum es gerade ein andaluſiſches Mädchen ſein ſollte, die auf den Gaſſen von Barcelona ſolche Wirkung hervorbrachte. Später aber begriff ich es vollkommen.

Der Tag kam ſchön und klar herauf, ein würdiger Sohn der vergangenen herrlichen Nacht. Auf der See bin ich immer ſehr früh-

zeitig, und ſo betrat ich denn auch heute ſchon das Verdeck gleich nach dem gähnenden Kellner, der auf meine Frage nach den Geſtaden Spaniens auf einen ſchon ziemlich deutlichen Landſtreifen vor uns zeigte. Zu erkennen war da freilich ſo gut wie gar nichts; die Formen der Küſte waren noch ſehr unregelmäßig und wechſelten ab mit hellen und dunklen Stellen. Eine der letzteren ſollte Barcelona ſein und die bedeutende Spitze daneben, die ſchon etwas klarer aus dem Waſſerdunſte hervorſah, der Monjuich. Es iſt für mich immer ein höchſt angenehmes Gefühl, ſo einem mir gänzlich fremden Lande zuzuſteuern; man macht ſich allerlei Phantaſien von der Lage einer Stadt, die ſich derſelben dann beim Näherkommen öfters anpaſſen, ſo daß man meint, man habe ſich dieſelbe ſo und nicht anders vorgeſtellt.

Die Stille des Meeres hatte ſich nicht geändert. Der Cid arbeitete wacker darauf los, und wie die Küſte vor uns höher und höher aufſtieg, ſo wurde ſie auch deutlicher, und bald konnten wir genau unterſcheiden, wo kleine Buchten ins Land hineingingen und wo die Felswände ins Meer vorſprangen und ſich ſchnell aus demſelben erhoben. Dieſes war namentlich bei dem Monjuich der Fall, der in ſeiner impoſanten Geſtalt herausfordernd allein an der Küſte zu ſtehen ſchien, ein trotziger Wächter, deſſen Kanonen rings umher Alles beherrſchen und an deſſen Fuß ſanft hingeſchmiegt Barcelona liegt, über welche Stadt er ſchützend oder drohend ſeine eiſerne Hand ausſtreckt.

Hohe Gebirge erheben ſich nicht hinter Barcelona, und der Horizont iſt nur begränzt von einer unbedeutenden Bergkette, ſchön gezackt in dunkelvioletter Färbung. Hinter derſelben, rechts vom Monjuich, aber weit ins Land hinein, bemerkte man an dem klaren Morgen ziemlich deutlich einen einzelnen Bergkegel von ſeltſamer, ſonderbar ausgezackter Geſtalt — Monſerrat, den heiligen Berg, dem wir ebenfalls einen Beſuch zugedacht; bei unſerem Näherkommen ſank er langſam hinter die vor ihm liegende Bergkette, wogegen der Monjuich immer höher und ſtolzer emporſtieg. Bald konnte man ſchon die Feſtungswerke droben erkennen, ſo wie den Weg, der hinauf führt — ein hellerer

Streifen auf dem gelben Sandstein, bald über den nackten Felsen im Zickzack hinlaufend, bald rechts und links mit grünen Hecken besetzt.

Jetzt lag auch der Hafen deutlich vor uns, der, begränzt durch die hohen Ufermauern, von den Häusern der Stadt nicht viel sehen läßt. Die Einfahrt in denselben, namentlich wenn man von Marseille kommt, stimmt die Erwartungen des Reisenden sehr herab; dort das Gewühl der großen Stadt, welches am Hafen am lebhaftesten ist, die hohen Häuser, dicht an die Quais gebaut, im Hafen-Bassin selbst Hunderte von Fahrzeugen aller Nationen, worunter oft ein Dutzend Dampfer in einer Reihe, Alles voll Leben und Bewegung; hier eine stille Wasserfläche, ein fast todter Hafen mit wenigen unbedeutenden Schiffen, die wie schlafend an den Ankerketten liegen, fast gar kein Verkehr zwischen ihnen und dem Lande. Zwei kleine Dampfer in der Mitte des Hafens waren alles, was auf eine Communication mit dem Auslande deutete, rings am Strande dagegen eine unzählige Menge Schifferbarken in der bekannten malerischen Unordnung, dabei aber in Allem ihre Armuth zur Schau tragend; hinter ihnen ein sandiger Strand und dann erst bis auf die schon genannten Hafenmauern zur Linken unbedeutende Uferbauten, hinter welchen man die graue Festungsmauer sah und kleine, niedrige Häuser.

So war der Anblick des Hafens von Barcelona. Glücklicherweise brauchten wir nicht lange auf Erlaubniß zu warten, um das Land betreten zu können; wir vertrauten uns mit unserem Gepäck einem Nachen an und wurden von zwei Kerlen in zerlumpten braunen Mänteln ans Ufer gerudert. Dort hatte sich ein artiges Gesindel versammelt, um uns in Empfang zu nehmen; Strauchdiebe aller Art in abgerissenen kurzen Hosen, nackten Beinen, schmierigen Jacken, was aber alles von der blutrothen Manta verdeckt wurde, welche weithin leuchtet und den Burschen das Aussehen von Scharfrichtern gab, die mit uns schleunigst fertig machen würden; dazu paßten auch ihre wilden Bewegungen und der Ausdruck ihrer unrasirten Gesichter.

Von uns Vieren, die wir nun ans Land stiegen, der Maler näm-

lich, Herr Erichsen und Herr Weinberg, sowie ich, wußte Keiner sich im Spanischen auch nur halbwegs vernünftig auszudrücken. Herr Weinberg, der ein Vocabulaire in der Hand schwang, radebrechte freilich aus demselben allerlei seltsam klingende Phrasen, welche aber den Catalouiern eben so wenig verständlich schienen, als unser ehrliches Deutsch. So standen wir denn ziemlich rathlos da, und wenn uns auch pantomimisch allerlei Hülfsleistungen angeboten wurden, so ließ uns doch gerade die Verschiedenheit derselben zu keinem Entschlusse kommen. Der Eine wies uns auf unsere Fragen nach Barcelona hierhin, der Andere dorthin; eine Partie wollte unsere Koffer auf die Schultern laden, die andere auf einen Karren werfen, und ein paar Zollsoldaten schienen den Wunsch zu hegen, sie in einem der dunklen Gewölbe deponirt zu sehen, die sich in der Ufermauer befinden. Und dabei lärmten die Kerle über alle Gebühr, drängten sich uns auf den Leib und rochen nach Knoblauch, daß es zum Erbarmen war. Ich glaube, sie wären noch unsertwegen in Händel gerathen, wenn nicht in diesem Augenblicke ein Retter erschienen wäre, ein wohlgekleideter Mann nämlich, der sich uns in ganz gutem Französisch als Lohnbedienter der Fonda del Oriente, des Gasthofes, den wir aufsuchen wollten, dargestellt hätte. Ihm überließen wir denn auch gleich die Sorge für unser Gepäck, welches er auf einen großen Karren laden ließ, dem wir folgten.

Es ging aufwärts das Ufer hinan durch einen halb zerstörten Thorbogen, dann kamen wir auf einen weiten öden Platz, der einstens zum Schiffswerfte für kleinere Fahrzeuge gedient haben mochte; jetzt lagen da unbrauchbare Schiffsplanken, altes Tauwerk, rostige Anker, auch hier und da ein Haufe Ballen oder Fässer, durch Strohmatten gegen die Sonne geschützt. Dieser Platz war auf der der See gegenüber liegenden Seite mit einer langen Reihe niedriger Häuser besetzt, alle von gleicher Bauart und gleicher Höhe. Viele waren roth angestrichen und die zahlreichen weißen Fenstereinfassungen hätten dem Anblick etwas Heimathliches gegeben, wenn nicht jedes dieser Fenster mit einem klei-

nen eisernen Balken versehen gewesen wäre, welcher uns erinnerte, daß wir endlich in Spanien waren. Es war eine kleine Stadt, die vor uns lag, aber mit unscheinbaren Häusern, so ärmlich aussehend, daß wir uns schüchtern fragten: Soll das Barcelona sein? Worauf uns übrigens der Lohnbediente zu unserem Trost mit einem sanften Lächeln sagte: Das ist nur die Vorstadt Barceloneta; dieselbe ist übrigens nicht unbedeutend, neuer als die große Stadt, und ihre Straßen laufen ganz gerade und durchschneiden einander rechtwinkelig. Hier ist das Fischer- und Matrosenviertel, es gibt hier viele Kneipen und viele Tabakläden, dazwischen Gewölbe mit bunten Schifferhemden und rothen Mantas, welche Farbe für dieses Kleidungsstück hier in Catalonien Mode zu sein scheint.

Die Straßen sahen recht öde und leer aus, eben so die Häuser; die meisten Fenster waren verschlossen, zum Theil auch nur mit weißen Gardinen verhängt, und nur hie und da lehnte eine weibliche Gestalt an dem Balkongeländer, mit vollen Körperformen, blassem Gesicht und sehr schwarzen Haaren, die mit silbernen Nadeln aufgeputzt waren.

Barceloneta, zwischen 1755 und 1775 durch den Marquis de la Mina gegründet, ist sehr lang gestreckt, und wir brauchten eine gute Viertelstunde, ehe wir die Gräben und Mauern der wohlbefestigten großen Stadt erreichten. Das Thor, welchem wir uns näherten, hatte uns schon von Weitem, sehr hell von der schmutzigen Häusermasse, an der wir vorbeikamen, abstechend, durch seine seltsame Formenbildung und die Prätension seiner ganzen Anordnung, die ein ganz modernes Bauwerk verrieth, besonders interessirt; die zwei Thorbogen neben einander, der eine zur Ein-, der andere zur Ausfahrt bestimmt, schienen die völlig geschlossene Kreisform zu haben, eingespannt zwischen einen Wald von griechisch-dorischen Säulen, und bei näherer Betrachtung zeigte es sich auch fast so, denn aus der untern Hälfte der Kreise war nur ein so großes Stück ausgeschnitten, um eine ebene Schwelle zu erhalten. Der Aufwand an reichen Architekturformen und die Präcision der Ausführung wären einer besseren Gesammtanordnung werth gewesen.

daß man sich eifrig mit meinem Schicksal beschäftigte. Außer der Tante, bei der ich wohnte, war eine ihrer Schwestern zum Besuch gekommen, und auf dem Tische lag ein Brief meines Vormunds, in dem dieser seinen Willen in Betreff meiner schriftlich kund that, so daß ein vollständiger Familienrath beisammen war. Ein anderes stimmführendes Mitglied bei dieser Verhandlung war eine gute alte Person, die in meinem väterlichen Hause Wirthschafterin gewesen war und mich sehr verhätschelt hatte. Sie trug noch beständig eine große Liebe zu mir, und wenn sie mich irgendwo auf der Straße oder sonstwo erblickte, brach sie in Thränen aus und jammerte über meinen seligen Vater, daß er so früh gestorben und ich dadurch ihrer trefflichen Leitung entzogen worden sei. Auch jetzt hatte ich mich kaum in dem Zimmer blicken lassen und Platz hinter dem Ofen genommen, als sie mich wehmüthig ansah, Nase und Mund heftig verzog und ihr Schnupftuch hervorsuchte, um einige herabrollende Thränen abzutrocknen.

Meine Großmutter, die viel festerer Natur war, sagte ihr dagegen verweisend: „Weine Sie doch nicht, Jungfer Schmiedin; dem Jungen wird nichts Leides geschehen: Unkraut verdirbt nicht." — „Ach," schluchzte die Schmiedin dagegen, „wenn doch der selige Herr noch lebte! da müßte der Junge studiren und ein Pfarrer werden, wie der selige Großvater. So hat der selige Herr immer

Hinter dieſer Puerta del Mar ſah es auch nun gleich ganz anders und großſtädtiſch aus. Vor uns hatten wir einen weiten, wohlgepflaſterten Platz, in deſſen Mitte man eben irgend ein Denkmal aufzurichten im Begriffe ſtand, deſſen anſehnlicher, würfelförmiger Unterbau bereits fertig war. Auf einer Seite des Platzes befinden ſich vier- bis fünfſtöckige Häuſer, neben dieſen die ſehr gering ausſehende Lonja oder Börſe, links ein großes Gebäude mit Arcaden, unter welchen ſich, beiläufig geſagt, ein Kaffeehaus befindet, das „Zu den ſieben Thüren," heißt. Dieſes beſagte die Inſchrift auf der gleichen Anzahl Eingänge in ſieben verſchiedenen Sprachen, worunter ſich auch eine deutſche befindet. Es iſt dieß der Palaſt eines Amerikaners, in welchem nach den Bürgerkriegen Eſpartero wohnte, als ſich der Hof damals hier befand, und der Balkon des Siegesherzogs war dem der beiden Königinnen gerade gegenüber, denn rechts am Platze iſt der königliche Palaſt, ein rothes Gebäude in einem mittelalterlich ſein ſollenden Style; doch ſind die theilweiſe ſehr geſchmackloſen Verzierungen nur gemalt. Es iſt darin eine Nachahmung des Dogenpalaſtes zu Venedig verſucht worden, aber blos der Schein ſtatt des Weſens; die fingirten Incruſtationen bunter Marmorplatten, die halb gothiſchen, halb arabiſchen Einzelheiten und die ausgezackte hölzerne Mauerkrönung geben dem Ganzen ein ſehr barockes Ausſehen. Hübſch nahm ſich nur der im Hauptſtockwerke auf die ganze Hauslänge ſich erſtreckende verglaste Balcon aus, eine in dieſer Ausdehnung uns noch ganz neue Sache, die wir erſt mehr im Süden des Landes in vielerlei mannigfaltigen Arten wiederfinden ſollten. Unmöglich kann ich hier noch zwei Schilderhäuſer unerwähnt laſſen, blau und weiß angeſtrichen, in Zeltform, da ich nicht leicht etwas Plumperes der Art geſehen habe.

Neben dem Palaſt iſt das Mauthgebäude, wohin unſer Karren dirigirt wurde. So viel Unangenehmes man mir auch ſchon über die ſpaniſche Mauth geſagt, ſo fand ich doch, daß die Barceloneſer beſſer ſei als ihr Ruf; die Leute behandelten uns recht artig, ließen freilich unſere Koffer öffnen, begnügten ſich aber damit, mit der lin-

len Hand nur leicht auf den Kleidungsstücken umherzufahren, wogegen die Rechte, wie ich nicht läugnen darf, eine vielsagende Bewegung machte, die ich denn auch durch Hineingleitenlassen einer Peseta alsbald ausglich. Diese Visitationen in Spanien, abgesehen von hier, wo wir von Frankreich kommend die Landesgränze betraten, sind nicht genug zu rügen und für den Reisenden wahrhaft empörend. Jedes miserable Nest glaubt das Recht zu haben, den müden und hungrigen Reisenden unter dem Thore festzuhalten und Geld von ihm zu erpressen; denn nur das ist die Absicht. Bei unseren späteren Touren zu Pferde brauchte nur Einer vorauszureiten und einfach seine Börse hervorzuziehen, so verlangte man nicht einmal, daß das Maulthier abgepackt wurde, sondern ließ uns nach Spendung einiger Peseten (die Peseta ist vier Realen, gleich einem französischen Franc) ruhig weiter ziehen.

Nachdem wir mit der Mauth fertig waren, folgten wir abermals dem Lohnbedienten; er hieß Maurice, und ich kann ihn jedem meiner Leser, der zufällig nach Barcelona kommt, bestens empfehlen. Von dem freien Platze geriethen wir gleich in das Gewühl der Stadt, das in den sehr engen Straßen, die mit vier- bis fünfstockigen Häusern besetzt sind, in einigen Vierteln wahrhaft betäubend ist. Heute war es Sonntag, und die hellen und tiefen Glockenstimmen der vielen Kirchen riefen die Andächtigen zur Messe. Maurice, der den Karren führte, eilte indessen so schnell vorwärts, daß wir beständig nach ihm zu sehen hatten, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Und so mußten wir denn ziemlich theilnahmlos an der bunten, uns begegnenden Menschenmenge vorübereilen, welche in ihren Costümen viel Neues für uns darbot, namentlich die bunten Mantos, welche die Männer über ihre Schultern hangen hatten, die seltsam geformten catalonischen Hüte von schwarzem Filz mit ziemlich breitem Rande, oben sich verengend, vor allem aber die zahlreichen Schaaren des weiblichen Geschlechts mit der reizenden Mantilla, Blumen im Haar, scharf gezeichneten Augenbrauen und glänzenden Augen.

Nach ziemlich langem Marsche kamen wir endlich auf eine breite

Straße nach Art der Pariser Boulevards, eben so wie diese mit Bäumen besetzt — die Rambla, der Hauptspaziergang der Barceloneser, welcher die Stadt in zwei ungleiche Hälften theilt, ihr öffentlicher Garten, ihr Alles in dieser Hinsicht. Hier befinden sich die Theater, die vorzüglichsten Kaffeehäuser und die ersten Gasthöfe, unter ihnen die Fonda del Oriente, uns als der beste bezeichnet, wo wir unsere Einkehr hielten. Monsieur Maurice sorgte auch hier aufs beste für uns, und bald waren wir vier auf dem ersten Stock installirt; H. und ich hatten ein gemeinschaftliches großes Zimmer, an welches zwei Schlafkabinette stießen; der Fußboden war mit guten Teppichen bedeckt. Dazu hatten wir uns mit dem Oberkellner über Frühstück und Diner verständigt und sollten für Alles zusammen Jeder täglich 20 Realen zahlen, ungefähr 2 fl. 30 kr., was keine übertriebene Forderung war.

Wenn ich eine fremde Stadt betrete, ist es für mich ein wahres Vergnügen, ohne Ziel und Zweck in den Straßen umher zu streichen, mich bald hierhin, bald dorthin wendend, wobei ich es dem Zufall überlasse, mich zu führen, wohin es ihm beliebt. Natürlich dauert eine solche Promenade immer mehrere Stunden, denn ich flanire in aller Beharrlichkeit umher, betrachte mir Menschen, Häuser, Straßen und Magazine. Dadurch bekomme ich einen frischen, ursprünglichen Totaleindruck, der sich mir später nicht mehr verwischt, und der auch nach langer Zeit in dem inzwischen schon verschwimmenden Bilde einer Stadt in meinem Gedächtniß wie ein heller Streifen zurückbleibt. Auch hier in Barcelona hatten wir kaum unsere Schiffstoilette etwas corrigirt, so betraten wir die Rambla und folgten dem Strome der Spaziergänger, gleichviel, wohin er uns treiben würde; doch hatten wir nur wenige Schritte gethan, als wir schräg unserem Gasthofe gegenüber den Correo, die Post, bemerkten, wohin wir uns wandten, um nach Postrestante-Briefen für uns zu forschen. Was diese betrifft, so hat man in ganz Spanien ein eigenthümliches Verfahren für die Ausgabe derselben. In einem Vorplatze der Post findet man nämlich

große Listen angeklebt, worauf, mit einer fortlaufenden Nummer versehen, die Adressen aller Briefe aufgeschrieben sind, welche postrestante einliefen. Selbstverständlich sind diese Listen in den größeren Städten, wie hier in Barcelona, sehr zahlreich, und man hat große Mühe, seinen eigenen, meistens arg verstümmelten Namen aus den Hunderten der andern heraus zu finden. Da man alsdann am Postschalter nur die Nummer anzugeben braucht, unter welcher der Brief auf der Liste vorgemerkt ist, um ihn zu erhalten, so kann man sich denken, daß hiedurch mancher Mißbrauch geschieht; denn jeder Unbefugte kann ohne irgend welche Legitimation eine beliebige Nummer fordern und erhält vielleicht meinen Brief, was auch häufig genug vorkommen soll, weßhalb Fremde viel besser daran thun, ihre Briefe an irgend einen Banquier adressiren zu lassen oder an den Consul ihrer Nation, welche sich meistens ein Vergnügen daraus machen, ihren Landsleuten auf diese Art behülflich zu sein.

Obgleich es für die allgemeine Promenade auf der Rambla noch ziemlich früh war — erst eilf Uhr Vormittags —, so war doch eine ansehnliche Menschenmenge da, welche etwas zu erwarten schien. Ohne zu wissen, um was es sich handle, warteten wir ebenfalls und vernahmen bald die Klänge eines Militärmusikcorps, welches sich auf dem Spaziergange gegen uns herbewegte. Doch habe ich nicht leicht etwas Erbärmlicheres gehört, als diese Musik. Obgleich die große Trommel so wie ein paar Becken ihr Möglichstes thaten, einigen Tact in dieses Musikcorps zu bringen, so konnten sie doch damit nicht zu Stande kommen, und jeder der Musici schien nicht blos eine andere Tact- und Tonart, sondern auch sogar seine eigene Melodie zu spielen. Und das Ganze klang immer toller, je näher das Musikcorps an uns heran kam. Jetzt defilirten sie bei uns vorbei; die Leute sahen gar nicht schlecht aus, waren auch gut uniformirt und marschirten mit der größten Ostentation vorüber, denn sie nahmen die ganze Breite der Rambla ein, und um dieß zu bewerkstelligen, hatte jeder Musikant zwischen sich und dem Nebenmann einen Zwischenraum von wenigstens drei Schuh —

ein wahrer Horreur für ein preußiſches Herz, dem die „Fühlung“ beim Marſch zur zweiten Natur geworden iſt.

Hinter dem Muſikcorps kamen ein paar Bataillone Infanterie. Die Leute ſahen gut aus, und ihre ſauberen Uniformen hatten etwas vom franzöſiſchen Schnitte an ſich; nur waren die Farben heller und bunter, man ſah viel Roth und Gelb. Ihre Fahnen waren mit ſchwarzem Flor umwickelt; das muß etwas zu bedeuten haben, eben ſo die einzelnen Kanonenſchüſſe, die ſich vom Monjuich herab vernehmen ließen, ſobald die Truppe die Rambla betrat. Natürlich nahmen wir unſere Spazierſtöcke hoch in den Arm und marſchirten, in Erinnerung an unſere Jugendzeit, im Schritte neben dem Muſikcorps her, welches ſich am Ende der Rambla vor einer kleinen Kirche aufſtellte, deren Façade mit ſchwarzem Tuch beſchlagen war. Ein General der Garniſon war geſtorben, und ihm galten dieſe Trauerfeierlichkeiten. Eine große Menſchenmenge umflutete die Kirche, doch bemerkten wir, daß nur Wenigen der Eintritt geſtattet wurde. Auch wir traten in den Vorhof und wandten uns in franzöſiſcher Sprache und mit der Bitte an einen Offizier, uns den Eintritt erlauben zu wollen. Obgleich uns der Spanier gewiß nicht verſtand, ſo ſchien er doch unſeren Wunſch zu errathen und ließ uns mit einer freundlichen Handbewegung und einigen höflichen Worten paſſiren.

Ueberhaupt iſt Höflichkeit und ein ſehr zuvorkommendes Betragen gegen Fremde ein ſchöner Zug im ſpaniſchen Charakter. Mit der größten Bereitwilligkeit erhält man auf ſeine Fragen jederzeit die beſte Antwort, und wenn man ſelbſt ſehr ſchlecht Spaniſch ſpricht, ſo bemüht ſich der Angeredete, den Sinn deſſen, was man ihm ſagen will, zu verſtehen, und hilft gern mit einem erklärenden Worte. Das iſt ſo in allen Schichten der Geſellſchaft; der Arbeiter hilft einem bereitwillig irgend ein Haus aufſuchen, und es iſt mir ſpäter öfter paſſirt, daß aufs eleganteſte gekleidete Herren mehrere Straßen mit mir gingen, um irgend Jemanden zu ſuchen, den wir oft erſt nach vielem Fragen in einem Hinterhauſe fanden. Dann ſchied der freundliche

Führer, meiſtens mit einem freundlichen Händedruck und dem bekannten „a la disposicion de usted," was ſo viel heißt, als: ich bin auch ſpäter ganz zu Ihrer Verfügung.

Wir traten alſo in die Kirche, die ebenfalls mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen und angefüllt war von Offizieren aller Waffen und Grade. Die Fenſter waren dicht verhängt, und es brannten in dem Kirchenſchiff und dem Chor eine unzählige Menge von Wachskerzen, deren rothe, wehende Flammen die bunten Uniformen und das viele Gold und Silber an denſelben mit düſteren Streiflichtern beleuchteten, was einen eigenthümlichen Effect machte, der noch erhöht wurde durch die melancholiſchen Klänge einer Trauermuſik, die, unterſtützt von einer Sängerſchaar, im Chor aufgeſtellt war. Dazu donnerten zuweilen die Kanonen von Monjuich dumpf herüber und es ertönten die Gebete der Prieſter. Auf einem hohen Katafalk in der Mitte des Kirchenſchiffes lag der Verſtorbene unter einer weit herabfallenden ſchwarzen Sammtdecke, die mit Silber geſtickt war und deren vier Ecken je von einem Unteroffizier gehalten wurden, welche regungslos wie Statuen an ihrem Poſten aushalten mußten, weßhalb ſie aber auch häufig abgelöst wurden.

Als die Trauerfeierlichkeiten bis zu einem gewiſſen Grade gediehen waren, deſſen Bedeutung ich übrigens nicht anzugeben vermag, wo das Muſik- und Sängercorps in der Kirche eigentlich viel zu laut für den kleinen Raum derſelben einſetzte, ertönte auch die Muſik draußen auf der Rambla, und zwiſchen den dumpfen Kanonenſchüſſen von der Feſtung herab krachten die Geſchütze jetzt in unmittelbarer Nähe von der Kirche, was mich veranlaßte, dieſe zu verlaſſen, um zum erſten Male dem Feuern einer ſpaniſchen Batterie zuzuſehen. So ſehr uns Anfangs das Feuern mitten in der Stadt überraſchte, ſo wurden wir doch alsbald gewahr, daß den Barceloneſen dieß keineswegs ungewohnt war, und beim Umſchauen ſahen wir am Ende der Rambla als Schlußpunkt der Muralla del Mar eine hohe Baſtei über den Platz hereinragen, aus deren Scharten man die Rambla der Länge nach

nordweſtlich beſtreichen kann, und von wo aus etwaige Volksaufläufe kräftig zerſtreut werden können, auch wohl ſchon zerſtreut worden ſind.

Es war Bergartillerie, die ſich auf einem kleinen Platze neben der Rambla aufgeſtellt hatte, für mich von beſonderem Intereſſe, da ich dieſelbe bisher noch nie manövriren ſah. Es ſind kleine Geſchütze, die dreipfündige Vollkugeln und Granaten ſchießen; die Laffette ruht auf Rädern, hat aber keine Protze, da ſich der Munitionskarren auf dem Rücken eines Maulthieres befindet, welches rückwärts aufgeſtellt wird. Die Fortbewegung des Geſchützes geſchieht vermittelſt zweier anderen Maulthiere; beide haben Packſättel, wovon jeder mit Packtaſchen und dergleichen einen Centner wiegt. Ein Maulthier trägt die Laffette — Cornuna, ein Gewicht von zwei Centnern, das andere, das metallene Rohr, Pieza, von gleichem Gewichte. Die Munition im zweiten Kaſten beſteht aus ſechs Granatwürfen und zwei Kartätſchenladungen und wiegt circa 1½ Centner. Die Bedienungsmannſchaft jedes Geſchützes beſteht aus acht Leuten, drei, welche die Maulthiere führen, und drei, welche bedienen, mit zwei Mann Reſerve.

Bei der großen Laſt, welche die Maulthiere tragen müſſen, ſind dieſe ſehr ausgeſucht und waren hier vortrefflich im Stande; ſie werden nicht vor dem ſechsten Jahre genommen und ſind mit einzelnen Ausnahmen bis zum ſechszehnten und achtzehnten Jahr im Dienſte. Eigenthümlicher Weiſe nimmt man nur dunkelfarbene Maulthiere zur Bergartillerie, indem man aus Erfahrung wiſſen will, daß die hellfarbenen nicht ſo kräftig ſeien; man wählte kurze, gedrungene Thiere mit ſtarker Bruſt und Hals, rundem Rücken und kurzen feſten Beinen. Das ſchwarze Geſchirr iſt ſo einfach wie möglich, das Kopfzeug beſteht aus einer Trenſe und der Hufbeſchlag iſt ohne Stollen; dabei werden dieſe Maulthiere im Gegenſatz zu allen übrigen, welche man in Spanien ſieht, nicht geſchoren. So viel ich bei dem heutigen Schießen nur mit der Manövercartouche bemerken konnte, bedienen die Leute ihre Geſchütze raſch und pünktlich. Ob irgend ein anderer Staat Bergartillerie in dieſer Art beſitzt, weiß ich nicht genau, doch iſt ſie für das

gebirgige Spanien gewiß von großem Nutzen; man kann sie fast wie die Raketenbatterien verwenden, denn das bepackte Maulthier ist ja im Stande, auf dem schmalsten Pfade sehr steile Berggipfel zu erklettern. Dabei soll ihr Marsch außerordentlich schnell sein, so daß Infanterie auf längere Zeit nicht folgen kann. Die Bergbatterie that noch einige Schüsse, dann wurden Rohr und Laffette, wie schon bemerkt, jedes getrennt, auf die sehr feurigen Maulthiere gehoben, ich sah ein paar, die schwer beladen, kaum zu halten waren, obgleich ihre Nasen durch tüchtige Knebel aufs stärkste zusammengedrückt waren, und an diesem Knebel wurden sie geführt.

Der Trauergottesdienst ging jetzt zu Ende, die Kirche entleerte sich, und die Truppen marschirten ab unter einem Trommelschlag, so langsam, so melancholisch und schläfrig, wie ich bis jetzt nichts Aehnliches gehört; doch war derselbe nicht gedämpft, wie gewöhnlich bei Trauermärschen, und ich hörte das gleiche Tempo später, öfters auch beim Exerciren. Nachdem sich die ganze Menschenmenge verlaufen, nahmen wir unseren Spaziergang wieder auf.

Für einen Fremden wäre es sehr schwer, sich in den Straßen von Barcelona zurecht zu finden, wenn man nicht, wie z. B. in Paris die Seine oder die Boulevards, auch hier zwei große Linien hätte, auf welche man beim Umherstreifen immer wieder zurückkommt, die Muralla del Mar, so wie die Rambla. Die letztere bildet mit der ersteren einen rechten Winkel und scheidet die Stadt in zwei ungleiche Hälften, von denen die gegen den Monjuich zu das alte, die gegen die Citadelle hin das neue Barcelona genannt werden könnte. Letzteres ist weit glänzender und belebter; hier reihen sich Läden, Magazine und Gewölbe an einander, und an diesen erkennt man die emporstrebende große Stadt. Die Magazine fangen an, sich nach französischem Schnitt zu formiren, und große helle Spiegelfenster, welche fast die ganze Breite des Hauses einnehmen, lassen eine reiche Auswahl von Waaren aller Art sehen, hier Gold und Silber, dort Krystall und Porcellan, und neben einem Gewölbe voll buntfarbiger Teppiche sieht man kost-

bare Stoffe in Seide und Sammt, von denen sehr viele in Barcelona selbst erzeugt werden. Der Gewerbefleiß der Catalonier ist bekannt und um so anerkennenswerther, da Barcelona wohl die einzige Stadt Spaniens ist, welche bedeutende Fabriken und Manufacturen hat. Es gibt hier eine Menge Spinnereien, Webereien, Druckereien, die Strumpfwirkerei ist sehr ausgebildet, eben so die Anfertigung von Tressen und Fransen aller Art, so wie grober und feiner Lederarbeiten. Der Verkehr, den dieß in den Straßen hervorruft, ist außerordentlich, und es gibt Stadtviertel, welche sich in dieser Hinsicht mit den belebtesten von Paris messen können. Die eleganten Gewölbe und Magazine, von denen wir vorhin sprachen, befinden sich hauptsächlich in der Straße Ferdinands VII., welche von der Rambla nach dem Constitutionsplatze führt. Früher war dieses nur eine enge Gasse, doch fing man schon vor mehreren Jahren an, sie ansehnlich zu erweitern; und das geschah, um einem längst gefühlten, dringenden Bedürfniß abzuhelfen. Der Constitutionsplatz, sehr hoch gelegen und nicht mehr im nächsten Bereich der Kanonen des Monjuich, war nämlich bei den zahlreichen und blutigen Aufständen, welche die Stadt von jeher beunruhigten, der Herd der Empörung; dort war der Palast der Provincialdeputirten, und auch meistens die Häupter der Aufständischen, welche da ziemlich agitiren konnten, denn wegen der engen Straßen war es unmöglich, mit Cavallerie und Geschütz gegen sie zu operiren. Dort hinein hat man nun durch die neue Straße eine artige Bresche gelegt, sie führt in gerader Linie auf die Rambla und hat eine Breite von ungefähr fünfzig Schuh.

Trotzdem man dort noch immer beschäftigt war, ein vortreffliches Pflaster von breiten Steinplatten, so wie Gasröhren zu legen, welche Arbeiten die Passage erschwerten, so bedienten sich doch die Barceloneser häufig dieser neuen Straße, ja, es war an den glänzenden Magazinen vorbei hier ein beständiges Spazierengehen, so daß man oft Mühe hatte, sich durch den Menschenstrom durchzuwinden.

So vergingen mehrere Tage mit Wanderungen durch die Stadt, die H. und ich theils gemeinsam, theils Jeder allein ausführten, bis

wir eines Abends, zum Diner heimkehrend, unſeren dritten längſt erwarteten Gefährten, den Oberbaurath Leins, auf der Treppe des Hôtels zu unſerer größten Freude uns entgegeneilen ſahen. Er war, da in langer Zeit kein Schiff von Marſeille nach der ſpaniſchen Küſte mehr abging, auf dem Landweg über die Pyrenäen zu uns geſtoßen, und nachdem er uns ausführlich ſeine Reiſeabenteuer erzählt, unterhielt er uns ſpäter, während wir auf der Muralla del Mar unter ſternenhellem Himmel und im Wiederſchein Tauſender von Lichtern der Stadt am Meer uns ergingen, von der überraſchenden Schönheit von Toulouſe, deſſen Gebäude allermeiſt in gebrannter Erde und zum Theil in höchſter Vollkommenheit ausgeführt ſind, von den dortigen alten Meiſterwerken des Bildhauers und Architekten Bachelier, von dem prächtigen Platze des Capitols, von der St.-Sernin und Dalbadekirche, und als er uns den rieſigen, leider unvollendeten Dom von Narbonne, die originellen alten Bauwerke von Perpignan, und ſeinen Uebergang über die Pyrenäen mit den Mühſalen des Weges über la Junquera und Figueras, Gerona nach Mataró geſchildert, mußten wir geſtehen, daß, wenn er auch den längeren und beſchwerlicheren Weg gewählt, ſeine Ausbeute doch die Annehmlichkeit unſerer Seereiſe weit aufwog.

Des anderen Morgens gingen wir zuſammen auf den Conſtitutionsplatz zur Beſichtigung des dortigen alten Stadttheiles, der uns, je genauer wir die übrige Stadt kennen lernten, durch ſeine intereſſanten alten Bauten immer ſtärker anzog. Die Straße San Fernando durchſchneidet denſelben, und einander gegenüber erheben ſich zwei merkwürdige Gebäude, welche die ganze Länge des Platzes einnehmen: dieſſeits der oben genannte Palaſt der Provincialdeputirten, jenſeits der Palaſt des Gouverneurs, auch Udiencia genannt. Beide Gebäude haben zwar moderne Façaden, aber der innere Kern iſt alt und noch ganz wohl erhalten.

In dem erſten feſſelt den Beſucher gleich nach Ueberſchreitung des Hofes die ganz eigenthümliche Art des Abſchluſſes der Treppe von der

gesagt. Aber jetzt soll er in dem Laden stehen und Kaufmann werden! Gott, er soll Kaufmann werden!" Obgleich meine beiden Tanten, so lieb sie mich hatten, über mein künftiges Schicksal nicht so sehr beunruhigt waren, mochte dieser Augenblick doch auch ihnen wichtig genug vorkommen, um ihm eine stille Zähre zu weihen; sie holten zu gleicher Zeit ihre Schnupftücher hervor und brachten selbst meine Großmutter in Bewegung, die das ihrige ebenfalls unter ihrem gestreiften Ruhekissen hervorholte. Man wird mir verzeihen, daß ich im selben Augenblick desgleichen that. Erst die verdorbene Schlittschuhpartie und dann die Ungewißheit des Looses, das über mich geworfen wurde, lösten mein Herz in Wehmuth auf; dazu kam das Heulen der Schmiedin und die Thränen meiner Verwandten, und ehe ich's mir versah, rollten mir ein paar große Thränen über die Wangen auf den heißen Ofen, der sie zischend verzehrte.

Meine Großmutter war die erste, die aus diesem Meer von Thränen und Seufzern wieder als festes Land auftauchte; sie nahm eine Prise aus ihrer gräflichen Dose, setzte die Brille des verstorbenen Generals auf und ermahnte mich, ihr mit größter Aufmerksamkeit zuzuhören. Darauf hielt sie mir eine Rede, die mit Sprüchwörtern aller Art gespickt war und in welcher sie nach einer Masse von guten Lehren und Ermahnungen darauf zu sprechen kam, daß der Mensch neben dem allgemeinen

Vorhalle. Aus der Uebergangszeit des Gothiſchen in die Renaiſſance, iſt der große Bogen des Treppenaufganges bedeckt mit der reichſten Sculptur; zwei kleine Thüren, zu beiden Seiten mit gothiſchem freiſtehendem Maßwerk überwölbt, ſchließen ſich beiderſeits in ſchiefer Stellung an erſtere an; Säulenbündel, ſpiralförmig um die dazwiſchenſtehenden Pfeiler gewunden, ziehen ſich bis zum Capitäl empor und bilden mit dem großen Wappenſchild in der Mitte und den Statuen, die daneben ſtehen, das pikanteſte Enſemble, das man ſich denken kann. Der große Saal im oberen Stockwerke iſt ebenfalls ſehr merkwürdig.

Die Udiencia, noch älter, hat im Aeußeren noch die dreitheilige Fenſterform, mit feinen Marmorſäulchen abgetheilt, ſo fein, daß man ſie mit der Hand umſpannen kann, und über jedem das dreifach durchbrochene Kleeblatt. Der Hof im Innern gehört zu dem Keckſten, was in der Architektur je geleiſtet worden. Das von einer frei im Hofe aufwärts führenden Treppe mit zierlich durchbrochenem Steingeländer zugängliche Hauptſtockwerk kehrt eine ringsum laufende Spitzbogenſtellung gegen den Hof herein, ebenfalls mit unglaublicher Dünne der Säulchen, die in Gruppen von vier an einander gewachſen, ſtehen; aber dieſe Colonnade iſt nicht von Grund aus unterſtützt, ſondern ruht auf einer Anzahl um die ganze Breite des Bogenganges hervorragender Conſolen, wodurch ſich der Hof im oberen Stockwerk verengt und dieſe Bauweiſe noch um ſo kühner erſcheinen läßt, weil über dem Säulengang im Hauptſtock ſich noch ein ſchweres, maſſives drittes Stockwerk befindet. Die Nebenſeite dieſes Palaſtes geht auf eine enge finſtere Gaſſe, und der Hof iſt von dieſer durch eine hohe Mauer abgegränzt, die Chapuy im Moyen-Age archéologique ſo ſchön abgebildet hat. Ueber dem Thor in der Mitte iſt der heilige Georg, den Drachen erlegend, in wunderſchöner gothiſcher Einrahmung, und die Mauer mit einem herrlichen Aufſatze von durchbrochener Arbeit mit Fialen und Laubwerk gekrönt. Die Thoröffnung iſt mit ſchweren Thorflügeln aus dunklem Holz verſchloſſen und überſäet mit großen zugeſpitzten Nägeln, die drohend in die Straße herausragen. So hat dieſer Bau ein

durchaus finsteres Ansehen und eine gleichsam trotzige Abgeschlossenheit nach außen.

Diese enge melancholische Gasse weiter verfolgend gehen wir immer zwischen fast schwarzen, massiv gebauten Häusern, die, obgleich sie wenig Luft und Licht haben, doch in den Zeiten ihrer Erbauung von keiner armen Classe der Gesellschaft bewohnt wurden. Blickt man an ihnen hinauf, so sieht man nur einen schmalen Streifen des schönen spanischen Himmels, zu gleicher Zeit aber, wie zierlich, phantastisch und prächtig diese Häuser erbaut sind. Willkürlich ist oft ein Fenster breit, das andere schmal, aber die meisten sind mit Sculpturen versehen, von schlanken zierlichen Säulen getragen und lassen ahnen, daß hinter ihnen ein trauliches Gemach liegt, dem sie Licht und Luft verleihen. Fast alle diese Gebäude haben eine große Ausdehnung und man erräth leicht, daß sie einen Hof und einen kleinen Garten umschließen. Das Ziel findet diese Straße bei der Kathedrale, die uns lange festhielt, und deren Kreuzgang durch ein gastlich geöffnetes Portal uns zum Eintritt einlud.

Dieser Kreuzgang unterscheidet sich wesentlich von denjenigen, die wir bei den alten germanischen Klöstern zu sehen gewohnt sind, welche blos aus einem, den viereckigen Klosterhof umgebenden Spaziergang unter Bogen bestehen; der hiesige aber ist noch überdieß auf drei Seiten von Capellen eingefaßt, so daß jedem Bogen des Kreuzganges eine dahinter liegende Capelle entspricht, welche wie dieser mit zierlichem Sterngewölbe überspannt und mittelst hoher Eisengitter von demselben abgeschlossen ist.

So bildet dieser Kreuzgang gleichsam eine Kirche im Freien, und nicht allein die glücklichen Dimensionen desselben und die edlen Verhältnisse der Pfeiler und Bogen, die Schönheit der Gitter, die kräftige Vegetation des grünen Platzes in der Mitte, so wie der reizende Brunnen in der Ecke machen diesen Ort zu einem der anziehendsten, die es geben kann. Wenn auch an den Altären der Capellen, die aus den verschiedensten Zeiten herrühren, hier und da sehr ausschweifende

Formen vorkommen, ſo verleiht doch gerade dieſe Mannigfaltigkeit und dieſe abwechſelnde Färbung der zahlreichen Wand- und Altarbilder und die zum Theil phantaſtiſchen Ausſchmückungen dem Geſammtanblick einen ſolchen Reichthum, daß man ſich nur ſchwer von dieſem ſchönen und bei allem Ernſte doch ſo freundlichen Hofe trennen kann.

Ich habe der Eiſengitter, welche die Capellen abſchließen, erwähnt, und ſie verdienen in der That die ganz beſondere Aufmerkſamkeit des Kunſtfreundes; ſie ſind ſämmtlich aus geſchmiedetem Eiſen, und die einzelnen ſenkrechten Stäbe derſelben, oft zierlich gewunden und cannelirt, endigen oben in Blumenbüſchel; aber dieſe ſind von ſo gewählten Formen und ſo lieblich mit einem wahrhaft griechiſchen Gefühl gruppirt, daß ſie zu den Meiſterſtücken mittelalterlicher Metallarbeit gehören.

Der Brunnen, der meiſt in den Kreuzgängen auf der halben Länge einer der Seiten in den Hof hinausſpringend angebracht iſt, befindet ſich hier in der Ecke, beſchattet von einigen hochſtämmigen Bäumen; aus der Mitte des größeren unteren Beckens erhebt ſich auf einem niederen Unterſatz eine zierlich gearbeitete achteckige Schale, aus ihren ſenkrechten Achteckſeiten dicke Waſſerſtrahlen ſpeiend, und eine kleine niedliche Bronze-Statue eines gewappneten Ritters, wohl des heiligen Georg, bildet die Spitze; das baldachinartig über das Ganze geſpannte Gewölbe iſt an den Rippen ausgezackt, und dieſe ſind an den Kreuzungen mit hübſchen Schildern ornirt. Eine erquickende Kühle verbreitet dieſer Brunnen in ſeiner Umgebung, nach dem man immer wieder umſchaut, wenn einen die Betrachtung entfernter Gegenſtände von ihm abgezogen.

Ganz in ſeiner Nähe führt eine herrlich eingerahmte Spitzbogenthür in den ſüdlichen Kreuzarm der Kathedrale. Ein mächtiger, majeſtätiſcher Bau! Wie gewaltig wird man, aus dem klaren, ſonnigen Hofe tretend, von dem geheimnißvollen Dunkel in dieſem weit ausgehöhlten Raume erfaßt! Je tiefer man nach dem Süden kommt, um ſo mehr verſchwindet aus den Kirchen die Lichtmenge, die den nordiſchen Kirchen des Mittelalters durch ihre vielen ſchlanken Fenſter

zugeführt wird, hier ſind die Fenſter an und für ſich ſchon viel kleiner, und eine große Zahl derſelben iſt zugemauert, ſo daß die zahlreichen Kerzen ein wirkliches Bedürfniß ſind, da auch den lichtgebenden Oeffnungen ein Theil ihrer Kraft entzogen wird durch Glasmalereien, die meiſtens mit dunklem oder nachgedunkeltem Grunde leuchtende Punkte in Roth, Blau, Grün zeigen, deren Zeichnungen und Ornamente aber ſchwer zu enträthſeln ſind.

Nach einigem Verweilen entwirren ſich die in der anfänglichen Dunkelheit ſich nach oben verlierenden Säulenbündel; das Auge verfolgt die aus ihnen ſproſſenden Rippen bis zu deren Vereinigung in dem hoch oben ſchwebenden Gewölbe, und unwiderſtehlich feſſelt den Beſchauer der allmälig klarer hervortretende herrliche Anblick des Chores, deſſen ſchlanke Formen von einem bewundernswerthen Ebenmaße ſind und deſſen weit und weiter entfernte polygoniſch hinter einander weglaufende Bogenreihen im reichſten Spiel von Streiflicht, Halbdunkel und Schlagſchatten durch die Vielheiligkeit und die magiſche Dämpfung der Helle einen unvergeßlichen Eindruck machen.

Der Hochaltar, umgeben und gekrönt von einem hohen, reich durchbrochenen gothiſchen Schnitzwerk mit zierlichen Giebeln, ausgefüllt vom feinſten Maßwerk und unterbrochen von unzähligen kleinen Pyramiden, iſt an ſeinen beiden, nach vorn gekehrten Flügeln von zwei auf gewundenen Säulen ſtehenden vergoldeten Engeln begränzt, die wie die Wächter des Heiligthums glänzend aus der verſchwimmenden Dämmerung hervortreten.

Am weſtlichen Ende beim Haupteingang iſt das Mittelſchiff durch eine hohe achteckige Kuppel mit kunſtvollen Gewölb-Durchdringungen abgeſchloſſen, eine ſonſt ſeltene Anordnung, die aber eine ſehr ſchöne Wirkung macht. Die Orgel der Kathedrale iſt ein bedeutendes Werk, prächtig von außen und im Tone von gewaltiger Wirkung. Wir ſahen hier zum erſten Mal eine Partie der Pfeifen horizontal in die Kirche hereinragen; ob der Ton hiedurch verſtärkt wird, weiß ich nicht anzugeben, aber ſie machen einen ganz eigenen Eindruck, denn aus dem Halbdunkel hervor, in dem die Orgel ſteht, ſehen ſie aus wie eben ſo

viele blitzende Posaunen, von unsichtbaren Händen gehalten und von unbekanntem Odem geblasen, und ihre tiefen Töne dringen gewiß mit ernster und ergreifender Mahnung herab zu der im Gebete versunkenen Menschheit. Eigenthümlich ist die untere Verzierung der Orgel, welche, aus braunem und vergoldetem Holzschnitzwerk bestehend, in einen Saracenenkopf endigt, der mit langem schwarzem Barte so täuschend gemacht ist, daß man nach dem ersten Anschauen unwillkürlich zurücktritt und, an einen blutigen Scherz früherer Jahrhunderte glaubend, meint, jetzt müssen sich die halbgeöffneten Lippen krampfhaft schließen, jetzt die Augenlider über die blitzenden Augen niederfallen und sich darauf der ganze Kopf mit tiefer erschreckender Blässe überziehen. Etwas Angenehmes hat dieses Saracenenhaupt durchaus nicht, doch hat seine Anwesenheit hier unter der Orgel gewiß irgend einen Grund, den ich aber leider nicht erfahren konnte.

Dem erhabenen Inneren der Kathedrale entspricht aber keineswegs das Aeußere der Kirche; in winkelige Gassen versteckt, bietet es sich nirgends zu einem Gesammtanblicke dar. Die Thürme sind unbedeutend, und die einem großen Platze zugekehrte westliche Giebelseite ist noch eine unvollendete rohe Mauer, wie an vielen italienischen Kirchen, und dazu noch stellenweise sehr ungeschickt und verschnörkelt bemalt.

Gleich neben der Kathedrale scheint uns ein interessantes Haus, obgleich seine Mauern fast schwarz sind und trotzig in die Höhe ragen, durch den Wechsel der Zeit schon zugänglicher geworden. Seine beiden Flügel sind durch eine Gartenmauer verbunden, über welche ein außerordentlich hoher Orangenbaum herübernickt und sich mit dem grünen Laub und den goldgelben Früchten so gar anmuthig in dieser finsteren Umgebung ausnimmt. Die Thorflügel sind halb geöffnet, und nachdem wir einen Augenblick den zierlichen bronzenen Thürklopfer bewundert — er stellt ein fabelhaftes Thier vor, welches zwischen den Vordertatzen das Wappen des Erbauers trägt — schauen wir in den Hof hinein und erstaunen über die Zierlichkeit desselben, sowie auch über die Melancholie, welche seine theilweise Zerstörung ausspricht. Hier

befanden ſich mächtige Citronen- und Orangenbäume, die immer noch grünen und blühen, während der Strahl des Springbrunnens in der Mitte des Hofes, der früher ſo anmuthig zu erzählen wußte, ſchon längſt verſiegt iſt. Auch die Marmorplatten des Bodens ſind hier und da zerſprungen, eben ſo einige von den Säulen, welche eine kleine Halle im Hintergrunde des Hofes trugen. Man ſieht auch wohl, daß dieſe Stelle lang kein menſchlicher Fuß mehr betreten, denn Steinbrocken aller Art, Marmor-Ueberreſte und herabgefallene Ornamente ſind dort zuſammengetragen, und zwiſchen ihnen gingen Schlingpflanzen auf, die ſich anmuthig darüber hinranken. Rechts neben dem Thore wand ſich eine ſchlanke Treppe frei in den erſten Stock hinauf, welche auch heute noch von den Bewohnern des Hauſes benutzt wurde, denn wir ſahen auf den Stufen derſelben ein paar hübſche Kinder ſpielen, welche Orangenblätter abriſſen und ſich damit bewarfen.

Alle Gebäude in der Nähe des Conſtitutionsplatzes waren in früheren Zeiten und ſind wohl auch jetzt noch die Wohnungen hoher und niederer Geiſtlichkeit. Für uns, die wir oft hierher ſpazierten — denn wir fanden hier Jeder in ſeiner Richtung zu thun: Oberbaurath Leins, indem er Ornamente maß und zeichnete, Horſchelt, der eine hübſche Mädchenfigur oder ein paar kecke Geſtalten, die an den alten Thorbogen lehnten, in ſein Skizzenbuch nöthigte, und mir, der ich dieſe finſteren Häuſer ſo gern mit Geſtalten einer alten, längſt vergangenen Zeit bevölkerte — war beſonders das Gebäude mit dem ſeltſamen Thürklopfer von großer Anziehungskraft. Wir nannten es nur das Prieſterhaus. Oben ſtatt des Daches hatte es einen Bogengang mit kleinen zierlichen Säulen, und dort genoß man gewiß eine entzückende Ausſicht über Land und Meer. In unſeren Träumen war es uns oft zu Muthe, als müſſe jetzt plötzlich dort oben eine wohlgenährte Geſtalt im langen ſchwarzen Kleide luſtwandelnd erſcheinen, während zu gleicher Zeit aus einem kleinen zierlichen Fenſter im unteren Stocke, das von den Blättern der Orangen dicht beſchattet war, leiſe Lautenklänge und gedämpft ein Lied, von ſchönen Mädchenlippen geſungen, hervortönte.

Wie treue Wächter umgeben übrigens dieſe finſteren Häuſer den mächtigen Bau des Domes von Barcelona.

Unſeren Spaziergang verfolgend, betreten wir die Calle de Escudelleros, wo ſich ebenfalls Hunderte von Läden und Magazinen aneinander reihen; doch ſind hier weniger die glänzenden Gewölbe als in der Straße Ferdinands VII. Hier kauft die immer ab- und zuſtrömende Menge Stoffe und Geräthſchaften für den täglichen Gebrauch, und während man dort meiſtens elegante Toiletten, feine Paletots und glänzende Damenroben ſieht, bemerkt man hier mehr Geſtalten aus dem Volke und die Coſtume der ländlichen Bewohner aus der Umgegend von Barcelona. Hier iſt das Gewühl belebt durch die über die Schulter geworfene lange Manta, meiſtens in Roth, Blau oder Grau; auch bemerkt man hier den langen braunen Mantel mit dem kleinen Kragen über die Achſel herab, ein Kleidungsſtück, welches die Spanier ſo gewandt und maleriſch umzuwerfen verſtehen. Vorherrſchend ſind die kleinen zugeſpitzten Hüte, die oftmals verzierte rund geſchnittene Jacke, kurze Hoſen und weiße Gamaſchen. So ſtehen die Männer in und vor den Gewölben, Papier-Cigarren rauchend, während ſie lachend und plaudernd um die verlangten Artikel handeln. Und dazwiſchen ſieht man das weibliche Geſchlecht in der unentbehrlichen Mantille, die meiſtens ſchwarz und ſelbſt bei der niederen Claſſe von Spitzen oder Seide und nach der Laune der Beſitzerin mehr oder minder phantaſtiſch aufgeſteckt iſt.

Das Gewühl und der Lärm in dieſen Hauptſtraßen Barcelonas iſt an den Wochentagen wahrhaft betäubend, und dabei ſind die Gaſſen ſo ſchmal, daß der Menſchenſtrom oft kaum den ſchweren Karren auszuweichen vermag, die, mit Fäſſern und Kiſten beladen, meiſtens in langen Reihen daherkommen. Doch bemerkt man auch hier den angenehmen Grundzug und Charakter der Spanier, ſich gegenſeitig mit größter Höflichkeit zu behandeln und ſich nicht leicht aus der guten Laune bringen zu laſſen. Ein junges Mädchen, an das man unſanft hingeſtoßen wird und deſſen Mantille man zerdrückt, wendet ſich um

und wird lachend ſagen: Das iſt ein kleiner Schaden, der durchaus nichts zu bedeuten hat! Sie blitzt uns mit ihren ſchwarzen Augen an und hüpft davon. Kommt man vielleicht zufällig in verdächtige Berührung mit den Rädern eines Karrens, ſo ſagt der Führer deſſelben auf die artigſte Weiſe von der Welt: Erweiſen Sie mir die Gunſt, ſich in Acht zu nehmen. Auch das beſtändige Cigarrenrauchen iſt mit daran ſchuld, daß gänzlich Fremde bei einander ſtehen bleiben und ein paar Worte zuſammen plaudern; hier bittet man um Feuer, dort reicht man ſelbſt die Cigarre einem Fremden zum Anzünden, wobei es häufig vorkommt, daß, wenn dieſer ſieht, mein Endchen ſei bedeutend herabgebrannt, er ſich gleich daran macht, mir aus dem Vorrath von Papier und Tabak, den er ſtets bei ſich trägt, eine neue zu drehen. Natürlich ſchlägt man das niemals ab, der Spanier ſagt: a la disposicion de Usted, langt nach ſeinem Hute und entfernt ſich freundlich grüßend.

Je mehr man ſich vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, deſto ſeltener werden die glänzenden Magazine, und man kommt nun in Gaſſen, wo Sattel und Riemenzeug aller Art verkauft wird, Fuhrmannspeitſchen, Hüte und Manta's von der gröbſten Sorte. Hier glaubt man ſich oft, was Leben und Verkehr anbelangt, in einer Gaſſe von Damascus oder Kairo zu befinden; denn der Schuhmacher ſitzt mit ſeinen Geſellen auf der Gaſſe, der Schneider flickt Röcke unter Gottes freiem Himmel und die Obſtverkäuferin nebenan hat hier wie im Oriente die gleichen Früchte ausgeſtellt: Orangen, Citronen, Granatäpfel, Datteln und Feigen. Was übrigens in ganz Barcelona, und leider nicht auf angenehme Art an den Orient erinnert, das iſt der gänzliche Mangel aller Dachrinnenröhren, um das Regenwaſſer auf den Boden zu leiten, weßhalb denn bei Regenwetter das himmliſche Waſſer auf beiden Seiten der Straße von den Dächern herab wie aus unzähligen Gießkannen niederſchießt.

Quer über die enge Gaſſe iſt hier ebenfalls wie in vielen orientaliſchen Städten eine alte Matte geſpannt, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten, und wenn man dort jene beiden Geſtalten aus der Gegend

von Sitgas und Tarragona betrachtet, nach Art der Beduinen in langem weißem Mantel, um den Kopf ein buntfarbenes Tuch, mit den gebräunten Gesichtern, den blitzenden Augen und dem schwarzen Barte — Einer hält, um die Täuschung vollständig zu machen, da er ein Viehtreiber ist, eine lange Lanze in der Hand, — so könnte man glauben, es seien Araber aus der Wüste von Gizzeh. In diesem Stadtviertel sieht man auch kleine heimliche Kneipen; nach der Straße zu weit offen, zeigen sie dem Blick ein oft finsteres und schmieriges Gemach mit grob gezimmerten Tischen und Bänken; an der Decke hängt der Weinvorrath in gegerbten Häuten von Ziegen und Schweinen; Hals und Pfoten sind zugebunden und die Körper sehen unförmlich geschwollen aus. Der Wein soll sich in ihnen recht gut halten, bekommt aber einen Beigeschmack, der für eine Zunge, die nicht daran gewohnt, sehr unangenehm ist. Die Oeffnung vor diesen Kneipen ist häufig mit einer Matte überhängt, aus dem Inneren dringen zuweilen Guitarrenklänge hervor, und als Wirthshauszeichen oder Schild hängt draußen eine brennende Lunte, deren sich auch die Vorüberwandelnden zum Anzünden ihrer Cigarren bedienen.

Natürlicher Weise gibt es auch hier in Barcelona Straßen, welche nicht von dem eben erwähnten Verkehr berührt werden, wo Beamte oder große Kaufleute wohnen, wo man weder Boutiken noch Magazine sieht. Hier sind meistens stattliche aber finstere Gebäude, vier bis fünf Stockwerke hoch, und man kann oft eine lange Strecke wandeln, ehe man ein menschliches Wesen sieht; hier oder dort lehnt wohl eine Mädchengestalt an einem der Balcons, und unten am Thore sitzt vielleicht ein Bettelweib, welches mit stummer Geberde die Hand ausstreckt, wenn der Spaziergänger einen Augenblick stehen bleibt. Und trotz der Oede und Stille dieser Straßen bleibt man hier gern an einzelnen Häusern stehen und schaut zuweilen in die kleinen reizenden Höfe hinein. Freilich sind diese meistens durch eiserne Gitter verschlossen, welche aber doch den Blick nicht abhalten können, der entzückt bemerkt, wie der Hof mit Marmorplatten bedeckt ist und wie ein Springbrunnen seine

klaren Strahlen emporschleudert mitten zwischen die Zweige der Orangen und Citronen hinein. Auch Höfe mit alter und ernster Architektur bemerkt man hier, mit stolz gewölbtem Eingange, mit Säulen, welche Arcaden tragen, und mit einer prächtigen Treppe im Hintergrunde, die, quer an dem Hause aufsteigend, gewundene Säulenschafte zeigt, reich verzierte Capitäle und schwere Steingeländer, auf welchen zierliche Bildwerke ausgehauen sind — Gestalten aus dem alten Testamente oder Neptun mit seinen Seepferden und Tritonen. Oft, wenn ich allein auf den Straßen strich, hörte ich aus einem dieser Höfe ein leichtes Hüsteln und war angenehm überrascht, unseren Oberbaurath zu finden, der sich da zeichnend und Cigarren rauchend stundenlang amusirte. Für ihn, so wie für den Maler war auch in den Straßen von Barcelona genug zu finden, und wenn nicht gerade immer eine schöne Architektur an Gebäuden oder Höfen, so oft nur der Blick in einen langen dunklen Gang, an dessen Ende durch eine schmale Thüre im scharfen Contrast Licht und Sonnenglanz hereindrang, eine roh zusammen gezimmerte Veranda beleuchtend oder eine kleine gewundene Treppe, die versteckt und geheimnißvoll in den oberen Stock führte.

Eine riesenhafte Palme, die wir bei unserem Umherstreifen zwischen Häuserlücken hervorragen sahen mit weit ausgebreiteten Blättern — ein Anblick, der mich mächtig anzog, denn Palmen sind mir immer noch eine liebe Erinnerung an Syrien und Aegypten —, führte uns in ein altes ehemaliges Kloster, das jetzt zu einem Militärspital eingerichtet wird — ein lieber, reizender Platz. Von außen durch hohe, geschwärzte Mauern dem Blicke der Vorübergehenden entzogen, besitzt dieses Kloster einen vollkommen erhaltenen Kreuzgang von zierlichen gothischen Arcaden, mit Säulen von erstaunlicher Dünne und niedlich mit Blätterwerk ausgemeißelten Knäufen, der in seiner einfachen Schönheit, in seiner Ruhe und Stille im länglichen Viereck einen kleinen Garten umgibt, wie man nichts Poetischeres sehen kann; die Säulen sind so fein, daß man kaum zu glauben vermöchte, die darauf ruhenden Spitzbogen könnten sich halten, wenn nicht an den

Beruf, ſich zum Himmel heran zu bilden, auch noch die Pflicht habe, ſich einem ſpeziellen Beruf zu ergeben, auf daß er ſein tägliches Brod verdiene. — „Die Wahl eines Berufs hat dir Gott der Herr nicht ſchwer gemacht,“ fuhr ſie fort; „denn aus Mangel an einer gewiſſen Materie, die man Geld nennt, iſt dir nur der Handelsſtand geblieben, unter deſſen verſchiedenen Zweigen du aber wählen kannſt, welcher am meiſten nach deinem Geſchmack iſt.“ — „Ja,“ nahm meine älteſte Tante das Wort, „du kannſt dich in dem Punkt entſcheiden, wofür du den meiſten Beruf haſt.“

Ich ſollte mich entſcheiden, wozu ich den meiſten Beruf habe, und ich fühlte doch gar nichts von dergleichen in mir. Wenn ich einen Maler ſah, ſo ſpürte ich in mir den Künſtler und glaubte, es müßte mir gar nicht ſchwer werden, in dieſem Fache Glänzendes zu leiſten. Sah ich dagegen einen Studenten mit kurzem Sammtrock, weißer Mütze und langen, buntfarbigen Troddeln an der Pfeife, ſo war ich überzeugt, daß ich alles das mit eben dem Anſtand führen würde, alſo einſtens einen trefflichen Studenten abgeben könnte. Eben ſo erging es mir, wenn ich in den öffentlichen Gerichtsſälen die Advokaten plaidiren hörte, oder wenn ich Sonntags auf der Wachparade die Offiziere geſchniegelt und gebügelt einherſpazieren ſah. Und glücklicherweiſe hatte auch der Handelsſtand einen Platz in dieſem Ideenkreiſe. Das

vier Ecken kräftige, flache Strebbogen in der Richtung der Diagonale die Bogenſtellungen mit den dicken Umfaſſungswänden rückwärts verſpannen würden und ſo im Vereine mit der vieltheiligen Balkendecke, die über dem Gange liegt, den beruhigenden Eindruck einer genügenden Feſtigkeit erweckten. Lorbern und Orangen bilden dichte Gruppen in demſelben, unter welchen ſich kleine Steinbänke befinden, von denen einige noch beſonders gegen die Sonne geſchützt ſind, indem man ſie mit Veranden bedeckte, die höchſt einfach aus Lattenwerk und Weinlaub beſtanden und ganz willkürlich hier und dort an den Zweigen der Bäume feſtgemacht waren. Gebüſche und Bänke umgaben einen kleinen freien Platz in der Mitte des Gartens, wo ſich der unentbehrliche Springbrunnen befand, hier aber mit einem klaren Waſſerſtrahle verſehen, der hoch hinaufgeſchleudert wurde und mit ſchwarzen, ernſten Cypreſſen zu wetteifern ſchien, welche den Brunnen und das dazu gehörige Steinbaſſin umſtanden. Die gothiſchen Arcaden des Kreuzganges ſtanden doppelt über einander, und obgleich die obere Reihe zugemauert war, ſah man doch deutlich Säulen, Bogen und Capitäle. Der Campanile der Kloſterkirche oder eigentlich der Glockenſtuhl — denn er beſteht nur aus einer einzelnen mit Bogen durchbrochenen Mauer, die auf der Wand des Kreuzganges ruht — ſchaut, von der Sonne beſchienen, freundlich zwiſchen den Cypreſſen durch den Hof herein, und die in ſeinem Bogen ſchwebenden Glocken feiern jetzt wohl für lange Zeit, da keine Mönche mehr da ſind, die ihrem Rufe folgen.

Die Geſtalt dieſer Kreuzgänge iſt eine unendlich glückliche und gut gewählte; es ſpaziert ſich ſo angenehm darin umher, und was in einem Parke die verſchlungenen Wege ſind, das ſind hier die Ecken des Ganges, welche das Einerlei eines langen Spazierganges wohlthuend unterbrechen. Dabei waren die Mönche vor Sonne und Regen geſchützt, und die Umgebung, die ſie hier hatten, unterſtützte ſie bereitwillig in ihren mannigfachen Betrachtungen. Der heitere Blick, welcher gern auf dem Laub und den Blüthen des Gartens, auf den von der Sonne beſchienenen Blumen und dem glitzernden Waſſerſtrahl ver-

weilte, wurde ernst und düster, wenn er sich alsdann auf die Steinplatten des Bodens niedersenkte oder auf die Wände des Kreuzganges, wo eine lange Reihe von Namen derer eingehauen war, die einstens hier gewandelt, ebenfalls umgeben von Blüthenduft und Sonnenglanz.

Dieses Kloster liegt dicht an der südöstlichen Stadtmauer, und wenn man dieser folgt, so kommt man in ein ärmliches Stadtviertel, welches aber nicht uninteressant ist. Die engen Gassen laufen hier eigensinnig durch einander, finster und schmutzig, zuweilen durch kleine Plätze unterbrochen, wo Häuser niedergerissen wurden, deren Formen man noch deutlich erkennt an den Mauern der stehen gebliebenen, gerade wie die Ueberbleibsel eines Schwalbennestes, das man von der Mauer herabgestoßen. Auch recht feuchte Winkel gibt es hier, welche sich wuchernde Pflanzen zu Nutze gemacht haben, die, hoch auf dem Dache entsprossen, längs den grauen Mauern herabgekrochen sind. Hier und da erblickt man auch einen freundlichen Balcon, neben dem sich eine mächtige Weinrebe hinaufschlingt, deren Ranken oben, durch Latten oder Pfähle unterstützt, ein weit vorspringendes Schattendach bilden.

So umherschauend, und bald hier, bald dort stehen bleibend, kommen wir auf einen breiten, mit doppelten Baumreihen bepflanzten Spaziergang, el Paseo Nuevo, der parallel mit der Rambla läuft, gegen diese aber sehr einsam und öde liegt; er ist zu sehr vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, um von der eleganten Welt benützt zu werden. Doch scheint sich hier die jüngere Generation oder vielmehr die Bonnen und Wärterinnen derselben ein Rendezvous zu geben; denn wie z. B. im Garten der Tuilerien zu Paris auf einer Stelle, die wegen ihrer sonnigen Lage la petite Provence heißt, sieht man auch hier eine große Anzahl geputzter Kinder, die sich unter den Bäumen umhertummeln und allerlei Spiele treiben. Ich kann hier nicht eine eigenthümliche Kopfbedeckung der kleinsten dieser Kinder, welche anfangen laufen zu lernen, unerwähnt lassen. Es sind das Fallhüte von Stroh geflochten, die wie ein Turban aussehen, und dem Kopfe beim Nieder-

ſtürzen eine elaſtiſche Unterlage geben. Die kleinen Spanierinnen mit ſehr großen und glänzenden Augen tanzen im Kreiſe, während die jungen Dons exerciren und Soldaten ſpielen; denn in dieſer Richtung ſehen ſie hier treffliche Vorbilder; dieſer Spaziergang ſtößt nämlich an das Glacis der Citadelle, und auf demſelben werden die Soldaten abgerichtet, müſſen ſtehen und gehen lernen, rechts- und linksum machen, nach Zählen marſchiren, ganz wie bei uns — ein Anblick, der uns denn auch deßhalb ſo äußerſt angenehm an die Heimath erinnerte. Der heutige Tag ſchien den Tambours gewidmet zu ſein, und dieſe ſpazierten zu Zweien oder Dreien recht melancholiſch auf den Wällen und in den Gräben umher, ſich und dem begleitenden Unteroffizier etwas vermuſicirend.

Die Citadelle, deren Werke beim Aufſtand 1842 theilweiſe gelitten haben, iſt vollkommen wieder hergeſtellt; man ſieht von dem Spazierwege aus deutlich die lang gezackten Linien vor ſich liegen, Schießſcharten und Geſchütze, ſo wie eine einſame Schildwache. Wir laſſen die Citadelle links liegen; ehe wir aber den breiten Weg verlaſſen, ſtoßen wir auf einen kleinen melancholiſchen Garten, mit Mauern und einſamen Gittern eingefaßt, den einſtens ein Gouverneur der Citadelle für ſich und ſeine Familie angelegt. Jetzt iſt eines ſeiner Thore dem Publikum geöffnet, durch welches wir denn auch eintreten. Der Garten iſt klein und erſcheint als eine große Spielerei, wie die Eſſenz eines großen Parkes: Laubgänge, Alleen en miniature, Seen und Teiche wie Entenpfützen, Hügel, die man faſt mit einem guten Schritte überſteigen kann, auf ihnen kleine Pavillons zu anderthalb Perſonen, und im Verhältniß dazu Marmarſtatuen, die alten Götter darſtellend, wie ſie wohl in ihrer Jugend ausgeſehen haben mögen; auch eine kleine Menagerie fehlte nicht, in welcher neben Vögeln einer ſehr niedrigen Rangclaſſe auch ein armer Lämmergeier war, der trübſelig auf das gewaltige Meer hinausblickte, welches man hier und da zwiſchen der Zweigen durchglänzen ſieht.

Vom Glacis der Citadelle haben wir nicht weit zur Puerta del

Mar mit ihrem großen Platze, über welchen wir hinwegschreiten, bei dem schon erwähnten Caféhause der sieben Thüren vorbei, und auf einer breiten Rampe hinauf zur Muralla del Mar, wo wir dem Gewühl und Geräusch der Stadt, dem Spectakel der Feilen, Meißel und Hämmer, dem Schwirren der Webstühle, dem Rasseln der Maschinen, dem ganzen unendlichen Lärmen des gewerblichen Fleißes, den man an allen Enden der Stadt hört, glücklich entronnen sind, wo das Auge, nicht mehr geblendet von dem buntfarbigen, sich eng durch einander drängenden Menschenstrom, endlich ausruhen kann. Diese Muralla del Mar, eigentlich eine prachtvolle Terrasse, die sich in einer Breite von sechszig Fuß an die Brustwehr der Hafenmauer lehnt, ist eine der angenehmsten Promenaden Barcelona's. Vor uns haben wir den Felsen des Monjuich, zu unserer Linken den Hafen, Rhede und Strand, letzterer mit seinem eigenthümlichen Leben, weiter hinaus Barceloneta und vor uns ein unermeßliches Stück des mittelländischen Meeres; rückwärts aber liegen in der Tiefe lange Reihen von Gebäuden und Palästen, Haus an Haus, von der Terrasse durch eine Straße getrennt, über die nur einige Mal, wie z. B. an der Wohnung des Gouverneurs, Brücken in das zweite Stockwerk führen.

Wie ich schon früher bemerkte, stoßen diese Hafenmauern mit der Rambla unter einem rechten Winkel zusammen. In diesem Winkel liegt das starke Fort Atarazanas, welches auf diese Art die beiden Hauptspaziergänge Barcelona's dominirt und mit seinen Kanonen bestreichen kann. Man sieht, daß hier das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden ist. An diesem Ende und dem anderen entgegengesetzten, bei dem Café der sieben Thüren, führen gewaltige Rampen von der Höhe der Terrassen hinunter auf das Niveau der übrigen Straßen, und ist der Anblick des Menschengewühls, zumal bei der aufziehenden Parade, auf diesen schiefen Flächen ein außerordentlich lebendiger.

An Sonntagen, wie heute, in der kälteren Jahreszeit namentlich,

zwiſchen zwei und vier Uhr, iſt nun die Rambla, die von genanntem Fort eine gute Viertelſtunde lang in gerader Linie zur Puerta Iſabella II. hinaufführt, mit Wagen, Reitern und Fußgängern beſäet. Für letztere iſt der mittlere, mit Bäumen bepflanzte Weg, die anderen bewegen ſich rechts und links von dieſem auf der gepflaſterten Straße längs den Häuſern. Alles, was ſehen oder geſehen ſein will, oder was Anſprüche auf elegante Toiletten und Schönheit macht, findet ſich hier auf der Rambla zuſammen. Das Auge iſt geblendet von dem buntfarbigen Strome, der plaudernd und lachend auf und ab wogt, der Körper aber bald ermüdet von dem ewigen Ausweichen, von dem langſamen Gehen und von dem beſtändigen Durchwinden zwiſchen dieſer gedrängten Menſchenmaſſe. Namentlich das weibliche Geſchlecht iſt hier ſtark vertreten, um gewählte Toiletten oder auch oft ſehr geſchmackloſe Anzüge zur Schau zu tragen. Die Barceloneſerinnen ſind nicht wegen ihrer Schönheit berühmt: etwas derb, wohl voll und üppig, dabei aber ſteif, ohne die eleganten Formen ihrer ſüdlichen Landsmänninnen, ſcheinen ſie die ihnen mangelnde Grazie durch die bunten, auffallenden Farben ihrer Gewänder erſetzen zu wollen. Neben ſehr beſcheidenen und gewählten Anzügen ſah ich hier andere, ſo aus ſchreienden Farben zuſammengeſetzt, daß ſie dem Auge ordentlich wehe thaten. Glücklicherweiſe mindert die ſchwarze Mantille, wenigſtens von oben herab, manchen auffallenden Anzug; doch haben auch ſchon Viele dieſe allerliebſte Landestracht bei Seite gelegt und prangen in Hüten, die einſtens in Paris Mode waren und ſtark mit wehenden Federn und bunten Bändern aufgeputzt ſind. Drei Dinge findet man übrigens auch am Kopfe einer Barceloneſerin ſelten unſchön, das ſind Zähne, Augen und Haare, wogegen leider bei Vielen auf der Oberlippe ein dunkles Bärtchen bemerkbar iſt, deſſen ſich bei uns mancher junge Offizier nicht zu ſchämen hätte. Die Mädchen aus dem Bürgerſtande ſieht man häufig in einem Kleiderſchnitte, den man faſt einen altdeutſchen nennen könnte, wenigſtens findet man bei uns auf alten Bildern denſelben Spenzer, knapp die

Taille umschließend, mit kurzen, engen Aermeln, die mit Spitzen oder weißen Manchetten eingefaßt sind — eine Tracht, sehr kleidsam, die auch seit einiger Zeit bei unseren Damen wieder Mode zu werden anfängt.

Die jungen spanischen Elegants sind einfacher gekleidet, thun aber schon ein Uebermögliches in der Farbe der Cravatten und Handschuhe. Paletot und Frack haben übrigens kein ausschließendes Recht auf die Rambla, und es ist sehr angenehm, auch die Nationaltracht mit kurzer Jacke, weißen Gamaschen, spitzem Hut und farbiger Manta stark vertreten zu sehen. Dabei stehen die Träger der letzteren, was anständiges Benehmen anbelangt, hinter den Ersteren nicht zurück; ja, man könnte die meisten unter ihnen für vornehme Leute halten, die sich zu ihrem Vergnügen so costumirt haben; gewandt und anständig führen sie ihre Damen, bleiben ebenso bei Begegnenden stehen, schauen lachend einem hübschen Mädchen nach, und führen ihre Papiercigarren eben so coquet zum Munde, wie der Elegant in seinen Glacéhandschuhen die Puros.

Für eine so große volkreiche Stadt wie Barcelona — sie hat ungefähr 250,000 Menschen — sieht man wenige und fast gar keine eleganten Equipagen, was wohl daher kommen mag, daß ein leichtes schönes Fuhrwerk nur in den breiten Straßen der Stadt zu gebrauchen ist, aber nicht zu Ausflügen in die Umgegend. Denn kaum hat man die Thore der Stadt hinter sich, so fängt das spanische Straßen-Elend an, und man geräth in fußtiefe Löcher und Geleise, wo leichte Achsen und Räder in kurzer Zeit zusammenbrechen müssen. Deßhalb bemerkt man viele und gute Reiter und die jungen Leute von Barcelona lieben es, sich auf der Rambla vor ihren Schönen auf raschen Pferden sehen zu lassen. Diese sind meistens von andalusischer Race, also arabischer Herkunft, fast alle dunkelbraun oder schwarz mit außerordentlich starken Mähnen und lang herabwallendem Schweife.

Auch in der Woche ist die Rambla fast so belebt wie an Sonn-

und Festtagen; wenn es alsdann der eigentlichen Spaziergänger weniger sind, so ist dagegen der gewerbliche Verkehr größer und Käufer und Verkäufer geben eilfertig mit einander dahin. Die Bewohner der umliegenden Dörfer lassen sich alsdann auch häufiger in den Straßen Ferdinands VII. und auf der Rambla erblicken; dort betrachten sie die glänzenden Magazine, hier die ansehnlichen Gebäude der großen Theater und Gasthöfe. Eine eigenthümliche Zusammenkunft bemerkte ich öfters hier, Morgens früh nämlich eine bedeutende Anzahl Weißputzer, die mit ihren langen Stangen auf der Schulter wie zum Appel zusammen zu treten schienen und sich gleich darauf nach allen Seiten zerstreuten.

Um einen neuen schönen Marktplatz für Barcelona zu gewinnen, hat man ungefähr gegenüber der Straße Ferdinand's VII. eine Menge alter Häuser zusammengerissen und den Raum, wo diese standen, sowie die Höfe derselben zu einem ziemlich großen Ganzen vereinigt. So ist es ein stattlicher viereckiger Platz geworden, rings von neuen prächtigen Häusern umgeben, welche im unteren Stocke eine um den ganzen Platz hinlaufende geräumige Halle von schlanken Steinsäulen haben, in der sich kleine Läden ebenfalls für die täglichen Lebensbedürfnisse, befinden. Die Produkte aber, welche von Tag zu Tag wechseln: Fleisch, Fische, Gemüse, Früchte aller Art, befinden sich auf dem Platze selbst, wo jeder Stand für sich recht zierlich geordnet ist, und alle regelmäßig aufgestellt, unter sich breite Gänge bildend, die sich rechtwinkelig durchschneiden und den Verkehr bequem und angenehm machen. Die meisten dieser Stände sind von oben durch graue Leinwand oder Matten gegen die Sonne geschützt, und der ganze Markt hat namentlich durch die stattliche Umgebung etwas Großartiges und sieht bei Abend, wo der Ein- und Verkauf recht lebhaft geht, von vielen Lichtchen erhellt, recht freundlich aus.

Dieser Marktplatz, östlich von der Rambla, gehört zur alten Stadt, die sich auffallend von den Theilen, welche wir vorhin durchwanderten, unterscheidet. Hier sind die Häuser noch dunkler, noch

höher, und in den meisten Straßen so eng beisammenstehend, daß man sich in einigen ohne große Mühe von einem Balcon zum andern die Hand reichen könnte. Diese Balcone geben überhaupt diesen Häuserfronten mit unzähligen Fenstern ein ganz eigenes Ansehen, jedes derselben ist damit versehen, alle haben fast das gleiche schwarze eiserne Gitter, wodurch der Anblick hier über alle Beschreibung monoton wird. Dabei ist in diesem Theile der Stadt wenig Verkehr, man kann ganze Straßen durchwandern, ohne etwas Anderes zu sehen, als die trübseligen, hohen, dunklen Mauern mit verschlossenen Fenstern, und an einem derselben hier oder dort ein verkümmertes Geranium, auf der Straße ein paar Hunde, eine vorüberspringende Katze und zusammengekauerte Bettler beiderlei Geschlechts. Wenn es hoch kommt, begegnen wir vielleicht einem mageren Pferde, mit Fäßchen beladen und von seinem Eigenthümer geführt, der mit gellender Stimme den allervortrefflichsten Essig anpreist. Die Monotonie der Straßen der alten Stadt rührt auch wohl von den vielen Klöstern her, die sich ehemals hier befanden, und wenn man auch ihr Inneres vollkommen umänderte, so nahm man doch dem Aeußeren nicht sein finsteres und abschreckendes Aussehen.

Hier wohnen niedere Beamte, kleine Handwerker, Wäscherinnen. Letztere sieht man häufig bei ihrem Geschäfte, wenn man zu einem der finsteren Thorwege hineinblickt; dabei befindet sich im Hofe ein breites Steinbassin mit einem einfachen Brunnen, der seinen Wasserstrahl hineingießt, und ringsumher eine Anzahl Weiber, welche die Wäsche mit Hölzern und ihren Fäusten auf der Steineinfassung bearbeiten. Etwas, das diesem Stadttheile einiges Leben verleiht, sind die vielen Omnibus und Diligencen, die von hier aus nach der Umgegend, nach Saragossa, Madrid, Tarragona und Valencia fahren. Fast alle passiren das Thor, welches nach Sarria hinausführt, ein altes finsteres Gewölbe mit einer halbverfallenen malerischen Brücke und vernachläßigten Glacisein schnitten. Dort rasselt gerade einer dieser Marterkasten bei uns vorüber, mit acht Maulthieren bespannt, deren Ge-

ſchirr mit Meſſingſtücken und kleinen Glocken bedeckt iſt, die unaufhörlich klingeln und klimpern. Schon innerhalb des Thores und der Stadtmauer iſt Weg und Pflaſter ſo entſetzlich ſchlecht, daß der Wagen wie betrunken hin und hertaumelt; auch muß er eine Zeit lang warten, bis eine Menge Laſtkarren, die vor ihm ſind, die ſchmale Paſſage endlich befreit haben. Vor der Brücke nimmt ihn gleich eine dichte Staubwolke in Empfang und entzieht ihn bald unſeren Blicken. Wir laſſen ihn für heute gern ziehen, denn in kurzer Zeit werden auch wir dort eingezwängt ſein, immer noch früh genug für ein ſolches Vergnügen.

Uebrigens fehlt es auch dieſem Stadttheile nicht ganz an Läden, doch ſind es meiſtens Obſt- und Victualienhändler, kleine Bilderläden oder ambulante Muſikalienhandlungen. Die beiden letzteren haben mir manche Viertelſtunde gekoſtet, denn ich konnte ſelten bei ihnen vorübergehen, ohne die ausgehängten Kunſtſchätze bewundert zu haben. Natürlich ſind ſie für die unteren Volksclaſſen berechnet, und die Bilder, eigentlich Bilderbogen, behandeln Gegenſtände, welche dem ſpaniſchen Volkscharakter am meiſten anpaſſen. Da ſind Don Quixote und Sancho Panſa, verſchiedentlich während ihrer Irrfahrten aufgefaßt, nach unſeren Begriffen furchtbar carikirt, mit paſſenden Unterſchriften verſehen; ferner blutige Räubergeſchichten mit einer wahren Verſchwendung von brennenden Farben, hier ein Gefecht zwiſchen Räubern und Guardias-Civiles, wobei die erſteren Sieger bleiben, dort die Beraubung einer herrſchaftlichen Kutſche oder großes Würfelſpiel der ganzen Bande um vollbuſige Weiber, die auf den Knieen liegen und Schonung zu erflehen ſcheinen. Die Muſikalienhandlung iſt ein ſehr einfaches Etabliſſement und beſteht aus einem Stuhle, auf dem der Eigenthümer ſitzt, und mehreren Schnüren an der Mauer eines Hauſes, woran die betreffenden Muſikalien aufgereiht ſind. Hier ſpielen Stiergefechtsromanzen, Geſchichten von verwegenen Contrebandiſten, ebenfalls verdrießliche Abenteuer eines Corregidors mit einer ſchönen Müllerin, ſo wie Don Juan's Thaten und Ende einer Hauptrolle. Für einige Realen kaufte ich mir hier eine ganze Sammlung von Volksliedern.

Diese neue lange Wanderung hat mich indessen müde und hungrig gemacht. Es ist fünf Uhr, und ich begebe mich zurück nach der Fonda del Oriente. Im Hofe derselben finde ich meine beiden Reisegefährten; der Oberbaurath studirt an großen Placaten die Abfahrt der Dampfschiffe, während Horschelt eine der oben erwähnten Diligencen skizzirt, die eben zum Abfahren bereit steht. Die Maulthiere sind ungeduldig und treten hin und her, und einem, das sich gar ungeberdig anläßt, hat der Delantero seine Manta um den Kopf gewickelt, wodurch es geblendet wird und ruhig steht. Ich trete einen Augenblick in die große Küche des Hauses, die sehr reinlich ist und an deren Thür unser vortrefflicher Maurice steht, umgeben von einem halben Dutzend fetter Hunde, unter deren Beihülfe das Diner bereitet wurde; sie müssen nämlich vermittelst eines Tretrades sämmtliche Braten drehen, und damit, wenn sie vielleicht bei dem süßen Duft in hungrige Träumereien verfallen und stillstehen, dieses von den betreffenden Küchenjungen augenblicklich bemerkt wird, ist oben an der Decke eine Glocke angebracht, welche, durch einen sinnreichen Mechanismus bewegt, alsbald anfängt zu klingeln, sobald Hund und Rad stillstehen.

Jetzt läutet Maurice an der großen Glocke des Hauses; in diesem Augenblick sind auch sämmtliche Passagiere in die Diligence eingezwängt worden, der Delantero schwingt sich auf, reißt zu gleicher Zeit dem unartigen Maulthiere die Manta vom Kopfe weg und, während wir zum Diner hinaufsteigen, rasen die acht Maulthiere wie toll zu dem engen Hofe hinaus. So ist das Reiseleben und nach einiger Zeit werden auch wir mit Neuangekommenen die Rollen gewechselt haben.

Wenn man uns von den interessantesten Sehenswürdigkeiten außerhalb der Stadt sprach, so hatte man immer in erster Reihe des Friedhofes erwähnt, der einzig in seiner Art sei und seines Gleichen nicht in Spanien, ja nicht in der ganzen übrigen Welt haben solle. Wir dachten dabei an Anlagen, wie z. B. Père la Chaise, prächtig

Comtoirſitzen kam mir freilich nicht eben angenehm vor, und das Stehen hinter dem Ladentiſch ſchien mir ſogar unerträglich; aber in meinen kindiſchen Träumen war der Handelsſtand in unſern Städten nur eine der niedrigſten Stufen des Gewerbs, über die man ſich auf einen höhern Standpunkt zu ſchwingen habe, wo man den Handel in ganz anderem Lichte erblicke. Dabei ſchwebte mir immer der Commerz in den Seeplätzen vor, von dem ich aus meiner Grammatik etwas hatte kennen lernen. Da ſah ich mich denn mit meinem Pult dicht am Ufer des Meers, um Schiff und Ladung aus der erſten Hand zu empfangen, und ließ mir gleich von den Matroſen ſchöne Geſchichten erzählen, wie es drüben ausſehe unter den Wilden und Hottentotten.

Meine Großmutter ging nun die verſchiedenen Arten des Handelsſtandes mit mir durch, und meine älteſte Tante beleuchtete mir dieſelben von allen Seiten. Zuerſt kam der Fabrikant; dieſen verwarf ich von vorn herein, weil er nicht in die Welt hinauskommt, ſondern immer hinter ſeinen Maſchinen kleben bleibt. Dann wurde mir der Engroshändler vorgeführt, gegen den ich mich ebenfalls entſchied, da er beſtändig über den Büchern liegt und mit den Waaren ſelbſt, die mit ihrem eigenthümlichen Duft und ihrer ſeltſamen Verpackung ſo ſchön an die fernen Länder erinnern, wo ſie herkommen, faſt gar nicht in Berührung kommt. Wechſelgeſchäfte waren mir

wie dieſer berühmte Friedhof gelegen, vielleicht mit einer weiten Ausſicht auf's Meer. Eines ſchönen Nachmittags beſchloſſen Oberbaurath Leins und ich denſelben aufzuſuchen. Wir gingen zur Puerta del Mar hinaus und kamen gleich vor der Stadt in einen breiten, mit einer vierfachen Baumallee bepflanzten Weg, welcher der Beſchreibung nach auf den Kirchhof führen mußte. Den Bahnhof der Eiſenbahnroute nach Mataró, ſowie den Stierplatz ließen wir rechts liegen und ſchritten auf dem faſt ſchnurgeraden Wege fort, welcher ſich ungefähr tauſend Schritte vor der Stadt plötzlich, aber nur an einer Stelle, auf ein Drittel verengt, weil er hier durch das Glacis der Feſtung führt und Behufs der Zoll- und Thorabgaben mit einem Paliſſadenthor geſperrt werden kann.

Von dem Thore der Stadt hatten wir eine kleine halbe Stunde zu gehen, um den Kirchhof zu erreichen, deſſen Mauern und Eingangspforte wir übrigens ſchon längere Zeit am Ende der Allee vor uns ſahen. Sie ſchien aus gelben Sandſteinen gebaut und blickte hell und ſchimmernd zwiſchen Lorbeerbüſchen hervor. Rechts und links von dem großen Gitter, welches den Eingang verſchloß, befanden ſich kleine Gebäude, ägyptiſch verziert; man muß es wohl ſo heißen, denn neben den bekannten, ſich nach oben verjüngenden Formen waren gleich wieder welche von einem anderen Styl, kurz, ein ſonderbares Gemiſch von ernſt ſein ſollenden Formen. Obgleich wir das Meer zur Rechten hatten, ſahen wir es doch nur zuweilen, da hier niedrige Dünen ſind, die es dem Blicke entziehen; doch bot die Stadt zu unſerer Linken von hier aus einen wahrhaft prächtigen Anblick. Man ſieht ſie langgeſtreckt mit ihren großen Häuſermaſſen in dem Thale liegen, welches von Ausläufern der Pyrenäen gebildet wird, die Barcelona im Halbkreis umgeben. Von hier aus erkennt man auch die fabrikreiche Stadt; denn über den glatten Dächern und Terraſſen erblickt man zahlreiche Dampfſchornſteine, deren ſchwarzer Rauch die ſonſt ſo reine und klare Luft etwas verfinſtert. Von Weitem geſehen, hat Barcelona eine gelbliche Sandſteinfärbung, welche ſich namentlich im Strahl der Sonne

warm und glänzend ausnimmt; über den Häusermassen ragen zahlreiche Kirchen heraus, vor allen aber die majestätische Masse der Kathedrale mit ihren beiden hohen durchbrochenen schwarzen Thürmen, welche ziemlich genau den Mittelpunkt der Stadt anzeigen.

Doch sind wir am Thore des Friedhofes und stehen verwundert über den seltsamen Anblick, der sich uns darbietet. Wir schauen in das Innere und suchen vergeblich einen Friedhof nach unseren Begriffen. Da ist weder Rasen, Baum, Strauch, noch Monument, Kreuz, vor allen Dingen aber kein Grab zu sehen; es liegt vielmehr eine kleine Stadt vor uns, in deren Hauptstraße wir überrascht hineinschauen; ja, eine förmliche Straße, aus Gebäuden von vielleicht sechzehn Fuß Höhe gebildet, die, aneinander stoßend, auf beiden Seiten eine lange Linie bilden, nur unterbrochen durch Querstraßen, welche die, in der wir wandern, rechtwinkelig durchschneiden. Sämmtliche Gebäude haben nach Art der großen Fabriketablissements unzählige Oeffnungen in regelmäßigen Linien, eine neben der anderen — Fenster könnte man sie nennen, doch haben sie nicht viel über dritthalb Schuh im Quadrat und sind statt des Glases mit Marmorplatten versehen, deren Inschrift uns die Bedeutung dieser Zellen vollkommen klar macht. Denn die goldenen oder auch blos eingegrabenen Buchstaben auf schwarzem oder dunkelgrauem Grunde erzählen uns, wer hier liegt, wann er geboren, wann er gestorben.

Der Kirchhof von Barcelona ist eine Stadt der Todten, deren Gebäude aus dicken Mauern, fast geformt wie Bienenzellen, bestehen, in welche man die Särge wagerecht hineinschiebt und dann die Oeffnung mit der oben erwähnten Tafel verschließt, wodurch blos das Kopfende des Sargbehälters im Aeußeren zum Vorschein kommt. Wie man uns versicherte, hat die Luft hier die merkwürdige Eigenschaft, die Körper der Verstorbenen in wenigen Jahren auszutrocknen, was sie zu Stande bringt, ohne dadurch eine schlechte Atmosphäre zu erzeugen. Hier in diesen seltsamen Straßen merkt man wenigstens nichts davon, daß man zwischen Tausenden von Todten umherwandelt,

von denen doch ein groſser Theil hier schon Jahre lang so gut wie in freier Luft wohnt, nur durch eine dünne Marmortafel von uns geschieden. Wie viele Grabstätten hier sind, bin ich nicht im Stande anzugeben, denn es sind ihrer unzählige, und ich muſs den Begriff einer Stadt der Todten festhalten. Wir biegen rechts in eine Seitenstraſse und haben vor uns eine gleiche lange, lange Linie von Gräbern; wir wenden uns links und finden kurze Zeit nachher abermals eine andere lange Straſse, die unseren Weg durchschneidet. Auch Neubauten sehen wir: hier wurden noch mehrere Stockwerke aufgesetzt, dort errichtete man ein ganzes Stadtviertel für neue Ankömmlinge. Da konnten wir ganz gut auch die Construktionsweise sehen; sämmtliche Grabkammern sind aus Backsteinen errichtet und auch mit Backsteinen in flachem Kreissegmentbogen überwölbt, jedoch so, daſs die wagerechten wie die senkrechten Scheidewände nicht mehr als die Dicke eines einzigen Backsteines haben.

Auch zwischen den bewohnten Zellen sah man hier und da ganze Reihen leer stehen und geöffnet, woher ich vermuthe, daſs es den Einwohnern von Barcelona frei stehe, sich Straſse und Nummer auszusuchen, wo sie nach ihrem Tode ruhen wollen. Begreiflicher Weise hat jedes Tafel- oder Mauerquadrat einen freien Raum in seiner Mitte, der als Garten angelegt ist, auch Kreuze und Monumente hat, die man aber beim allgemeinen Ueberblick nicht sieht und erst gewahr wird, wenn man an dem zugehörigen Eisenthor vorüber kommt. Hier befinden sich groſse gemeinschaftliche Gräber, in welche nach einer Reihe von Jahren die Ueberreste aller derer zusammengelegt werden, die eine eigene Grabzelle für ewige Zeiten nicht bezahlen konnten oder wollten; dieselben sind schön mit Cypressen umpflanzt, und man sagte uns, die Gebeine werden darin mit einem Uebergusse von Kalk versehen. Anfänglich verursachte es uns ein eigenthümliches Gefühl, in diesen stillen, öden Straſsen umherzuwandeln, und man liest schüchtern die Namen derer, die hier ruhen; bald aber hatten wir uns mit dieser Begräbniſsart befreundet und fanden es für die Ueberlebenden bei Weitem

angenehmer, ihre Angehörigen so in der freien Luft aufgestellt zu wissen, statt sieben Fuß tief unter dem feuchten Rasen in der traurigen Grube, so weit entfernt von Sonnenlicht und Mondenschein.

Man darf sich jedoch nicht denken, daß der Anblick ein allzu monotoner sei; die Kreuzungen von zwei Straßen sind meist benutzt, um Monumente wichtiger Personen nicht allein in ihrer Mitte aufzustellen, sondern auch die einspringenden Winkel je auf den vier Ecken sind mit solchen Denkmalen ausgefüllt, häufig mit Eisengittern umgeben und oft von wahrhaft edler künstlerischer Anordnung. Dem Haupteingang gegenüber am Ende der großen Mittelstraße ist in erhöhter Lage eine Capelle erbaut, die der ganzen Anlage eine höhere Würde verleiht. Die Straßen selbst sind weit, vortrefflich gepflastert und geplattet, und die Reinlichkeit und Ordnung eine musterhafte. Hierbei kann ich ein Denkmal nicht unerwähnt lassen, welches sich dicht am Eingange des Friedhofes befindet. Es stellt eine vielleicht zehn Fuß hohe Pyramide von weißem Marmor vor, auf deren Untersatze sich auf zwei Medaillons der Kopf eines Mannes und der einer Frau befinden; es ist dieses ein sehr in Liebe erglühtes Ehepaar, welches am Tage seiner Hochzeit dieses Monument errichten ließ, um der staunenden Mitwelt zu verkünden, daß Beide auch nach ihrem Tode ungetrennt bleiben wollen. Die Sache kam indessen anders; denn schon im ersten Jahre nach ihrer Verbindung fielen Streitigkeiten so ernster Art vor, daß sie bald darauf eine förmliche Scheidung herbeiführten. Daß unter diesen Umständen die Gruft unter dem Denkmale nicht benutzt werden wird, versteht sich wohl von selbst. Auch sollen sich die Betheiligten, welche beide noch leben, bereits andere Ruhestätten an zwei entgegengesetzten Enden des Kirchhofes ausgesucht haben.

Wenige Spaziergänger trafen wir auf unserer Wanderung durch die stillen Straßen, nur hie und da fanden wir Jemanden beschäftigt, einen Immortellenkranz an einer der Marmortafeln aufzuhängen. Zufälliger Weise aber wurde es uns vergönnt, ehe wir den Kirchhof verließen, noch einem Begräbnisse beizuwohnen, und zwar dem eines deut-

ſchen Landsmannes. Da wir in Begleitung deſſelben ein paar Bekannte ſahen, ſo ſchloſſen wir uns ebenfalls an. Die Beiſetzung geſchieht auf ſehr einfache Art: der Sarg wird von einigen Leuten auf einer hohen Treppenleiter emporgetragen und in die Zelle geſchoben; darauf wird die Platte mit der Inſchrift befeſtigt, und Alles iſt vorüber. Die Bekannten, denen wir uns angeſchloſſen, der Schweizer Conſul, ſo wie ſein Aſſocié, Herr Müller aus Köln, die überhaupt für uns von großer Freundlichkeit waren, boten uns einen Platz in ihrem Wagen an und luden uns zu gleicher Zeit zu einer Beſichtigung des Monjuich ein, zu welchem Zwecke ſich Herr Müller eine Erlaubnißkarte verſchafft hatte. Eine ſolche zu erhalten iſt nicht mehr ſo ſchwierig wie früher, doch bedarf es immer noch gewiſſer Formalitäten, um zur Beſichtigung dieſes Zwing-Barcelona zugelaſſen zu werden.

Wir fuhren nach der Stadt zurück und durch dieſelbe bis zur Puerta San Antonio. Rechts von dieſer führt längs der Stadtmauer der Weg nach Madrid, wir aber fuhren gerade aus bis an den Fuß des Monjuich — Mons Jovis der Römer — der ſich unmittelbar vor der Stadt erhebt. Der Weg hinauf, den wir zu Fuß zurücklegten, iſt ſehr maleriſch und abwechſelnd; zur Linken hatten wir das Meer, das ſeine Wellen taktmäßig zwiſchen die felſigen Geſtade warf und ſo eine leichte Brandung verurſachte. Umſchauend ſah man das uralte Thor, zu welchem wir hinausgegangen, aus dunklen Steinen erbaut, mit Epheu bekleidet, welches ſich um die morſchen Balken geſchlungen hatte, die noch von ehedem aus dem Gemäuer hervorragten und die dazu dienten, die Zugbrücke aufzuziehen, aber augenſcheinlich lange nicht mehr benutzt worden waren.

Der Weg zum Monjuich — der Breite nach eine Fahrſtraße — geht im Zickzack aufwärts, wodurch wir jetzt eine Ausſicht auf die blaue unendliche Flut des Meeres hatten, gleich darauf die Stadt und das weite Gebiet des Llobregat zu unſeren Füßen ſahen, dann auf die Dörfer der Umgegend: Garcia mit ſeinen Fabriken und Schornſteinen, Sanz, Sarria, zwiſchen Gärten liegend, auf San Gervaſio

und San Andrea. Alle dieſe Ortſchaften ſind durch Baumgruppen, Alleen und jetzt noch grünende Felder mit einander verbunden und geben auf dieſe Art der weiten Ebene ein freundliches Ausſehen. Den Platz zwiſchen den Stadtmauern und dem Fuße des Monjuich bedecken Gemüſegärten, und hier grünte ebenfalls Alles trotz der ſpäten Jahreszeit. Sonderbar nehmen ſich zwiſchen den Kohl- und Salatfeldern die Bewäſſerungsanſtalten aus, die ſich noch aus der Maurenzeit herſchreiben, jedenfalls mit ihrem Paternoſterwerk und mit großen Steinbaſſins orientaliſchen Urſprunges ſind. In der willkürlichen phantaſtiſchen Zuſammenſtellung der einfachen Bedachung durch Stangen und Bretter, um welche ſich die Rebe geſchlungen, ſo wie in den alten gezahnten Triebrädern boten ſie treffliche Studien für unſeren Maler, der ſie auch fleißig benutzte und halbe Tage lang zeichnend auf den Felſen des Monjuich ſaß.

Langſam ſtiegen wir den Berg hinan, der einige Hundert Schuh über dem Meer faſt ganz kahl iſt, röthlich-gelbe zerklüftete Felſenmaſſen zeigt, über welche man den Weg mühſam geebnet. Einige Abwechſelung gewähren uns ſeine Einfaſſungen von rieſenhaften Aloen und großen Cactus. Während man an den unteren Abhängen des Berges hinaufklettert, iſt man nicht im Bereiche der Batterien; bei dem letzten Viertel des Weges aber, während deſſen die Straße ziemlich gerade und ſteil aufwärts führt, ſieht man die Geſchütze der Außenwerke drohend auf ſich gerichtet und begreift bei dieſem Anblick wohl, daß es noch niemals gelungen iſt, den Monjuich im Sturm zu nehmen, um ſo weniger, da auch die Anlegung von Breſchebatterieen hier unmöglich iſt. Der Monjuich iſt bis auf den heutigen Tag eine jungfräuliche Feſtung geblieben; denn wenn er auch ſchon einige Male im Lauf der Zeiten in andere Hände übergegangen iſt, ſo geſchah das doch nur durch Vertrag oder Verrath, wie z. B. während der Unabhängigkeitskriege, als General Duchesme, der als Alliirter nach Spanien kam, eine Parade dazu benutzte, um die harmloſen Spanier zu überrumpeln und ſich in Beſitz der Feſte zu ſetzen.

Der Monjuich iſt eine Feſtung, denn das Wort „Schloß" oder „Fort" gibt einen viel zu ſchwachen Begriff von ſeinen Werken. Dieſe haben wenigſtens eine ſtarke halbe Stunde im Umkreis und nach der Landſeite drei oder, wenn man die obere Plattform mitrechnet, vier Vertheidigungslinien. Nach der Seeſeite, wo der Felſen ſteil und zerklüftet hinunterfällt, iſt nur ein einziger Wall, der aber zur vollſtändigen Sicherheit mehr als genügt. Dazu ſind alle Werke größtentheils aus Quadern und ſehr ſolid gebaut. Beſonders ſchön conſtruirt ſind die Batteriefronten an der weſtlichen Abdachung des Berges, die ſie beſtreichen können, und obgleich alle durch geheime Ausfallsthüren verbunden ſind, iſt doch jede Schanze von der anderen unabhängig und kann ſie beſchützen, aber auch zerſtören. Aus einem Bombardement würde ſich die Feſtung gar nichts machen, denn ſie hat luſtige, geräumige und vor allen Dingen ſehr trockene Caſematten, welche eine Beſatzung von 3000 Mann Soldaten ganz bequem beherbergen können.

Jetzt zur Friedenszeit ſind dieſe rieſenhaften Gewölbe vermittelſt Bretterboden durchſchoren und dienen als Caſerne. Alle Räumlichkeiten des Monjuich ſind gut und reinlich erhalten, die Lagerſtätten der Soldaten einfach, aber genügend, und die Küchen groß und geräumig; dabei fehlt es nicht an einer kleinen Capelle, ſo wie an einem Club oder Café für die Offiziere, wo ſich ein Leſecabinet, eine Bibliothek und ein Billard befinden. Wie ſchon bemerkt, wurde der Monjuich niemals durch Waffengewalt bezwungen, und man verſichert, daß die Feſtung nur durch Aushungern oder Verrath der Beſatzung genommen werden könne. Gegen den Waſſermangel ſorgt eine große Ciſterne, welche in den Felſen gehauen iſt, durch Regenzufluß geſpeist wird und gutes Waſſer genug enthalten ſoll, um die ganze Beſatzung reichlich damit zu verſehen.

Die Ausſicht auf der oberen, ſehr weiten Plattform, die den inneren quadratiſchen Hof umgibt, iſt großartig und reizend. Vor ſich hat man die gewaltige Meerflut, zur Linken Barcelona mit den vielen Dörfern, die es umgeben, und der reichen Ebene, begränzt von Gebir-

gen in ſchönen Formen, die, mit anderen Thälern und neuen Ketten untermiſcht, rückwärts immer mehr anſteigen und ſich endlich am Horizont mit dem gewaltigen Zuge der Pyrenäen vereinigen. Rückwärts ſieht man in das hügelige Land, welches hier einen anderen, minder großartigen Charakter hat. Doch ſind da die Berge grüner bewachſen, gekrönt mit kleinen Dörfern, einzelnen Kirchen und den Ruinen alter Schlöſſer; in den Thälern glänzen kleine Seen, und ein gelber Streifen durch das grüne Land zeigt eine kurze Strecke die Straßen nach Madrid und Valencia.

Es dämmerte ſchon, als wir nach Barcelona zurückkehrten. Um dieſe Zeit entfaltet der Spaziergang auf der Hafenmauer, wenigſtens nach meinem Geſchmack, ſeine ganze Schönheit. Dunkel liegen die Schiffe am Fuße derſelben, hier und da glänzt ein Licht aus den Kajütenfenſtern; das Meer, welches leiſe über den Strand hinſpült, glänzt phosphoriſch, und ſein bei Tage weißer Schaum ſpritzt ſilberglänzende Sterne auf den Sand; dazu ſtrahlt das Mondlicht auf den dunklen Fluten, und wo ein Boot durch den Hafen fährt, wo die Ruderſchläge das Waſſer beunruhigen, da ſcheint es in lauter Flammen zu tanzen. Die Fiſcher haben ihr Tagewerk vollendet, hier und da hat eine Familie derſelben im Freien ihr Feuer angezündet, und die rothe Gluth überſtrahlt die ernſten Züge der Männer und glänzt in den verlangenden Augen der Kinder, die nach den Fiſchen ſchmachten, welche in der Pfanne braten. Rings um den Hafen her flammen nach und nach die Gaslichter auf, und da die Candelaber nah am Waſſer ſtehen, ſo ſpiegeln ſich die weißen Flämmchen in demſelben ab und bilden zitternde Punkte auf den dunklen Wellen. Aus den Schenken am Ufer tönt Geſang und Guitarrenklang; ein Spaziergänger der dir begegnet, bittet dich um Feuer für ſeine Cigarre, und wenn du am Ende des Weges angekommen biſt, ſo beeilſt du dich, wieder umzukehren; denn der ſpaniſche Soldat, der hier auf Poſten ſteht und der dich am Tage vielleicht unbehelligt läßt, fällt das Bayonnet und ruft dir ſein lautes: „Halt! wer da?“ entgegen. Dieſes ge-

ſchieht jedoch nur in der Nähe des Arſenals, der übrige lange Spaziergang iſt völlig zur Verfügung des nächtlichen Wanderers; man kann ſogar die Schießſcharten hinaufſteigen, ſich über die Brüſtung lehnen und wird nicht geſtört, wenn man auch ſtundenlang hier verweilt, um die Blicke über das nächtliche Meer hinſchweifen zu laſſen, der Gegend zu, wo die theure Heimath liegt.

Abends iſt die Rambla meiſtens belebt. Wir hatten während unſeres Aufenthaltes ein unvergleichlich ſchönes Wetter: ziemlich heiß am Tage und nicht kühl in den erſten Stunden der Nacht. Der lange Spaziergang iſt jetzt durch eine Menge von Gaslichtern erhellt, von denen ſich namentlich große Candelaber in der Mitte der Allee prächtig ausnehmen. Dieſe haben ſechs Arme, jeder mit mehreren Flammen, und ſo glaubt man aus der Entfernung, wo man die dunklen Träger nicht ſieht, es hingen große Kronleuchter an unſichtbaren Schnüren zwiſchen den Baumreihen. Wir hatten das Glück, einem Feſte beizuwohnen, wo die Rambla in einem wahren Lichtmeer ſtrahlte, wo auf verſchiedenen Punkten Muſikchöre aufgeſtellt waren, welche unter dem Zudrang vieler Tauſend Spaziergänger ſehr oft die Volkshymne ſpielten und dieſe ſowie Donizettiſche und Verdiſche Melodieen mit ungleich größerer Präciſion, als vor einigen Tagen die Märſche bei der Trauerfeierlichkeit.

Bei dieſen nächtlichen Promenaden bekommt man auch hier ſchon einen kleinen Begriff von dem lebhaften ſpaniſchen Volkscharakter. Wie das hinwandelt, wenn die Muſik eine luſtige Polka ſpielt, wie das durch einander wogt, lacht und plaudert! Dabei ſind die Fächer in einer beſtändigen Bewegung, und die Mantille verhüllt jetzt ein blitzendes Auge, das wenige Sekunden darauf einen vorüberwandelnden Bekannten ziemlich herausfordernd anſchaut. An dieſem Abende waren die öffentlichen Gebäude an der Rambla illuminirt und faſt taghell, und bis zur Puerta Iſabella hinauf, in deren Nähe die großen Bäume aufhören und durch dichte Oleanderbüſche erſetzt werden, war Alles bei der rauſchenden Muſik voll Leben, Luſt und Lichterglanz namentlich

in der Nähe der Kaffeehäuſer und Theater, wo die Menge immerfort aus- und einſtrömte.

Was die erſteren anbelangt, ſo findet man ſie, namentlich in Erinnerung an die prächtigen franzöſiſchen Etabliſſements dieſer Art, einfach, ja oft ärmlich. Die Locale ſind eng und finſter, ohne großen Luxus eingerichtet und ebenſo möblirt. Statt der Dame de Comptoir, welche in einem franzöſiſchen Café die Honneurs macht, ſitzt hier der oftmals ſchmierige Eigenthümer auf einer Erhöhung an der Thüre, die, ſtatt wie dort mit Blumenbouquets und prächtigen Aufſätzen decorirt, hier ein halbes Dutzend Liqueurflachen enthält. Die Kellner haben ſich nach dem Muſter ihres Herrn gebildet, und von der reinlichen weißen Schürze und dito Halsbinde iſt hier keine Spur zu ſehen. Dabei befleißigt ſich weder Herr noch Kellner einer übertriebenen Höflichkeit, und wenn man Geld wechſeln läßt oder herausbekommt, ſo hat man gewöhnlich Schaden, indem man häufig alte abgenutzte Realen bekommt, die derſelbe Kellner, der ſie Einem gegeben, am andern Morgen nicht wieder annimmt. Dagegen aber haben die Fremden den Vorzug, daß ſie andere Preiſe bezahlen dürfen, als die Einheimiſchen, und was mich z. B. acht Realen koſtete, wurde vielleicht dem neben mir ſitzenden Spanier für ſechs ſervirt.

In den meiſten dieſer Kaffeehäuſer iſt der Kaffee mittelmäßig, dagegen die Chocolade vortrefflich. Echt ſpaniſch und nicht unangenehm iſt eine Art Zuckerwaſſer, die häufig getrunken wird, da das Waſſer in Barcelona wie in allen Küſtenſtädten nicht beſonders gut iſt. Man verlangt eine Zucarilla und erhält eine ſchuhlange Stange harten Schaumzuckers von vielleicht zwei Zoll Dicke, die mit Fleur d'Orange verſetzt iſt und augenblicklich ſchmelzend zuſammenſinkt, ſobald man ſie ins Waſſer ſtellt. Fremden iſt ein ſolches Zuckerwaſſer, namentlich zur warmen Jahreszeit, Morgens vor dem Frühſtücke zu empfehlen.

Barcelona hat zwei Theater, das Theater Principal und das Theater del Liceo. Letzteres iſt das größte in ganz Spanien und

von jeher in den Tod zuwider und zwar wegen eines eigenen Vorfalls. Ich hatte einst mit dem Sohn eines Bankiers innige Freundschaft geschlossen, war aber von ihm einem andern Jungen meines Alters, der einen beſſern Rock trug, überhaupt reicher und vornehmer war als ich, aufgeopfert worden. — Meine Großmutter, der ich dies traurige Ereigniß damals erzählte, entgegnete mir darauf in ihrer Weiſe: „wer viel Geld im Beutel hat, deſſen Herz iſt kalt und matt.“ Ich merkte mir das Sprüchwort und nahm mir vor, nie ein Bankier zu werden und viel Geld zu bekommen, damit mein Herz nicht matt und kalt werde.

So war denn nach Beleuchtung dieſer verſchiedenen Handelsarten noch eine einzige übrig, für welche ſich meine Verwandten einſtimmig erklärten, hauptſächlich weil die Erlernung derſelben am wenigſtens koſtete. Es war dies das Handelsgeſchäft in ſeinen kleinſten Anfängen, der Spezereiladen. Ich ließ mir den Vorſchlag gefallen, und der ganze Familienrath freute ſich darüber, mit Ausnahme der Schmiedin, deren Thränen während der ganzen Verhandlung ſachte herabgeträufelt waren und jetzt wieder mit erneuerter Gewalt floſſen.

„Ach,“ jammerte die Schmiedin, „jetzt ſoll das Kind ein Krämer werden und nicht ein Pfarrer, wie der ſelige Herr gewollt hat! Ach, Frau Paſtorin,“ wandte ſie ſich an meine Großmutter, „ich habe während ſeiner ganzen

neben der Mailänder Scala vielleicht das geräumigste von ganz Europa. Es hat ebenfalls ſechs Logenreihen und iſt reich, geſchmackvoll, mit blendender Pracht decorirt; die Behandlung der Proſceniumsloge iſt von vieler Eleganz und ſehr ſchönen Proportionen. Leider blendet aber dieſe Pracht nur von Weitem und wenn man ſich die Sachen näher betrachtet, ſo findet man die meiſten Ornamente gemalt und die ſchweren goldenen Verzierungen von Papiermaché gemacht, die z. B. an den Logenbrüſtungen traurig eingeſunken ſind, wo ſich zufälliger Weiſe eine ſchwere Hand darauf ſtützte.

Wir wohnten hier einer Vorſtellung bei, wie es hieß, zum Beſten des Volkes, d. h. mit ſehr herabgeſetzten Eintrittspreiſen. Es wurde eine Zauberpoſſe gegeben voll des ſchon hundertmal geſehenen Zauberſpucks, wandelnder Statuen, verſchwindender Tiſche und menſchlicher Körpertheile, die zum Kamin herabfallen und vom Harlekin zuſammengefügt werden. Später ſahen wir Rigoletto, ausgeführt von mittelmäßigen Sängern, die aber von einem guten Orcheſter unterſtützt wurden. Ein Ballet, das darauf folgte, war nicht der Rede werth. Das Publikum iſt an einem ſolchen Beneficeabend kaum noch ein gemiſchtes zu nennen; überall machte ſich die rothe Mütze und die bunte Manta breit, Orangen- und Zwiebeldunſt wechſelten mit einander ab, und in den Zwiſchenacten drang der Geruch unzähliger Papiercigarren aus dem Corridor in die Logen und ſtieg ſogar aus dem Parterre zu uns herauf. Ein deutſcher Intendant würde, was dieſen Punkt anbelangt, faſt allen Theatervorſtellungen in ganz Spanien mit entſetzt zuſammengeſchlagenen Händen beiwohnen. Denn wenn es z. B. in dem königlichen Theater von Madrid ſeltener vorkommt, daß Jemand mit der brennenden Cigarre den Zuſchauerraum betritt, ſo ſind doch auch da die Gänge ſelbſt um den erſten Rang, wo der höchſte Adel des Landes und die fremden Geſandten im Zwiſchenact ſpazieren gehen, wo man die reichſten Toiletten, Spitzen und Brillanten ſieht, ſo mit Rauch angefüllt, daß einem oft im wahren Sinne des Wortes das Athmen erſchwert wird.

Das andere Theater Barcelona's, obgleich es Theatro principal heißt, ſteht der Größe nach weit hinter dem erſten zurück, iſt auch nicht mit ſo ſchreiender Pracht, dafür aber feiner und eleganter eingerichtet, und hier findet ſich die gute Geſellſchaft zuſammen. Es hat vier Logenreihen, iſt weiß mit Gold decorirt, und in ſeiner Einrichtung und Ausſchmückung, ſowie in ſeiner Größe gleicht es auffallend dem königlichen Theater in Stuttgart. Wir ſahen eine ſpaniſche Komödie. Die Acteurs ſchienen nicht beſonders zu ſein, auch füllte ſich das Theater erſt am Schluſſe des Stücks, dem ein Ballet folgte, das auch uns für die Langeweile während der erſten Vorſtellung vollkommen entſchädigte. Wir ſahen hier zum erſten Mal einen echt ſpaniſchen Tanz auf dem Theater in ſeiner ganzen liebenswürdigen und wilden Natürlichkeit. Die Coſtüme hierbei ſind öfters valencianiſch, größtentheils aber andaluſiſch. Aber es iſt keine Verkleidung oder Maskerade für Tänzer oder Tänzerinnen; meiſtens ſind ſie ja aus dem glücklichen Lande jenſeits der Sierra Morena, und die Tracht, in der ſie hier auftreten, iſt ja dieſelbe, die ſie von Kindheit an getragen, der Tanz, den ſie ausführen, derſelbe, den ſie zu Hauſe oder auf der Straße oder bei einer Landpartie an den reizenden Ufern des Xenil hundertmal geſehen und ſelbſt mitgetanzt. Auch ſcheinen ſie heute Abend keine Vorſtellung zu geben, ſondern einzig und allein zu ihrem Vergnügen umher zu wirbeln. Vielleicht ſechszehn Paare bilden den Chor, ſchön gewachſene junge Leute, vortrefflich angezogen, und reizende Mädchen, gewiß keine über achtzehn Jahre alt — prächtige Geſtalten. Und welche Köpfe, welche Haare, Augen und Zähne! Lauter Pepitas! nur daß die letzte dieſer Chortänzerinnen wohl beſſer zu tanzen verſtand, als die ſchöne Senora de Oliva. Etwas Unvergleichliches liegt in der Art, wie dieſe Andaluſierinnen ihre zierlichen Köpfchen zu tragen und zu wenden wiſſen, und unbeſchreiblich iſt dabei ihr Augen- und Fächerſpiel. Doch die Muſik beginnt, und zu gleicher Zeit fallen zweiunddreißig Paar Caſtagnetten ſo haarſcharf im Tacte

ein, daß man nur einen einzigen knatternden und dröhnenden Schlag hört. Und das bleibt ſich immer gleich ſo! mögen ſie die Muſik in langſamem Tempo mit einzelnen Schlägen accompagniren, oder mögen die Caſtagnetten wirbeln und ſchmettern, man fühlt, daß dieſe Bewegung, welche die Töne hervorbringt, vom Herzen kommt oder vielmehr von dem heißen Blute angegeben wird und gerade ſo und nicht anders ſein darf. Dieſes Geknatter der Caſtagnetten beim ſpaniſchen Tanze iſt hier ſelbſt eine Art Muſik, und ich möchte lieber die begleitenden Inſtrumente, als dieſe friſchen luſtigen Klänge vermiſſen.

Bei dem Tanze athmet jedes Paar Luſt und Freude, es ſcheint nichts Gelerntes, man glaubt, Tänzer und Tänzerinnen ſeien entzückt, tanzen zu dürfen. Die Augen blitzen, die Wangen glühen, und zwiſchen den geöffneten friſchen Lippen hervor ſchimmern die herrlichſten Zähne; dazu glänzen die bunten Farben der Coſtüme in Sammt, Atlas und Seide, bedeckt mit Gold- und Silberſtickereien, wahrhaft blendend durch einander, und obgleich die Muſik immer toller wird, ſcheint der Tact doch noch zu langſam zu ſein für die beſtändig vorwärts ſtrebenden Bewegungen der wilden und ausgelaſſenen Tänzerinnen. Jetzt ſchwingen ſie ſich in unbeſchreiblichen Gruppen durch einander, jetzt öffnen ſie einen Platz zwiſchen ſich, und während ſie einige Sekunden ausruhen, tanzt eine Soletänzerin. Doch da das Publikum bei ihrem Anblicke ſo ruhig bleibt, ſo merken wir gleich, daß es nicht Senora Minutena, der dießjährige Liebling der Barceloneſer, iſt.

Endlich erſcheint aber auch dieſe im Hintergrund der Bühne, und das Publikum klatſcht ihr wüthenden Beifall entgegen. Die Tänzerin iſt ein ganz junges Mädchen, vielleicht noch nicht Achtzehn, aber wie ruhig ſteht ſie da bei dem Beifallsſturme, der ſie begrüßt! Sie wiegt ihr Köpfchen hin und her, ſie umfaßt ihre ſchlanke Taille mit den Händen, biegt ſich rechts und links durch, die Muſik beginnt wieder, und ſie kommt nun langſam vorgeſchritten, ſcheinbar ohne alle Prätenſion, aber coquet zum Davonlaufen. Bei jedem Schritte, den ſie macht, hebt ſie ihren Fuß wagerecht in die Höhe und lächelt dabei

ganz unbefangen. So schreitet sie vor bis zu den Lampen, und als nun ein neuer Spektakel losbricht, bleibt sie ruhig stehen und läßt die großen glänzenden Augen wie verwundert durch das Haus hinlaufen. Das dauert aber nur eine Sekunde, dann senkt sie neckisch ihren Kopf, als wollte sie sagen: Ah! ihr habt mich doch nur zum Besten! wendet sich um und flieht nach dem Hintergrunde zurück, gefolgt von Blumensträußen und Kränzen und dem allgemeinen Rufe, noch einmal vorzukommen. Das thut sie denn auch lachend wie vorher und als sie wieder vorn steht und abermals in das Haus schaut, hebt sie leicht ihr Röckchen auf, einen Schoß bildend, der auch in der nächsten Sekunde mit Blumen angefüllt ist. Jetzt endlich beginnt sie ihren Tanz, reizend, wie ich nie etwas gesehen, und unmöglich zu beschreiben. Sie tanzte die Madrilenna, und ein liebenswürdigeres, coquetteres Aufheben ihres Tanzröckchens, wobei sie ihre Wade zeigte, ein naiveres Erschrecken über die Wespe, welche in ihre Unterkleider geschlüpft ist, und die sie erst nach langem Schütteln herausbrachte und dann so keck mit der Spitze des kleinen Fußes auf die Stelle hinsprang, um das schädliche Insect, welches aber begreiflicher Weise nicht existirte, zu vernichten, konnte man nicht sehen.

Leider war ihr Tanz bald zu Ende, und nach ihrem Auftreten erschienen die schönen und blühenden Chortänzerinnen matt und farblos. Und ehe noch der Vorhang fiel, erhob sich schon ein großer Theil des Publikums, um nach Hause zu gehen. Es ist etwas Eigenthümliches um diese spanischen Tänze; man kann, was die Ballete des übrigen Europa anbelangt, vollkommen blasirt sein, die glänzenden Ballete von Paris, Mailand und Berlin bieten einem nichts Neues mehr; man gähnt bei den herrlichsten Decorationen, man gähnt bei den verschlungensten Touren, und ist nicht unzufrieden, wenn der Vorhang fällt, hütet sich aber vor allen Dingen, zwei Mal denselben Tanz zu sehen. Hier aber erblickt man gern jeden Tag dasselbe; bezaubert von dieser Frische und Natürlichkeit, ist man wieder Anfänger geworden, man kann es nicht erwarten, bis sich der Vorhang erhebt, und

bedauert es unendlich, wenn die neidiſche Gardine uns ſo bald wieder von dem luſtigen tollen Volke da oben trennt.

Siebentes Kapitel.

Ein Stiergefecht.

Einrichtung des Stierplatzes. Die Arena. Das Zpitol. Eigenſchaften der Stiere. Der Leitochſe. Die Quadrilla. Der große Montes. Das Publikum des Stierplatzes. Der feige Canario. Unglück eines Chulo. Salto sobre testus. Stierhetze auf portugiſiſche Art. Ein glänzendes Gefecht.

Turniere und Stiergefechte, — zwei Namen, die ſchon in der Jugend die Phantaſie reizen und beſchäftigen; Schauſpiele, die wir um ſo ſehnlicher zu ſehen wünſchen, als es uns in der Regel nicht möglich iſt, denſelben beizuwohnen. Was die Turniere anbelangt, ſo ſind wir ja in einem Zeitalter geboren, wo die eiſerne Rüſtung und das aufgezäumte Schlachtroß nur noch in Waffenſammlungen zu ſehen ſind, oder die edlen Ritter ſelbſt in ihrem ganzen Waffenſchmucke, lang ausgeſtreckt auf ſtaubigen Grabſteinen, unter welchen ſie ruhen und vielleicht träumen von einer anderen, gewaltigen, ſchöneren Zeit. Sind wir, wie Leporello ſagt, im kälteren Deutſchland geboren, ſo bleibt unſere Sehnſucht nach einem Stiergefechte ebenfalls ungeſtillt; denn wenn auch dieſes echte Nationalvergnügen der Spanier an den nördlichen Abhängen der Pyrenäen, in Nimes, Montpellier und einigen anderen Städten des ſüdlichen Frankreichs verſuchsweiſe eingeführt wurde, ſo blieb es doch bei den erſten Anfängen, und wer es ſehen will, wie man mit dem Stiere nach allen Regeln der Kunſt kämpft, muß ſich ſchon entſchließen, eine Reiſe nach Spanien zu machen.

Da die gewöhnlichen Stiergefechte — ſie werden in den größten

Städten Spaniens am Montag gehalten — mit Ende September aufzuhören pflegen, so kann man von Glück sagen, wenn man in den Wintermonaten ein erträgliches Stiergefecht zu sehen bekommt. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Barcelona traf ich es übrigens hierin ganz vorzüglich; denn am Donnerstag den achten December klebte man in der ganzen Stadt große Zettel an, auf denen zu lesen war, daß mit hoher Erlaubniß am nächstfolgenden Sonntag den elften Dezember auf der Plaza de Toros ein Stiergefecht statt finden werde und zwar: por una sociedad de aficionados, d. h.: Dilettanten aus der Einwohnerschaft von Barcelona wollten sich das Vergnügen machen, an der Stelle der gewöhnlichen Kämpfer nach den Regeln der Kunst mit dem Stiere zu fechten. Wenn auch hiedurch das Schauspiel weniger blutig zu werden versprach, so rechnete ich doch anderentheils auf eine größere Theilnahme des hiesigen Publikums. Die Unternehmer sagten übrigens in dem Programme: Sin pretensiones de ninguna especie, ofrece la Sociedad esta funcion à los Sres. convidados. Si la buena voluntad con que lo hace, llega à suplir su falta de conocimientos en el arte, quedará recompensada con usura. Was ungefähr so viel heißt, als man bitte bei vorkommenden Fehlern um Nachsicht und wünsche, man möge überhaupt den guten Willen für die That nehmen. Ich muß gestehen, mir war es schon recht, zum ersten Male, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Liebhaber-Stiergefecht zu sehen; denn ich hatte ja dann später immerhin eine Steigerung zu erwarten.

Der Stierplatz von Barcelona liegt neben dem Eisenbahnhofe der Bahn, die nach Mataró führt, und ist ein großes, rundes Gebäude von vielleicht sechshundert Schritten im Umfange, das circa zwölftausend Personen faßt. Die Einrichtung fast aller Stierplätze hier zu Lande ist die gleiche, ähnlich der alten römischen Amphitheater, nur daß diese gewöhnlich prächtige Bauwerke waren, aus mächtigen Quadern aufgeführt, von innen und außen reich verziert, wogegen die Stierplätze, selbst der größten Städte, wie Madrid, Barcelona,

nur proviſoriſch dazuſtehen ſcheinen — der untere Stock von Backſteinen aufgeführt, oben aber Alles leicht und leichtfertig von Holz zuſammengenagelt. Einzig der Stierplatz von Sevilla macht hier eine rühmliche Ausnahme; er iſt über die Hälfte ebenfalls von ſchönen Quadern zuſammengefügt und rings von Marmorſäulen umgeben, welche die darüber geſprengten Bogen tragen.

Statt der Eiform des alten Circus ſtellt der ſpaniſche Stierplatz einen vollkommenen Kreis dar. Die Arena iſt mit einer über ſechs Fuß hohen Bretterwand umgeben, um welche ein Gang von vielleicht ſechs bis acht Schuh herumläuft, hinter dem die Zuſchauerplätze anfangen. Dieſe ſteigen ſechszehn bis achtzehn Stufenreihen nach hinten in die Höhe, wo der größere Theil des Publikums einen Platz findet; dieſe Sitzreihen ſind einfach von Holz, ohne Rücklehne und ſo dicht hinter einander, daß nach alter, guter Weiſe der Vordermann zwiſchen Füßen und Knieen des Hintermannes ſeinen Platz findet. Wo dieſe Sitze aufhören kommen noch drei bedeckte Stufenreihen und über dieſen die bequemer eingerichteten Logen — bevorzugtere und theurere Plätze, wo ſich auch der Sitz des Ayuntamiento, des commandirenden Generals und der übrigen Behörden befindet. Auf der Seite dieſer Logen ſind die geſuchteſten Plätze; von hier aus zur Linken hat man das Muſikcorps, von der rechten Seite kommt die Quadrilla, und gerade gegenüber ſieht man das kleine Thor, durch welches die Stiere eingelaſſen werden.

Ehe ich den Gang des heutigen Stiergefechtes den Leſern vor Augen führe, wird es vielleicht für manchen derſelben nicht unintereſſant ſein, einige kleine Aufklärungen über das Gebäude ſelbſt, ſowie über die Vorbereitungen zum Stiergefechte und die Zuſammenſetzung und das Weſen der Quadrilla zu erfahren. Das Gebäude des Stierplatzes iſt meiſtens ſtädtiſches Eigenthum und wird, wie z. B. die großen italieniſchen Theater, einem Unternehmer (Empreſſario) für den ganzen Sommer oder für einzelne Vorſtellungen mit dem dazu gehörigen Inventarium zur Verfügung geſtellt. Dieſes Inventarium

beſteht aus den Waffen und Sätteln für die Picadores, den buntfarbigen ſeidenen Mänteln der Chulos, den Banderillas und dergleichen mehr. Die Räume zur Aufbewahrung dieſer Sachen befinden ſich in der Nähe des Stierzwingers und unter Aufſicht eines Angeſtellten, der zugleich Hausmeiſter iſt und die Fremden bei Beſichtigung des Stierplatzes herumführt. Hier in Barcelona war dieß ein ehemaliger Picador, welcher bei einem böſen Sturze von dem Pferde den Fuß gebrochen hatte und uns nun hinkend herumführte, wobei er uns ſeine Herrlichkeiten zeigte und mit großer Redſeligkeit intereſſante Einzelheiten über Manches der edeln Stierfechterkunſt mittheilte. Nahe ſeiner Wohnung, am Haupteingange, befand ſich ein kleines Gebäude, wenige Schritte von dem Stierplatze, aber durch einen Hof von dieſem getrennt — das Spital für verunglückte Fechter. Hier waren ein paar breite Betten, ſowie in einem Wandſchranke Bandagen, Schienen und die nöthigen Medicamente, um einem Verunglückten augenblicklich Hülfe leiſten zu können. Dieß iſt die ernſte, ja traurige Seite dieſes ſo beliebten Nationalſchauſpiels, und hier befindet ſich auch bei jeder Vorſtellung ein Geiſtlicher, der ſich bereit hält, im Nothfalle den Verunglückten mit den Sterbeſacramenten zu verſehen. Wie unſer alter Picador erzählte, iſt es der Geiſtlichkeit auf's Strengſte verboten, den Stierplatz ſelbſt zu betreten, weßhalb das oben erwähnte kleine Lazareth denn auch getrennt von dieſem beſteht und einen beſonderen Eingang von der Straße hat.

Der Empreſſario iſt zuweilen ein Beſitzer von großen Viehheerden, zuweilen ein einfacher Speculant bei dieſem Geſchäfte, öfter aber auch einer der großen Eſpadas ſelbſt, wie z. B. der berühmte Montes, Redondo, der eine Reihe von Stiergefechten oder ein einzelnes unternimmt. Er kauft die nöthigen Pferde und Stiere. Die erſteren ſind meiſtens arme alte Thiere, die oftmals eine glänzende Laufbahn hinter ſich haben und nun dazu beſtimmt ſind, unter den Hörnern des Stieres zu verenden. Begreiflicherweiſe würde ein junges, kräftiges Pferd dieſen eben ſo wenig widerſtehen können und nur die

Koſten bedeutend vergrößern; deßhalb nimmt man langgediente, meiſtens ausrangirte Reitpferde, die gewöhnlich mit nicht mehr als fünfzehn bis zwanzig Duros das Stück bezahlt werden. Bei den Stieren herrſcht gerade das umgekehrte Verhältniß: je kräftiger, wilder und unzähmbarer ein ſolcher iſt, um ſo beſſer für den Kampf, um ſo theurer wird er bezahlt. Der Preis eines vorzüglichen Stieres iſt bis zu zweihundert Duros (ein Duro iſt 2 Fl. 20 Kr.). Der Heerdenbeſitzer kennt natürlich ſeine Zöglinge, und je nachdem das Stiergefecht glänzend ausfallen ſoll, werden die Thiere ausgeſucht. Ein echter Toro, ein Stier von guter Race, de buen trapio, wie der Spanier ſagt, iſt nicht über ſieben und nicht unter fünf Jahre alt, hat feines glänzendes Haar, einen langen elaſtiſchen Schweif, gelenke Kniee, kleine Hufe, ſtarke, ſchwarze und nicht zu lange Hörner, bewegliche, runde Ohren und feurige, dunkle Augen. Wie ſich von ſelbſt verſteht, will das Publikum eine Abwechslung oder Steigerung, und einem der wildeſten und tollſten Burſchen werden immer ein paar fügſamere Collegen beigegeben, damit die Quadrilla ihren Tollheiten und Neckereien zuweilen den vollen Lauf laſſen kann, ohne ihr Leben gerade ſehr in Gefahr zu bringen, was bei einem Stiere, wie er ſein ſoll, faſt jedesmal der Fall iſt. Daß die Tauromaquia in alten Zeiten als eine edle und ritterliche Paſſion galt, liegt in den Regeln derſelben, welche dem Toreador gebieten, ſeinem Feinde offen entgegenzutreten, ihn mit ehrlichen Waffen, ohne Hinterliſt und mit der größten Ritterlichkeit zu bekämpfen; und nicht bloß tapfer ſoll der Toreador ſein, man verlangt auch, daß all ſeine Bewegungen graziös ſeien, und daß keine linkiſche Wendung, kein übereiltes Zurücktreten oder Vorgehen die geringſte Unſicherheit verrathe. Hiezu aber gehört ein außerordentliches Studium und eine Herrſchaft über ſeinen eigenen Körper, die nur durch langjährige Uebung erworben wird. Dieſe Herrſchaft über ſich ſelbſt iſt es aber auch faſt allein, welche den Stierkämpfer vor den Hörnern des wüthenden Thieres zu retten vermag; der geringſte Fehler iſt verhängnißvoll; denn faßt ihn der

Toro mit dem Horne, ſo geht es nicht mit einer leichten Verwundung ab, ſein gräßlicher Tod iſt dann faſt jedesmal gewiß. Und obendrein iſt es unbegreiflich aber wahr, daß bei ſolchen Unglücksfällen das grauſame Publikum die Partei des Siegers nimmt und der geſtürzte Toreador noch obendrein lächerlich erſcheint. Natürlicherweiſe gehören, wie bei jeder Kunſt, ſo auch bei dieſer, Talent und angeborene Anlagen dazu, um ein großer Eſpada zu werden, und neben der Geſchicklichkeit, dem Thiere auszuweichen und ihm dann zur rechten Zeit den Todesſtoß beizubringen, muß der Torero ein Auge dafür haben, um die Eigenſchaften des Stieres, wenn ihm derſelbe im Circus zum erſten Male entgegentritt, ſogleich zu erkennen; deßhalb beobachtet der Eſpada hinter der Schranke, wie ſich das Thier gegen die Picadores und Banderilleros benimmt und erkennt aus der Art des Angriffs, ob es boyante und claro (naiv und offen), revoltoso (rührig), celoso (mißtrauiſch und mordluſtig), gana terreno (ſchnellfüßig), sentido (liſtig) oder abanto (feige) iſt. Jede dieſer Eigenheiten erfordert eine beſondere Taktik und vom kleinſten Verſehen hängt der Ruf und nicht ſelten das Leben des Toreadors ab. In ſeinem Lehrbuche der Stierfechtkunſt ſagt Francisco Montes: „Ein Toreador muß muthig und leicht gebaut, aber nicht tollkühn ſein, er muß zudem die Kunſt gründlich ſtudirt und geübt haben. Wer nicht kaltblütig und raſch wie der Blitz den rechten Augenblick zu benutzen weiß, endet früher oder ſpäter ſein Leben auf den Hörnern des Stieres. Wem aber das Herz beim Kampfe nicht ſchneller ſchlägt, als beim Billardſpiele, weſſen Auge raſch und ruhig die kleinſten Bewegungen des Thieres verfolgen und voraus errathen gelernt hat, der ſpielt noch im hohen Alter mit dem wüthendſten und gefährlichſten Stiere, wie die Katze mit der Maus.“

Der alte Picador, der mir dieſe Einzelnheiten erzählte, verſicherte mir ſeufzend: wie ſo oft in dieſer Welt das wahre Verdienſt nicht anerkannt werde, ſo ergehe es namentlich dem Aufſeher des Stierplatzes, der das höchſt undankbare und gefährliche Geſchäft habe,

Kindheit seine Neigungen beobachtet und lass' es mir nicht ausreden, daß er ganz zu einem Pfarrer geboren ist. Sie hätten ihn sehen sollen am Sonntag Nachmittags, wenn es draußen regnete und er mit andern Kindern in der Stube spielen mußte. Denken Sie sich, Frau Pastorin, da nahm er sich eine schwarze seidene Schürze von mir, und ich mußte ihm von weißem Papier einen Kragen machen, wie ihn die geistlichen Herrn tragen — so lang — und dann stellte er sich auf ein Paar Stühle und hielt den andern Kindern eine Predigt, ganz wie in der Kirche. Sie bestand just wie dort aus zwei Theilen. Ach, das war gar zu schön!"

Fast hätte mich die Schmiedin verführt, auf's Neue ein Duett mit ihr zu weinen; aber meine Großmutter sagte ziemlich ernst: „Sei Sie doch klug, Jungfer Schmiedin; man muß einem Kind nie dergleichen vorsagen, was es doch nie erreichen kann. Sag' Sie ihm lieber etwas Gutes über den Kaufmannsstand. Freilich," setzte die alte Frau mit einem Seufzer hinzu, „säh' ich meinen Enkel auch lieber auf der Kanzel, als hinter dem Ladentisch. Aber der Wille des Herrn geschehe!"

Die Schmiedin, die eigentlich eine sehr kluge Person war, fügte sich mit großem Takt und es dauerte nicht lange, so versicherte sie den anwesenden Damen, ich sei ein äußerst kluges Kind und habe eigentlich zu Allem Talent. „Ach," sagte sie unter Thränen hervorlächelnd,

die wilden Stiere in der dem Feſte vorhergehenden Nacht in ihre Zwinger einzuſperren. Dieſe Zwinger haben die Geſtalt von koloſſalen Mäuſefallen, ſie ſind kaum ſo lang, breit und hoch, daß das Thier darin Platz hat. Nach Art der Fallgitter kann die vordere und hintere Wand aufgezogen und herabgelaſſen werden, und alle correſpondiren durch eben dieſe Fallgitter mit dem Thore, durch welches die Thiere den Kampfplatz betreten.

Herab von ihren freien Bergen werden dieſe nun, ſobald es Nacht wird, meiſtens den Tag vor dem Feſte, von Reitern mit langen Piken nach der Stadt und dem Stierplatze getrieben. Doch geht dieß nicht ohne einen Leitochſen, der vorausmarſchirt und auf dieſe Art ſeine Brüder auf heimtückiſche Weiſe dem blutigen Spiele überliefert. Das Schwierigſte iſt, die Erwählten von der großen Heerde abzuſondern; iſt dieß einmal geſchehen, ſo wird der Leitochſe an die Spitze geſtellt, die Reiter umgeben den Schwarm und bringen ihn im Dunkel der Nacht meiſtens glücklich zwiſchen die Mauern des Stierplatzes. Hier werden die Thiere einzeln aus einem größeren Hofe in einen kleineren gebracht, auf den die Zwinger mit ihren Falltüren münden; die betreffende wird aufgezogen, und auch hier ſpaziert der Leitochſe voran in den dunklen Käfig hinein. Häufig folgt ihm bereitwillig der wilde Stier; oftmals ſtutzt er aber auch an der engen Thür: vielleicht warnen ihn geſpenſtige Schatten der Vorangegangenen, vielleicht verkündet ihm ein Blutgeruch ſein kommendes Geſchick; kurz, hier an der Schwelle des Zwingers erfolgt, wie uns der Picador ſagte, ſchon ein heftiger Vorkampf, der oft um ſo gefährlicher wird, da der Aufſeher mit ſeinen Knechten dem wilden Thiere unbewaffnet entgegentritt.

O, es iſt nicht ſelten, verſicherte uns der alte Picador, daß das Einſperren von acht Stieren nicht nur eine ganze Nacht gedauert hat, ſondern auch den anderen Vormittag, und ich habe Fälle erlebt, wo wir erſt fertig geworden ſind, nachdem ſchon die erſten Zuſchauer ihre Sitze eingenommen. Bei ruhigen Thieren geht alſo der Leit-

ochſe voran, natürlich vorn wieder zum Kaſten hinaus, während vor der Naſe und dem Hintertheile ſeines unglücklichen Nachfolgers nun beide Fallthüren raſch herabgelaſſen werden. Daß bei allen dieſer enge Käfig nicht zur Beruhigung der Nerven beiträgt, im Gegentheil das eingeſperrte, ungeduldige Thier ſo toll und wild als möglich wird, kann man ſich denken. Obendrein muß der Stier in ſeinem dunkeln Gefängniß Hunger und Durſt leiden, und wenn die Stunde gekommen iſt, wo er auf den Platz hinausgelaſſen wird, ſo ſind die Knechte kaum im Stande, ihn gehörig herauszuputzen, d. h. auf ſeinen Rücken die lange, flatternde Banddeviſe zu befeſtigen, die ihm vermittelſt eines kleinen Eiſens mit Widerhaken in die Haut geſtoßen wird. So gereizt und im höchſten Grade unmuthig gemacht, öffnet ſich ihm die Thüre ſeines finſteren Käfigs; in tollen Sprüngen raſt er hinaus, und ſtatt ſich nun, wie er wohl geglaubt, wieder in der ſtillen Einſamkeit ſeines Waldes zu befinden, ſteht er plötzlich in einem von der Sonne hell beſtrahlten Kreiſe, eingehegt mit einer ſechs Fuß hohen Schranke und umgeben von Tauſenden von Zuſchauern in glänzenden Toiletten; grelle Tücher wehen um ihn her, lauter Zuruf empfängt ihn, Muſik ſchallt in ſeine Ohren, und vor ſeinen halbgeblendeten Augen ſpielen unzählige Fächer in der Hand der Zuſchauerinnen und Zuſchauer; denn auch der Spanier bringt ſeinen Abanico mit auf den Stierplatz, — ein kleines, zwei Fuß langes Stöckchen mit einer buntbemalten Fahne von ſtarkem Papier, das er hin und her bewegt und ſich ſo friſche Luft zufächelt. Der Stier bleibt überraſcht in der Mitte ſtehen, betrachtet murrend die ungewohnte Umgebung, dreht ſich mit funkelnden Augen im Kreiſe umher, fängt an den Boden aufzuſcharren, ſenkt den Kopf und ſucht ſich einen Kämpfer aus.

Der Unternehmer ſorgt nun ebenfalls für die Zuſammenſtellung einer guten Quadrilla, zu der zuerſt mehrere gute Eſpada, „Degen“ (ſo werden die Matadore in Spanien genannt, und dieſer Name, welchen man bei uns dem erſten Helden der Quadrilla zu geben pflegt,

ſcheint hier ganz außer Gebrauch gekommen zu ſein) gehören, und die ferner aus einem halben Dutzend „Picadores“, ſo wie einem Dutzend „Chulos“ und eben ſo vielen „Banderilleros“ beſteht.

Die Picadores ſind zu Pferde und reiten auf jenen alten, armen Thieren, von denen ich vorhin ſprach. Die Kleidung der Reiter, in den bunteſten Farben, wie alle Coſtüme, die beim Stiergefechte vorkommen, beſteht aus einer verſchnürten Jacke, darunter eine mit zahlloſen Knöpfen beſetzten Weſte, um welche eine lange, wollene Binde mehrfach gewickelt iſt; hieran ſchließen ſich kurze Beinkleider, ſo wie andaluſiſche Ledergamaſchen. All dieſe Kleidungsſtücke ſind aus ſehr ſchwerem Zeuge gemacht und dabei ſo ſtark wattirt, daß die Geſtalt des Picadors ſehr unbehülflich ausſieht. Und das iſt er auch in der That; denn wenn das Pferd unter ihm ſtürzt und er dabei nicht zufällig auf ſeine Beine zu ſtehen kommt, ſo iſt es ihm nicht wohl möglich, ſich ohne Hülfe aus dem Sattel zu ſchwingen. Ja, wenn er zufällig auf den Rücken fällt, ſo geht es ihm wie einer Schildkröte, und es iſt ihm ohne fremden Beiſtand nicht möglich, ſich wieder zu erheben. Dieſe wattirte Rüſtung iſt jedoch ſehr nothwendig, da faſt bei jedem Zuſammentreffen des Stiers mit dem Pferde letzteres zu Boden gerannt wird, und ohne die weiche Unterlage gewiß jedes Mal ein paar dieſer Reiter ihre Knochen zerbrechen müßten. Ebenfalls zum Schutze gegen die Hörner des Stiers iſt der Sattel des Reiters vorn und hinten ſchuhhoch aufgepolſtert; die Augen des Pferdes ſind mit einem Tuche verbunden; denn ungeblendet würde wohl keines zum zweiten Angriffe zu bringen ſein. Die Bewaffnung des Picadors beſteht in einer fünfzehn bis achtzehn Schuh langen Lanze mit einer ſehr kurzen Spitze, welche noch obendrein mit ſtarkem weichen Bindfaden umwickelt, ſo, daß das Eiſen kaum mehr als einen halben Zoll ſichtbar bleibt. Die Picadores ſind die Erſten auf dem Platze, ſie müſſen den Kampf beginnen und haben meiner Anſicht nach die ſchwierigſte Rolle; ſie müſſen dem Stiere entgegenreiten, ihre alten, ſteifen Pferde ſind zu ungelenk und zu ſchwach, um dem

wüthenden Thiere ausweichen zu können oder vor ihm zu fliehen. Es kommt also Alles darauf an, daß der Picador kaltes Blut und Geistesgegenwart genug hat, den Stier mit eingelegter Lanze ruhig zu erwarten, um, wenn er ihm nahe genug ist, demselben mit Concentrirung aller seiner Kraft einen tüchtigen Stoß mit der Pike beizubringen. In vielen Fällen läßt sich der Stier hiedurch abtreiben, weicht zurück, um sein Heil bei einem anderen Picador zu versuchen. Ist aber das Thier sehr kräftig und wild und macht sich aus der leichten Verwundung, die es erhalten hat, nichts, dringt vielmehr noch wüthender vor, so bricht das Pferd des Picadors unter dem gewaltigen Stoße zusammen, und nachdem der Reiter oftmals weit aus dem Sattel geschleudert wird, sucht er sich so schnell als möglich der Aufmerksamkeit des Stiers zu entziehen. Glücklicherweise beschäftigt sich das wüthende Thier fast immer mit dem gestürzten Pferde und stößt mit seinen gewaltigen Hörnern so lange auf dasselbe hinein, bis es regungslos liegen bleibt oder bis der Stier einen anderen Gegner findet. Es ist das ein Glück für die Picadores; denn sonst würden bei ihrer Unbeholfenheit stets einige den Kampf mit ihrem Leben bezahlen müssen. Zuweilen auch wirft der Stier das Pferd nicht beim ersten Anlaufe nieder, sondern reißt ihm mit seinen Hörnern den Leib auf, wo es alsdann ein wahrhaft häßlicher Anblick ist, wenn man das unglückliche Pferd im Ring umhergaloppiren sieht, die Eingeweide auf dem Boden nachschleppend. Im Süden Spaniens, in Sevilla, Granada, wird übrigens jedes schwerverwundete Pferd augenblicklich abgeführt, wogegen es in den Städten des Nordens meistens auf dem Platze verenden muß.

Während sich die Picadores mit dem Stiere beschäftigen, sind die Chulos meistens müßige Zuschauer. Diese kräftigen, schön gewachsenen Burschen erscheinen fast im gleichen Costume, wie auf unseren Theatern Figaro. Ihr volles, dunkles Haar ist zurückgestrichen und hinten an demselben ein kleiner schwarzer Haarbeutel befestigt, der mit schwarzen Bändern und meistens einer großen Masche verziert ist.

Um dieſen Haarbeutel anbringen zu können, laſſen ſich die Stierfechter ein Zöpfchen wachſen, woran man ſie im gewöhnlichen Leben auch erkennt. Ueber einer enganliegenden Atlasweſte, die reich mit Knöpfen und Goldſtickereien verziert iſt, tragen ſie die rund geſchnittene andaluſiſche Jacke, ebenfalls von Seide oder von feinem Tuche. In beiden Taſchen derſelben befinden ſich weiße und bunte Sacktücher, deren Spitzen herausflattern. Um den Leib haben ſie eine dünne, ſeidene Schärpe, welche das enge anliegende kurze Beinkleid feſthält; ein weißer oder fleiſchfarbener ſeidener Strumpf vollendet den Anzug, und dazu ſteht der Stierfechter in feinen, untadelhaften Schuhen.

Die Chulos und Banderilleros, welche, wie ſchon geſagt, zu Anfang des Gefechtes zuſchauen und innerhalb oder außerhalb des Ringes müßig an der Schranke lehnen, bilden in den beſchriebenen Coſtumen eine buntfarbige und glänzende Schaar. Auch ihre Beinkleider ſind meiſtens von Atlas, und der ganze Anzug iſt in den auffallendſten Farben: Weiß, Himmelblau, Dunkelroth, Violet, und wenn man dazu nimmt, daß alle Nähte reichlich mit Stickereien und Flitter beſetzt ſind, Jacke und Weſte mit unzähligen blanken Knöpfchen, daß dabei die Chulos in ihren Händen lange bunte ſeidene Tücher von allen Farben haben, ſo kann man ſich denken, wie alles das im Sonnenlichte glänzt und flimmert. Die Beſtimmung der Chulos iſt übrigens, den Stier mit ihren farbigen Tüchern zu reizen und ſeine Aufmerkſamkeit von einem geſtürzten Picador oder von einem Collegen abzulenken, der in Gefahr iſt, in gar zu nahe Berührung mit den Hörnern des Stiers zu kommen.

Die Banderilleros haben ſchon ein ſchwierigeres und gefährlicheres Geſchäft als die Chulos. Sie müſſen dem wüthenden Stiere entgegentreten, um ihm die Banderillas einzuſtoßen. Dieß ſind über zwei Schuh lange Pfeile mit eiſernen Spitzen und Widerhaken, welche mit buntem, flatterndem Papier umgeben ſind; nach den Regeln der Kunſt dürfen ſie dem Stiere nur im Angriffe und von vorn beigebracht werden, weßhalb der Banderillero dem Stier mit ausgebreiteten

Armen entgegen geht, in jeder Hand einen dieſer Pfeile tragend, und nun den Moment abpaſſen muß, wo das wüthende Thier ihm gerade entgegenſtürzt, um alsdann auf die Seite zu ſpringen und demſelben im Sprunge den Pfeil in den Nacken zu ſtoßen. Daß dabei die Hörner des Thieres oft wenige Zoll an ſeiner Bruſt vorbeifahren, kann man häufig genug ſehen.

Nachdem nun Chulos und Banderilleros ihr Weſen mit dem Stiere lange genug getrieben und ihn entweder ſo wüthend gemacht haben, daß ſich Niemand mehr in ſeine Nähe wagt, oder ihn ſo lange gehetzt, daß er, wenn es ein ſchlechter Stier iſt, anfängt Zeichen der Müdigkeit zu geben, ſo erſcheint auf einen Trompetenſtoß der Eſpada, bei ſchwachen Stieren gewöhnlich ein Anfänger, ein Neuling in der Kunſt, der dann ein „halber Degen" genannt wird, bei wilden und gefährlichen Thieren aber einer der vorhandenen Virtuoſen. Der Eſpada iſt wie der Banderillero gekleidet und trägt in der linken Hand einen kleinen Stock, um welchen ein blutrother Lappen, Mantel genannt, befeſtigt iſt, um durch dieſe Farbe die Wuth des Stiers noch mehr zu reizen. In der Rechten hat er einen Degen mit drei Fuß langer und zollbreiter Klinge, deſſen ſehr kleiner Griff und Bügel mit rothem Tuche umwickelt iſt, wodurch er ihn feſter halten kann.

Zu den Eigenſchaften eines Eſpada gehört natürlich viel perſönlicher Muth, eine große Gewandtheit, ein ſicherer Blick und unbedingte Herrſchaft über den eigenen Körper, denn er tritt dem oftmals raſenden Thiere Aug in Auge gegenüber, ganz allein, und alles, was er zu ſeiner Rettung thun darf, iſt eine blitzſchnelle Bewegung nach rechts und links, um dem furchtbaren Stoße auszuweichen; er muß das Thier von vorn durch einen Stoß zwiſchen die Hörner tödten, muß alſo genau berechnen, wie er dieſen Stoß anbringen kann, ohne ſich ſelbſt den gewaltigen Hörnern Preis zu geben. Dem Stiere den Rücken zu wenden oder gar zu fliehen, wäre ein Schimpf, den ſich ein guter Degen niemals anthun würde. Er beſchäftigt ſich nun mit dem Stiere ſo lange, neckt ihn auf alle Weiſe und fordert ihn heraus, bis

das Thier den Kopf tief herabsenkt zum tödtlichen Stoße ansetzend „sich demüthigt.“ Diesen Moment benutzt der Espada und stößt ihm den Degen in die Wurzel des Nackens; zuweilen gelingt es ihm, jene kleine Stelle zu treffen, „cruz“ nennen sie die Kenner, wo der Stier alsdann, wie vom Blitze getroffen, todt zu Boden stürzt. Stößt er aber fehl, so fährt das Eisen oft dem Thiere bis an das Heft in den Nacken, das Blut spritzt heraus, der Espada muß den Griff fahren lassen, und der Stier rast brüllend, mit der Waffe im Leibe, toller als früher, im Kreise umher.

Da im Winter die Stiergefechte in Spanien selten und nicht glänzend sind, so hatte ich nicht das Glück, einen der großen Matadore zu sehen, weder Francisco Montes, noch Redondo, noch Cuccero. Was den ersten anbelangt, so ist er überhaupt für immer vom kleinen Schauplatze des Stiergefechts, so wie vom großen der Welt abgetreten. Er, der sein Leben tausend Mal den Hörnern des Stiers Preis gab, starb im Bette an einem hitzigen Fieber. Unser Picador hatte früher in Andalusien mehrmals mit ihm zusammen gearbeitet, wie er uns sagte, und meinte seufzend, ein Stern wie Montes würde nicht so bald wieder erscheinen. Und wie schade, daß er auf so stille Art endigen mußte! Als er damals in Madrid schwer verwundet wurde, war ich dicht dabei, erzählte der ehemalige Picador. Es mußte im Sandboden ein Stein gewesen sein; denn als er den Stier niederstoßen wollte, glitt sein linker Fuß aus, sein Körper, der sich einen Zoll zu viel rechts wandte, wurde vom Horne des Stiers erfaßt, das ihm so tief in den Leib und in die Lunge drang, daß ein Licht, welches man vor die Wunde hielt, ausgelöscht wurde. Ueberhaupt war der große Montes ein braver Mann, gutmüthig wie ein Kind, der immer für sich lebte und mit den anderen wenig Gemeinschaft hielt. Nur hatte er Einen Fehler, er trank nämlich gern eine gute Flasche Wein und auch mehrere, wie es gerade kam. Das geschah aber nur, wenn er nichts zu thun hatte; alsdann nahm er sich in irgend einer Posada ein Zimmer, kaufte sich eine Anzahl Flaschen und trank so lange, bis

ſie leer waren. Wenn er gerade keine Kneipe fand, die ihm behagte, ſo ſperrte er ſich auch wohl zu demſelben Zwecke in ſeine eigene Stube ein. Ja, ich ſehe ihn noch heute vor mir, wie er ſeinen Wein ſelbſt trug und dann das Haus hinter ſich abſchloß. Hatte er dagegen ein Stiergefecht vor ſich, ſo war niemand nüchterner als er, und dann kam ſchon längere Zeit vorher kein Tropfen Wein über ſeine Zunge. — Das iſt überhaupt der Feind, vor dem wir uns in Acht nehmen müſſen, verſicherte lachend der Picador, denn zu anderen Geſchäften iſt es wohl erlaubt, ſich damit ein Bißchen Courage zu machen, aber hier im Ringe iſt der kleinſte Nebel vor den Augen ſo gut wie der leibhaftige Tod. Montes hatte den Beinamen Chiclanero; doch heißt auch Redondo ſo, weil Beide aus Chiclana ſtammen, einem Städtchen in Andaluſien, aus dem ſchon viele wackere Stierkämpfer hervorgegangen.

Cuccero, der noch exiſtirt, ebenfalls ein Andaluſier, iſt jetzt wohl unſtreitig der größte unter den ſpaniſchen Matadoren oder Degen. Er zeichnet ſich namentlich durch ſeine ſprichwörtlich gewordene Kaltblütigkeit aus, ſo wie durch die Gewandtheit, mit welcher er das lebensgefährlichſte Spiel mit den tollſten Stieren treibt. Wenn er dem Stiere mit vorgehaltenem rothem Mantel und Degen entgegentrat, und dieſer gereizt auf ihn zuſtürzte, ſo ſtieß er oft wenige Zoll vor dem ſchäumenden Thiere ſeinen Degen in den Sand, warf ſich in dieſem Augenblicke ſelbſt den rothen Mantel über, ſtemmte einen Arm auf die Hüfte und ließ nun den Stier an ſich vorbeiſpringen, wobei er ihm verächtlich über die Achſel nachſchaute.

Schon oben wurde bemerkt, daß zur grande tenue des andaluſiſchen Coſtumes zwei Sacktücher gehören, welche in beiden Taſchen des Oberjäckchens ſtecken. So gekleidet, trat Cuccero dem Stiere entgegen, der, den Sand mit den Füßen aufſcharrend, den Kopf tief geſenkt, mit boshaft funkelnden Augen auf ihn zukam. Das rothe Tuch, dicht vor dem Kopfe des Thieres geſchwenkt, verſetzte es in noch größere

Wuth, und wenn es nun vorwärts ſtürzte, vor den kühnen Stierkämpfer hin, dann blieb dieſer nach einer kaum merklichen Wendung ſo unbeweglich ſtehen, daß ein Gemurmel des Entſetzens durch die Reihen lief. Der Stier war indeſſen vorbeigeſchoſſen und hatte dann eben an ſeinen Hörnern eines der Schnupftücher, welches er dem Espada aus der Bruſttaſche geriſſen. Mit welch donnerndem und enthuſiaſtiſchem Beifallsrufe übrigens eine ſolche That von dem Publikum belohnt wird, davon kann ſich nur der einen Begriff machen, welcher die Spanier, namentlich aber die lebhaften Spanierinnen, bei den Stiergefechten geſehen hat.

Es war ein herrlicher Tag, der elfte December, klar und mild wie ein ſchöner Maitag bei uns; die Rambla war mit Tauſenden von Spaziergängern aller Stände bedeckt, deren Hauptſtrom ſich nach der Puerta del Mar zu wälzte. Zahlreiche Omnibus ſtanden in den Fahrwegen des öffentlichen Spazierganges, alle mit der Bezeichnung, daß ſie die Perſon für einen Real nach dem Stierplatze hinausfahren würden. Das Schauſpiel ſollte um halb zwei Uhr beginnen und nach zwölf Uhr ſchon machten wir uns auf den Weg, um langſam durch die geputzten Menſchenmaſſen hinaus vor das Thor zu ſchlendern; er führte uns über den breiten Spaziergang der Hafenmauern, der ſonſt ziemlich einſam, heute aber ebenfalls mit einer lachenden und plaudernden Menge dicht beſetzt war; namentlich das weibliche Geſchlecht war an dieſem Nachmittage zahlreich und ſchön vertreten. Daß man übrigens oft verwundert ſtehen bleibt, um einer ſchönen Spanierin nachzublicken, die ſtolz, aber nicht unfreundlich an uns vorbeiſchreitet, daran iſt viel das vortheilhafte Coſtume ſchuld. Haare, Augen und Zähne ſind meiſtens ſchön und dadurch macht ſich das ganze Geſicht, von der ſchwarzen Mantilla eingerahmt, auch wenn es nicht gerade bemerkenswerth iſt, intereſſant, ja reizend. Und mit der Mantilla um den Kopf, ſowie mit dem Fächer in der Hand wiſſen die Spanierinnen umzugehen. Die Mantilla iſt unſeren Leſerinnen wohl bekannt, man könnte ſagen: es iſt nichts als ein großer ſchwarzer Spitzen-

ſchleier, der oben am Kopfe befeſtigt iſt, durch den Kamm gehalten wird, zu beiden Seiten des Kopfes herabfällt und vorn über der Bruſt von einer meiſtens ſehr kleinen Hand zuſammengehalten wird.

Hier in Barcelona, wo die Mantillen dritter und vierter Qualität gemacht werden — Nummer Eins und Zwei kommen, wie faſt alle Mode- und Luxus-Artikel, aus Paris —, ſieht man ſie auch häufig von ſchwarzem Seidenzeuge, mit fußbreiten Spitzen. Zuweilen iſt auch der Kopf ganz von Spitzengeweben umgeben, an welchen, erſt auf den Schultern anliegend, eine Mantilla in der Form, wie man ſie bei uns trägt, von ſchwarzer Seide, auch wohl von Sammt, befeſtigt iſt. Im Aufheften des Schleiers an dem dunklen Haare haben alle Spanierinnen eine merkwürdige Gewandtheit und es gibt nichts Coquetteres, als wenn die Mantilla, die vorn an der Stirn flach aufliegt, auf beiden Seiten des Kopfes von einer Granatblüthe oder Camellia aufgehoben und getragen wird.

Der übrige Anzug der Barceloneſerinnen iſt ähnlich dem unſerer Damen; man ſieht viele Anzüge von ſchwarzer Seide, daneben aber auch oft die bunteſten Farben: Gelb, Blau, Grün, Roth. Spenſer oder kleine Jacken von Seide oder Sammt, und alsdann meiſtens in anderen Farben als die Röcke, werden viel getragen. Auffallend war es mir, daß hier in Barcelona die meiſten Damen aller Stände ſchiefe Scheitel hatten; bei einem ſehr edeln und ſehr ſchönen Geſichte macht ſich das nicht übel; gewöhnlich aber bekommt hiedurch der Kopf etwas ſehr Herausforderndes, ja Leichtfertiges. Das gefährliche Fächerſpiel beginnt hier ebenfalls und die hieſigen Damen, wenn ſie daſſelbe auch nicht mit der unglaublichen Gewandtheit, wie die Andaluſierinnen zu handhaben verſtehen, machen doch einen recht zweckmäßigen Gebrauch davon. Die eleganten jungen Männer von Barcelona hatten heute auch das Mögliche an ſich gethan; namentlich waren Halsbinden in den ſchreiendſten Farben und Handſchuhe à la Laubfroſch, d. h. grasgrün, oder auch welche von kuhrother Farbe, ſehr gewöhnlich.

Zu unſerer Rechten hatten wir den Hafen und das Meer. Letz-

wie die Sonne an einem Apriltage, „wenn er einmal Kaufmann iſt, ſo wird er gewiß ein guter Korreſpondent werden. Denken Sie ſich, Frau Paſtorin, da war der alte Fritz, der Briefträger — Gott hab' ihn ſelig! er iſt lange todt und begraben — der brachte dem ſeligen Herrn die Briefe, und da wollte der Junge auch ſeine Briefe haben und nahm immer Papierſtreifen und machte Briefe daraus, ja, und gab ſie dem alten Fritz, der ſollte ſie wegtragen, und da hätten Sie die Freude ſehen ſollen, wenn der am andern Tag dem Kind dieſelben Briefe als Antwort zurückbrachte. Dann nahm er meine Brille, ſetzte ſie auf und las in den Papieren umher, ganz wie der ſelige Herr, kopfſchüttelnd und lachend. O Gott, o Gott!"

So war es denn im Familienrath beſchloſſen und von mir genehmigt, daß ich meine kaufmänniſche Laufbahn in einer Spezereihandlung beginnen ſollte. Ich hatte die Anfangsgründe dieſes Geſchäfts einigermaßen ſchon bei meiner Tante ſtudirt und bildete mir ein, daß es nicht ſchwer ſein würde, mich zu einem tüchtigen Kaufmann der Art heranzubilden. Was meine Familie bewog, mich dieſem Geſchäftszweige zu widmen, war neben dem Geldpunkte die Rückſicht, daß ich, um eine Stelle der Art zu finden, wahrſcheinlich die Stadt nicht zu verlaſſen brauchte. — Meine Großmutter nahm daher die neueſten Lokalblätter vor, um unter den Anzeigen

teres war tiefblau und ſehr ruhig; nur zuweilen wogte eine kleine Welle von draußen herein, die aber hier im Hafen immer kleiner und kleiner wurde und zuletzt nur unmerklich und ohne Schaum auf den Sand hinaufſpritzte, oder eines der kleinen Fiſcherboote, die halb im Waſſer lagen, leicht in die Höhe hob. Draußen ſah man hier und da weiße Segel, blendend im Sonnenlichte, und am Horizonte zog ein Dampfer, eine Rauchwolke hinter ſich, in kurzer Zeit hinter den ſteilen Felſen des Monjuich verſchwindend.

Unter uns auf dem Strande war das gewöhnliche Sonntagsleben; kleinere und größere Schiffe hatten geflaggt, hier und da ihre Netze zum Trocknen ausgeſpannt; neben den großen Fiſcherbooten, die ans Land gezogen worden waren, ſtieg gekräuſelt der Rauch in die Höhe, und da ſaß die Familie des Fiſchers in Erwartung des Mittageſſens, welches aus Fiſchen beſtehend, in der Pfanne ſchmorte. Die Weiber wandten die dampfenden Stücke herum, die Kinder balgten ſich im Sande, während die Männer in ihren rothen und geſtreiften Mänteln, die weiße oder bunte Mütze auf dem Kopfe, auf Fäſſern und großen Ankern ſaßen und die Papiercigarre rauchten. Aus den nachbarlichen Schenken hört man hier und da das Geklimper einer Guitarre, den Schall von ein Paar Caſtagnetten und dann ein ſpaniſches Lied, in dem bekannten näſelnden Tone tremulirend vorgetragen.

So war es drunten am Strande, während oben auf der prächtigen, maſſiven Mauer der bunte Strom der Spaziergänger lachend, plaudernd, Cigarren rauchend, nach der Puerta del Mar zog, um auf dieſe hinaus nach dem Stierplatze zu wogen, deſſen Thore eben geöffnet wurden. Vor uns her ſchritt eine halbe Compagnie der berüchtigten Mozos de la Escuadra, die bekannten Diebsfänger, vertraut mit den Schlupfwinkeln der Ladrones und Ratteros, da die meiſten dieſer Sicherheits-Polizei einſtens ſelbſt das Räuber- oder Diebshandwerk getrieben haben.

Sämmtliche Thüren des Stierplatzes, die um das ganze Gebäude herum vertheilt ſind, ſind numerirt, mit oder ohne Sonne, und die

gelöste Eintrittskarte gilt nur für die betreffende Nummer. Der Stierplatz war schon ziemlich besetzt, doch gelang es uns, unter der Loge des Ayuntamiento noch recht gute Sitze zu erhalten. Die Gesellschaft um uns her war freilich sehr gemischt, aber wer macht sich aus dergleichen Sachen in Spanien etwas! Vor und hinter uns befanden sich junge Leute der unteren und mittleren Stände, die neben ihren Damen saßen und sich aufs lebhafteste über das bevorstehende Schauspiel unterhielten. So viel wir aus den Gesprächen entnahmen, hatten Manche ihre Bekannten unter den Aficionados, und nun wurde hin und her gestritten, ob Der oder Jener sich recht brav benehmen würde. Daß dazu viele Orangen verspeist, auch Cigarren von allen Qualitäten geraucht wurden, versteht sich von selbst.

Nach und nach füllte sich übrigens das Haus, und wenn man auch hie und da in den Sitzreihen noch kleine Lücken bemerkte, so war es doch im Ganzen recht gut besetzt. Etwas Lebhafteres indeß, als so ein spanisches Publikum, den Anfang des Stiergefechtes erwartend, ist kaum denkbar. Es mochten vielleicht achttausend Menschen zugegen sein, und die Spannung und Aufregung dieser Versammlung, dieses Gähren der ungeduldigen Volksmassen machte sich vor Anfang des Schauspiels auf alle möglichen Arten Luft. Hier wurde geplaudert oder gepfiffen, dort laut gesungen oder gebrüllt und dazu der Tact mit den Füßen getrommelt. Von oben nach unten, oder auch umgekehrt, flogen Orangenschalen, und wenn man statt des Bekannten einen Fremden getroffen, so erhoben sich beide Theile zu gleicher Zeit, sagten sich unter heftigen Pantomimen einige passende Worte, ohne daß man übrigens nur ein einziges rohes Schimpfwort gehört hätte. Und dieser Wortwechsel dauerte meistens so lange, bis ein paar von unbekannter Hand geschleuderte Orangenschaalen die streitenden Parteien nachdrücklich trafen, worauf sich dann gewöhnlich Beide unter wüthendem Halloh der Umhersitzenden zur Ruhe begaben. Aeußerst komisch war es, wenn einer, der hoch oben saß, zufällig tief unten einen Bekannten entdeckte und nun über Sitze und Sitzende hinweg herabstieg, oder eigentlich

herabfiel; denn jeder in deſſen Nähe er kam, erleichterte ihm unter ſchallendem Gelächter das Herabkommen, was denn auf ſolche Art eigentlich mehr ein Herabrutſchen zu nennen war. Meiſtens ging das übrigens in Liebe und Freundſchaft vor ſich; nur erzürnte ſich hier und da eine Schöne, deren Mantilla etwas ſtark geſtreift worden war, wurde aber auf die komiſchſte Art von der Welt von dem Herabfallenden beſänftigt, indem er ihr verſicherte, ihr gutes Ausſehen habe durchaus nichts gelitten, er mache ſein Compliment, denn ſie ſähe immer noch reizender aus, als tauſend Mädchen ſeiner Bekanntſchaft, deren Namen ihm im gegenwärtigen Augenblicke nicht einfielen.

Auf allen Seiten des gewaltigen Kreiſes gab es dergleichen Scenen, und wenn es hier einen Augenblick ruhig war, ſo fing es drüben um ſo toller wieder an. Dabei war das Auge geblendet von der bunten Menſchenmenge, von den lebhaften Farben der Damenanzüge und von dem brennenden Roth der vielen Manta's, namentlich aber von dem ſtrahlenden Sonnenlichte, das einen Theil des Kreiſes glänzend beleuchtete. Dort hielt man denn auch die Fächer in immerwährender Bewegung, theils um ſich vor den Strahlen der Sonne zu ſchützen, theils um ſich affectirt Kühlung zuzuwehen, oder um ſich mit entfernter Sitzenden durch Zeichen zu unterhalten.

Wir mochten ſo eine ſtarke Viertelſtunde dageweſen ſein, als die Menſchenmaſſe auf einmal in eine allgemeine Bewegung kam. Man ſteckte die Köpfe zuſammen, man hob ſich halb in die Höhe, man blickte nach den Logen, die über unſeren Sitzen befindlich waren, und als auch wir uns umwandten, ſahen wir, daß ein Theil derſelben mit reichgeputzten Damen angefüllt war, ſowie mit Herren in ſchwarzen Frackröcken, die ſich an die Brüſtung begaben und einige Augenblicke in das Haus hinab ſchauten — die Mitglieder des Ayuntamiento, des Magiſtrats von Barcelona. Faſt zu gleicher Zeit erſchienen nebenan in glänzenden Uniformen der Generalcapitän und ſein Gefolge. Seine Excellenz Don Ramon de la Rocha, presidira a la Plaza, d. h. wird als oberſte Behörde die Function leiten. In dieſem Augenblicke

war auch die zahlreiche Militärmusik auf ihre Tribüne getreten und wenige Secunden nachher brauste ein prächtiger Marsch zum großen Ergötzen des Publikums durch die weiten Räume.

Um bei der Lebhaftigkeit des spanischen Publikums, dieser heißblütigen Bevölkerung keine Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, beginnen überall die Stiergefechte pünktlich zur angegebenen Zeit; selbst in Madrid fügt sich die Königin mit ihrem Hofe aufs genaueste dieser Sitte und es sollen hier, im Gegensatze zu anderen Hauptstädten, die allerhöchsten Personen nie daran schuld sein, daß sich der Anfang des Volksschauspiels auch nur um eine Minute verzögert. Punkt zwei Uhr erschien denn auch hier eine Abtheilung der obenerwähnten Mozos de la Escuadra, um allenfallsige unbefugte Eindringlinge aus der Arena zu vertreiben; doch hätte sie sich diese Mühe ersparen können, denn Alles hatte sich erwartungsvoll auf seine Sitze zurückgezogen.

Jetzt schmetterten die Trompeten und es erschienen in alter Amtstracht, schwarzem Sammtkleide mit der weißen Halskrause, zwei Alguacils zu Pferde, welche mit einem ungeheuren Halloh empfangen wurden, das aber weniger ihren eigenen werthen Personen, als einem dritten Collegen galt, einem Knaben nämlich, ebenfalls als Alguacil gekleidet, der auf einem Pony in ihrer Mitte ritt. Es war dieß ein Scherz oder eine Freiheit, welche sich die Aficionados erlaubt hatten und der von der Menge beifällig aufgenommen wurde. Doch verstummte plötzlich aller Lärm, als nun hinter den Alguacils die Quadrilla ihren feierlichen Einzug hielt. Es waren sechs Picadores, auf dürren hochbeinigen Klepvern, die lange Lanze in der Faust und hoch erhoben; ihnen folgte ein Dutzend Chulos, Banderilleros, zwei „Degen", das bloße Schwert in der Hand, den rothen Mantel auf dem rechten Arm tragend, und hinter diesen schritt ein Cachetero, d. i. der Mann, der dazu bestimmt ist, mit einem kurzen dolchartigen Messer in gewissen Fällen dem Stiere den Gnadenstoß zu geben. Der Zug wurde beschlossen durch ein Gespann von drei Maulthieren mit bunten Geschirren, welche voll Messinggzierathen, kleiner Glocken und rother Quasten hingen.

Auf dem Kopfgeſtelle und auf dem Rücken befanden ſich kleine gelbe Fähnchen. Dieſe Maulthiere ſind dazu beſtimmt, die getödteten Stiere aus der Arena zu ſchleifen, was immer in vollem Galopp geſchieht; jetzt aber gingen ſie natürlicherweiſe im Schritt; doch waren es feurige Thiere, welche kaum gehalten werden konnten und ſo oft ſie einen Seitenſprung machten oder vorwärts ſchoſſen, bewegten ſich luſtig die Fähnchen, an dem Geſchirre klirrten die Meſſingſtücke und klingelten die Schellen, was ſich gar nicht übel ausnahm.

In gemeſſenem Schritt und mit ſtolz erhobenen Köpfen gingen die Mitglieder der Quadrilla bis vor die Loge des Ayuntamiento und des commandirenden Generals und machten beiden Behörden eine feierliche Verbeugung; darauf ritten die Alguacils ein paar Schritte vor, entblößten ihr Haupt, und einer bat um die Erlaubniß zum Beginne des Gefechts — eine Ceremonie welche vor jedem Stiergefechte bald mit mehr, bald mit weniger Förmlichkeit vor ſich geht. Zur Antwort hierauf wird von dem Alcalden der Schlüſſel zum Thierzwinger hinabgeworfen. Es iſt dieß wie die Ouverture vor einer Oper, und die Aufmerkſamkeit des Publikums während derſelben vielleicht mit anderen Gegenſtänden beſchäftigt. Kaum aber hat die Behörde durch Hinabwerfen des Schlüſſels erlaubt, daß das Gefecht beginne, ſo ſinkt das Lachen und Sprechen der Zuſchauer zum leiſeſten Geflüſter und gleich darauf zur tiefſten Stille herab. Die Alguacils haben den Ring verlaſſen, die Maulthiere ſind ihnen klingelnd und raſſelnd im Galopp gefolgt, vier Picadores haben ſich in der Arena vertheilt, während ſie ſich im Sattel etwas in die Höhe heben und die Lanze feſter faſſen. Die bunte Schaar der Chulos und Banderilleros vertheilt ſich an der Schranke: hier ſtehen zwei und drei bei einander, dort ein einzelner; ein paar hürſen auch, wie zur Probe, über den Bretterzaun hinüber in den Gang; alle aber affectiren oder fühlen wirklich die größte Gleichgültigkeit.

In dieſem Augenblicke ſchmettert von der Muſiktribune herab eine Trompetenfanfare; in höchſter Erwartung klopfen die Herzen von zehn-

tausend Zuschauern, vielleicht eine Sekunde lang herrscht Todtenstille im ganzen Hause — dann öffnet sich langsam die Thür des Zwingers, und der Stier stürzt hervor.

Gemäß dem ausgegebenen Programme führte dieser erste Kämpfer den Namen Canario. Er war ziemlich groß und stark, von schwarzgrauer Farbe, mit mächtigen, über anderthalb Schuh aus einander stehenden Hörnern. Aus dem dunkeln Zwinger in den hellen und glänzenden Ring tretend, schien das Thier geblendet zu sein und blieb nach kurzem Lauf plötzlich stehen, wobei es nach allen Seiten wie verwundert umschaute. Die Picadores faßten ihre Lanzen fester, sahen nach den Tüchern, mit welchen die Augen ihrer Pferde verbunden waren, und rüsteten sich zum Angriffe. Doch schien der Stier durchaus keine Lust zu haben, mit einem von ihnen anzubinden; vielmehr wandte er sich, nachdem er einige Schritte vorwärts gethan, gemächlich um und schien dahin zurückkehren zu wollen, wo er hergekommen, — eine Bewegung, welche unter den Zuschauern tausendstimmiges Hohngeschrei und Pfeifen hervorrief. Einer der Picadores galoppirte ihm entgegen, stellte sich vor dem Zwinger auf, und der Stier, dem auf diese Art der Rückzug abgeschnitten war und der sich von einer langen Lanze bedroht sah, mußte sich nothgedrungen zur Wehr setzen. Er senkte den Kopf, scharrte ein paar Mal mit den Vorderfüßen im Sande und ging, aber ohne große Energie, auf den Picador los. Dieser legte seine Lanze ein, ritt ihm entgegen und brachte ihm einen tüchtigen Stoß in das rechte Schulterblatt bei, wodurch sich Canario veranlaßt sah, abermals umzukehren und schleuniger als vorhin seinen Rückzug anzutreten. Um seine Reputation war es aber jetzt schon vollständig geschehen, er wurde als Feigling verschrieen, und an den Benennungen, die mit lauter Stimme auf das arme Thier herabgeschleudert wurden, hätte man eine schöne Auswahl spanischer Schimpfwörter studiren können. Der Stier aber schien in der That nicht das geringste Ehrgefühl zu haben; denn er wich den Picadores aus, und nur mit Mühe und Noth wurden ihm noch ein paar Lanzenstiche beigebracht.

Auch die Chulos bemühten ſich umſonſt, ſeine Kampfluſt aufzuſtacheln: Canario blieb unbeweglich für Alles. Vergeblich flatterten ihm die buntfarbigen Tücher dutzendweiſe um die Augen; ja, vergeblich faßte einer der Kühnſten ſein Horn und ließ ſich eine Strecke von ihm fortreißen. Der Stier erregte nur Zeichen des Mißfallens und gab keinem der Toreros Gelegenheit, ſich einige Bravos zu erwerben. Nur ein einzigesmal lachte das Publikum laut hinaus, aber die Veranlaſſung hierzu war verletzend für den armen Canario. Der Cachetero hatte ſich nämlich ſeines Schweifes bemächtigt und ließ ſich ſo eine Zeit lang von dem ängſtlich hin und her galoppirenden Thiere durch den Ring ſchleppen.

Als man aus allem dem erſah, daß ſo gar nichts mit Canario anzufangen ſei, erſchienen die Banderilleros mit ihren kurzen Pfeilen, und in wenigen Augenblicken ſtaken wenigſtens ein Dutzend in ſeiner Haut. Jetzt fing mir das Schauſpiel an kläglich und unangenehm zu werden; denn Canario, der ſo gar keine Veranlaſſung zu der ſchlechten Behandlung gab, die man ihm angedeihen ließ, erregte vollſtändig mein Mitleiden. Ungeſtraft und ohne Mühe wurden ihm die Banderillos eingeſtoßen, und bei jedem neuen Eiſen, das in ſeine Haut drang, ſpritzte das Blut heraus und brüllte das Thier vor Schmerzen. Aber alle Pein, die ihm angethan wurde, war nicht im Stande, ſeinen Muth zu entflammen und ihn zu einem neuen Angriffe zu bewegen. Das Hohngeſchrei des Volkes verwandelte ſich jetzt in wahres Toben; hier und dort ſprang einer mit funkelnden Augen in die Höhe, ballte die Fäuſte und drohte gegen den unglücklichen Stier hinab; auch das weibliche Geſchlecht ſchonte ihn nicht, und von ſehr ſchönen Lippen ertönten unſchöne Worte genug. Endlich ſchrieen ein paar Stimmen von oben herab: „Feuer! Feuer!“ und gleich darauf wiederholten Tauſende dieſen Ruf.

Schon oft hatte ich ſagen hören, daß das erſte Stiergefecht, welchem man beiwohne, einen widerwärtigen Eindruck hervorrufe. Und ich fand dieß vollkommen beſtätigt. Doch mochte wohl die Wehrloſig-

keit des armen Opfers da unten viel hierzu beitragen, und ich bin überzeugt, wenn der Stier ein tüchtiger Kerl gewesen wäre, zu Anfang ein paar Picadores überrannt, so wie einige Pferde ausgeweidet hätte, so würde auf uns sein Brüllen und das Blut, welches von seinem Körper herabtropfte, viel weniger Eindruck gemacht haben. Der Ruf des Publikums: „Feuer! Feuer!“ verlangt, daß statt der gewöhnlichen Banderillos dem Thiere sogenannte Feuerpfeile eingestoßen werden. Diese haben ebenfalls Widerhaken, damit sie in der Haut stecken bleiben, sind aber statt des flatternden Papieres mit Schwärmern, kleinen Kanonenschlägen und dergleichen schönen Sachen umgeben, die durch eine Pulverleitung verbunden sind und sich entzünden, sobald der Pfeil dem Thiere eingestoßen ist. Wie das Thier von dem Knallen auf allen Seiten, sowie von den Brandwunden toll gemacht wird, kann man sich leicht denken. Einen Augenblick blieb Canario wie betäubt stehen, als die ersten Schwärmer auf seine Haut losplatzten, dann aber fing er an kläglich zu brüllen, weißer Schaum drang aus seinem weit geöffneten Maule, und mit hoch erhobenem Schweife raste er in tollen Sprüngen durch den Ring. Man hätte glauben können, jetzt werde endlich ein verzweifelter Kampf beginnen; aber weit entfernt: nachdem die letzte Hülse geplatzt war und das letzte Pulver verpufft, legte sich auch seine Angst wieder, denn nur diese hatte ihn umhergetrieben, und er stand da mit gesenktem Kopf und Schweif, — ein trauriger Anblick.

Uns, die wir zum ersten Mal einem Stiergefecht beiwohnten, hatte dieser Anfang noch weniger gefallen, als den Spaniern; namentlich machten auf uns die Feuerpfeile einen widerwärtigen Eindruck, sie versengten Haar und Haut und erregten einen unangenehmen Brandgeruch. Ein Trompetenstoß rief einen der „Degen“ in den Ring, und auf die schon oben beschriebene Art trat er von der Seite herein. Es war ein hübscher wohlgewachsener Mann mit kräftigem Körperbau und sehr energischem Gesichtsausdrucke; er schritt auf die Loge des kommandirenden Generals zu, grüßte denselben, sowie das Ayuntamiento zierlich mit seinem Degen und wandte sich darauf gegen den Stier. Dieser

ſtand da vor Ermattung und Angſt unfähig, ſich zu rühren. Achſelzuckend verſuchte es der Eſpada ſeinen Widerſtand zu entflammen, indem er ihm den rothen Mantel zu wiederholten Malen um die Augen ſchlug. Alles vergebens! der Stier wandte kaum ſeinen Kopf herum, worauf der Eſpada langſam den Arm ausſtreckte, mit der Degenſpitze ruhig zwiſchen den Hörnern die tödtliche Stelle ſuchte, eine kleine Handbewegung machte, und dann ſtürzte das Thier, wie vom Blitze erſchlagen, auf der Stelle todt nieder.

Jetzt öffneten ſich die Thore auf unſerer rechten Seite, das Maulthiergeſpann trabte herein, der todte Stier wurde mit den Hinterfüßen an eine Bracke befeſtigt, dann ging es im vollen Galopp einmal im Kreiſe herum und zum Thore hinaus. Während deſſen fiel die Muſik mit einer luſtigen Polka ein, und die rauſchenden Klänge übertönten die lauten Beſchimpfungen, die dem unglücklichen Canario immer noch nachgerufen wurden. Auch die Quadrilla ſchien es zu bedauern, daß ſie ſo wenig Widerſtand gefunden und deßhalb ihre Gewandtheit nicht hatte zeigen können.

Die Stelle, auf welcher der Stier gefallen, wurde mit Sand bedeckt, um die Blutflecken zu vertilgen, und nach einer kleinen Pauſe betrat der zweite Stier den Kampfplatz. Er hieß Coracero, und ſein erſtes Auftreten war ein vielverſprechendes und trug ihm ein gelindes Händeklatſchen ein. Ich muß hier vorausſchicken, daß bei den Stiergefechten der Dilettanten meiſtens ſogenannte Novillos den Kampfplatz betreten; das ſind nämlich Stiere, die erſt im nächſten Jahre zu den anderen Stiergefechten tüchtig ſein würden; obgleich ein guter und kräftiger Novillo kein zu verachtender Gegner iſt, ſo haben ſie doch begreiflicher Weiſe noch nicht die Wildheit und Unbändigkeit der älteren Stiere.

Durch den Vorgang mit dem unglücklichen Canario ſchienen die Chulos über alle Maßen ſicher geworden zu ſein; denn ſtatt, wie es beim Erſcheinen eines neuen Stiers Regel iſt, ſich beobachtend möglichſt an die Schranken zu halten, ſtanden ſie unbekümmert plaudernd in Grup-

ven bei einander, einige ſogar in der Nähe des Zwingers. Coracero, dem in dieſem Augenblicke das Thor geöffnet wurde, war zwar kleiner, aber auch unterſetzter, als ſein Vorgänger, und bezeigte ſich ſogleich bei Anfang des Gefechtes als ein heimtückiſcher Burſche. Harmlos und ruhig ging er einige Schritte vorwärts, und ich hielt ihn daher für nicht beſſer als Canario; doch ſagte mir mein Nachbar, ein alter Habitue des Stierplatzes: „Der iſt gut; ſehen Sie, wie ſeine kleinen Augen funkeln.“ Und der Mann hatte Recht; denn Coracero, der ſich, wie geſagt, mit größter Ruhe einer der Gruppen genähert hatte, ſtürzte nun mit Einem Male wie toll und wüthend gegen die Chulos hin, was eine allgemeine und höchſt ergötzliche Flucht zur Folge hatte. Nach allen Richtungen ſtoben ſeine leichtfüßigen Gegner aus einander, und die meiſten überſprangen die Schranken mit einer außerordentlichen Behendigkeit. Hier und da überſchlug ſich auch Einer und fiel, ſtatt auf die Füße, auf einen anderen Theil des Körpers, — ein Mangel an Gewandtheit, der jedesmal ein lautes Hohngelächter zur Folge hatte.

Der Stier hatte unterdeſſen die drei Chulos auf's Korn genommen, welche vorhin ſo dicht vor ſeinem Zwinger geſtanden, und verfolgte ſie mit ſolcher Haſt und drohender Geberde, daß Viele aus dem Publikum ſich halb von ihren Sitzen erhoben und dem intereſſanten Anfange athemlos zuſchauten. Die drei ſtoben natürlicher Weiſe in voller Flucht aus einander, doch beſann ſich Coracero keinen Augenblick und verfolgte Einen in ſo tollem Laufe, daß dieſer ſich nur retten konnte, indem er nicht ohne Geiſtesgegenwart dem Stier ſeinen Mantel zwiſchen die Füße warf. Deſſen ungeachtet langte aber das Thier mit dem Chulo faſt zu gleicher Zeit an der Schranke an, und es war kein Zoll breit Raum mehr zwiſchen den Hörnern Coraceros und den ſeidenen Beinen des Chulo, als dieſer erſchreckt und athemlos über die Schranken flog. Mancher der Zuſchauer und auch ich glaubte, der Stoß des Thieres habe ihm nachgeholfen, doch war dem zum Glücke nicht ſo; der Mann war unverletzt, doch ſchien mir ſein Lachen einiger-

nach einem Anerbieten der Art zu ſuchen. Es fanden ſich auch mehrere, doch führten ſie alle eine Bedingung mit ſich, die ſich mit meinen Verhältniſſen nicht vertrug. So hieß es: „der Lehrling erhält Koſt und Wohnung bei ſeinem Prinzipal, wofür eine angemeſſene Vergütung bezahlt wird.“ Ein andermal war mit andern Worten daſſelbe geſagt: man forderte vom eintretenden jungen Menſchen jährlich ein gewiſſes Lehrgeld, wofür er Koſt und Logis erhalten ſollte.

Der Familienrath ſuchte lange vergeblich, um etwas zu finden, das ohne dergleichen unangenehme Bedingungen wäre: aber vergeblich, und ſo wurde einſtimmig der Beſchluß gefaßt, eine Anzeige in die Zeitung zu entwerfen, in der ich dem chriſtlichen Mitleiden empfohlen und als Lehrling angetragen würde. Meine Großmutter nahm zu dieſem Zweck einen Bogen Papier vor ſich, ſpitzte die Feder und fing an zu ſchreiben, während ihr die Schmiedin über die Achſel ſah, wobei ſie ihr Schnupftuch bereit hielt: ihr ahnendes Herz ſagte ihr, daß ſie bald wieder in den Fall kommen würde, einige bittere Thränen über mein Wohl zu vergießen. — Wirklich hatte auch die Großmutter kaum ein paar Worte geſchrieben, ſo begann die Schmiedin ihr Geſicht zu verziehen, ſchüttelte den Kopf und ſagte, die Augen voll Waſſer: „aber Frau Paſtorin, das Kind iſt ja kein Subjekt.“ — Ich horchte hoch auf, und ſelbſt meine

maßen erkünſtelt zu ſein. Mein Nachbar ſagte mir: „Hätte der Stier zwei Jahre mehr, ſo würde das ein ſehr ſchönes, ernſthaftes Gefecht werden: ſo aber werden die Dilettanten ſchon mit ihm fertig werden.“

Coracero, der mitten in der Bahn ſtand, betrachtete ſich ſeine Feinde rings umher. Schon mehreremale hatte er einen Sprung rechts oder links gethan, ſo oft ſich einer der Chulos blicken ließ und ihm, freilich auf ſehr weite Entfernung, eines der langen bunten Tücher entgegenwarf, ſich auch langſam gegen die Picadores gewandt. Der, welcher ihm zunächſt ſtand, ritt nun dem Thiere entgegen und legte ſeine Lanze ein. Der Stier nahm die Herausforderung an, ſenkte die Hörner und rannte in vollem Laufe gegen den Picador an. Ein tüchtiger Stoß mit der Lanze, den das Thier beim Zuſammenſtoß erhielt, machte es einen Augenblick ſtutzen; doch erneuerte es im nächſten Moment ſeinen Angriff um ſo heftiger, und wahrſcheinlich hätte derſelbe mit dem Tode des Pferdes geendigt, wenn nicht mehrere Chulos dem Picador zu Hülfe gekommen wären und die Aufmerkſamkeit des Stiers von ihm abgelenkt hätten. Bei einem gewöhnlichen Stiergefechte hätte man den Stier ſeinen Kampf mit dem Picador ruhig ausfechten laſſen, und es wäre wider die Regel geweſen, dem Picador zu Hülfe zu kommen, ehe Roß und Reiter im Sande gelegen. Aber die Aficionados ſchonten begreiflicher Weiſe ihre Pferde. So außerordentlich verwegen dieſelben bei dem erſten Stier umhergaloppirt waren und ihm Stiche nach allen Seiten beigebracht hatten, um ſo mehr nahmen ſie ſich jetzt in Acht; doch mußten alle vier nach einander wenigſtens einmal ein Rencontre mit ihm beſtehen, und drei waren auch ſo glücklich, ihm einen tüchtigen Lanzenſtoß beizubringen, der ihn für den Augenblick zurücktrieb. Auch waren die Chulos und Banderillos gleich bei der Hand. Bei dem vierten ging es übrigens nicht ſo gut, eigentlich für die Zuſchauer beſſer, denn es floß Blut, was bei einem Stiergefecht immer die Hauptſache iſt. Der vierte Picador ſchien mir ein ſchwächeres Pferd zu haben als die anderen, er ſelbſt aber war ein unterſetzter, dicker Kerl, der, wenn er in dem Ringe

galoppirte, beſtändig ſo komiſche Bewegungen machte, daß viele aus dem Publikum in lautes Gelächter ausbrachen und ihn mit allerlei freundſchaftlichen Benennungen belegten. Endlich ritt auch er gegen Coracero an, und dabei wiegte ſich der Picador ſo komiſch im Sattel hin und her, daß er durch allgemeine Heiterkeit und einiges Händeklatſchen belohnt wurde. Doch wäre es für ihn viel beſſer geweſen, wenn er genau auf ſeinen Feind Achtung gegeben hätte, kaum hatte der Picador nämlich ſeine Lanze eingelegt, ſo war der Stier auch ſchon dicht bei ihm, indem er die Lanze unterlief und nun mit einem kräftigen Anlaufe ſeine Hörner dem armen Pferde in die Seite bohrte, ſo daß es ſich hoch aufbäumte, dann aber zuſammenbrach und mit ſeinem Reiter in den Sand rollte. Wie immer, zum Glück für den Picador, ließ nun der Stier ſeine ganze Wuth an dem unglücklichen gefallenen Pferde aus, ohne den Reiter weiter zu beachten, wodurch dieſer Zeit bekam, aus dem Sattel zu klettern und mit Beihülfe einiger Banderilleros langſam davon zu hinken.

Der Stier zerfleiſchte unterdeſſen das Pferd ſo lange, als dieſes noch ein Lebenszeichen von ſich gab; dann wandte er ſich abermals gegen die übrigen drei Picadores und ſchien ihnen einen Kampf anzubieten. Doch hatte keiner der Aficionados, durch den Vorgang mit dem Kameraden gewitzigt, beſondere Luſt, ſich mit ihm ferner in einen ernſtlichen Kampf einzulaſſen. Sie umritten ihn im Galopp, brachten ihm auch hier und da einen leichten Lanzenſtich bei, waren aber dabei ſo glücklich, ſeinen Hörnern zu entgehen. Es war kein rechter Ernſt bei der Sache, und wäre das Stiergefecht nicht von Dilettanten unternommen worden, ſo hätte man vom Publikum ein ſchönes Gepfeife vernommen.

Endlich rief die Trompete die Banderilleros herbei und hiedurch wurde das Schauſpiel etwas belebter. Wie ſchon bemerkt, ſchienen die Picadores ihre Pferde geſchont zu haben und hatten ſich ſomit eine kleine Blöße gegeben, was nun die Banderilleros durch ihr ziemlich tollkühnes Spiel mit dem Stier wieder gut machen zu wollen ſchienen.

Es war nicht leicht, dem wilden Thiere beizukommen, und Coracero hatte die ſchlimme Gewohnheit, ſich immer einen Einzelnen aus ſeinen Angreifern herauszuleſen, und denſelben, ohne ſich durch Mantelſchwenken irre machen zu laſſen, bis an die Schranke zu verfolgen. Ein paar entkamen nur mit genauer Noth, und einer, der vor dem Thiere niederſtürzte, ſchien verloren zu ſein, wäre es auch wahrſcheinlich geweſen, wenn nicht in dieſem Augenblick ein Banderille tief in den Hals des Thieres gedrungen wäre, wodurch es ſich wüthend auf die Seite wandte und dem Niedergeſtürzten Zeit ließ, auf ſeine Füße zu ſpringen und davon zu laufen.

Unterdeſſen war die Zeit ſchon ziemlich vorgerückt; der helle Sonnenſtreifen, der auf dem Hauſe lag, hatte ſich ſchon ſehr emporgehoben, weßhalb denn auch, um das Schauſpiel nicht zu ſehr in die Länge zu ziehen, ehe noch der Stier Zeichen von Müdigkeit gegeben, der Eſpada in die Schranke trat. Es war das ein anderer, als der, welcher den erſten Stier gefällt hatte; doch kam er nicht allein, ſondern gegen alle Regeln in Begleitung von drei bis vier Chulos und Banderilleros, — eine Vorſichtsmaßregel, die ihm übrigens ſehr wenig half; denn der Stier war ſeiner nicht ſo bald anſichtig geworden, als er mit den Vorderfüßen zu ſcharren begann, den Kopf ſenkend ein paar Schritte rückwärts trat und dann ſo wüthend auf die Gruppe losſtürzte, daß dieſe aus einander ſtob und ſich in ſchönen Sätzen über die Schranken rettete, wobei der Eſpada ſelbſt einer der Leichtfüßigſten war und noch dabei das Unglück hatte, jenſeits der Schranken mit Schwert und Mantel wie ein Mehlſack niederzuſtürzen. Dieſes Mal ſparte das Publikum weder Pfeifen noch Ziſchen, was den Degen ſo empörte, daß er auf derſelben Stelle in den Ring zurückſprang und nun allein dem Stiere gegenüber trat, wofür er denn auch mit einem tauſendſtimmigen Bravo belohnt wurde. Die Chulos erſchienen übrigens auch gleich wieder im Ring und einer, der ſich bei allen Kämpfen durch ſeine Verwegenheit hervorgethan hatte, lenkte die Aufmerkſamkeit des Thieres auf ſich, wodurch es dem Eſpada möglich wurde, ſich dem

Stiere zu nähern und ihm den Degen bis an das Heft in den Nacken zu ſtoßen. Zum erſten Male brüllte das Thier laut auf, und da es zu gleicher Zeit heftig auf die Seite ſprang, ſo mußte der Eſpada Degen und Griff fahren laſſen, mit welchen denn auch das Thier wie toll im Kreiſe umherraste.

Es war dieß ein häßlicher Anblick: das Blut rann ſtromweiſe aus der Wunde, und zuweilen blieb der Stier, wie von furchtbarem Schmerz gepeinigt, plötzlich ſtehen, ſcharrte mit den Füßen und wandte ſich dann um, ſeinen Lauf aufs Neue beginnend. Unterdeſſen hatte ſich der Eſpada ein neues Schwert reichen laſſen, und jetzt war es ihm leicht, dem Stiere nahe zu kommen, der ſchon durch Schmerz und Blutverluſt ziemlich erſchöpft war. Obgleich Coracero noch immer ſeinen Angreifern bereitwillig entgegenſtürzte, ſo hatten doch ſeine Bewegungen ſehr an Schnelligkeit verloren, weßhalb es dem Eſpada leichter gelang, auch den zweiten Degen bis an das Heft in den Nacken des Thieres zu ſtoßen. Aber auch dieſer Stoß war nicht glücklicher als der erſte; der Stier ſtürzte nicht zuſammen, vielmehr wandte er ſich kläglich brüllend um, machte ein paar raſende Sätze und umkreiſte noch einmal den ganzen Ring, ehe er, wie betäubt, dicht unter unſern Sitzen ſtehen blieb. Jetzt erſt fing er an zu wanken, das Blut ſchoß ihm ſtromweiſe aus dem Maule, und lange noch ſchwankte er hin und her, ehe er zuſammenbrach. Der Cachetero mußte hinzutreten und ihm mit ſeinem kurzen Meſſer den eigentlichen Todesſtoß geben.

Mir war es hierauf recht angenehm, daß das darauf folgende Gefecht ein unblutiges ſein ſollte. Der dritte Stier, Soldado, ſollte nach portugieſiſcher Weiſe bekämpft werden, die darin beſteht, daß das Thier in den Ring gelaſſen, von den Chulos gereizt und geneckt, und dann von dieſen und den Banderilleros mit den Händen eingefangen, geſtellt und nach dem Zwinger zurückgebracht wird. Da aber der Stier bei ſeiner Kraft und Wildheit und mit ſeinen langen und ſpitzen Hörnern ohne Vorſichtsmaßregeln ein zu ungleicher Kämpfer ſein würde, ſo be-

feſtigte man auf den Spitzen ſeiner Hörner ausgepolſterte lederne Kugeln, wodurch allerdings die Gefährlichkeit des Stoßes vermindert wird; doch erfordert dieſe Art des Kampfes immer noch große Vorſicht, Gewandtheit und Kraft. Soldado war ein ziemlich kräftiger Burſche, mit langen Hörnern, welche aber ſorgfältig umwickelt und eben mit großen Knöpfen verſehen waren. Die Chulos und Banderilleros befanden ſich ohne die Picadores im Ringe, umgaben den Stier ſogleich und neckten ihn auf die verwegenſte Art. Das Thier ſchien indeſſen eben ſo wenig zum Spaß aufgelegt zu ſein als ſein Vorgänger, und da ſich ſeine leichtfüßigen Gegner noch weniger in Acht nahmen und nicht ſo häufig die rettende Schranke aufſuchten, ſo kamen einige in ſehr unangenehme Berührung mit den Hörnern des Soldado. Einen faßte das Thier in der Nähe des Hoſengurtes und ſchleuderte ihn mehrere Schritte weit ſo nachdrücklich in den Sand, daß der Chulo ein paar Secunden lang unbeweglich liegen blieb. Einem andern ging es noch ſchlimmer. Dieſer hatte den Stier über alle Gebühr geneckt und wurde nun, ohne daß ſich das Thier von den übrigen irre machen ließ, ſo hartnäckig an die Schranken verfolgt, daß er nicht mehr Zeit hatte, ſich hinüberzuſchwingen. Hier und da hörte man ſchon einen Angſtſchrei unter den Zuſchauern, und es war ein unbehaglicher Anblick, als man ſah, wie der Stier mit voller Kraft gegen den Chulo und die Bretterſchranke anrannte. Obgleich die Hörner umwickelt waren, hätte doch der Stoß den Chulo unfehlbar zerquetſchen müſſen, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, von dem Stiere zwiſchen die Hörner gefaßt zu werden. Aber er verdiente dieſes Glück durch ſeine Geiſtesgegenwart; denn da er wohl wußte, der Stier werde ſich nicht mit dem einzigen Stoße begnügen, ſo faßte er mit faſt übermenſchlicher Kraft die Hörner, nicht um den Stier zurückzuhalten, was unmöglich geweſen wäre, ſondern um ſich von demſelben in die Höhe ſchleudern zu laſſen und ſo dem ſicheren Tode zu entgehen. Dieß geſchah denn auch, und gleich darauf flog der Chulo rückwärts über den Stier in den Ring zurück, wo er übrigens auf dem

Sande liegen blieb und weggetragen werden mußte. So viel wir ſpäter hörten, kam er mit einer zerbrochenen Rippe davon.

Eine Variante dieſes gewagten Experimentes, welches der Chulo ausführte, kommt in den Annalen der Tauromachia zuweilen, aber ſehr ſelten vor, heißt dann Salto sobre testuz (der Sprung über den Kopf des Gegners), wo nämlich der an die Wand gedrängte Toreador in dem Augenblicke, wo der Stier den Kopf ſenkt, um ihn zu ſpießen, ſeinen Fuß zwiſchen die Hörner des Thieres ſetzt, und, von der Todesangſt getrieben, über ihn hinwegſpringt. Ein Vorgänger von Montes, ich glaube der eben ſo berühmte Francisco Romero, kam übrigens dabei auf eine ſchreckliche Art ums Leben. Cuendias in ſeinem Buche über Spanien erzählt dieſe traurige Kataſtrophe auf folgende Weiſe:

„Es war nach einer glänzenden Corrida, die der Hof mit ſeiner Gegenwart beehrte, als der tapfere Eſpada zwiſchen den Toro und las Tablas gerieth. Las Tablas nennt man die Brettereinfaſſung des Circus, über welche der Torero manchmal mit einem Sprunge ſetzen muß, um ſein Leben zu retten. Montes Vorgänger war in der höchſten Gefahr; zu nahe an den Tablas, um einen Anlauf zu nehmen, vielleicht auch zu ſtolz, um die Flucht zu ergreifen, entſchließt er ſich kaltblütig zum Salto sobre testuz. In dem Augenblicke nämlich, wo der Stier ſich demüthigte und die Hörner ſenkte, um ihn zu ſpießen, ſetzte er zwiſchen dieſe Hörner an die Stirn des Thieres ſeinen Fuß und führte mit unglaublicher Gewandtheit und haarſträubender Kühnheit den gefährlichen Sprung aus. Das unbarmherzige aber gerechte Publikum erfüllte den Circus ſogleich mit einem Schrei der Bewunderung. Unglücklicherweiſe litt der König an Zerſtreutheit und hatte daher von der merkwürdigen Scene nichts ſehen können. Seine Majeſtät hört aber das Beifallsgeſchrei des Volks und will die Urſache wiſſen. Darauf erzählt man ihr die Heldenthat des Torero.

„Da capo!“ ſagte der König; „er mach es noch einmal.“

„Wahrſcheinlich glaubte Seine Majeſtät damit dem Torero eine große Ehre zu erweiſen.

„Der Torero gehorchte! . . .

„Was er einmal, getrieben von der Todesgefahr und in einem Augenblicke raſender Begeiſterung, glücklich gewagt hatte, das wollte er jetzt aus übertriebenem Gehorſam gegen den König und aus verblendetem Ehrgeiz noch einmal improviſiren. Auch hielt er ſich nicht an die Regeln der Kunſt. Der Stier ſtellte ſich nicht wie das erſte Mal. Statt den Kopf zum Stoße zu ſenken und in dieſer Haltung anzurennen — eine Bewegung, auf die der Kopfſprung berechnet iſt, der in dieſem Falle den Toreador hinter den Stier zur Erde ſendet, wo er, Dank ſeiner Geſchicklichkeit, mit geraden Beinen den Boden erreicht — ſtatt deſſen hatte die Beſtie Halt gemacht und in dem Augenblicke, wo der Fuß ihre Stirne berührte, den Kopf emporgeworfen, ſo daß der Toreador das Gleichgewicht verlor und — fiel.

„Ein Angſtſchrei erſchallt, die Verſammlung überläuft ein Todesſchauer! Der Stier rennt nicht mehr; er trabt langſam, mit erhobenem Haupt, das Auge in Flammen, rings um die Arena, als wollte er den entſetzten Zuſchauern ſeinen Siegeskranz zeigen, den blutigen Kranz, den er ſich aus den Eingeweiden ſeines Feindes gewunden hatte. Der unglückliche Toreador lag geſpießt auf den Hörnern und zappelte vergebens, um ſich loszumachen, und wand und krümmte ſich im Krampf und in den Aengſten des Todes. Er war mit ganzem ſchwerem Leibe auf die Spitzen gefallen und daran hängen geblieben. Das Uebrige that die Wuth des gereizten Thieres."

Der unangenehme Vorfall, von welchem wir vorhin erzählt, verminderte indeſſen durchaus nicht den Uebermuth der Anderen, und der bunte glänzende Schwarm war dem Stiere nun ſo dicht auf dem Leibe, daß er ſich ihrer kaum zu erwehren im Stande war. Freilich purzelten bald rechts, bald links Einige über einander hin, denen der Stier mit einer raſchen Seitenbewegung zu nahe kam; doch ſprangen ſie lachend wieder auf, um ihre kindiſche Neckerei mit dem Thiere —

anders kann man es wahrhaftig nicht nennen — fortzuſetzen. Schon lange hatten ein Paar darnach geſtrebt, ihm die bunte Schleife zu entreißen, die auf ſeinem Rücken befeſtigt war; doch hatte Soldado bis jetzt alle dergleichen vertrauliche Annäherungen ſehr übel aufgenommen, und bald flog Der rechts, Jener links in den Sand. Endlich gelang es Einem, die Schleife zu erhaſchen, wofür er von den Zuſchauern durch ein unendliches Bravo belohnt wurde. Ein Anderer hatte unterdeſſen ſein Sacktuch aus der Taſche gezogen und ließ es ſich von dem wild daherſtürzenden Thiere vermittelſt des Hornes aus der Hand reißen, lief aber gleich wieder hintendrein und war ſo glücklich, es nun ſeinerſeits dem Thiere wieder abzunehmen. Schon vorhin erwähnte ich eines Chulo, der ſich durch ſeine Kühnheit auszeichnete. Dieſer erſchien mit einer langen Springſtange im Ringe und wir wußten lange nicht, was er damit wolle; endlich aber erſpähte er einen günſtigen Augenblick, wo das Thier gerade eine Secunde ſtill ſtand, ſtützte ſeine Stange auf den Boden und ſchwang ſich in gewaltigem Sprunge über den Stier hinüber. An einem Male hatte er übrigens nicht genug; doch wäre es beſſer geweſen, wenn er ſich damit begnügt hätte; denn beim zweiten Mal, als er gerade ſprang, machte Soldado eine Seitenbewegung, ſtieß an die Stange, und der Chulo, der gerade in der Luft ſchwebte, fiel genau auf den Rücken und zwiſchen die Hörner des Stiers. Daß ihm dieſer zu einem neuen und kräftigeren Aufſchwung verhalf, brauchen wir eigentlich nicht zu ſagen: bei zehn Fuß hoch warf ihn Soldado in die Luft und es war ein Glück, daß er inmitten einer Gruppe ſeiner Kameraden niederfiel, die ihn auffingen und ſo einigermaßen den Sturz ſchwächten.

Dieſes ganze Schauſpiel an ſich war übrigens komiſch genug und auch intereſſant. Die gewandten Leute in ihren bunten Coſtümen in immerwährender Bewegung, bald auseinanderfahrend, bald ſich wieder zuſammendrängend, dazwiſchen den dunklen, faſt ſchwarzen Stier, der ſich jetzt links wandte, dann geradeaus ſtürzte, um ſich an der anderen Seite des Ringes, aufs Neue von den grellfarbigen Tüchern

geneckt, wieder zu wenden, — es war eine Scene voll Leben und Bewegung. Hauptſächlich nahm es ſich recht gut aus, wenn ein einzelner Chulo vor dem Stiere fliehend, demſelben den langen Mantel zwiſchen die Vorderfüße ſchleuderte, was den Stier meiſtens einen Augenblick aufhielt, indem er gewöhnlich das Zeug mit den Hörnern zerzauſte, ehe er aufs Neue ſeine Verfolgung begann.

Alles Bisherige war indeſſen nur Vorſpiel geweſen. Jetzt warfen die Kämpfer ihre Mäntel über die Schranke und fingen an, den Stier ernſtlich zu ſtellen, was damit begann, daß ſich Zwei nach längeren fruchtloſen Verſuchen endlich an den Schweif des Thieres hängten. Soldado nahm dieß jedoch ſehr übel auf und raste mit ſeinen Anhängſeln in ſo tollem Lauf durch den Ring, daß ſie im wahren Sinne des Wortes geſchleift wurden und am Ende wieder loslaſſen mußten. Ein paar Anderen erging es nicht beſſer, und einem dritten Paar gelang es nur dadurch, den wüthenden Lauf des Thiers zu hemmen, daß ſich zugleich vier ihrer Kameraden je Zwei und Zwei zu gleicher Zeit an die Hörner des Stiers hängten. Dies machte Soldado einen Augenblick ſtutzig, und nun hatte er ſein Spiel verloren. Wie toll ſtürzten alle übrigen Chulos und Banderilleros auf ihn zu, faßten Schweif, Ohren, Hörner, Füße und nachdem ſich der Stier noch einige Minuten mit aller Kraft gewehrt, wobei mancher ſeiner Angreifer tüchtig zuſammengepreßt wurde, ſtand er wie ein Lamm und mußte es geſchehen laſſen, daß ihn ſeine Sieger triumphirend im Schritt durch den ganzen Ring führten unter ſchallendem Händeklatſchen und tauſendſtimmigem Freudenruf der Zuſchauer.

Von dem vierten Kampfe, in welchem der Stier Ligero auftrat, iſt nichts zu ſagen, als daß dieſes Thier noch ſchlechter war, als der unglückliche Canario. Er fiel unrühmlich, ohne einem Pferde auch nur die Haut geritzt zu haben, unter dem Meſſer des Cachetero. Damit war das Stiergefecht zu Ende, und wenn es auch kein glänzendes, d. h. blutiges genannt werden konnte, ſo hatte es doch für uns den Vortheil, daß wir den Gang und das Weſen eines ſolchen Kampfes

in diesen paar Stunden besser kennen lernten, als durch eine Menge Beschreibungen, die wir früher gelesen.

Das Stiergefecht, für welches heuzutage alle Classen des spanischen Volkes die größte Leidenschaft zeigen, gehörte schon seit uralten Zeiten mit zum Ruhm und Glanz des Landes. Man ist ungewiß darüber, woher diese Volksbelustigung eigentlich stammt; Einige wollen dieselbe von den Circusspielen der Römer herleiten, Andere aus der Gothenzeit oder erklären sie für eine uralte iberische Sitte; gewiß ist, daß sie schon zur Maurenzeit ein ritterliches Vergnügen war, dem sich damals die Vornehmsten des Landes hingaben. Auf der Bivarrambla in Granada sah man schon die Ritter Zegris wie Abbenceragen, unter der Regierung Muley Hassans, des Vaters des letzten Königs Boabdil, gegen den Stier in die Schranken treten. Am späteren christlichen Hofe Spaniens thaten die größten Helden damaliger Zeit dasselbe, und Don Guzmann, der Cid, Don Sebastian, König von Portugal, und Karl V. gehörten zu den kühnsten Toreros. Dagegen suchten auch manche Herrscher die Stiergefechte zu unterdrücken, so Isabella I., welche nie einen Stierplatz besuchte und während deren Regierungszeit die Hörner des Thieres mit Kugeln versehen sein mußten, um die Kraft des Stoßes zu brechen; und während Philipp IV. noch in höchst eigener Person den Stierplatz betrat, zeigte sich Philipp V. als entschiedenster Gegner dieses spanischen Nationalvergnügens. Obgleich er es nicht zu verbieten wagte, so gerieth doch die Tauromaquia während seiner Regierungszeit so in Verfall, daß sie aus einer „noblen Passion" ein besoldetes Handwerk wurde. Damit änderte sich auch das ganze Wesen des Stierkampfes, und statt daß früher ein einzelner Reiter auf gutem starkem Pferde dem Thiere mit Jagdspieß und Schwert entgegentrat, erschien jetzt die Quadrilla in ihrer heutigen Zusammensetzung: die Picadores, Banderilleros und zuletzt der Espada, welcher dem Stiere zu Fuß entgegentritt, um ihn Auge gegen Auge mit einem Degenstoß zu tödten. Nur zuweilen noch traten vornehme Liebhaber mit den „Leuten vom Handwerk" in die Schranken oder

Tanten sahen bei dieser Aeußerung meine Großmutter fragend an; diese aber schrieb weiter, ohne sich irre machen zu lassen, und als sie geendet hatte, hob sie das Papier empor und las: „Ein junges Subjekt von guter Familie, ohne Vermögen, aber mit den nöthigen Vorkenntnissen versehen, sucht eine Stelle in einem Spezereiladen, um dieses Geschäft zu erlernen, kann aber für Kost und Logis, die es im Hause haben müßte, nur eine sehr mäßige Vergütung bezahlen."

Ich hörte dies ruhig zu Ende lesen, dann aber mischte ich mich auch einmal in's Gespräch und sagte zu meiner Großmutter ziemlich ernst: wie es mir vorkomme, sei ich doch eigentlich kein Subjekt, und ich habe eine solche Bezeichnung nie anders brauchen hören, als von Schullehrergehülfen, die eine Stelle suchen, wo es immer heiße, zu der und der Stelle mögen sich taugliche Subjekte melden. — Die Schmiedin, ohne ein Wort hervorbringen zu können, stimmte mir kopfnickend bei und selbst meine Tanten nahmen an dem Worte Subjekt Anstoß und brachten meine Großmutter endlich dahin, daß sie es abänderte und setzte: „Ein junger Mensch von guter Familie ꝛc." — Diesen Aufsatz mußte ich eigenhändig abschreiben, worauf ich beordert wurde, ihn auf die Zeitungsexpedition zu bringen, weshalb ich mein Mützchen von der Wand nahm und mich zum Fortgehen anschickte.

Die Schmiedin, deren tieffühlendes Herz wohl einsah,

wurden Stiergefechte, wie das eben beſchriebene in Barcelona, von Aficionados puros (eifrigen Dilettanten) in Scene geſetzt.

Wie ich ſchon Eingangs dieſes Kapitels bemerkte, werden die Stiergefechte in Spanien nur in den Frühjahrs- und Sommermonaten, von Mai bis Ende September, abgehalten, weßhalb wir denn leider auf unſerer Reiſe durch Spanien keines der glänzenden, d. h. blutigen, zu ſehen bekamen; man hoffte auf ein Stiergefecht in Madrid zur Zeit der Geburt der Prinzeſſin am 10. Januar, doch wurde es durch den gleich darauf erfolgten Tod derſelben verhindert. Obgleich ſich alle Stiergefechte mehr oder minder gleichen, ſo kommen doch durch die Wildheit eines Stieres, ſelbſt durch Zufälligkeiten oft die intereſſanteſten Abwechslungen vor. So erzählt Rochau in ſeinem vortrefflichen „Reiſeleben in Spanien“ von der Epiſode eines Stiergefechts zu Madrid, welche mir intereſſant genug erſcheint, um es im Auszuge mitzutheilen. Ein ſchlechter, feiger Stier, in der Art wie der oben beſchriebene Canario, auf den ſogar Feuerpfeile nicht die geringſte Wirkung ausübten, wurde mit Hunden gehetzt und dann durch einen ſchlächtermäßigen Degenſtoß in die Weichen ſchimpflich getödtet.

„Das Publikum war noch immer mit der Hundshatz, einem ſehr ſeltenen Schauſpiele, beſchäftigt,“ ſo erzählt Rochau, „als, faſt ohne bemerkt zu werden, langſamen, aber ſicheren Ganges der neue Stier in den Ring ſchritt, ſchwarzbraun von Farbe, klein, hinten niedriger gebaut als vorn, die Hörner kurz, aber auf den Treffer geſtellt, um mich eines Ausdrucks vom Fechtboden her zu bedienen. Mit aufgereckten Ohren und mit raſchem Schweifſchlagen wandte der Stier den Kopf rechts und links, als ob er ſich der Stellung und Stärke ſeiner Feinde vergewiſſern wolle, und dann wie der Blitz rannte er mit geſenkten Hörnern auf den zunächſtſtehenden Picador los, der von dem gewaltigen Stoß ſammt ſeinem Pferde rücküberſtürzte. Ohne ſich bei dem in den Sand geſtreckten Gegner aufzuhalten, hatte der Stier den zweiten Picador gefällt, ehe dieſer auch nur Zeit gehabt, ſeine Lanze einzulegen und in ein paar mächtigen Sprüngen war auch der

dritte erreicht und zu Boden geſtreckt. Das alles geſchah ſo raſch, daß man die größte Mühe hatte, dem Gange des Kampfes mit den Augen zu folgen. Das Volk war außer ſich vor Jubel über dieſen Anfang des neuen Rennens. Alle Welt ſtand von den Sitzen auf, die Hüte zu ſchwenken und ein donnerndes bravo toro auf die Bühne hinauszurufen. Wären Blumen zur Hand geweſen, man hätte den Stier ohne Zweifel gekrönt wie eine Opernſängerin nach der Bravourarie. Der Stier inzwiſchen, als ob er wußte, daß ihm noch ein Picador fehle, ſuchte mit den Augen im Kreiſe herum, und da er keinen Reiter mehr ſah — der vierte Picador war zufällig abweſend — ſo ließ er ſich herab, einen der Chulos des Angriffs zu würdigen. Feſten Auges, und ohne ſich durch das Mantelſchwenken der übrigen irre machen zu laſſen, verfolgte er ſeinen Mann in windſchnellem Laufe, und es war kein Zoll breit Raum mehr zwiſchen dem Horne des Stiers und der Hüfte des Chulo, als dieſer ſich athemlos über die Schranken ſchwang. Furcht und Schrecken herrſchten in dem ganzen Ringe. Die Picadores hatten ſich unter ihren Pferden hervorgearbeitet und waren fortgehinkt, und ſie übereilten ſich nicht, von Neuem zu erſcheinen. Die Chulos hielten ſich in ehrerbietiger Entfernung; der Stier war Meiſter des Platzes, den er lautſchnaubend durchſchritt, und wohin er ſich wandte, da wich man ihm eilends ſchon von Weitem aus. Endlich ritt der vierte Picador auf einem ungewöhnlich ſtarken und guten Pferde in die Schranken. Der Stier wurde ſeiner nicht ſo bald anſichtig, als er in geſtrecktem Laufe auf ihn losſtürzte. Der kräftige Lanzenſtoß, mit welchem er empfangen wurde, hielt ihn einen Augenblick auf, aber im Nu nahm er den zweiten Anlauf und bohrte beide Hörner bis an die Wurzel in die Bruſt des Pferdes, das ſich wild aufbäumte und den Picador aus dem Sattel geſchleudert haben würde, wäre dieſer nicht ein vortrefflicher Reiter geweſen. Mit ſeltener Geiſtesgegenwart holte der Picador zum zweiten Male mit der Lanze aus, während der Gaul kerzengerade auf den Hinterbeinen ſtand, und der Stier, durch die neue Wunde noch wüthender geworden, führte Stoß

auf Stoß gegen den Bauch und gegen die Seite des Pferdes, bis es am Boden lag, und auch dann noch wühlte er mit grimmiger Wolluſt in ſeinen Eingeweiden. Der Enthuſiasmus des Publikums, der bei dieſem Anblicke losbrach, läßt ſich nicht beſchreiben. Barbaro! barbaro! rief man von allen Seiten im Tone der Begeiſterung und mit verklärtem Geſichte. Dieſes Wort, weit entfernt, ein Vorwurf zu ſein, iſt bei ſolchen Gelegenheiten der höchſte Ausdruck des Beifalls, es iſt der Superlativ von brave. Que barbaridad! ruft man bewundernd, wenn der Degen dem Stiere das Eiſen bis an das Heft zwiſchen die Schultern ſtößt.

„Der Picador war in der augenſcheinlichſten Gefahr. Er lag einen Schritt weit von dem Pferde auf dem Sande, ſeine mit Baumwolle ſteif ausgefütterten Lederhoſen machten es ihm unmöglich, raſch aufzuſpringen und davon zu laufen, und er wagte nicht, ſich zu rühren, um die Aufmerkſamkeit des Stiers nicht auf ſich zu ziehen. Nach einer langen peinlichen Minute — peinlich für den Picador, nicht für die Zuſchauer, im Gegentheil — wagten ſich endlich ein paar Chulos ihrem Kameraden zur Hülfe heran, und der Stier ließ das zerfetzte und regungsloſe Pferd liegen, um auf jene ſchnellfüßigen Gegner Jagd zu machen. Erſt auf das ſtürmiſche Verlangen des Publikums erſchienen neue Pferde in dem Ringe, von denen der Stier in wenigen Augenblicken noch drei ausweidete, ohne daß ſeine Kraft und ſeine Kampfluſt deßhalb abnahm. Ich glaube er würde den ganzen Stall des Empreſſario geleert haben, wenn den Picadores, von denen übrigens auch zwei im ſchweren Falle Schaden genommen hatten, nicht der Muth ausgegangen wäre. Gegen alle Regel des Spiels rief die Trompete die Banderilleros, ehe der Stier das mindeſte Zeichen der Mattigkeit oder der Flauheit gegeben hatte. Mit Mühe und Noth wurde ihm ein einziges Paar Banderillas beigebracht, und dann erſchien der Eſpada, den der Stier bald als ſeinen Hauptfeind aus den übrigen herauserkannte. Ohne die Herausforderungen des Degens abzuwarten, lief er aus freien Stücken gegen denſelben an, und zwar mit ſo drohender Miene, daß

der Espada, statt den Feind stehenden Fußes zu erwarten, wie ein Windspiel davon rannte, Mantel und Schwert wegwarf und in angstvoller Hast über die Schranken sprang. Gellendes Pfeifen, Zischen und Hohngeschrei begleiteten ihn auf seiner schimpflichen Flucht. Sei es Furcht oder Scham, der entflohene Degen kam nicht wieder zum Vorschein, und statt seiner trat der „Chiclanero" auf die Bühne, nicht der große D. Francisco Montes, der gleichfalls aus Chiclana ist, aber ein würdiger Landsmann und Nebenbuhler des großen Montes, Redondo geheißen. In kurzem Tanzmeisterschritt ging er quer durch die Bahn, ohne auch nur einen Seitenblick auf den Stier zu werfen, um mit zierlicher Verbeugung den Alcalden und das Ayuntamiento zu grüßen. Dann wandte er sich gelassen gegen den Stier, der ihn inzwischen schon auf das Korn genommen hatte. Die beiden Gegner kamen sich auf halbem Wege entgegen, der Stier dieses Mal mit verhaltener, berechnender Bosheit, und der Degen, trotz seiner affectirten Gelassenheit, mit unverkennbarer Spannung aller seiner moralischen Kräfte. Als er dem Stiere Aug in Auge auf drei Schritte gegenüberstand, warf Chiclanero seine Mütze ab, um freier zu sein, nahm den Degen, den er bis dahin nachlässig in der linken Hand getragen hatte, stoßfertig in die Rechte, und fing an mit der Linken den rothen Mantel (oder vielmehr das rothe Tuch, das von dem Mantel nur noch den Namen hat, und das an einem kurzen Schafte wie eine Fahne befestigt ist) vor dem Gesichte des Stiers hin und her zu bewegen. Dieser zielte einige Sekunden mit den Augen, bog dann den Körper etwas zurück, und erreichte mit einem Satze das rothe Tuch; der Mann war mit einer leichten Seitenbewegung dem Stoße ausgewichen. Beide Kämpfer, als ob sie beide auf dieses Fechterstück eingeübt wären, wandten sich gleichzeitig um, und dasselbe Spiel begann zum zweiten und zum dritten Male. Als sie sich zum vierten Gange anschickten, sah man leicht aus der veränderten Haltung des Espada, daß dies der letzte sein sollte. Der Chiclanero war um eine Spanne größer geworden, er trug den Kopf mit einem unglaublichen Ausdrucke von Stolz, sein

Auge flammte, und er legte die Hand feſter an den Griff des Degens. Jetzt nahm der Stier ſeinen Anlauf, und im Sprunge ſelbſt fuhr ihm das Eiſen wie ein Blitzſtrahl in die Wurzel des Nackens. Er brach unter dieſem Meiſterſtoße zu den Füßen des Siegers zuſammen, und nach einem einzigen Zucken lag er todt auf dem Boden. Auf den jauchzenden Zuruf, mit dem das Publikum dieſen Schwertſtreich belohnte, würden Liszt und Rubini eiferſüchtig ſein. Viele der Zuſchauer, nicht zufrieden ihre Hüte zu ſchwenken, ſchleuderten ſie weit in den Ring hinein. Ein ſolcher Ausgang des Kampfes iſt in der That äußerſt ſelten. Von vierzig bis fünfzig Stieren habe ich nur dieſen einzigen auf den erſten Stoß fallen ſehen. Die erſte Wunde iſt allerdings zuweilen tödtlich, aber der Stier läuft gewöhnlich noch mehrere Minuten oder auch Viertelſtunden lang mit dem Degen im Nacken umher. Der Stoß zwiſchen die Hörner, der wie ein elektriſcher Schlag tödtet, läßt ſich nur dann anbringen, wenn der Stier bereits ſo weit erſchöpft iſt, daß der Eſpada ganz nahe vor ihn hintreten und mit aller Muße zielen darf. Deßhalb iſt dieſer Stoß niemals der erſte. In Sevilla ſah ich von Montes zwei Stiere auf dieſe Weiſe tödten, denen er zuvor den Degen eine Elle tief in den Leib gerannt hatte. Der Stier ſtand vor ihm, faſt unfähig, ſich zu rühren, Montes bog ſich mit lang ausgeſtrecktem Arm nach ihm hinüber, ſuchte mit der Degenſpitze die tödtliche Stelle, und auf eine kleine Handbewegung nach vorn fiel der Stier zur Erde, wie vom Blitze erſchlagen. In Madrid iſt dieſer Stoß ausſchließlich dem Knechte vorbehalten, der dem Stiere mit dem Meſſer den Garaus macht, wenn er halbtodt am Boden liegt. Ein Eſpada, der Miene machte, einen ſchwerverwundeten, aber noch aufrechtſtehenden Stier nach „der Weiſe von Sevilla" zu tödten, mußte dem proteſtirenden Geſchrei des Publikums weichen. Der Beweggrund zu dieſer leidenſchaftlichen Einrede konnte kein anderer ſein, als die Luſt an der Verlängerung des Todeskampfes des armen Thieres, das wahrhaftig nichts Dramatiſches hatte. Der Stier fühlt den Tod in den Eingeweiden, er iſt unfähig zum Angriff, unfähig zur Vertei-

digung, einer der Chulos darf ihn ungestraft am Horne fassen, ein anderer zerrt ihn am Schwanze. Mit Mühe hat er sich bis jetzt aufrecht erhalten, er fängt an zu taumeln wie ein Betrunkener, das Blut schießt ihm armdick aus dem Maule, die Beine versagen ihm den Dienst, er sinkt in die Knie, rafft sich wieder auf, macht noch ein paar Schritte und stürzt von Neuem zu Boden. Und während der Stier diesen Todeskampf kämpft, spielt die Militärmusik die lustige Polka auf, das Publikum jubelt, und die Quadrilla tanzt um ihr Schlachtopfer einen Cannibalenreigen."

Achtes Kapitel.

Ein Besuch auf dem Montserrat.

Nach dem Montserrat! Der Omnibus diario. Spanische Fahrgelegenheiten und ihre Bespannung. Majoral und Zagal. Aufenthalt am Thore. Spanische Landstraßen und Fahrt auf denselben. Esparraguera. Fliegenwedel. Unsere erste Tartane. Prachtvoller Anblick des Montserrat. Gefährlicher Ritt zu Esel. Blick in das Thal. Anblick des Klosters. Tiefe Stille und Ruinen. Die ärmliche Fremdenherberge. Malerische Ueberreste des Klosters. Der freundliche Prior. Die wunderthätige Madonna. Ruhe und Frieden. Der unvergeßliche Klostergarten. Zweiundsiebzig Jahre in dieser Einsamkeit. Weg nach der Spitze des Berges. Ein Landsmann bei gefährlichem Wege. Die Einsiedeleien. Der Felsengarten. St. Geronimo. Die Namen unserer Lieben. Eine Frühmesse. Die Rosen des heiligen Berges.

Wenn man sich aus der Jugendzeit der Sagen und Geschichten erinnert, welche man von den geheiligten Bergen, dem Sinai, dem Karmel, gehört, so tritt einem zugleich das phantastische Bild des Montserrat lebendig vor die Seele. Man entsinnt sich der Erzählung von dem Marienbild, das dort in einer Höhle aufgefunden wurde, daß man zu dessen Verehrung ein großes Kloster baute, und daß der Ruf der Wunder, die hier geschehen, tausend und aber tausend von Andächtigen auf die Höhe dieser Felsen zog — Bettler wie Könige. Wie gern hörten wir nicht von den Einsiedlern, die an verschiedenen Stellen des

Bergs in kleinen Kapellen ihre Lebenszeit verbrachten, und glaubten ſo feſt der Tradition, die uns ſagte, die Spitze des Montſerrat, die wir heute in ſo wunderlicher Geſtalt zerklüftet ſehen, ſei erſt zerriſſen worden in der Todesſtunde Jeſu Chriſti.

Den Sinai hatte ich — wenn auch aus weiter Entfernung — geſehen, auf dem Karmel eine Nacht zugebracht, und hier in Barcelona befand ich mich wenige Stunden Wegs vom Montſerrat entfernt, weßhalb begreiflicherweiſe der Wunſch in mir rege wurde, demſelben einen Beſuch zu machen. Wie aber hier in Spanien überhaupt ſehr wenig zur Bequemlichkeit der Reiſenden gethan iſt, und am allerwenigſten, um auf angenehme Art von einem Ort zum andern zu gelangen, ſo mußte man ſich um dieſe Tour zu machen entſchließen, einen Omnibus diario zu benutzen, der zur höchſt unpaſſenden Zeit, nämlich Nachts um zwei Uhr, von Barcelona abgeht.

Natürlicherweiſe iſt hiedurch die ganze Nacht verdorben, denn man kann dem Schlaf nicht gebieten, daß er um zehn Uhr komme und uns für ein paar Stunden mit ſeinem erquickenden Schleier bedecke. Ein junger Däne, der mit uns die Tour machen wollte, Horſchelt und ich hatten uns das Coupé des beſagten Omnibus genommen, und als wir gegen halb zwei Uhr durch die Gaſſen Barcelonas nach dem Ort der Abfahrt gingen, kann ich nicht ſagen, daß die Stadt, trotz der ungewöhnlichen Stunde, menſchenleer oder ſtill geweſen wäre; auf der Rambla brannten noch immer hell und luſtig die Gasflammen, und zahlreiche Nachtſchwärmer trieben ſich dort umher, in ihre Mäntel eingehüllt, pfeifend, ſingend und lachend.

Der Anblick des Omnibus flößte uns ein geheimes Grauen ein: er war eng, alt und hinfällig, namentlich aber ſchien das Coupé nur für drei Zwerge mit ſehr unbedeutenden Beinen eingerichtet zu ſein; die Beſpannung wäre für Deutſchlands gute Wege wahrhaft verſchwenderiſch geweſen, fünf kräftige Maulthiere ſtanden vor dem Wagen, die ungeduldig hin- und hertraten und auf dem Pflaſter ſcharrten. Die Beſchirrung dieſer Zugthiere in Spanien iſt höchſt einfach, denn ob-

gleich die Kopfgeſtelle reich mit rothen Quaſten und kleinen Glocken verſehen ſind, haben nur die Stangenpferde Zügel, welche der Mayoral, der vorn auf einem Banket vor dem Coupé ſitzt, in der Hand hält. Zur Leitung der vordern Thiere hat er einen Adjutanten, den Zagal, gewöhnlich ein aufgeſchoſſener Bengel von vierzehn bis ſechszehn Jahren, der ſeinen Platz auf dem Trittbrett des benannten Bankets hat. Der Zagal iſt Peitſche und Zügel zu gleicher Zeit; er ſchreit den vordern Thieren zu, ſie ſollen rechts oder links gehen, und wenn eine einfache Ermahnung nicht fruchtet, ſo hat er die Taſche voll kleiner Steine, die er mit geſchicktem Wurf den Thieren an eine kitzliche Stelle des Körpers wirft, und in dem Fall, daß das Maulthier, welches die Spitze führt, Anwandlungen von Eigenſinn zeigt, ſpringt er behende von ſeinem Sitz herab, eilte vorne hin und überraſcht das betreffende mit kräftigen Peitſchenſchlägen. Der Zagal iſt in dieſen Dienſtleiſtungen unermüdlich, ſtundenlang ſitzt er nicht eine Minute ruhig auf ſeinem Platz: jetzt ſpringt er auf den Boden, um das ganze Geſpann der Reihe nach mit ſeiner Peitſche zu bedienen; gleich nachher hüpft er wieder auf ſeinen Sitz, und wenn die Hand ruht, iſt dafür ſeine Zunge um ſo thätiger. Bald ſchmeichelt er den Thieren, bald überhäuft er ſie mit den ehrenrührigſten Schimpfworten, und die Maulthiere verſtehen jedes ſeiner Worte, jeden Zungenſchlag, denn wenn ſie in dieſem Augenblick etwas langſam den Berg hinantraben und der Zagal läßt auf einmal durch die Stille der Nacht ſein lauttönendes hatia, hatia! erſchallen, ſo ſcheint ſie neuer Lebensmuth zu durchſtrömen, ſie heben Köpfe und Beine, Glocken und Meſſinggeſchirr klingen und raſſeln, in vollem Galopp jagen ſie dahin, ſo daß der morſche, ſeufzende Wagen wie ein Betrunkener in den tiefen Löchern der Straße hin- und herwankt, und dem armen nicht-ſpaniſchen Paſſagier Hören und Sehen vergeht.

Punkt zwei Uhr kletterten wir alſo in unſer Coupé hinein, und nachdem ſich unſer Däne ſowie Horſchelt niedergelaſſen hatten, war kaum noch Platz übrig für ein ſechsjähriges Kind, welcher für meine etwas breite Geſtalt genügen ſollte. Der Mayoral zuckte die Achſel,

ſchob mich hinein, ſchloß den Schlag, und da ſaßen wir neben einander eingekeilt, ohne die Möglichkeit der geringſten Bewegung. Was den Sitz anbelangt, ſo hätte man ſich das am Ende ſchon gefallen laſſen können, aber die Beine waren noch ſchlimmer daran; der lange Horſchelt machte die ſchrecklichſten Verſuche, ohne zu einem angenehmen oder glücklichen Reſultat zu gelangen. Die Abfahrt war ziemlich pünktlich, der Zagal bediente die Maultiere mit einigen kräftigen Hieben, und dahin raſſelten wir durch enge Straßen nach der Puerta de Santa Madrona. Doch waren wir nicht ſo glücklich, dieſes Thor baldigſt paſſiren zu können und die offene Landſtraße zu erreichen. Dieſſeits deſſelben hielt plötzlich unſer Omnibus, und als ich zum Wagenfenſter hinausſchaute, bemerkte ich, daß die ganze Straße vor uns mit Fuhrwerken gleich dem unſrigen vollgepfropft war. Von Barcelona aus gehen mehrere Poſten und Verbindungswagen für benachbarte Städte zwiſchen ein und zwei Uhr Nachts ab, und da es für den ſpaniſchen Thorwächter zu mühſam wäre, jedem einzelnen aufzuſchließen, ſo wartet er bis eine hübſche Anzahl beiſammen iſt, um ſie dann alle mit einander hinauszulaſſen. So lange wir hielten, ſchloſſen ſich immer neue Wägen und Omnibuſſe an uns an, mit ſechs, acht bis zehn Maulthieren beſpannt. Obgleich wir faſt eine halbe Stunde warteten, muß ich doch zur Ehre der Spanier geſtehen, daß kein Wort des Mißvergnügens laut wurde, und ſich jeder ruhig in ſein Geſchick ergab. Endlich wurden wir erlöst, man öffnete das Thor, und auf einem fürchterlichen Weg durch die Feſtungswerke der Stadt, wobei der Wagen bald rechts, bald links in fußtiefe Löcher hineinkrachte, gelangten wir in's Freie, und rollten auf der königlichen Landſtraße von Madrid gen Esparaguera. Unſer Wagen war ſehr beſetzt, im Interieur ſechs Perſonen, im Coupé drei und auf dem Banket, wo nur für ebenſoviele Platz war, wechſelte die Zahl der Mitreiſenden beſtändig zwiſchen fünf und ſechs, von denen begreiflicherweiſe die an den beiden Enden förmlich rechts und links überhingen; ich habe den Zagal hier nicht mitgerechnet, denn dieſer arme Teufel hatte ſeinen Platz bald auf dem

Trittbrett, bald auf der Straße und bald in der Luft, denn er brachte wenigstens ein Viertheil des Wegs mit Auf- und Abspringen zu. Der Mayoral dagegen war eine dicke Standesperson, die gravitätisch sitzen blieb, in brauner Jacke, rother Mütze, ein Tuch um den Hals geschlungen und um die Schultern die vielfarbige spanische Decke, welche die Stelle des Mantels vertritt.

So rollten wir dahin in dicken Staubwolken, die man mehr fühlte als sah, über uns den wunderbar klaren südlichen Himmel mit funkelnden Sternen; aber unser Coupé zu drei Personen war eine vollständige Marterkammer, dazu die fürchterlichen Stöße des Wagens, das ewige Geschrei des Zagals, hinter uns aus dem Interieur die Düfte verschiedener Zwiebelsorten, von vorn der schlechte Geruch der Papiercigarren unserer sechs Außenpassagiere; es war in der That eine unerquickliche Nacht, und wenn ich, was jeden Augenblick geschah, aus einem leichten Halbschlummer aufgeschreckt wurde, so hörte ich, wie Horschelt in der andern Ecke traurige Betrachtungen anstellte über die Lust des Reisens im allgemeinen, sowie über den Unterschied zwischen einem deutschen Bett und einem spanischen Eilwagen.

Man kann gerade nicht sagen, daß die Straße durchgängig schlecht gewesen sei, nur in der Nähe der Dörfer fanden sich immer verdrießliche Stellen, wo man jeden Augenblick befürchtete, hier müsse der schwere Wagen nothwendig steck- bleiben; am unangenehmsten jedoch waren kleinere und größere Flüsse und Bäche, die wir zu passiren hatten, denn hier fehlten regelmäßig die Brücken, d. h. wir sahen riesenhafte Trümmer derselben hoch neben uns emporragen, während wir tief unten durch eine Furt das Wasser passirten. Bei diesen Veranlassungen zeigte sich übrigens der Zagal in seiner ganzen Größe. Sowie wir zum Flußufer in scharfem Trab hinabfuhren, v- hwand er plötzlich von seinem Sitz, und wenn unten die Maulthiere einen Augenblick zauderten, in das Wasser hineinzusetzen, richtete er eine Unzahl Prügel auf die armen Thiere, so daß sie in großen Sätzen durch die Furt eilten,

daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen sei, wo sich mein Leben zum Guten oder Bösen wenden müsse, eilte mir nach, um mich noch einmal weinend an ihr Herz zu drücken, wobei sie mir zugleich einen Silbergroschen in die Hand schob, den ich dankbar einsteckte und dazu eine Grimasse schnitt, als sei mir ebenfalls das Weinen näher als das Lachen. Sie wurde dadurch tief gerührt und noch auf der Treppe hörte ich, wie sie schluchzend versicherte, ich sei das beste Kind von der Welt und bei dem Talent, das ich zu allem besitze, würde ich selbst im Kramladen etwas Außerordentliches werden.

wobei das Waſſer an den Wagenfenſtern emporſpritzte und dieſer verdächtig hin- und herſchwankte. Freund Zagal hing jetzt wie eine Katze irgendwo am Wagen feſt, um, ſowie wir das gegenſeitige ſteile Ufer erreichten, zur höchſt unangenehmen Ueberraſchung der Maulthiere gleich wieder bei der Hand zu ſein.

Gegen vier Uhr Morgens frannten wir in einem elenden Dorfe um, wickelten uns feſter in unſere Mäntel, denn obgleich es den erſten Theil der Nacht — es war vom ſiebenten auf den achten Dezember — ziemlich warm geweſen, kam doch jetzt von den Gebirgen her eine ſcharfe Morgenluft, die uns bei der ſchlechten Beſchaffenheit der Wagenfenſter froſtig durchdrang. Auch wurde es ſo dunkel, daß man vom Weg und der Gegend nichts mehr ſehen konnte. Um ſechs Uhr kamen wir in die Berge hinein, und da es auf und ab beſtändig in ſcharfem Trab oder Galopp ging, ſo waren die Bewegungen des Wagens noch unangenehmer, das Geſchrei des Zagal noch heftiger als früher. Es iſt eigenthümlich, daß bei den ſpaniſchen Poſten der Mayoral und Zagal nicht auf jeder Station gewechſelt werden, ſondern daß dieſelben ſelbſt während einer ganzen Reiſe, wenn ſie auch vierundzwanzig Stunden dauert, den Wagen begleiten, ja in Barcelona zeigte man uns einen Poſtillon, der ſchon mehreremale die ganze Reiſe nach Madrid und zurück, beſtändig auf dem Vorderpferd reitend, vier Tage und vier Nächte gemacht.

Nach unſerer nächtlichen Fahrt kam der Morgen prachtvoll herauf. Im Oſten erſchien der Himmel glühend roth angeſtrahlt, und ehe die Sonne erſchien, goſſen ihre Strahlen über die bisher dunkle Luft einen glänzenden violetten Schimmer, der ſich rings am Horizont zu einem matten gelben Lichtſtreifen verdichtete. Als es ſo hell geworden war, daß wir die Gegenſtände rings herum erkennen konnten, ſahen wir mit Vergnügen den für uns ſo gänzlich fremden Charakter der Landſchaft. Die Berge rechts und links ſo wie die wellenförmigen Felder hatten eine braunrothe Farbe, auf welchen ſich das Graugrün der Olivenbäume einförmig abzeichnete. Die ganze Landſchaft ſchien zerklüftet, zerriſſen

und steinig; letzteres sind auch alle Felder in der That, und es gehört der unermüdliche Fleiß der Catalonier dazu, die, wie das Sprüchwort sagt, selbst aus Steinen Brod zu machen wissen, um diesen Gründen etwas abzuzwingen. Die Straße, auf der wir fuhren, war breit, ziemlich eben, aber schlecht unterhalten; gelber tiefer Sand wechselte mit rauhen Steinen und Kieseln ab, und sie selbst lief in den eigensinnigsten Windungen, sich bald rechts, bald links drehend, ein heller Streifen über die dunklern Anhöhen dahin. Für uns war die Einfassung ihrer hohen Seitenwände sehr interessant, denn sie bestand aus prächtigen großen Aloen, welche mit ihren blaugrünen, spitzigen, drohend emporgekehrten Blättern eine undurchdringliche Einzäunung für die Felder bilden, und sich so trotzig und keck auf dem dunkelblauen Himmel abzeichnen.

Als wir uns noch in der Morgendämmerung gegen sieben Uhr Esparraguera näherten, begegneten uns einige Gendarmen, welche mehrere höchst verdächtig und wild aussehende Kerle transportirten, wahrscheinlich Räuber, die bei der Ausübung ihres saubern Handwerks auf der Landstraße gestört worden waren. Der Mayoral wenigstens beantwortete unsere Frage auf die gleichgültigste Art mit dem einzigen Wort: Ladrones. Esparraguera, welches wir um sieben Uhr erreichten, wo der Omnibus bleibt, ist ein kleines schmutziges Dorf, aber mit massiven steinernen Häusern, natürlicherweise vor jedem Fenster der in Spanien unentbehrliche eiserne Balcon. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges 1808 fielen hier zahlreiche Gefechte vor, und die Erbitterung, mit der die Franzosen und Spanier gegen einander kämpften, zeigte sich noch lange nachher in der grenzenlosen Verwüstung der ganzen Gegend. In der Hauptkirche, mit einem hübschen Thurm, wurde nach der ersten Zerstörung des Klosters auf dem Montserrat das wunderthätige Marienbild lange Jahre aufbewahrt.

Der Omnibus setzte uns vor einer Posada ab, deren innere Räumlichkeiten große Aehnlichkeit mit einem Stall hatten, doch that uns ein flackerndes Kaminfeuer in einem finstern Winkel sehr wohl,

und wir ließen uns da behaglich durchwärmen, während eine überaus dicke Wirthin unser Frühstück bereitete. Dies bestand nach spanischer Landessitte aus einer, übrigens vortrefflichen, dicken schwarzen Chocolade mit geröstetem Brod; Kaffee zu verlangen muß man sich selbst in den größern Städten nicht beigehen lassen, denn man erhält unter diesem Namen eine kraftlose graue Brühe, deren Geschmack unter aller Beschreibung ist; frische Butter gehört hier ebenfalls zur Sage, und was man in dem Artikel aufgetischt erhält, ist Schweinefett mit Safran gelb gefärbt. Daß man indessen überall etwas lernen kann, fanden wir auch in hiesiger Posada, denn wir entdeckten im Gastzimmer derselben eine sinnreiche Art von Fliegenwedeln. An langen, über dem Tisch von der Decke herabhängenden Stangen waren große Fächer von Papier befestigt, welche, in Bewegung gesetzt, die zudringlichen Insekten vertreiben.

Um von hier an den Fuß des Berges nach einem kleinen Nest, Colbata, zu gelangen, braucht man eine Stunde, und nimmt dazu eine Tartane. Dies ist ein zweirädriger Karren, mit einem Tuch bedeckt und ein paar gepolsterten Sitzen. In die Gabel wird ein Maulthier gespannt; der Kutscher läuft nebenher, oder springt auch zuweilen, wenn er sein Thier durch Liebe und Geschrei in Trab oder Galopp versetzt, auf ein kleines viereckiges Polster, das auf dem rechten Deichselbaum angebracht ist. Auf diese Art versorgt, trollten wir zum Thor hinaus unter den tollsten Sprüngen und Stößen unseres federlosen Fuhrwerks. Schon von Esparraguera hatten wir im Grauen des Morgens riesenhafte seltsame Felsenmassen bemerkt, die fast ohne Uebergang schroff vor uns aus dem leichthügeligen Terrain emporstiegen — der Montserrat. Jetzt hatten wir ihn dicht vor Augen, und erstaunten über seine seltsamen willkürlichen Formen. Unten scheinen kolossale Blöcke auf einander gethürmt zu sein, ein Felsenberg auf dem andern, und eben hat die Natur in muthwilliger Laune Cylinder und abgestumpfte Kegel aufgesetzt, die in den sonderbarsten Zacken und Spitzen emporragen. Die Färbung des Bergs am heutigen Morgen

bei klarem Himmel und glänzendem Sonnenlicht war überraſchend und prächtig. Aus dem rothbraunen Terrain mit gelben und grünen Streifen erhob er ſich mit der grauen Grundfarbe ſeiner Steinmaſſen, die durch Schluchten, durch Riſſe und Sprünge in dem Geſtein, durch das Grün einer wenn gleich ſpärlichen Vegetation und durch die Schatten der vorliegenden Blöcke und Kegel mannichfaltig und maleriſch ſchattirt war. Auf die hervorſpringenden Ecken goß die Sonne ihr roſiges Licht, und indem ſich daſſelbe dort mit den hellen und dunkeln Tönen des Berges miſchte, erſchien die Felſenmaſſe ganz übergoſſen mit einem unausſprechlich warmen, röthlich violetten Schimmer.

Colbata, dicht am Fuße des Berges, beſteht aus einigen wenigen ärmlichen Häuſern, und man miethet hier Maulthiere oder Eſel, um ſich ſelbſt und ſein Gepäck bis zum Kloſter tragen zu laſſen. Unſer Däne und ich bedienten uns zweier letztgenannten Reitthiere, Horſchelt aber nahm den Weg unter die Füße, und ſo ſtolperten wir in Begleitung zweier alten Weiber aus dem Dörfchen durch deſſen leere und holperige Gaſſen. Anfänglich geht es ziemlich gemäßigt aufwärts, man befindet ſich faſt noch in der Ebene, die den Felſenkegel von allen Seiten hügelig umgibt. Wir hatten hier weichen Sandboden, Olivenbäume und wieder die maleriſchen Einfaſſungen der Felder mit Aloeſtauden. Kaum aber beginnt man an dem Berg ſelbſt hinaufzuklettern, ſo verändert ſich auch mit einemmal ſein ganzer Charakter. Ein ſchmaler, vielleicht vier Fuß breiter Weg, bedeckt mit Felsſtücken und Steingeröll, beginnt in einer Schlucht ziemlich ſteil aufwärts zu ſteigen, um im Grund derſelben ſich rechts wendend an einer mächtigen Felſenwand hinzulaufen, in welche er mühſam gehauen iſt. So geht die Steigung aufwärts, bald im Zickzack an einer faſt ſenkrechten Wand empor, bald an den untern Maſſen des Berges in weiten Kreiſen hin, wobei der Pfad, wenn man rückwärts ſchaut, nur wie ein dünner heller Faden ausſieht, der vielfach um die grauen Maſſen geſchlungen iſt. Ich habe auf meinen Reiſen manche gefährliche Wege gemacht, aber keinen ſchlimmern als dieſen: bald war unſer Pfad mit

Steinen bedeckt, die unter den Tritten unſerer Eſel beſtändig nachgaben und nicht ſelten neben uns in die Tiefe rollten, bald bildete er förmliche Stufen und führte gleich darauf über glatte Steinplatten weg, auf denen der Huf der armen Thiere unter uns gar keinen Halt hatte. Von Geländern oder ſonſtigem Schutz iſt durchweg keine Rede, und da der Eſel in ſeinem Eigenſinn beſtändig auf dem äußerſten Rand des Weges dahin geht, ſo hing man faſt immer mit dem halben Theil des Körpers über Abgründen, die mehrere hundert Fuß tief neben uns gähnten, während auf der andern Seite die ſenkrechte Felſenwand ebenſo hoch emporragte.

Belohnend iſt übrigens die Ausſicht, die man bei den meiſten Wendungen des Weges auf das Thal unter ſich genießt, und die, je höher man ſteigt, immer reicher und großartiger wird. Bald verſchwinden die einzelnen Linien der Felder und Wege, die Olivenbäume bemerkt man nur noch, wo ſie in großen Gruppen bei einander ſtehen, und einzelne Häuſer ſind faſt nicht mehr zu unterſcheiden von dem felſigen Grund, auf welchem ſie gebaut ſind. Hügel an Hügel bildet die Landſchaft durchgängig in röthlich gelber Farbe; nur hie und da ſieht man hellgelbe oder grüne Streifen, große Waldungen oder Sandbrüche, und zuweilen das Glitzern des Sonnenlichts auf irgend einem einſamen Waſſer. Einen eigenthümlichen, ja melancholiſchen Eindruck machten auf mich bläuliche Rauchwolken aus für uns unſichtbaren Häuſern, die hie und da aus dem Thal emporſtiegen und langſam und allmählich vergehend die Spitze eines Hügels umkreiſten. Und wie ſtill und feierlich war es hier oben in der gewaltigen Natur, wie ſeltſam und koloſſal trennt ſich ein Fels von dem andern, während man immer höher ſteigt! Die Wand, die, von unten geſehen, ein zuſammenhängendes, wenn auch zerklüftetes Ganzes zu bilden ſcheint, beſteht aus rieſenhaften Blöcken, was wir deutlich ſahen, ſobald wir über ihnen angelangt waren. Vor uns hatten wir jetzt eine gewaltige Schlucht, man könnte ſie ein Thal nennen, an deren anderer Seite ſich die Felſen ſcharf und ſpitz emporheben. Da ſich der Pfad, auf

dem wir ritten, hier um ein paar Fuß erweiterte, so ließen wir die Thiere einen Augenblick halten, und unser Führer aus Barcelona erzählte uns von einem Geschützkampf, welcher auf dieser Stelle zwischen Spaniern und Franzosen im Jahr 1808 stattfand, und während die letztern mit einer ihnen gegenüberliegenden Batterie beschäftigt waren, wurden sie von hinten überfallen und mußten todt und lebendig in die gräßliche Tiefe vor ihnen hinab, gefolgt und zerschmettert von ihren eigenen Geschützen, welche ihnen die Spanier nachwälzten.

Zuweilen führt der Pfad eine Zeitlang abwärts, um auf den Grund einer Schlucht zu gelangen, von dem sich die nächste Höhe wieder besser ersteigen läßt. Ich habe selten ein Gebirge gesehen, dessen Vegetation in den tiefern Theilen so dürftig gewesen wäre wie die meisten Partieen des Montserrat; niedere Buchsbaumsträuche und Gebirgskräuter wachsen zuweilen am Wege, und ziehen sich in den Spalten der Felsen aufwärts; manchmal auch, aber selten, erreichten wir eine Stelle, wo die graue Wand mit saftigem Grün freundlicher bekleidet war, wo schöne, zierliche Erikenblüthen, auch eine Art Rhododendron mit dicken Blumenknospen, und blaue Glockenblumen von dem Gestein herabnickten.

Die eigentliche und so überaus sonderbare Form des Montserrat ist übrigens hier in seinen untern Theilen noch nicht zu erkennen; die Spitze des Berges hält sich beständig vor unsern Blicken verborgen, und was wir jetzt, schon ziemlich hoch gestiegen, von ihm unter und neben uns erblickten, trägt einen eher heimathlichen als fremden Charakter. Dieselben Gebirgsformationen wie hier findet man im Harz, in einigen Theilen der sächsischen Schweiz, ja im Siebengebirge am Rhein, wenn man den Drachenfels ersteigt und vom Rhein abgewendet in die Thäler schaut, nur muß man sich die dortigen dichten Baumgruppen hinwegdenken.

Nachdem wir zwei Stunden emporgestiegen waren, lief der Weg eine Zeitlang eben hin, neigte sich sodann abwärts, und wir erreichten ein kleines, mit gehauenen Steinen eingefaßtes Becken voll klaren grü-

nen Waſſers, das recht ſtill und einſam unter einer ſenkrechten Felswand lag, worauf wir noch wenige Schritte weiter machten, um eine ſcharfe Ecke des Gebirges bogen und das Kloſter des Montſerrat vor uns liegen ſahen — hier in dieſer Einöde ein gewaltiger, unvergeßlicher Anblick. Zu unſerer Rechten und vor uns fiel das Gebirge einige tauſend Fuß ſenkrecht in den Llobregat hinab, um an der andern Seite in einer ebenſo koloſſalen Felswand wieder emporzuſteigen. An dieſer tief unter uns lagen die Kloſtergebäude geſchmiegt, vor ſich die gerade hinabgehende Wand, hinter ſich ungeheure Felsmaſſen, deren Spitzen drohend überzuhängen ſchienen. Unregelmäßig ohne Zuſammenhang hingebaute Häuſer ſtanden da bei einander, aus ihnen hervorragend zwei gelbe majeſtätiſche Gebäude mit vielen Fenſtern, die hohe und lange Fronte uns zugekehrt, das eigentliche Kloſter, über welche hinweg der nicht ſehr hohe Thurm hervorſchaut. Wir hielten eine Zeitlang auf dieſer Stelle, um uns das vor Augen liegende eigenthümliche Bild recht ins Gedächtniß zu prägen. Ruhig und ernſt lagen alle Gebäude da, faſt unheimlich in dieſer Oede und Einſamkeit, ohne Zeichen irgendwelchen Verkehrs und Lebens, und wenn man auch nicht ſchon von hier die Zerſtörungen derſelben bemerkte, ſo hatte doch das Ganze etwas verlaſſenes und ruinenhaftes. Als wir langſam hinabſtiegen und dem Kloſter näher kamen, bemerkten wir deutlich einzelne Wände, die ohne Verbindung mit den andern daſtanden, eingeſtürzte Thorbogen, zertrümmerte Dächer. Vor der Einfahrt, deren Thor aus wenigen Brettern beſtand und in roſtigen Angeln hieng, befand ſich ein kleiner überwölbter Waſſerbehälter, deſſen Quelle verſiegt ſchien, und an dem nur noch an der äußern Wand mit melancholiſchem Schall einzelne Waſſertropfen in ein zertrümmertes Becken niederfielen.

Wir brauchten keine Glocke zu ziehen, um in den Kloſterhof einzutreten, alles war weit geöffnet, und der einzige Laut, der unſern Eintritt begrüßte, war das Klappern der Hufe unſerer Thiere auf dem Pflaſter und der Wiederhall der eigenen Stimme.

Die Zerstörung des Klosters datirt sich bekanntlich aus dem Befreiungskrieg von 1808. Bei dem ersten Besuch hatten die Franzosen, da sie hier auf keinen Widerstand stießen, das Kloster verschont; doch als sie abzogen, machten die Spanier einen Waffenplatz aus demselben, den die französischen Truppen gegen das Ende des Kriegs stürmten und einnahmen, worauf sie den Versuch machten, die festen Gebäude in die Luft zu sprengen und dem Erdboden gleich zu machen; doch rettete die Stärke der Mauern das Kloster von dem gänzlichen Untergang, und nach der Rückkehr Ferdinands VII. bauten die Mönche fleißig an der Wiederherstellung ihres Hauses. 1820 zum zweitenmal vertrieben, begann die Restauration des Klosters 1823 wieder, und wurde, soweit die spärlichen Mittel es erlaubten, bis 1835 fortgesetzt, wo sie durch den allgemeinen Klostersturm in Spanien abermals unterbrochen wurde, und es auch wohl für immer bleiben wird.

Früher wurden alle Pilger und Fremden, die den Montserrat besuchten, von den Mönchen mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen; man fand hier ein eigenes sehr anständiges Fremdenhaus, und wurde aus der Klosterküche gespeist. Bei der Armuth indessen, in welche das früher so reiche Kloster verfiel, mußte diese Gastfreundschaft natürlicherweise aufhören, und von da an richtete sich ein Gastwirth auf dem heiligen Berg ein, bei dem die Fremden für Geld und gute Worte, wie auch anderwärts, ein Unterkommen fanden. Ob nun dieser Wirth in der That glänzende Geschäfte gemacht, bin ich nicht im Stand anzugeben, die Regierung aber hatte diesen Glauben, und legte ihm vor nicht langer Zeit eine Abgabe von jährlich 500 Thlrn. auf, und befahl im Weigerungsfall die Herberge zu schließen. Letzteres ist nun nicht vollständig geschehen, obgleich die Steuer begreiflicherweise auch nicht bezahlt wurde, und so besteht denn hier oben auf dem Montserrat für die hungrigen und durstigen Fremden eigentlich so gut wie gar keine Herberge. Man hatte uns schon in Colbata einen Wink gegeben, Proviant mitzunehmen, doch war die Probe, die man uns von dem Eßbaren da unten gab, so schlecht, daß wir lieber den Beschluß faßten,

es mit dem halbgeschlossenen Wirthshaus da oben zu versuchen, und wir thaten daran nicht unrecht, denn wir fanden Brod, Käse und Wein, und Abends ein einfaches Mahl, bei welchem freilich alles Fleisch fehlte. In einem stehengebliebenen Flügel des Klosters, unter lauter Ruinen, wurde für uns ein Zimmer aufgeschlossen, auch Betten hergerichtet, und so befanden wir uns denn, gegenüber der prachtvollsten Aussicht, wie ich lange keine mehr gesehen, bestens versorgt.

Das Kloster in seiner jetzigen Gestalt ist eine der malerischsten Ruinen die man sehen kann, die umliegenden Häuser, mit einziger Ausnahme der Herberge, sind nur vier Wände, ohne Dach und Fenster; aus den letztern wächst Epheu hervor und schmückt freundlich die zertrümmerten und zerrissenen Mauern. Große steinerne Wasserbehälter sind leer und staubig, denn die Leitung aus den Felsen ist zerstört, und einzelne Tropfen, die herabrieseln, nähren schmarotzende Schlingpflanzen, die jetzt die Stelle der klaren Fluth einnehmen und ihre wehenden Ranken über den Rand der Bassins herabhängen lassen. Eine der Hauptmauern, die früher den Klosterhof umgaben, ist gänzlich eingestürzt, und läßt, wie durch eine klaffende Wunde, den Blick in das todte Innere dringen; hie und da befinden sich noch kleine Theile des Kreuzganges, einzelne Säulen, denen die verbindenden Bogen fehlen. Trauernd steht im Vorhof eine zierliche Logenwand, zwei Reihen schlanker Säulen übereinander, die aber nicht mehr wie früher in ein Gemach führen, denn das dahinterliegende Gebäude ist abgesprengt, und durch die leichten zierlichen Bogen, deren Verzierungen hie und da zerstört und die in einzelnen Theilen vom Pulver geschwärzt sind, blickt man in den klaren Tag hinaus, in die großartige Felsgegend. Ein kleiner Brunnen in eigenthümlicher Gestalt, der davor steht, ist allein noch gut erhalten und scheint heute noch den Mönchen zu dienen, dagegen sind andere kleine Bauwerke im Hof, Nischen in denen Heiligenbilder standen, Grabmäler u. dgl., der allgemeinen Verwüstung nicht entgangen, und bieten mit herabgestürzten Statuen, mit zerbrochenen Säulen und zerstörten Inschriften ein trau-

riges Bild. Wirklich malerisch schön war das klare Sonnenlicht in seiner Verbindung mit diesen Ruinen, wo es durch die zerrissenen Gewölbe glänzend hereindrang, hier die hellsten Lichttöne bildend, daneben die seltsamsten tiefdunkeln Schatten.

Alle Gebäude sind aus einem röthlich gelben Stein gebaut, welcher durch das Sonnenlicht eine unaussprechlich warme Färbung annimmt; der äußere Hof erschien hiedurch in einzelnen Theilen wie vergoldet; über ihnen spannte sich der tiefblaue Himmel, und herabhängende Epheuranken, die oben auf den Mauern wuchsen, glänzten im saftigsten und frischesten Grün.

Nachdem wir in unserm Zimmer eine kleine Weile gerastet, erschien der Prior des Klosters, ein freundlicher liebenswürdiger Mann in den Fünfzigen, welcher sich längere Zeit in Salzburg und Wien aufgehalten und geläufig Deutsch sprach. Er führte uns durch die Klostertrümmer, an deren Wiederherstellung oder vielmehr Erhaltung, soviel es die Armuth der Mönche erlaubt, immer noch gearbeitet wird; an verschiedenen Stellen sahen wir Haufen von Backsteinen und Kalk, hier eine Mauer auszubessern, dort einen Bogen vor gänzlichem Einsturz zu bewahren. Die Kirche des Klosters ist in ihrem Innern nothdürftig wieder hergestellt, doch sind die Mauern, die früher mit buntfarbigem Marmor bedeckt waren, jetzt einfach weiß getüncht, und der Hochaltar, auf welchem das wunderthätige Madonnenbild steht, wird von ein paar ärmlichen Messinglampen beleuchtet, statt daß früher hier auf achtzig silbernen Leuchtern Tag und Nacht schwere Wachskerzen brannten.

Durch die Sacristei stiegen wir in ein kleines Gemach hinter dem Hochaltar, dessen Fenster mit rother Seide verhängt waren, wo es uns gestattet wurde, das Marienbild näher zu betrachten. Die Statue ist beinahe lebensgroß, nicht ohne Kunst aus dunkelfarbenem Holz geschnitzt, welches mit der Zeit ganz schwarz geworden ist, und aus dem die hellen glänzenden Augen sonderbar hervorleuchten; sie ist bekleidet mit prächtigen seidenen und goldgestickten Gewändern, und

II.

Herr Reißmehl.

Am Morgen nach diesem höchst merkwürdigen Tage war es mein erstes Geschäft, die Zeitung zu holen, um darin nachzusehen, ob die von meiner Großmutter verfaßte Urkunde über mich schon abgedruckt sei. Wirklich, da stand sie, schön und leserlich, und war im Viereck mit einem saubern schwarzen Striche eingefaßt. Ich fühlte mich nicht wenig davon erbaut, daß etwas über mich gedruckt worden. Es dauerte auch nur wenige Tage, so begann die Anzeige zu wirken, und die Expedition der Zeitung schickte mehrere Briefe, die unter der bezeichneten Chiffre eingelaufen waren.

Meine Großmutter, die sichtlich darüber erfreut war, öffnete einen Brief nach dem andern, sah sich aber nach Durchlesung derselben sehr in ihren Erwartungen getäuscht; in allen diesen Briefen waren Bedingungen gestellt, die man nicht erfüllen konnte oder wollte. So

trägt an den Armen und Fingern Geſchmeide von Gold mit edlen Steinen beſetzt, von denen einiges noch aus ſehr alter Zeit herzurühren ſcheint. Die Madonna hält in ihren Armen das Jeſuskind.

Von hier aus führte uns der Prior in die obern Theile des Kloſters, und zeigte uns im Vorübergehen ſeine Wohnung, zwei Zimmer mit einfachen weißen Kalkwänden, einer kleinen Bibliothek, einem Schreibtiſch mit Büchern und Papieren, und einigen mathematiſchen Inſtrumenten. So beſcheiden dieſe Klauſe auch war, ſo war ſie doch gewiß für den Bewohner ein lieber angenehmer Aufenthalt in dieſer Stille und Einſamkeit, und mit der herrlichſten Ausſicht auf das großartige Felſengebirg und das ſchöne Thal des Llobregat. Wir lehnten lange an dem eiſernen Balcon, der in ſchwindelnder Höhe über der ſenkrechten wohl tauſend Fuß hohen Felſenwand hieng; wir träumten von der Welt, die mit ihren Leiden und Freuden tief zu unſern Füßen lag, und begriffen, daß ein Herz, welches gelitten und ſich verletzt und wund von ihr zurückgezogen, hier, wenn auch nicht glücklich ſein, doch ſeine Ruhe wieder finden kann.

Indem uns der gute Prior herumführte und uns bald von dieſem bald von jenem Fenſter die Ausſicht zeigte, machte er es wie die Kinder: das Schönſte und Beſte bis zuletzt aufhebend, und dieß war das kleine Kloſtergärtchen, das die Mönche dem Felſen abgerungen, indem ſie mühſam die Erde hinauftrugen, um dort duftende Kräuter und Blumen zu pflanzen. Ich habe in der That nie einen wunderbareren kleinen heimlichen Platz geſehen; lang und ſchmal lief dieſer Garten an der Felswand hin, um ſie am Ende zu verlaſſen, und auf eine kleine Gallerie nach einem vorſpringenden Punkt des Gebirgs zu führen, der zum Spaziergang benutzt wurde, und in ſeiner einfachen Schönheit alles übertraf. In der Mitte befand ſich in den Fels gebauen ein großes Becken mit klarem und ſo ruhigem Waſſer, daß ſich die darüber hängenden Felſenkronen auf's Deutlichſte darin abſpiegelten. Die Trümmer eines kleinen hart angebauten Häuschens enthielten ein zertrümmertes Schöpfrad, deſſen zerriſſene Kette ſtill,

ſchwer und traurig in das Waſſer herabhieng. Die Terraſſe, welche dieſes Becken umgab, hieng buchſtäblich in der Luft über dem tiefen Thal; ein eiſernes Geländer zwiſchen ihr und der unermeßlichen Tiefe war hie und da unterbrochen durch Piedeſtale, auf denen koloſſale Heiligenbilder aus Stein gehauen ſtanden, welche ſich ernſt und gewaltig von der Luft abhoben, und wohl ſchon Jahrhunderte als treue Wächter des Kloſters in das Thal hinabſchauen. Die Sonne warf helle Lichtmaſſen auf Kopf und Bruſt der Figuren, während auf ihrer ſchattigen Rückſeite der blaue Luftreflex lag. Vor uns breitete ſich in unermeßlicher Weite das Thal aus, Berg an Berg, und die Schlangenwindungen des Llobregat erſchienen zu unſern Füßen dunkelgrün und glänzend, während ſie weit hinaus wie ein dünner Silberfaden glitzerten und leuchteten und aus der dunkeln Landſchaft hervorblickten bis an das Meer, das, von der Sonne angeſtrahlt, nur eine gewaltige Maſſe von Glanz, Licht und Flimmer war.

Von dem herrlichen Punkt zurückkehrend, beſahen wir gern die kleinen Blumenanlagen des Priors, die er mit beſonderer Liebe zeigte. Da blühten noch Eriken, Verbenen und Roſen. Von letztern verſprach er uns auf morgen früh einen Strauß für unſere Lieben zu Hauſe; doch pflückte er jetzt ſchon duftende Kräuter für jeden, die wir zur Erinnerung in unſere Taſchenbücher legten. Wirklich liebreich war die Pflege, die er hier einem kränklichen Citronenbaum widmete, der mit gelben welken Blättern in einer Niſche ſtand, nur der Sonne zugänglich, ſonſt vor kalten Winden geſchützt, und den er Abends mit Strohdecken verhüllte. Ehe wir den Garten verließen, warfen wir noch einen Blick hinüber auf die Terraſſe mit den Steinfiguren, wo jetzt ein paar der Benedictinermönche in ihren ſchwarzen Gewändern auf- und abgingen, und die Stimmung des Ganzen dadurch noch feierlicher machten. Wahrhaft rührend erſchien uns ein alter Mönch, der an der Felſenwand neben dem Waſſerbecken ſaß, an einer Stelle, wo die Sonne gerade ihre warmen Strahlen hinwarf. Er

hatte ein Tuch über das Geſicht gedeckt, und ein Buch, in dem er geleſen, ruhte auf ſeinem Schooß. Der Mann war 82 Jahre alt, und als Chorknabe von zehn Jahren hierher auf den Montſerrat gekommen — welch ein Leben!

Unterdeſſen war es beinahe 2 Uhr geworden, und der Führer hatte uns ſchon mehreremal in den ſchönſten Naturbetrachtungen durch die Mahnung geſtört: es ſei jetzt endlich Zeit zur Spitze des Berges aufzubrechen, denn er für ſeinen Theil habe keine Luſt, den gefährlichen Weg im Dunkel zurückzulegen, und ſo nahmen wir denn vorläufig von dem guten Prior Abſchied und verließen den ſo lieben Kloſtergarten.

Vor der Poſada fanden wir zu unſerer großen Verwunderung einen deutſchen Landsmann, der ſo eben zu Eſel von Colbata heraufgekommen war, und nun in unſerer Geſellſchaft die obern Felspartien beſuchen wollte. Er ſagte nicht woher er komme, doch nachdem er uns verſichert: der Weg hier hinauf ſei polizeiwidrig, unanſtändig und ſchauderös, wußten wir, daß er dem Land entſproſſen war, wo aus tiefem Sand keine Felſen emporragen. Uebrigens benahm er ſich ſehr anſtändig und wohlerzogen, weßhalb wir uns ſeine Begleitung gern gefallen ließen.

Sobald wir das Thor des Kloſters verlaſſen hatten, wandte ſich der Führer nach einer Schlucht, die von faſt ſenkrechten Felſen umgeben war, und wo wir uns vergebens nach einem Weg oder Pfad umſahen. Um aufwärts zu kommen, bedienten wir uns denn auch einer tiefen Spalte in dem Geſtein, in welche hie und da eine Stufe gehauen war, wobei man die Hände gebrauchen mußte, um ſich an den glatten Wänden in die Höhe zu helfen. Die Abwechſelung, welche dieſer Pfad darbot, war, daß er zuweilen um einen Felskegel herumbog, der neben uns ſchroff in die Tiefe abfiel, und wo einer dem andern kopfſchüttelnd nachfolgte, ſchüchtern in den Abgrund blickend, wobei man die Fußſpitzen in kaum bemerkbare Löcher und Schrammen ſetzte. Glücklicherweiſe waren dieſe Stellen kurz, und dann ging es

wieder an den Steinen aufwärts über viertelſtundenlange Felſentreppen. Endlich erreichten wir einen kleinen Abſatz von vielleicht ſechs Fuß im Quadrat, wo wir einen Augenblick ausruhen konnten. Mit ſtarkklopfendem Herzen blickte ich rückwärts; denn ich muß geſtehen, der beſchwerliche Marſch hatte mich angeſtrengt. Schon lagen die Kloſtergebäude tief unter uns, eine röthliche Maſſe zwiſchen den grauen Felſen. Unſer norddeutſcher Landsmann war ſchon ſeit längerer Zeit ſehr ſtill geworden, obgleich er anfänglich ſeine Lungen mit witzigen Bemerkungen übermäßig angeſtrengt und mehrmals gefragt hatte: ob das der ganze gefährliche Weg ſei. Er war der letzte, der zu uns hinaufkletterte, und ließ ſich augenblicklich in ſichtlicher Verſtimmung auf den Boden nieder, wobei er verſtohlenerweiſe troſtloſe Blicke auf die Höhe über uns warf. Was ihm auf der Seele lag, merkten wir alle, doch hätten wir nicht geglaubt, daß er ſchon ſo bald Anſtalten zum Umkehren machen würde. Dieſe beſtanden darin, daß er ſeine beiden Seiten feſthielt und über furchtbares Seitenſtechen klagte; auch affectirte er ein ominöſes Kopfweh, und klagte überhaupt ſo lange fort, bis wir ihm riethen, die Tour zur Spitze des Montſerrat auf ein andermal zu verſchieben — ein Vorſchlag, den er auch bereitwillig ergriff, worauf er plötzlich ſeine gute Laune wieder erhielt. Er meinte freilich, auf den Bergen ſei Freiheit, und der Hauch der Grüfte dringe nicht hinauf auf die Spitze dieſer Felſen, wo es auf Ehre magnifique ſein müßte, aber er wolle nichtsdeſtoweniger ſich für uns aufopfern, indem er zum Kloſter zurückkehre und dort auf den Abend ein herrliches Eſſen beſtelle. Nach einigen Verſicherungen, daß der Weg abwärts wahrſcheinlich teufelmäßig ſchwer zu finden ſei, verließ er uns, und rutſchte die Felſen wieder hinab; doch hielt er hundert Schuh tiefer nochmals an, indem er uns zurief: wir möchten doch den nächſten Eremiten freundlich von ihm grüßen.

So waren wir denn wieder auf unſere frühere Geſellſchaft reducirt, unſer Däne, Horſchelt und ich. Noch eine halbe Stunde ging es nun in derſelben Art, wie ich eben beſchrieben, aufwärts; ich

weiß nicht, ſoll ich ſagen daß der Weg eigentlich halsbrechend und gefährlich war; für jemand mit ſichern Füßen und gutem Auge vielleicht nicht, wer aber die geringſte Anlage zum Schwindel hat, ſoll ja dieſe Partie nicht machen. Beſtändig führte unſer Pfad an ſteilen und tiefen Abgründen hin, wo es genug war, auf einer der ausgehauenen Stufen zu gleiten oder auf einen lockern Stein zu treten, um das Gleichgewicht zu verlieren und alsdann ohne Rettung in die Tiefe hinabzuſtürzen.

Mit dem erſten größern Abſatz des Gebirgs erreichten wir eine der dreizehn Einſiedeleien des Montſerrat, die aber ſeit der Franzoſenzeit alle in Trümmern liegen. So eine kleine Capelle mit der Wohnung des Eremiten iſt in ihrem Verfall ein rührendes Bild, namentlich die, welche wir ſo eben betraten. Sie lag an einem Felſenabhang, und man erblickte noch deutlich die Mauern des Kirchleins, ja die Stelle, wo ſich der Altar befunden, und daneben die Wohnung des Eremiten. Alles war aus röthlichem Stein ziemlich feſt gebaut, und die meiſten Gemächer mit Gewölben verſehen, die aber eingeſtürzt ſind, und der Sonne, dem Wind und dem Regen Einlaß geſtatten. Nicht weit von dem kleinen Hauſe war roh in den Felſen eine Steinbank gearbeitet, wo der Bewohner deſſelben gewiß lange Stunden geſeſſen, um in die wilde Felspartie vor ſich hinabzuſtarren.

Von hier aus geht der Weg eine Zeitlang ſanfter anſteigend fort durch ein ziemlich breites Thal, wo wir von Zeit zu Zeit in den Felſen gearbeitete Mulden ſahen, die gewiß dazu dienten, das Regenwaſſer für die Einſiedeleien anzuſammeln, doch kömmt es auch der Vegetation zu Nutze, die mit einemmal hier üppiger aufwächst als wohl tauſend Fuß tiefer. Wir mußten uns auf unſerem jetzigen Wege oft mühſam durch das ſechs bis acht Fuß hohe Buchsbaumgeſtrüpp durcharbeiten, und zertraten manche duftende Kräuter, manche hübſche Bergblume. Schlingpflanzen verſchiedener Art kletterten von hier an den grauen Felſen empor und niſteten ſich dort in Schluchten und Riſſen ein, wodurch oft die wunderlichſten Zeichnungen entſtanden

Bald ſtiegen wir an der Thalwand wieder hinauf und warfen gern einen Blick rückwärts, denn das dichte grüne Gebüſch hier zwiſchen koloſſalen Steinmaſſen nahm ſich gar lieblich und freundlich aus. Abermals ging der Weg eine Strecke lang ſtark aufwärts, und wurde mit jeder Minute ſteiler. Wir umſchritten einen Kegel von ſeltſamer Form, und hatten plötzlich, auf demſelben angekommen, einen der merkwürdigſten Anblicke vor uns. Auf einmal waren die bisherigen Felswände verſchwunden, und ſtatt ihrer ſah man unzählige rieſenhafte Steingeſtalten, Thürme, Kegel, Figuren in der ſeltſamſten Bildung an den Himmel emporragen. Es iſt gerade, als ſeien dieſe Maſſen vielleicht im einſtigen flüſſig glühenden Zuſtande aus der harten Schale des Bergs emporgeſpritzt worden und plötzlich erkaltet; wenn man Blei in Waſſer gießt, ſo bringt der Zufall oft ähnliche ſeltſame Bildungen hervor. Man blickt ſtaunend an dieſen Rieſengeſtalten in die Höhe, und braucht der Phantaſie nicht viel zuzumuthen, um Bauwerke, Menſchen und Thiergeſtalten zu erkennen. Vor uns ragt ein Tempelbau mit Kuppeln und Thürmen in die Höhe, gegen den unſere größten Kirchen klein erſcheinen würden; ihn umgeben Opferaltäre in den gewaltigſten Dimenſionen, einzelne glatte rieſenhafte Felskegel, Meilenzeiger, Säulen mit Capitäl und Piedeſtal; gleich daneben ſieht man deutliche Rieſengeſtalten, ſitzend, liegend und ſtehend, nachdenkend das Haupt geneigt, wie mit einander ſprechend oder aufmerkſam in die Tiefe blickend. Deutlich ſahen wir unter uns eine Sphinx auf dem Felſen ruhend, und über ihr auf gewaltigen Blöcken lang ausgeſtreckt eine Gigantengeſtalt, die hinabzulauſchen ſchien. Unverkennbar und wahrhaft ſchön in Form und Haltung erſchien uns eine ſitzende Figur, reich in lange Gewänder drapirt mit der phrygiſchen Mütze auf dem Kopf, die über ihre rechte Schulter hin den Blick abwandte; ſonderbarerweiſe bildeten einige Geſträuche einen förmlichen Kranz, den ſie auf dem Schooße hielt, und ebenſo hatte ſie einiges Grün in der herabhängenden linken Hand. Auch

komiſche Figuren waren hier zu erkennen: ein paar dickbäuchige alte Herren, ſowie eine fette unterſetzte Geſtalt mit vollkommen ausgeprägten Augen und Naſe, die um den Mund ein dickes Tuch geſchlungen hatte. Andere Formationen dieſer himmelhohen Felſen ſind über alle Beſchreibung abenteuerlich, ſo namentlich an der Nordſeite, wo der Berg ſeinen Namen Montſerrat (geſägter Berg) gewiß mit dem vollſten Recht verdient; hier könnte man wirklich auf den Glauben kommen, als haben ſich einſtens die Titanen damit beluſtigt, eine viele hundert Fuß hohe und breite Felſenwand in faſt gleichförmige Theile zu zerſägen.

Nachdem wir uns längere Zeit am Anblick dieſer Steinwelt ergötzt, mußten wir noch eine Viertelſtunde höher ſteigen, um den äußerſten Gipfel St. Geronimo zu erreichen. Hier befinden ſich die Ueberbleibſel einer Capelle der heil. Jungfrau, zwei Mauern durch einen morſchen Bogen verbunden, durch welchen man ſchon von weitem den blauen Himmel ſieht. Die Ausſicht, die man hier oben nach allen Weltgegenden hat, iſt unermeßlich, und es wurde uns das Glück zu Theil, ſie bei einem vollkommen klaren Tage auf's Umfaſſendſte genießen zu können. Rings zu unſern Füßen lag wie eine Landkarte ganz Catalonien und ein Theil der ehemaligen Königreiche Aragonien und Valencia ausgebreitet. Gegen Nordoſten iſt der Horizont begrenzt durch den majeſtätiſchen Zug der Pyrenäen, die ſich mit Schnee bedeckt in einem weißen ungeheuern Streifen von fünfzig bis ſechzig Stunden Länge dahinziehen; nach Südweſten hin erſchaut man das Meer, und bläuliche Punkte in der glänzenden Fluth bezeichnen die baleariſchen Inſeln.

Wir hatten faſt zwei Stunden gebraucht, um den Berg zu erſteigen, und lagerten uns ziemlich ermüdet vor dem kleinen Mauerwerk mit dem Blick nach Nordoſten, wo hinaus ja die Heimath lag, und bedauerten nur bei dem Anblick all des Schönen hier, daß wir nicht im Stande ſeien, es unſern Lieben zu Hauſe ebenfalls zu zeigen; doch unterließen wir nicht, eine Erinnerung an dieſe hier oben zurück-

zulassen. Bevor wir wieder hinabstiegen, grub jeder von uns in einen Stein der alten Kapelle Namen ein, die ihm lieb und theuer waren. Da mögen sie stehen in der Gluth der Sonne, in Wind und Regen, und wenn nach langen Jahren die letzte Spur von ihnen verschwunden ist, so sind wir selber alt geworden, verwittert unter des Lebens Sonnenschein, Sturm und Regen; manch tiefer Riß in unsern Herzen mag vernarbt, manche schön klingende Saite bis dahin gesprungen sein, oder ihren Wohlklang verloren haben; vielleicht aber auch sind wir in jene Harmonie getreten, die in uns ertönt, wenn traurige Erinnerungen langsam verschwunden sind, wie die Schrift auf diesem Stein.

So langsam und mühsam wir aufwärts gestiegen waren, so rasch und mit großen Sprüngen kamen wir abwärts; alle die Gegenstände, bei denen wir vorhin staunend längere Zeit verweilt, sahen wir jetzt wie im Flug noch einmal wieder, die Riesengesellschaft, die seltsamen Bauwerke, das schöne grüne Thal, die erste Einsiedelei. Wenn auch der Weg im Herabsteigen noch gefährlicher erschien, so trieb doch unser Führer, der hereinbrechenden Dämmerung wegen, gewaltig vorwärts, und springend, rutschend, auch zuweilen leicht hinfallend, erreichten wir bald die Stelle, wo vor einigen Stunden unser norddeutscher Landsmann umgekehrt war. Da aber von hier ab der Pfad immer dicht an den Abgründen und auf glatten Felstreppen niederführte, auch der Blick wegen der hereinbrechenden Nacht schon unsicher wurde, so mußten wir langsamer klettern, was mir für meine Person, ich gestehe es, gar nicht unangenehm war, denn mein Tritt war nicht mehr ganz sicher und es fing an, mir vor den Augen zu flimmern. Ohne Unfall erreichten wir indessen den Klosterhof, wo wir unsern Landsmann wiederfanden, dessen Kopfweh bedeutend nachgelassen hatte, und der nebst vielen Klagen, daß kein Beefsteak aufzutreiben sei, ja nicht einmal ein elendes Huhn zu erhalten wäre, uns mit großer Ruhmredigkeit die Versicherung gab, er habe in Betreff der Zubereitung unseres Essens, dem Wirth einige Anweisungen gegeben, die wir nachher nicht vermissen würden. Nun weiß ich nicht, ob diese Anweisungen an sich schlecht

waren, oder ob ſie der Koch nicht befolgt. Genug, unſere Mahlzeit war ſehr mangelhaft, und das Geſicht unſeres freiwilligen Küchen-Intendanten verlängerte ſich zuſehends. Zuerſt hatten wir weiße Bohnen mit Eſſig und Oel, dann Reis mit geröſtetem Stockfiſch, wobei das Ganze ſein Bewenden hatte. Doch hielten wir uns an die ungekünſtelten Landesprodukte: Brod, Mandeln und Wein, und waren dabei heiter und guter Dinge.

Ehe wir uns in unſer Schlafzimmer zurückzogen, machten wir noch einen Gang durch das Kloſter und die Ruinen, die jetzt im hellen Mondſchein nicht weniger ſchön, als in der Tagesbeleuchtung erſchienen. Unſer Führer, ſowie der Prior, der uns eine gute Nacht wünſchte, erſuchte uns, das Zimmer ſorgfältig zu verſchließen, denn, wie er ſagte, triebe ſich beſtändig allerlei verdächtiges Geſindel in den Bergen umher. Die beſchwerliche Tour hatte uns übrigens ſehr müde gemacht und gab uns einen ruhigen, feſten Schlaf, doch erwachten wir glücklicherweiſe vor Tagesanbruch, um die Sonne glühend roth, prächtig gerade vor unſerem Fenſter aufgehen zu ſehen.

Um ſieben Uhr erklangen die Glocken des Kloſters ruhig und feierlich durch den ſchönen klaren Morgen, und mit den erſten Tönen derſelben, die hier in der Einſamkeit das Herz unwillkürlich weich und empfänglich ſtimmen, kam der gute Prior in unſere Zelle und lud uns ein, der Frühmeſſe in der Kloſterkirche beizuwohnen. Der Chor derſelben lag noch in tiefer Dunkelheit da, nur ſparſam erhellt von den wenigen Lampen am Bilde der Mutter Gottes und einzelnen Kerzen, die ſoeben von Chorknaben angezündet wurden; durch die Fenſter der Emporkirche dagegen ſchwamm ſchon helles, freundliches Morgenlicht in die düſtern, hallenden Räume. Nach der heiligen Handlung überreichte der Prior jedem von uns einige duftende Roſen, die er ſchon früh Morgens gepflückt und bis zu dieſem Augenblick in der Kirche niedergelegt hatte; dann führte er uns auf unſere Bitte nochmals in ſeinen kleinen, mir unvergeßlichen Garten. Gleich ſchön, wie am geſtrigen Tage, erſchien doch Alles wieder anders durch die verſchiedene Beleuch-

tung; wo gestern glühendes Licht neben tiefem Schatten gelegen, war heute die Sonne noch nicht hingedrungen und erwartend ihren glänzenden Kuß bedeckte unten die Schluchten und Thäler ein tiefvioletter Duft, feuchte Nebel erhoben sich langsam und kreisten feierlich, luftigen Schleiern gleich, um die zackigten Felsen. So sehr unser Führer zum Aufbruch drängte, so wurde es doch fast neun Uhr, ehe wir uns losreißen konnten von dem Kloster des Montserrat und seinem würdigen Prior, der uns liebgewonnen zu haben schien. Doch mußten wir deßhalb auch in größter Eile den Rückweg machen, um die Tartane nicht zu versäumen, die seit halb eilf Uhr am Fuß des Berges auf uns wartete. Unser kundiger Führer wußte übrigens allerlei angenehme, geradeausgehende Fußpfade, eigentlich Wege konnte man es nicht nennen, denn es waren meistens abschüssige Felsen mit Steingerölle bedeckt, auf denen wir indessen rutschend und springend in kurzer Zeit zur Ebene hinabkamen.

In Colbata machten wir eine Rast, um ein sehr geringes Frühstück einzunehmen. Mit Hülfe eines Dictionärs und Vocabulärs kauderwälschten wir zu unserem Privatvergnügen ein entsetzliches Spanisch mit der Wirthin und ihren beiden Töchtern; nur Horschelt nahm keinen Theil an der Unterhaltung, wogegen er dem Frühstück eifriger zusprach, was endlich die Wirthin zu der Frage veranlaßte: ob er nicht auch irgend ein Wort Spanisch wüßte, worauf ich ihr entgegnete: es sei eigentlich traurig für uns, aber, wenn man die Umstände kenne, verzeihlich, daß er uns mit der Sprache so im Stich lasse, indem er doch ein Spanier sei, und noch dazu aus Madrid, der aber der Dame seines Herzens das Gelübde gethan, sich auf seinen Reisen nie mit einem andern weiblichen Wesen zu unterhalten.

Heute Morgen that uns der Postmeister von Esparraguera die Ehre an, eigenhändig die Tartane zu lenken, welche uns dahin zurückbrachte. Der Omnibus dort war ebenso besetzt, wie auf der Herfahrt; im sausenden Galopp fuhren die Maulthiere mit uns davon, daß das Wagengestell krachte; es war ganz dieselbe Geschichte, wie gestern Nacht.

hieß es in einem: „Auf die unterm 10. currentis in hiesiger Zeitung Nr. 220 unter Chiffre H. H. eingerückte Anzeige frägt Unterzeichneter an, ob der ausgebotene junge Mensch auch von kräftigem Körperbau ist, da ihm bei uns unter Anderm die Verpflichtung obliegen würde, die Gewölbe reinigen zu helfen.“ Eine andere Epistel besagte nach ähnlichem Eingang: „Da ich mit meinem Spezerei- und Gewürzwaarengeschäft den Verlag unseres vielgelesenen Lokalblattes, „der Verbreiter“ verbunden habe, so gehörte es zu den Obliegenheiten des fraglichen jungen Mannes, wöchentlich zweimal die Blätter dieses Journals den betreffenden Abonnenten zuzutragen.“ Ein Dritter, der zu meiner Person Lust trug, stellte die Anfrage, ob ich auch mit Kindern umzugehen wisse, da bei seiner zahlreichen Familie der Lehrling in seinen Mußestunden Abends nach acht Uhr Lust und Liebe dazu haben müsse, seine ältern Kinder zu hüten und allerlei vernünftige und gefahrlose Spiele mit ihnen zu treiben. Ein Vierter, der sich mit salbungsvollen Worten darnach erkundigte, ob er offerirte junge Mensch sich auch vor Gott eines wahrhaft christlichen Gemüths zu rühmen habe, würde meiner Großmutter schon angestanden haben, wenn dieser Fromme nicht eine unmäßig hohe Vergütigung für Kost und Wohnung gefordert hätte.

So fand sich denn nichts Passendes für mich, und obgleich sich meine Großmutter damit zu trösten suchte,

nur daß wir am hellen Tage die Mühseligkeiten und das Reisungemach mit fröhlicherem Muth ertrugen. Der Mayoral rauchte eine Cigarre um die andere, der Zagal flog auf und ab und erwies jedem der Maulthiere mit Steinen und Peitsche tausend kleine Aufmerksamkeiten. Uebrigens fuhren wir langsamer als in der Nacht, denn die Straße war bedeckt mit Fuhrwerken aller Art; hochaufgepackten Karren mit sechs, acht, zehn Maulthieren bespannt mußten wir bald rechts, bald links ausweichen, Postwagen, in dichte Staubwolken eingehüllt, rasten an uns vorüber, um im tollen Wetteifer unseres Zagals mit dem andern gleich darauf wieder von uns überholt zu werden. Je näher wir Barcelona kamen, um so malerischer war die Straße belebt, dazu kamen die Fußgänger mit der rothen und blauen Manta, einzelne auf schönen Pferden vorbeigaloppirende Bauern, Weiber mit buntfarbigen Kopftüchern und hie und da Navarresen, schöne, kräftige Gestalten mit der rothen oder weißen Boina auf dem Kopf, in brauner Jacke, eine farbige Decke auf der linken Schulter und einem hellen Gürtel. Auch entlassene Soldaten begegneten uns in großer Anzahl, halb militärisch gekleidet, alle mit einem breiten Rosaband über der Brust, an dem sie eine lange Blechkapsel trugen, worin sich der Abschied befand.

Nachdem wir in den Festungswerken Barcelona's, die wir gegen fünf Uhr erreichten, noch einigemal in sehr ernstliche Verwicklungen mit andern Fuhrwerken gerathen waren, schaukelten wir bei einbrechender Dämmerung durch die Straßen, ziemlich müde und abgespannt, doch auf's Höchste befriedigt von unserem Ausflug auf den Montserrat.

Neuntes Kapitel.

Von Barcelona nach Valencia.

Auf nach Valencia! Vergebliches Warten auf den Barcino. Deutsche und spanische Eilwagen. Der Delantero. Unglücksfälle. Nachtfahrten. Weihnachtsphantasien. Schlechter Weg. Angenehme Bilder aus der Heimath. Wir liegen im Graben. Taragona. Elende spanische Dörfer. Keine schattigen Kastanien an des Ebro Strand! Ampolla. Ein chinesisches Diner. Landbauer und Palmen. Der Weg am Meer. Schreckliches Unglück eines Eilwagens. Ein merkwürdiger Unfall. Murviedro. Die Huerta.

Der Zigeunerhauptmann in „Preciosa" hat gut reden und befehlen: „auf nach Valencia!" er war an die schlechten spanischen Straßen gewöhnt, brauchte nur seine Zelte abzuschlagen, sie aufladen zu lassen, und konnte dann mit der schönen Preciosa und unter den Klängen der reizenden Weber'schen Musik zufrieden seines Weges ziehen. Hätte er aber, wie wir, in Barcelona gesessen, vergeblich auf ein Schiff wartend, und mit der untröstlichen Versicherung aller Reisenden, die Wege nach der alten Stadt des Cid seien selbst für hier augenblicklich in trostlosem Zustande, so würde er sein: „Auf nach Valencia!" in etwas gemäßigterem Ton gerufen haben. Der „Barcino," ein spanischer Dampfer, obgleich er schon seit langer Zeit an allen Straßenecken vermittelst großer Zettel angezeigt war, wollte immer nicht erscheinen; ein anderes Schiff war schon gar nicht in Aussicht, denn die Linie von Marseille nach Cadix wurde in gegenwärtigem Augenblick sehr mangelhaft befahren, weil verschiedene Dampfer beim stürmischen Wetter des Novembers mehr oder minder Schaden genommen hatten, und in Marseille behufs der Ausbesserung zurückbehalten wurden. Von Valencia kam fast jede Woche ein Schiff, aber umgekehrt wollten für uns nordwestlich am Horizont keine tröstenden Rauchwolken erscheinen. So mußten wir uns denn entschließen, die Fahrt über Taragona zu Land zu machen. In unserem Hotel, der Fonda del Oriente, war das Bureau der Diligencen, und ich, der so oft Nachmittags mit Interesse

und vielem Mitgefühl arme Reisende wie Häringe in den Wagenkasten einpressen sah, mußte endlich dasselbe mit mir geschehen lassen. Ober-Baurath Leins und ich hatten das Coupé genommen, Horschelt saß an der hintern Thür des omnibusähnlichen Interieurs, und so wurden wir am einundzwanzigsten Dezember, um drei Uhr Nachmittags, im vollen Galopp von acht Maultieren aus dem Hause und der Stadt befördert.

Unser Weg führte durch die Puerta del Monjuich, vor welcher wir Abschied von dem Meer nahmen, wenn auch nur für kurze Zeit, und rechts an der Stadtmauer dahin fuhren, bis zur großen Straße nach Madrid, die wir aber nach einigen Stunden ebenfalls verließen, um alsdann südwestlich unsern Weg zu verfolgen. Die Landstraße ließ sich übrigens anfänglich gar nicht so schlimm an, wie wir uns gedacht; sie war sehr breit, auch ziemlich eben, und da der Mayoral mit großer Geschicklichkeit verdächtige Löcher zur Rechten und zur Linken glücklich zu vermeiden wußte, so wäre die Fahrt gar nicht unbehaglich gewesen, wenn nicht das Kutschiren der Spanier an sich die Nerven in einer beständigen Aufregung erhielte. Bei uns in Deutschland sind Conducteure, Postillons, Pferde, Wagen, Passagiere und Straßen gewissermaßen vernünftige Geschöpfe, die sich verstehen und in einander zu fügen wissen; der Schwager hat seine vier Pferde in der Hand und fährt seinen soliden Trab, wo es die Straße erlaubt; der Passagier ist beruhigt, denn er weiß, der Wagen wird einem Stein oder Loch auszuweichen wissen, er kann sich sogar sorglos zum Schlag hinausbeugen, und wenn ihm seine Reisemütze zufälligerweise abfällt, so wird der Conducteur einen Augenblick anhalten; man ist mithandelnde Person, und das gibt uns ein Gefühl der Behaglichkeit und Sicherheit. Hier aber ist man der Post wie ein Paket übergeben worden, man wird an Ort und Bestimmung befördert; ob man unversehrt oder zerschlagen und zerschunden ankommt, darum kümmert sich kein Mensch. Die spanischen Eilwagen haben unter Anderem die angenehme Einrichtung, daß sich nur auf der linken Seite Thüren be-

finden; wirft man alſo zufälligerweiſe dorthin um, ſo befindet ſich ein wohlbeleibter Reiſender förmlich wie in einer Mausfalle. Das Geſpann habe ich ſchon in einem früheren Bericht beſchrieben. Der Mayoral hält nur die Zügel der beiden Stangenpferde, die mittleren ſechs Thiere folgen dem Delantero, einem Buben von nicht über zwölf Jahren, der alſo alle zehn Maulthiere und das Geſchick des Wagens in ſeiner ſchwachen Hand hält; meiſtens reitet er auf einem Pferd, da ein ſolches lenkbarer iſt. Man nimmt zu dieſem gefährlichen Geſchäft des Vorreitens dieſe jungen Burſche, weil das Thier ſie leichter tragen kann, und weil ſie die Gefahr, der ſie beſtändig ausgeſetzt ſind, nicht ſo kennen und achten; denn ſtürzt das Pferd unter dem Delantero zuſammen, namentlich bei einer abſchüſſigen Stelle, ſo ſetzen nicht ſelten die anderen Thiere über ihn hinweg, und er iſt in den meiſten Fällen verloren.

In Barcelona wurde mir eine ſchauerliche Geſchichte der Art erzählt, wo ein Mayoral ſeinen eigenen Sohn überfuhr, der von dem ſchweren Wagen augenblicklich getödtet wurde. Dabei reiten dieſe Poſtillone nicht bloß eine Station, ſondern, wenn nicht die ganze Reiſe von mehreren Tagen, doch meiſtens bis zur nächſten größern Stadt, ſelten unter vierundzwanzig Stunden. Unſer Delantero war ein ſchmächtiges Bürſchchen von vielleicht eilf Jahren und einem feinen blaſſen und ausdrucksvollen Geſicht, ein wahres Kind; doch als man ihm auf's Pferd geholfen, zündete er ſich ſein Cigarito an, und fort ging es im ſauſenden Galopp. Ich habe ihn etwas genauer beſchrieben, weil er uns ſpäter in der Nacht, im wahren Sinne des Worts, in eine ſehr unangenehme Verwickelung brachte. Unſere Reiſegeſellſchaft im Innern des Wagens, nach Art der Omnibus eingerichtet, beſtand meiſtens aus Männern im Mantel oder in der Manta, mit dem andaluſiſchen Hut auf dem Kopf. Eine einzige Senora fuhr mit uns, eine Frau mit einem nicht jährigen Kind an der Bruſt, deſſen ſämmtliche kleine Angelegenheiten ſie vor den Augen und Naſen der übrigen Paſſagiere auf die ungezwungenſte Art von der Welt beſorgte.

Nach der zweiten Station fuhren wir in die Berge hinein, und hier war die Straße nicht nur schön angelegt, sondern auch für hier gut unterhalten; gewiß sehr zum Kummer unserer Maulthiere, denn der Zagal erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten für sie und so fuhren wir mit außerordentlicher Schnelligkeit dahin. Der Tag war klar und wunderschön und die Landschaft mannigfaltig belebt. Es ist eigenthümlich, wie in Catalonien, namentlich des Abends, der rothe Grund der Erde vom Sonnenlicht so warm und schön beleuchtet wird. Das Land scheint ordentlich die glänzenden Strahlen aufzusaugen, um sie darauf selbstleuchtend wieder von sich zu geben; dabei ist hier die Formation der Berge malerisch schön, den Thälern fehlt es nicht an Vegetation, und die Anhöhen sind hie und da gekrönt mit Kirchen, Ruinen und alten Schlössern. Ach, wenn es nur beim Reisen, namentlich bei den Eilwagenfahrten, keine Nacht gäbe, die mit ihrem sonst so traulichen Dunkel finstere Schleier über Berg und Thal zieht, und unsere Gedanken, die so gerne auswärts umherschweifen, um sich am Anblick der herrlichen Natur immer wieder neuer und lebendiger zu gestalten, in unser Inneres zurückscheucht, wo sie dann, ermüdet, so gern ernst und traurig werden. Vergebliches Wünschen!

Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn!

Das that sie denn auch am heutigen Abend mit aller Pracht, indem sie die Höhen rings um uns her vergoldete, und im Wiederschein die schon dunkeln Thäler mit einem freundlichen violetten Duft bedachte. Abendnebel stiegen hie und da auf, die Passagiere neben dem Mayoral wickelten sich fester in die Manta, der Zagal sang ein melancholisches Lied und unsere Maulthiere hörte man mehr als man sie sah an dem vieltönigen Geklingel ihrer Glöckchen und den Messingzierrathen ihres Geschirrs. Bald wurde es so dunkel, daß Berg und Thal sich kaum noch von einander unterscheiden ließen, und die hellere Landstraße

lief in einem einförmigen Streifen vor uns dahin; zuweilen blitzte in der Ferne ein Licht auf, zuweilen leuchtete neben uns auf dunklem Grund die kleine Fläche einer Wasserlache, in welcher sich der Himmel widerspiegelte. Letzterer hielt am längsten mit gewohnter Treue und Liebe bei uns aus, und spannte sich noch klar über der Landschaft als diese schon längst in tiefe Dunkelheit verhüllt war. Es gibt Färbungen dort oben, die man zu gewissen Zeiten immer wieder sieht und die uns wie der Klang eines Liedes, wie ein freundliches Wort an angenehme Stunden erinnern; so war es mir heute Abend. Doch um diesen Erinnerungen nachhängen zu können, mußte ich meine Gedanken zurückrufen, die Augen schließen und wußte nun gleich, wo ich denselben gelben Streifen am Horizont halb von Wolken verdeckt schon gesehen habe — war es doch vor einem Jahr an demselben heutigen Tag, einige Abende vor Weihnachten — doch saß ich damals nicht im finstern Eilwagen, sondern ich eilte nach Hause und befand mich dort in einem freundlich erhellten Gemach, das ich jetzt wieder lebhaft vor mir sah, sowie ich die Augen schloß. Auf dem Tisch stand der Tannenbaum bereits halb bekleidet mit seinem Schmuck, denn auf der einen Seite schimmerten zwischen den grünen Nadeln schon silberne und goldene Nüsse hervor; auch glänzende Glaskugeln und zierlich geschnittene Netze von buntem Papier hingen gleich Guirlanden an den Zweigen; an der andern Seite waren meine Buben beschäftigt. Von den leuchtenden Augen und lachenden Lippen aufgefordert, verstand ich mich gern dazu, ebenfalls Hand an das große Werk zu legen. Eben schickte ich mich an, in Gedanken nämlich, eine schöne Fahne von Rauschgold auszuschneiden, als der Postwagen so gewaltig auf das Pflaster stieß, klirrte und rasselte, daß er mich unangenehm in meinen lieben Träumen unterbrach. Wir hatten die Station Villafranca erreicht, wo die Pferde gewechselt wurden und neue Passagiere aufstiegen, in der That aufstiegen, denn da der ganze Wagen unten besetzt war, so wurde eine Leiter angelegt, und eine Frau mit ihrem Säugling, sowie ein paar Guardia's

Civiles, ob zu ihrem oder unſerem Schutz, weiß ich nicht, kletterten auf die Imperiale.

Es war da oben ein recht ſchwanker und luſtiger Sitz, ich hatte ſo meine Gedanken für die arme Frau im Falle des Umwerfens des Wagens; unſer Anerbieten einen der Plätze im Coupé einzunehmen verwarf ſie indeſſen, und ſchien ſich gar nicht unbehaglich droben zwiſchen den beiden bewaffneten Männern zu fühlen; dieſe waren feſt in ihre dunkeln Mäntel gewickelt und hatten den dreieckigen mit Wachstuch überzogenen Hut auf dem Kopf, während ihre langen Flinten drohend zu beiden Seiten hinausragten. So fuhren wir denn weiter einem Stück des Wegs entgegen, das uns ſchon in Barcelona als unangenehm geſchildert war, und es verdiente den Ruf in der That; denn kaum hatten wir den Ort hinter uns, ſo begann die Poſtkutſche ſich auf eine höchſt verdächtige Art in Seitenbewegungen zu ergehen; bald ſanken wir auf die rechte, bald auf die linke Seite, wobei das Geſchrei des Mayoral und Zagal immer lauter und lauter wurde. Wären ſie wenigſtens ruhig im Schritt gefahren, ſo hätte man ſich doch mit einer gewiſſen Beruhigung in ſein Schickſal gefunden; aber ſo wurden die Maulthiere mit aller Kraft der Lungen und Peitſchen vorwärts getrieben, und riſſen den Wagen in die Löcher hinein und wieder heraus, daß das ganze Geſtell krachte und man ſich jeden Augenblick wunderte, wie Achſen, Räder und Wagen noch zuſammenhielten. Das ging eine Stunde ſo fort, worauf der Wagen anfing langſamer und weniger zu ſchwanken, die Räder gleichförmiger rollten und das Geklingel der Maulthiere wieder in einem angenehmern Takt ging. Leider iſt es mir verſagt, in dem Wagen zu ſchlafen, d. h. bei den längſten angeſtrengteſten Touren iſt es mir kaum vergönnt, während der Morgendämmerung eine halbe Stunde oder ſo etwas leicht zu ſchlummern. Da iſt es denn ſo natürlich, daß man liebe Erinnerungen hervorruft, um die langen Stunden der Nacht zu verkürzen, und ich begann die Augen ſchließend wieder an den freundlichen Lichterglanz zu denken, an die rau-

schenden Tannenzweige, zwischen denen dießmal statt der vergoldeten Aepfel und Nüsse die strahlenden Augen meiner lieben Kinder hervorleuchteten — da mit einem Male erklang das Geschrei des Mayoral und des Zagal auf eine eigenthümliche und erschreckte Art: wir rollten gerade auf einer ziemlich glatten Stelle des Wegs etwas aufwärts und hatten neben uns rechts und links tiefe Gräben; der Delantero mit seiner Kinderstimme stieß ein Angstgeschrei aus und meine Träume flatterten davon, Licht und Goldglanz und all die lieben Gesichter. Da ich die linke Ecke des Coupé's hatte und eines der Fenster geöffnet war, so bog ich mich schnell hinaus und sah, wie unser Vorreiter Kehrt gemacht hatte und im vollen Galopp bei unserem eigenen Wagen vorüberkam. Da aber an der Seite auf der Straße selbst kein Platz war, so stürzten seine Thiere in den Graben hinab; ihm folgten die sechs Mittelgespanne, alle fielen übereinander her, stürzten zusammen, rafften sich wieder auf und rissen endlich die Maulthiere an der Deichsel mit sich herum, diese den Wagen, der nun glücklicherweise fast ganz gerade mit den Vorderrädern in den Graben gezogen wurde. Daß er nicht ganz zum Sturz kam, dankten wir den beiden gestürzten Thieren an der Deichsel, die sich so in ihre Geschirre verwickelt hatten, daß sie, trotz vieler vergeblichen Versuche, nicht aufzuspringen im Stande waren. Das Geschrei unserer Passagiere hinten im Wagen, die nicht sahen was vorging, namentlich aber der beiden Weiber, wovon die eine mit ihrem Säugling oben auf dem Wagen in der größten Gefahr schwebte, kann man sich leicht denken. Die Sorglosigkeit der spanischen Fuhrleute bewährte sich hier auf's Glänzendste; es wollte mir nämlich nicht gelingen, die alte rostige Thürklinke aufzudrehen, es bedurfte mehrmaligen Ersuchens, ehe dieß von außen geschah. Die Guardia's Civiles waren von oben herabgesprungen und da ich zufällig an der Seite des Wagens stand, so nahm ich das kleine Kind der Spanierin in Empfang, das sie mir in ein Tuch gewickelt weinend herabreichte. Neben uns im Graben herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung; es war

eine große verwickelte Maſſe von Maulthieren und Geſchirren; glücklicherweiſe hatte der arme kleine Delantero keinen Schaden gelitten er winkte herbei, wir hatten ihn im Verdacht, er habe auf ſeinem Pferd geſchlafen, doch entgegnete er: caballos malos, — no he dormido!

Wir legten alle hülfreiche Hand an, um die Maulthiere von ihrem Geſchirr zu befreien und nach einem halbſtündigen Aufenthalt war unſer Geſpann wieder ſo weit in Ordnung, daß wir unſern Weg fortſetzen konnten. Ein ſolch plötzliches Umkehren der vordern Thiere ſoll übrigens nicht ſelten vorkommen, und gleich auf der nächſten Station geſchah das abermals, glücklicherweiſe aber noch vor dem Poſtgebäude, wo mehrere Knechte bereit ſtanden, die eigenſinnigen Thiere mit tüchtigen Hieben zurecht bringend. Gegen zehn Uhr Abends näherte ſich die Straße dem Meer wieder, auch war der Mond unterdeſſen aufgegangen, ſo daß wir von der Höhe, auf der wir fuhren, die hellbeglänzte Fluth weit überſehen konnten. Tarragona, die alte Römerſtadt, erreichten wir um Mitternacht, und was wir von ihrer Lage im hellen Mondlicht ſahen, war ſo maleriſch ſchön, daß wir ſehr bedauerten, nicht einen Tag daſelbſt zubringen zu können. Ehe wir die Stadt erreichten, lief der Weg eben längs dem Meer dahin und dann mit einemmal ziemlich ſteil aufwärts, um ſich darauf an den weißen Felſen emporzuwinden, auf denen Tarragona liegt. Links ſenkten ſich tiefe Schluchten ans Geſtade hinab, auf denen dunkle Schatten lagen; die See war ruhig wie ein Spiegel, ſo daß das Licht des Mondes nicht auf den Wellen glitzerte, ſondern der lange Streifen, den es bildete, wie leuchtendes, blank polirtes Silber ausſah; zuweilen wurde die Ausſicht rechts und links durch gewaltige Trümmerhaufen, durch Häuſermaſſen und Wälle verdeckt, und der Wagen raſſelte und dröhnte gewaltig hindurch. Es war wie eine Art Verſtadt, die wir paſſirt hatten, doch konnten wir bei der ungewiſſen Helle nicht genau unterſcheiden, ob wir Ruinen oder bewohnte Häuſer hinter uns ließen; ich glaube das Erſtere, denn

Taragona ist reich daran. Soll es doch in früheren Zeiten eine Million Einwohner gehabt haben, deren Zahl jetzt auf 10,000 zusammengeschmolzen ist.

Es war ein Uhr als wir vor dem Parador de las Diligencias hielten, wo wir eine schlechte Tafel und eine sehr geschwätzige Spanierin fanden, auch mußten wir die in Oel gekochten und reichlich mit Knoblauch gewürzten Speisen theuer genug bezahlen. Im Sommer, wo die Landstraßen trocken und besser sind und der Eilwagen deßhalb schneller zu fahren im Stand ist, werden dem Reisenden in den größern Städten unterwegs öfters längere Rasten gegönnt, um ihn ausruhen zu lassen von der Hitze und dem unerträglichen Staub in dieser Jahreszeit. Jetzt dagegen werden diese Halte bedeutend abgekürzt und höchstens alle zwölf Stunden einmal eine Stunde zum Ausruhen vergönnt; meistens sind aber auch die Dörfer, durch welche man kam, so über alle Beschreibung schmutzig und ärmlich, daß man gern auf ein Verweilen in denselben verzichtet, nur in der Türkei erinnere ich mich, ähnliche Häuser und Ortschaften gesehen zu haben. Die Wohnungen dort wie hier sind aus Lehm aufgeführt, natürlicherweise ohne Glasfenster und zerbrochene hölzerne Laden hängen vor den unregelmäßigen kleinen und großen Oeffnungen, das Innere aber ist fürchterlich; man begnügt sich gern mit dem ersten Blick, wenn man allenfalls in eine dieser Hütten eintritt, um sich eine glühende Kohle für die Cigarre geben zu lassen. Im Allgemeinen ist das Ankommen in einem spanischen Dorf, in kleinern, selbst in größern Städten eine Qual für den Reisenden, denn ist außerhalb derselben der Weg schon sehr schlecht, so ist er zwischen den Häusern fast unfahrbar; sowie man die ersteren erreicht, sinkt der Wagen bis an die Achsen in den Koth, unergründliche Löcher können nur durch die äußerste Geschicklichkeit des Mayoral vermieden werden, oder die mit lautem Geschrei und Peitschenhieben gejagten Maulthiere reißen die Kutsche hindurch, so daß man sich oft mit den Händen festhalten muß, um nicht den Kopf an der Decke zu zerstoßen. Man findet

daß aller Anfang schwer sei und kein Baum auf den ersten Hieb falle, so war sie doch sichtlich über die schlechten Aussichten verdrießlich und behauptete fester als je, ich sei ein junger Taugenichts auf dem der Segen des Herrn nicht ruhe. — Dieser schlechte Erfolg war mir um so verdrießlicher, da ich mich von meinen bisherigen Schulkameraden bereits mit einem gewissen Stolz abgesondert hatte und anfing, sie etwas von oben herab zu behandeln, wie es einem angehenden Geschäftsmanne zukommt, der die Kinderschuhe abgetreten hat. Da lief noch spät ein Brief ein, den meine Großmutter hastig öffnete und mit vieler Zufriedenheit durchlas. Er war von Herrn Reißmehl, dem Inhaber einer mittelgroßen Spezereihandlung, der meine Familie persönlich kannte und ausnehmend annehmbare Bedingungen für mich stellte. Freilich sollte meine Lehrzeit fünf Jahre dauern, aber ich dafür Alles unentgeldlich im Hause haben. Auch versicherte er in seinem Briefe, daß die Lehrlinge bei ihm nur zu den Geschäften des Ladens gebraucht werden, und nicht, wie in so manchen andern Häusern, Dienste zu verrichten haben, die nicht für sie passen.

Ich kannte den Herrn Reißmehl sehr gut und hatte eigentlich diese annehmbaren Bedingungen nicht um ihn verdient. Das Haus, das er bewohnte, lag neben unserem Schulgebäude, und sein Garten stieß an unser Spielplatz. Sie waren durch eine ziemlich hohe Mauer

das übrigens durch ganz Spanien, und der Grund dieſer ſchrecklichen Verwahrloſung in den Straßen der Dörfer und Städte ſoll darin liegen, daß die Behörden der letztern mit der Regierung beſtändig darüber im Streit ſind, wer eigentlich die Verpflichtung habe, dieſe Wege zu unterhalten; einer ſchiebt ſie auf den andern, und da dieſe Meinungsverſchiedenheit nie ausgeglichen wird, ſo bleibt es, wie ſo manches hier, bei dem Alten, Schlechten. Die Bevölkerung der Dörfer, namentlich der kleineren und entlegeneren, paßt übrigens hiezu vortrefflich, und kaum verläßt man den Wagen, ſo wird man umdrängt von zerlumpten elenden Geſtalten, die mit einer bei uns unbekannten Ausdauer ihren Quarto zu erbetteln wiſſen.

Eines der ſchauerlichſten Neſter dieſer Art, ich glaube Perello, erreichten wir Morgens gegen acht Uhr. Hier wurde umgeſpannt, und wir begannen unſere letzte Station gegen den Ebro hin, der ſich ungefähr auf der Hälfte unſeres Weges ins Meer ergießt. Glücklicherweiſe war der Tag klar und heiter angebrochen, und erlaubte uns eine weite Ausſicht über Land und Meer, ſobald wir eine beträchtliche Höhe erſtiegen hatten, zu der eine ſehr gut angelegte Straße hinaufführte. Ein weites eigenthümliches Rundgemälde öffnete ſich hier unſern Blicken: weit vor uns ſahen wir die See, eine große Bucht ins Land herein bildend, welche am Horizont von langgeſtreckten Dünen begränzt war, ſo daß es ausſah, als hätten wir einen ſehr ausgedehnten Binnenſee vor uns. Dort hinab fiel das Land viele Stunden lang in einer ununterbrochenen kahlen und öden Ebene unendlich einförmig, aber großartig in ſeiner Oede, eine Haide von röthlichem und gelblichem Boden mit magern Buxbaumſträuchern bedeckt und Büſcheln der Palmitos, die mit ihren fächerartigen Blättern von dunkelgrüner Farbe auf lange Strecken hin das Land bedecken. Im vollen Trabe rollten wir hinab eine Stunde um die andere, ohne daß wir der Bucht drunten oder dem Thalgrund ſcheinbar auch nur im mindeſten näher gerückt wären. Ich erinnere mich lange nicht eine ſo gewaltige und einförmige Fläche geſehen zu haben. Der Wagen mit unſerem Geſpann mußte darin

wie ein Nichts erſcheinen, und ein einzelner Fußgänger, der aufwärts geſtiegen wäre, hätte ſich unmöglich eines unbehaglichen Gefühls der Hülfloſigkeit und Einſamkeit erwehren können. Endlich nach dreiſtündigem Fahren erkannten wir in den tiefen Streifen im Thal, die wir lange für den Schatten eines Berges oder für eine Schlucht gehalten, Baumreihen und einzelne graue Häuſer, die uns anzeigten, daß wir uns einer bewohnten Gegend, wahrſcheinlich dem Ebro näherten, und ſo war es denn auch. Ein paar Mal noch ging es Berg auf und ab, und dann ſahen wir ihn vor uns liegen den Strom mit dem ſtolzen, wohlklingenden Namen, der ſchon ſo vielfach in Liedern beſungen worden iſt. Auch die Dünen traten deutlicher hervor und zeigten ſich ſo dicht um die Mündung gelagert, daß es ſelbſt einem kleinem Fahrzeuge kaum möglich geweſen wäre, durch ſie hindurch das offene Meer zu gewinnen. Aber der Fluß ſelbſt — unſere Blicke ſchweiften begierig umher, um die Stelle zu finden:

Wo die ſchattigen Caſtanien
Rauſchen an des Ebro Strand.

Du lieber Himmel, wir wären mit einer alten Birke oder mit einem melancholiſchen Tannenbaum zufrieden geweſen! Aber kein Strauchwerk, kein Grashalm wächst an dieſen troſtloſen Sandufern; ſo weit wir die Blicke hinausſandten, ſahen wir nichts als zwei kahle gelbe Streifen Landes, zwiſchen denen ſich ein graues ſchlammiges Waſſer langſam dahinwälzte. Das alſo war der Ebro, auf deſſen klare Fluthen wir uns ſo ſehr gefreut! Daß ſeine Ufer weiter hinauf nicht viel maleriſcher und caſtanienbeſetzter ſeien als hier unten, verſicherte uns bereitwillig ein landeskundiger Spanier auf unſere Bitte. Apollo mag es dem Dichter verzeihen, der einen Reim auf Spanien geſucht, und dafür Caſtanien gefunden hatte, von denen wir keine Spur geſehen.

Gegenüber dem Strom lag die kleine Stadt Amposta, die in ihrer maleriſchen Geſtalt einen ſchwachen Erſatz bot. Die hohen Mauern

ihrer Häuser senkten sich bis zum Wasserspiegel herab, und bildeten eben so unregelmäßige Linien, daß sie von fern wie die ausgezackten Zinnen eines alten halbverfallenen Castells aussahen. Dort sollten wir nach zwölfstündigem Fasten unser Mahl finden und wir hofften auf eine gute Fähre, die den Eilwagen und uns übersetzen würde; aber wir waren ja in Spanien, im schönen Land des Weins und der Gesänge — und der grundlosen Straßen und brückenlosen Flüsse. Eine Fähre war vorhanden, aber sie lag invalid bei Amposta, weßhalb unser Eilwagen diesseits bei einer elenden Holzbaracke anhielt und unsere Koffer und Effekten abgeladen wurden. Hier war das Ufer des Ebro besonders unangenehm, denn man sank bis an die Knöchel in den Sand und Schlamm, durch welchen wir ein paar hundert Schritte abwärts wateten, wo ein altes, gebrechliches Boot lag, um unsere ganze Wagengesellschaft überzusetzen. Wir hatten übrigens von Glück zu sagen, daß der Wasserstand des Stroms heute ziemlich niedrig und er deßhalb zahm und mild war, denn ein Bekannter erzählte uns in Barcelona: er habe bei Regenwetter auf einer Reise hierher zweimal vierundzwanzig Stunden in der obenerwähnten Hütte zubringen müssen. Obgleich unser Boot sehr überladen war und tief ging erreichten wir doch glücklich Amposta, welche Stadt uns armen Reisenden zu sagen schien: wartet nur, ihr habt mich von außen schön gefunden, ich will euch eure Illusionen schon benehmen. Und das that sie redlich — wie eine Heerde Gänse schritten wir fluchend, einer hinter dem andern, bei dem Kothstrom vorbei, den man hier mit einer unglaublichen Kühnheit eine Straße nannte. Da wir, um in den Gasthof zu gelangen, hinüber mußten, so war es ein großes Glück, daß wir einen Ortskundigen fanden, der uns eine Furt zeigte, denn sonst wäre sicherlich noch ein Unglück geschehen. Dem castanienrauschenden Ufer, dem Strome selbst und der Stadt reihten sich Speisesaal und Essen würdig an; ersterer war eine Dachkammer und das zweite war nach einem für unsere Mägen gänzlich unverständlichen Speisezettel hergerichtet; mit Ausnahme eines schwindsüchtigen Huhns, welches in seinen letzten Lebens-

ſtunden ſehr viel Zwiebeln verzehrt zu haben ſchien: iſt es unmöglich anzugeben, was wir eigentlich gegeſſen. Es kam uns vor, wie ein chineſiſches Eſſen, wo kunſtreich zubereitete Rattenſchenkel und Fiſchfloſſen eine Hauptrolle ſpielen ſollen. Obgleich wir uns lange nach einem ächt ſpaniſchen Eſſen geſehnt, waren wir doch hier ſo tief in die Brühe gerathen, daß wir uns unendlich nach einem feſten bekannten Lande ſehnten, welches denn auch am Schluß in Geſtalt von Brod und Schafkäſe erſchien.

Nach einem einſtündigen Aufenthalt ſetzten wir unſere Reiſe auf ſchlimmeren Wegen als bisher fort, es ſchien hier in den letzten Tagen bedeutend geregnet zu haben, wodurch der Weg völlig aufgeweicht war und die Räder fußtiefe Gleiſe einſchnitten. Dies hielt aber Mayoral und Zagal nicht ab, die Maulthiere aufs Aeußerſte anzutreiben: namentlich wo der Weg ſich ſenkte, rasten ſie wie toll hinab, um mit dem nachrollenden ſchweren Wagen die Anhöhe drüben im vollen Galopp hinauffahren zu können. Die Gegend hatte hier einen fruchtbareren und freundlicheren Charakter, als jenſeits des Ebro; man ſah vortrefflich angebaute Felder, hie und da kleine Dörfer mit maleriſchen Kirchthürmen und oft einzelne hübſche Landhäuſer, über welche meiſtens eine hohe ſchlanke Palme ſchützend ihre Zweige ausſtreckte, die Früchte derſelben hingen unter der Krone in hellgelben Büſcheln und hie und da beſchäftigte man ſich, um ſie herunterzunehmen, was mittelſt einer langen Stange geſchah. Bald kam der Abend, die Gegend verſchleierte ſich langſam und allmählig und ich mußte mich darauf beſchränken, unſere Zugthiere und Mayoral zu beobachten, was mir anfänglich im Schein unſerer Wagenlaternen einige Unterhaltung verſchaffte, bald aber wurde das Licht derſelben ſchwächer und zuckte nur noch hie und da auf, bis es endlich ganz erloſch; worauf wir in der tiefſten Dunkelheit dahinrollten, die nur zuweilen unterbrochen wurde von den Funken, welche die Hufeiſen unſerer Thiere aus den Steinen ſchlugen, oder wenn ſich die Außenpaſſagiere eine Papiercigarre anzündeten, was übrigens häufig genug geſchah.

Gegen zehn Uhr erreichten wir die Station, ein einzelſtehendes Haus, wo eine ziemlich ſteil abgehende und deßhalb einigermaßen verrufene Schlucht beginnt. An ein Wiederanzünden unſerer Laternen dachte man natürlicherweiſe nicht, und ſo galoppirte unſer Geſpann in die Finſterniß hinein. Der Wagen rollte, trotz ſeiner zwei Hemmſchuhe mit der größten Geſchwindigkeit abwärts. Wie unſer Weg eigentlich ging, konnte ich nicht unterſcheiden, daß er aber ziemlich gefährlich war, ſah ich an ſeinen vielen raſchen Wendungen, ſowie an ſchwarzen Schatten neben mir, welche tiefe Schluchten anzeigten, auch an der ſenkrechten Felſenwand, die wir oft ſo nah an der linken Seite hatten, daß man ſie faſt mit der Hand erreichen konnte; zuweilen bei Biegungen der Straße ſtreifte der Wagen daran und dann wurde ſein Hintergeſtell unſanft auf die Seite geworfen. Faſt eine Stunde jagten wir ſo abwärts, dann ging es wieder bergauf; es wurde etwas heller und wir erreichten eine Stelle, wo der Weg auf einer ſenkrechten Felſenwand ſo dicht längs dem Meer hinführte, daß man, dem Anſchein nach ohne große Mühe, von dem Wagenfenſter aus etwas in die Fluth hätte werfen können; getrennt waren wir von ihr nur durch die Ruinen einer niedrigen Mauer, die voll Löcher und Riſſe war, durch welche man das nun erhellte Waſſer ſehen konnte, indem der Mond ſoeben am Horizont emporſtieg. Wie ich ſo an dem Wagenfenſter lehnte und auf die glänzende See ſchaute, dachte ich an ein furchtbares Unglück, welches vor einigen Jahren hier geſchehen und noch ſo unvergeſſen in der Erinnerung der Poſtillone iſt, daß ſie beim Umſpannen die Einzelnheiten dem Reiſenden gerne erzählen.

Eines Abends nämlich hatte die von Amposta kommende Diligence umgeſpannt und war mit ihren 18 Paſſagieren, worunter eine deutſche Familie mit ein paar Damen und Kindern, die oben erwähnte Schlucht hinabgefahren; ein heftiges Gewitter mit ſtarken Regengüſſen entlud ſich gleich darauf über der Gegend, ohne gerade beſondere Beſorgniß einzuflößen; einer der Stallleute, die bei jeder Station eine Strecke Wegs neben dem Wagen herlaufen, um die Maulthiere anzutreiben,

hatte die Diligence beim Leuchten der Blitze noch tief in der Schlucht fahren sehen, worauf sie in der dunkeln Nacht verschwand — um nie wieder zum Vorschein zu kommen. Wo sie mit ihren 18 unglücklichen Passagieren, Mayoral, Zagal, Delantero und Gespann eigentlich verunglückt ist, weiß heute noch Niemand; man glaubt ein plötzlich angeschwollenes sonst stilles Bergwasser habe sie mit allem in das Meer hineingespült, oder vielleicht auch sind auf dem Wege hoch über der See, von dem ich soeben sprach, die Thiere am Wagen durch das Gewitter scheu geworden und haben die Diligence mit sich hinab in die Tiefe gerissen, kurz man hat nie mehr eine Spur von ihr gesehen.

Glücklicherweise passirten wir diese Stelle ohne den geringsten Unfall, wie z. B. das häufig vorkommende Stürzen eines der Thiere, was aber auch hier von schrecklichen Folgen hätte sein müssen, und erreichten um Mitternacht Castellon, wo wir abermals abgefüttert wurden und zwar auf eine so vortreffliche Art, daß wir das unverständliche Essen von Amposta gern darüber vergaßen.

In der nächstfolgenden Station hatten wir übrigens noch einen kleinen Unfall von so außerordentlicher Art, daß ich denselben nicht unerwähnt lassen kann. Es war vor dem Posthaus, und die Straße viermal so breit als gewöhnlich, eher ein kleiner Platz, aber von so unergründlichem Schmutz, daß der Wagen bis an die Achsen einsank und beim Ankommen nur im Schritt von den müden Thieren vor das Gebäude geschleppt werden konnte. Beim Abfahren wurde das gewöhnliche Manöver wiederholt und die Pferde — wir hatten schon seit Castellona keine Maulthiere mehr — durch Peitschenhiebe und Geschrei so angefeuert, daß sie den schweren Wagen im Galopp durch den Schmutz davonzogen. Plötzlich aber hielten wir mit einem tüchtigen Ruck, vier der mittleren Pferde waren gestürzt, die vordern vier aber hatten mit Beihülfe der Stangenpferde die Diligence über die gestürzten hinweggerissen, die nun, uns allen völlig unbegreiflich, unter unserem eigenen Wagen lagen. An ein Aussteigen war nicht zu denken, denn man wäre bis an die Kniee eingesunken; glücklicherweise

kam man uns vom Pestbaus zu Hülfe, aber es dauerte eine gute Zeit, ehe die Verwirrung unseres Gespanns gelöst war, man mußte die Geschirre aufschnallen und die gestürzten Thiere an Kopf und Schweif unter dem Wagen hervorziehen. Wäre in diesem Augenblick etwas komisch zu nennen gewesen, so hätte es die Stellung unseres Stangenhandpferdes sein müssen, denn dieses saß wie ein Hund auf den Hinterbeinen, und zwar auf dem Hals eines der andern gestürzten Thiere. Ich bin fest überzeugt, daß von den des Rosselenkens kundigen Lesern mancher ungläubig den Kopf schütteln wird, doch bin ich im Stand, jedem Zweifel die besten Zeugnisse für meine Worte zu verschaffen.

Als es endlich wieder Tag wurde — wir waren anhaltend abwärts gefahren — sahen wir abermals das Meer zu unserer Linken, und hatten den Anfang der Huerta erreicht, jenes baum- und wasserreiche Gartenland, in dem Valencia liegt. Die Felder waren hier schön und regelmäßig angebaut, mit neu aufkeimendem Grün bedeckt, oder mit Gemüsepflanzen, die noch auf die Ernte warteten. Ueber die, freilich kahlen und knorrigen Schosse der Reben breiteten mächtige Korkeichen und Johannisbrodbäume ihre immergrünen Blätter aus, Palmen standen bald einzeln, bald in Gruppen bei einander, und aus dem dunkeln Laube der Orangenbäume schimmerten freundlich die goldenen Früchte hervor. Die Huerta war so liebenswürdig, sich uns in recht schönem Lichte zu zeigen, das sie freilich von der eben aufsteigenden Sonne entlehnte, aber mit heiter lachendem Gesicht empfieng. Bei Murviedro, dem alten römischen Sagunt, spannten wir glücklicherweise um, und hatten deßhalb Zeit, das mächtige Castell, hoch über dem Ort gelegen, welches mit seinen Mauern, Thürmen und gewaltigen Gebäuden in großer Ausdehnung dem Laufe des Hügels folgt, zu bewundern. Es war von der Sonne so schön angestrahlt, und glänzte in den lebendigsten rothen und gelben Farben, die sich um so frischer hervorheben, als der Berg unterhalb mit einem Kranze von grünen Bäumen und Sträuchern eingefaßt war. Beim Weiterfahren

zeigte sich die Huerta wohl in gleicher, aber doch in mannichfaltig wechselnder Gestalt; einzelne Häuser und kleine Dörfer erschienen zahlreicher, und das künstliche Bewässerungssystem dieser Ebene, das noch aus der Araberzeit herstammt, kommt immer deutlicher und vortrefflich unterhalten hervor. Die Felder sind mit zahlreichen Wassergräben durchschnitten, die an der Straße, von wo sich der Strom ergießt, sorgfältig mit rothen Ziegeln eingefaßt sind; kleine Brunnen von malerischer Gestalt sieht man auf allen Seiten; ein Pferd treibt das horizontale Rad, welches das Paternosterwerk bewegt — eine vertikale, mit Zähnen versehene Scheibe, über welche an Seilen irdene Krüge laufen, die das Wasser unten schöpfen und oben in einer Rinne ausgießen. Mir waren diese Brunnen alte, liebe Bekannte aus Syrien und Aegypten, wo ich an ihnen manchen guten Trunk gethan, überhaupt trat mir der Orient in der Nähe von Valencia auf der belebten Landstraße wieder klar vor Augen. Die Tracht der Männer mit ihren weiten Hosen, ein Stück Zeug um den Leib geschlungen, Sandalen an den Füßen, und das bunte Taschentuch auf dem Kopf, nach Art eines Turbans umgewunden, erinnerte mich nicht minder lebhaft daran als die Tracht mancher Weiber: ein einfaches blaues Gewand, den Kopf nach Art der Araberinnen bedeckt, den irdenen Krug auf der Schulter. Nach kurzer Zeit reihten sich die bisher einzeln stehenden Häuser immer dichter zusammen; der fluchende Mayoral mußte wegen der vielen Wagen, Karren und Packthiere, alle mit Gemüse oder sonstigen Lebensmitteln beladen, langsam fahren — noch eine Viertelstunde und wir hatten Valencia erreicht, wo wir vor dem Posthof anhielten, Wagen und Pferde im grauen Straßenschlammüberzuge, wir selbst aber nach achtundvierzigstündiger Fahrt ziemlich müd und abgespannt.

Zehntes Kapitel.

Valencia.

Kaltes Wetter. Ein Bad. Schmutzige Straßen. Charakter der Stadt und ihrer Bewohner. l'Audiencia. Die Alameda. Erinnerungen an den Cid. El Miguelete. Blick in die Huerta. Die arabische Bewässerung. Cort de la Seo. Die Kathedrale. Duenna und Escuedro. Die Glorieta. Ein freundlicher Landsmann. Der Weihnachtsmarkt. Musik und Gesang. Eine tolle Braut. Der Graf. Landhäuser in der Huerta. Ein unschuldiger Raub. Feier des Weihnachtsabends. Erinnerungen an die Heimath.

Auf dem Platze del Arzobispo in der Nähe der Kathedrale von Valencia liegt die Fonda del Cid, von außen ein ziemlich unscheinbares Haus, in welchem wir aber ein paar ordentliche Zimmer erhielten, freilich mit spanischem Meublement: Binsenmatte, Rohrsessel und Sopha; dazu schlecht geschlossene Balkonthüren und gänzlicher Mangel an jedem Feuerungsmittel. Man soll das freilich in einem südlichen Lande wie Spanien nicht verlangen, aber es gibt doch Augenblicke, namentlich am Abende, wo man sich selbst in Valencia nach einem Kamine oder Brassero sehnt. Es war ein paar Tage vor Weihnachten, hatte tüchtig geregnet, und nun spannte sich über die alte Stadt ein wolkenloser tiefblauer Himmel aus, keine Hitze herabsendend, wohl aber einen so eisigen Hauch spendend, daß in den Zimmern einigemale nach Sonnenuntergang eine tüchtige Bewegung in Paletot und Handschuhen nothwendig war, um sich zu erwärmen. Zu Hause hätten wir eine solche Temperatur unbedingt sehr kalt genannt, hier aber in Spanien, vor uns Palmbäume und Orangen, wäre es unverzeihlich gewesen, dergleichen auch nur zu denken.

Als wir in der Fonda del Cid angekommen waren, nach zweimal vierundzwanzigstündigem Fahren, ließen wir uns vom Lohnbedienten überreden, ein warmes Bad zu nehmen, welches man, wie das am Thor mit großen Buchstaben angekündigt war, im Hause selbst haben konnte. Jeden Reisenden will ich aber feierlich verwarnt haben, falls er je im

Winter nach Spanien kommt, dieſen Badgelüſten nachzugehen; die Bäder befinden ſich tief unten im Hauſe, allerdings recht angenehm gewärmtes Waſſer in marmornen Wannen, aber in einem eiskalten Gewölbe mit unverſchloſſenen Fenſteröffnungen, ſo daß man ſich nach dem Bade wahrhaft zähnklappernd in ſein Leintuch wickeln mußte. Wir trugen auch Alle ein kleines Unwohlſein davon, welches übrigens unſer Däne und Horſchelt, der eine durch Morriſonſche Pillen der Andere durch heißen Punſch vertrieb.

Nach dem Bade kleideten wir uns an, um einen Streifzug durch Valencia zu thun. In der vortrefflichen Reiſebeſchreibung eines lieben Freundes las ich einſtens mit großer Befriedigung, daß die ſchmalen Straßen, obgleich meiſtens ungepflaſtert, in dem beſten Zuſtande ſeien, da ſie weder durch den Regen, noch durch ſchweres Fuhrwerk viel zu leiden hätten; das mag allerdings für den Sommer paſſen, für warmes und trockenes Wetter; heute aber — es hatte, wie ſchon bemerkt, mehrere Tage geregnet — waren dieſe ungepflaſterten Straßen zu Fuße nicht zu paſſiren, ohne bis über die Knöchel in den Koth zu gerathen, dazu ſind die gepflaſterten Trottoirs auf beiden Seiten kaum zwei Fuß breit, und da die Valencianer beiderlei Geſchlechts außerordentlich zahlreich vor ihren Häuſern zu ſehen ſind, ſo kamen wir zuweilen an Défilés, wo man lange Zeit warten mußte, bis Einer nach dem Andern über eine ſchmale trockene Stelle gelangt war.

Dabei iſt die Stadt ein wahres Labyrinth, und man findet keine Straße, die auch nur wenige Fuß gerade ausliefe, ſie bilden ewige Schlangenlinien, bald nach rechts, bald nach links, und da die Häuſer mehr oder weniger einander gleichſehen, auch die meiſten Straßen ſo enge ſind, daß man nirgendwohin einen Ueberblick hat, um ſich vielleicht nach einem benachbarten Thurm richten zu können, ſo iſt es ſehr ſchwer, Valencia ohne Führer zu durchwandern, wenn man nämlich den Zweck hat, irgend ein beſtimmtes Gebäude zu erreichen. Beim Flaniren dagegen treibt man mit der Strömung, und wenn man auch

geschieden, was uns jedoch so wenig als die Ermahnungen des Lehrers davon abhalten konnte, dem alten Nachbar allen möglichen Schabernak zu spielen. Sah man aber seine Figur an, so konnte man es uns jungen Leuten nicht verübeln, wenn das Ergötzen, das uns dieselbe verursachte, manchmal ausartete und uns zu allerlei abgeschmackten Späßen antrieb.

Unsere Schule fing im Sommer um sieben Uhr an; wir fanden uns aber gewöhnlich schon eine halbe Stunde früher ein und erwarteten die Erscheinung unseres Nachbars, der regelmäßig eine Viertelstunde vor sieben Uhr in seinen Garten trat, um nachzusehen, wie viel seine Pflanzen und Gemüse über Nacht gewachsen war. Er war dann bereits im vollen Staat und seine kleine, magere Figur auf's Seltsamste geschmückt. Sein spitziges Gesicht war von einer braunen fuchsigen Perrücke gekrönt, auf welche er den kleinen runden Hut so stark vorneüber gesetzt trug, daß die obere Kante desselben genau mit den Spitzen seiner Schuhe korrespondirte. Sein übriger Körper stack in einem braunen Rock, einer dito Weste und schwarzen kurzen Beinkleidern mit weißen Strümpfen.

Kaum war er in den Garten getreten, so ging er mit ruhigen, gleichmäßigen Schritten auf eine alte Sonnenuhr los, die in einem Winkel desselben stand, und zerrte mit einigen gewaltigen Zügen an der stählernen

an ein unbekanntes Geſtade geworfen wird, gibt es doch Mittel den Heimweg zu finden.

Die Straßen Valencias haben einen ganz entgegengeſetzten Charakter zu denen von Barcelona, dort breit gepflaſtert, mit hohen ſteinernen Häuſern beſetzt, alle Fenſter mit Balkonen verſehen, welche anzeigen, daß die Bewohner und mehr noch die Bewohnerinnen ſich gerne auswärts umſehen oder ſich von den draußen Wandelnden ſehen laſſen, hier dagegen enge Gaſſen aus unanſehnlichen Häuſern beſtehend, die ſehr häufig aus geſtampftem Lehm gebaut ſind, und mit dürftigen Fenſtern verſehen, ſehr wenig verſprechen. Vergeſſen wir aber nicht, daß wir uns dem Süden Spaniens genähert, und uns in einer Stadt befinden, die lange von den Mauren behauptet wurde und dieſen Eroberern viel von ihren Einrichtungen verdankt, die eben durch dieſes unſcheinbare Aeußere der Häuſer ſich als vollkommen orientaliſch darſtellt. Hier, wie in den großen Städten des Orients, z. B. Damaskus, hat man auf breite Straßen verzichtet, um dafür größeren Raum für das häusliche Leben zu erhalten, darauf hält der Südländer viel, und wenn wir bei dieſem oder jenem unſcheinbaren Thore ſtehen bleiben und in das Innere blicken, ſo bemerken wir einen geräumigen Hof mit murmelndem Waſſer, üppigem Pflanzenwuchſe, mit Lauben, zierlichen Bogengängen und kleinen, reizenden Gärten.

Auch in dem Straßenleben treten uns die Anklänge an die Maurenzeit wohl nirgends ſo deutlich entgegen als hier. Die Landleute der Huerta könnten mit einer kleinen Zuthat ſo vollkommen orientaliſch gemacht werden, daß ſie ohne Aufſehen zu erregen in jeder Stadt Syriens umherwandeln könnten. Das charakteriſtiſche Stück der valencianiſchen Tracht ſind die ſogenannten Zaraguelles, ſehr weite Beinkleider von weißer Leinwand, die in vielen Falten bis an die Kniee reichen und faſt ausſehen als trügen die Leute gar keine Beinkleider, ſondern nur ein Hemd. Die Waden bis über die Knöchel und unter die Knie ſind mit einer Art blauer Strümpfe bedeckt, die Kniee nackt, an den Füßen Sandalen. Um den Leib einen blauen oder rothen Gurt

(Faja). Dazu eine kurze blaue oder grüne Jacke mit Schnüren. Eine weiße oder bunte Weſte mit Troddelknöpfen; bloße Bruſt und Hals — um den Kopf turbanartig ein buntes Tuch — oft zugleich ein Hut mit breitem Rand und hohem Kegel. Dazu kommt bei den Reichen eine braune oder blaue Capa, bei den Aermeren eine weiße mit bunten Streifen und Rändern durchwirkte wollene Decke, nach Bedürfniß, aber immer maleriſch umgeſchlagen oder auf der linken Schulter hängend. Namentlich dieſer letztere Theil des Anzuges, der mit dem Burnus ſo außerordentlich viel Aehnlichkeit hat, gibt dem ganzen einen orientaliſchen Anſtrich; ſelbſt die Schirrung der Pferde und Maulthiere, unter denen man ausgezeichnet ſchöne Thiere ſieht, erinnern mit ihrem vielen rothen Quaſtenwerk, mit ihren Meſſingzierrathen, von langen farbigen Troddeln, eigen geformten Sätteln und Steigbügeln an die Wüſten Arabiens und ihre Bewohner. Die Tartana, die in Valencia für Vornehm und Gering das einzige Beförderungsmittel bildet, welche wie die Drotſchken bei uns in der Stadt ſelbſt benützt werden, und ebenſo zu Ausflügen auf das Land, könnte man vielleicht von dem türkiſchen Arrabat ableiten, dem faſt ähnlichen Fuhrwerke, wie es heute noch in Konſtantinopel gebräuchlich iſt. Dort ſind dieſe Wagen freilich mit Ochſen beſpannt und ſind oft reich geſchnitzt und mit Vergoldungen überladen und werden meiſtens von einem Neger, der zu Fuß geht, begleitet, während die ſpaniſche Tartane den Anforderungen unſerer Zeit gemäß von außen glänzend, aber einfach lakirt iſt, oben mit Wachstuch oder Leder überzogen, im Innern eine Einrichtung hat wie ein deutſcher Omnibus und von einem Kutſcher regiert wird, der auf einem kleinen Polſter gewöhnlich auf dem rechten Gabelbaume ſitzt. Man begegnet dieſen Tartanen hier auf Schritt und Tritt, und bei den engen Straßen geniren ſie die Fußgänger gewaltig. Wie eben bemerkt, macht man in ihnen ſeine Beſuche, fährt ins Theater oder ſieht ſie in langen Reihen bei den nachmittäglichen Spazierfahrten auf der Alameda.

Es iſt eigenthümlich, daß Valencia von zwei ganz verſchiedenen

Menſchenraſſen bewohnt zu ſein ſcheint. Die eine, welche namentlich in der untern Volksklaſſe und den Bewohnern der Huerta ſtark vertreten iſt, hat ſchwarzes Haar, enggeſchlitzte blitzende Augen, dunkle Geſichtsfarbe, und zeigt in ihrer Phyſiognomie etwas Trotziges, ja Wildes; die andere — namentlich die Handwerker und Kaufleute — haben einen weichen, faſt ſchlaffen Geſichtsausdruck, weiße Haut und blonde Haare.

Das Gewühl auf den Straßen, namentlich auf dem großen Marktplatze von Valencia wird belebt und maleriſch durch die faſt orientaliſche Tracht der Landleute aus der nächſten Umgebung von Valencia, und durch die ganz verſchiedene, ächt ſpaniſche mit runder Jacke und ſpitzem Hut der Maulthiertreiber, die von weiter her kommen, oder der Bauern, die von den Gebirgen bei Cuenca niederſteigen. Was die weibliche Bevölkerung von Valencia anbelangt, ſo findet man wenig ſchöne Geſichter; auch die Figuren der hieſigen Damen zeigen noch nicht jene Grazie und Leichtigkeit, welche man den Andaluſierinnen nachrühmt. Die ſchwarze Mantille iſt faſt wie die in Barcelona, nur hängt der Schleier hinten vom Haarkamm herab und zeigt Taille und Kopf faſt unverhüllt. Letzterer iſt hier in Spanien intereſſant, der häufigen blonden Haare wegen und des blendend weißen Teints, den man ſonſt in keiner ſpaniſchen Stadt ſieht.

Ueber die Eigenſchaften der Bewohner von Valencia hört man von ihren übrigen Landsleuten nicht viel Gutes reden, die Männer werden als hinterliſtig, feig und blutdürſtig bezeichnet, und was die letztere Eigenſchaft anbelangt, ſo thut man ihnen darin nicht unrecht, wenn es wahr iſt, daß in den Straßen von Valencia jährlich an fünfzig Meuchelmorde verübt werden. Natürlich ſchieben die Stadtbewohner die Schuld davon auf ihre Landsleute aus der Huerta, die ſie als ein wildes und trotziges Volk ſchildern, vor dem man ſich in jeder Hinſicht in Acht nehmen müſſe. Daß eine vielhundertjährige Feindſchaft zwiſchen Stadt und Land beſteht, iſt nicht zu läugnen, und das Mißtrauen der erſteren geht ſo weit, daß man, ſo oft in Valencia

Feuer ausbrach, eilig sämmtliche Stadtthore schloß, um die Bauern abzuhalten, von denen man vielleicht nicht mit Unrecht befürchtete, daß sie die entstandene Verwirrung zum Morden und zu allgemeiner Plünderei benützen könnten.

Valencia ist arm an ausgezeichneten Bauwerken; nur hie und da bemerkt man ein prachtvolles Gebäude, in Stein aufgeführt, einen Palast, aus früherer Zeit herstammend, der sich, alt und schwarz geworden, zwischen den neueren Gebäuden zu verkriechen scheint. Blickt man in den öden Hof, so entdeckt man prachtvolle, breite Steintreppen, auf denen unsere Schritte unheimlich wiederhallen, und oben angekommen, eröffnen sich vor unserem Blicke weite, stille Corridore und Zimmer, mit reich geschnitzter Holzarbeit. Der prächtigste Palast dieser Art ist die Casa consistorial oder l'Audienzia, wo sich die Portraits der Könige von Spanien befinden, so wie im Saale der Cortes bemerkenswerthe Fresken von Zarinena, die von den herrlichsten Holzarbeiten an Wänden und Plafond eingerahmt sind. Im untern Stockwerke ist das Sekretariat des Gouvernements, wo sich eine ausgezeichnete Holzdecke befindet, in dunklem Eichenholz geschnitzt und reich vergoldet. Die Plattform hoch oben auf diesem Palast mit einer schönen Balustrade umgeben, gewährt einen reizenden Ueberblick über die Stadt.

Der große Marktplatz, auf dem den ganzen Tag ein reges Leben herrscht, und wo sich Käufer und Verkäufer um kolossale Haufen von Gemüse und Früchte aller Art drängen (unter Anderem sah ich hier wahrhaft riesenhafte Zwiebel), ist mit alten, nicht uninteressanten Gebäuden umgeben, unter denen sich die Lonja oder Seidenhalle besonders auszeichnet; der ganze untere Raum des Gebäudes ist hohl, mit Kreuzgewölben überdeckt, die von sehr schlanken, spiralförmig gewundenen Säulen getragen werden. Die Sorgfalt, mit der im Innern und Aeußern die Gliederungen aller Thür- und Fensteröffnungen behandelt sind, machen diesen Bau zu einem der interessantesten der spätgothischen Zeit. Der kleine Hof von beiden im rechten Winkel zusam-

menstoßenden Flügeln des Hauses gebildet, liegt nach rückwärts an zwei seiner Seiten frei, als erhabene Terrasse mit fließendem Wasser und Orangenbüschen, und erhöht den eigenthümlichen Reiz dieses seltsamen Bauwerks.

Da uns der klare Himmel gleich den ersten Tag unserer Ankunft einen herrlichen Abend versprach, so beschlossen wir einen Spaziergang nach der berühmten Alameda hinaus. Wir verließen die Stadt durch das Thor el Sarranos, das mit seinen ungeheuern Mauern und gut erhaltenen Zinnen so trotzig dastebt, als sei es gestern beendigt worden; leider ist es aber auch nicht so alt, als wir es wohl wünschten, denn unsere Phantasie hätte gern seine Plattform mit den Gestalten des Campeador und seiner Familie belebt, die er ja auch auf einen der Thürme Valencias führte, als er ihnen das draußen lagernde zahllose Maurenheer zeigte.

Allda sahen sie zum weiten
Meer hinaus die Mauren kommen,
Sah'n mit großer Eil' und Sorgfalt
Sie aufschlagen ihre Zelte,
Unter Kriegsgeschrei und Trommeln,
Kriegsgeschrei und Paukenhall.

Großer Schrecken faßt die Mutter,
Wie die Töchter: denn sie hatten
Solche Heere nie zu Felde,
Nie auf Einem Platz geseh'n.
„Fürchtet nichts, ihr Lieben alle,"
Sprach der Cid, „so lang ich lebe
Nah' euch keine Sorg' und Angst."

Vom unsterblichen Cid, der Valencia so lange und kühn vertheidigte, und nach seinem Tode noch durch seinen bloßen Anblick di

Mauren in die Flucht schlug, ist aber leider nicht viel mehr hier vorhanden; nur sein Schwert zeigt man noch, ob ächt, ob falsch, ist die Frage; sowie einen Thurm, la puerta del Cid, durch welchen der Campeador seinen Einzug in die Stadt hielt. Valencia war aber damals kleiner, und so steht dieser Thurm jetzt ziemlich weit entfernt von den heutigen Mauern, am Hause der Tempelherren; die Araber haben ihn erbaut, und nannten ihn Alebufat. Von seinen Zinnen glänzte zuerst das christliche Kreuz von Valencia.

Uebrigens gibt es wohl keine Stadt, deren mittelalterliche Mauern und Thürme ringsum so vollkommen wohl erhalten sind, wie die von Valencia. Sie wurden von Peter dem Vierten um's Jahr 1350 erbaut, und weisen mit ihren Eckthürmen, ihren aus- und einspringenden Winkeln, Wallgängen und Zinnen so vollkommen in eine andere Zeit zurück, daß wir uns gar nicht wundern dürften, wenn uns dort an der Ecke ein Reiterzug begegnen würde, von Kopf bis zu Fuß geharnischt, mit flatternden Fahnen, wehenden Mänteln und Helmbüschen. Aber es ist sehr still vor den Mauern von Valencia, und erst wenn wir uns dem Guadalaviar, heutzutage gewöhnlich Turia genannt, nähern, an dessen Ufern die Alameda liegt, lenken wir wieder in den Menschenstrom ein, der aus den Thoren dorthin oder nach der Huerta hinausdringt.

Die Alameda von Valencia ist eine der schönsten Spaniens, und namentlich durch ihre Umgebung für uns, die wir eine solche nicht gewöhnt sind, sehr interessant. Zwischen mehrfachen Baumreihen hat sie zwei breite Fahrstraßen und viele mit großer Sorge unterhaltene Fußwege. Auf der einen Seite haben wir den Fluß, der freilich sehr stattliche Uferbauten hat, aber so wenig Wasser, daß man den größten Theil des Jahres kaum ein paar Hemden darin waschen kann; auf der andern Seite zieht sich eine Reihe schöner Gärten mit reizenden Landhäusern hin, und fesseln unsere Aufmerksamkeit durch massenhafte Orangen- und Citronenbäume und Büsche, deren tiefdunkles Laub von anderen, für uns eben so seltenen Pflanzen, schattirt wird, und die

überragt sind von hohen schlanken Palmen. Senden wir die Blicke rechts über den Fluß hinüber, so zeichnet sich scharf auf dem tiefblauen Abendhimmel die charaktervolle Silhouette von Valencia vor uns ab. Dabei konnte ich mich einer Idee nicht erwehren, die mir schon oft auf Reisen gekommen. Wie oft war es mir beim Betrachten einer seltsamen Bergform, einer malerischen Landschaft, einer eigenthümlichen Stadt, als habe ich das schon einmal gesehen, wenn ich auch vorher nie auf dem Punkte gewesen, ja wie hier bei Valencia nie eine Abbildung davon gesehen. Ich erinnerte mich deutlich des einzelnen Weges, auf dem ich schon gegangen, eines Hauses, zu dessen Fenster ich schon hinausgeschaut, was mir immer unerklärlich war, und auf's Neue unbegreiflich, hier beim Anblick von Valencia.

Am andern Morgen war unser erster Gang zur Kathedrale, die nur durch den erzbischöflichen Platz von unserem Gasthofe getrennt lag. Die vielen zahlreichen Bettler, die uns hier hartnäckig verfolgten, sind eine Erbschaft, welche die aufgehobenen Klöster der Stadt hinterlassen haben; namentlich in der Nähe der Kirchen, vor Allem aber hier bei der Kathedrale muß man ein wahres Defilé von ausgestreckten Händen passiren, bis man zur Thüre gelangt. Wie jeder Bettler seinen bestimmten Platz hat, der von den andern respektirt wird, so hat er auch seine gewissen Geber oder seine Kundschaft, die ihn vor allen Andern berücksichtigen. Sogar bei uns fremden Reisenden trat nach wenigen Tagen der gleiche Fall ein, und ich ging nie bei einer gewissen alten Frau vorüber, die neben einem Pfeiler gekauert da saß, ohne ihr etwas zu geben. Sie hatte zwei kleine Kinder bei sich, aus deren schönen Gesichtern mich so frische, treuherzige Augen anlachten, daß ich nie vorbei konnte, ohne stehen zu bleiben.

Die Kathedrale, ein Conglomerat von An- und Umbauten um den alten Kern, im lateinischen Kreuz gebaut, über dessen Durchdringung sich eine großartige achteckige Kuppel erhebt, hat drei Haupteingänge, wovon der westliche, neben dem Hauptthurm „Miguelete" angebrachte, weit gegen den Kunstwerth der beiden andern altgothischen

in den Kreuzgiebeln befindlichen zurücksteht, obwohl sie von schwerfälligen Formen sind, er ist ein entsetzlicher Wust von verdrehten Säulen, ausgerenkten Gesimsen und Zierrathen; eine der üppigsten Blüthen der Zopfzeit.

Das noch von der Kirche aus der guten gothischen Zeit übrig gebliebene ragt im Aeußern, ich möchte sagen siegreich hervor über das aus allen Zeiten herrührende Angefügte, doch ist diese Mischung verschiedener Style nicht uninteressant, und eines der allerreichsten Bilder gewährt die Kirche von der Plaza mayor gesehen, wo die beiden Thürme, das nördliche Portal, der zierliche Arkadenumbau der Abside aus der Zeit der guten Renaissance im Anschluß an die hoch über die Straße weggesprengte Brücke, die nach der Kapelle de los desemparados hinüberführt, eine nach Maßen, Silhouette und Verkürzung der Linien so herrliche reiche Gruppe geben, daß man einen Decor der großen Oper von Paris zu sehen glaubt.

Das Aeußere der Kuppel des Kreuzes, hoch emporgehoben von einem achteckigen von herrlichen gothischen Fenstern durchbrochenen Untertheil, hat ganz die ähnliche Anordnung wie der Obertheil des Miguelete, der die große und kenommirte Glocke, die Vela, trägt, über der obersten Terrasse des Thurmes aber erhebt sich noch einmal eine massive, isolirte, mit Bogenöffnungen versehene Wand zu noch weiteren Glocken, und zeichnet sich der Umriß dieses Thurms sehr malerisch auf der Luft ab.

Ihn erstieg der Cid nach der Einnahme von Valencia, um sich in seinem neuen Besitzthum umzuschauen, und Don Rodrigo hatte Recht, denn man hat von hier oben einen entzückenden Anblick auf die Stadt und die Huerta. Diese liegt rings um uns her, von einem Halbkreise niedriger, aber felsiger Gebirge eingeschlossen, dessen eines Ende nördlich von Valencia von den Thürmen des Castells von Murviedro, den Ruinen des alten Sagunts, gekrönt, das andere unter dem Namen der Sierra de Santa Ana südlich von Valencia ans

Meer ſtößt, ſo daß die Küſte als Sehne dieſes Halbkreiſes erſcheint, in deren Mitte die Stadt Valencia liegt, etwa ſechs Leguas von jedem Ende entfernt. Dieſer Raum iſt faſt ganz flach, und nur im äußerſten Hintergrunde nach Weſten ſenkt ſich das Gebirge, dem Laufe des Jucar und des Guadalaviar folgend, allmälig in die Ebene herab, welche jener an ihrem ſüdlichſten Rande beſpült, während dieſer ſie ungefähr in der Mitte quer durchſtrömt.

Als Hauptmittelpunkt des Anbaues dieſes Halbkreiſes erſcheint nun Valencia ſelbſt mit ſeinen mittelalterlichen Mauern und Thoren und zahlreichen Kirchen, Klöſtern und Hoſpitälern; um die Stadt her liegen in mehreren Halbkreiſen und in verſchiedener Entfernung eine Anzahl ſtattlicher Dörfer mit hohen Kirchthürmen wie Quarta, Manises, Ruzafa, Chirirella, Torrenta, Benituſer, Benache ꝛc.; dann weiterhin am nördlichen Rande des Halbkreiſes Puzol, im ſüdlichen Alcira und im weſtlichen Hintergrunde die alte Stadt Liria. Jedes dieſer Dörfer aber bildet gleichſam nur den dichteren Kern einer Unzahl von kleineren Hütten, die reinlich und ſchneeweiß aus den kleinen, ſaftiggrünen, mit blaßgrünen ſtachligen Aloën eingefaßten Gärten hervorſchimmern. Hie und da erhebt ſich ein einzeln liegendes größeres Landhaus oder ein Kloſter über dieſe Hütten oder ein Büſchel Palmen, eine Reihe hoher, dunkler Cypreſſen über das gleichförmige, gleichhohe Grün der Ebene.

Aus dem Geſagten geht ſchon hervor, daß dieß Alles kein eigentlich maleriſches Ganzes bilden kann, und das um ſo weniger, da es dem Bild ganz an Waſſer fehlt. Das Meer nimmt zwar die ganze öſtliche Hälfte des Geſichtskreiſes ein, aber es iſt durch den geraden Strich einer ſandigen Küſte begränzt und trägt nicht zur Belebung der andern Hälfte bei; dieſer aber, obgleich ein bedeutender Fluß ſie durchſtrömt, fehlt es — einige Wochen im Winter ausgenommen — faſt ganz an Waſſer zu allen landſchaftlichen Behufen, eben weil daſſelbe ausſchließlich andern Zwecken zugewendet wird. Die ganze unglaubliche Fruchtbarkeit der Ebene von Valencia, die ihr mit ſo vielem

Rechte den Namen Huerta (Garten) erworben hat, hängt nämlich von dem künstlichen Bewässerungssysteme ab, wodurch das Wasser des Guadalaviar in einem Netze von Kanälen (acequias) und kleinen Gräben über die ganze Ebene verbreitet und bis zu jedem einzelnen Beete der unzähligen Gärten geleitet wird, von denen jeder, betrüge er auch kaum anderthalb Morgen, zu dem Unterhalte einer Familie hinreicht. Diese arabischen Wasserleitungen, welche das Wasser zuführen, sind gemauerte Kanäle, laufen oft zwei- oder dreifach über einander und sind in ihrem Fall und ihrer Aufstauung so richtig berechnet, daß tausend Jahre in dem Gebrauch keine Aenderung erzeugten.

Solcher Aderlässe — im Spanischen bedient man sich des Ausdrucks sangrar und sangria in dieser Bedeutung — muß der Guadalaviar auf seinem ganzen Laufe von etwa fünfundzwanzig Leguas nicht weniger als dreißig erleiden, von denen jedoch nur die acht letzten und bedeutendsten der Huerta von Valencia zu Gute kommen. — Kein Wunder also, daß der arme Strom in der heißen Jahreszeit kaum Kräfte genug behält, um einige Tropfen Wasser bis zu seiner Mündung zu tragen. Jene acht Kanäle sind ursprünglich größtentheils das Werk der Araber, allein ihren Nachfolgern, den arragonischen Eroberern, gebührt jedenfalls die Ehre, diese Werke und die zu deren möglichst gemeinsamen und sicheren Benützung erforderlichen gesetzlichen Einrichtungen und Verwaltungsart in ihrer ursprünglichen zweckmäßigen Einfachheit so viele Jahrhunderte hindurch unversehrt erhalten zu haben — ein Verdienst, das überall, besonders aber in Spanien, wo fast alle Einrichtungen von vorne herein dem Verfall geweiht zu sein scheinen, so selten ist, als daß eine so erfreuliche Ausnahme nicht hervorgehoben werden müßte.

Durch einen Gnadenbrief des Eroberers von Valencia, König Jayme I. von Arragon von 1239 überließ er seinen Kampfgenossen und den übrigen Ansiedlern aus Arragon als Belohnung ihrer treuen Dienste die Bewässerungsgräben der Huerta als freies Eigenthum: „daß sie das besagte Wasser gebrauchen sollten in der Art wie es von

Kette eine kleine unförmlich dicke Taſchenuhr heraus, um dieſe, wenn gerade Sonnenſchein war, nach dem alten Gnomon zu richten. Nach dieſem Geſchäft zog er ſeine Schnupftabacksdoſe hervor, klopfte bedächtig auf den Deckel und nahm eine Priſe, während er ſich wohlgefällig umſah. So weit war für uns, die aufmerkſam zuſchauende Schuljugend, die Sache nicht beſonders auffallend und bemerkenswerth. Nachdem nun aber der Herr Reißmehl ſeine Priſe genommen hatte, begann er ſeine Runde im Garten, der wir mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit folgten, obgleich, oder vielmehr weil wir Alles, was kommen ſollte, bis auf die kleinſten Einzelnheiten voraus wußten; der Zeiger einer Uhr kann Tag für Tag nicht regelmäßiger über das Zifferblatt laufen, als unſer Nachbar durch ſeinen Garten.

Neben der Sonnenuhr ſtand ein großer Birnbaum; der alte Herr blieb davor ſtehen, blinzelte erſt hinauf und verſetzte dann dem Stamm mit der flachen Hand drei leichte Hiebe. Dann ging er geradeaus zu einer Reihe junger Obſtbäume, von denen jeder nur ein einziges Mal von ſeiner Hand berührt wurde. Hatte er aber zufällig einmal einen überſprungen, ſo kehrte er ſicher um und der arme Vergeſſene bekam dafür einen deſto herzlichern Handſchlag. Dies Letztere war es beſonders, auf was wir in unſerm Verſteck an der Schulmauer lauerten, und ſo oft der alte Herr einen der

Alters her festgesetzt und gebräuchlich war zur Zeit der Sarazenen." Seit der Zeit ist die Verwaltung und Beaufsichtigung der Kanäle, die Vertheilung des Wassers, die Entscheidung aller dabei vorkommenden Streitigkeiten ausschließlich in den Händen der dabei betheiligten Landleute, ohne die geringste Einmischung einer höheren oder Centralbehörde; und vor dem aus Landleuten bestehenden Gerichtshofe, der Cort de la See, verschwindet jedes Privilegium, dessen einer der Grundbesitzer in andern Verhältnissen genießen mag, wäre er auch Grande von Spanien.

Die Cort de la See, das Wasserschiedsgericht, hielt in frühern Zeiten jeden Donnerstag, und zwar an der Hauptthüre der Kathedrale ihre Sitzungen. Dieser Ort der Zusammenkunft schrieb sich noch aus der Maurenzeit her, wo die maurischen Eroberer von Valencia sich hier einfanden, um alle vorkommenden Streitigkeiten zu schlichten. Dort trafen sich Kläger, Beklagte und Zeugen, und die, welche zuerst kamen, breiteten ihre bunten, wollenen Decken, die ihnen heute noch als Mantel, Stuhl, Bett und zum Staate dienen, im Schatten des tiefen Portals der Kirche aus, die Dinge erwartend, die kommen würden. Die, welche später aus der Huerta oder vom Markt zu Fuß, auf Maulthieren oder Eseln anlangten, wobei nicht selten zwei und drei auf einem Thier anritten, mußten sich schon bequemen, auf der sonnenbeglänzten Plaza mayor gegenüber der Kirchthüre zu warten, denn die Hauptsache war, diese nicht aus den Augen zu verlieren. Die Meisten dieser wartenden Menge sind bewaffnet, und wenn man sie in ihrer eigenthümlichen Kleidung mit den bunten, turbanartigen Kopftüchern da kauern sieht oder auf dem Pferde hängen, über den Hals ihrer Thiere gebeugt, den bunten Mantel wie einen Burnus um die Schultern, so wird man, wie nirgends, an den Orient erinnert.

Mit dem Schlage zehn Uhr tritt in der zahlreichen und bis dahin durch nicht selten in Streit und Schelten ausartendes Gespräch vielfach bewegten und lauten Versammlung eine tiefe Stille ein; die kleinere Pforte in dem großen Thor der Kathedrale öffnet sich und die

Richter, vier alte Landleute, ehrwürdig anzuſchauen, mit langem, ſchneeweißem Haar, treten heraus, hinter ihnen in ſtädtiſcher Kleidung ein Escribano, eine Rolle Papier in der Hand. Auf ihre Stäbe gelehnt, murmeln ſie ein kurzes Gebet, machen dann das Zeichen des Kreuzes, wobei die ganze verſammelte Menge ihrem Beiſpiel folgt, und laſſen ſich auf einer eigens dazu beſtimmten ſteinernen Bank nieder. Der Escribano ſetzt ſich ſeitwärts auf einen niedrigen Stein, breitet ſeine Papiere auf ſeinen Knien aus, ſetzt ein kleines Dintenfaß neben ſich und ſieht nach ſeiner Feder. Einige Geiſtliche oder andere ältere und angeſehenere Leute, welche die Richter in ihrer Nähe unter dem verſammelten Landvolk bemerken, treten halb auf ihre Einladung, halb nach Gewohnheitsrecht hervor und nehmen, jedoch in ziemender Entfernung, ebenfalls unter dem Portal auf der ſteinernen Bank Platz, ein Paar Kanalaufſeher (Celadores) treten heran, um als Gerichtsdiener der Befehle des Gerichts gewärtig zu ſein, und auf einen Wink des älteſten Richters ruft der erſte Celator mit lauter Stimme: „Die Cort de la Seo dieſes Tages iſt eröffnet, in Gottes Namen, Amen!“ und die Verhandlungen beginnen.

Die ſtreitenden Parteien, oder ſolche, gegen die von Seiten des Celadores Klage erhoben wird, ſowie auch die Zeugen werden aufgerufen, treten unter das Portal vor, um auf die Fragen der Richter zu antworten oder ihre Rechtfertigung vorzubringen, dann erfolgt nach kurzer, leiſer Berathung der vier Richter das Urtheil, ſelten auf geſchriebene Verordnungen, meiſtens auf Herkommen oder Billigkeit gegründet; der Escribano hat, ſehr gegen ſeine Neigung und den Gebrauch oder Mißbrauch, der bei anderen Gerichten herrſcht, nichts bei der ganzen Sache zu thun, als das Urtheil aufzuſchreiben und zu beglaubigen. Koſten ſind bei dem ganzen Verfahren keine, denn auch für den Escribano ſelbſt iſt dieß Geſchäft eine Ehrenſache, die ihm freilich eben dadurch wieder anderweitigen Vortheil bringt, als Veranlaſſung oder als Beweis des Vertrauens der Landleute.

Iſt das Urtheil gefällt, welches entweder bei Beeinträchtigungen des

Nachbars dieſe aufhebt, ſonſt aber eine Geldſtrafe auferlegt, ſo wird ein Termin geſetzt, bis wann dem Urtheilſpruch Genüge geſchehen muß, und bis dahin iſt der Celador angewieſen, keinen Tropfen Waſſer auf die Felder des Verurtheilten laufen zu laſſen. Dieſer kräftige Zwang veranlaßt Jeden, dem ſchiedsrichterlichen Spruch ſo bald als möglich nachzukommen.

Nachdem wir uns droben auf dem Thurme lange in der herrlichen Gegend umgeſchaut, auch mit etwas beſorgter Miene die mit Schnee bedeckten Berge betrachtet, die in der Gegend von Cuenca liegen, und über welche uns der Weg nach Madrid führt, ſtiegen wir wieder herab und traten in die Kirche, die heute, einem Sonntage, mit Andächtigen angefüllt war.

Das Innere der Kathedrale mit drei Hauptſchiffen, wovon das mittlere ganz durch die Silleria del coro eingenommen iſt, hat von ihren alten Einzelnheiten mit Ausnahme des wunderſchönen Kuppelaufſatzes, deſſen zahlreiche gothiſche Fenſter eine reiche farbige Lichtmenge auf den Hochaltar herabſenden, Nichts mehr erhalten, Alles hat einem Umbau aus der Zeit der Renaiſſance weichen müſſen, der, obwohl von geſchickter Hand geleitet, doch durch die etwas gedrückten Verhältniſſe den alten gothiſchen Bau zurückwünſchen läßt, aber reich an guten Gemälden, prachtvoll in den Marmorn der Pfeiler, Altäre, Moſaiken der Böden, Metallgeländern, Bronzen und Vergoldungen macht das Innere nichtsdeſtoweniger einen impoſanten Eindruck, den eine Maſſe außen herumliegender Kapellen und auch ſolcher, die zum Theil in der Mauerdicke zwiſchen Mittel- und Seitenſchiff im Rücken der Chorſtühle angebracht ſind, kräftig unterſtützt. Der neue Kapitelſaal iſt ſehr unbedeutend und von nüchterner moderner Architektur, dafür aber der alte ein wahres Kleinod; ganz unverſehrt erhalten, herrlich ſchlank und wunderſchön gewölbt iſt er mir das Liebſte an der ganzen Kathedrale, der Altar nimmt mit ſeinem Retabel eine der Wände ein, die nicht übertüncht die bloße Steinfarbe zeigen, gleich wie die Steingewölbe; die vielen Heiligenfiguren des Altars auf Goldgrund unter ihren überreichen

Baldachinen, die schöne Farbe der alten Holzschnitzereien, die Meisterhaftigkeit der Steinsculpturen sind von unvergleichlich wohlthuender Wechselwirkung, und das gebrochene Licht in diesem hehren Raum erhöhet den heiligen Schauer, mit dem man jedesmal aufs Neue denselben betritt. An den Wänden befinden sich mitunter sehr schöne Brustbilder der Erzbischöfe von Valencia. Zwei ungeheure Ketten, die ebenfalls hier aufgehängt sind, erregten unsere Aufmerksamkeit, und ein freundlicher Geistlicher, den wir darum fragten, gab uns zur Antwort, sie seien eine Trophäe von dem Hafen von Marseille.

Das Innere einer spanischen Kirche zur Zeit des Gottesdienstes ist eines der lebendigsten Bilder, die man sehen kann. Durch die bunten Glasscheiben dringt spärliches Licht herein und verdunkelt zu gleicher Zeit mit dem Qualme des Weihrauchs den ohnehin schattenreichen Raum zwischen den dicken Mauern und Pfeilern. Die Kerzen am Altar brennen dunkelroth und werfen blitzende Streiflichter auf die reichgestickten Gewänder der fungirenden Geistlichkeit. Im Kirchenschiffe steht die Menge dicht gedrängt; die Männer, in ihrer mannigfaltigen bunten Tracht, so auffallend zwischen den Weibern, die in dunkler Basquina und meistens schwarzer Mantille erscheinen; unter letzterer hervor glänzen nun freilich wieder die blendend weißen Gesichter mit den blitzenden Augen; und die zahllosen vergoldeten Fächer, die man überall sieht, und die in immerwährender Bewegung sind, erfüllen den dunkeln Raum mit einem wahren Sprühregen von Lichtgefunkel. Ueber die Menschenmenge hin brausen die Töne der gewaltigen Orgel, und wenn nun das Glöcklein ertönt und Alles andächtig auf die Kniee sinkt, so hören wir einen herrlichen Choral, wahrhaft ergreifend, von vielen Baßstimmen vorgetragen.

Nach der Messe bildet sich hier in Valencia die ganze Gemeinde zu einer Prozession, die dem Sanctuarium folgend, in allen Räumen der Kirche umherwandelt. Die nicht fungirende Geistlichkeit, die ebenfalls mitzieht, trägt hier eigenthümlicher Weise schwarzseidene Mäntel mit Roth ausgeschlagen.

Zwei Weſen, von denen wir oft geleſen und gehört, die aber ihrem urſprünglichen Charakter gemäß wohl faſt ganz verſchwunden ſind, ſieht man hier beim Ausgang aus der Kirche noch in leiſen Nachklängen: die weltbekannte und berüchtigte Duenna und den Eſcudero. Sobald die letzten Orgeltöne verklungen ſind, entſtrömt Alles der Kirche, und die Männer treten vor derſelben zuſammen in einzelnen kleinen Gruppen (Corillos), die für das tägliche Leben in Spanien von großer Wichtigkeit ſind. Sie erſetzen gewiſſermaßen die Tagesblätter anderer Länder als Quellen einer allgemeinen Bildung und öffentlichen Meinung. Der weibliche Theil der Familien aber geht ruhig nach Hauſe; die Mutter, neben ihr zuweilen der Hausvater, meiſtens aber ein geiſtlicher Herr aus der nähern Bekanntſchaft und vor ihr in abſteigender Linie die Töchter, von der aufgeblühten Jungfrau bis zum kleinſten Schweſterchen, das nicht nur in der Kleidung, der dunkeln Basquina, der Mantille und den bunten Schühchen, als faſt komiſches Ebenbild der Erwachſenen erſcheint, ſondern auch in der Art, wie ſie ihr Gebetbüchlein trägt, den Fächer handhabt und zierlich einherſchreitet, in bald feierlicher, bald ſchalkhafter Miene, je nachdem ſie die Augen niederſchlägt, oder gelegentlich ſeitwärts aufblitzen läßt. Hinter der Familie nun, in angemeſſener Entfernung kommt eines der beiden Weſen, von denen ich oben ſprach, bei Wohlhabenden die Duenna oder der Eſcudero, bei der ärmeren Bürgersfrau oder der Handwerkerin die Hausmagd, oder auch nur der Lehrburſche, welch letzterem es aber nun ſehr ſchwer wird, ſelbſt bei Androhung der härteſten Strafen, ehrbar und anſtändig hintendrein zu gehen.

Während der Sommerszeit haben die Spaziergänge des ſchönen Geſchlechts mit dem Beſuch der Kirche für die heißen Tagesſtunden ihr Ende erreicht. Straßen und Plätze ſind alsdann wie ausgeſtorben, und erſt nach der Sieſta zwiſchen fünf und ſechs Uhr, Abends, fangen die Straßen wieder an, ſich zu bevölkern. Dann iſt auch große Fahrt auf der Alameda, bei welcher ſich die Schönen der Stadt auf recht

türkiſch, für die äußere Welt unſichtbar, in ihren Tartanen einfinden, und wo nun zwei Reihen dieſer verſchloſſenen, langweiligen Fuhrwerke ſich im langſamen Schritt den Corſo auf und ab bewegen. Es muß das für die Inſitzenden ein eigenthümliches Vergnügen ſein, unſere Damen würden keinen Reiz darin finden, in den unbehülflichen Karren geſtoßen zu werden, und Nichts zu ſehen, als den Rücken des eigenen Kutſchers und Pferdes, oder den Kopf des nachfolgenden. Hat man ſich auf dieſe Art auf der Alameda genug gelangweilt, ſo kehren die Tartanen, Fußgänger und Reiter nach der Stadt zurück; vor dem Thore ſteigen die Damen aus und begeben ſich nach der Glorieta, einem kleinen reizenden Garten im Innern der Mauern, um hier zu bleiben, bis die ſpäte Mitternachtsſtunde oder der Anfang des Theaters die Umherwandelnden von dannen lockt.

Während der Winterszeit iſt das begreiflicherweiſe ganz anders, und dann verſchmäht die Spanierin ebenfalls nicht den warmen Sonnenſchein. Da belebt ſich die Glorieta gewöhnlich ſchon nach dem Nachmittagsgottesdienſte. So auch heute, wo wir dem Strom der Kirchgänger folgten, mit dem wir denn auch glücklich auf der Glorieta landeten. Es iſt dieß ein runder Platz, von Häuſern umgeben; ich möchte ihn mit einem der großen engliſchen Square vergleichen, nur daß wir hier an der prachtvollen Vegetation ſehen, wie weit wir ſchon im Süden vorgerückt ſind. Es iſt dieß eine kleine Parkanlage, deren geſchlungene Wege uns jetzt zu dichten Lorbeerlauben, dann zu ſüß duftenden Orangenbüſchen und ſpäter dagegen zu einer der einſam ſtehenden Marmorſtatuen führt. Das Ganze iſt von Platanen und Akazien überſchattet, und mit Kunſt und Geſchmack angelegt; einzelne Partieen machen einen überraſchenden Eindruck, wie eine vortrefflich zuſammengeſtellte Theaterdecoration — ich hoffe, durch dieſen Ausdruck nicht mißverſtanden zu werden, denn wenn auch die Natur von der Malerei nicht erreicht werden kann, ſo ſieht man dagegen oftmals in der letzteren Zuſammenſtellungen, die man in der erſteren ſchwer findet. Es war auf der Glorieta ein Platz, den auch unſer

vortrefflicher Maler und Reisebegleiter Horschelt zeichnete. Links im Vordergrunde ein Paar arrangirte Bogen von Lorbeer, die sich über einer Fontaine wölbten, rechts schoben sich die Orangenbüsche auseinander und ließen eine einsame Marmorfigur sehen, die unter einem Dome von hochgewölbten Platanenzweigen stand; über Lorbeeren und Platanen hinaus blickte das gelbe, trotzig dastehende Stadtthor, in dessen unmittelbarer Nähe jene Glorieta liegt, und neben diesem sah man durch grüne Zweige die den Garten umstehenden blendend weißen Häuser durchschimmern, deren Terrassenkrönung sich dann wieder so prächtig schön, ordentlich glänzend von dem tiefblauen Abendhimmel abhob.

Bei unserem heutigen Diner in der Fonda del Cid fanden wir einen Fremden, den wir schon in Barcelona bemerkt; ein deutscher Herr, der uns dort sehr schweigsam gegenübersaß, und mit dem wir nur wenige Worte wechselten. Er war mit dem längst erwarteten Barcino nach Valencia gekommen und wollte, wie wir, nach Madrid. Doch hatte die große Straße dahin, über Cuenca, durch den vielen Schnee, der ausnahmsweise in diesem Jahr gefallen war, so sehr gelitten, daß die Posten nie regelmäßig ankamen. Selbst der Courier war am Tage unserer Ankunft um zwölf Stunden zurück, und, wie es hieß, mehrere Male in den Schneemassen stecken geblieben. Auch hörten wir von einer Diligence, die seit einigen Tagen fehle, und daran knüpften sich Betrachtungen über Gott weiß welche Unglücksfälle, Räubereien u. dgl. Der deutsche Reisende, von dem ich vorhin sprach, ein Herr Heeren aus Hamburg, hatte den Weg von Madrid hieher schon öfters gemacht und schien genau die Schwierigkeiten einer Fahrt zur Winterszeit zu kennen. Wenn man gar nicht durchkommen kann, meinte er, und das kann schon auf eine Zeit von vier Wochen vorkommen, so ist es für den, der nach Madrid muß und Andalusien sehen will, das Beste, den allerdings großen Umweg über Granada zu machen; man hat ja bis Malaga den Dampfer, und von Granada nach Madrid sind Straßen und Fahrgelegenheiten sicherer und auch besser eingerichtet.

Dieſer Rath ſchien uns nicht ſo übel, doch hatte die Ausführung für uns die große Schwierigkeit, daß unſere Reiſekaſſe nicht darauf eingerichtet war — wir hatten nämlich die Abſicht gehabt, nur ein paar Tage in Valencia zu bleiben, um dann mit der erſten Diligence, auf der wir gute Plätze erhielten, nach der Hauptſtadt zu fahren, wo wir neue Gelder erheben konnten, und dazu reichte unſere Baarſchaft gerade hin. In Spanien überflüſſige Gelder bei ſich zu führen, iſt nicht immer rathſam, und der vorſichtige Reiſende verſieht ſich nur mit dem Nothwendigen; dießmal aber waren wir zu vorſichtig geweſen, und ſaßen hier in Valencia feſt, ohne ſichere Ausſicht, bald wieder loskommen zu können; da nämlich, wie ich ſchon geſagt, Eilwagen und Courier ſchon ſeit längerer Zeit ſehr unregelmäßig ankamen, ſo gingen ſie auch nicht pünktlich ab, und obendrein war ſchon eine Menge Reiſender zur Fahrt vorgemerkt, die ſchon weit länger als wir gewartet.

Vorderhand ſaßen wir freilich recht gut aufgehoben im Gaſthof des Cid, und war es gerade nicht unangenehm, beim flackernden Kaminfeuer und einem Glaſe vortrefflichen Alicante über die Gefahren der vorhabenden Reiſe zu ſprechen. Horſchelt warf dabei die Idee hin, wir ſollten es doch unternehmen, die Tour über Cuenca nach Madrid zu Pferde zu machen — ein Vorſchlag, der mir außerordentlich gefiel, der aber von der übrigen Tiſchgeſellſchaft als unausführbar verworfen wurde. Ein junger Franzoſe, der mit dabei war, wollte dieſe Tour einmal im Frühjahr bei beſſerer Jahreszeit gemacht haben, und erzählte ſo ſchreckliche Dinge davon, daß uns unglaublich erſchien, wie er nach allem Dem überhaupt noch am Leben ſei. Auch Herr Heeren rieth uns, einen ſolchen Entſchluß nicht zu faſſen: er kenne die Straße genau, und ein ſolcher Ritt ſei namentlich ohne vollkommene Kenntniß der Landesſprache nicht zu unternehmen.

Im Laufe des Geſpräches erklärten wir unſerem vortrefflichen Landsmann, weßhalb es für uns unangenehm ſei, hier in Valencia längere Zeit liegen zu müſſen, worauf er uns, den ihm faſt gänzlich

Unbekannten, auf's Freundlichſte und Liebenswürdigſte ſeine reiche Kaſſe zur Verfügung ſtellte, ein Anerbieten, das in der jetzigen verdorbenen Welt ſo ſelten vorkommt, und das wir auch für den nöthigen Fall mit großem Danke annahmen.

Am heutigen Abend waren die meiſten Straßen von Valencia belebt und glänzend beleuchtet, weßhalb wir noch einen Gang durch die Stadt machten. Morgen war nämlich der heilige Weihnachtsabend, weßhalb ein großer Markt gehalten wurde, der namentlich von den Landleuten auf's Zahlreichſte beſucht wurde. Uns erinnerten die auf einem großen Platze aufgeſchlagenen Buden mit ihrem Menſchengewühl und zahlloſen Lichtern ſo lebhaft an die Heimath; hier wie dort waren Kinderſpielwaaren die Hauptſache; alte liebe Bekannte aus Nürnberg, und es war intereſſant, zu ſehen, wenn ſo eine Familie aus der Huerta, Vater, Mutter, auch wohl erwachſene Kinder, in ihrem faſt orientaliſchen Koſtüm, ſo überraſcht lächelnd den geheimnißvollen Mechanismus eines hölzernen Tambours anſtaunten, der taktmäßig die Arme hob und dazu den bekannten klimpernden Ton von ſich gab, oder wenn ſie einen ehrlichen, deutſchen Hampelmann die bekannten außerordentlichen Sprünge machen ließen. Stark beſetzt war dieſer Weihnachtsmarkt an Südfrüchten aller Art, an grobem Backwerk und feinen Zuckerwaaren, in deren Anfertigung es namentlich die Valencianer zu einer großen Fertigkeit gebracht haben. Aecht ſpaniſch erſchienen mir die Buden, in welchen ziemlich roh gearbeitete Guitarren und Mandolinen der verſchiedenſten Größe verkauft wurden. Hier hörte ich denn auch zum erſtenmal, ſeit wir in Spanien reiſten, den Klang der Guitarren, begleitet von einem in näſelndem Ton vorgetragenen Volksliede, wenn nämlich die Käufer ihre Inſtrumente verſuchten.

Im Allgemeinen war es uns aufgefallen, hier in Spanien, dem ſchönen Lande des Weins und der Geſänge, wie Mephiſtopheles zu den Leipziger Studenten ſagt, ſo wenig Spiel und Geſang zu finden. Wenn man von Italien kommt, iſt man darin verwöhnt, und wenn

man auch dort keine Volkslieder hört — die Italiener haben faſt gar keine —, ſo vernimmt man dagegen allabendlich auf Straßen und Plätzen, namentlich aber am Ufer des Meeres, z. B. in Genua und Neapel, die beliebteſten Chöre und Arien aus jeder neuen Oper und oft von wahrhaft prachtvollen Stimmen, mit einer Fertigkeit vorgetragen, die uns in Erſtaunen ſetzt.

Der Spanier im Norden hat eine rauhe Stimme, aber, wie man ſagt, ein feines Ohr für Muſik und Geſang, woher es denn wohl kommen mag, daß er ſeine Stimme ſo wenig erſchallen läßt, und daß man hier oft junge Leute beider Geſchlechter gruppenweiſe zuſammenſitzen und arbeiten ſieht, ohne daß ein Geſang oder ein Lied erſchallt. Am Abend des heutigen Weihnachtsmarktes vernahm man aus den engen Straßen, die auf den Platz münden, wo die Buden ſtanden, wohl ein luſtiges Getöſe, auch Jubeln und Singen, letzteres waren aber mehr kurz abgebrochene Ausrufungen, die Freude bezeichnend über den Klang der Guitarren und Panderos, die ſpaniſchen Schellentrommeln, die ſich bedeutend hören ließen zwiſchen dem Knacken der Caſtanuelas und den eigenthümlichen brummenden und ſchnarrenden Tönen der Zambomba. Dieſes ſehr beliebte Kinder-Inſtrument beſteht aus einer kleinen Art von Trommel, über die ſtatt des Kalbfells eine feuchte Schweinsblaſe geſpannt iſt, in deren Mitte man ein Stück Rohr aufrecht feſtbindet. Sowie nun die Hand an dieſem Rohre auf- und abgleitet, entſtehen ſonderbare, wenn auch nicht gerade ſehr muſikaliſche Töne. Mir rief der erſte Anblick der Zambomba in Spanien auf's Lebhafteſte heimathliche Erinnerungen in's Gedächtniß; auch bei uns am Niederrhein haben die Kinder ein ähnliches Inſtrument, welches aber „Brummtopf" genannt wird, freilich nicht ſo wohlklingend wie das ſpaniſche „Zambomba." Außer dem Geklimper der Guitarren auf dem Jahrmarkt ſelbſt war ich überraſcht, auch noch andere Muſik auf dem Weihnachtsmarkt zu hören, die einer Drehorgel nämlich, welche von einem kleinen Manne getragen wurde, deſſen abgeſchabter und verblichener Anzug ehedem eine franzöſiſche Uniform geweſen zu

Bäume oder ein Stück des Geländers, das er jeden Morgen gleichfalls zu berühren pflegte, vergessen hatte, riefen wir ihm laut lachend und spottend zu, er möchte doch gefälligst umkehren.

Diese Promenade durch den Garten dauerte ohngefähr eine Viertelstunde, während welcher Zeit er, wie schon gesagt, jeden Tag regelmäßig dieselben Schritte machte, bei denselben Beeten und Bäumen stehen blieb, und immer die gleichen Stellen des Treppengeländers, so wie des Gartenzauns mit der Hand berührte. Der alte Herr war weit entfernt, sich durch unsern Spott und unser Geschrei gekränkt zu fühlen, vielmehr wandte er sich bei solchen Ausbrüchen unserer Freude nicht selten lachend gegen uns um und nickte uns mit seinem hagern, blassen Gesicht freundlich zu, ein Lächeln, das aber etwas so Sonderbares hatte, daß die kleineren Knaben darob in Angst geriethen und jedesmal unter die Mauer des Spielplatzes sprangen, wenn der alte Reißmehl uns so starr und mit so seltsamer Freundlichkeit ansah.

Gegen sieben Uhr hatte er seinen Spaziergang geendigt und wandte sich gegen das Haus zurück, wo sich unterdessen neben der Thür ein Fensterladen geöffnet hatte, aus welchem die Schwester unsers alten Nachbars, die Jungfer Reißmehl, herausschaute. Sie beschäftigte sich damit, eine flanellene Nachtjacke an die Sonne zu hängen, darauf warf sie einen prüfenden Blick über den

ſein ſchien. Daß die Orgel franzöſiſchen Urſprungs ſei, das unterlag keinem Zweifel, oben im Kaſten nämlich ſah man zwei kleine Figuren, den großen Kaiſer, ſowie eine Dame, die Kaiſerin Marie Louiſe, die von einander wehmüthigen Abſchied zu nehmen ſchienen, denn jetzt hoben Beide die Hände in die Höhe, und dann wandte Napoleon mit einem Ruck den Kopf auf die Seite; dazu ſpielte die Orgel eigentlich höchſt unpaſſend die Marſeillaiſe und das Lied der Girondiſten mit ſeinem ſchönen Refrain:

„Mourir pour la patrie.“

Die Spanier ſchienen übrigens von dieſer Orgelmuſik wenig Notiz zu nehmen, und der arme Franzoſe war ſehr überraſcht und dankbar, als wir ihm ein paar kleine Silbermünzen in die Hand ſchoben.

Auf einem unſerer Spaziergänge am andern Tage trafen wir auf eine kleine, ziemlich verſteckt liegende Kirche, die unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zog, weil ſich vor dem Portal ein großer Haufen Volks befand, und weil in den benachbarten Gaſſen lange Reihen ſchwarzbrauner Tartanen ſtanden, Kutſcher und Bediente in tiefer Trauer, und an deren Spitze ein mit weißen Roſen geſchmückter Leichenwagen. Wir verſuchten es, durch die Menſchenmenge zu dringen und das Kirchenportal zu erreichen, was uns auch gelang, denn die Spanier, unbedingt das höflichſte Volk der ganzen Welt, machten bereitwilligſt Platz, da ſie wohl ſahen, daß wir Fremde waren. An dem Portale ſtand ein Kirchendiener, der uns mit einer freundlichen Handbewegung einlud, näher zu treten und einen ſchweren Thürvorhang aufhob. Wir traten in die Kirche, blieben aber auf's Höchſte überraſcht auf der Schwelle ſtehen. Es wurde hier ein Traueramt gehalten; das Schiff der Kirche, ſowie Seitengänge und Chor waren mit ſchwarzem Tuch ausgeſchlagen; auf dem letzteren, welches etwas erhöht war, befand ſich ein zahlreiches Orcheſter und ein ſtarker Sängerchor, welche ein Requiem aufführten, deſſen ergreifende traurige Klänge tief zu Herzen drangen. Zuweilen ſetzte die Orgel mit gewaltigen Accorden ein und

dann fiel ein unſichtbarer Sängerchor droben klagend ein. In dem Schiffe aber befanden ſich Hunderte der größten und ſtärkſten Wachskerzen, die einen Sarkophag zu umgeben ſchienen, deutlich konnten wir das auf unſerem Platze an der Thür nicht ſehen, denn der Glanz der unzähligen Lichter und der Qualm, der über ſie emporſtieg, blendete unſer Auge und ließ die Blicke nicht durchdringen. Auch jetzt waren die Zuſchauer ſo freundlich, uns langſam vorzuſchieben, ſo daß ich endlich ganz in die Nähe des Sarkophages kam, trat aber faſt erſchreckt einen Schritt zurück, — — denn ſo dicht vor mir, daß ich ſie mit der Hand erreichen konnte, erhob ſich eine Erhöhung, ein Lager mit reichen ſchwarz ſammtenen Decken überhängt, deren ſilberne Franſen auf den Boden reichten, und auf dieſem Lager ruhte ein junges, wunderſchönes todtes Mädchen. Ihr Geſicht war wie von weißem Wachs, die Augen geſchloſſen und die langen ſchwarzen Wimpern ſo ruhig geſenkt, daß man hätte glauben ſollen, ſie ſchlafe nur. Auch von den feinen Lippen hatte die Hand des Todes noch nicht die friſche Röthe weggeſtreift. Wie man uns ſagte, gehörte die Verſtorbene einer der erſten Familien Valencias an, war 16 Jahre alt geworden, und als Braut geſtorben. Ihr reiches ſchwarzes Haar trug auch den Myrthenkranz und einen langen Schleier, der um ihren Körper herumfloß, und den ſie auf der Bruſt zwiſchen den zuſammengefalteten Händen hielt. Die ganze Feierlichkeit war ergreifend, und wir verließen ſo tiefbewegt die Kirche, als hätten wir es gekannt, das arme Mädchen, welches in der Fülle der Jugend, des Glückes und der Schönheit, ſo unerbittlich dahingerafft wurde. An der Thüre warf ich noch einen Blick zurück, und ſah es noch einmal, das ſchöne Geſicht der Todten. Lichterglanz und Rauch bildeten einen Baldachin über ihrem Haupte, und der letztere ward oben angeſtrahlt von einem Streiflicht der Sonne, welches durch ein unverhülltes Fenſter drang, und den obern Theil der dunklen Kirche ſo mit glänzendem Lichte erfüllte, daß ein Paar goldene Engelsfiguren über der Kanzel in dem wehenden Rauche und

dem hellen Schein wie lebend erſchienen, und ſich herabbeugten über das ſchöne Geſicht der armen Geſtorbenen.

Dieſe Art, die Todten in der Kirche auszuſtellen, iſt in Valencia allgemein gebräuchlich und man kann faſt keine Kirche betreten, ohne nicht oft auf abſchreckende Weiſe an die Sterblichkeit erinnert zu werden.

Schon ſeit mehreren Tagen hatten wir dem kleinen Dorfe Grao, der Rhede von Valencia — einen Hafen kann man ſie, nicht nennen — unſern Beſuch zugeſagt. Mit der Eiſenbahn fährt man in ein Paar Minuten dahin, doch iſt das Warten auf die Abfahrt über die beſtimmte Zeit hinaus etwas unangenehm. Mir ſchien es faſt wie ein Omnibus, wo es erſt losgeht, wenn alle Plätze beſetzt ſind. Die Wagen dieſer Eiſenbahn, meiſtens in Norddeutſchland erbaut, ſind auch faſt wie die dortigen eingerichtet und recht elegant. Endlich wurde mit einem großen Aufwand von Lärmen der Angeſtellten und Pfeifen der Locomotive das Zeichen zur Abfahrt gegeben und dann brausten wir dahin, um in viel weniger als ¼ Stunde wieder anzuhalten, da wir Grao erreicht hatten. Es iſt dies ein gänzlich unbedeutendes Dorf, deſſen Häuſer, eine einzige ordentliche Straße bildend, zuſammengedrängt liegen am Landungsplatz der weiten Meeresbucht, welche die Rhede von Valencia vorſtellt. Von einem eigentlichen Hafen iſt nichts vorhanden, und deßhalb auch der Mole, den wir vor uns ſehen, ohne allen Nutzen. Die ſchwächſte Seebriſe regt die Wellen zunächſt dem Landungsplatze heftig auf und macht das Anlegen ſelbſt von kleineren Fahrzeugen meiſtens unbequem und häufig ſehr gefährlich. Faſt die Hälfte des Jahres über iſt das Landen in kleineren Schiffen faſt unmöglich, und da man daſſelbe oft erzwingen will und muß, ſo fallen häufig Unglücksfälle vor. Die Dampfer und andere Seeſchiffe ankern faſt eine Stunde von Grao, und Paſſagiere, Effekten und Wagen müſſen in kleinen Booten ans Ufer geſchafft werden.

Den Rückweg nach Valencia machten wir zu Fuß. Man hat eine kleine halbe Stunde bis zum Thore der Stadt zu gehen. Die Fahrſtraße, welche nie beſonders gut ſein ſoll, war nach dem Regen

der vorigen Woche in sehr erbärmlichem Zustande; doch befinden sich auf beiden Seiten der sehr schönen vierfachen Alleen trockene Wege für die Fußgänger. Rechts und links hatten wir zuweilen schöne Aussichten auf die anstoßenden Gärten und die Huerta, deren Landhäuser, ich verstehe darunter die Wohnungen der gewöhnlichen Bauern, außerordentlich malerisch sind. Von der Straße sind die Grundstücke meistens geschieden durch einen Graben und eine undurchdringliche Hecke der gewaltigsten Aloen, deren eigenthümliche, starre, hellgrüne Blätter, mit scharfen Spitzen versehen, als trotzige Wächter die unbefugt Eindringenden mit schmerzlichen, ja giftigen Wunden zurückweisen; dabei ist aber hie und da eine so freundlich, einen riesenhaften 30 bis 40 Fuß hohen Blüthenschaft emporzutreiben, dessen weit ausgestreckte Zweige mit den rothgelben Blüthenbüschen von zahllosen Bienen und Schmetterlingen umschwärmt sind. Ueber den vorhin erwähnten Graben führt ein Steg und durch eine steinerne, von Epheu umrankte Pforte, gewöhnlich mit einem Kreuze oder Marienbilde geschmückt, tritt man in eine schattige kühle Rebenlaube, deren vom leichten Luftzuge schwach erzitternde Blätter im Herbst so dicht über einander liegen, daß nur hie und da ein blitzender Sonnenstrahl durchdringen kann, so daß es fast den Trauben, die von ungewöhnlicher Größe sind, mühsam wird, sich durchzubrechen. Am andern Ende dieser Rebenlaube — es ist eigentlich nur ein dunkler Laubgang — glänzt die weiße Wand des kleinen Häuschens uns entgegen, dessen Thüre offen steht und uns einen Blick in das reinliche Innere erlaubt. Die Wände sind hier von gestampftem Lehm, haben aber durch einen weißen Anwurf, der beständig erneuert wird, ein frisches, freundliches Aussehen. Meistens ist das Haus mit einer Terrasse bedeckt, sonst aber mit einem spitzen Dache, das aus leichten Rohrstäben besteht. Wie überall in Spanien nimmt die Küche den größten Theil des Raumes für sich in Anspruch, doch ist diese zu gleicher Zeit Wohnstube für Alle und Schlafstube für die Männer. Fenster gibt es hier nicht und das Licht

dringt durch die offene Thüre herein; das Herdfeuer brennt auf einer Steinplatte am Boden und ebenso einfach sind auch alle übrigen Einrichtungen. Auf einem Paar Brettern, die an der Wand angebracht sind, befindet sich das meistens aus rothem oder gelbem Thon bestehende Küchengeschirr; die Formen desselben sind überaus zierlich und weisen noch auf die Zeit der Araber, zuweilen sogar auf die der Römer zurück. In einer Ecke befindet sich ein für das heiße spanische Klima unentbehrliches Geräthe, ein Wasserkrug von meistens 4 Fuß Höhe, der außerdem noch 2 Fuß tief im Boden steckt und mit einem hölzernen Gerüst umgeben ist, auf dem sich eine Menge Trinkgeschirr in den verschiedensten Größen befindet, die den alten Wasserkrug umgeben, wie Kinder und Enkel das Haupt der Familie. Ein gewöhnlicher Tisch mit ein Paar kleinen Schemeln machen den übrigen Hausrath aus. In der anstoßenden kleinen Kammer finden sich Kisten und Truhen, worin das Eigenthum der Familie verwahrt wird, sowie ein Paar Betten für Frau und Töchter; neben dem Häuschen ist ein leichtes Wetterdach, wo Maulthiere oder Esel zugleich mit dem Acker- und Gartengeräthe untergebracht sind.

Ehe man von dieser Wohnung, Choza genannt, die Felder betritt, kommt man gewöhnlich noch durch ein kleines Gärtchen, wo ein schattiges Gebüsch von Granat- und Feigenbäumen, Orangen und Limonen, über welche sich oft ein Paar schlanke Palmen erheben, ein reizendes Plätzchen bilden, auf welchem sich die Familie nach Sonnenuntergang zu versammeln pflegt. In ganz Spanien gleicht übrigens eines dieser Bauernhäuser dem andern, weßhalb ich mir erlaubte, ein solches einmal ausführlicher zu beschreiben.

Die unmittelbar an die Straße von Grao nach Valencia stoßenden Häuser waren indessen minder malerisch und glichen öfters aufs Genaueste unsern deutschen Bauernhäusern. Die Bewohner derselben schienen heute ein eigenthümliches Treibjagen auf Vögel zu halten, denn auf jedem Grundstück standen hier ein Paar Männer, die, ohne sich gerade viel darum zu bekümmern, welche Richtung ihre Schrotkör-

ner nahmen, auf kleine unſchuldige Vögel knallten, die ängſtlich zwiſchen den Hecken und Bäumen emporflatterten.

Da wir den heiligen Abend vor uns hatten und ihn ſo gut als möglich nach der ſchönen Weiſe der Heimath feiern wollten, ſo brauchten wir ein Bäumchen, um die Lichter aufzuſtecken. Weil aber hier in Spanien an eine kleine Tanne nicht zu denken war, ſo verſuchten wir, uns ein Paar tüchtige Olivenzweige zu verſchaffen, zu welchem Zwecke ſich unſer Oberbaurath auf ein benachbartes Feld begab, um einen Raub auszuführen. Als Sprachkundiger hatte er ſich dazu erboten; denn er war der Einzige, der ſich im Fall der Ueberraſchung mit dem betreffenden Bauern verſtändigen konnte. Natürlich deckten wir ſeinen Rückzug und als unſer Felddiebſtahl gelungen und wir einige ſchöne Zweige erbeutet hatten, mußte ſie der große Horſchelt unter ſeinen Mantel nehmen und ſo brachten wir ſie glücklich nach Hauſe.

Die Beſcherung hatten wir ſo angeordnet, daß Jeder dem Andern eine Kleinigkeit kaufen und ein Bäumchen für ihn herrichten mußte. Darüber hatten wir das Loos gezogen und ſo konnte Keiner wiſſen, von wem ſeine Beſcherung herkam. Der Lohnbediente der Fonda del Cid, der uns Lichter und Zuckerwerk verſchafft, ſah unſerm Treiben mit großen Augen zu und hatte bald darauf im ganzen Hauſe verkündigt, daß die vier Deutſchen zum heiligen Chriſtabend eine ganz abſonderliche Feier veranſtalteten, was uns ſpäter ſämmtliche neugierige Kellner, Wirth und Wirthin und ein Paar der ſpaniſchen Gäſte vor unſere Thüre zog, die alsdann mit großen Augen und ſehr erſtaunten Blicken unſere ſtrahlenden Weihnachtsbäumchen betrachteten.

Auf dem Tiſche hatte Jeder von uns für ſeine Lieben zu Hauſe, die gewiß auch in dem gleichen Augenblick an uns dachten, brennende Lichtchen aufgeſtellt mit dem Namen derſelben verſehen; die wollten wir auf der ganzen Reiſe mit uns führen, hoffend, ſie nach erfolgter glücklicher Rückkunft im Kreiſe der Unſrigen noch einmal anzünden zu können. Obgleich uns die erhaltenen kleinen Geſchenke recht viel Spaß machten, war doch unſer Feſt kein außerordentlich vergnügtes zu nen-

nen, denn Jeder von uns beſchäftigte ſich mehr oder minder mit lieben Erinnerungen an ähnliche Abende in der Heimath, und als die vier Bäumchen noch recht helle braunten, fand es ſich, daß ſich Jeder von uns in einen beſondern Winkel des Zimmers zurückgezogen hatte, und dort ſeinen ernſten Gedanken nachhing. Erſt, als die Kerzen ausgelöſcht waren, die Bäume weggeräumt, und wir bei einem Glaſe Punſch um den Tiſch vereinigt ſaßen, kehrte die frühere Heiterkeit wieder zurück. Die Wachslichter, mit den verſchiedenen Namen verſehen, wurden ſorgfältig in Papier verpackt, und obgleich man einer Schilderung nicht vorgreifen ſollte, will ich doch hier geſtehen, daß ich ſo glücklich war, meine Lichtchen vor meinen Lieben wieder anzünden zu können, und daß meine beiden Buben dieſelben außerordentlich erfreut mit großen glänzenden Augen betrachteten; beſonders als ich ihnen dabei erzählt, daß ſie an einem Olivenzweige gebrannt, an einem Baume, von dem das gute Oel herkomme, und daß ich ſie weit, weit über das Meer herüber von Valencia mitgebracht, einer alten, berühmten ſpaniſchen Stadt, welche die wilden Araber häufig angegriffen und die vertheidigt wurde von einem tapfern chriſtlichen Ritter, von Cid dem Campeador, der nach ſeinem Tode noch die Araber beſiegte; denn als er ſchon geſtorben war, ſetzten ſie ihn in voller Rüſtung auf ſein getreues Roß, gaben ihm ſein Schwert in die Hand, bei welchem Anblick die Mauren erſchreckt davon flohen.

Alſo ſiegt' auch nach dem Tode,
Weil San Jago ihm voranging,
Cid; gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum: alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber,
Auch der Aermſte wurde reich.

F. W. Hackländer's Werke.

XXIII. Band.

Garten, zog sich dann in das Haus zurück, um die Gartenthür von innen zu öffnen, und ließ einen kleinen dicken Mops heraus, der alsbald mit großer Mühe in den Garten hinkte, um dort durch ein schwaches Knurren und Bellen seinem Herrn den Morgengruß zu bringen. — Um diese Zeit läutete droben unsere Schulglocke; wir hatten nun aber auch Alles gesehen, was im nachbarlichen Garten vorfiel, denn nachdem der alte Mops einige Züge frischer Morgenluft geschöpft, so wie ein anderes Geschäft verrichtet, watschelte er in's Haus zurück, gefolgt von Herrn Reißmehl, der nun zu seinem Kaffee ging. Im Vorbeigehen berührte er noch seine Flanelljacke an vier Stellen mit der Hand, drückte die Thürklinke jedesmal mit zwei Händen auf und verschwand im Hause, nachdem er vorher regelmäßig ein paarmal gehustet hatte.

Dieser Herr Reißmehl war es also, der auf die Anzeige in der Zeitung sich unter so annehmbaren Bedingungen bereit erklärt hatte, mich praktisch und theoretisch zum Kaufmann ausbilden zu helfen. Meine Großmutter die zur Erörterung dieser wichtigen Frage einen zweiten Familienrath zusammenberufen, war sehr für unsern Schulnachbar, ebenso meine Tante, und ich selbst hatte für meine Person auch nichts gegen Herrn Reißmehl. So große Ursache er hatte, über mich und meine Kameraden ungehalten zu sein, so war er doch weit entfernt davon; er gab uns vielmehr, wenn wir die Schule

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Dreiundzwanzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Offizin in Stuttgart.

Ein Winter in Spanien.

Zweiter Band.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Eilftes Kapitel.

Ein Ritt durch die Mancha.

Der Winter in Spanien. Bei den Zigeunern. Orangengärten. Alcira. Ein spanischer Kollege. Palmenwälder und Schnee. Albacete. Eine musikalische Soiree. Abenteuer in der Neujahrsnacht. Das Haus des Don José. Vom Wagen auf den Karren. Ein unfreiwilliger Aufenthalt. Spaziergänge in Spanien. Don Quixote. Ein Maulthiertreiberdorf. Villarrobledo. Spanische Eisenbahnbauten. Campo criptana. Regenwetter und schlechter Weg. Tembleque.

Wenn einmal bei uns in Deutschland ein etwas harter Winter eintritt, so hemmen die gewaltigen Schneemassen, welche dieser gewöhnlich mit sich führt, wohl hier und da auf einige Tage die Communication, meistens aber auch dieß nur in abgelegenen Gegenden, wogegen in den Hauptstraßen gleich eine Unzahl Hände beschäftigt sind, die Schaufeln zu handhaben und den Bahnschlitten zu dirigiren.

Nicht so in Spanien. Ich bin fest überzeugt, daß bei uns in dem harten Winter von 1853 bis 1854 andere Schneemassen als dort hingeworfen wurden, ohne daß man gerade viel Aufhebens davon machte; aber schon bei unserer Ankunft in Valencia, als wir uns am ersten Abend während des Diners nach der Straße von Madrid erkundigten, machten sämmtliche Anwesende bedenkliche Gesichter, zogen die Augenbrauen in die Höhe und meinten: es ist

Schnee gefallen, — Und was weiter? dachte ich, wir sind ja in Spanien; der schmilzt über Nacht. Aber er schien in den Bergen, die zwischen uns und der spanischen Hauptstadt lagen, nicht schmelzen zu wollen. Anfänglich beachteten wir es nicht besonders, daß die Eilwägen fünf, sechs, zwölf Stunden zu spät kamen; als aber eines Morgens der Kellner, während er uns ein bescheidenes Frühstück servirte, grinsend und mit einiger Schadenfreude erzählte, die Diligence von vorgestern sei noch nicht angekommen, und der Courier mit Maveral, Passagieren und Postpaketen fehle seit vier Tagen, fingen wir doch an, etwas besorgt zu werden, und ließen von dem hierzu sehr bereitwilligen Kellner uns alles berichten, was er von glücklich durchgekommenen Passagieren gehört oder vielleicht schaudernd selbst erfunden.

Die königliche Hauptstraße von hier nach Madrid ist, wie die meisten in Spanien, nur dann mit einem einiger Maßen behaglichen Gefühle zu befahren, wenn die glühende Sonne alle Unebenheiten verglichen, die Erhöhungen zu Staub verbrannt und die kleinen Gruben ausgefüllt. Hat es aber ein paar Tage lang geregnet, so fährt man bei Weitem sicherer und auch ungleich angenehmer auf einem geackerten Felde, als auf einer hiesigen Chaussee. Zwischen Valencia und Madrid befindet sich aber ein Stück Weges, das durch einen Wald führt, wo die Sonnenstrahlen nicht so recht hindringen können, in der Gegend von Cuenca. Hier ist die Straße selbst im Sommer scheußlich, im Winter aber bei Regen oder gar bei Schnee, wie jetzt der Fall war, gänzlich unfahrbar. Seit vier Tagen — oder seit sechs, meinte nachdenklich der Kellner — habe man keine Spur mehr von dem königlichen Courier. Bauern, die von dorther gekommen, die aber ebenfalls in den Schneemassen den Weg verloren hätten, wollten ihn vorgestern Nachts in der Entfernung gehört, das heißt, das Klingeln der Maulthierglocken, so wie den Schein der Wagenlaternen bemerkt haben. Ein Zigeuner, welcher mit Lebensgefahr durchgeritten, wollte ihn sogar gesehen haben, mit zwanzig

Thieren bespannt, wie er den Schnee und Schlamm wie ein Bahnschlitten vor sich her gedrückt habe.

An Uebertreibungen von dergleichen Art gewohnt, gingen wir an die Quelle, zur Post, und verlangten Plätze nach Madrid. Da der königliche Courier, ein kleines Coupé, nur zwei Sitze hat, so beschloß unser Reisegefährte, Oberbaurath Leins, einen Tag vor uns abzureisen; wir wurden auch ohne Weiteres eingeschrieben, nur sprach der Postsecretär achselzuckend von einigen Verspätungen, ohne sich auf Genaueres einzulassen. Zwei andere Reisende aber, die auf heute eingeschrieben waren, hatten sich ihr Geld zurückerstatten lassen, da weder ein Courier angekommen noch abgegangen war; kurz, uns erging es gerade so. Den anderen Tag erhielt L. seine Einlage wieder, den darauf folgenden H. und ich. Die Couriere und Passagiere kamen aber gar nicht mehr an; es mußte irgendwo eine artige Anzahl im Schlamme und Schnee stecken; die Briefpakete brachte ein Reitender, und um die Correspondenz von hier nach Madrid fortzuschaffen, richtete man das frühere Verbindungsmittel wieder ein — einen einfachen Karren mit zwei tüchtigen Maulthieren bespannt —, und als wir eines Tages dieses Fuhrwerk ziemlich betrübt anschauten, sagte der Mayoral — derselbe hatte ein Gesicht wie eine alte, sehr gebrauchte Lederhose —: „Hol der Teufel die neuen Equipagen auf diesem Wege während der Winterzeit! Mit so einem Karren komme ich überall durch.“ Und er hatte wohl Recht. Aber wenn man sah, wie diese Maschine schon in den Straßen von Valencia auf und ab flog, so konnte einem alle Lust zu einer weiteren Tour mit derselben vergehen.

So waren wir ziemlich rathlos in Valencia, und wurden es noch mehr, als wir eines Tages einen Reisenden sprachen, der nach fünftägiger Fahrt endlich von Madrid hier angekommen war und der unterwegs mehr Packträger und sogar Zugthier, als Passagier gewesen war. Um weiter zu kommen, blieb uns allerdings das Meer; wir konnten hier über Cartagena und Almeria nach Malaga, und

von dort zu Lande nach Granada fahren und dann über Jaen, Baylen nach Madrid gelangen. Doch hätten wir alsdann, um später nach dem Süden zurückzukehren, nochmals denſelben Weg machen müſſen. Endlich konnten wir am Ende doch noch unſern projectirten Ritt nach Madrid ausführen, und ich muß geſtehen, dieſe Idee fand bei uns den meiſten Anklang. Ein freundlicher Rathgeber und Führer hier in Valencia, ein württembergiſcher Bierbrauer, den wir aufgeſucht und liebgewonnen, meinte, das ließe ſich allenfalls machen; im Sommer habe er ſelbſt dieſe Strecke ſchon zu Pferde zurückgelegt.

Sogleich gingen wir daran, einen Pferdevermiether aufzuſuchen, fanden auch mehrere dieſer Leute, ohne aber unſeren Zweck zu erreichen; Niemand hatte Luſt in dieſer Jahreszeit Menſchen und Thiere auf's Spiel zu ſetzen, und wenn wir hörten, wie an der Wirthstafel über unſeren Entſchluß geſprochen wurde, ſo konnte man es den Leuten nicht übel nehmen. Uns ſelbſt aber rieth man auch davon ab. „Finden Sie Jemanden," ſagte ein kleiner Franzoſe, der ebenfalls hier feſtſaß, „ſo nehmen Sie ſich vor den Valenciern in Acht; dieſe Kerle gehen mit Ihnen in Alles hinein, ſie werden Sie auch wahrſcheinlich nicht im Stiche laſſen, aber ſich eben ſo wenig etwas daraus machen, irgendwo im Schnee zu verſinken und Leben oder wenigſtens Geſundheit auf's Spiel zu ſetzen." Dagegen hatte ein ſolcher Ritt in unſerer Einbildung außerordentlich viel Schönes für ſich: wilde Gegenden, einſame Nachtlager an flackernden Feuern, Abenteuer aller Art, vielleicht ſogar Räuber. Genug, wir beſchloſſen noch einen Verſuch zu machen, bei den Gitanos Pferde und Leute zu erhalten, — verwegene Geſellen, die gern etwas verdienen und nicht lange überlegen.

Der Bierbrauer führte uns denn auch Abends in das Stadtviertel Valencias, wo die Zigeuner hauſen, zu ihrem Hauptmanne, um ſich mit ihm über unſere Angelegenheit zu beſprechen. Er wohnte in einem alten, ziemlich verdächtig ausſehenden Hauſe; ein dunkler Eingang führte uns auf einen Vorplatz, der mit einer Scheune viel

Aehnlichkeit hatte; hier brannte ein hell loderndes Feuer, um welches eine Menge phantastisch genug aussehender Gestalten saß: junge Bursche und alte Männer in ihrer eigenthümlichen Tracht: ziemlich engen Hosen und einer farbigen, verschnürten Jacke, den Gürtel, in welchem das große Messer stak, um den Leib, und einen buntfarbenen Lappen um den Kopf gedreht; junge, stark gebräunte Mädchen und Weiber mit schwarzen, glänzenden Haaren und blitzenden Augen, die meisten in ein angenehmes Nichtsthun versunken. Ein paar rauchten, andere beschäftigten sich mit einem Brettspiel; von den Weibern kochten einige irgend ein Abendessen in einem großen Kessel, eine andere lehnte nachlässig an dem Pfeiler, leicht auf einen Tamburin schlagend, wozu ein junges Mädchen mit den Castagnetten knackte.

Unser Eintritt erregte keine besondere Aufmerksamkeit; nur hier und dort wandte sich ein dunkles Auge gegen uns, und auf die Frage nach dem Herrn erhob sich langsam und bedächtig einer der jungen Bursche und ging uns voran durch den dunklen Vorplatz nach der hölzernen Treppe, welche in das obere Haus führte. Von dort aus machte sich die Gruppe um das Feuer wahrhaft malerisch und schön; von der Gluth waren die dunklen Gesichter röthlich angestrahlt, die Flammen spiegelten sich auf den Schaften und Messingzierrathen einiger Gewehre, die hier und da an den Pfosten lehnten, und beleuchteten alterthümlichen Hausrath, so wie verschiedene Thierfelle, die von der Decke herabhingen.

Der Chef der Gitanos, welcher sich oben in einer Stube mit sehr kahlen Wänden befand, saß vor einem Brassero voll glühender Kohlen, auf welchen er die Füße gestellt, und machte bedächtig seine Papiercigarren; eine Frau neben ihm schürte in der Gluth, und ein junges, sehr hübsches Mädchen ließ bei unserem Erscheinen die Guitarre, mit der es beschäftigt zu sein schien, in den Schooß sinken. Als nun der Capitän unseren Wunsch vernommen, schlürfte er einen tiefen Zug aus seiner Papiercigarre, schluckte den Dampf, um ihn dann während des Sprechens wieder emporqualmen zu lassen. Doch

verließen und er unter der Thür ſeines Ladens ſtand, zahlreiche Beweiſe ſeiner Freundlichkeit und ſeines Wohlwollens, beſtehend in ganzen Händen voll Roſinen, Mandeln und getrockneten Pflaumen. Wem aber das Ding gar nicht einleuchtete, das war die Jungfer Schmiedin. Obgleich ſie auf's Kräftigſte nach Faſſung rang, ſo konnte ſie dennoch einigen Thränen nicht verbieten, über die Wangen hinabzurollen. Sie ſchüttelte lange wehmüthig den Kopf, als meine Großmutter das vortheilhafte Anerbieten des Herrn Reißmehl auseinanderſetzte, doch wagte ſie's nicht, die alte Frau zu unterbrechen, und erſt als dieſe geendigt und der ganze Familienrath halb und halb ſeine Zuſtimmung gegeben, verſuchte ſie es mit einigen ſchwachen Worten, dem Projekt entgegen zu arbeiten.

„Ach, Frau Paſtorin," ſagte ſie, „Gott ſoll mich bewahren, daß ich mir je einfallen ließe, über einen Mitmenſchen etwas Böſes zu ſagen; aber vom alten Reißmehl munkelt man doch ſo allerlei, ſo ſeltſame Sachen, ja —" — „Nun, was denn?" fiel ihr meine Großmutter etwas barſch in die Rede. — „Ach, Frau Paſtorin, Sie glauben freilich ſo etwas nicht, und ich für mein Theil, nun ja, ich will es auch eigentlich nicht beſchwören, aber man behauptet, der alte Reißmehl müſſe etwas auf dem Herzen haben, denn er ſteige beſtändig ohne Ruhe in ſeinem Hauſe umher, faſſe überall mit der

war ſeine Antwort ſehr untröſtlich für uns; Pferde und Leute, meinte er, ſeien wohl genug da, doch rathe er uns von unſerem Unternehmen ab; denn er kenne den Weg, und einer ſeiner beſten Leute mit dem tüchtigſten Maulthiere ſei geſtern von Cuenca zurückgekehrt und nur durch ein Wunder durchgekommen.

Auf dieſen Beſcheid hin verließen wir ziemlich niedergeſchlagen die Zigeunerherberge, und da wir, in unſeren Gaſthof zurückgekehrt, erfuhren, der Dampfer Tharſis werde in ein paar Tagen erwartet, um nach Malaga zu fahren, ſo beſchloſſen wir, unſere ganze Reiſeroute zu ändern.

Herr Heeren, der liebenswürdige Geſellſchafter und Freund in der Noth, erſuchte mich aber, noch keine Plätze auf dem Tharſis zu nehmen, indem es noch eine ältere und in jetziger Jahreszeit beſſere Route über San Felipe, Albacete und Ocanna gäbe, die er ſelbſt benutzen wolle und wo wir uns ihm anſchließen könnten; er werde ſich morgen erkundigen laſſen, ob die Diligencen dort ziemlich regelmäßig einträfen.

Die Erkundigung des Herrn Heeren fiel nicht unbefriedigend aus; denn aus einer Verſpätung von ſieben bis acht Stunden machte man ſich in Spanien nicht viel. So ſahen wir endlich in dieſer Reiſefinſterniß ein Licht und verließen Valencia am 29. Dezember.

An der Eiſenbahn von Valencia nach Madrid, die über Alcira, La Roda und Tembleque führt, arbeitet man ſchon ſeit vielen Jahren, und iſt die kleine Strecke von Valencia nach Alcira vor noch nicht langer Zeit eröffnet worden; doch hatten heftige Regengüſſe in den letzten Monaten einige Dämme und Brücken zerſtört, weßhalb die Züge nur bis Algemeſi gingen. Wir durchfuhren hier wieder ein prächtiges Stück der Huerta, nur mit einem ganz anderen Charakter als das, durch welches wir gegen Valencia gezogen waren. Dort war ſie noch von Bergen begrenzt, meiſtens Gemüſe- und Fruchtland und mit wenigen Dörfern beſetzt; hier aber war ſie weit und flach, hatte Wieſen, Olivenpflanzungen, aus denen in allen Richtungen zierliche

Kirchthürme hervorsahen, und vor allen Dingen die prächtigsten Orangengärten, die wir seit unserem Eintritt in Spanien erblickt. Schöner erinnerte ich mich nur dieselben seiner Zeit in Jaffa gesehen zu haben. Die Eisenbahn war mitten durch sie hindurchgeführt und dabei so schmal, daß die Zweige mit den tiefgrünen, glänzenden Blättern und die goldgelben Früchte fast von den Wagen gestreift wurden. Es war in der That ein eigenthümliches Gefühl, von der brausenden Locomotive durch diese schönen und für uns seltenen Pflanzungen dahin geführt zu werden. Bald waren es förmliche Wälder, bei denen wir vorüber flogen, bald einzelne Bäume, prächtige Exemplare, die, wie eine mächtige Linde bei uns, ihre Zweige rings umher ausstreckten.

In Algemesi blieb es dem Reisenden überlassen, ob er seinen Weg bis zur nächsten Poststation zu Fuß, zu Pferde oder mit der Tartane fortsetzen wolle. Wir wählten die letztere, ein Fuhrwerk auf zwei hohen Rädern mit einem viereckigen Wagenkasten ohne Federn, von einem einzigen Maulthiere gezogen; ein ähnlicher Karren folgte mit unserem Gepäck. Gleich hinter dem Bahnhofe mußten wir durch ein ziemlich tiefes Wasser hindurch, bei dessen Furt eine Menge Wagen und Tartanen standen, deren Zugthiere unter großem Geschrei mit vielen Hieben über die steilen Ufer hinabgepeitscht wurden. Wenn der Weg, den wir fuhren, schon in trockener Jahreszeit nicht schön genannt werden könnte, so war er jetzt nach der großen Ueberschwemmung ein einziger Kothsee, hier und da mit einer kleinen Steininsel, welche obendrein beim Darüberfahren unsere Tartane sehr verdächtige Seitenbewegungen machen ließ. Das Wasser mußte hier arg gehaust haben: der Eisenbahndamm war an ein paar Stellen fast bis auf den Grund weggespült, und an den Bäumen, die neben der Straße standen, bemerkten wir bis zehn Schuh hoch vom Boden weggeschwemmtes Schilf und Stroh, welches die Fluth dort zurückgelassen hatte.

Alcira ist ein hübscher, alterthümlicher Ort, mit tiefen Gräben, hohen, ausgezackten Steinmauern, mit Thürmen und Brücken, und

war ehemals wie all dieſe kleinen Städte befeſtigt. Der Xucar fließt an einer Seite vorbei und ergießt ſich einige Meilen öſtlich von der Stadt ins Meer. Als wir die Stadt erreicht hatten, bemerkten wir auf einem erhöhten Plateau neben der Straße runde, gepflaſterte Plätze, jeden von vielleicht zwanzig, dreißig und mehr Fuß im Durchmeſſer, einen neben dem andern, ſo daß es von Weitem ausſah, als ſei der Boden mit runden Steinplatten bedeckt. Wir ſahen dergleichen ſpäter in der Nachbarſchaft der meiſten kleineren Städte. Es ſind dieſes Frucht-Tennen, auf denen Korn und Waizen vermittelſt Pferden und kleiner Schlitten ausgetreten und ausgedrückt werden. Namentlich für Kinder iſt das ein großes Feſt, und amuſiren ſich dieſe hier, wie ſie es bei uns auf der beſten Schneebahn thun. Eine ſchöne Baumart ſah ich hier wieder in dem Johannisbaum, deren trockene Früchte man als Kind ſo gern ißt und die hier ein Hauptfutter für die Pferde abgeben.

Obgleich Alcira von Außen wegen ſeiner Thürme und Mauern ziemlich großartig ausſchaute, ſo waren doch die Straßen recht eng und winkelig, die Häuſer ärmlich und verfallen, und nur hie und da zeugte ein altes Bogenfenſter, ein Erker, eine zierlich ausgezackte Mauer oder dergleichen ſehr verwiſchte Spuren von früherer Wohlhabenheit und Pracht. Ich habe nicht leicht elendere Kramläden geſehen als hier in Alcira. Mit ein paar Duros hätte man eine ganze Boutique auskaufen können. Unſer Maler verſchaffte ſich ein paar Schuhe, wie ſie um Valencia von den Landleuten getragen werden; es ſind eigentlich nur Sandalen, von Binſen geflochten, die mit Stricken von demſelben Material an den Füßen befeſtigt werden. Ein ſolches Paar Schuhe koſtet nach unſerem Gelde ungefähr acht Kreuzer.

Glücklicherweiſe hatte Herr Heeren die Plätze von hier bis Madrid für uns zum Voraus genommen, ſonſt hätten wir wahrſcheinlich zurückbleiben müſſen; denn ſechs Männer aus der Umgegend, zu Pferde oder Tartane, trafen mit uns zu gleicher Zeit in der einzigen Poſada des Ortes ein und machten, als ſie unſer anſichtig wurden, ſich als-

bald eilfertig auf den Weg, um Plätze zu belegen. Doch konnten nur noch vier hinten in der Rotunde untergebracht werden, weßhalb die Uebrigen mit ziemlich langen Gesichtern heimkehrten.

Unser Gasthof hatte durchaus nichts Angenehmes; große lustige Zimmer mit Steinböden, in denen nur an einem Fenster, wo die Sonne gerade herein schien, eine behagliche Temperatur herrschte. Dort hatten sich aber die sechs ebengenannten Reisenden niedergelassen. Wir saßen in der anderen Ecke und erfreuten uns während des Essens unserer Paletots und Filzstiefel. Das Diner war gerade nicht schlecht, und bei demselben befanden sich, wahrscheinlich wegen der Nähe von Valencia, die spanischen Nationalgerichte mit Knoblauch in der Minderzahl. Der dicke rothe, fast schwarze Landwein, wie auch das Brod waren wie beinahe überall vortrefflich und wenn man dazu die gerösteten Mandeln nimmt, die man immer sehr gut bekommt, sowie die herrliche, dicke spanische Chocolade, so kann man mit diesen Sachen allein schon ein recht gutes Mittagessen machen.

Der Wagen sollte um drei Uhr abgehen; verschiedene nothwendige Reparaturen aber, eine gesprungene Hemmkette, einige gebrechliche Felgen und eine bedenkliche Quetschung an der Hinterachse verzögerten dieselbe um eine ganze Stunde und ließen uns zu gleicher Zeit ahnen, welchen Weg wir zu machen hätten. Endlich rief der Mayoral die Passagiere zu ihren Plätzen, der Delantero schwang sich auf und zehn ziemlich abgetriebene Maulthiere trabten klirrend und rasselnd, so schnell es ihnen möglich war, durch die engen Gassen der Stadt hinaus in's Freie.

Hier war nun gleich wieder die alte spanische Straßenmisère; die Räder sanken förmlich ein in die unergründliche Kothlache, welche der Weg bildete, und bei den Bemühungen des Delantero, wenigstens hie und da für Hufe und Räder etwas festen Grund zu gewinnen, legte sich der Wagen jeden Augenblick sehr bedenklich bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Es war schade, daß man an dem wirklich schönen Abend durch die herrliche Gegend nicht mit einer Behaglichkeit fahren

konnte. Aber was nützt einem der klarſte blaue Himmel, die entzückendſte Fernſicht, wenn die Stöße des Wagens ſo fürchterlich ſind, daß man ſich feſt anklammern muß und oft ſo auf die Seite geneigt wird, daß man in ſtillen, ſchmutzigen Waſſerlachen ſein Geſicht widerſpiegeln ſieht! Mit wahrhaftem Heldenmuthe und Ausdauer krabbelten übrigens die armen Maulthiere auf der faſt bodenloſen Chauſſee vorwärts; vielleicht war es ihnen ein Troſt, daß es den ihnen begegnenden Collegen noch ſchlechter ging; denn die Thiere der Karren und Tartanen, im Eifer, uns auszuweichen, ſtürzten nicht ſelten zuſammen oder rutſchten ſammt dem Fuhrwerk in die tiefen Waſſergräben.

Alcira iſt von allen Seiten mit ſchönen Gärten und gut gepflegten Feldern umgeben, namentlich führte der Weg, auf dem wir jetzt fuhren, ein paar Stunden lang zwiſchen Mauern und Einfaſſungen durch, über denen Orangen und Citronen, ſo wie zahlreiche Gruppen hochſtämmiger, ſchlanker Palmen emporragten.

Als es ganz dunkel geworden war, fuhren wir längere Zeit aufwärts und ließen ſo den K[illegible] und Schmutz hinter uns. Doch wurde der Weg deßhalb nicht beſſer. Mir iſt es in der That unbegreiflich, daß wir an dem heutigen Abend nicht wenigſtens ein Dutzend Mal umwarfen. Aber ich komme immer mehr zu der Anſicht, daß die ſpaniſchen Eilwagen einen beſonderen und ſehr mächtigen Schutzgeiſt haben, der ſie wieder ins Gleichgewicht bringt und ohne zerbrochene Räder und Achſen durch Dick und Dünn hindurch führt. Zum Ueberfluß hörten wir endlich in der Tiefe neben uns einen Fluß rauſchen, zu dem es nun im tollſten Jagen hinabging. Statt aber auf die Brücke einzubiegen, die, breit und maſſiv und ſcheinbar ſehr ſolid, hinüberführte, fuhren wir in den Kies des Ufers hinein, worauf der Wagen mit einem plötzlichen Rucke hielt.

Der Mayoral öffnete den Schlag und bat uns, auszuſteigen. Es war wieder einmal die alte Geſchichte. Der mittlere Bogen der Brücke war vor Gott weiß wie langer Zeit von einem Hochwaſſer weggeriſſen worden, und nun mußte ſich alles, was hinüber wollte, ſo gut es eben

ging, durch das Waſſer hindurch arbeiten. Der Zagal begleitete uns Paſſagiere eine Strecke abwärts, wo vermittelſt Pfähle und Steine eine Art Nothbrücke hergerichtet war. Auf der Mitte derſelben angekommen, blieb ich einen Augenblick ſtehen, um dem ſchweren Eilwagen zuzuſchauen, wie er langſam und ſchwankend durch den tiefen Kies hindurch fortgezogen wurde. Es war ein unheimlicher Anblick. Der Fluß ſtrömte durch eine tiefe Schlucht und lag, da die Nacht hereingebrochen war, ſo dunkel, daß Wagen und Maulthiere nur wie Schattengeſtalten erſchienen. Dazu hatte ſich der Himmel mit Wolken überzogen und der Regen rieſelte herab. Das Waſſer mochte in der Mitte des Fluſſes über drei Fuß tief ſein und es war jammervoll anzuſehen, wie ſich die müden Zugthiere abplagten, den Wagen vorwärts zu ſchleppen. Dazu fluchte der Mayoral, die Peitſchenhiebe knallten, der kleine Delantero mit ſeiner dünnen Kinderſtimme rief beſtändig ſein: Anda, anda cavallo! der Kies knirrſchte und das Waſſer rauſchte. Ein paarmal hatte es den Anſchein, als bliebe der Wagen ſtecken, — eine erfreuliche Ausſicht für uns. Doch der Schutzgeiſt, deſſen ich vorhin ſchon erwähnte, half auch hier wieder, und nach einer halben Stunde ſchleppten die dampfenden Thiere den Wagen am andern Abhange hinauf.

Wir ſetzten uns wieder ein und erreichten nach einer Stunde San Felipe, wie mir ſchien, eine freundliche, wohlgebaute Stadt mit anſehnlichen Häuſern, aus deren Fenſtern ein heller Lichterglanz auf die Straße herausſtrahlte, während wir vorüber raſſelten. Es iſt das für mich bei nächtlichen Fahrten immer ein peinliches Gefühl geweſen; man muß auf ſchlechten Wegen in die Nacht hinaus, während dort Alles zu Hauſe um das freundliche Licht im Kreiſe ſitzt; zuweilen auch erſcheint ein Geſicht an den Fenſterſcheiben und der Mund ſcheint ſagen zu wollen: Wie bin ich froh, daß ich zu Hauſe ſitze und nicht dort hinauszufahren brauche!

Um recht bequem zu ſitzen, hatte Herr H. einen Platz für uns mehr genommen, den er aber in Alcira einem jungen Manne auf ſeine

Bitten abtrat, der mit uns von Valencia gekommen war und ebenfalls nach Madrid wollte. Er war, wie er uns später erzählte, Schriftſteller und bis vor Kurzem Mitredacteur des Oppoſitionsblattes Clamor Publico geweſen, hatte aber eher das Ausſehen eines Reiteroffiziers in Civil. Er war von angenehmem Aeußerem, trug einen Schnurrbart, einen Calabreſerhut, einen kurzen ſpaniſchen Mantel, hohe gelblederne Stiefel und rauchte eine Papier-Cigarre um die andere. Für den ihm abgetretenen Platz bewies er ſich ſehr dankbar, und da er in San Felipe genau Beſcheid wußte, ſo führte er uns trotz des Widerſtrebens des Conducteurs in ein benachbartes Kaffeehaus, wo wir in möglichſter Schnelligkeit unſeren Thee nahmen.

Unterdeſſen hatte der Mayoral eine Laterne angezündet, und als wir einſtiegen, gab er uns die tröſtliche Verſicherung, nur noch eine kleine Stunde ſei der Weg ziemlich ſchlecht, dann aber würden wir die Hauptſtraße erreichen und luſtig wie auf dem Zimmerboden dahinfahren. Fort ging es nun in die Nacht hinaus und das Stück Weges bis zur Chauſſee war eine artige Arbeit von Seiten der Maulthiere und ein ſchmerzliches Dulden von Seiten der Paſſagiere. Es ging unbeſchreiblich ſteil abwärts und ebenſo wieder in die Höhe, ſo daß Zagal und Mayoral nicht genug Steine unterſchieben konnten, um den ſchweren Wagen vor dem Zurückrollen zu bewahren. Durch reißende Felsbäche fuhren wir an tiefen Abhängen vorbei, deren Schutzmauern eingeſtürzt waren, erreichten endlich aber glücklich die verheißene Chauſſee und mit ihr in der That einen beſſeren Weg.

Die Nacht ging dahin, mit den bei ſolchen Fahrten gewöhnlichen Abwechslungen; wir erreichten eine Station um die andere, bald ein einſam gelegenes Haus, auf deſſen weitem Vorplatz ein mächtiges Feuer brannte, an dem wir Paſſagiere uns erwärmen konnten. Hier trafen wir auch faſt jedesmal ein paar vollſtändig bewaffnete Guardias Civiles, eine treffliche Straßenpolizei, die man in Spanien auf allen Wegen bei Tag und Nacht findet. Bald erreichten wir kleine Ortſchaften und in einer derſelben — es mochte gegen vier Uhr Morgens

ſein — ſchlug unſer junger Redacteur vor, ein Frühſtück einzunehmen, wozu der Mayoral, der draußen jämmerlich durchfroren worden war, gern ſeine Zuſtimmung gab. Mit vielem Rumor wurden die Leute im Hauſe erweckt, und bald erſchien auch die Wirthin mit einer Magd, nicht gerade zu übel gelaunt, daß man ſie zu ſo früher Stunde aus dem Bette aufgejagt. Pfannen und Keſſel wurden zum Feuer gerückt, und zur beſten Nachahmung in unſerem wohl eingerichteten Deutſchland muß ich rühmen, daß nach einer ſtarken Viertelſtunde ein ſehr ſolides Frühſtück bereit ſtand und zwar gekochter Reis mit Fleiſch und ſpaniſchem Pfeffer, gewärmte Feldhühner à la Knoblauch, weichgeſottene Eier und vortreffliche Chocolade, ſüß, ſchwarz und ſo dick, daß die freilich ſehr dünnen Löffel faſt aufrecht darin ſtehen blieben. Die Bezahlung war ebenfalls mäßig und neu geſtärkt und erwärmt fuhren wir dem kalten Morgen entgegen. Die Temperatur und mit ihr die Vegetation hatte ſich ſeit geſtern Abends ſo auffallend verändert, daß der Contraſt nicht leicht hätte größer ſein können. Der Boden war gefroren, die Felder rechts und links von der Straße leicht mit Schnee bedeckt, und wir, die wir geſtern durch Orangen- und Palmengärten gefahren, ſahen heute nur noch niedrige Buxbaumſträucher und magere Olivenbäume. Auch mußten wir uns dicht in unſere Mäntel wickeln, um nur einigermaßen warm zu bleiben. Dabei aber ließ die Geſchwindigkeit des Fahrens nichts zu wünſchen übrig und wo es eben thunlich war, jagten unſere zehn Maulthiere in vollem Galopp dahin.

Wir hatten aber auch wegen des ſchlechten Wegs von geſtern Abends viel einzuholen und hätten das Städtchen Albacete ſchon um eilf Uhr Vormittags erreichen ſollen; doch Stunde um Stunde verſtrich, Station um Station erſchien und der Mayoral ſchüttelte beſtändig den Kopf, ſo oft wir ihn fragten, ob jetzt nicht bald einmal Albacete käme. Dabei war die Gegend einförmig und troſtlos; unabſehbares hügeliges, mit Schnee bedecktes Land, über welches ein eiskalter, ſcharfer Wind unaufhörlich uns entgegen ſtrich; auch ſchneite und regnete es abwechſelnd, und die Stationsplätze, an denen wir

hielten, waren so erbärmlicher Art, daß unser armer Redakteur nicht einmal einen Tropfen Wein auftreiben konnte und wir endlich erst gegen ein Uhr vermittelst eines Glases Branntwein, einer scheußlichen Wurst und eines Stückes gewiß mehrere Monate alten Brodes ein einfaches Diner halten konnten.

Endlich um vier Nachmittags sahen wir Albacete vor uns liegen; noch ein paar Hügel auf und ab und wir hatten das Städtchen erreicht. Bis jetzt war mir in Spanien kein elenderes, ärmlicheres Nest erschienen. Es lag auf einer Höhe, der Wind pfiff und heulte durch die Straßen, alle Häuser schienen aus Lehm gebaut, und fast kein einziges hatte ein ordentliches Fenster. Halb verfallene Mauern umgaben das Ganze und zogen sich nebenbei noch um jedes einzelnstehende Gebäude herum. Wenn wir auch in den spanischen Ortschaften an kleine unbedeutende Fenster gewohnt waren, so fiel es uns doch auf, daß die hiesigen förmliche Schießscharten waren; eben so waren die langen Mauern crenelirt und beim Einfahren in den Ort sahen wir rechts und links Erdaufwürfe, die augenscheinlich dazu gedient hatten, Geschütze hinter ihnen aufzustellen. Unser Redacteur löste uns dieses Räthsel, indem er uns erzählte, daß Albacete während der Bürgerkriege sich lange und hartnäckig vertheidigt habe. So trostlos übrigens die endlose schneebedeckte Chaussee gewesen, so war sie doch noch heimlicher und angenehmer, als die Gassen dieses Ortes; überdieß fand sich die Hauptstraße durch einen umgestürzten Eselskarren vollständig verbarrikadirt, und nach einigem Ueberlegen entschloß sich der Mayoral, das Postgebäude auf einem Umwege durch enge Seitengassen zu erreichen. Diese Seitengassen aber waren eigentlich nichts mehr und nichts weniger als Düngergruben hinter den Häusern, welche zuweilen mit kleinen, artigen Steinbrüchen abwechselten. Stückweise wurden wir fortgeschleppt und lagen bald auf der einen, bald auf der andern Seite. Hier mußte auch endlich der Schutzgeist ermattet abgelassen haben; denn im Angesichte des Posthauses, als wir eben wieder in die sogenannte Hauptstraße einbiegen wollten,

ſanken die beiden linken Räder unſerer Equipage in ein ſo unergründliches Loch, daß ſich der Wagen, übrigens ziemlich ſanft, gegen eines der Häuſer lehnte. Mir erſchien es als das größte Wunder, daß die Lehmbarake nicht unter dem Stoße zuſammenbrach; da ich an dem linken Fenſter ſaß, ſo kam ich ſo nahe an eine der oben erwähnten Schießſcharten, daß ich einer erſchreckten alten und ſehr dicken Spanierin, welche dort ſtand und mit lautem Aufſchrei zurückfuhr, freundſchaftlich die Hand hätte ſchütteln können. Von einem vernünftigen Aufrichten des Wagens war übrigens keine Rede; der Mayoral verließ ſich auf ſein Glück und die Maulthiere, wandte letztere rechts in die Straße und peiſchte nun unter Hülfe des Zagals ſo toll auf ſie hinein, bis ſie denn auch glücklich den Wagen von dem Hauſe wegriſſen, der nun begreiflicherweiſe nach rechts hin das Uebergewicht bekam und nach dieſer Seite uns vollſtändig in den Straßenſchmutz hinwarf. Zum Glück hatte Niemand Schaden genommen, und wir machten die paar Schritte bis nach dem Poſt- und Gaſthofe, trotz allem erlittenen Ungemach, in beſter Laune zu Fuß.

In Alcira hatte man uns geſagt, die Poſt würde ſich in Albacete zwei Stunden aufhalten und dann ohne Weiteres nach Madrid gehen. Uns war es nach einer angeſtrengten Fahrt nicht unangenehm, hier in Albacete eine Zeit lang ausruhen zu können, zumal, da das Gaſthaus — ich glaube, es war das einzige, wenigſtens das beſte im Orte — nicht ungaſtlich ausſah. Es hatte wenigſtens ein paar ordentliche, vergitterte und verglaste Fenſter nach der Straße zu, und als wir den Thorweg hinter uns hatten, kamen wir in einen kleinen, viereckigen Hof, der gewiß im Sommer recht heimlich und angenehm war. An einem ſteinernen Brunnen in der Mitte ſchlang ſich eine dicke Weinrebe empor, die vielleicht zwanzig Fuß hoch vom Boden den Hof mit einem Netze von Zweigen überſpann; rings um dieſen letzteren herum liefen Gallerieen, von denen man aus in die verſchiedenen Zimmer kam. Leider aber war die Rebe gänzlich ohne Blätter, ja die ſtärkeren Aeſte waren zum Theil mit Schnee bedeckt, und ebenſo

Hand hin, als suche er etwas; kurz, Frau Pastorin, es ist nicht richtig." — „Ja, Großmutter," fiel ich der Schmiedin altklug in die Rede, „daß er überall herumtappt und Alles angreift, das habe ich auch schon oft gesehen."

Aber meine Großmutter erklärte Alles das für dummes Zeug und schrieb ohne Verzug einen eigenhändigen christlichen Brief, wie sie es nannte, an Herrn Reißmehl, in dem sie mit ihm noch Einiges über meine Lehrzeit besprach, und als der alte Herr noch an demselben Tag befriedigend geantwortet hatte, war ich Reißmehlscher Lehrling und mußte Tags darauf meine Funktionen antreten. Meine Tante packte mein Bischen Wäsche und meine Kleider in einen kleinen Koffer, die Großmutter schenkte mir ein Exemplar der Bibel, ein paar Gesangbücher und eine mehrbändige Predigtsammlung, und im Augenblick, wo ich das Haus verlassen wollte, um meinen ersten Schritt in's Geschäftsleben zu thun, erschien die Schmiedin in der Hausthür und übergab mir mit abgewandtem Gesicht ein paar Ueberärmel von dunkelm Kattun, die sie für mich genäht, wobei sie mich bat, ihrer nicht zu vergessen.

Ich schritt allein und nachdenkend durch die Straßen und stand bald vor dem Reißmehlschen Hause, wo ich mit einem tiefen Seufzer stehen blieb, um am Schulgebäude nebenan hinauf zu blinzeln, wo ich so manche

die Steinplatten des Bodens ganz weiß, — in Spanien gewiß ein unwirthlicher Anblick. Der Speisesaal schien ebenfalls für den Sommer berechnet zu sein, denn es war in ihm weder Ofen noch Kamin, und um unsere erstarrten Füße wieder einigermaßen zu erwärmen, ließen wir uns einen großen Brassero unter den Tisch schieben.

Unser Diner war recht ordentlich, nur verbitterte uns die Kellnerin das Dessert durch die Nachricht, daß wir wahrscheinlich nicht so bald von hier wegkommen würden. Die Wege von hier nach Ocanna und Madrid seien fürchterlich, sagte sie, der Boden uneben und sogar gefroren, was die Verspätung aller Posten nach sich zöge. Wir müßten hier auf die Kutsche von Madrid warten, welche nach Murcia weiter ginge und ebenfalls auf die von Murcia, welche hier durchkomme, um uns mit nach der spanischen Hauptstadt zu nehmen. Das waren unerfreuliche Nachrichten und zu gleicher Zeit erfuhren wir noch, daß wir unsere guten Plätze vielleicht verlieren würden, indem wir den Passagieren aus Murcia nachstehen müßten. Der Wagen aus dieser Stadt, meinte die ungemein redselige Spanierin, sollte eigentlich um vier Uhr eintreffen, würde aber nicht vor Mitternacht da sein. „Carramba!“ setzte sie hinzu, wobei sie die Arme in die Seite stemmte, „das kann euch doch am Ende ganz einerlei sein; hier in Albacete ist man sehr gut aufgehoben; wir haben vortreffliche Zimmer und sehr gute Betten.“

Da es nun nicht in unserer Macht lag, die Fahrt des Murcianer Eilwagens zu beschleunigen, so ergaben wir uns in unser Schicksal, tranken nach Tisch Jeder eine doppelte Portion heißer Chocolade, und da wir alle müde und schläfrig waren, auch es nicht möglich schien, ein hell loderndes Kaminfeuer zu unterhalten, so beschlossen wir, dem Rathe der Kellnerin zu folgen und ließen uns die vortrefflichen Zimmer mit den sehr guten Betten zeigen. Die ersteren hatten keine Glasfenster, sondern nur hölzerne Fensterläden; die letzteren bestanden aus schwankenden Schragen, die beim Aufsteigen bedenklich krachten und waren mit einer sehr dünnen Wollenmatratze bedeckt.

Dazu war der kalte Steinboden auch gerade nicht angenehm, weßhalb wir uns beeilten, unter unſere dicke, wärmende Manta zu kriechen, welche wir in Valencia gekauft. Der Maler und ich hatten ein gemeinſchaftliches Zimmer, wir rauchten im Bette noch eine gute Puros (die Benennung der echten Havannah-Cigarren im Gegenſatze zu den Papier-Cigarren) und verſuchten es dann zu ſchlafen, was meinem Freunde alsbald gelang; mir dagegen war es eigentlich noch zu früh — es mochte ſechs Uhr Abends ſein, — und ich dachte an unſere vergangene Tour, an den morgenden Tag, an Madrid, an die Heimath. Neben meinem Bette befand ſich einer der oben erwähnten Fenſterläden, der mir nicht feſt geſchloſſen zu ſein ſchien; ich verſuchte es, ihn zuzumachen, doch verſagte das ſchlechte Schloß den Dienſt, und er öffnete ſich ganz, wodurch ſich mir über die Gallerie hinweg eine Ausſicht auf den Hof mit der ſchneebedeckten Weinrebe bot. Der Mond mußte am Himmel ſein, denn der kleine Hof war ziemlich hell beleuchtet. Da die Nachtluft kalt hereindrang, ſo wollte ich meinen Laden wieder ſchließen, als ich von einem der Zimmer im Erdgeſchoß die Töne eines Klaviers hörte, der Guitarre Accorde und das leiſe Knattern von Caſtagnetten, — etwas ſpaniſches Leben, dachte ich mir. Wie hätte ich da ruhig ſchlafen können! Ich lauſchte, — ja es war eine wohlklingende Mädchenſtimme, welche gleich darauf ſang:

Qué calla, y cómo cruje
Ji baila jota ó fandango!
Y qué brio en cada empuje!
Y qué gloria de romango
Alza, ola!
Valo un mundo mi manola.

Es war das zum erſtenmale, daß ich einen ſchönen, echt ſpaniſchen Geſang vernahm, denn das Tremuliren, faſt Jodeln der Zagals oder Delanteros, das ich ſchon öfter gehört, hat wohl etwas Eigenthümliches, aber nichts Angenehmes für das Ohr. Ich beugte mich zu

meinem Fenſter hinaus, um den Ort zu erkennen, woher der Geſang kam, und ſah drunten eine Thür ſich öffnen, aus welcher heller Lichter- oder Feuerglanz, ſowie Muſik und Geſang herausdrang. Als ich noch ſo zuhörte, ſchlurften Tritte auf dem Gange, Jemand trat an die Brüſtung der Gallerie und ſchaute ebenfalls auf den Hof hinab. Es war Herr H., welcher ſein Bett noch nicht aufgeſucht hatte; ich rief ihn an, und als er an mein Fenſter trat, ſagte er: „Es iſt eigentlich gut, daß Sie noch nicht ſchlafen; ich ſprach ſo eben unſern Mayoral, welcher mir verſicherte, der Eilwagen aus Murcia werde keinenfalls vor morgen früh acht, neun oder zehn Uhr kommen; da drunten ſcheint mir eine luſtige Geſellſchaft zu ſein, auch ein gutes Kaminfeuer; ich hätte wohl Luſt, mich noch ein wenig zu erwärmen.“ Natürlich war ich gleich dazu bereit, rief auch meinem Schlafkameraden zu, der übrigens ſein Bett mit einigem Widerſtreben verließ, denn er behauptete, er habe ſich prächtig erwärmt und ſchon ein ordentliches Stück geſchlafen. Unſer kleiner Oberbaurath war ebenfalls bald auf den Beinen, und ſo zogen wir denn den Tönen des Klaviers und der Guitarre nach; der Geſang war unterdeſſen verſtummt.

Richtig! neben dem Speiſezimmer fanden wir eine recht angenehme Geſellſchaft: der Wirth des Hauſes mit einigen ſeiner Freunde, der Tochter des Erſteren, ein junges und ſehr hübſches Mädchen mit ein paar nicht minder angenehmen Geſpielinnen und vor Allem ein mächtiges Feuer, das im erſten Augenblicke die meiſte Anziehungskraft auf uns ausübte. Die muſikaliſche Abendunterhaltung wurde übrigens durch unſeren Eintritt unterbrochen und nur auf vieles Bitten erhielten wir noch ein Lied, mußten uns aber dagegen entſchließen, auch von unſeren vaterländiſchen Geſängen etwas Preis zu geben; Herr H. ſpielte fertig einige Stücke auf dem Klavier, und ich hatte mein Möglichſtes geleiſtet, als ich ſang:

Sah ein Knab ein Röslein ſtehn,

und:

Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus.

Den Text mußten wir den jungen Spanierinnen überſetzen; doch meinte eine von dem erſten Liede, der Knabe hätte ſich umſonſt ſeine Finger zerſtechen müſſen, wenn Röslein ſich ordentlich gewehrt hätte.

Da wir nun einmal im Zuge waren, ſo brauten wir einen Punſch, bei welchem die Ingredienzien gut, die Art der Bereitung aber ſehr mangelhaft war. Es wurde ein kleiner Keſſel über das Feuer gehängt, Waſſer, Rum, Citronenſaft und Zucker hineingethan und das Ganze gekocht. Ein älterer Mann, welcher am Feuer ſaß, erhielt die Aufſicht über den Trank und mußte mit einem Suppenlöffel die Gläſer vollgießen. Wir ſelbſt hatten Wichtigeres zu thun: Bänke und Stühle wurden nämlich auf die Seite gerückt, Herr H. ſpielte einen luſtigen Galopp, und in Kurzem war ein förmlicher Ball arrangirt, zu dem die Guitarre in den Händen des Wirths zuerſt leiſere, dann immer lautere Accorde lieferte, wozu die Caſtagnetten immer toller knackten und zu dem wir tanzten, ſo daß der alte Fußboden krachte und ſich der ſchneebedeckte Weinſtock im Hofe, der zur offen ſtehenden Thüre herein ſchaute, aufs höchſte zu verwundern ſchien. Ich muß geſtehen, daß Punſch und Tanz bis nach eilf Uhr dauerten; dann ſuchten wir abermals unſere Betten auf und ſchliefen nun ungeſtört, feſt und angenehm bis zum hellen Morgen.

Ja, es war faſt zehn Uhr, als wir die zum Frühſtück unentbehrliche Chocolade tranken, und noch keine Spur von dem Eilwagen aus Madrid und Murcia! Die Kellnerin meinte, wir könnten ohne alle Gefahr auf drei Uhr unſer Mittageſſen beſtellen, es müſſe in der Gegend von Murcia ſehr viel Schnee gefallen ſein; und vielleicht, ſetzte ſie lachend hinzu, ſei der Wagen auch irgendwo umgeworfen worden, und wenn das wäre, ſo könnten wir wohl heute noch einmal die geſtrige Tanz-Partie wiederholen —, eine ſehr untröſtliche Ausſicht. Der Reiz, den der Gaſthof geſtern Abends für uns hatte durch das gute Kaminfeuer, durch Geſang und Tanz, war gänzlich verſchwunden; ja, ſogar der Weinſtock erſchien uns heute unendlich proſaiſch; der Himmel war

klar, die Sonne erſchien über den Häuſern und der Schnee tropfte langſam von den Aeſten und von den Dächern herab.

Der Gaſthof war ſehr kalt und öde, und erſt die Straßen und der Ort dazu! Der Maler und ich, wir machten einen Gang durch die Gaſſen an lauter Lehmhütten vorbei; nur eine einzige Straße war da mit ziemlich anſtändigen Häuſern, in denen ſich einige Läden befanden —, Magazine mit buntfarbigen Mantas, groben baumwollenen Hemden, rothen Kopftüchern, Binſen-Sandalen, Tabak und Salz. Auf dem Marktplatz ſahen wir runde Strohſchirme, zeltförmig an Stangen befeſtigt, unter denen frierende Obſtweiber ſaßen, auf den Schnee hatten ſie ihre Körbe geſtellt, und die armen Südfrüchte, Orangen, Citronen und Granatäpfel, nahmen ſich in der ſchmutzigen und froſtigen Umgebung recht traurig aus. Uebrigens war der Marktplatz und auch die Straße trotz des für hier ſehr kalten Winterwetters ziemlich belebt. Der Spanier kann es zu Hauſe nun einmal nicht aushalten; wenn er Geld hat, geht er ins Café, und wenn nicht, ſo ſtellt er ſich mit ſeinen Bekannten auf die Straße, um zu plaudern. Zum Standorte wird aber jeder Sonnenſtrahl benutzt, und wo auf dem Marktplatze von Albacete das helle und erwärmende Licht hindrang, da ſah man lange Reihen Einwohner bei einander ſtehen, und Weiber und Kinder an den Häuſern entlang zuſammenſitzen. Letztere verbanden hierbei das Angenehme mit dem Nützlichen, denn ſie lauſten ſich nach der Lancaſterſchen Methode, wobei oft drei, vier mit geſpreizten Beinen hinter einander ſaßen. Die Männer dagegen, in den unentbehrlichen Mantel gewickelt, rauchten eine Papier-Cigarre um die andere.

Bei unſerer Rückkunft in den Gaſthof trafen wir den jungen Redacteur in kurzem Mantel und Reitſtiefeln, der hier in Albacete Geſchäfte hatte und uns geſtern bei der Ankunft verließ. Auch er hatte viel Unangenehmes über die Straße nach Madrid gehört und meinte, wenn es nicht gar ſo kalt wäre, ſo zöge er es vor, durch die Mancha zu reiten. Seine Worte fielen bei Horſchelt und mir als Samen auf ſehr fruchtbaren Boden. Wir hatten noch immer unſere fehlgeſchlagene

Tour von Valencia nicht vergeſſen können und baten nun Herrn Heeren, der hier einen Geſchäftsfreund hatte, er möge ſich doch erkundigen, ob es nicht möglich ſei, von hier zu Pferde oder zu Maulthier nach Madrid zu gelangen. Da ihm ſelbſt die noch bevorſtehenden zwei, vielleicht auch unter Umſtänden drei Tage und Nächte nach Madrid auf ſo ſcheußlichen Wegen unangenehm genug vorkamen, ſo ging er mit dem jungen ſpaniſchen Schriftſteller, um ſich nach dem Wege durch die Mancha zu erkundigen.

Bei Albacete vorbei führt die projectirte Eiſenbahn von Valencia nach Madrid, und ein kleines Stück von hier bis La Roda, vielleicht fünf Leguas — eine Legua iſt ſtark anderthalb deutſche Stunden —, ſollte nächſter Tage zur Probe befahren werden. Herr Heeren, welcher große Lieferungen von Locomotiven und Wagen für die ſpaniſchen Eiſenbahnen beſorgt, kannte deßhalb mehrere der Beamten und Ingenieure, und er kam auch nach einer halben Stunde mit genügenden Nachrichten zurück. Man hatte ihm eine vollſtändige Marſchroute aufgeſchrieben, von hier nach La Roda auf der großen Straße, und von dort über Villarrobledo, Campo critana nach Tembleque — von letzterem Orte ging die Eiſenbahn nach Madrid — mit Angabe der Entfernung dieſer Ortſchaften und der Nachtquartiere. Der Ingenieur, der ihm dies beſorgt, hatte freundlicher Weiſe ſeine Viſitenkarte beigefügt, auf welche hin wir bei Privatleuten in den verſchiedenen Dörfern gern ein Unterkommen finden würden. Die Fonda's ſeien durchweg außerordentlich ſchlecht. Das waren die Lichtſeiten des Berichtes. Die anderen, das Aber, lauteten, die Wege würden hier und da faſt grundlos ſein, auch die Kälte auf der weiten, baumloſen Ebene in der Mancha ſehr unangenehm, faſt unerträglich, und wenn wir einen guten Rath annehmen wollten, ſo ſollen wir lieber einen Tag länger mit dem Eilwagen, vielleicht auf ſehr ſchlimmen Wegen, aber doch ſicherer gehen.

Herr Heeren und unſer Oberbaurath waren nun durchaus nicht für die Reittour eingenommen, deßhalb mußten wir beide nachgeben, um ſo mehr, als im entſcheidenden Augenblicke einige Buben herbeiliefen

und die Nachricht brachten, endlich laſſe ſich die Poſtkutſche ſehen. Es war die Madrider, die nach einer Viertelſtunde mit gänzlich abgemat-teten Thieren vor das Haus kam; der Maveral, erſchöpft und miß-muthig, ſprang fluchend von ſeinem Sitze, und Zagal und Delantero ließen ihre Köpfe noch tiefer hängen als ſelbſt die Maulthiere.

Das war alſo der Wagen, der uns mit denſelben müden Thieren weiter befördern ſollte. Doch konnte er nicht eher abfahren, als bis die Murcianer Kutſche angekommen war, und von der ſahen und hör-ten die ausgeſchickten Boten nicht eine Spur. Im Poſt-Bureau wurde ein großer Rath gehalten und endlich beſchloſſen, den Madrider Wagen neu zu beſpannen und dem anderen entgegen zu ſchicken. Es war Mit-tags zwei Uhr geworden, und eine halbe Stunde ſpäter fuhr denn auch die eben angekommene Kutſche wieder davon, um nach ihrer Collegin zu ſehen; aber noch bei dem Hauſe paſſirte ſchon ein Unglück. Die Gaſſe war ſehr eng, der Maveral nahm die Wendung etwas zu kurz und fuhr gegen eine der Lehmmauern, die ein Grundſtück umfaßten, ſo ſtark an, daß das moriſche Mauerwerk unter dem Stoße zuſammenbrach und Räder und Achſen mit Steinen bedeckt wurden. Es dauerte eine Zeit lang, bis der Wagen wieder frei wurde und weiter konnte. Wie wir ſpäter erfuhren, mußte er, da die Hauptſtraße noch immer unpraktikabel war, noch einige Kreuz- und Querzüge durch den Flecken machen und hatte auch noch ſonſtige Unannehmlichkeiten zu beſtehen gehabt, ehe er ins Freie kam. Dafür aber trafen die beiden Eilwagen denn auch ſchon glücklicher Weiſe nach einer Stunde auf einander, und um vier Uhr kehrte der unſ-rige nach Albacete zurück, nahm ſeine Briefſchaften für Madrid, unſere und der anderen Reiſenden Koffer, und dann hieß es: Caballeros al coche.

Unſer Eilwagen war ein anſehnliches Gebäude, befand ſich aber ſchon im vorgerückten Alter. Die Deichſel wackelte bedeutend und war ſtark geſchient, und die meiſten Kutſchenſchläge litten an einer gelinden Maulſperre. In dieſem Kaſten alſo ſollten wir vielleicht drei Tage und drei Nächte zubringen. Ich muß geſtehen, daß ich denſelben vor dem Einſteigen kopfſchüttelnd umging und mit einem wehmüthigen

Blicke das Wort „Madrid" auf der Hinterseite las. Ach! dachte ich, mit welcher Wonne willst du dieselben Buchstaben auf der Alcala-Straße wieder lesen! Ich hatte eine trübe, unbestimmte Ahnung, mit dieser Equipage, trotz bezahlten Fahrgeldes und trotzdem, daß wir nun endlich eingestiegen waren, niemals Madrid zu erreichen. Und, wahrlich! diese Ahnung hat mich nicht betrogen.

Wir drei Reisegefährten, der Oberbaurath, der Maler und ich, saßen vorn in der Berline (unser deutsches Coupé) — ein Platz, der bei gutem Wetter sehr viel Angenehmes bietet, hier in Spanien aber durch seine Aussicht auf die schlechte Straße und das ewige Stolpern der Maulthiere in den tiefen Fahrgeleisen nicht eben zur Beruhigung der Nerven beiträgt. Der Mayoral bestieg finsteren Blickes seinen Sitz und entgegnete auf meine Frage nach dem Wege — ich muß gestehen, daß ich die üble Gewohnheit hatte, viel zu viel danach zu fragen —, derselbe sei so schlecht wie möglich.

So fuhren wir dahin, es war am Sylvester-Abend, wo man sich zu gleicher Zeit in der Heimat anschickt, die letzten Stunden des Jahres so angenehm und kurzweilig wie nur immer möglich zu verbringen, wo man öffentlich einen soliden Punsch zubereitet und heimlich seine Pistolen ladet, um der Polizei an diesem Festabende ebenfalls eine unverhoffte kleine Freude zu bereiten. Der Himmel war klar, dunkelblau, und die Sonne ging mit einer unendlichen Pracht unter; wie ein Nordlicht strahlte der Himmel, als sie schon eine Zeit lang verschwunden war, noch immer in gewaltiger Gluth. Dabei war die Luft so rein, daß man die Gestalt jedes Zweigleins an den entblätterten Pappeln und Ulmen und den Umriß ganz entfernter kleiner Häuser aufs deutlichste sah. Zu beiden Seiten schauten wir in eine weite flache Ebene hinein, und es war, als habe der eisige Wind, der uns gestern verlassen, hinter Albacete auf uns gewartet; denn kaum waren wir wieder im Freien angelangt, so blies er uns von der Seite an, sauste durch die Wagenfenster und jagte Mähnen und Schweife der Zugthiere auf die Seite. Der Mayoral hatte sich fröstelnd in seine Decke gewickelt, und

der Delantero machte vorn auf ſeinem Pferde mit Händen und Füßen Bewegungen wie ein Hampelmann, wahrſcheinlich um ſich zu erwärmen. Der Zagal aber hatte den beſten Theil erwählt und wurde von uns allen beneidet: er trabte neben der Kutſche her und litt auf dieſe Art weniger von der Kälte.

Die Chauſſee, auf der wir fuhren, lief gerade, war ſehr breit, mit Bäumen bepflanzt und urſprünglich mit Sachkenntniß angelegt, ſpäter aber greulich vernachläſſigt worden. In den tiefen Koth, der ſie in den letzten Tagen bedeckt, hatten die ſchweren Karren und Eilwagen unergründliche Geleiſe geſchnitten, die nun jetzt hart gefroren waren und ſehr gefährliche Gruben für die Räder und die armen Zugthiere darboten. Es war in der That peinlich anzuſehen, wie die letzteren von der hin- und herfahrenden Deichſel bald nach rechts, bald nach links geriſſen wurden, ausglitten, ſtolperten, ſich mühſam wieder aufrafften oder auch zuweilen ganz niederſtürzten, wenn die Deichſel bei einer zu ſchnellen Bewegung einem dieſer armen Geſchöpfe alle vier Füße unter dem Leibe wegſchlug.

Anfänglich ertrugen wir mit gutem Muthe dieſe unangenehme Fahrt; als aber die letzte Röthe vom Himmel verſchwunden war und dieſer nun wie dunkler Stahl glänzend mit ſeinen unzähligen Sternen über uns prangte, als wir durch Erzählung früherer Sylveſter-Abende uns gegenſeitig erweicht und gerührt, da vernahm man zuweilen zwiſchen dem Takte eines mühſam geſungenen luſtigen Liedes einen tief verſtohlenen Seufzer, und wir geſtanden uns gern, das Reiſen habe im Allgemeinen doch ſeine großen Unannehmlichkeiten. Glücklicher als wir beide war unſer kleiner Oberbaurath, der von der Natur die Gabe empfangen, in jedem Eilwagen, auf jeder Straße, ſobald er ſich in eine Ecke gedrückt, augenblicklich einzuſchlafen. Noch war das erſte hatjé! hatjé! des Zagal nicht verklungen, ſo gab er nur noch ſpärliche Antworten, und bald darauf ſchnarchte er regelmäßig wie das unſchuldigſte Kind in ſeinem Bette. Im Andenken an einen Roman von Dickens, wo ein Junge vorkommt, ebenfalls ſo glücklich begabt,

daß er alle Mühseligkeiten dieses Lebens verschläft, nannten wir ihn wie diesen Joe, und auf die Frage im Eilwagen: Was macht Joe? erfolgte immer die gleiche Antwort: Der Joe schläft. So auch heute wieder; er hörte nicht, wie sechs Murcianer im Innern des Wagens allerlei ihrer vaterländischen Lieder in die Nacht hinausbrüllten und wie der Mayoral mit Peitschenknallen und unaufhörlichen Scheltworten zwischen die armen Maulthiere hineinfuhr; er sah nicht, wie unser Rosselenker endlich abstieg, um sich gehend zu erwärmen, wie es vorn der Delantero eben so machte und wie nun der Wagen ohne Leitung in stockdunkler Nacht — denn unsere einzige Laterne war nicht der Rede werth — auf der Chaussee dahin wankte und stolperte. Horschelt und ich aber sahen all dieses im hartnäckigsten Wachen um so deutlicher und wurden immer verdrießlicher, immer unangenehmer, immer mit uns selbst unzufriedener. Wenn das so fortgeht, seufzte ich, so kommen wir in acht Tagen nicht nach Madrid! — Vorausgesetzt, entgegnete der lange Maler, daß wir nicht in einem Graben den Hals brechen; namentlich wäre hier die schönste Gelegenheit dazu; denn wenn ich scharf in die Nacht hinauslinge, so bemerke ich, daß wir keine Hand breit vom Chausseegraben entfernt sind. — Du? — Was? — Dieses Fahren in Spanien ist unter aller Beschreibung. — Na, du wirst's doch noch ärger beschreiben, als es wirklich ist. — Aber ist es nicht fürchterlich? — Niederträchtig! — — — Du? — Was? — Drei Tage und drei Nächte, nicht wahr, das schmeckt dir? — Ein Esel wäre mir lieber, als die Kutsche. — Und mir erst! — Ich hätte mir aus dem Frost und der Mancha nichts gemacht. — Und aus den schlechten Nachtquartieren. — Meinst du nicht vielleicht, wir sollten noch . . . Aufrichtig gesagt, mir wäre es das Liebste, denn ich fühle mich nervös, wie nie, in dieser scheußlichen Maschine. — Es liegt ja in unserer Macht, ich habe die Reiseroute des Herrn H. in der Tasche. Was meinst du? Riskiren wir es in Gottes Namen. Die zweite Station ist La Roda, von wo wir die Chaussee verlassen müßten. Dort bleiben wir; ich habe überhaupt fürchterliches Kopfweh. Was meinst du

süße und schmerzliche Stunde verlebt. Diese beiden Häuser sahen mir, obgleich ich mit großen Hoffnungen in den Kaufmannsstand trat, wie die Bilder der Vergangenheit und Zukunft aus. Die niedrige, aber freundliche, neugebaute Schule mit ihren hellen großen Fenstern war mir nie so heimisch erschienen, wie gerade am heutigen Morgen, wo ich an der offenen Thür vorbei mußte, um in das Nebenhaus zu treten, das ein so ganz anderes, ernstes und gebietendes Aussehen hatte. Es war eines jener Gebäude, wie es deren in alten Städten noch viele giebt, hoch, schmal, mit kleinen, unregelmäßigen Fenstern, die so wirr durch einander standen, daß es von außen schwer zu bestimmen war, wie viel Stockwerke das Haus eigentlich habe. Der Giebel war der Straße zugekehrt und seine Pyramide mit einer alten hölzernen Figur gekrönt, der aber der Kopf fehlte. Im untern Stock war das Ladengewölbe und vor demselben am Eingang stand eine alte steinerne Figur, roh ausgehauen, die einen mittelalterlichen reisigen Knecht vorstellte, der seltsamer Weise mit einer ungeheuer langen Nase versehen war. Die Nase dieses steinernen Kerls hatte uns von jeher nicht wenig ergötzt. Wie oft war sie von einigen der Muthigsten unter uns mit rother, grüner oder gelber Farbe angestrichen worden; wie oft hatten wir eine Thonkugel an sie geklebt und dergleichen mehr getrieben. Sie war vom ewigen Anfassen und

dazu? — Mir iſt es recht. — Alſo abgemacht! — Und Joe? — Ach! der ſchläft. Der hat's gut! — Ja, er hat's gut! ſeufzten wir darauf beide und verſanken nach dieſem Zwiegeſpräch in Stillſchweigen, um nochmals über den gefaßten Entſchluß nachzudenken.

In Gineta wechſelten wir die Thiere, und ich ſprach einleitend mit Herrn H., ſagte ihm von meinem unausſtehlichen Kopfweh und ließ durchblicken, daß, wenn daſſelbe ſich nicht beſſere, ich in La Roda bleiben und dann ſehen müſſe, wie ich ſpäter weiter käme. Ich muß nun geſtehen, daß er mir ſehr davon abrieth, ſchlechte Wege, Hunger, Froſt, ja ſogar Räuber zu Hülfe rief, und vielleicht auch unſeren Entſchluß wankend gemacht hätte, wenn der Weg von hier nach La Roda nicht noch ſchlechter geweſen wäre, als der auf der erſten Station. So aber erreichten wir daſſelbe ſo mißmuthig, ſo abgeſpannt, ſo gänzlich geſättigt von dem ſpaniſchen Eilwagenfahren, daß Horſchelt und ich unſeren beiden Reiſegefährten feſt erklärten, wir blieben unter jeder Bedingung hier. Viel Zeit, uns zu überreden, hatten die Andern glücklicher Weiſe nicht. Der Oberbaurath wollte unſer Gepäck mit nach Madrid nehmen, Herr H. half uns mit einigen Geldern aus, ermittelte uns im Poſtſtall einen Delantero, der uns in das vom Ingenieur bezeichnete Haus führen wollte, und ſchrieb mir in meine Briefſtaſche im beſten Spaniſch eine freundliche Bitte an die Poſten der Guardias Civiles um ihren Schutz; ja, Beide liefen noch mit uns an das bezeichnete Haus, mußten uns aber augenblicklich wieder verlaſſen, da der Mayoral in der Entfernung unter unzähligen ſchlimmen Redensarten nach ſeinen Paſſagieren ſchrie. Wir nahmen ziemlich ernſthaft Abſchied von einander, ja ſogar wehmüthig, und Herr H. verſicherte mir ſpäter, er habe in der That nicht gedacht, daß das Ding gut ablaufen werde.

So ſtanden wir denn in einem gänzlich fremden Orte, mitten in der Nacht, vor einer fremden Thür, ohne Kenntniß der Landesſprache, und als nun in der Ferne der Eilwagen mit unſeren Freunden unter Peitſchenknall und lautem Geſchrei davon rollte, überſchlich mich ein

eigenes Gefühl. La Roda war unendlich ſtill, kein Licht ſchimmerte, kein menſchliches Weſen ließ ſich ſehen; ich verglich es in Gedanken mit unſeren Städten in Deutſchland um dieſe Stunde, und ſagte meinem Freunde, es ſei eigenthümlich, daß hier die Neujahrsnacht ſo ſtill vollbracht werde — kein Schießen, kein Lärmen —, eine Aeußerung, die mir aber der ſonſt ſo geduldige lange Maler im gegenwärtigen Augenblicke höchſt übel nahm; denn er ſagte, er begriffe nicht, wie man in unſerer Lage noch an Schießen und Spektakel denken könne; ich ſolle ihm lieber helfen, an die Thür zu klopfen, damit uns endlich Jemand aufmache.

Lange Zeit blieb unſer immer ſtärker werdendes Gepolter am Eingange des Hauſes unbeantwortet; endlich erleuchtete ſich ein Fenſter, ein Kopf wurde hinter dem Gitter ſichtbar, und ſo viel wir begriffen, fragte eine Stimme, was wir in der ſpäten Nacht wollten. Hierauf gründlich zu antworten, war für uns ſehr ſchwer, ich ſagte deßhalb: Estranjeros quieren pasar la noche aqui, und reichte zu gleicher Zeit die Karte des Ingenieurs — Felix de Bona iſt der Name dieſes Wohlthäters — zum Fenſter hinein. Sie war für uns ein Talisman, denn alsbald erwiederte die Stimme mit dem freundlichſten Tone, man werde uns augenblicklich öffnen, was auch ſogleich geſchah. Es war eine alte Frau, mit der wir durch das Gitter geſprochen, und die uns nothdürftig angezogen, im Hausflur empfing und nach dem Wohnzimmer des Hauſes geleitete, das in den meiſten kleinen ſpaniſchen Häuſern Küche und Salon zu gleicher Zeit iſt. Ein großer Kamin ragt weit in dieſen Raum hinein, die Herdplatte iſt dicht am Boden, und rechts und links um dieſelbe ſtehen Stühle, auch bei wohlhabenden Leuten, wie unſer Wirthsleute zu ſein ſchienen, ein Sopha.

Der Hausherr ſelbſt, Don Joſe, der Mann jener alten Frau, war über Land; gleich darauf aber erſchien der Sohn uns aufs herzlichſte bewillkommnend. Die Frau kehrte den Platz auf dem Herde rein, brachte einen großen Haufen Reiſig herbei, zündete es an und machte ſo ein hohes flackerndes Feuer, was uns ausnehmend wohl

that. Der junge Mann erkundigte ſich freundlichſt, ob wir etwas zu Nacht zu ſpeiſen wünſchten; da es aber nahe um Mitternacht war, ſo baten wir nur um Chocolade und Picatoſtes (in Oel geröſtetes Brod), welches auch alsbald für uns zubereitet wurde. Dabei waren die Leute von einer wahrhaft rührenden Herzlichkeit, und wir hätten gewiß eine ſchöne Unterhaltung mit ihnen geführt, wenn wir nur nicht ſo wenig vom Spaniſchen gewußt hätten; nur was ſich auf Eſſen und Trinken bezog, brachten wir halbverſtändlich heraus, im Uebrigen aber behalfen wir uns mit Italieniſch und ſehr ſinnreichen Pantomimen, in denen wir es jedoch ſchon im Laufe der nächſten Tage zu einer ſolchen Fertigkeit brachten, daß wir, nicht ohne die Beihülfe eines franzöſiſch-ſpaniſchen Vocabulaire, über Mineralogie, Geographie und über den Türken- und Ruſſenkrieg eifrige Unterhaltungen pflogen.

Als unſere Chocolade fertig war, zog ich meine Uhr hervor und ſah, daß es Mitternacht war, alſo jener Zeitpunkt, wo das alte Jahr Abſchied nimmt und das neue ſein Regiment antritt. Für uns war dieſer Wechſel dieſesmal vielleicht bedeutungsvoller, als der mancher früherer Jahre. Nicht nur, daß wir eine weite und vielleicht auch gefährliche Reiſe vor uns hatten, ſondern wir waren auch in der heutigen Nacht vom geraden und breit getretenen Pfade abgewichen, um uns auf eigene Fauſt und mühſam auf ſchlechten Wegen dem erſehnten Ziele zu nähern; und wie wir ſo, nicht unbehaglich, am Kaminfeuer ſaßen, waren wir erfreut über unſern Schritt und gratulirten uns, dem maulthierlenkenden Mayoral mit ſeinem ſtoßenden Wagen entronnen und gewiſſer Maßen wieder die eigenen Lenker unſeres Schickſals geworden zu ſein; in dieſem Augenblicke ſchlugen auch draußen die Glocken die Mitternachtsſtunde, und mit ſpaniſcher Chocolade tranken wir auf das Wohl unſerer Lieben, ſo wie der Freunde zu Hauſe, und ich vergaß dabei nicht, einer theuern Genoſſenſchaft in der Heimath ein fröhliches „Glück auf!“ zuzurufen.

Da wir den andern Morgen ſo früh wie möglich La Roda verlaſſen wollten, ſo erholten wir uns bei unſeren Wirthen Rathes, ob

wohl in dem Städtchen Reitthiere zu bekommen seien. Doch meinte der Sohn, es werde auf morgen früh schwer halten, er hielt es überhaupt für besser, wenn wir zur Reise nach unserem nächsten Nachtquartier Villarrobledo uns eines einspännigen Karrens bedienen würden; das sei eine charmante Fahrgelegenheit, man könne sich auf Stroh legen, mit der Manta warm zudecken, und er sei versichert, wir würden nach angestelltem Versuche diese Art, zu Reisen, dem Reiten bei Weitem vorziehen.

Obgleich es nun nicht in unserer Absicht gelegen, wie eine Waare über Land gekarrt zu werden, so war doch weiter nichts zu thun, und Horschelt, der zwei Worte mehr zu wissen glaubte als ich, schaffte also auf morgen früh um acht Uhr den bewußten Karren an. Darauf wurden wir in unser Schlafzimmer geführt, ein Gemach mit zwei ziemlich guten Betten, einem großen Zeichnentische — es war nämlich das Quartier des abwesenden Stationsingenieurs —, Büchern, großen Karten und Meßapparaten; auch eine Unzahl von Schaufeln und Hauen standen und lagen hier und dort herum.

Wir erfreuten uns eines vortrefflichen Schlafes und konnten erst des andern Morgens um sieben Uhr durch mehrmaliges Klopfen erweckt werden. Für das Frühstück hatte die Frau besser gesorgt als für das gestrige Souper; es war fast zu viel für diese frühe Stunde; doch da uns Don Joses Sohn versicherte, wir würden den ganzen Tag nichts zu essen bekommen, so sprachen wir den gebackenen Eiern, den gerösteten Schinkenschnitten, den gebratenen Schweinscotelettes und nachher noch der Chocolade mit Picatostes tapfer zu.

Wenn auch so ein spanisches Privathaus recht gut eingerichtet ist, Küche und Keller in der Ordnung sind, es auch gute Betten hat und dergleichen, so ist dagegen in den meisten Fällen für ein anderes, sehr unentbehrliches Bedürfniß schlecht oder vielmehr gar nicht gesorgt. Man ist gezwungen, sich den Hof und die Hintergebäude zu betrachten, und findet dort oft Hausthiere, welche den Eindringling unfreundlich ansehen. So hatten wir beide am heutigen Morgen einen hartnäckigen

Kampf zu beſtehen mit einem ſchwarzen Bock und einem großen Truthahn, welche eine Entweihung ihres Territoriums nicht dulden wollten und außerordentlich zudringlich waren.

Die Zeche war für Spanien mäßig, wir bezahlten Jeder etwas über zwei Gulden, und unſer junger Wirth ſchrieb uns noch für das nächſte Nachtquartier eine eigenhändige Empfehlung auf unſere Marſchroute hin. Dieſe lautete an einen Saſtre (Schneider), welcher aber trotzdem den ſtolzen Namen Don Alonſo führte.

Punkt acht Uhr war der Karren da, eine ſehr einfache Maſchine; er hatte zwei Räder mit einem Untergeſtell, zwei kurze Leitern bildeten die Seitenwände, und einige Reifen, welche oben übergeſpannt waren, trugen eine leichte Strohmatte, die zum Schutze gegen Sonne und Regen diente. Unſere Nachtſäcke wurden zum Sitzen benutzt und vor ſie hin ein Strohbund vertheilt. In die Gabel des Karrens war ein kräftiges Maulthier geſpannt, das unſer Kutſcher und Führer an einer Strickhalfter hielt. Dieſer Kutſcher war ein gedrungener Kerl, ziemlich mangelhaft bekleidet, namentlich hatten ſeine Hoſen eine entſchiedene Neigung abwärts zu ſinken, weßhalb ſeine linke Hand faſt immer damit beſchäftigt war, ſie in der Höhe zu erhalten. Er trug eine geflickte Jacke, einen breitkrämpigen, zugeſpitzten Hut, hatte aber den unten ganz zerfetzten Mantel mit vielem Anſtand um Schulter und Hals geſchlungen.

Es verurſachte uns einige Mühe, in den Karren hinein zu kriechen, denn die Räder waren hoch und von einem Tritte keine Spur. Unſer eben beſchriebener Führer war der Knecht des Fuhrwerkbeſitzers, dieſer ſelbſt war indeß auch mitgekommen, um ſein Geld in Empfang zu nehmen. Don Joſes Sohn aber nahm uns bei Seite und erſuchte uns, ihm den Betrag auszubezahlen, den er dem Andern ſogleich einhändigen werde, ſobald der Knecht mit einem Zettel zurückgekehrt ſei, auf welchem wir ihm ſeine gute Aufführung bezeugt. — „Machen Sie es künftig auch ſo," ſagte er mit einem eigenthümlichen Augenzwinkern; „man kann nicht aller Welt trauen, und laſſen Sie unterwegs nirgend-

wo viel Geld ſehen.“ Darauf reichten wir ihm nochmals vom Karren herab die Hände und humpelten unter ziemlich unſanften Stößen über den hartgefrornen Boden durch La Roda hinaus ins Freie.

Ich kann nun gerade nicht behaupten, daß unſer Sitz ſehr angenehm geweſen wäre; wir hatten keinen Rückhalt, und daß wir die Beine und Füße gerade vor uns ausſtrecken mußten, war ſehr ermüdend. Eine ruſſiſche Teleka iſt ein viel angenehmeres Fahrzeug; ſogar ein türkiſcher Karren, den ich einſt in Rumelien benutzt, war mit mehr Comfort gebaut, als dieſes ſpaniſche Landfuhrwerk. Schon nach der nächſten Viertelſtunde verließen wir unſeren Sitz und legten uns der Länge nach in den Karren hin. Das ging ſchon beſſer, doch ſahen wir ſo nichts weiter vor uns, als das Hintertheil des Maulthieres, deſſen Schweif ſehr abgeſchunden war, was wohl daher kam, weil man es beſtändig ganz feſt nach hinten in die Deichſelbäume geſpannt hatte, und zwar ſo ſehr rückwärts, daß es ſeine natürlichen Bedürfniſſe auf unſere Füße zu verrichten pflegte, was gerade nicht die Annehmlichkeit unſeres Fortkommens erhöhte.

Der Himmel war herrlich klar, aber der ſcharfe Wind von geſtern und vorgeſtern ſtellte ſich auch heute wieder ein, uns in dem offenen Fahrzeuge mehr noch durchkältend. Die Gegend war unendlich flach und öde, weit und breit weder Baum noch Strauch, das Terrain hügelig, in röthlicher Färbung, nur hie und da mit einem dünnen Streifen von magerem Graſe ſchattirt. Unſer Pfad, ein ziemlich ausgefahrener Hohlweg, zog in einer ewigen Schlangenlinie weit, weithin ſichtbar Hügel auf und Hügel ab.

Nachdem wir eine Stunde im kurzen Paß unſeres Maulthiers dahin gerollt waren, voltigirte unſer Führer, der bisher nebenbei getrabt, auf den linken Baum der Gabel, wobei er uns freundlich zuwinkte, als wolle er ſagen, es gehe ganz vortrefflich vorwärts. Der Burſche hatte ein gutmüthiges, röthliches Geſicht, nur lachte er beſtändig, und, wie mir ſchien, ohne alle Veranlaſſung.

Schon anfänglich hatte ich bemerkt, daß unſer Maulthier beſtän-

dig auf die rechte Seite drückte und unſer Kutſcher an dem linken Strick der Halfter zerrte, um es wieder auf den richtigen Weg zurückzubringen. Dies mußte er nun ſpäter verſäumt haben, oder der Himmel weiß, was ſonſt Schuld war, genug, das Thier kletterte mit einem Male rechts an der hier nicht gerade ſehr ſteilen Böſchung in die Höhe, und als der Kutſcher es wieder abwärts wenden wollte, nahm er die Drehung zu kurz, und einen Augenblick nachher ſchlug der Karren mit uns um in den Hohlweg hinein, und wir rollten, ohne uns übrigens wehe zu thun, auf die Reiſen der Decke; Nachtſäcke, Stroh und Decke fielen über uns, und es dauerte eine Weile, bis wir zur Rückwand hinausgekrochen waren. Das Maulthier, welches durch ſeinen Eigenſinn dieſes Unheil verſchuldet, lag ruhig am Boden. Unſer Erſtes war, daſſelbe von ſeinem Geſchirr zu befreien und aus der Gabel hervorzuziehen; der Führer kratzte ſich verlegen am Kopfe und ſchien wahrſcheinlich Schlimmes zu erwarten. Wir ſpendeten ihm auch ein paar Carajos, gaben uns aber gleich darauf mit vereinten Kräften an die Arbeit, den ziemlich ſchweren Karren aufzurichten, was uns auch nach großer Mühe gelang.

Das war ein ſchlechter Anfang für unſere Landtour, und wir waren am unangenehmſten überraſcht von der Entdeckung, daß es einem Karren überhaupt möglich ſei, umzuwerfen; wir hatten dies viel eher bei den hoch aufgepackten und ſchweren Eilwagen für möglich gehalten. Unſer Vertrauen auf die neue Fahrart war gänzlich dahin, und da wir nebenbei der unbarmherzigen Stöße ſatt waren, auch durch und durch gefroren, ſo beſchloſſen wir, zu Fuß zu gehen. Das Maulthier, wieder eingeſpannt und ſehr erleichtert, ſprang nun in ſchnellerer Gangart vor uns her, und wir folgten in kurzem Trabe. Es hatte das aber auch ſeine Beſchwerden, denn oft ſtieg das Terrain anhaltend, was namentlich für mich ziemlich ermüdend war. Der Maler mit ſeiner dürren Geſtalt und ſeinen langen Beinen kam ſchon beſſer fort und wollte ſich über meine Weichlichkeit zu Tode lachen, als ich mich endlich an den Karren feſthängte und ſo mit fortſchleppen ließ.

Wir boten übrigens auf der weiten, unendlichen Fläche eine Gruppe, die des Aufzeichnens in der That werth gewesen wäre. Vorn der Kutscher, freundlich grinsend, dann Maulthier und Karren, ich mit den Händen hinten an festgeklammert, und Horschelt nebenher laufend, in seine Bettlermanta gewickelt. Er hatte sich nämlich eine von grauem Zeuge gekauft, wie sie die Maulthiertreiber zu tragen pflegen; denn er behauptete, eine solche sei viel schöner und malerischer. Dazu der scharfe Wind, hier und da tiefer, weicher Boden — es war wirklich eine Vergnügungstour, wie ich lange keine erlebt. Nebenbei hatten wir die Aussicht, so den ganzen Tag bis zur sinkenden Nacht fortziehen zu können, denn wir mußten sieben Leguas bis Villarrobledo machen.

Nach einer halben Stunde schon hatte ich des unsinnigen Trabens genug; ich ließ das Maulthier einen kurzen Schritt gehen; denn warum sollte ich mich abplagen, um vielleicht eine Stunde früher das Nachtquartier zu erreichen? Wir zündeten eine Cigarre an und dachten an die beiden Freunde und Reisegefährten, die auf unserer rechten Seite in den weichen Sitzen des Eilwagens vor dem Winde geschützt, vielleicht vortrefflich frühstückend, gegen Madrid rollten. Ja, wir waren boshaft genug, ihnen ebenfalls ein kleines Ungemach zu wünschen, einen holperigen Weg oder dergleichen, eine langsame Fahrt, nur sollten sie gerade keinen Schaden nehmen.

Unter solchen angenehmen Gesprächen zogen wir nun vor dem Karren durch die Mancha dahin. Rechts hatten wir Campo de Montiel, den classischen Boden Don Quixotes und seines Stallmeisters. Wollte Cervantes, als er seinen Roman in diese öde und einförmige Gegend verlegte, der Phantasie seines Helden den größtmöglichen und weitesten Spielraum lassen, sie mit seinen Gebilden zu bevölkern, oder wählte er diese menschenleere Gegend, um es glaubwürdig zu machen, daß der sinnreiche Edle sein Wesen so lange treiben konnte, ohne als Wahnsinniger eingefangen zu werden? Ich glaube das Erstere; denn mit einer etwas erregbaren Einbildungskraft hier durch diese gewaltige

Fläche ziehend, iſt man wohl im Stande, auf ſeltſame Gedanken zu verfallen und, wenn man den Kern einer ähnlichen Narrheit in ſich trägt, ſo weit zu kommen, daß man ſeinen eigenen Schatten für einen Angreifer, Windmühlen für Rieſen hält.

La Roda war längſt unſeren Blicken entſchwunden und ringsumher, ſo weit man ſehen konnte, kein Dorf, kein Haus, keine Spur einer menſchlichen Wohnſtätte. Wellenförmig breitete ſich das Terrain nach allen Richtungen aus, aber ohne daß der Horizont durch eine erhabene Bergkette begränzt worden wäre. Der Färbung nach ſchien übrigens vor uns etwas dergleichen zu ſein, denn dort verwandelte ſich das gelbliche Roth der Haide in Grau, ſpäter in Violett; aber es war nur ein flacher Streifen ohne die ausgeſprochene Form eines Gebirges. Vielleicht war dort eine Waldung, und das hätte uns in der langweiligen Oede, in der wir nun ſchon mehrere Stunden fortgingen, einige Abwechslung gewährt. Aber unſer Führer meinte, es ſei hier weit herum kein Wald, es ginge immer nur in gleicher Art fort, Hügel auf und Hügel ab nach Villarrobledo, Tembleque bis Madrid, immer gleich, immer gleich. Auch begegneten wir bei unſerem Marſche Niemanden; es ſchien uns, daß es hier in Spanien nicht Sitte ſei, viel über Land zu reiſen; ja, unſer Mann erklärte uns, er ſei erſt einmal in Villarrobledo geweſen, und das wäre ſeine längſte Reiſe. Was wir ſchon in Catalonien bemerkt, fanden wir hier in Caſtilien, nur nicht in dem ausgedehnten Maßſtabe wie dort: auch hier kamen wir zuweilen an bearbeiteten Feldern vorbei, ohne daß wir die Wohnungen entdeckt hätten, wo ſich die Menſchen aufhielten, welche dieſes Feld bebauen.

Endlich ſorgte der Himmel für einige Abwechslung; es zogen Wolken auf, deren Schatten die ſtille Fläche in etwas belebten, und es gewährte uns Unterhaltung, wenn wir den langgeſtreckten Flecken zuſahen, die von weither auf dem hellen Grunde wie dunkle Schaaren bald langſam, bald geſchwind näher zogen.

Zum Fahren hatten wir beide keine Luſt mehr, und ſo zogen

wir rüſtigen Schrittes dahin, bis wir gegen zwei Uhr endlich einige Wohnungen vor uns entdeckten. Bei denſelben hatten wir etwas über die Hälfte des Weges gemacht. Es waren elende Hütten, die da bei einander lagen, von Lehm aufgeführt; nur ein paar hatten Fenſter, bei den übrigen wurden Licht und Luft zur Haus- und Zimmerthür hereingelaſſen. Es war nicht daran zu denken, hier etwas Eßbares zu erhalten; doch ſuchten wir nur ein Obdach, um wenigſtens eine Weile vor dem immer toller werdenden Winde geſchützt ausruhen zu können. Indeß ließen wir vor mehreren Hausthüren vergeblich unſer Hoje erſchallen; entweder war niemand zu Hauſe, oder die Baracken waren überhaupt verlaſſen. Letzteres ſchien mir am glaubwürdigſten; denn hier und da waren die Mauern halb zuſammengeſtürzt, der Kamin heruntergeweht, und große Spalten im Dache ließen allerlei Vögel aus und ein ſpazieren. Bei einer alten Frau fanden wir endlich ein Unterkommen, aber nur ein Unterkommen im einfachſten Sinne des Wortes. Wir mußten uns auf einen Herdſtein niederſetzen; das einzige Waſſergefäß hatte der Mann mit aufs Feld genommen, und Brod, ſagte die Frau, bekäme ſie erſt heute Abend wieder. Leichtſinniger Weiſe hatten wir es verſäumt, uns etwas Mundvorrath mitzunehmen. Der Maler meinte, es ſei eine Art Verweichlichung, wenn man ſich mit ſo vielem Eßbaren vorſehe, bei einer Tour übers Land nehme man fürlieb mit dem, was man gerade finde. Er habe das im bairiſchen Gebirge immer ſo gehalten. Der Unglückliche! das baieriſche Gebirge mit der Mancha zu vergleichen! Dort fand er wenigſtens auf jeder Alm etwas Genießbares, einen Kübel Milch und ein Stück Brod, die Sennerin gar nicht mitgerechnet, hier aber — nun, er mußte mit mir dafür leiden, und vielleicht mehr als ich; denn ich konnte es am Ende ſchon ein paar Tage länger ohne gute Mahlzeit aushalten. Da ich nun meinen Don Quixote ziemlich im Kopfe habe und ihn tröſten wollte, ſo gut wie möglich, ſo ſagte ich ihm aus der Rede des ſinnreichen Edlen, was derſelbe bei ähnlicher Veranlaſſung ſeinem getreuen Stallmeiſter Sancho Panſa zum Beſten gab:

Betaſten ſo glatt wie ein Spiegel geworden und glänzte weithin.

Es war mir ganz bange um's Herz, als ich ſo vor den beiden Häuſern ſtand, und ſo oft ich einen Schritt machen wollte gegen das Reißmehlſche Haus, hielt mich das Summen und Lärmen in den Schulzimmern faſt gewaltſam zurück, und ich hörte mit Luſt meinen Kameraden zu, die jetzt ihre Singſtunde anfingen. Ich ſah ſie von den Bänken aufſtehen, ſah, wie ſie die kleinen Bücher zur Hand nahmen, aus denen auch ich hundertmal geſungen, und als ſie ein altes bekanntes Lied anſtimmten:

Der Winter iſt gekommen,
Der Winter mit ſeinem Schnee ꝛc.

da überfiel mich die Wehmuth und es ging mir wie der Schmiedin. Da ſtand ich zwiſchen den beiden Häuſern, ein armes, verlaſſenes Kind: dort die Schule, aber ſie mit ihrem lieben Spielplatz — für mich war ſie nicht mehr da, und hier das Leben, es winkte mir ſo ernſt und düſter. Der ſteinerne Soldat ſchien mir zum erſtenmal ein recht ſpöttiſches Geſicht zu machen; auf ſeiner glänzenden Naſe funkelte und lachte die Winterſonne. Und doch war ich froh, daß es nur die Winterſonne war, die zwiſchen Schneewolken hindurch meinem Lebenswechſel zuſah. Ja, ich war herzlich froh darüber; denn hätten meine Kameraden dort oben etwa geſungen:

„Erfahre alſo, Sancho, daß die Ehre der irrenden Ritter darin beſteht, in einem Monate nicht zu eſſen, und ſelbſt wenn ſie eſſen, das, was ihnen in die Hände fällt. Du würdeſt auch davon verſichert ſein, wenn du ſo viele Hiſtorien wie ich geleſen hätteſt; denn trotz der groſſen Menge habe ich nicht in einer einzigen erwähnt gefunden, daß die irrenden Ritter gegeſſen hätten, wenn es ſich nicht etwa traf, daß man ihnen ein prächtiges Bankett anrichtete; ſonſt begnügten ſie ſich an den übrigen Tagen mit Entbehrung. Wenn ich nun freilich wohl einſehe, daß ſie nicht ohne Eſſen ſo wie die übrigen natürlichen Bedürfniſſe leben konnten, denn ſie waren eben ſolche Menſchen, wie wir es ſind, ſo verſteht es ſich doch auch von ſelbſt, daß ſie die meiſte Zeit ihres Lebens in Waldungen und Einöden, und zwar ohne einen Koch, zubrachten, daß ſie ſich an Entbehrungen gewöhnen mußten, um ſelbſt ohne die allergewöhnlichſten Speiſen geraume Zeit beſtehen zu können.“

Nachdem wir jene ungaſtlichen Häuſer verlaſſen, erreichten wir in kurzer Zeit den dunklen Streifen, den wir von Weitem geſehen und den ich für einen Wald gehalten hatte. Es war aber nichts als eine Haide, mit mannshohen Buxbaumſträuchern bewachſen, die ziemlich dicht ſtanden, natürlicherweiſe auch in dieſer Jahreszeit belaubt waren, für uns aber die Unannehmlichkeit hatten, daß ſie den Boden feucht und ſchlammig erhielten, weil Sonne und Wind nicht auf den Weg dringen konnten. Bis hieher hatten wir doch wenigſtens einen erkennbaren Pfad gehabt, durch dieſe Sträucher aber führten beſtändig ein Dutzend Wege durch einander in den eigenſinnigſten Windungen, bald rechts, bald links ein Gebüſch, einen Hügel umgehend, was außerordentlich ermüdend war.

Seit unſerem Abenteuer von heute Morgen hatten wir den Karren nur auf Augenblicke beſtiegen, um zuweilen ein wenig auszuruhen; hier aber in dem ſchwarzen feuchten Moorgrunde brachte ihn das Maulthier kaum unbeladen und dann auch nur ſehr langſam von der Stelle. Es wäre dies übrigens ein prächtiges Terrain geweſen, um ein paar arme Reiſende auszurauben, und ein einziger Kerl wäre damit zu

Stande gekommen; er hätte nur auf Schußweite hinter einem Strauche her uns unter Anſchlagung ſeines Gewehrs zu erſuchen gehabt, uns gefälligſt mit dem Geſicht auf die Erde zu legen. Ich bin überzeugt, unſer Führer wäre gleich niedergeſtürzt, und uns, in der Ungewißheit mit wie Vielen man es denn eigentlich zu thun habe, auch wohl nichts Anderes übrig geblieben. Wir unterhielten uns über dergleichen Gegenſtände, ſo wie auch über andere, rauchten eine Cigarre um die andere und erreichten endlich, lange aufwärts ſteigend, eine Art Hochebene, wo die Buxbaumgeſträuche lichter wurden und uns eine weitere Ausſicht geſtatteten.

Die Ebene dehnte ſich immer noch in gleicher Einöde und Langweiligkeit rings um uns aus; nur gerade vor uns war eine kaum merkliche Erhöhung, und auf derſelben erkannten Horſchelts ſcharfe Augen Windmühlen. — „Villarrobledo!“ rief zu gleicher Zeit unſer Führer. — Ach! unſer Nachtquartier! Der Anblick ſtärkte uns wunderbar; auch das Maulthier fand hier wieder einen beſſeren Weg, und ſo zogen wir mit beſchleunigten Schritten dahin.

Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags. — „Wie viele Stunden werden wir noch bis an das Dorf haben?“ fragte ich den Maler. — „Ich ſchätze,“ meinte er, „daß wir um fünf Uhr dort ſein können.“ — Alſo noch volle zwei Stunden! Ich fragte auch unſeren Führer über ſeine Anſicht und erſchrack recht ordentlich, als er entgegnete, er glaube nicht, daß wir vor ſieben Uhr ankommen werden. Und doch ſchien uns das unmöglich; ſchon nach einer halben Stunde ſah auch ich die Windmühlen, Horſchelt aber erkannte die Flügel und ſagte, dieſer oder jener drehe ſich. Auch Häuſer wurden nach und nach erkennbar; da war es aber ſchon halb Fünf geworden. Um fünf Uhr ſahen wir das Neſt deutlicher, da fing es an zu dämmern und wir hofften, unſer Nachtquartier in einer Viertelſtunde zu erreichen.

Doch waren wir noch an keine Tour in der Mancha gewohnt, wir kannten dieſes flache, unendliche Terrain noch nicht, ebenſowenig die klare und reine Luft, noch die anſcheinend ſo kurzen Entfernungen, die

ſich ſtundenlang gleich zu bleiben ſcheinen, und welche Fußgänger ja ſogar Reiter faſt zur Verzweiflung bringen können. Wir zogen ſtill ſeufzend unſeres Weges dahin, jetzt wieder hinter dem Karren, denn wir hatten abermals einen Hohlweg erreicht, auf deſſen beiden Rändern wir der Dunkelheit wegen nicht marſchiren konnten. Es war vollkommen finſter geworden, die Sterne leuchteten mit einem ungewiſſen Scheine und ein oder zwei Lichter aus Villarrobledo, die wir endlich ſahen, wollten nicht näher kommen.

Es wurde ſechs Uhr, es wurde ſieben Uhr, es wurde halb Acht, — da endlich hatten wir — nicht das Dorf erreicht, doch einen ſo bodenlos ſchlechten Weg, daß wir feſt überzeugt waren, jetzt endlich einer ſpaniſchen Ortſchaft nahe zu ſein. Und ſo war es denn auch. Noch eine Viertelſtunde ging es die ſo lange geſehene Anhöhe hinauf, dann kamen wir an eine Reihe Häuſer, die ein Mittelding zwiſchen Straße und Platz bildeten — der Anfang von Villarrobledo.

Für Leute, wie wir, die hungrig und müde auf ein freundliches Nachtquartir hoffen, für die der Lichtſchimmer aus irgend einem Fenſter ſo wohlthuend iſt, war der Anblick dieſes Neſtes wahrhaft troſtlos. Ein Haufe niedriger Häuſer, faſt ohne Fenſter, mit hohen verſchloſſenen Thüren, faſt ohne den Schimmer eines Lichtes, eine Gaſſe, die bald rechts, bald links lief, mit Schnee und Schmutz bedeckt und ſo menſchenleer und öde, daß unſere Schritte und der Hufſchlag des Maulthiers wahrhaft erſchreckend wiederhallten, nahm uns ungaſtlich und wie befremdet in ſich auf. So gut wir konnten, tröſteten wir uns mit dem Andenken an La Roda, deſſen Häuſer von außen auch ſehr wenig verſprachen und welches uns doch ſo freundlich beherbergt hatte. Wo aber war hier der Mann zu finden, an den wir empfohlen waren — der Schneider Don Alonſo? Ein paar Mal ſahen wir wohl in der Entfernung irgend eine ſchattenhafte Geſtalt, in einen dunkeln Mantel gewickelt, doch huſchte das jedesmal bei unſerem Anrufen wie ein ſcheues Geſpenſt um eine Ecke. Endlich gelang es dem Maler, einen

ſolchen Einwohner von Villarrobledo einzufangen, der uns denn auch in kurzer Zeit vor das Haus des Schneiders brachte.

Hier ſah es ſchon beſſer aus; auf unſer Pochen öffnete ſich das Thor, wir traten in einen ziemlich ordentlichen Hof, und der Hausherr kam uns gleich in Hut und Mantel entgegen. Ich reichte ihm die Viſitenkarte, ſowie das Empfehlungsſchreiben unſeres Wirthes in La Roda; doch als er Beides geleſen, zuckte er die Achſeln und bedauerte, uns nicht bei ſich aufnehmen zu können, da ſeine Frau bedeutend erkrankt ſei und ſich alſo Niemand unſerer Bewirthung annehmen könne. Doch ſetzte er augenblicklich hinzu, als er unſere ſehr verlängerten Geſichter bemerkte, er werde uns alsbald in eine Poſada führen, wo wir vortrefflich aufgehoben ſeien.

So klapperten wir abermals durch die öden Straßen und ließen unſere Köpfe mit dem Maulthiere um die Wette hängen. O weh! in eine ſpaniſche Poſada! Und das nach dem heutigen Marſche! das Beſte an der Sache war, daß wir nicht weit mehr zu gehen brauchten, denn ſchon nach einigen Schritten hatten wir das Thor der Poſada erreicht. Hier war Alles finſter und verſchloſſen; es ſchien kein Menſch in dem Hauſe zu ſein. Don Alonſo klopfte an; es wurde eine kleine Thüre geöffnet und uns, als man den Schneider mit Reiſenden erkannte, augenblicklich der Eingang geſtattet. Plötzlich befanden wir uns hier in einer ganz anderen und merkwürdigen Umgebung. Der Thorweg führte in den weiten unteren Theil des Hauſes, ein großes Gemach, das auf Holzpfeilern ruhte und verſchiedene Abtheilungen hatte. Die, zu welcher wir hereintraten, war leer und halbdunkel; doch ſtrahlte aus dem Hintergrunde heller Feuerſchein und wir hörten nicht allein den Klang von menſchlichen Stimmen, ſondern auch Guitarren-Accorde und das Knackern von Caſtagnetten. Das verſprach ſchon etwas.

Wir ſchritten ermuthigt weiter und kamen bald in das eigentliche Wohnhaus, das auch hier zugleich Küche und Aufenthalt der Gäſte war. Ach! hier ſah es bunt und maleriſch, ja in der That recht heimlich aus. Auf der Herdplatte am Boden brannte ein ſo rieſenhaftes

Feuer, daß die Flamme bis hoch hinauf in den Schornstein fuhr. Zu beiden Seiten desselben, auf Bänken, Stühlen und Fässern, saß und lag eine ganz auserlesene Gesellschaft: Maulthiertreiber, Krämer, Wegschützen, Contrebandiers, kurz, ein Dutzend Männer in der ungezwungensten Haltung, in meistens recht lumpigen, aber dabei nicht übel aussehenden Costumes. Einer arbeitete auf der Guitarre herum, sang auch zuweilen eine Strophe, bei deren Refrain die Anderen einfielen, mit den Händen klatschten, oder, die Fäuste unter den Kopf gestemmt, lächelnd zuhorchten. Es war eine malerische bewegte Gruppe, der das flackernde Herdfeuer die prächtigste Beleuchtung verlieh und durch den hin und wieder zuckenden Schein die blitzenden Augen und das lebendige Mienenspiel noch erhöhte; denn bald fuhr ein leichter Schatten über die Köpfe, bald wurden sie wieder hell bestrahlt von der röthlichen Gluth.

Vor dem Feuer aber stand ein Mädchen, dessen Gesicht wir nicht sehen konnten, da es uns den Rücken wandte. Sie dirigirte eine große Bratpfanne, welche auf einem eisernen Untersatz ruhte und in der es prasselte und schmorte. Sie mußte jung sein, das sah man an dem leichten zierlichen Wuchse, auch gewiß schön, denn die jungen Burschen um das Feuer wandten bei irgend einem Worte des Liedes lachend ihre Augen nach ihr hin, worauf sie den Kopf zurückwarf und etwas erwiederte, was ich nicht verstand.

Der Wirth des Hauses ließ uns übrigens keine Zeit, die Gruppe um das Feuer näher zu betrachten; er schritt uns voran durch den entfernt vom Herde immer dunkler werdenden Raum. Hier waren rechts und links an der Mauer schon besetzte Schlafstätten, ein Bund Stroh, eine wollene Decke, einige Maulthiersättel und Geschirre, deren Messinggzierrathen zuweilen leise klirrten, wenn sich der Schläfer herumwarf, oder die aus irgend einer Ecke hervor im Wiederschein des Feuers glänzten, eben so wie manches leuchtende Augenpaar, das sich bei unserem Vorüberschreiten öffnete und seufzend wieder schloß.

Das uns angewiesene Zimmer war nun eigentlich nur die durch

eine dünne Wand geſchiedene Fortſetzung des ſcheunenartigen Hauſes. Die Dachſparren gingen an einer Seite bis tief herunter; mit dem Verſchluß der Ziegel auf denſelben hatte man es nicht ſehr genau genommen; denn wenn man eine geeignete Stelle traf, ſo ſah man deutlich die Sterne durchſchimmern, das einzige Behagliche in demſelben war neben dem in der That gutmüthigen und freundlichen Geſicht des Wirthes und der Wirthin ein großer Braſſero voll glühender Kohlen, der eine angenehme Wärme ausſtrömte.

Was nun das Bett anbelangt, ſo war es dem Lager Don Quixote's in dem Abenteuer mit der Aſturianer Magd ſo erſchreckend ähnlich, daß ich nicht umhin kann, die Worte des ſpaniſchen Dichters hier abermals zu erwähnen. „Es war," ſo ſagt er, „auf zwei ungleichen Brücken erbaut, über welche man vier ungehobelte Bretter legte, auf dieſe wurde eine Matratze, nicht dicker als eine Decke ausgebreitet, voller Knollen, die, wenn man nicht an einigen gewiſſen Stellen geſehen hätte, daß ſie Wolle waren, man dem Gefühle nach wohl für Kieſel hätte halten können; dazu zwei Betttücher aus ſteifem Leder und eine Bettdecke, deren Fäden man, ohne ſich um einen zu verrechnen, hätte zählen können, wenn man ſich die Mühe hätte geben wollen."

Obgleich ich überzeugt bin, daß es dem edlen Cervantes ſehr gleichgültig ſein kann, daß ich die Wahrheit ſeiner Schilderung hiemit bezeuge, ſo kann ich es doch bei meiner Wahrheitsliebe nicht unterlaſſen. — Einige Abtrocknung unſerer Stiefel und Strümpfe war das erſte nothwendige Geſchäft, das wir unternahmen. Mit den letzteren ſah es, wenn unſere folgende Tour nicht vom Sonnenſchein begünſtigt war, ſehr traurig aus; wir hatten in unſere Nachtſäcke nur ſehr wenig packen können, bei der großen Eile, mit der wir die Diligence verlaſſen hatten, vorher nicht an unſere Tour denkend.

Nachdem der Wirth unſeren Braſſero geſchürt, ging er, unſer Nachteſſen zu beſtellen, was ungefähr eine kleine halbe Stunde in Anſpruch nahm. In dieſer Zeit machten wir es uns ſo bequem wie

möglich, und empfingen auch den Beſuch des hier ſtationirten Eiſenbahn-Ingenieurs, eines Bekannten von Herrn B., nach deſſen Befinden er ſich eifrigſt erkundigte. Hier nun kam uns unſere Sprachunkenntniß recht zu Statten; denn da wir jenen Herrn, auf den wir uns beriefen, in unſerem ganzen Leben nicht geſehen, ſo wäre es auch ſehr ſchwierig für uns geweſen, über ſeine Perſon, Aufenthalt und Geſundheit Nachricht zu geben; ſein College mußte alſo unſere gewiß verkehrten Antworten dem angegebenen Grunde beimeſſen. Uebrigens hatten wir im Sprechen doch ſchon einige Fortſchritte gemacht, und im Verlauf unſerer Unterhaltung erzählten wir von den deutſchen Eiſenbahnen, ſogar vom ſchwäbiſchen Alp-Uebergange bei Ulm zur großen Zufriedenheit unſeres Ingenieurs.

Endlich kam das Nachteſſen und nach faſt zwölfſtündigem Faſten und Marſchiren ſahen wir eine übergroße Schüſſel voll Geflügel und Reis mit großem Behagen auftragen. Der gute Ingenieur war discret genug, nicht unſer Gaſt ſein zu wollen, und ſo attaquirten wir unſer Gericht von zwei Seiten mit dem größten Eifer. Was uns einigermaßen im Eſſen genirte, war die Anweſenheit des ganzen weiblichen Hausperſonals während deſſelben in unſerem Zimmer. Die Wirthin ſelbſt hatte die Schüſſel gebracht, ihr folgte das junge Mädchen vom Herd — in der That, es war jung und ſchön — dann kam eine ältere Schweſter, ferner ein anderes Frauenzimmer, nicht minder die Küchenmagd, und ſchließlich eine ſtämmig, nicht üble Weibsperſon, mit hellblonden Haaren und einigem Stallgeruch. Sämmtliche Ebengenannte ſtellten ſich im Halbkreiſe um unſeren Tiſch herum, und ſchauten buchſtäblich jedem Biſſen zu, den wir in den Mund ſteckten. Zuerſt genirte uns dieſe Geſchichte, dann fanden wir ſie recht komiſch, was ſie auch in der That war. Obgleich wir zum Oeftern für die Aufmerkſamkeit und Ehre dankten, ſo blieben doch Alle hartnäckig an ihrem Platze. Ja, als wir darauf in einemfort allerlei Gegenſtände verlangten, als: noch mehr Brod oder Salz, Pfeffer, Wein, ſo ſprang eine fort, das Geforderte zu holen, kehrte aber ſo eilfertig an ihren

Platz zurück, als fürchte sie, etwas höchst Interessantes zu verlieren. — Und nicht nur in Villarrobledo fanden wir diese seltsame Sitte, auf allen anderen Touren im Inneren Spaniens ist uns das Gleiche begegnet; es ist eine Ehre, welche man den Reisenden damit zu erweisen glaubt.

Das Geflügel in unserem Reis war ein halber welscher Hahn, den wir glücklich beseitigten, um uns dann an die andere Hälfte zu machen, die gebraten aufgetragen wurde. Dann folgte noch eine uns unbekannte, fast widerlich süße Speise, sowie harter saurer Käse, den wir übrigens auch nicht ungestraft entließen, geröstete Mandeln und Chocolade. Dazu tranken wir einen sehr guten schwarzen Landwein, hatten vortreffliches Brod, kurz, ein Souper, bei dem es sich schon aushalten ließ.

So groß unsere Ermüdung auch war, so mochten wir doch nicht sogleich unser zweifelhaftes Bett aufsuchen, sondern begaben uns in das Vorhaus, wo die Gruppe um den Herd noch immer ihr gleiches Wesen trieb; nur der Guitarrenspieler war durch einen anderen abgelöst worden; auch das junge Mädchen stand abermals am Feuer und bereitete irgend eine Speise für neuangekommene Gäste.

Es war das eine schlanke, zierliche Gestalt mit schwarzen Haaren und großen, lebhaften Augen. Sie besorgte ihr Geschäft mit einer angeborenen Grazie und hatte dabei Zeit genug übrig, verschiedene, wie uns schien, pikante Antworten auf die zudringlichen Fragen und Bemerkungen der Maulthiertreiber nach rechts und links auszutheilen. Dabei übersah sie aber ihre Pfanne und drei oder vier Kochtöpfe, die um das Herdfeuer standen, mit großer Leichtigkeit und ohne viel Wesens dabei zu machen. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie einfach hier in diesen ländlichen Wirthshäusern die Kocherei betrieben wird. Unter Sprechen und Lachen setzt die Hausfrau, oder eine ihrer Töchter, Reis, Wasser und Hammelsfett an's Feuer, versucht nach einiger Zeit die Brühe, wirft Salz oder Pfeffer nach, doch vergißt sie während alles

dieſes die Unterhaltung nicht, und reicht dabei mit der freundlichſten Miene den umherſitzenden Holzkohlen für ihre Papier-Cigarren.

Die ganze Wirthſchaft hier am Herde hatte etwas Zigeunerartiges; denn, wie ſchon bemerkt, die Kochanſtalten hätten unter freiem Himmel nicht einfacher ſein können, und nicht zwangloſer die Gruppen der um das Feuer her Lagernden. Eine Figur für einen Hauptmann war auch da — ein alter, grauer Contrebandier oder Flurſchütz, oder beides zugleich; und dann vor allen Dingen Preciosa nicht zu vergeſſen, Preciosa vor der Bratpfanne, die gegen Jeden freundlich war, ohne Einem eine Vertraulichkeit zu erlauben. Sie hatte in der That prächtige Augen, und wenn ſie ſo zuweilen unter den langen Wimpern hervor nach uns fremden Reiſenden herüberſchielte, und auf einem ſolchen Blicke ertappt wurde, ſo überflog ein freundliches Lächeln ihr Geſicht, und die emporgehobenen Lippen zeigten ihre blendend weißen Zähne. Ihr Anzug war einfach, aber hübſch: ſie trug einen rothgeſtreiften, ziemlich kurzen Rock, dazu eine Art von ſchwarzem Mieder mit ſilbernen Knöpfen und hatte um den Kopf ein gelb und weißes Tuch gebunden, deſſen Zipfel hinten herab hingen. Ich will gern zugeben, daß alles das durch die eigenthümliche Umgebung und das flackernde Herdfeuer verſchönert wurde, aber Preciosa war auch bei Tag eine reizende kleine Spanierin.

Jetzt war die Kocherei beendigt, die Hungrigen verzehrten ihr Eſſen, theils am Feuer, theils nahmen ſie es mit in einen dunkeln Winkel, vielleicht zu einem Kameraden, der dort ſchon ausgeſtreckt lag. Die erſteren, welche unter unſeren Augen ſoupirten, verſäumten nicht, uns zu Gaſt einzuladen, was wir natürlicherweiſe abſchlugen, dagegen gern zuſchauten; mit welchem Anſtand, mit welcher Ruhe nun ihrer Drei, Vier aus einer Schüſſel aßen! Da wurde kein rohes Wort gehört, da wartete immer Einer, bis der Andere ſeinen Löffel voll herausgeholt, keine Gier, keine Haſt, ja ſie munterten ſich gegenſeitig auf, doch der Schüſſel tapfer zuzuſprechen. Natürlich fehlte ihnen gutes Brod nicht, eben ſo wenig Landwein, den ſie aber auf eine eigen-

thümliche Art zu ſich nahmen. Sie hatten ein Glasgefäß, faſt wie eine kleine Gießkanne geformt, deſſen Rohr ſie vor den geöffneten Mund ſetzten, ohne es aber mit den Lippen zu berühren, und dann das Getränk nur hinablaufen ließen. Auf dieſe Art kann man mit Jedem trinken, ohne befürchten zu müſſen, in eine vielleicht unangenehme Berührung zu kommen.

Als alle Töpfe entfernt waren, wurde der Herdplatz rein gefegt und ein wahrer Berg von Reiſig aufgethürmt, der eine ſolche Gluth hervorbrachte, daß ſich alle Köpfe ſcheu in die Ecke drückten, und wir in den entfernteſten Winkel rücken mußten. Bei dem aufflackernden Feuer entdeckte ich auch unſeren Führer, der ebenfalls abgeſpeist hatte, und uns nun freundlich zugrinste. Er wurde übrigens den ganzen Abend von den Anderen verhöhnt, denn er hatte es nicht verſchweigen können, daß er uns heute Morgens in den Graben geworfen.

Nachdem die Gluth wieder zuſammengeſunken war, ſtellte ſich auch der Kreis um das Feuer wieder her. Preciosa ſtand vor demſelben, ſie hatte den rechten Arm in die Seite geſtemmt und blickte nachdenkend in die glühenden Kohlen. Der Guitarriſt, der neben ihr ſaß, ſchaute ſie auffordernd an, und berührte endlich mit dem oberen Theile ſeines Inſtrumentes leicht ihren Arm; ſie blickte fragend nach der Seite, und als er nun auf ſeinem Inſtrumente haſtig einige Accorde herunterriß, und dazu mit dem Kopfe gegen ſie nickte, lachte ſie und nickte ebenfalls, worauf er taktgemäß zu ſpielen begann. Preciosa ſenkte ihre beiden Hände in die Taſchen ihres Kleides, holte ein Paar Caſtagnetten heraus, welche ſie an ihren Daumen befeſtigte, dann hob ſie das Köpfchen ſtolz empor, und begann die Accorde mit einem leiſen, aber außerordentlich taktſicheren Geknacke zu begleiten. Alle im Kreiſe ſchmunzelten, und als ſie nun gleich darauf mit einer hellen, nicht unangenehmen Stimme nach der bekannten, ſpaniſchen Landesweiſe zu einem Liede anſetzte, klatſchten Alle in den Pauſen taktgemäß mit den Händen, und das Vergnügen war allgemein.

Der Mai, er iſt gekommen
Mit Blüthen und Sonnenſchein ꝛc.

wie viel ſchwerer wäre mir das Herz geworden, und wer weiß, ich wäre wohl gar zu meiner Großmutter zurückgelaufen und hätte ihr weinend erklärt, ich wolle nun und nimmermehr in das finſtere Haus zum Herrn Reißmehl. In der Angſt hätte ich vielleicht gelogen und verſichert: „Ja, Großmutter, der ſteinerne Kerl an der Hausthür mit der langen Naſe hat mir erzählt, die Jungfer Schmiedin habe Recht, es ſei in dem Hauſe recht finſter und unheimlich.“

Doch jetzt verhallte der Geſang in der Schule, ich hörte die Stimme des Lehrers, der laut ermahnte, hübſch ſtill und ordentlich nach Hauſe zu gehen, die Bücher ſchlugen zu, die Rechentafeln klapperten, und ich, um von meinen ehemaligen Kameraden nicht beim Eintritt in's bürgerliche Leben überraſcht zu werden, trat ſchnell in den Laden des Herrn Reißmehl.

Sie ſang:

Yo soy la Jitana
La jembra que va,
Sin hoy ni mañana
De aquí para allá;
Y erramo consuelos ...
Y entono primores ...
Y vendo gunnelos ...
Y galas y flores:
Y largo se cura
Por poco parné:
La güena — ventura
Quien, la quié sabé?
Naide, naide toque andana
Too lo dica la Jitana
chachipé!
Venga el unto y lo parné.

und als ſie geendet, machte ſie ſchnell gegen uns eine leichte Neigung mit dem Kopfe, drehte ſich auf dem Abſatze herum und verſchwand darauf in der Dunkelheit.

Eine neue Weiſe wurde nun angeſtimmt und ein Anderer ſang ein Lied. Doch wurde das Concert nicht mehr lange fortgeſetzt denn der Guitarriſt, der ein anderes Gelüſte zu haben ſchien, übergab ſein Inſtrument dem Nebenmanne, ſprang in die Höhe und fing an, unter lautem Gelächter und Beifallsrufen auf dem freien Platze vor dem Feuer zu tanzen. Er war ein hübſchgewachſener Burſche von vielleicht fünfundzwanzig Jahren, in einer runden andaluſiſchen Jacke, engen kurzen Hoſen und Ledergamaſchen; er ſetzte die Füße auf eine zierliche Art, ſchlug bald in die Hände, bald auf ſeine Knie, und ſo oft er ſich dem Innern des Hauſes zuwandte, rief er ein lautes Hoje hinüber.

Nicht lange blieb dieſe Aufforderung zum Tanze unbeantwortet; zuerſt hörte man in der Entfernung Klappern von Caſtagnetten, die in den Takt des Tanzes einfielen, und dann erſchienen ſämmtliche drei Töchter des Wirthes, die ſich bei uns am Feuer niederließen und mit ihren Caſtagnetten ſchlugen. Ihnen folgte die Wirthin, dann die Küchenmagd mit der Dame vom Stall, welch beide letztere eine Zeitlang dem Tanze zuſchauten, dann aber geſchwind in ihre Taſchen fuhren und ihre Caſtagnetten ebenfalls herausholten. Und nun begann ein ſo unerhörtes Geplapper und Geknacke, daß man kaum noch die Guitarrenklänge und ſein eigenes Wort vernehmen konnte. — „Bolero! Bolero!“ riefen ein paar Stimmen, die beiden Mägde traten einige Schritte zurück, die Wirthin nickte auf einen fragenden Blick ihrer Töchter mit dem Kopfe, dann ſprangen auch dieſe in die Höhe, ſtellten ſich gegenüber auf, drei junge Burſche folgten ihnen, und nun begann ein Ballet ſo originell, ſo amuſant, daß wir unter lautem Gelächter und mit dem größten Vergnügen zuſchauten.

Ich weiß den Namen des Bolero nicht mehr, den ſie tanzten, doch beſtand er aus einer Menge verwickelter Figuren, wozu Tänzer und Tänzerinnen und ich muß geſtehen, vor Allen die blonde Viehmagd, ihre Füße ſo kunſtgerecht ſetzten, als hätten ſie es von einem tüchtigen Balletmeiſter erlernt. Die Muſik ging übrigens immer geſchwinder, begleitet von dem wirbelnden Knacken der Caſtagnetten; die Tanzenden erhitzten ſich offenbar und wanden ſich ſchlangenartig hin und her, bald den Kopf bittend geſenkt, bald ihn drohend in die Höhe geworfen. Dabei gingen die Hände vor und zurück, meiſtens in taktmäßiger Bewegung. Ich kann nicht leugnen, daß eine Spur vom franzöſiſchen Cancan darin zu finden war. Der Spektakel wurde noch vergrößert durch das Händeklatſchen der am Feuer Sitzenden, durch Zungenſchnalzen und durch aufmunterndes, ſowie Beifalls-Geſchrei. „Ole! Ole! Salero!“ rief bald Der, bald Jener, und ſo wurden Tänzer und Tänzerinnen ſo lange geſteigert, bis ſie am Ende nicht mehr konnten und tief athmend, aber lachend auf ihre Plätze

zurückfielen. Für uns war die ganze Scene neu und höchst interessant, es war nichts Gemachtes oder Vorbereitetes, Alles improvisirt, so recht aus dem Volksleben, voll natürlicher Wildheit und dabei doch nicht ohne Grazie.

Nach kurzem Ausruhen fingen übrigens Guitarre und Castagnetten wieder an und laut und stürmisch wurde Preciosa um den Fandango gebeten. Anfänglich achtete sie gar nicht darauf; ja, sie zuckte mißmuthig die Achseln und warf den schönen Kopf trotzig in die Höhe, worauf der junge Bursche, der vorhin angefangen, lachend vor sie hinsprang und den genannten Tanz, ihn gewissermaßen carrikirend, auf eine so komische Art begann, daß Alles laut hinauslachte, das Mädchen ebenfalls; dann sprang sie plötzlich in die Höhe, zog ihre Castagnetten fester an, drückte das Mieder in die schlanke Taille hinab, hob sich aus den Hüften heraus, bog sich rechts und links durch und stand nun mit einem Mal fest, den Kopf trotzig erhoben, mit einem Zuge von Verachtung auf den Lippen, die Brust vorgedrückt, den rechten Arm in die Seite gestemmt, den rechten Fuß fest vorgesetzt. — „Ole! Ole!" rief der ganze Kreis, wir ebenfalls mit und klaschten dabei eifrig in die Hände, denn die Haltung des schönen Mädchens hatte etwas unaussprechlich Reizendes und Herausforderndes.

Jetzt begann der Tanz zwischen den Beiden, er umkreiste sie flüchtig, bittend, wobei er suchte, sich ihr auf alle Weise zu nähern. Sie drehte sich kalt und stolz im Kreise, wobei sie ihre Zähne fast mehr sehen ließ, als ihre Augen. Sie ließ ihn oft sich ziemlich nahe kommen, um ihn dann mit dem Blitz ihres hellen Auges zurück zu schrecken; nach und nach aber wurde sie erwärmt, weicher, nachgiebiger; sie blickte ihn zuweilen ohne Strenge von der Seite an, um ihren Mund spielte dann und wann ein leichtes Lächeln; ja, er durfte schon ihre Fingerspitzen berühren und den schüchternen Versuch machen, seine Hand um ihre schlanke Taille zu legen. Zuerst war das nur ein Versuch, den sie durch einen strengen Blick vereitelte. Dann aber duldete sie seine Umschlingung vielleicht eine Secunde lang, nun länger, bis

sie endlich fest in seinen Armen lag und ihn nur auf Augenblicke verließ, um mit neuer Gluth an seine Brust zu fliegen. So steigerte sich der Fandango von Takt zu Takt; die Zuschauer sahen mit gespannter Aufmerksamkeit hin, die Castagnetten schlugen bald leise wie zitternd an, dann wieder mit ein paar vollen kräftigen Schlägen; um den Mund des jungen Tänzers spielte ein vergnügliches Lächeln, wenn das Mädchen sich ihm auf Augenblicke entwand und offenbar in der Absicht floh, sich gleich wieder von ihm fangen zu lassen; ihre Wangen glühten, ihr feuchtes Auge blitzte, sie war ihm zum letzten Male entflohen, er hielt sie wieder fest in seinen Armen, es folgte eine ziemlich lange und innige Umschlingung. — „Ole! Ole! Salero!“ schrieen entzückt die Zuschauer, dann war der Fandango zu Ende und Tänzer und Tänzerin kehrten laut lachend, als habe sie die Sache durchaus weiter nicht berührt, an ihre Plätze zurück.

Und so ist es auch in der That bei diesen spanischen Tänzen; man führt im Allgemeinen die Figur und Bewegung, welche der Tanz vorschreibt, ohne Prüderie, ohne Ziererei aus, und vor allen Dingen, ohne etwas Schlimmes dabei zu denken. Ich habe später Fandango und Madrilena von jungen, gewiß ganz unschuldigen Mädchen tanzen sehen, die es durchaus nicht vergaßen, die Biene von ihrem Röckchen abzuschütteln, und dabei ihre kleinen zierlichen Waden bis zur Hälfte zeigten, eine Sache, die ihrer Unschuld und ihrem Anstande gewiß keinen Eintrag that; denn als der Tanz beendigt war, ließen sie sich bescheiden an ihren Platz zurückführen und saßen da mit niedergeschlagenen Augen, lieb und unschuldig wie früher.

Obgleich der Ball noch nicht zu Ende zu sein schien, so dachten wir doch an morgen und zogen uns langsam aus dem Kreise zurück nach unserem Zimmer, wo mittlerweile noch ein zweites Bett für meinen großen Maler hergerichtet worden war. Vor Allem nahmen wir jetzt mit dem Wirthe wegen unseres morgenden Fortkommens Rücksprache. Der Karren hatte gänzlich unsere Gunst verloren und da es auch nie in unserer Absicht gelegen, auf so höchst prosaische Art durch

Spanien zu ziehen, ſo nahmen wir mit großer Bereitwilligkeit das Anerbieten des Wirthes an, uns zwei tüchtige Maulthiere zu geben, ſowie einen Knecht, der uns beide Tagereiſen bis nach Tembleque begleiten ſollte. Der Preis, den er verlangte, war nicht hoch; ſo wurden wir bald einig, legten uns zu Bett und entſchliefen in kurzer Zeit unter den noch immer von Weitem herübertönenden Klängen der Guitarre und der Caſtanuelos.

Um Sechs waren wir bereits munter, warfen uns in die Kleider und gingen, eine Chocolade an dem Herd einzunehmen. Doch ſah es hier ganz anders aus als geſtern Abends. Das gemüthliche Feuer mit ſeiner blendenden Helle fehlte, nur einige Kohlen brannten auf dem Steine, und da das Tageslicht durch den Thorweg nur ſchwach hereindrang, ſo herrſchte hier ein melancholiſches Düſter. — Was man bei allen Reitpartieen in fremden Landen nie verſäumen ſollte, Thiere und Reitzeug zu betrachten, thaten wir auch hier. Die Maulthiere waren kräftig und gut genährt, die Sättel aber etwas breit und plump; der eine hatte ſogar keine Steigbügel, und unſer Wirth mußte im ganzen Flecken umherlaufen, um ein zweites Paar aufzutreiben, was unſere Abreiſe um eine halbe Stunde verzögerte.

Endlich war Alles bereit, unſere Nachtſäcke aufgepackt, als der Wirth mit einer ziemlich großen Flaſche, ſowie mit zwei Gewehren und Hüten in den Stall trat. In der Flaſche war Branntwein, von dem er wegen der kalten Morgenluft Jedem ein Glas aufnöthigte; die Hüte und Gewehre aber überredete er uns, leihweiſe bis nach Tembleque mitzunehmen, wobei er uns verſicherte, Räuber (Ladrones) gebe es eigentlich nicht mehr in Spanien, wohl aber könne man hier und da Rateros begegnen — Dilettanten, welche ſich kein Gewiſſen daraus machen, Reiſenden, denen ſie ſchon von Weitem die Fremden anſehen, in den Weg zu treten und ſie auszurauben, wogegen wir mit dem Gewehr am Sattel, den caſtilianiſchen Hut auf dem Kopfe und in unſere Manta gewickelt wohl für Eingeborne gelten und unangefochten bleiben würden. Unſer Wirth war überhaupt ein ſehr braver

Mann; denn einen Zwerchsack, der auf meinem Pferde hing, hatte er mit Zwiebeln, Brod und einem Weinschlauche versehen. Gott möge es ihm diesseits und jenseits lohnen!

Ehe wir aufstiegen, verabschiedeten wir uns höflicherweise noch bei der Wirthin und ihren Töchtern; Preciosa wünschte uns eine recht glückliche Reise, reichte uns auch ohne Ziererei ihre kleine Hand und sagte den Maulthieren ein paar freundliche Worte, sie möchten sich unterwegs gut aufführen und dem Hause keine Schande machen. Auch die Tänzer und Zuschauer von gestern Abends waren nach und nach erschienen, hatten ihre Karren eingespannt, ihre Thiere bepackt, und der größte Theil ritt vor uns zum Hause hinaus. Der Fandangotänzer war auch bei Tage ein netter, gemüthlicher Bursche; er war der Befehlshaber einer Schaar mit Säcken beladener Esel, deren letzter ihn noch obendrein zu tragen die Ehre hatte. Er voltigirte leicht hinauf, setzte sich quer auf den Rücken des Thieres, und als er bei uns vorbei kam, machte er mit Händen und Füßen pantomimisch noch einige Pas des Fandango und sang die Strophe eines dazu gehörigen Liedes laut gegen das Stallrevier hinüber. Ein leichtes Castagnettengeklapper erschallte von dorther, wie es schien, zur Antwort, worauf er lachend zum Hofe hinaustrabte.

Der Himmel war klar, die Sonne schien hell, und Villarrobledo zeigte in deren Alles verschönerndem Strahle ein ungleich freundlicheres Gesicht als gestern Abends. Bei den Windmühlen, die wir gestern bei der Dämmerung aus dem Gesichte verloren, kamen wir vorbei; es waren alte gebrechliche Wesen mit vier Flügeln, wie die holländischen, auf dunklen Balkengerüsten ruhend, und ihre langen Windmühlenarme drehten sich, von einem leichten Morgenwinde getrieben, langsam und langweilig herum. — Die öde Mancha, Windmühlen — und Don Quixote; das Bild des irrenden Ritters taucht unwillkürlich vor einem auf. Obgleich Cervantes in seiner Weisheit den Geburtsort des Helden nicht nennt, vielmehr Eingangs jener berühmten Geschichte sagt: „In einem Dorfe von La Mancha, dessen Namens ich

mich nicht entſinnen mag, lebte unlängſt ein Edler ꝛc.“, ſo haben doch verſchiedene Ortſchaften hier aus der Lage ihres Dorfes und aus anderen unbedeutenden Thatſachen den Schluß ziehen wollen, der ſehr ſinnreiche Edle ſei ihrem Dorfe entſproſſen; ja mehr als ſieben Flecken und Städte, kann man ſagen, ſtreiten ſich gleich den griechiſchen, welche ſich um Homers Wiege zankten, um die Ehre, der Geburtsort Don Quixote's zu ſein. Auch Villarrobledo iſt darunter und unſer Wirth wollte ganz genau wiſſen, ſein Dorf ſei es ſicher, deſſen Namens ſich Cervantes nicht habe erinnern mögen. Seien ja auch die Windmühlen in der Nähe, mit denen der Ritter gefochten. Die Windmühlen waren allerdings da, ſchienen aber gegen die Behauptung des Wirthes zu ſprechen, denn Don Quixote ritt zwei Tage, ehe er das Abenteuer mit denſelben beſtand. Mir wären ſie ebenfalls faſt verderblich geworden; denn als wir ziemlich nahe an einer derſelben vorbei ritten, wurde mein Maulthier, wahrſcheinlich durch das Sauſen des Flügels, erſchreckt und machte einen Seitenſprung, der mich um ein Haar vollſtändig aus meinem Sitz gebracht hätte.

So zogen wir denn abermals allein durch die Mancha, heute wenigſtens hoch zu Maulthier, uns ganz anders fühlend als geſtern in dem armſeligen Karren. Unſer Führer war ein Zigeuner, ein junger, kräftiger Kerl, mit einem verwegenen, aber gutmüthigen Geſichte. Sein Anzug war originell und nicht unintereſſant; an den Füßen hatte er Binſenſandalen, deren kreuzweiſe gebundene Schnüre bis unter die Kniee reichten; kurze und enge blaue Hoſen ſchloßen ſich daran und wurden oben von einem vielfarbigen Gürtel zuſammengehalten. Eine kurze, einſt verſchnürt geweſene Jacke — man ſah an den dunkleren Stellen, wo dieſe Ornamente geſeſſen — bedeckte den Oberkörper. Um den Kopf hatte er ein gelbes Tuch, und ſeine blau und weiß geſtreifte Manta ließ er bald von der rechten Schulter lang herabhangen, bald hatte er ſie um den Hals und die Bruſt gewickelt, zuweilen auch ſchnürte er ſie zuſammengerollt mit einem Strick auf dem Rücken feſt.

Beim beſten Willen iſt von der Gegend, durch welche wir zogen, nichts zu ſagen; es war dieſelbe unendlich öde, röthlich gefärbte Fläche, wie wir ſie geſtern durchſchritten hatten, nur zuweilen unterbrochen von einer Gruppe niederer Bäume oder von einem Streifen Buxbaumſträucher, welche ſich durch eine waſſerreichere Vertiefung hinzogen. Die einzige, für Spanien große Merkwürdigkeit, auf welche wir ſtießen, nachdem wir kurze Zeit Villarrobledo verlaſſen, war die Eiſenbahnlinie, deren Anblick uns hier in dieſer Oede einen lauten Ausruf der Verwunderung entlockte. Ja, es war dieſelbe lange, lange Linie, dieſelbe Tracirung, wie auch bei uns. Ihr Anblick erinnerte uns ſo recht an die Heimat. — „Ferro Carril!“ rief bedeutſam unſer Führer und machte uns begreiflich, auf ihrem Damme ſei der geradeſte und angenehmſte Weg. Und der deutſche Leſer wird ſchaudern, wenn er erfährt, daß wir dieß wirklich wagten, daß wir den geheiligten Boden einer Eiſenbahnlinie von den profanen Hufſtritten unſerer Maulthiere zertreten ließen, daß wir durch zahlreiche Arbeiter durchritten, an Eiſenbahnbeamten vorbei, daß wir nicht mit heftigen Worten angehalten und zurückgewieſen wurden, ſondern daß man uns noch freundlich eine glückliche Reiſe wünſchte. Ja, Spanien iſt in der Cultur noch ſehr zurück! Wir laſen nirgendwo Plakate, daß das allzu genaue Betrachten der Bahn verboten ſei und daß man ſich enthalten möge, in der Nähe des Bahnkörpers auszuſpucken, um den Damm nicht zu erweichen.

Um einen längſt empfundenen, tiefgefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen, wurde ſchon vor langer, langer Zeit die Eiſenbahn von Valencia nach Madrid projectirt; man baute auch von beiden Endpunkten, zuerſt von der Hauptſtadt gegen Aranjuez, eine Strecke von vielleicht fünf deutſchen Meilen, die ſchon vor zehn Jahren beendigt, aber nicht befahren wurde, weil einige Brücken und das Betriebsmaterial noch nicht recht in Ordnung waren. Als dieß nun endlich hergeſtellt war und es an einem ſchönen Tage hätte losgehen ſollen, fand ſich, daß während dieſer Zeit ein Theil der Schwellen bedeutend gelitten hatte und neu

gelegt werden mußte. Endlich aber fuhr man doch von Madrid nach Aranjuez, und im Laufe des vergangenen Jahres wurde eine weitere Strecke nach Tembleque eröffnet. Von Valencia nach Alcira ist nun die Bahn im vergangenen Jahre ebenfalls eröffnet worden, doch sind es im Verhältnisse zum Ganzen nur zwei unbedeutende Strecken. Tracirt ist übrigens die ganze Bahn von Alcira nach Albacete — ein hügeliger, durchschnittener Theil, der am meisten Schwierigkeiten macht —, von da über La Roda nach Villarrobledo, Campo Critana, Villa Gannas und einzelne Strecken, zum Beispiel von Albacete nach La Roda, sollen in nächster Zeit eröffnet werden. In zwei Jahren hofft man das Ganze zu beendigen, wodurch alsdann das Reisen in Spanien sehr erleichtert wird. An die schönsten Punkte der Küste fahren Dampfboote, und wer Madrid sehen will, wird gern von Valencia dorthin gehen und nach Valencia zurückkehren. Die andere projectirte Hauptlinie ist von Madrid nach Bayonne, um alsdann Bordeaux und Paris auf dem kürzesten Weg zu erreichen. Doch ist da nicht viel geschehen und kein Ende abzusehen.

Der Bahnkörper, auf dem wir ritten, hatte viele Schwierigkeiten gemacht, bei dem sanft hügeligen Terrain bestand er abwechselnd aus niedrigen Dämmen und nicht sehr tiefen Einschnitten. So viel wir bei oberflächlichem Beschauen sahen, war er ziemlich solide gebaut; wir begriffen aber ganz wohl, weßhalb die Sache so außerordentlich langsam vor sich geht. Diese spanischen Arbeiter betreiben ihr Geschäft in der That mit einer komischen Faulheit und sind dabei unpraktisch wie die Kinder; ihre Arbeitsgeräthe befinden sich in dem rohesten Zustande. Um zum Beispiel Erde fortzuschaffen, einen Damm aufzuschütten, benutzen sie weder Schubkarren noch Tragbütten, sondern der Mann hat ein Körbchen, das kaum vier starke Schaufeln Erde hält, mit welchem er, wie zum Zeitvertreibe hin und her schleudert. Er füllt es mit großer Umständlichkeit, nimmt es auf den Kopf oder auf die Schulter und leert es an einem bezeichneten Platze wieder aus; wo die Sache aufs allerernstigste betrieben wurde, da hatten sie

eine Heerde Eſel, welche flache Körbe trugen. Welche Zeit das Auf- und Abladen in Anſpruch nimmt, kann man ſich leicht denken, und das geduldige Laſtthier, welches noch ſo langſam dahin ſchleicht, wird nie von dem Arbeiter und Treiber überholt. Mit großem Bedacht wird der Spaten eingeſteckt, der Eſel beladen; ehe er aber in Gang kommt, ſchaut der Arbeiter an den Himmel, ſpricht mit ſeinem Nebenmanne, ſpuckt gelegentlich aus, zieht ſeine Hoſen in die Höhe und greift alsdann in die Taſche, um Papier und Tabak zu einer Cigarre hervorzuholen. Dieſe wird mit großer Genauigkeit gemacht, das Feuer bedächtig aus dem Steine geſchlagen, der Zunder muß vollſtändig glühen, ehe die Cigarre in Brand gebracht wird, und erſt nachdem die erſten und beſten Züge hinunter geſchluckt ſind, wird der Eſel in Gang geſetzt.

Von Schwellen oder Schienen war übrigens hier noch keine Spur zu ſehen! auch mußte an manchen Stellen der Damm ſchon längere Zeit fertig ſein, denn er war ſtreckenweiſe mit Gräſern und Kräutern bewachſen. Wir hatten ſieben ſtarke Leguas zu machen, und unſer Zigeuner, obgleich zu Fuß, trieb immerfort zur Eile. Unſere Maulthiere gingen einen ordentlichen Paß, doch mochten wir aus Rückſicht auf unſeren zu Fuß gehenden Begleiter anfänglich nicht traben. Da er aber ſein Hadje! Anda! immer häufiger ertönen ließ, auch zuweilen auf die Thiere mit dem Zipfel ſeiner Manta losſchlug, ſo ließ ich mir einen tüchtigen Stock ſchneiden, verſuchte ihn an meinem dicken, etwas ſehr faulen Maulthiere, worauf es augenblicklich zu einem tüchtigen Trabe anſetzte. Horſchelt blieb nicht zurück, und ſo ritten wir eine halbe Stunde ziemlich ſcharf dahin, wobei wir uns des öfteren nach unſerem Führer umſchauten, der nicht ſehr weit zurückblieb und uns winkte, wir ſollten nur vorwärts reiten. Der Zigeuner lief einen kleinen Hundetrab nach Art der Schnellläufer, die man bei uns ſieht; die Hände bewegte er heftig vor- und rückwärts und hatte, wie er uns ſpäter zeigte, in jeder geballten Fauſt einen kleinen Kieſel, welchen er beſtändig herumdrehte. Das machten ſie immer ſo, ſagte

III.

Philipp.

Ich trat in den Laden des Herrn Reißmehl.

Wem ſchweben nicht aus ſeiner Kindheit die Gewölbe vor, in welchen Zucker, Roſinen, Mandeln und dergleichen Herrlichkeiten verkauft werden? Wer gedenkt nicht der Zeiten, wo er mit einigen eroberten Pfennigen vor den Ladentiſch trat, ſeinen Gelüſten den Zügel ſchießen ließ und Kandiszucker und getrocknete Pflaumen verlangte? Mit welch gierigen, neidiſchen Augen ſah man damals in die Kaſten, in welchen dieſe Artikel aufbewahrt wurden, und wünſchte nichts ſehnlicher, als im vertrauten Umgang mit dieſen Schubladen leben zu können, um ihres Inhalts zu genießen, ſo oft es einem einfiele! Thörichte Wünſche! ſie ändern ſich wohl mit den Jahren, aber ſie verlaſſen uns nie! wie ich aber an jenem Morgen in den Laden meines künftigen Herrn trat, dachte ich nicht an den ſüßen Inhalt der Fächer, nein,

er, weßhalb, wiſſe er eigentlich nicht, aber es ſei ſehr angenehm; und ich glaube wohl, daß es gut ſein mag, denn es befördert die Circulation des Blutes in den herabhängenden Händen.

Auf einer Eiſenbahn fahren kann ſehr kurzweilig ſein, aber über einen Bahndamm durch die Mancha zu reiten, gehört mit zu dem Langweiligſten, was der Menſch unternehmen kann. Stundenlang lief ſie vor uns her, ſchnurgerade, ohne weitere Abwechslung, als daß wir jetzt auf einem Damme ritten und in die langweilige Gegend ſchauen konnten, und daß wir gleich darauf zwiſchen die hohen Wände eines Einſchnitts trabten. Einen Baum oder auch nur einen Strauch hatten wir lange nicht mehr geſehen, eine menſchliche Wohnung war für uns zur Fabel geworden, und eine kleine Brücke, ein Waſſerdurchlaß oder eine Biegung des Bahndammes war eine Erſcheinung, die wir freudig begrüßten.

Der Gitano hatte uns für die Hälfte des Weges eine Raſt verſprochen; dort ſei ein Venta, wo wir vielleicht ein gutes Feuer finden würden. Und wir ſchmachteten nach einem guten Feuer. Der heftige Wind, unſer Begleiter ſeit Valencia, den wir im Wagen und geſtern zu Fuß ſchon ſtark geſpürt hatten, war heute, da wir ſo ruhig in dem Sattel ſaßen, wahrhaft unausſtehlich. So zogen wir, auf die Venta hoffend, dahin, die Maulthiere gingen in einem guten Trabe, unſer Humor war gerade nicht ſchlecht — hatten wir doch endlich die Reitpartie errungen, waren in Spanien und ritten gegen Madrid, geſund und wohl, voll Appetit. Trotz Kälte und Wind beneideten wir unſeren Oberbaurath nicht mehr um ſeinen Platz im Eilwagen; ſich ſo im Sattel zu wiſſen, wenn auch nur auf einem Maulthiere, war doch ein ganz anderes Gefühl. Und dazu noch unſere eigenthümliche Tracht: die Manta maleriſch umgeſchlungen, den caſtilioniſchen Hut keck auf den Kopf geſtülpt, im Gürtel das Meſſer, das bei jedem Schritte klirrende Gewehr am Sattel — wir hielten uns wahrhaftig ſchon für ganz andere Menſchen, als die, welche noch vor ein paar Tagen mit Reiſemütze und Pelzſtiefeln im Eilwagen geſeſſen; wir

ſchrieen zuweilen aus voller Bruſt ein lautes Hurrah und wünſchten in unſerem Uebermuthe irgend ein kleines Abenteuer à la Don Quixote.

Endlich wurde auch die Venta fern am Horizonte ſichtbar, aber wir kannten ſchon genugſam die täuſchenden Entfernungen dieſer Ebene, um zu wiſſen, daß dorthin noch ſehr weit ſei. Das Haus erſchien als kleiner grauer Punkt in troſtloſer Einſamkeit auf der unendlichen Fläche — Muth gefaßt! zuletzt werden wir doch noch hin kommen. Wir ritten und ritten eine Stunde um die andere und kamen kaum merklich näher; es ging uns wie geſtern auf dem Wege nach Villarrobledo, und als wir die Venta ſchon faſt dicht vor uns ſahen und vier troſtloſe Pappeln unterſcheiden konnten, welche ſie umſtanden, da brauchte es doch noch eine halbe Stunde ſcharfen Trabens, ja, eines verzweifelnden Galopps, um endlich vor die Thüre der Schenke zu gelangen.

Hier aber war Alles öde und leer. Wir ſtiegen ab, pochten heftig an die Thüre, ohne daß man uns öffnete; bald kam auch der Zigeuner hinter uns drein gelaufen, und da er die Oertlichkeiten dieſes Gebäudes zu kennen ſchien, ſo ging er an die hintere Seite, kletterte durch ein Fenſter in das alte, baufällige Haus, kam aber bald mit der Nachricht zurück, die Venta ſei gänzlich verlaſſen. Da war nichts zu machen; außer dem Feuer, auf welches wir gehofft, ſuchten wir übrigens nichts in der Schenke, weßhalb wir auch leicht getröſtet waren, uns vor demſelben einen Platz wählten, wo wir vor dem Winde geſchützt waren, und den Zwerchſack unſeres guten Wirthes vom Maulthiere herabnahmen. Wir hatten lange kein ſo herrliches Frühſtück mehr gehabt. Ein hartes Brod, eine ſaftige Zwiebel, dazu dicker, rother Wein, der ſtark nach dem Schlauche ſchmeckte, und als Gewürz zu allem dem ein ſechsſtündiger Ritt in den Gliedern — es ſchmeckte uns wunderbar, und wir verzehrten unſern Proviant bis auf die letzte Brodkrume. Ermüdet war ich übrigens auch ein wenig, und um die ſteif gewordenen Glieder etwas gelenkig zu machen, ſtreckte ich mich am Boden aus, wälzte mich hin und her, was ich auch Horſchelt und

dem Zigeuner anrieth. Ich hatte das früher in Syrien öfters nach langen Ritten von den Arabern geſehen, die ſich dann zuletzt von zwei Kameraden an den Schultern und Füßen packen und ziehen und dehnen laſſen, ſo lange wie möglich. Daſſelbe verſuchten wir auch hier gegenſeitig vor der Venta und fanden es von vortrefflicher Wirkung.

Nach einer halbſtündigen Raſt kletterten wir auf unſere Maulthiere und ritten abermals die Eiſenbahn entlang. Glücklicher Weiſe hatten wir eine Stunde ſpäter in unſerem einförmigen Wege eine Abwechslung dadurch, daß wir auf einmal durch ein anſehnliches Flüßchen aufgehalten wurden. Es durchſchnitt rechtwinkelig die Eiſenbahnlinie, und von der Ueberbrückung an dieſem Punkte ſtanden erſt einige Pfeiler, über welche ein paar Balken zur nothdürftigen Communication für die Arbeiter gelegt waren. Da hielten wir und rathſchlagten, was zu thun ſei; unſer Zigeuner kannte dieſe Gegend nicht genugſam, um eine Fährte durch das Waſſer zu wiſſen. Wir mußten alſo auf gut Glück eine ſuchen. Das Flußbett war ziemlich tief, das Ufer mit Geſträuch ſo wie hohem und dichtem Sumpfgraſe bewachſen, welches rechts und links eine breite Strecke ausfüllte. Der Boden war ſchlammig, und es ſchien nicht rathſam, ſich in den Fluß zu wagen. Wir ritten eine Viertelſtunde aufwärts einem kleinen Hügel zu, hinter welchem eine unſcheinbare Hütte zum Vorſchein kam; ſie lag zwiſchen dem Gebüſche faſt verſteckt, doch ſahen wir, daß ſie bewohnt war, denn aus einem Loche im Dach ſtieg ein leichter Rauch kräuſelnd in die Höhe. Der Zigeuner, der uns immer voraus durch das Gebüſch ſtöberte, rief uns, zu ihm zu kommen, hier ſei ein Uebergang möglich. Wir bemerkten auch bald mehrere kleine Fußpfade, die von der Ebene herkamen und ſich drunten am Waſſer vereinigten.

Da mein Maulthier das ſtärkſte war, ſo ſprang unſer Führer hinter mich auf die Kruppe, und nun trieb ich das Thier dem Ufer zu. Bis in den Fluß ſelbſt zu kommen, war die ſchwierigſte Arbeit,

denn es ſank faſt bis an die Kniee in den Schlamm; endlich aber ging es tiefer hinunter, wir mußten unſere Füße in die Höhe ziehen, denn die ziemlich reißende Fluth ſpülte unter dem Leibe meines Thieres. Horſchelt folgte dicht hinter mir. Die Fährte war ſicher, und der Fluß hätte uns nicht gehindert, ohne Beſchwerden das andere Ufer zu erreichen. Doch hatten wir uns kaum dem letzteren genähert, als ein paar ſehr große und ſtarke Hunde aus dem Gebüſche aufſprangen und zähnefletſchend mit lautem Gebell gegen uns anſtürzten. Mein Maulthier ſtutzte einen Augenblick, doch trieb ich es den Abhang hinauf, und der Zigeuner, der von der Kruppe herabglitt, traf mit dem Kieſel, den er in der Hand trug, den einen der Hunde ſo nachdrücklich in die Rippen, daß er mit lautem Geheul davon ſprang; der andere zog ſich ebenfalls aus der Angriffslinie zurück, und wir ritten lachend durch das dichte Geſtrüpp das Ufer hinan, bei der oben erwähnten Hütte vorbei, als dort auf einmal zwei Kerle erſchienen, die uns einige Schimpfworte entgegen riefen und dabei auf den Hund deuteten, der den Fuß etwas in die Höhe zog.

Der Zigeuner faßte meinen Steigbügel, legte einen Finger auf den Mund, womit er andeuten wollte, wir ſollten nichts erwidern — aber unſer Gewehr herauf nehmen, ſagte er mit leiſer Stimme. Er gab auch dem Maler einen Wink, und wie auf Commando langten wir an der Seite hinunter, hoben die Flinte aus den Haken und legten ſie quer vor uns auf den Sattel. Der eine der beiden Kerle war ebenfalls im Beſitz eines roſtigen Schießprügels, den er langſam in die Höhe hob. Doch blieb es bei dieſer Demonſtration und fortgeſetztem Schimpfen, worauf wir wieder ungehindert unſeren Weg fortſetzten, das Flußbett mit ſeinem Geſtrüpp und Sumpfgraſe bald im Rücken hatten und in Kurzem wieder auf der Eiſenbahnlinie dahin trabten. Unſer Gitano trieb immer vorwärts, und da er von dem beſtändigen Laufen endlich doch anfing müde zu werden, ſo hängte er ſich zuweilen an einen Riemen meines Maulthiers und ließ ſich mit fortziehen.

Ungefähr eine Stunde nach unſerem Flußübergang tauchte am fernſten Horizont eine Hügelkette auf, auf der man einige Gebäude unterſcheiden konnte, Campo Critana, unſer Nachtquartier. Doch war unſere Freude über dieſen Anblick nicht übermäßig; wir hatten geſtern und heute die Entfernungen ſchätzen gelernt und wußten, daß wir vor Nacht — es ſchien in einer Stunde erreichbar zu ſein — wenigſtens noch vier Stunden reiten mußten. Und ſo war es auch. Bis zur Verzweiflung dehnte ſich der Weg; ich war etwas ermüdet — unausſtehlich wie Horſchelt ſagte, und fing zum Ergötzen des langen Malers mit unſerem Zigeuner bei einbrechender Nacht einen kleinen Wortwechſel an. Dieſer hatte mir nämlich vor einer Stunde geſagt, nach Ablauf derſelben würden wir Campo Critana erreicht haben, und wir waren zu dem angegebenen Zeitpunkte ſcheinbar noch eben ſo weit entfernt wie vor demſelben.

Glücklicher Weiſe wurde die Gegend etwas belebter und intereſſanter. Statt des dürren, gelblichen Bodens ritten wir auf einem Wieſenpfade, hatten auch die Eiſenbahnlinie endlich verlaſſen, kleine Hügel boten einige Abwechslung, und wir ſahen wieder einmal Baumgruppen, freilich nur ſchwächliche Oliven, aber es war doch etwas Neues. Auch Menſchen zogen mit uns, zahlreiche Arbeiter der Eiſenbahn, die ihr Tagewerk vollendet hatten und nach Hauſe zurückkehrten. Bald vernahmen wir auch den Klang einer Glocke; wir verließen die Feldwege und gelangten auf die Fahrſtraße, welche nach Campo Critana führte. Da nun hier unſere Maulthiere augenblicklich in die mit Schlamm angefüllten Löcher der Straße verſanken, ſo waren wir ſicher, in der nächſten Nähe des Ortes zu ſein.

Dieſer war nun eben ſo ärmlich und miſerabel wie Villarrobledo. Trotzdem es ein kleines Neſt ſchien, mußten wir doch eine lange Zeit durch die Straßen ziehen, ehe wir an das Privathaus kamen, das uns der Ingenieur empfohlen. An unſeren geſtrigen Ball denkend, wären wir gerade nicht betrübt geweſen, wenn man uns wieder in eine Poſada gewieſen hätte. Doch empfing unſer heutiger Wirth Don

Manuel uns mit dem Anſtand eines echten Hidalgo, freundlich, herablaſſend, aber gemeſſen, am Thore ſeines Hofraumes. So lange wir im Sattel ſaßen, hatten wir weniger vom langen, ſcharfen Ritt und von der Müdigkeit geſpürt; als ich aber abſtieg, fühlte ich wohl, daß ich des Reitens, namentlich auf ſchlechten Thieren und Sätteln, nicht mehr gewöhnt ſei; denn ich war ſo ſteif geworden, daß es mir Mühe machte, die drei, vier Stufen zum Hauſe hinauf zu ſteigen. Glücklicherweiſe fanden wir hier ein wenn einfaches, doch behagliches Zimmer, einen mächtigen Braſſero, ja, ſogar die Idee eines Sophas und eine freundliche Wirthin, die ſogleich für unſer Nachteſſen Sorge trug.

Das Haus Don Manuel's war, was der Spanier eine Caſa de Huespedes nennt, und wurde hauptſächlich von Eiſenbahn-Ingenieuren beſucht. Ein paar, die auf der hieſigen Station beſchäftigt waren, wohnten mit ihren Frauen dort. Alle waren hübſche, umgängliche Leute, und wir plauderten zuſammen ſo gut wie möglich, boten einander Cigarren an und folgten ſpäter ihrer Einladung nach dem Vorplatz oder der Küche des Hauſes, wo ein großes Herdfeuer brannte, um welches wir uns im Kreiſe herum ſetzten. Don Manuel gab mir mit vieler Gravität ſeinen, den Ehrenplatz in der Ecke und mein Weigern half nichts, ich mußte ihn annehmen. Er ſchien wohlhabend zu ſein, wenigſtens wies das ganze Hausweſen darauf hin; unſere Wirthin, Donna Ines, war faſt ſtädtiſch gekleidet, ebenſo die Frauen der Eiſenbahnbeamten. Dabei hatten alle drei hohe, ſtattliche Figuren mit ausdrucksvollen Köpfen, aus denen Augen und Zähne prächtig hervorglänzten.

Im Laufe des Abends kamen noch einige Ingenieure von einem Ritt über Feld zurück, mit hohen Reitſtiefeln, den Gürtel um den Leib, in welchem Meſſer und Piſtolen ſtacken. Es kann hier nicht ſchaden, meinte Einer, daß man zeigt, wie man für alle Fälle gerüſtet iſt.

So ſaßen wir um den Herd bei einander, die Beleuchtung kam von dem hoch aufpraſſelnden Feuer her; an der Decke hingen Schinken

und Würſte, was namentlich mit dem Anzug der hübſchen Weiber, welche die Spitzenmantille um den Kopf trugen, ſeltſam contraſtirte. Da unſer Zigeuner für morgen einen längeren Ritt vorausſagte, ſo ſuchten wir früh unſere Betten, die heute recht ordentlich waren, und entſchliefen augenblicklich.

Schon um vier Uhr wurden wir geweckt; wir tranken am Feuer unſere Chocolade und ſtiegen, nachdem unſere Maulthiere bepackt waren, was immer einige Zeit in Anſpruch nahm, beim erſten Grauen des Morgens in den Sattel. Der Himmel war klar, doch war es dunkel genug, daß wir überall die Sterne durchflimmern ſahen, weßhalb wir genöthigt waren, neben unſerem Zigeuner noch einen kleinen Buben anzunehmen, der uns durch verſchiedene Engpäſſe vor dem Orte, durch Schluchten und Hohlwege auf die Straße brachte, wo ſich unſer eigener Führer wieder zurecht fand. Trotz ſeiner geſtrigen Verſicherung, er kenne den Weg nach Tembleque wie das Haus ſeiner Mutter, geſtand er uns doch heute ein, daß er noch nie über die geſtern erwähnte Venta hinaus gekommen ſei.

Campo Critana liegt am Fuße eines felſigen Hügels, durch deſſen Riſſe und Sprünge wir uns langſam hinauf arbeiteten. Der Wind hatte ſich auch wieder aufgemacht, doch blies er nicht mehr ſo ſcharf und ſchneidend wie geſtern, ſondern er kam ſtoßweiſe mit etwas wärmerem Hauche, was für den Augenblick angenehmer war, uns aber Regenwetter prophezeite. Die Sonne ging in finſterer, glühender Majeſtät wie zürnend auf und hatte in ihrem Gefolge dunkle, maſſenhafte Wolken, hinter denen ihre Strahlen wie blitzende Flammen über die röthlichen, nackten Felſen, auf welchen wir ritten, hinfuhren, ſo daß unſere langgeſtreckten ſchwarzen Schatten auf feurigem Grunde dahin fliehenden Geſpenſtern glichen.

Angenehmer Weiſe hatten wir nicht wie geſtern die unabſehbare öde Gegend vor uns; vielmehr war das Terrain wild und zerklüftet, und ein ſchmaler, mit Steingerölle bedeckter Pfad führte oft ſehr ſteil auf- und abwärts, wodurch unſer Zigeuner beſtändig einen ziemlichen

Vorſprung vor uns hatte; denn während er wie eine Ziege, den Weg oftmals abſchneidend, über die Steine wegkletterte, ſetzten die Maulthiere, namentlich abwärts, ihre Füße mit außerordentlicher Bedächtigkeit auf. Der geſtrige Ritt hatte ſie ermüdet, und heute Morgens mußten wir den Stock meiſtens hoch erhoben halten, um ſie nachdrücklich vor dem Stolpern und Hinfallen zu warnen; der Halfterſtrick nützte natürlich dagegen gar nicht.

Durch die fliehenden Wolkenſchatten und die Sonnenſtrahlen, welche bald erſchienen, bald verſchwanden, war die Gegend prächtig gefärbt; namentlich ein Höhenzug auf unſerer Linken mit ernſten und ſchönen Formen prangte im ſaftigſten Violet und tiefen Blau. Auch kleine Seen ſahen wir heute zur Abwechslung rechts und links vom Wege — ſtille, blaue Flächen, die mit unbeweglichem Waſſerſpiegel bald von zackigen, röthlichen Steinblöcken umgeben waren, bald eingerahmt von friſchem Grün, das ſanft abſteigend die ſtille Flut küßte.

Unſer Führer drängte noch mehr als geſtern. Der Marſch ſei ſehr weit, ſagte er; wo es ein wenig eben ging, hängte er ſich an einem unſerer Steigbügel feſt und trabte luſtig nebenher; wo aber das Terrain ſo coupirt war, daß wir Schritt reiten mußten, da eilte er voraus, weit, weit, ſo daß wir oft lange nichts von ihm ſahen, als durch das Haidekraut oder die Buxbaumſträucher ſeine blaue und weiße Manta auf Augenblicke hervorflattern.

Der Himmel, der uns ſeit einigen Tagen trocken und freundlich behandelte, ſchien uns heute, dem letzten Tage unſeres Rittes, noch mit einigem Regen bedienen zu wollen. Der Wind hatte ſich nicht ſo heftig, aber warm und dunſtig erhoben, die Sonne, die uns einige Augenblicke angeglänzt, lagerte ſich hinter ſchwarzen Wolken, es tröpfelte zuerſt leiſe, dann immer ſtärker und ſchüttete nach einer halben Stunde wie mit Gießkannen. Anfänglich verdroß uns dieſes Bad, und wir ritten eine Stunde lang ſchweigend hinter einander; als aber trotz unſeres Zürnens der Regen nicht aufhörte, als unſere Mantas auf der linken Seite, woher der Wind kam, vom Regen troffen, als

zuweilen aus der breiten Krämpe des caſtilianiſchen Hutes artige Bächlein herabrieſelten und wir anfingen die kühle Flut auf unſerer Haut zu ſpüren, da wurden wir wieder heiter und guter Dinge und trotzten mit fröhlicher Laune unter Abſingung allerlei luſtiger Lieder den feindlichen Elementen. Es war mir angenehm, daß wir nicht auf der langweiligen Chauſſee dahin zogen; die Gegend hier war abwechſelnd, ja zuweilen wild romantiſch. Hier ſenkte ſich der Weg zu einer tiefen Schlucht hinab, die, jäh und dunkel, das Thal vor uns weithin zerriß; eine uralte Brücke, aus mächtigen Steinen gebaut, führte hinüber und zu einer Hochebene, die in ihrer wilden troſtloſen Einſamkeit alles übertraf, was wir in den letzten Tagen geſehen. In faſt unabſehbarer Fläche breitete ſich vor uns aus eine dunkle Haide, ein Moor, durch die Farbe der Erde, durch zahlloſe abgeſtorbene Farrenkräuter, durch blühende Eriken, braunroth gefärbt, und die Straße zog ſich, von Hufen und Rädern aufgewühlt, wie ein ſchwarzer Streifen mitten durch ſie hin. Dieſe Straße war ein paar Hundert Fuß breit, natürlicher Weiſe ohne irgend eine künſtliche Anlage, und lief ſchnurgerade, wobei man deutlich am Horizont ſah, wie ſie ſich ſcheinbar zuſpitzte. Schmutzig graue Wolken hingen formlos, zerriſſen tief von dem dunkeln Himmel herab, zeitweiſe unbeweglich und ſchwerfällig, dann wieder gejagt von heftigen Windſtößen.

Unſere Maulthiere ließen die Köpfe hängen, ſie troffen von Regen eben ſo wie der Zigeuner, der ſich an der rechten Seite meines Maulthiers feſthielt und die Thiere fortwährend antrieb. Er hatte ſich ſeine Manta um den Kopf geſchlungen und blickte zuweilen verſtohlen an den Himmel hinauf, der immer neue Regenſchauer herabſandte.

So zogen wir dahin auf der weiten, weiten Haide, deren Gränzen bei jedem Schritt nach allen Seiten noch mehr zurück zu weichen ſchienen; ſo zogen wir dahin, ein paar kleine unbedeutende Punkte in dieſer gewaltigen Natur. Es gehörte aber auch all unſer guter Humor dazu, um nicht verdrießlich zu werden.

Endlich hatten wir die fatale Strecke hinter uns und ſahen zu-

gleich Villa Cannas, wo wir Mittag machen wollten. Aber nie hat uns ein Ort durch seine Entfernung so genarrt wie dieser. Es war in der That zum Verzweifeln, wie wir so, Stunde um Stunde reitend, die Kirche des Dorfes, die Häuser mit ihren Fenstern immer deutlicher erkennen konnten und doch nicht hinkamen. Ich muß gestehen, daß ich mich heftig darüber erzürnte, mehr aber noch über den Gleichmuth des Malers, der das ganz in der Ordnung zu finden schien, und der sich unterstand, mir zu versichern, er spüre nach nun achtstündigem Ritte in Regen und Kälte weder Hunger, Durst, Müdigkeit, noch das Bedürfniß nach einem guten Feuer.

In der Nähe dieses verzauberten Ortes begegneten wir zum ersten Male Reisenden unseres Schlages; es waren drei Reiter, die auf guten Pferden daher trabten, und die eben so durchweicht schienen, wie wir. Ihre Mäntel flatterten im Winde; wir begrüßten uns freundlich und hatten bald eine gute Strecke zwischen uns. Auch die Bahnlinie erreichten wir hier wieder; sie führte auf einem hohen Damme mitten durch ein sumpfiges Terrain, weßhalb wir denselben benutzten, was mir auf ein Haar zu einem vierzig Fuß hohen Sturze verholfen hätte. Die Ränder des Dammes waren durchweicht und bröckelig, mein Maulthier that einen falschen Tritt und konnte sich nur durch eine verzweifelte Anstrengung vor dem Hinabrollen retten.

Villa Cannas, dem wir nun endlich beikamen, war ein recht elendes Nest mit Lehmhütten, fast ohne alle Fenster, einem fürchterlichen Pflaster und einer ziemlich schlechten Posada. Doch ließen wir uns den stark gepfefferten Reis mit Hammelfleisch recht wohl schmecken, tranken einen nicht sehr guten Rothwein dazu und hielten uns desto fester an die Chocolade, welche wie überall vortrefflich war. Man kann es einem Reisenden wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn er oft und viel vom Essen und vom Wetter redet: es sind das namentlich bei Touren wie die unsrigen so wichtige Gegenstände, daß es verzeihlich ist, wenn man vielleicht etwas Anderes darüber vergißt. Es gehört auch zur Färbung einer Reisebeschreibung; der Leser kann verlangen,

ich wünſchte mit Sehnſucht den Augenblick herbei, wo ich, ein gelernter Kaufmann, dieſes Gewölbe verließ, um in das Leben hinauszutreten, wo ich der Seeſtadt zueilte mit ihrem unendlichen Waſſerſpiegel und ihrem Maſtenwald.

Ich konnte dieſen Träumen nicht lange nachhängen; Herr Reißmehl, der meiner bereits anſichtig geworden war, trat aus einer kleinen Glasthüre, über welcher mit goldenen Buchſtaben das Wort Schreibſtube zu leſen war. Sein hageres Geſicht hatte ganz denſelben freundlich lächelnden Ausdruck, mit dem er im Garten unſere Spöttereien hinnahm; nur trug er auf dem Kopfe ſtatt des Hutes eine weiße Nachtmütze, und ſtatt des braunen Rocks hatte er eine rund abgeſchnittene Jacke an. Vom Handgelenke bis zum Ellbogen reichten ein Paar dunkelfarbige Ueberärmel, die auf der untern Seite ganz glänzend waren. Auch hatte der gute Mann eine Brille auf der Naſe, die er beim Eintritt in den Laden feſter gegen die Augen drückte. Wie es einem ſo gehen kann, ich hatte den Herrn Reißmehl in meinem Leben viele hundertmal geſehen, aber ihn noch nie ein Wort ſprechen hören, ſo daß mir nicht anders war, als er beſitze dieſe edle Gabe gar nicht, und ich ihn mir nur ſtumm dachte. Auch an dieſem Morgen wurde ich nicht ſogleich aus meiner Täuſchung geriſſen, denn er ſah mich durch ſeine Brille an, nickte ein paarmal freundlich mit dem

daß man ihm ſagt, ob es geregnet oder ob die Sonne geſchienen, wogegen es in unſerem eigenen Intereſſe liegt, ihm zu vermelden, wenn unſer Mittageſſen einmal außerordentlich ſchlecht war; er wird uns dann als billiger Mann einige folgende, vielleicht ebenfalls ſchlecht geſchriebene Seiten nachſehen.

Wir verließen den vorhin genannten Ort zu Fuß, theils um die ſteif gewordenen Glieder gelenkig zu machen, theils um uns etwas zu erwärmen. Villa Cannas iſt an einen Berg hinan gebaut, hat jedoch eine im Vergleich zu den armſeligen Häuſern ganz anſtändige Kirche. Als wir die Höhe des Ortes erreicht hatten und faſt ſchon im Freien waren, ſahen wir auf einem Felde neben uns ſtatt der Lehmhütten, die rings umher ſtanden, nur Dinge wie Schornſteine, die ohne ein Dach oder ſonſt etwas aus dem Erdboden emporzuſteigen ſchienen. Ich erinnerte mich, etwas Aehnliches in Dörfern auf dem Libanon geſehen zu haben, und ſind das Wohnungen ſo gut wie die anderen, nur daß ſie ſich unter der Erde befinden und außer der Thüre und dem Schornſteinloch keine weiteren Oeffnungen haben. Man findet ſie häufig in Spanien, und ſie ſind faſt immer von Zigeunern bewohnt. Beſteht doch in Granada die ganze ehemalige Ritterſtadt, der Albaicin, aus ähnlichen Wohnungen und iſt von den Gitanos bewohnt, die ſich in ihren höhlenartigen Behauſungen wahrſcheinlich recht heimlich fühlen, wenn ſie an die Zeit denken, wo ſie ein noch leichteres Obdach in Wald und Flur hatten.

Ein tiefer Hohlweg, der uns auf der Höhe aufnahm, ſchien mir geeignet, auf bequeme Art Sattel und Maulthier zu erreichen. Ich ſtellte das Thier unten hin und glitt von oben ſanft auf den Sitz; der Maler aber, der eine ſolche Beihülfe als weichlich verſchmähte und mir zeigen wollte, wie der deutſche Mann zu Eſel ſteigt, bediente ſich nicht des Hohlweges, ja, nicht einmal des Bügels und marterte ſich ab, voltigirend den Rücken des armen Thieres zu erklimmen. Es war ein erhebender Anblick, wie er ſo als Mehlſack in dem Sattel hing und mit den Füßen ſchwimmartige Bewegungen machte, um hinaufzu-

kommen, was ihm aber erſt nach furchtbaren Anſtrengungen gelang, zu meinem Ergötzen und zum großen Vergnügen des Gitano, ſo wie mehrerer Herren und Buben aus dem Orte, welche die Probe ritterlicher Gewandtheit gebührend anſtaunten. Uebrigens gab uns dieſer Vorfall auf mehrere Stunden Stoff zum Lachen. Ich erinnerte mich eines ähnlichen Vorfalles aus der Militärzeit her, wo ein Vorgeſetzter bei einer eben ſo mißrathenen Voltige ausrief: „Klettert mich der Kerl uf dat Pferd, wie die Kuh uf eenen Appelbom!“ — Horſchelt wäre mir bei Erzählung dieſer Anekdote vor Entzücken faſt vom Maulthiere herunter gefallen, und nachdem wir ſchon mehrere Stunden geritten, brauchte ihn ich nur zu fragen: „Du, weißt du, was der Offizier geſagt?“ ſo erlag er faſt einem förmlichen Lachkrampfanfalle.

Etwas Heiterkeit war uns übrigens an dieſem unangenehmen Nachmittage wohl zu gönnen. Der Regen hielt uns feucht durch die von Zeit zu Zeit ſich wiederholenden ordentlichen Gießer; der Weg war abſcheulich, und unſere Mulos fingen an ſo marode zu werden, daß ſie aus dem Stolpern nicht mehr herauskamen und jeden Augenblick in die Kniee ſanken. Daß zu gleicher Zeit Tembleque, das Ziel unſerer mühſeligen Tour (denn von dort hatten wir die Eiſenbahn nach Madrid), vor uns erſchien, trug etwas zu unſerer Aufheiterung bei. Wir ritten auf einer Hochebene, der Wind hatte die Wolken zerriſſen, und die Sonne beleuchtete auf einen Augenblick das hiedurch prächtig gefärbte Thal, in welchem noch unendlich weit von uns entfernt der eben genannte Ort lag. Wir kannten dieſe furchtbaren Entfernungen; waren uns doch bis jetzt ſämmtliche Ortſchaften, die wir erreichen mußten, wie das Geſpenſt der Fata Morgana erſchienen, neckiſch zurückweichend, je mehr man ſich abmühte, ſie zu erreichen.

So auch hier wieder in ausgedehntem Maßſtab. Die Sonne ſank unter, es wurde ſo finſter, daß man im wahren Sinne des Wortes keine Hand vor den Augen ſehen konnte und unſer armer Zigeuner vor uns hertappen mußte, um nur auf dem Wege zu bleiben. Aber trotz dieſer Vorſichtsmaßregel hatten wir die ſchlechte Straße dennoch

kurze Zeit nachher verloren und machten eine unfreiwillige Rutschpartie in einen Sumpf hinein, in welchem die Maulthiere bis an den Bauch wateten, namentlich das meinige, welches auch den Zigeuner tragen mußte. Es war das ein sehr mißlicher Moment; ringsum finstere Nacht; wohin sollten wir uns wenden? Wer wußte, wie tief das Moor war, in dem wir uns gerade befanden, und ob wir nicht im nächsten Moment an eine Stelle kamen, die uns spurlos verschlingen würde? Die spanischen Sümpfe lassen nicht mit sich spassen. Wir ließen die Thiere gehen, wohin sie wollten, und thaten wohl daran; denn nach einiger Zeit hatten sie festeren Boden und sogar die Straße wieder aufgefunden. Bald darauf hörten wir Hundegebell, sahen Lichterglanz und waren in Tembleque.

Wir hatten uns recht auf diesen Anblick gefreut und sogar unsere Thiere aus allen Kräften angetrieben; sollte doch um acht Uhr ein Zug nach Madrid gehen, und bis dahin hatten wir noch eine halbe Stunde Zeit. Wir kletterten durch öde leere Gassen, bei einer einsamen Kirche vorbei, ohne eine menschliche Seele zu sehen; endlich erblickten wir eine erleuchtete Hausthüre und einen Mann, der unter derselben stand. „Wo geht der Weg zur Eisenbahn?“ rief ich. — „Nur gerade aus,“ entgegnete er, „dort oben aber links.“ — Wir trieben unsere müden Thiere vorwärts, wir ritten gerade aus, dann links, und mußten nun wieder fragen: „Wo gehts zur Eisenbahn?“ — „Zuerst gerade aus und dann rechts,“ war die Antwort. — Verdammt! dieses Tembleque war ein unendlich langes Nest, dabei ein so unergründlicher Koth und Schlamm auf den Straßen, den ich beschreiben würde, wenn ich dergleichen bei dieser Tour nicht schon so oft erwähnt hätte. Des ewigen Umherirrens satt, rief ich unserem Zigeuner zu, er solle jemanden nehmen, der uns zur Eisenbahn führe. Doch weigerten sich alle Begegnenden, wahrscheinlich des schlechten Wetters wegen. Die ewige Antwort auf unsere Fragen war: „Nur gerade aus, nur gerade aus!“

Mittlerweile hatten wir das Ende dieses Ortes erreicht, wir waren wieder im Freien, freilich auf einer besseren Straße als vorher; doch

nirgends eine Spur von der Eisenbahn, um uns die schwarze Nacht ohne irgend einen freundlichen Lichtstrahl. Glücklicherweise begegnete uns ein Mann mit einem Ochsenwagen, den wir anhielten und nach dem richtigen Wege zur Eisenbahn fragten. „Es ist die rechte Straße," entgegnete er, „Sie haben noch eine starke halbe Legua," ungefähr eine deutsche Stunde. Das war uns denn doch etwas zu bunt. Unsere üble Laune siegte, wir schimpften weidlich auf den langen Weg, auf das Regenwetter, auf Tembleque, auf die Eisenbahn. Natürlich half das alles nichts; wir mußten in der Nacht weiter reiten. Mein armes Maulthier stolperte über einen Steinhaufen und brach unter mir zusammen. Horschelt, der schnell ausweichen wollte, kam zu viel nach rechts und rollte, zum Glück ohne Schaden zu nehmen, mit seinem Thiere in den Chausseegraben. Da rief der Zigeuner, der uns voraus war: „Ferro carril!" Wir sahen vor uns im Thale Lichter, einige standen fest, andere bewegten sich hin und her. O süße Hoffnung! vielleicht eine Locomotive. Ja, ja, es war so: unten mußte die Bahn eine Curve machen, im nächsten Augenblicke erblickten wir deutlich die rothglühenden Laternen der Maschine. Ich hielt mein Thier an, um auch etwas zu hören. Ach! wie Musik klang mir das Zischen des Dampfes, welches ich jetzt vernahm. Noch eine halbe Stunde, und wir hatten den Bahnhof erreicht. Um aber unser heutige Tour zu beschließen, wie sie angefangen, erhielten wir von einem Beamten die Nachricht, der Zug nach Madrid sei schon vor einer halben Stunde abgefahren. Wir waren furchtbar enttäuscht und im Begriff, allen Ernstes mißmuthig und verdrießlich zu werden, und das um so mehr, als wir an einer zischenden Locomotive, die auf und ab fuhr, sowie an Wagen, die gepackt wurden, deutlich sahen, daß sich noch ein Zug zur Abfahrt für heute Abend rüstete, ein Güterzug, der aber keine Passagiere mitnehmen durfte. Wie man argwöhnisch sein kann, so glaubten wir anfänglich, der Bahnhofbeamte wolle uns aus bösem Willen zurückhalten; doch traten wir gerne zurück und bedankten uns noch freundlichst, als wir erfuhren, daß dieser Güterzug erst in der Frühe des andern Morgens

nach Madrid kommen würde. Eine ſolche Nachtfahrt hätte uns noch gefehlt nach unſerem heutigen Ritte. — „In Gottes Namen! Iſt ein Gaſthof in der Nähe?“ — „Sogar ein vortrefflicher,“ entgegnete der Beamte, „im Bahnhofgebäude ſelbſt.“

Ein Packträger half uns die Maulthiere abladen, wir bezahlten den bedungenen Preis für die letzteren, belohnten unſeren treuen Gitano ſo fürſtlich, als es unſere bürgerliche Kaſſe erlaubte, und ſuchten den vortrefflichen Gaſthof auf. Der Beamte hatte in der That nicht gelogen: für das, was wir in den letzten Tagen erlebt, fanden wir uns hier glänzend untergebracht; man führte uns in ein Zimmer, deſſen Boden mit Strohteppichen belegt war und wo ſich Stühle, ſogar ein Fauteuil befanden, ein Zimmer, das — o Wunder! — von einem Ofen ſanft erwärmt war.

Verzeihe mir der Leſer, wenn ich abermals vom Eſſen rede, aber hätte er ſich, wie wir nun endlich der naſſen Kleider entledigt — Kellner und Wirth halfen uns mit den übrigen aus —, hätte er ſich an einen gut gedeckten Tiſch geſetzt, ſo würde er die weichgeſottenen Eier, vortrefflichen Fiſche und Schinken, einen herrlichen Wein, gutes Brod und geröſtete Mandeln ebenfalls für bemerkenswerth und des Aufzeichnens würdig erachtet haben. Später trieben wir noch Verſchwendung mit einer ziemlichen Bowle Punſch, die bis auf den letzten Tropfen von uns vertilgt wurde und deren Geiſter uns angenehm umſchwebten und in den ganz guten Betten ſanft die Augen ſchloſſen.

Zwölftes Kapitel.

Madrid.

Vor der Stadt. Der Bahnhof. Der Prado. Cervantes. La Puerta del Sol. Fonda de Peninsulares. Der Königliche Palaſt. Die Armeria. Straßen und Straßenleben. Das Feſt des heiligen Antonius. Das große Muſeum. Buen Retiro. Theater. Die Gewohnheit des Rauchens. Kaffeehäuſer. „Es ya pagado.“ Das Land des à peu près. Straßencorrection. Kaffeehauspolitik. Die Geburt einer Prinzeſſin. Die Armee. Spaniſche Volksſtämme. Sitten, Gebräuche und Charakter.

Es war ein froſtiger Morgen, als wir um fünf Uhr von Tembleque gegen Madrid fuhren. Obgleich die Bahn bis Aranjuez noch nicht lange im Betrieb iſt, ſo ſtießen und rappelten doch die Wagen auf höchſt unangenehme Art, ja einigemal kam es uns vor, als neigten ſie ſich rechts oder links auf die Seite. Die der zweiten Claſſe ſind ziemlich groß, mit ſchmalen, hartgepolſterten Bänken verſehen, ſie ſcheinen nach dem Vorbild der franzöſiſchen gebaut zu ſein und ſind ebenſo unbequem und unelegant wie dieſe. Bei Aranjuez hält der Zug einen Augenblick, doch ſieht man wenig von der Stadt und den prächtigen Schlöſſern dieſes Landſitzes der ſpaniſchen Könige. Die bisher ziemlich kahle Ebene, durch welche wir fuhren, iſt hier dagegen mit Baumgruppen beſetzt, durch welche man einige Häuſer erblickt, in weite Ferne ſich verlierend ein paar Alleen, eine ſchöne breite Straße, welche die Bahn kreuzt, und unter den Stämmen dichtgepflanzter Baumreihen hindurch lange Reihen von Arcaden, die den Schloßplatz umgeben. Und als wir bald darauf weiter fuhren, behielten wir die Gebüſche, hochſtämmige Platanen, Eſchen und Ulmen noch eine Zeitlang zu beiden Seiten, ſetzten auf einer hübſchen Brücke über den Tajo, um bald darauf abermals alle Vegetation hinter uns zu laſſen, und wieder in die weite, hügelige Ebene einzufahren — dem äußeren Anſchein nach ein Terrain wie die Campagna um Rom, nur mit

weniger ſchönen Formen, vor Allem aber nicht mit der prächtigen Färbung jener herrlichen Einöde.

Wenn man ſich das Wort Madrid ausſpricht, ſo denkt man unwillkürlich an eine große, prachtvolle Stadt. Mag der ſtolze Klang dieſes Namens dazu beitragen, oder der Gedanke an die gewaltige Geſchichte Spaniens, oder an die unermeßlichen Goldquellen, welche Jahrhunderte lang aus den reichen Colonien dahin gefloſſen — genug, man hält Madrid mit einer Stadt von lauter Paläſten gleichbedeutend. Obgleich uns ſchon oft das Gegentheil verſichert wurde, obgleich wir ſchon öfters geleſen, namentlich von der öden und unmaleriſchen Lage der ſpaniſchen Hauptſtadt, ſo ſind wir doch ungläubig und können in dieſem Fall nicht recht begreifen, warum man denn, bei den vielen prachtvollen Städten, die Spanien beſitzt, gerade Madrid zu jenem Rang erhoben. Freilich liegt es faſt im Mittelpunkt des Reichs, iſt aber bei den mangelhaften Straßen, namentlich zur Winterszeit, einer Inſel zu vergleichen, welche der Reiſende erſt nach langen Mühſeligkeiten und Gefahren erreicht. Uebrigens iſt ihr auch der Rang einer Hauptſtadt ſchon öfter ſtreitig gemacht worden, und vor Philipp II. wurden das Hoflager und die caſtiliſchen Cortes nur bisweilen in Madrid gehalten; in früheren Tagen war der Sitz der Regierung längere Zeit in Toledo, und wurde nach dem Tod Philipps II. auf einige Jahre nach Valladolid verlegt; doch zog Philipp III. um 1606 wieder nach Madrid zurück, von wo an es bis auf den heutigen Tag Haupt- und Reſidenzſtadt geblieben iſt. Zur Maurenzeit war Madrid unbedeutend und wenig genannt, und wenn ſeiner auch ums Jahr 930 Erwähnung geſchieht, wo die Stadt vom König Ramiro II. von Leon überfallen wurde (ſie gehörte damals den Arabern), ſo blieb ſie doch bei den ſpäteren gewaltigen Kämpfen ziemlich unbetheiligt. Zu jener Zeit hieß die Stadt Magerit, was den ehemaligen Waſſerreichthum dieſer Gegend bedeuten ſoll.

A. v. Rochau erzählt von einer hübſchen Sage, woher die Stadt ihren Namen habe. „Vor Zeiten, als nur ein paar einzelne Häuſer

mitten im Walde an der Stelle ſtanden, die heutzutag Madrid einnimmt, flüchtete ſich hier ein Knabe, von einem Bären verfolgt, auf einen wilden Kirſchbaum. Der Bär ſchickte ſich an, ihm zu folgen, als die Mutter mit verzweiflungsvollem Geſchrei herbeieilte; aber der Bube, ohne an ſeine eigene Gefahr zu denken, und nur um die Mutter beſorgt, rief ihr von ſeinem Baum herunter zu: Madre id, Madre id! Mutter macht, daß ihr fortkommt! Daher entſtand durch Zuſammenziehung jener beiden Wörter der Name der ſpaniſchen Hauptſtadt, in welchem das Andenken an jenen tapfern Burſchen verewigt iſt."

Unterdeſſen keucht die Locomotive durch eine wahrhaft troſtloſe Gegend dahin. Es iſt dieſelbe kahle, waſſer- und baumloſe Hochebene, welche wir auf unſerem Ritt durch die Mancha kennen gelernt. Ein kleiner Hügel reiht ſich hier an den andern, alle gleich einfach, gleich langweilig und von oben nach unten mit tiefen Einſchnitten, welche die heftigen Regengüſſe in das Erdreich geriſſen, durchfurcht; die ganze Fläche, die wir überſehen, iſt von rothbrauner oder ſchmutziggelber Farbe, und durch nichts unterbrochen. Man ſieht weder das Glitzern eines Baches, noch das Leuchten eines Sees, noch eine Abwechſelung durch Vegetation. Zuweilen iſt das Terrain ſteril und zerriſſen und wenn man glaubt, jetzt fange es an intereſſanter zu werden, ſo ſauſt man im nächſten Augenblick wieder über dieſelbe gleichförmige Ebene dahin. Schon ſind wir ziemlich nahe bei der Reſidenz, ohne daß ſich dieſe durch freundliche Dörfer, Landhäuſer oder ſonſt dergleichen ankündigt. Auch der bebauten Felder bemerkt man wenige, und wo man etwas der Art ſieht, da begreift man nicht, woher die Arme kamen, welche die langen Furchen gezogen, denn weit und breit bemerkt man nicht die Spur einer menſchlichen Wohnung. Endlich aber erſcheint hie und da ein Bauwerk auf dem Gipfel einer der Anhöhen; wir ſehen alterthümliche Gebäude, deren Beſtimmung wir zu enträthſeln nicht im Stande ſind, neben einſamen Kirchen und Kapellen, welche gerade in dieſer ihrer Einſamkeit und ihren ſtarren Formen wenig zur Belebung der Gegend beitragen. Wir glauben ſchon die

Eisenbahn habe sich geirrt und sei Gott weiß nach welcher Richtung in die Mancha hineingerathen. Da endlich pfeift vorn die Locomotive; ein alter Spanier, der vor mir auf einer Bank geschlafen, wickelt sich aus seinem Mantel, schaut um sich und sagt gähnend: „Madrid!“ Der Zug vermindert seine Schnelligkeit, wir fahren durch ein baufälliges Lattenthor, bei elenden Schuppen und Magazinen vorbei und befinden uns auf dem Bahnhof der spanischen Hauptstadt.

Für Madrid ist dieser außerordentlich bescheiden. Bei uns hat die geringste Landstadt einen weit prächtigern aufzuweisen. Dabei ist hier Alles so ruhig und still, den Zug verlassen kaum dreißig oder vierzig Personen, schweigsame Gestalten, den zugespitzten castilianischen Hut auf dem Kopf, fest in den langen braunen Mantel gewickelt; Gepäck ist so gut wie gar keines vorhanden, nur hie und da trägt Jemand ein kleines Bündel unter dem Arm. Wir nahmen unsere Koffer in Empfang und als wir nun an den Ausgang des Bahnhofgebäudes traten, mochten wir immer noch nicht recht glauben, daß wir uns in der nächsten Nähe von Madrid befänden. Vor uns auf einer Anhöhe sahen wir freilich Häusermassen, aber da hinauf führte kein ordentlicher Weg, denn was hier einen solchen vorstellen sollte, war eine breite, unergründliche, im Zickzack durch umherliegende Steinhaufen sich dahin ziehende Kothpfütze. Daß es nicht einmal vor den Thoren der spanischen Hauptstadt eine ordentliche Straße geben solle, war uns unfaßlich; ebensowenig bemerkten wir einen Fiaker und das einzige Beförderungsmittel war ein alter gebrechlicher Omnibus mit vier Pferden bespannt, dem wir uns anvertrauten, und der uns nach mehrmaligem Stehenbleiben die Höhe hinaufbeförderte.

Ohne die geringste Uebertreibung habe ich unsere Ankunft in Madrid geschildert, und fühle mich deßhalb um so mehr verpflichtet, zu sagen, daß sich der Anblick der Stadt wie mit einem Zauberschlag änderte, sobald wir nur auf einem ziemlich ordentlichen Pflaster bei den ersten Häusern vorbeigefahren waren. Man befindet sich hier sogleich auf dem Prado, dem prächtigen Spaziergange mit dichten, drei-

fachen Ulmen-Alleen, mit Wegen für die Fußgänger, mit einem Corso für die Wagen und Reiter, alles sorgfältig geebnet, mit Steinbänken, prächtigen marmornen Springbrunnen, und fährt so am Rande der Stadt hin, deren breite Straßen auf den Prado münden und die, da sie von ihm alle ansteigen, ein wahres Häusermeer übersehen lassen. Rechts haben wir das Nationalmuseum, die Artilleriekaserne, den botanischen Garten mit seinem unabsehbaren langen Eisengitter, hinter welchem die berühmten Anlagen des Buen Retiro beginnen. Dicht an der Straße steht der Obelisk, welcher das Volk von Madrid an die französische Gewaltherrschaft und an den blutigen zweiten Mai von 1808 erinnert. Jetzt biegt unser Omnibus links in eine Straße ein, es geht auf einem guten Pflaster ziemlich steil aufwärts an vier- bis fünfstöckigen Häusern vorbei und, auf der Höhe der Straße angelangt, kommen wir über einen kleinen dreieckigen Platz (Plazuela de Cervantes), in dessen Mitte wir erfreut die Bronzestatue des unsterblichen Schöpfers des Don Quixote erblicken. Die langsame Bewegung des Wagens läßt uns Zeit, sie etwas genauer ins Auge zu fassen; sie ist nach dem Modell eines spanischen Künstlers, aber in einer deutschen Werkstätte gegossen. Cervantes steht in vorschreitender Stellung, hält in der Rechten eine Papierrolle, die andere Hand stützt sich auf das Degengefäß, doch sieht man dieselbe nicht, da der Mantel darüber fällt und so die Verstümmelung verbirgt, welche der große Nationalschriftsteller und tapfere Soldat in der Schlacht von Lepanto erhalten. Am Piedestal sind einige Scenen aus dem Don Quixote in Bronze-Reliefen angebracht. So gut die Wirkung dieses Monuments an sich ist, so dürfte doch die ganze Masse desselben bedeutender sein, denn zu unserer Rechten erhebt sich in allzugeringer Entfernung die schöne Façade des Palastes der Cortes, in deren Mitte eine majestätische Colonnade von granitnen korinthischen Säulen und einem edel componirten Giebelfeld aus weißem Marmor herrisch über den Platz hereinragt; gewaltige Löwen von Bronze auf den Flügelmauern

Kopfe und blickte alsdann auf dem Laventiſch umher, wo ſeine Augen auf einer kleinen feuchten Stelle haften blieben. Er trat hinzu, wiſchte etwas mit dem Finger davon auf und brachte es an ſeine Naſe, um ſich durch den Geruch zu überzeugen, was es eigentlich ſei; zugleich fixirte er es ſo ſcharf mit ſeinen Blicken, daß ihm die Augen ganz ſchief ſtanden; dennoch aber mußte er den Sinn des Geſchmacks zu Hülfe nehmen.

„Ei, ei, ſo, ſo!“ murmelte er vor ſich hin, und ich war ordentlich überraſcht, ihn ſprechen zu hören; „hm, hm, 's iſt Kornbranntwein, doppelter, vom ſechs-und-zwanziggrädigen; ſollte nicht ſo leichtſinnig verſchüttet werden! He, Philipp!“ — Darauf wandte er ſich an mich und begrüßte mich mit den Worten: „Aha, mein lieber junger Mann! charmant, charmant, daß Sie heute kommen; aber Ihre Frau Großmutter, die gute Frau, hat Ihnen wahrſcheinlich nicht die Stunde angegeben. Ich hatte Sie gebeten, die Frau Paſtorin, Sie um zwölf Uhr zu ſchicken. Es ſind aber auf meiner —“ mit dieſen Worten haſpelte er die lange Stahlkette und an derſelben den dicken Uhrkaſten hervor — „es ſind aber auf meiner ſchon fünf Minuten drüber, fünf Minuten! ei, ei! — He, Philipp!“ rief er jetzt abermals in's Haus hinein. „Wo ſteckt Ihr?“

Der Gerufene erſchien langſamen Schritts und zeigte eine ſolche Figur und ſtellte ſich mit ſo ernſtem feier-

der breiten Marmortreppe als Anspielung auf das spanische Wappen bewachen den Eingang, und die ganze schön gegliederte Gebäudegruppe erweckt eine sehr günstige Meinung für die gediegene Richtung der modernen spanischen Architektur.

Was wir seit unserem Eintritt in die Stadt sahen, hat einen großen Eindruck auf uns hervorgebracht und Madrid ist in unserer Achtung bedeutend gestiegen; freilich rollen wir jetzt durch eine engere Straße, die Carrera San Geronimo, abwärts bei unbedeutenden, gänzlich uniformen Häusern vorbei, deren Läden und Magazine mit wenig Ausnahmen durchaus keinen großstädtischen Charakter haben. Jetzt hält der Omnibus auf einem kleinen Platze vor einer ziemlich geschmacklosen und unbedeutenden Kirchenfronte, einem Platze so klein, daß er eher ein Carrefour genannt werden dürfte, da er kaum Raum bietet für die Massen der Wagen und Fußgänger von sechs Hauptstraßen der Stadt, die sich hier kreuzen und münden. Wir steigen aus und schauen uns einigermaßen verwundert an, als uns der Omnibusführer ankündigt, daß wir die Puerta del Sol erreicht. Von diesem Brennpunkt des Madrider Lebens hatten wir uns doch ein anderes Bild gemacht. Das Gewühl der Wagen und Fußgänger war allerdings bedeutend genug, der Platz selbst aber fast rings umgeben von unbedeutenden Häusern, in denen sich wahre Kramläden befinden, gar zu unbedeutend für sein Renommée und seinen stolzen Namen Puerta del Sol — Sonnenpforte.

Um das Jahr 1520 war hier noch eine wüste leere Stätte, damals noch vor den Mauern der Stadt, welche wenig Schutz gewährten vor den zahlreichen Räuberbanden, die in den umliegenden Wäldern hausten und die Stadt häufig überfielen. An dieser Stelle baute man zur Abwehr gegen sie ein kleines Fort, dessen östliches Thor mit einer Sonne geschmückt war. Obgleich nun Thor und Sonne längst verschwunden sind, hat sich doch der Name bis auf den heutigen Tag erhalten. Was nun den Platz selbst anbelangt, so ist er für die Madrider Bevölkerung von großer Wichtigkeit; hier finden Rendezvous

im großartigſten Maßſtab ſtatt, in ruhigen Zeiten tauſcht man Anecdoten und Neuigkeiten aus, welche indeſſen meiſtens mit der Politik zuſammenhängen; in unruhigen Tagen finden hier die ernſten Beſprechungen ſtatt, in deren Folge denn auch die meiſten Aufſtände an der Puerta del Sol losbrechen. Wie ſchon geſagt, münden hier ſechs Hauptſtraßen der Stadt, von denen die Alcalà mit ihrer Fortſetzung der Calle Mayor, die bis zum Schloßplatz geht, die Stadt in zwei Hälften theilt und die Hauptader Madrids genannt werden kann. Die Carrera San Geronimo, die Calle de la Montera und de Carretas, voll Läden und Buden, leiten den Lebensſtrom der beiden gewaltigen Stadthälften hieher und in der Winterszeit Mittags zwiſchen zwölf und zwei Uhr ergießt ſich aus all dieſen Straßen eine wahre Fluth von Wagen und Fußgängern auf die Puerta del Sol, welche in der Tiefe liegt und, wie ein Thal durch herabſtürzende Waſſerbäche, bald angefüllt und überſchwemmt iſt, und Mühe hat, die brauſenden Maſſen in andere Straßen abzuleiten.

Das Gewühl hier iſt oft geradezu komiſch anzuſehen, und Jemand, der Eile hat, geräth in Verzweiflung, da es ihm nur möglich iſt, ſich langſam fortzuſchieben. Dicht gedrängt ſtehen Haufen plaudernder Männer an den Häuſern, den Mantel maleriſch umgeſchlungen, die Cigarre im Munde. Lachend winden ſich einzelne Damen hindurch und halten ſich nur mit Mühe auf dem Trottoir oder werden von genannten Spaniern gehalten, die das Uebermögliche thun, ſich zuſammenzudrücken, um dem ſchönen Geſchlecht einen Pfad freizulaſſen. Obgleich hier manches kleine Unglück vorkommt, z. B. daß das Ende einer Mantille in dem Gedränge feſtgeklemmt wird, oder ein paar Senoritas allzuſehr gedrückt werden, oder Einer den Andern mit dem Mantelende, das er leicht über die Schulter wirft, ins Auge trifft, auch wohl auf dieſe Art den Hut vom Kopf oder die Cigarre aus dem Munde ſchlägt, ſo hört man doch ſelten oder nie eine heftige oder unartige Aeußerung; alles wird mit der größten Höflichkeit abgemacht, man entſchuldigt ſich, wird um Entſchuldigung gebeten, und ſelbſt der

Lastträger, dem wir im Wege stehen, sagt auf die freundlichste Art: „Erweisen Sie mir die Gunst, ein wenig auf die Seite zu treten.“

Namentlich sind die Trottoirs der Alcalà und die der Calle Montera immer dicht mit Menschen besetzt, und hier sieht man beständig Polizeibeamte, die, wenn der Menschenstrom gar zu arg stockt, die Vordern bitten, weiter zu gehen, und plaudernde Gruppen ermahnen, nicht stehen zu bleiben, damit auch die Nachrückenden vorwärts können. Für die angrenzenden Buden- und Ladenbesitzer ist dieses ewige Gedränge vor ihren Schaufenstern natürlich nicht angenehm, und wenn es draußen gar keinen Platz mehr gibt, so ziehen sich die Plaudernden in die Gewölbe hinein, ohne viel Notiz von dem Kaufmann und seinen Waaren zu nehmen, wodurch sich mehrere der Ladenbesitzer veranlaßt sahen, wie man anderswo das Rauchen verbietet, an ihre Bude anschlagen zu lassen: „Aqui no se permiten tertullas!“ (Hier sind keine Unterhaltungen gestattet!)“

Daß sich hieher eine große Menge Equipagen wendet, versteht sich von selbst. Da es aber um die eben angegebene Zeit meistens nur möglich ist, die Puerta del Sol im Schritt zu passiren, so stockt die Wagenreihe in den benachbarten Straßen und bildet eine große Zeile, die nun zur Unterhaltung der Zuschauer auf dem Platze langsam vorbeirücken, und bequem durchgemustert werden können. Oefters bilden diese Zuschauer förmlich Spalier, da sie wegen der Wagen über die Straßen nicht hinüber können, und wo dieß doch einer versucht, so geschieht es in großen Sprüngen, mit ängstlicher Hast nach allen Seiten blickend.

Bei bewegten Zeiten findet nun jede Partei ihre Freunde an einer bestimmten Stelle der Puerta del Sol oder in den Kaffeehäusern der nächsten Umgebung, wo sich gewöhnlich Clubs der verschiedenen Färbungen bilden, die alsdann durch ihre Agenten auf die Masse des Volks, welches den Platz besetzt hat, einzuwirken suchen. Die Mitte desselben ist dann mit einer unschlüssigen, hin- und herwogenden Menge bevölkert. An der Ecke der Straße de la Montera finden sich die angesehensten Einwohner, auch Beamte, die sich zur

Oppositionspartei zählen; gegenüber bei der Carrera de San Geronimo die quiescirten Militärs, deren es in Madrid eine Unmasse gibt, und bei der Casa de Correos, einem großen für die Administration der Posten eingerichteten Palast, in dem sich aber derzeit ein Ministerium befindet, sieht man Angestellte, Anhänger der bestehenden Regierung, Bankiers und Börsenmäkler. Dieses massive Gebäude war wegen seiner den Platz dominirenden Lage in unruhigen Zeiten oftmals von großer Wichtigkeit, und sein Besitz wie zum Beispiel der des Pariser Stadthauses, bei Revolutionen mehr als einmal entscheidend.

Noch vor wenigen Jahren waren der Fiaker in der spanischen Hauptstadt sehr wenige, und die meisten führten alterthümliche und unbequeme Kutschen. Das hat sich nun sehr geändert, und als wir an der Puerta del Sol aus dem Omnibus stiegen, umschwärmte uns eine ganze Menge eleganter Coupés, von denen wir uns eines aussuchten, um nach der Fonda de Peninsulares, einem der besten Gasthöfe, zu fahren, wobei der Spanier seine zwei Peseten auf eine unverantwortlich leichte Weise verdiente, denn kaum hatten die Pferde angezogen, so hielten sie auch wieder, indem der Gasthof nicht zehn Schritte von der Puerta del Sol entfernt ist. Hier fanden wir unsern Reisegefährten, Oberbaurath Leins, noch sehr in Morgentoilette, und die Freude des Wiedersehens war groß, denn ihm, so wie Herrn Heeren war doch zuweilen Besorgniß aufgestiegen, ob es uns auch gelingen würde, unsere Tour durch die Mancha glücklich zu beenden. Der Eilwagen war übrigens nur einen Tag vor uns eingetroffen.

Wie so manches in Spanien lassen auch die Fremdenhôtels noch viel zu wünschen übrig; die meisten sind erst in den letzten zehn Jahren entstanden und haben deßhalb noch viel provisorisches an sich. Spanien ist noch nicht so wie andere Länder mit Reisenden überfüllt, daher auch das Unterkommen mangelhaft. Es ist noch nicht gar lange her, daß der Betrieb einer Gastwirthschaft hier für ein niederes, fast verachtetes Gewerb angesehen wurde, und noch heute befassen sich wenige Spanier damit. Fast alle Wirthe sind Italiener, namentlich

Lombarden; auch benützt der Spanier noch zu unsern Zeiten selten einen Gasthof zum längern Aufenthalt, sondern nur als Absteigequartier für eine Nacht, um den andern Tag Quartier in einem Privathause, was in Madrid sehr leicht zu erhalten ist, oder Unterkommen in einer sogenannten Pension, in einer Casa de Huespedes, zu finden. Wir hätten es gern eben so gemacht, doch da wir zu drei waren, fanden wir keine passende Wohnung, und was wir in verschiedenen Häusern ansahen, war nach Einrichtung und Preis nicht vortheilhafter als was man uns im Gasthofe bot. Hier erhielten wir einen ungeheuren Salon mit Fenstern, die bis auf den Boden herabgingen, und leider nicht fest zu verschließen waren; unter dem Fußteppich befanden sich Steinplatten; die Möbel waren alt, von verschiedenster Façon, und bloß sämmtliche Stühle glichen einander, aber nur darin, daß sie alle wackelig waren; ein überaus kleiner tragbarer französischer Kamin nahm sich in dem ungeheuren Raum wie eine schlechte Anspielung aus. Unsere Betten standen in drei Nebenkabinetten, und waren recht ordentlich. Wie man es in Spanien gewöhnlich zu thun pflegt, hatten wir uns einen Preis machen lassen für Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Frühstück und Diner, wofür wir die Person zwei Duros täglich zu bezahlen hatten — allerdings ein tüchtiger Preis, obgleich für Madrid nicht zu hoch. Auch hatten wir wenig Ursache mit der Fonda de Peninsulares unzufrieden zu sein, und wenn es nicht so unbeschreiblich kalt gewesen wäre, hätten wir in unserem Saal ein behagliches Leben geführt. So aber mochten wir, zum großen Leidwesen des Wirths, noch so viel Holz in den kleinen Kamin stecken, welches unser Oberbaurath Leins kunstvoll anzufachen wußte, das Zimmer blieb kalt und deßhalb unheimlich, und wenn auch unsere Fußsohlen fast verbrannten, so war doch der Rücken nur dadurch vor Rheumatismus zu schützen, daß wir Paletots und Mäntel anzogen. Um am Tische, der in der Mitte stand, zu schreiben oder zu zeichnen, mußten wir Pelzstiefel und Fußsäcke gebrauchen und dicke Handschuhe anziehen.

Die Stadt Madrid liegt lang und breit ausgestreckt auf einer Hochebene, mit vielen kleinen Hügeln, weßhalb es auch wenige Straßen gibt, in denen man nicht jeden Augenblick bergauf und bergab steigen muß. Die Spanier suchen eine Vergleichung mit Rom und Konstantinopel, und sprechen auch hier von sieben Hügeln; doch sind es, wie gesagt, deren viel mehr. Gegen Westen ist die Hochebene von einer tiefen Böschung umgränzt, an deren Abhang sich Spaziergänge und Gartenanlagen hinunter bis an den Manzanares ziehen, der hier gewissermaßen die Gränze des städtischen Gebietes bildet, und, wie ein dünner heller Faden die Landschaft durchschneidend, längs der Stadt nur durch die seinen Lauf begleitenden Trockenplätze der zahlreichen Waschanstalten mit dem Auge verfolgt werden kann. Bis an seine Ufer ziehen sich doppelte Reihen alter Ulmen, und an seinem Flußbett auf- und abwärts sieht man auch eine Spur von Vegetation. Jenseits der prächtigen Brücke von Toledo, eigentlich die größte Ironie auf den kleinen Manzanares, ist aber das Terrain wieder eben so kahl, eben so öde wie auf der Seite, von welcher wir die Stadt erreicht hatten. Hoch an dem eben genannten Abhange steht das königliche Schloß, und von seinen Terrassen blickt man auf den Manzanares, die Brücke von Toledo, über diese hinaus auf die kahle Ebene, und freut sich, am Horizont die prächtige Bergkette des Guadarrama zu sehen mit seinen von Schnee glänzenden Kuppen, an dessen Fuß geschmiegt der Escorial liegt. Etwas freundliches hat übrigens dieser Anblick nicht, er ist ernst und gewaltig. Das hügelige Land, dunkel gefärbt, hie und da mit gelben und röthlichen Streifen zeigt so von weitem keine Spur irgend eines Lebens. Dörfer oder einzelne Wohnungen sieht man nicht, eben so wenig Bäume oder Sträucher, nur ein nackter Hügel liegt einförmig neben dem andern, und am Horizont der weiten Fläche ragt das dunkle Gebirge empor mit scharfen Zacken und tiefen Schluchten, selbst im Licht der Sonne wohl majestätisch, aber finster und ernst.

Ganz in Harmonie mit dieser Landschaft, zumal von der Nord-

ſeite geſehen, iſt der an der Stelle des alten Alcazars der Mauren erbaute königliche Reſidenzpalaſt, von deſſen Vorhof aus wir dieſes melancholiſche Gemälde betrachten, ein ungeheures Viereck im Charakter des Palaſtes von Caprarola bei Rom; ſeine Architektur iſt ſtreng, wenn auch in den Einzelnheiten etwas verſchnörkelt. Auf dem in derben Formen ausgeführten untern Stockwerk iſt rings um das Gebäude her bis zum oberſten Geſims die gewaltige Maſſe durch eine an die Wand angelehnte Colonnade gegliedert, die an den vier Ecken ſtärker hervortritt, breite aus Granitquadern erbaute Terraſſen und weite Durchfahrten, die auf den Vorhof führen, erſtrecken ſich zu beiden Seiten des letzten nach der Armeria Real, der großen königlichen Waffenſammlung, die an ſeinem dem Schloß gegenüber liegenden Ende den weiten Platz abſchließt. An dem dem Thal zugewendeten Terraſſenflügel wird immer noch, aber ſehr langſam gebaut, und der Fuß desſelben ſowie die Subſtructionen des Schloſſes ſelbſt verlieren ſich auf dieſer Seite in ein Chaos halbfertiger gewaltiger Mauern. Die Nordſeite, den entfernten und viel tiefer liegenden, ausgedehnten Baulichkeiten des Marſtalls zugewendet, greift mit ihrem maſſenhaften Unterbau tief neben den umliegenden Straßen hinab, und macht den Eindruck einer feſten Burg; nur Schade, daß das Ebenmaß dieſer Façade durch Abtheilung in all zu viele Zwiſchengeſchoſſe auf eine bedauerliche Weiſe zerſtückelt iſt; der innere quadratiſche Hof gewährt einen prächtigen Anblick, die Haupttreppe aber gehört durch die Großartigkeit ihrer Anlage und ihrer gigantiſchen Maſſe zu den impoſanteſten Architekturwerken.

Gegenüber dem Palaſte in einem niedrigen Gebäude der Armeria real befindet ſich die königliche Rüſtkammer, mit prachtvollen Waffen aller Arten und Zeiten, Rüſtungen und geharniſchten Pferden. Obgleich die Sammlung nicht ſo reichhaltig iſt, wie z. B. die des Tower und die Dresdener, ſo iſt doch Alles werthvoll und dabei vortrefflich aufgeſtellt, die kleineren Sachen in Glasſchränken verwahrt, und das Ganze macht einen Eindruck, wie die reiche Sammlung eines

Privaten, der jedem einzelnen Stück mit Liebe und Geſchmack ſeinen gehörigen Platz angewieſen hat. Die Rüſtungen ſind vortrefflich unterhalten, die ſchwarzen orientaliſchen Klingen matt glänzend, und das übrige Stahlwerk, wo es ſein muß, ſpiegelblank. Dabei hat man ſich aber wohl gehütet, Helme, Schilde oder Lanzenſpitzen, welche die ſo wohlthuende Eiſenfarbe hatten, dieſes Ueberzugs zu berauben und ebenfalls zu glätten, wie das z. B. in der großen Waffenſammlung von Zarskoje-Selo bei Petersburg geſchehen, wo alle Waffenſtücke häufig auf's Neue polirt werden, dafür freilich außerordentlich glänzen und funkeln, aber auch gänzlich ihr altes, echtes Anſehen verloren haben.

Sehr reich iſt die Armeria an mauriſchen Waffen, prächtigen Säbeln und Dolchen, ſowie an eigenthümlich geformten und verzierten arabiſchen Helmen und Panzern. Von hiſtoriſch merkwürdigen Stücken ſieht man das Schwert Gonzalvo's de Cordova, Rüſtung und Helm des letzten Königs von Granada, Boabdil, ſowie die Rüſtung Pizarro's und die Degen von Ferdinand Cortez, Carl dem Fünften und Philipp dem Zweiten; von Letzterem iſt auch ein reich und zierlich gearbeiteter ſchwarzer Panzer da. Viele türkiſche Trophäen, Roßſchweife und Waffen hat die Schlacht von Lepanto geliefert, ſowie auch den Turban des Kapudan Paſcha. Intereſſant iſt eine oben mit ſchwarzem Wachstuch überzogene grauſeidene Tragbahre mit Lehnſtuhl, deren ſich Karl der Fünfte in den Feldlagern bediente, ſowie eine große Staatskutſche, welche der Mutter des großen Kaiſers, der tollen Johanna, gehört haben ſoll. Ein anderer intereſſanter Wagen iſt der Ferdinand's des Siebenten, welchen ihm die Nordprovinzen zum Geſchenk machten, und der ganz aus blankgefeiltem Eiſen gebaut iſt.

Von der Armeria zurückkehrend, gingen wir über den inneren Schloßplatz, um an deſſen niederer Bruſtwehr noch einmal den Blick auf die flache Gegend vor dem Palaſte zu werfen.

Die Ebene um Madrid hat etwas von einer Wüſte an ſich; und wenn wir hier an dem königlichen Schloß ſtehen, ſo fällt uns der

Contraſt derſelben mit der volkreichen Stadt wohl am lebhafteſten auf. Hinter uns das Gewühl der Volksmenge, das Sauſen der Stadt, das Raſſeln der Equipagen, neben uns die prächtigen Gebäude, der Schloßplatz, Plaza de Oriente, mit ſeinen ſchönen Fontainen und ſehr ſchlechten Marmorſtatuen und vor uns dagegen eine kleine Bruſtwehr, die eine hohe, ſteile Mauer krönt, über welche hinweg die Blicke in die traurige, öde Natur ſchweifen. Gern kehren wir in das Menſchengewühl zurück, um einen Spaziergang durch die Straßen zu machen.

Madrid iſt eine große Stadt, die aber, mit Ausnahme weniger Straßen, nicht viel Großſtädtiſches hat. Die einzige Alcalà iſt prächtig zu nennen; hier, wo die Miniſter, die vornehmſten Beamten, und die fremden Geſandten wohnen, reiht ſich ein palaſtähnliches Gebäude an das andere. Doch iſt ſelbſt der Anblick dieſer ſehr langen und breiten Straße, trotz dem ſchönen Abſchluß, den ſie durch den Triumphbogen Karls des Dritten an ihrem Ende hat, nicht von großer Wirkung, da ſie ebenfalls über einen Hügel hinweggeht, und man daher ihre ganze Länge nicht überſehen kann. Auch in den übrigen Straßen gibt es ſchöne Paläſte genug, doch ſtehen ſie meiſtens mit wenigſagender Front in den Häuſerreihen, ſind in die Tiefe hineingebaut, und zeichnen ſich ſo wenig aus. Im Allgemeinen aber wandelt man durch Madrid Straße auf, Straße ab, ziemlich theilnahmlos an den unendlich langen Häuſerreihen vorbei. Alle Gebäude gleichen ſich mehr oder weniger, haben vier bis fünf Stockwerke, an den Fenſtern befinden ſich eiſerne Balkone, und im Parterre unbedeutende Laden. In vielen alten Städten bleibt man ſo gern bald hier, bald dort ſtehen, betrachtet ſich einen ſeltſamen Palaſt, einen prächtigen Brunnen, eine maleriſche Straße, eng gewunden, mit dunklen, alterthümlichen Häuſern beſetzt, oder man erreicht mit einemmal einen großen Platz, wo man die ſchönen Formen einer Kirche anſtaunt. In einer neuen Stadt mit viel Leben und Getreibe kann man ſich ſtundenlang vor den großen Magazinen angenehm beſchäftigen, oder man flanirt behaglich auf breitem Trottoir. Madrid aber iſt weder eine alte Stadt mit auffal-

lenden Bauwerken, noch eine neue mit glänzenden Magazinen und ſchönen Trottoirs, vollends aber ohne beſondere Anläſſe keine Stadt mit ſpaniſch-nationalem Leben.

Auf unſern zahlreichen Wanderungen haben wir nichts Merkwürdiges von alter Architektur gefunden, als in der Toledoſtraße, zunächſt der Plaza de Cebada, den Eingang zu dem Spital der Latina, wohl das älteſte Portal in Madrid und von großem Kunſtwerth; überhaupt iſt die ganze Bauart Madrids eine kümmerliche, bloß die Vorderſeite des Hauſes iſt maſſiv, alles Uebrige iſt von Fachwerk aufgeführt, und ſehr hinfällig conſtruirt, da bei der Holzarmuth der Spanier ſie dieſes auf's Aeußerſte ſparen, und die Wände ſo dünn machen, daß ſie nur eben halten. Madrid hat nur breite und gerade Straßen, eingefaßt mit Häuſern, welche vielleicht ſchön ſind nach den Begriffen des Miethers und Vermiethers, doch könnte Madrid eben ſo gut in Frankreich, in Italien, ſelbſt in Deutſchland liegen, ohne als Ausländerin Aufſehen zu erregen. In Paris bietet jedes Stadtviertel ein eigenes und belebtes Bild, in der ſpaniſchen Hauptſtadt dagegen kann man ſich die Mühe erſparen, alle Straßen zu durchlaufen: eine iſt wie die andere, und es iſt ſehr ſchwer, die eine oder die andere lebhaft in der Erinnerung zu behalten. Auffallend iſt die Abweſenheit großer Kirchen, und die meiſten ſind bloß einſchiffige; man ſieht zwar zahlloſe Glockenthürmchen, aber nirgends die impoſante Maſſe eines Doms.

Auch an Plätzen und Märkten iſt die Stadt ſehr arm; die Plaza de Cebado iſt faſt ringsum von elenden Baraken eingefaßt, und der intereſſanteſte iſt wohl die Plaza mayor, an der Calle mayor, nicht ſehr weit von der Puerta del Sol. Man betritt ihn, von Weitem ſchon durch eine in ſeiner Mitte ſtehende broncene Reiterſtatue angezogen, durch einen großen Thorbogen, und befindet ſich in einem länglichen Viereck dicht aneinander gebauter Häuſer im Berniniſchen Perückengeſchmack, aber lange nicht von der Ausdehnung des Hofes des Pariſer Palais royal. Der bedeckte Gang, der unter den Häuſern hinläuft, und in ſeinem Hintergrund unbedeutende Boutiquen enthält,

chem Blick unter die Thür, daß, wenn es nicht heller Mittag gewesen wäre, ich auf alle Fälle geglaubt hätte, Herr Reißmehl habe einen Geist citirt. Philipp, so hieß die Erscheinung, war ein ziemlich langer Bursche, der wegen übergroßer Magerkeit noch länger aussah, als er wirklich war. Er hatte hellblondes, fast gelbes Haar, das von beiden Seiten des Scheitels, den er mitten auf seinem Schädel angebracht, borstig und stroff herabhing und so von Weitem einem kleinen Strohdache nicht unähnlich sah. Mochte es diese Frisur sein, die zum Gesicht gar nicht paßte, oder war es der feierliche, gravitätische Ausdruck in Philipps Gesicht, das seines Theils mit den langen schlottrigen Gliedmaßen gar nicht übereinstimmte, genug, die ganze Figur hatte etwas überaus Komisches. Philipp also, mein collegialischer Vorgesetzter, erschien unter der Thür und hatte, beiläufig gesagt, so lange Arme, daß er, ohne sich zu bücken, bequem seine Knieschnallen hätte lösen können, wenn er welche gehabt hätte.

„Philipp," fragte der alte Herr, „warum wird denn immer der Ladentisch voll Branntwein geschuttet? Ich kann das nicht leiden! Habe ich doch alle möglichen Lappen und Schwämme angeschafft. Ei, ei! das Holz wird schmutzig und der gute sechs- und zwanziggrädige Branntwein vergeudet." — Philipp wandte den Kopf stark auf die linke Seite, wahrscheinlich aus Demuth, und

ruht auf Granitpfeilern, die, wo eine bedeutendere Straße, wie die Calle Toledo oder die Zugänge von der Calle mayor, auf den Platz einmünden, sich zu hohen Bogen aufwölben. Das öffentliche Gebäude in der Mitte der Langseite, das die große marmorne Inschrift: Plaza de la Constitucion trägt, ist wohl das einzige, welches bei dem Umbau dieses Platzes seine alte Form ganz behalten hat; die grauen Mauern haben zahlreiche, ziemlich geschmacklos verzierte Fenster und Giebel, das Dach erhebt sich zwischen allerlei phantastischem Schnörkelwerk. Dieser Platz hat eine sehr traurige und blutige Geschichte. Früher wurden hier ausnahmsweise die großen glänzenden Stiergefechte, welche der Hof veranstaltete, gehalten; in diesem Fall ward der Platz dick mit Sand bestreut. Schranken erhoben sich rings umher, und an den Fenstern, die noch heute numerirt sind, wo sich die Zuschauer befanden, sah man bunte Decken und Teppiche herabflattern. An dem oben erwähnten alten Gebäude bemerkt man noch jetzt die breiten Fenster, wo sich der königliche Hof befand. Dort blickte wohl Philipp der Zweite einst auf den Platz herab, und die spanischen Damen und Edelfräulein verbargen das Gesicht hinter ihrem Fächer, wenn ein gefeierter Torrero in den Fall kam, von den Hörnern des wüthenden Stiers gespießt zu werden, oder auch, wenn bei einem andern Schauspiel der Rauch von brennendem Holz und versengten Knochen gar zu heftig emporqualmte, denn auf der Plaza mayor wurden neben den Stiergefechten hauptsächlich die zahlreichen Auto da Fe's abgehalten, welche mit ihren gräßlichen Flammen Philipps Regierungszeit so schauerlich beleuchteten. Unter der königlichen Loge bemerkt man noch heute die alte Uhr, welche den Anfang dieser Schauspiele zeigte, und die kleine Glocke, welche jetzt so heiser anschlägt, ward wohl schaudernd vernommen von Hunderten der Unglücklichen, die hier verbrannt wurden.

Das Straßenleben von Madrid ist wohl nur mit dem von Neapel zu vergleichen. Paris in seinen besuchtesten Straßen zeigt nicht einmal so seine Bevölkerung, und Piccadilly und der Strand in London haben eine ganz andere Art von Bewegung. Dort schiebt sich

auch eine endlose Menschenmenge an einander vorbei, aber Jeder rennt ernst und geschäftig seiner Wege, denn „Zeit ist Geld.“ Man hat zu thun, man strebt vorwärts, einem gewissen Ziele zu, man grüßt flüchtig einen Bekannten, wobei man sich ohne Aufenthalt eilig durch die Menge windet. Hier in Madrid dagegen glaubt man ein ganzes Volk von glückseligen Flaneurs zu sehen; keiner scheint was Rechtes zu thun zu haben, und Alles ist, so glaubt man, auf der Straße, um frische Luft zu schöpfen, zu sehen, gesehen zu werden, die ausgestellten Waaren zu betrachten, oder mit guten Freunden eine halbe Stunde zu verplaudern. Wenn der Spanier auch wirklich in einem andern Stadttheil Geschäfte hat, so ist er darum doch nie eilig, er tritt zu seinem Haus hinaus, er beschaut sich das Wetter, wirft gravitätisch seinen Mantelkragen über die linke Schulter, und da er andere Leute rauchen sieht, so macht er sich ebenfalls eine Papier-Cigarre zurecht, und setzt sich erst langsam in Marsch, nachdem sie angezündet ist.

Schon öfter erwähnte ich, daß, obgleich der Spanier sehr heißes Blut hat, er höchst selten bei Wortwechseln aus seiner vornehmen Gelassenheit herauskommt. Wohl sieht man hie und da eine Gruppe, die heftig gesticulirend zusammenspricht, doch vernimmt man kein unschönes Wort, wenn sich die Köpfe nach und nach erhitzen, selbst nicht einmal bei den untersten Volksklassen, man bleibt in den Schranken einer höflichen Sprechweise, und gewöhnlich beschließt irgend eine scherzhafte Wendung den Streit, worauf man sich lachend entfernt. Natürlicherweise gibt es auch dergleichen Veranlassungen, die nicht so freundlich endigen, wo am Schluß die Messer blitzen und Einer, schwer verwundet, zusammensinkt. Doch kommt das in jetziger Zeit wohl nicht öfter vor, als im kälteren Deutschland, und sind auch die Veranlassungen, hier wie dort, die gleichen: ein kleiner Rausch, die Augen einer treulosen Schönen — eine Eifersuchtsscene.

Während unseres Aufenthalts in der spanischen Hauptstadt hatten wir selten Gelegenheit, das schöne Geschlecht von Madrid in seinem vollen Glanze zu sehen. Es war ja Winter, die meisten Bäume kahl,

ein heftiger Wind fegte durch den Prado, so daß einem die nackten Marmorfiguren ordentlich leid thaten; auch ließ sich zuweilen ein leichter Schnee in den Alleen sehen, und das ist durchaus keine Witterung für die schönen Spanierinnen. Es ist überhaupt eigenthümlich, wie ein für unser Klima sehr gelindes Frostwetter die ganze Physiognomie von Madrid ändert. Da sind die Straßen mit einemmal leer, es ist, als habe der Wind die Menschen weggefegt, und was noch von ihnen zu sehen ist, eilt hastig vorüber, fest in den Mantel gewickelt, ein dickes, wollenes Tuch oder ein Pelzkragen verwahrt Mund und Nase. Alsdann liegen die Straßen öde, und vor allen Dingen könnte man glauben, Madrid habe gar keine Damen mehr. Nirgends die Spur einer Mantille. Kaum aber zertheilten sich die Wolken am Himmel, hört der Wind auf, bricht die Sonne hervor, trocknet das Pflaster und erwärmt die Luft angenehm, so scheinen die Menschen förmlich aus dem Boden hervorzuwachsen, und es ist, als habe Jeder dem Andern ein Rendezvous gegeben. Ein paarmal hatten wir einige warme Tage nacheinander, und der Prado belebte sich während der Mittagszeit. Im Sommer versammelt sich hier die schöne Welt bei Sonnenuntergang, um bis ein, zwei Uhr in der Nacht, plaudernd und singend auf- und abzuziehen. Jetzt aber lag der Prado meistens ziemlich leer und öde, nur hie und da bemerkte man eine wenig elegante Kutsche mit einer alten, dicken Dame und ihrem Schooßhunde, auch wohl ein paar Reiter, die erschienen, sich flüchtig umschauten, und dann im schnellsten Trabe nach dem Prado de Recoletos hin verschwanden.

Ein eigenthümliches Fest verschaffte uns indessen das Vergnügen, die weibliche Bevölkerung von Madrid in vollem Glanze auf der Straße und an den Fenstern zu sehen. Es war der siebenzehnte Januar, als wir uns nach dem Prado begaben, um die große Gemäldegallerie zu besuchen; doch fanden wir das Gebäude, eines Feiertags wegen, geschlossen und schritten langsam die Alcalá wieder hinauf.

In der Nähe des Palastes de Buenavista, wo sich das Kriegs-

miniſterium befindet, holte uns ein Bekannter ein, ein ſpaniſcher Architekt, der eilig hinter uns drein geſchritten kam. „So recht!“ rief er uns zu, „Sie ſind ſchon auf dem Wege nach der Puerta del Sol. Aber ich bitte, ein Bischen eiliger zu gehen, die Funktion hat ſchon lange begonnen.“ „Welche Funktion?“ fragten wir. „Nun, Sie wiſſen doch, was heute für ein Tag iſt.“ „So viel ich mich erinnere, Dienſtag.“ „Ach, das meine ich nicht!“ erwiederte lachend unſer ſpaniſcher Architekt, „ich wollte fragen, welcher Heilige nach dem Kalender heute ſeinen Tag hat.“ Und da er bemerkte, wie wir ihn verwundert anſchauten, fuhr er fort: „Heute iſt ja St. Antoniustag, das einzige Feſt, welches auch den armen Thieren zu gute kommt.“ — Richtig, jetzt fiel es mir ein, daß ich an dieſem gleichen Tage vor mehreren Jahren in Rom war und dort ebenfalls dem Feſte beiwohnte, welches, wie der Spanier ſagte, den armen Thieren zu gut käme. „Geſchwind,“ mahnte der Architekt, „eilen wir, die Puerta del Sol zu erreichen, und dann wollen wir von dort gegen St. Antonio hinaufſteigen.

Die Puerta del Sol war heute noch belebter als an andern Feſttagen. Man hat Mühe, durch die Menſchenmenge zu dringen, welche Kopf an Kopf ſteht, förmlich Spalier bildet und nur die Verbindung der Straße Mayor mit der Straße de la Montera offen läßt. Wir drängen uns in die vordern Reihen und ſehen einen Strom von Equipagen, Fußgängern, namentlich aber Reitern an uns vorüberziehen. Und Reiter, nicht im Ueberrock oder Wamms, wie wir ſie gewöhnlich in den Straßen Madrids ſehen, ſondern heute im phantaſtiſchen ſpaniſchen Coſtume. Es iſt wie ein großartiger Maskenzug; jeder Elegant hat ſich und ſein Pferd beſtens herausgeputzt, Kutſcher und Reitknechte der vornehmen Häuſer kommen in der Tracht ihres Heimathlandes, während viele der Pferde Wappendecken tragen und die bunten Bänder am Kopfzeug und Sattel die Farben der Herrſchaft zeigen.

Einen Augenblick hier ſtehen zu bleiben, iſt ſchon amüſant, doch um Alles genau und deutlich zu ſehen, was nach St. Antonio hinaufzieht, müſſen wir dem glänzenden, lebendigen Strome folgen und

hinaufſteigen bis zur Straße Hortaleza, einer ſo engen Gaſſe, daß Wagen und Reiter nur im Schritt und Einer hinter dem Andern durchpaſſiren können. Es wird uns ſchwer werden, dort auf dem ſchmalen Trottoir einen Platz zu erhalten, doch ſind die Spanier ein ſehr anſtändiges und höfliches Volk, und da die Umſtehenden im Augenblicke hören, daß wir Fremde ſind, ſo drücken ſie ſich zuſammen, laſſen uns vornebin ſtehen, und nennen uns gern einen eleganten Reiter, der vorbeikommt, oder den Namen der Herrſchaft einer beſonders reichen Equipage.

Die Straße Hortaleza iſt ſehr lang, ſchmal und mit hohen Häuſern beſetzt, bietet aber heute einen Anblick, wie der Corſo in Rom. Alle Balkonthüren ſind geöffnet und mit Damen beſetzt, von denen wenigſtens zwei Drittheile junge ſchöne Mädchen ſind. Nicht als ob die Straße deren ſelbſt ſo viele aufzuweiſen hätte, ſondern aus ganz Madrid findet man ſich hier bei Verwandten und Bekannten zuſammen, um zu ſehen und geſehen zu werden. Anfänglich üben auch die zahlreich beſetzten Balkone eine ſtärkere Anziehungskraft auf die Vorüberwandelnden, als der Zug der Pferde und Equipagen. Ueber den eiſernen Geländern hängen bunte Teppiche, neben welchen vielfarbige Bänder flattern. Die Damen haben ſich, dem Tage zu Ehren, ebenfalls feſtlich geſchmückt und man ſieht hier von der reizenden ſpaniſchen Nationaltracht in einer Stunde mehr, als ſonſt in einem Monate im übrigen Madrid und Alle da oben ſind in lebhafter Bewegung. Anſcheinend nur mit ſich ſelbſt oder dem Zuge drunten beſchäftigt, blitzen die großen, ſchönen Augen doch überall herum und Alles, was ihnen halbwegs fremdartig erſcheint, erregt ihre Aufmerkſamkeit. Dabei wird geplaudert, gelacht, die weißen Zähne gezeigt, jetzt der Fächer vorgehalten, hinter dem man ein künſtliches Erſtaunen geſchickt verbirgt, wenn ein vorüberziehender Reiter ziemlich laut verſichert, er habe lange nichts ſo Schönes geſehen, als die Mädchenſchaar da oben. Gleich darauf aber klappen die Fächer wieder zuſammen. Alle beugen ſich über das Balkongeländer, daß man glaubt, ſie wollen ſich herabſtürzen

in einen Wagen, der jetzt beim Hauſe angelangt iſt, und in dem ſich Bekannte befinden, mit welchen nun augenblicklich eine lebhafte Converſation beginnt. Dazwiſchen werden Orangen und Zuckerwerk verſpeist, auch kleine Papier-Cigarren von den niedlichen Fingern gedreht und dem Nachbar gereicht, oder auch wohl von der Senora ſelbſt geraucht; natürlich hinter vorgehaltenem Fächer, aber doch ſo, daß es die halbe Straße ſehen kann.

Was ich eben von einem einzelnen Hauſe berichtete, vor welchem wir gerade ſtehen, wiederholt ſich in der ganzen Länge der Straße, weßhalb dieſe einen reichen, wunderbaren Anblick gewährt. Ueberall flatternde Teppiche und Bänder, ſtrahlende Augen, wehende Mantillen und goldglitzernde, im Sonnenſtrahl ſpiegelnde Fächer. Am Eingang der Calle de Hortaleza befindet ſich ein kleiner Platz, wo ſich Reiter und Equipagen ſammeln, um von dort ihren Weg durch die Straße langſamer fortzuſetzen. Hier kommt ein einzelner Reiter, die ſchwarze Sammtjacke mit ſilbernen Knöpfen beſetzt, den caſtilianiſchen Hut auf dem Kopfe, mit emporgewichstem Schnurrbart, und er zügelt ſein feuriges Pferd, das nun langſam, aber in die Zügel knirſchend und mit dem Kopfe ſchüttelnd, vorbeitanzt, viel zu langſam für einen ungeduldigen Trupp anderer Reiter, der ihm folgt. „Caballero!“ ruft ihm Einer zu, „erweiſen Sie uns die Gunſt, ein wenig geſchwinder zu reiten,“ was übrigens keine Wirkung hat, weßhalb denn die tolle Schaar nach wenigen Sekunden ihre Pferde in Galopp ſetzt und rechts und links bei ihm vorbeijagt. Doch fühlt ſich der erſte Reiter in ſeinem Stolze verletzt, er läßt ſeinem ſchwarzen Hengſte die Zügel, und da dieſer mit ein paar Sätzen die Schaar überholt hat, ſo würde ein kleines Wettrennen entſtehen, wenn nicht einer von den aufgeſtellten königlichen Reitern in der Straße dazwiſchen ſprengte und alle ermahnte, ruhig ihres Weges zu ziehen.

Das hat denn eine kleine Lücke gegeben, welche ein nun folgender Andaluſier benützt, um im kurzen Galopp durch die Straße zu para-

LAYENISCHE

diren. Es gibt heutzutage keine ſchönere, ritterlichere Erſcheinung, als der Majo in voller Tracht zu Pferde; alles glänzt und flimmert an ihm, hochmüthig und ſtolz ſitzt er auf dem reichverzierten Sattel, die gelben Ledergamaſchen mit den flatternden Riemen ſchließen ſich feſt an die Weichen des Pferdes, und der elaſtiſche Oberkörper folgt zierlich jeder Bewegung. Gewöhnlich trägt der Majo eine dunkelfarbene Jacke von Atlas, mit ſchwarzem Schmelz geſtickt, darunter eine hellere Weſte mit Gold- und Silberſchnüren beſetzt, um den Leib die rothſeidene Schärpe. Dabei iſt er vollkommen Herr ſeines Pferdes, und wenn der Hengſt unter ihm noch ſo ſehr auf dem Pflaſter tanzt, raucht er doch ruhig ſeine Papiercigarre fort und cokettirt an den Häuſern hinauf.

Dieſem leichten Reiter folgt etwas ſchwere Cavallerie: der Kutſcher eines guten Hauſes auf einem derben cataloniſchen Pferde, welches aber ganz orientaliſch aufgezäumt iſt, ſo ächt türkiſch, mit ſeinen rothen Quaſten, goldenen Stickereien und ſchweren Bügeln, daß es auf dem Atmeidan in Konſtantinopel augenblicklich von einem Bim Baſchi hätte beſtiegen werden können. Das ſind noch Anklänge an die Maurenzeit, die man ja ſo häufig auch in den ſpaniſchen Trachten bemerkt und die Jahrhunderte nicht verwiſchen und verdrängen konnten. Ein weiterer Beweis für dieſe Behauptung zeigt der Valencianer auf dem Bocke der nun erſcheinenden Kutſche; mit ein paar unbedeutenden Veränderungen in ſeinem Anzuge könnte er bei Jaffa oder ſonſtwo in Syrien ſpazieren gehen. Er trägt ein buntes Kopftuch, hat Sandalen an den Füßen, und ſeine helle Blouſe mit weiten Aermeln iſt von einem vielfarbigen Gürtel zuſammengehalten. Im Wagen, den er führt, ſitzt ein Dutzend ſchöner Kinder aus vornehmen Häuſern in der allerliebſten ſpaniſchen Tracht, lauter Manolo's und Manola's; letztere haben kleine Fächer, mit denen ſie ebenſo geſchickt umzugehen wiſſen, wie die Alten.

Auch komiſche Scenen gibt es genug in dem Zuge, der nun ſchon über eine Stunde unaufhörlich bei uns vorüber raſſelt und klappert.

Dort kommen ein paar kleine Delantero's mit ihrem dicken Mayoral, alle feſttäglich geputzt, und führen einige zwanzig, oft ſchäbig ausſehende Maulthiere zur Kirche. Dieſe armen Geſchöpfe haben es bei ihrer ſchweren Arbeit wohl am meiſten nöthig, vom Segen des heutigen Tages zu profitiren; ſie ſind mit ihrem beſten Geſchirr, mit Meſſingſtücken und kleinen rothen Fahnen geſchmückt, ſcheinen es aber hier in dem Menſchenſtrom durchaus nicht behaglich zu finden. Einer der Vorläufer wird ſtörriſch, ſobald er die enge Straße betreten, ſpitzt ſeine langen Ohren und macht rechtsumkehrt. Glücklicherweiſe iſt der unermüdliche Zagal auch hier bei der Hand, ſchwingt ſeinen dicken Stock und prügelt das ſtörriſche Maulthier wieder in die Reihe hinein, wobei er ausruft: „Schäme dich, Emilia, biſt ſonſt ein vernünftiges Vieh und willſt dich ſo unchriſtlich aufführen!“ „Es geht ihm wie Dir,“ ruft der kleine Delantero, „er ſcheut ſich auch vor der Kirche.“ Worauf der Mayoral dann entſcheidet daß Alle zuſammen: Maulthiere, Delantero und Zagal leider Gottes bis auf den heutigen Tag gewartet hätten, ſich bei einem braven Heiligen ſehen zu laſſen.

So ziehen ſie vorüber und ihnen folgen andere Reiter, bald einzeln, bald zu mehreren, bald allein, bald Handpferde führend. Ein lautes Gelächter entſteht über einen großen Kerl mit ſehr langen Beinen, der auf einem kleinen Eſel einhertrabt, namentlich im nächſten Augenblicke, da er faſt überritten wird von einem Zuge toller Basken, wilden, verwegenen Geſellen in braunen Jacken, die roth und weiße Mütze auf dem Kopfe, Diener von Offizieren oder anderen vornehmen Herren, die in vollem Galopp die Straße unſicher machen und nicht einmal den Ermahnungen der berittenen Wache folgen, die ſich dann auch zurückzieht und die wahrſcheinlich gut Gekannten lachend ihren Weg verfolgen läßt.

Jetzt flüſtern die Mädchen auf den Balkonen emſig mit einander und ſchauen eifrig nach dem Eingange der Straße. Ein paar Damen erſcheinen zu Pferde, von vielen Reitern umringt, alle in andaluſiſcher Tracht, welche ſich bei den Reiterinnen noch reizender ausnimmt. Ueber

dem langen Reitkleide tragen ſie ein Jäckchen von amaranthfarbigem Sammet, mit ſchwarzen Schnüren beſetzt und unzähligen kleinen ſilbernen Knöpfchen; ſchief auf dem Kopfe ſitzt keck der andaluſiſche Hut.

Um das Ende oder allmälige Aufhören des Zuges zu erwarten, müßten wir noch mehrere Stunden hier ſtehen bleiben, ohne viel Anderes zu ſehen als das, was wir eben zu ſchildern verſuchten. Deßhalb wollen wir uns langſam vorwärts ſchieben, was übrigens auf dem ſehr ſchmalen, menſchenbeſetzten Trottoir keine Kleinigkeit iſt. Auf das Pflaſter zu treten, kann lebensgefährlich werden, denn bald wird uns eine Equipage ſtreifen, oder ein unartiges Maulthier, welches anfängt, rückwärts zu gehen, uns ſehr unſanft berühren. Man hilft ſich ſo gut man kann, man bittet um Entſchuldigung und wird wieder um Entſchuldigung gebeten; man hält laut aufſchreiende Senorita's, die in Gefahr ſind, vom Trottoir hinabgedrängt zu werden und wird dafür im nächſten Augenblicke von einem höflichen Spanier ebenfalls vor einem Sturze bewahrt.

So gelangen wir ſehr langſam in die Nähe der kleinen Kirche von St. Antonio, wo übrigens nicht viel zu ſehen iſt. Unter der geöffneten Thüre ſtehen ein paar Geiſtliche, welche die Thiere an ſich vorüberziehen laſſen und geweihtes Waſſer hinausſpritzen. Auch erhalten viele Reiter einen kleinen Zettel, deſſen Bedeutung wir übrigens nicht erfahren konnten. Mag man über den Gebrauch, ein unvernünftiges Thier zu ſeinem harten und beſchwerlichen Tagewerk durch ein Wort des Segens ſtärken zu wollen, vielleicht achſelzuckend lächeln, ſo iſt doch der feſte Glauben auch hier etwas zu Schönes, um darüber zu ſpötteln. Man muß nur ſehen, wie ſich jeder Reiter beeifert, mit ſeinen Thieren ſo dicht wie möglich an die Kirchthüre zu gelangen, und man begreift wohl, wie viel Werth er darauf legt, mit ſeinen treuen Arbeitsgefährten an dieſem Tage bei St. Anton geweſen zu ſein. Wahrhaft rührend erſchien mir ein alter Mann auf einem ſchäbigen und ſehr ſtörriſchen Maulthier, welches ſich zu fürchten ſchien und trotz allen Bemühungen ſeines Reiters nicht in die Nähe der kleinen Kirchthüre

zu bringen war. Geduldig ſtieg er endlich ab, band das Maulthier an die Stange eines eiſernen Fenſtergitters, ließ ſich ſeine Hand mit dem Waſſer befeuchten und ſtrich dann dem Thiere über die Stirn, worauf er wieder aufſtieg und beruhigt von dannen ritt. Möge ihm ſein Glaube helfen!

Unſer Spaziergang iſt übrigens hier an der Kirche noch nicht zu Ende; wir müſſen uns noch weiter durchdringen, bis an's Ende der Straße, wo dieſelbe auf den weiten Platz von Santa Barbara mündet. Dieſer führt ziemlich ſteil aufwärts zum Thore des Paſeo de la Ronda, einem prächtigen Platz für die tollen Reiter, die im Schritte aus der Straße Hortaleza herauskamen und nun hier ihre Reiterkünſte zeigen. Zu beiden Seiten des Platzes befand ſich eine zahlreiche, zuſchauende Menſchenmenge, und viele elegante Equipagen hielten da, und die darin Sitzenden betrachteten ſich ebenfalls das glänzende Schauſpiel, welches die wilde Reiterſchaar bot. Etwas Aehnliches, wie dieß tolle Reiten hier, habe ich aber auch nur bei den Arabern der Wüſte geſehen, es war wie eine Razzia, wo Jeder ſich beeilt, vorwärts zu kommen, um den herannahenden Feind zu überfallen. Sowie ein Trupp Reiter mit oder ohne Handpferde die enge Straße verlaſſen hatte, brachen alle in ein gewaltiges Hurrah aus, ſchwenkten Hüte und Mützen, knallten mit ihren Peitſchen, ſetzten ihren Thieren die Sporen in die Seite und vorwärts jagten Alle im wilden Carrière. Daß die Maulthierzüge nicht dahinter blieben, kann man ſich leicht denken. Und ſo ging es im tollſten Durcheinander bis hinauf zu dem engen Thore, wo alsdann parirte, wer die Thiere in ſeiner Gewalt hatte, wer nicht halten konnte, ſchoß im tollen Jagen durch den Bogen des Thores, auf die Gefahr hin, überritten oder gequetſcht zu werden. Beides kam denn auch leider am heutigen Tage, trotz der zahlreich aufgeſtellten Wachen, mehreremal vor.

Daß der feſtliche Tag in den Schenken und Tanzlokalen der anliegenden Straßen lärmend beendet wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Bis ſpät in die Nacht hinein ſah man viele Häuſer mit Lichtern und

um, da er größer als der Prinzipal war, diesem nicht von oben herab in das Gesicht sehen zu müssen. Dann öffnete er seinen breiten Mund und sagte mit leiser Stimme und einer Langsamkeit, wie ich in meinem Leben nichts Aehnliches gehört: „Herr Prinzipal, 's ist nur ein Versehen. Als ich den Branntwein hier gemessen hatte, fing drinnen das Möpschen so an zu heulen, daß ich eilig hineinging, um nachzusehen." — „Ei, ei, so, so!" fiel ihm der Alte in die Rede. „Was ist der armen Fanny geschehen?" — „O nichts, Herr Prinzipal," antwortete Philipp; „sie lag nur am Fenster in der Sonne, ja, und da kam eine Wolke und machte Schatten, und das mißfiel dem armen Hund." — „Nun, nun," entgegnete Herr Reißmehl, „laß nur gut sein, die Sonne wird schon wieder kommen. Hier ist unser neuer Lehrling," fuhr er fort, indem er auf mich zeigte. — „Ich hoffe, Philipp, Ihr werdet Euch seiner auf's Beste annehmen und ihn nach und nach mit Allem bekannt machen."

Philipp hob jetzt seinen Kopf einen Augenblick in die Höhe, um mich etwas von oben herab anzusehen; dann aber ließ er ihn auf die rechte Seite sinken und versicherte dem Prinzipal, er werde sein Möglichstes thun, mich auf's Beste heranzubilden. Darauf zog sich Herr Reißmehl in seine Schreibstube zurück und ich folgte meinem neuen Lehrer in das Ladenstübchen, wo er gleich

Papierlaternen erleuchtet, hier wurde zu rauſchender Muſik getanzt und dort war man vielleicht eben ſo luſtig bei dem Klang einer Guitarre und dem Knacken der Caſtagnetten.

Was das Klima in der ſpaniſchen Hauptſtadt anbelangt, ſo iſt es dem öffentlichen Leben im Freien wohl nicht ſo günſtig, wie in anderen beſſer gelegenen Städten. Die weite Hochebene wird gegen Nord und Weſt von dem beinahe 9000 Fuß hohen Zug des Guadarrama-Gebirges begränzt; merkwürdigerweiſe fängt das Gebirge alle Wolken auf, die von Weſt und Nord heranziehen, wodurch die Hauptſtadt während der Sommermonate faſt ununterbrochen einen klaren und heitern Himmel ſieht, einen beſtändigen Sonnenſchein, den die nackten Granitſchichten des ſüdlichen, von Wald gänzlich entblößten Abhangs des Gebirges wie ein ungeheurer Brennſpiegel zurückwerfen und ſo die unerträgliche Hitze hervorbringen, von der Madrid, trotz ſeiner hohen Lage, den Sommer über heimgeſucht iſt. Der Spanier flieht vor ihr in das Innere ſeines Hauſes, und dem Sprichwort nach ſieht man alsdann auf der Straße nichts als Hunde und Franzoſen. Sobald es aber Abend wird, weht von den Schneekuppen des Guadarrama, die auch während des Sommers nicht ganz verſchwinden, ein eiskalter Wind, der die Schwüle des Tages mit einemmale in eine empfindliche Kühle verwandelt. Dabei gibt es wohl keine Stadt, die ſelbſt während der Tageszeit einen ſo großen Wärmeunterſchied in Sonne und Schatten zeigt. Ein Spanier verſicherte uns, man könne ſich in Madrid mehrmals im Tag einen Schnupfen holen, wenn man nämlich erhitzt den Schatten aufſuche, dieſen Schnupfen aber ebenſo leicht wieder verlieren, wenn man zurück in die Sonne trete. In der kalten Jahreszeit gibt die hohe Lage der Stadt aber eine Kälte, wie man ſie ſonſt nicht leicht findet. Wenn auch Schnee und Eis nicht gerade ſehr häufig ſind, ſo genoſſen wir doch Beides während unſeres Aufenthalts zur Genüge, ja der Winter war ſo ſtreng, daß ſich während einiger Tage viele der anweſenden Deutſchen auf dem großen Teiche des Buen-Retiro mit Schlittſchuhlaufen beluſtigten.

Was ich von den Straßen Madrids ſagte, daß ſie durchaus keinen ſpaniſchen Charakter haben, das gilt noch mehr von den Menſchen, die ſie bevölkern, namentlich von den Männern, denn Mantille und Fächer der Damen erinnern uns freilich immer daran, wo wir ſind. Verſchwunden iſt hier die bunte Manta der Catalonier und die rothe Mütze der Basken, eine andaluſiſche Tracht ſieht man äußerſt ſelten und was allenfalls durch bunte Kleidung auffällt, ſind die Mayoral's und Delantero's, namentlich der Kutſchen, welche aus dem Süden kommen. Die Straßen ſind bedeckt mit runden Hüten und dunkelfarbenen Mänteln; nur die galiziſchen Waſſerträger bringen einige Abwechslung — kräftige Geſtalten in manchesternen Hoſen und grünen oder braunen Jacken. Auf der Schulter tragen ſie ihre kupfernen Waſſertonnen, die eine Aehnlichkeit mit der alten Amphora haben. Man ſieht ſie überall, namentlich in der Nähe der Fontänen, bei denen den ganzen Tag Hunderte von dieſen kleinen Tonnen liegen und die Paſſage hemmen. Die meiſten ſind auch neben ihrem Geſchäft, die Häuſer mit friſchem Waſſer zu verſehen, deren Marktlieferanten, und tragen in großen Körben Fleiſch und Gemüſe umher.

Neben der großen Menſchenmenge, die ſich auf den Straßen von Madrid hin und herbewegt, wird der Wandel noch bedeutend erſchwert durch rieſenhafte Frachtwagen, die uns jeden Augenblick begegnen. Dazu kommt die lange Beſpannung, ſechs, acht Maulthiere voreinander, und wenn der Fuhrmann um die Ecke links biegen will, ſo müſſen die vorderen Thiere zuerſt rechts bis auf das Trottoir hinauf, wodurch der Spaziergänger häufig in unangenehme Berührung mit Hufen und Rädern kommt. Was dieß anbelangt, iſt es noch gut, daß Madrid gar wenig Handel hat, d. h. ſo gut wie gar nichts ausführt; man ſieht ſchwerbeladene und ſtark beſpannte Wagen nur hereinfahren, alle Galero's dagegen, welche die Stadt verlaſſen, ſind größtentheils leer und deßhalb ſchwach beſpannt. Die ſpaniſche Hauptſtadt producirt gar nichts, weder Luxusartikel, noch ſelbſt die geringfügigſten Dinge zum täglichen Gebrauch, alles kommt entweder vom Ausland, oder

doch von anderen Städten. Der Fuhrmann kann nur auf eine Fracht rechnen, und hält dieſe daher für Alles, was er hereinbringt, ſehr hoch. Der Kaufmann muß dieſe großen Speditionsgebühren auf den Preis ſeiner Waaren ſchlagen, woher es denn auch kommt, daß in Madrid Alles unverantwortlich theuer iſt. Dinge, wie z. B. Papier, Bleiſtifte, ſogar kleine Anſichten von Madrid — alles das kommt von Paris und koſtet hier das Dreifache wie dort. Ich erinnere mich, daß ich eines Tags ein Heft kaufen wollte mit den lithographirten Anſichten eines Stiergefechts — eine Sache, die der Pariſer Herausgeber vielleicht für 5 Franken verkauft, hier verlangte man 15 dafür.

Obgleich man in neuerer Zeit angefangen hat, der Straßenbettelei in den größeren Städten Spaniens entgegenzuwirken, ſo wird man doch auf Schritt und Tritt unter allen möglichen Formen angebettelt. Man ſpaziert harmlos auf dem Trottoir, plötzlich rennt ein Kerl gegen uns, der ein Paket Papier in der Hand trägt und uns nicht mehr von der Stelle läßt, ſobald er an ein paar Worten merkt, daß wir Fremde ſind. Es iſt ein blinder und privilegirter Verkäufer der letzten fürchterlichen Mordgeſchichte, eines andern wichtigen Ereigniſſes oder eines der kleinen Tagesblätter; man iſt faſt gezwungen, ihm ein Exemplar abzukaufen. Zerlumpte und ſchmutzige Bettler ſtrecken die Hand aus oder folgen eine halbe Straße, indem ſie uns weitläufig ihr Elend erzählen; andere ſitzen an den Ecken, klimpern auf einer alten verſtimmten Guitarre, ſingen dazu und ſchicken ihre kleinen Kinder aus, um den Vorübergehenden anzubetteln. Alle haben übrigens etwas eigenthümliches und charakteriſtiſches an ſich und man begreift hier in Madrid vollkommen, woher Murillo, namentlich aber Velasquez ihre köſtlichen Bettlergeſtalten nahmen; heute noch ſieht man Gruppen unter ihnen, die, von einem Maler ohne die geringſte Aenderung aufgefaßt, ein prächtiges Bild geben würden. So ſah ich in der Nähe der Poſt ſehr häufig einen alten Mann ſitzen, deſſen geflickter Mantel ein kleines Kind bedeckte, das in ſeinem Schooße ſchlief. Man erblickte von dieſem nur den hübſchen runden Kopf und die Händchen, während ein

größerer Bube mit wunderſchönen, ſchwarzen Augen und lachender Miene in die Saiten der alten Guitarre griff. Auf der Alcalà trieb ſich faſt jeden Tag ein Hundeverkäufer herum, der mehrere dieſer Thiere an Stricken führte, während er eine kleine Bulldogge aufrecht ſitzend auf dem Arm trug; nun war aber die Phyſignomie des letzteren ſeinem eigenen Geſicht auf eine wahrhaft komiſche Art ähnlich; und ſo ſchritt er gravitätiſch einher mit dem ebenſo ernſt ausſehenden Thiere. Grauenhafte Bilder der Armuth und des Elends bieten die alten Weiber, die an den Kirchthüren betteln. So reizend eine jugendliche Spanierin iſt, ſo iſt hier das Alter häßlicher als irgendwo. Man hat oft Mühe, durch die Schaar dieſer Weiber durchzukommen, und muß ſich dieſe Paſſage jedesmal mit ein paar kleinen Geldſtücken erkaufen.

Am Prado liegt ein Palaſt, den Carl III. erbaute, den die Franzoſen in Trümmern zurückließen und der von König Ferdinand VII. mit einem Koſtenaufwand von ſieben Millionen Realen wiederhergeſtellt und damit das neue Madrider Muſeum gegründet wurde, wo die Meiſterwerke der Malerei, welche ſich zerſtreut in vielen königlichen Schlöſſern, namentlich aber im Escurial befanden, zuſammengebracht wurden und nun die jetzige große Gallerie bilden. Der Palaſt, anfangs zu einem naturhiſtoriſchen Muſeum beſtimmt und demgemäß eingerichtet, iſt ein langes, zweiſtockiges Gebäude, ſo an den Bergabhang angelehnt, daß man durch den Portikus der ſchmalen Seite von der großen Rampe aus in das obere und eigentliche Hauptſtockwerk gelangen kann.

Eine weite Rotunde mit Oberlicht, deren Kuppel auf acht Granitſäulen ruht, liegt hinter dieſem Portikus und dann folgt eine lange Gallerie mit Deckenbeleuchtung, um die her nach Außen vier große Säle mit Seitenlicht liegen.

Im Erdgeſchoß wiederholen ſich dieſe vier von der Seite beleuchteten Säle. Den übrigen Raum nimmt die Treppe und die Antikenſammlung ein, und wenn auch in Folge der früheren Beſtimmung dieſes Gebäudes für ſeinen heutigen Zweck einige Wünſche übrig läßt,

ſo iſt es in ſeiner ganzen Anlage und Ausſtattung doch großartig und würdig, die reichen Schätze aufzubewahren, die man in dem Madrider Muſeum beiſammen findet. Die hieſige Gallerie iſt allerdings nicht die zahlreichſte der ganzen Welt, doch obgleich manche große Namen ganz fehlen, ſo iſt ſie jedenfalls die vorzüglichſte. Faſt jede Nummer iſt ein Meiſterwerk und da man wenig Mittelmäßiges und Schlechtes findet, ſo bleibt man bewundernd bei jedem Schritte ſtehen. Welcher Reichthum iſt hier in dieſem Gebäude vereinigt! Die erſten Namen der Italiener, Spanier und Niederländer in ihren beſten Werken. Leider aber iſt die Madrider Gallerie, wie ſo vieles in dieſem ſchönen Lande, nur für die genießbar, welche es möglich machen können, all das Schöne an Ort und Stelle aufzuſuchen; denn von den wenigſten dieſer wunderherrlichen Bilder ſind, mit Ausnahme der Publikation des verdienten Directors Madrazo, gute Abbildungen, ſei es in Kupferſtichen oder gemalten Copien im In- und Auslande vorhanden.

Es iſt durchaus nicht meine Abſicht, mich hier in eine Beſchreibung dieſer Gallerie einzulaſſen; ich bin dafür nicht Kenner genug und es bedürfte eines eigenen Buches, um den Leſer nur einen Theil dieſer Schätze kennen zu lehren. Im Ganzen hat die Sammlung jetzt über zweitauſend Nummern, unter denen, was die ſpaniſche Schule anbelangt, von Murillo fünfzig, von Ribera dreiundfünfzig, von Zurbaran vierzehn, von Juanes achtzehn, von Velasquez zweiundſechzig. Ebenfalls reich vertreten iſt Morales, Rizi, Ribalda. Die großen Italiener repräſentirt Raphael mit zehn, Giordano mit fünfundfünfzig, Tizian mit dreiundfünfzig, und Tintoretto mit ſiebenundzwanzig Nummern. Obgleich viele Bilder des Muſeums, die man zur Franzoſenzeit nach Paris geſchleppt, wieder zurückgegeben werden mußten, ſo ſcheint man doch von den Landsleuten noch einige zurückbehalten zu haben, denn die franzöſiſche Malerei iſt am ſchwächſten in der Zahl. Freilich ſind immer noch einundzwanzig Pouſſin's da, ſowie fünf Bilder von J. Vernet und herrliche Claude Lorrains. Von Deutſchen

begrüßen wir Albrecht Dürrer mit zehn und Luccas Kranach mit zwei Bildern, auch an einigen vortrefflichen Holbeins erfreut sich das Auge; am zahlreichsten sind die Gemälde der flämischen und holländischen Schule. Im Erdgeschosse sind lange Säle damit angefüllt. Dort hängen allein zweiundsechzig Bilder von Rubens und zweiundfünfzig von Teniers.

In dem länglich runden Mittelsaal des obern Stockwerks, der rückwärts an die lange Gallerie angefügt und dessen Fußboden in der Mitte ausgeschnitten ist, um den im Erdgeschoß befindlichen Sculpturwerken Helle zuzuführen, befinden sich, wie in der Tribuna der Florentiner Gemäldesammlung im Palazzo Degli Uffici, die Meisterwerke der berühmtesten Maler; namentlich ist hier Murillo, Tizian, Raphael, Giordione und Velasquez reich vertreten. Gerade dem Eingang gegenüber hängt der Spasimo von Raphael, leider nicht mehr in dem anfänglichen Colorit, sondern durch häufige Retouchen aller Abstufung der Farbe vom Vorder- nach dem Hintergrund beraubt. Links davon ist von Murillo ein wunderbares Bild, vor dem ich stundenlang gesessen, una conception, die Jungfrau Maria auf dem Halbmond stehend, der von den Engeln emporgetragen wird. Murillo hat mehrere dieser ganz ähnlichen Madonnen gemalt; von einer, die sich in der Sammlung des Louvre befindet, existirt ein guter Kupferstich; doch hat der Kopf des Pariser Bildes nicht den wunderbaren Ausdruck dieser Jungfrau Maria. Es ist das ganz unbeschreiblich, und auf mich hat dieses Bild einen solch mächtigen Eindruck gemacht daß, wenn ich die Augen schließe, ich sie heute noch deutlich vor mir sehe, diese wunderbare Gestalt, die dem Beschauer so körperlich aus den Wolken entgegentrat, daß es ihn süß durchschauert. Das edle, blasse Gesicht zeigt eine unaussprechliche Verklärung und das aufwärts blickende Auge der Jungfrau ist halb gebrochen von himmlischer Lust. Dabei ist das Bild so einfach in der Farbe, Maria im hellen Gewande mit einem blauen Mantel, der um den rechten Arm und die Füße wallt, und aus welchem der silberne Halbmond blinkt, den so reizende kleine Engel tragen, wie sie eben nur Murillo malen kann.

Für mich iſt dieſer Künſtler, nachdem ich ſeine Bilder in Spanien geſehen, überhaupt der größte Maler aller Zeitalter, ſeine Figuren ſind menſchliche Weſen, aber Geſchöpfe, wie ſie der Schöpfer nur in guter Laune hervorbringt, kräftig und wahr, ſchön und edel. Murillo mit einer Welt von Gedanken kannte die Leidenſchaften und alle edeln Gefühle, die eine menſchliche Seele erfüllen; und damit hat er ſeine Schöpfungen, unterſtützt von einem ungeheuren Talente, ausgeſtattet.

Von Tizian befindet ſich in dem Mittelſaale u. A. ein ſehr großes und ſchönes Bild, das, obgleich nur ein Portrait, mich viele Zeit gekoſtet. Es iſt Carl der Fünfte, in voller, ſchwarzer Rüſtung zu Pferde, Reiter und Roß in Lebensgröße. Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, daß der Maler zum Hintergrund eine weite, flache Gegend gewählt, über welche ſchon die Abenddämmerung hereinbricht. Fern am Horizonte ziehen ſchwere Streifen dunkler Wolkenmaſſen dahin und zwiſchen ihnen durch ſieht man den gelben, leuchtenden Reflex der ſchon untergegangenen Sonne. Der Kaiſer hält etwas nachläſſig die Zügel des galoppirenden Pferdes und ſcheint die lange Lanze, die er in der Rechten trägt, eben gegen etwas Feindſeliges einlegen zu wollen. So erſcheinen auch die angeſpannten Geſichtszüge ſeines emporgehobenen Kopfes, von dem der röthliche Kinnbart drohend abſteht; die Augen blicken ſcharf in die Ferne und der Oberkörper iſt wie erwartend vorgeſtreckt.

Ob von dieſem Bild ein Kupferſtich exiſtirt, weiß ich nicht, glaube es aber kaum, doch wäre dieß ein ſchöner Vorwurf für einen Kupferſtecher. Die Rotunde enthält vielleicht über ſechzig Bilder, alles große unſchätzbare Meiſterwerke, die nur leider viel zu dicht eines neben das andere gedrängt hängen. Ich will hier nur neben ſeiner herrlichen Uebergabe von Breda noch eines Gemäldes von Velasquez erwähnen, das Interieur ſeines eigenen Hauſes, wenn ich nicht ſehr irre, mit ſpielenden Kindern und dem Künſtler ſelbſt vor ſeiner Staffelei ſtehend. Im Hintergrunde erblickt man in einem Spiegel reflectirend die Geſtalt König Philipps des Vierten, der den Maler in ſeinem Atelier über-

raſcht. Hieran knüpft ſich noch eine ganz hübſche und wohlverbürgte Anecdote. König Philipp der Vierte ſoll nämlich dieſes Bild, als es fertig war, aufmerkſam betrachtet und belobt, endlich aber zu Velasquez geſagt haben: „In deinem Bilde fehlt noch eine Kleinigkeit, die ich hinzufügen will.“ Und darauf habe er Palette und Pinſel genommen und auf dem Portrait des Künſtlers im Bilde den Calatrava-Orden ziemlich roh hingemalt, wie er heute noch zu ſehen iſt.

Von unſerem Landsmann Dürer iſt eine Jungfrau mit dem Kinde in der Rotunde, ein ſchönes und liebes Bild, würdig des Beſten, was ſich hier befindet; ein anderes allegoriſches Gemälde deſſelben: Jugend, Alter und Tod darſtellend, thut Einem weh zwiſchen den lebensfriſchen Bildern von Murillo und Velasquez; ein großer Künſtler, der, wenn er auch in ganz anderem Genre malte, Murillo ſehr nahe kommt.

In einem der untern Säle hängen von Velasquez vielleicht zwanzig Gemälde nebeneinander, alles lebensgroße Portraits von ſpaniſchen Königen und Infanten, Hofzwergen, ehrenhaften Bürgern und prachtvolle Bettlergeſtalten. Das iſt aber Alles mit einer faſt erſchreckenden Wahrheit gemalt, und wo man eins dieſer Bilder lange und feſt anſieht, da glaubt man, jetzt hebe ſich die Hand des Königs mit dem langen Feuerrohr zum Schuß, der verwachſene Hofzwerg grinſe uns an und der Bettler mit vorgehaltenem Hut ſpräche: „Per l'amor de Dios . . .“

Im großen Mittelſaal iſt Raphael außer dem Spaſimo nicht beſonders vertreten; ſeine bedeutendſten Bilder befinden ſich in der langen Mittelgallerie; ſo die berühmte „Perle,“ die Jungfrau Maria, auf ihrem Schooße das Jeſuskind, zur Mutter ſchelmiſch lächelnd hinaufblickend, wie fragend, ob es die Früchte nehmen dürfe, die ihm der kleine Johannes darreicht; im Hintergrund ſitzt die heilige Anna, das Ganze von wunderbarem Farbenſchmelz.

Als König Philipp der Vierte dieſes Bild erhielt und zum erſtenmal betrachtete, rief er aus: „Es la perla de mis cuadros!“

woher es seinen Beinamen „die Perle“ hat. Ob es diesen Namen mit Recht verdient, wage ich nicht zu entscheiden; wenn es aber auf mich ankäme, so würde ich mir doch eine andere Perle in der Madrider Sammlung heraussuchen.

Während unseres Aufenthaltes hier fanden wir einen geschickten Photographen, einen Engländer Namens Clifford, der nicht nur höchst gelungene Ansichten von spanischen Gegenden geschmackvoll aufgenommen hatte, sondern auch gerade beschäftigt war, einige der berühmtesten Bilder der Gallerie zu photographiren. Ich erlaube mir, denselben allen Lesern, die Gelegenheit haben, von seinen wohlfeilen und schönen Blättern zu erwerben, bestens zu empfehlen.

In der Nähe der Gemäldegallerie steigt man vom Prado zum oftgenannten Parke von Buen retiro hinauf. Derselbe hat vielleicht einen Durchmesser von einer halben Stunde und erstreckt sich innerhalb der Stadtmauern vom Thore von Alcalá bis zum Thore von Atocha. Angelegt wurde er unter der Regierung Philipp des Vierten und damals war er mit vielen Schlössern, Kirchen, Kasernen und einem schönen Theater eine Art selbstständige Stadt, worin der König seinen prachtvollen Hof hielt. Seine Nachfolger indessen ließen den Buen retiro verfallen, wenigstens geschah für seine Unterhaltung so gut wie gar nichts, oder was, wie unter Ferdinand dem Sechsten, dafür geschah, der ihn nach dem steifen Geschmack von Versailles umänderte, zerstörte nur die ehemalige Schönheit des Parkes vollkommen. Die Franzosen endlich machten eine Citadelle aus dem Buen retiro, von der aus sie Madrid vollkommen beherrschten, zerstörten aber dafür auch gründlichst die Gärten und Schlösser. Obgleich nun auch nach dem Befreiungskriege sehr viel geschah, um Buen retiro wieder einigermaßen herzustellen, so hat man ihm doch seine ehemalige Herrlichkeit nicht wiedergeben können; er ist eine Gartenruine geblieben, die aber immer noch sehr viel Schönes enthält; namentlich im südlichen Ende, der Blick auf den Manzanares hinab, sowie gegen Nordwesten eine wirklich schöne Aussicht auf die Stadt Madrid. Im Sommer freilich,

wo die breiten Alleen dicht belaubt sind und eine behagliche Kühlung gewähren, muß dieser Park in seiner angenehmen Einsamkeit ungleich reizender sein in der Nähe des überfüllten Prado. In der Mitte des Parks befindet sich ein kleiner See in ausgemauertem Becken; wir erlebten bei unserem Aufenthalt, für Madrid gewiß höchst merkwürdig, daß dieser See fest zugefroren war und sich namentlich deutsche Landsleute hier mit Schlittschuhlaufen vergnügten. Dieß war eine so seltsame und interessante Erscheinung für die guten Spanier, daß nicht nur eine große Volksmenge hinauslief, um dem zuzuschauen, sondern sich auch der königliche Hof bewogen fand, dorthin zu fahren.

Da aber bei Schnee und Eis weder Laub noch Blumen gedeihen und zu gewöhnlicher Zeit keine Spaziergänger anlocken, so fanden wir den Park leer, kahl, und sogar etwas melancholisch. Ein kleiner, abgeschlossener Garten im Buen retiro, dem Hofe vorbehalten, ist mit Tempelchen, kleinen Obelisken und mehr dergleichen Spielereien verziert, hat aber etwas Heimliches, wie eine Kinderstube, oder wie ein Garten für liebe Kinder. Leider sind dieselben alle verschwunden, die Räume liegen öde und leer und das Schnörkelwerk und Spielzeug ist einsam zurückgeblieben.

Der Theaterbesuch in Spanien scheint nicht so zur Volksleidenschaft geworden zu sein, wie zum Beispiel bei den Franzosen, denn der Spanier spart lieber seine Realen bis zum Sommer, wo er bei wöchentlich abgehaltenen Stiergefechten mehr Genuß und Befriedigung findet; doch sind die kleineren Theater Madrids, namentlich wenn Ballete gegeben werden, stark besucht. In den meisten herrscht der italienische Gebrauch, daß eine Oper oder eine Komödie, wenn sie gefällt, so lange gegeben wird, als der Zudrang des Publikums dauert. Madrid hat neun Theater, welche übrigens nicht immer geöffnet sind: Teatro del Oriente, del Circo, Lope de Vega, de la Cruz, del Principe, del Museo, del Instituto, de Variedades, de Buenavista. Im Theater del Oriente, auch das königliche Theater genannt, werden nur große Opern und Ballete gegeben. Es liegt in der Nähe des königs-

ſeinen Unterricht begann. Ich mußte die Ueberärmel anziehen, die mir die Jungfer Schmiedin genäht hatte, und als mir darauf Philipp eine grüne Schürze gab, welche ich um meine Lenden gürtete, gedachte ich lebhaft der guten Perſon und was ſie wohl ſagen würde, wenn ſie mich in dieſem Aufzug ſähe.

Das Erſte, wozu mir Philipp Anleitung gab, war das edle und nothwendige Geſchäft des Tütenmachens, und da ich die Anfangsgründe deſſelben bereits bei meiner Tante erlernt hatte, ging mir die Arbeit raſch von der Hand. Ich merkte mir ſchnell die verſchiedenen Größen und Formen, die im Reißmehlſchen Geſchäft gäng und gäbe waren, und als der Prinzipal um ein Uhr in das Ladenſtübchen trat, um uns zum Mittageſſen abzurufen, war er ſichtlich erfreut über meine reißenden Fortſchritte und verſicherte, ich würde mich bald in das Praktiſche eingeſchoſſen haben.

Bei der Mittagstafel wurde ich der dritten Perſon des Hauſes, der Schweſter unſeres Prinzipals, der Jungfer Barbara Reißmehl, vorgeſtellt, die ich ſchon von ihrem täglichen Erſcheinen am Gartenfenſter her kannte. Dieſe gute Perſon war über die Blüthe ihres Lebens hinaus, und von der Friſche und Regſamkeit der Jugend war ihr nichts geblieben, als eine Lebendigkeit der Sprachorgane, die in Erſtaunen ſetzen konnte. Sie war äußerſt liebenswürdig gegen mich, und während ſie ihre

lichen Palastes, und wenn das gewaltige Aeußere desselben auch an einigen Geschmacklosigkeiten leidet und keine Ansprüche auf vollendete Schönheit machen kann, so gehört dagegen das Innere zu den elegantesten Häusern, die ich je gesehen. Nicht übermäßig groß, hat es vier Logenreihen und ist in allen Theilen einfach, aber geschmackvoll dekorirt; die Logen sind wie die italienischen abgetheilt, die des ersten Ranges haben kleine Vorzimmer, wo man Mantel und Hut ablegt und im angebrachten Spiegel seine Toilette corrigiren kann. Diese kleinen Cabinete werden erleuchtet durch Gasflammen unter matt geschliffenen Glaskugeln, die so in der durchbrochenen Mauer befestigt sind, daß ihre andere Hälfte zum Erleuchten des Corridors dient. Dieser Corridor ist hier zu gleicher Zeit Foyer, breit, lang, ziemlich hoch, elegant tapezirt, der Boden mit Strohmatten belegt und hat überall Sophas und Fauteuils. An weichen Teppichen und allen möglichen Sitzbequemlichkeiten fehlt es nicht in den Logen. Das Parterre ist durchweg mit numerirten Sitzen versehen; jeder derselben bildet einen förmlichen Fauteuil, der mit rothem Sammet überzogen ist; auch hier bedecken den Fußboden dicke Teppiche und vor jedem Sitz ist obendrein noch eine kleine gepolsterte Fußbank angebracht, was äußerst angenehm ist. Dabei ist die Beleuchtung brillant; man kommt auch ins Parterre in sehr gewählter Kleidung; in den Logen aber sind die Damen in großer Toilette, und wenn man sich so den schönen strahlenden Kreis betrachtet, die blitzenden Brillanten und die glänzenden Augen, die von Gold glitzernden Fächer in ewiger Bewegung, so überkommt einen unwillkürlich eine angenehme, festtägliche Stimmung.

Leider ist aber auch hier, wie in allen spanischen Theatern, das leidige und doch so süße Cigarrenrauchen an der Tages- oder vielmehr an der Nachtordnung. Während der Vorstellung selbst wird freilich nicht geraucht, aber kaum ist der Vorhang gefallen, so zieht sich Alles in die Corridors zurück; die Thüren dort hinaus bleiben offen stehen, und der Fremde, der zum erstenmal hier ist, merkt mit Erstaunen, daß

zu allen dieſen Oeffnungen der Duft des Tabaks in den Zuſchauerraum dringt. Wenn er ſich erſtaunt umwendet, ſieht er auch wohl ein paar Elegants, die an der Eingangsthür zum Parterre lehnen und in's Haus hinein dampfen; auch ſchlendert wohl hie und da einer ſorglos zwiſchen den Sperrſitzen umher und betrachtet ſich die oberen Gallerien, wobei er gemüthlich fortraucht. Dieß iſt allerdings verboten, aber wo kein Kläger iſt, iſt auch kein Richter und jeder hütet ſich, den andern zu behelligen, denn er kann ja morgen ſelbſt in den gleichen Fehler verfallen. Während der Zwiſchenakte iſt es aber draußen in den Corridors ſelbſt für einen Raucher erſchrecklich; dicht gedrängt ſtehen die Männer in dieſen Gängen, faſt jeder hat die Papier-Cigarre im Munde, und die Damen, welche zu ihren Logen kommen, winden ſich huſtend und fächerwedelnd durch den Qualm. Aber die Spanierinnen aller Stände können in dieſem Punkte ſchon etwas ertragen, und wenn auch auf der erſten Gallerie nicht ſo ſtark geraucht wird, wie unten, ſo ſind doch auch dort die Gänge mit einem leichten Duft angefüllt, durch welchen man die umherwandelnden eleganten Damen nur wie im Nebel ſieht. Uebrigens ſchreckt auch ſelbſt das ſchöne Geſchlecht hier nicht vor einer niedlichen Papier-Cigarre zurück und ich bemerkte im Teatro del Oriente häufig eine freilich ſchon ältliche Dame behaglich rauchend in der Ecke eines Sophas lehnen.

Wir ſahen hier den unvermeidlichen Rigoletto, der mit ſeinen wirklich ſchönen Melodien in dieſem Winter ganz Spanien erobert hatte; auch wurde er nicht ſchlecht gegeben, namentlich war die Oper ſehr ſchön ausgeſtattet mit Decorationen und Coſtümen. Auch Meyerbeers Robert war auf's Neue einſtudirt und vorbereitet, und ſollte mit unerhörtem Glanz in Scene gehen. Schon früher hatte das prächtige Werk hier ſehr angeſprochen, und jetzt war auch ſchon zehn Tage im Voraus auf dem Bureau des Theaters kein Platz mehr in dem ganzen großen Hauſe zu haben; doch gelang es uns durch eine gute Protection für die vierte Vorſtellung zwei Fauteuils zu erobern. Ich habe

das Haus nie so voll und nie so glänzend besetzt gesehen, und das Publikum folgte lebhaft den Schönheiten des Werkes. Daß es aber hier möglich war, diese zu empfinden und zu würdigen, war mir wieder ein neuer Beweis von der Vortrefflichkeit dieser frischen, glänzenden Musik, denn obgleich das Orchester unter der Leitung eines Böhmen sein Möglichstes that, so waren die Chöre doch äußerst mangelhaft und sangen z. B. die herrlichen Compositionen unisono. Ebenso waren die Solosänger, leider auch Robert, mittelmäßig; aber die Musik Meyerbeers ist nun einmal nicht zu ruiniren und das Publikum blieb animirt unter rauschenden Beifallspenden bis zum Schluß. Die Costüme waren prachtvoll und die Decorationen hätte man vollendet nennen können, wenn sich nicht am Schluß des vierten Acts der Teufel in's Spiel gemischt hätte und mit seiner ganzen Hölle erschienen wäre, um die gottlose Nonnenschaar zu verschlingen. Ueberall klafften Abgründe, aus denen blutrothe Flammen hervorzüngelten und — horribile dictu! — der Hintergrund des Klosterhofes verwandelte sich in den kolossalen Rachen eines fürchterlichen Ungeheuers, dessen glühender Schlund sämmtliche Nonnen verspeiste, als seien sie ein Bündel Monatrettige gewesen. Unbegreiflich ist es, daß die Maschinerie hier, auf dem ersten Theater, noch so zurück ist; sie sind nicht im Stande, auf offener Scene zu verwandeln, vielmehr wird ein Wolkenvorhang herabgelassen, hinter dem man nun die Zimmerleute hanthieren hört. Das spanische Publikum aber nimmt eine solche Pause ganz geduldig und gnädig auf und benützt die Zeit, um mit dem Nachbar zu plaudern, oder die Nachbarin im Spiele mit dem Fächer zu übertreffen.

Das Theater del Circo gibt kleine spanische Opern, die beliebten Zarzuelas, und hat ein ordentliches Ballet; die übrigen, die gerade geöffnet sind, mit Ausnahme des Theatro del Museo, füllen ihre Abende mit Possen, kleinen Lustspielen und Nationaltänzen aus. Die berühmteste Tänzerin Madrids in diesem Genre, Senora Nena, eine vortreffliche Künstlerin, ist leider schon über die ersten Stadien, wenn auch nicht Thorheiten der Jugend hinweg, doch vergißt man ihre dreißig

Jahre, wenn ſie vortritt, den Kopf emporwirft und mit der Lebendigkeit einer Schlange dahinſchlüpft, nachdem ſie das Publikum zu ihrem Privatvergnügen mit ihren immer noch ſchönen glänzenden Augen eine lange Weile ruhig betrachtet. Sie lebt in ihrem Tanze, und wenn ſie einmal angefangen hat mit den Caſtagnetten zu raſſeln und ihren Oberkörper durchzubiegen, ſo wäre, glauben wir, keine Macht im Stande, ſie zurückzuhalten; jede Muskel, jeder Nerv tanzt mit, und das geht ſo durch den längſten Pas, bis ſie am Schluß mit einem unnachahmlichen Aplomb feſtſteht, lachend die weißen Zähne zeigt und, was die Hauptſache iſt, nicht die Spur einer Ermüdung. Sie tanzt im Theatro Lope, wo ſich auch die einzige vorzügliche Schauſpielertruppe Madrids befindet. Hier ſieht man die alten vortrefflichen ſpaniſchen Luſtſpiele, die berühmte Palma und zwei Brüder A., in deren Händen ſich die erſten Fächer befinden. Die beiden letztern ſind von der Königin dekorirt, und wenn einer von ihnen im beſternten Frack erſcheint, ſo erkennt man ſogleich den Mann, der es gelernt hat, das Ordenskreuz auf der Bruſt auch in anderer Geſellſchaft zu tragen. Wir ſahen hier unter Anderem auch eine Ueberſetzung der Dame aux Camélias, namentlich aber ältere Komödien, und die Palma ſpricht ein wunderbar ſchönes Spaniſch, von ſo ausdrucksvollem Spiel begleitet, daß man ſie verſteht, auch wenn man nur wenige Worte dieſer herrlichen Sprache weiß.

Madrid hat ſehr viele und auch ſchöne Kaffeehäuſer, freilich ſind die hieſigen nicht mit dem Luxus ausgeſtattet, den man in Paris und Marſeille findet; doch ſind es weite Räume, oft von Säulen getragen, mit großen Spiegeln, reicher Vergoldung und Marmortiſchen. Es iſt eigenthümlich, wie ſich jeder Stand in ſeinem gewiſſen Local zuſammenfindet; hier ſieht man Kaufleute, dort Beamte, in einer andern Straße Militär, auf der Alcalá iſt das große Café Suizo, das die Fremden, unter ihnen viele Deutſche, beſuchen, und in welches auch wir häufig kamen. Intereſſant iſt ein kleines Kaffeehaus in der Verlängerung der Straße de la Montera, wo gewöhnlich nur Gäſte ſind, die ſich zur

edlen Kunst der Stierfechter zählen, kräftige Gestalten mit gebräunten Gesichtern, lebhaften Augen und vollem Haarwuchs, an dem hinten das kleine Zöpfchen ersichtlich ist, welches bei der Function zur Befestigung des Haarbeutels dient. Eines der bedeutenderen Kaffeehäuser bildete im gegenwärtigen Augenblicke den Aufenthaltsort der Minenspekulanten und war dasselbe jeden Abend überfüllt. Es ist nämlich in diesem Augenblick eine eigene Wuth in die Spanier gefahren, überall Gold- und Silberminen entdecken zu wollen, und obgleich das Land in der That sehr reich an edeln Metallen ist, so wird doch oft mit einer unbedeutenden Grube ein großartiger Minenschwindel getrieben, der auf diese Art viel edles Metall in Umlauf bringt, aber leider nur zur Wanderung von einer Tasche in die andere. Da viele fremde Ingenieure, namentlich Engländer, von diesen Gesellschaften, deren täglich neue entstehen, das Land bereisen, so geschah es uns häufig, daß wir mit ihnen verwechselt wurden, und man uns im Nachtquartier statt des sehnlich gewünschten Essens einen Korb mit Erz herbeischleppte, um unsere Ansicht zu vernehmen. Einmal spielte mir unser kleiner Oberbaurath den Streich, daß er den Leuten versicherte, ich sei ein deutscher Bergmeister, und auf das hin mußte ich über einen ganzen Haufen angeblicher Gold- und Silberstufen mein Urtheil abgeben, was ich denn auch nach besten Kräften that, jedoch so gewissenhaft war, ihnen Aussicht auf viel Blei und wenig Silber zu machen.

Fast in allen spanischen Kaffeehäusern findet man die sonderbare Sitte, daß in einem der Nebensäle ein Clavier aufgestellt ist, an welchem ein hierzu aufgestellter Künstler unaufhörlich spielen muß. Natürlich waren hiezu nicht immer Virtuosen zu haben, und so wurden denn die Melodieen von Rossini, Bellini, Verdi, sowie die Walzer von Strauß und Gungl oft auf schreckliche Art heruntergeleiert. Uns war dieses immerwährende Geklimper überhaupt nicht angenehm, und zum Glück war auch in dem Kaffeehaus auf der Alcalà kein Clavier aufgestellt. Die deutschen Landsleute, die dort zahlreich zusammenkamen, hatten sich diesen Genuß ein- für allemal verbeten, was gewiß sehr zu

loben iſt. Man könnte glauben, es ſei dieſe Art der Unterhaltung der Gäſte noch ein Anklang aus der Maurenzeit, denn im Orient findet man heutiges Tages noch den Meddah (Mährchenerzähler), der vom Kaffetſchi gemiethet iſt, und den ganzen Tag ſeine Geſchichten vorbringen muß, ſind nun wenige oder viel Gäſte da. Ein Zuſammenhang iſt wenigſtens denkbar, und in dieſem Fall hätten die Spanier aus Dankbarkeit zuweilen türkiſche Melodien abſpielen müſſen, denn öfter hörte ich in Konſtantinopel vom Meddah die Thaten des Sidal-Battal (des ſpaniſchen Cid Campeador) den erſtaunten Gläubigen berichten. Ein anderer Gebrauch in den ſpaniſchen Kaffeehäuſern, den wir hier in Madrid fanden, hatte mehr unſern Beifall, es iſt nämlich die Sitte, einen Fremden, der dem Spanier vorgeſtellt wird, den er vielleicht einmal geſprochen, nicht bezahlen zu laſſen. Man hat zum Beiſpiel am Morgen flüchtig eine Bekanntſchaft gemacht, die man vielleicht im Laufe des Tags wieder vergeſſen; man tritt Abends in's Kaffeehaus, nimmt ſeine Chocolade oder ſein Gefrorenes, und wenn man ſeine Zeche berichtigen will, ſagt der Mozo (Kellner) mit einer freundlichen Kopfbewegung: „es ya pagado, Señor.“ Man blickt verwundert um ſich, denn an allen Tiſchen iſt keiner der nähern Bekannten, endlich ſehen wir jenen Herrn, mit dem wir heute Morgen zwei unbedeutende Worte gewechſelt, und als er hinausgeht, ohne ſich weiter um uns zu bekümmern, bezeichnet ihn der Kellner auf dringendes Fragen als unſern Wohlthäter. Uebrigens kann uns die Sitte in Verlegenheit bringen, wir trinken unſern Kaffee — „es ya pagado“ ſpricht der Mozo, worauf es denn unſchicklich wäre, ſich auf eines andern Mannes Koſten noch ein Gefrorenes geben zu laſſen, was man ſonſt gerne gethan hätte.

In den hieſigen Kaffeehäuſern bemerkt man wenig Leſende oder Spielende; die Journale ſcheinen überhaupt hier nur in politiſch bewegten Zeiten eine Rolle zu ſpielen; dagegen ſieht man die Spanier immer gruppenweiſe um die Tiſche ſitzen, die Köpfe zuſammengeſteckt, und wenn man nach ihren ernſten Mienen und Geberden urtheilen

wollte, ſo müßte man glauben, rings um uns her würden Dinge von der größten Wichtigkeit verhandelt. Unſer Bekannter, der ſpaniſche Architekt, deſſen ich ſchon früher erwähnte, ein ſehr liebenswürdiger Mann, der lange in Paris gelebt, verſicherte mich übrigens lachend das Gegentheil und ſagte: „Meine Landsleute pflegen mit dieſem Ernſt und dieſer Wichtigkeit auch die allergeringſten Kleinigkeiten zu behandeln. Sehen Sie dort jene Gruppe junger Leute um einen älteren Herrn, der ihnen mit dem größten Aufwand von Pantomimen etwas erzählt. Alle ſcheinen für oder wider das Gehörte zu ſtreiten; unruhig rücken ſie hin und her, die Hände erheben ſich, die Augen blitzen, und ſo könnte man glauben, es ſei ein wichtiges Tagesereigniß, über das da abgeſprochen wird. Keineswegs. Man unterhält ſich über die unbedeutendſte Neuigkeit.“

Derſelbe Freund nannte Spanien das Land, namentlich aber Madrid die Stadt des à peu près. So ſind alle unſere Einrichtungen, ſagte er, die Wege, welche uns mit dem Auslande verbinden, ſind nur Landſtraßen à peu près, unſere Eiſenbahn ſehr à peu près, unſere Conſtitution nicht minder à peu près, ja das geht ſo bis oben hinauf, wo man auch manches mit dem Prädikat à peu près belegen kann. Was nun Landſtraßen und Eiſenbahnen anbelangt, die wir zur Genüge kennen gelernt hatten, ſo ſtimmten wir ihm lachend bei, konnten aber nicht begreifen, warum denn in Spanien alle Kommunikationen ſo vernachläſſigt ſeien und deßhalb die Straßen während der Winterszeit faſt unfahrbar. Auf unſere Frage: ob ſich denn die Regierung ihrer Chauſſeen nicht hie und da einmal ernſtlich annehme? antwortete er: ich verſichere Sie, daß man alljährlich einen großen Anlauf nimmt, etwas dafür zu thun, aber dabei bleibts auch. Im Frühjahr und Sommer, wo der Boden von der glühenden Sonne zu Pulver verbrannt wird, füllen ſich die Unebenheiten der Straße ſo ziemlich aus, und wenn der aufwirbelnde Staub den Paſſagier auch faſt blind macht, ſo fährt ſich doch faſt ſanft darin; fängt es aber im Spätherbſt an zu regnen, ſo haben wir gleich wieder das alte Elend.

Der Regen ſpült den Staub aus den Löchern, die Straße ſieht wie ein Steinbruch aus, und nun fangen die Eilwagen an, zu ſpät zu kommen, zuerſt nur ein paar Stunden, dann ganze Tage. Klagen der Unternehmer und Paſſagiere laufen zahlreich ein: hier ſind Eilwagen ſtecken geblieben, dort haben gar mehrere umgeworfen. Gut. Man beſtürmt das Miniſterium mit Bittſchriften; lange vergeblich. Endlich aber mit einemmal beſchließt man von oben herab die Sache in die Hand zu nehmen und — à peu près, ſeine Pflicht zu thun; man läßt ſich einen offiziellen Bericht über den Stand der Straßen machen, der, obgleich ſehr à peu près, doch den jämmerlichen Zuſtand durchſchimmern läßt. Darauf ſcheint man gründlich zu Werk gehen zu wollen, man ernennt eine Centralcommiſſion zur Unterſuchung ſämmtlicher Straßen, unter ihr gibt es natürlich viele Abtheilungen mit hohen und niederen Commiſſären, Ober-, Mittel- und Unter-Ingenieuren, alle außerordentlich gut bezahlt. Das rutſcht nun im ganzen Land umher, beſieht ſich die Straßen, einer berichtet an den andern, wonach endlich die Generalcommiſſion ihren Bericht ebenfalls zuſammenfaßt, und ihn dem Miniſterium vorlegt. Die ſämmtlichen Klagen waren nicht unbegründet, die Regierung ſieht ein, daß ſich alle Landſtraßen in einem traurigen Zuſtand befinden, und das iſt das Ganze. Der Winter iſt unterdeſſen vorübergegangen, und da die große Werkmeiſterin Sonne wieder kräftig zu arbeiten anfängt, ſo läßt man die Sache auf ſich und auf ihr beruhen bis zum nächſten Herbſt. Das geht aber ſo in allen Zweigen der Verwaltung, und namentlich dringt das Syſtem des à peu près überall glänzend durch.

Wenn es auch damals, zu Anfang des Jahres 1854, noch ziemlich ſtill in Madrid war, ſo konnte man doch ſchon den Lufthauch ſpüren, der gewöhnlich einem großen Sturme voranzugehen pflegt. In den Kaffeehäuſern genirte man ſich durchaus nicht alle Regierungsmaßregeln laut und öffentlich auf die härteſte Art zu beſprechen. Und leider blieb man dabei nicht ſtehen, ſondern anſtatt, wie es früher der Fall war, die Perſon der Königin von den Uebergriffen ihres Mini-

ſteriums zu trennen und in Schutz zu nehmen, waren es gerade die ſchonungsloſeſten Aeußerungen, welche die Königin ſelbſt betrafen. Nach dem fluchwürdigen Attentat auf Ihre Majeſtät am zweiten Februar 1852 hatte das noble ſpaniſche Volk derſelben ſeine volle Sympathie wieder zugewandt, ſie war wieder vollkommen populär geworden; es gelang aber dem Miniſterium nicht, die allgemeine Theilnahme für die Königin zu erhalten.

Zu Anfang dieſes Jahres war das Volk von Madrid in geſpannter Erwartung. Die Königin befand ſich ihrer Niederkunft nahe, und der Palaſt war häufig von einer großen Menſchenmenge umlagert, welche erwartungsvoll zu den Fenſtern emporſchaute oder die aus- und eingehenden Beamten befragte. Auf der Puerta del Sol ging es noch lebhafter als gewöhnlich zu, und man ſah zahlreiche Gruppen von Männern, welche mit ernſthaften Geberden zuſammenſtanden und ſich über das bevorſtehende Ereigniß unterhielten. Die Spanier glaubten, es werde ihnen ein Prinz, ein Thronerbe geſchenkt. Die Spannung war außerordentlich, viele Cavalleriepatrouillen durchzogen die Straßen, und wie es hieß, war der größte Theil des Militärs in die Kaſernen conſignirt. Die Spannung erreichte den höchſten Grad, als am fünften Januar gegen zehn Uhr ſämmtliche Glocken anfingen zu läuten, von allen Seiten Kanonendonner erſchallte, einzelne Infanteriemaſſen ausrückten und Pikets der berittenen Leibwache der Königin in vollem Trabe durch die Straßen raſſelten. Der Schloßplatz war mit einer unzähligen Menſchenmaſſe bedeckt, die, obgleich aufs höchſte geſpannt, ſchweigend oder leiſe murmelnd nach den Thoren des Palaſtes blickte. Endlich kam von dort Nachricht. Eine freudige Bewegung drang durch die Maſſe der zunächſt Stehenden, und der officielle Bericht: „La Reyna nuestra Señora ha dato á luz con toda felicidad una robusta Infanta á las diez y media del dia de hoy“ pflanzte ſich von Mund zu Mund fort, und rief ein Vivat auf die Königin hervor.

Alſo eine Infanta, eine Prinzeſſin — kein Kronprinz. Und die

dreijährige Prinzessin von Asturien blieb also vorderhand noch präsumtive Thronerbin. Die arme Neugeborne lebte indessen, wie bekannt, nicht lange, und man kann wohl sagen, daß sie an den Folgen der noch bestehenden spanischen Etikette gestorben. Diese besagt nämlich, daß alle neugebornen königlichen Kinder vom Tage der Geburt an während drei Wochen in kein Bett gebracht werden dürfen, sondern in Kissen eingehüllt Tag und Nacht auf dem Schooße der dienstthuenden Kammerfrauen gehalten werden müssen, welche in diesem Dienst natürlich häufig abwechseln. Diese Verordnung, ein mildes warmes Wetter voraussetzend, brachte der armen Infantin den Tod, weil der dießjährige Winter in Madrid so kalt war, daß die weiten und hohen Gemächer des königlichen Palastes nicht genugsam erwärmt werden konnten. Schon am zweiten Tage nach der Geburt fand man das Kind erkältet, und am dritten Morgens vernahm man die Nachricht von seinem Tode.

Begreiflicherweise hatten wir unter diesen Verhältnissen keine Gelegenheit, die Königin Isabella zu sehen. Ihr lebensgroßes Portrait in der Akademie der bildenden Künste, das sehr ähnlich sein soll, stellt sie dar als eine nicht sehr große, aber dabei außerordentlich starke Dame mit bleichem Gesicht und kleinen Augen. Doch hat sie etwas Wohlwollendes und Aufgewecktes, gerade das Gegentheil von ihrem Bildniß auf den Münzen, welche den Ausdruck des königlichen Gesichtes so unangenehm geben, daß es mich wundert, wie die betreffenden Künstler es wagen konnten, einen solchen Kopf so tausendfach zu vervielfältigen. Die Königin Christine ist immer noch eine schöne stattliche Frau, nicht so stark als ihre königliche Tochter und mit angenehmem Gesichtsausdruck.

Auf verschiedene Art wetterleuchtete damals schon das Gewitter, welches jetzt so verheerend über Spanien hereingebrochen ist, und das gewiß noch lange nicht ausgetobt hat. Brach doch schon zu Anfang des Jahres die Empörung des Regiments Cordova aus, und mit Kartätschen niedergeschmettert wurden für die gleiche Sache Offiziere

Suppe verzehrte, erzählte ſie mir von meiner Großmutter, von allen meinen Tanten und von einer Menge anderer Perſonen, die als Staffage dieſer Geſchichten dienten. Der Prinzipal dagegen war bei Tiſche äußerſt ſchweigſam, was mir keinen übeln Begriff von ſeinem Verſtand gab, oder von ſeiner Güte gegen uns. Hätte er auch erzählt, wie Jungfer Barbara, ſo würden wir ſchwerlich einen Biſſen hinunter bekommen haben; denn der Anſtand erforderte es doch, wenn ſie in ihrer Erzählung an einen wichtigen Moment kam, was leider gar zu oft geſchah, daß wir Meſſer und Gabel ruhen ließen, um aufzuhorchen. Philipp machte es wenigſtens ſo und ſaß faſt das halbe Mittageſſen über aufmerkſam lauſchend, mit offenem Maule da; ein Benehmen, wodurch er ſich offenbar in der Gunſt Barbaras feſtgeſetzt hatte. Ich bin aber noch heutigen Tages des Glaubens, daß eben hiedurch ſeine Magerkeit täglich zunahm.

Nach dem Eſſen wünſchte Philipp dem Prinzipal und Jungfer Barbara eine geſegnete Mahlzeit, ich that desgleichen, und wir zogen uns zurück. Der Nachmittag wurde dazu angewendet, mich noch ferner in's Praktiſche einzuſchießen, und ich lernte allerhand ſchöne und nützliche Dinge, als: Oel und Eſſig ausmeſſen, wobei mir aber ein kühner und geſchickter Handgriff Philipps, um die vom Maaß abträufelnde Flüſſigkeit wieder in den Trog zu ſtreifen, nicht gleich gelingen wollte. Auch

und Soldaten, die man heute, gleich den Schaaren O'Donnells, als Befreier des Vaterlands gefeiert hätte. Sprach man doch in Andalusien offen davon, es müsse ein Ende gemacht werden mit der bestehenden Regierung, und man könne keinen geschicktern Zeitpunkt wählen, als den jetzigen, wo Franzosen und Engländer vollauf im Orient beschäftigt wären. Auch die Verhaftung mehrerer Generale deutete schon darauf hin, daß man Befürchtungen hegte und sich unsicher fühlte. Auch hatte die Königin zu Anfang des Jahres einen Gast, den unglücklichen Herzog von Parma, welcher kurze Zeit nachher unter dem Dolche eines Meuchelmörders fiel, den die kleinen Blätter der Hauptstadt auf alle Art anzufeinden nicht ermangelten, und dem der Clamor publico ein bezeichnendes Lebewohl zurief als er abreiste, wozu er ihm höhnisch Glück wünschte.

Man hatte von Seite des Hofs übrigens damals nicht verfehlt, dem Herzog von Parma eine große Parade zu veranstalten, gewiß in der Absicht, um den Madridern eine imposante Heeresmacht vor Augen zu stellen, über welche man verfügen zu können glaubte. Doch hatte man sich auch dießmal wieder getäuscht; das Heer schloß sich, wie schon so oft, ohne große Schwierigkeiten der Staatsneuerung an. Die Erfahrung hat sich bestätigt, daß die spanische Regierung weniger als die irgend eines andern Landes auf ihre Truppen rechnen kann, und daß diese nur zu geneigt sind, dem Bestehenden Opposition zu machen. Mit Ferdinand VII. unternahm das Heer im Jahr 1815 die Revolution, welche die Verfassung umstieß, und fünf Jahre später war es dasselbe Heer, welches dieselbe Verfassung wieder in Kraft setzte, um sie 1823 von neuem im Stich zu lassen. Und so haben die spanischen Truppen bis in das Jahr 1843 hinein jedesmal die Waffen gestreckt, wenn es darauf ankam, die Verfassung des Landes gegen Gewalt zu vertheidigen, mochte diese Gewalt von oben oder von unten, oder sogar vom Ausland kommen.

Dießmal war freilich die alte Verfassung unter Null herabgesunken, und das Heer hat sich erhoben, um eine neuere, volksthümlichere zu

unterſtützen. Vielleicht erleben wir es aber noch, daß ihm auch dieſe abermals unbequem wird, und daß, was das Bajonnet herbeigerufen, von dem Bajonnet wieder beſeitigt wird. Die Armee ſieht übrigens in ihrem jetzigen Zuſtand vortrefflich aus, ſie iſt zahlreicher als ſeit langen Jahren, zählt, glaube ich, in allem 120,000 Mann, iſt hübſch uniformirt und gut bewaffnet. Was ich von einzelnen Truppen ſah: die berittene Leibwache der Königin und deren Hellebardiere, dann Artillerie, Carabineros, Ulanen, Bergjäger zu Pferd, Infanterie, hat alles ein eben ſo gutes und properes Ausſehen, wie im franzöſiſchen Nachbarland; natürlich beſteht die Mannſchaft aus jungen Leuten, die ſich unter den Waffen hie und da noch unerfahren und unbeholfen zeigen, aber das iſt in mancher größern Armee ebenſo, und wenn man die afrikaniſchen Regimenter des franzöſiſchen Heers, und den größten Theil des heutigen öſterreichiſchen und ruſſiſchen Heers ausnimmt, ſo findet man ja auch im übrigen Europa wenig Soldaten von ächt kriegeriſchem Ausſehen. Was das Offiziercorps anbelangt, ſo kann ich auch hier nur nach dem Aeußern urtheilen, dieſes aber läßt bei den Spaniern nichts zu wünſchen übrig; ihre Offiziere ſind gut gekleidet, und machen durch Miene, Wuchs und Haltung einen durchaus günſtigen Eindruck. Sonderbar iſt das Beibehalten des Stocks als Zeichen des Befehlshabers, auch zu Pferd.

Wenn man die Spanier und den Charakter ihrer verſchiedenen Volksſtämme betrachtet, ſo begreift man wohl, daß ſie eine Nation ſein könnten, aber nur ausnahmsweiſe ein einiges Volk. Bei keiner der großen Nationen Europas, ſelbſt nicht bei uns Deutſchen, ſtehen die Provinzialunterſchiede in Volkscharakter und Volksſitten einander ſo ſchroff gegenüber wie hier. Abgeſehen davon, daß der Aragonier, der Andaluſier, der Caſtilianer und der Baske ſich gänzlich von einander abſcheiden, da auch der letztern Sprache verſchieden iſt, ſo betrachtet ſelbſt der Bewohner jeder Provinz den nächſten Nachbar im gewiſſen Sinn des Worts als einen Fremden, mit dem ſich eng verbunden nicht gut leben läßt, der an einer Maſſe von Fehlern und Lächerlichkeiten

laborirt, und welchen zu verſpotten und zu tadeln durchaus keine Sünde iſt. Daher wohl ihre ewige Uneinigkeit; daher ſtehen ſich auch die verſchiedenen Stämme ſo oft feindſelig gegenüber, und was von ihnen zuſammenhält, bildet wieder zwei große, ſcharfgetrennte Lager, die Progreſſiſten und Moderados. Kennen wir doch in der ſpaniſchen Geſchichte nur zwei Momente, wo das Volk feſt zuſammen hielt: aus Zwang von oben unter der ſtarren Fauſt Philipps II. und aus freiem Willen im Krieg gegen Napoleon. Deßhalb muß Spanien ſeiner Natur nach ein Föderativſtaat ſein und wird ebenſowenig vollkommen conſtitutionell regiert werden können, als es je eine reine Monarchie war. Uebrigens iſt das monarchiſche Princip in Spanien vorherrſchend. Der Spanier iſt unter einer halbwegs guten Regierung ſtreng conſervativ; das Königthum wäre geachtet, und Herrſcher und Volk würden im beſten Einklange leben, wie ſchon das alte Lied ſagt:

El que quiera ser libre que aprenda,
En España hay un pueblo y un rey,
El primero dictando las leyes,
El segundo sujeto a la ley.

Wer da frei ſein will, erfahre,
Volk und König ſind in Spanien!
Das Geſetz, vom König kommt es,
Und das Volk iſt ihm gehorſam!

Um dieſe Verſchiedenheiten der Charaktere in kurzen Worten zu verdeutlichen, ſo iſt dem ſtolzen Caſtilianer, bei dem wir uns gerade befinden, immer noch etwas geblieben von dem feierlichen Hidalgo mit großem Degen und ſteif emporgewichstem Schnurrbart, wie er zu den Zeiten des Don Quixote lebte, und wie wir ihn aus dem Gil Blas kennen, ſtolz auf ſein Haus und auf ſeinen Stammbaum. Die Arbeit iſt ihm eine Laſt, und ſobald ein caſtilianiſcher Eckenſteher keine Hand

zur Arbeit rührt, wenn ihn nicht der Hunger treibt, so sieht man den Gewerbsmann und den Bürger, namentlich draußen in den Dörfern, noch immer steif und aufrecht in braunem Mantel und spitzem Hut, und er wird sich nur mit finsterer Miene herablassen, dem Fremden eine Dienstleistung, für welche man ihn theuer bezahlen muß, zu verrichten.

Ganz anders ist der Andalusier: obgleich ebenfalls ein großer Freund vom Nichtsthun, ist er dabei lustig bis zur Ausgelassenheit, mittheilsam, witzig und voll von Späßen und Liedern, die er bereitwillig dem Fremden zum Besten gibt. Er liebt zierliche Kleider, ist durchdrungen von dem Gefühl seiner körperlichen Schönheit, liebenswürdig, zuvorkommend, und sich seiner Unwiderstehlichkeit beim schönen Geschlecht bewußt. Hier muß ich des Majo erwähnen, der, obgleich man ihn auch an andern Orten Spaniens findet, doch ächt andalusisch ist. Eine wörtliche Uebersetzung von Majo oder Maja gibt es gar nicht; doch werden diese Worte auch in der Bedeutung von schön, geputzt, gebraucht. — Ay, que majo estas, niña! Ei, wie hast du dich geputzt, Mädchen! Der Majo erhält seinen Namen hauptsächlich durch die Kleidung, die er trägt: vestido de majo, auch vestida andaluz, und es gibt nichts Schöneres, als einen jungen, wohlgewachsenen Andalusier im großen Majokostüm, einer kurzen Jacke von farbigem Sammt, mit seidenen Schnüren besetzt, voll Stickereien und silbernen Troddeln und Knöpfen; ein buntes seidenes Tuch locker um den Hals geschlungen, fällt vorn hinab, darf aber nicht das schneeweiße Hemd mit breiter Krause verdecken. Die engen Beinkleider, oft von Sammt, meistens aber von feinem Tuch, reichen bis an die Knie; um den Leib hat er die Faja, einen Gürtel von rother Seide, der mehrmals umgewickelt wird, und dessen Ende als Geldbeutel dient, und den man einschiebt; er hat feine weiße Strümpfe, niedere Schuhe und Kamaschen von hellbraunem Leder mit Stickereien und mit langen herabhängenden Schnüren verziert, vermittelst welcher die Kamaschen oben und unten so geschlossen werden, daß Strumpf und Wade sicht-

bar bleiben. Die Redecilla, ſo hieß das grüne Netz, in welches früher die Haare eingebunden wurden, iſt in Spanien faſt ganz abgekommen; aber nicht allein die Kleidung macht den Majo, er muß ein vortrefflicher Reiter ſein, er muß eben ſo gut mit dem Gewehr, als mit der Navaja und dem Punal umgehen können. Die größten Stierkämpfer Spaniens waren Andaluſier, und ein ächter Majo, ohne ſelbſt Torrero zu ſein, muß ſich doch auf der Plaza de Toros zeigen können. Daß er ſeinen Fandango kennen muß, verſteht ſich von ſelbſt; er muß aber auch die Guitarre fertig ſpielen, und alle bekannte Lieder auswendig wiſſen. Der Majo iſt natürlicher Weiſe verliebter Natur, aber er darf nicht den Schmachtenden ſpielen, und wenn er auch durch Freigebigkeit bis zur Verſchwendung ſeine Geliebte erfreut, ſo darf er doch ſonſt durch allzugroße Nachgiebigkeit ſeiner Würde nicht zu viel vergeben. Geiz ſoll er nicht kennen, eben ſo wenig Trunkenheit oder Weichlichkeit. Da er die Rache für Beleidigungen ſelbſt übernimmt, ſo ſteht er meiſtens mit den Dienern der Gerechtigkeit auf einem ſehr ſchlechten Fuße, weßhalb es auch wohl kommen mag, daß Majo noch die Nebenbedeutung eines Raufboldes hat. Alles in Allem genommen, würde man anderswo von einem Majo ſagen: Ein guter Kerl, aber mauvais sujet. Majos gibt es unter allen Ständen, und wie früher die meiſten Räuber, ſo gehören noch jetzt Contrebandiſten und Stierfechter zu ihnen. Die Maja iſt das würdige Ebenbild des Majo, heißblütig und verliebt, jammert ſie nicht über eine Untreue, die man an ihr begangen, ſondern weiß ſich mit dem Dolche ſelbſt zu rächen.

Im Allgemeinen iſt der Andaluſier, wenn er auch Lanze und Meſſer gut zu führen verſteht, doch ein ſchlechter Soldat, denn er iſt körperlicher Anſtrengung unfähig, und fürchtet ſich, ſein köſtliches Dieſſeits zu verlaſſen. Hat er nicht hier über ſich einen beſtändig blauen Himmel, warme balſamiſche Düfte umſonſt, die herrlichſten Früchte mit wenig Arbeit, und die ſchönſten Weiber der Erde!

Was kriegeriſche Eigenſchaften anbelangt, ſo ſtehen den Söhnen des Südens die Bewohner des Nordens, die Basken und Catalonier,

am auffallendsten gegenüber. Ueberhaupt sind die Basken das nobelste und tüchtigste Volk unter den Spaniern; sie sind fleißig, zuverläßig, arbeitsam und treu, und sie haben sich nicht nur auf dem Schlachtfeld als vortrefflich bewährt, sondern enthielten sich auch während der Bürgerkriege aller Ausschweifungen, wie denn überhaupt Zucht und Sitte ein Grundzug ihres Charakters ist.

An Fleiß und Gewandtheit kommen ihnen die Catalonier gleich; ihre Hauptstadt, Barcelona, ist die einzige Stadt Spaniens, in welcher Industrie und Handel blüht; auch das Landvolk ist unermüdlich, und man muß den schlechten Boden Cataloniens sehen, um die Ausdauer zu bewundern, mit welcher sie ihm die täglichen Bedürfnisse abringen. Wahr ist das spanische Sprüchwort:

El Catalan
Saca de la piedra pan,

das heißt: der Catalonier weiß selbst aus Steinen Brod zu ziehen; wenn sie Mannszucht lernen wollten, wären sie eben so gute als tapfere Soldaten.

Beides sind dagegen die Aragonesen, doch hört man sonst in Spanien nicht viel Gutes von ihnen sagen; man wirft ihnen grobe Sitte und Sprache vor. Sie sind bettelhaft, unersättlich, unverschämt. Zu der Anekdote, die man sich von einem Fremden bei uns erzählt, er habe einem Lastträger für eine geringe Dienstleistung einen Dukaten geschenkt, um zu sehen, ob dieser zufrieden zu stellen sei, worauf derselbe noch um eine Kleinigkeit zu einem Schnaps bat, damit er das schöne Goldstück nicht zu wechseln brauche, ließe sich in Aragonien manches Seitenstück finden.

Den schlimmsten Ruf unter allen Spaniern hat übrigens der Valencianer; man hält ihn für treulos, rachsüchtig und blutgierig, wo er das, nämlich ohne Gefahr, für sein theures Leben sein kann. Im Verhältniß kommen in Valencia Jahr aus Jahr ein die meisten Meuchelmorde vor; dabei ist er jedoch arbeitsam, nüchtern und sparsam bis zum Geiz.

Der Galizier iſt der Savoyarde Spaniens. In der Jugend wandert er mit ſeinem Nationalinſtrument, dem Dudelſack, aus ſeinem Dorfe nach einer größern Stadt, gewöhnlich nach Madrid oder Liſſabon; ſpäter wird er Waſſerträger, Hafenarbeiter oder Laſtträger, und als ſolcher arbeitet er fleißig und unermüdlich mit ſeiner beiſpielloſen Genügſamkeit, und dadurch, daß keiner wie er das Sparen und Zuſammenſcharren verſteht, gelingt es ihm meiſtens ſich ein kleines Kapital zu erwerben, mit dem er alsdann unfehlbar in ſeine Heimath zurückkehrt.

Der Aſturianer endlich iſt der Haushammel des Landes. Obgleich von Haus ungebildet und plump, läßt er ſich leicht nach der Hand ziehen, zu Dienſtleiſtungen abrichten, und iſt deßhalb, namentlich in den wohlhabenderen Häuſern von Madrid, als Bedienter ſehr geſucht.

Was das geſellſchaftliche Leben der Spanier anbelangt, ſo findet man für ſo viele Beluſtigungsarten bei uns, für Schauſpiele, Kaffeehäuſer, große langweilige Diners und ermüdende Soupers hier wenig Erſatz; nur bei ſeltenen feierlichen Gelegenheiten wird der einfache Lauf eines häuslichen ſpaniſchen Lebens unterbrochen, und ganz im Gegenſatze zu uns, die wir ſo gerne fremde Sitten und Gebräuche nachahmen, geſchieht dieß in Spanien äußerſt ſelten, und dann nur von den allerhöchſten Ständen. Einer Menge von Dingen, welche wir zu unſerer halbwegs behaglichen Exiſtenz für unumgänglich nothwendig erachten, z. B. einem gewiſſen Comfort in Möbeln, Kleidung und dergleichen, legt der Spanier ſehr wenig Werth bei, woher es denn auch wohl kommt, daß Fremde ſo leicht geneigt ſind, das geſellſchaftliche Leben der Spanier als einförmig und unerträglich zu verdammen.

Man kann ſagen, daß ſämmtliche öffentliche Beluſtigungen, Theater und Stiergefechte abgerechnet, in den Freuden des Paſeo beſtehen, des Spazierengehens, dem das ſpaniſche Volk jeden Standes, Alters und Geſchlechtes mit wahrer Leidenſchaft nachgeht. Hat doch ſelbſt

jedes Dörfchen hier einen Platz mit zwei Reihen Bäumen bepflanzt, mit ein paar steinernen Bänken, und wenn's hoch kommt, auch einer Fontaine, unter dem stolzen Namen einer Alameda. Hier werden die Sommerabende zugebracht, man geht umher, man plaudert, man trinkt ein Glas frischen Wassers, welches des heißen Klima's wegen, und auch wohl als Anklang aus der Maurenzeit bei den Spaniern eine große Rolle spielt. Einer andern eigenthümlichen Belustigung erwähnte ich schon in Valencia. Es sind dieß die Versammlungen der Männer Morgens zwischen zehn und eilf Uhr, auf irgend einem öffentlichen Platze, Corillos; hier in Madrid auf der Puerta del Sol, und man findet sich da mit demselben Eifer ein, wie man bei uns ein Kaffeehaus oder einen politischen Klubb besucht.

Was nun die häuslichen Vergnügungen der Spanier anbelangt, die sogenannten Tertullas, so wird der Einheimische und Fremde selten für einen gewissen Abend dazu eingeladen; wer sich bei einer spanischen Familie vorstellen läßt, wird gebeten, „das Haus als das seinige zu betrachten," und eine solche Einladung gibt ihm ein Recht, so oft zu kommen, als es ihm beliebt. Erscheint er zur Zeit des Mittagessens, so versteht es sich von selbst, daß er am Tische Platz nimmt, kommt er zur Siesta, so ist Niemand für ihn zu Hause, stellt er sich Abends ein, und die Familie ist zufällig nicht auf der Alameda, so kann er, wenn es ihm gefällt, da bleiben, und am Gespräche Theil nehmen, wenn er musikalisch ist, die Gesellschaft durch Klavier- oder Guitarrenspiel erfreuen. Dazu kommen dann bald ein Paar Castagnetten zum Vorschein, man ersucht die jungen Damen zu singen oder zu tanzen, was nun auch meistens nach Herzenslust geschieht. Bälle nach unserer Art oder Tanzpartieen sind dagegen in Spanien äußerst selten, und fangen selbst jetzt erst nach und nach in der höheren Gesellschaft an Eingang zu finden. Da bei diesen Zusammenkünften keine Erfrischungen gereicht werden, höchstens eine Tasse Chocolade, wenn es lange dauert, so ist das ein eben so wohlfeiles Ver-

gnügen, wie das Spazierengehen, weßhalb auch faſt alle Stände, Arme wie Reiche, häufig ihre Tertullas halten. Die Zwangloſigkeit dabei erſtreckt ſich auch auf die Kleidung, und es wird Niemand einfallen, wenn er ſich vom Paſeo weg zu einer Tertulla einfindet, vorher eine gewähltere Toilette zu machen.

Bei allen Zuſammenkünften, ſowie überhaupt im geſellſchaftlichen Leben der Spanier nehmen die Frauen einen wichtigen Platz ein. Wenn man in einer Tertulla ein wenig aufmerkſam iſt, ſo bemerkt man gleich, daß überall kleine Herzensangelegenheiten abgemacht werden. Es iſt dieß aber ſo begreiflich bei dieſem leicht erregbaren Volke, und ich möchte den ſehen, der kalt bleibt, wenn eine Spanierin mit ihren ſchönen Augen und der Kunſt, ſie zu gebrauchen, es darauf abgeſehen hat, ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen.

Wenn die Geſetze der ehelichen Treue hier im Allgemeinen nicht ſo ſtreng gewahrt werden, wie wir dieß wenigſtens vom geſellſchaftlichen Leben bei uns behaupten, ſo wird dagegen die Treue der Liebe und ihre Geſetze um ſo heiliger gehalten. Eine Spanierin, die ihrer Freundin gewiß keine Vorwürfe darüber machen wird, oder den vielleicht befreundeten Gemahl warnen, wenn ſie einen Cortejo gefunden, iſt dagegen wohl im Stande, dieſen Liebhaber von einem Verrath zu benachrichtigen, der gegen ihn begangen werden ſoll. Treuloſigkeit in der Liebe wird von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, ſowie dagegen die Geſellſchaft faſt jedes Verhältniß, welches die Liebe knüpft, bereitwillig ſchützt. Huber in ſeinen Skizzen aus Spanien ſagt: Die Spanierinnen machen die Liebe zu ihrer Hauptbeſchäftigung und ſehen die Pflichten und Geſetze derſelben als die wichtigſten und bindendſten an.

Die ſtrengen Urtheile, welche über die Spanierinnen gefällt werden, entſpringen übrigens, wenn ſie nicht blos das Produkt der Eitelkeit und der Einbildungskraft ſind, aus der großen Freiheit und Ungezwungenheit im Ausdrucke, aus derſelben Franqueza, welche dem ganzen geſellſchaftlichen Leben der Spanier zu Grunde liegt, und den

Fremden bei oberflächlicher Beobachtung, bei der Gewohnheit theoretiſcher Schlüſſe, oder ſehr oft bei einer großen Eitelkeit, leicht zu ſehr irrigen Folgerungen und Anſichten verleitet. Was indeſſen auch die Spanierinnen für Fehler haben mögen, ſie ſind weder zu coquet noch prüde, und das iſt ſchon ſehr viel.

Was die Frauen nun außer der Liebe in das geſellſchaftliche Leben der Spanier bringen, und woran die ganze Geſellſchaft Theil nehmen kann, während die Liebe dem Einzelnen gehört, iſt eine unvergleichliche, natürliche Anmuth in der Rede, in dem Blicke, in allen Bewegungen, kurz in ihrem ganzen Weſen, welche man in der Art nirgends wieder findet, einen natürlichen Verſtand und Witz, mit einer Leichtigkeit und Kraft des Ausdrucks verbunden, die wirklich bei dem faſt gänzlichen Mangel an eigentlicher Erziehung und Unterricht erſtaunenswerth iſt, einen Enthuſiasmus für den Ruhm, die Unabhängigkeit und Freiheit des Vaterlandes, und überhaupt eine Lebendigkeit und Friſche aller Gefühle und Intereſſen, ſei es Liebe, Religion, Haß, Eiferſucht, Freude oder Schmerz, die ſich ohne falſche Scham oder Prüderie äußert, und bei jeder Gelegenheit wie ein unbändiger Strom hervorbricht, in begeiſterten Worten, glühenden Blicken und den ausdrucksvollſten und doch anmuthigſten Bewegungen.

Ein charakteriſtiſcher Zug in dem geſellſchaftlichen Leben der Spanier iſt der in andern Ländern unbekannte Grad von geſellſchaftlicher Freiheit und Gleichheit, der in der Tertulla, auf dem Paſeo, auf der Plaza, den Handwerker, den Kaufmann, den Offizier, den Beamten, den Geiſtlichen von jedem Range, den Adeligen, den Marques und Grafen, auf einem Fuß der vollkommenſten Gleichheit in Berührung bringt.

Was aber in Spanien die Geſellſchaften trennt, iſt nur die geiſtige Bildung, die geiſtigen Bedürfniſſe, nicht die äußere Stellung ihrer Mitglieder, und innerhalb deſſen, was man im Allgemeinen die gebildeten Stände nennt, gibt es keine geſellſchaftliche Ariſtokratie und Abſonderung. Hier ſind höchſtens nur einige Ueberreſte der alten

lehrte er mich, wie man Kaffee, Zucker ꝛc. abzuwiegen habe, ohne die Kunden zu beeinträchtigen und dem Prinzipal zu ſchaden. Während dieſer Lektion verſchwand einmal mein junger Vorgeſetzter in das Nebenzimmer, wo wir geſpeist hatten. Dann hörte ich zuweilen die Stimme der Jungfer Barbara leiſe ſprechen, und mein feines, geübtes Ohr vernahm deutlich das Geklapper von Taſſen, ein Geräuſch, das zu ſüßen Hoffnungen berechtigte, die aber wenigſtens für mich nicht in Erfüllung gingen. Philipp dagegen ſchien der Jungfer Barbara eine Kaffeevisite gemacht zu haben, denn obgleich er ſich bei der Zurückkunft mit dem obern reinlichen Theil ſeines Ueberärmels das Geſicht tüchtig wiſchte, konnte er doch einige braune Flecke nicht vertilgen, die ſich in ſeinem langen faltigen Mundwinkel feſtgeſetzt hatten. Natürlich verdroß mich dieſe Vernachläſſigung meiner Perſon, da ich obendrein heute noch als Gaſt betrachtet werden konnte. Da bemerkte ich aber zu meiner großen Verwunderung, daß der gute Prinzipal eben ſo wenig zum Kaffee geladen wurde, oder überhaupt welchen erhielt, wie ich: vielmehr erklärte ihm ſpäter Jungfer Barbara auf ſeine Frage ins Nebenzimmer hinein, ob heute Kaffee bereitet würde, ſie habe keine Zeit. O weh! in mir ſtiegen ganz ſonderbare Ideen auf, und wenn ich in Jungfer Barbara alsbald eine mächtige Perſon erkannt hatte, ſo konnte ich nach dieſem Vorfalle nicht umhin, erſtaunt an

Grandezza auszunehmen, deren Leben nur dem Hof angehört. — Was unter- oder außerhalb dieſer Gränze liegt, hat, wie ſich denken läßt, nicht den Wunſch, ſie zu überſchreiten, ſondern hält ſich zu Seinesgleichen; aber wo der Zufall die untern oder unterſten Stände mit den höhern oder höchſten zuſammenführt, z. B. auf Reiſen, ſogar in Verhältniſſen vorübergehender Dienſtleiſtungen, da geſchieht es immer mit der vollkommenſten Gleichheit, die aber auch nur dadurch möglich wird, daß die unteren Stände geiſtig nur durch größere Unwiſſenheit ſich von den höheren unterſcheiden, während ſie alle natürlichen Anlagen mit ihnen gemein haben, beſonders aber einen natürlichen Anſtand, eine Würde des Benehmens und der Haltung, und eine Leichtigkeit und Kraft des Ausdruckes, der kriechende oder rohe Gemeinheit ausſchließt, und es dem Gebildeten, dem Vornehmen möglich macht, mit dem gemeinen Manne, wie mit Seinesgleichen umzugehen. So geſchieht es denn, daß die äußern Formen der Höflichkeit und der geſellſchaftlichen Berührungen unter allen Ständen ziemlich dieſelben ſind, alſo daß der gebildete Städter ohne unangenehme Empfindung oder Berührung in eine Venta voller Fuhrleute oder Maulthiertreiber, oder in ein Bauernhaus, und der Landmann oder Maulthiertreiber ohne Verlegenheit oder Demüthigung in das eleganteſte Kaffeehaus oder in die Wohnung des reichſten Städters tritt. Dieſe Art von geſellſchaftlicher Freiheit und Gleichheit, der rechtliche Stolz, die ernſte gemeſſene Höflichkeit, die edle Haltung, die man durchgehends auch bei den untern Volksklaſſen in Spanien findet, bringt bei dem Fremden eine Art von bleibender angenehmer Empfindung, ein gewiſſes Behagen hervor, was ich wenigſtens in keinem andern Lande empfunden, ſondern im Gegentheil häufig ſchmerzlich entbehrt habe. Ja, auf die Gefahr hin, nicht recht verſtanden zu werden, geſtehe ich, daß dieſes Gefühl mir alle Beſchwerlichkeiten oder Gefahren, welche ſonſt mit dem Reiſen in Spanien verbunden ſein mögen, nicht nur erträglich, ſondern angenehm gemacht hat, daß ich jetzt mit einer Art von Sehnſucht der

Abende gedenken kann, die ich nach ermüdenden Ritten in den spanischen Ventas zugebracht habe.

Dreizehntes Kapitel.

Escorial.

Winterlandschaft. Der Herzog von Rianzares. Der Leichenzug der Prinzessin. Eine Feenburg. Der Escorial. Ein blinder Führer. Philipp der Zweite in der Schlacht. Kloster und Kirche. Aussicht von der Kuppel. Der Rost San Lorenzo's. Nacht und Nebel. Der Leichenconduct. Die Uebernahme der Prinzessin. Nächtliches Kirchenamt. Die königliche Gruft. Die Beisetzung. Abschied vom Escorial.

Schon längere Zeit hatten wir auf günstige Witterung gewartet, um den Escorial zu besuchen; um diesen Ausflug zu machen, wünschten wir schon ein klein wenig Sonnenschein, denn der Escorial liegt bekanntlich noch weit höher als Madrid, in eine Schlucht des mächtigen Guadarramagebirges geschmiegt, welches, wie wir uns häufig von der Terrasse des königlichen Schlosses durch den Augenschein überzeugten, selbst auf seiner, Madrid zugekehrten, Südseite von oben bis unten mit einem weißen Schneemantel bedeckt war. Endlich kam trotz Eis und Schnee eine für unsere Tour entscheidende Stunde. Am fünften Januar ward die Königin Isabelle bekanntlich von einer Infantin entbunden, welche am achten desselben Monats starb und am dreizehnten im Escorial beigesetzt werden sollte. Man sagte uns, eine so günstige Gelegenheit, den Escorial in alter Pracht und Herrlichkeit aufleben zu sehen, dürften wir nicht vorübergehen lassen, weßhalb wir uns denn rasch entschlossen, nicht mehr auf Sonnenschein und warme Witterung zu warten, sondern einen Platz auf der Postkutsche zu nehmen, die alle zwei Tage Morgens früh um sechs Uhr aus der Calle de Fuentes nach dem Escorial abgeht.

So rollten wir denn am zwölften in der Morgendämmerung durch die Straßen, hatten angenehmer Weiſe die Berline erhalten (mit dem Coupé unſerer Eilwagen gleichbedeutend), konnten alſo frei vor und um uns ſchauen und erblickten, als wir am königlichen Schloß vorbeifuhren, hier Infanterie- und Kavalleriemaſſen, welche auf der Plaza del Oriente und in den angränzenden Straßen aufgeſtellt waren und Spaliere gebildet hatten für die arme kleine Prinzeſſin, deren Körper, von großem Gefolge escortirt, ſchon eine Stunde vor uns Madrid verlaſſen hatte. Vor dem Thore, auf der Landſtraße nach Galizien, dem Paſeo de la Florida, begegneten uns reichvergoldete Staatskutſchen mit ſechs, acht und zehn Pferden oder Maulthieren beſpannt, die ſchwarze Federbüſche an den Köpfen und lange Trauerflöre an den Geſchirren trugen, begleitet von Kavalleriepikets. Sie hatten der Infantin das Geleite bis ans Weichbild der Stadt gegeben, von wo der Leichenzug in einfacherer Pracht nach dem Escorial gehen ſollte.

Es war ein froſtiger, nebeliger Morgen, der Boden ziemlich hart gefroren, weßhalb die Räder des Wagens freilich nicht ſo tief in den Koth einſchnitten, wir aber deſto empfindlichere Stöße erleiden mußten. Die mächtigen Ulmen am Wege auf dem eben erwähnten Paſeo, ſowie die Sträucher am Ufer des Manzanares gaben uns recht das Bild eines heimathlichen Winters, der kleine Fluß hatte an ſeinen weißbereiften Ufern ſogar Eis angeſetzt, die gewaltigen Bäume ſowie die Sträucher zeigten ihre ſchwarzen, kahlen Aeſte. Der Mayoral hatte Naſe und Mund mit einem dicken Tuch verbunden, und der Zagal ſtrampelte mit Händen und Füßen, um ſich warm zu halten, da er mit ſeinem gewöhnlichen Geſchäft, dem Antreiben der Maulthiere, nicht viel zu thun hatte; vor unſere Kutſche waren nämlich ſechs tüchtige Pferde geſpannt, die mit leichtem Zungenſchlag und der Peitſche angetrieben, uns in einem gleichmäßigen tüchtigen Trab dahinzogen. Bis an die Brücke des Manzanares fuhren wir in der Ebene, dann aber hatten wir gleich wieder das uns bekannte Terrain der Mancha, beſtändig Berg auf und ab, durch ein ödes, unfruchtbares, langweiliges

Land. Die Straße von Madrid nach dem Escorial iſt eine lange Strecke zugleich der Weg zu dem Luſtſchloß la Granja, wo ſich der Hof während des Sommers mehrere Monate aufhält, und deßhalb recht gut erhalten. Auf einem hohen Damme ziemlich aufſteigend, der durch ein Thal mit ſteilen Wänden in die Höhe führt, kletterten unſere Pferde langſam empor und ließen uns vollkommen Zeit, einen Rückblick auf die Stadt zu werfen, deren Häuſermaſſen undeutlich im Nebel verſchwimmend hinter uns lagen. Rechts und links dehnte ſich das kahle Land weit hinaus, ein kleiner Hügel am andern, keine Bäume, faſt nirgends ein Strauchwerk, höchſt ſelten die Spur einer menſchlichen Wohnung. Hie und da bemerkte man einen Streifen Schnee, welcher den Anblick der graugelben Fläche doch um etwas belebter machte. Es war an dieſem Bergabhange, wie man uns erzählte, wo Königin Chriſtine ihren zweiten Gemahl, den damaligen Senor Munoz, jetzigen Herzog von Rianzares kennen lernte; ſie begab ſich nach la Granja, und ihre zehn Maulthiere waren nicht im Stande, den ſchwer bepackten Reiſewagen, ohne mehrmals ſtehen zu bleiben, den Berg hinauf zu bringen. Bei einer ſolchen Raſt ſtanden die Thiere obendrein nicht feſt, und der Wagen fing an rückwärts zu rollen, was gerade an dieſer Stelle hätte ſehr gefährlich werden können, denn wie ſchon erwähnt, führt die Straße hier über einen hohen Damm von zuweilen an ſechzig bis achtzig Fuß Höhe. In dieſem Augenblicke warf ſich ein junger Mann von der berittenen Leibwache der Königin von ſeinem Pferde, ſprang an den zurückweichenden Wagen hin, griff mit rieſenhafter Stärke in die Speichen eines der Hinterräder und brachte ihn zum Stehen. Von der Königin blieb dieſe That, ſolch ein kräftiger Ausdruck der Ergebenheit, nicht unbemerkt; doch hatte Senor Munoz eine ſo glänzende Belohnung, wie ſie ihm ſpäter zu Theil wurde, wohl nicht erwartet.

Jetzt erreichten wir die Hochebene, und der Mayoral, der mit einem kräftigen Peitſchenſchlag ſeine ſechs Pferde zum geſtreckten Lauf antrieb, zeigte darauf vor uns hin auf die Straße, wo ſich in weiter

Ferne ein nebelhaft verſchleiertes Gefühl von Wagen, Reitern und Fußgängern bewegte, — der Leichenzug der Prinzeſſin. Da wir ſehr ſcharf fuhren, ſo erreichten wir in einer halben Stunde die letzten der Begleitung, escortirende Infanteriemaſſen, fuhren in kurzem Trabe zwiſchen ihnen hindurch, und darauf langſam an dem ganzen Zuge vorüber. Es war ein intereſſantes Bild, eine Erinnerung an alte ſpaniſche Pracht und Herrlichkeit mit gewaltigem, ergreifendem Contraſte, wenn man die großen reichverzierten Equipagen mit zahlreicher Dienerſchaft in gold- und ſilbergeſtickten Röcken, die Pferde mit prachtvollen Geſchirren bedeckt ſo in der kalten, traurigen Winterlandſchaft dahinziehen ſah. Aeußerſt maleriſch nahm ſich die berittene Leibwache der Königin aus, die in aufgelöſten Reihen, in Gruppen von zwei und drei ritt, feſt in ihre weißen Reitermäntel gewickelt, ſchöne, hohe Leute auf großen, kräftigen Pferden, in der rothen, goldgeſtickten Uniform mit weißen, anliegenden Beinkleidern und hohen, glänzenden Reitſtiefeln, auf dem Kopfe den blitzenden Helm. Unſer Zagal voltigirte vom Bocke herab, und näherte ſich mit abgezogenem Hute einem der commandirenden Offiziere, den er im Auftrag des Mayoral um Erlaubniß bat, an dem Zuge im Trab vorbeifahren zu dürfen. Dieß wurde denn auch freundlichſt, aber mit der Weiſung bewilligt, die Pferde vorn beim Leichenwagen im Schritte gehen zu laſſen. Bald ließen wir die Reiter hinter uns und erreichten wieder andere Kutſchen, ſchwere Dienſt- und Reiſewagen mit Hochwürdenträgern, Kammerherren, zahlreicher Dienerſchaft, Köchen und Hellebardieren der Königin angefüllt. Ihnen voraus fuhren abermals ein paar Staatscaroſſen mit hoher und niederer Geiſtlichkeit, und dann erreichten wir den Leichenwagen, der im langſamſten Schritte von zehn ſchwarzen Maulthieren mit dunkler Beſchirrung und wehenden Federbüſchen auf den Köpfen gezogen wurde. Zu Fuß gehende Stallleute in ſchwarzer Livree führten die Zügel der Thiere. Beſonders dieſer Wagen mit der kleinen Kinderleiche hatte hier in der weiten, düſteren, einſamen Ebene etwas unbeſchreiblich Rührendes. Auf ſeinem Untergeſtell be-

fand ſich ein auf vier Säulen getragener Baldachin, unter dem der kleine Sarg ſtand, verhüllt mit einer rothſammtnen, goldgeſtickten Decke, deren Franſen ſo tief herabhingen, daß ſie beſtändig geſtreift wurden von den langſam ſich umdrehenden Rädern. Dieſe ſowie der ganze Wagen waren aus weiß lakirtem Holze, alles mit künſtlichen Roſenguirlanden umwunden. Obenauf lag ein mächtiger Blumenkranz, zwiſchen dem die königliche Krone hervorragte. Unſer Mayoral und Zagal, ſelbſt der vorreitende Poſtillon und natürlicher Weiſe auch wir Paſſagiere, nahmen unſere Hüte ab, bis wir bei dem Leichenwagen vorbei waren, dem abermals ein Trupp von der berittenen Leibwache der Königin vorauszog, dann aber machte ſich unſer Roſſelenker eine friſche Papiercigarre, rief dem Poſtillon ein lautes vorwärts! zu, knallte ſeinen Thieren tüchtig eins über, und dahin ſausten wir, nach ächt ſpaniſcher Manier im geſtreckten Galopp der Pferde, bald den ganzen Leichenconduct weit hinter uns laſſend. Doch noch lange nachher, wenn ich aus dem Fenſter zurückſchaute, bemerkte ich den weißen Wagen, wie er langſam auf der dunklen Chauſſee hin und her ſchwankte.

Nach einer Stunde tüchtigen Fahrens erreichten wir die erſte Station, die Pferde wurden ausgeſpannt, dagegen die unvermeidlichen Maulthiere vorgelegt, und mit ihnen hatten wir auch wieder das beſtändige, unerträgliche Peitſchengeknall und das ewige gellende Geſchrei von Mayoral, Zagal und Delantero. Die Gegend blieb ſich in ihrer Langweiligkeit völlig gleich, bald ging es auf der breiten Straße ziemlich ſteil abwärts, dann wieder ebenſo aufwärts; rechts und links beſtand die ganze Abwechslung in bald kleinern, bald größern Hügelreihen in ſchmutzig grauer oder gelbröthlicher Färbung. Zuweilen zeigten ſich einige verkümmerte Bäume, kleine Buxbaumſträucher, Ginſter und zwiſchen der Straßeneinfaſſung, aus roh über einander gelegten Steinen beſtehend, wucherten Diſteln und Brombeerſtauden. Der Himmel war uns nicht ganz ungünſtig, es regnete nicht, ja das graue Gewölk, welches heute Morgen ſchon über uns lagerte, wurde lichter

und durchsichtiger, und zuweilen sogar blickte aus der grauen Fläche eine blaue Stelle, welche aber bald wieder von Nebelmassen bedeckt wurde.

Der Guadarrama wuchs scheinbar vor uns in immer majestätischeren Massen auf. Seine Schneeumhüllung, welche ihn uns von Madrid aus fast weiß erscheinen ließ, sah hier durch tief eingehende Schluchten und vorspringende Felswände zerrissen und zerfetzt aus und ließ seine schroffen, zerklüfteten Formen um so deutlicher erkennen. Nach der zweiten Station überschritten wir einen Ausläufer des Gebirges, und zwar auf einer Straße, die man selbst in Deutschland hätte vortrefflich nennen können, in Spanien aber überraschend schön. sie war gut geebnet und stieg, kunstvoll angelegt, an den steilen Felsen in Windungen in die Höhe; den Weg größtentheils hier durchzusprengen war keine kleine Arbeit gewesen, die Abräumung, mächtige Felsenplatten und riesenhafte Blöcke, befand sich noch zu beiden Seiten der Straße. Unsere Maulthiere liefen in einem starken Trabe hinauf, und daß sie das auszuhalten im Stande sind, darin besteht der Vorzug, den man ihnen hier in Spanien, und mit großem Recht, vor den Pferden gibt.

Auf der Höhe angelangt, hatten wir vor uns ein weites Thal, hinter dem der Hauptzug des Guadarrama stolz und mächtig emporstieg, und zu gleicher Zeit einen Anblick, den ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. „Escorial!" rief der Mayoral, indem er vor sich hinzeigte. Und an der gegenüber liegenden Felswand, sich scharf abhebend von der Schneedecke, welche sich dort befand, sahen wir in dunklen schweren Massen das riesenhafte Kloster mit seiner gewaltigen Kuppel und seinen hohen Thürmen, wie eine Feenburg thronen! Ja, wie eine Feenburg! wie das Schloß eines mächtigen Zauberers, der sein Werk hoch in die Luft hingestellt hat. Denn gerade so sah es aus. Ein Nebelstreifen hatte sich unten um die Grundmauern des Gebäudes gelagert, einer weißen Wolke ähnlich, die dasselbe zu tragen schien. Ueberraschend im höchsten Grade war

dieſer Anblick; dazu war die Sonne ſo freundlich, in dieſem Augenblicke einen kleinen Strahl ihres Lichtes zu ſenden, welcher auf die wogenden Nebelmaſſen fiel, ſie hell beglänzte und einen wohlthuenden Schimmer auf die finſtere Häuſermaſſe fallen ließ. Dieß Bild allein hätte ſich der Reiſe hieher verlohnt. — Und während wir abwärts rollten, blieb das Zauberſchloß noch lange unverrückt vor unſeren Augen wie hoch in der Luft ſchwebend ſtehen.

Der Escorial, eigentlich San Lorenzo el real la Victoria, wie der wahre Name des berühmten Hieronymitenkloſters iſt, hatte von ſeinem Stifter, König Philipp II., ein ungeheures Territorium von Ländereien erhalten, die ſich ſüdlich von ihm ausbreiten. Hier befanden ſich früher Fruchtfelder, Parkanlagen, und für die Mönche Spaziergänge jeglicher Art durch Wald und Flur. Schon zwei Stunden vorher, ehe man den Escorial erreicht, kommt man an ſeine äußerſte Gränze, ein Gebäude mit weitem, hohem Thorbogen, hinter dem aber leider die gute Straße aufhört und man bei einem rieſelnden Bergwaſſer vorbei wie über einen Waldgrund fährt. Hier iſt von der ehemaligen Chauſſirung des Weges kaum eine Spur mehr übrig geblieben; die Mauern, welche ihn früher begränzten, ſind zuſammengeſtürzt, haben die Straße verengt und auch wohl hie und da das Flußbett ausgefüllt, ſo daß das Waſſer ſchäumend anprallt und ſich nun über die benachbarten Gründe einen anderen Weg ſuchen muß. Gleich hinter dem oben erwähnten Thorbogen erblicken wir zu unſerer Linken ein mächtiges, vielleicht dreißig Fuß hohes Kreuz, welches auf der Stelle, wo es ſteht, mit ſeinem maſſenhaften Piedeſtal aus einem einzigen Steinblocke gehauen wurde. Von angeſetztem Moos und Flechten hat es eine grünliche Farbe angenommen und paßt ſo recht in die traurige, öde Wildniß. In der beſſeren Jahreszeit, wenn alles grün iſt, mag es hier wohl freundlicher ſein und alsdann das murmelnde Waſſer unter den dicht belaubten Eſchen, Erlen und Ulmen vielleicht allerlei ſonderbare Dinge erzählen, die ſich hier heimlich begaben; denn in der alten Zeit war der Escorial nicht nur ein Aufent-

halt für Mönche, ſein Gründer Philipp II. brachte hier mit dem ganzen Hofe jährlich einige Monate zu, und die armen ſpaniſchen Hofdamen und Edelfräulein, die ſich gewiß in den düſtern Kloſtermauern entſetzlich langweilten, liebten es wahrſcheinlich, ihre Spaziergänge bis hier ans alte Kreuz auszudehnen, an deſſen moosbedecktem Fuße man ſicher oft einige von ihnen gelagert ſah, wenn auch vielleicht nicht immer in inbrünſtigem Gebet begriffen. —

Wir laſſen es hinter uns, der Weg iſt zuweilen ſo eng, daß die überhängenden Zweige den Wagen ſtreifen, und wird dabei ſo kothig, daß unſere armen Maulthiere nur mit Mühe fortkommen. Dazu geht es nach einiger Zeit wieder ziemlich ſtark bergan, doch erhalten wir glücklicher Weiſe Vorſpann und zwar zu unſeren ſechs Maulthieren noch vier Pferde, welche durch einander zu drei und drei geſpannt werden, und ſo fahren wir nun unverdroſſen wieder in ſcharfem Trab vorwärts. Wir nähern uns dem Ziele und erkennen das hier an regelmäßigen Alleen, die unſern Weg durchſchneiden, dort an Thoren mit oder ohne Eiſengitter, die wohl auf Felder und in umſchloſſene Parks führen. Letztere ſcheinen noch gut unterhalten zu ſein, man ſieht freiſtehende Gruppen von mächtigen Bäumen neben niederem Gebüſche, Wege, die ſich um ſie herum ſchlängeln, und von ihnen weg nach großen Teichen und ummauerten Baſſins führen. Auch einen Springbrunnen bemerken wir, der ſeine kalten Waſſerſtrahlen in die winterliche Luft hinaufſpritzt; endlich auch wird der Weg wieder breiter und iſt von einer hohen Granitmauer eingefaßt, über welche Steineichen ihre immergrünen Zweige hinausſtrecken. Wir biegen um eine Ecke, und vor uns liegt das gewaltige Kloſterſchloß, ernſt, ja düſter auf ſeinen Terraſſen und Plattformen, die ſich gleich ſteinernen Redouten vor ihm erheben. Wie ſehr man auch auf dieſen großartigen Eindruck vorbereitet ſein mag, der erſte Anblick des Escorial überwältigt jede Erwartung. Ich glaubte ein Haus zu finden, ſagt Rochau, und ſah ein ausgehöhltes Granitgebirge vor mir.

Man nennt Juan Bautiſta de Toledo und Juan de Herrera als

die Baumeiſter des Escorial, aber ich glaube nicht an dieſe Namen, ich bin überzeugt, daß der Escorial von dem Künſtler herrührt, der ſich erbot, den Athos zum Standbild des macedoniſchen Alexander umzumeißeln. Wie die eiſerne Nothwendigkeit ſteht der ſtarre kalte Rieſenbau da, als ob er gewiß wäre, das Weltende zu überleben. Und ſicherlich, wenn von allen Bauwerken, die Spanien ſeit dem Ende der Römerzeit bis auf den heutigen Tag errichtet hat, wenn von allen ſeinen Schlöſſern und Kathedralen einſt kein Stein mehr auf dem anderen ſein wird, dann wird noch immer eine finſtere und ſtolze Kloſterruine am Guadarrama von der Fabelzeit Philipp's II. zeugen, die in wahnſinnigem Hochmuth auf dieſem Fußgeſtell einen Platz einnehmen wollte zwiſchen der Menſchheit und Gott. Der Escorial iſt ein Denkmal der maßloſeſten Selbſtſucht, die zumal durch die Naivetät Grauen erregt, mit welcher ſie ſich für lautere Frömmigkeit hält und ausgibt. Ein Grabſtein für ſeinen königlichen Leichnam und eine ununterbrochene Fürbitte für ſeine königliche Seele: das war der große Zweck Philipp II. bei der Gründung des Lorenzkloſters. Zweihundert Mönchen war es zur Aufgabe ihres ganzen Lebens geſtellt, zu beten und Meſſen zu leſen für das Seelenheil eines einzigen Sünders, fort und fort bis an das Ende der Zeiten. Von den Häuptlingen alter Völker leſen wir, daß ſie ihre Weiber und ihre Lieblingsſclaven auf ihrem Grabe ſchlachten ließen; der Beherrſcher Spaniens hat hundert, ja tauſend Generationen, ſo wenigſtens lag es in der Abſicht Philipp's II., dazu beſtimmt, auf ſeinem Sarge nicht etwa zu ſterben, ſondern in Banden des Leibes und des Geiſtes zu leben.

Der Nebel, welcher um die Terraſſen des Escorials wogte, hatte ſich weder ganz gehoben noch ganz geſenkt, und wenn aus Schluchten des Guadarrama zuweilen ein Windſtoß herüber fuhr, ſo qualmte er hoch empor und verhüllte das rieſenhafte Gebäude mit ſeinen Wolken, ſo daß es ausſah, als brenne irgendwo in der Tiefe ein mächtiges Feuer, das ſeine mächtigen Rauchmaſſen hoch empor ſende. Zu guter Letzt hatten unſere Zugthiere noch einen ſchweren Stand; es ging

Philipp hinauf zu ſehen. Welche enorme Talente und Kenntniſſe mußte er beſitzen, um ſogar vor dem Prinzipal einen Vorzug zu erhalten!

Als es Abend wurde, gegen acht Uhr, zog der Herr Reißmehl ſeine Schreibärmel und ſeine Jacke aus, die er hinter ſeinem Pult an einen großen Nagel hing; ſeine Nachtmütze ſetzte er einem kleinen ſteinernen Ungeheuer auf, das auf dem Ofen ſtand, und das er dabei freundlich auf die Backen klopfte, dann ſchloß er die Schreibſtube ab, warf ſich in das Coſtüm, in dem er ſeine Gärtenviſiten machte, ſetzte den Hut eben ſo vorne über und vervollſtändigte dieſen Anzug durch ein langes ſpaniſches Rohr mit ſilbernem Knopfe, worauf er ſich bei Jungfer Barbara beurlaubte, einen prüfenden Blick im Laden umher warf, hie und da eine Schublade zudrückte, die etwas geöffnet war, oder ein Gefäß vorzog, das zu weit nach hinten ſtand. Als er bei mir vorbeikam, ſah er mich einen Augenblick durch ſeine Brille an, nickte mit dem Kopfe und fragte, wie mir das Geſchäft gefalle. Darauf blieb er unter der Ladenthür ſtehen und rief den Mops, die kleine Fanny, heraus, die auch herbeigewatſchelt kam und den Prinzipal bis vor das Haus begleitete, dann aber eilends zurückkehrte.

Philipp gab mir einige blecherne Oelmaaße zu putzen, und während ich dies Geſchäft beſorgte, verſchwand er in's Nebenzimmer, von wo er erſt gegen neun Uhr

ſehr ſteil aufwärts bis zum Städtchen, welches neben dem Kloſter liegt, und nur mit lautem Geſchrei und Peitſchenknallen konnte man die Maulthiere und Pferde auf ihren Beinen erhalten. Dazu fanden wir in der ſchlecht gepflaſterten engen Straße Glatteis und waren in der That recht zufrieden, als wir endlich ohne beſondere Unglücksfälle vor der Poſt hielten. Wir hatten von Madrid hieher — eine Entfernung von ſieben Leguas — acht Stunden gebraucht. Das Städtchen Eſcorial, wohl von Eſcorias, erſchöpften Mienen, die ſich in der Nähe befinden, abgeleitet — Eſcurial haben die Franzoſen daraus gemacht, — nach welchem das Kloſter benannt iſt, liegt etwas höher als dieſes; es iſt klein und nimmt ſich wie ein Anhängſel der gewaltigen Steinmaſſen da drunten aus. Seine einzige ordentliche Straße wird in der Mitte von einem klaren aber ſehr ſchmalen Bergwaſſer durchſtrömt, und eine Häuſerreihe derſelben beſteht aus zuſammenhängenden, maſſiv aufgeführten Gebäuden, welche früher zu Wohnungen für Gefolge und Hofdiener benützt wurden. Auch befand ſich hier der Palaſt, welchen die Infanten für ihre Familien bauten, der übrigens nie beendet wurde. Während der langen Bürgerkriege dienten dieſe kleinen, unfertigen, aber feſten Häuſer bald dieſer bald jener Partei, welche ſich gerade darin verſchanzte, was auch nicht zu ihrer Erhaltung beitrug. Und ſo ſind die meiſten von ihnen jetzt nur noch Ruinen mit eingeſtürzten Dächern und ohne Fenſter und Thüren.

Im Gaſthofe zur Poſt bekamen wir ein paar gute Zimmer nach ſpaniſchen Begriffen, d. h. einen kleinen Salon mit Binſenmatten, in dem aber weder Thüre noch Fenſter gehörig zu verſchließen waren; draußen war es recht kalt und zu unſerer Erwärmung wurden wir mit einem Braſſero voll glühender Kohlen verſehen; unſere Betten ſtanden in zwei dunklen Alkoven. Doch machten wir von dieſer Wohnung im Augenblick nur ſehr kurzen Gebrauch; es drängte uns, ſchon heute von dem Kloſter ſo viel wie möglich zu ſehen, denn man hatte uns geſagt, wegen der Feierlichkeiten der Beiſetzung könnte es uns vielleicht morgen ſchwer gemacht werden, das Innere genau zu betrachten.

Schon in Madrid hatten wir von dem seltsamen Führer gehört, welcher die Fremden durch das Labyrinth des Escorials begleite. Unser Wirth hatte gleich nach ihm geschickt, und es erschien bald ein alter Mann mit weißen Haaren, sehr langsam und vorsichtig gehend, wobei er sich auf die Schulter seiner kleinen Enkelin stützte. Er betrieb das Geschäft eines Cicerone schon seit langen Jahren, kannte nicht nur die Entstehung jedes Bildes und jeder Statue, sondern ich möchte fast sagen, jeden Stein, jede Treppenstufe, und wußte allerlei anmuthige Geschichten bald über dieß, bald über das zu erzählen. Dabei hatte er nur einen einzigen Fehler: er war nämlich blind, vollkommen blind, und nur eine langjährige Gewohnheit machte es ihm möglich, in der tiefen Nacht, die ihn umgab, die Fremden welche sich seiner Leitung anvertrauten, ohne die geringste Irrung durch das ganze Gebäude zu führen. Ich würde diese Thatsache nicht für möglich halten, wenn ich sie nicht erlebt hätte. Der Wirth, der übrigens Zweifel in unseren Mienen zu lesen schien, sagte lächelnd: „folgen Sie nur dem Cornelio, Sie werden sehen, er vergißt keinen Winkel des Klosters, keine Statue, kein Bild.“

So schritten wir denn über die Straße, unter einer der bedeckten Brücken durch, mit denen die verfallenen Häuser, von denen ich oben sprach, unter einander verbunden sind, über finstere Gänge, die sich bald rechts, bald links wandten, und über große und kleine Treppen zum Platze vor dem Escorial hinab. Schon hier war uns der blinde Führer von großem Nutzen, er schritt voran und zeigte uns die Richtung des Weges an, jetzt rechts, jetzt links, sechs oder acht Schritte abwärts, dann vier gerade aus.

Da standen wir denn auf dem weiten, von langen niedrigen Gebäuden umgebenen Platze, in dessen Mitte der Escorial emporragt; es war uns wie ein Traum und wir hätten versucht sein können, nicht an die Erfüllung des sehnlichen Wunsches zu glauben, das achte Wunder der Welt, wie die Spanier wohl mit Recht das Kloster nennen, nun wirklich vor uns zu schauen. — Escorial! Das Wort ruft

ſo manche Erinnerungen wach, und die glänzende, wenn auch ſchreckliche Regierungszeit Philipp's II., der wir ſchon in der Jugend mit ſo großem Intereſſe gefolgt, tritt hier ſo lebendig vor unſere Seele. Iſt es uns doch gerade, als würden wir den finſteren, unheimlichen König ſelbſt vorüberſchreiten ſehen, ihn, in deſſen weiten Reichen die Sonne nie unterging und die Flammen des Scheiterhaufens nie erlöſchten, gefolgt von Perſonen, die uns ſo bekannt ſcheinen und doch ſo fabelhaft ſind, Eliſabeth, ſeiner königlichen Gemahlin, Karlos, ſeines Infanten, von dem man nicht weiß, wie und wo er geendigt, ja nicht einmal, ob ſein Leib wirklich drunten ruht in dem Sarge, der ſeinen Namen trägt. Wenn wir die ſtarre Form der granitnen Thürme betrachten, ſo fällt uns Alba ein, ſeines Königs würdigſter Diener, und wir denken an ſeine blutigen Züge gegen Norden, unſerer Heimath zu, es iſt, als ſehen wir Flandern und Brabant, den Aufruhr in den Provinzen, den Marktplatz von Brüſſel mit ſeinem Schaffot und mit Egmont, den wir ſo ſehr geliebt und deſſen Schickſal wir von jeher bedauert haben. Ja ihn, den flandriſchen Grafen können wir beſonders nicht vergeſſen und müſſen des Schlachttags von Saint-Quentin gedenken, denn der Sieg der ſpaniſchen Waffen dort iſt die Urſache der Erbauung des Escorials. Ein ſpaniſcher Geſchichtſchreiber erzählt darüber: am zehnten Auguſt 1557 belagerte der König Philipp II. Saint-Quentin; Philibert von Savoyen führte die Spanier und wurde von Graf Egmonts flandriſchen und deutſchen Truppen glänzend unterſtützt, ſowie von ein paar tauſend Engländern unter Pembroke. Die Franzoſen boten die Schlacht an, welche mörderiſch entbrannte; während ſich aber die Soldaten für ihren König ſchlugen, hielt ſich dieſer außer Schußweite, wie ein armer Sünder zwiſchen zwei Beichtvätern und hörte nicht auf, Gebete zu murmeln und Schwüre und Gelübde an alle Heiligen zu thun. Der König fürchtete ſich, ſagt einfach der ſpaniſche Geſchichtsſchreiber; vor allen Dingen wandte er ſich an San Lorenzo und gelobte ihm eine prachtvolle Kirche nebſt Kloſter, wenn er ihm ohne Gefahr für ſeine Perſon zum Siege verhelfen wolle. In

der That wurden auch die Franzosen vollständig geschlagen und der König hielt dem Heiligen sein Wort auf so umfassende und glänzende Art, daß alle Heiligen der Welt hätten damit zufrieden sein können.

Dabei hat wohl nie ein König mehr in seinem eigenen Charakter gebaut, als Philipp II., indem er dieses Werk herstellte. Die große Anfahrt zum Escorial ist von Nordost, so daß man die Gebäudemasse zur Linken hat, wenn man die Höhe erstiegen, auf der dieselbe liegt. Die Nordseite, vor der auch wir so eben mit unserem Führer ankommen, und die ihrer ganzen Länge nach zurückgelegt werden muß, um den Haupteingang, der auf der Westseite liegt, zu gewinnen, hat schon beim ersten Blick etwas Zurückstoßendes; betrachten wir die lange, unermeßliche Front, nur an beiden Enden von Thürmen flankirt, ohne allen Vorsprung, von zahllosen kleinen Fenstern durchbrochen, so gibt es keinen erkältenderen Anblick; man hofft auf der Westseite beim Hauptportal einige Unterbrechung dieser Monotonie zu finden, aber so bald man um die Ecke biegt, ist hier die gleiche Starrheit, die Säulen, welche die Mitte auszeichnen, nur angelehnt und mit der Wand verwachsen, kein offener Portikus, keine mächtige Arkade, die den Blick in einen luftigen Hof erlaubt; außer zwei entfernteren und unbedeutenden Seitenthüren ist die mittlere Hauptpforte nur eine, im Verhältniß mäßig große Thüre, mit der gleichsam durch eine Schlüsselumdrehung der ganze Gebäudekoloß von außen unzugänglich gemacht werden kann, nirgends ein Rücksprung, nirgends eine Verzierung auf dieser todten Façade, noch sonst eine künstlerische Laune, die auf die schwere Masse phantastisches Licht und Schatten wirft: ernst und feierlich, grau in grau steht der Riesenbau, ganz wie die kalte, unbeugsame Seele Philipps oder das starre und öde Herz des Königs, wenn überhaupt eines in seinem Busen schlug.

Die Anlage des Escorials ist, weil aus einem Gedanken entsprungen und auf einmal ausgeführt, auch eine vollkommen regelmäßige, symmetrische und contrastirt wesentlich mit den meisten derartigen

Bauanlagen, die ihr Entſtehen der Länge der Zeit verdanken und bei denen mannigfach ſich durchkreuzender Wille die urſprüngliche Idee verrückte. Wie der Zweck, dem dieſes Gebäude dienen ſollte, ein gedoppelter, ſo zerfällt auch der Plan in zwei gleiche Hälften; die Achſe geht von Weſten nach Oſten durch den groſſen Hof und dann durch die gegen denſelben ſich öffnende Kirche, die demnach ihre Rückſeite gegen Oſten und alſo nach Madrid kehrt; nördlich davon liegt der königliche Palaſt, deſſen Zimmer dadurch im Sommer eine herrliche Kühle erhalten, und das Seminar, ſüdlich das Kloſter. Dieſe zwei Seitenpartien bilden je zwei länglichte Vierecke, doppelt ſo lang als breit, und faſſen die Kirche, an die ſie dicht angebaut ſind und den vor derſelben liegenden Hof in ihre Mitte.

Der innere freie Raum in den zwei ungeheuren Vierecken des Palaſtes und des Kloſters iſt durch Querbaue, die von Norden nach Süden laufen, je in zwei quadratiſche Hälften getheilt; die Hälfte gegen Süden bildet im Schloß den Ehrenhof, im Kloſter den Kreuzgang oder Patio de los Apoſtoles, die nach Weſten abfallenden Hälften zerfallen aber durch kreuzweiſe Theilung je wieder in vier kleinere Höfe, alle von Bogengängen umgeben, ſo daß im Ganzen eilf Höfe entſtehen, zu denen noch mehrere kleine am Zuſammenſtoß der verſchiedenen Flügel kommen, welche theilweiſe tiefen Ciſternen gleichen, in die nie ein Sonnenſtrahl dringt und die den finſteren Charakter des Innern noch vermehren. Je im Kreuzungspunkt der vier kleinen Höfe erhebt ſich ein hoher Thurm, ſo daß mit den Eckthürmen und den zwei Campanilen vorn an der Kirche ſechs Wächter über die enorme Granitmaſſe hervorragen, über welche die gewaltige Kuppel ſich noch hoch in die Lüfte erhebt. Die Silhouette dieſes Gebäudes iſt trotz der Einförmigkeit der einzelnen Façaden nichts deſtoweniger eine ſchöne und intereſſante, ſowohl wie ſie ſich von der dicht dahinter aufſteigenden Gebirgswand abzeichnet, als auch, wenn man dieſe theilweiſe erſtiegen, ſich vom Himmel abhebt.

Der groſſe Hof, Patio de los Reyes, den man nach Ueberſchrei-

tung der Schwelle der Hauptpforte betritt, ist düster und zu beiden Seiten mit glatten Wänden geschlossen, der Portikus der Kirche gedrückt und schwer, man kommt erst nach und nach zu dem Bewußtsein der enormen Ausdehnung, da die einzelnen Theile so massenhafte Dimensionen haben, die vier Königsstatuen oben an der Kirchenfaçade in fast dreifacher Lebensgröße lasten schwer auf den Säulen des Portikus und unwillkürlich geht man gebeugt durch die Kirchenthür. Der Dom selbst ist edel und groß gedacht, das Innere in der Form des lateinischen Kreuzes wahrhaft majestätisch, aber alle Formen sind schwer, derb und streng gebunden, die riesigen Granitpfeiler und Bogen haben die Naturfarbe des Steines und nur die Gewölbe sind mit Fresken, meistens von Giordano, geschmückt. In älteren Reisebeschreibungen lesen wir freilich von ungeheuren Kostbarkeiten, welche Kirche und Kloster des Escorial enthielten, von einem Tabernakel aus massivem Golde, mit Thüren von Bergkrystall, von Altargefässen aus feinstem Achate, eingesetzt mit funkelnden Topasen, von einer Statue des heiligen Lorenzo, aus reinem Silber und fünfzig Mark schwer, und von einem Christus aus Silber an silbernem Kreuze, dessen Dornenkrone, Wunden und Nägel aus Rubinen und Brillanten bestanden. Alles das ist mit den Mönchen verschwunden; nicht als ob die armen Vertriebenen selbst es mitgenommen hätten, sondern der Escorial wurde zum Besten des Staates und anderer Gebäude geplündert. So wurde auch der größte Theil seiner kostbaren Gemälde nach Madrid gebracht, und selbst das prächtige Glockenspiel von fünfzig Glocken, die harmonisch zusammenklangen, ist nicht mehr vorhanden.

Wenn man aber die ernsten, gewaltigen Formen des Doms betrachtet, so vermißt man durchaus nicht den Schmuck von Silber, Gold und Edelsteinen, und vollkommen passend erscheinen uns die noch vorhandenen einfacheren, aber schweren Verzierungen von Kupfer und Messing. Von diesen Metallen sind hier an Geländern, Gittern, Candelabern und Armleuchtern so ungeheure Massen verschwendet, daß man nicht begreift, welche Erzgruben im Stande waren, sie zu liefern.

Der Hauptaltar iſt von Jaſpis und Marmor und hat zu beiden Seiten herrliche Gruppen von vergoldeter Bronze, zwei Kaiſer mit ihren Gemahlinnen knieen in Andacht verſunken; über dem Eingang der Kirche, gleichſam als eine Empore, liegt der hohe prächtige Chor voll acuſtiſcher Wirkung mit ſeinem berühmten Kronleuchter von Bergcryſtall, der von einem ſehr ſchlechten Deckengemälde herabhängt. Unter demſelben befindet ſich ein kleines mechaniſches Kunſtwerk; der drehbare Pult nämlich, auf welchem die rieſenhaften Chorbücher liegen, hat eine enorme Schwere, und läßt ſich nichtsdeſtoweniger mit einem einzigen Finger ſpielend herumdrehen. Die Chorſtühle, zahlreich genug, um ein paar hundert Mönche aufzunehmen, ſind aus koſtbaren Holzarten aber ſehr einfach geformt, hier zeigt man auch den Sitz, welchen König Philipp II. einzunehmen pflegte; er befindet ſich ganz hinten in der Ecke, ſcheinbar aus Beſcheidenheit und Demuth ſo gewählt; wenn man ſich aber dort hinſetzt, was wir nicht unterließen, ſo begreift man gleich, daß der umſichtige König auch noch einen andern Zweck bei der Wahl dieſes Platzes hatte, denn von dort aus konnte er nicht bloß den ganzen Chor, ſondern auch den größten Theil der Kirche überſehen. Dicht neben dieſem Stuhle befindet ſich eine kleine Thüre, durch welche Philipp erſchien, und hier war es, wo der Abgeſandte Don Juan d'Auſtrias ſich erlaubte, während des Gottesdienſtes einzutreten, um dem König die wichtige Nachricht von der gewonnenen Schlacht von Lepanto zu melden. Der König aber, der dieſer Botſchaft wohl mit der größten Spannung entgegen harrte, unterbrach die erſten Worte der Meldung finſter und ernſt, indem er ſagte: „Höre zuerſt die Meſſe und dann ſprich.“

Ebenerwähnte kleine Thüre führt zu der, genau über dem Kirchenportal im Rücken des hohen Chors gelegenen kleinen Privatkapelle des Königs, wo ſich der berühmte Chriſtus von Benvenuto Cellini in weißem Marmor befindet. Doch fanden wir hier, wie auch bei den andern größeren Werken des großen Goldſchmiedes, die wir geſehen, daß die Muskulatur des Körpers gar zu ängſtlich und ſorgfältig ausgeführt

ist, der Kopf, obgleich von sehr edlem und schönem Ausdruck, dagegen zu flach und unbedeutend gehalten erscheint. Auch dieses Kunstwerk sollte seiner Zeit nach Paris wandern, und da die Kiste zu klein gerathen war, schlug man ihm beide Arme ab, die sich später glücklicherweise in einem Winkel wieder vorfanden.

Die Königswohnung im Kloster liegt, wie schon bemerkt, gegen Madrid zu; im ersten Stocke wohnten seiner Zeit die Infanten Karlos und Sebastian, im zweiten Stocke der König und die Königin; alle Zimmer sind hier auffallend klein, selbst die Empfang- und Speisesäle unbedeutend und dazu noch mit geringem Comfort eingerichtet. Bemerkenswerth allein sind die Wandbekleidungen, meistens gewobene Seidentapeten von herrlicher Zeichnung und einer Frische der Farben, als seien sie erst heute angefertigt; nur die vier Zimmer des Königs sind statt mit diesen Seidenstoffen mit eingelegtem edlem Holz in reichster Abwechslung und prachtvoller Politur bekleidet. An größern Räumlichkeiten ist hier sehenswerth die Bibliothek des Klosters, eine geschmackvoll verzierte Halle, welche mit ihren Schätzen recht gut unterhalten zu werden scheint; von den Büchern sind die meisten in rothes, marokkanisches Leder gebunden und haben das Eigenthümliche, daß ihre Titel auf dem Goldschnitte, der nach außen gekehrt ist, zu lesen sind. Es sollen noch vierundzwanzigtausend Bände vorhanden sein, sowie viertausend Handschriften und unter diesen viele kostbare arabische Manuscripte, deren wahrscheinlich sehr interessanten Inhalt man entweder gar nicht, oder doch nur sehr ungenügend kennt. Ein breiter Corridor in der Nähe der Königswohnung mit gewölbter Decke, die Wände mit sehr schönen Fresken bedeckt, heißt der Schlachtensaal, man sieht dort aus der Maurenzeit einen Sturm auf die Alhambra, Darstellungen aus der Eroberung St. Quentins und die Schlachten von Lepanto und von Pavia.

Obgleich man, wie schon früher bemerkt, die schönsten Oelbilder von San Lorenzo nach Madrid in das königliche Museum gebracht, und obgleich auch während der Franzosenzeit viele werthvolle Stücke

verloren gegangen ſind, ſo befinden ſich doch noch in den Gängen und Zimmern des Escorial wohl an ſechshundert Bilder, unter denen gewiß zwei Drittel Werke von groſſen Meiſtern, Spaniern, Niederländern und Deutſchen, unter letzteren namentlich von Albrecht Dürer.

Daß wir, ſelbſt beim Beſchauen dieſer Gegenſtände von hohem Intereſſe, auch unſerem blinden Führer häufig die Blicke zuwandten, wird man gewiß begreiflich finden; er führte aber auch ſein Amt mit einer ſtaunenerregenden Sicherheit. Während er beim Vorwärtsſchreiten die rechte Hand auf die Schulter ſeiner kleinen Enkelin hielt, hatte er in der linken einen langen Stab, auf den er ſich im Gehen ſtützte und ihn nur zuweilen taſtend vor ſich hin ſtreckte. Kaum waren wir in das Kloſter eingetreten, ſo fing er auch ſogleich ſeine Erklärungen an, nannte uns die Zahl der Säulen, der Treppenſtufen und dergleichen, wobei er nicht unterließ bald hierhin, bald dorthin zu zeigen und uns auf die Schönheit dieſer oder jener Ausführung aufmerkſam zu machen. In der That höchſt merkwürdig war es aber, als er uns die Deckengemälde über der groſſen Haupttreppe, die am Apoſtelhofe liegt, erklärte. Schon als wir hinaufſtiegen, ſagte er: „Wenn Sie in die Höhe blicken, ſo werden Sie aus dem berühmten Bilde des Giordano die und die ſchöne Gruppe vor ſich ſehen; bemerken Sie dies und das, es ſind die ſchönſten Stellen im Bild.“ Oben angekommen erklärte er uns nun jedes Einzelne nach ſeinen Haupt- und Nebengruppen, indem er mit ſeinem Stocke darauf hinwies und oftmals einer einzelnen hervorragenden Perſon nicht vergaß; ich muß geſtehen, daß wir den Verſuch machten, ihn irre zu führen, weil man uns verſichert hatte, das ſei unmöglich, ſo genau habe er Lokalitäten und alle Sehenswürdigkeiten ſeinem Gedächtniß eingeprägt. Und ſo war es auch. Ich ſtand neben ihm, er hatte mir das Bild vor uns erklärt, worauf ich mit einemmal von dem Gemälde ſprach, welches hinter uns lag und er mir alsbald erwiederte: „Ah, Sie meinen das in unſerem Rücken! dort iſt die Figur, von der Sie reden.“ Damit wandte er ſich um, und ſo ward es uns leicht, ihn durch Bemerkungen zu veranlaſſen, ſich

häufig ganz herumzudrehen, worauf er denn zuletzt ohne Hülfe weiter schritt den langen Corridor hinab, bei mehreren unbedeutenden Gemälden vorbei und endlich mit der größten Sicherheit vor einem stehen blieb, das er uns ebenfalls erklärte. Ebenso auffallend war die Genauigkeit, mit welcher er uns den engen Weg zur Kuppel hinaufführte; Treppen und Gänge dahin sind anfänglich in die granitnen Mauern der Kirche gehauen oder vielmehr beim Bauen ausgespart und oft so eng, daß Einer hinter dem Anderen gehen muß. In der Höhe der Gewölbebogen führt dieser Gang rings um das Langhaus, die Kreuzarme und den Chor herum und ist in schwindelnder Höhe zu oberst über den Retabel des Hochaltars weggeführt, wo uns der blinde Führer an den Gewändern der hochstehenden Bronzestatuen vorbei und durch die herabhängenden Zipfel ihrer Mäntel schlüpfen ließ.

Häufig kann man auf diesem Wege einen Blick in die Kirche werfen, und bei jeder dieser Stellen blieb unser Führer stehen, wandte seine starren, glanzlosen Augen in den weiten Raum hinab und konnte zum Beispiel sagen: „Wenn Sie rechts bei dem Pfeiler, der gerade vor Ihnen steht, vorbei sehen, so haben Sie einen hübschen Blick auf den prächtigen Kronleuchter von Bergkrystall, welcher von hier so ganz eigenthümlich funkelt.“

Aufwärts zur Kuppel führt eine bequeme Treppe durch einen der riesenhaften Pfeiler des majestätischen Unterbaues, doch gelangt man über sie nur bis zu dem mit Blei gedeckten Kranze, der den Fuß der Kuppel umgibt. Ueberrascht hat uns die eiserne Consequenz in diesem Bauwerke, auch bei der Bedeckung der Kuppel, welche nicht etwa aus Kupfer oder Blei besteht, sondern die gekrümmte Fläche ist ebenfalls aus mächtigen Granitquadern zusammengefügt, in die zum Weiterhinaufsteigen von außen Stufen gehauen sind. Ist diese Ersteigung bei gewöhnlichem Wetter schon ziemlich gefährlich, so wäre es heut bei starkem Glatteise, welches den Bleiboden, die Eisenstangen des Geländers, ja selbst die rauhen Granitquadern mit einer spiegelglatten Kruste überzog, ein Wahnsinn gewesen, höher hinaufzuklettern, um so

wiederkehrte, um mir Anleitung zu geben, wie die Laden des Gewölbes zu ſchließen ſeien. Darauf holte er eine große kupferne Lampe, zündete ſie an, und wir ſtiegen die Treppen hinauf, nachdem mir vorher im Laden ein frugales Abendbrod, aus einem Butterbrod und einem Glaſe Bier beſtehend, vorgeſetzt worden war.

mehr, da die Aussicht hier oben nicht besonders belohnend ist; man sieht gegen Norden dicht vor sich den Gebirgszug des Guadarrama, auf dieser Stelle fast ohne alle Vegetation, jetzt einigermaßen belebt durch lange Schneestreifen in Vertiefungen und Schluchten, durch welche die zackigen und zerklüfteten Felspartien noch schärfer hervortraten. Gegen Süden und Osten haben wir vor uns das grün bewachsene Thal bis an den Fuß des Hügels, auf dem der Escorial liegt, hinter diesem dehnt sich dagegen weit die langweilige und öde Hochebene aus, heut mit trübseligen Wolken und Nebelmassen bedeckt, die langsam über sie dahin ziehen und uns nur ahnen lassen, wo Madrid liegt.

Interessant dagegen ist von hier oben der Anblick über die gewaltigen, durch Menschenhände zusammengetragenen Granitmassen zu unseren Füßen, diese unendlichen Häuserreihen, die unzähligen Höfe, die langen Fronten, welche zusammen das Kloster bilden. Hierbei kann man sich auch mit einiger Phantasie in die Idee des Erbauers finden, welche dem Hauptplan zu Grunde liegen soll. Er, welcher sich so gern an Martern und Märtyrern ergötzte, wollte diesem Hause, welches San Lorenzo gewidmet war, die Gestalt des Rostes geben, auf welchem der römische Kaiser Valerian im dritten Jahrhundert den Heiligen bei langsamem Feuer lebendig braten ließ. Die vier Thürme an den vier Ecken des Quadrats könnten die Beine des Rostes vorstellen, die Häuserreihen mit den zusammenhängenden Dächern, welche sich alle in rechtem Winkel durchschneiden, die Eisenstangen, und die Höfe dazwischen die Oeffnungen, durch welche die Flammen emporschlugen.

Mag nun die eben angeführte Idee bei dem Bau dieses Klosters zu Grunde gelegen haben oder nicht, so viel ist gewiß, daß es den Besuchern kalt und unheimlich entgegenweht aus diesen Steinmassen, welchen der finstere Geist, der sie zu einem Gebäude zusammen tragen ließ, seinen kenntlichen Stempel aufdrückte. Schwermüthig wie Kerkerhallen sind diese Räume, und ich bin überzeugt, der frischeste, gesundeste Lebensmuth müßte hier zu Grunde gehen. Traurig tönte der Widerhall unserer Schritte durch diese endlosen, leeren Gänge, und

wenn man beim Betrachten eines Bildes zufällig einmal allein zurückblieb, so konnte man erschrecken über die Todtenstille, die uns dann plötzlich umgab. Unheimlich erscheinen diese endlosen Corridors, diese gewaltigen Treppen, geräumig genug für Hunderte von Personen, jetzt nur bedeckt mit dem Staube, der sich langsam auf den grauen Granitstufen ansetzt. Eine einigermaßen freundliche Partie finden wir auf der Südseite. Dort ist eine von Säulen getragene Halle auf einer Terrasse erbaut, früher ein Aufenthalt für alte und kranke Mönche, die sich vielleicht zu einem Spaziergange in den weiten Gärten des Klosters nicht kräftig genug fühlten; doch sieht man hier die Parkanlagen vor sich, dicht unter der Terrasse Gärten im alt italienischen Geschmack mit geraden geschorenen Hecken, die Wege mit Steinplatten bedeckt und die Beete mit niederem Buxbaum verziert, der zu allerlei seltsam verschnörkelten und phantastischen Zeichnungen zusammen gepflanzt ist. Heute sahen diese Beete eigenthümlich aus, denn auf den Blättern der Buchssträucher war der Schnee liegen geblieben und so traten all die Zeichnungen weiß auf dem grauen Grunde der Steinplatten ausdrucksvoll hervor. Hinter diesen Gärten beginnt der Park, man sieht hohe Bäume, Wiesen, Teiche und kleine Bassins mit Springbrunnen.

Unterdessen war es spät geworden und der trübe nebelige Tag brachte so frühzeitig Dämmerung und Abend, daß wir nicht daran denken konnten, noch länger bei den verschiedenen Sehenswürdigkeiten im Kloster zu verweilen, wir schritten noch einmal durch die weite Kirche und sahen uns die Vorbereitungen an, welche zum Empfang der Leiche der Infantin getroffen waren. In der Mitte des Hauptschiffes hatte man auf dem Boden eine Estrade errichtet, über welcher eine rothe Sammtdecke lag; darauf stand ein kleiner Tisch oder besser gesagt, ein Gerüst, das gerade so aussah, nur war es auf allen Seiten mit weißem, silbergesticktem Atlas überzogen. Oben darüber lag eine kleinere Decke, ebenfalls von rothem Sammt mit dem königlichen Wappen und goldenen Fransen. Die Kirchendiener waren beschäftigt, riesenhafte Bronce-

candelaber mit Wachslichtern zu bestecken oder Wachsfackeln von merkwürdiger Decke um die Estrade aufzustellen, während zahlreiche Chorknaben sich die Langeweile mit Spielen vertrieben, welche gerade nicht besonders zur Heiligkeit des Ortes paßten. Es war fünf Uhr Nachmittags, und der Berechnung nach konnte der Zug mit der Leiche der Prinzessin gegen sieben eintreffen. Wäre Escorial eine volkreiche Stadt, so würden wahrscheinlich jetzt schon die Höfe des Klosters und der große Platz vor demselben mit einer zahllosen Menschenmenge bedeckt gewesen sein; da das Städtchen aber nicht viele Einwohner aufzuweisen hat, sich auch das Wetter für einen spanischen Geschmack höchst unangenehm anließ, — der Nebel beeilte sich nämlich so sehr auf die Erde herabzukommen, daß er sich dabei in einen feinen Sprühregen verwandelte, kalt und durchdringend, — so lag der Platz öde und leer, in der Entfernung sah man vielleicht einen Schatten vorbeihuschen, und im schnellen Trabe kam ein dem Zuge vorausgeschickter Reiter um die Ecke, fest in seinen weißen Mantel gewickelt.

Unser kleiner Salon in der Fonda, obgleich immer noch recht kühl, hatte doch durch fortgesetzte Brasseroerwärmung, durch angezündete Lichter und die Zubereitungen unseres bescheidenen Diners ein wohnlicheres Ansehen erhalten. Wir verabschiedeten unseren Blinden, der uns versprach, morgen früh wieder zu kommen, und setzten uns zu Tische. Schon in Madrid hatte man den kleinen Gasthof als den besten im Escorial bezeichnet und uns dabei aufmerksam gemacht, wir möchten nicht vergessen, uns die Tochter des Wirthes recht zu betrachten, ein Mädchen, selbst nach spanischen Begriffen von vollendeter Schönheit. Und dieß Lob war nicht übertrieben; wir hatten das Glück, bei Tische von ihr bedient zu werden, und sie that das gewiß nicht ohne Absicht, denn da wir beständig nur auf ihre schönen, glänzenden Augen, auf ihren lachenden Mund mit den frischen Lippen und weißen Zähnen sahen, so vergaßen wir es, dem Diner unsere volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und fanden erst nachher, daß dasselbe sehr mittelmäßig gewesen und uns von dem klugen Wirthe vermittelst

der in der That unvergleichlichen Schönheit seiner Tochter eingeschmeichelt worden sei. Wie gewöhnlich mußte uns eine vortreffliche schwarze und heiße Chocolade entschädigen, und kaum hatten wir diese beseitigt, so fingen die Glocken des Klosters drunten an zu läuten. Kanonenschüsse in regelmäßigen Pausen schlugen an unser Fenster, daß die schlecht eingefaßten Gläser klirrten, und Stimmen auf der Straße riefen: sie kommen! sie kommen!

Wir nahmen unsere Mäntel über, traten vor das Haus und schloßen uns einigen Vorübereilenden an, in deren Begleitung wir nach kurzer Zeit das Kloster erreichten. Es war eine finstere, unfreundliche Nacht; der anhaltende Regen hatte freilich aufgehört, doch fielen noch hie und da einzelne schwere Tropfen hernieder, himmlische Thränen, recht passend zu der Feierlichkeit, die hier vor sich gehen sollte. Ein frischer Wind jagte den Nebel über den Platz daher uns kältend in das Gesicht, und hüllte alles dergestalt in seinen grauen Schleier, daß man nur wenige Schritte deutlich vor sich sehen konnte. Hier unten hatte sich die Scene bedeutend geändert; Infanterie war aufgestellt worden und bildete vom Hauptportal an ein Spalier um das Kloster herum bis an den Abhang hin, auf dem der Escorial liegt, und bis zur Straße, auf welcher auch wir herauf gefahren. Sonst waren bis jetzt noch nicht viele Zuschauer zur Feierlichkeit gekommen und die wenigen, welche da waren, verschwanden auf dem weiten Platz und zwischen den kolossalen Säulen des Eingangs. Hier befanden sich Wachsfackeln, die vor dem Zugwinde kaum ihr Licht erhalten konnten, weßhalb der Schein derselben unruhig hin und her zuckte, jetzt zusammen sank und der andringenden Nacht ihr Recht einräumte, jetzt wieder hoch empor flackerte, das gewaltige Granitgewölbe über uns auf Augenblicke hell erleuchtend. Auch in dem Portikus vor der Kirche am gegenüberstehenden Ende des Patio de los Reyes brannten Fackeln, den großen Raum spärlich erhellend, während dahinter die Thüren in den Dom weit offen standen, aus denen reiches Licht hervorstrahlte, zu dem sich das Auge gern wandte, namentlich gegen den

flimmernden Glanz der hunderte von Wachskerzen vor dem Chor und im Schiffe, welches aus dem Dunkel gesehen, eingerahmt von dem Bogen der gewaltigen Thüre, wie ein Weihnachtsbaum mit unzähligen Lichtchen aussah. So freundlich dieser Anblick in der That war, so ernst und düster erschien der des Platzes draußen; Pechpfannen brannten rings um die gewaltige Steinmasse des Klosters und warfen ihren dunkelrothen Schein an den grauen Mauern empor, spiegelten sich in den zahllosen Fenstern und versuchten es vergeblich, der Nebelmassen Herr zu werden, die wie ein böser Feind rings umher lagerten, gewaltsam näher drängten, und wenn sie auch von dem brennenden Pech hie und da ein röthliches Licht annahmen, doch den Schein desselben so eng umschlossen hielten, daß dem Soldatenspalier wenig davon zu gute kam; nur bei denen, welche am nächsten standen, bemerkte man das Blitzen eines Gewehrlaufes, eines Säbels; gleich den Nebenmann sah man nur noch in dunklen Umrissen, dessen Nachbar war schon ganz schattenhaft und die Uebrigen nicht mehr zu erkennen.

Wir schritten um das Kloster herum gegen das Ende des Soldatenspaliers, und noch ehe wir dieses erreicht hatten, sahen wir den Leichenzug vor uns aus der Tiefe emporsteigen, in diesen Umgebungen bei der geschilderten Nacht und Beleuchtung schauerlich prächtig. Zuerst war es, als wenn vor uns in der Tiefe die Nebel leuchtend würden, dann dunkelroth und sich zuletzt in eine glühende Lohe verwandelten, die immer höher und höher stieg. Wir vernahmen die ernsten, feierlichen Klänge der begleitenden Trauermusik, den tiefen und geheimnißvoll tönenden Gesang der Geistlichkeit, welche dem Sarge vorausschritt, sowie zuweilen das dumpfe Wirbeln der Trommeln; dabei wurde der Nebel vor uns immer heller und heller, die gewaltigen Massen desselben, welche sich im Thale gelagert hatten, schienen langsam aufzusteigen, sich dem Leichenzuge der Prinzessin anzuschließen, und qualmten bis hoch an den Himmel empor. Jetzt sahen wir Lichter hindurch schimmern, helle und dunkelrothe Flämmchen von den Wachskerzen und den Pechfackeln; ein Gewimmel schattenhafter Gestal-

ten hatte die Höhe erreicht, über ihnen empor glänzte ein goldenes Kreuz, welches zuerst deutlich sichtbar wurde, dann vernahm man plötzlich das Klappern der Hufe auf dem Pflaster, das dumpfe Rollen der Räder; das Commandowort zum Präsentiren des Gewehrs erscholl durch die Reihen der Soldaten, und eine Musikbande, die am Hauptportale aufgestellt war, spielte den königlichen Marsch.

In langsamem Schritte zog der Leichenconduct bei uns vorüber, voraus ein Piket der berittenen Leibwache der Königin, zwei Trompeter, an ihren Instrumenten lang herabhängend das mit Flor umhüllte spanische Wappen, ihnen folgte der Oberststallmeisterstab Ihrer Majestät, auf Pferden in reicher Zäumung mit Wappenschildern einen Reiter umgebend, der die Standarte des königlichen Hauses trug. Darnach erschien hohe und niedere Geistlichkeit, die Bischöfe von La Granja und San Ildefonso, welche die Leiche am Weichbilde des Escorial erwartet; ihnen voraus schritt ein Ehrenkaplan mit dem großen goldenen Kreuze der königlichen Kapelle von Madrid, hierauf kam ein Musikchor, Sänger und zahlreiche Dienerschaft des königlichen Hauses. Jetzt bemerkten wir schon von Weitem den weißen mit Rosen umwundenen Wagen, auf dem die Prinzessin lag; er bildete eine eigene reiche Gruppe in dem großen Zuge. Derselben voran ritt abermals ein Piket Garde du Corps, ihnen folgten Kammerherren und Edelleute des königlichen Hauses, der Oberfthofmeister du jour zu Pferde mit dem Amtsstabe, gefolgt von zwei berittenen Leibwachen Ihrer Majestät. Unmittelbar vor dem weißen Wagen ritt der Großstallmeister des Königreichs, zu beiden Seiten zwei Oberstallmeister mit Wachsfackeln; die goldenen Schnüre der Decke, unter welcher die Infantin lag, wurden von vier Kammerherren gehalten, und hinter jedem derselben gingen zwei Lakaien mit brennenden Wachskerzen in den Händen. Dem Wagen folgte der Oberstkammerherr Ihrer Majestät, der Marquis de Los Llamos, welchem die Ausführung der Funktion übertragen war; er hatte an seiner Seite den Erzbischof von Selencia; hinter ihm ritt wieder ein Piket der königlichen Garden, ihnen folgten die

Staatswagen der Königin, der Oberſt der Garde du Corps mit vier königlichen Stallmeiſtern, ſowie ein Oberſt der Cavallerie, welcher Deputationen aller der Waffengattungen führte, die ſich in Madrid befanden.

So zogen ſie an uns vorüber, und der feierliche, wirklich ergreifende Anblick, den der Leichenconduct gewährte, iſt nicht mit Worten zu ſchildern. Die finſtere Nacht, der wallende Nebel, Trauermuſik, Trommelwirbel und die Salven der Artillerie, alles trug dazu bei, dieſen Anblick großartig und mir unvergeßlich zu machen. Wie prächtig wurden die einzelnen Gruppen von den rothen Streiflichtern der Fackeln beleuchtet, wie funkelte im Schein derſelben die glänzende Schirrung der Pferde, die reichen Stickereien der Reiter, die blanken Helme der Garde du Corps! Dieſe hatten ihre weißen Mäntel von dem rechten Arme zurückgeworfen und hielten den breiten Pallaſch geſenkt in der Hand.

Vor dem Hauptportal hielt der Leichenwagen, wo ſich bereits Edelleute des königlichen Hauſes befanden, ſowie das Ayuntamiento von Escorial, um den Körper der Infantin in Empfang zu nehmen. Zwei Oberſtallmeiſter hoben den kleinen Sarg vom Wagen herab und übergaben ihn vier Kammerherren, welche ihn in die Vorhalle trugen und auf eine Erhöhung ſtellten, die man dort aufgerichtet hatte. Es war ein feierlicher Moment, als nun aus der geöffneten Kirchenthüre die Klänge der Orgel hervordrangen und unter derſelben die Geiſtlichkeit der königlichen Kapelle des Escorial erſchien und ſich in Prozeſſion langſam vorwärts bewegte über den dunkleren Hof der Könige nach der jetzt hell erleuchteten Vorhalle. In ihren reichen, gold- und ſilbergeſtickten Gewändern ſchritten die Prieſter bei Kerzenſchimmer und Fackelſchein unter Vortragung des großen, goldenen Kreuzes der Kirche über die Stufen herab, gefolgt von ihren Kaplanen, Vikaren und rothgekleideten Chorknaben, welche theils die Schleppen der langen Gewänder trugen, theils die goldenen Rauchfäſſer ſchwangen.

Nachdem ſich beide Züge um den Sarg der Prinzeſſin gruppirt, trat der Kaplan und Secretär des Patriarchen der beiden Indien vor

und las mit lauter Stimme den Befehl Ihrer Majestät der Königin, wornach die Leiche ihrer Tochter dem ersten Geistlichen der Kirche San Lorenzo, welche früher ein Kloster gewesen, jetzt aber zum Range einer königlichen Kapelle erhoben worden sei, übergeben werden solle, damit derselbe nach hergebrachter Ordnung für die Beisetzung Sorge trage. Ein Archivar der Krone verlas hierauf eine Verordnung des Königs Philipp IV., die Beisetzung der Mitglieder des königlichen Hauses betreffend. Dann näherte sich der erste Geistliche des Escorial dem Sarge und fragte den Oberstkammerherrn Ihrer Majestät, ob er von der Königin beauftragt sei, den Körper der Infantin zu überbringen, was dieser mit einem lauten Ja beantwortete. Vor dem Kammerherrn wurde nun die rothe Decke abgehoben, der äußere Sarg geöffnet, in welchem sich ein zweiter von Blei befand, der eine mit Krystall verschlossene Oeffnung hatte, durch welche man den Kopf der Infantin sehen konnte. Der Oberststallmeister und der Oberstkammerherr traten näher, betrachteten einen Augenblick das kleine bleiche Gesicht und verkündeten den Umstehenden laut und feierlich, es sei dieß in der That der Leichnam Ihrer königlichen Hoheit, den sie im Schlosse von Madrid übernommen. Der erste Geistliche von San Lorenzo, von seinem Diakonus und Subdiakonus assistirt, sprach nun den Segen über die Todte, besprengte sie mit geweihtem Wasser, worauf sich beide Gefolge vereinigten und unter Vorantragung der zwei Kreuze den Sarg in die Kirche begleiteten, den vier Stallmeister emporhoben und später vor dem Hochaltar auf der schon oben erwähnten Estrade niederließen.

Es ist auffallend, wie oft bei der Beisetzung eines Mitglieds der königlichen Familie die Identität der Verstorbenen bestätigt werden muß. Gleich nach dem Tode der kleinen Prinzessin wurde diese in dem Schlafzimmer, wo sie verstorben, der ersten Staatsdame der Königin und Erzieherin der Prinzessin von Asturien übergeben, welche die kleine Leiche in einen der Säle bringen ließ, sich ihr zu Häupten setzte und warten mußte, bis der Minister des Hauses und der erste Notar des Königreichs erschienen, denen sie feierlich bezeugte, sie sei

beim Tode der Prinzeſſin zugegen geweſen und habe den Körper derſelben keinen Augenblick verlaſſen, worüber der Großnotar folgenden Akt aufnahm: „Ich bezeuge und beſtätige, daß Ihre königliche Hoheit im königlichen Palaſt eines natürlichen Todes ſtarb; zu Erfüllung meines Amtes eilte ich an ihrem Todestage in der Frühe herbei, trat in einen der Säle des Palaſtes und ſah die Leiche Ihrer königlichen Hoheit, das Geſicht gänzlich enthüllt; ſie war bekleidet mit einem weißen Battiſtkleide, reich geſtickt und mit dem königlichen Wappen eingefaßt; ſie lag auf ſeidenen Kiſſen in einer großen Platte von Silber."

So oft nun ein neuer Beamter, der bei der Beerdigung zu thun hat, erſcheint, ſpricht er in einem Protokoll aus, daß er ſich von der Identität überzeugt habe. Die Kammerherren, welche bei Schließung des Sargs gegenwärtig ſind, thun daſſelbe, ebenſo die Hausbeamten, welche ihn in die königliche Kapelle tragen, und hier nicht minder der Patriarch der beiden Indien nach ſorgfältiger Betrachtung der Todten. Ja ehe man ihn auf den Wagen ſetzt, wird der Sarg nochmals geöffnet, und das Gleiche ſahen wir in der Vorhalle von San Lorenzo.

Unterdeſſen war der Zug in der Kirche verſchwunden, und während dem hatten die Geſchütze eine neue Salve gegeben, die Glocken läuteten, draußen ſpielte das Muſikchor fort und fort den königlichen Marſch, und nur zuweilen, wenn eine kleine Pauſe eintrat, hörte man die gewaltigen Töne der Orgel der Kirche. Doch nur kurze Zeit noch dauerten dieſe lärmenden Ehrenbezeugungen. Der letzte Schuß verhallte in den Bergen, das Muſikchor ſchwieg, die Soldaten traten zuſammen und marſchirten in ihre Quartiere. Wir gingen in die Kirche, wo das ganze glänzende Gefolge um den Sarg gruppirt ſtand und einem feierlichen Todtenamte anwohnte. Den Katafalk umgaben große Blumentöpfe mit künſtlichen Blumen, zur Rechten und zur Linken brannten acht Fackeln von weißem Wachs, und am Fußende vor dem Hochaltar ſtand der große Broncecandelaber, deſſen man ſich nur bei Begräbniſſen eines Mitglieds der königlichen Familie bedient, mit ſei-

nen neun Büſcheln angezündeter Wachskerzen. Wie dröhnten ſo gewaltig die tiefen Töne der Orgel durch die weiten Räume der Kirche und wie klangen dazwiſchen ſo beruhigend die Stimmen der Sänger, als ſie den Pſalm anſtimmten: sit nomen Domini benedictum!

Daß bei dieſem Amte von Seiten des Gefolges gerade außerordentliche Andacht geherrſcht hätte, will ich eben nicht behaupten, fand es auch ſehr begreiflich, daß ſich die Herrn vom Hofe nach dem anſtrengenden Tagewerk aus der kalten Kirche hinweg in ihre warmen Zimmer ſehnten. Wußten ſie doch, daß in der ehemaligen Wohnung König Philipp's II. für ihr Unterkommen beſtens geſorgt ſei; waren doch ſchon im Lauf des Tages große Fourgons und Küchenwagen angefahren, und hatten wir doch ſelbſt geſehen, wie die ungeheure Kloſterküche, die ſeit langer, langer Zeit ſo geſpenſterhaft öde gelegen, ſich jetzt auf einmal aufs angenehmſte bevölkerte. Die alten Oefen ſeufzten behaglich, als nun endlich ihr Inneres einmal wieder erwärmt wurde, und die Bratenwender, an denen lange Zeit die Spinnen ungeſtört ihre Neſter aufgehängt, ſchienen ohne Hülfe laufen zu wollen, als ſie die vielen weißen Schürzen und Mützen erblickten, die das weite Gemach ſo lebendig machten.

Bald verſchwand denn auch aus der Kirche die Pracht und Herrlichkeit des glänzenden Zuges und bei ſpärlicher Beleuchtung lag der kleine Sarg ſo unbedeutend unter den gewaltigen Bogen des Kirchenſchiffes. Schwarze Schatten drangen aus den Nebenkapellen und von dem hohen dunklen Chor herab, ſie ſchienen ſich ebenfalls neugierig das arme kleine Königskind betrachten zu wollen, das hier nun ſo einſam und verlaſſen lag, verlaſſen wenigſtens von dem geräuſchvollen Leben, das vorhin hier geherrſcht, denn die zwei Unterſtallmeiſter und zwei Gardes du Corps, die ſich an den Ecken der Eſtrade befanden und abwechſelnd mit ihren Kameraden hier die Nachtwache hielten, ſie wurden alle Viertelſtunden abgelöst, ſtanden ſo ſtill und ruhig, daß man ſie ebenfalls für leblos hätte halten können. Zur offenen Kirchen-

IV.

Ein Nachbar.

Das Reißmehlſche Haus war im Innern eben ſo unheimlich und finſter, wie es auf der Straße erſchien. Faſt kein Zimmer lag mit dem andern in gleicher Höhe; die Gemächer waren durch eine Menge kleiner Treppen, die bald auf, bald ab führten, mit einander verbunden. Dieſe Treppen waren alt, von braunem Holz mit geſchnitzten Lehnen und krachten bei jedem Tritt. An jeder Wendung derſelben waren überdies ſeltſam geformte hölzerne Figuren zu ſehen, die einen ſo unerwartet bald anlachten, bald angrinsten, daß es mir, als ich zum erſtenmal hinaufſtieg, nicht übel zu nehmen war, wenn ich vor dieſen Geſtalten zurückfuhr, die beim flackernden Lampenlichte zu leben und ſich zu bewegen ſchienen. Was das Unheimliche noch vermehrte, waren kleine runde oder eckige Fenſter, die faſt aus allen Zimmern auf die Treppe gingen und beim Schein des Lichts wie dunkelglänzende

thüre herein wogte der Nebel, und als ich langsam durch seine dichten Massen ins Freie trat, bemerkte ich, daß er sich endlich tief niedergelassen hatte und daß helle Sterne am klaren Himmel freundlich blinkten auf die riesenhaften Steinmassen des Klosters, auf den weiten, dunkeln Platz und auf das fast ausgebrannte und verglimmende Feuer in den Pechpfannen.

Mit einem tüchtigen Punsche, in dessen Anfertigung die spanischen Wirthsleute selbst der kleineren Gasthöfe sehr erfahren sind, suchten wir die Erkältung zu vertreiben, die wir uns bei dem stundenlangen Verweilen auf dem nassen und frostigen Platze, sowie in der kalten Kirche unzweifelhaft geholt, unterhielten uns dabei noch eine Zeitlang über das heute Gesehene, wobei Einer des Anderen Gedächtniß auffrischte, und gingen darauf zu Bette, um einen guten Schlaf zu thun.

Es war heller Morgen als mich die Glockenklänge aufweckten; ich hatte von der gestern erlebten Ceremonie geträumt und noch heute früh beim Erwachen kam mir unsere ganze Reise wie ein Traum vor und es schien mir kaum möglich zu sein, als einer der Reisegefährten ausrief: „dort läuten schon die Glocken im Escorial." Und es war doch so. Die Einwohner des Städtchens, Fremde aus Madrid und das Militär der Escorte strömte bereits nach der Kirche, in der ein feierliches Seelenamt abgehalten wurde, welches der Erzbischof von Seleucia celebrirte unter Assistenz der Prälaten von La Granja, San Ildefonso und der Kaplane der vereinigten königlichen Kapellen. Die Sänger der Kapelle von Madrid sangen hierzu unter Musik und Orgelbegleitung. Um den Katafalk waren Sitze errichtet, auf denen sich das Gefolge befand, die Offiziere der Truppen und das Ayuntamiento von Escorial.

Es war uns gestern wegen der Vorbereitungen zum Empfang der verstorbenen Prinzessin nicht erlaubt worden, in die königliche Gruft hinabzusteigen, — gewiß der schönste und merkwürdigste Raum des ganzen Klosters. Die Idee hiezu scheint Philipp II. den alten Pharaonen entnommen zu haben, denn wie diese über ihre prächtigen

Grabkammern die coloſſalen Pyramiden aufthürmten, ſo hatte auch der ſpaniſche König gewiß die gleiche Abſicht, als er unter die gewaltige Felſenburg jene prächtige Rotunde baute, in der ſein königlicher Leib einſt ruhen ſollte. Das vergoldete Gitter wurde uns von einem Geiſtlichen geöffnet, und als wir die erſten Stufen zu dieſer düſtern Todtenpracht hinabſtiegen, kam mir lebhaft der Eingang zur Pyramide des Cheops ins Gedächtniß; auch dort führt ein ſchmaler, mit geſchliffenen Steinen bedeckter Gang ſteil in das königliche Grab hinab, freilich ohne Treppen, während man hier auf Stufen von Marmor niederſteigt. Die Wände und das gewölbte Dach hier iſt von edlen Marmorarten und Jaſpis, alles ſo blank geſchliffen, daß ſich die Flamme der Wachsfackel, welche uns leuchtete, auf allen Seiten blendend abſpiegelte. Auf einer Ruhebank der Treppe führen rechts und links zwei Thüren zu den Begräbniſſen der Infanten, welche aber ſchon ſeit langer Zeit dem Beſucher nicht mehr geöffnet werden dürfen, weil ſich dieſe Grüfte, wie man ſagt, in einer traurigen Unordnung befinden.

Das Pantheon ſelbſt, zu dem wir noch wenige Stufen hinunter ſtiegen, iſt eine Rotunde mit maſſiver Kuppel, von der ein reicher Kronleuchter aus Kryſtall herabhängt; die Lichter an demſelben waren ſchon angezündet und erlaubten uns ſo einen genaueren Blick auf die ſchauerliche Pracht, in der die todten Könige und Königinnen von Spanien ſo ſtill und gänzlich abgeſchieden von der Welt ruhen; denn ringsum ſieht man weder Fenſter noch ſonſtige Oeffnungen. Wände und Decken dieſes Tempels ſind aufs Kunſtreichſte mit Marmor in verſchiedenen dunklen Farben ausgelegt; prächtig, aber düſter iſt der Altar; die Hinterwand deſſelben beſteht aus einem einzigen Stücke Porphyr, der wie ein Spiegel geſchliffen und von Jaſpispilaſtern und Säulen von Antico verde eingerahmt iſt. Ein ſchwarzes Marmorkreuz mit goldenem Kruciſix, einfach aber ſchön, erhebt ſich vom Altar und feſſelt den Blick des Eintretenden, der ſich im erſten Augenblicke vergeblich nach den Königsgräbern umſieht, denn dieſe ſind nicht in die Augen fallend, ſondern beſtehen aus ſchwarzen Marmorſärgen, ſtehen

in Niſchen, welche ſich in der Wand befinden, und unterſcheiden ſich kaum von dieſer; erſt bei genauerem Betrachten entdeckt man vier goldene Löwentatzen, welche jeden Sarkophag tragen, und einen goldenen Schild, auf welchem man in ſchwarzen Buchſtaben die Namen der hier Ruhenden lieſt. Und welche Namen! Karl V., Philipp II. — — unter anderen, die uns weniger intereſſiren. Zur Rechten ruhen die Könige, zur Linken die Königinnen, doch iſt noch manche Niſche leer und harrt des ſchwarzen Marmorſarges.

Wohlthuend freundlich war heute in der ſchwarzen, ſpiegelnden Gruft der Altar verziert und mit weißen Spitzen und bunten Blumen hergerichtet zum Empfang der kleinen Prinzeſſin; doch war dieß auch wieder die Urſache, daß uns der Führer, ein junger Geiſtlicher, zur Eile antrieb, denn die Meſſe in der Kirche mußte bald zu Ende ſein, und dem feierlichen Leichenzuge hier auf der Treppe der Gruft zu begegnen wäre für beide Theile recht unangenehm geweſen.

Nach beendigtem Amte droben ordnete ſich die Geiſtlichkeit in Prozeſſion, umzog den Katafalk und ſchritt alsdann unter Abſingung des Pſalmes: Laudate pueri Dominum de coelis dem Sarge voraus, der nun von vier königlichen Haushofmeiſtern getragen und am Eingange des Pantheon, welches ſich unter dem Hauptaltar befindet, niedergeſetzt wurde. Hier nahmen ihn vier Stallmeiſter der Königin in Empfang und trugen ihn die Stufen hinab bis zum erſten Treppenabſatze, von wo ihn vier Kammerherren der Königin vor den kleinen Altar, der ſich im Pantheon ſelbſt befindet, niederſetzten.

Nachdem ſich die Großen des Hofs ſowie die hohe Geiſtlichkeit und von dem übrigen Gefolge ſo viele als in der königlichen Gruft Platz fanden, um den Sarg verſammelt hatten, wobei übrigens die Treppen bis oben hinauf dicht beſetzt waren, wurde die äußere Umhüllung deſſelben abermals geöffnet und der Marquis de los Llamos ſowie der Großnotar des Königreichs und die vier Kammerherren der verſtorbenen Prinzeſſin betrachteten aufs Neue das Geſicht des königlichen Kindes. Sie erhoben die Hand und ſchwuren, das ſei dieſelbe

Leiche, die ſie im Palaſt übernommen. Dann ſprach der Marquis de los Llamos mit lauter Stimme: „Dieß iſt gewiß und wahrhaftig der Körper der durchlauchtigſten Infantin von Spanien, Tochter unſerer erhabenen Königin, welche Gott ſchützen möge, Donna Iſabella II. und Don Franzisco de Aſſis Maria.“ Darnach ſchritten die hohe Geiſtlichkeit, die Großen und Edelleute des Hauſes ſowie eine Deputation des Ayuntamiento ebenfalls an den Sarg hin, ſchauten hinein, und nachdem dieß geſchehen, fragte der Marquis de los Llamos mit lauter Stimme: „Haben alle Anweſenden, die Väter unſerer heiligen Kirche, die Großen des Reichs, die Edelleute des Hauſes, durch eigenen Anblick, ſowie nach meinem Zeugniſſe, dem des Großnotars des Königreichs und der begleitenden Kammerherren Ihrer Majeſtät dieſe Leiche für die durchlauchtige Infantin von Spanien erkannt, welche durch mich vom Palaſte zu Madrid geſtern hieher gebracht worden iſt?“ Worauf alle Anweſenden erwiederten: „Ja, wir haben ſie erkannt.“ Nun wurde der Sarg wieder geſchloſſen, der Schlüſſel zur äußeren Umhüllung abgezogen und dem Director der königlichen Kapelle zu San Lorenzo übergeben, der ihn hoch emporhielt und feierlichſt gelobte, die Befehle Ihrer Majeſtät, die fernere Beiſetzung betreffend, aufs Pünktlichſte zu erfüllen.

Hiemit war die ganze Handlung beendigt, während deren Verlauf die Muſikchöre vor der Kirche den königlichen Marſch ſpielten und die Artillerie und Infanterie die vorgeſchriebenen Salven thaten. Alle Anweſenden verließen die Gruft, in der Kirche hatte man den Katafalk und die Sitze bereits weggeräumt und kurze Zeit nachher lag der ganze weite Dom wieder ſo leer und öde, als ſei gar keine Feierlichkeit hier begangen worden.

Auch wir verließen die Räume, nachdem wir dem hohen Chore noch einen Abſchiedsblick zugeſendet, den letzten auf Nimmerwiederſehen. Und das iſt ein Gedanke, der mich häufig auf Reiſen recht traurig ſtimmt. Doch hatten wir geſtern und heute hier ſo viel Intereſſantes und Schönes geſehen, daß wir wohl zufrieden ſein konn-

ten. Hatte ſich doch vor unſeren Augen das Kloſter in beinahe alter Pracht und Herrlichkeit bevölkert; hatten wir doch die faſt beſtändig ſo leer ſtehende ſchöne Kirche erhellt von hunderten von Wachskerzen geſehen, hatten ihn empfunden den eigenthümlichen Duft des Weihrauches, hatten gehört die Klänge der Orgel, erhebende Kirchenmuſik und den feierlich-tiefen Klang der Männerſtimmen. Aber wie ſchnell alle dieſe Bilder gekommen waren, ebenſo ſchnell verſchwanden ſie auch wieder, und kaum hatten die Chorknaben am Hochaltar die letzten Kerzen ausgelöſcht, ſo marſchirten draußen die Soldaten ab mit klingendem Spiel, ſo raſſelten auch ſchon die Kanonen über das Pflaſter, jagten die Reiter vorüber und verließen die Hofequipagen den Escorial, ſie, die geſtern im langſamſten Schritt ihrer Thiere angekommen waren, heute im ſchnellen Trabe. Auch unſere Poſtkutſche ſtand ſchon angeſpannt vor dem Gaſthofe; wir beſchenkten unſeren blinden Führer reichlich, nahmen Abſchied vom Wirth und ſeinem ſchönen Töchterlein, und als wir darauf den Hügel hinabrollten, auf dem das gewaltige Kloſter ſteht, blickten wir gern nochmals zurück nach der Granitburg Philipp's II., die nun wieder einſam und allein da oben thronte, verlaſſen von ihren Königen und Mönchen, ein prächtiger, unzerſtörbarer Denkſtein der alten Macht und Größe Spaniens, ein Wunder der Welt, einſam und trauernd an der Felſenwand des Guadarrama, wie die ägyptiſchen Pyramiden und Königsgräber im Sande der Wüſte.

Vierzehntes Kapitel.

Aranjuez.

Nach Aranjuez. Der königliche Palaſt. Das Meer von Antipola. Der Inſelgarten. Schillers Don Carlos. Der Fürſtengarten. Caſa del Labrador. Theater in Aranjuez. Unſere Pony's. Herr W., der Sportsman. Don Quixote und Sancho Panſa. Reitübungen. Die Halbwegs-Venta. Süßholzanpflanzungen. Ein Zigeunerdorf. Toledo! Anblick der Stadt. Das fromme Schlachtroß des Cid.

So hatten wir denn beinahe Wochen in Madrid zugebracht und würden ſchon früher nach dem Süden aufgebrochen ſein, wenn uns der dießjährige, für Spanien ſo harte Winter nicht mit ſeinem Gefolge von Froſt und Kälte, unergründlichen Straßen und ausbleibenden Eilwagen feſtgehalten hätte. Die ſchönen Gärten von Aranjuez, die von hier unſer erſtes Reiſeziel waren, kann man unmöglich bei Schnee und Eis ſehen, und ſo warteten wir von Tag zu Tag auf freundlichere Witterung. Endlich, nach mehreren Tagen anhaltenden Regenwetters, welches übrigens das Gute hatte, auf den Höhen von Madrid den Schnee wegzunehmen, gegen Ende Januars fegte der Wind die grauen Wolken hinweg und ſäuberte den Himmel, der nun, wie ſich dieſer Erlöſung freuend, wunderbar klar auf uns niederſchien und eine warme, ſtrahlende Sonne zeigte. Die Luft war angenehm, wie bei uns an einem Maitage, und der Boden, über welchen noch vor wenigen Tagen die Waſſer rieſelten, in wenigen Stunden ausgetrocknet, feſt und hart.

Unſer freundlicher ſpaniſcher Architekt, welcher den Abend vor unſerer Abreiſe mit uns verbrachte, meinte lachend, jetzt können wir à peu près auf dauerndes gutes Wetter rechnen, weßhalb wir denn auch ſchleunigſt unſere Koffer packten und an einem ſchönen Morgen gegen Aranjuez aufbrachen.

Von Madrid bis dorthin ſind es ungefähr ſechs Leguas und ſind beide Städte durch eine Eiſenbahn verbunden, vermittelſt welcher man dieſe Wegſtrecke in anderthalb Stunden zurücklegt. Die Gegend, durch welche man fährt, iſt kahl und unintereſſant, wie die ganze Mancha flach hügelig, ohne Baumwuchs, eine weite röthliche Fläche. Eigentlich ſind es keine Hügel, welche die Ebene um Madrid bilden, vielmehr thalartige Vertiefungen, die das Terrain nach allen Richtungen durchziehen; häufig von Winterſtrömen, die ebenſo ſchnell verſchwinden als ſie kommen, zu zerriſſenen Schluchten ausgewühlt, in denen ſich die röthliche Farbe des Erdreichs in grelleren Tönen zeigt. Zerſtreut bemerkt man hie und da bald einzelne Blöcke grobkörnigen Granites, bald ſonderbare Maſſen dieſes Geſteins auf einander gethürmt, untermiſcht mit großen glänzenden, rothen Feldſpathkryſtallen. Bebaute Felder ſieht man nur wenige und die ganze Vegetation beſteht aus einzelnen Stacheleichen oder aus mannshohem Ginſter, der die Abhänge hie und da bedeckt, weßhalb wir auch nicht wenig überraſcht ſind, wenn nun auf einmal die Locomotive gellend pfeift, der Zug ſeine Schnelligkeit vermindert, wir durch einen tiefen Einſchnitt dahinfliegen und uns nun plötzlich in einem Thale befinden, wo uns parkartige Anlagen mit der üppigſten Vegetation begrüßen, wo wir lange Alleen hundertjähriger Bäume bemerken, zwiſchen denen die Kuppeln und Thurmſpitzen prächtiger Gebäude hervorblicken, und welches Alles überragt iſt von einem ſchöneren Hügellande, maleriſch gruppirt und mit dichtem Holze bewachſen. Woher dieſe reizende Vegetation kommt, wird uns alsbald klar; langſam klirrt die Locomotive über die lange Eiſenbahnbrücke, unter welcher der waſſerreiche Tajo daherfließt; weiterhin iſt eine der längſten ſteinernen Brücken, die wohl je gebaut wurden, die prächtige Jaramabrücke aus der Regierungszeit Karls III., über das kleine Flüßchen gleichen Namens, der kurz vor dieſem Punkte den armen Manzanares verſchlungen und dabei doch ſo mager geblieben iſt, daß er in gar keinem Verhältniß zu der eben erwähnten langen Brücke ſteht. Doch hat man auch hier auf die

Winter- und Regenzeit gerechnet, wo dann allerdings die beiden ſonſt ſo ſanften Wäſſerchen plötzlich, wenn auch nur auf wenige Tage, toll und wild werden.

Indeſſen haben wir den Bahnhof von Aranjuez erreicht, deſſen Gebäude ſehr einfach und proviſoriſch ausſehen. Ein kleiner Bube trägt unſere Nachtſäcke und begleitet uns nach der Fonda ingles, von der er behauptet, daß ſie außerordentlich gut ſei. Er hat uns auch nicht getäuſcht: wir fanden am Eingange der Stadt in der Nähe des großen Schloßplatzes ein freundliches Haus, wo man uns ein paar gute Zimmer anwies. Die alte Wirthin, die uns im erſten Augenblicke für Landsleute halten mochte, ſprach uns engliſch an, rief aber, ſobald ſie den Irrthum bemerkte, ihren Mann herbei, einen Franzoſen, dem wir uns ſchon beſſer verſtändlich machen konnten. Da der Morgen recht kühl geweſen war, wir auch frühzeitig von Madrid aufgebrochen, ſo verſchmähten wir ein gutes Frühſtück nicht, umſoweniger, als es auf engliſche Art zubereitet war und für uns eine angenehme Abwechslung gegen die ſpaniſche Küche darbot. Doch hielten wir uns nicht lange dabei auf, denn es drängte uns, die in vieler Beziehung ſo intereſſanten Orte, das Schloß und die Parks von Aranjuez zu beſuchen.

Wir nahmen einen Führer und gingen zuerſt durch das Städtchen, um uns die Lage deſſelben anzuſehen. Es iſt klein und niedlich, und den breiten, geraden Straßen, die ſich rechtwinkelig durchſchneiden, ſowie den gleichförmigen Häuſern und den großen, regelmäßigen Plätzen ſieht man deutlich an, daß der Ort künſtlichen Urſprungs iſt und nach einem genauen Plane angelegt wurde. Die Stadt hat einen neuen hübſchen Stierplatz, eine Kirche, iſt mit Gärten und Alleen umgeben und hat keine Mauer, wodurch man von faſt jeder der geraden Straßen eine angenehme Ausſicht auf das Schloß, den Park oder die umliegenden Hügelketten hat. Schloß und Stadt ſind durch den großen Schloßplatz von einander getrennt, der für die umliegenden Gebäude eine gute Wirkung macht, aber begreiflicherweiſe

jetzt, wo der Hof entfernt ist, still und öde liegt. Der Eingang in denselben führt durch zwei große Halbkreiskolonnaden, in deren Mitte eine schöne Kapelle steht; der Platz selbst ist auf drei Seiten mit gewölbten Arkaden eingefaßt, über denen sich Wohnungen der Beamten befinden, und wenn man ihn von der Stadt aus betritt, so hat man vor sich eine prächtige Terrasse mit Standbildern und springenden Wassern, an welche unmittelbar das Schloß stößt, das man jedoch erst in seiner ganzen Ausdehnung sieht, wenn man den Platz überschritten hat.

Der königliche Palast von Aranjuez, von Juan de Herrera erbaut, ist unsymmetrisch von Backsteinen, deren röthliche Farbe zwischen Einfassungen von grauem Stein übrigens nicht unangenehm ist, dabei aber in kleinem Maßstabe aufgeführt. Seine Hauptfaçade ist gegen Süden und nimmt sich trotz ihrer Unregelmäßigkeit nicht übel aus, doch bemerkt man auch hier weder Großartigkeit noch Reichthum des Styls. Gegen die Gärten hinaus hat das Schloß eine bedingte Aehnlichkeit mit St. Cloud. Auf der Terrasse war ein alter freundlicher Gärtner mit Arbeiten beschäftigt, die wir frühestens im Monat April zu besorgen pflegen; die Blumenbeete wurden aufgelockert und hergerichtet, Rosen geputzt und aufgebunden, und da es ein klarer warmer Tag war, so waren die überall sprudelnden Wasser von angenehmer Wirkung. Die Erlaubniß zur Besichtigung des königlichen Schlosses muß vom Verwalter desselben eingeholt werden. Während sich der alte Gärtner, von dem ich oben sprach, damit befaßte, setzten wir uns auf eine der vielen Bänke, die sich auf der Terrasse befanden, mit dem in der That sehr behaglichen Gefühl, vor uns die hundertjährigen Bäume des berühmten Parkes von Aranjuez zu sehen.

Man sagt, es sei Grimaldi gewesen, welcher die Niederlande als Gesandter besucht hatte und darauf die Veranlassung gab, Schloß und Stadt im holländischen Geschmacke zu erbauen; doch ist dieß nicht besonders gelungen, und wenn die eben angegebene Absicht wirklich vorlag, so hat man es nicht verstanden, in den Charakter des Musters

einzugehen. Das einzige, was vielleicht an eine holländiſche Stadt erinnern könnte, ſind die erwähnten geraden Straßen, der Backſtein als Baumaterial und ein Glockenſpiel auf dem Schloſſe, welches ſich aber nur an hohen Feſttagen hören läßt.

Der Name Aranjuez wird von einem Tempel des Jupiter abgeleitet, ara Jovis; ob übrigens ein ſolcher je exiſtirt, iſt eine Frage, die wohl nie entſchieden werden wird. Vor den Zeiten Philipps II. war von einer eigentlichen königlichen Niederlaſſung hier nicht die Rede und es befanden ſich nur in dieſem ſchönen Thale mehrere Landſitze und kleine Jagdſchlöſſer, dem Großmeiſter von Santiago gehörig, der in dem benachbarten Ocanna, welches damals Gränzfeſtung gegen die Saracenen war, ſeinen Sitz hatte. Karl V. und Ferdinand der Katholiſche kamen als die Erben des Großmeiſters zuweilen auf kurze Zeit hieher, doch war es erſt Philipp II., der das Schloß erbauen ließ und Aranjuez zur Frühlingsreſidenz erhob. Seitdem hat dieſes nun ſo ſtille Gebäude, die dichtverſchlungenen Wege des Gartens, manch' Intereſſantes geſehen. Hier trieb Karl IV. ſein melancholiſches, unſtetes Weſen, ſeine kleinen, oft ſo unſchuldigen Liebhabereien, wie z. B. die Errichtung jener ungeheuren Seemacht aus impoſanten Dreideckern, Fregatten, Corvetten, mit einer großen Anzahl von Feuerſchlünden verſehen, die auf dem benachbarten Teich von Antigola von dem Könige ſelbſt manövrirt wurden. Leider waren die Schiffe nur wenige Fuß lang und die Matroſen aus Holz oder Pappendeckel, und von der ganzen Spielerei hatte nur der erwähnte Teich einigen Nutzen, der von jener Zeit an den Namen „das Meer von Antigola" erhielt, mit welchem ihn auch heute noch das Volk benennt. Während aber ſo der König mit ſeinen Schiffchen ſpielte und zur Abwechslung Kaninchen ſchoß, ging der Reſt der ſpaniſchen Marine durch das franzöſiſche Bündniß bei Trafalgar zu Grunde. Hier in Aranjuez war es auch, wo Karl IV. abdankte, was zur nächſten Folge hatte, daß ſein Miniſter Manuel Godoi, damals Großadmiral, Friedensfürſt und Geheimerath der Königin Marie Luiſe, von den Leibwachen, ſeinen

Augen ausſahen. Ich muß geſtehen, ich fürchtete mich ein wenig; ich mußte immer an den ſteinernen Kerl mit der langen Naſe draußen vor dem Hauſe denken, und ich weiß nicht, wie mir die tolle Idee kam, die mich die ganze Nacht im Traume verfolgte, als haben die hölzernen Figuren mit jenem ſteinernen Soldaten, der früher im Hauſe ſelbſt placirt geweſen, in der Mitternacht Streit bekommen und ihn vor die Thure geſetzt.

Ueber die Treppen des erſten Stocks eilte Philipp raſch hinweg und ſagte mir auf meine Frage leichthin, ſie ſeien unbewohnt. Im zweiten Stock ging er langſamer und zeigte mir die Schlafzimmer des Prinzipals und der Jungfer Barbara. Dann ging es eine alte Wendeltreppe hinauf in den dritten Stock, wo unſere Kammer lag. Dieſes Gemach war durch eine dünne Bretterwand in zwei Theile geſchieden, in deren jedem ein Bett ſtand, meines an der äußern Mauer, ſo daß ſich das Dach liebend darüber hinbeugte. Der Baumeiſter mußte große Vorliebe für das Schnitzwerk gehabt haben, denn ſelbſt die Balken des Dachs waren verziert und bemalt: wo ſie auf der Mauer auflagen, ſah man groteske Köpfe von Menſchen und allerhand Unthieren, die mein Bett lachend und grinſend umſtanden. Am Fußende deſſelben war ein Fenſter, welches auf den Zwiſchenraum ging, der uns vom Nachbarhauſe trennte, ein Zwiſchenraum, keine drei Fuß breit, aber deſto tiefer, denn beide

früheren Kameraden, verhaftet und vom Volke faſt zerriſſen worden wäre, eine Scene, welche an Verſailles erinnert, deſſen Hofgeſchichten denen von Aranjuez auch in manchen anderen Beziehungen zu vergleichen ſind. Auch im Aeußeren gibt es hier Aehnlichkeiten; findet man doch ſelbſt im großen Parke, dem Fürſtengarten, Stellen in jenem ſteifen, verſchnörkelten Geſchmack aus den Zeiten Ludwigs XIV., Alleen von ſchönen Bäumen, ſorgſam friſirt und verſchnitten, künſtliche Teiche, Statuen, meiſtens Erinnerungen aus der Regierungszeit des erſten ſpaniſchen Bourbon, Karl V., welcher ſich leider die unnöthige Mühe gab, manches hier umzubauen und umzupflanzen.

Indeſſen iſt unſer alter Gärtner zurückgekommen und bringt die Erlaubniß zum Eintritt ins Schloß. In Erinnerung an die glänzende Geſchichte Philipps II. und ſeines Hofes, ſowie auch in Anbetracht des Dramas jener gewaltigen Zeit, welche nach Schiller hier begann, glaubt man den Palaſt von Aranjuez aufs Prächtigſte eingerichtet zu finden, werth des Beherrſchers von Reichen in denen die Sonne nie unterging, findet aber in dieſer Richtung ſich ſehr enttäuſcht. Schon die Räumlichkeiten des Schloſſes ſind nicht groß und impoſant, und die Einrichtung ſehr beſcheiden und mangelhaft. In vielen Zimmern wurden die gewöhnlichſten Stoffe zu Vorhängen und zu Bedeckung von Möbeln angewandt, ja manches Gemach findet man mit Strohſtühlen möblirt, und faſt durchgängig ſtatt der Teppiche allerdings kunſtreich geflochtene Binſenmatten. Man kann ſich denken, mit welch großem Intereſſe wir die Gemächer der Königin, noch mehr aber des Infanten Don Sebaſtians, und vor allem Don Carlos' betrachteten. Leider ſind ſie aber faſt gänzlich ausgeräumt und man findet hier nicht mehr das Geringſte, was mit einigem Scheine von Wahrheit aus jener Zeit herzuleiten wäre. Die Fenſter in den Zimmern des Infanten Don Carlos gehen auf eine düſtere aber doch intereſſante Partie des wunderſchönen Inſelgartens, den wir ſpäter betreten werden. — Wird man es komiſch finden, wenn ich mich vor dieſen Fenſtern lehnend in tiefen Träumereien erging und lange zwiſchen die hundertjährigen

Bäume blickend, endlich jene gewaltige räthſelhafte Zeit lebendig in mir aufſteigen ließ und die ſtillen Laubgänge mit meinen Phantaſiegebilden bevölkerte! Ja, ich that das, und plötzlich ſchien mir der ſtille Garten nicht mehr wie ausgeſtorben: auf dem feinen Sande ſeiner Wege rauſchte und kniſterte es unter kleinen Damenfüßen und langen ſeidenen ſchleppenden Gewändern, Guitarrenklänge ertönten aus den dunklen Bosquets, und am Ende jener Allee, die der Infant hier von dem Fenſter aus überblicken konnte, zeigte ſich freilich nur auf Augenblicke die Geſtalt einer ſchönen Dame mit dem Kopfe nickend, mit dem Fächer ſpielend, vielleicht die räthſelhafte Prinzeſſin Eboli, die gewiß oft hinaufſchaute nach den Fenſtern des Königsſohnes.

Doch dieſe Träumereien verſchwanden wie ſie kamen. Ich war allein geblieben in den Zimmern des Infanten, nun aber trat der Hausverwalter unter die Thüre mit ſeinem Schlüſſelbunde klirrend. Folgen wir ihm in die übrigen Räume des Schloſſes! Das einzige und wirkliche Prachtvolle iſt der japaniſche Salon und der Spiegelſaal aus der Zeit Karls III. Die Wände ſind mit Porzellanplatten bedeckt, welche man Basreliefs in Porzellan nennen könnte, denn aus dem farbig angegebenen Grunde treten die mannigfaltigſten Figuren: menſchliche Gruppen, Thiere, Blumen, alles das verbunden durch das ſeltſamſte Schnörkelwerk, in halber Rundung hervor. Intereſſant iſt der Kronleuchter, ebenfalls aus Porzellan, ein wahrer Knäuel, wo ſich Ranken und phantaſtiſche Geſtalten aller Art in den ſonderbarſten Wendungen hundertfach verſchlingen. Die Ausſchmückung dieſes japaniſchen Salons lieferte die königliche Porzellanfabrik in Madrid, und wenn man dieſe wirklich kunſtvollen Arbeiten bewundert, ſo kann man es nur bedauern, daß die Porzellanfabrikation heute ſo gut wie gar nicht mehr exiſtirt. Was ſich ſonſt noch an Sehenswürdigkeiten im Schloſſe findet, ſind einige gute Fresken und Deckengemälde von Velasquez, ſowie hie und da zerſtreut prachtvolle Moſaiken und Kryſtallgefäſſe, Alabaſterwerke, Bronzen, aus welchen übrig gebliebenen glänzenden Spuren man wohl errathen kann, wie die Einrichtung des Palaſtes einſtens geweſen ſein mag.

Das Prächtigſte oder doch das Reizendſte und Schönſte in Aranjuez iſt aber der Inſelgarten, der dicht ans Schloß ſtößt und durch die vorhin erwähnte Blumenterraſſe mit demſelben zuſammenhängt. Er hat ſeinen Namen daher, weil er von zwei Armen des Tajo umfaßt wird, der ſich oberhalb ſpaltet und dann wie liebend die hoch aufgemauerten Terraſſen umfluthet, auf denen der Garten liegt. Der ſchönſte Punkt iſt bei der Blumenterraſſe, wo der Tajo in ſeiner ganzen Breite, kaum leicht bewegt, wie ein ſilbernes Band aus dem Schatten dichtbelaubter Bäume hervortritt, um unmittelbar vor dem Schloſſe einen über zwanzig Fuß hohen impoſanten Waſſerfall zu bilden, deſſen Anblick in der Hitze des Sommers kühlend und erfriſchend ſein muß. Dann wirkt ſein Toſen, das Grollen und Murmeln ſeiner Waſſer gewiß einſchläfernd und ladet den Beſchauer zur Sieſta ein, der den ſchönen Fall von einem der ſteinernen Bänke betrachtet, welche am Rande der Terraſſenbruſtwehr, unter hundertjährigen Bäumen ſtehen. Eine prächtige vierfache Platanenallee der älteſten Bäume zieht ſich neben dem Waſſerfall und dem Tajo dahin; dieſelbe hat vielleicht hundert Schritte vom Schloſſe entfernt eine Wendung gemacht, man ſieht von den Gebäuden nichts mehr und befindet ſich auf einem heimlichen ſtillen Plätzchen, welches durch dichte Gebüſche und hohe Hecken vor jedem Blicke geſchützt iſt, während das Murmeln des Tajo einem argwöhniſch lauſchenden Ohre nicht geſtattet, den geringſten Laut eines Geſpräches, das hier geführt wird, verrätheriſch zu erſpähen.

In dieſe Allee verlegte meine Phantaſie den romantiſchſten Theil von Schillers Don Carlos. Der kühle, reizende Platz am Waſſerfalle war wohl der Lieblingsaufenthalt des ſchlauen Beichtvaters, hier traf er den Prinzen, der nun darauf die Allee hinabeilte, zu jenem heimlichen, lauſchigen Plätzchen, wo er die Königin traf, und wo der ſtrenge König ſpäter erſchien, um der armen, unſchuldigen Prinzeſſin von Mondekar zehn Jahre Zeit zu geben, fern von Madrid über allerlei nachzudenken. Ich kann mir die Richtigkeit dieſes aufgefundenen Punktes im Inſelgarten von Aranjuez nicht nehmen laſſen und war ſo ſehr da-

von überzeugt, daß ich dort Epheublätter abbrach, und sie verschiedenen Damen in der Heimath mit der Angabe meiner Entdeckung zusandte.

Um den ganzen Inselgarten am Ufer des Tajo vorbei setzen sich diese Alleen fort, mit Bäumen in solcher Höhe und Stärke, daß sie an einen Urwald erinnern. Das Innere des Gartens besteht aus geraden, scheinbar regellosen Wegen, von denen immer eine Anzahl in Form eines Sternes auf einem großen Rundstücke zusammenläuft, wo sich alsdann Fontainen, Wasserwerke in den verschiedensten Arten, sowie Bänke zum Ausruhen befinden. Für die bessere Unterhaltung hätte schon etwas mehr geschehen können; die Wege waren nicht besonders reinlich gehalten, die glatten Thujahecken nicht sauber verschnitten, und in den steinernen Bassins und Schalen der Fontainen lag Kehricht aller Art, vertrocknete Blätter, selbst Schutt, und vielen sah man an, daß der belebende Wasserstrahl hier lange nicht emporgesprungen. Auch die Mittelpunkte der verschieden Sternwege, die großen Rondels waren sehr verwahrlost, mit Stein- und Erdenhaufen bedeckt, sowie mit zerbrochenen Bänken und Fußgestellen, auf denen die Bildsäulen fehlen. Es ist das schade um diesen wunderschönen Platz, so prächtig angelegt und so schön von der Natur bedacht; und trotz der Vernachlässigung, welche dieser Inselgarten erfahren, muß es im Sommer doch himmlisch sein im kleinen Parke von Aranjuez unter dem dichten Schatten dieser gewaltigen Bäume am Ufer der klaren Flut des Tajo oder im Innern des Gartens, wo in viele Wege kein Sonnenstrahl zu dringen vermag, wo Massen prächtig blühender Rosen ihren süßen Duft freigebig spenden, unzählige Springbrunnen ihren klaren Strahl in die Höhe schleudern, der mit sanftem Geplätscher wieder herabfällt, und wo man, auf einer Steinbank ausruhend, von weitem her das Rauschen und Brausen des großen Wasserfalls vernimmt. Leider war es uns ja nicht vergönnt, diesen Garten in der schönen Jahreszeit zu sehen, wo die alten hohen Stämme überall mit Epheu und Lianenpflanzen umrankt sind und die Strahlen der Mittagssonne der Art gebrochen, daß man beinahe Kühle empfindet, wo bei der Hitze des Tages die frische Baum-

luſt zur Raſt auf den ſteinernen Bänken einladet, wo, wie der Verfaſſer von „Morgen- und Abendland“ erzählt, Roſenhecken und Roſenbäume duftende Bouquets in die düſteren Schatten der dichtgeſtellten Rieſenbäume flechten. Ueberall, fährt er fort, ſtößt man alsdann wieder auf Perſpectiven, die das Schloß in der Ferne zeigen, wenn man bereits den Ausweg verloren glaubt, und die ſchönen Bäume biegen ihre üppigen Zweige und Wipfel über die kühlen Wogen der beiden Ströme hinab, alles in natürlichen Bogengängen, alles dicht, alles Schatten, alles ohne Zwang, oft gleich Urwald verſchlungen, aber immer wieder von neuen Gängen durchbrochen. Solche gewaltige Bäume können nur Jahrhunderte erzeugen, ſie haben das Größte und Herrlichſte geſchaut, ſie haben die Könige beſchattet, in deren Staaten die Sonne nie unterging, und die ſtille Liebe.

Der ſpaniſche Hof kam in den letzten Jahren nur höchſt ſelten nach Aranjuez, da die Königin es mehr liebt, ihren Frühlings- und Sommeraufenthalt in La Granja zu nehmen, welches auf der Höhe des Guadarrama gelegen, ſich einer friſchen erquickenden Bergluft erfreut, wogegen das waſſerreiche Thal von Aranjuez, im Sommer ſehr dunſtig und ſchwül, leicht Wechſelfieber erzeugen ſoll.

Ueber die Blumenterraſſe vor dem Schloſſe zurückgehend kommt man über eine zierliche Drahtbrücke mit hohen Standbildern an den vier Ecken, welche den Tajo in einem einzigen Bogen überſpannt, und erreicht nach kurzer Wanderung den „Fürſtengarten,“ einen prächtigen und ſchönen Park, der in jeder Hinſicht vortrefflich unterhalten iſt und über eine Stunde lang an den Ufern des Fluſſes dahinzieht. An der Madrider Straße iſt er von einer herrlichen breiten Allee eingefaßt und von jener durch ein reiches Gitter getrennt, in welchem verſchiedene hohe Steinthore befindlich ſind, die zu beiden Seiten durch Portierhäuſer dem Publikum den Eingang gewähren.

Es war ein prächtiger klarer Morgen, als wir hier auf den breiten Kieswegen wandelten; die Nebel welche uns heute früh kältend eingehüllt, waren von der Sonne niedergedrückt worden, hatten ſich ver-

ſtohlen an Gräſern und Blättern angehängt und dienten nun der ſtolzen Siegerin als ebenſo viele Spiegel, welche dienſtbar die hellen Strahlen in allen Farben des Regenbogens zurückwarfen. Dabei war die Luft warm, würzig, angenehm und uns Deutſchen hier in dem fernen Spanien ſo außerordentlich wohl zu Muth. Der Park, in dem wir wandelten, erinnerte in ſeiner frühjährlichen Färbung ja ſo ſehr, bald an unſere großen deutſchen Gärten, bald ſogar an unſere lieben heimathlichen Wälder, denn ſo ſtill und feierlich wie in dieſen war es auch heute morgen hier in dem Fürſtengarten von Aranjuez, ſo bekannt rauſchten unſere Tritte in dem abgefallenen Platanenlaube und wenn wir lachten, — und wir lachten häufig, — ſo hallte das weit hinaus zwiſchen die Stämme der gewaltigen Bäume. Ich will nicht verſchweigen, daß wir zu allerlei Kurzweil aufgelegt waren, daß wir deutſche Lieder ſangen und daß wir uns das kindliche Vergnügen machten, uns als das Gefolge eines großen Herrn darzuſtellen, indem wir alsdann einen unter uns mit ſo außerordentlicher Ehrerbietung behandelten, beſtändig mit abgezogenem Hute und ſo tief gebückt zu ihm ſprachen, daß ihn die Arbeiter des Parks und die Aufſeher ebenfalls für nichts Geringes hielten und es gerade machten wie wir. Zu der Perſon des „Herrn“ nahmen wir unſern Reiſegeſellſchafter, Herrn W., vom Cid, der uns in Barcelona verlaſſen, den wir in Madrid wieder gefunden, und der mit uns die Tour nach Aranjuez und Toledo machte. Er nahm den Scherz bereitwillig auf und führte ihn vortrefflich durch, inclusive jenes koſtbaren Momentes, wo die Pförtner des Gartens durch ein entſprechendes Trinkgeld nicht enttäuſcht werden durften.

Wie ſchon geſagt, iſt der Fürſtengarten auf einer Seite vom Tajo begrenzt, der hier eine anſehnliche Waſſermaſſe hat, welches in hunderten von Rinnen in den Park geführt wird, dort kleine Seen und Teiche ſpeiſt und überall eine faſt unglaublich üppige Vegetation hervorbringt. Schöner wäre es freilich noch geweſen, wenn man den Fluß ſelbſt in den Garten hineingezogen hätte, ſtatt daß er jetzt nur

als Gränze und Waſſerkanal dient. Unbegreiflich iſt es mir, daß man nicht wenigſtens ſeine Ufer nach der Seite des Parkes zu einem reizenden Spaziergang umgeſchaffen, wozu alles Material im Ueberfluß vorhanden geweſen wäre. Jetzt aber wird die Gränzlinie durch einen hohen und kahlen Erdauswurf gebildet, der die Ausſicht auf den Tajo ſperrt und über den man mühſam hinabſteigen muß, um an den Fluß ſelbſt zu gelangen. Dieſer hat dann aber auch wieder ſein Schönes durch die vollkommene Ungezwungenheit ſeiner Ufer, von denen das üppigſte Buſchwerk in ſein tiefes Bett herabhängt, aus dem dann wieder Waſſerpflanzen aller Art emporſteigen, durch welche wilde Enten und andere Vögel ſtreichen, eine ſo maleriſche Wildniß bildend, daß man hier nicht glaubt, man befinde ſich wenige Schritte bei einem ſo ſorgfältig angelegten Parke.

Das Innere des Fürſtengartens iſt eine beſtändige Abwechslung, bald von dunklem Walddickicht, hie und da mit geheimnißvollen Pfaden durchſchnitten und gebildet von rieſenhaften Bäumen, dem herrlichſten grünen Laubholze, zwiſchen denen ſich faſt ſchwarze Cypreſſen erheben, ſo coloſſal, wie ich ſie nur auf den Kirchhöfen Konſtantinopels geſehen habe; bald von großen Platanen und Pappelalleen, — hier von den fruchtbarſten Obſtgärten, zwiſchen denen Frühbeete und Glaskäſten ſtehen, dort von großen, freien Waldtriften, umſäumt mit Cedern, Cypreſſen, Silberpappeln, Eichen und Wallnüſſen, ſo einen ſtillen abgelegenen Raum bildend, in dem ſich die ſeltſamſten Bauwerke, Teiche und Waſſeranlagen der verſchiedenſten Art befinden. Dort ſieht man Marmorgruppen, Karyatiden, Blumenkörbe, hier ziert eine der ſchönſten Anlagen einen Teich mit zwei Inſeln, auf denen ſich ein Marmortempel befindet, ihm gegenüber auf Felſen eine Granitpyramide, und dieſe verſchiedenen Punkte ſind durch Stein- und Gitterbrücken mit einander verbunden. Im Sommer muß es hier wahrhaft reizend ſein, wo in den wildeſten Theilen des Gartens das Strauchwerk von farbenprächtigen Blüthen ſtrotzt, wie man ſie bei uns kaum in Treibhäuſern ſieht, wo die Beete glänzen und ſchillern von den edelſten

Blumen, und wo deren Königin, die wunderbar prächtige Roſe, alles dominirt in nie geſehener Herrlichkeit. Findet man doch hier kleine Gärtchen, mit niedern Hecken eingefaßt, in welche Thüren und viele eingezäunte Gänge zu Lauben, Bögen, Hütten und Blumenbeeten führen. Allein alle dieſe Blumen ſind Roſen; die Hütten, die Lauben, die Bögen, die Thüren, die Zäune und die Bäume, alles iſt alsdann Roſe, rothe Roſen in Millionen über dieſen kleinen Raum vertheilt, von paradieſiſchem Aroma getränkt, das die Vögel gierig einſaugen, das das Herz der Menſchen erfriſcht und es ſtärker und ſehnender ſchlagen läßt.

Nach ſtundenlangem Umherſchlendern im Parke — wir hatten uns abſichtlich vom Führer nicht leiten laſſen, ſondern waren bald rechts, bald links in einen Weg eingebogen, der uns beſonders reizend erſchien, oder wo uns gerade durch lichtere Baumgruppen ein künſtlicher Felſen mit Waſſerwerken und Statuen anzog — gelangten wir endlich auf einen freien Platz, der ſich als eine Art von Pleaſureground vor einem kleinen niedlichen Schloſſe erhob, welches vielleicht eine kleine Stunde von der Stadt entfernt, im dichteſten Theil des Parkes liegt. Dieſer kleine Palaſt iſt die niedlichſte und reichſte Villa, die man nur ſehen kann; weder Verhältniß noch Styl des Bauwerkes fallen von außen durch Großartigkeit in die Augen, und doch betrachtet man es entzückt. Hier im abgelegenen Dickicht kommt es uns wie ein kleines Zauberſchloß vor; ſeine Formen ſind edel und geſchmackvoll, und auf dem dunklen Waldgrunde hebt ſich das weiße Gebäude mit ſeinen kleinen Terraſſen, Mauervorſprüngen, Niſchen mit Bildſäulen und Büſten ſcharf und lebendig ab. Es iſt die berühmte Caſa del Labrador, vor der wir ſtehen. Karl IV. hatte eines Tags die Idee, ſich ein ländlich eingerichtetes Gartenhaus zu bauen; ob nun der urſprüngliche Plan anders war, oder ob der ſpaniſche König den kleinen Palaſt, wie er heute daſteht, für eine einfache ländliche Wohnung hielt, weiß ich nicht anzugeben; — genug, dieſe prächtige kleine Villa mitten im Park von Aranjuez heißt Caſa del Labrador, Bauernhaus, und iſt auf

dieſe Art wohl das reichſte und in ſeinem Reichthum einzigſte aller Bauernhäuſer der ganzen Welt.

Gleich beim Eintritt in die Villa ſehen wir, daß das Innere vollkommen würdig iſt des reichen Aeußern; auf allen Seiten iſt man umgeben von Marmor, Gold, Bronze, Malerei und prächtigen Sculpturen, und was das Erwähnenswertheſte iſt, alle Reichthümer, welche man hier ſucht, ſind auf's Geſchmackvollſte vertheilt und angebracht. Wir ſtaunen die reich verzierten Plafonds an und bemerken im erſten Augenblicke nicht, daß wir auf ebenſo koſtbare Fußböden von künſtlichem Marmormoſaik treten; eine ſinnreich gedachte Kreistreppe mit marmornen Stufen und vergoldetem Geländer, zu welchem man, nebenbei geſagt, ſechshundert Unzen Goldes verbraucht hat, führt in den erſten Stock. Hier iſt jedes Zimmer von dem andern verſchieden, und wir ſchreiten ſtaunend durch dieſe Maſſe von Reichthümern. Hier ſehen wir die Böden, Thüreinfaſſungen, Wandbekleidungen von edlem Marmor, dort von koſtbaren Holzarten, auf's Reichſte eingelegt, alle Schloſſerarbeiten verſilbert und vergoldet. In dieſen Zimmern überraſchen uns die reichen, wie eben erſt gemalten Plafonds, ſowie die Seidentapeten aus den ſchwerſten Stoffen, mit Stickereien überladen; in jenem ſind dagegen die Wände von Meiſterhand gemalt, mit prächtigen Möbeln verſehen, Marmortiſche auf vergoldetem Untergeſtell tragen eine Unzahl kleiner Kunſtwerke: Uhren, Vaſen, Statuetten, wogegen Spiegeltiſche, Kamine und Etageren in den Ecken voll der ſeltenſten Porzellanarbeiten ſind.

In drei Zimmern dieſes ſeltſamen Bauernhauſes befinden ſich Bildhauerwerke, namentlich Statuen, worunter Alterthümer, die jedem Muſeum zur Zierde gereichen würden. Der Glanzpunkt des Ganzen iſt übrigens ein kleines Zimmer mit Nebenkabinet ganz in Paris nach Perciers Zeichnungen verfertigt, wenige Schritte lang und breit, wo aber an Kunſtwerken, an Decken und Wandgemälden, an Gold, Marmor und edlen Holzarten das Unglaubliche zuſammengetragen iſt. Es iſt unmöglich, mit Worten einen Begriff von der Pracht und dem

Reichthum zu machen, die ſich hier in dem Gemach vereinigt finden; man ſagt, die Verzierungen deſſelben haben vierzehn Millionen Realen gekoſtet, allerdings eine ungeheure Summe, aber faſt glaublich, wenn man bedenkt, daß nicht nur Wände und Thüren von goldenen und Platina-Arabesken ſtrotzen, und daß nicht nur jeder Stuhl und jedes andere kleine Möbel ein Kunſtwerk iſt, ſondern ſelbſt die Griffe an den Thürſchlöſſern und an den Fenſterbeſchlägen von Künſtlerhand aus Gold und Silber geformt wurden.

Unter anderen hat dieſes Zimmer vier kleine reizende Wandgemälde Girodet's, die Jahreszeiten vorſtellend, von ſo herrlicher Compoſition, daß unſer Maler es nicht unterlaſſen konnte, ſie trotz eines ſehr mißbilligenden Blickes des Hausverwalters, der uns herumführte, in ſein Buch zu ſkizziren. Ich glaube, daß es jedem wie uns ergehen wird: wir verließen die Caſa del Labrador überſättigt, geblendet, und der lange Spaziergang von hier nach unſerer Fonda zurück durch den ſchönen Park kam uns gut zu Statten, um den Unterſchied zwiſchen unſerem gewöhnlichen Leben und der ländlichen Einrichtung eines ſpaniſchen Königs nicht gar zu ſtark zu empfinden.

Abends ſetzte uns unſere alte Engländerin ein gutes Diner vor, zu welchem ſie ein großes Roſtbeef, auf engliſche Art zubereitet, mit vielem Stolze ſelbſt auftrug. Zufälligerweiſe ſpielte heute in Aranjuez eine wandernde Schauſpielertruppe, was wir unmöglich verſäumen durften, und hatten wir uns deßhalb ſchon vor dem Eſſen Karten zu der Vorſtellung genommen. Das Theaterlocal iſt klein und unbedeutend, und die Schauſpieler und das Stück waren ſo außerordentlich ſchlecht, daß wir uns eben dadurch vortrefflich amuſirten. Das Publikum im Parterre beſtand meiſtens aus Unteroffizieren der Garniſon, welche ſich für die Greuelthaten, die auf der Bühne vorfielen, auf's Lebhafteſte intereſſirten und ſo ſehr ergötzlich mitſpielten. Nie in meinem Leben habe ich in fünf Acten und zwei Stunden eine ſolche Menge Schaudererregendes aller Art zuſammen gedrängt geſehen wie hier; jede Scene hatte entweder eine Entführung, irgend einen Verrath an

Gebäude hatten eine anſehnliche Höhe. Dieſem Fenſter gegenüber befand ſich im Nachbarhauſe ein anderes, das etwas tiefer, aber uns ſo nahe lag, daß man leicht mit der Hand hinüber reichen konnte. Im erſten Gemach, wo Philipp ſchlief, ſtand ein kleiner Ofen, und mein Kollege bemühte ſich, ein kleines Feuer anzuzünden, das aber bei der Größe des Raums ungefähr dieſelbe Wirkung hervorbrachte, wie reſpective das Butterbrod vorhin in meinem Magen, weshalb wir ein paar Stühle ſo nahe wie möglich an den Ofen rückten und eine Unterhaltung begannen, in welcher Philipp mir die allgemeinen Begriffe vom Handel beizubringen ſuchte. Er ſprach vom Verkaufe überhaupt, kam dann auf's Kreditgeben im Speziellen, und verſicherte mir, es ſei äußerſt ſchwierig, eines ohne das andere zu treiben, und doppelt ſchwierig, die rechte Mitte zwiſchen beiden zu beobachten.

Mitten in dieſem intereſſanten Geſpräch wurden wir plötzlich durch ſonderbare Töne unterbrochen, die draußen vor unſerem Fenſter erklangen. Man konnte es für eine Art Geſang halten, es glich aber auch dem Geheul eines großen Hundes. Ich horchte und ſah meinen Kollegen fragend an, der aber ein unruhiges, verdrießliches Geſicht machte und mit ſeiner traurigen Stimme ſagte: „Ach, es iſt unſer Nachbar, der Herr Burbus, der eben nach Hauſe kommt.“ — „Der Herr Burbus?“ fragte ich. „Wer iſt das?“ — „O,“ entgegnete Philipp ängſtlich,

den heiligſten Gefühlen der Menſchheit, einen qualificirten Mord oder eine geſetzliche Hinrichtung.

Glücklicherweiſe hatten wir aber am heutigen Tage ſo viel Schönes geſehen, daß die ſchauerliche Komödie nicht im Stande war, während der Nacht meinen Schlaf zu beunruhigen; vielmehr wandelte ich im Traume durch die herrlichen Parke und Gärten, in denen jetzt Tauſende von Roſen blühten und dufteten; alle Waſſerwerke ſandten ihre kühlenden Strahlen in die heiße Luft hinauf und unzählige Nachtigallen ſangen dazwiſchen ihre ſchmelzenden Liebeslieder. Anfänglich klangen dieſelben freudig und jauchzend, wie im Uebermaße des Glücks in dieſer Herrlichkeit leben zu dürfen; bald aber miſchte ſich ein ernſter und melancholiſcher Klang dazwiſchen, und als ich träumend an dem großen Waſſerfall des Tajo ſtand, ſein Brauſen hörte und den erfriſchenden Waſſerſtaub auf meinem heißen Geſichte fühlte, war es mir, als ſänge eine der neckenden Nachtigallen: Ach! ſie ſind nur zu bald vorüber, die ſchönen Tage von Aranjuez!

Um halb ſechs Uhr am andern Morgen ſtanden unſere Pferde an dem Thore des Gaſthofes Fonda ingles in Aranjuez bereit und wir waren im Begriff, ſie zu beſteigen, mit Ausnahme unſeres kleinen Architekten, der, mit der Sprache beſſer bewandert als wir, den Zahlmeiſter machte, und ſich in der Küche mit der überaus freundlichen Wirthin herumzankte, welche ihm mit lachendem Munde eine ſehr unverſchämte Rechnung einhändigte. Dank dem Roſtbeef, welches wir beſtellt, und dem Grog, den wir uns vor Schlafengehen gebraut, hatte man uns doch noch für Ingleſen genommen, unſere Zeche wenigſtens nach deren meiſt wohlgeſpickten Börſen berechnet. Um etwas davon herabzudingen, mußten wir unſerem guten Oberbaurath zu Hülfe kommen, deſſen freundliches Gemüth nicht im Stande war, einer Spanierin mit dem hier unentbehrlichen Lärm und Nachdruck entgegenzutreten. Endlich war der Streit geſchlichtet und trotzdem, daß wir ihr fünfzig Realen abgehandelt, ſchieden wir doch im beſten Frieden.

Unſere Pferde waren von einer ſehr kleinen Race, eigentlich große

Pony's, jedoch von einer merkwürdigen Ausdauer, wie uns der Pferdeverleiher versicherte. Jeder von uns schnallte seine kleinen Habseligkeiten: Nachtsack, Decke oder dergleichen, hinter sich auf den Sattel, dann wurde nach Commando aufgestiegen, worauf wir uns wegen des Glatteises, welches die Steine bedeckte, sehr behutsam in Bewegung setzten.

Der Morgen dämmerte auf, sein freundliches Licht wurde aber zurückgehalten durch einen dichten Nebel, der dem Tajo entstieg und Alles in seine grauen Schleier hüllte. So war es uns denn bei unserer Abreise nicht vergönnt, Schloß und Park von Aranjuez noch einen Abschiedsblick zu schenken; von ersterem sahen wir nur ein Stück der rothen Palastmauer durch den Nebel schimmern, von letzterem nur die kahlen Aeste einiger Baumriesen, und vernahmen auch nur wie aus weiter, weiter Entfernung das Rauschen des Wasserfalles im Inselgarten, als wir über den weiten Platz San Antonio ritten. Dazu war der Nebel kalt, wir wickelten uns fest in die Mäntel, und lange wollte Lust und Scherz nicht gedeihen.

Der Weg von Aranjuez nach Toledo führt anfänglich stundenlang durch eine schnurgerade Allee, die mit zwei Reihen herrlicher Bäume besetzt ist; rechts und links befindet sich eine Art erhöhter Trottoirs, von Zäunen aus niederem Gebüsch eingefaßt, und da die Mittelstraße steinig und meistens unergründlich kothig war, so ritten wir auf diesen Trottoirs, aber Einer hinter dem Anderen, was ziemlich langweilig war. Zuweilen lassen Lücken in den Gebüschhecken oder Thore in seltsamem Geschmack ohne Gitter, deren Bestimmung wir nicht zu enträthseln vermochten, eine Durchsicht nach der Seite, wo man aber auch nicht viel Erfreuliches schaut. Die breite Allee scheint ein schmales Stück Civilisation zu sein, welches Aranjuez von Weitem ankündigen soll, und das wie ein grüner Streifen in dem öden, kahlen Terrain der Mancha liegt. Die Bäume, welche diese Allee bilden, sind nur durch sorgfältige Pflege so gediehen; überall sieht man nämlich kleine Gräben, welche das lebendige Wasser des

Tajo an ihre Wurzeln führen und auch wohl dazu bestimmen sind, Sommers den lästigen Staub der Straße zu dämpfen. Heute hatten wir von demselben gar nichts zu leiden; überhaupt war es ein großer Vortheil unserer Winterreise in Spanien, daß wir mit diesem grimmigen Feinde wenig zu thun bekamen.

Wir hatten nun die langweilige Allee hinter uns, konnten auf einer ziemlich schlechten Straße, die Berg auf und Berg ab führte, jetzt neben einander reiten und uns so manche kleine Unterhaltung verschaffen. Unser lieber Freund, Herr W., hatte schon seit längerer Zeit durchblicken lassen, daß er eigentlich ein ganz vortrefflicher Reiter sei, und erzählte gern von englischen Fuchsjagden, wo der Sprung über eine sechs Fuß hohe Gartenmauer oder einen zehn Fuß breiten Graben unter die Sachen gehöre, welche ihm jeden Augenblick vorgekommen seien. Trotz allem dem aber saß er ziemlich komisch zu Pferde, und bildete eine einigermaßen seltsame Figur. Die Beine hatte er bekleidet mit Hosen von wasserdichtem Zeuge, darüber fiel ein langer Paletot, um Hals und Kinn trug er einen dicken Shawl und auf dem Kopfe einen runden Hut, der bei dem Traben sehr starke Neigung zeigte, nach hinten zu rutschen. Daß man, wie er that, die Fußspitzen immer hartnäckig zu Boden kehre, behauptete er, sei so Gebrauch bei den englischen Sportsmen, ebenfalls, daß er die Zügel von Trense und Candare fest zusammengeklemmt in der linken Hand trug. Leider konnten wir bei unserem Ritte dem Herrn W. keinen breiten Graben zum Setzen offeriren und mit kleinen Rinnen ließ er sich gar nicht ein; da leitete er sein Pferd vorsichtig hindurch, oder später, wo das Terrain einmal gar zu coupirt und unangenehm war und er beträchtlich zurückblieb, so daß wir auf ihn warten mußten, kam er endlich an — sein Roß bescheiden am Zügel führend.

Unser kleiner Oberbaurath, der vor dem Aufsteigen sein Pferd mit finsteren Blicken und Kennermiene umschritten, und der gestern beim Grog hatte durchblicken lassen, er sei kein sonderlicher Reiter, zeigte aber schon nach einigen Stunden eine solche Kühnheit im Sattel, daß

wir ihm unſere volle Anerkennung nicht verſagen konnten. Er ritt ein Grauſchimmelchen von ſanfter Natur, welches Neigung zum Galoppiren hatte, und wenn wir ſo ein kleines Wettrennen veranſtalteten, ſo galoppirte er immer luſtig voraus, freilich etwas ſtark vornüber gebeugt, aber er galoppirte doch; wogegen Herr W. nur trabte, nach engliſcher Sitte, wie er behauptete, denn nur ſo habe man ſein Pferd in der Gewalt. Von dieſer Gewalt legte er aber ſehr zweideutige Proben ab; denn meiſtens trabte und hielt der Gaul nur dann, wenn die anderen Pferde es ebenſo machten, und bei einem der letzteren Fälle, der einmal etwas plötzlich eintrat, verlor Herr W. die Bügel, ſchaute dann ſeinem Pferde bedenklich zwiſchen die Ohren, und eine ziemlich verbürgte Tradition behauptet, er habe in dieſem kritiſchen Augenblick beide Zügel geopfert, um dafür den Sattelknopf zu ergreifen. Unſer langer Maler kletterte luſtig, wie immer, über Berg und Thal, wobei es ihn beſonders freute, wenn ſein Gewehr recht klirrte, und wobei er ſich häufig an Biegungen des Weges feſt in den Bügeln aufrichtete, um, ein zweiter Don Quixote, nach Abenteuern umzuſchauen. Um bei dieſem Vergleiche zu bleiben und nicht als parteiiſch zu erſcheinen, muß ich mich denn ſelbſt als Sancho Panſa darſtellen, und wenn ich auch keinen Eſel ritt, ſo war doch mein Pony der kleinſte und unterſetzteſte von allen, dabei aber der ſtärkſte, um die ihm zuerkannte Laſt gehörig zu tragen.

Es war indeſſen gut, daß wir auf unſerem Ritte nach Toledo durch allerlei lehrreiche Geſpräche und luſtige Lieder uns die Zeit vertreiben konnten; denn das Terrain, durch welches wir zogen, war wenigſtens während der erſten Hälfte unſeres Weges höchſt unintereſſant; kahl und unfruchtbar ſtieß ein Hügel an den anderen, dabei war gelber Sandboden vorherrſchend, und unſere Straße zog ſonach in einem gelben Streifen vor uns dahin, jetzt kaum unterſcheidbar von der Fläche zur Rechten und Linken, jetzt wieder als eine helle Linie über braune Halden, welche mit magerem Gebüſch und Buxbaum bewachſen waren. Die einzige Abwechslung bot weit zu unſerer Rechten das ſchmale

Tajothal, mit Bäumen beſetzt, theils kahl, theils belaubt, welche grau und grün ſchillerten, und das uns den ganzen Tag getreu zur Seite blieb. Hinter dem Fluſſe erhob ſich eine Kette ſeltſam geformter Hügel, hier und da ſah man ein altes Mauerwerk, auch wohl eine einſame graue Kirche, die uns recht verlaſſen erſchien; denn da die Gegend ringsum wie ausgeſtorben iſt, und wir auch nicht die Spur einer menſchlichen Wohnung ſahen, ſo begriffen wir nicht, woher die Hand kommen ſoll, um das Glöcklein dort oben in Bewegung zu ſetzen, daß es weithin ſchallt über die Ebene. Ja, wenn dieß plötzlich geſchähe, würde man erſchrecken, hier in der Oede und könnte zu dem Glauben berechtigt ſein, als trieben dort oben allerhand Geiſter ihr unheimliches Weſen. — Vorbei denn!

Unſere Pferdchen galoppiren auf dem weichen Sande luſtig vorwärts, Hügel auf, Hügel ab. Abwärts thut unſer Arriero etwas langſamer, um ſich und uns vor dem Hinſtürzen zu bewahren. Es iſt faſt Mittagszeit und die uns verſprochene Venta auf halbem Wege könnte eigentlich erſcheinen. Jetzt taucht auch in der Ferne Mauerwerk vor uns auf, unſer ſpaniſcher Begleiter legt auf echt türkiſche Art die gekrümmten Finger mehrmals an den Mund, ſchmatzt dazu, und will ſo gutes Eſſen und Trinken ausdrücken, welches er erwartet. Wir dagegen erwarten gar nichts, denn wir kennen von unſerem Ritte durch die Mancha leider zu genau den Inhalt dieſer Halbwegsherbergen, haben uns auch deßhalb in Aranjuez vorgeſehen und hinten auf meinem Pferdchen liegt ein Zwerchſack, mit dem Nothwendigſten verſehen. Wir haben noch eine tiefe Schlucht zu paſſiren mit ſteilen Sandſteinfelſen, über welche wehende Sträucher herabnicken, dann galoppiren wir luſtig aufwärts und erreichen das weite Plateau, auf welchem die Venta liegt — nur die Ruinen der Venta, ein verlaſſenes Haus, wie ich richtig geahnt. Unſer Arriero kratzte ſich hinter den Ohren und ſchwor bei allen Heiligen, die ihm gerade einfielen, daß hier noch vor einem halben Jahr die prachtvollſte Wirthſchaft geweſen ſei, der ſüßeſte Wein auf zehn Stunden in der Runde und Garbanzo's mit Speck,

daß einem die Seele im Leibe gelacht. Das Gemäuer dieſes ehemaligen Gaſthofes ſah übrigens ſchon von Weitem ſo troſtlos und verfallen aus, daß ſich von uns Niemand hinbemühte; nur der Arriero trabte vor die Thür, umritt das Gehöfte kopfſchüttelnd, und ſtellte, als er im Schritt zurückkehrte, wahrſcheinlich traurige Betrachtungen an über den Wechſel alles Irdiſchen.

Was brauchten wir aber auch eine Venta mit rauchiger Küche und oftmals ſchmieriger Padrona? Waren wir nicht viel beſſer hier unter freiem Himmel aufgehoben, der ſich freundlich, klar und blau über uns ausſpannte? Dabei war die Luft angenehm und nicht zu kühl. Was wir von dem Erbauer dieſer Venta genoſſen, war ſein guter Geſchmack, der ihn veranlaßte, ſich gerade an dieſer Stelle anzubauen, auf einer Anhöhe, die meilenweit ringsum das Terrain beherrſchte. Ja, auch eine ſolche öde Gegend kann intereſſant ſein, namentlich wenn man ermüdet vom Pferde geſtiegen iſt, ſich lang ausſtreckt in die duftenden Haidekräuter und zwiſchen ihren feinen Zweiglein und braunen Blüthen hindurch nach dieſer Seite hin die Wellenlinie des fernen, grau verſchwimmenden Horizontes betrachtet — eine Bergkette, die auch wir noch zu beſteigen haben und noch mehrere der dahinter liegenden, bis wir endlich wieder an das weite blaue Meer gelangen, den Weg nach der heiligen Heimath. Auch nach jener Seite zu iſt der Anblick nicht unintereſſant; denn der Arriero hat den erwähnten Zwerchſack geöffnet, und mit leuchtenden Augen kaltes Geflügel, Schinken, hartgeſottene Eier und Käſe auf das vertrocknete Gras gelegt und daneben ein paar dickbauchige, freundliche Flaſchen aufgeſtellt. Wie eine Weihnachtsbeſcheerung nimmt ſich das unter den grünen Buxbaumſträuchern aus.

Unſer Halt hier hat etwas Pittoreskes und verdient es wohl ſkizzirt zu werden. Die Pferde mit den zuſammengebundenen Vorderfüßen weiden um uns her und den Abhang hinunter. Die lange Figur unſeres andaluſirten Malers ſteht aufrecht da, er hält ſein Gewehr in Bereitſchaft, denn es könnte ja allerlei Seltſames über uns herein-

brechen, wilde Räuber oder ein zahmes Kaninchen. Herr W., der seinen Cachenez abgelöst hat und hungrig auf die Collation blickt, meint, Spanien sei im Allgemeinen recht schön, und der kleine Oberbaurath wischt seine Brillengläser ab, um diese Schönheiten des Landes genau betrachten zu können. Endlich fallen wir mit einem wahren Wolfshunger über das Frühstück her, und da uns der Arriero trefflich unterstützt, so sind wir bald mit Geflügel, Eiern und Schinken fertig, haben Alles obendrein tüchtig mit Wein begossen und rüsten uns zum Aufbruch. Unser Spanier sammelt alle Ueberreste der Speisen sorgfältig in ein Stück Papier, und die der Getränke in seinen Magen, Jeder von uns zieht den Sattelgurt seines Pferdes fester an, dann schwingen wir uns auf, der kleine Oberbaurath, der ganz des Teufels ist, singt: „Wohlauf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!“ und galoppirt mit wahrer Todesverachtung den ziemlich steilen Hügel hinab. Wir waren so erstaunt über diese Keckheit, daß sich selbst der lange Maler, der immer etwas eifersüchtig war auf die Reitkunst der Anderen, nicht enthalten konnte, in die größten Lobsprüche auszubrechen, worauf uns denn der Oberbaurath lächelnd gestand, wir hätten alle Ursache, mit seiner Reiterei zufrieden zu sein, denn offenherzig gesagt, befinde er sich heute zum erstenmale so eigentlich recht zu Pferde.

Daß wir durch diese kleinen Neckereien rascher vorwärts kamen, war der Hauptvortheil derselben während dieses langwierigen Rittes. Glücklicherweise änderte sich auch nach einer Stunde das Terrain ein wenig, wir verließen die Fahrstraße, mit derselben Sand und Haide, und ritten durch grüne Berghalden — doch muß man sich keinen Wald auf unserem Wege vorstellen — dann durch Wiesenthäler, ohne alle Pfade, wo wir auch einigemal den Weg verloren, jedoch nicht die Richtung; denn schon kurz nach unserer Rast sahen wir fern am Horizont eine nebelhafte Masse emporsteigen, einen seltsam geformten Felsen, nicht unähnlich — dem des Alcazar von Toledo. Bald verschwand er unseren Blicken wieder, kam aber bei jeder Anhöhe, die wir erstiegen, abermals zum Vorschein, war jedoch noch lange Zeit

meinem Auge ſo undeutlich, daß ich ihm nicht die Form eines Schloſſes abgewinnen konnte.

Toledo liegt von Aranjuez über fünf deutſche Meilen entfernt. Zwiſchen beiden Städten befindet ſich kein Dorf; ja das einzige Haus iſt die Venta, von der wir oben ſprachen, und die in Trümmern liegt. Hier und da, aber äußerſt ſelten, ſieht man wohl die Spuren eines angebauten Feldes, einen unbedeutenden Streifen, wo der Pflug die Erde aufgeriſſen. Und doch ſcheint der Boden an manchen Stellen nicht ſchlecht zu ſein, auf jeden Fall beſſer als in Catalonien, wo jede Handbreit Erde benutzt iſt. Die gränzenloſe Verwilderung hier kommt aber wohl daher, daß das ganze Terrain, auf dem wir heute ritten, Kroneigenthum iſt, und nur zu Jagdgründen und Viehweiden benützt wird. Da aber kein hoher oder niederer Wald vorhanden iſt, ſo beſchränkt ſich die Jagd wohl nur auf Kaninchen und Rebhühner; und was die Weide anbelangt, ſo ſieht man nur in der Nähe von Aranjuez junge und alte Mauleſel, ſowie Pferde und Fohlen des königlichen Geſtüts die Geſträuche abnagen und das magere Gras freſſen. Uebrigens ſind die Yguada's von Aranjuez berühmt und ſollen die beſten Reit- und Zugthiere in Spanien hervorbringen.

Nach und nach trat denn auch die ſeltſame Silhouette der Stadt Toledo deutlicher und klarer zwiſchen den Bergen hervor. Wir unterſchieden ſchon hohe Mauern mit ausgezackten Zinnen, ſowie Thürme, doch Alles ſo auf einen Punkt zuſammengedrängt und hoch erhoben, daß man hätte glauben müſſen, Toledo ſei nichts als ein mächtiges Schloß auf hohem, ſteilem Felſen. — Toledo! welch prächtig klingendes Wort! Toledo! Wenn man im Angeſicht ſeiner hohen Mauern ihm entgegenreitet, zuweilen einen Blick darauf wirft, und dann, in Erinnerungen alter Zeiten ſchwelgend, vor ſich niederſchaut, und dieſen Namen ausſpricht, ſo iſt er wie ein Zauberwort, das eine alte gewaltige Zeit lebendig vor unſer inneres Geſicht zaubert. Man ſieht Schwerter blitzen und Lanzen, Helmzierden wehen und chriſtliche Fahnen mit dem rothen Kreuze von San Jago zwiſchen Reiherbüſchen

und dem Feldzeichen der tapferen Mauren. Die stolze Geschichte Castiliens rollt an uns vorüber mit ihren Heldenthaten, die an's Fabelhafte streifen. Geharnischte Schattengestalten reiten mit uns gegen Toledo, und wenn wir ihre Blicke verstehen, so lesen wir in ihnen von Kampf und Sieg, von ritterlichen Abenteuern und zarter Minne, sehen aber auch, wie sie unser friedliches Reiterhäuflein mit ziemlich zweideutigen Blicken betrachten, wie ein sonderbares Lächeln über die eisernen Züge fliegt, während sie an uns vorüber galoppiren, uns natürlich weit zurücklassend; denn die Schattengestalten berühren ja nicht den Boden, und die längst vermoderten Pferde werden vom Hauch des Windes dahingeführt. — Toledo! Ja, bei seinem Anblicke wird es selbst uns ganz kriegerisch zu Muthe; der Boden hier haucht eine berauschende Atmosphäre aus. Gebt mir Schild und Lanze, auf, gen Toledo! — Dulcinea ist das schönste Weib der Erde! — —

Da aber Toledo für uns eine durchaus friedliche Stadt war und wir höchstens im Wirthshause ein solides Nachtessen zu erobern gedachten, so wandte sich unsere aufgeregte Phantasie einigen Räubern zu, die vielleicht hätten erscheinen können, und wenn in der Entfernung Reiter auftauchten, was übrigens selten genug geschah, so faßte Herr W. nach seinem Lifepreserver, und unser Don Quixote legte seine lange Vogelflinte schußgerecht über den Sattel. Es waren aber nur harmlose Wanderer, die uns begegneten oder welche wir einholten, um mit ihnen gegen Toledo zu ziehen. Einer der letzteren war ein junger Mann auf einem vortrefflich aussehenden Maulthiere, der lachend und plaudernd mit uns dahinzog, wobei er auf die Führung seines Thieres nicht genug Achtung gab; auf einmal stolperte dieses, stürzte nieder und warf seinen Reiter einige Schritte weit ziemlich unsanft auf den Boden. Ich erwähne dieses Umstandes nur, weil wir häufig sahen, wie Maulthiere stürzten, wo Pferde kaum strauchelten, und weil dieß der allgemeinen Behauptung von der Sicherheit des Maulthieres widerspricht, einer Behauptung, welcher ich, wie gesagt, nicht beipflichten kann. Mir war auf meinen vielen Ritten in

Spanien ſelbſt ein altes Pferd lieber als ſein Baſtardbruder, der als Reitthier alle möglichen unangenehmen Eigenſchaften vereinigt. Das Maulthier iſt faul, tückiſch und unbehülflich auf ſeinen Beinen, dabei eigenſinnig wie — ein Maulthier, und faſt jedes hat ſeine beſondere ſchlimme Angewohnheit.

Unſere Ponys hielten ſich vortrefflich, und ſchon zu guter Nachmittagsſtunde kamen wir in die Nähe von Toledo, erreichten auch die Fahrſtraße wieder, und zwar an einer Stelle, wo ſich ein improviſirtes Dorf befand, das unſere ganze Aufmerkſamkeit feſſelte. Es waren Gitano's, welche hier hausten, in Erdhütten oder unter Zelten, die aus ſchwarzen Filzdecken beſtanden; die ganze weibliche Einwohnerſchaft mit den Kindern ſaß vor dieſen erbärmlichen Wohnungen und wuſch ihre geringen Habſeligkeiten; bunte, meiſtens gelbe und rothe Leinwandfetzen, von denen auch ſchon eine ziemliche Anzahl zum Trocknen über die umherwachſenden Sträucher ausgeſpannt war. Dieſes Dorf lag an einem kleinen Bergabhange, etwas erhaben über einer weiten Thalebene, die bis zum Ufer des Tajo ging, wo wir heute zum erſtenmal eine große Anzahl Männer und Buben mit Feldarbeit beſchäftigt ſahen. Eine Geſellſchaft Engländer hatte die weiten, fruchtbaren Gründe da unten gekauft oder gepachtet und dort Süßholzpflanzungen angelegt, die, wie man uns ſagte, vortrefflich gediehen und von den Zigeunern gegen Taglohn beſorgt wurden. Es ſchien mir, als haben ſie neben dieſem Lohne auch die Vergünſtigung, ſo viel Süßholz kauen zu dürfen, als ihnen beliebe; wenigſtens waren Weiber und Kinder damit beſchäftigt und boten auch uns freigebig davon an. Als ich, noch ein kleiner Knabe, mir zu Hauſe in der deutſchen Heimat für einen Pfennig von dieſem edlen Strauche kaufte, hätte ich mir da wohl träumen laſſen, daß ich einſtens mit demſelben Gewächs von einer alten Zigeunerin regalirt werden würde, und obendrein im Angeſichte von Toledo?! H. ſkizzirte das Dorf in ſein Heft, dann ſchwangen wir uns wieder in die Sättel und ritten der alten Stadt entgegen.

„Sie werden ihn ſchon noch kennen lernen, werden ihn gewiß noch kennen lernen — hören Sie?“

Es wurde an unſer Fenſter gepocht und gleich darauf vernahm man eine tiefe Baßſtimme, die mit großer Jovialität rief: „He, Herr Philipp! — junges, langbeiniges Individuum! kaufmänniſches Genie!“ Es pochte ſtärker, und nicht lange, ſo ſchrie es deutlicher: „Oeffnen Sie doch Ihre langen Ohren, Sie Ritter von der traurigen Geſtalt!“ — Philipp war indeſſen bereits aufgeſtanden, zog auf meine leiſe Frage, was denn das bedeute, ſeine ſpitzen Schultern ſo hoch empor, daß ſie faſt ſeine langherabhängenden Ohrlappen berührten, und ging in's Nebenzimmer, wo er ſtillſchweigend das Fenſter an meinem Bette öffnete. — „Guten Abend, Herr Burbus!“ — „Herr Doktor Burbus! Ich habe Ihnen das ſchon tauſendmal geſagt.“ — „Was wünſchen Sie, Herr Doktor Burbus?“

„Liebſter Jüngling,“ entgegnete die Baßſtimme freundlicher, „Sie würden mich durch ein kleines Anleben von etzlichem Holz und Kohlen ſehr glücklich machen. Es iſt verdammt kalt und ich vergaß heute Morgen der Magd zu befehlen — ich gab ihr vielmehr Geld zum Einkauf dieſer Gegenſtände, und die Perſon hat's vergeſſen. — Da, hier iſt mein Nachtſack: füllen Sie gefälligſt etwas hinein.“

Bei dieſen Worten fiel etwas in meinem Zimmer auf den Boden und Philipp kehrte gleich darauf zu mir zu-

Die Straße, auf der wir trabten, war so lange fest und breit, bis wir in die nächste Nähe von Toledo kamen; hier aber, wo wir auf die ersten verfallenen Mauern stießen, wo auf den Höhen links neben uns Ruinen und rechts im Tajothal ansehnliche Gebäude sichtbar wurden, fing das alte spanische Elend wieder an. Unsere Thiere sanken bis weit über die Fessel in den Koth, stolperten auch beträchtlich über Löcher und Steine, und der volle Anblick der alten prächtigen Stadt, den wir jetzt hatten, wurde uns durch die Aussicht getrübt, vielleicht in der nächsten Minute ein unfreiwilliges Schlammbad nehmen zu müssen. Und es war wahrlich schade, daß man hier nicht sorglos und behaglich so recht die malerische Umgebung genießend reiten konnte. Der Weg dicht vor den Mauern der Stadt war eine Art Spaziergang, mit Bäumen bepflanzt und mit breiten Pfaden für die Fußgänger versehen, mit im Gebüsch versteckten Steinbänken für die Ermüdeten. Mächtige Mauern aus der guten alten Zeit, fest und solid gebaut, erhoben sich zu unserer Linken, und hinter ihnen standen uralte Ulmen, die ihre Zweige weit über die Straße ausbreiteten. Zuweilen wichen diese Mauern im Halbkreise zurück, und hier befanden sich dann ebenfalls Ruheplätze mit schönen Springbrunnen, aus welchen das Wasser von einer Schale zur andern melodisch herabplätscherte.

Endlich hatten wir das böse Stück Weges überwunden und ließen es, da wir aufwärts gegen die Stadt ritten, hinter uns. Prächtig und malerisch schön ist Toledo, die alte Hauptstadt Castiliens, über alle Beschreibung prächtig in seinen Ruinen und Anklängen an die vergangene gewaltige Zeit. Wie seltsam zeichnete sich die Felsenstadt in ihrer gelben und röthlichen Färbung von dem tiefblauen Himmel ab, eigenthümlich und großartig! Toledo liegt auf einem steilen, von allen Seiten frei stehenden Felsen; seine Wohnhäuser sind keck über einander gebaut, und zwischen den mannigfaltigen altersgrauen Massen ragen schlanke Saracenenthürme hervor neben Festungswerken späterer, christlicher Jahrhunderte, während Ueberreste ehe-

maliger Festungsmauern einen steinernen Gürtel um sie ziehen. Aber diese Festungswerke, diese Ueberreste alter stolzer Schlösser sind so sonderbar zerrissen und verwittert, daß das Auge mit Entzücken über diese wunderbaren Ruinen dahinfliegt. Hier steigt ein stolzes Gebäude seltsam gezackt in unzähligen Terrassen vom Ufer des Tajo bis hoch empor an den Fuß des Alcazar. Aber in dem dunklen Mauerwerk ist kein Fenster mehr, das freundlich dem Abendsonnenstrahl zum Spiegel diente; die Thüren sind verschwunden, und da auch die hintere Mauer eingestürzt ist, so sieht man durch die leeren Fensterhöhlen das gelbe Gestein, an welches sich der Bau lehnt, und den blauen Himmel.

Und immer neue Schönheiten erblickt man, während man langsam emporreitet. Auf einem Felsen zu unserer Linken gegenüber der Stadt liegt ein altes Saracenenschloß aus gelbröthlichem Stein erbaut, der noch in der Abendsonne flimmert und glänzt, während dunkle Schatten schon auf unseren Weg und die tiefer liegenden Theile von Toledo fallen. Nur der Alcazar glänzt noch herausfordernd im Strahl der sinkenden Sonne, und das christliche Schloß scheint seinem gegenüber liegenden feindlichen Bruder in Ermangelung anderer Kämpfe wenigstens den letzten Kuß der Sonne streitig machen zu wollen.

Als Festung einer ehemaligen, ganz anderen Zeit hat Toledo eine einzige Lage. In einer tiefen, steilen Schlucht strömt der Tajo, „der Fluß mit goldenem Sand," fast ganz um den Felsen, auf welchem die Stadt wie auf einer Insel liegt; nur zwei gewaltige Brücken vermitteln die Verbindung — mit dem Festlande, könnte man sagen. Denken wir uns diese abgebrochen oder theilweise zerstört, so begreifen wir wohl, was die alten Geschichtschreiber erzählen von den furchtbaren Stürmen auf Toledo, die Hunderttausende von Menschenleben gekostet. An diesen glatten, steilen Felsen konnte man nur auf Händen und Füßen emporkriechen, und ein herabgerollter Baumstamm mußte Hunderte mit sich in die Tiefe reißen.

Dabei lag die Stadt ſo einſam und todt vor uns, kein Geräuſch verkündete, daß ſie bewohnt ſei, und als wir über die von Fels zu Fels von König Almanſor von Cordova im Jahre 987 in einem einzigen Bogen geſprengte Brücke von Alcantara ritten, hoch über dem dunklen, rauſchenden Waſſer, da klapperten die Hufe unſerer Pferde wahrhaft geſpenſtig auf dem ſchweren Pflaſter der ehemaligen Zeit. Seltſam hallte das Echo wieder unter dem trotzigen Feſtungsthore mit ſeinem finſteren Gewölbe, von dem dahinter aufſteigenden Felſen und der Rieſenmauer des Königs Wamba, und ſchien uns erzählen zu wollen von anderen, bedeutenderen Leuten, die es einſt wachgerufen aus ſeinem Schlafe, von Sultan Mulay und dem Cid Campeador, die häufig hier aus- und eingezogen. Hoch oben vom Thor ſchaut der gewaltige Doppeladler Karls V. auf uns herab und gemahnt uns an deſſen prächtige Regierungszeit.

Hinter dieſem Thore führt ein Mauergang rechts um die Stadt, ſehr hoch über der Ebene, die wir vorhin verlaſſen, aber immer noch um Hunderte von Fußen überragt von den Gebäudemaſſen zu unſerer Linken. Die niedere Bruſtwehr erlaubte uns einen Blick in die Fläche hinaus, die im letzten Strahl der Abendſonne vor uns lag und in deren gelbgrauer Oede man weit, weit hinaus den Lauf des Tajo mit den Augen verfolgen kann. Nachdem wir ziemlich ſteil, aber immer noch an dieſer äußeren Bruſtwehr geritten waren, wandte ſich der Weg ſcharf links, das glatte Pflaſter wurde ſteil wie ein Dach, und wir betraten die eigentliche Stadt durch einen mauriſchen Thorbogen, die ſogenannte Puerta del Sol, der, allein übrig geblieben, zwiſchen Mauern aus der chriſtlichen Zeit daſtand und mir wahrhaft rührend erſchien. War es doch das erſte derartige gut erhaltene Bauwerk, dem wir in Spanien begegneten, und in ſeiner zierlichen Hufeiſenform mit den feinen Sculpturen und den wohl erhaltenen arabiſchen Charakteren klang es beſonders mir wie ein freundlicher Gruß aus dem fernen Orient, aus dem herrlichen Damascus, der Wiege ſeiner Erbauer, die ja auch ich einſtens geſchaut, und zugleich wie

ein freundlicher Willkomm jenes Theiles von Spanien, wo die glänzende Maurenzeit noch so deutlich aufgezeichnet ist in Bauwerken, Sitten und Gebräuchen, und den wir in kurzer Zeit betreten sollten.

Dieses Thor machte einen gewaltigen Eindruck auf uns alle, namentlich weil es so verlassen und hülflos und doch wieder so trotzig zwischen den Mauern und Häusern steht, sich besonders auszeichnend durch die gelbe Färbung seiner Steine, jetzt ein Fremdling in dem Lande, das seinen Vätern einst gehörte. Rechts neben uns erhebt sich auf hohen Felsenmauern ein Haus über dem andern, alle hoch, schmal, mit kleinen Bogenfenstern, denen das orientalische Gitter aufgezwungen ist. Neben schlanken christlichen Festungsthürmen sehen wir kleine maurische Kuppeln, neben Häusern mit flachen Terrassen gezackte Giebeldächer, die christliche und heidnische Zeit bunt durch einander gewürfelt. Auch eine alte Wasserleitung läuft neben unserem Wege, und deutlich sieht man, daß beide Nationen daran gearbeitet. Die weggebröckelte Säule unter dem maurischen Bogen ist durch einen schweren Pilaster ersetzt. Doch freuen wir uns hier dieser Wasserleitung. Die klaren Tropfen, die aus ihr an der Mauer herniederträufeln, beleben dieselbe, noch mehr aber grünes Gesträuch, welches die Feuchtigkeit gedeihen ließ und das nun freundlich über unseren Häuptern weht.

Ich kenne nur eine einzige Stadt, welche so ihren Charakter bewahrt hat wie Toledo, nur in ganz anderer Art; das ist das alte Pompeji, und vielleicht die Ritterstraße auf Rhodus. Wie man in jener Stadt der Griechen jeden Augenblick erwartet, vor sich ein paar Männer erscheinen zu sehen, im ernsten Gespräch aus einem Hause tretend, angethan mit der purpurgesäumten Toga, so blickt man hier in den engen, finsteren Gassen von Toledo erwartungsvoll um sich und glaubt jeden Augenblick eine geharnischte Gestalt erscheinen zu sehen, langsam aus der Seitenstraße herausreitend oder dort vor dem Hause mit dem kleinen Steinbalkon haltend, um einer Dame, die ihr freundlich nachwinkt, noch einige süße Worte des Abschiedes zuzuflüstern. Doch

könnte dieſes geiſterhafte Leben in Toledo noch mannigfaltiger ſein; denn während wir den ſchwarzen gepanzerten Reiter dort langſam verſchwinden ſehen, und nur noch das rothe Kreuz auf ſeinem Schilde aus der dunklen Straße hervorleuchtet, öffnet ſich neben uns vorſichtig und leiſe ein kunſtreich verſchlungenes Gitter, und wir erblicken den wehenden Schleier der Maurin, die ſich zum Fenſter herausbeugt, vielleicht um dem dahinziehenden Chriſten, vielleicht aber auch, um Einem aus jener glänzenden Schaar nachzuſchauen, die ſo eben aus dem hufeiſenförmigen Thore des hohen Gebäudes zu unſerer Rechten herausſprengt, einem ſchlanken Reiter, in ſeidenem Gewande, den Stahlharniſch auf der Bruſt, mit Turban und Reiherbuſch.

Und nicht blos in einigen Straßen bemerkt man dieſe Anklänge an die vergangene kriegeriſche Zeit, ganz Toledo iſt voll davon, ein Muſeum der merkwürdigſten Art. In ſeinen winkeligen, ſteilen Gaſſen kann der aufmerkſame Beobachter keinen Schritt thun, ohne jeden Augenblick durch etwas Intereſſantes gefeſſelt zu werden und ſtehen zu bleiben; hier iſt es die eigenthümliche Form eines Hauſes, dort eine Inſchrift, eine halbzerbrochene Säule, zerfallenes Mauerwerk, an dem vielleicht hier und da Ueberreſte der wunderbarſten Sculpturen ſichtbar ſind: ein trotziger Thorweg, deſſen Bogen aus faſt ſchwarzen Steinen gewölbt iſt, während die Flügel aus kunſtvoller Holzarbeit beſtehen, die durch ſchwere Bronzenägel vor ſtarker Berührung geſchützt ſind. Wenn man in den Gaſſen Toledos wandelt, ſo lieſt man ein illuſtrirtes Gedicht von der Adelsfreiheit, der Ritterlichkeit, der Ehre und Wehrhaftigkeit der ſpaniſchen Nation.

Ueberraſchend war es uns und machte einen unheimlichen Eindruck bei unſerem Einreiten ſo gar Niemanden auf den Gaſſen zu ſehen. Gewiß war es ein minder belebtes Stadtviertel, durch welches wir unſeren Einzug hielten, aber auffallend war es doch, daß wir bei klarem Himmel nicht einem einzigen menſchlichen Weſen begegneten. Wohl vermehrte dieß den eigenthümlichen Eindruck, den Toledo auf uns machte, doch erſchwerte es uns auch anderntheils das Auffinden unſerer

Herberge; denn unſer Arriero kannte wohl eine ſehr geringe Poſada in Toledo, von der Fonda de Lima hatte er indeſſen nie reden gehört. Endlich gelang es uns, eines Geiſtlichen habhaft zu werden, der uns auch freundliche Anweiſung gab, unſeren Gaſthof zu finden. Ehe wir denſelben übrigens erreichten, ging es meinem Pony wie dem Roſſe des Cid, als dieſer nach der Eroberung der Stadt mit dem tapferen Alonſo VI. ſeinen Einzug in Toledo hielt. Und ich bin ſtolz auf dieſe Aehnlichkeit der Verhältniſſe. Mein kleines Pferd rutſchte nämlich auf dem glatten, ſteilen Pflaſter aus und ſtürzte auf die Kniee, ſprang aber gleich darauf wieder in die Höhe, um ſeinen Weg fortzuſetzen. Babieca dagegen, das Schlachtroß des Cid, ſank beim Einreiten ſeinerſeits ebenfalls auf die Kniee und blieb ruhig liegen, was ſeinen Herrn ſo wie den König ungemein überraſchte, da Babieca als ſehr ſtolz und trotzig bekannt war. Man ließ deßhalb auf der Stelle nachgraben und fand unter der Erde den blutigen Chriſtus wieder auf, der ſchon unter dem Gothenkönige Athagilde Lahme und Blinde heilte und ſeitdem ſpurlos verſchwunden war. Dieſes Wunder erſchien um ſo größer, als zu ſeinen Füßen die ewige Lampe klar und hell brannte, als habe man ſie erſt geſtern mit friſchem Oel verſehen, während das doch zum letzten Male vor ſo viel hundert Jahren geſchehen war. Der blutige Chriſtus iſt übrigens heute noch zu ſehen und zwar in der Kapelle del ſantiſimo Chriſto de la ſangre auf dem Zocodover, dem älteſten Marktplatze von Toledo.

Fünfzehntes Kapitel.

Toledo.

Die Straßen Toledo's. Toledo. Die Waffenfabrik. Alte Toledaner Klingen. Der Zorn des heiligen Petrus. Die Kathedrale. Der Hauptthurm. Blick auf die Stadt mit ihren Umgebungen. Der Tajo. Der Mirador König Roderichs. Ein Spaziergang um die Stadt. Die einsame Kapelle. Die Kämpfe um Toledo. San Juan de los Reyes. Das Judenquartier. Prächtige Ueberreste maurischer Baukunst. Das Spital von Santa Cruz. Der Alcazar. Der Pferdevermiether von Toledo. Eine Decoration zur Unterwelt.

Die Fonda, in der wir abgestiegen, war ein bescheidenes Haus, sehr klein, obgleich dessen Eingang, ein hoher gothischer Steinbogen, mehr versprach. Glücklicherweise waren wir die einzigen Fremden und erhielten deßhalb die besten Zimmer, zwei große Räume mit weißen Kalkwänden, an denen Schilderungen aus dem Leben des Cid Campeador und des Don Quixote hingen. Das Ameublement bestand aus einem Tische und Rohrstühlen, und die Betten, in eisernen Gestellen, wie fast überall in Spanien, waren ziemlich gut. Da unsere Wohnung in einem finsteren Hofe lag, von allen Seiten überragt von schwarzen Mauern, und deßhalb nie einen Sonnenstrahl zu sehen bekam, so war sie recht unangenehm kalt, und wir kauerten uns dicht um den Brasiero zusammen, auf dessen Rand wir die Füße setzten, um uns einigermaßen zu erwärmen. Das war aber nach unseren Ritten immer die angenehmste Stunde; da gingen wir lachend und scherzend noch einmal den ganzen vergangenen Tag durch, da wurde die Karte über unsere Kniee ausgebreitet, die Stadt, wo wir uns gerade befanden, mit einem Bleistiftstriche versehen, und hierauf kam die süße Papier-Cigarre, deren aromatischen Rauch man wie den der türkischen Pfeife in die Lunge einzieht und nachher behaglich wieder ausströmen läßt.

Das sind freilich Kleinigkeiten, welche man zu Hause gar nicht schätzt, und die man nur dann recht empfindet, wenn man durch zehnstündiges Reiten auf einem schlechten Sattel müde und steif geworden

iſt. Da es Sonntag war und deßhalb eine außerordentliche Theater-Vorſtellung in Toledo, ſo ließen wir uns noch dorthin führen, blieben übrigens nicht lange, da weder Schauſpielhaus noch Truppe der Mühe werth war; ſelbſt Tänzer und Tänzerinnen waren unter der Mittelmäßigkeit.

Am andern Morgen machten wir einen Gang durch die Stadt, um auch den Charakter derſelben in den Stadtvierteln, welche wir geſtern bei unſerem Einreiten nicht geſehen, kennen zu lernen, fanden aber überall die gleiche maleriſche Mannigfaltigkeit, überall ſchöne Denkmäler mauriſcher und mittelalterlicher Kunſt an den Häuſern und öffentlichen Gebäuden. Auch Menſchen ſahen wir heute, doch ſchien uns Toledo in allen Theilen wenig belebt; manche der ſchmalen Gaſſen konnte man durchwandeln, ehe man Jemand begegnete, und was wir hauptſächlich bemerkten, waren Prieſter in langen ſchwarzen Gewändern, von denen ſich eine übergroße Anzahl hier befindet. Die ſchönen Toledanerinnen ſcheinen den mauriſchen Gebrauch feſtzuhalten und gern in ihren Häuſern zu bleiben; denn wir bemerkten auf den Gaſſen nur wenig Mantillen, die ein hübſches Geſicht einrahmten, wogegen ſie häufiger hinter den Gittern ihrer kleinen Fenſter hervorlauſchten, aus denen auch oft ein helltönender Geſang unter Guitarrebegleitung zu uns herausdrang.

Toledo iſt ſehr finſter und ſchweigend geworden; vielleicht waren wir auch durch das unendliche Getreibe auf der Puerta del Sol in Madrid verwöhnt; aber im Allgemeinen ſagt man es der alten Ritterſtadt nach, daß ſie ſtumm auf ihren Felſen liege, trauernd über das Verſchwinden ihrer ehemaligen Größe. Und ſie hat ein Recht dazu. Ihr Name Toledo, auf Hebräiſch Toledoth: Stadt der (alten) Geſchlechter, ſagt mit gerechtem Stolze, daß ſich einſt die Blüthe des ſpaniſchen Adels in ihren Mauern befunden. Das iſt jetzt freilich ganz anders geworden. Glanz und Leben iſt ausgefloſſen nach den Ufern des Manzanares, und nur Felſen und Häuſer ſind zurückgeblieben, ein verſteinertes Bild der Melancholie.

Wenn man in den alten Büchern liest von der großen Bevölkerung Toledo's in früheren Zeiten, ſo begreift man weder, wo all die Tauſende Platz gefunden, noch, wo die Räumlichkeiten waren für die glänzenden Hofhaltungen der ſpaniſchen Großen. Es iſt derſelbe Gedanke, der uns beim Betrachten namentlich der deutſchen Ritterburgen aufſtößt. Alles klein und eng, nirgends Platz für den uns jetzt ſo unentbehrlich ſcheinenden Comfort des Lebens. Recht wohnlich und behaglich kann Toledo nie geweſen ſein, und wenn auch vielleicht viele der ehemaligen größeren Häuſer verſchwunden ſind, ſo ſind doch die Gaſſen und Plätze die gleichen geblieben. Letztere ſind aber unbedeutend, und was die erſteren betrifft, ſo gibt es wohl in keiner Stadt der ganzen Welt ſchmälere und winkligere Paſſagen als hier. Steil auf und ab winden ſich durch die ganze Stadt die Straßen, abſchüſſig und mit ſchlechtem Kieſelpflaſter, welches ohne die Idee eines Trottoirs beide Häuſerreihen ausfüllt; zuweilen befindet ſich in der Mitte eine Rinne, um das Regenwaſſer abzuleiten, und ſie ſind dabei ſo eng, daß in die wenigſten ein Sonnenſtrahl eindringen kann; unter ſich das ſchlüpfrige Pflaſter, hat man zu beiden Seiten ſchwarze Mauern mit unbedeutenden Fenſtern und über ſich einen ſchmalen Streifen des dunkelblauen Himmels.

Dabei iſt aber jedes Haus wie eine Burg maſſiv aus Stein gebaut und gewöhnlich nur von einer einzigen Familie bewohnt. Nach mauriſcher und andaluſiſcher Sitte haben indeß die meiſten Häuſer einen Hof; durch das maſſive Thor vor den Blicken jedes Unbefugten gewahrt, dient er den Bewohnern zum freundlichen Aufenthalte. Meiſtens iſt er mit Blumen geſchmückt, die den unentbehrlichen Springbrunnen umgeben; rings herum laufen Arcaden, von Säulen getragen, und ein dichtes Dach von Weinlaub hält im Sommer die brennenden Sonnenſtrahlen ab.

Die Waffenſchmiede von Toledo waren ehemals berühmt, und die Toledaner Klingen eben ſo geſchätzt wie die von Damascus und Khoraſſan; aber auch dieſe Werkſtätten, welche im Mittelalter ſo kunſtvolle

Arbeiten erzeugten, ſind verſchwunden; nichts Neues, Bedeutendes wird von Privaten mehr gemacht, und um vielleicht ein altes werthvolles Stück zu finden, kroch ich vergebens einen halben Tag lang durch die dunklen Schmieden einiger Schwertfeger. Und doch iſt in der Nähe von Toledo immer noch die größte Waffenfabrik Spaniens, welche einen großen Theil des Bedarfs für die Truppen liefert, weiter aber auch nicht viel; freilich ſieht man in einem der Magazine der Fabrik ein paar Curioſitäten, neues Fabrikat nach einem alten prächtigen Modelle gearbeitet; aber nur das Aeußere iſt nachgeahmt, den inneren Werth der Klingen hat man nicht zu erreichen vermocht.

Der erſte Tag unſeres Hierſeins war wunderſchön, und ſo ſtiegen wir am frühen Morgen, da die Thüren zu der Kathedrale und andern Sehenswürdigkeiten verſchloſſen waren, zur Waffenfabrik hinab; ſie liegt ſüdweſtlich eine ſtarke halbe Stunde von der Stadt entfernt, unten im Thale am Ufer des Tajo. Ein großes, weißes, weitläufiges Gebäude mit einem Zaun, der aus alten Lanzen gebildet iſt, und auf deſſen Zwiſchenpfeilern ſich ſtatt der Capitäle alte Granaten befinden, aus deren Zündlöchern künſtliche Flammen von rothgemaltem Blech hervorſehen. Die früher ſo berühmte Fabrica de Armas hat ſich aber total überlebt; wohl ſind noch ein paar hundert Arbeiter hier beſchäftigt, auch ſollen immer noch gute Militärklingen hier gemacht werden. Wenn man aber gegen dieſe königliche erſte Anſtalt von Spanien eine der kleinſten deutſchen Fabriken, z. B. in Solingen, betrachtet, ſo ſieht man in letzterer doch ein ganz anderes Treiben und Schaffen. An den mechaniſchen Hülfsmitteln hier ſcheint ſeit langen Jahren nichts verbeſſert worden zu ſein und manche neue Erfindung in dieſem Fache ihnen gänzlich unbekannt. Ihre Streck- und Pochwerke, Schleif- und Polirmaſchinen ſind alle Holz-Conſtructionen und arbeiten mit dicken Wellen und ſchwerfälligen Rädern, die von den Fluthen des Tajo in Bewegung geſetzt werden. Wenn man an ein derartiges Etabliſſement bei uns denkt, mit ſeiner Dampfkraft, den rührigen Arbeitern, den umherfliegenden ſchlanken Rädern, ſo kommt einem die

rück, in der Hand einen Nachtsack, der so schmutzig war, daß man ihm ansah, er habe schon verschiedenemale denselben Dienst wie heute versehen. Mein College bückte sich seufzend zum Ofen nieder, schaufelte eine Partie Kohlen hinein, nahm ein Scheit Holz unter dem Arm und trug beides in's Nebenzimmer. Darauf sprach die Baßstimme: „Merci, Jüngling!" das Fenster wurde geschlossen und der heulende Gesang tönte, nur gedämpfter, noch eine gute Weile fort.

Ich sah Philipp fragend an; so neugierig ich war, warum mein Vorgesetzter jenes unbescheidene Verlangen alsbald erfüllt hatte, so mochte ich doch das tiefe, melancholische Nachdenken, in welches er versunken war, nicht unterbrechen, so wie das Selbstgespräch, das er dazu hielt. „Ja," murmelte er vor sich hin, „es ist noch mein Tod! er soll, er muß mich in Ruhe lassen! ich will Alles, Alles sagen — Alles?" setzte er fragend hinzu und seufzte tief auf: „Nein, nein ich kann nicht — O Barbar'" — Hier unterbrach er sich, und ich blieb im Zweifel, ob er Barbar sagen wollte, oder eine verhängnißvolle Endsylbe verschluckte. Mit trübem Blick schaute er darauf in's Feuer und war sichtlich tief ergriffen. Es mochte ihm wohl thun, seine Brust in etwas zu erleichtern; nach einem tiefen Seufzer und ohne auf eine ausdrückliche Frage von meiner Seite zu warten, hob er an zu erzählen:

Wirthſchaft hier ein wenig lahm ver. Wie ſchon bemerkt, werden faſt nur Militärwaffen hier angefertigt, beſonders Kavallerie-Säbel, und daneben für den Fremden, der ſich gerne ein Andenken mitnehmen möchte, kleine mit Gold eingelegte Dolche mit dem Fabrikzeichen von Toledo, die man aber theuer genug bezahlen muß.

Uebrigens bin ich überzeugt, daß die berühmte alt-ſpaniſche Klinge, die gute treue Toledana, welche von Romanzendichtern eben ſo gern und häufig beſungen wurde, als die Augen der Geliebten, als Sonne und Mond, aus einzelnen kleineren Werkſtätten hervorging, wo ein Meiſter den andern in der Güte der Waaren zu übertreffen ſuchte. In früheſter Zeit waren es die Mauren, die, wie ſo viel Gutes und Schönes, auch ihre vortreffliche Damascirkunſt in Spanien einführten; ſpäter ließen ſich kunſtfertige Italiener hier in Toledo nieder, in deren Werkſtätten jene Klingen, von denen der Krieger träumt, wie der Dichter ſagt, geſchaffen wurden. Schon an der Art der Arbeit ſieht man heut zu Tage, daß ſie nicht fabrikmäßig betrieben wurde; faſt jede Waffe iſt von der andern in Einzelheiten verſchieden, meiſtens durch die immer wechſelnde hübſche Zeichnung des Korbes, noch häufiger aber durch die Form der Klinge und deren Inſchriften, die immer ſo charakteriſtiſch und ſinnreich gewählt waren, daß es ſich wohl der Mühe verlohnte, eine Sammlung dieſer Sprüche anzulegen. Einige derſelben findet man wohl hier und da wiederholt, z. B.: No me saques sin razon, no me envaines sin honor: ziehe mich nicht ohne Grund, ſteck' mich nicht ein ohne Ehr'!

Eine ſchöne Toledoklinge, die ich ſelbſt beſitze, mit einem der zierlichſten Griffe, die man ſehen kann, führt die ſchöne Inſchrift: Eres mi fuerza, seras mi esperanz. Große Werkſtätten hatten daneben auch eine Art Zeichen, durch welche ihre beſten Arbeiten von den andern kenntlich waren, z. B. die eingehauenen Worte: El Morillo, el Moro de Zaragoza, oder el Perillo, das Hündchen. Statt des letzteren findet man auch häufig ein Zeichen eingeſchnitten, das in we-

nigen rohen Strichen das Bild eines Hundes darstellt, so auf der Klinge, von welcher ich oben sprach.

Nachdem wir ein paar Einkäufe in der Waffenfabrik gemacht, kehrten wir zur Stadt zurück. Gern wären wir noch einige Stunden an den Ufern des Tajo umhergewandelt; denn trotzdem wir uns erst in der Mitte des Monats Januar befanden, hatten wir doch einen vollkommenen Frühlingstag. Die Sonne schien klar herab vom wolkenlosen Himmel, und unter ihrem warmen Kusse duftete die Erde so eigenthümlich und angenehm, wie bei uns „im wunderschönen Monat Mai, wenn alle Knospen springen." Aber der gewissenhafte Reisende ist ein geplagtes Geschöpf, mache er nun in Wein, Tabak, in Leinwand oder in Naturansichten und Sehenswürdigkeiten; er muß im Schweiße seines Angesichts seine Kunden besuchen, damit sein Notizbuch nicht leer bleibe und zahlreiche Bestellungen in der Heimat ankommen. Wir besuchten noch die zu unserer Rechten liegende Basilica de Santa Leocadia, einen höchst interessanten Ueberrest der alten prächtigen Kirche dieses Namens; dann gemahnte uns aber der tiefe Ton der berühmten Campana de Toledo, deren weitschallende Stimme durch die klare Luft zu uns herüber drang, daß nun die Thüren der Kathedrale geöffnet seien. Wir kletterten wieder zur Stadt hinauf, während uns der Führer von dieser großen Glocke einiges Fabelhafte erzählte. Sie hatte ihre Schicksale gehabt, so gut wie jede ihrer bekannten Colleginnen, bekam auch wie viele derselben beim ersten Läuten einen Riß, von dessen Entstehen die Sage erzählt, der heilige Petrus, vor dem Himmelsthore sitzend, habe einst ein gewaltiges Lärmen aus der Gegend von Toledo her gehört; als er hinabblickte, bemerkte er die stattliche Campana, und zwar in einer Größe, wie seine Kirchen in Rom keine dergleichen aufweisen konnten, worauf er denn in einem Anfalle sehr unchristlicher Eifersucht einen seiner großen Schlüssel hinabschleuderte und die Glocke so gewaltig traf, daß sie einen großen Sprung bekam.

Die meisten unserer berühmten Dome wurden leider in alter Zeit

von untergeordneten Bauwerken umgeben, die ſich, wie Schutz ſuchend, an die mächtigen Mauern klebten oder zwiſchen den Strebepfeilern einniſteten. Dieſer Mißbrauch iſt hauptſächlich auch bei der Kathedrale von Toledo zu beklagen; denn von außen verſchwindet ſie faſt unter der Maſſe von kirchlichen und bürgerlichen Umbauten, die ſich auf allen Seiten an ſie anlehnen. Dagegen hat vielleicht dieſe Umkleidung hier dazu beigetragen, daß der Kern dieſer prächtigen Kirche unter den ſchweren Zeiten, die an ihr vorübergingen, faſt gar nicht gelitten; Alles iſt an ihr gut erhalten, nirgends ſieht man eine Spur von Verwüſtungen, wie an vielen ähnlichen Bauwerken. Die Kirche, an deren Stelle ſchon im Jahre 525 der ſechszehnte Gothenkönig Recaredo aus Anlaß ſeiner Bekehrung zum Chriſtenthum einen kleinen Tempel gegründet hatte, der wechſelweiſe je nach dem Kriegsglück dem chriſtlichen und dem muhamedaniſchen Bekenntniß diente, verdankt ihre Entſtehung dem Könige Don Ferdinand, dem Eroberer von Sevilla. Im Jahre 1258 durch den Architekten Pedro Perez begonnen, wurde ſie erſt nach zweihundert zweiunddreißig Jahren (1490) unter Iſabella der Katholiſchen, die für Toledo ſo viel gethan hat, vollendet. Bei vierhundert Fuß Länge und zweihundert Fuß Breite zählt ſie fünf Schiffe und dieſe ſind durch Säulenbündel von einander getrennt, die bei mäßiger Höhe verhältnißmäßig dick ſind, leider aber dem Innern den Eindruck der an gothiſchen Bauwerken ſo wohlthuenden Schlankheit benehmen. Daher kommt es wohl, daß, obgleich die Kathedrale von Toledo eines der ſchönſten, namentlich reichſten Werke mittelalterlicher Kunſt iſt, ſie doch durch ihre architektoniſchen Formen und Verhältniſſe neben den gothiſchen Bauwerken erſten Ranges nicht beſtehen kann. Ihr Reichthum aber iſt unendlich groß, ſowohl an edlen Metallen, koſtbaren Steinen als prächtigen Bildern und Sculpturen; es hat nicht nur jeder ſpaniſche König ſeit dem ſiebenten Jahrhundert bis auf Karl III. die Kirche mit einem koſtbaren Geſchenke bedacht, nicht nur hat jede Epoche ſie nach dem herrſchenden Geſchmacke verſchönert und trugen Erzbiſchöfe, Biſchöfe und reiche Bürger zur Vergrößerung der Kathe-

drale bei, ſondern arme Pilger und Bettler ſpendeten willig ihre geringen Gaben. Der feurige Glaube, dem die einfache Majeſtät dieſes Baues nicht mehr genügte, umgab denſelben im Laufe der Zeit mit einer Menge von Kapellen, die ſeinen Raum faſt verdoppeln; ein prachtvoller Kreuzgang, um den die Wohnungen der Chorherren liegen, ſchließt ſich an der einen Seite an, und als heiligen Begräbnißort der erſten Geſchlechter füllten die frommen Stifter die Kirche und die Kapelle mit den koſtbarſten Kunſtwerken an. Wohin man ſich wendet, ſieht man glänzende Edelſteine und Vergoldungen, die Mauern mit den herrlichſten Marmorarbeiten bedeckt und koſtbare Holzſchneidereien, deren Ausführung viele Menſchenalter in Anſpruch nahmen. Ja, die Prachtliebe hier ging ſo weit, daß die Steinfugen des Mauerwerks neben dem Hochaltar vergoldet ſind, was wohl reich, aber nicht geſchmackvoll ausſieht.

Der erzbiſchöfliche Sitz von Toledo war früher der reichſte in ganz Spanien, er hatte 400,000 Piaſter Einkünfte, unter ihm ſtanden die Bisthümer von Cordova, Jaen, Carthagena, Cuenca, Siguenza, Segovia, Osma und Valladolid; zu ihm gehörten vierzig Klöſter und ſechsundzwanzig Pfarrkirchen; ſein Capitel, aus hundert hohen Prälaten beſtehend, lebte mit kaiſerlicher Pracht. Das iſt nun alles verſchwunden, und wenn man zur Zeit der Meſſe durch die weiten Hallen der Kathedrale wandelt, ſo ſieht man wenige dürftige Prieſter, welche den heiligen Dienſt beſorgen; die mit Edelſteinen bedeckten Monſtranzen, die Statuen der heiligen Jungfrau mit ihren Gewändern, ganz aus Perlen und Gold beſtehend, ſind freilich noch vorhanden; aber man ſieht nicht mehr wie damals Großwürdenträger der Kirche von allen Graden, von unzähligen Chorknaben umgeben, ihre Kniee vor dem Allerheiligſten beugen. Das Rauſchen der ſeidenen und geſtickten Gewänder iſt verſchwunden, die alte Pracht und Herrlichkeit zu Grabe getragen, und wenn heute die gewaltige Orgel ihre mächtigen Klänge in die gewölbten Hallen hineinſchmettert, ſo dröhnt das wahrhaft abſchreckend in dem leeren Raume; denn ſtatt der tiefen

Stimmen der hundert Chorherren und Prälaten, die früher aus den zahlreichen Chorstühlen antworteten, vernimmt man jetzt nur noch die schwachen Gesänge von einem Dutzend alter, zitternder Männer, auf die das ganze Kapitel zusammengeschmolzen ist.

Trotz alledem aber gewährt es wieder ein so süßes, ja berauschendes Gefühl, in diesen ehrwürdigen Hallen umherzuwandeln. Eindrücke der mannigfachsten Art stürmen auf die Seele ein und erheben das Herz. Es ist, als läse man in einem gewaltigen Gedichte von der vergangenen Zeit; der Weihrauch duftet, Blicke und Gedanken irren an den bunten gemalten Scheiben hin und her, sie können nicht hinaus, sie müssen immer wieder zurückkehren in die Kirche, in das eigene Herz, und während die Orgel singt und jubelt von alter Pracht und Herrlichkeit, scheinen sich die todten Priester- und Fürstenstatuen allmählich zu beleben; man glaubt sie nach einander flüstern zu hören: Dieß und das geschah zu meiner Zeit.

Am Hochaltar und Chor, welche nach spanischer Sitte eine Kirche in der Kirche bilden, ist nun zusammengedrängt, was die Kunst Kostbares zu erfinden im Stande war. Es blendet einem fast die Augen, wenn man die Arbeiten betrachtet; Schnitzwerke in kostbarem Holz, in Marmor neben getriebener Arbeit in edlen Metallen bilden die Wände dieses Innersten; zahllose Marmorfiguren von großem Kunstwerthe sieht man bald in Gruppen, bald vereinzelt. Vom Fundament bis hinauf zur Decke ist nicht ein Platz handgroß, der nicht verziert wäre, und zudem umgibt den Chor ein herrliches vergoldetes Gitter mit vier Ellen hohen ziselirten Stäben und Knäufen. Zu allem dem kommt noch, daß die Pfeiler mit einem eigenthümlichen Netze von Vergoldungen überzogen sind, dessen Endfäden sich hinaufziehen bis an die verschlungenen Rippen des Gewölbes, und so, wie durch zahllose goldene Ranken mit den Rosen der Decke zusammenhängen, man könnte sagen: als kostbare Frucht von ihr getragen werden.

Der Retabel des Hochaltares, der das Chor als eine gerade Wand abschließt, ist durch eine Menge seiner Pfeiler in einzelne Nischen ab-

getheilt, deren zierlich durchbrochene Baldachine immer wieder die Untergestelle zu darüber befindlichen Reliefen bilden, in denen von der Geburt bis zur Himmelfahrt des Erlösers alle Momente seines heiligen Lebens mit hoher Kunst dargestellt sind. Alles in ganz runden Figuren meisterhafter Schnitzarbeit ausgeführt und mit den Farben des Lebens colorirt; dazwischen Vergoldung, wo sich nur ein Platz dafür findet, so daß diese Gruppen aus dem tiefen Schatten ihrer Nischen mit einer überraschenden Lebendigkeit heraustreten und das Ganze, besonders wenn ein warmes Licht durch eines der hohen bunten Fenster darauf fällt, eine zauberhafte Wirkung macht. Welche Feder wäre im Stande, diesen Glanz und Reichthum zu beschreiben, so wie das geheime heilige Grauen, das die Seele des Beschauers, wie die Herzen der vielen Tausende, die hier schon gekniet, erfüllt! Rührend ist die Kindlichkeit der Auffassung dieser uralten Sculpturwerke, und selbst in späteren Zeiten, wo die Kunst schon auf Abwege gerathen war, nöthigt uns das Bestreben, etwas Herrliches, noch nie Dagewesenes mit ganz neuen Mitteln zur Ehre des Glaubens hervorzubringen, wie in der Kapelle de la Antigua, zur Verehrung, und wenn z. B. der Altar, genannt el Transparente, der sich hinter dem Retabel des Hochaltars befindet, auch von höchst ausschweifender Composition und Ornamentik ist, und wahrhafte Monstruositäten dabei vorkommen, so ist doch die Ueberschwänglichkeit der Zusammenstellung thurmhoch über einander aufsteigender Chöre von Engeln in Marmorwolken, Sonnenstrahlen, Sternen, Säulen und Gesimsen aus den kostbarsten Stoffen und von überreicher Färbung, trotzdem daß alle Gränzlinien verwischt sind, wo Sculptur und Architektur aufhört und die Malerei beginnt, von frappanter Wirkung, und man läßt dem gewaltigen Triebe eine Zeit lang Gerechtigkeit widerfahren, das Heiligste mit allen nur denkbaren Mitteln der Kunst zu ehren.

Weit edler und reiner sind die Formen der meisten Begräbnißkapellen, unter denen diejenige der Familie des Don Alvaro de Luna besonders hervorragt. Wunderschöne gothische Maßwerke bedecken die

Wände, und durch vielfach verſchlungene, in den korrekteſten Deſſins ausgehauene Steingitter, die dieſe Kapelle von der Kirche trennen, hat man den Blick in das geheimnißvolle Dunkel der Hallen des Chorumganges. Von den herrlichen Grabmalen kann man ſich kaum trennen, und wie ſchön ſind die Kapelle des heiligen Ildefonſo und die Kapelle de Reyes Nuevos, welche von ihrem im Chorumgange angebrachten Portado durch die Kapelle bis zur Sacriſtei eine ununterbrochene Reihe der vortrefflichſten Muſter eleganteſter Renaiſſancearchitektur darbietet! Doch es wäre kein Ende, die Kunſtſchätze der einzelnen Kapellen aufzuzählen. Nur derjenigen unter dem Thurme wollen wir noch gedenken, die ganz arabiſch iſt, und deren wimmelndes, prachtvolles Detail der Wölbung bei je längerem Betrachten ein immer größeres Räthſel wird, und endlich des von Cardinal Cisneros erbauten Wintercapitelſaales, zu dem vom Seitenſchiff aus eine herrliche, von gothiſcher Filigranarchitektur gekrönte Thür von der Hand des Antonio Rodriguez führt. Der Capitelvorſaal, deſſen Wände mit ſchönen Fresken von Jean de Bourgogne geſchmückt ſind, hat eine Decke von wunderbarer Arbeit, von der man kaum weiß, ob Araber oder Chriſten ſie gefertigt haben, ſo ſehr durchdringen ſich die wechſelvollen gothiſchen und mauriſchen Formen, und Alles leuchtet von den brennendſten Farben. Der Capitelſaal ſelbſt aber, deſſen Wölbung ganz in goldenem Glanze ſtrahlt, und von welcher zahlloſe Stalaktiten herunter zu hangen ſcheinen, hat nur einen Raum, der ihm annäherungsweiſe gleicht, den ehrwürdigen großen Saal des venetianiſchen Dogenpalaſtes; ernſt und würdig ſchauen im Kreiſe herum in doppelter Reihe die Bildniſſe der Kirchenfürſten auf den Beſucher herunter. Dem Eingange gegenüber ſteht erhöht der erzbiſchöfliche Stuhl, bedeckt mit den reichſten Sculpturen und überragt von einem ſchönen Bilde, der Krönung Marias. Zu beiden Seiten erheben ſich mehrere Rang hoch ſchön geſchnitzte Chorſtühle, und die Wände ſind bedeckt mit fünfzehn merkwürdigen hiſtoriſchen Bildern Johanns von Burgund. Ein ſtolzer, feierlicher Raum!

Schon vorhin erwähnte ich des Reichthums der Kathedrale von

Toledo an edlen Metallen. — Neben einer Anzahl silberner und goldener Gefäße, neben den vielen Gewändern der heiligen Jungfrau, die so mit Perlen und Diamanten bedeckt sind, daß man zwischen ihnen durch keinen Faden des Gewebes sehen kann, ist in der That sehr bemerkenswerth eine Monstranz von Gold und Silber, woran der Metallwerth nicht gegen die riesenhafte Arbeit in Betracht kommen kann. Wie man uns erzählte, haben drei Generationen einer Goldschmiedsfamilie, der Vater, der Sohn und der Enkel, ihr ganzes Leben auf diese Arbeit verwandt. — Auch an alten Bildern ist die Kirche sehr reich, doch sind sie mit Ausnahme der Altarbilder so unvortheilhaft aufgehängt, daß es selbst für einen Kenner, der ich nicht bin, unmöglich wäre, sie mit Vortheil zu betrachten.

Die vielen Grabdenkmäler in der Kirche sind von großer und angenehmer Wirkung für den Umherwandelnden; an den stillen marmornen Erzbischöfen können die Blicke ausruhen, wenn sie geblendet von dem Glanze des Goldes und dem ungewissen Leuchten und Schimmern der Glasmalereien einen stillen Winkel suchen. Und das Ausruhenlassen der Blicke und Gedanken kann man schon brauchen, nachdem man ein paar Stunden lang umher gewandelt. Man fühlt sich ermüdet, übersättigt von dem, was man gesehen, und braucht eine Restauration; und ich für meine Person fand diese in der großen Kirche öfters, wenn ich mich in einen finsteren Winkel niedersetzte, das Gesicht in die Hände verbarg, und so die Ruhe auf mich einwirken ließ.

Auch ein Spaziergang in den prachtvollen Kreuzgängen, welche an den Dom stoßen, thut so wohl und erfrischt. An der Thür warfen wir noch einen Blick rückwärts in den dämmernden Raum, die ganze Kirche funkelt vor dem Auge wie ein Kaleidoskop; die Kerzen am Hochaltare schimmern gleich rothen Funken und wie durch Nebel zu uns herüber. Hinter dem Chore liegt der ganze gewaltige Raum noch dunkler; und oben ganz in der Höhe läßt ein offenes Fenster einen Lichtstrom hereindringen, auf welchem der Staub sich mit Be-

bogen ſchwingt, und deſſen Strahl eine erhabene Marmorfigur trifft, die im allgemeinen Halbdunkel hell leuchtend und wie verklärt daſteht. Drunten vor dem Altar iſt der heilige Dienſt zu Ende, die Prieſter ziehen ſich, die Knie beugend, zurück; von der Orgel herab ſauſen und brauſen nur noch einzelne Töne. Man hört die Wegeilenden leiſe huſten und ſich räuſpern; die Tritte ihrer Füße ſchlurfen auf dem Pflaſter. Einer, der an uns vorbeigeſchritten iſt, hebt den ſchweren Vorhang an der Kirchenthür in die Höhe, ein gewaltiger Strom des ſcharf glänzenden hellen Tageslichtes dringt plötzlich herein, beleuchtet das reiche Schnitzwerk der Thür, deren Figuren aus der bibliſchen Geſchichte Centauren, Liebesgötter, Laubgewinde und Arabesken umgeben, ſo wie auch die ſchweren Formen zweier Weihwaſſerbecken dicht neben uns. Und dieſes Licht, welches hereinblitzt, läßt die Kirchenſchiffe noch ernſter und dunkler, ja, faſt unheimlich erſcheinen.

Gern verlaſſen wir die Kathedrale und erfreuen uns draußen an der Tageshelle, an dem goldenen Sonnenſtrahle, der ſich an den ſchlanken Pfeilern des Kreuzganges herumwindet, der an den durchbrochenen Fenſtern hier glänzende Lichter aufſetzt, und gleich nebenan tiefe Schatten hervorruft. Doch, nachdem wir uns lange in den dunkeln Räumen der Kirche aufgehalten, ſteigen wir gern auf den Thurm hinauf, um einen Blick auf Toledo und die umliegende Landſchaft zu thun.

Dieſer Thurm hat drei Theile, und ſeine Breite läßt ihn weniger hoch erſcheinen, als er wirklich iſt. Der untere Theil iſt ein Prisma mit viereckiger Baſis, von Strebepfeilern an den Ecken flankirt und die glatten Flächen ganz mit gothiſchem Maßwerk überdeckt; oben führt ein reich durchbrochenes Steingeländer um die Terraſſe, aus der ſich der zweite Theil mit achteckiger Baſis erhebt, welcher in zwei Stockwerke mit je acht reichgegliederten Spitzbogenöffnungen zerfällt, und um den ſich eine Menge Fialen und Spitzſäulen gruppiren. Früher mag ſich dieſer Theil weit zierlicher ausgenommen haben; denn die Durchſichtigkeit hat ſehr abgenommen durch eine Maſſe nachher ange-

brachter Verſtärkungspfeiler, die, wo nur Raum war, hinter den freiſtehenden Streben aufgeführt wurden. Die Pyramide zu oberſt, die den dritten Theil bildet und ſich ſchnell verjüngt, hat eine eigenthümliche Zierde durch drei Gürtel von wagrecht in die Luft ſtarrenden Spitzen erhalten, die, an und für ſich von beträchtlicher Größe, ganz die Wirkung einer dreifachen mächtigen Krone machen. Der ganze Thurm, von der Sohle bis zum Kreuze, hat eine Höhe von dreihundert dreißig Fuß. Die Treppen, welche hinauf führen, ſind ſehr bequem, und man gelangt ohne große Mühe bis an den durchbrochenen Theil des Thurmes, wo die ſchon erwähnte berühmte Glocke von Toledo hängt. Allerdings hat dieſe eine anſtändige Größe, doch glaube ich, daß das Sprüchwort übertrieben iſt, nach welchem unter der Campana fünfzehn Schuſter im Kreiſe nicht nur ſitzen können, ſondern mit langgezogenem Zwirn friſchweg nähen, ohne daß einer den andern genire.

Von hier oben hat man eine ſchöne Ausſicht auf die Stadt. Toledo liegt rings um uns ausgebreitet und ſieht noch von hier oben beſonders ehrwürdig aus. Es iſt ein ſtattlicher Steinhaufe in grauer und gelblicher Farbe, und wenn man den Umfang betrachtet, ſo begreift man wohl, daß Toledo ſtatt der 15,000 Menſchen, die jetzt hier leben, früher eine vier- bis ſechsfache Zahl beherbergen konnte. Eigenthümlich iſt der Anblick auf die Dächer und Terraſſen; vielfach ſieht man auf den letzteren noch einen kleinen Aufbau von Säulen und Bogenfenſtern, durch welche man den friſchen Luftſtrom genießen und weit hinaus in das Land ſehen konnte. Dieſe Aufbauten nehmen ſich auf den grauen Mauern wie eine eigene Stadt auf den Dächern aus. Auch mehrfache Ueberbleibſel aus der Maurenzeit entdeckt man hier oben, und kleine Kuppeln, die ſich, von unten geſehen, ſcheinbar ängſtlich zwiſchen den hohen trotzigen chriſtlichen Thürmen verbergen, treten hier frei zu Tage; überhaupt entdeckt man von der Gallerie des Thurmes eine Menge hervorragender Bauwerke, die in dem Labyrinth der engen Gaſſen verſchwinden.

„Als ich vor drei Jahren hier in's Haus kam, wohnte ich gleich in diesem Zimmer hier und es gefiel mir ganz wohl. Ich lebte den Tag über meinem Geschäft, denn damals schwärmte ich für den Spezereihandel noch mehr als jetzt. Ich liebte meine Düten und konnte Stunden lang den Kaffee und Reis durch die Finger gleiten lassen, mich freuen über ihre Güte. Das Zimmer im Nachbarhause drüben war noch leer: es diente als Rumpelkammer. Da sah ich, wie man eines Tages die Fenster öffnete, wie die alten Möbeln hinausgeschafft wurden und man den Boden fegte. Ich erfuhr, die Stube sei an einen medizinischen Studenten vermiethet, der frisch von der Universität komme und hier eine Zeit lang still vor sich leben wolle, um sich auf das Examen vorzubereiten. Ich freute mich ordentlich auf diesen Herrn: da unsere Fenster so nahe beisammen liegen, hoffte ich auf manche geistreiche Unterhaltung mit dem jungen Doktor drüben und dachte dabei namentlich meine Kräuterkenntniß zu vermehren, denn wir machen auch in Kräutern. — Aber, guter Gott! Er zog ein, denken Sie sich, er zog ein, mit drei Büchern — ein Student mit drei Büchern! — aber mit einem Dutzend Pfeifen, mit einem ungeheuren Bierglase und etlichen Mordwaffen und — was glauben Sie? — mit — dem Gerippe eines Menschen! Die Magd drüben hat mir erzählt, ihre Madame sei beim Anblick dieses scheußlichen Dinges in Ohnmacht gefallen und habe

Einer der Geiſtlichen der Kirche, ein freundlicher alter Mann, der zu unſerem Glücke geläufig Franzöſiſch ſprach, hatte uns hinaufbegleitet, und nannte uns gern einzelne hervorragende Punkte der Stadt. Ziemlich deutlich ſahen wir auch von hier, wie der Tajo dieſelbe auf drei Viertheilen ihres Umfangs umkreiſt; weit über die öde Fläche daher, welche wir geſtern geritten, ſchlängelt er ſich in einem grünen Streifen, wie eine langgezogene Oaſe in der Wüſte, und bricht ſich dicht vor der Stadt einen Weg durch gewaltige Granitmaſſen, ſtatt, wie er wohl gekonnt hätte, quer über die Sandebene gemächlich weiter zu laufen, — ein ſchönes Bild jener alten echten Ritterlichkeit, die auch Kampf und Tod aufſuchte und ſich den entgegentretenden Hinderniſſen friſch und muthig entgegenwarf.

Vor uns, entlegen vom Felſenufer des Fluſſes, ſehen wir einen mächtigen Bau aus dem ſechszehnten Jahrhundert, das Thor von Biſagra. Auf der anderen Seite der Stadt befindet ſich die St.-Martinsbrücke, und derſelben gegenüber auf dem verlängerten Tajoufer ein mächtiger gothiſcher verfallener Bau, der Mirador des unglücklichen Königs Roderich.

Bemerken Sie wohl, ſagte unſer Geiſtlicher, den alten grauen Thurm in der Nähe der Martinsbrücke; er iſt mit Inſchriften bedeckt, und an ihm kleben zerbröckelte Mauerreſte, die man am Ufer des Tajo hinab verfolgen kann, welche ehemals einen ſtattlichen Palaſt umſchloſſen, der dem Grafen Julian gehörte; von ſeinem Mirador aus ſah König Roderich dieſen Palaſt, und in demſelben die ſchöne Tochter des Grafen. Unten am Waſſerſpiegel des Tajo ſieht man heute noch die Ueberreſte eines anderen Thurmes, wo die Grafentochter ihre Bäder hatte, und wo ſie vom Könige überraſcht und verführt wurde, worauf der erzürnte Vater, um dieſe Schmach zu rächen, die Mauren aus Afrika herüberrief und ſo ſein Vaterland in die Hände der Ungläubigen lieferte.

Welche Bilder, welche Erinnerungen knüpfen ſich an dieſen Trümmerhaufen! Eigenthümlich iſt es, daß der Name der Grafentochter

verloren ging und ſpäter erſt die Araber wieder, wohl aus Dankbarkeit, ihrer in Romanzen gedachten; dort nannten ſie ſie aber die Caba, ein verlorenes Mädchen.

So hat hier jeder verfallene Thurm, jeder Trümmerhaufe, jeder Stein ſeine Sagen und Geſchichten und unzählig ſind dieſe mauriſchen und mittelalterlichen Trümmer, die überall zerſtreut liegen, deren Bedeutung aufzuſchreiben gewiß höchſt intereſſant wäre. Selbſt im Flußbett des Tajo ſieht man eine Menge Ruinen, Brückenpfeiler, Ueberreſte von Thürmen, ja, die Mauern eingeſtürzter Paläſte mit leeren Fenſterhöhlen, von denen Niemand genau etwas weiß, als daß ſie ſeit Menſchengedenken ſo dageſtanden.

So war es Nachmittag geworden, und da wir, um nichts von der koſtbaren Tageszeit zu verlieren, unſer Diner auf ſechs Uhr Abends beſtellt hatten, nahmen wir in unſerer Fonda ein einfaches Frühſtück von hartgeſottenen Eiern und Schinken und folgten darauf wieder unſerem Führer zu der oben erwähnten St. Martins-Brücke, von wo wir bei klarem Himmel und heiterem Sonnenſcheine noch einen Spaziergang um die halbe Stadt machen wollten. Dieſe Brücke, über die ſich wie einer ihrer Beſtandtheile ein ſchlanker Thurm erhebt, ehrwürdig durch ſein hohes Alter und Träger einiger arabiſchen Inſchriften aus grauer Vorzeit, überſetzt mit zwei gewaltigen rieſenhaften Spitzbogen und zwei kleineren die tobenden Waſſer des Tajo. Mehrmals durch Ueberſchwemmungen und in Folge der Kriege zerſtört, wurde ſie ebenſo oft wieder erneuert, um den Zugang zur Stadt unter dem niedern Bogen des Thurmes durch, an dem heute noch der kaiſerliche Doppeladler prangt, wieder herzuſtellen, aber auch die letzte Wiederherſtellung unter dem Erzbiſchof Pedro Tenorio ſollte durch etwas beſonderes bezeichnet ſein. Während der Architekt den Hauptbogen derſelben vollendete und man die hölzerne Gewölbrüſtung zu entfernen ſich anſchickte, entdeckte er, daß durch irgend einen Fehler der Conſtruktion der Einſturz dieſes Bogens die unausweichliche Folge ſein würde. Der troſtloſe Künſtler vertraute dieſen entſetzlichen Kummer ſeiner Frau,

die sogleich, anstatt ihre Klage mit der ihres Mannes zu vereinigen, auf Mittel sann, seine Ehre zu retten. In der Nacht legte sie, unterstützt von einer ergebenen Magd, im Geheim das Feuer an die Holzunterlage, die Flammen griffen um sich und Gerüst und Bogen stürzten in die Tiefe. Jedermann fand darin ein unvermuthetes Unglück und nicht die Schuld des Erbauers, und dieser wurde aufs Neue mit dem Wiederaufbau, der dießmal auch gelang, betraut. Aber die Frau, die dieses beherzte Auskunftsmittel erdacht, wußte das Schweigen nicht zu bewahren und entdeckte, sei es aus Eitelkeit oder aus Gewissensscrupel, ihre That dem Erzbischof, der, großmüthig wie alle erhabenen Geister, der Hingebung dieser muthigen Frau, weit entfernt, sie zu tadeln, das wohlwollendste Lob ertheilte. Etwas Belohnenderes, als diesen Weg um die Stadt, gibt es nicht leicht, obgleich derselbe nur noch kurze Zeit mit der Straße nach dem Süden zusammenfällt. Bei unserem Gang über die Brücke steigt uns zur Seite der imposante nackte Fels des Mirador aus der feuchten Tiefe auf und strahlt die Glut der auf ihn prallenden Sonne auf uns herüber. Gleich über der Brücke zieht sich der Weg links auf die Höhe des andern Tajoufers und zeigt sich als einen eigensinnigen Flußweg, der über Felsplatten, Klippen und Steingeröll bald steil aufwärts, bald ebenso abwärts führt, jetzt auf einem glatten Steinplateau, dann am Rande der Felsen hin. Habe ich doch lange Jahre nichts Schöneres und Malerischeres gesehen, als von hier aus den beständig wechselnden, aber immer malerisch schönen und prächtigen Anblick auf Toledo, namentlich wie derselbe heute Abends war in der wunderbarsten Färbung der Abendsonne. Man geht den Fluß entlang, der tief unter uns in einer Schlucht von fünf- bis sechshundert Fuß Tiefe rauscht und an dessen uns gegenüberliegendem Ufer sich fast in gleicher Höhe mit uns der platte, nach allen Seiten schroff abfallende Felskegel erhebt, auf welchem die Stadt liegt.

Während man ihn so umwandelt, zeigen sich bei jedem Schritt neue und immer schönere Bilder unserem entzückten Auge. Bald fesseln uns die wilden Felsen, an deren Rande wir stehen, mächtige,

kahle Steinplatten, aber von herrlich warmer rother und gelber Färbung mit dem mageren Grün einzelner größerer Buxbaumsträucher, welche hier und da in den Fugen wachsen. Diese Felsen in den wunderlichsten Formen dehnen sich nach allen Seiten aus, sich rückwärts an die trostlose Ebene anschließend; vor uns bilden sie tiefe, zackige Spalten, in welchen der grüne Tajo rauscht und schäumt. Schatten bedeckt schon seine Fluten und eben so die gegenüberliegende Felswand, die oben mit dem eigenthümlichsten Durcheinander von Bauwerken gekrönt ist. Zwischen altem Gemäuer und zerstörten Thürmen hat sich ein Neubau eingenistet, dessen Fenster glänzen und strahlen. Alte Festungswerke, die den Abhang hinabklettern, scheinen wegen ihres moosbedeckten Gesteins mit den Felsen, an welchen sie kleben, zu Einer Masse verwachsen zu sein. Ueber diese hinauf bauen sich staffelförmig die Häuser der Stadt in dem bunten Allerlei von Bauwerken so vieler Jahrhunderte, die wir schon früher beschrieben; aber der helle Sonnenschein, der darauf lagert, gleicht alles das aufs freundlichste aus und gibt den Terrassen und Hohlziegeldächern, den Kuppeln und Thürmen die gleiche glühend röthliche Färbung.

Langsam gehen wir vorwärts, und langsam scheint sich die Stadt vor uns zu drehen, während wir sie umwandeln, und führt uns immer neue malerische Bilder vor Augen. Ist es nicht eine gezackte Mauer, die tief hinabgeht bis zum Wasserspiegel, so ist es ein trotziger Thurm, der so keck auf einem Felsenvorsprunge steht, daß man sich wundert, wie ihn nicht schon lange der Wind hinabgeweht. Bald sinken die Häusermassen Toledos vor unserem Blicke scheinbar zusammen, bald steigen sie wieder hoch empor, je nach unserem Standpunkte; aber immer liegt die alte ritterliche Stadt vor uns, gleich schön und prächtig, bei jedem Schritt für Maler und Zeichner die verschiedensten und dankbarsten Aufgaben zu zeigen. Von der Kathedrale sieht man den Thurm auf dem ganzen Wege; nur zuweilen zeigt sich die niederige Kirche zwischen den Häusern, um aber beim Weiterschreiten unserem Blicke bald wieder zu verschwinden. Fast beständig haben wir

dagegen die gewaltigen Maſſen des Alcazars vor uns, der hoch emporragt über die Stadt, Alles beherrſchend.

Der Fußpfad ſelbſt, auf dem wir gehen, wird mit jedem Schritte maleriſcher und intereſſanter. Wir haben das Felsplateau verlaſſen, ein Hohlweg nimmt uns auf, in dem wir auf ſchlüpfrigen Steinen abwärts ſteigen, und wir ſehen eine Zeit lang nichts als graue Mauern zu beiden Seiten und einen ſchmalen Streifen des dunkelblauen Himmels über uns. Jetzt bemerken wir zu unſerer Linken eine kleine, offene Pforte, wir treten hinein und befinden uns auf einer Terraſſe, von deren Stützmauern es Hunderte von Fußen ſteil in den Tajo hinabgeht. Die Bruſtwehr hat eine Veranda, zwiſchen deren Säulen hindurch, und von ihnen gleichſam eingerahmt, wir eine neue köſtliche Anſicht der gegenüberliegenden Stadt haben. Niemand ſtört uns hier, als wir uns, im Anſchauen verſunken, auf der Bruſtwehr niederlaſſen; denn Terraſſe und Veranda iſt nicht Privat-Eigenthum, ſondern gehört zu einer kleinen Kapelle, die im Hintergrunde in den Felſen gehauen iſt, deren Thüren weit offen ſtehen, welche uns einen kleinen, mit Heiligenbildern und Goldflittern ausgeputzten Altar zeigen, und ein einfaches Chriſtusbild, bei dem die ewige Lampe brennt, heimlich und traulich in dieſer Einſamkeit. Neben dieſer Kapelle iſt kunſtlos eine flache Schale in den Stein gehauen, in welche aus dem Felſen ein Strahl friſchen, klaren Waſſers hereinſprudelt. Leider können wir uns nicht zu lange hier aufhalten, denn die Sonne iſt ſchon ſtark hinabgeſunken, und wir haben noch ein ziemlich Stück Weges bis zur Brücke von Alcantara. Bald haben wir den Hohlweg verlaſſen, überſchauen abermals von der Höhe die ganze Stadt und folgen nun unſerem ſchmalen Pfade, der uns rechts in das Land hineinführt; an den Felsplatten weg ſteigen wir ziemlich ſteil abwärts und haben nach wenigen Minuten ein ſtilles und einſames Thal erreicht, ſo ſtill und völlig abgeſchieden, daß man glauben ſollte, meilenweit um uns her ſeien nicht die Spuren einer menſchlichen Wohnung. Die Wände dieſes Thales ſind mit dichten Bux-

baumsträuchern bedeckt, was dem Auge sehr wohl thut im Gegensatze zu den kahlen gelben Felspartieen, die wir soeben verlassen. Der Boden ist mit grünen Kräutern und frischem Grase bedeckt, und eine reichliche Quelle entspringt hier und befruchtet rings umher das Erdreich. Wenn die einfache Steinbank neben der Quelle erzählen könnte, wir würden von diesem Platze viel Interessantes erfahren; denn ich bin überzeugt, daß sich bei den vielen und langen Belagerungen, welche Toledo zu bestehen hatte, hier an diesem abgeschiedenen und doch so nahe bei der Stadt liegenden Orte jedesmal ein Theil des feindlichen Lagers verschanzte und daß Thal und Quelle abwechselnd das christliche Kreuz und den Halbmond sahen. Doch schon ist Alles hier mit tiefem Abendschatten angefüllt, und es treibt uns die Höhe hinan, auf deren Rande wir Sträucher und Gräser vom letzten Strahl der Sonne vergoldet sehen. Hier oben ist ein prächtiger Sitz, eine breite Felsplatte, die uns so freundlich zum Ausruhen einzuladen scheint, daß wir nicht widerstreben können. Sehen wir ja doch das Ziel unserer heutigen Wanderung, die Brücke von Alcantara, ganz in unserer Nähe, und es fesselt uns ja auch der Gedanke, daß wir das prächtige Toledo von diesem Punkte aus so schön beleuchtet wohl nie in unserem Leben mehr wiedersehen werden.

Wenn man Toledos Lage betrachtet, so begreift man leicht, welch wichtige Rolle die Stadt in der alten Kriegsgeschichte Spaniens gespielt. Für die damalige Zeit, für die einfachen Angriffsmittel, welche die frühere Kriegskunst bei Belagerungen bot, war Toledo durch seine natürliche Lage beinahe unzugänglich. Wie schon bemerkt, ist der Felsen, auf welchem die Stadt liegt, nach der Flußseite so hoch und steil und obendrein durch die Schlucht, in welcher der Tajo fließt, wie durch einen ungeheuren Graben geschützt, daß man hier fast keine Vertheidigung, nur eine Bewaffnung brauchte. Auf der Landseite ist die natürliche Felsmauer allerdings weniger steil und hoch, dagegen die Ausdehnung dieser Fronte so gering, daß die Belagerten alle ihre Kraft auf diesem Punkte vereinigen konnten, um mit geringem Ver-

luſte Sturm um Sturm abzuſchlagen. Daß dieß häufig geſchah und die Stadt ſich überhaupt aufs hartnäckigſte vertheidigte, leſen wir in den Büchern der alten Geſchichtſchreiber.

Ich kann hier nicht umhin, dem Buch eines jüngeren Beſchreibers der Stadt Toledo, unſerem verehrten Rochau, deſſen nicht genug zu empfehlendes „Reiſeleben in Spanien" ich ſelbſt bei meinen Ritten in der Satteltaſche bei mir führte, nachfolgende kurze, gedrängte Beſchreibung der Kämpfe um Toledo zu entnehmen.

„Toledo war eine von den wenigen Städten, die ſich gegen die Araber tapfer vertheidigten; es wurde erſt zwei Jahre nach der Schlacht bei Xerez de la Frontera erobert, und wie es ſcheint, nur mit Hülfe der Einverſtändniſſe, welche die Saracenen mit der zahlreichen jüdiſchen Bevölkerung anzuknüpfen wußten, die ſich für die Mißhandlungen mehrerer Jahrhunderte und für die zuletzt erzwungene Scheinbekehrung zum Chriſtenthum zu rächen hatte. Meiſter Toledos, gaben die Araber den Juden Gewalt und Waffen in die Hand, um ſich eine ſtarke Beſatzung zu erſparen. Toledo blieb indeſſen während der ganzen Dauer der arabiſchen Herrſchaft die aufrühreriſchſte Stadt des ganzen Landes, es war das Barcelona des damaligen Spaniens. Die Stärke ſeiner Bevölkerung, ihre Zuſammenſetzung aus drei Glaubens- und National-Parteien, die an Zahl nicht viel von einander verſchieden ſein mochten, und das Vertrauen auf die Feſtigkeit der Stadtmauern, alle dieſe Urſachen wirkten zuſammen, um Toledo in einem faſt beſtändigen Zuſtande des Krieges und der Empörung zu erhalten. Der Chalif Hakem, der Enkel Abderrhaman's, benutzte endlich irgend einen Kriegslärm als Vorwand, um auf einem hochgelegenen Punkte der Stadt, an der Stelle, wo die heutige Chriſtophskirche ſteht, eine Burg zu bauen, die ihm die Unterwürfigkeit der Stadt gewährleiſten ſollte. Zur Feier der Vollendung dieſes Baues, welchen man den Toledanern nicht aufgezwungen, ſondern aufgeſchwatzt hatte, wurde ein großes Feſt in der neuen Citadelle veranſtaltet, zu welchem der Chalif oder ſein verantwortlicher Miniſter einen großen

Theil der Bürgerschaft einladen ließ; aber von fünftausend Gästen, die im fröhlichen Getümmel durch das Thor der Burg gezogen waren, kehrte kein Einziger in die Stadt zurück: sie wurden bis auf den letzten Mann erschlagen und in einer großen Grube verscharrt, die man zu diesem Zwecke von vornherein in Bereitschaft gesetzt hatte. Diese energische Regierungshandlung schaffte denn wirklich auch einige Zeit Ruhe; aber schon 834 brach ein neuer Aufstand aus, der trotz der Citadelle erst vier Jahre später durch den Hunger gedämpft werden konnte, so daß klar wurde, die Maßregel des Chalifen Hakem oder seines verantwortlichen Ministers sei doch im Grunde nur eine halbe gewesen, und die Regierung habe das Wohl des Staates durch unzeitige Großmuth Preis gegeben. Ob sich nun der Chalif und sein Kabinet jene Lehre zu Nutze gemacht, und ob sie bei der nächsten Gelegenheit zehntausend der unruhigen Köpfe von Toledo haben abschlagen lassen, davon erinnere ich mich nicht gelesen zu haben.

Im Anfang des eilften Jahrhunderts verlegte der Statthalter Mahomed's auf Erden seinen Fürstensitz nach Toledo, und fünfzig Jahre später wurde die alte Residenz der gothischen Könige von Alphons VI. zurückerobert, der zu diesem Ende einen förmlichen Kreuzzug ausgeschrieben hatte, an welchem Ritter und Reisige aus allen Ländern der Christenheit Theil nahmen.

Vergebens rückten die Saracenen später zu wiederholten Malen mit unermeßlicher Heeresmacht vor Toledo; diese Stadt blieb hundert und fünfzig Jahre lang das Bollwerk Castiliens gegen das Volk Ismael's, bis die Araber durch den großen Sieg bei Las Navas über die Sierra Morena hinausgeworfen wurden, deren Päſſe ſie während der letzten dreihundert Jahre ihres Reiches in Spanien kaum noch in einzelnen unbedeutenden Streifzügen überschritten."

Die Sonne war schon längst am Horizont verschwunden, als wir nach der Stadt zurückkehrten und, aufwärts durch die steilen Gassen kletternd, unsere Wohnung erreichten. Da die Wohnungen, wie ich schon früher bemerkt, meist hinten hinaus, dem Hofe zu liegen, so sieht

man bei Abend auf der Straßenseite wenig erleuchtete Fenster, was die Straßen still und trübselig macht; auch begegneten wir sehr wenig Menschen. Die schweren Hausthore waren verschlossen, und nur hier und da bemerkten wir einen Diener oder eine alte Frau, welche den Brassero für den abendlichen Gebrauch mitten auf die Straße gestellt hatte und mit einem Wedel die Kohlen anfachte, so daß man in der Dunkelheit die Funken weit umher fliegen sah. Zu Hause glühte ebenfalls der Brassero, flackerten die dreiarmigen Leuchter, und dort fanden wir den Tisch gedeckt, auf dem alsbald unser bescheidenes Diner aufgetragen wurde. Natürlicher Weise ist, sobald der Abend hereingebrochen, der Fremde in Toledo auf seine Stube angewiesen. Das Theater war wirklich zu schlecht, die Kaffeehäuser eng, trübselig und finster, und ein ziemlich kalter Wind, der an den Felsen herfegte, ließ selbst keinen Spaziergang auf den Marktplatz zu. Ich gestehe auch, daß wir von der heutigen Tour ziemlich ermüdet waren und uns deßhalb bald in unsere Schlafgemächer zurückzogen. Vorher nahmen wir übrigens noch freundlichen Abschied von unserem lieben Reisegefährten Herrn W., den seine Geschäfte schon am anderen Morgen nach Madrid zurückriefen. Er hatte sich für den Eilwagen einschreiben lassen, der ungefähr zehn Stunden zur Fahrt von hier nach der Hauptstadt braucht, wobei man Aranjuez rechts liegen läßt.

Am anderen Morgen gingen wir nach der Kirche San Juan de los Reyes, einem schönen Denkmal gothischer Kunst aus den Zeiten Ferdinands und Isabellas, zum Dank für den Sieg über die portugiesischen Waffen bei Toro erbaut. Das Innere der Kirche, mit vielen Bildhauer-Arbeiten geschmückt, unter welchen sich übrigens große Kunstwerke befinden, ist hier und da etwas überladen, wie dieß Eigenthümlichkeit der Bauwerke des sogenannten gothique fleuri ist; schön in Kreuzform geordnet mit hoch oben angebrachten Fenstern sind die Wände mit der feinsten Steinfiligran-Arbeit bedeckt, ein breiter prachtvoller Fries, der sich unter den Fenstern rings herum zieht, trägt immerwährend die Inschrift Ferdinandus et Ysabella, und das ge-

krönte F und Y begegnet dem Auge auf allen Schildern, unzählige Heiligenſtatuen mit zierlichen Baldachinen überdeckt ſtehen in langen Reihen zwiſchen großen Wappenſchildern, ſo daß faſt nirgends die glatte Wandfläche ſichtbar bleibt. Der oben erwähnte Fries erweitert ſich an einem der Kreuzpfeiler zu einer um denſelben herlaufenden freiſchwebenden Gallerie, welche die ſchönſte Kanzel bildet, die wohl gedacht werden kann; in reich ornirten Bogen überdeckt das Gewölbe dieſen reizenden Raum, der, obwohl von keiner beſondern Ausdehnung, doch zum Prächtigſten gehört, was in Kirchenbauten in Spanien zu finden ſein wird. Iſt die Kirche reich und mannigfaltig, ſo iſt es noch mehr der daranſtoßende Kreuzgang, in dem ebenfalls Statuen in Menge auf wunderſchönen Unterſätzen ſich an die Strebpfeiler anlehnen; halbverfallen, wie er leider iſt, gibt er mit den üppigen Rankengewächſen, die zu den ſchlanken, von dem feinſt durchbrochenen Maaßwerk ausgefüllten Fenſtern hereinwuchern, ein Bild von unbeſchreiblich maleriſcher Wirkung. An den Außenwänden ſieht man eine traurige Merkwürdigkeit: eiſerne Feſſeln nämlich in langen Reihen aufgehängt, welche man den Mauren in Granada abgenommen, und welche ſie chriſtlichen Sklaven anzulegen pflegten; es ſind Ringe, durch ſchuhlange dicke Eiſenſtäbe verbunden, und müſſen dem Anſehen nach von außerordentlicher Schwere ſein.

Bei der Kirche San Juan beginnt ein Stadtviertel, welches man in dem eng begränzten Toledo, deſſen ſchmale Gaſſen und zuſammengedrängte Häuſer uns deutlich gezeigt, wie ſehr man bemüht war, hier auf dem Felskegel jeden Schuh breit des koſtbaren Raumes gehörig zu benutzen, nicht vermuthet, leere, öde Stätten nämlich, mit Trümmerhaufen aller Art bedeckt und von alten Wohnhäuſern umgeben, die trotz ihrer Armſeligkeit in Bauart und Form ſo echt mauriſch ſind, daß man glaubt, irgendwo in einem ſyriſchen Orte zu ſein. Ob die Kriege hier ihre verwüſtenden Spuren hinterlaſſen, oder große Feuersbrünſte, oder ob hier ein mauriſcher Herrſcher ehemals Gärten und Badanlagen beſaß, wer weiß das? Der weite Platz iſt öde und leer,

verlangt, der Student ſolle ſogleich wieder ausziehen, worauf dieſer ſie ausgelacht habe und dageblieben ſei. Er ließ ſich nicht vertreiben, und die Polizei, an die man ſich wendete, ſagte, man könne nichts thun. Als man drauf dem Herrn Burbus gleich wieder aufkündigte, verſicherte er lachend, er wolle gern das Mäuſeloch räumen, aber ſein Skelett habe eine ſolche Neigung zum düſtern Zimmerchen gefaßt, daß es jedenfalls in Perſon der Frau vom Hauſe ſeine Aufwartung machen und um Verlängerung des Miethkontraktes anhalten würde. Ich bitte Sie! faſſen Sie den gräßlichen Gedanken? Auch bekam unſere Nachbarin die allerbedenklichſten Zufälle, und ich hatte einen ganzen Tag faſt nichts zu thun als Kampfer und Hirſchhorngeiſt für ſie abzuwiegen. Herr Burbus aber blieb, und denken Sie ſich, er erwarb ſich die Freundſchaft der Madame drüben, aber durch einen für uns ſehr betrübten Vorfall."

Schon lange lebte Jungfer Barbara mit dieſer Nachbarin nicht im beſten Einvernehmen, und da Beider Schlafzimmer zwei Treppen unter dem unſrigen einander gegenüber lagen, ſo hatte man ſchon oft davon geſprochen, die Fenſter vermauern zu laſſen; denn Madame drüben behauptete, Jungfer Barbara laure beſtändig in ihr Schlafzimmer hinüber. Wie dem ſei, kurze Zeit, nachdem Herr Burbus eingezogen war, ziehe ich eines Morgens ruhig meine Jacke an, als ich plötzlich vom

aber trotzdem interessant und malerisch. Schutthaufen liegen überall umher, deren Geröll sich in langen, schrägen Linien bis an den Tajo hinunterzieht. Die hellgelben Gebäude, von denen ich oben sprach, scheinen sich wie scheu zurückgezogen zu haben, um mit ihrem luftigen Aufbau die wüsten Stätten ängstlich zu betrachten. In diesem Stadtviertel muß sich das Maurenthum am längsten erhalten haben; heute gehört es zum Judenquartier, und da wir unserem kundigen Führer folgten, so zeigte er uns in jedem scheinbar baufälligen Gebäude, oder hinter jeder Mauer, wo wir höchstens eine alte Scheuer erwarteten, einige schöne Denkmäler altarabischen Glanzes. Nachdem wir an einem derselben angeklopft, öffnet sich uns ein altes, zusammengeflicktes Thor, und wir treten in einen Hof, in dessen Hintergrunde sich ein Gebäude erhebt, das schon von außen durch seine Form etwas verspricht. Wie sind wir aber überrascht, als wir nun diesen Raum betreten und die reichen Knäufe auf den achteckigen Pfeilern sehen, welche die Bogen tragen, die in zierlicher Hufeisenform von einem zum andern gesprengt sind. Die Bogenstellungen trennen das Gebäude in drei Schiffe und tragen noch viele Spuren von Vergoldung, bunter Malerei und Stukkatur. An den Wänden und Säulenschäften die zierlichsten Arbeiten in glänzenden, alle Farben zeigenden Fayence-Platten! Leider war in diesem Raume arg gehaust worden. Die Decken sind herabgefallen und die rohen Sparren schauen herein. Die Malereien waren größtentheils zerkratzt und abgeschlagen, und in den Ecken lagen ganze Haufen der kostbarsten Azulejos, wo wir uns für ein paar Realen nach Belieben herauslesen durften. Heute heißt dieser Bau Santa Maria la blanca, und war einst die Hauptsynagoge von Toledo.

Nahe bei diesem Bauwerke, in dem von außen ganz unscheinbaren Hause, von welchem ich oben sprach, befindet sich die andere, frühere jüdische Synagoge, ein schöner Raum, ebenfalls im besten maurischen Styl und dabei vortrefflich erhalten; man erkennt noch deutlich den prächtigen Plafond mit Boiserieen, mit ihren Vergoldungen in herabhangenden Tropfen wie Eiszapfen und Versteinerungen aussehend.

Ueberhaupt iſt dieſe Decke noch vortrefflich erhalten und von einer wunderſchönen aus dem Achteck entſpringenden Eintheilung, zierlicher, ſternförmiger Caſſaturen, die nach der Mitte anſteigen. In den Ecken ſind noch Ueberreſte der wunderbaren arabiſchen Bogen, in unzähligen Höhlungen durchbrochen, die ihnen das Anſehen von Bienenzellgeweben verleihen. Von unten ſind die Seitenwände bis auf Mannshöhe noch mit gut erhaltenen Azulejos bedeckt, an dieſe ſchließen ſich die zierlichen Stuckarbeiten an; doch iſt leider die frühere Malerei auf denſelben verſchwunden, und man ſieht deutlich, daß die ganze herrliche Fläche von Vandalenhänden weiß übertüncht wurde. Auf den beiden kurzen Seiten des langen Saales befinden ſich oben in der Höhe kleine Räumlichkeiten, welche durch die bekannten kunſtreichen mauriſchen Gitter von dem Saale ſelbſt abgeſperrt waren. Dieſe Gitter ſind das Zierlichſte, was man ſehen kann, gerade goldene Linien, die ſich ſo unglaublich verſchlingen und umwinden, daß das Auge kaum folgen kann, und ſo in den Zwiſchenräumen die zierlichſten Figuren, meiſtens Achtecke oder Sternchen, bilden. Hier und da ſieht man in der Stuckarbeit noch Spuren von Inſchriften, die aber ebenfalls durch weiße Tünche faſt ganz zugedeckt und vertilgt ſind. Heute iſt dieſe Kirche dem San Benito Abad geweiht und wird gemeinhin el Tranſito genannt.

Ueber den öden Platz, in welchem die Synagoge liegt, gehen wir abermals und kommen nach kurzer Zeit an dem ſchönen arabiſchen Thurme, Santo Tomé, vorbei wieder in belebte Stadtviertel und endlich auf den Sammelplatz des Toledaner gewerblichen Lebens, den Zocodover. Dieſer kleine Marktplatz zeigt ebenfalls noch deutlich ſeinen mauriſchen Urſprung, er iſt von regelmäßiger Form, mit kleinen Häuſern umgeben, deren jedes von dem andern verſchieden iſt. Aber an faſt allen entdeckten wir etwas, das die Zeit ſeiner Erbauer verräth; hier ein paar ſchlanke Säulen, welche einen Balkon mit zierlicher Brüſtung tragen, dort einen zugemauerten Bogen in Hufeiſenform; an jenem Hauſe ein paar ſchmale vergitterte Fenſter, in dem

anderen daneben einen zierlichen Hof mit Mosaikpflaster, einem kleinen Springbrunnen und offenen Arcaden. Leider dient er nicht mehr den Zwecken, zu denen ihn seine Erbauer bestimmt, und verschwunden sind Weiber und Kinder, die sich ehemals beim Klange des Saitenspiels einem süßen Nichtsthun hingaben. In den Ecken, wo früher Teppiche und Polster lagen, erblickt man jetzt Pferdegeschirr unordentlich durch einander geworfen, und aus dem Hause selbst klingen statt der Guitarrenklänge taktmäßige Amboßschläge zu uns herüber.

So sind fast alle Häuser des Zocodover, wo ehemals die alten Geschlechter wohnten, auf's prosaischste umgewandelt, und den heutigen Bedürfnissen entsprechend, reihen sich hier Werkstätten und Kramläden an einander. Dadurch ist nun freilich der Platz belebt, und interessante Bauerngruppen aus der Mancha, die rothe wollene Decke auf der Schulter, den spitzen Hut auf dem Kopfe, besorgen ihre Einkäufe oder stehen plaudernd und Cigarren rauchend bei einander, während ein paar Reiter aus dem toledaner Gebirge in ihrem bunten, malerischen Costüme, welches an's Andalusische erinnert, mit Messern und langen Flinten bewaffnet, über den Zocodover galoppiren und lustig nach diesem oder jenem Fenster hinaufgrüßen, wo sich ein Paar blitzender Augen unter einer schwarzen Mantille sehen läßt. — Der Platz ist mit Bäumen bepflanzt und mit Steinbänken von sehr alter Form versehen, die wir beim kleinsten Sonnenstrahle, der sich auf den Platz schleicht, auch jetzt im Winter fast immer besetzt fanden. Freilich war vom schönen Geschlechte nicht viel zu sehen, vom anderen dagegen ganze Reihen bleichsüchtiger Seminaristen in langem schwarzem Rock, die hier unbeweglich saßen, wie Krähen auf einer Stange.

Auf der südlichen Seite des Zocodover, ungefähr in der Mitte, befindet sich ein großer Thorbogen, hinter welchem die gepflasterte Straße steil wie ein Dach den Tajo hinab fällt. Wir folgen ihr einige Schritte, denn hier befinden sich zwei der merkwürdigsten Bauwerke von Toledo: das Spital von Sta. Cruz, links dicht an der Straße, von welcher ihr Vorhof durch ein äußerst kunstreiches Gitter

getrennt iſt: rechts eine Caſerne, neben welcher ſich ein altes Lattenthor befindet, durch welches der Weg zu dem mit Recht berühmten Alcazar von Toledo führt.

Kaum iſt man aus dem Thorbogen getreten, ſo zieht die Façade des Spitals die Blicke unwiderſtehlich auf ſich, und nachdem man die Schwelle des den Vorhof umgebenden Eiſengitters überſchritten, bleibt man gefeſſelt ſtehen; das Gebäude imponirt nicht durch ſeine Größe, aber ſogleich erkennt man, daß man etwas ganz Ungewöhnliches vor ſich hat. Aus der erſten Zeit der Renaiſſance ſtammend, iſt ein Reiz über die Verhältniſſe des Ganzen und der Einzelheiten ausgegoſſen, der bei genauer Betrachtung zur Bewunderung hinreißt. Der Haupteingang, eine viereckige Thüre mit darüber angebrachter Halbkreisbekrönung und ſeine nächſten Umgebungen ſind von einer Feinheit des Verſtändniſſes und einer Zartheit der Ausführung, die ihn zu einem der hervorragendſten Erzeugniſſe dieſer Kunſtperiode machen. Nachdem man das geräumige Veſtibul durchſchritten, gelangt man in einen weiten Hof mit zwei Bogenſtellungen über einander von ſehr gut abgewogenen Proportionen, aber bei einer Wendung rückwärts trifft der Blick auf die Haupttreppe, die in drei Armen von dem Hofboden zum oberen Stock führt und ein Ausruf freudiger Ueberraſchung iſt die unwillkürliche Wirkung dieſes Anblickes. So einfach in der ganzen Anlage, gibt es nichts zierlicheres und wohlverſtandeneres, wobei das Ornament edler vertheilt und die Einzelheiten künſtleriſcher durchgebildet ſein könnten. Herrliche Säle mit gekrümmten, prächtig geſchnitzten Holzdecken liegen um den Hof her und die Kirche im griechiſchen Kreuz angelegt mit einem ſchlanken Dom in der Mitte, muß gleichfalls von wunderſchöner Wirkung geweſen ſein, nun ſind leider zwei der Kreuzarme durch eingeſchobene Wände davon abgeſchnitten und ſo der Raum verſtümmelt. Von dem großen Cardinal Mendoza wurde dieſer Bau an der Stelle der alten Burg der Gothenkönige, die beſonders von Galafre, dem Vater der berühmten Galiana bewohnt

wurde, 1504 gegründet und zu einem Findelhaus bestimmt. Heinrich von Egas, der Sohn des Erbauers der Kathedrale von Toledo, errichtete den Bau, der ihn zu einem der ersten Künstler seiner Zeit erhebt. Nach Durchwanderung aller Räume dieses Hauses, das später ein Spital wurde und heute eine Cadettenschule ist, wandten wir nicht, ohne uns das Bild der herrlichen Treppe, einer wahren Perle, noch einmal recht eingeprägt zu haben, uns dem Alcazar zu.

Um ihn sehen zu dürfen, muß man sich die Erlaubniß beim Direktor der Kriegsschule holen, der in der eben erwähnten Caserne wohnt und mir eine Art Platzoffizier zu sein schien. Wir ließen uns bei ihm melden, er empfing uns recht wohlwollend und als ihm unser wortführender Architekt in einer wohl gesetzten Rede unseren Wunsch vorgetragen, gab er uns eine schriftliche Erlaubniß zum Besuche des Alcazar; doch hatten wir uns damit keinen Führer erworben, der uns zu den prächtigen Ruinen hinaufbegleitete, um uns Dieß und Das zu erklären; es wurde uns vielmehr bei Vorzeigung unseres Papiers von einem Manne der Wache nur das vorhin erwähnte Gitterthor geöffnet, und dann mochten wir unsern Weg den Berg hinauf suchen, so gut uns das möglich war. Doch konnten wir nicht fehlen; denn kaum waren wir so weit empor gestiegen, um die Caserne unter uns zu sehen, so erblickten wir über uns auch schon die gewaltigen Massen des Alcazar, der, von allen Seiten frei stehend, trotzig und ernst in das Land hineinschaut. Dieses ehemalige Schloß von Toledo ist eine der prächtigsten und interessantesten Ruinen. Wer es versteht, kann hier Ueberbleibsel auffinden von der Baukunst vieler Jahrhunderte, die hier nach einander ergänzten und restaurirten; ob sich noch Spuren von dem ersten Erbauer, dem Gothenkönig Wamba auffinden lassen, vermochte selbst unser Oberbaurath nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Gothische, maurische und castilische Fürsten haben den Alcazar der Reihe nach bewohnt und ihn nach dem je herrschenden Geschmacke verändert und ausgeschmückt hinterlassen, eines der seltsamsten Gebäude, die vielleicht jemals existirt. Leider ist hiervon fast gar

nichts auf unsere Zeit gekommen; die gewaltigen Kämpfe in und um Toledo legten den größten Theil dieses Schlosses in Trümmer, und so blieb es lange stehen, bis endlich Karl III. den Wiederaufbau unternahm und mit königlicher Pracht vollführte; ihm also hat man die jetzige großartige Ruine zu verdanken. Daß es nur Ruine ist, daran tragen die Spanier selbst die Schuld; denn in den ersten Jahren des Unabhängigkeitskrieges schossen sie den Alcazar in Brand, um die Franzosen daraus zu vertreiben. Da indessen das mächtige Gebäude von würfelähnlicher Form meistens aus festen Granitmauern bestand, so konnte das Feuer dem Aeußeren nicht viel anhaben, das denn auch namentlich in seiner der Stadt zugekehrten Hauptfaçade, majestätisch und großartig aussieht. Hier ist die Mauer des Gebäudes von zwei starken Thürmen flankirt, welche eine äußere Gallerie mit einander verband. Noch deutlich sieht man das kunstvolle steinerne Geländer derselben fast unversehrt an der Vordermauer.

Prächtig ist der große innere viereckige Hof und wäre eines Palladio würdig, bietet aber in neuester Zeit ein trauriges Bild der Zerstörung. Die jonischen und korinthischen Säulen, welche die zwei Reihen rings umherlaufender Arcaden tragen, sind vortrefflichster Arbeit, doch stehen nur die untern noch alle aufrecht, und sind ihre Capitäle theilweise abgeschunden und zertrümmert, die Säulenschäfte vom Rauche geschwärzt und auf mehrere Schuh hoch umgeben von Stein- und Kalktrümmern. Die breiten prächtigen Treppen, welche im Hintergrunde des Hofes nach den oberen Gemächern führten, liegen, da die Vorderwand eingestürzt ist, vor den Augen bloß da, und mancher der marmornen Fußtritte ist aus seinen Fugen gewichen, aus denen nun Gras und Strauchwerk lustig emporgewachsen ist. Steigt man hinauf, so bleibt man oben schwindelnd stehen, denn dort, wo man ehemals ein weites Vestibule betrat, befindet sich nichts mehr, als vier nackte Seitenmauern, die vor uns tief hinab gehen. Die Gewölbe und Platten des Fußbodens sind verschwunden, und an einigen

Stellen blicken wir durch zerbrochene Kellerbogen auf den unterſten Grund des Schloſſes hinab.

Wenn wir nun den Treppen folgen, die uns hinunter in den Keller führen, ſo erſtaunen wir über dieſe mächtigen unterirdiſchen Bauten. Der Begriff eines Kellers reicht hier nicht aus; es ſind unterirdiſche Hallen und Säle, die in einem großen Quadrat rings unter dem Gebäude durch einander laufen. Von Seiten der Franzoſen wurden ſie als Ställe benutzt, und es hatten hier die Pferde mehrerer Regimenter Platz. Auch heute noch befindet ſich eine kleine Cavallerie-Abtheilung hier, doch nehmen ſich die paar Pferde und die wenigen Leute in dem unermeßlichen Gebäude faſt unheimlich oder komiſch aus. Die letztere Wirkung machten mir zwei dieſer Reiter, die auf der weiten Terraſſe vor dem Schloſſe ſaßen und ſingend die Knöpfe ihrer Uniformen putzten. Dieß iſt alles Leben und aller Glanz, die übrig geblieben ſind von dem Palaſte des reichſten Königs der Chriſtenheit.

Nachdem wir uns ziemlich lange in dem alten Schloſſe aufgehalten, auch Oberbaurath Leins nach Herzensluſt gemeſſen und gezeichnet, traten wir wieder ins Freie und ſetzten uns, ehe wir wieder zur Stadt hinabſtiegen, auf den Rand des Berges, wo wir eine prächtige Ausſicht in das Tajothal und auf die weite Mancha hatten, um dieſe Ausſicht zu genießen und dabei einen kleinen Kriegsrath zu halten. Da wir nach dem ſüdlichen Spanien wollten, ſo hatten wir freilich von Madrid aus bis hieher den richtigen Weg eingeſchlagen, fanden uns aber, was das Weiterkommen per Eilwagen anbelangte, hier auf jenem Punkte, wo die Welt ſo zu ſagen mit Brettern vernagelt iſt. Jede Spur einer Chauſſee hört bei Toledo auf, und was an Straßen und Wegen von hier weiter führt, ſind äußerſt unebene Pfade für Maulthiere und Pferde, höchſtens für kleine Bauernkarren. Die große Straße von Madrid nach Sevilla lief freilich nördlich bei Toledo vorbei in einer Entfernung von vielleicht vier Leguas und in der deutſchen Heimath hätten wir im gleichen Falle nur dorthin zur nächſten Sta-

tion zu reiſen gebraucht, um einen Platz im nächſtankommenden Hauptwagen oder in einer Berchaiſe zu erhalten. Letztere aber ſind für Spanien ganz unbekannte Dinge, und was den Eilwagen anbelangt, ſo ſind ſämmtliche Plätze deſſelben gewöhnlich ſchon lange Zeit vorher in Madrid für die ganze Tour bis nach Sevilla beſetzt, ſo daß man ſelbſt auf den größeren Zwiſchenſtationen, wie Baylen und Cordova, befürchten muß, wochenlang liegen zu bleiben. Das Alles hatten wir freilich in Madrid ſchon überlegt, hatten eingedenk unſerer höchſt fatiganten Eilwagentour, nur mit ſtillem Grauen den Marterkaſten betrachtet, der jeden Abend vor den Fenſtern unſeres Hotels mit zehn bis zwölf Maulthieren beſpannt wurde und Abends um zehn Uhr nach Sevilla abging, bis wohin er drei Tage und vier Nächte brauchen ſollte, jetzt aber im Winter oft fünf Tage und fünf Nächte unterwegs blieb.

Einen Ritt von Toledo nach Andaluſien hatte man uns wieder eben ſo ernſtlich abgerathen wie damals, als wir unſere Tour zu Pferde durch die Mancha machen wollten. Alle die wir um Rath fragten, meinten achſelzuckend, im Winter ſei dieß eine gewagte Geſchichte, das Wetter kalt, Flüſſe und Bäche häufig ausgetreten, die Straßen öde und leer und wenn man auch hie und da Reitern begegnete, ſo wäre einem eine ſolche Begegnung noch unlieber, als gar keine. Endlich fanden wir Jemanden, der uns die Sache in einem beſſeren Licht darſtellte und uns mit gutem Rath an die Hand ging; es war dieß ein freundlicher und liebenswürdiger Landsmann, Herr Steinfeld, der uns bei dem Aufenthalte in Madrid mit Freundlichkeit jeder Art überhäufte, und in deſſen gaſtlichem Hauſe wir Abends manche Partie Whiſt ſpielten, und manchen vortrefflichen Punſch tranken. Möge es ihm und ſeiner Gemahlin, einer liebenswürdigen Andaluſierin, dafür recht wohl ergehen auf Erden! Herr Steinfeld meinte nun, für geſunde Leute, wie wir, die auch des Reitens nicht unkundig ſeien, wäre eine ſolche Tour nach Andaluſien ſelbſt im Winter wohl zu machen; ja, da er in nächſter Zeit ſelbſt in Sevilla

Geſchäfte habe, ſo ſei er nicht abgeneigt, wenigſtens mit uns den Ritt über die Felſenpäſſe der Siera Morena zu machen. Die Sache war danach reiflich überlegt und beſprochen worden; Herr Steinfeld und noch einer unſerer Bekannten wollte mit dem Eilwagen nach Val de Penas fahren; dort ſollten wir am beſtimmten Tage ebenfalls eintreffen und dann vereint unſern Weg zu Pferde fortſetzen. Ob wir nun direkt von Toledo nach Val de Penas reiten oder nach Madrid zurückkehren und von da den Eilwagen nehmen ſollten? Dieſe Frage beſchäftigte uns, als wir kriegsräthelnd auf der Terraſſe des Alcazar bei einander ſaßen. Unſer Oberbaurath hatte ſich zur Fahrt entſchloſſen; er that es in der edlen Abſicht, uns dadurch einen wichtigen Dienſt zu leiſten; denn wir mußten doch Jemanden haben, der unſere Koffer von Madrid nach Val de Penas beſorgte, und ſo gewann er noch einen Tag zu Beſichtigung des Taller del Moro, des Criſto de la luz, der Parroquia San Roman und wie die alten Bauweſen, die er unermüdlich aufſuchte, alle hießen. Der Maler Horſchelt und ich mochten uns dagegen nicht zur Eilwagentour verſtehen und entſchloſſen uns alſo zu einem neuen abenteuerlichen Ritte. Schon ſeit einigen Tagen hatten wir pro und contra Eilwagen mit uns ſelbſt gekämpft und waren jetzt recht froh, als wir endlich mit uns im Reinen zur Stadt hinabſtiegen. Am Zocodover ſei einer der erſten Pferdevermiether von Toledo hatte man uns geſagt, und wir fanden auch bald deſſen Behauſung, und zwar in jenem kleinen mauriſchen Hofe, von dem ich vorhin geſprochen, wo wir den großen Haufen Pferdegeſchirr geſehen. Der Patron war ein dicker Mann mit einem ernſten und finſteren Geſichte, der kaum von ſeinem Stuhle aufſtand, als wir in ſeine Wohnung traten, und unter einem ſteifen Kopfnicken mit ſeinen Fingern leicht den breiten Rand ſeines Hutes berührte. Unſeren Wunſch, Pferde und einen Begleiter nach Val de Penas zu erhalten, nahm er ſehr herablaſſend auf, wechſelte aber einen bedeutſamen Blick mit zweien ſeiner Stallleute, die neben ihm ſtanden, die aber beide ſehr hoch die Achſeln zuckten und meinten, das ſei ein weiter Weg. „Sehr

weit," bekräftigte der Patron, „bei zweiunddreißig Leguas." „In wie viel Tagen können wir das zu Pferde machen?" fragte ich ihn. Er rechnete an den Fingern nach: „Erstes Nachtquartier Yevenes, sieben Leguas; den zweiten Tag nach Fuentelfresno, acht Leguas; den dritten nach Almagro, acht Leguas; bleiben für den vierten Tag ebenfalls noch acht Leguas nach Val de Penas — wenn die Herren, fuhr er lächelnd fort, sich ausdauernd genug fühlen, vier Tage lang täglich beinahe acht Leguas über sehr schlechten Weg zu reiten. Wenn es die Thiere aushalten, meinten wir, so soll es an uns nicht fehlen. Das sei eben die Frage, entgegnete der Patron wichtig; er müsse uns das Beste geben, was in seinem Stalle sei, und daß er dafür einen höheren Preis verlange, als für ein gewöhnliches Reitthier, das würden wir doch wohl begreiflich finden. Wir fanden dieß aber durchaus nicht begreiflich, sondern erklärten ihm, nur auf den in Spanien gewöhnlichen Preis, und zwar für Tag und Pferd einen Duro unterhandeln zu wollen. Zuerst zuckte er verächtlich die Achseln, gab auch ein paar Carajo von sich und meinte, das sei der Preis für einen schlechten Esel, für ein miserables Maulthier, höchstens für eine Tagereise zur Sommerzeit. Natürlich machten wir auf diese Bemerkung hin Miene, den Hof zu verlassen; doch hielt er uns mit der Bemerkung zurück, er wolle nochmals das Ganze berechnen. Wir brauchten also drei Pferde, zwei für uns, eines für den Begleiter: seien täglich drei Duros, in vier Tagen zwölf, für die Rückreise eben soviel, mache vierundzwanzig. Allerdings pflegt man bei Reittouren so in Spanien zu rechnen, doch mit dem Unterschiede, daß man für drei Tage der Hinreise nur zwei zur Rückkehr annimmt; davon wollte aber der Pferdevermiether nichts hören. Vierundzwanzig Duros und ein Trinkgeld für unseren Begleiter, im Falle wir mit ihm zufrieden seien, das war sein Ultimatum, auf welches endlich eingegangen wurde, unter der Bedingung, morgen früh um sechs Uhr abzureisen. Wir besahen noch Pferde und Sattelzeug — eine Vorsicht, welche bei ähnlicher Veranlassung kein Reisender in Spanien versäumen sollte. Auch unsern

untern Stock her ein gräßliches Geſchrei vernehme. Es war die Stimme der Jungfer Barbara, die einen ſo gellenden Schrei ausgeſtoßen, daß man es durch die halbe Stadt hören konnte. Drauf rief der Prinzipal nach Salmiakgeiſt, nach kaltem Waſſer, und Sie können ſich denken, wie ich die Treppen hinabſtürzte. Ja, ich vergaß mich in der Alteration ſo weit und rannte in das offen ſtehende Schlafgemach der Jungfer Barbara, wo ich einen entſetzlichen Auftritt ſah.

Jungfer Barbara lag mit halb geſchloſſenen Augen auf einem Lehnſtuhl am Fenſter — denken Sie, nur halb angekleidet — und hatte mit der Hand krampfhaft die Schnur des Vorhangs gefaßt, der dadurch in halber Höhe aufgezogen war. Ich blicke durch das Fenſter nach dem Nachbarhauſe, und was ſehe ich am offenen Fenſter des Schlafgemachs gegenüber! Das Gerippe des Herrn Burbus, angethan mit einer großen ſchwarzen Halsbinde, ein Leintuch um den Leib geſchlungen, und aus dem grinſenden Maule hing ein Zettel, wie man es auf alten Bildern ſieht, worauf geſchrieben ſtand: „Guten Morgen, liebe Schweſter!“

„Ich ſtürzte gleich auf die Polizei, doch als ich mit einem Sergeanten zurückkam, war das Skelett drüben weg und die Sicherheitsbehörde konnte nichts für uns thun, als daß ſie der Madame drüben nach dieſem Vorfall die Erlaubniß gab, den Herrn Burbus ſofort vor die Thür

Begleiter ließen wir uns vorstellen; es war ein junger Bursche mit einem pfiffigen Gesichte, der uns freundlich angrinste.

So waren wir also für den nächsten Tag engagirt und froh, dem verhaßten Eilwagen entronnen zu sein.

Da der Tag schön und klar zu Ende ging, so machten wir noch einen Spaziergang an den Tajo hinab, und zwar bis tief an das Flußufer unterhalb der Brücke von Alcantara. Da liegt eine alte kleine Mühle zwischen den Felsen des Ufers so still und melancholisch, wie ich mich lange nicht erinnerte, Aehnliches gesehen zu haben. Ein Wehr von schwarzen, bemoosten Steinen staut das Wasser zu einem kleinen dunkeln See, der unergründlich tief zu sein scheint und dabei so verführerisch ruhig und klar ist, so anlockend und geheimnißvoll glänzend, daß es, glaube ich, für ein betrübtes Gemüth gefährlich wäre, hier lange hineinzuschauen; ist man doch hier in der tiefen Schlucht, namentlich wenn der Abend niedersinkt, wie von allem Leben abgeschnitten. Geheimnißvoll gluckst und murmelt das Wasser neben uns und schleift in seltsamen Tönen an den steilen Felswänden, während es eilfertig dahinschießt und uns zuzurufen scheint: Komm mit, komm mit! — Dunkle Abendschatten liegen schon auf der tiefen Schlucht, und nur das dahinströmende Wasser leuchtet und glänzt eigenthümlich. In unbestimmten Umrissen sehen wir gegenüber auf der Stadtseite die alten Thürme am Wasser stehen und die zerbröckelten Mauern, welche sich den Abhang hinaufziehen. Dort bemerken wir noch die gewaltigen Ueberreste eines alten Gebäudes, das staffelförmig bis zur Stadt emporsteigt und von irgend einem Erzbischof von Toledo erbaut wurde, um die Stadt mit einer größeren Menge Wassers zu versehen, das hier mittelst eines Druckwerkes emporgehoben werden sollte; doch wurde es nie beendigt, die dicken Mauern verfielen nach und nach, und jetzt blicken die leeren Fensterhöhlen recht unheimlich zu uns herüber.

Wollte man eine passende Decoration für den Styx malen, so brauchte man nur die Felsenschlucht an der alten Mühle hier zu co-

piren. Der Pfad, auf dem wir hinabgeklettert, ist in der Dunkelheit nicht mehr zu erkennen; man fühlt sich abgeschnitten von der ganzen Welt, und während wir hoch über uns die Felsenzacken, so wie die Zinnen des Alcazar vom letzten Strahle der Abendsonne beleuchtet sehen, tönt es in uns, die wir uns so tief unten in der Nacht befinden: „Laßt alle Hoffnung hinter euch!“ Den prächtigsten Schluß dieser Unterweltdecoration macht vor uns die hohe schwarze Brücke von Alcantara, deren einziger riesenhafter Bogen sich in dem ruhigen Wasser wiederspiegelt und sich zu einer vollkommenen Rundung abschließt, ein Kreis, der, von der Abendröthe angestrahlt, jenseits der Brücke in röthlicher Gluth glänzt, mit seiner finsteren Einfassung den Eingang zur Hölle vorstellen könnte. Allerlei Nachtvögel, Eulen und Fledermäuse umschwirren uns, während wir schweigend aufwärts klettern. Uns alle Drei hatte die Oede des Ortes seltsam erfaßt, so wie nicht minder der Gedanke an unsere morgende Trennung, voraussichtlich freilich nur für wenige Tage, aber — wer kann das so genau wissen, wenn man sich mit spanischen Eilwagen und Reitgelegenheiten einlassen muß? Erst als wir wieder in unserer Locande bei unserem Brassero saßen, nach dem Essen unsern guten, heißen Punsch trinkend, thauten unsere Gemüther wieder auf, daß wir im Stande waren, unsere kleinen Geschäfte zu arrangiren. Der Verabredung gemäß sollte uns Leins mit Herrn Steinfeld und dessen Freunde nach vier Tagen zu Val de Penas treffen, er nahm auch den größten Theil unserer Baarschaft mit; denn Horschelt und ich wollten, um für alle Fälle sicher zu gehen, nur das eben Nothwendige mit uns führen. Unsere kleinen Nachtsäcke versorgten wir dagegen reichlich mit Wäsche, um nicht wieder in Verlegenheit zu kommen, wie bei unserem Ritte durch die Mancha. Also in vier Tagen Zusammentreffen in Val de Penas, dem kleinen Orte, wo der berühmteste spanische Landwein wächst! Und so trennten wir uns denn wirklich am andern Morgen mit einem lustigen „Auf Wiedersehen in der schönsten Val de Penas-Laune!“

Sechzehntes Kapitel.

Ein Ritt nach Andaluſien.

Unſere Pferde. Abſchied von Toledo. Eine öde Landſchaft. Orgaz. Eine Poſada mit ihren Gäſten. Felipe. Herrenes. Schöne Bergformen. Eine verdächtige Hochebene. Diner im Freien. Ein ſchöner Abend. Fuente el freſno. Man hält mich für den Alkaden. Eine ärmliche Schlafkammer. Freundliche Gegend und hübſche Dörfer. Reitergnügen. Erinnerungen an Syrien. Der Giel und der Bock. Seltſame Muſik bei einem Begräbniß. Almagro. Der Mittäter. Herrlicher Sonnenaufgang. Anblick der Sierra Morena. Man hält uns für Räuber. Val de Penas. Unſere Freunde. Don Alonzo de Santa Cruz. Fußwanderung. Eine große Venta. Ritt zu Giel. Durch die Sierra Morena. Raubvögel und Jagdluſt. Santa Elena. Die deutſche Niederlaſſung La Carolina.

Am vierten Februar verließen wir Morgens früh um fünf Uhr unſere Fonda und ſchritten durch die noch menſchenleeren Gaſſen Toledos zur Brücke von Alcantara hinab, wohin wir der ſteilen Gaſſen wegen, die wir beim Einreiten genugſam kennen gelernt, unſere Pferde und Führer beſtellt hatten. Der Letztere war pünktlich und wartete ſchon auf uns, zugleich mit dem Pferdevermiether ſelbſt, der uns nochmals ſeine Thiere lobte und uns zu gleicher Zeit eine glückliche Reiſe wünſchte. Was dieſe Thiere anbelangt, ſo waren es zwei nicht übermäßig gut ausſehende Pferde und ein ſtattliches Maulthier; von den erſteren hatte ſich der Maler Horſchelt einen hochbeinigen Rappen ausgeſucht, und ich mir einen unterſetzten Braunen erwählt; das Maulthier wurde von unſerem Führer beſtiegen, nachdem es vorher mit unſeren Nachtſäcken, Mänteln und einigem Proviant beladen worden war. Dieſe Ladung war oben auf dem Sattel vertheilt, ſo daß ſie einem hohen Polſter gleichſah, und ungefähr bis zur Stirne des Thieres reichte. Mit Hülfe einer kleinen Mauer ſchwang ſich nun unſer Arriero auf ſeinen hohen Sitz und ſah nun dort oben aus wie ein Courier der Wüſte auf ſeinem Reitkameel. Die Zäumung des Maulthiers und vermittelſt derſelben ſeine Leitung war auch nicht weniger einfach und patriarchaliſch, denn ſie beſtand aus einem Halfter-

ſtrick, welcher unſerem Maulthier, weil es ſehr jung und feurig war, ausnahmsweiſe durch das Maul gezogen wurde. Ich hatte jedoch noch nie ein zierlicheres und ſchlankeres Geſchöpf der Art geſehen und fand hier zum erſten Mal, daß der Baſtard von Pferd und Eſel zuweilen außerordentlich ſchön ſein kann; es hatte nichts von den ſonſt ſo plumpen Formen ſeiner Kameraden: die Füße waren ſchlank und vollkommen rein, hatten die feinen Feſſeln des edlen mütterlichen Pferdes und den zierlichen Huf des väterlichen Eſels; auch der Kopf war ſchön, das Auge glänzend und feurig und ſelbſt die Ohren ſo anſtändig kurz, als das bei der nicht zu verläugnenden Abkunft nur möglich war. Daß der Geiſt des Thieres, ſeine Leiſtungsfähigkeit dem Aeußeren vollkommen gleich kam, erfuhren wir in der erſten Zeit nach unſerem Abreiten. Denn kaum hatten wir uns in die Sättel geſchwungen, ſo ritt unſer Führer ein paar Schritte voraus, mühſam ſein Thier an dem Halfterſtricke haltend, und blickte zurück, wobei er uns zurief, ob Alles in Ordnung ſei; er ließ uns kaum Zeit, unſere Steigbügel anzupaſſen und nachzuſehen, ob unſere langen Gewehre feſt in dem eiſernen Haken am Sattel hingen, denn als er uns hoch zu Roß ſah, ſchnalzte er mit der Zunge, ſtimmte ein andaluſiſches Lied an, daß es von den alten Mauern und Felſen wiederhallte, und ließ ſein ungeduldiges Thier vorwärts ſchießen.

Obgleich der Weg von der Alcantarabrücke ziemlich ſteil nach der gegenüberliegenden Höhe hinauf führt, auch nichts weniger als gut und eben, vielmehr mit Felsplatten und Steingeröll aller Art bedeckt war, ſo ging doch das Maulthier in ſcharfem Trabe aufwärts, und wir bemühten uns, mit ſtarker Sporenhülfe nachzueilen. Auf der Höhe angekommen, zügelten wir den Eifer unſeres Führers und bedeuteten ihn, einen Augenblick zu halten, da wir von hier aus der alten, prachtvollen Stadt noch einen letzten Blick ſchenken wollten. Dazu hätten wir auch keinen beſſern Augenblick wählen können. Zu unſerer Linken ſtieg die Sonne auf und ſchoß ihre erſten Strahlen über das öde Felſenplateau und durch die Schlucht des Tajo auf den

Alcazar von Toledo, der nun in dem goldnen Lichte flimmerte und strahlte. Die grauen Häuser der Stadt unter ihm lagen noch theilweise im Schatten; nur hie und da wurde die Kuppel einer Kirche oder die Zinnen eines hohen Thurmes ebenfalls von dem Sonnenlichte überglänzt, dazu die tiefblauen Schatten in der Felsenschlucht, welche der Fluß durchströmt, mit den aufsteigenden leichten Wassernebeln, die sich in der Höhe ebenfalls heller färbten und durchsichtig wurden, — das Alles gab ein unvergeßliches Bild, ein Gemälde mit der prächtigsten Abwechslung von Schatten und Licht, von verschwindender Nacht und aufstrahlendem, glänzendem Sonnenlichte.

Leb wohl, Toledo, du schöne ritterliche Stadt, leb wohl auf Nimmerwiedersehen! — War es uns doch im ersten Augenblicke wahrhaft traurig zu Muth, von dieser herrlichen Felsenburg scheiden zu müssen; fühlten wir doch, wie vielleicht jener unglückliche Feldherr der Mauren, der wohl lange auf derselben Stelle stand, während seine geschlagenen Schaaren gegen Westen zogen, und sich nicht trennen konnte von der Burg seiner Väter und endlich in wildem Schmerze seinen Dolch zog und ihn weit von sich ab in die Schlucht des Tajo schleuderte, „wo er ruhen soll" — wie der tapfere Sarazene zähneknirschend sprach, — „ein Pfand, das ich wieder holen muß, ein Zeichen meiner verpfändeten Ehre, das ich auslösen werde." Wenn wir auch keinen Dolch dort hinabschleuderten und auch keine so wilden, schmerzlichen Worte sprachen, wie der unglückliche Maurenfürst, so sandten wir doch innige und herzliche Blicke nach der alten Steinmasse hinüber, und riefen ihr freundliche Worte des Abschieds zu, wofür sich die Stadt zum Gegengruß jetzt ganz in das hellste Sonnenlicht kleidete und uns aus hunderten von leuchtenden und strahlenden Fensteraugen nachblickte; ja sogar beredt war ihre Erwiderung auf unseren Gruß, denn als wir unsere Pferde wandten, um weiter zu reiten, begannen drüben die Glocken der Kathedrale zu läuten, und die mächtige Stimme der Campana de Toledo schien uns nachrufen zu wollen: kehrt bald wieder! kehrt bald wieder! — Vergeblicher Wunsch;

das war ja gerade das Herbe an dem Abſchiede von all dieſen ſchönen Orten, daß wir ſie vorausſichtlich wohl auf Nimmerwiederſehen verließen.

Unſer Führer hatte ungeduldig das Ende dieſer Träumereien erwartet, und ſobald er ſah, daß wir unſere Pferde umwandten, trabte er wieder luſtig vor uns her, ſtimmte aufs Neue ſein Lied an, und ohne ſich weiter nach uns umzuſchauen, überließ er es uns nachzufolgen, was übrigens keine Kleinigkeit war, da unſere Pferde ſeinem Maulthier weder an Kraft noch Ausdauer gleichkamen.

Es iſt eigenthümlich, wie faſt überall in Spanien alle Spuren von Kultur verſchwinden und nichts mehr die Nähe einer großen Stadt anzeigt, ſobald man dieſe aus dem Geſicht verloren hat. Kaum war Toledo hinter uns im Thale verſunken, ſo umgab uns eine förmliche Steinwüſte, in welcher der Weg, auf dem wir ritten, eine ſolche Benennung eigentlich gar nicht verdiente, denn er war nichts mehr als ein rother Streifen Sand, der ſich zwiſchen den grauen Felsblöcken in beſtändigen Schlangenwindungen hin und her zog. Wir befanden uns auf einer Hochebene, die rings um uns, ſo weit das Auge reichte, nicht die geringſte Kultur oder die Spuren von menſchlichen Wohnungen zeigte. Um ſo eigenthümlicher klang in dieſer Oede der tiefe Ton der großen Glocke von Toledo, der durch den Nordoſtwind getragen, noch eine Zeit lang über die weite Fläche deutlich zu uns herüberdrang. Endlich verſtummte auch er, und wir trabten feierlich geſtimmt in der ſtillen ſchweigenden Landſchaft. Es war ein ſeltſam geformtes Plateau, auf dem wir ritten, deſſen Oberfläche bald ſtieg, bald ſich ſenkte, und uns ringsumher den Anblick auf ſchön geformte Bergketten gewährte, die in ſehr großen Entfernungen hinter weiten Thälern um uns zu liegen ſchienen; namentlich vor uns lag ein impoſanter Gebirgszug — wir glaubten ſchon, die Sierra Morena zu ſehen; doch waren es noch die Montes de Toledo, die wir in den nächſten Tagen paſſiren ſollten, ehe wir das ebengenannte Gebirge, wohl das majeſtätiſchſte Spaniens, erreichten.

Unſer Weg blieb ſich in ſeiner Unebenheit immer gleich, nur lief

er zuweilen in ziemlicher Breite durch eine Schlucht von Felsblöcken gebildet, um sich hinter derselben vielleicht in zwanzig kleine Fußpfade zu theilen, die in allen möglichen Wendungen zwischen großen Steinen, mit denen das Feld besäet war, durchliefen. Die Vegetation, die wir erblickten, war sehr gering, die Wiesen braunroth, und zwischen den Steinen bemerkten wir hie und da einen Buxbaumstrauch, Ginster, so wie kalte Sträuche, welche ihre nackten Aeste zeigten. Wir ritten den ganzen Morgen fort, ohne irgend jemand zu begegnen, was wir von andern Reisenden sahen, war eine Familie zu Esel, die mit uns aus Toledo zog, ein Mann und eine Frau mit zwei Kindern, die wir aber bald hinter uns ließen. Auch unser Führer verminderte uns nicht durch seine angenehme Gegenwart die Oede der Landschaft; er war auf seinem flinken Maulthiere weit voraus, und nur, wenn er einen kleinen Hügel erstieg, sahen wir, wie er auf der Höhe desselben nach uns umschaute und winkte, und dann gleich wieder verschwand. Zuweilen holten wir ihn durch ein halbstündiges scharfes Traben wieder ein, doch lief sein Thier einen so eigenthümlichen Paß, daß wir im Schritt beständig hinter ihm zurückblieben; und immerwährend durch das schlechte Terrain in schneller Gangart zu reiten und dabei die häufig stolpernden Pferde aufmerksam zu führen, dazu hatten wir auch gerade keine Lust. So ließen wir ihn denn ziehen, rauchten unsere Cigarren, sangen deutsche Lieder und sprachen von der Heimat.

Gegen Mittag änderte sich auch die Landschaft und wurde angenehmer für das Auge. Vor uns tauchte eine nicht sehr entfernte Bergkette auf, an der Horschelt mit seinen guten Augen Felsen und Gesträuch entdeckte. Die Hochebene, auf der wir ritten, senkte sich zu einem weiten Thale hinab, und unser Weg, bisher hart und steinig, wurde mit einem Mal weich und sandig; zu unserer Rechten sahen wir einen kleinen Bach, der im raschen Lauf durch das Thal eilte, und in dessen braunrother Fläche einen angenehmen grünen Streifen von Gras und kleinem Gesträuche bildete. Vor uns hatten wir eine sanfte Anhöhe, auf welcher unser Führer einen Augenblick hielt und uns

hängen laſſen, und von allen andern lebenden Weſen, als da ſind: Hunde, Katzen, Schweine, Ziegen, Hühner, die ebenfalls hier ihren Aufenthaltsort haben, ſorgfältig gemieden werden; denn das ſpaniſche Maulthier iſt tückiſch und boshaft und ſchlägt und beißt, ſo wie etwas in ſeine Nähe kommt. Neben dem Karren liegt ein großer Haufen von Sätteln, ſo gruppirt, daß ſie eine bequeme Unterlage abgeben für einen der Arrieros, der, den ſpitzen Hut auf dem Kopfe, die brennende Papiercigarre im Munde, faul und behaglich da liegt und mit ſeinen blitzenden Augen die eintretenden Fremden muſtert. Beim Eingang eines ſolchen Hofes befindet ſich gewöhnlich ein Ziehbrunnen, und hier ſieht man irgend ein Mädchen beſchäftigt, Waſſer herauf zu holen, um die angekommenen Thiere trinken zu laſſen. Um ſolche Kleinigkeiten bekümmert ſich der Arriero ſelbſt nicht; ſo unſer edler Felipe, denn nachdem er ſein Maulthier irgendwo feſtgebunden, ließ er unſere Pferde auf der Stelle ſtehen, wo wir abgeſeſſen waren, und trat ſogleich in die Küche, welche zugleich Wohnzimmer und Salon iſt, um mit Begierde eine neue Papiercigarre zu drehen und anzuzünden. Dieſe Küche ſtößt gewöhnlich an den Hof, von dem ſie durch die offene Thüre ihr Licht empfängt, und iſt meiſtens ein groſſes finſteres Gemach, bis unter die ſchwarzgeräucherten Dachſparren reichend, von welchen Schinken, Speckſeiten, Büſchel ſpaniſchen Pfeffers, auch ſogenannte Liebesäpfel und dergl. mehr herabhängen.

Auf dem Boden brannte ein helllohendes Feuer, und um daſſelbe ſaßen und ſtanden vielleicht ein halbes Dutzend ſchöner, junger Kerle, die man, was Koſtüm und Haltung anbelangt, auf einem unſerer Theater ohne alle Zuthat zur Darſtellung einer Räuberbande hätte benützen können. Keck auf dem Ohre trugen ſie den caſtilianiſchen Hut mit der niederen Krämpe; die verſchnürte, aber meiſtens ſehr geflickte Jacke, ſtand auf der Bruſt offen und ließ ein ſehr gelbes Hemd ſehen, das um den Hals von einem ſtrickartig zuſammengedrehten, meiſtens gelben oder rothen Tuche zuſammengehalten wurde. Die engen, kurzen Beinkleider, an denen noch Spuren von zahlloſen Knö-

pfen zu ſehen waren, wurden mit einer Schärpe um die Hüften befeſtigt, und flatterten unten um die Knie, von welchem bis zum Knöchel hinab eine lockere Gamaſche reichte mit vielen herabhängenden Schnüren, weit klaffend, wo dann Schuhe darunter zu ſehen waren, oder waren mit Bindfaden zuſammengebunden, wo dagegen einfache Sandalen die eben genannte Fußbekleidung vertraten. Bei dieſem Koſtüm iſt es übrigens gut, daß die Köpfe, welche dazu gehören, von angenehmem, meiſtens ſchalkhaftem Ausdrucke ſind; ebenſo iſt auch ihr Benehmen und ihre Redeweiſe, und jener Kerl dort, auf den langen, glänzenden Gewehrlauf geſtützt, machte uns nicht nur bereitwillig Platz, um an das Feuer zu gelangen, ſondern bot mir auch auf zierliche Art und mit wahrem Anſtande ſeine Papiercigarre an, welche er eben im Begriff war, ſelbſt in den Mund zu ſtecken. Da ich ſein Geſchenk annahm und ihm dafür eine Puros einhändigte, ſo konnte ich überzeugt ſein, daß wir, ohne ein Wort mit einander geſprochen zu haben, als die beſten Freunde ſchieden.

Felipe ſchien übrigens zu glauben, daß der Aufenthalt in der Küche für uns nicht anſtändig genug ſei, denn nachdem er mit der Wirthin geflüſtert, winkte er uns feierlich, ihm zu folgen, ließ uns im Hofe eine hühnerartige Treppe hinaufklettern, und brachte uns auf eine Altane, die unter jedem Schritte krachte und wankte. Dort öffnete er uns eine Thüre, welche in eine völlig leere Kammer ohne Fenſter und ſonſtige Oeffnung führte, und bedeutete uns, wir würden augenblicklich mit Eiern, Brod und Wein bedient werden. Da wir es aber vorzogen, auf der Terraſſe zu bleiben, ſo brachte man eine Kiſte, welche den Tiſch vorſtellen ſollte, ſowie ein paar niedrige Schemel, auf welche wir uns ſetzten; dann kamen die Eier, hart gekocht, Brod, welches weiß und gut, und ſchwarzer Landwein, der vortrefflich war. Schon beim dritten Glaſe verſicherten wir uns gegenſeitig hoch und theuer, daß es nichts Amuſanteres gebe, als in Spanien zu Pferde zu reiſen, beim ſechsten brachten wir ein Vereat auf ſämmtliche Landkutſchen aus, und als wir unſeren Krug leer getrunken hatten, ſtolperten

zu setzen. Das that sie aber nicht, nein, sie that es nicht,' und er blieb zu meinem Schrecken und Entsetzen. — Sie können sich vorstellen, daß ich mich Anfangs um meinen fürchterlichen Nachbar gar nicht bekümmerte. Ich hielt meine Fenster verschlossen, und wenn er beim Laden vorbei kam, wandte ich den Kopf weg. Doch was half es? Gott mag wissen, weshalb er es auf mich abgesehen hatte, aber er wandte Alles an, um meine Bekanntschaft zu machen und mich zum Sprechen zu bringen. Wie oft kam er in den Laden, um Tabak zu kaufen, und wie oft reichte ich ihm das Verlangte hin, ohne ein Wort zu sprechen! Da war er aber boshaft genug, mir die gräßlichsten Dinge vorzusagen, von Leichnamen, die er zerschnitten und denen er die Haut abgezogen. Und das wußte er Alles so schauderhaft auszumalen, daß ich vor Ekel den ganzen Tag kein Fleisch ansehen konnte, und obendrein kam er mit dergleichen Geschichten meist Vormittags; kurz, ich wußte mich nicht vor ihm zu retten."

„Da eines Tages hatten wir eine Geschichte miteinander — — Nun, das Nähere wird sie eben nicht interessiren." — Hier stockte Philipp und schien eine unangenehme Erinnerung niederzukämpfen. — „Also von dem Tage an mußte ich mein Fenster öffnen, Gott! mußte gute Nachbarschaft mit dem Ungeheuer halten! Haben Sie nie die Geschichte jener reinen Jungfrau gelesen,

wir die Treppen hinab, zahlten unſere Zeche, mein Freund mit dem langen Gewehr hielt mir den Bügel und dann galoppirten wir durch das Dorf, dießmal unſerem Felipe voraus, der Mühe hatte, uns nach halbſtündigem ſcharfem Ritte wieder einzuholen.

Das Dörfchen Orgaz liegt in einem breiten Thale, in welchem man einige Spuren von bebauten Feldern ſieht; auch führt eine ziemlich breite und ordentliche Straße hindurch und gegen den Höhenzug, den wir ſchon früher geſehen und nun überſteigen mußten. Ueber dieſe Berge war die Straße nicht ohne Kunſt angelegt, und obgleich wir hoch hinauf mußten, ging ſie doch ſo bequem in Wendungen, daß wir, ohne unſere Thiere zu ermüden, lange Strecken traben konnten. Wir brauchten ungefähr zwei Stunden, bis wir von Orgaz aus dieſe Höhen erreicht hatten. Oben hatten wir eine weite und nicht unintereſſante Ausſicht nach allen Seiten; namentlich vor uns war das Terrain und die Fernſicht mannigfaltig belebt. Die Steinwüſte, welche Toledo auf der Oſt- und Weſtſeite umgibt, lag hinter uns, und rückwärts blickend ſahen wir deutlich das wild zerriſſene Plateau, welches wir heute Vormittag durchritten; in grauer Färbung mit gelblichen und röthlichen Streifen lag es da, faſt wie die weiten Flächen der Mancha anzuſchauen, nur waren die Terrainlinien hier in dem zerklüfteten Boden weniger langweilig als dort, wo ſich Hügel an Hügel reiht, faſt alle gleich geformt. Vor uns dagegen ſahen wir zuerſt am Fuße des Berges, auf deſſen Höhe wir uns befanden, das Dörfchen Nevenes, unſer heutiges Nachtquartier, und hinter demſelben eine kleine Ebene, an deren Ende ſich die Montes de Toledo erhoben, ein tüchtiger Gebirgsſtock in ziemlich weiter Ausdehnung voll Schluchten und Felspartieen, den wir morgen zu überſchreiten hatten; für heute aber waren wir bald am Ziele, und da ich vom langen Ritt recht müde geworden war, ſo ſtieg ich von meinem Pferde ab, ſchlang den Zügel um meinen Arm und ſpazierte mit einem höchſt angenehmen und behaglichen Gefühl auf dem breiten, gut unterhaltenen Wege unſerem Nachtquartier zu.

Pevenes hatte ein ſtattlicheres Ausſehen als Orgaz; eine recht anſtändige Kirche, um welche die kleinen weißen Häuſer lagen, deren letztere ſich an die Bergwand ſchmiegten, von der wir herabzogen. Hier ſahen wir auch Spuren von Gärten, ſogar einige kleine Landhäuſer, und vor einem derſelben ſaß eine Geſellſchaft von Herren und Damen beiſammen, plaudernd und in die weite Ebene hinausſchauend. Felipe erkundigte ſich hier nach der beſten Poſada, worauf ihm freundlich der weitläufigſte Beſcheid zu Theil wurde. Zu unſerer Rechten auf der Bergböhe, von der wir herabſtiegen, befand ſich ein altes Mauerwerk, die Ruine eines Schloſſes oder dergleichen, und nicht weit davon eine kleine Kapelle, deren Glocke bei unſerem Einzug in's Dorf melodiſch läutete.

Die Poſada lag am Ende des Dorfes, beinahe das letzte Haus nach dem Thale zu. Wir ritten in einen von Mauern umſchloſſenen Hof, und kamen dann in die von andern ſpaniſchen Poſaden her uns ſchon bekannte große Halle, wo die Familie des Wirths mit den eingekehrten Fremden und deren Thieren in angenehmer Gemeinſchaft lebt. Man kann einen ſolchen Platz mit einer großen Scheuer vergleichen, oder mit einem Schuppen, der durch Pfeiler, welche das Dachgebälke tragen, in verſchiedene Abtheilungen getheilt wird. In einer derſelben befindet ſich die Küche, gegenüber ſtehen Maulthiere und Pferde, und der Mittelraum wird zu Handel und Wandel und ſpäter zu Schlafſtellen für die Fremden benützt. Da wir aber von Felipe als etwas ganz Abſonderliches geprieſen wurden, ſo erhielten wir das einzige Schlafzimmer des Hauſes, und zwar das der Wirthin und ihrer Töchter, welche ſich für die Nacht anderswo einquartierten. Dieß Schlafzimmer war auch eine der oben erwähnten Abtheilungen und nur durch eine dünne Lehmwand von dem großen Raum abgeſchieden. Ein Fenſter ohne Glas ging auf die Straße, und das Meublement beſtand aus einem gewaltigen Bette, einigen Stühlen, einem Tiſche und zwei großen hölzernen Truhen; an der Decke befanden ſich Schnüre, von welchen eine Unzahl Weintrauben herabhingen.

Da Yevenes nicht an der Hauptstraße liegt, auch die Zeit des Reiseverkehrs für Spanien noch nicht gekommen war, so befand sich der große Raum vor der Küche ziemlich leer; und zwei oder drei Maulthiere und vielleicht ein Dutzend Esel standen vor den Krippen, letztere träumend oder in stille Selbstbeschaulichkeit verloren, den Kopf tief herabhängend, eins der langen Ohren abwechselnd gesenkt. Von den dazu gehörigen Arrieros, schönen, kräftigen Burschen, wie die in Orgaz beschriebenen, waren einige beschäftigt, Päcke abzuladen und die Sättel auf einen Haufen zu werfen, andere aber hatten es sich an dem lodernden Herdfeuer schon bequem gemacht, rauchten Papiercigarren, und einer trällerte ein Lied, wozu er auf einer verstimmten Guitarre herumgriff. Der Ausdruck „Herdfeuer" ist eigentlich eine unrichtige Bezeichnung, indem sich in diesen Posaden nirgends ein Herd befindet, vielmehr brennt das Feuer auf dem gepflasterten Boden, öfter aber auf einem abgenützten Mühlsteine, der in die Erde eingestampft ist.

Unsere Wirthin, die Padrona, eine wohlbeleibte Frau mit freundlichem, gutmüthigem Gesichtsausdruck — sie stemmte gerne ihre Arme in die Seite — führte uns in das Schlafzimmer, und als wir uns dort unserer Manta's und Gewehre entledigt hatten, ersuchte sie uns, die Disposition für unser Abendessen zu treffen, d. h. ihr unsere Wünsche hierüber mitzutheilen. Da aber immer noch eine spanische Conversation außerordentlich schwierig für uns war, wir namentlich von den Benennungen der eßbaren Gegenstände nur sehr dunkle Begriffe hatten, so führte ich die Padrona in den Raum vor der Küche, wo ich beim Einreiten einige sehr schätzenswerthe Gegenstände erblickt; hier hingen nämlich an der Wand eine lange Reihe von rothen Feldhühnern, auch Hasen und ein ausgeweidetes Reh. Nachdem ich an dieser Stelle der Hauswirthin unsern großen Hunger pantomimisch dargestellt, zeigte ich auf einige der Wildsorten, dann auf den Kessel am Feuer, und gab ihr zu verstehen, mein Wunsch sei, daß einige dieser vortrefflichen Sachen ihren Weg dorthin finden möchten. Dazu muß-

ten wir Eier, Chocolade, Wein und Brod bei ihrem wahren Namen zu benennen, verwahrten uns feierlich gegen allen Ajo, d. i. Knoblauch, und wurden von der guten Padrona beſtens verſtanden.

Da es draußen noch ganz hell war, ſo machten wir einen Spaziergang durch das Dorf; es hat ein beſſeres Ausſehen, als die meiſten in der großen Mancha: die Straßen waren mit kleinen Kieſelſteinen gepflaſtert und die niedrigen Häuſer, welche flache Dächer hatten, mit weißer Farbe ſauber angeſtrichen. Glasfenſter ſchienen hier als ein überflüſſiger Artikel betrachtet zu werden, nur an einem einzigen Gebäude, einer Zeugwaarenhandlung, vor deren Thüre Manta's und rothe Schärpen im Winde flatterten, ſahen wir dergleichen; im Uebrigen wurden die überaus kleinen Fenſteröffnungen zur Nachtzeit einfach mit hölzernen Läden verſchloſſen, blieben es auch wohl während des Tages, — und bei manchen Häuſern ſahen wir dies, — wo dann Licht und Luft durch die weit offen ſtehende Hausthüre in's Innere drang. Von der Einwohnerſchaft von Yevenes bemerkten wir wenig, nur hie und da ſtand eine Gruppe von Männern, alle in langen, meiſtens braunen Mänteln, Cigarren rauchend und plaudernd bei einander; Kinder ſpielten frühjährlich auf der Gaſſe mit Steinen und kleinen Hölzchen, und die Weiber und Mädchen ſchienen ſich in die Wohnung zurückgezogen zu haben; nur zuweilen erſchienen ein paar unter den Hausthüren, um uns neugierig nachzuſchauen. Im Allgemeinen nahm ſich Yevenes ſehr ſtill und öde aus, namentlich der Platz vor der Kirche, wo das Gras zwiſchen den Steinen wucherte. Von dieſer Kirche ſelbſt iſt nichts zu ſagen, es war ein ziemlich großes Gebäude aus grauen Steinen und in gar keinem Style erbaut.

Nach Hauſe zurückgekehrt, fanden wir unſer Schlafgemach beſtens hergerichtet, den Tiſch mit einem weißen Tuche gedeckt und die beiden großen Truhen, um ihnen ein Anſehen zu geben, mit farbigen Schürzen verhängt. Unſer Abendeſſen war recht gelungen und hätte man es ſelbſt unter andern Umſtänden vortrefflich nennen können, Feldhühner mit Reis, einen geſchmorten Haſen, Eier mit Schinken, dazu ſchnee-

weißes Brod und faſt ſchwarzer Wein, nicht zu vergeſſen die herrlichſte Chocolade der Welt, wir tafelten königlich, und zu unſerer vollkommenen Reſtauration von den Mühſeligkeiten des Rittes fehlte nichts als ein guter Schlaf, der aber auch ſo freundlich war, uns alsbald in ſeine Arme zu nehmen, und bis zur Morgendämmerung zu beglücken, obgleich wir frühzeitig mit den Hühnern zu Bette gegangen waren. — Glückſelige Zeit, an die ich mich oft erinnere, ſowie an unſere unfreundliche, finſtere ſpaniſche Kammer, wenn in der Heimat die ſchlafloſen Nächte oft ſo unendlich lang erſcheinen und das weiße geſpenſtige Gaslicht durch die hellen Fenſterſcheiben dringt.

Unſer edler Felipe, der nicht minder gut dinirt und geſchlafen als wir, weckte uns beim Grauen des Morgens. Wir kleideten uns an, zahlten unſere Zeche, die in den meiſten dieſer Poſaden für Mittag- oder Nachteſſen, Bett und Frühſtück gewöhnlich einen Duro betrug, 2 fl. 30 kr. rh.; das letztere beſteht in der Regel aus Chokolade und Picateſtes, d. h. in Olivenöl gebackenes Brod.

Da unſere Poſada, wie ſchon bemerkt, am Ende des Dorfes lag, ſo waren wir bald im Freien, ritten noch eine kurze Strecke abwärts und befanden uns dann in der Fläche, die wir geſtern Abend vom Berge aus geſehen, bemerkten aber, daß uns in Betreff derſelben unſer hoher Standpunkt einigermaßen betrogen hatte, und daß von einer ausgedehnten Ebene nach unſeren Begriffen durchaus keine Rede war; nebendem, daß die Morgendämmerung noch alles in ihren Schatten hüllte, hatten ſich auch Nebel aufgemacht, die uns dicht und kältend umgaben; auch ſanken ſie nicht wieder herab, ſondern hoben ſich hoch empor, den Himmel mit grauen Wolken überziehend.

Eine Zeitlang ritten wir im Thale fort, an Fruchtfeldern vorbei, bald aber wurde der Weg ſandig, es ging aufwärts eine Heide hinan durch lange und breite Gaſſen, die von mannshohen Buxbaumſträuchen gebildet waren. Das Terrain war gänzlich verſchieden von dem, welches wir geſtern durchritten, und nicht ſo langweilig als das Felſenplateau zwiſchen Toledo und Orgaz; hätte uns ein heller Sonnenſchein

beglückt und die Landſchaft gefärbt, ſo würden wir ſie wunderſchön gefunden haben, ſo aber bei grauem trübem Regenhimmel machten die Schluchten, durch welche wir ritten, einen gewaltigen, ernſten Eindruck. Bald ging es zwiſchen Felſen hindurch, neben dem Flußbette eines klaren Bergwaſſers dahin, deren wir heute viel ſahen, bald über breite Wieſen, rechts und links mit grünen Gebüſchen beſäumt, lange Strecken aufwärts, ohne eigentlichen Weg, und auf der Höhe angekommen, hatten wir meiſtens rechts und links den Anblick einer düſtern, aber prachtvollen Gebirgslandſchaft, wie man ſie bei uns in Deutſchland nicht ſchöner ſehen kann. Die vielen Waſſer, welche überall hervorſprudelten, begünſtigten eine reiche Vegetation, und wenn wir ſo vom Wege in die Berge hineinſchauten, ſo erblickten wir an dem niederen Gebirgszug neben und unter uns deutlich alle Quer- und Längenthäler, ausgezeichnet durch ihre mannigfaltigen grünen Schattirungen. Bei einer ſolchen Partie wurde einmal das heimatliche Gefühl meines großen Malers außerordentlich rege, denn er machte mich auf einen herrlichen Bergkegel aufmerkſam, der ſeiner Behauptung nach das genaueſte Ebenbild des Wendelſteines im bairiſchen Oberlande ſei. Schöne Formen hatte dieſer Spanier allerdings; ſein Fuß war grün bewachſen, an ihn ſchloſſen ſich graue, nackte Felspartieen, und ſein Haupt, in violettem, bläulichem Duft, ſchien von den freilich tiefhängenden Wolken berührt zu werden. Neben ihm öffnete ſich ein breites Thal, deſſen Grund mit Wieſen bedeckt war, weder Weg noch Steg hatte, und weiter hinten von einer Menge kleiner Berge eingeſchloſſen war, von denen einer über den andern hervorſah. Intereſſant war uns dieſes Thal, weil ſich in ſeiner Mitte ein grauer Fels erhob, der die faſt ſchwarzen Mauern einer mächtigen Burg trug, die noch ziemlich wohl erhalten ſchien; wenigſtens bemerkten wir unverſehrte Thürme, eine vollkommen geſchloſſene Umfaſſungsmauer und ein großes Gebäude mit hohem Giebeldach. So viel wir aber weiter ſehen konnten, waren die Fenſter ohne Glas und Läden, und aus keinem der zahlreichen Schornſteine kräuſelte ſich irgend ein freundlicher Rauch hervor.

Unſer Weg war heute belebter als geſtern; lange Züge Maulthiere kamen uns entgegen oder wurden von uns eingeholt, wogegen Schaaren von Eſeln ohne Ladung uns den Vorrang abliefen und luſtig bei uns vorbeitrabten; unſere Pferde waren vom geſtrigen Marſche etwas ermüdet, und das beſtändige Auf- und Abklettern an den Bergen, bald durch ſumpfige Wieſen, bald über glatte Steine hinweg, ließ ſie zu keiner ſchnellen Gangart kommen; nur zuweilen erlaubte uns irgend ein Sandſtreifen oder ein Stück feſten Weges einen halbſtündigen Trab, doch war dieſes nicht andauernd genug, um es den Reitern zu Eſel gleichthun zu können, von denen beſtändig Andere mit freundlichem Gruß, aber lachend an unſern Rozinanten vorbeizogen. Dieſe kleinen ſpaniſchen Eſel haben eine merkwürdige Behendigkeit; mag das Terrain ſein, wie es will, mag es ſteil aufwärts oder abwärts gehen, über einen fußbreiten, ſchlüpfrigen Pfad oder über breite, glatte, abhängige Felſenplatten, die vier kleinen Hufe bewegen ſich mit einer faſt lächerlichen Geſchwindigkeit dahin, das unbedeutende Thierchen, oft mit einem ſchweren Kerl beladen, trippelt beſtändig kopfnickend einher, holt uns ein und iſt kurze Zeit nachher in den Schluchten, die wir vorſichtig hinabreiten müſſen, unſern Augen wieder entſchwunden. Felipe ärgerte ſich jedesmal darüber, doch mußte er ſelbſt mit ſeinem kräftigen Maulthiere langſam thun, denn auch dieſes war ſchon ein paarmal geſtolpert und hatte ſich, von dem ſchweren Gepäck niedergedrückt, nur durch die größte Kraftanſtrengung aufrecht erhalten.

Wir waren ſchon mehrere Stunden geritten und der Weg führte ſeit einiger Zeit beſtändig aufwärts, die umliegenden Berge ließen wir unter uns und kamen gegen Mittag auf eine weite Hochebene, mit ſpärlichem Graſe bewachſen und mit großen Gruppen von Buxbaumſträuchen überſäet, durch welche unſer Weg bald rechts, bald links lief. Zu beiden Seiten hatten wir niedere Hügelketten, ebenfalls mit Geſträuch bewachſen, zwiſchen denen hie und da ein blauer Rauch emporſtieg; auch bemerkten wir Rinder- und Schafheerden, hörten entferntes Hundegebell und ſahen von Zeit zu Zeit einen Hirten, auf ſein langes

Gewehr geſtützt, uns aufmerkſam nachblicken. Felipe hatte ſchon ſeit einiger Zeit eine ernſte Miene angenommen, rauchte weniger Papiercigarren als ſonſt, und meinte endlich, hier, wo wir uns gerade befänden, ſei eine etwas unſichere Gegend, und den Hirten, Kohlenbrennern und Forſtwächtern, die ſich hier beſtändig herumtrieben, nicht recht zu trauen. Er erſuchte uns darauf, das Maulthier mit dem Gepäck in die Mitte zu nehmen, ſelbſt aber ziemlich weit von einander zu reiten, um mehr Terrain überſchauen zu können, und unſere Gewehre aufzuheben, daß man ſie aus der Entfernung ſehen könne.

Wie weit die Furcht unſeres tapfern Arriero begründet war, bin ich nicht im Stande anzugeben, daß aber die Hochebene, auf welcher wir während ein paar Stunden ritten, ein höchſt ödes und unheimliches Ausſehen hatte, war in der That nicht zu läugnen. So weit man blicken konnte, entdeckte man keine Spur einer menſchlichen Wohnung, und was wir von Unſeresgleichen in der Entfernung zwiſchen den Buxbaumſträuchen zuweilen hin und her ſtreichen ſahen, war auch gerade nicht Zutrauen erweckend. Dieſe Kerle mit ihren dunklen Geſichtern, ihren zerlumpten Anzügen, mit Ledergamaſchen oder Strickſandalen, namentlich aber mit dem ſpitzen Hute, der ja bei uns als Attribut eines ſpaniſchen oder italieniſchen Banditen gilt, ſahen mindeſtens wie ächte Strauchdiebe aus. Doch paſſirte uns durchaus nichts Unangenehmes, und gegen zwei Uhr hatten wir glücklich das Ende jenes Plateaus erreicht und erblickten vor uns eine breite Schlucht, die wieder abwärts zur Ebene führte. Einiges, was ich im Vorbeigehen geſehen, ſchien mir anzudeuten, daß das Terrain hinter uns nicht immer ſo unbewohnt und öde gelegen, zuweilen ſahen wir große Stein- und Trümmerhaufen und einmal ſogar die Ruine eines Bauwerkes nach Art alter Waſſerleitungen; ich zählte wenigſtens zwanzig Pfeiler, die noch durch Bogen verbunden waren, deren Ende und Anfang aber ebenfalls durch Trümmerhaufen bezeichnet war, konnte aber ſpäter nicht in Erfahrung bringen, was man von dieſem eigenthümlichen Bauwerke hier auf der Hochebene wiſſe.

Bis hieher hatte uns Felipe aus Furcht vor den Räubern nicht vergönnt, unser mitgenommenes Frühstück anzugreifen; auch jetzt wollte er noch nicht halten, sondern weiter hinabziehen, bis zu einer vortrefflichen Venta, von welcher er träumte; doch waren uns diese s. g. Halbwegs-Venta's von unserem Zuge durch die Mancha noch in zu trostlosem Andenken, als daß wir noch weiter geritten wären. Felipe mußte nachgeben, und wir machten deßhalb am Rande der Hochebene einen Halt, banden Maulthiere und Pferde, nachdem wir ihnen die Kopfzeuge abgenommen, an ein paar Buxbaumsträucher, deren Blätter sie sogleich anfingen eifrig zu benagen. Die Padrona in Yevenes hatte für unser Frühstück reichlich gesorgt, uns ein paar gebratene Feldhühner eingewickelt, Brod und hartgesottene Eier hinzugefügt und guten rothen Wein mitgegeben, der allerdings nach dem Bockschlauche schmeckte, aber uns trotzdem vortrefflich mundete.

Nachdem wir abgespeist und wieder aufgezäumt hatten, erlaubte uns Felipe unsere Gewehre wieder an die Sattelhaken zu hängen; wir schwangen uns auf, und da der Weg vor uns etwas besser war, trabten wir lustig den Bergabhang hinab. Hier oben auf der Höhe des Gebirges war eine kleine Wasserscheide, und wir ritten jetzt mit den sprudelnden Bergwassern, während uns andere bis dahin entgegen gerauscht waren. Eine Zeit lang fiel Weg und Flußbett zusammen, doch war der Grund ziemlich hart, bestand aus feinem weißen Kiessande, und nebenbei schien das klare, frische Wasser den Füßen unserer müden Thiere wohl zu thun.

Im Verhältniß, wie wir abwärts stiegen, verminderte sich auch das Oede und Finstere der Landschaft, die Felsenkronen, welche uns auf der andern Seite der Hochebene umgeben, waren verschwunden, und die Berge und Hügel vor und neben uns hatten abgerundete Häupter, oft mit Buschwerk bedeckt, die niedrigeren sogar mit grünen Wiesen. Auch unser Weg lief an einer breiten Schlucht sanft abwärts, vor uns schob sich die Bergkette immer mehr aus einander, und nach einer scharfen Rechtswendung, die wir machten, sahen wir,

wie ſich vor uns die Hügel immer mehr verflachten und endlich in jene weite Ebene verſanken, die wir ſchon geſtern von der Höhe hinter Yevenes geſehen.

Der Himmel hatte ſich gleich nach Mittag aufgeklärt und gewährte uns jetzt noch einen ſchönen Abend; wir ritten gegen Süden, nach Weſten zu war unſere Ausſicht durch die muldenförmigen Ausläufer des Gebirges verdeckt und ſo bemerkten wir die Sonne nicht, wie ſie niederſank, ihr volles Licht dagegen fiel auf das Thal vor uns und beglänzte dieſes ſowie den Himmel auf wunderbare Weiſe; namentlich den letzteren habe ich ſelten ſo ſchön geſehen; er erglühte in tiefem Purpurroth, leichte Wölkchen, die emporzufliehen ſchienen, waren umkränzt mit blauen und violetten Tinten, die, wie die Sonne tiefer und tiefer ſank, in herrlichſter Mannigfaltigkeit glänzten, endlich zum ſanfteſten Roth verblaßten, wodurch denn der Himmel zwiſchen ihnen eine unausſprechlich ſchöne meergrüne Färbung erhielt.

Die Ebene vor uns war vielfach unterbrochen bald durch Wieſen oder kleine Waldungen, bald durch weite Strecken ſchwarzen Bodens, des fruchtbarſten Landes, dann wieder auch durch lange Streifen rothen und gelben Sandes. Weit am Horizonte hob ſich ein majeſtätiſcher Gebirgszug, den wir ſchon heute Morgen erblickten, in ſchönen Formen, jetzt bei untergehender Sonne in tiefdunkler prächtiger Färbung, wahrſcheinlich die Sierra Morena, an deren Fuß Val de Penas liegt, wo wir unſern Reiſegefährten wieder zu finden hofften. Die Strahlen der Sonne gaben der vor uns liegenden herrlichen Landſchaft etwas unbeſchreiblich Reizendes, etwas trügeriſch Glänzendes, das wir morgen nicht wieder zu finden hoffen durften, wenn wir die Ebene ſelbſt durchritten. Lieblich machten ſich von hier oben eine Menge kleiner Bäche, deren Lauf wir bald durch den glitzernden Waſſerſpiegel, bald durch eine Einfaſſung des ſaftigſten Grüns in ihren eigenſinnigen Wendungen weit hinaus verfolgen konnten; dazu dampften die Wieſen in die milde Abendluft hinauf, Wälder und Gebüſche prangten in der mannigfaltigſten Färbung, und ſelbſt der lebloſe Sandboden erglänzte

die in der Höhle des Drachen angekettet war und die dem Scheusal die Pfeife stopfen und Kaffee kochen mußte? Just so erging es auch mir. Von jenem Tage an mußte auch ich ihm für Tabak und Kaffee sorgen, denn er hatte mich belauscht und einen Beweis gegen mich in Händen. — O Barbar' —"

„Aber," entgegnete ich meinem unglücklichen Kollegen, „thaten Sie denn nie etwas, um sich der Herrschaft des Doktor Burbus zu entreißen?" — Philipp faltete bei dieser Frage die Hände über den spitzen, magern Knieen und sagte mit betrübter Stimme: „O Gott, ja! Nach langem Kampfe mit mir selber ließ ich ihm eines Tags sagen, als er auf's Neue Tabak und Kaffee verlangte, er möchte die Gnade haben und vorher die alte Rechnung berichtigen. Was that er? Als ich Abends harmlos am offenen Fenster lehne und ihm ein recht freundliches Gesicht mache, und eben ein versöhnendes Gespräch einleiten will, zeigt er auf einmal eine große Flasche, auf der mit deutlichen Buchstaben zu lesen steht: Scheidewasser. Und diese Flasche setzt er auf das Fenstergesims, indem er mir einen fürchterlichen Blick zuwirft. Noch hatte ich keine Ahnung, was er beginnen wollte. Ich sehe ihm harmlos zu, wie er eine große gläserne Spritze mit Scheidewasser anfüllt. Er legt sie vor sich hin, steckt sich erst eine lange Pfeife an, und jetzt nimmt er die Spritze, denken Sie, und richtet sie auf mich. Daß ich

in höchſt angenehmer Friſche. Uns war zu Muthe, als hätten wir den Winter hinter uns gelaſſen im Thal des Manzanares und auf den Felſen von Toledo, und ſchauten jetzt vor uns in die weite, erwachende Landſchaft, die ſich zu ſchmücken begann für die ſchönere Jahreszeit; es war uns recht frühjahrlich zu Muth, ja der Boden ſchien uns den ſo wohlbekannten ſüßen Duft auszuhauchen und die Knoſpen der Bäume und Geſträucher zuſehends anzuſchwellen.

Da unſer jetziger Weg nicht ſo viel Steingerölle und Unebenheiten zeigte, ſo ritten wir ziemlich ſchnell und glaubten in kurzer Zeit unſer Nachtquartier erreichen zu können. Doch täuſchte uns der gewaltige Bogen, den die breite Thalſchlucht machte, und es vergingen ein paar Stunden, ehe wir hinabkamen; allein der Abend war ſo ſchön, die Natur um uns ſo großartig und herrlich, daß uns die Zeit raſch genug verging. Auch fehlte es nicht an Begegnungen und Bildern mannigfaltiger Art; hier tauchten einige kleine Hütten in einer Seitenſchlucht auf, dort ein ſchwarzer Meiler, deſſen bläulicher Rauch faſt gerade in die Höhe ſtieg, da er von keinem Lufthauche bewegt wurde. Viel Spaß machte uns eine Zeitlang ein kleiner Bube, der auf einer Wieſe neben unſerem Wege auf einem kleinen ſchwarzen Eſel galoppirte und von dem muthwilligen Thiere ein paarmal abgeworfen wurde, worauf ihn der Reiter aber alsbald am Ohre oder am Schweif faßte, ſich eine Strecke weit mit fortſchleppen ließ und dann mit lächerlicher Anſtrengung wieder auf den Rücken des Thieres kletterte, worauf das Jagen alsbald wieder bis zu einem ähnlichen Abſchluſſe begann.

Wir hatten gehofft, von droben an immer abwärts ſteigend unſer Quartier zu erreichen, ſahen uns aber getäuſcht, denn als wir im Thale ankamen, bemerkten wir eine neue Hügelkette, die quer vor uns lagerte und noch überſchritten werden mußte. Dieſe ſei aber auch die letzte, behauptete Felipe. Da der Boden aus weichem Sande beſtand, ſo meinte er, wir ſollten zu guter Letzt noch ein kleines Wettrennen halten, worauf er alsbald mit ſeinem flinken Maulthier im Galopp

voranging und wir ihm ſo gut als möglich folgten. Auf der Höhe angekommen, ſahen wir denn auch die weite Ebene dicht vor uns und auf wenige Schritte das Dorf Fuente el Fresno — unſer heutiges Nachtquartier. Mir ſchien es weniger groß als unſer geſtriges, aus einer einzigen Straße beſtehend, die am Abhange der letzten Hügelkette hinlief und größtentheils nur eine Reihe Häuſer hatte. Eine kleine Kapelle zeigte ein unbedeutendes Thürmchen.

Unſer heutiger Wirth war der Alcade des Orts, Don Joſe Maria Arritajo, ein freundlicher Mann in brauner Capa, der uns am Thore ſeines Hauſes recht herablaſſend empfing, ja mir vielleicht ſogar den Steigbügel gehalten hätte, wenn ihm nicht ein herumlungernder junger Burſche bei dieſem Liebesdienſt zuvorgekommen wäre. Die Poſada, welche der Herr Alcalde hielt, war in einem viel kleineren Maßſtabe als unſere geſtrige, die weite Halle fehlte und die Küche nur ein kleines Gemach neben dem Thorweg, natürlich mit hochloderndem Feuer, um welches ſchon eine Menge Eſeltreiber und andere Geſellen es ſich bequem gemacht hatten. Ein paar hübſche zerlumpte Kerle, denen man bei uns mit Schrecken begegnet wäre, lachten uns freundlich entgegen, indem ſie ſich freuten, uns wieder zu ſehen. Es waren von jenen Reitern zu Eſel, die heute Morgen den Zorn Felipe's rege gemacht und die es auch jetzt nicht unterließen, ihn tüchtig zu necken, daß er mit ſeinem langbeinigen Maulthier zurückgeblieben ſei. Horſchelt zeichnete den hübſcheſten dieſer Burſche, worüber ſich Alle wie die Kinder freuten und das ganze Haus herbeilief, um das Bild Chriſtovals — ſo hieß der junge Eſeltreiber — zu ſehen. Daß hierauf Alle gezeichnet ſein wollten, verſteht ſich von ſelbſt. Der Maler kam nicht eher zur Ruhe, bis er auch den Alcalden, als den Würdigſten, mit einigen Strichen ſkizzirt.

Während dieß drinnen vor ſich ging, beſprach ich mich draußen mit der Wirthin über unſer Diner, deſſen Hauptbeſtandtheil aus Tauben mit Reis beſtehen ſollte, und trat dann unter das Hofthor, um mich in der Straße umzuſehen. Seitwärts vom Hauſe ſtanden

fünf oder sechs sehr zerlumpte Arriero's, die heftig zusammen stritten, aber plötzlich aufhörten, als sie meiner ansichtig wurden, ihre Hüte abzogen, auf mich zutraten, worauf der älteste begann, mit außerordentlicher Beredtsamkeit eine Menge Worte an mich hinzusprechen, von denen ich „Alcazar de San Juan," von dem sie her kämen, und „Senor Alcade" verstand, womit sie mich anzureden schienen. Wahrscheinlich hatte mir nur mein andalusisches Costüm in ihren Augen zu dieser Würde verholfen, denn als ich ihnen achselzuckend ein paar Worte ihrer schönen Sprache, wahrscheinlich schauerlich genug, entgegnete, prallten sie lachend zurück und wandten sich von mir. Ein Mädchen, welches mit einem Kinde auf dem Schooß an der benachbarten Hausthüre saß, erklärte ihnen mit lustiger Miene, ich sei ein Fremder, der eben eingeritten, Senor Alcalde aber wohne im Nebenhause und sie möchten nur hineingehen. Das thaten sie denn auch, natürlich mit abgezogenen Hüten, und ich ging hinter ihnen drein, um die Audienz mit anzusehen, welche ihnen der Ortsvorsteher in der Kaminecke sitzend augenblicklich ertheilte. Es war komisch, wie er dabei trachtete, seine Stellung und das ernste, würdevolle Gesicht beizubehalten, mit dem er dem Maler sitzen zu müssen geglaubt. Worüber der Streit gehandelt, kann ich nicht angeben, doch wurde er baldigst geschlichtet, und beide Parteien schienen ziemlich befriedigt das Haus zu verlassen.

Hinter der Küche wurde uns eine Schlafkammer eingeräumt, die sehr einfach und ländlich war, neben dem Lager, das man für uns hergerichtet, führte eine Leiter auf den offenen Söller des Hauses, und im Hintergrunde des Gemachs befand sich eine weite, unverschließbare Oeffnung, die in den Raum ging, wo die Maulthiere und Esel standen. Dabei war der Strohsack meines Bettes so offenherzig, daß ein kleiner hungriger Esel mit dem Maul in seinem Innern wühlte, Halm um Halm hervorzog und in stiller Betrachtung verspeiste, bis ich ihm ernstlich wehrte.

Unser Mittag- oder Nachtessen wurde in einem einzigen Gang

aufgetragen, beſtehend aus einer großen Schüſſel voll Reis und gekochter Tauben, und war mit einem ſolchen Aufwand von ſpaniſchem Pfeffer verſehen, daß uns ſchon nach dem erſten Löffel der Schweiß ausbrach und wir zur Abkühlung mehr Wein tranken als gerade nothwendig war. Dazu war das Ameublement und Eßgeräthe des Herrn Alcalden ſehr mangelhaft; man hatte uns ein Tiſchchen hingeſtellt, kaum groß genug für vierjährige Kinder, welches den Maler mit ſeinen langen Beinen zur völligen Verzweiflung brachte; hiezu paſſend waren auch die Meſſer, denn ſie ſchienen aus einer Kinderküche herzuſtammen; glücklicher Weiſe aber waren die hölzernen Löffel recht groß, zum Trinken fanden wir hier wieder jenes Glasgefäß, das wir ſchon in der Mancha geſehen in Geſtalt einer kleinen Gießkanne, welches man hoch empor hebt und den Wein vermittelſt des langen Rohrs in den Schlund hinabgießt. Dieſe Art zu trinken hat bei den großen ſehr gemiſchten Geſellſchaften, in welche man hier in Spanien häufig geräth, den Vortheil, daß die Lippen mit dem Glaſe gar nicht in Berührung kommen und man ſich alſo nicht zu ſcheuen braucht, mit Jedermann aus demſelben Gefäß zu trinken.

Um während der Nacht nicht von dem vorhin erwähnten hungrigen Eſel beläſtigt zu werden, zog ich den Schragen, auf dem ſich mein Lager befand, von der Fenſteröffnung zurück, und nachdem ich noch am Herdfeuer mit dem Alcalden, ſowie unſern Freunden, den Eſeltreibern, einige Papiercigarren ausgetauſcht und geraucht, gingen wir zu Bette, eigentlich zu Strohſack. Daß von Verſchließen einer ſpaniſchen Wirthshausthüre keine Rede iſt, brauche ich wohl nicht zu ſagen; obendrein aber haben dieſe noch ſo viel Spalten und Löcher, daß man durch dieſelben bequem hindurch ſchauen kann, was auch häufig genug von neugierigen Hausbewohnern geſchah, die vielleicht gern ſehen mochten, was die „Extraños“ in ihren Zimmern trieben. Am heutigen Abend aber waren dieſe Extraños ſehr ermüdet, legten ſich alsbald nieder und ſchliefen den Schlaf der Gerechten bis zur Morgendämmerung.

Nachdem wir am andern Tage die Chocolade gefrühstückt und bereits zu Pferde saßen, erschien unser würdiger Wirth und Alcalde, um uns einen tüchtigen Schnaps aufzunöthigen, der, wie er sagte, gegen die Morgennebel vortrefflich sei. Und er hatte Recht, uns auf diese Art innerlich zu durchwärmen, denn über die weite Ebene vor uns strich eine so kalte Morgenluft, daß wir uns fest in unsere Mantas wickeln mußten. Anfänglich wird es dem Fremden schwer, diese Manta, ein einfaches längliches Stück Zeug, ohne Aermel und Knopf, beim Tragen fest um sich zu behalten, hat man sich aber einmal einige kleine Kunstgriffe zu eigen gemacht, so bleibt man warm und behaglich darin, wie das Kind in seinen Wickeln. Man nimmt die Manta um die Schulter, wie eine Dame ihren Shawl, doch so, daß die rechte Seite länger herabhängt, welche man, wie das Ende eines Radmantels, fest über die linke Schulter wirft, so Hals und Brust gleichzeitig bedeckend.

In kurzer Zeit waren wir vollends zur Ebene niedergestiegen, und wenn auch der Weg hier recht flach und weich war, — wir ritten meistens durch schwarzen Moorboden, — so hatte er dagegen die große Unbequemlichkeit, daß ihn ein Bach zu seinem Bette auserkoren hatte, in dessen Wasser unsere Pferde oftmals lange Strecken bis an die Knie wateten; und wenn wir dem entgehen wollten und rechts oder links auf die Felder ritten, so waren diese so feucht und schlammig, daß die Thiere hier nur mit großer Mühe fortkommen konnten. Angenehm war es, daß die Sonne heute ebenso prächtig aufging, wie sie gestern Abend niedergesunken war, und ein Meer von lichtem Glanz, welches sie rings umher ausgoß, ließ uns den fatalen Weg vergessen. Auch der heutige Morgen erinnerte uns wieder recht lebhaft an das heimathliche Frühjahr; die Wiesen waren mit Thau bedeckt und mit jenen weißen Fäden, die aus der Entfernung wie silberne Schleier glänzen; Alles glühte und strahlte im frischen Licht der Morgensonne, so die feuchten Gräser, das Wasser zu unseren Füßen und die farbigen Streifen des Sandbodens, der bald hier,

bald da, rechts und links in der Ferne, sichtbar wurde. Neben uns weideten zahlreiche Heerden, und wo wir dicht an ihnen hinritten, hoben sie die nassen Mäuler hoch empor, blickten uns mit ihren treuherzigen Augen an und brummten leise, vielleicht zum Willkomm und Abschied.

Rückwärts blickend sahen wir unser Nachtquartier Fuente el Fresno am Fuß des Berges geschmiegt. Seit vorgestern hatte sich nun das Terrain, durch welches unser Weg lief, zum drittenmal verändert; bei Toledo eine steinige Hochebene, hinter Yevenes, eine Terrasse tiefer, Waldboden, Wiese, und hier bei Fuente el Fresno, abermals ein paar hundert Schuh tiefer, eine fruchtbare Ebene, streckenweise sogar wohl angebaut, gut bewässert, mit zahlreichen Viehherden. Es ist eigenthümlich, wie von Madrid aus oder von Toledo das Land gegen Osten und Süden beständig staffelförmig abfällt. So befanden wir uns hier auf dem Plateau, welches vom Fuß der Montes de Toledo bis nach der Sierra Morena reicht, welche auf dieser Seite nur einige hundert Fuß hoch emporsteigt, um nach Andalusien hin als eine neue Terrasse von eben so viel tausend Fuß bis in die Ebene von Baylen und Jaen niederzureichen. Durch die geringe Höhe der Sierra Morena gegen Norden kommt es denn auch, daß sie von niederen, unbedeutenderen Bergketten so lange verdeckt wird. So sahen wir dieses Gebirge heute Morgen, in der Ebene reitend, wieder nicht mehr, dagegen war ein anderer Gebirgszug am Horizonte aufgetaucht, ein Seitenläufer der Sierra de Alcaras, welcher östlich allerdings mit der Sierra Morena zusammenzuhängen scheint. Auch die bläuliche Wand dieser Bergkette hatte so die eigenthümlichen und malerischen Zackenformen, welche man so häufig bei den spanischen Bergen antrifft, und woher auch wohl der Name Sierra = Säge für Gebirge im Allgemeinen kommen mag, sowie auch der öfters wiederkehrende Ausdruck für Pässe und Schluchten dientes, Zähne, wie die dient de la vieja zwischen Sevilla und Antequera und Granada und Guadix. Wenn

man hier in Spanien von einer Ebene ſpricht, ſo muß man ſich keine Flächen darunter vorſtellen, ſondern das Terrain iſt wellenförmig, indem ſich ein kleiner Hügel an den andern reiht, woher es denn auch kommt, daß der Weg jetzt auf- und abwärts, jetzt rechts und links läuft.

Die Vegetation hatte ſich ſchon bedeutend verändert, Haide, Ginſter und niedere Buxbaumſträucher waren gänzlich verſchwunden, und dafür ſahen wir häufig Gruppen von ziemlich großen Steineichen und in der Nähe der Flußbette Eſchen, Erlen und Pappeln, auch bemerkten wir in geſchützten Lagen wieder beſſere Olivenbäume; überhaupt ſchien die Gegend hier ſorgfältig angebaut zu ſein. Ein paar Stunden nach unſerem Austritt erreichten wir die weitläufigen Gebäude eines ehemaligen Kloſters, welche jetzt zu landwirthſchaftlichen Zwecken benützt wurden und auch eine Poſada enthielten. Wie die Lage der meiſten Klöſter, die ich noch geſehen, war auch dieſe ſorgfältig gewählt und hatte man dazu einen höheren Hügel ausgeſucht, der die Umgegend beherrſchte und deſſen Fuß von einem ziemlich ausgedehnten Teiche beſpült wurde; rings umher lagen Fruchtfelder und ſchöne grüne Wieſen.

Felipe ſchien nicht Luſt zu haben, ſich bei der Poſada aufzuhalten, „denn," ſagte er, „heute hätten wir an guten Wirthshäuſern und Dörfern die Auswahl." Doch betrog ihn auch heute wieder ein tückiſcher Zufall; wohl paſſirten wir ein paar hübſche, reinliche Dörfer, wo Felipe nicht anhalten wollte, weil ſein Sinn auf ein zweites Kloſter gerichtet war, das wir um Mittag erreichen ſollten. Endlich ſahen wir auch die Kirche deſſelben und daneben ſtattliche Gebäude, die etwas verſprachen; als wir aber an das große Thor kamen, öffnete ſich erſt nach langem Pochen ein kleines Thürchen in demſelben, und eine alte Frau, die an der Spalte erſchien, gab uns den untröſtlichen Beſcheid, die Venta ſei vor einiger Zeit geſchloſſen worden und ſie dürfe niemand in die Gebäude laſſen. Glücklicherweiſe hatten wir, wie auch geſtern, einigen Mundvorrath mitgenommen, weßhalb es uns auch gar

nicht eingefallen wäre, ein Obdach aufzuſuchen, wenn ſich nicht gegen zehn Uhr ein ſo ſcharfer und kalter Wind erhoben hätte, daß wir uns trotz Spanien und allen Frühlingsbotſchaften, nach einem flackernden Feuer ſehnten. Felipe ließ übrigens kein Wort der Klage hören, er zuckte leicht mit den Achſeln, und wir hatten bald in einem Winkel der hohen Mauer, welche den Kloſtergarten umgab, ein windſtilles Plätzchen gefunden.

Nach glücklich beendetem Frühſtück, an welchem auch unſere Thiere theilgenommen, zäumten wir dieſe wieder auf, zogen die Sattelgurte feſter und ritten von dannen. Bald nachher kamen wir durch das ſeichte Flußbett des Guadiana, der, wie die meiſten kleineren Flüſſe Spaniens, um dieſe Zeit ſehr wenig Waſſer enthielt, doch ſahen wir an breiten Sandſtreifen auf ſeinen beiden Ufern, die mit Steingeröll bedeckt waren, daß der Fluß auch zeitweiſe anders ausſehen müſſe. Und dieß iſt auch der Fall, namentlich im Frühjahr nach heftigen Regengüſſen, wo er oft in vierundzwanzig Stunden anſchwillt und reißend durch die Ebene ſchäumt. Für ſolche Fälle findet man denn wohl an den Hauptſtraßen lange ſteinerne Brücken aus alter Zeit, von denen aber die meiſten untauglich ſind, da die wilden Waſſer einſtens Pfeiler und Bogen weggeriſſen, an deren Wiederherſtellung hier natürlich kein Menſch denkt. Dieſe Nachläſſigkeit iſt unbegreiflich, namentlich da es an dem herrlichſten Baumaterial nicht fehlt. Die gleiche Sorgloſigkeit herrſcht ja aber auch bei den Straßen ſelbſt. Wie oft ritten wir ſtundenlang durch tiefe Kothpfützen, ſelbſt auf Hauptſtraßen, an Stellen, wo ſich ſogar an einer Seite eine felſige Wand hinzog, von der man nur Steine abzuſtoßen brauchte, die dann ohne weitere Mühe hinabgerollt wären und ſo die Straße verbeſſert hätten.

Was den Weg anbelangt, auf dem wir nun ſchon ſeit drei Tagen ritten, und der doch von einer wichtigen Stadt, wie Toledo, ausging, ſo befand er ſich in einem Naturzuſtande, und die Ingenieure, welche ihn angelegt, waren im wahren Sinne des Wortes Eſel geweſen.

Wo der erſte Trupp dieſer nützlichen Thiere hinzog, da folgten die anderen ſo lange, bis vielleicht ſpäter ein feiner Kopf unter ihnen einen beſſeren Pfad über die benachbarten Aecker auffand, worauf denn die alte Straße für fernere Zeiten verlaſſen blieb.

Als wir uns zum Ritt von Toledo anſchickten, hatte man uns auch wohl ſchüchtern von Ladrones geſprochen, uns aber mit noch größerer Beſorgniß die Frage geſtellt: was wollen Sie anfangen, wenn unterwegs ein tüchtiges Regenwetter eintritt? Und unſer Gaſtwirth hatte gemeint, im Sommer ſei er auch ſchon einmal nach Fuenta el Fresno geritten, aber im Winter — davor wolle ihn Gott bewahren. Und der Mann hatte recht. Was bei anhaltend ſchlechtem Wetter in dieſen Gegenden und auf dieſen Wegen mit uns geworden wäre, weiß ich ſelbſt nicht. Doch hatten wir ja mit vielem Glück ſchon drei Viertel des Weges hinter uns, auch war der Himmel klar und blau, der allerdings heftige Wind trocknete Felder und Straßen augenſcheinlich ab, und wenn ich meinem Reiſegefährten ſcherzweiſe die Frage ſtellte: „würdeſt du ſelbſt bei Regenwetter Toledo zu Pferd verlaſſen haben, oder in den Eilwagen geſtiegen ſein?“ ſo antwortete er mir lachend: „Nein, das Letztere gewiß nicht, es iſt doch ein ganz anderes Leben, ſo ſein eigener Herr zu ſein und hoch vom Sattel herab in die Welt ſchauen zu können.“ — Und ſo war es auch. Ich haſſe nichts ſo ſehr, als das dumpfe Hinbrüten, in welches wir bei einer längeren Fahrt, ſelbſt in beſter Geſellſchaft, am Ende verfallen. Und ſo tauſenderlei Schönes geht dabei für uns verloren, wird uns von dem engen Rahmen des Wagenfenſters neidiſch abgeſperrt, ſo viele Bilder und Eindrücke aller Art, die wir, frei um uns ſchauend, ſo gerne in die Seele ſtrömen laſſen, — ſchöne Bilder, prächtige Gedanken, die uns erfreuen, wenn wir auch nicht im Stande ſind, den hundertſten Theil davon wieder zu geben. Wie angenehm iſt es auch, um leiblicher Genüſſe zu gedenken, mit der Befriedigung eines ſchönen Durſtes nicht von der Stunde des Mayorals abhängig zu ſein, der wieder auf den ſchlechten Weg und elende Maulthiere angewieſen iſt.

So kommen wir jetzt an ein freundliches Dorf mit breiten und zugleich gepflaſterten Straßen, an deſſen Eingang ſich Felipe lächelnd umſchaut und, indem er die ausgeſpreizten Finger der rechten Hand an den aufwärts gekehrten Mund hält, pantomimiſch die gläſerne Gießkanne bezeichnet, von der ich früher ſprach. Der vortreffliche Führer weiß eine noch vortrefflichere kleine Kneipe mit dem allervortrefflichſten Landwein, der ſehr gut ſchmeckt und nur wenige Kupfermünzen koſtet. Wir reſtauriren uns, und dann geht es wieder luſtig vorwärts, bei Wieſen und Feldern vorbei, durch die Furth eines Baches, aufwärts über eine Haide, die ſchon dichter mit ſtarken Olivenbäumen beſetzt iſt. Wir kommen bereits dem Süden näher, ſind wieder in der Mancha und haben links die Stadt Ciudad real, die wir aber nicht ſehen.

Für mich war es höchſt intereſſant, als wir nun an großen Olivenpflanzungen vorbeikamen, wo gerade die Ernte gehalten wurde. Ich bemerkte, daß dieß hier auf die gleiche Weiſe vor ſich ging, wie ich es häufig in Italien geſehen. Auch hier lagen um den Stamm herum große Tücher von grauer Leinwand, und Männer waren beſchäftigt, mit langen Stangen die Früchte abzuſchlagen, während kleine Burſche und Mädchen überall an den Zweigen hingen und die ſchönſten Oliven in Körbchen pflückten. Als es ſpäter wurde und wir in die Nähe des Städtchens Almagro, des Zieles unſeres heutigen Marſches, kamen, geriethen wir in zahlreiche Haufen dieſer nun nach Hauſe zurückkehrenden Arbeiter. Viele ſaßen auf Pferden und Eſeln und erinnerten mich in ihrem Coſtüm an die Bauern und Beduinen bei Beirut und Jaffa. An den nackten Füßen hatten ſie Sandalen, darüber eine kurze Hoſe von Leinwand, eine Blouſe von gleichem Stoff, und über Alles das fiel ein breiter, langer Mantel herab, oftmals weiß und braun geſtreift und von gleichem Schnitt, wie ihn die Söhne der Wüſte tragen. Auch das flatternde Kopftuch fehlte nicht, hier ein loſe umgewundenes Taſchentuch, gelb und roth, und um die Täuſchung vollſtändig zu machen, trugen die meiſten Männer auf der

laut schreiend zurückfuhr und die Fenster zuwarf, können Sie sich leicht denken. Gott, ich kannte ihn! Er hätte mich sicherlich unglücklich gemacht auf Zeitlebens. — Von der Zeit an," schloß Philipp seine Erzählung, „habe ich nie mehr gewagt, ihm etwas abzuschlagen, und ich will nur sehen, wie lange ihn der Himmel noch da drüben duldet. — Doch jetzt ist es zehn Uhr, und da Jungfer Barbara befohlen hat, daß um diese Stunde kein Licht mehr im Hause brennen darf, so wollen wir uns zu Bett legen."

Ich war das gleichfalls zufrieden; doch ehe ich mich unter mein Dach schob, beleuchtete ich vorher nochmals die geschnitzte Gesellschaft, die mein Lager umgab, und ergötzte mich an den abenteuerlichen Gestalten der kleinen Figuren.

Schulter die langen Stangen, welche sie zum Olivenabschlagen benutzt, in derselben Haltung, wie der Beduine die Lanze. Weiber und Kinder waren nicht weniger malerisch bekleidet, und die ersteren trugen häufig einen Anzug, der in der That unbeschreiblich ist; über ein kurzes Röckchen hing die lange, farbige Manta herab, deren Ende über den Kopf geschlungen war, was den Figuren etwas Unbestimmtes, aber höchst Malerisches gab. Die meisten der Weiber und Mädchen trugen Krüge auf den Schultern, ähnlich den alten Amphoren. Obgleich sie wahrscheinlich den ganzen Tag nach spanischen Begriffen stark gearbeitet hatten, waren doch Alle lustig und guter Dinge, ein alter Mann auf einem grauen Esel riß unbarmherzig in die Saiten seiner Guitarre, dazu knackten ein paar junge Bursche mit den Castagnetten und sangen eins der andalusischen Lieder, so seltsam klingend für ein fremdes Ohr, von denen man anfänglich glaubt, sie haben alle die nämliche Melodie, was wohl daher kommt, daß die Wendungen am Schlusse in der That fast immer die gleichen sind, und welche Vaterland und Abstammung ebensowenig zu verläugnen vermögen, als ein großer Theil des südspanischen Volks selbst. Wie oft glaubte ich zu träumen, sowie ich die Klänge jener Lieder, namentlich aus weiblichem Munde, vernahm, und wenn ich die Augen schloß, fühlte ich mich lebhaft zurückversetzt nach Damaskus, wo an schönen Abenden, wenn wir auf der Terrasse unseres Hauses wandelten, die Stimmen unsichtbarer Sänger sich in gleichen melancholischen Tönen ebenso tremulirend wie hier vernehmen ließen.

Aber wir sind ja in Spanien, wo der Ernst eines solchen Liedes gleich wieder gemildert wird durch die neckischen Seguidillas, Zigeunerliedchen, die nur dem Volke hier eigen sind und allenfalls mit den österreichischen Schnaderhüpferln in Rhythmus und Melodie verglichen werden können. An Beweglichkeit und Scherz übertreffen die Nachkömmlinge ihre Vorfahren in vieler Hinsicht, und wenn der Orientale selten aus seinem Gleichmuthe herauskommt, so ist die geringste Kleinigkeit im Stande, den südlichen Spanier zu erfreuen. So trieben

ſich heute Abend bei unſerer Begegnung an der Spitze des Zuges der Landleute ein Eſelfohlen und ein kleiner ſchwarzer Bock mit einander herum, welche bald das Ziel der allgemeinen Aufmerkſamkeit wurden und Guitarre, Caſtagnetten und Geſang verſtummen ließen. Es gab aber auch nicht leicht etwas Poſſierlicheres, als wenn der kleine Eſel mit ſeinem gravitätiſchen Weſen, den ſchweren Kopf bedächtig auf- und abnickend, dahinſchritt und ihn nun der Bock in den ausgelaſſenſten Sprüngen ſo lange angriff, bis ſein geduldiger Gegner begann, den Kopf zwiſchen die Vorderfüße zu ſtecken, hinten auszuſchlagen und endlich in den unbehülflichſten Courbetten davonſprang. Ja, wenn er auf dieſe Art in Bewegung geſetzt war, ſo konnte er gar nicht mehr zur Ruhe kommen und tanzte unter dem ſchallenden Gelächter aller Zuſchauer auf dem benachbarten Acker ganz allein umher, wobei er aber beſtändig ausſchlug und von ſich ſtieß, als müſſe er ſich eine ganze Menge unſichtbarer Gegner vom Leibe halten; hierauf verfiel er dann wieder in ſeinen kleinen Hundetrab, und das wartete der boshafte Bock ruhig ab, um dann ſeine Beleidigungen ſogleich wieder aufs neue zu beginnen.

Die ganze Schaar, Alt und Jung, intereſſirte ſich für dieſes Kampfſpiel und feuerte unter immerwährendem Lachen bald den Eſel, bald den Bock an; dieß trieben ſie ſo fort, bis wir nach einer kleinen halben Stunde Almagro dicht vor uns liegen ſahen. Von außen gewährte dieſer Ort ein ungleich ſtattlicheres Ausſehen als unſer früheres Nachtquartier und präſentirte ſich als eine hübſche Stadt mit einer bedeutenden Kirche und emporragenden Gebäuden verſchiedener Art. Wir wünſchten unſern Begleitern einen guten Abend, der freundlich erwiedert wurde, und trabten ſchneller vorwärts, um unſer heutiges Reiſeziel zu erreichen, wurden aber dicht vor dem Eingang in die Straße noch einige Augenblicke durch einen Leichenzug aufgehalten, der uns entgegen kam und von einer Muſik begleitet war, wie ich nie etwas Aehnliches gehört. Dem Zuge voraus ſchritt nämlich ein Mann mit einem Bombardon, dem ſechs Sänger folgten, welche in ziemlich

kunſtloſer Weiſe einen Pſalm vortrugen, zu welchem beſagtes Bombardon in den tiefſten und rauheſten Tönen den Grundton angab. Etwas Roheres und Ohrenzerreißenderes erinnere ich mich nicht gehört zu haben; ja es machte trotz der ernſten Handlung einen wahrhaft komiſchen Eindruck, auch konnte man in Verſuchung kommen, ſich ein paar Jahrtauſende zurückverſetzt zu glauben, wo allenfalls die Druiden einen ihrer Mitbürger auf ähnliche Art zur letzten Ruheſtätte geleitet haben würden. Dabei blies der Muſikant mit aller Kraft ſeiner Lunge, und als wir ſchon zwiſchen den Häuſern von Almagro ritten, hörten wir noch einzelne der tiefen und brummenden Töne des Bombardons.

Almagro iſt ziemlich bedeutend, hat 8000 Einwohner, zwei Pfarrkirchen, einige Klöſter, und hier war früher die Reſidenz der Großmeiſterin der Damen des Ritterordens von Calatráva; die Straßen des Städtchens ſind breit, gepflaſtert, aber ſie lagen einſam, ohne alles Leben; mitunter ſahen wir große ſtattliche Häuſer von zwei bis drei Stockwerken, ganz von Stein, die Fenſter mit kleinen eiſernen Balkons verſehen, mit mächtigen Einfahrten, über denen ſich in Stein gehauene Wappen befanden. Zu den auffallenden Zügen, die dem Reiſenden in Caſtilien entgegentreten, gehört das häufige Vorkommen ſolch großer, durch ihre Bauart nicht ſelten den beſten Zeiten der ſpaniſchen Architektur angehörender, aber unbewohnter, verödeter und unheimlicher Gebäude, welche beſonders dazu beitragen, vielen jener Städte ihren ernſten, düſtern, aber eben deßhalb impoſanten, geheimnißvollen, die Phantaſie vielfach beſchäftigenden Charakter zu geben. Es ſind dieß Wohnungen, zum Theil Stammhäuſer und Majoratsſitze adeliger Geſchlechter, deren Beſitzer aber ſchon ſeit Jahrhunderten zum größten Schaden des Landes in den Kreiſen der Hauptſtadt und den Intriguen des Hofes ſogar auch das Andenken an die würdige, wohlthätige Stellung verloren haben, die ſie inmitten ihrer Beſitzungen behaupten könnten; kaum daß der Tod des Vaters den Sohn auf wenige Tage und vielleicht zum erſten- und letztenmal in die Wohnung ſeiner Vorfahren führt, um die Huldigungen ſeiner Vaſallen, die Ehr-

furchtsbezeugungen der großen Anzahl auf mancherlei Weiſe von einem alten, reichen Geſchlechte abhängiger Menſchen anzunehmen, deren Wohl und Weh nachher gewiſſenloſen Geſchäftsführern und Advokaten überlaſſen bleibt. — Auch an freundlichen Häuſern und zierlichen Gärtchen ritten wir vorbei, die wohlgepflegt erſchienen und mit eiſernen Gittern abgeſperrt waren. Endlich kamen wir auf den Hauptmarkt der Stadt, einen großen viereckigen Platz, rings mit Häuſern umgeben, deren unterer Stock aus Arkaden beſtand, in welchen ſich kleine Läden und Boutiken befanden. Daß wir uns dem Süden wieder näherten, ſahen wir an großen Haufen Orangen und Granatäpfeln, die hier aufgeſchichtet waren.

Statt der geſtrigen und vorgeſtrigen Poſada führte unſer heutiger Gaſthof den Namen Fonda und beſtand aus ein paar großen, um einen Hof gelegenen Gebäuden, welche oben eine offene Gallerie hatten, von welcher aus man in die verſchiedenen Zimmer gelangte. Anfänglich glaubten wir, hier endlich einmal ein behagliches Unterkommen zu finden; als uns aber ein zerlumpter Kerl, halb Hausknecht, halb Mozo, die beſten Gemächer des Hauſes zeigte und ſich ſonſt keine Seele in dieſem „Hôtel" um uns bekümmerte, vermißten wir ſchmerzlich unſere Poſaden der vorigen Tage mit ihrer gemeinſchaftlichen Küche und ihrem ganzen patriarchaliſchen Weſen, beſonders den herzlichen Empfang ſämmtlicher Hausbewohner bis zu den Hunden hinab, die uns ebenfalls mit freundlichem Schweifwedeln bewillkommt hatten, während hier vor der Thüre eine knurrende Beſtie lag, die der Mozo erſt mit einem Fußtritt entfernen mußte.

Man wies uns zwei Gemächer an, eine Art Vorzimmer mit einem Fenſter nach dem Hofe und ein Schlafzimmer ohne weitere Oeffnung als die Thüre, zu welcher wir hereintraten. Hier befanden ſich zwei große hölzerne Schragen mit einigem Bettwerk, im Vorzimmer aber ein wackeliger Tiſch und zwei defekte Stühle. Der Kellner ließ uns allein, und gleich darauf erſchien eine Magd, welche uns einen Braſero mit faſt ausgebrannten Kohlen brachte, und ſich zu gleicher Zeit

erkundigte, wann wir zu Nacht zu speisen wünschten. In ganz Spanien hatten wir unter dem jüngeren weiblichen Geschlecht keine schmutzigere Erscheinung gesehen, als diese Donna; ihr einstens bunter Anzug hatte eine graue Aschfarbe angenommen, die sich auch ihrem vollen Gesichte mitgetheilt hatte, aus welchem übrigens frische Lippen, weiße Zähne und ein paar schöne, große Augen hervorglänzten. Es war uns nicht sehr angenehm, die Zubereitung unseres Nachtessens in den Händen dieses Mistkäfers zu wissen, und um dieselbe so weit als möglich zu überwachen, beschlossen wir, später in die Küche zu gehen; vorher aber machten wir einen Spaziergang auf den Markt, wo wir für geringes Geld eine Anzahl der schönsten Orangen einkauften.

Was wir später in der Küche von der Anfertigung unseres Essens sahen, trug nicht gerade dazu bei, unsern Appetit zu vermehren. Man bereitete für uns Hammelfleisch mit Reis, und obgleich die Padrona des Hauses, welche in der Ecke saß, die Kocherei höchstselbst zu überwachen schien und zuweilen mit dem Löffel in der Brühe herumfuhr, auch dieselbe kostete, so war es doch der Mistkäfer, der mit eigenen schmutzigen Händen die Ingredienzien hinzuthat, als: Zwiebel, Salz oder Pfeffer. Daß sie dabei mit eben diesen Händen abwechselnd in ihr schwarzes, struppiges Haar fuhr, war noch nicht das Schlimmste, und nach später glücklich vollbrachtem Nachtessen versicherte mich Horschelt, er habe gesehen, wie der Mistkäfer vor der Thüre einiges Holz klein gemacht und sich dabei eines Vortheils bedient habe, den man auch bei unsern Holzspältern sieht, um den glatten Stiel des Beils fester halten zu können. Doch in ähnlichen Fällen „schließt man die Augen zu und greift es herzhaft an.“ Daß wir es mit unserem Nachtessen nach zwölfstündigem Ritte ebenso machten, wird uns keine hungrige Seele verübeln; dabei war aber Hammelfleisch und Reis ziemlich schlecht, der Wein mittelmäßig, und sogar unser letzter Trost, die Chocolade, eine Brühe fast so dünn, wie man sie im lieben Deutschland zu trinken pflegt. Ueberhaupt hatten wir mit Schrecken bemerkt, daß je mehr wir uns dem Süden Spaniens näherten, die Chocolade

an Güte abnahm; es war nicht mehr die prächtige dicke Maſſe von Valencia und den Poſaden aus der Mancha, deren fingerdicken Rahm man mit dem Löffel abſchöpfte und dieſer dann doch noch in dem übrigen faſt aufrecht ſtehen blieb. So ändert ſich alles in dieſer Welt, aber was half unſer Klagen? wir machten dadurch die Köchin nicht reinlicher und die Chocolade nicht dicker. Intereſſant war uns ein großer, ſehr alter, meſſingner, dreiarmiger Leuchter, welcher unſerem Souper leuchtete; dieſer hatte nämlich oben auf der Spitze den kaiſerlich öſterreichiſchen Doppeladler, wohl kunſtlos gearbeitet, aber nicht zu verkennen. Obgleich man denſelben in Spanien an faſt allen Gebäuden aus der Regierungszeit Karls V. häufig findet, ſo überraſchte es uns doch eigenthümlich, ihn an einem Hausgeräth zu finden, doch fanden wir es angenehm, das bekannte, liebe Wappenzeichen hier vor uns zu ſehen.

Die ganze Fonda mit ihren ziemlich großen Gebäuden hatte dabei etwas ſo Oedes und Unheimliches, daß wir zum erſtenmal unſere Thüre zu verriegeln ſuchten und vor Schlafengehen die Gewehre neben uns legten und die Meſſer unter dem Kopfkiſſen verbargen. Morgen alſo ſollten wir Val de Penas erreichen und dort unſere Freunde wiederfinden; ich ſage Freunde, denn neben unſerem Reiſegefährten, Oberbaurath Leins, hatten uns bekanntlich noch ein paar liebe deutſche Bekannte aus Madrid, Herr Steinfeld und Herr Weiß, am Fuß der Sierra Morena Rendezvous gegeben, um mit uns durch den herrlichen Gebirgspaß zu ziehen.

Schon öfters während der langen Ritte der letzten Tage hatten wir uns dieſes Zuſammentreffen aufs Lebhafteſte und Freundlichſte ausgemalt, und beſchloſſen, wo möglich den Freunden zuvorzukommen und ſie mit einem Glaſe des vortrefflichen Weines, der dort wächst, des beſten ſpaniſchen Landweines — in der ſchönſten Val de Penas-Laune zu empfangen. Da wir aber von Almagro dorthin noch eine Strecke von circa acht Leguas hatten, beſchloſſen wir, noch vor der Morgendämmerung aufzubrechen, was auch dem edlen Felipe recht an-

genehm zu ſein ſchien, denn da er uns in Val de Penas verlaſſen ſollte, ſo hoffte er, an demſelben Tage mit ſeinen Thieren noch eine gute Strecke des Heimwegs zurücklegen zu können.

Es war noch finſtere Nacht, als er uns weckte, kaum drei Uhr, und ſogar in unſerem Schlafzimmer recht empfindlich kalt. Wir kleideten uns haſtig an, und erhielten unſere Chocolade durch den Miſtkäfer, den Felipe ebenfalls zu ſo guter Stunde von ſeinem Strohſacke aufgejagt. Daß dieſe edle Spanierin in ihrem vollſtändigen Anzug zu Bett gegangen ſein mußte, ſahen wir deutlich an ihren Kleidern, welche ſich genau in demſelben Zuſtande befanden, wie Abends vorher. Unſere Rechnung war größer als an den vorhergehenden Tagen, und ſo verließen wir denn noch ziemlich ſchlaftrunken und mißmuthig die Fonda und klepperten durch die öden Gaſſen Almagro's.

F. W. Hackländer's Werke.

XXIV. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Vierundzwanzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

V.

Die Schreibstube.

Wie dieser erste Tag, den ich im Spezereiladen zugebracht, vergingen nach und nach mehrere, die sich alle glichen, wie ein Ei dem andern, selbst in den unbedeutendsten Kleinigkeiten, sogar in Sachen, die eigentlich gar nicht zum Geschäft gehörten, so unter Anderm im Vorzug, den die Jungfer Barbara meinem Collegen vor mir und selbst vor dem Prinzipal gab. Anfänglich hatte mich das, wie gesagt, ein wenig geärgert; als ich aber an einem Feiertage und bald darauf auch an einem Sonntage bemerkte, daß Philipp, während ich meine Großmutter besuchte, zu Hause bleiben mußte, um der Jungfer Barbara aus einem Erbauungsbuche vorzulesen, als ich sah, daß er mir einen sehnsüchtigen Blick nachwarf, und er mir am Abend anvertraute, er wäre gern mit mir ein wenig spazieren gegangen, und seufzend hinzusetzte, er habe so wenig freie Stunden, da beneidete

Schnellpressendruck der J. G. Brandt'schen Offizin in Stuttgart.

Ein Winter in Spanien.

Dritter Band.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Ritt nach Andaluſien.

(Fortſetzung.)

Der Himmel war klar und ſternenhell und die Kälte ſo groß, daß der Boden hart gefroren war. Wenn ich bei dieſen unſeren Touren zu Pferde ſaß, ſo war es mein erſtes Geſchäft, ſämmtliches Gepäck, Waffen und alle Gegenſtände zu unterſuchen, die ich bei mir trug, ob ich nichts zurückgelaſſen. Dieß hatte ich heute Morgen vergeſſen, mich feſt in meine Manta gewickelt, und trabte, die brennende Cigarre im Munde, verdroſſen und ſchweigend über das dämmerige Feld dahin; Horſchelt machte es ebenſo, und Felipe, den die Bepackung ſeines Maulthiers aufgehalten hatte, kam hinter uns drein. Auf einmal rief er uns zu, wir möchten einen Augenblick halten. Ich wandte mein Pferd um und ſah ſogleich, daß uns vom Stadtthore her Jemand eiligſt nachlief und zuweilen rief. Wir ritten zurück, der ankommenden Perſon entgegen, und ſahen, daß es der arme Miſtkäfer war, der mir meine Geldtaſche brachte, die ich im Zimmer liegen gelaſſen hatte. Ich habe dieſe Thatſache als einen Beweis der großen Ehrlichkeit, die überhaupt unter dem ſpaniſchen Volke zu finden iſt, unmöglich verſchweigen können. Die Verſuchung war gewiß groß für das arme Mädchen, denn wenn ich auch keine Reichthümer bei mir

trug, so führte ich doch in unserer gemeinschaftlichen Reisekasse mehr Gold, als die ehrliche Finderin in ihrem ganzen Leben zu verdienen hoffen durfte. Daß wir sie großmüthig belohnten, verstand sich von selbst; erhielt ich doch meine Geldtasche wieder und zu gleicher Zeit eine ziemliche Strafpredigt meines langen Malers, der sich recht lebhaft die Folgen eines solchen Verlustes ausmalte. Dieser Vorfall hatte übrigens das Gute, daß er unsere üble Laune brach und wir von da angenehm plaudernd vorwärts gingen, — gingen im wahren Sinne des Wortes, denn die Kälte des Morgens war so empfindlich, daß wir nur gehend im Stande waren, unsere erstarrten Füße etwas zu erwärmen.

Almagro liegt in der früher erwähnten Ebene, doch eine halbe Stunde von dem Orte entfernt fängt das Terrain schon an zu jener Bergkette aufzusteigen, die mit der Sierra de Alcaraz zusammenhängt und die wir während des gestrigen Rittes in ihren eigenthümlich gezackten Formen beständig vor Augen hatten. Bei unserem Ausritte konnten wir der tiefen Finsterniß wegen von dem vor uns liegenden Terrain nicht viel erkennen und mußten nur froh sein, ohne zu stürzen, wenn auch beständig stolpernd, das vor uns liegende Ackerfeld zu passiren, welches von den tiefen Geleisen der Straße durchschnitten wurde, entgegengesetzt aber von der Pflugschar aufgerissen war. Bald übrigens graute der Tag im Osten und der klare sternfunkelnde Himmel über uns versprach einen guten Tag. Wir zogen emporsteigend dem Sonnenaufgange entgegen und erfreuten uns an der tiefen glühenden Röthe, welche hier dem strahlenden Gestirn voranflog und die größere Hälfte des Himmelsgewölbes bedeckte. Vor uns zeichnete sich die Helle scharf ab zwischen malerisch in einander geschobenen Bergen, deren tiefe Thäler, vorhin noch in wechselnden Schatten vom Schwarz zum Grau, von diesem zum Violett, sich nun plötzlich mit rother Gluth ausfüllten. Es ergriff uns eine wahrhaft feierliche Stimmung, als wir zugleich mit der Sonne immer höher und höher stiegen, und es war uns, als hätten wir uns mit ihr auf der Bergkette droben ein Ren-

rendezvous gegeben, eine Zuſammenkunft, in welcher ſie uns viel Schönes erzählen würde von dem, was ſie geſtern in der Heimat bei unſern Lieben geſehen. Der geſtrige belebte Tag war zu ſolchen Berichten nicht geeignet, aber die einſame Stille des frühen Morgens zu dergleichen freundſchaftlichen Mittheilungen beſonders geſchaffen.

Jetzt ſchoß der erſte Sonnenſtrahl über die vor uns liegenden Berge daher, zitternd und flimmernd, einen gewaltigen Regen von Silber und Gold, von Brillanten und farbigen Edelſteinen, die ſich an Aeſten und Gräſern feſthingen, um uns her ausbreitend. Der Boden zu unſern Füßen flammte glühend auf und war zu gleicher Zeit wunderbar ſchattirt, denn jede Erhöhung, jedes kleine Steinchen, vorn vom Lichte hell beſtrahlt, warf hinter ſich einen langen, dunklen Schlagſchatten. Faſt unheimlich und geſpenſtig erſchienen unſere Schatten und die unſerer Pferde, die langgeſtreckt hinter uns dreinzogen und uns auf die ſchauerlichſte Art karrikirten.

Die erſte Bergkette hatten wir erſtiegen und ſahen parallel mit dieſer eine zweite höhere, durch ein tiefes, aber nicht ſehr breites Thal von uns getrennt. Das Terrain hier oben war rauh und kahl; ſpärlich wuchſen Sträucher und kleine Steineichen zwiſchen den ſchieferfarbigen Felſen, von ganz eigenthümlich durcheinander geworfenen Formen. Man ſagt, in der Nähe des Paſſes, auf dem wir gerade ritten, befinde ſich noch vollkommen erkennbar ein ausgebrannter Vulkan, eine Angabe, die ganz und gar zu dem Charakter der Gegend paßte. Die Erde rings umher iſt ſchwarz, und wenn man auch die Spuren von bearbeiteten Feldern ſieht, ſo ſind dieſe wahrhaft troſtlos mit dichtem Steingeröll überſät. Unſer heutiger Weg ſchien nicht ſo wie der geſtrige durch den Zufall angelegt zu ſein, ſondern man ſah wohl, daß hier Menſchenhände thätig geweſen waren und ihm ſeinen Lauf vorgezeichnet hatten. Daß er ſehr ſteil abwärts führte, daran waren die ſchroffen Bergwände ſchuld, und da wir in Spanien reiſten, wunderten wir uns weiter nicht über die großen und kleinen Felſen und Steine, die von den Höhen herabgerollt waren und ruhig mitten im Wege lagen.

Felipe gönnte uns übrigens keinen langen Spaziergang, denn auf der Höhe angekommen, ermahnte er uns aufzusteigen und schneller zu reiten, er schien große Eile zu haben, nach Val de Penas zu kommen; dabei fing er sein vorgestriges Manöver wieder an und ersuchte uns, die Gewehre in Bereitschaft zu setzen, da dieser Bergpaß ebenfalls einer der verrufensten von ganz Spanien sei. Doch hatten wir nicht die mindeste Lust, uns mit dem Selbsttragen der Waffen zu beschäftigen, indem wir auf dem außerordentlich holperigen Wege alle unsere Aufmerksamkeit der Führung der Pferde zuwenden mußten, die jeden Augenblick stolperten. Horschelts Pferd stürzte einmal heftig auf die Knie nieder, sprang aber glücklicherweise im nächsten Augenblick wieder auf, ohne seinen Reiter abzuwerfen.

Jetzt hatten wir das Thal durchritten und stiegen an der zweiten Bergkette in die Höhe. Mit jedem Schritte wurde übrigens die Gegend wilder und großartiger, und als wir auf der Höhe angekommen waren, hielten wir mit einem Ausruf der Verwunderung an. Vor uns hatten wir eine der malerischsten Schluchten, die eine kühne Phantasie nur erfinden kann; wie Coulissen schoben sich mehrere hundert Fuß hohe Felsen senkrecht und scharf gezackt so in und durch einander, daß man die überaus steil abfallende Straße nur wenige Schritte mit den Augen verfolgen konnte. Zur Linken hatten wir einen den Pfad noch überragenden halbrunden Berg, der uns die Aussicht sperrte, rechts dagegen lagen die Felszacken terrassenförmig unter einander und schlossen sich in weiter Ferne scheinbar an ein majestätisches Gebirge, welches in prächtigen Umrissen und fast schwarzer Färbung dort lag — die Sierra Morena, die wir jetzt endlich und, wie wir glaubten, ziemlich nahe vor uns sahen. Gerade vor uns den Weg und die Schlucht hinab aber war der Anblick entzückend schön; tief unten sahen wir das Ende dieses Bergpasses scharf begränzt durch zwei riesenhafte Felswände, zwischen denen hindurch wir einen schmalen Streifen des grünen Thales erblickten. Von den dunkelgrauen Felsen eingerahmt erschien dieß im hellsten Sonnenlichte

wie ein glänzender Lichtstreifen, leuchtend und strahlend, während unten in der Schlucht und hier oben in dem Passe selbst die tiefen Schatten wahrhaft malerisch wechselten mit dem glühenden Lichte der Morgensonne, das rings um uns her die höchsten Felsspitzen vergoldete.

Wir hätten hier stundenlang verweilen können, namentlich Maler Horscheit bedauerte es sehr, daß ihm die Zeit mangelte, eine Farbenskizze aufzunehmen, doch wollte sich Felipe auf unseren Vorschlag, hier einen Ruhepunkt zu machen, durchaus nicht einlassen, sondern fuhr bei dieser Zumuthung höchst verdrießlich auf seinem Maulthiere hin und her und meinte, das sei ein undankbares Unternehmen, hier auf diesem verrufenen Platze anhalten zu wollen; er seinestheils habe nicht die geringste Lust dazu. So zogen wir denn noch eine kleine Strecke auf ebenem Wege fort, bevor wir an den Bergabhang kamen, und erlebten auf dem „verrufenen Platze" ein ganz eigenthümliches Abenteuer. Wir ritten in einem schmalen und tiefen Hohlwege, und als wir an die Schlucht gelangten, sahen wir mit einemmale, daß uns andere Reisende entgegenkamen und zwar, was das auffallendste war, nicht zu Pferd oder Maulthier, sondern auf großen zweirädrigen Karren, deren jeder von mehreren Maulthieren gezogen wurde und sich langsam und mühsam herauf bewegte, so daß die hölzernen Fuhrwerke zwischen den Steinen bedenklich krachten und Räder und Achsen ächzten. Die Karavane bestand aus vier Wagen, die hinteren mit Ballen und Kisten beladen, während auf dem ersten ein wohlgekleideter Mann saß, im langen Ueberrock, den runden Hut auf dem Kopfe, auf dem Schoß eine doppelläufige Flinte; hinter ihm auf einem Strohsacke befanden sich zwei Frauenzimmer und ein paar kleine Kinder. Das alles stieg so plötzlich vor uns aus der Tiefe auf, daß wir im ersten Augenblick überrascht anhielten, im zweiten aber um uns herschauten, um in dem engen Hohlwege eine Möglichkeit des Ausweichens zu entdecken. Die war durchaus nicht vorhanden, und schon wollte ich mein Pferd herumwerfen, um wieder zurückzureiten, als Felipe mit einem lauten Ausrufe des Aergers sein Maulthier gegen die ziemlich steile Wand des

Hohlweges trieb und es zwang, in ein paar tüchtigen Sätzen hinaufzuſpringen. Horſchelt folgte ihm, indem er ſeinem Pferd einen tüchtigen Hieb mit der Reitpeitſche gab, und ich machte es ebenſo. Doch da ich ſah, daß das Gewehr des Malers bei dem Satze aufwärts heftig an einen Stein anſchlug, ſo riß ich das meinige vom Sattelhaken in die Höhe und kam ſo mit hochgeſchwungener Waffe droben an, wobei ich durch einen flüchtigen Blick auf den Mann im Wagen wohl bemerkte, daß dieſer ſeine Doppelflinte wie zum Schuß emporhob. Wie groß aber war unſer Erſtaunen, als wir uns auf dem Feld über dem Hohlwege angekommen, von vier Guardias Civiles, zwei zu Fuß, zwei zu Pferd, umringt ſahen, während ein paar auf der andern Seite der Straße die Gewehre nach uns richteten. Ich hätte laut auflachen können, denn mir ſchien es im erſten Augenblicke klar zu ſein, daß man uns bei unſerer eiligen Flucht aus dem Hohlwege für zweideutige Geſellen hielt, die vielleicht von oben herab eine Attaque auf die Reiſenden drunten verſuchen würden. Natürlicherweiſe hielten wir ruhig, und um meine gänzlich friedfertigen Geſinnungen darzuthun hing ich mein Gewehr wieder ruhig an den Sattelhaken. Nachdem ſich ſämmtliche Gensdarmerie, auch die von der andern Seite um uns verſammelt, trat ein Unteroffizier derſelben an Felipe heran und begann mit ſehr ernſter Miene ein Examen, wobei ſich jedoch bald herausſtellte, daß wir harmloſe Reiſende waren. Nur Eines wollte dem Manne der öffentlichen Sicherheit nicht recht einleuchten; „warum," ſagte er, „wenn eure Papiere anders in Ordnung ſind, zieht ihr hier allein in dieſer verrufenen Gegend herum und habt euch nicht von Almagro ein paar meiner Kameraden mitgeben laſſen, wie es ſonſt wohl der Brauch iſt?" Nun wußten wir aber in der That nicht, daß dieſer Paß wirklich unſicher war, denn wenn wir dem Gerede von Felipe hätten trauen wollen, ſo hätten wir uns von Toledo bis nach Val de Penas müſſen begleiten laſſen. Um aber das Mißtrauen des Gensdarmen in die Vortrefflichkeit unſerer Papiere gänzlich niederzuſchlagen, beeilte ich mich, aus meiner Geld-

taſche ein wichtiges Dokument hervorzuholen, welches ich der Freundlichkeit des preußiſchen Geſandten in Madrid, Herrn Grafen von Galen, verdankte. Dieß war nämlich eine offene Ordre des Herzogs von H., General en chef der geſammten ſpaniſchen Gensdarmerie, welche beſagte, daß uns damit das Recht verliehen ſei, in allen Provinzen des Königreichs Guardias Civiles zu Pferd und zu Fuß ſo viel zu requiriren, als uns zum Geleite nothwendig ſeien. Dabei ſprach der Herzog den Befehl aus, uns auch in jeder andern Weiſe Hülfe angedeihen laſſen zu wollen.

Mit welch merkwürdigem Geſichtsausdruck der vor uns haltende Gensdarmerie-Unteroffizier dieß Papier durchlas, brauche ich nicht zu beſchreiben; er faltete es zuſammen, und als er darauf ehrfurchtsvoll ſeine Hand an den Hut legte, ſchauten ſich ſeine Kameraden ziemlich überraſcht an und wußten nicht, was ſie von der plötzlichen Sinnesänderung ihres Chefs halten ſollten. Ich glaube, ein paar der letzteren wären gar zu gern mit uns nach Val de Penas zurückgekehrt, doch bedankten wir uns auf's Beſte für dieß Anerbieten, welches uns der Unteroffizier machte, wünſchten ihm einen guten Tag, ebenſo wie dem Herrn und den Damen im Wagen drunten und ritten ſehr vergnügt die Schlucht hinab.

Auf Felipe hatte das Vorzeigen des Papiers mit dem wichtigen Inhalte einen unverkennbaren Eindruck gemacht; er betrachtete uns ſcheu von der Seite und mit Zeichen der größten Hochachtung. Ob es ihm merkwürdiger erſchien, daß wir uns überhaupt im Beſitz dieſes Papiers befanden, oder daß wir trotz deſſelben kein Geleit requirirten, bin ich wahrhaftig nicht im Stande, anzugeben. Unſer Führer bedauerte nur, von dem Vorhandenſein deſſelben nicht früher Kenntniß gehabt zu haben; die in Almagro meinte er, hätten uns anders ſpringen müſſen, und die geſalzene Rechnung hätten wir ihnen zur Hälfte geſtrichen. „So ein Papier," ſetzte er hinzu, „könnte mich zum reichen Manne machen."

Unterdeſſen ritten wir vorſichtig den Felspaß hinab und erfreu-

ihn nicht mehr und konnte ein gelindes Lachen nicht unterdrücken, wenn er von der Jungfer Barbara zum Kaffee gerufen wurde, oder wenn er Abends in's Nebenzimmer ging, um daselbst ohne Zweifel eine bessere Abendmahlzeit einzunehmen, als die meinige, welche gewöhnlich aus Butterbrod und Bier bestand. Aber dieses Lachen mochte Jungfer Barbara ein und das anderemal bemerkt haben; sie nahm es sehr ungnädig auf, und ich merkte bald, daß ich in ihrer Gunst keine Fortschritte machte. Vielmehr entdeckte mir die Jungfer Schmiedin eines Tags, und wie gewöhnlich unter einem Strom von Thränen, Barbara habe mich für leichtsinnig und unzuverlässig erklärt. Ganz unrecht hatte sie nicht, denn es war unter Anderem vorgekommen, daß ich statt eines Pfundes ein Gewicht von anderthalb in die Wagschale gelegt hatte. Was sie besonders empört hatte, war ein Kredit, in fünf Silbergroschen für Oel bestehend, den ich einer armen Schustersfrau eigenmächtig bewilligt; und als diese den andern Tag das Geld richtig brachte und ich es meinerseits der Jungfer Barbara triumphirend zeigte, so erbitterte sie meine Rechthaberei, wie sie es nannte, nur noch mehr.

Gleich am zweiten Tag hatte ich mir einen großen Fehler gegen sie zu Schulden kommen lassen. Sie verwahrte den Ladenschlüssel bei Nacht; Morgens mußte ich ihn aus ihrem Schlafgemach abholen, und da fand

ten uns an den grandiosen Formen, in denen die Felsmassen rechts und links höher und höher emporstiegen. Der Berg hatte sehr wenig Abdachung und fiel rechts und links von dem Passe so steil abwärts, daß wir unten wie durch ein kolossales Felsenthor ins Freie traten. Der Rückblick von hier war wahrhaft majestätisch, und Forscheit ließ sich durch keine Einreden Felipe's abhalten, die himmelhohen Felsen mit ihren wunderlichen Formen flüchtig zu skizziren. Was diesem Passe noch einen eigenthümlichen Reiz verlieh, war, daß sobald er hinter uns lag, wir auf der nun sanft absteigenden Straße in weniger als einer Viertelstunde auf den Grund einer großen Thalebene von so freundlichem, lachendem und heiterem Ansehen gelangten, daß der Contrast der Wildniß hinter uns unmöglich größer sein konnte. In den sanftesten Wellenlinien breitete sich die Fläche stundenweit vor uns aus, zur Linken mit den Ausläufern der Bergkette, von der wir eben herabkamen, eingefaßt, die aber, wie sie niedriger wurden, einen freundlicheren Charakter annahmen und statt der dunkelgrauen Felsen nur malerisch zerklüftete Schichten und Streifen in Roth und Gelb zeigten, nebenbei auch eine kräftigere Vegetation. Vor uns und zur Rechten war die Landschaft in einem weiten Bogen durch die Anfänge der Sierra Morena begränzt, die nach einem duftigen Morgen nun vom hellsten Sonnenlichte bestrahlt, in prächtigen dunklen Farben glänzten. Dabei war die Kälte des frühen Morgens verschwunden, Frühlingslüfte umspielten uns, so daß wir bald unsere Manta's ablegten. Am Fuße des Berges, den wir eben passirt, lag ein freundliches Dorf, Moral de Calatrava, mit breiten, reinlichen Straßen, hübschen Häusern und spitzem Kirchthurm mit röthlichem Dache, der allerlei heimathliche Erinnerungen in uns erweckte. Felipe schlug vor, sich nach der harten Tour, die wir schon gemacht, hier durch ein kleines Frühstück zu restauriren und führte uns zu diesem Zwecke vor eine kleine Posada, wo wir einen vortrefflichen Wein, sehr gutes Brod und eine erträgliche Wurst fanden.

Munter ging es dann weiter in die Ebene hinaus, auf einem

breiten, ſandigen Wege, der den Hufen unſerer armen Thiere ſehr wohl zu thun ſchien; wenigſtens trabten ſie luſtig darauf los, hinter dem unermüdlichen Felipe drein, der uns mehr und mehr zur Eile antrieb. Die Straße führte über Wieſen, bei gut angebauten Fruchtfeldern vorbei, und hie und da zur Abwechslung am Rande eines Baches, deſſen Ufer mit Erlen und Weiden beſetzt waren, und dabei lief der Weg immer in der ſanfteſten Wellenlinie auf und ab, ein kleiner Hügel befand ſich am andern, was der ganzen Ebene ein eigenthümlich bewegtes, aber auch ziemlich langweiliges Anſehen gab. Uebrigens iſt dieß eine bemerkenswerthe Fläche, reich an gutem Wein und Getreide, namentlich in regneriſchen Jahren und mit den ausgedehnteſten und futterreichſten Weiden, welche zahlreiche Viehheerden nähren. Unfern von Moral el Calatrava fließt der Javallon der Guadiana entgegen, den Plinius ſchon als ein Wunder beſpricht. Zwiſchen Alcaraz und Oſſa de Montiel nämlich hat er ſeinen Urſprung in einer Reihe von Teichen, und iſt dann, der hohen Berge wegen, wodurch er ſich ſein Bett gebrochen, eine Stunde lang nicht mehr ſichtbar, um plötzlich bei San Juan wieder zum Vorſchein zu kommen, weßhalb die Spanier ſagen, er habe eine ſo große Brücke, daß ganze Schafheerden auf derſelben weiden könnten. Durch dieß weite, bald ſandige, bald ſumpfige Thal ritten wir nun fort, Stunde um Stunde, bis um Mittag, wo wir in weiter Ferne die Kirchthurmſpitze von Val de Penas erblickten, nach dreitägigem mühevollem Marſche das langerſehnte Ziel unſerer kleinen Tour, wo uns die Freunde vielleicht ſchon ſeit mehreren Stunden erwarteten.

„Hatje, Hatje!“ ſchrie Felipe immerfort und trieb zur Eile. — Noch eine weitere Stunde und die Häuſer von Val de Penas traten deutlich hervor, ebenſo wie zu unſerer Rechten die ſchönen Formen der Sierra Morena. Bald ſahen wir auch die Landſtraße links auf den Höhen und konnten ihren breiten Streifen verfolgen, bis er in den Gaſſen von Val de Penas verſchwand. Abermals eine Stunde, da hatten wir die erſten Häuſer des Ortes erreicht und unſer edler Felipe,

ſtolz auf die glücklich vollbrachte Reiſe, ritt nun im Schritt, den rechten Arm in die Seite geſtemmt, der Hauptſtraße zu, die — es war gerade ein Feſttag — ziemlich belebt war.

Val de Penas hat zwei anſtändige Fonda's, in welchen die beiden Linien der von Madrid kommenden Diligencen anhalten, weßhalb wir ungewiß waren, wo wir unſere Freunde finden ſollten. Als wir durch die Straßen ritten, betrachteten wir aufmerkſam die Häuſer und hofften immer, das lachende Geſicht unſeres Oberbaurath Leins irgendwo zu entdecken, der ja verſprochen hatte, uns als pünktlichſter Reiſemarſchall zu erwarten. — Vergebens. Wir erreichten die erſte Fonda, ritten in den Hof und forſchten zugleich, ob nicht geſtern Abend oder heute Morgen einige Fremde angekommen ſeien. Es war Niemand da. Wir gingen in die andere Fonda, die gegenüber lag — auch da Niemand. Man wird begreiflich finden, daß uns das ziemlich verdrießlich machte, um ſo mehr, als man uns ſagte, die Eilwagen von Madrid paſſirten Val de Penas gegen ein, zwei oder drei Uhr in der Nacht. So waren denn die ſehnlichſt erwarteten Freunde nicht eingetroffen und konnten im beſten Falle erſt morgen Früh ankommen. Wir kehrten in den erſten Gaſthof zurück, wo wir unſere Pferde gelaſſen, und da wir dieſelben nur bis hieher gemiethet hatten, wir auch auf alle Fälle warten mußten, ſo zahlten wir unſern Führer aus, beſchenkten ihn auf's Beſte, worauf der edle Felipe einen herzlichen Abſchied von uns nahm, um ſogleich wieder nach Moral de Calatrava zurückzukehren.

Unſer Gaſthof an der großen Straße nach dem Süden gelegen und zugleich Stationsort der hier ſich kreuzenden Eilwagen hatte eine faſt großſtädtiſche Einrichtung. Ein Kellner in runder Jacke, die Serviette auf dem linken Arm, — wir hatten einen ſolchen ſeit mehreren Tagen nicht mehr geſehen, — führte uns in den Speiſeſaal, wo eine hübſche und gut gedeckte Tafel bereit ſtand. Man erwarte in einer Stunde, ſagte er uns, die Eilwagen von Cordova und Granada, doch könnten wir auch vorher ſpeiſen, wenn es uns beliebe. — Die Eil-

wagen von Cordova und Granada, wie das entzückend klingt! Ja, wir waren dieſen herrlichen Orten ſchon um ein bedeutendes näher gerückt, hatten die langweilige unangenehme Tour von Madrid hieher glücklich umgangen und den angeſtrengten Ritt hinter uns, auf wenige Stunden vor uns aber die prächtige Sierra Morena, und in nächſter Nähe eine wohlbeſetzte Tafel mit dem funkelnden Val-de-Penas-Wein, beſaßen hiezu tüchtigen Hunger und Durſt, und dies Alles zuſammengenommen verſüßte in etwas die fehlgeſchlagene Hoffnung, von den Freunden herzlich bewillkommt zu werden.

Nach gründlicher, vollbrachter Mahlzeit, ausnahmsweiſe bei einer Taſſe Kaffee, zu der eine von den wenigen guten Cigarren, die wir noch beſaßen, nicht fehlte, ward unſer mißlungenes Rendezvous beſprochen und mit Zuziehung des Kellners auch in ſeinen Folgen von allen Seiten beleuchtet. Die nächſten Eilwagen, von denen einer unſere Freunde höchſt wahrſcheinlich brachte, erreichten Val de Penas alſo erſt in der kommenden Nacht gegen drei Uhr Morgens. Was war nun zu thun? Wollten wir die Reiſegefährten hier erwarten, ſo durften wir natürlich nicht zu Bette gehen oder mußten ſchon um zwei Uhr wieder aufſtehen. Beides recht unangenehm. Kommen ſie aber morgen auch noch nicht, ſo hatten wir von Val de Penas nach Santa Elena auf der Höhe der Sierra Morena bei zehn Leguas, einen gar zu langen Weg, und dazu keine Pferde, die, wie der Kellner uns verſicherte, hier in Val de Penas ſchwer zu bekommen ſein ſollten. Wir beſchloſſen demnach, noch heute Nachmittag auf irgend eine Art nach Santa Cruz, am Fuße des Gebirges, zu gelangen und den Freunden ein Schreiben zurückzulaſſen, worin wir ihnen unſern Entſchluß anzeigten und zugleich, daß wir dort in der Venta „zum halben Monde," wo die Eilwagen wenige Minuten anhielten, zu finden ſein würden.

Der Kellner, der das Haus voller Fremden hatte und uns deßhalb kein anſtändiges Zimmer abtreten konnte, billigte unſern Entſchluß und meinte, das beſte Mittel, um auf angenehme Art nach Santa

Cruz zu kommen, ſei, ſich einer der vielen Galeras, Frachtfuhrwerke anzuvertrauen, die jeden Augenblick am Hauſe vorbeipaſſirten. Wir ſchrieben alſo unſere Briefe an die Freunde, trugen einen hinüber in den andern Gaſthof, und als wir zurückkehrten, hatte der Kellner auch bereits eine vortreffliche Fahrgelegenheit, wie er ſagte, für uns aufgefunden. „Man kann ſich hier nicht Jedermann anvertrauen," ſprach er mit hoch empor gezogenen Augenbrauen und einem wichtigen Schwenken ſeiner Serviette; „aber da draußen iſt einer meiner genauen Bekannten, Don Alonſo de Santa Cruz, der ſich um ein Billiges das Vergnügen machen wird, Sie mitzunehmen."

Wir gingen auf die Straße und ſahen in einiger Entfernung einen zweirädrigen Karren, hochbeladen und mit vier Maulthieren beſpannt, eines vor das andere. Das war die vortreffliche Fahrgelegenheit. Daneben ſtand ein alter Kerl, unraſirt, ziemlich ſchmierig angezogen, mit einer ſehr geflickten Capa, die er aber maleriſch über die Schulter geworfen hatte, und einem ſpitzen Hut voller Löcher, den er keck auf dem rechten Ohre trug — Don Alonſo de Santa Cruz. Hätte man nicht recht gehabt, ſich unter ſolchem Namen einen Granden erſter Klaſſe vorzuſtellen, der zufällig in einer mit ſechs Pferden beſpannten Equipage vorbeikäme und ſich ein Vergnügen daraus machte, ein paar fremde und ermüdete Cavalleros aufzuladen? Wir traten alſo zu Don Alonſo, um ſeine billigen Fahrbedingungen zu vernehmen. Er ſah uns ziemlich hochmüthig an und meinte, zwei Duros ſei nicht zu viel, — zwei Duros, über fünf Gulden für einen Weg von nicht ganz vier Stunden auf einem ſchwer beladenen, ſtoßenden Karren. Ich fragte ihn lächelnd, er meine wohl zwei Duros für Jeden. „Natürlicher Weiſe," war die Antwort, die ſehr würdevoll gegeben wurde. Jetzt brachen wir aber in ein ſo gewaltiges Lachen aus, daß der Kellner davon angeſteckt wurde, und in welches ſogar Don Alonſo ſelbſt, nachdem er uns einen Augenblick recht ſauer angeſchaut, herzlich mit einſtimmte. Um mit ihm in's Reine zu kommen, boten wir ihm einen halben Duro für uns und unſer Gepäck, was er denn auch nach einigem Widerſtre-

ben ging. Unſere Nachtſäcke, Mäntel und Waffen luden wir auf die Galera, zogen es aber vor, noch eine Strecke zu Fuß zu gehen da die Chauſſee breit und eben, das Wetter warm und angenehm war.

So zogen wir denn abermals dahin, dießmal als harmloſe Fußreiſende, und wenn uns auch Don Alonſo zum Oeftern einlud, den Karren zu beſteigen, ſo hatten wir doch keine Luſt dazu, da wir ſahen wie er in den Geleiſen hin und her geſtoßen wurde. Die breite Chauſſee führte faſt eben durch ein ſchönes, wohlangebautes Land voll gut bearbeiteter Felder und Olivenpflanzungen, zwiſchen welchen hie und da ſpitzige Kirchthürme hervorſchauten. Daß wir dem Süden näher gerückt waren, bemerkten wir auch an einzelnen Aloen, die hin und wider an den Rändern des Weges emporwuchſen. Zum Schutz der großen Straße von Madrid nach Sevilla gegen Räuber ſind jedesmal in einem Zwiſchenraum von zwei bis drei Leguas, gewöhnlich auf hochgelegenen Punkten Stationshäuſer für die Guardias Civiles erbaut, von denen Patrouillen das Land durchſtreifen, einzelne Poſten aber auch an der Landſtraße vertheilt ſind, wo ſie aus ihren runden zeltförmigen Erdhütten alles beobachten, was vorüberzieht. Auch wir entgingen der Aufmerkſamkeit eines dieſer Straßenwächter nicht, der uns auf die höflichſte Art von der Welt nach unſeren Papieren fragte. Der früher erwähnte Befehl des Chefs der Gensdarmerie that auch hier wieder ſeine Wirkung, der Gensdarm legte ehrfurchtsvoll grüßend ſeine Hand an den Hut und entließ uns mit einem freundlichen buenas noches, ein kleiner Vorfall, dem Don Alonſo aufmerkſam zuſchaute und der uns in ſeiner Achtung auffallend befeſtigte.

Inzwiſchen war es dunkel geworden, und an dem klaren Nachthimmel ſtrahlten und glänzten die Sterne in wunderbarer Pracht. Ich glaube jeder, der ſich viel im Freien aufhält und häufig die ſeltſamen Sternbilder dort oben ſieht, faßt für irgend eins derſelben eine beſondere Neigung. So iſt es mir wenigſtens ergangen, und wenn ich den Orion ſehe, ſo durchſtrömt ein angenehmes, erwärmendes Ge-

fühl mein Herz; er iſt mir wie ein alter treuer Freund, mit dem ich plaudern kann und der mich zu verſtehen ſcheint, wenn ich aufwärts blickend an dieſe oder jene Stunde meines Lebens denke. Wir beide haben uns auch ſchon viel geſehen, in froſtiger, ſchneeglänzender Winternacht und an warmen Sommerabenden, wenn die Nachtigallen ſchlugen und ein leichter Wind weiße Blüthen ſpielend herumwehte. Dann wieder auf ſchwarzem, tobendem Meer, wo der Orion nur hie und da, wie mir zum Troſte, durch zerriſſene Wolken niederſah, ſowie auch im Sande der unendlichen Wüſte, wo er hellfunkelnd an dem ſtahlfarbenen Himmelsgewölbe prangte. Er iſt ein ſo angenehmes, verſtändliches Sternbild mit ſeinem blitzenden Gürtel, mit Keule und Schwert. Heute Abend blieb er uns treulich zur Seite und war ſo freundlich, uns nach mehrſtündigem Marſche endlich unſer Nachtquartier Santa Cruz zu zeigen, hinter deſſen Häuſern er ruhig niederſank. Lebewohl! rief ich ihm nach, und grüß mir morgen meine Lieben, die dich auch erblicken werden und wiſſen, wie gern ich dich anſchaue.

— — Jetzt klapperten die Hufe unſerer Maulthiere auf einem recht ſchlechten Pflaſter, und die Achſen und Räder knarrten und dröhnten. Das Dorf aber war von einer unausſtehlichen Länge, und wir brauchten faſt eine halbe Stunde, ehe wir die Venta „zum halben Mond" erreichten, die ganz am andern Ende des Orts lag. Einen Gaſthof beſaß natürlich Santa Cruz nicht, und die Eigenthümer einer gewöhnlichen Venta waren hier an der großen Straße durchaus nicht darauf eingerichtet, Reiſende unſerer Art zu empfangen. Der Weg durch die Mancha oder die Straße von Toledo nach Val de Penas wird wenigſtens zur Sommerzeit hie und da von Reiſenden beſucht, woher es denn kommt, daß man in der einfachſten Poſada oder in einer ganz gewöhnlichen Venta wenigſtens ein Stück Speck findet, wie auch Zwiebel, Eier und Brod. Hier aber an der großen Straße, wo Diligencen in dieſen kleineren Orten nie längere Zeit anhalten, die Poſaden alſo nur von Maulthiertreibern und Kärrnern beſucht werden, iſt es nicht Gebrauch, ein Mittag- oder Abendeſſen zu verlangen. Der

Einkehrende erhält hier nur einen Platz für ſich und ſeine Thiere zum Ausruhen und Schlafen, Waſſer aus dem Brunnen und eine Stelle am Feuer, das die Padrona beherrſcht, welche denn auch, wenn ſie gut gelaunt iſt, die Zubereitung deſſen, was der Fremde mitbringt, höchſtſelbſt und gnädigſt überwacht.

Dieſe Einkehrhäuſer an der großen Straße unterſcheiden ſich nicht viel von den türkiſchen Karawanſereien oder den ſyriſchen Chan's, gewöhnlich aber ſind es weitläufige Gebäude, um hinlänglichen Platz zu bieten für die große Anzahl der Zug- und Laſtthiere, die von beiden Seiten des Wegs zuſammenſtrömen. Ein mächtiges Thor verſchließt den Eingang, das erſt nach tüchtigem Anklopfen geöffnet wird. Wir waren heute Abend dieſer Mühe überhoben, denn wenige Minuten vor uns war ein Zug Maulthiere angekommen, weßhalb der Eingang weit offen ſtand. Die Thiere ſchritten mit lang vorgeſtrecktem Halſe, vorſichtig und in guter Ordnung eins hinter dem andern, zum Hauſe hinein und nach dem Hofraume, wo ſie ſich, einer langjährigen Gewohnheit folgend, ſo aufſtellten, daß ſie von den Treibern bequem abgeladen werden konnten. Wir mußten eine Zeitlang warten, bis der lange Zug eingekehrt war. Das Innere der Venta erſchien uns von hier als eine weite Scheune, deren Balken und Sparren röthlich angeſtrahlt waren von den Flammen eines großen Feuers, das wohl rechts in einer Ecke brannte. Nach den Maulthieren triumphirte Don Alonſo auf ſeinem Karren ein und wir folgten ihm zu Fuße, vom langen Ritt und der Abendpromenade herzlich ermüdet.

Ehe ſich der Leſer mit uns an dem lodernden Feuer niederläßt, wird es für ihn nicht unintereſſant ſein, die Beſchreibung einer dieſer Venta's an der Hauptſtraße zu erhalten. Die meiſten derſelben verdanken ihre Entſtehung milden Stiftungen und Erbſchaften zu dieſem Zwecke gemacht, oder wurden von irgend einem großen Herrn erbaut, deſſen Wappen in Stein gehauen dann auch meiſtens über dem Thore zu ſehen iſt. Hinter dieſem Thor beginnt ein großer Raum, eine einzige gewaltige Halle, deren Decke vom Dache mit ſeinem Sparren-

werk gebildet und von zwei bis drei Reihen ſtarker ſteinerner Pfeiler getragen wird. In dieſem Raum herrſcht Tag und Nacht ein beſtändiges Halbdunkel, welches ebenſo wenig das große Herdfeuer oder einige Oellampen zu vertreiben vermögen, als das Tageslicht, das nur durch ein paar unbedeutende Lucken oder ſonſtige kleine Oeffnungen einzudringen vermag. Das Auge muß ſich zuerſt an die Dunkelheit gewöhnen, die hier herrſcht, ehe es die Gegenſtände rings umher erkennen kann. Vermag man den ganzen Raum zu überſehen, ſo bemerkt man wohl, daß hier über hundert Maulthiere mit ihren Führern, Karren und Ballen Platz haben. Links vom Thor ſtehen die beladenen Fuhrmannskarren, ſo eng als möglich zuſammengeſchoben, und dahinter an den Wänden ſind die Maulthiere angebunden, die zuweilen ſtampfen, ſchnauben und ſich ſchütteln, wobei man ihre Halfterketten raſſeln hört. Rings um die Pfeiler, welche das Dach tragen, ſieht man Ballen und Fäſſer, Kiſten und Kaſten, und es dienen dieſe wieder zum Lager einiger ſchläfrigen Arriero's, welche ſchon ausgeſtreckt dort liegen.

Doch laſſen wir alle die ebengenannten Gegenſtände in ihrem Halbdunkel und wenden uns rechts vom Eingange, wo am andern Ende der Halle auf dem gepflaſterten Boden ein gaſtliches Feuer hoch emporlodert. Um eine künſtliche Ableitung des Rauches bekümmern ſich die ſpaniſchen Bauleute nicht, er ſucht ſeinen Weg theils durch die Dachlucken, theils zieht er hoch oben als leichtes Gewölk durch die ganze Halle. Neben dem Herde befindet ſich gewöhnlich eine Art von Verſchlag, wo der Ventero oder die Padrona das Bischen Küchengeſchirr, auch Flaſchen und Gläſer aufgeſtellt haben, welche ſie zu ihrer Wirthſchaft brauchen, daran ſchließt ſich öfters ein ſtarkes hölzernes Geſtell mit mehreren oft mannshohen und verhältnißmäßig breiten Krügen von rothem Thon, wie in dem Landhauſe bei Valencia, welche den Waſſerbedarf für das Vieh enthalten; darüber befinden ſich auf einem Brette kleine zierliche Gefäße für den Gebrauch der Reiſenden ſelbſt. In nächſter Nähe des Herdes ſieht man eine Art Divan, natürlicher Weiſe roh von Holz gemacht, an den Wänden hinlaufen, auf

welchem hie und da ein kleines Polster oder ein Stück Teppich liegt, — vielleicht für einen Gast, den man besonders ehren will. Oben zwischen dem Sparrenwerk des Daches kleben einige Kammern, die von hier aus wie Schwalbennester aussehen.

Um den Feuerplatz befand sich schon eine zahlreiche Gesellschaft, von der einige rauchten, andere plauderten, dort welche ihr Abendessen verzehrten, hier wieder andere begierig in die Pfanne schauten. Die meisten saßen auf dem erwähnten Divan, andere aber auf kleinen niederen Schemeln, welche mich sehr an den Orient erinnerten. Hinter dem Feuer befand sich die Padrona, eine schon ältliche starke Dame, aber noch sehr rüstig und mit außerordentlich lebhaftem Mundwerk begabt. Zu ihrer Seite befanden sich ein paar Mägde, welche Wasser zutrugen oder Pfeffer, Salz und dergleichen darreichten. Vor der Frau, zwischen den glühenden Kohlen, standen Pfannen und Töpfe, in welchen das Nachtessen für verschiedene Gäste schmorte. Alle diese jedoch wagten sich nicht in die Nähe der eifrigen, aber ziemlich barschen Köchin, und wenn Einer sich etwas Feuer für seine Cigarre verschaffen wollte, so wandte er sich mit einer höflichen Bitte an die Padrona, welche ihm alsdann mit der eisernen Zange, die neben ihr lag, eine glühende Kohle darreichte.

Unser Erscheinen machte so gut wie gar kein Aufsehen; die Padrona schaute kaum von ihren Töpfen in die Höhe und nickte uns schweigend zu; doch rückten die Maulthiertreiber auf dem Divan sogleich zusammen, um für uns Platz zu machen, ja ein ältlicher Mann, der aufstand, bot mir freundlich seinen Schemel an. Es ist etwas Wohlthuendes um die Freundlichkeit und Höflichkeit der Spanier; man hat bei ihnen immer das Gefühl, sich in guter Gesellschaft zu befinden. Ohne von Fragen belästigt zu werden, sieht man sich aufmerksam behandelt, wird aufgefordert, näher zum Feuer zu rücken, wenn es kalt ist, oder weiter zurück, wenn die Flammen gar zu heftig aufprasseln. Kaum zieht man seine Cigarre heraus, so bietet man einem augenblicklich Feuer an, und wenn man einigen der Gäste, die es sich gerade schmecken lassen,

ich sie im Zimmer in einer nichts weniger als gewählten Toilette. Indessen verfehlte ich nicht, ihr einen guten Morgen zu wünschen, worauf ich aber keine Antwort erhielt. Als sie nun später wohlfrisirt und angezogen, mit schwarzen Haaren statt der grauen, herunter kam, sagte ich ihr natürlich nichts mehr und wunderte mich nicht wenig, als sie mich fragte, warum ich ihr keinen guten Morgen biete? Ohne entfernt an Spott zu denken, versicherte ich ihr auf's Freundlichste: ich habe sie nicht nur heute Morgen schon gesehen, sondern ihr auch einen guten Morgen gewünscht. Mochte sie nun den lustigen Ausdruck in meinem Gesicht für eine Erinnerung an ihre Toilette halten, genug, sie verzieh mir das nie, und ich durfte ihr Heiligthum nicht mehr betreten; Philipp mußte den Schlüssel bei ihr abholen und ihn mir draußen einhändigen.

Es dauerte nicht lange, so sah ich ein, daß ich mir die Reize des Spezereihandels allzugroß vorgestellt hatte, und begann zu fühlen, daß dies nicht der Weg sei, um eine kaufmännische Carriere zu machen. Doch was war zu thun? Meine Großmutter, der ich eines Sonntag Nachmittags etwas der Art vertraute, legte erstaunt die Brille des alten Generals auf ihr Gebetbuch und meinte, es sei ein Unglück, daß die Eier immer klüger sein wollen als die Henne; aller Anfang sei schwer und alle Wege führen zuletzt nach Rom. Die Jungfer Schmiedin dagegen konnte mir auf meine Klagen über die Barbara aus allzugroßer

einen guten Appetit wünſcht, ſo kann man ſicher ſein, nach alter arabiſcher Sitte, eine ernſtlich gemeinte Einladung zur Theilnahme zu erhalten. Letzteres habe ich faſt immer hier in Spanien bemerkt, und wenn man zwiſchen dieſen Leuten ſitzt, ſo wird jeden Augenblick eine Schüſſel oder ein Glas angeboten mit der freundlichen Bitte, ſich zu bedienen.

Don Alonſo hatte unterdeſſen ſeinen Karren und ſeine Maulthiere beſorgt und als er darauf mit einem „ave Maria purissima! geſegne euch Gott das Nachteſſen, Cavalleros!" an's Feuer trat, bemerkten wir wohl, daß wir alsbald der Gegenſtand der Unterhaltung wurden; hätten wir aber auch das Spaniſche beſſer verſtanden, ſo wäre es uns doch nicht möglich geweſen, dieſe Unterredung zu verſtehen, denn ſie wurde nur durch einzelne Worte, Blicke und Pantomimen geführt. Nur etwas davon begriffen wir zu unſerem Leidweſen, daß nämlich nichts zu unſerem Abendeſſen vorhanden war, denn auf dieſe Frage zuckte die Padrona bedeutſam die Achſeln; doch meinte ſie gleich darauf, ſie wolle in's Dorf ſchicken, um vielleicht ein Huhn und etwas Reis für uns zu kaufen. Da wir aber in Val de Penas gut und ziemlich ſpät dinirt, auch ſehr ermüdet waren, ſo baten wir um etwas Chocolade, und um Anweiſung eines Zimmers zum Schlafen. Letzteres ſchien einige Schwierigkeit zu machen, doch nahm ſich Don Alonſo kräftigſt unſerer an, worauf denn eine der Mägde fortgeſchickt wurde, um unſere Lagerſtätten in Ordnung zu bringen. Auch die Chocolade erſchien bald darauf, recht gut, aber leider wieder ſehr dünn.

Was unſer Fortkommen für den nächſten Tag anbelangte, ſo hatten wir durchaus keine Luſt, uns darum zu bekümmern, denn morgen in der Früh mußten ja die Freunde kommen, mit ihnen Herr St., der das Land genau kannte und die beſten Arrangements treffen würde. Wir nahmen deßhalb von Don Alonſo Abſchied und ließen uns nach der Schlafkammer geleiten; eins der Schwalbenneſter, von denen ich vorhin geſprochen. Die Einrichtung hier war über alle Beſchreibung ländlich: auf einem hölzernen, ſehr kurzen Schragen lag eine fingerdicke

Wollenmatratze, ein Kopfkiſſen von Seegras und zum Zudecken mußten wir uns der eigenen Manta bedienen. Doch ermüdet, wie wir waren, hatten wir uns kaum ausgeſtreckt, als auch ſchon ein ſüßer, erquickender Schlaf über uns kam. Selbſt im Traume beſchäftigte ich mich übrigens mit der Ankunft der Freunde, und da ich das Glück habe, faſt immer zu einer Zeit, die ich mir beſtimme, erwachen zu können, ſo war ich auch hier gegen vier Uhr Morgens ſchon vollkommen munter und lauſchte auf die Ankunft des Eilwagens. Horſchelt ſchlief noch, wurde aber auch bald darauf erweckt durch das Klingeln, Raſſeln, Klirren und Klappern, mit welchem nach Verlauf einer Viertelſtunde die Madrider Poſtkutſche ankam. Auch ſprang mein Freund ſogleich von dem Lager auf, eilte an's Fenſter und rief luſtig, ſie wären da, er habe den Oberbaurath beim Schein der Wagenlaternen ſo eben in's Haus eilen ſehen. Gleich nachher polterte es auch die Treppen herauf, die Thüre wurde haſtig geöffnet und die Erwarteten erſchienen. Daß wir uns freudig begrüßten, kann man ſich leicht denken, hatten wir doch des Umherirrens ohne Kenntniß der Sprache und des Landes genug bekommen und freuten uns, die prächtige Tour über die Sierra Morena in Geſellſchaft von Freunden machen zu können, die mit Allem genau bekannt und die beſten Erklärungen zu geben im Stande wären. Doch wie ward uns, als nun Oberbaurath Leins haſtig erklärte, ſie könnten leider die beſprochene Tour nicht mit uns machen; die beiden andern Herren, deren Reiſeziel Sevilla war, hatten gehofft, übermorgen ihren Weg von Baylen mit dem Wagen weiter fortſetzen zu können, aber in Madrid erfahren, daß auf allen Diligencen für die nächſten acht Tage ſämmtliche Plätze bereits genommen ſeien, ſie alſo in Baylen liegen bleiben müßten, wenn ſie nicht mit dem heutigen Wagen ihre Reiſe fortſetzten. Auch der treuloſe Leins hatte darauf hin ſeinen Platz bis Baylen gekauft, was wir ihm im Grunde nicht übel nehmen konnten, denn wie wir jetzt erfuhren, hatten weder er noch die andern geglaubt, uns in Val de Penas ſo bald und heil und geſund anzutreffen.

Das Alles verſtimmte mich ſo, daß ich mich ziemlich erbost in

meinem Bette herumwarf und den Drei eine glückliche Reiſe, aber auch ſonſt noch Allerlei wünſchte, was ich hier nicht wiederholen mag. Was ſie uns unter bewandten Umſtänden Gutes thun konnten, das geſchah in höchſter Eile; Horſchelt ließ unſere ſehr zuſammengeſchwundene Reiſekaſſe auffriſchen, und nahm von Herrn St. ein Paket guter Cigarren, welche dieſer für uns zurückließ. Drunten fluchte unterdeſſen der Mayoral, im Verein mit Zagal und Delantero; die Maulthiere ſchüttelten ſich und ſtampften mit den Füßen, und das Schickſal, roh und kalt, ließ uns allein in Santa Cruz zurück, frierend auf ärmlichem Lager, während unſere Bekannten wenige Augenblicke nachher im vollen Galopp von zwölf Maulthieren dem Gebirge entgegen fuhren. Horſchelt, der noch an's Fenſter ſprang, ſah ihnen kopfſchüttelnd nach, dann kroch er auch wieder unter ſeine Manta, worauf wir uns bis zum heranbrechenden Morgen allerlei tröſtlichen Geſprächen hingaben.

Glücklicherweiſe hatten wir Beide vortrefflich geſchlafen, auch war die Sonne ſo freundlich, ſich ſehen zu laſſen und uns einen Strahl ihres lieben Lichtes zu ſpenden. Waren wir doch glücklich bis hierher gekommen und hofften auch, die Sierra Morena ebenſo zu überſchreiten. Wir kleideten uns an, gingen in die allgemeine Halle hinab, wo uns das praſſelnde Feuer recht wohl that, nahmen unſere Chocolade, und hielten mit Don Alonſo einen Kriegsrath über unſere Weiterreiſe. Nach ſeiner Ausſage waren die guten Pferde, von denen uns Herr St. geſprochen, in Santa Cruz gar nicht vorhanden. — In Gottes Namen, wenn wir auch weniger gute bekommen. Auch dieſe fehlten, wie uns der Ventero verſicherte. „Aber ein vortreffliches Maulthier?“ fragten wir. — Abermaliges Kopfſchütteln. „Nun denn, ein Maulthier, wie es gerade iſt.“ Auch ein ſolches war nicht zu bekommen, und nach langem Hin- und Herreden ſahen wir denn zu unſerer unangenehmen Ueberraſchung ein, daß es nur zwei Arten des Fortkommens für uns gebe: per pedes apostolorum oder zu Eſel, — zu ſehr kleinem Eſel, zu Eſel, wie ſie bei uns die Säcke aus der Mühle tragen. Wir ſahen uns einen Augenblick an, hatten aber, Gott ſei

Dank, Humor genug, laut hinauszulachen. Wir wollten nach Santa Elena, auf die Höhe des Gebirges, und glücklicher Weiſe fand ſich eine Familie von dort, die mit vier leeren Eſeln zurückging. Um einen recht mäßigen Preis mietheten wir dieſelben, zwei wurden für unſer Gepäck beſtimmt, die andern zur Ehre, uns zu tragen.

Wir zahlten unſere Zeche und nahmen Abſchied von Don Alonſo, der uns noch die gute Lehre: man muß in der Welt immer zufrieden ſein, mit auf den Weg gab, und durch ein vortreffliches Beiſpiel vor Augen führte. Als wir nämlich aufſitzen wollten, kam ein Reiter auf gutem Maulthier bei der Venta vorüber. „Wenn wir nur ſolche Thiere bekommen könnten!“ ſagte ich ſeufzend, hatte aber kaum ausgeſprochen, als das Maulthier über einen Stein ſtolperte, auf die Kniee fiel und ſeinen Reiter unſanft von ſich abwarf.

Unſere Eſel hatten weder Zaum noch Halfterſtrick, weder Steigbügel noch Sattel. Die Stelle des letzteren vertrat ein breites hölzernes Geſtell mit aufgeſchnalltem Strohkiſſen, das aber zu breit war, um ſich rittlings darauf ſetzen zu können, wir mußten es deßhalb ſo beſteigen, daß wir beide Füße nach einer Seite herunterhängen ließen, und nun ſtreben, das Gleichgewicht ſo gut wie möglich zu behalten. Als Alles aufgepackt war und wir ebenfalls, ſtachelte unſer Führer die Eſel nach der Reihe mit einem ſpitzigen Stocke an einen unnennbaren Theil ihrer Körper, und fort liefen die kleinen Thiere, ſo flink und behende, dabei aber mit ſo komiſchem Kopfnicken, daß ich, der noch obendrein den Maler mit ſeinen langen Beinen, die faſt den Boden berührten, vor mir hatte, in ein lautes Gelächter ausbrechen mußte.

Wenn man bei dieſer Art zu reiten einmal die Befürchtung überwunden hat, daß man rückwärts vom Eſel fallen könne und ſich auf dem Sitz etwas heimiſch fühlt, ſo findet man die Bewegung der Thiere gar nicht unangenehm; man ſpürt kaum ihren ſanften Trab und kommt dabei mit einer faſt unbegreiflichen Schnelligkeit von der Stelle. Die Thiere machen kleine gleichförmige Schritte, aber unermüdlich, unaufhörlich. Betrachtet man einen Gegenſtand an der Straße, ſo glaubt

man natürlicherweise, man komme nicht vom Flecke, ist aber doch, ehe man sich's versieht, auf der Höhe der Straße angelangt, wo es denn abwärts mit noch etwas vermehrter Geschwindigkeit geht. Ich dachte bei diesem Ritt an Aegypten, an Kairo, wo wir auch viele Touren auf gleiche Art machten, wo die kleinen Esel gleichfalls vortrefflich sind, doch nicht besser als die spanischen.

So ging es denn die lang ersehnte Sierra Morena hinauf, diese Scheidelinie, welche die öde und flache Mancha von dem herrlichen Andalusien trennt. Wie ich schon früher bemerkte, ist der Gebirgszug auf dieser nördlichen Seite nicht hoch; der höchste Paß, der von Despena-Perros, Hundeabgrund, steigt durch steile und wilde Schluchten, nicht über 400 Fuß, wogegen sich das Gebirge auf dem südlichen Abhang nach Andalusien um eben so viele tausend Fuß, aber sanft nach und nach abdacht. Die ganze Breite der Bergkette mag fünf bis sechs Stunden betragen, und die Länge von Osten nach Westen vielleicht siebenundzwanzig Stunden. Bis zur glücklichen Regierung Karls des Dritten war die Sierra Morena eine wilde Wüste mit felsigen dürren Höhen und morastigen Thälern, wo sich kaum das Maulthier „im Nebel seinen Pfad suchte;" in den Schluchten und Abgründen hauste „der Drachen wilde Brut" und im Passe von Despena-Perros war die Räuberei in schönster Blüthe und brandschatzte die Karavanen. Der damalige Intendant von Sevilla, Don Pablo Olavides, mochte wohl einsehen, daß es mit spanischen Händen schwer gehen würde, durch diese felsige Scheidewand, welche den glücklichen Süden vom Norden trennt, eine gute Straße zu brechen, weßhalb er auf den klugen Einfall kam, am südlichen Abhange des Gebirges Colonien zu errichten, deren Bevölkerung man große Vortheile einräumte, und dafür die Verpflichtung auferlegte, sich nach dem Innern des Königreichs einen guten Weg zu bahnen. Namentlich waren es Tausende von Deutschen, und unter diesen viele Schwaben, welche dem Rufe Don Pablos folgten und sich hier ansiedelten. Dabei hielt der Intendant von Sevilla, was er den Fremdlingen versprochen und sorgte auf's

Umfaſſendſte für ſie. So waren namentlich die deutſchen Anſiedlungen wahrhaft verſchwenderiſch ausgeſtattet. Nicht nur fand jeder Coloniſt bei ſeiner Ankunft ſein Haus fertig, ſeinen Boden und ſeinen Keller auf ein Jahr lang gefüllt, eine Kuh und ein paar Maulthiere in ſeinem Stalle, ſondern die Coloniſten erhielten zugleich außer andern Vorrechten die Zuſicherung der Befreiung vom Kriegsdienſt, von Zehnten und Steuern auf ewige Zeiten. Leider dauerten dieſe „ewigen Zeiten" nicht gar zu lange, und nur bis zum Sturz des vortrefflichen Intendanten, nach welchem ihnen die Zehnten aufgenöthigt wurden. Die Inquiſition unterbrach die großen Bemühungen Olavides, den ſein König ſchon früher anderer Verdienſte wegen zum Grafen von Pilo erhoben hatte; er ward, als der Toleranz eifrigſter Beförderer, der Ketzerei beſchuldigt und 1778 zu achtjähriger Gefangenſchaft und Bußübung in ein Kloſter eingeſperrt, woraus er jedoch nach Venedig zu entfliehen Gelegenheit fand, ſpäter aber nach Spanien zurückkehrte, wo er 1803 in einem Alter von 63 Jahren ſtarb. Unter andern weiſen Beſtimmungen, die Olavides für die neuen Colonien einführte, befand ſich auch die, daß kein Gut zerſtückelt oder vom Nachbar erworben werden durfte, ſondern im Fall einer Veräußerung oder Verpfändung an einen neuen Pflanzer übertragen werden mußte.

Obgleich ſpäter bei der Revolution auch noch mehrere der übrigen Privilegien dieſer Anſiedlungen verloren gingen, ſo bilden ſie doch heute noch die lachendſten und fruchtbarſten Gefilde Spaniens und mildern auf das Angenehmſte den grellen Contraſt zwiſchen den ſegenvollen Fluren Andaluſiens und der ſteinigen Mancha. Wohin das Auge ſich wendet, gewahrt es hier bald einzelne Höfe, bald niedliche und reine Dörfchen zwiſchen wallenden Saaten und herrlichen Obſtpflanzungen jeder Art. Zur ferneren Ausſchmückung trägt auch die üppige Natur das Ihrige bei, indem ein jeder Garten mit großen Aloen und Cactuszäunen umgeben iſt, die, wenn auch die meiſten Bäume und Sträucher kahl und nackt erſcheinen, doch ihr friſches Grün nicht verlieren. Die Hauptſtadt dieſer Anſiedlungen iſt la Carolina,

meistens von Deutschen bewohnt, welche sich denn auch bald an die Arbeit machten, und nach schwerem, ausdauerndem Schaffen den berühmten Paß durch die Felsen und Schluchten von Despena-Perros zu Stande brachten, — eine Chaussee, die sich in ihrer prächtigen Anlage, in ihrer breiten und sanften Steigung mit jeder Kunststraße von Deutschland und der Schweiz messen kann.

Wenn wir auch auf unserem heutigen Ritte versucht waren, den spanischen Straßen alle Unbill, alle bösen Benennungen abzubitten, die wir ihnen insgesammt beigelegt, so muß es den Reisenden doch zu gleicher Zeit traurig berühren, wenn er bedenkt, was dieses ganze herrliche Land unter einer kräftigen Regierung durch Herbeiziehung und Unterstützung fremder Arbeitskräfte sein könnte, und welche glückselige Zukunft sich dadurch Tausenden unserer armen Landsleute eröffnen würde, die jetzt über das Weltmeer ziehen, um bei den kalten und herzlosen Yankees zu verkümmern.

Unsere kleinen Esel trabten so Stunde um Stunde lustig über die breite Straße dahin, die sanft aufstieg, zuweilen aber auch wieder kurze Strecken abwärts führte. In einem kleinen Dörfchen hielten wir unsere Mittagsrast, ritten dann eine Zeit lang in der Hochebene fort, worauf sich der Weg zu einem Thale hinabsenkte, hinter welchem sich die schwärzlichen Massen des Gebirges ziemlich steil erhoben, das dort bei Concepcion de Almuradiel seinen höchsten Punkt erreicht. Unser Führer oder eigentlich Treiber verließ hier die breite Straße und trieb seine Thiere, um den Weg abzukürzen, einen ziemlich steilen Felsenpfad hinab, was für uns Reiter nichts weniger als angenehm war. Von einem Wege war hier eigentlich nicht die Rede: bald ging es durch das Bett eines kleinen Baches, über Rollkiesel, bald über breite Felsenplatten, die so glatt waren, daß ich jeden Augenblick erwartete, mit meinem armen Esel in die Tiefe zu rollen. Dabei wollte uns der spanische Tyrann nicht einmal absteigen lassen, stachelte vielmehr die Thiere immerfort, schnalzte dazu mit der Zunge und sprang in großen Sätzen nebenher. Daß wir ohne Unfall hinabkamen, be-

trachtete ich als ein Wunder; denn rückwärts blickend ſah ich die Wand, welche wir herabgekommen waren, in erſchreckender Steilheit aufſteigen.

Unten bogen wir wieder in die breite Chauſſee ein und betraten zu gleicher Zeit den Anfang des Paſſes von Despena-Perros, — eine wilde Schlucht von ſteilen, viele hundert Fuß hohen Felſen gebildet, an deren einer Seite die Straße in maleriſchen Wendungen hinführt. Sie iſt auch hier vortrefflich unterhalten, für die Durchlaſſung der Waſſer, die von den Felſen herabrieſeln, iſt auf's Beſte geſorgt, und an manchen Orten iſt ſie auf kühnen Bogen über die tiefen Schluchten weg geführt, welche die großen Gebirgswaſſer zur Zeit des Winters in die Felſen geriſſen haben. Auf der linken Seite trennt uns vom Abgrunde eine hohe ſteinerne Bruſtwehr. Zur rechten Seite der Straße erheben ſich die zerklüfteten Steinwände eines Glimmerſchiefers in ſenkrechten Schichten, deſſen rothe Farbe auffallend gegen das dunkle Grün der Stacheleichen und Pinien abſticht, welche auf einzelnen Terraſſen, namentlich aber in den Schluchten des Gebirges wachſen. Wo ſich dieſe, beſonders auf der weſtlichen Seite des Paſſes hin und wieder erweitern, unterbrechen einzelne große grüne Raſenplätze, jetzt von Pflanzungen zierlicher Eriken umſäumt, im Frühjahr aber beſchattet von blühenden Mandelbäumen, den düſtern Charakter der Gegend. Hier weiden Viehheerden, und der mächtige Toro der Sierra Morena, der gewaltige Kämpfer auf dem Stierplatze, wetzt ſein Horn an den Stämmen der Eichen, ſcharrt die Erde und ſchaut brüllend nach dem vorüberziehenden Reiſenden empor.

Hin und wieder gewährten uns die Wendungen der Straße noch einen Rückblick auf die rothe, kahle Ebene der Mancha bis nach dem fernen Caſtell des alten Conſuegra und den Hügeln von Val de Penas. Ich erinnere mich nicht, je Abbildungen dieſes Paſſes geſehen zu haben, und doch wäre das eine der dankbarſten Aufgaben, die ſich ein Maler ſtellen könnte; namentlich eine Strecke weiter oben ſahen wir einen Punkt, wo die Chauſſee unter überhängenden Felſen dahin-

zieht, hoch auf der steilen Wand des Abgrundes. In der Höhe scheint die Straße plötzlich aufzuhören, und dort erhebt sich zur linken Seite derselben, aus der nebenliegenden Schlucht aufsteigend, ein gewaltiger Felszacken, der mit einem kleinen Wachthaus der Guardias Civiles gekrönt ist und den Mittelpunkt der wilden Landschaft einnimmt. Den Hintergrund bilden die steilen Felswände mit den Zickzacklinien der Straße, die hoch auf die Höhe führen, bis wo die ersten Häuser des Dörfchens Santa Elena freundlich herabschauen. Hier ist die Gränze zwischen der Mancha und Andalusien; sie ist durch einen uralten Stein bezeichnet, worauf auf der castilischen Seite die Worte virgen del sagrario de Toledo, und auf der andalusischen die Santa faz de Jaen eingehauen sind. Diese bezeichnet das Schweißtuch der h. Veronica, was man in Jaen zeigt, jene das in der Kathedrale von Toledo so hoch verehrte Muttergottesbild.

Obgleich es heute Morgen empfindlich kalt gewesen war, so hatten wir doch jetzt um die Mittagszeit so heißen Sonnenschein, daß wir uns gegen die brennenden Strahlen schützen mußten und zu diesem Zwecke unsere Taschentücher nach Art der Beduinen unter dem Hut um den Kopf legten. Da es in dem erwähnten Paß auch längere Zeit aufwärts ging, so rutschten wir von unsern Eseln hinab und schritten zu Fuße, uns an dem wahrhaft prachtvollen Anblick der wilden Schlucht erfreuend. Außer uns und unsern Treibern war weit und breit keine menschliche Seele, und tiefe Stille lag über diesen Felsengründen. Die Sierra Morena hat vor andern Gebirgen Spaniens den Vorzug, daß ihre Thäler und Schluchten dicht bewachsen sind, und zwar meistens mit Gebüschen von dunkelgrünem, glänzendem Laube, als: Stechpalmen, Pinien, Rosmarin, welche ihr selbst in der Nähe ein schwärzliches Aussehen geben und woher auch wohl ihr Name kommt, denn Sierra Morena heißt: das schwarze Gebirge. Aber auch andere Bäume und Gesträuche wachsen hier in großer Anzahl; überall sieht man Steineichen, Eriken mit schönen Blüthen, Erdbeerbäume und Farrenkräuter, und wie wir so dahinwandelten im heißen Sonnen-

ſcheine, umgeben vom Grün durch alle Schattirungen, ſo war es uns, als ſei der Winter vergangen und als befänden wir uns auf einmal mitten im Sommer. Doch gingen wir ja auch der ſchönen Jahreszeit und dem herrlichen Süden entgegen, und unſer Begleiter, der neben uns her ſchritt und bemerkte, daß uns bei dem Bergſteigen recht heiß wurde, ſagte, hier ſei es kalt, aber ſobald wir erſt auf der andern Seite des Gebirgs angekommen ſein würden, ſollten wir erſt fühlen, was eine andaluſiſche Sonne ſei.

Schon während des ganzen Morgens hatte ſich in Horſchelt ſtarke Jagdluſt geregt beim Anblick großer Raubvögel, die von den Felſen her über den Weg und wieder zurückſtrichen, und ich hatte ihn kaum davon abgehalten, ſein Pulver unnütz zu verſchießen; hier aber, als wir gegen die Höhe des Paſſes kamen, und ein ſtolzes Adlerpaar nicht hundert Fuß über uns langſam und majeſtätiſch um die Felszacken ſchweben ſahen, ließ er ſich nicht länger halten, machte ſich fertig und ſchoß eine Kugel in die Höhe; leider hatte er aber nicht, wie der Jäger Caſpar im gleichen Falle eine trächtige Blindſchleiche geladen, die Steinadler unterbrachen nicht ihren ſtolzen Flug, noch viel weniger kam einer auf den Boden herab, wogegen dem Schützen ein ironiſches Lächeln von Seiten unſeres Begleiters nicht erſpart wurde, in welches auch die umliegenden Felſen einzuſtimmen ſchienen. Horſchelt ſchoß noch einige Male mit gleichem Erfolg; er traf nicht, da das Gewehr nach meiner Anſicht zu ſchlecht conſtruirt und die Entfernung zu groß war. Doch ließen ſich die Adler nicht einmal verſcheuchen, ja, wahrſcheinlich von den Schüſſen aufgeſchreckt, erſchienen noch andere in der Ferne, ſtrichen langſam über die Schlucht und verloren ſich ohne Uebereilung wieder zwiſchen den Felskronen.

Wir hatten jetzt das Wachthaus erreicht, von dem ich vorhin ſprach, und waren im Begriff, unſere Eſel wieder zu beſteigen, als wir hinter uns in der Schlucht das Klingeln und Raſſeln vernahmen, mit dem ſich eine ſpaniſche Diligence ſchon von weitem anzeigt; —

Rührung gar nichts antworten. Sie schüttelte betrübt ihr Haupt, weinte etwas Weniges und brachte später, als sie sich gesammelt, mühsam die Worte hervor: „O Gott, o Gott, wenn nur der selige Herr noch lebte!“

Bis jetzt hatte ich die Schreibstube des Prinzipals nur Ausnahmsweise betreten dürfen, wenn er eine Rechnung quittirte, oder wenn ich ein altes Briefpaket, das er nöthig hatte, vorher abstäuben mußte. Als ich aber etwa vierzehn Tage im Hause war, berief er mich eines Tages vor seinen Pult und erklärte mir mit vieler Feierlichkeit, daß ich jetzt anfangen müsse, mich in das Theoretische des Geschäfts einzuschießen. Zu dem Zweck bekam ich Briefe zu copiren. Ach, der erste dieser Briefe ist mir noch immer sehr gut im Gedächtniß! Er lief nicht nach einem berühmten See- und Handelsplatz, es war nicht von Schiffsladungen die Rede; er ging an einen benachbarten Müller, dem sich mein Prinzipal auf dessen Geehrtes vom so und so vielten mit Unwillen zu erwidern gezwungen sah, daß sich in dem mit factura vom gleichen Tage übersandten Sack Graumehl, gezeichnet H. H. Nr. 6, eine Unzahl Mäusedreck vorgefunden habe. Schließlich bemerkte er, das Mehl habe weit unter dem Preise an das Militairspital verkauft werden müssen, und darauf empfahl er sich achtungsvoll und zeichnete ergebenst Johann Peter Reißmehl. — Das schrieb ich ab, und um es sehr gut zu machen, wie ich meinte, malte ich am Schluß die Un-

vielleicht eine prächtige Gelegenheit für uns, den noch übrigen Theil der Sierra Morena ſchneller zu überſchreiten und Baylen zu erreichen, wo Oberbaurath Leins uns erwartete. Unſer Führer kletterte auf die Straßenbrüſtung und berichtete, es ſei der Correo, der hinter uns drein komme. Der ſpaniſche Correo oder Courier iſt gleichbedeutend mit der franzöſiſchen Malle, befördert wie dieſe Briefe und kleine Pakete, und hat nur Platz für zwei Paſſagiere. Ihn unbeſetzt zu finden, konnten wir nicht hoffen, weßhalb wir ihn auch ziemlich gleichgültig näher und näher herankommen hörten. Endlich erreichte er uns und zum Ueberfluß fragte Horſchelt den Conducteur, ob er ſeine beiden Plätze nach Baylen frei habe. „Nur einen," war die Antwort, worauf wir die Achſel zuckten, der Mayoral freundlich grüßte und der Wagen von ſechs flinken Maulthieren auf der nun ſtark abwärts fallenden Straße bald unſern Blicken entſchwand.

Genügſamkeit iſt eine ſchöne Tugend und an ihrer Hand beſtiegen wir unſern kleinen Eſel wieder, nachdem wir uns eine außerordentlich gute Cigarre angezündet und ſie mit Hochgenuß rauchten. „Qui va piano, va sano," ſagt der Italiener. Und das Sprichwort bewährte ſich freilich an uns, aber auch eben ſo ſano an dem vorauseilenden Correo, der durchaus nicht piano fuhr, denn nachdem wir erſt die Schlucht vor uns hinabgeſtiegen waren, ſahen wir ihn ſchon hoch über uns nach Santa Elena hineinrollen. Wir hatten da hinauf noch ein tüchtiges Stück Weges, das wir abwechſelnd reitend und zu Fuß gehend zurücklegten. Gegen vier Uhr kamen wir droben an, und unſer Führer brachte uns in eine von der Straße abgelegene, ziemlich große Venta, wo wir die einzigen Gäſte waren, anfänglich ſogar die einzigen menſchlichen Bewohner überhaupt, denn nur ein großer Hofhund empfing uns bellend, dann erſchienen einige Kinder, die ein paar Mägde herbeiriefen, und erſt nach einer Viertelſtunde kam der Ventero und die Padrona, welche auf dem Felde beſchäftigt geweſen waren.

Die ſcharfe Gebirgsluft, verbunden mit der großen Sonnenhitze,

hatte mein Geſicht dergeſtalt verbrannt, daß ſich überall Blaſen zeigten, welche mich tüchtig ſchmerzten. Das beſte Linderungsmittel dafür ſind geſchabte rohe Kartoffel, weßhalb ich in die Küche ging, um mir ein ſolches Mittel anzufertigen. Die Töchter des Hauſes, ſowie ſämmtliche Mägde ſahen meinem Beginnen mit großem Erſtaunen zu, bis ihnen die Wirthin erklärte, es ſei eigenthümlich, daß die meiſten Engländer rothe Haare und eine feine weiße Haut hätten. „Das habe ſie ſchon oft erlebt," ſetzte ſie hinzu. „Ja, eine feine weiße Haut," wiederholte eins der Mädchen, „aber ein ſchwarzes Herz." Ob ſie in dem Punkte gleichfalls etwas erlebt hatte, kann ich nicht angeben, vermuthe es aber, da ſich hier bei Santa Elena häufig Engländer aufhalten, um den Gehalt der umliegenden Minen zu unterſuchen.

Unſer Diner war ländlich und beſcheiden; nach demſelben zeichnete Horſchelt einen hübſchen Ochſenwagen und ich ging zurück an den Eingang des Dorfes, wo ſich das Poſthaus befand; der Ritt zu Eſel hatte uns nämlich ſo wenig befriedigt, daß wir beſchloſſen, die Madrider Diligence nach Granada, welche heute Abend gegen acht Uhr durchkommen ſollte, von hier bis Baylen zu benutzen, vorausgeſetzt, daß wir zwei Plätze fänden. Der Poſtbeamte empfing mich recht freundlich, und meinte gutmüthig, die Wagen ſeien in letzter Zeit nicht vollſtändig beſetzt, wir möchten nur etwas vor acht Uhr kommen, er wolle ſchon für uns ſorgen.

Wir verfehlten denn auch nicht, uns ſchon um ſieben Uhr einzuſtellen. Drunten in der Venta war es ziemlich langweilig und in dem Dorfe hofften wir irgend jemand zu treffen, mit dem wir uns unterhalten könnten. Und ſo war es denn auch; der Poſtbeamte hatte ein paar ſeiner Freunde für uns geladen, von denen Einer etwas Franzöſiſch ſprach. Die Unterhaltung drehte ſich anfänglich um ganz gewöhnliche Dinge: das Wetter, die Straßen, die Eilwagen, kam aber bald auf das Lieblingsthema der Spanier, Minen und Erze. Jede Dorfſchaft, in deren Nähe ſich eine alte Galmeigrube findet, träumt von großartigen Bergwerkſchätzen, und die vielen Fremden, namentlich

Engländer, welche im gegenwärtigen Augenblick das Land bereisen, um die Schachte der Berge und die Geldbeutel der Actionäre zu untersuchen, haben das Volk ganz schwindlich gemacht. Auch uns hielten sie für reisende Geognosten, was ich aber feierlich von mir ablehnte, wogegen Horschelt die Unvorsichtigkeit hatte, einen schlechten Witz zu machen und den guten Spaniern zu sagen, ich sei ein deutscher Bergmeister. Da ich die Ehre habe, einer Künstlergesellschaft „das Bergwerk" unter dem Namen Bergmeister zu präsidiren, so sprach er allerdings keine Unwahrheit; doch protestirte ich vergeblich gegen diesen Titel im andern Sinne: man schleppte augenblicklich ein paar große Körbe voll Erz herbei, und da saß ich nun und sollte mein Urtheil abgeben. Glücklicher Weise verstand nur einer meiner Zuhörer Französisch und auch dieser nicht genug, um meinem ungelehrten Vortrag folgen zu können; auch mochte er sich keine Blöße geben, that, als verstehe er mich vollkommen und übersetzte demgemäß den Andern meine Reden auf's Allerbefriedigendste. Dabei war ich ehrlich genug, ihnen Aussicht auf viel Blei und wenig Silber zu geben. Recht froh war ich indessen, als der heranrasselnde Eilwagen mein Examen unterbrach; doch hatte der Titel „Bergmeister" so viel genützt, daß ein junger Spanier, der vorn in der Berline saß, auf die Imperiale befördert wurde, vielleicht wider alles Recht, denn er sträubte sich anfangs, wogegen ich von dem Postmeister auf die höflichste Art ersucht wurde, dessen Platz einzunehmen. Horschelt bekam einen Eckplatz im Innern, und so rollten wir wohlgemuth in die Nacht hinaus, abwärts dem schönen Andalusien zu.

Gegen zehn Uhr kamen wir nach la Carolina, dem Hauptort der Colonien, von denen ich oben gesprochen. Leider war es zu dunkel, um eine Ansicht dieses Ortes, der fast ganz von Deutschen gegründet wurde, zu gewinnen. Daß er aber durchaus keinen spanischen Charakter hat, bemerkte ich schon beim Hereinfahren, denn die breite Straße war vortrefflich unterhalten. Hauptsächlich waren es Schwaben, die la Carolina bevölkerten; doch ist im Laufe der Zeit die deutsche

Sprache gänzlich verloren gegangen. Rochau erzählt, als er la Carolina im Jahre 1845 beſuchte, — er kam am Tage durch die Stadt und hatte Zeit, ſich umzuſchauen, — habe er lange vergeblich nach irgend jemand geforſcht, der noch deutſch ſpräche. „Endlich," ſo erzählt er, „fand ich eine achtzigjährige Frau, altersſchwach und ſehr ſchwerhörig, die mich, als ich mich ihr als Landsmann vorſtellte, mit wahrer Herzlichkeit bei der Hand nahm und neben ſich auf einen Stuhl niederzog. Die gute Alte redete ihre Mutterſprache in der That ganz deutlich, aber ſie mußte oft lange nach dem Ausdruck ſuchen. „Es iſt ſo lange her," ſagte ſie zu mir, „daß ich nichts anders mehr ſprechen höre als ſpaniſch. Sie ſehen, ich bin ſehr alt, ich bin mehr als ſechzig, ich bin mehr als ſiebzig — warten Sie, ich bin jetzt ‚vier Thaler' alt." Ich errieth, was ſie ſagen wollte. Das Wort achtzig war ihr entfallen und ſie fand zu ſeiner Bezeichnung nichts näher liegendes als den Gedanken, ſo viel Jahre als vier Thaler Realen haben, den ſie nicht in die gehörige Form zu bringen wußte. Ihr Mann, der bald darauf eintrat, um zehn Jahre jünger, ſprach ebenſo gut, und er verſtand mich beſſer als ſeine Frau, welche über die Reinheit meines Dialektes die unverholenſten Zweifel laut werden ließ. Die beiden alten Leute waren gleichfalls in der Colonie geboren, und ſie wußten mir den früheren Wohnort ihrer Eltern nicht anzugeben. Auf meine Aeußerung, daß dieſelben vermuthlich vom Rhein gekommen ſeien, mußte ich erfahren, daß ihre Kinder den Rhein ſelbſt nicht einmal dem Namen nach kannten."

Der Gaſthof, wo die Diligence anhielt, war indeſſen ſo reinlich und deutſch heimlich, dabei hatten die Aufwärterinnen oder Töchter des Hauſes ſo unverkennbare Zeichen ihrer Abſtammung, nicht nur blonde Haare und blaue Augen, ſondern auch der Ausdruck ihres Geſichts, die Bildung ihres Kopfes, ihre ganze Geſtalt und Haltung erinnerte uns ſo ſehr an die Heimat, daß wir ihnen unwillkürlich die Hand entgegenſtreckten und auf gut ſchwäbiſche Art: grüß Gott! zuriefen. Doch erging es uns nicht einmal wie dem ebengenannten

Reisenden vor uns: im ganzen Hause wußte niemand mehr ein Wort von der Muttersprache der Großeltern. Der Wirth erinnerte sich als kleiner Knabe, die für ihn fremde Sprache öfter gehört zu haben. Das war aber auch Alles. Längere Zeit nach dem Entstehen hatte man in la Carolina noch Manches von deutschen Sitten und Gebräuchen beibehalten; so wurde an Sonn- und Festtagen bei Geigen- und Flötenklang unter der Linde getrunken und gewalzt, während von der anderen Seite des Dorfes her die Guitarren schnarrten, die Castagnetten knackten und dazu der Fandango aufgeführt wurde. Vollkommen verschmolzen haben sich die deutschen Einwanderer auch heutigen Tages mit den Spaniern noch nicht; wenn sie auch jetzt die gleiche Sprache sprechen, so sind sie doch eigen und abgesondert geblieben, und das nicht nur in Gesicht und Körperbau, sondern sogar in der Kleidung und ihrem Wesen. Erzählt doch Rochau ferner: „Als ich in la Carolina einfuhr, schauten ein paar junge, frische Mädchen neugierig aus dem Gitterfenster eines der ersten Häuser, und ich begrüßte sie auf den ersten Blick im Herzen als Landsmänninnen. Ein junger Offizier, mein Wagennachbar, der ohne Zweifel gleichfalls Rechte der Landsmannschaft gegen die hübschen Carolinerinnen zu haben glaubte, erlaubte sich, dieselben durch einen artigen Wink mit der Hand geltend zu machen. Ein spanisches Landmädchen würde den Gruß des galanten Lieutenants wie einen ganz erlaubten Scherz aufgenommen und vielleicht lachend erwidert haben, die beiden Carolinerinnen aber wandten sich beleidigt ab und klirrend flog das Fenster hinter ihnen zu. Welch ein beredter Commentar zu den Gesichtern!“

Nachdem wir über eine Stunde lang im Gasthof von la Carolina zugebracht, fuhren wir gegen zehn Uhr weiter. Die Nacht war finster, und die Wagenlaternen zeigten nur die scheinbar vorüberhuschenden Bäume zu beiden Seiten des Weges. So viel ich aber an den gelinden Stößen des Wagens und dem sanften Neigen bald nach dieser, bald nach jener Seite merken konnte, war die Straße nicht schlecht, was auch das oftmals tolle Fahren des Mayorals be-

ſtätigte. Ich komme immer wieder auf die Behauptung zurück, daß die koloſſalſten Nerven dazu gehören, um mit einiger Behaglichkeit in ſpaniſchen Eilwägen, namentlich zur Nachtzeit, fahren zu können. Wenn ich mich auch zum Wagenfenſter hinausbog, ſo konnte ich doch nur in ſchwachen Umriſſen das vordere Paar unſerer acht Maulthiere erkennen und die auf- und abhüpfende Geſtalt des kleinen Delantero.

Da es beſtändig ſtark abwärts ging, ſo durfte es der Zagal nicht wagen, viel auf- und abzuſpringen, um die Thiere mit einem Steinwurf oder einem tüchtigen Schlage anzutreiben. Doch ſaß er unruhig genug auf ſeinem Sitz, ſtrampelte mit Händen und Füßen und ſchrie ſein: „Hatjo, hatje!“ oder: „anda Gitana! anda Capitana!“ oder wie die Thiere alle heißen mochten, ſo laut in die Nacht hinaus, daß es häufig das Knirſchen der Räder auf den Steinen übertönte. Und wie knirſcht und knarrt ſo ein ſpaniſcher Eilwagen! wenn es ſo im vollen Galopp abwärts geht und der Wagen ſchwankend dahinſauſt, jetzt durch ein tiefes Loch hindurch, dann wieder über einen Stein, ſo begreift man nicht, wie das Räder und Wagenkaſten nur eine Stunde lang auszuhalten vermögen. Bäume, Sträucher, die Wände des Hohlwegs, Brückengeländer und Wegſteine, von dem zitternden Schein der Wagenlaternen beleuchtet, ſcheinen eilfertig vor unſerem Anblick rückwärts zu fliehen. Das einzig Beruhigende bei dieſer wilden Jagd iſt der Anblick des Mayorals, — eines rieſenhaften, kräftigen Mannes, der in ſeiner braunen Jacke unbeweglich wie ein Bild von Erz draußen ſitzt; ſeine ſtarke Fauſt hält die Zügel der Stangenthiere, und man ſieht kaum eine Bewegung, wenn er ſie bald rechts, bald links leitet. Sein treuherziges, kluges Geſicht iſt vom Scheine der Laternen beleuchtet, und erſcheint ſo ruhig und heiter, als habe die nächtliche Fahrt durchaus nichts zu bedeuten. Zuweilen ſagt er dem Zagal ein leiſes Wort und läßt ſich auch nicht ſelten von dieſem eine Papiercigarre drehen und in den Mund ſtecken; dann wickelt er ruhig ſeine lange Peitſche auf, pfeift dem Delantero, knallt den Maulthieren eins über und in erneuertem Jagen raſſeln und klirren wir abwärts und

immer abwärts, bald rechts, bald links um ſcharfe Bergecken, immer zu, bis vor uns im Thale Lichter aufglänzen. Wir ſind in der Nähe einer ſpaniſchen Stadt, denn die Straße, bis jetzt breit und hart, verengt ſich plötzlich, die Wagenräder ſchneiden tief in den Koth und die müden Maulthiere ziehen uns langſam durch die ſtillen Straßen.

Siebenzehntes Kapitel.

Jaen.

Frühlingsboten. Hitze und Staub. Der Alcazar von Jaen. Quälereien am Thore. Unſer Wirth Don Ramiro. Ein ſchlechtes Souper. Spaziergänge. Aus Rigoletto. Das alte Schloß. Sonntagsleben. Die Kathedrale. Theuere Zeche. Abreiſe nach Granada.

Es war ſchon ziemlich ſpät in der Nacht, als wir auf dieſe Art in Baylen anlangten, alle Häuſer waren geſchloſſen, von Straßenbeleuchtung natürlicher Weiſe keine Rede, und wir in einiger Verlegenheit, wie wir die Fonda aufſuchen ſollten, in welcher ſich unſer Oberbaurath Leins befand. Ein paar der Mitreiſenden, denen ich den Namen der Fonda nannte, ſchüttelten die Köpfe und meinten achſelzuckend: der Gaſthof ſei ihnen nicht bekannt. Endlich nahm ſich der Mayoral unſerer an und gab uns den vernünftigen Rath, mit in ſeine Fonda zu gehen, und wenn ſich dort unſer Reiſegefährte nicht befände, einen Führer zu nehmen, um ihn zu ſuchen. So thaten wir denn auch, und als wir in den Hausflur des Gaſthofs traten, war das Erſte, was wir ſahen, unſere Koffer, die dort ſtanden. Alſo hatten wir uns wirklich im Namen der Fonda geirrt. Bald fanden wir auch den Geſuchten, der uns erwartet, da wir ja ausgemacht hatten, die Nacht durch nach Jaen weiter zu fahren. Ich muß aber geſtehen, daß ich für heute genug gethan zu haben glaubte; ſo und

ſo viele Leguas zu Fuß oder zu Eſel, dann die Courierfahrt im ſpaniſchen Eilwagen, — wahrhaftig, die Zimmer in der Fonda zu Baylen hätten lange nicht ſo freundlich zu ſein gebraucht, als ſie es in der That waren, um uns leicht zum Dableiben zu bewegen. Obendrein hatte uns der Mayoral nur die Plätze oben auf der Kutſche anzubieten, für die ich nie eine Schwärmerei gehabt habe. So ward alſo beſchloſſen, die Nacht zu bleiben, um am folgenden Morgen unſern Weg zu Pferde fortzuſetzen.

Wir ſchliefen vortrefflich, beſahen an dem andern Tage in der Frühe die Hauptkirche von Baylen und ritten gegen neun Uhr aus dem Thore der alten Stadt, nachdem wir ziemliche Mühe gehabt, die nöthigen Reit- und Packpferde aufzutreiben. Auch war dieſe Mühe nicht belohnt worden, und wir waren ziemlich ſchlecht beritten. Wir drei hatten zuſammen nur zwei Steigbügel und ſtatt eines ordentlichen Kopfzeuges mit Zügeln waren die Pferde nur mit Halftern und Stricken aufgezäumt. Doch war das Wetter prächtig und ſchön, der Himmel wolkenlos, der Sonnenſchein warm und erquickend, hie und da in geſchützten Lagen ſah man die Sträucher ihre Knoſpen treiben, und Mandelbäume ihre ſanft rothen Blüthen öffnen.

Die Landſtraße, auf der wir ritten, war eine würdige Fortſetzung der ſchönen Straße über die Sierra Morena: breit, glatt, gut unterhalten; ſie zog in ſanften Schlangen- und Wellenlinien durch ein leicht coupirtes Terrain, jetzt zwiſchen Saatfeldern hin, dann wieder durch grüne Wieſen. Vor uns am Horizonte, in weiter Ferne, ſahen wir Hügel über Hügel ſich aufthürmen und einen maleriſchen Gebirgszug in dunkelblauer Färbung, der die Landſchaft abſchloß; hinter uns und zur Linken hatten wir die prachtvollen Formen der Sierra Morena, von hier aus geſehen ein ſtattliches Gebirge, vielmehr eine Terraſſenwand von einigen tauſend Fuß Höhe auf der andaluſiſchen Hochebene ſtehend.

Unſer heutiger Ritt wäre ohne alle Plage, voll Vergnügen geweſen, wenn uns nicht eines unſerer Packpferde beſtändig zu ſchaffen

gemacht hätte, indem die Koffer und Nachtſäcke fortwährend auf die rechte Seite rutſchten und wir ſehr häufig halten mußten, um das nothwendige Gleichgewicht wieder herzuſtellen.

Gegen Mittag erreichten wir eine einſam ſtehende Venta, die, übrigens nicht verfallen war, wie wir es in der Mancha faſt immer angetroffen, die vielmehr von außen einer deutſchen Fuhrmannsherberge ſo ähnlich ſah, daß es uns ordentlich wohl that. Eine halbe Stunde vorher hatte ich auf einem Felde neben der Chauſſee mehrere aufſprießende Frühlingsblumen bemerkt, die mich ebenfalls ſo an die heimathlichen Fluren erinnerten, daß ich abſtieg, mir einige Crocus pflückte und ſie in meiner Brieftaſche verwahrte. Durch dieſen Aufenthalt hatten die Andern einen Vorſprung gewonnen, und als ich raſch nachritt, fand ich die Venta, die von weitem geſehen ſo ſtill und friedlich auf der Höhe des Berges lag, ſchon zu einem bewegten Lager umgewandelt. Draußen waren Pferde und Laſtthiere angebunden, daneben hatte es ſich unſer Arriero auf dem Boden bequem gemacht, und als ich in das Innere trat, dem großen bekannten Raume, der Küche, Wohn- und Schlafzimmer in Einem iſt, fand ich den Maler und den Oberbaurath in eifriger Verhandlung mit der Wirthin um ein Frühſtück, ſo gut als möglich.

Daſſelbe war auch bald bereitet und ſchmeckte, obgleich ächt ſpaniſch einfach, doch ſo vortrefflich, daß ich heute noch gerne daran denke; wir bekamen nichts als gutes Brod, geräucherten Speck und fauſtdicke Zwiebel, dazu aber einen vortrefflichen Rothwein, dem wir ſtark zuſprachen. Waren wir doch warm und durſtig geworden! Denn die Sonne, die uns in der Morgenkühle ſo wohl gethan, fing gegen Mittag an, ſehr unangenehm heiß auf uns niederzukommen und uns daran zu erinnern, daß wir uns dem Süden näherten, daß wir in Andaluſien waren.

Als wir nach einer halbſtündigen Raſt weiter ritten, wurde die Hitze wirklich beſchwerlich; dabei bot die Straße keinen auch nur linienbreiten Schatten, ſie ſelbſt beſtand aus zuſammengetretenen zer-

malmten Kalksteinen, deren weißer Staub von jedem Hufschlag unserer Pferde in dichten Massen aufgewirbelt wurde. Und doch hatten wir erst Anfang Februar. Wie muß es hier im Juni oder Juli sein! Einer unserer Arriero's, den ich hierüber halb pantomimisch befragte, gab mir auf dieselbe Art Antwort, wobei er hin und her taumelte, den Kopf tief herabhängen ließ und die Zunge herausstreckte, wie ein Jagdhund zur Zeit der Feldhühner.

Wir ritten meistens schweigend dahin und machten nur zuweilen eine Bemerkung, wenn wir auf einer Höhe der Straße angekommen, eine immer schönere Fernsicht hatten. Die Gegend verlor allmälig ihren sanften Charakter, den sie von Baylen bis hieher gehabt; statt durch Felder und Wiesen führte uns die übrigens immer gleich vortreffliche Chaussee durch Strecken Haidelandes und war statt mit Sträuchern und Grün, auf der einen Seite mit einer natürlichen Steinmauer eingefaßt, während sich auf der andern ein mit Felsblöcken bedeckter Abhang in das Thal hinabzog. Auch die Aussicht vor uns hatte ihren Charakter verändert, die Hügel waren verschwunden, und der Gebirgszug, den wir heute Morgen schon gesehen, lag, wenn auch noch fernhin, im weiten Halbkreise vor uns, während wir auf einer Hochebene ritten. — „Der Alcazar von Jaen," sagte einer unserer Begleiter, während er geradeaus zeigte. Dort konnte ich aber nichts entdecken, als einen eigenthümlich geformten Höhenzug, und selbst das scharfe Auge unseres Malers war noch nicht im Stande, dort ein Mauerwerk von den Felsen zu unterscheiden.

Um mich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, befestigte ich mein Taschentuch nach Art der Beduinen unter der Reisemütze auf dem Kopf, wie Los Moros, sagte der Arriero lachend. Hatte uns aber der unbewölkte Himmel und die heiße Sonne einen beschwerlichen Tag gemacht, so färbte die letztere auch dafür, als es nun Abend wurde, die Bergketten, welche die alte Maurenstadt Jaen umgaben, auf wahrhaft entzückende Art. Da lagen sie vor uns in den prächtigsten malerischen Formen, in Farben, wie man sie sich nur denken kann, aber

terſchrift des Prinzipals merkwürdig genau nach, was mir aber eine gelinde Naſe eintrug, indem Herr Reißmehl verſicherte: „Es ſchickt ſich ganz und gar nicht für einen Lehrling, die Handſchrift des Prinzipals nachzumachen.“

Dieſe Schreibſtube des Prinzipals hatte, wie das ganze Haus, des Sonderbaren und Merkwürdigen genug. Der Pult war ebenfalls mit Schnitzwerk und Figuren verſehen, wie oben die Dachbalken, unter denen ich ſchlief. Davor ſtanden für den Prinzipal und für Philipp ein Paar hohe Schreibböcke ohne Schrauben, und für mich befand ſich am obern Theile des Pultes ein Klapptiſchchen mit einem kleinen Rohrſchemel. Hier ſaß ich nun und ſchaute aufwärts in das ernſte ehrfurchtgebietende Geſicht des Herrn Reißmehl und in die melancholiſchen, langweiligen Züge Philipps, der gewöhnlich hier im Bunde der Dritte war und ſchon zu großartigen Geſchäften gebraucht wurde, z. B. zu Eintragung der Poſten in das Journal von einer großen Rechentafel, auf welche ſie im Gewölbe geſchrieben wurden. Das Fenſter der Schreibſtube war ſtark vergittert und ging auf meinen ehemaligen Spielplatz. Da ſchaute ich manche Stunde ſehnſüchtig hinaus und freute mich nur, daß meine früheren Spielgefährten mich nicht ſehen konnten, mich, den wildeſten der ganzen Schule, wie ich auf dem kleinen Schemel ſaß und Briefe kopirte oder ſolche überſchrieb. Da ich in der Schreibſtube zuweilen ſehr viel müßige Zeit hatte, ſo kann man ſich

nicht wiedergeben. Unten in den Schluchten tiefer Schatten, nur hie und da, wo Geſtein zu Tage trat, gelbliche oder röthliche Flecken zeigend, höher hinauf ein tiefes Blau, das allmälig ins Violette überging, eine prächtige Farbenmaſſe, nur zerriſſen und maleriſch geſtört durch Schlagſchatten vorliegender Hügel und Berge. Weiter hinauf aber wurde Alles heller, glänzender, brennender, und entzückt folgten die Blicke dieſer Pracht, bis hinauf zu den Gipfeln der Bergkette, die uns das ſchönſte Alpenglühen zeigten — Jaen im Hintergrunde des Kreiſes, welchen der Gebirgszug bildete, etwas erhöht am nördlichen Abhang deſſelben gelegen, mußte durch ſeine Lage eine ſchöne Ausſicht haben auf die Hochebene und die Thäler, durch welche wir heranritten, ſowie, vor der Mittagsſonne geſchützt, kühl und behaglich ſein. Ja, ſie haben es verſtanden, die Alten, die Lage ihrer Städte zu wählen, und die eindringenden klugen Mauren erkannten die Schönheit dieſer Anſiedlung, bauten hier nach ihren Begriffen eine königliche Reſidenz, und ſchmückten ſie, ſowie die umliegenden Höhen mit ihren zierlichen, phantaſtiſchen, reizenden Bauwerken. Wie müßte ein Nachkomme jenes verſtändigen, fleißigen Volks trauern über den Verluſt all dieſer herrlichen Stätten; wie müßte er ſein Haupt verhüllen beim Anblick des zerſtörten, einſt ſo prachtvollen Schloſſes, das hoch über der Stadt auf dem Berge thront; über den Anblick der vielen zierlichen arabiſchen Brunnen am Wege, die größtentheils zerfallen ſind, auf ſie, welche ehemals geheiligt waren und jetzt kleinen, halbnackten ſpaniſchen Kindern dazu dienen, mit Steinen angefüllt zu werden.

Ueber Jaen lag Rauch und Duft, und ein Strahl der ſinkenden Sonne durch ein Seitenthal dringend warf ein gewaltiges Lichtmeer darüber hin. Bald darauf verblaßte dieſes, ebenſo wie das Alpenglühen, was uns ſo ſehr entzückt. Die wie in Freude und Luſt da ſtehenden Berge wurden plötzlich kalt und nüchtern; ihr lachender Anblick ernſt, ja traurig. Angenehm für uns war es, daß die Nacht hier ſchon faſt ohne Dämmerung hereinbricht; denn kaum war auch

der goldene Sonnenglanz am Himmel verblaßt, so zeigten sich schon hie und da glitzernde Sterne, vor allen aber Frau Venus gerade über dem mächtigen Thurm des Alcazar's stehend wie eine treue Liebe, welche sich gleich bleibt, und auch den im Unglücke nicht verläßt, welchem sie in den Tagen des Glückes geleuchtet und gelächelt. Ach! und welch herrliche Zeiten mochte der schöne Stern da oben gesehen haben, wenn er niederblickte in die Räume des Schlosses, wo Musik erschallte, und die von Lichterglanz erhellt waren, und wenn er sein weißes Licht niederströmen ließ in die Gärten, wo des Königs Tochter wandelte, wo

tausend weiße Blüthenflocken
haben ihren Duft ergossen,

während

Pauken- und Drommetenjubel
Klingt herunter von dem Schlosse.

Ach! da war es herrlich in der Burg des stolzen, gewaltigen Mauren, und so kühl und einsam an dem murmelnden Brunnen zwischen den Lorbeer- und Granatbäumen!

Mit den weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich sie umflochten!
Kurze Worte, lange Küsse,
Und die Herzen überflossen.

Wie ein schmelzend süßes Brautlied
Singt die Nachtigall, die holde;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es stiller,
Und man hört nur, wie verstohlen,
Das Geflüster kluger Myrthen
Und der Blumen Athemholen.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß mich ſo mannigfaltige ſüße Gedanken und Bilder umgaukeln, wenn ich in die Nacht hinein reite und einen ſchönen Stern ſehe, oder den weißen Mondenſchein, wie er ausgebreitet liegt über Berg und Thal, oder die öden Fenſterhöhlen einer alten verfallenen Burg. Aber dieſe Bilder bemeiſtern ſich meines Herzens und ich ſehe das alte Schloß plötzlich auftauchen, bemerke den Lichterglanz, der aus den Fenſtern dringt, ich höre die Klänge der Tanzmuſik — ja noch mehr; ich möchte darauf ſchwören, daß ich deutlich vor mir ſehe die glänzenden Gewänder, Menſchen alter vergangener Zeiten, ja daß ich höre tiefe Seufzer und der Blumen Athemholen. Das aber thut meine theure Freundin Phantaſie, die mich jetzt innig liebend und tröſtend umſchlingt, mir bald ſo viel Schönes in die Ohren flüſtert und mir in Bildern zeigt, mich aber gleich darauf wieder neckt und hohnlachend allerlei Entſetzliches vor Augen bringt. Und dazu bedient ſie ſich gern des klaren Mondes und konnte in früheren Zeiten flüſternd ſagen: dieſelbe blaſſe Kugel wird auch jetzt aufgeſucht von zwei andern Augen, aber ſie halten ſich nicht lange beim Betrachten derſelben auf, ſie wenden ſich zwei andern Sternen zu, die glühend in ſie hineinblicken und denen ſie ſich langſam, aber unaufhaltſam nähern.

Ein Glück iſt es, wenn man reitend und ſo denkend plötzlich durch etwas Aeußeres aus ſeinen finſtern Träumereien aufgeſchreckt wird, wenn das Pferd ſtolpert oder einer der Kameraden einen Schrei der Ungeduld ausſtößt über den langen Weg, der in der finſtern Nacht kein Ende nehmen will. Und ſo war es heute Abend. Obgleich wir ſchon bei Sonnenuntergang die Stadt geſehen, obgleich ſchon lange der Alcazar von Jaen neben und hoch über uns lag, obgleich wir ſchon ſeit einer Stunde die Lichter deutlich aus den Häuſern ſchimmern ſahen, erreichten wir immer und immer noch nicht das Stadtthor. Es war wirklich zum Verzweifeln und gerade, als weiche es immer von uns zurück.

Endlich erhob ſich rechts von der Straße ein alter mauriſcher

Thurm, an den ſich die verfallene Stadtmauer ſchloß, bei welcher wir eine gute halbe Stunde vorbeiritten, um jetzt bei einer leichten Biegung des Weges an das Stadtthor zu gelangen, unter dem wir Uniformen und Laternen bemerkten, — Zollwächter, die auf uns lauerten wie Raben auf ihre Beute. Verdrießlich und müde wie ich war, hatte ich mir feſt vorgenommen, eigenſinnig zu ſein und mich nicht durch die herkömmliche Peſeta loskaufen zu wollen. Unter dem Thore hieß es: Halt! und daß unſere Arriero's den Befehl erhielten, die Thiere abzuladen, um die Koffer durchſuchen zu können, darin hätten wir in Spanien gerade nichts Auffallendes gefunden; daß uns aber einer der Zollbeamten ankündigte, der betreffende Beamte ſei nicht mehr gegenwärtig, unſere Koffer und übriges Reiſegepäck müßten deßhalb am Thore bleiben und wir ſollten morgen früh kommen, es durchſuchen zu laſſen, das war doch in der That mehr, als müde und hungrige Reiſende zu ertragen im Stande ſind. Was ich dem Zöllner auf Spaniſch antwortete, muß ihm bei dem Wohlklange ſeiner edlen Sprache, an den er von Jugend auf gewöhnt war, ſchrecklich anzuhören geweſen ſein, denn ich reihte nur Worte an einander, als: langer Weg, müde, hungrig, Gewalt, Unrecht und verband dieſe mit einer unnöthig großen Anzahl von Carajo's. Als wir aber ſahen, daß dem Beamten dieſes Spaniſch nicht ſpaniſch vorkam, bedeutete unſer Oberbaurath den Thorwächtern ernſtlich, wir würden umkehren und vor dem Thore liegen bleiben, wenn man nicht augenblicklich unſere Koffer unterſuchte; daß wir aber mit unſerer Klage über dieſe ſchlechte Behandlung bis nach Madrid gelangen würden, darauf könnten ſie ſich verlaſſen. Zu gleicher Zeit zeigte ich ihnen den ſchon früher erwähnten Befehl des Gensd'armeriechefs an alle Poſten, uns kräftigen Schutz und Hülfe angedeihen zu laſſen, wobei wir auch verlangten, vor den hieſigen Poſten-Commandanten geführt zu werden. Das wirkte. Nach kurzer Berathung durften unſere Arriero's die Koffer wieder aufladen und wir wurden ohne Viſitation, ſelbſt ohne Löſegeld entlaſſen.

So klepperten wir denn durch die stillen öden Straßen des alten einst königlichen Jaen, bis auf den Marktplatz, wo sich die Fonda befand, welche man uns empfohlen. Bei dem Lärm, mit dem wir über den nächtlichen stillen Platz zogen und vor dem Hause hielten, erschien denn auch sogleich der Wirth, eine untersetzte komische Figur in braunem Mantel, den spitzen Hut auf dem Kopfe, mit der Rechten einen Leuchter hoch emporhaltend, dessen Licht uns erhellte, zugleich aber auch das verschmitzte und lächelnde Gesicht unseres Ventero. Er hieß uns mit einer feierlichen Rede willkommen und führte uns dann hinauf in sein Haus, wo die besten Zimmer zu unserem Empfang sogleich in Bereitschaft gesetzt wurden. Dienstfertig wie er war, befand er sich auch mit unseren Effekten, und als wir es uns oben bequem gemacht, blieb er im Zimmer stehen und betrachtete mit großer Bewunderung unsere an sich höchst einfachen Gewehre. Daß wir das große spanische Messer in der Faja trugen, schien ihm ausnehmend zu gefallen; er meinte, dieß sei die erste Waffe der Welt, wenn man sie nur gut zu gebrauchen verstehe. Darauf zog er sein eigenes hervor, dessen Klinge beiläufig gesagt über einen Schuh lang war, wickelte sich einen Theil des Mantels um den linken Arm, den er so als Schild gebrauchte, und stellte sich mit emporgeworfenem Kopf herausfordernd in Positur, was bei der kleinen dicken Gestalt äußerst komisch aussah. Dazu erzählte er uns mit einer ungeheuren Zungenfertigkeit von den drei Angriffsarten mit dem spanischen Messer, den Wurf behandelte er als etwas Feiges, den Stich in die Brust verachtete er ebenfalls, wogegen er für den Hieb in den Leib oder quer durch den Hals auf wahrhaft cannibalische Art schwärmte und zu wiederholten Malen denselben gegen uns anwendend vorsprang, was übrigens bei uns ein unauslöschliches Gelächter hervorrief, denn unser Wirth in dem braunen Mantel, wenn er so wie toll hin und her sprang, sah aus wie ein wahnsinnig gewordener Affe. Plötzlich aber schien er sich auf seine Würde als Spanier und Wirth zu besinnen, er steckte sein Messer ein, faßte an den Rand des Hutes und sagte mit vieler

Gravität: „Verzeiht, Caballeros, ich würde mir nicht erlaubt haben, eine Minute lang hier zu verweilen, wenn ich nicht wüßte, daß meine Gemahlin schon eifrig mit dem Nachtessen für Sie beschäftigt ist.“ Dann blickte er höchst ernsthaft an die Decke, während er an den Fingern herzählte: „wir haben also eine Fischsuppe, andalusisches Gericht — vortrefflich. Dann Braten mit Zwiebeln, wie man ihn in Madrid nicht besser bekommt; wir haben ferner einen Salat mit Geflügel — dabei schnalzte er statt einer weiteren Empfehlung mit dem Munde — dann eine süße Schüssel, auf deren Bereitung jeder Spanier stolz ist, und endlich selbstredend das Dessert. Wenn mich die Caballeros gütigst verabschieden, so werde ich Sorge dafür tragen, daß so schnell als möglich angerichtet wird.

Daß wir Don Ramiro — so hieß unser Wirth — in jeder Beziehung gern verabschiedeten, verstand sich von selbst. Bald hörten wir auch im Nebenzimmer Stühle rücken, Teller klappern und das Souper nahm seinen Anfang. Leider war es aber nicht im Einklange mit den stolzen Worten des Spaniers; die vortreffliche Fischsuppe roch so stark, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie auch nur zu versuchen; der Braten war ein Gemengsel von verkohlten Knochen, Sehnen und Muskeln, und das Huhn zum Salat schien an der Schwindsucht gestorben zu sein. Glücklicherweise hatte die Kochkunst von Don Ramiros Gattin an Brod und Wein nichts verderben können, und blieben uns diese beiden Sachen, sowie eine sehr mittelmäßige Chocolade zur Stillung unseres Hungers und Durste. Dabei kann ich nicht verschweigen, daß wir von der Hausfrau selbst bedient wurden, daß diese aber ein so erschreckend häßliches Gesicht hatte, wie ich lange nichts gesehen, ihre Gesichtsfarbe war aschfahl, die Haut verdeckte nothdürftig die Knochen, so daß man glaubte, einen Todtenkopf vor sich zu sehen.

Das Haus, in dem wir uns befanden, war sehr groß und schien ehemals der Palast eines Vornehmen gewesen zu sein; es hatte ein weites, schönes Treppenhaus, dessen Decke von Säulen getragen wurde;

breite steinerne Stufen führten in den ersten Stock, auf einen Vorplatz und geräumige Corridors, an die sich die Gastzimmer anschlossen, ebenfalls breit, sehr hoch, mit großen Fenstern und alten geschnitzten Doppelthüren. Unsere Betten waren nicht schlechter, als man sie gewöhnlich in Spanien findet. Die Aussicht von unserem Salon, die wir noch bei Mondschein genossen, war sehr schön; wir sahen auf verschiedene Gärten, in denen sich kleine Häuser befanden, und hatten vor uns das Ende des Gebirgszuges, welcher die Stadt umgibt, mit dem alten Schlosse, das hier von der Seite gesehen noch kecker und trotziger an dem Felsen hing.

Der andere Tag war ein Sonntag und da der Eilwagen von Sevilla nach Granada, den wir benutzen wollten, erst am folgenden Morgen um zwei Uhr hier ankam, um gleich darauf weiter zu gehen, so hatten wir Muße genug, uns die alte Stadt zu betrachten. Gleich am Morgen durchschritten wir einen großen Theil derselben, da es uns drängte, zuerst die alte Schloßruine zu besuchen. Indem Jaen, wie schon früher bemerkt, an den Berg hinan gebaut ist, so steigen alle Straßen und oft ziemlich steil, was der an sich interessanten Stadt noch etwas besonders Malerisches verleiht. Die schmalen und hohen Häuser, bald christlichen bald arabischen Ursprungs, hier mit viereckigen, dort mit gewölbten Fenstern, bald mit einer Terrasse versehen und bald mit einem Ziegeldache, schauen über einander weg, und die meisten zeigen in ihrem obersten Stockwerke eine Reihe luftiger Logen, deren Bögen meistens auf schlanken Säulen ruhen. Für einen Maler gäbe es hier wochenlang die schönste Ausbeute, denn bei jeder Straßenbiegung, bei jedem Schritt, den man weiter in die Stadt hineinthut, sieht man die interessantesten und originellsten Sachen, bald einen Erker, der wie ein Schwalbennest an irgend einem Gebäude klebt, bald eine seltsame Treppe, bald einen ehemals maurischen Brunnen, den man durch die schlechte Statue eines christlichen Heiligen gerade nicht besonders verschönerte.

Zum Schlosse hinauf führt ein ziemlich steiler Fußweg bei einer

alten maurischen Wasserleitung vorbei, die noch heute ihren Dienst thut. Ihre Ränder waren mit frischen Schlingpflanzen bewachsen, und sie bildete so einen wohlthuend grünen Streifen auf dem gelben kahlen Sandsteinboden, über dem sie hergeführt war. Aus den herabgerollten Steinen der Schloßmauern hatten die Leute Terrassen gebaut, auf denen sie Reben zogen, und diese Weingärtner wohnten dabei in sehr provisorischen Hütten und Häusern. Aber das Klima ist ja mild und angenehm, und wo jetzt Anfang Februar ganz nackte kleine Kinder mit ihren Füßchen im herabrieselnden Bergwasser standen, da braucht man eigentlich nicht viel Vorkehrungen für den Winter zu treffen. Auf der Hälfte des Berges, bis wo die gewaltigen Schutzmauern heruntergreichten, versperrten uns diese plötzlich den weiteren Weg und zwar in der Nähe eines kleinen Hauses, das so malerisch, unabsichtlich und originell in einem Mauerwinkel errichtet war, daß wir verwundert stehen blieben; ein ehemaliges Säulenthor, von dem aber die Hälfte zerbröckelt umherlag, bildete den Hausflur, der mit Balken und Latten bedeckt war, über welche sich eine gewaltige Weinrebe schlang. Oben aber in dem Gewölbe des Thorbogens hatte man ein kleines Schlafgemach gewonnen, während das Wohnzimmer durch Mauerwinkel gebildet, ohne Fenster war und sein Licht nur durch den alten Thorbogen erhielt.

Der helle lustige Klang einer Weiberstimme drang aus dem dunkeln Raume hervor und veranlaßte uns, näher zu treten, um uns nach dem weitern Wege zu erkundigen. Statt der Spanierin aber trat uns eine Gestalt entgegen, vielleicht ihr Vater, Bruder oder auch ihr Mann, der viel mehr einem Räuber als einem harmlosen Weingärtner ähnlich sah. Er hatte den andalusischen Hut trotzig auf das rechte Ohr gedrückt und zeigte uns ein finsteres und mürrisches Gesicht. Ein schwarzer Bart bedeckte Kinn und Mund, und unter tief herabhängenden Augenbrauen blickten uns die dunkeln Augen an. Auf der linken Schulter trug er eine roth und schwarz gestreifte Manta; und während er sich vor uns hinstellte, stützte er sich auf ein langes

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20766 / 032

Gewehr, und ſein Meſſer im Gürtel war wenigſtens ebenſo lang wie das unſeres Wirthes Don Ramiro. — „Woher des Weges?“ fragte er uns. Wir erklärten ihm, wir wollten das Schloß beſuchen, hätten aber wahrſcheinlich den Weg verfehlt. „Und das hättet ihr wohl ſehen können!“ antwortete er, denn durch Weinberge führt wohl nirgendwo die öffentliche Straße. Da Ihr aber einmal da ſeid, ſo will ich Euch durch mein Haus laſſen, und dann könnt Ihr drüben weiter klettern. Kommt!“ Damit trat er unter den Thorbogen zurück, und ich bin nicht ganz ſicher, ob ich ihm gefolgt wäre, wenn ich mich allein befunden hätte. — Ueber dem Thorbogen hing eine große aufgerollte Matte, um dieſen zu verſchließen, und als wir in das Innere traten, fiel mir das Haus des Spara ſucile in der Oper Rigoletto ein. Genau ſo ſah Wohnung und Wirth aus. Auch die hübſche Schweſter war da und trillerte ihr Liedchen fort, als beachte ſie uns gar nicht. Hinten in der Wohnſtube befand ſich eine kleine Thür, die er uns öffnete, und dann wieder verſchloß, als wir hindurch gegangen waren.

Längs der Mauer ſuchten wir unſern Weg weiter, und als ich mich noch einmal umwandte, bemerkte ich das lachende Geſicht der ſchönen Spanierin, die uns freundlich nachblickte, lachend die weißen Zähne zeigte und dann verſchwand.

Donna è mobile
come il vento — —

ſang ich vor mich hin, während wir aufwärts ſtiegen.

Der Kern des Schloſſes, den wir nach halbſtündigem Aufwärtsſteigen erreichten, iſt mauriſch, ebenſo der große Thurm, der ſtolz und ungebeugt über dem Gemäuer emporragt; die ſpätere Zeit aber hat den ehemaligen Alcazar rings um mit Gebäuden der verſchiedenſten Art eingefaßt, Mauern und Wälle angelegt, und das Schloß, der Länge nach auf den Kamm des Felſens ausgeſtreckt, muß ſeiner Zeit ſehr feſt geweſen ſein. Jetzt iſt Vieles zerfallen, und außer einer militäriſchen Feuerwache, die ſich oben befindet, iſt es gänzlich unbewohnt.

denken, daß ich mitunter auf mancherlei Thorheiten verfiel. Schon in der Schule hatte ich eine merkwürdige Fertigkeit darin gehabt, aus einem Federkiel wie aus einem Blaserohr kleine Brodtkugeln zu schießen, ein Studium, das ich auch hier wieder vornahm. Ich begann damit, meinen Kollegen Philipp zu necken, indem ich ihm eins auf die Nase schoß. Aber dieser Edle war viel zu phlegmatischer Natur, als daß mich das Spiel mit ihm lange unterhalten hätte. Mochte er kein Gefühl haben, oder wollte er aus Respekt vor dem Prinzipal sich nichts merken lassen, genug, wenn ich ihn auch noch so empfindlich traf, so fuhr er wohl schreckhaft zusammen, sah aber dann den Herrn Reißmehl mit einem ängstlichen Blicke an, als wollte er sehen, ob dieser auch bemerkt habe, daß er es gewagt, sich zu bewegen.

Nun befand sich aber in der Schreibstube außer uns Dreien, und zwar in der Ecke des Gemachs, gerade vor meinen Augen, ein Wollsack, auf dem Fanny, der Mops, seine Schlummerstunden, so ziemlich vier-und-zwanzig des Tages hielt. Mit welcher Zärtlichkeit, ja mit welcher Ehrfurcht behandelte Philipp diesen Hund! Ich habe oft bemerkt, daß, wenn im gleichen Augenblick der Prinzipal rief und Fanny bellte, Philipp zu ihr hinstürzte, um zu sehen, was ihr fehle. Das war nur ein Sporn mehr für mich, um dem faulen Vieh zuweilen meine Kugeln zuzusenden. Ich traf den Hund vortrefflich, bald auf den

Die Aussicht hier ist prachtvoll; tief unten liegt die Stadt an den Fuß des Berges geschmiegt, und über der Häusermasse erheben sich die starken Umwallungsthürme, vor allen aber die Kathedrale. In schöner Färbung breitet sich vor uns die Ebene aus, durch welche wir gestern geritten, ein wellenförmiges Terrain voll sanfter Hügel, über welche sich die gelbe Straße dahin wendet, an Ubeda vorbei, das von grünen Weiden umgeben ist, an Baeza mit seinem trotzigen Kastell, bis am Horizonte der Gebirgszug der Sierra Morena das Ganze prachtvoll abschließt. Obgleich die Vegetation noch zurück war, so schmückten doch die zahlreichen Olivenpflanzungen mit ihrem bläulichen Grün das Terrain, und angenehm glänzen hie und da die weißen Mauern einzelner Höfe aus dem saftigen Grün hervor. Ein Hügel am Rande der Stadt bedeckt mit runden Plätzen zum Dreschen des Getreides, einer den andern berührend und ein eigenthümliches großes Mosaikpflaster nachahmend, nahm sich dazwischen ganz originell aus.

Begreiflicherweise suchten wir in dem alten Alcazar nach maurischen Ueberresten und wurden erst nach langem Umherklettern für unsere Mühe, dann aber auch reichlich belohnt. Mitten zwischen Bastionen und kasernenartigen Gebäuden fanden wir nämlich einen kleinen reizenden Hof, zu welchem ein zierliches Thor in der bekannten Hufeisenform führte; es war ein heimlicher, versteckter Winkel mit einer Seite an die Schloßmauer gelehnt, über deren hier niedrige Brustwehr man eine entzückende Aussicht auf die umliegenden Berge hatte. An der Eingangspforte der Wand des Hofes, sowie dem Fußboden sah man noch deutliche Spuren, wie reich das Alles einst mußte verziert gewesen sein; zwischen kunstreich verschlungenen Arabesken bemerkte man Bruchstücke von Koransprüchen, Alles zierlich in Stuckmasse ausgedrückt, einstens bemalt und vergoldet; auf dem Fußboden lagen Haufen von Marmorstückchen, die früher gewiß kunstreich zusammengefügt gewesen waren, jetzt aber war es nicht mehr möglich, auch nur eine einzige Figur noch zu erkennen.

Als wir das alles so aufmerksam betrachteten, Oberbaurath Leins

auch einige Aufnahmen in ſein Skizzenbuch machte, ſah ich eine Schildwache, die hoch von der Mauer herab uns zuſchaute und uns winkte heraufzukommen. Nach einigem Suchen fanden wir auch den Platz droben, wo ſich der ſpaniſche Soldat befand, und nachdem er uns freundlich gegrüßt, führte er uns in ſeine Wachtſtube, ein finſteres, ſchwarzgeraucht es Gewölbe mit zwei ſchmalen Fenſtern mauriſchen Urſprungs. Erſt als er mit dem Finger auf die gewölbte Decke über uns zeigte, verſtanden wir vollkommen ſeine Freundlichkeit. Die Wachtſtube war ein ganz gut erhaltenes gewölbtes Gemach, bedeckt mit ſchönen arabiſchen Sculpturen; namentlich das Deckengewölbe war ſchön componirt, durch kunſtreiche Arabesken in verſchiedene Felder getheilt, an denen in ununterbrochener Folge ſich Schilde mit den beiden Thürmen des caſtiliſchen Wappens und den Löwen des Königreichs Leon aneinander reihten. Wozu dieſes Gemach einſtens gedient, konnten wir nicht ergründen; vielleicht als Kiosk auf der Höhe der Mauer gelehnt, ſchwerlich als Badgewölbe, obwohl es dieſe Form hatte.

Es war ſchon Mittag, als wir Jaen wieder erreichten. Auf den Straßen herrſchte viel Leben, da es Sonntag war, und ganze Schaaren geputzter Männer und Weiber begaben ſich vor das Thor hinaus, zu welchem wir geſtern eingeritten waren, und wo ſich der Paſeo befindet. Die Tracht iſt hier ſchon vollkommen die andaluſiſche; bei den Männern die reich verſchnürte Jacke, enganliegende Beinkleider mit zierlich ausgenähten Ledergamaſchen; bei den Weibern der bunte, ziemlich kurze Rock und die ſchwarze Spitzen- oder Seidemantille, welche den Kopf ſo ſchön einrahmt, und ein ſelbſt unbedeutendes Geſicht intereſſant erſcheinen läßt. Doch muß ich geſtehen, daß wir hier in Jaen unter dem weiblichen Geſchlecht wenig Köpfe ſahen, die nicht wenigſtens etwas Schönes aufzuweiſen hatten, ſei es das prachtvollſte Haar der Welt oder große blitzende Augen, herrliche Zähne oder die ſanfte, blaſſe, gleichförmige und ſo anziehende Geſichtsfarbe. Aber auch Köpfe von vollendeter Schönheit bemerkten wir, Köpfe und Ge-

ſtalten, vor denen man bewundernd ſtehen bleiben mußte. Und wie ſie ſo elegant und graziös ſind, dieſe Spanierinnen! Wie ſie alles Schöne, was ihnen Gott verliehen: die entzückende Taille, die feinen Hände und Füße, Augen, Zähne, Mund zu gebrauchen und in's rechte Licht zu ſtellen verſtehen! — Und wie ſie dabei die künſtlichen Waffen handhaben! Mantille, Fächer; o es iſt entzückend und betrübend! —

Zwiſchen den geputzten Spaziergängern hindurch bei den lachenden und plaudernden Gruppen wurde eine Kinderleiche von ſechs kleinen Mädchen in einem offenen Särglein getragen. Das arme kleine Todtengeſichtchen ſah ſo friedlich aus, und die Mädchen, die das geſtorbene Kind trugen, wehrten ihm die Fliegen ab, und bald war die Eine, bald die Andere beſchäftigt, die Blumen zurecht zu legen, womit die Todte bedeckt war, und die ſich bei der Bewegung zuweilen verſchoben; auch vermehrten ſich dieſe Blumen, je weiter der Zug ſich vom Thore entfernte, denn manch ſchönes Weib, manch reizendes Mädchen nahm ein grünes Blatt oder eine Blüthe aus dem Haar oder vom Buſen, und warf es mit einem Segenſpruch auf die Kinderleiche.

Der große Platz, der ſich vor der Hauptkirche ausbreitet, zog uns beſonders an, ein überreiches Eiſengitter trennte ihn von dem Vorhof der Kathedrale, deren gewaltige Façade aus der ſpäten Renaiſſance-Zeit mit zwei mächtigen Thürmen demſelben eine große Würde verleiht. Es iſt, als hätte der Erbauer den ganzen überſchwänglichen Reichthum der gothiſchen Kirchenfronten in ſeinem Styl und mit den Mitteln der antiken Bauweiſe erreichen wollen, eine Unzahl von Pfeilern, Pilaſtern, Balkonen und über einander aufgeſtapelten und durch einander geſchobenen Säulenordnungen bedeckt dieſe Façade, die dadurch allerdings ein ſehr verworrenes Anſehen bekommt, aber durch die Verſchwendung des Ornaments und die mächtigen Verhältniſſe doch imponirt. Gegenüber iſt der Platz durch ein ſchönes altes Gebäude begränzt, in deſſen oberem Stockwerk ſich ein zierlicher Laufgang von kleinen Arkaden auf ſeiner ganzen Länge hinzieht, und das auf der glatten Fläche der unteren Stockwerke mit einem ſchönen ſteinernen

Erker geſchmückt iſt, dem Erker des Pilatus, wie er in Jaen heißt, wie denn faſt an jedem Hauſe in Spanien an dem ſich ein Erker befindet, der Name des Pilatus haftet.

Weit ſchöner und reiner als die Hauptfaçade ſind die beiden Nebenſeiten der Kathedrale; namentlich die Südſeite, zumal das dortige Portal iſt von überraſchend prächtiger und edler Anordnung und wunderſchönen Detailformen. Das Innere aber iſt in der That prachtvoll und von majeſtätiſchen Verhältniſſen. Die Säulenbündel, die die Kuppelgewölbe tragen und die drei Schiffe von einander trennen, ſtehen auf hohen Piedeſtalen und die weite Stellung dieſer Stützpunkte verleiht dem mächtigen Raum etwas Luftiges und überaus Kühnes.

Von der früher auf derſelben Stelle geſtandenen alten Kathedrale iſt auf der Rückſeite des Aeußeren noch ein höchſt intereſſantes Stück des gothiſchen Unterbaus übrig geblieben, das eine ſehr günſtige Meinung von dieſem verſchwundenen Bau erweckt.

Ich hatte es über mich genommen, mit Don Ramiro unſer heutiges Mittagsmahl zu beſprechen. Auf die gelinden Vorwürfe, die ich ihm wegen des geſtrigen Soupers machte, ſtellte er ſich anfänglich ganz verwundert, dann aber gerieth er in einen erkünſtelten ſehr furchtbaren Zorn hinein und verſicherte, es ſei ihm das bei vornehmen Herrſchaften mit ſeiner Köchin ſchon einigemal paſſirt, aber dießmal wolle er mit ſeinem Meſſer dabei ſtehen bleiben. Dabei patſchte er ſich auf den dicken Bauch, klappte die Zähne zuſammen, und wenn man nach ſeinem entſetzlichen Blick urtheilen wollte, ſo war die Köchin wegen eines einzigen verdorbenen Gerichtes in Gefahr, heute Abend ſchon eine Leiche zu ſein.

Nachdem der Wirth ſeine Capa maleriſch umgeworfen, mir an der Thür nochmals ſehr effektvoll zugegrinst, wobei er auf ſein Meſſer wies, ging er, die nöthigen Befehle zu geben. Ich ſetzte mich ans Fenſter und blickte auf die Stadt hinaus, zuerſt aufwärts nach dem alten Schloſſe, dann vor mich in die Tiefe, wo ſich ein einſtens hübſch angelegter Garten jetzt in der maleriſchſten Unordnung befand; zerbrochene

Steinbänke waren kaum noch sichtbar vor wucherndem Gras und Brennnesseln, kopflose Statuen sahen eigenthümlich, fast grauenhaft aus, da sie wie im Todeskampfe Arme und Hände krampfhaft von sich streckten, denen Füllhorn und Bogen längst entfallen war. Die Gartenbeete waren kaum noch sichtbar durch einige Einfassungsteine und ein paar wuchernde Blumenpflanzen, die sich von Generation zu Generation fortgepflanzt und immer kümmerlicher geworden waren. Auch ein ehemaliger Springbrunnen befand sich hier unten, aber sein Wasser war versiegen gegangen und die marmorne Schale wurde zum Kehrichtfaß benutzt. Das einzige Freundliche und Angenehme in dieser verwahrlosten Umgebung war ein lebendiges Reh, das unten vor meinem Fenster angebunden war und welches dankbar die Stückchen Brod aufsuchte und fraß, welche ich ihm hinunter warf, wobei es mich so lieb und ehrlich mit seinen großen glänzenden Augen ansah.

Unser heutiges Mittagessen war insoweit besser, als wir keine stinkende Fischsuppe hatten, auch wagte Niemand eine tadelnde Bemerkung laut werden zu lassen, da Don Ramiro mit so furchtbarem Blicke ab- und zuging, daß wir nicht anders erwarten konnten, als daß die geringste Klage unsererseits einen schrecklichen Mord nach sich ziehen würde.

Auf der Post hatten wir die Plätze nach Granada vormerken lassen, und da wir von hier aus die Ersten waren, so konnten wir hoffen, befördert zu werden, wenn nicht, wie das häufig vorkam, der Eilwagen vollkommen besetzt war; dann blieb uns nur übrig, zu warten oder weiter zu reiten. — Dießmal aber hatten wir Glück, denn schon um halb Zwei wurden wir vom Mozo des Hauses mit der freundlichen Botschaft geweckt, die Diligence von Baylen sei angekommen und habe drei außerordentlich schöne Plätze für uns. Schnell waren wir reisefertig, hatten aber noch einen sehr ergötzlichen Zwischenfall mit Don Ramiro, der uns mit der Versicherung, er habe uns als Freunde behandelt, eine so unverschämte Rechnung übergab, daß wir laut lachen mußten. Ich strich ihm einfach über ein Drittel her-

unter und zählte ihm das Geld auf, das er anfänglich schwur, nicht nehmen zu wollen: „Entweder die ganze gerechte Summe oder gar nichts," sagte er. Als ich mich aber anschickte, ihm im Letzteren seinen Willen zu thun, zog er andere Saiten auf, d. h. er strich sein Geld ein und verließ uns mit einem sehr steifen Kopfnicken.

Ueber unsere Plätze im Eilwagen hatten wir uns nicht zu beklagen; alle drei waren im Interieur, doch machte mir der Mayoral Hoffnung auf einen Platz im Coupé von Campillo de arenas an, den ich auch alsdann richtig erhielt, und mich nun vorn in dem breiten Wagen allein mit einem Geistlichen befand, und was das Sitzen anbelangte, auf's Allerbehaglichste versorgt war. Mit dem Fahren und dem Wege dagegen hatten wir wieder das alte spanische Elend; die gute Straße von Baylen nach Jaen hörte hier sogleich auf, und des Rüttelns und Stoßens, des Hin- und Herwankens und der ewigen Aussicht, umgeworfen zu werden, war kein Ende. Dabei gab mir der Mayoral fast auf jeder Station die untröstliche Versicherung, es komme immer schlimmer. Und wahrlich, der Mann hatte Recht. Von einer solchen Fahrt kann man einem deutschen Gemüthe, das nichts ähnliches gefühlt, keinen Begriff machen. Am tollsten wurde es, als wir Nachmittags höhere Berge zu passiren hatten; hier war die Straße durch herabstürzende Bergwasser oft so ausgewaschen, daß bald die Räder auf der rechten, bald auf der linken Seite in schuhtiefe Löcher einsanken, wobei sich der Wagen krachend neigte und erst in geraumer Zeit wieder aufzurichten im Stande war. Ich möchte fast behaupten, bei diesen grundlosen Straßen ist das tolle Jagen der spanischen Postillone eine Nothwendigkeit; der Wagen, der von einem Loch in das andere gerissen wird, kommt nicht zur Besinnung und hat keine Zeit umzuwerfen, denn kaum macht er hiezu einmal ernstliche Anstalten, so hetzen Mayoral, Zagal und Delantero mit Geschrei und Peitschenhieben die Zugthiere, daß sie in tollem Jagen die stürzende Diligence wieder aus den Untiefen aufs feste Land reißen.

Zum Ueberflusse und für uns vornen im Coupé zu sehr unan-

genehmer Ansicht hatten wir von Cortijo de Andar eine andere schwerbepackte und lang bespannte Diligence vor uns, deren wahrhaft erschreckende Sprünge die steilen Berge hinab, sowie das verdächtige Schwanken uns beständig anzeigte, daß es uns an derselben Stelle gerade so gehen würde. Wir nannten die Deligence vor uns nur den Probirwagen, und so lange dieser nicht auf der Seite lag, hatten auch wir gute Hoffnung. Unserem Mayoral diente er in der That auch als Wegweiser, denn ein paarmal, wo der Vordere in tiefe Löcher einsank und auf Augenblicke stecken blieb, vermieden wir diese Stelle und kamen glücklich durch.

So erreichten wir Nachmittags gegen fünf Uhr die letzte Station vor Granada, und als der Mayoral vom Bocke stieg, gab er mir eine erfreulichere Antwort. „Sobald wir über den Höhenzug vor uns hinweg sind," sagte er, „haben wir nach Granada eine Straße glatt wie der Tisch." — Also Ende gut, Alles gut. Das war in der That eine angenehme Aussicht, und unser Rosselenker sprach im Guten, wie im Schlimmen die Wahrheit. Mein Geistlicher im Wagen, mit dem ich mich so gut als möglich unterhielt, — er verstand keine andere Sprache als Spanisch — entsetzte sich bei der ganzen Fahrt über mein beständiges Cigarrenrauchen. „Schon wieder eine!" rief er mit komischem Entsetzen, so oft ich mein Etui aus der Tasche zog. „Jesu Maria! Caballero, Ihr müßt ja in Eurem Innern austrocknen, wie ein Stein. Ich habe freilich auch einmal in meiner Jugend geraucht," setzte er hinzu, „aber vielleicht im ganzen Tag drei oder vier Cigarretten; das war Alles. — Oh! — oh! — oh!" Dabei sah er mich mit komischem Ernst von der Seite an. Uebrigens war er sehr freundlich, erklärte mir von der Gegend, was ich wissen wollte, und als wir nur langsam die Anhöhe, von der ich vorhin sprach, hinauffuhren, faltete er seine Hände und that sehr bewegt, jetzt endlich sein schönes Granada wieder zu sehen.

Ich gestehe es, daß auch mir seltsam, höchst erwartungsvoll, ja feierlich zu Muthe war, fast ebenso wie damals, als ich vor langen

Jahren mit meinem Beduinen durch einen dichten Olivenwald aufwärts sprengte, einer kahlen Höhe zu, von der man Jerusalem sieht. Wie haben wir uns nicht, wenn auch in anderem Sinn, von frühester Jugend an mit Granada beschäftigt, Granada, dem letzten Halt des so edlen, glänzenden, kriegerischen und tapferen Maurenvolkes. Granada! Schon der Name klingt so erfrischend, so süß und feurig; wohlthuend wie der Duft einer Rose, angenehm wie die glühende Blüthe der Granate in ihrem dunklen, saftigen Laube. — Granada von dem der Spanier sagt:

„A quien Dios lo quiso bien en Granada le dió de comer."

(Wen Gott lieb hat, dem gibt er sein Brod in Granada.) Oder wie das Lied heißt:

El que no ha visto Granada,
No ha visto nada.

— — Wir hatten die Höhe erreicht; vor uns lag die prachtvolle Vega von Granada, jetzt schon wie ein grünes Meer der herrlichsten Vegetation, von dem silberglänzenden Xenil durchströmt. Die Schatten des Abends senkten sich schon herab auf die Ebene, aber aus ihr hervor glänzten noch hell die weißen Gebäude von Granada mit ihren unzähligen Kuppeln und Thürmen. Alles aber überragten die gewaltigen Massen der Sierra Nevada, deren schneebedeckte Gipfel in den Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten und glühten. Mein Nachbar im Wagen zeigte mit einem seltsamen Gesichtsausdrucke auf eine noch unter uns liegende grüne Bergwand, auf deren Höhe wir ein fabelhaftes, zierliches Bauwerk sahen, mit zahllosen Säulen und Bogen, wie eine weiße Elfenbeinschnitzerei zwischen den schwarzen Cypressen hervorglänzend — die Xeneralife, sagte er. Und dann zeigte er etwas tiefer, wo sich auf demselben Bergrücken gewaltige rothe Thürme und Mauern erhoben, die noch gerade einen letzten Kuß der sinkenden Sonne empfingen, — und als er darauf leise und feierlich

ſprach: Alhambra, verſanken wir Beide in tiefe Träumereien und ſagten kein Wort weiter, bis wir endlich tief unten in der Stadt ſelbſt anhielten, wo wir uns mit einem herzlichen „gute Nacht!“ trennten.

Achtzehntes Kapitel.

Granada.

Lage der Stadt. Xenil und Darro. Die Fonda nueva. Die Straßen von Granada. Die Kathedrale. Die Cartuja. Phantaſien auf der Bivarrambla. Ein Turnier in alter Zeit. Der Zacatin. Die Alhambra. Die Generalife. Der Thurm der Gefangenen. Der Parador der Sultanin. Blick in die Umgebung. Der Paſeo. Caſa de Boabdil. Ein Feſt auf dem Cerro Monte. Die Schönheit der Andaluſierinnen.

Faſt im ſüdlichſten Theile des ſchönen Spaniens, nicht viele Stunden vom mittelländiſchen Meer, wo ſeine tiefblauen Wellen an die Küſte von Malaga und Almeria ſchlagen, erhebt ſich eine Gebirgskette ſo hoch, daß die Spitzen ihrer Berge mit ewigem Schnee bedeckt ſind, die Sierra Nevada. Gegen Süden und Weſten fallen ihre Wände ſchroff herunter, eine rieſenhafte Schutzmauer bildend für die herrlichen Thäler und prachtvollen Städte, die ſich auf der öſtlichen Seite befinden. Hier fällt das Gebirge terraſſenförmig ab, und nachdem es hoch oben prächtig maleriſche Bergformen zeigt, ſinkt es in weichen lieblichen Ausläufern in's Thal hinab. Einer dieſer Ausläufer, eigentlich ein vorſpringender Bergrücken, Cerro de Santa Elena genannt, iſt durch zwei enge, felſige Thäler von den andern vorſpringenden Ausläufern getrennt, und aus dieſen Thälern, wo unten die Myrthe blüht und die Granate mit ihrer glühenden Blüthenpracht üppig gedeiht, ſtürzen zwei klare friſche Bergwaſſer, der Xenil und der Darro, hervor, ſo das Elenengebirge auf zwei Seiten abgränzend. In der Ebene angekommen, neigen ſich dieſe fröhlichen Kinder des

Berges gegen einander und vereinigen sich vielleicht eine Stunde von dessen Fuße. Der Xenil ist der stärkere und das spanische Volkslied nennt ihn den Verlobten und den Darro die Braut, die ihm ihren goldführenden Sand zur Morgengabe bringt, auch in der Umarmung des Gemahls verschwindet, denn von der Vereinigung an führen beide Flüßchen miteinander den Namen Xenil und eilen so durch die Vega dem Guadalquivir entgegen. — Ueber diese Vermählung existiren eine Menge spanischer Romanzen und Lieder. Eine derselben prophezeiht den einstigen Untergang Granadas durch die reißenden Fluthen des Darro, indem es sagt:

Darro tienne prometido,
De casarse con Genil;
Is le ha do llevar en dote
Plaza nueva y Zacatin.

Darro hat es einst verheißen,
Mit Xenil sich zu vermählen:
Führt ihm zu als Morgengabe
Plaza Nueva und Zacatin.

Und diese Vega! Sie ist am Fuße des Elenagebirges, was die Huerta bei Valencia ist; nur ist ihre Vegetation an Bäumen stärker und reicher.

Auf jenem wunderbaren Stückchen Erde nun, welches der Lauf des Xenil und Darro von der Ebene abschneidend dem Fuße des Cerro de Santa Elena zuweist, an diesen weichen Bergausläufer im Halbkreise geschmiegt und theilweise an ihm emporsteigend, liegt die alte prächtige Maurenstadt Granada. Während ihr westliches Ende in der Ebene lagert, sind die östlichen Stadttheile in die Schlucht des Darro hinein fortgebaut und sind auf das rechte Ufer übergetreten, wo nach der Flucht der Araber aus Baeza, Antequera u. s. w. ein neuer

dicken Leib, bald auf die Nase, und da er zu faul war, um sich vom Wollsack zu erheben, so brach er in ein klägliches heiseres Gebell aus, ein Ton, so schrecklich für Philipp, daß er fast von seinem Bocke herunter stürzte. Auch der Prinzipal ging hin, um nachzusehen, was dem Thiere fehle, und Jungfer Barbara stürzte aus der Küche herein. Letztere aber fand einmal, als sie ihren Liebling genau untersuchte, einige der verschossenen Kugeln. Natürlich warf sie im Augenblick ihren Verdacht auf mich; da ich mich aber sehr unschuldig benahm, wagte sie es nicht, mich anzuklagen, und paßte hierzu einen günstigeren Augenblick ab, der auch bald erschien.

Sie konnte unsere Schreibstube vom viel besprochenen Nebenzimmer aus durch ein rundes Fensterchen übersehen und mich von da belauern, was sie auch redlich that. Seit jener Stunde nun, wo mich Fanny durch ihr Geheul fast verrathen hätte, hatte ich eine andere Zielscheibe entdeckt, und diese war nichts Geringeres, als der Hut des Prinzipals, der an einem großen Nagel neben dem kleinen Fenster hing. Da Jungfer Barbara bei ihrem Lauschen nur auf den Mops schaute, so hätte sie mein neues Ziel nicht so bald entdeckt, wenn nicht eine meiner Kugeln, statt den Hut zu treffen, an das Fenster gefahren wäre. Es erfolgte ein gellender Schrei, Philipp ließ erstarrt die Feder fallen und sah bestürzt den Prinzipal an, der aber ganz ruhig sitzen blieb und sich nur mit

Stadttheil, der Albayzin, entstand, die heutige Zigeunervorstadt mit Schutt, Ruinen und Erdhütten bedeckt, sie, die einst zehntausend vornehme Ritterfamilien beherbergte.

Auf jenem Bergausläufer aber, den hohe schneebedeckte Gebirge eifersüchtig zu bewachen scheinen und die Flüsse liebend umschlingen, thront das kostbarste Kleinod Granada's, ja jetzt ganz Spaniens:

Noch in ihren Trümmern hehr,
Mit Moschee und Marmorbade,
Wie ein Mährchenpallast der
Sultanin Schehezerade,
Liegt das Maurenschloß Alhambra.

Ein in allen Farben blitzender Edelstein, hoch erhaben über der Stadt und wieder überragt von der Gebirgskette der Sierra Nevada mit ihren zackigen Formen in grünlich violetter Färbung, die oben zum hellen Silbergrau verblaßt und gekrönt ist mit den blendenden Flächen des ewigen Schnees, über welche wieder emporstreben die glänzenden Gletscher des hohen unersteigbaren Veleta, des prachtvollen Cerro de Caballo und des Mulahacen mit seinem breiten, starren Haupte, die sich hier alle in der unbeschreiblich klaren Luft auf dem tiefblauen Himmelsgewölbe so scharf mit ihren feinsten Nuancen abzeichnen. Vor der Stadt breitet sich, vielleicht dreißig Stunden im Umfange haltend, die üppig blühende Vega aus, in welcher Granada liegt wie in einem grünen Meere.

Und wie ist die Stadt sanft am Berge aufsteigend auch in ihren Einzelnheiten so schön! Die unzählbaren Häuser mit ihren flachen Dächern und Terrassen, häufig mit freundlich grünenden Pflanzen bedeckt, mit lustigen Bogenreihen, mit Bogenfenstern und Arcaden, durchwebt vom hellen Grün der Orangenbäume und eingerahmt mit stolzen fast schwarzen Cypressen; über die Häusermassen empor erheben sich zahllose Kuppeln und Thürme, letztere bald schlank und zierlich, bald schwer und massenhaft.

Der Ausläufer des Elenagebirges, auf dem die Alhambra liegt, ist mit frischem weichem Grün bedeckt und zeigt nirgendwo eine nackte kahle Fläche, wie die meisten Berge Spaniens. Wird doch dieser Hügel von vielen und reichen Quellen getränkt, welche die Sierra Nevada ihrem Liebling spendet, auf daß er unaufhörlich prangen kann in jugendlicher Frische und dem Schmucke ewig grüner Wälder. Zwischen diesen hervor am Rande des Elenenberges erheben sich gewaltige, meistens viereckige Thürme und Mauern, welche in einem weiten Kreise die ganze obere Fläche des Berges einrahmen; aus rothem Sandstein erbaut, haben sie eine angenehme warme Farbe, die sich aus der grünen Umgebung so freundlich abhebt. Von dieser Färbung hat auch die ganze Mauernburg ihren Namen; so sagt man wenigstens; denn Al-hambra heißt das rothe.

Unter Alhambra versteht man aber nicht nur den bekannten Palast der maurischen Könige, sondern den ganzen Theil der Stadt, der auf der bezeichneten Anhöhe liegt und dessen Häuser wahrscheinlich zur engeren Hofhaltung gehörten; man könnte sagen, sie ist die Akropolis von Granada. Jetzt befindet sich dort oben eine Pfarrkirche mit einem Kloster, eine ziemliche Zahl Häuser, Höfe und Gärten, einige wüste mit Schutt bedeckte Plätze, der große unvollendet dastehende Palast Karls des Fünften und neben ihm die übrig gebliebenen Theile des Sommerpalastes der Kalifen.

All das Ebengenannte ist mit einer mehrere Ellen dicken Mauer und den gewaltigen viereckigen Thürmen ringsum eingeschlossen. Die meisten dieser Thürme waren von jeher zur Vertheidigung bestimmt und sind jetzt leer und halb verfallen; in einigen findet man freilich wie einen Edelstein unter Schutt und Trümmern irgend ein kleines erhaltenes Gemach im maurischen Geschmack wunderbar und herrlich verziert; nur an der Nordseite, wo sich der Berg steil zum Darro hinabsenkt, wo die größten Thürme stehen, sind sie wohl erhalten und verschließen in sich jene bekannten Gemächer, welche den Patio de la Alberca, der Hof des Teiches genannt, sowie den Löwenhof umgeben.

Hier ist die sogenannte Casa real del Alhambra, die Wohnung der maurischen Könige, was wir, wie schon bemerkt, im engern Sinn unter dem Namen: Alhambra begreifen.

Da, wo an der Südseite die Befestigungen aufhören, steigt man zu einer ziemlich tiefen Schlucht hinunter, auf deren gegenüber liegenden Seite höher als die Alhambra das kleine maurische Sommerschloß Xeneralife liegt, leicht und luftig von allen Seiten dem erquickenden Hauche zugänglich, der von den Schneebergen herabweht, mit Säulengängen und Terrassen, blendend weiß hervorleuchtend zwischen fast schwarz erscheinenden Cypressen, wie eine wunderliebliche Phantasie, wie ein verkörperter architektonischer Traum.

So waren wir also in Granada, wonach ich mich so unbeschreiblich gesehnt, was ich zu erreichen gestrebt wie ein Kleinod, das mir auch ewig bleiben muß; eine Erinnerung an dieß Paradies der Erde, und das ist Granada mit seiner himmlischen Umgebung, wird sich in meinem Gedächtniß, so hoffe ich, ungeschwächt erhalten, bis ich einstens überhaupt nichts mehr denken werde. Alle Mühseligkeiten der Reise, die wir bis jetzt erduldet, erschienen uns nie dagewesen und tausendfach belohnt. Wer ja, wie wir schon in alten Mährchen lasen, das kostbarste Zauberschloß gewinnen wollte, oder die Hand der wunderschönen Prinzessin, der mußte durch Wüsten und Einöden ziehen, mußte sich mit Drachen und Riesen herumschlagen. Ja, in allen unsern kleinen Leiden war uns der Gedanke an Granada stets wie ein Stern in dunkler Nacht, und mehr als Einmal citirte ich in den dürren Flächen der Mancha und den wilden Toledaner Bergen meinem Reisegefährten die Worte Freiligrath's:

Und düster durch versengte Halme
Wall' ich der Wüste dürren Pfad. —
Wächst in der Wüste nicht die Palme?

So hatten wir also die Palme errungen und Granada erreicht, und als wir auf den Balcon vor unserm Fenster in dem kleinen Gast-

hof der Fonda nueva traten, sahen wir vor uns auf dem Berge den schönen Traum aus der Jugendzeit mit Einem Male verkörpert vor uns stehen, las torres bermejas, die rothen Thürme der Alhambra.

In Madrid hatte man uns die Fonda Minerva zur Wohnung vorgeschlagen; als wir uns aber von dem Eilwagen dorthin begaben, war das Haus öde und leer, vor der Thür empfing uns weder Wirth noch Kellner, sondern ein paar Maurerbursche mit Hammer und Kelle, welche uns anzeigten, der Gasthof sei auf eine Zeitlang geschlossen, weil ein neuer Eigenthümer im Begriff sei, ihn gänzlich umzubauen; zugleich aber erbot sich einer dieser Arbeiter, uns in einen nahe liegenden andern Gasthof zu führen, wo wir uns recht gut befinden würden. Da er hierin Recht hatte, so kann ich nicht umhin, die Fonda nueva allen künftigen Reisenden bestens zu empfehlen. Sie liegt auf dem Plazza del Lobo; dieser stößt an die breiteste Straße von Granada, die Carrera del Darro, von wo wir wenige Schritte zu Alameda vieja haben. Die Straße hat ihren Namen daher, weil der Darro mitten durch sie hindurchfließt, der hier von mehreren kleinen Brücken überwölbt ist. Gegenüber unsern Fenstern erhob sich ein eigenthümlicher alter Palast im ausgeartetsten Rococogeschmack mit wunderlichen Bildhauerverzierungen und seltsam gewundenen Säulen, wie man sie sonst nirgends bei Bauwerken aus jener Zeit wohl finden kann; das Dach in einer eigenthümlich ausgeschweiften Form und seinen sonderbaren Umrissen erinnerte mich lebhaft an neuere Gebäude in Constantinopel, namentlich die tief herabreichende Bedachung an einen kostbaren alten Brunnen in Topchana. Dieser Palast hier in Granada heißt sonderbarer Weise das Haus des Beziers, dient aber jetzt zu einer Kaserne.

Unser Gasthof befand sich in einem neugebauten Hause; in den untern Räumen war ein Café, was für uns leider den Uebelstand hatte, daß wir den ganzen Tag bis in die späte Nacht hinein die unaufhörlichen Dudeleien eines Klavierspielers mit anhören mußten, eines unglücklichen Musikanten, der dort zum Vergnügen der Gäste fort und fort auf seinem Instrumente taglöhnerte. Ich habe dieser leidigen Zuthat

zu vielen spanischen Kaffeehäusern schon in Madrid erwähnt; hier aber hätte der Gasthofbesitzer billigerweise etwas mehr Rücksicht auf seine Gäste nehmen sollen. Im Uebrigen war an den Zimmereinrichtungen, an der Küche und den Preisen nichts zu tadeln; Frühstück und Diner wurden annähernd auf englische Weise servirt. Noch am Tage unserer Ankunft meldete sich ein Führer zur Alhambra und den übrigen interessanten Punkten Granada's, ein hübscher und lustiger Mensch, gebildet und von unerschöpflicher Laune, den ich empfehlend erwähnen muß. Er hieß ben Saken, ein Name, der fast arabisch klingt, und war der jüngere zweier Brüder von gleichem Beruf. Zur Ankunft hatten wir gut dinirt und schliefen vortrefflich, obgleich in gespannter Erwartung der wunderbaren Dinge, die wir morgen sehen sollten. War mir doch in der That zu Muth, wie in den Tagen meiner Kindheit vor dem Weihnachtsabend, wo wir eine herrliche Bescheerung erwarteten, von deren Schätzen wir nichts ganz Gewisses wußten, und uns nur ahnungsvoll erinnerten, daß wir allerlei prächtige Sachen in bunten Farben schillernd durch die geöffnete Thür erblickt.

Am andern Tage betraten wir schon in der Frühe die Gassen Granada's, durch welche wir einen Spaziergang machten und dann erst zur Alhambra hinaufstiegen. Hätten wir nicht dieses Ziel im Herzen gehabt oder wäre Granada die erste spanische Stadt mit maurischen Ueberresten gewesen, die wir betraten, so würden wir zu diesem Spaziergang Tage lang gebraucht haben; in Toledo, Jaen und so vielen andern Orten konnten wir oft Stundenlang betrachtend vor einem maurischen Thorbogen, vor einem zierlichen Fenster stehen bleiben, die sich aber auch dort nur vereinzelt zwischen den übrigen Bauwerken und an den Häusern zeigten, wogegen uns hier in Granada auf jedem Schritte irgend ein Anklang aus der Zeit der kunstsinnigen Araber aufstieß. War es hier eine ganze Hausfaçade mit hufeisenförmigen Fensterbogen, zierlichen Säulchen oder einer maurischen Terrassenkrönung, so war es dort ein Thor mit herrlich gemeißelten Inschriften, hier eine Brücke, die unverkennbare Spuren ihrer Erbauer trugen.

Dabei haben manche Straßen, namentlich aufwärts an den Ufern des Darro etwas unbeschreiblich malerisch Ruinenhaftes, hervorgebracht durch die Ueberreste einer kühn gesprengten Brücke, von der man noch Stücke der Endpfeiler, die Hälfte des zierlichen Bogens und dergleichen an den Häusern kleben sieht, oder durch einen Balkon mit fehlenden Gittern, einer Wand mit grünen Schlingpflanzen bedeckt, oder durch ein weit hervorspringendes maurisches Dachgesims, das einstens schön geschnitzt war und in hellen Farben prangte. Doch ist jetzt das Holzwerk verwittert, theilweise herabgefallen und grau geworden.

Die Straßen von Granada sind sehr eng und gewunden, wie in allen Städten von arabischer Bauart; die neueren Privatwohnungen sind einfach und ohne besonderen Styl, nur haben sie größtentheils Terrassen und hoch oben auf dem Dache meistens gegen Westen geöffnete Arcaden. Obgleich die Stadt an schönen öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Klöstern, Spitälern aus der früheren und späteren christlichen Zeit reich ist, so sind diese doch nicht im Stande, von Granada den so poetischen maurischen Hauch oder Anstrich, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu verwischen, vielmehr ist es gerade, als haben die Araber erst gestern die Stadt verlassen und könnten schon morgen wieder kommen, um ohne große Veränderungen von ihren Häusern und Schlössern Besitz zu ergreifen. Sind es doch kaum vierhundert Jahre, daß der letzte König von Granada, Boabdil, die Stadt verlassen mußte, und wenn ihm auch eine große Menge seiner Anhänger nach Afrika folgte, so blieb doch eine größere Anzahl edler Familien und Bürger zurück, die freilich nach und nach gezwungen wurden, zum Christenthum überzutreten, aber trotzdem noch lange an den Sitten und Gebräuchen ihrer Väter festhielten. Bis zur Zeit Karls des Fünften war maurische Tracht noch ziemlich allgemein in Granada, und erkauften sich doch noch im Jahr 1526 übrig gebliebene Araber für achtzigtausend Dukaten das Recht, die Tracht ihrer Väter beibehalten zu dürfen, für welche Summe Karl der Fünfte seinen Palast auf der Alhambra zu bauen begann.

Wie denn in der Stadt faſt kein altes Haus mehr iſt, das nicht mehr oder minder Ueberreſte arabiſcher Baukunſt zeigt, neben andern Gebäuden, die in demſelben Styl noch vollkommen erhalten ſind, ſo erinnern auch die Namen der Plätze, die Bivarrambla, ſowie mancher Straßen und Thore, der Zacatin, Calle de los Zenetes, de los Gazules, de los Gomeles lebhaft an die Herrſchaft der Araber.

Was muß Granada in jener Zeit geweſen ſein, wenn man bedenkt, wie viel Wunderbares heute noch übrig geblieben iſt, nachdem Fanatismus und Rohheit drei Jahrhunderte lang ihre verwüſtende Hand an die Thürme und Schlöſſer der mauriſchen Königsſtadt legten, damals, wo Granada zehn glänzende Schlöſſer zeigte, die auf den Abhängen des Gebirges ſtanden? Damals, wo Granada der letzte Hort des Maurenthums in Spanien war? wo ſich die Blüthe der arabiſchen Ritterſchaft zuſammenfand zu Schutz und Trutz ihres letzten Beſitzthums in dem ſchönen Spanien gegen die unter König Ferdinand mächtig andringenden Chriſten? — damals, wo die Stadt der letzten mauriſchen Könige noch ſechzigtauſend wohlgerüſtete Streiter in's Feld ſtellte? —

Die Kathedrale von Granada, die wir im Vorübergehen beſahen, iſt im ſechszehnten Jahrhundert erbaut; eingeſpannt in ein ſehr enges Stadtviertel, hat man rings um dieſelbe keinen geeigneten Geſichtspunkt, um ſie als Ganzes aufzufaſſen und auf die beiden Thürme, deren höher gediehener uns ſogar noch unvollendet ſcheint, iſt nur von ferner gelegenen Plätzen über der umgebenden Häuſermaſſe weg ein Aufblick zu bekommen. Der ganzen Anlage nach könnte man dieſe große Kirche eine Schweſter derjenigen von Jaen nennen, ſo ähnlich ſind ſich beide in der Wahl der dabei angewandten Bauformen. Das Innere iſt ſchlank und von edlen Verhältniſſen, namentlich der Chorabſchluß von mächtiger Wirkung; was uns aber beſonders anzog, war die Nordſeite und namentlich das, leider nur von einem ganz kurzen Standpunkt ſichtbare Nordportal. Gekuppelte Colonnen mit daran aufgehängten Wappenſchildern und den oft wiederkehrenden Säulen des Her-

kules, prächtige eingerahmte Bogenstellungen, dazwischen angebrachte Nischen und Cartouchen; durchflochten von Friesen mit allerliebsten Kinderfiguren, die in den Ranken spielen, machen aus diesem sich über die ganze Höhe der Façade erstreckenden Portal ein so reiches Ensemble, daß es wohl mit allem Fug an die Seite der Certosa von Pavia gestellt werden darf.

Die südliche Seite des Aeußern ist alt und noch ganz gothisch, obwohl etwas schwerfällig, doch von ganz origineller Anordnung, wie denn überhaupt der kleine Platz, der hier neben der Kirche liegt, mit den interessanten alten Nachbarhäusern einen sehr dankbaren Vorwurf für einen Architekturmaler abgibt.

In dem eben erwähnten älteren Theil liegt die königliche Kapelle mit den weltberühmten herrlichen Königsgräbern.

Auf der einen Seite sind durch ein hohes Gitter abgeschlossen die Marmorsarcophage mit den liegenden Bildsäulen Ferdinands des Katholischen von Arragonien und seiner Gemahlin Isabella, auf der andern Philipps des Schönen und der tollen Johanna, Meisterstücke spanischer Bildnerei, wie denn diese ganze geräumige Kapelle mit ihrem schönen Eingangsportal den wohlthuendsten harmonischen Eindruck hinterläßt.

Obgleich wir ein anderes berühmtes Bauwerk Granadas, die Cartuja, erst auf einem späteren Spaziergange in Augenschein nahmen, so will ich doch derselben hier mit einigen Worten gedenken. Sie liegt außerhalb der Stadt, gegen die Seite des Stierplatzes und ein paar englische Damen, die wir in unserem Gasthofe trafen, machten uns die größte Lust, sie zu sehen, da sie uns sagten, was Schönheit, Pracht und Geschmack anbelange, verschwinde die Alhambra vollkommen neben dieser Carthause. Obgleich uns das schon damals sonderbar vorkam und wir etwas mißtrauisch wurden gegen den Geschmack der Engländerinnen, so meinte doch auch unser Führer, ben Saken, die Cartuja sei mit das Prachtvollste, was die Stadt aufzuweisen habe. Wir wollten keineswegs über der arabischen Kunst die Denkmäler der christlichen

verſäumen, die in der That bei Schilderungen Granada's zu oft in den Hintergrund gedrängt werden. Prachtvoll iſt das Innere der Kirche der Cartuja unſtreitig, deren Eingangsthüre ſchon aus ſeltenem Weinrebenholz beſteht, denn noch nie ſahen wir ein ſolche Verſchwendung von Gold und eine ſolche Menge der edelſten Bauſtoffe in Einem Raume beiſammen; die herrlichſten Marmore und Alabaſter an den Wänden, überall die Thüren von wunderbarer Marqueterie aus edlen Hölzern, Perlmutter, Schildkröte, koſtbaren Metallen u. ſ. w. mit den zierlichſten Zeichnungen und in den kleinſten Maßen. Der Camarin hinter dem Hochaltar iſt von einer an's Fabelhafte gränzenden Pracht. Aber leider iſt die Koſtbarkeit der Baumaterialien auch Alles, die Verhältniſſe und die ſonſtige architektoniſche Anordnung dieſes verſchnörkelten Raumes hat keinerlei Verdienſt. Für das Non plus ultra wird die daran ſtoßende Sakriſtei gehalten, die nahezu ſo groß und hoch als die Kirche iſt, weiß mit Gold; Boden, ſowie Lambris und Altar mit den bunteſten Marmorgattungen belegt. Die Schränke von unſagbarer Koſtbarkeit, aber alle Gliederungen von unten bis in's Deckengewölbe ſo unruhig in allerlei Geigenformen verſchlungen und völlig in der Art, als wären ſie aus einer Butterſpritze gekommen, daß wir es für das Werk eines wahnſinnig gewordenen Baumeiſters halten mußten, und ich hiemit jeden Reiſenden darauf, nur als auf ein Curioſum aufmerkſam gemacht haben will. Der ſchöne Eccehomo von Murillo, der ſich dort befindet, kann jedoch für den Gang entſchädigen.

Ben Saken, der an unſeren Ausrufungen wohl merkte, wie ſehr die Kirche der Carthauſe unter unſeren Erwartungen geblieben war, veranſtaltete zu unſerer Entſchädigung einen kleinen Imbis, zu dem er Wein und Brod aus einer benachbarten Locanda holte und den wir in dem verwilderten Kloſtergarten zu uns nahmen, und dieß war in der That eine Entſchädigung. Wir ließen uns in einem der kleinen Gärtchen nieder, die zu den Zellen gehörten, wo die nun vertriebenen Carthäuſer wohnten. Vom Betpulte hinweg waren die frommen Mönche mit zwei Schritten in der freien Natur, wo ſie ihre Roſen pflegten

und ihr Grab gruben; heute aber iſt von einer Pflege der üppig wuchernden Geſträuche nicht mehr die Rede und nach und nach haben die rankenden Roſenzweige die Steinbank bedeckt, über welche ſie früher eine Laube zum Schutz gegen die Sonne bildeten, aber gerade in dieſer Verwilderung ſind die Gärten der Carthauſe ſo über alle Beſchreibung romantiſch und ſchön. Vielleicht war es Profanation von uns, daß wir uns längere Zeit hier aufhielten, als in der Kirche, daß wir das Glas mit weißem Wein kreiſen ließen und den Saken zuhörten, der uns eine ſpaniſche Romanze ſang, die vom Falle Granada's erzählte. Vielleicht; -- doch kann ich verſichern, daß der blaue Himmel über uns und das wuchernde Roſengeſträuch zwiſchen den Steinen und an den Wänden uns zu dankbareren Gefühlen gegen den aufforderte, der alles das werden ließ, als die ſeltſamen Marmorverzierungen in der Kirche, bei deren Anblicke nur ein Gefühl des Mitleids rege wird über den menſchlichen Geiſt, der ſolches ſchaffen konnte.

Von der Kathedrale kamen wir durch mehrere winkelige Straßen auf den berühmten Platz von Bivarrambla, der in der alten Geſchichte Granada's eine ſo bedeutende Rolle ſpielt.

Sich erging der Maurenkönig
Durch die Straßen von Granada
Von den Thoren von Elvira
Bis zum Thore Bivarrambla's.

Hier wurden von der Blüthe der mauriſchen Ritterſchaft in Scherz und Ernſt große Feſte gefeiert, der Stier mit der Lanze gehetzt, auf raſchen Pferden das Rohrſpiel getrieben, oder man traf ſich hier zum ſcharfen Kampfe auf Leben und Tod. Dann waren, wie uns die alten Geſchichtſchreiber erzählen, die Häuſer des Platzes aufs Glänzendſte verziert, mit Deviſen und bunten Fahnen, vor Allem aber mit einem Kranze ſchöner Damen, die ſich rings auf den Balconen befanden und durch ihre feurigen Blicke die Kämpfer aufmunterten. Damals gab es unter dem obgleich ſchwachen, aber prachtliebenden König Boabdil

lauter Stimme erkundigte, was es gäbe. Mir ahnte es wohl, als Jungfer Barbara zornglühend hereinstürzte und, Anfangs keines Wortes mächtig, nur einige Gestikulationen gegen mich machte. Es dauerte aber nicht lange, so war ihr Mundwerk wieder in voller Arbeit und die Wände der Schreibstube hallten wieder von der gräßlichen Klage, die gegen mich erhoben wurde. Ich suchte mich zu vertheidigen, aber Barbara hatte mit einem kühnen Griff sich des Federrohrs bemächtigt und ich mußte auf ihren Befehl die Hand öffnen, in welcher sich leider als unumstößlicher Beweis meiner Unthat noch einige Freikugeln vorfanden. Auch nützte es mir nichts, daß ich am Ende versicherte, ich habe nur nach dem Hute geschossen; sie blieb fest dabei, ich habe nach ihrem Gesichte gezielt, um sie in den Tod zu erschrecken.

Der Prinzipal schüttelte den Kopf und warf mir einen sehr unfreundlichen Blick zu. Philipp, der durch diesen Frevel ganz betäubt war, faltete die Hände über dem Pult und sah mich verächtlich an, und Jungfer Barbara führte den Zipfel ihrer Schürze vor die Augen, indem sie schluchzend sagte: „Schon so jung und doch so boshaft!"

Nachdem mir der Prinzipal eine, wenn auch ernste, doch nicht scheltende Strafpredigt gehalten hatte, mußte er dem Verlangen seiner Schwester nachgeben und die ganze Unthat meiner Großmutter brieflich mittheilen,

noch mächtige Geſchlechter in der Königsſtadt, die aber ſtatt gemeinſam den andringenden Chriſten entgegenzutreten, untereinander hartnäckige Fehde hielten wie die Capuletti und Montecchi in Verona, und ſich faſt bei jedem öffentlichen Zuſammentreffen reizten und dann blutig an einander geriethen. Es waren zwei mächtige Geſchlechter, die Abencerragen und Zegri, die ſeit langen Zeiten ſich gegenſeitig haßten und welchen die andern berühmten Ritter Granada's, die Alhamaren, Alabezen, Abenamaren, Gomelen und Gazulen anhingen. Auch an Pracht der Waffen, Pferde und Gewänder ſuchten ſich dieſe Geſchlechter zu überbieten, woher es denn auch wohl kam, daß bei den Kampfſpielen und Stiergefechten hier auf der Bivarrambla eine fabelhafte Pracht zur Schau getragen wurde. Von den Fahnen und Deviſen, mit denen der Platz ausgeſchmückt waren, hatten erſtere die Farben der verſchiedenen Geſchlechter, letztere galten der Tapferkeit, dem Ruhme und der Schönheit und Herrlichkeit Granada's.

Das iſt nicht der Tod, durch welchen
Hohen Namens Ruhm erlangt wird,
Sondern ein glorreiches Leben,

oder:

Fama ſoll den Ruf verkünden
Von Granada, der ſo groß iſt,
Daß es ſie unſterblich machet.

auch hieß es an einem andern Orte:

Wahrer Adel nur beſtehet
In dem Trachten nach der Tugend;
Wenn ihn Rechtlichkeit begleitet,
So gewinnt er Ruhm der Hoheit.

Von der Pracht der Feſte ſelbſt ſagte eine andere Deviſe:

Töne laut, des Ruhms Poſaune,
Und ſie breche jedes Schweigen,

Weit verkündigend die Größe
Dieſer unſrer ſchönen Feſte,
Die mit ſolchem Glanz hervortritt.

Ein arabiſcher Geſchichtſchreiber, Ha-ben-Hamin, der in Granada geboren war und eine Chronik ſeiner Vaterſtadt bis zur Eroberung durch König Ferdinand ſchrieb, gibt die Beſchreibung eines großen Feſtes auf der Bivarrambla, welche nicht unintereſſant für den Leſer ſein wird; und wenn ſich auch vielleicht der Berichterſtatter Ausſchmückungen erlaubt, ſo lernt man doch die damalige glänzende Zeit, ſowie die Parteiſpaltungen in der mauriſchen Königsſtadt kennen, welche hauptſächlich Schuld an ihrem ſchnellen Untergange waren.

Im Monat September, ſo erzählt der Araber, nach dem Ramadan, als die Faſtenzeit geendigt war, befahl der König, aus dem Gebirge von Ronda vierundzwanzig auserleſene Stiere zu holen. Der Platz von Bivarrambla war zubereitet für die Feierlichkeit, und der König, begleitet von vielen Rittern, beſetzte den königlichen Erker, der zu dieſem Zwecke auserſehen worden. Die Königin mit ihrem Damengefolge nahm ihren Sitz auf einem andern Erker, von eben der Einrichtung wie des Königs. Alle Fenſter am Bivarrambla waren voll ſchöner Damen; und aus dem Reiche kamen ſo viele Leute, daß ſich nicht Gerüſte und Fenſter genug für ſie fanden. Solche Menge Volks war nie geſehen worden bei einem Feſte in Granada. Auch von Sevilla und Toledo kamen dazu viele angeſehene mauriſche Ritter. Bei dieſem Feſte beſchloſſen die Zegri, um ihre Feinde, die Abencerragen, zu reizen, ein altes Kennzeichen derſelben, blaue Federbüſche, auf ihre Helme zu nehmen. Fühlen ſie ſich verletzt, wie ich hoffe, ſagte einer ihrer tapferſten Ritter, Mahomad, ſo werden ſie ſchon einen Streit mit uns beginnen; dann werfen wir im zweiten Gange, ſtatt der Rohre, ſpitze Lanzen, und da wäre es ein beſonderes Unglück, wenn nicht ein Abencerrage fiele.

Des Morgens begannen die Stiergefechte, wobei die Abencerragen

durch ihre Schnelligkeit und Geschicklichkeit Verwunderung erregten. In allen Fenstern und Altanen war nicht Eine Dame, die ihnen nicht zärtlich zugethan gewesen wäre. Es ward für ausgemacht gehalten, daß es im ganzen Reiche nicht einen Abencerragen gebe, der nicht begünstigt würde von Damen, und zwar von den angesehensten. Dieß war der Hauptgrund des tödtlichen Hasses und Neides der Zegri, Gomelen und Maza. Wahr ist's, jede rechnete sich zur Ehre, zum Liebhaber einen Abencerragen zu haben, und diejenige hielt sich für unglücklich und geringer, die keinen hatte; mit großem Rechte: denn nie sah man einen Abencerragen von üblem Wuchse oder Anstande, nie einen feigen oder unentschlossenen; alle waren sie leutselig und Freunde des Volkes; niemals ging der Bedrängte, mochte er sein, wer er wollte, ohne Hülfe von ihnen; selbst den Christen waren sie hold; in Person stiegen sie hinab in die unterirdischen Kerker, besuchten die christlichen Gefangenen, thaten ihnen Gutes und schickten ihnen Speisen. Dabei waren sie vor Allen tapfer und gute Reiter. Diese Eigenschaften zusammen machten sie geschätzt und geliebt im ganzen Reiche. Niemals zeigten sie Furcht, selbst bei dem Anblicke großer Gefahr. Sie verursachten viel Vergnügen durch ihren Anblick, da sie auf dem Platze umherritten; Aller, besonders der Damen Augen waren ihnen zugewandt. Nicht geringer als sie, erschienen an diesem Tage die Alabezen, die ebenfalls edle Ritter waren. Auch die Zegri zeigten sich sehr preiswürdig. Geschickt trafen sie den Tag acht Stiere mit der Lanze, ohne daß Einer von ihnen auch nur etwas aus dem Sattel gerückt wäre, und die wüthenden Stiere wurden so verwundet, daß es nicht nöthig ward, ihnen die Kniekehlen zu zerschneiden.

Es mochte ein Uhr sein, nachdem zwölf Stiere gehetzt waren; da ließ der König die Hörner und Trompeten erschallen, welches ein Zeichen war, daß sich alle Ritter des Festes auf seinem Balkon versammeln sollten. Sie kamen, und der König sehr zufrieden mit ihnen, gab eine prächtige Mahlzeit, dasselbe that die Königin ihren Damen, die an dem Tage reich geschmückt und von bewunderungswürdiger Schön-

heit waren. Alle erſchienen prächtig gekleidet, die Königin mit einem brokatenen Mantel von unſchätzbarem Werthe wegen der vielen eingeſtickten Edelſteine. Sie hatte einen außerordentlich ſchönen Kopfſchmuck, und vor der Stirne eine wunderbar künſtlich gemachte Roſe, in deren Mitte ein Rubin gefaßt, der eine Stadt werth war. Wohin ſie den Kopf wandte, wurden die Augen geblendet von dem Glanze des Steines. Die ſchöne Darache war ganz blau gekleidet, ihr Mantel vom feinſten Damaſt, mit Silberſtoff gefüttert und durchwirkt mit Goldſtreifen. An ihrem reichen Kopfputze hafteten zwei kurze Federn, eine blau, die andere weiß, das bekannte Zeichen der Abencerragen. In dieſer Kleidung war ſie ſo ſchön, daß keine Dame in Granada ſie übertraf, obgleich es dort, zu der Zeit, ſehr viele reizende gab, und eben ſo reich geſchmückte. Galiane von Almeria hatte ein Kleid von weißem Damaſt, ſo köſtlich gewirkt, als bisher noch nicht geſehen war; der Mantel war ausgezackt mit großer Ordnung und Kunſt, gefüttert mit dunklem Brokat; ihr Hauptſchmuck beſonderer Art. Man ſah deutlich an ihrer Kleidung, daß ſie frei war von verliebter Leidenſchaft, wiewohl ſie wußte, daß der tapfere Abenamar ſie zärtlich liebte, aber dem Prinzen Muza hatte ſie außerordentliche Zeichen ihrer Gunſt gegeben. An dieſem Tage war Abenamar nicht beim Spiele. Fatime erſchien in ſchwarzer Kleidung; ſie wollte nicht Muza's Farbe tragen, denn ſie wußte ſchon, daß ſeine Neigung auf Darache gerichtet war. Ihr Rock war ſehr koſtbar, von ſchwarzem Sammt mit weiß brokatenem Futter, der Hauptſchmuck reich und prächtig, an der Seite eine einzige grüne Reiherfeder. Sie war ſo ſchön, wie irgend eine der Anweſenden. Kohaide, Sarrazine, Arbolaje, Charife und die andern Damen der Königin zeigten ſich ebenfalls in ungemeiner Pracht und ſolchem Reize, daß die Verſammlung ſo vieler Schönheiten Erſtaunen verurſachte. Auf einem andern Erker ſaßen die Damen des Abencerragiſchen Geſchlechtes von nicht minder anziehender Schönheit im Reichthum der Kleidung; beſonders die liebliche Lindaraja, Tochter des Abencerragen Mahamete, welche alle übertraf; neben derſelben ihre

Verwandten, die ihr wenig nachgaben. Als Liebhaber im Dienſte der ſchönen Lindaraja verrichtete der muthige Gazul ausgezeichnete Thaten in Sanlukar.

Um wieder auf unſern Gegenſtand zu kommen: Die Ritter und Damen endigten um zwei Uhr Nachmittags ihr Mahl. Ein ſchwarzer fürchterlicher Stier wurde losgelaſſen, der von ſolcher Schnelligkeit war, daß er denjenigen gleich erhaſchte, auf den er ſtürzte, und kein Pferd ihm jemals entwiſchte. „Schön wäre es," ſagte der König, „dieſen tüchtigen Stier niederzuſtoßen." Malike Alabez ſtand auf und bat um Erlaubniß, es mit dem Thiere aufnehmen zu dürfen. Der König gab ſie ihm, obgleich Muza es auch zu thun wünſchte, jedoch darauf verzichtete, als er ſah, daß Alabez Luſt dazu habe. Dieſer verbeugte ſich ehrerbietig vor dem König, grüßte höflich die Ritter, und ſtieg hinunter vom Balkon auf den Platz, wo ſeine Leute einen vortrefflichen Grauſchimmel hielten, den ihm ſein Vetter geſchickt hatte, der Sohn des Alkaiden von Roth- und Weißvelez, ein Mann von hoher Geburt, deſſen Vater mauriſche Ritter, genannt Alkiſaen, verrätheriſch umbrachten, aus Neid wegen ſeiner guten Eigenſchaften und der Liebe des Königs. Aber dieſer rächte nachdrücklich die Verrätherei; von den ſechs ſchuldigen Brüdern entkam nicht Einer, ſie wurden alle enthauptet. Der gute Alabez, von dem wir jetzt reden, erhielt die Statthalterſchaft von Weiß-Velez; ihn liebte ſehr der König Audalja, den wir hier den jungen nennen. Von ſeinem Oheim alſo erhielt er das Pferd, welches er jetzt beſtieg und einen Umgang machte im Platze, wobei er nach allen Erkern der Damen ſchaute, um ſeine Gebieterin Kohaide zu erblicken, und als er an den ihrigen kam, ließ er ſein Pferd auf die Kniee fallen, neigte den Kopf auf den Sattel und bezeugte ſo ſeine tiefe Ehrerbietung ſeiner Dame und den andern, welche dort ſaßen; darauf gab er dem Roſſe die Sporen, das mit der Wuth und Schnelligkeit des Blitzes davon ſtürzte.

Der König und alle Anweſenden bewunderten Alabez gutes Benehmen; nur den Zegri war es zuwider, denn ſie betrachteten es mit

Augen voll tödtlichen Neides. In diesem Augenblick entstand ein großes Geschrei: der Stier rannte auf dem Platze umher, warf über hundert Menschen nieder, tödtete sechs und flog wie ein Adler auf den Ort zu, wo Alabez hielt. Dieser wollte heute seine außerordentliche Geschicklichkeit zeigen: er sprang mit großer Leichtigkeit vom Pferde, und ging dem Stier entgegen, den Mantel in der linken Hand haltend. Als der Stier ihn ganz in seiner Nähe erblickte, schickte er sich an, ihn mit den Hörnern zu fassen; aber der gute Alabez erwartete ihn festen Muthes; und nun, da der Stier den Kopf senkte, um den fürchterlichen Stoß zu vollführen, warf er ihm den Mantel über die Augen, wandte sich ein wenig auf die Seite, und faßte mit der rechten Hand das rechte Horn, mit solcher Kraft, daß das Thier unfähig war zu stoßen. Es bemühte sich loszureißen, machte große Sprünge und hob dabei immer den Ritter von dem Boden. Der brave Maure war in augenscheinlicher Gefahr, und es fehlte nicht viel, so hätte er bereut, die mißliche Probe unternommen zu haben; doch da sein Herz unerschütterlich war, so wankte er nicht, sondern hielt mit großer Tapferkeit gegen den Stier aus, der brüllend strebte, ihn mit den Hörnern zu fassen, aber wegen der Geschicklichkeit des Mauren nicht zu diesem Ziele gelangen konnte. Am Ende fand es Alabez schimpflich, auf solche Weise mit einem Thiere sich zu balgen; er lehnte sich auf die linke Seite des Stiers und drehte ihn mit solcher Kraft und Gewandtheit an den Hörnern, daß er mit ihm zu Boden fiel, wobei er die Hörner in die Erde drückte. Der Sturz war so fürchterlich, daß ein Berg zu fallen schien. Das Thier lag wie zerschlagen und konnte sich eine Zeit lang nicht rühren. Alabez erhob sich, ließ es liegen, nahm seinen feinen seidenen Mantel und ging auf sein Pferd zu, welches die Diener hielten; leicht, ohne in den Steigbügel zu treten, sprang er hinauf; alle Anwesenden waren entzückt über seinen bewundernswürdigen Muth. Nach einiger Zeit erhob sich der Stier, jedoch nicht mit seiner gewohnten Behendigkeit. Der König ließ Alabez rufen; er erschien mit so ungezwungenem Anstand, als wenn gar nichts Besonderes vorgefallen

wäre. „Gewiß Alabez," sprach der König zu ihm, „Ihr habt gethan wie ein wackerer und muthiger Ritter; von heute an seid Ihr Hauptmann von hundert Pferden, und Alkaide der Veste Kantoria, eine gute einträgliche Stelle." Für diese Gnade küßte ihm Alabez die Hand.

Unterdessen mochte es nun vier Uhr Nachmittags sein, und der König ließ zum Reiten blasen. Auf dieses Zeichen hielten sich alle Ritter des Festes bereit, um vorzurücken, wenn der Augenblick hiezu käme. Nach beendigtem Stiergefechte erschollen zahlreiche Trompeten, Pauken und Hörner. Der Platz war nun geräumt, und durch die Straße Zacatin ritt Muza, des Königs natürlicher Bruder, herein, der Anführer eines Turniergeschwaders, welches zu Vier und Vier auftrat, so rasch und auf so edle Weise, daß es eine Lust zu sehen war, dann vorüberzog und endlich in derselben Ordnung, schnell wie der Wind davon flog. Der Haufen bestand aus dreißig Rittern, lauter berühmten Abencerragen, nur Alabez war nicht von diesem Geschlechte, seiner Tapferkeit wegen nahmen sie ihn jedoch zum Begleiter.

Wir sprachen oben von den blauen silberstoffenen Turnierkleidern und den wilden Männern als Merkzeichen: die Ritter erschienen mit denselben so reizend, daß alle Damen bei ihrem Anblick entzückt waren. Prächtig nahmen sich aus die Abencerragen, alle auf schneeweißen Rossen, nicht minder die Zegri, die durch eine andere Straße herein kamen, in Fleischfarbe und Grün gekleidet, mit blauen Federbüschen, auf schönen kastanienbraunen Pferden; Alle trugen dieselben Zeichen in den reichgestickten blauen Binden über den Tartschen; es waren dieß Löwen von der Hand einer Jungfrau gefesselt, und die Inschrift hieß: „Mehr Stärke hat die Liebe!" So erschienen sie je vier im Platze, und machten nun, nachdem sie sich gesammelt, rasche Schwenkungen und Spielgefechte mit einer Gewandtheit und Uebereinstimmung, die nicht weniger Vergnügen machten, als die der Abencerragen. Beide Haufen nahmen ihren Posten, legten die Lanzen weg und hielten ihre Rohre in Bereitschaft. Auf den Schall der

Trompeten und Hörner begann das Spiel ſehr anmuthig und wohl verabredet, acht gegen acht rennend. Die Abencerragen, welche ihr bekanntes Abzeichen, die blauen Federn, an den Zegri bemerkten, gaben ſich alle Mühe, ſie mit den Rohren herunter zu werfen, konnten aber nicht zum Zwecke kommen, denn die Zegri deckten ſich zu gut mit ihren Tartſchen. Das Spiel ging ſo fort mit Heftigkeit und mancherlei Wendungen, aber immer nach Ordnung; es gab einen ſehr befriedigenden Anblick. Das Feſt wäre glücklich zu Ende gegangen, wenn es das Schickſal gewollt hätte, dieſes aber, immer veränderlich, bewirkte, daß beiderlei Ritter ihrer unauslöſchlichen Feindſchaft nachgingen, bis ſie alle zu Grunde gerichtet waren, wie wir unten erzählen werden. Die Wahrheit zu ſagen: Mahomad, das Haupt der Zegri war die ganze Urſache dieſes unglücklichen Tages; er hatte überlegt, wie der gute Alabez oder einer der Abencerragen getödtet werden könne, und in dieſer Abſicht richtete er es ein, daß Alabez von der gegenüberſtehenden Seite auf ſeinen Haufen ſprengen mußte, damit er und die Seinigen auf die Alabezen und ihre Anhänger losſtürzen können. Sechs Rohre waren ſchon geworfen, als Mahomad ſeinem Haufen zurief: „Jetzt iſt es Zeit, daß das Spiel ſich entzünde!“ Darauf nahm er ſeinem Diener eine Lanze mit ſcharfer Damascener Eiſenſpitze, und erwartete Alabez mit acht Rittern ſeines Haufens, der nach der Weiſe des Spieles auf ſeinen Gegner zueilte, wohl bedeckt mit der Tartſche. Da ſprang Mahomad hervor, erſah den Fleck, wo er Alabez am beſten verwunden könne, und warf die Lanze mit ſolcher Gewalt, daß ſie die Tartſche durchdrang und die Spitze den Arm faßte; der Aermel des feſten Panzerwamſes war nicht ſtark genug, zu widerſtehen, das ſpitzige Eiſen fuhr hinein und durchbohrte den Arm, dieſer Stoß verurſachte Alabez großen Schmerz; er eilte auf ſeinen Poſten zurück, beſah den Arm und fand ihn verwundet und voll Blut; laut rief er Muza und den übrigen zu: „Ritter! wir ſind ſchändlich verrathen, ich bin auf böswillige Weiſe verwundet worden.“ Beſtürzt und entrüſtet ergriffen ſämmtliche Abencerragen ihre Lanzen; Mahomad wandte um

mit ſeinem Haufen, um wieder ſeinen vorigen Platz einzunehmen, als Alabez in größter Wuth auf ihn zurannte. Da er eine ſehr flüchtige Stute ritt, ſo erreichte er ihn ſchnell, rief mit vorgeſtreckter Lanze: „Verräther! hier ſollſt Du mir bezahlen meine Wunde!“ und durchſtieß die Tartſche, die Lanze ging in den Panzer des Zegri und drang mehr als handbreit in den Leib. Der Stoß war ſo heftig, daß der Zegri halbtodt vom Pferde fiel. In dieſem Augenblick begann ein wüthendes Scharmüzel zwiſchen beiden, ſchon gerüſteten Parteien, wobei die Zegri bald im Vortheil waren, da ſie ſich beſſer dazu vorbereitet hatten als die Abencerragen; doch thaten ihnen dieſe tapferen Ritter nebſt Muza und dem wackern Alabez großen Schaden. Groß war das Geſchrei, ungeheuer das Getümmel. Der König, der Anfangs die Urſache des blutigen Kampfes nicht wußte, eilte herunter von ſeinem Balkon auf den Platz, beſtieg ein ſchönes, reichgeſchmücktes Pferd und rief: „Hinaus! hinaus!“ indem er mit einem Stabe in der Hand ſich zwiſchen die erbitterten Streiter warf. Ihn begleiteten die vornehmſten Ritter von Granada und halfen ihm Frieden ſtiften.

Granada war ſeinem Untergang nahe, denn zu den Zegri ſtießen noch die Gomelen und Maza, zu den Abencerragen die Almoradi und Vanega; der Streit wurde immer hitziger und verwickelter, und man ſah kein Mittel vor ſich, Ruhe zu ſtiften. Endlich brachte es aber der König und die übrigen anweſenden unparteiiſchen Ritter dahin, daß die Kämpfer Frieden machten. Der tapfere Muza führte ſeinen Haufen durch den Zacatin nach der Alhambra, in Begleitung aller Fanega und Almoradi; die Zegri zogen ſich zurück durch das Thor von Bivarrambla nach dem Schloſſe Bivataubia mit der Leiche Mahomads, der inzwiſchen geſtorben war.

Dieſe beſtändigen Streitigkeiten zwiſchen Abencerragen und Zegri's laufen wie ein rother Faden durch die Geſchichte der letzten Zeiten Granada's und ſchließen mit der bekannten Ermordung einer Menge von Rittern des erſteren Geſchlechtes auf Befehl des Königs Boabdil, da

vier Zegri den Abencerragen Abinhamad beſchuldigten, mit einer Gemahlin des Königs eine Zuſammenkunft im Garten der Generalife gehabt zu haben. Boabdil ordnete zur Wiederherſtellung der Ehre der Königin, für deren Unſchuld ſich faſt ganz Granada erhob, ein Gottesgericht an, in welchem die vier Zegri mit vier andern Rittern kämpfen ſollten, doch hatte die Königin, ſo ſagt der Geſchichtſchreiber, im Bewußtſein ihres Rechts Keinen ihrer Freunde zu ihrer Vertheidigung aufgefordert und überließ Alles dem Willen Gottes.

Auf demſelben Platze, wo wir uns jetzt befinden, wurden damals Turnierſchranken aufgerichtet, ſowie ein ſchwarzes Gerüſt, auf welchem die Königin, umgeben von ihren Frauen und umringt von den edelſten Geſchlechtern, die ſich in Trauerkleidern eingefunden hatten, mit Ergebung ihr Schickſal erwartete. Die Stimmung gegen den König war ſo, daß die Stadt anfing, ſich zu empören und die Almoradinen, Alabezen und Gazulen im Begriff waren, hervorzubrechen, um Boabdil vom Throne zu ſtoßen. Doch wurden ſie gewarnt, denn wenn ſie auch die Königin aus Lebensgefahr befreiten, ſo blieb doch ihre Ehre befleckt, wenn ſich keine Kämpfer für ſie zeigten. Alle Fenſter, Erker und Altane waren beſetzt und angefüllt mit Menſchen, unter denen aber Niemand war, der nicht geweint hätte und tief gerührt geweſen wäre. Die vier Zegri, welche erwartend in den Schranken hielten, trugen über ihrer Rüſtung grüne und ſchwarze Kleider und hatten eben ſolche Fähnlein und Federn. Auf ihren Schildern zeigten ſich Schwerter an denen Blut herabtropfte, mit der Inſchrift: „Für die Wahrheit wird es vergoſſen.“

So war denn die Partei der Königin in geſpannter Erwartung von Morgens acht Uhr bis Mittags um zwei, wo ſich immer noch kein Kämpfer gezeigt hatte. Da auf einmal hörte man Lärmen, den Ruf des Volks, ſowie das Klirren von Pferdehufen hinter dem Thore von Bivarrambla. Vier Ritter erſchienen in türkiſcher Tracht, die auf mächtigen Roſſen in die Schranken ſprengten und ſich als Kämpfer für die Königin ankündigten. Sie waren himmelblau gekleidet;

was denn auch alsbald geschah, und ich mußte diese Depesche, ein zweiter Urias, eigenhändig hintragen. — Wenn auch meine Verwandten so vernünftig waren, im Vorgefallenen mehr einen Akt des Muthwillens als der Bosheit zu sehen, so hielt mir die Großmutter dennoch eine stattliche Standrede, und aus den sinnreichen Sprüchen, die sie dabei anbrachte, wie: „der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehs," und „quäle nie ein Thier zum Scherz," konnte ich ersehen, daß Herr Reißmehl in seinem Briefe mehr das Attentat gegen Fanny als das gegen seine Schwester hervorgehoben hatte. Als ich wieder in den Laden kam, affectirte Jungfer Barbara noch eine große Abspannung und würdigte mich erst wieder beim Abendessen eines Worts, indem sie mich fragte, was denn die Großmutter zu der Unart gesagt, die ich gegen die Schwester meines Prinzipals begangen? O, hatte ich in diesem Augenblick meinen Kopf gesenkt und wie zerknirscht von Scham, nur undeutliche Worte gemurmelt! Aber nein, ohne etwas Arges dabei zu denken, versicherte ich der Jungfer Barbara, meine Großmutter habe gesagt, man solle nie ein Thier zum Scherz quälen, und der Gerechte erbarme sich auch seines Viehs.

Das hatte ich in der That gut gemacht, und wenn ich nicht schon am unendlichen Zornblick, den mir die Jungfer zuwarf, meinen Schnitzer erkannt hätte, so

die Turbane um die Stahlhauben von weißer Leinwand, mit goldenen und blauen Streifen durchwirkt, zeigten oben eine Spitze mit einem reichen Busch von blauen, grünen und rothen Federn, untermischt mit Gold- und Silberschnüren. Die Inschriften auf ihren Schildern waren verschieden und bezogen sich auf den Kampf, um die Ehre der Königin zu retten. Eine hieß:

Himmelan will ich ihn heben,
Daß er desto tiefer falle,
Für die weltbekannte Bosheit,
Die er ohne Scheu begangen.

Die vier unbekannten Kämpfer aber waren christliche Ritter aus dem Lager König Ferdinand's und zwar Ponce de Leon, Don Alonzo de Agilar, Don Johann Tchacon und der Alkaide von Donzelles. Nach einem wilden erbitterten Kampfe tödteten sie die vier Zegri's und so wurde die Ehre der Königin gerettet.

Nicht umsonst habe ich vor den Augen des Lesers den jetzt stillen Platz von Bivarrambla mit Gestalten und Bildern der ehemals so glänzenden Zeit bevölkert; mir selbst tritt an solchen Stellen das Andenken an eine gewaltige Geschichte, die sich hier abrollte, immer lebhaft vor die Seele und bringt mich in eine Stimmung, die mich besonders fähig macht, was aus jener Zeit noch übrig geblieben ist, mit doppeltem Interesse zu betrachten. Ich habe nun einmal die glückliche Phantasie, um mir einbilden zu können, hier auf der Bivarrambla sei soeben ein glänzendes Kampfspiel beendigt, und ich sei umfluthet von dem Gewühl der Zuschauer und Kämpfer, die nun eilfertig auf allen Seiten dem Platze entströmen. Vor uns geht es den Zacatin hinauf, eine enge Straße auf beiden Seiten im Erdgeschosse der Häuser mit reichen Gewölben besetzt, Kaufläden aus denen heute noch wie damals bunte seidene Stoffe und goldene Geschmeide flimmern und glänzen. Dort hinauf führt der Weg zur Alhambra und die Straße ist mit einem dichten Menschenstrome, mit Reitern und Fußgängern angefüllt.

Kriegeriſche Muſik erſchallt, die Waffen klirren, die Hufe der Pferde dröhnen auf dem Pflaſter und wenn man ſo hinſchaut, erblickt man nichts wie einen bunten leuchtenden Strom aus zahlloſen Farben, aus Gold- und Silberglanz beſtehend, gewaltige Wogen, die ſich vor uns hinwälzen, und deren Schaumkronen aus bunten Fähnlein, wehenden Federbüſchen und ſtrahlenden Helmzierden beſtehen. — — Weiterhin zieht es über die Plaza nueva und jetzt erreichen wir die Calle de los Zenetes, ſo benannt von einem tapfern mauriſchen Stamme, der die Leibwache der letzten Könige von Granada bildete, die hier am Fuße der Alhambra ihre Quartiere hatte, und die Calle de Gomélès. Mit dem Ende dieſer Straße ſind wir auch am dieſſeitigen Ende der Stadt, am Thor de las Granadas, von den Mauren Bib-lenzar genannt, von wo der Weg aufwärts nach der Alhambra führt, angelangt.

Wie es ſoliden Reiſebeſchreibern geziemt, wollen wir hier unſere Phantaſie dahinter laſſen und mit ihr die Schaaren der glänzenden Reiter, denen wir bis hieher in Gedanken gefolgt. Was ſollten ſie auch droben thun, die alten edlen Geſchlechter, in den zerſtörten Paläſten ihrer Könige? Gewiß ſcheuen auch ihre geſpenſtigen Pferde vor dem chriſtlichen Kreuze, das auf der Kirche prangt und ſie ſelbſt vor dem Palaſt des chriſtlichen Königs, deſſen Vorfahren ſie aus ihrem Paradieſe verjagt. Entlaſſen iſt alſo unſer kriegeriſches Traumgefolge, und während wir die Blicke zurück zur Gegenwart führen, flattert die Farbenpracht, die uns ſoeben umgab, Gold und Silber wie ein ſtrahlender ſchillernder Schaum in alle Lüfte, ohne aber für uns zu verſchwinden, denn über uns haben wir ja das tiefe Blau des ſchönen ſpaniſchen Himmels; die glänzende Sonne wirft eine Maſſe von Goldringe um uns her und aus dem dunkeln Grün der Cypreſſen blicken uns in einer wahren Farbengluth rechts von der Höhe herab die rothen Thürme, Las torres bermejas entgegen.

Wir ſind am Fuße der Alhambra, die Feſtungsmauern derſelben, von denen ich ſchon früher ſprach, ſenken ſich hier in eine Schlucht hinab, welche den Cerro de Santa Elena in zwei Theile theilt; hoch

oben am Rande dieſer Schlucht ſteht links den zwei rothen Thürmen entſprechend der Thurm der Vela, um auch von dieſſeits den Eingang zu vertheidigen. Das jetzige Thor de las Granadas rührt von Karl V. her, iſt etwas ſchwerfällig und nicht beſonders groß, aber aus ihm lacht uns ein herrlicher Garten entgegen.

Wenn man das Thor hinter ſich gelaſſen hat und den Berg hinanſteigt, ſo glaubt man im erſten Augenblicke nicht mehr in Spanien zu ſein, wo auf Straßen im Allgemeinen, ſei es auf Chauſſeen oder auf Wege, ſelbſt in den königlichen Parkanlagen, keine beſondere Sorgfalt verwandt wird. Der ganze Berg, auf dem die Alhambra liegt, iſt mit hochſtämmigen Bäumen, Ulmen, Eichen, Platanen, Lorbeeren und Kaſtanien bewachſen und von Wegen durchzogen, die ſanft aufwärts führen und ſo breit ſind, ſo reinlich und gut erhalten, daß ſich ſogar eine engliſche Parkanlage daran nicht zu ſchämen brauchte. Hier iſt man davon überraſcht, entzückt, geblendet. Die Kronen der hohen Bäume, durch welche der Weg führt, neigen ſich oben gegen einander und bilden einen dichten Laubgang, der die heiße Sonne abhält, und der bevölkert iſt mit einer Menge luſtig ſingender Vögel. Zu beiden Seiten an den Stämmen vorbei ziehen ſich Roſenhecken hin, die jetzt ſchon ſo früh im Jahre mit Laub bedeckt waren und aufſpringende Knoſpen zeigten. Rechts und links von der Straße ſind die Partieen waldartig gehalten, mit niedern Sträuchen und Gras bedeckt, und heute ſahen wir ganze Strecken blauer Veilchen, die einen wunderbaren Duft aushauchten. Der ganze Berg iſt überreich an Quellen, die überall hervorquillen und ſprudeln und die Vegetation angenehm befeuchten, wozu die Menſchenhand hier nachhalf. Zu unſerer Rechten ſtrömt das Waſſer an einem kleinen Abhange hervor, wird von einer Steinſchale aufgefaßt, überſprudelt dieſe wieder von allen Seiten, um ſich dann wieder als Bächlein zuſammenzufinden, das eine Zeitlang willkürlich hin und her zu fließen ſcheint, bis es ſich endlich weiter unten in eine Rinne zwängen muß, die es an den Stamm durſtiger Bäume hinleitet. Zu unſerer Linken, wo der Weg eine Biegung macht

und ſo ein kleiner Platz entſteht, erhebt ſich ein Springbrunnen mit zierlichen Becken von weißem Marmor, über welche das Waſſer in einem dicken Strahl hoch hinauf ſpringt, dann im Herabſtürzen die verſchiedenen Schalen füllt und mit melodiſchem Plätſchern von einer zur andern niederfällt. Hier haben wir eine natürliche Bodenvertiefung mit zu- und abfließendem Waſſer, dort an der Mauer, welche röthlich durch die grünen Zweige ſchimmert, bricht es hervor aus weiten Kupferröhren und ergießt ſich in einen zierlichen mauriſchen Steinbehälter, der aus Einem Stücke gehauen iſt. Man kann nicht glücklicher ſein, als ſo beim Beginn des ſchönen Frühlings zur Alhambra hinaufzuſteigen. Dieſer Morgen iſt mir unvergeßlich mit ſeinem Blüthenduft, mit den ſmaragdglänzenden, eben ſich entfaltenden Blättern der Bäume, mit dem ſtrahlenden Himmel und der Sonnenlichtmaſſe, welche durch die jetzt noch nicht dichtbelaubten Zweige hie und da zu dringen vermag und zitternde leuchtende Punkte auf den Boden niederwirft; im grauen Sande goldene Flecken, auf denen wir glänzende Käfer emſig dahin ziehen ſehen, bei dem Fächeln einer wunderbar lauen Luft und bei dem Rauſchen der unzähligen Quellen, die alles das hier noch in ehemaligem Glanze und Pracht geſehen, und die gewiß ſo ſchön zu erzählen wüßten von den tapfern Rittern und den ſchönen Maurinnen.

Nach einigen Windungen des Weges, den wir träumend und erwartungsvoll zurückgelegt, und nachdem wir an einem großen an die Terraſſenmauer angelehnten, auch von Karl V. herrührenden monumentalen Brunnen von großem Waſſerreichthum vorbeigekommen, bleiben wir endlich ſtaunend ſtehen, denn wir haben das Hauptthor der Alhambra vor uns, das wir in Zeichnungen und Bildern geſehen in einer früheren Zeit, wo wir noch nicht an das Glück dachten, unter dieſem Thorbogen dahinſchreiten zu können. Am Abhang des grünen Berges, rechts angebaut an eine mächtige Terraſſenmauer erhebt ſich die gewaltige viereckige Maſſe, das Thor des Gerichts Arco de juſticia, mit der kühnen Wölbung ſeiner Halle in hufeiſenförmigem Bogen, über dem eine zierliche lange Inſchrift beſagt, daß der Thurm durch den

Maurenkönig Juſſuff Abulhagehg im Jahre 749 der Hegira erbaut wurde. Auf dem Schlußſtein des Thorbogens befindet ſich eine Hand, oben drüber im Schlußſtein des wagrechten Bogens das Abbild eines Schlüſſels, welcher für den Muſelmann ſymboliſch die Eröffnung des Himmelreiches bedeutet. Unter dem Thurme des Gerichtes pflegte nach alter orientaliſcher Sitte der Kadi oder auch der König ſelbſt Recht und Urtheil zu ſprechen. Indem wir unter ſeinem dunkeln, kühlen Gewölbe dahin gingen, war es ordentlich rührend für mich, an der Wand eine Einrichtung zum Aufſtellen der Lanzen zu ſehen, die noch ſo gut erhalten war, als ſei ſie erſt geſtern benützt worden. Vom Thore des Gerichts führt der Weg eine Strecke zwiſchen hohen ausgezackten Mauern dahin und bald erreichten wir das zweite Thor im ſogenannten Weinthurme Torre del vino; doch iſt ſein Gewölbe verſchloſſen und da die Straße neben ihm vorbeiführt, ſo ſteht er wie verlaſſen auf der Seite. Die Wölbung ſeines Thorbogens, wunderſchön von einem reich ornirten einrahmenden Viereck umſchloſſen, iſt ebenfalls mit zierlichen Sculpturen und Inſchriften bedeckt; auch ſind die ganzen Verhältniſſe dieſes Baues ſo graziös, wie man nur etwas ſehen kann. Oben in dem Thurme ſcheint ſich eine ſpaniſche Familie eingeniſtet zu haben, denn unter dem arabiſchen, durch eine kleine Säule geſpaltenen zierlichen Doppelfenſter bemerkten wir ein paar neue Blumentöpfe mit blühenden Geranien, ſowie das reizende Geſicht eines ſchönen Mädchens, das behaglich an der Brüſtung lehnte und uns ruhig mit ihren großen glänzenden Augen anſah; das war in dem dunkeln, halbverfallenen Gemäuer eine recht angenehme Erſcheinung.

Wir haben jetzt die Höhe des Berges erreicht und zugleich eine große Eſplanade, den Platz der Algiven; man könnte ihn mit dem Schloßhof einer weitläufigen Ruine des Nordens vergleichen; gerade vor uns iſt eine niedere zertrümmerte Bruſtwehr, von welcher hinab man auf den Albaycin blickt, der tief unten am Abhang liegt, durch die maleriſche Darroſchlucht getrennt. Links an dem ziemlich öden Platze erheben ſich, beinahe von keinem Fenſter durchbrochen, die

ſchweren ſtumpfen Maſſen der torre quebrada und del homenage mit einer kleinen in der uns zunächſt liegenden Ecke angebrachten Eingangsthür, durch die man zu den Verwerken und der torre de la Vela gelangt; hinter uns erheben ſich jenſeits des Thals die rothen Thürme; neben dem Weinthore, bei dem wir ſtehen, geht es eine breite Straße hinauf, an der hie und da ein kleines Haus liegt; das Ende derſelben iſt geſchloſſen mit der Pfarrkirche und deren durchbrochenem Glockenthurm. Rechts von uns aber erhebt ſich der rieſenhafte unvollendete Palaſt Karls V. in ſeinen für die damalige Zeit ſtaunenswerthen Verhältniſſen.

Man ſagt, Karl V., dem Granada, namentlich aber die Ausſicht hier oben vom Berg der Alhambra außerordentlich lieb geweſen ſei, habe dieſen Palaſt zu einer Reſidenz für ſich erbauen wollen; eine andere Anſicht iſt die, der ſtolze Kaiſer und König habe damit ein Werk herſtellen wollen, beſtimmt, die Wunder der Alhambra zu verdunkeln; wie dem auch ſei, wir wären dankbar, wenn dieſer Bauplan gar nicht zur Ausführung gekommen wäre, der nur mit Aufopferung eines großen Theils der alten arabiſchen Konſtruktionen ermöglicht werden konnte, und jetzt durch etwas, wenn auch an ſich ſehr Prächtiges, aber doch völlig Fremdartiges, die koſtbare Schöpfung der alten Mauren herriſch beengt und den wohlthuenden Einklang der Bauart zernichtet.

Dieſer Palaſt, deſſen Bau Berruguete leitete, beſteht aus zwei gewaltigen, in gelbem Stein ausgeführten Stockwerken über einander, von wohlgelungenen Proportionen, die Einfaſſungen der Thore und Fenſter ſind, ſo wie die beiden Hauptgeſimſe, die die Stockwerke abſchließen, ſchön und kräftig profilirt, die Haupteingänge durch gekuppelte cannelirte Säulen ausgezeichnet, an deren Poſtamenten der Schmuck ſehr lebendig componirter und ſchön gehauener Reliefe, Kämpfe zwiſchen chriſtlichen Rittern und Mauren darſtellend, mit Geſchick angebracht iſt. Der Palaſt iſt ſo lang als breit, die Zimmer und Säle erſtrecken ſich längs der Façaden, und die Verbindung der einzelnen Räume unter einander wird durch doppelt über einander geſtellte Colonnaden ver-

mittelt, welche den in der Mitte liegenden kreisförmigen Hof umgeben, der groß genug wäre, einem Kampfſpiel oder Stiergefecht zu dienen. Die Treppen liegen in den Ecken, die zwiſchen dem Kreis und dem umſchriebenen Quadrat übrig bleiben. Das Ganze gewährt von Innen und Außen einen majeſtätiſchen Eindruck, aber gleichſam wie wenn der altehrwürdige Bau der Alhambra hätte eine Genugthuung empfangen ſollen, wurde das Werk Karls V. nicht vollendet, das Ganze liegt in traurigem Verfalle, der Fußboden im Innern iſt mit Schutt bedeckt, von den Säulen ſind ſchon viele verletzt, manche der Baluſtraden zertrümmert und oben auf den Zinnen des unfertigen Gebäudes, das nie ein Dach gehabt, wachſen Pflanzen und kleine Bäume, und dort haben die Vögel des Himmels freien Zutritt.

Aber wo iſt die Alhambra, der Mährchenpalaſt, den zu ſehen wir unſere Erwartung kaum zügeln können? Auf dem Platze, von dem ich eben ſprach, iſt nur das zu ſehen, was ich erwähnt; doch richtig, dort hinten noch etwas. An die koloſſalen Wände des kaiſerlichen Palaſtes lehnt ſich eine Mauer, beſcheiden vom Platz zurücktretend, und ſo einen dunkeln Winkel bildend, in deſſen Hintergrund ſich ein mäßig großes Thor befindet, der Eingang zur Alhambra. Wer ſich vom Schloſſe der mauriſchen Könige zuvor ein Bild gemacht, und dabei ſeine Phantaſie von dem Ausdruck Palaſt und von Erinnerungen an orientaliſche Mährchen oder Beſchreibungen hinreißen ließ, findet ſich hier ſehr enttäuſcht; wer aber, wie ich, die Wunder der Stadt Damaskus geſehen, mit ihren fabelhaft prachtvollen Häuſern, die aber an der Straße nur eine zerfallene Lehmwand mit ſchlechtem Thore und ſchießſchartenähnlichen Fenſtern haben, der konnte ſchon geduldig, wenn gleich mit klopfendem Herzen warten, bis ſich die Thür in der Mauer vor uns geöffnet. Befinden wir uns ja nicht vor einem Tempel oder Palaſt der Griechen, Römer oder Egypter, die ihre Bauwerke mit auf äußeren Effect berechneten. Hier aber ſind wir auf einem orientaliſchen Schloſſe, das ſeine Wunder hinter feſten Thürmen und hohen Mauern verbirgt, denn der müßige Spaziergänger ſoll ſich ja nicht daran erfreuen, nur

er, der Beſitzer, ruhend an den murmelnden Waſſern ſeines Feenhofes unter kühlen Säulengängen und duftenden Orangen.

Die Thür öffnet ſich langſam und wir treten ein. Was wir aber hier ſehen, können Worte nicht ſchildern. Kann man ja auch nicht die wunderbaren Klänge der Muſik beſchreiben, oder vielmehr nicht ihre Wirkung, nachdem ſie uns im Innerſten ergriffen und gerührt. So auch hier. Gewöhnlich wird eine geſpannte Erwartung nicht befriedigt; aber hier in der Alhambra wird ſie übertroffen. Das Thor hat ſich hinter uns wieder geſchloſſen, tiefe Stille umgibt uns und wir befinden uns in einer andern, einer Mährchenwelt. So muß es den fahrenden Rittern zu Muthe geweſen ſein, die ſich kämpfend und ſiegend durch alle Hinderniſſe durchſchlugen und jetzt endlich das Feenſchloß erreichten, in deſſen Räumen das koſtbare Gut zu finden iſt, dem ſie nachgeſtrebt. — Das Schwert entſinkt ihrer Hand, ſie können nur ſtaunen und bewundern.

Wir befinden uns nach Durchſchreitung eines dunkeln Veſtibules in einem Hofe, den die Mauren Meſuar nannten, jetzt aber heißt er de los Arrayjanes, Hof der Myrthen, oder Patio de la Alberca, der Hof des Teiches; vor uns haben wir ein etwas über hundertzwanzig Fuß langes und etwa dreißig Fuß breites marmornes in den Fußboden eingelaſſenes Becken, der Länge nach auf beiden Seiten bekleidet mit Roſenhecken und Geſträuch; der Teich iſt mit klarem Waſſer gefüllt, das von Goldfiſchen belebt iſt, und die rings um die Pflanzenbeete herlaufenden Gänge ſind mit breiten Platten von weißem Marmor belegt. Zu unſerer Rechten, ſowie zu unſerer Linken befinden ſich an den ſchmalen Seiten des Hofs zwei offene Hallen von je ſieben Bogen und von ſchlanken Marmorſäulen getragen, die Bogen ſind im Halbkreis geſchloſſen und die filigranartigen in Stuck ausgeführten Ornamente über und an den Bogen ſind noch vortrefflich erhalten, die Decken der hinter dieſen Bogen hinlaufenden Hallen glänzen uns in ihrer Farbenpracht und in ihren wunderbaren Arabesken wie ein geöffnetes Schatzkäſtlein entgegen; das leuchtet und ſtrahlt durch einander, und

das Auge ist lange nicht im Stande, irgend etwas mit gehöriger Ruhe zu betrachten. Alles ist mit Skulpturen bedeckt, die in Roth, Blau, Gelb und Grün gemalt sind, vom Fußboden bis zur Höhe der Lambris erheben sich glänzende Fayenceplatten, Azulejos, das Ganze mit einem Netze der phantastischsten Fäden überziehend, welche bald die wunderbarsten Arabesken darstellen, bald in zierlichen Buchstaben arabische Sprüche. Hier im Hofe des Teichs findet man häufig den Spruch: „Bà le ghalibile Allah," Gott allein ist Sieger; der Wahlspruch von Aben-Hamar, den er seinem Volke entgegenrief, wenn sie ihn Ghalib, Sieger, nannten. Man findet ihn unzählige Male, meistens auf Fayenceplatten, die einen blauen Balken im silbernen Felde zeigen. Die beiden Langwände, die diesen Hof umschließen, von gleicher Höhe wie die Bogenstellung der Hallen, sind nur von wenigen Thüren und kleinen darüber angebrachten Fenstern, die das obere Stockwerk beleuchten, durchbrochen und machen einen sehr wohlthätigen ruhigen Eindruck, aber jede dieser einzelnen Oeffnungen ist in so wunderlieblicher Weise durch die sie umgebenden ornamentirten Rahmen eingefaßt, und wird durch die über den Marmorboden hinlaufenden Lambris von bunten Fayenceplatten mit den andern verbunden, daß sie das innigste Wohlgefallen erwecken. Nachdem wir uns in der bei unserem Eintritt zu unserer Linken gelegenen Bogenhalle sattsam umgesehen, uns in den an ihren beiden Enden angebrachten, mit den zierlichsten Azulejos ausgetäfelten Nischen niedergelassen, erkennen wir erst den neuen Reiz der an den Palast Karls V. angelehnten gegenüberliegenden Seite, die sich in entzückender Weise in dem Wasserbecken abspiegelt, und die auf der untern Bogenreihe noch ein kleines Halbstockwerk, und darüber eine zweite Reihe von Arcaden, den untern ähnlich trägt, und so das schwerfällige Nachbargebäude verdeckt. Ein sehr feines Gefühl ließ die Araber den mittlern untern Bogen diesseits und jenseits größer als die übrigen machen, um dem springenden Strahl aus der im Boden senkrecht je unter dem Mittelbogen befindlichen Schale Platz zu geben und die

Ueberſicht über den Hof, unter der Thüre, die in den anſtoßenden Raum führt, noch freier und unbeengter zu gewähren.

Dieſes hinter den Arcaden liegende lange und ſchmale Gemach, parallel mit der Halle laufend und von gleicher Länge, Sala de la barca oder Halle des Segens genannt, dient als Vorzimmer zum Saal der Geſandten. Rechts und links in der Mauer vor der Eingangsthür befinden ſich kleine Niſchen, wo diejenigen, welche vor den König traten, ihre Pantoffeln ablegten. Eigenthümlich iſt eine Inſchrift, die ſich hier befindet, und die von dem Hofe und Saale ſprechend, in Verſen ſagt: „Wenn Du meine Schönheit anſchauſt, ohne Beziehung auf Gott, ſo muß ich Dir ſagen, daß es eine große Thorheit iſt, Deine Bewunderung nicht zu Gott zu erheben, der Dir den Tod geben kann. Und wer dieſe kunſtreiche Arbeit betrachtet, von ihrer Schönheit angezogen, der lege zu ſeinem Schutze und damit er geſund bleibe, die fünf Finger ſeiner Hand zuſammen.“ Es iſt dieß der Schutz gegen das böſe Auge, das Gettatore, deſſen ſich auch heute noch die Italiener bedienen.

Eine wunderſchöne Holzdecke, faſt noch mannigfaltiger in der Verſchlingung der einzelnen Formen als diejenigen der hinter uns liegenden Bogenhalle zieht ſich über die Sala de la Barca hin, aus den glatten Deckenflächen wölben ſich einzelne Kuppeln heraus, und die nahe an beiden ſchmalen Enden quer über den Raum geſprengten Gurtbogen vermählen ſich mit dem Deckenwerk in der reizendſten Weiſe; die Azulejos der Lambris, die Stuckbekleidung der Wandungen, die liebliche Harmonie der Färbung, die herrliche Arbeit der Thürflügel in tauſendfältiger Verſchlingung ſternförmiger Grundformen ſteigern die Erwartung auf den Raum, zu dem wir hier nur gleichſam das Veſtibule ſehen, und in der That iſt der nun folgende Saal der Geſandten, Sala de los embajadores, ein Prachtwerk, auf welches das bisher Geſehene nur annähernd vorbereitete.

Auf der Verlängerung der Mittellinie des Myrthenhofs gelegen und von drei Seiten frei als einer der Feſtungsthürme vor den andern

hätte ich's am veränderten Betragen Philipps erſehen müſſen, der heute Abend kein Wort mit mir ſprach, ſondern ſich ſtillſchweigend in ſeinem Schlafzimmer an den Tiſch ſetzte und in tiefes Nachdenken verſank, wahrſcheinlich über all die Schändlichkeiten, die ich begangen.

Gebäuden vortretend, iſt dieſer Thurm „des Comares" eine von außen ſchwerfällige krenelirte Maſſe, die ſchon beim Eintritt in den Myrthenhof zu unſerer Linken hoch die übrigen Gebäude überragte, die unſcheinbare Hülle eines koſtbaren Inhalts. Im Gegenſatz zu den in die Breite geſtreckten Verhältniſſen des Myrthenhofs und der Halle der Segnung, hat der Saal der Geſandten durch ſeine hoch aufſtrebende ſchlanke Proportion eine imponirende Majeſtät erlangt und beweist die Feinheit des Verſtändniſſes, die dieſe glückliche Steigerung herbeiführte. Dieſer Prachtſaal, in dem die fremden Geſandten empfangen wurden, ſo lang als breit, und bis zur Gewölbſpitze faſt zweimal ſo hoch, iſt von ſehr dicken Mauern umſchloſſen, und in jeder der nach außen gekehrten Wände von drei Bogenöffnungen in der Höhe des Fußbodens durchbrochen, die ſo gleichſam beſondere Kabinete bilden, von denen die mittleren je durch eine in der äußern Mauerfläche ſtehende feine Marmorſäule in zwei Theile geſpalten iſt; höher oben unter dem Kuppelanfang dringt in jeder Wand durch eine Reihe von je fünf kleinen Bogenfenſterchen noch weiteres Licht in den auf dieſe Weiſe geheimnißvoll erhellten Raum. Dieſer Saal, der größte bedeckte Raum der Alhambra, iſt von einer ans Wunderbare gränzenden Ausſchmückung, jede Erwartung, die man ſich von dieſer eigenthümlichen Schöpfung machen kann, übertreffend, ſeine Wände haben bis zur Höhe von etwa vier Fuß eine ringsumlaufende Lambris von glänzenden Azulejos mit blauen und grünen Verzierungen, Roſetten, Sterne und phantaſtiſche Blumen darſtellend; darüber iſt die ganze Wand mit erhaben gearbeiteten Arabesken bedeckt, die vermittelſt einer Form aus dem weichen Gyps gedrückt und dann hellblau mit rothem Grunde gemalt wurden, über welche Vergoldungen rings umher ein phantaſtiſches Netzwerk bilden. Arabesken im gewöhnlichen Sinne ſind die Verzierungen in der Alhambra eigentlich nicht, denn ſie bilden keine größeren zuſammenhängenden Gegenſtände, auch keine Blumen, Blätter oder Thiere, obgleich eine Andeutung an das vaterländiſche Lotosblatt ſehr vielgeſtaltig und häufig vorkommt. Es iſt, wie ſchon geſagt, ein

Netzwerk von bunten Farben und Gold, deren einzelne Fäden oder Ranken das Auge faſt unmöglich verfolgen kann, in den eigenſinnigſten Windungen ſpringen ſie hierhin und dorthin hinab, verſchlingen und durchkreuzen ſich, ſcheinbar im Chaos, das aber in gewiſſen Gränzen wieder die wunderbarſte Symmetrie zeigt. Dieſe Verzierungen wiederholen ſich an allen Wänden, nur über Fenſtern und Thüren befinden ſich breite Ränder mit andern Muſtern, die hier eine Menge von Inſchriften enthalten, welche einen Theil der Verzierung ausmachen, indem ſie oft durch die Verſchlingung der einzelnen Fäden gebildet ſind. Der in polygoniſchen Abſchnitten kuppelförmig gewölbte Plafond zeigt Boiſerieen von prachtvoller Arbeit, welche Sterne und Achtecke in ſchönſter Symmetrie bilden; wo ſich das Gewölbe an die Wände anſchließt, bildet es Steinfeſtons mit herabhängenden Bögchen, Zapfen vorſtellend, die aus den Höhlungen herabtropfen und wie Verſteinerungen erſcheinen. Wunderlieblich iſt von der dem Eingang gegenüber liegenden Fenſterniſche die Ausſicht auf die Stadt mit ihrer Ebene, auf das Thal des Darro und ins Gebirge hinein, aber nicht minder reizend der Rückblick durch die beiden herrlichen Thüröffnungen hindurch nach dem Saal der Segnung, durch die davor liegende Halle, und über den glänzenden Waſſerſpiegel des Myrthenhofs hinweg nach dem jenſeitigen fernen Bogengang.

Nach längerem Verweilen kehrten wir wieder zu dieſem Bogengang zurück, und von dort aus betraten wir das Allerheiligſte der Alhambra, den Löwenhof, und waren wir vorher ſchon erſtaunt und überraſcht, ſo blieben wir bei dieſem Anblick mit einem Ausrufe der Bewunderung auf der Schwelle ſtehen. Es gibt nichts Reizenderes und Zierlicheres in der ganzen Welt, als den Patio de lo leones; früher war es ein Garten voll blühender Gebüſche, Roſen, Oleander und Jasmin, jetzt ſteht er verödet und die Gewächſe ſind verdorrt; ſeine Längenaxe bildet einen rechten Winkel mit der des Myrthenhofs, und er umfaßt ein Viereck von hundert Fuß in der Länge und ſechsundfünfzig in der Breite; zweiundachtzig ſchlanke weiße Marmorſäulen

tragen einen bedeckten Bogengang, der rings umher läuft, und ſich in der Mitte einer jeden der beiden ſchmalen Seiten zu einem viereckigen Pavillon erweitert, der in den Hof vorſpringt. Wir ſind in der Mitte der ſchmalen Seite eingetreten, rechts und links von uns erſtreckt ſich die dieſſeitige Arkadenhalle, in deren Fußboden drei runde Waſſerbecken eingelaſſen ſind, und wir überblicken den ſonnigen Hof durch den uns zunächſt gelegenen Pavillon, den zweiundzwanzig der eben genannten Säulen im Quadrat umgeben, und der wieder ein rundes Waſſerbecken im Fußboden umfaßt; gerade aus fällt der Blick auf den in der Mitte ſtehenden Löwenbrunnen, links überragt die achteckige Kuppel des Schweſternſaals, rechts die Erhöhung vom Saal der Abencerragen, die in zierlicher perſpektiviſcher Flucht ſich verlierenden Bogengänge der beiden Langſeiten, und gegenüber öffnen ſich die Bogen des Gerichtsſaals gegen den Hof, der in dieſem magiſchen dunklen Rahmen gefaßt ein in der That einziger Anblick iſt. Die Säulen des Hofes ſind glatt und ſtehen alternirend paarweiſe und einzeln, mit Ausnahme der Ecken, ſowohl des Hofes als der Pavillons, wo ſich drei oder auch vier gekuppelt befinden. Alle Capitäle derſelben ſind verſchieden, aber eins immer zierlicher als das andere; die einzelnen Bogen ſind über den Säulen getrennt durch ſenkrechte Frieſe, die, von ungleicher Breite, je nachdem die Säulen darunter einzeln oder paarweiſe geſtellt ſind, ziemlich hoch über die Bogenrundung hinauf reichen und einen eckigen Rahmen darum her bilden, der in Verbindung mit einem prachtvoll verzierten Band, das rings um den Hof herumlaufend, oben die aufſteigende Frieſe unter ſich verbindet, das über jedem Bogen verbleibende, aufs Zierlichſte durchbrochene Oberfeld nur noch eleganter erſcheinen läßt, und durch das kunſtvoll geſchnitzte Hauptgeſimſe der ganzen Bogenreihe einen unvergleichlich ſchönen und edlen Abſchluß verleiht. An den beiden Pavillons iſt bei Ueberſpannung der Säulenweiten die Form des Halbkreisbogens verlaſſen und ſtoßen die über den Säulen allmählich ſich erbreiternden Maſſen in zwei gegen einander geneigten Linien zuſammen, ſo daß die Bodenflächen gleichſam

vom Geſimſe herabzuhängen und nur leicht auf den Säulen zu ruhen ſcheinen. Da ſie aufs Kunſtreichſte durchbrochen ſind, ſo daß man überall Tageslicht und Sonne durchflimmern ſieht, ſo kann man ſie mit koſtbaren Spitzengeweben vergleichen, mit denen Hof und Säulen reich drapirt ſind. Betrachtet man den Rand eines ſolchen Bogens genau, ſo muß man geſtehen, daß man nichts Schöneres ſehen kann, und daß es faſt unmöglich iſt, eine Beſchreibung davon zu machen. Man könnte ſagen, die unzähligen Höhlungen, mit welchen er durchbrochen iſt, erſcheinen uns wie die Zellengewebe der Bienen. Obgleich die Vertiefungen, die ſo gebildet werden, willkürlich durcheinander geworfen zu ſein ſcheinen, ſo geben ſie doch wieder ein feſtes Syſtem, haben dagegen, flüchtig betrachtet, ganz das Anſehen von Stalaktiten in Tropfſteinhöhlen. Die übrigen Bogen bilden nicht die vollſtändige nach unten einwärts gekrümmte Hufeiſenform, ſind vielmehr verhältnißmäßig zur Höhe etwas ſchmal, doch iſt das Alles mit einem ſolchen Verſtändniß für Eleganz und Zierlichkeit ausgeführt, und paßt ſo harmoniſch zuſammen, daß hier auch gar nichts anders geſtaltet ſein dürfte. Die Decke des Säulengangs beſteht aus koſtbarer, eingelegter und reichbemalter Holzarbeit, wie die im Saale der Geſandten. Von den ehemaligen bunten und glänzenden Dachfliesen iſt nichts mehr vorhanden und die Gebäude ſind mit gewöhnlichen Ziegeln bedeckt. Wie muß dieſer Anblick geweſen ſein in jener Zeit, da die Alhambra noch vollkommen erhalten und bewohnt war, wo der ſo feenhaft umſchloſſene Garten ſelbſt in dem höchſten Blumenſchmucke prangte! Was wir überhaupt heute noch davon ſehen, iſt nur der Sommeraufenthalt der mauriſchen Könige; der Winterpalaſt befand ſich da, wo jetzt das Schloß Karls V. ſteht.

In der Mitte des Patio de los leones befindet ſich auf der Kreuzung der beiden Mittellinien der berühmte Löwenbrunnen; zwei übereinander ſtehende Marmorſchalen, wovon die vieleckige große untere, deren Rand mit Inſchriften bedeckt iſt, durch zwölf ſehr roh gearbeitete Löwen getragen wird, denen man eigentlich nur durch die Mähnen

anſieht, was ſie vorſtellen ſollen. Da die Proportion dieſer beiden Schalen und alle übrigen Verhältniſſe ſo ſchön und richtig abgewogen ſind, ſo iſt das Zerrbild der Löwen durch den Mangel an Uebung der Nachbildung lebender Weſen, welche den Orientalen eigentlich verboten war, zu entſchuldigen. Jetzt ſteht dieſer Brunnen ſtaubig und trocken, ehemals ſandte er einen reichen Waſſerſtrahl hoch über die Dächer hinaus, ſo wie dieſes auch aus den Rachen der zwölf Thiere hervorſprudelte, und das herabſtürzende Waſſer lief aus der Marmorſchale in Rinnen, die ſich heute noch am Fußboden befinden, welche den klaren Quell durch den ganzen Garten und die anſtoßenden Gemächer führten, den Pflanzen Nahrung bringend, den Menſchen Kühle und Friſche.

Da wir vom Myrthenhofe hereingetreten ſind, haben wir auf der linken Seite im Patio de los leones den Saal der zwei Schweſtern, de las dos hermanas, der ſeinen Namen hat von zwei gleichen Marmorplatten von ausgezeichneter Größe und Weiße, die in den Fußboden eingelaſſen ſind. Dieſer Saal, durch einen ſchmalen Vorraum etwas abgerückt von der Colonnade des Löwenhofs und um einige Stufen gegen dieſelbe erhöht, iſt ein Gemach von etwa fünfundzwanzig auf dreißig Fuß mit zwei ſich gegen daſſelbe in weiten Bogen öffnenden dunkeln Seitenkabineten, an deren ſchmalen Enden beſondere Stücke, unverkennbar für Bettniſchen abgeſchnitten ſind. Rückwärts dem Saaleingang gegenüber öffnet ſich ein vierter Bogen als Zutritt zu einem Corridor, der ſo lang iſt als der Saal und die beiden Kabinete zuſammen, und über den an ſeiner langen Außenwand als Schluß dieſer, mit dem Myrthenhof parallelen Enfilade ein kleiner Erker, das Kabinet der Infanten genannt, nach außen frei hervorragt.

Die Mitte des Fußbodens zwiſchen „den beiden Schweſtern“ nimmt wieder ein rundes Waſſerbecken ein, deſſen Ueberfluß nach dem Löwenbrunnen abwärts läuft. Die Anlage dieſes Appartements, obwohl von außerordentlicher Einfachheit, hat einen unſagbaren Reiz; die drei auf-

einanderfolgenden Räume ſind von ausnehmender Schlankheit und einer unbeſchreiblichen Eleganz des Details; von unten herauf iſt der Saal mit Azulejos getäfelt, die obern neben den vier Bogenthüren übrig bleibenden quadratiſchen Felder jeder Wand von den originellſten Deſſins und äuſſerſt harmoniſch gefärbt, höher hinauf übergeht der Raum nach und nach in's Achteck und ſind die Ecken durch zierliche an der Wand klebende Marmorſäulchen gefaßt; ein breiter Fries zieht ſich rings unter den obern kleineren Fenſterchen umher, deren ſechszehn wieder durch ganz feine Säulchen getrennt, ein träumeriſches Licht in das Innere ergießen, und der aus einer Menge kleiner Kuppelniſchen der verſchiedenſten Geſtalt, beſtehend in tauſend abwechſelnden Bienenzellenformen der Spitze zuſtrebende Deckenwölbung eben ſo viel Licht zuführen, um den Beſchauer einzuladen, dieſe fabelhaften Durchdringungen der mannigfachen Formen mit dem Auge zu verfolgen und zu enträthſeln, um ihn recht die Unmöglichkeit ſeines Beginnens fühlen zu laſſen. In gleicher Zierlichkeit und Feine ſtrahlen die anſtoßenden Gemächer, der Corridor und das Kabinet der Infanten ſich wechſelsweiſe an Reiz der Erfindung überbietend. Zahlreiche Inſchriften bedecken überall die Wände. Faſt alle ermahnen zur Anbetung Gottes und zum Lobe des Propheten. Eine größere in Verſen preist in der erhabenen und glühenden arabiſchen Ausdrucksweiſe die Schönheit des Löwenhofes:

„Ein Garten bin ich der Wonne, zuſammengeſetzt aus allen Schönheiten. Anmuth und Zierlichkeit ſind in mir niedergelegt. Kein Werk mag neben mir beſtehen und der Blick ſagt dir, wie vielfach meine Schönheiten ſind; ein ruhiges Gemüth wird nirgends erquickendere Kühle finden, als bei mir. Ich enthalte ein koſtbares Gemach, deſſen Anfang und Ende ſehr rein iſt. Das Zeichen der Zwillinge allein deutet die ſchöne Verzweigung meiner Zierrathen, welche ihnen ein Scheindaſein gibt, ſehr ähnlich der Wirklichkeit. Auch der Mond am Himmel muß mir weichen, weßhalb ſchöne Frauen zu meinem Reiche gehören mögen. Wenn die Sonne in ihrem Laufe ruhete, ſo wäre es

nicht zu verwundern, denn ſie hält ſich auf, um meine Klarheit zu ſehen; da ich, ein Gemach, den Himmel verdunkle und alles Schöne von mir Daſein erlangen könnte. Und wer mich recht anſieht, der wird mich betrachten mit der Ruhe und Sorgfalt, die ich verdiene. Die Kreiſe des Himmels ſcheinen neben mir verdunkelt und mit Wolken bedeckt. Ich entfalte auch weiße Säulen von großem Werthe, ihre Geſtalt iſt ſchlank und frei, und der Schatten, den ſie geben, iſt gleich einem hellen Strahl, und an ihnen ſind Perlen ohne Gleichen. Und wer ſie errichtet hat, kann ſich über alle erheben. Unvergleichlich iſt ihre Pracht und ihr Leben, und Niemand vermag ihren Preis zu nennen. Und wenn die untergehende Sonne ihre Strahlen ausbreitet und dieſes Gemach trifft, entſteht ein Glanz ohne Gleichen, dem du weder an Form, noch an Farbe etwas vergleichen kannſt. Was mir aber meinen größten Werth gibt, iſt der Glaube, der in mir ſich in ſeinem vollſten Glanze zeigt und in ihm vereinigen ſich alle meine Schönheiten."

Von dem Saal der zwei Schweſtern gehen wir durch den Bogengang des Hofes nach dem Hintergrunde deſſelben in den Saal des Gerichtes. Rechts und links von dem Säulenpavillon, der vor ihm in der Mitte liegt, ſowie gegen dieſen ſelbſt öffnet ſich der Saal mit drei großen Bogenportalen gegen den Löwenhof; jedes derſelben iſt aber an und für ſich durch zwei freiſtehende Marmorſäulen wieder zu drei kleineren Arkaden abgetheilt, vor deren mittleren jedesmal ein rundes Waſſerbecken den Fußboden der Bogenhalle unterbricht. Der Saal iſt neunzig Fuß lang und ſechszehn breit, alſo mehr eine Gallerie als ein Saal; den drei Portalen, die ihm allein Licht zuführen, entſprechen jedoch an ſeiner Rückwand drei große Niſchen oder Divans, die ihn auf fünfundzwanzig Fuß erbreitern. Sechs prachtvolle Querbogen ſind von der vordern nach der Rückwand geſprengt und über denſelben wölben ſich drei hohe Kuppeln, wetteifernd an Zierlichkeit mit der des Schweſternſaals. Es iſt leicht zu erachten, welchen reichen Anblick ſein Inneres durch dieſe vieltheilige Dispoſition gewähren und wie poetiſch der dämmerige Raum den Bewohner ſtimmen muß.

In den Divans sind, abweichend von der übrigen Verzierungsweise die Deckengewölbe mit bildlichen Darstellungen auf Goldgrund geschmückt; die an den Enden etwas abgelöste Bildfläche zeigt, daß die Gemälde auf Leder aufgetragen sind und die mittlere Darstellung einer Versammlung von zehn bewaffneten Greisen in zwei sich gegenüber stehenden Gruppen, worin man eine Rathsversammlung erblickte, hat dem Saal den Namen sala del Tribunal verliehen; die Bilder in den beiden anderen Nischengewölben stellen Jagden und Kämpfe dar und trage ich nach der ganzen Behandlungsweise kein Bedenken, die Bilder für ächt arabisch zu halten.

Gegenüber dem Saal der beiden Schwestern befindet sich nun der Saal der Abencerragen, den wir zuletzt betreten. Eine in der schon beschriebenen Form reich geschmückte Bogenthüre führt wie jenseits zuerst in ein sehr schmales Vorzimmer, gegen das der Saal um etwas erhöht ist. Er ist länglicht und sind von demselben zu beiden Seiten durch zwei Bogenwände, die je auf einer freistehenden Marmorsäule ruhen, zwei Alkoven abgeschnitten, so daß der Mittelraum wieder in's Quadrat gerückt wird. Ein breiter reicher Fries lauft an allen Seiten darüber hin und von dort nimmt durch bienenzellenartige Uebergänge höher und höher hinauf der Saal die Grundform eines viereckigen Sternes an, in jeder Seite von einem kleinen, halbrund geschlossenen Luftfenster durchbrochen; die spitzig nach oben darüber zusammenlaufende Decke, den ein- und ausspringenden Winkeln des Sternes folgend, ist eine so staunenswerthe Combination, daß alle Beschreibung unzureichend wird. Durch und durch reizend und aller Schwere beraubt, baut diese lustige Architektur sich bei jedem veränderten Standpunkt kaleidoscopartig zu immer neuen überraschenden Effecten in wirklich den Beschauer verwirrender Weise zusammen.

Hier hat man eine der wunderbaren Wände, nach dem Vorbild einiger noch fast ganz wohlerhaltener Stellen, wiederhergestellt, indem man Farben und Vergoldung auffrischte, und sieht nun deutlicher, wie überaus reizend diese unendlich verschlungenen arabischen Dessins

gewesen sind. Die Herzogin von Montpensier, welche in Sevilla wohnt, gibt jedes Jahr eine bedeutende Summe zur Herstellung der Alhambra, und diese rühmenswerthe Munificenz hat die Behörden von Granada in den Stand gesetzt, Bedeutendes für die Unterhaltung, ja Wiederinstandsetzung der Alhambra zu thun.

Auch an den Gallerieen des Löwenhofs ist man beschäftigt, die Stukkatur-Arbeiten zu erneuern, zu welchem Zwecke man von den alten Verzierungen neue und sehr genaue Formen gemacht hat, in welche die weiche Gypsmasse gegossen wird und so die neuen Arabesken den alten vollkommen ähnlich werden. Um den Löwenhof aber vollständig zu restauriren, brauchte man ziemlich bedeutende Mittel, denn von den Säulen sind manche aus ihrer ehemaligen Lage gewichen und einige der prachtvollen durchbrochenen Bögen mußten durch starke Eisenstangen befestigt und so vor dem Zusammenstürzen bewahrt werden. Da während unseres Besuches auf der Alhambra gerade an den neuen Wandverzierungen gearbeitet wurde, so gelang es uns, freilich zu ziemlich theuren Preisen, von den alten herabgenommenen ein paar Stücke zu erlangen, die wir als kostbare Andenken mit uns nahmen.

Nahezu in der Mitte des Fußbodens des Saales der Abencerragen befindet sich nun die große Marmorschale, welche den blutigen Mittelpunkt jener romantischen Geschichte bildet, die unter den Lorbeergängen der Cypressen auf der Xeneralife entstanden und mit dem früher erwähnten Gotteskampfe auf der Bivarrambla, sowie mit dem Untergange Granadas endigte.

Es waren vier Zegri, welche, um den verhaßten Stamm der Abencerragen zu verderben, sich eines Tages zum Könige Boabdil begaben und ihm zuschworen, daß sie mit eigenen Augen gesehen, wie seine Gemahlin im Garten der Xeneralife mit dem Abencerragenritter Abin-hamad eine Liebesnacht gefeiert. Dieß sei geschehen, gaben die Zegri an, bei einem nächtlichen Fest auf der Xeneralife, die Königin habe ihre Frauen verlassen und sich allein unter das Cypressendunkel

begeben, wohin nun Abin-hamad von einer andern Seite gekommen. Dort vernahmen wir, so reizten sie den schon wüthenden König, innige Seufzer und feurige Küsse, und als der Abencerrage nach einiger Zeit glühend vor Lust und Freude zurückkam, trug er auf seinem Kopf denselben Kranz von rothen Rosen, den die Königin früher in ihrer Hand gehalten. — Daß Boabdil auf diese Anklage sehr blutig und summarisch verfuhr, ist wohl begreiflich. Er entbot dreißig der edelsten Abencerragen-Ritter, worunter Abin-hamad, der sein eigener Schwager war, in die Alhambra, und als sie im Myrthenhof versammelt waren, ließ er den Palast schließen und sie einzeln in den Saal treten, in welchem wir uns gerade befinden und wo am Boden die Marmorschale das Blut der ermordeten Abencerragen aufnahm, die niedergemetzelt wurden, so wie sie einzeln das Gemach betraten. Diesen Dreißig, die sich diensteifrig zuerst einstellten, sollten noch viele Andere folgen; doch: „Gott wollte es nicht," erzählt der arabische Chronikenschreiber, „daß diese Grausamkeit weiter ginge, und es begab sich, daß der junge Edelknabe eines der Ritter, ohne daß es Jemand gewahr wurde, mit seinem Herrn hineinkam, und sah, wie sein Herr und die übrigen Ritter enthauptet wurden. In dem Augenblick, daß die Thür geöffnet ward, um einen andern zu rufen, schlüpfte der Edelknabe hinaus. Voller Angst um seinen Herrn weinend begegnete er bei der Quelle der Alhambra, wo noch jetzt die Pappeln stehen, den Rittern Malike Alabez, Abenamar und Sarrazino, die zur Alhambra hinaufstiegen, um den König zu sprechen; und sagte ihnen weinend und zitternd: „„Ach, ihr Herren Ritter, beim heiligen Allah gehet nicht weiter, wenn ihr nicht bösen Todes sterben wollt!"" So wurde die blutige Justiz des Königs bekannt, und der größte Theil der Abencerragen konnte sich retten.

Daß man heute noch in dem weißen Marmor der Wasserschale am Boden röthliche Flecken und Streifen sieht, kann ich bezeugen, ohne aber behaupten zu können, ob es natürliche Flecken des Steins, oder Blutspuren sind. Unser Führer ben Saken und ebenso manche

VI.

Herr Doktor Burbus.

Da mich Philipp nach den erzählten Vorfällen mit ſo ausgezeichneter Verachtung behandelte und ich einen genügenden Grund hiezu gar nicht einſah, ſo machte ich keinen Verſuch, mich ihm zu nähern, wie er vielleicht erwartet hatte, ſondern warf vielmehr die Thür des Bretterverſchlags, der meine Zimmerabtheilung von der ſeinigen trennte, mit ſolcher Gewalt ins Schloß, daß das Gebälk zitterte. Da ſaß ich nun im Dunkeln und hatte recht langweilige Stunden vor mir, denn es war Sonntag Abend, wo das Gewölbe ſchon bei einbrechender Nacht geſchloſſen wurde, und da dieſe gegen ſechs Uhr eintrat, ſo hatte ich bis gegen zehn vollauf Zeit, an meine Sünden zu denken.

Ich machte das Fenſter auf, das gegen das Nachbarhaus ſah; da war aber Alles eben ſo dunkel, wie in meinem Stübchen. Unſer Nachbar war noch nicht zu

Reisende, die den Saal der Abencerragen besucht, sind der letztern Ansicht. Doch ist über diese ganze Sache schon so viel geschrieben und in Romanzen gesungen worden, daß man nicht weiß, wo die Gränze zwischen Wahrheit und Dichtung ist. Wollen doch spätere Bewohner der Alhambra nächtlicher Weile im hellen Mondlicht gespenstige Schatten im Löwenhof bemerkt haben, weiße, flatternde Gewänder, die aus dem Saal der Abencerragen zu fliehen schienen. Erzählte mir doch ein glaubwürdiger Bekannter, er habe längere Zeit auf der Alhambra gewohnt und in stillen Nächten oftmals ein leises Geflüster und seltsame Klagetöne gehört. Doch ist dieß leicht zu erklären; wenn das zierliche Durcheinander der unzähligen Säulen mit ihren schneeweißen Steinbroderien vom bleichen, zitternden Mondlichte beschienen ist, so kann sich eine erhitzte Phantasie bei diesen, im Halbdunkel unbestimmteren und darum noch wunderbareren Formen wohl gespenstige Vorstellungen machen.

Wenn man aber hier in diesem Feenhofe wandelt, so glaubt man unwillkürlich an alle Wunder, an alle diese poetisch schönen Geschichten, welche uns Chronikenschreiber und Romanzen erzählen. Ich habe da eine überaus glückliche Natur und es wird mir zu einem wahren Bedürfnisse, solche merkwürdige Stellen mit Gestalten und Sagen aus ehemaliger Zeit zu bevölkern, deßhalb glaube ich auch an das unverschuldete Unglück der schönen maurischen Königin, an die Rache Boabdils, an die dreißig ermordeten Abencerragen, an die Blutflecken im Marmorbassin, sogar an die nächtlich flüsternden und klagenden Stimmen im Löwenhofe und an die gespenstigen Schatten, welche dem Saal der Abencerragen entflattern. Ja, als wir jetzt wieder zurückkommen in den Saal des Komares, so bin ich fest überzeugt, daß es der Platz dort links am Fenster war, wo man die wunderbare Aussicht auf die Ebene hat, von dem die Romanze singt:

In dem Zimmer von Komares
Einst die schöne Galiane

Mit Geschicklichkeit und Mühe
Stickte einen reichen Aermel,
Für den tapfern Sarrazino,
Welcher treibt für sie das Rohrspiel.
Solchen Werth hat dieser Aermel,
Daß er keine Schätzung findet.

Uebrigens sind wir der schönen Galiane zu Liebe nicht hieher zurückgekehrt, sondern vom Saal der Gesandten führt in der Dicke der Mauer eine Treppe zu einer hoch auf dessen Zinnen liegender, eine prachtvolle Aussicht gewährender Terrasse, eine andere geräumigere Treppe aber zu einer beiderseits freistehenden, von den christlichen Königen auf die Höhe der Festungsmauer angelegten Gallerie, deren Dach von arabischen Marmorsäulen getragen ist. Von hier hinab blicken wir in tiefe düstere Höfe, die sich noch ein Stockwerk unter dem Patio de los leones an der Umfassungsmauer befinden, aber auch in den hübschen Garten der schönen Maurin Lindaraja, der freilich sehr verwildert ist und nichts Gartenähnliches mehr hat. Bemerkenswerth ist hier nur eine geschuppte Brunnenschale von ganz außerordentlich schöner Arbeit. Unangenehm fällt dem Beschauer eine seitwärts liegende Fortsetzung dieser Gallerie auf, die von oben bis unten mit eisernen Stäben vergittert ist und zum Aufenthalt der tollen Johanna gedient haben soll, die hier bis zu ihrem Tode verwahrt wurde. Doch wollen wir alle trüben Gedanken an Wahnsinn und Kerker hinter uns lassen, denn wir haben einen der viereckigen Thürme erreicht, die sich kühn und trotzig aus der Schlucht erheben, in welcher tief unten der Darro braust. Auf diesem Thurme aber befindet sich einer der schönsten und wunderbarsten Punkte der Alhambra, ein kleiner, viereckiger, ganz isolirter Pavillon, auf jeder Wand von drei Oeffnungen durchbrochen mit einem äußeren, ringsumlaufenden Gange, der auf drei Seiten frei, von acht schlanken, weißmarmornen Säulchen getragen wird, welche durch leichte, reich verzierte Bogen

verbunden sind. Es ist dieß das sogenannte Boudoir der Maurenkönigin el tocador de la reyna mora. Wände und Decke sind mit Frescogemälden aus der Zeit Karls V., Arabesken, Landschaften, Blumen und Früchte vorstellend, bedeckt; wenn aber auch diese Wandmalereien noch schöner wären, als sie sind, so ist doch die Aussicht von hier oben so großartig und prächtig, daß wir zum Betrachten der Wände kaum die Zeit finden und uns immer wieder an eins oder das andere der Fenster hingezogen fühlen. Vor uns auf grüner Bergwand lauscht die zierliche Xeneralife zwischen ihren Cypressen hervor, neben welcher die zackigen Felshörner der Sierra Elvira in weiter Ferne heraustreten, auf ziemliche Strecke die fruchtbare Vega umspannend und zu gleicher Zeit Granada, das weit ausgebreitet zu unseren Füßen liegt, stolz und herrisch, grau und ehrwürdig und dabei wieder so jugendfrisch durch den grünen Kranz der Granaten- und Orangenbäume, wie das ewig lebendige, murmelnde Wasser des Darro und Xenil, welches sie umströmt. An einem andern Fenster haben wir die Schneegipfel der Sierra Nevada vor uns und hier ist der Anblick wahrhaft zauberisch. Ist die Aussicht nach der Vega sanft und lieblich, so ist diese hier stolz und majestätisch, denn hoch über den weißen Schneeflächen erheben sich die mit Eis bedeckten Hörner des Mulahacen und Picacho de la Veleta, und da die Luft so unbeschreiblich klar und rein, der Himmel aber tiefblau ist, so treten diese Bergriesen so eigenthümlich nah vor uns hin, daß man glaubt, sie mit einem Steinwurfe erreichen zu können, und den angenehmen kalten Hauch zu fühlen, den der Wind, über sie dahinstreichend, herüber trägt.

Daß unberufene Finger die Wände dieses himmlischen kleinen Ortes mit höchst prosaischen Bemerkungen und Namen bekrizelt, ist recht traurig und that uns um so weher, als auch Mancher sich nicht gescheut hatte, mit seinem eigenen unbedeutenden Namen durch irgend eine Arabeske zu fahren.

Vom Tocador betreten wir eine unregelmäßige Folge von Gemächern aus der Zeit Karls V., welche für ihn und seinen Hof ein-

gerichtet waren. In manchen derselben hat man mit wenig Geschick die maurischen Wandverzierungen aus den andern Theilen der Alhambra nachzuahmen versucht und sieht man auch hier buntfarbige Azulejos, gleichsam eine Uebersetzung derselben in Renaissanceformen, aber gegen jene arabischen von sehr dürftiger Zeichnung und Färbung. Unzählige tragen den Wahlspruch des so rastlos strebenden Kaisers: „Plus oultre!“ Schade ist es überhaupt, daß bei den späteren vielen Restaurationen auch der Haupträume der Alhambra die früheren Azulejos nicht nachgeahmt, sondern andere willkürliche Dessins substituirt wurden.

Unter diesen Gemächern liegen die alten maurischen Bäder, zu denen man von einem kleinen Hof über einige abwärts führende Stufen gelangt. Hier finden wir wieder Spuren der Wandverzierung wie sie uns im Saal der Gesandten entzückten. Die Decken der Badekammern sind aus zierlichen Gewölben gebildet mit vielen sternenförmigen Oeffnungen, die wohl mit buntem Glase verschlossen waren und durch welche das hereindringende Licht freundliche, bunte Reflexe auf den weißen Marmor der Fußböden, der Badewannen, der Säulen und Pilaster warf. Sehr schön ist der daran stoßende Ruhesaal, luftig, schlank, rings von Altanen umgeben und mit einer großen Brunnenschale in der Mitte. Bei der sehr bewegten Grundform, der Abwechslung von hohen und niederen Säulen, weiten und engen Bögen, den vielen Vor- und Rücksprüngen der Wände und der eigenthümlichen hoch oben hereingeführten Beleuchtung ist derselbe ein sehr lebendiger, interessanter Raum.

Vom vielen Schauen ermüdet, kamen wir durch verworrene Treppen und Gänge und halbverfallene Gemächer wieder nach dem Löwenhofe, den wir unmöglich schnell wieder verlassen konnten. Ben Saken hatte unterdessen für einige Erfrischungen gesorgt. Der Hüter der Alhambra war so freundlich, uns eine Guitarre zu leihen, und so lagerten wir uns in dem Saal der Schwestern, die Gläser klangen und altspanische Romanzen, von der wunderbaren Pracht der Alhambra er-

zählend, von Liebe, Kampf und Sieg erklangen durch die ſtillen Räume des Löwenhofes. — Das war eine unvergeßliche Stunde.

Am andern Morgen in der Frühe waren wir ſchon wieder auf der Alhambra, ſchritten mit demſelben Staunen, wie geſtern, durch den hochgewölbten Bogen unter der gewaltigen Maſſe des Gerichtsthurmes hindurch und pochten wieder an die beſcheidene Pforte, die ſo viel Koſtbares verſchließt. Nachdem wir die längs dem Myrthenhofe hin ſich erſtreckenden ſogenannten Zimmer des Archivs ſowie den Hof der kleinen Moſchee und dieſe ſelbſt, die durch die Chriſten zu einer Kapelle umgewandelt wurde, beſichtigt und theilweiſe ſehr vernachläſſigt und herabgekommen gefunden, auch die in einem der Archivzimmer ſehr unſorgfältig aufbewahrte koſtbare Porzellan-Vaſe aufgeſucht, kehrten wir wieder um, ließen dießmal den Palaſt Karls V. links liegen, gingen die breite Straße am Weinthore hinauf, längs den zerſtreut liegenden Häuſern bei der Pfarrkirche vorbei und kamen endlich auf einen großen wüſten Platz, der aber noch innerhalb der mächtigen Ringmauern liegt. Hier waren zur Maurenzeit ebenfalls Gebäude und Gärten, doch iſt jetzt Alles, bis auf die letzte Spur zerſtört. Der Boden iſt uneben und weit umher mit Mauertrümmern und Schutt bedeckt. Es iſt eigenthümlich, daß dieſer wüſte Platz auf der Alhambra faſt der einzige Ort in ganz Spanien iſt, den man zur Mitternachtsſtunde von übernatürlichen, geſpenſtiſchen Weſen bevölkert glaubt, was man bei uns in Deutſchland von faſt jedem Kreuzwege ſagt. Hier, ſo erzählen ſich furchtſame Leute, ſieht man Kämpfe zwiſchen ſchattenhaften Mauren und Chriſten, hier über die Fläche jagt zuweilen ein einſamer Reiter, Mann und Roß ohne Kopf, verfolgt von einem feurigen Stiere und was dergleichen Thorheiten mehr ſind. Etwas Unheimliches hat dieſer Platz allerdings, wenn man ſo entfernt von jeder menſchlichen Wohnung über ihn dahinſchreitet; doch würde ich zur Nachtzeit mich weniger nach Geſpenſtern, als nach Rateros umſchauen, denen es ſchwer wäre, hier zu entgehen, denn man mag flüchten, wohin man will, ſo ſtößt man immer wieder auf die gewal-

tigen Ringmauern der Alhambra, die Einem ein gebieterisches Halt! zurufen. Es gehört schon am hellen Tage Kenntniß des Terrains dazu, um von hier aus den Eingang zur Schlucht zu finden, welche den Berg der Keneralife von dem der Alhambra trennt. Zwischen zwei starken Thürmen befindet sich eine kleine Pforte, welche früher mit einer eisernen Thür verschlossen war, jetzt besteht aber ihr einziger Schutz aus wehenden Schlingpflanzen, die vom Thorbogen herabhängen. Hinter dieser Pforte befinden wir uns außerhalb der Ringmauern der Alhambra, die sich hier in gewaltiger Höhe und von viereckigen Thürmen unterbrochen, dort die Schlucht hinauf und hier abwärts zum Darro hinziehen. Es gibt aber nicht leicht etwas Malerischeres, als hier diese alten Mauern und Thürme; in ihrer röthlichen Färbung mit den schlanken arabischen Zinnen blicken sie so angenehm und überraschend schön zwischen den grünen Bergwänden hervor; jeder Schritt, jede Biegung des Weges zeigt uns ein neues Bild, das der Maler, gerade so wie es da vor ihm steht, auf die Leinwand bringen könnte. Von den Höfen und Gemächern der Alhambra gibt es unbeschreiblich viele Abbildungen und leider so wenige von diesen nächsten reizenden Umgebungen des alten Maurenschlosses. Ein schönes Bild hievon befindet sich in der Gemäldesammlung des Königs von Württemberg, welches ich häufig mit großem Interesse betrachtet. Es stellt ein kleines reizendes Gemach im maurischen Style vor, welches sich im sogenannten Torre de la Cautiva befindet. An der Brüstung des weiten und hohen Bogenfensters lehnt ein wunderliebliches Mädchen, den Kopf auf die Hand gestützt und blickt hinaus; vor dem Fenster aus der Tiefe steigen die hohen Ringmauern der Alhambra empor, hinter ihnen erblickt man die üppig und wild verwachsene Schlucht und weithin am Horizonte ragen die schneebedeckten Häupter der Sierra Nevada.

Da wir uns auf unserer Wanderung gerade am Fuße des Torre de la Cautiva befanden, so machte ich den Vorschlag, in demselben das kleine maurische Gemach aufzusuchen, das gewiß sehenswerth sei. Nach langem Umherklettern überstiegen wir einige zerbrochene Treppen-

ſtufen, erreichten die Eingangsthüre zum Thurme, die wir aber verſchloſſen fanden. Nach mehrmaligem Klopfen wurde ſie uns von einer alten Frau geöffnet, die uns freundlich eintreten hieß und auf einer ſchmalen, in den dicken Mauern ausgeſparten Treppe wirklich in das kleine reizende Gemach führte. Da die armen Leute, welche es bewohnen, einen kleinen Erwerb daraus machen, es den Fremden zu zeigen, ſo iſt es glücklicherweiſe, die vom Rauch geſchwärzte Farbe abgerechnet, noch recht gut erhalten; von den Azulejos, welche die Lambris bilden und die hier von wunderbar verſchlungener Zeichnung waren, fehlten ſehr wenige, auch prangten die Wände noch da und dort in ihren alten Farben. Das große, weite Bogenfenſter fehlte ebenfalls nicht und um das ganze Bild vollſtändig zu machen, ſaß ein junges Mädchen von prächtiger Geſtalt und reizendem Kopfe in dem Erker, den die tiefe Mauer hier bildete. Sie gab uns freundlich einen friſchen Trunk Waſſer und einen großen Strauß herrlich duftender Veilchen, die ſie am Fuß der Mauern gepflückt. Wer dieſen Thurm mit ſeinem Gemache und ſeiner Ausſicht zu uns verpflanzen könnte!

Aus der Schlucht am Fuß der Mauern führt ein ſteiler Pfad zur Xeneraliſe empor, deſſen zierlicher Anblick uns ſchon geſtern den ganzen Tag gereizt, deſſen Schönheiten ſo oft beſungen wurden, und über welche jeder Reiſende in Entzücken gerathen muß. Die Xeneraliſe, zunächſt der Spitze des Elenaberges gelegen, war ein kleines Sommerſchloß der mauriſchen Könige, ein Zauberſitz, der Alles bot, was die üppigſte Phantaſie nur verlangen kann. Auf allen Seiten die wunderherrlichſte Ausſicht, eine üppige Vegetation, getränkt durch eine reiche Quelle des beſten eiskalten Waſſers, la fuente de las azucenas, die Lilienquelle, welche oberhalb des Gartens der Xeneraliſe entſpringt, und reich fluthend den kleinen Park derſelben durchſtrömt. Der kleine Palaſt bildet ein längliches Viereck von zwei geräumigen Zimmern an beiden Enden und einem Mittelſalon, vor dem eine Bogenhalle mit Marmorſäulen liegt; er iſt zweiſtockig und zu oberſt gekrönt durch ein luftiges Belvedere, das von zierlichen Säulen umgeben zum Genuß der unver-

gleichlichen Aussicht einladet. Ein ähnlicher kleinerer Pavillon liegt dem ebenbeschriebenen auf der Seite des Eingangs gegenüber mit einer fast gleichen Bogenhalle. Zwischen beiden befindet sich langgestreckt der Garten, nahezu wie im Hofe der Alberca. Beide Pavillons sind auf der dem Thal zugekehrten Langseite des Gartens durch eine beiderseits offene Gallerie von Arcaden auf viereckigen Steinpfeilern ruhend und von einer hohen Terrassenmauer getragen, mit einander verbunden und bildet diese Gallerie am Rand des steilen Abhangs gelegen, den entzückendsten Spaziergang, welcher nur denkbar ist. Alles ist hier vollkommen fest und gut erhalten und ausgeführt im reichsten anmuthigsten Styl der maurischen Baukunst, der uns an die Wunder des Löwenhofes erinnert. Die Säulenhallen mit ihren arabischen Bogen, mit ihren Basreliefs und Filigrandessins, sowie die inneren Räume prangen aber leider nicht mehr in ihren glänzenden Farben, sind vielmehr mit einer weißen Tünche bedeckt worden, durch welche man kaum noch die zierlichen Formen der Wandverzierungen erkennt. Umschlossen von den Gallerien und Hallen liegt nun der kleine Garten, der das Poetischste und Schönste ist, was ich in meinem ganzen Leben gesehen. Der Länge nach wird er durchströmt von dem Abfluß der reichen Lilienquelle und obgleich die klare Fluth durch ein Becken von weißem Marmor fließt, so rauscht sie doch dahin wild und üppig wie ein freies Bergwasser ringsumher eine herrliche Kühlung verbreitend. — Und welche üppige Vegetation hat dieser kleine, wunderbare Garten! Hier sind dichte Laubengänge von Orangen und Granaten, an der einen Gallerie erheben sich gewaltige, schwarze Cypressen und über das ganze Wasserbecken wölbt sich eine schattige Lorbeerlaube, untermischt mit Cypressen, die nach der Mitte zusammen geneigt, sich zu spitzigen Bogen vereinigen. Wenn man sich in die offene Halle des Pavillons setzt, und auf das murmelnde Wasser blickt, wie es dahinströmt unter dem grünen Blätterdach, hie und da geküßt von einem kleinen, zitternden Sonnenstrahle, so muß man gestehen, daß es keinen Punkt der Erde gibt, wo man seliger träumend ruhen könnte

in glücklicherer Selbſtvergeſſenheit, als hier im Zauberhof der Xeneralife.

Dabei iſt Schloß und Garten zierlich und nicht ſo ausgedehnt, an den Bergen erhebt ſich der Park terraſſenförmig, eine phantaſtiſche Schöpfung, wie man ſie ſich wohl träumend in heißen Nächten ausdenkt, wenn durch die offenen Fenſter herein ein kühler Luftzug die glühende Wange fächelt. Das Ganze hier iſt faſt eine einzige, dichte, hochgewölbte Laube von Orangen, Granaten und Lorbeer, durchzogen mit den üppigſten Roſenhecken; dazwiſchen hie und da eine kleine Allee, gebildet durch majeſtätiſche Cypreſſenwände, unten mit dicht verſchlungenen Reben und Epheu, welche ſo zierlich abſtechen von den hellen Stämmen der rieſenhaften Bäume, oben aber ihre faſt ſchwarzen Häupter hoch in die Wolken erheben. Unter dieſer rieſenhaften Parklaube winden ſich gut erhaltene Wege von weichem Sande ſchlangenförmig hin und her, die Terraſſen ſind durch Treppen, theils von Marmor, theils von kleinen Kieſeln verbunden, welche bequem bis auf die Höhe des Berges führen, und von dort herab ſtürzt das reiche Waſſer der Lilienquelle, mit liebender Sehnſucht in das Blätterdickicht hinein, hier wie ein fröhliches Bächlein, dort in wilder jauchzender Luſt als Fontaine hoch empor ſpritzend; und überall hin leitete der arabiſche Gärtner das Kühlung bringende Waſſer, wo wir uns hinwenden, murmelt und rauſcht es uns entgegen, ja die Geländer der Marmortreppe haben tiefe Rinnen von grün glaſirten Ziegeln, durch welche ein Strahl des erfriſchenden Quells hinabrauſcht, ſo geſchickt angebracht, um eine heiße Hand zu kühlen oder eine glühende Stirne, und dabei iſt das Waſſer ſo eiskalt und friſch, daß man es überall ſchöpfen und mit Begierde trinken kann.

Unſer Führer, ben Saken, der auf das Liebesverhältniß der Sultanin Zaide mit dem Abencerragen Aben Hamad ſchwur, führte uns unter die viele hundert Jahre alten Cypreſſen, nach der dichten Lorbeerlaube, wo die ſchöne Maurin ihre Liebesnacht gefeiert. Unten auf der Vivarrambla und am blutbefleckten Marmorbecken im Saal

der Abencerragen glaubte ich feſt an die Tugend der ſchönen Königin; hier oben aber in der Wunderpracht der Keneraliſe, welche die Sinne beſtrickt und das Herz erwartungsvoll und ängſtlich ſchlagen läßt, wo die Blüthen ſo wollüſtig duften, wo die Quellen ſo geſchwätzig murmeln und das Plätſchern der Springbrunnen alles andere Geräuſch verdeckt, und auf dieſe Art ein glücklich liebendes Paar ſicher macht, hier iſt mein Glaube wankend geworden und ich denke faſt, König Boabdil hatte nicht ganz Unrecht, als er ſich ſo blutig am Stamm der Abencerragen rächte.

Vor nicht zu langen Jahren wurde die Keneraliſe mit ihrem herrlichen Garten um einen ſehr mäßigen Preis von einer italieniſchen Familie gekauft. Obgleich es nun lobenswerth iſt, daß ſie zur Unterhaltung des Ganzen jährlich eine ziemliche Summe anweiſt, ſo iſt doch noch nie einer der jetzigen Beſitzer oben geweſen, was uns der Hüter des kleinen Schloſſes bedauernd erzählte. Für Jeden, der dieſen lieblichen Sitz geſehen hat, iſt das unbegreiflich, aber ich bin überzeugt, daß, wenn der jetzige Eigenthümer einmal da war, er ſich für immer hier niederlaſſen wird. Ich wenigſtens möchte da oben unter den dunkeln Cypreſſen mein Leben beſchließen.

Nachdem wir die Keneraliſe endlich verlaſſen, blickten wir noch oft zurück nach dem lieben weißen Schlößchen, das gleich ſchön und reizend bleibt, ob man es von Weitem ſieht oder in der Nähe. Das ſchönſte und bezeichnendſte Bild deſſelben gibt Hallbronner in wenigen Worten, wenn er entzückt ausruft: „Dieſe weiße Saracenenpracht in dem grünen Frühlingsſchmucke ſtand vor uns, rührend und einnehmend, wie ein ſchönes blaſſes Mädchen, das im ſeidenen Spitzengewand und Brautſchleier, Roſen und Myrthen durch das dichte Haar geſchlungen, ſittſam und ergeben am Altare den glücklichen Bräutigam erwartet.“

Auf einem anderen bequemeren Fahrwege kehren wir zur Alhambra zurück auf den Platz der Algiven. Schon bei unſerem erſten Beſuche hier ſprach ich von einem Eingang unfern des Weinthors, der

Hause, und das einzige Zeichen von Leben war der trübe Schein einer Straßenlaterne, der sich in das tiefe Dunkel des Abgrunds zwischen den beiden Häusern stahl und hier einen vergeblichen Versuch machte, die dicke Finsterniß aufzuhellen. Ich schloß mein Fenster wieder, warf mich gelangweilt auf mein Bett und ließ das Erlebte an mir vorübergehen. Ich hatte aber noch nicht lange so gelegen, als ich von drüben die Stimme des Herrn Burbus vernahm, der meinem Collegen rief und bald an mein Fenster klopfte. Ich sprang auf und sah, daß das Zimmer unseres Nachbars erleuchtet war und er selbst im Fenster lag.

„He, hollah!" rief er. „Freundlicher Zögling Merkurs, wo weilen Sie? Philipp! Philipp der Macedonier! Oeffnen Sie doch gefälligst Ihr Fenster!" An seiner Stelle that ich, um was Herr Burbus bat, und fragte ihn, was er wünsche. Meine Stimme klang ihm unbekannt, da er mich aber schon einigemal im Laden gesehen hatte, erinnerte er sich meiner. „Ah so, Sie sind es, junge Pflanze? Wo befindet sich denn Ihr würdiger Mentor und College? Richten Sie ihm gefälligst meinen freundlichen Gruß aus und fragen ihn, ob er mich nicht ein wenig besuchen wolle." Ich trat vom Fenster weg, öffnete die Thüre zu Philipps Gemach, sah aber mit Befremden, daß er nicht da war. Auf dem Tisch war das Talglicht schon etwas herabgebrannt und die Thüre stand halb offen.

an der torre quebrada vorbei zur alten Feſtung „Alcazaba“ führt und in deren Mitte der Thurm der Vela auf dem äußerſten Vorſprung gegen die Stadt zu liegt.

Die Pforte iſt unſcheinbar, ihre rohen Holzflügel mit großen Nägeln in der Form von Muſcheln aus Bronze beſchlagen: hinter dieſer Thür aber befindet ſich ein Garten, der mit großem Unrecht weniger bekannt iſt, als die übrigen Theile des Maurenſchloſſes. Dieſer Garten, parador de la Sultana genannt, iſt eigentlich eine langgeſtreckte Terraſſe, deren eine Seite von der im rechten Winkel fortlaufenden Mauer des zerbrochenen Thurmes gebildet wird und die andere von der mit ihr parallelen, aus dem tiefen Thalgrund aufſteigenden Ringmauer der Alhambra. Es iſt ein kleiner, einfacher Platz mit Lorbeerlauben, fließendem Waſſer, ſchmalen Blumenbeeten und dazwiſchen Wege aus farbigen Kieſeln beſtehend, die moſaikartig zuſammengeſetzt ſind. Die hohe Mauer, welche den Parador von der Alcazaba abſchließt, hat bis oben hinauf reiche Citronenſpaliere. Die Brüſtung auf der Ringmauer am Abhange der Stadt zu iſt vielleicht drei Fuß hoch und mit kunſtloſen Blumengefäſſen aus gebrannter Erde beſetzt. In der Mitte des Gartens erhebt ſich ein einzelner, vielhundertjähriger Weinſtock mit über fußdickem Stamme. Schon ſein Anſehen gibt der Sage Recht, welche ihn weit in das arabiſche Zeitalter hinaufreichen läßt. Seine Zweige und Ranken, durch einfache Veranden geſtützt, überſpannen das ganze Gärtchen, ſo eine ungeheure Laube bildend.

Was dieſen Parador wirklich intereſſant macht, iſt die urſprüngliche Geſtalt, in der er ſeit der Maurenzeit geblieben. Dort auf derſelben Steinbank, die wir heute noch ſehen, ſaß die Sultanin, von demſelben Weinſtock pflückte ſie ihre Trauben, und lehnte ſo wie wir an der Brüſtung, dieſelbe unermeßliche Ausſicht betrachtend. Und welche Ausſicht hat man hier auf die Vega, auf Granada, auf die Sierra Nevada bis zu den Gebirgen hin, wo die lachende Ebene be-

ginnt. Im Halbkreiſe vor uns aufgerollt liegt eine illuſtrirte Geſchichte der letzten Zeiten Granada's. Dort in der Ebene ſehen wir Alhama, nach deſſen Falle ſich die chriſtlichen Heerſchaaren in die Vega von Granada wälzten.

Durch die Straßen von Granada
Einſt der Mohrenkönig ritte,
Von dem Thore von Elvira
Bis zu dem von Bivarrambla.
Wehe mir! — Alhama! —
Kamen Briefe an den König:
Daß Alhama ſei gefallen:
Warf die Briefe in das Feuer,
Und den Boten hieb er nieder.
Wehe mir! — Alhama! —

So heißen die erſten Strophen der bekannten ſchönen Romanze, die ich hier oben ſo gerne las. Weiter rechts und näher zur Stadt ſehen wir Santa Fe, das ehemalige Lager König Ferdinands, deſſen Straßen heute noch gerade ſo ſind, wie damals die Zeltgaſſen liefen. In einer Nacht, erzählt der arabiſche Chronikenſchreiber, entſtand das Lager aus vier Theilen, deren Straßen die Geſtalt des Kreuzes bildeten. Ja, als am andern Morgen die Mauren ſtaunend hinüberblickten, ſahen ſie es mit Zinnen und Thürmen umgeben, die wie aus Quaderſteinen erbaut ſchienen; doch waren dieß nur kunſtreich angemalte Holzverſchläge.

Rund herum ſind viele Zelte,
Seiden und mit Gold geſticket,
Herzoge ſind da und Grafen,
Viele Herren großen Standes,
Und Feldherren viele andere,
Ferdinand, der König, führt ſie.

Fern am Horizonte bemerken wir einen leichten Gebirgszug, von wo König Johann auf die Stadt niederblickte, wie die Romanze ſagt, alſo zu ihr ſprechend:

O Granada, wenn Du wollteſt,
Würd' ich mich mit Dir vermählen,
Geben Dir zur Morgengabe
Cordova und ganz Sevilla.

worauf Granada antwortete:

Bin ſchon, Don Johann, vermählet,
Bin vermählet, keine Wittwe,
Und der Maur, der mich beſitzet,
Jener Große ſehr mich liebet.

Daß trotz dieſer ſtolzen Entgegnung das ſchöne Granada doch ſeinem mauriſchen Liebhaber die Treue brach und ſich von den Chriſten einnehmen ließ, iſt nicht zu läugnen. Blicken wir nach jenem kleinen ſpitzen Hügel, die letzte Höhe eines Ausläufers der Alpujarras, der ſich auf der Bergkette ſo ſichtbar abhebt, ſo haben wir den Ort vor uns, wo der wegziehende König Boabdil noch einmal raſtete, um einen letzten traurigen Blick auf ſein verlorenes Paradies zu werfen.

Ach, bei dieſem Anblick brachen
Aus des Königs Bruſt die Seufzer,
Thränen überſtrömten plötzlich
Wie ein Sturzbach ſeine Wangen.

Düſter von dem hohen Zelter
Schaut herab des Königs Mutter,
Schaut auf ihres Sohnes Jammer,
Und ſie ſchalt ihn ſtolz und bitter.

„Boabdil el Chico," ſprach ſie,
„Wie ein Weib beweinſt du jetzo
Jene Stadt, die du nicht wußteſt
Zu vertheid'gen, wie ein Mann."

Heute noch heißt dieſer Berg el ſoſpiro del Moro, der Seufzer des Mohren.

Mir war der Parador de la Sultana ein ſo lieber Ort, daß ich manche Stunde hier oben zubrachte. Der Gärtner, welcher den kleinen wunderbaren Platz in Ordnung hielt, gab mir mehrere Sämereien, hier gewachſen, die ich ſpäter zu Hauſe pflanzte und die auch recht gut aufgingen. Wenn dieß aber auch nur ganz gewöhnliche Blumen waren, ſo freut mich doch noch heute ihr Nachwuchs, da der Same auf der göttlichen Alhambra gediehen. Am Tag vor unſerer Abreiſe ſchwelgte ich noch einige Stunden hier oben im Anblick der herrlichen Stadt und ihrer prachtvollen Umgebungen, von der ein neuerer Dichter ſo wahr und treffend ſagt:

Regocijate tu, Granada bella,
Ciudad hija del sol, huerta florida,
Que entre nieves estériles descuella;
Taza de nardos, de palomas nido,
Diamante pura que su luz destella,
Paraiso entre rocas escondido!

Freue dich, du ſchönes Granada, Tochter der Sonne, die ein blühender Garten aus einer Schneewüſte hervorprangt. Du biſt eine Schale voll köſtlicher Wohlgerüche, ein Taubenneſt, ein Diamant, der funkelndes Licht ausſtrömt, ein Paradies, in Felsgebirgen verſteckt!

Leider war die Jahreszeit noch nicht ſo weit vorgerückt, daß wir hätten das eigenthümliche, ſo ſchöne Leben genießen können, das ſich hier an warmen Frühlings- und Sommerabenden auf dem Hauptſpa-

ziergange von Granada, dem Paseo, entwickelt; aber auch jetzt schon, beim ersten Knospen des Grüns, beim Anblick einzelner Rosen, die sich schüchtern hervorwagen, ist dieser Spaziergang das Reizendste, was man sehen kann. Bei dem Platze del Lobo, wo unser Gasthof lag, in der Verlängerung der Carrera del Darro, beginnt er und führt bis zur Brücke über den Xenil, einem Bauwerke, das über die Römerzeit hinausreicht. Wenn man sich dort aber links wendet, so ist man wirklich überrascht, hier eine noch viel längere Fortsetzung des Paseo zu finden. An der Brücke befindet sich der sogenannte Salon, ein fünfzig Fuß breiter, mit feinem Kies bestreuter Platz; er hat an jeder Seite zwei Reihen Ulmen und Akazien, unter denen sich zierlich eingehegte Gebüsche, Rosen, Oleander und Granaten befinden; überall stehen steinerne Bänke, und von hier aus setzt sich der Paseo über dreihundert Schritte weit am rechten Ufer des Xenils hin fort, beschattet von einer vierfachen Reihe hoher Schwarzpappeln, und begränzt von einem Rosengarten, wo die Rosensträuche auf Mannshöhe zu reichen Bouquets und Pyramiden zusammengebunden sind. Am Ende des Paseo erhebt sich ein hoher marmorner Springbrunnen, der einen dicken Wasserstrahl so hoch emporschleudert, daß die Tropfen rings umher stäuben und die ganze Umgebung in heißen Sommernächten so köstlich erfrischen und abkühlen. Eigenthümlich ist an diesem Brunnen, daß das Wasser, nachdem es der obern gefüllten Schale entquollen, nicht von einem untern Becken aufgefangen wird, sondern auf ein treppenförmiges Piedestal niederstürzt, wo alle Tropfen abprallen und weit hinaus einen feuchten Kreis beschreiben. Hinten an den Spaziergang schließt sich ein dichtes Gehölz, das sich über den Xenil und die schmalen Fußwege wölbt, welche sich an seinem Ufer hinziehen, und der Fluß braust hier, ein wilder Gebirgsstrom über Felsstücke dahin; links von ihm erheben sich terrassenförmig Häuser, Gärten und Weinlauben neben einzelnen schwarzen Cypressen, bis zur Höhe des Berges, auf dem die Alhambra liegt, über welchen hinaus sich dann allmählig wieder die Sierra Nevada erhebt, bis hoch zu

ihren ſchneebedeckten Gipfeln. In heißen Sommernächten, wo dieſer Spaziergang von Tauſenden von Männern und ſchönen Weibern und Mädchen bedeckt iſt, die lachend, plaudernd und Fächer wedelnd bis nach Mitternacht hier umherwandeln, wo unter dicht belaubten Bäumen die herrlichſte Kühle herrſcht, wo Tauſende von Roſen duften, wo die Brunnen plätſchern, der Xenil ſchäumend vorbeirauſcht, wo das volle Mondenlicht in den glänzenden, melancholiſch ſchwärmenden Augen der Andaluſierinnen zittert, muß der Paſeo ein wahrhaft himmliſcher Aufenthalt ſein.

An der alten Brücke, von der ich vorhin ſprach, befindet ſich eine kleine Kapelle, die dadurch merkwürdig iſt, weil hier nach der Uebergabe von Granada König Ferdinand und Iſabella den Abzug der Mauren erwarteten. Tauſende der chriſtlichen Soldaten und der Einwohner der Stadt blickten erwartend auf den Berg der Alhambra empor, und ein Jubelruf zerriß die Lüfte, als mit Einem Male oben auf der Zinne des Torre de la Vela der Cardinal Don Pedro Gonzales de Mendoza und neben ihm der Graf von Tendilla erſchienen und dort die Fahnen mit dem Kreuze, ſowie das königliche Banner von Caſtilien aufpflanzten. Unter dem Schmettern der Trompeten erſchallte der Ruf der Herolde: „Granada! Granada! für die ruhmgekrönten Könige von Caſtilien, Ferdinando und Iſabella!“ Das ganze Heer ſank auf die Kniee; das königliche Paar aber rief: „Non nobis, domine, sed tibi sit gloria!“ und ſeit langer, langer Zeit wieder ertönte in der kleinen Kapelle ein feierliches Tedeum.

Auf unſern häufigen Spaziergängen durch die Stadt, bei denen wir theils den Spital San Juan de Dios mit ſeinem herrlichen Treppenhauſe und der unnachahmlichen darüber geſpannten vergoldeten Holzdecke, theils die arabiſchen Reſte auf dem Albaycin, theils die mauriſchen Bäder an der Carrera del Darro zum Ziele nahmen, führte uns den Saken eines Tages zu einem kleinen Hauſe am Fuße des Berges, im Garten des Dominikanerkloſters gelegen, von dem er ſehr viel Rühmens machte und daß er Cuarto real oder Caſa de

Boabdil nannte. Wir kamen durch ein ärmliches Stadtviertel, dann durch einen öden Weg, der mit großen, halbverfallenen Mauern eingefaßt war und gelangten aufwärtssteigend in einen verwilderten Garten auf der Höhe vor einer dieser Mauern gelegen. Es war eigentlich ein Ackerfeld, doch sah man an zertrümmerten steinernen Wegeinfassungen, sowie an Ueberresten eines marmornen Springbrunnens und an andern Schutthaufen, daß es hier einstens wohl anders ausgesehen habe. Jetzt war das Feld mit Maulbeerbäumen bedeckt, von Reben umrankt, die weite Guirlanden durch den ganzen Garten zogen. Nachdem wir dieses Feld durchschritten, erreichten wir eine kleine Thür, die einen andern Garten voll undurchsichtiger Gebüsche verschloß. Eine alte Frau ließ uns ein, und zwischen dichten Laubgängen sahen wir hier schon deutlich Spuren ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Da waren kleine Terrassen mit zerfallenen Treppenstufen und großen Wasserbassins, die aber leer waren und ebenfalls halb zertrümmert. Bei einer Biegung um das Gehölz aber hielten wir mit einem Ausruf der Ueberraschung an, denn vor uns zeigte sich ein breiter Weg, der von einer kolossalen Lorbeerlaube überwölbt war, an beiden Seiten mit fortlaufenden Steinbänken besetzt und gerade auf ein Gebäude führte, das an Zierlichkeit und Reichthum mit dem schönsten auf der Alhambra wetteifern kann. Es war ein maurischer Pavillon mit einer gewölbten Vorhalle, die auf vier schlanken Säulen ruhte und eine Loggia mit Bogen darüber. Hinter der Halle befand sich ein großer Salon mit einem Mittelfenster als ajimez und zwei kleinen zu beiden Seiten von derselben reichen und zierlichen Construktion, wie die im Saale des Komares. Die hufeisenförmige Eingangsthüre war reich mit Inschriften versehen und prachtvolle Azulejos bedeckten den untern Theil der Wände, und die übrigen obern Felder waren wie die schönen Gemächer der Alhambra, mit reichen Basreliefarabesken verziert. Dieß kleine Haus, sowie der wahrhaft poetische Garten, sehr an die Gesammtanlage der Generalife erinnernd, wäre mit wenig Kosten zu restauriren und gäbe eine köstliche Wohnung.

Ich habe die Casa de Beabdil nur in Grianlt de Prangey's Werke erwähnt gefunden; Oberbaurath Leins, der von der Form und Ausführung entzückt war, zeichnete das Ganze und einige Details, wobei ich ihm so gut als möglich half, indem ich Pflanzenpapier auf die Wände heftete und dann mit dem Bleistifte den unbeschreiblich verschlungenen und in unglaublich kleinem Maßstab ausgeführten Zeichnungen der Fayenceplatten folgte. Auch sind das uns heute noch liebe Andenken, man kann aber auch nichts Zierlicheres und dabei in der Form Strengeres sehen.

Wir hatten in Granada nicht das Glück, öffentliche Feste, wie Stiergefechte oder stark besuchte Theatervorstellungen zu sehen, denn zu den ersteren war die Saison noch nicht angebrochen und letztere meistens leer, da die Oper schlecht und das Ballet ziemlich mittelmäßig war. Eine wohlbeleibte Tänzerin, Senora Vargas, arbeitete mit wenig Grazie, aber außerordentlicher Körperkraft. Sie warf die Füße und Arme von sich, als hätte sie sich derselben entledigen wollen, und ließ uns Blicke in ihr spanisches Innere thun, welche alles bisher Gesehene in jeder Hinsicht weit übertrafen. Pepita de Oliva, die hie und da bei uns durch ihren Tanz einigen Anstoß erregte, hätte dagegen für eine wahre Vestalin gegolten. Obgleich Senora Vargas, — dieser Name ist übersetzbar und bedeutet im Spanischen einen Zerschläger, eine Bezeichnung, welche für diese Dame recht passend war — bei den männlichen Zuschauern eine große Partei hatte, welche sie auch mit Kränzen und Blumen bediente, so waren doch die Damen nie stark vertreten, weßhalb wir hier nicht das Glück hatten, einen gewählten Kreis der schönen Andalusierinnen zu sehen. Wir wurden aber dafür bei dem Feste entschädigt, welches zu Ehren der heiligen Cäcilie in einer Wallfahrt nach der Kirche des Sacro Monte bestand, und der wir uns, wie viele Hunderte andere Spaziergänger anschlossen. Der Weg führte uns aufwärts durch die Darroschlucht zum Albayein, wo sich noch einige sehr schön und vollkommen erhaltene maurische Wohnhäuser mit reizenden Höfen versehen befinden; worunter das

Haus Chapie beſondere Erwähnung verdient, im Uebrigen iſt dieſe ehemalige Rittervorſtadt, namentlich der Theil, der der Alhambra zugekehrt liegt, ein trauriger Schutthaufen, und nur maleriſch und intereſſant durch die vielen ſeltſamen Wohnungen der hier hauſenden Zigeuner. Die meiſten leben in Erd- und Felſenhöhlen am Abhange des Berges, wo ſie vor dem Eingang eine kleine Mauer von Steinen aufgeführt haben mit einer Hausthür und einem Vordach aus alten Brettern, Steinen und Raſenſtücken beſtehend; andere haben ſich auf die kunſtloſeſte Art Lehmhütten gebaut, bei denen die Fenſter als verſchwenderiſch vermieden ſind und der Rauch zum Dach oder zur Thüre hinaus dringt, die freundliche Vegetation aber, welche ganz Granada ſchmückt, hat ſich auch der Zigeunervorſtadt freundlich angenommen und Armuth, Schmutz und Elend mit freundlichem Grün zugedeckt. Lorbeeren und Granaten nicken überall zwiſchen den Steinen und Erdhütten herab, rieſenhafte Aloen mit hohem Blüthenſtengel bilden die Verzierungen und mannshohe Cactushecken, mit den hellgrünen ſtachelichten Blätter gewähren undurchdringliche Mauern.

Der Himmel blickt klar und heiter auf das Feſt der Wallfahrt herab. Durch den Albaycin erreichten wir wieder das ſteile Ufer des Darro, der tief unten in ſeiner Schlucht dahin brauste, und gegenüber erhob ſich der grün bewachſene Bergabhang, auf dem Alhambra und Keneraliſe liegen, ein Anblick, wie von überall, ſo auch von dieſer Seite entzückend ſchön. Die rothen gewaltigen Thürme des Maurenſchloſſes, ſich von der grünen Wand ſcharf abhebend, zogen ſich mit ihrer Verbindungsmauer hier tief hinab und ſtiegen dort wieder am Abhange hinauf. Von der Höhe glänzten die zierlichen Hallen der Keneraliſe blendend weiß. Und wie war die Straße, auf der wir gingen, ſo mannigfaltig und ſchön belebt; Wagen, Reiter und Fußgänger folgten einander, umſchwärmt von zahlloſen Zigeunerkindern, die mit ausdauernder Zudringlichkeit Blumen zum Verkauf anboten oder Purzelbäume ſchlugen, um eine kleine Gabe zu erlangen; andere dieſes induſtriellen Volkes hatten ſich auf den hohen Rändern des

Weges gelagert und machten dort mit Guitarren und Panderos unter dem Schmettern der Caſtanuelos und den brummenden ſchnarrenden Tönen der Zambomba eine häufig ſehr barbariſche Muſik. Was ſoll ich aber ſagen von den Hunderten in der That überraſchend ſchönen Weibern und Mädchen, die in einem nicht enden wollenden Zuge lachend und plaudernd die Höhen hinanſtiegen, auf welchen das Kloſter der Heiligen liegt. Dicht vor demſelben verengt ſich der Weg und windet ſich ziemlich ſteil durch ein dichtes Gebüſch hinauf, und in einer ſolchen Biegung der Straße ließen wir uns auf einem alten umgeſtürzten Baumſtamme nieder, um da ausruhend die ſchöne Damenwelt Granada's an uns vorüberziehen zu laſſen. So was hatten wir in der That bis jetzt in Spanien noch nicht erlebt. Ein wunderſchönes Mädchen folgte dem andern, nicht blos mit ſchwarzen glänzenden Augen in dem reizenden Geſichte, mit dichtem glänzendem Haar, blühenden Lippen und weißen Zähnen, ſondern auch mit der eleganteſten und graziöſeſten Taille und den zierlichſten kleinen Füßen ſtiegen ſie plaudernd und ſchäckernd leicht und gewandt wie Gemſen den Abhang hinan, um droben zwiſchen dem Grün zu verſchwinden. Und nicht nur war hie und da Eine wirklich ſchön, nein, Alle, Alle; ja und unter vielleicht tauſenden, die hier vorbei kamen, befanden ſich nicht ein halbes Dutzend, bei denen man nicht hätte ausrufen mögen: Wie reizend! wie ſchön! Wir ſahen nur ſtaunend einander an und lachten immer herzlicher, ſo oft eine neue Gruppe ſichtbar ward. Unſere Fröhlichkeit und die augenſcheinliche Freude, mit der wir die Mädchen anſtaunten, ſchien aber die ſchönen Spanierinnen nicht im Geringſten zu verletzen. Ebenfalls uns entgegenlachend zeigten ſie ihre blendenden Zähne und blitzten uns unter Mantille und Fächer hervor mit ihren gefährlichen Augen an. Schwer iſt es dabei zu ſagen, worin eigentlich die andaluſiſche Schönheit beſteht. Auch an andern Mädchenköpfen findet man dieſelben dunkeln Haare, ebenſo ſtrahlende Augen, friſche Lippen und ſchöne Zähne, und doch macht das Enſemble nicht die überwältigende Wirkung, wie bei dieſen Südſpanierinnen. Liegt

Ich trat aus dem Zimmer, um auf dem Gange nachzusehen, aber das Haus war von oben bis unten still wie ein Kirchhof. Ja, wie schon gesagt, es hatte etwas Unheimliches, das Reißmehlsche Haus, und da ich mich so ganz allein fühlte, war es mir ganz behaglich, mit dem Herrn Burbus drüben plaudern zu können, der noch immer am Fenster stand und auf mich wartete. „Es thut mir leid," rief ich ihm zu, „aber ich kann den Herrn Philipp nicht finden." — „Ho, ho!" lachte er. „Monsieur Philipp, der Schäfer!

O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der dürren Liebe!"

„Aber wissen Sie was?" fuhr er lustig fort; „ohne Ihnen mein Compliment machen zu wollen, Sie scheinen mir weniger Kameel zu sein, als Ihr würdiger College. Wollten Sie mir wohl die Ehre erzeigen und auf eine Stunde oder länger zu mir herüber kommen? Ich beschäftige mich gerade mit der Anfertigung eines feinen Punsches, der Ihrem jungen kaufmännischen Gaumen behagen wird."

Ich dankte ihm für dieses schmeichelhafte Anerbieten, bemerkte aber, es sei mir bis jetzt unklar, wie ich über den Zwischenraum der beiden Häuser in sein Fenster hinein gelangen sollte, worauf er mir versicherte, dies habe gar keine Schwierigkeiten. Flugs holte er aus dem Hintergrunde seines Zimmers ein großes Brett,

dieſer unnennbare Reiz in dem zauberhaften Teint, der, obgleich weiß und blendend, doch einen bräunlichen Anflug hat, durch welchen wieder ein wunderbares Roth hervorbricht; liegt er in den ſchwarzen prächtig gewölbten Brauen und den langen ſeidenen Wimpern, welche faſt ſchläfrig über die Augen herabhängen? Aber dieſe Augen! Sie ſind es wohl, ſie, die wahrhaft ſengend hervorblitzen, die ſo unausſprechlich beredt ſind, worin das eigenthümlich Reizende dieſer Spanierinnen beſteht. Freilich iſt auch die andaluſiſche Tracht ſo ſchön und kleidſam, als irgend eine in der Welt, die dunkelſeidene Basquina, die den Körper umſpannt und die vollen, reichen Umriſſe deſſelben, die ſie verhüllen ſoll, erſt recht zeigt, und vor Allem die Mantille! Hier durch einen niederen Kamm auf den dichten Flechten des Hinterkopfes gehalten, fällt ihr Spitzenrand leicht auf die Stirn, der längere Theil aber über Nacken und Rücken, ſowie an den beiden Seiten des Kopfes herab, wobei es die Andaluſierin ſo meiſterhaft verſteht, mit dem dünnen Gewebe bald die Gluth des Auges zu verdecken, bald die vollen Strahlen hervorbrechen zu laſſen. Zu dieſem gefährlichen Spiele kommt noch der ſtets bewegliche, goldglänzende Fächer, der hier dazu dient, einen allzukühnen Blick abzuwehren, dort ein Zeichen gibt, oder zuſammenfallend die ganze Gluth der Augen auf einen geliebten Gegenſtand ausſtrömen läßt. Für die ganz wunderbare Erſcheinung einer ſchönen Andaluſierin mit ihrem ſo unbeſchreiblich liebenswürdigen und koketten Weſen, mit der Elaſticität und Grazie ihres Körpers, worin eine ſpaniſche Maja die eleganteſte Pariſerin weit übertrifft, gibt es im Spaniſchen einen unüberſetzbaren Ausdruck; ſal andaluz, andaluſiſches Salz. Vor einem reizenden Mädchen ruft der Spanier entzückt aus: tiene mucha ſal, ſie hat viel Salz oder es muy ſalada: ſie iſt ſehr geſalzen; das klingt freilich in der Ueberſetzung eigenthümlich und läßt ſich nur dann verſtehen, wenn man es am richtigen Ort angewendet gehört hat. Die zärtlichſten Ausdrücke des Andaluſiers für ſeine Geliebte beziehen ſich auf ſal und ſalero. So ruft er ihr leidenſchaftlich zu: ſalero del alma: Salzfaß meiner

Seele! Das ſcheint für uns übertrieben, hat man aber den Gruß gehört, womit der Majo die Maja anredet, ſeinen leidenſchaftlichen Ausruf: Gott ſegne die Mutter, die dich geboren hat! Möge die heilige Jungfrau deine ſchwarzen Augen bewahren, Königin! Ha! Gottes Leben, welch ein Gang! Dann wird man ſich nicht wundern, wenn noch eine Steigerung erfolgt, viva la ſal andaluz! — Uebrigens iſt la gracia andaluz in ganz Spanien ſprichwörtlich, und von den Schönheiten anderer Länder ſagt der Spanier: ſon bonitas, pero no tienen gracia, ſchön ſind ſie wohl, aber ihnen fehlt die Grazie. Engländerinnen und Franzöſinnen mißfallen im Allgemeinen dem Spanier, erſtere ſind ihm zu weichlich und prüde, die letzteren haben zu viel von den Schönheiten ſeines eigenen Landes, ohne dieſe jedoch erreichen zu können; die deutſchen Frauen dagegen denkt ſich mancher Spanier als Ideale von Sanftmuth, blonden Haaren, blauen Augen und einem friſchen Teint von Roſen und Lilien, und ſagt von ihnen: han de ſer muy dulces las Alemanas, ſie müſſen wohl recht ſanft ſein, die Deutſchen.

Nachdem wir lange genug geſchaut und der Strom der Spaziergängerinnen immer noch nicht enden wollte, ſtiegen wir zwiſchen einer ausgeſuchten Gruppe hinauf, nicht ohne uns häufig vergnügt lachend umzuſehen; das nahmen aber dieſe ſchönen Kinder durchaus nicht übel, ja, wenn irgendwo ein paar zwiſchen den Bäumen ſtanden und auf den ſo dicht bevölkerten Zickzackweg hinabſchauten und Einer von uns vielleicht in die Worte ausbrach: Welche Schönheit, welche Augen! ſo war das für die ſchöne Andaluſierin kein Grund, um wegzuſchauen, wie es die Tochter einer andern Nation augenblicklich gethan hätte, ſondern dieſe hier blickte uns mit geſenktem Fächer feſt in's Geſicht, als wenn ſie ſagen wollte: Schön bin ich, das weiß ich; betrachtet mich nur nach Herzensluſt, das wird mir und euch keinen Schaden bringen.

Dabei erwiederten Weiber und Mädchen augenblicklich unſere Grüße auf's Freundlichſte und grüßen mußte man nach allen Seiten,

denn das Gedränge war oft so dicht, daß man sich häufig im wahren Sinne des Wortes zwischen den reizenden Andalusierinnen durchdrängen mußte. Ich weiß nicht, wie ich darauf verfiel, als wir bei einer Familie vorbeikamen, bestehend aus einem ernsten Herrn, einer etwas finster blickenden Mutter und zwei wunderschönen Mädchen von fünfzehn und sechzehn Jahren, daß ich mir beifallen ließ, in einem wahrscheinlich sehr schauderhaften Spanisch die prachtvollen Veilchenbouquets zu loben, welche Mutter und Töchter in den Händen trugen. Hatte ich nun einen falschen Ausdruck gebraucht oder klang die Sprache gar zu hart und komisch, genug, der alte Herr grinste freundlich, die Mutter lächelte, beide Töchter aber lachten fröhlich hinaus und Eine bot mir ihren Strauß mit den Worten: „Nehmen Sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Es sind Veilchen von Granada, die schönsten der Welt." Wer aber nach solchen Zügen, die nur Herzensgüte und Freundlichkeit athmen und nur Beweise sind einer übersprudelnden geistigen Kraft und eines warmen innigen Gefühls, sich einbilden wollte, er habe den Anfang zu einer intimen Bekanntschaft gefunden, und dürfe es nächstens schon wagen, sich einige Freiheiten herauszunehmen, der würde sich gewaltig wundern. Freilich gibt es Reisende, die eitel genug sind, vielleicht an ihre Unwiderstehlichkeit glaubend, in Erzählungen durchblicken zu lassen, wie wenig Mühe es ihnen gekostet, mit den anständigsten spanischen Damen ein Verhältniß anzuknüpfen. Was aber von dergleichen Geschichten zu glauben ist, weiß jeder Unbefangene, namentlich hier in Spanien, wo in dieser Richtung der Schein so gewaltig trügt. Man findet ein paar spanische Damen auf dem Paseo oder im Theater, man redet sie freundlich und ehrerbietig an und sie werden liebenswürdig und herzlich antworten. Sie werden sich nach beendigtem Gespräche mit Blicken entfernen, worin eine ganze Welt liegt. Ja, sie werden am folgenden Tage den Bekannten von gestern vielleicht zuerst und auf's Freundlichste grüßen und das wochenlang so fortsetzen. Hiemit ist aber auch die Gränze aller Annäherung erreicht, es sei denn, daß eine Spanierin selbst ein Verhältniß anknüpfen

will; dann freilich folgt sie ihrem festen Willen, aber auch dann läßt sie sich nicht lieben, sondern sie liebt.

Auf dem Platze vor dem Kloster war nun ein buntes und bewegliches Leben; es war hier zu gleicher Zeit ein kleiner Jahrmarkt und zu Ehren der Heiligen wurde gegessen, getrunken, gesungen und getanzt. Weit auf der ganzen Anhöhe herum sah man zahlreiche Gruppen zerstreut, meistens lagerten befreundete Familien auf den Abhängen des Darroufers, der hier ein paar hundert Fuß tief unter uns floß. Auch wir legten uns in das frische Gras im warmen entzückenden Sonnenschein, über uns der tiefblaue andalusische Himmel, rings um uns her Geplauder, Gelächter, der Klang der Guitarren und das Klappern der Castagnetten. Und welch herrliche Aussicht hatten wir hier oben, abgesehen von den schönen Andalusierinnen, die in allen Lagen und den vielgestaltigsten Gruppen überall den grünen Rasen einnahmen und deren Augen und Fächer um die Wette glänzten und blitzten; vor uns tief im Thale sahen wir über Granada weit in die Vega hinein bis zu den grauen Gebirgen der Sierra Elvira, neben uns auf hoher Bergwand die Alhambra und Xeneralife, welche beide auf so verschiedene und eigenthümliche Art den letzten Kuß der Sonne empfingen. Während die gewaltigen Thürme der ersteren rothglühend majestätisch und trotzig aus dem Grün hervorragten, sah der weiße luftige Bau der Xeneralife aus wie mit Silber übergossen und erschien in seinem Walde von Cypressen und Lorbeeren wie ein Bouquet weißer, duftiger Maiblumen zwischen ihren grünen glänzenden Blättern.

O, wie wahr ist das spanische Sprüchwort:

„El que no ha visto Granada,
no ha visto nada."

Wer Granada nicht sah, hat nichts gesehn. Ja, hier möchte ich mein Zelt aufschlagen und mein Leben beschließen!

Neunzehntes Kapitel.

Nach Cordova.

Abſchied von Granada. Der Hombre valiente. Räuber und Räuberleben. Die Sierra Elvira. Alcala la Real. Der Lieblingsplatz des Räubers Joſe Maria. Baena. Caſtro del rio. Anblick von Cordova. Wanderung durch die Straßen. Phantaſieen. Die große Moſchee. Der Alcazar. Eine Tertulia in Cordova.

Die letzte Nacht, die ich und wohl für immer in Granada zubringen ſollte, ließ mich vielleicht gerade deßhalb zu keinem Ruhen und erquicklichen Schlummer kommen. Häufig zündete ich Licht an, um zu ſehen, wie weit die Zeit vorgerückt ſei, und als die Zeiger meiner Uhr endlich auf vier wieſen, ſtand ich auf und kleidete mich an; Horſchelt folgte meinem Beiſpiele und bald war auch unſer Oberbaurath munter. Um fünf Uhr ſollten die Pferde kommen, und es war beſſer, daß wir auf ſie warteten, als ſie auf uns. Ich trat auf den Balkon vor dem Fenſter, ganz Granada ſchien noch zu ſchlafen, in den benachbarten Straßen, ſowie auf der Carrera herrſchte tiefe Stille, die nur gleichförmig unterbrochen wurde durch das Plätſchern der Springbrunnen und den Ruf eines Sereno, Nachtwächters, der ſchlaftrunken an einem Baume lehnte und die Witterung verkündigte. Glücklicherweiſe für uns konnte der Wächter ſein Sereno, ſchönes Wetter, wovon er auch ſeinen Beinamen hat, mit vollem Recht erſchallen laſſen, denn der Himmel war klar und ſternhell und verſprach einen prächtigen Morgen. Von der Sierra Nevada her, deren ſchneebedeckte Spitzen blendend zu uns herüber blickten, vielleicht ſchon vom Lichte der für uns noch unſichtbaren Sonne beglänzt, wehte ein kalter Morgenwind; da wir aber im Februar waren, ſo konnten wir eine warme duftige Nacht nicht verlangen; doch war die Temperatur ſo angenehm, daß wir bei den offenen Balkonthüren unſern Anzug beendigen konnten, und wir blieben gerne ſo lange wie thunlich an

dem Fenſter, um auf die ſchöne Stadt bis zum Augenblick der Abreiſe hinabzublicken. Ja Granada iſt herrlich, das Paradies der Erde, und man gewinnt es lieb, wenn man, wie wir, auch nur ein paar Wochen und noch dazu in der ungünſtigſten Jahreszeit hier verweilt. Auf dem Berge vor unſern Augen, der die Alhambra trägt, wird es heller und immer heller, ſo daß wir die Bergformen, die Bäume und endlich die ſtolzen rothen Thürme erkennen, und die alten prächtigen Mauern, zwiſchen denen wir ſo gerne umhergewandelt und wo wir manche koſtbare Stunde verbrachten.

Lebe wohl, Granada!

Unten auf der Straße klirrten jetzt Pferdehufe auf dem Pflaſter und gleich darauf öffnete unſer getreuer ben Sacken die Thüre, um von uns Abſchied zu nehmen. Er brachte Jedem noch eine Portion Papiercigarren, die wir zu ſeinem Andenken rauchen ſollten. Dann übergaben wir ihm die zurückbleibenden Koffer, die er pünktlich zu beſorgen verſprach, und traten vor das Haus, um nach unſern Thieren zu ſehen. Alles ſchien hier in Ordnung zu ſein bis auf den Schimmel, den ich mir ausgeſucht, und ſtatt deſſen man mir einen Falben gebracht, von dem der Pferdevermiether und unſer Begleiter, der uns in der Dunkelheit vorgeſtellt wurde, verſicherte, es ſei das erſte Pferd der Chriſtenheit, und gegen den Schimmel ausgetauſcht worden, weil dieſer heute Morgen etwas gelahmt. Am Ende war das auch gleichgültig und der Falbe ſah ganz reſpektabel aus, doch hatte man ihm noch einen andern Sattel aufgelegt, als den ich mir geſtern ausgeſucht, ein kleines Ding, ungefähr die Mitte haltend zwiſchen einem türkiſchen Sattel und einem ungariſchen Bocke und dabei ſo enge, daß ich mich auch mit dem beſten Willen nicht hineinzwängen konnte. Glücklicher Weiſe lag der Stall des Vermiethers auf unſerem Wege, weßhalb wir ohne Zeitverluſt einen Umtauſch bewerkſtelligen konnten. Ben Sacken gab uns bis hieher das Geleit und ſchaute noch einmal nach, ob unſere Proviſion, beſtehend in hartgeſottenen Eiern, Schinkenſchnitten, Würſten, Brod und einem Kruge Wein, auch gehörig auf unſeren Packthieren

befestigt sei; dann reichte er uns schweigend die Hand und wir werden ihn wohl nie wieder sehen.

Es ist auf den Landreisen in Spanien äußerst nothwendig, sich mit einigem Proviant zu versehen, wenn man nicht von Morgens früh bis Abends spät, d. h. von einem Nachtquartier zum andern fasten will. Auf unserem Ritte durch die Mancha hatten wir schon die über alle Beschreibung ärmlichen Venta's kennen gelernt, und da wir hier ebenso große Tagereisen hatten, so sahen wir uns vor.

So ritten wir durch die noch immer stillen Straßen Granada's, nur hier und da bemerkten wir einen der Bewohner in Mantel und Hut an der Hausthüre stehend und aufmerksam den Himmel betrachtend. Nur wenige kleine Laden, Kaffeeschenken oder Barbierstuben waren geöffnet, und man sah durch die offenstehende Thüre das Herdfeuer brennen oder die Leute ihr Tagewerk beginnen. Von einer Mantille oder von blitzenden Augen u. dergl. war noch keine Spur zu entdecken und so war es uns unmöglich, eine der schönen Andalusierinnen mit einem Gruß an das ganze reizende Geschlecht zu beauftragen.

Durch die uralte maurische Puerta Elvira zogen wir ins Freie; durch dasselbe Thor, zu welchem auch meistens die Mauren hinauszogen, um entweder im Zweikampfe oder in größern Gefechten den christlichen Rittern zu begegnen. Durch dieses Thor zog auch zuletzt der König von Granada, der schwache unglückliche Muley Boabdil, als das Volk bei seiner Unthätigkeit sich fast empörte und ihn so zwang, den Versuch zu machen, um Lucena wieder zu erobern, welches die Christen den Mauren abgenommen. Ja er zog hinaus, aber nicht um zu siegen, wurde vielmehr geschlagen, von Alonzo de Aguilar gefangen und vor den König Ferdinand gebracht, der ihn wohl wieder frei nach Granada entließ, aber unter Bedingungen, die später den Untergang des Königreichs herbeiführten.

Damals zogen die tapferen glänzenden Mauren durch dieselbe

Puerta Elvira, unter der auch wir in dieſem Augenblick ritten. Ich konnte mich nicht enthalten, aufwärts an das Gewölbe zu ſchauen, wo ſich ein hervorragender Stein befand, gegen den die Lanze des Königs ſo heftig anſtieß, daß ſie abbrach, — eine ſchlimme Vorbedeutung, die ſich auch durch den unglücklichen Ausgang des Kampfes erfüllte.

Das war vor ſo viel hundert Jahren, und jetzt klirrten die Hufeiſen unſerer Pferde auf demſelben Pflaſter und es hallte der Thorbogen, wie er damals gethan. So gibt jeder Schritt in Granada, jede Straße, faſt jedes Haus der Phantaſie den reichſten Stoff, um ſich lebendig in die alte gewaltige Zeit zurück zu verſetzen.

Als wir in die Ebene hinaus kamen, die ſich auf dieſer Seite Granada's vielleicht eine Stunde weit erſtreckt, war es bereits Tag geworden, und wir konnten nun unſere Cavalcade bei Tageslicht betrachten, vor Allem unſeren Begleiter, mit dem wir die dreitägige Reiſe nach Cordova machen ſollten. Es war das ein junger hübſcher Burſche, fein und ſchlank gebaut, wie faſt alle Andaluſier, auch trug er die maleriſche Majotracht, geſtickte Ledergamaſchen, verſchnürte Jacke und auf dem Kopf den andaluſiſchen Hut mit der breiten aufrecht ſtehenden Krempe. Alles das war freilich durch den Gebrauch ein bischen unſcheinbar geworden, ſah aber nichtsdeſtoweniger maleriſch aus. Unſer Begleiter hieß Alonzo und hatte die vortreffliche Eigenſchaft, daß er den ganzen Tag luſtig und guter Dinge war. Meiſtens ſaß er nach der Quere auf ſeinem Maulthier, rauchte den ganzen Tag Papierrigarren und hielt auf die komiſchſte Art an alle Leute, die uns begegneten, namentlich an die Weiber und Mädchen manchmal ſehr eindringliche Reden, von denen wir aber leider nicht viel verſtanden; dabei nahm er meiſtens ſeinen Hut in die Hand und machte mit demſelben die lächerlichſten Pantomimen. Zur Abwechslung ſchien er ſich dann wieder zu erinnern, daß er ſich wohl vor uns eines geſetzteren Betragens befleißigen müſſe, und dann nahm er die Zügel in die Hand, ſetzte ſich ernſthaft auf ſeinem Maulthier zurecht und verſicherte uns, wenn

ſchon jeder Andaluſier natürlicher Weiſe ein ganz famoſer Kerl ſei, ſo wäre er ſelbſt der Inbegriff aller menſchlichen Tugenden, ſtolz, galant und tapfer wie ein Spanier, lebhaft wie ein Maure, kurz ein Hombre valiente, ein Hombre de Corazon, ja, wenn man ihn reize, ein Hombre tigre, d. h. ein Kerl wie ein Tiger. So ſah er nun gerade nicht aus, und was den Muth anbelangte, ſo zeigte es ſich ſpäter, daß er von dieſer Tugend ſeiner Vorfahren gerade nicht zu viel geerbt.

Der Weg, auf dem wir ritten, war, um ihn mit einem Worte zu bezeichnen — ſpaniſch — was könnte dieſes herrliche Land bei guten Straßen ſein. Die Vega von Granada iſt eine der fruchtbarſten Ebenen, die es gibt, ſie hat einen dankbaren Boden, auf dem die Vegetation in ſelten geſehener Ueppigkeit gedeiht, was hauptſächlich dem Ueberfluß an vortrefflichem Waſſer zuzuſchreiben iſt, mit dem die ſchneebedeckte Sierra Nevada das Land aufs Freigebigſte tränkt. Die nächſte Umgebung der Stadt bilden herrliche Gärten, faſt wie die aus der Huerta von Valencia, nur daß die waſſerreichen Flüſſe Darro und Xenil hier das künſtliche Wäſſerungsſyſtem unnöthig machen. Von Baum zu Baum ziehen ſich die kräftigen Ranken von Reben und Melonen und die erſten in einer ſolchen Ueppigkeit, daß es Stellen gibt, wo ſie einen Seitenarm des Xenil förmlich mit ihren Gewinden und Schößlingen überwölbt haben, ſo daß das klare Waſſer unter einem natürlichen Laubdache dahinfließt.

Nachdem wir eine kleine Stunde in der Ebene fortgeritten waren, ſahen wir links die Wieſen und Wälder des Soto de Roma, jenes unermeßlichen Landgutes, das Spanien als Nationalbelohnung dem Herzoge von Wellington gegeben. In der That, es ſind wirkliche Wälder, die wir dort weit ausgeſtreckt liegen ſehen, während wir langſam an den Abhängen der grauen Felsgebirge hinaufreiten, die Granada in einem weiten Halbkreiſe umgeben. Die erſten Wälder, die wir ſeit unſerem Eintritt in Spanien geſehen, nicht lichte Anpflanzungen von Oliven, vielleicht mit Platanen und Johannisbrodbäumen vermiſcht, nein, Wälder nach unſern Begriffen mit gewaltigen Eichen,

mit Ulmen, Kaſtanien und einzelnen Gruppen von Alparobenbäumen mit ihren dunkeln, lederartigen Blättern. Ja, Granada hat Alles, was ein Menſchenherz nur erfreuen kann, im Sommer Wärme genug, um Orangen und Limonen hervorzubringen, ſogar einzelne Palmen, um namentlich in den engen Seitenthälern Granatbäume wachſen zu laſſen mit dem ſaftigen Laube und der glühend rothen Blüthe, die ſich ſo ſchön am Baume ausnimmt, aber auch nicht minder reizend im dichten ſchwarzen Haare der ſchönen Andaluſierin, und dazu hat Granada wieder ein gemäßigtes Klima. Die ſonſt alles verſengende Hitze wird abgekühlt durch die friſchen Lüfte, welche von der Sierra Nevada herabwehen. Der durſtige Boden wird angenehm getränkt durch die klaren Bergwaſſer, und läßt ſo neben Orangen und Palmen auch die königliche Eiche gedeihen — ja, Granada, du biſt glücklich, und glücklich iſt, wer in deinem Schoße verweilen darf.

Wir haben die erſten Anhöhen erſtiegen, halten an und ſenden die faſt traurigen Blicke noch einmal zurück über die Vega hin, nach der herrlichen Stadt, die mit ihren Thürmen und ſtolzen Schlöſſern ſanft ruhend am Fuße des erhabenen zackigen Schneegebirges im roſigen Morgenlichte langſam aufzublühen ſcheint. Dort liegt die Alhambra, ihre trotzigen Thürme heben ſich ab von der dahinter liegenden Wand des Gebirges, doch nicht ſo klar und deutlich, als die kleine reizende Xeneraliſe mit ihren weißen Säulen und Bogengängen auf dem faſt ſchwarzen Hintergrunde der Cypreſſen. — Das iſt ein verkörperter Traum, eine verwirklichte Phantaſie. — Waren wir wirklich dort, haben wir wirklich geſehen den Löwenhof und den lieben Garten der Sultanin, haben wir wirklich gewandelt unter den Säulenhallen der Xeneraliſe und dort ſinnend hinabgeſtaunt, auf das prachtvolle Granada zu unſern Füßen, haben wir wirklich die Hand gelegt an den Stamm der uralten Ceder, unter welcher die ſchöne Königin ihre Liebesnacht gefeiert in den Armen des kühnen Abencerragen, haben wir wirklich von dem klaren Quell getrunken, der, ein toller Felsbach, durch die Gärten und den Hof der Xeneraliſe dahinſchießt, über Trep-

schob es zu seinem Fenster heraus bis an meines und versicherte mich, da er es recht fest halte, bilde es die bequemste Brücke, die man sich denken könne. Beim Anblick dieses Steges meinte ich, es möchte doch eine halsbrechende Arbeit sein, ihn zu passiren; aber Herr Burbus, der meine Zweifel aus dem rechten Gesichtspunkte ansah, bemerkte in sehr ruhigem Ton: „Lieber Jüngling, Sie scheinen mir einen großen Mangel an Muthüberfluß zu besitzen. Aber wenn ich Ihnen sage, daß selbst Philipp, der Edle, diesen Weg zuweilen gemacht hat, Philipp, einer der ängstlichsten Menschen der ganzen Christenheit, so werden Sie sich wohl nicht länger besinnen."

Ich muß gestehen, nur die Furcht, vor dem Herrn Doktor Burbus als Feiger zu erscheinen, trieb mich an, den Uebersiedlungsversuch anzustellen. Ich kletterte durch das Fenster, legte mich mit dem Bauch auf das Brett, und alsbald fühlte ich mich an den Füßen von einer kräftigen Hand erfaßt, so daß ich blitzschnell nach dem andern Fenster hinüber fuhr und dort zum großen Ergötzen des Herrn Burbus auf den Fußboden hinkollerte. Nachdem ich wieder festen Fuß gefaßt, machte ich dem Doktor mein Compliment und warf einen flüchtigen Blick in seinem Gemache umher. Mein Zimmer war gewiß nicht glänzend möblirt und eingerichtet; aber, guter Gott! wie sah es hier aus! Die Wände waren ursprünglich

ven herab und unter dichten Lorbeerlauben hinweg, jetzt als ächter Sohn des Gebirges, jetzt eingeengt in grünen glänzenden Rinnen oder in einer Wasserleitung von weißem Marmor, was er sich aber gerne gefallen ließ, denn in ihm spiegelten sich zwischen blühenden Rosen schwarze, unaussprechlich sehnsuchtsvolle maurische Augen. —

Ja wir waren dort, wir haben all das Schöne gesehen und genossen und müssen nun diesem Paradiese den Rücken kehren und gewiß auf Nimmerwiedersehen; aber etwas Köstliches nehmen wir mit uns, die Erinnerung, sie soll uns nicht verlassen, vielmehr erfrischend in unsern Herzen walten, wenn der Frost des gewöhnlichen Lebens dasselbe kältend zu überziehen droht.

Alonzo drängt zum Fortreiten, aber wir können uns noch nicht trennen von diesem zauberischen Platze. Von Granada klingen die Glocken zu uns herüber; rechts zu unsern Füßen liegt Soto de Roma, dessen Wälder damals schon waren, als noch maurische Fahnen von den Zinnen der Alhambra wehten, und welch wichtige Rolle spielten jene Wälder in jener Zeit, wo sie den Christen zum Versteck und Sammelplatz dienten, ehe sie zum Kampf in die Ebene zogen. Vielleicht ist noch eine uralte Eiche vorhanden, die uns erzählen könnte von Ponce de Leon und andern christlichen Rittern, die sich unter ihren Zweigen gewaffnet, nachdem sie Botschaft gesandt an den König von Granada, er möge heraussenden seine Tapfersten zum Zweikampf.

Und dort weiter in der Ebene bei jenem verfallenen Thurm, wo jetzt der Staub aufwirbelt, da auf jener Stelle vielleicht krachten die Lanzen und blitzten die Klingen, während von den Zinnen der Alhambra der König und sein Gefolge niedersah und während sich ein paar schwarze Augen ohnmächtig schloßen, wenn der Maure dem Christen unterlag, nachdem der Schild zersplittert, der Schild mit Halbmond und Devise.

Sie sind vorüber, jene Zeiten, wie auch die Tage, die wir in den prachtvollen Ueberbleibseln jener alten gewaltigen Zeit zubringen durften. Unser Führer mahnt zum Fortreiten, und wenn wir auch

den widerſtrebenden Pferden den Zügel laſſen, ſo blicken wir doch im Sattel gewendet noch immer rückwärts auf die Ebene und die mit leichtem Morgennebel umkränzte Stadt. Dort, weit hinter derſelben, auf dem letzten Ausläufer des Alpujarras, blickt wieder jener eigenthümlich geformte Hügel hervor, den wir ſchon von der Alhambra ſahen, el ſeſpire del Moro, und hatten wir nicht faſt das gleiche Schickſal wie der unglückliche König Boabdil? auch wir ſehen ja dieſe göttlichen Gefilde zum letztenmal.

Ja, zum letztenmal. Sanft klingen die Glocken von Granada herüber und der leiſe Wind trägt den Schall an unſer Ohr. Dieſelben Klänge, welche der Pilger, der hier oben überraſcht von der herrlichen Ebene betrachtend ſtehen blieb, ſchon vor ſo viel hundert Jahren hörte. Drunten liegen die Wälder der Soto de Roma, grade wie ehedem, und der Xenil rauſcht durch die Ebene mit demſelben Flüſtern, mit dem er manchen verwundeten Mauren und Chriſten einſchläferte; und über alles das hinaus blicken die leuchtenden, ſchneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada und ſtehen da in alter Pracht und Herrlichkeit, während die Geſchlechter zu ihren Füßen beſtändig wechſeln. Ja, die ernſten Berge ſahen Römer, Gothen, Mauren und Chriſten durch dieſe Ebenen ziehen und werden noch manchen Wanderer erblicken, der, wie wir, hier oben ſtehend einen letzten traurigen Blick auf die liebe Stadt wirft — Lebewohl, Granada!

Alonzo hatte uns im Stiche gelaſſen und war auf ſeinem ſtarken Maulthiere weiter geritten. Wir folgten ihm in ſcharfem Trabe und holten ihn erſt in einer ſtarken halben Stunde wieder ein. Die Ausſicht auf die Vega von Granada hatten wir gleich hinter der Berghöhe verloren und um den Contraſt recht fühlbar zu machen, umgab uns jetzt eine wilde Felsgegend mit der dürftigſten Vegetation. Einige magere Buxbaumſträuche ſtanden hie und da und wir ritten abwechſelnd auf Sand und rauhem Geſtein. Zuweilen ſahen wir etwas wie eine Straße, auch Fahrgeleiſe in derſelben, doch lief ſie meiſtens ſo ſteil auf und ab und war ſo holperig, daß man nicht begreifen konnte,

wie sich ein Fuhrwerk hieher verirren möge. Unbegreiflich bleibt es freilich, daß von irgend einer Wagenverbindung zwischen Granada und Cordova, zwei Städten, die zusammen mindestens 100,000 Einwohner haben, nicht die Rede ist. Natürlich müßte, um eine Diligence befördern zu können, erst eine Straße gebaut werden, und davon ist, wie schon bemerkt, keine Rede. Geleise, die wir zuweilen im Sand eingeschnitten sahen, führten vielleicht von irgend einem alleinstehenden Hause nach urbar gemachten Feldern oder nach dürrem Strauchwerk, hier Wald genannt, um das Holz zu holen.

Die Wagenverbindung zwischen Granada, Cordova, Sevilla u. s. w. geht über Jaen und erreicht bei Baylen die große Straße von Madrid nach Sevilla. Auf dem direkten Weg zwischen Granada und Cordova, den wir jetzt zogen, gibt es nicht einmal einen ordentlichen Pfad für die Reitthiere und Jeder sucht sich den besten Weg nach seinem Belieben aus; der Begegnenden sind auch hier sehr wenige, vielleicht ein Mann zu Esel, der in der Nachbarschaft ein Geschäft hat, oder ein paar Leute, die mit Hacke und Axt aufs Feld und in den Wald ziehen, höchst selten irgend ein Corsar aus Cordova, der mit seinen Maulthieren eine Ladung Waaren nach Granada gebracht oder von dort geholt. Ein Grund mit für die Einsamkeit dieses Weges mag wohl darin liegen, daß die Gebirge zwischen Granada und Cordova von jeher zu den verrufensten von ganz Spanien gehörten. Hier trieb der bekannte und berüchtigte Jose Maria, einer der renommirtesten Räuber sein Wesen; wenigstens hatte er in diesen unwegsamen Einöden sein Hauptquartier, von wo er die große Straße nach Andalusien und die Ebene von Granada unsicher machte und wohin er sich zurückzog, wenn er von den Truppen Ferdinands VII. angegriffen wurde. Auch behauptete er sich Jahrelang gegen dieselben, wurde auch niemals bezwungen, sondern machte später seine förmliche Capitulation mit der Regierung, die ihm nicht nur völlige Straflosigkeit zusicherte, sondern sogar eine einträgliche Anstellung gab. Seine Gesellen wurden ebenfalls amnestirt und zu ehrbaren Salinenwächtern, Förstern

und Feldschützen gemacht, welche indessen das alte Handwerk nur mit dem Unterschied forttrieben, daß sie am Wege herumlungernd die vorübergehenden Reisenden nicht nur überfielen, sondern sie mit vorgehaltenem weitschlündigem Trabuco um ein Almosen baten.

Da wir gerade bergan zogen auf einem Pfade, der so mit Rollsteinen bedeckt war, daß die Pferde keinen sichern Tritt hatten, so ritten wir langsam und befragten unsern Hombre valiente über die Thaten des großen Jose Maria. Nun hat aber ein ächter Andalusier von dem Schlage Alonzo's nur dreierlei im Kopfe, das sind: schöne Mädchen, Stiergefechte und Räubergeschichten. In letzteren war nun unser Führer außerordentlich zu Hause, und schien in seiner Jugend die Geschichte der berühmten Räuberchefs ungefähr so auswendig gelernt zu haben, wie wir in der Schule das Leben der berühmten Generale aus den Befreiungskriegen. Der Hombre tigre setzte sich quer in seinen Sattel, schielte nach der Bota, die auf dem Maulthier hing, und in welcher unser Wein befindlich war, nachdem wir ihm die Erlaubniß zu einem tüchtigen Schlucke gegeben, von der er gründlichen Gebrauch machte, drehte er sich eine Papiercigarre und gab uns eine Menge Räubergeschichten zum Besten. Uebrigens war Jose Maria nicht sein Mann. Er war zu grausam, sagte er und brauchte seine Navaja, ohne daß es immer gerade nothwendig war; auch mochte er die Weiber nicht leiden und das ist in den Augen eines Spaniers ein großes Verbrechen. Der Liebling Alonzo's war dagegen ein anderer Räuberchef der damaligen Zeit, der zwischen Valencia und Orihuela, namentlich in den Gebirgen bei Elche sein Wesen trieb, Jayme Alfonso genannt, mit dem Beinamen: der Bärtige, von dem langen, vollen Barte, der ihm bis zum Gürtel herabreichte. El Barbudo ist überhaupt ein Liebling des niederen spanischen Volkes, ein zweiter Rinaldo Rinaldini. Wie gesagt, unser Führer schwärmte für ihn und wußte die merkwürdigsten seiner Thaten. Der Barbudo ging in der Majotracht, das Haar nach Art der Stierfechter hinten in einem Netz von grüner Seite tragend; natürlicher Weise war er ein Mann von

ungeheurer Kraft und trieb das Räuberhandwerk auf eine sehr noble und anständige Art. Er legte den Kaufleuten, die ihre Waaren mittelst Galeeren und Corsaren über Land schafften, einen gewissen Zoll auf, und wenn sie den bezahlt hatten, erhielten sie von dem Barbudo ein Stück Papier, worauf mit Dinte ein einfaches Kreuz verzeichnet war, und wehe dem Mann der eigenen Bande oder einem Ratero, der solches nicht respektirte. Namentlich auf die Buschklepper, die das Geschäft auf eigene Faust trieben, die Räuber-Dilettanten, Rateros genannt, hatte Jayme Alfonso ein wachsames Auge. Wirklich lebendig und schön erzählte unser Führer, wie der Barbudo eines Tags drei dieser Rateros gefangen, die auf seinen Namen gesündigt und wie er ihnen, da sie flehentlich um ihr Leben baten, großmüthigerweise einen Kampf vorschlug, den er allein mit allen Dreien zu gleicher Zeit eingehen wolle. Dabei zog unser Hombre tigre die eigene Navaja hervor und während er wie toll auf dem Sattel seines Maulthiers herumfuhr, zeigte er, wie der Barbudo mit den Dreien gefochten und Einen nach dem Andern niedergestreckt. Don Jayme ist übrigens eine geschichtliche Person. In den Befreiungskriegen gegen die Franzosen nahm er seine Bande zusammen und überfiel von seinen Bergen aus die durchziehenden Feinde, denen er große Verluste beifügte. Dafür wurde er später amnestirt, erhielt eine Pension, und lebte im Dorfe Sax. Doch war das Ende seiner Tage des berühmten Räuberchefs würdig. Er hatte einen Bruder, der in Valencia studirte, der wegen eines Vergehens ins Gefängniß geworfen wurde und den er gewaltsam befreite. Später commandirte dieser Bruder unter ihm unter dem Beinamen Estudiantillo, das Studentlein. Dieser setzte das Räuberhandwerk fort und bereitete dem Barbudo manche Verlegenheiten. Er sollte behülflich sein, den Bruder den Gerichten zu überliefern, konnte und wollte es aber nicht, und als eines Tages ein Escribano, den er lange gehaßt und der ihm viel Uebles zugefügt, sich mit Schmähworten gegen das Studentlein vergaß, überkam den Bärtigen der Zorn: er faßte den Schreiber und warf ihn so nachdrücklich die Treppe hin-

unter, daß er das Aufſtehen für immer vergaß. Dafür wurde der Barbudo ins Gefängniß geworfen und nun beginnt wieder eine recht romantiſche Geſchichte, als der Estudiantillo viele vergebliche Verſuche gemacht, ſeinen Bruder zu befreien und als dieſes nicht gelang, den Sohn des Gerichtspräſidenten entführte, der ſich in einem Landhauſe bei Orihuela befand. Schon war Jayme Alfonſo zum Tode verurtheilt, da drohte das Studentlein für jeden Tropfen Blut ſeines Bruders den Sohn irgend eines vornehmen Geſchlechts erſchießen zu wollen. Man unterhandelte hin und her, und ſchickte auch wohl Truppen von Alicante aus gegen die Räuber in den Gebirgen; und nach einem ſolchen Gefechte fand des andern Tages eine Streifpatrouille in den höchſten und rauheſten Bergen den Körper des Studentleins. Schwer verwundet, hatte er ſich noch die Höhen hinaufgeſchleppt und war einſam und verlaſſen geſtorben. In einem Schlupfwinkel fand man faſt zu gleicher Zeit den Sohn des Präſidenten wohl erhalten, aber nur mit einem Ohre. Das andere hatte der Estudiantillo nach Murcia geſchickt, zum Beweis, daß er blutigen Ernſt machen würde. Jayme Alfonſo wurde bald nachher erſchoſſen.

So erzählte unſer Führer und beim tragiſchen Ende des Barbudo ſchien er ſchmerzlich berührt. Bei ihm zählte das Räuberhandwerk mit unter die nobeln Paſſionen und ſchien ihm ein ſehr ehrenvolles Geſchäft, was leider jetzt ziemlich eingegangen ſei, doch aber wieder einmal ſchwunghaft betrieben werden würde. Mit pfiffigem Lächeln meinte er, die Schlupfwinkel des Joſe Maria und des Barbudo ließen ſich leicht wieder herſtellen. Wie für die Perſon des Letzteren, ſo ſchwärmte er auch für den damaligen Aufenthaltsort des Bärtigen: „Ich hab' ihn geſehen," ſagte er, „als ich einmal von Granada nach Murcia und Alicante zog. Da iſt bei Elche eine wunderbare Schlucht, Puerto de la Cochera, und wenn man da ein Bischen rechts in die Gebirge hineinklettert, kommt man zu dem einſamen Thurm von Carus. Wer da hinauf will, muß Flügel haben, und wie der Barbudo und ſeine Geſellen hineinkamen, wußte lange Niemand."

„Aber Ihr wißt es, Alonzo?“

Ehe er uns antwortete, drehte er ſich ſchmunzelnd eine neue Cigarre, dann ſagte er: — „Ob wir es wiſſen? das will ich meinen. — Nun, er hatte eine Fallbrücke, die von einem benachbarten Felſen bis auf die Zinne des Domes reichte und die war ſo ſorgfältig verſteckt, daß ſie lange, lange nicht von den Alguazils gefunden wurde. — O! ſie ſind zuweilen ſehr dumm, die Alguazils,“ meinte er, pfiffig lachend. Und da wir jetzt etwas beſſeren Boden vor uns hatten, ſo hieb er auf ſein Maulthier und trabte luſtig ſingend vor uns hin.

So zogen wir durch die Berge, plaudernd und Cigarren rauchend in einer beſtändigen Abwechslung von öder Haide und felſigen Schluchten. Gegen Mittag trafen wir die unvermeidliche Halbwegsventa, die ſich auf jedem ſpaniſchen Tagmarſche befindet. Mir war es intereſſant, weil auch Rochau in ſeinem Reiſeleben ihrer erwähnt und dabei einiger jungen Damen gedenkt, mit denen er und ſein Reiſebegleiter damals geplaudert. Freilich waren zwiſchen ſeiner Reiſe und der unſrigen faſt zehn Jahre vergangen und das iſt Zeit genug, um namentlich eine Südländerin alt zu machen. Die Venta hatte ihre damalige Geſtalt vollkommen erhalten. Vielleicht war die Lehmhütte nur etwas baufälliger geworden; aber von den jungen Mädchen fanden wir keine Spur mehr. Eine ſehr alte Frau ſaß vor der Thür und ließ ſich von der Sonne beſcheinen, war auch ſehr gleichgültig, als wir anritten und uns aus dem Sattel ſchwangen. Achſelzuckend meinte ſie auf unſere Fragen nach Brod und Waſſer, wenn wir erſteres nicht mitgebracht hätten, ſo würden wir hungrig wieder ziehen müſſen, und was das Waſſer anbelange, ſo habe ſie keines im Hauſe, ihr Mann, der auf dem Felde ſei, werde ſpäter einen Krug voll mitbringen. Glücklicherweiſe waren wir außerordentlich verproviantirt. Unſer Hombre packte die Vorräthe von einem Maulthiere ab und bald lagen wir königlich tafelnd unter einer verkümmerten Platane an der Erde. Unſer Tiſchtuch war eine alte Zeitung, von der übrigens

Würste, Eier und Brod, die wir mitgebracht, so vortrefflich schmeckten, als sei es von feinstem Damast gewesen. Auch die Bota ging fleißig in die Runde und wir tranken auf das Wohlergehen der schönen Stadt Granada, welche uns diesen vortrefflichen Trunk gespendet.

Nach unserem Diner zäumten wir die Thiere, die unterdessen an dem dürren Grase und kleinen Gesträuchen genagt, wieder auf und da der Weg hinter der Venta stark bergauf ging, uns auch nach dem langen Ritte eine Bewegung recht angenehm war, so gingen wir zu Fuße und zogen die Pferde am Zügel hinter uns drein. Das Terrain, durch welches wir zogen, blieb sich im Allgemeinen immer gleich; bald ging es bergauf, bald bergab durch eine öde, unfruchtbare Gegend. Die einzige Abwechslung machte hie und da ein kleines Wasser, das zwischen den Felsen rieselte und in dem wir unsere durstigen Thiere tränkten und ein Bergabhang, der so steil und knüppelhaft war, daß wir vom Sattel stiegen und zu Fuße hinabgingen. Gegen vier Uhr trafen wir auf ein größeres Gehöfte mit ganz stattlichem Hause an einem breiten Thorweg, der so gastlich aufstand und uns einen so angenehm kühlen Stall zeigte, daß mein Pferd die entschiedenste Neigung kund gab, dort einzukehren. Ich ließ ihm diese Grille und wir thaten wohl daran. Draußen brannte die Sonne wirklich unausstehlich und unter dem Thorweg war's nicht nur schattig und kühl, sondern die freundliche Wirthin brachte uns auch einen Krug ganz vortrefflichen Weins und sehr gutes, weißes Brod. Es ist erstaunlich, welchen Hunger man auf Reisen, namentlich beim Reiten entwickelt. Wir thaten diesem Goutter alle Ehre an und Horschelt verband hier noch das Nützliche mit dem Angenehmen und fröhnte dabei einer entschiedenen Leidenschaft, indem er einen stattlichen Maulesel abconterfeite, der mit gesenktem Haupte vor dem Thorwege stand.

Unser erstes Nachtquartier sollte Alcala la Real sein, nicht jenes Alcala, auf dem Marquis Posa seinen Freund gefunden, dagegen aber hatte unser Alcala den Beinamen „das Königliche," und wenn wir nicht in Spanien gewesen wären, hätte das schon etwas Günstiges

verſprochen. Hier aber iſt man gewöhnt, ſelbſt den unbedeutendſten Dingen die ſtolzeſten Namen zu geben; und deßhalb erwarteten wir nicht anders, als in dem königlichen Alcala ein elendes Neſt zu finden, wie vielleicht Villa Robledo in der Mancha oder etwas Aehnliches. Dießmal aber hatten wir uns auf angenehme Weiſe getäuſcht. Die Sonne ſtand ſchon ſehr tief, als wir aus den Felswegen, auf denen wir den ganzen Tag herumgeklettert, in ein ſchönes fruchtbares Thal kamen und darin auf eine ſo ſchöne breite Straße ſtießen, daß wir kaum unſern Augen trauen mochten. Es war das wie eine heimathliche Chauſſee mit Bäumen beſetzt, mit Waſſergräben verſehen, kurz ein Weg, wie er ſein ſollte. Ich möchte faſt ſagen, leider! hatten wir nur noch eine halbe Legua bis zu unſerem Nachtquartier. Wir hätten uns wahrhaftig auf dieſer Straße nichts daraus gemacht, noch mehrere Stunden weiter zu reiſen. Auch die Pferde fühlten den Unterſchied gegen die früheren Rollkieſel ſo außerordentlich, daß ſie faſt ohne Nachhülfe zu einem tüchtigen Trabe anſetzten, der uns auch in ganz kurzer Zeit in die Stadt brachte.

Alcala la Real ſah wirklich ganz ſtattlich aus. Statt eines kleinen Dorfes ſtellte ſich uns eine ziemlich große Stadt dar, maleriſch am Abhang des Berges gelegen, auf deſſen breitem Gipfel ſich die ſtattlichen Ruinen eines mächtigen alten Schloſſes befanden. Wir erreichten Alcala unter dem Alles verſchönernden Lichte der ſinkenden Sonne, die das Thal, durch welches wir ritten, mit glühendem Lichte erfüllte und die Schloßruinen droben, ſowie den aus den Häuſern aufſteigenden Rauch golden beglänzte. Die Straße von Alcala, zu welcher wir hereinpaſſirten, hat ein ſtattliches Gitterthor, das von den Bäumen beſchattet war, und hinter demſelben fing ſogleich die Alameda an, an deren Ende unſere Herberge lag. Ich muß geſtehen, es war die beſte, die wir bisher auf unſern Reittouren durch das Land gefunden. Unten natürlich der unentbehrliche Raum für Küche, Wohnzimmer und Aufenthalt ſämmtlicher Gäſte, doch erhielten wir oben ein beſonderes Speiſezimmer, recht gut eingerichtet, ſowie zum Schlafen Betten, die

über unſere Erwartung gut waren. Während drunten am Herdfeuer unſer Nachteſſen zubereitet wurde, welches durch unſern Oberbaurath, der vom langen Ritte bedeutend ermüdet war, überwacht wurde, machten Horſchelt und ich einen Spaziergang durch die Stadt, kauften Cigarren und Feuerzeug, und ſtiegen über eine ſehr breite Straße den Schloßberg hinauf, zu der alten Ruine, die wir ſo gut als möglich beim Mondſchein betrachteten, auch kletterten wir auf eine der Mauerzinnen und blickten lange in die milde mondbeglänzte Nacht hinaus. So lieb und freundlich flimmerten die Sterne über uns und einzelne bekannte Gruppen derſelben betrachteten wir lange und träumend, denn es waren dieſelben Sterne, die im gleichen Augenblicke auch über den Häuptern unſerer Lieben funkelten, von denen wir ſo weit, weit entfernt waren.

Ueber ſolche faſt traurige Gedanken ſiegte glücklicherweiſe baldigſt unſere luſtige Reiternatur, und als wir zum lodernden Herde zurückgekehrt waren, wo Leins inmitten einiger Bewohner aus dem Städtchen denſelben die orientaliſchen Wirren erklärte, hatte ſich unſer guter Humor wieder eingeſtellt, und wir gingen fröhlich zu Tiſche. Während deſſelben kam indeſſen noch einmal etwas Wehmüthiges über uns, beſonders aber über mich. Der Wirth hatte nämlich zwei kleine Buben, genau von der Größe der meinigen und mit denſelben gläuzenden Augen und treuherzigen Geſichtern. Die Kinder hatten uns lieb gewonnen und ſchmeichelten zutraulich um uns herum. Sie waren für mich eine liebe und doch faſt traurige Anmahnung.

Am andern Morgen ritten wir bei Tagesanbruch weiter. Wir hatten gehofft, auf der ſchönen Straße, die uns nach Alcala geführt, weiter reiten zu können, aber dieſe, ſowie die hübſche Stadt mit ihren freundlichen Umgebungen, ſchien eine Oaſe in der Wüſte zu ſein. Kaum hatten wir das jenſeitige Thor erreicht, ſo fielen wir in einen ſo wahnſinnigen Knüppeldamm, daß man Augen und Hand übermäßig anſtrengen mußte, um die Thiere einigermaßen zu leiten und vor dem Stürzen zu bewahren. Es dämmerte kaum und da ein Nebel aufgeſtiegen war, ſo konnte man nicht drei Schritte deutlich vor ſich

angeſtrichen geweſen, aber der Zahn der Zeit und der Muthwille des Miethsmanns hatte ſie nach und nach der Farbe beraubt und jetzt prangten ſie in einem ſchmutzigen Weiß. Herr Burbus hatte indeſſen für die Verzierung derſelben alle mögliche Sorge getragen, und als er ſah, daß meine Blicke umberirrten, nahm er das Licht, das, beiläufig geſagt, ſtatt in einem Leuchter in einer zerbrochen Flaſche ſteckte, und zeigte mir, daß die Wände mit allerhand grotesken Figuren bemalt waren, die nach ſeiner Erklärung zuſammengenommen einen Hexentanz darſtellten.

Ich äußerte meine Freude uber die Schönheit dieſer Fresken und meine Verwunderung, daß mit Kohle und Siegellack ein ſolcher Effekt hervorzubringen ſei. Ich erfuhr, die Schildereien rührten von einem ſeiner Freunde her, einem Maler, der ihn zuweilen beſuche. Da waren Menſchen, Ungeheuer und Thiere durch einander, und es kam mir vor, als erkenne ich unter den Erſteren hie und da Jemand. Richtig, da war der Doktor Burbus ſelbſt; die lange Pfeife in der Hand, mit hohen Stiefeln und allmächtigen Sporen ritt er auf einer großen Flaſche, und dort, ich mußte laut auflachen, dort kam mein würdiger College Philipp; er ritt auf einem Beſenſtiel und mit einem traurigen Geſicht, das in den Nacken gedreht war, ſchaute er die Jungfer Barbara an, die majeſtätiſch auf Fanny ſaß. Dahinter kam der Herr Reißmehl im Gar-

ſehen. Dabei ritten wir an einem jähen Felsabhang, an welchem unten ein Waſſer rauſchte. Es iſt das ein kleiner Fluß, der ſich reizend um Alcala windet und zwiſchen üppigen Granatgärten dahinfließt. So, unten im Thale, wo die Orangen blühen, hier oben dagegen war es fürchterlich und die Straße glich vollkommen einem Bauplatze. Anfangs mühte ich mich ab, mein Pferd rechts und links durch die Felsblöcke zu führen, dann aber dachte ich an unſere Ritte in Syrien, namentlich auf dem Libanon, und machte es wie damals, d. h. ich ließ meinem Gaule den Zügel und ſo ging es augenſcheinlich beſſer und raſcher vorwärts. Wir waren aufwärts geſtiegen und dann wieder ſchnell abwärts bis zu jenem kleinen Flüßchen, das wir vermittelſt einer Furt durchritten. Hinter demſelben ging es lange, lange auf einem ſteinigten Wege und ziemlich ſteil bergan. Angenehmerweiſe wurde es indeſſen heller und immer heller, die kahlen Berge vor uns, die bisher in einen kalten, grauen Ton gehüllt waren, färbten ſich violett, dann röthlich, dann glänzend gelb, und hinter uns war mittlerweile die Sonne aufgeſtiegen. Wenn wir auch jetzt den Pfad, auf dem wir ritten, vollkommen deutlich ſahen, ſo war doch die Gegend vor uns jetzt im Tageslichte entſetzlich öde und trübſelig. Ein vollkommen kahler Berg reihte ſich an den andern, zuweilen ſtiegen wir bis zur Spitze hinauf, um drüben wieder ebenſo hinab zu reiten, zuweilen auch wandte ſich der Weg am Abhange hin; nicht ſelten am Rande einer tiefen ſteilen Schlucht; oben mit einem ſchmalen Wege verſehen, unten aber voll zackiger, wild zerriſſener Felſen. Man hätte auf die Idee kommen können, hier befinde ſich ein ausgebrannter Krater an dem andern, wie vulkaniſch zerriſſen war das ganze Terrain. Nach Beobachtungen, über welche man lieſt, muß es ſo ungefähr auf dem Monde ausſehen. Ringsum nichts, wie Sand und Felſen, die auf der Höhe bald gelb, bald röthlich waren und ſich abwärts in die Schluchten hinab bis zu tiefdunklem Blau färbten. Dabei wurde der Blick höchſt ſelten erfreut durch etwas Grünes, ein paar magere Buchsbaumſträuche oder einige von den feingezackten Palmito's. Ein freund-

liches Waſſer ſahen wir nirgends in der Tiefe; nur einmal kamen wir an einem Brunnen vorbei, der in den Felſen gehauen war, und ſich in der Nähe einiger elenden Lehmhütten befand.

Unſer Hombre tigre war heute nicht ſo luſtig und redſelig als geſtern; beſonders war ſeine gute Laune gleich ſchon in der Frühe dadurch geſtört worden, daß ſein Maulthier einen Fehltritt that, und obgleich es nicht ſelbſt hinſtürzte, doch unſere Nachtſäcke ſammt Alonzo, der oben darauf ſaß, herabwarf. Von da an ging der tapfere Andaluſier häufig zu Fuß und ſpähte ſorgſam auf den kahlen Berghöhen und in den tiefen Schluchten umher. Hier, zwiſchen Alcala und Baena ſei ein abſonderlich verrufenes Stück Weges. In ein paar Stunden erzählte er, kommen wir an die Stelle, wo ſich Joſe Maria häufig aufhielt, und wo noch vor ein paar Jahren Caparota ſein Weſen trieb. Das war auch ein famoſer Kerl, meinte er. Den habe ich geſehen; aber nur, als er todt war, ſetzte er hinzu, da er unſere verwunderten Blicke ſah. Er wurde von einem ſeiner Buben in einem kleinen Landhauſe bei Cordova im Schlafe erſchoſſen. Ich war mit meinem Vater dort, und da alles Volk hinlief, ſo haben wir ihn uns auch betrachtet. Auf meine Fragen gab er freilich zu, daß letztere Zeit hier in den Bergen kein berühmter Name mehr aufgetaucht ſei; doch erwiederte er mir achſelzuckend: Ihr habt allerdings Flinten und Meſſer bei Euch. Aber was wollt Ihr machen, wenn plötzlich ſo ein paar elende Nateres dort hinter jenem großen Stein hervorſchauten und uns zuriefen: „fax en tierra!“ — „Und was würdet Ihr thun, Alonzo?“ — „Meiner Seel,“ erwiederte der Hombre tigre, „ich würde mich nicht einen Augenblick beſinnen, ihrem Wunſche zu willfahren; denn ehe Ihr das Gewehr vom Sattelhaken losreißt, hätte ich, der das Gepäck führt, ſchon ein paar Loth Blei im Leibe. Nein, mit den Kerlen iſt nicht zu ſpaſſen.“

Und er hatte nicht ganz Unrecht, der gute Alonzo. Bei einem Terrain, wie das, durch welches wir ritten, wo man öfters nicht einmal ſein Pferd wenden konnte, wäre es für ein paar Kerle ein

Leichtes geweſen, uns vollſtändig auszurauben. Doch erlebten wir dieſes Abenteuer nicht, wogegen ſich unſere Straße jetzt mit jedem Schritte verſchlimmerte. Zuweilen kamen wir an Schluchten, wo es Wahnſinn geweſen wäre, auf den Pferden ſitzen zu bleiben, wo ſich ein faſt ſtaffelförmiger Weg hier an der ſteilen Felſenwand hinab und gegenüber ebenſo wieder hinaufzog. Einmal mußten wir am Rande eines ſolchen Défilé's warten, bis eine Eſelheerde, die uns entgegenkam, zu uns hinaufgeklettert war. An ein Ausweichen war nicht zu denken.

Gegen Mittag erreichten wir auf der Höhe ein kleines Dörfchen, wo wir vom mitgenommenen Proviant unſer Diner halten wollten. Doch erſuchte uns Alonzo, noch eine kleine Stunde weiter zu reiten, bis zum Ufer des Pliego, der unten in der Tiefe in einer ſchattigen Schlucht fließe, wo es angenehm kühl ſei und vortreffliches Waſſer für die Thiere gebe. Wir ritten alſo weiter, und dort hinab führte der Weg im wahren Sinn des Wortes dachjähe. Ich ritt voraus und als ich an den wirklich ſehr klaren und in einer ſchattigen Schlucht dahin ziehenden Fluß kam, trat mein Pferd ſo ſicher hinein, daß ich ihm unbedingt den Zügel ließ. Obgleich ihm das Waſſer bis an die Satteltaſchen ging, ſo hatte es doch eine Furt gefunden, und ich wäre ohne allen Anſtand hinüber gekommen, wenn nicht das Thier in der Mitte des Fluſſes, angelockt von dem friſchen fließenden Waſſer, von welchem ich es ſaufen ließ, plötzlich den tollen Verſuch gemacht hätte, ſich niederzulegen. Glücklicherweiſe riß ich es noch empor und kam mit durchnäßten Stiefeln davon. Unſer Oberbaurath hatte aber ein anderes, eigentlich komiſches Unglück. Horſchelt, Alonzo und ich waren ſchon auf der andern Seite des Fluſſes, als Leins am Ufer ankam, neben ſeinem Pferde gehend. Auch hatte er den Zügel deſſelben nicht erfaßt und ſo lief das durſtige Thier eilig in den Strom hinein, ſeinen unglücklichen Reiter am Ufer ſtehen laſſend. Horſchelt, der noch im Sattel war, ritt wieder zurück, fing das Pferd auf, und brachte den Reiter nach einigen kleinen Schwierigkeiten mit herüber.

Alonzo hatte unterdeſſen am aufſteigenden Ufer unſere kleine Vorräthe ausgepackt, und ſo tafelten wir in angenehmer Kühle bei dem murmelnden Waſſer, in welchem der vortreffliche Andaluſier die Bota abgekühlt hatte. Hier gab er uns auch wieder Räubergeſchichten zum Beſten, und meinte, vor ſo und ſo viel Jahren würde es Niemand gewagt haben, ſich an dieſer Stelle ruhig niederzulaſſen. Hier nämlich ſei der Lieblingsplatz Joſe Maria's geweſen und hier hätte er die Maulthiertreiber ausgeraubt, die ohne großes Geleite des Weges zogen. Vom Ufer des Guadajoz wurde die Gegend etwas freundlicher. Eine Zeit lang ritten wir auf einer Hochebene und ſahen rechts und links grüne Wieſen, vor uns ebenſo, dort auch nach einiger Zeit Olivenpflanzungen, umgepflügte Aecker, und endlich, nachdem wir uns auf einen ſanften grünen Hügel ſtark öſtlich gewandt, die Stadt Baena vor uns liegen. Hier wurde König Boabdil nach ſeinem verunglückten Angriff auf Lucena 1483 gefangen genommen. Baena nahm ſich nicht minder ſtattlich aus, wie Alcala, war ebenfalls an den Berg hinan gebaut, und auf der Höhe, über den Häuſern empor, ragte eine ſtattliche Kirche. Gern hätte unſer Führer hier Nachtquartier gemacht, doch war es erſt vier Uhr Nachmittags, die Sonne ſtand noch ziemlich hoch, und ſo konnten wir hoffen, nicht gar zu ſpät nach dem noch drei Leguas weiter entfernten Caſtro del rio zu gelangen, von wo dann unſere morgige Tagreiſe nach Cordova nicht gar zu lange und ermüdend wäre. In Baena hielten wir nur einen Augenblick, und zwar ſo lange, bis die Bota wieder mit Wein gefüllt war, denn das hatte ſich der Hombre valiente, weil er nicht hier bleiben ſolle, ausbedungen.

Hinter Baena behielt die Gegend den freundlichen Charakter bei, den ſie auch ſchon vor dieſem Orte hatte. Fruchtfelder, Wieſen, Olivenpflanzungen und lange Streifen ſaftiger grüner Geſträuche, die Stelle anzeigend, wo irgend in der Tiefe ein kleines Waſſer floß, wechſelten mit einander ab. Da wir auf der Hochebene ritten, auf welcher Baena lag, ſo konnten wir Alles das auf dem ſanft und lange, lange

abfallenden Terrain weit hinaus überſehen. Ja, dort links vor uns in der Tiefe, wo ſich die blauen Berge auseinanderſchoben, machte uns Alonzo auf die mit dem Hintergrunde faſt verſchwimmende Silhouette eines Schloſſes oder einer Stadt, die auf einem vereinzelten Bergkegel lag, aufmerkſam. Es war wirklich eine Stadt und zwar unſer Nachtquartier, Caſtro del rio. Das ſah von Weitem recht maleriſch aus, hatte ſogar von hier aus geſehen eine Aehnlichkeit mit Toledo und wir konnten hoffen, dort gut aufgehoben zu ſein. Aber weit war es noch dorthin, recht weit. Wir kannten die trügeriſchen Entfernungen hier in Spanien und die Berghalde, auf der wir abwärts ritten, dehnt ſich gewiß viele Stunden lang aus, denn ſie zeigte in unzähligen Abſtufungen unendlich viel Gegenſtände hinter einander. Die Wieſen, die Acker, die Waldungen, die grünen Streifen, kleinen Thäler und kleinen Hügel, mit denen ſie bedeckt war, ſowie die Olivenwaldungen und Buchsbaumgehölze. Alles das wiederholte ſich abwechſelnd immer fort und fort. Wenigſtens konnte man dieſe Gegenſtände ziemlich weit hinaus erkennen. Dann aber verblaßten die Farben und die Gränzen wurden undeutlicher. Feld und Wald floßen in einander und gaben Anfangs eine unbeſtimmte grünliche Farbe; dann aber färbten ſich dieſelben violett, dann dunkelgrau, und nahmen weit, weit am Horizonte da erſt eine tiefblaue Farbe an, wo ſich der Bergkegel erhob, auf dem ſich die ebenfalls dunkelblaue Silhouette von Caſtro del rio erhob, in prächtiger ſatter Farbe, die aber nur darum ſo erſchien, weil der den Horizont begränzende Gebirgszug faſt hell ſchieferfarbig war.

Alonzo hatte bei dem wunderſchönen Abend ſeine frühere Munterkeit wieder erlangt, rauchte Papiercigarren, plauderte und ſang in Einem fort. Nachdem wir aber eine halbe Stunde hinter Baena waren, wurde er mit einem Male auffallend ſtill und zeigte auf drei Reiter, die vor uns herzogen. „Den Kerlen traue ich nicht recht," meinte er. „Wir müſſen ihnen auf jeden Fall beweiſen, daß wir gute Waffen führen und mit denſelben umzugehen wiſſen." — „Und wie das, Hombre valiente?" — „Wenn wir ſie erreicht," erwiderte er, „ſo

muß Jeder ſein Gewehr vom Sattelhaken nehmen und es langſam laden, das ſollen ſie nur ſehen." — „Aber die Gewehre ſind ja geladen," erwiderten wir. — „Thut nichts," ſagte er, „dann läßt man den Ladſtock hineinfallen, daß es tüchtig klappert, und ſieht, ob der Hahn recht gut ſpielt." — Lachend thaten wir nach ſeinem Wunſche, nachdem wir die Vorreitenden erreicht. Das waren allerdings wild ausſehende Burſche, ihre Pferde, das Sattelzeug mit der langen Flinte ſchienen ſich in gutem Zuſtande zu befinden, die Kleidung der Reiter aber war ein Bischen abgeriſſen, die langen braunen Capa's verblichen und fadenſcheinig, und unter den keck aufgeſtülpten Hüten ſchauten uns trotzige, ſonnverbrannte Geſichter an. Wir wünſchten ihnen guten Abend, was ſie erwiderten. Dann zogen wir bei ihnen vorüber und da ſie viel langſamer ritten, ließen wir ſie bald weit hinter uns; dann erſt athmete Alonzo ſichtlich wieder auf und ſein unerſchöpfliches Mundwerk kam wieder friſch in Schwung. „Das waren ſchlimme Geſellen," meinte er, ſcheu rückwärts blickend, „aber ſie haben mich erkannt und wußten wohl, daß ich ſie ebenfalls kenne." — „Und haben ſie ſich vielleicht vor Euch, dem Hombre tigre, gefürchtet?" fragte ich lachend, worauf er den Hut faſt ganz in's rechte Auge hineindrückte, eine martialiſche Haltung annahm, ſich auf die Bruſt klopfte und ausrief: „Por Dios! Soy hombre valiente, soy hombre tigre, hombre di corazon!" und das wiederholte er unzählige Male, bald ſprechend, bald ſingend, und hörte nicht eher auf, ſeinen eigenen Ruhm zu verkünden, bis es ihm einfiel, nach der Bota zu langen, ſie hoch in die Höhe zu halten, worauf er dann einen Strahl des rothen Weins lange in den geöffneten Mund herabfließen ließ.

Unſer Weg führte doch nicht anhaltend abwärts, obgleich es von der Höhe hinter uns ſo ausſah. Nach einer Stunde erreichten wir ein kleines Thal, das von einem angenehmen Waſſer durchfloſſen war, welches an beiden Seiten die friſcheſten Wieſen hervorgebracht hatte. Ein ziemlich breiter, weicher Weg ſchlängelte ſich hindurch, und die Blumen, die aus dem tiefen Grün hervorſproßten, drängten ſich faſt

unter die Hufe meines Pferdes; während bei uns daheim noch Schnee und Eis die Fluren bedeckte, war hier in diesen glücklichen Ländern schon Frühlingsanfang und eine warme, würzige Luft floß mir entgegen. Das frische, grüne Thal war ausgefüllt mit lachenden Sonnenstrahlen, die schräg vom Horizont herüberschossen, die umliegenden Höhen vergoldeten, dem Gras einen eigenthümlichen Schimmer gaben und so unaussprechlich schön auf den Wellen des dahinrieselnden Baches glänzten. Ich fühlte mich so angenehm und heiter erregt, auch mein Pferd schien seine Müdigkeit vergessen zu haben und sich der kühlen Abendluft und des weichen Weges zu freuen. Es war überhaupt ein gutes und kräftiges Thier; jetzt brauchte ich nur eines leichten Zungenschlags, um es in gestreckten Trab zu bringen, der mich bald den Andern weit voraus führte. O, es war so angenehm, dahin zu fliegen durch das frische Grün unter herabhängenden Mandelbaumzweigen, die voll rosiger Blüthen prangten, und nach dem heißen Tage einzuathmen die frische, kühle Abendluft. Doch blieben auch Horschelt und Leins nicht lange zurück, als sie mich so davon eilen sahen, und erreichten mich nach einiger Zeit, aber erst als der Weg vermittelst einer Furt durch jenes Flüßchen ging, an dessen Ufer ich eine Zeitlang geritten war. Beim Uebergang hielt mich eine Gesellschaft von Eseln auf, die dort mit ihren Reitern Einer nach dem Andern durch das Wasser wateten. Es waren ein Paar ausgediente und entlassene Soldaten darunter, mit denen wir nun unsern Weg gemeinschaftlich fortsetzten, da sie ebenfalls nach Castro del rio wollten.

Dieß, unser Nachtquartier, neckte uns aber ganz gewaltig; von jedem Hügel, den wir erstiegen, sahen wir es vor uns liegen, immer in den gleichen malerischen Umrissen, aber wir konnten ihm scheinbar um keinen Schritt näher kommen. Dazu trug auch wohl die Dämmerung, die nun eintrat, das ihrige bei, indem sie uns den Anblick der kleinen Stadt mit jeder Minute undeutlicher machte. Endlich wurde es ganz dunkel; doch war glücklicherweise nicht nur Mondschein im Kalender angemerkt, sondern der treue Freund der Reisenden, der

Liebenden und Spitzbuben tauchte bald am Horizont hervor und zwar mit voller, glänzender Kugel, unſern Weg ſanft und angenehm erle..chtend. Endlich erblickten wir abermals Caſtro del rio, und zwar zu unſerer Rechten liegend, während wir geradeaus geritten. Ein weites, ſumpfiges Terrain am Fuße der Stadt hindert die direkte Annäherung, weßhalb wir einen großen Bogen beſchrieben, ehe wir eine breite Straße erreichten, die mit doppelten Baumreihen bepflanzt war und eine Art Paſeo bildete, der uns nun in gerader Linie zu der alterthümlichen hochgewölbten Brücke führte, hinter welcher die Hufe unſerer Pferde nun zum erſtenmal auf dieſem ſtädtiſchen Pflaſter klapperten. Es iſt dieß nach langem Ritt ein angenehmer Ton und Freiligrath hat Recht, wenn er ſagt:

— — — — dann iſt Poeſie
Der erſte Ton des Eiſens auf den Steinen.

Wir ritten aufwärts durch eine enge Gaſſe, die mit recht armſeligen Häuſern beſetzt war und wodurch unſere Erwartung auf eine gute Nachtherberge ziemlich herabgeſtimmt wurde. Vor einer recht ſchlechten Fonda hielten wir einen Augenblick an und nachdem unſer Hombre valiente etwas mit dem Wirth gekauderwelſcht hatte, von dem wir kein Wort verſtanden, zogen wir weiter. Es ſchien in dieſem Hotel kein Platz für uns zu ſein. Weiter oben im Orte, auf der Höhe der Stadt, kamen wir inſofern beſſer an, als man uns die Thorflügel öffnete und eintreten ließ. Wir waren recht müde geworden, glitten ſacht aus unſern Sätteln herab und da es auch bei eintretender Nacht etwas kühl geworden war, traten wir an das Herdfeuer, welches rechts am Thorwege loderte. Erſt als wir eine Zeitlang geſeſſen, uns ein wenig erwärmt und die unentbehrliche Papiercigarre angezündet hatten, bemerkten wir, daß die Lokalität, in der wir uns befanden, über alle Beſchreibung ärmlich war. Dieſer Raum war nicht, wie der jener Ventas in der Mancha und der Sierra Morena — dort ein wenn gleich großer, doch behaglicher Raum, hier dagegen niedrig,

ſchmal, ſo daß der Rauch nicht aufſteigen konnte und er einen in die Augen biß. Das Ganze ſah aus, wie ein ehemaliger ſchlechter Stall für Kühe, wenn er nicht vielleicht einſtens für eine noch viel unedlere Thiergattung gedient hatte. Es war Schade für das hübſche Geſicht und die glänzenden Augen der Wirthin, ihr gewiß ſehr appetitlicher weißer körperlicher Kern ſteckte in einer gar zu ſchmierigen Schale. Sie erinnerte uns lebhaft an unſern redlichen Miſtkäfer aus Almagro. Die Anweſenden rückten zuſammen, um uns den beſten Platz an dem lodernden Feuer zu überlaſſen und dann wurden die bekannten Anſtalten getroffen, um für uns ein Abendeſſen zu bereiten. Ein eiſerner Keſſel, halb mit Waſſer gefüllt, wurde in die Gluth geſchoben, mit einem Huhne und Reis gefüllt, viel Zwiebel und ſpaniſcher Pfeffer kam hinein und dann ließ man die Brühe in dem Gefäß ohne Deckel ſchmoren. Daß grade heute der Keſſel unbedeckt war, hatte für uns dadurch etwas beſonders Unangenehmes, daß dicht bei unſerer Abendmahlzeit ein alter Kerl hockte, mit ſehr unappetitlichen kranken Händen. Dieſe wärmte er an dem Kohlenfeuer, rieb auch ſanft an ihnen herum, bei welcher Beſchäftigung er ſo nahe an und über unſern offenen Suppenkeſſel kam, daß ich, obgleich ziemlich abgehärtet, mich doch eines Ekels nicht erwehren konnte. Glücklicherweiſe kam Alonzo aus dem Stalle zurück, den ich auf die unangenehmen Zuthaten aufmerkſam machte, die unſere gemeinſchaftliche Suppe möglicherweiſe erhalten könnte, worauf er ohne viel Umſtände und mit ſehr kräftigen Worten den ungebildeten Gaſt in die Ecke zurückſcheuchte. Trotzdem ſich die Frau Wirthin viel Mühe mit ihrem Keſſel gab, war der Inhalt deſſelben dennoch ſchlecht, und nur der unbändige Hunger, den wir Alle hatten, brachte uns dazu, die ſchmutzige Brühe und das alte Huhn zu verſchlingen. Um aber mit Allem im Einklange zu bleiben, war auch unſer Abendtrunk, die Chocolade kraft- und ſaftlos und unſere Schlafzimmer die elendeſten Löcher, die wir in ganz Spanien angetroffen haben. Eben ſo ſchlecht waren die Betten, doch Dank unſerer großen Müdigkeit, ſchliefen wir

vortrefflich und zwar ſo feſt und anhaltend, daß uns Alonzo bei Tagesanbruch wecken mußte.

Beim Hinausreiten aus Caſtro del rio konnten wir einen Blick auf die Stadt werfen. Hiezu war es geſtern Abend zu dunkel geweſen. Wenn wir auch von Gebäuden nicht viel Beſonderes ſahen, ſo kamen wir doch hie und da an einem Bauweſen vorbei, das durch mauriſche Form der Fenſter und Thüren oder durch irgend einen Bogengang, der auf ſchlanken Säulchen ruhte, unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Die entlaſſenen Soldaten, die geſtern Abend mit uns gezogen, begleiteten uns auch heute wieder. Hinter Caſtro del rio ritten wir eine öde Berghalde hinauf, von wo wir rückwärts blickend die Stadt maleriſch um ihren Berg geſchlungen ausgebreitet vor uns liegen ſahen. Auch ſahen wir über ſie hinwegblickend, unſern geſtrigen Weg, ja Horſchelt mit ſeinen ſcharfen Augen die Kirche von Baena. Es iſt eigenthümlich, daß ſich hier in Spanien ſo plötzlich und vollſtändig die Gegend ändert. Verſchwunden waren jetzt wieder Wieſen und Wald und ſtatt deſſen ritten wir bergauf, bergab, anfänglich über troſtloſe, umgearbeitete Flächen, eigentlich auf gar keinem Wege, denn oft lange Strecken mußten die Pferde über den vom Pflug aufgelockerten Boden ſchreiten. Glücklicherweiſe, daß wir kein Regenwetter hatten, denn ſonſt muß es hier bodenlos ſein. Von einer Gegend war gar keine Rede; wo wir die Fruchtfelder verließen, waren wir eigentlich noch ſchlimmer daran, denn dann ging es an Bergabhängen vorbei auf ſo ſchmalen Pfaden, an ſteilen Abhängen hin, daß an vielen Stellen ein Fußgänger ſeine liebe Noth damit gehabt hätte. Obgleich unſere Pferde unermüdlich auf und ab kletterten, ſo fingen ſie doch nach zweitägigem beſchwerlichem Marſche an, müde zu werden, und der Hombre tigre brauchte ſeine ganze andaluſiſche Beredtſamkeit, um ſie durch recht freundliche Worte munter zu erhalten. Er hielt denn auch lange Reden an ſie, worin er ihnen ihre Vergangenheit und Zukunft lebhaft vor Augen führte, ſie auf den goldenen Hafer in Cordova verwies und anderntheils meinte, es wäre doch ſchmerzlich, wenn er nach

tencostüm; zwischen seinen Beinen hatte er das Hauptbuch, in der Hand einen Trichter und auf dem Kopf statt des Hutes eine große Düte.

So sehr mich diese Malereien ergötzten, so suchten meine Blicke doch etwas Anderes, nämlich das Gerippe, von dem mir Philipp erzählt. Ah, dort stand es, neben dem Lager des Doktors, der ihm einen alten Sammtrock über die Schultern gehängt und seine Mütze aufgesetzt hatte. In der rechten Hand, die ausgestreckt war, hatte der Knochenmann ein Talglicht stecken, das dem Herrn Burbus Nachts beim Lesen im Bette diente. An der herabhängenden Linken war vermittelst eines eisernen Häckchens ein großer Krug befestigt, wahrscheinlich um, vorkommenden Falles, den Durst des Doktors zu löschen.

Nachdem ich mir das Zimmer genugsam betrachtet, fand ich Zeit, um den Herrn desselben, der sich unterdessen in einen Stuhl geworfen hatte und mir einen andern anbot, etwas näher zu betrachten. Herr Burbus mochte ein Mann von wenigstens dreißig Jahren sein; er war von sehr kräftiger, untersetzter Figur, und sein Gesicht, das beständig lächelte und überhaupt etwas sehr Gutmüthiges hatte, war von einem starken Schnurr- und Knebelbart beschattet, der dichter und reichlicher wuchs als sein Haupthaar, dessen dünne Büsche hie und da kahle verdächtige Stellen zeigten. Auf den Ofen hatte er ein irdenes Gefäß gestellt, welches große Aehnlichkeit mit ein

Granada zurückkehrte und müsse dort ihren Kameraden erzählen, daß sie sich mit fremden und sehr angenehmen Reisenden, damit wollte er uns schmeicheln, so schlecht gehalten. Das Maulwerk stand heute diesem Kerl wieder nicht eine Sekunde lang still. Wenn er es nicht zum Rauchen brauchte, dann plauderte er, wenn er nicht plauderte, so stimmte er alle möglichen Lieder an, die er aber dann wieder jeden Augenblick mit Ermahnungen an die Pferde unterbrach — „Malaguena!“ rief er dem Braunen des kleinen Oberbaurathe zu, „du haſt die leichteſte Laſt und bleibſt immer hinten! Freilich biſt du nur aus Malaga, aber doch lange genug in Granada geweſen, um ein rechter Kerl zu werden. Schau dir dafür den Tordo an, der muß den dicken Herrn tragen, — damit meinte er mich, — und iſt immer weit vornen. Tordo wäre ein Pferd für einen Räuber geworden,“ ſagte er dann, „für einen ganz famoſen Kerl, für einen Hombre pantera, wie ich einer bin.“ Dann ſchlug er ſich herausfordernd an die Bruſt, und rief luſtig ſein: Anda, Anda! Horſchelts Pferd, ein Fuchs, hieß Alezana und betrug ſich auch recht ordentlich. Ueberhaupt konnten wir über ſämmtliche Thiere nicht klagen, und wenn je einer der freundlichen Leſer dieſer Zeilen nach Granada kommt, ſo ſoll er ſich nur getroſt zu einem ähnlichen Zwecke von dem vortrefflichen ben Saken beritten machen laſſen.

Es kommt wirklich bei einer ſolch dreitägigen Tour ſehr viel auf Pferd und Sattelzeug an, ob man ſich mehr oder minder ermüdet, und ich muß geſtehen, daß wir alle drei die Tour recht friſch und munter zurücklegten. Horſchelt und ich waren's freilich ſchon gewohnt, doch ſelbſt unſer guter Oberbaurath — „Heinrich auf lichtbraunem Rößlein,“ wie wir ihn nannten — benahm ſich wie ein alter biederber Reitersmann.

Gegen Mittag ſahen wir links in einem Thale zum erſten Male nach unſerem Abmarſch aus Caſtro etwas wie menſchliche Wohnungen, und, worüber wir ſehr erſtaunten, ſogar Häuſer mit hohen, dampfenden Schornſteinen und vernahmen das taktmäßige Klappern von

Hämmern. Da unten befand ſich ein Eiſenwerk von einer Minencompagnie unter Oberleitung eines Engländers betrieben. Eine Stunde ſpäter erreichten wir ein einſames Bauernhaus, das aber tief unter unſerem Wege lag, wo Alonzo zu raſten beſchloß und wo wir unſere ſehr mäßige Proviſion verzehrten. Caſtro del rio hatte uns nur Wein, altes Brod und ein Stück Schafkäſe mitgeben können; doch fehlte uns die beſte Würze, der Hunger, nicht, und nebenbei verſicherte auch Alonzo, der ober uns mit kauenden Backen ſaß und die Bota zwiſchen ſeinen Füßen ſtehen hatte, nachher kämen wir in kurzer Zeit auf eine Höhe, wo wir dann bald Cordova ſehen könnten. — Ja freilich ſehen, aber zwiſchen ſehen und erreichen iſt beſonders hier ein großer Unterſchied.

Nach beendigtem Diner gingen wir, wie das unſere Gewohnheit war, erſt eine gute Strecke zu Fuß, ehe wir wieder die Thiere beſtiegen. Die Hochebene, die uns der Hombre valiente verſprochen, wollte indeſſen lange nicht kommen, und ehe wir ſie erreichten, hatten wir einen bodenlos ſchlechten und langweiligen Weg. Ein Berg erhob ſich nach dem andern, den wir hinauf- und hinabklettern mußten, um dann auf einer Höhe angekommen, wieder eine andere vor uns zu ſehen, mit derſelben ſteinbedeckten Straße, die immer vor uns auf der Höhe in den Bergkamm eingeriſſen war und eine Art Hohlweg bildete. Endlich erreichten wir die lang erwartete Hochebene; ein ödes, wüſtes Plateau in röthlich gelber Färbung, wo wir nun freilich nicht ſo leicht Cordova ſahen, aber etwas Anderes, gewiß Schöneres und Maleriſcheres, lang ausgeſtreckt vor uns, nämlich die prachtvolle Bergkette der Sierra Morena in wunderbarer, tief dunkler, faſt ſchwarzer Färbung, an deren Fuße in einem weiten Thale Cordova liegt. Wir ſchwelgten im Anblick des prächtigen Gebirges- und da wir ziemlich ebenen Boden hatten, ſo trabten wir raſch über die Ebene dahin, brauchten aber doch noch eine gute Stunde, ehe wir die Thürme des verheißenen Cordova ſahen und eine zweite Stunde, bis wir an den Abhang kamen, der ſich zum Guadalquivir hinabſenkt.

Von hier oben betrachtet nahm ſich Cordova weitläufig, großar-

tig, ja faſt prächtig aus. Wenn die Stadt bis zu den einzelnen Bauwerken reichte, die weit vom Mittelpunkte, den die berühmte Moſchee bezeichnet, zwiſchen Orangenbüſchen, Olivenpflanzungen und unter langen Bäumen mit röthlicher warmer Steinfarbe hervorblinkten, ſo mußte Cordova, die alte, prächtige Reſidenz der Spanien beherrſchenden Maurenkönige, heute noch ſehr bedeutend ſein. Aber dem war ja nicht ſo. Das ehemalige gewaltige Cordova iſt zuſammengeſchrumpft zu einer kleinen öden Stadt, und was wir von Mauerwerk im weiten Umkreiſe zwiſchen dem dunkeln Grün hervorblinken ſehen, ſind nur die einſam zerſtreut liegenden Ueberreſte ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Das jetzige Cordova nährt ſich Ackerbau treibend faſt größtentheils von der fruchtbaren Ebene, in der es liegt, Kunſt und Induſtrie ſind hier verſchwunden und ſogar das Geheimniß der Bereitung ſeines berühmten Leders, Corduan genannt, iſt mit den Mauren nach Marokko gezogen. — Die Hauptſtadt des Königs Abderrhaman ben Moavia, die einſtens mit Bagdad und Damaskus rivaliſirte, die eine Million Einwohner beſaß, in der ſich, wie der Chronikenſchreiber erzählt, dreihundert Moſcheen erhoben, die neunhundert Bäder und ſechshundert Gaſthäuſer enthielt, die aus eigenen Mitteln zwölfhundert prachtvoll bekleidete und bewaffnete Reiter zur Leibwache ihres Königs ſtellte, was iſt aus ihr geworden? Eine kleine Landſtadt mit ſtillen, öden Straßen, die vielleicht noch dreißigtauſend Einwohner zählt, die ſtill träumend da liegt, am Fuße der Berge, die einſt ihren Glanz geſehen, und am Ufer des Fluſſes, der einſt für die größten Schiffe fahrbar war, bis ins Meer hinaus, und der jetzt von hier bis Sevilla kaum einen elenden Fiſcherkahn zu tragen im Stande iſt.

Ich war von meinem Pferd abgeſtiegen, und während ich den Abhang hinabſchritt gegen den Guadalquivir, dachte ich ſo lebhaft an die gewaltige Geſchichte, die ſich hier in dieſer Ebene abgerollt, an die wilden Kämpfe um Cordova zwiſchen Gothen und Mauren, und an die noch blutigeren, lange Jahre dauernden der Mauren gegen Mauren um die Oberherrſchaft der Stadt und des Reiches. Jetzt lag Cor-

dova ſo ſtill und friedlich da; von leiſem Winde getragen ſchwamm der Klang einer Glocke zu uns herüber und das rothe Licht der Abendſonne küßte mit gleicher Liebe die ewigen Berghäupter droben, die in gleicher Pracht und Majeſtät wie vor Jahrtauſenden daſtanden, ſo wie die arme, zurückgekommene Stadt und die Ruinen der ehemals ſo ſtolzen Königsburg.

Der Guadalquivir fließt hier in einem tiefen Bette, an deſſen Ufern ſchattige Kaſtanien ſtehen, die ihre Zweige in das klare dunkelgrüne Waſſer erſtrecken. Die alte, prächtige Brücke, die Cordova beſitzt, iſt weiter unterhalb bei der großen Straße nach Sevilla. Hier, wo wir ankamen, verſieht eine alte gebrechliche Fähre den Dienſt, und der Fährmann, der vor ſeiner Hütte lungerte, machte trotz unſeres lauten Rufens zuerſt lange keine Anſtalt uns hinüberzubringen. Der Grund war, daß ſein ſcharfes, ſpekulatives Auge auf der Höhe einige Reiter zu Eſel bemerkt hatte, die ebenfalls nach Cordova wollten, und auf die wir warten mußten. Endlich war alles eingeſchifft, und wir ſetzten uns langſam in Bewegung. Drüben angekommen, befanden wir uns ſogleich im ehemaligen Weichbilde der Stadt, in einem Garten voll ſüdlich ſtrotzenden Pflanzenwuchſes, welcher Cordova auf drei Seiten mit einem breiten Gürtel einfaßt. Vom Guadalquivir bewäſſert ſind dieſe Gärten und Felder mit allen Wundern der üppigen Vegetation geziert, von Wegen mit Hecken blühender Cactus und Aloen durchſchnitten, ſo groß und dicht, daß ſich Roß und Reiter dahinter verbergen können, und dieſe gelben Streifen des ſandigen Weges von dunkelm Grün eingefaßt, verlieren ſich nach dem Gebirge hin allmälig in ſchattige Wälder von kräftigen Eichen und Kaſtanien. Nie werde ich den kurzen aber wunderbaren Ritt vom Ufer des Guadalquivir nach der alten Stadt Cordova vergeſſen. Der tiefe Ton der Glocken ſchwamm in der lauen Abendluft und klang ſo friedlich und beruhigend. Hinter uns hatten wir die wilden Steinwege der Sierra Elvira, und während wir auf weichem Sandboden ritten zwiſchen rieſenhaften Aloenhecken, von denen oft die Dritte noch mit ihrem pracht-

vollen dreißig Fuß hohen Blüthenstengel geziert war, an eingestürzten malerischen Mauerresten vorbei, Reste jener uralten Mauern, hinter denen einst die Araber vergeblich dem heiligen Ferdinand zu trotzen vermeinten; zertrümmerten, jetzt einsam stehenden Thorbogen entlang, an deren Wölbung man noch deutlich die zierliche Hufeisenform erkannte, die von freundlichen Palmen überragt waren, sogen wir begierig den würzigen Duft der Orangenblüthen ein, der aus den benachbarten Gärten zu uns herüberdrang.

Am Stadtthor von Cordova verschwand freilich alle diese Poesie, wenigstens für den Augenblick, da wir uns einer genauen Visitation unserer Effecten unterwerfen mußten. Leider war unsere Reisekasse so zusammengeschmolzen, daß wir mit den paar Peseten sparten, durch welche wir die Zollbeamten hätten bestechen können. Schon früher bemerkte ich, daß in Spanien nicht räthlich ist, mit vielem baarem Geld zu reisen. Obgleich wir nun einen Kreditbrief auf Cordova hatten, so konnten wir, da es schon spät war, doch wahrscheinlich erst morgen Gelder erheben und hatten eben noch so viel übrig, um unsern getreuen Alonzo auszubezahlen.

Durch stille, öde menschenleere Gassen, wo wir deutlich an vielen Häusern sahen, daß sie dem Verfall nahe und nicht bewohnt seien, ritten wir längere Zeit aufwärts und gelangten endlich in die Fonda de las Diligencias, ein altes, äußerlich unscheinbares Haus, in enger Gasse gelegen, aber mit einem reizenden Hofe, den ein Bogengang von korinthischen Säulen umgab, dessen Fußboden mit Marmor und bunten Fayenceplatten ausgelegt war, und wo uns ein freundlich murmelnder Springbrunnen willkommen hieß; da, wo die Einfahrt in den Hof mündete, war, wie fast durchgängig in guten Häusern des Südens, ein Gitterthor von zierlich verschlungenen Schmideisenstäbchen angebracht, das den Blick in den Hof von der Straße aus erlaubt. Der Springbrunnen war sehr klein mit achteckigem Becken aus blau und weißen Fayenceplatten, und vier kleine broncene Seepferde spieen die munteren Wasserstrahlen aus. Das Haus mußte sehr alt sein,

denn bei genauer Durchsicht fanden wir später in den Zimmern sehr schöne, alte bunt bemalte Balkendecken mit Ornamenten, bei denen die arabische Ueberlieferung unverkennbar war; eine allerliebste Azotea oder Terrasse zu oberst auf dem Hause wurde von uns häufig erstiegen der herrlichen Aussicht wegen.

Obgleich uns der Wirth des Gasthofes aufs Freundlichste empfing, so bedauerte er doch, uns für heute nur eine kleine Stube in einem hintern Winkel seines Gasthofs geben zu können, da ausnahmsweise heute Morgen mehrere Fremden gekommen seien, und fast sein ganzes Haus durch den Prinzen von Joinville, der mit Gemahlin, Kindern und Dienerschaft schon fast vierzehn Tage da sei, in Anspruch genommen war. Doch versprach er uns morgen eine andere Wohnung, und zwar in dem reizenden Hofe selbst, wo wir abgestiegen. Unser vortrefflicher Hombre valiente wollte heute Abend Cordova noch verlassen, um in einem benachbarten Meierhofe, wo er bekannt war, die Nacht zuzubringen. Auf sein Verlangen stellten wir ihm ein vortreffliches Zeugniß, und zwar in spanischer, deutscher und französischer Sprache aus, worin er uns besonders bat, seine Zuverlässigkeit und seinen Muth nicht unerwähnt zu lassen. Bis ans Thor des Gasthofs gaben wir ihm auch das Geleite, und als er mit seinen vier Thieren die enge Straße hinabkletterte, überschlich mich, ich möchte fast sagen, ein wehmüthiges Gefühl. Voraussichtlich war die Reise von Granada hieher die letzte Reittour, die wir in Spanien machen würden, hatten wir doch sowohl in der Mancha als auch in Andalusien hoch zu Roß sitzend mit unsere angenehmsten Reisetage erlebt.

Am andern Morgen verließen wir zeitig unsern Gasthof, um eine Wanderung durch die Straßen Cordovas zu machen. Dieselbe Ruhe und Stille, die über dem weiten Weichbilde der Stadt liegt, das Ruinenhafte und Verlassene, das uns dort überall entgegentrat, fanden wir auch hier in den engen Gassen wieder. Cordova erinnert mehr noch als Granada an seine arabischen Erbauer. Hier ist Alles maurisch, die Straßen sind eng und gewunden, um die heißen Son-

nenſtrahlen abzuhalten; an den Häuſern erblickt man faſt überall arabiſche, reich verzierte Portale und Frieſe und Bögen, die zu ihnen paſſen; uralte Marmorſäulen in Maſſe ſind überall hinein verbaut, bald hoch oben luftige Bogengänge bildend, bald unten an dem Hauſe zu arabiſchen Vorhallen zuſammengereiht, oder Arcaden unterſtützend, die im Innern der Gebäude um die ſtillen ſchattigen Patios herumlaufen. Aber wenigſtens drei Viertheile jener ehemaligen Pracht iſt verfallen. In vielen Straßen wuchert das Gras auf dem Pflaſter und nicken üppige Schlingpflanzen freundlich von den moosbedeckten Dächern herab. An Thorwegen fehlen die Thürflügel, an ehemals reichen Balcons die zierlichen Geländer; zerborſtene Treppenſtufen erſchweren hie und da den Eingang in das Innere von Gebäuden, deren Fundamente gewichen ſind und die den Einſturz drohen. Freilich gibt es auch Straßen, deren Häuſer beſſer erhalten ſind; ſo die, in welcher unſer Gaſthof lag, doch geben auch hier unzählige verſchloſſene Fenſterladen und die tiefe Stille, die über Alles brütet, dem Anblick der Stadt etwas Geſpenſterhaftes. Am traurigſten und verlaſſenſten iſt die ehemals wirklich prachtvolle Plaza major, jetzt Plaza de la Conſtitution. Es iſt dieß der Hauptplatz der Stadt, den in einem regelmäßigen Viereck große ſtattliche Häuſer umgeben, die unten mit Arcaden verſehen ſind. Einſtens waren dieſe beſtimmt, reiche Waarenlager aufzunehmen, jetzt aber ſind ſie verödet und nur hie und da hat ſich in irgend einem Winkel ein armſeliger Kramladen eingeniſtet. Wenn wir über den Platz ſchreiten, ſo rufen unſere Fußtritte ein bedenkliches Echo wach, und wenn wir darüber erſtaunt an den hohen faſt prächtigen Häuſern emporblicken, ſo ſehen wir an geſchloſſenen Balkonthüren und Jalouſien, ja an öden Fenſterhöhlen, durch welche Wind und Wetter ziehen, daß die meiſten dieſer Gebäude verlaſſen ſind, und gewiß ſchon ſeit langer Zeit, denn manche zeigen verdächtige Spuren ihres gänzlichen Verfalls und drohen den Einſturz. Daß dadurch das Straßenleben auch nicht bewegt und mannigfaltig ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt; die Leute, die man auf der Straße ſieht, gehen ſtill

und ruhig ihrer Wege und ſcheinen ernſthafter zu ſein, als ihre übrigen andaluſiſchen Landsleute. Vielleicht fühlen ſie ſchmerzlich den Verfall ihrer einſtens ſo ſchönen Stadt, deren prachtvolle Lage in einem ſo fruchtbaren Thale an den Ufern des ſchönen Guadalquivirs wohl ein beſſeres Schickſal verdient hätte. Ja die Lage von Cordova iſt ſchön, und auch die Stadt trotz ihrer öden Stille und trotz der überall ſichtbaren Spuren ihres Verfalls. Wölbt ſich doch über ſie faſt beſtändig ein klarer tiefblauer Himmel, und gießt doch die Sonne faſt ohne Unterbrechung ein wahres Meer von Licht über Cordova aus.

Hat man ſich erſt einmal an dieſe ſtillen Straßen, an dieſe ſtummen Häuſer gewöhnt, ſo kann man ſie ordentlich liebgewinnen. Gerade das Ruinenhafte ihrer Häuſer bringt eine ſo maleriſche Wirkung hervor, und wenn man durch die ſchattigen Straßen wandelt, ſo findet das Auge überall Etwas, worauf es mit Intereſſe verweilt: die tiefdunkeln untern Stockwerke dieſer Häuſer mit ihren Balkonen, Säulen und Eiſengittern, die oben ein ſcharfer, freundlicher Strahl der Sonne vergoldet, der liebend hineinzudringen ſcheint in die offenen Fenſter leerer Gemächer und hoch oben blendend erglänzen läßt die weißen Marmorſäulen einer luftigen Loggia, die ſich ſo deutlich von dem tiefblauen Himmel abhebt. Dort ſenkt ſich eine Straße hinab, gewunden, unregelmäßig, ſo daß ſich die charakteriſtiſchen Häuſer wie eine Theaterdecoration auseinanderſchieben, uns ſo den vollen Anblick eines alten röthlichen Thurmes gewährend, der trotzig mitten im Wege zu ſtehen ſcheint mit ſeiner arabiſchen Mauerkrönung und der Wölbung ſeines Thores in eleganter Hufeiſenform. Dabei liegt die Straße tief im Schatten, in dem einzelne Handwerker vor der Thüre arbeiten. Die Sonne kann noch nicht hier eindringen, glüht aber dafür auf der andern Seite des alten Thurmes und beleuchtet den Thorweg unter demſelben mit ſtrahlendem Lichte. Dort werden plötzlich ein paar Reiter ſichtbar, Gensdarmerie zu Pferde, die aus dem glänzenden Thorbogen hervor im tollen Carrière die Straße heraufſprengen und ſo dort einiges Leben verurſachen. Die Handwerker ſehen einen Augen-

blick von ihrer Arbeit in die Höhe, ja hie und da öffnet sich ein Fensterladen, ein weiblicher Kopf wird sichtbar, um aber sogleich wieder zu verschwinden, und dann ist es wieder so ruhig wie vorher. Der Schneider näht ruhig weiter, der Schuster klopft sein Leder, und außer diesen taktförmigen Schlägen hört man weiter nicht den geringsten Lärm in der Straße.

Unten an dem alten maurischen Thurme führt eine schmale Seitengasse auf einen kleinen Platz, der wo möglich noch stiller und melancholischer ist. — Wohnt hier Jemand, oder sind hier alle Häuser verlassen? Wir wissen es im ersten Augenblicke nicht. Sämmtliche Thüren sind verschlossen, ebenso die Fenster und Balkone, die erstern haben zum Ueberflusse inwendig noch einen weißen Vorhang, über die letztern ist eine Strohmatte niedergelassen, die über die Brüstung des Balkons herabhängt. — Tiefe Stille rings umher, und wenn wir uns räuspern, so ist es gerade, als räuspern sich viele unsichtbare Bewohner der umliegenden Häuser ebenfalls.

Wir schreiten langsam weiter und sind schon in der Nebenstraße, als wir den Accord einer Guitarre vernehmen. Gleich darauf ertönt eine weibliche Stimme und singt die ersten Strophen eines Volksliedes. Auch Schritte erschallen nun von der andern Seite her, aber die Füße, welche sie verursachen, treten so fein und leicht auf, daß es uns nur die tiefe Stille rings umher möglich machte, sie zu vernehmen. Es ist ein junges und schönes Mädchen, die gerade auf die Thüre des Hauses zuschreitet, woher wir den Gesang vernommen. Während die eng anschließende Basquina von dunkel violetter Seide die weichen Umrisse des stolzen Leibes und der schlanken Glieder verräth, fällt die Mantille von schwarzen Spitzen leicht von der Stirne über die Schulter bis in die feine Taille herab; die Hand mit dem Fächer hält sie unter dem Kinne zusammen, und ein kleiner Druck der Finger läßt uns einen Moment den Anblick des schönen Gesichts genießen, um im nächsten die Spitzen zusammenzuziehen und den Fächer auseinan-

der zu werfen. So ſchreitet die Andaluſierin leicht und graziös die Treppen an dem bezeichneten Hauſe hinauf, und da die Basquina ziemlich kurz iſt, ſo ſehen wir einen wunderbar zierlichen grünen Schuh und noch ein ziemliches Stück des weißen ſeidenen Strumpfes. Gleich darauf aber iſt ſie hinter der Thür verſchwunden, der Geſang hat aufgehört, und eine tiefe Stille herrſcht wieder auf dem Platze. Aber nicht lange; denn bald hören wir es flüſtern hinter der herabhängenden Strohmatte, und an jeder Seite lugte eine Mantille hervor und unter jeder ein paar glänzende ſchwarze Augen. Es ſcheint uns, die jungen Damen in Cordova haben auch zuweilen Langeweile und betrachten ſich alsdann, vielleicht nicht ganz ohne Intereſſe, ein paar Fremdlinge, die vor ihrem Hauſe ſtehen, und es faſt ungebührlich angaffen. — Es iſt zuweilen ſehr gut, wenn einem eine vollkommene Kenntniß der Landesſprache mangelt, denn der Platz war ſehr einſam, nicht einmal die Sonne warf einen neugierigen Blick herein, rings umher tiefe Stille und Einſamkeit.

Wie unſer Wirth verſprochen, bekamen wir ſchon am Mittag ein Zimmer neben dem Patio, und wenn wir die Thüren öffneten, ſo vernahmen wir das freundliche Murmeln des kleinen Springbrunnens. Nachdem wir uns dort gehörig eingerichtet, gingen wir mit einem kundigen Führer zur berühmten Moſchee von Cordova, der größte, faſt einzige mauriſche Tempel, von dem mehrere Theile ganz unverändert auf unſere Zeit übergegangen ſind; die Mesquita, wie ſie bei den Arabern hieß, wurde von Abderrhaman erbaut und war uns mit ihrem impoſanten Säulenwalde ſchon längſt aus Zeichnungen und Bildern bekannt. Von außen macht dieß wunderbare Gebäude nur an der Seite des Haupteingangs einen einigermaßen großartigen Eindruck. Die Moſchee ſteht ohne erhabenen Thurm hoch gelegen über den Ufern des Guadalquivirs und iſt rings von einer glatten hohen Mauer eingefaßt, die außer den ſtark vorſpringenden Strebepfeilern keine andere Verzierung zeigt, als ſchlanke arabiſche Mauerzinnen. Nach dem Gebrauche der Orientalen verſchließt ſie die innere Pracht

Waschschüssel hatte und worin er zum beabsichtigten Punsche das Wasser erwärmte, was bald geschehen war. Dann brachte er eine Flasche mit Branntwein hervor, einige Citronen, so wie eine Düte von grauem Löschpapier mit Zucker und mischte das Getränk. Er bot mir eine Pfeife an, und da ich mich schämte, sie auszuschlagen, fing ich das mir ganz ungewohnte Geschäft des Rauchens an. Nachdem er zwei große Biergläser mit dem warmen Getränk angefüllt, legte er sich mit seinem Stuhl an die Wand und forderte mich auf, zu trinken und lustig zu sein.

„Aber sagen Sie mir, Theuerster," fuhr er fort, nachdem er einen tüchtigen Schluck gethan, „wie kommen Sie eigentlich auf die verrückte Idee, ein Käsekrämer zu werden? Warum studiren Sie nicht?" — „Lieber Herr Doktor," entgegnete ich, „es fehlt mir an den nöthigen Mitteln; ich habe keine Eltern mehr, die mich so lange unterhalten könnten." — „O Ehrwürdigster," lachte der Doktor, „sehen Sie mich an! Ich habe auch schon seit langen Jahren Niemand, der für mich sorgt, und helfe mir doch durch die Welt und bringe es zu etwas. Kennen Sie nicht das große Wort „Pumpy?" Das ist der Zauberspruch, der dem, der ihn richtig anzuwenden versteht, Kisten und Kasten öffnet."

Ich versicherte ihm, ich habe noch nie etwas davon gehört, worauf er in ein brüllendes Gelächter ausbrach, einen gewaltigen Schluck von seinem Gebräue nahm und mich

und Herrlichkeit vor dem Blicke der Außenwandelnden und läßt nicht ahnen, welch prachtvolles Bauwerk sie umgürtet. Unter einem niedrigen Minaret im Style der Giralda befindet sich der Haupteingang; doch öffnet sich nicht weit davon vor uns ein kleiner maurischer Thorbogen, der uns aber statt in die Kirche selbst auf den Vorhof führt, den man bei jeder Moschee findet, auf den Patio de las naranjas, den Orangenhof. Es ist dieß eine reizende liebliche Einrichtung der orientalischen Tempel. Hier lustwandelten die Gläubigen unter duftenden Orangen, oder sahen gedankenvoll dem hoch aufspringenden Strahl der Fontainen zu, ehe sie sich in die dunklen Hallen der Kirche begaben. Für mich wird dieser kleine reizende Platz immer eine liebe Erinnerung bleiben, und ich saß hier träumend manche Stunde, wenn meine beiden Reisegefährten in den benachbarten Straßen zeichneten. Und doch war der Orangenhof gar so einfach, aber gerade dieß Einfache, so wie die gänzliche Abgeschlossenheit von der Welt, ist es, was seinen Reiz ausmacht, ein geräumiger, viereckiger Hof mit Orangen bepflanzt, deren Duft ihn ganz erfüllt; in der Mitte erhebt sich eine große Marmorfontaine, die ihren Wasserstrahl hoch hinaufwirft, während sich zu ihren beiden Seiten ein paar klare plätschernde Brunnen mit glänzenden Goldfischen befinden. Das Abwasser dieser Brunnen kann vermittelst gemauerter Rinnen, die nach allen Richtungen auf der Erde hinlaufen, an den Fuß jedes der Orangenbäume geleitet werden. Man öffnet eine kleine Schleuse und im Augenblicke ist der Fuß der schönen Bäume von dem klaren frischen Wasser umspült. Zwischen den Orangen erheben sich einige düstere, fast schwarze Cypressen und neben ihnen ein paar schlanke Dattelpalmen, deren herabhängende feingezackte Blätter sich leise im Hauche des Windes wiegen. Auf zwei Seiten dieses Platzes befinden sich bedeckte Arkaden mit zierlichen maurischen Säulen und Bogen, über dem glatten, darauf ruhenden Mauerwerk ragen die sägenförmigen Zinnen der mit dicken Strebpfeilern verstärkten Umfassungswand herein, auf der dritten ist, wie gesagt, der Thurm, ein moderner Aufbau über dem alten Unter-

theil, aus dem der herrliche Bogen der Puerta del Perdon ausgeſchnitten iſt, die den Hauptzugang zu dieſem Hofe bildet. Die gewaltigen Thürflügel ſind mit Bronzeplatten von zierlicher Arbeit in ſechseckiger Ineinanderfügung beſchlagen und wunderſchöne Thürklopfer zieren dieſe ruhigen prächtigen Flächen. Ein paar breite Stufen führen innerhalb von dieſem Thor auf die Terraſſe und vor uns haben wir die Moſchee ſelbſt mit ihrem hohen Portal, eine langgeſtreckte ruhige, einfache Maſſe, die nicht ahnen läßt, was im Innern verborgen iſt. So oft ich hierher kam, fand ich den Vorplatz belebter, als die Kirche ſelbſt. Eine Menge kleiner Buben ſpielten um die Bewäſſerungsrinnen am Boden oder umlagerten die Brunnen, wo ſie vermittelſt der herabgefallenen Blätter der Orangen Waſſer ſchöpften und tranken. Alte Männer ſaßen, obwohl es dem Kalender nach Winter war, in den ſchon recht heißen Strahlen der Sonne, die zur Mittagszeit neben dem Haupteingange glänzend und die dunkeln Steinmauern angenehm erwärmend hereindrangen.

Endlich öffnet ſich vor uns die große Thüre der Moſchee und wir ſtehen aufs Höchſte überraſcht vor dem Säulenwalde, der ſich vor unſern Blicken erhebt und ſich endlos auszudehnen ſcheint. Eintauſend und achtzehn Säulen ſtehen hier in neunzehn Reihen von Norden nach Süden zu dem Alquibla, d. h. dem Theile gegen Mittag. In entgegengeſetzter Richtung gezählt, bilden ſie achtunddreißig andere Säulenreihen, die von Oſten nach Weſten gehen und hier eine engere Eintheilung haben. Dieſe Säulen ſind von verſchiedenen Arten von Marmor und Granit gearbeitet, bald weiß, gelblich, grau, röthlich, ins Bläuliche ſchimmernd, bald gefleckt, bald ſchwarz. Theils ſind ſie glatt, theils canelirt, theils haben ſie gewundene Verzierungen. Aber gerade dieſe Mannigfaltigkeit ſtört nicht im Geringſten die erhabene Wirkung, vielmehr erzeugt der Wechſel dieſer Farben einen überraſchenden Totaleffekt. Die Dicke derſelben beträgt nicht über anderthalb Fuß, ihre Höhe nicht über ſechszehn Fuß; ſie tragen auf zum Theil etwas derben, an das Korinthiſche erinnernden Kapitälen zwei Reihen

von hochgesprengten maurischen Hufeisenbögen über einander, so daß trotz der Niedrigkeit der Säulen, die aus eingelegtem Holzwerk reich verzierte frühere Decke des Gebäudes an vierzig Fuß hoch war. Worin liegt nun die ungeheure Wirkung, welche diese Kirche auf uns macht? Die Moschee des großen Kalifen in Damaskus ist erhabener, prächtiger, aber als ich sie betrat, umwehte mich nicht diese eigenthümliche, ich möchte fast sagen, berauschende Poesie, wie hier in dem endlos scheinenden Säulenwalde von Cordova, dort hat man Zeit und Laune, alles ruhig zu betrachten, zu vergleichen, abzumessen, hier möchte man nur träumend durchschreiten, und dabei trauernd an jenes wunderbare Volk denken, welches diese ungeheure Wirkung mit so wenig Mitteln hervorgebracht. Herrlich war die Ausschmückung in Gold und Farben, wie sie einstens bestand —; jetzt ist sie verblichen und übertüncht. Aber die Conception des Ganzen ist so einfach, wie möglich, Säulen und Bogen, die sie verbinden, und darüber das Dach, keine prachtvollen Fenster, keine großartige Kuppelwölbung! und doch so reizend, so unvergeßlich schön! Die Säulen sind fein im Vergleich zu dem Anblick der großen Last, die sie tragen, aber aus welchen herrlichen Materialien bestehen sie, aus den härtesten Graniten und Marmorn, sie haben schon an die tausend Jahre ihre Last getragen und werden, wenn man sie nicht niederreißt, noch aufrecht stehen, wenn manches gewaltige Bauwerk einer früheren oder späteren Periode zusammengestürzt ist.

Langsam schreiten wir durch die stillen Räume und wohin wir uns wenden, wo wir auch stehen mögen, überall treten zahllose Perspectiven in geraden und besonders überraschend in den Diagonallinien vor unsere Augen, so daß namentlich bei dem feierlichen Halbdunkel, welches hier herrscht, dieselben endlos zu sein scheinen.

Ums Jahr 786 begann der König Abderrhaman I. den Bau der großen Moschee. Man behauptet, er habe selbst den Plan dazu entworfen und sei dabei von der Absicht ausgegangen, diesen Tempel dem in Damaskus ähnlich, aber größer und erhabener in Pracht und Auf-

wand, als die neue Moſchee zu Bagdad, errichten zu laſſen, damit er mit der Alakſa, dem heiligen Hauſe zu Jeruſalem, verglichen werden könne. Bekanntlich verehren die Muhamedaner zwei Tempel oder heilige Häuſer, die Caaba in Mekka und die Alakſa zu Jeruſalem. Alakſa heißt die Entferntere, auch wird die Moſchee in Jeruſalem der Tempel der Auferſtehung genannt, ſowie auch Aſſahara die vom Felſen. Zum Bau der Mesquita wurden Säulen herbeigeſchafft von Nîmes und Narbonne in Frankreich, von Sevilla und Arragonien, von Italien, von Conſtantinopel und aus den Ruinen Carthago's. Der erſte Kalif erlebte aber den Ausbau nicht mehr, und leider entſtellte ſein Nachfolger Hixem, der ein berühmter Poet war, durch ſymmetriewidrige Erweiterung den urſprünglichen Bauplan und zerriß ſo die Einheit und Harmonie deſſelben. Das hätte aber Alles noch nicht ſo viel zu ſagen gehabt, als die langſame und ſyſtematiſche Zerſtörung dieſes wunderbaren Bauweſens durch das erobernde Chriſtenthum, welches den Gewohnheiten und Bedürfniſſen ſeines Cultus gemäß hier eine unpaſſende Kapelle zwiſchen die Säulen hineinzwängte, dort Altäre errichtete, deren ſpitze Aufſätze den runden ſchwunghaften Bogen ſo unausſprechlich wehe thun. Die gewaltſamſte Zerſtörung aber begann im fünfzehnten Jahrhundert; die als herrlich beſchriebene, geſchnitzte und bemalte Decke von Lerchenholz wurde herausgenommen und durch nackte, weiß getünchte Gewölbe erſetzt, dieſe vielfach durchbrochen, um mehr Licht hereinzuführen und ſo die frühere geheimnißvolle Dämmerung, ſo günſtig für die dem Islamismus entſprechende Beleuchtung dieſes unabſehbaren Raumes durch zahlloſe Lampen, vertrieben.

Nicht genug, die eifrige Geiſtlichkeit wußte dem großen Karl die Erlaubniß abzunöthigen, in die Mitte der Moſchee eine chriſtliche Kirche ſetzen zu dürfen und zu dieſem Behufe ließ der Biſchof Alonzo Manrique, der ſich für ein Bautalent hielt, trotz aller Einwürfe der vernünftigeren Stadtbehörden die Säulen und Bogen, die hinderlich waren, ausbrechen, um für ein Schiff und Chor, die zuſammen die Größe einer anſehnlichen Kirche haben, Raum zu gewinnen. Karl V.,

der bei andern Gelegenheiten leider ſelbſt keine große Vorliebe für die nachgebliebenen Bauwerke der Araber zeigte, war, wie uns Ponz berichtet, als er ſpäter während des Kirchenbaus, der nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, die Moſchee zum erſtenmale beſuchte, doch ſo entrüſtet, daß er zu dem Biſchof und Kapitel ſagte: Ihr wißt nicht, was ihr gethan habt. Um eine Kapelle zu erbauen, die ebenſo gut draußen hätte ſtehen können, habt ihr leichtſinniger Weiſe Etwas vernichtet, was in ſeiner Vollendung einzig in der Welt beſtand. Und darin hatte der große König ſehr Recht. Hätte man die chriſtliche Kirche neben die Mesquita gebaut und dieſe als den größten Portikus der Welt belaſſen, ſo wäre eines der erhabenſten Bauwerke entſtanden, ein achtes Weltwunder.

An und für ſich iſt die Kirche von edlen Proportionen und mit einem prachtvollen gerippten Gewölbe überſpannt, alles Detail iſt in den ſchönſten Renaiſſanceformen und die Vergoldung faſt überreich; man könnte ein wahres Wohlgefallen daran haben, aber ſobald man aus ihr heraus wieder den wunderbaren Arkadenhain, der ſie umgibt, betritt, überkommt einen ein unwiderſtehlicher Unmuth über die Blindheit des Eifers jener Prieſter.

Wohl mochten die Mauren, als ſie im Jahr 1236 Cordova für immer verlaſſen mußten, eine Ahnung davon haben, wie die eindringenden Chriſten mit ihrem heiligen Hauſe umgehen würden, und um das Allerheiligſte in demſelben, die Mirah, zu ſchützen, vielleicht auch damals an eine Rückkehr denkend, vermauerten ſie dieſelbe ſo kunſtvoll, daß ſie erſt faſt ſechshundert Jahre ſpäter und zwar im Jahr 1815 aufgefunden wurde, wo Steinhauer, die irgend eine Reparatur vorzunehmen hatten, auf die zugemauerte Wölbung ſtießen.

Die Mirah, wegen einer Reliquie von den Gebeinen Muhameds, die hier aufbewahrt wurde, auch Zancarron genannt, verſchloß ein koſtbares Exemplar des Alcoran; ſie iſt gegen Oſten an der ſehr dicken Umfaſſungswand der Moſchee gelegen und in dieſer Mauer war der Raum zu Aufbewahrung obiger Koſtbarkeiten ausgeſpart, ein verhält-

nißmäßig kleines Gemach, nur durch eine einzige Thüre von der Moſchee aus zugängig. Dieſes Gemach nun, wie die hufeiſenförmige Thüre, die dazu führt, iſt hinſichtlich der Pracht der Moſaiken wirklich das Kleinod dieſes gewaltigen Ganzen, der Hufeiſenbogen der Thüre iſt in keilförmige Felder nach dem Fugenſchnitt getheilt und der Führer, indem er das an einer Stange befindliche Wachslicht den feinen Moſaiken in der Höhe nähert und auch das kleine Gewölb in der Mauer uns beleuchtet, denn Lichtöffnung von Außen iſt keine da, vermehrt durch die Möglichkeit einer genaueren Beſichtigung noch unſer anfängliches Erſtaunen.

So hatte ein guter Genius dieß Heiligthum der Moſchee bewahrt, und es ſtand lange, lange Jahre beſchützt von dicken Marmorwänden mitten unter Crucifixen und Altären, und während draußen die Orgel klang, Glocken läuteten und chriſtliche Hymnen ertönten, riefen im ſtillen Innern der Kapelle unzählige goldene und farbige Inſchriften: Es iſt kein Gott als Gott und Muhamed iſt ſein Prophet!

Iſt die Anordnung der Bogenwände, die ein Schiff der Moſchee gleichſam als beſondere Gaſſe von dem andern trennen, mit geringen Abweichungen nach einem und demſelben einfachen Syſteme, ſo wird die Architektur des vor der Mirah liegenden drei Bogen langen und drei Bogen breiten freien Raums weit lebendiger und phantaſtiſcher. Die Säulen ſind doppelt über einander und die Bogen, an und für ſich ſchon nach unten und oben ausgezackt, durchdringen und verſchlingen ſich wechſelsweiſe, jedoch überall den freien Durchblick durch die mannigfaltigen dadurch entſtehenden offenen Felder geſtattend. Ueberdeckt iſt dieſer Vorplatz mit einer Wölbung, in der die Rippen nach der Richtung mehrerer durch einander geſchobener Polygone laufen und die Zwiſchenfelder mit kunſtvoll gearbeiteten Muſcheln ausgefüllt ſind, ſo ſinnreich an einander gereiht und in Größe und Farbe ſo angenehm mit einander abwechſelnd, daß vor dieſer auf den erſten Anblick ganz fabelhaft ſcheinenden Combination das Auge nur Bewun-

derung iſt, einmal über das andere die unſagbare Pracht der Marmore u. ſ. w. und dann wieder den Scharfſinn der Erbauer anſtaunend.

Als der Zancarron endlich entdeckt wurde, war die ſpaniſche Geiſtlichkeit glücklicher Weiſe ſo vernünftig, ihn in der urſprünglichen Geſtalt beſtehen zu laſſen, und er läßt nun in ſeiner wunderbaren Schönheit ahnen, wie ehemals die ganze Mesquita ausgeſchmückt war.

Die Mascura, jetzt Capilla de la villa viciosa getauft, liegt erhöht gegen die Mitte der Moſchee, nahe bei der Kirche und war der Ort, wo ſich die Könige befanden, wenn ſie den öffentlichen Gebeten beiwohnten; ſie iſt auf vierundzwanzig Säulen von verſchiedenfarbigem Marmor gebaut, die vier nach oben reich durchbrochene Mauern bilden und im Quadrat geſtellt ſind. Eine der Seiten iſt zwiſchen den Säulen von unten auf geſchloſſen, die drei andern erlauben den Blick durch reiche, vergoldete Eiſengitter in das Innere. Die Decke iſt muſchelförmig aus weißem Marmor dargeſtellt und die Wände ſowie der Boden enthalten Alles, was in der großen Kunſtperiode der Araber die reichſte Phantaſie an Gold und Laſur-Moſaik, an Arabesken und gemalter Steinſculptur erfinden konnte.

Bei allem dem macht das Innere der Mesquita einen faſt wehmüthigen Eindruck. Die halbdunkeln Hallen ſind ihres prachtvollen Schmuckes entkleidet, die herrlichen Malereien wurden mit weißer Tünche bedeckt und vom ehemaligen Fußboden iſt keine Spur übrig geblieben. Wie mag das früher geweſen ſein, als Tauſende von Lampen von der Decke herabhingen, als der Boden mit Matten und prächtigen Teppichen bedeckt war und als das Volk der Gläubigen in ihren reichen maleriſchen Gewändern anbetend dieſe Hallen füllte? Heute liegt es wie tiefe Trauer auf dem Tempel Abderrhaman's, die Kapellen und Altäre ſehen ſo düſter und fremdartig aus und ſcheinen ſich unheimlich zu fühlen in ihrer ſo ganz andern Umgebung. Ganz eigenthümlich ſchallen die Töne der kleinen Glocken vom Altare herüber, wo eben eine Meſſe geleſen wird und der Glanz der Kerzen, ſowie der qualmende Weihrauch ſcheint dort im engen Umkreis des chriſt-

lichen Altars zu bleiben und ſich nicht gerne ausbreiten zu wollen unter den arabiſchen Säulenhallen. — — Ja, wie Alles vergeht, was Menſchenhände machten, ſo auch der Glanz und die Pracht dieſes Hauſes. Nur die Natur in ihrer ewigen Jugend und Liebe iſt ſich gleich geblieben und durch die weit geöffneten Thore ſehen wir auf den Orangenhof hinaus: dort leuchtet dieſelbe Sonne wie damals und wie damals ſtehen auch dort noch die Reihen der Orangenbäume gleich grün, gleich duftend von hier aus gleichſam als eine lebendige Fortſetzung der jetzt todten Säulenreihen des Innern erſcheinend.

Während wir langſam dem Ausgange zuſchreiten, zeigt uns unſer Führer in einem Winkel der Kirche auf einer Säule von dunkelgrünen Jaspis ein grobes unförmliches Kreuz, La cruz del cautivo. Es ſteht bei den Cordoveſen in großer Verehrung; denn, wie die Legende ſagt, ward ein gefangener Chriſt von den Mauren an dieſe Säule gefeſſelt und gezwungen, die Verhöhnung ſeines heiligen Glaubens mit anzuſehen. Da kratzte er mit den Nägeln ſeiner Hände das Kreuz in den harten Stein, ſo gleichſam im Namen deſſelben Beſitz nehmend von dem Tempel des falſchen Propheten.

Nicht weit von der Moſchee, ebenfalls am Ufer des Guadalquivir iſt ein Platz, wo ſich ehedem ein faſt nicht minder prächtiges Gebäude erhob: der Alcazar der mauriſchen Könige, eine Burg, in der viel Gold und Blut geglänzt, wo der Schrei der Luſt und des Schmerzes erſchallte. Der Hof der Könige von Cordova und Spanien war ein üppiger Hof und hier glänzten die tapfern morgenländiſchen Eroberer und unter den Almanſors und den Almoraviden feierten hier mauriſche Ritter und Damen wilde, nächtliche Feſte, wie die ſpäteren Zeiten wohl nichts Aehnliches aufzuweiſen haben, und während die Dichter die feenhaften Weiber beſangen, ſchön wie die Houris und von ſchwellenden Roſenlippen, ſchlankem Palmenleib und ſüßen Gazellenaugen ſchwärmten, ſeufzten die Philoſophen ſchon damals über die Eitelkeit und Vergänglichkeit dieſer Welt, und während einer der Erſteren ſang:

— — — — O Alcazar,
Des Paradieſes Ebenbild,
Du ſcheinſt aus Leopardenfellen
Voll Pracht und Herrlichkeit erbaut,
Wie herrſcht in deinen Prunkgemächern
Der Schönheit wunderbare Luſt!
Es glänzen deine Marmorſäulen
Mit Gold aus Tibar reich verziert.

ſprach nach einem glanzvollen Feſte der Philoſoph Suleiman ben Abdelgafir el Firezi zum Kalifen Alhakem:

Vier ſehr gewandte Schützen ſchießen
Beſtändig auf mich Armen los,
Der Teufel, Welt, der Magen, Liebe,
Vor dieſen, Herr! bewahre mich!

Je nach dem Temperamente der Könige waren die Hallen ben Alcazars unter Klängen rauſchender Muſik mit Luſt und Freude erfüllt, und ſtrahlten ihre Gärten nächtlicher Weiſe im Glanz farbiger Feuer; das war die glückliche Zeit, wo ſich ein Bittſteller dem Könige nahte, der ſich aber in den Gärten bei ſeinen Sklavinnen befand, und es wagen durfte, ihm ſeine Bittſchrift mit folgenden Verſen, die er auf Roſenblätter ſchrieb, zuzuſenden:

Die Schönen, wenn ſie gleich nur Sklaven
Der Männer und ihr Plaggeiſt ſind,
Befehlen doch nach eignem Willen,
Ja, und zum Sklaven wird der Herr.
Doch dafür, wenn wir Roſen wollen,
Und ſie nicht Feld, noch Garten beut,
Empfangen wir von Mädchenwangen
Sie zarter noch und dornenlos.

Drum darf ich wohl die Hoffnung nähren,
Dieß Schreiben finde gut Gehör,
Weil ich aus Roſen es gebildet,
Der Mädchenwangen ſchönem Bild.

Der arabiſche Chronikenſchreiber, der dieß erzählt, fügt hinzu: Dieſe Verſe wurden abgeleſen, fanden Beifall und dienten den Sklavinnen des Königs zum Geſange. Des Bittſtellers Geſuch wurde genehmigt und er empfing noch überdieß eine Anweiſung auf hundert Dinaren. Zuweilen auch lagen dieſe glänzenden Hallen finſter da, am Ufer des Guadalquivirs, in den Orangenhainen ſah man das Glänzen der Harniſche, das Leuchten eines Dolches oder vernahm wie unter König Alhakem I. die entſetzlichen Klagen zahlloſer Unglücklichen, die der Kalif vor ſeinen Augen in einer langen Reihe am Ufer des Fluſſes ſpießen ließ, weil ſie ſich gegen ſeine grauſame Regierung empört hatten. In vielen Romanzen lebt die Geſchichte dieſes Königs fort, und manche ſchildern ihn, wie er wahnſinnig geworden ſei und in tiefe Trauer verſenkt, auf dem Wall des Alcazars umherirrte. Da habe das Schauſpiel jener Gräuelſcene ihm ſtets vorgeſchwebt, ſtreitende Volksmaſſen ſich vor ſeinen Augen bewegt, das Geſchrei der Kämpfenden, Verwundeten und das Geröchel der Sterbenden ſeine Ohren umſauſt. Dann ließ er mitten in der Nacht ſeine Cadi's und Wazire rufen und wenn ſie verſammelt waren, um Dinge von großer Wichtigkeit zu hören, befahl er ſeinen Sklavinnen zu ſingen und Inſtrumente zu ſpielen. Eines Nachts, kurz nach dem Schlafengehen, ließ er einen Diener, Namens Hyacinth, rufen, deſſen Geſchäft darin beſtand, den langen Bart des Königs mit wohlriechenden Salben einzureiben; da nun dieſer Diener, im Zweifel, ob dieſer Befehl ihm gelte, einige Zeit zögerte, ſo rief der König mit lauter Stimme; „wo biſt du, Sohn der Faulheit?“ und zerſchlug dem Herbeigeſprungenen die Biſamflaſche auf dem Kopf in Stücke. Hierüber äußerſt erſchrocken, habe der Diener Hyacinth in größter Unterwürfigkeit gefragt: „Welche

versicherte, wenn ich einmal besser mit ihm bekannt sei, werde ich es schon lernen. — „Aber sagen Sie mir," fuhr er fort, „wie es gekommen ist, daß Sie, um das edle Gewerbe eines Kaufmanns zu erlernen, gerade bei der unangenehmsten, prosaischsten Branche dieses Geschäfts, beim Spezereiladen, angefangen haben?"

Ich weiß nicht, ob es die Kraft des Punsches war, von dem ich, dem Beispiel des Herrn Burbus folgend, schon ein gutes Quantum verschluckt, was mich so redselig und offenherzig machte, genug, ich erzählte dem Doktor zu seinem großen Ergötzen, daß ich immer beim Anblick von Kaffee und Zucker an die fernen Meere gedacht, und von wunderbaren Ländern geträumt, mit denen ich durch den Spezereihandel in, wenn auch indirekte Verbindung trete. Diese poetische Idee, mit der Prosa des Reißmehlschen Hauses zusammengehalten, schien ihm gar komisch, und er brach auf's Neue in ein homerisches Lachen aus.

„Ja, ja, Theuerster," sagte er endlich, „es ist wirklich Schade, daß sich vor eurem Laden nicht die See ausbreitet, denn ein alter Seehund ist schon drüben, an einem jungen Stockfisch fehlt's auch nicht, und die alte Barbara würde sich als Meerjungfer gar nicht schlecht ausnehmen." — Durch diesen Ausfall gegen meine unmittelbaren und mittelbaren Vorgesetzten kam er auf die Verhältnisse derselben zu sprechen, und seine Reden tru-

ungewöhnliche Stunde, Herr, zum Einsalben?“ Alhakem aber darauf geantwortet: „Sei außer Sorgen, die Salben gehen uns allen Beiden nicht aus, so viel auch davon gebraucht oder verschwendet wird; denn damit wir nie Mangel daran haben möchten, habe ich so viele Köpfe abschlagen lassen.“

Wie den Fall dieser prachtvollen Schlösser ahnend, sprach der Poet Abulasi, ein sehr gelehrter und berühmter Mann, als er in Gedanken vertieft, an dem Ufer des Flusses von Cordova, dem Alcazar gegenüber auf und ab ging, folgende Verse aus dem Stegreif:

Alcazar! welche Herrlichkeiten
Und Reize schließest du nicht ein,
Dein Schicksal wolle dich bewahren
Vor unheilschwerem Untergang!
Welch eine Menge mächt'ger Herrscher
Bewohnte dich schon, Königshaus!
Heut zwar schwingt noch um deine Grüfte
Der Himmel günstig seinen Stab.
Belehr' die Welt, die von dem Glücke
So leicht und oft betrogen wird,
Warum auch du sie willst betrügen,
Da jeder doch die Täuschung kennt?
O glaube nicht, so muß es bleiben,
Die Zeit geht ihren eignen Lauf;
Wornach sie heut mit Sehnsucht haschet,
Verächtlich wirft sie's morgen hin.
Wo sind sie denn, die mächt'gen Herren,
Die einst in Syrien geherrscht,
Die Säulen, Thürme und die Bogen,
Und ihrer Schlösser ganze Pracht?
Herabgestürzt von ihren Höhen,
Bemerkt man ihre Spuren kaum,

So wenig als am Fuß des Berges
Ein winziges Ameisenneſt.
Weit beſſer iſt's, im Thale wohnen
Bei Mäßigkeit und ſtiller Ruh,
Als Freuden in den Höhen ſuchen
Und an des Abgrunds ſteilem Rand.
Der wird hienieden beſſer leben,
Der taub iſt für der Sinnen Reiz.
Laßt die Verborgenheit uns loben,
Wenn bei des Frühroths ſchönem Glanz
Die Wolken nach und nach verſchwinden
Und man ſich ſtill des Tages freut.

Und der Verfall dieſes prächtigen Hauſes erfolgte ſchneller und gänzlicher, als es die finſterſte Phantaſie hätte zu träumen gewagt. Nachdem die Chriſten Cordova einnahmen, fiel Stadt und Burg ums Jahr 1493 in die Hände Ferdinand's von Arragonien. Karl V. gab den Alcazar der Inquiſition, welche ſich in dem Palaſt einniſtete und ihn nach ihren Bedürfniſſen umänderte; d. h. die Springbrunnen verſiegen ließ, die Gärten verwildern und die feinen graziöſen mauriſchen Fenſter theils zumauern, theils mit unförmlichen eiſernen Gittern verſehen ließ. Dann begann hier ein furchtbares blutiges Treiben, über das ſelbſt Alhakem I. erſtaunt geweſen wäre. Die ſchönen Gartenſäle mit den kühlen Gewölben wurden zu Gefängniſſen und Folterkammern, im Prunkzimmer der mauriſchen Könige wohnte der Groß-Inquiſitor und im Saale Almanſor's des Duldſamen, wo einſtens mit goldenen Buchſtaben in die Wand gegraben war: „Die Könige Cordova's geſtatten den Chriſten die freie Ausübung ihrer Religion" hielten jetzt chriſtliche Mönche ihr blutiges Gericht.

Nach und nach aber zerfiel Schloß und Gärten, überhaupt was lieblich und ſchön geweſen war vom Palaſt der mauriſchen Könige. Nur die feſten viereckigen Thürme und der ſtarke Wall, der das Ganze

umgab, beſtanden noch bis zur Zeit der Unabhängigkeitskriege, und dienten den Spaniern als Feſtung, in der ſie ſich auf's Tapferſte ſchlugen. Was die langſam zerſtörende Zeit übrig gelaſſen, warfen die franzöſiſchen Kanonen ſchneller darnieder. Nach der Einnahme Cordova's war der Alcazar nichts mehr, als ein maleriſch verworrener Steinhaufen, ein zerſtörtes Paradies, wo eine einſame Palme traurig ihr Haupt wiegt über verwilderten Gruppen von Orangen- und Citronenbäumen.

Vom Ufer des Guadalquivirs gingen wir oft auf den Platz, wo dieſe Burg ſtand. Von Terraſſe zu Terraſſe ſtieg man ehemals aufwärts, und da, wo jetzt Marmortrümmer liegen, führten einſt marmorne Stufen hinauf. Oben auf der Höhe der Stadt ſtehen noch die Ruinen zweier rieſenhafter Thürme und man erkennt auch wohl noch einen Theil der ehemaligen zierlichen Mauerkrönung, ſowie ein paar zugemauerte arabiſche Fenſter. Um den Fuß dieſer Thürme hat irgend ein Einwohner der Stadt Schutt und Trümmer weggeräumt und dort einen kleinen reizenden Garten angelegt. Wie uns der Führer ſagte, fand er nicht nur einen Theil der arabiſchen Waſſerleitung, ſondern ſogar die Spuren großer Marmorbaſſins, die er reinigen und herſtellen ließ; und wie ſie heute daſtehen in zu großen Verhältniſſen für den kleinen Garten, in länglich viereckiger Form, aus mächtigen Marmorquadern erbaut, alle kunſtreich unter einander verbunden, ſo erkennt man wohl, daß es in der That Ueberreſte der ehemaligen Gärten des Alcazars ſind.

Dieſer Garten iſt lieblich und mit vielem Geſchmack angelegt, überall von den großen Baſſins geſpeiſt, plätſchert das Waſſer hervor und befeuchtet die Citronenſpaliere und Orangenbäume, die hier von allen rauhen Winden geſchützt in ſeltener Ueppigkeit gedeihen. Der freundliche Gärtner zeigte uns einen eigenthümlichen Kohl, der in Stauden oder Bäumchen in einigen Jahren vier und fünf Fuß hoch gewachſen war. Er ſtand vertheilt zwiſchen Geranienbüſchen und dunkellaubigen Granaten und ſtach mit ſeinen krauſen Blättern von

den verſchiedenſten blendenden Farben, gelb, roth, grün, blau, violett, prächtig von ihnen ab. Der Gärtner ſchenkte mir Samen davon, den ich ſpäter zu Hauſe pflanzte, aber nur kleine Kohlſtauden, freilich mit gefärbten Blättern, erzielte, die der erſte kalte deutſche Winter unerbittlich wieder hinwegraffte.

Vom ehemaligen Walle, der den Alcazar umgab, iſt noch ein Brocken ſtehen geblieben, von dem man auf den Guadalquivir niederſehen kann und auf die Gegend jenſeits des Fluſſes. Auch dort entdeckt man zwiſchen dem Grün der Bäume arabiſche Ruinen aller Art, Reſte von Thürmen, von Mauern, ja von verfallenen Gebäuden, an denen man noch die Spitzbogenform der Fenſter erkennt. Links von uns ſahen wir die geneigte Ebene, auf der wir von Granada herüber geritten waren, gerade aus führt ein ziemlich ſchlechter Weg die Höhe hinauf mit Umgehung von Granada nach Malaga. Zu unſerer Rechten aber haben wir die prachtvolle Brücke, welche der zweite Kalif, Hixem I., in ſechszehn Bogen über den Guadalquivir bauen ließ mit ihrem ſtark befeſtigten Brückenkopf, la callahorra, unter deſſen Thorbogen gerade die ſpaniſche Diligence dahin rollte auf der ſchönen, aber ſtaubigen Straße nach Sevilla, auf dem Wege, den auch wir wahrſcheinlich morgen Abend machen werden, wenn wir nämlich das Glück haben, drei Plätze zu finden.

Der freundliche Wirth unſeres Gaſthofs, der uns liebgewonnen hatte und ſich viel mit uns beſchäftigte, namentlich mit unſerem Oberbaurath, der ihm einige höchſt wichtige Rathſchläge über ein neu zu errichtendes Pumpenwerk ertheilte, hatte uns auf den Nachmittag und Abend zu einer kleinen Tertulia eingeladen, wo wir auf ſeinem Landhauſe, la arizafa genannt, „Ort des Ergötzens," am Fuße der Sierra Morena, einige ſeiner Bekannten und auch ſehr ſchöne Bekanntinnen, wie er lächelnd verſicherte, kennen lernen ſollten. Gegen drei Uhr gingen wir zu Fuß hinaus, lange Zeit durch die ſtillen Straßen der Stadt, bei dem ſchönen Stierplatze vorbei.

Hinter demſelben fängt die Alameda an, die ſich, mit zwei Reihen

Bäumen bepflanzt, mit Bänken zum Ausruhen längs einem Theil der alten Stadtmauer hinzieht, aber ohne große Bedeutung ist. Von ihr betraten wir die Ebene, welche Cordova umgibt und gingen unter riesigen hundertjährigen Olivenbäumen auf einem breiten, geschlängelten, sanft ansteigenden Sandwege gegen die niederen Ausläufer des Gebirges zu. Es war uns interessant, seitwärts von unserem Wege den Prinzen von Joinville mit seiner Familie zu sehen, welche zu Esel hinausgeritten waren. Der Prinz saß vor einer Baumgruppe, welche einen alten maurischen Thurm beschattete und zeichnete denselben. Eine etwas traurige Beschäftigung für einen Fürsten, der ein so bewegtes Leben geführt und der seit langen Jahren gewohnt war, auf seiner schnellen Fregatte das Weltmeer zu durchfurchen! Der Prinz von Joinville war mit seiner Familie bei seinem Bruder, dem Herzog von Montpensier, in Sevilla gewesen und hielt sich jetzt schon vierzehn Tage hier in Cordova auf, dessen Stille und Ruhe ihm behagte.

Wir erreichten das Landgut unseres Wirths in ungefähr einer Stunde. Unterwegs erzählte er uns, es sei auf dem Platze erbaut, wo sich ehedem die unermeßlichen Gebäude und Gartenanlagen befanden, welche König Abderrhaman III. erbaute und nach einer geliebten Gemahlin Azara, „Blume der Schönheit" benannte. Nach alten Beschreibungen mußte es ein wahrer Feenpalast gewesen sein, der selbst den Alcazar an Reichthum und Schönheit weit übertraf. Seine Gärten reichten bis an die Vorstädte von Cordova und eine ungeheure Wasserleitung führte einen kleinen Fluß des kühlsten Quellwassers aus der Sierra Morena hierher, der Hallen, Terrassen und Gärten reichlich versah mit geschwätzigen Fontainen, die der Morgenländer so sehr liebt. Die Erzählungen über diese Azara gleichen den Geschichten aus tausend und einer Nacht. Da gab es Tausende von Marmorsäulen, die man aus Afrika, Griechenland, Italien und Frankreich herbeigeführt, die Decken waren aus Cedernholz geschnitzt, die Wände und Fußböden auf's Kunstreichste mit Gold ausgelegt. Die mächtige

Brunnenſchale der Haupthalle beſtand aus einem einzigen Stück Jaſpis, und um das Glitzern und Spiegeln einer natürlichen Quelle, auf deren Grund ſich bunte Kieſeln und Cryſtalle befinden, nachzuahmen, hatte man in's Inwendige der Schale einen Edelſtein an den andern gefaßt, welche unter dem plätſchernden Waſſer ein wunderbares Farbenlicht hervorbrachten. Rings um dieſe Fontaine, erzählt Cuendias, ſchienen zwölf Thiere von gediegenem Golde und in Lebensgröße Wache zu ſtehen. Sie waren ſehr künſtlich gruppirt ... Neben einem koloſſalen Löwen, deſſen Statur an die Wüſtenkönige der Sahara erinnerte, ſtanden als gehorſame Höflinge eine Antilope und ein Crocodil, während ihm gegenüber ein Adler und ein Drache die ſchwächern Luftſegler und Hühnerhofbewohner, nämlich einen Falken, einen Pfau, eine Taube, einen Hahn, eine Henne und eine Gans zu befehligen ſchienen. Aus Rachen und Schnabel dieſer Thiere ſprudelte ewig friſches Waſſer, Dank den Winden aus der Sierra Morena; bei Tage blitzte und funkelte es unter den Strahlen der andaluſiſchen Sonne, bei Nacht ſprühte es als mondbeglänzter Diamanten- und Smaragd-Regen durch das grüne Laub der Gärten. Auf den Wellen des Quellbeckens ſchwamm ein goldener Schwan und unmittelbar über der Fontaine hing eine Perle vom reinſten Waſſer und von merkwürdiger Größe. Sie war ein Geſchenk, welches der griechiſche Kaiſer Leo dem erhabenen Abderrhaman III. verehrt hatte. Eben ſo reich verziert waren die übrigen Säle und Gemächer des Palaſtes. Ueberall koſtbare Tapeten aus Damaskus, überall reiche Teppiche aus Perſien, und Gold, gediegenes Gold in fabelhaften Maſſen. Ueberall Blumen, Landſchaften und Vögel, die der Natur ſo getreu nachgeahmt waren, daß man das Zwitſchern der Waldſänger zu hören, den kühlenden Fächer der Abendluft zu fühlen und den berauſchenden Blumenduft zu ſchlürfen glaubte.

Im Mittelpunkt des großen Gartens und auf einer Anhöhe, von wo man die Ausſicht auf ein entzückendes Panorama hatte, erhob ſich der Pavillon des Chalifen; Abderrhaman pflegte hier auf der Rückkehr

von der Jagd auszuruhen. Dieß graziöse Gebäude, getragen von Marmorsäulen mit ciselirten Goldkapitälen, hatte etwas Phantastisches und glich, bei seiner Lage mitten im Grünen, einer Zaubergrotte im Schooß eines gefeiten Waldes. Der Plafond und die Wände des kaiserlichen Pavillons waren mit Gold und Edelsteinen eingelegt, welche wie eben so viele Augen des Genius blitzten, der mit so viel Kunstsinn und Verschwendung sie gesammelt und gereiht hatte. Das größte Wunder aber war eine Riesenmuschel aus Porphyr, die sich in der Mitte des Hauptsaales erhob. Sie war mit Queckſilber gefüllt, welches durch eine kunstvolle Vorrichtung immerfort strömte . . . Diese Muschel war eine Lieblingsspielerei Abderhamans. Wenn er einen seiner Gäste, der den Pavillon zum erstenmal sah, überraschen oder erschrecken wollte, so mußten seine Diener auf ein verabredetes Zeichen alle Thüren des Salons auf einmal öffnen, und die Sonne, die plötzlich mit ihrem Strahlenmeer den ganzen Salon übergoß, spiegelte ihr Flammenbild an den Wänden und in den Diamanten, Smaragden und Rubinen tausendmal ab. Ferner wurde durch eine optische Täuschung, die heutzutage jedes Kind begreift, während sie in jenen Zeiten Zauberei schien, der Sonnenglanz vom Queckſilber so zurückgestrahlt, daß er dem Leuchten des Blitzes glich, während die fortwährende Bewegung des Metalls die Täuschung vollendete und der ganze Pavillon zu beben und zu wanken schien, wie ein von zornigen Meereswogen geschaukeltes Schiff.

Noch viel weniger aber als vom Alcazar ist von der Pracht der Azara etwas übrig geblieben. Hier haben Revolutionen und Kriege alles dem Erdboden gleich gemacht, und so wurde selbst der Platz vergessen und blieb lange Zeit unbeachtet liegen. Endlich durch die schöne Lage aufmerksam gemacht, — vom Fuß dieser Ausläufer des Gebirges übersieht man nämlich Cordova und weit hinaus das Flußbett des Guadalquivir — begannen Einzelne sich dort Landhäuser zu bauen, und als man, um die Fundamente zu legen, Erde und Schutt wegräumte, fand man wieder, was der Boden getreu aufbewahrt, unter-

irdiſche Gewölbe, rieſenhafte Mauern, Bruchſtücke von Waſſerleitungen und Ciſternen, Terraſſen, Fundamente und dergleichen. Die neuen Anbauer benützten, was zu benützen war, ließen ſtehen, was ſie brauchen konnten und behandelten den Platz mit dem unermeßlichen Material wie einen weitausgedehnten Steinbruch. Nach und nach entſtanden mehrere Landhäuſer, die Mauerſtücke in den Feldern verſchwanden, der Grund wurde wieder urbar gemacht, mit Bäumen bepflanzt und eingeſäet, und jetzt grünt und blüht wieder Alles auf dem verwüſteten Platze, wo ehemals die Azara geſtanden. Uralte Olivenbäume ſtrecken ihre Zweige mit dem ſilberfarbigen Laube weit hinaus, Orangen und Citronen, vor den rauhen Winden geſchützt, gedeihen hier vortrefflich; in den kleinen Thaleinſchnitten wuchern die Granatbäume ordentlich, und hohe Wände von Lorbeer haben ſich oben zuſammengeneigt, Laubengänge bildend, die zu irgend einem intereſſanten Punkte des Gartens führen, meiſtens zu einem mit Kunſt und Geſchick benützten Ueberbleibſel jener alten Zeit, ſeien es nun Ruhebänke oder Tiſche aus Marmor, auf denen man Arabesken und Inſchriften entdeckt, oder ſei es ein Baſſin mit klarem Waſſer, das uns auf den Grund ſehen läßt, wo wir künſtlich zuſammengefügte Quadern entdecken, ein ſo mächtiger Unterbau, der ſichtbar aus einer andern Zeit ſtammt, als die ſpäter aufgeführten leichten Seitenwände. Auch gewölbte Gänge findet man noch hie und da in den Gärten tief unter der Erde, die man durch Stufen, welche man dort angebracht, praktikabel machte und die nun zu Kellern und ſonſtigen Gelaſſen dienen.

Das Landhaus unſeres freundlichen Führers hatte eine wirklich prachtvolle Lage. Während die Nebengebäude mit einigen Feldern an der aufſteigenden Bergwand lehnten, befand ſich das Wohnhaus mit einer ungeheuren Terraſſe, die an den Abhang hinausgebaut war und vorne nach den Gärten zu vielleicht dreißig Fuß hohe Mauern hatte, längs denen bequeme Treppen hinabführten. Unten war der Garten, wie wir vorhin beſchrieben, maleriſch mit alten Ueberreſten geſchmückt,

nach unſern Begriffen ſogar ein bischen verwildert, denn die Wege liefen ziemlich eigenſinnig von einem Orte zum andern, das Waſſer rieſelte zwiſchen den obern Steinlagern eines großen Baſſins nach allen Seiten durch und Lorbeer und Rebe machten ſich ein bischen gar zu breit; namentlich rankten die letztern von Baum zu Baum, große Theile des Gartens mit einem dichten Netze überziehend. Zur heißen Sommerzeit iſt dieß recht angenehm. Blendend weiß hob ſich das Haus von der grauen Bergwand ab, und Orangenbäume, die es umgaben, zeichneten ſich mit ihren dunkeln Blättern und gelben glänzenden Früchten ſo prächtig ſüdlich und ſo ſcharf ab, daß man jedes der feingeſpitzten Blätter erkennen konnte. Um das Haus herumgehend, ſtiegen wir einige Schritte an den Bergen in die Höhe und traten unter ein großes Thor von hinten in einen kleinen Hof, der in's Haus führte und unſer Führer hatte es ſo eingerichtet, daß wir nun durch die Hausthüre auf die Terraſſe tretend mit einem Male die weite ſchöne Ausſicht vor uns hatten. Cordova lag etwas tiefer vor uns, als unſer Standpunkt war, ſo daß wir einen großen Theil der Stadt überſehen konnten, wie ſich ihre Terraſſen, die Logen auf ihren Häuſern, ſowie Thürme und Kuppeln in der klaren Luft ſo ſcharf abhoben. Zwiſchen dem Landhaus und der Stadt war die Fläche bedeckt mit Olivenwäldern, Orangen- und Citronenbüſchen, und man erblickte deutlich die langen Reihen rieſiger Aloen und Cactus, mit denen die Felder eingefaßt waren. Dabei war die Luft klar, wie ich ſie lange nicht geſehen, und von einem wolkenloſen tiefblauen Himmel ſtrömte eine ſolche Maſſe Licht und Glanz, daß die Landſchaft wie in Sonnengluth gebadet erſchien. Die weißen Häuſer in der Nachbarſchaft, die breiten gelben Sandwege zwiſchen den Olivenpflanzungen glänzten ordentlich und ſchienen einen Widerſchein zu werfen auf die ſchattigen Partien in den Gräben und unter den Sträuchern, ſo daß ſelbſt dieſe Schatten bläulich und violett erſchienen.

Auf der Terraſſe war ſchon eine ziemliche Geſellſchaft verſammelt; auch klangen uns ſchon von Weitem die Töne von ein paar Guitar-

ren und das Knacken der Caſtagnetten entgegen. Wir wurden vorgeſtellt und mit den Anweſenden bekannt gemacht. Da war Don Manuel und Don Alonzo, Don Carlos und Don Hernan lauter Dons mit ihren Damen, die uns ebenfalls der Reihe nach genannt wurden, Donna Maria, Donna Sol, Donna Anna und Donna Elvira; auch Don Juanito fehlte nicht, war ein hübſcher Andaluſier und ſchlug wie raſend die Guitarre. Die Damen, denen wir vorgeſtellt wurden, waren meiſtens ziemlich ältlich, faſt alle wohlbeleibt und mit einem niedlichen Schnurrbart verſehen. Dabei waren ſie liebenswürdig und freundlich, und als ſie uns bewillkommneten, bildeten ſie um uns eine redſelige, ziemlich neugierige, feſtgeſchloſſene Phalanx, hinter der hervor wir das Lachen und Singen der jungen Senoritas hörten, denen wir nicht im Allgemeinen vorgeſtellt wurden, ſondern welche uns die betreffenden Mütter oder älteren Schweſtern erſt ſpäter einzeln vorſtellten, nachdem ſie getanzt oder geſungen. Alle waren ein recht harmloſes und freundliches Völkchen und ſchienen der wohlhabenden Mittelklaſſe der Stadt anzugehören. Die Männer trugen faſt alle die kurze andaluſiſche Jacke, theils geſtickt und verſchnürt, theils von Sammt, andere, namentlich von den älteren, trugen auch dieſe Jacken aus feinem ſchwarzem Lammfell. Die Damen hatten meiſt bunte, ziemlich kurze Röcke, darüber Jäckchen von Seide oder Tuch, einige trugen Mantillen, andere aber hatten dieſe abgelegt und das Haar mit Blüthen oder Blumen geſchmückt. Letzteres war auch bei allen jungen Mädchen der Fall.

Nachdem wir einigermaßen bekannt geworden waren, ließ ſich Alles wieder auf die Bänke der Terraſſe nieder und es wurden Erfriſchungen herumgereicht; getrocknete Früchte, auch Orangen und Granatäpfel, weißes Brod und ein paar ſtrohumwundene Flaſchen mit ſehr gutem rothen Wein. Einige der älteren Männer hatten lange Flinten bei ſich, mit denen ſie ſich amuſirten, nach armen Vögeln im Garten zu ſchießen. Das junge Mädchenvolk hielt ſich anfänglich ſchüchtern in einer Ecke der Terraſſe, ſie neckten ſich, ſie lachten ſchein-

gen gerade nicht dazu bei, meine Ehrfurcht vor dem Prinzipal und deſſen Schweſter zu ſteigern. Er meinte, der alte Philiſter ſei ein guter Kerl, der aber nicht mucken dürfe, indem die „Phileuſe" das Regiment drüben ſehr gut führe.

Daß der Doktor mit dieſen ſeltſamen Ausdrücken Herrn Reißmehl und ſeine Schweſter meinte, wurde mir erſt im Verlauf des Geſprächs klar, als er von meinem Collegen, den er für das größte Schiff der Wüſte erklärte, verſicherte, dieſer commandire das Haus allein, indem ihm die Phileuſe allen Willen thun müſſe und, wie ſchon geſagt, der Philiſter von dieſer ganz abhängig ſei.

Dieſe Geſpräche mit Herrn Burbus waren eben nicht geeignet, meine Liebe zum Handelsſtand überhaupt und zum Reißmehlſchen Hauſe insbeſondere zu befeſtigen. Unterdeſſen hatten Pfeife und Punſch nicht verfehlt, ihre unangenehmen und ſehr entgegengeſetzten Wirkungen auf mich auszuüben. Letzterer brachte mein Blut in Wallung, regte meine Gedanken auf und beflügelte meine Zunge, wogegen der Taback lähmend auf mich wirkte. Ich fühlte mich plötzlich von einer unnennbaren Angſt befallen, welche mir die Schweißtropfen auf die Stirn trieb; ich empfand eine entſetzliche Uebelkeit, und als ich aufſtand und den Herrn Doktor Burbus ſtammelnd verſicherte, ich müſſe jetzt nach Haus, ſchien ſich das ganze Zimmer im Kreiſe mit mir herum zu drehen. Es kam mir vor, als ſeien

bar zu Anfang der Strophe eines luſtigen Lieds, in Wahrheit aber machten ſich alle mit einander über uns Fremdlinge luſtig, wozu ihnen übrigens unſer Anzug auch das volle Recht gab. Horſchelt war ganz Andaluſier, ein vollkommener Majo, wenigſtens hielt er ſich dafür, doch beſtand ſein Anzug, für die Reiſe gewählt, aus etwas derben Stoffen, hatte auch ſchon durch Regen und Staub bedeutend gelitten, und ſo ſah er eher dem Majoral einer caſtilianiſchen Landkutſche ähnlich, und unter dem keck aufgeſtülpten Hute ſchaute ſein harmloſes, gutmüthiges Geſicht mit ſehr kleinem Barte heraus. Unſer Oberbaurath, der es verſchmäht hatte, etwas von der Landestracht anzunehmen, trug ein unſcheinbares Reiſeröcklein, dazu eine graue Weſte, wie ſie ſich für ſeinen Umfang paßte, und war, mit den meiſten Sprachkenntniſſen ausgerüſtet, eher als wir im Stande, den jüngern Andaluſierinnen ſeinen Hof zu machen, was er auch nicht unterließ und wobei er ſie durch ſeine Brillengläſer ſcharf muſterte. Von mir ſelbſt zu reden, verbietet mir eigentlich die Beſcheidenheit, nichts deſtoweniger aber darf ich verſichern, daß ich in meinem Leben Momente gehabt, wo ich vortheilhafter gekleidet war, als hier bei der Tertulla in Cordova. Allerdings trug auch ich wie unſer Maler andaluſiſchen Hut und Jacke, nebſt rother Faja und ungeheurem Klappmeſſer. Statt der kurzen Beinkleider und Ledergamaſchen aber hatte ich ein Paar ſehr ſchwere Unausſprechliche, mit dickem Leder beſetzt, die meinem ohnedieß ſehr unterſetzten Aeußern, im Gegenſatze zu den zierlichen Spaniern, etwas ſo Schwerfälliges gaben, daß Horſchelt, als ich ſpäter mit einem der ſchönen Mädchen einen deutſchen Galopp verſuchte, mir nachher lachend ſagte, der habe gerade ſo ausgeſehen, als wenn ein junger Elephant getanzt. Dem ſei nun wie ihm wolle, wir machten uns ſo liebenswürdig als möglich und wurden dafür belohnt. Die älteren Donna's nahmen ſich unſerer auf's Freundlichſte an, verwieſen den jungen Mädchen ihr ewiges Lachen, und forderten ſie auf, vernünftig zu ſein und zu ſingen und zu tanzen, was ja doch ihre einzige Beſchäftigung ſei. Lange wollte keine vortreten, und es brauchte

noch der Ermahnung unſeres Wirthes, bis ſich endlich eine der Keckſten entſchloß, näher zu kommen, und dann neben Don Juanito hintrat, der ein paar Accorde von der Guitarre herunterriß und ihr lachend zurief: Anda, Andela.

Andela war eines der reizendſten Mädchen, die wir bis jetzt in Spanien geſehen; vielleicht erſt ſechszehn Jahre alt, für eine Andaluſierin eher klein als groß, doch war ihr aufblühender jungfräulicher Körper im lieblichſten Ebenmaße gebaut. In ihrem Geſichte lag eine liebenswürdige Miſchung von friſcher Lebensfreude, unbefangener Schalkhaftigkeit, zugleich mit dem wunderbaren Ernſte, der den Spanierinnen ſo eigen iſt, wenn ſie die lachenden Lippen ſchließen und die träumeriſchen Augen weit öffnen. Und dieſes Mädchen hatte ganz prachtvolle Augen! groß, dunkelbraun und glänzend mit herrlich gewölbten Augenbrauen, deren Feuer nur dann gedämpft wurde, wenn ſie die Lidern mit den langen ſeidenen Wimpern auf Augenblicke herabfallen ließ. Für dieſe Art von Augen, die einen eigenthümlichen Anflug von Nachläſſigkeit und Schalkhaftigkeit haben, die aber bei Ausbrüchen der lebhafteſten Affekte ſo wunderbar hinreißend ſind, hat der Spanier den Ausdruck: Ojos adormidillos von adormido, ſchläfrig, hergeleitet, deſſen Diminutiv aber unüberſetzbar iſt.

Was ſie ſang, war eines jener reizenden ſpaniſchen Volkslieder, die faſt alle von den Freuden und Leiden der Liebe handeln:

Mas vale trocar
Placer por dolores,
Que estar sin amores.

Donde es gradecido,
Es dulce el morir,
Vivir in olvido,
Aquel no es vivir.
Mejor es sufrir,

Passion y dolores,
Que estar sin amores.

Viel beſſer iſt tauſchen
Freude um Leiden,
Als Liebe zu meiden.

In Liebe erſterben
Iſt ſüßer Tod;
Vergeſſen zu leben,
Das iſt kein Leben.
Viel beſſer iſt nehmen
Statt Freude Leiden,
Als Liebe zu meiden.

Innig und freundlich ſang ſie dieß bekannte reizende Lied; und als ſie einmal im Zuge war, folgten auch andere, mit und ohne Caſtagnettenbegleitung. Wenn ſie die Caſtanuelos an ihre Fingerchen befeſtigt hatte und nun während des Geſanges mit den kleinen Füßen auf den Boden trat, den Kopf neckiſch emporwarf und dazu zuweilen mit den Armen eine Bewegung machte, als wollte ſie zur Cachucha anſetzen, ſo war das Mädchen über alle Maßen ſchön und liebenswürdig. Später führte ſie eine förmliche Scene auf, einen Dialog in Verſen mit einzelnen Klängen der Guitarre, wo ſich ein Caballero um die Liebe einer Gitana bewirbt, von dieſer aber zurückgewieſen wird, eine Scene ſo voll Leben und Wahrheit, daß wir Alle ungeſtüm applaudirten. Dann aber war ſie nicht mehr zu halten, ſie flüchtete erröthend hinter ihre Mutter, und in dieſem Augenblicke ſah das liebliche Geſichtchen aus, wie das dunkle Roth einer Pfirſich.

Auf vieles Ermuntern und Bitten traten endlich auch vier Paare der jungen Mädchen zu einem Tanze zuſammen, der von Don Juanito und einem Paar Anderer mit Guitarren und Caſtagnetten begleitet

wurde. Dazu hatten ſie ihre Jäckchen abgelegt und hatten nun nichts mehr an, als leichte tief ausgeſchnittene Mouſſelinekleidchen ohne Basquina oder Halstuch, deren Röckchen ſo kurz waren, daß man vollkommen die zierlichen Füße ſehen konnte. Es war ein Fandango, den ſie uns zum Beſten gaben, jener herrliche, üppige Tanz, in dem ſich die reizendſte Körpergewandtheit zugleich mit der glühendſten Paſſion ausdrücken kann. Wir hatten das ſchon in der Mancha geſehen, ſowie in den Theatern von Barcelona und Valencia. Was aber auf unſerm Maulthiertreiberball zuweilen als etwas allzu derb erſchien, oder auf der Bühne zu ſehr gekünſtelt und geziert, war hier die reine warme Natur und Wahrheit. Als die Muſik begann, blickten die Mädchen zuerſt auf den Boden oder ſchüchtern zu uns herüber, mit jedem Takte aber riß ſie die Gewalt der Töne und die Leidenſchaftlichkeit des Tanzes mehr und mehr fort. Dazu hatten ſie die Aermel ihrer Kleidchen bis an die Achſeln hinaufgeſtreift, und man ſah nicht nur die ſchönen vollen Formen der runden Arme, ſondern war entzückt über die Haltung derſelben, ſowie der Hände, wie auch über die Leidenſchaft, Elaſticität und über die Grazie, mit der ſie die üppigen Verſchlingungen und Körperwindungen des liebeathmenden Tanzes ausführten.

Da die Mädchen ganz unter ſich tanzten, und alſo nur eine Freundin der andern an die Bruſt ſank, ſie umſchlang und heftig an ſich preßte, wobei zuweilen ein neckiſcher und doch wilder Kuß vorkam, ſo genirten ſich die Andaluſierinnen auch nicht im Geringſten und ließen die ganze Wärme ihres Gefühles ausſtrömen. Zum erſtenmal verſtand ich hier ſo recht die Sprache dieſes eigenthümlichen Tanzes, vielleicht mehr noch, als die Tänzerinnen ſelbſt, ſo junge Mädchen, daß man die meiſten bei uns Kinder genannt hätte. Es war in der That ein wunderherrlicher Anblick. In einer ſchönen Nacht in Cairo hatte ich etwas Aehnliches geſchaut, als egyptiſche Tänzerinnen vor uns tanzten, und doch war es wieder ſo ganz anders, der Tanz ſelbſt und das Weſen deſſelben. Dort mit Ueberlegung gegeben, hier mit

der Luſt am Tanzen und in reinſter Unſchuld, deßhalb aber war es auch ſo ſchwer, dieſem aufregenden Spiele ruhig und gleichgültig zuzuſchauen. Wurde doch hier zuweilen in der Leidenſchaft und Aufregung des Tanzes den Blicken Manches erlaubt, das eine kältere Natur in Entzücken verſetzen konnte, beſonders aber, weil Alles ſo unbewußt und ganz zufällig und unabſichtlich geſchah. Ja gewiß, ſelbſt der alte Chalif Al Hakem würde wohlgefällig gelächelt haben, wenn er dieß reizende Ballet hätte ſehen können, das hier auf einer der Terraſſen ſeiner frühern Burg aufgeführt wurde.

Die umſtehenden Spanier, die dieß gewiß ſchon ſehr häufig erlebt, waren nicht weniger hingeriſſen als wir. Das Klatſchen und die freudigen Ausrufungen wollten kein Ende nehmen, und als ſich endlich der Tanz löste und die jungen Mädchen erhitzt und ſchwer athmend nach allen Seiten auseinander ſtoben, wurde jede von ihren Bekannten umringt und ihr alles erdenkliche Schöne geſagt! aber ebenſo wie die Tänzerinnen ſelbſt benahm ſich auch das zuſchauende Publikum ſo ſchön und anſtändig, wie man es bei dieſem noblen und liebenswürdigen Volke, welches die höchſte Leidenſchaft mit ächtem Anſtande zu vereinigen weiß, überhaupt gewohnt iſt.

Unterdeſſen war die Sonne hinabgeſunken und ihr letzter Kuß färbte die Landſchaft mit unbeſchreiblich warmen und glühenden Tönen, ebenſo die lachenden Geſichtchen und glänzenden Augen unſerer liebenswürdigen Tänzerinnen und Sängerinnen, die jetzt alle an der Terraſſenbrüſtung lehnten und dem verſchwindenden loderuden Geſtirne jubelnd nachblickten. Ehe wir von dem Landhauſe aufbrachen, mußte uns die ſchöne Adela noch die Namen einiger der Lieder, die ſie geſungen, in unſere Taſchenbücher ſchreiben, was ſie auch bereitwillig that; dann brachen wir auf und erreichten mit ſinkender Nacht Cordova unter Scherz und Lachen. Auch Guitarren und Caſtagnetten ruhten unterwegs nicht; doch ſchien ein ſolcher nächtlicher Lärm ſelbſt in den ſtillen Straßen der Stadt kein Aufſehen zu erregen. Es war das ja bei dieſem heitern luſtigen Volke nichts Ungewöhnliches und kein Menſch

bekümmerte ſich darum. Als höfliche Leute und reiſende Müſſiggänger, die jedoch mit dem Reſt ihres Abends nichts anzufangen wußten, begleiteten wir die jungen Damen nach Hauſe, d. h. nur bis an die Thüre ihrer Behauſungen, und zwar in Begleitung Don Juanito's, der ein höchſt drolliger und aufgeweckter Burſche war. Auch zeigte er uns bereitwillig die Art und Weiſe einer ſpaniſchen Serenade, und lockte mit den Tönen ſeiner Guitarre und einer neckiſchen Seguidilla einige der jungen Damen noch auf den Balkon hinaus, ſo die ſchöne Adela, die ſo freundlich war, noch einen Strauß Orangenblüthen herabzuwerfen und nicht für den Sänger, wie ſie lachend ausdrücklich rief, ſondern für die fremden Begleiter. — Das alte Cordova iſt trotz ſeiner Einſamkeit eine prächtige Stadt, und unter Lachen und Guitarrenklang zogen wir durch die leeren Straßen dahin, die Worte des Dichters recitirend:

Auf, Page, folge meinen Pfaden,
Hinaus mit Tamburingeklirr;
Heut Abend will ich Serenaden,
Daß fluchen ſollen die Alcaden
Bis an den Guadalquivir!

Als wir in unſern Gaſthof zurückgekehrt waren, geſtanden wir uns, einen ſehr ſchönen Nachmittag verlebt zu haben, und dankten unſerm Wirthe für die reizende Tertulia, zu er der uns geführt.

Zwanzigſtes Kapitel.

Sevilla.

Ecija. Landwege. Anſicht von Sevilla. Die luſtige Stadt. Einrichtung der Häuſer. Unſer Gaſthof. Spaziergänge. Die Kathedrale. Der Alcazar. Das Haus des Pilatus. Die große Tabakfabrik. Der Karneval in Sevilla. Eine Tertulia in Triana.

Am andern Tage dachten wir daran, die alte Chalifenſtadt zu verlaſſen; die Diligence von Madrid nach Sevilla kam ungefähr um zehn Uhr Morgens an, um nach einer Raſt von ſechs Stunden weiter zu fahren. Wir ließen auf der Poſt drei Plätze für uns belegen und in guter Erwartung, daß der Wagen nicht beſetzt ſei, packten wir unſere Koffer zuſammen und rüſteten uns zum Aufbruch. Glücklicher Weiſe waren mit der Deligence nur zwei Paſſagiere gekommen, ſo daß wir nicht nur unſere drei Plätze, ſondern ſogar die Berline erhalten konnten, ein Zufall, für den wir ſehr dankbar waren. Nach freundlichem Abſchied von unſerm Wirthe beſtiegen wir Nachmittags den Eilwagen, der wegen der anfänglich guten Chauſſee nur mit ſechs Maulthieren beſpannt war. Die Straße von Cordova nach Sevilla führt mitten durch die große Ebene, welche die Sierra Nevada von der Sierra Morena ſcheidet, den Guadalquivir haben wir beſtändig zur Rechten auf eine Entfernung von drei bis vier Stunden. Es war ſchon dunkel, als wir durch die Anſiedelung La Carlota fuhren, welche wie La Carolina von ehemaligen deutſchen Auswanderern bevölkert iſt; Ackerbau, Feld- und Stierzucht iſt hier ſehr blühend und zeigt, was fleißige Hände zu leiſten im Stande ſind. Gegen Mitternacht fuhren wir ziemlich lange abwärts und erreichten endlich unſern Bekannten aus Granada, den Xenil wieder, der hier nicht weit von der alten berühmten Maurenſtadt Ecija in den Gualdalquivir mündet. Obgleich wir hier ein paar Stunden raſteten, auch der Mond ſo freundlich war, uns zu leuchten, ſo konnten wir doch leider nicht viel

von der intereſſanten Stadt ſehen, von der Hailbronner in ſeinem reizenden Buche „Morgenland und Abendland“ ſagt: Schon der ganze äußere Anblick dieſer Stadt hatte mich im höchſten Grade frappirt, und dieſe vielen Thürme, halb gothiſch, halb arabiſch, dort gleich der Giralda à jour durchbrochen, hier eine aufgeſetzte Glockenſpitze, dort mauriſche Laſurmoſaik, hier gothiſche Schnörkelformen, alles gemalt und wunderbarlich, das Minaret überall mit den kleinen Säulenverzierungen, mit dem Ernſt der chriſtlichen Campanile verbunden. Und dieſe arabiſchen Moſcheenbögen und Säulengänge, dann alle Häuſer, ſelbſt die allerkleinſten, mit dem niedlichſten Patiogitter, und das orientaliſche Leben, alles an den Gitterfenſtern, in den Fontainenhöfen; und wieder dieſe Mantilla's, dieſe Augen, dieſe Schönheit, wodurch Ecija ſelbſt in Andaluſien berühmt iſt, alles eigenthümlich, alles reizend, ſo daß ich oft ſinnend ſtehen blieb, ob ich mich denn wirklich in Europa befände. So zog ich fort durch die lange Hauptſtraße, als ich mich plötzlich auf dem Marktplatze der Stadt befand, der ſo ganz, aber auch in allen Theilen mauriſch iſt, daß ich mich nicht erinnere, ſelbſt im Orient etwas Aehnliches gefunden zu haben. Hier kann man ſich eine vollſtändige Vorſtellung von dem Leben der ehemaligen Beſitzer machen, nur ſind die Schranken des Harems gefallen, und die meiſten dreiſtöckigen Häuſer zeigen ihre Arkaden offen, die durchaus von arabiſchen weißen Marmorſäulen getragen werden und als Vorhalle und Schutz für die hinten liegenden Zimmer dienen. Man kann ſich keine Idee von der Zierlichkeit machen, welche dieſe unzähligen Säulchen, dieſe Bögen, die vielen, noch ſehr gut erhaltenen gemalten Wände und Bovedas und die hübſchen Arabesken dem ganzen reich belebten Bilde verleihen.“

Wir ſuchten den Marktplatz auf und bewunderten ihn ſelbſt bei der Dämmerung des flimmernden Mondenlichts. Bald rollten wir weiter und da uns auch hier wieder einer der Reiſenden, der mit uns von Cordova gekommen, verließ, ſo konnten wir es uns in dem breiten Wagen bequem machen und Jeder ſich zum Schlafen auf eine Bank

legen. Da wir von Ecija aus langsam aufwärts fuhren durch tiefen Sand, wobei der Wagen angenehm schaukelte, so wiegte selbst mich, der ich bei der Nachtfahrt selten schlafe, diese angenehme Bewegung in festen Schlummer und ich erwachte erst wieder, als die Sonne hell und glänzend aufstieg.

Noch immer schlich der Wagen langsam durch den tiefen Sand und als ich zum Fenster hinausblickte, bemerkte ich meinen guten Horschelt, der, wie er mir lachend zurief, schon seit mehreren Stunden zu Fuß neben dem Wagen herging, und der mir viel Schönes erzählte von der Pracht der Sterne und wie der Morgen so wunderbar erschienen sei. Mayoral, Zagal und Delantero schritten ebenfalls neben dem Wagen her, den jetzt acht Maulthiere mühsam fortschleppten. Es war eine kahle, trostlose Haide, über die wir fuhren, der Sandweg, von außerordentlicher Breite, lief, wie versuchsweise, bald hierhin, bald dorthin. Nach einigen Stunden fuhren wir auf einem festeren Wege und geschwinder abwärts, erreichten Carmona mit seiner malerischen maurischen Schloßruine auf steilem Berge gelegen; am Fuß seiner Wallmauern windet sich die Stadt malerisch herum. Gegen eilf Uhr hielten wir Frühstücks halber in dem freundlichen Alcala de Guadayra, das ebenfalls von einem trotzigen Schlosse überragt wird. Hinter diesem Städtchen öffnete sich nun wieder vor unsern freudig erstaunten Augen das weite Thal des Guadalquivirs, der sich schlangenartig dahinwindet durch eine ausgedehnte fruchtbare Ebene, die bis zum Meere durch keine bedeutende Höhe mehr unterbrochen wird. Die ganze Fläche ist mit unzähligen Olivenbäumen besäet, zwischen denen einzelne weiße Maierhöfe hervorblicken, die mit ihren grünen Orangengärten wie Oasen in den grauen Flächen der Getreidefelder daliegen. Während wir unter lustigem Peitschenklange auf einer ziemlich guten Straße hinabrollen, senken sich neben uns und dem Flusse zu unserer Rechten die letzten Hügelreihen ins Thal, die mit Waldungen und größeren Ortschaften bedeckt sind. Endlich erhebt sich vor uns ein dichter Olivenwald und nachdem wir ihn hinter uns gelassen, sehen wir mit wahrem

Entzücken das Ende unſerer Fahrt dicht vor uns liegen, das große, ſchöne, luſtige Sevilla, zwiſchen grünen Baumreihen weiß hervorglänzend mit ſeinen unzähligen Kirchen und Thürmen. Ueber alles das hinaus aber ragt die prächtige Giralda, jener herrliche mauriſche Thurm der Kathedrale, den wir aus Beſchreibungen und Bildern her kennen und den wir mit lautem Ausrufe begrüßen.

Die Straße, die ſich bisher recht brav gehalten, wird wie gewöhnlich dicht vor der Stadt ſchlecht und uneben. Zuweilen fahren wir durch tiefe Riſſe hindurch, zuweilen ſchaut der kleine Delantero wie fragend rückwärts, und wenn der Mayoral mit dem Kopfe nickte, galoppiren die Pferde unter einem ſcharfen Winkel geraden Wegs den Straßendamm hinab und dann rollen wir eine Zeitlang auf dem weichen Wieſengrunde, der ſich neben der Chauſſee hinzieht. Bald haben wir eine kleine Vorſtadt Sevilla's erreicht und mit ihr den rieſenhaften arabiſchen Aquadukt, der das Waſſer von Alcana hereinleitet, an deſſen faſt ſchwarzen Pfeilern und Bogen, wo das Waſſer herabtropft und webende Schlingpflanzen wuchern, wir eine halbe Stunde vorüberfahren, um die Alameda zu erreichen, wo wir uns links wenden, noch eine Zeitlang längs der alten Saracenenmauer vorüber fahren, dann rechts in die ſchöne Stadt abbiegen, welche uns, beſonders da es Sonntag iſt und herrlicher Sonnenſchein, aufs Heiterſte und Freundlichſte empfängt. Die weißen Häuſer glänzen; durch die offenſtehenden Thore ſehen wir beim Vorüberfahren in die reizenden Patios, wo Orangen blühen und Springbrunnen plätſchern, wo ſchöne Mädchen ſitzen, mit den großen glänzenden Augen die beſtaubten Fremden anſchauend, die durch das Wagengeraſſel und durch den lebhaften lärmenden Verkehr in den Straßen faſt betäubt, durch das Sonnenlicht und den Glanz auf den weißen Häuſern und den ſchwarzen Augen faſt geblendet, endlich wie träumend auf dem Poſthofe ankommen.

Woher es wohl kommen mag, daß Sevilla von allen ſpaniſchen Städten und ebenfalls von vielen nichtſpaniſchen die fröhlichſte

die Figuren an den Wänden lebendig geworden und zögen mit unaufhörlichem, seltsamen Sausen an mir vorüber. Das Gerippe in der Ecke schien zu wanken und sah viel unheimlicher aus, als früher. Selbst mein gutmüthiger Wirth, der vor mir stand und aus vollem Halse lachte, erschien mir wie ein böser Geist, und mit geheimem Entsetzen suchte ich wankend das Fenster, um meine luftige Wanderung anzutreten. Doktor Burbus redete mir vergeblich zu, ich solle die Nacht bei ihm bleiben, indem ich mich in einem Zustande befinde, der eine solche Rutschpartie etwas gefährlich mache. Ich hörte nicht auf ihn; da schob er das Brett vor's Fenster und ich kletterte wieder hinauf; als mich aber die frische Nachtluft anwehte und ich über dem Abgrund schwebte, fing ich an laut zu weinen und bekam einen solchen Schwindel, daß ich mich am Brett festklammerte und weder vor- noch rückwärts wollte.

Aus diesem denkwürdigen Augenblick, wo es plötzlich in meinem Innern sehr dunkel und häßlich wurde, erinnere ich mich, aber ziemlich undeutlich, daß der Doktor hinter mir laut fluchte und schimpfte; bald aber fühlte ich, wie er mit einem Stock auf den Theil meines Körpers schlug, den ich ihm entgegenstreckte, und so oft ich einen Schlag erhalten, rutschte ich eine Strecke weiter. Endlich spürte ich eine wärmere Luft, die mich umgab, ich purzelte auf den Boden meines Zimmers und schlief

und heiterſte Phyſiognomie hat, iſt mir nie recht klar geworden und wird für mich und Manchen, der gerade ſo denkt, räthſelhaft bleiben. Barcelona, Valencia, Madrid und nicht zu vergeſſen Granada haben ebenfalls belebte Straßen, Cadiz ſieht ſogar immer geputzt aus und macht den Eindruck, wie ein Sonntagnachmittag im Sommer; aber in keiner von all dieſen Städten fühlt man ſich ſo behaglich, flanirt man ſo angenehm und vergnügt, wie hier in Sevilla. Granada in ſeinem Ernſte, mit ſeinen gewaltigen, trüben Erinnerungen, die ſich uns auf Schritt und Tritt aufdrängen, mit den heute noch ſo leſerlichen Schriftzügen, welche die alten vergangenen Zeiten auf Berg und Thal hinterlaſſen, Granada, welches den Fremden trotz ſeiner Trümmer zu feſſeln verſteht, ihm nach kurzer Zeit wie eine Heimath erſcheint, könnte mit dem ewigen Rom verglichen werden, die liebe Stadt, ſo heimiſch für ein ſtilles, denkendes, ruhiges Gemüth. Sevilla aber iſt ein kleines, ſpaniſches Paris, und für den, der das Leben in vollen Zügen genießen will, für ein luſtiges, überſprudelndes Gemüth, und nirgends fühlt ſich die maleriſche Majotracht beſſer zu Hauſe, als hier in den Gaſſen von Sevilla; nirgendwo paßt ſie aber auch beſſer hin und wenn wir einen dieſer jungen friſchen Andaluſier über den Platz galoppiren ſehen, ſtolz um ſich blickend, als gehöre ganz Spanien ſein, wenn ſich dann bedächtig droben an einem Balkon ein vergittertes Fenſter öffnet und ein ſchöner Mädchenkopf ſichtbar wird, vielleicht dahinter das alte Geſicht einer mürriſchen Duenna oder eines alten Gemahls, ſo haben wir die Staffage, welche allein auf die Straßen von Sevilla paßt. Ebenſo wenn wir Nachts umherwandeln, wenn der glänzende Mond am Himmel die ſchmalen, krummen Straßen nicht erleuchtet, ſondern nur dazu dient, die Schatten der eigenſinnig hervorſpringenden Häuſerecken noch dunkler und ſchwärzer zu machen, ſo finden wir es ganz begreiflich, irgendwo Stimmen flüſtern zu hören, oder den Klang einer Guitarre mit den bekannten eigenthümlichen Accorden den Geſang begleitend, deſſen Thema immer ein und daſſelbe iſt:

Amor que non pena,
Non pida placer,
Quo ya lo condena,
Su poco querer:
Mejor es perder,
Placer por dolores,
Que estar sin amores.

Es iſt wunderbar, wie große Geiſter es verſtehen, den Charakter einer Zeit, eines Landes, einer Stadt wieder zu geben, die ihnen ferne lag, die ſie vielleicht nie geſehen; ſo der große Meiſter Roſſini in ſeinem herrlichen Barbier. Wandelt man durch die Gaſſen Sevilla's eine dieſer friſchen, lebensluſtigen Melodieen ſummend, ſo iſt es gerade, als könnten dieſe hier und nirgend anderswo erdacht ſein. Gerade ſo freundlich, ſo neckiſch und zuthunlich wie ſie erſcheinen Häuſer, Plätze, Straßen und die ganze Bevölkerung Sevilla's.

Obgleich die Stadt durch und durch ſpaniſch oder vielmehr ächt andaluſiſch iſt, ſo hat ſie doch keinen ſcharf ausgeprägten Charakter, erinnert weder an die vergangene Zeit, noch an die oftmals geſchmackloſe Architektur unſerer Tage. Sie iſt, wo man ſie betrachten mag, gleich jung, gleich friſch, ohne einen oftmals faden Anſtrich der Neuheit. Sevilla hat viele und prachtvolle alterthümliche Bauwerke, aber ſie treten nicht hervor, ſie dominiren nicht, und das einzige von ihnen, welches man beſtändig vor Augen hat, der wunderbare Thurm der Kathedrale, die Giralda, blickt mit ſeinen reizenden arabiſchen Formen und Verzierungen ſo fröhlich und glücklich auf das Häuſermeer, wie ein vergnügter Großvater, der ſich beſtändig neu verjüngt im Anblick des Glücks ſeiner Kinder.

Die Straßen Sevilla's ſind enge und gewunden, aber freundlich durch die Reinlichkeit, die in ihnen herrſcht, und durch die Häuſer, welche ſie bilden, die weder groß noch klein ſind, und von denen keines dem andern gleicht, obgleich ſie alle einen unverkennbaren Fami-

lienzug haben. Bald ſehen wir gerade Linien mit hellen, freundlichen Bogenfenſtern, bald vorſpringende Erker mit kunſtreich verſchlungenen Gittern; hier haben wir einen kleinen Balkon, dem ein Weinſtock, der ſich am Hauſe emporrankt, Schatten gibt, dort ſpringt ein anderer weit in die Straße vor und von der Höhe ſeiner Thüre über die Brüſtung herab hängt ein bunter Teppich oder eine Strohmatte, ſo ein kühles Plätzchen bildend. Viele Häuſer, namentlich an kleinen Plätzen, haben im untern Stock auf Säulen ruhende Façaden, in deren Hintergrunde ſich Läden aller Art befinden. Oefters bemerkte ich an einer dieſer Säulen etwas wie ein kleines, grün angeſtrichenes Jalouſielädchen, das Zeichen einer Barbierſtube, wie bei uns die kupfernen Becken, und ſehr zahlreich ſind in Sevilla die Nachkommen Figaro's. In allen ſpaniſchen Städten, die wir noch geſehen, namentlich aber hier iſt man überraſcht von der Reinlichkeit der Straßen und Häuſer; hat man doch ſo viel gehört vom Schmutze des Südens und manches geſehen und gerochen, wenn man Italien beſucht. Aber auch hierin unterſcheiden ſich dieſe beiden Länder zum Vortheil Spaniens. Gewiß iſt die hieſige Sauberkeit in Allem eine Erbſchaft der orientaliſchen Vorfahren. Man betrete das ärmlichſte Häuschen eines ſpaniſchen Handelsmanns oder Handwerkers, man wird den finſterſten Winkel des Hauſes, Flur und Treppe reinlich finden, wogegen es in Italien, namentlich in Rom häufig genug vorkommt, daß wir die prächtigen Marmortreppen eines dortigen Palaſtes kaum betreten können, ohne uns zu beſchmutzen. Blendend weiß angeſtrichen ſind hier in Sevilla die Fronten der Häuſer und haben dadurch ebenſo wie die von Cadiz ein beſtändig feſttägliches Anſehen, ſind aber noch freundlicher geputzt, mit zierlichen Balkons vor allen Fenſtern, auf denen ſich Sträucher und Blumen befinden. Namentlich aber haben faſt ſämmtliche Häuſer in Sevilla ein großes, zierliches Gitterthor, durch welches man in die reizenden Patio's blickt. Dieß iſt nun der Theil des Hauſes, in welchem die Familie drei Viertheile des Jahres wohnt und auf deſſen Bau und Ausſchmückung der Hausherr die größte Sorg-

ſalt verwendet. Schon in Barcelona und Cordova erwähnte ich dieſer kleinen, reizenden Höfe, aber was dort Anfänge ſind, findet man hier in ſchönſter und prachtvollſter Vollendung. Es iſt das Cavädium der antiken Wohnungen, derſelbe Patio, den man in Damaskus findet, und die Bauanlage, die allen Gebäuden des tiefen Südens gemein iſt. Von den Mauern des Hauſes gebildet, hat er unten ringsumher einen Bogengang mit Säulen von Marmor, und oftmals ſieht man eine ähnliche Colonnade ſich im zweiten und dritten Stock wiederholen. Dieſe oberen Etagen werden von der Familie während der kälteren Jahreszeit bewohnt. Der Fußboden des Patio iſt mit Steinplatten bedeckt und in der Mitte erhebt ſich der unentbehrliche marmorne Springbrunnen, der mit ſeinem klaren, friſchen Waſſer die heiße Luft abkühlt, und mit ſeinem Murmeln dem ſtill vor ſich hin Träumenden anmuthige Geſchichten zu erzählen weiß. Neben Orangen, Citronen und Granaten, deren Stämme im Boden wurzeln und welche den Hof mit einem dichten Laubdach überziehen, ſieht man Pflanzen und Gewächſe, wie ſie gerade die Jahreszeit mit ſich bringt, in Kübeln und Töpfen die Ecken zieren, künſtliche Lauben über bequeme Ruheplätze bildend.

Der Patio der Sevillaner dient aber den Hausbewohnern nicht nur für gewiſſe Stunden des Tages, er iſt namentlich im hohen Sommer Schlaf- und Wohnzimmer und vor allen Dingen Empfangsſalon. In den Gemächern, die auf den Bogengang münden und deren Thüren mit leichten Draperien verhängt ſind, befinden ſich die Betten der Hausbewohner und der Corridor ſelbſt, deſſen Fußboden oft mit Matten belegt iſt, enthält häufig das koſtbarſte Ameublement; an den Wänden hängen werthvolle Bilder, und zwiſchen Tiſchen, Sophas, Fauteuils befindet ſich häufig ein ſchöner Flügel, oder auch ein einfaches Fortepiano. Mit dem Patio durch eine weite Bogenthüre in Verbindung, findet man hinter demſelben bei reichen Familien auch noch einen kleinen Garten, voll ſeltener, blühender Pflanzen, ſchmalen, verſchlungenen Wegen, natürlicher Weiſe nicht ohne murmelndes Waſſer, das Ganze angelegt wie die Wintergärten bei uns.

Wie die Spanier überhaupt die gaſtfreieſte, freundlichſte und zuvorkommendſte Nation ſind, ſo gewährt jeder Hauseigenthümer durch das breite Gitter an der Straße nicht nur jedem Vorübergehenden bereitwillig den Anblick aller ſeiner Herrlichkeiten, ſondern, wo wir uns als Fremde irgend einem dieſer Höfe auffallend näherten, wurde uns das Gitter geöffnet und wir auf die freundlichſte Art der Welt zum Eintritt eingeladen. Dieſe Zuvorkommenheit iſt aber in Spanien ſo allgemein, weil von keiner Seite Mißbrauch damit getrieben wird. Der Spanier bewundert die kleinen Schätze ſeines Freundes und Nachbarn, er ergötzt ſich an den duftigen Blüthen und Blumen, aber wie ich hier oft verſichern hörte, würde es einem Spanier in öffentlichen oder Privatgärten ſelbſt ohne alle Aufſicht nie einfallen, irgend eine Pflanze zu berühren oder gar eine Blume abzureißen. Leider iſt dieß bei uns nicht immer der Fall, und wo ein Schloßbeſitzer zutrauensvoll ſeine Zimmer und Gärten dem Publikum öffnet, da hört man auch häufige Klagen über Mißbrauch einer ſolchen Erlaubniß. Namentlich gibt es viele Damen, denen das Abreißen von Blumen zur wahren Leidenſchaft geworden iſt, dabei denkend, eine mehr oder weniger wird dem Beſitzer nicht ſchaden. Das iſt freilich wahr, aber Zwölf machen ein Dutzend und eine abgeriſſene Blüthe dient der neuen Beſitzerin ja auch nur zur Befriedigung eines augenblicklichen Gelüſtes; bald iſt ſie verwelkt und läßt ihr Köpfchen hängen.

In ihrem Patio lebt nun wie geſagt eine ſpaniſche Familie ein wahres Götterleben; wenn das Laubdach des Hofes nicht vollkommenen Schutz gegen die Sonne gewährt, ſo zieht man während der heißen Tageszeit noch ein Zeltdach von Leinwand über den Hof. Neben dem Brunnen wird der Tiſch gedeckt, Wein- und Waſſerflaſchen werden in die kühle Fluth geſtellt, und nach dem Diner zieht ſich Alles in die anſtoßenden Gemächer zurück, um die hier in Spanien ſo nothwendige Sieſta zu halten. Abends kommt dann Beſuch, eine Tertulla wird improviſirt und nach dem Clavier oder zum Guitarren- und Caſtagnettenklang getanzt.

Auch die Kaffeehäuſer und Gaſthöfe haben alle einen ſolchen Patio. Wir wohnten in der Fonda de la Europa, und obgleich die Jahreszeit noch nicht ſo weit vorgeſchritten war, um die Abende und Nächte im Freien zubringen zu können, ſo nahmen wir doch häufig unſer Frühſtück unter einem der Bogengänge des Hofes, und während wir das Plätſchern des Springbrunnens hörten, ſahen wir vor uns die dichtbelaubten Zweige eines prächtigen Orangenbaums. Auch hier waren die Rückwände der Arkaden mit Bildern behängt, und befanden ſich in den Ecken ein paar, übrigens defekte Statuen.

„Und Marmorbilder ſtehn und ſehn dich an.“

An öffentlichen Plätzen und Spaziergängen iſt auch Sevilla, wie die meiſten ſpaniſchen Städte, reich; von den erſteren iſt außer dem Markt, an dem das ſchöne und zierliche, aber leider unvollendete Rathhaus mit ſeinem maſſiven derben Sitzungsſaale liegt, hauptſächlich bemerkenswerth die Plazza del Duque mit Baumreihen beſetzt und der Sammelplatz der vornehmen Welt Sevilla's. Außerhalb der Stadt, an der Seite des Fluſſes befinden ſich lange und breite Alleen, deren Mittelpunkt am Thor von Xerez die Alameda Criſtina bildet. Hier iſt eine ſteinerne Terraſſe, zu welcher vier Stufen hinaufführen und die ringsumher mit Marmorbänken beſetzt iſt, und unter dem Schatten alter mächtiger Bäume einen kleinen Salon bildet. In Sommernächten gehört es zum guten Ton der eleganten Welt, ſich hier zu verſammeln, Eiswaſſer zu trinken und den Spaziergängern zuzuſchauen, welche die breiten Alleen der Hauptwege füllen. Doch muß man nicht glauben, daß die vornehme Welt Sevilla's ein ausſchließliches Anrecht auf dieſe Terraſſe hat oder nur zu haben glaubt; bei uns freilich würde der Anblick des Adels leider ein verehrungswürdiges Publikum ferne halten, hier aber, wo ſich die Gräfin oder Herzogin durchaus nicht in ihrem Range gekränkt fühlt, wenn ſich irgend ein Bürgermädchen, eine Maja oder ſelbſt eine Gitana von dem jenſeits des Guadalquivir liegenden Triana neben ſie ſetzt, ſind alle Stände wohl-

thuend durch einander gemiſcht, und Jeder freut ſich gleichmäßig an der Gluth des Abendhimmels, an der Kühle der Luft und am Duft der Blumen, lauter ſchöne Sachen, die ja der Schöpfer zu Jedermanns Vergnügen werden ließ.

An der Alameda Criſtina liegt die uralte Torre del oro, ein ſonderbares Gebäude, über deſſen Urſprung die Anſichten verſchieden ſind. Eine aufmerkſame Unterſuchung der Conſtruktionen im Innern beweist den römiſchen Urſprung jedoch unzweifelhaft. Die Araber veränderten ſpäter vielfach die äußere Form und ließen aus der gewaltigen polygoniſchen untern Trommel in der Mitte einen zweiten Aufbau von kleinerem Durchmeſſer aufſteigen, dem die Chriſten endlich die oberſte Laterne aufſetzten. Neben dem Zweck, den Fluß zu beherrſchen, der in alten Zeiten von hier aus mit einer Kette geſperrt werden konnte, diente die Torre del oro zur Schatzkammer, denn der Name „Goldthurm" ſoll daher ſtammen, weil hier Peter der Grauſame ſeine Schätze aufbewahrte. Das ſchöne breite Waſſer, das rege Leben zu den Füßen dieſes Coloſſes, die ſchönen ſchattigen Spaziergänge, die das Flußufer begleiten, und die lebendige Silhouette der Vorſtadt Triana mit der hochgeſprengten Brücke, die beide Ufer verbindet, macht zumal Morgens oder zur Neige des Tages, wenn die Sonne flach über den glänzenden Spiegel des Guadalquivir und die zahlloſen darauf hin und herſchwimmenden Schiffe hingleitet, ein unvergeßliches Bild.

Wenn wir den langen Alleen folgen, die ſich aufwärts vom Guadalquivir hinziehen, ſo erreichen wir den Stierplatz, der aber der Wintermonate wegen nicht nur für uns einſam und öde war, ſondern zufällig jetzt kaum zugänglich, da an ihm gebaut wurde. Schon früher erwähnte ich, daß der hieſige Stierplatz der einzige in Spanien ſei, wo ein Theil der Logenreihen aus Stein und zwar aus weißem Marmor beſtehe; gewöhnlich iſt nur der untere Stock gemauert und an dieſen ſchließen ſich leichte Bretterverſchläge. Auch hier war bis jetzt nur ein Theil der Arena zu beiden Seiten des königlichen

Salons damit verſehen; doch hatte man angefangen, die noch fehlenden Logenreihen aus Marmor und Backſtein zu ergänzen, und wenn der Stierplatz von Sevilla einmal auf dieſe Art vollendet iſt, ſo wird er ein prächtiges Bauwerk ſein, ähnlich den alten römiſchen Amphitheatern. Sonderbar erſchienen mir an der äußeren Mauer ſtarke Pferdeknochen, die hier hervorragend eingemauert waren und am Tage des Stiergefechtes wohl zum Anbinden zahlreicher Reitthiere dienten.

Wie von ferne ſchon der hohe Thurm der Giralda als Wahrzeichen der Stadt über die in gewaltiger Breite ſich ausdehnende Häuſermaſſe hervorragt und die Aufmerkſamkeit des Fremden feſſelt, ſo iſt es, nachdem man in der Stadt angelangt iſt, in ähnlicher Weiſe der Fall, man hat das Beſtreben, baldmöglichſt Bekanntſchaft mit denjenigen Monumenten zu machen, die ſich ſchon vom Weitem als die bedeutendſten angekündigt, und bezeichnend iſt es für flache und ebene Gegenden, daß dort das Streben in die Höhe bei den Thürmen oft bis zu den äußerſten Gränzen der Möglichkeit getrieben iſt, während in gebirgigen die Thürme meiſt zum niedrigen Glockenhauſe zuſammenſinken.

Die Giralda iſt aber auch etwas einziges in ihrer Art und weit bezeichnender für Sevilla, das ſonſt keinen hohen Thurm mehr hat, als der Campanile für Florenz oder der Markusthurm für Venedig. Sehr alt, wurde die Giralda ſchon im Jahr 1196 von Al Geber einem tüchtigen mauriſchen Baukünſtler, von dem die Wiſſenſchaft der Algebra herrühren ſoll, der Moſchee angefügt, die bereits an der Stelle der heutigen Kathedrale beſtand und von der noch zwei Seiten der Umfaſſung des daran ſtoßenden Pomeranzenhofs in gut erhaltenem Zuſtande auf uns gekommen ſind. Auf einer Grundfläche von fünfzig Fuß Länge und Breite erhob ſich damals der Thurm in einer Höhe von zweihundertfünfzig Fuß, ganz aus Backſteinen hergeſtellt und innerhalb mit einer in flacher Steigung den vier Seiten folgenden Rampe, die bequem auf die oberſte Plateform führte; ſonderbarer Weiſe verdickt ſich die äußere Umfaſſungswand nach oben, während

der innere massive Kern gleiches Maaß behält, so daß der steigende Weg, der unten sehr geräumig ist, höher und höher hinauf sich merklich verengt. Auf seine halbe Höhe im Aeußern fast glatt und von wenigen Oeffnungen durchbrochen, ist die obere Hälfte dafür um so reicher verziert, jede seiner Seiten ist durch glatte Streifen in drei senkrechte Felder abgetheilt, die mit zierlichen Ornamenten ausgefüllt sind und deren mittleres je eine über einander gestellte Reihe von Doppelfenstern mit davor liegenden Balkonen enthält, die diese großen röthlichen Flächen aufs Angenehmste beleben, da keines dieser Fenster, obwohl alle als Ajimez behandelt sind, dem andern gleicht.

Als im Jahr 1240 die Stadt in Folge der Belagerung des heiligen Ferdinand kapitulirte, knüpften die Belagerten, die den Christen ihren schönen Thurm nicht gönnten, an die Uebergabe die Bedingung, daß derselbe zuvor abgebrochen werde; aber Alonzo, der Sohn Ferdinand's, drohte, wenn ein Stein daran verrückt werde, alle Bewohner Sevilla's über die Klinge springen zu lassen.

Ein Aufsatz von drei riesenhaften über einander gestellten Kugeln krönte damals die oberste Terrasse und ihre Vergoldung glänzte weit hinaus in die Landschaft, aber ein Erdbeben stürzte sie später herunter. Wie nun allmählig die Kathedrale, die südwestlich an den Thurm angebaut wurde, ihrer Vollendung entgegen ging, war der Thurm nicht mehr prächtig genug und sollte durch Ausführung des wegen seiner Kühnheit vielfach angefochtenen Planes im Jahr 1568 von Hernan Ruiz die Giralda um hundert Fuß erhöht werden. Ruiz, derselbe, der die christliche Kirche mitten in die Moschee von Cordova setzte, ordnete auf der alten Plateforme eine ringsum laufende Gallerie von fünf Oeffnungen auf jeder Seite an, deren mittlere je eine hohe Arkade bildete, hängte in den Zwischenweiten die Glocken auf, erhöhte den innern viereckigen Kern des Thurms weit über die Gallerie hinaus und setzte darüber eine runde Laterne, zu oberst gekrönt von der Giraldilla, einer drehbaren vergoldeten Bronzefigur, die den Glauben darstellt und dem ganzen Thurm den Namen gab. Dieser neue Aufbau, trotzdem,

daß keine dem alten Bau entſprechenden arabiſchen Formen dabei angewendet wurden, hat eine ſolch glückliche Proportion, iſt ſo elegant durchbrochen und mit dem alten arabiſchen Bau vermählt, daß hier Ruiz ein Meiſterſtück gemacht hat, durch das man gern ſich über den Verdruß in der Moſchee von Cordova etwas gelinder ſtimmen läßt.

Die Ausſicht von der Giralda oben iſt bezaubernd, zu den Füßen die immenſe Metropolitane, deren zahlloſe Pfeiler, Fialen, Steinpyramiden und frei durch die Luft ſich ſchwingenden Strebebogen ſich zu dem intereſſanteſten Ganzen gruppiren, nördlich davon der lange Pomeranzenhof, welcher jenſeits von der mit der Kathedrale verbundenen Kirche del Sagrario, dieſſeits durch die Columbiniſche Bibliothek und an der langen Seite durch die hohe mit Strebepfeilern und ſtaffelförmigen Zinnen beſetzte Mauer geſchloſſen iſt, in deren Mitte das reiche Portal del Perdon ſich gegen die Straßen der Stadt öffnet; eine Gebäudemaſſe, in der alle Stylarten des Mittelalters vertreten ſind, arabiſch, gothiſch und die Zeit der Wiedergeburt.

Aber auch in etwas größerem Umfange finden wir eine analoge kunſtgeſchichtliche Scala; unweit der Kathedrale ſehen wir in die Höfe des mauriſchen Alcazar hinunter und die Mitte zwiſchen ihm und uns nimmt die Lonja ein, eines der hervorragendſten Bauwerke der Renaiſſanceperiode, und iſt dieß in der That eine Nachbarſchaft, die in der Welt ſchwerlich zum zweitenmal zu finden ſein wird. Weiter ſchweift das Auge über die Häuſermaſſen der Stadt, aus denen die prächtigen Baumgruppen der Paſeo auftauchten, über die weitgeöffnete Rundung des Stierplatzes hinweg nach dem glänzenden Lauf des Guadalquivir und ſeiner ſtolzen Brücke, über das ferne Triana in die weite unendliche Landſchaft hinaus.

Die Kathedrale Sevilla's, wohl die größte Spaniens, iſt zugleich auch die prächtigſte, nicht ſo reich wie die von Toledo, aber edel und würdevoll im Innern und Aeußern; fünf- oder wenn man die beiderſeitigen Kapellen dazu rechnet, ſiebenſchiffig, hat ſie nahezu eine Länge von vierhundert Fußen. Die alte Moſchee, an deren Stelle ſie ſteht,

flugs ein. Meine Plage war aber noch nicht zu Ende; ich fühlte mich gerüttelt und geſtoßen, und als ich mühſam meine Augen aufriegelte, ſah ich eine Geſtalt vor mir, die ich Anfangs für das Gerippe des Doktor Burbus hielt. Bald aber erkannte ich meinen Collegen Philipp, der mich ſeufzend und wehklagend zu Bette brachte und darauf ſank ich in einen feſten Schlaf.

diente noch von 1240, der Zeit der Eroberung an, als christliche Hauptkirche bis 1401, wo der Beschluß gefaßt wurde, nach Abbruch der Moschee einen christlichen Tempel zu erbauen, der nicht seines Gleichen habe, ganz ähnlich wie bei Santa Maria dei Fiori zu Florenz. Der Eifer war so groß, daß sogar die Prälaten und Herren des Kapitels einen Theil ihrer Einkünfte dem Bau zuwiesen. Neun Architekten folgten sich in der Leitung des an hundert und sechs Jahre dauernden Baues, und schön ist es, daß der ursprüngliche Gedanke in der Hauptsache so unverrückt festgehalten wurde. Die Westseite des Aeußern mit drei großen Portalen ist in den Einzelformen so rein und schön, wie die beste Kirche der guten Periode am Rhein, das Innere schlank und majestätisch und die gemalten Fenster von außerordentlichem Verdienst der Zeichnung, und einer Gluth der Farben, wie die schönsten in Cöln. Mit dem Dom waren die Sevillaner nicht so glücklich, als die Florentiner. Nachdem ihn Alfonso Rodriguez und Gonzalo Rojas in einer schwindelnden Höhe über der Kreuzung des Lang- und Querschiffs vollendet hatten, fingen die Pfeiler, die ihn trugen, an zu weichen und er stürzte zusammen; erst später wurde er in der weit niedrigeren Form, in der er heutzutage zu sehen ist, vollendet. Eine Menge von Künstlern war in späteren Perioden beschäftigt, die Kapitelsäle, die Sakristeien und die Unzahl von Kapellen anzufügen, die aber nicht mehr das alte Gepräge tragen, sondern in weit modernerer Weise ausgeführt sind.

Sehr schön ist die hinter dem Chor angebaute Kapelle des heiligen Ferdinand, der ovale Kapitelsaal und die große Sakristei, die besonders ein meisterhaft angeordnetes und ornirtes Gewölbe hat. Frappirt hat uns die Naivetät, mit der in einem der Sakristeieingänge in den Cassaturen der Wölbung alle leckeren Mahlzeiten der Domherrn auf einzelnen Tellern servirt mit Messer und Gabeln aus dem Stein gehauen sind. Heller, freundlicher ist durchaus diese prächtige Kirche, als die in Toledo; selbst der Behandlung des Hochaltars gebe ich, nicht wegen seiner unerhörten Pracht, sondern wegen der ruhigeren

Vertheilung der Massen den Vorzug vor jenem. Leider ist das Mittelschiff auch hier fast ganz mit der hohen Mauer umfaßt, die die Chorstühle umgibt, und noch dazu in einem sehr verschnörkelten Styl. Die an dem Westend dem Hauptbau angefügte Kirche del Sagrario, deren Kuppel auch abgetragen werden mußte, ist, obwohl aus der üppigsten Renaissancezeit, nicht im Stande, die Aufmerksamkeit von der mit den herrlichsten Gemälden angefüllten prächtigen Kirche abzulenken, die noch dadurch einzig in ihrer Art ist, daß die Bedachungen durchaus Terrassen sind und dennoch der gothische Organismus so fein verstanden überall durchgeführt wurde.

Die Lonja, dicht daneben, ein schönes Werk Herrera's, sehr correkt, aber schwer, gewinnt nur wieder durch die höchst gelungene Anordnung des innern Hofs und die Eleganz der Haupttreppe den Beifall des Besuchers. Diese Formen, kälter, weil geradliniger, lassen nun einmal den Schwung nicht zu, der in dem gothischen Bogen und der weichen Arkade der Araber liegt. Hauptsächlich interessant ist dieser Bau dadurch, weil sich hier das sogenannte indische Archiv befindet. Die Schätze, die hier aufgehäuft sind, kann man begreiflicher Weise bei einem flüchtigen Besuche nicht sehen; doch waren wir erfreut von der freundlichen Einrichtung der großen Säle, wo sich in schönen Mahagonikästen, die mit ausführlichen Inhaltsanzeigen versehen sind, namentlich zahlreiche Urkunden befinden, welche die Entdeckung und Geschichte Amerika's unter spanischer Herrschaft betreffen.

Der benachbarte Alcazar, der schon lange der Gegenstand unserer Begierde ist, zieht uns nun unwiderstehlich an, und wir säumen nicht, uns durch das Labyrinth der ihn von der Stadtseite umgebenden moderneren Vorbauten durchzuarbeiten, um an das berühmte Portal Peters des Grausamen zu kommen. Obwohl in weitem Umkreis mit festen Mauern umgeben, ist er kein Kastell in der Art der Alhambra; viel friedlicher liegt er begränzt von einem ausgedehnten Garten den flachen Ufern des Gudalquivir zugekehrt. Wenn auch nicht von den ersten Erbauern des Alcazar herrührend, hat die gegen den großen

äußern Hof gekehrte Seite dieses Palastes doch den ächtesten arabischen Charakter; im untern Stock eine ganz geschlossene Wand bildend, nur von der viereckigen, oben mit großen Keilsteinen geschlossenen Mittelthüre und einigen unbedeutenden Fenstern durchbrochen, trägt diese glatte Masse eine wunderliebliche offene, über die ganze Façade sich ausdehnende Gallerie, deren Mittelstück von einem sehr weit ausladenden, kunstvoll geschnitzten und überreich theils bemalten, theils vergoldeten Dachvorsprung gekrönt ist. Das Spiel der in ganz symmetrischer Anordnung und in Gruppen von je drei und zwei Arkaden sich aneinander reihenden weiten und engen Bogenöffnungen, die Schlankheit der Säulchen und die herrlichen Marmore, aus denen sie bestehen, die Abwechslung des Gezackten und des Glatten der einzelnen Bogenformen, vereint mit der Pracht der Farbe und der feinen Wahl des Ornaments machen diese Front zu einem gefährlichen Rival des Schönsten in der Alhambra. Der innere, länglicht viereckige Hof, leider nicht mehr in seiner ursprünglichen Form, denn der untern wundervollen Bogenstellung ist später eine zweite aus der Renaissanceperiode aufgesetzt worden, macht nichtsdestoweniger eine reizende Wirkung, aber die Krone des Ganzen ist der an der schmalen Seite dieses Hofs gelegene Gesandtensaal. Er zerfällt in drei Theile, nämlich in einen durch zwei Stockwerke gehenden gewölbten Mittelsaal und zwei mit herrlichen Bogenthüren sich gegen ihn öffnende niedrigere Nebensäle. Alle Wunder der Alhambra wiederholen sich hier und wenn nicht die oben unter der Kuppel des Mittelsaals nachher zu Karls V. Zeiten unförmlich vergrößerten, freischwebenden Balkone und die unpassend angebrachten Königsportraits die Einheit stören würden, könnte der majestätische Saal seines Gleichen suchen. Der kleine Patio, der in neuerer Zeit restaurirt wurde und mitten zwischen den der Stadt zu liegenden Zimmern als Lichthof dient, ist ein Meisterstück von Folgsamkeit und gewissenhaftem Studium des noch vom alten Bau Vorhandenen. Wäre die Erneuerung der übrigen Räume von gleich verständigen und ebenso fein gebildeten Händen ausgeführt wor-

den, ſo ſtünde der Alcazar von Sevilla noch heute auf der alten Höhe ſeiner Berühmtheit, aber der Eigenwillen der verſchiedenen königlichen Bewohner und der Unverſtand der ihre Wünſche erfüllenden Bauleute haben beinahe überall die alten reizenden Urformen vertilgt und anſtatt der früheren Mannigfaltigkeit nur langweilige Enfiladen von würfelförmigen Zimmern hergeſtellt, von denen blos der herrliche Saal über dem Haupteingang verſchont geblieben iſt. Dieſer, ein wahrer Juwel, iſt mit Ausnahme der verſchwundenen Färbung ein Raum, in den man verliebt werden könnte, und wie einzig iſt von ſeiner Fenſterwand die Ausſicht auf die Kathedrale und die Giralda, dieſes reiche Architekturbild, in den wunderbarſten magiſchen Rahmen gefaßt!

Eine Merkwürdigkeit, welche man den Fremden, die nach Sevilla kommen, gerne anrühmt, iſt das „Haus des Pilatus.“ Es hat ſeinen Namen daher, weil der Erbauer, ein Herzog von Alcala, den Palaſt des Landpflegers von Judäa darin nachgeahmt haben ſoll. Da ich vor Jahren dieſen ſogenannten Palaſt des Pilatus in Jeruſalem geſehen und beſucht, ſo war ich ſehr geſpannt darauf, hier eine alte Bekanntſchaft zu erneuern. Das fragliche Haus liegt an einem einſamen und ſtillen Platze, hat aber ſchon von außen gar keine Aehnlichkeit mit dem alten, ehrwürdigen Mauerwerk, welches man mir in Jeruſalem gezeigt. Freilich iſt die Copie in Sevilla vor vielen hundert Jahren durch einen arabiſchen Baumeiſter gebaut, den der Herzog von Alcala aus den Kreuzzügen, ſammt dem Plane des urſprünglichen Hauſes in Jeruſalem mitgebracht und es wäre möglich, daß das Haus im heiligen Lande damals etwas anders ausgeſehen, wie jetzt. Nachdem ich aber ſein Inneres betreten, fand ich auch die Eintheilung und Dispoſition des Ganzen vollkommen vom Original abweichend. Freilich iſt auch hier die Säule vorhanden, an welcher Chriſtus gebunden und gegeißelt wurde, doch iſt dieſelbe hier in einer im Hof befindlichen Kapelle, anſtatt daß ſie, wie in Jeruſalem, in einer Vorhalle ſteht, durch deren weite offene Fenſter das herbeigeſtrömte Volk ſein Schlachtopfer ſehen konnte, welches ihm Pilatus wies.

Der Hof, ein länglichtes Viereck hat schon in den Einzelformen das arabische Gepräge etwas abgestreift, wozu noch die Aufstellung vieler, zum Theil über lebensgroßer antiker Statuen kommt; interessant war uns das Haus des Pilatus deßhalb, weil man daran die Gränze des Reichthums sehen kann, der mit Azulejos erreicht werden kann. Das große Treppenhaus insbesondere, dessen Wände ganz damit getäfelt sind, und wo eine unübersehbare Zahl verschiedener Eintheilungen und Dessins sowohl in Linien als Farben mit einander abwechseln, ist von kaum zu beschreibender Pracht, aber nirgends Ruhe, nirgends ein Punkt, auf dem das Auge verweilen kann, so daß man diese Fayencebekleidungen, die die Araber weislich nur zur Täfelung des unteren Theils der Wände wählten, hier gründlich satt bekommt. Die große an den Hof stoßende Halle ist noch das am meisten harmonische; vortrefflich erhalten, mit edler, schöner Decke bleibt sie ein Raum, in den man mit immer neuem Vergnügen zurückkehrt.

Was die Bilderschätze Sevilla's anbelangt, so ginge auch die flüchtigste Besprechung der Meisterwerke des einzigen Murillo über den Raum dieser Blätter. Neben seinen bekannten Bildern in der Kathedrale enthalten einige Säle des hiesigen Museums zwanzig große prachtvolle Gemälde von ihm, das schönste aber, was er erschaffen hat, ist in der kleinen Kirche der Caridad, die berühmte Brodvertheilung und Moses, der das Wasser aus dem Felsen schlägt. Madrid hat nichts Aehnliches von ihm aufzuweisen. Das Wohnhaus des großen Malers, jetzt einem Herrn Lopez de Ceparo gehörig, ist den Fremden gastlich geöffnet und enthält außer einem selbstgemalten Portrait Murillo's Fresken von seiner Hand, welche auf die vier Seiten eines im Garten befindlichen Felsens gemalt sind.

Wenn man nach Spanien kommt, einem Lande, welches die Havannah besitzt, so hofft man, nun einmal recht gute und wohlfeile Cigarren rauchen zu können, findet sich aber sehr getäuscht, denn nirgendwo in der ganzen Welt bekommt man schlechteren Tabak und Cigarren, als gerade in Spanien. Die größte Schuld hieran trägt

wohl das Monopol- und Prohibitiv-Syſtem, welches viel einnehmen will, ohne etwas dafür auszugeben. Es hätte ja Niemand etwas dagegen einzuwenden, wenn ſich die Regierung aus dieſem Tabaksmonopol tüchtige Einkünfte verſchaffte, dem Käufer dagegen, wenn auch für theures Geld, eine gute Waare zukommen ließe. Wer aber in Spanien eine ächte Havannah oder eine gute Puros rauchen will, iſt gezwungen, ſich an die Contrebandiſten zu wenden, die, wenn ſie auch den Verkauf ihrer eingeſchmuggelten Waare nicht ſelbſt und öffentlich betreiben, doch entweder ihre wohlbekannten Niederlagen haben, oder ihre zahlreichen Agenten unter den Gaſthofs- und Kaffeehaus-Kellnern, kleineren Wirthen, Bootführern oder Individuen, die uns auf dem Spaziergang mit den Worten anhalten: „Caballero, ich kann Ihnen die beſten eingeſchmuggelten Cigarren verſchaffen.“

Aus dieſem Grunde iſt nun wohl das Rauchen der Papiercigarren ſo allgemein geworden; die Koſten dabei ſind ſehr unbedeutend, denn das bischen feingeſchnittenen Tabak, welchen man ins Papier wickelt, kommt eigentlich nicht in Betracht und dabei ſcheint die Anfertigung ſelbſt dem müßigen Spanier eine ſehr angenehme Beſchäftigung zu ſein. Doch iſt es nicht ſo ganz leicht, eine gute Papiercigarre zu drehen, und namentlich der Fremde, ehe er Fertigkeit erlangt hat, ſieht ſich genöthigt, zu den Tabakläden ſeine Zuflucht zu nehmen, welche denn auch in dieſem Artikel etwas Gutes, Rauchbares liefern. Hier in Sevilla befindet ſich die größte Cigarrenfabrik Spaniens, und iſt dieſelbe wohl im Stande, das ganze Land, beſonders mit Papiercigarren zu verſorgen.

In einiger Entfernung vom Hafen des Guadalquivir erhebt ſich ein ungeheures viereckiges Gebäude, das von außen eher einem königlichen Palaſt, als einem induſtriellen Etabliſſement ähnlich ſieht, nur der ſcharfe Geruch, der, je nachdem der Wind weht, den Vorübergehenden frappirt, gemahnt an ſeinen Zweck. Weite Thorbogen führen uns in einen großen Hof, der mit Fontainen und Säulen geſchmückt iſt und wo wir vom Thürſteher in ein Comptoir gewieſen werden, um

die Erlaubniß zum Eintritt zu erhalten. Dieſe erlangten wir ohne alle Schwierigkeiten und erhielten zugleich einen untern Beamten, der uns im unermeßlichen Gebäude umherführte. In den untern Räumen befinden ſich die rohen Tabakvorräthe, unter denen aber viel verdorbene Waare ſein ſoll, welche Spanien als ſchlechter Schuldner von ſeinen Colonien erhält, deren beſte Waare bekanntlich ins Ausland geht. Neben dieſem Magazin ſind die Räume zum Herrichten und Anfeuchten der Blätter, zu dem Gährungsproceſſe, welcher der Anfertigung des Schnupftabaks vorausgehen muß, ſowie der Maſchinen zum Schneiden und Stampfen deſſelben. Der Schnupftabak iſt das beſte, was hier fabricirt wird, und führt man ihn nach Portugal und Frankreich aus.

In einem kleineren Theil des erſten Stockes befinden ſich die männlichen Arbeiter, welche hauptſächlich ſogenannte Puros anfertigen, wogegen drei lange Flügel dieſes rieſenhaften Gebäudes, einen einzigen Raum bildend, die weiblichen Arbeiterinnen enthalten, und dem Beſuchenden einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren. Schon vor der Thür hört man es da innen ſummen, wie in einem Bienenſchlage, und wenn man die Schwelle betritt, bleibt man einen Augenblick überraſcht ſtehen. Wir haben vor uns eine dreiſchiffige, hochgewölbte Halle, dicht beſetzt mit kleinen Tiſchen zu acht bis zehn Perſonen, um welchen die arbeitenden Mädchen ſitzen. Es ſind hier deren nicht weniger als dreitauſend bei einander, und da der Eintritt eines Fremden immer ein Ereigniß iſt, welches flüſternd der Nachbarin verkündigt wird, und ſchuldig iſt, daß hier ein Seſſel gerückt, dort ein Meſſer niedergelegt wird, ſo kann man ſich einen Begriff machen, von welchem Lärmen wir empfangen werden. Obgleich ich nicht behaupten kann, daß ich unter dieſen Cigarren-Arbeiterinnen ſehr viel vollkommen Schönes gefunden hätte, ſo waren doch ganz artige Geſichter und Geſtalten da, und wenn man auch in Spanien ſchon an Manches gewöhnt iſt, ſo macht es doch einen ſeltſamen Eindruck, ſo ein paar tauſend ſchwarze, andaluſiſche Augen auf ſich gerichtet zu ſehen. Reiche,

dunkle Haare und kleine Schnurrbärtchen waren stark vertreten. Da es ziemlich warm in dem Saale war, so ließ die Toilette dieser Damen in verschiedenen Beziehungen manches zu wünschen übrig, und wenn hier eine lachend auf ihre nackten Schultern blickte, so machte es eine andere nicht besser, wenn sie äußerst coquet ein kleines Tuch über das sehr tief ausgeschnittene Leibchen warf. Die sämmtlichen Arbeiterinnen schienen mir, wenn ich mich so ausdrücken darf, in Korporalschaften eingetheilt zu sein, unter dem Befehl alter, stämmiger Spanierinnen, von denen jede einen tüchtigen Dragoner abgegeben hätte. Vielleicht vier bis sechs Tische hatten immer eine solche Aufseherin, die uns freundlich bis an die Gränzen ihres Reichs begleiteten und dann mit einem gnädigen Knix entließen. Auch eine Oberaufseherin über sämmtliche Säle war da, und wenn ich mich unterstanden, die Chefs der einzelnen Korporalschaften als eines Dragoner-Regiments würdig zu bezeichnen, so muß ich auch gerechtermaßen versichern, daß die alte und würdige Dame, welche den Oberbefehl führte, jedem Cuirassierregimente zur Zierde gereichen mußte, nicht nur wegen des außerordentlich kräftigen Körperbaues, sondern auch in Anbetracht ihres sehr ansehnlichen Schnurrbartes. Es muß aber auch keine Kleinigkeit sein, dieses lustige Völkchen zu lenken; denn obgleich die meisten ruhig bei der Arbeit saßen und sich nur hie und da eine erhoben hatte, um einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen, so waren es doch gewiß ein paar hundert, die auf solche Art in sämmtlichen Sälen umher flanirten, die schwarze Mantille leicht übergeworfen, den Kopf kokett erhoben und den meist aus einem zusammengefalteten Bogen Papier bestehenden Fächer meisterhaft gebrauchend. Manche von ihnen folgten uns unter Lachen und Possen aller Art, aber nur bis an das Ende ihres Territoriums, wo sie, von der andern ernsten Aufseherin zur Ruhe ermahnt und zurückgewiesen, mit lautem Gelächter auseinander stoben. Der General en chef dieser zahlreichen Mädchenbrigade gab uns das Geleite bis zur Treppe, worauf wir sehr befriedigt das Gebäude verließen.

Wir waren zur Zeit des Carnevals in Sevilla, und ich war begierig zu erfahren, wie im Gegensatz zu Deutschland und Italien hier diese festlichen Tage begangen würden, muß aber gestehen, daß mit Ausnahme der an diesen Tagen sehr vollen Theater nichts in den Straßen Sevilla's an den Fasching erinnerte. Malerischen Costümen begegnete man freilich wie immer und es würde das gewöhnliche Leben der Stadt mit seinem lustigen Getreibe, mit den schwarzen Mantillen, goldglänzenden Fächern und herrlichen Trachten, die uns allenthalben begegnen, plötzlich zu uns nach Deutschland versetzt, freilich schon für einen ganz prächtigen Carneval gelten können; aber etwas Außergewöhnliches geschah hier durchaus nicht. Ob es überhaupt bei den Spaniern nicht Sitte ist, sich zu maskiren und Larven zu tragen, weiß ich nicht, wenigstens sah ich nicht dergleichen; nicht einmal an irgend einem Laden blühende und in beständigem Erstaunen begriffene Maskengesichter, oder auch nur falsche Nasen mit großen Schnurrbärten; ja nicht einmal die Jugend schien zu wissen, was Carneval ist, denn in den Straßen von Sevilla sieht man zu dieser Zeit selbst nicht einmal die Spur von ausgelassenen Buben, wie sie bei uns ihr Wesen treiben, in weißen Hemden, mit geschwärzten Gesichtern oder vergoldeten Nasen. Im Haupttheater in der Straße de la Muela war es allerdings während der Carnevalsabende außerordentlich voll, und das Volk erfreute sich an den ausgelassenen Possen, die hier gegeben wurden, für uns aber wenig Interesse boten. Besonders beliebt bei den Sevillanern schienen Schilderungen aus dem Negerleben zu sein, eine Art Vaudevilles mit Ballet, wo eigenthümlich unharmonische, oder wie es hieß, Originallieder der Schwarzen vorgetragen wurden, und mit Tänzen abwechselten, die man allenfalls nur von Spanierinnen sehen konnte, denn wenn sie sich auch die allergrößte Mühe gaben, schwerfällig und steif umherzuhüpfen, wie wahnsinnig gewordene Frösche, so schimmerte doch immer noch etwas durch von den ihnen angebornen eleganten Körperformen und Bewegungen. Im Theater de la Campana, wo mitunter recht gute Lustspiele gegeben werden, ging es auch

nicht ohne ſehr ſtarke Poſſen ab; nur war hier das Ballet vortrefflich und gab zum Schluß ſo große und ſchöne Portionen, daß man ſich ſchon für die Anfangs ausgeſtandene Langeweile entſchädigen konnte.

Ein deutſcher Landsmann, deſſen Bekanntſchaft wir in einem der hieſigen Theater machten, veranlaßte uns eines Abends nach beendigter Vorſtellung, mit ihm eine kleine Tanzunterhaltung zu beſuchen, deren verſchiedene um dieſe Zeit hier veranſtaltet werden, und die auch im Innern der Häuſer das Einzige ſind, was an den Carneval erinnert. Wir beſuchten nach einander ein Paar dieſer Lokale, ohne aber hier gerade viel Intereſſantes zu ſehen. Man könnte dieſe Bälle mit den Pariſern in der Salle Valentino vergleichen. Wie dort, ſind es auch hier große Räumlichkeiten, nur nicht ſo elegant, wie die Pariſer Etabliſſements, ſpärlicher beleuchtet, und vor Allem fehlt hier in Sevilla die prächtige Muſik Muſard's. Der Spanier iſt ſchon zufrieden mit einem kleinen Orcheſter aus ein Paar Violinen, einer Clarinette und einem Contrebaſſe beſtehend, und dies fehlte ſogar in einem dieſer Lokale, wo denn jeder Saal ſeine beſondere und ſehr beſcheidene Muſik hatte, zwei Guitarren nämlich, die von den Tänzern abwechſelnd geſpielt wurden, wozu aber ein Dutzend toller Andaluſierinnen im Majakoſtüm einen tüchtigen Lärm mit ihren Caſtagnetten machten. Am Eingang dieſer Säle wird eine Kleinigkeit bezahlt, und wie in Paris an den gleichen Orten finden ſich auch hier junge Leute aller Stände namentlich aber Studenten mit ihren Mädchen ein, um die Nacht zu durchtanzen.

Um aber eine ſolche allgemeine Carnevals-Tertulla in ihrer Blüthe zu ſehen, ließen wir uns nach der Vorſtadt Triana führen, welche gegenüber der alten Torre del oro liegt, und deren Bewohner hier ungefähr in demſelben Rufe ſtehen, wie die von Trastevere bei Rom. Obgleich ſich dort bei dieſen Tanzvergnügungen eine ſehr ausgewählte Geſellſchaft vereinigt, Maulthiertreiber, Contrebandiſten, und Leute, die oft ein noch viel ſchlimmeres Handwerk treiben, ſo iſt man ja in Spanien und der Fremde, den die Neugier treibt, einer ſolchen Ver-

VII.

Jammer.

Als ich am Morgen nach dem denkwürdigen Beſuch bei Doktor Burbus erwachte, graute eben der Tag; ach, und es graute auch mir, denn ich befand mich in einem Zuſtande, der um ſo ſchrecklicher war, da ich noch gar nicht wußte, ob es die Folgen des geſtrigen Abends waren, oder der Anfang einer ſchweren Krankheit. Ich hatte den ausgebildetſten, entſetzlichſten Katzenjammer, der ſich je auf einen Menſchen niedergelaſſen hat. In meinem Kopf war es wüſte und leer, und als ich verſuchte, ihn aufzurichten und um mich her zu ſchauen, drehten ſich, gerade wie geſtern Abend, Zimmer, Tiſch und Stühle um mich herum, und als ich darauf meine Augen wieder ſchloß, um dem Schwindel zu entgehen, war es mir, als hätte mich einer bei den Haaren aufgehängt und gäbe mir dazu in Einem fort warmes Waſſer zu trinken. Ich wendete mich in meinem Bette hin und

ſammlung beizuwohnen, wird anſtändig und freundlich behandelt, natürlicherweiſe, ſo lange er es unterläßt, ſich unerlaubte Freiheiten herauszunehmen. Das Haus, zu welchem wir uns begaben, lag zwiſchen Gärten, etwas entfernt von den andern Gebäuden, und erwies ſich beim Näherkommen als eine Poſada, wie ich ſie ſchon häufig beſchrieben, mit einer großen Halle, welche zu gleicher Zeit Wohnzimmer und Küche war. Schon von Weitem hatten wir durch die vergitterten Fenſter Lichtſchimmer bemerkt, zuweilen wurde das Thor geöffnet, und dann drang die Helle auf Augenblicke in den Garten hinaus. Dieſer aber war umzäunt und verſchloſſen, und wurde erſt auf mehrmaliges Anklopfen geöffnet, und nachdem unſer Begleiter ein paar Worte zu dem Manne geſagt, der durch den Garten gegen uns her kam. Als wir näher gingen, hörten wir auf einmal Guitarrenklänge und das taktmäßige Knattern der Caſtanuelos, und als ſich endlich die Hausthüre vor uns öffnete und wir eingetreten waren, ſahen wir eine zahlreiche und luſtige Geſellſchaft bei einander.

Hier befanden ſich vielleicht zwanzig Männer, meiſtens junge Leute, und ein Dutzend ſchöner Mädchen, die theils in dem Tanzen begriffen waren, theils auf den Bänken an dem lodernden Herdfeuer ſaßen, wo die Weinflaſchen fleißig herumgingen, und wo geſotten und gebraten wurde. Nachdem uns der Hauseigenthümer freundlich begrüßt und uns einen guten Platz am Kamine neben ein paar luſtigen Majas verſchafft, welche jedem von uns augenblicklich eine Cigarre drehten, hatten wir Muße, uns in dem Gemache umzuſchauen. Ein bischen ärmlich und zerfallen ſah dieſes aus; in den Winkeln rechts vom Zimmer fanden ſich ein paar alte Matten am Boden, und dieſe, ſowie ein paar kleine Rohrſchemel machten die ganze Ausſchmückung der ſchwarzen rauchigen Halle aus. Doch hing noch an einem Pfeiler ein roſtiger Trabuco, ſowie eine alte Guitarre, von welcher die zerriſſenen Saiten herabhingen. Offenbar war dieſer Ort von keiner Familie bewohnt, und diente nun dem luſtigen Volke, das ſich hier verſammelt, zum Ballſaal. Aber der Kontraſt zwiſchen den meiſten dieſer Gäſte

und der Halle ſelbſt hätte unmöglich größer ſein können. Ja, wenn man ein paar alte Männer, die in der Capa und ſpitzem Hut dicht am Feuer ſaßen, ſowie ein paar Zigeunerinnen in hellen, faſt modiſchen Kleidern, mit weißen Buſentüchern, ausgenommen hätte, ſo würde die ganze übrige Geſellſchaft nach ihren eleganten Bewegungen, nach ihrer Schönheit und der Pracht ihrer Kleidung auf jedem hellbeleuchteten Hofball das größte Aufſehen erregt haben. Die Tanzenden waren lauter Majos und Majas, die Männer hübſche wohlgewachſene Burſche in den bekannten andaluſiſchen Koſtümen, die aber bei dieſen Abendgeſellſchaften aus den feinſten Stoffen beſtanden, Sammt, Atlas und Tuch, mit Stickereien und ſilbernen Knöpfen überladen. Dabei waren die Anzüge ſo vortrefflich und paſſend gemacht, deutlich alle Körperformen zeigend und wurden ſo leicht und elegant getragen, daß man wohl ſah, es ſei die gewöhnliche Kleidung der meiſten dieſer jungen Leute. Wahrhaft reizend aber waren die Mädchen. Ihre Füße mit ſeidenen Strümpfen ſtacken in wahren Kinderſchuhen, und über denſelben waren die Knöchel ſo fein und zierlich, daß man nur erſtaunt war, das Bein weiter oben ſo anſehnlich gerundet und doch ſo ganz im Verhältniß zu ſehen. Die ziemlich kurzen Röckchen beſtanden aus rothem oder gelbem Seidenzeug und wurden oben gefaßt von einer Atlastaille in weiß, hellblau oder Perlfarbe, die ſich ſo dicht und genau an den ſchlanken und doch vollen Oberkörper anlegte, daß man die Formen deſſelben bis in ihre kleinſten Nuancen ſehen konnte. Ueber dieſe Taille kam nun ein zierliches Jäckchen von einer genau paſſenden etwas dunkleren Farbe, von matter Seide oder Sammt, aber reich mit Schnüren beſetzt und einer Unzahl kleiner ſilberner Knöpfchen. Die meiſten der Tänzerinnen hatten die Mantille abgelegt, das volle ſchwarze Haar über die feinen Ohren zurückgeſtrichen, ſo daß von hinten der lange ſchlanke Hals bis zu den Schultern ſichtbar war. Oft genug habe ich die graziöſen Geſtalten der Andaluſierinnen erwähnt, ſowie ihre wunderbaren Augen, Lippen, Zähne, ja den ganzen prachtvollen Ausdruck ihres Kopfes, um hier

noch ein Wort darüber zu verlieren, und will nur noch hinzufügen, daß unter allen vielleicht keine einzige war, die nicht die gerechteſten Anſprüche auf eine vollkommene Schönheit hätte machen können, wie ja die Tänzerinnen aus dem ſüdlichen Spanien bekanntlich ſchon auf den Theatern der heidniſchen Weltſtadt Rom die berühmteſten waren. Ja, dabei erſchien das ganze Bild hier in der hohen finſtern Halle ſo eigenthümlich beleuchtet von den zitternden Streiflichtern des Herdfeuers und der rothen Gluth einer Fackel, die neben dem Eingange brannte, daß es eine unbeſchreiblich maleriſche Wirkung hervorbrachte. Der Glanz des Atlaſſes, der matte Schimmer der Sammtſtoffe, dazu die vielen Stickereien und ſilbernen Knöpfchen, alles nahm auf ſo verſchiedene Art die Lichtſtrahlen auf, und reflektirte ſie wieder eben ſo eigenthümlich. In einem hellerleuchteten Saale hätten die Tanzenden nicht dieſe Wirkung hervorgebracht, wie hier. Bei unſerer Ankunft war ein Bolero zu Ende und die wilden Mädchen ließen ſich ſchwer athmend und mit glänzenden feuchten Blicken auf die Bänke und Rohrſtühlchen nieder, ſo daß die ſeidenen Röcke rauſchten und die atlaſſenen Mieder bedenklich krachten. Hie und da nahm eine ein paar getrocknete Früchte, auch eine Feige oder Orange, die auf einem Nebentiſchchen ſtanden, oder ließ ſie ein paar Tropfen Wein aufwärts blickend zwiſchen die Lippen träufeln, aber nicht lange konnten ſie's ruhig auf ihren Sitzen aushalten; beſonders die Burſche, die, wenn auch der wilde Tanz beendigt war, doch noch mit ihren extravaganten Pas fortmachten, bald zu Zweien, hart an den franzöſiſchen Cancan ſtreifend, bald allein, wie mit dem eignen Schatten tanzend, den das lodernde Herdfeuer beweglich an die graue Wand warf. Dann fingen die Guitarren wieder leiſe an zu klingen, und nach einigen Accorden fiel einer der Majos ein:

Ay! sal, bella joven,
sal, angel do amores
y al par quo las flores
del lindo pensil.

Ein anderer ſprang vor die Mädchen hin, klatſchte in die Hände, ein Dritter rief: Viva la gente Morena! und dann war im Augenblicke die Tanzpartie wieder arrangirt. Hoch aufgerichtet, den Oberkörper halb durchgebogen, ſtanden die Andaluſierinnen da, die eine Hand in die Seite geſtemmt, mit den Fingern der andern leicht an die eine der Caſtagnetten ſchlagend, und die Bewegung der Tänzer begleitend, die nun herausfordernd vorgeſchritten kamen; wenn dieſe wieder zurückwichen, folgten ihnen die Mädchen, unnachahmlich den Körper, namentlich die Hüften bewegend, die Augen auf den Boden geheftet und die Caſtanuelos mit den vorgeſtreckten Händen leicht anſchlagend. Um die ſichere Beute nun raſch zu umſchlingen, öffnet der Tänzer weit ſeine Arme, aber in dem ſanft und zierlich vorgegangenen Mädchen erwacht nun auf einmal der Stolz der Spanierin. Auf ihren höhniſch aufgeworfenen Lippen glaubt man ein Caramba zu leſen, als ſie nun plötzlich auf- und zurückfährt, wobei die Caſtagnetten wild und zornig knacken. Dabei hat ſie den Kopf ſtolz erhoben, wie eine Schlange biegt ſie den Oberkörper, ſenkt gleich darauf die Stirne herausfordernd nieder, und während ſie mit vorgehaltenen Händen zurückflieht, wallen ihre leichten Röcke unbeſchreiblich maleriſch um die Hüften. Etwas Aehnliches wiederholt ſich nun in den meiſten ſpaniſchen Enſembletänzen; mit einem alles verachtenden Stolze beginnt die Andaluſierin, um nachgiebig zu werden, wenn das Blut anfängt zu wallen und das Herz zu klopfen; und dieſe Folge iſt ſo natürlich und wahr im Tanze, wie im Leben.

So reizend dieſe Gruppirungen auch waren, ſo wunderbar die ſchlangenartigen Bewegungen der prächtigen Mädchen, ſo wahrhaft betäubend das Spiel ihrer Augen, das Rauſchen der Seide und das Krachen des Atlaſſes, und alles das übergoſſen und beſtrahlt von den lodernden Flammen des Herdfeuers, das über die glänzende ſchimmernde Gruppe ein ſo unausſprechlich warmes Licht warf, ſo köſtlich auch bei dieſen Enſembletänzen die Ausrufungen der Freude klangen, die der glühende Hauch des Mundes zwiſchen den friſchen Lippen hervorſtieß,

ſo war doch die Krone des Abends ein Fandango von zwei der ſchönſten und üppigſten Mädchen allein ausgeführt. Es waren das zwei prachtvolle Geſtalten, die eine im weißen, die andere im perlfarbenen Atlasmieder. Lange, lange umſchritten ſie ſich, kalt und förmlich und kaum merklich ſchien ſich ihr Blut zu erwärmen, ſchien die Gluth in ihnen aufzuflammen und ſie ſich zu nähern. Dabei berührten ſie ſich anfänglich nur ſanft mit den Fingerſpitzen, dann legte eine ihre Hand leicht um die ſchlanke Taille der andern, aber als das Eis endlich gebrochen war, brach auch die Fluth der Leidenſchaft um ſo gewaltiger hervor.

Maleriſch gruppirt umſtanden die Uebrigen dieß ſchöne Paar, ein dichter Kreis, der ſich nach hinten erhöhte, und nicht nur die Majos, ſondern auch die älteren Männer waren auf Stühle und Bänke geſtiegen, um beſſer in den Kreis zu ſehen; und dazu brachen bei jeder ſchönen Bewegung neue und immer heftigere Ausrufe der Bewunderung hervor. — Ay, ſalero! ole, ole! — ole ſalero! — Herz, du übertriffſt dich ſelbſt! — Bravo, bravo, Kinder! Bravo, Kinder, bravo! So was ſieht die Welt nicht wieder! — Ole, ſalero!

Und dabei waren es die andern Mädchen, welche ohne Neid und Mißgunſt den größten Spektakel machten. Aber die beiden im Kreiſe verdienten es auch, daß man ſich für ſie enthuſiasmirte. Man hätte wohl im Bunde der dritte ſein mögen. Sekundenlang hielten ſie ſich umſchlungen und drückten die hochklopfenden Herzen aneinander, und wenn ſie ſich auf Augenblicke trennten, ſo ſtürzten ſie ſich gleich darauf wieder mit neuer Inbrunſt in die Arme. Das Ganze ſteigerte ſich zu einer wahrhaft beunruhigenden Höhe, und wir Zuſchauer waren ordentlich froh, als der Tanz endlich aufhörte mit einem langen innigen Kuſſe, wobei die elaſtiſchen weichen Körper der beiden Mädchen wie ſchmerzlich zuckten und ſich ſchlangenartig um einander wanden. — Ole, ſalero!

Wie ſo vieles in Spanien erinnerten mich dieſe Abendunterhaltungen an Aehnliches, was ich im Oriente geſehen. Haben doch ſelbſt

manche Tänze der arabiſchen Tänzerinnen außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Fandango und manchem andern ſpaniſchen Bolero; ja, iſt doch die Madrilena mit ihrem Aufheben und Schütteln der Tanzröcke nichts Anderes, als eine gemilderte Copie des Bienentanzes, den ich in einer ſchönen Nacht an den Ufern des Nils geſehen. Auch die Caſtagnetten ſind gewiß mauriſchen Urſprungs, denn noch heute haben die arabiſchen Tänzerinnen an dem Zeigefinger jeder Hand eine kleine ſilberne Glocke befeſtigt, die ſie taktmäßig anſchlagen, und ſah ich doch einſt in Adrianopel griechiſche Knaben tanzen, welche ihre wirklichen Caſtagnetten ſo geſchickt zu handhaben wußten, wie die Spanier. Einen einigermaßen berüchtigten Tanz hier, den Menéo, welcher in einem langſamen Vorſchreiten der Tänzerin beſteht, wobei ſie wirbelnd die Caſtanuelos anſchlägt, ſah ich faſt mit den gleichen Bewegungen ebenfalls in Adrianopel bei einer Soirée des dortigen Paſcha. Dieſe Bewegungen ſind eigentlich unbeſchreiblich, und bei ihnen ſpielen die Füße gar keine Rolle. Während ſich der Oberkörper hin und her windet, ſind die Hüften in einer beſtändig zitternden Bewegung, wobei die Tänzerin vor- und rückwärts geht und nur zuweilen mit hoch erhobenen Beinen eine haſtige Pirouette macht.

Wenn wir auch beim Beſuch dieſer Tertulla kein Eintrittsgeld zu bezahlen hatten, ja, man uns ſogar freundlich Papiercigarren, getrocknete Früchte und Wein anbot, ohne irgend etwas dafür zu verlangen, ſo wußten doch die ſchlauen Andaluſierinnen auf eine eigenthümliche Art ein kleines Geſchenk zu erhalten, und dieſe Art war wieder ſo ächt orientaliſch. Während des Tanzens nämlich zog eine oder die andere aus ihrem Gürtel das Taſchentuch hervor und warf es uns zu. Wie unſer Bekannter uns belehrte, mußten wir ihnen eine Geldmünze hineinknüpfen, die ſie ſich alsdann ſpäter dankend abholten, wobei ich aber nicht unterlaſſen will, feierlich zu verſichern, daß dieſes Taſchentuchzuwerfen durchaus mit keinen andern Abſichten verbunden war.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, als wir endlich die verfallene

Posada mit ihrem phantastisch wilden Treiben verließen; aufgeregt und erhitzt von dem Herdfeuer, dem Dunst und Allem, was wir gesehen, that uns draußen die klare, kühle Mondnacht außerordentlich wohl. Noch eine Strecke weit begleitete uns das Knattern der Castagnetten, immer leiser und leiser werdend, bis es sich endlich verlor in dem Rauschen des Guadalquivir.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nach Gibraltar.

Fahrt auf dem Guadalquivir. Anblick von Cadiz. Das Innere der Stadt. Puerto de Santa Maria. Das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera. Ende des Königs Roderich. Xerez und seine Weinlager. Verpflanzung von Palmbäumen. Eine Morgenstunde in Santa Maria. Cette petite bateau. Der Schraubendampfer Don Manuel. Das Schlachtfeld von Trafalgar. Sturm und Regen. Tarifa. Durch die Säulen des Herkules. Anblick von Gibraltar. Englische Physiognomie der Stadt. Die Alameda. Der Garten des Schusters. Ritt durch die Felsgallerien und Batterien. Liebhabertheater.

Wenn ich Tage lang und ganze Nächte auf spanischen Landstraßen auf die erbärmlichste Art zusammengestoßen wurde, mich freuend auf die elendeste Station, wo man doch eine halbe Stunde lang, während umgespannt wird, als freier Mensch auf seinen eigenen Füßen herumlaufen darf, dabei wehmüthig den Lichtschimmer irgend eines Hauses betrachtete und die wahrscheinlich ruhig und behaglich Schlafenden dort oben beneidete, so dachte ich mit wahrer Lust an das Ende dieser Mühen und Leiden im spanischen Eilwagen, an Sevilla nämlich, wo nicht nur „die letzten Häuser stehen," sondern bis wohin auch für uns die letzten Eilwagen gehen, da von hier aus der Guadalquivir so freundlich ist, die Reisenden, die nach Cadiz wollen, auf seinem breiten Rücken zu befördern. Obgleich ich in Spanien bei so vielem,

das ich verließ, traurig dachte: das iſt auf Nimmerwiederſehen, ſo hatte mich doch, endlich in Sevilla angekommen, ein ganz anderes Gefühl beherrſcht, und als ich die Thüre des für mich letzten ſpaniſchen Eilwagens zuwarf, dachte ich: Gott ſei Dank, denen ſind wir entronnen! Jetzt freilich, nachdem ſchon eine Zeit zwiſchen jenem Tage und heute liegt, kann ich ſelbſt die Zeichnung eines ſpaniſchen Eilwagens, wie er, im tollen Galopp von acht Maulthieren gezogen, eine Anhöhe hinabraſt, mit einer Art wehmüthiger Freude betrachten. So iſt nun einmal der Menſch, während die Erinnerung an Mühen und Leiden verblaßt, tritt das Andenken an heitere und glückliche Stunden immer leuchtender hervor.

Um ſechs Uhr fuhr das Dampfboot ab, das uns nach Cadiz bringen ſollte. Das Boot war eben ſo groß und faſt ſo elegant wie die Rheindampfer. Ja, wenn man den Guadalquivir abwärts ſchaute, ſo konnte man ſich lebhaft an die Heimat erinnert fühlen. War es doch gerade, als blicke man unterhalb Weſel gegen Holland hinab; wie auch dort der deutſche Strom ſeine klare grüne Farbe verloren hat, mit der er oben zwiſchen den Felſen des Rheinganes ſo freundlich prangt, ſo war auch ſein ſpaniſcher Kollege nicht mehr derſelbe klare Guadalquivir, über den wir bei Cordova in elender Fähre geſetzt, und wo wir nicht verſäumt, unſere Hand durch die kühle, klare Flut rauſchen zu laſſen.

Die Abfahrt des Dampfboots ging mit denſelben Geſchichten vor ſich, wie wir das bei uns tauſendmal geſehen haben, und das hatte wieder ſoviel an die Heimat Erinnerndes: das mit Koffern und Hutſchachteln, Herren und Damen, Soldaten und Guardias civiles beſetzte Verdeck, der ſtämmige Kapitän in blauer Jacke mit dem gewichsten Hut auf dem Hinterkopf, der Schiffsjunge, der vorne die Glocke anſchlug, ſich vorher aber ſchnäuzte, wie ich dies in Köln am Rhein ſo oft geſehen. Nachdem mehrere rührende Abſchiede genommen waren, wobei einige Damen ſehr laut ſchallende Küſſe austheilten, wurde der Dampfer vom Ufer gelöst, die Maſchine fing an zu arbeiten, und

nachdem wir in die Mitte des Stroms gelenkt, schwammen wir rüstig abwärts.

Lebewohl Sevilla!

Die spanischen Eilwagen blieben freilich hinter uns, aber damit schien auch das ganze, liebe, herrliche Land hier in Sevilla sein Ende erreicht zu haben. Schlammgelb und trübe fließt der Guadalquivir dem Meere entgegen. Die Hügel, welche Sevilla umgeben, lassen wir bald hinter uns, zu gleicher Zeit verschwinden die hellen, freundlichen Dörfer, und als wir an einer Biegung bei den Orangenwäldern vorbeigefahren sind, die uns noch vor einigen Tagen mit saftiger Frucht und süßem Duft gelabt, wird die Gegend vor uns immer flacher und langweiliger. Rechts und links sieht man fast nichts, wie Sand, Stoppelfelder und Haiden, nur zuweilen angenehm unterbrochen von grünen Wiesen mit zahlreichen Pferde- und Rinderheerden. Eigenthümlich war es, daß wir auf dem Schiffe nur Spanier trafen, weder einen Franzosen noch einen Deutschen, selbst nicht einmal einen Engländer; unsere Reisegesellschaft dagegen hatte sich um ein viertes Glied vermehrt, den Baron W., einen liebenswürdigen angenehmen Liefländer, der vollkommen deutsch sprach, die halbe Welt kannte und viel zur Unterhaltung beitrug. Die spanischen Dampfer haben die bequeme Einrichtung, daß man zu jeder Stunde nach der Karte speisen kann, und braucht man sich nicht wie auf dem Rheine zur Mittagszeit, oft wenn wir bei den schönsten Gegenden vorüberfahren, zur Abfütterung in die Cajüte zusammentreiben zu lassen. Gegen zwei Uhr Nachmittags erhoben sich am fernen Horizont wieder einige Hügel, so wie am rechten Ufer Buschwerk, namentlich Fichtenwaldungen; gleich darauf sahen wir auch Bonanza und San Lucar, die beiden Gränzstädtchen zwischen der Meerflut und dem Guadalquivir. Letzterer breitete sich hier mit jeder Radumdrehung immer mehr und mehr aus: aus einem nicht zu breiten, bescheidenen Flusse war er in kurzer Zeit zu einem gewaltigen Strome angewachsen, dessen Ufer mit wahrer Hast aus einander zu fliehen schienen. San Lucar ist ein hübsches Städt-

chen mit gutem Hafen und ſchönen Mauthgebäuden. Die Salzflut hat hier ſchon die Oberhand, obgleich man das Flußwaſſer noch längere Zeit in einem dunkleren gelberen Streifen erkennt. Unterdeſſen haben ſich die Ufer ganz zurückgezogen, und daß wir im Meere angekommen ſind, bemerken wir an der plötzlich veränderten Bewegung des Schiffes, ſo wie an einem friſchen Seewinde, der uns wohlthuend entgegenweht und die dunkelblauen Wellen auf und ab tanzen macht. Da ſich aber zu gleicher Zeit unſer Dampfer ebenfalls zu freuen ſcheint an der unermeßlichen Waſſerfläche, die ſich vor uns ausdehnt, und dabei etwas heftiger tanzt und ſtößt, ſo wird manche rothe Wange blaß, manche Naſe ſpitzig und viele Augenpaare, die noch vor einer halben Stunde glänzten und ſchelmiſch blitzten, nehmen jene unruhigen ſtarren Blicke an, die in dieſem Falle immer die Vorboten der leidigen Seekrankheit ſind. Daß ich bei meinen vielen Meerfahrten nie darunter gelitten, kam mir heute wieder einmal trefflich zu Statten, denn während die meiſten Paſſagiere in ängſtlicher Haſt Sophas und Stühle ſuchten, ſtellte ich mich an das Bugſpriet des Schiffes, entzückt auf die große Bai von Cadiz blickend, die ſich mit Einem Male von Rota aus majeſtätiſch vor uns aufrollt, ſowie auf die Stadt ſelbſt, eine Königin der Meere im Wittwenſchleier, die nun plötzlich glanzvoll vor uns erſchien.

Schon öfters las ich und ließ mir erzählen, Cadiz gleiche, vom Meere aus geſehen, Venedig. Etwas iſt ſchon daran, denn ſie, ſowie die ſogenannte Inſel Leon, welche durch den Fluß Arillo von Cadiz getrennt iſt, hängt mit dem Feſtlande nur durch eine lange Erdzunge zuſammen und ſtellt ſich ſo als eine große Inſel, oder wie Venedig mitten ins Waſſer hinein gebaut dar; aber die Anſicht der Stadt mit ihrer Färbung iſt hier ganz anders, wie dort die der Lagunenſtadt. Venedig liegt im trüben Waſſer, aus welchem ſich graue Häuſermaſſen und ernſte Thürme und Kuppeln erheben, ein gewaltiger aber etwas düſterer Anblick. Cadiz dagegen taucht glänzend und ſtrahlend wie ein Brillant aus der blauen Flut hervor. Es iſt das ein Anblick von

her und kapitulirte mit mir ſelbſt von Viertelſtunde zu Viertelſtunde; endlich war es aber die höchſte Zeit. Philipp im Nebenzimmer huſtete, ſcharrte und plätſcherte in ſeinem Waſchbecken umher, kurz, machte all den Lärm, womit er jeden Morgen ſeine Toilette begleitete.

Als ich aufſtand, ging es mir beſſer als ich erwartet; ich hatte gemeint, ich müßte augenblicklich auf den Boden ſtürzen, ich konnte aber noch ſo ziemlich auf den Beinen ſtehen. Nur machte mich eine unbeſchreibliche Schwäche beſorgt, und ich konnte mir nicht erklären, warum meine Hände zitterten, wenn ich etwas anfaßte. Ich legte mich in's Fenſter, theils um die friſche Morgenluft zu genießen, theils um in das Zimmer des Doktor Burbus zu ſchauen, wo ich geſtern einen Abend erlebt, an den ich nur mit Schauder zurückdenken konnte. Alles, was ich dort drüben geſehen, war mir im tollen Reihentanze der Träume wieder erſchienen, und ſelbſt jetzt noch, am hellen Morgen, wenn ich die Augen ſchloß, huſchten die Zimmergemälde des Doktors, ſo wie das Skelett und er ſelbſt an mir vorüber, und gerade, daß ich dieſe Erinnerungen und dieſe Bilder nicht los werden konnte, war mir peinigender als mein körperliches Unwohlſein. Wußte ich doch damals noch gar nichts vom Elend, das man phyſiſchen und moraliſchen Katzenjammer nennt, von denen der letztere der ſchrecklichere iſt. Aber der Doktor drüben ſchien ſich keiner Schuld und keines

ſo eigenthümlichem Charakter, der ſich unauslöſchlich der Erinnerung einprägt; wir haben ein Bild vor uns ohne allen Schatten, ohne alle mildernden Zwiſchentöne, mit einer Fülle von Licht übergoſſen, welche das Auge blendet. Auf einem wunderbaren Hintergrunde von dem dunkel ſtrahlenden Himmel und dem tiefblauen Meere gebildet, welches die Sonnenſtrahlen in tauſendfachem Glanze zurückwirft, erheben ſich ſchneeweiße blendende Mauern, eben ſolche Wälle und Häuſer mit flachen Dächern, alles in graden ſcharfen Linien, die ſich aufs Beſtimmteſte von dem Himmel abheben; dazu entdeckt man bei der Stadt noch auf den kahlen ſchneeweißen Dünen rings um die Bai weder Baum noch Strauch und bemerkt nur, wie leuchtende Punkte die Gebäude von Puerto de Santa Maria, Puerto real, la Carraca und San Fernando, die am Ufer hin zerſtreut liegen.

Der Hafen von Cadiz war einſt der größte und bedeutendſte Seehafen Spaniens, und hier drängten ſich die goldbeladenen, amerikaniſchen Galionen. Hier wurden im Jahr 1790, als ſchon die ſpaniſche Seemacht anfing zu verfallen, noch dreißig Linienſchiffe ausgerüſtet. Ja, Cadiz iſt eine Königin der Meere im Wittwenſchleier! Aber obgleich von den koſtbaren, ihr zinsbaren Gütern faſt nichts mehr vorhanden iſt, blieb ſie dennoch eine ſehr reiche Wittwe. Freilich hört man viel reden von dem Verfalle von Cadiz, von der Abnahme ihres Handels, und daran iſt viel Wahres; doch kann eine Stadt, die mehrere hundert Jahre lang den reichſten Verkehr der Welt für ſich ausbeuten konnte, wo Generationen auf Generationen Schätze häuften, wohl durch Abnahme des Handels einigermaßen leiden, aber gewiß nicht verarmen. Und ſo ſieht auch Cadiz durchaus nicht aus. Der ganze Anblick der Stadt, der Straßen und Gebäude zeugt von Wohlſtand und Reichthum, und wenn man die ſchneeweißen friſch angeſtrichenen Häuſer ſieht mit ihren zierlichen Balcons, und auf ihnen ſchöne lachende Damen und Mädchen, ſo könnte man glauben, Cadiz feiere täglich irgend einen Feſttag. Was aber hier verfallen iſt, geſchah durch Schuld der Regierung. Die Feſtungswerke rings empor

aus dem Meere aufgemauert, die reichen Artillerieetabliſſements, Kaſernen und Kaſematten ſind heute freilich ganz vernachläßigt und in ſchlechtem Zuſtande.

Als wir am Hafen anlegten, ſtellte ſich uns der Wirth einer ſogenannten engliſchen Penſion vor, und da wir in Sevilla von dieſem Hauſe Gutes gehört, ſo folgten wir ſeiner Einladung. Sehr ergötzlich war am Landungsplatze ein Kerl in vollkommenet, glänzender Majotracht, der eine Art Hafenkommiſſär zu ſein ſchien; er beſtimmte, was jeder Laſtträger von den Effekten des Dampfers aufladen ſollte, gab ſich ein ungeheures Anſehen und ſtocherte dabei beſtändig die Zähne mit einem ſilbernen Zahnſtocher.

Unſer Gaſthof lag an der Alameda, die ſich vor unſern Fenſtern dicht am Meere hinzieht. Auf die liebe blaue Flut hatten wir eine unvergleichliche Ausſicht.

Cadiz hat keine beſonderen Merkwürdigkeiten aufzuweiſen, ſelbſt nicht einmal mehr einen ächt ſpaniſchen Charakter; von Ueberbleibſeln aus der Maurenzeit ſieht man ſo gut wie gar nichts; doch iſt es eine behagliche freundliche Stadt, wozu wohl die hohen, reinlichen Häuſer, alle ſchneeweiß angeſtrichen, und die mit zierlichen Blumen beſetzten Balcons das meiſte beitragen. Faſt ſämmtliche Wohnhäuſer haben Terraſſen, auf denen ſich häufig noch ein, mit einem Kuppeldach gewölbtes Thürmchen erhebt. Die Flaggenſtange fehlt ſelten auf dieſen Terraſſen und oft iſt ſie zu einem vollkommenen Schiffsmaſt mit Raaen, Korb und allem Takelwerk ausgebildet, was der Silhouette des Ganzen etwas Eigenthümliches und Maleriſches gibt. An öffentlichen Plätzen iſt Cadiz reich; faſt alle ſind mit doppelten Alleen von Akazien und Ulmen beſetzt, und man könnte ſagen, ſie bilden große Geſellſchaftsſäle, denn hier ſpazieren in den Nachmittags- und Abendſtunden eine Menge Menſchen umher, man findet hier ſeine Freunde und Freundinnen, raucht mit den Männern eine Papiercigarre und plaudert mit den Damen oft von ſcheinbar gleichgültigen, häufig aber ſehr ernſten und intereſſanten Dingen. In der Nähe dieſer Plätze be-

finden sich auch Kaffeehäuser mit Tischen und Bänken auf der Straße, wo man seine Chocolade trinkt oder ein Gefrorenes nimmt, doch ist dieß schon nicht mehr recht spanisch, und man findet dergleichen weder in Madrid noch in Granada oder Sevilla; beim Flaniren durch die geraden und engen Straßen bemerkt man bald, daß man sich in einer Handelsstadt befindet. Die leichten Gitter vor den Höfen haben sich hier in schwere mit Eisen beschlagene Thore verwandelt, und wo man in Sevilla zierliche Marmorfontainen, Orangen und Granaten bemerkt, sieht man hier die Embleme des Kaufmannsstandes, Wagen und Waarenballen.

Die Kathedrale von Cadiz ist eine großartige Steinmasse, für uns aber, die wir auch in dieser Richtung so viel Schönes gesehen, nur durch den Haupteingang, der eine die ganze Giebelseite einnehmende gewaltige Halbkreisnische bildet, und die man könnte sagen elegante und raffinirte Disposition des Innern von einiger Bedeutung. Interessant war dagegen der Besuch des großen Theaters, weniger der aufgeführten Stücke halber, als des strahlenden Kranzes schöner Damen, welche zahlreich alle Logen füllten. Obgleich man den hiesigen Damen die vollendete Gracia andaluz abspricht, so sind doch ihre Körperformen, namentlich aber ihre wunderbaren Köpfe, vorzüglich wegen des reichen Haares und der großen glänzenden Augen in ganz Spanien berühmt, und wie wissen sie diese Augen zu benützen! Für uns gab es in den Zwischenakten die interessantesten Schauspiele; nie sah ich eine solch unnachahmliche Haltung des Kopfes, ein solches Kokettiren mit den wunderschönen Augen; dabei sind die „Gaditanas" unübertrefflich in Handhabung des Fächers, und sie machen von dieser gefährlichen Waffe einen umfassenden Gebrauch. Das Zusammenklappen und Aufwerfen desselben mit Einer Hand betrieben die jungen Damen mit einer Meisterschaft, die ans Komische gränzte, und oftmals entstand im ganzen Hause dadurch ein solches Knattern und Rauschen, daß es zwischen der lärmenden Musik deutlich hörbar wurde, und man hätte glauben

können, man befände ſich in einem Walde unter Tauſenden von rieſenhaften Nachtſchmetterlingen; in der That gab es auch hier Nachtfalter genug, und den Schönen von Cadiz wird nachgerühmt, daß es manche von ihnen gebe, denen das warme Herz empfänglich im ſchönen Buſen ſchlägt.

Den zweiten Tag unſeres Aufenthaltes beſtiegen wir eines der kleinen Dampfboote, welche die Verbindung zwiſchen Cadiz und Puerto de Santa Maria vermitteln. Wir hatten einen Ausflug dorthin beſchloſſen, um das berühmte Schlachtfeld von Xerez de la Frontera zu ſehen, ſowie Xerez ſelbſt mit ſeinen großen Weinlagern. Die Bai glänzte wie ein Spiegel unter dem klaren Morgenhimmel, als der kleine Dampfer über die dunkeln Fluten förmlich dahinglitt. Ehe eine Stunde verging, waren wir auf der andern Seite und legten vor einem großen ſtattlichen Gaſthofe an, wo wir ein vortreffliches Frühſtück fanden, ſowie zwei kleine einſpännige Fuhrwerke, um damit nach Xerez zu fahren. Dieſe hatten faſt ganz die Geſtalt des neapolitaniſchen Corricolo, und wurden von einem Kerl gelenkt, der wie bei der Tartane auf dem rechten Gabelbaume ſaß. Puerto de Santa Maria iſt ein kleiner aber freundlicher Ort, der ſich am Ufer der weiten Bai hinzieht, die Straßen fern vom Hafen ſind ſtill und öde, und vielen jetzt verfallenden maſſiven Häuſern, wo Balcon und Hofgitter aus reicher Eiſenarbeit beſtehen, ſieht man es wohl an, daß ſie einſt beſſere Zeiten erlebt. Am nördlichen Theile des Städtchens befinden ſich ſchöne Anlagen, der Paſeo de la Victoria, durch welchen wir gegen 10 Uhr in die kahle Gegend hinausrollten, die ſich gegen Xerez hin erſtreckt. Anfänglich fuhren wir durch eine Niederung, dann erreichten wir aufwärts ſteigend ein ziemlich dichtes Fichtengehölz, von wo man zur Rechten eine Ausſicht auf die weite Ebene hat, die ſich über Chiclana und Puerto real bis ans Meer hinabſenkt. Obgleich die Gegend ringsumher einförmig und öde iſt, ſo zeigt ſie ſich doch durch das hellglänzende Sonnenlicht mannigfaltig gefärbt, der Boden ſchien meiſtens felſig zu ſein und nur zuweilen wechſeln die langen grauen Flächen mit gelben

Sandstreifen oder röthlichem Heideland ab; nur hie und da sieht man mageres Ackerland, sowie einige Olivenpflanzungen, die aber in dem unfruchtbaren Boden schlecht gedeihen; dabei ist das ganze Terrain sanft wellenförmig und der Weg läuft, ein röthlich-gelber Streifen, auf und ab durch das langweilige Land.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde gefahren, erreichten wir zu unserer Linken abermals dünne Fichtenwaldungen, dann ging es etwas steil hinab, und unten angekommen, hielt unser Kutscher sein Maulthier an, auf einen felsigen Hügel zu unserer Rechten zeigend, der mit einer so dünnen Erdschichte bedeckt, daß die Steine überall zu Tage traten, nur streifenweise mit Gestrüpp und magerem Grase überzogen war. Auf der Höhe dieses Hügels lagen die malerischen Trümmer einer zerfallenen Kapelle. Hier sprangen wir von unseren Sitzen herab, der Eine unserer Führer stieg uns voraus den Hügel hinan. Da aber kein Weg dort hinauf führte, so mußten wir über Steingeröll zwischen Buchsbaumsträuchern, Disteln und Dornen klettern, um die Spitze des Hügels zu erreichen. Dort traten wir jenseits der verfallenen Kapelle an den äußersten Rand der Anhöhe und sahen vor uns eine weite, weite öde und stille Fläche, wo der leichte Morgenwind kaum einige dürre Grashalme spielend aufhob, die aber gleich darauf wieder schläfrig einnickten, — das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera.

Rechts von uns breitet sich die Ebene von Puerto de Santa Maria aus, die weite Bai von Cadiz einrahmend, die im Sonnenschein glänzt wie ein Schild von dunkelm Stahle; nördlich blicken wir in ein viele Stunden langes und breites hügeliges Land, in dessen Mitte Xerez liegt, hinter welcher Stadt, die wir jedoch nicht sehen können, sich in großer Entfernung eine graue Bergkette erhebt, vielleicht die malerische Sierra de Ronda. Vor uns haben wir den Guadalete, nach dem die blutige Schlacht ebenfalls benannt ist, und der nicht weit von Puerto real ins Meer fließt. Seinen Lauf erkennen wir an einem grünen Streifen, der sich in Schlangenlinien durch die

röthlich-gelbe Ebene zieht, welche sich nach Südwesten in leichten Schwingungen ausdehnt und mit dem Horizont zusammenzufließen scheint.

Es war im Jahr 711, als der christliche Feldherr Tadmir dem Könige Roderich schrieb: „Herr, es sind feindliche Völker auf der Seite gegen Afrika angekommen, von denen ich nicht weiß, sind sie vom Himmel gefallen oder aus der Erde geschossen. Sie haben schon ein Lager auf unserem Grund und Boden bezogen. Ich bitte Euch, Herr, eilt schnell herbei und mit so vielem Volk, als Euch möglich ist." Darauf zog der König seine Truppen zusammen, schickte seine gothische Reiterei in aller Eile voraus und folgte selbst mit dem Hauptheer und dem ganzen Adel seines Reiches. Am fünften Tage des Mondes Xawal, erzählt der arabische Geschichtschreiber, lagerte das Heer der Christen in einer Stärke von neunzigtausend Mann, und ihm gegenüber stand der Maure Taric mit nur zwölftausend Saracenen, wovon aber die Hälfte aus wilden afrikanischen Reitern bestand. Die Bewegungen des christlichen Heeres „glichen denen des Oceans, wenn seine Wogen von der Flut gereizt sind." Ihre ersten und hintersten Reihen waren mit undurchdringlichen Panzern bedeckt, die andern führten Lanzen, Schilder und Schwerter, und das leichte Volk war mit Bogen, Pfeilen, Schleudern oder auch nach der Sitte ihres Landes mit Beilen, Keulen und Streitäxten versehen. Aber Taric ließ sich von der zahllosen Menge nicht schrecken und vertraute auf die Ueberlegenheit der Seinen an Muth und Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen. Die Schlacht begann an einem Sonntage mit dem ersten Sonnenstrahl und hörte beim Einbruch der Nacht ohne Entscheidung auf, wobei die Heere auf dem Schlachtfelde übernachteten. Das ging mehrere Tage so fort, und als endlich Taric sah, daß die Araber anfangen mochten zu weichen, sagte er ihnen: „Wozu kann es euch nützen, daß ihr fliehet? Das Meer liegt unbesiegbar hinter eurem Rücken, vor euch der Feind, dort der Tod, hier Aussicht auf glänzenden Sieg. Auf, mir nach, Ritter! Damit stürzte er sich auf die Christen, hieb rechts und links nieder, was ihm entgegenstand und erreichte die christlichen Fahnen. Hierbei er-

zählt nun die arabiſche Geſchichte, Tarik habe den König Roderich nach kurzem Gefechte mit einem Lanzenſtiche getödtet, im Gegenſatz zu den altſpaniſchen Romanzen, die das Ende des Königs anders, poetiſcher, aber ſchrecklicher berichten. Genug, das Unbegreifliche geſchah. das chriſtliche Heer floh nach allen Richtungen, und hier am Guadalajete wurde Spanien in einer einzigen Nacht für den Islam erobert. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Xerez de la Frontera gehörte außer den Gebirgen von Aſturien nichts mehr den Gothen, und hundert Jahre ſpäter hatte das ſpaniſche Volk, außer der Religion, alles was ihm ſonſt heilig war, Tracht, Sitte, ſelbſt ſeine Sprache an die Eroberer verloren.

Die altſpaniſchen Romanzen laſſen den König Roderich nicht in der Schlacht umkommen, ſondern nachdem ſein Heer geſchlagen war und ihn alle ſeine Freunde verlaſſen hatten, floh er auf verwundetem, wankendem Pferde, ſelbſt todmüde und von Blut triefend, mit abgehauener Helmzierde und zerbrochenem Schwert und Schild, dem Guadalajete zu. Wahrſcheinlich ritt er quer über das Feld, welches wir vor uns ſehen, den Hügel hinauf, auf dem wir uns gerade befinden; denn auf einer Anhöhe am Rande des Schlachtfeldes hielt der König auf ſeiner Flucht an, um ſich noch einmal nach der blutgetränkten Ebene umzuſchauen, wohl dieſelbe, wo jetzt die kleine Kapelle ſteht, und blickte dort hinab in Jammer und Verzweiflung. Als er hierauf ſeine Flucht gegen Norden fortſetzte, traf der unglückliche König einen Einſiedler, dem er beichtete und der ihn, zur Buße für ſeine Sünden, in eine tiefe Grube ſteigen ließ, und ihm zur Geſellſchaft eine giftige Natter gab. Aber drei Tage mußte der Büßer vergeblich auf den tödtenden Biß der Schlange warten, der ihm ein Zeichen der himmliſchen Gnade, der Vergebung ſeiner Sünden ſein ſollte. Am meiſten drückte ihn wohl ſeine ſchwere Schuld gegen die Tochter des Grafen Julian, die ihn ja auch in ihren Folgen um Thron, Reich und Leben brachte, und um das Wort der Schrift zu erfüllen: „Wo-

mit du ſündigſt, ſollſt du beſtraft werden," entgegnete endlich am vierten Tage der König auf die Frage des Einſiedlers:

Dios es en la ayuda mia,
La culebra me comia;
Comeme ya por la parte
Que todo lo merecia.

Und damit endete Roderich.

Für uns war es höchſt intereſſant, dieſe Gegend zu ſehen. Hatten wir doch noch vor wenig Wochen in Toledo die Trümmer des ſtolzen Palaſtes geſehen, den ſich der Gothenkönig erbaut, wo er in Pracht und Herrlichkeit lebte, und wo ſich in den Bädern tief am Ufer des Tajo der ſchwarze Faden anknüpfte, der ihn hier bei der Ebene von Xerez de la Frontera ſo elend zu Grunde gehen ließ. Nachdem wir längere Zeit das Schlachtfeld betrachtet, auch kleine Andenken mitgenommen, als Bergkräuter und Blumen, ſowie ich auch nicht vergaß, vom Fuße des Hügels ein paar Steinchen aufzuleſen, die ich mir ſpäter in den Griff einer Toledaner Dolchklinge faſſen ließ, beſtiegen wir unſere Fuhrwerke wieder, worauf unſere Maulthiere, des langen Stehens überdrüſſig, im luſtigen Trabe gegen Xerez eilten.

Die Gegend, durch welche wir fuhren, blieb ſich auch von hier aus ziemlich gleich: leichte, wellenförmige Hügel, hie und da mit Nadelholz bewachſen; nur in der Gegend der Stadt wurde des Heidelandes und Sandbodens weniger und die Fruchtfelder und Olivenpflanzungen mehrten ſich; wonach wir aber vergebens ausſchauten, das waren die Weinberge, welche den berühmten Wein von Xerez, den von den Engländern ſo ſehr geliebten Sherry liefern ſollten. Wenn wir auch auf den ſüdlichen Abhängen einiger Hügel hie und da Rebenanpflanzungen ſahen, ſo waren dieſe doch ganz unbedeutend und nicht der Rede werth; gegenüber dem ungeheuren Weinquantum, welches die halbe Welt mit Sherry verſorgt, und hier — erzeugt wird. Ich glaube,

daß es eigentlich heißen ſollte: fabricirt wird; ſo meinte wenigſtens unſer Begleiter, Baron W., welcher die Behauptung aufſtellte, der meiſte Wein von Xerez ſei ein Abſud von Roſinen mit vortrefflichem Alcohol und Honig verſetzt und ſo mundgerecht gemacht, auf welche Art ja auch ſchon ſeit längerer Zeit ein vervollkommneter Sherry in Marſeille fabricirt wird.

Xerez liegt auf einer kleinen Anhöhe, und die weißen und hübſchen Häuſer ſind überragt von der hochaufſteigenden Kathedrale. Bevor wir langſam zur Stadt hinaufſuhren, ſahen wir unten im Thale ein Stück Eiſenbahn in der Arbeit begriffen, welche dazu beſtimmt iſt, Xerez mit Santa Maria, alſo mit dem Meere zu verbinden.

Da wir von Cadiz Empfehlungsbriefe an eines der größten Weinhäuſer in Xerez erhalten hatten, ſo wurden wir hier von den Herren Domeque und Sohn aufs Zuvorkommenſte empfangen. Nachdem wir in dem prachtvollen Hauſe ein paar ſchöne Bilder geſehen, worunter ein Murillo und ein Zurbaran, begleitete uns einer der Herren nach den berühmten Weinlagern. Sehr überraſcht waren wir, anſtatt ausgedehnter Keller vielmehr große Hallen über der Erde, kirchenartige Schuppen zu finden, in welchen die vollen Fäſſer in wahrhaft unabſehbaren Reihen auf einander geſchichtet lagerten. Es gibt zwei Hauptſorten Xerezwein, der Moscatello, der ſehr ſüß iſt, ſowie der etwas herbere Pedro Ximenes, die beſſere Sorte. Daß der Sherry eigentlich fabricirt wird, geſtehen die Weinhändler natürlicher Weiſe nicht ein; wenn man aber ſieht, wie er gepflegt wird, mit Alcohol und Zucker vermiſcht, und dann wieder aus den Mutterfäſſern, welche einen Stoff enthalten, der oft hundertzwanzig Jahre alt iſt, verbeſſert, ſo kann man, wenn auch der Grundſtoff wirklich gekelterte Trauben ſind, das Ganze eine Fabrikation nennen. Man ließ uns von einer Menge von Fäſſern verſuchen, und ich muß geſtehen, daß allerdings köſtlich ſchmeckende Tröpfchen darunter waren, für meinen Geſchmack aber zu ölig und erhitzend. Das älteſte Lagerfaß hieß Napoleon, und der Wein in demſelben ſollte zweihundert und fünfzig Jahre alt ſein. Es

war ein dunkelbraunes feuriges Getränk, das in dem kleinen Gläschen hinabrann, wie flüſſig gewordenes Harz.

Die Straßen von Xerez de la Frontera ſind reinlich und hübſch, die meiſten mit ſtattlichen Häuſern beſetzt. Ueppig iſt die aus weißem Marmor erbaute Front der Kathedrale. Auf dem Marktplatze hatten wir noch ein eigenthümliches Schauſpiel. Hier war eine zahlloſe Menſchenmenge verſammelt, welche zuſah, wie alte koloſſale Palmbäume, die man mit Wurzel und Krone aus der Umgegend herbeigebracht, und welche reihenweiſe in den Straßen lagen, hier im Kreiſe eingepflanzt wurden. Ich hätte nie gedacht, daß man ſo alte Bäume noch verſetzen könne. Für die Wurzeln hatte man ſehr tiefe Löcher gemacht, und die majeſtätiſchen Bäume wurden mit großen Hebewerken und zahlreichen Tauen unter dem Jujauchzen der verſammelten Menge langſam emporgewunden. Gegen fünf Uhr verließen wir die Stadt wieder, und erreichten um ſieben Santa Maria, wo wir aber fanden, daß der letzte Dampfer nach Cadiz bereits abgegangen war. Betrübt waren wir darüber gar nicht, denn der Gaſthof, wo wir heute Morgen gefrühſtückt, hatte in allen Theilen eine ſolch einladende Miene, auch ſo freundliche Zimmer, daß wir uns gern entſchloſſen, die Nacht dazubleiben. Man bereitete uns ein vortreffliches Diner, zu Ehren des Landes tranken wir einige Flaſchen Sherry und ſpäter einen vortrefflichen Punſch, der aus dem eben ſo feurigen Wein von Puerto de Santa Maria zubereitet war, alſo eine doppelte Fabrikation. Auf den ſehr warmen Februartag hatten wir bei dem klarſten Himmel einen ziemlich kühlen Abend, ſo daß uns die Wärme eines hell lodernden Kaminfeuers recht wohl that, als wir behaglich im Kreiſe davor ſaßen, unſern Punſch tranken, eine vortreffliche Cigarre rauchten, und jeder von ſeiner Heimath erzählte. Die Fenſter unſeres Speiſeſaales gingen auf das Ufer der weiten Bai von Cadiz. Einen wunderbaren Glanz warf der Mond auf den glatten Waſſerſpiegel, doch war ſein Licht nicht hell genug, um uns Cadiz zu zeigen, deſſen weiße Mauern mit leichtem Nebel, Dunſt und dem zitternden Schim-

Unwohlseins bewußt. Er hatte trotz der kalten Nacht das Fenster offen gelassen, und das Brett, auf welchem ich herübergerutscht, war nur halb hereingezogen. Dabei schnarchte der Treffliche mit solcher Kraft, daß sich seine Fenstervorhänge bewegt haben müßten, wenn sein Zimmer auf solche Art garnirt gewesen wäre.

Philipp öffnete jetzt die Thür seines Schlafzimmers, und als er mich dastehen sah, noch unangezogen, mit blassem Gesicht, und wie ich, das Haus drüben anstarrend, bedenklich hinter den Ohren kratzte, machte er ein recht trauriges Gesicht, faltete seine Hände und sah mich mit einem unbeschreiblich wehmüthigen Blicke an. Ich meines Theils betrachtete ihn auch; da ich aber aus seiner Stellung ersah, daß er ob meinem Leichtsinn und meiner Verdorbenheit ein brünstiges Stoßgebet gen Himmel schickte, ärgerte ich mich und fragte ihn verdrießlich, was er eigentlich wolle. — „O nichts," erwiderte Philipp langsam und feierlich; „ich wollte nur sehen, ob Sie bei Ihrem gestrigen Fall in's Zimmer herein keinen Schaden genommen haben, weiter gar nichts." — „Ich bin ja gar nicht gefallen," entgegnete ich ihm mürrisch; „das müßte ich doch auch wissen." — Da flog ein wehmüthiges Lächeln über die Züge meines Vorgesetzten und er sprach: „O Gott, Sie befanden sich in einem Zustande, wo man nicht mehr weiß, ob man fällt oder steht. Ach,

mer des Mondes zusammenschmolzen; aber trotzdem war die große glänzende Wasserfläche in stiller Nacht unbeschreiblich schön.

Am andern Morgen fuhren zwei unserer Reisebegleiter mit dem ersten Dampfer nach Cadiz zurück, Horschelt und ich blieben bis zur zweiten Fahrt zurück, unser Maler, um einige interessante Gegenstände zu zeichnen, ich aber, um dem preußischen Generalconsul für Spanien und Portugal, Freiherrn v. Minutoli, der die Zeit des Frühjahrs mit seiner Familie in Puerto de Santa Maria zubringt, meinen Besuch zu machen. Leider fand ich diesen hochverehrten Herrn, den Verfasser der vortrefflichen statistischen Werke über Spanien und Portugal, sowie eines sehr interessanten Buches, welches er erst später erscheinen ließ: „Altes und Neues aus Spanien," nicht zu Hause, da er in Geschäften nach Cadiz gegangen war. Doch hatte ich am folgenden Tage das große Vergnügen, Herrn v. Minutoli bei uns zu sehen, und mich mit diesem geistreichen und hochgebildeten Manne eine kleine Stunde zu unterhalten.

Da demnach mein verlängerter Aufenthalt in Puerto verfehlt war, und ich nicht wußte, wo Horschelt sein Atelier aufgeschlagen hatte, so setzte ich mich nicht weit vom Ufer der Bai in ein reizendes Lorbeerrondel, in dessen Mitte ein großer Springbrunnen stand, und genoß des so angenehmen, frischen und klaren Morgens. Das Wasser der Bai vor mir war leicht gekräuselt und glänzte wie goldgeschuppt. Wenn es auch am Gestade heller erschien, so hatte es doch weiter hinaus wieder dieselbe tiefblaue Farbe, die uns bei der Ankunft vor Cadiz schon so entzückte. Dabei war das Wasser heute so belebt von zahllosen Fahrzeugen, welche die Bai nach allen Richtungen durchschnitten, und deren weiße Segel der frische Morgenwind blähte. Auf diesem prachtvollen Hintergrunde bot nun das Lorbeergebüsch mit seinem Brunnen, an dem ich saß, ein ganz eigenthümliches und interessantes Bild. Die Sonne glitzerte und strahlte durch die dunkelgrünen Blätter und glänzte so prächtig auf die herabfallenden Wassertropfen. Anfänglich war ich mit meinen Gedanken allein, dann aber setzte sich

auf dem andern Ende der Bank, auf der ich mich befand, ein ſehr ärmlich gekleideter Neger, der nach einer höflichen Frage, ob er mir nicht läſtig ſei, anfing ein halbes Dutzend Stiefel zu putzen. Von da an wurde der Brunnen auf eine höchſt eigenthümliche Art belebt; er ſchien nämlich eine Tränke für ſämmtliche lebende Weſen von Santa Maria zu ſein, den Anfang machte der Neger, der mit der hohlen Hand aus der Schale ſchöpfte und trank; ihm folgten ein paar kleine Buben, die des Weges daher ſchlenderten, und die einander, nachdem ſie ſatt getrunken waren, mit Waſſer beſpritzten, wie das nun nicht anders ſein konnte. Ein paar Hunde, die nun von verſchiedenen Seiten erſchienen, drückten zuerſt durch Schwanzwedeln die Freude des Wiederſehens aus, beſchnüffelten ſich auf herkömmliche Weiſe und labten ſich dann ebenfalls an einem friſchen Trunk. Darnach erſchienen Arbeiter aus einer benachbarten Werkſtätte, von denen ſich einige ihrer Fauſt bedienten, wie der Neger und die Buben, einer aber einen hölzernen Becher hervorzog, was dem Schwarzen ſo gefiel, daß er auch daraus zu trinken wünſchte. Zwiſchen hinein flogen auch Vögel zutraulich durch die Lorbeerwand, ſetzten ſich auf die Brunnenſchale und ſteckten ihre Schnäbel in das kühle Naß; alles aber entfernte ſich ſogleich, nachdem der Durſt gelöſcht war, die Hunde ſcharrend und wedelnd, die Männer, nachdem ſie einige Worte mit dem Neger geſprochen, die Buben, nachdem ſie ſich gehörig gepuſſt, und die Vögel ſtrichen erſt ihre Federn mit dem Schnabel glatt, ehe ſie davon flogen. Endlich hatte der Schwarze ſeine Stiefel blank geputzt, hing ſie an einen Stock und entfernte ſich, nicht, ohne mich vorher freundlich zu grüßen. Dann war ich wieder allein mit meinen Phantaſieen, mit dem Lorbeergebüſch, dem murmelnden Springbrunnen und den glitzernden Sonnenſtrahlen, bis mein großer Maler erſchien, ſeine Mappe unter dem Arm und mir ſagte, daß das Dampfboot ſogleich abfahren werde. Eine kleine Stunde darauf waren wir wieder zurück in Cadiz.

Obgleich wir die erſten beiden Tage ſchönes Wetter hatten, ſo er-

lebten wir den ritten Tag einen Sturm, der in der Nacht so arg um unser am Meer gelegenes Haus raste, daß die Lichter fast auslöschen wollten, trotz Glasfenstern und Läden, und diese klapperten und seufzten so, wie Mastenspieren und Tauwerk eines vom Sturm gepeischten Schiffes. Dafür war aber auch der Anblick der See, dicht vor unsern Fenstern, wahrhaft prachtvoll; in langen festgeschlossenen Gliedern mit flatternden Schaummähnen rasten die Wogen unter wildem Geheul und Tosen heran und spritzten Wasser und Schaum häufig über die Brüstung auf den Spaziergang. Die größten Schiffe im Hafen und auf der Rhede tanzten an ihren Ankerketten wie Nußschalen, und wo sich irgend ein Boot hinauswagte, da sah man es jetzt eine Secunde lang auf der weißen schaumigen Spitze eines der blauen Wogenberge, und gleich darauf verschwand es so vollkommen hinter demselben, als habe es urplötzlich der Abgrund verschlungen. Dabei hatte aber der heftige Wind während der Nacht den Himmel vollkommen rein gefegt, und es war ein eigenthümlicher Anblick, ihn so glänzend klar und blau, so bestrahlt von lachendem Sonnenschein über der wild empörten See zu sehen. Es dauerte auch bis am Abende, ehe sich die Wogen etwas beruhigten, und als wir später am Abend vom Theater zurückkehrten, hörten wir die See noch dumpf murmelnd und grollend an die Hafenmauern klatschen.

Unser Gasthof war nicht übel, die Zimmer geräumig und reinlich, das Frühstück und Mittagessen gut, und kann ich denselben jedem Reisenden empfehlen. Eigenthümlich, aber zweckmäßig und wohl der Mühe werth es nachzuahmen, fanden wir die marmornen Badwannen des Hauses; statt aus einem Block gehauen zu sein, was sie sehr schwer und theuer macht, waren sie aus Marmorplatten zusammengesetzt, die an den Ecken gut gefügt, vollkommen die gleichen Dienste leisteten. Oberbaurath Leins, der sie entdeckt hatte, beschloß zu Hause den Versuch zu machen, eine ähnliche herzustellen.

Unsere Absicht war, von Cadiz nach Gibraltar zu fahren. Freilich war der Entschluß, die berühmte Inselfestung zu sehen, etwas wan-

kend geworden, als wir schon in Madrid erfuhren, Engländer und Spanier machten sich gegenseitig das kindliche Vergnügen, die Reisenden, welche von Gibraltar nach Algesiras wollten, oder welche von irgend einem Punkt der spanischen Küste nach Gibraltar gingen, wegen der in England herrschenden Cholera eine vierzehntägige Quarantaine halten zu lassen. Die Spanier, welche doch über die Pyrenäen oder durch die Mittelmeerhäfen jedermann, er mochte kommen woher er wollte, ungehindert einließen, hatten diese Lächerlichkeit angefangen, und man konnte es Sir Gardiner, dem englischen Gouverneur von Gibraltar, nicht übel nehmen, daß er sich durch eine ähnliche Maßregel revanchirte. Wer aber hierdurch zwischen die Schneide der Scheeren kam, das war das arme reisende Publikum, zu dem ja auch wir zu gehören die Ehre hatten. Glücklicherweise hörten wir aber schon den dritten Tag unseres Aufenthaltes in Cadiz, daß diese Quarantainespielerei aufgehört habe. Ein alter Engländer, der mit seinem hochaufgeschossenen Sohne im Hause wohnte, brachte diese angenehme Nachricht mit zu Tische und setzte hinzu, morgen gehe ein kleiner Dampfer von Cadiz nach Algesiras und Gibraltar, den sie hätten benützen wollen und zu dem Zwecke heute Morgen zum Schiffe hinausgefahren seien. „Oue," sagte er in seinem komischen Französisch, „nos avoar viu cette petite bateau, mais elle être trop petite, et le mer être trop grande, et nos avoar dit moa et moon fils: Cette petite bateau être trop dangeraeuss por aller avec loe à Algesiras et Gibraltar."

Wir dagegen, die erfreut waren, eine so gute Gelegenheit zu finden, denn der Dampfer von hier nach Gibraltar sind wenige, fuhren sogleich hinaus, um das trop petit bateau in der Nähe anzusehen. Nun war es in der That sehr klein und schmal, nicht ganz so groß als die Boote auf dem Bodensee, ein Schraubendampfer, aber im vorigen Jahre erbaut, und wie ein Matrose, der sich an Bord befand, versicherte, mit einer sehr kräftigen Maschine versehen. Auf das hin nahmen wir denn auch zur morgenden Fahrt unsere Plätze und erzählten

dieß bei der Zurückkunft dem alten Engländer, welcher erstaunt ausrief: „Vos voloar donc aller avec cette trop petite bateau? Oh! Oh!“ dabei schüttelte er seinen Kopf und sein Sohn machte es gerade so. Abends packten wir unsere Koffer, erhoben die nothwendigen Gelder und nahmen nach dem Theater Abschied von unserem freundlichen Reisegesellschafter, dem Baron W., der von Cadiz nach Lissabon wollte.

Da unser Schraubendampfer, er hieß Don Manuel, Punkt sechs Uhr abfahren wollte, so verließen wir schon um fünf Uhr unsern Gasthof bei einem so wunderschönen und klaren Himmel, daß Horschelt entzückt ausrief: „Heute werden wir eine prachtvolle Fahrt haben!“ Ich ersuchte ihn freundlich, den Tag nicht vor dem Abend zu loben; denn ich bin in solchen Dingen ein bischen abergläubisch, wurde aber von meinem lieben Freunde tüchtig ausgelacht, da allerdings am Himmel kein Wölkchen zu sehen war und die See sich sichtbar beruhigt hatte, obgleich das Hafenwasser die kleinen Boote noch ziemlich tanzen machte, und obgleich sich draußen vor der Bai in offener See zuweilen verdächtige Schaumspritzer sehen ließen.

Wir waren sechs Tage in Cadiz gewesen, und es betrübte uns nicht, diese Stadt wieder verlassen zu können, obgleich es wohl keine andere in Spanien gibt, die fortwährend einen so eigenthümlich festlichen, lustigen Eindruck macht. Dieser kommt wohl von der unendlichen Fülle von Licht, welches die Sonne vom klaren blauen Himmel auf Cadiz herabsendet, das von dem glänzenden Meer widerprallt und sich auf den blendend weißen Mauern wie in einem Brennpunkte sammelt. Aber dieser Eindruck, zuerst freundlich, betäubt nach kurzer Zeit die Sinne und wird zuletzt für den unbeschäftigt Umherwandelnden peinlich. Ergeht es uns doch wie einem Verzauberten im prachtvollsten Mährchenpalast aus Edelsteinen und Brillanten gebaut: man ist wie trunken vom Licht und Glanz und sehnt sich nach einer sanftern Umgebung, nach einer frischen Landschaft, nach dem Grün der Bäume.

Zur bestimmten Zeit waren wir an Bord des Don Manuel, und

als ich, wie ich das auf Schiffen gleich zu thun pflege, nach der Cajüte hinabstieg, um für den Fall der Noth ein Plätzchen zu reserviren, fand ich diese so klein, daß sie mit vier Betten und einem schmalen Tisch in der Mitte vollkommen ausgefüllt war. Da zwei dieser Betten noch leer waren, ergriff ich feierlich Besitz davon, indem ich Nachtsäcke und Mäntel darauf ausbreitete. Obgleich es bei unserer Ankunft auf dem Verdeck noch ziemlich leer gewesen war, so brachten jetzt zahlreiche Boote eine Menge von Passagieren, und als um sechs Uhr der Capitän den Anker heben ließ, war oben alles so voll, daß wir nur mühsam unsere Stühle behaupten konnten, die wir an das Treppenhäuschen gelehnt hatten. Don Manuel hatte vorne an der Spitze ebenfalls einen Platz für Passagiere, doch waren dort eine große Menge von Gütern aufgestapelt, weßhalb sich alles auf dem Hinterdeck zusammendrängte, und darunter manche Reisende, welche für den andern Platz bezahlt hatten. Doch war der Capitän augenscheinlich zu galant, um die schönen Mantillas wegzuweisen, und zu sehr Spanier, um einem halben Dutzend beurlaubter Soldaten, welche Brodsäcke und Guitarren umhängen hatten, einen andern Platz anzuweisen. Uebrigens war er ein hübscher und interessanter Mann, noch sehr jung, trug auch andalusisches Kostüm, hatte eine gewaltige Navaja im Gürtel, ein so ausdrucksvolles, fast wildes Gesicht, dabei so energische Bewegungen und eine kräftige Stimme, daß er eine Zierde jedes Schmuggler- oder Piratenschiffes gewesen wäre. Ein großer weißer Pudel folgte ihm auf jedem Schritte, bellte, wenn er kommandirte, und machte sich auf alle Arten nützlich, indem er bald des Capitäns Hut zwischen den Zähnen hielt, bald an einem Taue zerrte, an welchem die Matrosen gerade zogen.

Jetzt hatten wir den Anker an Bord und nachdem der weiße Dampf einigemal zischend ausgefahren war, begann sich die Schraube unter dem Steuerruder rauschend herumzudrehen und der Don Manuel schnitt durch die Wellen dahin. Von der Mitte der Bai aus rückwärts betrachtet liegt Cadiz unbeschreiblich schön. Aus der tiefblauen

Flut auftauchend, erhebt es sich scharf abgeschnitten am äußersten Rande des weiten Bogens, den die Gestade beschreiben. Bis nach Puerto de Santa Maria hin liegen die vielen Dörfer und einzelnen Höfe wie weiße Punkte oder glänzende Scherben am Ufer zerstreut, und hoch über sie hinaus erheben sich am Horizont die malerischen Berge hinter Xerez und Ronda.

Da uns der Wind ziemlich günstig war, so ließ der emsige Capitän die Segel aufziehen und bald hüllte sich der Mast des kleinen Schiffes in weiße Leinwand und rauschte mit ausgespannten Seitensegeln frisch ins offene Meer hinaus. Die Schaumkronen aber, die ich heute Morgen entdeckt, hatten mich nicht getäuscht, und kaum hatten wir die Bai verlassen, so begannen die Wellen ein so artiges Spiel mit dem Don Manuel, daß er sich nach allen Seiten hob und senkte, und dabei von der Segelmasse gedrückt, stark leewärts überhing. Aber es war ein prächtiges Schiffchen und ich begriff wohl den Stolz des Capitäns, der, seinen großen Pudel hinter sich, hoch auf Fässern und Kisten am Mastbaum stand und mit wahrer Befriedigung dem Tanzen seines Dampfers zuschaute. Nicht so angenehm war dieß indessen für den größten Theil unserer Mitreisenden; unter den Mantillen seufzte es schwer und mühsam, und mancher Spanier trocknete sich den Schweiß von der Stirn, obgleich die Luft ziemlich kühl über uns dahinstrich. Das unruhige Meer, sowie rings am Horizonte aufsteigende Wolken zeigte ich meinem großen Freunde Horschelt mit einiger Schadenfreude, doch war auch er fest gegen die Seekrankheit, und unser Oberbaurath allein mußte bald nach eingenommenem Frühstücke dem Meer seinen Tribut bezahlen. Die Ausbrüche der fatalen Krankheit zeigten sich indeß auf dem Verdeck so häufig und heftig, und manchmal so nahe bei unsern Schüsseln und Gläsern, daß ein minder guter Appetit als der unserige, sich wahrscheinlich in mehr noch als das Gegentheil verkehrt hätte, daß der Capitän es endlich für nöthig hielt, die Passagiere des zweiten Platzes fort, und zwar unter Deck bringen zu lassen. Da aber der Don

Manuel mit Gütern so vollgeladen war, daß an beiden Seiten so gut wie gar kein Gang frei blieb, so waren die Matrosen gezwungen, die Weiber und manche der Männer dortbin zu tragen und zu schleppen. Unten mußte aber der Aufenthalt fürchterlich sein, denn der Capitän sah sich genöthigt, sämmtliche Lucken schließen zu lassen, da der Don Manuel so tief durch die Wellen schnitt, daß die anprallenden Wogen über seinen Vordertheil stürzten und nicht selten bis zu uns herüberspritzten. Dabei hatte sich der Wind vermehrt und zu gleicher Zeit auch zu unserem Nachtheile gewendet, so daß die Segel eingezogen werden mußten, auch war von dem klaren Himmel, der uns heute Morgen gelächelt, nichts mehr zu schauen, die Küste zu unserer Linken war in graue Wolkenmassen und Nebel gehüllt, und als ich noch einmal zurück nach Cadiz blickte, erschien mir die Stadt am fernsten Horizonte wie eine weiße Möve, die mit ausgebreiteten Flügeln auf der fast schwarzen Flut vor dem Sturme flieht. Leider war aber durch das Unwetter unsere Seefahrt sehr unangenehm geworden. Auf dem Verdecke konnte man sich kaum vor den Seekranken retten, und in der Cajüte war es entsetzlich dunstig. Der Kellner hatte freilich den größten Theil der Leidenden untergebracht, aber die armen Spanierinnen stöhnten, daß es zum Erbarmen war, und die Dünste, die sich durchs Treppenhaus entwickelten, konnten einem alle Lust verleiden, dort hinabzusteigen.

Wir hätten Gibraltar gegen acht Uhr Abends erreichen sollen, doch blies uns der Wind schon um Mittag fast gerade entgegen, und obgleich Don Manuel wacker durch die hohen Wogen dampfte, so kamen wir doch so langsam vorwärts, daß es vier Uhr Nachmittags wurde, ehe wir das jetzt wild bewegte Schlachtfeld von Trafalgar erreichten. Ein Schlachtfeld auf dem Lande hat immer irgend etwas, sei es eine Anhöhe, ein Wald, ein Dorf, ein einzelnes Haus, woran die Phantasie anknüpfen und sich leicht die vergangene Zeit zurückzaubern kann. Hier aber schlugen die schmutzig grauen Wogen gerade so ans Ufer, wie an jedem andern Punkte, und ob unter ihnen nun Muscheln und

Steine ruhen, oder, wie hier, die Trümmer der ſpaniſchen und franzöſiſchen Seemacht, wer kann das den ſo gleich bewegten und theilnahmloſen Wellen anſehen? Freilich ſchimmert dort durch Nebel und Regen ein altersgrauer Maurenthurm auf der Höhe des Geſtades, und am Ufer blinkt heller und deutlicher ein neuer, weißer Fanal. Der erſtere war gewiß Zeuge der gewaltigen Seeſchlacht, welche acht Stunden weſtlich von hier mit unſäglicher Wuth entflammte, er hörte gewiß das wilde: Rule Britannia der engliſchen Matroſen: er vernahm vielleicht Kampfgeſchrei, gewiß aber das Donnern der Geſchütze und das krachende Auffliegen des ſpaniſchen Admiralſchiffes. — „England expects every man to do his duty!“ Mit dieſen einfachen Worten ging der große Nelſon auf die feindlichen Flotten los, und es murmeln gewiß heute noch die Wogen in nächtlicher Stunde, wenn ſie ſich erzählen von dem berühmten Manne mit dem einen Arm.

Lange blickte ich zu dem grauen Maurenthurme empor, der ſich, wie wir langſam dahinſchwammen, immer dichter in ſeinen grauen Nebelſchleier hüllte, der Alles das und noch ſo viel Anderes geſehen; aber was konnte ihn die Seeſchlacht mit ihrem Kanonendonner kümmern: er dachte gewiß an Schwerterklirren und Lanzenſauſen und blickte ſehnſüchtig nach der Küſte von Afrika hinüber, die ſich vor ihm aufzuthürmen beginnt, ſeufzend nach einem neuen Taric und ſeinen tapferen Arabern.

Der Regen und die dichten Wolkenmaſſen zugleich mit dem ſinkenden Tage umgaben uns aber ſo bald ſchon mit Dämmerung und Nacht, daß an eine Ankunft in Gibraltar heute nicht mehr zu denken war. Auch ſchien der Capitän um ſein Schiffchen beſorgt zu werden, denn trotzdem ihn jede Welle aufs Neue durchnäßte, verließ er ſeinen erhöhten Standpunkt am Maſte keinen Augenblick, bald ſeine Befehle dem Steuermanne zurufend, bald in den Maſchinenraum hinabſprechend, wo immerfort die Ofenthüren klirrten, und wenn dieſe geöffnet

wurden, um neue Kohlen nachzuschieben, eine rothe Gluth hinauf leuchtete, den Capitän und seinen weißen Pudel scharf bestrahlend. Wir wurden aber auch auf höchst merkwürdige Art herumgeworfen, und es konnte einem Seekundigen wohl die Befürchtung kommen, ob die kleine Nußschale dem gewaltigen Anprallen der Wogen auf längere Zeit widerstehen würde. Vor uns hatten wir Cap Spartel, doch sahen wir nichts von den gewaltigen Bergen dieser äußersten Spitze Afrika's, und Alles, was der Kapitän durch die dichte Finsterniß zu entdecken glaubte, war das unmerkliche Zittern eines Lichtstrahls dort hinaus, vielleicht der Leuchthurm von Tanger. Obgleich sich das Unwetter mit jeder Viertelstunde steigerte und der Don Manuel sich bald hoch aufbäumend jetzt die Spitzen der Wellen erstieg, um gleich darauf wieder tief hinabzusinken, so schien der Kapitän doch Lust zu haben, seine Fahrt nach Gibraltar nicht zu unterbrechen. Doch kaum hatten wir Cap Plata umschifft, als wir von einem so furchtbaren Wind gefaßt wurden, der uns durch die Meerenge von Gibraltar entgegen kam, daß der kleine brave Dampfer nur mühsam dagegen ankommen konnte. Der Kapitän, der dem Steuermann einige leise Befehle gab, sagte uns im Vorübergehen: „Wenn ich's auch erzwingen will, in dieser schauderhaften Nacht durchzufahren, so riskire ich mein Schiff, und wenn uns wirklich kein Unfall begegnete, so hätten wir doch gar nichts an der Zeit gewonnen, da ich bei dieser Finsterniß doch nicht wage, mit der ganzen Kraft der Maschine vorwärts zu gehen. Ich werde suchen, den Hafen von Tarifa zu erreichen, um dort bis Tagesanbruch liegen zu bleiben."

Er gab hiezu die nöthigen Befehle und that wohl daran, nicht die Fahrt durch die Meerenge zu versuchen. Wie ein Nachen tanzte das Schiffchen zwischen den daher stürmenden Wogen, sich bald rechts, bald links neigend; dabei war es so finster, daß man buchstäblich nicht die Hand vor den Augen sehen konnte, und wenn wir vom Hinterdeck aus etwas von Mast und Tauwerk bemerkten, so war das nur in solchen Augenblicken, wo unten die Ofenthüren aufflogen

und wenn man denn auch körperlich nicht fällt, ſo iſt man geiſtig doch ſchon ſehr tief gefallen.“

Ich merkte, daß der Gute im Begriff war, mir eine Predigt zu halten, und da ich in meiner Verſtimmung durchaus nicht gelaunt war, dergleichen hinzunehmen, ſagte ich heftig, er ſolle mich in Frieden laſſen. Ueberhaupt, ſetzte ich im Zorn hinzu, ſei mir ſein Kriechen und Scherwenzen höchſt widerlich, und er thäte mir einen großen Gefallen, wenn er ſich künftig gar nicht um mich bekümmerte. — Dieſe Antwort hatte Philipp von ſeinem Untergebenen nicht erwartet, und ich glaube, zu einer andern Stunde hätte ich ſie ihm auch nicht gegeben. Er hob die gefalteten Hände gegen die Bruſt, ſenkte ſeinen Kopf etwas und ſagte nach einer langen Pauſe mit tonloſer Stimme, als preſſe ihm ein harter Kampf die Worte aus: „So muß ich dem Herrn Prinzipal anzeigen, daß es mir nach dem, was Sie unſerer verehrten Jungfer Barbara angethan, ſo wie nach Ihrer Herzloſigkeit, womit Sie die kleine Fanny gequält, ungerechnet den wenigen Reſpekt, den Sie dem Hute des Prinzipals und ſomit dieſem ſelbſt bewieſen, und nach Ihrer Aufführung von geſtern Abend als ordentlichem Handlungsgehülfen unmöglich iſt, ferner mit Ihnen zuſammen zu leben. Einer von uns muß alſo das Haus verlaſſen, Sie — oder —“ ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu „— ich!“

und die rothe Gluth hinausdrang. Dabei traf es ſich ein paar Mal, daß zu gleicher Zeit der Röhre neben dem Schornſteine weißer, überflüſſiger Dampf entfuhr, der dann röthlich angeſtrahlt wie ein Blitz auf Augenblicke in der dunklen Nacht ſichtbar ward.

Endlich ſahen wir die Leuchtthürme von Tarifa vor uns und Don Manuel machte mühſam eine Wendung, um richtig in die Einfahrt zu kommen. Ziemlich unheimlich war es hier, durch das dumpfe Rollen der Wogen das Donnern der Brandung zu hören, als wir uns dem felſigen Ufer näherten. Wie leicht konnte ein heftigerer Windſtoß uns aus dem richtigen Kurſe drängen und dann — hatte der alte Engländer vollkommen Recht mit ſeinem: cette bâteau est trop petite.

Glücklicher Weiſe thaten Kapitän und Schiff ihre Schuldigkeit, und eine halbe Stunde ſpäter fühlten wir, wie die Bewegung des Schiffes angenehmer und langſamer wurde, es war gegen das frühere Auf- und Abtanzen nur noch ein gelindes Schaukeln. Gleich darauf raſſelte der Anker in die Tiefe. Mehrere der Paſſagiere waren allerdings der Meinung, wir ſeien bereits vor Gibraltar angelangt, und vernahmen nun ſeufzend, daß wir ein Unterkommen im Hafen von Tarifa gefunden. Den meiſten der unglücklichen Seeleidenden war die eingetretene Ruhe indeſſen erwünſcht und viele ſtiegen aufs Verdeck herauf, um ſich umzuſchauen und ein bischen friſche Luft zu ſchöpfen. Von einer Ausſicht war freilich ſo gut wie gar keine Rede, nur einige Lichtpunkte zeigten an, wo Tarifa mit ſeinen alten Mauern und Thürmen lag. Gerne hätte ich die berühmte Veſte deutlicher geſehen; denn es iſt einer von den Punkten, welche ſo beredt von altſpaniſcher Tapferkeit erzählen. Hier war es, wo Don Alonzo Perez Guzman Stadt und Burg gegen die Mauren hielt, welche eines Tages den Sohn des Helden bei einem Ausfalle gefangen nahmen, ihn vor die Wälle führten und dem Vater die Wahl ließen, entweder Tarifa zu übergeben oder den Sohn vor ſeinen Augen enthaupten zu ſehen. Der alte ſpaniſche Held warf ihnen ſtatt aller Antwort ſein eigenes Schwert

herab und ſagte, man ſolle damit ſeines Sohnes Haupt abſchlagen, worauf die Mauren die Belagerung aufhoben und Don Alonzo Guzman von ſeinem König Ferdinand III., den Beinamen: „el bueno“ erhielt. Für die Araber iſt dieſe Stelle Spaniens überhaupt eine unheilvolle geweſen, denn zwiſchen Tariſa und Algeſiras am Rio Salado war es, wo Alonzo XI. die Mauren in einer ungeheuren Schlacht ſchlug. Unter den chriſtlichen Schwertern fielen hier Hunderttauſende, die es vorzogen, auf dem Boden zu ſterben, der, von ihren Vätern erobert, ihnen nun für immer entriſſen wurde.

Leider war die finſtere und regneriſche Nacht nicht zur Beobachtung geſchaffen, und ſo ungern wir es thaten, mußten wir uns doch endlich entſchließen, in die Cajüte hinabzukriechen, obendrein da unſer Appetit ſich ſtark meldete. Die beiden Betten, welche wir am vorigen Tage belegt, waren freilich leer geblieben, doch hatte ſich gegenüber eine ſpaniſche Familie einquartiert, der Vater mit zwei kleinen Söhnen und eine ſehr dicke Mutter, die ſich bei unſerem Eintritt entrüſtet erhob und für einen Augenblick einen Anblick gewährte, wie die Sphinx der alten Griechen. Anfänglich wollte ſie uns nicht in ihrer Nachbarſchaft dulden und hielt uns eine lange Rede mit ſolch ſpaniſcher Zungenfertigkeit und Geſchwindigkeit, daß wir wenig mehr verſtanden, als am Schluß jeden Satzes, bevor ſie heftig Athem holte, das wohlbekannte: Caramba! Endlich ſchlug ſich der Kellner in's Mittel, und da auch ſeine Vorſtellungen nichts fruchten wollten, ſo zog er entrüſtet den Vorhang vor ihrem Bette zuſammen, worauf wir ſie noch längere Zeit hinter der Gardine dumpf grollen und murmeln hörten wie ein verziehendes Gewitter.

Da ſich der Reſtaurateur nicht darauf vorgeſehen hatte, im Hafen von Tariſa ein Nachteſſen beſorgen zu müſſen, ſo fiel dieſes ſehr frugal aus und erinnerte mich an die Klage des Einſiedlers: „Immer Früchte und gar kein Fleiſch!“ Nicht einmal eine Chocolade war zu bekommen, und nachdem wir noch auf dem Verdeck im ſanft herabrieſelnden Regen eine Cigarre geraucht, krochen wir in unſere Bettkaſten. Vorher

aber hatte mich der Steuermann versichert, wir würden in der Frühe zur Fahrt durch die Meerenge einen klaren Morgen haben; eine Aussicht, die mich alles nächtliche Ungemach in der heißen dunstigen Cajüte gern ertragen ließ. Schon vor Tagesanbruch befand ich mich auf dem Verdeck und bemerkte mit großer Freude nicht nur, daß der Regen aufgehört hatte, sondern daß auch das dichte Gewölk am Himmel zerrissen war und hie und da ein bleicher Stern hervorblinkte. Freilich waren rings umher Meer und Felsen noch in Nebel und Dunkelheit eingehüllt, doch konnte man jetzt schon die Wasserfläche des Hafens von Tarifa, sowie die malerischen Umrisse der Mauern und Thürme erkennen. Der Capitän befand sich ebenfalls auf dem Verdeck und blickte ungeduldig an dem Schornstein hinauf, aus welchem der Rauch anfing emporzuqualmen. Ich muß gestehen, daß ich in unsäglicher Erwartung um mich her schaute; sollte ich doch ein Schauspiel erleben, wie nie zuvor: die Fahrt durch zwei Welttheile, die, obgleich einander in Wirklichkeit so nahe gerückt, doch wieder so gar keine Vergleichungs- und Berührungspunkte haben, die beiden Extreme der Civilisation, Europa und Afrika. Welche gewaltige Flut von Gedanken, Empfindungen, Erinnerungen bestürmte uns hier beim Anblick dieses kolossalen Felsenthores, das mit seinen geschichtlichen Erinnerungen und schon mit seinem Namen: „Säulen des Hercules," bis zur Fabelzeit hinaufreicht!

Jetzt hob sich der Anker des Don Manuel, und während der wirklich klar aufsteigende Tag siegreich die Dämmerung verdrängte, glitten wir langsam aus dem Hafen von Tarifa, und befanden uns in kurzer Zeit in der Straße, welche beide Welttheile und zwei gewaltige Meere trennt. Ich glaube nicht, daß es irgendwo auf der Erde eine Stelle gibt von so großartiger landschaftlicher Schönheit wie hier; während wir links die Berge von Tarifa hatten, rückwärts die zerklüfteten, sonderbar geformten Felsenspitzen des Cap Spartel, sah jetzt Tanger aus nebelhafter Ferne zu uns herüber; vor uns im Osten erhob sich die Sonne in einem Dunstkreise glühend roth, und

ihren Strahlen entgegen, welche nun mit Einem Male das tiefblaue Mittelmeer vor uns mit einem purpurnen Lichtstrom übergossen, schwammen wir durch das gewaltige Riesenthor von Gibraltar. Mit einem goldenen Glanze überströmten die herausdringenden Strahlen den bis jetzt im trüben Morgendunste hinter uns liegenden atlantischen Ocean, und wunderbar herrlich war es dabei anzusehen, wie die Spitzen der hohen Gebirge von Ronda auf der einen und die Felsenkronen von Tetuan auf der andern Seite, die soeben noch in dunkles Violett gehüllt da lagen, jetzt plötzlich von der Sonne glühend angestrahlt wurden, und wie zu gleicher Zeit die prachtvollen Felsen von Ceuta lange Schlagschatten auf die bewegte spiegelnde Flut warfen. Man hätte laut aufjauchzen können bei all der Pracht, und obgleich sich, sowie wir weiter fuhren, die Gestade von Europa und Afrika langsam verschoben, so zeigten sie doch immer neue reizende Einzelnheiten. Was war aber in dieser gewaltigen Natur unser elendes Schifflein? Noch immer war der enge Kanal zwischen beiden Welttheilen im Aufruhr, und die Fluten, welche vom heftigen Winde bewegt das Mittelmeer hinaustreibt, kämpften erbittert mit der Strömung, die, ein eigenthümliches Spiel der Natur, der atlantische Ocean in unerforschlicher Tiefe immer und immerfort in's Mittelmeer hineinsendet.

Trotzdem aber arbeitete Don Manuel wacker vorwärts, und in kurzer Zeit trat der eigenthümlich geformte Felsen von Gibraltar vor unsere Augen. Ringsumher erhoben sich im weiten Kreise schöne hohe Berge, den Meerstrom so einschließend, daß man in einem weiten See zu fahren glaubt. Noch eine halbe Stunde und unser kleiner Dampfer ließ seinen Anker in dem weiten Hafen von Gibraltar, nahe bei Algesiras, fallen.

Da es noch ziemlich früh am Tage war, so mußten wir längere Zeit auf Boote warten; die uns an's Land bringen sollten; doch hatten wir hier so viel Prachtvolles zu sehen, daß uns dieser Aufenthalt nicht lang däuchte. Auf der großen Bai schaukelte eine Menge Schiffe, kleine Küstenfahrer und Kauffahrteischiffe mit den Wimpeln

ller Nationen, dazwischen aber lagen schwarz und finster große eng-
ische Kriegsdampfer, gewaltige Fahrzeuge, meistens mit zwei Schorn-
teinen, welche mit Soldaten, Pferden und Kriegsbedürfnissen aller
lrt nach dem Orient gingen, wo das blutige Kriegsspiel schon be-
gonnen hatte. Zahlreiche Boote vermittelten die Verbindung der
Schiffe mit dem Lande. Hinter dem Mastenwalde erhob sich die
Stadt Gibraltar, amphitheatralisch an den Felsen hinangebaut, die
Häuser sind meistens mit dunklen Farben angestrichen, scheinen auch
schlecht gebaut, und bieten so, wenn man an das glänzende Cadiz
denkt, einen düstern und traurigen Anblick. Hinter der Stadt erhebt
sich nun in den bekannten, riesenhaften, so malerischen Verhältnissen,
in einer einzigen Masse aufsteigend, der Felsen von Gibraltar, das
alte Calpe; nach Osten zu stürzt er fast senkrecht in's Meer, ein zwölf-
hundert Fuß hohes Vorgebirge bildend; seine Abdachungen nach Süden
und Westen sind sanfter, aber immer noch nach militärischen Begriffen
unersteiglich; gegen Norden, wo die Felswände gleich riesenhaften
Mauern aufsteigen, hängt er mit Spanien durch eine schmale Land-
zunge zusammen, ein neutraler Grund, der ganz flach und eben nur
wenige Fuß über dem Meere erhaben liegt. Sehr leicht wäre es,
diesen Isthmus vermittelst eines Kanals zu durchschneiden und so
Gibraltar zu einer Insel zu machen, wodurch der wirklich unverschämte
Schmuggelhandel hier erschwert würde und hauptsächlich die von Ma-
laga kommenden Schiffe das Vorgebirge nicht zu umschiffen brauchten,
was bei stürmischem Wetter häufig nicht ohne Gefahr geschehen kann.

Ein eigenthümliches Spiel der Natur ist es, daß der Felsen von
Gibraltar von der Bai, mehr aber noch von der Landzunge aus ge-
sehen, die Gestalt eines riesenhaften, ruhenden Löwen hat. Auf der
äußersten Spitze seines Rückens steht der alte von Taric erbaute Sa-
racenenthurm, daneben das weiße englische Wachthaus mit seinem
Signalmaste, an dem große schwarze Kugeln verkünden, daß am fernen
Horizonte im Osten oder Westen Schiffe erscheinen. Hoch oben aber
flattert die Fahne Englands, weithin sichtbar, und so anzeigend, daß

sie es ist, welche hier am Eingange des Mittelmeers drohend Wache hält. Gegen Norden nach dem Lande zu erhoben sich schon zur Zeit der Mauren vier befestigte Linien über einander; von den heutigen Festungswerken, den berühmten in Felsen gehauenen Batterien, entdeckt man von unten keine Spur; nur sieht man auf dem Kopfe des Löwen feste, trotzige Mauern; in seiner Brust, die er kühn dem Festland entgegenwendet, befinden sich jene furchtbaren Kanonenhöhlen, und wenn wir auch vielleicht dort oben zwischen wehenden Gebüschen undeutlich eine kleine schmale Felsspalte entdecken, so können wir unmöglich glauben, daß es eine jener Schießscharten sei, aus denen dem Angreifer Kugeln des schwersten Kalibers entgegenfliegen. Von den Festungswerken auf der westlichen, uns und dem spanischen Algesiras zugewendeten Seite, unten am Hafen, sehen wir zwei aus Granit schief in das Meer hineingebaute Hafendämme, die beiden Molo's, welche mit Geschützen des schwersten Kalibers besetzt sind.

Ueber den Namen Gibraltar, das alte Heraklia, gibt es verschiedene Lesarten; nach Einigen soll es Giebel-Thor heißen, Bergthurm, nach Andern Dschebel el Taric, Berg des Taric, weil der tapfere arabische Feldherr hier 714 mit seinen Mauren landete.

Es schien mir, als habe der Kapitän des Don Manuel in die Aufhebung der Quarantaine hier noch keinen rechten Glauben gesetzt; denn statt dicht bei Gibraltar hatte er sich so nahe an Algesiras gelegt, daß uns die dortigen Bootführer als ihre Beute beanspruchten, mit einer ziemlich großen Fähre vor unsern Dampfer kamen und uns abholten. An der spanischen Küste befand sich ein altes Pfahlwerk in die Bucht hineingebaut, wo Boot und Nachen bei ganz ruhiger See anzulegen schienen; heute aber, wo die Fahrzeuge immer etwas auf dem Wasser tanzten, steuerte unser Nachen nördlicher dem Ufer zu, um vielleicht fünfzig Schritte von demselben zu halten. Zugleich erschien denn auch eine Menge Lastträger, die bis an den Gürtel in's Wasser gingen, um unser Boot auszuladen. Sie nahmen Koffer und uns selbst auf ihre Schultern, und es war komisch anzusehen, wie wir

rittlings den Strand erreichten. Nach einigen Paßschwierigkeiten, die wir mittelst ein paar Peseten in's Reine brachten, durften wir über das eben bezeichnete alte Pfahlwerk einen kleinen Dampfer besteigen, welcher die Verbindung zwischen Algesiras und Gibraltar vermittelt. Damit hatten wir eigentlich das schöne Spanien verlassen und wandten ihm lange schmerzliche Blicke zu, sandten noch viele Abschiedsgrüße hinüber, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen. —

Ein gebrechlicheres und elenderes Fahrzeug, wie der Dampfer war, der uns hinüberführte, hatte ich lange nicht gesehen;

— — — ein kleines Ding,
Das leck schon war und Wasser fing,
Als wie ein alter Stiefel,

heißt es irgendwo von Charons Nachen, und gerade so war unser Fahrzeug, dabei von erschreckend englischem Ansehen; auf dem Verdeck die bekannten schweren Reiserequisiten, blonde Herren mit schottischem Plaid, und blonde Damen mit grünen Schleiern und wasserblauen Augen. Statt unseres prächtigen Piratenkapitäns vom Don Manuel stand hier ein fetter Kerl auf dem Radkasten in langer Aermelweste, den Hut auf dem Hinterkopfe, mit dickem aufgedunsenem Gesichte und röthlichem Backenbarte. Ja, es war wirklich Charons Nachen, der uns hinweg vom glühenden wunderbaren Lichte der Sonne in die kalte nüchterne Unterwelt führte. — Lebe wohl, du schönes Spanien!

Bald legten wir am neuen Molo von Gibraltar an und hätten glauben können, während der kurzen Ueberfahrt von Algesiras viele, viele hundert Meilen nördlich gekommen zu sein. Hier waren englische Matrosen und englische Lastträger, englische Soldaten und englische Kaufleute; ein englischer Lohnbedienter pries uns das englische Clubhaus an; englisch geschnittene Backenbärte befanden sich hier an englischen sonst glatt rasirten Köpfen, und über dem Thor, durch das wir gebückt fast kriechen mußten, da des Sonntags halber nur der untere Theil geöffnet wurde, wehte die englische Flagge.

Daß eine Stadt wie Gibraltar, im Mittelpunkt des spanisch-andalusischen Lebens gelegen, zwischen Cadiz, Sevilla, Cordova, Granada und Malaga, gegenüber dem poetischen Maurenlande durch ein Paar Tausend Engländer ein so trostlos nüchternes Ansehen gewinnen kann, ist völlig unerklärlich. Wenn man durch die lange Hauptstraße Gibraltars geht, nicht rechts blickend wo durch irgend eine Seitengasse ein Stück des Mastenwalds hervorsieht, aber nach links, wo der gewaltige Fels hereinragt, so hätte man glauben können, in der stillsten Krämerstadt mitten im Lande zu sein, die fern, abgeschlossen von der Welt daliegt, und wohin sich höchstens zweimal in der Woche ein alter, gebrechlicher Post-Omnibus verirrt. Und diese drückende Leere auf den Straßen! Nur hin und wieder wandelt ein einsamer Paletot oder ein paar rothröckige Soldaten. Gott sei Dank, daß wir an einem Kaffeehaus vorbeikamen, vor dem ein paar Mauren saßen, den langen weißen Burnus über den seidenen malerischen Gewändern, mit schönen gelben, arabisch ernsten Gesichtern. Dazu die Stille der Häuser, kein Gelächter, kein Geplauder an den halboffenen Fenstern, kein Guitarrenklang, kein lustiges Lied. Wo waren die lieben spanischen Augen geblieben, die frischen lachenden Lippen mit den schönen Zähnen! Hie und da sah man wohl eine Jungfrau am Fenster sitzen, aber aufrecht und steif, strenge und wohlerzogen die Blicke abwendend, wenn die vorüberwandelnden Fremdlinge allzukühn aufschauten, oder das Fenster schließend, wie es ja auch wohl im ähnlichen Falle bei uns daheim geschieht von der wohlgekämmten Tochter einer achtbaren Familie.

Im Hôtel Gibraltar, einem guten englisch eingerichteten Gasthofe, bekamen wir ordentliche Zimmer, und kleideten uns sogleich um, um einen Empfehlungsbrief abzugeben, den wir in Madrid erhalten, und zwar an den preußischen Consul, Herrn Schott, dessen liebenswürdige Persönlichkeit uns schon manche Reisende gerühmt hatten. Wir fanden auch alles Gute und Liebe, was man von diesem gastfreundlichen Hause gesagt, auf's Vollkommenste bestätigt, und wenn

auch keine Vergeltung, so übe ich doch eine Gerechtigkeit, wenn ich sage, daß Herr Consul Schott in der That der Hort seiner deutschen Landsleute ist. Seit längeren Jahren in Gibraltar, verheirathet mit der liebenswürdigen Tochter eines reichen spanischen Hauses, findet man bei ihm und ebenso im Hause seiner Schwiegereltern, der Familie L., die vollste spanische Gastfreundschaft, wie sie, fern von Zwang und beengender Etikette, nur eben diese noble prächtige Nation zu bieten vermag. Mitten in dem nüchternen Gibraltar ist das Haus des Herrn L. wie eine Oase in der Wüste, ein Stück andalusisches Leben. Hier findet man auch wieder den kleinen reizenden Patio mit frischem Wasser und blühenden Blumen, und in den gastlich geöffneten Sälen einen Kreis blühender Töchter, die so freundlich waren, uns, die wir so schmerzlich an das für uns verlorene spanische Paradies dachten, durch vortrefflich vorgetragene andalusische Lieder das schöne Land wieder herbeizuzaubern.

Herr Schott war so freundlich, uns zur Alameda von Gibraltar zu geleiten, indem er uns lächelnd versicherte, die Schönheit derselben würde uns gewiß mit dem kalten Anblick der Stadt versöhnen, und darin hatte er vollkommen Recht. An den Festungsthoren, durch welche wir die Stadt auf der südlichen Seite erstiegen, sieht man noch deutlich den kaiserlichen Adler Karls des Fünften. In kurzer Zeit befanden wir uns außerhalb der eigentlichen Gräben und Wälle, an welche sich die Hafendämme mit ihren furchtbaren Batterien zu unserer Rechten anschließen, so eine drohende Kette Geschütze des schwersten Kalibers bis zur Ostspitze bildend. Zwischen diesem Hafendamme und der rechts aufsteigenden Felsenwand befindet sich nun die Fläche, welche der Paseo von Gibraltar einnimmt. Der eigentliche Garten ist klein, aber von wunderbarer Schönheit; ein sehr geschickter Gärtner hat das unten sanft gegen den Felsen ansteigende Terrain meisterhaft zu benützen verstanden, überall verschlungene Wege angebracht, die jetzt durch Lorbeergebüsch, dann durch ungeheure Rosenlauben, deren eine sich seltsamerweise über die weißen Rippen eines Wallfisches wölbt,

über zierliche Brücken hinweg von Terraſſe zu Terraſſe ſteigen, überall eine neue herrliche Ausſicht gewährend. Der untere Theil iſt muldenförmig und eine wahre Schale voll prachtvoller Pflanzen; Geranien, die wir bei uns ja nur in kleinen Exemplaren haben, bildeten hier mannshohe Gruppen und lange Hecken, bedeckt mit blendenden purpurrothen Blumen; wie wild aus dem Graſe wachſend, treiben Gladiolus ihre großen ſchönen Blüthenkolben in die Höhe, einen glühenden Kranz um rieſenhafte Aloen bildend, die mit dem Blaugrün ihrer Stachelblätter ſo angenehm zwiſchen der ſaftigen Farbe der Geranien und Lorbeeren hervorbrechen. Gegen die Oſtſpitze zu ſetzt ſich die Alameda in einem breiten Fahrwege fort, und das Eigenthümliche der ganzen Anlage hier am Ufer des Meeres wird noch erhöht durch die unzähligen Batterien, welche man an allen Orten zwiſchen dem blendenden Grün hervorblicken ſieht. Der Gärtner hat die Kriegswerkzeuge auf die lieblichſte und zierlichſte Art mit in den Bereich der Anlagen gezogen. Wir betreten einen ſanft geſchlängelten Pfad, der uns vielleicht zu einer Roſenlaube führen kann, und treten plötzlich auf eine Plateforme, mit blankgeputzten Achtundvierzigpfündern bedeckt. Dort durch's Gebüſch ſchimmert auf weißem Kiesgrunde etwas, das wir für Ruheſitze halten; wir kommen näher und finden eine Mörſerbatterie, deren weite Mündungen uns drohend anſchauen, vielleicht erſchrecken könnten, wenn nicht Schlingpflanzen und Geranien, die am Fuße der Lafetten wachſen, zierliche Ranken hinaufſendeten und mit ihren rothen und blauen Blüthen das kalte Eiſen zu liebkoſen ſchienen, ja es durch ihren Anblick freundlich ſtimmten.

Die Alameda von Gibraltar iſt ein völliger Geſchützgarten, und mir kam häufig die Idee, als habe ſie irgend ein alter General, ein eifriger Blumenliebhaber, ſo angelegt und die Batterien damit verwoben, weil er nun einmal ohne den Anblick derſelben nicht leben kann. Auf einer kleinen Anhöhe im Garten ſteht das von Matroſen grotesk aus Holz geſchnitzte lebensgroße Bildniß des Lord Elliot, des tapfern Vertheidigers von Gibraltar.

Wenn es mir auch im Ganzen gar nicht unangenehm geweſen wäre, das Reißmehlſche Haus verlaſſen zu können, da mir nach dem, was ich hier erlebt, dieſe Branche des Handelsſtandes gründlich verhaßt geworden war, ſo wußte ich doch zu gut, daß ich durch einen ſolchen Austritt die Meinigen auf's Tiefſte betrübt und ſie mich in einen andern Laden geſteckt hätten, wo es mir vielleicht noch ſchlimmer ergangen wäre. Deshalb erſchreckte mich Philipps Aeußerung nicht wenig und ich wußte nicht, was ich ihm entgegnen ſollte; da fiel mir auf einmal eine Aeußerung des Doktor Burbus ein, eine Anſpielung auf eine Geſchichte, die im erſten Stock des Reißmehlſchen Hauſes vorgefallen ſei, und dies wandte ich durch plötzliche Eingebung auf Philipp an. So ruhig wie möglich ſagte ich ihm: „Gut, Herr Philipp, erzählen Sie dem Prinzipal von mir, was Sie wollen; ich werde ihm dagegen etwas mittheilen, was mir der Herr Doktor Burbus geſagt. Verſtehen Sie mich, Herr Philipp? etwas, das da unten im erſten Stock paſſirt iſt."

Kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, ſo that es mir auch ſchon leid, denn aus Philipps Augen ſprach die vollkommenſte Verzweiflung. Er that einen Schritt zurück, ſchlug die Hände vor's Geſicht und konnte nur die Worte hervorbringen: „O Gott! das Ungeheuer! — O Barbar' —!" — „Ja, ſehen Sie," entgegnete ich ihm ruhig, „ſo wie Sie muß man nicht ſein! Es iſt viel

Der Fahrweg durch den Paseo, dem ſtarren Felſen abgerungen, zieht ſich zwiſchen reizenden Landhäuſern, meiſtens Wohnungen der engliſchen Offiziere, bald hie und da von grünen Gärten begränzt, bis zur öſtlichen äußerſten Spitze des Felſens, wo man eine prachtvolle Ausſicht genießt, links und rechts die gewaltige Meeresflut, vor ſich die maleriſchen Berge der afrikaniſchen Küſte in dunkel violetter Färbung.

Auf dem Rückweg ſtieg Herr Conſul Schott mit uns ein paar hundert Schritte den Felſen hinan und brachte uns zu einem kleinen höchſt eigenthümlichen Garten, ganz verdeckt in einer Felsſpalte liegend, deſſen Entſtehung er uns erzählte. So wenig man hier in Gibraltar verhindert wird, zwiſchen den untern Batterien ſpazieren zu gehen, ſo ſtreng iſt es verboten, irgendwo zu zeichnen oder etwas am Erdreich zu verändern. Nun meldete eines Tages eine Patrouille, die den Felſen umkreiste, ſie habe dort oben auf der Höhe einen höchſt ſonderbaren Garten entdeckt. Ein Schuhmacher von Gibraltar nämlich hatte den verbotenen Platz da oben geebnet und nach ſeinem Geſchmacke angelegt. Der Gouverneur mit einigen Offizieren ſah ſich bewogen, hinaufzuklettern und fand da eine Anlage der komiſchſten Art, wie wir ſie heute noch ſahen. Am Eingang ſtand das alte verſtümmelte Holzbild eines Schiffsſchnabels, irgend ein engliſcher Admiral, dem eine Thonpfeife im Mund ſteckte; daneben aus dem Geſtein traten ein paar Pferdsköpfe hervor, weiter oben einzelne hölzerne Arme und Beine, die der Schuſter Gott weiß wo aufgefunden; dann kam man auf eine kleine Terraſſe, wo die Felswand auf der einen Seite mit allen möglichen Porzellan- und Glasſcherben geſchmückt war; unten in einer Höhlung lag ein ausgeſtopftes Reh und in verſchiedenen natürlichen Niſchen wahrhaft ſchreckliche Ungethüme, menſchliche Statuen vorſtellend, die der Eigenthümer ſelbſt aus Kalk und Gyps gemacht; auch Eva war da, am Feigenbaume ſtehend, und neben ihr ſtellte ein alter Cactusſtengel die Schlange vor. Die Terraſſe führt in eine Höhle des Felſens, welche der Schuſter „das Muſeum“ nannte, und hier ſtand bei einander, was er ſeit langen Jahren in Trödel-

buden gefunden, zerstückelte Gypsfiguren, z. B. der Oberkörper der Venus mit einem Matrosenhut auf dem Kopfe, Fetzen von Fahnen und Wimpeln aller möglichen Schiffe, und ausgestopfte Hunde und Katzen neben Flaschen, Gläsern, neben Gewehrkolben ohne Läufe oder rostigen Säbeln mit zerbrochenen Klingen. Ich glaube nicht, daß damals der Gouverneur von Gibraltar, Sir Gardiner, bei diesem Anblicke mehr gelacht als wir. Der Schuster erhielt denn auch die Erlaubniß, seinen Garten behalten zu dürfen, und zeigte ihn nun mit großem Selbstgefühl den besuchenden Fremden, nicht ohne von vielen Stücken höchst anmuthige Historien zu erzählen.

Als wir herabsteigend die Alameda wieder erreichten, dämmerte es bereits zwischen den Felsen. Von der Höhe des Felsens herab donnerte ein Kanonenschuß, zum Zeichen, daß das Thor auf der Nordseite gesperrt werde. Auch auf den Kriegsschiffen krachte es, die Flaggen begrüßend, die bei einbrechender Nacht vom Mast niedergelassen wurden. Dieser Augenblick war wunderbarschön auf der Alameda. Hinter der Meerenge im Westen war die Sonne strahlend niedergegangen, und während unten schon ein feiner Duft die Bäume und Sträuche umzog, glänzte oben auf der Spitze des Felsens noch die stolze Flagge Englands über dem Wachthaus und dem alten Saracenenthurm.

Während wir langsam dem Thore zuschritten, entzündeten sich hie und da an den Bergen Lichter in den Landhäusern, welche freundlich durch die dunkeln Gebüsche glitzerten. Auf einem der Kriegsschiffe brausten die Klänge eines Musikcorps durch den stillen Abend, und als wir die Straßen Gibraltars wieder betraten, begegneten wir einer Patrouille Bergschotten, die mit den schnarrenden Tönen des heimatlichen Dudelsackes ihren Zapfenstreich aufspielten.

Am andern Morgen erhielten wir durch die Freundlichkeit des Herrn Consuls Schott die Erlaubniß, die Felsengallerien mit ihren Batterien sehen zu dürfen, und zwar wurde es uns gestattet, hinaufzureiten, was insofern seine Annehmlichkeiten hat, da der Weg, den

man machen muß, ſehr weit iſt. Wir nahmen im Gaſthof einen Lohnbedienten, der uns für Pferde ſorgte, und ritten um neun Uhr von Hauſe weg. Der Weg führte an der rechten Abdachung des Felſens hinauf, anfänglich durch die Stadt, die terraſſenförmig aufgebaut iſt, zuweilen nur durch ſteile Steintreppen verbunden, und wo die oben hinführenden Straßen öfter auf gleicher Linie mit den Dächern der unten liegenden Häuſer laufen. Außerhalb der Stadt zieht ſich der ſchmale Reitpfad im Zickzack durch zerriſſene Felspartien und führt noch längere Zeit an einzeln ſtehenden Häuschen vorbei, dann haben wir offene Batterien wie auf der Alameda, mit allerlei zierlichen Geſträuchen untermiſcht, Orangen, Citronen und Lorbeer, neben alten mauriſchen Thürmen nnd neueren Feſtungswerken. Und wie grandios entwickelt ſich die Ausſicht, während man immer höher und höher aufwärts ſteigt! Die Stadt zu unſern Füßen mit ihrem Maſtenwalde ſcheint ſich ängſtlich zuſammenzuducken, wobei die majeſtätiſchen Berge von Europa und Afrika immer rieſenhafter aufſteigen, und die Bai von Gibraltar, drunten für uns ſo weit und groß, ſchrumpft zu einem kleinen See zuſammen, während ſich die ſonnbeglänzten Weltmeere nach Oſten und Weſten in ihrer Unendlichkeit ausdehnen.

Vierhundert Fuß über der Stadt erreichten wir die erſte Gallerie, wo uns ein Sergeant der Artillerie erwartete, um durch ſämmtliche Werke unſer Führer zu ſein. Ein ſchweres feſtes Thor öffnet ſich vor uns und aus dem blendenden Sonnenlichte treten unſere Pferde in einen ſchattigen, vielleicht zwanzig Fuß hohen Felſengang, der ſich endlos vor uns auszudehnen ſcheint und wo das Echo die Hufſchläge dröhnend wiedergibt. Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, durch dieſe Batterien zu reiten, und man erſtaunt über die Willenskraft der Menſchen, welche durch den harten Fels dieſe Gänge gehöhlt. Vermittelſt der Schießſcharten fällt das Licht herein, und wenn dieſe auch weit und hoch ſind, ſo braucht man doch nur in die ſchwindelnde Tiefe hinabzuſchauen, um zu begreifen, daß man von drunten dieſe Oeffnung nicht entdeckt, ſelbſt nicht die Mündung der Vierundzwanzig-

pfünder, die hinausragen. Obgleich die Gänge weit und der Fels über den Batterien hoch ausgewölbt iſt, ſo ſoll doch der Pulverdampf, namentlich bei Nord- und Oſtwinden, hier leicht unerträglich werden und ein anhaltendes ſchnelles Schießen ſehr erſchweren.

Die zweite Gallerie, die man an der Bergwand auf ſchmalen Zickzackwegen hinaufreitend erreicht, liegt ſiebenhundert Fuß über dem Meere und iſt die längſte. In der Mitte derſelben befindet ſich die Batterie Sanct Georg, ein großer, in den Felſen ausgehauener, runder Salon, wenn ich nicht irre, mit Vierundſechzigpfündern beſetzt, welche nach beiden Meeren hinausfeuern können; etwas tiefer liegt die Batterie Lord Granville's mit ſechzigpfündigen Carronaden. Von dieſer Gallerie zur dritten und höchſten, die ſich tauſend Fuß erhebt, geht es außerhalb des Felſens lange und ziemlich ſteil aufwärts, weßhalb ſich der begleitende Sergeant auf der Croupe des Pferdes unſeres Lohnbedienten ſchwang, um mit dem ſchnell gehenden Thiere gleichen Schritt halten zu können. Dieſer Lohnbediente, der mich protegirte, hatte mir das beſte Pferd gegeben, einen feſten mauriſchen Schimmelhengſt mit langem Schweif, prachtvoller Mähne und etwas heftigem Temperament. Dabei hatte er die Gewohnheit, jeden Augenblick den Kopf in die Höhe zu werfen, und zeigte ſchon in der unterſten Gallerie, daß es ihm durchaus kein Vergnügen mache, durch die halbdunkeln hallenden Gänge zu gehen, ſtrebte auch, da er an der Spitze ritt, ſo haſtig vorwärts, daß ich ihn nur mit Mühe halten konnte. Die oberſte Gallerie hatten wir kaum zur Hälfte durchritten und waren an einen Punkt gekommen, wo der Gang ziemlich ſtark aufwärts ſtieg, als mein Hengſt mit Einem Male ſeinen Kopf nachdrücklicher wie bisher in die Höhe warf und gleich darauf in den tollſten Sätzen mit mir durchging; umſonſt nahm ich die Zügel feſt an, ich fühlte wohl, daß die Stange in ſeinem Maul nicht mehr wirkte. Alles, was ich thun konnte, war, ihn in der Mitte des Ganges zu halten, um nicht an den vorſpringenden Felſen der Wände geſtreift zu werden. Bald hatte er übrigens das Ende des Ganges erreicht, wo eine Schildwache, die

nus kommen hörte, den Thorflügel halb öffnete; dort raste das Pferd hinaus, nicht ohne mich an dem vorstehenden Riegel tüchtig zu streifen. Ein verschlossenes Lattenthor vor dem Eingange ließ ihn nicht weiter; und als ich draußen am hellen Tageslicht nachsah, hatte sich bei dem Aufwerfen des Kopfes die Kinnkette aus dem Haken gelöst und da war freilich an ein Halten des feurigen Pferdes nicht mehr zu denken.

Sämmtliche Gallerien haben hundertundzwanzig Geschütze und diese ganze Seite des Felsens mit den zahlreichen Außenbatterien über sechshundert, die meisten von schwerem Kaliber. Man sagt: Gibraltar ist unbezwinglich, und es mag wohl der Fall sein, so lange eine unbesiegte britische Flotte den Felsen schützend umgibt; würde aber Frankreich und Spanien die Oberhand zur See bekommen, — was letzteres anbelangt, so ist freilich wenig Aussicht vorhanden, — so gibt es auch wieder keine Festung, die leichter und nachdrücklicher zu blokiren wäre, als Gibraltar. Was die Kanonen gegen die Landenge Spaniens zu anbetrifft, so haben sie wohl mehr den Zweck, Angriffsbatterien auf den Isthmus zu zerstören, als einen schnell andringenden Feind zurückzutreiben.

Beim Austritt aus der obersten Gallerie ritten wir noch einen mühsamen Pfad bis auf die höchste Spitze des Felsens, zum englischen Signal- und Wachthause, wo sich das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt findet; denn hier oben ist eine kleine Restauration, welche die Frau eines englischen Sergeanten hält, wo man guten Porter, herrliches weißes Brod und besten Chesterkäse erhält. Eine solche Labung ist nirgendwo zu verachten; hier aber ein derartiges Frühstück Angesichts zweier Welttheile und zweier großer Meere wahrhaft köstlich und ewig unvergeßlich.

In der Restauration des Wachthauses kauft man zum Andenken an den Felsen von Gibraltar allerlei hübsche Sachen, welche gemacht sind aus den agatähnlichen Steinen der Michaelshöhle, die im südlichen Theile des Felsens liegt und zu welcher wir jetzt hinabritten.

Vor einem hohen Felſenthor ſtiegen wir von den Pferden, unſer Führer zündete Fackeln an und dann ging es ziemlich ſteil abwärts. Unten angekommen, ſieht man die natürlichen Felſenmaſſen ſich wie die Kuppeln eines ungeheuren Domes wölben; von ſchlanken Säulen unterſtützt, die durch Tropfſteingebilde verziert, bald gothiſchen Pfeilern ähnlich ſehen, bald ſeltſamen phantaſtiſchen Geſtalten, bald rieſenhaften Baumſtämmen mit weitverzweigten Aeſten. Prachtvoll iſt von hier aus geſehen die bläuliche Färbung des Tageslichtes vor dem hier unten nicht ſichtbaren Eingange; an den wild zerriſſenen Felswänden beleuchtet es oben grell die vorſpringenden Zacken und zeigt Schlagſchatten von wahrhaft abenteuerlichen Formen. Im Hintergrund der Höhle bildet die Fortſetzung derſelben ein ſteil abfallender Felſengang, deſſen Ende und Tiefe noch nie ergründet worden iſt. Schon häufig ſind engliſche Offiziere hier auf Entdeckungsreiſen ausgegangen, indem ſie an Stricken hinabglitten, ohne ein Ende der Höhle zu finden; am weiteſten ſoll der engliſche General O'Hara gekommen ſein, der an der Stelle, wo er endlich ohne Erfolg umkehren mußte, einen koſtbaren Degen hinterlegte für einen ſpätern Entdecker, der ſich aber bis jetzt noch nicht gefunden. Der Sage nach ſoll dieſer Gang unter dem Meere nach Afrika führen und dort mit einer Höhle auf dem Affenberge bei Ceuta in Verbindung ſein. Hiedurch will man es auch erklären, daß zahlreiche Affenheerden, die man heute an der Oſtſeite des Felſens von Gibraltar häufig ſieht, morgen ſpurlos verſchwunden ſind, um nach einigen Tagen ebenſo plötzlich wieder zu erſcheinen. Als wir ſpäter zur Stadt zurückkehrten, hielt unſer Führer plötzlich ſein Pferd an und zeigte nach einer buſchigen Stelle des Felſens. Dort bewegte ſich freilich an verſchiedenen Stellen etwas und huſchte unter dem Laube hin und her, ob es aber afrikaniſche Affen oder europäiſche Haſen waren, darf ich als wahrheitsliebender Reiſender mich nicht unterſtehen, zu entſcheiden.

Gibraltar hat ein kleines Theater, welches aber meiſtens unbenützt iſt. Zufällig aber traf es ſich in den Tagen unſeres Dortſeins, daß

die engliſchen Offiziere der Garniſon zu irgend einem wohlthätigen Zweck eine Vorſtellung veranſtalteten. Sie gaben ein Schauſpiel: Richelieu, ich glaube eine engliſche Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen. Wir erhielten Eintrittskarten, von denen wir begreiflicherweiſe Gebrauch machten. Das Schauſpielhaus iſt klein, aber freundlich, und war mit einer gewählten Geſellſchaft beſetzt. Zwiſchen blonden engliſchen Damen in großer Toilette ſahen wir wieder einmal auch ſchöne ſchwarzäugige Spanierinnen, und neben den unmaleriſchen europäiſchen Fräcken maleriſche Trachten aus der Berberei, Mauren im weißen Burnus, die das ſeltene Schauſpiel und die unverſtändliche, für ſie ſo harte Sprache ernſthaft anſtaunten. Sehr reich waren die Coſtüme der Acteurs; an ächten Frauen agirten nur zwei wirkliche Schauſpielerinnen, ein paar blutjunge hübſche Offiziere ſtellten die übrigen Damenrollen dar. Geſpielt wurde im Allgemeinen ziemlich gut; auch waren Künſtler und Publikum außerordentlich heiter, für mich iſt aber die Erinnerung an jenen Abend eine ſchmerzliche, denn wie wenige jener friſchen lebensluſtigen jungen Leute mag auf den blutgetränkten Schlachtfeldern der Krimm der unerbittliche Tod verſchont haben!

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Ein Stückchen Afrika.

Trennungs-Gedanken. Die Province d'Oran. Sturm im Hafen. Ein Stern in dunkler Nacht. Schraubendampfer und Schaufelboot. Schlechte Fahrt. Mers el Kebir. Unverſchämte Mauthviſitation. Oran. Die Stadt und ihr Straßenleben. Beduinen und franzöſiſches Militär. Erinnerungen. General Pelliſſier. Abſchied von den Freunden. Ankunft in Florenz.

Unſere kleine Reiſegeſellſchaft, die vereint in dem ſchönen Spanien manch Herrliches geſehen, und bald mit gutem, bald mit ſchlechtem Humor ſo viele große Freuden und kleine Leiden zuſammen ertragen, hätte ſich hier auf der äußerſten Spitze Europa's beinahe getrennt. Nicht als ob wir des wahrhaft freundſchaftlichen Zuſammenlebens überdrüſſig geworden wären, ſondern weil uns nach vollbrachter Reiſe das Endziel derſelben nach drei verſchiedenen Himmelsrichtungen wies. Oberbaurath Leins wollte zurück nach Spanien, um die nördlichen Provinzen noch einmal zu ſehen, Maler Horſchelt aber ſüdlich nach Afrika, mich zog es dagegen in öſtlicher Richtung gen Italien, wo ich ja meine Familie abholen mußte, um wieder vereint mit derſelben in die deutſche Heimat zurückzukehren. Dießmal aber war es die mangelhafte Communication, welche unſer Kleeblatt noch für kurze Zeit zuſammenhielt. Leins hatte keine Ausſicht, vor vierzehn Tagen mit einem der ſpaniſchen Küſtenfahrer nach Barcelona gelangen zu können; Schiffe, die direkt nach Italien gingen, waren ohnedieß ſehr ſelten, dafür aber dampfte am vierten Tage unſeres Aufenthalts in Gibraltar ein franzöſiſches Schiff in den Hafen, welches den nächſten Tag direkt nach Oran abfahren wollte. So entſchloſſen wir uns denn kurz und gut, unſern lieben Maler nach Afrika hinüber zu begleiten, um in Oran oder Algier eine weitere Reiſegelegenheit zu finden.

Leider hatte ſich das ſeit mehreren Tagen ſo klare und freundliche Wetter geändert, und als wir bei Sonnenuntergang mit unſern Koffern

fern dem Molo zuschritten, wallten dichte Nebel um den Felsen von Gibraltar und die Berge auf der afrikanischen Küste, auch grollte die See unmuthig an dem Hafendamme, und die ankernden Fahrzeuge, bedenklich kopfschüttelnd, neigten sich hin und her. Consul Schott war so freundlich, uns bis zum Hafen zu begleiten, und ehe wir in's Boot stiegen, drückte er uns noch herzlich die Hand, wünschte uns eine gute Fahrt und wir unterließen nicht, ihm für seine große Freundschaft und wahre Liebenswürdigkeit unsern besten Dank zu wiederholen.

Unser Dampfer: la Province d'Oran, lag ziemlich weit draußen in der Bai, und als wir ihn in unserem kleinen Nachen erreichten, waren die Wellen hier schon so bewegt, daß sie unser Boot wie eine Nußschale auf- und abwarfen und wir kaum an der Treppe anlegen konnten. Spanien entließ uns recht unfreundlich, in dichte Wolken und Regenschleier gehüllt. Kaum sahen wir um sechs Uhr den Blitz des Kanonenschusses droben vom englischen Wachthause, und die Lichter in der Stadt flackerten röthlich trübe. Lange brauchte unser Dampfer, um seine nothwendigen Kohlen einzunehmen, und als alles bereit war, ja, als aus dem Schornstein schon längst überflüssiger Dampf zischend aufstieg, zauderte der Kapitän noch mit der Abfahrt und berathschlagte sich mit seinem ersten Offizier, ob es überhaupt möglich sei, den Hafen bei drohendem Sturmwetter zu verlassen. Das Meer hatte sich aber auch bedenklich verändert, und wenn wir gleich bei der dunklen Nacht seine aufspritzenden Schaumwogen draußen nicht sehen konnten, so hörten wir doch, wie sie donnernd anprallten an Hafendamm und Felsen. Endlich aber gegen zehn Uhr wurde der Anker gehoben, die Maschine fing langsam an zu arbeiten, und schon im Hafen hin und her schwankend, fuhren wir in die wildbewegte See hinaus. Leider wehte uns draußen im Meere ein steifer Ostwind entgegen, und seufzend und stöhnend arbeitete der Dampfer langsam gegen die anprallenden Wogen. Ich war schon da überzeugt, daß wir kaum eine Seemeile in der Stunde zurücklegen würden. Bis nach Mitternacht blieb ich trotz Sturm und Regen auf dem Verdeck, und da befanden wir uns

immer noch von Wind und Wellen hin und her geworfen gegenüber der in unſichern Umriſſen ſchwarz aufſteigenden Felswand von Gibraltar. Allein tröſtlich bei dieſem Unwetter und dem trüben Abſchiede von Spanien war das Licht des Leuchtthurms am Fuß der Steinwand, das ich lange, lange durch Nebel und Dunſt ſtrahlen ſah, uns freundlich nachblickend, wie ein ſchöner glänzender Stern.

Obgleich ich ſchon mehrere kleine Ueberfahrten auf Schraubendampfern gemacht, ſo war doch meine jetzige die erſte größere Reiſe in einem ſolchen Fahrzeuge. Von außen hatte die Province d'Oran nicht viel verſprochen. Es war ein düſteres, ſchwarzes, ja ich könnte mit Recht ſagen, ſchmieriges Fahrzeug, ſchlank und ſchmal wie ein Klipper gebaut, mit ſehr enger und nichts weniger als comfortabler Kajüte; auch die Einrichtung der Schlafkabinete ließ Manches zu wünſchen übrig, ſehr viel aber in Betreff von friſcher Wäſche. Im Allgemeinen haben die Schraubendampfer eine weit unangenehmere Bewegung als die Ruderdampfer. Die Schaufelräder, zu beiden Seiten des Schiffes angebracht, ſtellen hierdurch gewiſſermaßen in der Bewegung eine Art Gleichgewicht her und wenn auch bei ſcharfem Wind und Wellen ſich ein Schaufelboot bäumt und ſchraubenförmige Bewegungen macht, ſo ſchaukelt es doch nicht ſo über alle Maßen auf ſeinem eigenen Kiel wie ein Schraubendampfer. War es doch hier zuweilen in der erſten Nacht als ſei die Schraube unter dem Schiff ein Mittelpunkt, um den wir zuweilen ganz herumfliegen ſollten; dazu machte dieſelbe mit ihren Drehungen unter dem Fußboden der Hauptkajüte ein ächzendes polterndes, unausſtehliches Geräuſch, wogegen bei anderen Schiffen das Klatſchen der Schaufelräder eine wahre Muſik genannt werden könnte. Im Hauptſalon befand ſich außer uns nur ein einziger Paſſagier, ein franzöſiſcher Schiffskapitän, der ſein Schiff vor nicht langer Zeit bei dem Sturme im Hafen von Gibraltar verloren hatte, und nun über Oran nach Marſeille zurückging. Unſer eigener Commandeur war ein langer, melancholiſcher Franzoſe, der während der heutigen Sturmnacht beſtändig in der Cajüte auf und ab eilte und dann wie-

beſſer, wir bleiben gute Freunde. Wir wollen zuſammen halten und keiner verräth den andern.“

Er antwortete mir nichts, ſondern nickte nur mit dem Kopf; als ich mich aber umwandte und ihn dann wieder raſch anſah, bemerkte ich, daß er eine Hand in die Taſche ſeines Kamiſols geſteckt hatte und ſie zu einer Fauſt ballte, die wahrſcheinlich halb mir, halb dem Doktor Burbus galt, der ſo eben drüben mit einem ſehr nüchternen Geſicht an ſeinem Fenſter erſchien, um es zu ſchließen. Haar und Bart hingen ihm ſehr verwildert um den Kopf und er ſchien ſich in ähnlichem Zuſtande zu befinden, wie ich. Er warf uns einen mürriſchen Blick zu, brummte etwas, das wie ein guter Morgen klang, und kroch wieder in ſein Bett zurück. Der Glückliche! Ich dagegen mußte mit Philipp hinab in den Laden, das Gewölbe öffnen und die täglichen Geſchäfte damit beginnen, daß wir gemeinſchaftlich den Ladentiſch abwiſchten und die Lampen putzten, die Abends zuvor gebraucht worden waren.

Meine Anſpielung auf den erſten Stock hatte den unglücklichen Philipp ſichtlich auf's Tiefſte erſchüttert, und ich hätte gar zu gern gewußt, was es mit der Geſchichte für eine Bewandniß habe. Natürlich durfte ich mir nicht merken laſſen, daß ich eigentlich nichts davon wiſſe, ich nahm mir aber feſt vor, bei der nächſten Gelegenheit meinen Collegen auszuforſchen. So ſanftmüthig

der mit Zirkel und Quadrant über seine Seekarten gebeugt saß. Er mochte auch seine Ursachen dazu haben, vorsichtig, ja ängstlich zu sein; denn in der Nähe der himmelhohen Felswände wurden wir von den vom Sturme gepeitschten Wogen so hin und hergeworfen, daß Maschine und Steuerruder zuweilen völlig machtlos erschienen; ja, ich bin überzeugt, wenn wir auch zuweilen ein paar Seemeilen vorwärts machten, so drückte uns gleich darauf wieder der wüthende Ostwind ebensoviel rückwärts, und zweifle nicht, daß unser Kapitän gern nach Gibraltar zurückgekehrt wäre, doch fürchtete er sich bei der finstern Nacht, das Schiff zu wenden und den Eingang zur Bai wieder aufzusuchen. Die Province d'Oran hatte einen großen Fehler, sie war als Bateau mixte gebaut, also ein Schiff, welches ebensogut mit der Maschine laufen, als unter dem Winde segeln kann, und sollte mit Vereinigung dieser beiden Kräfte ein ausgezeichneter Läufer sein; heute aber, wo wir Wind und Wellen gegen uns hatten, erwies sich die Maschine als viel zu schwach, so daß wir kaum von der Stelle kamen, und als ich am andern Morgen bei Tagesanbruch auf das Verdeck hinauf stieg, sah ich zu meiner sehr unangenehmen Ueberraschung den Felsen von Gibraltar wohl rückwärts von uns liegen, aber trotz Regen und Nebeldunst so deutlich, daß ich wohl abschätzen konnte, wir seien noch nicht viele Seemeilen von ihm entfernt.

Es war ein trostloser, garstiger, grauer Morgen; Wind und Regen pfiff und sauste durch's Takelwerk, die See war schmutzig gelb und kam uns rollend und schaumspritzend in gewaltigen Wogenketten entgegen. Obgleich wir jetzt mit voller Kraft fuhren, so kamen wir doch nur langsam vorwärts; ja zuweilen schien das Schiff ganz still zu stehen unter dem wüthenden Anprallen der Wellen und in solchen Augenblicken erzitterte das ganze Gebäude, wie vor Angst und plötzlichem Schreck. Sowohl unser eigener, als auch der fremde Kapitän und nicht minder wir Passagiere waren froh, wenigstens die Nacht hinter uns zu haben. Man kann Schiffbruch leiden und doch mit heiler Haut davon kommen, wie es mir vor Jahren im Meer von

Marmora geſchehen; aber an dieſe Felſenküſten geworfen zu werden, iſt für Mannſchaft und Schiff der ſichere, unvermeidliche Untergang.

Unſer Dampfer war ſchwer mit Kaufmannsgütern beladen, hatte aber auch in der Vorkajüte wenig Paſſagiere. Hier befand ſich u. A. eine mauriſche Familie aus Oran, Vater, Mutter mit vier Kindern, armen, geduldigen Weſen, die bei verſchloſſener Lucke die Nacht ohne Betten zugebracht hatten und ſich nun freuten, als das Tageslicht zu ihnen hereindrang. Namentlich die armen Kinder mit dem gelben, wachsbleichen Teint und großen, wunderſchönen Augen blickten verwundert um ſich und krochen zuweilen die Treppe hinauf, um ſich das Meer anzuſchauen. Anfänglich waren ſie ſcheu, wie Rehe, und wenn ſich Einer von uns blicken ließ, ſo flohen ſie behende in ihren Verſchlag zurück; nach und nach aber wurden ſie zutraulicher und nahmen Zwieback, Orangen und Zucker aus unſern Händen. So ſchmierig das Bettzeug auf dieſem unangenehmen Schiffe war, ebenſo unſauber waren auch Tiſchgeräth und Servietten; und um dieß mit der Küche in Einklang zu bringen, war dieſe ſo ärmlich und ſchlecht, wie ich ſie weder bei einer Fluß- noch Seefahrt nie erlebt. Unſer finſterer Kapitän, der überhaupt ein merkwürdiger Herr war, ſchien gar keine friſchen Vorräthe an Bord zu haben, und ſo lebten wir von Kartoffeln, Erbſen, Bohnen und Rauchfleiſch, allerdings auf gut ſeemänniſch, aber nicht gemäß dem vielen Gelde, welches uns der Agent in Gibraltar für eine gute Verköſtigung abge — — nommen. Das einzige vergnügte Geſicht an Bord war aber unſer ſchmutziger Kellner und dieſer arme Teufel hatte gewiß die wenigſte Urſache dazu, denn er mußte beim heftigſten Schaukeln des Schiffes den Tiſch unten decken und durch Wind und Regen das Eſſen aus der Küche über's Verdeck tragen. Doch behielt er immer dabei ſein grinſend lächelndes Geſicht und dieß verließ ihn ſogar nicht, als er einmal mit der ganzen Suppenſchüſſel droben ausrutſchte und auf das naſſe Verdeck hinfiel.

Ein guter Dampfer braucht von Gibraltar nach Oran ſechsunddreißig Stunden, wir aber drei Nächte und zwei und einen halben

Tag und das unter beständigem Sturmwind und Regen bei immer magerer werdender Ration. Endlich am dritten Tag in der Frühe sahen wir die feingezackte, hier grün bewachsene Küste Afrika's vor uns und erreichten um Mittag Mers el Kebir, den Hafen von Oran. In jeder Beziehung waren wir sehr erfreut, unser ungastliches Schiff verlassen zu dürfen, mußten aber, ehe wir zur Stadt Oran hinauffahren durften, noch eine sehr unangenehme, ja höchst unverschämte Mauthvisitation durchmachen. So empörend roh, wie hier in einer französischen Kolonie bin ich in meinem ganzen Leben nicht behandelt worden. Nicht genug, daß man unsere Koffer und Nachtsäcke bis auf den Grund durchwühlte, wollte sich auch ein Kerl in blauer Blouse das Vergnügen machen, die Taschen unserer Kleider zu untersuchen. Da ich aber ohnedieß ziemlich schlecht gelaunt war, so stieß ich ihn unter einem kräftigen Worte von mir, wobei ich ausrief: wenn einmal hier die Bestimmung gelte, Reisende auf so unverschämte Art zu durchsuchen, so müsse ich mir das gefallen lassen, aber nur von einem Angestellten in seiner Dienstuniform; von jedem hergelaufenen Kerl aber in schmieriger Blouse lasse ich mich nicht anrühren. Das wirkte und man ließ uns unseres Weges ziehen.

Von Mers el Kebir nach Oran braucht man vielleicht drei Viertelstunden und fährt auf einer breiten, vortrefflich unterhaltenen Chaussee in guten Droschken, die sich bei Ankunft eines Schiffes zahlreich am Meere einfinden. Die Straße windet sich malerisch längere Zeit in großen Bogen um die weite Seebucht herum und ist beim Eintritt in die Stadt durch ein von den Franzosen erbautes starkes Werk geschlossen. Die umliegenden Höhen zeigen ein Paar alte verfallene, maurische Forts, die jetzigen Vertheidigungslinien sind alle neu, trefflich gebaut und mit starken Erdwerken umgeben. Als die Franzosen im Jahr 1830 Oran besetzten, lag die ganze untere Stadt in Trümmern und wurde von den Eroberern neu aufgebaut, woher es kommt, daß der größte Theil von Oran vollständig das Ansehen einer kleinen französischen Hafenstadt hat. Man hat beim Eintritt in dieselbe keine

Idee, daß man ſich an der afrikaniſchen Küſte befindet; die Straßen ſind gut gepflaſtert oder makadamiſirt und auf ihnen ſieht man neben zahlreichem franzöſiſchem Militär nur den europäiſchen Paletot und runden Hut. Selten läßt ſich in dieſem Stadtviertel ein Maure ſehen, oder ſchleicht ein Beduine durch eine Seitengaſſe. Die hübſchen Häuſer ſind neu und gleichförmig gebaut und enthalten franzöſiſche Moden- und andere Magazine, Buchläden, Kaffeehäuſer, Reſtaurationen und elegante kleine Boutiquen aller Art. — Girault et Compagnie, Magasin de Nouveautés. — Henri Favard, Salon pour la coupe des cheveux.

Auf der Höhe des Berges, an dem Oran liegt, iſt das Mauren- und Judenviertel, wo alte orientaliſche Erinnerungen in mir rege wurden. Oft war es mir, als wandelte ich in einer Straße von Beirut; hier wie dort die ärmlichen hellgelben Lehmhäuſer mit flachem Dach, zuweilen mit einer Backſteinkuppel; niedrige, ſchlecht verwahrte Thüren und die Gebäude vielleicht verziert mit den Ueberreſten eines reizenden arabiſchen Fenſterbogens von ſchlanken, oftmals geſprungenen Säulchen getragen, oder auch beſchattet von einer ſchlanken Palme, welche hoch in die blaue Luft hinaus ragte. Dazu das gleiche Straßenleben, die kunſtloſen Läden und offenen Werkſtätten, wo ſichtbar vor Aller Augen Schuhe geflickt und Kleider genäht wurden, ja in den gewölbten Gängen eines weitgeöffneten Hofes eine zahlreich beſuchte Judenſchule, der Lehrer in Turban, langem Talar und gelben Pantoffeln, die kleinen Kinder in verblichenen rothen und gelben Röckchen, öfters ein geſticktes Käppchen auf dem ſchwarzen Haare, luſtig durcheinander ſchreiend und ſich dabei auf ihren Sitzen hin und her bewegend. Die neue Hauptſtraße Orans iſt mit dieſem Mauren- und Judenviertel durch den großen Hauptplatz verbunden, der die Höhe des Berges einnimmt, und wo ſich Morgenland und Abendland in maleriſchen Gruppen vereinigt. Hier traben ein paar Chaſſeurs d'Afrique, die Flinte auf dem Rücken und halten plötzlich an, um mit einem maleriſch coſtumirten Spahi zu plaudern, oder die Bekanntſchaft eini-

ger Beduinen zu machen, die soeben von der Wüste herein geritten kamen. Das sind fast die gleichen Gestalten, mit denen ich vor langen Jahren durch den Libanon und nach Damaskus gezogen, im weißen Gewand, den Yatagan im Gürtel, die lange Lanze quer über den Sattel gelegt; nur der Burnus ist hier von dem syrischen verschieden, er hat eine Kapuze, welche der Araber der Berberei über das bunte Kopftuch zieht, und so weiß eingerahmt, sieht der bronzefarbene Kopf mit den blitzenden Augen noch ernster und düsterer aus. — Die Hauptstraße herauf, die auf den Platz mündet, kommen Soldaten und Offiziere verschiedener Waffengattungen, zu Pferde und zu Fuß, diese behaglich flanirend, jene eilig im raschen Trabe des schlanken, maurischen Rosses. Dort erscheint auch mit Einemmale eine dichte Menschenmasse, laut schreiend und lachend, ein Knäuel von französischen Soldaten, Mauren und Bürgern der Stadt. Sie umgeben eine Tragbahre, welche zwei Araber tragen und auf welcher ein großer, buntgefleckter Panther liegt, der am frühen Morgen draußen auf der Ebene geschossen wurde.

Sei mir gegrüßt, orientalisches Kaffeehaus, mit deinen niedrigen Rohrstühlchen und kleinen Täßchen! Liegen denn wirklich fünfzehn Jahre zwischen jener Zeit und heute, wo ich ebenfalls den duftenden Mocca aus dem zierlichen Zarfe trank, und wo mir ebenso wie heute ein kleiner Negerbube die lange, dampfende Pfeife in den Mund steckte? — Es sind ja die gleichen Bilder, die ich damals gesehen, die mir so sehr die jugendliche Phantasie erregt. — Und doch, so ähnlich die Umgebung ist, so ist sie doch wieder ganz verschieden. Ueber den Platz herüber dringen die rauschenden Klänge einer französischen Militärmusik, Offiziere in reichgestickter französischer Uniform sprengen zwischen den erstaunten Beduinen dahin, voran ein Oberoffizier in mittleren Jahren, eine stark untersetzte Figur mit breitem, ernstem nachdenklichem Gesichte — Pelissier. Jetzt herrscht freilich an den Ufern des Bosporus dasselbe Leben, wie hier an der afrikanischen Küste und wo damals eine fremde Uniform zur Seltenheit gehörte, bewegen sich

heute zwiſchen den Türken und Beduinen zahlreiche franzöſiſche Soldaten, Chaſſeurs d'Afrique und Zuaven. Die letzteren hier in Oran zu ſehen intereſſirte mich beſonders; faſt alle ſind kräftige, unterſetzte Leute, auffallend viele unter ihnen haben hellblonde Bärte. Ihre orientaliſche Phantaſietracht, der grüne Turban, die anſchließende Jacke und weiße kurze Hoſen mit zierlich geſchnittenen Gamaſchen iſt ſchöner und zweckmäßiger, wie die Uniformirung der Armee des Großherrn. Jetzt könnte es mich traurig machen, wenn ich bedenke, wie luſtig und wohlgemuth die armen Zuaven damals durch die Gaſſen von Oran ſchwärmten, ihre kleinen Einkäufe beſorgten und ſich zur Abreiſe rüſteten; drunten bei Mers el Kebir lagen ein paar große franzöſiſche Kriegsdampfer, um von den hieſigen Regimentern nach Konſtantinopel zu führen. Wer mag von dieſen kräftigen Geſellen jetzt noch übrig ſein? Las ich doch neulich von einem einarmigen Zuaven, der nach Marſeille zurückgekommen und dort erzählte, daß von den zwei Kriegsbataillons ſeines Regiments, die vor einem Jahre achtzehnhundert Mann ſtark von Oran nach der Türkei gegangen ſeien, jetzt nur noch ungefähr zweihundertundfünfzig übrig wären, von den zwölf Kapitäns aber elf todt und der zwölfte in der Gefangenſchaft. — —

Oran hat unter der hochgelegenen befeſtigten Citadelle einen ſchönen, neuangelegten Spaziergang, mit doppelten Baumreihen, wo man eine prachtvolle Ausſicht auf die umliegenden Höhen, von denen einige mit verfallenem Mauerwerk gekrönt ſind, auf die am Abhang liegende Stadt, ſowie auf das weite, tiefblaue Meer genießt. Neben dieſer Promenade liegt das kleine Theater. Eine franzöſiſche Operngeſellſchaft gab den Brauer von Preſton und zu gleicher Zeit ſahen wir abermals den General Peliſſier, der mit ein paar Damen in der Proſceniumsloge des erſten Ranges ſaß, jetzt nicht ſo finſter wie heute Morgen, vielmehr heiter und lachend.

Obgleich der Dampfer, der uns hieher gebracht, von hier nach Marſeille ging, hatten wir doch keine Luſt, uns ihm wieder anzuver-

trauen, sondern nahmen uns Plätze auf einem andern französischen Schiffe, welches, sowie auch sein Kapitän, uns mit vollem Rechte sehr gerühmt wurde. Ehe wir uns aber an Bord begaben, nahmen Oberbaurath Leins und ich einen recht schmerzlichen Abschied von unserem bisherigen lieben und getreuen Reisegefährten, dem Maler Horschelt, der in Oran zurückblieb, da seine Absicht war, längere Zeit hier, sowie in Algier und Constantine zu verweilen; als unser Dampfer sich langsam aus dem Hafen fortbewegte, sahen wir die gute, lange Gestalt unseres Freundes noch, auf dem Wege nach Oran zurück, häufig stehen bleibend, es schmerzte uns, die wir nach der Heimat zurückkehrten, ihn hier allein zurücklassen zu müssen. Sind doch die Reisen an der afrikanischen Küste nicht ohne Gefahr und das Ungemach und die kleinen Leiden, welche man in Gesellschaft leichter trägt, wohl im Stande, den Einzelnen niederzudrücken. Glücklicherweise aber ging von unseren Befürchtungen nichts in Erfüllung und während ich diese Zeilen niederschreibe, befindet sich unser ehemaliger Reisegefährte wohlbehalten in seiner Vaterstadt an der Isar und sendet unsterbliche Werke in die Welt hinaus: Kriegs- und Lagerscenen, Kameel-, Pferd- und Maulthier-Bilder — lauter vortreffliche Horschelts.

Am dritten Morgen nach einer sehr angenehmen Fahrt auf dem vorzüglichen Schiffe Leonidas sah ich mit wahrem Entzücken den weißen Felsen mit dem Château d'If wieder vor uns auftauchen; dann die nebelbedeckte französische Küste, wo Marseille liegt und eine Stunde darauf die Häuser der Stadt mit dem Mastenwalde zu ihren Füßen. Als der Anker in die Tiefe rasselte und ich wie vor mehreren Monaten abermals auf kleinem Boot dem Ufer zuschwamm, schlug mein Herz heftiger unter einem unbeschreiblich glücklichen Gefühl.

Hier in Marseille verließ mich unser wackrer Leins, um direkt über Paris nach Stuttgart zurückzukehren. Ich aber vertraute mich am andern Tage abermals dem Meere an und fuhr mit dem Dampfer Castor nach Livorno. Es war, als wollte mich der Himmel für manche schlimme Seefahrt und vieles Ungemach des Wetters noch zu

guter Letzt entschädigen; denn eine schönere, ruhigere und sonnigere Ueberfahrt wie diese habe ich nie erlebt. Da ich so glücklich in dem Gedanken war, die Meinen nun bald wieder zu sehen, so konnte es mich in Livorno nicht verstimmen, daß wir des Sonntags halber fast bis Mittag auf die gestrengen Herren von der Douane warten mußten, worüber die andern Reisenden, und das mit vollem Rechte, empört waren. Angenehm träumend flog ich auf dem Dampfwagen abermals durch Toskana bis nach Florenz, welches ich bei sinkender Nacht erreichte. Dießmal empfing mich auch kein Regenguß, vielmehr geleitete mich ein klarer sternbesäeter Abendhimmel an das Haus, wo meine Lieben wohnten, und als ich unerwartet in die hellerleuchtete Stube trat, hatte ich das unbeschreibliche Vergnügen, Alle, Alle wohl, heiter und gesund wiederzusehen, sich freuend auf die baldige Rückkehr nach der Heimat.

dieſer überhaupt war, ſo grenzte doch heute ſeine Nachgiebigkeit und Freundlichkeit an's Unglaubliche. Ich wurde wirklich gerührt, als er kurz nach Oeffnung des Ladens eigenhändig aus dem Keller eine Handvoll Sauerkraut holte, das er mir als Univerſalmittel gegen meinen verzeitigen Zuſtand anpries, und ob ich es gleich mehr in der Abſicht verſpeiste, ihm einen Beweis meines Zutrauens zu geben, ſo muß ich doch geſtehen, daß es auf meinen Magen die beſte Wirkung ausübte. Meine Furcht, er möchte mich wegen des geſtrigen Exceſſes beim Prinzipal und der Jungfer Barbara verklagen, verſchwand völlig, vielmehr trieb er ſeinen Edelmuth ſo weit, daß er letztere auf die Bläſſe meiner Wangen aufmerkſam machte, und ihr dabei zu verſtehen gab, er vermuthe, ich habe aus Gewiſſensbiſſen über die Unart, die ich geſtern gegen ſie begangen, die ganze Nacht kein Auge zugethan und ich gräme mich ſichtlich deswegen ab.

Dieſe Vorausſetzung zertheilte in etwas die finſtern Wolken, womit, wenn ſie mich anſah, Barbaras Augen umflort waren, und ließ mich heute zuweilen das Streiflicht eines freundlichen Blickes genießen. — Es war aber, als habe ſich das Schickſal einmal vorgeſetzt, mich dieſer Jungfer gegenüber auf keinen grünen Zweig kommen zu laſſen.

F. W. Hackländer's Werke.

XXV. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Fünfundzwanzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schnellpreſſendruck der J. G. Sprandel'ſchen Offizin in Stuttgart.

Erlebtes.

Erſter Band.

Ein Geheimniß.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erſtes Kapitel.

Handelt vom Herbſtwetter, von der Unterhaltung nach einem guten Diner und erzählt, wie der Baron nahe daran war, geſteinigt zu werden.

Zu Anfang unſerer kleinen, aber wie immer außerordentlich wahren Geſchichte müſſen wir dem geneigten Leſer ſagen, daß es ſpät im Herbſte iſt, ſo um die Mitte Oktober, jene Zeit, wo Berg und Haide, die den ganzen Sommer in einem einfachen, grünen Kleide prangten, nun noch vor dem Winter, ihrem Alter, anfangen recht kokett zu werden und ſich mit den hübſcheſten und auffallendſten Farben zu ſchmücken. Die Natur weiß, daß bald ihre Anziehungskraft vorbei iſt, und ſie thut nun alles Mögliche, noch an ſich zu feſſeln. Gelb, Braun, Violet, Roth, Alles ſchimmert durch einander. Der Boden des Waldes iſt mit ſchon vertrockneten Blättern bedeckt, einem bunten Teppich gleich; das Weinlaub zeigt ein gelbes Grün, die Blätter verſchiedener Schlingpflanzen haben ſich in Purpurroth verwandelt, und nur der Epheu iſt ſich gleich geblieben; er umrankt die grauen Mauern mit derſelben Liebe, mit derſelben Treue; er allein ſcheint nichts von dem herannahenden Winter zu fühlen, und nur hie und da, wenn der Wind allzu heftig über die Stoppeln jagt, bewegen ſich die kleinen Blätter und zittern und ſeufzen. Ach, ſie allein werden zurückgelaſſen, um im Winter zu frieren!

Ja, es iſt einer jener Herbſttage, die, wenn Morgens früh der Nebel in die Thäler hinab ſinkt, noch friſch, warm und angenehm ſein können, die aber, wenn das Sonnenlicht jene weißen dichten Maſſen nicht zu überwältigen vermag und ſie nun langſam zum Himmel empor ſteigen, alles mit ihrem trüben Grau überziehen und alsdann zu einem jener langweiligen, froſtigen Regenwetter werden, welche nie ſo empfindlich und unangenehm ſind, als gerade um dieſe Zeit. Die Wolken hangen ſo dicht herab, daß man ſie faſt mit den Händen greifen kann; hier vor uns in einer einfachen trüben Farbe, dort weiter wie in langen grauen Schleiern, welche zuweilen von einem froſtigen Winde emporgejagt werden, ohne etwas Angenehmeres, als ähnliche graue Schleier, hinter ſich zu zeigen. Der Regen fällt ſchräge herab, und es ſind recht kalte, unbehagliche Tropfen. Die armen Blätter ſchaudern zuſammen, laſſen erſtarrt vor Kälte los und flattern zu Tauſenden nieder auf den Boden. Feld und Wald haben nichts Anmuthiges mehr, und der Anblick der Straßen der Stadt iſt auch nicht geeignet, ein trauriges Gemüth zu erheitern. Die Leute laufen umher mit rothen Händen und bläulichen Naſen, frierend und ſehr ſchlechten Humors. In dieſer Zwiſchenzeit hat man noch nicht die Winterkleider hervor geſucht; geſtern war es noch zu warm für den dicken Paletot, heute iſt es zu kalt für den dünnen. Und doch iſt man noch nicht durch Eis und Schnee in ſeine Wohnung eingeſchloſſen; man hat, auf das gute Wetter der letzten Tage vertrauend, ſich vorgenommen, heute noch Manches zu beſorgen, und rennt umher mit ſeinem Regenſchirme. Man begegnet andern Regenſchirmen, man ſtößt an ſie hin und entſchuldigt ſich, man wird vom herabtropfenden Waſſer beſpritzt, man erkennt ſeine Freunde nicht, die gekommen ſind, uns aufzuſuchen, und da man ſo bei einander vorüber rennt, macht man manchen vergeblichen Gang. Und wenn es nun anfängt dunkel zu werden, wenn der Regen, wie um dieſe Zeit gewöhnlich, heftiger zu ſtrömen beginnt, wenn die Gaslaternen dunkelroth in eine Nebelmaſſe glühen, dann rettet man ſich ſo gern von dem feuchten Pflaſter zwiſchen die ſchützen-

VIII.

Krampfſtillende Tropfen.

In der Ecke des Ladens befand ſich ein kleiner Schrank, zu welchem Jungfer Barbara allein den Schlüſſel hatte. Es wurden daſelbſt allerlei Sachen zum innern Betrieb der Haushaltung verwahrt, als da ſind Gläſer mit eingemachten Kirſchen, Gurken, und dergleichen mehr. Auch hatte Jungfer Barbara in dieſem Kaſten eine große Flaſche mit Arznei ſtehen, aus der ſie verſchiedene Male des Tags einen großen Eßlöffel voll nahm, indem ſie behauptete, ohne dieſes krampfſtillende und blutberuhigende Mittel könnte ſie bei der immerwährenden Alteration, der ſie in Küche und Laden ausgeſetzt ſei, unmöglich beſtehen. Zuweilen, doch ſelten, ließ Jungfer Barbara den Schlüſſel zu dieſem Kaſten ſtecken, und ſelbiges geſchah auch eines Nachmittags, nachdem ſie wegen ungeheurer Blutaufregung bereits mehrere Löffel voll genommen hatte. Wenn ſie ſo am Tage öfters zu ihrem Schrank hinging, hatte ich

den Wände des Hauſes in ein elegantes, behagliches Zimmer, in ein Gemach, in dem ſchon die Wintertepiche liegen, wo in einem kleinen, zierlichen Kamine leicht aufgeſchichtetes Holz luſtig flackert und kniſtert, und wo die Flamme deſſelben mehr eine moraliſche Sicherheit gegen die Kälte draußen iſt, als daß ſie das Zimmer, wie auch unnöthig wäre, übermäßig erwärmte.

Es iſt ein kleiner, ſechseckiger Salon, in dem wir uns befinden; er hat zwei Fenſter und zwei Thüren, die erſteren mit ſchweren Vorhängen verhängt; von den letzteren iſt eine geſchloſſen, und die andere ſoll es in dieſem Augenblicke werden; denn ein Bedienter in einfacher Livree hat beide Flügel derſelben erfaßt und ſcheint nur auf einen Befehl zu warten, den ihm ein junger Mann im nächſten Augenblicke geben wird.

Dieſer junge Mann, der Herr des Hauſes, hat ſich mit dem linken Arme auf den Kamin gelegt, und trägt den rechten in einer Binde. Vor dem flackernden Feuer ſtehen drei niedere Sammtfauteuils; zwei ſind mit anderen Herren beſetzt, und ein vierter Herr ſtützt ſich auf die Lehne des noch leeren Fauteuils, indem er den jungen Mann, der den Arm in der Binde trägt, forſchend anſieht.

„Sobald meine Frau nach Hauſe zurückgekehrt iſt, ſoll man es mir ſagen.“

Der Bediente machte eine Verbeugung und ſchloß die Flügelthüren.

„Ich werde ſie alsdann bitten, daß wir den Thee bei ihr nehmen dürfen.“

„Wofür wir dir und der Gräfin ſehr dankbar ſein werden,“ entgegnete der Herr, der am Fauteuil ſtand.

„Dein Diner war vortrefflich,“ ſagte der augenſcheinlich jüngſte der Herren. „Und es iſt auch zur Abwechslung angenehm, wieder einmal en garçon zu ſpeiſen.“

„Auch bringt es dich nicht aus deiner Gewohnheit,“ verſetzte lachend ſein Nachbar.

„Ach, das kann ich gerade nicht ſagen,“ meinte der Andere, in-

dem er mit seiner Uhrkette spielte. „Wenn der Chef verheirathet ist, so gehören die Gesandtschafts-Secretäre ebenfalls zur Familie."

„Und da das bei dir der Fall ist," fügte der Hausherr bei, „so sehnst du dich hie und da recht sehr nach einem Garçondiner."

„Namentlich wenn die Dame des Hauses so unumschränkt und absolut regiert, wie Ihre Excellenz."

„Ist es wahr," fragte laut lachend der Vierte, „daß die kleinen Herrinnen des Hauses ihren Platz zwischen dir und dem Attachs haben, und daß die Frau Gesandtin sehr darauf sieht, daß ihr Beiden ihnen keine Unarten durchgehen laßt?"

„Man hat mir erzählt," sagte der Nachbar des Diplomaten, „daß das Umbinden der Servietten der Reihe nach gehe."

„Dafür sind aber die Diners auch recht kurz," bemerkte der, welcher hinter dem Fauteuil stand, — „Hausmannskost, eine Suppe und zwei Platten. Wir kennen das."

„Nun, wenn ihr es kennt, so laßt's gut sein. Sprechen wir von was Anderem!"

Die vier Herren, die sich hier in dem Zimmer befanden, waren, wie wir aus obigem Gespräche entnehmen können, genaue Bekannte, ja, gute Freunde. Der Hausherr, der den Arm in der Binde trug, Graf B., hatte zweien derselben, die eben von weiten Reisen heimgekehrt waren, dem Baron A. und dem Major v. S., ein kleines Diner veranstaltet, und den Gesandtschafts-Secretär, den wir als solchen bereits bezeichnet, dazu eingeladen.

„Nehmen wir Cigarren!" sprach der Hausherr, indem er eine Bewegung nach dem Kamin machte, wo mehrere Sorten des Feinsten, was die Havannah bietet, in eleganten Kistchen lagen. „Es plaudert sich besser, wenn man dazu raucht."

Alle drei folgten dieser Aufforderung, und der Major, ein großer, kräftiger Mann, ziemlich hoch in den Dreißigen, mit einem schwarzen, wohlgepflegten Schnurrbart, ließ den Fauteuil, hinter dem er gestanden, eine halbe Wendung machen, und warf sich hinein.

Der Hausherr war eine ſchlanke, zierliche Geſtalt, von eleganten und leichten Bewegungen; er hatte blondes Haar, einen eben ſolchen zierlich zugeſpitzten Bart, den er durch häufiges Drehen mit den Fingern in ſeiner horizontalen Lage zu erhalten ſuchte. Sein Geſicht war offen und ehrlich, namentlich die blauen Augen unter der hohen Stirn, und dieſe glänzten und zeigten dem aufmerkſamen Beſchauer, daß das Herz des Grafen ohne Falſch war, und daß man ihm unbedingt vertrauen dürfte. Das wußten auch alle ſeine Freunde, und deßhalb liebten ſie ihn.

Der Graf B. war ſehr reich und hatte vor ungefähr vier Monaten nach ſeiner Neigung geheirathet. Die Gräfin war ebenfalls ſchön, jung, von guter und reicher Familie; beide liebten ſich zärtlich, mithin waren ſie ſehr glücklich.

Der Baron A. war der Aelteſte der vier Freunde. Ein Mann an die Vierzig, hatte er ein bewegtes Leben geführt, lange und weite Reiſen gemacht und kam eben mit dem Major aus England zurück, wo ſie ſich ein halbes Jahr aufgehalten, nachdem ſie vorher im Orient zufällig ſich getroffen.

Der Major war Adjutant des Königs und diente, da er gleichfalls ein großes Vermögen beſaß, nur aus Anhänglichkeit an ſeinen Monarchen. Er war ein Mann von anerkanntem Muth, von einer großen Körperkraft, ein vortrefflicher Reiter, kurz, ein Offizier, mit allen den Eigenſchaften verſehen, die nöthig ſind, um im Kriege eine große Carriere zu machen. Doch leider, für ihn herrſchte der tiefſte Frieden, und da er nun einmal nicht unthätig bleiben konnte, ſo hatte er, wie ſchon geſagt, große Reiſen gemacht und während derſelben Gefahren aller Art aufgeſucht und glücklich beſtanden.

„Ja, ja,“ ſagte Graf B., „jetzt ſind wir wieder hier in dem Salon verſammelt, wo ſo oft Plane gemacht wurden, um das Entgegengeſetzte auszuführen.“

„Das war namentlich bei dir der Fall,“ entgegnete lachend der Major. „Hatteſt du nicht den Entſchluß gefaßt, mit uns zu ziehen?

Statt deſſen aber ſiehſt du die ſchönen Augen deiner Frau und bleibſt an die Scholle gefeſſelt."

„Die Wege des Schickſals ſind ſonderbar," antwortete beiſtimmend der Graf; „denn ihr Beiden zieht hinaus, beſteht Gefahren und Ungemach aller Art, und als ihr nun glücklich zurückkommt, geſund und unverletzt, findet ihr mich mit dem Arm in der Binde."

Bei dieſen letzten Worten war der Graf ſehr ernſt geworden und fuhr mit der linken Hand an ſeinen Schnurrbart, während er mit dem rechten Arm ungeduldig zuckte.

„Das ſind Sachen," meinte der Baron achſelzuckend, „die Jedem von uns paſſiren können. Heute dir, morgen mir. Namentlich wenn man einmal verheirathet iſt. Und ich bin noch froh, daß die Sache ſo ablief. — Haſt du es dem Major erzählt?"

„Noch nicht — ſpäter," antwortete zerſtreut der Graf. — „Aber wie findet ihr meine Cigarren? Mögt ihr noch Havannah rauchen, da ihr wahrſcheinlich durch vortreffliche Nargileh und den feinſten Latakia aus unendlich langen Pfeifen verwöhnt ſeid. . . ?"

„Was mich anbelangt," verſetzte der Major, „ſo war ich unendlich froh, wieder einmal eine vernünftige Cigarre zu bekommen. Und die hat man in England, theuer, aber gut."

Der Graf richtete, ohne eine Antwort zu geben, die Augen forſchend auf den Kamin und ſagte, mehr zu ſich ſelber, als zu den Anderen: „Meine Frau bleibt lange aus!" — Auch hätte ein ſehr aufmerkſamer Beobachter bemerken können, daß bei dieſen Worten ein leichter Schatten über die ſonſt ſo offenen Züge des Grafen flog.

„Wohin iſt die Gräfin?" fragte der Baron.

„Sie dinirt bei ihrer Mutter," entgegnete der Graf.

„Ah, das müſſen wir uns zum Vorwurfe machen," warf der Legations-Secretär dazwiſchen. „Durch dein Garçondiner haben wir ſie vertrieben. Ich bedaure das ſehr. So gern ich, wie ſchon früher bemerkt, en garçon ſpeiſe, ſo möchte ich doch in deinem Hauſe nie anders als ein Diner en famille machen."

„Ich danke dir im Namen meiner Frau für dieſes Kompliment,“ erwiderte lächelnd der Graf. „Doch hat es dieſelbe ganz und gar nicht geſtört. Wenn ſie nicht kommt, ſo müſſen wir noch ein wenig warten, das heißt, wenn ihr geſonnen ſeid, der Gräfin einen guten Abend zu wünſchen.“

„Ich freue mich ſehr darauf,“ entgegnete der Baron. „Ich bin wirklich begierig, wie ſich die kleine Eugenie von damals verändert hat — Gott! als ich ſie zum letzten Male ſah, das ſind jetzt in der That zehn Jahre; ich bin alt geworden; — wo habe ich mich in der Zeit nicht umhergetrieben!“

„Und ſo viel Wunderbares geſehen!“ ſagte der Diplomat. „Baron, du ſollteſt ſo artig ſein und uns etwas aus deinen Erlebniſſen Preis geben. Du biſt ja kein Schriftſteller, der das Geheimniß ſeines nächſten Buches zu bewahren hat, und wir ſind auch keine Männer von der Feder, die dir deine ſeltenen Abenteuer ablauſchen, um ſie hintennach als Erlebniſſe zu erzählen.“

„Ja, Letzteres fürchte ich beſonders,“ antwortete lachend der Baron. „Da habe ich ſo einen Bekannten, einen kleinen, dicken Literaten, dem brauche ich nur das Geringſte zu erzählen, und ich kann darauf ſchwören, es acht Tage nachher in irgend einer Zeitung zu leſen.“

„Scherz bei Seite!“ nahm der Hausherr das Wort. „Aber erzähle uns irgend etwas, lieber Freund! Doch etwas aus deinen Erlebniſſen, was dich perſönlich angeht.“

„Was mich perſönlich angeht?“ fragte der Baron mit einem lächelnden Blick auf den Major. „Was meinſt du?“ ſagte er zu dieſem. „Soll ich ihnen etwas zum Beſten geben, was uns Beide zuſammen ſo genau betrifft? — etwa die Geſchichte von Malta?“

Der Major lachte ebenfalls und entgegnete: „Meinetwegen! ich habe nichts dagegen; nur mußt du bei der Wahrheit bleiben.“

„O, unbeſorgt!“ fuhr der Baron fort. „Aber vor allen Dingen muß ich dieſen beiden Freunden erklären, auf welch ſonderbare Weiſe ich in Kairo mit dem theuren Major zuſammen traf.“

„Ah, das wird ſehr intereſſant für uns ſein!“

„Für mich war der Moment auch ſehr intereſſant,“ antwortete lachend der Baron; „denn ich befand mich gerade im Begriffe, geſteinigt zu werden.“

„Läuft man denn heutigen Tages noch Gefahr, im Orient auf ſolche Art ſein Leben zu verlieren?“ fragte der Hausherr.

„Bah!“ nahm der Diplomat das Wort, indem er die Füße weit von ſich abſtreckte und beide Hände in die Taſchen ſeiner Beinkleider ſteckte; „da übertreibt der gute Baron ſchon zu Anfange ſeiner Erzählung. Wozu hätten wir alsdann unſere diplomatiſche Verbindung mit jenen Ländern, unſere Generalconſuln und Agenten? Was würden die in dem Falle thun?“

„Sie würden höchſtens früh genug ankommen, um dich anſtändig begraben zu laſſen,“ ſprach ernſt der Baron, „wenn man dich überhaupt auffinden könnte. — Alſo hört mir zu; ich ſage euch die reine Wahrheit. Aber ich bitte um feſten und unwandelbaren Glauben.“

„Wir glauben!“ verſetzten die Drei.

Und der Baron begann.

„Die Aegyptier ſind ſehr anſtändige Leute. Man kann Alles thun in der guten Stadt Kairo, dieſer phantaſtiſchen, merkwürdigen Stadt, welche ein berühmter Reiſender das Paris des Orients genannt, obgleich andere ebenſo berühmte Männer nicht dieſer Anſicht ſind. Genug, Kairo iſt eine angenehme Stadt, wo man, allerdings für theures Geld, ſehr gut leben kann, wenn es einem vergönnt iſt, in einzelne Familienkreiſe zu dringen und angenehme Bekanntſchaften zu machen. Das Abſperrungsſyſtem wird hier nicht ſo ſtreng gehandhabt, wie in Konſtantinopel. Man hat hier ſehr gute Gaſthöfe, man findet die beſten Früchte der ganzen Welt; man hat den Nil zum Baden und deſſen kühles Waſſer zum Trinken. Es gibt hier keine Polizeiſtunde, und wenn man ſich einmal eine Freinacht machen will, ſo kann man vermittelſt guter Bekannter ſich eine ſolche nach ſeiner Phantaſie

veranstalten lassen; da ist nämlich ein Ballet arabischer Tänzerinnen, das man bei sich aufführen läßt."

„Ach ja!" sagte nachdenkend der Major.

„Doch das unter uns," fuhr der Erzähler fort. „Es gibt in Kairo so gut wie gar keine Polizei, und deßhalb kann man so frei und ungehindert leben, wie man nur will. Doch hat das morgenländische Paris dafür auch seine Schattenseiten."

„Eine Hauptschattenseite ist," schaltete der Major ein, „daß überhaupt zu wenig Schatten da ist und man vor Hitze fast umkommt."

„Das versteht sich von selbst. Aegypten im Sommer ist ein großer Brütofen, 36 Grad in den Häusern von Morgens Neun bis Abends Neun, und in der Nacht vielleicht 24 Grad. Das ist ein Zustand zum Verzweifeln. Aber ich wollte vorhin sagen, so duldsam der Aegyptier im Allgemeinen ist, so gibt es doch Stellen, wo die die fanatische Volksmasse außerordentlich sterblich ist — leicht berührt und leicht beleidigt. Ihr wißt, daß alljährlich an einem gewissen Tage von Kairo aus die große Pilger-Karawane nach Mekka abzieht, so an dreitausend Kameele und dabei eine entsprechende Anzahl von Starkgläubigen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, nach dem Grabe des Propheten zu wallfahrten und dort zu beten. Diese Karawane nun ist ein Gemisch von Pracht und Reichthum, von Elend und Armseligkeit. Den Glanzpunkt des ganzen Zuges aber bildet das berühmte Kameel, welches eine kostbare Abschrift des Korans trägt, die, mit einem unendlich reich gestickten grünen Teppich bedeckt, dem heiligen Grabe alljährlich zum Geschenke gemacht wird. Diesen berühmten Teppich hat der Vicekönig von Aegypten zu liefern, und wenige Tage vor dem Abmarsch der Karawane wird er in großem Cortege im allerfeierlichsten Aufzug von der Citadelle auf dem Mokkatam nach der großen Moschee gebracht, um dort bis zur Abreise aufbewahrt zu bleiben. Natürlicher Weise zieht dieser Zug Tausende und wieder Tausende der Einwohner Kairo's in jene Gassen zusam-

men, durch welche er kommen ſoll, und auch ich beſchloß, mir irgend ein Plätzchen auszuſuchen, um dieſem merkwürdigen Getreibe zuzuſchauen. Mit einem Engländer, der mit mir im gleichen Gaſthofe wohnte, ritten wir auf kleinen Eſeln nach jener Gegend der Stadt, jedoch, leichtſinniger Weiſe, ohne einen Kawaſſen mitzunehmen. Wir zogen ſo lange fort, als wir Platz hatten. Endlich aber, obgleich es noch früh war, wurde das Gedränge in den ohnehin engen Gaſſen ſo groß, daß wir abſtiegen und uns vor einer kleinen Kaffeeſtube auf jene bekannten kleine Taborets niederließen, die ungefähr ſo ausſehen und ſo groß ſind, wie kleine Kinderſtühle bei uns. Ich bin nun von ziemlicher Geſtalt, wohlbeleibt, und Ihr könnt denken, wie ich mich hier ausnahm."

„Und in deiner Kleidung!" ſagte lachend der Major. „Der gute Baron war weiß von oben bis unten. Weiße Unausſprechliche, weißen Rock, weiße Handſchuhe, weißen Hut, mit einem Tuche turbanartig umwunden, und dazu einen weißen Sonnenſchirm."

„Unſer Platz," fuhr der Erzähler fort, ohne auf die Spöttereien zu achten, „war von dem Engländer gewählt worden und recht paſſend. Zur Linken, woher der Zug kommen mußte, machte die Straße eine kleine Biegung, und uns gegenüber hatten wir ein großes Haus mit prächtigen vergoldeten Gittern, die aber alle geöffnet waren und eine Menge der ſchönſten Mädchengeſichter zeigten."

„Unverſchleiert?" fragte neugierig der junge Diplomat.

„Ich muß geſtehen, daß ſie gegen den orientaliſchen Gebrauch ihre Schleier zuweilen ſehr kokett auf die Seite ſchoben und uns dann ihr ganzes Geſicht zeigten. Es waren Augen darunter von erſtaunlicher Größe, ſchwarz und Blitze werfend, Augen, die äußerſt gefährlich waren."

„Wir tranken unſern Kaffee und rauchten unſere Pfeife. Und als es eine Zeit lang ſo gedauert hatte, füllte ſich die Straße immer mehr mit Menſchen, ſo daß ſich langſam und allmälig eine Reihe Zuſchauer vor uns hinſchob und uns jede Ausſicht benahm. Neben uns war die Bude eines alten Türken, ſo eines von der ehemals

festen, ja ehrwürdigen Race mit langem gutgepflegtem Bart, buntfarbigem Turban und sehr wohlwollenden Gesichtszügen. Er winkte uns, näher zu kommen, und zwar mit dem bekannten orientalischen Zeichen, das einige Aehnlichkeit hat mit der Bewegung, als wolle man Jemanden die Augen auskratzen. Wir nahmen natürlicher Weise seine Einladung an, er überließ uns ein paar Kissen, auf die wir uns setzten, und schob zuerst mir, als Beweis seiner innigen Freundschaft, die eigene brennende Pfeife in den Mund. Es ist das eine Artigkeit, die man sehr schätzen muß, und bedeutet fast eben so viel, als wenn der Araber Brod und Salz mit einem theilt.

„Endlich kündigte sich der Zug in der Ferne durch einen wahren Höllenlärmen an. Vielleicht sechszig bis achtzig junge Kerle von verschiedenen Regimentern mit kleinen und großen Trommeln, Triangeln, Becken, mehreren Schellbäumen bearbeiteten diese Instrumente mit all dem Feuer, welches Jugendkraft und fanatische Begeisterung hervorzubringen im Stande ist. Ein paar unglückselige Posaunen und Clarinetten konnten natürlicher Weise nicht zu Worte kommen und ergaben sich scheinbar stillschweigend in ihr Verhängniß. So rauschte, dröhnte, gellte und klirrte diese ächt türkische Musik immer näher und schien den Umstehenden außerordentlich wohl zu gefallen. Auch unser alter Türke wiegte den Kopf bald auf diese bald auf jene Seite und schmatzte, als genösse er etwas außerordentlich Gutes.

„Nun zog die Musik vorüber, und hinter ihr drein ergoß sich der ganze Zug, der das Kameel mit dem heiligen Teppich begleitete, in all seiner phantastischen orientalischen Wildheit — Kameele, Pferde, Esel, kostbare Thiere und schäbiges Zeug durcheinander, ebenso wie ihre Reiter. Dort ritt ein alter Emir, in grüne Lumpen gekleidet, neben ihm ein Mameluk im prächtigsten, reichsten Costüme. Ganze Schaaren von Derwischen zogen vorüber, Offiziere der ägyptischen Armee, ihnen folgten gewöhnliche Reiter und Infanterie, und die Menschenmasse war so groß, daß sich Alles wie ein brausender, buntfarbiger Strom scheinbar nur etwas vorüber schob. Es war keine

Bewegung einzelner Figuren mehr, es war nur eine wirre Masse. Unmittelbar hinter dem Kameele kam eine Schaar von vielleicht tausend bis fünfzehnhundert halberwachsener Jungen — es waren aber Kerle von meiner Größe darunter — in langen weißen oder hellgelben schlottrigen und ziemlich schmierigen Kaftans, mit knabenhaften trotzigen Augen, die recht herausfordernd umschauten, weil sie die Ehre hatten, unmittelbar hinter dem alten Kameel laufen zu dürfen. Ich muß gestehen, daß ich nicht weiß, ob sie zu irgend einer ägyptischen Brüderschaft gehörten, oder ob es vielleicht die Gymnasiasten von Kairo waren; ich vermuthe das Letztere. Kaum war diese Rotte Korah vor unserem Fenster angekommen, so schienen wir, der Himmel mag wissen, weßhalb, ihre ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Sie blieben vor uns stehen, rissen ihre Mäuler auf, streckten die Zungen heraus und brachen dann in ägyptische Verwünschungen aus, die unübersetzbar sind. Was sollten wir machen? Das Beste war — was wir thaten, — ruhig sitzen zu bleiben und sie schreien zu lassen. Aber es blieb nicht bei dem Schreien. Ein paar griffen in ihre Taschen, holten Zwiebeln und Orangen hervor und fingen an, uns damit zu bewerfen. So lange hatte unser alter guter Türke mit tiefer Verachtung lächelnd dem Treiben zugesehen, ja, er hatte sich vor sie hingestellt, um uns ihren Blicken zu entziehen. Aber vergebens! Wie der Tiger, wenn er Blut geschmeckt hat, so wurden diese Buben nach den ersten Würfen ganz des Teufels. Plötzlich sprang unser Wirth in die Höhe und ich muß gestehen, ich hatte noch nie aus eines Menschen Munde eine solche Fluth der gräßlichsten Flüche und Verwünschungen gehört, wie sie der alte Türke jetzt auf unsere Verfolger ergoß. Mittlerweile wurde die Kanonade heftiger, und zwischen die Orangen und Zwiebeln mischten sich schon harte Stücke Brod und Steine. Da riß unserem Hausherrn vollends die Geduld. Er nahm die große eiserne Stange, mit der er seinen Laden zu verschließen pflegte, sprang auf die Straße hinab und fing an, mit diesem improvisirten Schwerte zwischen die Reihen der jungen

immer bei mir gedacht, es sei doch unverantwortlich, eine Person mit so krankhaften Zuständen so allein in Küche und Keller umherwirthschaften zu lassen; ich hatte schon oft gefürchtet, es könnte ihr einmal etwas zustoßen, eine Schwäche u. dgl., wo sie nicht gleich ihre krampfstillende Medicin bei der Hand hätte. Und so geschah es richtig am heutigen Nachmittage.

Jungfer Barbara war seit einiger Zeit nicht sichtbar gewesen, als wir plötzlich über unseren Häuptern im ersten Stock ein solch Gepolter hörten, daß selbst der ruhige gleichmüthige Prinzipal in die Höhe schaute und befahl nachzusehen, was es oben gebe. Mir war nichts erwünschter; ich konnte doch einmal einen Blick in den berühmten ersten Stock werfen, weßhalb ich eilig die Treppe hinaufsprang. Oben war eine Thür geöffnet, obgleich es aber heller Tag war, konnte ich Anfangs im Zimmer, zu dem sie führte, nichts unterscheiden. Alle Fensterladen waren von außen geschlossen und von innen obendrein dichte Vorhänge heruntergelassen, so daß völlige Finsterniß in diesem Zimmer des ersten Stocks herschte. Endlich, nachdem sich meine Augen an die Dunkelheit etwas gewöhnt hatten, unterschied ich in einer Ecke des Zimmers ein Sopha, auf welchem Jungfer Barbara mit geschlossenen Augen ruhte und nur zuweilen einige schwache Seufzer ausstieß. Rechts und links waren Thüren halb geöffnet, die in andere eben so dunkle Nebenzimmer führten.

fanatiſchen Leute hineinzuhauen. Als er das aber that, wurden wir gänzlich bloßgeſtellt, und ich erhielt einen heftigen Steinwurf an die Schulter. Wer weiß auch, wie die Sache geendigt hätte, wenn nicht die ungeheure Menſchenmaſſe, die der heiligen Decke folgte, ſo unaufhaltſam von hinten vorgedrängt hätte, daß unſere Feinde nothwendigerweiſe weggeſchoben wurden! Nur ein paar der ergrimmteſten löſten ſich von dem Haufen ab und faßten in der Nähe unſeres Hauſes Poſto. Darunter war Einer, ein langer, aufgeſchoſſener blaſſer Schlingel, mit Augen wie eine Schlange."

„Ah ha!" ſagte lachend der Major.

„Dieſer hatte ſich auch unſerem Hausherrn entgegen geworfen und ihm heftig in ſeinen langen grauen Bart geſpuckt. Freilich bekam er dafür einen Tritt vor den Magen, der ihn wie eine Feder zuſammen krümmte; aber er ging nicht vom Platze. Nun muß ich geſtehen, auf dieſen Kerl hatte ich eine ungeheure Malice. Ihn hoffte ich zu treffen, ihm Einiges heimzuzahlen.

„Bei allem dem ſaßen wir aber ſchön in der Klemme. Der ganze Zug mußte vielleicht in einer halben Stunde wieder hier vorbei kommen, und wenn ſie uns dann noch fanden, ſo ging der Tanz von Neuem los. Auch wollten wir unſeren guten Hauswirth nicht länger incommodiren, und da mittlerweile unſere Eſel zurückkamen, ſo beſchloſſen wir, durch die unzählige Menſchenmenge unſeren Rückzug zu nehmen und uns dabei ſo gut wie möglich zu vertheidigen. Wir dankten für die genoſſene Gaſtfreundſchaft, ſaßen auf und ritten davon, natürlich im langſamſten Schritt, denn die Menge ſtand dicht an einander gepreßt auf der Straße. Ich ſah wohl, wie uns jener Kerl folgte, und war ſehr auf meiner Hut. Einen elaſtiſchen Stock mit bleiernem Knopf hielt ich ſo drohend, daß wir unangefochten auf einen breiteren Platz kamen. Doch kaum wollten wir unſere Eſel in einen kleinen Trab verſetzen, als mein Gefährte, der Engländer, einen ſolchen Schlag auf den Kopf erhielt, daß ihm ſein Hut über die Augen hineinfuhr. Natürlich wandte ich mich rückwärts; jener Kerl war dicht hinter uns,

und ein Anderer ſprang von der Seite her und faßte meinen Eſel am Zügel. Dem Letzteren ließ ich aber meinen Stock ſo kräftig auf die Hand fallen, daß er heulend dieſelbe los ließ, um mich jedoch gleich darauf mit der anderen wieder zu faſſen. Wir ſaßen ſchön im Gedränge und konnten im nächſten Augenblick zu Boden geſchlagen und zertreten ſein. Da trabte ein Reiter quer über den Platz dahin, dem zwei Kawaſſen folgten. Mir ſchien anfänglich jener Reiter ein vornehmer Beduine zu ſein, denn er trug einen prächtigen Burnus und ein goldgeſticktes Kopftuch. Die drei Reiter kamen gerade auf uns zu, weßhalb die Menge einen Augenblick auf die Seite wich. Plötzlich ſah ich, wie der Beduinen-Häuptling mit einem Satze ſeines Pferdes an meiner Seite war, und als ich mich umdrehte, hatte er jenen Kerl, der gerade einen Schlag nach mir führen wollte, am Halſe gefaßt und zog ihn ſo gewaltig in die Höhe, daß er einen Schuh vom Boden zappelte."

„Der brave Major!" ſagte laut lachend der Hausherr. „Das war zur rechten Zeit gekommen."

„Aber ſo konnte auch nur er kommen," fuhr der Baron fort. „Nachdem er unſeren Feind einen Augenblick hatte zappeln laſſen, warf er ihn mit einer Handbewegung in den dickſten Haufen hinein, ſo daß er ſelbſt zu Boden ſtürzend, Drei bis Vier mit ſich niederriß."

„Ja, ja," nahm in dieſem Augenblicke der Major das Wort, „es war ſchade, daß damit die Geſchichte zu Ende war. Ich hätte mich auf eine kleine Rauferei unendlich gefreut. Wenn man ſo friſch aus der Wüſte kommt, tagelang im Sattel, immer unter freiem Himmel, hier und da eine kleine Attaque auf einen Trupp Raub-Beduinen mitmacht, da jucken Einem die Finger. Es war, wie geſagt, ſchade, Baron, daß ich dich nicht ein Bischen tiefer im Gedränge fand. Aber ſie ſtoben auseinander wie aufgeſchreckte Hühner. Ich richtete mich in den Steigbügeln empor, ſah mich ein paar Mal rings um — Alles umſonſt; ſie machten uns mehr Platz als wir brauchten. Und da

nahmen wir denn die beiden Bekannten in die Mitte und zogen nach unſerem Hotel."

„Und ſo," ſagte der Baron, „traf ich mit dem Major in Kairo zuſammen."

Zweites Kapitel.

Der Major macht durch einen zu kühnen Handſtreich die Bekanntſchaft eines Barons, der zwei ſchöne Töchter hat. Der Baron erzählt vom Bienenfange, von der Miliz und von einem ſehr unangenehmen Paragraphen des Schiffs-Reglements.

In dieſem Augenblicke rollte ein Wagen durch die Straßen, bog in den Thorbogen ein und raſſelte dröhnend durch das Haus in den Hof.

„Ah, meine Frau!" ſagte der Hausherr. Und ein freudiger Zug flog über ſein Geſicht. Bald darauf hörte man Schritte im Vorzimmer, der Graf wandte ſich nach der Thüre, und als dieſe geöffnet wurde, trat ihm ſtatt der Erwarteten einer der Bedienten entgegen und meldete, daß die Gräfin bei ihrer Mutter geblieben ſei, ihren Wagen nach Hauſe geſchickt habe und erſt ſpäter heimkehren werde.

Ueberraſcht blieb der Graf ſtehen, preßte eine Sekunde lang die Lippen heftig auf einander, und wie ein leichter Blitz flammte es in ſeinen Augen auf. Doch nur eine Sekunde lang. Dann glätteten ſich ſeine Züge wieder, er ſagte dem Bedienten: „Es iſt gut," und wandte ſich mit vollkommen ruhigem Geſichte ſeinen Freunden wieder zu. Niemand ſah, daß er die Hand des verwundeten Armes mehrmals feſt zuſammen ballte, und daß es ihm Mühe machte, den hiedurch verurſachten Schmerz nicht laut werden zu laſſen. Er ſtützte ſich abermals auf den Kamin und ſprach: „Es thut mir unendlich leid, daß wir unſeren Thee allein nehmen müſſen. Meine Frau iſt bei ihrer

Mutter geblieben; ich glaube, Frau von D. iſt unpäßlich, und da iſt es ſehr natürlich, daß die Tochter der Mutter Geſellſchaft leiſtet."

„Vollkommen begreiflich," entgegnete der Diplomat mit dem Tone der Ueberzeugung und ſetzte hinzu: „Du wirſt uns erlauben, unſer Bedauern darüber auszudrücken, daß wir die Gräfin heute Abend nicht ſehen können."

Der Baron ſagte etwas Aehnliches und ſchien ebenfalls darin nichts Beſonderes zu finden. Er blickte in die Gluth des Kaminfeuers und war offenbar mit ſeinen Gedanken in Aegypten oder ſonſtwo.

Nur der Major allein that einen forſchenden Blick auf den Freund, und ihm war es nicht entgangen, daß die Lippen des Grafen einige Mal gezuckt und daß derſelbe einen ernſten Blick auf das Zifferblatt der Uhr neben ſich warf.

„Ihr ſeht," verſetzte der Hausherr nach einer kleinen Pauſe, „daß ich heute nicht im Stande bin, euch die verſprochene Geſellſchaft meiner Frau zu verſchaffen. Aber es wäre ſehr ſchön von euch, wenn ihr noch ein paar Stunden bliebet, um mit meinem Thee und mir fürlieb zu nehmen."

„Ich kann nichts Beſſeres thun," entgegnete der Baron.

Und der Geſandtſchafts-Sekretär meinte: es könne vom Fortgehen keine Rede ſein, da der Baron ihnen eine Geſchichte von Malta verſprochen habe.

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir bei dir bleiben," ſprach beſtimmt der Major. „Gib uns eine Taſſe Thee und halte uns ſo lange du willſt. Vorausgeſetzt, daß du es uns ſagen wirſt, ſobald du oder vielmehr dein verwundeter Arm müde wird."

„Ich bin euch für euer Anerbieten ſehr dankbar," entgegnete der Graf, „denn ich würde mich ſehr einſam fühlen; ich bleibe auf alle Fälle auf, bis meine Frau zurückkommt, und ſchätze mich glücklich, daß ihr mir Geſellſchaft leiſten wollt. — Aber trinken wir unſeren Thee — nehmt neue Cigarren, und dann muß uns der Baron etwas Heiteres erzählen."

„Ja," ſagte der Major mit beſtimmtem Tone, „der Baron muß erzählen. Ich gebe ja auch unſere Geheimniſſe Preis. Wir ſind ja unter Freunden, und die Geſchichte drückt mich doch ſchon lange."

„Mit Vergnügen denn," erwiderte der Baron. „Aber wie der Major eben durchblicken ließ. Alles unter uns; denn es ſind Geſchichten, die nicht blos den Major und mich, ſondern auch Andere betreffen, welche uns ſehr theuer und werth ſind."

Hierauf klapperten einen Augenblick die Taſſen, die Fauteuils wurden zurück- und wieder vorgeſchoben und friſche Cigarren angeſteckt, wogegen ſich der Baron einige der langen türkiſchen Pfeifen ſeines Freundes erbat.

„Denn," fügte er bei, „ich erzähle und muß es würdig und in des Königs Kambyſes Weiſe thun."

„Der Beduinen-Häuptling," begann er ſodann nach einer Pauſe, „mit ſeinen beiden Kawaſſen begleitete uns alſo in den Gaſthof zurück, und mittlerweile hatte ſich unſere Escorte inſofern vergrößert, als ein paar Reiter mit Hand- und Packpferden, die dem Beduinen-Häuptling folgten und ſein eigen waren, ſich an uns anſchloſſen. Es war aber heute der Tag der Rencontres. Denn als wir in das Thor des Gaſthofes einritten — der Major und ich befanden uns ſchon im Hofe, — da carambulirte unſer Gefolge mit zwei Herren, die auf Eſeln reitend hinter uns dreinkamen. Von dieſen Herren war der eine ein großer, dicker Mann von vorgerücktem Alter, mit grauem, faſt weißem Barte, der, wie die Mähne eines Tigers, nach allen Seiten aus dem Geſichte ſtarrte. Von der unerträglichen Hitze war dieſes Geſicht ſchon auffallend geröthet, begann aber ins Purpurfarbene zu ſpielen, als, wie geſagt, einer aus unſerem Gefolge dieſen Herrn, ohne es übrigens zu wollen, etwas unſanft gegen den Thorbogen quetſchte. Der andere Herr war ſehr mager, hatte ein blaſſes, ächt engliſches Geſicht, röthliches Haar und ſchielte ein wenig."

„Kaum war der dicke Mann in dem Hofe angekommen, ſo glitt er von ſeinem Eſel herab, wandte ſich an den Beduinen, der ihn ge-

ſtoßen, und verſetzte ihm, ohne etwas dabei zu ſprechen, mit ſeiner Reitpeitſche einen derben Schlag über die Schultern. Der Sohn der Wüſte riß ſein Pferd zurück, ſein Auge blitzte, er zeigte unter den geöffneten Lippen die ſchneeweißen Zähne und riß ein Piſtol aus dem Gürtel, offenbar in der Abſicht, den dicken Herrn damit niederzuſchießen. Glücklicher Weiſe aber hatte der Major dieſen Vorfall geſehen, warf ſein Pferd zwiſchen die Beiden und rief dem Beduinen ein paar arabiſche Worte zu, worauf dieſer ſein Piſtol wieder einſteckte. Mochte es nun ſein, daß der Major den dicken Herrn bei dem Dazwiſchenfahren geſtreift, oder mochte dieſer ihn ebenſo für einen Farbigen halten und deßhalb glauben, er könne ſich auch gegen ihn eine kleine Artigkeit herausnehmen, genug, er hob abermals die Hand mit der Reitpeitſche. Doch beugte ſich der Major in dieſem Augenblicke etwas von ſeinem Sattel nieder, faßte das Fauſtgelenk ſeines Gegners und drückte es ſo zuſammen, daß der alte Herr die Peitſche mit einem gelinden Schrei fallen ließ."

„Es war der erſte Händedruck, den wir wechſelten," flocht der Major ein.

„Und als die Peitſche am Boden lag," fuhr der Baron fort, da rief unſer Freund auf Engliſch: ‚Herr, bitte recht ſehr, zu bedenken, daß wir nicht in Indien und daß freie Beduinen keine Sclaven ſind.'"

„Auf dieſes Wort hin blickte ſowohl der dicke wie der magere Gentleman den vermeintlichen Beduinen mit wahrem Erſtaunen an. Denn ſie hatten gewiß noch nie einen getroffen, der ſo fertig Engliſch ſprach."

„Und wovon wußtet ihr, von welcher Nation die beiden Fremden waren," fragte der Hausherr, „und woher ſie kamen?"

„Ich hatte ſie in Suez geſehen," erwiderte der Major, „bei einem ähnlichen Act der Gewaltthätigkeit, der aber keine Folgen hatte, da der Matroſe, den jener dicke Herr mit ſeinem Pfeifenrohr über den Kopf ſchlug, ein Laskare war."

„Dieſe Begegnung hatte auch vor der Hand keine Folgen," fuhr

der Baron fort. „Die beiden Engländer, welche wohl einsahen, daß sie hier den Kürzeren ziehen müßten, begaben sich in den Gasthof, freilich noch immer mit einigem Widerstreben; denn der Dicke ballte mehrere Mal seine Fäuste, als suche er einen würdigen Gegner zu einer Box-Parthie.

„Der Major legte seine Beduinen-Tracht ab, ließ sich seinen zu langen Bart stutzen, und so dinirten wir ein paar Tag darauf seit längerer Zeit wieder zum ersten Male an der Table d'hôte des Gasthofes, wo das Erste, was uns in die Augen fiel, der dicke Gentleman war, der vor dem gedeckten Tische auf und ab spazierte. Bei unserem Eintritt stutzte er, sah den Major forschend an, und dann flog ein leichtes, ich möchte sagen, gutmüthiges Lächeln über seine dicken Züge, was mich veranlaßte, auf ihn zuzugehen, um von dem neulichen Vorfalle zu sprechen, indem ich ihm sagte, wir hätten uns endlich bedauert, daß einer unserer Diener ungebührlicher Weise mit ihm zusammengestoßen sei, und würden auch nicht verfehlt haben, ihm schon sogleich damals unsere Entschuldigungen zu machen; doch hätte er sich auf eine Art selbst Recht verschafft, die es uns leider unmöglich gemacht, uns mit freundlichen Worten darein zu mischen.

„Auf das hin lachte der alte Herr heiter hinaus, reichte mir die Hand und erwiderte: ‚Ich bin Ihnen in der That dankbar dafür, daß Sie einem alten, heftigen Manne so artig entgegen kommen. Meine außerordentliche Heftigkeit schafft mir nur zu oft ähnliche Auftritte auf den Hals. Von Jugend auf sehr reizbar, sind lange Jahre, in dem indischen Klima zugebracht, leider nicht im Stande, das Blut abzukühlen. Ich bin Sir Robert J. — wollen Sie mir freundlichst Ihren Namen sagen, um mich alsdann Ihrem Freunde vorzustellen?'

„Ich nannte mich, führte ihn zu dem Major, der ihm auf halbem Wege entgegen kam und ihm lachend die Hand schüttelte.

„‚Wenn an meinem Betragen von neulich etwas verzeihlich ist,' sagte der alte Engländer lachend, ‚so ist es, daß ich Sie für einen

wirklichen Beduinen hielt. Ihr ganzes Aeußeres war mehr als Verkleidung — es war die vollkommenſte Natur.‘

„‚Da Sie mir das eingeſtehen,‘ antwortete der Major, ‚ſo werden Sie es ebenfalls verzeihlich finden, daß ich auch vollſtändig in der Rolle des Beduinen blieb und meine Leute in Schutz nahm.‘

„‚Sprechen wir nicht mehr davon!‘ verſetzte Sir Robert. ‚Ich bin dem unangenehmen Vorfalle nur Dank ſchuldig, daß er mich ſo angenehme Bekanntſchaften machen ließ. Wie ich zufällig gehört, werden Sie noch etwa vierzehn Tage hier bleiben, um über Alexandria und Malta nach dem Feſtlande zurückzukehren. Das trifft ſich wirklich charmant, und wollen wir, wenn es Ihnen genehm iſt, dieſe Tour recht angenehm und friedlich zuſammen machen.‘

„In dieſem Augenblicke trat ſein Begleiter, der ſehr blonde Engländer, mit zwei jungen Damen in den Saal.“

„Ei, ei, Baron!“ bemerkte der Diplomat, „ihr waret von den Engländern außerordentlich ſchnell eingenommen. Vorhin hatte der junge Gentleman rothes Haar, jetzt iſt er auf einmal hellblond geworden.“

„Ich will euch nur geſtehen, daß ihr recht habt. Das Haar war eigentlich roth. Aber unter Bekannten nimmt man das nicht ſo genau. Er kam alſo in das Zimmer, und die beiden jungen Damen wandten ſich augenblicklich an den alten Herrn und nannten ihn Papa. Was für ein Glück war es, daß wir uns mit ihm ausgeſöhnt hatten! Die beiden Mädchen waren — nun, ich kann es mit aller Beſcheidenheit ſagen — bildſchön, gut erzogen, in jeder Hinſicht von den feinſten Manieren. Auch kannten ſie eine ganze Menge Sprachen, Deutſch, Franzöſiſch, Indiſch, von welch letzterem natürlicher Weiſe wir keinen Begriff hatten. Wir wurden vorgeſtellt und zu Gnaden aufgenommen — von den beiden Miſſes wenigſtens. Der röthliche junge Mann, den man als Neffen präſentirte, ſchien ſich dagegen über die neue Bekanntſchaft nicht beſonders zu freuen. Hatte er uns den Vorfall von neulich noch nicht vergeſſen, oder wollte er ſeinen liebenswürdigen Cou-

ſinen Alles ſein — kurz, er benahm ſich ſo förmlich und ſteif wie möglich. Miſter B., engliſcher Offizier, in Indien ſtationirt, hatte einen Jahres-Urlaub, um ſeinen Oheim zu begleiten.

„Letzterer hatte bekanntlich in Indien ein Commando gehabt, ſich einen tüchtigen Namen gemacht, ungeheure Reichthümer erworben und kehrte nun für immer nach ſeiner Inſel zurück.

„Ich kann euch verſichern, wir Beiden, der Major und ich, waren bei Tiſche die perſonificirte Liebenswürdigkeit und ſtiegen gleich ſo bedeutend in der Gunſt des alten Herrn, daß er uns für den Nachmittag zu einer Spazierfahrt nach Schuwra einlud."

„Hattet ihr Abſichten auf die jungen Damen?" fragte der Diplomat.

„Das iſt eine Gewiſſensfrage und eigentlich unmöglich zu beantworten. Nur muß ich mit einiger Indiscretion geſtehen, daß der gute Major am Abend dieſes Tages ſchwor, ſein Herz ſei nie ſo erregt geweſen, und er wüßte nicht, was geſchehen könnte."

„Der gute Major!" antwortete dieſer lachend. „Sag doch lieber: der gute Baron! Standeſt du nicht nächtlicher Weile am Fenſter, ſchauteſt den Mond an und triebſt allen möglichen poetiſchen Unſinn?"

„Wenn wir alſo vielleicht Abſichten hatten," fuhr der Baron in ſeiner Erzählung fort, „ſo könnt ihr euch denken, liebe Freunde, daß wir uns ſehr in Acht nahmen, etwas dergleichen merken zu laſſen. Der alte Herr war — ein ſonderbarer Kauz. Was ſeine eigene Heftigkeit anbelangte, die er uns ſelbſt geſtanden, ſo überſchritt dieſelbe alles Maß des Erlaubten, ja, des Schicklichen. Ein Wort, eine Miene, die ihm mißfiel, konnte ihn plötzlich aus der heiterſten Laune zu einem wahren Ungeheuer machen. Dann färbte ſich ſein Teint dunkelroth, ſeine weißen Haare ſtarrten aus einander; der Neffe huſtete verlegen, und die beiden jungen Damen ſchauten zuſammen ſchreckend und zitternd auf ihre Teller.

„Der erſte Auftritt der Art ging ſchon bei Tiſche los, als ihm der Kellner — er hatte Hochheimer verlangt — eine Flaſche recht guten

Rüdesheimer brachte. Er kostete einen Tropfen und sagte mit ärgerlichem Tone: ‚Das ist kein guter Hochheimer!‘ worauf der unglückliche Kellner antwortete, es sei sogar eine vorzügliche Qualität. Eine Sekunde nachher, und er hatte Glas und Qualität im Gesichte. Es erschienen alle Anzeichen eines starken Zornausbruches, und Sir Robert schaute herausfordernd seine beiden Töchter sowie den Neffen an, ob sich nicht vielleicht ein Opfer finden würde, das an der Stelle des davongeeilten Kellners zu ergreifen wäre. — Es trat eine peinliche Pause ein, bis der Major den kühnen, aber klugen Einfall hatte, dem Tiger in seiner derben, unerschrockenen Manier direkt auf den Leib zu gehen. Er that prüfend einen Schluck, setzte das Glas nieder und sagte: ‚Obgleich kein Hochheimer, ist er doch in der That von vorzüglicher Qualität. — Ah, bester Sir Robert, lassen wir uns durch Kleinigkeiten nicht die gute Laune trüben. — Ein frisches Glas und angestoßen! — Auf glückliche Ankunft in England!‘

„Die beiden Misses und der Neffe saßen erstarrt ob dieser Keckheit. Einen Augenblick auch zuckte die Hand des alten Generals, und ihm schien die Wahl wehe zu thun zwischen einer Flasche und einem Ragout-Deckel, um Eines davon in die Ecke des Saales zu befördern. Doch sah ihn der Major so fest und eigenthümlich lächelnd an, und hielt ihm seine Hand entgegen, dieselbe Hand, die der alte Herr neulich hatte kennen gelernt, daß er sich plötzlich eines Besseren besann, hart den Athem von sich blies und endlich sagte: ‚Sie haben Recht, Herr Major. Warum uns über Kleinigkeiten ereifern! Mag der Teufel den Kellner holen!‘

„‚Er soll ihn holen!‘ antwortete unser Freund, und die Sache war beigelegt. Die armen jungen Damen athmeten tief und freudig auf, und die älteste, Miß Eleonore, hob ihre großen, dunkeln Augen langsam auf und schmetterte dem Major einen Blick zu, ich möchte lieber sagen: eine Legion Blicke in eine Sekunde zusammen gedrängt, einen Blick, in dem sich Dankbarkeit, Achtung so stark ausdrückten, daß ich augenblicklich mit mir im Klaren war.“

Ich weiß nicht, mir kam der Gedanke, Jungfer Barbara sei gestorben und liege hier auf dem Paradebett, und das war mir so unheimlich, daß ich wieder hinabstürzte, um den Prinzipal zu holen. Auf der Treppe rannte ich gegen Philipp, der auch den Lärm gehört hatte und der Jungfer Barbara zu Hülfe eilen wollte. Unten am Schreibpult saß der Prinzipal und addirte eine große Rechnung, wobei er die Zahlen wie gewöhnlich halblaut vor sich hinsprach: „Sechs und acht macht vierzehn, und neun macht drei-und-zwanzig —"

„Herr Reißmehl," sagte ich ihm, „Jungfer Barbara liegt auf dem Sopha und ist ohnmachtig geworden." — Er winkte mit der Hand, stille zu sein. „Und sieben macht dreißig, und neun neun-und-dreißig — Bringen Sie ihr Wasser hinauf, ich werde gleich selbst nachsehen." Als ich mich umwandte, um mit einem Gefäß nach dem Brunnen zu eilen, sah ich, daß der Schlüssel am geschnitzten Schrank nicht abgezogen war, und um mich durch meine Umsicht bei Jungfer Barbara recht in Gunst zu setzen, öffnete ich, ergriff die Flasche mit der krampfstillenden Medicin und dem großen Löffel, und eilte damit die Treppe hinauf. Hinter mir hörte ich, wie der Prinzipal seinen alten knarrenden Comtoirstuhl herumdrehte und mir langsam folgte.

Aber bei Jungfer Barbara hatte die Gegenwart Philipps bereits Wunder gewirkt: sie war aus ihrer Ohnmacht

„Und worüber warst du im Klaren?“ fragte der Hausherr.

„Darüber, daß, wenn ich mich je einer der beiden jungen Damen mit ernsten Absichten nähern würde, dieß nicht Miß Ellen sein sollte.“

„Und er hielt seinen Entschluß,“ warf der Major ein; worauf die drei Freunde herzlich lachten.

„Ich habe nur,“ fuhr der Baron fort, „diesen kleinen Vorfall erzählt, um euch ein- für allemal mit der Heftigkeit des alten Herrn au fait zu setzen. Dergleichen Geschichten kamen täglich, ja, zuweilen stündlich vor, und dann trat entweder der Major oder ich als eine Art von Sicherheits-Ventil für die Damen oder als Blitzableiter auf. Den zweiten Vorfall, den wir erlebten, nahm ich natürlicher Weise auf mich.“

„Der Baron wollte auch seinen Blick haben,“ versetzte der Diplomat.

„Und er bekam ihn,“ bemerkte der Major.

„Nun gut, wir lebten so weit sehr angenehm zusammen, bis auf den Neffen. Der konnte es begreiflicher Weise nicht ertragen, daß wir uns bei dem alten General in Gunst setzten, und dann hatte er auch eines Tages die unglückselige Idee, bei einem Zornausbruche des Oheims unsere Rolle spielen zu wollen. Das lief aber für ihn so traurig ab, daß mich Miß Therese, die andere Tochter, augenblicklich holen ließ.“

„Miß Ellen hatte nach mir geschickt,“ sagte trocken der Major.

„Ich kam zuerst und muß gestehen, es kostete einige Mühe, den armen Neffen aus dem Zimmer zu bringen. Denn der alte General umkreiste ihn wüthend, wie der Löwe sein Opfer, und wollte es selbst mir anfänglich gar keinen Dank wissen, daß ich dasselbe aus seinen Händen befreite.“

„Der Baron erzählt außerordentlich angenehm und verständlich,“ bemerkte hier der junge Diplomat. „Miß Therese schickte nach ihm, Miß Ellen nach dem Major — wir wissen nun, woran wir sind.“

„Das ist jetzt gar kein Geheimniß mehr,“ antwortete der Erzäh-

ler. „Damals war es freilich eines der gefährlichſten Art. Denn was ſeine beiden Töchter anbetraf, ſo verſtand Sir Robert nicht den geringſten Spaß, und ſelbſt der arme Neffe, der es eines Tages gewagt, ſich der ſchönen Couſine etwas zu vertraulich zu nähern, wäre um ein Haar nach Indien zurückgeſchickt worden. Trotzdem muß ich aber geſtehen, daß wir bald bemerkten, wir ſeien mit unſerer Liebenswürdigkeit und unſerer glücklichen Manier, den Papa zu behandeln, in der Gunſt der jungen Damen geſtiegen, natürlicher Weiſe, ſo weit eine gutgezogene Dame ſo etwas merken läßt. — Und fein erzogen waren ſie und dabei natürlich herzlich, — es thut mir wahrhaftig leid, daß ich durch die Situation verhindert bin, mich recht breit im Lobe von Miß Thereſe und Miß Ellen zu ergehen.“

„Wir begreifen deinen Kummer,“ ſagte lächelnd der Hausherr. „Aber wir erklären feierlich, du wirſt nicht im Stande ſein, ein Bild der beiden Damen zu entwerfen, das nicht von ihrer liebenswürdigen Wirklichkeit tauſendfach übertroffen würde.“

Der Baron verbeugte ſich dankend und ſchien weit beruhigter fortzufahren: „in Indien lernt man mit den Augen ſprechen und durch Zeichen ſich verſtändlich machen. Wir Beide lernten als eifrige Schüler und begriffen unſere Lehrerinnen bald. Glücklicher Weiſe aber begriff der Papa uns nicht. Denn obgleich auch er ſeine Zeichenſprache hatte und dieſelbe häufig genug anwandte, ſo war ſie doch ſehr verſchieden von der ſeiner Töchter, — handgreiflich derb, ein vollkommen anderes Alphabet. Der Neffe dagegen ſchien in Indien auch ſchon auf dem Felde manöverirt zu haben, auf welches wir uns gewagt, und obgleich wir uns ſo ſehr in Acht nahmen, wie möglich, ſo begriff er doch ſeinerſeits hier und da einen beredten Blick und erlauſchte die Wahrheit eines Händedruckes, der gleichgültig ausſehen ſollte, aber nichts weniger als das war.

„Die vierzehn Tage, die wir noch in Kairo blieben, gingen indeſſen ziemlich glücklich vorüber. Wenn ich ſage „ziemlich,“ ſo will ich damit ausdrücken, daß wir vor Entdeckung ſicher blieben, dagegen

aber trotz der sehr großen Hitze einige sehr kühle Tage bei unsern Damen verlebten."

„Aha!" lachte der Major, „wo sie mit uns schmollten!"

„Allerdings!" fuhr der Baron fort. „Und daran war abermals der Vetter schuld. Als lernbegieriger Reisender muß man Alles mitmachen, und so trugen wir auch kein Bedenken, eine Einladung zu einer Abendunterhaltung anzunehmen, wobei sich arabische Tänzerinnen producirten. Der Major hatte dabei die Unklugheit, den blonden Gentleman mitzunehmen; und das Ende vom Liede war, daß dieser den alten General am Morgen darauf durch eine Erzählung des Gesehenen zu erheitern suchte. Weiß der Teufel, ob eine der jungen Damen im Nebenzimmer gelauscht — kurz und gut, wir hatten Schneewetter in Aegypten."

„War denn diese Abendunterhaltung so außerordentlich gefährlicher Art?" fragte wißbegierig der Gesandtschafts-Secretär.

„Das gerade nicht. Es kamen nur einige Nationaltänze, die für europäische, namentlich für englische Begriffe nicht ganz in den Gränzen des Schicklichen und Erlaubten zu bleiben schienen, z. B. der Bienentanz."

„Ei der Tausend!" sagte der Hausherr. „Wir wollen wissen, was der Bienentanz ist."

„Der Bienentanz ist meistens das Finale einer solchen Abendunterhaltung. Als das Schönste in den Augen der Orientalen wird er zuletzt dargestellt. Ihr habt von diesen arabischen Tänzerinnen schon gehört? — Es sind junge Mädchen von ungefähr vierzehn bis achtzehn Jahren, von äußerst elastischem, schlankem und schönem Körperbau. Ihr Teint ist für Aegypten ziemlich hell, ungefähr wie der der Sicilianerinnen. Sie tragen weite, weiße oder blauseidene, mit Gold und Silber gestickte Beinkleider, welche aber im Gegensatze zu denen der anderen Orientalinnen unten nicht zusammen geschnürt sind, vielmehr frei um die sehr kleinen und zierlichen Füßchen flattern. Den

Oberkörper bedeckt das bekannte, in unzählige Falten gelegte gelbe, ſeidene Hemd, über welches eine Art Weſte oder Mieder kommt, das ſehr tief ausgeſchnitten und meiſtens von violetter Farbe iſt, auf der Bruſt bis zu den Hüften herunter mit goldenen Troddeln und Quaſten beſetzt. Ein rothſeidener Gürtel, ſehr knapp und tief um die Hüften gelegt, verbindet Hemd und Mieder; als Oberkleid tragen ſie ein Jäckchen von rother Seide mit Silberſtickereien und weiten weißen Aermeln. Dieſe fallen über die Finger herab, ohne am Handgelenke befeſtigt zu ſein, weshalb ſie beim Aufheben der Hände herab flattern und ſehr wohlgeformte Arme zeigen, an welchen goldene und ſilberne Spangen glänzen."

„Nach deiner Beſchreibung," meinte der Diplomat, „kann ich es den beiden Damen nun gerade nicht übel nehmen, wenn ſie dieſe Abendunterhaltung nicht für ſehr paſſend hielten."

„Still! Hören wir weiter über den Bienentanz."

„Ah, die Sache iſt an ſich ſehr einfach, ſieht ſich aber recht gut an. Eine Tänzerin beginnt den Tanz, dann folgen die anderen. Die Grundidee dieſes eigenthümlichen Pas iſt eine Biene, die ſummend ins Zimmer geflogen kommt und plötzlich ſich in die Kleider einer der Tänzerinnen verkriecht. Sie erſchrickt, wendet ſich ſchlangenartig umher, um zu erfahren, wo das Thierchen verborgen iſt. Jetzt endeckt ſie es unter ihrem Halſe. Hurtig wirft ſie ihr Jäckchen herunter, ſie hofft die Biene darin gefangen zu haben. — Aber umſonſt! Dieſelbe iſt weiter hinabgeſchlüpft. Jetzt folgt auch das Mieder in der gleichen Abſicht. — Abermals vergebens! — So unterſucht ſie weiter und damit iſt die ganze Geſchichte beendigt."

„Ich werde mich nächſtens nach Kairo verſetzen laſſen," ſagte der junge Diplomat nachdenkend.

„Wie ich euch alſo erzählt," fuhr der Baron fort, „ſo hatte der Neffe einiges über dieſen Bienentanz bei dem Onkel fallen laſſen. Der alte Sir hatte ſich unſäglich darüber ergötzt, und um unſere Stellung gegenüber ſeinen Töchtern unbewußter Weiſe noch viel ſchwieriger zu

machen, neckte er uns täglich mit dieſem Vorfalle. So oft wir bei Tiſch waren, ſummte er wie eine Biene und verſicherte lachend, man könne ſich vor dieſen Inſekten gar nicht mehr ſicher ſtellen. Im Grunde bedauerte er ſehr, dieſe Phantaſie nicht auch mitgemacht zu haben.

„Endlich verließen wir Kairo und ſchifften uns in Boulak an Bord eines Nildampfbootes nach Alexandria ein. Es war das eine entzückende Fahrt, namentlich die Nächte prächtig und ſchön. Aus der erſtickenden Gluth der Straßen von Kairo ſchwammen wir jetzt auf dem kühlen Waſſer dahin; ein erfriſchender Nachtwind kam uns entgegen, mit Wohlgerüchen durchdrungen; wir hauchten ihn gierig ein. Unter uns hatten wir den breiten, majeſtätiſchen Spiegel des Nils, dieſe glatte, glänzende Waſſerfläche; über uns den ewig klaren Himmel, wie er namentlich Abends bei Sonnenuntergang in einer unbeſchreiblichen Gluth und Pracht ſtrahlte. Dazu die für uns Europäer ſo fremdartigen Ufer, die lichten Palmenwälder auf denſelben, und unter ihnen die ſo ſonderbar geformten ägyptiſchen Dörfer, ruhig wiederkäuende Kameele, nachdenkend in den Flußſpiegel niederſchauend, ſchwere Büffel, welche die Hitze ins Waſſer getrieben, und von denen man nur den breiten Rücken und den rieſigen Kopf ſah, der ſich verwundert erhob und ein dumpfes Brüllen ertönen ließ, wenn wir vorüber rauſchten; dazu Hunderte phantaſtiſch weißgekleideter Menſchen, die ans Ufer liefen, wenn wir uns demſelben etwas näherten, um das ſeltſame Feuerſchiff und die ſich drehenden Waſſerräder anzuſchauen; dann die üppig grünenden Felder; alles das machte auf uns einen unbeſchreiblichen Eindruck, namentlich aber die Landſchaft ſelbſt in der Stille der Nacht. Man fühlte ſich in die Jugend zurück verſetzt, man träumte wieder wie damals nach dem Leſen der Tauſend und Einen Nacht. So aufgeregt, vor uns die Heimat, welcher wir entgegen eilten, an unſerer Seite ſchöne, liebenswürdige Weſen, deren Herzen wir gewonnen — es war wahrhaftig verzeihlich, wenn auch ſehr unklug, daß wir unſere Vorſicht bei Seite ließen und in Folge hiervon durch den alten General ertappt wurden.

„Wie weit dieſe Ertappung vor ſich ging, kann ich nicht genau ſagen. Hatte er geſehen, wie ich beim Scheine des Mondes Miß Thereſen feurig die Hand küßte, oder hatte er bemerkt, wie der Major mit Ellen ſehr vertraulich am Steuerruder ſaß? Wir hatten ihn nicht bemerkt, und er mußte das Verdeck betreten und wieder verlaſſen haben, ſchleichend und vorſichtig, wie er es vielleicht von den indiſchen Kriegen her gewohnt war. Auch bin ich überzeugt, daß uns der Vetter bei dieſer Veranlaſſung irgend einen Liebesdienſt erzeigt hatte. Dem ſei nun, wie ihm wolle, verrathen waren wir einmal und bemerkten das ſogleich am andern Morgen, wo uns der alte General erſchien wie Jemand, der ſich alle Gewalt anthat, um nicht wenigſtens den Verſuch zu machen, uns Beide in den Nil zu werfen. Was uns ſehr überraſchte, war, daß trotzdem keine heftige Erklärung folgte. Wir werden ſehen, daß Sir Robert als ein kluger General manövrirte. Von Alexandria abreiſen mußte er; ein großer Theil ſeines Gepäcks und ſeiner Dienerſchaft befand ſich bereits auf dem Schiffe; auch hatte er in Malta Geſchäfte, weßhalb es ihm unmöglich war, über Trieſt oder Konſtantinopel zu gehen.

„Er bezwang ſich gegen uns auf eine unbegreifliche Weiſe. Den erſten Tag ſtolzierte er freilich beſtändig allein auf dem Verdeck umher, die Hände auf dem Rücken, ohne uns eines Blickes zu würdigen, und ſchnaubte dabei ſtärker als die Dampfmaſchine. Aber ſchon Abends beim Diner fing er an aufzuthauen, trank ſein Glas Wein mit uns, ja, er trieb ſeine Heuchelei ſo weit, daß er ſchon am andern Morgen die alte Summſerei wegen des Bienentanzes wieder anfing. Er hatte offenbar ſeinen Entſchluß gefaßt. Und daß derſelbe nicht günſtig für unſere Wünſche war, entnahmen wir daraus, daß die beiden Damen nur in ſeiner oder des Neffen Begleitung auf dem Verdeck erſchienen. Endlich erreichten wir Adſeh und bald danach auf dem Mahmudikanal Alexandria. Es war Freitag, das Dampfboot nach Europa ging am Sonntag früh ab.

„Der alte General," erzählte der Baron weiter, „forderte uns

auf, mit ihm in demſelben Gaſthofe zu wohnen, was wir auf das Bereitwilligſte thaten. Unterweges, vom Hafen in die Stadt, plauderten wir natürlicher Weiſe mit den jungen Damen; doch blieb uns Sir Robert immer zur Seite, und einmal, als ich ihn ſehr plötzlich anſah, bemerkte ich, daß er ein Geſicht gegen mich machte, bei dem mir unwillkührlich ein Tiger einfiel, der ſeine gewiſſe Beute mit eingezogenen Krallen ſtreichelt. Den Teufel auch! dachte ich; wir ſind nicht in Indien! — Seine Töchter behandelte er ziemlich barſch und rauh, und auch ſonſt machte ſich ſeine Heftigkeit wieder unerträglich breit. Dabei war es weder mir noch dem Major möglich, ihn durch ein luſtiges Wort zu beſänftigen. Wir hatten alle Gewalt über ihn verloren, und deß freute ſich der röthliche Gentleman auf's ſichtbarlichſte.

„Samstag früh erhielten wir eine Einladung zum Diner bei Sir Robert. Das Diner war auf vier Uhr beſtimmt, um ſechs Uhr mußten wir an Bord. ‚Meine Herren,‘ ſagte er, als die Suppe kam, mit ſtrahlendem Geſicht und triumphirender Miene, ‚noch einmal wollen wir ſo recht angenehm zu Mittag ſpeiſen. Morgen kommt vielleicht die Seekrankheit, wir haben vier Tage nach Malta.‘ — Das Diner war vortrefflich, die Weine ausgezeichnet, und zuletzt thaten wir noch einen Abſchiedstrunk aus dem Flaſchenkeller Sir Robert's, um von hier morgen Abſchied zu nehmen und frei der Heimat zuzuſteuern. Dann gingen wir auf unſere Zimmer und ließen unſer Gepäck abgehen.

„Ich weiß nicht, mir war ganz ſonderbar zu Muthe. Ich hatte doch nur ſehr wenig Bordeaux und Champagner zu mir genommen, und doch ſtieg mir das Blut ſo in den Kopf, alles drehte ſich mit mir dergeſtalt herum, daß ich mich oftmals an einem Tiſche oder an einem Stuhle halten mußte. Der Major, der eine ungleich ſtärkere Konſtitution beſitzt, ſah furchtbar blaß aus und ſpürte eine ſonderbare Bewegung in der Gegend des Magens. Wir ſahen uns achſelzuckend an; aber es war keine Zeit zu verlieren, um lange darüber zu ſprechen, wir mußten an Bord.

„Obgleich wir uns vorgenommen hatten, bis ans Meer zu Fuß zu gehen, sahen wir uns doch genöthigt, einen Wagen zu nehmen. Der alte General war schon voraus, und als wir an den Einschiffungsplatz kamen, kletterte er gerade die Fallraffstreppe hinauf und verschwand hinter der Brustwehr des hohen Schiffes. Wir stiegen ins Boot und fühlten uns im stärksten Stadium der Seekrankheit. Als ich die steile Treppe hinan stieg, lief mir ein kalter Schweiß über das Gesicht, mein Haar klebte mir auf die Stirn. Dem Major war es ebenfalls hundeübel; nur befand er sich immer einige Grade besser als ich. Unsere Bedienten, die uns droben erwarteten, erschracken über unseren Anblick; doch glaubten die guten Seelen, es sei der erste Anfall der Seekrankheit, und stauten uns so schnell wie möglich in die für uns bereit stehende Kajüte hinab. Da warfen wir uns auf die beiden Betten — der Major lag oben, ich unten. So elend wir waren, so tauschten wir doch einige Bemerkungen über unseren Zustand aus, und das Resultat unserer Betrachtungen, das wir uns, aber von der Unmöglichkeit desselben überzeugt, lachend mittheilten, war — Sir Robert habe uns auf die liebenswürdigste Art von der Welt vergiftet, um uns so in den Himmel zu befördern, statt in die Arme seiner Töchter.

„Mein Bedienter trat ein und meldete mit betrübtem Gesichte, der Kapitän verlange die beiden Herren zu sehen, die auf der Liste als Baron so und Major so verzeichnet wären. Ich ließ ihm zur Antwort geben, es sei uns unmöglich aufzustehen, wir hofften aber, morgen früh, von der Seefahrt erfrischt, ihm unsere Aufwartung machen zu können.

„Gleich darauf kam der Kapitän selbst herunter, hinter ihm ein kurzer dicker Gentleman mit einer grauen Perrücke und blauer Brille — der Schiffsarzt. Der Kapitän hatte mehrere Papiere in der Hand, las darin und sagt: ‚Herr Major von S.‘

„‚Hier!‘

„‚Herr Baron von A.‘

„‚Hier!‘

„‚Ich muß die beiden Herren dringend ersuchen, einen Augenblick aufzustehen und mir aufs Verdeck zu folgen.‘

„‚Sie sehen aber wohl, Herr Kapitän, daß dies unmöglich ist,‘ antwortete der Major; ‚denn wir haben uns niedergelegt, weil wir uns unwohl fühlten.‘

„‚Gerade deßhalb muß ich um so mehr darauf bestehen, meine Herren,‘ versetzte der Kapitän. Und der Doktor hob die Stirn empor und drückte seine Brille fester an die Augen.

„‚Ah! mein Herr,‘ fuhr der Major heftiger fort, ‚ich habe noch nie gehört, daß man Kranke nöthigt, aus ihren Betten aufzustehen! Gestattet Ihr Schiffs-Reglement, Passagiere so zu behandeln?‘

„‚Passagiere nicht,‘ entgegnete ruhig der Seeoffizier. ‚Aber das Schiff ist noch im Hafen, und die Herren werden mir keine Karten vorzeigen können.‘

„‚Weil wir dieselben,‘ mischte ich mich mit sehr schwacher Stimme in das Gespräch, ‚wie es immer der Fall ist, hier an Bord zu nehmen beabsichtigten.‘

„‚Ich muß bitten!‘ sagte dringender der Kapitän.

„‚Was soll das alles heißen?‘ brauste der Major auf.

„‚Ereifern Sie sich nicht, meine Herren,‘ versetzte hierauf begütigend der Doktor. ‚Der Herr Kapitän ist in seinem vollen Rechte. Das Schiffs-Reglement verbietet uns, Kranke an Bord des Schiffes zu nehmen. Sie werden sich freundlichst erinnern, setzte er stockend hinzu, daß im gegenwärtigen Augenblicke die Pest sehr stark in Alexandria grassirt.‘

„Das war allerdings wahr, und daran sollten wir uns freundlichst erinnern, verlangte das Ungethüm von einem Arzt.

„‚He!‘ rief der Major zu mir herab.

„‚Hoho!‘ antwortete ich ihm auf Deutsch, ‚das sind verfluchte Geschichten!‘

„Dann wandte ich mich an den Kapitän und sagte ihm: ‚Be-

ruhigen Sie ſich, mein Herr, wir müſſen etwas Unverdauliches geſpeist haben. Vor zwei Stunden waren wir friſch und geſund.'

„‚Die Peſt kommt ſehr geſchwind, mein lieber Herr,' bemerkte der verwünſchte Doktor. ‚Sie überfällt den geſundeſten Menſchen, vier Stunden nachher iſt er todt.' — Damit nahm er eine Priſe, klopfte ruhig auf den Deckel und bemerkte gegen den Seeoffizier: ‚Ich will gerade nicht behaupten, daß ſich die Herren in dieſem Falle befinden, aber die Sache iſt verdächtig.'

„‚Ich habe die Seekrankheit!' ſchrie wüthend der Major, ‚und will Ihnen das ſogleich beweiſen.' — Dabei langte er nach einem unausſprechlichen Geſchirr.

„Der Kapitän zuckte mit den Achſeln und entgegnete: ‚Die Seekrankheit bekommt Niemand bei ſpiegelglattem Meer und ohne die geringſte Bewegung des Schiffes. — Meine Herren,' fügte er bittend hinzu, ‚ſetzen Sie mich in keine unangenehme Lage. Ich bin überzeugt, die vollkommenſten Gentlemen vor mir zu haben, der eine Herr iſt ſogar Offizier; leſen Sie mein Reglement, es befiehlt mit kurzen und klaren Worten, Jeden, der auf den orientaliſchen Stationen erkrankt das Schiff betritt, ohne Anſehen der Perſon zurück zu weiſen. Wir haben hundert und zwanzig Paſſagiere an Bord, und ohne an die Gefahr Ihres Zuſtandes glauben zu wollen, kann ich mich doch der Gefahr nicht ausſetzen, die Peſt mit mir zu nehmen. Uebrigens ſteht es Ihnen frei, augenblicklich in Alexandria gegen mich Schritte zu thun. Ich werde doch um einer Laune willen nicht meine Stelle aufs Spiel ſetzen!'

„Dagegen ließ ſich nun freilich nichts erwidern, und, um mich kurz zu faſſen, wir mußten das Schiff verlaſſen. Man hißte uns ſammt unſeren Sachen in ein Boot, das noch zufällig da lag, und während wir abſtießen, brachten die Matroſen des Dampfbootes den Anker an Bord. Keine Spur irgendwo von dem alten General, von ſeinen Töchtern, und ich für meine Perſon war auch viel zu elend, um in dem Augenblicke weiter darüber nachzudenken. Der Major

erwacht und saß in der Ecke des Sophas. Bei meinem Eintritt hörte ich, wie sie meinem Collegen erzählte, sie habe im Zimmer etwas zu thun gehabt, und als sie so dagestanden, sei ihr plötzlich vorgekommen, als gehe Jemand bei ihr vorüber, drauf sei sie vor Schrecken vor dem Sopha zu Boden gesunken, Philipp hatte ein Fenster halb geöffnet, und als ich eintrat gefolgt vom Prinzipal, hatte mich Jungfer Barbara mit der Flasche in der Hand nicht sobald erblickt, als sie mir zornig entgegensprang und fragte, was ich wolle?

So sanft und gefühlvoll als möglich entgegnete ich, da unten zufällig der Schrank unverschlossen gewesen sei, habe ich ihre Arznei, von der sie einige Mal des Tages nehme, zu ihrer Stärkung mit heraufgenommen. Hätte ich in diesem Augenblicke hinter mich sehen können, so würde ich bemerkt haben, daß bei meinen Worten ein leises Lachen über die Züge des Prinzipals flog; aber was ich vor mir sah, war gar nicht zum Lachen. Jungfer Barbara hielt sich an der Sophaecke fest und schien im Zweifel zu sein, ob sie wieder in Ohnmacht fallen solle, oder nicht; dabei sah ich zu meinem Schrecken, daß ihre Züge einen Ausdruck von Zorn annahmen, wie ich früher nie an ihr bemerkt.

Jetzt trat der Prinzipal vor und griff nach der Flasche in meiner Hand, wobei er lächelnd zu seiner Schwester sagte: „Ja, siehst Du, liebe Barbara, wenn es dir gut

aber kochte vor Wuth. Jetzt probirte der Dampfer seine Räder im Waſſer, drehte ſich langſam herum und fuhr davon. Als ich ihm betrübt nachblickte, glaubte ich aus einem der Sternfenſter etwas Weißes flattern zu ſehen, vielleicht Thereſens Schnupftuch oder vielleicht auch die weiße Nachtmütze des alten indiſchen Barbaren.

„Wir fuhren nach Hauſe, legten uns zu Bette und ließen einen Arzt kommen. Dieſer ließ uns ſehr viel warmen Chamillenthee trinken, und als darauf etwas Natürliches eintrat, meinte er, wir hätten vielleicht etwas Unverdauliches gegeſſen oder unvorſichtiger Weiſe — ein Brechmittel verſchluckt.

„Wir Beiden, nämlich der Major und ich, ſahen uns erſtaunt an, und Jeder ſuchte in dem Auge des Anderen deſſen Gedanken zu leſen. Wir waren darüber einig, daß uns Sir Robert einen ſchändlichen Streich geſpielt. Was ſollten wir machen? — darüber wüthen, toben? ihn bei dem Generalkonſul verklagen? — Wozu hätte das führen können? — Wir thaten das Geſcheidteſte, was wir thun konnten, wir dankten dem Doktor für ſeine Bemühungen und erklärten ihm, er habe vollkommen Recht, wir müßten aus lauter Unvorſichtigkeit ein Brechmittel verſchluckt haben, und dann fingen wir trotz unſeres Unglückes nach einigen Minuten an zu lachen, bis uns die Thränen in die Augen traten. So lange die Welt ſteht, hat ein Papa noch niemals ſo kräftig und zugleich erfolgreich gegen ſeine zukünftigen Schwiegerſöhne operirt. Er hat uns am Lande zurückgehalten und wenigſtens verſucht, uns lächerlich zu machen.

„Aber es iſt ſchon ſpät," unterbrach ſich ſelbſt der Baron, indem er ſeine Uhr herauszog. „Ich muß wahrhaftig noch irgendwo hin."

„Aber deine Geſchichte iſt noch nicht zu Ende?" fragte der Diplomat. „Du haſt unſere Neugierde erregt, ohne ſie zu befriedigen."

„Das iſt wahr," bemerkte der Graf. „Wenn du Geſchäfte haſt, will ich dich nicht abhalten, ſo leid es mir thut, deine Geſellſchaft heute Abend zu verlieren. Aber deine Geſchichte kann unmöglich ſchon beendigt ſein. Wir wollen erfahren, wie ihr von Alexandria weggekommen."

„Nicht mehr als billig," entgegnete der Major, indem er aufstand; „ich stehe morgen nach dem Diner zu Befehl."

„Ich werde auch kommen," sagte der Gesandtschafts-Secretär. „Denn wenn man einen kranken Freund hat, so ist es eine herrliche Gelegenheit, von irgend einer langweiligen Soirée wegzubleiben. — Und der Major wird ebenfalls erscheinen?"

„Natürlich," erwiderte dieser, indem er sich in seinen Fauteuil zurücklehnte, während die anderen Beiden ihre Hüte nahmen. „Wenn es dir übrigens recht ist," wandte er sich an den Hausherrn, „so beendige ich erst meine Cigarre vor deinem angenehm wärmenden Kamine. Meine Frau erwartet mich nicht so früh —" dabei warf er einen forschenden Blick auf den Grafen, der ihm mit einem freundlichen, ja, herzlichen Miene dankte und darauf die Klingel zog, worauf ein Diener erschien, der den beiden anderen Herren die Thüre zum Vorzimmer öffnete, wo sie ihre Paletots fanden.

„Also bis morgen!" rief der Baron. „So gegen sieben Uhr werde ich erscheinen. — Gute Nacht!"

„Adieu, Baron!" sagten die beiden Herren, die zurück blieben.

Und damit wurde die Thüre des Vorzimmers wieder zugemacht.

Drittes Kapitel.

Worin wir Näheres über ein Duell erfahren, auch, daß der Kriegsminister ein Stechen in der linken Seite fühlt und die Gräfin ein Geheimniß verbirgt.

Der Major saß in seinem Fauteuil, und der Graf spazierte einige Augenblicke in dem Salon auf und ab. Als er wieder an den Kamin trat, hob der Erstere den Kopf empor und sagte: „Es ist dir recht, daß ich dageblieben bin?"

„Vollkommen, lieber Freund!“ antwortete der Hausherr mit einem einigermaßen trüben Lächeln. „Wir verstehen einander. Ich bin in der That froh, daß du dageblieben; obgleich ich vor den Anderen eigentlich keine Geheimnisse habe, so kann ich mich doch nur dir gegenüber recht frei und offen aussprechen.“

„Dir fehlt etwas!“ bemerkte der Major in einem Tone, der deutlich aussprach, er irre sich nicht.

„Ja,“ antwortete der Graf.

„Du bist nicht glücklich?“

„Das will ich eigentlich nicht behaupten. Nur fürchte ich, unglücklich zu werden.“

„Ah, mein lieber Freund, du hast nur Befürchtungen? Die zu haben, ist eine schlimme Krankheit. Laß dich einmal von ihr ergreifen, und du hast bei den angenehmsten, besten Verhältnissen keine ruhige Stunde mehr. — Befürchtungen? — Ja, was kann der Mensch nicht alles befürchten! Du stehst am Morgen gesund und munter auf, bist aber unglücklich, weil du befürchtest, im Laufe des Tages krank zu werden. Du besteigst ein junges, muthiges Pferd; aber deine Lust an dem Thiere ist plötzlich vorbei, denn du befürchtest allerlei Unfälle, die dir begegnen können. Das sind die gewöhnlichen und traurigen Arten von Befürchtungen der Menschen, ohne daß man sie Furcht nennen könnte; denn die muthigsten Männer haben dergleichen Zufälle. Woher kommen sie? Von mehr oder minder angegriffenen Nerven, von einer schlaflosen Nacht oder dergleichen. — Nur keine Befürchtungen ohne haltbare Gründe dazu!“

„Ich habe dich ruhig ausreden lassen,“ entgegnete der Graf, „ohne daß du mir den gleichen Dienst vorhin erzeigtest. Wenn ich sagte, ich fürchte, unglücklich zu werden, so wollte ich hinzufügen: und ich habe hiefür meine Gründe.“

„Ah, das ist etwas Anderes! — Verzeihe mir, ich will dich ruhig anhören.“

„Du siehst, ich trage meinen Arm in der Schlinge,“ fuhr der

Graf fort. „Ich hatte ein kleines Rencontre. Ich ſah mich veranlaßt, mit einem jungen Manne, den ich wenig kenne, ein Paar Kugeln zu wechſeln. Es war eine unbedeutende Geſchichte, und ich ſehe es wohl ein, daß ich vielleicht Unrecht hatte."

„Etwas zu befürchten," warf der Major ein.

„Ah, davon war keine Rede!" entgegnete der Graf und hob ſich ſtolz empor. „Wenigſtens nicht in deinem Sinne. Die Sache war einfach die: Ich erſchien mit meiner Frau in einer Soirée bei * * *. Meine Frau betrat zuerſt den Salon, ich folgte ihr. Zwei Reihen junger Herren, wie das leider der Brauch iſt, ließen uns durchpaſſiren, und ich ärgerte mich ſchon darüber, daß ſie meine Frau ſo rückſichtslos begafften."

„Du hatteſt Unrecht. Wir haben es in unſerer Zeit gerade ſo gemacht."

„Einige hatten ſogar ihre Augengläſer eingeklemmt, was ich zu meiner Zeit niemals gethan. — Nun gut! Meine Frau ſchreitet voran, ich folge ihr; ich muß geſtehen, die jungen Leute verneigten ſich ehrfurchtsvoll; dabei bemerkte ich aber auf einmal, daß Einer meiner Frau auf eine ungemein verbindliche Art zuzulächeln ſchien."

„Du hatteſt dich geirrt!"

„Es iſt möglich. Aber damals fuhr es mir wie ein Stich durch das Herz; ich blickte den jungen Mann feſt an, ich haßte den faſt mir Unbekannten aus tiefſter Seele. Vielleicht war ich aufgeregt. Wir traten ein; ſpäter wurde getanzt; jener junge Mann von guter Familie ließ ſich meiner Frau vorſtellen und tanzte mit ihr eine Française. Später bittet er noch um einen Walzer, was ich meiner Frau verbiete."

„Daran thateſt du ſehr unrecht. Du verbieteſt deiner Frau etwas, was du nicht verbieten darfſt, und durch dieſes Verbot ſtellſt du ihr einen bis dahin gänzlich unbedeutenden Menſchen als etwas Wichtiges vor Augen. O, ich hätte dich für klüger gehalten!"

„Heute bin ich ganz deiner Anſicht. Aber, wie geſagt, an jenem

Abende war ich aufgeregt, ich ärgerte mich. Jener Herr trat freilich augenblicklich zurück, aber — nun, er ſuchte mich ſpäter auf, um mich zur Rede zu ſtellen."

„Das finde ich begreiflich."

„Ich ebenfalls, hatte mir auch feſt vorgenommen, es mir ein paar freundliche Worte koſten zu laſſen; denn ich ſah ein, daß ich im Unrecht war. Aber du weißt, wie es bei ſolchen Gelegenheiten geht."

„Namentlich bei heftigen, reizbaren Menſchen, wie du einer biſt," ſagte ernſt der Major.

„Ein Wort, ein Blick," fuhr der Graf fort, „vielleicht an ſich unbedeutend, fällt wie der Funke ins Pulver. Es flammt auf, und ehe man ſichs verſieht, hat man ſo ein kleines Duell auf dem Halſe."

„Beſter Ferdinand, du mußt deine Heftigkeit mäßigen, ſonſt fange ich in der That an zu befürchten, daß du in deiner Ehe noch unglücklich wirſt. Ich kenne deine Frau, als ob ſie meine Schweſter wäre. Du haſt eine unendlich glückliche Wahl getroffen. Bei ihr iſt Alles in der ſchönſten und glücklichſten Harmonie, ihr Aeußeres ſowie ihr Inneres, Kopf, Herz, Gedanken und Seele — ein zuſammen klingendes Ganzes. Nimm dich in Acht, mit einem rauhen, ja, nur mit einem harten Worte einen Mißton hinein zu bringen. — Lieber Freund," fuhr er heiterer fort, als er bemerkte, wie der Graf finſter in die glühenden Kohlen ſchaute, „man ſollte dich eine Zeit lang mit Sir Robert einſchließen; ich glaube, das könnte euch beide beſſern. — Aber weiter!"

„Ich erhielt einen leichten Streifſchuß in den Arm," antwortete der Graf. „Natürlicher Weiſe ſah ich bei kaltem Blute mein Unrecht ein und hätte um Alles in der Welt jenem jungen Menſchen kein Leides thun mögen, ſonſt . . ."

„Ach, ich weiß, du fehlſt nie ein Aß!"

„Das wußte mein Gegner auch, weßhalb er mich zu treffen verſuchte, und als dies mißlang und ich mein Piſtol ſenkte, ſagte er leiſe zu ſeinem Secundanten: ‚Jetzt iſt Alles vorbei!' — Wie geſagt,

ich ſchonte ihn, und das mochte ihn am Ende noch verſtimmen, denn wir trennten uns kalt und förmlich.“

Hier machte der Graf eine Pauſe und ſchritt einmal in dem Zimmer auf und ab. Als er darauf wieder zum Kamin trat, ſagte er: „Du haſt Recht, Major, du kennſt meine Frau. Du haſt ſie vorhin ſehr wahr geſchildert; und dieſe glückliche Ruhe ihrer Seele, dieſe wohlthuende Harmonie, dieſes klare, beſtändig ungetrübte Auge, ihre kindliche Heiterkeit bei ſo hohem Verſtande war mein Stolz, mein Glück.“

„Es war dein Glück?“ fragte aufmerkſam der Major, indem er ſeinen Freund ernſt anblickte.

„Ich bin jetzt fünf Monate verheirathet,“ verſetzte der Graf, ohne eine directe Antwort zu geben. „Vor vier Wochen war jene unangenehme, jene lächerliche Duellgeſchichte. Wenige Tage darauf fand ich meine Frau merklich verändert.“

„Hat ſie jene Geſchichte erfahren?“ fragte beſorgt der Major.

„Ich glaube nicht; denn mein Gegner, ſowie unſere Secundanten gaben ſich das feierliche Ehrenwort, nie darüber zu ſprechen.“

„Auf welche Art veränderte ſich deine Frau?“

Der Graf zuckte die Achſeln. „Kann ich das ſo genau ſagen?“ entgegnete er. „Man iſt nicht jeden Tag gleich geſtimmt, man iſt arglos, man beobachtet nicht immer. Aber eines Tages bemerkte ich, daß Marie nicht ſo heiter ſei wie gewöhnlich. Ihr Lächeln ſchien mir etwas Gezwungenes zu haben; ſie ſtarrte oft träumend vor ſich hin, ja, ſie blieb mir hier und da eine Antwort ſchuldig; dann fuhr ſie plötzlich empor, und wenn ſie mich anſchaute mit ihren großen dunkeln Augen, ſo bemerkte ich einen ſeltſamen Schimmer darin, eigentlich keine Thränen, aber etwas Nebelhaftes, etwas, das den früheren Glanz ihres Blickes löſchte. Auch war ſie gern allein; ſie vermied ſogar zuweilen meine Geſellſchaft, und wenn ich zuweilen beſorgt ihre Hand faßte und ſie herzlich fragte, ob ihr etwas fehle, ſo zuckten ihre Lippen und eine tiefe Bläſſe flog über ihre Züge.“

„Und dergleichen kam häufig vor?“

„Zuerſt ſeltener, dann häufiger,“ erwiderte der Graf mit einem tiefen Seufzer. „Marie iſt nicht mehr, wie ſie war; es iſt eine Umwandlung mit ihr vorgegangen, die ſie mir zu verbergen ſtrebt, die ich aber, trotz ihrer oft erkünſtelten Heiterkeit, entdeckte. O, mein Freund, das Auge der Liebe ſieht ſcharf! Und du weißt, wie ich meine Frau liebe! Du weißt, daß ſie mir Alles iſt — mein Denken, mein Fühlen! Ich bete ſie an!“

„Alſo eine Wirkung hätten wir entdeckt,“ entgegnete nachdenkend der Major, „aber keine Urſache.“

„Keine, die ich zu denken wage!“ entgegnete heftig der Graf. „Dieſe Umwandlung meiner Frau kam ſo leiſe und allmälig, daß ich mich oft frage: Irrſt du dich nicht? Iſt Marie vielleicht immer ſo geweſen, und du haſt es nicht bemerkt? Der Gedanke kann mich ſo beherrſchen, daß ich zuweilen meine Augen ſchließe und mir mit Gewalt ihr Bild zurückrufe, wie ich es immer vor mir geſehen; jung, heiter, blühend und glücklich. Wenn nun dieſes Bild in ſeinen glänzenden Farben ſo recht feſt vor mir ſteht und ich dann meine Augen öffne und mein geliebtes Weib anſchaue, wie ſie vor mir ruht in ihrem kleinen dunkeln Sammt-Fauteuil, die weißen Hände auf beide Lehnen geſtützt, tief in den Sitz geſchmiegt, als wolle ſie ſich vor der ganzen Welt verbergen, das ſonſt ſo glänzende Auge mit dem umflorten Blick weit hinausſtarrend und unter dem immer noch roſigen Teint eine krankhafte Bläſſe hervorlauſchend — ah, dann fahre ich erſchreckt empor und ſehe, daß ich mich nicht getäuſcht, daß Marie leidet!“

„Deine Frau iſt ſiebzehn Jahre alt?“ fragte der Major.

„Sie war ſiebenzehn an ihrem Hochzeitstage,“ antwortete Graf Ferdinand.

„Und du haſt ſie nie befragt, ob ihr etwas fehle, ob ſie Kummer habe?“

„O, wie oft! Sie ſchüttelt den Kopf und ſagt Nein. Ich habe ſie angefleht, mir zu ſagen, warum ſie nicht mehr ſo heiter und

glücklich ſei, wie noch vor kurzer Zeit, und ſie antwortete mir ſcheinbar erſtaunt, ſie habe ſich durchaus nicht verändert. Aber ihr bleiches Geſicht in ſolchen Augenblicken widerſpricht ihrer Rede. Ich habe ſie gebeten mit den herzlichſten Worten, die ein Liebender vor der Geliebten ausſprechen kann. Ich habe ihr geſagt: Marie, verſchweige mir nichts! Fehlt dir etwas? Haſt du Kummer? obgleich ich mir nicht denken kann, wie das möglich iſt. Vertraue deinem beſten Freunde! — Umſonſt! ſie lächelte oft unter wirklichen Thränen und ſagte: Du irrſt dich, Ferdinand, mir fehlt nichts, ich bin ganz glücklich."

„Ganz glücklich, ſagte ſie?"

„Ja, oder ganz zufrieden. Doch endlich fing ich an, mich über dieſe Antworten ein wenig zu ärgern."

„Du wurdeſt heftig?"

„Wenigſtens dringender in meinen Fragen. Ich wollte ihre Antworten nicht gelten laſſen. Ich verſicherte ihr, ſie habe Unrecht, mir nicht zu vertrauen."

„Und darauf?"

„Ah, darauf!" rief der Graf heftig aus und ſchritt abermals durch das Zimmer; „darauf zog ſie ſich vor mir zurück, verließ oft halbe Tage ihr Zimmer nicht, und wenn ſie endlich zum Vorſchein kam, ſo war es oft nur, um ihren Wagen zu verlangen und zu ihrer Mutter zu fahren."

„Zu ihrer Mutter zu fahren!" wiederholte ernſt der Major.

Bei den Worten blieb der Graf auf ſeinem Spaziergange plötzlich vor dem Freunde ſtehen, ſah ihn feſt an, preßte ſeine Hand krampfhaft in die Lehne des Fauteuils und ſagte mit tiefer Stimme: „Warum wiederholteſt du meine Worte, Major?"

„Ich dachte darüber nach," entgegnete dieſer erſtaunt. „Ich wiederholte ſie eigentlich ohne alle Urſache, ohne allen Grund. — Doch deine Frage, mein lieber Ferdinand?"

„Hat ihren guten Grund," erwiderte der Graf raſch und heftig.

Der Major ſtarrte fragend in die Höhe und richtete ſich halb empor.

„Wenn ſie ſagte, ſie fahre zu ihrer Mutter,“ antwortete der Graf mit zitternder Stimme, „ſo fuhr ſie auch zuweilen nicht dahin.“

„Ah, Ferdinand!“

„Wie ich dir ſage! Du kannſt dir denken, daß ich nicht den Spion meiner Frau mache, — nein, was ich weiß, erfuhr ich zufällig. Ihr kleiner Wagen wurde vorgeſtern Abends zu der Zeit, wo ſie mir geſagt, ſie fahre zu ihrer Mutter, in der Schloßſtraße geſehen.“

„In der Schloßſtraße?“

„Du weißt dagegen, ihre Mutter wohnt beim herzoglichen Palais.“

„In der Schloßſtraße!“ wiederholte nachdenkend der Major.

„Dort hielt er vor dem Hauſe Nro. 120.“

„Nr. 120. — Wer wohnt da?“

„Ich erfuhr das erſt durch den Adreß-Kalender; denn mit Schrecken erinnerte ich mich, daß dort Niemand aus der Geſellſchaft wohnt. Es iſt ein großes Haus, die Bel-Etage beſitzt der Doctor G., der Leibarzt des Königs.“

„Und dein Hausarzt!“ rief lachend der Major. „Nun, was iſt da weiter zu fragen?“

„Noch ſehr viel!“ entgegnete finſter der Graf. „Der alte Medicinalrath iſt freilich mein Hausarzt. Doch erinnere dich, daß er mich jede Woche ein paar Mal beſucht und daß Marie vollkommen geſund iſt. Auch nimmt der Doctor, wie bekannt, Abends nie Beſuche an. Da macht er zur beſtimmten Stunde ſein Spiel auf dem Caſino und iſt nur dort zu finden. — Alſo weiter!“

„Meinetwegen weiter! Was ſagt der Adreß-Kalender?“

Der Graf ſtützte den Kopf in die Hand, verbarg einen Augenblick ſein Geſicht und ſagte dann mit ſo leiſer Stimme, als wenn er zu ſich ſelbſt ſpräche: „In demſelben Hauſe, Schloßſtraße Nr. 120, wohnt jener junge Mann, mit dem ich das Duell gehabt.“

„Ah, Ferdinand!“ rief der Major aufſpringend. „Du biſt in der That unartig!“

„Habe ich etwas geſagt . . .?“ fragte erſchrocken der Graf.

„Nein, du haſt nur laut gedacht. Aber es war ein ſchrecklicher Gedanke! Was kommt dich um Gotteswillen an? Ich beſchwöre dich bei unſerer Freundſchaft, glaube mir, du biſt auf dem beſten Wege, dich und deine arme Frau unglücklich zu machen. Ein ſolcher Gedanke iſt wie ein böſer Geiſt, der aufs gehorſamſte erſcheint, den aber keine Macht der Erde wieder zu bannen im Stande iſt. Wirf ihn weg! wirf ihn weg! Schau in das klare, unſchuldige Auge deiner Frau, küſſe ihre beiden Hände und bitte ſie in deinem Innern tauſend Mal um Verzeihung.“

„Ich hatte Unrecht,“ antwortete der Graf nach einem längeren Stillſchweigen. „Aber was ich geſagt, ich dachte es wahrhaftig nicht. Gott ſoll mich in Gnaden bewahren! Du haſt Recht: es war ein böſer Geiſt, der über mich kam. Aber ich habe ihm mein Herz nicht geöffnet, gewiß nicht. Marie hat es gethan — wenn ich auch in Gottes Namen nichts Böſes glauben will, ſo iſt doch Eines wahr — ſie hat ein Geheimniß vor mir.“

Hier entſtand eine längere Pauſe, während welcher jetzt der Major ſeinerſeits kopfſchüttelnd auf und ab ging und der Graf finſter ſinnend an dem Kamin ſtehen blieb.

Endlich trat der Major wieder zu Ferdinand, legte beide Hände auf ſeine Schultern und ſagte mit tiefer Stimme: „Lieber Freund, du warſt gezwungen, dich vier Wochen lang in dieſen Zimmern einzuſchließen. Du biſt an Bewegung, an friſche Luft gewohnt, und dieſe ſtille Lebensart, die du jetzt geführt haſt, iſt wahrhaftig an deinen Grillen ſchuld; du ſiehſt Geſpenſter, die aber verſchwinden werden, ſobald du es nur ernſtlich willſt. Auf, wirf ſie weg, die finſteren Gedanken! Sprich mit deiner Frau ehrlich und aufrichtig, aber um Gottes willen ohne alle Leidenſchaft! Sie ſoll dir mittheilen, was ihr Herz drückt! bitte ſie darum. Und wenn ſie es auf

thut, nimm nur in Gottes Namen von deiner schmerzstillenden Arznei.“ Doch kaum hatte er die Hand nach mir ausgestreckt, so stürzte auch Barbara selbst hinzu, um mir die Flasche zu entreißen, und da ich im ersten Augenblick nicht wußte, was das zu bedeuten habe, ließ ich die Flasche los, noch ehe sie der Prinzipal oder Jungfer Barbara gefaßt hatten, worauf sie natürlich zu Boden fiel und allda in tausend Scherben zerbrach. Sogleich verbreitete sich ein anmuthiger Liqueurduft um uns, und ich, auf's Höchste betroffen und überrascht, konnte mich nicht enthalten, auszurufen: „Ei, das ist ja eine Schnapsflasche!“ — „Ja!“ kreischte Barbara mir entgegen, „ja, Sie junger nichtswürdiger Mensch! 's ist freilich eine Schnapsflasche, und Gott mag wissen, wo Sie sie her haben.“

Das war mir denn doch etwas zu stark, und ich entgegnete nachdrücklich: „Wo ich sie her habe, Jungfer Barbara? Nun, wo anders, als aus Ihrem Küchenschrank?“ — „So, so?“ schrie die Dame noch heftiger „Aus meinem Küchenschrank will Er sie haben! der — der — Sie —“ und bei diesen letzten Worten sah ich ihre zehn Finger, mit ziemlichen Nägeln bewachsen, dicht vor meinem Gesichte schweben.

„Ja,“ rief ich, jetzt auch heftiger werdend, „aus dem Küchenschranke ist sie, und es ist dieselbe Schnapsflasche aus der Sie jeden Tag mit dem großen Löffel Ihre

das erſte Mal nicht thut, ſo verſuch's zum zweiten und zum dritten Male. O, dieſe jungen guten Herzen ſind leicht verſtimmt! Ein rauhes Wort ſchüchtert ſie ein, ja, ſogar oftmals eine Frage, die man geradezu thut. Erlauſche deinen Vortheil; ich bin überzeugt, du wirſt mir in wenigen Tagen ſagen, das Ganze ſei eine unbedeutende Kleinigkeit geweſen."

„Alſo das nimmſt du doch auch an, daß Marie etwas vor mir verbirgt?" fragte traurig Graf Ferdinand.

„Du lieber Gott!" ſagte der Major, „das iſt wohl möglich; du wirſt doch deiner Frau am Ende nicht übel nehmen, wenn ſie einmal ein kleines Geheimniß vor dir hat? Das kommt bei uns auch vor."

„Aber wegen eines kleinen Geheimniſſes, wie du es nennſt, ändert man nicht ſein ganzes Betragen. Man ſieht deßhalb nicht krankhaft aus, man zieht ſich nicht von ſeinem Manne zurück. O, unſere Angelegenheit hat einen tieferen Grund."

Der Major zuckte mit den Achſeln und entgegnete: „Laſſen wir die Sache heute Abends ruhen. Du biſt aufgeregt, gereizt, du ſiehſt unklar. Ich will mir das Alles überlegen; ich will das Für und Wider bedenken. Darf ich mit meiner Frau darüber ſprechen?"

„Warum nicht! Ich kenne ſie als im höchſten Grade discret."

„Frauen haben einen beſonderen Blick. Aber laß die Sache ganz gehen; verdoppele deine Aufmerkſamkeit womöglich gegen Marie, aber dringe nicht weiter in ſie. Du haſt ſie gefragt, ob ihr etwas fehle, ſie hat dies verneint — gut! Es wird alſo eine Grille ſein; ſie wird von ſelbſt wieder kommen. — Doch jetzt muß ich nach Hauſe, es iſt ſpät geworden; morgen nach dem Diner komme ich wieder. Der Baron ſoll uns ſeine Geſchichte zu Ende erzählen; wir müſſen dich vor allen Dingen aufheitern, wir müſſen die Geſpenſter zu verjagen ſuchen, von denen ich vorhin ſprach. — Gute Nacht, lieber Freund!"

„Gute Nacht, Major! — Bis morgen alſo!"

Der Graf blieb allein; er rückte einen Fauteuil vor den Kamin, ließ ſich auf denſelben nieder und ſtieß mit der Feuerzange die glühenden Kohlenſtücke durcheinander. In tiefe Gedanken verſunken, blickte er den auffliegenden Funken zu, und ſeine Phantaſie verwandelte die aufzüngelnden Flammen in allerlei ſeltſame Geſtalten. Endlich fuhr er mit einem Seufzer empor, ſtrich ſich die dichten Haare von der Stirn und ſagte: „Wie lag mein Leben vor mir, ſo ſchön, ſo roſig beglänzt! — Es ſind jetzt vier Monate, wo ich mit ihr in dieſem Zimmer war, wo draußen Alles blühte und grünte, wo wir von dem kommenden Winter ſprachen und uns wie Kinder darauf freuten, hier zuſammen vor der lodernden Flamme zu ſitzen — wir Beiden zuſammen. Und jetzt bin ich hier allein, ah, ſo ganz allein! — — Ich will dem Major recht geben, es ſoll vielleicht nur eine Grille ſein, — eine Grille in der erſten ſo glücklichen Zeit des Eheſtandes! — — Ein ſchöner Anfang! Und wenn es ſelbſt eine bloße Laune iſt, ſo verſpricht ſie mir ein ſchönes Leben für die Zukunft! Und es iſt mehr als eine Laune, ich fühle es, Marie hat ein Geheimniß vor mir!“

Ein Wagen rollte den Hof. Der Graf lauſchte und ſtand haſtig auf. Er zog an der Klingel; der Bediente erſchien und meldete: „Die Frau Gräfin ſind ſo eben nach Hauſe zurückgekehrt.“

Einen Augenblick war der Graf im Begriffe, ſich an die Treppe zu begeben, wie er es ſonſt wohl gethan. Doch blieb er plötzlich ſtehen und ſprach zu ſich ſelber: „Ah, ſie wird vielleicht hieher kommen!“

Aber die Gräfin kam nicht — ſtatt ihrer erſchien nach einer Viertelſtunde die Kammerfrau und ſagte, die Frau Gräfin ſei ermüdet und habe ſich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen.

Graf Ferdinand nickte ſtatt aller Antwort mit dem Kopfe, biß heftig die Zähne über einander und warf ſich abermals in den Fauteuil, wo er bis tief in die Nacht ſitzen blieb. —

Der Major war eifrig mit ſich ſelbſt redend nach Hauſe gegangen. Was er vorhin gehört, hatte ihn tief bewegt, weit mehr, als er es ſeinen Freund merken ließ. Er kannte die beiden jungen Leute ſo

genau, er liebte ſie wie ein älterer Bruder. Wie lebhaft erinnerte er ſich noch der Zeit, wo er der kleinen Gräfin Marie verſchiedene Bombons zugeſteckt, die er von der königlichen Tafel für ſie mitgenommen — wie freudig klatſchte das kleine Mädchen in die Hände, wenn er ihr erzählte, dies und das von den glänzenden Papieren ſei von dem Teller Sr. Majeſtät! Auch den Grafen hatte er heranwachſen ſehen: derſelbe kam als blutjunger Offizier zu der Schwadron des Majors, und dieſer fühlte ſich mächtig hingezogen zu dem warmen und edeln Herzen voll Uebermuth und Jugendfeuer. Aber er hatte ſchon damals ſeine Fehler: er war heftig und gleich gereizt, und das hatte ihm von dem Vorgeſetzten manchen Verweis, manche väterliche Ermahnung zugezogen. Während der Major ſeine weiten Reiſen machte, hatte er nie an die Heimat gedacht, ohne ſich der beiden jungen Leute lebhaft zu erinnern. Ja, als er faſt im Vaterlande zum erſten Male wieder einen Bekannten ſah, der die Verhältniſſe der Reſidenz genau kannte, war ſeine erſte Frage: „Was macht meine kleine Gräfin Marie?“ — „Sie iſt verheirathet.“ — „Ei der Tauſend, das Kind!“ — „Und Graf Ferdinand?“ — „Natürlicher Weiſe ebenfalls verheirathet, denn die Gräfin von E. iſt ſeine kleine Frau.“ — Darauf hatte ſich der Major vergnügt die Hände gerieben; denn wenn er der Vater von Beiden geweſen wäre, er hätte für ſie keine beſſere Partie arrangiren können. — Und wie glücklich war das junge Paar, als er ſie nun zum erſten Male wieder ſah — zwei heitere, lebensfrohe Kinder! Die kleine Gräfin hatte bittend die Hand zu ihm emporgeſtreckt und abermals um Bonbons gebeten. Und wie freudig überraſcht war ſie, als er ihr ein kleines Paket übergab mit einem koſtbaren indiſchen Shawl! Sogleich hatte ſie ihn anprobirt, hatte ſich vor den Spiegel geſtellt und ſich ſo herzlich, ſo kindlich, ſo aufrichtig gefreut!

„Ah,“ ſagte der Major, indem er an alles das dachte, „dummes Zeug! Was kann dieſes Kind, dieſe Frau von vier Monaten für ein Geheimniß vor ihrem Manne haben? — Aber ihn kenne ich. So gut und edel ſein Herz iſt, ſo aufbrauſend und heftig kann er ſein.

Schon dieſe lächerliche Duellgeſchichte! Und wer weiß wie er ſonſt ſchon das arme Kind gekränkt hat! Der Teufel auch! ich will ihm den Kopf ſchon zurecht ſetzen!“

Kurz nach jenem erſten Wiederſehen hatte der Major die Stadt abermals verlaſſen und war erſt vor einigen Tagen zurückgekehrt, ohne daß es ihm bis jetzt möglich geweſen wäre, der Gräfin einen Beſuch zu machen. Er hatte ſich gefreut, ſie heute Abend begrüßen zu können.

Am anderen Morgen rief den Major ſein Dienſt in das Vorzimmer des Königs. Er dachte wieder an die Geſchichte von geſtern Abend und ſpazierte in dem weiten Gemache auf und ab. Er ließ alles, was er gehört, noch einmal an ſeinem Geiſte vorüber gehen — die Duell-Geſchichte, Schloßſtraße Nr. 120, wo jener junge Mann, aber auch der königliche Leibarzt wohnte. „Ich glaube, mir iſt Alles begreiflich,“ dachte er. „Wer weiß, ob man nicht vor der Gräfin allerlei über jenes Duell munkelt! Man kennt ja den liebenswürdigen Erfindungsgeiſt der jungen Leute hieſiger Stadt. Da hat man achſelzuckend von jener Begegnung geſprochen, hat die Urſache dazu vielleicht zurück verlegt in die Zeit, wo der Graf noch ledig war, irgend eine pikante Geſchichte daraus gemacht, eine frühere Verbindung zu Grunde genommen, und damit die junge Frau aufs Tiefſte verletzt. Ferdinand hatte, wie er ſelbſt geſtanden, das Duell verheimlicht, hatte angegeben, er ſei mit dem Pferde geſtürzt, und die kleine Frau — oh, entſchloſſen war ſie immer! — macht einen Beſuch bei ihrem Hausarzte, um die Wahrheit zu erfahren. So iſt es gegangen,“ ſprach der Major zu ſich ſelber, „es kann nicht anders ſein. Jene Zuflüſterungen haben ſie verſtimmt, daher kleine Scenen; ſie hat Näheres erfahren über die Verwundung ihres Mannes, daher ihr Beſuch bei dem Leibarzte.“

In dieſem Augenblicke öffnete ein Kammerdiener leiſe die Flügelthüren, die aus dem Gang in das Vorzimmer führten. Der Major wandte ſich um und erkannte den alten Medicinalrath, der gekommen

war, um ſeinen täglichen Beſuch bei der Majeſtät zu machen. „Er kommt mir wie gerufen," dachte der Offizier und ſchritt dem Leibarzt lächelnd entgegen. Der Doctor war ein kleiner, alter Herr mit weißen Haaren, durchdringenden Augen und ſehr lebhaften Bewegungen. Schon im Hereintreten rieb er ſich die Hände, ſagte: „Puh! puh! wie kalt!" und ging auf den Thermometer zu, der an der Wand hing. „Zwölf Grad!" rief er dann aus. „Man ſieht wohl, daß Sie den Dienſt haben, Major — großer Reiſender, abgehärtet unter allen Zonen. — Wie geht's? Wie geht's?" fuhr er freundlich fort, indem er ihm die Hand reichte. „Aber was frage ich da? — Die feſteſte Geſundheit, das blühendſte Leben."

„Unberufen," ſagte lachend der Major.

„Natürlich unberufen," entgegnete der Leibarzt. „Wenn ein Doctor über eine gute Geſundheit ſpricht, ſo verſteht ſich das von ſelbſt. Aber ich freue mich wirklich, beſter Major, wenn ich Sie ohne alle Fehler und Mängel ſo vor mir ſehe."

„Fehler und Mängel vom mediciniſchen Standpunkte," erwiderte raſch der Major. „Sonſt habe ich auch die meinigen. Aber Gott ſei gedankt, ich fühle mich ziemlich geſund und habe deßhalb nur Einen Kummer, weil mir dieß nämlich das Glück verſagt, Sie zuweilen bei mir zu ſehen."

„O, unbeſorgt!" lachte der Leibarzt. „Ew. Geſtrengen haben ſich in den Stand der heiligen Ehe begeben, und da werden in Ihrem Hauſe auch nächſtens die Flickereien anfangen. — Aber ich plaudere hier und habe ſo viel zu thun. Kann ich zu dem Herrn hinein?"

„Sie müſſen mir ſchon einen Augenblick Geſellſchaft leiſten, beſter Medicinalrath. Der Kriegsminiſter iſt Ihnen heute zuvorgekommen."

„Puh!" machte der Doctor. „Kann das lange dauern?"

„Ich glaube kaum, denn es ſind keine Paraden in Ausſicht, und wir leben ja in Frieden mit der ganzen Welt."

„Aber die Uniformen, beſter Freund!" ſagte wichtig der Leibarzt

und faßte einen Knopf des Offiziers, den er ſanft hin und her drehte. „Wenn da drinnen irgend eine neue Liße vorgeſchlagen wird oder die Aenderung der Kopfbedeckung, ſo bin ich ein verlorener Mann; dann ſterben mir zwanzig Kranke, ehe ich wieder aus dem Schloſſe komme.“

„Seien ſie unbeſorgt, es geht heute nichts dergleichen vor.“

„Aber dem Kriegsminiſter fehlt immer etwas. Und wenn er mich hier erwiſcht, ſo muß ich ihm eine Audienz geben. — Sie ſind erſt vor ein paar Tagen zurückgekehrt? Haben Sie Ihre Bekannten wohl angetroffen?“

„O ja,“ antwortete der Major, wohl und glücklich; das heißt alle diejenigen, die ſich nicht gerade unter Ihren Händen befinden.“

„Ich danke Ihnen,“ ſagte der Leibarzt. „Doch habe ich keinen Ihrer Freunde in der Arbeit.“

„Nur den Grafen B.,“ entgegnete der Major.

„Ah ſo, eine Kleinigkeit,“ antwortete der Leibarzt. „Ein Schrammſchuß!“

„Doctor! Doctor!“ rief der Major. „Seien Sie nicht indiscret! Man ſpricht im Vorzimmer des Königs nicht von einem Schrammſchuſſe, den Jemand im Duell erhalten. — Alſo ſehr unbedeutend?“

„Vollkommen; er kann in den nächſten Tagen wieder ausgehen.“

„Ich habe mich recht ſehr gefreut, dieſen lieben Freund wieder zu ſehen,“ ſprach der Major, indem er leicht Säbelkuppel und Schärpe herabzog. „Das iſt ein glückliches Paar!“

„Sehr glücklich!“ ſagte der Leibarzt.

„Iſt die junge Gräfin wohl? Ich habe ſie noch nicht wieder geſehen, hätte aber in der Begierde, ſie einen Augenblick zu ſprechen, neulich faſt eine Indiscretion begangen.“

„Wie ſo das?“ fragte der Doctor.

„Ich ſah die junge Gräfin vor ein paar Abenden bei Ihnen vorfahren,“ antwortete der Major im ruhigſten Tone von der Welt und mit dem unbefangenſten Blick auf das Geſicht des Arztes, obgleich

dieſer Blick aufs ängſtlichſte jede Zuckung im Auge des Anderen zu erfaſſen trachtete.

Die Züge des Medicinalrathes blieben aber vollkommen ruhig und unbewegt, als er verwundert fragte: „Bei mir?“

„Bei Ihnen,“ entgegnete der Major. „Laſſen Sie ſehen, es mögen drei bis vier Tage ſein. Die Gräfin ſtieg aus und ging in Ihre Wohnung. Wahrhaftig, ich hätte mich faſt in dem Vorzimmer aufgeſtellt, ſo begierig war ich, die verehrte junge Dame einen Augenblick zu ſehen.“

„Da haben Sie ſich geirrt,“ erwiderte völlig ruhig und unbefangen der Doctor. „Ich habe weder vor einigen Tagen noch überhaupt je das Glück gehabt, die Gräfin B. bei mir zu ſehen. Wozu das auch, da ich ſeit der Verwundung ihres Mannes faſt täglich ins Haus komme?“

„Dann habe ich mich wohl geirrt,“ ſagte der Major und that ſich allen Zwang an, um ſeine Stimme ihren gewöhnlichen Ton behalten zu laſſen.

„Das haben Sie in der That, Theuerſter!“ lachte der Doctor. „Und an einem Abend wäre das geweſen, ſagen Sie? Die ganze Welt weiß, daß ich Abends nie zu Hauſe bin.“

Der Major dankte Gott im Stillen, daß der Kammerdiener vom Dienſt in dieſem Augenblicke die Thüre zum Nebenzimmer öffnete. Der Doctor wandte ſich lebhaft dahin, um am Kriegsminiſter vorbei zu ſchlüpfen, der eben heraustrat.

„Ah,“ ſprach Seine Excellenz, „mein lieber Doctor, Sie kommen mir ſehr erwünſcht. Ich fühle noch immer jenes unangenehme Ziehen in der ganzen linken Seite. Sie ſagen, es ſei kein Rheumatismus. Was kann es ſonſt ſein?“

Der Doctor warf dem Major einen verſchmitzten Blick zu, als wollte er ſagen: „Habe ich nicht Recht gehabt?“ Dann biß er ſich auf die Lippen, umfaßte den Säbel des Kriegsminiſters, den er langſam in der Hand wog.

„Und Euer Excellenz fühlen dieſes Ziehen am ſtärkſten, wenn Sie angezogen ſind?“

„Natürlicher Weiſe. Im Schlafrock iſt mir beſſer.“

„Der Säbel iſt offenbar zu ſchwer,“ verſetzte der Leibarzt mit wichtiger Stimme. „Wir ſollten den Verſuch machen, ob das Ziehen nicht daher kommt. Könnten Euer Excellenz nicht einmal eine Zeitlang den Säbel an der rechten Seite tragen?“

„Unſinn, lieber Doctor!“ antwortete der Kriegsminiſter. „Hat man je gehört, daß Jemand den Säbel rechts trägt? Auch iſt der Schmerz weiter oben. Hier, wenn ich dahin drücke.“

„So kann ich Euer Excellenz nur den Rath geben,“ ſprach achſelzuckend der Arzt, „einmal eine Zeitlang durchaus nicht dahin zu drücken, und Sie werden Ihr Uebel vergeſſen.“

Damit eilte er davon; denn der Kammerdiener war mit leiſen Schritten näher getreten und hatte flüſternd geſagt: „Seine Majeſtät der König!“

„Es iſt ein eigener Mann, unſer Leibarzt,“ bemerkte Seine Excellenz dem Major, indem ſie abging. „Sehr geſchickt, hat aber einen großen Fehler; er hätte ein paar Jahre bei uns dienen müſſen — ihm fehlt die Subordination!“

Die Antwort des Leibarztes hatte in die Vermuthungen des Majors einen ſtarken Riß gemacht. Er ſchüttelte den Kopf, ſchritt lange hin und her und war im erſten Augenblicke — er konnte ſich das nicht verhehlen — einigermaßen betroffen. Doch bald faßte er ſich wieder, ließ noch einmal in ſeinem Gedächtniſſe alles Erzählte vorübergehen und ſagte zuletzt ziemlich beruhigt: „Ja, ja, ſo wird es ſein. Wer weiß, wer es ihm geſagt, daß man ſeinen Wagen an jenem Abend in der Schloßſtraße geſehen! Wer weiß, ob Jener überhaupt im Dunkeln die Equipage des Grafen ſo genau kennt! Da muß der Irrthum ſtecken.“

Der Dienſt des Majors ging nach der königlichen Mittagstafel zu Ende. Darauf fuhr er nach Hauſe, zog ſich um und begab ſich

zu ſeinem Freunde. Als er in den kleinen Salon trat, fand er Alle von geſtern ſchon verſammelt. Der Baron hatte es ſich vor dem hell loderuden Kamine bequem gemacht und ſchien ſchon irgend eine luſtige Geſchichte erzählt zu haben; denn der Diplomat lachte aus Leibeskräften, und ſelbſt über das Geſicht des Grafen Ferdinand flog ein heiteres Licht. Doch wurde er wieder ernſt, als er dem Major entgegen trat und ihm herzlich die Hand drückte.

„Nun?“ fragte dieſer.

„Es iſt Alles beim Alten,“ entgegnete achſelzuckend der Graf. „Sie ſpeist abermals bei ihrer Mutter, hat mir aber verſprochen, früher nach Hauſe zu kommen.“

„Nun gut, wir wollen ſehen!“

Viertes Kapitel.

Von den moraliſchen Folgen eines Brechmittels, ſowie ſehr Belehrendes über Theebereitung.

„Alſo ihr wollt meine Geſchichte zu Ende hören?“ ſagte der Baron.

„Welche Frage!“ entgegnete der Diplomat. „Abgeſehen von dem Intereſſe, das wir daran nehmen, ſo haſt du deine Geſchichte in einem Zeitpunkt unterbrochen, wo ihr euch in einer gar zu komiſchen Situation befandet.“

„Ah, mit einem Brechmittel im Magen! Zum Teufel auch! Ich glaube erzählt zu haben, daß wir bei der erſten Entdeckung dieſes ſeltſamen Giftes, welches uns Sir Robert aus ſeinem Flaſchenkeller eingeflößt, laut hinaus lachten. Nun, dieſe Heiterkeit dauerte indeſſen nicht lange. Denn als wir unſere Lage recht überlegt und beſprochen, kamen wir in ſolche Wuth über den alten General, daß es, unter uns geſagt, keine Verwünſchung gab, die wir ihm nicht über das

Meer nachſandten. Hätten wir eine Hexe bei der Hand gehabt, wir würden ihm einen artigen Sturm gebraut haben. Zwei junge feurige Liebhaber — und das waren wir — ſo bei ihrer erſten innigen Liebe — und das war ſie ebenfalls — zu unterbrechen, erſchien uns mit Recht als eine Barbarei, für die man ſich nicht genug rächen kann. Und dann — o pfui! über das jämmerliche Mittel, das er angewandt hatte, um uns von dem Schiffe zu vertreiben! Ich war davon, ſowie von dem Kummer, den mir die ganze Geſchichte machte, ganz elend und kraftlos. Der Major dagegen, den ſein Gleichmuth ebenfalls verlaſſen, malte mir mit wahrhaft hölliſchen Farben das Geſicht des indiſchen Ungeheuers, wenn er ſeinen beiden Töchtern die ganze Geſchichte erzählte. Und dazu lachte wahrſcheinlich der rothhaarige Neffe, und dann ſummte der alte General ohne Zweifel noch obendrein und vergegenwärtigte dadurch den jungen Damen das Abenteuer mit dem Bienentanz und ließ ſie erkennen, wie väterlich er für ſie dadurch geſorgt, daß er ſie von zwei ſo unmoraliſchen Subjekten befreit. Ah, es war zum Teufelholen! Wir vergruben uns zeitig in unſere Betten, und nachdem wir ſehr lange und ſehr gut geſchlafen, erwachten wir am anderen Tage friſch und geſund.

„Da ſaßen wir nun an der ägyptiſchen Küſte feſt, und das nächſte Schiff über Malta ging erſt in zehn Tagen. Freilich fuhr eines nach Trieſt früher ab; doch hatten wir uns einmal feſt vorgenommen, die Spur des alten Generals zu verfolgen und ihm wo möglich ſeinen Streich mit Zinſen heimzugeben.

„Wer mit den Quarantaine-Verhältniſſen auf Malta bekannt war, wie wir, der mußte wiſſen, wie vortrefflich Sir Robert manövrirt und gerechnet. Die Quarantaine-Zeit war dort auf dreiundzwanzig Tage feſtgeſetzt; zehn Tage mußten wir in Alexandria warten: alſo wenn wir nach viertägiger Fahrt in Malta ankamen, hatte er ſchon zehn Tage abgeſeſſen und war nach dreizehn weiteren Tagen frei.“

„Aber dreizehn Tage mit den jungen Damen in demſelben Hauſe iſt ſchon eine ſchöne Zeit!“ meinte Graf Ferdinand.

ſchmerzſtillende Arznei nehmen.“ — Indem ich dieſe Worte ausrief, trat ich unwillkührlich einen Schritt rückwärts und hatte ſehr wohl daran gethan, denn die zehn Finger der Jungfer zuckten nach mir und beſchrieben in der Luft eine Curve, wie die Pfoten einer erbosten Katze. Als ſie aber ihr Ziel, das wahrſcheinlich in meiner Naſe beſtand, nicht erreichten, wankte ſie auf den Sopha zurück und ſank mit geſchloſſenen Augen nieder, indem ſie ausrief: „Ich ſterbe! ich ſterbe!“

In Gottes Namen! dachte ich, wandte mich um und eilte die Treppe hinab in die Schreibſtube, wo ich mich auf meinen Stuhl ſetzte und aus Aerger und Verdruß laut zu weinen anfing. Bald darauf folgte mir der Prinzipal, und als er mich ſo daſitzen ſah, legte er ſeine Hände auf den Rücken und ging in der Schreibſtube auf und nieder. Er war offenbar in großer Bewegung und gab das durch häufiges Anfaſſen der Gegenſtände, die um ihn waren, zu erkennen. So zwickte er jedesmal, wenn er vorüber kam, das kleine Ungeheuer auf dem Ofen in die Naſe und ſtieß mit dem Fuße an den Korb des Mopſes, der bei dem Geſchrei oben einen ſchwachen Verſuch gemacht hatte, aufzuſtehen, deſſen Faulheit aber größer war, als die Anhänglichkeit an die Herrſchaft. Endlich ſtellte ſich der Prinzipal an ſeinen Pult, und während er mit einem Federſtumpen eilig im Dintenfaß herumrührte, ſprach er, ohne mich anzuſehen: „Sehen

„Lieber Freund, das verſtehſt du nicht," fuhr der Erzähler fort. „Da iſt von keinem Zuſammenleben die Rede; denn jede Geſellſchaft, die ankommt, erhält ihr eigenes Quartier, ihren eigenen Hüter. Man geht ſich dort aus dem Wege, und die beſten Freunde ſprechen nur über ein Gitter zuſammen. Nicht daß man glaubt angeſteckt zu werden, ſondern weil die Quarantaine-Regeln auf Malta ſo verflucht ſtreng ſind; wenn du nämlich zweiundzwanzig und einen halben Tag da biſt, und es kommt ein Fremder an, meinethalben ein Bekannter, dem du zufällig die Hand drückſt, ſo wirſt du ohne Gnade verurtheilt, nochmals dreiundzwanzig Tage abzuſitzen."

„In dem Falle wird ſich Jeder in Acht nehmen, mit einer anderen Partei in Berührung zu treten," ſagte der Diplomat.

„Natürlicher Weiſe hütet man ſich ſo viel wie möglich. Doch ſind auch die Quarantaine-Wächter dazu aufgeſtellt, einen ſolchen Verkehr unmöglich zu machen. Mit ihren langen Stöcken folgen ſie euch auf Schritt und Tritt, beobachten euch mit der größten Sorgfalt, und haben das Recht, Gewalt zu brauchen, wenn es euch allenfalls einfiele, ihren Worten nicht zu folgen."

„Und dieſe Quarantaine-Wächter," fragte der Hausherr, „treten nicht in Berührung mit ihren Pflegebefohlenen?"

„Gott bewahre! Wenn es euch aber an Bedienung mangelt, ſo könnt ihr von Malta herüber Leute bekommen, ſo viel ihr wollt. Nur werden die ebenfalls mit euch eingeſchloſſen und dürfen vor Eurer abgelaufenen Strafzeit ebenfalls nicht mehr mit der äußeren Welt in Verbindung treten. Was ſich euch genähert hat, wird als angeſteckt betrachtet."

„Aber es gibt doch Sachen, durch die man unumgänglich mit der Außenwelt in Verbindung treten muß, und die auch nicht ſo ſtreng abgeſchieden werden können: z. B. eure Wäſche muß doch gemeinſchaftlich beſorgt werden."

„Im Gegentheil," erwiderte der Baron, „darüber beſteht eine ganz eigenthümliche Verordnung, und wer dieſelbe kennt, ſieht ſich in

Alexandria, oder wo er ſonſt herkommt, ſo gut wie möglich vor. Denn wenn ihr friſcher Wäſche bedürft, ſo macht euch der Intendant der Quarantaine-Anſtalt durchaus keine Schwierigkeit. Ihr braucht nur zu ſagen, wie viel ihr Wäſcherinnen verlangt, und die erſcheinen pünktlich, bleiben dann für die übrige Zeit eurer Quarantaine gleichfalls mit euch eingeſchloſſen."

„Ei, der Tauſend!" lachte der Diplomat. „Ich finde einigen Sinn in dieſer Einrichtung. Und wie ſind die Wäſcherinnen von Malta?"

„Wie ihr ſie verlangt, nach der Qualität eurer Wäſche."

„Ich danke dir, Baron," antwortete der Andere. „Ich habe mich bis jetzt vor einer Verſetzung nach dem Orient gewaltig gefürchtet. Aber du erzählſt ſo angenehm, ſo geiſtreich, daß man ſich ſogar mit der wirklich unangenehmen Quarantaine-Anſtalt befreunden könnte."

„Und dieſe Bedienten und Wäſcherinnen fürchten ſich nicht inficirt zu werden?"

„Was wollen ſie machen? Es ſind meiſtens arme Leute, die ihr Geld ſo gut wie möglich zu verdienen ſuchen. Uebrigens weiß man auch ſchon ſeit langen, langen Jahren von keinem Peſtfall auf Malta."

„Die zehn Tage," fuhr der Baron nach einer Pauſe fort, „gingen vorüber, wie Alles auf dieſer Welt. Das neue Schiff machte ſich zur Abfahrt bereit, und wir gingen an Bord, ſo roſig und geſundheitſtrahlend, wie nur möglich. Ich betrat abwechſelnd ſingend und pfeifend das Verdeck, um dem Schiffsarzt die beſte Meinung von unſeren körperlichen Zuſtänden zu geben. Uebrigens war die See in unangenehmer Bewegung. Das Schiff ſchwankte ſchon im Hafen ziemlich ſtark, und der Kapitän meinte lächelnd, er wolle das Diner um eine Stunde vorrücken laſſen, denn er fürchte, einmal draußen vor der Rhede würde ſämmtlichen Paſſagieren der Appetit vergehen. Und der Mann hatte furchtbar Recht. Kaum hatten wir das Ufer eine halbe Stunde verlaſſen, ſo fing das Schiff an ſich zu bäumen, ſich rechts und links

u wälzen, daß Niemand, der nicht Seemann war, auf ſeinen Beinen ſtehen konnte. Dazu hatten wir ſcharfen Wind, der uns von der Seite kam. Das Tauwerk pfiff, das Schiff krachte und ſtöhnte, daß es zum Erbarmen war. Und erſt die Paſſagiere! Ich will euch verſchonen mit der Erzählung des Elends und der Verwirrung, die etwa zweihundert Menſchen anzurichten im Stande ſind, wenn ſie von der Seekrankheit überfallen werden. Auch dem Major half ſeine eiſerne Conſtitution nichts, und das — du wirſt mir verzeihen lieber Freund — war eigentlich ein Troſt für mich. So dampften wir dahin, den langen lieben Tag hindurch, und die noch langweiligere Nacht immer elend, immer krank, und wenn Morgens der erſte falbe Tagesſchein zu dem kleinen Kajütenfenſter hereindrang, ſo hatten wir das Gleiche vor uns wie geſtern. Das dauerte dreimal vierundzwanzig Stunden, bis endlich am vierten Tage die See ein wenig ruhiger wurde, das Schiff nicht mehr ſo furchtbar nach allen Richtungen ſchwankte und die Paſſagiere anfingen, aufzuſtehen und herumzukriechen, etwa wie die Fliegen im Spätherbſt, wenn der Strahl der Mittagsſonne ſie etwas erwärmt hat.

„Der Major und ich hatten während der Zeit nicht viel zuſammen geſprochen. Jetzt aber verſuchte auch er es, aufzuſtehen. Er lag über mir, rutſchte von ſeinem Lager herab und ſetzte ſich neben mich. Er ſah jammervoll elend aus und war nur noch der Schatten des Majors. ‚Wir kommen jetzt nach Malta,‘ ſagte er, ‚vielleicht finden wir dort unſeren guten Freund, Sir Robert, mit ſeinen beiden Töchtern.‘

„‚Vielleicht?‘ fragte ich erſchrocken. Denn ich muß geſtehen, daß der einzige Troſt in meinem dreitägigen Leiden der war, bald das Land zu betreten, wo Miß Thereſe weilte, und wo ich ſie, wenn auch nur aus der Entfernung ſehen würde.

„‚Kann der General nicht ſeine Reiſeroute geändert haben?‘ meinte der Major. ‚Der Dampfer auf den er ſich eingeſchifft, blieb einen Tag in Malta liegen und ging alsdann über Gibraltar nach Liverpool. Auch wird den in England ankommenden Reiſenden dieſe See-

reiſe als ganze Quarantaine angerechnet. Wir müſſen auf Alles denken.'

„‚Ich habe nur einen Gedanken,' entgegnete ich mit ſchwacher Stimme: ‚Miß Thereſen wieder zu ſehen.'

„‚Ich hoffe auch, daß mich Ellen freundlich begrüßen ſoll, und ich hoffe, daß ſie auf Malta ſind. Aber wir müſſen einen Plan machen und ihn feſthalten.'

„‚Welchen Plan und wozu?'

„‚Meinſt du vielleicht,' erwiderte der Major, ‚ich hätte Luſt, dem alten Indier einen Gefallen zu thun, um als ein lächerlicher Menſch vor ihn hinzutreten, der in Alexandria zurückbleiben mußte, weil man ihm ein Brechmittel eingegeben? Pfui Teufel! Du liebſt wie ich; davon bin ich überzeugt. Aber glaube mir, ridicul zu ſein, iſt in der Liebe das Schlimmſte, was einem begegnen kann. Wir ſollten lächerlich gemacht werden, und das von uns abzuwälzen, muß unſere eifrigſte Sorge ſein.'

„‚Aber die Sache iſt einmal geſchehen und läßt ſich nicht ändern.'

„‚Aber läugnen!'

„‚Pah! Glaube mir, der alte General hat unſerem jämmerlichen Aufzuge hinter irgend einem Kajütenfenſter wohlgefällig zugeſchaut.'

„‚Gleichviel; willſt du mich machen laſſen und nach meiner Vorſchrift handeln, ſo wollen wir ſchon mit ihm fertig werden. Aber du mußt mir unbedingt folgen.'

„Das that ich denn nun recht gern, denn ich habe unter den vortrefflichen und großen Eigenſchaften unſeres theuren Freundes namentlich ſeine Geiſtesgegenwart und Umſicht anerkannt.

„Das Wetter wurde Nachmittags immer beſſer; ich wollte auf das Verdeck gehen, doch der Major wünſchte, daß ich im Bett bliebe und mich nicht unter den Paſſagieren ſehen ließe. Er ſelbſt ſtieg anſcheinend mühſam die Treppen hinauf, huſtete dumpf und hohl, ging gebückt umher und hielt ſich das Sacktuch vor den Mund. Ich fing an zu begreifen, was er wollte, und legte mich matt in mein Bett, wie ein

Sterbender. Glücklicher Weiſe für uns und die Komödie, die wir zu ſpielen beabſichtigten, ging von den übrigen Paſſagieren nicht ein einziger in Malta vom Schiff. Am anderen Morgen wurden die Bewegungen des Dampfers ſanft und ſchaukelnd, die Ankerkette raſſelte nieder, und er ſchien ſich im Anblick der maleriſch ſchönen Stadt kokett und wohlgefällig auf dem tiefgrünen Waſſer zu wiegen. Leider konnten wir die prächtig emporſteigenden Feſtungswerke und die an die Felſen angeklebten Häuſer von La Valette und St. Elmo nicht ſehen, — ich wenigſtens nicht, der ich in meinem Bette lag.

„Der Major ging huſtend die Kajütentreppe hinauf und kehrte dann gebückt und ſchleichend mit dem Schiffsarzte zurück. Dieſer war erſtaunt, mich ſo regungslos auf meinem Bette ausgeſtreckt zu ſehen, hütete ſich aber wohl, meinen Puls anzufaſſen. ‚Sie haben Recht,‘ ſagte er zu meinem Freunde, ‚das können keine Nachwehen der Seekrankheit ſein. Alles Andere auf dem Schiffe iſt wieder geſund, ſogar die zarteſten Damen.‘

„‚Und Sie fühlen Schmerzen?‘ wandte er ſich an mich.

„‚Ungeheure!‘ verſicherte ich ächzend. — Der Major hatte mich natürlicher Weiſe inſtruirt. — ‚Ich bin nicht im Stande, ein Glied zu rühren; vom Aufſtehen iſt gar keine Rede.‘

„‚Aber was können wir für Sie thun?‘ fragte haſtig der Doktor, der offenbar ängſtlich war, wir hätten vielleicht die Abſicht, an Bord des Schiffes zu bleiben.

„Der Major zuckte die Achſeln und ſagte: ‚Unſer Beſtimmungsort iſt Malta, ich muß meinen armen Freund hier ausſchiffen. Aber da er nicht aufſtehen und gehen kann, ſo bleibt nichts übrig, als daß mir der Kapitän ein paar Matrazen überläßt, die ich natürlich bezahlen werde und auf denen ich den Kranken in das Boot hinablaſſe.‘

„‚Das wird offenbar keine Schwierigkeit haben,‘ entgegnete eifrig der Doctor. ‚Ich ſtehe für die Erlaubniß des Kapitäns; Sie haben wohl Ihre Bedienten bei der Hand? Bitte alſo, Ihren armen kranken

Freund ſorgfältig auf die Matrazen ſchnüren zu laſſen, damit ihm beim Hinablaſſen kein Unfall begegnet.'

„Das thaten wir denn alsbald, obgleich unſere Leute bei dieſem Vorfall große Augen machten. Ich wurde hinaufgeſchafft, und Jedermann, Paſſagiere und Matroſen, gingen uns ſorgfältig aus dem Wege. Nur die Leute, welche hierzu kommandirt wurden, faßten behutſam die vier Zipfel meiner Matraze, ſchoben ein Brett unter, hoben mich auf die Bruſtwehr hinauf und befeſtigten vier Ziehtaue an mein Lager. Ich muß geſtehen, daß ich einiger Maßen unruhig von der beträchtlichen Höhe in das Waſſer hinab blinzelte. Wenn die Kerle mich ungeſchickt behandelten, ſo hätte ich möglicher Weiſe in dem Hafen von Malta ertrinken können. Aber Alles ging vortrefflich von Statten. Der Kapitän ſprang auf das Hinterdeck, grüßte mich zum Abſchiede mit ſeinem Hut, machte ein Zeichen mit der Hand, worauf ſich eine gellende Pfeife vernehmen ließ und ich an meinen vier Tauen außerordentlich ſanft in das Boot hinabrollte.

„La Valette und St. Elmo ließen wir zu unſerer Linken und ſteuerten quer durch den Hafen nach dem Fort Emanuel, wo ſich die Quarantaine-Anſtalt befand. Unterwegs ſaß der Major neben mir, tief gebückt, das Schnupftuch vor dem Munde, ließ aber trotzdem ſeine Augen ſorgfältig auf den Wällen des vor uns liegenden Forts umherſpazieren. Jetzt beugte er ſich dicht zu mir herab und ſagte mit leiſer Stimme: Alles geht vortrefflich. Dort oben auf dem Walle ſteht Sir Robert und neben ihm der rothhaarige Neffe, mit einem unendlichen Tubus bewaffnet. Er hat unſere klägliche Ausſchiffung mit angeſehen, und ſo iſt die Sache außerordentlich gut eingefädelt.

„Die Sanitätsbehörde am Fuße der großen Treppe empfing uns mit ziemlich langen Geſichtern, die ſich aber einigermaßen wieder aufheiterten, als der Major ein Papier übergab, welches er ſich von dem Schiffsarzte verſchafft hatte. Dieſer ſchrieb nemlich ſeinen Quarantaine-Kollegen, er glaube nicht, daß der vorliegende Fall mit der Peſt in Verbindung zu bringen ſei. Man möge ſich beruhigen; ihm ſcheine

der Zuſtand der beiden Herren nach dem, was er von dem Einen vernommen, von einer ſeltſamen Vergiftung herzurühren; woher aber dieſe ſtamme, wüßten ſich die beiden Kranken ſelbſt nicht zu erinnern.

„Mit großem Vergnügen bemerkten wir Beide, daß das Fernrohr des blonden Neffen alle unſere Bewegungen hartnäckig beobachtete. Sie befanden ſich auf einem Außenwerke und hätten, um zu uns gelangen zu können, einen ziemlichen Umweg machen müſſen, was uns ſehr lieb war. So wurde ich denn in das ſchloßähnliche Gebäude hinaufgetragen, das im Fort Emanuel zur Quarantaine-Anſtalt benutzt wird. Der Major ging tiefgebückt neben mir her und huſtete, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. In Folge unſeres zahlreichen Gepäckes und auch wohl aus Sorgfalt, weil wir krank waren, erhielten wir ein ganz anſtändiges Quartier — drei Zimmer auf den Hof hinaus mit der Ausſicht auf La Valette, St. Elmo und das Meer; zwei andere gingen auf eine kleine Baſtion, einen niedlichen Kugelgarten, der uns zum Spazierengehen angewieſen war. Wir begaben uns ſogleich in unſere Wohnung; ich wurde auf den Boden niedergelegt, der Major ſetzte ſich in Ermanglung eines anderen Sitzes höchſt erſchöpft auf eine Fenſterbrüſtung. Die Zimmer waren groß, hoch und gut erhalten, aber ohne alles Ameublement, — ein Mangel, dem aber in dieſer gut eingerichteten Anſtalt ſogleich abgeholfen wird. Kaum hatten wir uns nämlich niedergelaſſen, ſo erſchien ein Intendant, Haushofmeiſter oder was er war, und übergab ein langes Papier, auf welchem alle Gegenſtände verzeichnet waren, die man braucht, um eine leere Wohnung, wie die unſrige, zu möbliren. Dieſe Gegenſtände waren nach verſchiedenen Tarifen zuſammengeſtellt, von einer einfachen, nothdürftigen Einrichtung an bis zum größten Comfort mit Teppichen, Kronleuchtern, Blumentiſchen, Fauteuils; man hatte alſo nur zu beſtimmen, wie man wohnen wollte, d. h. wie viel man auszugeben beabſichtige; denn begreiflicher Weiſe liefert die Quarantaine-Anſtalt nur die nackten Wände; alles Uebrige muß der Reiſende auf ſeine Koſten anſchaffen. Mit dem Frühſtück und Diner iſt es ebenfalls ſo.

Man braucht nur einen Preis zu bestimmen und ist im Verhältniß zur Zahlung immer recht gut bedient. Natürlich ist englische Küche vorherrschend und dazu englisches Bier zu haben von sehr guter Qualität.

„Ich hatte einen mörderlichen Hunger; denn wenn man fast vier Tage seekrank war, so ist der Magen ziemlich ausgeleert. Was war aber zu thun? Wir mußten einmal die Kranken spielen, weßhalb der Major, nachdem er aus den vorgelegten Papieren eine anständige Zimmereinrichtung ausgelesen, einfache Fleischbrühe für uns Beide befahl, dagegen ein sehr reichliches Diner für unsere Bedienten, die, wie er sagte, für das viertägige Fasten zu entschädigen seien.

„Unsere Wohnung war in weniger als einer Stunde vollkommen eingerichtet. Ich legte mich sogleich zu Bett, und der Major wickelte ein gelbes Foulard um seinen Kopf, welches ihm ein äußerst krankhaftes Ansehen gab, und kämmte seinen widerstrebenden kohlschwarzen Bart, daß er melancholisch herabhing. So gerüstet erwarteten wir die Besuche, die nothwendiger Weise bald erfolgen mußten.

„Zuerst kam der Quarantaine-Arzt und ließ sich unseren Zustand schildern. Der Major erzählte ihm eine seltsame Geschichte, wie wir uns, ohne eine Ursache angeben zu können, schon in Alexandria zum Sterben krank befunden hätten, wie man uns vom Schiffe zurückgewiesen, und wie ein französischer Arzt, der uns behandelt, erklärt habe, wir müßten durch einen unglücklichen Zufall vergiftet worden sein. ‚Dieser vortreffliche Arzt,' fuhr der Major fort, ‚behandelte uns während zehn Tage mit der größten Sorgfalt und stellte uns so weit her, daß man uns an Bord des eben abfahrenden Schiffes aufnahm. Doch hat diese Seefahrt unser Uebel bedeutend verschlimmert. Mein Freund dort fühlt bedeutende Schmerzen und eine Erlahmung an allen Gliedern, und ich, der ich eine sehr starke Konstitution habe, leide auf der Brust und huste seit mehreren Tagen, daß es zum Erbarmen ist.'

„Der Quarantaine-Arzt, sehr beruhigt, daß wir keine andere Krankheit nach Malta geschleppt, verordnete uns einige leichte Sachen,

empfahl uns Ruhe und Diät und verſprach, noch denſelben Abend wieder zu kommen.

„Wir hatten abſichtlich keine Fragen an ihn geſtellt, wer noch außer uns in der Anſtalt ſei. Wir hatten uns vortrefflich benommen, wie zwei ſehr kranke Menſchen, die für nichts mehr Intereſſe haben, und überließen Alles andere dem Zufalle, feſt überzeugt, Sir Robert, der unſere klägliche Ankunft geſehen, werde ſich baldigſt nach uns erkundigen laſſen. Unſere Vermuthung war vollkommen richtig. Der Quarantaine-Arzt wurde, ſobald er uns verlaſſen, zu den Engländern geholt und berichtete da getreulich über unſeren Zuſtand, und die Folge davon war, daß unſer Quarantaine-Wächter nach einer kleinen halben Stunde eine Karte von dem alten General überbrachte, der uns zu ſprechen wünſchte.

„‚Nehmen wir ihn an?‘ fragte ich.

„‚Allerdings,‘ entgegnete der Major und machte ein Zeichen mit dem Kopfe, um den Beſuch eintreten zu laſſen.

„Der alte General trat ein und ſah einigermaßen beſtürzt aus, als er uns Beide erblickte. Hinter ihm ging ſein Quarantaine-Wächter mit einem großen Lehnſtuhl, den er in die Mitte des Zimmers ſetzte, und auf welchen Sir Robert ſich niederließ, entfernt genug von uns Beiden, ſo daß keine Berührung ſtattfinden konnte.

„‚Ei der Tauſend!‘ ſagte der General nach einer Pauſe, ‚wie ſchmerzlich iſt es mir, Sie, meine Herren, ſo wieder zu ſehen!‘ — Bei dieſen Worten zitterte ſeine Stimme faſt unmerklich, und er fixirte den Major, dem er das Geſicht zuwandte, aufmerkſam mit ſeinem Blicke.

„Ich ſtieß einen tiefen Seufzer aus, der Major entgegnete mit ſehr dumpfer Stimme: ‚So kann man überfallen werden, von dem Schickſal getroffen, ohne zu wiſſen, woher der Schlag kommt.‘

„‚Aber, meine Herren,‘ fuhr Sir Robert fort, ‚Sie erſchrecken mich in der That. Was iſt denn geſchehen?‘

„‚Wir ſind vergiftet worden.‘

„‚Vergiftet?!‘ rief der Engländer mit wahrem Entſetzen. ‚Auf welche

Art denn? — Durch Zufall? — Sie ſehen mich ganz begierig, etwas Näheres über dieſe ſchreckliche Geſchichte zu vernehmen.' Dabei zog er ſein Taſchentuch heraus und wiſchte ſich einige Schweißtropfen von der Stirn.

„Wir ſind überzeugt von dem Antheil, den Euere Herrlichkeit an uns nimmt,' antwortete der Major. ‚Aber was können wir ſagen? Sie werden ſich erinnern, daß wir die Ehre hatten, in Alexandria vor Ihrer Abreiſe mit ihnen zu diniren.'

„Ganz recht; aber ich befand mich ſehr wohl darauf.'

„Daß wir nach dieſem Diner mit Eurer Herrlichkeit einen Abſchiedstrunk nahmen, nicht von dem Weine des Wirthes, aus Ihrem Flaſchenkeller.'

„Mein Gott, ja!' ſprach immer ängſtlicher der General. ‚Das war ein alter vortrefflicher ſpaniſcher Wein, der den Magen angenehm erwärmt und ſtärkt. Sollten Sie die ſchreckliche Idee haben, der hätte Ihnen ſchaden können?'

„Gewiß nicht,' entgegnete ruhig der Major. ‚Ich erzähle nur den Verlauf der Geſchichte. Wir gingen an Bord, als wir uns auf einmal ſehr übel befanden.'

„Das habe ich von unſerem Kapitän erfahren,' ſagte verwirrt der alte Herr und ſchaute dabei aufmerkſam zum Fenſter hinaus. ‚Leider war ich in dem Augenblicke mit dem Unterbringen meines Gepäcks beſchäftigt, ſonſt hätte ich Ihnen mein Beileid bezeugt. Als ich heraufkam, waren Sie ſchon abgefahren. — Und damals fühlten Sie ſich ſchon recht unwohl?'

„Wir litten Beide die heftigſten Schmerzen mit Anwandlungen von Uebelkeit.'

„Ah!' machte der General.

„Wir kehrten nach Alexandria zurück, wir ließen einen Arzt kommen, dieſer zog noch einen zweiten zu Rathe, ſie unterſuchten uns, hielten eine förmliche Conſultation, deren Reſultat war, wir ſeien vergiftet worden.'

„Vergiftet!'

Sie, die vorgefallenen Geſchichten, lieber junger Freund, ſind mir äußerſt, ja ſehr äußerſt unangenehm. In Entgegnung auf Ihre Zeitungsannonce damals ſchrieb ich mein Ergebenſtes vom 6. Dec. an Ihre Großmutter, worauf wir uns einigten, Sie bei mir in die Lehre zu nehmen, um Ihnen den Handel in ſeinen Anfangsgründen beizubringen. Daß Sie unaufmerkſam oder nachläſſig ſeien, kann ich nicht ſagen, aber jung ſind Sie, ſehen Sie, ſehr jung, lieber Freund, und daher mag's wohl kommen, daß alle die kleinen unbedeutenden Sachen vorgefallen ſind, die machen, daß meine Schweſter, die Jungfer Barbara, höchlich über Sie erzürnt iſt; ein Verhältniß, das für Sie unangenehm ſein muß und das ſich, ich kenne das, nicht ſo bald umgeſtalten dürfte. Daher wär' es meine Meinung, Sie ſuchten Ihre Großmutter zu bewegen — richtig, Sie haben ja auch einen Vormund — daß man ein anderes Geſchäft für Sie ſuchte, eine andere Handlung, wo Geſchäft und Familienleben nicht ſo unzertrennlich verbunden ſind wie bei mir. Nun ja, Sie werden mich ſchon verſtehen; tragen Sie das Ihrer Großmutter einmal vor."

Wirklich verſtand ich den Herrn Reißmehl ſehr gut. Aus der Lehre entlaſſen zu werden, wäre mir unter andern Umſtänden als etwas Schreckliches erſchienen; ich hatte aber das Spezereigeſchäft gar zu ſatt, und ſo machte des Herrn Reißmehl Rede gar keinen ungünſtigen

„Vergiftet, Herr General; mit einem hölliſchen Gebräu — ich habe den Namen vergeſſen, — welches man im Orient anzufertigen pflegt, und das auch in Indien bekannt ſein ſoll. Man gibt es vorkommenden Falls dem unglücklichen Schlachtopfer in Kaffee, Wein oder dergleichen. Sie werden davon gehört haben.'

„Der alte Engländer war ſehr blaß geworden; er athmete tief und ſchwer und ſchaute bald mich, bald den Major an. Letzterer fuhr fort: ‚Dank ſei es der kräftigen Conſtitution, die wir Beide haben, und den vortrefflichen Mitteln, die uns jener junge Arzt gab! Sie haben uns gerettet, ſonſt wären wir jetzt die todteſten Menſchen.'

„‚Die Sache iſt mir vollkommen unerklärlich!' brachte mühſam der alte Herr hervor.

„‚Auch wir haben nicht den geringſten Verdacht,' antwortete der Major. ‚Vielleicht war es Ungeſchick, vielleicht ein Zufall — Gott mag es wiſſen, — was uns ſo weit gebracht. Denn das kann ich Eurer Herrlichkeit verſichern, wir ſind Beide noch recht elend.'

„‚Ich ſehe es, ich ſehe es!' entgegnete haſtig der General, indem er aufſtand. ‚Gönnen Sie ſich Ruhe, meine Herren, und erlauben Sie mir, daß ich mich ſtündlich nach ihrem Befinden erkundigen laſſe.' — Darauf machte er ein paar wankende Schritte gegen uns, und ich glaube, er hatte in dem wirklichen Schrecken, den wir ihm eingejagt, ſogar vergeſſen, daß er uns nicht berühren durfte. Denn er trat an mein Bett und wollte mir die Hand reichen. Doch ſprang ſein Wächter wie ein Blitz dazwiſchen und erinnerte ihn an das Quarantaine-Geſetz, worauf Sir Robert ſich beſinnend vor meiner ſchon ausgeſtreckten Hand zurück fuhr, als bäume ſich eine indiſche Natter vor ihm. Dieſer Händedruck hätte ihm aber auch unfehlbar zehn weitere Tage Quarantaine eingetragen. Er verließ uns ganz erſchüttert, und kaum war er fort, ſo ſchickten wir unſeren Quarantaine-Wächter hinaus, ſchloſſen alle Thüren und begaben uns in das äußerſte Vorzimmer, wo das Diner für unſere Bedienten ſervirt war, dem wir alle Gerechtigkeit angedeihen ließen."

„Ich muß doch gestehen, Baron," sagte hier der Diplomat, „daß ihr ein Bischen zu arg Komödie gespielt. Der alte Herr glaubte eurer Erzählung, wie ihr meint. Da muß er ja mit schrecklichen Gewissensbissen von euch gegangen sein. Er hatte am Ende als Vater gehandelt, der seine Töchter von zwei ihm lästigen Bewerbern zu befreien suchte. Die Strafe war offenbar zu hart für ein gelindes Brechmittel."

„Da hast du vollkommen Unrecht," nahm der Major das Wort. „Wir klagten ihn freilich eines Mordversuchs an; aber hatte er uns mit dem Brechmittel, seinen von uns geliebten Töchtern gegenüber, nicht moralisch tödten wollen? Ich wiederhole es nochmals: Nichts läßt so leicht selbst eine wahre Liebe verschwinden, als die Lächerlichkeit. Kamen wir frisch und gesund nach Malta, so rieb er sich die Hände, lachte uns freundlich an, summste vielleicht ein wenig und hatte wohl gar die Kühnheit, gelegentlich, wenn auch sehr verblümt, seines Heilmittels zu gedenken. Wir konnten doch mit dem alten Herrn keine ernstlichen Händel anfangen! Dabei wirst du begreifen, daß unser Lebensglück auf dem Spiele stand; denn ich muß gestehen, mich hätte der Verlust des Mädchens, das ich so innig liebte, wahrhaft unglücklich gemacht. Seine Handlung gegen uns war jedenfalls sehr unüberlegt. Wir hatten Recht, ihn dafür zu bestrafen, und es gelang uns vollkommen. Er rieb sich nicht die Hände, er summste nicht und lachte noch viel weniger über uns. Er ging tief erschüttert nach seiner Wohnung, schloß sich mit seiner Familie ein und erzählte zitternd, was uns begegnet. Wir standen da als Opfer einer höllischen Bosheit. Und der Papa kam jetzt erst recht schlecht weg. Ellen, die überhaupt keinen Spaß verstand, wollte augenblicklich zu uns herüberstürzen und war, wie auch Therese, nur mit Gewalt zurück zu halten. Dann aber ging ein Verhör los, wie der alte Herr nie eines bestanden. Die Mädchen wollten wissen, ob eine Verwechselung bei dem Weine möglich gewesen sei und ob der alte indische Kammerdiener, der ihn in Alexandria verlassen, vielleicht ein Gift, wie das genannte, be-

ſeſſen. Sir Robert gab achſelzuckend zu, daß dies am Ende möglich ſei, und nun erfolgte, wie wir ſpäter vernahmen, ein ſolcher Ausbruch des Schmerzes, ja des Zornes bei den beiden jungen Damen, daß der rothhaarige Neffe ſchauderte und der alte General vollkommen wußte, woran er war. — So!" unterbrach ſich der Major und ſagte zu ſeinem Freunde, dem Baron: „Jetzt nimm deine Geſchichte wieder auf und verzeihe, daß ich dich abgelöst."

„Dafür bin ich dir ſehr verbunden," antwortete dieſer, „denn ich habe mich ganz trocken geſprochen. — Bekommen wir eine Taſſe Thee?" wandte er ſich an den Hausherrn.

„Ganz gewiß," verſetzte Graf Ferdinand in einiger Verlegenheit, indem er auf die Uhr ſchaute, welche auf dem Kamine ſtand. „Ich hatte nur gehofft, meine Frau käme zeitig zurück — ſie ſpeist bei ihrer Mutter, — und wir würden den Thee gemeinſchaftlich nehmen."

„Ah, das iſt etwas Anderes!" rief eifrig der Baron. „Dann warten wir auf alle Fälle. Wie freue ich mich darauf, die kleine Gräfin zu ſehen! Ferdinand, du biſt ein ungeheuer glücklicher Menſch."

„Du kannſt mit deinem Looſe ebenfalls zufrieden ſein," warf der Diplomat dazwiſchen. „Ihr ruht alle im ſchönſten Hafen, während ich wahrſcheinlich noch ſehr lange auf der See des Lebens umher getrieben werde."

Der Graf hatte nachdenkend geſchwiegen und ſah alsdann den Major verſtohlener Weiſe mit einem fragenden Blicke an.

„Nehmen wir immerhin unſeren Thee," ſagte dieſer mit ſeinem ruhigen Tone. „Wenn junge Damen ihre Eltern beſuchen, dauert's immer ein Bischen länger. Man kennt das. Und dann dauert mich auch der gute Baron. Er kann nun ſeine Geſchichte zu Ende erzählen, und die würde doch, ſchon ſehr weit vorgerückt, wie ſie iſt, kein Intereſſe für die Gräfin haben."

Der Major wußte wohl, was er that. Er hatte der Gräfin zwei Zeilen geſchrieben, worin er ſie bat, ihm nach ihrem Diner eine

Viertelſtunde zu gönnen. Er war überzeugt, ſie würde ſich freuen, ihn wieder zu ſehen, und ihn augenblicklich nach ihren Zimmern bitten. Wartete man aber mit dem Thee auf ſie, ſo war ſie genöthigt, augenblicklich in den Salon herüber zu kommen, und die Unterredung, auf die er gehofft, war für ihn verloren.

Der Graf zog alſo die Klingel, gab ſeine Befehle, und einen Augenblick darauf war der Thee auf einem kleinen Tiſche vor dem Kamine ſervirt, mit jener Stille und Geräuſchloſigkeit, welche gut geleitete Häuſer weit angenehmer macht, als alle Pracht und Herrlichkeit, welche ſie zu entwickeln im Stande ſind.

„Man trinkt bei dir auch nur ſchwarzen Thee," ſagte der Geſandtſchafts-Secretär; „und da ich das weiß, ſo freue ich mich immer auf eine Taſſe. Man bekommt ſo oft mit grünem gemiſcht, und es iſt mir das unausſtehlich. Es koſtet mich ein paar Stunden Schlaf."

„Der Major muß unſeren Thee machen," verſetzte der Hausherr. „Es iſt eine ſchwere Kunſt, die Niemand ſo wie er verſteht."

„Meine Frau ausgenommen," ſprach wichtig der Baron. „Ich ſchließe mich der Anſicht unſeres diplomatiſchen Freundes an. Auch ich weiß wenig Häuſer, wo ich Thee nehmen mag. Es liegt mir ungeheuer viel an der Art, wie er gemacht wird."

„Und du haſt es doch ſchon ſo oft geſehen," erwiderte lachend der Major, indem er ſich an das ihm aufgedrungene Geſchäft machte. „Es kommt hier, wie bei allem, auf gute Stoffe an. Ein ächter ſchwarzer Thee, ſiedendes Waſſer und zwei Tropfen concentrirten Rahmes."

„Ich war neulich in einer Geſellſchaft," bemerkte träumeriſch der Diplomat, „da warfen ſie Zimmt in den Thee."

„Brrrr!" machte der Baron. „Das war bei einer Kanzleiräthin. Aber dieſes Gebräu wurde wieder gut gemacht durch die kleine Hand, die es dir darreichte, und die ſchönen ſchwarzen Augen, die dich dabei anblickten."

„Laß mich dem Major bei ſeinem Geſchäfte zuſehen," ſagte der

junge Mann ausweichend. „Er weiß die Portionen ſo ſicher zu nehmen. Und dann ſeht ihr, wie er den Thee vorher ſo ſorgfältig abſpült, ehe er die Kanne mit kochendem Waſſer füllt!“

„Das iſt eine wahre Lauge, die ich zuerſt abgieße, die dem Magen wehe thut und die Nerven angreift,“ verſetzte der Major. „So! jetzt bin ich fertig. Ich hoffe, ihr ſollt zufrieden ſein.“

Fünftes Kapitel.

Der Baron erzählt von den vortrefflichen Einrichtungen einer Quarantaine-Anſtalt, wie man daſelbſt Whiſt ſpielt, und berichtet von Kampf und Sieg.

Der Thee war in der That ausgezeichnet, und der Baron, nachdem er in die Taſſe nur eine Thräne Rahm geträufelt, ſchlürfte ſie aus, ſchob ſie auf den Tiſch, nahm eine neue Cigarre und fuhr in ſeiner Erzählung fort: „Natürlicher Weiſe hatte die mediciniſche Behandlung, welche uns der Quarantaine-Arzt angedeihen ließ, einen überraſchend ſchnellen und günſtigen Erfolg. Schon am zweiten Tage verſchwanden meine Schmerzen und huſtete der Major auffallend weniger. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Doctor hierüber außerordentlich vergnügt war, daß wir ihn durch die Verehrung, welche wir ihm bezeugten, unauflöslich an uns ketteten, und daß es Niemanden gab, der eifriger und zuverſichtlicher über den hohen Grad unſerer Vergiftung ſprach, als dieſer vortreffliche Arzt. In wenigen Tagen verließen wir unſere Zimmer und begaben uns ſogleich nach dem vorhin erwähnten Kugelgarten; wir hofften auf das Glück, vielleicht die beiden jungen Damen ſehen zu können, hielten es aber auch für unſere Schuldigkeit, unſere Umgebung, unſer Gefängniß, die Mauern und Geräthe, die uns von der engliſchen Familie trennten, zu unterſuchen.

„Der alte General hatte uns gegenüber seine Wohnung gut gewählt. Zu unserem Kugelgarten mußten wir aus dem ersten Stock der Wohnung noch ein paar Treppen hinaufsteigen, denn er lag auf der Höhe des Walles, während Sir Robert aus dem Parterre der seinigen einige zwanzig Stufen hinab stieg, um auf den Grund des Grabens zu gelangen, wo ihm zu lustwandeln vergönnt war. Ihr seht demnach, daß wir durch eine recht solide Mauer getrennt waren. Zwanzig Stufen für ihn abwärts, zehn für uns aufwärts bilden eine recht anständige Entfernung.

„Uebrigens hatten wir schon das Glück, bei unserem ersten Spaziergange die beiden jungen Damen sehen zu können. Ja, ich muß gestehen, daß sie uns mit unverhohlenen Ausrufen der Freude empfingen. Doch war unser Standpunkt, hoch oben, gar schlecht geeignet, um eine Unterredung zu führen. Das sahen wir denn auch ein und begnügten uns mit den allergewöhnlichsten Fragen und Antworten. Auf einen Augenblick stieg auch Sir Robert in den Graben hinab und rieb sich vergnügt die Hände, als er die Entfernung zwischen uns betrachtete. Hier brauchte er seine Töchter nicht zu bewachen; denn außer der hohen Mauer, die dieses Geschäft übernahm, befand sich zum Ueberflusse auch noch der Quarantaine-Wächter da, der mit seinem langen Stock hinter den jungen Damen auf und ab spazierte.

„Es war uns vor allen Dingen darum zu thun, ein wenig näher zu den beiden Mädchen zu kommen, um ein wichtiges Gespräch, dessen wir für unsere Zukunft so sehr bedurften, mit ihnen führen zu können. Ich nahm unseren Wächter auf die Seite, zeigte ihm eine Guinee und bat ihn um Auskunft, wie es möglich sei, in jenen Graben hinab zu steigen, um ein paar Worte mit den Damen zu plaudern. Der Wächter, ein kluger Malteser, der die Sache augenblicklich durchschaute, lächelte und meinte, er handle nicht gegen die Quarantaine-Vorschrift, wenn er uns in dem Kugelgarten eine Fallthüre zeige, die auf eine Treppe gehe und in den unteren Graben führe. ‚Es versteht sich von selbst,‘ setzte er hinzu, ‚daß Sie unten

eine ſtarke verſchloſſene Gitterthüre finden werden und daß ich Sie bitte, nicht den Verſuch zu machen, durch irgend etwas mit den beiden Damen in Berührung zu treten. — Ich will meinen Kameraden da unten von Ihrer Abſicht in Kenntniß ſetzen, und wenn ... ich drückte ihm augenblicklich eine andere Guinee in die Hand ... ſo werden Sie im Graben, nur durch das Gitter getrennt, eine angenehme Converſation führen können.'

„Geſagt, gethan! Der zweite Wächter hatte nichts dagegen zu erinnern; nur verlangte er auf die höflichſte Art von der Welt, er müſſe zunächſt am Gitter ſtehen, und man möchte keinen Verſuch machen, ſich eine Hand zu reichen oder dergleichen, da er eine Berührung unter keinen Umſtänden geſtatten könne."

„Was wollen ſie denn immer mit ihrer Berührung?" fragte der Diplomat. „Es hatte doch wahrſcheinlich Niemand in der Anſtalt die Peſt und konnte alſo Keiner fürchten, angeſteckt zu werden."

„In Wirklichkeit nicht," entgegnete der Baron. „Aber die Quarantaine-Behörde, wie ich auch früher ſchon bemerkt habe, was ich nicht zu vergeſſen bitte, duldet, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, auch nicht die Möglichkeit einer moraliſchen Anſteckung und beſtimmt, daß, wo zwei Parteien mit einander in Berührung treten, die, welche am längſten da iſt, nach dieſer Berührung noch ſo lange bleiben muß, bis auch die andere ihre dreiundzwanzig Tage hinter ſich hat, nach deren Verlauf man annimmt, es könne ſich kein Peſtſtoff mehr äußern."

„Richtig, richtig!" ſagte der Diplomat.

„Sir Robert kannte dieſe Beſtimmung recht genau," fuhr der Erzähler fort, „und hatte, wie wir ſpäter erfuhren, ſeinem Wächter oder vielmehr dem ſeiner Töchter eine ziemliche Belohnung verſprochen, wenn er ſeinen Dienſt recht ſtreng handhabe. Wir warteten alſo, bis der alte General ſich in ſein Zimmer eingeſchloſſen hatte, um Briefe zu ſchreiben oder zu ſchlafen, und dann ſtiegen wir die Treppe hinab in den unteren Graben. Unſere beiderſeitigen Wächter ſtanden zunächſt dem Gitter und machten zum Ueberfluß noch eine weitere

Schranke mit ihren Stöcken. Doch war es ſchon ein Troſt, uns ſo in der Nähe ſprechen zu können. Ihr könnt euch ja denken, worüber wir redeten, und will ich deßhalb kein Wort weiter darüber verlieren. Nach wenigen Tagen war Sir Robert mit ſeiner Familie frei und verließ alsdann die Quarantaine und wahrſcheinlich auch Malta, und bekam auf dieſe Art wieder einen Vorſprung von zehn Tagen. Es wurde alſo ausgemacht, die jungen Damen ſollten ſo viel wie möglich in den Städten, durch welche ſie kämen, für uns Erkennungszeichen zurücklaſſen, um die Spur des alten Generals nicht zu verlieren. Dabei meinte aber Miß Ellen, es ſei die größte Vorſicht zu beobachten; denn wenn der Papa, der an ein eigentliches Verhältniß noch nicht glaube, erführe, ein ſolches beſtehe in der That, ſo wäre er in ſeiner Hartnäckigkeit im Stande, nach Indien zurück zu kehren.

„Leider muß ich geſtehen, daß wir nur dieſe einzige Unterredung an dem Gitter hatten. Traute der Quarantaine-Wächter der Geſchichte nicht, oder hatte uns der rothhaarige Vetter belauſcht — genug, die Fallthüre an unſerem Kugelgarten wurde noch an demſelben Abend mit einem äußerſt ſoliden Schloſſe verſehen, zu welchem unſer Wächter keinen Schlüſſel hatte. Auch waren wir demſelben, wie es ſchien, als ſehr gefährliche, unternehmende Leute in Betreff der Quarantaine-Regeln geſchildert worden; denn er verfolgte uns von da an bei unſeren Spaziergängen auf Schritt und Tritt, und als ich ein paar Tage ſpäter ein Briefchen an einen Stein band, um es in den unteren Graben zu werfen, ergriff er meine Hand und verſicherte mir alles Ernſtes, ſo leid es ihm thue, aber bei einem nochmaligen derartigen Verſuch ſehe er ſich genöthigt, uns gar nicht mehr auf den Spaziergang zu laſſen, ſondern denſelben zu verſchließen.

„Der Major machte Plane über Plane, und vor Allem ſetzte er großen Werth darauf, dem General ſo bald wie möglich einen Gegenbeſuch zu machen. Endlich erhielten wir ein Schreiben von dieſem, worin er ſagte, er erwarte uns am anderen Morgen um zehn Uhr. Wir verließen um die beſtimmte Zeit unſere Wohnung, ſchritten über

den breiten Hof des Forts, dieſes Mal gefolgt von zwei Quarantaine-Wächtern — es hatte ſich ohne unſeren Wunſch noch ein anderer angeſchloſſen.

„Die Wohnung des Generals war ſehr elegant möblirt. Dicke Teppiche bedeckten die Treppen, auf welchen ein ſchmales Stück grauen Tuches lag — uns zu Ehren, wie der Quarantaine-Wächter verſicherte; denn daſſelbe werde, als von uns berührt, ſpäter zuſammengerollt und bei Seite gelegt, um dann für einen zweiten Fall nochmals zu dienen. Ich lachte herzlich über dieſe Vorſichtsmaßregel, der Major aber ſchüttelte ernſthaft den Kopf. Nun wurden wir in den Salon des Generals geführt, blieben aber bei unſerem Eintritt erſtaunt auf der Schwelle ſtehen. Das Zimmer war durch eine große, ſtarke Schranke in zwei Hälften getheilt; dieſſeits waren wir, jenſeits der General mit ſeiner Familie. Man ſtellte Lehnſtühle für uns hin, Sir Robert bat uns, Platz zu nehmen, und ließ ſich ebenfalls auf einen Fauteuil am Fenſter nieder; die beiden Damen ſaßen an einem Tiſchchen, und der rothhaarige Neffe lehnte an der Schranke, wo er alle unſere Bewegungen aufmerkſam verfolgte.

„‚Wir ſind erſtaunt, General,‘ ſagte der Major nach einer Pauſe, ‚daß Sie Ihr Zimmer, wahrſcheinlich uns zu Ehren, ſo außerordentlich merkwürdig möblirt haben. Sie zeigen uns da einen Argwohn, der im Stande wäre, uns tief zu kränken.‘

„‚Da haben Sie Unrecht!‘ erwiderte lachend der alte General. ‚Es ſind nur einfache Vorſichtsmaßregeln, die ich gebraucht. Sie wiſſen ganz genau, daß ich in ein paar Tagen meine goldene Freiheit wieder habe, während Sie noch weitere zehn Tage hier bleiben müſſen.‘

„‚Allerdings,‘ verſetzte ruhig der Major, ‚Dank jenem traurigen Vorfalle, der uns faſt für immer die Rückkehr nach der Heimat abgeſchnitten hätte! — Aber ich bitte Sie, General, wozu jene mannshohe Schranke, wenn Sie uns nicht im höchſten Grade mißtrauen?‘

„Der General lächelte in ſich hinein, ward aber plötzlich ſehr ernſt und entgegnete: ‚Die Jugend iſt ſchnell und unternehmend. Wir

ſind das ſeiner Zeit auch geweſen, und es gibt Verhältniſſe, unter welchen man die ſonſt geachtetſten Männer für ſeine Feinde halten muß.'

„Und zwiſchen uns exiſtiren ſolche Verhältniſſe?' fragte ſcheinbar erſtaunt der Major.

„Ich will es nicht läugnen,' antwortete Sir Robert mit einem unruhigen Seitenblick auf ſeine Töchter. ‚Laſſen Sie ſich durch dieſe Schranke nicht geniren,' fuhr er luſtiger fort; ‚obgleich in Wahrheit eine hohe Schranke zwiſchen uns beſteht, ſo können wir doch, wenn Sie wollen, eine recht harmloſe und vergnügte Converſation zuſammen führen; nicht nur heute, ſondern auch morgen iſt mir Ihr Beſuch ſehr angenehm, natürlich unter den gleichen Vorſichtsmaßregeln.'

„Aber ich bitte Sie um Gottes willen, General,' ſagte ich, ‚was befürchten Sie denn eigentlich? Halten Sie uns für fähig, daß wir Ihnen gewaltſam eine Umarmung abzwingen, Sie ſo compromittirten und zu noch längerem Dableiben nöthigten?'

„Meiner Treu'!' entgegnete der Indier mit pfiffigem Lächeln, ‚es gibt in der That Verhältniſſe, unter welchen wir unternehmende Leute, wie Sie, zu Allem fähig halten.'

„Alſo ſtehen wir uns auf dem Kriegsfuße einander gegenüber?' fragte der Major.

„Wenn Sie feindlich gegen mich geſinnt ſind, ja,' erwiederte Sir Robert.

„Sie hätten ſich alle dieſe unnützen Koſten ſparen können, Sir Robert,' verſetzte lächelnd der Major: ‚Sie brauchten uns Beiden nur das Wort abzuverlangen, das und das — enfin, was Sie befürchten — nicht zu thun, und Sie hätten weder Schranken noch alles das gebraucht.'

„Das iſt in der That wahr,' ſprach der Engländer. ‚Machen wir es alſo ſo, geben Sie mir Ihr Wort, und . . .'

„Halt, halt!' rief der Major. ‚Vertrauen um Vertrauen! Aber Sie hatten keines zu uns, deßhalb iſt es beſſer, es bleibt Alles,

Eindruck auf mich. Aber meine Großmutter; meine Tanten — o weh! ich sah da harten Kämpfen entgegen. Herr Reißmehl versicherte mich nochmals, was er gesagt, sei nur ein Vorschlag, den ich mir mit meinen Verwandten genau überlegen und darauf einen ruhigen Beschluß fassen möchte. — Ich nahm meine Mütze vom Nagel in der Schreibstube, empfahl mich auf kurze Zeit dem Herrn Reißmehl und konnte nicht unterlassen, als ich an der Treppe vorbeiging, einen recht ingrimmigen Blick nach dem ersten Stock hinaufzuschicken.

wie es iſt. Sie erklären uns den Quarantaine-Krieg — gut! wir nehmen ihn an.'

„‚Recht gern!' entgegnete heiter der alte General. ‚Ich verſichere Ihnen, verehrteſter Major, ich brauche in dieſer verdammt langweiligen Anſtalt einige Aufregung. Aber nehmen Sie ſich in Acht. Jemand, der lange mit und gegen die Indier gekämpft, ſteckt voller Ränke und Pfiffe. Da Sie mir den Krieg anbieten, ſo errathe ich Ihre gefährliche Abſicht. Ich könnte mich einfach ſicher ſtellen, indem ich Ihnen mein Haus verſchlöſſe. Aber, wie geſagt, die Sache beluſtigt mich. Sie ſind heute Abend freundlichſt zum Souper eingeladen.'

„Nach einer halben Stunde, die wir noch über allerhand gleichgültige Dinge verplauderten, wobei ſich Sir Robert lächelnd die Hände rieb, auch zuweilen leiſe ſummte, ſtanden wir auf und empfahlen uns, ſtellten uns aber Abends um acht Uhr zum Thee pünktlich wieder ein. Die Vorſichtsmaßregeln hatten ſich vermehrt. Es war in dem großen Salon eine zweite Schranke gezogen worden, ungefähr drei Fuß von der erſten entfernt, und an jedem Ende dieſes Zwiſchenraumes ſaß einer der Quarantaine-Wächter, aufmerkſam jede unſerer Bewegungen beobachtend.

„Auf unſerer Seite befand ſich ein Tiſch, gegenüber ein anderer. Wir wurden von unſerem Wächter mit einem beſonderen Service bedient, während der General aus dem ſeinigen trank. Ich muß geſtehen, mir begann dieſer gegenſeitige Belagerungszuſtand außerordentlich Spaß zu machen. Blicke, die hin und her gewechſelt wurden, konnte der alte General nicht verhindern, bemerkte ſie auch nicht einmal; Worte, die wir ſprachen, und welche für ihn gar keinen Sinn hatten, waren oft für uns Vier von der ſüßeſten Bedeutung.

„‚Seit geſtern fühle ich mich viel wohler und heiterer,' ſprach Sir Robert, nachdem er ſeinen Thee getrunken und ſich in den Fauteuil zurückgelegt. ‚Mein Blut rollt friſcher. Ich fürchtete immer, mein altes Kopfweh würde wieder erſcheinen, weil ich unthätig bin;

aber mein Kopf ist hell und rein. — Ellen,' sagte er zu der jungen Dame, ‚du würdest mich außerordentlich verbinden, wenn du den Knäul deiner Stickwolle nicht so gefährlich bis ans Ende des Tisches rollen ließest. Wenn er zufällig herabfiele und zur Gegenpartei gelangte, so würdest du diese schöne rothe Farbe verlieren.'

„Oh! unbesorgt, General!' versetzte ich lachend, ‚wir würden uns das größte Vergnügen daraus machen, den Knäul zurück zu geben.'

„Zum Teufel auch!' entgegnete der General, ‚nachdem Sie ihn berührt nnd für uns compromittirt; — Ueberhaupt, meine jungen Damen,' setzte er ganz leise gegen sie hinzu, ‚ich muß mir ausbitten, daß ihr vollkommen neutral bleibt. Ich kann nicht zu gleicher Zeit Feinde von außen und Feinde im eigenen Lager beaufsichtigen.'

„Für das Letztere bin ich da,' meinte ruhig der blonde Neffe.

„Was meinen Sie, General,' sagte ich nach einer Pause, ‚zu einer Partie Whist, die wir zusammen spielen können? Natürlich unter den außerordentlichsten Vorsichtsmaßregeln.'

„Das wäre schwer zu machen,' meinte der Neffe.

„Aber gerade diese Schwierigkeit wäre pikant,' entgegnete ich.

„Der General lächelte und dachte nach.

„Natürlicher Weise,' fuhr ich fort, ‚muß Ihre Partei beständig geben. Einer von uns spielt mit dem Strohmann gegen Sie Beiden, oder wir Beiden gegen Sie und den Strohmann.'

„Das ist originell!' versetzte Sir Robert. ‚Aber die Idee gefällt mir. Nur müßte man ziemlich hoch spielen. Ich sehne mich recht sehr nach einem Whist.'

„Nur bedürfte es für jedes Spiel frischer Karten,' warf der Neffe dazwischen.

„Allerdings,' entgegnete ich. ‚Denn Karten, die wir einmal berührt, dürfen nicht wieder in Ihre Hände kommen.'

„Nein, nein, es geht nicht,' mischte sich der Major, der bis jetzt geschwiegen, ins Gespräch. ‚Wir müßten doch unsere Karten selbst in

der Hand halten, und wenn ich eine zu Ihrem Trique werfe, so ist sie ja von mir berührt, und Sie dürfen sie nicht aufheben.'

„Richtig,' erwiderte nachdenkend der General. ‚Das ist recht schade.'

„Mir fiel ein Ausweg ein, mit dem ich, obgleich noch unbestimmt, eine weitere Idee verband. ‚Nehmen wir,' sprach ich, ‚Ihre beiden Quarantaine-Wächter, die halten unser Spiel, wir deuten mit einem Stöckchen auf eine beliebige Karte, sie spielen sie aus, nehmen unseren Trique, und auf diese Art brauchen wir die Spiele nicht so häufig zu wechseln: Alles bleibt in ihren Händen.'

„Das ist wahr,' antwortete der General nach einer Pause.

„Verzeihen Sie mir,' sagte dagegen der blonde Neffe, ‚aber wenn Ihre beiden Quarantaine-Wächter als Kartenhalter benutzt werden, so sind unsere Festungswerke entblößt.'

„Verflucht gescheidt, mein Junge!' erwiderte Sir Robert lachend. ‚Diese Umsicht verspricht für deine Zukunft. Holla hoh! Beinahe hätten wir uns fangen lassen.'

„Ich machte das ehrlichste Gesicht von der Welt und versicherte, ich habe an keinen Hinterhalt gedacht und die Barrièren dadurch nicht ihrer Vertheidiger berauben wollen.

„Gewiß nicht?' fragte lauernd der Neffe.

„Es ist mir nicht eingefallen.'

„Es wäre schade,' sagte der General mit einem sonderbaren Lächeln, ‚wenn an diesem kleinen Hinderniß unsere amusante Partie scheitern sollte. Wir können das aufs Beste arrangiren, daß uns die Herren ihr Ehrenwort geben, alle Feindseligkeiten sollen ruhen, so lange Whist gespielt wird.'

„Der Major hatte während dieser etwas lebhaften Unterredung einige halblaute Worte mit Miß Ellen gewechselt.

„Was meinst du?' rief ich ihm zu. ‚Man verlangt unser Ehrenwort, so lange das Spiel dauert, nichts Feindseliges auszuüben.'

„So lange das Spiel dauert,' sprach nachsinnend der Major. ‚Und wann nehmen wir an, das Spiel sei geendigt?'

„Nun, ſobald wir unſere Karten niederlegen,' ſagte ich.

„Einen Augenblick Geduld!" verſetzte der Neffe. ‚Das könnte gefährlich werden. Unſere Gegner hätten jeden Augenblick das Recht, die Karten hinzuwerfen, ſo das Spiel zu beendigen und die Feindſeligkeiten zu beginnen. Nur wir dürfen das Zeichen zum Aufhören geben.'

„Richtig!" ſagte der General. ‚Sobald ich und mein Neffe die Karten niederlegen, hört das Spiel auf, der Krieg beginnt.'

„Meinetwegen!" antwortete ich.

„So ſoll es ſein," verſicherte der Major.

„Nach dieſen Präliminarien, die von allen Seiten mit einem aufrichtigen und herzlichen Lachen begleitet wurden, begann nun dieſes ſeltſame Spiel. Die Quarantaine-Wächter rückten zuſammen zwiſchen den beiden Barrièren und ſetzten ſich vor den Tiſch, deren andere Seite der General als Strohmann inne hatte. Wir lehnten uns auf die Schranken und deuteten mit unſern Stöcken die Karten an, die geſpielt werden ſollten. Doch war das Spiel nicht ſo recht amuſant. Man muß die Karten in der Hand haben. Es iſt wahrhaftig ſo, als wenn man zu Pferde ſitzt, und ein Anderer führt die Zügel, dem man zuweilen ſagt: jetzt rechts, jetzt links! Wenigſtens wurde aber ſehr hoch geſpielt und das, ſowie unſere ſeltſame Lage, hielt das Intereſſe gefeſſelt.

„Ich will euch nun nicht damit ermüden, euch die Einzelnheiten des ſonderbaren Spiels zu erzählen. Wir, der Major und ich, hatten Unglück und verloren ziemlich, worüber ſich der alte General außerordentlich zu freuen ſchien. Auf unſer Wort bauend, bewegte ſich die ſämmtliche Geſellſchaft während des Whiſtſpiels in außergewöhnlicher Freiheit. Doch die jungen Damen lehnten ſich, um hier und da in die Karten zu ſehen, weit über die Schranke auf ihrer Seite herüber, und wir machten es auf unſerer Seite gerade ſo. Zuweilen kam mir das Geſicht von Miß Thereſe ſo nahe, daß mich der Hauch ihres Mundes berührte. Das iſt nun eine gefährliche Probe für jeden Liebhaber; aber hier, gewaltſam getrennt durch die hindernden Schranken,

durchzuckte es mich oft fieberhaft von oben bis unten. So lange jedoch das Spiel dauerte, gab der alte General auf dergleichen durchaus nicht Acht: er war überzeugt, daß wir unser Versprechen pünktlich halten würden."

„Ein Wort ist heilig! sagte Borgia," recitirte der Diplomat.

„Allerdings!" meinte der Baron. „Und ich habe immer gehofft, der Major würde das seinige nicht verpfänden."

„Dann hätten wir keine Whistpartie gehabt," versetzte dieser.

„Nachdem wir vielleicht zwölf Rubber gespielt," fuhr der Baron fort, „erklärte der General, daß er genug habe, hielt seine Karten fest in der Hand und befahl den Quarantaine-Wächtern, auf ihre Posten zu gehen. Nachdem der Raum zwischen den Barrièren auf solche Weise wieder klar war, die jungen Damen und wir uns etwas zurückgezogen hatten, rückte Sir Robert seinen Stuhl zurück und warf die Karten auf den Tisch. Der Waffenstillstand war zu Ende, die Feindseligkeiten konnten wieder beginnen. Wir brachen alle in ein homerisches Gelächter aus; der General rieb sich die Hände und versicherte ironisch, es thue ihm wahrhaftig Leid, daß er nur noch wenige Spielabende habe; die Sache amusire ihn außerordentlich.

„Mittlerweile war es spät geworden, wir empfahlen uns bis morgen und kehrten auf unsere Zimmer zurück.

„Der Major zündete sich eine Cigarre an und schritt nachdenkend auf und ab. Er hatte einen Plan, das bemerkte ich an ihm und ließ ihn ungestört. Eine Viertelstunde später schellte er einem Bedienten — es war Joseph, den ihr alle kennt, ein gedienter Soldat.

„‚Was machen unsere Waffen?' fragte ihn der Major.

„‚Alles ist in bestem Stande, Euer Gnaden.'

„‚Die Jagdflinten geputzt und eingepackt? — Und die Pulverhörner . . .?'

„‚Haben wir bei uns aufgehängt. Sie sind noch fast ganz voll.'

„‚Gut. — Du hast ja bei der Artillerie gedient?'

„‚Ja wohl, Herr Major.'

„‚Wirſt du noch einen kleinen Kanonenſchlag zu Stande bringen?‘

„Der ehemalige Soldat lächelte und ſagte: ‚Das will ich meinen, Herr Major! Alle Arten von Feuerwerk. Wenn ich nur die Geräthſchaften zur Anfertigung bekommen könnte!‘

„‚Aber zu dem Mordſchlage braucht's dergleichen nicht.‘

„‚O nein, das macht man aus der Hand. Ein Bischen Pappendeckel, Bindfaden und Leim.‘

„‚Schön. Alſo mach heute Abend ein paar.‘

„‚Sollen Sie recht krachen?‘

„‚So ziemlich. Aber es iſt nur Spaß, wir wollen Jemanden erſchrecken.‘

„Der Bediente wollte gehen.

„‚Apropos!‘ fuhr der Major fort; ‚wie iſt's mit der Kiſte, worin die ägyptiſche Mumie iſt?‘

„‚Ja, Herr Major, der iſt ein kleines Unglück widerfahren, wie ich mir ſchon erlaubte, Ihnen zu melden. Man hat die Kiſte auf dem großen Dampfboote wahrſcheinlich zu tief in den Raum hinabgelaſſen, da iſt ſie feucht geworden, und wenn man die Mumie jetzt nur anrührt, ſo fällt ſie in Stücke aus einander.‘

„‚Hm!‘ machte der Major, ‚das iſt mir unangenehm. Hole mir geſchwind ſo ein kleines Stück.‘

„Joſeph ging hinaus und kehrte bald darauf mit einem Stück Oberarm zurück. — Ihr habt alle ſchon dergleichen geſehen? Dieſe Mumien ſind durchdrungen von harzigen Stoffen, daß ſie ſich auf dem Bruche glänzend ſchwarz zeigen, wie das ſchönſte Erdpech.“

„Das muß vortrefflich brennen,“ meinte der Diplomat.

„Wie die beſte Fackel,“ entgegnete der Baron. „Und Joſeph hatte augenſcheinlich darüber auch ſchon Experimente angeſtellt, denn er lächelte verſchmitzt auf die gleiche Frage des Majors, der alsdann den Befehl gab, Kopf, Hände und Füße behutſam zu trocknen und in dünnes Papier einzuwickeln, den Reſt aber in einen Korb zu werfen, über den er befehlen werde.

„Sobald wir allein waren, konnte ich meine Verwunderung über die Anstalten des Freundes nicht unterdrücken. „Gelten diese Anstalten dem General?‘ fragte ich ihn lachend. ‚Willst du ihn mit Pulver und Feuer angreifen?‘

„‚Wir müssen einen Schritt vorwärts thun,‘ entgegnete der Major. ‚Du bist doch mit mir einverstanden, daß wir den General nöthigen müssen, noch so lange da zu bleiben, bis auch wir abreisen? Mit Gewalt dürfen wir aber nichts unternehmen; er muß uns von selbst in die Arme rennen, uns berühren und sich so in den Augen der Quarantaine-Anstalt compromittiren.‘

„‚Das wird schwer halten,‘ meinte ich. ‚Und wann soll dieser Coup ausgeführt werden?‘

„‚Natürlich beim Whistspiel.‘

„‚Aber du vergissest, daß wir unser Wort gegeben haben, während desselben alle Feindseligkeiten einzustellen.‘

„‚Bis Sir Robert die Karten niederwirft.‘

„‚Und das wird er nicht eher thun, als bis seine beiden Schildwachen wieder auf ihrem Posten sind.‘

„‚Wir wollen sehen.‘

„Nun setzte ich, wie immer, das unbedingteste Vertrauen in die kluge Taktik meines Freundes und ließ ihn machen, was er wollte. Hätte er mich zu etwas gebraucht, so würde er es mir schon gesagt haben. Aber der gute Major, der wohl wußte, daß ich zuweilen sehr nervös sein kann und nicht seine Kaltblütigkeit besitze, wollte mir eine unnöthige Aufregung ersparen und nahm deßhalb die ganze Sache auf sich. So schrieb er den anderen Morgen einen Brief nach Malta an einen bekannten Oberoffizier der Garnison und bat, ihm die Erlaubniß auswirken zu wollen, einem Freunde, dem englischen General, der mit ihm in Quarantaine sei, zum Feste von dessen Geburtstag ein kleines Feuerwerk zu veranstalten. Joseph, sowie mein Bedienter erhielten geheimnißvolle Befehle, und ich wurde dahin instruirt, am nächsten Abend unbefangen Whist zu spielen, und nur bei der Hand zu

ſein, um einen glücklichen Zufall, der ſich für uns aufthun würde, beſtens zu benutzen.

„Der andere Abend kam; wir gingen, wie geſtern, zum Whiſt. Zuerſt nahmen wir unſeren Thee. Sir Robert war von einer großen Heiterkeit. Auf der Treppe, wo auch dieſes Mal der graue Tuchſtreifen nicht fehlte, ſtanden ſchwer bepackte Koffer, die uns offenbar deßhalb ſo in die Augen geſtellt waren, damit wir uns ein wenig darüber ärgern ſollten.

„Unſer Thee war wie geſtern ſervirt; wir hatten einen beſonderen Tiſch und unſer eigenes Service.

„Jetzt muß ich noch erwähnen, daß der Salon in welchem wir uns befanden, mit ſeinen Fenſtern auf eine kleine einſame Baſtion ging, auf welcher ungeheure Haufen von Stroh und Heu lagen. Auch ſtieß dieſe Baſtion nicht unmittelbar an das Haus, ſondern es war ein kleiner, aber tiefer Graben dazwiſchen. Von La Valette oder St. Elmo aus konnten dieſe Fenſter nicht geſehen werden. Dann hatte das Gemach — es war das letzte in der Reihe, die Sir Robert bewohnte — außer dem Eingange, zu welchem wir herein kamen, noch eine andere Thüre, die ſich zwiſchen den beiden Schranken befand und in die Nebenzimmer führte. Das ganze Gebäude, wie überhaupt alle im Fort, war mit Corridors und Treppen aus den maſſivſten Steinen gebaut, ja, ſogar die Scheidewände zwiſchen den Zimmern ebenfalls gemauert. So war das Schlachtfeld beſchaffen, auf welchem wir operiren wollten.

„Wir tranken friedlich unſeren Thee, und Sir Robert konnte es nicht unterlaſſen, in der Heiterkeit ſeines Herzens hier und da ganz leiſe vor ſich hin zu ſummſen.

„‚Es iſt wahrhaftig ſchade,‘ ſagte er, ‚daß wir ſo feindſelig getrennt hier bei einander ſitzen. Ich ſchäme mich ordentlich, daß ich Ihnen Ihren Thee ſo an einem abgeſonderten Tiſche ſerviren laſſen muß.‘

„‚So laſſen Sie die Barrière wegräumen,‘ entgegnete ich, ‚laſſen

die Wächter abtreten, und wir können uns viel harm- und zwangloſer unterhalten.'

„Mit Vergnügen,' meinte der General, ‚wenn Sie Ihr Ehrenwort, ſtatt nur für die Whiſt-Partie geltend, auf den ganzen Abend ausdehnen wollen.'

„Nein, nein!' entgegnete lachend der Major. ‚Sie haben uns zu viel Mißtrauen bewieſen, das können wir unmöglich vergeſſen!'

„Denken Sie nur,' fuhr der General fort, ‚was wir unſeren Wächtern für Arbeit verurſachen! Sehen Sie nur die Anſtalten, die ich habe machen laſſen müſſen! Die Leute haben mit uns doppelte Arbeit.'

„O, was das betrifft,' verſetzte gleichgültig der Major, ‚ſo iſt unſer Scherz nur ein harmloſes Kriegsſpiel. Da haben die Leute in der Quarantaine mit ernſteren Sachen zu kämpfen.'

„Wie ſo, Major? Wie meinen Sie das?"

„Nun, Sie wiſſen ja ſelbſt, daß auf dem Fort Emanuel, für uns ein freiwilliges Gefängniß, alle Klaſſen der Menſchen vertreten ſind. Ich machte heute einen Spaziergang an das Meer hinunter und ging da hinten herum, dort hinter Ihren Fenſtern unterhalb der kleinen Baſtion vorbei.'

„Aber ich hoffe doch, Ihr Wächter war dabei!' ſagte lächelnd der General.

„Er verließ mich nicht einen Augenblick. Er war mein Führer, er gab mir Erläuterungen. — Alſo dort hinten in der Baſtion iſt auch eine Quarantaine-Anſtalt. Aber da ſieht's natürlicher Weiſe ganz anders aus, als hier. Da befinden ſich ihrer fünfzig bis ſechszig Geſellen, wild ausſehende, verfluchte Burſche, die viel eher einer Räuberbande gleichen, als Matroſen. Sie haben ein Schiff von Aegypten gebracht mit getrockneten Häuten. Die machen ihren Wächtern zu ſchaffen! Zuerſt hat man ſie mit Gewalt in die Quarantaine bringen müſſen, und ſie waren nur zu bewegen, ihr Schiff nach dem Fort zu rudern, nachdem ſie geſehen, wie von dem engliſchen Wachtſchiffe ein paar anſtändig große Kanonen ſanft auf ſie gerichtet wurden. Und

in der Baſtion dahinten ſind ſie jetzt vollkommen eingeſchloſſen; denn ein paar machten vor einigen Tagen den Verſuch, zu entweichen, was ihnen auch wahrſcheinlich gelungen wäre; denn dieſe Kerle, denen alle Mittel gelten, beabſichtigten, ſich unter dem Schutze einer Feuersbrunſt davon zu ſchleichen.'

„Einer Feuersbrunſt?' fragten die jungen Damen erſchreckt.

„Sie werden dort vor den Fenſtern die Heu- und Strohmagazine bemerken,' fuhr der Major mit der größten Ruhe fort. ‚Die wollten ſie in Brand ſtecken und dann aus der Quarantaine entfliehen. Sie hätten vielleicht auch ein Bischen bei uns geplündert, wenn es ihnen möglich geweſen wäre. So viel muß ich bekennen, ich habe in meinem ganzen Leben keine wildere und unheimlichere Bande bei einander geſehen.'

„Ich hoffe, ſie ſind vortrefflich eingeſchloſſen!' ſagte der General.

„Sie wiſſen,' entgegnete der Major achſelzuckend, ‚Fort Emanuel iſt eigentlich kein Gefängniß. Man thut, was man kann. Ich würde ihnen ein Piquet Soldaten beigegeben haben.'

„Haben ſie Waffen?' fragte der blonde Neffe.

„Was man gefunden, nahm man ihnen ab. Was ſie aber vielleicht bei ſich verſteckt haben, weiß Niemand.'

„Ich bin nur froh,' meinte Sir Robert, indem er ſich die Hände rieb, ‚daß meine Zeit bald vorbei iſt. Sollten Sie aber nach meiner Abreiſe zufälliger Weiſe mit jenen Kameraden ein kleines Scharmützel zu beſtehen haben, ſo bitte ich freundlich, es mich wiſſen zu laſſen.'

„Dazu müſſen wir aber Ihre Adreſſe haben,' ſagte ich ruhig.

„Allerdings, mein lieber Baron,' entgegnete lachend der General. ‚Ich werde beim Abſchiede daran denken. Aber jetzt wollen wir unſere Whiſt-Partie aufnehmen, es wird ſonſt ſpät, und ich hätte wohl Luſt, Ihnen noch einige Points abzugewinnen.'

„Das wird dieſen Abend unmöglich ſein,' verſetzte unerſchütterlich der Major. ‚Wir haben uns vorgenommen, Sie groß Schlemm zu machen.'

IX.

Rache.

Als ich auf die Straße hinauskam, athmete ich tief auf; es war mir wie einem Vogel, der dem Käfig entschlüpft ist. Wenn die Meinigen den Austritt aus dem Reißmehlschen Haus billigten, so hatte ich doch wieder etwas Ungewisses vor mir, eine frische Zukunft, in welche ich die buntesten üppigsten Luftschlösser hineinbauen konnte. Ich fühlte es, während meines kurzen Lehrlingsstandes hatten sich meine Wünsche bedeutend erweitert; erschien mir doch jetzt jedes Handlungshaus in der Stadt, selbst das größte, wie ein Reißmehlscher Spezereiladen, und nur auf der andern Seite der Welt, d. h. jenseits der Mauern unserer Stadt, konnte es schön und herrlich sein.

Unter diesen Betrachtungen ging ich beim steinernen Kerl vorbei, der an der Hausthür stand, und strich ihm über seine lange Nase, wobei ich ihm spottend zurief:

„Damit wurden die Spieltiſche auf ihre Plätze von geſtern gerückt; die Quarantaine-Wächter nahmen auf unſerer Seite Platz, der Neffe gab die Karten, und ſowie der General ſein Spiel in die Hand nahm, ſagte er: ‚Alſo, meine Herren, auf die geſtrigen Bedingungen beginnt der Waffenſtillſtand.‘

„‚Natürlicher Weiſe,‘ verſetzte ich, ‚bis Eure Herrlichkeit die Karten niederlegen.‘“ — —

In dieſem Augenblicke — der Baron war gerade im Begriff, ſeine ausgebrannte Cigarre wegzuwerfen, und Graf Ferdinand reichte ihm eine neue — rollte ein Wagen in den Hof. Der Hausherr wandte ſich lebhaft um, denn ein Bedienter trat ein und meldete, die Frau Gräfin ſei eben zurück gekommen und habe ſich in den kleinen Salon begeben. Sie hoffe die Herren ſpäter zu ſehen, laſſe aber dem Herrn Major ſagen, ſie ſei ſogleich für ihn zu ſprechen. Graf Ferdinand warf ſeinem Freunde einen fragenden Blick zu, den der Major mit der größten Ruhe aushielt, dem Bedienten ein bejahendes Zeichen machte und ſich alsdann erhob. „Ihr müßt euch nicht wundern, meine Freunde,“ ſprach er lachend, „daß mir das Glück einer geheimen Audienz zu Theil wird. Ich habe darum gebeten, wie ein älterer lange abweſender Bruder oder, wenn ihr wollt, wie ein ſorgſamer Vater. Denn das war ich der Gräfin Marie von jeher.“

„Schon gut!“ ſagte der Diplomat. „Du weißt dir immer einen Vorzug zu verſchaffen.“

„Undankbarer!“ lachte der Major. „Ich verlaſſe euch ja nur, damit der Baron im Stande iſt, ſeine Geſchichte, die ich ja kenne, ohne Unterbrechung zu Ende zu bringen. Bleibe du auch da, Ferdinand. Sobald ich ungefähr denke, daß die Whiſt-Partie in der Quarantaine-Anſtalt zu Ende ſein kann, führe ich die Gräfin hieher. — Seid ihr damit zufrieden?“

„Vollkommen,“ entgegnete der Geſandtſchafts-Secretär. Nur der Hausherr blieb etwas widerſtrebend am Kamin ſtehen.

„Kommen wir zu Ende!“ fuhr der Baron fort. „Wir ſpielten

alſo unſere Whiſt-Partie mit aller Ruhe und Gemüthlichkeit, der Major mit ſeiner unerſchütterlichen Kaltblütigkeit, ich — das muß ich allerdings geſtehen — leicht aufgeregt. Der alte General war in der beſten Laune, vollkommen unbeſorgt und heiter. Unter der Waffenſtillſtands-Flagge hatten ſich, wie geſtern, unſere feindſeligen Stellungen vollkommen gelockert; die beiden jungen Damen lehnten an den Barrièren, ſchauten in das Spiel, wir flüſterten zuweilen ein leiſes Wort zuſammen, ich war aber nicht ſo ganz bei der Sache.

„Der General bekam vortreffliche Karten. Er und ſein Neffe ſpielten gegen den Major, der den Strohmann hatte. Die Karten deſſelben waren aufgelegt, und Sir Robert bemerkte triumphirend: dieſes Mal müſſe er zugeben, daß es ſchlechte Karten ſeien. Es ſei auch nicht ein Stich in den Papieren des Feindes.

„‚Der Major hat Alles in der Hand,‘ bemerkte der rothhaarige Neffe. ‚Deſto ſchlimmer für uns.‘

„Bei dieſen Worten zwinkerte der General vergnügt mit den Augen, und ein Blick, den ich als Unparteiiſcher in ſeine Karten thun durfte, überzeugte mich, daß mein Freund groß Schlemm werden würde.“

„Aber es war unrecht, beim Whiſt zu ſprechen,“ meinte der Diplomat. „Ein Engländer verfällt ſelten in dieſen Fehler.“

„Das weiß ich ganz genau,“ entgegnete der Erzähler. „Doch wir hatten bei dieſer überhaupt ſeltſamen Whiſt-Partie den Anlaß dazu gegeben, indem wir anfingen, über die Karten zu ſprechen, um auch ſo die Erlaubniß zu erhalten, mit den Damen einige Worte zu reden. Wie ich übrigens vorausgeſehen, wurde der Major groß Schlemm, und während der Neffe notirte, gab der General, nicht ohne ein mächtiges Triumphgeſchrei, die Karten für den zweiten Robber.“

„Da fiel plötzlich ein Schuß in der Nähe der Fenſter. Der General blickte in die Höhe — ein zweiter Knall, ſehr nahe vor den Scheiben, folgte.

„‚He! was ſoll das bedeuten?‘ rief der alte Herr, indem er ſeine Karten auf den Tiſch warf.

„Wir alle wandten uns den Fenstern zu, die jetzt von einem hellen Pulverblitz erleuchtet wurden, dem ein ganz nahes und entsetzliches Krachen folgte.

„Jetzt warf auch der Neffe sein Spiel auf den Tisch und sprang an die Fenster. Ein neues Pulverleuchten folgte, stärker und andauernder als das erste, und mit Einem Male bemerkte man eine kleine tiefrothe Flamme, die vor den Scheiben aufflackerte und an den Fensterkreuzen zu lecken schien.

„‚Alle Teufel!‘ rief der General, indem er eines der Fenster aufriß, um hinauszuschauen.

„Doch hatte er kaum einen Flügel geöffnet, als ein solcher Qualm und Rauch herein drang, daß er im Augenblicke wieder schließen mußte. — ‚Was kann das sein?‘

„‚Vielleicht haben unsere Nachbarn in der Bastion das Heumagazin in Brand gesteckt,‘ sagte ich und sah den Major an, der ruhig sitzen blieb.

„Mittlerweile waren auch die Quarantaine-Wächter aufgesprungen und an das Fenster getreten, der Neffe aber in das Nebenzimmer geeilt, um dort zu den Fenstern hinaus nach den Flammen zu sehen. Ihm folgte eilig Sir Robert; die beiden jungen Damen drängten sich schüchtern an die Barrièren, blieben aber ziemlich ruhig, da sie bemerkten, daß der Major und ich auf unseren Plätzen verharrten.

„Der Erstere aber hatte nicht so bald bemerkt, daß das Feld ziemlich rein sei, denn die beiden Wächter steckten ihre Köpfe, so weit als möglich, aus dem wieder geöffneten Fenster hinaus, als er mir ein Zeichen machte, mich mit den beiden Mädchen etwas entfernt von ihm zu unterhalten. Dann stand er rasch von seinem Stuhle auf, drückte ihn unter der Barrière weg auf die Seite des Generals und zog dessen Fauteuil an sich, worauf er sich ruhig auf diesen niederließ.

„In diesem Augenblicke kamen der General und der Neffe aus dem Nebenzimmer zurück, indem Letzterer sagte, er habe dort nichts Verdächtiges bemerkt. Auch fingen die Flammen vor den Fenstern

des Salons an kleiner zu werden und ſchwächer zu brennen. Plötzlich ſchien den General ein Gedanke zu erleuchten. Raſch wandte er ſich gegen uns und überſah mit einem Blicke das Schlachtfeld, ſchüttelte aber zweifelnd den Kopf, als er durchaus nichts Verdächtiges zu bemerken ſchien. Die beiden Damen lehnten an der Barrière, ich hielt mich in einer ziemlichen Entfernung von ihnen. Der Major hatte ſich, wie geſagt, ruhig wieder hingeſetzt.

„Kopfſchüttelnd winkte Sir Robert den Quarantaine-Wächtern, welche augenblicklich ihren Platz zwiſchen den Barrièren wieder einnahmen; dann ließ er ſich langſam auf ſeinen oder vielmehr des Majors Stuhl nieder.

„‚Nun?‘ fragte ich den Neffen, der an den Tiſch trat und uns verwundert anſchaute.

„‚Dieſer zuckte die Achſeln; doch der General drohte mit den Fingern, indem er ſagte: ‚Das war ein Attaque von Ihnen — faſt hätten wir uns überliſten laſſen! Sprechen Sie, Major, was hatte dieſe Geſchichte zu bedeuten?‘

„‚Es war ein Freudenfeuer, Sir Robert,‘ entgegnete dieſer und ſchaute den alten Herrn lächelnd an. ‚Sie wiſſen, daß man bei Siegen dergleichen aufflammen läßt.‘

„‚Von welchem Sieg ſprechen Sie?‘ verſetzte der General, indem eine tiefe Röthe auf ſeinem Geſichte erſchien.“

„‚Nun, natürlich von dem unſrigen!‘

„‚Sie hätten geſiegt? — Darf ich bitten, mir das zu erklären?‘

„‚Sehr gern. Wir ſiegten auf die einfachſte Weiſe der Welt.‘

„‚Das iſt gar nicht möglich!‘ entgegnete heftig der General. ‚Sie wiſſen genau, daß wir Ihr Wort hatten, nicht die Feindſeligkeiten wieder zu beginnen...‘

„‚Bis Sie die Karten auf den Tiſch legten. Das haben Sie gethan — dort liegt Ihr Spiel. Es war bei allem dem meine Befürchtung, Sie möchten ſich das Freudenfeuer draußen mit den Karten in der Hand anſchauen. Dann war natürlich unſere ganze Liſt vereitelt.‘

„Weiter! weiter!“

„Dadurch, daß Sie sowie Ihr Herr Neffe in das Nebenzimmer eilten und die Quarantaine-Wächter zum Fenster hinausschauten, ließen Sie uns im unbeschränkten Besitze des Salons. Wir brauchten also einfach nur über die Schranke zu steigen, um Ihnen beim Herauskommen freundschaftlich die Hand zu drücken. Doch da wir dies nicht thaten, so können Sie sich einen Begriff machen von unserer ehrlichen und offenen Handlungsweise.‘

„Und was ist denn geschehen, daß Sie sich triumphirend den Sieg zuschreiben?‘ fragte bestürzt der alte Herr.“

„Etwas sehr Einfaches,‘ entgegnete der Major. ‚Ich habe unsere beiden Fauteuils verwechselt; Eure Herrlichkeit sitzen auf dem meinigen und sind deßhalb nach den Quarantaine-Regeln aufs höchste compromittirt.‘

„Sir Robert schnellte von seinem Stuhl in die Höhe und sah die Quarantaine-Wächter fragend an.

„Diese zuckten die Achseln, und der ältere von ihnen sagte: ‚Eure Herrlichkeit werden uns verzeihen, aber es ist unsere Schuldigkeit, diesen Vorfall sogleich der Intendanz anzuzeigen.‘

„Der Neffe ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen. Hätte er uns mit seinen Blicken vergiften können, so wären wir im nächsten Augenblicke schon todt gewesen. So aber begnügte er sich, allerlei unverständliche Worte hervorzukollern und dann den Quarantaine-Wächter zu fragen: ‚Und was wird da geschehen?‘

„‚O! nicht viel Besonderes,‘ antwortete dieser: ‚Sie haben nur dieselbe Quarantaine-Zeit wie diese Herren auszuhalten.‘

„‚Dafür aber,‘ sagte ich dem rothen Gentleman, ‚brauchen Sie künftig keine Barrièren mehr zwischen uns aufzurichten.‘

„Die Gesichtsfarbe des Generals ging indessen vom Purpurroth ins Violet über. Seine Augen schossen Blitze, sein Bart sträubte sich unnatürlich aus einander. Wir erwarteten eine Eruption im groß-

artigſten Maßſtabe. Dabei blickte er den Major wild an und ſchaute mit den Augen rings um ſich her nach einem greifbaren Gegenſtande.

„‚Nicht ſo, mein Freund General,‘ ſagte der Major ruhig, ‚werfen Sie keinen Zorn auf uns, ſehen Sie die Sache an, wie ſie iſt. Nicht wir haben Sie beſiegt, ſondern das Schickſal, das über uns alle waltet. Ueber uns alle, wiederhole ich. Sie verlieren zehn Tage an Ihrer Reiſe, uns iſt das Gleiche geſchehen. Ihnen aber war verſtattet, um dieſe zehn Tage zu kämpfen, mit offenen Augen, Stirn gegen Stirn. Wir jedoch wurden heimlich überfallen, man warf uns rücklings nieder, man griff uns mit Waffen an, denen wir nichts entgegen zu ſtellen hatten, mit Waffen, die man füglich ein ungeheures Verbrechen nennen könnte. Hätte ich indeſſen gewußt, General, daß der Verluſt dieſes kleinen Gefechtes Sie ſo außerordentlich angreifen würde, ſo hätten wir vielleicht darauf verzichtet. Aber Sie begannen die Feindſeligkeiten ſo luſtig und heiter, daß wir uns nicht denken konnten, eine Niederlage würde Sie im Ernſte kränken — Ihre Niederlage, unſer Sieg, der uns das Glück verſchafft, noch eine Zeit lang in Ihrer und Ihrer liebenswürdigen Fräulein Töchter Geſellſchaft zu verweilen.‘

„Dieſe ſo vollkommen ruhig geſprochenen Worte, namentlich die Erwähnung des Vorfalls in Alexandria, verfehlten nicht, ihren Eindruck auf den General zu machen. Er bezwang ſich mit aller Kraft; ja, einige Zeit darauf lächelte er ſogar; aber dieſes Lächeln ſah recht unheimlich aus. Er bereitete ſich auf einen letzten Stoß vor, der uns verwunden ſollte und mußte.

„‚Wohlan!‘ ſagte er nach längerem Stillſchweigen, ‚Sie haben geſiegt, Sie haben mich gezwungen, noch fernere zehn Tag in Ihrer ſo angenehmen Geſellſchaft zu verleben. Aber verſtehen Sie mich recht, auch nur mich ganz allein. Mein Neffe ſo wenig, wie meine beiden Töchter ſind, hoffe ich, compromittirt; ſie werden alſo in einigen Tagen allein abreiſen, während ich bleibe.‘

„‚Ah!‘“ ſagte laut lachend der Diplomat. „‚Daran hattet ihr Beiden wohl nicht gedacht!‘“

„Freilich hatten wir dies nicht vermuthet," antwortete der Baron. „Auch überraſchte uns dieſer Ausſpruch für den Augenblick; doch hatten wir das Unſrige gethan, und wenn uns die beiden Damen wirklich liebten, ſo mochten ſie auch verſuchen, den Papa umzuſtimmen. Wir wollten das als einen Beweis ihrer Zuneigung anſehen."

„Und ihr irrtet euch nicht," warf der Hausherr dazwiſchen, der ſchon verſchiedene Merkzeichen der Unruhe von ſich gegeben hatte und öfter als nothwendig nach der Thüre blickte.

Der Baron ſtreckte ſich in dem Fauteuil aus, wie Jemand, der anfängt, müde zu werden, und ſagte: „Wir hatten uns nicht getäuſcht. Natürlich verließen wir die Wohnung des Generals ſo bald als möglich; aber ſchon den anderen Tag rief mich der Major triumphirend ans Fenſter und zeigte mir den General, der ſeine beiden Töchter am Arm, ſeinen gewöhnlichen Spaziergang machte.

„Den folgenden Tag wurden wir zum Diner eingeladen, und ehe noch unſere Quarantaine-Zeit vorüber war, hatten wir den hochblonden Neffen zur größtmöglichen Verzweiflung gebracht; denn Sir Robert nahm unſere Bewerbungen um ſeine beiden Töchter allergnädigſt an.

„Damit bin ich zu Ende; wenn ihr noch einige Details wollt, ſo laßt euch ſolche von meiner Frau oder der Majorin geben. Erſtere hat mich beauftragt, euch morgen zum Diner einzuladen. Du kommſt auch, Ferdinand. Der Arzt hat mir verſprochen, er werde dich ausgehen laſſen."

„Ja, wenn man reist, erlebt man allerlei," meinte aufſtehend der Diplomat. „Wo bleibt aber der Major? Dürfen wir nach ihm ſehen? Was meinſt du, Ferdinand? Oder iſt es Zeit, daß wir uns zurückziehen?"

„Gewiß nicht!" ſagte der Hausherr, wie aus tiefen Gedanken auffahrend. „Ich will den Major und meine Frau holen."

„Aber der Tabaksrauch hier in dem Salon!" ſagte der Baron.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

„O!“ entgegnete Graf Ferdinand lächelnd, „hier iſt neutraler Grund. Die Gräfin macht ſich nichts daraus.“

„Du biſt ſehr glücklich!“ ſprach der Geſandtſchafts-Secretär, worauf der Graf das Zimmer verließ und die beiden Freunde allein zurückblieben.

Sechstes Kapitel.

Welches abermals von dem Geheimniß der Gräfin handelt, und worin ſchließlich der Erzähler den geneigten Leſer verläßt, indem er ihm ein Räthſel aufgibt.

Der Major war unterdeſſen durch das ihm wohlbekannte Haus gegangen, durch hohe, elegant möblirte Zimmer, in denen Kaminfeuer flackerten und Lichter brannten. — Es war das ein Comfort, auf den der Graf ſehr viel hielt — Wärme und Licht, die ein Haus außerordentlich wohnlich machen. Der Major wußte genau den Salon, den er ſuchte, zu finden, und als er an die Thür deſſelben gelangte, öffnete ihm die Kammerfrau geräuſchlos und ließ ihn eintreten.

Dieſes Gemach war mehr ein kleines, zierliches Boudoir und mit außerordentlichem Geſchmack, mit großer Eleganz eingerichtet. Man ſah hier die ſchaffende Hand, die jedem Möbel, jedem Gemälde, jeder kleinen Bronze-Statuette ihren Platz anwies, die verſtändig in Auswahl der hier ſtehenden Pflanzen war, die ihre Blumentiſche aufs reizendſte ſelbſt arrangirte. Dicke Teppiche bedeckten den Boden, lange, ſchwere Vorhänge verbargen die kalten, dunkeln Fenſterſcheiben, und das ganze kleine Gemach war von einem ſüßen, aber unbeſtimmten Wohlgeruche durchweht.

Die Gräfin ſaß in einem kleinen, ſehr niedrigen Fauteuil in der Kaminecke und hatte einen Schirm von bunten Federn in der Hand, den ſie zuweilen zwiſchen ſich und die lodernden Flammen hielt, mit dem ſie aber auch hier und da ihr Geſicht fächelte.

Daß die Gräfin nicht aufstand und ihrem Freunde wie sonst entgegen sprang, befremdete den Major einiger Maßen. Doch rief sie ihm ein Willkommen zu, so herzlich wohl klingend wie früher, nur nicht so freudig.

Der Major setzte sich ihr gegenüber, und da sie in diesem Augenblicke gerade ihr Gesicht fächelte, so war es ihm deßhalb unmöglich, ihre Züge zu betrachten. Aber die Stimme, mit der sie auf sein Befragen nach ihrem Befinden antwortete: O, sehr gut, wie immer! zitterte ein klein wenig.

Hier hat sich doch Einiges verändert, dachte der Major und sprach von seiner Zurückkunft, von seinem neuen Hauswesen und von seiner Frau, die sich sehr darauf freue, die Gräfin häufig zu sehen.

„Ich hoffe, wir werden gute Freundinnen," antwortete die junge Dame. „Es wäre mir so recht angenehm, Jemanden zu finden, eine junge Frau namentlich, mit der ich sehr, sehr bekannt würde."

„Ellen wird sich darüber unendlich freuen," erwiderte der Major. „Doch Ihnen, beste Gräfin, fehlt es wahrhaftig nicht an Bekannten, ja, ich möchte sagen, Freundinnen."

„In Ihrem Sinne nicht," entgegnete sie, „aber in meinem wohl. Ein junges Mädchen, das heirathet, tritt aus dem Kreise ihrer Bekannten in einen ganz neuen ein, wo sie sich ebenfalls fremd fühlt. Für meinen bisherigen Umgang, die jungen, lachenden Fräulein, bin ich auf einmal eine gesetzte Frau geworden; die wirklich gesetzten Frauen dagegen schauen mich noch immer an wie einen kleinen Eindringling, zählen mich noch immer zu der jungen lustigen Welt, der ich bis jetzt angehörte."

„Aber, Gräfin, Sie gehören auch noch immer zu dieser jungen, lustigen Welt."

„Ach nein!" sagte sie, halb traurig lächelnd, während sie ihren Fächer sinken ließ und so dem Major zum ersten Male den vollen Anblick ihrer Züge gönnte.

Sie hatte sich wirklich verändert. Das mußte sich der Major

geſtehen, nachdem er einen langen Blick auf ſie geworfen. Ihr Geſicht, obgleich zierlich und voll wie immer, ſah ermattet aus. Ihre Züge waren bleich, und ihr Blick war ſchwimmend, als ſammelten ſich in Einem fort Thränen in ihren großen blauen Augen. Dabei zuckten zuweilen ihre Lippen, was ſie früher nie gethan.

Die Gräfin bemerkte den forſchenden Blick des Majors und ſagte: „Warum ſehen Sie mich ſo an, lieber Freund? Finden Sie mich verändert?“

„Ich kann es nicht läugnen — ein wenig.“

„Ha!“ entgegnete ſie, und eine plötzliche Röthe überflog ihr Geſicht; „wenn Sie es alſo gern läugnen möchten, ſo muß mein Ausſehen nicht vortheilhaft ſein.“

„Ich meine, Sie ſeien ein wenig blaß. Oder thut es der Schein der Lichter?“

„Ich glaube nicht,“ antwortete ſie, und der Federſchirm in ihrer Hand zitterte. „Ich meine wirklich, ich ſehe in der letzten Zeit etwas blaß aus.“

„Verzeihen ſie die Frage eines alten Freundes, Gräfin Marie,“ ſagte ernſt der Major: „Fehlt Ihnen etwas? Haben ſie einen kleinen Kummer?“

„Auch Sie fragen mich das?“ antwortete ſie vorwurfsvoll und hob ihren Fächer vor das Geſicht.

„Auch ich? — Und wer ſonſt?“

„Nun — Ferdinand!“

„Ah, Ferdinand? Richtig, ich erinnere mich, er ſprach mir davon, mein liebes Kind ſei ein wenig leidend. Aber er konnte mir keine Urſache angeben. Hat er Sie nicht oftmals ſelbſt gefragt?“

„O, ſehr oft! zu oft!“ entgegnete ſie unruhig. „Aber . . .“

„Aber?“

„Aber — ich ſagte ihm, was ich auch Ihnen ſagen muß: mir fehlt nichts, durchaus nichts. Ich bin glücklich, ganz glücklich, oh, ſo ſehr glücklich!“ Dabei füllten ſich ihre Augen mit Thränen.

„Alter Kamerad, du kannſt nicht mit mir hinaus in die Welt, du biſt an das Reißmehlſche Haus gebunden und an Jungfer Barbara.“ Doch wie ich die Kälte des Steins an meiner Hand fühlte, durchlief es plötzlich meinen Körper eiskalt und mir fiel ein, daß meine Großmutter nur ihre Einwilligung verweigern durfte, ſo war auch ich wieder an das Reißmehlſche Haus gebannt, und unter noch viel drückenderen Verhältniſſen als der ſteinerne Kriegsknecht, der, wie es mir ſchien, heute einen ſonderbar lachenden Ausdruck hatte. Ich eilte um die Ecke, doch kaum war ich einige Schritte weit gegangen, als mich aus einer Seitengaſſe eine Baßſtimme anrief, bei deren Ton ich ſogleich wußte, wer der Herr derſelben ſei.

„He, theuerſter Kaufmannsjüngling, edelſter Ladenhüter!“ ſchrie Doktor Burbus hinter mir drein. „Wohin ſtolpern Sie ſo eilig? Iſt vielleicht der edlen Jungfer Barbara ein Unglück paſſirt? oder hat ſich Philipp, der Klapperſtorch, aus Gram gekränkter Liebe in ein Oelfaß geſtürzt?“ Bei dieſen letzten Worten hatte mich der Doktor erreicht. Ich wunderte mich nicht wenig, den Edeln ſtatt mit der langen Pfeife mit Büchern unter dem Arm zu erblicken. Ueberhaupt war ſein heutiger Aufzug von ſeinem gewöhnlichen ſehr verſchieden. Statt des verſchoſſenen grünen Sämmtlings, wie er ſeinen Sammtrock nannte, hatte er einen ſchwarzen Frack an

„Verzeihen Sie, Marie!“ ſprach ernſt der Major, „Sie wiſſen, welchen Freund Sie an mir haben. Sie haben mich oft um Rath gefragt, und mein Rath war, glaube ich, nie ſchlecht für Sie. Nun denken Sie daran. Fragen Sie mich auch heute um Rath!“

„Oh!“ machte die junge Frau und hob ihren Fächer dicht vor das Geſicht.

Man wußte nicht, lächelte ſie hinter demſelben, oder floſſen ihre Thränen. Doch raſch faßte ſie ſich, warf ihren Fächer auf den Boden und reichte dem Major ihre beiden Hände, die er zutraulich und freundlich faßte.

„Nicht wahr, beſter Major,“ ſagte ſie, „Sie haben mich ſchon als kleines Kind gekannt. Sie wiſſen, wie ich Ihnen beſtändig zugethan war, wie ich nie ein Geheimniß vor Ihnen hatte. Glauben Sie denn, ich habe mich geändert, können Sie denken, wenn ich Sie um einen Rath zu fragen hätte, ich würde es nicht unaufgefordert thun?“

„Hm!“ machte der Major nach einer Pauſe, während er beruhigt in dieſes offene, ehrliche Auge ſah. „Ja, ich glaube es Ihnen, Gräfin. Ich danke Ihnen für dieſes Wort; und da Sie mir meine alten Rechte als Ihr Rathgeber wieder einräumen, ſo erlaube ich mir, Ihnen auch einen Rath zu geben.“

„Darauf bin ich begierig und ſchon im Voraus dankbar!“

„Eine goldene Regel, die namentlich in der Ehe von außerordentlicher Wichtigkeit iſt.“

„Nun?“

„Wenn Sie glücklich ſind, ſo müſſen Sie es auch zu ſein ſcheinen.“

„Und ſcheine ich nicht glücklich?“

„Nein, Gräfin.“

„Wer ſagt das?“

„Zuerſt ich,“ antwortete der Major, „als ich — in Ihr ſo liebes, freundliches Geſicht ſah; vorher aber ſchon ſprach mir Ferdinand darüber.“

„Ferdinand?“ rief die junge Frau mit ſchmerzlichem Ausdrucke.

„Ja, Ferdinand; und es hat ihn ſehr betrübt.“

Sie hatte ihre kleinen Hände vor ſich auf der Bruſt gefaltet und ſchaute dem Major forſchend und ängſtlich in die Augen. „Ferdinand hat mich bei Ihnen verklagt?“ fragte ſie mit zitternder Stimme.

„Gewiß nicht verklagt!“ antwortete der Major. „Aber Ferdinand, der kein Geheimniß vor mir hat, ſagte mir, Sie haben ſich gegen ihn verändert, Sie ſeien ſtiller geworden, gedankenvoll, ja, Sie vermieden ſeine Geſellſchaft, kurz, Sie hätten ein Geheimniß vor ihm.“

Die junge Frau war in ihren Fauteuil zurückgeſunken, drückte beide Hände vor ihr Geſicht und verharrte in dieſer Stellung mehrere Secunden.

„Sie können Ferdinand darüber keinen Vorwurf machen,“ fuhr der Major fort. „Sie wiſſen, Marie, wie unendlich er Sie liebt, wie Sie ihm Alles ſind.“

„Ja, er liebt mich!“ rief ſie freudig. „Aber liebe ich ihn denn minder?“

„Das glaube ich gewiß nicht,“ antwortete raſch der Major. „Aber wozu etwas Geheimnißvolles zwiſchen euch? Er klagt mir, Sie meiden ſeine Geſellſchaft, Sie fahren ſehr häufig zu Ihrer Mutter, Sie diniren dort und laſſen ihn allein, ihn, der Sie ſo ſehr liebt und der im Augenblicke krank iſt.“

„Ach, das iſt wahr!“ rief ſie mit kindlich bewegter Stimme. „Ach, das iſt nur zu gewiß wahr! Ich habe Unrecht gehabt!“

„Und ein Geheimniß vor ihm?“ fragte lächelnd der Major.

„Vielleicht!“ ſagte ſie ſtockend und roth werdend. „Aber es ſollte ihm kein Geheimniß bleiben — gewiß nicht!“ ſetzte ſie ſüß lächelnd hinzu. Dann ſprach ſie mit kaum vernehmbarer Stimme: Und es wird ihn gewiß recht glücklich machen.“

Dem Major kam plötzlich ein Gedanke; er faßte an ſeine Stirn, er ſtrich mit der Hand über ſeinen langen Schnurrbart hinab, und wir müſſen geſtehen, daß er in dieſem Augenblicke dieſer jungen Frau gegen-

über, einem wahren Kinde, ziemlich albern drein ſchaute. Ja, er beugte ſich zu dem flammenden Kaminfeuer hinab, er warf die Kohlen durch einander, um eine kleine Röthe zu verbergen. Dann veränderte er das Geſpräch gewaltſam, ohne aber, wie ein kluger Feldherr, der ſeines Feindes ſicher ſein will, das Terrain zu verlaſſen. „Wiſſen Sie auch," ſagte er nach einer Pauſe, „daß ich Sie ſchon vor einigen Tagen geſehen, flüchtig, wie ein Schatten?"

„Mich? — Und wo das?" fragte erſtaunt die Gräfin.

„Schloßſtraße Nr. 120," entgegnete ſo unbefangen als möglich der Major. „Ihr Wagen hielt vor dem Hauſe Ihres Arztes."

„Ah!" machte die Gräfin überraſcht. Doch faßte ſie ſich ſchnell wieder und antwortete: „Ja, ich war da."

„Ich konnte mir das denken," verſetzte ruhig der Major. „Hier ſehen Sie den Arzt freilich jeden Tag, aber nur in Gegenwart Ferdinands. Sie aber wollten ihn allein ſprechen, um . . ."

„Um?" fragte erſchrocken und hoch erröthend die Gräfin, während ſie ihre Hand feſt in den weichen Sammt des Fauteuils drückte.

„Nun, um ihn zu fragen — ob die Verwundung Ferdinand's etwas Gefährliches habe."

„Richtig, Sie haben es errathen!" ſagte aufathmend die junge Dame. Sie reichte ihrem Freunde die Hand und ſetzte hinzu: „Ihnen entgeht nichts, Major."

„In der That nichts, liebe Gräfin."

„In dieſem Augenblicke hörte man vor der Thüre eine kleine Bewegung.

Raſch erhob ſich der Major. „Es iſt Ferdinand," ſagte er. „Erlauben Sie mir, beſte Gräfin, daß ich mich bei Ihnen verabſchiede und ihm entgegen gehe. Wir hatten drüben auf Ihre Geſellſchaft gehofft; aber es iſt ſchon ſpät. Ich will mich mit meinen Freunden nach Hauſe begeben. Aber Eines verſprechen Sie mir, Ihrem beſten Freunde, Ihrem langjährigen Bekannten — Ihrem Erzieher, ſetze ich ſtolz hinzu: Haben Sie keine Geheimniſſe mehr vor Ihrem Manne!"

Damit faßte er eine ihrer Hände und drückte einen freundlichen Kuß darauf.

„Gewiß nicht," erwiderte die Gräfin und setzte stockend hinzu: „Und wenn ich ja eines habe, so will ich es Ferdinand mittheilen."

Draußen vor der Thüre traf der Major seinen Freund, der im Begriffe war, in das Boudoir seiner Frau zu treten. Er zog ihn zurück in eine Fenstervertiefung des Vorzimmers, sah ihm lachend in die Augen und sagte: „Thu mir den Gefallen und nenne mich einen Esel!"

„Warum das?" fragte der Graf erstaunt und mit ernster Miene.

„Damit ich auch dir diese Benennung geben darf. Lieber Freund, wir waren Beide im Begriffe, uns vor unseren Frauen lächerlich zu machen."

„Ah!" machte der Graf, immer mehr erstaunt.

„Glücklicher Weise habe ich Ellen noch nichts von dem Geheimnisse der Gräfin mitgetheilt. Geh hinein, sie wird es dir anvertrauen."

„Und hat sie dir davon gesprochen?"

„Gott bewahre! Das ist eine Sache, die den Ehemann zuerst angeht."

Das Gesicht des Grafen überflog eine plötzliche Röthe. Sein Auge glänzte, er drückte seinem Freunde die Hand und rief aus: „Verstehe ich dich recht?"

„Vielleicht kann ich mich irren," entgegnete der Major, „was ich aber kaum glaube. Wenn ich mich aber nicht irre, so bitte ich mir aus, daß du meiner gedenkst. Meine Vornamen sind: Maximilian Paul Julius Karl. Ich meine, hier hättest du eine schöne Auswahl." Damit eilte er lachend von dannen und suchte seine Freunde auf, um mit ihnen nach Hause zu gehen.

Der Graf ging bewegt in das Zimmer seiner Frau. Als er eine kurze Zeit lang mit der jungen Gräfin gesprochen, mußte er sich gestehen, daß es in dieser Welt doch recht süße und liebenswürdige Geheimnisse gäbe.

Reiſe-Abenteuer.

Erſtes Kapitel.

Vom Reiſen im Allgemeinen.

Reiſen — ich weiß nicht, hat das Wort für mich allein einen ſo lieblichen, wunderbaren Klang, oder geht es anderen Leuten auch ſo — reiſen. Wenn ich Abends am flackernden Kaminfeuer ſitze, im halbdunklen Zimmer und mir das Wort recht eindringlich und etwas ſehnſüchtig vorſpreche, ſo iſt es wahrhaftig eine Zauberformel. Ein langgezogener feiner Poſthornton klingt in mein Ohr, eine luſtige Fanfare, und — ich fliege durch die Nacht dahin. Vor uns ſitzt der Schwager auf ſeinem ſtarken Sattelpferde, er fliegt im Sitz hin und her, hüpft auf und ab, und der gelbe Federbuſch auf ſeinem Hut karrikirt alle ſeine Bewegungen. Bald erhalten die beiden Vorderpferde durch einen künſtlich angebrachten Hieb zu gleicher Zeit einen tüchtigen Merks. Jetzt drückt er dem Sattelgaul die Sporen ein, hebt den Peitſchenſtiel empor und ſtößt ihn dem Handgaul recht kräftig vor den Widerriſt. Hurrah! wie fliegen ſie dahin! Staub und kleine Steinchen wirbeln auf und verdecken die ohnehin düſter brennende Lampe. — Aber wohin? Ach, bei dem Gedanken falle ich aus meinen ſüßen Phantaſien wieder in die rauhe Wirklichkeit. Nur keine Frage: wohin? Immer zu! bald an den Ufern mächtiger Flüſſe vorüber, bald durch wild romantiſche Thäler hin, mächtige Ruinen auf allen Spitzen, tief in den Schluchten zwiſchen finſteren Bäumen die hohen

Mauern einsamer Klöster. Es wird Abend und melodisch klingen die Glocken empor, dazwischen Heerdengeläute, und die freundlichen Grüße heimkehrender Landleute schlagen an Ohr und Herz. Dort im Hintergrunde dampft die Stadt. Hie und da blitzen Lichter auf, dumpfes Getöse schallt mir entgegen. — Aber jetzt halt! Denn wenn auch viel Poesie darin liegt, Abends durch beleuchtete Straßen über das klirrende Pflaster zu fahren, so kommt doch jetzt des ächt Prosaischen so viel, daß ich es gern entbehre. Es gibt für mich im Leben nichts Schrecklicheres, als das Tönen einer großen Wirthshausglocke und das Rennen einer ganzen Schaar Kellner, die Serviette auf dem rechten Arm, in der Linken das Licht, alle mit verzerrt freundlichen Gesichtern. Der erste dieses Haufens, mit der Feder hinter dem Ohr, bedauert unendlich, daß entweder gar kein Platz oder nur noch im vierten Stock ein Zimmer frei ist.

Lassen wir den Postwagen in Gottes Namen fahren. Dort vor uns liegt die große Stadt, aber ich mag nicht hinein. Viel lieber wünsche ich mir den Weg frei, setze mich auf einen Stein an der Landstraße, mein Päckchen neben mir und denke nach und träume. Warm ist die Luft, süß und duftig. Endlich stehe ich auf, lasse die Stadt zu meiner Seite liegen und steige den Berg hinan, durch Olivenwälder und Citronengärten. Droben steht eine einsame Locanda, wo man mich gern aufnimmt. Ueber der Thüre schwankt ein Dach von leichten Latten, über welches sich üppige Reben wiegen. Vater und Mutter sind nicht daheim, aber die junge kräftige Tochter fürchtet sich vor dem Fremden nicht. Sie weist ihn in's Zimmer hinein und setzt sich ihm gegenüber; den Kopf mit den schwarzen Haaren und blitzenden Augen auf beide Hände gestützt, lacht und scherzt sie mit dem Fremden und ist dabei ganz züchtig, zurückhaltend und voll Anstand.

Unterdessen ist mir die Pfeife ausgegangen, und wenn ein Raucher diese Zeilen liest, so wird er es für profan halten, mit ausgegangener Pfeife weiter träumen zu wollen.

Reiſen — o Gott! ja reiſen! — Aber wohin? Ich fühle mich eigentlich recht unglücklich, ſchon ſo viel in der Welt herumgekommen zu ſein. Die Zauberformel hat doch viel von ihrer Kraft verloren. Vor langen Jahren — es war am Rhein — da brauchte ich mich nur auf einen Haufen Stricke am Werft hinzuſetzen und den Dampfſchiffen zuzuſchauen. Und ich muß geſtehen, ich dehnte dieſes Zuſchauen nicht gerade zum Vortheil der Lectionen, die mir meine Lehrer aufgaben, ſtundenlang aus: meine Forſchungen ſollten gründlich ſein. Oft war ich ſchon da, wenn der Keſſel des Dampfboots den erſten knarrenden Laut von ſich gab, weil er von der ſanften Wärme des Feuers ſich nach allen Seiten auszudehnen begann. Jetzt entſteigt dem Schornſtein eine mächtige ſchwarze Rauchſäule, der Kapitän und der Steuermann kommen von der Stadt her und begeben ſich auf's Verdeck, das von den Schiffsjungen mit einer großen Menge Verſchwendung an Waſſer abgewaſchen wird. Der erſte überflüſſige Waſſerdampf ziſcht weiß aus der Maſchine empor und einer der Matroſen ſteht an der Glocke, das erſte Zeichen zur Abfahrt zu geben. Schon kommen einzelne Paſſagiere an. Dieſe erſten, die vor den Signalen anlangen, finden ſich meiſtens in großer Begleitung. Das Schiff geht zur Bequemlichkeit der Reiſenden erſt Nachmittags ab, man kommt gerade von der Tafel, und die ſechs bis ſieben guten Freunde, die den Abreiſenden begleiten, können ihren Kaffee ebenſo gut auf dem Schiff, als irgendwo anders trinken.

Dies waren aber nicht die Leute, an denen ich die Fäden meiner Phantaſie anzuknüpfen pflegte.

Der Kapitän auf dem Radkaſten gibt unterdeſſen ein Zeichen, und der Matroſe vornen, nachdem er ſich die Naſe geputzt, faßt den Schwengel der Glocke und läßt die Töne raſch aufeinander weithin klingen. Zwiſchen dieſem erſten Zeichen und dem zweiten kommen wenig Paſſagiere. Der Kapitän geht auf dem Radkaſten ſpazieren, und die Maſchiniſten und Heizer ſtecken ihre berußten Köpfe aus den Lucken, um friſche Luft zu ſchöpfen. Hinter einem großen Haufen

Fäſſer und Stricke verborgen, treiben die Schiffsjungen allerhand zarte Kurzweil, geben einander Kopfnüſſe oder zerren ſich auf dem Verdeck umher.

Und der Kapitän winkt wieder.

Der Matroſe vornen ſchneuzt ſich abermals und gibt das zweite Zeichen.

Nun beginnt es auf dem Werft lebendiger zu werden. Es kommt jene Klaſſe von Paſſagieren, die den richtigen Grundſatz, lieber eine Viertelſtunde zu früh als eine Minute zu ſpät zu kommen, übertreiben: junge Leute, die die erſte Reiſe in die Welt machen, einen kleinen Ausflug in's Gebirge, mit Gamaſchen, in den Händen große Stöcke, über die Schulter die grüne Botaniſirbüchſe, auf dem Kopfe eine brennend rothe oder blaue oder weiße Mütze, worunter das lange, hellblonde Haar. Auch viele alte Damen werden ſichtbar, mit altmodiſchen ſeidenen Hüten und langen hochrothen oder hellgelben Shawls, am Arm einen weitläufigen Ridicüle und gefolgt von dem Kammermädchen, das den Mops trägt.

Das waren noch alle nicht meine Leute. Sie fahren vier oder fünf Stunden den Strom hinauf oder hinab, und da war ich ja auch ſchon. Ihnen kann ich nicht meine Träume und Wünſche mitgeben. Auch Engländer erſcheinen, — reiſende Engländer mit langweiligen Geſichtern, langen dürren Hälſen und weiten Staubmänteln. Die kommen ſchon weiter her, als alle die Anderen, und ihre Inſel, die ſie eben verlaſſen, ſchwebt mir auch intereſſant genug vor, aber ſie ſind ſo theilnahmlos, ſo kalt, ſie ſperren die Mäuler ſo auf, was, wie mein Lehrer mir ſagte, ein Zeichen von Dummheit ſein ſollte. Dann hatte man mir ferner erzählt, ſie tränken den ganzen Tag Thee und äßen Gebackenes dazu. Letzteres hätte ich mir ſchon gefallen laſſen, aber das Erſtere — ich hatte in meinem Leben ein einziges Mal Thee getrunken, und damals war ich ſehr krank und ſah blaß und hager aus, wie die reiſenden Engländer. Nein, nein, ich ließ ſie vorüberziehen, ihnen mochte ich mich nicht anvertrauen.

mit langen ſehr ſpitzen Schößen, eine Weſte von gleicher Farbe zierte den beträchtlichen Umfang ſeines Leibes, und ſtatt des breiten Hemdkragens, den er ſonſt herauslegte, war heute ſein Hals in eine Cravatte gepreßt, die ſo hoch und ſteif war, daß er den Kopf nicht zu mir herabbiegen konnte, ſondern nur unter merklicher Verzerrung ſeines Geſichts die Augen ſenkte und hob, wenn er mit mir ſprach. Zur Vervollſtändigung dieſes feierlichen Coſtüms trug er auf dem Kopf einen ſehr defekten Hut mit kaum fingerbreiter Krämpe, und an den Händen weiße baumwollene Handſchuhe, die ſchon längere Zeit gedient haben mochten; denn der Doktor hatte ſie am Daumen und Zeigefinger zuſammengedreht, um ſeine neugierigen Fingerſpitzen zu verbergen, die gar zu gern durch einige Löcher in's Freie geſchaut hätten.

Der Doktor erkundigte ſich theilnehmend, wie ich geſchlafen, beſonders aber, wie ich aufgewacht. Ich ſchilderte zu ſeinem großen Ergötzen den Jammer, der zum erſtenmal wie ein Geſpenſt in mein junges Leben getreten. Aber kaum hatte ich angedeutet, daß der heutige Tag noch ganz andere Abenteuer mit ſich gebracht, ſo drang er neugierig in mich ihm auf ſein Zimmer zu folgen und Alles zu erzählen. — Da es im Grunde mit der Eröffnung des Reißmehlſchen Antrags an meine Großmutter keine Eile hatte, ſo ging ich mit ihm in unſer Nachbarhaus, in dem ſich dicht neben unſerem Laden

Oft ſaß ich ſo am Werft und wartete Stunden lang vergebens, denn was ich liebte, und woran ich ſo gerne meine Reiſepläne und Träume knüpfte, das waren die großen, ſchweren Equipagen mit glänzenden Wappenſchildern und beſtaubten und beſchmutzten Rädern, die weit herkamen und wieder weit, weit in die Ferne gingen – Reiſekometen! Ach, ich erinnere mich ſehr gut, wie ich lange ein Steinchen bewahrt, das ich von dem Wagen eines ruſſiſchen Fürſten abgebröckelt, der direct vom Ural kam, — einen Stein vom Ural! Doch ging nach dem Norden eigentlich nicht mein Streben; meine Phantaſie, mein Herz war dem Süden zugekehrt, dem Lande

Wo die Citronen blüh'n.

Italien! das Land mit ſeinen Orangengärten, mit ſeinen verfallenen Tempeln und Marmorpaläſten. Dafür ſchwärmte ich und das liebte ich. Dahin ſehnte mein Herz ſich ſehr. Ach, ich weiß es noch, wie ſehr es mich betrübte, als mein Lehrer, der ein ſehr praktiſcher Schulmann war, einen ſolchen Wunſch dahin berichtigte, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehen würde, als ich nach Italien kommen.

Italiener kamen von jeher wenig zu uns, und nur ein einziges Mal wurde mir bei meinem Aufenthalt auf dem Werft das Glück zu Theil, eine reiche italieniſche Familie in ihrem Wagen zu ſehen und zu bewundern. Ach, wie beneidete ich ſie, daß ſie zurückkehren durfte in ihr ſchönes Land; ich beneidete die ſchöne junge Dame, die in dem Wagen ſaß und etwas traurig ausſah, ich beneidete ihr Kind, das aus dem Wagenſchlag ſchaute und einen ſehr ſchwarzen Lockenkopf hatte; ich beneidete den Wagen ſelbſt und vor allen Dingen die Bedienten, die hinten recht hoch ſaßen, und alſo von der Höhe der Alpen herab Italien zuerſt wieder ſehen konnten. Das Kind ſagte zu ſeiner Mutter: „madre mia," und dies madre mia hatte für mich einen ſo ſchönen Klang, daß ich es nie vergeſſen konnte. Die Mutter antwortete: „carissima mia," und auch das habe ich behalten und ſeitdem ſehr häufig angewandt. —

Jetzt gab der Kapitän das dritte Zeichen, und als ſich der Matroſe vornen zum dritten Mal geſchneuzt, läutete er nochmals mit aller Kraft und that dann drei einzelne Schläge, allen Zuſpätkommenden anzeigend, daß in Kurzem die Laufplanke weggenommen würde.

Hui! wie ſpringen ſie herbei, die die Abfahrtsſtunde verſäumt hatten! Einigen gelingt es, noch über das Gangport in's Schiff zu kommen. Jetzt wird auch dies fortgenommen, und das Schiff fluthet langſam in den Strom hinein. Noch ſind ein paar zurückgeblieben. Einem gelingt es, mit einem verzweifelten Sprung das Schiff zu erreichen, ein Anderer überlegt, zaudert, trippelt auf und ab, und bleibt jammernd am Ufer ſtehen. Ein trauriges Schickſal! tief mitempfunden von einem Dutzend Straßenjungen, die dem davoneilenden Schiffe und dem zurückbleibenden Paſſagier ein lautes Hurrah ſpenden.

Ach ja, reiſen möcht' ich — reiſen in alle Welt!

Zweites Kapitel.

Von verſchiedenen Arten des Reiſens, worunter vielleicht einige, die dem geneigten Leſer bis jetzt noch nicht bekannt waren.

Wenn ich verſpreche, auf den nachfolgenden Blättern dem Leſer zu Nutz' und Frommen Bilder aus dem Reiſeleben mitzutheilen, ſo bitte ich aber keine Reiſebeſchreibung zu erwarten. Ich weiß, die Zeit derſelben iſt faſt vorüber. Jetzt, wo es faſt Jedem geſtattet iſt, die halbe Welt auf Eiſenbahnen und Dampfſchiffen mit wenig Zeit und Geld zu durchfliegen, iſt es erſtaunlich ſchwer, einen Winkel aufzuſtöbern, von dem man noch etwas Neues und Intereſſantes berichten könnte, und die Zeit der Thümmel, auch wenn man ein Thümmel wäre, wo man von dem Schreibtiſch aus die ſchönſten Reiſen in ent-

ferne Länder beſchrieb, Reiſen, die man nie gemacht, — — iſt leider dahin. Deßhalb will ich einen kleinen Abriß, eine Geſchichte des Reiſens ſelbſt zu geben verſuchen, aber durchaus nicht in chronologiſcher Ordnung, und zum Beiſpiel mit deutlichem Nachweis, wo man anfing, vom Pferd auf den Eſel zu kommen, um welche Zeit man ſich der Sänfte bediente, und wann man ſich in der Maſchine auf Rädern, die man Equipagen nennt, fortzubewegen begann. Nein, gewiß nicht! vielmehr frei, fröhlich, ohne große Ordnung, ohne Zwang.

Da beim Reiſen das Fortkommen, das Sichfortbewegen von einem Ort zum andern ein nicht unweſentliches Haupterforderniß iſt, ſo verlohnt es ſich wohl der Mühe, zuerſt die verſchiedenen Arten dieſes Fortkommens in's Auge zu faſſen.

Ich hatte das Glück, ſeit meiner Kindheit wohl eine ſolche Menge Reiſearten kennen zu lernen, wie ſie vielleicht ſelten einem Sterblichen geboten wurden, namentlich geſchah meine erſte Reiſe, die ich vom elterlichen Hauſe aus begann, durch ein außerordentlich ſeltſames Transportmittel. Im benachbarten Heimathsdorfe unſerer Dienſtmagd, einer langgedienten, treuen Perſon, war nämlich Kirchweih, und ich erhielt die Erlaubniß, mit dorthin gehen zu dürfen. Natürlich verſprach der Bruder unſerer Magd, einen kleinen Wagen zu ſenden, um die Schweſter und mich zu transportiren. Aber vergeblich warteten wir am Tage unſerer projektirten Reiſe, ich natürlich in fieberhafter Ungeduld, — der erſehnte Wagen kam nicht. Endlich Nachmittags mußte ein Entſchluß gefaßt werden; das Dorf war vier Stunden von der Stadt, wo wir wohnten, entfernt, und wenn auch das Mädchen für ihre Perſon gerne zu Fuß dorthin gegangen wäre, ſo blieb doch die Frage, wie ich zu transportiren ſei, und endlich kam ſie auf eine ganz originelle Idee, welche mir denn auch zu den Freuden der Kirchweih verhalf, und mich jetzt in den Stand ſetzt, ein Reiſetransportmittel anzugeben, an welches bis jetzt noch Niemand gedacht — den Schubkarren nämlich.

Sie verſchaffte ſich eine ſolche Maſchine, ſetzte einen Korb mit ihren Effekten oben hinauf, mich rittlings darüber, und ſo zogen wir — doch man kann das eigentlich nicht ſagen, da ich geſchoben wurde — oder wir gingen, was auch nicht ganz richtig iſt, kurz wir kamen glücklich zum Thore hinaus und auf die Kirchweih, wo ich mich, nebenbei geſagt, außerordentlich amüſirte, denn ich kehrte zurück mit mehrfach zerriſſenen Hoſen, einer zerſchundenen Naſe und einem Auge in allen Farben des Regenbogens, einige Indigeſtionen, die nur vorübergehend waren, nicht mitgerechnet. Und trotz alledem kam ich mit einem großen Stolze heim, denn man hatte auf dem Dorf meine Equipage für etwas Seltenes, noch nie Dageweſenes erklärt, und die ausgelaſſene Schuljugend war mir jauchzend gefolgt und hatte, da ich, weil aus der Stadt kommend, in ihren Augen als etwas Vornehmes erſchien, auf dieſe Art ihre Huldigung dargebracht.

Trotzdem ich dieſe erſte Reiſe auf einem Schubkarren als etwas Außergewöhnliches auch für eine außergewöhnlich glückliche Vorbedeutung anſah, die mir lange und ſchöne Reiſen verhieß, und die mich auch ſpäter nicht getäuſcht, kam damals in meinen Reiſen lange nichts Außerordentliches mehr vor.

Ich ging zu Fuß, einen tüchtigen Stock in der Hand und einen kleinen Ranzen auf dem Rücken, mit einem Freunde meines Alters während der Ferienzeit Verwandte zu beſuchen. Wir fürchteten uns damals entſetzlich vor Räubern, und erzählten uns aus der Phantaſie die fürchterlichſten Geſchichten von Straßenraub und Mord, die irgendwo vielleicht einmal geſchehen waren, und als wir Abends in ein beſcheidenes Wirthshaus kamen, da hatten wir lange nicht den Muth, ein Zimmer zu verlangen, denn wir erwarteten in dem Falle, daß man alsdann ſogleich nach unſeren Päſſen fragen würde, um uns, da wir dergleichen Ehrlichkeitspapiere nicht beſaßen, ſchleunigſt als Vagabunden ins Gefängniß zu werfen. Es ging aber alles das beſſer, wie wir erwartet. Nachdem wir das wohlfeilſte Gericht der Speiſekarte, Pfannenkuchen mit Kartoffeln, verzehrt, und uns ſogar die un-

geheure Verschwendung eines Glases Weins erlaubt hatten, führte man uns in ein Zimmer mit einem Bette, wo wir bis zum anbrechenden Morgen sanft und ruhig schliefen. Doch kann ich nicht umhin, zu gestehen, daß mich vor dem Auskleiden ein paar Dintenflecken auf dem Boden sehr beunruhigten, die ich für schwarze Blutstropfen ansah, und analog denselben das Haus, in welchem wir uns befanden, für eine Mörderhöhle.

Diese bescheidenen Fußreisen verwandelten sich allmälig und ganz folgerecht in Fahrten auf dem Trittbrett einer zufällig vorüberrasselnden Equipage, oder auf dem schwebenden Brett eines Leiterwagens, oder um den Preis von sechs Pfennigen für einen Schnaps auf dem Bock eines vornehmen Hauderers. — Des Tages aber, wo ich als wirklicher und berechtigter Besitzer in eine solche Lohnkutsche selbst hineinsitzen durfte, erinnere ich mich heute noch mit Entzücken. Es war zugleich meine erste größere Reise von Burtscheid bei Aachen, wo ich einst geboren, nach Düsseldorf, — ich erkenne diesen meinen Geburtsort hiemit öffentlich an, damit derselbe nicht später in den Fall komme, sich mit sechs anderen Städten dieser Ehre wegen herumzanken zu müssen. Da lagen in der Phantasie des Knaben in der Perspektive dieser Reise stundenlange unbekannte Länder, Städte und Dörfer, ein kleines Gebirge, vielleicht mit einigen Räubern, eine kleine Festung — Jülich — mit Soldaten und Kanonen, und endlich der Rhein. Ja der Rhein; das war das Ziel des Sehnens und Trachtens, der breite schöne Fluß mit seinen Schiffen und Brücken. Es war eine glückselige Reise, und als ich morgens früh um vier Uhr Sommers bei aufleuchtender Sonne in die Chaise gepackt wurde, und als der Vater Abends um eilf Uhr, als wir nach Düsseldorf kamen, erklärte, er sei wie gerädert, war ich tief betrübt, daß die schöne Fahrt schon zu Ende sei.

Vom wirklichen und berechtigten Lohnkutscher-Beisitzer wurde ich geheimer Oberpostamts-Passagier; geheim insofern, als ich für ein Drittel der Fahrtaxe als blinder Reisender mitgenommen wurde, und

da wäre ich, zwiſchen zwei dicke Damen hineingepreßt, um ein Haar eines unnatürlichen Todes geſtorben. Ach, es war dies noch die roſige Jugendzeit der Poſtkutſchen. Conducteur und Poſtillon hatten noch menſchliche Gefühle, und wenn Letzterer ſich hie und da einen Schnaps einſchenken ließ, war der Erſtere menſchenfreundlich genug, bei irgend einem dichten Gebüſch halten zu laſſen, um einem beliebigen Paſſagier — friſche Luft zu gönnen. Das Innere dieſer Poſtkutſche war zu ſechs Perſonen berechnet, wir ſaßen aber unſerer zehn darin, mich eingerechnet, ferner ein Kanarienvogel, ein Affe und ein kleiner Hund.

Nachdem ich nun vom geheimen und blinden Paſſagier endlich auch hier ein wirklicher und berechtigter geworden war, blieb ich lange dieſem Transportmittel getreu, und bin daher aus jener Zeit nicht im Stande, eine neue Reiſeart aufzuzählen. Darauf folgten aber die Dampfſchiffe, deren ich ſchon Eingangs dieſer Blätter erwähnt. Anfänglich waren dies ebenfalls harmloſe, gemüthliche Weſen, die an einem Tage höchſtens von Köln nach Koblenz fuhren, mit engliſchem Kapitän, engliſchem Condukteur, engliſchen Heizern und Maſchiniſten, auf welchen Eſſen und Trinken außerordentlich ſchlecht war, auf welchen man ſich gar nicht heimiſch und zu Hauſe fühlte, und in welchen man immer vermuthete, der Dampf werde jetzt endlich die Quälereien ſatt bekommen und, plötzlich explodirend, Alles mit ſich in die Luft nehmen. Alte ehrwürdige Frauen warnten auch vor dieſen Fahrzeugen auf den Dampfbooten, indem ſie das Ganze für eine hölliſche Erfindung erklärten. Gott, wie iſt die Ehrfurcht verſchwunden, die man früher vor dieſer entſetzlichen dämoniſchen Kraft hatte! Heute ſieht man eine Dampfmaſchine, eine Lokomotive, und denkt eben nichts weiter, als daß es eine Dampfmaſchine oder eine Lokomotive iſt. Ja man hat den Dampf traurig heruntergebracht, indem man ihn unter Anderem zum Auskochen und Reinigen ſchmutziger Pfeifen und noch ſchmutzigerer Wäſche braucht.

Da verbreitete ſich, wie eine Sage aus alter fabelhafter Zeit, wo die Menſchen noch auf Wolken fuhren und auf Drachen ritten,

das Gerücht, man fange an, die Erde mit einem eiſernen Reifen zu beſchlagen, und um auf dieſen Reifen ebenfalls mit Dampf in der unglaublichſten Geſchwindigkeit nun auch zu Lande von Ort zu Ort zu gelangen. Ruhigere geſetztere Männer lächelten darüber und doch zeigte ſich die Geſchichte als wahr. Nürnberg und Fürth reichten ſich zuerſt die eiſernen Hände, und ich erinnere mich noch ganz wohl, wie in der erſtern induſtriellen Stadt gleich darauf kleine Anſichten von Eiſenbahnen erſchienen, dies neue Wunder ſichtbarlich darſtellend.

Bald ſah man überall Eiſenbahnen ausſtecken, Berge durchwühlen, Thäler ausfüllen, Flüſſe überbrücken, und die geduldige Chauſſee, die ſich ſo harmlos bergauf bergab ſchlängelte, ſah gelb vor Neid und — Lehmwaſſer dieſe gefährliche Concurrenz. Da wurde auch zwiſchen Elberfeld und Düſſeldorf ein Schienenweg projektirt und um Weihnachten irgend eines Jahrs war ein Stückchen derſelben fertig und wurde mit Lokomotiven befahren. Natürlich ſetzte ſich Alles in Bewegung, dies neue Wunder ſelbſt zu erleben, und zu dem Ende fuhr man mit Omnibus, Poſtwagen und Hauderern ungefähr drei Stunden bei Regenwetter und Sturm durch Schmutz und Schneewaſſer, um jene Abfahrtſtation, mitten im Walde gelegen, zu erreichen. Dort hatte man das Vergnügen, unter einer elenden Holzbaracke, in welche von allen Seiten Regen und Schnee hineinpfiff, einige Stunden auf die Abfahrt warten zu müſſen, indem die Lokomotive bei unſerer Ankunft eben im Begriffe war, den erſten Mund voll Kohlen und Waſſer zu verſpeiſen. Es war ein troſtloſer Anblick, die frierenden Damen und Herren, die durchnäßten Röcke und Mäntel, die zerſtörten Hüte und Coiſuren, die bleichen und rothen Geſichter, alle ſo begierig auf den endlichen Anfang des großen Vergnügens.

Von der Station, wo es gerade einen ſteilen Berg hinab ging, hatten wir einen ungemein komiſchen Anblick. Da lag eine Miethkutſche umgeworfen im Wege, und es war entſetzlich anzuſehen, wie ohne Aufhören die Paſſagiere paarweiſe, wie aus der Arche Noah, dem Wagen entkletterten. Zuletzt tauchte ein unendlich langer Menſch

auf, aus dem oberen Kutschenfenster, und er war so groß, daß ihm dasselbe nicht bis an das Knie reichte, und er hielt, in dem Wagen stehend, eine donnernde Rede gegen den eben vorüberfahrenden Postwagen, indem er behauptete, dieser sei nicht gehörig ausgewichen, und habe so das Unglück herbeigeführt. Eine alte Frau, die mit den übrigen Passagieren rüstig den Berg vollends zu Fuß hinab ging, klagte in einem fort und jammerte: „Ach Gott! wenn ich nur in meinem Leibe nichts zerbrochen habe!“ — Endlich war die Lokomotive eingespannt, Alles saß in die Waggons und erwartete mit Ungeduld das Zeichen der Abfahrt. Da erklärte plötzlich der Maschinist, an der Lokomotive müsse etwas nicht ganz richtig sein und selbe sei nochmals genau zu untersuchen. Diese Untersuchung dauerte wieder eine gute Stunde, und dann endlich fuhren wir ab, erfroren, hungrig, durchnäßt, ermüdet und gelangweilt. — Es war meine erste Eisenbahnfahrt.

Jetzt bediente ich mich lange Zeit wieder des soliden Postwagens als Transportmittel, saß bald im Coupée bei dem Conducteur, mit ihm Cigarren rauchend und plaudernd, oder auch zuweilen im Innern des Wagens, zwischen zwei dicken alten Damen eingepreßt, das Fegfeuer im Voraus abverdienend.

Auf einer größeren Reise, die ich später das Glück hatte, machen zu können, und welche über die Grenzen der Civilisation hinaus in die Wüsten des todten Meeres und von Gaza ging, mußte ich mich zu meinem Fortkommen noch einiger seltsamer Reisemittel bedienen. Eine Tour zu Maulesel ist bei uns zu Land nicht ganz außergewöhnlich, gehört aber auch nicht zu den täglichen Ereignissen. Dagegen möchte es schwer sein, eine Reise zu Kameel zu machen, es sei denn, daß man sich, um diese Seltenheit zu genießen, an einen Bärenführer wendete, die meistens ein solches Schiff der Wüste mit sich herumführen. Das Reisen zu Kameel kommt aber, was Unannehmlichkeiten anbelangt, noch vor dem Reisen in einer übersetzten Lohnkutsche. Man sitzt mit weit gespreizten Beinen auf dem breiten und hohen Rücken

des Thiers, das heißt, man kann sich glücklich schätzen, wenn man einmal ruhig droben sitzt, ohne während des Aufsteigens einigemal herabgeworfen worden zu sein, da das Kameel am Boden liegt, und nachdem der Reiter auf seinen Rücken geklettert, sehr schnell und ruckweise in die Höhe springt. Ist man nun aber droben und hat sich das Thier in Bewegung gesetzt, so erleidet man eine solche unangenehme, schaukelnde Bewegung, daß es Leute genug gibt, die davon schwindlicht, ja völlig seekrank werden. Jetzt hebt sich das Kameel vornen, und man starrt in den Himmel, jetzt hebt es sich hinten, und man blickt über seinen Kopf hinaus in den Sand, jetzt hebt es sich an der rechten Seite, und man rutscht auf die linke, jetzt hebt es sich auf der linken, und man rutscht auf die rechte Seite. Und das geht den ganzen Tag so fort, abgemessen und gleichförmig, wie ein Uhrwerk, in diesen vier höchst unangenehmen Tempo's.

Ohne der kleinen Fuhrwerk-Variationen besonders gedenken zu wollen, deren man sich auf einer solchen orientalischen Reise oft bedienen muß, als da sind: Eselswagen, Ochsenkarren, muß ich dagegen unbedingt noch eines seltsamen Rittes erwähnen, den ich in der Nähe der Pyramiden in Ghizet bei Kairo gemacht. Dies war nämlich ein Ritt zu — Neger. Um einen Arm des Nil zu passiren, auf dem sich zufällig keine Barken befinden, stehen dort immer eine Anzahl für diesen Dienst verwendbarer armer Kreaturen, die um ein Geringes an Geld den Reisenden auf ihre Schultern laden. Man schwingt sich auf, man nimmt das Stück eines alten Shawls, das der Neger um den Hals geschlungen hat, in die Hand, und fort geht es in einem kurzen Trabe — in den Nil hinein. Anfänglich reicht ihm das Wasser bis an das Knie, steigt dann immer höher und zuletzt schwebt man nur noch über dem Wasser, unter sich den schwarzen Wollkopf des Negers, der, indem er auf die Tiefe der Fluth aufmerksam macht, uns zuweilen das Gesicht zukehrt und uns mit den lebhaften blitzenden Augen und den fürchterlichen schneeweißen Zähnen auf's Freundschaftlichste angrinst.

Drittes Kapitel.

Von einem deutschen Gasthofe, inclusive seiner Leiden und Freuden.

Wenn man in früheren Zeiten vom Eilwagen gestiegen war und seinen Effekten, die auf den rüstigen Schultern eines Postsubalternbeamten ruhten, vorausschlenderte, und so das Hotel erreichte, welches man zu beglücken gedacht, so sah man vielleicht einen Kellner am Thore lehnen, die Nase des Portiers aus seiner Loge hervorragen, und bemerkte den Lohnbedienten, der, nach herrschaftlichen Wagen ausspähend, an der Ecke stand. Aber alle drei bekümmerten sich nicht sonderlich viel um den mit Staub bedeckten, zu Fuß ankommenden Passagier. „Höchstens etwas für den vierten Stock!" dachte der Kellner! „kein Trinkgeld!" seufzte der Portier, und der Lohnbediente klagte in seinem Herzen: „wenn der die Merkwürdigkeiten der Stadt anschaut, so fragt er lieber an jeder Straßenecke zehnmal, ehe er mir etwas zu verdienen gibt!"

Und gemäß dieser kühlen Ansichten war denn auch der Empfang des Gastes. Der Kellner, ohne seine Stellung am Thore zu verändern, besah dich von oben bis unten, meinte: es sei Alles zu sehr überfüllt, und murmelte etwas von einem kleinen Zimmer im fünften Stock, hinten heraus, mit der Aussicht auf die Brandmauer des Nachbars. — Du wünschtest ein Zimmer im zweiten oder dritten Stock, — der Kellner lächelt mitleidig und zuckt die Achsel, die Nase des Portier verschwindet indignirt: denn er selbst ist nicht im Stande zu begreifen, wie Jemand, der zu Fuß ankommt, und vorderhand noch gar kein Gepäck bei sich hat, in den zweiten und dritten Stock verlangen kann. Du miethest also das Zimmer mit der Brandmauerausſicht, der Kellner zieht schläfrig die Glocke und überliefert dich einem Collegen, der vor dir die Treppe hinaufeilt. Im zweiten und dritten Stock siehst du genug Zimmer leer stehen . . „Könnte ich nicht vielleicht hier ein

eine Ellenwarenhandlung befand. Mit den jungen Leuten dort war ich sehr selten in Berührung gekommen; einmal waren sie älter als ich, und dann glaubten sie auch als Ritter von der Elle auf einer höhern Stufe der Gesellschaft zu stehen, und behandelten uns so ziemlich von oben herab. Auch heute, als ich mit dem Doktor eintrat, steckten sie die Köpfe zusammen und verzogen ihre langweiligen Gesichter, und einer fragte mich ziemlich spitz, was ich eigentlich zu kaufen gedächte, worauf aber der Doktor zu meiner nicht geringen Verwunderung mit lauter Stimme entgegnete: „Hören Sie, Junker vom Ladentisch, ich muß es mir für die Zukunft verbitten, daß Sie meine Patienten ausfragen. Unserem jungen Nachbar hier ist heute Mittag — was war es denn eigentlich? ja, ein Oelfaß auf den Arm gefallen und hat ihm eine nicht unbedeutende Quetschung verursacht, wogegen er meiner ärztlichen Hülfe bedarf. Sie sehen also, junger Mensch, daß er nach den Leistungen Ihrer Elle nicht begierig ist."

Die Ladendiener sahen mich verblüfft an und einige Käufer, die im Laden waren schauten ebenso verwundert auf den Doktor, der würdevoll durch das Gewölbe schritt und sich hinten im Hausgang mit lauter Stimme bei der Magd erkundigte, wie viel Kranke während seiner Abwesenheit nach ihm gefragt hätten. Das Frauenzimmer lachte ihm in's Gesicht, ohne daß sich der Doktor

Zimmer haben?" — „Sind für russische, englische, französische Herrschaften bestimmt!" Da ist keine Gnade, du kommst doch unter das Dach und der Postbeamte, der endlich nachkeucht, verlangt das Doppelte, da er so hoch steigen muß.

Das ist nun heutzutage, Dank sei es den Eisenbahnen und Dampfschiffen, ganz anders geworden. Der Standpunkt der Reisenden ist vollkommen verrückt worden, und demnach haben auch die Ansichten des Kellners, Portiers und Lohnbedienten eine Veränderung erlitten. Die vornehmsten Leute kommen zu Fuß von der Eisenbahn, ohne Gepäck, und die Reise-Equipage des bestaubten Mannes, der auf das Hotel zueilt, steht vielleicht noch draußen auf dem Waggon. Der Portier reißt an der großen Glocke, daß es durch alle Stockwerke schallt, der Oberkellner stürzt an sein Bureau, die Feder hinterm Ohr, streicht sich durch das Haar und zupft die Halsbinde in die Höhe. Ihm folgt eine ganze Schaar vom zweiten, dritten und vierten, von Salon- und Zimmerkellnern. Es präsentirt sich der Lohnbediente mit einem freundlichen Gesicht, der Hausknecht macht eine kühne Bewegung mit seiner Bürste, aber Alle bleiben ehrfurchtsvoll hinter dem Oberkellner, der nun händereibend auf dich zutritt, dich süß anlächelt, oder auch wohl lispelnd seine Freude ausdrückt, daß du das Hotel, in welchem du niemals warst, abermals mit deiner Gegenwart beehrst. Der Empfang ist so herzlich, Alle sehen aus, als haben sie eigentlich nur auf dich gewartet, als sei blos dir zu Ehren die Treppe mit Blumen garnirt und mit Teppichen belegt. Der Oberkellner sagt: „die Dienerschaft des Herrn — — kommt wohl nach?" Er hat augenscheinlich sagen wollen: des Herrn Grafen oder des Herrn Baron, aber er ehrt dein Incognito. — „Ich habe keine Dienerschaft, ich bin allein." — Der Oberkellner hustet. Allein! und sämmtliche Kellner räuspern sich gelinde. „Für den ersten Stock muß ich bedauern!" sagt er alsdann, „aber vielleicht ein hübsches Appartement im zweiten oder dritten?" — „Mir ist ein kleines bescheidenes Zimmer im dritten Stock schon recht!" — Der Oberkellner zupft abermals seine Halsbinde, aber mit einer ganz

anderen Miene. „Ein kleines Zimmer im dritten!“ ſagt er alsdann, worauf der Portier plötzlich in ſeiner Loge verſchwindet und der Lohnbediente angelegentlich die Landkarten an den Wänden betrachtet, der Hausknecht pfeifend in den Hof geht, und die meiſten Kellner voll Abſcheu verſchwinden. Der Oberkellner allein, der Würde des Hauſes bewußt, ſteht groß und erhaben vor dir. „Nummer 124!“ bemerkt er würdevoll, und dieſe ſchwere Zahl klingt wie ein Verdammungsurtheil. „Werft das Scheuſal in die Wolfsſchlucht.“

Darauf macht er dir eine ſehr leichte Verbeugung, und der Zimmerkellner klettert mit dir von Stockwerk zu Stockwerk, bei Blumen und Teppichen und Bronze-Candelabern, Springbrunnen und lakirten Thüren vorbei, immer höher und höher. Zuerſt bleiben die Springbrunnen hinter dir, die Bronze-Candelaber verwandeln ſich in einfache Gaslichter, die Teppiche der Treppe in harmloſe Strohmatten, die Blumen endlich in ein melancholiſches halbverwelktes Bouquet an der Treppe des zweiten Stocks und auch die lakirten Thüren, die dir bis in den dritten Stock treu geblieben ſind, verſchwinden ebenfalls in einer noch höheren Region. Du wandelſt über unendliche Corridors, zwei Treppen hinab, eine hinauf, du ſiehſt mehrere Thüren mit 0 bemalt, oder zur Abwechslung mit „içi.“ Du ſtehſt vor Nummer 124. — ein ſchlechtes, miſerables Zimmer, mit einem Bette für einen Zwerg eingerichtet, die alten wackeligen Stühle dagegen breit und hoch wie für eine Rieſenfamilie.

Aber warum in dieſem elenden Zimmer verweilen? Freilich wenn du als ſchüchterner Neuling in das Gaſthofleben trittſt, ſo folgſt du, ein wehrloſes Lamm, dem Zimmerkellner zur Schlachtbank auf Numero 124.; bleibſt du aber plötzlich auf der Treppe zum dritten Stock ſtehen, ſiehſt hier deinen Führer ernſt und würdevoll an und ſagſt ihm: „Lieber Freund, Sie ſind gewaltig im Irrthum, wenn Sie ſich einbilden, ich ſei in ihren Gaſthof gekommen, um unter das Dach logirt zu werden. Ich bitte“ — dies „bitte“ ſpreche man ſehr ſcharf und beſtimmt aus — „um ein gutes Zimmer im zweiten Stock, oder im anderen Fall

um den Befehl, meine Sachen drunten zu laſſen!“ ſo kannſt du verſichert ſein, daß er eilig hinab zum Oberkellner ſpringt, um dich, wenn wirklich kein Platz iſt, ziehen zu laſſen, oder auf ein anſtändiges Zimmer im zweiten Stock unterzubringen. Deine Fenſter, ſie gehen ſogar auf die Straße, dein Zimmer iſt nicht groß, aber der Boden iſt mit Teppichen belegt, Bett, Sopha und die übrigen Möbel ſind gut, und du fängſt ganz behaglich an, deine nun endlich nachgekommenen Sachen auszupacken, denn bald kommt die Zeit der table d'hôte, wo du anſtändig zu erſcheinen haſt, erſtens, weil alle Welt dort anſtändig erſcheint, und zweitens, da beſonders du, der ſich ein Zimmer im zweiten Stock gewaltſam errungen, der Zielpunkt ſämmtlicher Kellnerblicke ſein wirſt und du dir deßhalb keine Blöße geben darfſt. Tritt würdevoll aber höflich in den Saal, erſuche den Kellner freundlichſt, dich nicht in die Nähe einer offenſtehenden Thüre zu placiren, da du am Rheuma leideſt, und doch nicht zu weit von den täglichen vornehmen Gäſten der table d'hôte entfernt, da du Bekannte unter ihnen zu finden hoffeſt. Aber um Alles in der Welt keine Vertraulichkeit mit dem Perſonal, ja nicht einmal mit dem Oberkellner! Erinnere dich ja nicht, denſelben anderswo geſehen zu haben, nimm fremd und förmlich deinen Platz ein, trink einige Tropfen des ſauren Tiſchweins, und bitte alsdann den Kellner, wenn er gerade in deine Nähe kommt, auf die freundlichſte Art und flüſternd um die Weinkarte. Rufe um Gotteswillen ja nicht laut darnach, überhaupt verhalte dich ſtill, ruhig, feierlich, auch mit deinen Nachbarn, und wenn du alsdann bemerkſt, daß die Kellner dich mit einer gewiſſen Hochachtung, ja Ehrfurcht anſehen, bedienen, ſo kannſt du dir ſchon am Ende der Tafel erlauben, einen derſelben höflichſt und im Geheimen um etwas Mundwaſſer zu bitten. Dieſes iſt ein Hauptcoup und gut ausgeführt, vollkommen im Stande, deinem ariſtokratiſchen Air die Krone aufzuſetzen.

Erſt Abends kommſt du nun endlich dazu, von deinem Zimmer förmlich Beſitz zu nehmen, dich in deinen vier Pfählen gehörig umzuſehen. Du warſt den Tag über in der Stadt, Abends im Theater;

du liegſt behaglich im Sopha, der Kellner hat deine beiden Stearinlichter angezündet, Stearinlichter, in neuerer Zeit ein Surrogat für Bougis auf der Rechnung, wo die Wachskerzen in ihrem mit Ausnahme alten Namen und Preiſe prangen.

Draußen auf den Treppen des Gaſthofs läuft es auf und ab, klirren Schlüſſel, klappern Teller, rufen die Kellner einander zu, und unten herauf läutet die große Glocke, hie und da fährt ein Wagen an und davon, kurz, es iſt ein immerwährender Spektakel. Auch zu beiden Seiten deines Zimmers lacht und flüſtert es — wer mögen deine Nachbarn ſein? — Es iſt eilf Uhr und ſie ſind ſchon vor dir nach Hauſe gekommen, denn als du bei den langen Zimmerreihen vorbei kamſt, ſahſt du an jeder Thüre irgend eine Art Fußbekleidung ſtehen, hier Stiefel, da Halbſchuhe, an jener Seite ſchwere Reiſeſchuhe, dort leichte Brodequins — wer mag nun neben dir wohnen? Du warſt leichtſinnig genug, an der andern Seite der Thüre die Schuhe oder was ſonſt daſtand, nicht in's Auge zu faſſen. Iſt's eine Dame, iſt's ein Herr? — iſt's Beides? Aber was es auch ſein mag, Luſt zum Schlafengehen haben deine Nachbarn noch nicht, der Eine pfeift: „Als ich jüngſt die Normandie verlaſſen," der Andere ſpricht, wahrſcheinlich mit ſich ſelbſt, von der Stelle: „wo die letzten Häuſer ſtanden." Dazwiſchen aber kichert und lacht es und man müßte offenbar blödſinnig ſein, wenn man ſo mit ſich ſelbſt kichern und lachen wollte. Wenn man nur wüßte, ob das eine Dame wäre! Aber man kann in der That nichts deutlich hören, denn der links, offenbar ein Herr mit einer Baßſtimme, hört nicht auf, die Normandie zu verlaſſen. — Ein unerträglicher Narr! Du haſt leſen wollen, aber das geht nicht. Jetzt kichert es rechts wieder ſo fein und luſtig. — Wenn ich nur wüßte, ob das eine Dame wäre! Es könnte auch ein ganz junger Menſch ſein, der auf ſo weibiſche Art lacht. — Doch — was geht's dich eigentlich an? — Nun ja — freilich — gar nichts! — Das iſt ſchon richtig; und doch ſpazierſt du mit großen Schritten auf und ab und ſchielſt nach der Thüre rechts. Der Nachbar links hat endlich die Normandie glücklich hinter ſich und

iſt plötzlich ganz ſtill geworden. Iſt er vielleicht ſchon zu Bett oder — beobachtet er dich vielleicht durch irgend ein geheimes Loch in der Thüre? — Dergleichen Löcher ſind auf beiden Seiten genug vorhanden, wie du vorhin entdeckteſt, große und kleine, mit Holz verſtopft und mit Papier. Auch haben die Schlüſſellöcher keine Klappen.

Behutſam näherſt du dich demſelben auf der linken Seite, doch wie du dein Auge davor bringſt, fährſt du plötzlich zurück, denn auch von drüben iſt das Schlüſſelloch durch ein anderes Auge bedeckt, welches geſpenſterhaft in deines blickt. Indignirt über dieſen naſeweiſen Nachbar drehſt du einen Zipfel des Handtuchs in das Schlüſſelloch, und der da drüben macht es gerade ſo, unterſuchſt auch alle Löcher in dieſer Thüre und dein Nachbar thut das Gleiche. — Jetzt biſt du von der linken Seite ſicher und du kannſt beruhigt zur Unterſuchung ſchreiten, wer da drüben beſtändig ſo luſtig kichert. Eine paſſende Oeffnung iſt bald gefunden, du ſteigſt auf einen Stuhl und ſchauſt hindurch. Was Teufel! Das Weſen in dem Zimmer nebenan befindet ſich in jenem Zuſtande, wo es von ſeinen Kleidungsſtücken zu viel und zu wenig abgelegt hat, um mit Beſtimmtheit ſagen zu können, welchem Geſchlecht es angehört und iſt merkwürdiger Weiſe ſo intereſſant beſchäftigt, wie du ſelber. Ei, ei, dieſe Neugierde! —

Wenn ich nur wüßte, ob es eine Dame iſt!

Viertes Kapitel.

Was in einem Gaſthofe um die Geiſterſtunde geſchieht.

Bei ſchlafloſen Nächten, deren es leider im Menſchenleben ſo viele gibt, und deren im Gaſthof wohl mehr als zu Haus auf deinen Theil kommen, denn du haſt ein fremdes Bett, haſt viel gegeſſen und viel ge-

plaudert, dich amuſirt, echauffirt, aufgeregt; alſo in ſolchen Nächten, wo du dich unmuthig von einer Seite auf die andere wälzeſt, wo du vergeblich nach dem Schlafe greifſt, ihn, der neckiſch um dich herumgaukelt, vergeblich zu erfaſſen ſtrebſt, haſt du oft gehört, wie das Leben in dem weiten Hauſe allmälig abſtirbt. Zuerſt beruhigen ſich die oberen Stockwerke, und die Stille der Nacht, bleiern und unwiderſtehlich, ſinkt langſam immer tiefer hinab, ertödtet das Geſpräch im Speiſezimmer, drückt den Kellnern die Augen zu, entwendet dem Koch ſein großes Meſſer, löſcht Gaslichter und Herdfeuer aus und läßt den Portier einnicken.

Alles iſt ſtille um die Mitternachtsſtunde, — — da hört der Schlafloſe, wie es langſam Treppe auf und Treppe ab ſchleicht und ſchlürft über die Vorplätze und über die langen Corridors, wie es vor jeder Thür ſtehen bleibt — vielleicht ein unheimliches Geſpenſt — als überlege es, in welchem dieſer Zimmer es den Schlafenden durch ſeine Erſcheinung außer ſich bringen ſolle; aber es tritt zu keiner Thür hinein, es huſtet hohl und dumpf, es raſchelt auf dem Fußboden und entfernt ſich mit denſelben leiſen und geiſterhaften Schritten, mit denen es gekommen.

Das Geſpenſt aber, welches ſo um die Mitternachtsſtunde im Gaſthof herumſchleicht, iſt der Hausknecht oder ſein Subſtitut, der ſämmtliche Stiefel und Schuhe aller Stockwerke zuſammenſchleppt, um ſie morgen früh vor Tagesanbruch wieder gereinigt an ihren Platz zu ſtellen. Aber der elegante Hausknecht eines eleganten Hotels befaßt ſich mit dieſer niedrigen Arbeit nicht ſelbſt. Er hat ſeine Unterbeamten, welche dies Geſchäft verſehen, meiſtens arme alte Leute, die, wenn Alles ſchläft, huſtend daherſchleichen, das ſämmtliche Schuhwerk zuſammenzubringen. Ein alter Mann, eine Brille auf der Naſe, eine Zipfelmütze auf dem Kopf, ausſehend wie eine Erſcheinung, — und es iſt auch eine ſolche, da er erſt in der Mitternachtsſtunde ſichtbar wird und mit dem erſten Hahnenſchrei in den unterirdiſchen Räumen des Gaſthofs wieder verſchwindet — ein ſolcher hebt das Schuhwerk vom Boden

auf, betrachtet durch die trübe Brille angelegentlichſt die Zimmernummer und malt dieſelbe mit Kreide auf die betreffenden Sohlen.

Unten in einem ſtillen Gemach wird das ſämmtliche Schuhwerk nun ſortirt und nach verſchiedenen Rangklaſſen eingetheilt. Plebejiſche, beſchmutzte Stiefel ſind für den Waſſerkübel beſtimmt und werden mit der Dreckbürſte bearbeitet. Anſtändigere Schuhe werden gleich mit der Glanzbürſte geſäubert, und das geht ſo aufwärts bis zu der feinen Zeugbürſte und dem Lackpinſel für das zierliche, liebenswürdige Geſchlecht der Brodequin's. Endlich ſtehen alle gereinigt auf einem großen Geſtelle einträchtig bei einander; der Hausknechtsſubſtitut zieht ſich nach beendigter Arbeit zurück, es iſt die Mitternachtsſtunde.

Stille rings und tiefes Ruhen,
Plötzlich — horch! ein leiſes Flüſtern,
In den Stiefeln, in den Schuhen
Liſpelt es und rauſcht es lüſtern.

Es kracht und rauſcht auf dem Geſtelle, es knarrt und ſcharrt, es ſeufzt und murmelt, und nachdem ein langer, tiefer Ton durch die Stiefelreihen gezogen, ſind ſie wie vom drückenden Banne erlöst und im Stande, ſich ihre Gedanken und Gefühle mitzutheilen. Da werden Bekanntſchaften gemacht und erneuert, kleine Intriguen angefangen und fortgeſponnen, und man theilt die Erlebniſſe des vergangenen Tags einander mit.

„Wo waren Sie heute Mittag?“ fragt ein feiner Lackſtiefel einen ſchwerfälligen, groben Schuh, ein altes, geſetztes Weſen mit Runzeln und Falten, glänzend vor Wohlbehagen und Thran; und der Schuh antwortet mit einer rauhen, knarrenden Stimme: „Habe meine Fruchteinkäufe beſorgt, auch mir ein paar neue Schimmel angeſchaut, meine alten Pferde werden abgängig. — Aber wo habt Ihr Euch indeſſen herumgetrieben? — Was? — wieder einmal allen Mädels nachgelaufen und Euch im Theater allerhand dummes Zeug vorſchwätzen laſſen?“

Die Lackſtiefel glänzen vergnügt bei dem Ausfall des alten Land-

edelmanns, und wie ſie ſo daſtehen, ſo herausfordernd, ſo außerordentlich auswärts, ſo ſiegreich, verſteht man leicht das Schmunzeln, das in ihnen ertönt und das leichte Gekicher. „Haben uns ſuperbe amuſirt!“ ſagen ſie darauf und ſchielen nach ein paar feinen ſchwarzen Stiefelchen, die bei dieſem herausfordernden Blick ſtill und beſchämt vor ſich niederſehen.

Etwas weiter unten auf dem Geſtell klirrt ein feiner ſilberner Sporn ſo wehmüthig und leiſe und ſchmachtet aufwärts zu ein paar zierlichen hellbraunen Brodequin's und ſagt mit einer Silberſtimme: „Grauſame Eleonore! warum zogſt du dich bei meiner Annäherung heute Abend immer ſo ſcheu zurück?“ und die Stiefelchen liſpeln: „Konnte ich anders, mein Hugo? Du haſt ja ſelbſt geſehen, daß der Whiſttiſch einen einzigen pöbelhaften und dicken Fuß in der Mitte hat, und daß mein Mann beſtändig etwas unter den Tiſch fallen ließ.“

Neben den hellbraunen Brodequin's ſehen zwei Paar ehrenfeſte, ſolide Stiefel, ehrwürdige Gebäude bei Jahren, mit ſoliden, dicken Fundamenten. „Ich muß geſtehen,“ ſpricht das eine Paar zu dem andern, „ich hätte dieſem jungen Laffen von Offizier ſchon lange geſagt, wo er her wäre! — Was iſt das für eine Aufführung? Rennt dir oder vielmehr deiner Frau überall nach, führt ſie auf der Promenade am Arm, ſo daß du nebenher laufen kannſt, ein vollkommen lächerlicher Elephant.“

Wieder klirrte das Spörnlein: „Ach Eleonore, dein Mann iſt ein guter alter Mann, aber der Freund, den er bei ſich hat, iſt ein grober Eſel. Sollte man nicht glauben, er ſei dir zum Vormund geſetzt? Auf Ehre, ich werde nächſtens mit ihm anbinden.“

„Schlechte Zeiten!“ brummten unten ein paar Schuhe, zu denen Gamaſchen gehörten, „auf Ehre, Herr Bruder, ganz ſchlechte Zeiten, fürchterliche Concurrenz! Ich erinnere mich noch ganz gut — es mögen jetzt vielleicht zwanzig Jahre her ſein — da machte ich faſt allein in Cigarren, und wenn ich mich ſehen ließ, riß man die Ladenthüren auf und ſchrie: „Da iſt er endlich, nur herein! nur herein!“ — Jetzt

aber ſchließt man die Ladenthüren zu und ſchreit mir entgegen: „Da iſt er ſchon wieder! hinaus! hinaus!“

Die anderen Gamaſchenſchuhe, die nebenan ſtanden, ein paar, arme, geflickte Weſen, ſeufzten recht traurig und huſteten kläglich dazwiſchen. — „Ach,“ ſagten ſie zum Collegen, „Ihr erfreut Euch doch einer guten Geſundheit und könnt mit Euren ſtarken Sohlen herzhaft durch Dick und Dünn laufen. Aber ſeht mich an — wenn man ſo draußen in der Meßbude ſtehen muß, das greift die Geſundheit an, ich verſicher' Euch, ich bin eine elende, gebrechliche Schuhkreatur, und mit mir thut's nicht lange mehr.“ Dabei ſeufzte das arme Weſen traurig auf und ſchaute betrübt nach ein paar Gummi-Elaſticumüberſchuhen, die nicht weit davon ſtanden, und die ſein ganzes geknicktes Leben noch eine Zeitlang hätten conſerviren können. Aber die Gummi-Elaſticumüberſchuhe waren vornehme diplomatiſche, achteten nicht auf das geringe Volk nebenan und unterhielten ſich auf's Angelegentlichſte mit ein paar ruſſiſchen Pelzſtiefeln über den Ausgang der Pariſer Friedens-Conferenzen.

Das untere Brett des Geſtelles nahm das Bedientenſchuhwerk und ſonſtiges dergleichen Volk ein. Doch gab es ſehr anſtändige und nette Leute darunter, namentlich bei dem weiblichen Perſonal. Es iſt traurig, wie wenig Bedacht zuweilen die Natur auf Rang und Stand nimmt, denn hier unten im Departement der Kammerjungfern gab es ariſtokratiſchere Stiefelchen, als droben bei der hohen Ariſtokratie ſelbſt, und man konnte es den Schuhen der deutſchen Baronin, die ſo viel Platz einnahmen wie ein paar Dragonerſtiefel, durchaus nicht verübeln, daß ſie ſo erbost mit den Fußſpitzen über das Brett hinabſahen auf die Brodequin's ihrer Kammerjungfer, die einem zwölfjährigen Kinde anzugehören ſchienen.

Unter den Gummi-Elaſticumüberſchuhen unterhielten ſich zwei Paar Bedientenſtiefel, und ein Paar derſelben roch entſetzlich ſtark nach Juchten, hatten auch einen röthlichen Glanz und waren ſtark

geſchmiert. Sie ſagten: „Wenn ich ſo hinten auf meinem Bocke ſitze und durch das weite Land fahre, ſo kommt es mir immer unheimlich vor, ſo oft ich unter einem Telegraphendraht dahin fahre. Ich meine immer, der Blitz, der da hin und herzuckt, könnte einmal eine falſche Richtung nehmen und mir gelegentlich auf meinen Kopf fahren, deßhalb ducke ich mich auch bei einer ſolchen Gelegenheit ſoviel wie möglich.“

„Jott noch!“ entgegneten die andern Stiefel, „was ihr Ruſſen in der Bildung zurück ſeid! Das ſind ja keine Blitze, die an den Telegraphendraht dahinfliegen, ſondern rein nichts als Depeſchen.“

„Ei,“ ſagte der Ruſſe, „das macht man uns nur weiß, das ſind ganz andere, geheimnißvolle Geſchichten! — was Depeſchen!“

„Nein, ich verſichere Sie, es ſind einfache Depeſchen! Die Diplomaten können ſie ja leſen.“

„Ja, wer das glaubt!“ ſagte der Ruſſe.

„Nun, auf Ehre, ich kann Sie verſichern, ich habe das hundertmal mit angeſehen. Wenn wir über die Landſtraße dahin fuhren und bei einem Telegraphendraht vorbeikamen, da juckte es meinen Herrn Baron immer im rechten Auge, und dann nahm er ein kleines Fernglas heraus, das er ſehr ſorgfältig zu verwahren pflegte, und beſchaute damit den Draht, und darauf ſah er immer ſehr geheimnißvoll und wichtig aus und wußte Alles, was in der Welt vorging, ganz genau.“

„Schrecklich!“ meinten die Juchtenſtiefel. „Und haben Sie nicht ein einziges Mal ſelbſt durch dies merkwürdige Glas geſehen?“

„O ja!“ entgegneten die Andern, „zweimal in meinem Leben; das war vor den Pariſer Conferenzen, da fuhr ich mit dem Wagen allein voraus, und als ich auf einer weiten Ebene den Telegraphendraht ſah, richtete ich das Glas dahin und ſah Couriere und Depeſchen in fürchterlicher Eile dahinfliegen.“

„Und das andere Mal?“ fragte der Ruſſe.

„Das war,“ entgegnete der Andere, „nach den Pariſer Conferenzen, da kamen ſie nicht ganz ſo eilig von dorther zurück.“

So rauſchte und knarrte es auf dem Schuh- und Stiefelgeſtelle

dadurch gekränkt fühlte, vielmehr ſchrie er noch lauter, daß man es deutlich vorne im Laden hören konnte: „So? alſo ſechs Stück Kranke, von denen zwei bettlägerig?“ Darauf ſtieg er ruhig die Treppe hinauf und ich folgte ihm. An ſeiner Stubenthür hing eine große Tafel, über der deutlich zu leſen ſtand: „Doktor Burbus, praktiſcher Arzt, iſt wegen ſeiner vielen Geſchäfte in der Stadt nur Morgens von acht bis zehn und Nachmittags von fünf bis ſieben anzutreffen. Bedürftige Perſonen werden unentgeltlich behandelt.“

Nach dem, was ich mir bisher vom Wiſſen und Können des Doktors vorgeſtellt und was mir mein College davon mitgetheilt, erwartete ich auf der Tafel keinen einzigen Namen zu finden, und verwunderte mich daher nicht wenig, als ich las: „Wann wird mich der Herr Doktor nach ſo vielen ſchriftlichen Ermahnungen endlich beſuchen? Kranz, Schneidermeiſter,“ und darunter: „Der Herr Doktor ſeindt gebetten, doch nächſten Samſtag in Eichener Perſon bei mir herüber zu kommen. Die Waſcherin.“ Ferner hieß es noch: „Herrn Doktor wünſcht perſönlich und mündlich zu ſprechen Joachim Klotz, Schuhmachermeiſter. P. S. Von wegen der neuen Stiepeln, die fertig ſein.“ — „Ei,“ ſagte ich, nachdem ich dieſe Epiſteln überflogen, „Sie haben ja ſchon eine ziemliche Praxis und ordentliche Leute. Sind dieſe Patienten gefährlich krank? Den Schneider Kranz kenn' ich

Nachts um die zwölfte Stunde, und ſonderbar genug hatten oben in ihren Betten die Beſitzer der verſchiedenartigen Schuhwerke faſt dieſelben Gedanken und Träume.

Der Landedelmann lachte, daß er das Korn um ein paar Kreuzer wohlfeiler erhandelt, der junge Stutzer zählte die Herzen, die er heute erobert, der alte Ehemann träumte von einer Whiſtpartie, er ließ alle Augenblick die Karten unter den Tiſch fallen, und ſo oft er mit dem Kopfe wieder auftauchte, bemerkte er, wie der junge Offizier die Hand auf ſein Herz legte und freundlich liſpelte: „Coeur iſt à tout!“ Dieſe ſchrecklichen Träume ließen ihn in der Nacht oftmals erwachen, und dann machte er Licht und ſah nach ſeiner Frau, die unruhig zu ſchlafen ſchien. — Der Cigarrenhändler aber kämpfte mit einem gewaltigen Alp, der ſein reiſendes Herz hart ängſtigte. Er machte in Cigarren, und ſo oft er aus einem Laden vornen hinausgeworfen wurde, trieb ihn eine geſpenſterhafte Gewalt an, hinten wieder hinein zu treten. — Der arme Handelsmann aus der Meßbude huſtete die ganze Nacht an Einem fort und trank zuweilen Kamillenthee. Er hatte naſſe Füße bekommen, ſich eine ſtarke Erkältung geholt, und wenn er zuweilen in einen leichten Schlummer verfiel, ſo träumte er von ein paar neuen, ſchönen Gummigaloſchen. Die beiden Diplomaten dagegen, der deutſche ſowie der ruſſiſche, hatten keine eigenen Träume, ſondern beſchäftigten ſich merkwürdiger Weiſe mit dem, was ihre Kammerdiener vorhin beſprachen. Der Deutſche bildete ſich wirklich ein, ein ſolches Wunderglas zu beſitzen und Alles zu wiſſen, was in der Welt ſichtbar und unſichtbar vorgeht, und erzählte das ſeinem ſchlauen Collegen. Dieſer hörte ihm pfiffig lächelnd zu, und der gute Deutſche in der Freude ſeines Herzens, Jemand hinters Licht geführt zu haben, bemerkte nicht, wie ihm der Andere allerlei ſeltſame Marionetten vor ſein trübes Glas hielt, und berichtete darauf froh und heiter als über etwas wirklich Geſchehenes und Geſehenes nach Hauſe.

Fünftes Kapitel.

Von dem Innern einer Portier-Loge und was da Merkwürdiges vorkommen kann.

Es iſt ein Winkel in jedem ſoliden Gaſthof, nicht beſonders ſchön gelegen, ebenſowenig elegant möblirt, der aber nichts deſtoweniger unſere Beachtung ebenſo gut verdient, wie ein Appartement in dem erſten Stock, ja noch viel mehr, weil letzteres oft Monate lang öde und leer daliegt, der gedachte Winkel aber ſtets bewohnt und belebt iſt. Meiſtens befindet er ſich neben dem großen Thor des Gaſthofes, von welchem zu ihm eine Glasthür führt. Er iſt eigentlich ein Zimmer, doch wird eine Wand gewöhnlich durch ein unverhältnißmäßig großes Fenſter gebildet, welches die niedrige Decke kurzweg durchſchneidet, ſowie die andere Seite durch den Treppenwinkel. Das Ameublement dieſes Zimmers iſt nicht beſonders reich. Es beſteht aus einem kleinen Schreibpulte, auf welchem vorräthiges Papier liegt, damit die aus- und eingehenden Fremden ſich die nöthigen Notizen machen können, und vor welchem der einzige Stuhl dieſes Gemaches ſteht. An den Wänden, wenn ſo viel Platz da iſt, hängen alte vergilbte Wandkarten, Eilwagen-Courſe, Eiſenbahn-Tarife und Dampfboot-Tabellen. Auf dem Fenſtergeſims bemerkt man zuweilen, das heißt, hie und da in großen Gaſthöfen, eine Reihe von Reiſehandbüchern nach allen Ländern, in welchen man zum Gebrauche nachſchlagen kann. Doch wenn man eines dieſer Werke in die Hände nehmen will, findet man zu ſeiner großen Ueberraſchung, daß der untere Deckel des Buchs auf dem Fenſterbrette feſtgenagelt iſt und ſich daſſelbe wohl öffnen, aber nicht mitnehmen läßt.

Das nothwendigſte und bedeutendſte Geräth im Zimmer aber iſt das Bett des Portiers, welches ſich mit der kühnen Hoffnung ſchmeichelt, man ſehe es am Tage für eine rieſenhafte Kommode oder für einen harmloſen Kaſten an, denn ſo ſieht es aus, wenn es gemacht iſt.

Aber es iſt merkwürdig, ein ſolches Bettgeſtell, mag man ihm eine Form geben, welche man will; es kann ſeinen Inhalt nicht verleugnen, mag es nun als Kaſten, als Kommode, als Schrank, als Sopha maskirt ſein, es kichert dir freundlich zu und ſagt: „Siehſt du nicht, daß ich eigentlich ein Bett bin?“ — Auch der Portier in ſeiner Loge thut das Uebermögliche, ſeinen Bettkaſten während des Tags in einen Sopha umzuwandeln: er breitet eine Decke darüber, legt die Kiſſen hinauf, ſetzt ſich mit guten Freunden auf dieſe Kiſſen, plaudernd und zeitungsleſend. — Umſonſt! das Bett läßt ſich nicht wegleugnen, es iſt da und bleibt da in ſeiner ganzen breiten Geſtalt, und zum Ueberfluß ſchaut nicht ſelten ein Zipfel des Leintuchs oder eine Ecke des Ueberbetts vorwitzig ins Zimmer hinein.

Neben der Glasthüre befindet ſich ein großes, ſchwarzes Brett mit Nummern bis zu 124, — wenn nämlich ſo viel Zimmer im Gaſthofe ſind — beſtimmt, die verſchiedenen Schlüſſel dieſer verſchiedenen Zimmer aufzunehmen. Dies Schlüſſelbrett in ſeinen mannigfachen Veränderungen zu ſtudiren, iſt nicht nur für den Portier außerordentlich wichtig, ja nothwendig, ſondern auch für einen Unbefangenen ſehr lehrreich. Der Portier wirft einen Blick auf die Tafel, und er ſieht, wenn neue Gäſte kommen, welche Zimmer noch frei ſind.

Es iſt ein einfaches Thema, aber verwendbar zu den mannigfachſten Variationen. Im Winter iſt das Schlüſſelbrett gewöhnlich öde und leer, da ſind nur einige wenige Nummern beſetzt: alte Penſionäre, Stammgäſte, Handlungsreiſende der verſchiedenſten Branchen, faſt Alles Bewohner des dritten, ja vierten Stockes; aber wenn draußen der Schnee geſchmolzen iſt, wenn die Schneeglöckchen verblüht, die Veilchen etwas Alltägliches geworden — wir meinen die wirklichen, nicht die Gelbveilchen in zarten Minneliedern, dieſe ſind ſogar im Dezember nicht mehr zu ertragen — wenn alſo draußen in der Natur Alles grünt und blüht, wenn der Storch klappernd wiederkehrt, ſo fängt es auf dem Schlüſſelbrette ebenfalls an zu klappern. Die leeren Nägel füllen ſich an und mit denſelben die öden Gänge und Treppen des Gaſthofs.

Der Portier, der den Winter über wie ein Murmelthier in ſeiner Höhle geſeſſen, dehnt ſich und wird geſchmeidig, und lebendige Kellner, die im Herbſte urplötzlich verſchwanden, erſcheinen wieder in weißer Halsbinde und ewig lächelnden Geſichtern; arme Lohnbediente, die während des Winters unter Froſt und Mangel verkümmerten, ſproßen aus dem Boden, wie die Pilze, mit frohen Phyſiognomien, hoffnungsreichen Herzen und weiß gewaſchenen Baumwollhandſchuhen.

Und für all' dies Getreibe iſt das Schlüſſelbrett in der Portierloge das Zifferblatt einer richtig gehenden Uhr; je lebhafter der Verkehr in dem Hauſe iſt, um ſo toller bewegen ſich die Schlüſſel, und nicht blos zeigt dieſes Zifferblatt dem aufmerkſamen Beſchauer, ob alle Zimmer beſetzt ſind, und nicht blos lieſt er an Briefen und Karten, die dort hingeſteckt werden, Namen und Charakter dieſer Zimmerbewohner, o nicht blos das, ſondern er iſt bei einiger Beobachtungsgabe im Stande, von dieſem Schlüſſelbrett allerlei andere intereſſante Bemerkungen abzuleſen.

Da ſind zwei entfernte Zimmer, Nummer 24 und 64, und die Bewohner dieſer beiden Zimmer, ein Herr und eine Dame, ſah man an zwei verſchiedenen Tagen von zwei verſchiedenen Seiten ankommen. Auch ſcheinen ſie ſich durchaus nicht zu kennen, denn man ſieht ſie weder bei der table d'hôte, noch bei ſonſtigen Veranlaſſungen auch nur das kleinſte Wort zuſammen wechſeln, und doch bemerkt der alte Portier, daß zwiſchen den beiden Schlüſſeln eine eigenthümliche Sympathie herrſcht. Kaum hängt Numero 24 an ſeinem Platz, — ein Zeichen, daß ſeine Beſitzerin ausgegangen — ſo erſcheint Numero 64 ebenfalls; verſchwindet Numero 64 vom Schlüſſelbrett, weil ſein Eigenthümer zurückgekehrt, ſo wird faſt in derſelben Minute auch Numero 24 unſichtbar. Das dauert eine Zeit lang ſo fort, bis eines Abends Numero 64 verſchwand, Numero 24 aber hängen blieb, obgleich der Zimmerkellner verſicherte, er habe die Dame von Numero 24 nach Hauſe kommen ſehen. Dieſer Schlüſſel machte dem Portier viel zu ſchaffen, denn er konnte lange nicht begreifen, weßhalb Numero 24 in

dieſer iſolirten Stellung verharre, bis ihm endlich beim Auslöſchen ſämmtlicher Gaslichter im Hauſe, und nachdem er bemerkt, daß alle Lichter bis auf Numero 64 erloſchen ſeien, ein außerordentliches Licht aufſtieg, und er dadurch ins Klare kam, daß dieſe iſolirte Stellung eigentlich keine iſolirte Stellung war.

Ueberhaupt gibt das Schlüſſelbrett zu Nacht Stoff zu den ſchönſten Betrachtungen, da die Heerde der ruhigen Reiſenden und Staatsbürger heimgekehrt in die gaſthöfliche Hürde, und doch ſind die Schlüſſelreihen noch verdächtig gelichtet. Eilf bis zwölf Uhr — es fehlen noch auf allen Stockwerken verlorene Schafe. — Ein bis zwei Uhr — faſt alle Nägel ſind leer, nur hie da befindet ſich noch ein Schlüſſel melancholiſch allein hängend und gibt Zeugniß von dem unſoliden Lebenswandel ſeines zeitweiligen Beſitzers. — Drei bis vier Uhr — es ſind immer noch Schlüſſel da — fünf bis ſechs — der Portier hat eine unruhige Nacht gehabt, denn die übrig gebliebenen Schlüſſel haben ſich trauervolle Geſchichten erzählt. Endlich kommt der Tag; die ſoliden Leute verlaſſen Bett und Zimmer, das Schlüſſelbrett füllt ſich auffallend ſchnell, und der Portier bemerkt, daß jetzt erſt jene andern Schlüſſel langſam verſchwinden, zwiſchen ihren ſoliden Kameraden eine traurige moraliſche Lücke laſſend.

Es hat mir von jeher außerordentliches Vergnügen gemacht, mich Abends, wenn ich in meinen Gaſthof zurückkehrte und noch keine Neigung zum Schlafen verſpürte, mit meinem Portier in ein Geſpräch einzulaſſen, wo er mir die oben mitgetheilten Bemerkungen anvertraute. Da ſaßen wir bei einem Glaſe Punſch auf dem Bettkaſten einträchtig neben einander, er hatte ſein Glas auf die rechte Ecke geſtellt, ich das meine auf die linke, und dabei rauchten wir gute Cigarren. Doch gelang es mir ſelten, ihn zu Mittheilungen aus dem Gaſthofsleben zu bewegen: er verſtand ſeine Stellung vollkommen und war im höchſten Grade discret. Wenn ich in ihn drang, mir die Geſchichte dieſes oder jenes räthſelhaften Paſſagiers, der viel mit ihm verkehrt, anzuvertrauen, ſo ſchüttelte er ſeinen Kopf und meinte, das gienge nicht gut an. War

er aber in ſolchen Stunden bei guter Laune, ſo gab er mir etwas Anderes zum Beſten. Er hatte ſeinen großen Stock mit dem ſilbernen Knopf zwiſchen die Beine geſtellt und ſah mich bei ſeinen Erzählungen immer pfiffig lächelnd von der Seite an, als wolle er ſagen: „Glaubſt du mir auch? nimmſt du auch Antheil an dem, was ich dir ſage?“ Oftmals waren dieſe Seitenblicke ſehr verzeihlich, denn ſeine Erzählungen, wie zum Beiſpiel die des folgenden Kapitels ſtreiften ſehr an's Unglaubliche, und doch verſicherte er hoch und theuer, ſie ſei vollkommen wahr, nicht das Geringſte daran erfunden.

Sechstes Kapitel.

Allein auf der Welt. Erzählung des alten Portiers.

„Da war in unſerer Familie ein ſonderbarer Kauz, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, ein weitläufiger Vetter von mir — von dem alten Portier nämlich. Dieſer Mann war Aſſiſtent auf dem Haupt-Zoll-Amt und das Haupt-Zoll-Amt befand ſich in den Feſtungswerken in großen kaſſemattirten Räumen, worin ein kleiner, ſehr kaſemattirter Raum das Bureau dieſes Mannes war.

Dieſer Zoll-Aſſiſtent und Vetter des Portiers hieß Herr Schnipfel, und die Natur hatte unter dieſem Namen etwas ſehr Bezeichnendes geſchaffen, denn der Zoll-Aſſiſtent ſah in der That aus, nicht wie ein Glied des Menſchengeſchlechts, ſondern wie ein Schnipfel deſſelben; ſeine Figur war lang und dürftig, ſein Geſicht blaß und mit kaum erkennbaren Zügen, ungefähr ſo, als ſei er einmal von Schnee geweſen und das Beſte an ihm weggeſchmolzen. Ebenſo ſchattenhaft wie ſein Aeußeres war ſein Gang, ſein Weſen, ſeine Sprache. Auf der Straße huſchte er nur ſo dahin, ohne den Blick von Boden zu erheben, ohne

einen Menſchen anzuſehen — von Begrüßen irgend Jemandens war natürlich keine Rede. Auch vermied er auf ſeinen Gängen nach dem Bureau und von da nach Hauſe, — andere hatte er nicht — das Sonnen- und Mondenlicht, und wenn er einmal über eine Straße mußte, die hell beſchienen war, ſo fuhr er ſo geſpenſterhaft darüber her, daß man darauf hätte ſchwören mögen, es bewege ſich da nichts Körperhaftes, ſondern nur ein Schatten, der irgendwo verloren gegangen ſei.

Das Innere des Herrn Schnipſel war analog ſeinem Aeußeren, ebenſo troſtlos und unheimlich beſtellt; ſo menſchenſcheu er überhaupt war, ſo bösartig ließ er ſich an, wenn er mit Menſchen in irgend eine Berührung kam, und das geſchah auf ſeinem Bureau in der Kaſematte ſehr häufig. Er hatte das Berechnen der Steuerſätze eingeführter fremder Waaren und ſo ſaß er den ganzen Tag in ſeinem kleinen feuchten Gewölbe, wie eine Spinne in ihrem Netz, auf unglückliche Fliegen lauernd. Dieſe Fliegen waren harmloſe Laden-Jünglinge, welche er auf alle Weiſe plagte und quälte, auch wohl bedeutend über das Ohr hieb, zum Nachtheil ihrer Prinzipale, aber nur zum Vortheil der Steuerkaſſe, denn der Herr Schnipſel war ein ehrlicher Mann.

Die Kaſematte hatte zwei Oeffnungen, eine Thür, zu welcher er herein kam, und ein kleines Fenſter, zu welchem er hinausſchaute. Die Thür ſchloß er ſorgfältig hinter ſich ab und wälzte obendrein zur Vorſicht jedesmal einen großen Aktenſtoß davor. Dann ſetzte er ſeine Brille auf, zog den Kanzleirock an und ſtreifte die Schreibärmel darüber, die von anklebender Tinte entſetzlich geſteift waren. So gerüſtet öffnete er den Laden des kleinen Fenſters — ſeinen Anzug hatte er natürlicher Weiſe im Dunkeln beſorgt — ſchloß aber das Fenſter ſelbſt augenblicklich wieder, ſobald er davor eine ziemliche Anzahl Wartender erblickte. Nachdem er ſich eine Zeitlang die Hände gerieben, mehrere Federn geſpitzt, die Tinte umgerührt, Papier für ein ganzes Jahr zurecht gelegt, öffnete er langſam das Fenſter wieder und ließ ſich einen

Zettel hereinreichen. Wehe aber dem Beſitzer des Zettels, wenn das Geringſte an der Ausfertigung deſſelben fehlte, wenn die Signatur nicht bis auf Punkt und Komma übereinſtimmte, wenn zum Beiſpiel auf dem Frachtbrief eine lange magere Flaſche, auf der Waarenkiſte dagegen, die der Vorzeiger zu empfangen hatte, eine dickbauchige gemalt war! Da kam der Zettel wieder aus dem Fenſter heraus -- „unrichtig!“ und da konnte der arme Handlungslehrling ſich ſtundenlang den Kopf zerbrechen, wo denn eigentlich der Fehler ſtecke.

Wenn ſich Neulinge in Geſchäften des Hauptzoll-Amts wohl die ſchüchterne Frage erlaubten, welcher Steuerſatz wohl auf ein neu einzuführendes Fabrikat anzuwenden ſei, ſo überflog ein düſteres Lächeln die ſchattenhaften Züge des Herrn Schnipſel — das war ein glücklicher Moment in ſeinem Geſchäftsleben. Eifrig blätterte er in ſeinem großen Buche, und wenn auch nur eine Möglichkeit vorhanden war, daß zum Beiſpiel das Fabrikat einen Schimmer von Seide beſaß, ſo rieth der Zoll-Aſſiſtent, und alsdann ſogar freundlich, es als Seidewaare zu verzollen, wobei eine ungeheure Summe herauskam, und der junge Handlungsbefliſſene zu Haus die nachdrücklichſte und unvergeßlichſte Naſe erhielt. Wehe dann aber dieſem Unglücklichen, wenn er kurze Zeit nachher ſchweißtriefend, erhitzt und athemlos wieder vor der Kaſſematte erſchien, und um Aenderung des Steuerzettels nachſuchte! Bei ſolchen Gelegenheiten mußte meiſtentheils eine obere Zollbehörde einſchreiten, und es gelang faſt nur mit Gewalt und der Anwendung der vollen Amts-Autorität, den einmal ergriffenen Fang ſeinen Zähnen, reſpective ſeinen Büchern zu entreißen. Auch ſchloß er bei ſolchen Fällen gewöhnlich ſeine Fenſterläden mehrere Stunden lang und blieb dann in finſteren Betrachtungen allein daſitzen.

Ein ſolch' unbehagliches und unheimliches Leben führte der Zoll-Aſſiſtent Schnipſel als ſolcher. Als gewöhnlicher Menſch machte er es ebenſo, ja ſeine Beſchäftigungen zu Haus waren jedenfalls noch einförmiger und nicht im Geringſten menſchenfreundlicher. In einer kleinen Straße des abgelegenſten Stadtviertels bewohnte er im dritten

Stock hinten hinaus zwei ärmliche Zimmer. Man muß aber hieraus nicht den Schluß ziehen, als ob ſeine Vermögensumſtände gar ſo ſchlecht beſchaffen geweſen wären — im Gegentheil! Herr Schnipfel hatte ſich in früheren Zeiten einiges Vermögen erübrigt, und obendrein erzählte man ſich noch, er habe einſtmals in der Lotterie einen bedeutenden Treffer gezogen. Dem ſei nun wie ihm wolle; in ſeiner Wohnung ſah es nicht darnach aus, als ſei der Beſitzer derſelben ein Mann, welcher über Kapitalien gebieten könne.

Von ſeinen beiden Zimmern hielt er immer eins verſchloſſen; Morgens, wenn man im äußern Gemach den Kaffee hinſtellte, blieb er in ſeinem Schlafzimmer, wurde dies in Ordnung gebracht, ſo betrat er ſein Wohnzimmer, welches ſich von dem anderen nur dadurch unterſchied, daß ſich in jenem ein Bett befand. Beim Mittageſſen machte er es gerade ſo. In ein Koſthaus zu gehen, war ihm unmöglich, ich glaube, er wäre lieber verhungert, und aus dieſer Menſchenſcheu kam es denn, daß die Frau, welche ihn ſeit zehn Jahren bediente, mit Wahrheit behaupten konnte, ſie habe ihn während all' der Zeit nur ein einziges Mal geſehen und das war an dem erſten Tage, wo er mit ihr die nothwendigen Verabredungen traf. Sein Abendeſſen, das einfachſte von der Welt, denn es beſtand Jahr aus Jahr ein aus einem Weißbrod und einer Wurſt, verſchaffte er ſich ſelbſt, indem er bei einem Bäckerladen vorbei ging, durch das Fenſter nach ſeinem Brod langte, das Geld dafür hinwarf und alsdann ſo ſchnell davoneilte, als habe er geſtohlen. Ebenſo machte er es auch bei dem Metzger, und man war das ſeit einer Reihe von Jahren ſchon ſo gewöhnt, daß man ihm ſeinen täglichen Bedarf jedesmal zurecht legte, und das Geld dafür, ohne nach ihm zu ſchauen einſtrich.

Es iſt wohl überflüſſig zu ſagen, daß der Herr Schnipfel nie Jemand auf der ganzen weiten Welt einen Dienſt erwies. Arme Leute, die ihn um etwas anſprachen, pflegte er dagegen ruhig anzuhören; ja er ließ ſich mit ihnen nicht ſelten in ein längeres Geſpräch ein, worin die Bittenden in der Hoffnung auf eine größere Gabe ihm

ihre ganzen Leidensgeschichten auf's Umständlichste mittheilten. Doch wenn der Bettler glaubte, jetzt werde der gutmüthige Herr seine Börse ziehen, so drückte der Zoll-Assistent seinen Hut fester in den Kopf, und ging nicht selten lachend, ja sogar pfeifend davon.

Seinen Collegen machte er den beständigen Aufpasser und verrieth es pünktlich seinen Vorgesetzten, wenn irgend Einer einmal einen Nachmittag fehlte, oder sich sonst etwas zu Schulden kommen ließ. Dies war aber eigentlich eine Art Wiedervergeltung, die er diesen seinen Collegen angedeihen ließ, denn da sie seine Menschenscheu kannten, sowie seine Unlust, auch nur das Geringste zu sprechen, so machte es ihnen ein besonderes Vergnügen, ihn anzureden, ihm eine Menge Leute auf den Hals zu schicken, ihm in den Weg zu treten, kurz ihn auf das Empfindlichste zu kränken. Daher kam es denn auch, daß er jeden Abend mit größerem Haß seine Kasematte zuschloß und mit Verwünschungen auf den Lippen wie ein scheues Wild nach Hause lief, um sich dort einzuriegeln, um endlich einsam und glücklich zu sein.

Da ging er in seinem Stübchen auf und ab und horchte auf das verschiedenartige Geräusch auf der Straße, ärgerte sich, wenn in der Nachbarschaft eine helle Stimme ein fröhliches Lied sang, lief heftiger auf und ab, wenn die Wagen auf der Straße rasselten und ballte ingrimmig die Faust, wenn Frühjahrs und Sommers das Jubeln und Jauchzen der Kinder zu ihm hinaufdrang. Wurde es aber später und erstarb das Leben in der Nachbarschaft, wurde es stiller und immer stiller im Hause und auf der Straße, dann athmete der Herr Schnipfel freier und beruhigter, dann lauschte er wohl auf den Gang hinaus, ob sich auf den Treppen und Gängen nichts mehr rege und kehrte darauf in sein Zimmer zurück. Hier beendigte er alsdann sein Abendessen und ging dann nicht selten mit schleichendem Schritt nach seinem alten Koffer in der Ecke des Zimmers, eine kleine Kassette zu holen, die er vor sich auf den Tisch stellte.

Diese Kassette öffnete er mit einem kleinen Schlüssel, schaute aber

er hat mir ſchon einen neuen Rock gemacht.“ — „So?“ entgegnete der Doktor gleichgültig, „ja, ſie befinden ſich meiſt im letzten Stadium ihrer Krankheit; ja wohl — es hilft bei ihnen nichts mehr, ich habe ſie ſo ziemlich Alle aufgegeben.“

Wir traten in das Zimmer, das mir von geſtern Nacht her noch ſehr gut im Gedächtniß war; aber heute, beim ſpärlichen Licht, das durch das einzige Fenſter herein fiel, ſah es noch viel düſterer und unheimlicher aus. Während ich nach des Dokters Aufforderung meinen Bericht über die heutigen Ereigniſſe fortſetzte, ſah ich mich neugierig um. Das Skelett hatte die Mütze des Doktors auf dem Kopf und der grüne Sämmtling hing um ſeine Schultern; zwiſchen den Zähnen hielt es eine lange Pfeife, und das Talglicht, das der Knochenmann in der Hand trug, war ſo herabgebrannt, daß die Finger vom Feuer geſchwärzt waren. Auf Tiſch und Stühlen herrſchte maleriſche Unordnung; hier lag ein zerbrochenes Rapier, dort ein paar beſchmutzte Bücher und andere Papiere. Am Fenſter lehnte noch das Brett, auf dem ich geſtern Nacht herüber gerutſcht, und es ſchien mir intereſſant, beim Tageslicht den Abgrund zu betrachten, über dem ich geſchwebt, ſo wie das Fenſter meines Schlafzimmers gegenüber. Kaum aber hatte ich einen Blick hinübergeworfen, ſo fuhr ich zurück, denn ich erblickte drüben meinen Collegen Philipp und neben ihm

dabei ängſtlich in dem halbdunkeln Zimmer umher, ob ihm nicht zufällig Jemand über die Achſel ſchaue, und nahm dann alle Papiere heraus, die er vor ſich auf dem Tiſche ausbreitete. Werthvolle Papiere waren es, die aus dem Käſtchen hervorkamen: Staats-Obligationen, Sparkaſſen-Quittungen, Staats-Papiere, kurz, ein kleines Vermögen, das er hier vor Jedermanns Blicken ſorgfältig verſchloſſen hielt. Zuletzt aber nahm er ein kleines, vergilbtes Packetchen heraus, öffnete es behutſam und entwickelte aus demſelben ein Bildniß, das er recht in den Schein der flackernden Talgkerze ſtellte.

Es war das Portrait eines ſehr jungen Mädchens, vielleicht von fünfzehn, ſechszehn Jahren, ein liebes, rundes, friſches, lebensheiteres Geſichtchen; dicke ſchwarze Flechten faßten den Kopf ein, helle, luſtige Augen blickten ihn an, und unter der etwas emporgezogenen Oberlippe lachten ihm ſchneeweiße Zähne entgegen.

Um dies Bild herum gruppirte er ſämmtliche Papiere, und begann alsdann leiſe ſeinen Schatz zu überzählen. „Fünfhundert Thaler,“ ſagte er, „tauſend, zweitauſend, drei-, vier-, ſechs-, achttauſend Thaler — und das wäre Alles dein geweſen — Alles dein und noch viel mehr dazu, denn ich wär' heute nicht mehr Zoll-Aſſiſtent, hätte mich emporgeſchwungen und wäre vielleicht Inſpektor geworden, ja am Ende Steuerrath — verdammt! — und was hätten wir für ein angenehmes Leben geführt! ha! ha! ha!“ — dabei lachte er laut hinaus — „und jetzt iſt das Alles ganz anders geworden, habe es dir auch immer prophezeit — nun, wie der Teufel will, mir kann's ſchon recht ſein; aber nicht wahr,“ fuhr er fort und ballte ſeine Hand gegen das Portrait, „jetzt könnteſt du dieſes Geld nothwendig brauchen, o wie ſehr nothwendig, Madame! Die Hälfte, der zehnte Theil, ja der hundertſte Theil wäre im Stande, dich überglücklich zu machen, damit du deinen Kindern etwas Gutes kaufen, damit ſie ſich einmal ſatt eſſen könnten. — Aber hier ſoll Alles vermodern und Niemand ſoll es haben, und wenn ich einmal denke, daß es mit mir zu Ende geht ſo werde ich es in den Fluß werfen, da wo er am tiefſten iſt.“

Dieſe herrliche Abendunterhaltung, und genau faſt immer auf die gleiche Art, machte ſich der Zoll-Aſſiſtent wöchentlich ein paarmal, und nachdem dies geſchehen, legte er die Arme auf den Tiſch, den Kopf darauf und verſank in ſtundenlanges Dahinbrüten."

Da zog Jemand die Glocke an dem großen Thor des Gaſthofs und der alte Portier wurde für einige Augenblicke in ſeiner Erzählung unterbrochen.

Siebentes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen: Allein auf der Welt.

„Der Zoll-Aſſiſtent, Herr Schnipfel, hatte einſt nicht ſo ganz allein in der Welt geſtanden: er hatte nämlich einen Vater gehabt und zwei Mütter, d. h. eine rechte Mutter und eine Stiefmutter. Der Erſteren, vor langen, langen Jahren verſtorben, war die Stiefmutter gefolgt, nach einem längeren Wittwenſtand des ſeligen Herrn Schnipfel. Warum dieſer Ehrenmann ſich eigentlich ſo ſpät wieder verheirathete, bin ich nicht im Stand anzugeben," ſagte der Portier, „ich weiß wirklich keinen Grund hiefür, denn ſein Sohn, der Held meiner Geſchichte, war damals ſchon ſechszehn Jahre alt; auch brachte die Stiefmutter ein kleines Töchterchen von vier Jahren mit in die Ehe; mir ſcheint aber, die Vorſehung hatte dieſe Heirath eben dieſes Mädchens wegen eingerichtet, denn einige Jahre nachher ſtarb der alte Herr Schnipfel, ihm folgte kurz darauf ſeine zweite Frau und ſo blieb das Töchterchen der Obhut des jungen Herrn Schnipfel anvertraut, der ſich ihrer auch auf's Väterlichſte und Brüderlichſte annahm. Das Bildniß aber, was der Zoll-Aſſiſtent in ſeinen Mußeſtunden vor ſich auf dem Tiſche aufſtellte, war das Portrait eben dieſer Stiefſchweſter, nachdem ſie zu einem hübſchen ſechszehnjährigen Mädchen herangewachſen war.

Der Zoll-Aſſiſtent hatte, wie ſchon geſagt, etwas weniges Vermögen von ſeinem Vater, war bald bei der Steuerpartie angeſtellt worden, und war ſolchergeſtalt im Stande, für die Erziehung jenes Mädchens, das ihm mit jedem Tage lieber wurde, auf's Beſte zu ſorgen. Die kleine Roſine wurde ein allerliebſtes Mädchen und wuchs heiter und fröhlich auf. Herr Schnipfel, ihr Stiefbruder, ließ ſie in Allem unterrichten, was ihm nützlich erſchien, und lehrte ſie ſogar in den Freiſtunden ſelbſt Einiges, was ihm ſelbſt ſehr wichtig war, aber für ein junges Mädchen nie von großem Nutzen ſein konnte. Er brachte ihr z. B. einige Anfangsgründe im Lateiniſchen bei und bemühte ſich, ihr einen Begriff zu geben von der verwickelten und höchſt complicirten Zoll-Einrichtung des Staates.

In dieſen Privatlehrſtunden dagegen lernte Herr Schnipfel etwas kennen, was ihm noch von viel wenigerem Nutzen war, als ihr das Latein und das Zollweſen — die Liebe nämlich, und als er darauf an einem ſchönen Morgen bemerkte, er fühle für ſeine Schweſter Roſine mehr als brüderliche Zuneigung, ſo machte er einen verzweiflungsvollen Spaziergang und hielt ſich für ein entſetzliches Ungeheuer. Auch bekämpfte er kräftigſt und mit beſtem Erfolg dieſe Liebe, was ihm um ſo leichter war, da Roſine nicht im Geringſten etwas davon zu verſtehen ſchien. Aber er bewachte jetzt das Mädchen wie ſeinen Augapfel, er hütete ihre Blicke, ja wo möglich ihre Gedanken, wie der Greif die verzauberten Schätze. Er träumte von einem immerwährenden Zuſammenleben, von einem freundlichen Wandel durch das Diesſeits und von einem endlich geläuterten Wiederſehen in dem Jenſeits. Wenn dagegen entfernte Verwandte von der Zukunft ſeiner Stiefſchweſter ſprachen, von einer guten Heirath, die man für ſie ſuchen müſſe, ſo pflichtete er dieſer Anſicht ſeufzend bei und war edelmüthig genug, ſein ganzes Ererbtes und Erſpartes für einen ſolchen Fall zu einer Mitgift Roſinens zu beſtimmen.

Da kam das Schickſal in Geſtalt eines jungen Handlungsbefliſſenen, welcher Roſinen zuerſt auf der Straße, dann bei einer Ver-

wandten, dann oft zufällig in der Kirche, später nicht mehr zufällig in der Kirche, kurz an vielen Orten sah, ohne daß der gute Schnipfel die geringste Ahnung davon hatte. Als er einige Zeit darauf durch einen guten Freund von dieser Angelegenheit unterrichtet wurde, gerieth er zum ersten Mal in seinem Leben in einen unbändigen Zorn, verbot dieses Verhältniß auf das Bestimmteste und schloß seine Schwester in ihrem Zimmer ein, um dasselbe mit einem Male abzubrechen. Doch war dies nicht so leicht wieder zu lösen und die beiden Liebenden blieben durch obwaltende Umstände fest an einander gekettet.

Der Zoll-Assistent wurde von einer alten Tante hievon unterrichtet mit dem Bemerken, daß man Alles anwenden müsse, um eine Heirath zwischen den beiden jungen Leuten zu Stande zu bringen. Die alte Tante meinte, das Geld des Herrn Schnipfel sei das beste Mittel zu diesem Zweck, dieser aber mit gebrochenem Herzen dachte anders, verschaffte sich irgendwo eine alte rostige Pistole, lud sie mit überflüssigem Pulver und Blei, und machte so bewaffnet dem jungen Kaufmann einen freundschaftlichen Besuch. Er schwur dabei den gräßlichsten Eid, ihn — sei es heute oder morgen — todtzuschießen, im Fall er nicht gesonnen sei, seine Stiefschwester augenblicklich zu heirathen, und der unglückliche Liebhaber fand sich durch diese Gründe und auch, weil er das Mädchen wirklich liebte, bewogen, in die Verbindung zu willigen. Die Hochzeit ging vor sich, von der alten Tante besorgt, der Zoll-Assistent aber weder mit auf's Rathhaus, noch in die Kirche, noch sagte er seiner heißgeliebten Stiefschwester ein Wort zum Abschied; unter Thränen verließ sie seine Wohnung und er blieb allein zurück, ganz allein.

Lange spielte er an dem Abend mit der alten rostigen Pistole, doch legte er sie nach langem Kampfe still bei Seite, packte seine Staatspapiere und das Portrait Rosinens in jenes Kästchen, und begann von jenem Augenblick das Menschengeschlecht im Allgemeinen auf's Nachdrücklichste zu hassen.

„So vergingen einige Jahre. Umsonst gab sich die alte Tante,

bevor ſie ſtarb, alle Mühe, eine Ausſöhnung zwiſchen den Beiden zu Stande zu bringen, umſonſt verſuchte Roſine daſſelbe: Herr Schnipfel war unbeugſam und behauptete, er habe auf der ganzen weiten Welt keinen Bekannten und Verwandten als ſich ſelbſt.

Dem jungen Paar ging es unterdeſſen nicht nach Wunſch, ihre Ehe wurde freilich mit zwei Kindern beglückt, aber ſonſt mit wenig Erfreulichem. Das Einkommen des Mannes war zu gering, um ſeine Familie anſtändig zu ernähren, er fiel zuerſt in Schulden, dann in eine ſchwere Krankheit, und als er in Folge derſelben ſtarb, beſaß die Frau mit ihren beiden Kindern nur das, was ſie auf dem Leibe trug.

Das war eine freudige Nachricht für das verhärtete Gemüth des Zoll-Aſſiſtenten, an dieſem Tage hörte man ihn ſeit längerer Zeit zum Erſtenmal wieder ein luſtiges Lied pfeifen. Roſine aber nahm ſich zuſammen, arbeitete Tag und Nacht, und erhielt ſich und ihre Kinder durch hartes Schaffen, wenn auch armſelig doch ehrlich. Häufig machte ſie Verſuche zu einer Ausſöhnung mit Herrn Schnipfel, aber nicht in der Abſicht, um etwas von ihm zu verlangen, ſondern nur, um ihn ſeinem troſtloſen und menſchenſcheuen Weſen zu entreißen. Er war ordentlich zum Stadtgeſpräch geworden. Doch dauerte auch das nicht lange, man vergaß ihn endlich, wie man Alles vergißt, und das war ihm ſehr lieb. Sein früheres freundliches Bureau auf dem Hauptzollamte hatte er verlaſſen, und um Verſetzung nach ſeiner halbdunklen Kaſematte gebeten, einem höchſt unangenehmen Aufenthalt, den die Angeſtellten als eine Art Fegefeuer betrachteten, durch das ſie hindurch mußten, um zu etwas Beſſerem zu gelangen.

Da kam einmal wieder im Laufe des Jahrs jener Abend heran, dem tauſend Herzen mit Freuden entgegenſehen, jener Abend voll Luſt und Vergnügen, voll Tannengeruch und Lichterglanz — der Weihnachtsabend, einer der traurigſten für Herrn Schnipfel, denn wenn er an dieſem Abend durch die Straßen nach Hauſe ſchlich, ſo ſah er überall die Fenſter beleuchtet, hörte jubilirende Kinderſtimmen und wußte, daß

sich jetzt auch der Aermste auf's Herzlichste freute. An solchen Abenden arbeitete er länger, als gewöhnlich in seiner Kassematte und suchte die finstersten und entlegensten Gassen auf, um zu seinem Hause zu gelangen. Aber auch hier bei den Wohnungen der Armuth schimmerte ihm durch niedrige Fenster, durch zerbrochene Laden das heilige Christfest entgegen. — Ach, wie war auch er früher an solchen Abenden glücklich gewesen, wie hatte er ihre Wünsche belauscht, die kleinsten Anspielungen erfaßt, um eine Gabe zu finden, die ihr Freude mache!

Jetzt kam er an sein entlegenes Haus, auch da vernahm er aus allen Stockwerken Töne des Jubels, der Freude.

Er eilte die Treppen hinauf und als er seine Thür erreichte, sah er auf einem Stuhle vor derselben ein kleines Laternchen stehen und beim Scheine desselben drei Tannenbäume auf dem Boden, ein größerer, zwei kleinere. An allen dreien waren Lichtchen aufgesteckt und vergoldete Nüsse angehängt, aber die Lichtchen waren herabgebrannt und man sah nichts mehr, als die Tropfen des Wachses, die wie schwere Thränen an den Zweigen hiengen — wirkliche Thränen waren auf die Zweige geflossen und vielleicht da erstarrt. — Es sah in der That aus, als weinten die Bäumchen selbst zu ihm empor, und streckten ihre Zweige wie ebensoviele Aermchen flehend in die Höhe, als wollten sie sagen: „Nimm uns freundlich auf!"

Herr Schnipfel aber beachtete diese rührende Bitte nicht, er öffnete seine Thür und da ihm die drei Tannenbäume im Wege standen, so stieß er sie mit dem Fuße rechts und links von sich ab, daß die Nüsse auf dem Boden klapperten und die Zweige wehmüthig rauschten. — Gott sei Dank, jetzt war er zwischen seinen vier Wänden, und da sah man nichts von Weihnachtsfreude: hier war es still und betrübt wie immer, und diese Stille that dem Zoll-Assistenten so wohl.

Er hatte zum Erstenmal wieder am heutigen Tage eine behagliche Stunde; er zündete sein Feuer an, verzehrte sein mitgebrachtes Abendessen und versank in tiefes Nachsinnen. Stunde um Stunde verrann, der Lärm auf den Straßen und in den Häusern hörte auf, die Lichter

wurden ausgelöscht und endlich kam die Mitternachtsstunde, und als die klingenden Glockenzungen sie laut und tönend ansagten, traf jeder Schlag sein Herz, wie ein Keulenstreich, denn nun begann von dem Hauptthurme der Stadt, dicht bei seiner Wohnung, jene sanfte erhebende Musik, die er schon vor langen, langen Jahren, in schönen frohen Zeiten so oft gehört, jener Psalm, der jubilirend die Geburt des heiligen Christ verkündet. Wenn er als Kind jene feierlichen Klänge in der stillen Nacht gehört, so hatte er andächtig seine Händchen gefaltet, indem er geglaubt, es seien die himmlischen Heerschaaren selbst, welche über die Erde dahinschwebten, um der Menschheit jenes freudige Ereigniß singend und klingend zu verkünden. Später hatte sich die kleine Rosine auf den Sang eben dieser Engel innig gefreut, und in der Christnacht, nachdem sie auf dem alten Lehnstuhle eingeschlummert, die dunklen großen Augen schlaftrunken geöffnet, wenn die himmlischen Klänge erschallten. — Jetzt war er allein, ganz allein: es blickte kein freundliches Auge blinzelnd zu ihm auf, auf dem Tische lag kein weißes Tuch mit freundlichen Gaben, die ihm die Liebe gespendet, es stand da kein Christbaum mit herabgebrannten Lichtern, mit glitzernden Nüssen, mit rauschendem Golde. Er war allein, o so allein, ganz allein in der Mitternachtsstunde — ach, und daß er allein war, so ganz allein — war seine größte Lust. —

Die Musik draußen hatte geendigt, da — nein, es war keine Täuschung — glaubte er draußen auf dem Gange vor seiner Zimmerthür ein leises Klingen und Singen zu vernehmen. Er horchte auf, unwillig, verdrießlich und wollte schon hinausfahren, um sich zu erkundigen, wer sich erlaube, vor seiner Wohnung einen so dummen unzeitigen Scherz zu machen. Doch hielten ihn die Töne, die er vernahm, unwillkürlich auf seinem Lehnstuhle gefesselt — es war ein Lied, das dort erklang, von seinen Kinderstimmen gesungen, wie ein leises Echo vom Thurme und jetzt — ging das mit rechten Dingen zu? — öffnete sich langsam seine Stubenthür, und er sah nicht nur jene drei Tannenbäume, die er so unbarmherzig bei Seite gestoßen,

nein zehnmal ſo viel, hundertmal ſo viel, den langen Corridor und die Treppe bedeckt mit hunderten von Tannenbäumen, alle mit unzähligen Lichtern beſteckt, und von den Zweigen derſelben tönte jenes geheimnißvolle Lied. — Entſetzlich, was konnte das ſein? — Die Bäume ſchoben ſich langſam vorwärts und immer weiter vorwärts und füllten jetzt das ganze Zimmer aus, und umgaben ſeinen Lehnſtuhl und ihn, der auf demſelben ſaß, und ehe er es ſich verſah, ehe er recht etwas denken konnte, war er ringsum von den Tannenbäumen umgeben, und es war ihm, als ſitze er in einem weiten unabſehbaren Tannenwald, gebildet aus lauter glänzenden und glitzernden Weihnachtsbäumen. Der Geſang in den Zweigen dauerte noch eine Zeitlang fort, dann erſtarb er allmälig, und man vernahm zuletzt nichts mehr, als das Rauſchen des Goldes und der Nadeln. — Fernhin im Walde aber bemerkte nun der Zoll-Aſſiſtent einen lichten Punkt, der ſich immer mehr zu vergrößern ſchien, und nach und nach die Geſtalt eines holdſeligen Kindes annahm, und obgleich dieſes Kind, als es nun anfing zu ſprechen, mit leiſe klingender Stimme ſprach, ſo vernahm er doch jedes Wort, als werde es ihm mit Poſaunen in die Ohren gerufen.

„Du biſt allein, ſo ganz allein," ſagte das Kind, „an dieſem Abend, wo die übrige Menſchheit vergnügt bei einander iſt, und ſich eines an der Luſt des andern erfreut."

„Das iſt wahr," entgegnete Herr Schnipſel, „ich bin ganz allein, und es iſt ſo mein Wille und mein Vergnügen; ich habe dieſe Zimmer für mich gemiethet und es ſoll mich Niemand darin ſtören, und ich begreife eigentlich nicht, wer dieſer ganzen Weihnachtsbeſcheerung das Recht gibt, ſich hier einzudringen."

„Du haſt uns gerufen," ſagte das Kind; „als du vorhin jener nächtlichen Muſik zulauſchteſt, gelang es einigen Tönen derſelben, in die Tiefe deines Herzens zu dringen und da ein Sehnen zu erwecken nach der Luſt längſt vergangener Tage."

„Nicht, daß ich wüßte," antwortete Herr Schnipſel, „und wenn

mein Herz wirklich einen Augenblick ſchwach geweſen wäre, ſo fühle ich, daß es jetzt wieder erſtarkt und feſt verſchloſſen iſt."

„Du haſt an vergangene Tage gedacht," fuhr das Kind fort, „und haſt mit tiefem Schmerze geſehen, wie einſam und allein du hier biſt, wie verlaſſen von aller Welt."

„Mit meinem beſten Willen."

„Ich bin das heilige Chriſtfeſt," ſagte das Kind, „das umherzieht mit einem freundlichen Gefolge, um namentlich die zu beglücken, deren Herz mit Kummer und Schmerz erfüllt iſt."

„Mein Herz iſt wirklich in dieſem Augenblicke mit Schmerz erfüllt," ſagte hohnlachend der Zoll-Aſſiſtent, „denn ich ſehe, daß es mir nicht einmal bei verſchloſſenen Thüren gelingt, allein zu bleiben, laßt mich ungeſchoren und geht zu denen hin, die euch rufen, ich verlange nichts vom Chriſtfeſt, denn was ich von ihm verlange, kannſt du mir doch nicht bewilligen."

„Alſo haſt du einen Wunſch?" fragte das Kind mit froher Stimme, „o wenn dein Herz zu wünſchen anfängt, ſo wird es auch wieder die ſchweren Feſſeln brechen, mit denen es ſich freiwillig umgeben. Nenn' mir deinen Wunſch, ich werde gewiß im Stande ſein, ihn zu erfüllen."

Da rieb ſich der Zoll-Aſſiſtent vergnügt die Hände und lächelte zum Erſtenmal in dem Jahre. „Nun denn," ſagte er, „wenn du in der That mächtig biſt und im Stande, mir jeden Wunſch, auch den kühnſten, zu erfüllen, ſo will ich dir ihn nennen."

„Laß hören!" ſagte das Kind mit trauriger Stimme.

„So laß' mich denn," ſagte der Zoll-Aſſiſtent, „allein ſein, nicht blos für heute Abend und in dieſem Zimmer, nein, auch für morgen, für das nächſte Jahr, für mein ganzes übriges Leben, und nicht blos allein ſein in dieſem Zimmer, in dieſem Hauſe, nein auch draußen auf der Straße, in dieſer Stadt, ja laß mich allein ſein auf der ganzen Welt!

Ich kann nicht behaupten, ob dieſer Wunſch des Herrn Schuipfel

ſein vollkommener Ernſt war, oder ob er ihn blos ausſprach, um einer ihm läſtigen Geſellſchaft los zu werden, aber kaum hatte er ihn ausgeſprochen, ſo verlöſchte an den Weihnachts-Bäumen um ihn her ein Licht nach dem andern, und es blieb zuletzt keine Helle mehr übrig, als der Schein, der von dem Kinde ausging, und der ſah blutig aus, wie die untergehende Sonne, verſchwand auch wie dieſe nach und nach, und als es ſo in ſeinem Zimmer vollkommen dunkel geworden war, — denn auch die Talgkerze des Herrn Schnipfel war herabgebrannt, vernahm er von weither eine leiſe, ſchmerzerfüllte Stimme, die ihm deutlich ſagte: „dein Wunſch iſt erfüllt, ſei allein auf der Welt!“

Das Feuer in dem Ofen war ausgebrannt und es fröſtelte den Zoll-Aſſiſtenten, doch wußte er nicht recht, ob in Folge der Kälte, die um ihn herrſchte, oder in Folge jener Worte, die ihn ſeltſam erſchüttert. Er trat an's Fenſter und ſah in die Nacht hinaus: da war Alles todt und ſtill. „Das iſt ja immer ſo um dieſe Zeit,“ ſagte er zu ſich ſelber, — „ein merkwürdiger Traum! — Und wenn es am Ende kein Traum wäre!“ ſetzte er hinzu und rieb ſich die Hände, „ſo glaube ich, es müßte außerordentlich vergnügt ſein, keinen Spektakel der Menſchen zu vernehmen, nie mehr all' die lachenden Geſichter zu ſehen, überhaupt — allein auf der Welt zu ſein.“

Mit dieſen Worten ging er zufrieden zu Bette, wie Jemand, der ein gutes Tagewerk vollbracht.“

die ohnmächtige Jungfer Barbara, die aber jetzt nicht mehr ohnmächtig war; Beide lehnten vertraulich an meinem Fenster. Der gute Philipp, ohne Zweifel durch die letzte unerhörte Schandthat, die ich an unserer Hausjungfer verübt, auf's Aeußerste gegen mich erbost, machte Geberden, die mir deutlich sagten, daß er der ehrwürdigen Schwester unseres Prinzipals meinen Besuch beim Doktor mit allen seinen Folgen, als da waren die Rutschpartie und meinen Krankheitszustand von heute Morgen, erzählte. Der Doktor, der hinter mir stand und sich eine Pfeife stopfte, merkte so gut wie ich, daß ich in Anklagestand versetzt wurde, und trat rasch vor, wobei er mit seiner starken Figur das schmale Fenster so ausfüllte, daß ich ungesehen von außen zwischen seinen Armen durch deutlich und zu meiner großen Freude den Schrecken der Jungfer Barbara und Philipps sehen konnte, als ihnen Herr Burbus einen guten Abend hinüber schrie. Die Dame wollte sich alsbald zurückziehen, aber der Doktor fuhr rasch fort: „O weilen Sie doch in meiner Nähe, Holdeste Ihres Geschlechts! Blümlein von Sheriods Heide, weßhalb willst Du verschwinden, da kaum der perlende Nachtthau Deine Blätter benetzt hat? Und Sie, freundlicher Nachbar," wandte er sich an Philipp, „theuerster Junker vom Oelmaaß, edler Cavalier vom ersten Stock, es drängt mich, ein angenehmes Zwiegespräch mit Ihnen zu halten. Deßhalb ersuche ich Sie

Achtes Kapitel.

Fortſetzung des ſechſten und ſiebenten: Allein auf der Welt.

Nachdem der Portier während der Erzählung des vorigen Kapitels mehreremal das große Thor geöffnet und faſt alle Schlüſſel bis auf einige wenige übrig gebliebene abgegeben, fuhr er in ſeiner Erzählung fort:

„Als nun nach dieſem höchſt ſonderbaren Weihnachts-Abend der Zoll-Aſſiſtent, Herr Schnipfel, aus einem tiefen und geſunden Schlafe erwacht, und auf ſeine Uhr ſah, erſchrak er faſt, als er bemerkte, daß es ſchon ſehr ſpät geworden ſei. Der Lärm im Hauſe, das Geräuſch auf der Straße, das Läuten der Glocken hatten ihn, namentlich an Sonn- und Feiertagen ſonſt ziemlich frühzeitig erweckt. Heute hatte er aber nichts von allem dem vernommen: eine wohlthuende Stille lag über dem Hauſe, man hätte eine Maus huſten gehört. Während ſich Herr Schnipfel anzog, bedachte er bei ſich, wie angenehm es ſei, daß ſich die Menſchheit, namentlich an hohen Feſttagen einer ſolchen exemplariſchen Stille befleißige.

Das Feuer in dem Ofen brannte, im äußern Zimmer ſtand ſein Frühſtück auf dem Tiſch. Da Herr Schnipfel von ſeinem Zimmer hinten heraus keine bedeutende Ausſicht hatte, namentlich aber vom Verkehr der Menſchen wenig ſah, ſo wunderte er ſich auch nicht weiter, als er an's Fenſter trat und in den Häuſern, welche er vor ſich ſah und auf den engen Gaſſen, in welche er von oben hineinblickte, nicht das geringſte Leben entdeckte. Nur als er ſich vor der Zimmerthür ſeine Stiefel holte, die, wie immer, blank geputzt dort ſtanden, wunderte er ſich, daß er in dem weiten Gebäude nicht den geringſten Lärm vernahm. Da klapperte es nicht in den Küchen und Zimmern, da erſchollen keine luſtigen Kinderſtimmen: Alles war todtenſtill. Kopf-

schüttelnd ging der Zoll-Assistent in sein Zimmer zurück, setzte sich nachdenkend in seinen Stuhl, und begann seine Stiefel anzuziehen.

Er hatte so gut und fest geschlafen, daß es lange dauerte, bis er sich des gestrigen Traumgesichtes erinnerte, und als ihm endlich dasselbe klar vor die Seele trat, und er seine Worte abermals hörte: sei allein auf der Welt! — er hatte gerade den linken Stiefel bei beiden Struppen erfaßt und zog heftig daran, — da hörte er mitten im Ziehen auf, hielt das Bein eine Zeitlang wagrecht in die Höhe und versank in tiefes Nachsinnen.

Ein leises Frösteln überflog seinen Körper und er bildete sich ein, das sei ein Freudenschauer, in der Hoffnung, daß das Gesicht, das er gehabt, wirklich wahr sei, und er allein auf der Welt.

Gegen seine Gewohnheit ging er heute früher aus, und blieb auf der Treppe ebenfalls sehr gegen seine Gewohnheit einigemal stehen, um zu horchen, ob sich in den verschiedenen Stockwerken nichts rege. Aber er hörte nicht das Geringste. Jetzt trat er vor die Hausthüre und das sonderbare Frösteln überfuhr ihn noch stärker, als er die lange Straße hinabsah und dieselbe, sonst so belebt an Sonn- und Feiertagen, ganz todt und leer vor sich liegen sah. „Merkwürdig!“ sagte er, und blickte an den Häusern empor, — was er seit langen, langen Jahren nicht mehr gethan; aber auch da bemerkte er kein lebendes Wesen, er rieb sich die Hände und suchte die Sache außerordentlich angenehm zu finden, ja er wandelte anfänglich mit einem wirklichen Wohlbehagen durch die leeren Gassen, über die öden Plätze; aber diese Freude dauerte nicht lange. Er blieb hier kopfschüttelnd stehen, er sah da bekümmert eine große, sonst so volkreiche Straße hinab, und schüttelte den Kopf über die verschlossenen Hausthüren, über die entsetzliche Oede, die ihn rings umgab. Sein leiser schleichender Tritt hallte in den Straßen wieder, als marschire ein Regiment neben ihm, und wenn er sich räusperte — und das that er sehr häufig an diesem Morgen — so schien sich eine Legion unsichtbarer Zoll-Assistenten rings umher ebenfalls zu räuspern.

Stunde um Stunde verrann, er hatte die ganze Stadt durchlaufen, es ließ sich kein lebendes Wesen sehen. Der Abend kam, und die Nacht sank herab in dieser furchtbaren Stille, so entsetzlich gespensterhaft; der Zoll-Assistent ging nach Hause, setzte sich auf sein Bett, rieb sich die Stirn, zog sich an seiner Nase und bemühte sich vergeblich, aus seinem bösen Traume zu erwachen. Endlich legte er sich zu Bett und schlief mit der frohen Hoffnung ein, ihm träume nur, wenn er morgen früh erwache, werde es schon wieder anders sein. — Aber es war nicht anders: dieselbe Stille umgab ihn, als er bei anbrechendem Morgen die Augen wieder öffnete.

„Allein auf der Welt!“ sagte er schaudernd zu sich selber, und er hielt das Fröstein, was ihn jetzt überfiel, nicht mehr für einen Freudenschauer, vielmehr überrieselte ihn tiefer Schrecken und sein Haar sträubte sich, als er abermals in die todten, menschenleeren Straßen hinaustrat.

Er eilte an den Fluß; da lagen die Schiffe und schaukelten sich auf dem stillen Wasser, aber keine Hand regte sich wie sonst, die bunten Wimpel aufzuziehen, und die lange Brücke, früher überfüllt mit Menschen, schwankte öde auf dem Wasser und knarrte nicht unter dem Fußtritte von Tausenden. Auch nach seinem Bureau eilte der Zoll-Assistent: da war Niemand, keine Seele, weder in Schreibstuben, noch in dem weitläufigen Magazine.

„Allein auf der Welt!“ So klang die Stimme des Kindes in seinem Innern, und er eilte vor die Stadt hinaus in einen kleinen Wald, um sich dort an dem Anblick kleiner frierender Vögel zu freuen, die durch die entlaubten Zweige huschten. Das waren doch wenigstens lebendige Wesen; aber auch hier war Alles erstorben, hier im Walde und auf dem Felde, er hörte nichts, wie das Rauschen des Windes, und das klang ihm in die Ohren wie jene Worte: „Allein auf der Welt!“

Lange saß er auf einem Stein am Thore und blickte die Landstraße hinab, und wenn er auch oftmals glaubte, in der Ferne einen

Fußgänger, einen Wagen, einen Reiter zu ſehen, ſo war dies doch immer Täuſchung, und er — allein auf der Welt.

Abermals kam die Nacht — die Feiertage waren längſt vergangen, und der Zoll-Aſſiſtent eilte verzweifelnd durch die Straßen, ein lebendiges Weſen zu ſuchen. O wie viele Jahre ſeines Lebens hätte er für den Anblick irgend eines Menſchen gegeben! Er drang in die Häuſer ein und fand Niemand. Oft blieb er auf der Straße ſtehen und glaubte neben ſich oder vor ſich aus einem Gebäude heraus ein Geräuſch zu vernehmen, und wenn er angſtvoll hinlauſchte, und ſeine Hand auf die Bruſt drückte, damit ſein Herz nicht ſo gewaltſam ſchlage, ſo hörte er bald mit tiefem Grauſen, daß er ſich getäuſcht habe und daß er — allein auf der Welt ſei. Wäre nur außer ihm noch ein einziges menſchliches Weſen da geweſen, mit dem er hätte ſprechen können, es befragen um dieſe fürchterliche Veränderung, bei ihm Troſt ſuchen, in ſein lebendes Auge zu ſchauen. — Aber Niemand, Niemand!

Wenn er in ſeinem Zimmer war und bei ſeinem Spiegel vorüber ging, ſo erſchrack er vor ſeinem eigenen Anblick, er kam ſich ſelbſt wie ein Geſpenſt vor, — er eilte in die Kirche, er warf ſich vor dem Altar auf die kalten Steine, er betete lange und inbrünſtig, und geſtand, wie ſehr er gefehlt, daß er ſich von Seinesgleichen abgewandt, daß er die ganze Welt gehaßt. Er bat nur noch um kurze Zeit, die ihm vergönnt ſein möge, unter den Menſchen herumzuwandeln, um ſeine Fehler wieder gut zu machen — umſonſt! Die weiten Räume der Kirche blieben leer und hallten Nichts wieder, als ſein Gebet der Verzweiflung. Die heiligen Bilder an den Wänden blickten ſtarr auf ihn herab, und die todten Augen mit ihrem durchbohrenden Blick jagten ihn wieder auf die Straße hinaus. Er ſuchte den Friedhof auf, und da war ihm noch am Wohlſten. Hier fühlte er weniger die Oede und Einſamkeit, die ihn umgab, denn hier war es immer ſtill und feierlich geweſen, auch waren ja Menſchen auf dem Kirchhof, freilich nur todte, und tief unter der Erde, aber ſie waren doch da,

und nicht nur fremde und unbekannte, nein, auch die Seinigen ſchliefen hier unter kleinen Kreuzen, ſein Vater und ſeine Mutter, und auf dieſen Gräbern ſaß er ſtundenlang und ſprach mit ihnen und glaubte hie und da ihre Antworten zu vernehmen. Auch war es ihm ein Troſt, die vielen Monumente und Steine zu ſehen, und die Namen zu leſen Aller, die hier wohnten.

An dem erſten der Tage, wo er ſich allein auf der Welt befand, hatte er nicht an dies ſchreckliche Schickſal geglaubt, dann war er verzweifelt und jetzt ergoß ſich eine fürchterliche Ruhe über ſein zerſtörtes Gemüth. Als er Abends wieder auf ſeinem Zimmer ſaß, ſtellte er abermals das Bild ſeiner Schweſter vor ſich hin und betrachtete es lange und innig, aber nicht mit Gedanken des Haſſes, nein, mit thränendem Blick, mit den herzlichſten und beſten Wünſchen. „Könnte ich dich noch einmal ſehen!“ ſagte er, „dich und die armen Kinder, und könnte ich dir ſagen, wie elend mich mein Haß gemacht hat, könnte ich nur einmal in dein liebes, freundliches Auge ſehen, deine warme Hand drücken und dann — ſterben!“ — Ja — ſterben! — daran hatte er bis jetzt noch nicht gedacht. Das war das Ende ſeiner Qual, darin lag ſeine Erlöſung.

Er ſteckte das Bildchen in ſeine Taſche, ſtürzte aus dem Hauſe, dem Fluſſe zu, der im Dunkel der Nacht mit ſeinen flüſternden Wellen ſo ſchauerlich und farblos dahin rauſchte. Rettung! Rettung! jubelte es laut in ihm, und er ſprang von der Brücke hinab in den tiefen Strom, und als er unterſank und allmälig die Beſinnung verlor, dachte er nichts, als: „Gott verzeih' mir die ſchwere Sünde, aber jetzt bin ich doch nicht mehr — allein auf der Welt!“

„Das iſt ja eine höchſt ſchauerliche und ſonderbare Geſchichte,“ ſagte ich zu dem alten Portier, der mich bei den letzten Worten des eben Erzählten forſchend anſah, und eine große Kunſtpauſe machte. „Aber wie wollen Sie die Wahrhaftigkeit derſelben beweiſen? denn ohne Beweis kann ich ſie nicht wiedererzählen, ich darf mein bischen Credit als Erzähler nicht ſo leichtſinnig auf's Spiel ſetzen.“

„Hören Sie zu Ende," ſagte der Portier, nachdem er den Reſt ſeines Punſches ruhig ausgetrunken.

„Ah, wenn da noch ein Ende kommt, ſo bin ich beruhigt!"

— Sei es auch du, geliebter Leſer!

„Nachdem alſo der Zoll-Aſſiſtent Herr Schnipfel," ſo fuhr der Portier fort, „untergeſunken war, und, wie er nie anders glaubte, eines ſehr traurigen Todes verſtorben, erwachte er plötzlich und riß ſeine Augen weit auf."

„Trotz des Waſſers?"

„Ja, Waſſer hatte er genug in den Augen, aber keins des Fluſſes, ſondern das ſeiner Thränen, die ſtromweiſe über ſeine Backen herabliefen. Auch faltete er die Hände, nachdem er erwacht war, denn die Sonne ſchien freundlich in ſein Zimmer, und an ſein Ohr, das ſo lange nichts gehört, das ſo lange die ſchauerlichſte Stille umgeben, ſchlugen die tiefen Klänge ſämmtlicher Glocken der Stadt, allen Einwohnern verkündend, daß der erſte Morgen des heiligen Chriſttages angebrochen. Zitternd vor Erwartung entſprang der Herr Schnipfel ſeinem Bette, und eilte, wie er war, vor ſeine Zimmerthür, um in das Haus hinabzulauſchen; da — o wer beſchreibt ſeine Seligkeit! — klapperten in den verſchiedenen Stockwerken die Taſſen, raſſelten die Kaffeemühlen und jubilirten die Kinder, die ſich nun bei Tageslicht betrachteten, was ihnen der heilige Chriſt am Abend vorher beſcheert.

Der Zoll-Aſſiſtent hatte einen fürchterlichen Traum gehabt, und in Folge deſſen nahm er die drei Tannenbäumchen, die er geſtern Abend mit dem Fuße von ſich geſtoßen, freudig zu ſich in's Zimmer, ſtellte ſie behutſam auf den Tiſch, und auf die Wachsthränen herab träufelten ſeine eigenen wirklichen, und in Folge dieſes Traumes zog er ſich haſtig an, und eilte auf die Straße hinab, und ſah Menſchen, viele Menſchen und Geſichter, freundliche Geſichter. Aber das freundlichſte all' dieſer Geſichter war ſein eigenes. Wie erſtaunten die Hausleute, als Herr Schnipfel ihnen mit ſtrahlendem Geſicht ein vergnügtes und gutes Chriſtfeſt wünſchte, wie erſtaunten Bekannte, die ihn auf

der Straße ſahen, auf die er zueilte und ihnen herzlich die Hand drückte, und wie erſtaunte erſt der benachbarte Ladenbeſitzer, als der Herr Schnipſel in ſein Zimmer ſtürzte, und ihn um Gotteswillen bat, ihn in das verſchloſſene Gewölbe hinabzuführen, und ihm am heiligen Chriſtmorgen einige Sachen zu verkaufen! — Am meiſten aber erſtaunte ſeine arme Schweſter, als ſich plötzlich ihre Thür öffnete und Herr Schnipſel hereintrat, bepackt mit einem ganzen Magazin Nürnberger Spielwaaren, und als er, außer Athem gelaufen, ſie kaum um Verzeihung bitten konnte, und ihr ſchluchzend und weinend ſagte: „Von nun an trennen wir uns nicht mehr, deine Kinder ſind auch die meinigen.“

Und ſo geſchah es. — Die ganze Stadt zerbrach ſich den Kopf über dieſe Umwandlung des Zoll-Aſſiſtenten. Die kleine Kaſematte im Hauptzollamt, ſonſt der Schrecken aller Handlungs-Lehrlinge, war fortan ein wahrer Platz der Erholung für dieſelben. Niemand war fortan ſo freundlich und artig, wie der Zoll-Aſſiſtent, Herr Schnipſel. Niemand fertigte die jungen Leute ſo ſchnell wie er ab und Niemand wußte ſo außerordentlich ſchöne Späße zu machen, wie er.

Der Metzger und der Bäcker allein ſchüttelten ihre Köpfe und begriffen lange nicht, weßhalb Weißbrod und Wurſt ſo unberührt liegen blieben; aber Herr Schnipſel bedurfte ihrer nicht mehr, denn er war der Welt wiedergegeben, ſpeiſte im Kreiſe der Seinigen zu Nacht, ſuchte luſtige Geſellſchaft auf, ſo viel wie möglich, und freute ſich herzlich an dem Glücke und der Zufriedenheit ſeiner Nebenmenſchen, denn er hatte erfahren, was es heißt — allein auf der Welt zu ſein.“

Ein Schicksal.

höflich, zu bleiben, sonst werde ich eine Geschichte hinausschreien in die Welt, eine Geschichte — nun, Sie verstehen mich schon."

Barbara wurde vor Zorn bald blaß, bald roth, aber sie mochte sich vor dem Gebrülle des Doktors fürchten, und verließ das Fenster nicht. — „Aber was wünschen Sie denn von mir?" sagte Philipp kleinlaut. — „Tapferer Don," entgegnete der Doktor, „als Arzt bin ich Physiognom, und aus Ihren Mienen, die beiläufig gesagt, erbärmlich genug sind, ersah ich deutlich, welche Geschichten Sie den keuschen Ohren der Jungfer Barbara erzählten. Aber warum wollen Sie Andere anschwärzen, da Sie mich ja selbst zum öftern auf diesem unsichern, ja schwankenden Pfade des Lasters mit Ihrem Besuche beehrt haben? Auch Sie halfen mir ja manches gute Glas Punsch austrinken und verließen mich darauf in einem Zustande, der füglich ein sehr erheiterter genannt werden konnte."

Hatte Jungfer Barbara bisher schon grimmig drein geschaut, so zog sie bei dieser Aussage wider Philipp ihre Augen und Mundwinkel noch enger zusammen. Der Unglückliche wagte nicht einmal zu läugnen, er fürchtete, der schreckliche Nachbar möchte noch mit Anderem herausrücken, mit Anderem, viel Schlimmerem, was einstens bei einem solchen Besuch im Zimmer des Doktors vorgefallen war. O hätte Barbara in diesem Augenblick

Es iſt eigenthümlich, daß ein hohes und weites Gemach mit braunen Holzwänden, mit einer ähnlichen Decke und dunkel eingelegtem Fußboden, mit einem hohen Steinkamine recht heimlich und angenehm ſein kann an einem trüben, rauhen Herbſtabend, wo die Sonne ſchlafen gegangen, ohne daß es ihr, der dichten Wolkenmaſſen wegen, möglich war, von der Erde mit einem freundlichen Gruß Abſchied zu nehmen. Es iſt eigenthümlich, aber wahr, daß ſo ein alterthümliches, finſteres Gemach uns wohnlicher erſcheint, wenn draußen um die Ecken des Hauſes der kalte Wind ſauſt, während im Kamin ein paar tüchtige Holzblöcke luſtig knatternd brennen, als wenn eine warme Sonne glänzend auf Berg und Thal ſcheint, hie und da einen goldenen Strahl in das düſtere Gemach ſendet, ſo den Contraſt von Schatten und Licht um ſo ſchärfer zeigt, und wenn der Kamin traurig verlaſſen da liegt, eine leergebrannte Stätte, wo man vielleicht noch Ueberreſte von Kohlen und Aſche aus dem vergangenen Herbſte findet.

Um den geneigten Leſer in eine paſſende Stimmung zu verſetzen, nehmen wir alſo an, es iſt ein trüber Spätherbſttag mit bewölktem Himmel; um die Ecken des Hauſes fegt der Wind, und wenn wir uns an eines der großen Fenſter ſtellen, um hinauszuſchauen, ſo blicken wir in die Straßen der Stadt, wir ſehen, daß das Pflaſter mit Schnee bedeckt iſt, ebenſo die Dächer der Häuſer; wir bemerken ferner, daß

die Leute eilfertig dahin ſchreiten und ſich bemühen, recht bald aus der kalten Luft in das warme Zimmer zu gelangen. Die Equipagen machen es ebenſo, und wenn wir ſehen, wie die zitternden Wagenlaternen, ſo ängſtlich eilfertig ihren rothen Schein auf den weißen Schnee werfen und der warmen Remiſe zuſtreben, ſo begreifen wir vollkommen, warum ſich die Gasflamme in ihrem gläſernen Gehäuſe ſo mißmuthig ſchüttelt: ſie muß allein zurückbleiben in der kalten Nacht, ohne das Glück zu haben, anderen freundlichen und lebenden Weſen leuchten zu dürfen, als ſolchen, die ſich von ihr wegſehnen. Es iſt das einmal ihr Schickſal; ſie ſeufzt eine Weile, flackert betrübt hin und her und brennt dann in ſtiller Reſignation wieder ruhig in die Höhe.

Blicken wir in das Gemach ſelbſt hinein, von deſſen Fenſtern wir eben hinausſahen, ſo bemerken wir, daß es weit und hoch iſt, daß die untere Hälfte der Wände aus faſt ſchwarzem Eichenholz und die obere aus einer dunkelblauen Seidentapete beſteht. Hiezu paßt die Decke vollkommen: ſie iſt ſchwer, geſchnitzt, in Quadrate eingetheilt, deren Mittelpunkt eine Höhlung bildend ſich hoch emporzieht, während an den Rändern ſeltſam geformte Zapfen tief herabhängen; noch tiefer aber als dieſe hängt ein ſchwerer Kronleuchter mit aufgeſteckten Kerzen, welche indeſſen nicht brennen. Gleichförmig mit Wänden und Decke iſt auch die ganze Zimmereinrichtung; in der Mitte ſteht ein maſſiver Tiſch, über den eine violettſammetne Decke herabhängt und mit ihren ſchweren Franſen den Boden berührt; die Stühle ſind breit, mit hohen geſchnitzten Rückenlehnen, gepolſterten Armen, ebenfalls mit violettem Sammet überzogen; alle Geräthſchaften ſtehen aber ſo willkürlich durcheinander, daß man glauben könnte, es mache ſich hier Jemand das ſonderbare Vergnügen, ſie beſtändig von ihrem Platze zu ſchieben. Eine gleich auffallende Unordnung herrſcht auch bei den vielerlei Gegenſtänden auf Tiſchen, Stühlen, Bänken, ſowie auf dem dicken Teppich des Bodens; da liegen und ſtehen überall umher zerſtreut Bücher, Sophakiſſen, Cigarren-Etuis, Bronzeſtatuetten, nament-

lich prachtvoll ausgeführte Thiergruppen, ſeltſame Krüge; aber alles das iſt, wie bemerkt, nur ſo hingeworfen. An einem Tabourette lehnt eine prachtvoll eingelegte ſpaniſche Laute, während nicht weit davon die neun Kegel eines Kegelſpiels durcheinanderliegen, von den Kugeln aber, die dazu gehören, ruht eine behaglich in einem neumodiſchen, mit ſchwerem Seidenzeug überzogenen Fauteuil und die andere auf dem Rand eines koſtbaren venetianiſchen Glaspokals, wo ſie ſo unbeholfen und ſchwer ausſieht, daß man jeden Augenblick glaubt, ſie müſſe den feinen Kryſtall zerdrücken. Auch alte Waffen befinden ſich in einer Ecke des Zimmers: ein ſchöner Bruſtharniſch, ein paar Mailänder Helme, große Stoßdegen, Schwerter und Streitkolben; doch wollen wir dem Leſer nicht verheimlichen, daß alle dieſe Waffen und Rüſtwerkzeuge künſtliche Erzeugniſſe aus Steinpappe ſind, und daß ein Knabe von ſechs Jahren die ſcheinbar ſchwerſte Streitaxt mit Leichtigkeit handhaben könnte. Nicht weit von dem Tiſche in der Mitte befindet ſich ein anderer kleinerer Tiſch, er iſt mit einem weißen Tuch bedeckt, und aus unordentlich durcheinander ſtehenden Tellern und Gläſern mit den Reſten von Speiſen und Getränken, ſowie aus den darüber hingeworfenen Servietten ſehen wir, daß dort vor kurzer Zeit Jemand vom Souper aufgeſtanden iſt. Auffallend iſt es, daß wir auf dieſem Tiſche weder Meſſer noch Gabeln ſehen, ſondern nur elfenbeinerne Löffel von verſchiedener Größe.

Dieſes Gemach iſt erhellt von mehreren Carcellampen, die da und dort ſtehen, ſowie von einem tüchtigen Feuer, welches im Kamin brennt. Vor dieſem Kamine zeigt ſich ein großer geſchnitzter Lehnſtuhl, und in demſelben ſitzt ein Mann von ungefähr vierzig Jahren mit einem runden, fetten Geſichte, in dem ſich lebhafte Augen befinden, und das faſt immer von einem angenehm ſein ſollenden, aber in der That widerwärtigen Lächeln erhellt iſt. Der Mann hat es ſich bequem gemacht; ſeine Füße ſtecken in Pantoffeln, welche behaglich auf einer vorſpringenden Stange des Kaminroſtes ruhen. Auf dem Schooße dieſes Mannes liegt eine Serviette ausgebreitet, und während er mit

der linken Hand einiges Backwerk verſpeist, hält die Rechte einen zierlichen Glaskelch, den er jetzt langſam emporhebt, worauf ein anderer Mann in der einfachen Livree eines vornehmen Hauſes, der neben ihm ſteht, das Glas mit rothem Wein füllt, das jener dann gegen die Kaminflamme hält, zum Munde führt und langſam ausſchlürft.

„Und Ihr mögt ſagen, was Ihr wollt, François, der Bordeaux, den wir ſeit zwei Tagen bekommen, iſt nicht mehr der gleiche wie früher; es hat dem Hausmeiſter wieder einmal beliebt, zu wechſeln. Aber ich mag das nicht, und wenn ich das dem Doctor ſage, ſo kann das dem da drunten eine gewaltige Naſe einbringen.“ Der Bediente betrachtete aufmerkſam die Etikette der Flaſche, roch einmal in dieſe hinein und zuckte die Achſeln. „Ihr ſeid noch zu neu im Hauſe, François,“ fuhr der Andere fort, „um darüber ein Urtheil abgeben zu können, wer aber wie ich nun ſchon anderthalb Jahre lang dieſes ſaure Brod eſſen muß, der kennt ſich leider aus.“

Nach dieſen letzten Worten ſteckte er ein großes Stück Kuchen in ſeinen Mund und ſpülte daſſelbe mit einem friſch eingeſchenkten Glaſe Wein hinunter. „Die ganze Wirthſchaft da drunten,“ fing er nach einer Pauſe wieder an, während er ſich behaglich den Leib ſtrich, „taugt den Teufel nicht, Hausmeiſter, Kammerdiener, Kutſcher und Koch — will ſich doch all das Geſindel in mein ſaures Amt miſchen; verlaſſe ich einmal einen Augenblick das Zimmer und komme zurück, ſo finde ich dieſen oder jenen neugierig hereinlugen oder gar in Unterredungen mit dem Herrn. — Du lieber Gott!“ ſetzte er ſcheinheilig hinzu, während er gen Himmel blickte, „wenn ich Unterredungen ſage, ſo meine ich Worte, die man an ihn hinſpricht, und worauf er leider Gottes keine zuſammenhängende Antwort geben kann. Deßhalb habe ich auch Euren Vorgänger entfernt, und ich hoffe, François, Ihr werdet Dankbarkeitsgefühl genug haben, oder wenigſtens auf Euren Vortheil bedacht ſein, um ſo feſt als möglich an mich zu halten.“

Der Bediente verbeugte ſich ehrerbietig und neigte dabei den Kopf ſo tief gegen den Andern herab, als wollte er die Füße oder wenig-

ſtens die Hände küſſen, dann ſagte er: „Was das Feſthalten anbelangt, Herr Krämer, ſo werden Sie von mir überzeugt ſein, daß wo ich einmal im Dienſt bin, ich auch treu diene.“ Damit legte er die Hand auf ſein Herz und blickte mit einer ehrlich ſein ſollenden Miene an die Zimmerdecke. Dieſes Geſicht ſchien aber nicht zum Ehrlichausſehen geſchaffen zu ſein, es war vielmehr eine wahre Gauner-Phyſiognomie, aber kein ehrlicher Spitzbubenkopf mit trotzigem Mund oder zuſammengekniffenen Lippen und böſen, ſtechenden Augen, ſondern dies Geſicht hier war ſo nichtsſagend und ſchlecht, ſchlaff und feige, daß ein Menſchenkenner augenblicklich wußte, er habe es mit einem Subjecte zu thun, welches vielleicht vor offenem Raub und Einbruch zurückſchaudere, dagegen zu feigem Betrug, zu Fälſchung und Schwindeleien aller Art ſtets bereit ſei. Das Geſicht des Bedienten war lang, ſchmal und bleich, und das einzige Beſondere in demſelben waren ſo hochgewölbte Augenbrauen, daß es ſchien, François betrachte alle Dinge umher ſtets mit der größten Verwunderung.

Herr Krämer ſchüttelte ruhig die Krumen von der Serviette auf ſeinem Schooß und reichte dann dieſelbe François, welcher ſie in ehrerbietiger Haltung zuſammenfaltete und dann liſpelnd ſagte: „Wäre es vielleicht unbeſcheiden von mir, wenn ich den Herrn Krämer um einige Aufſchlüſſe über das erſuchte, was ich ſeit acht Tagen hier vor mir ſehe und nicht recht begreife? Vielleicht könnte es für meinen Dienſt nicht ſchaden, wenn ich erführe — was ich erfahren ſoll,“ ſetzte er mit geſenktem Kopfe hinzu. — „Gewiß,“ erwiderte der Andere, „ich habe ſchon daran gedacht. — Was macht der Herr?“ François warf einen Blick in den Spiegel, der ſich über dem Kamin befand, und da dies uns ebenfalls nicht verwehrt iſt, ſo bemerken wir, daß dieſer Spiegel aus mehreren Stücken beſteht und kreisförmig auswärts gebogen ſo aufgeſtellt iſt, daß man von demſelben nicht nur das ganze Zimmer überſehen konnte, ſondern auch noch ein Nebenkabinet, eigentlich einen Alkoven, deſſen Oeffnung gerade ſo breit als das Kabinet iſt.

„Er ſitzt im andern Zimmer am Fenſter an ſeinem gewöhnlichen

Platze," ſagte der Bediente nach einer Pauſe; „er ſtützt den Kopf auf die Hand und ſchaut in die Nacht hinaus." — „Gut," entgegnete Herr Krämer, „du weißt, François, daß der Beſitzer dieſes Hauſes, der alte Baron von Breda, vor einem Jahre ſtarb." — „Aus Kummer," ſeufzte François. — „Allerdings aus Kummer," bemerkte der Andere, „und dazu hatte er Urſache genug. Es iſt keine Kleinigkeit, das zu erleben, was über den alten Herrn ſo plötzlich hereinbrach. Wie ſtand er in der Welt! Aus einem der beſten Häuſer des Landes, reich, angeſehen bei Vornehm und Gering, hatte er einen einzigen Sohn, ſeinen Stolz, ſeine Freude, einen der prächtigſten und lebensluſtigſten Cavaliere, die je zu Pferde ſtiegen, und dem alten Herrn ſchien ja alles nach Wunſch zu gehen. Wie oft hat ſo ein Vater von allerlei verliebten und anderen Launen ſeines Sohnes zu leiden, muß hie und da mit Geld nachhelfen oder alles Mögliche thun, um irgend eine Mesalliance zu verhindern. Derartige Geſchichten kamen eben hier nicht vor; alles wickelte ſich ab, wie ein gut geſponnenes Garn; daß der junge Herr der Tochter eines befreundeten Hauſes, der liebenswürdigen Gräfin Eliſe von Heeren, den Hof machte, wußte der alte Baron und rieb ſich ſchmunzelnd darüber die Hände. Nur Eins war ihm nicht ganz recht: die kleine Gräfin — ſchön, ſag' ich Euch, François, wie Ihr nie was geſehen — hatte einen einzigen Fehler, der eigentlich für ein Mädchen kein Fehler iſt, — ſie war noch zu jung, erſt vierzehn Jahre alt, als der Baron ſie kennen lernte. Und wer ſeine Liebe zu ihr, ſowie ſeinen leidenſchaftlichen Charakter kannte, der begriff leicht, daß er nach zwei Jahren des Wartens überdrüſſig war und, da Eliſe jetzt Sechszehn geworden, hartnäckig auf die endliche Verbindung drang." —

Obgleich François immer ſehr erſtaunt ausſah, nickte er jetzt doch auch noch beipflichtend mit dem Kopfe.

„Umſonſt baten die Eltern der Braut, namentlich die Mutter, um Aufſchub von wenigſtens noch einem Jahre, die beiden alten Herren hatten längere Unterredungen mit einander, nahmen auch in Folge

davon den jungen Herrn ernſtlich vor, deſſen ganze, aber einigermaßen heftige Antwort war: „wenn Eliſe noch warten will, ſo liebt ſie mich nicht und dann — kann auch ich warten.“ — Seht Ihr, François, darauf hin hätte ich alles gut ſein laſſen; Gott! ſo ein junges Mädchen ſtirbt nicht am Heirathen. Aber nein, da hatten ſie keine Ruhe, namentlich die Gräfin Mutter, ſie meinte, ihr würde es gelingen, den jungen Herrn nachgiebig zu machen. Ja, gehorſamer Diener! was ſie erreichten, war, daß ſich bei ihm die fixe Idee feſtſetzte, Eliſe liebe ihn nicht mehr, und als deren Mutter nun auch das Mädchen ſelbſt beſtimmte, mit ihrem Verlobten darüber zu ſprechen, hätte es bald einen Eclat gegeben; er rannte wie wahnſinnig nach Hauſe, ſie ſtürzte der Gräfin weinend in die Arme, und da war nichts Andres zu machen, als den Hochzeitstag ſo bald wie möglich zu beſtimmen.“

„Man hätte Eines oder das Andere auf Reiſen ſchicken ſollen,“ meinte François. Herr Krämer zuckte mit den Achſeln, ließ ſich ein neues Glas Wein eingießen, um ſeine vom mühſamen leiſen Sprechen trocken gewordene Kehle anzufeuchten, und ſagte dann nach einer Pauſe: „Unſereins ſieht freilich oft ſchärfer als die da droben, aber ſie glauben's nicht; wäre ich nicht damals noch ganz fremd im Hauſe geweſen, hätte ich mir ſchon ein vernünftiges Wort erlaubt. — Nun der Hochzeitstag kam heran, — doch ehe ich von demſelben ſpreche, muß ich noch des andern jungen Herrn im Hauſe erwähnen.“

„Ah, des Neffen von Herrn Eugen, des Herrn Paul!“ — Herr Krämer nickte mit dem Kopfe, dann fuhr er fort: „Geſchwiſterkind des alten Herrn Baron, und nun, da es Gott ſo gewollt, muthmaßlicher Erbe des ganzen ungeheuren Vermögens.“ — „Ein braver Herr!“ ſagte François begeiſtert. — „Ein vollkommener Cavalier, freigebig, und weiß ſeine Leute nach Verdienſt zu behandeln.“ — Der Bediente neigte demüthig ſeinen Kopf, der Andere ſchaute mit vielſagendem Blicke in die Höhe und bemerkte ruhig, aber ausdrucksvoll: „jetzt unſer Herr! — Jugend hat nicht Tugend,“ fuhr er nach einer Pauſe in leichtem gefälligem Tone fort. „Herr Baron Paul war allerdings weniger leb-

haſt und wild, als der junge gnädige Herr, aber er iſt auch um mehrere Jahre älter, hat ſein Leben genoſſen und, wie er ſagt, die Weiber kennen gelernt. Wir Beide, François, wollen es ihm nicht übel nehmen, daß er ſich den Wunſch der Gräfin Heeren auf ſeine Art auslegte. Er zuckte die Achſeln darüber und lachte ſo vor ſich hin; wenn ich mich unterſtehen dürfte, über einen Angehörigen unſeres Hauſes meine offenherzige Meinung zu äußern, ſo würde ich ſagen, er hätte das allenfalls bleiben laſſen können, aber du mein Gott! man ſagt etwas und meint es nicht ſo böſe. — Genug, der Hochzeitstag kam heran. Seht Ihr, lieber François, ich, der ich zum Haushofmeiſter für das junge Paar angenommen war und ſchon ſeit einem halben Jahre mich damit beſchäftigte, alles in den gehörigen Stand zu ſetzen, ich hätte mir nicht träumen laſſen, jetzt mein gegenwärtiges Amt verſehen zu müſſen. Die Stelle eines Haushofmeiſters iſt ein ſchöner, angenehmer Poſten, man kann ſich überall umthun, man lebt frei und behaglich, kann ohne Scheu von der Gabe Gottes eſſen und trinken, allen möglichen Leuten gefällig ſein nnd darum auch wieder auf die Gefälligkeit Anderer rechnen. Ach, es iſt traurig, hier nun den ganzen Tag eingeſperrt zu ſein! Freilich bin ich nicht ſchlecht geſtellt, Ihr könnt das an Euch abmeſſen, lieber François, aber die Freiheit! die Freiheit!“

François legte ſein Mitgefühl für den unmittelbaren Vorgeſetzten dadurch an den Tag, daß er ſeine Unterlippe betrübt herunterhängen ließ; weil aber die Augenbrauen trotz ſeiner Anſtrengung nicht aufhörten, höchſt erſtaunt auszuſehen, ſo bekam dadurch der Kopf etwas ungemein Komiſches. „Was nicht iſt, kann noch werden,“ meinte er nach einer Weile. „So können die Sachen hier doch nicht fortgehen, und wenn der Herr Baron Paul,“ ſetzte er flüſternd hinzu, „das Haus antritt, ſo kann es Ihnen nicht fehlen.“

Herr Krämer antwortete mit einem tiefen Seufzer, und nachdem er vorſichtig in den Spiegel geſchaut und ſich überzeugt, daß der junge Herr im Nebenzimmer noch immer in derſelben Stellung verharre, fuhr er in der Erzählung fort und ſagte: „Alle dieſe Reden von

der Aufſchiebung der Hochzeit hatten auf das Gemüth der jungen Gräfin ſehr nachtheilig eingewirkt; ich kann Euch das nicht ſo erklären, aber ich hörte ſpäter den Doctor mit dem alten Baron darüber reden, und der ſagte was von ahnungsvollem Bangen, was ein junges Mädchenherz bewege, von Gemüthsbewegung und gewaltigem Nervenreiz, kurz von einem Zuſtande, den man durchaus nicht ſteigern dürfe, um nicht die nachtheiligſten und ſchrecklichſten Folgen zu verleben. Am beſtimmten Tage nun fuhr unſer Herr mit dem Baron Paul, der ſein Brautführer war, zu Heerens. Wie war er ſo vergnügt, als ich ihm beim Anziehen half, ja vergnügt, aber doch ſchrecklich aufgeregt. „Siehſt du," ſagte er zu mir, „wie meine Hand zittert, und doch halte ich nur ein Glas Waſſer, — dieſe Hand, die ſonſt nicht die geringſte Bewegung machte, wenn ich den ſchwerſten Säbel minutenlang in ihr ausgeſtreckt hielt. Das thut die Freude." — So kam er nun bei ſeiner Braut an, oder vielmehr im Hauſe derſelben, aber ſtatt lachender, freudiger Geſichter, wie ſie einen Bräutigam empfangen ſollen, bemerkte er zerſtörte Mienen, ängſtliches Hin- und Herlaufen; ſtatt zu Eliſen führte man ihn in ein Zimmer des Parterreſtocks, wo der alte Graf Heeren mit dem Hausarzte erſchien. — Daß ich den Jammer mit wenig Worten ſage: die junge Gräfin hatte während des Ankleidens einen Anfall gehabt, ſie war zuſammengeſchaudert, als man ihr Schleier und Kranz brachte, ſie hatte geweint und gefleht, ſie nicht zum Tode zu ſchmücken, dann war ſie ohnmächtig geworden, und jetzt lag ſie ſtill brütend in einem Fauteuil und fuhr jeden Augenblick erſchreckt in die Höhe, indem ſie fürchtete, ihn, den ſie ſo ſehr geliebt, kommen zu hören. Er durfte ſie nicht einmal ſehen und fuhr in ſchrecklicher Bewegung nach Hauſe. Der Herr Baron Paul, obgleich er ihn zu tröſten verſuchte, war doch anfänglich ſehr karg mit ſeinen Antworten auf die ſtürmiſchen Fragen ſeines Vetters, dieſer wollte des Andern Vermuthungen hören über den furchtbaren Vorfall, und je verſchloſſener derſelbe blieb, deſto mehr drang der junge Herr in ihn. Was ſie eigentlich zuſammen geſprochen, das hat nie Jemand erfahren; ſo ein heftiger, aufgeregter

junger Mann wie der Baron war wohl im Stande, den ruhigeren Vetter ſo lange zu quälen, bis er vielleicht ſeiner Anſicht, ſeiner Befürchtung, ſeiner fixen Idee, Eliſe liebe ihn nicht mehr, beitrat. Was weiß ich, genug, ein Wort gab das andere; laß dich zehn- und hundertmal von einem Exaltirten fragen: warum liebt mich dieſes Mädchen nicht mehr? ſo wirſt du ihm auch zur Antwort geben: vielleicht hat ſie dich nie ſo recht von Herzen gemocht, vielleicht zieht ſie einen Andern vor, — der Blitzſtrahl in ein Pulverfaß. Was half alles Vernunftpredigen! Der junge Baron hatte nur einen Gedanken: wer? wer? wer? Und wenn man eifrig ſucht, ſo findet man. — Wohl hatte vielleicht der Baron Paul," ſetzte Herr Krämer nach einer kleinen Pauſe mit kaum vernehmlicher Stimme hinzu, „mit ſuchen helfen, wer weiß das? Vor dem alten Herrn wurden dieſe Sachen natürlicherweiſe heimlich betrieben, genug, an einem ſchönen Abend brachte Baron Paul unſeren jungen Herrn ſchwer verwundet nach Hauſe. Mit einem Herrn von W. hatte er ſich auf Säbel geſchlagen, hatte ſeinen Gegner tief in die Bruſt gehauen, ſelbſt aber einen Hieb in den Kopf erhalten, an dem er Monate lang zu Bette lag. Die Wunde heilte endlich zu, als aber der unglückliche junge Herr zum erſtenmal wieder aufſtand, war er in dem Zuſtande, in dem er ſich jetzt befindet. — Doch ruhig, er ſteht auf." — „Und Gräfin Eliſe," flüſterte François, „was ward mit ihr?"

B—s—s—st!" machte Herr Krämer, wobei ſein Geſicht plötzlich einen ganz andern, ſehr ernſten Ausdruck annahm, während er ſich in ſeinem Lehnſtuhle gerade ſetzte und, wie es ſchien, unbefangen vor ſich hin blickte. Ein aufmerkſamer Beobachter aber hätte deutlich ſehen können, daß dieſes unbefangene Weſen erkünſtelt war, daß er vielmehr häufig forſchende Blicke vor ſich in den Spiegel warf und daß er mit ungetheilter Aufmerkſamkeit auf ein kleines Geräuſch im Nebenzimmer, ſowie auf ſich langſam nähernde Fußtritte lauſchte.

Unter der Thüre des Nebenkabinets oder Alkovens, von dem wir vorhin ſprachen, ward die Geſtalt eines jungen Mannes ſichtbar, der gegen das Kamin zuſchritt. Er mochte ungefähr vier oder ſechs-

ihren Zorn verſchluckt, und wäre vom Fenſter zurückgetreten, ſtatt daß ſie dem Doktor ziemlich unverblümt ſagte: wenn ſich auch Philipp wirklich eine Uebereilung habe zu Schulden kommen laſſen, ſo ſei er wahrſcheinlich von ihm verführt worden; was aber meine Perſon betreffe, ſetzte ſie mit erhobener Stimme hinzu, ſo ſei ich einer der vielverſprechendſten jungen Taugenichtſe, die es gebe.

Das war zu viel für meinen Freund, den Doktor; er griff mit der Hand hinter ſich, erwiſchte eine alte, roſtige Piſtole, die an einem Nagel neben dem Fenſter hing, und richtete ſie plötzlich auf Philipp, mit dem fürchterlichen Schwur, er wolle ihm, ſo wahr die Piſtole mit zwei Kugeln und einigem gehackten Blei geladen ſei, den Hirnkaſten damit zerſchmettern, wenn er nicht augenblicklich der Wahrheit die Ehre gebe und bekenne, ob er ihn verführt, oder ob ihn nicht vielmehr zwei ſchwarze glänzende Augen magnetiſch angezogen.

Die Weiber haben in ſolchen Dingen einen merkwürdigen Scharfſinn; kaum hatte der Doktor der beiden ſchwarzen Augen erwähnt, ſo errieth Jungfer Barbara den Zuſammenhang. Einen Augenblick wartete ſie, ſchwankend zwiſchen Furcht und Hoffnung, ob nicht der unglückliche Philipp dieſe Anklage mit den fürchterlichſten Eiden von ſich weiſen werde. Mochte ihn nun aber das Bewußtſein ungeheurer Schuld, oder die fürchterliche

undzwanzig Jahre haben, war hoch und ſchlank gewachſen, und wenn er etwas vorn übergebeugt ging, ſo mochte das wohl daher kommen, weil er den Kopf tief herabſinken ließ, ihn nur ſcheinbar mit der linken Hand unterſtützend, welche er an die Stirne gelegt hatte. Zwiſchen ſeinen weißen Fingern drängte ſich ſein lockiges blondes Haar hervor, welches ſeine hohe edle Stirne umgab. Sein Geſicht im Ganzen war angenehm, ohne ſchön zu ſein, es mußte früher einen unbeſchreiblich gutmüthigen Ausdruck gehabt haben; jetzt aber gaben ihm die zuſammengekniffenen Lippen und ein ſeltſamer Glanz in den hellbraunen Augen, ſowie ein unſteter Blick etwas Abſtoßendes, ja Unheimliches. Nachdem er einige Schritte in das Zimmer hineingethan, ließ er die linke Hand herabſinken, richtete den Kopf haſtig in die Höhe und blickte um ſich, anfänglich mit aufmerkſamem Geſichtsausdrucke, dann zuckten ſeine Lippen wie ungeduldig, und wenige Minuten nachher flog eine tiefe Trauer über ſeine Züge.

Mittlerweile war er vor den Kamin getreten, hatte ſich neben den Stuhl geſtellt, in welchem Herr Krämer ſaß, und ſagte mit einer tiefklingenden Stimme: „Es iſt ſchon ſo lange dunkel da draußen auf den Straßen, daß ich's endlich genug habe. Es könnte wieder Tag werden, — o ja, Tag werden, — ich liebe die Nacht nicht. — Ah!“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er den Bedienten mit zuſammengezogenen Augenbrauen angeſehen, „wie kann es auch Tag ſein, wo ſolche Figuren ſind! Ich habe ja ſchon oft geſagt, daß du ein Kind der Finſterniß biſt. Nun, du haſt das Recht dazu; aber du haſt kein Recht, dich hier einzudrängen und ein Stück Dunkelheit hereinzuſchleppen in meine hellen Zimmer. — Hebe dich weg, Ver—“. Ehe er aber dieſes Wort ausſprach, drückte er beide Hände mit einem ſchneidenden Seufzer an die Stirne und ſagte, als er ſie nach einer Weile wieder herabſinken ließ: „Doch wozu dich wegſchicken, Kamerad? Sind wir doch alle verdammt, der Eine ein bischen mehr, der Andere ein bischen weniger; ich vielleicht am wenigſten, dann kommſt du meinetwegen. Wer aber die Qual der Verdammniß am

verdienteſten trägt, das iſt da unſer Freund, der vor dem Kamine ſitzt, — der behaglich ſitzt," ſprach er nach einer Weile, wobei ſeine Augen anfingen zu blitzen und der Ton der Stimme immer heftiger wurde, „der da ſitzt, wenn ich ſtehe. Erhebe dich, Hallunke, ich dein Herr, ſtehe vor dir!"

Obgleich Herr Krämer mitleidig und höhniſch lächelte, beeilte er ſich doch, dem erhaltenen Befehle auf das Schnellſte zu willfahren, dann aber, als er den ſchweren Seſſel zwiſchen ſich und den unglücklichen jungen Mann gebracht, veränderte er auf einmal ſeine Phyſiognomie, ſeine Augen blickten ſtarr vor ſich hin, wie um den Gegenſtand, den ſie erfaßt, zu bannen. Dabei kniff er die Lippen auf einander und ſtreckte den Hals ſo weit als möglich vor. „Alſo ſo weit wären wir wieder!" rief er nach einer Pauſe, „das iſt der Dank für meine Mühe, daß man mir nicht einmal einen Augenblick Ruhe am Kamine gönnt! Habe ich darum Ihren Kopfſchmerz aufhören laſſen und ſo viele ſchöne Lichter angezündet? Ah! das Ding kann ſich ändern," ſetzte er grob und pöbelhaft hinzu; „bin ich vielleicht Ihr Narr, oder ſind —". Glücklicherweiſe ſprach er dieſen furchtbaren Satz nicht aus. „Jetzt iſt mir ſchon alles einerlei. Allons, François, löſchen wir die Lichter aus, der Herr Baron lieben die Dunkelheit."

Es war ſchmerzhaft anzuſehen, wie der unglückliche junge Mann in dieſem Augenblick ſich zu einem Lächeln zwang, zu einem Lächeln ſo voll furchtbaren Schmerzes, daß ihm unwillkürlich während deſſelben zwei Thränen über die Wangen hinabrollten; aber das Lächeln ſiegte und als nun gerade von der Glut im Kamine einer der Holzblöcke auseinanderborſt und unzählige Funken herumſprühten, wurde das Lachen ſehr laut, natürlich und herzlich, und die Augen des jungen Mannes folgten mit offenbarem Wohlbehagen dem Feuerregen, der übrigens nur eine Sekunde währte.

„Wie viel Uhr iſt es?" fragte Herr Krämer ruhig den Bedienten. „Mir ſcheint, es iſt ſchon ſpät." — „O nein, es iſt noch ſehr früh!" rief haſtig der junge Mann, „für mich noch ſehr früh; ich will noch

nicht ſchlafen, ich kann noch nicht ſchlafen. Oh, Gerard," wandte er ſich an den Hüter, „wenn du einmal ſo furchtbare Träume hätteſt, wie ich, dann gingſt du gar nicht mehr zu Bette." — „Und was thäte ich dann?" ſprach der Andere. — „Du bliebſt am Fenſter ſitzen und ſchauteſt in die Nacht hinaus lange, lange, lange und betrachteteſt dir den dunklen Himmel und die ſchwarzen Wolken, bis es allmälig heller würde und immer heller und der helle Tag anbräche. Denn wenn du ruhig abwarteſt, Gerard, ſo kommt doch der Tag zuletzt immer wieder, und darauf habe ich meine Hoffnung gebaut. — Einen Stuhl!" — Dieſe letzten Worte galten dem Bedienten, der ſich auch beeilte, einen Fauteuil aus der Ecke herbeizuholen, in den ſich der junge Baron niederließ. Er ſtützte den Kopf in die Hand und blickte eine Zeit lang düſter in die Glut des Kaminfeuers, lächelte dann eigenthümlich und ſagte: „Glaube mir, Gerard, ich habe in meinem Kopf viele gute Gedanken, das fühle ich wohl; aber verflucht! ich weiß ſie nie auszuſprechen. Iſt mir doch gerade, als habe ich hinter meiner Stirne ein eiſernes Gitterwerk, einen Käfig, ein Gedankengefängniß, und darin toben ſie oft wild durcheinander und ringen nach Freiheit, daß es mir ſchwindlig und Angſt wird. In ſolchen Augenblicken drücke ich meine beiden Hände an den Kopf, um die toll durcheinanderſpringenden Ideen zu beruhigen. — Gibt es kein Mittel, Gerard, dieſes Gitter aufzuſprengen? Du ſollteſt ſehen, was für prachtvolle Gedanken dann zum Vorſchein kommen. — Gibt es kein Mittel?" fragte er nach einer längeren Pauſe abermals.

„Nein, es gibt keins," erwiderte der Hüter ziemlich barſch, und als der junge Mann bei dieſer Antwort den Kopf tief in ſeine Hände verbarg, ſagte jener flüſternd zu dem Bedienten: „Gott ſei Dank, daß das eiſerne Gitter da iſt; wenn wir all dieſe Gedanken hören ſollten, das wäre um ſelbſt närriſch zu werden." Dabei bemerkte er übrigens nicht, wie ſchon bei den erſten Worten, die er ausſprach, der junge Mann einen Blick herüberwarf, einen Blick, der ſchrecklich war, und wie er darauf die Zähne zuſammenbiß; doch lehnte er ſich im nächſten Augenblick ruhig in den Fauteuil zurück, faltete die Hände und ſagte

mit welcher Stimme: „Lies mir etwas vor.“ — „Es iſt ſchon ſo ſpät, verſetzte Herr Krämer mürriſch. — „Lies mir vor!“ wiederholte heftig der Kranke. — „Auch habe ich Bruſtſchmerzen,“ fuhr der Hüter fort; „François, bring das große Bilderbuch her.“

„Und ich will kein Bilderbuch!“ rief nun der junge Mann mit ausbrechendem Zorn. „Verflucht ſei dein Bilderbuch, deine Hunde und Affen, ſelbſt Hund und Affe! — Das Buch! ich will das Buch! Du weißt ſchon, was ich meine, und kennſt auch, was ich will, daß du mir vorleſen ſollſt. Ja, ſchaue mich nur mit deinen giftigen Augen an und winke deinem Henkersknecht.“ — „François!“ ſagte der Hüter mit einer unangenehmen Kälte, „löſche die Lichter aus, es iſt kein gut Wetter heute Abend.“ — „Ja, löſche die Lichter aus!“ ſchrie der unglückliche Kranke, indem er mit den Zähnen knirſchte; „aber wenn es auch finſter iſt, will ich dich doch treffen; ich ſehe dich auch in der Nacht.“ Und bei dieſen Worten griff er mit ſicherer Hand in den Kamin, ergriff eine kleine Schürſtange von polirtem Eiſen, die an der Seite lehnte, und ſchwang ſie drohend gegen Gerard.

Dieſer aber, dem dergleichen Auftritte ſchon zuweilen begegnet ſein mußten, und dem nichts der Art unerwartet kam, ergriff ruhig eine andere Stange, die an ſeiner Seite lehnte und ſagte: „Nur zu; das wird ein artiges Duell geben, eine Quart auf die Bruſt hieher und eine Prim in den Kopf dahin.“ Bei dieſen letzten Worten fuhr er ſich mit dem Nagel des Daumens über die Hirnſchaale, genau an derſelben Stelle, wo der Baron Breda damals jenen fürchterlichen Hieb erhalten. Und als ob er ſo eben erſt den Schlag bekommen, ſank der unglückliche junge Mann in den Stuhl zurück, ließ die Stange fallen und fuhr mit beiden Händen an ſeine Stirne.

Herr Krämer blickte triumphirend lächelnd zu François auf, der jetzt ſeine Augbrauen noch höher emporzog und in Wahrheit ein Bild des Erſtaunens abgab. „Da wir nun wieder Freunde ſind,“ fuhr der Hüter nach einem längeren Stillſchweigen und mit einem fatalen Lächeln fort, „ſo ſoll auch François das Buch holen, dort auf dem Tiſche

das kleine rothe.“ Der Bediente that wie ihm befohlen, Herr Krämer öffnete es, ſuchte eine Weile und las dann:

„Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein.“

„Ja, ſie war wie eine Blume!“ ſeufzte der Unglückliche, „ſo ſchön, ſo hold und auch gewiß ſo rein. Ich habe ſie lange angeſchaut — und ſehe ſie noch vor mir,“ ſagte er träumeriſch; „ich kann jedoch ihr Bild nicht mehr erkennen. Aber wenn ich nur daran denke, fließt Wehmuth in mein Herz.“

„Mir iſt, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen ſollt',

las Herr Krämer weiter.

Betend, daß Gott dich erhalte
So ſchön, ſo rein, ſo hold.

„So das iſt's,“ ſchloß der Wärter.

Betend, daß Gott dich erhalte
So ſchön, ſo rein, ſo hold,“

wiederholte der Unglückliche mit leiſer, vor Wehmuth zitternder Stimme, wobei er ſeine Hände aufhob, als wollte er ſie ſanft Jemand auf das Haupt legen. Dann ſtand er auf, warf einen vielſagenden Blick auf ſeinen Hüter und fing darauf an, im Hintergrunde des Zimmers mit großen Schritten auf und ab zu gehen.

„So, das gilt für den Abendſegen,“ ſagte Herr Krämer jetzt wie zu ſich ſelbſt, indem er ſeine Stimme, die ohnehin beim Vorleſen nicht viel Schwung bewieſen hatte, zum allergewöhnlichſten Geſprächston herabſtimmte und als er bemerkte, daß der Kranke haſtig hin und her ging, fuhr er fort: „Das kann er zehnmal des Tags hören und iſt hernach ruhig wie ein Lamm.“ — Und er meint ſeine Braut da-

mit?" fragte der Bediente flüſternd. „Aber was ſagte er vorhin? er könne ſich kein Bild von ihr machen? das iſt in der That ſonderbar." — Eigentlich nicht ſo ſonderbar, als Ihr glaubt, François," meinte wichtig Herr Krämer. „Die Aerzte und Gelehrten ſagen: jeder Theil des Gehirns von Thier und Menſchen habe eine beſtimmte und abſonderliche Funktion, man hat darüber an Tauben Verſuche angeſtellt, das Gehen eines ſolchen Geſchöpfes z. B. an irgend einer gewiſſen Stelle verletzt, und es ging nun beſtändig rückwärts, an einer andern ſtürzte es unaufhaltſam vorwärts, bei einem dritten und vierten drehte es ſich in Einem fort rechts oder links herum. Das ſoll bei einem Menſchen nun gerade ſo ſein, und der Hieb dort," ſagte er ſo leiſe, daß es nur für den Bedienten verſtändlich war, „muß gewiſſermaßen, wie ſie es nennen, einen Theil des Gedächtniſſes getroffen haben, denn wenn ſich der Herr auch gewiſſer Sachen, die früher vorfielen, außerordentlich gut erinnert, ſo hat er dagegen alle Perſonen ſeiner früheren Bekanntſchaft total vergeſſen, ſogar den alten Herrn erkannte er nicht wieder, ebenſo wenig mich, den er doch früher täglich geſehen. Und was nun ſeine Braut anbelangt, ſo hat er wohl eine Ahnung von der ganzen Geſchichte und blättert oft dort in dem großen Buche, wo die ſchönen Mädchenköpfe abgezeichnet ſind; da kann er ſtundenlang überlegen und ſuchen, ohne zu finden, denn das ſieht man an der Trauer und dem Unmuthe, mit dem er das Buch jedesmal von ſich wegwirft."

„Alſo weiß er, daß er eine Braut gehabt und ſie verloren?" — „Gewiß, aber gerade, daß er fort und fort nachgrübelt und ihr Bild wieder zu finden ſucht, wird ſeiner Geneſung, wenn überhaupt eine möglich wäre, ſehr hinderlich ſein." — „Und die junge Gräfin?" fragte flüſternd der Bediente, „hat ſich ihr Zuſtand geändert, oder iſt ſie ſchwermüthig geblieben?" — „Wir wiſſen nicht viel von ihr," entgegnete Herr Krämer nach einer Pauſe. „Die Aerzte riethen ihr Luftveränderung, ſie machte mit ihren Eltern eine Reiſe nach Südfrankreich und Italien, und ich weiß in der That nicht, ob ſie zurückgekehrt iſt." — „Alſo ſind die beiden Häuſer durch die Geſchichte ein wenig aus-

einander gekommen?“ — „Schon vor dem Tode unſeres alten Herrn; und doch, ſeit Herr Baron Paul die Sachen verwaltet, hat es ſich wieder gut gemacht. Nur als vor einem halben Jahre die Aerzte zu einer Zuſammenkunft der beiden jungen Leute riethen, welche vielleicht auf das Gemüth des Kranken heilſam einwirken könnte —“ — „So widerſetzte ſich der Herr Baron Paul dieſer Zuſammenkunft?“ fragte François mit einem ſeltſamen Lächeln; „ich verſtehe.“ — „So, Ihr verſteht?“ erwiederte der Andere mit einem kurzen und raſchen Kopfnicken. „Nun, das freut mich, und da Ihr nicht ganz ohne Verſtand ſeid, ſo werdet Ihr auch hoffentlich einſehen, wie die Geſchäfte hier geführt ſein wollen.“

„Aber eins begreife ich nicht,“ meinte der Bediente, „warum Ihr mit dem Kranken hier in der Stadt und dem Hauſe bleibt? Da gibt es doch ſtille und ruhige Aufbewahrungsorte, wo man glücklicherweiſe nicht ſo viel Umſtände zu machen braucht.“ Herr Krämer ſchüttelte verächtlich mit dem Kopfe, dann deutete er achſelzuckend auf ſeine Stirne und ſagte hierauf: „Es iſt ein Unglück, wenn man nicht weiter ſieht, als Einem die Naſe gewachſen iſt. Meinet Ihr vielleicht, man ſtecke den einzigen Herrn eines großen Namens und ungeheuren Vermögens nur ſo mir nichts, dir nichts in irgend eine Anſtalt hinein? Das will zart behandelt ſein. Das iſt ein Grund; der andere aber iſt der, daß unſer Kranker in eine wahre Wuth geräth, wenn er nur aus irgend etwas zu merken glaubt, man wolle ihn aus der Stadt entfernen.“

„Alſo hat er ſehr lichte Momente?“ fragte der Bediente. — „Viel zu viel, um ein Narr zu ſein, und zu wenig, um vernünftig leben zu können. Ich ſage Euch, François, es gibt Tage, wo wir Beide ſo ruhige Converſation führen und wo er ſo geſcheidt fragt und antwortet, daß ein Dritter, der uns zuhörte, wahrhaftig kaum im Stande wäre, zu ſagen, wer von uns Beiden der Geſcheidteſte iſt. — Jetzt aber geht hinaus, ich habe ſchon ein paarmal bemerkt, daß er un-

willige Blicke herüberſchießt; mir ſcheint, er will allein ſein, vielleicht ſchlafen. Du grundgütiger Herrgott!“ ſetzte er mit einem ſcheinheiligen Seufzer hinzu, „dann wäre dieſes mühſame Tagewerk auch wieder vorüber! Iſt noch ein Tropfen in der Flaſche?“ Statt aller Antwort füllte der Bediente den dargereichten Kelch nochmals, ſchlug dann den Pfropfen mit der Handfläche in die leere Flaſche und entfernte ſich mit leiſem Schritt.

Der Baron Breda ſtand am Fenſter und hatte die Stirne an die kalten Scheiben gedrückt, nun wandte er ſich mit einemmale raſch herum. „Wiſſen Sie was, Gerard,“ ſagte er mit lauter Stimme, „ich habe das Leben hier in dem Zimmer ſatt und will hinaus. Teufel auch! ein junger Mann von meinem Alter braucht nicht gehütet zu werden wie ein kleines Kind, und keinen Wärter wie Sie ſind.“ Statt aller Antwort zuckte Herr Krämer mit den Achſeln und blickte lächelnd vor ſich hin in die Kaminglut. Der junge Mann ſchaute ihn ein paar Sekunden mit weit geöffneten Augen an, dann ſeufzte er ſchmerzlich auf, legte die Hand an die Stirne und ballte ſie gleich darauf wie im heftigen Zorn. Doch ging das wieder vorüber, wie es gekommen, worauf ſich der Kranke abermals ein paar Schritte dem Kamin näherte und dann mit ſanfter, ſchmeichelnder Stimme ſagte: „Lieber Gerard, wir kennen uns doch ſchon ziemlich lange, ich glaube ſeit jenem unglücklichen Tage, wo ich zu Bette liegen mußte. Ganz richtig, mir wird es ſo ſchwer, eine Erinnerung feſtzuhalten,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher er ſeine Augen mit der Hand bedeckt hatte. „Sie ſagten mir öfters, Sie ſeien mein ganz ergebener Diener.“

„Allerdings habe ich das oft geſagt und meine es auch ehrlich; Ihnen fehlt auch nichts, ich bin ja beſorgt für Sie, wie man es nur ſein kann.“ — „O ja, zu viel,“ murmelte der junge Mann, „aber — was wollte ich doch ſagen? das Gitter, das verfluchte Gitter! es läßt meine Gedanken nicht hinaus. O, ich habe ſchöne Gedanken, Gerard, gute Gedanken, und auch für Sie.“ Bei dieſen Worten

war er ganz nahe an den Lehnſtuhl getreten, an welchem der Hüter ſaß, der vollkommen gleichgültig ſchien und auch nicht eine Miene machte, den Kopf herumzudrehen. Dagegen blickte er aufmerkſam in das Spiegelglas vor ſich, auf welche Art er die geringſte Bewegung des Kranken zu überwachen im Stande war. — „Gerard," fuhr dieſer fort, „ich bin der Herr dieſes Hauſes, laßt dieſes elende Spiel aufhören. Warum bewacht man mich? Warum läßt man mich nicht frei ziehen? Wiſſen Sie was, Gerard," ſetzte er flüſternd hinzu, „wir wollen zuſammen fliehen in die weite Welt hinaus; Sie machen mich frei, ich mache Sie reich. — O hinaus! hinaus! immer weiter! durch Thäler über Berge, daß ich den weißen, garſtigen Schnee nicht mehr ſehe. Denken Sie, Gerard, welches Entzücken, welch' Vergnügen, wenn des weißen kalten Schnees immer weniger wird, wenn ſich dazwiſchen grüne Streifen zeigen, liebe grüne Streifen, unendlich farbige Blumen, weiße Glocken und blaue Veilchen, und davon machen wir einen Kranz und ziehen damit immer weiter und weiter hinaus, bis wir ſie wieder finden, die Blume aller Blumen, ſo ſchön, ſo hold, ſo rein!" — Dieſe Worte hatte er wie in ſteigender Angſt geſprochen und dabei ſeinen Kopf tief herabgeſenkt, um beſſer in das unbewegliche Geſicht ſeines Hüters blicken zu können, ob vielleicht aus demſelben eine kleine Hoffnung zu ſchöpfen ſei. — „Willſt du, Gerard?"

Doch hatte ſich in der Phyſiognomie des Herrn Krämer durchaus nicht das Mindeſte verändert; höchſtens ſchien er gelangweilt, eine Sache abermals hören zu müſſen, die nach ſeinen Begriffen vollkommen kindiſch, ja verrückt war; er ſchien auch gar keine Luſt zu haben, ſich in Erörterungen einzulaſſen, ſondern erwiderte einfach: „Es iſt wahrhaftig ſchon ſpät, wir müſſen die Lichter auslöſchen, alle Welt geht zu Bette, und das wollen wir auch thun." — Das Geſicht des jungen Mannes zeigte in dieſem Augenblicke einen verzweifelten Kampf, eine Stufenleiter von der höchſten beſeligendſten Hoffnung zur tiefſten ſchmerzlichſten Enttäuſchung. — „Nein, nein!"

ſagte er zähneknirſchend, „nur Licht! Licht! — ich will nicht ſchlafen, Gerard!“ rief er darauf laut, indem er an das Fenſter eilte und den Vorhang zurückriß. „Siehſt du wohl, daß nicht alle Welt ſchläft; dort fahren ſie herum mit ſchnellen Pferden und glänzenden Livreen. Glückliche, frohe Menſchen!“ Die heftige Aufregung, welche in dem Tone der Stimme des Kranken lag, bewogen Herrn Krämer, langſam aufzuſtehen und ſich ebenfalls dem Fenſter zu nähern. „Bah!“ ſagte er, „wie kann man wieder ſo aufgeregt ſein! Es iſt wahrhaftig beſſer, wenn wir ruhig zu Bette gehen. Denken Sie an was Anderes! man muß das alles vergeſſen.“

„O wie kann ich ſie vergeſſen!“ ſprach der junge Mann leiſe zu ſich ſelber, „ſie vergeſſen, da ſie einmal mein war! Nie! — nie! — nie!“ Nach dieſen Worten blickte er eine Weile ſtarr zum Fenſter hinaus, wobei ſeine Züge ſich augenſcheinlich beruhigten, dann blitzte ſein Auge eigenthümlich, und momentan ſchien es, als zucke ein ſeltſames Lächeln um ſeinen Mund. Nachdem er noch eine Zeitlang die heiße Stirne an die kalten Scheiben gedrückt, wandte er ſich ruhig um und trat zum Tiſche, wo die ſchwere Kegelkugel auf dem venetianiſchen Glaſe lag. Er nahm ſie leicht in die Hand und rollte ſie mit ſo großer Kraft über den Teppich weg nach den Kegeln, daß ſie an der Wand hoch emporfuhr. Herr Krämer ſchüttelte den Kopf und bat, das Spiel jetzt zu unterlaſſen, da es bereits neun Uhr ſei und zu ſpät, um jetzt noch Derartiges zu treiben. „Ich will aber noch nicht ſchlafen!“ entgegnete der Kranke, „meinetwegen will ich die Kugeln liegen laſſen, aber dann eine andere Unterhaltung haben.“

Der Hüter, welcher zufrieden war, daß der Paroxismus von vorhin ſo glücklich und leicht ſich gelegt hatte, mochte nun auch nicht darauf beſtehen, den Kranken in's Bett zu bringen, und ſagte: „Nun, mir ſoll es auf eine Stunde weiter nicht ankommen; ich will Sie ſogar noch eine Zeit lang unterhalten, wenn Sie gut und ruhig ſein wollen. Wünſchen Sie etwas zu ſpielen?“ — Der junge Mann, der hoch aufgerichtet im Zimmer ſtand und jede Miene ſeines Hüters

Waffe drüben mit Entsetzen lähmen, genug, er senkte sein Haupt und schwieg.

„Philipp!“ sagte jetzt Jungfer Barbara; aber sie sprach dieses einzige Wort in einem Tone, daß es klang, als spräche Vater Thibaut: „Antworte bei dem Gott, der droben donnert: gehörst du zu den Heiligen und Reinen?“ Und Philipp senkte sein Haupt noch tiefer und schwieg. Da raffte sich Barbara zusammen und verließ verzweiflungsvoll das Fenster, und plötzlich verschwand auch Philipp. Eilte er ihr nach oder drückte ihn die Größe der Schuld auf den Boden nieder? Doktor Burbus aber erhob sich im Fenster in seiner ganzen Majestät und Größe und donnerte der Enteilenden nach: „Cardinal, ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!“

Drauf zog auch er sich vom Fenster zurück, warf sich auf einen Stuhl und konnte vor dem ausgelassensten Gelächter lange nicht zu sich selber kommen. Wenn ich auch nicht so ganz mit mir im Reinen war, was es mit den schwarzen glänzenden Augen des Doktor Burbus für eine Bewandtniß habe, so setzte ich mir doch etwas in meinen Gedanken zusammen, was der Wahrheit so ziemlich nahe kam. — Während der Doktor in die Ecke ging, um sich seines festlichen Anzugs zu entledigen, sah ich mich auf dem Tisch um und erblickte, halb von Tabacksasche und angebrannten Fidibus bedeckt, ein Heft

aufmerkſam betrachtete, fragte mit einem lauernden Blicke: „Wo iſt das Schachbrett?“ — „Dort auf dem Nebentiſche,“ entgegnete Herr Krämer. — Der Kranke zuckte mißmuthig mit den Achſeln. „Ach nein,“ ſagte er, „warum mit den Schachfiguren ſpielen? Das ſind arme Gefangene wie ich, ſie können nur ihre vorgeſchriebenen Schritte thun und dürfen nicht rechts noch links; das eckelt mich an. Wo ſind meine Federbälle? Das fliegt, wohin es Luſt hat.“ — „Ah!“ meinte der Hüter, „wie kann man Ball ſchlagen bei Licht! Warten Sie bis morgen früh!“ — „Wo ſind meine Federbälle?“ fragte der junge Mann mit demſelben eigenthümlich lauernden Blicke wie vorhin. — „Dort in dem Wandſchranke, glaube ich.“ — „So will ich damit ſpielen!“ Bei dieſen Worten preßte der Kranke die Lippen heftig aufeinander.

Herr Krämer, der es vorzog, lieber eine halbe Stunde Ball zu ſchlagen, als eine ganze unruhige Nacht durchmachen zu müſſen, wie das ſchon bei ähnlichen Veranlaſſungen vorgekommen war, ging nach der Ecke des Zimmers, wo ſich der bezeichnete Wandſchrank befand. Derſelbe war ſehr tief und in einem Winkel angebracht, den die Mauern des Nebenzimmers, mit dem dieſes Gemach verbunden war, bildeten; verſchloſſen war er durch eine Thüre mit einem kunſtvoll gearbeiteten feſten Schloß. Der Hüter öffnete denſelben und bückte ſich brummend nieder, um Bälle und Raquette herauszulangen.

Der Baron ſtand in der Mitte des Zimmers und hatte die rechte Hand auf den großen Tiſch geſtützt, während er die Nägel ſeiner linken aufmerkſam zu betrachten ſchien; — ſchien ſagen wir, denn in Wahrheit verfolgten ſeine Blicke mit größter Aufmerkſamkeit die Bewegungen ſeines Wärters. Kaum hatte ſich derſelbe niedergebückt und befand ſich mit dem Oberkörper in dem Wandſchrank, als der junge Mann mit einem einzigen Sprunge hinter ihm war, ihn mit Rieſenkraft in den dunklen Raum warf, die Thüre zuſtieß und den Schlüſſel umdrehte. Das alles war das Werk einer Sekunde und der Ueberfall ſo plötzlich und unerwartet gekommen, daß Herr Krämer

während demselben nicht einmal einen Schrei ausstieß. Nachdem die schwere Thüre aber einmal verschlossen, war sein Rufen selbst in dem Gemache nur dumpf zu vernehmen.

Einen Augenblick blieb der junge Mann wie überrascht vor der Thüre stehen, dann lächelte er eigenthümlich und sagte zu sich selber: „Ruhig, ruhig — ruhig," während er, wie um seine Gedanken festzuhalten, beide Hände fest an den Kopf drückte. Indem fing der eingeschlossene Wächter an zu rufen und zu poltern; man vernahm deutlich seine grobe Stimme: „Was soll das heißen? — Wollen Sie augenblicklich öffnen? — Nehmen Sie sich in acht, das soll Ihnen theuer zu stehen kommen! Auf meine Ehre schwöre ich Ihnen! vier Wochen lang sollen Sie nicht Sonne und Mond sehen, auch nicht den geringsten Lichtstrahl."

Kopfnickend horchte der Baron auf die Stimme seines Feindes, und statt aller Antwort drehte er den Schlüssel in dem Schlosse nochmals herum, zog ihn dann ab und warf ihn in die Kaminglut; dann besann er sich einen Augenblick und verschloß darauf auch die Thüre, die auf den Korridor führte und zu welcher François hinausgegangen war. Nun fühlte er sich frei und sagte sich das zehnmal nach einander mit tiefen Athemzügen. „Frei! frei! frei?" jubelte er aus voller Brust; dann begann er zu überlegen, wie die gewonnene Freiheit am besten zu benutzen sei, und um darüber nachdenken zu können, setzte er sich in den Lehnstuhl seines Wärters am Kamin und blickte in die glühenden Kohlen, wobei aber seine Gesichtszüge auf eine erschreckende Art beständig wechselten. Jetzt schien er zufrieden mit dem, was er gethan, gleich darauf schaute er überrascht um sich und schien erschrocken, sich so allein im Zimmer zu sehen; dann versank er wieder in tiefes Nachsinnen. Am räthlichsten erschien es ihm nach einer Weile, Stühle und Tische zusammenzutragen und ein Feuer darunter zu machen, um in dem Tumulte, der dann nothwendig entstehen müsse, das Haus zu verlassen. Gleich darauf wollte er das Fenster öffnen und auf die Straße hinaus um Hülfe rufen, doch verwarf er

das kopfſchüttelnd und lauſchte dann wieder aufmerkſam nach dem Wandſchranke hin, wo der eingeſperrte Hüter ſchon längſt angefangen hatte, gelinde Saiten aufzuziehen und freundliche Worte zu geben. Dazwiſchen hörte man ihn aber wieder fluchen und toben und mit aller Kraft auf den Fußboden klopfen, indem er dadurch Jemand zu ſeiner Hülfe herbeizuziehen hoffte.

Der junge Mann ſchien unterdeſſen einen andern und beſſern Entſchluß gefaßt zu haben, und die Idee hiezu war ihm offenbar beim Anblick des Schlüſſelbundes gekommen, den Herr Krämer auf dem Tiſche, wo er ſoupirt hatte, liegen gelaſſen; er nahm ihn zu ſich und ging zu einer Thür neben dem Eingang zu dem erwähnten Schlafkabinet. Nachdem er mehrere Schlüſſel probirt, fand er endlich den richtigen, öffnete und ging, nachdem er ſich ein Licht angezündet, in das anſtoßende Zimmer. Die kleine Flamme der Kerze drohte vom Luftzuge zu verlöſchen, als der junge Mann in das Nebenzimmer trat, weßhalb er einen Augenblick ſtehen blieb, um die Flamme mit der Hand zu ſchützen. Auch Erinnerungen, die mächtig auf ihn einſtürmten, ſchienen ihn auf der Schwelle zu feſſeln; er blickte um ſich, und nach und nach, als das Licht heller brannte und die ruhig aufſteigende Flamme mehr und mehr leuchtete, ſchien es auch in ihm klarer zu werden; aber zu gleicher Zeit lagerte wieder ein Zug tiefen Schmerzes über ſeine Züge, er erkannte das Zimmer wieder, wo er ſich befand; es war ja ſein eigenes, ganz in demſelben Zuſtande geblieben, in welchem er es vor anderthalb Jahren verlaſſen. Da waren all die ihm wohlbekannten Geräthſchaften, und es war ihm zu Muthe, als kehre er von einer langen Reiſe zurück und trete nun zum erſtenmal wieder bei ſich ein.

Doch leuchtete die einzige Kerze zu ſchwach, weßhalb er zurück in das große Gemach ging und dort ein paar Carcellampen holte, nicht ohne nach dem Wandſchranke hinzulauſchen, wo er aber nichts vernahm als ein ſchwaches Geſeufze. Er trat zurück in ſein Zimmer und überließ ſich der Freude des Wiederfindens. Von einem Tiſche

eilte er an den anderen, betrachtete und befühlte alle Gegenſtände, die um ihn herumſtanden. Ach! und es wollte ihm faſt das Herz zerreißen, wenn er irgend etwas fand, woran ſich eine ſüße Erinnerung knüpfte, und er fand viel dergleichen: Bücher, die er ihr zum Leſen geſchickt und die ſie ihm zurückgeſandt, kleine, zierliche Sachen, die ſie ihm bei verſchiedenen Gelegenheiten zum Geſchenk gemacht; und vor allem das Koſtbarſte, was er gierig empornahm und an ſeine Lippen riß, waren verwelkte, vertrocknete Blumen in einem Glaſe. Etwas aber ſuchte er vergebens: ihr Bild. Dort an der Wand, wo es ſonſt hing, hier auf dem Schreibtiſche, wo eine kleine Kopie davon geſtanden, war nichts mehr davon zu ſehen. — Obgleich die Gedanken in ſeinem Kopfe heftig tobten und wütheten und an dem eiſernen Gitter rüttelten, ſo daß es ihm war, als ſtröme über ihn hinweg ein brauſender Waſſerfall, deſſen Getöſe er nur zuweilen zu dämpfen vermochte, wenn er den Kopf recht feſt mit beiden Händen drückte, ſo fühlte er doch, wie beim Anblick all der bekannten Gegenſtände auch ihr Bild langſam bei ihm auftauchte und wie ſo nach und nach einzelne Züge deſſelben wie leuchtende Blitze durch die Nacht zuckten, welche ſein Gedächtniß umgab. Umſonſt aber verſuchte er dieſe einzelnen Züge feſtzuhalten, um ein Ganzes daraus zu formen; er brachte es trotz der unſäglichſten Mühe nicht zu Stande, und da er das fühlte, faltete er ſeine Hände und hob ſie wie flehend in die Höhe.

Ein lautes Klopfen an die äußere Thüre des Nebenzimmers, dem der Hüter im Wandſchranke mit doppelten Schlägen und Rufen antwortete, ließ ihn zuſammenfahren und brachte ihn aus ſüßen und ſchrecklichen Träumen in die Wirklichkeit zurück; er blickte raſch um ſich her und als er auf einem Nebentiſche ein kleines Käſtchen bemerkte, nahm er dieſes zu ſich und ging damit in das äußere Zimmer zurück. Dort ſtellte er es auf den Tiſch, und da er keinen Schlüſſel fand, um es zu öffnen, ſo drückte er das Ende eines elfenbeinernen Lineals ſo kräftig in den Spalt unter dem Deckel, daß das ſchwache Schloß nachgab und das Käſtchen aufflog. In demſelben befanden ſich zwei

Doppelpiſtolen der feinſten engliſchen Arbeit; der junge Mann lächelte eigenthümlich, als er ſie betrachtete; dann horchte er einen Augenblick auf das Geräuſch an der äußern Thüre, an der noch zuweilen geklopft wurde, und wo ſich alsdann ein paar Stimmen vernehmen ließen, die zuſammen ſprachen, worauf er vorſichtig, aber eilig die Schußwaffen herausnahm, ſie mit einem guten Schuſſe lud, dann auf jeden Lauf eine Zündkapſel ſetzte und hierauf die beiden kleinen Piſtolen vor ſich auf den Tiſch legte. Nachdem dies gethan, ſchien der Kranke einen Augenblick zu überlegen und ſchritt dann gegen die äußere Thüre, an welcher wiederholt geklopft wurde und vor welcher er immer noch ſprechen hörte, ohne etwas verſtehen zu können. „Wer iſt draußen?“ fragte der Baron nach einer kleinen Pauſe, wobei er ſeine Hände an den Drücker und den Riegel der Thüre lehnte. „François!“ erklang es von draußen; „er will herein.“ — „François wird hereinkommen, wenn es mir gut dünkt.“ — „Oho!“ hörte man die Stimme des Bedienten. Und dann rief er lauter: „Ich bin's ja, Herr Krämer, machen Sie doch auf!“

Einen Augenblick ſchaute der junge Mann im Zimmer umher, nach der Thüre des Wandſchranks, vor allem aber nach dem Tiſche, wo die Piſtolen lagen, dann zog er den Riegel zurück, öffnete die Thüre und ging rückwärts gegen den Tiſch, wo er ſtehen blieb und die rechte Hand aufſtützte, ſo daß er die Schießwaffen leicht erreichen konnte. François trat haſtig ein und blickte nach Herrn Krämer umher; als er ihn nicht ſah, blieb er erſtaunt an der Thüre ſtehen, und dieſes Erſtaunen wuchs, als ihm der Baron den Befehl gab, näher zu kommen und die Thüre zu ſchließen; ehe er aber dieſem Befehl Folge leiſtete, winkte er einem andern Mann, der draußen ſtand, und erſt als dieſer, ebenfalls in der Livree des Hauſes, in das Gemach getreten war, drückte er die Thüre hinter ſich zu.

„Du wunderſt dich, mich hier allein zu finden,“ ſagte der junge Mann mit einem durchdringenden Blick auf den Bedienten, der ſich ſcheu und ſchüchtern umſah und nicht begreifen konnte, wo Herr Krä-

mer eigentlich bleibe. Plötzlich aber ſchlug dieſer heftig an die Thüre ſeines Gefängniſſes und man hörte ſeine Stimme kaum vernehmlich hervordringen: „François, öffne die Thüre des Wandſchrankes, öffne geſchwind, oder es geſchieht ein großes Unglück.“

„So öffne denn,“ ſagte der Kranke. Und als ſich der Bediente haſtig dem Wandkaſten näherte, ergriff er eine der Piſtolen und ließ die Batterie knacken. Bei dieſem Tone wandte ſich der Bediente plötzlich um, und als er ſah, wie der junge Herr langſam die Piſtole erhob, bedeckte ſich ſein Geſicht mit einer erſchreckenden Bläſſe, die Knie ſchienen ihm ihren Dienſt verſagen zu wollen, und er hielt ſich an der Wand, um nicht umzufallen. Der andere Bediente, der mit eingetreten war, machte große Augen, in denen ſich übrigens weniger Schrecken als vielmehr ein freudiges Erſtaunen zeigte: auch machte er gar keine Miene, ſich zum Schutz ſeines Kameraden zwiſchen Beide werfen zu wollen, ſo verzweiflungsvoll auch François zu ihm herüberblickte.

„Du ſiehſt, ich bin wieder der Herr,“ ſagte nun der junge Mann. Dann wandte er ſich an den Andern mit den Worten: „Dein Geſicht erinnere ich mich noch nicht geſehen zu haben. Was willſt du?“

Der Angeredete war ein älterer Mann von gutem Aeußern; ſein Kopf hatte eine Vertrauen erregende Phyſiognomie, und als er entgegnete: „O Euer Gnaden ſollten mich kennen! ich bin ſchon lange Jahre im Hauſe,“ klang das ſo herzlich, daß es dem Kranken in der That vorkam, als habe er dieſe Stimme ſchon früher gehört, und daß er ſich, obwohl vergeblich abmühte, in ſeinem umflorten Gedächtniß die Geſichtszüge dieſes Mannes hervorzurufen. Als ihm dies nicht gelang, ſchüttelte er mit dem Kopfe und erwiderte: „Nun gut, wenn du ſchon lange in dieſem Hauſe biſt, ſo wirſt du auch wiſſen, daß ich der Herr deſſelben bin, was dieſer da und der Andere vollkommen vergeſſen haben. Denn, ſollteſt du es glauben? ſie haben mich hier eingeſperrt, ſie haben das Licht von mir abgehalten und mich lange Tage in ſchrecklicher Finſterniß gelaſſen, blos weil ich ihnen geſagt, ich wolle hinaus in's Freie, und ich wüßte wohl, was ſie mit mir

vorhätten. Das Gitter in meinem Kopfe habe ich ja nie geläuguet; es hält meine ſchönſten Gedanken feſt, und — und — und —." Dies hatte er mit ſehr trauriger Miene geſprochen, dann aber wurde ſeine Stimme heftiger, und zornig fuhr er fort: „Jetzt bin ich aber frei und will frei ſein. Es ſoll mich nichts hier zurückhalten, ich will hinaus." — „Aber wohin wollen Sie, gnädiger Herr," ſagte ſchüchtern der ältere Diener. „Es iſt ſchon ziemlich ſpät, auch dunkle Nacht draußen."

„Wo ich hin will?" fragte der junge Mann erſtaunt. „Zu ihr! ſie ſehen und ihr ſagen, daß ich nicht der bin, für welchen man mich ausgibt. O ich denke recht klar, und wenn ich an meinen Kopf faſſe, ſo iſt mir's gerade, als fange das Gitter an ein wenig nachzugeben und als ſchlüpfe hie und da ein prächtiger Gedanke hindurch. — Laß doch einmal ſehen! Draußen liegt der Schnee, es iſt kalt, alſo Winter; ich höre einen Wagen nach dem andern vorbeifahren; in dem Wagen ſitzen Menſchen, lebende Weſen, grade ſolche wie ich, die ſich freuen wollen, grade wie ich. Und wo jene Wagen hinfahren, da wird man auch mir die Thüre öffnen, mir — dem Baron Hugo von Breda," ſetzte er ſtolz und hochaufgerichtet hinzu.

François hatte ſich durch Zeichen mit dem andern Bedienten in's Vernehmen ſetzen wollen; doch ſchien dieſer geneigt, ſeinem Herrn beizuſtehen, ſei es auch nur aus Haß gegen François und Herrn Krämer, die von dem ganzen Hauſe verabſcheut wurden.

„Aber, gnädiger Herr," erlaubte ſich François, dem ein vortrefflicher Gedanke gekommen zu ſein ſchien, mit unterthäniger Stimme zu ſagen, „wir ſollten die Sache ruhig überlegen, namentlich aber den Herrn Baron Paul von Ihrem Wunſch in Kenntniß ſetzen laſſen, der gewiß nichts dagegen einzuwenden haben wird."

„Ah, mein Vetter Paul!" rief der Kranke mit einem ſchrecklichen Lachen, „er, der mir alles Entſetzliche zugefügt, der mir von ihr geſprochen und der mich veranlaßt zu thun, was ich gethan; der mich hier eingeſperrt und gefangen gehalten! — Ah, beim Teufel, laßt ihn

kommen! Ich habe Kugeln genug in meinen Pistolen. — Aber dir," wandte er sich heftig gegen François, „dir befehle ich, kein Wort mehr zu sagen. Bei der nächsten Silbe, die ungefragt aus deinem Munde kommt, liegst du zu meinen Füßen. Glaube mir, meine Hand zittert nicht mehr." Damit hob er langsam die Pistole in die Höhe und zielte in der That fest und sicher auf den Bedienten, der fast zusammenknickte und in der Angst sein Gesicht abwandte. — „Bah! mit dem schlechten Kerl," fuhr der Baron fort und ließ die Hand mit der Pistole wieder sinken. „Sprechen wir von Geschäften," wandte er sich an den andern Bedienten. „Du wirst mir die Wahrheit sagen. Wohin fahren jene Wagen? — Nun?" — „Zum Herrn Grafen Heeren," erwiderte der Gefragte nach einer kleinen Pause; „es ist dort ein Ballfest."

„Ein Ballfest?" rief schmerzlich der junge Mann. „Ein Ballfest bei ihr und ich bin nicht eingeladen? Und ich soll hier bleiben in dunkler Nacht bei verschlossenen Fenstern, bei diesen beiden Elenden, die mir so lange vorgesagt haben, ich sei wie ein kleines hülfloses Kind, daß ich es fast selbst geglaubt. — Aber es ist noch Zeit, alles das wieder gut zu machen. Fort! gehen wir auf den Ball. Ich will dort als Teufel oder Tod erscheinen und alle zur Rechenschaft ziehen, welche jenes Gitter geschmiedet, das meine Gedanken zurückhält."

François schien sich vor der Ausführung dieses Entschlusses ebenso sehr zu fürchten, wie vorhin vor den Kugeln; er rang seine Hände flehend gegen den andern Bedienten, ja seine Rechte griff sogar nach dem Schloß des Wandschrankes, glitt aber kraftlos herab, als er fand, daß dort der Schlüssel abgezogen war.

„Ich habe mich so lange nicht mehr angekleidet," sprach der Kranke nachdenkend, „daß ich vergaß, was dazu gehört. Du," — wandte er sich an den ältern Bedienten, „der du mich schon seit vielen Jahren kennst, wirst mir helfen. — Komm! — Doch halt! Wir können diesen nicht allein lassen." Damit zeigte er auf François. „Das ist ein gefährlicher Narr, sage ich dir; er wäre im Stande, uns das

Haus über dem Kopf anzuzünden, daß wir verbrennen müßten und nicht hinaus könnten. Er ſoll vorangehen, du, riegle die äußere Thüre und dann vorwärts! O ich habe meine Zimmer wieder erkannt."

Nachdem François noch einen verzweiflungsvollen Blick auf den geſchloſſenen Wandſchrank geworfen, ging er wankend voran, machte aber ſehr kleine Schritte, wozu ihn der Baron freundlichſt ermahnt, indem er ihm geſagt: „Nimm dich in acht, daß du für meine Abſichten nicht zu ſchnell gehſt; es könnte dein Unglück ſein."

So durchſchritten ſie das anſtoßende Zimmer und wieder ſchaute der junge Mann an die Wand und auf den Tiſch, wo ehedem ihre Bilder waren, und ſchüttelte darauf betrübt mit dem Kopfe, während er leiſe vor ſich hin ſagte: „Was ich fürchte, iſt, daß ich Sie nicht wieder erkenne. Denn wenn ich meinen armen Kopf noch ſo ſehr anſtrenge, ſo kann ich doch ihr ganzes Bild nicht mehr zuſammenbringen vor meiner Seele. Wie Blitze ſehe ich wohl hie und da ihre ſüßen dunkeln Augen, umflort und faſt verdeckt von den langen Wimpern, — die lieben Augen, nicht hell und glänzend wie andere, aber mit träumeriſchem Blick, der zu Herzen dringt, wie eine weiche Muſik, wie ein ſüßes, ſüßes Lied. — Auch ihr Mund lächelt mir zuweilen, die feinen Lippen, die ſie ſo komiſch trotzig aufwerfen konnte; ja komiſch und trotzig, ein ſüßer Zorn, wenn ſie mir ſagte: „Ach, du biſt kalt, du haſt mir heute ja erſt hundertmal geſagt, daß du mich liebeſt wie nie ein Mädchen geliebt worden ſei. — Ja," fuhr er fort und drückte die Hand an die Stirne, „wenn ich Auge und Mund nicht mehr zuſammenfände! Das ganze liebe Geſicht nicht wieder erkennen könnte! O Gott im Himmel! dann wäre es doch wahr, was jene Beiden oft zuſammengeflüſtert. — Ich ſei — — ah, gräßlich!"

So durchſchritten die Drei einige Zimmer, François mit ängſtlicher Genauigkeit, in derſelben Entfernung voraus bleibend, der ältere Diener neben ſeinem unglücklichen jungen Herrn, den er zuweilen kopfſchüttelnd betrachtete, und deſſen Auge ſich ſogar mit Thränen füllte, wenn er die halblauten Selbſtgeſpräche hörte, die jener von Zeit zu Zeit

hielt. Das Schlafzimmer war ebenfalls geblieben, wie er es damals verlaſſen. Dort ſtand ſein Bett, vor demſelben das Fell eines Bären, den er einſtens geſchoſſen; an der Wand gegenüber hingen alte prächtige Waffen, deren falſche Kopien wir im erſten Gemache bemerkt. Auch hier blickte der unglückliche junge Mann eifrig nach Bildern von ihr, deren er damals eine große Menge beſeſſen; aber auch hier war keines derſelben mehr zu finden.

In kurzer Zeit war die Toilette beendigt, und François, der ebenfalls mithalf, hatte Zeit gefunden, ſeinem Kameraden zuzuflüſtern: „Aber wo ſoll das hinaus? Das muß ja nothwendiger Weiſe ein furchtbares Unglück geben. Der Herr Baron Paul werden auch bei Graf Heeren ſein oder doch hinkommen; er hat ſeinen Wagen auf zehn Uhr befohlen, es geſchieht ja dort etwas Wichtiges.“ Der Andere zuckte mit den Achſeln und meinte, man könne nicht wiſſen, was geſchehe, er habe nicht Luſt, ſich gegen die Gewalt oder gegen den Befehl ſeines Herrn aufzulehnen.

„So,“ meinte dieſer, als alles beendigt war und er ſich nun im Spiegel beſchaute, „jetzt ſind wir fertig; aber wenn ich fürchten muß, daß ich ſie nicht wieder kenne, ſo bin ich ebenſo überzeugt, daß auch ſie nicht wiſſen wird, wer der bleiche Mann iſt, der vor ſie hintritt. — Und meine Augen! — Wie ich mich ſelbſt ſo ſeltſam anſtarre. O mir kommt der ſchreckliche Gedanke, daß man meine Augen vertauſcht hat, und daß man mir ſtatt der meinigen die eines Verrückten gegeben. — Das wäre ungeheuer komiſch.“ Dabei zwang er ſich zu lächeln, lachte aber ſo furchtbar und verſtört, daß François zuſammenſchrak und der Andere mit der Handfläche über ſeine Augen fuhr.

In derſelben Art, wie ſie in das Schlafzimmer gegangen, ſchritten ſie auch in den großen Salon zurück, und der Kranke vergaß nicht, jede Thüre hinter ſich abzuſchließen und die Schlüſſel zu ſich zu ſtecken. Dann öffnete er die äußere Thüre, die auf Korridor und Treppe führte und horchte in das ſtille Haus hinab. Nach einiger Zeit ſchlug eine Uhr im Hauſe die zehnte Stunde, dann hörte man

mit der Ueberſchrift: Tagebuch des Doktor Burbus. Auch ich hatte einſt Tagebücher führen müſſen, ein Geſchäft, das für mich zu den allerſchwierigſten gehörte. Da ſollte man lange Seiten voll ſchreiben über die Spaziergänge, die man gemacht, über das, was man in den verfloſſenen Tagen Alles gelernt u. ſ. f. Da aber, offenherzig geſtanden, des Gelernten bei mir eben nicht viel war, ſo füllte ich die meiſten Seiten meines Tagebuchs aus wie folgt: den 16. fiel nichts beſonders Merkwürdiges vor. Ich war nun aber wirklich begierig, womit ein Mann von der Erfahrung und Gelehrſamkeit des Doktor Burbus ſeine Denkblätter gefüllt haben mochte. Nachdem ich ihn höflich um Erlaubniß gebeten, öffnete ich das Buch und war ſehr erſtaunt, als ich ſah, daß es zum größten Theil aus unbeſchriebenem Papier beſtand. Ich meinte, es ſei ein erſt vor kurzer Zeit neu angefangenes Tagebuch, aber die Jahreszahl auf der erſten Seite zeigte mir, daß es wenigſtens zehn Jahre alt war, und für die lange Zeit hatte der Doktor ſehr wenig hineingeſchrieben. Auf der erſten Seite ſtand die Erzählung eines ſehr fidelen Abends, der mit einer ſoliden „Holzerei" geendigt. Ein halbes Jahr ſpäter kam die Bemerkung: „Von heute gewöhnte ich mir an, auf jede Aeußerung eines Andern zu erwidern: „das iſt ſehr mittelmäßig." Einige Zeit darauf geſteht er, daß er dieſe Phraſe abgeändert und Alles „impossible" gefunden; weiterhin

den Klang der andern aus verſchiedenen Zimmern; gleich darauf wurde eine Thüre geöffnet und eine Stimme rief: „Der Wagen des Herrn Baron ſoll vorfahren!“ — „Meinen Mantel!“ befahl nun der Kranke mit Heftigkeit. Der ältere Bediente gab ihm denſelben um und trat auf eine drohende Miene des jungen Mannes in das Zimmer zurück. Die Thüre zu demſelben verſchloß der Letztere ebenfalls und dann glitt er lautlos die Treppe hinab, nicht ohne ſeine Piſtole, die er unter dem Mantel in der rechten Hand hielt.

Die breite Steintreppe mündete auf ein rundes Veſtibül, rechts befand ſich die Loge des Portiers, geradeaus die Hausthüre. Vor derſelben fuhr in dieſem Augenblick ein Wagen vor, ein Lakai, der auf der Außentreppe gewartet, öffnete den Schlag, als er den Baron die Treppe herabkommen ſah. Dieſer hatte das rechte Mantelende ſo um die linke Schulter geworfen, daß ſein Geſicht faſt ganz verdeckt war. Er ſchritt leicht über den Vorplatz und ſprang, ohne ſich umzuſehen, in das niedere Coupé. „Du weißt wohl, wohin?“ fragte er, „zu Graf Heeren.“ — „So iſt es dem Kutſcher befohlen,“ erwiderte der Bediente, indem er die Wagenthüre ſchloß. Doch wiederholte er den Befehl noch einmal: „zu Graf Heeren! — fort!“ Die Pferde zogen an.

Doch hatten ſie erſt wenige Schritte gethan, als der Wagen plötzlich hielt, der Schlag an der rechten Seite geöffnet wurde und ein junger Herr hereinſprang, der ſich mit dem Ausrufe: „Aber zum Teufel! Paul, das heiße ich die Pünktlichkeit zu weit treiben!“ in die weichen Kiſſen warf. „Die Glocken von den Kirchenuhren brummen noch vom Schlage der zehnten Stunde; du hätteſt mich um ein Haar ſitzen laſſen. Nun, daß es dir preſſirt, begreife ich.“ — „Ja, mir preſſirt's,“ erwiderte der Andere mit leiſer Stimme. — „Uff! bin ich deinem Wagen nachgelaufen; und das ſag' ich dir, wenn ich die Idee von einem Spritzer an meinen Stiefeln habe, ſo verklage ich dich vor der ganzen Geſellſchaft bei deiner Braut —“ — „Bei meiner Braut?“ entgegnete der Baron, und der Ton ſeiner Stimme mußte etwas Er-

ſtaunen oder Ueberraſchung zeigen, denn der Andere lachte laut hinaus und rief luſtig: „Das iſt in der That ſchön! Du willſt wohl auch gegen mich den Geheimnißvollen ſpielen! Und doch haſt du eigentlich recht: heute Abend ſoll ja erſt einem kleinen Kreiſe deine Verlobung mit der Gräfin Eliſe proklamirt werden.“

„A—a—ah!“ machte der Kranke, und es war gut, daß die Räder auf dem Pflaſter raſſelten, ſonſt hätte der Andere unfehlbar hören müſſen, mit welch' fürchterlichem Zähneknirſchen das Ah! begleitet war. Dabei preßte er beide Hände an die Schläfe und drückte den Kopf noch tiefer in die Ecke des Wagens, als er es bisher gethan. Der Andere, welcher glaubte, das Uebermaß von Glück mache ſeinen Freund einſilbig, blickte zum Wagenſchlag hinaus, und erſt, als ſie ein paar Minuten, ohne zu ſprechen, fortgefahren waren, ſagte er: „Apropos, wie geht es dem armen Hugo? Schlimmer als je, wie ich höre.“ — „O nein,“ erwiderte der Gefragte, „es geht ihm beſſer; ich glaube, er iſt auf dem Wege, daß es ihm ſogar ganz gut gehen kann.“ — „Aber du ſprachſt doch geſtern ganz anders, du ſagteſt, er tobe und es ſei lebensgefährlich, ſich ihm zu nahen.“ — „Nicht für alle, nur für Einzelne,“ verſetzte der Kranke mit dumpfer Stimme, wobei er ſeine Piſtole in die Höhe hob.

Mochten nun die langſam geſprochenen Worte oder der Ton der Stimme dem Andern endlich auffallen, genug, er wandte den Kopf herum und ſuchte ſeinem vermeintlichen Freunde in's Geſicht zu ſehen; doch lehnte dieſer zu tief in der Wageneck, hatte ſich auch zu feſt mit dem Mantel drapirt, als daß es bei der herrſchenden Dunkelheit möglich geweſen wäre, etwas von ſeinem Geſichte zu erkennen. Was aber der Andere ſah, als der Wagen bei einer Straßenlaterne vorbeifuhr, war das Leuchten eines der Piſtolenläufe. Seine Nachbarſchaft kam ihm verdächtig vor, und er überlegte einen Augenblick, ob er nicht den Kutſcher halten laſſen ſolle. Doch wozu konnte das nützen? Als umſichtiger Mann dachte er: iſt da Jemand neben dir, der Uebles vorhat, ſo wäre es unklug, eine Kataſtrophe zu beſchleunigen; ſeien wir

auf unſerer Hut; wir ſind bald am Ziele und da wird ſich zeigen, was zu machen iſt. Glücklicher Weiſe für ihn mußte der Wagen ſo anfahren, daß er ſelbſt zuerſt hinausſtürzen konnte; das Beſte war auf jeden Fall, ruhig und unbefangen fortzuſprechen. Das that er auch, ſprach über das Wetter und den bedeckten Himmel, ſang zuweilen ein paar Takte dazwiſchen oder pfiff eine Melodie. Dabei unterließ er nicht, zuweilen einen Blick auf ſeinen Nachbar zu werfen.

„Jetzt ſind wir da!“ rief er endlich. Und bei dieſem Worte warf der Baron Hugo ſeinen Mantel von der Schulter und beugte ſich vor, um auf die Straße zu ſehen. — Nichts hätte übrigens den jungen Mann neben ihm ſo erſchrecken können, als das bleiche Geſicht des Verrückten, das er nun augenblicklich erkannte, des Tobſüchtigen, von dem man ihm geſagt, daß es lebensgefährlich ſei, ſich ihm zu nähern. — Eben dieſer Tobſüchtige ſaß nun neben ihm und hatte, als ob das zum Anzuge gehöre, eine artige Piſtole mit zwei Läufen in der Hand. Unangenehme Situation! Da mußte plötzlich ein Entſchluß gefaßt werden, und der kam auch zur rechten Zeit. Der Wagen hielt, er öffnete den Schlag, ſprang hinaus und als der Kranke folgen wollte, rief er ihm zu: „Wart einen Augenblick, Paul, der Eſel von Kutſcher hat das Haus verfehlt, er muß noch zwei Schritte fahren; ich werde es ihm ſagen.“ Mit dieſen Worten drückte er den Schlag zu, ſprang zum Kutſcher und flüſterte ihm in die Ohren: „Wenn dir das Glück deines Herrn und dein Dienſt etwas werth ſind, George, ſo fahre, was die Pferde laufen können, nach Hauſe, du haſt ſtatt des Barons Paul den Baron Hugo im Wagen.“ — „Alle Teufel!“ entgegnete der Kutſcher, warf einen ſchüchternen Blick hinter ſich und hieb hierauf ſeinen Pferden eins über, die, an eine ſo ſchlechte Behandlung nicht gewöhnt, mit einem tüchtigen Satze das leichte Coupé vorwärts riſſen und dann im vollen Galopp durch die dunklen Straßen dahinjagten. —

„Die zwei Schritte ſind lang,“ dachte der Unglückliche im Wagen,

da dieſer ſo dahinſchoß; als ſich aber nach einigen Minuten deſſen Geſchwindigkeit nicht verminderte, ſondern vermehrte, als er erſtaunt ſah, wie Häuſer, Laternen, Bäume und Querſtraßen eilfertig vorüberhuſchten, da ſchüttelte er zuerſt mit dem Kopfe, biß ſich die Lippen blutig und rief endlich dem Kutſcher zu: „halt! halt!“ Doch dachte dieſer nicht daran, dem Befehle Folge zu leiſten; bald rechts, bald links ſauste der Wagen um die Ecken und wilde, finſtere Gedanken fingen an, in dem Kopfe des Kranken aufzuſteigen. Er hatte von einer Braut gehört, und dann hatte man auch ihren Namen genannt. „Eliſe — Eliſe!“ Zwiſchen dem Rollen und Raſſeln der Räder glaubte er eine klagende Stimme zu hören, die ihm nachrief, aber ſie verſchwand in dem Lärmen, den die Räder auf dem Pflaſter machten. War jener klagende Ruf hinter oder vor ihm erſchallt? Ja, ja, gewiß vor ihm; dort ſchleppte man ſie mit Gewalt davon und ſie rief um Hülfe. So dachte er und blickte wild um ſich. Dann aber war es ihm, als verdichte ſich das Gitter in ſeinem Kopfe zu einer undurchdringlichen Wand, und dann rasten und tobten ſeine Gedanken wie wilde Waſſer an einem hohen Wehr, und ſie tobten fort und überflutheten ſein Gehirn, bis er einige Sekunden gar nichts mehr denken konnte und ſich dann wieder beſinnen mußte, wo er eigentlich ſei und wohin der Wagen mit ihm fahre.

Jetzt glaubte er dagegen, es ſei Herr Krämer, ſein Hüter, der hinter ihm dreinjage, dann aber dachte er, der Teufel in eigener Perſon ſitze auf dem Bocke und fahre mit ihm der ewigen Finſterniß zu. Bei dem erſteren Gedanken wollte er die Pferde antreiben mit Zuruf und Zungenſchlag, bei dem andern aber ſtemmte er die Füße gegen die Wagenwand vor ſich, als könne er das Coupé zurückhalten. Da ſprang bei dem wilden Fahren die nur ſchlecht eingeklinkte Thüre auf, und dem unglücklichen jungen Manne war es, als haben ſich ihm draußen hülfreiche Arme geöffnet und als winkten ihm unzählige Hände zu, hinauszuſpringen und ſich zu retten. Noch einmal rief er dem Kutſcher „halt!“ zu, und als dieſer ſtatt aller Antwort wieder

auf die Pferde hieb, warf ſich der Kranke aus dem Wagen und ſchmetterte begreiflicherweiſe mit einem furchtbaren Schlage auf das Straßenpflaſter nieder.

Wenige Schritte davon hielt der Wagen; — an dem elterlichen Hauſe lag der einzige und rechtmäßige Erbe deſſelben lang ausgeſtreckt, in der krampfhaft zuſammengepreßten Rechten noch die Piſtole haltend.

Als die Bedienten mit Lichtern herbeieilten und ihn aufrichteten, hob ſich ſeine Bruſt mühſam athmend, das Blut rieſelte aus ſeinem Munde, und unter einem tiefen Seufzer ſchloß er die halbgebrochenen Augen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Das hohe Gemach mit den Holzwänden und der Holzdecke haben wir zu Anfang dieſer Geſchichte bei Abend geſehen und zur Winterzeit; es war damals recht heimlich, im Kamin praſſelte ein luſtiges Feuer und hellſtrahlende Lampen warfen ihren freundlichen Schein rings umher. Beobachten wir es nun ein halbes Jahr ſpäter, da es unterdeſſen Frühling geworden, Frühling, die ſchöne Jahreszeit, wo am wolkenloſen Himmel eine warme, glühende Sonne ſtrahlt, ein Meer von Licht rings ausgießend und Blumen und Blätter in der ganzen vielfarbigen Pracht zeigend, wie ſie unter ihrem heißen Kuſſe entſtanden. Mit dem Stolz einer glücklichen Mutter that die Sonne ſchon ein Uebriges und zeigte ihre ſchönen Kinder auf Berg und Thal aufgeputzt mit Gold und Edelſteinen.

Bei ſo viel Pracht und Glanz draußen erſcheint ein tiefes Gemach mit braunen Holzwänden traurig, faſt unheimlich. Auch belebt der Kamin den dunkeln Raum nicht durch ein freundliches Leuchten und Glänzen; er ſtarrt ſchwarz und verdrießlich und zeigt nur Aſchenhaufen und halbverbrannte Papiere. Herr Krämer, der Hüter, ſaß am heutigen Tage nicht vor ihm, ſondern in einer Ecke am Fenſter, aber mit derſelben Beſchäftigung, in der wir damals die Ehre hatten, ſeine Bekanntſchaft zu machen; er trank Rothwein, hielt aber vorher das Glas gegen das Tageslicht, ſtatt wie damals gegen die Flammen

des Kamins. Auch François befand ſich wieder im Zimmer und räumte den Tiſch ab, gerade wie damals. — Auch noch eine dritte Perſon werden wir endlich gewahr, nachdem wir uns ſorgfältig umgeſchaut, denn dieſe dritte Perſon ſitzt etwas verborgen. Wir würden ſie nicht wieder erkennen, wenn wir ſie in anderer Umgebung ſähen.

Es iſt ein junger Mann, der aber in den ſechs Monaten um doppelt ſo viele Jahre älter geworden iſt; auch hat er kein blondes, lockiges Haar mehr, ſondern daſſelbe iſt glatt abgeſchnitten und wird obendrein durch lange ſchwarze Pflaſter verdeckt, die in Streifen über ſeinen Kopf laufen, — der arme Baron Hugo von Breda. — Aber er iſt ſtärker geworden, viel ſtärker, und ſeine Wangen ſind durchaus nicht mehr eingefallen. Auch ſein Auge hat ſich verändert, es blickt nicht mehr zornig oder traurig, es iſt gleichförmig, ruhig, ja lächelnd, ebenſo das ganze Geſicht, — die Ruhe eines Kirchhofes oder eines prachtvollen Saatfeldes, das der Hagelſchlag vernichtet und auf welches, nachdem das ſchwere Wetter vorüber, jetzt gemüthlich die Abendſonne lacht. Herr Krämer braucht nicht mehr in ſeinen Spiegel zu ſchauen, um ſeinen Anvertrauten zu überwachen, er braucht auch den Wandſchrank nicht mehr zu ſcheuen und kann alle Thüren offen ſtehen laſſen; er braucht in dem rothen Buche nicht mehr zu leſen: „Du biſt wie eine Blume ſo ſchön, ſo hold, ſo rein," auch nicht mehr Kegel zu ſchieben oder die nachgemachten Waffen hie und da anders aufzuhängen, — alle dieſe Dinge ſind aus dem Zimmer verſchwunden. Der Unglückliche hat nur noch ein paar Wünſche, die leicht zu befriedigen ſind: je mehr Lichter am Abend brennen, deſto lieber iſt es ihm, nebenbei beſchaut er auch gerne große Bilderbücher und liebt es, die Blätter herauszureißen und auf dem Boden umherzuſtreuen. Er ſcheint dies ohne Abſicht zu thun, doch war Herr Krämer auch ſchon auf die Idee gekommen, als ſuche er vielleicht etwas, das er nicht finden könne.

An dem Tage, von dem wir gerade reden, war übrigens viel Lärmen im Hauſe; Koffer waren gepackt worden und Vormittags ging ein ſchwerer Fourgon mit vier Pferden vom Hauſe weg. Ueber

dieſes Lärmen und dieſes Laufen im Hauſe ſprach Herr Krämer und François, und der Letztere ſagte: „Die Trauung war ſehr glänzend; natürlich, wenn ſich ſo zwei Häuſer verbinden, da fehlt der Spektakel nicht.“ — „Und wann reiſen ſie?“ fragte Herr Krämer. — „Heute Abend um ſechs Uhr.“ — „Von dort oder von hier?“ — „Von hier,“ ſagte der Bediente; „ſie ſind vor einer halben Stunde gekommen, und der Baron Paul zeigte der Baronin die Appartements.“ — „Hm! hm!“ machte Herr Krämer.

Wie an jedem Tage wurde es auch heute ſechs Uhr und dann hörte man drunten eine Equipage vorfahren; es war ein ſchwerer Reiſewagen mit vier Pferden beſpannt, man konnte das von den Fenſtern des dunkeln Gemachs aus deutlich ſehen, und alle Drei, die im Zimmer waren, ſahen es auch, und alle Drei freuten ſich darüber. Vor der Thüre erſchien der Haushofmeiſter und der Kutſcher, der Reitknecht und die Bedienten, ſogar der Koch und der Küchenjunge und machten tiefe Verbeugungen, als nun zwei Perſonen aus dem Hauſe traten, eine Dame und ein Herr. Die Dame trug ein ſchwarzſeidenes Reiſekleid, war ſchlank und fein gebaut; das ſah man, als ihr beim Einſteigen der Shawl von den Schultern herabrutſchte. — Blickte ſie in dieſem Augenblicke an dem Hauſe in die Höhe oder that ſie es nicht? Ganz genau können wir es nicht ſagen, aber wir glauben, daß ſie es that. Das war dieſelbe Dame, von der der Unglückliche droben geſagt, ſie habe ſo ſüße dunkle Augen, umflort und faſt verdeckt von den langen Wimpern; — liebe Augen, nicht hell und glänzend wie andere, aber mit träumeriſchem Blicke, der zu Herzen dringt, wie eine weiche Muſik, wie ein ſüßes, ſüßes Lied. — Als ſie im Wagen ſaß, ſtieg auch der Herr Baron Paul von Breda ein, dann wurde der Schlag geſchloſſen, die Bedienten hintenauf winkten ihren zurückbleibenden Kameraden; die Poſtillone, feſttäglich aufgeputzt, hieben auf die Pferde, und bald war der Reiſewagen um die nächſte Ecke verſchwunden.

Der Herr Baron Hugo von Breda, der oben am Fenſter ſtand

und lächelnd zuſchaute, ſchien ſich über dieſe Abwechslung in ſeiner einförmigen Ausſicht gefreut zu haben, wenigſtens ſchaute er dem Wagen vergnügt nach und nickte mit dem Kopfe. „Wie lange dauert die Reiſe?“ fragte François Herrn Krämer. — „Vier Monate; ſie gehen nach Frankreich und Italien.“ — „Und wenn ſie zurückkommen,“ ſagte kopfſchüttelnd der Lakai, „ſo wird unſeres Bleibens hier auch nicht lange mehr ſein.“ — „Nun, was Euch anbetrifft,“ entgegnete Herr Krämer, „Ihr werdet Dienſte im Hauſe thun, wie alle Uebrigen; ich aber werde den da begleiten.“ Damit zeigte er auf den unglücklichen jungen Mann, „und mich dann vorderhand mit meiner wohlverdienten Penſion zur Ruhe ſetzen.“

„Und weiß man ſchon, wohin es geht?“ meinte François. — „O ja, die Anſtalt iſt ſchon beſtimmt. Was meinſt du,“ wandte er ſich lächelnd an den Kranken, „haſt du auch Luſt, bald zu reiſen, in einem ſchönen Wagen mit vier Pferden?“ Der arme junge Mann nickte ſonderlich lächelnd mit dem Kopfe. „Er hat ſeine Fahrt von damals rein vergeſſen,“ ſagte François. — „Nun ja, wenn Du recht brav biſt,“ fuhr Herr Krämer fort, „ſo reiſen wir nächſtens nach einem ſchönen großen Hauſe mit hohen Mauern und einem feſten Thor; da gibt es auch Lichter und Bilderbücher für die, welche folgſam ſind, für ſolche aber, die Lärmen machen, hat man auch andere Sachen dort.“

„Lichter und Bilderbücher,“ wiederholte der Kranke freundlich lächelnd. Und darauf ſetzte er ſich ruhig auf ſeinen Stuhl und ſtarrte ſo lange zum Fenſter hinaus, bis die Sonne untergangen war.

Gefährliche Blumensträuße.

fand er Alles ganz classisch, und endlich wurde der Kernspruch Mode: „Auf Ehre, ganz famos!“ Zwischen diesen Notizen waren hie und da Blätter herausgerissen und zuweilen Bier- und Weinrechnungen oder auch Waschzettel hinein geschrieben. Als ich die beschriebenen Blätter hinter mir hatte und schon glaubte, es sei Alles zu Ende, kam ich an eine Seite, wo der Vers zu lesen war:

Nimm meinen Rath in kluges Ohr
Und schmücke die alte Schenke,
Steck' einen grünen Busch vor's Thor
Und rüste frisches Getränke.

Dann hieß es; „zweiter Weihnachtstag, heute begann das Bier außerordentlich gut zu werden, Abends Rausch — am siebenundzwanzigsten: Morgens Katzenjammer, Abends Rausch, am achtundzwanzigsten: Morgens Katzenjammer, Abends Rausch, am neunundzwanzigsten und dreißigsten desgleichen, am einunddreißigsten: Morgens Katzenjammer, Mittags eine kleine geistige Erheiterung, nachher gelinder dito, Abends einen äußerst großartigen Sylvester-Rausch. — Am ersten Januar, nachdem ich mir zum Neuen Jahre gratulirt, eine berühmte Schrift des unsterblichen Sieben gelesen, die mir N. geliehen: „der Katzenjammer heilbar!“ Ich schöpfte daraus viel Nützliches.“

Damit waren die Bekenntnisse einer schönen Seele

Wer die Freuden des Herbſtes recht genießen will, der muß ſich im Monat Oktober einige Zeit in einer Stadt aufhalten, die von Weinbergen umgeben iſt. Kann er ſich zu ſeinem Beſuch ein vortreffliches Jahr auswählen, ſo iſt das um ſo beſſer, denn nur wenn der Trauben viele ſind, wenn die Sonne ſie recht gezeitigt und gebraten hat, ſtrahlt alles in beſonderer Luſt und Freude und iſt das Feſt des „Herbſtes“ ein wahres Volksfeſt. Iſt alsdann doch ſchon der Kreuzer in der Hand des Schulknaben eine ganz genügende Summe, um ſich ein paar gute Weintrauben anzuſchaffen, und ſieht man den vergnügt lächelnden Geſichtern derſelben wohl an, daß die Beeren weich, der Saft ſüß iſt. Das gewöhnliche Getreibe auf den Straßen hat ſich um dieſe Zeit noch durch eine Menge einſpänniger Karren vermehrt, auf denen ein großes Faß ruht, welches von einem gewöhnlichen Arbeitspferde, meiſtens in ſchwerfälligem Trabe, zu den Thoren herein durch die Straßen geführt wird. Das Faß iſt von dem überfließenden Moſt roſig gefärbt, ebenſo das Geſicht des Fuhrmanns, der überhaupt vor Wonne und jungem Wein ſtrahlt, und nun den Vorüberwandelnden zunickt, die dem neuen Bacchus lachend nachblicken, der mit geſpreizten Beinen vor ſeinem Faſſe ſteht. Alle Höhen, welche die Stadt umgeben, ſind belebt; Spaziergänger klettern aufwärts, neben ihnen Weingärtner mit den ſchweren Bütten auf dem Rücken, um die Trauben zuſammen zu tragen. Hier auf einem Kreuzwege ſind große Fäſſer

aufgestellt, bis zum Rande mit den glänzenden, farbigen Beeren angefüllt, auf denen ein paar Buben lustig herumtreten, um sie zu zerquetschen und den Saft zu befreien. Diese kleinen Arbeiter werden beneidet von den Stadtkindern, die vorübergehen, denn, denken sie, jene brauchen sich nur zu bücken, und können essen so viel sie wollen.

Zwischen den grünen und gelben Blättern der Weinstöcke hervor jauchzt und jodelt es, auch Schüsse knallen, denn man schießt mit Schlüsselbüchsen, mit Pistolen und kleinen Kanonen. Dazu macht der Himmel ein recht freundliches Gesicht und spannt sich glänzend blau und klar über die vergnügte Menschheit aus. Goldener Sonnenschein liegt über Berg und Thal, die Fernen sind tiefblau und doch so herrlich klar, in den näher liegenden Wiesen und Wäldern zeichnet sich scharf jede Biegung des Terrains, sowie einzelne Gebüschgruppen, ja hie und da erkennt man jeden Baum an der eigenthümlichen Färbung, die er angenommen; dieser scheint röthlich, jener gelblich, andere Blätter sind noch frisch und grün wie in den ersten Tagen ihrer glücklichen Jugend.

Ja, die Sonne ist lieb und freundlich; wie glänzen in ihrem Strahle dort die schönen Augen und die weißen Zähne, wenn der liebliche Mund sich schelmisch lachend öffnet, wie färbt sie das ganze Gesichtchen so reizend, das, halb unter dem Rebenlaub versteckt, durch einzelne Streiflichter der Sonne so prächtig beleuchtet wird. Aber auch ernstere Dinge bescheint sie. Die weiße Weste des Herrn Stadtdirectors und die röthliche Nase des Obertribunalraths, nicht zu vergessen die bunten flatternden Bänder von deren Ehegattinnen und die forschenden Blicke junger, beutelustiger Assessoren und Offiziere, die so gern unter das Rebenlaub schauen, weniger auf die Trauben, als auf die hübschen Augen, von denen wir vorhin sprachen. Zu ihrem Privatvergnügen kokettirt die Sonne noch mit dem funkelnden Wein, ihren lieben Kindern früherer Jahre in Gläsern und Flaschen, vergißt aber dabei nicht, auch einen Blick dem Säuglinge von diesem Jahre zu schenken, der noch unbeholfen und ungelenkig ist wie alle Neugeborenen.

Die gleiche Luſt herrſcht aber in guten Jahren um dieſe Zeit überall; mag das Beſitzthum groß oder klein ſein, man veranſtaltet ſeinen Freunden einen Herbſt, ja, wer nur ein Kartoffelland ſein eigen nennt, mit einer Laube von wildem Wein oder Feuerbohnen überrankt, der bittet einige Bekannte zuſammen und ſollte er auch den nöthigen Korb voll Trauben beim benachbarten Weingärtner kaufen müſſen. Und hier amüſirt man ſich vielleicht ebenſogut wie dort bei dem reichen Baumeiſter, der ſeine achtzig Eimer jedes Jahr macht und den Eingeladenen nur vortrefflichen 1846er vorſetzt; ja, an dieſen Tagen iſt die Luſt gleich groß hier unter dem Bretterdache wie dort im ſchönen Garten des Landhauſes oder wie auf den Terraſſen jener Villa, die nicht weit von den Thoren der Stadt auf einem kleinen Hügel liegt. An all den Orten wird der Herbſt gefeiert, und ſobald es anfängt dunkel zu werden, erreicht die Luſt ihren Gipfel. Da ziſchen Schwärmer und werden übertönt von dem Knallen der Frösche, die wieder überſchrieen werden von luſtigen Mädchenſtimmen, welche um Hülfe rufen, weil irgend ein brennendes Ungethüm in ihrer Nähe loskracht. Zuweilen ſieht dann die ganze weite Fläche rings um uns aus wie der Garten eines Zauberers, auf deſſen Geheiß feurige Blumen überall empor ſproſſen, rothe, blaue, gelbe und grüne Leuchtſterne, dazwiſchen flimmert rothglühendes oder weißglänzendes Blätterwerk, und über alles hinaus erheben ſich feurige Raketenblumen, hoch in die Höhe wachſend, oben den Stengel zierlich neigend, um alsdann vor den erſtaunten Augen einen Blüthenbüſchel in den glühendſten Farben zu entfalten. So ſproßt und leuchtet es auf allen Punkten, hier ſpärlich, dort reicher; auf dieſem Punkte ſind kleine Schwärmer und Frösche vorherrſchend und eine einzelne Rakete ein Ereigniß, dort ſteigen dieſe maſſenhaft auf und werden überboten von Kanonenſchlägen und überſtrahlt von gewaltigen Sonnen.

In letzterer Beziehung zeichnet ſich die Villa aus, von der wir vorhin ſprachen. Zu ihr gehören zahlreiche Weinberge und ein weitläufiger Park; letzterer ſtößt an das Wohnhaus, und auf dem freien

Platze, in welchem das zierliche Gebäude liegt, praſſelt und kracht eine ſolche Menge von Feuerwerk empor, daß alles, was ſich auf den umliegenden Höhen befindet, mehr dorthin ſchaut, als auf die eigenen mageren Schwärmer und Fröſche.

Die kleine Villa gehört einem liebenswürdigen jungen Mann, dem Baron von C., ſeit einem Vierteljahr glücklicher Gatte; er hatte zur Feier des Herbſtes einige befreundete Familien zum Diner eingeladen, und nach Beendigung deſſelben wurde das Feuerwerk abgebrannt, deſſen wir eben erwähnten. Hier waren die Gäſte denn auch mehr Zuſchauer als Theilnehmer. Doch hat auch dies manch Angenehmes, ja noch mehr als das, wenn man ſich in liebenswürdiger Geſellſchaft befindet, wenn man aus einem halbdunkeln Raume zuſchauend bei dem aufflammenden Lichte mehr nach den Augen der Nachbarin, als nach der emporziſchenden Rakete blickt, und wenn man bemerkt, daß ſich eben dieſe Augen im gleichen Momente auch nach uns richten. Das iſt ein ſüßes und liebes Spiel und wiederholt ſich, ſo oft aufs Neue die Flammen drunten aufzucken. Vielleicht ſtützen wir uns auch ganz harmlos auf die Brüſtung der Terraſſe und berühren dabei eine kleine Hand, die dort ebenfalls ruht. — Ah! ſuperb! außerordentlich ſchön! ruft aber in dieſem Augenblick der Kreis der Zuſchauer, wir zucken zurück, ja wir klatſchen, um ganz unbefangen zu ſcheinen, begeiſtert in die Hände, mit klopfendem Herzen, außer uns vor Entzücken — natürlicher Weiſe nur der bunten Flammen wegen. So haben wir denn zwei Feuerwerke, und wenn draußen die Raketen erlöſchen, ſo erfüllt ſich unſer Herz mit einem anderen, weit gefährlicheren Feuer.

So fühlten denn auch auf der Terraſſe der benannten Villa zwei junge Leute, die ſich gewiß ganz zufällig dort zuſammen gefunden. Er war ein ſchöner junger Mann von vielleicht dreißig Jahren, ein genauer Freund des Hausherrn, war Maler, hatte einen berühmten Namen, ein großes Einkommen, und wenn er in Geſellſchaft ging, ſo konnte er ſeine gewählte Toilette dadurch vervollſtändigen, daß er ſich ein Band von irgend einer beliebigen Farbe ins Knopfloch ſteckte;

dagegen war er, wenn auch von anständiger, doch von sehr einfacher Geburt; kein Wörtchen „von" hatte ihm die Thüren zu der — Gesellschaft geöffnet, die es sich jetzt zur Ehre macht, ihn zu empfangen, und hatte ihn leider dieser Gesellschaft, wenn er auch die Meisten derselben an innerem Gehalt weit überragte, doch nicht ebenbürtig gemacht. Wir sprachen das leider nur für den vorliegenden Fall aus, in Betreff der beiden Arten von Feuerwerk, mit welchem er sich heute Abend beschäftigte; denn sie, die neben ihm stand und die Berührung seiner Hand so gern duldete, gehörte eben dieser — Gesellschaft an. Sie war ein zwanzigjähriges, reizendes, und geistreiches Mädchen, aber — leider die Tochter eines alten Generals, der noch obendrein Baron von W. hieß. Wenn man die beiden jungen Leute bei einander stehen sah, so war man versucht, Bravo! zu rufen über das prächtige Doppelwerk, welches die Natur hier geschaffen, und Unbefangene von Geschmack und Einsicht mußten unwillkürlich ausrufen: welch schönes Paar! Beide hatten sich früher wohl gekannt, sich, auch wohl allerlei Schönes denkend, betrachtet; daß sie sich aber näher kennen lernten und aufs Innigste liebten, daran war die Unvorsichtigkeit des alten Generals Schuld, der ein lebensgroßes Porträt seiner Tochter befohlen. Der Maler hatte sich Anfangs gegen diesen Auftrag gesträubt und dringende Arbeiten vorgeschützt — vergebens! Doch ließ er sich endlich zwingen nachzugeben, das Gemälde wurde ein Meisterwerk, aber das Original nahm er so tief in sein Herz auf, daß er sich nicht mehr davon los machen konnte. Eugen, der Maler, hatte es seinem Freunde, dem Baron von C., öfter gesagt, daß die junge Dame oft stundenlang, wenn gleich im elterlichen Hause, mit ihm allein sei, worauf dieser lachend erwiderte: „Das ist ein schlimmes Compliment für deine Liebenswürdigkeit; der General hält dich für gänzlich ungefährlich, und dafür würde ich mich an ihm rächen."

„Und dann," hatte der Maler gefragt.

„Nun, und dann? sieht man weiter."

Am heutigen Tage hatte sich übrigens die ganze intimere Mit-

theilung zwiſchen den Beiden auf das beſchränkt, deſſen wir ſoeben erwähnten, einen innigen Blick, einen leichten Druck der Hand, — ſo unendlich viel — und doch ſo wenig. Vergebens hatte Baron von C. es eingerichtet, daß Eugen die junge Dame zu Tiſch führen durfte und nach der Tafel in den Garten; hatte ihm auch in den Glashäuſern bald hier bald dort allerlei ſeltene oder unbedeutende Blumen gezeigt. Vergeblich, Julie von W. war wie die Bienenkönigin: wohin ſie ſich wendete, folgte ihr ein ganzer Schwarm. Und doch hätte ihr Eugen ſo gern eine Frage geſtellt, er war bekümmert, denn er hatte in ihrem ſonſt ſo klaren und freundlichen Auge einen Schatten bemerkt, er hatte in unbedeutenden Worten, die ſie an ihn gerichtet, einen Kummer entdeckt, der auf ihrem Herzen laſtete. Das Feuerwerk war unterdeſſen beendigt, und nachdem der Raum um das Schloß einen Augenblick dunkel gelegen, ward er plötzlich wieder erhellt, diesmal von der rothen Gluth der Fackeln, welche die Dienerſchaft am Portal aufſteckte, um den Weg für die anfahrenden Equipagen zu erhellen. Auch das Zimmer und die Terraſſe, wo ſich die Geſellſchaft befand, wurden plötzlich erleuchtet, doch nicht ſo ſchnell, daß es Eugen nicht noch gelungen wäre, durch eine ſchnelle Wendung eine alte Hofdame zwiſchen ſich und Julie zu bringen.

Der Vater General, der ſich zum Gehen eines Stockes bediente, hinkte herbei, um ſeiner Tochter zu ſagen, daß ihr Wagen vorgefahren ſei. Mit Ausnahme einiger weniger Herren, worunter auch Eugen, die noch dablieben, um bei der liebenswürdigen Wirthin des Hauſes eine Taſſe Thee zu nehmen, empfahlen ſich die Uebrigen, und plaudernd und lachend rauſchte es über die breiten Corridors nach der Treppe des Hauſes hin. Auch hier war der Hausherr wieder für ſeinen Freund thätig. Denn unter dem Vorwand, dem alten General das Gehen zu erleichtern, nahm er ihn unter dem Arme und machte in ſeiner liebenswürdigen Sorgfalt unendlich kleine Schritte, ſo daß Julie, von Eugen geführt, ſchon faſt auf der unterſten Stufe war, ehe der Papa noch die oberſte erreicht hatte.

Das Treppenhaus war auch der Glanzpunkt der kleinen Villa; von Marmor waren Stufen und Wände, letztere mit weißen Säulen gekrönt, die leicht den kühnen Bogen der Wölbung trugen. Dort oben hatte Eugen für ſeinen Freund ein reizendes Bild gemalt, ein Bild, das ohne Uebertreibung den Werth der Villa bedeutend vergrößerte. Auf der unterſten Stufe der Treppe befanden ſich auf paſſenden Piedeſtalen zwei Knaben aus Bronze in Lebensgröße, welche aufrecht Füllhörner hielten, aus denen Lichter-Bouquete flammten. Julie war ſchon auf der zweiten Stufe; ſie hatte ihre kleine feine Hand auf den Arm eines der Knaben gelegt, während Eugen tiefer vor ihr ſtand, beide aber angelegentlich das Deckengemälde, ſein Werk, betrachteten und darüber zu ſprechen ſchienen; in Wahrheit aber beſchäftigte ſie nicht die Schaar der Götter dort oben, und wenn auch der Maler die Hand erhoben hatte, und bald auf dieſe, bald auf jene Geſtalt deutete, auch ſein Geſicht lächelnd und ruhig erſchien, ſo drangen doch die Worte, die er ſprach, haſtig zwiſchen den Lippen hervor.

„Julie, es iſt etwas geſchehen, was Sie bekümmert. Ich habe das im Verlaufe des Nachmittags wohl bemerkt, und es hat mir den ſonſt ſo herrlichen Tag verdorben.“

Sie nickte mit dem Kopfe, wobei ſie aufwärts blickte, als habe ſie ſeine Erklärung, die Figuren betreffend, wohl verſtanden.

„Was iſt es denn, Julie? Muß es ein Geheimniß für mich bleiben?“

„O nein, gewiß nicht,“ entgegnete ſie, „wenn ich es nur ſelbſt genau wüßte; Papa hat während dem Hieherfahren einige Worte zu mir geſprochen, die mich aufs Tiefſte erſchreckten.“

„Um des Himmels willen, Julie, was ſagte er?“

„Er ſprach von meiner Zukunft, daß es Zeit ſei, daran zu denken, daß eine Verbindung, die er projectirt, mir gewiß paſſend und annehmbar erſcheinen würde.“

„O Gott, das habe ich ſchon lange erwartet,“ murmelte er durch die zuſammengepreßten Zähne.

„Sie meinen die Pferde des Sonnengottes," sagte sie plötzlich sehr laut, während sie lächelnd den Kopf schüttelte und mit der rechten Hand emporzeigte; „und man macht Ihnen einen Vorwurf, daß Sie die arabische Race anzeigen? O, das ist in der That komisch. Apollo hat sich ja gewiß zu seiner Zeit des schnellsten, feurigsten Gespanns bedient. Und das sind Eigenschaften, die man den Arabern nicht absprechen kann."

„Nicht schlecht geurtheilt, Julie," hörte man jetzt die tiefe Stimme des Generals, der nun dicht hinter dem Paare stand. „Doch habe ich nie gehört, daß man unserem Künstler darüber einen Vorwurf gemacht. Scharfe Kritiker fanden dagegen das Gesicht der Liebesgöttin etwas zu nachdenkend, ja traurig; die Göttin der Liebe soll heiter und glücklich sein."

„Ganz recht, Papa," erwiderte Julie, „das wollte ich auch soeben anführen, denn man sagt, ihre Macht sei groß, nichts könne derselben widerstehen." Dies sprach das junge Mädchen mit einem innigen Blick auf Eugen, der sich mit der Hand über die Augen fuhr und wie aus einem tiefen Traum erwachte. So schnell als möglich fuhren die Wagen vor, doch da der des Generals nicht der erste in der Reihe war, so mußte die Gruppe noch einen Augenblick an der Treppe stehen bleiben, und gerade als seine Equipage vorfahren wollte, zeigte sich unerwartet ein neues Hinderniß, ein Reiter nämlich, der im Jagdgalopp über den Hof daher kam und die Rampe hinaufritt, vor dem Treppenhause anhielt, und vom Pferde stieg. Draußen, wo es ziemlich dunkel war, sah man nur seine lange Gestalt, die sich eilig der Treppe näherte und nun, als sie in den Lichterschein trat, vom General erkannt zu werden schien, denn dieser machte sich plötzlich vom Arme des Hausherrn los und rief freudig aus: „Bester Graf, welch angenehme Ueberraschung!"

Der also Angeredete, der ziemlich steif und förmlich näher trat, hatte ein langes, dünnes Gesicht, das zu der mageren Gestalt vollkommen paßte; auch die Stirne war hoch und schmal, ja, so hoch,

daß wenn man das ſorgfältig behandelte Haar anſah, man auf die Vermuthung kommen konnte, daſſelbe habe einſtens weiter hinabgereicht. Der Graf ſchaute im Kreiſe umher, machte eine leichte Neigung mit dem Kopfe und reichte dem General die Hand, welche dieſer herzlich ſchüttelte.

„In der That eine liebenswürdige Ueberraſchung," wiederholte der General, „Sie erfuhren wohl in der Stadt, daß wir hier außen ſeien."

„Allerdings," erwiderte lächelnd der Fremde, „und ich ſäumte nicht, mich ſo ſchnell wie möglich hieher zu begeben, will aber Ihre Rückfahrt, welche Sie ſoeben anzutreten im Begriffe ſind, nicht um eine Sekunde verzögern."

„Meiner Tochter werden Sie ſich noch erinnern," ſagte der General mit einer Handbewegung gegen Julie, welche ſich erröthend verneigte und die Augen niederſchlug, da ſie bemerkte, wie die Blicke des Grafen feſt auf ihr hafteten. Dieſer hatte ſich dem jungen Mädchen mit einer tiefen Verbeugung genähert und verſetzte: „Wenn ich mich auch noch lebendig jener Zeit erinnere, wo ich das Glück hatte, Fräulein Julie zu ſehen, ſo muß ich doch eingeſtehen, daß ich Sie unter andern Verhältniſſen nicht wieder erkannt hätte."

„Erlauben Sie, beſter Graf, daß ich Sie dem Herrn dieſer gaſtfreien Villa, dem Baron von C. vorſtelle."

„Mir ſcheint," entgegnete der Fremde lächelnd, „ich erneuere da auch eine Bekanntſchaft aus früherer Zeit."

„So iſt es, Herr Graf," entgegnete der Baron, „wenn ich nicht irre, trafen wir in Italien zuſammen."

„Ja, ganz recht, in Neapel."

„Und an den Waſſerfällen von Terni?"

„Ah! *das iſt wahr. Sie* haben ein vortreffliches Gedächtniß."

„Ich behalte manches," erwiderte lächelnd der Hausherr. Und während ſich der General ſeinen Paletot umgeben ließ, näherte ſich

der Graf der jungen Dame, wobei der Hausherr nach seinem Freunde schaute, der während des kurzen Gesprächs von vorhin unsichtbar geworden war. Doch hatte Eugen die Treppe nicht verlassen, sich nur hinter die bronzenen Lichthalter zurückgezogen, und indem er den rechten Arm auf einen der Träger stützte, hatte er die Stirn auf die Hand gelegt und blickte nachdenkend zu Boden.

„Eugen!“ sprach leise der Baron, und als Jener aufblickte, zeigte er ein bleiches, verstörtes Gesicht.

„War denn nicht vorhin unser Maler da?“ rief laut der General, „da hätte ich bald was vergessen, wo ist Herr Eugen?“

Der Maler trat vor, der alte Herr hinkte ihm hastig entgegen, faßte seinen Rockknopf und zog ihn ein paar Schritte abseits. „Lieber Freund, Sie müssen mir einen großen Gefallen thun.“

„Mit Vergnügen, Herr General.“

„Sagen Sie das nicht, denn mein Verlangen ist Künstlern Ihres Ranges gerade nicht angenehm. Aber verzeihen Sie, ich kann mich nur an Sie wenden. Es betrifft das Bild, welches Sie von meiner Tochter gemalt haben; ich brauche davon eine Copie, eine kleine, zierliche Copie.“

„Eine zierliche Copie, Excellenz; ich verstehe.“

„Nicht wahr, Sie verstehen mich, Sie sind ein verständiger junger Mann; ich versichere Sie, ich setze ein unbegrenztes Zutrauen in Sie. Es muß eine Copie sein in einem kleinen hübschen Format, die man — Jemand zum Geschenk machen kann.“

„Einem Bräutigam zum Beispiel, Herr General,“ sagte der Maler mit leiser, tonloser Stimme.

„Parbleu! Sie haben Recht,“ erwiderte lachend der General, setzte aber hinzu, indem er den Zeigefinger aufhob: „Das bleibt aber vor der Hand ganz unter uns.“

Der Maler verbeugte sich, dann versetzte er nach einer kleinen Pause: „Und wann wünschen Sie, Herr General, daß ich die Copie anfange?“

zu Ende; wenn auch hie und da einige Federſtriche und Dintenkleckſe einen Verſuch anzeigten, den Faden des merkwürdigen Erlebten wieder aufzunehmen, ſo war es doch beim Gedanken geblieben, denn es fand ſich nichts mehr vor.

Allermittelſt hatte der Doktor ſeinen grünen Sammtrock wieder angezogen, und nachdem ich noch einen Blick hinübergeworfen hatte auf das Reißmehliſche Haus, verließen wir das Zimmer. Der Doktor wiſchte auf ſeiner Tafel die drei unheilbaren Patienten aus, und wir eilten, ich zu meiner Großmutter, er in ſeinen Klub, wo ſich, wie er verſicherte, die geiſtreichſte Geſellſchaft der ganzen Chriſtenheit zuſammenfand.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

„Anfangen? Wenn Sie mich lieb haben, längstens morgen, und beendigen so schnell wie möglich.“

„Ah! es ist eilig,“ sprach der Maler, indem er sich die Lippen fast blutig biß.

„Recht eilig, also ich verlasse mich auf Sie.“

Unterdessen hatte der vorhin Angekommene mit Julie und dem Hausherrn ebenfalls einige Worte gewechselt, glücklicher Weise aber sprachen sie über die reizende Besitzung, auf welcher man sich gerade befand, und so war es der jungen Dame erlaubt, bei Erwähnung des Treppenhauses auch mit großem Interesse die Bronzefiguren zu betrachten, neben welchen Eugen und der General standen. Wie hatten sich die Züge des jungen Mannes, die während des Feuerwerks noch so glücklich und heiter strahlten, jetzt verändert! Wie zuckten seine Lippen, wie suchten seine Augen ihre Blicke, nachdem der General dem Maler die Hand geschüttelt und sich von ihm entfernte. Wie hastig griff Eugen nach dem bronzenen Arm des Knaben, es schien, er müsse etwas suchen, um sich daran zu halten.

„Allons, Kinder!“ rief der General. „Wir haben unseren liebenswürdigen Wirth jetzt lange genug zwischen Thüre und Treppe in der kühlen Nachtluft hingestellt, machen wir, daß wir nach Hause kommen. Und Sie, Graf, Sie fahren doch mit uns?“

„Wie könnte ich ohne gegründete Ursache eine solche Einladung ausschlagen!“ entgegnete dieser. „Doch verzeihen mir Excellenz, ich muß es doch thun, denn ich habe mich warm geritten und gestehe, daß ich mich in Ihrem offenen Wagen vor der kalten Nacht fürchte.“

„Und nicht mit Unrecht,“ sagte der General. „Daran dachte ich wahrhaftig nicht.“

„In der Eile noch zeitig hieher zu kommen,“ fuhr der Andere lächelnd fort, „vergaß ich durch den Reitknecht meinen Ueberzieher mitnehmen zu lassen, bedaure das aber jetzt aufs Schmerzlichste.“

„Aber ich bitte Sie, bester Graf!“ rief eifrig der Hausherr, „dem ist ja augenblicklich abzuhelfen; darf ich Ihnen einen Paletot

von mir anbieten? Ich hoffe, Sie werden mir das nicht abschlagen, haben wir uns doch auch schon früher kleine Dienste geleistet."

In diesem Augenblicke eilte auch schon einer der Bedienten, welche hinter den Herrschaften auf der Treppe warteten, die Stufen hinan. „Du wirst meinen weiten dicken Paletot vor meinem Zimmer finden!" rief ihm der Hausherr nach; „ich habe ihn dort auf den Tisch gelegt." Dann setzte er lächelnd gegen den Anderen gewendet hinzu: „Ich muß schon das weiteste Kleidungsstück geben, das ich habe, um die fehlende Länge zu ersetzen."

Der Paletot, der augenblicklich gebracht wurde, erwies sich übrigens als zur Genüge passend, der Graf wickelte sich hinein, Julie verabschiedete sich von dem liebenswürdigen Wirthe, nicht ohne die herzlichen Worte, mit welchen sie dies that, durch einen innigen Blick anderswohin zu dirigiren. Die Pferde zogen an, der Wagen rollte dahin.

Der Baron von C. trat zu seinem Freunde hin, der noch immer wie in tiefem Traume dastand, faßte seinen Arm und sagte mit weicher Stimme: „Komm, Eugen, gehen wir hinauf. Sei ruhig, mein Freund; glaube mir, ich verstehe deinen Schmerz. Ah! das ist eine schreckliche Lage." Darauf stiegen Beide schweigend die Treppen hinauf, und als sie oben auf das Vestibul kamen, schritt der Maler einem großen Fenster zu, welches eine weite Aussicht gewährte. Da lag vor ihnen in der Dunkelheit die Stadt mit einem weißen Nebelschleier bedeckt, durch welchen die Lichter von den Straßen und aus den Häusern hervorblitzten und sich ausnahmen wie glänzende Stickereien. Hie und da leuchtete und blitzte es noch auf den Höhen, man sah bald nah, bald fern sprühende Schwärmer und hoch aufsteigende Raketen. Ringsum herrschte noch Lust und Freude, nur ein Herz, welches vorhin alles das noch so warm und glücklich mitempfunden, fühlte sich jetzt kalt und elend. Eugen lehnte die brennende Stirn an die kühlen Scheiben, der Baron stand neben ihm und legte die Hand sanft auf seine Schulter. „Sei ruhig, Eugen," sagte er. „Wohl

begreife ich, wie ſchwer dein empfängliches Gemüth von dem Schlag getroffen wurde. Aber wenn er auch unerwartet kam, ſo mußteſt du doch darauf vorbereitet ſein. Wie oft ſprachen wir darüber, wie oft ſagteſt du ſelbſt dies Ende deinem ſtillen Glücke voraus."

„O ja, das that ich," entgegnete der Andere mit zitternder Stimme, „aber jetzt, wo ſich ſo plötzlich die fürchterliche Kluft vor meinen Füßen öffnet, jetzt iſt mir, als könne ich das Unglück nicht ertragen. O meine Julie!" fuhr er ſchmerzlich fort, indem er ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckte, „ſo habe ich dich alſo verloren! O mein ſüßes Mädchen, ſo hat man dich alſo von mir weggeriſſen ohne Gnade und Barmherzigkeit! Nicht wahr?" wandte er ſich haſtig an ſeinen Freund, „das iſt auch deine Anſicht? Alles iſt für mich verloren."

„Ich glaube, ja, mein armer Eugen," erwiderte ſanft der Baron von C. „Nimm es auf wie ein Mann; geſtehe mir zu, daß du ſelbſt an einem guten Erfolg gezweifelt. Erinnere dich, wie oft wir dir ſagten, Eliſe und ich, in Gottes Namen einen verſuchenden Schritt zu thun, obgleich," ſetzte er beruhigend bei, als er ſah, daß der Andere ſich heftig gegen ihn umwandte, „wir gewiß an ein Gelingen nimmermehr glaubten."

„Und ich ebenſowenig," murmelte Eugen. „Hätte ich denn im anderen Falle jenen Schritt nicht ſchon längſt gethan? Und doch redete ich mir ſelbſt Hoffnungen ein. O es war für mich ſo ſüß zu hoffen, ich fühlte wohl, was ich leiden würde, ſobald ich die traurige Gewißheit meines Unglücks hätte. Und jetzt habe ich ſie, und jetzt leide ich — furchtbar."

Abermals lehnte er ſich gegen das Fenſter und blickte in die Nacht hinaus. Und wieder faßte der Baron ſeinen Arm, ihn ſanft emporziehend. „Laſſ' uns nicht hier ſtehen bleiben, Eugen," bat er mit bewegter Stimme. „Komm, gehen wir zu meiner Frau, ſie erwartet uns."

„Aber ſie iſt nicht allein," ſprach Eugen. „Sieh mein Geſicht

an; wie kann ich mich so vor Menschen blicken lassen! Auch wäre es wohlthuend für mich, allein sein zu können."

„Im Gegentheil, Eugen," erwiderte der Baron, „ich kenne das; zwinge dich, für eine Stunde an unserer Unterhaltung Theil zu nehmen. Glaube mir, es ist besser für dich, du wirst doch nachher lange genug allein sein."

„Ja, sehr allein!" entgegnete der Andere mit einem tiefen Seufzer.

„Auch werden dich ein paar gute Freunde, die du in meinem Zimmer findest, nicht geniren. Aber nimm dich zusammen; weißt du, lieber Freund," setzte er flüsternd hinzu, „man soll dich ruhig sehen, man soll nicht sagen, du seiest wie ein Unglücklicher davon gerannt; man soll nicht über dich spotten."

„Und wer weiß denn schon bei dir um die für mich fürchterliche Geschichte?"

„Komische Frage! der Vicomte, der droben ist, war auf der Treppe, als der Graf unten vom Pferde stieg. So ein Diplomat ist neugierig; er war es ja auch, der schon unlängst eine Anspielung fallen ließ über eine projectirte Heirath im Hause des Generals. Wir lachten darüber."

„Und du sagtest mir nichts davon?"

„Ich versichere dich, wir lachten darüber."

„Und doch hatte er recht," sprach Eugen mit tiefem Schmerze.

„So scheint es; aber der kleine Vicomte hatte nun gewiß nichts Eiligeres zu thun, als meiner Frau die Ankunft des Bräutigams mit großem Geräusch zu verkünden, und daran würde er ohne Zweifel von seinen pikanten Bemerkungen reihen, wenn du, von dem man weiß, daß er noch eine Stunde dableiben wollte, plötzlich verschwunden wärest."

Eugen biß die Zähne fest auf einander.

„Also komm und sei verständig."

„Vielleicht auch lustig?" fragte der Andere bitter, „gesprächig mit

der Hölle im Herzen? doch sei es darum. Was ich heute nicht thue, müßte ich morgen doch thun. Und darin hast du recht: einen lauernden Blick oder das leiseste Wort des Spottes — bei Gott! ich ertrüg' es nicht." Damit raffte er sich auf und Beide schritten durch das Vestibül nach dem Zimmer der Hausfrau, einem kleinen heimlichen Salon, welcher durch dicke Teppiche, die den Boden bedeckten, durch zugezogene Vorhänge von schwerem Seidenzeuge und durch ein flackerndes Feuer in dem zierlichen Kamin von polirtem Eisen einen so angenehmen Gegensatz zu der kalten Nacht bildete, daß Jeden, der von draußen hineintrat, schon auf der Schwelle ein behagliches Gefühl überschlich.

Die Baronin von C., eine junge, schöne und heitere Frau, saß auf einem Divan, der sich in der Ecke des Zimmers befand. Vor sich hatte sie einen Lichtschirm und war so gedeckt vor den grellen Flammen des Kaminfeuers, an welchem drei Herren saßen, von denen der Eine, eine kleine bewegliche Figur, etwas Komisches erzählt haben mußte, denn die Baronin lachte so herzlich, daß man beide Reihen ihrer schönen weißen Zähne sah. „Hören Sie auf, Vicomte!" rief sie lustig, „man kennt Ihre Uebertreibungen. Dort kommt George, der wird uns die nackte Wahrheit sagen."

„Wenn er das thut, gnädige Frau," rief der Vicomte, „so werden Sie erfahren, daß ich mit keiner Sylbe übertrieben."

„Von Allem, was sich drunten zugetragen, sollt ihr einen genauen Bericht haben," sagte der Hausherr, „ich bin das ja meiner Frau schuldig." Damit ging er zu ihr hin, küßte sie auf die Stirn und sagte ihr leise: „Laß Eugen neben dir Platz nehmen." Sie sah einen Augenblick fragend in das Gesicht ihres Mannes, dann aber preßte sie die Lippen auf einander und ein leichter Schatten überflog ihre vorher so heiteren Züge. Sie hob hastig ihre Rechte und reichte sie dem Maler, der sich darauf niederbeugte und die kleine Hand küßte.

Der Hausherr hatte sich in diesem Augenblicke zu den anderen

Herrn an das Kamin gestellt. Der Handkuß des Malers mußte übrigens von etwas Außerordentlichem begleitet gewesen sein, denn die Baronin blickte fast erschrocken auf die seltsam glänzenden Augen des jungen Mannes, dann sagte sie heiter und lustig, wobei aber ihre Stimme kaum merklich bebte: „Also endlich lassen Sie sich auch in meiner Nähe sehen? den ganzen Nachmittag sind Sie nur so herum geschwärmt, bald hier, bald dort, und haben mich total vernachlässigt. Zur Strafe dafür nehme ich Sie jetzt für mich in Beschlag.“ Sie zog ihn sanft auf einen kleinen Fauteuil nieder, der neben dem Divan stand.

„Das ist eine schöne Strafe,“ meinte lachend der Vicomte, „und hätte ich das früher gewußt, so würde auch ich mich den ganzen Nachmittag fern gehalten haben, um Abends so angenehm bestraft zu werden.“

„O was das anbelangt,“ lachte die schöne Frau, „so kann man bei mir auf verschiedene Art Buße thun. Sie hätte ich vielleicht doch an den Kamin verwiesen, Sie lieben es, in die Flammen zu schauen, aber die kostbaren Augen unseres Freundes hier muß ich schonen. Deßhalb,“ wandte sie sich an Eugen, „bekommen Sie auch die Hälfte meines Lichtschirmes — so — jetzt wird Ihnen die Gluth des Feuers nicht wehe thun.“ Damit hatte sie den kleinen Schirm, der vor ihr stand, so gedreht, daß der Schatten, den derselbe warf, zum größten Theile auf das Gesicht des Malers fiel.

„Ja, diese Künstler werden doch auf jede Art bevorzugt,“ meinte der Vicomte. Und das Gleiche mochte auch Eugen fühlen, denn er heftete auf die Baronin einen Blick mit dem Ausdruck der innigsten Dankbarkeit.

„Aber jetzt will ich von dir hören, George, was sich drunten zugetragen. Hat uns doch der Vicomte Sachen erzählt, die ganz außerordentlich sind.“

„Ich wette, er hat falsch gesehen,“ meinte einer der anderen beiden Herren, ein Rittmeister von B., der wenig sprach und von dem

man faſt ſicher ſein konnte, daß unter dem Wenigen, was er ſagte, faſt jedesmal die Propoſition zu einer Wette war. — „Zehn gegen fünf," fuhr er fort, „der Vicomte hat componirt." Dieſer ſtreckte ſich bei der Behauptung des Rittmeiſters ſo lang wie möglich, erhob feierlich ſeine Hand und ſagte mit der Ruhe eines guten Gewiſſens: „Eine ſolche Wette wäre wenig beſſer als Diebſtahl. Hören wir den Hausherrn, und dann urtheilt."

„Nun ſo Außerordentliches hat ſich nicht zugetragen," verſetzte lachend der Baron, indem er ſich in ein Fauteuil niederließ. „Als wir den General die Treppen hinab begleiteten — Eugen war bei mir —"

„Und führte die ſchöne Julie, wette ich," warf der Rittmeiſter dazwiſchen.

„Eben als ſie drunten in den Wagen ſteigen wollten," fuhr der Hausherr fort, „erſchien ein Reiter."

„Ein langer Reiter, Graf Rieden, der Mann mit dem Blumenſtrauß," ſagte der Vicomte.

„Den der General aufs Freundlichſte empfing, wobei er von großer Freude und Ueberraſchung ſprach. Auch ich erneuerte eine alte Bekanntſchaft. Erinnerſt du dich noch, Julius, an den Waſſerfall von Terni?" wandte er ſich an den dritten der Herren, der ſchweigend in die Flamme des Kamins ſchaute und jetzt mit dem Kopfe nickte. „Da ſah ich dieſen Graf Rieden und erinnerte mich ſeiner ſogleich. Nachdem drunten die erſten Begrüßungen vorbei waren, nöthigte der General den eben Angekommenen in ſeinen Wagen, um ihn nach der Stadt zurückzubringen. Der Graf war zu Pferde gekommen, und da er ſcharf geritten und erhitzt war, ſo bot ich ihm meinen Paletot an, den er auch annahm. Das iſt die ganze Geſchichte."

„Ja, das Gerippe der Geſchichte. Aber ich habe ungeheuer viel mehr geſehen."

„Wenigſtens viel mehr erzählt," ſagte lachend die Baronin.

„Nein, nein," erwiderte der Andere, „keine Uebertreibung, nur die

Wahrheit. Schon vor einigen Tagen erfuhr ich vom . . . . schen Gesandten, Graf Rieden werde hieher kommen, und man spreche von einer Verbindung zwischen ihm und der Tochter des General von W. Ob die schöne Julie dabei dem Zuge ihres Herzens folgt, ist eine andere Frage, die ich nicht entscheiden kann. Daß sie aber beim Anblick des Grafen, von dessen bevorstehender Ankunft sie unterrichtet war, kein entzücktes Gesicht machte, das kann ich beschwören. Ja ich versichere nochmals, ich habe nie den heiteren Ausdruck eines so lieben, freundlichen Gesichts wie das der kleinen Baronin sich so plötzlich in Schrecken verwandeln sehen. Sie schauderte ordentlich zurück, und wandte ihre Augen flehend unserem lieben Wirthe zu, als wolle sie bei ihm Hülfe suchen."

„Par exemple!" rief lachend der Baron von C. „Vicomte! Vicomte! wissen Sie wohl, daß Sie damit sehr viel gesagt haben?"

„Aber da ich es in Ihrer Gegenwart und in der der Baronin sage, hat es weiter keine Bedeutung, das werden Sie zugeben. Und nun, habe ich vorhin zu viel gesprochen, als ich behauptete, der Bräutigam sei angelangt, der Bräutigam sei nichts weniger als liebenswürdig und angenehm, und die schöne Julie sei förmlich vor ihm zurückgeschaudert? Weiß der liebe Gott," fuhr er lustig fort, „weßhalb ich in den Ruf gekommen bin, als übertreibe ich gern. Und es hilft der armen kleinen Julie nichts, sie wird den Grafen doch heirathen müssen."

„Ich wette nein," sprach der Rittmeister mit großer Ruhe.

Worauf Alles lachte und Julius sich veranlaßt sah, den Kopf seinem Nachbar zuzuwenden und ihm zu sagen: „Ich wollte doch wahrhaftig, es fände sich Jemand, der dich und deine Wetten einmal beim Wort nähme."

„Ich stehe zu Befehl für Jeden, der Lust hat; alles Ernstes, eine gleiche Wette: der Graf wird die Baronin nicht heirathen."

„Und weßhalb?" fragte der Hausherr.

„Das weiß er ebenso wenig als wir Andere; Gründe hat er nie. Er will nur wie gewöhnlich eine Wette vorschlagen."

„Die ich annehme," rief Eugen vom Eckdivan herüber. „Aber gleich gegen gleich hat zu viel Chancen für mich," setzte er mit seltsam klingender Stimme hinzu, „weßhalb ich Ihnen vorschlage, lieber Rittmeister: Zehn gegen Eins, der Graf wird die Baronin heirathen."

„Wenn Sie wollen, verlange ich es nicht besser," erwiderte der Rittmeister lachend. „Also zehn Louisd'or gegen hundert, wenn es Ihnen so recht ist. Heirathet der Graf, so zahle ich sie und umgekehrt erhalte ich die hundert Louisd'or."

„Abgemacht!"

„Womit du für heute Abend befriedigt sein wirst," sagte Julius. „Glaube mir, Eugen, die zehn Louisd'or sind dir sicher. Es ist eigenthümlich," fuhr er nach einer Pause fort, „wie ein Name, der uns mit einemmal aufs Neue wieder anklingt, so lebendige Erinnerungen längstvergangener Zeiten wach rufen kann — Graf Rieden. Ist mirs doch gerade, als stände ich wieder vor dem alten Posthause in Terni, wo die lange Gestalt dieses Herrn vor mich hintrat und seinen Namen nannte, — Graf Rieden, der sich ein Vergnügen daraus machen würde, uns zu den Wasserfällen zu begleiten."

„Ja, das waren schöne Zeiten," seufzte der Vicomte; „so was kommt nur einmal im Leben."

„Ich wette, Sie waren damals verliebt," sprach der Rittmeister.

„Dagegen kann er nie wetten," bemerkte lachend der Hausherr, „denn der glückliche Vicomte fällt von einer Rosenkette in die andere."

„Aber damals," sagte Julius.

„Ja damals," seufzte der Vicomte.

„Das müssen ja fürchterliche Erinnerungen sein," mischte sich die Baronin ins Gespräch, „und jetzt begreife ich vollkommen, daß Sie der Anblick des Grafen Rieden so erschüttert hat und Sie ihn mit gebrochenen Herzen in Verbindung brachten."

„Es war eine komische Zeit," meinte Julius nachdenkend.

„Ich habe doch auch schon viel über jene Reise gehört," sagte die Baronin, „aber an etwas besonders Merkwürdiges erinnere ich mich

nicht; George, George, du scheinst mir von deinen Erlebnissen viel verschwiegen zu haben!"

„Aber was Terni anbelangt, gewiß mit Unrecht, gnädige Frau," sprach Julius; „da war er liebenswürdiger Freund und mehr nicht."

„Nun, wie war denn die Geschichte?" warf die junge Frau hin. „Der Hauptheld derselben soll erzählen."

„Das ist der Graf Rieden," sagte lachend der Vicomte, und der ist Gott sei Dank zu weit entfernt, um uns unterhalten zu können. Ihm aber folgt Julius im Range, und er soll uns mit seiner bekannten Schärfe den Tag von Terni und was darauf folgte vor die Augen führen."

„Wofür wir außerordentlich dankbar sein werden," sagte die Baronin. — „Ehe aber unser freundlicher Erzähler beginnt, bitte ich eine Tasse Thee anzunehmen, er muß im Augenblicke kommen." Sie zog an einer Klingelschnur, die neben ihrem Platze hing, und wenige Minuten nachher stellte der Kammerdiener das Theeservice vor der Dame des Hauses auf. Die Baronin besaß eine eigene Fertigkeit, das duftende Getränk zu bereiten, und es war nebenbei ein wahres Vergnügen, sie so zierlich und elegant ihre schwere silberne Batterie bedienen zu sehen. Jeder empfing die volle Tasse aus ihren Händen, der Eine oder der Andere ließ sich auch eine zweite geben, dann wurden die leeren auf einen nebenstehenden Marmortisch geschoben und hierauf alles von der Dienerschaft wieder geräuschlos abgeräumt.

„So," sagte die schöne Frau, „jetzt bin ich bereit zum Zuhören."

„Und ich zum Erzählen, aber unter einer Bedingung," entgegnete Julius. „Nehmen Sie den Vicomte von meiner Seite, ihm zucken schon die Mundwinkel, und ich bin fest überzeugt, er wird mich jeden Augenblick mit irgend einer Bemerkung unterbrechen, oder wenn das nicht ist, wenigstens so merkwürdige Gesichter schneiden, daß ich meinen Faden nicht ruhig abwickeln kann."

„Pfui, Vicomte! seien Sie artig!" rief die Baronin. Doch erwiederte dieser: „Nein, nein, ich will unartig sein und in Folge davon

X.

Familienrath.

Ich erreichte das Haus meiner Großmutter, als es gerade anfing dunkel zu werden. Auf der Straße wurden mit vielem Geräusch die Laternen herabgelassen, angezündet und wieder hinaufgezogen, ein Manöver, dem ich in meiner Kindheit immer mit großem Vergnügen zugesehen. Als ich in den Laden meiner Tante trat, kam sie gerade mit einem Licht aus der Stube und mußte, vom Schein geblendet, die Hand vor das Auge halten, um mich zu erkennen. Nicht ohne Herzklopfen, aber äußerlich ganz ruhig, bot ich ihr einen guten Abend und begab mich in das Zimmer der Großmutter, die eben damit beschäftigt war, einen großen grünen Schirm auf einer Lampe zu befestigen. Zu meiner großen Freude erblickte ich auch die Jungfer Schmiedin, die an der andern Seite des Tisches saß und ein Stück Zeug vor sich ausgebreitet hatte, von dem sie mittelst eines Papier-

Buße thun. Eugen dort neben Ihnen hat sich auffallend gebessert, er soll seinen Platz einem ärgeren Sünder überlassen."

„Gott soll mich bewahren," antwortete die Baronin, „daß ich es versuchen sollte, Sie zu bekehren. Alles, was ich leisten kann, ist der Versuch, Sie unter Aufsicht zu nehmen, und zu dem Ende will ich mich ebenfalls ans Kamin setzen. Kommen Sie, Eugen." Damit waren Alle einverstanden, man rückte zusammen, die Baronin setzte sich in eine Kaminecke, der Maler stellte sich in die andere und zwar so, daß der vorspringende schwere Spiegelrahmen einen leichten Schatten auf sein Gesicht warf; doch hatte er sich gefaßt, und wenn er auch etwas bleich aussah, so las man doch in seinen Zügen nichts von dem tiefen Weh, das in seinem Herzen wühlte.

„Also wir sind in Terni," sagte die Baronin.

„So ist es, gnädige Frau, und wir kamen dorthin am frühen Morgen, und zwar in zwei Wagen. George und ich zusammen in unserer Calesche, der Vicomte dort in der seinigen. Terni ist ein kleines ächt italienisches Nest; es liegt tief im Thale der wild strömenden Nera, bekanntlich an der Straße von Perugia nach Rom, und würde wohl nie genannt werden, wenn sich nicht in seiner Nähe die wunderbaren Wasserfälle befänden, vielleicht die schönsten und malerischsten in Europa. Da ist Eugen, der muß mir das bezeugen."

„Sie sind in der That wunderbar und herrlich," sagte dieser.

„Der Ort selbst ist finster und schmutzig," fuhr der Erzähler fort, „hat aber interessante Häuser. Ich weiß nicht, wie die Italiener es machen, aber fast jedes ihrer Gebäude gäbe ein kleines Bild. Die altersgrauen Mauern mit den unregelmäßig angebrachten Fenstern, das flache Dach mit einer Brustwehr, die hier hoch, dort niedrig ist, und auf die eigensinnigste Art verziert, vorn durch eine Reihe halbzerbrochener Blumentöpfen mit Aloën und kleinen Granatbäumen, rechts mit flatternder Wäsche, und auf den andern Seiten durch die überragenden Zweige eines mächtigen Lorbeerbaums, dessen saftiges Grün auf der Schmutzfarbe des ganzen Gebäudes so unendlich wohl thut.

vom römiſchen Governo theuer genug erkauft, bringt aber ſeine Auslagen mit hundert Prozent wieder von den Fremden ein."

„Wir ließen die Wagen vorfahren, und ſie hatten das Ausſehen von alten ruſſiſchen Drotſchken und ſtießen bedeutend, weßhalb denn auch unſer Vicomte mit dem Grafen den ſeinigen nach kurzer Zeit verließ, um mit dem Führer einen näheren Weg auf den Berg zu machen. Es drängte ihn gewaltig vorwärts."

„Ich wette, er wollte baldigſt die Damen ſehen," lachte der Rittmeiſter.

„Darauf wette ich ebenfalls," ſagte luſtig der Vicomte, „und Sie hätten es, glaube ich, gerade ſo gemacht."

„O nein," entgegnete der Andere ruhig, ich wäre in einem ähnlichen Falle nicht gelaufen; ich hätte das Maulthier ausgeſpannt und mich hinaufgeſchwungen, was gilt die Wette?"

„Und der gute Graf, der mich mit ſeiner Geſellſchaft beehrte?" fragte der Vicomte. „Ich danke für einen Ritt á la demi Haimouskinder."

„Der Vicomte ging alſo mit dem Grafen zu Fuß und unſere ſoliden Maulthiere kletterten ſo langſam aufwärts, daß wir die Beiden bald aus dem Geſicht verloren. Wir befanden uns übrigens vortrefflich, - - denkſt du daran, George?"

„Allerdings," erwiderte dieſer, „es war eine herrliche Umgebung."

„Zuerſt kamen wir durch dichte Olivenwälder," fuhr der Erzähler fort „es war gerade Ernte, an der faſt die ganze Bevölkerung von Terni Theil nahm, Männer, Weiber, Kinder ſah man plaudernd und lachend unter den Bäumen, man hätte glauben können, ſie feierten ein Volksfeſt. Um die Stämme herum lagen am Boden große Tücher, um die reifen Oliven aufzunehmen, die man herabſchüttelte und mit langen Stangen herabſchlug. Dazu erſcholl rings umher lautes Gelächter, und wenn die Männer mit Schlagen oder Schütteln einen Augenblick ruhten, ſo ſtellte ſich alsbald das junge Volk in Gruppen und tanzte zu den Klängen einer ſchnarrenden Guitarre, die alsdann zum Vorſchein kam.

Bald aber stieg der Weg aufwärts und die üppige Vegetation, welche, von der Fluth der Nera und der Wasserfälle hervorgerufen, dies Thal wie keins sonst in Italien auszeichnet, blieb hinter uns. Wie ist das Thal so prächtig, wie entwickeln sich seine Schönheiten, je mehr man aufwärts steigt! Terni liegt in einem Wald von Orangen, und in den Schluchten der felsigen Gründe, wo dieser edle Baum nicht fortkommt, breiten mächtige Steineichen ihre immergrünen Blätter aus. Und wie phantastisch ist das Flußbett, das sich die Nera gebahnt, wie rauscht und schäumt das hellgrüne, klare Wasser daher, mit dieser Farbe an den heimathlichen Rhein erinnernd. Wie glitzert es im Sonnenschein, wie liebend beugen sich Schlingpflanzen, selbst die Zweige mächtiger Bäume nieder auf seinen krystallnen Spiegel!"

„Ei, ei," sagte lächelnd der Hausherr, „deine lebhafte Beschreibung des schönen Thales scheint mir nicht allein aus der Erinnerung an die Fluthen der Nera, an Orangen und Steineichen herzustammen. Für dich war gewiß alles das noch eigenthümlicher belebt."

Der Erzähler ließ sich auf keine Antwort ein, sondern fuhr fort: „Der gute und breite Weg, auf dem wir fuhren, wand sich an der nackten gelben Felswand in die Höhe, und bald hörten wir das Rauschen und Toben des Falles und erreichten endlich das Plateau, über welches der Velino gegen die Schlucht strömt, in der dreizehnhundert Fuß tiefer die Nera fließt. Prächtig ist von hier der Anblick der Gebirgsgegend rings umher. Erinnerst du dich wohl daran, George, wie öde und einsam uns die Zacken der Felsgebirge erschienen und wie die gewaltige Natur gleichsam ohne alles Leben war? Ich werde nie den Augenblick vergessen, als wir die Höhe erreicht hatten und über die breiten Felsenplatten durch Brombeergestrüpp gegen den Fluß hinkamen. Und wie überrascht es so seltsam, hier, wo man glaubt, daß nur die Natur geschafft und gewirkt, großartige Spuren von Menschenhänden zu erblicken, welche den wilden Wassern ihren Weg bahnten. Man findet hier staunend ein Römerwerk, wahrlich nicht geringer als die colossalen Bauten in Rom oder die Wasser-

leitungen in der Campagna. Der Vicomte wird uns genau sagen können, welcher alte Römer sich hier verewigt."

„Ich will euch meine Schulweisheit nicht vorenthalten," entgegnete dieser. „Es war Manius Curius Dentatus, Samniums Besieger, derselbe Mann, welcher, wie die Geschichte erzählt, gerade Rüben zu seinem Mittagsmahl in der Asche briet, als meine samnitischen Collegen ihn mit schwerem Golde vergeblich versuchten."

„Ich wette," sagte der Rittmeister, „daß der Vicomte heute zufällig im Conversationslexikon gelesen."

Worauf der Andere achselzuckend erwiderte: „Ihr vom Säbel begreift freilich nicht, daß man noch Einiges aus der Schule gerettet. Aber weiter, Julius."

„Ehe Sie fortfahren, verzeihen Sie mir eine Frage," sagte die Baronin. „Aus welchem Grunde half man denn dem Flusse nach und ließ ihn nicht in die Schlucht hinabstürzen, wie und wo er gerade wollte?"

„So ganz zuverlässig kann ich das nicht angeben, gnädige Frau," entgegnete der Erzähler, „aber den alten römischen Republikaner trieben gewiß triftige Gründe zu der colossalen Arbeit. Einige behaupten, der Fluß hätte sich, ehe er über die Felsen herabstürzt, nach und nach einen tiefen See gewühlt und darauf Miene gemacht, umzukehren und den Sprung in das Nerathal zu vermeiden. Andere meinen, der Fluß habe durch Ansetzung von Kalkstein im Verlauf der Zeit das natürliche Felsenwehr, über das er in die Nera stürzt, selbst erhöht, auf diese Art sein Wasser gestaut und den ebengedachten See gebildet. Genug, der Römer brach durch die Felsen einen breiten und tiefen Kanal über eine Meile lang bis an den Rand des Thales, und zwang nun den Fluß, da hinabzustürzen."

„Es ist ein wunderherrlicher Anblick, die Wassermasse zu sehen, wie sie weit ausgebreitet über die Hochebene daher kommt, schäumend und strudelnd an unzähligen Steinen anprallt und endlich den Anfang jenes Kanals erreicht. Hier ist es, als stutzten die Wellen einen

Augenblick, wie die gewaltige steinerne Fessel ahnend, die ihrem freien Laufe nun angelegt wird. Dumpf grollend und murmelnd drängt sich das Wasser zusammen und stürzt mit einer rasenden Schnelle über den ebenen Boden und zwischen den glatten Wänden des Felsenkanals dahin. Man sieht keine Bewegung mehr in der Wassermasse, kein Tanzen und Spielen einzelner Wellen: wie eine feste, geschlossene Masse von grünlichem Krystall mit ganz glatter Oberfläche rauscht der Strom dem Abgrunde zu. Es ergreift uns ein eigenthümliches Bangen, ein Schwindel, wenn wir hart am Rande stehend irgend etwas in das Wasser werfen und zuschauen, wie selbst ein schwererer Körper pfeilgeschwind viele Schritte fortgerissen wird, ehe er zu Boden sinken kann."

„Einen hübschen Anblick gewährten Schlingpflanzen und Sträucher, die an den Rändern des Kanals wuchsen und ihre Blätter und Zweige auf das Wasser niedersenkten. Die waren in einer ewig zitternden, ich möchte sagen, aufschreckenden Bewegung, denn sobald ein Blatt den Spiegel des Flusses berührte, wurde es hastig wieder emporgeschnellt, um gleich darauf abermals niederzusinken. Wenn man übrigens hier am Kanal steht, so sieht man natürlicher Weise vom Velinofalle nichts als eine glänzende, glatte, abgerundete Wasserfläche, die hinter dem Felsenkamm verschwindet, und einige Wasserstaubwolken, die aus der grünen Schlucht langsam aufsteigen und im Sonnenlichte wie glänzende, leuchtende Schleiermassen ausschauen."

„Dafür aber sahen wir etwas Anderes da oben," meinte der Hausherr, indem er den Vicomte lachend anblickte.

„Unsere beiden vorausgeeilten Gefährten nämlich," fuhr Julius fort; „sie standen am Kanale, statt aber in Betrachtung der Wassermasse versunken fanden wir sie im Gespräch mit drei Damen, den Besitzerinnen des colossalen Reisewagens drunten."

„Daran war der Graf Rieden schuld," sagte der Vicomte; „schon unterwegs hatte er mir erzählt, wenn er sich nicht sehr irre, so habe er die Equipage — er wollte das Wappen wieder erkannt

haben — bereits auf der See zwischen Genua und Neapel gesehen. Es seien Engländerinnen, sagte er, eine interessante, noch sehr hübsche Mutter mit zwei reizenden Töchtern. Das zur Erklärung; jetzt kannst du fortfahren, Julius."

„Nein, nein," erwiderte dieser, „in dem Departement bist du besser zu Haus. Ihr kamt, ihr sahst und siegtet, nicht wahr?"

„Kalter Spötter, das weißt du besser. Nun denn, der Graf hatte sich nicht geirrt, angenehmer Weise war er den Damen bereits vorgestellt worden und konnte uns den gleichen Dienst erzeigen."

„Uns?" fragte die Baronin mit komischem Ernste.

„Nun ja, wir wurden alle aufgeführt," versetzte lachend der Vicomte. „Aber was George anbelangt, meine Gnädige, so beschäftigte ihn das blitzende Wasser mehr als die glänzenden Augen der schönen Engländerinnen."

„Wie wir im Verlauf der Geschichte erfahren werden," schaltete Baron von C. ein.

„Wir wurden also bekannt," erzählte Julius weiter, „Graf Rieden erwies der Lady alle Aufmerksamkeiten, und wir hatten das Glück, die beiden Misses geleiten zu dürfen. Ich sage: das Glück, denn die Schönheiten einer herrlichen Natur lassen sich nur dann recht genießen, wenn man sich an der Seite eines geistreichen und schönen weiblichen Wesens befindet. Und beide Eigenschaften besaßen die Damen, dabei waren sie heiter und lustig, sie empfanden alles Schöne, das sie umgab, und ihre frischen Lippen strömten über zum Lobe desselben."

„Und wie angenehm klettertet ihr den Berg auf der Seite der Wasserfälle hinab, je enger der Weg und je steiler er war, um so delicidser fandet ihr ihn."

„Natürlich," sagte der Erzähler; „die Damen hatten sich in unseren Schutz begeben und waren dankbar für die Sorgfalt, mit der wir sie die gefährlichen Stellen hinabgeleiteten."

„Ihr hattet übrigens keine Augen für die Schönheiten dieses Weges," bemerkte der Hausherr, „aber mir steht das heute noch leben-

dig vor der Seele. Die Felsen, droben so nackt und kahl, waren hier, wo die Wasser hinabstürzten, mit dem frischesten, saftigsten Grün bedeckt; ich habe nie schöneres Moos, prächtigere Farrenkräuter gesehen. Und die herrlichsten Steineichen, zwischen welchen sich der schmale Fußweg hinabschlängelte, und die oben angehaucht waren von dem Dunste des Wassers, und wo sie dem Falle nahe standen, leicht erzitterten und prächtig glänzten; dazu der herrliche Tag, den wir hatten, ein klarer Himmel, der sich dunkelblau über die grüne Schlucht ausspannte, die glühende Sonne in einem Streiflicht hereinfallend, wo sie die niederstäubende, gewaltige Wassermasse berührte und den weißen, silberglänzenden Schaum mit allen Farben des Regenbogens aufs Brillanteste durchwirkte."

„Ach, George," sprach träumerisch die schöne Frau, „wie gerne hätte ich das mit dir genossen."

„Und dann wäre ich in der That glücklicher gewesen, als meine beiden Freunde," entgegnete der Baron mit strahlendem Blick. Worauf der Erzähler mit leiser Stimme sagte: „Vollkommen zugestanden!" und der Vicomte das Gleiche mit einem tiefen Seufzer ausdrückte.

Der Baron hatte einen Moment seine Augen mit der Hand bedeckt, dann redete er: „Wenn man einmal angefangen, den Schleier der Vergangenheit von einem Tage, wie der eben erzählte, wegzuziehen, so treten nach und nach wieder tausend Kleinigkeiten lebendig vor unsere Seele, seltsam geformte Bäume, die wir betrachteten, kleine gebrechliche Brücken oder große Felsblöcke, vermittelst welcher wir die Abläufer des Wasserfalls überschritten, ja ein einzelner mächtiger Steinblock mit dickem Moos, von dem wir ein Stück abrissen. Und dann erinnert ihr euch selbst wohl noch der vielen bildschönen Kinder, die ärmlich gekleidet vor und neben uns hersprangen, die uns bald einen glänzenden Kiesel, bald eine seltene Blume anboten und den Weg hie und da mit Zweigen und Reisern zugedeckt hatten, welche sie bei unserem Näherkommen eilig wegräumten, um dafür ein paar Kupfermünzen zu erhalten. Ah, die Erinnerung ist schön!"

„Erſt wenn man im Grunde der Schlucht ankommt," fuhr er nach einer Pauſe ruhiger fort, „genießt man den Anblick des ganzen majeſtätiſchen Waſſerfalles. Neben dem Hauptfalle, der wie ein breites, ſilbernes Band zwiſchen dem dunklen Grün herabſtäubt, befinden ſich noch andere Waſſerſtreifen, die das Ganze dadurch noch lebendiger machen, daß ſie ein paarmal an die Felsblöcke prallen, wo ſie große Schaummaſſen nach allen Seiten hinausſpritzen. Tief unten treffen aber ſämmtliche Waſſer mit donnerähnlichem Getöſe grollend und murmelnd zuſammen, wo denn auch der Waſſerdunſt über tauſend Fuß hoch gen Himmel ſteigt. So oft Freunde aus Italien kommen, die Terni beſuchten, erkundige ich mich jedesmal, ob an dieſem wunderbaren Punkte auch noch die kleine Hütte ſteht, in einer engen Felsſpalte mit dem Dach von alten morſchen Stangen, welches die Natur mit Jeläugerjelieber- und Brombeergeſträuch zugedeckt. Wie ruht man hier ſo behaglich aus; der Körper iſt angenehm ermüdet, das Herz, weit geöffnet, ſo empfänglich und ſchlägt ſchneller als gewöhnlich, nicht wahr?"

„Das in Parentheſe," warf der Vicomte dazwiſchen, „denn es gehört eigentlich nicht zur Geſchichte."

„Bald mußten wir indeſſen an die Heimkehr denken. Der Sonnenſchein hatte uns längſt verlaſſen, und Waſſerſtaub und Nebel, welche vor einer Stunde noch Alles mit Licht und Glanz erfüllt, färbten nun die Felſen und Schluchten mit bläulichen, dunklen Tinten. Durch eine herrliche Kaſtanienallee bei einem alten Schloſſe vorbei, welches auf einem ſchwarzen, rings von der Nera umflutheten Felſen ſtand, kamen wir nach Terni zurück, wo wir mit den drei Damen, gemeinſchaftlich dinirten. Dann wurde über die Abreiſe berathſchlagt welche noch am ſelben Abend ſtattfinden ſollte, da es uns Alle drängte, am nächſten Tage Rom zu erreichen. Die Gegend um Terni, namentlich der Weg nach Narni und Otricoli, war uns ſchon in Perugia als wieder einmal unſicher geſchildert worden. Den Damen hatte man recht Angſt gemacht, und unſer Wirth in Terni, deſſen Meinung wir

ebenfalls hören wollten, war klug genug, bedeutsam die Achseln zu zucken und ein sehr bedenkliches Gesicht zu machen. Natürlicher Weise wäre es ihm viel lieber gewesen, wenn wir in seinem Gasthof übernachtet hätten, weßhalb er uns auch die Nachtfahrt abrieth und meinte, es sei auf jeden Fall sicherer, die vorhin genannten Räubernester Narni und Otricoli bei Tage zu passiren. Doch ließen wir uns nicht so leicht einschüchtern und da wir den Damen für alle Fälle unseren Schutz versprachen, so entschlossen sich diese ebenfalls, Terni noch heute zu verlassen. Graf Rieden entwarf einen Feldzugsplan, der nicht ohne Geschick war."

„Namentlich für euch," sagte Baron v. C. lachend. „Und du mußt mir gestehen, Julius, daß ich mit Vergnügen die mir zugedachte Rolle annahm?"

„Das ist nicht zu läugnen, und du wirst dich erinnern, wie warm wir Dir beim Abschiede die Hand drückten."

„Also Ihr trenntet euch?" fragte die Baronin.

„Nur für wenige Stunden," antwortete der Erzähler; „George ging mit seinem Bedienten als Avantgarde voraus, und der Reisewagen der Damen, sowie die Calesche des Vicomte und des Grafen bildeten das Hauptcorps. Zum Schutze der Damen blieben wir drei bei ihnen, indem abwechselnd Einer im Wagen selbst Platz nahm, während die beiden Andern hinten auf den Bedientensitz kletterten. In der Calesche des Vicomte folgte sämmtliche Dienerschaft. So fuhren wir gegen zehn Uhr ab und —"

„Halt, halt!" rief der Baron, „ich kann die höchst merkwürdige Fahrt, welche ich in jener Nacht machte, nicht so vorübergehen lassen, ohne ihrer mit ein paar Worten zu gedenken. Um halb neun sandte ich eine Staffete voraus, welche aber, um kein Aufsehen zu erregen, nur die drei Pferde für meinen Wagen bestellen sollte. Ich, der um eine halbe Stunde später folgte, war dann wieder der Andern Courier und Reisemarschall. Mit vielem Halloh und Peitschengeknall ritt dann auch der Postillon, den ich vorausschickte, durch die schon stillen

modells eifrigſt ein Stück herunter ſchnitt. Es war im Stübchen recht angenehm; auf unſere Dachkammer wurde uns kein Holz mehr zum Einheizen geliefert, da es ſtark auf's Frühjahr losging; aber die Großmutter hatte am kühlen Abend ein Feuerchen anmachen laſſen, welches das Zimmer behaglich erwärmte, und auf dem Ofen lagen einige Aepfel, die anfingen zu braten und unter ſinnigem Kniſtern und Pfeifen einen angenehmen Duft verbreiteten.

Die beiden Damen bemerkten mich Anfangs gar nicht. Großmutter war in ihr Geſchäft ſo vertieft, daß ſie nicht einmal auf Jungfer Schmiedin zu hören ſchien, die in leiſen, ſanften Worten etwas ſprach, was ich nicht verſtand. Aber es mochten fromme Betrachtungen ſein, um welche ſich die Unterhaltung drehte, denn als der Lichtſchirm befeſtigt war und die Großmutter die Brille des Generals auf ihre Naſe geſetzt hatte, lehnte ſie ſich in ihren Stuhl zurück, ſchlug die Hände über einander und ſagte: „Ja, ja, Schmiedin, ſelig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.“ — Jetzt, dachte ich, iſt es Zeit, und riß mit einem lauten: „Guten Abend, Großmutter!“ den Faden der frommen Unterhaltung auf einmal entzwei.

„So, du biſt auch wieder einmal da?“ ſagte die Frau und hob ihren Lichtſchirm in die Höhe, um mich anzuſehen; die Schmiedin aber blickte freudig von ihrer

Straßen von Terni; ich folgte wie gesagt, eine halbe Stunde später. Es war eine klare Nacht mit hellem Mondschein; oft wenn ich den Gipfel eines höheren Berges erreicht hatte, sah ich die weißbeglänzte Straße meilenweit vor mir. Meine Staffette mußte gut geritten sein, ich entdeckte nirgends eine Spur von ihr. Vor Mitternacht erreichte ich Narni. Alles lag hier im tiefsten Schlaf; das einzige Geräusch, welches man hörte, war das Murmeln eines Springbrunnens, und nirgends sah man ein Licht, selbst nicht einmal am Posthofe, vor dessen Thüre übrigens mein Postillon stand und mit einem Stein auf dieselbe loshämmerte. Nach meiner Rechnung hatte er schon fast eine Stunde dort sein können, und es war mir unbegreiflich, warum es ihm nicht gelungen war, in all der Zeit seine Kameraden zu erwecken. Endlich erschien oben im Hause ein Licht, welches jetzt im ersten Stocke und dann an der Hausthüre sichtbar wurde, eine schlaftrunkene Stimme fragte, was wir wollten. „Corpo di bacco!“ rief mein Kerl, „schon fast eine Stunde stehe ich hier und klopfe, Pferde wollen wir.“ — „Ah! du bist's, Giuseppe!“ entgegnete der drinnen und riegelte die Hausthüre auf. Mein Vorreiter hatte mich gar nichts genützt, denn es dauerte eine halbe Stunde, ehe man frische Pferde für mich eingespannt. Doch hatte ich vor allen Dingen eine neue Staffette abgeschickt, und derselben eingeschärft, daß ich bei meiner Ankunft auf der nächsten Station die Pferde aufgeschirrt zu finden hoffe. Er versprach es hoch und theuer und galoppirte mit demselben Spektakel wie der erste davon. Ich machte meine Bestellungen für euch und folgte ihm. In Otricoli dieselbe Geschichte; kein Mensch im Posthause wach, geschweige denn ein Pferd bereit. Das war mir verdächtig. Ich ersuche meinen Vorreiter, mir doch sein warm geritt-enes Pferd zu zeigen. ‚Ja,‘ sagte er, ‚das habe ich im andern Theil des Orts eingestellt. Schweißtriefend, wie es war, mochte ich es nicht hier in der kalten Nacht stehen lassen. Bin ich doch fast schon eine halbe Stunde hier, und Sie sehen selbst, die Spitzbuben im Hause wollen gar nicht aufwachen.‘ Gut. Ich that, als glaube ich ihm

vollkommen, und schickte abermals eine Staffette voraus, beschloß aber jetzt der räthselhaften Geschichte mit meinen Postillons auf den Grund zu sehen. Ich warf mich in den Wagen, wir fuhren davon. Meine Caleſche hatte ein Halbdeck, hinten mit einem Fenster, durch welches ich nach halbstündiger Fahrt vorsichtig hinausschaute; meine Vermuthungen hatten sich bestätigt und meine Staffetten mich auf die frechste Art von der Welt betrogen. Diese Kerle waren nämlich nur jedesmal bis vor die Station geritten, hatten dort ihr Pferd einem Kameraden gegeben, der es zurückführte, während sie ihren Weg auf weit bequemere Art fortsetzten, nämlich hinten auf meinem aufgeschraubten Koffer, den sie heimlich bestiegen, sobald mein Wagen bei ihnen vorbeirollte. Den Augenblick hatten sie aber im Chausseegraben versteckt abgewartet."

„Verfluchte Kerle!" rief der Vicomte. „Und du sprangst wohl heraus, um ihn tüchtig abzustrafen?"

„Im Gegentheil," fuhr der Baron fort, „wozu hätte mich das genützt? ich fuhr ruhig weiter bis zur nächsten Station. Vor dem Orte war der Bursche natürlich herabgesprungen und hatte auf einem näheren Wege das Posthaus vor mir erreicht; wie ihr wißt, liegen die Nester dort meistens auf der Spitze eines Berges, den die Pferde nur im langsamsten Schritt ersteigen; gewöhnlich muß man noch Ochsenvorspann nehmen, und dabei hatte mein Gauner genügend Zeit, mir vorzukommen. Am Poststall wiederholte sich die nämliche Geschichte der früheren Stationen, meine Staffette polterte mit aller Macht gegen die Thüre, was er seiner Behauptung nach schon über eine halbe Stunde gethan. Endlich wird geöffnet, ich laß ihn ruhig in den Stall gehen, um seine Bestellung auszurichten. Ihr wißt, mein damaliger Bedienter war ein baumstarker Mensch, auf den ich mich schon verlassen konnte. Ich fürchtete mich auch nicht, und so waren wir wohl im Stande, es mit einem halben Dutzend dieser lumpigen Italiener aufzunehmen, denn so viel waren ihrer mindestens herbeigeeilt, sobald die Nachricht im Posthof erscholl, es komme eine große Herrschaft, welche viele Pferde brauche. Mein Bedienter nahm eine

unſerer doppelläufigen Reiſepiſtolen in den Arm und ſo traten wir Beide in den Stall, wo die wild ausſehenden Kerle in den tollſten Coſtümen mit vielem Geſchrei ihre Pferde aufſchirrten. Meine Staffette lehnte an einem Ständerpfoſten, freundlich grinſend, als ich näher trat, und ſeine rechte Hand zuckte vor, als wolle er ſein Trinkgeld in Empfang nehmen. ‚Du biſt wohl gut geritten?‘ fragte ich ihn. — ‚Per Dio, Signor, das will ich glauben,‘ entgegnete er mir. ‚Und das iſt eine ganz verfluchte Straße, immer Berg auf und ab, man riskirt bei jedem Schritt ſeinen Hals. Glaubt mir, ich habe ein gutes Trinkgeld verdient.‘ — ‚Und wo iſt dein Pferd?‘ — ‚Mein Pferd? Dort hinten in der Ecke ſtehts. Aber um der Mutter Gottes willen gehen Sie nicht nah zu ihm hin, es ſchlägt und beißt.‘ — Die Frechheit war mir denn doch zu viel, der Zorn übermannte mich, ich faßte den ſchlanken Römer bei ſeiner Halsbinde, ſchüttelte ihn tüchtig durch, und während ich ihm eine ziemliche Maulſchelle gab, flog er in das Stroh des Ständers. Natürlicher Weiſe kam der ganze Stall in Aufruhr, von allen Lippen erſchallten maledetto's, die wild ausſehenden Kerle zogen die Meſſer aus ihren Hoſentaſchen und drangen auf mich ein. Ich kann euch verſichern, es waren die ausgeprägteſten Räuberphyſiognomien, deren ſich kein Bild von Horace Vernet hätte zu ſchämen brauchen; zwiſchen den halb geöffneten Lippen glänzten die weißen Zähne hervor, die großen Augen blitzten mir wild entgegen, kurz ſämmtliche gelben Geſichter mit den kohlſchwarzen Haaren und den beiden langen Locken, die meiſtens an den Schläfen des römiſchen Poſtillons herabhängen, ſchauten mich blutgierig, ja teufliſch an, ihr hättet für mein Leben keinen Kreuzer bezahlt. Mein vortrefflicher Schabel mit ſeiner merkwürdigen Gelaſſenheit ließ unterdeſſen ruhig die Hähne ſeiner Doppelpiſtole knacken und richtete ſie bedächtig über meine Schulter nach dem tollen Haufen, aus dem hervor einer der Wildeſten ſchrie: ‚Ein Römer läßt ſich nicht ungerächt ſchlagen, das fordert Blut.‘ — ‚Halt!‘ rief ich ihnen entgegen, ‚da habt ihr vollkommen recht, aber der da‘ — ich wies auf meine Staffette —

‚iſt kein Römer, das iſt ein Birbante, Gott weiß aus welcher Provinz; ein ächter Römer betrügt keinen Fremden. Und der da hat mich auf doppelte Art betrogen, um meine Zeit und um mein Geld.‘ Und nun erzählte ich ihnen mit kurzen Worten, wie ich ihn als Staffette gedungen, ihm ein ſehr gutes Trinkgeld verſprochen, wie er aber, anſtatt zu reiten, hinten auf meinem eigenen Wagen gefahren. Ich verſichere euch, meine kleine Rede war des Antonius würdig, und als ich mit der Frage ſchloß: ‚kann das ein Römer ſein?‘ hatte ich ſämmtliche Poſtillons für mich geſtimmt, ſie ſteckten ihr Meſſer ein, und Jeder von ihnen, der mir wahrſcheinlich ohne dieſen Auftritt den gleichen Streich geſpielt hätte, ſchwor hoch und theuer, das ſei eine ganz niederträchtige Handlung und ich habe volles Recht gehabt. So war denn der Friede wieder hergeſtellt, ich ſchickte abermals einen Poſtillon voraus, und als ich ihm kurze Zeit darauf folgend nach vielleicht zwei Stunden die andere Station erreichte, ſtand dort bereits der Poſtmeiſter unter der Thüre, meine Pferde waren herausgezogen und die neue Staffette befand ſich ſchon im Sattel.“

„Vortrefflich!“ rief der Vicomte, „dem ſchuftigen Römer geſchah ſein Recht.“

„Ich wette, der Kerl hat ſich auf keinen Wagen mehr geſetzt,“ ſagte der Rittmeiſter.

„Bald darauf,“ fuhr der Hausherr fort, „brach der Tag an, für mich ein unvergeßlicher Morgen, denn ich ſah zum erſtenmal die herrliche Campagna ſich vor mir ausdehnen, dieſe gewaltige Einöde ſo ſtumm und doch ſo beredt, ſo eintönig und doch wieder ſo mannigfaltig und prächtig gefärbt. Glücklich wer ſie zum erſtenmale ſo erſchaut wie ich, wenn der erſte Strahl der Sonne über ſie dahinblitzt, und wenn ſich aus dem tiefen, dunſtigen Blau, das ſie noch ſo eben bedeckte, langſam die glühenden Farben entwickeln, die ihr eigen ſind und die man ſonſt nirgends erblickt. Rechts auf der Höhe bemerken wir vielleicht einen rieſenhaften Trümmerhaufen, aus dem ein einziger Pfeiler hervorragt, doch:

Auch dieser, schon geborsten,
kann stürzen über Nacht, —

wie der Dichter sagt; aber der Anblick dieser Stätte wird gemildert durch eine Ziegenheerde, die mit ihren Glocken klingelnd das magere Grün zwischen den Steinen emsig herausſucht. Der Hirt in seinem weißen Schafpelze schaut lange, lange dem Wagen nach und hat dabei gewiß ganz seltsame Gedanken von manchen Freuden dieser Welt, die für ihn unerreichbar bleiben. Links von uns reiht sich ein Hügel an den anderen, und getäuscht durch die verschiedenen Farben vom dunkelsten Violett bis zum hellsten Gelb glaubt man ein wogendes Feld zu sehen. Und doch ist alles unbeweglich und still, weit, weit hinaus ohne eine menschliche Wohnung, und was man hier von Werken der Menschenhand sieht: die majestätischen und ernsten Bogen einer zertrümmerten Wasserleitung oder ein verfallenes Bassin, von riesenhaften Quadern eingefaßt, dessen Wasserspiegel in der aufgehenden Sonne leuchtet und strahlt, vermehrt noch die tiefe Oede und Melancholie."

„So," unterbrach sich der Erzähler mit einer gefälligen Handbewegung gegen Julius, „jetzt habe ich euch glücklich die bewußte Nacht durchgebracht, von der ihr uns doch wahrscheinlich keine interessanten Daten zu berichten wissen werdet, und hoffe ich nun von dir ein öffentliches Lob zu erhalten über meine vortrefflichen Arrangements."

„Die waren in der That über alles Lob erhaben," entgegnete der Andere. „Wir fanden während der Nacht überall unsere Pferde in Bereitschaft und kamen sehr rasch von der Stelle."

„Außerordentlich rasch," seufzte der Vicomte.

„Und dann das vortrefflich arrangirte Frühstück krönte deine Verdienste als Reisemarschall. Du wirst übrigens zugestehen, daß wir dich bei unserer Ankunft dankbarst umarmten."

„Ja, ja, ihr waret Alle außerordentlich erfreut und glückselig," sagte der Baron mit einem leichten, seltsamen Lächeln, „und ich muß gestehen, unsre Fahrt nach Rom an dem damaligen Tage gehört zu meinen angenehmsten Reiseerinnerungen."

„Ja, wenn die Reiſe nur länger gedauert hätte," bemerkte nachdenkend der Vicomte. „Allen Scherz bei Seite! die drei Damen waren ebenſo liebenswürdig wie ſchön, ebenſo fein gebildet wie angenehm in der Unterhaltung."

„Wer will das läugnen?" erwiderte der Hausherr.

„Ich gewiß nicht," ſprach bedächtig Julius, „und weiß Gott was geſchehen wäre ohne die Geſchichte mit den Blumenſträußen."

„Ah! die gefährlichen Blumenſträuße," ſeufzte der Vicomte.

Und darauf trat einen Augenblick tiefe Stille ein. Julius und der Vicomte waren in der That ſehr nachdenkend geworden, der Baron konnte ſich eines abermaligen Lächelns nicht erwehren, und ſelbſt über das Geſicht Eugens leuchtete es wie die Erinnerung an eine komiſche Begebenheit.

„Ah, meine Herren," ſagte die Baronin nach einer Pauſe, „wenn auch Ihre Schilderungen von Terni und der Campagna nicht ſo ganz übel waren, ſo finde ich es doch mir gegenüber unverantwortlich, daß Sie die drei Damen, deren ferneres Schickſal mich intereſſiren muß, ſo ohne Umſtände vor den Thoren Roms ſitzen laſſen. Auch wünſchte ich die Geſchichte der Blumenſträuße zu erfahren, wenn — damit wandte ſie ſich an ihren Mann — „die Geſchichte erzählbar und meine Forderung nicht indiscret iſt."

„Das letztere gewiß nicht," erwiderte Julius, und der Hausherr ſetzte hinzu: „Es iſt ein recht hübſcher Nachtrag zu der Reiſe von Terni, den Jedermann hören kann."

„Der Vicomte mag das erzählen," ſprach Julius entſchieden, indem er ſich in ſeinen Fauteuil zurücklehnte und vor ſich hin in die glühenden Kohlen ſchaute.

„Und warum ſoll ich das erzählen?"

„Weil dabei ein bischen Ausſchmückung nichts ſchadet, da die einfache Thatſache weniger intereſſiren könnte."

„Nun denn, Vicomte," rief die junge Frau, „ſeien Sie liebenswürdig!"

„Meinetwegen, es ist eine alte Geschichte, doch —"

„Ohne Citate, Vicomte!" sagte Julius.

„Auch das," fuhr Jener fort.

„Wir kamen also nach Rom, leider waren unsere Quartiere im Voraus bestellt, leider, denn die Damen wählten einen anderen Gasthof. Wir erhielten übrigens die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen und machten davon einen umfassenden Gebrauch. Graf Rieden war uns dabei unbezahlbar, denn er machte der Lady aufs Bestimmteste seine Cour, und er war der Erste, der von einer Verbindung mit ihr als einer ganz passenden Partie sprach."

„Sie war ungeheuer reich," schaltete Julius ein. „Grade wie die Tochter unseres Generals, die schöne Julie," fuhr boshaft der Vicomte fort, wobei Eugen einen leichten Seufzer nicht unterdrücken konnte. — „Ob die Damen unsere Bewerbungen günstig aufnahmen, bin ich nicht im Stande zu sagen; Keiner hatte noch eine direkte Annäherung gewagt, aber Jeder bereitete im Stillen einen heftigen Sturm vor auf das Herz seiner Auserwählten."

„Per Blumenstrauß," sagte der Baron.

„Ja, es ist sonderbar, wie wahr das Sprüchwort ist, daß sich die schönen Geister finden. Eigentlich fanden sich jedoch nur Graf Rieden und Julius, ich war Nachahmer. Will ich doch Zeit meines Lebens den Augenblick nicht vergessen, als ich an meinem Fenster stehend den Bedienten des Grafen über den Hof kommen sah, einen wunderbaren Blumenstrauß in der Hand, gleich darauf den von Julius mit einem nicht minder schönen Bouquet. Aha, dachte ich, für die Lady und für Miß Eveline! in der That, eine hübsche, kleine Aufmerksamkeit, bei der es Miß Elisabeth höchlich übel nehmen würde, wenn du zurückbliebest. Ich klingelte dem Lohnbedienten. ‚In wie viel Minuten,' rief ich ihm zu, ‚kann ich den prachtvollsten Blumenstrauß haben, der aufzutreiben ist? Für jede Minute weniger als die angegebene Zeit zahle ich einen Paolo.' Das wirkte ungemein; der pfiffige Italiener verlangte eine Viertelstunde, verdiente sich aber acht

Paolo, denn schon nach einer halben Viertelstunde hielt ich mein Bouquet in der Hand. Es war sehr schön und der Platz in der Mitte zwischen einer rothen und weißen Camelie schien mir außerordentlich passend, um ein Zettelchen anzubringen, auf dem ich im besten Englisch, welches ich vermochte, Miß Elisabeth von den Flammen meines Herzens in Kenntniß setzte. Mich zu unterzeichnen hielt ich für unpoetisch und überflüssig, denn ich fügte meine Karte bei, die der Lohnbediente zu gleicher Zeit übergeben sollte."

Julius nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Der Lohnbediente kannte Miß Elisabeth. Zum Ueberflusse gab ich ihm noch eine Personenbeschreibung, deren sich kein deutscher Polizeibeamter zu schämen gebraucht hätte. Ich fügte noch als besonderes Kennzeichen hinzu, daß sie die schönste der drei Damen sei und wahrscheinlich in Verwirrung gerathen und lächeln würde, wenn er Bouquet und Karte übergäbe. So instruirt entließ ich ihn, indem ich ihm große Strafe oder große Belohnung in Aussicht stellte, ich sah ihn die Straßen dahineilen und blieb zurück in spannender Erwartung. Erst nach Verlauf einer Stunde kam er wieder. ‚Nun?' rief ich ihm entgegen. — ‚Richtig besorgt, Euer Gnaden,' antwortete er. — ‚Und was sagte die Dame?' — ‚Sie hat freundlich gelacht.' — ‚Gelacht, Unglückseliger! Laut gelacht oder nur sanft gelächelt? Besinne dich darauf.' Er konnte sich aber nicht darauf besinnen, oder verstand vielmehr nicht den großen Unterschied zwischen Lachen und Lächeln. Ich war verstimmt und kam so in schlechter Laune zum Diner. Hier fand ich denn nun, daß Julius und der Graf nicht besser aufgelegt seien. Aha! dachte ich, für die ist auch vielleicht gelacht statt gelächelt worden. ‚Gehen wir ins Theater?' — ‚Ich mag nicht.' — ‚Auf den Ball zum Herzog Torlonia?' — ‚Das ist ennuyant.' — ‚Bitten wir um eine Tasse Thee bei der Lady?' fragte ich endlich schüchtern. — ‚Ich nicht.' — ‚Ich auch nicht,' riefen beide aufs Bestimmteste. Jetzt war ich sicher, daß man auch für sie gelacht und nicht gelächelt hatte."

„Nun, an Uebertreibungen läſſeſt du's nicht fehlen," ſagte Julius. „Ich bitte dich, Vicomte, komm einmal zum Abſchluß."

„Bis dahin verging noch eine qualvolle Nacht," entgegnete dieſer luſtig. „Mir träumte von Teufeln, die lächelten, und von Engeln, die lachten. Wir trafen uns am anderen Morgen wie gewöhnlich beim Frühſtück und zum Deſſert brachte der Lohnbediente einen ziemlichen Korb von Seiten der Lady."

„Es war eine Schachtel," ſagte Julius ernſt.

„Meinetwegen. In der Schachtel waren drei kleine Körbe."

„Schachteln!" wiederholte Julius.

„Du ſollſt recht haben, aber mir kamen ſie gleich Körben vor. Auf jeder ſtand die Adreſſe von einem von uns, und wir nahmen ſchweigend die ominöſen Geſchenke in Empfang. Ehe wir aber die Schachteln öffneten, lächelten wir zuerſt alle drei wie ertappte Schulbuben, und dann als die Deckel abgehoben waren, brachen wir in ein gemeinſames Lachen aus. Ich erhielt den Blumenſtrauß des Grafen Rieden, den dieſer an die Lady adreſſirt und den der Lohnbediente mit meiner Karte abgegeben hatte. Eliſabeth ſandte dem Grafen das Bouquet von Julius, und Eveline verehrte dieſem das meinige. War je eine ſolche Confuſion erhört worden? Daß wir uns gewaltig ärgerten, wird uns Niemand übel nehmen, die Sache hatte ſich in der That unangenehm entwickelt, und wem verdankten wir die ganze Beſcheerung? — Der Unachtſamkeit unſerer Bedienten."

„Aber das iſt köſtlich, Vicomte," rief heiter die Baronin. „Verzeihen Sie mir, daß ich nicht lächle, ich muß gegen allen Anſtand laut lachen. Aber wie die Verwechslung eigentlich geſchah, begreife ich immer noch nicht recht."

„Es war das Schickſal roh und kalt," ſprach der Vicomte, „das Schickſal in Geſtalt unſerer Bedienten und eines Weinhauſes. Die Geſandten unſeres Freundes Julius und des Grafen glaubten ſich zu ihrer Botſchaft durch ein Glas guten Orvietos ſtärken zu müſſen, und da der Lohnbediente der gleichen Anſicht war, fand ſich das liederliche

Kleeblatt in einer Locanda zusammen. Daß es hier diesen Herren sehr überflüssig erschien, die drei Blumensträuße von drei verschiedenen Personen überbringen zu lassen, begreife ich vollkommen; Einer übernahm die Commission allein und machte sich kein Gewissen daraus, Bouquets und Karten zu verwechseln. Ich hätte an dem Tage einen Mord begehen können."

„Laß es gut sein, Vicomte," bemerkte Julius achselzuckend. „Du hast dich bald getröstet."

„Nicht früher als du," fuhr der Andere fort, „und ich muß gestehen, dem Grafen Rieden ging die Geschichte am längsten nach. Indessen vergaß ich zu sagen, daß die zurückgeschickten Blumensträuße von einem Handschreiben der Lady begleitet waren, worin sie uns im Augenblick ihrer Abreise aufs Verbindlichste dankte für alle ihr bewiesenen Aufmerksamkeiten; was die Bouquets anbelange, so müsse sie dieselben zurückschicken, da sie vielleicht verwechselt worden seien, — das „vielleicht" ärgerte mich am meisten, — und sie unmöglich im Stande sei, die eigentliche Bestimmung derselben zu errathen."

„Das war boshaft," sagte die Baronin.

„So dachte ich auch," erwiderte der Vicomte. „Daß sie wirklich abgereist waren, erfuhren wir durch den Grafen, der wahrscheinlich dem Reisewagen lange nachgeblickt hatte, als derselbe durch die Porta del popolo gegen Florenz fuhr."

Damit endigte der Vicomte, Julius zuckte die Achseln, der Rittmeister lachte nachträglich und die Baronin lächelte still in sich hinein. Eugen allein schien dem Erzähler nur bis zu dem Punkte mit völliger Aufmerksamkeit gefolgt zu sein, wo er des kleinen Briefchens erwähnte, das er zwischen die Blumen geschoben. — — — — Da veränderte sich plötzlich der Gesichtsausdruck des Malers; er preßte die Lippen auf einander, bedeckte seine Augen mit der Hand und fuhr darauf mit derselben an die linke Seite seines Frackes, wo er zu untersuchen schien, ob sich in der Brusttasche desselben noch ein Gegenstand befände, dessen er sich erinnerte. Das Resultat seiner Nachforschungen mußte aber kein

Arbeit auf und lächelte mir herzlich zu, während sie mir einen Stuhl an den Tisch schob, auf welchem ich mich zögernd niederließ. Es war mir gar nicht behaglich zu Muth; denn wenn ich mit dem herausrückte, was mich heute Abend hieher führte, so unterbrach ich die feierliche Stimmung, in der sich beide Frauenzimmer befanden, doch auf eine gar zu unangenehme Art. Indessen schien die Großmutter sehr gut gelaunt, denn sie citirte Anfangs keine Sprüchwörter, sondern fragte lachend, ob ich dem klugen Gott Mercurius schon Einiges von seinen Kniffen und Pfiffen abgelernt? Auch erkundigte sie sich nach dem Befinden des Herrn Reißmehl und nach dem Wohlsein der Jungfer Barbara, wobei ich mit Freuden bemerkte, daß, wie sie diese Namen aussprach, die Schmiedin ein wegwerfendes, verdrießliches Gesicht machte. Aha, dachte ich bei mir, hier ist es an der Zeit, einen Nothanker auszuwerfen. Nachdem ich die Großmutter versichert, daß sich Herr Reißmehl sehr wohl befinde, setzte ich hinzu: „Was aber die Jungfer Barbara betrifft, so ist es mir sehr gleichgültig, wie es ihr geht, denn, Großmutter, eine boshaftere Person als sie können sie sich nicht denken." Bei diesen letzten Worten sah ich die Schmiedin an; ihr Gesicht strahlte vor Freude.

„Ja," fuhr ich fort und nahm einen Ton an, als sei mir das Weinen näher als das Lachen, „ja, Jungfer Barbara quält mich den ganzen Tag und ich sag' es

günstiges gewesen sein, denn er zuckte zusammen, richtete sich hoch auf, sein Gesicht nahm einen nachdenkenden Ausdruck an, worauf er leicht mit dem Kopfe schüttelte, sich unbemerkt aus der Kaminecke entfernte und geräuschlos das Zimmer verließ, gerade im Augenblicke, als der Rittmeister heftig lachte. „Ich wette," rief dieser nach einer Pause, „die Geschichte hat den Damen doch am Ende leid gethan. Zehn gegen Eins möchte ich wetten, denn abgesehen von Graf Rieden waret ihr beide doch ganz famose Partien. Uebrigens ist mit solchen Blumensträußen nicht zu spassen, das kann ich euch versichern, und bei der Verheirathung eines genauen Freundes von mir spielt auch ein solcher eine große Rolle. Mein Freund war der einzige Sohn seiner Mutter, einer Wittwe, ein reicher Gutsbesitzer. Eine andere Wittwe hatte eine Tochter, aber gar kein Vermögen. Die Tochter war, versichere ich euch, merkwürdig schön. Na, ich kann nicht mehr sagen, als daß ich selbst 'mal in sie verliebt war."

„Das ist ein Beweis," meinte Julius, indem er aufstand.

„Nun gut, beide Wittwen waren befreundet, und mein kleiner Gutsbesitzer hatte schon lange sein Auge auf das Mädchen geworfen, aber nicht den Muth, sich ihr zu nähern. Ihre Mutter hätte begreiflicher Weise die Partie gar zu gern gesehen. Da zeigt sich auf einmal ein schon etwas ältlicher Kanzleirath, der das schöne Mädchen heimzuführen gedenkt. Gut. Die pfiffige Mutter rechnet: du willst doch vorher noch einmal zu deiner Freundin hinausfahren, ihr die Sache mittheilen, vielleicht daß das Veranlassung zu einer Erklärung gibt. Ich wette aber Hundert gegen Eins, daß keine Erklärung erfolgt wäre, wenn sich nicht ein Blumenstrauß ins Spiel gemischt hätte. Mutter und Tochter fahren nämlich auf der Eisenbahn, und als sie aussteigen wollen, bemerkt letztere ein prachtvolles, ganz frisches Bouquet, das im Gedränge liegen geblieben war. Der befragte Conducteur zuckte die Achseln und sagte, sie sollten es nur mitnehmen. Das geschieht, sie kommen auf dem Gute an, und mein kleiner Gutsbesitzer,

der sie im Hofe empfängt, schielt so bedeutsam nach dem Blumenbouquet, daß man es ihm anbieten muß. Während die Mama die Gäste ebenfalls begrüßt und unterhält, eilt mein junger Tectosage mit dem Blumenstrauß auf sein Zimmer, und da er irgendwo gelesen haben muß, daß so ein Ding oft merkwürdige Sachen verbirgt, so reißt er die Blüthen aus einander und findet einen Papierstreifen, auf dem deutlich geschrieben steht: Hast du es denn nicht schon lange gemerkt, wie sehr ich dich liebe und wie unglücklich es mich macht, daß ich mich von dir trennen soll? — Das war in Versen gesagt, aber die habe ich vergessen. Gut. Mein kleiner Freund geht nach den Zimmern seiner Mutter, läßt sie herausrufen und sagt ihr, er wolle die Auguste heirathen und sonst keine. Was war da zu machen? Mama sagt: in Gottes Namen, und so sind sie denn jetzt ein glückliches Paar, und das alles durch einen Blumenstrauß. — Ich wette, das ist keine schlechte Geschichte."

Die Baronin als freundliche Wirthin hatte der Erzählung mit Aufmerksamkeit gelauscht. Der Hausherr schien sie schon gehört zu haben, auch mochte ihn das Verschwinden Eugens beschäftigen, genug, er sah einigermaßen zerstreut aus, lehnte sich weit in seinen Fauteuil zurück und blickte nach der Thüre. Julius, der gewöhnlich auf seine Nebenmenschen nur so viel Rücksicht nahm, als ihm gerade beliebte, hatte sich schon erhoben, als der Rittmeister anfing zu erzählen und war ans Fenster getreten, vor welchem er stehen blieb und in die Nacht hinaus schaute, während er einen der Vorhänge auf die Seite drückte: „Wenn mich nicht alles trügt," sagte er nach einer Pause, „so kommt dort noch ein Wagen. Oder haben Sie vielleicht eine Drotschke herausbestellt, Vicomte?" wandte er sich an diesen, welcher neben der Baronin saß und eifrig mit derselben über die erwähnte Heirath sprach.

„Ich nicht," antwortete der Vicomte kurz, „ich gehe wie abgeredet mit euch zu Fuß."

„Es ist ein niederes Coupé," fuhr der am Fenster fort, „ich er-

kenne das an der Stellung der Laternen; jetzt biegt der Wagen von der Landstraße ab, er kommt hieher. Sieh doch, George, wer kann das sein?"

Der Hausherr trat nun ebenfalls ans Fenster, währenddem auch schon die Anderen im Zimmer das dumpfe Rollen eines Wagens hörten, welcher die Rampe hinauffuhr und vor dem Treppenhause still hielt. Im gleichen Augenblicke trat Eugen ziemlich aufgeregt in das Zimmer, schritt eilig zu dem Hausherrn hin und wollte ihn abseits ziehen, indem er hastig sagte: „Du, George, ich bitte dich dringend, höre nur zwei Worte."

„Gleich, gleich, lieber Freund," erwiderte der Baron, wobei er sich jedoch, ohne den Maler anzuhören, der Thüre näherte, durch welche der Kammerdiener eintrat. Dabei hielt er Eugens Hand fest, wie um ihm anzuzeigen, daß er in der nächsten Sekunde ganz für ihn sei.

„Seine Excellenz, der Herr General von W. sind soeben angefahren und kommen schon die Treppen herauf," meldete der Kammerdiener.

„Das habe ich mir gedacht!" rief erschreckt der Maler. „Nur einen Augenblick, George."

„Gleich, gleich," versetzte der Baron. „Seine Excellenz ist mir sehr willkommen, ich werde ihm entgegen eilen."

„Aber, George, es ist wichtig, daß du mich hörst."

„Aber, lieber Eugen, im Augenblick; ich muß doch dem alten Herrn entgegen gehen. Da ist er schon."

„Ja, da ist er schon," wiederholte der Maler, stützte sich mit der Hand auf den Tisch und obgleich auch seine Züge ruhig schienen, sah man doch, wie er schwer und mühsam athmete.

Der alte General trat in das Zimmer, und der Ausdruck seines Gesichtes war so ganz anders als vor einer Stunde, wo er das Haus verlassen. Jetzt hatte er die Augenbrauen finster zusammen gezogen, die Lippen auf einander gepreßt, und die Verbeugung, welche er den

Anweſenden machte, war ſteif und förmlich. An der Thüre blieb er übrigens ſtehen, wandte ſich zu ſeinem Bedienten, der ihm folgte, und nahm demſelben einen Paletot ab, den er nun über ſeinen eigenen Arm hing und darauf langſam vorwärts ſchritt. „Sie waren ſo gütig, Herr Baron," ſagte er mit ernſter Stimme, „meinem — dem Grafen Rieden wollt' ich ſagen, — einen Paletot zu leihen, den ich mir erlaube Ihnen ſelbſt zurückzubringen."

„Aber, Excellenz," erwiderte der Hausherr mit einer tiefen Verbeugung, „Sie bringen mich wahrhaftig in Verlegenheit."

„Das könnte möglich ſein," meinte ruhig der General.

„O, George, wenn du mich nur einen Augenblick angehört hätteſt!" flüſterte der Maler.

Seine Excellenz ſchaute indeſſen ernſt im Kreiſe umher, und ſagte dann noch förmlicher als früher: „Herr Baron von C., ich würde Sie dringend um ein paar Worte unter vier Augen erſuchen."

Alle Anweſenden waren aufs Höchſte überraſcht, ja erſtaunt. Die Baronin hatte ſich bei dieſem Vorgange einigermäßen verlegen erhoben und ſtand neben ihrem Fauteuil; der Vicomte ſchaute mit großen Augen darein, und ſelbſt Julius hatte ſich erwartungsvoll umgewandt.

„Eure Excellenz werden mir verzeihen," ſprach befremdet der Hausherr, „ich bin natürlicher Weiſe ganz zu Ihren Befehlen, doch wenn das, was ich hören ſoll, nicht ein Geheimniß Eurer Excellenz betrifft, ſo würde ich vorziehen, es hier vor meinen Freunden anzuhören."

„Wie Sie wünſchen," entgegnete kalt der General. „Doch würden Sie mir vielleicht Dank wiſſen, wenn ich einer unangenehmen Sache nicht gerade vor Madame und dieſen Herren erwähnte."

„Nach dieſen mir unbegreiflichen Worten," verſetzte lächelnd der Baron, „muß ich ganz beſonders auf Oeffentlichkeit beſtehen. Darf ich Euerer Excellenz einen Fauteuil anbieten und Sie geziemend erſuchen, mir zu ſagen, wovon die Rede iſt?"

Der General machte, was das erſtere anbelangte, eine abwehrende Handbewegung, dann ſagte er ziemlich ruhig, aber ernſt: „Wie

ſchon bemerkt, hatten Sie die Freundlichkeit, dem Grafen Rieden einen Paletot anzubieten, den er dankbar annahm und mit mir nach der Stadt zurückfuhr."

„Ganz richtig," bemerkte der Baron.

„Zu Hauſe," fuhr der General fort, „übergab ich dem Grafen einige Briefe, die für ihn angekommen waren und die er erbrach, flüchtig durchlas und in die Taſche eben dieſes Paletots ſteckte. Er begab ſich in ſein Hotel, um eine Viertelſtunde nachher in größter Aufregung wieder zu mir zu kommen. In größter Aufregung, und er hatte Urſache dazu; ich weiß nicht, ob die Frau Baronin oder einer der anweſenden Herren etwas darüber hörten, daß eine Verbindung zwiſchen dem Grafen Rieden und meiner Tochter projectirt ſei? O doch, es muß ſo ſein, denn ich erinnere mich, daß Herr Eugen mich ſogleich zu verſtehen ſchien, als ich ihn um ein kleines Porträt meiner Tochter bat."

„Ich, Herr General?" ſprach der Maler aufs Höchſte beſtürzt und mit bleicherem Geſicht, als ſelbſt in jenem Augenblicke drunten an der Treppe. „Ach, ja, ich erinnere mich, aber Euere Excellenz erklärten ſich ſo deutlich, daß ich — die Sache nicht mißverſtehen konnte."

„Das iſt auch höchſt gleichgültig, ich geſtehe das Faktum ein, und Sie können ſich deßhalb meinen Schrecken, meinen Schmerz denken, als er mir den verhängnißvollen Paletot zurückbringt, — den Ihrigen, Herr Baron von C. — als er mir erzählt, er habe arglos ſeine Briefſchaften aus der Taſche nehmen wollen und — zu — gleicher Zeit — etwas Anderes — gefunden."

Der Hausherr zuckte die Achſeln mit dem Ausdrucke des größten Erſtaunens, während die Baronin näher trat und erſchreckt ausrief: „Um Gotteswillen, was ſoll denn das, George? O, Herr General, halten Sie ein!"

„Ich bitte dagegen, fahren Sie fort," ſagte ruhig der Baron.

Der Maler wollte vortreten, doch hielt ihn Julius am Arme

feſt, indem er ihm trocken zuflüſterte: „Miſch dich nicht in Sachen, die dich durchaus nichts angehen.“

„Hier ſind die Briefe des Grafen,“ fuhr der General fort, indem er Papiere aus der Bruſttaſche zog, „und zwiſchen denſelben befand ſich ein kleiner Blumenſtrauß.“

„Teufel, ein Blumenſtrauß!“ brach der Vicomte aus.

„Ja, ein Blumenſtrauß,“ ſprach der General mit erhöhter Stimme, „und in demſelben verſteckt ein Briefchen, ein Schreiben meiner — Tochter Julie — an Sie, Herr Baron.“

„O George!“ rief die junge Frau mit einem Ausdruck des Schmerzes und des Vorwurfes, indem ſie ſich an ihren Mann wandte. Dieſer ſtand einen Augenblick ruhig, ja lächelnd, dann zog er die Klingel, die neben dem Divan hing, wobei ihn alle erſtaunt anblickten, und als der Kammerdiener herein trat, ſagte er: „Friedrich ſoll kommen.“ Der Bediente erſchien augenblicklich. „Du haſt vorhin einen Paletot von mir herunter geholt; wo fandeſt du ihn?“

„Wo der Herr Baron mir geſagt, vor dem Zimmer auf dem Tiſch.“

„Sonſt lag keiner da?“

„O ja, Herr Baron, noch mehrere.“

„Darf ich Euere Excellenz nun bitten, mir den Paletot übergeben zu wollen? Schau ihn an, Friedrich, aber diesmal genauer, das muß ich mir ausbitten; iſt das mein Paletot?“

Der Bediente nahm das Kleidungsſtück in die Hand, beſchaute es von allen Seiten, und er hätte nicht nöthig gehabt, eine Antwort zu geben, ſein Geſicht ſagte genug, ſowie auch das Kopfſchütteln des Kammerdieners, welcher die Garderobe ſeines Herrn genauer zu kennen ſchien. Der Baron machte eine Handbewegung, worauf die Diener ſich zurückzogen, dann ſprach er ruhig: „Sie ſehen wohl, Excellenz, daß hier eine Verwechslung vorgegangen.“

„Allerdings,“ erwiderte dieſer aufs Höchſte beſtürzt, „aber Einem muß doch dieſer unangenehme Paletot gehören.“ Er blickte fragend im Kreiſe umher, während der Vicomte der Baronin zuflüſterte:

„Wenn ich mich dazu bekenne, ſo käme ich vielleicht unverhofft zu einer ſchönen Braut. Was meinen Sie, gnädige Frau?“ Dieſe aber winkte ihm abwehrend mit der Hand und ſchaute athemlos auf Eugen, der langſam vortrat und nach einer Pauſe ruhig ſagte: „Ich kann und will Euerer Excellenz nicht verſchweigen, daß der Paletot mir gehört.“

Der General trat einen Schritt zurück. „Und Blumenſtrauß und Brief?“ fragte er im Tone höchſten Erſtaunens.

„Gleichfalls, Excellenz.“

„Und damit die Liebe Ihrer Tochter, Herr General,“ meinte Julius ſehr trocken, „und wenn man die Sache bei Licht beſieht, ſo —“

„Und das Licht, bei dem wir ſie betrachten,“ fiel ihm der General heftig ins Wort, „iſt ſo ſcharf, daß mich die Augen beißen. Verzeihen Sie, Baron, meinen Ueberfall, und vor allen Dingen Sie, gnädige Frau; weiter habe ich hier nichts zu ſagen, und wünſche allerſeits eine geruhſame Nacht.“ Damit wandte er ſich zornig um und hinkte zum Zimmer hinaus.

Der Baron eilte ihm nach, Eugen wollte ebenfalls folgen; doch hielt ihn Julius am Arme feſt und ſagte mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe: „Bleib da, unbeſonnener Kerl, du machſt ſchöne Geſchichten.“

„Laß mich, laß mich!“ rief der Maler haſtig, „ich muß ihn zu beſänftigen ſuchen, ſonſt fällt all' ſein Zorn auf die arme Julie.“

„Bah!“ erwiderte der Andere, „ſie hat auch ihr Theil verdient. Aber bleib nur, bleib; wie ich den General kenne, iſt das jedenfalls beſſer. Vor allen Dingen aber ſage, iſt Julens Liebe für dich ſo groß, daß ſie dem Papa gegenüber feſt bleiben wird?“

„O mein Gott ja, ich glaube und hoffe es,“ antwortete Eugen, während die Baronin leicht mit dem Kopfe nickte.

„Dann wird ſie mit ihm fertig,“ fuhr Julius mit unerſchütterlicher Ruhe fort, „und wenn du einen Brautführer brauchſt, ſo ſtehe ich zu Befehl.“

„Hat aber dieſer Graf Rieden mit ſeinen Blumenſträußen Unglück!“ rief lachend der Vicomte.

„Apropos," wandte ſich der Rittmeiſter an Eugen, der im tiefen Nachdenken daſtand, „ich wette Hundert gegen Eins, daß ich meine Wette mit Ihnen gewonnen; Baronin Julie wird den Grafen nicht heirathen, hundert Louisd'or, das iſt keine Kleinigkeit. Aber, beſter Freund, Sie werden ſo gefällig ſein und mir die Art der Zahlung überlaſſen, und Sie würden mich glücklich machen, wenn dies in Leinwand und Farben geſchähe; ſo ein hübſches Porträt von mir, wiſſen Sie zu Pferde vor der Schwadron, auf irgend einen beliebigen Feind einhauend."

„Ja, ja," meinte Julius trocken, „an einem Schlachttage, der kein Datum hat; thu' ihm den Gefallen. Ich bin überzeugt, er bietet dir eine Wette an, du werdeſt niemals ein ſchöneres Bild malen."

„Und die Veranlaſſung dazu!" lachte der Rittmeiſter, „es iſt das Pendant zu meiner Geſchichte. Ja, es gibt gefährliche Blumenſträuße."

„Himmliſch iſt das allerdings," ſagte der Vicomte, indem er ſich die Hände rieb. „Wenn ich es nur bald irgendwo erzählen kann."

„Nach einer gewiſſen Hochzeit bekommſt du die Erlaubniß dazu," ſprach Julius.

Und um den geneigten Leſer nicht länger zu ermüden, wollen wir nur noch ſagen, daß der General, welcher ſeine Tochter zärtlich liebte und den jungen Künſtler achtete, mehrere Tage vergeblich getobt und gemurrt, und daß in Folge hiervon Eugen von dem großen Bilde keine kleine Copie zu machen brauchte, indem Papa mit komiſchem Zorn ausgerufen: „Die Mühe mit Leinwand und Farben kann er ſich jetzt ſparen!" und daß endlich der Vicomte nach einem halben Jahre wirklich die Erlaubniß erhielt, und nun überall und zwar mit vielen Ausſchmückungen die Geſchichte auch dieſes gefährlichen Blumenſtrauſſes erzählte.

Uebrigens wünſchen wir ähnliche gefährliche Blumenſträuße allen unſern geneigten, liebenswürdigen Leſerinnen.

Familien-Concert.

Ihnen gerade heraus, Großmutter, daß ich's bei Herrn Reißmehl schwerlich länger aushalte.“ Die alte Frau war über meine plötzliche energische Aeußerung so erstaunt, daß sie mich eine Zeit lang ansah, ehe sie ein Wort sprechen konnte. Die Schmiedin aber fing leise an zu schluchzen und konnte kaum die Worte hervorbringen: „O Gott, o Gott, Frau Pastorin, ich habe es Ihnen ja gesagt, ich habe es ja gesagt! Nur nicht in das Reißmehlsche Haus, das schon von außen so finster und unheimlich aussieht! Ach, der arme Schelm!“ — „Ei was,“ entgegnete meine Großmutter, nachdem sie sich von ihrem Erstaunen erholt, „was, armer Schelm! Ich bitt' Sie recht sehr, Jungfer Schmiedin, bestärk' Sie den Jungen nicht in seinen bösartigen Aeußerungen über eine so achtbare Person, wie die Jungfer Barbara Reißmehl!“ — „Achtbare Person!“ jammerte die Schmiedin. „Ach, Frau Pastorin, ich könnte Ihnen eine Geschichte erzählen — doch, ich schweige,“ setzte sie hinzu, „ja ich will schweigen und er soll erzählen, wie ihn die Jungfer Barbara behandelt.“

Das ließ ich mir denn auch nicht zweimal sagen und erzählte all die kleinen freundschaftlichen Rencontres mit Barbara, in die ich durch Fanny, durch Philipp, durch die krampfstillende Medicin und durch Doktor Burbus verwickelt worden. Daß ich die Farben etwas stark auftrug, kann man sich leicht denken, und damit ent-

Herr Regierungsrath Zwicker mit Frau gibt sich die Ehre, den Herrn Hofrath Claremann mit Frau Gemahlin, Herrn Sohn und Fräulein Töchtern auf eine Tasse Thee und zu musikalischer Unterhaltung für Dienstag den 4. März, Abends 7 Uhr, ganz ergebenst einzuladen.

U. A. w. g.

Wenn du, geneigter Leſer, eine ſolche Karte empfängſt, zierlich gedruckt, ſauber beſchrieben, ſo denkſt du nicht daran, welche Mühe, welcher Kummer, wie harte Tage und ſchlafloſe Nächte unter dem Spiegel dieſer glatten Linien verborgen liegen. Warſt du nicht ſelbſt ſchon Unternehmer von Familien-Concerten und Hausbällen, ſo haſt du keinen Begriff davon, wie viel ſaure Arbeit vorhergehen mußte, ehe dieſe Einladungskarten zum Austragen bereit da liegen. Du überſiehſt dein Haus, du rechneſt nach, wie viele deiner Bekannten du unterzubringen vermagſt, wenn du dein Appartement vergrößert haſt durch Ausräumen der Schlafzimmer und durch Herrichtung des Hausflures, der vermittelſt eines Teppichs und ein paar Wandleuchter zu einem comfortablen Entrée umgeſchaffen wird. Ich glaube, es gibt eine mäßige Berechnung, wie viel Platz ein Menſch haben muß, um ohne Schaden für ſeine Geſundheit eine Zeit lang athmen zu

können; wenn ich nicht irre, gibt es für Sklaven- und Auswanderer-ſchiffe darüber eine Verordnung. Leider nicht für Familien-Concerte und Hausbälle! Iſt man doch da Augenzeuge von Erſcheinungen, die an's Fabelhafte ſtreifen. Und wollteſt du am andern Tag nach einem Familien-Concerte Jemanden in den Appartements herumführen und ihm ſagen: hier zwiſchen der Tiſchecke und dem Ofen ſtand ſtundenlang ein Menſch, dort hinter der Sophalehne ein anderer, in der engen Thüre aber, die du dort ſiehſt, ſechs neben einander, von ſieben bis neun, und noch obendrein auf ihren Zehenſpitzen, dabei huthaltend, ſchweißrieſelnd und applaudirend, — er würde dich mit einem Blicke beſchenken, wie man ihn einem verächtlichen Lügner zollt.

Doch ſehen wir weiter. Das Appartement kann alſo ſo und ſo viele Perſonen faſſen, dazu ſchlägt man noch zwanzig Procent für Abmeldungen wegen plötzlichen Unwohlſeins und ferner zehn vom Hundert weiter, was man in der Verpackungsſprache „Einſtreuſel" nennt, junge Supernumeräre, Kanzlei-Aſſiſtenten, ganz neue Lieutenants und angehende Aerzte ohne Praxis. Das iſt jung, ſchmiegſam, vor allen Dingen aber für die bejahrten Töchter ehrbarer Familien hoffnungsvoll, wird geduldet, zwiſchen ſich verſteckt und findet ſchon ſein Plätzchen. Wo? iſt freilich eine andere Frage. Auch ich war einmal jung und wurde gern gelitten und befand mich in ähnlichem Falle als Mittelſtück zwiſchen einer ſtarken Directorstochter und einer wohlbeleibten Wittwe, — ich als dünne Fleiſchſchnitte, das Ganze einem ungeheuren Sandwich vergleichbar, einem rieſenhaften Butterbrode mit Schinken.

Iſt die Frage des Wieviel? glücklich erledigt, ſo kommt die wichtigere des Wer? zur Berathung und zu dieſem Zwecke hat auch Herr Regierungsrath Zwicker eine Liſte der ganzen Freundſchaft angefertigt, die nun ſchon vierzehn Tage vor dem Feſte einem kleinen Familienrathe vorgelegt wurde. Dieſer Familienrath beſtand aus Madame Zwicker, einer ziemlich corpulenten Frau mit freundlichem Geſichte, etwas ſtark röthlichem Teint und hellblonden Haaren, ſowie aus den

beiden Fräulein Zwicker, reſignirten, zuweilen ſeufzenden Weſen von ungefähr achtundzwanzig bis dreißig Jahren, die es von dem großen Schiller ziemlich abſurd fanden, daß er einſtens geſungen:

O daß ſie ewig grünen bliebe
Die ſchöne Zeit der erſten Liebe!

Denn Amalie meinte: „was iſt eine erſte Liebe? — ein Unding, ein Probirſtein, um zu erfahren, ob das eigene Herz auch ächtes achtzehnkarätiges Gold iſt.“ — „Ein Wahnſinn,“ ſagte dabei Laura, die Jüngere, „die erſten ungenießbaren Schößlinge eines Spargelfeldes, das Durchblättern von Titeln und Vorreden eines jungen Romans.“

Ausgeſchloſſen von dieſem Familienrathe war der junge Herr Zwicker, Kanzlei-Aſſiſtent und Mitglied der Liedertafel. Er hatte bei einer ähnlichen Gelegenheit zu extravagante Ideen an den Tag gelegt und gemeint, das Schöne ſei und bleibe ſchön, auch wenn es in der allerletzten Rangklaſſe erſcheine.

Der Regierungsrath, ein kleiner, ſehr lebhafter Mann mit einer ſehr hohen Stirne, die ſich von Jahr zu Jahr vergrößerte, auf welche er ſich aber etwas einbildete, ſchritt im Zimmer auf und ab, las die betreffenden Namen vor, und wo weder Frau und Töchter etwas zu erinnern hatten, fügte er einen dicken Bleiſtiftſtrich hinzu. „Herr Director von W.“ Die Regierungsräthin machte eine zuſtimmende, tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung. — „Mit zwei Töchtern.“ — Ebenſo. „Und ſeiner ſchönen Nichte.“ — „Die könnte man weglaſſen,“ meinte Amalie entſchieden, während Laura, boshaft lächelnd, auf ihre Kaffeetaſſe ſah. — „Wo denkſt du hin!“ entgegnete der Regierungsrath; „es wäre eine Unhöflichkeit gegen den Herrn Director, und dann —“ ſetzte er ſchüchtern hinzu. — „Und dann?“ fragte Amalie, etwas gereizt. — „Nun ja, und dann —“ fuhr der Vater fort, indem er wie zur eigenen Ermuthigung mit ſeinem Papier in der Luft herumfuchtelte, „dann muß man auch Rückſicht nehmen. Du weißt, daß der Herr Referendär von Strammer von jeher die Zierde unſerer Concerte

war. Er singt göttlich.“ — „O nur zu wahr!“ seufzte Amalie still in sich hinein. — „Und,“ fuhr der Papa fort, „warum soll man den jungen Leuten nicht ein unschuldiges Vergnügen gönnen? Seine Stimme ist unbedingt schöner, sein Vortrag feuriger, sowie er der schönen Clara gegenüber singt.“ Amalie warf einen kleinen Blick gen Himmel, dann einen zweiten auf ihr Butterbrod, und als Mama ernst und bedächtig mit dem Kopfe genickt, wurde die schöne Nichte des Directors von W. mit einem Striche versehen.

Eine Menge Namen, die nun folgten, wurden stillschweigend gutgeheißen; man merkte es bei diesen auch der Stimme und dem Gesichte des Regierungsraths an, daß er vor jedem Widerspruch sicher sei. Dies war nicht der Fall, als er nun fortfuhr und mit etwas schüchterner Stimme und ohne aufzublicken, las: „Herr Doctor A. mit zwei Töchtern.“ — „Niemals!“ sagte entschieden die Regierungsräthin; Amalie zuckte verächtlich mit den Achseln und Laura lächelte höhnisch. „Ich will keine Mädchen einladen,“ fuhr Madame Zwicker nach einer Pause fort, „die es beständig darauf anlegen, sich vor meine Töchter zu drängen, sie zu verdunkeln.“ — „Zu verdunkeln ist nicht das wahre Wort, Mama,“ sprach geringschätzend die ältere Tochter. „Ich würde sagen: die sich bemühen, immer aufdringlich und naseweis zu sein.“ — „Aber es sind doch eure Freundinnen,“ meinte der Papa. „Junge Affen sind es!“ sagte entrüstet die Regierungsräthin; „kaum aus der Schule, die sich ein Ansehen geben wollen, indem sie mit älteren und gesetzten Mädchen umgehen.“ — „Kaum aus der Schule?“ lachte krampfhaft Laura. — „Aeltere und gesetztere Mädchen?“ meinte Amalie. „Was man sich von dir nicht alles muß sagen lassen, Mama. Aber mir ist es gleichgültig, ladet sie nur ein. Wo denkt Papa überhaupt an etwas, was uns Vergnügen macht. Ist's nicht wahr, Laura? Auf der ganzen Liste bis jetzt keine zwanzig junge Herren.“ Der Regierungsrath sah fragend in die Höhe, und Mama sagte: „Das kommt noch.“ Dann fuhr sie fort: „Nein, Eduard, den Doctor und seine Töchter laß fort; ich versichere dich, sie haben ein aufdringliches Wesen.

Ich ſehe das auf den Muſeumsbällen; ſprechen meine Töchter mit ein paar jungen Herren, gleich ſind die A.'s da. Und dann iſt es nicht wegzudisputiren, daß ſie, Gott weiß, auf welche Art, ausſpioniren, was Amalie oder Laura anzieht. Neulich kamen unſere beiden Mädchen in gelben Baregekleidern; was ſehen meine Augen, als die A.'s ankommen? Ebenfalls gelbe Baregekleider und hochroth aufgeputzt. Ach, ich ſage dir, das hat mich tief empört. Ich hatte gelb gewählt, weil es etwas hervorſticht; blau, weiß, roth iſt ordinär; es fragt ſich ſo gut auf ſo 'nem Ball: wer ſind die in Gelb? — Regierungsrath Zwickers u. ſ. w. Nein, nein, die A.'s läßt du mir fort, darauf beſtehe ich feſt."

Hienach erhält der Doctor A. mit ſeinen Töchtern keinen Strich und der Regierungsrath las weiter, lauter an ſich unbedeutende Namen, aber wohlgefällig klingend in den Ohren der beiden Töchter. Papa holte hier das Verſäumte nach und der Lieutenants, Supernumeräre, Referendäre, Candidaten und Aſſiſtenten durch alle Rubriken war kein Ende. Zuletzt kam das eigene Kanzlei-Perſonal, und dabei horchte Laura mit ungetheilter Aufmerkſamkeit. Doch es ſchien ihr wie der Prinzeſſin im Taucher zu gehen: wenn auch alle Waſſer heraufrauſchten, alle möglichen Namen genannt wurden, der des Jünglings, den ſie meinte, wurde nicht genannt. Nur nahm ſie ihr Schickſal mit weniger Reſignation hin, denn als der Vater geendigt, warf ſie den Kopf in die Höhe, zuckte unmuthig zuſammen und blickte dann auf Amalie, worauf ſich dieſe beeilte, dem Zorne ihrer Schweſter Worte zu geben. „Aber, Papa," ſagte die ältere Tochter, „haſt du abſichtlich den Herrn Volontär Schmelzing vergeſſen? Iſt er doch ein anſtändiger junger Mann von ſehr guter Familie und hat ſich beſtens bei uns vorſtellen laſſen." Der Regierungsrath ſchüttelte mit ernſtem Stirnrunzeln ſein Haupt und bemerkte: „Nicht vergeſſen, abſichtlich weggelaſſen, ſehr abſichtlich. Dieſer Herr Schmelzing iſt ein leichtſinniger junger Menſch, wird nie eine Carriere machen, und bemüht ſich nicht einmal, durch Achtung gegen ſeine Vorgeſetzten, ſowie durch

Fleiß ſein früheres Betragen vergeſſen zu machen. Erhält auf der Univerſität das consilium abeundi und treibt bei uns ſeine Wirthſchaft fort, ſo daß, wenn ich unparteiiſch und gerecht ſein dürfte, ich ihn von meiner Kanzlei ſchon lange nach Haus geſchickt hätte." — „Aber Protectionen!" ſagte Mama wichtig. — „Ja leider Protectionen," wiederholte der Regierungsrath, „Protectionen von oben herab, und auch in meiner Familie. Aber hier bin ich Herr und will keine Schmelzings bei meinen Soirées." Dies ſagte er ſo entſchieden und ſchlug dabei ſo beſtimmt mit der Papierrolle auf ſeine Frackſchöße, daß Mutter und Töchter wohl einſahen, es ſei in dieſem Augenblicke nicht möglich, zu Gunſten Schmelzings zu operiren. Doch waren noch mehrere Tage bis zur Soirée, und wir bitten den geneigten Leſer nicht erſtaunt zu ſein, wenn eine der erſten Perſonen, die ihm beim Familien-Concerte aufſtoßen, der Herr Schmelzing iſt. Manus manum lavat, und nach dieſem ſehr richtigen Satze erhielt Lauras Protegé ſeine Einladung zu gleicher Zeit mit dem Herrn Doctor A. und ſeinen beiden Töchtern.

Nachdem die Einladungsliſte auf die eben bezeichnete Art berathen und feſtgeſtellt war, rollte Papa Zwicker ſie zuſammen und übergab ſie ſeiner älteſten Tochter Amalie zur Ausfertigung. Danach legte er die Hände auf dem Rücken zuſammen und ſchritt nachdenkend mehreremale im Zimmer auf und ab; eigentlich tänzelte oder hüpfte der Regierungsrath, denn er liebte in allem die ſchnelle Gangart. — „Apropos," ſagte er nach einer Pauſe, während er vor Laura ſtehen blieb, „am Concertprogramme wird doch hoffentlich nichts mehr geändert? Sei ſo gut und lies es mir noch einmal vor, es macht mir immer Vergnügen, wenn ich ſo eine fertige Arbeit betrachte, deren Zuſammenſtellung viel Mühe gekoſtet und die nun glatt und fertig vor uns liegt. — Habt ihr euch zu zwei Abtheilungen mit einer Pauſe entſchloſſen? — „Natürlich," entgegnete Madame Zwicker würdevoll. „Man kann doch die Sachen nicht ſo in einem fort herunter leiern. Ich habe noch nie ein Concert gehört ohne zwei Abtheilungen, und

dann ist eine Zwischenpause so nöthig; man muß doch eine kleine Conversation machen lassen, man muß doch ein paar kleine Erfrischungen herumreichen.“ Bei diesen Worten blickte die Regierungsräthin auf ihre Kaffeetasse und dachte an Himbeerwasser und Mandelmilch. Der Regierungsrath sah an die Decke des Zimmers empor und vergegenwärtigte sich den Augenblick, wo in der Pause der Departementschef zu ihm treten, ihm herablassend die Hand drücken und zu ihm sprechen würde: „Ihre Arrangements sind vortrefflich, mein lieber Zwicker; man ist nirgends so comfortable wie bei Ihnen.“ Amalie starrte in die Einladungsliste hinein, wobei sie an Herrn Strammer dachte; Laura trommelte mit den Fingern auf dem Tisch den Mendelsohn'schen Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum. Jede Note widmete sie Schmelzing, und so war die ganze Familie glücklich.

„Wir haben also,“ sagte Vater Zwicker nach einer Pause, „zur Introduction die Sonate pathetique von Beethoven, drei famose Theile, welche Herr Schwicheler außerordentlich schön ausführen wird. Dann folgt Prumes Melancholie, und ich bin fest überzeugt, daß die ersten Geiger der Hofkapelle sich ein Muster an dem jungen Sternbach nehmen können. Darauf Fräulein Windel, der kleine Rekrut von Rücken. — Es gefällt mir eigentlich,“ unterbrach der Regierungsrath seinen Vortrag, „daß Fräulein Windel, die sonst auf die großen Arien versessen ist, Rückens kleines reizendes Lied gewählt hat. Sie fängt an, bescheiden zu werden und das freut mich.“ — Bei diesen Worten lächelte Madame Zwicker ironisch und ihre beiden Töchter lachten laut und höhnisch hinaus. „Bescheiden?“ meinte Laura achselzuckend. „Das ist der Beweggrund nicht, Gott, wer weiß nicht, wie auffallend sie mit dem Lieutenant v. W. schmachtet. Dem zu Ehren singt sie das Soldatenlied.“ — „Bah,“ sagte der Regierungsrath einigermaßen verdutzt, „wär's möglich? Ja, wie kann unsereins auf solche Schwänke kommen! Aber das Lied ist schön, ich habe nichts dagegen einzuwenden. — Weiter! Phantasie von Böhm für Flöte und Pianoforte — Fräulein Laura Zwicker — Herr Wölfel. — Kind, die Phantasie ist schwer,

ich hoffe, daß du ſie außerordentlich einſtudirt haſt. Damit ſchließt die erſte Abtheilung, wir haben eine halbe Stunde Pauſe, und alsdann Herr Strammer ſeine zwei Sachen hinter einander. Wenn das ihm nur nicht zu viel wird!" — „O nein," verſetzte eifrig Amalie. — „Ja, mein Kind, die Cavatine aus Guido und Ginevra, das iſt fatiquant — das bringt ein Pferd um, wie ſie mit dem Kunſtausdruck ſagen." — „Dafür iſt auch die andere Nummer leicht und tändelnd," bemerkte Amalie, wobei ſie träumeriſch auf ihren Teller niederſah. — „Ach, wenn du wärſt mein eigen!" ſang Laura halblaut und blickte die Schweſter mit einem ſchalkhaften Lächeln an. — „Ganz richtig," meinte Vater Zwicker, „Ach, wenn du wärſt mein eigen, Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein! — Worte von der Gräfin Hahn-Hahn, ehe ſie ins Kloſter ging, wunderbar komponirt von Kücken. Darnach Schluß des Ganzen, Liszts große Polonaiſe von Fräulein Laura Zwicker."

Nach dieſen Worten rieb ſich der Regierungsrath vergnügt die Hände und hiermit war das Geſchäft vorderhand bereinigt; der Vater ging auf ſeine Kanzlei, Mama beſah die Schätze ihrer Speiſekammer, Laura probirte ihre Sonate und Amalie ſetzte ſich an den Schreibtiſch, um nach der vorliegenden Liſte die Einladungskarten auszufertigen.

So ſind nun dieſe entſtanden, vielgeliebter und geneigter Leſer, und wenn dich der glatte Druck mit der zierlichen Handſchrift — Amalie ſchrieb ſchön — ſo klar und freundlich anblickt, ſo kommt dir alles das ſo unverfänglich und wohlmeinend vor. Es iſt, wie ſo mancher Händedruck, begleitet von einem freundlichen, herzlichen Worte, wobei doch Geber und Empfänger zu gleicher Zeit dachten: „Hol' dich der Teufel!" Auch ohne gerade die beiden Fräulein A. oder Herr Schmelzing zu ſein, kannſt du überzeugt ſein, daß es Debatten gekoſtet und viel unangenehmes Hin- und Herreden, ehe dein Name aus der Wahlurne zum Concert hervorgegangen; du haſt manches Achſelzucken gekoſtet, manchen Seufzer. Aber gleichviel! Wie der Feſtgeber die Einladungskarte abſendet, ſo nimmt ſie häufig der Empfänger in die Hand: ebenfalls mit Achſelzucken, mit einem gelinden Seufzer. Gott, ein Familien-Concert! Das wird langweilig. Der Abend könnte beſſer benützt werden. — U. A. w. g. — „Und Abends wird getanzt," überſetzt ſich das ein junges Mädchen, die ſich zur erſten Soirée rüſtet,

vielleicht auch: „Und Abends wird geſungen," während ein alter, ergrauter Kämpfer in der Arena familienconcertlicher Freuden nachdenkend murmelt: „Um Ausdauer wird gebeten."

So iſt denn der große Abend gekommen; Regierungsrath Zwickers wohnen im erſten Stock, die Treppe iſt mit einer Spiegellampe tagshell beleuchtet, oben ſind die Glasthüren entfernt und im Gange ſtehen rechts und links in Kübeln zwei Oleander, auf einer Seite die Küchenthüre verdeckend und zu gleicher Zeit ein mäßiges Spalier bildend, welches die Ankömmlinge in den Salon weiſt. Dieſer iſt vortrefflich erhellt und ſanft erwärmt. Rechts und links ſind die Thüren in die anſtoßenden Zimmer ausgehoben, und wenn ein Unkundiger die fünf geöffneten Piecen durchwandelt, alle zum Empfang der Gäſte hergerichtet, ſo muß er eine große Meinung haben von den Appartements des Regierungsraths. Denn natürlich iſt alles feſttäglich, nirgendwo Betten und gewöhnliche Haushaltungsgeräthe; die Räumlichkeiten dazu, denkt man, werden hinter der letzten Thüre anfangen, und dort noch eine Enfilade von wenigſtens vier weitern Zimmern ſein. Aber nur die Freunde des Hauſes wiſſen, daß dort das Ganze mit einer kleinen Kammer abſchließt, die aber am heutigen Abend wie ein vollgepfropftes Möbel-Magazin ausſieht. Dort iſt eine förmliche Wagenburg von Betten und Möbeln dritten Ranges, eine Wagenburg, die nur eine kleine Ecke frei läßt, in welcher ſich auf dieſe Art eng umſchloſſen die beiden jüngſten Sprößlinge der Zwicker'ſchen Familie befinden. Dieſe erſchienen, nachdem das eheliche Glück der Familie eine längere Zeit pauſirt, — zwei Buben von vier bis ſechs Jahren, verwegene Geſellen, zu allen möglichen tollen Streichen aufgelegt. Nicht einmal durch die aufgethürmte Wagenburg ſind ſie zu bändigen, denn dieſe wurde von dem älteren ſchon einmal erklettert, worauf er, an der anderen Seite hinabrutſchend, eine Waſchſchüſſel und ein paar Gläſer mit herunterriß, was einen erſchrecklichen Lärmen verurſachte. Dies geſchah glücklicherweiſe vor Anfang der Soirée und veranlaßte den Vater Zwicker zu einer ernſten Rede, welche Belohnung und Strafe verhieß, — ſehr viel Kuchen nämlich oder ſehr viel Prügel.

Endlich kommen die Gäſte, zu Fuß oder zu Droſchke; die letzteren werden von der Regierungsräthin freundlicher begrüßt. Zuerſt

füllt ſich der Salon, dann fließt die Maſſe der Eingeladenen in die angrenzenden Zimmer, und ſo immer weiter, bis endlich der ganze Boden bedeckt iſt. Man freut ſich, einander zu ſehen, man ſtellt vor und wird vorgeſtellt, man lacht und plaudert; junge, angehende Kanzleibeamte, nachdem ſie ſo glücklich waren, einen freundlichen Gruß, ja vielleicht einen Händedruck ihrer Vorgeſetzten zu erhalten, drücken krampfhaft den Hut auf den eingezogenen Bauch und tapeziren Ecken und Wände. — Der Thermometer zeigt achtzehn Grad. — Selbſtbewußte Damen der höheren Beamtenklaſſe, ſowie anerkannte Schönheiten halten die Mitte der verſchiedenen Zimmer und ſtehen da wie Felſen im brandenden Meer, empfangen Huldigungen und theilen gnädige Blicke aus. Junge Damen von verſprechender Zukunft, die aber noch nicht alt genug ſind, um ſelbſtſtändig auftreten zu können, umgeben dieſe Felſen der Geſellſchaft wie friſches Moos oder faſtige Pflanzen die altersgrauen Steine und vor ſie hin wirft die ab- und zuſtrömende Flut unterſchiedliche Seethiere dieſes Geſellſchaftsmeeres, Krabben und Seekrebſe in Geſtalt von ſchwarzen, ernſthaften Aſſeſſoren und Referendären mit ſeltſamen Frackſchößen und Brillen auf der Naſe; Sterne in Form von dicken Kanzleiräthen mit dem Verdienſtkreuz auf der Bruſt; ſchillernde, bewegliche und zappelnde Molusken, dargeſtellt durch bunte, gelenke Lieutenants, und als ordinäres Muſchel- und Schneckenwerk Kaufleute, Maler, Bildhauer, Schriftſteller und dergleichen Geſindel. — Der Thermometer hat ſich unterdeſſen beeilt, auf vierundzwanzig Grad zu ſteigen, und das Lächeln der Regierungsräthin Zwicker, welches bei achtzehn Graden bald majeſtätiſch, bald gnädig oder ſchalkhaft war, fängt an krampfhaft zu werden, wobei ſie ſchwer athmet und ihre röthliche Geſichtsfarbe ſtark ins Bläuliche ſchimmert.

Der Regierungsrath ſteht noch immer an der Thüre, noch fehlt der Departementschef, und ihn nicht am Eingang zu empfangen, wäre mehr als Majeſtätsverbrechen. Endlich kommt er, und nachdem er ſich an der Thür die Brillengläſer abgewiſcht, die ihm von der furchtbaren Hitze ſogleich anliefen, ſchreitet er an der Seite ſeines Untergebenen durch die Zimmer, begrüßt Madame Zwicker, winkt und nickt nach allen Seiten und iſt ſo freundlich, das Appartement außerordentlich charmant zu finden. Nach ihm erſcheinen durch die Thüre des

ſtand ein ſo grelles Bild vom Charakter der böſen Jungfer, daß die Großmutter ernſthaft den Kopf ſchüttelte und meine Tante, die unterdeſſen auch eingetreten war, mehreremale ſagte: „Ah, das iſt ſtark! das iſt ſehr ſtark!“ Aber die Schmiedin erſt — die lachte und weinte durcheinander; jetzt erpreßte ihr mein trauriges Schickſal die herbſten Thränen, und gleich darauf triumphirte ſie, daß ſie ſich in Jungfer Barbara nicht geirrt. Ich ermangelte auch nicht mit einzuflechten, daß ich im Geſchäft des Herrn Reißmehl ſo gut wie gar nichts lerne, daß nichts anders vorkomme als Kaffee und Zucker wiegen u. ſ. f. „Und deshalb,“ ſchloß ich meine Klage, „will ich eben ſo gern Schneider werden, als noch länger im Hauſe dort bleiben, wo es ohnehin ſo unheimlich iſt, daß man nicht anders glauben kann, als es müſſe ein Geiſt umgehen.“

Für dieſe letzte Aeußerung warf mir die Schmiedin einen ſehr dankbaren Blick zu; ſie nahm meine Vertheidigung mit einer Zungenfertigkeit auf und unterſtützte meinen Wunſch, das Reißmehlſche Haus zu verlaſſen, mit ſo triftigen Gründen, daß ſich am Ende Großmutter und Tante beſtimmen ließen, vorläufig ihre Einwilligung zu geben, wenn nämlich der Vormund nichts dawider habe. — Wer war glücklicher als ich, daß dieſer Sturm ſo gut vorübergegangen war! Während des Nachteſſens wurde ich ſo keck, daß ich, allerdings vorſichtig, anfing

Nebenzimmers, die aber ſogleich wieder verſchloſſen wird, zwei Dienſtmädchen, Thee und Backwerk tragend: die Magd des Regierungsraths und Hofraths Nicke von ihrer Herrſchaft der Regierungsräthin freundſchaftlichſt geliehen. So oft die Nicke in die Nähe der Hofräthin kommt, ermangelt dieſe nicht, ihr nach Verhalten einen ſtrafenden oder billigenden Blick zuzuwerfen. In dieſem Gewühl eine Taſſe Thee oder etwas Backwerk zu erhalten, iſt ſchon nicht ſo ſchwierig, als das Erlangte in Ruhe und Frieden zu verzehren. Bald wird man angeredet und muß eine Mandelſchnitte, ohne ſie noch geſchmeckt zu haben, hinunterwürgen; bald wird man geſtoßen, und in der Angſt der Nachbarin das Kleid zu begießen, ſchüttet man ſich ſelbſt die halbe Taſſe auf die eigene weiße Weſte, und iſt für den ganzen Abend ruinirt.

In dieſem wichtigen Zeitpunkte ſind jene die Glücklichen, die an den Wänden ſtehend, einen rückenfreien Platz erobert haben. Leicht kann man den Hut irgendwo unterbringen und ſteht nun da, in der Hand die Taſſe, deren Rand hoch mit Backwerk belegt iſt, im beruhigenden Gefühle der Sicherheit. — Unterdeſſen ſcheint der Alkohol im Thermometerglaſe ſeinem Gefängniß entwiſchen zu wollen und ſteigt auf dreißig Grad. Eigentlich braucht man ihn gar nicht mehr zu betrachten, um die vergnügliche Hitze des Appartements, namentlich des Mittelſalons, zu ermeſſen; rothe und blaue Geſichter, thränende Augen, lang herabfallende Locken, ſchwitzende Stirnen und halb unterdrückte Seufzer ſprechen deutlich genug. Ja durch alle fünf Sinne kann man die in den Zimmern herrſchenden dreißig Grade erkennen.

Obgleich die Geſellſchaft obenhin betrachtet ein unabſehbares Gewirre zu bilden ſcheint, ſo gehört doch keine große Beobachtungsgabe dazu, um zu erkennen, daß ſich alles wieder vergnügt oder verſtimmt, jedenfalls aber zu beſonderen Zwecken in verſchiedenen Gruppen zuſammenfindet. Was ſich liebt oder durch andere Beweggründe zu einander hingezogen wird, weiß ſich zu finden und hie und da verſtohlen zu plaudern; was ſich haßt, weiß ſich zu ärgern, indem es ſich auf gewiſſe Art bald den beſten Platz im Saale ſtreitig macht, jetzt zu viele Trabanten um ſich zu verſammeln ſucht, um mit dieſen über den geringfügigſten Gegenſtand ein lautes, für den andern Theil verletzendes Gelächter erſchallen zu laſſen und ſich dann wieder gegen-

seitig und auffallender Weise den Rücken zukehrt, und, als sei in der Nachbarschaft plötzlich was Schreckliches bemerkt worden, rasch davonrauscht. Wofür man sich interessirt, das läßt man nicht aus den Augen. So folgte Madame Zwicker ihren beiden Dienstmädchen beständig mit den Augen, wobei sie bald erröthete, bald erbleichte, wenn irgend eine Ungeschicklichkeit vorfiel. Dabei aber eilte die geplagte Frau häufig an das Ende des ganzen Appartements, scheinbar, um mit ihren Gästen freundliche Worte zu wechseln, in Wahrheit aber, um an der Thüre des Nebenzimmers zu lauschen, ob von dort kein Getöse oder Siegesgeschrei zu hören sei, wenn nämlich ihre beiden Sprößlinge vielleicht abermals die Wagenburg erklettert hätten. — Gott sei Dank! alles war dort ruhig. Die beiden Buben hatten nämlich ein anderes Amusement entdeckt, eine gefüllte Waschschüssel, und darin ließen sie kleine Schiffe von Papier schwimmen.

Vater Zwicker folgte dem Departementschef, wo das nur eben thunlich war, Amalie ließ die beiden Fräulein A., sowie den Herrn Strammer nicht aus den Augen, was ihr aber zu ihrem großen Schmerze sehr leicht gemacht wurde, denn dieser junge Herr war immer in der Nähe der Töchter des Doctors zu finden und folgte denselben schwenzelnd von Zimmer zu Zimmer. Einen würdigen Gegensatz zu ihm bildete der Herr Volontär Schmelzing; er stand in einer Ecke des Salons zwischen einem Tische und einem Sopha, mit dem Rücken an einer kleinen Etagère gelehnt, auf der sich Porzellanfiguren befanden, aß viel Backwerk, welches neben ihm auf dem Tische stand; seine Blicke aber eilten dabei beständig durch den ganzen Saal. Glückliche Laura! du hast alle Ursache anzunehmen, daß du es bist, die von den grauen, aber glänzenden Sternen aufgesucht wird.

Nach vielen verzweifelten Anstrengungen ist es dem Regierungsrath dessen Frau, den beiden Töchtern und dem halberwachsenen Sohne, der sich bisher unbeachtet unter der Menge umhergetrieben, endlich gelungen, die Massen der Gäste so lange aus dem mittleren Salon zu entfernen, bis man dort für die Damen einige Reihen Stühle gestellt, bis man das Piano in die Mitte des Zimmers gerollt und durch Oeffnung eines Fensterflügels einige frische Luft hereingelassen. Zu letzterem war es aber auch die höchste Zeit, denn der Thermometer

drohte, einen Selbſtmord zu begehen, die Stimmung des Klaviers war faſt um einen halben Ton gewichen und Herr Sternbach, der die Melancholie geigen ſollte, meinte, das ſei bei einer ſolchen tropiſchen Hitze, um ſelbſt melancholiſch zu werden.

Als die Vorbereitungen ſo weit gediehen waren, räuſperte ſich Herr Regierungsrath Zwicker laut, lange und auffallend. Die jüngeren Beamten ſeiner Kanzlei verſtanden dies Zeichen und forderten durch zahlreiche Bst! zur Stille auf. Bald legte ſich auch Gemurmel und Geräuſch im Salon, dann ebenfalls im anſtoßenden Zimmer und nach einer kleinen Viertelſtunde trat Herr Schwicheler vor, ein hoch aufgeſchoſſener, bleicher, junger Menſch, mit lang herabwallendem, blondem Haar und ſehr nichtsſagenden blauen Augen. Er ſtrich das Haar aus dem Geſicht, öffnete lächelnd ſeinen großen Mund, was er beſſer unterlaſſen hätte, dann zog er die Handſchuhe aus, warf ſie nachläſſig von ſich und ſank mehr auf den Stuhl, als er ſich darauf hinſetzte; auch knickte er hiebei ſo auffallend zuſammen, daß man hätte glauben können, es wandle ihn plötzlich eine Schwäche an, ſchnellte aber gleich darauf wieder in die Höhe, hob die Hände und fing an, auf das unglückliche Piano loszuhämmern, daß es zitterte, klagte und in allen Fugen krachte.

So ging der erſte Satz des Allegro vorüber, und beim Andante ſchien Herr Schwicheler etwas weniger ergrimmt. Er neigte ſein Haupt, und wenn man ſeine Finger ſo matt über die Taſten hinſchleichen ſah, ſo hätte man meinen können, es gehe mit dem Mann zu Ende und in der nächſten Sekunde werde er mit einem unheimlich pfeifenden Tone ein für allemal aufhören. Aber leider hörte er nicht auf, wurde vielmehr beim dritten und letzten Satze, dem Rondo, gelenkig wie ein Froſch im Waſſer, der in großer Behaglichkeit mit allen Vieren zappelt. Dabei hüpfte Herr Schwicheler munter auf ſeinem Sitze hin und her, ſeine Füße hüpften für ſich allein, ſeine Finger ebenfalls, ja ſeine Naſe ſchien zu hüpfen und ſein langes blondes Haar. — Endlich hatte er ausgehüpft und das Publikum ausgelitten. Beethoven iſt ein großer Meiſter, aber ſeine Sonate pathetique ſtehend hören zu müſſen bei einigen dreißig Graden Hitze, eingekeilt in einen Menſchenhaufen, das iſt ſogar für ein klaſſiſches

Gemüth zu viel. Das Publikum ſchien ſichtlich befriedigt, aber drei Viertheile deſſelben gewiß wegen endlichem Aufhören dieſer Marter; alles applaudirte dem Spieler und beglückwünſchte ſich ſelbſt.

Nummer Zwei trat vor: Herr Sternbach, ein ſtrammer, unterſetzter, junger Herr, der ſchon im Nebenzimmer, wo er nochmals geſtimmt hatte, die Geige zwiſchen Kinn und Halsbinde feſtklemmte den Bogen hoch erhob und ſo gerüſtet vortrat in die Schranken, wie ein biderber Ritter der alten Zeit mit Schild und Lanze. Den rechten Fuß feſt vorgeſetzt, riß er ſeine Melancholie herunter, daß es eine Freude und ein Vergnügen war. Da er ſelbſt durchaus nicht melancholiſch ausſah und es auch in der That nicht war, ſo ſchien er zu denken: warte, Melancholie, wir wollen dir zeigen, wo du her biſt! Er faßte ſeine Aufgabe ironiſch auf, ging der Melancholie im Allgemeinen zu Leibe und riß das Publikum zu Beifall und Heiterkeit hin.

Fräulein Windel, die nun folgte, ließ dem denkenden Virtuoſen kaum Zeit, gehörig abzutreten; ſie ſchien den kleinen Rekruten in allen Gliedern zu fühlen und gab das Lied keck und unverzagt von ſich. Jeder Vers war für das allgemeine Publikum, der Refrain aber jedesmal für ihn, der hinter dem Ofen hervorſah und die Nuancen, welche ſie hineinlegte, wohl zu verſtehen ſchien. Als Fräulein Windel unter einem wahren Beifallsſturm geendigt, küßte ihr Lieutenant von W. zärtlich die Hand und ſagte: „Unter Ihrer Fahne einzutreten, mein Fräulein, wäre das höchſte Glück meines Lebens.“

„Bs — s — st! — Bs — s — st!“ riefen nun die Kanzleibeamten Vater Zwickers, und Herr Wölfel, von dem nicht viel mehr zu ſagen iſt, als daß er ein kleiner Mann war mit einer großen Flöte und ſich in einem ſchwarzen Frack befand, führte Fräulein Laura ans Klavier, die ſehr ſchüchtern that und nur dann und wann aufzuleben ſchien, wenn ſie einen Blick gethan in jene Ecke, wo ſich die Porzellanfiguren-Etagère befand. Die Phantaſie ſäuſelte los und machte bei den Zuhörern den Effekt, als wollte ſich Klavier und Flöte überbieten, welches von dieſen beiden Inſtrumenten am langweiligſten ſein könne. Die ganze Nummer wirkte nervenberuhigend; einige ältere Damen ließen, wie' um die Muſik beſſer genießen zu können, ihre müden Häupter niederſinken, und ein alter Domänenrath hätte ſich faſt durch einen lauten Schnarcher

verrathen, wenn sein Sohn, der neben ihm stand, denselben nicht noch zur rechten Zeit durch einen kräftigen Husten verdeckt hätte.

Pause mit Komplimenten und Erfrischungen. Es floßen Ströme von Mandelmilch und Himbeerwasser; Stühle wurden gerückt, die Damen erhoben sich fächernd und mit gelähmtem Geist und Körper; junge, lebenskräftige Mädchen sandten einen ergebungsvollen Blick gen Himmel, und der Menschenkenner konnte auf manchen gefurchten männlichen Stirnen die ersten Anfänge von Selbstmordgedanken lesen.

Aber glücklich, wer nur unter den allgemeinen Freuden des Familien-Concerts zu leiden hatte; glücklich, wer nicht noch daneben einen nagenden Schmerz im Busen trug, wie die unglückliche Amalie, welche sich von jenem Ungeheuer, Strammer genannt, nicht nur total vernachlässigt sah, sondern es sogar mit ansehen mußte, daß er der jüngeren Fräulein A. auf Schritt und Tritt nachging. Strammer, sonst ein taktvoller junger Mann, dem die stille Neigung der Regierungsrathstochter für ihn nicht entgangen war und der es mit einem Hause nicht verderben mochte, wo man im Familienkreise gut zu Mittag speiste, bemühte sich heute in der That gar zu auffallend um Fräulein A. Diesem seltsamen Benehmen lag eine triftige Ursache zu Grunde, und zwar in der Gestalt eines jungen, unternehmenden Kavallerie-Lieutenants, welcher sich der Fräulein A. gleichfalls auffallend näherte, und dem dieses hübsche, aber leichtsinnige junge Mädchen den unglücklichen Herrn Strammer opferte. Wer ruhiger Beobachter war, sah zwischen diesen betreffenden Personen ein kleines Rennen mit Hindernissen. Wo sich der Kavallerie-Lieutenant befand, dahin wurde auch Fräulein A. durch seine bezaubernden Blicke gezogen; dieser folgte Herr Strammer, glühend vor Eifersucht, und wo es galt, in ihre Nähe zu kommen, da gab es für ihn kein Hinderniß, weder eine dicke Kanzleiräthin, noch die unermüdliche Zunge einer dürren Hofräthin: er setzte kühn über alles hinweg, um die Ungetreue beobachten zu können. Gekränkt im tiefsten Herzen folgte ihm die unglückliche Amalie, und in dem Zimmer, wo er sich befand, da wußte sie, nicht fern von ihm, irgend ein Gespräch anzuknüpfen, so unbedeutend, so nichtssagend, daß es ihr vollkommen Zeit ließ, den schlechtdenkenden Strammer zu überwachen.

Da die Regierungsräthin Zwicker nie eine Soirée ohne Souper gab, so war auch heute eins vorbereitet, sollte aber erst am Schlusse des Concertes eingenommen werden. Doch hatte der fühlende Vater Zwicker im letzten Zimmer schon während der Pause einige Weinflaschen aufstellen lassen und seinen Bekannten einen Wink gegeben, sich dort für die zweite Abtheilung zu stärken. Viele machten von dieser Freundlichkeit einen mäßigen Gebrauch, wie das denn auch selbstredend war, nahmen ein Glas und entfernten sich wieder. Dabei aber können wir unmöglich verschweigen, daß der Herr Volontär Schmelzing dieses Weinzimmer häufiger als jeder andere betrat und sich auch dort viel länger aufhielt als nothwendig gewesen. Um aber dem Gange unserer Geschichte nicht vorzugreifen, müssen wir sagen, daß er zu Anfang der zweiten Abtheilung wieder an der Porzellan-Etagère lehnte, daß Amalie zitterte, als sie sehen mußte, wie der treulose Strammer nur Blicke für Fräulein A. hatte, welche vor ihm auf einem der ersten Stühle saß, nicht weit von dem entsetzlichen Kavallerie-Lieutenant, der ein fades und schmachtendes Gesicht machte. So erschien es nämlich dem unglücklichen Sänger. Alles hatte die früheren Plätze wieder eingenommen, selbst die Regierungsräthin, nachdem sie am Nebenzimmer gelauscht und dort von ihren beiden Sprößlingen kein unanständiges Geräusch vernommen. Die beiden Kinder spielten nach wie vor mit ihrer Waschschüssel, die sie durch Hinzuthun von weiterer Flüssigkeit bis an den Rand gefüllt.

„Bs—s—s—t! Bs—s—s—st!" riefen die Kanzleibeamten und als Herr Strammer neben das Piano hintrat, war es wieder ziemlich still im Salon und den angrenzenden Zimmern geworden; aber es war größtentheils nicht mehr die Stille eines aufmerksamen und erwartungsvollen Publikums, es war die Stille der Ermattung, der Verzweiflung.

Herr Strammer stand also da, die linke Hand auf die Hüfte gestützt, mit der rechten das Notenblatt zierlich zum Munde führend, und dann machte er den Versuch, der schönen Fräulein A. durch Zeichen an den Tag zu legen, daß er nur für sie allein lebe, athme, singe! — Leider aber schien Amalie Zwicker diese Zeichen besser zu verstehen, als diejenige, der sie galten. Jetzt schlug der begleitende Musiker

die erſten Töne an und Herr Strammer begann. Es iſt eigenthümlich, daß bei dieſem Geſange das Auge größere Unterhaltung hatte, als das Ohr. Es war in der That höchſt ergötzlich, anzuſehen, wie der Sänger ſein Notenblatt bald tief herabſenkte, bald hoch gegen das Herz erhob, dabei blickte er ſchmachtend gegen die Decke des Zimmers, öffnete und ſchloß die Augen, machte einen ſeltſam melancholiſchen Mund, und da dieſer Mund, ſowie das ganze Geſicht ſehr breit war, die Stirne aber höchſt niedrig, ſo ſah der Kopf des Herrn Strammer dem eines Froſches nicht unähnlich, der ſeine Serenade in die dunſtige Nachtluft hinausſingt; nur waren beide in der Farbe ſehr verſchieden, denn die unſeres Sängers ſpielte ſchon nach den erſten Takten in's Röthliche und ging bei einem hohen Tone, der ausgehalten werden mußte, ſo entſetzlich in's Bläuliche, daß man jeden Augenblick einen Schlagfluß befürchten konnte. Von dem Geſange ſelbſt iſt wenig zu ſagen; es war, als habe Herr Strammer einen eiſernen Ring um den Hals, der ſich bei jeder Anſtrengung noch mehr verengte und jeden Ton einzeln zerdrückte und erſtickte. Endlich waren ſeine Leiden zu Ende, man applaudirte und er trat ab. Dem Programm nach hätte er gleich darauf Rückens Lied ſingen ſollen, doch hatte ſich noch ein vielverſprechender Baritoniſt gemeldet, eine viereckige Geſtalt, mit einer gewaltigen Bruſt, mit der er kokettirte, und langem, ſtraffem Haare, das er trotzig mit ſeinen fünf Fingern von der Stirne wegwarf. Er brüllte — den Mönch von Meyerbeer, und es war ein Glück, daß er ſich hören ließ, denn ſeine gellende und krächzende Stimme erweckte die halb Eingenickten und ſchon Schlummernden in allen Zimmern.

Abermals Herr Strammer, — diesmal war ſein Auftreten ſchmachtender, hingebender, auch zuverſichtlicher. „Ach, wenn du wärſt mein eigen," lag ſeiner Stimme vortrefflich, und er hatte es bei ſich zu Hauſe ſo lange einſtudirt, bis es die Nachbarn überdrüſſig waren und ſein Hausherr ihm mit Aufkündigung gedroht. Jeder fühlende Leſer wird begreifen, was es ſagen will, vor einem geliebten Gegenſtande ſingen zu dürfen:

„Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein!"

In dieſe wenigen Worte und Töne kann man eine ganze Liebes-

geſchichte legen, und wenn ein weibliches Herz hierdurch nicht gerührt wird, ſo iſt es gar nicht zu rühren.

Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein,
Wie wollt ich tief im Herzen
Nur hegen dich allein. —

So ſang Herr Strammer, und bei der letzten Strophe — „Nur hegen dich allein" — blickte er gegen die Zimmerdecke, um gleich darauf alle Glut ſeiner Blicke, ja ſeine ganze Seele auf den geliebten Gegenſtand ausſtrömen zu laſſen, der kaum vier Schritte vor ihm ſaß.

Und alle Wonn' und alles Glück
Mir ſchöpfen nur aus deinem Blick.

Leider aber ſchien der unglückliche Sänger weder Wonne noch Glück in dieſem Augenblick aus dem Blick der Geliebten zu ſchöpfen. Fräulein A. hatte bei der Stelle

„Wie wollt ich tief im Herzen
Nur hegen dich allein,"

ihren Blumenſtrauß fallen laſſen und der unternehmende Kavallerieoffizier war mit einem zierlichen Schleifer auf den Blumenſtrauß losgeſtürzt, hatte ihn ergriffen, und indem er ihn der Fräulein A. zurückgab, den Augenblick benutzt, um hinter den Stuhl derſelben zu manövriren. Er gab den Blumenſtrauß, ſie nahm ihn lächelnd an, und als der unglückliche Strammer ſang:

Und alle Wonn' und alles Glück
Mir ſchöpfen nur aus deinem Blick,

hob Fräulein A. ihr Köpfchen in die Höhe, der Kavallerieoffizier ſenkte ſein Haupt herab, und der leiſe gelispelte Dank drang dem Sänger wie ein Dolchſtoß in's Herz und zog ihm den eiſernen Ring, von dem wir vorhin zu ſprechen die Ehre hatten, ſo feſt zuſammen, daß, als er wieder anſetzte

Ach, wenn du wärſt mein eigen,

ſeine Kehle gar keinen Ton mehr von ſich gab, ſondern er nur gurgelte und quackſte, was auf Amalie Zwicker, deren gebrochenes Herz

alles wohl verſtanden, einen ſo fürchterlichen Eindruck machte, daß ſie mit einem lauten Aufſchrei in ihren Stuhl zurückfiel.

Herr Strammer hatte indeſſen ſeine Haltung gänzlich verloren. Er verſuchte es noch einmal wieder anzufangen, aber er brachte keinen Ton aus der trockenen Kehle hervor, worauf er den beſten Ausweg ergriff, ſein Notenblatt ſinken ließ, ſchnell ſein Schnupftuch hervorholte, und indem er Naſenbluten affektirte, nicht ohne einen wahrhaft entſetzlichen Blick auf den Kavallerieoffizier davonſtürzte.

Naſenbluten iſt nichts Gefährliches, vielmehr nur eine Erleichterung, und die ſchien ſich der ganzen Zuhörerſchaft in dieſem Augenblicke mitzutheilen, denn alle hofften, nach dieſem Zwiſchenfalle würde das Concert zu Ende ſein und ihnen die Polonaiſe geſchenkt werden. — Vergebliche Hoffnung! — Fräulein Laura Zwicker, die ihre Schweſter mit einem ſanften Ellenbogenſtoß wieder zu ſich ſelbſt gebracht hatte, ſchritt erbarmungslos auf das Piano zu, der Flötiſt Herr Wölfel legte die Noten auf und blieb zum Umwenden an ihrer Seite. Glücklicherweiſe hatte das Abſtürzen des Herrn Strammer einige Aufregung, einiges Stuhlrücken verurſacht, und dieſes Geräuſch den Herrn Volontär Schmelzing aus ſeinem Halbſchlummer erweckt, in den er, gelehnt an die Porzellan-Etagère, verſunken war. Jetzt blickte er auf, ſah Laura am Klavier ſitzen und hatte die Geiſtesgegenwart nicht nur freundlich zu lächeln, ſondern ſeine Hände zu erheben und pantomimiſch im Voraus zu applaudiren. Daß jetzt ringsumher tiefe Stille herrſchte, dafür ſorgten die Kanzleibeamten des Regierungsraths Zwicker. Laura ſpielte nicht übel, und Liszts Polonaiſe begann, würdig des ſchönen Werkes; aber ein tückiſcher Dämon ſchien ſich nun einmal vorgenommen zu haben, das Familien-Concert zu keinem glänzenden Ende gelangen zu laſſen. Schmelzing, das Ungeheuer, war nach den erſten Takten wieder ſanft entſchlummert. Laura, die häufig auf ihn blickte, mochte vielleicht ſein geſchloſſenes Auge für ein inniges Genießen der Muſik halten, denn daß ſein Kopf keine auffallende Bewegung machen konnte, dafür ſorgte die Porzellan-Etagère, an welcher er ſich feſtlehnte.

Eine Stelle der Polonaiſe, wo die Finger ſanft über die Taſten hingleiteten, piano pianiſſimo, hatte Laura meiſterhaft vorgetragen

und die Zuhörer fühlten ſich wirklich erfriſcht davon, — da, mit einemmale vernahm man einen tiefen, ſchnarrenden Ton, es war gerade, als wenn eine Säge von kräftiger Hand geführt, ſich bemüht, durch ein aſtvolles, hartes Holz zu dringen. Entſetzlich, dieſer Ton wiederholte ſich zwei- und dreimal. Laura, die erſchrocken aufblickte, fühlte, noch ehe ſie ſah, wer der Urheber dieſer Unterbrechung ſei. Ihr Auge irrte umſonſt durch die Noten, ihre Hand zitterte, vergeblich taktirte Herr Wölfel mit Fuß und Hand, die unglückliche Spielerin war aus ihrer Bahn geworfen, wie Jammerrufe klang noch der Anſchlag einzelner Taſten hie und da, dann warf Laura einen ſcheuen Blick ringsumher auf die Verſammlung, und als ſie bemerkte, wie die Umſitzenden bald ſie, bald den Herrn Schmelzing anſtarrten, nicht nur mit Erſtaunen und Schrecken, ſondern verſchiedene auch mit höhniſchem Lächeln, da preßte ſie ihr Taſchentuch vor die Augen und fing an zu weinen.

Hätte nur in dieſem Augenblick der Kavallerieoffizier, der ſich dicht neben Herrn Schmelzing befand, denſelben nicht auf ſo unſanfte Art erweckt! Doch vielleicht in der guten Abſicht, dies nicht auf auffallende Art zu thun, indem er ihn z. B. am Arm rüttelte, ſtieß er ihn mit dem Fuße an, aber leider ſo kräftig, daß Herr Schmelzing ausrutſchte, niederſtürzte und indem er ſich an der ſchwachen Etagère zu halten verſuchte, dieſe ſammt den Porzellanfiguren auf den Boden niederſchmetterte. Nachdem der Unglückliche bei dem erſten Verſuche, ſich wieder aufzurichten, noch einen Fenſtervorhang herabriß, auch mehrere Damen auf die Füße trat, dabei eine furchtbare Verwirrung anrichtete, in welcher er ſich ohne augenblicklich einen Ausweg finden zu können, wie ein Kreiſel umherdrehte, fand er endlich mit Beihülfe des Kavallerieoffiziers die Thüre, ſtürzte in das hinterſte Zimmer, dort wo es zur Schlafſtube hineinging, in welcher ſich die beiden kleinen Zwicker befanden. — Zerknirſcht und beſchämt, auch etwas betäubt von dem Falle, den er gethan, lehnte er ſich mit dem Kopfe an die Thüre, und ſeine Gedanken beſchäftigten ſich eifrig damit, wie ſein Paletot und Hut zu erlangen ſei und wie es möglich zu machen, daß er nicht mehr in die Kanzleiſtube und vor das Angeſicht des Regierungsraths Zwicker zu treten brauche. —

von der Skelettgeſchichte zu erzählen, was die ganze weibliche Geſellſchaft, die mir aufmerkſam zuhörte, ſo ergötzte, daß ſie, einſchließlich meiner Großmutter, laut auflachten. Im Eifer des Geſprächs war es ſpät geworden, und nachdem mir meine Großmutter feſt verſprochen, gleich morgen früh dem Vormund zu ſchreiben und ſo meine Löſung aus den Reißmehlſchen Banden zu erlangen, ſtand ich auf, um mich zu empfehlen.

So fand ihn nach wenigen Minuten der Regierungsrath Zwicker, der ihm gefolgt. War deſſen Geſicht ſchon vorher vom Zorne geröthet, ſo wurde daſſelbe bei der Stellung, in der er Herrn Schmelzing traf, und die allerdings auch auf einen andern Zuſtand, als den der Verzweiflung gedeutet werden konnte, jetzt dunkelblau; ſeine Hände ballten ſich ein wenig, und wer weiß, was geſchehen wäre, hätte es Herr Zwicker nicht vortrefflich verſtanden, ſich zu bemeiſtern. So zuckte er einfach mit den Achſeln und ſagte ruhig und groß: „Herr, verlaſſen Sie mein Haus, Sie ſind unverbeſſerlich und in einem unzurechnungsfähigen Zuſtand.“

Daß die Polonaiſe nicht zu Ende geſpielt wurde, brauchen wir dem geneigten Leſer wohl nicht zu ſagen. Wenigen der Zuhörer war dies übrigens ein Kummer, denn das Familien-Concert hatte bis nach elf Uhr gedauert. Madame Zwicker, eine Frau von Takt und Einſicht, ließ übrigens die Verwirrung im Salon nicht überhand nehmen, vielmehr öffnete ſie im entſcheidenden Momente die Thüre des Zimmers neben der Küche, die am Anfang des Concerts geſchloſſen worden, und bald ging der angenehme Ruf von Mund zu Munde: Wenn es gefällig wäre — zum Souper. Mit wahrem Heroismus vermochte ſie einſtweilen zu überhören, daß von fern Lärm und Geſchrei der beiden kleinen eingeſperrten Buben zu ihren mütterlichen Ohren herüberklang. Nach längerem Spielen mit ihrer Waſchſchüſſel ſollte der See, den dieſelbe vorſtellte, in bewegtem Zuſtande dargeſtellt werden; dieſe Bewegung wurde aber zu heftig ausgeführt, die Schüſſel fiel um, und das Waſſer übergoß die Spieler und floß unter der Thüre durch in das letzte Geſellſchaftszimmer. Erſt nachdem die Ordnung am Tiſch hergeſtellt, ſchlüpfte Madame Zwicker hinaus, um die Urſache des Lärms zu erkunden. Dann aber überließ ſie einer in der Küche helfenden Frau das Waſſer aufzutrocknen und die kleinen Unholde zu beruhigen, und nahm in ruhiger Größe ihren Platz am Tiſche ein.

Die meiſten Gerichte des Soupers waren gut zubereitet, und da nichts ſo geeignet iſt, eine augenblickliche Aufregung und Verſtimmung zu beſchwichtigen, wie ein gutes Eſſen, ſo fanden ſchon nach der erſten Schüſſel die meiſten, daß Abtheilung I. des Concertes glän-

zend geweſen, daß die Störung der Abtheilung II. höchſt bedauerlich ſei, daß man ſich aber im Allgemeinen vortrefflich amuſirt habe. An verſchiedenen Torten und Punſch zum Schluſſe fehlte es auch nicht, und ſo trennte man ſich denn um Mitternacht ziemlich heiter und zufrieden, wobei ein alter Kanzleirath meinte, man müſſe alles Angenehme in dieſer elenden Welt mühſam erkaufen, aber wenn ſpäter noch ein gutes Souper folge, könne man ſich die Qualen einer muſikaliſchen Unterhaltung ſchon gefallen laſſen.

Vier Perſonen aus der Geſellſchaft aber waren und blieben während des größten Theils der darauf folgenden Nacht mißgeſtimmt und unglücklich. Davon fanden ſich Herr Strammer und Herr Schmelzing noch im Kaffeehauſe zuſammen, aßen und tranken viel, ſprachen wenig, und als ſie nach Hauſe gingen, begegneten ſie dem Doctor A. und ſeinen beiden Töchtern, deren eine von dem glücklichen Kavallerie-Lieutenant geführt wurde. Vielleicht war es ein Glück, daß Herr Strammer in dieſem Augenblick keine Waffen bei ſich führte; wohl dachte er einige Augenblicke an Selbſtmord, verwarf ihn aber hohnlachend und zähneknirſchend als ein feiges Vergnügen. — Später noch gingen Amalie und Laura zu Bette; letztere ſang dabei halblaut und klagend jene Stelle der Polonaiſe vor ſich hin, jene ſchreckliche Stelle, bei welcher der Schnarcher des Herrn Schmelzing ihr Spiel und ihr Herz zerriſſen. Amalie öffnete aber noch einen Fenſterflügel, blickte in die Nacht hinaus, das Auge von Weinen getrübt, und lispelte ſtill vor ſich hin:

„Ach wenn — Trotz alle dem, was geſchehen! — du wärſt mein eigen, Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein!“ — —

F. W. Hackländer's Werke.

XXVI. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Sechsundzwanzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Offizin in Stuttgart.

Erlebtes.

Zweiter Band.

Zwei Nächte.

XI.

Das heimliche Gericht.

Es war hohe Zeit, daß ich mich nach Hause verfügte; die Uhren schlugen alle die eilfte Stunde, und wenn ich auch noch so genau nachzählte, es hatte sich keine geirrt. Der Himmel, der Abends bewölkt gewesen, hatte sich aufgeklärt, aber es war um so kälter geworden, und es fror still vor sich hin. Die Wasserlachen auf der Straße waren mit einer dünnen Eisdecke überzogen und knarrten unter meinen Fußtritten. Aus den Wirthshäusern kamen zahlreiche Gäste, da mit der Polizeistunde die Lichter gelöscht werden mußten, und nur in großen Gasthöfen und geschlossenen Gesellschaften war Alles noch munter und lebhaft. Ich kam aus den größern Straßen in die kleineren winklichten des Stadtviertels, wo wir wohnten; da gewahrte ich plötzlich an einer Seite der Häuser fünf bis sechs Leute, die leise zusammen lachten und mit etwas beschäftigt schienen. Was mochte es sein?

Die erſte Nacht.

1844.

In dem Hôtel Reichmann zu Mailand unter den geöffneten Thüren des Speiſeſaals, welche in den kleinen zierlichen Garten hinausführen, ſaß eine Geſellſchaft junger Offiziere — es waren ihrer ſechs — gerade die Zahl, welche für ein kleines feines Diner die richtige iſt, und hatten dies angenehme und wichtige Geſchäft ſo eben beendigt. Der reich ſervirte Tiſch prangte in jener maleriſchen Unordnung des Silbers und Kryſtalls, zerſtörter Frucht-Pyramiden, entkorkter Champagnerflaſchen in Eiskübeln, jener Unordnung, über welche das befriedigte Auge ſo gern hinſchweift, den duftigen Kaffee vor ſich und die wohlriechende Havannah im Munde.

Es war ein Nachmittag im Mai, die warme Sonne hatte ſich aus dem engen Gärtchen emporgehoben, einer erfriſchenden Kühle Platz machend, die durch Saalthüren und Corridore aus dem hoch umbauten Hofe hineinſtrömte. Der goldene Schein des ſcheidenden Lichtes zeichnete an den Mauern und Häuſern, welche den Garten umgaben, in dunklen Schatten die zackigen Giebel der benachbarten Gebäude, küßte wollüſtig die Spitzen einiger hochſtämmigen Lorbeer- und Granatbäume und ſchien ungern dies traute Plätzchen zu verlaſſen; doch Zoll um Zoll erhob ſich der helle Schein ringsumher.

gefolgt von Tausenden von Insekten, welche sich summend auf dem scheidenden Strahl der Abendsonne emporschwangen und dem kühlen, dunklen Schatten entflohen.

Die lebhafte Conversation während des Diners war jetzt bei Kaffee und Cigarren verstummt, und jeder der sechs jungen Leute wiegte sich so bequem wie möglich auf seinem Stuhle und alle blickten der scheidenden Sonne gedankenvoll nach.

Es war eine kurze behagliche Siesta, ein angenehmes Ausruhen von der gehabten Anstrengung und dazu läutete vom Dome her die große Glocke und viele kleine der benachbarten Kirchen accompagnirten melodisch den tiefen Ton.

Die sechs jungen Offiziere waren von vier verschiedenen Regimentern: zwei davon von einem ungarischen Husaren-Regiment mit der blauen knappen Attila waren die Gastgeber, und die anderen, ein Dragoner in weiß mit blau, ein Chevauxlegers in dunkelgrün und roth und ein Infanterieoffizier in ganz weißer Uniform die Eingeladenen. Wem aber das Fest eigentlich galt, war ein dritter Husaren-Offizier, der heute Abend im Begriff war, eine Reise über Florenz, Rom, an den entzückenden Meerbusen von Neapel zu machen, der junge Graf S., einer der liebenswürdigsten und elegantesten Offiziere seines Regiments, ein guter Kamerad, tüchtiger Reiter, von unerschöpflich guter Laune, jeden Augenblick bereit, tausend lustige Einfälle Preis zu geben, und durch diese guten Eigenschaften l'enfant gaté des ganzen Regiments.

„Wenn ich mißgünstig wäre," sagte einer der Husaren, „so würde ich dich ungeheuer beneiden, Alfons, im Besitz eines zweimonatlichen Urlaubs, die gepackte Calesche vor dem Hause, gute Wechsel in der Brieftasche und nun nach diesem wirklich famosen Diner sich einzuschwingen und beschauend und verdauend bei dem herrlichen Frühlingsabend dahin zu rollen — es ist ein beneidenswerthes Loos."

„Allerdings!" lachte Graf S., indem er ein gefülltes Glas Champagner so hoch emporhielt, daß der letzte Sonnen-Reflex es ver-

goldete, „allerdings, aber ihr hättet ja mit von der Partie ſein können, es war das ja eigentlich ſeit längerer Zeit ſchon abgeſprochen.“

„Ja wohl, ja wohl!“ ſeufzte der Andere, „aber: Was iſt das Leben ohn' Liebesglanz?“ —

„Und dieſer Liebesglanz,“ meinte der dritte Huſar, „hat deine Wechſel vollkommen aufgezehrt.“

„Unſere Wechſel, wollteſt du ſagen!“ entgegnete der Andere, „denn dir, lieber Bruder, iſt es nicht beſſer gegangen; aber gibt es denn auch ein liebenswürdigeres, kleineres, tolleres Geſchöpf als Juliette? und ſo graziös, und eine ſo große Künſtlerin? Ach, daß ſie nicht Prima Ballerina iſt, daran iſt bei Gott nur ihre Beſcheidenheit Schuld. Und wie mich das kleine Ding liebt! Kam ſie nicht, als von der gemeinſchaftlichen Reiſe die Rede war, ungeſchminkt auf die Bühne, bleich wie der perſonifizirte Jammer, ſo daß ſogar der alte Oberſt, der ihr ſo lange vergeblich nachgeſtiegen, zu mir ſagte: Aber können Sie bei dem Anblick ans Reiſen denken?“

„Und du dachteſt auch ferner nicht mehr daran,“ ſagte der Dragoneroffizier lachend und ließ eine blaue Wolke kerzengerade in die Höhe ſteigen: „du opferteſt fort und fort auf dem Altar deiner Göttin, bis —“

„Du ihr die famoſe Reiſe geopfert hatteſt,“ unterbrach ihn Graf E., worauf im Geſpräch eine kleine Pauſe eintrat, während welcher die Kaffeetaſſen und Sporen klirrten, wenn einer trank oder die Füße in eine andere Lage brachte.

„Die Zeiten ſind aber auch gar zu langweilig,“ ſprach nach einiger Zeit der Infanterieoffizier, „ein ewiges Friedens- und Garniſonsleben, Rekruten exerciren und mit der Wache aufziehen. Man iſt wahrhaftig gezwungen, ſich eine andere Unterhaltung zu verſchaffen, wenn man nicht geiſtig zu Grunde gehen will. Ich habe nun einmal für Tänzerinnen keine Leidenſchaft, und kein Geld, und muß mich ſchon mit einer anderen Dame behelfen, die weniger koſtbar und doch auch belohnend iſt — die Wiſſenſchaft.“

„Du willst zum Generalstab," sagte der Dragoner und legte seine Beine auf einen Stuhl, der vor ihm stand; „hast Recht, steigst dann zu Pferd, wie unsereins und bist," fuhr er seufzend fort, „bei einer einstigen vielleichtigen Schlacht, mit an den interessantesten Punkten, ein selbständiger Mensch, brauchst nicht in der staubigen Colonne zu marschiren."

„Ja zu Pferd, zu Pferd," meinte der Chevaugleger, der bis jetzt schweigend geraucht, „wenn ich das noch erlebe, eine tüchtige Schlacht — im Blut, Schweiß und Staub, vor meinem Zuge hineinzustürzen in die feindliche Kavallerie, um einen Leopoldi oder gar ein Theresienkreuz herauszuhauen — Gott, wenn ich das noch erlebe!"

„Dazu ist leider wenig Aussicht vorhanden," seufzte der Anbeter der Tänzerin, „ein Feldzug könnte mich auch arrangiren, das bricht alle Verbindungen ab, wie man sich in den Sattel schwingt und ausmarschirt, ist man ein freier, unabhängiger Mensch."

„Aber der Kummer der kleinen Julietta?" lachte Graf S.; „sie wird sich nicht mehr schminken wollen, und in Folge davon ihren Contract verlieren."

Der Andere zuckte die Achseln und sagte seufzend: „Und doch wollte ich, es gäbe einen Feldzug."

„Wozu aber durchaus keine Aussicht vorhanden ist," meinte der Infanterieoffizier. „Der politische Himmel ist klar und ohne Wolken, wie der des herrlichen Neapel, dem du entgegenziehst."

„Das wär' schon recht," sagte der Chevaugleger, „dann hätten wir einige Hoffnung, denn am neapolitanischen Horizont hängt immer eine tüchtige drohende Wolke, die des Vesuvs nämlich, und da kann es alle Tage losgehen."

„Ja, auf diese Art," versetzte der Infanterieoffizier lächelnd, „ist mein Vergleich freilich nicht ganz richtig."

„Grüß' mir den Vesuv," sagte der andere Husarenoffizier, „und nimm dir Lacrimae von Nesina mit, der des Eremiten ist gar zu schlecht."

„Krieg, Krieg!“ phantaſirte der Dragoner, „eine tüchtige Schlacht, ein Königreich, wenn ich eins hätte, für eine Schlacht!“

„So was kommt plötzlich,“ ſagte Graf S., „gebt nur Acht, an einem ſchönen Morgen hat man ſich, irgendwo bei den Haaren, wie ſollt' es mich freuen, wenn eine ſolche Nachricht mich ſchon nach wenigen Tagen von meiner Reiſe zurückriefe; doch, Freunde, es wird ſpät, ihr wißt, ich habe einen langen Weg zu machen, und möchte gar zu gern bei guter Zeit in Bologna ſein.“

„Welchen Weg wirſt du dahin nehmen?“ fragte der Infanterieoffizier.

„Nun natürlicher Weiſe über Lodi und Piazenza,“ antwortete der Graf, indem er langſam aufſtand und nach ſeiner Feldmütze und dem Säbel langte, der neben ihm an einem Tiſchchen lehnte.

„So muß es denn geſchieden ſein,“ ſprach der Dragoneroffizier, indem er ſeinen Pallaſch ebenfalls umſchnallte; und die Andern folgten ſeinem Beiſpiele. Stühle wurden gerückt, Säbel klirrten und die ſechs Freunde begaben ſich aus dem Speiſeſaal in den Hof des Hôtels, wo die leichte Reiſecaleſche des Grafen S. bepackt und eingeſpannt bereits ſeiner harrte. Sein Huſar ſtand daneben, mit dem Mantel über dem Arm und der Poſtillon ordnete die Zügel des Sattelgaules, um ſich augenblicklich aufſchwingen zu können.

Der Abſchied war kurz und herzlich, nachdem der Graf ſeine Caleſche beſtiegen hatte.

„Leb' wohl, Alfons! — glückliche Reiſe! — Auf gutes und geſundes Wiederſehen!“ — „Danke ſchön! — Haltet euch Alle in der Ordnung und ſollte irgend etwas vorfallen, ſo ſchreibt mir bald! — Grüße mir Julietta, edler Romeo, und du, mach' dein Examen glänzend, daß du die grünen Federn auf dem Hut haſt, wenn ich zurückſchaue. — Avanti — T'ſchau — grüß Gott!“

Der Poſtillon, wie alle italieniſchen, hatte wartend den linken Fuß in den Bügel geſetzt, gab mit dem Knie dem Sattelgaul einen Stoß, dem Handgaul einen Hieb mit der Peitſche und ſchwang ſich

in den Sattel, während die Pferde wie toll zum Thore hinausstürmten; — ein ächter Renommist bog er im Galopp in den Corso der Porta Romana links ab, glücklich, daß die Leute auf der Straße seine Verwegenheit anstaunten, und gleichgültig ob der Anfang der Reise bei dieser Gelegenheit schon durch ein zerschmettertes Rad unterbrochen würde. Doch lief Alles gut ab. Die fünf Freunde standen noch am Thor und winkten herzlich zum Abschied, um sich alsdann nach allen Theilen der Stadt zu zerstreuen, der eine auf den Domplatz, der andere auf den Corso, jener nach Haus, dieser in die Scala.

Unterdessen hatte der Graf die Porta Romana hinter sich und lehnte sich behaglich in die Ecke des Wagens. Der Husar, der auf dem Bocke saß, hatte ihm den Mantel um die Füße geschlungen und legte jetzt den brennenden Schwamm auf die Meerschaumpfeife. Wie schmeckte der ungarische Tabak so gut, wie war die Luft so würzig und angenehm! mit welchem Entzücken dachte der Reisende an Rom und Neapel und gestand sich, daß er einer der glücklichsten, beneidenswerthesten Sterblichen sei.

So rollte der Wagen auf der schönen breiten Chaussee dahin. Um die Fahrt ganz angenehm zu machen, hatte es den Tag vorher etwas geregnet, weßhalb unter den Hufen der Pferde und den davon eilenden Rädern kein Staub aufflog. Der mailändische Postillon, der auf der Station in Lodi mit einem sehr guten Trinkgeld entlassen worden war, hatte den Grafen seinem Nachfolger bestens recommandirt und die Pferde griffen aus, daß es eine Freude war. Der Rosselenker klatschte mit seiner Peitsche, rauchte lange Rattenschwänze und versuchte es jeden Augenblick, mit dem Husaren auf dem Bock eine Conversation anzuknüpfen. Doch war dieser, ein Ungar, der italienischen Sprache kaum mächtig genug, um einige wenige Lebensbedürfnisse zu verlangen, oder um den Postillon unter Verheißung eines bonne mane zum schnelleren Fahren anzutreiben, was er denn auch nicht unterließ.

Equipagen waren sie bisher keiner auf der Straße begegnet, aber

häufig an langen Zügen leerer Wagen mit Maulthieren beſpannt, die von Mailand zurückkamen, vorbeigeeilt, ſie weit hinter ſich laſſend. Die Eigenthümer lagen faul auf die leeren Säcke geſtreckt, wahrſcheinlich den heutigen Gewinnſt berechnend, und erhoben kaum den Kopf, um der vorüberraſſelnden Equipage nachzuſehen. Die Maulthiere, zu drei und vier vor einander geſpannt, waren nun ſchon neugieriger und bogen mit ihrem klingenden Geſchirr häufig von der Mitte des Weges auf die Poſtpferde ein, um ſie ſchnuffelnd zu begrüßen, welche Freundſchaftsbezeugung aber meiſtens durch einen Peitſchenhieb des Poſtillons erwidert wurde, worauf die Maulthiere ihren Kopf plötzlich zur Seite wandten, die Glocken an denſelben ſtärker klingelten und der Karren einen gelinden Stoß erlitt, der Fuhrmann fluchte, und der Poſtillon, ſich umſehend, lachte.

„Avanti! avanti!“ ſchrie der Huſar auf dem Bocke und weiter und weiter rollte der Wagen. Die Bäume an den Wegen ſchienen vorbei zu fliegen, einzelne Häuſer ſah man vor ſich, dann an der Seite, dann blieben ſie weit zurück. In den Reisfeldern rauſchte es geheimnißvoll, die ſcharfen Blätter an dem ſchlanken Stengel ſchliff der Abendwind gegen einander, daß es eigenthümlich flüſterte, und dazwiſchen ſummten und ſurrten Tauſende von Inſekten, die ſich auf dem jungen Reis wiegten, oder den naſſen Grund, aus welchem er emporwuchs, umſchwärmten.

Als der Reiſende Lodi paſſirt hatte, ſenkte ſich der Abend auf die Erde, thauig und friſch, er umfing Häuſer und Felder und die brennende Erde, liebeglühend, litt geduldig den ſüßen befruchtenden Kuß des heimlich Geliebten, der ſich ſchweigend an ihren Buſen ſchmiegte, als ſich das ſtrenge wachſame Sonnenauge geſchloſſen; und heute feierten die beiden Liebenden eine herrliche duftige Brautnacht, aus vielen, vielen Kirchlein und Kapellen läuteten die Glocken das Ave Maria, im Graſe glänzte der Nachtthau wie Tauſende von Brillanten und warf zurück das zitternde ſchimmernde Licht unzähliger Sterne. Dazu dufteten die Blumen und das friſche Heu auf den Feldern; ein

wollüstiger Hauch ging durch die ganze Natur und Niemand fühlte das beſſer, als die zahlreichen Nachtigallen in den Gebüſchen am Wege, welche die entzückendſten zarteſten Brautlieder ſangen.

Um dieſen herrlichen Geſang zu hören, muß man in einer warmen Frühlingsnacht durch die geſegneten Fluren der Lombardei fahren. Die Felder, mit Bächen durchſchnitten, die Straße mit Waſſer eingefaßt, über welches ſich friſches Geſträuch wiegt, iſt der Lieblingsaufenthalt dieſer kleinen gefiederten Sänger.

Der Graf lehnte in ſeiner Wagenecke und ſein offenes empfängliches Gemüth erfaßte all' das Schöne, was er ſah und hörte. Ein ſolches Nachtigallen-Concert, wie heute Abend, hatte auch er nie vernommen; dazu flog der Wagen auf der geraden flachen Chauſſee im wahren Sinn des Wortes. Der Poſtillon von Lodi hatte ein paar kräftige Schimmel eingeſpannt und meinte lachend, als er ſich in den Sattel ſchwang, „er müſſe ſchon für die nächſte Station ein Uebriges thun; dort," fuhr er fort, „in Caſal Puſterlengo gibt es gewöhnlich einen längeren Aufenthalt, und wenn zufällig vor uns ſchon eine Extrapoſt da war, ſo muß der Herr lange warten, der Poſthalter dort hat wenig Pferde." Obgleich die Ausſicht, auf einer einſamen Station mitten in der Nacht längere Zeit warten zu müſſen, gerade nicht ſehr angenehm war, ſo hielt der Graf dieſe ausgeſprochene Befürchtung für leeres Geſchwätz des Poſtillons, und ermahnte ihn, ſeine Schuldigkeit zu thun, das Uebrige werde ſich finden. Dieſe ſeine Schuldigkeit that denn auch der Poſtillon von Lodi auf eine wirklich überraſchende Art, und obgleich der Graf S., der die Trinkgelder nie zu ſparen pflegte, auf allen Stationen außerordentlich gut geführt wurde, ſo hatte er doch ein ſolches Dahinraſen noch nicht erlebt. Kaum ſaß der Poſtillon im Sattel, ſo trieb er die Pferde mit lautem Hurrah! und Peitſchenſchlag zu vollem Galopp an. Wie ein finſterer Geiſt hing er auf den weiſen Pferden, ſein ſchwarzer Mantel flatterte um ihn, ſein langes Haar flog zurück und die leichte Caleſche beſchrieb auf der Landſtraße immerfort eine Schlangenlinie;

bald rechts, bald links flog der Hinterwagen, der Husar auf dem Bock hielt sich erstaunt an der Seitenlehne, und Häuser, Bäume, Brückengeländer und Wegsteine schienen eilfertig und entsetzt vorbei zu huschen. In weniger als einer Stunde hatten sie die Station zurückgelegt und vor ihnen durch die Nacht glänzte ein einsames Licht aus dem ersten Hause von Casal Pusterlengo.

Das Posthaus lag jenseits des Dorfes an einer Anhöhe, welche mit Maulbeerbäumen und Reben bedeckt, sich dicht an die hintere Seite des kleinen Wohnhauses schmiegte. Die Posthalterei selbst und die Stallgebäude lagen etwas abseits und obgleich der Postillon von Lodi, während er durch den stillen Ort fuhr, ein Uebermögliches gethan mit Peitschenknallen und lauten Hallohs, so sah man doch, nachdem die Calesche schon eine ziemliche Zeit vor den Stallungen hielt, auch noch nicht das geringste Zeichen von Leben in denselben. Erst nachdem der Postillon und der Husar, jener mit der Peitsche, dieser mit dem Säbel, die Stallthüre eine Zeitlang angelegentlich bearbeitet hatten, bemerkte man, daß in einer Dachkammer Feuer angeschlagen wurde. Bald darauf wurde ein Kopf mit zerzausten Haaren oben sichtbar und nachdem sich der Hinauslugende überzeugt, da unten halte eine Extrapost, polterte er die Treppen herunter, öffnete die Stallthüre und kratzte sich verlegen in dem schwarzen Haarwald, als der Graf so schnell wie möglich frische Pferde verlangte.

„Gott soll mir gnädig sein und die Madonna!“ sagte der Stallknecht, „aber Euer Gnaden werden wahrhaftig eine Zeitlang warten müssen. Seit drei Stunden ist die Post von hier weg, die Post mit einer Beichaise und die Pferde können in einer halben Stunde zurückkommen.“

„Und sonst habt Ihr nichts im Stalle?“ fragte der Graf ärgerlich, während der Postillon von Lodi verschmitzt lachend ein Zeichen machte, welches ausdrücken sollte: „Habe ich es Euch nicht gesagt?“ —

„Wo sind denn Eure Extrapostpferde? Ihr müßt doch nach dem Reglement deren wenigstens vier haben.“

„Haben auch vier," entgegnete der Stallknecht; „sind aber leider vor einer Stunde mit einem englischen Reisewagen fortgefahren."

„Das ist ja aber ganz verflucht!" sagte heftig der junge Offizier; „wenn ich dir aber ein gutes Trinkgeld gebe, ich glaube, daß du mir alsdann Pferde anschaffen wirst, nicht wahr, Spitzbube?"

„Unmöglich!" antwortete der Stallierie, „glauben Eure Gnaden ja nicht, daß wir bösen Willen haben, aber die Posthalterei ist unbedeutend, es kommen wenig Posten durch und der Postmeister . . ."

„Wo ist der Postmeister? ich will ihn sprechen!"

„Ist nach Lodi geritten, Eure Gnaden, ich bin . . . ganz allein zu Hause," setzte er stockend hinzu.

Da war nichts zu machen, als in Ruhe zu warten, bis die Pferde der kaiserlichen Post zurückkommen würden. Wenn nur die Post mitten im Dorf gewesen wäre, da hätte man vielleicht in dem Caffé eine alte Zeitung und etwas Kaffee gefunden, aber hier in den einsamen Gebäuden, die so schwarz und ohne Leben in der Nacht dalagen! Es war in der That langweilig. Der Postillon von Lodi zog seine Pferde in den Stall, worauf er so wie der Husar und der Stallierie sich plaudernd auf eine Bank vor dem Stallgebäude niederließen.

Selbst die herrliche Nacht vermochte nicht die Ungeduld des Reisenden über dies unangenehme Warten zu beschwichtigen. Vergeblich schlugen die Nachtigallen schmelzender als den ganzen Abend in den dichten Gebüschen, welche Posthalterei und Wohnhaus umgaben, vergeblich funkelten die Sterne so freundlich und beruhigend von dem dunklen Himmel, vergeblich athmete die ganze Natur eine so wohlthuende Stille, summten Insekten aller Art behaglich und glückselig in den Freuden ihres kurzen Sommerdaseins, der junge Reisende war ungeduldig und verstimmt, gelangweilt und hätte in diesem Augenblicke viel um eine Conversation mit irgend Jemand gegeben, den er sonst gewiß nicht beachtet. Schon mehrere Mal hatte er die Stallgebäude umschritten, und näherte sich jetzt dem einsamen Wohnhause,

Als ich genauer hinſah, bemerkte ich, daß ſie vor einer großen Putzwaarenhandlung ſtanden. Einer trug auf der Schulter ein langes Brett und ein Anderer ſchwang ſich auf die Fenſterbrüſtung, nahm dem Erſten das Brett ab und befeſtigte es oberhalb der Thür, was Alles in weniger als einer Minute geſchehen war. Dann traten ſie vor das Haus hin und betrachteten mit unterdrücktem Gelächter ihr Werk. Gar zu gern hätte ich gewußt, was die Leute eigentlich machten, und ich blieb nicht nur ſtehen, ſondern trat einen Schritt näher. Auf einmal wurde mich einer gewahr und alsbald kamen ihrer zwei auf mich zu, die in Manieren und Ausſehen überraſchende Aehnlichkeit mit meinem Freunde, dem Doktor Burbus hatten. Sie fragten mich eben nicht höflich, was ich hier zu ſchaffen habe; ich gerieth in einen Wortwechſel mit ihnen. Eben hatte mir einer die Mütze vom Kopfe geriſſen, als auch die Andern, die bisher im Schatten des Hauſes geblieben waren, in die Mitte der Straße eilten, und es wäre mir vielleicht ſchlecht ergangen, wenn nicht plötzlich eine mir wohl bekannte Baßſtimme die Worte ausgerufen hätte: „Ei, ei, das iſt ja mein Freund Patient! Ladenjüngling, woher des Weges?“

Ich war hoch erfreut, den Doktor hier zu ſehen, und beklagte mich über das Benehmen ſeiner Herrn Kameraden. Der Doktor gab mir halb und halb Recht; er ſtellte mich der ganzen ehrenwehrten Geſellſchaft vor und

indem er die dahinter liegende Anhöhe erſtieg, in der Hoffnung, vielleicht das Flußbeet des Po zu erblicken oder ſonſt etwas, was ihn momentan unterhalten würde.

Da lag die lange weite Ebene vor ihm, vom Sternenlicht ſanft beglänzt, hie und da mit hellen Linien durchzogen, Waſſergräben und kleine Seen, die hervorleuchteten zwiſchen den dunklen Farben des dichten Rebengewindes und der Maulbeerculturen. Auch glaubte er das Rauſchen des Fluſſes zu vernehmen, und einige Mal den entfernten Klang eines Poſthorns auf der Straße, doch war es das Seufzen und Flüſtern des Nachtwindes in dem Waſſerröhricht, das ihn getäuſcht. Mißmuthig wandte er ſich um, um zur Chauſſee und zum Stallgebäude niederzuſteigen und bemerkte, als er auf dieſe Art die hintere Seite des einſamen Wohnhauſes vor ſich ſah, ein kleines erleuchtetes Fenſter und die Lichtſtrahlen, die von demſelben in die Nacht hinaus drangen, glänzten auf dem dichten Rebenlaub an dem Hauſe und zeigten üppige Schlinggewächſe, die die Mauern deſſelben umſpannen in einer wahrhaft maleriſchen Weiſe.

Der junge Offizier, erfreut von dem Gedanken, vielleicht doch Jemand zu finden, mit dem er die Zeit des Wartens verplaudern könnte, näherte ſich dem Hauſe ſo weit, bis es ihm möglich war, in das offen ſtehende Fenſter hinein zu ſchauen. Dann blieb er überraſcht ſtehen. Er ſah in ein Zimmer, in welchem auf einem alten Stuhl mit hoher Lehne ein junges und, wie er zu bemerken glaubte, ſehr ſchönes Mädchen ſaß, welches auf ſeinen Knieen ein kleines Kind wiegte, das es mit allerhand Schmeichelworten und Bruchſtücken von Liedern einzuſchläfern verſuchte. Es trieb den jungen Offizier, näher zu gehen; um aber die Kleine da unten durch das Raſſeln des Geſträuchs nicht plötzlich zu erſchrecken, erhob er ſeine Stimme und ſang den Anfang einer bekannten italieniſchen Arie ſo ſanft und leiſe als möglich.

Schnell brach das Mädchen in ihrem Lied ab, deckte mit der Hand den Schein der neben ihr ſtehenden Lampe und ſtarrte in das

Dunkel hinaus, um den Sänger, der jetzt raſchelnd durch das Gras und Geſträuch näher ſchritt, zu entdecken. Zu ihren Füßen lag wahrſcheinlich ein großer Hund, denn man vernahm in demſelben Augenblicke ein paar tiefe knurrende Töne, ein kurz abgebrochenes Gebell; doch ſchien ihm das Mädchen zu wehren, ſie beugte ſich unerſchrocken etwas aus dem Fenſter und rief hinaus: „Wer iſt da?“

„Es iſt ein Fremder,“ gab der junge Offizier zur Antwort, „der ſo eben mit Extrapoſt hier ankam, und auf friſche Pferde warten muß. Es war mir,“ ſetzte er galant hinzu, indem er näher trat, „wirklich recht unangenehm, hier ein paar Stunden bleiben zu müſſen; doch wenn die Signora mir erlaubt, eine Weile mit ihr zu plaudern, ſo danke ich dem Zufall, der mich hier feſthielt.“

Während der Graf ſo parlamentirte, ging er als tapferer und umſichtiger Soldat Schritt vor Schritt vorwärts und zeigte ſich bei den letzten Worten dicht am Fenſter in dem hellen Lichtſchein. Das war aber auch, um dem Mädchen allen Schrecken zu nehmen, das beſte aller Mittel, denn ein Blick in dieſes ſchöne, offene, jugendlichfriſche Geſicht, dem der kleine blonde Huſarenbart ſo wohl ſtand, zeigte der jungen Italienerin, mit wem ſie es zu thun habe, und ehe ſie noch die Huſarenuniform erkennen konnte, ſagte ſie lachend:

„Aha! der Herr iſt ein öſterreichiſcher Offizier.“

Wie war jetzt die ſtille Nacht dem jungen Reiſenden wieder ſo intereſſant geworden, und erſt das Wohnhaus, das er vorhin ingrimmig angeſchaut! Gab es aber auch etwas Reizenderes, als der Anblick, den er hier vor ſich hatte? War es das Plötzliche und Unerwartete der Erſcheinung, war es der dunkle Rahmen der Nacht, der das Mädchen ſo wunderbar hervorhob, genug, er geſtand ſich, nie etwas Schöneres geſehen zu haben. Da lehnte die Kleine an ihrem hohen Stuhl, nothdürftig bekleidet, ein rother Rock umſpannte ihren ſchlanken Leib, die nackten Füße drückten ſich tief in das ſchwarze zottige Fell des großen Hundes, den wir vorhin erwähnten und der fragend aufblickte, als wolle er ſagen: „Befiehlſt du, daß ich hinausſpringe, und

den Fremden ein bischen an der Kehle fasse?“ Auch schien sie ihren Wächter vollkommen zu verstehen, denn sie drückte ihm mit dem einen Fuß den erhobenen Kopf sanft nieder, worauf er die Augen schloß und mit dem Schweif wedelte.

Das Alles konnte der Reisende vor dem Fenster freilich nicht sehen, senkte auch seine Blicke nicht dort hinab, sondern heftete sie fest auf den schönen Kopf des Mädchens, auf ihren schlanken Hals und die weißen Schultern, welche zwischen den aufgelösten Flechten des schwarzen Haares hervorglänzten. Das Bübchen in ihrem Schooß, welches überhaupt keine große Neigung zum Schlafen zu verspüren schien, wachte bei dem Anblick des Fremden wieder hell auf und blickte so treuherzig, ja freundlich mit den großen, glänzenden Augen auf die goldverzierte Feldmütze und die Schnüre des Atilla.

„Also der Herr hat keine Pferde bekommen können,“ sagte das Mädchen, „und muß deßhalb warten, bis die von der kaiserlichen Post zurückkommen. Ja es kommt dies leider oft vor, mein Vater hat nicht viele Pferde und will auch keine weiter anschaffen, da das Geschäft überhaupt so wenig einträgt, denn es ist hier eine kleine Zwischenstation, Lodi und Piazenza nehmen uns das Beste weg, wir hatten auch früher, als die Mutter noch lebte, ein kleines Wirthshaus, aber das hat Alles jetzt aufgehört; Vater sagt, er wolle nichts mehr vergrößern, das könne einmal der kleine Cecco hier in meinem Schooß thun, oder,“ setzte sie lachend hinzu, „der Schwiegersohn.“

„Der Schwiegersohn?“ fragte der Offizier, „wer ist denn der Schwiegersohn?“

„Nun,“ lachte das Mädchen fröhlich auf, „wer wird der Schwiegersohn sein? Der Mann der Teresina.“

„Und wer ist die Teresina?“

„Die Teresina bin ich,“ sagte sie lustig, schlug aber die Augen nieder, als sie sah, wie die brennenden Blicke des jungen Offiziers auf ihr hafteten. „Ja,“ fuhr sie nachlässiger und mit leiserer Stimme fort, „der Cecco,“ dabei fuhr sie dem Bübchen durch die schwarzen

Locken, „oder der Schwiegersohn," dabei hob sie den Kopf kokett in die Höhe, „soll, wenn er mag, die Wirthschaft wieder anfangen und die Posthalterei vergrößern."

„So, so," sagte der Graf lächelnd, „der Schwiegersohn? — So bist du also schon verheirathet?"

„Wer? — Ich?" lachte das Mädchen, „Madonna, das ist zum Lachen, geht mir weg, ich geheirathet? Ehe man heirathet, muß man zuerst Jemand lieben, herzlich lieben, so ungefähr, wie ich das Bübchen liebe; aber mit Liebe lieben, und das habe ich noch nicht gethan."

„Hat dir denn noch nie Jemand gefallen, Teresina? Ich meine, so recht gefallen, um ihn mit Liebe lieben zu können?" fragte der junge Mann.

„Nein, Herr!" entgegnete das Mädchen und lehnte den Arm auf die Fensterbrüstung, wodurch dem Bübchen die Aussicht auf Feldmütze und Schnüre verdeckt wurde, weßhalb es laut aufschrie, auch nicht eher beruhigt werden konnte, bis ihm die Feldmütze förmlich zum Spielzeug überantwortet wurde, zu welchem Ende der Offizier gezwungen war, sich ins Fenster hineinzulehnen. Ihr Arm aber blieb auf der Fensterbrüstung und der Kopf neigte sich vor, und ebenso die weißen Schultern und der Oberleib.

„Wen meinen Sie denn eigentlich," fuhr der Graf S. fort, „den sich der Vater zum Schwiegersohn aussuchen wird, etwa einen aus Pusterlengo oder einen jungen Kaufherrn aus Lodi?"

„Nein, nein!" sagte das Mädchen plötzlich ernst werdend, „eher den Sohn des Posthalters aus Piazenza, der ist schon mehrere Male ohne allen Grund dagewesen und er scheint dem Vater nicht übel zu gefallen; mir aber ganz und gar nicht," setzte sie ganz leise hinzu.

„Ist er nicht schön, nicht jung?" fragte der Offizier lächelnd, und die Kleine antwortete leise und sich scheu umsehend:

„Nein, gewiß nicht! aber er ist bösartig und falsch und den könnte ich nicht lieben und wenn ich ihn heirathen müßte, so wär'

mein ganzes junges Leben verdorben, denn Sie sagen, es sei schrecklich, heirathen zu müssen, ohne geliebt zu haben."

„Da wäre es also noch viel besser oder wenigstens viel schöner geliebt zu haben ohne zu heirathen," sagte der Offizier.

„Schöner vielleicht," entgegnete das Mädchen, und hob die Augen empor, um ihn anzusehen, „schöner vielleicht wohl, aber nicht besser."

Jetzt trat in diesem seltsamen Gespräche eine Pause ein, in welcher die Nachtigallen stärker und freudiger schmetterten und in welcher der junge Offizier die Höhe der Fensterbrüstung maß und bei sich überlegte, ob es nicht möglich sei, dort ohne viel Geräusch hinein zu voltigiren. Doch schien die Italienerin seine Absicht zu errathen, denn sie deutete mit der Hand auf das Stallgebäude und sagte: „Macht kein Geräusch, der alte Pietro hört Alles. Es ist eigentlich nicht recht, daß ich mit Euch so lang am offenen Fenster plaudere, aber ich weiß nicht," fuhr sie fort und blickte ihn mit ihren glänzenden Augen voll an, „ich plauder' wahrhaftig gern mit Euch."

„Lieber als mit dem Posthaltersohn von Piazenza?"

„Viel lieber."

„Dann würdet Ihr mich vielleicht auch lieber heirathen oder lieben?" sagte der Offizier und legte seine Hand auf ihren feinen weißen Arm.

„Das Erste geht nicht," sagte das Mädchen lächelnd, „weil Ihr ein Cavalier seid, und das Andere, wenn es ohne das Erste ginge, geht doch nicht, weil ihr ja Morgen früh schon so viele, viele Miglien von hier entfernt seid."

„Wenn ich aber dableibe?"

„Wie könnt Ihr dableiben? sagt so etwas nicht, was Euch kein Ernst ist, und hier könntet Ihr auf keinen Fall bleiben," setzte sie stockend hinzu, „der Vater, der in zwei Stunden zurück sein kann, würde Euch nach Lodi oder Piazenza weisen." Bei diesen Worten zog sie ihren Arm zurück, bis ihre warme Hand in der des Offiziers lag. Dann gab sie nach, als er dieselbe festhielt.

Ihr war es seltsam zu Muthe. Es geschah, was schon oft geschehen ist, daß zwei junge unverdorbene Wesen mit heißem Blut, die sich zuvor nie sahen, sich plötzlich in einem Gefühl der Liebe zu einander befinden, daß ein Blick, ein leichtes Gespräch zwei Herzen fesselte, von denen vor einer Stunde noch keins gewußt, daß in der weiten Welt das andere schlage.

Durch den Körper des jungen achtzehnjährigen Offiziers strömte es glühend und entzückend, und auch das Mädchen ließ ihm ihre zitternde Hand, die er heftig an seine Lippen drückte. Auch die Nacht mochte daran Schuld sein, die stille, heilige, trauliche Nacht, der Duft der Blumen und vor Allem auch die Liebeslieder der Nachtigallen. — O diese Nachtigallen! — —

„Wie glücklich bin ich," sagte der Offizier, „daß ich hieher kam, daß ich hier warten muß und daß ich dich sah, Teresina."

„Mir ist es auch lieb," entgegnete das Mädchen, „ach so lieb, ich weiß nicht wie? Nur möcht' ich viel lieber weinen, als lachen." Dabei legte sie den Kopf vorwärts auf ihren Arm und ihre Stirne auf seine Hand und er beugte sich zu ihr nieder und drückte einen Kuß auf ihren schlanken Hals. Die drei jungen Leute waren in diesem Augenblick so glücklich, der junge Reisende, das junge Mädchen und der Bambino in ihrem Schooß; denn letzterem war es nach einigen verzweifelten Anstrengungen endlich glücklich gelungen, die schwarzgelbe Schnur von der Feldmütze herunterzureißen, eine That, die er mit vergnügtem Lachen ankündigte. Doch war dieser Freudenausbruch nicht im Stande, die beiden Liebenden aufzustören. Er wandte sanft ihren Kopf auf die Seite und drückte einen glühenden Kuß auf die brennende Stirn — da tönte durch die Nacht der lustige Klang eines Posthorns. — —

Es ist etwas Eigenthümliches um solch einen Ton, wenn Alles ringsum in tiefer Stille begraben liegt.

Das Mädchen fuhr in die Höhe und horchte. „Der Vater!" rief sie erschreckt, „oder die Pferde von der kaiserlichen Post. Adieu, mein

Lieber, mein Liebster! Man darf uns hier nicht beisammen sehen.“ Sie legte das Bübchen neben den großen Hund auf den Boden, erhob sich eilfertig und schlang, während sie sich mit dem Oberkörper zum Fenster hinausbeugte, ihre beiden Arme um den Hals des Offiziers. „Verzeiht mir, was ich thue,“ sagte sie mit leiser Stimme, „verzeih' es mir die Madonna, aber es ist gewiß nichts Unrechtes, ich sehe Euch ja in diesem Leben gewiß nicht wieder, ich darf, ich kann, ich will dich nicht wiedersehen! denn wenn ich dich morgen wieder sähe, so wäre ich tief, ach so sehr unglücklich! ich müßte mich schämen, aber so, da wir uns hier zum ersten Mal sehen, und uns gleich wieder verlieren, darf ich sagen, daß ich dich unendlich liebe, und darf dich küssen, so — und noch einmal — und zum letztenmal. — Madonna hilf! Jetzt fort! um Gotteswillen fort!“

Der Offizier fühlte drei heftige innige Küsse auf seinem Munde, dann drückte das Mädchen ihn sanft von sich ab, schloß eilfertig die Fensterflügel und löschte das Licht aus. —

Das Posthorn tönte näher und näher, man vernahm Pferdegetrappel auf der Chaussee und dann das Schnauben und Schütteln der Thiere, die vor dem Stallgebäude hielten. Neben dem Wohnhause wurde jetzt eine dunkle Gestalt sichtbar — es war der Husar, der seinen Herrn suchte. Gedankenvoll folgte Graf S. seinem Diener, nicht ohne oftmals stehen zu bleiben und die Hand vor die Stirn zu pressen, wobei er dachte, ob das nicht vielleicht Alles ein Traum gewesen sei. Aber nein, die drei Küsse hatte er in Wirklichkeit erhalten, so innig, so glühend, so heiß! Die drei Küsse konnte er nicht vergessen, und nicht das Bild des Mädchens.

Wenn später durch die lange Reise das kleine Abenteuer in seiner Erinnerung an zu bleichen fing, so brauchte er sich blos dieser drei Küsse zu erinnern und es fuhr brennend durch seinen Körper und er gedachte jener Nacht und des Posthauses und er glaubte wieder vor dem Fenster zu stehen, aus dem jetzt kein Lichtstrahl mehr drang, von wo er nicht das geringste Geräusch mehr hörte.

— — — — — — — — — — — — — —

„Euer Gnaden," ſagte der Huſar, als ſie das Stallgebäude erreichten, wo die eben angekommenen Pferde abgerieben, gefüttert und wieder eingeſpannt wurden, „Euer Gnaden haben, ſcheint mir, die Feldmütze im Wagen liegen laſſen oder verloren."

Der junge Offizier lächelte und ſagte, er habe vor der Station im Wagen geſchlafen, „und da muß ſie mir vom Kopf herunter gefallen ſein, gib mir eine andere."

So ſehr auch der Graf daran dachte, in Piazenza liegen zu bleiben, um vielleicht von da aus das Abenteuer der heutigen Nacht weiter verfolgen zu können, ſo brachte ihn doch der ſtrenge Blick des Mädchens, als ſie ihm ſagte: ſie müſſe ſich ſchämen, wenn ſie ihn morgen wieder ſehe, von dieſem Gedanken ab und er entſchloß ſich, obgleich widerſtrebend, ſeine Reiſe fortzuſetzen. Ja einige Mal war er im Begriffe nach Lodi oder Mailand wieder zurückzukehren, und das Terrain genau zu recognosciren, doch fühlte er für das Mädchen eben ſo viel Achtung als Liebe, und war vernünftig genug, alle Folgen zu überlegen, und ſich mit den drei Küſſen zu begnügen, die das gute, unſchuldige Geſchöpf ihm ſo liebevoll gegeben.

Der Poſtillon von Lodi ermahnte ſeinen neuen Collegen, etwas von der verlorenen Zeit wieder einzubringen. Der junge Offizier warf ſich in ſeinen Wagen, der Huſar nahm ſeinen Platz auf dem Bocke wieder ein und die Pferde liefen auf der dunklen Chauſſee dahin, ſo gut ſie konnten. Der neue Poſtillon blies auf ſeinem Horne und es war derſelbe Ton und daſſelbe Liedchen, das der Graf vor einer halben Stunde am Fenſter drüben gehört. Ob auch ſie die Töne wieder vernahm, zitternd auf ihrem Lager, vielleicht die Kiſſen mit ihren Thränen benetzend? — Ja, ſie vernahm ſie gewiß heute Nacht, und morgen wieder, an dem offenen Fenſter wie heute ſitzend, und blickte gewiß ſehnſüchtig nach dem Hügel hinauf, von dem er nicht wieder herniederſtieg, und ſie ſah daſſelbe alle Tage, immer in derſelben Umgebung und das Bübchen ſpielte gewiß noch wochenlang mit der Feld-

müße und der Vater brachte wieder und immer wieder den Posthalters-sohn von Piazenza ins Haus.

Das war Alles erschrecklich quälend für ihr Herz; viel besser und angenehmer hatte es der junge Offizier. Als der Tag anbrach, war er in Bologna, dann sah er Florenz, kam nach Rom und Neapel, später nach Paris; aber in allen Zerstreuungen der großen Welt, in der herrlichsten Natur, bei den glänzendsten Festen vergaß er nicht das einsame Posthaus und die arme Teresina.

Die zweite Nacht.

1848.

Die stillen Fluthen der Adda, nicht beunruhigt durch Dampfboote oder viele Handelsschiffe, dafür aber der Aufenthalt zahlreicher Fische, dies klare, freundliche Wasser, das bald im tiefen Sand, bald zwischen Felsen, bald zwischen grün bewachsenen, mit Gesträuch besetzten Ufern durch die lombardische Ebene fließt, sah am ersten August ein wunderbares und prachtvolles Schauspiel an seinen einsamen Ufern sich entfalten.

Es war bei Formigara, wo der sieggekrönte Heldenmarschall, Vater Radetzky an diesem Tage eine Brücke schlagen ließ, um das erste und zweite Armeekorps über den Fluß zu werfen, dem fliehenden Feinde nach, dessen Colonnen von panischem Schrecken ergriffen, den siegestrunkenen Oestreichern nirgends mehr Stand halten wollten. Kaum besetzten die piemontesischen Generale eine Position, kaum hatten sie ihre starken Batterien gegen den nachsetzenden Feind gewandt, so brachte der Anblick dieses Feindes die größte Verwirrung in die Reihen

der Italiener. Truppen, die sich früher tapfer und gut geschlagen, wandten sich beim Anblick der weißen Linien und wichen vor den Fängen des Adlers, der ihnen unaufhaltsam nachsetzte. Kavallerie verließ ihre Stellungen, Artillerie rasselte davon, Infanterie-Colonnen lösten sich auf, ja es kam bei einzelnen Compagnien der Fall vor, daß Soldaten, welche querfeldein liefen, sich vor ihren Offizieren, die ihnen nachsetzten, auf den Boden warfen und erklärten, sich lieber hier von den eigenen Pferden zertreten zu lassen, als wieder gegen den Feind zu marschiren.

Die sanft ansteigenden Ufer der Adda boten an diesem Punkte eines der reichsten, lebendigsten militärischen Bilder, die man nur sehen konnte. Alles war bedeckt mit Soldaten der verschiedensten Waffengattungen und die Sonne, welche zuweilen heiß durch das zerrissene Gewölk schien, schimmerte auf den unzähligen Waffen, auf den Geschützröhren und auf dem Gold und Silber der Uniformen. Es wogte und summte vergnügt durcheinander, die Artillerie stand neben ihren Wagen und Geschützen, Husaren, Dragoner, Uhlanen hatten die Pferde am Zügel und große Massen Infanterie lagerten hie und da auf dem weißen Sande, theilweise mit abgelegtem Torniſter und mit zusammengestellten Gewehren.

Dazwischen zogen lange Züge Brückengeräthe dem Ufer zu und Ordonnanzen aller Waffengattungen bahnten sich mühsam ihren Weg durch das fröhliche Getümmel, Befehle nach dem Flusse bringend, wo die Pontoniere in voller Thätigkeit waren. Mit wunderbarer Schnelligkeit wurden die Pontons abgeladen, in das Wasser geschoben, geankert und verbunden. Man sah die Brücken zusehends wachsen und sich in den Fluß hinausdehnen, jedes neu befestigte Ponton wurde mit lautem Hurrah begrüßt, das sich rückwärts fortpflanzte den Uferrand hinauf, und von den lagernden Truppen freudig vernommen und begrüßt wurde.

Woher aber diese ungemeine Geschäftigkeit kam, und weßhalb die Pontoniere auf dem Flusse so übermäßig arbeiteten, war deutlich zu

verbürgte ſich für meine gute Aufführung, worauf mir erlaubt wurde, mitzuziehen und fernerhin am großartigen „Ulken" Theil zu nehmen. Dieſes Wort war mir ganz fremd. Um mir einen Begriff davon zu geben, führte mich der Doktor an das Haus, vor welchem ich die Geſellſchaft gefunden, und ich ſah nun, daß die Herrn neben dem Schild mit der Aufſchrift: Putzwaarenhandlung, ein anderes hingepflanzt hatten, auf dem zu leſen ſtand: „Suſanne Kehricht, privilegirte Hebeamme." — Was aber das fernere Ulken betraf, ſo hatte der Himmel ein Einſehen; dichte Wolken, die der Wind auf einmal über unſern Häuptern zuſammengeweht hattte, legten ſich in's Mittel und ſandten ein mit Regen vermiſchtes Schneegeſtöber herab, das den Aufenthalt auf den Straßen ſehr unangenehm machte, weßhalb beſchloſſen wurde, ruhig nach Hauſe zu ziehen und allenfalls mitzunehmen, was ſich von ſelbſt darböte.

So kam ich mit dieſer Geſellſchaft luſtiger Brüder in die Gegend des Reißmehlſchen Hauſes, und meine Beſorgniß, wie ich zu ſo ſpäter Stunde in's Haus kommen ſollte, war nicht gering. Als wir beim Soldaten mit der langen Naſe vorbei kamen, hörten wir plötzlich zu den Füßen des ſteinernen Kerls ein heiſeres Bellen, worauf der Doktor eilig mit der Hand hingriff, ſie aber haſtig zurückzog, indem er verſicherte, es habe ihn etwas in die Finger gebiſſen. Jetzt wurde die Sache genauer

ſehen, wenn man den Blicken der ruhenden Soldaten folgte, die weniger an der Geſchäftigkeit auf der Adda hingen, als an einem Hügel auf der Höhe des Uferrandes. Dort ſah man Offiziere aller Regimenter, von dorther kamen die Ordonnanzen, welche Befehle an das Ufer brachten, und dorthin gingen die Meldungen von den Offizieren des Genie-Corps drunten, ſowie von den Commandeuren der nachrückenden Truppen. Die Offiziere auf dem Hügel, meiſtens beritten, umgaben in einem großen Halbkreis einen kleinen Mann in der grauen Feldmarſchalls-Uniform, welcher den rechten Arm in die Seite geſtemmt hatte, während die Linke Säbel und Federhut hielt. Der kleine Mann, der vom Pferde abgeſtiegen war, blickte mit herrlichem, freundlichem Auge auf das Gewühl am Ufer und auf der Brücke bald einem Offizier einige Worte ſagend, bald mit der Hand den Soldaten winkend, die jeden Blick des klaren, treuen Auges mit lautem Hurrah, Evviva und Eljen begrüßten. Der kleine Mann aber mit dem ſchneeweißen Haar und dem lieben Blick war Vater Radetzky, der die Piemonteſen von Poſition zu Poſition verjagt und jetzt in die Ebene der Lombardei zurückkam, gewaltig und ſtrafend, und bei deſſen Annäherung Mailand zitterte, daß es ihn in einer fürchterlichen Nacht dieſes Jahres ſchwach geſehen.

Die Offiziere in der Suite des Feldmarſchalls gruppirten ſich auf verſchiedene Art; einige blickten mit Fernröhren über den Fluß hinüber, andere lehnten an ihren Pferden und unterhielten ſich von den vergangenen Tagen, und dem Willkommen, das man ihnen in Mailand bereiten werde.

Es mochte vier Uhr Nachmittags geworden ſein, da war die Brücke beendigt, und ein Hurrah, lauter und freudiger als alle früheren, verkündigte es den Truppen. Der Feldmarſchall beſtieg ſein Pferd, Alles erhob ſich aus ſeiner Ruhe. Züge, Compagnien, Bataillone ordneten ſich ſchnell, die Ordonnanzen ſprengten nach allen Richtungen, und jeder Truppenkörper, ſowie er den Befehl erhielt, ſetzte ſich nach der Brücke zu in Bewegung. Es war ein großartiger, feierlicher Moment;

alle Regimentsmuſiken ſpielten die Nationalhymne, und das Ufer, bis jetzt ein Chaos von Farben und Uniformen, begann lange, geregelte Linien zu zeigen; Infanterie, Kavallerie und Artillerie, die ſich nach und nach langſam in Bewegung ſetzten.

Es war ein bunter phantaſtiſcher Knäuel, eine wirre Maſſe aller Farben: Eiſen, Bronze, Gold und Silber, die ſich jetzt geordnet abwickelte, in einem langen Faden die Brücke bedeckte und weit über das jenſeitige Ufer der Adda hinaus ſich ins Land hinein ergoß; ſingend und klingend, raſſelnd, murmelnd, rauſchend, kurz ein Getöſe, daß man es weithin hörte. Endlich wurde der Knäuel dieſſeits kleiner und einfarbiger, und löste ſich zuletzt in eine unabſehbare Reihe von Wagen auf, die jetzt auch über die Brücke rollten. Ihnen folgte der Feldmarſchall mit ſeinem Hauptquartier und es blieben auf dem dieſſeitigen Ufer nur einige Bataillone zurück, welche die Nachhut bildeten, einige Schwadronen Kavallerie und etwas Artillerie.

Am Ufer, ganz in der Nähe dieſer zurückbleibenden Truppen erhob ſich ein kleines Haus, die Wohnung des Fährmanns, der mit dieſem Geſchäft eine kleine Wirthſchaft verband. Um den Fluthen der Adda zu entgehen, die zuweilen ſtark anſchwillt, war das Häuschen auf einer Terraſſe erbaut, ſehr klein und einfach: eine Wohnſtube für den Wirth, eine Schenkſtube nach der Terraſſe und dem Fluſſe offen, und dieſe Terraſſe bedeckt mit einer Veranda aus Bäumen und Lattenſtücken beſtehend, die wie alle dergleichen in Italien, um ſo maleriſcher ausſah, je leichtſinniger und willkürlicher man in der Errichtung derſelben verfahren. Dichtes Rebenlaub bedeckte die Veranda, alles Holzwerk umrankend, um die geſchlängelten Spitzen der Rebe hingen an den äußerſten Holzſtücken herab und wiegten ſich, in der Luft ſchwebend, leicht hin und her.

Unter dieſem ſchönen natürlichen Dache ſaßen an einem grobgezimmerten Tiſche zwei junge Offiziere auf derben Strohſtühlen und ſchenkten ſich abwechſelnd aus der mit Stroh umwundenen Foglietta die Gläſer voll. Ihre Pferde befanden ſich unter Obhut von Sol-

daten am Fuß der Terraſſe, die mit maleriſchen Kriegsbildern umgeben war. Hier ſaß ein Huſar auf den Stufen der Treppe, mehrere Roſſe am Zügel, dort ſchnallte ein Dragoner an ſeinem Sattel herum, während ein Chevauxleger, beide Arme auf den Rücken ſeines Pferdes gelehnt, mit der einen Hand ein Glas hielt, enthaltend einen Reſt Wein, den er dem Kameraden reſervirte. Auf der andern Seite gingen Infanterie- und Kavallerieoffiziere auf und ab und tauſchten ihre Meinungen aus, ob ſie heute noch ihren vorausgegangenen Kameraden folgen oder hier einen Bivouak beziehen würden. Infanteriſten ſaßen am Boden, das Gewehr auf den Knieen, und zwiſchen ihnen Grenadiere, die ſchwere Bärenmütze neben ſich, dort eine Gruppe von Jägern auf dem Bauch ausgeſtreckt, den Kopf auf den Arm geſtützt, die Büchſe neben ſich. Ein Tambour, der wahrſcheinlich von den letzten Affairen träumte und auf einem alten Faſſe ſaß, ſchlug pianiſſimo einen Marſch zum Angriff. Nicht weit von dem kleinen Hauſe befanden ſich Gruppen gefangener Piemonteſen, von Grenadieren bewacht, die Soldaten lagen ermüdet am Boden, die Offiziere ſtanden in Gruppen und blickten finſter dem dahinziehenden Heere nach. Dies ganze lebendige Bild wurde vervollſtändigt durch zahlreiche Viehheerden, die den Bataillonen nachgetrieben wurden und durch ſchwere Karren mit Ochſen beſpannt, auf welchen Weinfäſſer lagen. Die Pferde der Kavallerie ſchüttelten ſich und ſchnaubten, von dem andern Flußufer drüben ſchallte zuweilen leiſer Trommelſchlag und einzelne Klänge der Feldmuſik herüber. Zuweilen hörte man rückwärts ein Hornſignal, ein luſtiges Soldatenlied und lautes Lachen, und dann und wann tiefes, kräftiges Gebrüll aus den Viehheerden.

Die Offiziere, die unter der Veranda ſaßen, waren zwei junge Männer, ein Rittmeiſter von den Huſaren, ein Oberlieutenant von den Chevauxlegers. Letzterer war eben im Begriff, eine kleine lederne Taſche aufzuſchnallen, die er am Sattel zu tragen pflegte, und worin er ſeine Cigarren aufbewahrte. Die Kleidung der Beiden war mit

Staub bedeckt, sie trugen schwere Säbel, die Cartouche und Tschako, Helm und Handschuhe lagen neben ihnen auf dem Tische.

„So weit wären wir also," sagte der Husar und ließ einen zufriedenen Blick über den Fluß schweifen, „an der Schwelle unseres Hauses glücklich angekommen und ich bin fest überzeugt, daß der alte Herr noch heute Abend kräftig anklopfen wird."

„Wie ich höre," versetzte der Chevauxleger, indem er sich seine Cigarre anbrannte, „wird sich Karl Albert nach Mailand zurückziehen und es sollte mich wahrhaftig ungeheuer freuen, wenn es da noch zu einem soliden Schlage käme."

„Pah!" meinte der Husarenoffizier, „die schlagen sich nimmer, was wird's da unten geben? Ein paar Geschützaufstellungen, Proklamationen, einige wüthende Volks-Demonstrationen, voila-tout. Ich bin fest überzeugt, in zwei bis drei Tagen marschiren wir über den Domplatz, ich freue mich schon auf die Gesichter, wenn da die Bande spielt: „Gott erhalte unsern Kaiser."

„Das ist alles schön und gut," seufzte der andere Offizier, „aber wenn sie nur in unsern Quartieren zu Mailand nicht so jammervoll gehaust hätten; ach, meine schönen Waffen, das ist Alles verloren, und mein ganzes Silbergeschirr."

„Nun, was das Letztere anbelangt," lachte der Husar, „das wird noch zu ersetzen sein; aber mir ist's nur leid um das Bild der kleinen Julietta, das über meinem Divan hing. Wenn sie nur das Original nicht erwischt haben, ich fürchte sehr, es ist den armen Geschöpfen für ihre Anhänglichkeit an die östreichische Monarchie schlecht genug gegangen."

„Ich glaube nicht," warf der andere Offizier leicht hin, „die Meisten sollen sich in den fürchterlichen fünf Tagen gerettet haben; mir erzählte das ein Kamerad von den Jägern, sie seien in einem langen Zuge ausgewandert, Wagen von allen Kalibern, heulende Mädels und Koffer und Schachteln die Menge."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen durch einen lauten Anruf

vom Fuß der Terraſſe. Die Beiden ſprangen von ihren Stühlen auf und bemerkten einen jungen Offizier mit niederem Hut und grünen Federn, der ſich zu Pferd durch die Soldatengruppen langſam dem Hauſe näherte.

„Grüß dich Gott, Generalſtäbler!“ rief der Huſar, nachdem er den Anreitenden erkannt; „woher des Weges? Du willſt zum Hauptquartier? Na, komm' einen Augenblick herauf und mach' hier eine Haltſtation.“

Der Generalſtabsoffizier ſchwang ſich vom Pferde, gab die Zügel einem Dragoner, der unten ſtand und ſtieg die Treppen hinauf.

„Wir haben uns lange nicht geſehen,“ rief er luſtig, „ich glaub' ſeit Verona nicht. Wie ſchaut's, was treibt ihr?“

„Wir warten hier geduldig,“ entgegnete der Chevauxlegeroffizier, „bis wir den verdammten Fluß paſſiren dürfen. — Haſt du vielleicht einen Befehl deßhalb mitgebracht, Generalſtäbler?“

„Etwas der Art wohl,“ lachte dieſer, „aber von Paſſiren iſt für heute keine Rede. Ihr werdet hier wahrſcheinlich ruhig liegen bleiben; eine herrliche Nacht wird's geben, euer Wein iſt auch nicht ſchlecht, wie ich merke, und ſo könnt ihr's ſchon aushalten.“

„Verdammt!“ murrte der Huſar, „ſeit vier Tagen ſind wir beſtändig rückwärts und bekommen nicht einen feindlichen Pferdeſchweif zu ſehen; vom Einhauen iſt ſchon ſeit langer Zeit keine Rede mehr.“

„Die da vorn,“ ſagte der vom Generalſtab lachend, „haben es auch nicht beſſer, Pferdeſchweife ſehen wir freilich, auch Kanonenmündungen genug, aber alles das in der allerweiteſten Entfernung.“

„Und bleiben wir wirklich heute hier?“ fragte der Chevauxleger.

„Wahrſcheinlich, doch erwarte ich noch einen Ordonnanzoffizier aus dem Hauptquartier. Kommt dort nicht etwas über die Brücke?“ Bei dieſen Worten richtete der Offizier vom Generalſtab ſein Fernrohr auf den Fluß und fuhr dann fort: „Richtig, es iſt ein Huſarenoffizier, der wird einen Befehl bringen, und wenn mich nicht alles

täuſcht, iſt es unſer lieber Graf S. Seht wie er ſeinen Gaul zurückhält, um ordonnanzmäßig im Schritt über die Brücke zu kommen. Ja, ja, er iſt's! Jetzt hat er das Ufer erreicht, und läßt den Hügel herauf das Pferd ausziehen."

Der alſo Angemeldete — es war wirklich Graf S. — flog den Uferrand hinauf und jagte an das Haus hin. „T'ſchau!" rief er freudig, als er die drei auf der Terraſſe ſtehen ſah, „grüß' euch Gott, freut mich ſehr, euch zu ſehen. Wo find' ich den Feldmarſchall-Lieutenant? — Gleich hoff' ich zu euch zu kommen, hebt mir ein Glas Wein auf."

„Reite nur ein paar tauſend Schritte rechts hinüber," antwortete der Huſarenoffizier, nachdem er die Grüße herzlich und freundlich erwidert, „da wirſt du auf der Anhöhe einen Bauernhof finden, dort iſt er, wenn er nicht ſchon nach San Baſano hineingeritten iſt. Sieh' aber zu, daß du dich nicht lange aufzuhalten brauchſt; — müſſen wir hier bleiben?" rief er dem Davonreitenden nach, und dieſer winkte ein Ja und war bald zwiſchen dem hügeligen Terrain verſchwunden.

Die drei ſetzten ſich an den Tiſch, ließen eine neue Foglietta kommen und theilten ſich ihre kleinen und großen Ereigniſſe mit. Es dauerte nicht eine Viertelſtunde, da kam Graf S. wieder daher geſprengt, hielt an dem Hauſe, ſprang behende vom Pferde und eilig die Treppe hinauf.

„Na, grüß' euch Gott nochmals!" rief er luſtig, ſeine beiden Hände ausſtreckend, die von den Andern herzlich erfaßt und gedrückt wurden.

„Jetzt habe ich erſt einen Augenblick Zeit, mich zu freuen, daß ich euch wiederſehe, nur kurze Zeit leider, denn ich muß bald in's Hauptquartier zurück. — Wie iſt's euch ergangen? — Keine Verwundung? Heil und geſund?"

„Alles wieder in Ordnung!" lachte der andere Huſarenoffizier, „ich habe bei Curtatone einen kleinen Streifſchuß erhalten, aber nichts von Bedeutung, war bald wieder zuſammengeflickt; — und du? —

dich hat man ja eine Ewigkeit nicht mehr gesehen. Weißt du noch, wo wir zuletzt und recht vergnügt beisammen waren?"

„Ob ich's weiß?" entgegnete Graf S., „das war zu Mailand bei dem Abschiedsdiner, das ihr mir gegeben, als ich nach Rom und Neapel ging. 's ist merkwürdig," setzte er hinzu, „da sind wir jetzt wieder hier beisammen, beinahe all' die nämlichen Leute und mitten im Kriege, den wir damals so sehnlich gewünscht."

„Ja, wahrhaftig!" sagte der Chevauxleger und erhob sein Glas, „es fehlen nur zwei, unser armer M. von eurem Regiment, der jetzt zu Mantua liegt, und unser lustiger Dragoner."

„Letzterer," bemerkte der Generalstabsoffizier, „ist Galoppin bei d'Aspre. Aber wie geht's dem armen M.? — Ist er schwer verwundet?"

„Er hat einen Stich in die Seite," sagte der Husarenrittmeister, „aber sie hoffen ihn durchzubringen; trinken wir auf sein Wohl." Alle erhoben die Gläser und tranken mit herzlichem Wunsch auf die baldige Genesung des verwundeten Kameraden.

„Damals und jetzt!" sprach Graf S., indem er sich ein anderes Glas eingoß, „seitdem sind nur vier Jahre verstrichen und hat sich Manches geändert, Manches zugetragen. Damals hatte ich eine schöne Zeit vor mir, eine herrliche, angenehme Zeit. Obgleich euer Wein hier nicht schlecht und die Salami zu genießen ist, so wäre mir doch ein Diner wie damals lieber. Wir haben in den letzten Tagen sehr wenig gehabt. Und damals meine bequeme Calesche vor der Thür, eine ruhige Nacht, angenehm dahingestreckt zu durchfahren und heute der Sattel meines müden Pferdes, und die Aussicht, während der Nacht mehrmals herausgetrommelt zu werden, denn was in der letzten Zeit für Depeschen versandt worden sind, habt ihr gar keine Idee, und immer des Nachts. Es ist gerade, als sei es zum Besten der Ordonnanzoffiziere so eingerichtet, daß die Anfragen ans Hauptquartier immer in der Dämmerung kommen und während der Nacht beantwortet werden."

„Und doch habt ihr's bei dem Hauptquartier am Beſten," ſagte der andere Huſarenoffizier lachend, „wo ihr einfallt, findet ſich immer etwas, oder vielmehr, ihr fallt nur da ein, wo ſich etwas findet, und dann bekommt ihr doch meiſtens ein Obdach, könnt euch im Trockenen ausſtrecken und euch behaglich niederlegen, ſei's auch nur auf Stroh oder Heu."

„Allerdings," entgegnete der Ordonnanzoffizier, „ſind aber dafür auch, wie ſchon bemerkt, faſt Tag und Nacht im angeſtrengteſten Dienſt. Melde ich mich nachher im Hauptquartier, ſo heißt's unfehlbar: Sie haben den zweiten oder dritten Ritt heute Nacht; dann kann irgend eine Zufälligkeit kommen, die meine Vordermänner wegruft, und ich habe vielleicht einen nächtlichen Spazierritt von ſechs bis acht Stunden. Aber," ſetzte er luſtig lachend hinzu und hob ſein Glas gegen die Sonne, „um Alles in der Welt möchte ich nicht vertauſchen jenen Abend mit heute und gebe nur der Herr der Schlachten, daß dieſe angenehme Zeit noch lange fortdauern möge!"

„Wozu indeß wenig Hoffnung iſt," ſagte der Generalſtäbler, „die Komödie iſt aus oder wird morgen, übermorgen ausgeſpielt, Mailand iſt eine brillante Schlußdekoration, dann fällt hinter Karl Albert und ſeinem Heere der Vorhang."

„Aber, theuerſte Freunde," bemerkte jetzt Graf S., „es muß geſchieden ſein; ich muß ins Hauptquartier und möchte mich beeilen, denn ich ſehe dort am Horizont verdächtige ſchwarze Wolken aufſteigen."

„Verdammt!" ſagten die beiden Kavallerieoffiziere, welche die Ausſicht hatten, die Nacht über im Freien zu bleiben und ſchauten den finſteren Wolken zu, welche ſich am Horizont drohend emporwälzten; „das wird eine naſſe Nacht werden."

„Und vielleicht eine blutige," ſagte der Generalſtäbler; „General Bara hat ſich mit einigen Truppen nach Pizzeghettone geworfen, er wird die kleine Feſtung gegen einen Handſtreich ſicher ſtellen wollen, um ſein Fuhrweſen glücklich durch das dortige Defilée zu bringen.

Kommt aber unſere Vorhut, die fortmarſchirt, noch frühzeitig genug hin, ſo kann es einen ziemlichen Kampf geben."

„Ei was!" ſagte unmuthig der Rittmeiſter, „Regen und Blut iſt ein großer Unterſchied; ich würde mir nichts daraus machen, mich die ganze Nacht herumzuhauen, aber hier zu liegen und ſich ſo langſam durchnäſſen zu laſſen, das hole der Teufel. Nun, wie Gott und Vater Radetzky will."

„Amen!" ſprach der Generalſtabsoffizier und ſetzte ſeinen Federhut auf; „aber jetzt wollen wir reiten, es iſt mir immer, als hörte ich gegen Pizzeghettone zu Kanonendonner, es ſollte mich auch gar nicht wundern, wenn die Piemonteſen dort irgendwo eine ſchöne Maſſe Geſchütz aufführten, um das rechte Addaufer zu decken."

„Ich glaube, was dahinten rollt, iſt himmliſcher Donner," ſagte der Chevauxleger und blickte nachdenklich an den Himmel, deſſen vorhin noch ſo klare blaue Farbe in außerordentlicher Geſchwindigkeit mit leichten grauen, einem Gewitter vorausjagenden Wolken bedeckt wurde.

„Adieu! — lebt wohl! — Auf glückliches Wiederſehen in Mailand! — T'ſchau!"

Graf S. und der Offizier vom Generalſtab ſchwangen ſich auf ihre Pferde und ritten in ſcharfem Trabe der Brücke zu, dann im Schritt über die knarrenden Pontons und auf dem rechten Ufer des Fluſſes trennten ſie ſich, denn der Generalſtäbler eilte zum erſten Armeekorps, der Huſarenoffizier aber nach Formigara, wo der Feldmarſchall Radetzky ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte.

Vier Jahre waren vergangen, ſeit der junge Huſarenoffizier nicht mehr in dieſe Gegend gekommen war. Nachdem er ſeine große Tour nach Rom, Neapel, Paris und Wien beendigt, war er dorten als Oberlieutenant zu einem andern Huſarenregiment verſetzt worden und da verblieben, bis in der Lombardei der Krieg ausbrach, worauf er ſich zur Armee nach Italien meldete, und als guter Offizier und gewandter Reiter gern zum Ordonnanzoffizier ernannt wurde.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als er Formigara, ein kleines Dörfchen, erreichte. Auf der Straße bewegten sich dichte Colonnen Artillerie und Fuhrwerk und ließen ihn nur im Schritt vorwärts kommen. In der Nähe des Orts mehrte sich das militärische Getümmel. Auf den Feldern rechts und links lagerte Infanterie und Kavallerie; Holz wurde herbeigeschleppt und hie und da stieg dichter Dampf auf von den Lagerfeuern, die man im Begriff war, anzuzünden. Auf der Straße in Formigara drängte und wogte es durcheinander. Dort hielten lange Reihen Ochsenkarren mit Weinfässern beladen, und in großen hölzernen Kannen wurden die Portionen für die Soldaten ausgetheilt.

Das Haus, in welchem der Feldmarschall wohnte, ein kleines unscheinbares Gebäude, bot ganz ein bewegtes Bild des Hauptquartiers. An allen Fenstern lehnten Offiziere in den verschiedensten Uniformen, im Hofe standen Equipagen und Packwagen, an deren Deichseln abgesattelte Pferde befestigt waren. Unter dem Thorbogen hielten Ordonnanzen und die jungen Offiziere des Hauptquartiers, welche wohlgemuth dem Lärm und dem Jubel der vorbeiziehenden siegestrunkenen Soldatenhaufen zuschauten.

In dieses Gewühl hinein lenkte Graf S. sein Pferd und wurde von den Kameraden freundlich bewillkommt. Er mußte erzählen, wie es drüben ausschaue, und überbrachte Grüße von Bekannten und Freunden, die man lange nicht gesehen.

„Dein Schimmel wird müde sein," sagte ein junger Uhlanenoffizier lachend, und der Graf entgegnete lustig:

„Wie sein Herr. Ich bin jetzt heute schon vierzehn Stunden im Sattel gewesen; habt ihr irgendwo ein Obdach, wo man sich ein wenig ausstrecken kann?"

„Obdach genug," antwortete der Andere, „auch sogar ein schönes breites Bett. Aber du freust mich, wenn du jetzt schon an's Ausruhen denkst, da droben schreiben sie, daß die Federn davon fliegen; Major E. siegelt eine Depesche um die andere. Ich und F. und M.,

unterſucht, und da fand es ſich denn, daß es Fanny war, unſer alter, feiſter Mops, der Gott weiß durch welche Tücke des Schickſals, ausgeſchloſſen war, um die Nacht hier in Schnee und Regen zu verbringen. Hätte Jungfer Barbara auf ihrem weichen Lager das ſchreckliche Geſchick ihres Lieblings gewußt, ſie hätte kein Auge geſchloſſen; und erſt Philipp! ich war überzeugt, ſein Schlaf wurde von ſchaurigen Ahnungen durchzogen. Was den Prinzipal betraf, ſo ſetzte ich beſtimmt voraus, er ſei noch nicht zu Hauſe; er müßte das Jammergeſchrei des Hundes ſo gut wie wir gehört und den Liebling mit hereingenommen haben.

Unterdeſſen hatte der Doktor aus ſeinem Schnupftuch eine Schlinge gemacht, hatte ſie dem Hunde um den Hals geworfen und zerrte ihn hervor. Vergebens bat ich, ſeiner zu ſchonen; der Doktor erzählte den Andern, wie ich eigentlich um dieſes Hundes willen die Gunſt des Prinzipals verſcherzt habe; ferner trug er vor, dieſer feiſte Mops ſei der Liebling ſeiner beiden Todfeinde, der Jungfer Barbara und Philipps, und er müſſe exemplariſch gezüchtigt werden für die Frechheit, Abends ſo ſpät aus dem Hauſe zu gehen. Darauf hielt die Geſellſchaft einen kurzen Kriegsrath und der armen Fanny wurde förmlich das Todesurtheil geſprochen. Nur konnte man ſich nicht gleich über die Todesart einigen. Der Doktor wollte den Hund mit nach Hauſe nehmen, um

wir haben ſchon unſere Beſtimmung, und der nächſte Befehl, der hinaus muß, iſt für dich. Geh' nur gleich drüben in das Haus neben der Kirche, du wirſt da deinen Burſchen mit den Pferden finden."

Der Graf zuckte lachend die Achſeln, nahm einen tüchtigen Zug aus einer dargebotenen Feldflaſche und zog ſeinen müden Schimmel dem bezeichneten Hauſe zu. Dort fand er richtig ſeine übrigen Pferde, befahl, daß man ihm ſeinen Rappen, ein ſtarkes Pferd von engliſcher Abkunft, fertig mache und kehrte darauf in's Hauptquartier zurück, um für den Dienſt bereit zu ſein. Hier fand er denn auch ſchon beide Kameraden eben im Begriff, zu Pferde zu ſteigen, um in den dunkelnden Abend hinauszureiten. Der Eine ging zurück über die Adda, der Andere zum erſten Armeekorps gegen Maleo.

„Jetzt ſind wir beide allein noch übrig," ſagte der junge M., ein luſtiger Dragoneroffizier, „ich habe ein ſchweres Paket an d'Aſpre zu überbringen und mich ſoll der Teufel holen, wenn ich nur eine Idee davon habe, wo ich ihn eigentlich finden ſolle. Das Nachreiten iſt überhaupt nicht meine Paſſion, man rennt da zwiſchen Wagen und Geſchütz hinein, wenn man auf der Straße bleibt, und fällt in ſchmutzige Waſſergräben, wenn man querfeldein galoppirt. Aber was hilft's? geritten muß ſein, dort wackelt ſchon eine Ordonnanz die Treppen herunter und bringt meine Depeſche. Addio Caro, bis morgen zum Kaffee oder zum Mittageſſen, der Teufel weiß wo?" Mit dieſen Worten warf der Dragoneroffizier die goldene Schärpe über die Schulter, zog die Quaſten auf der rechten Seite herab und ſchwang ſich auf ſeinen Braunen. Das Pferd war friſch und muthig, der Reiter ebenſo, und nach einem Händedruck, ein paar Courbetten auf dem Pflaſter, daß die Funken ſprühten, verſchwand er in der Nacht. Noch eine Zeit lang ſah man ſeinen weißen Waffenrock glänzen, dann verlor er ſich in der allgemeinen Finſterniß.

Graf S. ging in das Haus hinauf, ſuchte und fand ein paar bekannte Offiziere, mit denen er ein äußerſt frugales Souper verzehrte, eine Cigarre rauchte und ſich darauf, ermüdet wie er war, mit Atila

und Säbel auf einen Strohſack warf, den er im Vorzimmer fand, wo er baldigſt in einen tiefen Schlaf fiel.

Er hatte ſo einige Stunden ruhig geſchlafen, da wurde er erweckt und ſah den Major E. vor ſich ſtehen, der es unendlich bedauerte, gezwungen zu ſein, ihn aus dem Schlafe wecken zu müſſen. „Es iſt Niemand da, Theuerſter," ſagte der Major, „und obgleich ich weiß, wie ſtark Sie ſchon im Dienſt waren, ſo kann ich doch nicht umhin, Sie wieder in die Nacht hinaus zu ſchicken."

Augenblicklich war der junge Huſarenoffizier munter und auf den Beinen, rückte Säbel und Cartouche zurecht, und vernahm den Befehl, vorſichtig gegen Pizzeghettone zu reiten, um im Fall die Oeſterreicher dort ſchon eingerückt ſeien, dem General S. einen wichtigen Befehl zu überbringen. Der Major als freundlicher und guter Kamerad gab dem jungen Ordonnanzoffizier die Hälfte eines ſtarken ſchwarzen Kaffee's, den er für ſich ſelber hatte machen laſſen, dann erhielt dieſer ſeine Depeſchen und eilte die Treppen hinunter in das andere Haus zu ſeinen Pferden. Der Rappe war im Augenblick fertig gemacht, Graf S. warf ſeinen weißen Mantel über, beſtieg das Pferd und ritt langſam zum Dorfe hinaus.

Das Wetter hatte ſich unangenehm verändert. Ringsum herrſchte eine Finſterniß, daß man im wahren Sinne des Wortes keine Hand vor den Augen ſehen konnte; am Himmel glänzte nicht ein Stern und es fegte zuweilen jener ſcharfe trockene Wind, das ſchwere Athmen eines heftigen Gewitters, bevor es ſeinen Mund öffnet, um Feuer und Verwüſtung auszuſpeien. Die Lagerfeuer auf den Feldern waren kaum zu erhalten und die geſtörte Flamme flackerte ängſtlich hin und her. Die Pferde in den Bivouaks ſchüttelten ſich und ſtreckten die geöffneten Nüſtern in die Luft hinauf. Man bemerkte faſt keinen Soldaten, der ſich hingeſtreckt hatte, um zu ſchlafen, faſt alle waren munter, ſaßen in den Gräben oder ſtanden auf der Chauſſee in Gruppen an den ſchwarzen Nachthimmel deutend, der zuweilen am Horizont durch einen jähen Blitz erhellt wurde.

Wo Graf S. bei einem Trupp Offiziere vorbei kam, da wurde er mit freundlichem Wort begrüßt, nicht ohne daß man hinzusetzte: „Geben's Achtung, wir werden was Gehöriges abkriegen.“ Bald ließ der junge Ordonnanzoffizier die Lagerplätze und Bivouaks hinter sich und ritt auf der einsamen Straße dahin. Seine Gedanken überſprangen einen Zeitraum von vier Jahren, und er gedachte jener Nacht, wo er von Mailand ausfuhr faſt denſelben Weg, jener Nacht voll Blumenduft, Nachtigallenlied und Liebeszauber, die von der heutigen ſo himmelweit verſchieden war. Auch jenes Mädchens gedachte er, und der drei Küſſe, und wenn er auch ſeit jener Zeit manche warme Lippen berührt, ſo konnte er doch jene heiße, ſüße Stunde nicht vergeſſen. Heute aber hörte er nicht Nachtigallenlied, wohl aber das Heulen des Windes, das Rollen des Donners, der über ſeinem Haupte immer näher und näher tönte. Bäume und Büſche an der Straße bogen ſich tief vor dem Grimme des Sturmes und ſein Rappe ſchauerte zuſammen vor den heftigen Blitzen, die ſich zwiſchen den ſchwarzen Wolken kreuzten.

Jetzt begegnete er einer Kavallerieſpatrouille, die ihm entgegen kam, und der Führer derſelben, ein alter Wachtmeiſter, meldete, daß, ſoviel er am Fluß bemerkt habe, die Piemonteſen ſo eben im Begriff ſeien, Pizzeghettone zu verlaſſen, und daß ſich der Offizier nicht zu ſehr zu beeilen brauche, um mit der öſterreichiſchen Vorhut dort einzutreffen.

Es mochte ein Uhr in der Nacht ſein, und das Unwetter fing an ſehr heftig zu werden. Der Wind war ſo ſtark, daß ſich der Rappe kaum in ſeiner Richtung erhalten konnte. Heulend umſauste er den Reiter, warf ihm Sand und Steine in's Geſicht, und riß ſtarke Aeſte von den Bäumen, die er rechts und links neben dem Pferde niederſchmetterte. Der Regen ſtrömte herab, Hagelkörner in außerordentlicher Dicke ſchlugen mit fürchterlicher Gewalt auf Roß und Reiter, ſo daß das geängſtigte Thier von dem kräftigen Offizier kaum in Ruhe erhalten werden konnte. Es war ein fürchterlicher, unheimlicher Ritt.

Eine Stunde mochte der Gewittersturm so mit ungeminderter Heftigkeit gedauert haben, als der Regen und das Sausen des Windes etwas nachließ und sich auf Augenblicke in leichtes Wehen verwandelte.

In solchen Momenten kam es dem Reiter vor, als vernehme er vor sich das Rasseln von Fuhrwerken und kaum hörbar, das Getümmel von Infanterie- und Kavalleriecolonnen, die in ziemlicher Entfernung vor ihm vorüberzogen. Der Wind führte diese Klänge bald schwächer bald stärker an sein Ohr; er hielt sein Pferd an und beugte sich vor, um sich möglicher Weise zu orientiren, ob da vor ihm Freund oder Feind zöge, und zu überlegen, ob er zur Seite oder vorwärts reiten solle. Etwas zur linken Hand mußte Pizzeghettone liegen, von dort aus gegen rechts zu zog das Getöse, das er vernahm. Also konnten es nur die Piemontesen sein, welche so eben die Festung verließen. Er wandte sein Pferd etwas links, und begann nach der Richtung hin zu reiten, wo er die Stadt und den Fluß vermuthete, er mußte sich nah bei letzterem befinden, doch es war so dunkel, daß die Fluth nicht leuchtete. — —

Auf einmal prallte der Rapp zurück und der entsetzte Reiter zog die Zügel fest an und griff willenlos nach dem Säbel an seiner Seite. — — Vor ihm spaltete sich die dunkle Nacht, es war als berste die Erde bis tief in ihre Eingeweide, bis zu dem ungeheuren Feuerpfuhl, der sich dort befinden soll, eine fürchterliche Lohe schlug aus dem Boden; rothe und gelbe Flammen, die in Myriaden von glühenden Funken ausliefen und den ganzen Himmel mit einer feurigen Lohe bezogen — es war eine Pulverexplosion von entsetzlichem, einige Sekunden andauerndem Krachen begleitet. — Nur einen Augenblick dauerte dieses furchtbare Feuer, aber im Scheine desselben sah der junge Offizier, daß er vielleicht eine Viertelstunde von der Festung entfernt war und bemerkte nach dem ersten Moment der Ueberraschung, daß man dort die Brücke über die Adda gesprengt habe. — Bald war Alles gegen den furchtbaren Schein von so eben wieder in tiefe Nacht versunken,

und die Flammen, die jetzt noch an dem zersprengten Werk leckten, waren wie kleine unbedeutende Lichter dagegen. Die Erde hatte gezittert ob dem furchtbaren Krachen und der Rappe bäumte sich hoch auf und strengte sich an, rechts oder links ins Feld hinaus zu fliehen, um dem schrecklichen Phantom vor seinen Augen zu entgehen.

Nachdem der Reiter sein Pferd beruhigt und eine kurze Weile überlegt, was zu thun sei, entschloß er sich, näher an die Festung zu reiten. Daß die Piemontesen dieselbe verlassen, dessen war er jetzt gewiß, denn es waren ihre Colonnen, die er vorhin gehört und sie hatten die Brücke gesprengt, um den Oesterreichern den Uebergang zu verwehren. Doch horch! — Was vernahm er jetzt durch die Nacht? — Ein befreundetes Signal, das lustige Klingen eines Jägerhorns. Aha! dachte er freudig, die Unsrigen sind hart dabei, da kann sich Ende und Anfang noch zusammen verbeißen! Doch ging letztere Vermuthung und guter Wunsch nicht in Erfüllung. Die Piemontesen hatten Pizzeghettone verlassen, hatten bei ihrem Abmarsch die Brücke und einen Pulverthurm in die Luft gesprengt, welche Explosion entsetzliches Unheil verursachte und sehr vielen von den eigenen Leuten das Leben kostete. Ueberhaupt war der heutige Tag und die Nacht für die Feinde unheilvoll gewesen und der furchtbare Gewittersturm, der den Grafen S. im Felde überraschte, hatte schwer unter den piemontesischen Marschcolonnen gehaust und Menschen und Pferde waren von umgerissenen Bäumen und sogar von Hagelkörnern nach Angabe ihres eigenen Generals Bara erschlagen worden.

Nachdem Graf S. in Pizzeghettone seine Depesche glücklich abgegeben und sich einen Augenblick unter den Gräueln der Verwüstung umgeschaut, verließ er die Stadt wieder und setzte über die Adda, um nach Casal Pusterlengo zu gelangen, wo er das Hauptquartier des vierten Armeekorps zu finden hoffte. Durchnäßt wie er war, und ergriffen von all' dem Schrecklichen, das er geschaut, ritt er seine einsame Straße, sich eingestehend, daß der Krieg etwas Schreckliches sei. Neben ihm rauschte der Fluß und da das Sausen des Windes ganz-

lich aufgehört hatte, ſo hörte er vor und neben ſich nichts als das Murmeln des Waſſers oder das Schnauben ſeines Roſſes, das bei jedem Schritte in den aufgeweichten Boden einſank. Sein durchnäßter Mantel hing ſchwer an ſeinem Körper und von ſeinem Haar und Bart rollten dichte Waſſertropfen herab. Es regnete immerfort, nicht mehr heftig, wie bei Anfang des Gewitters, aber fein und durchdringlich.

So mochte er eine Stunde fortgeritten ſein, als er vor ſich Pferdegetrappel hörte und eine Uhlanenpatrouille einholte, von welcher er erfuhr, daß ſich das vierte Armeekorps in Casal Puſterlengo befinde. „Wenn Sie etwas ſcharf reiten," ſagte ihm der Führer der Patrouille, „ſo werden Sie in Kurzem auf eine Schwadron Chevauxlegers ſtoßen, welche die Nachhut bildet." Der Rappe flog gehorſam dem Schenkeldruck davon und bald erblickte der junge Ordonnanzoffizier vor ſich eine Maſſe Kavallerie, ſah matt leuchtende Helme und weiße Mäntel durch das Dunkel der Nacht ſchimmern. In Kurzem hatte er die Schwadron erreicht und fand ſeinen Freund, den er Nachmittags unter der Veranda an der Adda gelaſſen. Beim Anblick deſſelben, durchnäßt, beſchmutzt, den Mantel ſchwer herabhängend, das Pferd mit eingezogenem Schweife gehend, konnte er ſich eine Idee machen, wie er ſelbſt ausſehen müſſe. Die Leute ritten ſtill und mißmuthig ihres Weges, denn keiner von ihnen hatte einen trockenen Faden am Leibe.

Der Chevauxlegeroffizier bemühte ſich, eine ſehr durchfeuchtete Cigarre brennend zu erhalten. „Verdammtes Wetter!" rief er dem Ordonnanzoffizier zu, „wir haben eine brillante Nacht gehabt. Hat bei euch drüben auch der Gewitterſturm ſo gehauſt?" Jetzt ritten auch die anderen Offiziere der Schwadron, nachdem ſie einen Kameraden bemerkt, der nicht zu ihnen gehörte, heran und erkundigten ſich wie es in Pizzighettone und Formigara ausſchaue.

„Habt ihr auch bemerkt," ſagte der Rittmeiſter, „wie die Brücke in die Luft flog? Ein merkwürdig ſchöner Anblick, und hat's nicht gekracht, als wenn zehntauſend Geſchütze geladet würden. Gratulire den armen Teufeln, die da um den Weg waren."

„Es sieht schauerlich da drinnen aus," entgegnete Graf S., „doch glaube ich nicht, daß einem der Unseren etwas passirt ist. Aber von ihren eigenen Leuten haben sie genug mit in die Luft hinauf gesprengt. Doch nehmt mir's nicht übel, ihr reitet mir zu langsam, ich will sehen, daß ich durchkomme. Ich versichere euch, an meinen Steigbügeln läuft so viel Wasser herunter, um ein Pferd zu schwemmen."

„Meinst du vielleicht wir seien trockner?" sagte lachend der Chevauxlegerosstizier; „aber du hast Recht, reit' nur zu und mach' uns in Pusterlenga ein ordentliches Quartier. Addio!"

Wir wollen nur gestehen, daß eine süße, angenehme Erinnerung den jungen Offizier nach dem benannten Orte hinzog. „Ei!" dachte er, „das Kriegsspiel wirst dich dort hinein, in denselben Ort, den du freiwillig nicht aufgesucht hättest; vielleicht sogar in Ihr Haus, unter ihr schützendes Dach." Und nun malte er sich mitten in dem herabrieselnden Regen ein angenehmes behagliches Bild aus, wie er vor das Posthaus in Pusterlenga reiten, absitzen, eintreten wolle, und zu dem erstaunten Mädchen sagen: „Siehst du, Teresina, da bin ich wieder, nach vier Jahre langer Abwesenheit und ich hätte dich auch heute nicht wieder gesehen, denn du hattest es mir verboten; doch bin ich hieher befehligt, wir leben im Kriege und im Kriege kann man es nicht so genau nehmen." Dann wird sie lachen, dachte er ferner, und da schon in ihrem Hause viele Offiziere wohnen, wegen den Stallungen vielleicht sogar das Hauptquartier dort liegt, so wird sie für den Bekannten so ein kleines hübsches Hinterstübchen aufschließen, das in den Garten hinausgeht, und ihn da heimlicher Weise einquartieren. Wie mag die Kleine heute ausschauen! etwas stärker, vielleicht der Blick des Auges etwas schmachtender und wenn sie lacht, zeigt sie ihre schönen weißen Zähne noch mehr als damals.

Unter diesen Gedanken war er scharf zugeritten, hatte Fuhrwerk und Artillerie passirt und war mit Mühe unverletzt zwischen den Rädern durchgekommen. Verdrossen lenkten die Gemeinen vom Fuhrwesen ihre Pferde, die Corporale und Offiziere, in ihre Mäntel gewickelt, schauten

ſich kaum um nach dem vorbeireitenden Huſaren; man hörte kein Wort, kein Lachen, nichts als das Schnauben der Pferde und das Klirren der Anſhaltketten.

Der Graf S. mußte ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſeinem Roſſe widmen, um zwiſchen den bösartigen Fuhrweſenspferden ungeſchlagen und zwiſchen den Rädern ungequetſcht durchzukommen. Jetzt paſſirte er einen langen Brückentrain, derſelbe, der heute an der Adda gebraucht worden war, und dann kam Infanterie in langen und dichten Colonnen. Aber Alles ſchlich trübſelig unter dem dichten Regen weiter und die Bataillone nahmen faſt die ganze Straße ein, ſo daß es hier noch ſchwerer war, durchzukommen. Endlich erreichte er die Töte der Colonne, wechſelte mit den Offizieren, die vorne ritten, ein paar Worte und hatte jetzt wieder ein Stück freie Straße vor ſich.

Im Oſten begann das ſchmutzig graue Gewölk eine kleine lichtere Färbung anzunehmen, und ganz tief am Horizont wand ſich mühſam ein kleiner gelber Streifen in die Höhe. Puſterlengo konnte nicht weit mehr entfernt ſein und der junge Offizier, der, neben einem guten Feuer, um ſeine Kleider zu trocknen, auch von einem angenehmen ſchwarzen Kaffee träumte, freute ſich der Morgenluft, die ihn friſtig anblies, und dachte bei ſich ſelber: „Der Cecco muß auch herangewachſen ſein, ich will doch ſehen, ob der kleine Schlingel meine Feldmütze nicht in tauſend Stücke zerriſſen hat. Es wäre doch außerordentlich komiſch, wenn ich ſie nach vier Jahren wiederfände.“ — Ein luſtiger Zungenſchlag und der Rappe trabte durch den unergründlichen Schmutz weiter. Doch dauerte das ſchnelle Reiten nicht lange, bald wimmelte es wieder von Geſtalten auf der Straße und bei der nebelhaften Dämmerung des anbrechenden Morgens bemerkte er ein Bataillon Jäger, die ebenfalls des Weges zogen. Selbſt dieſe ſonſt ſo luſtigen Burſche hatte die ſcheußliche Nacht einigermaßen herabgeſtimmt, und wenn man hier auch ſchon mehr ſprechen hörte, als bei den Infanterie- und Kavalleriecolonnen, ſo bezog ſich doch Alles, was geſagt wurde, auf eifrige

Wünsche nach einem bald erscheinenden trockenen Morgen und nach einem guten Feuer.

An der Spitze des Bataillons bemerkte der Husarenoffizier eine Patrouille Uhlanen, zwischen denen ein Mann zu Fuß ging, in der Tracht der wohlhabenden Bauern der Umgegend, dessen Hände auf dem Rücken zusammengeschnürt waren. Doch war seine Kleidung zerrissen und mit Schmutz bedeckt, er hatte keine Kopfbedeckung, sein schwarzes Haar hing über die Stirne und er ging in dem tiefen Schmutz anscheinend gleichmüthig dahin, den Blick auf den Boden gesenkt.

Graf S. wollte vorbeireiten, doch hörte er neben sich ein lautes lachendes Halt! und als er aufblickte, bemerkte er zur Seite einen Offizier zu Pferde, den er erst dann erkannte, nachdem sich derselbe aus dem großen grauen Mantel herausgeschält, und den Hut mit den grünen Federn etwas in die Höhe gerückt hatte. Es war der Generalstäbler.

„Grüß dich Gott!" rief er lustig dem Husarenoffizier zu, „nicht wahr, da finden wir uns bei einem schönen Wetter abermals zusammen? Und ich habe mir obendrein einen wahnsinnigen Schnupfen geholt. Hast du nicht zufällig ein trockenes Taschentuch bei dir? das meinige ist durch und durch naß."

„Vielleicht kann ich dir helfen," entgegnete der Husar; „wenn meine undurchdringliche Tasche am Sattel ihren Dienst gethan hat so bekommst du nicht nur ein trockenes Schnupftuch, sondern noch obendrein eine ordentliche Cigarre."

„Husaren sind gar wackere Truppen!" sang der Generalstäbler; „und dafür sollst du auch einen Schluck ächten Kirschwassers bekommen."

Die undurchdringliche Tasche hatte ihren Namen gerechtfertigt und Cigarren, Schnupftuch und Kirschwasser wurden ausgetauscht.

„Wo reitest denn du eigentlich hin?" fragte der Generalstabsoffizier. „Du bist doch nicht seit gestern Abend auf dem Pferde?"

„Beinahe so," entgegnete der Andere, „ich habe nur den Schim-

mel mit dem Rappen vertauſcht und eine Stunde geſchlafen, aber beruhige dich, dafür auch das ganze Unwetter von heute Nacht ausgehalten."

Die beiden Offiziere blieben einen Augenblick halten, um ſich ihre Cigarren anzuzünden, während welcher Zeit die Uhlanen mit dem Gefangenen vorbeizogen.

„Wen habt ihr da?" fragte der Huſarenoffizier.

„Es iſt ein Spion," entgegnete der Andere, „ein verfluchter Kerl, der uns genug zu ſchaffen gemacht hätte, wenn die Piemonteſen mehr Luſt zum Schlagen gehabt. Er wird nach Caſal Puſterlengo ins Hauptquartier gebracht."

„Und hat man Verdächtiges bei ihm gefunden?"

„Mehr als genug, um ihn zu erſchießen. Er ſoll ein wohlhabender Menſch ſein, der es nicht wegen Lohn gethan, ſondern aus Haß gegen uns. Geſtern fand man einen Poſtillon, einen treuen Kerl, der mit Depeſchen verſchickt war, erſchoſſen in der Nähe des Fluſſes und während der Nacht wurde der da aufgegriffen und trug einen Theil jener Depeſchen bei ſich."

Der Huſarenoffizier zuckte mitleidig die Achſeln und blickte den Gefangenen einen Augenblick an. Es iſt immer traurig, einen Menſchen zum Tode führen zu ſehen, ſelbſt wenn es ein Spion iſt; und den da konnte Niemand retten. Es war vor Aufbruch der Colonne über ihn abgeurtheilt worden. Man führte ihn nun nach Caſal Puſterlengo, wo er wohnte, um die Ortsbehörde über ihn zu vernehmen. Vielleicht war es ja doch noch möglich, etwas zu ſeinen Gunſten zu erfahren.

Bald hatten die beiden Offiziere die Colonnen hinter ſich gelaſſen und näherten ſich dem Dorfe. Der gelbe Streifen am Horizont hatte ſich mittlerweile vergrößert und die grauen Wolken, die bisher nur eine Maſſe bildeten, trennten ſich nun von einander, das Tageslicht drang durch die einzelnen Schichten und breitete ſich über den ganzen Himmel aus; aber es war ein graues trübes Licht, ein unangenehmer Mor-

zum Beſten der Menſchheit, wie er ſich ausdrückte intereſſante Verſuche mit Blauſäure an ihm zu machen, wogegen ſich aber ein Juriſt heftig ausſprach, indem er behauptete, Hinrichtungen mittelſt Gift ſeien gänzlich aus der Mode gekommen und er ſtimme vielmehr dafür, daß Delinquentin gehenkt werde.

Da dieſe Anſicht des Juriſten den Andern einleuchtete und Doktor Burbus ſich überſtimmt ſah, ſo bat er ſich wenigſtens aus, daß Fanny am ſteinernen Soldaten gehenkt werde; auch hiegegen proteſtirten die Andern als eine Verletzung des Reſpekts gegen den alten gedienten Kriegsmann. Als aber einer im Uebermuth rief: „A la lanterne!“ brüllten die Andern dieſes ſchreckliche Wort nach, und zwei machten ſich gleich daran, den Laternenkaſten aufzubrechen und den Strick zu löſen,. worauf die brennende Straßenlaterne langſam und feierlich herabſchwebte.

Soweit hatte ich die Verhandlungen kommen laſſen, aber in dieſem entſetzlichen Augenblick ſprang ich dazwiſchen, ergriff den Hund bei einem Bein und erklärte Angeſichts des ſchauerlich leuchtenden Galgens, daß ich den Tod des Hundes nimmermehr zugeben würde. Ich ſprach eifrig und lange verwirrtes Zeug durcheinander und weiß mich nur noch zu erinnern, daß ich unter Anderem ſagte, ich werde nöthigenfalls laut ſchreien und die Polizei zu Hülfe rufen. Dieſe letzte Drohung ſchien

gen, die Wolken hingen tief herab und schwebten schwerfällig über die weite Ebene dahin. Die Bäume und Gesträuche an der Straße beugten sich unter dem scharfen Morgenwind und sprühten das angesammelte Regenwasser auf die Erde. Die Wassergräben rechts und links am Wege waren angeschwollen und bis an die Ränder gefüllt mit einer braunen lehmigten Brühe. Die Halme der Reisfelder erschienen umgeweht und vor Wind und Kälte zu zittern.

Die Offiziere lachten, als sie sich gegenseitig anblickten und nun bemerkten, wie der Ritt der vergangenen Nacht ihre Uniformen zugerichtet. Die Pferde waren bis an den Sattel mit Koth bespritzt, die weißen Mäntel hatten eine breite braune Bordüre und Stiefel, Sporen, Säbel waren mit dickem Straßenschmutze bedeckt.

In der Nähe des Orts erreichten sie eine neue Colonne, alle Straßen waren mit Militär bedeckt, das Hauptquartier befand sich in einem großen Gebäude im Städtchen selbst und dahin lenkten die beiden Reiter ihre Pferde, stiegen ab und traten in das Haus. Es dauerte ungefähr eine Stunde, bis der Ordonnanzoffizier abgefertigt war und sein Pferd wieder besteigen konnte, worauf er augenblicklich davon ritt, um dem Posthaus draußen einen Besuch zu machen.

Der Regen hatte aufgehört, ganze Reihen Infanterie standen in den Straßen und die Einwohner brachten den ermüdeten und durchnäßten Soldaten an Speise und Trank, was sie besaßen. Wurden doch die österreichischen Soldaten auf dem Wege nach Mailand fast allenthalben als „unsere Befreier" begrüßt, eine Aeußerung, die freilich eben so sehr der Sehnsucht nach dem Aufhören der Kriegsdrangsale, als der Anhänglichkeit an das Kaiserhaus beizumessen war.

Jetzt lag das Postgebäude vor den Blicken des jungen Offiziers, hier der Stall, dort das Wohnhaus. Vor ersterem befanden sich ein Trupp Chevauxlegers, welche beschäftigt waren, ihre Pferde in die warmen Räume zu ziehen. Einzelne Postillone halfen ihnen dabei und einer hielt dem Husarenoffizier sein Pferd, worauf er abstieg, und nach der Familie des Posthalters fragte.

Der Postillon blickte sich schüchtern nach dem Hause um und zuckte die Achseln. „Da ist das Haus," sagte er, „die Thür steht offen. Geht hinein, Herr, ich weiß nicht, ob Ihr Jemand findet. Doch ist Platz genug da, um Euren nassen Mantel aufzuhängen. Ich will nur das Pferd besorgen, dann komme ich nach und mache Ihnen ein Feuer."

„Ist denn Niemand in dem Hause? Niemand von der Familie des Posthalters?" fragte der Offizier dringend und dieselbe Antwort war: „Ich weiß nicht, Herr, geht nur hinein."

Kopfschüttelnd ging der Offizier dem Hause zu. Da lag auf der Schwelle der große zottige Hund, dessen er sich wohl noch erinnerte; das Thier sah ihn an, und wedelte mit dem Schweife, als er über die Schwelle durch die geöffnete Hausthüre trat. Dann folgte er ihm langsam. Der Offizier schritt durch den Hausgang und es zog ihn zu dem Zimmer am Ende des Gebäudes hin, vor dessen Fenster er damals in der Nacht gestanden. Er öffnete die Thür und trat hinein. Das Fenster nach der kleinen Anhöhe stand offen, und wie damals wiegte sich das Rebenlaub vor demselben, doch nicht vom milden Glanz des Mondes bestrahlt, sondern von dem grauen Licht eines nebeligten Morgens, und von den feuchten Blättern rieselten schwere Regentropfen herab. In dem Zimmer befanden sich zwei Kinder, eines von ungefähr sechs Jahren, welches beschäftigt war, verglimmende Kohlen auf dem Heerde anzublasen. Das andere von vielleicht zwei Jahren saß daneben auf dem Boden in einem dünnen Kleidchen und hatte die kleinen Hände unter dasselbe gesteckt, um sie zu erwärmen. Das größere Kind war ein Knabe, das kleinere schien ein Mädchen zu sein — ihr Mädchen. Es waren ganz ihre Züge, ganz ihre großen glänzenden Augen. „Teresina," sagte der junge Offizier, und das Kind am Boden drehte den Kopf herum und schaute ihn lächelnd an.

Die Sachen, die im Zimmer umher standen, sahen nicht ärmlich aus, doch lag Alles in großer Unordnung durcheinander. Es durchschauerte den jungen Offizier, er wußte selbst nicht weßhalb. Der Knabe, — es mußte der Cecco sein, den das Mädchen damals auf

dem Schooße hatte, — versicherte ihn keck und ohne Furcht, das Feuer werde im Augenblick brennen. Schon wollte sich Graf S. zurückziehen, um den alten Postillon, der ihm das Pferd abgenommen, um Auskunft zu bitten, als dieser mit einem Arm voll Reisig hereintrat.

„Ist denn Niemand im Hause?" fragte Graf S., „als diese Kinder? Wo ist denn der Posthalter? Und —"

Der Postillon warf das Holz auf den Kamin, zuckte abermals mit den Achseln und fragte: „Waren Sie schon früher in dem Hause?"

„Vor ungefähr vier Jahren."

„Ja so."

„Damals sah ich — ich war nur einen Augenblick hier, während des Umspannens in der Nacht — damals sah ich zufällig ein sehr schönes Mädchen hier."

„Die Teresina!" sagte ernst der Postillon, „dort am Boden sitzt ihr Kind."

„Und sie?"

„Nun sie — ist glücklicher Weise vor einem Jahr gestorben. Er hat's ihr gar zu schlecht gemacht."

„Wer? — Ihr Vater?"

„O nein, der starb schon früher, — ihr Mann, unser jetziger Herr." Bei diesen Worten schauerte er zusammen.

„So, so! der Posthaltersſohn aus Piazenza?" forschte der Offizier mit gepreßter Stimme weiter.

„Sie haben ihn gekannt, Herr?"

„Das nicht, aber von ihm gehört," entgegnete der Graf.

„Das glaub' ich," sagte der alte Postillon finster, „der hat sein Schicksal verdient. Ein so braves Weib, ein so gutes und schönes Weib! Der Vater hat sie gezwungen, ihn zu heirathen, den aus Piazenza, er war immer ein böser Kerl, und doch hat sie an ihm gehangen, treu und ehrlich, aber ihm geschieht sein Recht, es ist hart für die armen Kinder; aber ihm geschieht sein Recht."

„Aber was geschieht ihm denn, oder was ist ihm geschehen?"

fragte der Offizier und stützte sich auf das Kamingesims, denn ihm ahnte etwas Schreckliches.

„Nun, er hat es so lang getrieben, bis sie ihn endlich gekriegt," entgegnete der Postillon mit leiser Stimme, „so eben haben sie ihn als überwiesenen Spion eingebracht. Sie müssen das wissen, Herr, denn Sie ritten ja vor ihm ins Dorf, und dem kann Niemand mehr helfen, nicht einmal der Feldmarschall selbst, wenn er hier wäre."

„Ja so, ja so!" sagte der Offizier ganz leise und blickte auf das kleine Mädchen am Boden, das herangerutscht war und nach seinem Säbel griff, um damit zu spielen.

Er wandte tief erschüttert einen Augenblick das Gesicht ab, holte seine Börse heraus, die voll Gold war, und legte sie in die Hand des alten Postillons. „Ihr scheint mir ein braver Mann," sagte er, „bewahrt das dem Kinde auf und gebt es ihm später." Dann hob er das kleine Mädchen zu sich in die Höhe, drückte drei innige Küsse auf den warmen lieblichen Mund des Kindes und ging schweigend zur Thür hinaus.

„Jetzt wird das Feuer gleich brennen," rief der Cecco, „Ihr könnt Euch wärmen, Herr Offizier!"

Doch dieser hatte schon eilenden Schrittes das Haus hinter sich, zog sein Pferd aus dem Stalle, schwang sich auf und warf einen letzten Blick auf das Postgebäude. — — — — Da hörte er zu seiner Linken draußen von den Feldern her einen kurzen Trommelwirbel und einige Flintenschüsse. Er ließ dem Rappen die Zügel, drückte ihm hastig die Sporen ein und jagte hinaus auf die Straße, die gegen Lodi führt.

Im Bivouak.

Wenn der geneigte Leſer behaglich in ſeinem Lehnſtuhle ſitzt und in der Zeitung lieſt von glänzenden Paraden und Manövern großer Truppenkörper, wie das alles im hellen Sonnenſchein vor ſich gegangen, wie die Fahnen wehten, die Waffen blitzten, wie Compagnien und Schwadronen ſo exact abſchwenkten und unter dem Klange der ſchmetternden Militärmuſik bei dem Obercommandirenden vorbeimarſchirten, daß es eine wahre Freude war, und ein altes Soldatenherz bei dieſem Anblick hätte Thränen der Rührung vergießen mögen, ſo bedauert er recht ſehr, nicht auch mit dabei geweſen zu ſein; namentlich thut es ihm oftmals leid, die großen Manöver nicht mit angeſehen zu haben, Feldzug und Schlacht im Kleinen, wo man Alles ſo ganz natürlich vor Augen hat: Artilleriegefechte, Infanterieangriffe und das wunderſchöne Einhauen der Kavallerie, wenn ſie dahin jagt mit ihren ſchnaubenden Pferden, vor oder hinter ſich eine unendliche Staubwolke, aus welcher hervor Helme glänzen und Säbel blitzen, — Alles wie in der wirklichen Schlacht, nur mit dem höchſt angenehmen Unterſchiede, daß hier keine Kugeln pfeifen, kein Blut fließt und keine Gebliebenen zurückgebracht werden. — Auch die ſanfteren Freuden der Manövertage möchte er gerne mitgenießen, die Einquartierung bei reichen Bauern oder auf adeligen Schlöſſern, denn er ſtellt ſich das Alles höchſt romantiſch vor, wie ihm der Hauswirth unter der Thüre entgegen kommt, die abgezogene Mütze in der Hand, um ſich freundlichſt zu erkundigen, ob er die Karpfen lieber in brauner Sauce oder

gebacken möge, und wo dabei auf dem ersten Treppenabsatz die sittsame und sehr schöne Tochter steht, mit züchtigen, verschämten Wangen, einen großen Becher haltend, angefüllt mit irgend welchem 1846er Ausbruch. Und erst die Bivouaks! Da denkt der Zeitungsleser: mag man sagen, was man will, so ein Soldatenleben ist ein ungeheuer angenehmes Geschäft; das lustige Umherschwärmen, wo man all' das Schöne sieht und genießt, dessen wir eben gedacht, und dabei nicht nothwendig hat, jeden Abend in das langweilige Bett zu kriechen. — Glückselige Menschen, die Soldaten! Da sattelt er sein Pferd ab unter Gottes freiem Himmel, legt sich ins frische Gras oder duftige Moos, hat über sich den Mond und so viel tausend Millionen Sterne, die alle freundlich auf ihn herabblinzeln, die angenehme Nachtluft fächelt seine erhitzten Wangen und endlich entschlummert er sanft, träumend von der Heimath und ihren Schätzen, während er vernimmt, wie aus der Entfernung irgend ein Kamerad auf der Guitarre spielt:

Steh ich in finst'rer Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht.

— — So träumt der Zeitungsleser auf seinem Lehnstuhle, trinkt dazu seinen Kaffee und sieht behaglich durch's Fenster, wie draußen der Wind die herbstlichen, gelb und roth gefärbten Blätter von den Bäumen schüttelt und in weiten und engen Kreisen auf den Boden niederwirbelt. Darauf denkt er noch einmal an seine Lecture und seufzt gelinde, daß er leider zu weit entfernt vom Schauplatze der Manöver wohnt, und daß er selbst nie Soldat gewesen, um all' die Marsch-, Einquartierungs- und Bivouaksfreuden mitgenießen zu können. — Er trommelt mit den Fingern auf dem Tische, wie er es auf der Wachtparade gehört, — tum — tum — tumtum — tumtum — bidibidibum — bidibidibum — tumtum. — Und dann nickt er ein und hält ruhig sein Mittagsschläfchen, welches heute ausnahmsweise so lange dauert, bis die Sonne sich stark abwärts zum Horizonte neigt.

Im gleichen Augenblicke iſt einer der Manövertage beendigt, und die Truppen, vom langen Feuern, vielen Marſchiren und Reiten ermüdet und abgeſpannt, treten bataillons- oder ſchwadronsweiſe zuſammen, um die Nacht auf freiem Felde zu bivouakiren. Rings um den Manöverplatz liegen ſtattliche Dörfer mit großen Häuſern, aus deren Schornſteinen ſich blauer Rauch leicht emporkräuſelt. Dahin blickt Infanteriſt und Reiter mit einem ſtillen Seufzer, wenn er in einer ſehr verzeihlichen Ideenverbindung an das Feuer denkt, welches dieſen Rauch hervorbringt, ſowie an die vielen guten Sachen, die auf eben dieſem Feuer jetzt ſchmoren und ſieden mögen, und er beſiehlt wehmüthig den grauleinenen Beutel an ſeiner Seite, worin ſich vielleicht ein Stück hartes Brod befindet oder der Zipfel einer Wurſt, die traurigen Ueberbleibſel des Frühſtücks von heute Morgen.

Ueber die Hochebene, wo das Armeekorps campiren wird, ſtreift ein kühler, herbſtlicher Wind, der unangenehm durch Mantel und Collet dringt, und der ſelbſt die Pferde froſtig berührt, denn ſie ſchaudern leiſe unter dem Sattel und den Geſchirren, ziehen melancholiſch ihre Schweife ein und laſſen die Köpfe hängen. Wer nicht gerade auf Vorpoſten kommt, ſattelt ab oder ſchirrt aus; Pflöcke werden in den Boden geſchlagen, die Fouragierleinen herumgezogen, die Pferde daran gebunden, man hängt ihnen die Futterbeutel um, die Infanterie legt ihre Torniſter ab, die Artillerie ſpannt die Geſchütze aus, und wer von der Mannſchaft nicht mit einem der vielen Dienſte, die es im Bivouak gibt, bedacht wurde, ſucht ſeine Kameraden auf, und dann liegen ſie in Gruppen bei einander, meiſtens bäuchlings auf der kalten Erde, ſtützen den Kopf auf die Ellenbogen und ſprechen von zu Hauſe, von der angenehmen Kaſerne mit ihren warmen Zimmern und guten Betten, und machen es nun, nur auf umgekehrte Art, gerade ſo wie unſer Zeitungsleſer. Auf der dämmerigen Haide träumt man ſo gern von einer angenehmen Wohnung, von einem behaglichen Lehnſtuhl, von einem guten Kaffee mit Cigarre oder Pfeife.

Der Himmel hat ſich unterdeſſen dicht bezogen und der ſtärker

werdende Wind finstere Wolken zusammengeweht; rings ist es dunkel und trübe, nur dort, wo die Sonne unterging, bemerkt man einen schwefelgelben Streifen, der aber schläfrig genug aussieht und eben im Begriffe zu stehen scheint, der Erde verdrießlich gute Nacht zu sagen, indem er sich langsam eine graue Wolkenschlafmütze über die Ohren zieht. Dazu pfeift der Wind in allen möglichen Tonarten, und einzelne schwere Regentropfen klatschten in die aufwärts schauenden Gesichter.

Wenn sich ein Bivouak nicht zu dicht vor dem Feinde befindet, so ist es wohl erlaubt, Feuer anzuzünden, vorausgesetzt, daß man Brennmaterial hat, und der Wind nicht zu heftig über die Haide fegt. Von beiden, Holz und Wind, war aber hier zu wenig und zu viel vorhanden, weßhalb man nur hie und da schwache Versuche eines Feuers sah, über welches aber alsobald der starke Luftzug mit kalter Hand strich, als wollte er sagen: macht euch keine vergebliche Mühe, wobei er die glühenden Kohlen weit über das Feld dahinjagte.

In dieser Nacht war eigentlich nur ein einziges respektables Feuer sichtbar, und das brannte etwas weiter draußen vor dem Bivouak bei den Vorposten, das heißt, beim Commandeur eines Theiles derselben, einem Infanterielieutenant, zu dem sich aber und eben dieses behaglichen Feuers wegen einige Kameraden von der Kavallerie und Artillerie zu Gast eingefunden hatten, die nun hier in einem wirklich beneidenswerthen Winkel beisammen saßen. — Hätte den der Zeitungsleser gesehen, so würde er sich augenblicklich bei irgend einem Infanterieregimente anwerben lassen.

Die Vorposten standen gegen den eingebildeten Feind in einem ziemlich weiten Kreise um das Bivouak dort hinten, wo sich das Terrain zu einigen Hügeln erhebt, um dahinter ziemlich schroff gegen ein tiefes Thal und einen Fluß abzufallen. Bei der zweifelhaften Helle der Nacht sah man sie dort droben stehen, das Gewehr im Arm, so gut wie möglich abgekehrt vom Winde, die Schultern hoch emporgezogen, fröstelnd und seufzend und sich fast gegen die starke Luftströmung anstemmend, die oftmals that, als wolle sie die da oben hinabblasen.

zu wirken. Zuerſt trat Doktor Burbus lachend auf meine Seite, indem er erklärte, er wolle ſich eine andere Strafe gefallen laſſen, aber Züchtigung müſſe ſtattfinden. Nach und nach traten ihm die Andern bei, bis auf den Juriſten, der hartnäckig behauptete, es ſtehe ſelbſt dem Gerichtshofe nicht zu, die einmal ausgeſprochene Todesſtrafe willkührlich in eine andere zu verwandeln. Er wurde aber überſtimmt, und als jetzt der Doktor vorſchlug, man ſolle das Licht in der Straßenlaterne auslöſchen, den Hund lebendig einſperren und dann die ganze Maſchine wieder hinaufziehen, wurde dieß mit Jubel aufgenommen und ſogleich ausgeführt. Fanny wurde, nachdem die Lampe ausgeblaſen worden, in die ſehr geräumige Laterne eingeſchloſſen, in die Höhe gezogen und ihrem Schickſal überlaſſen.

Während dieſes heimlichen Gerichts gab der Himmel in Einem fort ſein Mißfallen zu erkennen über die Unthat, die wir begingen. Es ſtürmte unaufhörlich und wir waren von dem Schnee und Regen, der herabſtrömte ganz durchnäßt. Ueber unſern Häuptern ſchaukelte ſich ächzend die Straßenlaterne, und der Hund in derſelben, von der ungewohnten Bewegung geängſtigt, nahm ſeine letzten Kräfte zuſammen und brach in ein Geheul aus, das ſchauerlich durch die öden Straßen hallte. Jetzt trennte ſich die Geſellſchaft und ich ließ mich vom Doktor überreden, mit ihm in ſein Zimmer zu gehen, um von dort

Das Feuer, von dem wir vorhin ſprachen, befand ſich natürlicher Weiſe dieſſeits der Vorpoſten, und hatte es der commandirende Lieutenant in einem außerordentlich ſchönen und angenehmen Sandbruche anzünden laſſen; die Wände dieſes Sandbruches ſchützten vollkommen vor dem Wind, oben auf der Höhe deſſelben wuchs einiges überhängendes Geſträuch, welches die Regentropfen abhielt, und dadurch war es hier unten ſo behaglich, wie in einem Salon. Von der Kälte ſpürte man nichts, in den Feldflaſchen und Brodbeuteln fand ſich auch noch Einiges vor, und ſo ſaßen hier die Offiziere bei einander, freuten ſich ihres Lebens, rauchten, plauderten über dies und das, oder betrachteten die ſteile, gelblichweiße Sandwand, hinter der ſie ſaßen, und auf welcher der Schein des Feuers allerlei ſeltſame Figuren zeichnete.

„Man mag ſagen, was man will," meinte ein Offizier von den Huſaren, „man kann es hier unſerem Kameraden von der Infanterie nicht abſprechen, daß er ſeinen Lagerplatz mit großer Gewandtheit und vielem Glücke aufgeſucht und gefunden."

„Dafür iſt er auch berühmt," ſagte ein anderer von der Infanterie, „nämlich gute Lagerplätze zu finden, oder in einem Dorfe die beſten Häuſer."

„Das heißt wohl die beſten Stuben, die beſte Verpflegung und die ſchönſten Mädchen. Ja, darin hat er ein ausſchweifendes Glück."

Der alſo Belobte lächelte freundlich in ſich hinein und ſtrich ſeinen Schnurrbart, ehe er entgegnete: „Ich kann mir das nicht als Verdienſt anrechnen, ich möchte es eher ein gewiſſes Ahnungsvermögen nennen, wenn ihr wollt, einen gewiſſen Inſtinkt, der mich immer zu einem gutbeſetzten Herde und ein paar friſchen rothen Wangen führt."

„Es kommt auch viel darauf an, in welchem Theile des Landes man iſt," ſprach ein Artillerieoffizier; „hier herum hat es ſich leicht, gute Quartiere zu finden, aber kommt einmal da hinten an den Rhein, in den E.'ſchen Wald. Soll mich der Teufel holen, da lernt man den Herrn erkennen; Morgens eine Zwiebelſuppe, Mittags Kartoffel

mit saurer Milch und Abends waschen sie die Ofenplatte ab, und machen, da sie keine Pfannen haben, auf derselben eine Art von Kuchen, daß Einem die Haare zu Berge stehen. — Brrr!"

Der Infanterieoffizier lächelte so pfiffig in sich hinein, daß ihn der Husar nothwendig fragen mußte, ob dem wirklich so sei, und ob er es dort nicht ganz anders gefunden.

Worauf Jener die Augenbrauen in die Höhe zog und mit der Zunge schnalzte, als wollte er sagen: das waren mir selige Tage.

„Nein, nein," fuhr der Artillerieoffizier fort, „vor der Gegend habe ich allen Respekt; wir sind schon seit mehreren Jahren dort gewesen, aber es wird immer schlechter."

„Das ist in der Nähe von B.?" fragte ein Dragoneroffizier, der bis jetzt aufmerksam zugelauscht, und aus einer kurzen Meerschaumpfeife rauchte und gedankenvoll in das Feuer blickte.

„Richtig — in der Nähe von B.; wir hielten uns begreiflicher Weise mit unseren Geschützen meistens in der Ebene auf; aber in dem Gebirge und den Wald hinauf soll es noch viel schlechter sein."

„Dicht bei B.," sprach lächelnd der Dragoner, „liegt ein altes Kloster."

„Ganz recht," erwiderte der Artillerist, „ein Nonnenkloster, aber es ist verlassen. Die Güter werden von einem Bauern verwaltet, der in einem Theile des weitläufigen Gebäudes wohnt.

„So ist's," versetzte der Andere. „Ich passirte einmal mit der halben Schwadron durch und gerade in diesem ehemaligen Nonnenkloster wurden wir einquartiert. — Es war ein schöner Herbsttag, und das abgefallene Laub, die gelben, braunen und rothen Blätter zierten recht hübsch den melancholischen, verwilderten Klostergarten; es war das eigentlich ein poetischer Winkel mit seinen verwahrlosten Wegen, herabgestürzten Figuren und den auf den Boden niederhängenden Zweigen sehr gr[illegible] Trauerweiden, unter denen sich kleine bemooste Ruhebänke befanden."

„Ich kenne ihn," entgegnete der Artillerist, „lag oft in der Nähe,

und ging dann häufig um das Kloſter herum ſpazieren; es iſt ein altes, melancholiſches Gebäude."

„Mir paſſirte dort einmal was Sonderbares," ſprach lächelnd der Dragoneroffizier, „eigentlich an ſich ganz unbedeutend — etwas wie eine Geſpenſtergeſchichte."

„Ah! das müſſen wir hören!" rief der Hauptmann von der Infanterie. „So was laſſe ich mir gern am Wachtfeuer erzählen; in der freien Natur höre ich es lieber, als zu Hauſe in den ſtillen vier Wänden. — Iſt die Geſchichte ſehr gruſelich?"

„Ganz und gar nicht, auch iſt der Schluß ſehr verſöhnend."

„Halt einen Augenblick!" rief der wachthabende Offizier, wobei er die Hand über die Augen hielt, „dort ſehe ich etwas auf uns zukommen, gewiß eine Meldung von den Vorpoſten; wir wollen das eher abfertigen, damit wir die Geſpenſtergeſchichte ruhig genießen können. — Hieher! — was ſoll's?"

Der Angerufene, ein Infanteriſt mit Ober- und Untergewehr und übergehängtem Mantel, trat nun in den Lichtkreis des Feuers, und ſein Anblick rief auf den Geſichtern ſämmtlicher Offiziere ein leichtes Lächeln hervor. Er mußte irgendwo in eine Lehmgrube gefallen ſein, denn Mantel, Hoſe, Lederzeug und das halbe Geſicht hatten einen gelblichen Ueberzug; dazu hatte der Burſche ſeinen Helm ungebührlich weit auf dem Hinterkopfe hängen; was ſeinem beſtürzten Geſichte einen noch troſtloſeren Ausdruck gab. — Er meldete, daß die feindliche Vorpoſtenkavallerie dicht an die dieſſeitige Poſtenkette gepläukelt, ſich aber bald darauf wieder zurückgezogen hätte.

„Donnerwetter!" ſprach einigermaßen entrüſtet der wachthabende Offizier, „Kerl, du ſiehſt ja aus wie eine Vogelſcheuche. — Haſt du die feindlichen Vorpoſten geſehen?"

„Zu Befehl, ja, Herr Lieutenant."

„Und haben ſie dich auch geſehen?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

„Siehſt du, das iſt ſehr gut, darauf kannſt du dir was einbil-

den. Da ſind ſie unfehlbar vor dir davon gelaufen, denn wenn ſie einen ſolchen Schmierfink geſehen, wie du biſt, da haben ſie geglaubt, hier bei uns ſeien keine Soldaten, ſondern lauter Waldteufel."

„Der Herr Lieutenant werden verzeihen, aber ich bin nur in der Dunkelheit ein Bischen in den Dreck gefallen."

„Schön, ſchön, das kann dir Niemand verbieten; aber melde dem Unteroffizier, er ſoll dich eine Stunde lang auf die Höhe ſtellen; weißt du, zur Abwehr für die feindlichen Vorpoſten, und damit der Schmutz an dir vom Winde wieder trocken wird. — Abmarſchirt! — Verzeihen Sie," wandte er ſich hierauf an die Kameraden, „dieſe Unterbrechung; jetzt werden wir eben eine Zeitlang ungeſtört ſein."

„Alſo die Geſpenſtergeſchichte," ſagte der Artillerieoffizier.

„Ihr ſtellt euch eigentlich mehr vor als es iſt," lächelte der Dragoner. „Es iſt nichts mehr als das Zuſammentreffen eigenthümlicher Umſtände. — Wir wurden alſo in das alte Kloſter einquartiert; mir hatte man das Zimmer der Aebtiſſin angewieſen, ein großes, faſt leeres und ſehr kahles Gemach, mit weiß getünchten Wänden, an der Decke ſchwere Stukkaturarbeiten, die ein ganz ſchwarz gewordenes Bild einrahmten. Das ganze Ameublement beſtand aus einem ſehr geringen Bette und zwei Stühlen, der eine neben dieſem meinem Lager, der andere auf der gegenüber liegenden Seite des Zimmers zunächſt der Thüre.

„Wir hatten einen ſtarken Marſch gemacht, ich war müde, langweilig war es zum Sterben in dem Neſt, kurz, ich legte mich frühzeitig zu Bett und entſchlief baldigſt. So mochte ich einige Stunden gelegen ſein, als ich erwachte, ſei es an einem Traume, einem Geräuſche, das wußte ich ſelbſt nicht, — kurz, ich fühle, daß mich der Schlaf gänzlich verlaſſen, ich reibe meine Augen und ſchaue an die Decke empor. Vor dem einzigen, aber ſehr großen Fenſter des Zimmers ſtand ein dichtbelaubter Baum, durch deſſen Zweige gedämpft das Mondlicht herein fiel, aber nur eine ſehr zweifelhafte Helle gab. — Schon bin ich im Begriff, mich wieder auf die Seite zu werfen,

und abermals einzuſchlafen, als meine Blicke zufällig auf den am Abend vorher ganz leeren Stuhl fallen, der, wie ich auch ſagte, an der Thür ſtand — — — — Was ſehe ich? der Stuhl iſt nicht mehr leer, ſondern auf ihm ſitzt eine Geſtalt, die mich unverwandt zu betrachten ſcheint."

„Ah!" machten die Offiziere.

„Eine Geſtalt," fuhr der Erzähler fort, „und als ich ſchärfer hinblicke, erkenne ich deutlich die Figur einer Nonne, ein fahles Geſicht unter dem vorſpringenden dunklen Kopftuche, weiß bekleidete Arme, deren Hände ſie gefaltet auf dem Schooße hält, unten ein weites dunkles Gewand, das bis auf den Boden niederfällt. — — — — Daß ich in meinem Bette mich haſtig emporrichtete, könnt ihr mir glauben; auch will ich geſtehen, daß ich nach meinem Säbel griff, der neben mir an dem Bette lehnte. — Dann rief ich die ſeltſame Erſcheinung vor mir mit lauter Stimme an. — Halt! wer da? — Keine Antwort; nichts regte ſich an ihr. — Nochmals: halt! — wer da? Regungslos wie vorher, und ſtarrt mich an. — — — — Jetzt ſpringe ich einigermaßen beunruhigt aus dem Bett, ſtürze auf die Geſtalt los und —"

„Sie verſchwindet!" rief erwartungsvoll der Artillerieoffizier.

„Im Gegentheil! ſie bleibt ruhig ſitzen und läßt mich dicht herankommen."

„Es war die geſpenſtige Aebtiſſin?" fragte der Hauptmann nach einem tiefen Athemzuge.

„Nein, die war es nicht," fuhr der Dragoneroffizier nach einer Pauſe fort, „ſondern es war — mein Sattelzeug, das mein Burſche, während ich ſchlief, dort aufgeſchichtet hatte."

„Ah! das endet zu proſaiſch!" rief der Huſar.

„Ich gebe das zu," ſagte der Erzähler, „aber die Ueberraſchung hatte ich weg, und das Ding war ſo täuſchend, daß, als ich es nun in der Nähe beſehen und wieder mehrere Schritte zurücktrat, ich darauf geſchworen hätte, es ſei die Geſtalt einer Nonne. — Auf dem

Stuhle lag mein Sattel, darüber hing der Mantel auf den Boden hinab, das war das dunkle faltige Gewand, das weiße Lederzeug der Cartouche, die darüber hing, bildete die beiden Arme, der Helm das fahle Geſicht, und meine Satteldecke das ſchwarze Kopftuch. — Ich verſichere euch, das Ding ſtellte ſich ſo natürlich dar, daß ich es nicht unterlaſſen konnte, die Geſtalt zu derangiren, indem ich die einzelnen Stücke auf den Boden legte. Ich hätte wahrhaftig nicht mehr einſchlafen können."

„Die Geſchichte iſt gut," ſprach der Hauptmann von der Infanterie, „und ich höre dergleichen gern, aber es muß vor allen Dingen ein vernünftiger Ausgang dabei ſein. Wenn man ſo im Zweifel bleibt, ob ſo eine Sache natürlich oder unnatürlich iſt, das mag ich nun gar nicht leiden."

„Und für letztere Sachen iſt das Kloſter bei B. eigentlich wie gemacht," meinte nach einer längeren Pauſe der wachthabende Lieutenant; „die langen finſteren Gänge, die öden Zimmer, der verwilderte Garten, — ich bin immer gern ohne Aufenthalt daran vorbei marſchirt, meinen Bergen zu, dem E.'ſchen Walde, von dem der Herr Kamerad von der Artillerie wahrhaftig unverdienter Weiſe nichts Gutes geſprochen."

„Nehmen Sie mir nicht übel," erwiderte dieſer, „die Quartiere da ſind ſcheußlich."

„Im Thale, — drunten, Herr Kamerad, wo Sie mit ihren ſchweren Geſchützen bleiben; aber droben auf den Bergen, da gibt es, wie der unſterbliche Schiller ſagt, Freiheit und — mitunter recht gute Quartiere. — Aber," ſetzte er pfiffig lächelnd hinzu, „man muß ſie zu finden wiſſen."

„Und das iſt, wie geſagt, ſeine Force," ſprach lächelnd der Hauptmann von der Infanterie.

„Ja, ich habe Glück darin," entgegnete der Andere. „Doch, da fällt mir eben eine Geſchichte ein, die mir einſtmals da droben paſſirte,

eine Geſchichte, wie man glaubt, daß ſie nur in Italien oder Spanien vorkommen könnte.“

„Alſo am Ende gar eine Räubergeſchichte!“

„Etwas dergleichen, und wenn es euch nicht langweilt, ſo will ich mich darauf beſinnen.“

„Erzählen — erzählen!“

„Nun gut. — Unſer Regiment kam alſo da herum ins Quartier; ein paar Bataillone in die Ebene, auch das Kloſter erhielt ſeinen Theil; wir Füſiliere mußten in die Berge hinaufklettern. Die erſte und zweite Compagnie blieb weiter unten an den Abhängen, die unſrige ſtieg immer höher. Endlich erreichten auch wir die einzelnen Häuſer, wo wir einquartiert wurden; es waren das mitunter ſchauerliche Spelunken. Begreiflicher Weiſe hatte ich meine Erkundigungen eingezogen, und man ſagte mir, noch weiter da droben, ziemlich weit im Walde, wohne ein wohlhabender Holzhändler, bei dem es recht ordentlich wäre; er wurde zwar als ein etwas verdrießlicher Herr geſchildert, der neben dem Holzhandel auch gern ein Bischen Wilddieberei treibe. Da war alſo ein guter Rehziemer zu finden, und eine recht hübſche Tochter ſollte er auch haben. — Alſo dahin dirigirte ich mich mit meinem Burſchen; wir kommen an, und wurden von Herr und Madame mit ziemlich ſaurem Geſicht empfangen. Das Haus war ſo — ſo, und ich erhielt eines der beſten Zimmer, was auch nicht viel ſagen wollte; doch war das Bett gut, und ſogar mit großen Vorhängen von dunklem Kattun umgeben, die bis oben an die Decke reichten. Es war das Gaſtgemach und wurde ſonſt nicht benutzt. Das Nachteſſen war leidlich, obgleich es mit dem Rehziemer nichts war, wogegen die Tochter des Holzhändlers meine Erwartungen vollkommen übertraf. Denkt euch ein hübſches, friſches und munteres Ding, das gern lachte und noch nicht ſo blaſirt war, daß ſie an den Aufmerkſamkeiten eines Infanterieoffiziers keinen Geſchmack mehr gefunden hätte. — Donnerwetter! ich machte ihr die Cour nach allen Regeln, was ihr

auch zu gefallen schien, nicht aber so der Mutter und dem Vater, denn der Letztere erklärte mir am andern Tage, ich möchte das gefälligst unterwegs lassen, sein Mädel gehöre nicht mit zum Quartier."

„Aber da gingt ihr erst recht dahinter," sagte lächelnd der Husar.

„Ob!" fuhr der Erzähler fort, „aber ich hatte kein rechtes Glück; so oft ich dem Mädchen ein paar süße Worte zuflüsterte, führte der Teufel immer die Mutter oder gar den alten Holzhändler hinzu. Ja am Abend des zweiten Tages, als ich ihr nach gelindem Sträuben, den ersten Kuß applicirte, tritt der Papa dazwischen, führt sie am Arme hinweg, hält ihr im Nebenzimmer eine eindringliche Strafpredigt und sagte am Schluß: — das vernahm ich nämlich — und was den Lieutenant anbetrifft, mit dem will ich schon fertig werden, der soll mir keinen Versuch mehr machen, die Mädels auf dem E.'schen Walde zu küssen.

„Nun war der Holzhändler ein großer, hagerer Mann, kräftig und muskulös, hatte ein eingefallenes finsteres Gesicht, schwarzes, struppiges Haar, kurz eine wahre Banditenphysiognomie, der man alles Mögliche zutrauen konnte. In der rechten Hosentasche trug er in einer Scheide beständig ein langes, breites und scharf geschliffenes Messer, mit dem er sein Brod zu schneiden pflegte. — Madame dagegen war ein kleines breites Weibsbild, auf deren verwitterten Zügen beständig ein unangenehmes Lächeln lag.

„Ueber die Drohung des Holzhändlers lachte ich natürlicher Weise und ging heiter und guter Dinge zu Bette. Mein Bursche schlief in einem seitwärts stehenden Schuppen, welcher an dem Abende von dem Holzhändler eigenhändig zugeschlossen wurde, worüber ich mir indessen weiter keine Gedanken machte.

„Ich ging also zu Bett und schlief in kurzer Zeit ein. Mochte auch gerade wie unser Kamerad von den Dragonern drunten im Kloster einige Stunden geschlafen haben, als ich erwachte, aber nicht an einem Traume, sondern an einem Geräusche, welches ich deutlich vernahm. Aufmerksam lauschte ich, ohne mich zu rühren, und sah zu meiner

großen Ueberraſchung wie meine Stubenthür äußerſt behutſam geöffnet wurde, worauf zuerſt die Frau des Holzhändlers ins Zimmer ſchlich und dann dieſer ſelbſt leiſe folgte. Sie trug eine kleine Blendlaterne, aber ſo, daß der Schein auf ihr Geſicht fiel, ich dagegen vollkommen im Schatten blieb. War ihr lächelndes Geſicht ſchon bei Tag unangenehm, ſo ſah es jetzt in der That abſchreckend aus; dabei glänzten ihre Augen, ihre Unterlippe hatte ſie vorgeſchoben und man ſah ihre gelben Zähne. Er hatte den Mund zuſammengekniffen, die Augen weit aufgeriſſen, und ſein ſchwarzes Haar flog wild um den Kopf, kurz, ich verſichere euch, die Beiden ſahen aus, wie ein paar Leute, die gerade im Begriff ſind, ein fürchterliches Verbrechen zu begehen.

„Was ſollte ich thun? Ich lag entkleidet in meinem Bette, mein Degen lehnte in der Ecke an der Thür, alſo war ich gänzlich wehrlos. — Schließe die Augen, dachte ich, vielleicht wenn ſie dich ſo ruhig ſchlafen ſehen, ſo ändern ſie ihren blutigen Vorſatz. Denn ich muß geſtehen, ſo etwas ſchwebte mir vor. Was konnte es mir auch nützen, wenn ich in dieſem Augenblicke aufſprang? — Ich lag alſo ruhig und beobachtete.

„Als ſie nun näher ſchlichen, bemerkte ich, daß der Mann ein großes Meſſer offen in der Hand trug, das Weib drehte ein klein wenig ihre Laterne, ſo daß der Lichtſchein auf mich fiel; dann ſagte ſie: er ſchläft. — Und du meinſt nicht, daß er aufwachen wird? fragte der Holzhändler mit weit vorgeſtrecktem Halſe. — Gewiß nicht, entgegnete ſie, und ſetzte mit einem wahrhaft teufliſchen Lächeln hinzu: Schneide nur geſchwind und tief, dann iſt die Sache ſogleich abgemacht.

„Es geht dir um den Hals, dachte ich nun alles Ernſtes, denn ſie ſchlichen leiſe auf den Strümpfen näher. — Jetzt ſtanden ſie dicht vor meinem Bette; das Weib hielt ſich noch etwas zurück und er trat ſo dicht an mich heran, daß mich die Jacke, die er trug, faſt berührte. Ich will eingeſtehen, daß mir in dieſem Augenblick zu Muthe war, als hätte ich einen ſehr ſtarken Camillenthee getrunken; er beugte ſich über mich hin, ſtreckte ſich lang aus und hob ſein Meſſer. Zu gleicher

Zeit blickte er auf mich nieder, und der Unmensch sagte mit einem fürchterlichen Lächeln: es wäre wirklich komisch, wenn er jetzt erwachen würde."

„Na, nehmen Sie mir nicht übel, Herr Kamerad," meinte der Artillerieoffizier; „da wäre der Teufel ruhig liegen geblieben. Ich wäre schon früher ans Fenster gelaufen und hätte Lärmen gemacht; daß man Sie nicht ermordet hat, sehen wir, aber man rückt den Leuten doch auch nicht so nächtlicher Weise mit blankem Messer auf den Leib."

„Mein Hilferuf würde mir gar nichts genützt haben," entgegnete der Erzähler, — „wir wohnten da oben ganz allein. Doch können Sie sich denken, daß ich mich auf einen verzweifelten Kampf in der nächsten Minute gefaßt machte. Zu wohlfeil sollte er mein Leben nicht haben.

„Das Weib hob also ihre Laterne und sagte flüsternd: So mach' doch vorwärts! schneide tief und geschwind. — Der entscheidende Moment war gekommen; der Holzhändler streckte sich noch länger aus als vorher, öffnete seine linke Faust, um mich ergreifen zu können, und hob die rechte mit dem Messer noch höher. — Ich hätte bald darauf ein todter Mann sein können; doch beschloß es der Himmel anders, denn gerade als ich dachte: nun wird er zustoßen oder dir deinen Hals abschneiden, langte er oben hin zwischen die Kattunvorhänge des Bettes und trennte von einem ansehnlichen Stück Speck, das dort hing, ein großes Stück herunter. Daß ich tief aufathmete, könnt ihr mir auf Ehre glauben, und zwar so tief, daß der Holzhändler und sein Weib erschrocken auf mich blickten und darauf eilig aber leise das Zimmer wieder verließen."

„Ah!" sagte der Hauptmann von der Infanterie, „den Ausgang hätte ich mir doch ein Bischen schärfer gewünscht, vielleicht etwas Kampf oder eine rührende Rede Ihrerseits. — Aber nur ein Stück Speck!"

„Es ist das wenigstens kein trockenes Ende," versetzte lachend der Erzähler; „ich konnte die Geschichte lange nicht vergessen, und kam, was die Holzhändlerstochter anbelangt, nicht mehr ins rechte Courmachen

über das Brett in mein Fenſter zu gelangen. — Kaum waren wir in den Schatten ſeines Hauſes getreten, ſo hörten wir durch die Straße herauf Tritte, und im Manne, der auf das Behutſamſte auf uns zukam und mit der größten Sorgfalt die Kothlachen vermied, erkannte ich alsbald meinen Prinzipal, den Herrn Reißmehl, der aus ſeinem Club nach Hauſe kam. Auf einmal blieb er mitten in der Straße ſtehen, drehte ſeinen Regenſchirm etwas auf die Seite und horchte in die Höhe; er hatte die Klagelaute Fannys vernommen. Nachdem er ſich nach allen Richtungen umgeſehen, ohne etwas zu entdecken, glaubte er, er habe ſich geirrt und trat ruhig an die Thür des Ladens. Aber kaum hatte er das Schloß geöffnet, als Fanny auf's Neue in den kläglichſten Tönen ihre Anweſenheit kund gab. Der Prinzipal that jetzt einen Schritt in die Straße hinein und ſchaute aufmerkſam an ſeinem Hauſe empor. Aber da war Alles finſter und ſtill. Ich bemerkte deutlich, wie er endlich kopfſchüttelnd in's Haus trat. Wir ſchlichen hinzu und ſahen durch den Fenſterladen, wie der Herr Reißmehl in ſeiner Schreibſtube das Licht anzündete. Jetzt, dachten wir, wird er nach dem Lager Fannys ſehen und den Hund mit Schrecken vermiſſen. Richtig, ſo war es auch, und nun ſahen wir ihn eilig wieder in die Thüre treten und mit dem Lichte hinausleuchten. Aber ein Windſtoß, der durch die Straßen heulte, bließ ihm die

hinein. — — Aber was iſt das?“ unterbrach er ſich plötzlich, indem er aufſprang, „wird dort nicht geſchoſſen?“

„Ja wohl, ja wohl!“ rief der Hauptmann von der Infanterie. „Die Vorpoſten müſſen irgendwo an einander gerathen ſein, oder allarmirt der General von B. unſern Bivouak. Der Herr hat bei Tag und Nacht keine Ruhe.“

„Ihr Herren an die Pferde!“ ſagte der Dragoneroffizier, indem er eilfertig ſeine Meerſchaumpfeife einſteckte. Ich höre unſern Trompeter, der den Verſuch macht, ob er einen Ton herausbringen könne. — Gute Nacht!“

„Eigentlich guten Morgen,“ rief der wachhabende Offizier. Und dann ſprang er haſtig die Anhöhe hinauf, wo die Vorpoſten ſtanden.

Wenige Augenblicke nachher war das lodernde Feuer verlaſſen und die Flammen zuckten ungewiß hin und her, nur noch den Sandſteinfelſen beleuchtend; bald aber, da Niemand mehr Holz nachlegte, wurden ſie ſchwächer und immer ſchwächer, ſanken zuletzt in ſich zuſammen, und das Feuer bildete kurze Zeit nachher nur noch einen kleinen Haufen langſam verglimmender Kohlen.

Die erſte Wache.

Die erſte Wache.

Eine etwas unheimliche Geſchichte, denn ſie handelt von Selbſtmördern und Geſpenſtern.

Als ich dazumal zur Batterie kam — es iſt ſchon eine geraume Zeit her und ich war noch ein blutjunger Burſche, hatte Empfehlungen von meinem Alten ſelig an den Kapitän, die Beiden ſtanden in mir unbekannten Beziehungen zu einander — da wurde ich recht gut aufgenommen, lernte auch bald das Exerciren, und als ich damit fertig war, commandirte mich der Hauptmann, da ich eine ſaubere Hand ſchrieb, zum Feldwebel und darauf wurde ich Batterieſchreiber und hatte das beſte Leben von der Welt.

In jener Zeit war auch die ganze Brigade mobil, und die zwölfpfündige Batterie, der ich die Ehre hatte anzugehören, lag mit ihren vielen beſpannten Fahrzeugen, mit ihren Granat-, Kartätſchen- und Kugelwagen, mit Bagagekarren und Feldſchmide in acht Dörfern und Höfen zerſtreut und der Stab, d. h. der Kapitän, der erſte Lieutenant, Feldwebel, Doktor, Kurſchmid und ich hatten unſer Quartier in einem bedeutenden Bauernhofe, ganz in der Nähe der eben erwähnten acht Orte.

Es war das für mich ein ungeheuer angenehmes Leben, und des Morgens früh, wenn die Anderen in Hitze und Staub zum Exerciren hinaus mußten, trank ich meinen Kaffee im Garten und ging darauf

wohlgemuth in die Schreibſtube — ein angenehmes, ſchattiges Plätzchen. Ach! an dies Zimmer denke ich noch mit Vergnügen. Es hatte kleine Fenſter, vor denſelben befand ſich dichtes Rebenlaub, das nur hie und da einen zitternden Sonnenſtrahl hereinließ. Mitten im Zimmer ſaß der Feldwebel und ich, und ich müßte lügen, wenn ich ſagen wollte, wir hätten uns zu Tode gearbeitet. Namentlich aber der Feldwebel. Das war ein ſehr dicker Mann, und wenn es ſo recht heiß war, ſo hielt er ſich am liebſten in der Ecke des alten Lederſophas auf, das in der Schreibſtube ſtand. Da blies er die Hitze von ſich, wedelte mit ſeinem Taſchentuche und verſicherte, im Sommer ſei es ihm abſolut unmöglich, viel zu thun.

Unſer Batterie-Chef war der Hauptmann H — Gott hab' ihn ſelig, er iſt jetzt todt — ein großer, magerer Mann mit einem langen, blonden Schnurrbart, deſſen Enden horizontal von ſeinem Geſichte abſtanden und ihm ein böſes, martialiſches Anſehen gaben. Aber er war die gute Stunde ſelbſt, viel zu ſanft für dieſe Welt. Fluchen konnte er gar nicht, und das war ſein Unglück, denn wie ſoll man mit den Kerls von einer zwölfpfündigen Batterie fertig werden, ohne jeden Tag ein paar Dutzend Millionentauſend Schock Donnerwetter loszulaſſen? Doch bei uns wurde das Gleichgewicht durch den erſten Lieutenant hergeſtellt; denn was der Hauptmann in dieſem Punkt zu wenig that, das that dieſer zu viel. Und ein ſtrenges Regiment war unbedingt nothwendig. Denn wenn man damals den Leuten nicht die Fauſt aufs Auge hielt, ſo waren ſie aus Rand und Band. Und wie ſollte man ſie beſtrafen? Ein ſolides Arreſtlokal gab's gar nicht, in einem der Dörfer war freilich ſo ein Ding, aber es gehörte einem Bäcker, der zugleich eine Wirthſchaft hatte, und da wurde von den Arreſtanten mehr getrunken, als vor Gott zu verantworten war.

Der erſte Lieutenant, den die ganze Batterie wie das Feuer fürchtete, hatte ſich nun ſeine eigenen Strafen erfunden. Hie und da ließ er Einen an das Geſchützrad binden, die Arme rückwärts über die Felgen, und das war bei ſo einer Hitze ein artiges Vergnügen. Auch

beſtellte er wohl Einen, der ſich beſonders ſchlecht aufgeführt hatte, zum Rapport in den Stall, und dann ſchloß er die Thüren zu, ſchnallte ſeinen Steigbügelriemen los und was dann weiter geſchah, davon ſprach kein Menſch, weder der Eine noch der Andere; aber die wildeſten Kerls hatten vor dem erſten Lieutenant einen donnermäßigen Reſpekt.

Der Bauer, dem der Hof gehörte, wo wir lagen, hatte eine ſehr ſchöne Nichte. Man konnte nichts Lieberes ſehen als das Mädel; doch als wir erſt ein paar Tage im Haus waren, da packte ſie ihre Sachen zuſammen, und ihr Oheim, welcher der Soldatenwirthſchaft nicht traute, wollte ſie zu einem Anverwandten ſchicken, einem Geiſtlichen, der gerade eine Haushälterin brauchte. Doch redete der erſte Lieutenant ein vernünftiges Wort mit dem Alten, und wir Alle, die wir das muntere Ding wohl leiden konnten, verſprachen uns fein ſäuberlich aufzuführen. Und darauf blieb ſie da. Aber es wäre beſſer geweſen, wenn ſie den Hof verlaſſen hätte!

Da war bei der Batterie der Kurſchmid, ein junger, hübſcher Burſche, er hatte auch was gelernt und wollte ſich ſpäter irgendwo als Thierarzt niederlaſſen. Der hatte ein ernſthaftes Auge auf das Mädel geworfen, wovon ich jedoch damals keine Ahnung hatte; denn auch ich machte mich natürlicher Weiſe daran, ihr in allen Ehren die Cour zu ſchneiden. Und dazu hatte ich die allerbeſte Gelegenheit. Der Feldwebel bekümmerte ſich im Allgemeinen um die Weiber gar nicht, und wenn ich recht fleißig für ihn ſchrieb, ſo hatte er auch wieder nichts dagegen, wenn ich manche Stunde zum Fenſter hinauslauerte, und mich mit der kleinen Roſa herumneckte. Da ſaß ſie meiſtens unter dem Rebenlaub und beſorgte die Gemüſe für die Küche. Ach! wie konnte man ſo allerliebſt mit ihr necken! Ich warf ſie mit Papierkugeln und ſie mich mit Erbſen, und das trieben wir ſo lange, bis zufälliger Weiſe einmal eins dieſer Geſchoſſe den Feldwebel an ſeine dicke Naſe traf. Dann mußten wir für eine Zeit lang aufhören. Ich muß geſtehen, ich fing an, mich in das Mädchen auf das Heftigſte

zu verlieben und hatte die solidesten Absichten. Rosa hatte Vermögen, ihr gehörte ein kleines Bauerngut in der Nähe, das der Onkel für sie bewirthschaftete und von dem sich wohl leben ließ. Was mich allein genirte, das war der Kurschmid, denn so oft er keinen Dienst hatte, machte er sich an das Mädchen oder unterhielt sich mit dem Alten. Das fiel mir nach und nach auf, und ich hatte mir schon fest vorgenommen, mit ihm einmal darüber zu sprechen, denn entweder er oder ich mußte das Mädel aufgeben; das war doch natürlich. Ich konnte dabei gerade nicht behaupten, daß sie mich besonders bevorzugte, aber sie bewies mir auch keine Abneigung, wie sie es dem ersten Lieutenant that, der sich auch mit ihr zu schaffen machte, mehr als gerade nöthig war. Vor dem hatte sie eine wahre Todesangst, und wenn er auf seinem Rappen wie toll in den Hof sprengte, was er gar zu gern that, um sie zu erschrecken, da lief sie mit einem lauten Schrei davon und sah sich ganz schüchtern und ängstlich nach ihm um.

Da kam ich eines Tages dazu, wie der Kurschmid mit Rosa eine heftige Unterredung hatte. Aha! dachte ich mir, jetzt wird sie ihm schon sagen, wo er her ist, und ich bin Hahn im Korbe! Ich schlich mich sachte auf die Seite, und als ich hinter einem dicken Baum ein Bischen vor nach den Beiden sah, so hatte er die Hände gefaltet und sprach heftig in sie hinein. Bald blickte er gen Himmel und biß krampfhaft die Lippen aufeinander, bald schaute er ihr in die Augen, und endlich faßte er ihre beiden Hände, und ich hörte deutlich wie er sagte: „Rosa, das wär' mein gewisser Tod!“ Sie aber hatte den Blick zu Boden geschlagen, und wenn ich mich nicht täuschte, so fielen ein paar Thränen auf ihr Halstuch.

Von der Stunde an schlich der Kurschmid wie eine Katze Tag und Nacht im Hofe umher. Abends, wenn Alles zu Bett ging, war er noch auf, und die ersten Leute, die Morgens um vier Uhr in den Stall gingen, sahen ihn schon wieder, wie er um die Ecke des Gehöftes herumkam. Dabei war er, sonst so lustig und aufgeräumt, jetzt

finster und mürrisch, gab keinem ein gutes Wort, und wenn er bei Jemand vorbeikam, so knirschte er mit den Zähnen und ballte die Faust.

Er dauerte mich. Offenbar hatte ihn das Mädchen wegen meiner abgewiesen; sie hatte ihm gestanden, daß sie mich über Alles liebe, und das war er nicht im Stande zu ertragen. Offen und ehrlich, wie ich immer gewesen, suchte ich ihn deßhalb eines Abends auf; ich wollte wahrhaftig so großmüthig sein und auf das Mädchen verzichten, wenn er wirklich gute Absichten auf sie habe. — Bei mir ist die Sache zweifelhaft, dachte ich, du bist noch ein junger Bursche, kannst nicht sobald heirathen. Er aber nimmt nächstens seinen Abschied, läßt sich irgendwo als Thierarzt nieder und kann eine Frau brauchen. Ich will edel sein.

Das war ich denn auch. Ich zog ihn also bei Seite und sagte ihm ungefähr, was ich gedacht. Da sah er mich mit großen Augen an und lachte mir schrecklich ins Gesicht. „Ei," sagte er, „also auch du liebst das Mädel? und glaubst, ich gräme mich, weil sie dich vorzieht? Nimm mir nicht übel, aber ihr Schreiber seid doch ein ganz eigenthümliches Volk. Was nicht auf eurem Papier steht, das seht ihr nicht. Gott im Himmel! Du liebst die Rosa und kannst heiter und vergnügt sein bei all' den schrecklichen Geschichten?"

„Was für Geschichten?" rief ich erschreckt.

Da faßte er mich bei der Hand und preßte sie mir zusammen, daß ich vor Schmerz laut aufschrie, und sagte mit tiefer, tonloser Stimme: „vor meinem Fenster steht ein Baum, und auf dem Baum sitzt zuweilen ein Vogel und singt allerlei Schelmenlieder. Neulich erzählte er mir von einem Mädchen, das einen Liebsten habe, der es gut mit ihr meine, und einen anderen, der sie betrügen wolle. — — — — Und sie ließ sich betrügen. — — — — Schreiber, du hast aber nichts davon gemerkt, denn es ist bis jetzt kein Rapport darüber auf die Kanzlei gekommen."

„Ah!" sagte ich, und sah ihn groß an, denn ich dachte nicht anders, als er sei ein Bischen verrückt geworden.

„Weißt du was," fuhr er nach einer Pause fort, „ich laß' mich

versetzen und mach' eine große Reise. Ich kann das hier nicht aushalten. Aber ich will dir was sagen: Weißt du, wo das Schlafzimmer der Rosa ist?"

Ich wußte es zufällig.

„Nun gut; dem gegenüber ist unser Heuboden. Nun laß' dir einmal die Mühe nicht verdrießen, und klettere ein paar Abende nach einander dort hinauf."

Damit ging er fort und an seine Geschäfte. Gott im Himmel! wie waren mir seine Worte auf's Herz gefallen! An dem Tage war ich nicht im Stande, eine ordentliche Zeile zu schreiben, und einen Bericht an das Abtheilungs-Commando überschrieb ich: „einem verehrlichen Heuboden" und erhielt dafür eine unendliche Nase.

Da kam ich einen Tag später als sonst in den Hof hinunter. Ich hatte die Rosa gestern nicht gesehen, und ich war erfreut darüber, denn wenn ich das liebe, frische, junge Mädchen sah und mir einen Sinn in die Worte des Kurschmids brachte, dann überlief mich ein Schauder von oben bis unten. Aber mit wem konnte sie eigentlich so böse Geschichten treiben? Das war mir am unerklärlichsten.

Also wie ich in den Hof hinunter kam, standen die Kanoniere der Haubitze, welche bei uns lag, auf dem Hofe beisammen und sprachen eifrig mit einander. Der Geschützführer und die Bombardiere gingen daneben auf und ab, und der Erstere sagte: „Das kann eine böse Geschichte werden; so zwanzig Jahre Festung oder dergleichen, wenn er nicht gar am Ende erschossen wird." Da entgegnete einer der Bombardiere: „Es ist aber noch die Frage, ob der Lieutenant es anzeigt."

Ich wollte eben auf sie zutreten, um mich zu erkundigen, worüber sie eigentlich sprächen, als der Kurschmid hinter mir die Treppe herabkam, die Unteroffiziere grüßte und gleichgültig an den Himmel hinauf sah. Er hatte, wahrscheinlich weil es ein Sonntag war, seine beste Uniform angezogen, den Säbel umgeschnallt und die Feldmütze auf dem Kopfe.

Kerze aus und bewegte die Laterne in heftigeren Schwingungen, worauf der Hund jämmerlicher als je zu heulen begann. Da aber jetzt der Prinzipal auf's Neue sein Licht anzündete und die Treppe hinauf ging, wahrscheinlich um Fanny oben zu suchen, wobei er vielleicht auch auf unser Zimmer kommen konnte, so bat ich den Doktor, mit mir hinauf zu eilen, damit ich vorher mein Fenster und mein Bett gewinnen könnte.

Er schloß die Thür auf, wir tappten eilig die Treppe hinan und traten in sein Zimmer. Ich ging an's Fenster, um das Brett hinauszuschieben, und bemerkte, daß sich der Prinzipal mit dem Lichte im ersten Stock befand und jetzt in das Schlafzimmer der Jungfer Barbara trat. Ich schob das Brett hinaus bis in mein Fenster, das glücklicherweise geöffnet war. Der Doktor hielt das eine Ende fest und ich setzte mich rittlings darauf, um langsam vorwärts rutschend den Hafen zu gewinnen.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wahrscheinlich hatte der Prinzipal seine Schwester mit der Trauerbotschaft, Fanny sei verschwunden und er höre sie in der Luft irgendwo kläglich schreien, aus ihrem süßen jungfräulichen Schlummer geruttelt. Sie war im ersten Schrecken dem Bett entsprungen, um selbst nach

„Ist denn hier was geschehen?“ fragte ich ihn. „Die da drüben sagen von irgend einem Verbrechen, das begangen worden sei.“

„So, die sprechen davon?“ entgegnete er mir ruhig. „Ja, in der Welt geschehen allerhand Sachen. Wer kann es ändern?“ Damit nahm er seinen Säbel unter den Arm, grüßte mich freundlich und schritt zum Hofe hinaus.

Es war, wie gesagt, an einem Sonntag, der Bauer mit seiner Familie in der Kirche, der Hauptmann ebenfalls. Endlich kamen sie zurück, mit ihnen Rosa, frisch und gesund, aber etwas bleich. Ich hatte schon gefürchtet, er habe dem Mädel ein Leides gethan, denn er war sehr zornig auf sie und von heftiger Gemüthsart.

Gleich darauf ging der erste Lieutenant zum Hauptmann, und dann kam die Ordonnanz und fragte nach dem Kurschmid. Er war vielleicht in das nächste Dorf gegangen, wo kranke Pferde waren.

Sonntags war der Hof gewöhnlich sehr still, heute Nachmittag aber ausnahmsweise wie ausgestorben. Außer der Stallwache war von den Kanonieren Niemand da; die Bedienungsmannschaften hatte man nach einem der Dörfer beurlaubt, wo Kirchweihe war. Nur die Offiziere waren zurückgeblieben und Rosa, welche wie gewöhnlich unter einem Lindenbaum vor der Schreibstube saß. Sie hatte die Hände gefaltet und schaute starr vor sich hin und schrack bei dem leisesten Geräusch zusammen. Oft richtete sie ihre mit Thränen gefüllten Augen in die Höhe und blickte angelegentlich nach dem Eingang des Hofes, als ob da Jemand kommen sollte.

Wie hatte sich das Mädchen seit ein paar Tagen verändert! Mir that es in der Seele weh, und ich ging hinaus, um mit ihr zu sprechen. Vielleicht schloß sie mir ihr Herz auf und nahm einen guten Rath von mir an. Ich setzte mich neben sie hin, sprach sie an; aber sie gab mir nur spärliche Antworten. Ihre Brust hob sich schwer athmend, und wenn sie oftmals in die Höhe fuhr, so wischte sie mit der Hand über die Stirne, auf welcher Schweißtropfen standen, oder strich ihr Haar heftig aus dem Gesicht. Sie schien auf's Höchste beun-

ruhigt, irgend etwas ihr Herz zu drücken. Es war ein heißer Tag gewesen; wir saßen im Schatten, aber um uns herum brannten noch die Strahlen der untergehenden Sonne. Zahllose Mücken summten in den Blüthen der Linde.

Da kam ein kleiner Bauernjunge athemlos zum offenen Eingang des Hofes hereingelaufen, und als er mich sah, stürzte er auf mich zu, schnappte nach Luft und schluckte heftig. — „Da! da!“ rief er endlich, „geht hinaus — draußen auf dem Kirchhof — hinter dem Thor — da liegt der Schmid eurer Batterie — er hat sich erschossen!“ — — — —

Das Mädchen neben mir war zitternd aufgesprungen, und als der Bube so gesprochen, schauderte sie zusammen und sank mit einem leisen Schrei nieder. Ich fing sie in meinen Armen auf.

Weiß nicht, wie es kam, aber es dauerte eine Zeit lang, bis sie sich wieder erholte, und als ich sie darauf aus meinem Arm lassen und an einen Baum lehnen wollte, blickte ich an den Fenstern in die Höhe, ob nicht Jemand da sei, den ich zur Hülfe herbeirufen könnte. Richtig! da lag auch Jemand im Fenster und blickte hohnlachend auf uns herab. Es war der erste Lieutenant, und der rief mir zu: „Ei, ei, das ist 'ne allerliebste Gruppe! Der Herr Batterieschreiber machen seine Cour recht öffentlich.“

Kaum hatte er aber diese Worte gesprochen, so sprang Rosa mit einem lauten Schrei empor, streckte ihre Hände wie beschwörend oder drohend in die Höhe und stürzte ins Haus.

„Was hat denn das Mädchen?“ rief der Lieutenant.

„O, sie ist ein wenig alterirt!“ entgegnete ich ihm. „Draußen auf dem Kirchhof liegt der Kurschmid erschossen; er hat es selbst gethan.“

„Der Teufel!“ rief der Offizier bestürzt. — — „Unbegreiflich!“

„Vielleicht auch begreiflich!“ entgegnete ich ihm lauter, als gerade nothwendig war. Und auf das hin fuhr er mit dem Kopf zurück und kam eiligst zu mir herab in den Hof. Er hatte den Säbel unter den Arm genommen, den Schnurrbart hoch hinaufgewichst, und bis

die Lippen auseinander, was er immer that, wenn er ſchlecht gelaunt war. Er ſah ziemlich blaß aus und fragte mich mit einer ſehr unangenehmen Höflichkeit: „Darf ich Sie vielleicht fragen, Herr Schreiber, was Sie in einer Sache, die mir unbegreiflich iſt, ſehr begreiflich finden? He?“

Was ſollte ich darauf antworten? Ich zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Wer iſt von der Mannſchaft zu Hauſe?“ fragte er.

„Niemand als die zwei Offizierburſchen und ich.“

„Das ſind drei,“ ſagte er zu ſich ſelber; „wir müſſen einen Poſten dort aufſtellen, bis das Gericht Zeit findet, die Legal-Inſpektion vorzunehmen. — In dem Fall,“ ſagte er laut und ſonderbar lächelnd, „werden Sie es begreiflich finden, daß ich Sie zu dieſem Wachtdienſt mit heranziehe.“

Was half alles Zornigwerden oder innerlich Raiſonniren? Ich konnte nichts machen. Er gab darauf ſeine Befehle; im Stalle war unſere Wachtſtube, und von da aus mußten wir den Poſten bei dem Erſchoſſenen beziehen. Mir gab der erſte Lieutenant aus beſonderer Rückſicht, wie er ſagte, Numero zwei, d. h. da es jetzt neun Uhr war, wo die erſte Nummer aufzog, mußte ich von Elf bis Eins, alſo während der Mitternachtsſtunde, auf dem Kirchhofe Wache ſtehen. — — Schöne Commiſſion Das!

Es war eine laue Sommernacht, der Himmel leicht mit Wolken überlaufen, die hie und da einen Stern durchblitzen ließen, aber das Licht des vollen Mondes dämpften und dadurch der ganzen Natur einen ungewiſſen Schimmer gaben. In der Ferne an den Bergen wetterleuchtete es, und ringsumher hörte man die Stimmen unzähliger lebender Weſen, die ſich nach dem heißen Tage der kühlen Nachtluft freuten. Leuchtkäfer flogen umher in hellen blauen Funken unter dem dunkeln Laub der Gebüſche glänzend. Nachtſchmetterlinge ſummten mit ſchwerem Flug vorüber, und hie und da machte eine Fledermaus ihre ſeltſamen Bewegungen in der Luft.

Wir gingen dahin, der Kamerad, der mich aufführte, und ich, bei der kleinen Kirche vorbei, und ich muß gestehen, je näher wir dem Friedhofe kamen, deste kleinere Schritte machten wir beide. Ich hatte von jeher mit todten Leuten nie gern etwas zu thun gehabt. Und nun hier einen guten Freund, mit dem ich heute noch gesprochen, und der sich nun selbst das Leben genommen! — Es hatte schon eine gute Weile elf geschlagen, und am Thore des Kirchhofs kam uns die Schildwache entgegen, indem sie uns zurief: „Nun, ihr bleibt lange genug aus!"

„Wo ist der — Posten?" fragte ich ihn, und mein Herz schlug schneller und stärker.

„Am anderen Ende!" entgegnete er. „Kommt, ich führe euch auf."

Und darauf gingen wir bei dem ungewissen Schein des Mondes zuerst auf einem breiteren Weg, und dann bogen wir links ab und stolperten über die Grabhügel, Baumstämme und umgestürzte Steine. Die Kreuze von Holz, die hier standen, weiß angestrichen, erschienen so eigenthümlich hell glänzend, und blickten wie verwundert auf uns drei, die wir an dieser Stätte des Friedens in Wehr und Waffen mit gezogenen Säbeln wandelten. Endlich kamen wir an Ort und Stelle. Ich hatte schon lange dorthin gespäht, sah aber nichts, als einen großen, weißen, viereckigen Flecken auf der Erde. — — Dort lag er — man hatte eine wollene Decke über ihn geworfen. —

„So," sagte mein Kamerad, den ich ablöste, „jetzt bin ich froh, daß das vorbei ist; denn bis ich wieder aufziehe, kommt der Tag. — Brrrr! — Ich wünsch' Euch gute Wache!"

„'s ist doch nichts Neues hier auf Posten?" fragte ich ihn ziemlich ängstlich.

„Neues nichts, was gut zu melden wäre," entgegnete er achselzuckend.

Und damit gingen die Beiden fort und ließen mich allein.

Es war gut, daß sie ihn zugedeckt hatten, denn den Anblick des

Kameraden hätte ich nicht ertragen. So sah man doch nichts, als die wollene Decke, in deren Mitte freilich eine unheimliche Erhöhung. Es wurde mir sehr warm unter meinem Czako, und das Lederzeug drückte mich ungemein. Nachdem ich einen Augenblick stehen geblieben war, entfernte ich mich hastig von dem Todten so weit wie möglich, und ging dann in einem außerordentlich weiten Bogen um ihn herum, konnte aber kein Auge von der unangenehmen Stelle wegwenden.

Ich will nur gestehen, daß ich damals ein junger Mensch von sehr aufgeregter Phantasie war. Ich hatte viele merkwürdige Geschichten gelesen, und konnte mir leicht aus den einfachsten Dingen die sonderbarsten Bilder machen. So auch heute Abend. Daß der arme Kurschmid todt war, wußte ich ganz genau, aber wie ich so im weiten Bogen um ihn herum schritt, unabläßig auf die Decke starrend, da kam es mir vor, als zucke es unter derselben und bewege sich etwas hin und her. Auch glaubte ich hie und da ein leises Geräusch zu vernehmen. Mein Haar sträubte sich empor, der Schweiß floß mir von der Stirne, und es trieb mich eine unsichtbare Macht, die Kreise um ihn immer kleiner und kleiner zu machen. Endlich berührte mein Fuß die Decke. Ich beugte mich nieder, hob sie empor und blickte auf sein zerschossenes Haupt. — — Ach! ein schrecklicher Anblick! Der konnte nicht mehr leben und sich bewegen! Ich floh entsetzt zurück und umschritt ihn abermals im weitesten Kreise. Doch es erging mir mehrmals, wie ich soeben erzählt. Immer glaubte ich, er bewege sich, und immer zwang ich mich selbst, zu ihm hinzugehen, die Decke aufzuheben und ihm ins Gesicht zu schauen, das eigentlich kein Gesicht mehr war. —

Die Zeit schlich mir unendlich langsam vorüber; jede Viertelstunde däuchte mir eine Ewigkeit. Mein größter Trost war, hie und da einen Hund zu hören, der anschlug, oder den Gesang des Nachtwächters im benachbarten Dorfe. Ich hätte gar zu gerne meinen Posten auf einen Augenblick verlassen, um am anderen Ende des Kirchhofes spazieren zu gehen; aber ich fürchtete mich dann wieder, hieher zu kommen. So

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20767 / 033

lange ich den Todten mit meinem Blicke bannte, konnte da nichts geſchehen; aber wenn ich fortging und wiederkam, da konnte er ſich langſam aufgerichtet haben und ſich nach der Schildwache umſchauen. — — Solch' närriſche Gedanken hatte ich in jener Nacht!

Aber meine Kreiſe machte ich immer weiter und weiter, und zuletzt ſetzte ich mich auf einen Grabſtein, ſehr entfernt von ihm und zwang mich zu ruhigerem Nachdenken.

In Betreff des Mädchens ſchien mir Manches klar zu werden, und es war mir ein wahrer Troſt, daß er auf mich nicht eiferſüchtig geweſen. O, die Weiber! die Weiber! Ich bekam von da an einen wahren Abſcheu vor ihnen. Der Unglückliche da vor mir mußte in Betreff der Roſa ſaubere Erfahrungen gemacht haben. Er war gewiß auf den Heuboden geſtiegen, von wo man in ihr Schlafzimmer ſehen konnte. —

Doch was war das? Nein! Jetzt war es keine Täuſchung mehr, wenn ich glaubte die Decke bewege ſich. Sie wurde emporgehoben; ich ſah das ganz deutlich. Schaudernd ſprang ich empor, faßte meinen Säbel feſter in die Hand und zwang mich gerade auszugehen. Es war richtig. Wo er mit dem Kopfe lag, bewegte ſich etwas Weißes, und dann verſchwand es wieder. Es war gerade, als wedle Jemand hie und da mit dem Taſchentuch. Gott der Gerechte! der brauchte ſich ja keinen Schweiß mehr abzutrocknen! — Wie mir zu Muthe war, könnt ihr euch denken! Ich eilte tief athmend und hochklopfenden Herzens an meinen Poſten zurück. Jetzt hatte ich ihn erreicht. — Alles rundum ſtill; die Decke lag da ausgebreitet wie vorhin; es bewegte ſich nichts. Und doch hatte ich's vorhin ſo deutlich geſehen.

Ich war nicht im Stande, dieſen Platz zu verlaſſen. Wie feſtgebannt, konnte ich nur meine Augen bewegen, und meine Blicke irrten über ihn hinweg bis ans Ende des Kirchhofs. — Da erſchien es wieder dicht an der Mauer. Da flatterte eine weiße Geſtalt vom Boden auf und war im nächſten Augenblicke wieder verſchwunden. Mit dem Muthe

der Verzweiflung ſtürze ich darauf zu, mir gleichviel, ob es ein Geiſt ſei, oder vielleicht ein Menſch, der mich necken wollte. Sein Untergang war beſchloſſen: todt mußte es ſein! Doch noch einmal hefteten ſich meine Füße am Boden feſt, als ich in die Nähe der räthſelhaften Erſcheinung gekommen. Ich ſah vor mir ein offenes Grab, und es rieſelte mir eiskalt den Rücken hinunter. In demſelben flatterte etwas Weißes, Geſpenſterhaftes auf und nieder. — „Halt! Wer da?“ ſchrie ich ſo laut wie möglich, ſchwang meinen Säbel hoch, ſprang in großen Sätzen nahe hinzu, und da ſah ich —

„Ein offenes, friſch gemachtes Grab und in demſelben — — eine weiße Gans, die hineingefallen war, und ſich nun vergeblich bemühte, da hinauszuflattern.“ — —

Aber mich hat niemals der Anblick einer Gans, ſelbſt der beſtgebratenen nicht, die doch eine gute Gabe Gottes iſt, wieder ſo glücklich gemacht, als in dem Augenblicke dies harmloſe Geſchöpf, und ich faßte von der Zeit an eine wahre Neigung zu allen Vögeln dieſes Geſchlechts. Ich half ihr aus dem Loche heraus und ſetzte ſie neben mich hin. Sie war dankbar und lief nicht davon. Wir thaten die Wache gemeinſchaftlich; die Zeit verging mir da auch viel ſchneller und bald ſchlug es ein Uhr, wo ich abgelöst wurde. Dann zogen wir nach Hauſe, und die Gans zog mit uns.

Der Kurſchmid ward am andern Tage begraben, und trotzdem er ein Selbſtmörder war, gab ihm doch die ganze Batterie das Geleite. Nur der erſte Lieutenant fehlte. Daß er aber nicht mit hinausgegangen, und auch vielleicht ſonſt noch manches Andere, nahm ihm unſer guter Hauptmann ſo übel, daß er zum erſten Mal eine heftige Unterredung mit ſeinem erſten Lieutenant hatte, wovon die Folge war, daß ſich der Letztere bald nachher zu einer andern Batterie verſetzen ließ. Was nun die Geſchichte mit Roſa anbelangte, ſo ſprach von der Batterie damals Keiner gern darüber, und der dicke Feldwebel pflegte zu ſagen, das ginge ſo mit im Cantonnirungsleben, und die Mädels ſollten geſcheidter ſein. Sie war verdorben und iſt bald nachher auch

geſtorben. Kurze Zeit darauf verließen wir die Höfe und kamen nach G. in Garniſon, ein Jahr nachher aber ging ich in Urlaub und konnte es nicht unterlaſſen, über unſere ehemalige Cantonnirung zu gehen und den Kirchhof zu beſuchen. Juſt an der Stelle, wo er damals gelegen, war nun ihr Grab, ein kleines, weißes Kreuz, darauf ſtand: Roſa F., geboren den . . . . , geſtorben den . . . . Sie war nur achtzehn Jahre alt geworden, und das iſt doch ſehr wenig für ein Mädchen, ſo ſchön, ſo friſch, ſo blühend.

Ich habe ſie nie vergeſſen können, meine erſte Wache. —

Venedig.

dem Liebling auszuspähen; denn plötzlich hörte ich unter mir ein Fenster öffnen und

Schön wie der Mond, der nächtig einsam wallt,

erschien sie mit brennendem Licht am Fenster, wohl in der Meinung, der Mops liege am Boden zwischen den beiden Häusern. Was sollte ich thun? In der ersten Angst versuchte ich ungeschickterweise zum Doktor zurück zu rutschen. Wär' ich nur ruhig auf dem Fleck geblieben, so hätte sie mich vielleicht nicht bemerkt. Aber auf einmal vernahm sie das Krachen des Brettes, blickte in die Höhe, und als sie da zwischen Himmel und Erde eine Figur schweben sah, kreischte sie: „Mörder! Diebe!" ließ vor Schrecken das Licht zwischen die Häuser hinabstürzen und verschwand vom Fenster.

Ob diesem plötzlichen Zusammentreffen mißlicher Umstände wäre ich fast dem Licht gefolgt. Indessen hielt ich mich am Brette fest und begann eifrig meinem Fenster zuzurutschen. Schon hatte ich es erreicht und saß vor demselben, als die Thür des Nebenzimmers hastig aufgerissen wurde. Der Prinzipal, mit einem rostigen Schwerte bewaffnet, stürzte in mein Zimmer, hinter ihm Philipp im bloßen Hemde, einen Besenstiel in der Hand, und draußen auf dem Gange erblickte ich eine ganz fabelhafte Gestalt, die wie Jungfer Barbara aussah und krampfhaft das Treppengeländer umklammert hielt. — Dieser Augenblick war der schrecklichste meines Lebens. Hinter mir

I.

Zwei junge Offiziere, Friedrich von S. vom Genie-Corps und Graf C. von der Infanterie, hatten vor dem Posthause in Mestre ihren Wagen, der sie von Treviso hereingebracht, verlassen und blickten mit Interesse auf das lebhafte Gewühl in der Hauptstraße des kleinen Städtchens, während der Bediente, den sie mitgenommen, beschäftigt war, das Gepäck abzuladen, das nun von hier aus, ebenso wie die Reisenden, den Weg nach der alten Lagunenstadt zu Wasser machen mußte.

Hier in Mestre herrschte das lebhafteste Marktgewühl, das bei jedem Schritte zunahm, je mehr man sich dem großen Kanal näherte, der in die Lagunen hinausführt. Hier lagen Tausende von kleinen glatten Fahrzeugen, die mit Gemüse und Früchten aller Art beladen wurden, dazwischen größere Marktschiffe für die schwereren und solideren Bedürfnisse der Stadt, und hie und da neben diesen grauen und braunen Booten, welche durch das frische Grün der Kräuter und Gemüse angenehm verziert wurden, sah man eine der kleinen, schwarzen Gondeln, welche vielleicht Jemand von Venedig hieher gebracht oder die im Begriffe war, Reisende dorthin zu bringen.

Nachdem der Bediente der beiden Offiziere den Wagen abgeladen und ihn in einer der Remisen untergebracht hatte, welche man in

Meſtre zu dieſem Zweck findet, lud er Koffer und Mantelſäcke auf die Schultern eines kräftigen Laſtträgers und folgte ſeinen Herren, die unterdeſſen langſam dem großen Kanale zugegangen waren. Bald hatten ſie eine größere Gondel mit vier Rudern gefunden, und nachdem ſich dieſelbe mit vieler Mühe durch die zahlreichen Marktſchiffe ans Ufer gearbeitet — wobei es nicht ohne eine Menge von Schimpfwörtern abging — ſprangen die beiden Offiziere hinein, der Diener mit dem Gepäck folgte, und das ſchwere Schiffchen ſetzte ſich in Bewegung, die Mitte des Kanals zu gewinnen. Anfangs ging die Fahrt ſehr langſam und die Gondoliere hatten genug zu thun, um ſich eine Bahn zu machen durch die beladenen Schiffe, die mit ihnen hinabfuhren oder die ihnen entgegen kamen. Hiezu brauchten ſie bald ihre Ruder, bald artige Worte, bald ein kräftiges Maledetto! je nachdem die Hinderniſſe waren, die ſie zu bewältigen hatten. Bald aber ließen ſie die ſchwarzen Fahrzeuge hinter ſich und konnten ihre Ruder eintauchen, um mit einem kräftigen Schlag hierhin und dorthin, rechts oder links auszuweichen, ſowie die Gondel in eine ſchnellere Bewegung zu bringen.

Die Ufer des großen Kanals von Meſtre ſind mit friſchem Grün bewachſen; das Waſſer ſelbſt hat eine friſchere Farbe, als das der Lagunen. Bei jedem Ruderſchlage nahm die Geſchwindigkeit des kleinen Bootes zu; die beiden Offiziere ſtanden aufrecht in demſelben und ſahen mit Vergnügen, wie ſie ſo pfeilgeſchwinde dahinflogen der weiten Waſſerfläche zu, die nun anfing, ſich vor ihrem erſtaunten Auge auszubreiten. Bald verſchwand das Ufer des Kanals auf der einen Seite, dann das Land auf der anderen, doch hier nur kurze Zeit, denn kaum glaubten ſie die Lagunen erreicht zu haben und bald die Thürme der prächtigen Venetia zu erblicken, ſo erhoben ſich links wieder höhere Ufer, die aber bald eine regelmäßige, bekannte Geſtalt annahmen und von dem Genie-Offiziere augenblicklich für die Werke des Forts Malghera erkannt wurden.

„Siehſt du," rief er dem Freunde zu, „der feſteſte Punkt Venedigs

— ſein erſtes und ſtärkſtes Vorwerk! Ich kenne es nur aus Plänen, aber wir wollen nicht verſäumen, während unſerer Anweſenheit hier die kleine Feſtung in Augenſchein zu nehmen. Das wird auch für dich intereſſant ſein."

„Allerdings," ſagte der Infanterie-Offizier; ſetzte aber lachend hinzu: „Doch habe ich wahrhaftig an einer kurzen Bekanntſchaft mit dieſem Orte genug, und ich denke eben bei mir, daß es fürchterlich langweilig ſein muß, da oben in Garniſon zu ſein. Das wäre ein wahres Amphibien-Leben!"

„Was willſt du!" entgegnete achſelzuckend der Andere. „Dienſt iſt Dienſt, und wenn ich morgen hieher commandirt werde, ſo gehe ich eben guten Muthes hin und ſuche mir den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen."

„Aber Prag iſt doch angenehmer," meinte der Infanterie-Offizier.

„In Friedenszeiten, ja," entgegnete Friedrich von S. „Aber wenn ich mir irgendwo einen Platz ausſuchen ſollte, um in Kriegszeiten zu operiren, da muß ich ſagen, ich würde Venedig mit ſeinen Werken wählen. Hier könnte man prächtig eine Belagerung aushalten; ich wüßte mir kein größeres Glück, als hier in einem dieſer Forts zu liegen, dieſelben famos ausgerüſtet, und nun zu einer Armee von meinetwegen vierzigtauſend Mann zu ſagen: Jetzt kommt an!"

„Du haſt Recht," ſagte der Andere und blickte ernſt auf die hohen und feſten Wälle, unter denen ſie jetzt dicht vorüber fuhren. „Aber jetzt denke dir, die Sache wäre umgekehrt, und du ſollteſt als Ingenieur-Offizier da draußen auf dem Lagunenrande als Belagerer einen Angriff auf dieſe Forts leiten; mit dem ſumpfigſten Terrain von der Welt und dem Fieber kämpfend. Das wäre doch eine unangenehme Aufgabe."

„Allerdings," entgegnete der Ingenieur-Offizier. „Aber ſiehſt du da oben den kaiſerlichen Adler flattern? Wo der iſt, bin ich auch, und deßhalb könnte ich hier wohl Vertheidiger ſein, aber nie Belagerer."

„Deine Annahme ſcheint ganz richtig zu ſein," ſagte der junge

Italiener, indem er die Arme übereinander ſchlug, „aber in dieſer Welt iſt alles möglich.“

„Tſchau!“ rief Friedrich von S. luſtig und winkte mit der Hand in die Höhe, denn droben auf dem vorſpringenden Winkel des Fortes ſtand neben der Schildwache, deren Gewehr in der Morgenſonne funkelte, ein kaiſerlicher Offizier und grüßte freundlich die beiden ihm fremden Kameraden, die da unten vorbeifuhren.

Jetzt ließ die Gondel Malghera hinter ſich, und die weite Lagunenfläche lag vor den Reiſenden ausgebreitet.

„Ah! das iſt ſchön! das iſt prächtig!“ rief der Genie-Offizier, der dieſen impoſanten Anblick zum erſtenmale in ſeinem Leben hatte. Er war nie in Italien, nie in Venedig geweſen, und wenn er auch die merkwürdige Lage der Inſelſtadt aus Bildern, Beſchreibungen und Plänen genau kannte und ſich auch ein Bild davon gemacht hatte, ſo übertraf doch das, was er hier ſah, alle ſeine Erwartungen.

Die Beiden hatten aber auch heute Morgen einen außerordentlich ſchönen Moment getroffen. Ueber Venedig lagen dichte Morgennebel und entzogen die Stadt gänzlich den Blicken der Ankommenden. Man hätte glauben können, man fahre mit der kleinen ſchwankenden Gondel in das offene Meer hinaus, und die Nebel hatten ſo genau die Farbe des Lagunenwaſſers, daß man dachte, eine unabſehbare Fläche vor ſich zu haben. Und wenn auch das Auge nichts ſah von der gewaltigen Stadt, ſo hörte das Ohr die tiefen melodiſchen Klänge unzähliger Glocken, deren Schall aus unſichtbaren Kirchen zu kommen ſchien und über die Waſſerfläche dahin zitterte.

Es war wie in der Sage von der verſunkenen Stadt, wo man aus der Tiefe des Waſſers die Glocken klingen hört und das Geſumme einer großen Menſchenmenge vernimmt, ohne etwas zu ſehen.

„Biſt du nun zufrieden, daß wir nicht die Eiſenbahn benutzten?“ ſagte der Italiener. „Wir wären freilich geſchwinder nach Venedig gekommen, aber die Fahrt iſt hier doch ſchöner.“

„Wunderbar poetiſch!“ erwiderte ergriffen der junge Deutſche und

blickte aufmerksam dorthin, wo die Glocken immerfort erklangen, in tiefen und hohen Tönen, langsam und geschwind, verschiedenartig durcheinander, je nach dem Geläute der einzelnen Kirchen.

„Hörst du die Glocke von S. Marco? Man erkennt sie ganz deutlich, die tiefen, schweren Töne. — Eins — zwei — drei — vier!“ rief der Italiener und sein Auge glänzte, sein Angesicht strahlte vor Vergnügen. — — „Ich mag die Eisenbahn gar nicht,“ setzte er nach einer Pause hinzu. „Warum die Königin des Meeres mit einer steinernen Kette an das Festland anschmieden? Jetzt ist sie das nicht mehr, was sie war. Ihre Poesie ist dahin; es war so schön, daß man ihr nur auf dem Elemente nahen konnte, dessen Herrscherin sie war.“

„Aber für den Verkehr ist es von großem Nutzen,“ bemerkte Friedrich von S.

„Und hat es ihrer Stärke als Festung nicht geschadet?“ fragte der Italiener.

„Ich glaube nicht,“ sagte der Genie-Offizier, indem er prüfend um sich blickte. „Man würde freilich einige Bogen absprengen müssen; aber den Theil, welchen man stehen ließe, könnte man mit einer ungeheuren Batterie krönen, und um diese zu stürmen, brauchte man sehr brave Truppen. Es wäre das fast unmöglich.“

Jetzt traten aus dem Nebel vor ihnen einzelne dunkle Partieen zu Tage, welche nach kurzer Zeit die Gestalt von Häusermassen, von Kuppeln und Kirchen annahmen. Noch eine Viertelstunde und sie erreichten die ersten Gebäude der diesseitigen Vorstadt Venedigs. Die Gondel schoß in einen engen Kanal hinein, rechts und links mit hohen Gebäuden besetzt, die aber ein ärmliches Aussehen hatten. Auch bemerkte man auf der rechten Seite dieses Kanals noch einen Weg, von welchem man in die verschiedenen Hausthüren gelangen konnte.

Obgleich diese Stadtviertel sehr belebt sind, so haben sie doch ein trostloses, trauriges Ansehen. Die hohen Mauern mit kleinen Fenstern sind von dunkler, schmutziger Farbe. Thüren und Läden sind meistens zerbrochen oder hängen schief in ihren verrosteten Angeln;

die Treppen vor den Häuſern oder die Brücken über den Kanal haben ein zerbröckeltes, verwittertes Ausſehen; rechts und links über unſern Köpfen hängt Wäſche zum Trocknen, und man kann von Glück ſagen, wenn man hier glücklich durchkommt, ohne von einem Fenſter herab beſchüttet zu werden. Denn in den Kanal wirft man Alles, was man aus den Häuſern entfernen will. An ſeinen Ufern ſpielen halbnackte ſchmierige Kinder; und damit die Naſen nicht beſſer daran ſind, als das Auge, ſo genießt man hier in den Vorſtadt-Kanälen eines ſeltſamen, unausſprechlichen Parfüms, welches theils von dem faulen Lagunen-Waſſer herkommt, theils von den Ueberbleibſeln von Fiſchen und von Meerfrüchten aller Art, die man zu beiden Seiten in großen Haufen liegen ſieht.

Wenn man aber dieſe Vorſtädte hinter ſich hat, wenn man endlich einbiegt in den Canal grande, vor und neben ſich die prächtigen Marmorpaläſte, die unmittelbar aus dem Waſſer emporſteigen mit ihren hohen zierlichen Bogenfenſtern, mit der mannigfaltigen Krönung ihres Daches, mit ihren breiten Treppen, die aus der weit geöffneten Thorhalle ins Waſſer hinabführen, und vor welchen, der Herrſchaft harrend, zierliche Gondeln ſich an leichter Kette wiegen, wenn man nun vor den prächtigen Rialto kommt und unter ſeinen weiten Bogen von Marmor-Quadern dahinſchießt, da ſpricht man zu ſich ſelber: Ja, Venedig iſt einzig, es iſt in ſeiner Art die prächtigſte und poetiſchſte Stadt der ganzen Welt!

So dachte auch der deutſche Offizier, als er ſtumm vor Erſtaunen bei dieſen Herrlichkeiten vorüber fuhr. Der Italiener ſchien einige Zoll gewachſen zu ſein; er ſtand aufrecht und ſtolz da, und ihn entzückten die lebhaften Blicke ſeines Freundes, mit denen er bald hier und bald dort etwas Neues und Schöneres anſtaunte. — Venedig war ſeine Vaterſtadt, und wenn er auch ſeit längeren Jahren nicht hier geweſen war, da ihn des Kaiſers Dienſt fern gehalten, ſo erkannte er jetzt doch wieder jeden Palaſt, jede Ecke, jede Biegung des Kanals, und an allen dieſen Stellen tauchte für ihn eine angenehme,

aber auch hie und da eine bittere Erfahrung auf. Manchmal fuhr er mit der Hand über die Augen, dann warf er den Kopf in die Höhe, als wollte er sagen: Bah! das ist nicht anders! Dann zeigte er wieder lebhaft auf das hohe Fenster irgend eines Palastes, ohne dem Freunde auf dessen Fragen mehr zur Antwort zu geben, als: „Dort wohnen Freunde von mir; du wirst sie schon kennen lernen."

„Sieh' diesen kleinen zierlichen Palast!" rief auf einmal der Genieoffizier. „Kann man etwas Liebenswürdigeres sehen als diese Fensterreihe, so leicht und zierlich durchbrochen!"

„Die Cadoro," entgegnete der Italiener. „Das glaube ich wohl, einer der schönsten und berühmtesten Paläste, Taglioni hat ihn gekauft und will ihn, wie man sagt, wieder herstellen lassen. — Dort liegt auch die große Post. Hier könnten wir den großen Kanal verlassen, um durch kleinere Kanäle schneller zu unserem Gasthof zu gelangen. Doch habe ich den Gondolieren gesagt, sie sollen geradeaus fahren. Es wird dir ja einerlei sein."

„Es ist mir sogar angenehmer," sagte Friedrich von S., „und ich danke dir. Laß sie ein Bischen langsamer fahren; ich will den ersten Eindruck, den ich heute von dieser merkwürdigen Stadt erhalte, so fest wie möglich in mich aufnehmen. Diese Stunde wird mir ewig unvergeßlich sein."

Und so fuhren sie langsam dahin auf dem großen Kanal, während der Italiener seinem Freunde die Namen berühmter Geschlechter nannte, die hier gewohnt. Bei vielen aber setzte er hinzu: „Diese Familie ist ausgestorben, dies Gebäude ist nicht mehr bewohnt."

Und das konnte man denn auch bei näherem Beschauen manchem dieser alten Paläste wohl ansehen, und leider meistens den größten und stattlichsten. Die lagen da finster und öde; an vielen waren die Fenster verschlossen, an anderen die Scheiben zertrümmert, die Thorflügel fest zugemacht, an den Treppen plätscherte melancholisch das Wasser; hier lag kein buntfarbiger Teppich, hier wiegte sich keine Gondel auf dem Kanal.

„Das Haus des tapfern Mohren!“ ſprach lachend der junge Italiener. „Othello's Palaſt. So ſagen wenigſtens die Ciceroni; und da ich heute der Deinige bin, ſo ſpreche ich ihnen nach.“

„Wenn es auch nicht wahr iſt,“ entgegnete ebenfalls lachend der deutſche Offizier, „ſo freut es mich doch. In dem Punkt bin ich leichtgläubig wie ein Kind und bin es gerne.“

Es war einer der kleineren Paläſte im großen Kanal, welchen Graf C. vorhin bezeichnet; doch war er ausnahmsweiſe ſehr gut erhalten, hatte freundliche Jalouſien, die, um die Sonne abzuhalten, hinausgeſtellt waren, und unten in der Vorhalle ſah man grüne Orangen- und Lorbeerbäume in zierlichen Kübeln. Ein Bedienter in Livree ſchien einem Gondolier Aufträge zu geben, der in Folge derſelben einen buntfarbigen Teppich auf die Treppe warf und das kleine Fahrzeug ganz nahe hinan trieb.

„So oft ich hier vorbei fahre,“ meinte Friedrich von S., „will ich mich lebhaft des unglücklichen Eiferſüchtigen erinnern.“

„Wir werden dies Haus öfter beſuchen, hoffe ich,“ entgegnete der Italiener. „Es wohnt hier einer meiner Bekannten, ja ein Verwandter.“

„Charmant!“ rief der Baron; „ich hoffe, daß eines deiner Verwandten muſikaliſch iſt, und uns einmal an einem ſchönen Abende irgend etwas aus meiner Lieblings-Oper vorſpielt.“

Bei dieſen Worten hatten ſie das Ende des großen Kanals erreicht und fuhren San Georigio maggiore entgegen, dem faſt gegenüber der Gaſthof lag, hôtel de l'Europe, wo von S. abſteigen wollte.

Im Vorüberfahren zeigte der junge Italiener ſeinem Freunde noch den Palaſt der Foscari, ein großes, majeſtätiſches Gebäude, gänzlich unbewohnt. Bald darauf bogen die Gondoliere aus der Mitte des großen Kanals an das linke Ufer deſſelben und hielten vor der Treppe eines großen Hauſes ſtill.

„Hier wirſt du wohnen,“ ſagte Graf C. und bot dem Freunde die Hand, der aus dem leichten Fahrzeuge ſprang und ſein Gepäck her-

ausnehmen ließ. „Zieh' dich um und bleibe zu Hause, ich will meine Freunde jetzt überraschen, und in einer Stunde komme ich, dich abzuholen."

Die beiden Offiziere hätten zu keiner für sie angenehmeren Zeit nach Venedig kommen können. Es war im Herbst des Jahrs 1847, und da sich um diese Zeit einige hohe Personen in der Inselstadt aufhielten, so schmückte sich die stolze Venetia so gut als möglich, um im besten Glanze zu erscheinen.

Graf C. war, wie schon gesagt, Venetianer, ein Italiener mit Leib und Seele, doch das wollte zu damaliger Zeit noch nichts Besonderes sagen. Er führte seinen jungen Freund in die angesehensten Häuser, er stellte ihn den schönsten Frauen und Mädchen vor, und wir müssen eingestehen, daß das angenehme Aeußere des jungen lebhaften Deutschen, verbunden mit seinem klaren, gesunden Verstande, überall einen sehr angenehmen Eindruck hervorbrachte. Wie so viele Offiziere der östreichischen Armee sprach er das Italienische vortrefflich, und diese seine Kenntniß der Landessprache verschaffte ihm manches interessante Gespräch und gab ihm hie und da das Vertrauen einer Dame, die mit ihm, dem anständigen Fremden, gerne und lange über pikante Verhältnisse der Vaterstadt sprach.

Wenn er das große Theater Fenice besuchte, so gab es da eine Menge Logen, in welchen er gern gesehen war, wo er im Zwischenakt ein- und ausgehen durfte, und wo ihm die Damen mit Vergnügen verstatteten, sich neben sie in die Ecke auf einen kleinen Stuhl zu setzen, um halbverdeckt von dem rothen sammtenen Vorhang zwanglos und angenehm zu plaudern. Er hatte große Reisen gemacht, Asien und Afrika gesehen, und da er aus Shakspeare's unsterblichem Werke wußte, wie gern die schönen Venetianerinnen sich vorerzählen lassen von entfernten Ländern, von fremden Sitten und Gebräuchen, so that er wie der edle Mohrenfeldherr, ohne daß es ihm jedoch gelingen mochte, irgend eine Brabantio für sich zu gewinnen.

ſtand der Doktor Burbus am Fenſter und lachte aus vollem Halſe, denn auch er konnte ungefähr bemerken, was vorfiel. Schon hatte der Prinzipal mich am Kragen gefaßt, als er erſt bemerkte, daß es ſein eigener Lehrling ſei, der das Haus in Allarm brachte. Konnte man es ihm übel nehmen, wenn er, anſtatt meinen Kragen loszu laſſen, mich nach dieſer Entdeckung unſanft in's Zimmer zog, mir mit dem roſtigen Schwerdte einige ziemlich fühlbare Ritterſchläge verſetzte und mich auf dieſe Art, wie es früher bei den Zünften Sitte war, feierlich von der Lehre losſprach? Philipp kreiſchte vor Entſetzen laut auf, und Jungfer Barbara an der Treppe drohte in eine lebensgefährliche Ohnmacht zu fallen, wenn ſie mit einem ſolchen Ungeheuer noch eine Nacht unter demſelben Dache verbringen müſſe, und verlangte, ich ſolle unverzüglich das Haus verlaſſen.

Nach ſolchen Vorgängen war ich dies denn auch zufrieden, und obgleich mir der Prinzipal befahl, erſt morgen mit dem Früheſten abzuziehen, hatte er mir nicht ſobald den Rücken gekehrt, als ich mich wieder vor's Fenſter hinausſchwang und auf meinem luſtigen Wege zum Doktor Burbus zurückkehrte. Philipp, verſteinert ob all dem Ungeheuren, was geſchehen, ſah mir ſprachlos nach; ich rief ihm mit dem Abſchiedswort die Kunde zu, wo Fanny, der edle Mops, ſich befinde, und ſomit ſagte ich dem Reißmehlichen Haus Valet auf immer.

Es war dies aber seine eigene Schuld, denn er suchte selten sein Glück lange auf einer Stelle. Man sah ihn bald diesen, bald jenen Palast besuchen, auf dem Markusplatz bald mit dieser, bald mit jener Dame sprechen, im Theater von Loge zu Loge eilen. Hier aber hielt er sich meistens auf einer Seite auf, und wir wollen dem geneigten Leser eingestehen, daß diese Einseitigkeit ihren guten Grund hatte.

Auf der rechten Seite des Hauses war die Loge der Marchesa v. C., einer der reichsten und vornehmsten venetianischen Familien, und in dieser Loge war zuweilen ein Gegenstand, der den jungen Offizier auf eine unerklärliche Weise fesselte. Es war dieß die einzige Tochter der ebengenannten Familie, die junge Marchesa v. C., welche hier in Begleitung ihrer Gesellschafterin zuweilen erschien. Wir müssen aber dem jungen deutschen Offizier Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn wir sagen, daß er nicht der Einzige war, der begierig hinüber schaute, bis drüben der Vorhang auf die Seite geschoben wurde und die junge Dame erschien.

Es war aber auch der Mühe werth, sie zu sehen, und wenn sie eintrat, richteten selbst die anderen Damen ihre Lorgnetten hinüber, und die Schönheit des jungen Mädchens war so anerkannt, daß man sie zugab und nicht einmal Miene machte, als habe man irgend etwas daran auszusetzen. Hie und da konnte vielleicht Eine sagen: „Ja, wenn sie nur nicht das sonderbare Haar hätte."

Dies Haar war freilich auffallend, denn es war von der angenehmsten blonden Farbe und dazu von einer Dicke und Fülle, wie man ein Haar überhaupt nur in Venedig sehen kann. Dabei aber hatte die junge Marchesa das lieblichste Gesicht von der strengsten Schönheit und eine prächtige, volle elastische Gestalt. „Ah!" sagten die jungen Männer, die sie zum Erstenmal sahen, und wenn auch hinter diesem Ah: kein weiteres Lob kam, so war der Ton desselben doch so bezeichnend, daß andere Damen, die dies Wort gehört, sich leicht anschauten und die Achseln zuckten.

Obgleich die junge Marchesa ebenso liebenswürdig als schön war,

ſo war ſie doch in der Geſellſchaft nicht beliebt. Und daran waren wiederum ihre Haare ſchuld, nicht die Farbe derſelben an ſich — denn die Blondinen waren ja im alten Venedig beſonders geſchätzt — ſondern die Abſtammung, durch welche ſie dieſe blonden Haare erhalten. Man fing damals ſchon ſtark an, in Italien Sympathien und Antipathien zu zeigen. Die Mutter der jungen Marcheſa war eine Deutſche geweſen, die Tochter eines großen Hauſes, und das begannen die italieniſchen Damen ihr jetzt gewaltig übel zu nehmen. Sie liebte ihre Vaterſtadt Venedig, aber ſie haßte deßhalb die Deutſchen nicht, vielmehr hegte ſie im Gegenſatz zu ihrer Geſellſchaft Sympathien für dieſelben und fand ſich dadurch ſehr bald allein ſtehend. Sie machte mit den übrigen Damen nie gemeinſchaftliche Sache, und mochte ſich nicht zu Demonſtrationen herbeilaſſen, die ſie für unpaſſend und unrecht hielt. So ſah man ſie z. B. nicht wie ſo viele Uebrigen mit einer weißen Camelia im Haar, an welcher ein rothes Band befeſtigt war, das bis auf die Bruſt herabflatterte und dort, ſich um einen grünen Strauß ſchlingend, die italieniſchen Nationalfarben: weiß, grün, roth, darſtellte.

Die Marcheſa von C. wohnte in jenem Hauſe, das der Italiener ſeinem Freunde bei der Fahrt durch den Canal grande als den Palaſt Othello's gezeigt. Graf C. war Verwandter des Hauſes und hatte als ſolcher nicht ermangelt, ſeinen Freund dort einzuführen.

Friedrich von S. war beim erſten Anblick der jungen Marcheſa von einem noch nie empfundenen Gefühl durchſchauert und fand ſich durch das kalte Benehmen derſelben gegen ihn ſchmerzlich zurückgeſtoßen. Die junge Dame war artig und freundlich, aber dabei ſehr zurückhaltend, ganz gegen die Gewohnheit der meiſten venetianiſchen Damen, bei denen er, wie ſchon geſagt, als zur guten Geſellſchaft gehörend, herzlich und freundlich aufgenommen wurde. Es war ſonderbar: was ihm hier beſonders zu nützen ſchien, die genaue Bekanntſchaft mit dem italieniſchen Freunde, ſchien ihm bei der Marcheſa abſonderlich zu ſchaden. Denn als ihn der Graf C. eingeführt, hatte er ihn ſeiner Couſine als einen ſeiner beſten und zuverläſſigſten Freunde vorgeſtellt,

und wir können nicht läugnen, daß hierauf der erste Blick der jungen Dame, den sie auf den deutschen Offizier warf, ein Blick des Mißtrauens war.

Demungeachtet machte er aber in diesem Hause häufig Besuche und suchte sich auch sonst so viel als möglich der jungen Marchesa zu nähern. Wenn er sich dabei auch gestehen mußte, in ihrer Gunst keine Fortschritte zu machen, so bemerkte er dagegen recht gut, daß zuweilen ihre Blicke lange auf ihm hafteten, und daß sie ihn, wenn sie sich unbemerkt glaubte, zuweilen mit unverkennbarem Interesse betrachtete.

Mit den Offizieren der Garnison, von denen Friedrich von S. Niemand genauer kannte, pflegte er wenig Umgang. Von seinem italienischen Freunde fast nur zu Italienern gebracht, lebte er beständig in dieser Gesellschaft, weßhalb sich seine deutschen Kameraden, wenn er ihnen zufällig einmal im Kaffeehause begegnete, zuerst kaum merklich, dann aber auffallend von ihm zurückzogen. Er war aber zu arglos und unbefangen, um hier etwas Besonderes zu finden, und wenn er mit dem Grafen C. darüber sprach, so zuckte dieser die Achseln und sagte: „Was willst du, mein Lieber? du wirst diesen Herren nur angenehm sein, wenn du gänzlich unsere Gesellschaft meidest. Leider ist es schon so weit gekommen — — doch ist das erst der Anfang des Endes.“ —

Wir haben schon gesagt, daß Venedig um diese Zeit einen festlichen, heiteren Charakter angenommen hatte und daß man zu Ehren verschiedener Fremden die höchsten Festlichkeiten veranstaltete, unter anderem eine Regatta, bei welcher der große Kanal bedeckt war mit Tausenden von Gondeln, welche heute ihre allgemeine schwarze Farbe unter bunten Teppichen, unter goldgestickten Tüchern verbargen.

Es war ein herrlicher Anblick, und die Paläste nahmen Theil an dem allgemeinen bewegten glänzenden Leben. Aus allen Fenstern flatterten Stoffe in den verschiedensten Farben; die Balkone und Terrassen waren mit Tausenden von Menschen bedeckt, welche laut jubelnd dem großartigen Schauspiele zuschauten. Venedig schien mit einem

Zauberſchlag in die alte, äußerlich ſo glänzende Zeit zurückverſetzt zu ſein. Die Tauſende der kleinen zierlichen Schiffchen auf dem grünen Waſſer waren feſtlich geſchmückt, je nach dem Reichthume und dem Range der Beſitzer. Es war wie ein heiteres Maskenfeſt; der Canal grande mit ſeinen unzähligen bunten Farben, in dem Schimmer gold- und ſilbergeſtickter Stoffe, dazwiſchen das glänzende von der Sonne beſchienene Waſſer, ſah aus wie eine rieſenhafte, lebendige Blumenkette, die ſich in zierlicher Schlangenlinie zwiſchen die alten grauen Paläſte gewunden. Und wenn man dieſes allgemeinen großartigen Anblicks genug hatte, und ſich in eine Gondel warf, um dem Strom zu folgen oder ihn zu kreuzen, ſo ſah man an den Einzelheiten ſo viel Schönes und Blendendes, daß man nicht wußte, wohin die Blicke wenden.

Friedrich von S. hatte mit Mühe ein kleines Fahrzeug erhalten und fuhr, in demſelben aufrecht ſtehend, dahin, das glänzende Schauſpiel ſo viel als möglich in ſich aufnehmend. Hier erſchienen Gondeln des Volkes, die Wettruderer, mit ungeheurer Anſtrengung ihr Boot dahintreibend und in feſtlich hellen Anzügen. Zu beiden Seiten ihres Fahrwaſſers hatten herrſchaftliche Gondeln eine Gaſſe gebildet, und in den Atlaskiſſen der kleinen Schiffchen lehnten die ſchönſten Frauen und Mädchen in dem phantaſtiſchſten Anzuge, während die Gondelführer bei ihrem Ruder ſtanden, kräftige ſchlankgewachſene junge Leute in dem maleriſchen Coſtüm der alten Zeit.

Der Gondolier, der den jungen Offizier führte, hatte ſich hinter dieſe glänzende Reihe gedrängt, den Befehlen ſeines Herrn folgend, der mit ſeinem ſcharfen Auge unter Tauſenden der Fahrzeuge heraus dasjenige der Marcheſa von C. gefunden, welches ſoeben die Freitreppe ihres Palaſtes verlaſſen zu haben ſchien und gewandt durch die dichten Reihen ſchlüpfte.

Die Marcheſa ſaß in einer kleinen, reichverzierten und vergoldeten Gondel; prächtige perſiſche Teppiche hingen über den Bord derſelben und ſchwammen im Waſſer nach. Neben einer älteren Geſellſchafterin lehnte die junge Marcheſa in die ſchwarzen atlaſſenen Kiſſen, und war,

wo sie sich zeigte, wie immer der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit.

Heute aber galt derselbe ebensosehr ihrer Gondel, als der Person des jungen Mädchens selbst. Fast alle Fahrzeuge der Venetianer nämlich hatten im Arrangement von Teppichen und Blumen irgendwo die italienischen Farben. Die Gondel der Marchesa von C. hingegen trug am Stern die bekannten, damals aber nicht beliebten Landesfarben, schwarz und gelb. Mancher schaute verwundert drein, als das kleine Fahrzeug vorüberschwamm; hier hörte man ein leises Maledetto, dort ein höhnisches Lachen, oft auch dagegen ein halb unterdrücktes Evviva.

Die junge Dame ließ sich alles dies nicht anfechten. Sie lag nachlässig in ihre Kissen gedrückt und grüßte rechts und links mit dem Anstande und der Miene einer Königin. Sie war sich der Flagge wohl bewußt, die ihr Fahrzeug führte, und die erstaunten, ja zornigen Blicke vieler Damen ihrer Bekanntschaft schienen sie wahrhaft zu erfreuen. Sie übte eine Art Wiedervergeltung, denn da sie die Farben liebte, unter welchen Venedig wieder anfing, aufzublühen, da es die Farben ihrer lieben verstorbenen Mutter waren, so hatte sie es oft tief gekränkt, wenn sie im Salon ihres Vaters mit ansehen mußte, wie die italienische Tricolore mit Ostentation getragen wurde und wie man ihre Farben, die sie auch bei sich nie verläugnete, mit einer Miene der Verachtung angeschaut.

Friedrich von S., entzückt von dem Anblick der jungen Dame, versuchte umsonst mit seinem einzigen Ruderer der pfeilschnell dahinfahrenden Gondel zu folgen und hätte sie auch nie erreicht, wenn sein gutes Glück nicht gewollt hätte, daß in der Gegend des Rialto eine dichte Reihe offener Boote, mit Offizieren besetzt, derselben einen Aufenthalt verursacht hätte. Mehrere seiner Kameraden schienen die Marchesa zu kennen und grüßten sie um so freundlicher, als sie bemerkten, daß ihre Gondel die kaiserlichen Farben führte.

Hiebei gelang es ihm, näher zu kommen, und sein Gondolier drückte das leichte Fahrzeug so scharf und plötzlich neben die Gondel

der Marcheſa, daß das leichte Schiffchen heftig zu ſchwanken anfing und der junge Offizier faſt über Bord gefallen wäre, wenn er ſich nicht noch zur rechten Zeit an der Flaggenſtange der anderen Gondel gehalten hätte.

Die Marcheſa, durch die heftige Bewegung aufmerkſam gemacht, ſchaute ſich um, und Herr von S., der ſie auf's Ehrerbietigſte grüßte, bat zu gleicher Zeit um Verzeihung, daß er genöthigt geweſen ſei, bei ihr ſein Gleichgewicht wieder zu finden.

„Ah!“ entgegnete die junge Dame mit ernſtem, aber einigermaßen ſpöttiſchem Ton, „Sie halten ſich an der Flagge Ihres Kaiſers? Daran thun Sie ſehr wohl, und ich bin dem Zufall wirklich dankbar, daß die von mir ſo geliebten Farben Ihnen das Gleichgewicht wieder gaben.“

Damit ließ ſie grüßend ihren Fächer ſinken und ihre Gondoliere, ärgerlich über den gehabten Aufenthalt, trieben die Gondel unter den Rialto, daß das Waſſer mit gewaltigen Bogen rauſchend emporſpritzte.

Wenn der junge Offizier gefolgt wäre, ſo hätte ſein leichtes Fahrzeug unfehlbar an den Marmorquadern der Brücke zerſchellen müſſen. — Und er wäre dem ſchönen Mädchen ſo gern gefolgt! Ihre Worte klangen ſo bedeutungsvoll und doch ſo räthſelhaft. Er hätte ſie gerne um eine Aufklärung gebeten, um dadurch noch einige Augenblicke länger in ihrer Geſellſchaft bleiben zu können.

Jetzt fuhr er auch unter dem Rialto dahin und ihm folgte eine zweiruderige Gondel mit jungen, eleganten Leuten beſetzt, die eifrig zuſammen ſprachen.

„Haſt du ſie geſehen,“ ſagte der Eine, „die ſchöne Marcheſa?“

„Mit der deutſchen Flagge!“ ſprach ein Anderer.

„Daß ſie verdammt ſeie!“ fuhr der Erſte fort.

„Wer?“ fragte ein Anderer lachend. „Die Flagge oder die Marcheſa?“

„Meinetwegen beide!“ antwortete der, welcher zuerſt geſprochen.

„Sie iſt doch einmal eine Venetianerin, und der Name ihres Vaters hat einen guten Klang beim Volke.“

„Ein ſchlauer Fuchs, der alte Marcheſe,“ ſagte ein Anderer. „Laßt ihn nur machen, er weiß wohl, warum er der Tochter erlaubt, ſchwarzgelb zu führen. Es beſſert ſeine Reputation bei der Regierung und das kann er brauchen.“

„Ach was erlauben?“ rief der Erſte ärgerlich. „Die läßt ſich was erlauben oder verbieten! Sie thut was ſie will. Ah! das iſt ein hartnäckiges Weib!“

„Aber ſchön!“ ſprach ſeufzend einer der jungen Männer, der bis jetzt geſchwiegen.

Damit ſchoß die Gondel vorbei und man hörte weiter nichts mehr, als das Plätſchern der Ruder im Waſſer.

Friedrich von S., der ſeine Gondel langſam wenden ließ, nahm ſich vor, ſeinem italieniſchen Freund die eben gehörte Unterredung mitzutheilen und ihn um Auskunft zu bitten über das Dunkel, was für ihn hierin, ſowie in den Worten der jungen Marcheſa lag. Aber er vergaß dieſen Vorſatz im Laufe des Tags und als es Nacht geworden, war der Markusplatz ſo feenhaft ſchön und hatte er ſo viel zu thun, um den Ort auf demſelben zu finden, wo ſich die junge Marcheſa vielleicht aufhalten könnte, daß er nicht im Stande war, ſich hier loszureißen und ſeinen Freund aufzuſuchen.

Man muß den Markusplatz an einem ſolchen Abend geſehen haben, um ſich zu geſtehen, daß es in der ganzen Welt nichts Feenhafteres und Schöneres gibt. Wer kennt nicht dieſen weiten prächtigen Platz aus Bildern und Erzählungen, mit dem weißen, glatten Marmorboden, eingefaßt von herrlichen Paläſten, beherrſcht von der prächtigen Markuskirche, dieſem phantaſtiſchen, ſeltſamen Bauwerk mit ſeinen orientaliſchen Formen, den bunten Farben des Marmors, aus welchem es gebaut iſt, den Tauſenden von ſpitzigen Zacken und Thürmchen, mit ſeinem ernſten Portal, auf welchem die vier berühmten broncenen Roſſe nach vier Seiten auszuſchreiten ſcheinen, dies

Bauwerk ohne beſtimmte Form und doch von wunderbarer Symmetrie, überragt von der weiten, prächtigen vergoldeten Kuppel!

So liegt der Markusplatz da, und wenn, wie an dem heutigen feſtlichen Abend, die Nacht hereinbricht, ſo gleicht er einem rieſenhaften Ballſaale, über den als Decke der dunkle italieniſche Nachthimmel mit Tauſenden von flimmernden Sternen geſpannt iſt. An drei Seiten des Platzes ſind broncene Armleuchter, auf denen unzählige Gasflammen brennen. Dazu kommen eine Menge ungeheurer Kandelaber, die bei Feſtlichkeiten wie heute auf dem Steinboden feſtgeſchraubt ſind und die oben unzählige Arme ausſtrecken, auf welchen überall Bouquete von weißem Lichte glänzen und rings herum eine fabelhafte Helle verbreiten.

Tauſende von Menſchen bedecken dieſen Platz und ziehen lachend und plaudernd auf und ab. Die Seitengänge der Procurazie ſind zu Logen eingerichtet; hier ſitzt die ſchöne Damenwelt Venedigs; Blumen duften, Augen glänzen. Auch hier wird gelacht und geplaudert, geſcherzt und geliebt, und hier und dort verläßt eine Dame, die des Sitzens müde iſt, auf den Arm ihres Cavaliers geſtützt, ihren Platz, um ſich unter die wogende Menge zu miſchen, die ab- und zuſtrömt.

Zu beiden Seiten ſind Militärmuſiken aufgeſtellt, welche abwechſelnd luſtig aufſpielen, und die prächtigen Klänge, von den Steinmauern ringsum zurückgeworfen, dröhnen über den Platz hin, Sinne und Herz betäubend. Da ſenkt ſich manches Auge, das ſo eben noch ſchmachtend emporgeblickt; tiefer Athem ſchwellt die Bruſt, Blicke finden ſich und Herzen; die dahinwandelnden Paare ſchließen ſich feſter aneinander, und wir finden es begreiflich, daß jener junge Mann, der ſich hinabbückt zu dem Blumenſtrauß ſeiner Dame, ſein Ziel verfehlt und ſtatt jener eben aufgeblühten Roſe die friſchen Lippen ſeiner Begleiterin verſtohlener Weiſe küßt, welche in dieſem Augenblick das Blumenbouquet als Fächer benützt.

In ſolchen Momenten iſt es traurig, wenn man, wie unſer

junger Freund, Friedrich von S., auf dem Platze des heil. Markus allein hin und her wandelt; doppelt traurig aber, wenn man, wie er, ſucht und nicht findet. Wie oft war er an den Bogengängen auf- und abgewandelt und hatte bis zur Grenze der Indiscretion hineingeſchaut und die lachenden und plaudernden Damen gemuſtert. — Vergebens!

Endlich wandte er ſich von dem glänzenden Platze ab und trat auf die Piazetta, welche weniger, ja faſt gar nicht beleuchtet, ohne Glanz und Schimmer, ohne hin und her wandelnde Menſchenmaſſen, ohne rauſchende Muſik und doch ſo unendlich poetiſch da lag.

Wie ein Märchen aus tauſend und einer Nacht, phantaſtiſch, reich, übernatürlich erhebt ſich links der Dogenpalaſt.

Und wenn man da zurückblickte auf den hellen, belebten Markusplatz, ſo drängte ſich wieder lebhaft das Bild eines großen Ballfeſtes auf. Hier war man in einem ſtillen Nebengemach, wohin ſich einige Wenige zurückzogen, die ſich drüben im Gewühl nicht heimiſch fühlten, oder die mit ihren Gedanken oder mit lieben Bildern, welche dieſelben beſchäftigten, allein ſein wollten.

Dem jungen Offizier erging es ſo; er wandelte auf den breiten Steinplatten bis an das Ufer der Lagunen, deren ſtille Fluthen ſich weit hinaus dehnten, die man für das Meer ſelbſt halten konnte, da man im ungewiſſen Schein des Mondes die Formen des Lido kaum zu unterſcheiden im Stande war.

Es befanden ſich außer ihm wenig Spaziergänger da, Damen gar keine, wie es ſchien, und jede Gondel, die an der breiten Treppe anlegte, ſandte ihren Inhalt nach dem Markusplatz, wo die rauſchende Muſik immer fort ſpielte, deren Klänge, ſanft gedämpft, hieher auf die Piazetta drangen.

Friedrich ging den Säulen zu, wo eine Menge der kleinen Fahrzeuge zuſammen lagen. Er wollte von hier mittelſt eines Umweges zu Waſſer nach ſeinem Hôtel zurückkehren. Doch kaum war er ein paar Stufen hinab geſtiegen, ſo ſah er dicht vor ſich eine herr-

ſchaftliche Gondel, die Sitze mit reichen Teppichen bedeckt, die augenſcheinlich eben anlegte, um Jemand aufzunehmen. Es kamen auch wirklich zwei Damen hinter ihm die Treppen herab, und als er ſich umwandte und einen Schritt zurücktrat, um ihnen Platz zu machen, erkannte er mit freudigem Erſchrecken die Marcheſa von C., welche jetzt, ohne ihn zu erkennen, an ſeine Seite trat.

Das Mädchen hatte ihre Mantille zurückgeworfen; ihre blitzenden Augen ſchweiften über die helle Waſſerfläche, dann hinauf zu dem Monde, und als der ſilberne Schein in ihr großes, glänzendes Auge fiel, als ſich ihr Mund leicht öffnete, um die kühle, friſche Meerluft einzuathmen und als ſich dabei ihre Bruſt hob und ſenkte, war das Mädchen unbeſchreiblich ſchön.

Der Offizier konnte bei dieſem Anblick einen Ausbruch der Ueberraſchung nicht unterdrücken, und als ſich die Marcheſa darauf raſch umwandte, trat er auf ſie zu und bot ihr freundlich einen guten Abend.

Die Dame war ſichtlich überraſcht, ihn hier wieder zu ſehen, und einen Augenblick flog ein Lächeln über ihre Züge. Doch nur eine Sekunde. Dann ward das Geſicht wieder ernſt und kalt wie früher.

„Ah!“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „heute iſt der Tag unſerer Begegnung. Ich hätte nicht gedacht, Sie heute Abend hier noch zu ſehen.“

„Auch ich hatte dies Glück nicht erwartet,“ antwortete Friedrich von S., „obgleich ich wohl darauf gehofft.“

Die Marcheſa wandte ihm ihren Blick zu und ſah ihn eine Sekunde lang feſt an.

„Ich war wie alle Welt auf dem Markusplatz,“ fuhr der Offizier fort, „und muß Ihnen geſtehen, daß ich mich dort in dem glänzenden Damenkreis vielfach umgeſchaut. — Nach Ihnen, Marcheſa,“ ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu. „Ich glaubte mit Recht annehmen zu können, daß Sie an einem ſolch' feſtlichen Abend dort nicht fehlen würden.“

XII.

Fanny in der Laterne.

Wie es in einem Vulkan, nach einem gewaltigen Ausbruch erſt allmählich ruhiger wird, wie es im Innern fortwährend dumpf donnert und zuckende Blitze den Krater erleuchten, gerade ſo war es nach meinem Abgang durch das Fenſter im Reißmehlſchen Hauſe zum Herrn Doktor Burbus in den Gemächern des erſteren. Wie ein falber Blitz beugte ſich Philipp in ſeinem unentbehrlichen Kleidungsſtück weit hinleuchtend zum Fenſter heraus, um aus einem Ueberreſte kameradſchaftlicher Theilnahme in die Tiefe zwiſchen beiden Häuſern hinabzuſpähen, ob ich nicht da unten mit einigen zerbrochenen Gliedmaßen liege. Unten in den Zimmern der Jungfer Barbara wurde es bald hell, bald dunkel, und man konnte am Schatten, der zuweilen gegen die weiße Gardine fiel, ſehen, daß dieſe Würdige im Begriff war, ſich vollſtändig anzukleiden, wahrſcheinlich um ihren Liebling, die theure Fanny,

„Mich freuen dieſe Feſte wenig," ſagte das junge Mädchen ernſt, „und Venedig iſt mir unheimlich in dieſer Aufregung. Aber," ſetzte ſie ruhig und kalt hinzu, „Sie werden das nicht verſtehen, ich vielleicht ſelbſt nicht, aber mein Gefühl ſchaudert zurück vor dieſem falſchen Glanz, dieſem augenblicklichen Schimmer, dem nur zu bald die finſterſte Nacht folgt. — Gewiß, Herr von S.," ſprach ſie nach einer Pauſe, „ich komme mir oft vor wie eine Seherin, und möchte meine warnende Stimme erheben, aber ſie verhallt ungehört."

„Ja eine Seherin," wiederholte der junge Mann, ganz in den Anblick des herrlichen Mädchens verſunken, „ſchön wie Kaſſandra."

„Wenigſtens wie dieſe Troja's Fall prophezeiend," entgegnete die Marcheſa, indem ſie leicht den Kopf neigte und ihre rechte Hand ein klein wenig erhob.

Doch wußte man nicht, wollte ſie damit grüßen, oder wollte ſie dieſelbe dem jungen Offizier für eine Sekunde darreichen.

Friedrich von S. nahm das Letztere an und beugte ſich raſch hernieder, um einen etwas zu innigen Kuß auf die kleinen Finger zu drücken.

Die Marcheſa zog ihre Hand ſchnell zurück; doch als ſie in ihre Gondel ſtieg, ſagte ſie ihr felicita notte mit nicht unfreundlichem Tone.

Das Fahrzeug ſchoß dahin, und wo es die Fluthen durchſchnitt, blieb ein leuchtender Streifen in dem Waſſer zurück, zuerſt deutlich; dann aber zitterte er langſam auseinander, wurde unklar, löste ſich in einzelne ſilberne Punkte auf und verſchwand endlich in dem allgemeinen Leuchten der Fluth.

Friedrich von S. blieb lange unter der Säule ſtehen, auf welcher der Löwe des heiligen Markus thront, und blickte dem Fahrzeuge nach, wie es bei Santa Lucia vorbei in den großen Kanal einbog.

Heute fühlte er zum Erſtenmal klar und deutlich, daß er dies

herrliche Mädchen liebe, und daß dort die kleine Gondel das ganze Glück seines Lebens barg.

Venedigs Merkwürdigkeiten sahen die beiden jungen Leute gemeinschaftlich, das heißt, der Italiener machte seinem deutschen Freunde den liebenswürdigen Cicerone und erklärte ihm die Wunder der alten Republik auf eine lehrreiche und doch unterhaltende Art.

Sie besuchten den Dogenpalast mit seinen prächtigen großen Säulen, gingen die Riesentreppen hinauf an das berüchtigte und furchtbare Maul des Löwen, jenes öffentlichen Anklägers, aus dem das schreckliche Gericht der Drei seine geheimnißvollen Notizen nahm, die dann so oft zum Verderben wurden für einzelne Personen und ganze Familien. Sie sahen den Platz, auf welchem Marino Falieri enthauptet wurde, sie stiegen hinab zu den feuchten dunklen Gefängnissen, den Brunnen, mit den kleinen, stark vergitterten Fenstern, den einzigen Luftlöchern der armen Gefangenen, zu welchen aber zugleich mit dem Tageslichte die Fluthen der Lagunen und auf ihnen allerlei unheimliche Thiere in die Kerker drangen. Sie gingen hinauf in die Bleikammern, dicht unter das von der Sonne glühend erhitzte Dach des Palastes, wo Casanova gesessen, der uns seinen Aufenthalt umständlich und schrecklich erzählt. Sie betraten die heimlichen Gerichtszimmer, aus denen so Wenige von denen, welche damals hieher geführt wurden, ungehindert und frei zurückkehrten. Sie sahen das berüchtigte Gemach, in welchem fast nur Todesurtheile ausgesprochen wurden, und dann führte sie der Schließer durch mehrere kleine Zimmer vor eine gut verwahrte eiserne Thüre, hinter welcher der Boden eines schmalen Ganges, den sie nun betraten, gewölbt erschien. Unter sich hörten sie das dumpfe Rauschen der Lagunen, links blickten sie in einen finsteren Kanal, rechts durch eine schmale Oeffnung auf das weit hinaus glänzende Meer; — sie waren auf der Seufzerbrücke, und dies war der letzte Blick in das Leben, der den unglücklichen Schlacht-

opfern, welche früher dieſen Weg wandelten, vergönnt war; ſowie ſich jene Thüre am anderen Ende des ſchmalen Ganges öffnete und hinter ihnen ſchloß, waren ſie lebendig — todt. Starke Arme ergriffen den Verurtheilten; er wurde in dem finſteren Gebäude drüben erdroſſelt, und Abends ſah man ein ſeltſam gebautes Fahrzeug gegen den Lido hinausrudern. Vermummte ſaßen darin, und alle Gondeln, die dieſer Barke begegneten, wichen ſcheu auf die Seite. Denn dieſe führte den Leichnam irgend eines Mannes, der vor wenig Stunden noch gelebt, der vor wenig Tagen vielleicht glücklich, froh, reich und angeſehen geweſen war.

Der junge Italiener erzählte ſeinem Freunde, als er ihn durch Venedig führte, von der Macht und dem Reichthum der ehemaligen Republik, und er that das mit ſo friſchen, lebendigen, glühenden Farben, daß ihn der deutſche Offizier oftmals befremdet anſchaute. Auch zeigte er ihm ein kleines rothes Häuschen auf einem Nebengebäude des Dogenpalaſtes — das Gefängniß Silvio Pellico's, und ſprach mit einer Begeiſterung von dieſem Mann, die Friedrich von S. mit ſeinem argloſen Gemüthe nicht begreifen konnte. Auch das Arſenal beſuchten ſie häufig, und wenn Graf C. mit den übrigen Offizieren der Garniſon faſt gar nicht verkehrte, ſo ſchien er dagegen hier deſto beſſere Freunde zu haben.

So bereitwillig und freundlich der Italiener während des Tages bei ſeinem Begleiter war, ſo wenig ſchien er Luſt zu haben ihm ſeine Abendſtunden zu widmen. Da zog er ſich meiſtens zurück, und wenn ihm Friedrich von S. dies und das proponirte, ſo wußte er immer einen Vorwand, um einen ſolchen Vorſchlag abzulehnen und allein zu ſein. Anfänglich hatte ſich der deutſche Offizier darüber gewundert; bald aber wurde es ihm klar, daß Graf C. irgend ein Liebesabenteuer verfolgen müſſe, wobei ihm ſeine Geſellſchaft hinderlich ſei. Er hatte ein paarmal ſcherzhafte Anſpielungen in dieſer Richtung gemacht, und da der Italiener lächelnd darauf einzugehen ſchien, ſo war Friedrich

von S. discret genug, nicht mehr darauf zurückzukommen und ihm ſeine Abende vollkommen frei zu laſſen.

Da befand er ſich eines Abends allein in einem Kaffeehauſe; er ſetzte ſich an einen Tiſch, rauchte ſeine Cigarre und nahm einige Journale in die Hand, um ſie durchzuleſen. Neben ihm ſaß eine Geſellſchaft junger Leute, von denen er ein paar ſchon glaubte irgendwo geſehen zu haben. Als nun einer derſelben anfing zu ſprechen und lachend etwas erzählte, mußte er ſich unwillkürlich umwenden, denn jetzt erinnerte er ſich deutlich, auch dieſe Stimme ſchon gehört zu haben. Wann und wo aber dies geſchehen ſei, wollte ihm nicht klar werden. Auch war es ihm vollkommen gleichgültig, denn das Geſpräch, welches die jungen Leute führten, intereſſirte ihn anfänglich nicht im Geringſten. Endlich aber hörte er mehreremal den Namen des Grafen C. nennen, weßhalb er ſich nicht enthalten konnte, wenn auch mit einigem Widerſtreben und anfänglich willenlos, zu hören, was dort geſprochen wurde.

„Es iſt gewiß," ſagte einer der jungen Leute, „er wird in dem Hauſe angeſehen, als ſei er ſchon der Schwiegerſohn. Beim Himmel! Graf C. hat ein unverdientes Glück!"

„Aber die Marcheſa?" ſagte ein Anderer. „Iſt ſie auch mit der Wahl einverſtanden? Ich glaube, wenn ſie nein ſagt, ſo bringt ſie weder der Papa noch die ganze Familie zu dieſer Heirath."

„Ach!" rief ein Dritter, „die blonde Schöne wird auch endlich einmal weich werden; ſie hat ſich lange genug koſtbar gemacht gegen die ganze Männerwelt Venedigs. Es iſt wahrhaftig Zeit, daß ihre Stunde kommt."

„Und Graf C.," nahm der Erſte wieder das Wort, „iſt ein angenehmer Cavalier, von ächtem italieniſchen Blut und ſeinem Vaterlande ſehr zugethan."

„Das wäre vielleicht die geringſte Empfehlung bei der jungen Marcheſa," lachte ein Anderer; „denn obgleich geborene Venetianerin, iſt ſie doch mit Leib und Seele den — — Deutſchen zugethan."

Das Beiwort, was der Italiener den Deutſchen gab, konnte Friedrich von S. nicht verſtehen. In dem Augenblicke, wo er es ausſprechen wollte, ſtieß ihn ein Anderer mit einem Blick auf den nebenſitzenden Fremden heftig an den Arm.

Der deutſche Offizier, dem das Blut in den Kopf geſtiegen war, und dem es ſehr unangenehm vorkam, daß der Italiener jenes Prädikat verſchluckte, ſtand langſam von ſeinem Tiſche auf, faltete ſeine Zeitung zuſammen und trat ruhig an den Tiſch der vier Herren, um ſich an einer dort befindlichen Lampe ſeine Cigarre anzuzünden, während dem er nicht umhin konnte, ſich jeden der jungen Leute etwas ſcharf anzuſehen. Doch erwiderte keiner dieſen Blick. Sie ſchauten ſich ziemlich unbefangen an und Einer ſummte zwiſchen den Zähnen: o casta diva!

Friedrich von S. verließ das Kaffeehaus; doch hatte ihn das eben Gehörte gewaltig aufgeregt. War er denn bis jetzt blind geweſen oder ſo unſchuldig wie ein neugeborenes Kind, daß er nicht begriffen hatte, weßhalb Graf C. ihn ſo ſelten zu ſeinen Verwandten mitnahm und weßhalb er Abends beſtändig allein ausging? Alſo er liebte ſeine Couſine und wurde wahrſcheinlich wieder geliebt.

Der Offizier preßte die Hand auf ſein Herz, welches ein heftiger ſtechender Schmerz durchfuhr. Seine Liebe zu jenem ſchönen Mädchen war bis zu dieſem Augenblick ruhig, leidenſchaftslos geweſen; jetzt trat die Eiferſucht hinzu, und er fühlte, wie ſein Blut plötzlich erregt war, wie ſeine Pulſe heftig klopften. Auch mußte er ſich dabei geſtehen, daß ihn ſein Freund nichts weniger als freundſchaftlich behandelte. Friedrich hatte dem Grafen C. nicht verhehlt, wie ſehr ihn die Marcheſa intereſſirte, ja er hatte ihm eingeſtanden, daß er ſich zuſammen nehmen müſſe, um ſich nicht auf's Heftigſte in das ſchöne Mädchen zu verlieben. — „Und hoffnungslos," hatte er hinzugeſetzt, „ohne alle und jede Ausſicht, denn ich bin weder Graf noch Baron; ich habe nichts als meinen Degen, und das iſt ſehr wenig, um es gegen die

Schönheit der Marchesa gegen den Reichthum und Namen ihres Hauses in die Wagschale zu legen."

Dazu hatte der Italiener fein gelächelt, leicht die Achseln gezuckt und ihm geantwortet: „Ein unternehmender Offizier, ein tapferer Mann kann Alles erreichen. Wer weiß, es kommt wohl noch die Zeit, wo man dir gern die Hand der einzigen Tochter des Marchese von C. bewilligt. — Ah!" setzte er hinzu, „dein Geschmack ist nicht schlecht; Emilie ist schön, und wie gesagt, dem Kühnen winkt das Glück."

Jetzt erschien es auch dem jungen Offizier nicht mehr räthselhaft, daß ihn sein Begleiter Abends beständig allein ließ. „Das war es also?" sprach er zu sich selber und biß die Zähne über einander. „Deßhalb mußte ich mich Abends allein herumtreiben, deßhalb wollte il Signor Conte Abends nichts von meiner Gesellschaft? Und während ich mich müßig an dem Ufer der Slavonier herumtrieb oder auf der Piazetta promenirte, oder, Gott weiß zum wie vielsten Male einsam und allein zu den Armeniern hinausfuhr, schleicht er zu ihr! — O, der Gedanke könnte mich rasend machen! — Und Beide lachen vielleicht über mich. Aber nein! nein! Sie scheint zum Lachen nicht sehr aufgelegt. — Aber gleichviel, hintergangen bin ich."

Er wollte nach Hause, er wollte dem Italiener die ganze Geschichte vorhalten. Doch als er durch mehrere der engen Gäßchen seinem Hotel zugeeilt war, als er ein paar Dutzend Brücken überklettert hatte, ward er ruhiger und dachte: „Was kann ich ihm sagen? Sein erstes Wort wird sein: beweise mir, was du sprichst. Und dann stehe ich da, wie ein ertappter Schulbube. Gehen wir ruhig zu Werk; vielleicht spielt uns der Zufall etwas in die Hände, was wir brauchen können."

Damit ging er langsam dem Hôtel de l'Europe zu, und als er ins Haus trat, fragte er den Kellner, ob der Graf C. dagewesen sei.

„Ja," war die Antwort, „der Herr Graf haben diese Karte zurückgelassen und mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, er wolle Sie morgen Früh zu einer kleinen Fahrt nach Mestre abholen."

„Für heute Abend gab er kein Rendezvous?“

„Nicht das geringſte.“

„Wie immer!“ dachte Friedrich. Dann ging er einen Augenblick auf ſein Zimmer hinauf, ſah nach Briefen, und änderte ganz ohne Abſicht ſeine Kleidung. Ohne jedoch genau zu wiſſen, weßhalb zog er einen dunkeln Sommerpaletot an, nahm ſtatt des hellen Florentiner Strohhutes einen ſchwarzen und verließ das Hotel wieder. Er hatte ſchon die Hand nach ſeinen Reiſepiſtolen ausgeſtreckt, um eine davon beizuſtecken, als er den Kopf lachend in die Höhe warf und zu ſich ſelber ſprach: „Zum Henker! Sollte ich doch glauben, ich wolle einem Nebenbuhler auflauern.“

Damit ſchlenderte er durch die enge Gaſſe fort, welche von der Hinterſeite des Gaſthofes nach dem Markusplatz führt. Es fing an, dunkel zu werden; die zahlreichen Läden waren bereits erleuchtet, ein helles Lichtmeer ſtrömte von dem großen Platze herüber, und jene kleine Straße war hauptſächlich ihrer Enge und der vielen geöffneten Gewölbe wegen grell beſchienen. Nur wo es hinausging nach einem Kanal oder einer Brücke, da wurde es dunkler und ſtiller, und wenn man ſo zur Zeit der einbrechenden Nacht an den Kanälen vorbeiging, ſo erſchien das dunkle Waſſer mit ſeinem leiſen Geplätſcher an den Steinmauern der Häuſer recht melancholiſch, recht trübſelig.

Mit einem leichten Scheine lag hie und da noch das Licht des ſcheidenden Tages auf der dunkelnden Fluth, namentlich auf den Waſſerſtraßen in der Nähe des großen Kanals. Einzelne ſchwarze Gondeln ſchoſſen eilfertig vorüber und ließen an den Ecken den bekannten weithin hörbaren Warnungsruf erſchallen, um ein Fahrzeug, das ihnen entgegen kam, zu benachrichtigen und zum Ausweichen zu veranlaſſen. Es iſt erſtaunlich, mit welcher Sicherheit die Gondoliere dies zu thun verſtehen, und unbegreiflich, daß ſie bei dem ſcharfen Fahren um die Ecken nicht aufeinander ſtoßen. Dies kommt aber ſelten, oder faſt nie vor. Sowie von drüben der Ruf beantwortet wird, was augenblicklich geſchieht, ſo ſenkt der Gondolier ſein Ruder flach neben das Fahr-

zeug ins Waſſer, und die Gondel beſchreibt rauſchend einen kleinen Bogen, um den Begegnenden durchzulaſſen. Die beiden Boote ſchwanken einen Augenblick, die Gondoliere rufen einander irgend ein vertrauliches Wort zu, vielleicht wird hinter den Scheiben des kleinen ſchwarzen Gondelhäuschens der Kopf einer Dame ſichtbar, im nächſten Augenblick aber ſind die beiden Schiffchen ſchon weit auseinander; dieſes fährt rechts, jenes links, und bald iſt der Kanal wieder öde und ſtill wie zuvor.

Unſer junger Offizier wandte, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, dem Markusplatz den Rücken und ging träumend durch enge Straßen, über finſtere Brücken hinweg, und hielt ſich hie und da eine Zeit lang an den Plätzen auf, wo viele Gondoliere anlegten oder abfuhren. So ſchlenderte er fort und kam in die Nähe der kleinen berühmten Kapelle dei miraculi, jenem intereſſanten ſchönen Bauwerk von weißem Marmor, das von innen und von außen mit den herrlichſten Sculpturen bedeckt iſt. Die kleine Kirche liegt abſeits von dem Leben der Stadt, und namentlich Abends iſt es hier ſehr öde und ſtill. Es fiel dem einſamen Spaziergänger auf, daß die Gondeln, welche hier lagen — es mochten drei oder vier ſein — ſich auf der andern Seite des Kanals befanden, und daß die Gondoliere in denſelben irgend etwas zu erwarten ſchienen. Kaum nämlich ließ ſich Jemand am dieſſeitigen Ufer ſehen, ſo verließ eins der Fahrzeuge das jenſeitige und fuhr in die Mitte des Kanals, als erwarte es ein Zeichen. Wenn aber nichts der Art erfolgte, ſo kehrte die Gondel wieder an ihren Platz zurück.

Dies Manöver hatte Friedrich von S. ſchon einigemale bemerkt und es fieng an ihn zu intereſſiren. Er hatte ſich auf die kleine Marmortreppe geſetzt, welche neben der Kirche zum Kanal führte und ſaß hier zufällig ſo verdeckt in dem tiefen Schatten des Bauwerkes, daß ihn weder die Gondelführer drüben, noch eines der Vorübergehenden zu bemerken ſchien.

So ſaß er vielleicht eine Viertelſtunde lang, und war eben im Begriff, eine Cigarre hervorzuziehen und ſie anzuzünden, als er einen

Mann über den Platz von der Kirche daherkommen sah, dessen Anzug, Haltung und Gang ihm bekannt vorkam. Unwillkürlich zog Friedrich von S. sich in eine Vertiefung der Mauer zurück, denn als der Andere noch einige Schritte gegen ihn gemacht hatte, erkannte er deutlich seinen italienischen Kameraden den Grafen C.

Dieser trat dicht an das Ufer des Kanals; eine der Gondeln von drüben machte es wie früher, und als hierauf der Graf zweimal leise hustete, legte sich das Fahrzeug augenblicklich dicht vor die Treppe, auf welcher er nun hinabstieg und dabei so nah an dem deutschen Offizier vorüber kam, daß er ihn mit der Hand hätte erreichen können.

Der Gondolier, der wie immer in seinem Boote aufrecht stand, hielt den Schnabel des Fahrzeuges noch eine halbe Elle entfernt und schien auf Etwas zu warten.

„Italia!" sagte der Angekommene leise aber deutlich.

Und auf dies Wort hin legte sich das Fahrzeug dicht an, der Graf sprang hinein und die Gondel schoß durch den dunklen Kanal dahin.

„Ei, ei," dachte Friedrich von S., „so komme ich zufällig auf die geheimen Gänge meines Freundes, und hätte jetzt die beste Gelegenheit zu erfahren, wie er seine Abende zubringt. — Wenn ich ihm folgte, um zu sehen, wohin er sich wendet!" Im ersten Augenblicke verwarf er den Gedanken wieder, denn er hielt es für Unrecht, auf diese Weise die Gänge seines Freundes zu belauschen. Dann aber trat ihm plötzlich das Bild der schönen Marchesa vor Augen; seine Eifersucht gegen den glücklichen Nebenbuhler flammte hoch auf, und nach einigem Ueberlegen hielt er es nicht für so Unrecht, Demjenigen nachzuspüren, der sich seinen Freund nannte, und ihn doch so wenig freundschaftlich behandelte.

Rasch war sein Entschluß gefaßt. Er ging leise um die kleine Kirche herum; da war aber nirgends eine Gondel als die, welche auf der andern Seite des Kanals warteten, und die, wie schon gesagt, dort einen bestimmten Zweck zu haben schienen. Er hatte deutlich ge-

hört, welches Wort der Italiener zu dem Gondolier gesagt. Obgleich er das Geheimnißvolle in diesem Unternehmen nicht recht begriff, und in seiner Sorglosigkeit nicht weiter darüber nachdachte, so beschloß er doch, es gerade so zu machen, wie sein Freund, um ihm, wenn das Manöver gelang, am andern Morgen die ganze Geschichte zu erzählen und auf diese Art vielleicht zu erfahren, was er eigentlich zu wissen wünschte. „Vielleicht," dachte er auch, „thue ich ihm Unrecht, und er ist nicht nach jenem Palaste gefahren, und diese Gondeln gehören irgend einer Verbrüderung junger leichtsinniger Leute, die auf so geheimnißvolle Art zu einem Rendezvous fahren. — Wir wollen sehen!"

Dicht an der Kirche hin ging er auf die andere Seite des kleinen Platzes und nachdem er dort eine kurze Weile gewartet, trat er mit festen hörbaren Schritten auf den Platz zurück, dicht an das Ufer des Kanals. Augenblicklich verließ eine der Gondeln die andere Seite und fuhr langsam gegen ihn hin. Er hustete zweimal, und Alles ging vortrefflich. Das Fahrzeug legte sich fest an die Treppe; darauf sagte er leise: Italia, der Gondolier reichte ihm die Hand zum Einsteigen, und nachdem er sich in die schwellenden Kissen geworfen, fuhr die Gondel mit großer Schnelligkeit davon.

Jetzt erst, als er auf diese Art in eine unbekannte Strömung gerathen war, die ihn unaufhaltsam mit sich fortriß, dachte er daran, daß er sich vielleicht in eine Geschichte eingelassen, die, wenn auch nicht gefährlich, doch am Ende einen unangenehmen Ausgang haben könne. Doch einigermaßen leichtsinnig, ohne viel Ueberlegung wie er war, dabei aber von großem persönlichem Muth, suchte er sich lachend zu überreden, die Sache sei ein köstlicher Spaß und werde ihm am Ende recht zu lachen geben.

Die Gondel machte einen ziemlich langen Weg. Wenn er auch zu den Fenstern hinausspähte, um zu erfahren, wohin er eigentlich geführt werde, so kannte er doch Venedig zu wenig, um sich in den kleinen Kanälen, in die man bald rechts bald links einbog, wiederfinden zu können.

eigenhändig aus der Laterne zu erretten. Der Prinzipal aber polterte die Stiegen hinauf und herab, und ganz gegen ſeine Gewohnheit ſprach er viel und ſo laut, daß ich im Zimmer des Doktors deutlich vernehmen konnte, wie er meiner Perſon nicht auf die ſchmeichelhafteſte Art erwähnte. Oben am Bodenfenſter wurde jetzt ebenfalls ein Licht ſichtbar, woraus ich ſchloß, daß die Magd geweckt worden ſei. Alles deutete auf einen allgemeinen Ausfall, der aus dem Reißmehlſchen Hauſe unternommen werden ſolle, um das Thier zu befreien. Und ſo war es auch. Bald verſchwanden alle Lichter im obern Theil des Hauſes und zogen ſich in das untere Stockwerk, und ich legte mich mit dem Doktor Burbus ſo weit wie möglich zu deſſen Fenſter hinaus, wo wir die Laterne nur eben in dunkeln Umriſſen erblickten, aber deſto deutlicher das Aechzen der roſtigen Kette hören konnten, an welcher ſie hing, ſo wie ein ſchwaches Geſchrei, das Fanny zuweilen ausſtieß.

Jetzt öffnete ſich die Hausthür, ein Lichtſchimmer fiel auf die Straße und wir bemerkten zwei Geſtalten, wahrſcheinlich der Prinzipal und Philipp, deren Eine unter die Laterne trat, während die Andre an das Käſtchen ging, in dem dieſelbe vermittelſt eines eiſernen Zackenrades hinaufgezogen und herabgelaſſen wurde.

Mein edler College, der als ruhiger Staatsbürger wahrſcheinlich noch nie in den Fall gekommen war,

„Was thun," ſprach er nach einiger Zeit zu ſich ſelber, „wenn nun die Gondel hält? Nun, das Beſte iſt, wenn ich zu dem Palaſt des Marcheſe geführt werde, dort auszuſteigen und mir den Anſchein eines harmloſen Beſuchers zu geben. Es iſt dazu noch früh genug; komme ich aber irgendwo anders hin, ſo werde ich da wohl Jemand finden, der mich zurechtweist."

Jetzt hielt die Gondel. Friedrich von S. ſtand von ſeinem Sitze auf, der Gondolier reichte ihm die Hand, er ging eine Treppe hinauf, das Fahrzeug kehrte augenblicklich um und der junge Offizier ſtand vor einer kleinen, erleuchteten Pforte, hinter der eine Treppe aufwärts führte. Doch ſo aufmerkſam er ſich auch rings umſchaute und die hohen Mauern betrachtete und den Kanal hinter ſich, auf welchem er gekommen, ſo fand er doch bald, daß er hier in ſeinem ganzen Leben nicht geweſen, und daß er keine Ahnung davon habe, wo er ſich eigentlich befinde.

Der Platz vor der Pforte, wo er war, führte auf keine Straße; auch ſah er weder eine Brücke noch eine Gondel und ſomit war ihm der Rückzug abgeſchnitten. Jetzt begann ihm doch ſein Abenteuer ſeltſam vorzukommen, und er wußte nicht was er machen ſollte. Wohin führte jene Treppe? — Wen fand er da oben? — „Auf alle Fälle iſt Graf C. oben," ſagte er zu ſich ſelber, „und wenn ſich da junge Leute zu irgend einer Tollheit verſammeln, ſo iſt er genöthigt, dich, da du einmal da biſt, vorzuſtellen. Alſo vorwärts!" Er ſchritt langſam die Treppe hinauf, war aber noch nicht weit gekommen, als er vernahm, wie unten im Kanal abermals eine Gondel anlegte und dann Schritte auf dem Steinpflaſter erklangen, und jetzt hinter ihm Jemand die Treppe herauf ſtieg.

Dieß war ein großer ſtattlicher Herr mit ſchwarzem Barte, den er ſich nicht erinnerte, ſchon irgendwo geſehen zu haben. Offenbar aber war es ein Italiener, denn er bot ihm in venetianiſcher Mundart einen guten Abend, wobei er ihn forſchend anſah. Friedrich von S. war in Verlegenheit, was er ihm antworten ſolle, und doch ſchien

der ſtrenge Blick des Fremden irgend etwas der Art zu verlangen und ſich nicht mit der gewöhnlichen Antwort auf einen guten Abend begnügen zu wollen.

Glücklicher Weiſe dachte der junge Deutſche an jenes Wort, das er vorhin dem Gondolier geſagt, und verſuchte daſſelbe auch hier wieder, indem er feſt und beſtimmt entgegnete: „Italia;“ denn er hatte nicht Luſt, ſich mit dem unbekannten Manne in irgend andere Explikationen einzulaſſen. Dieſer ſchien auch zufrieden geſtellt, denn er nickte mit dem Kopfe, antwortete aber zur höchſten Ueberraſchung des jungen Offiziers: „Si Signor, Italia liberata.“

Dieß Wort ſchlug wie ein Blitz in das Herz des Deutſchen, und er begann zu ahnen, daß er im Begriff ſei, in ein fürchterliches Geheimniß einzudringen, daß er vor einem Schleier ſtehe, den zu lüften für ihn in mancher Hinſicht von unberechenbaren Folgen ſein könnte. Trotzdem aber jedes weitere Vorſchreiten für ihn perſönlich von großer Gefahr begleitet ſein konnte, ſo wäre er doch jetzt um nichts in der Welt zurückgewichen, ja er ſchätzte ſich glücklich, ſich, wenn auch anfänglich unbeſonnen, in dieſes Unternehmen eingelaſſen zu haben.

Der eben angekommene Fremde ließ ihm übrigens nicht viel Zeit zum Ueberlegen. Er faßte ihn unter dem Arm und Beide ſtiegen die Treppen hinan.

Oben kamen ſie auf einen Vorplatz mit mehreren Thüren. Der Italiener mit dem ſchwarzen Bart ſchien hier zu Haus zu ſein, denn er ſchritt auf eine derſelben zu und öffnete ſie. Sie befanden ſich in einem Vorzimmer, wo mehrere Leute von ziemlich zweifelhaftem Ausſehen Bediente vorzuſtellen ſchienen, welche den Beiden Hut und Stock abnahmen. An den Wänden ſaßen Andere, Laſtträger und Gondoliere, theils mit rothen Fiſchermützen auf dem Kopfe, theils mit braunen, breitkrämpigen ſogenannten Ernani-Hüten.

Aus einem Nebenzimmer, dem ſich nun der Fremde näherte, hörte man das Gemurmel vieler Stimmen.

„Ich bitte um ihren Namen," ſagte der Italiener zu dem deutſchen Offizier, als ſie vor jener Thüre angekommen waren.

Friedrich von S. zauderte und trat einen Schritt zurück.

„Wenn Sie Ihren Namen nicht nennen wollen," fuhr der Italiener fort, „ſo bitte ich um den des Mitgliedes, welches Sie eingeführt, welches — für Sie hier garantirt," ſetzte er lächelnd hinzu.

Nach einigem Ueberlegen antwortete Herr von S.: „Ich glaube hier Niemand zu kennen, als den Grafen von C., der ſich wahrſcheinlich hier befindet. Ich möchte mich an ihn wenden und ihm ein paar Worte ſagen, ehe ich in die Verſammlung eintrete."

„Graf C. iſt ein Name von gutem Klang unter uns," ſagte der Mann mit dem ſchwarzen Bart.

Und dieß Wort über den Kameraden, welches Friedrich von S. hörte, ſchnitt ihm ſchmerzlich in die Seele, machte ihn erſtarren. „Nein, nein!" ſprach er zu ſich ſelber, „ich muß mich irren; hier kann nichts geſchehen, was gegen Recht und Pflicht ginge. Ich habe ihn immer als einen ehrlichen Mann gekannt. — Wohlan! treten wir näher."

Die Flügelthüren wurden geöffnet und Friedrich ſtand auf der Schwelle eines großen Saales, deſſen Fenſter mit dunklen Sammtvorhängen dicht verhängt waren, und ſah eine Verſammlung vor ſich von vielleicht fünfzig bis ſechszig Männern, alle ſehr anſtändig gekleidet, die theils zu zwei und drei auf und abſpazierten, theils in Gruppen beiſammen ſtanden oder im eifrigen Geſpräch begriffen an einem langen Tiſche ſaßen.

Wohl ſchlug dem jungen Offizier das Herz ſtärker als er ſah, wie ſich mehrere der ihm gänzlich fremden Herren bei ſeinem Eintreten nach ihm umwandten und ihn aufmerkſam betrachteten.

„Graf von C.!" rief der Italiener, der mit ihm gekommen, und es war ein Zufall, daß der Gerufene ſich gerade in der Nähe der Thüre befand.

Er wandte ſich haſtig um und trat aus einer Gruppe Sprechender hervor.

Es iſt unmöglich, ſeine Ueberraſchung, ſeinen Schreck zu beſchreiben, mit dem er nun ſo plötzlich dem Kameraden und Freunde gegenüber ſtand. Er holte tief Athem und brachte nur mühſam „Ah!“ hervor.

Der Venetianer, der mit dem deutſchen Offizier gekommen, ſah erſtaunt in die plötzlich erbleichenden Geſichtszüge des Grafen von C. Er ahnte, daß ſich hier Unangenehmes entwickeln würde und blieb in der Nähe. Auch mehrere der Herren, mit denen Graf C. ſo eben geſprochen, wandten ſich um und machten einen Schritt gegen die Thüre.

Graf von C. hatte ſich im nächſten Augenblicke wieder ſo viel gefaßt, um ſeinen Freund anſcheinend mit ruhiger, aber doch mit vor Zorn zitternder Stimme fragen zu können: „Was treibt dich denn hieher? Warum drängſt du dich in die Verſammlung?“

„Von einer ſolchen Verſammlung hatte ich durchaus keine Ahnung,“ entgegnete Friedrich von S. „Aber ich bin nicht im Stande, hier deine Fragen zu beantworten. Du biſt überraſcht und erſchreckt, ich bin es nicht minder. Laß uns kein Aufſehen machen; ich will mich zurückziehen.“

„Wenn das möglich iſt!“ verſetzte Graf von C. finſter und warf einen forſchenden Blick umher. „Unglückſeliger! was ſoll dieß Spioniren?“

Der Deutſche trat einen Schritt zurück und entgegnete mit leiſer, aber ſehr feſter Stimme: „Für dieß Wort und manches andere will ich mir morgen eine Erklärung ausbitten. Jetzt aber möchte ich mich entfernen, denn es ſcheint mir keine große Ehre darin zu liegen, länger in dieſer Verſammlung zu bleiben.“

Damit wollte er zur Thüre hinausgehen; doch trat ihm der Venetianer, mit dem er die Treppen hinaufgegangen war, in den Weg.

„Halt!“ ſagte dieſer. „So entſchlüpft man nicht. So geduldig laſſen wir keinen Verrath geſchehen.“

Im Saale war unterdeſſen allgemeine Bewegung entſtanden. Die Leute um den Tiſch waren aufgeſtanden, die Gruppen hatten ſich gelöst

und bildeten eine allgemeine. Todtenstille herrschte plötzlich in dem Saal; alle Gesichter wandten sich der Thüre zu.

Friedrich von S., der umherblickte, erkannte den Marchese von C., der sich vordrängte, sowie mehrere andere Herren, die er schon hie und da in Gesellschaft gesehen.

Der Marchese, der über diese Versammlung eine Art Obergewalt oder Präsidentschaft zu führen schien, war derjenige, welcher in dieser allgemeinen Bestürzung, die leicht zu einem unangenehmen Tumulte hätte führen können, am Ersten sich wieder faßte; und er that dieß mit vieler Geistesgegenwart, indem er sich laut lachend vordrängte, dem jungen Offizier die Hand reichte, während er den Umstehenden mit sehr lauter Stimme zurief: „Thun Sie doch gerade, meine Herren, als sei ein Fremder, ein Bekannter von uns, wie der Herr von S., etwas ungern Gesehenes, etwas das uns überraschen müßte! — Herr von S. ist mir sehr willkommen. Behalten Sie Ihre Plätze, meine Herren, ich bitte! — Sie sehen hier," wandte er sich wieder, aber mit einer sehr erzwungenen Heiterkeit, an den fremden Offizier, „eine Gesellschaft von Männern, die sich einer zwanglosen Unterhaltung hingeben. — Auch wird später gespielt," setzte er leise hinzu. „Erlauben Sie, daß ich Sie mit einigen dieser Herren bekannt mache. Ich setze nämlich voraus, daß Sie uns für ein paar Stunden Ihre angenehme Gesellschaft schenken werden."

Herr von S. wußte im ersten Augenblicke nicht, was er hierauf antworten sollte.

Nachdem der Marchese also gesprochen, nahm die Physiognomie der Gesellschaft plötzlich einen anderen Charakter an. Man zog sich von der Thüre zurück, und gruppirte sich wieder, man setzte sich um den Tisch. Doch hätte ein aufmerksamer Beobachter wohl sehen können, daß wenn auch alle die Herren ihr Gespräch von vorhin wieder aufzunehmen schienen, doch die meisten derselben allem, was an der Thüre vorging, ein aufmerksames Ohr liehen, und daß mancher Blick sich verstohlen dorthin richtete.

Graf C., der ſich vorhin zu einem unbedachtſamen Worte hatte hinreißen laſſen, näherte ſich jetzt ebenfalls lächelnd ſeinem Freund und bot ihm die Hand dar.

Friedrich von S. aber verbeugte ſich förmlich und ſagte darauf zum Marcheſe: „Verzeihen Sie, daß ich mich zufällig in eine Geſellſchaft drängte, zu der ich keine Einladung erhalten. Ich fühle das Voreilige meines Betragens und beſtrafe mich ſelbſt, indem ich mich augenblicklich aus dieſer ſehr ehrenwerthen Geſellſchaft zurückziehe."

Das Lächeln auf dem Geſichte des Marcheſe verwandelte ſich in ein unangenehmes Grinſen.

Graf C. biß die Zähne aufeinander, und ſeine Hände öffneten und ſchloſſen ſich krampfhaft.

Der Venetianer mit dem ſchwarzen Bart hielt ſich dicht an der Thür.

„Ich bitte alſo nochmals um Entſchuldigung, Herr Marcheſe," ſprach der junge Offizier, „daß ich Ihre Unterhaltung durch meinen Eintritt geſtört. Sie werden mir erlauben, daß ich mich zurückziehe."

Der Marcheſe machte eine tiefe Verbeugung und öffnete die Thüre.

Graf C. wollte ſeinem Freunde folgen, doch warf ihm dieſer einen ſolch bezeichnenden Blick zu, daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Friedrich von S. zog ſich in das Vorzimmer zurück. Der Venetianer, der mit ihm gekommen, folgte.

„Sie werden in dieſer Stunde," ſagte er, „drunten keine Gondel finden. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die meinige anbiete, die an der Haupttreppe des Palaſtes hält."

Ein Wink ſeines Auges rief zwei der Gondoliere herbei, die in dieſem Vorzimmer ſaßen, und denen er einige Worte zuflüſterte. Als er ſo mit ihnen ſprach, verſchwand das Lächeln auf ſeinen Zügen und Haß und Wuth blitzte aus ſeinen Augen. „Un tradditore!" wiederholte er mehrmals mit ſehr leiſer, aber eindringlicher Stimme; und der eine der beiden Männer, die er aufgerufen, winkte zuſtimmend mit dem Kopfe.

Friedrich von S. hatte das Vorzimmer verlaſſen und war dort

über einen Corridor gegangen, von dem er glaubte, er müſſe zu jener Treppe führen, auf welcher er heraufgekommen. Am Ende dieſes Ganges öffnete er eine Thüre, ſah aber gleich, daß er fehlgegangen ſei und ſich in einem anderen Theile des Palaſtes befand. Er war auf einem großen Veſtibul in einer ziemlich hohen, von Säulen getragenen Halle, durch einige Lampen erhellt, mit Orangen und Blumen beſetzt, an deren anderem Ende ſich eine große Treppe befand, die abwärts in den unteren Stock des Hauſes, wahrſcheinlich auf einen der Kanäle, führte.

Schon wollte er umwenden, als jene Thüre, durch welche er eben gekommen, haſtig geöffnet wurde, und eine ältliche Frau heraustrat, die ihn ſtillſchweigend am Arm faßte und ſo ſchnell als möglich mit ſich fortzog. Dann öffnete ſie eine andere Thüre, ſchob den überraſchten jungen Mann dort hinein, und ſchloß, ohne ein Wort zu ſagen, hinter ihm zu. Dabei hatte ſie ihm zugeflüſtert: „Folgen Sie mir, oder Sie ſind verloren!“

Kaum war er auf dieſe Art aus dem Veſtibul entführt worden, als er draußen auf dem Marmorboden feſte Schritte vernahm. Dann hörte er, wie eine tiefe Stimme fragte: „Iſt ſoeben Jemand die Treppen hinabgegangen?“ worauf die Stimme der Frau, die ihn hieher geführt, erwiderte: „Ich meine, es ſei ein junger Mann da hinabgeſtiegen. Ihr waret ja dicht hinter ihm und müßt ihn wohl ſelbſt geſehen haben.“ — Ein leiſer, eigenthümlicher Pfiff erſcholl, unten plätſcherten mehrere Ruder im Waſſer, und die Männer, die eben geſprochen, eilten die Treppe hinab.

Friedrich von S. befand ſich in einem hohen, ſehr mäßig erleuchteten Gemache und blickte erſtaunt um ſich. Alles, was ihm heute Abend begegnet, ſchien ihm wie ein Traum zu ſein. Was war der Zweck jener Verſammlung? — Es war offenbar kein guter. — Was hatte man mit ihm vor? Wer hatte ihn ſo offenbar beſchützt? — Denn daß man ihn gegen eine ihm drohende Gefahr in Schutz genommen, fühlte er vollkommen. Sein feines Ohr hatte wohl das Wort: trad-

ditore vernommen, und er war ſchon ſo viel mit den Verhältniſſen des Landes bekannt, daß er begriff, was auf dieß Wort folgen konnte. Unbeſchreiblich ſchmerzte es ihn, ſeinen Freund, den Grafen C., in dieſer Verſammlung gefunden zu haben. Das hätte er nicht gedacht, und manche Bemerkungen ſeiner hieſigen Kameraden fingen ihm auf einmal an verſtändlich zu werden. Doch hatte er nicht lange Zeit zu dieſen Betrachtungen, denn am anderen Ende des Gemachs, in dem er ſich befand, erſchien dieſelbe Frau wieder, die ihn hieher geführt und winkte ihm, näher zu treten. Er folgte ihr durch mehrere Zimmer; endlich öffnete ſie die Thüre eines Kabinets und gab ihm ein Zeichen einzutreten.

Es entfuhr ihm ein Ausruf der Freude, denn er ſtand vor der Marcheſa von C.

Sie war ernſt wie gewöhnlich; doch blickte ſie ihn aus ihren dunkeln Augen theilnehmend, ja freundlich an. Sie ſtand neben einem kleinen Fauteuil, von dem ſie ſich eben erhoben, und ſtützte ihre weiße Hand auf den dunkeln Sammt.

„Sie hier, Signora?“ rief der junge Mann überraſcht. „Wodurch wird mir das Glück, Sie in dieſem Palaſte zu ſehen?“

„Ich möchte mir eigentlich erlauben zu fragen, was Sie in dieſen Palaſt geführt?“ entgegnete die Dame lächelnd.

„Das iſt eine eigenthümliche Geſchichte; aber wenn ich mich auch voreilig in eine Geſellſchaft drängte, die mir, Gott ſei Dank! gänzlich fremd iſt, ſo iſt es doch nicht meine Schuld, daß ich mich hier vor Ihnen befinde.“

„Das weiß ich; meine Kammerfrau führte Sie hieher.“

„Soll ich Ihnen dafür danken, Donna Emilia?“

„Ich glaube, Sie hätten alle Urſache dazu,“ verſetzte die Marcheſa. „Doch ich will Ihnen dieſe Räthſel löſen. Aber beantworten Sie mir vorher aufrichtig einige Fragen. — Sie kamen zu gleicher Zeit mit dem Grafen C. nach Italien?“

„So iſt es.“

„Hatten Sie andere Zwecke, als Venedig kennen zu lernen?"

„Gewiß nicht."

„Oder theilte er Ihnen — — die Geschäfte mit, welche ihn hieher riefen?"

„Nicht das Geringste."

„Er sprach mit Ihnen nie über die politischen Verhältnisse dieses Landes?"

„Das kann ich nicht läugnen, er sprach zuweilen darüber. Doch wichen in manchen Punkten unsere Ansichten so von einander ab, daß ich ihn bat, dergleichen Gespräche künftig zu unterlassen." —

Die junge Dame athmete tief auf und ihre Züge erheiterten sich augenscheinlich. Lebhafter fuhr sie fort: „Und Graf C. sprach Ihnen nie von diesen Versammlungen, forderte Sie nie auf, daran Theil zu nehmen?"

„Niemals, Signora. Es war der sonderbarste Zufall, der mich hieher geführt."

Darauf erzählte Friedrich von S. mit wenigen Worten sein ganzes Abenteuer von heute Abend, ja, konnte es nicht unterlassen, die Marchesa merken zu lassen, daß nur die Furcht, in dem Grafen von C. den Nebenbuhler entdecken zu können, ihn bewogen, demselben zu folgen.

Sie ging einen Augenblick nach dem Fenster, hob den Vorhang in die Höhe und blickte in die Nacht hinaus. Dann wandte sie sich wieder rasch um. „Was Sie mir vorhin sagten," sprach sie lebhaft, „ist gewiß so?"

„Ist gewiß so!"

„Sie können mir frei in's Auge sehen, Sie können mir die Hand reichen?"

„Und mein Ehrenwort darauf geben als Mann und Offizier," erwiederte er entzückt und drückte ihre Hand an seine Lippen.

Sie entzog sie ihm nicht so gleich wieder.

„Theresa, meine Kammerfrau," fuhr die Marchesa fort, „befand

ſich zufällig im andern Theile des Palaſtes. Sie vernahm einige Worte, die ſie zittern machten für Sie. Sie wurde Ihre Beſchützerin, da ſie wohl wußte, es wäre mir unangenehm, wenn Ihnen ein Leides geſchähe."

Das ſagte ſie mit ganz leiſer Stimme.

„O Signora, wie danke ich Ihnen für dieſes Wort!" rief Friedrich mit bewegter Stimme. „Wie preiſe ich die Gefahr, den Zufall, der mich verderben wollte und doch ſo glücklich gemacht!"

„Reden Sie nicht von Glück!" ſagte ernſt die Marcheſa und zog ſanft ihre Hand zurück. „Ich habe Ihnen geſagt, was ich vielleicht nicht ſagen ſollte; laſſen Sie es genug ſein. Blicken Sie ernſt und ſorgenvoll in die Zukunft, aber nicht hoffend. Glauben Sie mir: es ziehen ſchwere Wolken über unſer Haupt, furchtbare Wetter, und ehe der Himmel wieder klar und rein wird, iſt manches Lebensglück zertrümmert, wird manche Blüthe zerſchlagen ſein, ohne Früchte gebracht zu haben. — O warum mußten wir uns hier in dieſer Zeit finden!" ſetzte ſie ſchmerzlich hinzu, „für eine Sekunde finden, nur für einen kleinen, kleinen Augenblick!"

„Und warum nicht länger?" rief der junge Offizier ſtürmiſch. „O Signora Emilia! glauben Sie, ich ſei im Stande, ſo ruhig ſtehen zu bleiben, da Ihre Worte mir eine ſo glückliche Zukunft öffnen?" Damit faßte er abermals ihre Hand, und ſein blitzendes Auge überflog glühend die Geſtalt des ſchönen Mädchens.

„Meine Worte," antwortete ſie ernſt, faſt traurig, „haben Ihnen gar keine Zukunft eröffnet. Es iſt Alles dahin, Alles verloren. Hören Sie meine Worte und befolgen Sie dieſelben genau. Sie müſſen Venedig morgen verlaſſen!"

„Ah!" rief der junge Mann und trat einen Schritt zurück. „Und das befehlen Sie mir?"

„Ich wünſche es," ſagte ſie ſchmerzlich lächelnd. „Ich bitte Sie darum."

„Und Sie ſollte ich nicht mehr ſehen dürfen?"

Laternenkaſten aufzubrechen, mochte mit dieſem ſchwierigen Geſchäfte nicht umzugehen wiſſen, und ſtatt vier Finger hinter den kleinen Laden zu legen, um mit einem kräftigen Druck das ſchlechte Schloß aufzuſprengen, hörten wir durch die Stille, die ringsum herrſchte, wie er verſchiedene Schlüſſel probirte, von denen lange keiner paſſen wollte. Endlich aber mußte der Kaſten geöffnet ſein, denn wir hörten, wie ſich das Rad langſam drehte und die Laterne ſich herab bewegte. Sobald dieſelbe dicht über der Erde ſchwebte, ſtürzte eine weibliche Perſon aus dem Hauſe und öffnete nach einigen vergeblichen Verſuchen das ſchwere Gehäuſe, um den armen Hund ſeines gläſernen Gefängniſſes zu entlaſſen. Es war eine rührende Erkennungsſcene; Fanny heulte und Jungfer Barbara ſchluchzte vor Wehmuth und Freude.

In dieſem Augenblick hätte ich Philipp ſehen mögen, wie er in der kalten Nacht fröſtelnd am Laternenkaſten ſtand, indem er ſah, wie das Herz, das er liebte, mit der zarteſten Sorgfalt beſchäftigt war, den durchkälteten Mops im Buſentuche zu erwärmen. Eilig ſchlüpfte Barbara jetzt in's Haus zurück, der Prinzipal folgte und ließ dem armen Philipp allein das Geſchäft übrig, die ſchwere Laterne in die Höhe zu ziehen. Noch immer fegte der rauhe Wind durch die Straßen und pfiff zwiſchen den beiden Häuſern hindurch, ſo daß unſere Haare ſich lüfteten und wirr unſere Geſichter bedeckten. Im Reiß-

Sie ſchüttelte den Kopf und wiederholte ſeine Worte: „Nicht mehr ſehen dürfen.“

„Ich kann nicht von hier!“ ſagte er heftig. „So ſchnell kann ich Venedig nicht verlaſſen, wollte ich auch Ihrem Befehl Folge leiſten. Meine Liebe hält mich zurück und meine Ehre.“

Eine dunkle Röthe überflog bei dieſen Worten das ſchöne Antlitz der Marcheſa. „Ihre Ehre?“ ſagte ſie darauf mit feſter Stimme. „Gerade Ihre Ehre zwingt Sie, von hier abzureiſen. Sie ſtanden hier in Verbindungen, die — nehmen Sie mir es nicht übel — ein falſches Licht auf Sie warfen.“

„Ich weiß es und muß es der Welt und meinen Kameraden beweiſen, daß ich vielleicht — unbeſonnen gehandelt. Graf C. hat mich heute Abend auf's Tiefſte beleidigt: er muß mir dafür Rede ſtehen.“

„Er wird ſich entſchuldigen,“ ſagte die Marcheſa achſelzuckend. „Er hat Wichtigeres zu thun, als eines Wortes wegen in dieſem Moment ſein Leben zu wagen.“

„So muß ich wenigſtens den Verſuch machen.“

„Und verlaſſen dann Venedig, ſo ſchnell Sie können,“ antwortete die Marcheſa. — „Leben Sie wohl!“

„Und ich ſoll Sie nicht wieder ſehen?“ rief der junge Mann. „Niemals, Emilie?“

„Gott weiß es!“ entgegnete das ſchöne Mädchen, und ein leichter Schauder flog über ihren Körper.

„O verabſchieden Sie mich nicht ſo kalt! O ſagen Sie mir nur ein einziges Wort, das ich mir tauſendmal wiederholen kann, wenn ich fern von Ihnen bin, ein Wort des Troſtes, ein Zauberwort, das mir in den Stürmen, die, wie Sie ſagen, kommen werden, eine freundliche Zukunft vormalt, glückliche Tage; ein [illegible], zu dem ich aufblicken kann in finſterer Nacht!“

Das Mädchen verdeckte ihr Geſicht eine kleine Weile mit der Hand, dann faßte ſie ſeine Rechte, umſpannte ſie mit ihren beiden

kleinen Händen, und er fühlte einen leichten Druck, der ihn glückselig machte. Dann aber richtete sie sich stolz empor, hob das dunkle, glänzende Auge gen Himmel und sagte mit fester Stimme: „Wohlan denn, ich will Ihnen dies Wort nennen. Bewahren Sie es wohl, es ist ein Talisman, der einzige, der Ihnen Glück bringen kann: — Treue gegen Ihren Kaiser, gegen Ihr Vaterland, und Treue gegen die Dame, die Sie lieben.“ —

Damit winkte sie ihm zum Abschiede, wandte sich um und eilte in's Nebenzimmer.

An der anderen Thüre erschien jetzt die Kammerfrau wieder und ersuchte den jungen Mann, ihr zu folgen. Sie führte ihn über das Vestibul durch einen kleinen finsteren Gang, stieg alsdann mit ihm eine Treppe hinab und öffnete dort eine Thüre, die auf den Kanal führte.

Hier war eine Gondel, die augenblicklich dicht anlegte. Friedrich stieg hinein, dankte seiner Begleiterin, die sich stumm entfernte, und war eine Viertelstunde später in seinem Gasthofe.

Am andern Morgen stand er sehr früh auf und wollte den Grafen C. aufsuchen, als ihm dieser gemeldet wurde. Die Unterredung der beiden jungen Leute war kurz, aber peinlich. Der Italiener versuchte umsonst, seinen Worten von gestern Abend eine andere Deutung zu geben. Friedrich von S. bestand auf einer eclatanten Genugthuung, umsomehr, wie er sagte, als er den Kameraden gestern in einer Position überrascht, die, gelinde gesagt, zweifelhaft war.

Ein hämisches Lächeln fuhr bei diesen Worten über die Züge des Italieners. „Wenn unsere Kameradschaft,“ sagte er kalt, „nicht schon durch den gestrigen an sich unbedeutenden Vorfall gelöst wäre, so würde sie es dadurch sein, daß ich meinen Abschied erbeten und erhalten habe. Ich bin nicht mehr in kaiserlichen Diensten; ich bleibe hier in Venedig.“

Friedrich verbeugte sich stumm und erwiderte, so falle es ihm

um ſo leichter, ſeine Pflicht zu thun und ſeine vorgeſetzte Behörde von dem in Kenntniß zu ſetzen, was er geſtern Abend erfahren.

Der Italiener lachte.

„Es iſt das freilich nicht viel," fuhr Friedrich fort, „aber vielleicht ein Fingerzeig, der nicht ohne Nutzen iſt. — Im Uebrigen ſtehe ich im Laufe des Tages zu Befehl."

Graf C. ſchied mit einer ſtummen Verbeugung, indem er verſprach, einen Secundanten zu ſchicken.

Dieſer erſchien auch eine Stunde ſpäter, und die Inſel Murano wurde als Ort des Duells ausgemacht.

Der junge Deutſche machte einem Vorgeſetzten die Mittheilung von dem geſtrigen Vorfalle; doch befremdete es ihn, daß dieſe Nachricht ziemlich kühl aufgenommen wurde. Dann ging er auf das Offizierskaffeehaus, um einen Bekannten zu finden, der ihm heute Nachmittag freundlich beiſtehen würde. Auffallend wichen die Kameraden zur Seite, und er war endlich genöthigt, ſich an einen ihm faſt gänzlich fremden Offizier zu wenden, der ihn achſelzuckend anhörte. Doch als Friedrich von S. den Namen des Grafen von C. als den ſeines Gegners nannte, wurde Jener freundlicher und ſagte: „Ah! das iſt etwas Anderes; ich ſtehe mit Vergnügen zu Dienſten."

Das Rencontre fand auch zur beſtimmten Zeit ſtatt; es wurden vier Kugeln gewechſelt, und der Italiener erhielt von dem Deutſchen einen Schuß in den linken Arm. Darauf trennte man ſich ohne eine eigentliche Verſöhnung.

Der Secundant des Herrn v. S., dem er Einiges über den geſtrigen Vorfall mitgetheilt, ſchüttelte ihm beim Abſchiede freundlich die Hand und ſagte: „Verlaſſen Sie ſich auf mich; ich will den Kameraden dieſe Geſchichte mittheilen. Nehmen Sie mir nicht übel, man hat oft die Achſeln über Sie gezuckt und nicht ganz mit Unrecht. Der Schein war gegen Sie. Aber es iſt das hier ein ſonderbares Terrain und Sie haben es nicht gekannt. Sollten Sie etwas in

Venedig wünſchen, ſo wenden Sie ſich an mich, wenn ich noch da bin! Tſchau! auf Wiederſehen! Adieu!"

Die beiden Gondeln flogen auseinander, die eine nach Venedig zurück, Friedrich von S. mit einem deutſchen Bedienten, den er angenommen, und ſeinem Gepäck nach Meſtre, wo er ſeinen Wagen hatte.

Er lehnte nachdenkend an dem kleinen Gondelhäuschen und dachte lebhaft an jenen Morgen vor einigen Wochen, wo er mit dem Freunde ſo luſtig und heiter der Inſelſtadt entgegen gefahren war. Was hatte er in dieſer kurzen Zeit nicht Alles erfahren, erlebt? — Einen Freund verloren und dagegen ſie gefunden, jenes herrliche Mädchen, welche er nie im Stande war zu vergeſſen, und nach deren Beſitz zu ringen die Aufgabe ſeines Lebens ſein ſollte.

Jetzt fuhr er abermals bei Malghera vorüber; er grüßte die Schildwache, die wie an jenem Morgen wieder oben ſtand; er warf noch einen ſehnſüchtigen Blick rückwärts nach Venedig, deſſen Häuſer und Paläſte er noch deutlich ſehen konnte, die ganze prächtige Stadt weit geſtreckt, wie ſie dalag in den ſonnbeglänzten Fluthen. Dann ſchoß die Gondel in den breiten Kanal; noch eine Viertelſtunde und er landete in Meſtre.

Hier war irgend ein Feſt, ein Jahrmarkt oder dergleichen. Unzählige Gondeln, flache Boote und buntbemalte Marktſchiffe ſchaukelten ſich auf dem Kanale. Die Straßen waren voll Menſchen, ſchöne, ſchwarzäugige Mädchen in ihrer maleriſchen Tracht, die niederen Standes mit unbedecktem Kopfe, einen goldenen Pfeil zierlich in dem dichten ſchwarzen Haar tragend, die der höheren Stände mit ſchwarzen oder weißen Schleiern um das Haupt. Alles aber ſchien heiter und luſtiger Dinge. Die Burſchen aus der Umgegend, ein kräftiger, ſchöner Menſchenſchlag, mit ihren Sammtjacken und ſpitzen Hüten, um welche farbige Bänder gewickelt waren, ſtolzierten umher in einem ſeligen Nichtsthun, die Hände zwiſchen die Leibbinde geſteckt, die Pfeife im Munde. Auf dem Marktplatz ſchallte luſtige Muſik; vor einem großen Café ſaßen bunte Reihen Einwohner aus Meſtre, Landleute

aus der Umgegend, auch Venetianer, Händler, Kaufleute, und dazwiſchen in Gruppen zahlreiche Gondoliere, die rothe Mütze auf dem Kopf, die Cigarre im Munde, und ſchenkten einander fleißig ein aus der ſtrohumwickelten Flaſche.

Friedrich von S. ließ ſeinen Wagen mit Poſtpferden beſpannen und in kurzer Zeit rollte er durch das kleine Städtchen. Luſtig blies der Poſtillon, die Räder raſſelten auf dem Pflaſter, Kinder jubelten und ſchrien hinten drein, auf dem Marktplatze machte die dichtgedrängte Menge Platz, um die Caleſche durchzulaſſen, welche der italieniſche Poſtknecht, wie es dieſe Leute in den Straßen einer Stadt immer zu machen pflegen, im vollen Galopp dahin führte.

Bald ließen ſie Meſtre hinter ſich liegen und fuhren auf der breiten, ſchönen Straße nach Treviſo, bei zahlloſen Villen vorbei, die rechts und links etwas abſeits von der Straße liegen, und deren weiße Gebäude aus dem dunklen Laub der Cypreſſen und Orangen ſo freundlich hervorblickten. Links brauste die Eiſenbahn nach Vicenza durch das flache, geſegnete Land, das ſich hier ein wahrer Garten bedeckt mit Obſt und Frucht, ausbreitet. Rechts warf unſer Reiſender noch einen letzten Blick auf die ſtillen Lagunen und ſein Auge haftete auf Venedig, das dalag im Glanz der untergehenden Sonne, ein prächtiges Bild, dem jungen Manne wie ein glänzender Traum, aus dem er ſeufzend erwacht.

II.

Wer im Frühjahr 1849 zufällig nach Meſtre gekommen wäre, ohne zu wiſſen, welch' großartiges Trauerſpiel hier am Rande der Lagunen gerade in ſeinem letzten Act aufgeführt werde, hätte in der That nicht gewußt, was er von der ſo gänzlich veränderten Geſtalt des kleinen

Städtchens zu halten habe. Ja, wer auch mit den gewaltigen Ereigniſſen bekannt war, die ſich hier in Italien begaben, wer denſelben aufmerkſam gefolgt war und kam nun plötzlich hieher, der mußte ſchmerzlich erſtaunt um ſich ſchauen, wenn er bemerkte, wie ſich Alles in und um das Städtchen verändert.

Die breite neue Straße, die von Treviſo hieher führte, war freilich noch dieſelbe, und wenn man mit dem Eilwagen nach Meſtre abreiste, ſo ſchien eine Zeit lang Alles beim Alten zu ſein. Die Felder blühten in üppiger Pracht; die Maulbeerbäume hatten ihre Blätterkronen aufgeſetzt; die Rebe ſchlang ſich darüber hin mit ihrem hellen Grün; auch bemerkte man wohl hie und da eine Viehheerde oder auch einen Bauern, der auf ſeinem Ochſenkarren auf das Feld fuhr. Wenn man aber über die Hälfte des Weges hinaus war, ſo hörte man auf einmal den dumpfen Knall eines ſchweren Geſchützes, jetzt wieder einen, dann mehrere hintereinander, und der kundige Poſtconducteur, der ſeine Naſe zum Wagenfenſter hinausſtreckte, machte einen ängſtlichen Fremden, der mit ihm fuhr, zuweilen auf eine feſte Rauchmaſſe hoch in der Luft, in Form einer großen Kugel, aufmerkſam, welche lange zuſammenhielt und die der Wind erſt nach und nach verwehte.

„Das war eine ſchwere Bombe," ſagt der Conducteur, „die zu frühe in der Luft zerplatzte."

„Und die herabfallenden Stücke können uns nicht treffen?" fragt der ängſtliche Reiſende.

„Jetzt ſind wir noch zu weit," entgegnet beruhigend der Andere; „aber wenn wir näher kommen, werden wir ſie artig ſauſen hören."

„Gott ſteh' uns in Gnaden bei! —"

Der Poſtwagen fuhr nun weiter, was die Pferde laufen konnten. Endlich ſahen die Reiſenden rechts und links die zahlreichen Landhäuſer liegen, in welchen der venetianiſche Adel ſonſt die warme Jahreszeit zuzubringen pflegte. Jetzt aber war's in den von Meſtre entfernteren öde und leer. Da hielt auf dem breiten Sandwege keine Equi-

page, da ſah man zwiſchen dem dunkeln Laub der Orangen und Granaten kein hellfarbig Seidenkleid durchſchimmern; die Gitterthore waren verſchloſſen, die Fenſterladen ebenfalls; Alles war unheimlich öde und ſonderbar ſtill.

Aber wenn man näher und näher nach Meſtre kam, wenn die ſchweren Schüſſe, die man in raſcher Reihenfolge hörte, nicht mehr dumpf knallten, ſondern heftig krachten, wenn die platzenden Bomben, wie es der Conducteur vorhin verſprochen, artig über den Wagen dahin ſausten, wenn man die Stadt endlich vor ſich ſah, dann wurden auch die Landhäuſer rechts und links auf eine ſeltſame Weiſe belebter. Die Gitterthore waren geöffnet; neben der Schildwache, die ruhig auf und ab ſpazierte, ſaßen Soldaten im blauen Mantel und der Holzmütze und verrichteten allerlei häusliche Beſchäftigungen; auf den breiten Sandwegen gingen ebenfalls Soldaten, an den Fenſtern lehnten nicht minder welche, und wenn man etwas durch die Orangen- und Granatbüſche flattern ſah, ſo war dies vielleicht weiß angeſtrichenes Lederzeug oder militäriſche Wäſche, die hier zum Trocknen aufgehängt war.

Die durch den ſchweren Belagerungsdienſt ſehr geplagten öſterreichiſchen Soldaten hatten ſich bei ihren venetianiſchen Freunden ſo gemüthlich als möglich eingerichtet, und die zierlichen Gärten, die gewölbten Zimmer waren ihnen nach des Tages Laſt und Hitze wohl zu gönnen.

Auch die breite Landſtraße fing hier an recht belebt zu werden. Aus den Feldern zu beiden Seiten bog Infanterie in Zügen und Compagnieen, aber nur mit der Mütze und ohne Waffen, auf die Straße ein. Sie kamen von den Belagerungsarbeiten, hatten Faſchinen und Schanzkörbe angefertigt, überhaupt Material zum Batterieenbau, das nun von den Offizieren, die dorthin ſprengten im dunkeln Waffenrock, grüne Federn auf dem Hute, in Augenſchein genommen und verzeichnet wurde. Generalſtabsoffiziere und Ordonnanzen ritten hin und her, und aus einem rechts am Wege ſtehenden Land-

hauſe der Villa Papadopoli kam eine Schaar Reiter hervorgeſprengt, darunter ein paar Generale, denen Adjutanten folgten; und voraus ritt ein langer hagerer Mann mit ernſtem Geſichte, hellen klugen Augen, deſſen grauer Bart im Winde flatterte.

„Haynau!“ ſagte der Conducteur, und die Paſſagiere im Wagen verrenkten faſt die Hälſe, um den berühmten General zu ſehen. —

Wie aber hatte ſich jetzt die Stadt verändert! Von den Einwohnern keine Spur! Wohin man blickte — Soldaten und wieder Soldaten. Hier ſaßen ſie reihenweiſe unter großen Bäumen, die erſt von der Arbeit Gekommenen, und ruhten, ihre Pfeife rauchend, aus. Dort im Hofe putzten Andere ihre Säbel und Gewehre, die von der langen Unthätigkeit ein bischen roſtig geworden waren; denn hier braucht der Soldat nur Spaten und Schaufel. An einem Waſſerbecken, wo vordem eine Schaar Verkäuferinnen ihre Gemüſe friſch gehalten und geputzt, wuſchen jetzt Artilleriſten ihre Geſchirrſachen, Wiſcher und Anſetzkolben. Aber dabei war hier Alles luſtig und guter Dinge; Jeder amüſirte ſich auf ſeine Art. Hier unter einem Haufen Grenzer ſang Einer ein melancholiſches Lied aus der Heimath, und da blitzten die ſchwarzen Augen und die dunklen Geſichter grinsten vor Wehmuth und verzeihlichem Heimweh. Ein Böhme hatte — Gott weiß wo? eine Violine erobert und ſpielte luſtige Weiſen, zu welchen Ungarn mit luſtigem Huſſa! umherſprangen.

Und wie war nun der Marktplatz um dieſe Zeit luſtig und belebt! Hier hatten die Offiziere, die gerade nicht im Dienſt waren, ihr Hauptquartier; und es war unter dem Krachen der Geſchütze, unter dem Brauſen der Kugeln eine kleine treffende Copie von Wallenſteins Lager. Aus wie viel Waffenarten und Nationalitäten beſtand nicht ſchon das Belagerungsheer! Und dazu die Menge von Genieoffizieren, Adjutanten, Ordonnanzen und Generalſtäblern, die in ihren dunklen Waffenröcken und in ihrem ruhigen Weſen ernſt und geſetzt abſtachen gegen die Kameraden der anderen Theile der Armee: Huſaren,

Dragoner, Chevauxlegers, Küraſſire, die erſt geſtern hieher gekommen waren, um das großartige Schauſpiel mit anzuſehen.

Wer nicht gerade im Dienſt war, der befand ſich auf dem Marktplatz, rauchend, Kaffee trinkend und ſpielend. Es war hier wie ein Luſtlager, und wenn nicht das Krachen der Geſchütze geweſen wäre, oder wenn ein unhöfliches Bombenſtück nicht zuweilen aus hoher Luft auf das Pflaſter niedergeſchlagen oder auch wohl durch das Schatten ſpendende Vordach des Kaffeehauſes gedrungen wäre, hätte man glauben können, einem friedlichen Manöver beizuwohnen.

Aber Meſtre hatte ſeine Schattenſeite, ſeine Straßen, in denen es recht unheimlich, ja traurig ausſah; das waren die, wenn man ſich vom Markte hinweg nach dem großen Kanale wandte, die Seite der Stadt, welche zunächſt gegen Malghera liegt. Hier waren die Häuſer ſchon längſt verlaſſen, und die tapferen Jäger, welche in denſelben ihr Quartier hatten, wurden gezwungen, ſich Schritt für Schritt zurückzuziehen. Die Italiener in Malghera machten ſich ein Vergnügen daraus, die kaiſerliche Munition, die ſie nichts gekoſtet, ganz unnöthig und mit der größten Verſchwendung auf die kaiſerlichen Truppen und auf ihre eigene unglückliche Stadt Meſtre zu verſchießen. Es verging während manchen Tages kaum eine Viertelſtunde, wo nicht ein Schuß herüberkrachte und eine ſchwere Kugel in das Mauerwerk einſchlug. Manche der Gebäude hier waren nur noch Schutthaufen, zerſchmettert und zerriſſen. Mehrere Straßen waren dem Militär verboten worden; ſie lagen öde und leer, die Fenſterläden hingen herab, die Balkone waren zertrümmert, und wenn irgend ein wißbegieriger Offizier ſich langſam vorſchlich, um hinter einem der letzten Häuſer nach dem belagerten Fort hinüberzuſchauen, ſo tönte ſein Schritt dumpf und hohl. Am troſtloſeſten ſah es am großen Kanale ſelbſt aus, an jener Stelle, wo zu Anfang unſerer Geſchichte jene beiden Offiziere ihren Wagen verlaſſen, um in einer Gondel nach Venedig zu fahren. — Damals und jetzt, welch ein Unterſchied! Von den vielen Menſchen die damals hier verkehrten, die lachend und plaudernd ihre Geſchäfte betrieben, nicht

Einer mehr! Verſchwunden waren die Boote, die Marktſchiffe, die Gondeln; auf dem Kanal wiegte ſich kein Fahrzeug mehr, bedeckt mit friſchem Grün, keines mehr mit Körben voll buntfarbiger, duftender Blumen. Die ganze Waſſerfläche lag einſam ernſt und ſtill; und den Landungsplatz, von wo früher zahlreiche Zuſchauer auf das Marktgewühl herabblickten, ſperrte eine Batterie, deren Geſchütze gegen Malghera drohten.

Wenn man über den Marktplatz in Meſtre ging, bei der alten Kirche vorbei, und wandte ſich an dem einzigen Gaſthofe rechts, ſo kam man bald in das Stadtviertel, wo ſich nur Häuſer auf einer Seite der Straße mit großen Zwiſchenräumen befanden. Hier hinaus ging der Weg nach Vicenza, der aber ſeit der Eröffnung der Eiſenbahn natürlicher Weiſe an Wichtigkeit verloren. Ehe man aber dieſe Landſtraße erreichte, kam man an einen freien Platz, auf dem, noch in der Stadt ſelbſt, eine Art Landhaus lag. Es war das eines jener Bauweſen aus dem vorigen Jahrhundert, aus rothen Ziegelſteinen erbaut, oben mit einem Manſardenſtock, die mittleren Etagen mit reich verſchnörkelten Fenſtern, unten eine breite Steintreppe, an deren Geländer der Baumeiſter den Verſuch gemacht zu haben ſchien, wie weit es Geduld und Geſchmackloſigkeit zu bringen im Stande ſeien. Das Haus hatte einen Hof, mit Einfaſſungen analog dem Treppengeländer, einem Gitterwerk, das auch hier erſt nach hunderttauſend unnöthigen Drehungen und Wendungen an der Hauptöffnung zuſammenkam, wo das Thor aus zwei paar kleinen Engeln gebildet wurde, die ſo furchtbar verſchwollen und ſchlagflüſſig ausſahen, daß ein gewiſſenhafter Arzt gleich in Verſuchung gekommen wäre, ihnen mit Entſetzen den Puls zu fühlen.

Vor dieſem Hauſe nun ſtand eine Gruppe von Offizieren, und hatten neben ſich eine Karte aufgelegt, mit deren Hülfe ſie über die verſchiedenen Operationen gegen Malghera ſprachen. Es waren zwei

mehlschen Hause mußte eine Hinterthür offen geblieben sein, wodurch im Gang ein starker Zug verursacht wurde; denn plötzlich hörten wir die Hausthür mit voller Gewalt zuschlagen. Es konnte nicht anders als ein Zufall sein; welche Ursache hätte Jungfer Barbara gehabt, den armen Philipp auszusperren, der sich längere Zeit vergeblich abmühte, die schwere Laterne in die Höhe zu winden. Ja, es ist dies ein schweres Geschäft, und ich warne jeden, der nicht gut damit umzugehen versteht, besonders in der Nacht, den Lampenputzern nicht in das Handwerk zu pfuschen und keine Laterne herabzulassen, wenn er nicht genau weiß, wie die alte rostige Winde zu handhaben ist, um sie später wieder in die Höhe zu ziehen.

Während wir so im Fenster lagen und manchen Seufzer Philipps belauschten, manchen Ausruf der Ungeduld, den ihm die vergeblichen Anstrengungen erpreßten, fuhr der Doktor Burbus plötzlich in die Höhe und horchte aufmerksam in die Nacht hinaus; sein in dergleichen Dingen geübtes Ohr wußte sehr gut, was ein leises Klirren und Schlürfen auf dem Straßenpflaster zu bedeuten hatte, das ich aus einer ganz unschuldigen Ursache herleitete. Desto größer war aber mein Schreck, als er sich jetzt wieder zu mir herabbeugte und mir hastig und mit einer gewissen teuflischen Freude in's Ohr flüsterte: „Da kommt Polizei!“ — Unglücklicher Philipp! harmlosester

Generalſtäbler und zwei Genieoffiziere. Einer der Erſteren, ein ſchon etwas ältlicher Herr mit Brille, hatte im Eifer des Geſprächs einem der Engel ſeinen Federhut aufgeſetzt, was äußerſt komiſch ausſah. Ein junger Huſarenoffizier lehnte ſeitwärts an dem eiſernen Gitter und war beſchäftigt, einen hartnäckig zuglosen Rattenſchwanz in Brand zu bringen.

„Vederemo," ſagte der jüngere Generalſtabsoffizier, indem er die Karte zuſammen faltete, „mit der errichteten Parallele und unſern paar Batterieen mit wenig Munition werden wir nicht viel ausrichten."

„Die Werke von Malghera können wir freilich nicht damit demontiren," bemerkte ihm der Offizier vom Geniecorps. „Aber der moraliſche Eindruck, wenn ſie nun auf einmal auch unſererſeits mit Projectilen aller Art bedient werden, kann nicht gering ſein, und ich glaube, man hofft viel davon."

„Bah!" ſprach der Major, „Niemand, der die Italiener genau kennt. Wenn man ihnen im freien Felde den Ernſt zeigt, à la bonheur, das macht ſie ſtutzig; aber hinter Wall und Mauer da ſchießen ſie wie die beſten Truppen. Und welch' herrliche Munition haben wir ihnen angefertigt und hinterlaſſen! Der Gedanke koſtet mich noch mein Leben. — Bei zweihundert der neueſten, ſchönſten, bravſten Geſchütze, kaiſerlich Metall, haben ſie da drin, und wir müſſen hier vor unſerer eigenen Feſtung liegen, und wenn wir einen etwas tiefen Laufgraben anlegen, haben wir alle Gefahr zu verſaufen."

„Je mehr Schwierigkeiten, deſto mehr Ruhm," meinte der andere Genieoffizier, ein junger Hauptmann mit ernſtem, geſetztem Weſen. „Die Sache muß gelingen!"

„Damit hat's freilich keine Noth," entgegnete der Major. „Was wäre mit ſolch einer braven Armee unmöglich? Kann man beſſer arbeiten, als die Leute thun, unverdroſſen, immer luſtig und guter Dinge? ſcheeren ſich den Teufel um Kugeln und Bomben, wenn ja Einige hingelegt werden, ſo wird aufgeräumt und die Uebrigen drohen gegen die rebelliſche Schaar und rufen: „Es lebe der Kaiſer!"

„Nur zieht es ſich lange hinaus,“ ſagte der Lieutenant vom Geniecorps. „Nächſtens fängt es an, ſehr heiß zu werden und dann haben wir die Fieber auf dem Hals.“

„Deßhalb nur tüchtig fortgearbeitet!“ nahm der Major wieder das Wort, indem er mit dem Finger auf die Karte zeigte. „Gebt nur Achtung, von hier aus wird eine zweite Parallele etablirt mit einer artigen Menge von Geſchützen. Munition dazu iſt genugſam verſchrieben.“

Damit ſteckte er die Karte in die Bruſttaſche.

„Wann fängt dein Dienſt in den Laufgräben an?“ fragte der Ingenieurhauptmann ſeinen Kameraden.

„Um neun Uhr marſchiren wir von der Paduaner Straße ab,“ entgegnete dieſer.

„Alſo auf Wiederſehen heute Abend!“

„Tſchau!“

Damit trennten ſich die vier Offiziere; die vom Generalſtab gingen ins Haus zurück, der Hauptmann vom Geniecorps nahm ſeinen Kameraden, den Huſarenoffizier, unter dem Arm und Beide ſchlenderten nach Meſtre hinein. Doch betraten ſie nicht die Hauptſtraße, ſondern wandten ſich rechts, gingen eine Strecke weit auf der breiten Chauſſee, die nach Padua führt, und bogen dann links in das Feld ab, wo die Laufgräben anfingen.

„Ehe wir zu den Batterieen vorgehen,“ ſagte der Ingenieurhauptmann — der Leſer wird wohl errathen haben, daß es Friedrich von S. war, den wir hier in Meſtre wieder finden — „muß ich dir ein kleines, heimliches, aber trauliches Plätzchen zeigen; ich bin überzeugt, daß es auch dir gefallen wird — unſern Begräbnißplatz. Siehſt du dort, wo man die Kultur geſchont hat, da liegen die Armen ſo viel hundert Stunden von der Heimath im Schatten des Maulbeerbaumes und des Rebenlaubs. Du mußt geſtehen, daß dieß Plätzchen eher einem Garten ähnlich iſt als einem Kirchhof.“

„Wahrhaftig, es hat nichts Abſchreckendes,“ beſtätigte der Huſa-

renoffizier, „und wer einmal beſtimmt iſt, hier zu bleiben, der kann es ſich ſchon gefallen laſſen, da begraben zu werden.“

„Bei den Kameraden,“ ſprach ernſt Friedrich von S. „Und du ſiehſt, wie rührend ſchön ſie für die Ausſchmückung ihrer Gräber geſorgt haben.“

Dem war auch in der That ſo. Unter dem Laubdache im grünen Graſe, das den Boden hier bedeckt, waren die Gräber der Gefallenen recht ſorgſam aufgeſchaufelt und hatten Kreuze, einfach zuſammengebunden von Baumäſten, andere mit Kränzen verziert, oder ſogar mit kleinen Heiligenbildern. Und ſo lagen die Todten in Ruhe und Frieden neben einander, in ihrem Grabe fort und fort militäriſch begrüßt, denn von Malghera herüber krachte Schuß auf Schuß.

„Die drüben feiern nicht,“ ſagte lächelnd der Genieoffizier; „und hier iſt noch Platz genug. Wenn du lange genug hier bleibſt, ſo kannſt du auch vielleicht mir noch einen Beſuch hier abſtatten. Nächſtens wird es drüben ſcharf hergehen, und ich habe eine Ahnung, als wenn die für mich gegoſſene Kugel in Malghera bereit läge.“

„Ah! wie kann man ſo ſprechen!“ rief lachend der Huſarenoffizier; „namentlich du, der in dieſem und dem vorigen Jahre ſo gleichgültig, ſo unerſchrocken ins Feuer ging, was dir übrigens, unter uns geſagt, vortrefflich vergolten wurde. Denn haſt du nicht die beſte Ausſicht, nächſtens Major zu werden? und das iſt doch in den wenigen Jahren eine ungeheure Carriere. Wir armen Reiter ſind ſchlecht weggekommen. — Nun! denken wir nicht daran.“

Damit gingen die Beiden durch die Laufgräben nach den Batterieen der erſten Parallele, die faſt beendigt war. Von dort aus ſah man Malghera deutlich vor ſich liegen, ſah jedes der Werke mit einer dreifarbigen Fahne geziert und bemerkte, wie die Beſatzung mit ihren rothen Hoſen hin und her lief. Munition ſparten ſie niemals; faſt jeden Augenblick blitzte ein Schuß auf und es ſauste eine Vollkugel, bald das Parapet der Tranchée ſtreifend, bald hinter derſelben einen armen Maulbeerbaum umreißend.

„Dort liegt Venedig," ſagte Friedrich von S. und zeigte rechts von Malghera nach der abgeſprengten Lagunenbrücke. „Ich hätte in meinem ganzen Leben nicht gedacht, daß wir uns hier mit unſerer eigenen Feſtung beſchäftigen müßten. — Und wir ſind noch lange nicht darin!" ſetzte er ſeufzend hinzu.

„Apropos!" redete der Huſar nach einer Pauſe, „du haſt mir damals in der Nacht vor Mailand die merkwürdige Geſchichte erzählt, die dir in Venedig paſſirt. Haſt du nichts weiter erfahren? Iſt die Dame noch in der Stadt oder hat ſie ſich, wie ſo viele Andere, geflüchtet?"

Friedrich von S. ſchüttelte den Kopf und verſetzte: „Direct weiß ich faſt gar nichts von ihr. Als ich nach Deutſchland zurückgekehrt war, ſchrieb ich ihr ein paar Mal, erhielt auch die freundlichſten Antworten; doch warnten mich meine Vorgeſetzten vor dieſer Correſpondenz, und mit Recht. Du weißt, wie ſich bald darauf die Zeiten geſtalteten, und ſeit die dreifarbige Fahne in Venedig weht, habe ich nur erfahren, daß ſie noch in der Stadt iſt."

„Alſo nicht abgereist?"

„Sie wollte ihren Vater nicht verlaſſen, und da das Unglück nun einmal über ihre Vaterſtadt hereingebrochen, ſo that ſie und thut wahrſcheinlich alles Mögliche, um die Noth all der unglücklichen Menſchen, die ſo muthwillig ins Verderben mit hineingeriſſen wurden, zu lindern. Die letzten Nachrichten von ihr erhielt ich merkwürdiger Weiſe durch einen Deſerteur, einen Deutſchen, bei einer der vielen Fremdenlegionen angeworben, der von Val-Tojado zu uns nach Capo-Sile deſertirte. Es war das ein merkwürdiger Burſche, er kam auf einem Nachen allein und hatte ſein Hemd als weiße Fahne an einer Ruderſtange befeſtigt. Er hatte ſich häufig in den venetianiſchen Spitälern umher getrieben, und machte im Allgemeinen eine ſchlechte Schilderung von ihren Anſtalten und verſicherte unter Anderm, die Kranken hätten an Leib und Seele zu Grund gehen müſſen, wenn ſich nicht von den vornehmen Damen der Stadt ihrer angenommen. Unter dieſen ſei

beſonders eine geweſen, welche namentlich die Deutſchen aufgeſucht, ſich auch in ihrer Sprache nach ihren Leiden erkundigt und welche Allen ein hülfreicher Engel geweſen ſei. Natürlicher Weiſe dachte ich an die Marcheſa, — er beſchrieb mir die Dame ſo genau wie möglich, und als er von ihrer hohen Figur, ihrem ernſten und doch freundlichen Weſen, ihrem blonden Haare ſprach, da wußte ich ſicher, daß es Donna Emilia geweſen ſei, und hätte den Mann beneiden können, der im venetianiſchen Spital geweſen, der Wohlthaten von ihrer Hand empfangen. — — Mein Herz iſt zerriſſen," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich kann ihrer, die ſo gut, ſo unſchuldig auf feindlicher Seite ſteht, nur mit der innigſten Liebe gedenken. — Gott weiß, wie das enden wird!"

„Vielleicht beſſer als du denkſt," entgegnete der Huſar. „Was kann die Marcheſa dafür, daß ihr Vater ein Venetianer iſt und ſich in einem Taumel mit fortreißen ließ? Jeder von uns weiß doch, wie ſie geſinnt war. Die Fahne mit den kaiſerlichen Farben an ihrer Gondel hat man ihr nicht vergeſſen; und die Geſchichte iſt bekannt genug."

„Es iſt gut von dir," verſetzte der Andere, „daß du mir freudige Hoffnung machen willſt. Mag der Himmel wiſſen, wie es ihr dort drüben in der belagerten Stadt gehen wird. Wie es aber hier mit mir endigen wird, darüber habe ich ziemliche Gewißheit. — Jetzt aber komm nach Meſtre zurück, wir haben hier ſchon lange genug auf dem äußerſten Punkt geſeſſen und den Italienern unſere Uniformen gezeigt: ich ſehe da oben ein paar, die mit Fernröhren ſcharf herüber blicken; Anderes wird ſogleich folgen. Im Dienſt des Kaiſers ſoll man mich meinetwegen zuſammenſchießen, aber durch Vorwitz will ich nicht eine einzige Kugel herbeilocken, die unſere braven Arbeiter beläſtigen könnte. Komm herab!"

„Noch einen Augenblick!" ſagte lachend der Huſar. „Da auf dem Fort Rizzardi blitzt es ſtark auf; das wird uns gelten."

Und ſo war es auch. Denn kaum hatte er dieſe Worte ge-

ſprochen, ſo ſtreifte eine 24pfündige Kugel nicht einen Schritt von ihm die Bruſtwehr und warf einen Haufen Sand und Steine über ihn her, die der junge Offizier nun lachend von ſich abſchüttelte und darauf in den Graben hinabſprang. Noch ein paar Schüſſe wurden drüben gethan, eigentlich Bombenwürfe; man hörte das Sauſen der Kugeln hoch in der Luft, das immer ſtärker wurde und dann in verdächtige Nähe kam, mit einem Schlag auf den Boden und einem lauten Krachen endigte. Die Stücke des platzenden Geſchoſſes ſauſten pfeifend nach allen Seiten, bohrten ſich tief in den weichen Sand oder zerſchmetterten auch wohl ein paar Bretter, hinter denen die Arbeiter Schutz geſucht.

Der Huſarenoffizier verabſchiedete ſich auf dem Marktplatze von ſeinem Freunde, und da er erſt heute Morgen von Mailand gekommen war, ſtieg er zu Pferde, um ſein Quartier aufzuſuchen, welches außerhalb der Stadt in einer der zahlreichen Villen war. Er mußte weit hinaus über Caſa Papadopoli, dann zeigte ihm ein Bauer auf Befragen einen Feldweg, der links von der Straße abführte und ihn endlich in eine hohe, dichte Allee brachte, die in einen Park mündete, der mit einem hohen eiſernen Gitterthor verſchloſſen war. Hier war aber weder eine Glocke noch ſonſt etwas, um Einlaß verlangen zu können. Wenn auch rechts und links keine Mauer war, ſo zeigte ſich doch dafür, ſo weit man ſehen konnte, ein über ſechs Schuh breiter und tiefer Waſſergraben, der augenſcheinlich das ganze Gut umgab. Der Huſarenoffizier ſah kopfſchüttelnd das verſchloſſene Thor und war ſchon im Begriff wieder umzukehren, indem er dachte, er ſei fehlgeritten, als ein Mann, der hinter ihm quer durch die Allee ſchritt, ihm ſagte, die Villa ſei dieſelbe, welche er ſuche.

„Aber zum Teufel! wo iſt die Villa?“ fragte der Reiter. „Man ſieht ja weder Haus noch ſonſt etwas. Wie kann man ſich den Bewohnern verſtändlich machen, und warum iſt das Thor verſchloſſen?“

Der Fremde zuckte die Achſeln und erwiderte: „Ja, Herr, die

drinnen haben Furcht! 's beste wäre, Sie ritten da drüben in's Dorf und schickten einen Knaben herüber, der Sie ankündigte."

„Wie soll der da hineinkommen?"

„Links vom Thore befindet sich eine Planke über den Graben im dichtesten Gebüsch. Ich weiß den Platz nicht, aber die aus der Umgegend werden ihn schon finden."

Damit wandte sich der Mann um und eilte über das Feld davon.

Der Offizier ritt an das Thor zurück, wandte sich dann links und verfolgte eine Zeit lang den Wassergraben. Richtig! es schien derselbe um das ganze Gut herum zu laufen. Meistens befand sich an den beiden Ufern dichtes Gebüsch; nur hie und da war eine kleine Lichtung. Bei einer der letztern wandte der Husar entschlossen sein Pferd und indem er dachte: ich muß wohl schon auf Reiterart da hinein, ließ das edle Thier zum Sprung ansetzen und flog mit ihm leicht und gewandt über das abgesperrte Terrain. An dem Graben rechts wieder hinaufreitend, kam er bald an das Gitterthor und auf einen breiten Kiesweg, der in das Innere des Gartens führte. Rings war Alles still; der Reiter befand sich im dichten Schatten der hochstämmigen Bäume, die rechts und links standen. Jetzt bog der Weg etwas rechts ab, worauf der Husar vor sich auf einem kleinen Rasenplatze die Villa, sein Quartier, liegen sah. Anfänglich glaubte er hier ebenfalls Alles abgeschlossen wie das äußere Thor zu finden und ließ ein kräftiges Halloh ertönen. Rasch wurde indeß jetzt die Thüre geöffnet und ein alter Mann, der heraustrat, war offenbar erstaunt, ja erschreckt, vor sich einen wohlbewaffneten Reiter zu sehen.

„Hier ist doch die Villa —?" rief der Husarenoffizier.

„Allerdings!" entgegnete der alte Mann. „Doch wenn ich mir erlauben darf zu fragen, auf welchem Wege kommen Sie hieher in den Garten?"

„Geradeaus, nach Husarenart!" lachte der Offizier, „da das Thor verschlossen war und man mir auf mein Rufen keine Antwort gab, so mußte ich mich schon bequemen, über den Wassergraben zu setzen."

„Ein braves Pferd," sagte hierauf der alte Mann, indem er näher trat, den Zügel ergriff und das Thier sanft auf den Hals klopfte."

„Sie haben doch Platz für mich?" fragte der Offizier.

„Die ganze Villa steht zu Ihrem Befehl," versetzte der alte Mann. „Es sind noch ein paar Bediente da, die ich Ihnen zur Verfügung stelle, im Falle Sie nicht Ihre eigene Dienerschaft erwarten."

„Später kommt mein Bursche mit wenigem Gepäck," antwortete der Husar. „Geben Sie ihm ein Plätzchen in meiner Nähe."

„Sie wollen selbst wählen," entgegnete der Andere; und da unterdessen ein Bedienter aus dem Hause gekommen war, so übergab er diesem das Pferd und öffnete die Thüre, um den ungebetenen Gast eintreten zu lassen.

Das Wohnhaus, ein mittelgroßes, sehr elegantes Casino mit flachem Dache, massiv von Stein erbaut, mit zahlreichen Statuen und Bildhauereien verziert, schien in der That ganz leer zu stehen. Hohl klang der Schritt auf den Gängen und Treppen, und im ersten Stocke mußte der Alte jetzt die Fensterläden öffnen, um Luft und Licht in die dunkeln Zimmer zu lassen.

Der junge Offizier wählte sich bescheidener Weise ein kleines, aber zierliches Schlafzimmer mit einem Kabinet daneben. Er hatte von hier eine Aussicht in den breiten, schönen Park und mußte sich gestehen, daß der Besitzer oder der Erbauer ein Mann von Geschmack sei und es wohl verstand, sich gegen das hiesige Klima zu waffnen. Hier war doch Schatten, Kühle, frisches Wasser im Gegensatz zu vielen anderen Landhäusern um Mestre, die, wie absichtlich, fast ganz ohne Bäume sind, und auf welche die Sonne nach bestem Ermessen den ganzen Tag hinbrennen kann. Es war unendlich ruhig und stille hier; man hätte glauben können, entfernt von jeder großen Stadt mitten in der Einsamkeit zu leben; nur zuweilen hörte man einen dumpfen Schlag — einen Schuß von den Wällen Malghera's.

Der Husarenoffizier richtete sich so gut wie möglich ein, und als später sein Bursche mit dem Gepäck kam, er sich umgezogen hatte und in den dichten Laubgängen des Parks seine Cigarre rauchte, mußte er sich eingestehen, daß es auf solche Art höchst bequem und amüsant sei, einer Belagerung beizuwohnen.

Die Beschießung des Forts Malghera in der Mittagsstunde des vierten Mai aus fünf Batterieen der Vorparallele hatte, obgleich sie den eingeschlossenen Feind auf's Höchste überraschte, nicht die gewünschte Wirkung. Obgleich die österreichische Artillerie außerordentlich brav geschossen und das Innere des Forts schon von Kugeln ziemlich durchfurcht war, die platzenden Bomben tiefe Löcher in den Boden gerissen, obgleich die Ketten der eisernen Zugbrücke zertrümmert und das Wachthaus am Thore sowie ein Kaffeehaus im inneren Platze durch hereinstürzende Bomben zerschmettert waren, so hatte doch die Beschießung den äußeren Werken wenig Schaden gethan. In Malghera, das außerordentlich mit Geschützen und Munition ausgerüstet war, kommandirte ein tüchtiger Offizier, und so kam es denn, daß die Beschießung auf's Vollständigste erwidert wurde, und zwar so, daß auf einen Schuß aus den Batterieen vielleicht sechs aus dem Fort kamen. Die Belagerungsarbeiten, so gut sie auch gefertigt waren, wurden von Kugeln durchfurcht, die Batterieen mit feindlichem Eisen überschüttet. Man war nicht mehr im Stande, die Schüsse zu zählen, man wußte es nicht mehr, krachte es hier oder krachte es dort. In Rauch und Staub gehüllt, standen die braven Oesterreicher bei ihren wenigen Stücken und horchten verwundert auf den Höllenlärm, der nach ihren ersten Schüssen von drüben losbrach. Das Pfeifen der Kugeln, das Zischen und Krachen der Bomben war unbeschreiblich und ohne Aufhören; fort und fort flogen die feindlichen Kugeln in unglaublicher Anzahl herüber — ein Hagelwetter der häßlichsten Art. In demselben sah man die Artil-

leriſten arbeiten, ruhig und ſicher, wie auf dem Exerzierplatz, und wenn auch mancher gute Kamerad dahinſank, wenn auch manches brave Geſchütz von den feindlichen Kugeln auseinandergeſchlagen wurde: es rückten immer neue Kräfte zum Erſatz an, bis der Abend kam, wo die Batterieen faſt ganz demontirt waren, und wo auch der Feind nach und nach ſein Feuer einſtellte.

Man kann ſich leicht denken, daß während dieſer Zeit Alles in Meſtre in der geſpannteſten Erwartung war. Wem es ſein Rang oder ſeine Stellung erlaubte, ſtieg auf den alten Guelfenthurm hinauf, wo man das majeſtätiſche Schauſpiel am beſten ſah. Da hatte man die ganze Geſchichte wie eine Karte vor ſich ausgebreitet; man ſah die ſchwachen öſterreichiſchen Batterieen, wie ihre Kanoniere alles Mögliche thaten, um dem ſo weit überlegenen Feinde in Malghera einigermaßen kräftig und gut antworten zu können. Bis in die tiefe Nacht hinein dauerte das Schießen, und als es nach und nach dunkelte, war der Anblick des gegenſeitigen Geſchützfeuers unbeſchreiblich ſchön. Die Bomben, deren Flug man am Tage mit den Augen nicht folgen konnte, zeigten nun deutlich in ziſchendem, ſpritzendem Feuer den großen Bogen, den ſie beſchrieben. Während ſie dahinflogen, ſtäubten ſie große Funkenkreiſe um ſich her, und wenn ſie platzten, ſo flog es wie ein ſtarker Blitz empor, dem ein dumpfer Knall folgte. Schöner noch war der dichtere Feuerſtreifen der mächtigen Raketen, die ſie auch zuweilen aus dem Fort herausſchoſſen, mehr zu ihrer Unterhaltung, als daß ſie damit auf die weite Entfernung großen Schaden gethan hätten.

Auf der Plattform des erwähnten Thurmes ſaßen mehrere Offiziere bei einander und ſahen dem großartigen Schauſpiele zu. Unſer bekannter junger Huſarenoffizier hatte ſich neben ſeinem Freunde, dem Hauptmann vom Geniecorps, auf die Bruſtwehr gelehnt, und ſagte nach einer Pauſe: „Aber es iſt doch in der That unverantwortlich, wie das Volk da drüben — Gott möge ſie verdammen! — mit kaiſerlicher Munition umgeht. Es iſt, als hätten ſie ſich vorgenommen, jeden Tag ein gewiſſes Quantum zu ruiniren.“

und unschuldigster aller Menschen, die je im nächtlichen Dunkel eine Straßenlaterne herabgelassen, du bist verloren!

„Aha! glücklich erwischt!“ hörten wir jetzt eine Stimme rufen, in einem Tone, der so unverschämt die Stille der heiligen Nacht unterbrach, daß man deutlich daraus abnehmen konnte, sie müsse nothwendig Einem angehören, der von Gottes Gnaden die Befugniß hat, auf der Straße laut zu schreien; und eine andere Stimme antwortete: „Na! endlich haben wir einmal diese Schlingel! Vogel, man wird Ihn warm setzen!“

Durch die Dunkelheit erblickten wir nur hie und da das Leuchten eines Epaulettes oder eines Säbels. Philipp, der wahrscheinlich in diesem Augenblicke vor Schrecken wie versteinert war, mußte bei dieser fürchterlichen Ueberraschung die Handhabe des eisernen Drehrades losgelassen haben; denn wir hörten, wie sich dieses von der Schwere der Laterne in Bewegung gesetzt, ächzend einige Male sehr schnell umdrehte; dann erfolgte ein klirrender Fall auf das Straßenpflaster: die Laterne war herabgestürzt und in tausend Stücke zerbrochen. Doktor Burbus rief mir zu: „Hoho, sie haben ihn erwischt! Unglückseligster Ladenjüngling, warum bist Du nicht in Jerusalem geblieben!“

In diesem Augenblick sahen wir Philipp wie ein gescheuchtes Reh dem Reißmehlschen Hause zufliehen; doch ehe er die rettende Schwelle erreicht, hatte ihn die

„Mich dauern nur die ſchönen Raketen!“ entgegnete ein Artillerieoffizier mit tiefer Stimme, der nebenan auf dem Ziegeldach des Thurmes ſaß. „Eine ſo mühſam erzeugte Munition, von deren Anfertigung die Kerle drüben gar keinen Begriff haben. Und wenn ganz Venedig zuſammenhilft, ſo bringen ſie doch keines dieſer Geſchoſſe zuweg, das nur auf anſtändige Manier hundert Schritte weit geht.“

„Sie können ſie nicht einmal ordentlich abbrennen,“ meinte ein Anderer. „Wenn ich ſie mit unſern lieben Raketen wirthſchaften ſehe, ſo iſt es mir gerade, als wenn Schulbuben ein edles Pferd maltraitiren. Zuerſt geht's eine Zeit lang geduldig, dann aber ſchlägt's hinten und vornen aus. Schaut's mal dahin! Kommt wohl eine einzige heraus, die einen ordentlichen Bogen macht? — Alles durcheinander wie Kraut und Rüben. Pfui Teufel!“

„Sie haben ſich ihre Finger ſchon garſtig damit verbrannt,“ ſagte Friedrich von S. „Uns hat neulich ein Ueberläufer davon erzählt; wie viele ſind ihnen ſchon geplatzt, wie viele ſchon auf die Seite gegangen oder ſogar rückwärts in die eigene Bedienungsmannſchaft hinein!“

„Wohl bekomm's!“ brummte der erſte Artillerieoffizier und blies ſeine Cigarre zu einer ſtarken Glut an.

Einige Augenblicke ſah man keine Raketen mehr fliegen; auch hatte das Schießen einigermaßen nachgelaſſen; nur vom Fort Rizzardi krachte noch zuweilen ein Schuß herüber, ein tölpelhafter, wilder Knall aus den dort befindlichen Paixhans. Die gewaltige Pulverladung erhellte auf einen Augenblick die Schießſcharte, hinter der ſie ſtanden, ſo deutlich, daß man faſt das ganze Gewühl um die Kanone ſehen konnte. Gleich darauf aber verſchlang die tiefe ſchwarze Nacht Alles wieder. Drüben, über das Fort hinaus, leuchteten die Lagunen im ungewiſſen Scheine; am Himmel jagten finſtere Wolken, und von Venedig herüber ſah man hie und da den Schein eines Lichtes. In den Batterieen ſowohl als in dem Fort ſchienen ſie müde geworden zu ſein. Die Schüſſe wurden immer ſeltener und hörten bald ganz auf.

Die Offiziere auf dem Thurme, welche nun nicht mehr durch den Blitz und den Flug der Raketen unterhalten wurden, die sie bisher von ihren Plätzen an der Brüstung deutlich sahen, stellten sich nun plaudernd an dieselbe und überließen sich ihren Betrachtungen, was der morgige Tag wohl bringen könnte.

„Hat Einer von euch sehr gute Augen?“ fragte nach einiger Zeit Friedrich v. S., der eine längere Weile angelegentlich nach dem Fort hinunter geblickt hatte, „d. h. solche Augen, die auch bei Nacht etwas taugen?“

„Katzenaugen!“ bemerkte einer der Artillerieoffiziere lachend. „Hier ist ja unser Kamerad von der Flotte! Ihr müßt ja bei Tag und Nacht gleich gut sehen. Tritt 'mal ein Bischen da vor. — Was willst du mit deinen Nachtaugen?“ wandte er sich an den Genieoffizier, der noch immer sehr angestrengt hinabblickte.

„Zufällig habe ich hier ein Nachtglas bei mir,“ sagte der junge Offizier von der Marine, der nun eintrat. „Wohin soll man lugen?“

„Schaut da hinunter,“ antwortete Hauptmann von S. „Dort sieht man, — freilich sehr undeutlich — die Formen Rizzardi's. Jetzt fahrt ein Bischen mehr links auf uns zu und setzt euer Nachtglas an.“

Der Seeoffizier that, wie ihm geheißen. — „Ja, ja,“ sprach er nach einigen Augenblicken, „auf der Leeseite des Forts scheinen sie ein paar kleine Fahrzeuge auszusetzen.“

„Bah! da ist ja kein Wasser!“ sagte der Artillerieoffizier.

„In's Genießbare übersetzt,“ erklärte Hauptmann von S. lächelnd, „will unser Kamerad sagen, er sehe dort etwas sich bewegen.“

„So ist es,“ bestätigte dieser. „Jetzt sehe ich es deutlicher.“

„Ich habe es mir gedacht,“ bemerkte der Ingenieuroffizier und nahm ebenfalls das Glas. „Sie fallen wieder zum Zeitvertreib ein wenig aus. Nun, sie werden bei uns schon wachsam sein.“

Eine Zeitlang blieb drunten Alles ruhig; vielleicht eine starke Viertelstunde lang. Dann aber sah man auf dem Terrain zwischen Batterieen und Fort, ziemlich nah bei dem ersteren, ein paar Gewehr-

ſchüſſe ſchnell hintereinander aufblitzen: hierauf bemerkte man auf einem andern Punkte daſſelbe, und ein paar Sekunden nachher ward auf der ganzen Linie lebhaft gefeuert. Die Laufgrabenwache blieb keine Erwiderung ſchuldig, und ſo blitzte und knatterte es eine Zeit lang luſtig durcheinander. Namentlich von den Batterieen aus wurde ſo lebhaft und anhaltend gefeuert, daß ſich die Angreifer bald zurückziehen mußten. Jetzt knallten auch von den Batterieen ein paar ſchwere Schüſſe dazwiſchen, welche die vom Fort nicht beantworten konnten, da ſie ſonſt Gefahr liefen, ihre eigenen Leute zu beſchädigen.

„Wenn die Unſrigen nur nicht hitzig ſind!“ ſagte der ältere Artillerieoffizier. „Man ſieht klar, was die Wälſchen wieder im Sinn haben. Unſere Leute ſollen ihnen den Gefallen thun und ſie verfolgen, und wenn ſie ſie unter die Kanonen des Forts gelockt haben, dann ſoll man den Spektakel erleben, der drüben losgeht.“

Mehr und mehr ſchienen ſich die Angreifer nach der Feſtung zurückzuziehen. Doch ſchien die Laufgrabenwache nicht die Abſicht zu haben, hinter ihren Erdaufwürfen hervorzukommen. Und das zu ihrem guten Glücke. Jetzt ſchwieg das beiderſeitige Feuer einen Augenblick; die Offiziere droben waren begierig, was jetzt kommen würde. Plötzlich ſtieg von dem Fort eine ſchwere Rakete gerade in die Höhe.

„Jetzt ſchießen ſie ſogar in die Luft!“ rief ein Infanterie-Offizier.

„Diesmal nicht,“ entgegnete einer der Artilleriſten. „Gebt nur Achtung!“ — Der Feuerſtreif der Rakete, nachdem er eine ziemliche Höhe erreicht hatte, neigte ſich anmuthig nach vornen, entzündete darauf mit einem leichten Blitz die Ladung, die er trug, und in die dunkle Nacht hinaus quoll ein hellgelbes glänzendes Licht, größer und größer werdend, das endlich wie eine leuchtende Kugel langſam in der Luft ſchwebte. Es war eine Leuchtrakete, eine Art Geſchoße, welche, ſobald ſie auf einer gewiſſen Höhe angekommen ſind, durch das Herunterſinken über ſich einen Fallſchirm ausbreiten, der ſie in den Lüften erhält und nur unmerklich niederſinken läßt. Eine ſolche Feuerkugel

gewährt einen unbeschreiblich schönen Anblick und erleuchtet das Terrain auf eine weite Strecke wie der hellste Mondschein. Im gegenwärtigen Augenblicke brauchten es die Angreifer, die sich unter die Mauern der Festung zurückgezogen hatten, um ihren Artilleristen die nöthige Beleuchtung zum Zielen ihrer Geschütze auf einen verfolgenden Feind zu geben. Obgleich nun diesmal glücklicher Weise kein solcher da war, so ließen sich doch die Italiener ihr Vergnügen nicht nehmen, und da nun einmal geladen war, so mußte auch losgeschossen werden. Ein prächtiges Schauspiel für die Augen! Ein paar Sekunden nachher waren die Festungswerke wieder in Feuer und Rauch eingehüllt; Bomben schwirrten durch die Luft, Raketen sausten nach allen Richtungen, und hie und da stieg noch eine der ebenerwähnten Leuchtkugeln auf, als wollten sie sich von ihrer Höhe umschauen, ob die zahllosen Schüsse auch einige Wirkung verursachten.

„Nun werden sie wieder fort machen bis an den hellen Morgen," brummte der Artillerieoffizier, und Friedrich v. S. meinte lachend, indem er seine Uhr herauszog und bei der Glut der Cigarre auf das Zifferblatt sah: „Jetzt ist es angenehm, wer wie ich hinaus in die Laufgräben muß; da hat man doch wenigstens Licht genug, um nicht über einen Schanzkorb oder dergleichen zu stolpern. Nun, behüt' Euch Gott; es ist Mitternacht, ich habe draußen zu thun."

„Ich begleite dich!" rief der Husarenoffizier. „Ich möchte mir gar zu gerne die nächtlichen Arbeiten draußen anschauen."

„Laß es heute nur bleiben," sagte ernst der Ingenieur. „Dabei kannst du nichts lernen, höchstens aber mit einem Bombenstück zusammentreffen. Und wenn sie dir einen Arm entzwei schießen, so hast du keine Ehre davon, und man wird morgen früh höchstens achselzuckend sagen: Warum ist er hingegangen! — Behüt' dich Gott! Reite nach deiner Villa und sorge mir morgen früh für ein kleines Frühstück. Wenn ich abgelöst bin, besuche ich dich. — Addio! — Addio! — Auf Wiedersehen!"

Wer um dieſelbe Zeit nach Venedig kam, ſah in der Lagunenſtadt noch größere, noch traurigere Veränderungen als in Meſtre. Wenn letztere Stadt auch hart mitgenommen war, wenn man auch dort keine anderen Bewohner mehr ſah, als Militär, ſo gab doch das Treiben des Letzteren in ſeiner regelmäßigen Zeiteintheilung, in ſeiner Pünktlichkeit und Ordnung ein behagliches Gefühl von Ruhe und Sicherheit, wie das immer bei dem großen Körper der Fall iſt, der dem Wort eines Einzigen gehorcht. — Das war in der Inſelſtadt unter den zuſammengelaufenen Schaaren mit ihren tauſend verſchiedenen Meinungen, mit ihren verſchiedenen Beweggründen; die ſich alle zu gleicher Zeit geltend machen wollten, und ſich auch vielleicht geltend machten, ſchon ganz anders. Ja, wie hatte ſich Venedig geändert! Wo war die, wenn gleich melancholiſche, doch wohlthuende, Ruhe ihrer Kanäle und Straßen geblieben? — Eine Behaglichkeit des Alters, welche uns in der allerdings gebrechlichen und zerfallenden Stadt ſo wunderbar anſprach. Wie ſaß vordem die alte Venetia ſo lebensmüde und doch prächtig auf ihrem Seſſel mitten im Meere, umſpielt von ſpäteren Generationen, die, wenn ſie auch vielleicht nicht im Stande waren, ihr zu neuer Jugendkraft zu verhelfen, ſich doch bemühten, ihre Geſchmeide wohlgeordnet zu erhalten, und die alten prächtigen Gewänder ſorgfältig zuſammenzogen, damit man die Blößen darunter nicht ſehen konnte, und welche dafür ſorgten, daß ſie ruhig und anſtändig fortträumen konnte von alter Pracht und Herrlichkeit. — — Da kam jene Zeit, wo die alte kraftloſe Venetia in der Hitze des Fiebers von ihrem Stuhl emporſprang und in matter Hand das Schwert ſchwang, nicht um Andere zu verwunden, ſondern ihren eigenen Leib tödtlich zu verletzen. — —

Ja! fieberhaft erzitterte das Leben in den Straßen und Kanälen Venedigs. Malghera war, wie bekannt, am 26. Mai geräumt worden und dem Feinde, der nun viel näher gerückt war, wollte man, wenn er auch durch die Lagunen vordrang, jeden Schritt in der Stadt ſtreitig machen; deßhalb hatte man Brücken zerſtört, in den Kanälen, den eigentlichen Straßen Venedigs, Barrikaden erbaut, in-

dem man alte Schiffe hinein verſenkte und die Ufer durch Balken und Steinhaufen verrammelte; alte Paläſte an beſonders wichtigen Punkten hatte man zu kleinen Feſtungen umzuwandeln verſucht, kurz Alles gethan, um einen Feind, der thöricht genug geweſen wäre, ſtürmend in dieſe Stadt zu dringen, auf's Kräftigſte zu empfangen. Die Stadt war überfüllt mit Menſchen; neben der zahlreichen Bevölkerung Venedigs hatten ſich Tauſende flüchtig vom platten Land hineingeworfen, waren römiſche und toskaniſche Soldaten und Freiwillige aus allen Theilen Italiens in großer Anzahl hier zuſammengetroffen, um dies letzte Bollwerk der Freiheit zu halten, die Meiſten aber aus dem weniger ſchönen Beweggrund, um ein wildes zügelloſes Leben noch länger fortſetzen zu können. Da waren die verſchiedenſten Nationen, die verſchiedenſten Truppenkörper unter ſtolzen herausfordernden Namen, welche aber oft allein das Beſte an ihnen waren; da beſtand aus Unteroffizieren eingeſchmolzener Compagnieen aus Gefreiten, Sergeanten und allen möglichen Chargirten eine Unteroffiziercompagnie, die eine Bildungsſchule hätte ſein ſollen für Offiziere und tüchtige Kriegsleute, aber wenn dieſe Compagnie ſchon in ihrem Aeußeren ſeltſam genug ausſah, der Einzelne gekleidet in die Uniform des früheren Regiments, verſehen mit den verſchiedenſten Waffen, auf dem Kopfe Czako, Mütze und Helm, ſo war ihr Inneres noch ſchlechter beſtellt. Es war dies ein undisciplinirtes wildes Corps, das ſich gegen die Offiziere empörte und nur mit bewaffneter Macht zur Ordnung gebracht werden konnte. — Dreißig bis vierzig Deſerteure und Gefangene hatte man zu einer ungariſchen Legion vereinigt, hatte ihnen rothe enge Hoſen, verſchnürte grüne Röcke und eine ungariſche Mütze gegeben, und ſie ſollten einen Stamm bilden, der ſich durch zahlreichen Uebertritt der Ungarn, auf den man ſich Hoffnung machte, zu einem impoſanten Ganzen vergrößern ſollte. Aber der Stamm war faul und nicht im Stande Blätter zu treiben. Dieſe ſogenannte Legion — berichtet ein Schweizeroffizier — erreichte kaum die Stärke einer halben Compagnie, und mußte, um auf dieſer Zahl zu bleiben,

viele Nichtungarn in ihre Reihen aufnehmen, ja ſogar darüber froh ſein, irgend ein aus Furcht vor Stockprügeln entlaufenes Kroätlein als Zuwachs zu erhalten. — Die ſogenannte ungariſche Legion in Venedig, von der man ſich, ihrem pompöſen Namen nach zu urtheilen, auswärts ſicher eine übertriebene Vorſtellung gemacht hat, reducirte ſich auf 56 Mann, größtentheils Gefangene und Deſerteurs. Alle venetianiſchen Truppen machten das Kreuz vor ihrer Bekanntſchaft; denn ſie waren als die ſchmutzigſten und langfingerigſten anrüchig und gaben bei jedem Anlaß Beweiſe ihrer Kunſtfertigkeit in letzterer Beziehung. — Eine Truppe von äußerlich vortheilhaftem Anſehen war das Studentencorps, das ſich, wenn auch muthig, doch durch keine militäriſche Tugend auszeichnete. Aus dem ſchönen Princip, ihre Offiziere ſelbſt zu wählen, folgte auch der Umſtand, daß Keiner dieſen Offizieren, den Geſchöpfen ihrer Wahl, auch den geringſten Gehorſam erwies. Dieſe Studenten führten, ſo lange es ging, ein burſchikoſes, vergnügliches Leben, trugen meiſtens Civilkleider, intriguirten gegen einander, zankten ſich beſtändig und zeigten in ihrer Compagnie im Kleinen, was Venedig im Großen war. — Auch befand ſich in der Stadt eine Dalmatiercompagnie, von der noch Schlechteres zu ſagen iſt, als von den ebengenannten. Dieſelbe zettelte in Malghera nach dem erſten Bombardement eine Menterei an und mußte entwaffnet nach Venedig zurückgebracht werden. Unter den übrigen Truppen, welche Venedig überſchwemmten: Neapolitaner, Römer, Toskaner waren indeß recht brave und tüchtige Elemente, nur fehlte es ihnen an einem Oberbefehl, einem kräftigen Zuſammenhalten. Das Volk regierte, und wer heute in deſſen Gunſt ſtand und auf dem Markusplatz mit der höchſten Gewalt bekleidet wurde, wurde morgen vielleicht mit Verbannung und mit Tod beſtraft.

So lange Venedig eine durch nichts gehinderte Verbindung mit der offenen See hatte, fehlte es wenigſtens nicht an Lebensmitteln, und man lebte ziemlich herrlich und in Freuden; ſobald ſich aber die ſardiniſche Flotte zurückziehen mußte und das öſterreichiſche Geſchwader

die Blokade der Stadt aufnehmen konnte, machte sich bald an allen Lebensmitteln ein bedeutender Mangel fühlbar. Rindfleisch war nur zu hohen Preisen zu kaufen, der Wein stieg um das Doppelte des gewöhnlichen Preises, und Oel und Butter waren so theuer, daß der Kardinalpatriarch gestattete, die Speisen am Fasttage mit Rinds- und Schweinefett zu bereiten. Die Mühlen, welche der Stadt das Mehl lieferten, konnten, da sie vom Festlande nicht mehr unterstützt wurden, den Bedarf für die große Menschenmenge ferner nicht hervorbringen, und eine Folge davon war, daß das Volk in großen Haufen an den Bäckerläden warten mußte, bis jeder Einzelne den sehr klein zugemessenen Bedarf für den Tag erhalten konnte.

Natürlicher Weise war in jenen Tagen von einer regelmäßigen Beschäftigung der Volksklassen, von Arbeiten und dergleichen nicht mehr die Rede. Der größte Theil der Einwohner verließ Morgens früh die Häuser und schwärmte auf den Straßen und Plätzen umher, um irgend etwas Neues zu erfahren und auf unvorhergesehene Art seinen Unterhalt für den Tag zu erlangen, um dem Batterienbau auf der großen Brücke zuzuschauen, um auf die Schüsse von Malghera zu horchen, schließlich aber, um sich auf den Markusplatz zu begeben und hier durch irgend einen unvernünftigen Tumult den Präsidenten der Republik zu vermögen, daß er ans Fenster trete und einige Worte zu ihnen spreche. Auf diese Art war der prächtige Platz die Schaubühne eines regen Lebens und gewiß mannigfaltiger, ja auch interessanter, belebt als in den vergangenen ruhigen Zeiten.

Da stand, wie damals, der ehrwürdige Dom von San Marco und schaute verwundert in dies sonderbare Getümmel; von der Piazzetta her blickte die Ecke des phantastischen Dogenpalastes und die Procurazien nahmen, wie immer ernst und finster, die Hauptseite des Platzes ein. Aber unter ihren Bogengängen war nicht mehr der Versammlungsplatz der vornehmen Bürgerklassen Venedigs; hier sah man keine bunten Seidengewänder, keine schönen schwarzen Haare und glänzenden Augen, sondern eine mißfarbige lärmende Volksmenge

trieb ſich hier wie auf dem ganzen Platze umher. Es war in Venedig ſo ganz anders geworden; fieberhaft drängte ſich Alles hin und her, laut verhandelten die Gruppen die Ereigniſſe des Tages, ein trübſeliges Gemiſch, verwahrlost auch im Aeußern; und die Soldaten verſchiedener Regimenter in ihren ebenſo verſchiedenen Uniformen, in meiſtens nachläſſiger Kleidung und Haltung, trugen eben auch nicht dazu bei, dem Ganzen einen freundlicheren Anſtrich zu geben. Doch waren auch die beſſeren Stände Venedigs zahlreich vertreten, hier theilnehmend an der allgemeinen Bewegung, mit den Arbeitern ſprechend, ſie ermahnend und anfeuernd, dort aber, und gewiß nicht ehrenhafter, als müßige Zuſchauer im zierlichen ſchwarzen Frack mit lackirten Stiefelchen und hellen Handſchuhen, die zur allgemeinen Unordnung vielleicht nächtlicher Weile mithalfen, aber wenn es galt öffentlich zuſammenzuhalten, in der Ferne geringſchätzend ſtehen blieben, um den ſchlechten Geruch rings umher mit dem Duft einer guten Cigarre zu verbeſſern.

Wenn die Menge ſo auf den Markusplatz und hinaus zur Eiſenbahnbrücke gezogen war, ſo lagen die meiſten Straßen und Kanäle ziemlich leer und einſam; ſogar der Kanal Grande machte hievon keine Ausnahme. Vor einem der kleineren Paläſte, der unſerem Leſer bekannt iſt, ſchaukelten ſich ein paar einfache ſchwarze Gondeln und entfernten ſich zuweilen einen Augenblick von der Treppe, woran ſie lagen, wenn nämlich einer der Gondoliere, des längeren Wartens müde, einen leichten Schlag mit dem Ruder auf das Waſſer that. Dieſe Gondoliere, ſehr anſtändig in dunkelfarbige Livreen gekleidet, gehörten zu dem Hauſe, vor dem ſie ſich gerade befanden; es waren ein älterer und ein jüngerer Mann.

„Cospetto!“ ſagte der Letztere, „das Warten hier auf dem einſamen Kanal fängt mir an langweilig zu werden. Lägen wir noch an der Piazzetta, da könnte ſich doch wenigſtens einer von uns bequem hinſchleichen und den Spektakel auf dem großen Platze anſehen.“

„O,“ verſetzte der andere Gondolier, „was das anbelangt, ſo

iſt mir hier der ſtille Platz, wo ich ſo wenig von dem nichtswürdigen Lärmen höre, recht behaglich. Du wirſt auch noch genug bekommen. Die Madonna ſoll uns helfen! Was iſt das für ein Leben geworden!“

„Auf das Leben würde ich gerade nicht ſchimpfen,“ antwortete lächelnd der Jüngere. „Wenig zu thun, viel Zerſtreuung, evviva und Muſik den ganzen Tag, und Feuerwerk umſonſt.“

„Möchte es auf deinem Kopfe brennen!“ knurrte der Andere. „Daß dir das Leben hier gefällt, begreife ich vollkommen. Du biſt aus Ferrara; was geht dich überhaupt Venedig an? Die Herrſchaft iſt reich, der Tiſch wohl beſtellt, unſeren Lohn bekommen wir in klingendem Silbergeld: das gefällt dir freilich. Ich aber, ein alter Venetianer, einen großen Familienanhang hinter mir, könnte dir ſagen, was es heißt, alle dieſe Tollheiten mitmachen zu müſſen, die ſchmierige Suppe auseſſen zu helfen, die unſereins nicht mit einbrocken half.“

„Zugeſtanden,“ ſagte der jüngere Gondolier, indem er die Naſe hoch emporhob und ſich ſo zierlich als möglich auf ſein Ruder ſtützte, „du haſt vielleicht in dieſen Widerwärtigkeiten etwas mehr durchzumachen, weil du ein Venetianer und mit großer Familie verſehen biſt; aber am Ende, wenn alles vorbei iſt, fällt dir durch eben dieſe zahlreichen Verwandten auch eine größere Portion von Belohnung zu als mir, dem Einzelnen.“

„Belohnung?“ fragte der Aeltere und zuckte verächtlich mit den Achſeln. „Was verſtehſt du darunter?“

„Die Freiheit!“ entgegnete der Andere und hob die rechte Hand empor, wie wir es bei den Volksrednern zuweilen ſehen.

Einen Augenblick ſchwieg der alte Diener, dann erfaßte er ſein Ruder mit beiden Händen und hob es einige Zoll aus dem Waſſer. „Höre mich!“ ſagte er alsdann mit einer Stimme, die vor Zorn zitterte, „laß mich dies Wort aus deinem Munde noch ein einziges Mal hören, und — ich ſchwöre dir's bei meinem Schutzpatron — ich werde mir auch meine Freiheit nehmen, und die iſt, dich zu Boden

heilige Hermandad wieder erfaßt und begann ihn mit Gewalt fortzuſchleppen. Umſonſt heulte Philipp in den kläglichſten Tönen, er habe nichts verbrochen, er ſei Gehülfe in der Reißmehlſchen Spezereiwaarenhandlung, umſonſt öffnete die alte Magd, deren Licht der ſtarke Luftzug ausgelöſcht hatte und die ſich erſt ein neues anzünden mußte, die Hausthür und ſtieß beim Anblick, der ſich ihren Augen darbot, ein gellendes Zetergeſchrei aus, umſonſt ſchrie ſie nach Jungfer Barbara und dem Prinzipal. Ehe das würdige Paar in dieſer unheilvollen Nacht zum zweitenmal die nothwendigſten Kleidungsſtücke um ſich geworfen hatte und auf die Straße ſtürzte, war Philipp bereits hinweggeführt und ſein Hulfsgeſchrei zerriß der ſauſende Wind und brachte nichts zum Ohr der unglückſeligen alten Jungfer, die in ſtummer Verzweiflung ihre Hände rang.

Bei meinem unfreiwilligen Ausſcheiden aus dem Reißmehlſchen Hauſe hatte mir nicht ſo ſehr das Herz geklopft, hatte ich nicht ſo ſehr moraliſches Unbehagen empfunden, wie jetzt, da ſich der unſchuldige Philipp in den Krallen der Juſtiz befand. Polizei! dieſes Wort ſchlug entſetzlich an mein Ohr und es durchrieſelte mich kalt. Ich war noch nie mit dieſem wohlthätigen Inſtitut in Berührung gekommen: aber die Eindrücke meiner früheſten Kindheit lebten in mir auf. Wenn die Androhung aller möglichen Strafen für Lärm und Unfug

zu ſchlagen, daß du das Aufſtehen vergeſſen ſollſt. Freiheit? — Du Hallunke! Du haſt Venedig nicht gekannt vor ſo und ſo viel Jahren, altersſchwach und müde, und haſt nicht geſehen, wie es wieder anfing, unter eurer ſ. g. Knechtſchaft aufzuwachen, und Miene machte, wieder in Blüthe zu kommen. Du weißt freilich nichts von den verſchütteten Kanälen, von zertrümmerten Ufern und Brücken, von zerfallenden Häuſern, von allem dem, was hergeſtellt wurde, um aus Venedig wieder eine Stadt zu machen, in der Menſchen wohnen mögen. Ich aber weiß es, daß es geſchah unter der ſchwarzgelben Fahne, die Gott ſchützen möge, und weiß auch, was in der armen Stadt vorgegangen, ſeit die dreifarbige Flagge, die Fahne der Freiheit, wie ihr's nennt, über uns flattert. In dem einen Jahre ſind wir um fünfzig Jahre zurückgegangen."

„Das iſt nur ein Uebergang," meinte der Andere, nachdem er ſich aus der Nähe ſeines Kameraden zurückgezogen; „kleine Leiden, um die ſich der Patriot nicht bekümmert."

„Du biſt ein Patriot!" entgegnete der Erſte mit flammendem Auge. „So geh' denn hin und laß dich auf dem Markusplatz einſchreiben, laß dir Waffen geben und diene deinem italieniſchen Vaterlande."

„Das Letztere thue ich auch," ſagte der jüngere der Gondoliere; „ich diene eifrig meinem Herrn, dem hochangeſehenen Grafen C., und wenn ihn meine Ruderſchnelle in den Regierungspalaſt oder auf die Lagunenbrücke bringt, wo er das Glück hat, gegen unſere Unterdrücker zu kommandiren, ſo habe ich auch das Meine beſſer als mancher Andere gethan, der mit ſeiner Gondel die ruhigſten Kanäle aufſucht, wenn er ein lautes evviva Manin! hört.

„Ah il Signor Conte!" ſprach höhniſch der Andere. „Das iſt freilich dein Schutz und Hort. Ihr kamt an Einem Tage in dieſen Palaſt, was aber beſſer nicht geſchehen wäre."

„Auch in anderer Hinſicht," fuhr der Jüngere fort, ohne eine Antwort zu geben, „betheilige ich mich an dem Wohl des Staates,

wo ich kann. Papiermünze der Moneta del comune nehme ich, wenn ich muß, und wenn du in der Zeitung über den offerte alla patria nachleſen willſt, da wirſt Du finden, daß ich vor acht Tagen vier Lire geſpendet."

In dieſem Augenblick ſprang ein anderer Bedienter die Marmortreppe des Palaſtes herab und warf einen Damenmantel in eine der Gondeln. Ihm folgte auf dem Fuße die Herrin des Hauſes, Signora Emilia und der Graf C., letzterer in der Uniform, welche man der venetianiſchen Artillerie gegeben. Das ſchöne Geſicht der jungen Dame ſah ernſt und bleich aus und außerdem zuckte in ihren Augen ein finſterer Blick, vielleicht in Folge einer eben gehabten Unterredung. Sie preßte ihre Lippen heftig auf einander, während ſie wie nachdenkend auf die unterſte Stufe der Treppe trat. Sonſt war ihre Haltung wie immer: ernſt, ſtolz, ja majeſtätiſch.

Beide Gondeln hatten ſich eilfertig genähert, und der alte Mann trieb die ſeinige mit ſolcher Kraft und Gewandtheit der andern voraus, daß ſein Kamerad, der nicht die Höflichkeit zu haben ſchien, das Fahrzeug der Dame verlaſſen zu wollen, ſtark ſchwankte und faſt in den Kanal gefallen wäre.

„Ihr ſeid ſehr ungeſchickt, Antonio!" rief Graf C. „Wenn es nicht vielleicht böſer Wille war; mein Gondolier wäre faſt über Bord gefallen. Was braucht ihr ſo hart anzufahren?"

„Das Hartanfahren thut's nicht, Herr Graf, das ſind wir gewohnt," erwiderte ruhig der alte Mann. „Der da iſt kein rechter und ehrlicher Gondolier; er ſteht auf ſchlechten Füßen."

Der Graf zuckte die Achſeln und wandte ſich an ſeine Begleiterin, indem er ſagte: „Was iſt da zu machen? Wäre er von meinen Leuten, ſo würde ich dafür Sorge tragen, daß er mit ſeinem vorlauten Maul unter irgend eine brave Truppe geſteckt würde, die ihm Stillſchweigen und Gehorſam auflegte. Aber er ſteht in Eurem unmittelbaren Dienſt, und die, welche dies Vorrecht haben, können thun und ſagen, was ihnen beliebt."

Ein finsterer Zug flog bei diesen Worten über das Gesicht der schönen Dame; sie winkte mit der Hand gegen das Wasser — ein Zeichen, auf welches sich der alte Gondolier ehrfurchtsvoll von der Treppe zurückzog, nicht ohne daß er dabei wieder hart an das andere Boot anstieß.

„Was wollt Ihr, Graf!“ gab die Marchesa frostig lächelnd zur Antwort. „Eure Leute machen es ja ebenso. Das hier ist ein unglückseliges getheiltes Haus.“ Dabei hob sie die kleine, weiße Hand empor, um auf den Himmel oder den Palast hinter ihr zu zeigen.

„Ihr habt Recht,“ entgegnete der junge Venetianer. „Das Haus ist leider getheilt und gespalten. Aber wer ist daran schuld? Wer ist es, der eins der edelsten Häuser dieser Stadt in das Gerede bringt, als halte es mit den Feinden des Vaterlandes? Wer ist es, der unsere patriotischen Bemühungen zu Schanden macht? Wer sorgt dafür, daß man achselzuckend mit Fingern auf uns zeigt und hinter unserm Rücken traditore murmelt?“

„Ich doch nicht?“ rief das Mädchen und warf ihren Kopf wie ein Blitz herum. „Jedermann weiß freilich, wie ich gesinnt bin; aber Jedermann weiß auch,“ setzte sie seufzend hinzu, „daß, als ich meine Partie ergreifen mußte, es mich da hielt, wo mein Vater lebt, wenn auch,“ sagte sie für sich und legte die Hand an ihre Stirne, „Herz und Gedanken anderswo sind. — — Was wollt Ihr, Graf!“ fuhr sie darauf heftiger fort. „Da ich einmal hier blieb und also unter der dreifarbigen Fahne leben mußte, habe ich nicht für das Wohl eurer — Sache, für das Wohl dieses armen Volks ebenso viel, ja mehr gethan, als jede andere Dame meines Standes?“

„Die Spitäler, worin die deutschen Soldaten liegen,“ entgegnete der Venetianer spöttisch lächelnd mit einer tiefen Verbeugung, „nennen Euch ihre Vorsehung. — Aber,“ setzte er rasch hinzu, „wozu diese Streitigkeiten, Donna Emilia? das heißt, wozu dieselben immer und ewig fortsetzen? Ich muß zu meiner Batterie. Laßt uns in gutem Einvernehmen scheiden; heute Abend stehe ich weiter zu Befehl.“ —

Nach einer kleinen Pauſe, während welcher die Marcheſa im Begriff ſchien, noch Einiges zu antworten, ſich aber anders beſann, zuckte ſie leicht mit den Achſeln und befahl darauf ihrem Gondolier, heran zu kommen. Sie ſchien ihren Groll vergeſſen zu haben; denn ſie winkte dem Grafen leicht mit der Hand und ſagte lächelnd: „Ihr könnt mich ja begleiten, Vetter; ſetzt mich auf der Piazetta ab, das macht Euch keinen großen Umweg.“

„Ei, ei!“ verſetzte der junge Venetianer und ein Schatten flog über ſein ohnehin finſteres Geſicht. „Ihr ſcheint Schlimmes mit mir im Sinn zu haben, Signora. Am Ende verlangt Ihr noch, daß ich Euch über den Markusplatz führen ſoll.“

„Ich hoffe, daß Ihr Euch eine große Ehre daraus machen würdet.“

„Ja und nein, ſchöne Couſine. Sich mit der Marcheſa von C. öffentlich zu zeigen, müßte für jeden Cavalier die größte Auszeichnung ſein; aber mit einer Dame über den Markusplatz zu gehen, die anerkannter Weiſe die ſchwarzgelbe Flagge protegirt, könnte zu unangenehmen Erörterungen führen. — Apropos! bald hätte ich es vergeſſen: man hat mir von mehreren Deſerteuren erzählt, die kurze Zeit, ehe ſie verſchwanden, in der Nähe unſeres Palaſtes geſehen wurden. Wißt Ihr vielleicht etwas davon, Signora?“

Die Marcheſa zuckte verächtlich mit den Achſeln und wandte ſich ihrer Gondel zu. In dieſem Augenblick eilte ihre Kammerfrau, die oben an der Treppe gewartet, bei der Herrin vorbei, reichte ihr die Hand zum Einſteigen und ließ ſich darauf, dem Ehrenplatze der Gondel gegenüber, auf einer der kleinen Bänke nieder.

Antonio ſetzte ſein Ruder ein und die Barke glitt wie ein Vogel in die Mitte des Waſſers, wandte ſich darauf leicht und zierlich und ſchoß pfeilgeſchwind den Kanal Grande hinab.

Die Kammerfrau, die mehr eine Vertraute der jungen Marcheſa war, legte ſanft den Mantel um die Füße ihrer Gebieterin und ſeufzte tief auf. Die junge Dame war aber zu ſehr mit ihren Gedanken

beſchäftigt, um augenblicklich hierauf zu achten. Da aber dieſer Seufzer mehrmal wiederholt wurde, ſo hob ſie endlich ihr Auge von dem Waſſer empor und blickte in das ihrer Dienerin.

„Ach, Signora," ſagte nun die Kammerfrau, welche durch dieſen Blick eine Erlaubniß zum Sprechen erhalten zu haben ſchien, „ach, Signora, es geht immer ſchlimmer hier in der unglückſeligen Stadt und wird immer trauriger im Palaſt des Herrn Marcheſe. — — Der Herr Graf ſcheint es darauf abgeſehen zu haben, Eure Dienerſchaft Tag und Nacht zu quälen."

„Was iſt wieder geſchehen, Thereſe?" fragte ruhig die Dame.

„Als ich vorhin auf der Treppe ſtand," antwortete die Kammerfrau, „mußte ich, ohne zu lauſchen, die letzten Worte des Herrn Grafen hören."

„Welche?" fragte zerſtreut die Marcheſa.

„Wo er von einigen Deſerteuren ſprach, die um den Palaſt herumſchlichen."

„Und was geht das dich an?"

„Ach, Signora, er hat uns deßhalb ſcharf examinirt, ſchon ſeit mehreren Tagen, und läßt nun den Palaſt unaufhörlich bewachen."

„Meinetwegen," antwortete die Herrin; „mir iſt es gleichgültig."

„Aber," — entgegnete nach einer Pauſe ſtockend die Dienerin, — „ach, Signora, mir iſt es nicht gleichgültig."

„Wie? Thereſe, was ſoll das heißen? Iſt etwa Wahres daran?"

„Leider, Signora!"

„Und du wußteſt darum?"

Die Kammerfrau nickte ſchüchtern mit dem Kopfe und blickte zu gleicher Zeit ihre Herrin forſchend an, um ſich zu überzeugen, ob ſie es wagen dürfe, weiter zu ſprechen.

„Thereſe," ſagte die Marcheſa nach einem kleinen Stillſchweigen, „du haſt Unrecht, das ſind gefährliche Spiele."

„Darf ich ſprechen, Signora? — In dem großen Spitale, wohin ich Euch zuweilen begleitete, fand ich ein paar arme Deutſche,

die durch seltsame Schicksale hierhergekommen waren und die es nun bitter bereuten, gegen ihre eigenen Kameraden gekämpft zu haben und noch fortwährend kämpfen zu müssen. Sie thaten ganz verzweifelt und beschworen mich, ihnen zur Flucht behülflich zu sein. Es fehlten ihnen Kleider und Geld — ich verschaffte ihnen Beides."

„Therese!" —

„Ich konnte nicht anders, gnädigste Herrin, und ich hatte einen guten Zweck dabei."

„Ich will nicht hoffen, Therese!"

„Doch, doch! ich darf nichts läugnen. Antonio und ich wir halfen ihnen fort, und damit sie drüben irgend eine Ansprache hätten, sagte ich ihnen den Namen eines jungen Offiziers, und dabei mußten sie mir versprechen —"

„Um Gotteswillen!" rief die Marchesa, „was hast du gethan?" —

„Ich ließ mir nur von ihnen versprechen," fuhr die Kammerfrau fort, „mir, wenn sie glücklich ankämen, durch ein unverfängliches Schreiben sagen zu lassen, ob Jemand, den sie gesucht, draußen in Mestre sei."

Hier machte die kluge Dienerin eine Pause, und betrachtete nachdenkend ihre Herrin.

Eine plötzliche Röthe deckte das schöne Gesicht der Marchesa; sie lehnte den Kopf auf die Hand und es dauerte längere Zeit, bis sie wieder aufblickte. Dann aber sagte sie mit sehr leiser Stimme: „Nun — und dann?"

„Dann," wiederholte freudig die Vertraute, „erhielt ich heute Morgen diesen Zettel."

„Von wem?" fragte rasch die Marchesa.

„Von dem alten Verwalter eurer Villa zwischen Mestre und Treviso. Er schreibt: Bis vor wenigen Tagen war das Casino unbewohnt; wir hatten keinerlei Einquartirung. Es lag ihnen zu weit von Mestre entfernt. Jetzt aber haben wir einen Husarenoffizier, der sich übrigens sehr still und ruhig verhält."

„Einen Huſarenoffizier?“ fragte die Marcheſa mit dem Tone der Enttäuſchung.

„Der ſich ſtill und ruhig verhält,“ las die Kammerfrau weiter. „Beſuche empfängt er wenige; nur ein Offizier des Geniecorps, Hauptmann Friedrich v. S., kommt häufig auf die Villa.“

„Ah!“ rief die junge Dame und erröthete abermals.

„Das iſt ein ganz unverfänglicher Brief, den hätte Jedermann leſen können.“

„Mit Ausnahme des Grafen,“ ſagte leiſe die Marcheſa.

„Natürlicher Weiſe,“ erwiderte lachend die Kammerfrau, „ihn habe ich auch nicht zu meinem Vertrauten gemacht; und was die Deſerteure anbelangt —“

„So erſcheinen hoffentlich keine mehr,“ ſagte ernſt die junge Dame.

„Nein, gewiß nicht!“ entgegnete lachend Thereſe, „der Graf läßt das Palais umſonſt bewachen.“

Jetzt war die Gondel in der Nähe der Piazetta angekommen, und Antonio warf einen fragenden Blick auf ſeine Herrin. Dieſe winkte ihm mit der Hand, an den beiden Säulen anzulegen. Ehe aber der alte, ſchlaue Gondolier dies that, konnte er ſich nicht enthalten zu ſagen: „Signora werden verzeihen, aber der Markusplatz wimmelt von Menſchen, auch höre ich Muſik. Es ſcheint, man hält dort eine Parade ab.“

„Was kümmert's mich!“ bemerkte die junge Dame. „Ich werde doch wohl die Freiheit haben, meinen Weg zu nehmen, wohin es mir gefällt.“

„Nur möchten Euer Gnaden mir die Bemerkung erlauben,“ fuhr der Gondelführer fort, „daß das Volk nicht in der beſten Stimmung iſt. Die Räumung von Malghera hat ſie kopfſcheu gemacht; man hört nichts als tradimento und traditore, und wenn Euch zufällig ein Feind des Hauſes erkennt — und wir haben deren genug — ſo wäre vielleicht Mancher keck genug, meiner verehrten Herrin Unangenehmes zu ſagen.“

„In dieſer freien Stadt?“ fragte die Marcheſa mit verächtlichem Lächeln. „Ich will es darauf hin wagen. — Aus Ufer!“ Die junge Dame kannte keine Furcht, doch zog ſie ihren Schleier dichter um das Geſicht, aber nur aus dem Grunde, weil es in dieſen Tagen bei den Damen ſo der Brauch war. Dann ſtieg ſie mit feſten Schritten die Treppe hinauf.

Antonio blickte raſch um ſich her, winkte haſtig einem Gondelführer, der ſich nicht weit von ihm befand, ſagte ihm zwei Worte und verließ darauf ebenfalls die Gondel, um ſeiner Herrin nachzueilen.

Auf dem Markusplatze herrſchte heute eine abſonderliche Bewegung; man hätte ſie einen kleinen Tumult nennen können. Das ganze weite Viereck war mit einer unermeßlichen Volksmenge bedeckt, die ab und zu, bis weit in die Piazetta hinein flutete. Man hörte unverſtändliches Geſchrei, Pfeifen, Lachen, Singen, zuweilen auch verſtand man ein paar Worte, die eine beſonders kräftige Lunge von ſich gab. Dazwiſchen tönte das Raſſeln der Trommeln und die Klänge der Militärmuſik. Der Präſident hielt eine Parade ab. An der Procuratzia vorbei ſtand das Militär, und dann in einem rechten Winkel vor der Markuskirche bis hinter den berühmten drei Maſten, von welchen rieſenhaft die dreifarbigen Fahnen herabwallten. Die Parade war beendigt und der Präſident hatte den Venetianern geſagt, weßhalb es nothwendig geweſen ſei, das gänzlich demontirte Fort Malghera zu räumen. Er hatte dabei auf die Ausdauer der Mannſchaft hingewieſen und den guten Venetianern erklärt, mit dem Verluſte der kleinen Feſtung ſei nichts verloren, ſondern gewonnen. Er habe die ungeheuren Streitkräfte der glorreichen Republik kennen gelernt und ſei überzeugt, Land und Seemilizen verzagen nicht bei der Räumung von Malghera. Nur entſchloſſener und muthiger würden ſie ſich unter einander verbinden zur Abwehr des Feindes. „Fahret darum fort,“ ſchloß er ſeine Rede, „ausdauernd zu ſein, vertraut auf Maria, die Jungfrau, und wir werden ſiegen!“

Doch waren alle dieſe ſchönen Worte, ja die Aufſtellung der

allerdings ziemlich anſehnlichen Streitkräfte nicht im Stande geweſen, die beunruhigten Herzen des venetianiſchen Volkes zufrieden zu ſtellen. Wenn auch von einem Theil des Platzes ein brauſendes evviva Manin! herüber flog, ſo hörte man doch auch auf anderen Stellen das laute Murmeln des Unwillens und die ſo beliebten Worte: tradimento und traditore. Dies galt nun freilich nicht dem Präſidenten, ſondern den in Wahrheit tapfern Vertheidigern von Malghera, Offizieren und Soldaten, die ſich draußen im Fort verſtümmeln und todtſchießen ließen, um dafür von dieſen müßigen Pflaſtertretern, die mit heiler Haut in Sicherheit in den Straßen Venedigs umher ſpazierten, auf ſolche ächt volksthümliche Weiſe belohnt zu werden. An dieſem Tage beſonders ſchien das gute Volk der Inſelſtadt durchaus nicht zu Scherzen aufgelegt, und der alte Antonio, der hinter den beiden Frauen bis an das Portal von St. Marko gelangt war, drückte an die Thüre, um in der Kirche ein Aſyl zu finden, da er in dieſem Augenblick, von den Maſſen gedrängt, weder vor- noch rückwärts konnte. Doch war die Kirche verſchloſſen.

„Hm!“ ſagte ein wild ausſehender Kerl, doch ſchien ſeine Wildheit halb und halb Maske zu ſein, der, die Hände in den Hoſen, an einer der Säulen lehnte, zu einem andern: „laßt ſie immer ſprechen, daß es nothwendig geweſen ſei, da unten die Feſtung zu verlaſſen. Wir wiſſen das beſſer; ich habe einen braven Kameraden, der mit drinnen war; faſt gar nichts haben die Deutſchen zerſchoſſen, faſt alle Kugeln ſind über die Feſtung hinausgeflogen; und doch mußten unſere Tapferen abziehen.“

„Und weßhalb mußten ſie abziehen?“ fragten ein paar andere Männer, die hinzu traten.

Der Erſtere zog ſein häßliches Geſicht zu einem wilden Grinſen, ſpuckte wild vor ſich hin und ſagte: „Was wollt ihr! — tradimento!“

„Ja, ja!“ riefen Andere. „Die Offiziere haben uns verrathen.“

„Ein doppelter Verrath!“ fuhr der Erſte fort.

„Und weßhalb haben ſie uns verrathen?“

„Um den Oeſterreichern das Fort zu übergeben.“

„Ja, aber weßhalb?“

„Das will ich euch ſagen. Ich hab's von meinem braven Kameraden. Weil die Oeſterreicher ausgehungert ſind, und weil das Fort voll Lebensmittel ſteckt. Alles tauſendweiſe; Fäſſer mit Mehl, Reis, Oel, Wein — eine Vorrathskammer, wovon ganz Venedig hätte acht Tage eſſen können.

„Ha, traditore!“

Und traditore! riefen die Nächſten und die weiter Stehenden ſagten das ihnen ſo geläufige Wort ebenfalls und bald ſchallte abermals der wilde Ruf: tradimento! traditore! über den weiten Platz dahin.

Das waren aber nur allgemeine Vermuthungen, die jener würdige Mann vorhin ausgeſprochen und die er ſich nun bemühte, in eine engere und greifbarere Form zu gießen.

„Glaubt nicht,“ fuhr er fort, „daß die armen Soldaten und auch alle Offiziere zu den Verräthern gehören. Und im Grunde, was können die armen Teufel draußen thun, als gehorchen! Von woher kommen dieſe Befehle? wo ſteckt der Verrath? — Hier in Venedig — Tradimento in Venetia!“

„Tradimento in Venetia!“ ſcholl es abermals über den Platz dahin, und einzelne Stimmen hörte man kreiſchen: fori Manin!“

Das war dem Präſidenten der Republik nichts Neues, alſo herausgerufen zu werden und dem Volke auf die unvernünftigſten Fragen eine genügende Antwort zu ertheilen. Doch hatte er ihnen heute ſchon in ähnlichem Sinne viel zu Gefallen gethan und ließ ſie deßhalb vor der Hand ſchreien, was ſie wollten und mochten.

War aber der Präſident hartnäckig, ſo war es das Volk noch mehr.

„Von hier kommt der Verrath,“ ſprach der Kerl am Portale von St. Marko. „Wie geſagt, wenn ſie hier befehlen, müſſen ſie draußen gehorchen — eine ganze Vorrathskammer haben die Oeſterreicher genommen, ein ganz unermeßliches Proviantmagazin.“

vergeblich waren, ſo brauchte nur erwähnt zu werden, daß uns heute Abend die Polizei abholen werde, und wir waren mäuschenſtille. Ich konnte mir dieſe Leute im blauen Rock mit dem rothen Kragen, im großen Hut und ein ſpaniſches Rohr in der Hand, nur in Verbindung denken mit einem ſchmuzigen, kellerähnlichen Loche, das ſich bei uns unter einem alten Thurm befand, wohin man allerhand zerlumpte Leute ſperrte, die, wie unſere Magd verſicherte, erſchrecklich viel Ungeziefer hätten. Daß dahin der arme Philipp kommen ſollte, erſchien mir gar zu ſchrecklich, und ich konnte heute Abend in die Späße des Doktor Burbus unmöglich einſtimmen, vielmehr erklärte ich ihm nach einem langen Kampf mit mir ſelber, daß ich morgen früh auf die Polizei gehen wolle, um die Unſchuld meines Collegen darzuthun.

Ueber dieſen Vorſatz brach der Doktor in ein lautes Gelächter aus, und um mich für heute Abend zu beruhigen, verſicherte er mir am Ende aufs Feierlichſte, daß Philipp ſchon morgen früh ohne Hülfe ſeines Arreſtes entlaſſen werden würde, indem in unſern Tagen die heilige Hermandad viel zu aufgeklärt ſei, um einen Unſchuldigen zu beſtrafen. Auch tröſtete er mich in Betreff des ſchmutzigen Loches, indem er mich verſicherte, daß es für alle Rangklaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft paſſende Lokale gebe, in welchen ſie die Thorheiten ihrer Jugend abſitzen könnten.

„Wer ſorgt für unſere Lebensmittel?“ rief eine kreiſchende Stimme aus dem Haufen. „Wofür haben wir eine Verproviantirungscommiſſion? — Warum ſchützt ſie uns nicht?“

„Da ſteckt's eben!“ ſagte der Sprecher kalt berechnend, indem er ſeine rothe Mütze ruhig über das rechte Ohr ſchob. „Wer iſt die Verproviantirungscommiſſion? Vornehme Herren, die nichts von unſerer Noth wiſſen, die in ihren Paläſten kein Brod eſſen, weil ſie Fleiſch genug haben, die kein Oel brauchen, weil ſie ſüße Butter kaufen können. Gerade die Verproviantirungscommiſſion hat uns verrathen.“

Und abermals ſchallte es über den Platz dahin: „Verrath! Verrath! die Verproviantirungscommiſſion hat uns verrathen!“ Und dazwiſchen hörte man jetzt aus Tauſenden von Stimmen den rauhen Ruf: „Manin! fori Manin!“

Antonio befand ſich ganz in der Nähe des Sprechers mit der rothen Mütze. Er hatte ſich vorgedrängt, um die beiden Frauen einigermaßen hinter ſich zu verbergen. Er ſtand Schulter an Schulter mit dem Manne, der die rothe Mütze auf dem Kopfe hatte.

Der Ruf: „fori Manin!“ dauerte indeſſen immer noch fort, ja er verſtärkte ſich von Minute zu Minute. Und der Präſident der Republik ſah ſich endlich genöthigt, an das Fenſter zu treten und gebot mit der Hand Stillſchweigen.

„Was wollt ihr?“ rief er.

„Tradimento!“ ſchallte es ihm entgegen. „Wir ſind verrathen, Manin!“

„Wieder dieſelbe Geſchichte! wer hat euch verrathen?“

„Nieder mit der Verproviantirungscommiſſion!“ rief der Kerl mit der rothen Mütze und ſein Anhang. Und „nieder mit der Verproviantirungscommiſſion!“ erſchallten tauſend Stimmen.

Der Präſident winkte verächtlich mit der Hand und erwiederte nach einer kleinen Pauſe: „Was wollt ihr? Immer daſſelbe Geſchrei! die Commiſſion beſteht aus ehrenwerthen Männern, die ihr gewählt habt und die ich kenne. Geht nach Hauſe!“

„Einen Namen!“ flüſterte der Kerl mit der rothen Mütze. „Ihr müßt einen Namen nennen. Nennt den Marcheſe von C. Er hat es immer mit den Oeſterreichern gehalten. — Nennt ihn! nennt ihn! Es iſt das ein reiches Haus! Vielleicht ſetzen wir eine kleine Plünderung durch.“ Und gehorſam dieſer Anweiſung ſchrieen zuerſt zehn, dann zwanzig, dann hundert volle Kehlen: „Der Marcheſe von C. iſt ein Verräther! Er hält es mit dem Feinde, er hat Malghera verrathen!“

Dieſe Behauptung war nun an ſich ſo ungeheuer lächerlich, daß ſich der Präſident von ſeinem Fenſter verachtungsvoll abwandte. Der Marcheſe v. C., in Wahrheit einer der eifrigſten Patrioten, hatte ſich der traurigen Sache Venedigs auf's eifrigſte angenommen, hatte einen Theil ſeines Vermögens geopfert und ſollte nun für ſeine Anſtrengungen auf dieſe Art belohnt werden. Tauſende auf dem Markusplatz, die den Marcheſe bis jetzt für ſehr treu geſinnt hielten, waren nun auf einmal überzeugt, daß er ein Verräther ſei und ſchrieen das laut in die Luft hinauf. Sein Haus, ſein Leben ſchwebte einen Augenblick in Gefahr. Glücklicher Weiſe war das Militär noch auf dem Platze aufgeſtellt und im Nothfall bereit und im Stande, den frechen Pöbel zu Paaren zu treiben. Eine ſchnellere Juſtiz aber ereilte den Mann mit der rothen Mütze; denn kaum hatte Antonio den Namen ſeines Herrn vernommen, ſo fiel er, alle Klugheit vergeſſend, über ſeinen Nebenmann, faßte ſeinen Hals, und der kräftige, wenn auch alte Gondelführer ſchnürte ihm die Kehle wie mit eiſernen Schrauben zuſammen. Natürlich wurden die beiden augenblicklich von einander geriſſen, getrennt, aber der ganze Haufen, der ſich nun plötzlich umwandte, bemerkte nun an dem Portal die beiden Frauen, welche von Einigen augenblicklich erkannt wurden.

„Ah, Signora!“ rief eine Stimme aus dem Gewühl. „Hier will man hören, was das gute Volk unter ſich ausmacht.“

„Seht ihr wohl, Kameraden,“ ſagte ein Anderer, „ſind wir irgendwo vor Spähern ſicher?“

„Die Marcheſa von C.," rief der Kerl mit der rothen Mütze; „unter der glorreichen Fahne von Italien! — Die Dame iſt blaß," fuhr er fort, „und das begreift ſich wohl; denn ſie war bis jetzt gewohnt, ſchwarz und gelb neben ſich flattern zu ſehen."

„Wie bei der letzten Regata!" kreiſchte eine Weiberſtimme; „Giuſeppe, das wirſt du nicht vergeſſen haben."

„Wir wiſſen es Alle," riefen mehrere Stimmen. „Aber den Verrath wollen wir beſtrafen!" ſetzten Andere hinzu.

Und das Gewühl und Geſchrei, das ſich einen Augenblick vorher gegen die Mitte des Platzes concentrirt hatte, wandte ſich nun nach dem Portal der Markuskirche.

Manin an ſeinem Fenſter hatte einige kräftige Worte geſprochen, von denen man aber nur verſtand: „adesso andate via tutti." Und darauf ſchwenkte das Militär, um ſich in ſeine Quartiere zurück zu begeben. Das Volk machte überall Platz, bis auf jene an der Markuskirche, wo Hunderte im Begriff waren, auf die beiden Frauen und den Gondelführer einzuſtürzen.

Zum Glück hatte eine Compagnie Schweizer, brav und disciplinirt, die beſte der ganzen venetianiſchen Beſatzung, in der Nähe der drei Maſtbäume geſtanden, und als ſie nun abſchwenkte und wegmarſchirte, kam ſie dicht bei dem Portale der Kirche vorbei und fegte für einen Augenblick die Menſchenmaſſe dort weg.

Antonio ſprang auf einen der Offiziere zu und ſagte mit wenigen Worten, was ſich hier begeben. Die Marcheſa war bleich wie der Tod und ließ ſich willenlos von dem braven Offizier zwiſchen zwei der abmarſchirenden Sektionen führen. Thereſe aber hatte ihren Schleier zurückgeſchlagen, da ſie unter den abmarſchirenden Schweizern einige bekannte Geſichter geſehen.

„Ei," ſagte einer der Soldaten, „das iſt die vornehme Dame, die ſo häufig in's große Spital kam."

„Und ſo gut und freundlich war," ſetzte ein Anderer hinzu. „Was wollen die Welſchen von ihr?"

„Weiß nicht," entgegnete der Erste. „Aber laßt die Galgengesichter nur heran kommen. Dort sehe ich so ein paar Gauner, die sich offenbar mit schlechten Absichten zwischen die Colonne drängen wollen. — Zurück, ihr Schufte!"

In der That war auch die ganze Rotte, der Kerl mit der rothen Mütze voran, den Damen und den Schweizern gefolgt, und zuweilen drängte sich Einer mit drohender Miene zwischen die Glieder der marschirenden Mannschaft, was aber den Volkshelden immer sehr schlimm bekam, denn der betreffende Soldat nahm kaltblütig sein Gewehr und stieß mit dem Kolben die Vordringenden unsanft von sich.

So ging's über die Piazetta hinweg, und am Ufer der Lagunen warteten ein paar große Barken auf die Schweizercompagnie, um sie nach dem Fort St. Pietro in Volta überzuschiffen.

Antonio, der genau erkannte, was hier zu thun war, verließ die Reihen der Soldaten, sprang in seine Gondel und legte sie dicht neben den erwähnten großen Barken an die Steintreppe, worauf die Marchesa mit ihrer Dienerin das Fahrzeug bestieg. Der alte Gondolier stellte sich fest an sein Ruder, und nachdem die junge Dame dem freundlichen Offizier dankend zum Abschied gewinkt, flog die Gondel mit der Schnelligkeit eines Windhauches über den Wasserspiegel dahin, verließ aber aus Vorsicht bald den großen Kanal, und rauschte durch ein Labyrinth von kleinen Wasserstraßen dem Palaste zu, an dessen hinterer Seite, die der Leser bereits kennt, sich das Fahrzeug anlegte, worauf die Marchesa ihren Gemächern zueilte.

Obgleich es damals in Venedig nichts Neues war, daß Männer, die sich der sogenannten guten Sache auf's Eifrigste annahmen, die Vermögen, Gesundheit, ja Leben dafür opferten, durch einige elende Schreier auf dem Marktplatze verunglimpft und mit dem Namen traditore beehrt wurden, obgleich das, wie gesagt, häufig vorkam, und man sich deßhalb am Ende nicht mehr viel daraus machte, so konnte doch der stolze Marchese von C. die Mißhandlung, die heute seinem Namen widerfahren war, nicht verschmerzen. Er saß finster

brütend in seinem Zimmer und ließ vor seinem Geiste alles das vorübergehen, was er für diese undankbare Stadt gethan, und bedachte dann zähneknirschend, was ihm heute widerfahren. Der Marchese war, wie wir wissen, einer der Ersten gewesen, welche vermittelst geheimer Verbindungen die Gesetze verhöhnt, und durch unablässige Bemühungen im Sinne der sogenannten Freiheitspartei den gesetzlichen Boden so aufgelockert, daß das im italienischen Grunde so schwach fundamentirte Staatsgebäude beim ersten Windstoß von außen zusammenbrechen mußte. Er hatte das alles, wie er glaubte, in bester Absicht gethan; aber wenn ihm schon im Laufe des letzten Jahres viele Zweifel aufstießen, und er auch manchmal kopfschüttelnd an das Ende dieser Komödie dachte, so war doch die Frucht, die er bei dem endlichen Gelingen zu brechen hoffte, sich nämlich wie mancher seiner Vorfahren einstens Oberhaupt, sei es Präsident oder Doge, dieser Stadt nennen zu hören, zu verlockend für ihn, um nicht Alles an die Ausführung dieses Planes zu setzen. Sein Name war in der neuen Republik genannt; er stand bis jetzt groß und mächtig da. — Und das alles hatte sich heute in einem Schlage geändert. Er war nach des Volkes Ausspruch ein Verräther; er war ausgestoßen aus den Reihen derer, für die er so viel gethan, so viel geopfert.

Der Marchese war übrigens ein Mann von raschen Entschlüssen und als sich seine Tochter im Laufe des Abends bei ihm einfand und sich Beide über den schrecklichen Vorfall auf dem Markusplatze besprachen, als sich Emilie tröstend an seine Brust lehnte, schloß er seit langer Zeit wieder zum ersten Male sein Kind in die Arme, küßte sie innig auf die hohe, weiße Stirn und sagte: „O meine Tochter, es ist möglich, daß ich sehr geirrt; ich glaube es zu fühlen, wenn ich auch jetzt noch nicht davon überzeugt bin. Aber Dir werde ich es nie vergessen, daß du, obgleich anderer Ansicht, für mich so Vieles und Schmerzliches gelitten." — —

Es war dies übrigens im Allgemeinen heute ein Unglückstag für Venedig; denn an demselben Abend gegen zehn Uhr erschütterte

ein furchtbares Krachen die Stadt, und die Einwohner zitterten in ihren Häusern und glaubten, der Feind habe irgendwo unsichtbar eine Batterie aufgeführt und überschütte sie mit Bomben und Kugeln. Obgleich Letzteres nun nicht der Fall war, so hatte doch ein großes Unglück Venedig betroffen. Die große Pulverfabrik alle Grazie flog mit einer bedeutenden Menge vorräthigen Pulvers in die Luft; das Volk erfüllte abermals den Platz von St. Marko mit seinem Geschrei um Rache an eingebildeten Verräthern.

Wem es vergönnt war, der Belagerung einer Stadt auf eine so bequeme Art beizuwohnen, wie unserem jungen Husarenoffizier, von dem wir früher gesprochen, der mußte dieses für die Theilnehmer so beschwerliche Schauspiel für irgend eine angenehme Vergnügungspartie ansehen. Er ritt freilich des Morgens, so oft es voraussichtlich in Mestre oder der Umgegend Etwas gab, nach dem Städtchen, verweilte dort einen guten Theil des Tages in den Laufgräben, unbekümmert wegen den hin- und herfliegenden Kugeln, auch wohl selbst den Säbel ziehend und in der Dämmerung mit der Tranchéwache hinausstürzend, um einen Ausfall abzuschlagen. Doch waren dies die Lichtseiten des Aufenthaltes. Wenn sich dagegen die Nacht herniedersenkte, von der Erde böse Nebel aufstiegen, welche mehr Opfer hinrafften, als die feindlichen Kugeln, dann hatte er nichts zu thun, als auf dem Marktplatze im allgemeinen Kaffeehause von den Freunden Abschied zu nehmen, sich eine Cigarre anzuzünden und auf's Pferd zu schwingen, das ihn dann in raschem Trabe nach Hause brachte.

Diese nächtlichen Ritte hatten für den jungen Offizier etwas außerordentlich Angenehmes, etwas Schönes, Poetisches, — die finstere Nacht, in die er hinaustrabte, das Leuchten und Krachen der Geschütze auf seiner rechten Seite von Malghera, San Giuliano, Campaldo, St. Secundo und anderen Batterien und, dies alles übertönend, zu-

weilen der Donner eines heftigen Gewitters, das über seinem Haupte dahinrollte, wohl auch einen tüchtigen Regen niedersendend, der ihm es alsdann auch um so lieber machte, wenn er endlich das ihm jetzt offenstehende Thor der Villa L. erreicht hatte.

Der alte Verwalter, der anfänglich kalt und zurückhaltend gegen ihn gewesen war, schien ihn plötzlich liebgewonnen zu haben und bot ihm alle möglichen Bequemlichkeiten an. Obgleich der junge Offizier seine Wohnung von zwei Zimmern für groß genug erachtete, so fand er doch jetzt jeden Abend, wenn er heimkehrte, die Flügelthüren der anstoßenden Gemächer eröffnet und mehrere derselben erleuchtet, ohne daß er sich je auch nur flüchtig in denselben umgesehen hätte. Da er meistens in der Stadt speiste, sein Frühstück aber ihm von seinem Burschen zubereitet wurde, so war er nie in den Fall gekommen, zu untersuchen, ob sich in der prächtigen Villa L. auch eine Küche der ganzen reichen Einrichtung gemäß befinde.

Eines Tags, kurz nach der Einnahme von Malghera, kam er nach Hause zurück und ihn begleitete sein Freund, Hauptmann von S., der in der vergangenen Nacht stark beschäftigt gewesen war und nun ein paar Stunden mit seinem Kameraden verplaudern wollte. Die Beiden ritten im scharfen Trabe durch den Park und sprangen vor dem Portal von ihren Pferden. Die Sonne war noch nicht untergegangen und beleuchtete prächtig durch eine Lichtung des Parks das elegante Casino. Wie schon gesagt, war der Husarenoffizier schon seit längerer Zeit nicht vor Einbruch der Nacht nach Hause gekommen und blieb deßhalb überrascht stehen von der schönen Färbung zwischen den mächtigen Bäumen und von der Glut, die auf dem schönen Gebäude ruhte.

„Ah!“ sagte er, „es ist doch ein prächtiger Aufenthalt, diese Villa L., und es wäre nicht so übel, sie in Ruhe und Frieden zu genießen. Spazieren wir ein wenig in dem Park umher.“ Er legte seinen Arm in den seines Freundes und Beide gingen unter den Bäumen dahin.

Der Park, wenn auch nicht sehr groß, war schön und geschmackvoll angelegt. Da die flache Gegend ringsum keine großartige Aussicht bot, so hatte man Alles gethan, um in diesen dichten Laubgängen den Wandelnden vergessen zu machen, daß es überhaupt eine Außenwelt gebe. Der Park lag da wie in sich gekehrt, sinnend, still träumend. Mit großer Kunst hatte man der Abendsonne den Eintritt verschafft, ohne dadurch den Blick zu veranlassen, daß er über die Grenzen des Gartens hinaus schweife. Die Sonne kam wie ein gern gesehener Gast hier gleichsam auf Besuch, und nahm wenig mehr für sich in Anspruch, als daß sie hier eine Rasenfläche vergoldete, dort rosig leuchtend über den Spiegel eines kleinen Sees hinzitterte, und sich zuletzt, ehe sie Abschied nahm, wie neugierig in den großen Spiegelscheiben des Casinos betrachtete.

Nach einem kleinen Spaziergange gingen die beiden Freunde in die Zimmer hinauf. Der Husarenoffizier legte Säbel und Mütze ab, und Friedrich von S. warf sich in einen Fauteuil, der in der Nähe des Fensters stand, wo ihm noch ein Blick vergönnt war zu dem Abendhimmel hinauf, der sich mit sanfter Röthe über den grünen Baumkronen spannte.

„Wieder ein Tag vorüber," sagte der Husar. „Jetzt geht es ziemlich leidlich mit der Geschwindigkeit der Zeit, denn man sieht doch wie und wo. Seit Malghera wieder unser ist, habe ich die gegründete Hoffnung, daß wir bald über die Lagunen hinüber kommen."

„Und dann?" fragte der Andere.

„Nun! und dann —" versetzte der Husar — „Was willst Du? — Das gibt einen großen Moment, wenn der alte Herr, den Gott segnen möge, in die eroberte Stadt einzieht, wir hinten drein, wenn auch leider zu Fuß, Alles in größter Aufregung, Alles evviva! schreiend, und die schwarzgelbe Fahne wieder hochflatternd. Cospetto! Darauf freue ich mich wie ein Kind."

„Du hast gut lachen," sprach ernst der Genieoffizier, „dir ist die ganze Geschichte hier wie ein Kelch voll brausenden Champagners;

du trinkſt den Schaum davon und flatterſt weiter. Aber wir — du ein einfacher Zuſchauer, eilſt davon, wenn der Vorhang gefallen; aber wir Anderen —"

„Nun," unterbrach ihn lachend der Erſte, „von Allen, die ſehnſüchtig nach Venedig blicken, wird doch dir das Herz am meiſten ſchlagen, wenn es dir endlich vergönnt iſt, in die feindliche Stadt einzuziehen. Du eroberſt zweifach."

„Erſtens werde ich mit den Croaten dort nicht einziehen," ſagte finſter Friedrich von S. „Wenn ſie drüben das kaiſerliche Banner entfalten, liege ich vielleicht ſechs Fuß tief. Ich habe ſo meine Ahnungen."

„Aber Deine Ahnungen ſind falſch," gab der Huſar lachend zur Antwort. „Weißt du noch, wie du mir an jenem Abend an den Laufgräben ſagteſt, deine Kugel liege in Malghera bereit. Nun, beſter Freund, haſt du da Recht oder Unrecht gehabt?"

„Ich will es nicht läugnen," entgegnete der Ingenieur, „daß ich mich geirrt. Aber glaube mir, Eugen, mich trifft's doch noch bei dieſer Belagerung. — Aber gleichviel! Werde ich doch all' dieſer Gedanken los und komme auch nicht mehr in Verſuchung, mir in beſonders heiteren Momenten glückliche Träume zu machen, die ſich doch nie erfüllen können."

„Ich kenne deine Geſchichte," antwortete der Huſarenoffizier, „und wenn ich mit dir darüber ſpreche, ſo weißt du, ich meine es ehrlich. Zum Teufel! deine Ausſichten ſind gar nicht ſchlecht, vorausgeſetzt nämlich, daß du richtig gefühlt, und daß du der jungen ſchönen und reichen Venetianerin nicht gleichgültig biſt." —

„Und ihrem Vater —"

„Ah! der wird den feſten Willen der einzigen Tochter nicht ſo lieblos durchkreuzen."

„Du ſcheinſt aber vergeſſen zu haben," bemerkte Friedrich von S. nach einer Pauſe, „daß der Marcheſe von C. unter den Namen drüben ſein wird, die nie und nimmer in eine Amneſtie eingeſchloſſen

werden können, der vielleicht nach England, in die Schweiz geht und gewiß nicht unterlassen wird, fort und fort gegen uns zu conspiriren. Gesetzt nun, alle anderen Hindernisse wären weggeräumt, hieltest du es dann für thunlich, daß ein kaiserlicher Offizier die Tochter eines solchen Mannes heirathet?"

„So lange er kaiserlicher Offizier ist," versetzte nachdenkend der Husar, „hat die Sache allerdings ihre Schwierigkeiten. Aber es gibt doch Verhältnisse, unter denen man den Dienst verlassen kann, vorausgesetzt, nach ein paar beendigten Feldzügen, wo man sich stets so tapfer benommen, und bei vielen Affairen so ausgezeichnet wie du."

„Ich danke dir für die gute Meinung," antwortete Friedrich von S. „Aber du sprichst, wie ich vielleicht in deiner Stellung auch sprechen würde, als der Sohn eines großen und reichen Hauses, der alles Andere seinem Glück zum Opfer bringen kann. — Nein, nein! lieber Freund," setzte er düster hinzu, „ich kenne die Sachlage besser und bin auch alt genug, um mich keiner kindischen Phantasie hinzugeben. Ich versichere dich, jener unglückselige Augenblick in Venedig war entscheidend für mein ganzes Leben. Ich liebe das Mädchen; ich weiß wohl, daß meine Kameraden mich für ernst, ja kalt, vielleicht sogar für berechnend halten. Aber ich liebe sie, wie man das Leben liebt, und wie man in diesem Leben nur einmal liebt. Für mich gibt es nur zwei Wege: — ihren Besitz oder den Tod. Und da ich zu dem ersteren nicht gelangen kann, so soll mir der zweite willkommen sein. Ich sage das nicht als Phrase, nur zu dir, meinem vertrautesten Freunde."

„Aber nimm mir nicht übel," entgegnete der Husarenoffizier nach einem längeren Stillschweigen, „die Marchesa von C. verdient schon einige Anstrengungen. Und doch, beim Lichte besehen, wäre es auch selbst für die stolze Venetianerin nicht so übel, wenn sie einwilligte, sich Majorin von S. zu nennen. Und die Auszeichnung erhältst du in den nächsten Tagen."

XIII.

Biſſe des Gewiſſens.

So ſehr mich geſtern Abend der Gedanke begeiſtert hatte, den unglücklichen Philipp mit Aufopferung meiner Perſon aus ſeinem Arreſte zu befreien, ſo brach doch kaum das dämmernde Licht des trüben Märztages in das Zimmer des Doktor Burbus, wo ich auf einer alten Matratze die Nacht zugebracht, als mir auch die ganze geſtrige Unglücksgeſchichte in ganz andern Umriſſen vor's Auge trat. Ich empfand einen kleinen Schauder wenn ich daran dachte, vielleicht gleich meinem Exkollegen die nächſte Nacht im Loche zubringen zu müſſen; denn der Doktor hatte vor dem Einſchlafen einigemale in den Bart gebrummt: „Na, geben Sie Acht, der Ellenprinz wird uns noch anzeigen.“

Das Wetter war trüb, und ſchmuzig grau blickte mich das kleine Stückchen Himmel an, das ich von meinem Lager aus zwiſchen den beiden Dächern ſehen konnte.

Einen Augenblick sah Friedrich von S. träumerisch an den dunklen Himmel empor, an dem schon einige Sterne glänzten. Ihm erschienen die Worte des Freundes angenehm, ja des Nachdenkens werth. Aber auch nur eine Sekunde. Dann fuhr ein melancholisches Lächeln über seine Züge; er strich mit der Hand über sein Gesicht und sagte: „Du hast nur vergessen, lieber Freund, daß ich damals durch jene Vorfälle im Hause des Marchese von C. in eine unangenehme, vielleicht anfänglich für Manchen zweideutige Stellung gerieth. Du wirst dich erinnern, daß es mich einige Mühe und unangenehme Augenblicke kostete, um gewisse wohlmeinende Kameraden zu überzeugen, auf welch' unschuldige Weise ich in jenen finsteren Kreis trat. Du kennst meine Erklärung und die meines würdigen Chefs, der sich meiner in der Angelegenheit wie ein Vater annahm. — Du weißt, wie ich meinen Dienst gethan — und doch," fuhr er heftig fort, „muß ich heute noch zuweilen verdeckte Worte hören, die mich tief verletzen müssen, wenn sie auch zu leicht hingeworfen sind, als daß ich sie aufgreifen könnte. Jetzt aber denke dir, die Marchesa von C. würde, wie du vorhin vorschlugst, Majorin S. — Nein, nein! es ist nicht daran zu denken!"

In diesem Augenblick öffnete der alte Verwalter leise die Flügelthüre des anstoßenden Gemachs und meldete, daß ein Souper servirt sei. Ueberrascht blickte ihn der Husarenoffizier an und beantwortete den fragenden Blick des Freundes mit einem leichten Achselzucken. „Ei, mein werther Herr," wandte er sich darauf an den alten Mann, „ich weiß weder etwas von einem Wunsche meinerseits, noch von einer Einladung, die ich erhalten."

Der Verwalter verbeugte sich und entgegnete: „Da Euer Gnaden heute so früh zurückkehrten, so dachte ich, ein kleines Souper würde Ihnen nicht unerwünscht sein. Ueberhaupt," setzte er lächelnd hinzu, „nehmen sie die Gastfreundschaft dieses Hauses so wenig in Anspruch, daß ich schon lange auf eine Gelegenheit wartete, sie Ihnen aufzudringen."

„Nun meinetwegen!" rief lachend der Husarenoffizier. „Es wäre

wahrhaftig unhöflich, eine so freundliche Einladung auszuschlagen. — Nicht wahr, Friedrich, wir nehmen das Souper an?"

„Gewiß, mit Vergnügen," entgegnete dieser, der froh war, daß das Gespräch von vorhin unterbrochen wurde.

Beide erhoben sich darauf und folgten dem alten Manne, der die Thüren weit öffnete und ihnen voranschritt.

An das Zimmer, aus welchem die beiden Offiziere kamen, stieß eine Bibliothek; dieser folgte ein Billardzimmer, ein kleiner Musiksaal, dann ein einfaches, aber sehr elegantes Speisezimmer. Alles war auf's Reichste beleuchtet, und Friedrich von S., der sich hierüber verwundert aussprach, erhielt von dem Verwalter lächelnd zur Antwort, man wisse auf dem Landhause seiner Herrschaft werthe Gäste zu ehren, die Zimmer seien jeden Abend auf diese Art erhellt; aber ihr Gast habe bis jetzt noch keinen Fuß hinein gesetzt.

„Das ist wahr," sagte lachend der Husarenoffizier. „Wer hätte aber auch denken können, daß Sie wegen meiner unbedeutenden Person eine solche Verschwendung an Wachskerzen treiben würden!"

Uebrigens war das aufgetragene Mahl der ganzen fürstlichen Einrichtung der Villa gemäß, und die beiden Freunde gestanden sich, seit ihrer Anwesenheit vor Venedig, ja seit sie Wien verlassen, nicht mehr so vortrefflich soupirt zu haben. Das Eßzimmer bildete eine Ecke des Hauses, und der Thüre gegenüber, zu welcher sie hereingekommen, fing eine andere Reihe von Zimmern an. Von diesen war nur ein einziges Kabinet beleuchtet, welches nämlich an das Gemach stieß, wo sich die Beiden befanden. Der alte Verwalter hatte mit Hülfe eines Bedienten selbst servirt, und alles das ging mit einer Ruhe, mit einer Geräuschlosigkeit von statten, wie man sie in vornehmen Häusern findet, und die so außerordentlich wohlthuend ist. Zum Dank für die freundliche Bewirthung hielt sich der Husarenoffizier für verpflichtet, ein Gespräch mit dem Haushofmeister anzuknüpfen, und that das, indem er sagte: „Dies ist wohl das gewöhnliche Speisezimmer der Familie L.?"

„Es iſt das Gemach für die kleinen Familiendiners," gab der alte Mann lächelnd zur Antwort.

„Exiſtiren noch viele Mitglieder dieſer alten Familie?" forſchte der Offizier weiter.

„Welcher Familie?" fragte der Haushofmeiſter.

„Nun, der Familie L.!"

„Die iſt längſt ausgeſtorben."

„Und bei wem ſind wir alsdann zu Gaſt?" fragte überraſcht Friedrich von S.

„Bei dem jetzigen Beſitzer vermittelſt deſſen gehorſamen Diener," ſagte der alte Mann.

„Und welcher Familie ſind wir demnach dieſe Gaſtfreundſchaft ſchuldig?"

Der Haushofmeiſter ſchien dieſe Frage überhört zu haben, denn er nahm im ſelben Augenblicke die ſilberne richauds von der Tafel und übergab ſie einem Diener, der ſie hinaustrug.

„Ja, Euer Gnaden," ſagte er darauf, „der große Speiſeſaal iſt unten. Dies iſt das Zimmer für die kleineren Diners. Es liegt, wie Sie bemerkt haben, am Ende der Zimmerreihe, auf deren anderen Seite Euer Gnaden Schlafzimmer iſt. Von dort bis hier geht die Wohnung des Herrn, und ſteht durch eben dieſes Gemach mit der anderen Zimmerreihe in Verbindung, welche in guten Zeiten," ſetzte er ſeufzend hinzu, „von unſerer gnädigſten Herrin bewohnt wird."

Friedrich von S. hatte gedankenvoll mit ſeinem ſilbernen Deſſertmeſſer geſpielt; jetzt fielen ſeine Augen zufällig auf das Heft deſſelben und ſein Herz ſchlug ſchneller, er war auf's Höchſte überraſcht, als er auf demſelben eine Grafenkrone und die Chiffre C. gravirt ſah. Ah! dachte er im nächſten Augenblicke, das Zuſammentreffen wäre zu ſeltſam. Wie viele Familien gibt es, deren Namen mit C. anfängt?

„Ja, drüben ſind die Zimmer unſerer Herrin," fuhr der alte Mann fort. „Wenn es Euer Gnaden vielleicht intereſſirt," ſetzte er

lächelnd hinzu, „so bitte ich mir einen Augenblick zu folgen; hier in dem Nebenkabinet iſt das Portrait der jungen Marcheſa.“

Wir brauchen wohl nicht zu ſagen, daß Friedrich von S., auf's Höchſte geſpannt, von ſeinem Stuhle emporſprang, und daß auch der Huſarenoffizier eilig dem alten Manne folgte, der die ſchweren Damaſtvorhänge des ebenfalls ſehr hell erleuchteten Nebenkabinets auf die Seite ſchob. Das können wir aber nicht verſchweigen, daß der Erſtere, nachdem er einen Schritt in die Thüre gethan, wie erſtarrt ſtehen blieb und halblaut ausrief: „Sie iſt's!“ während ſich der Andere mit einem Ausruf der Bewunderung einem lebensgroßen Bilde gegenüber ſtellte — dem Portrait der jungen Marcheſa von C., welches ſo prächtig gemalt und ſo glücklich aufgefaßt war, daß man hätte glauben können, die gebietende Geſtalt erwarte nur eine tiefe Verbeugung der eingetretenen Fremden, um ihnen darauf mit ihrem ernſten und doch ſo ſüßen Lächeln entgegenzutreten.

Nach einer längeren Pauſe, während welcher beide Freunde das ſchöne Bild gleicher Weiſe faſt mit den Augen verſchlungen, wenn auch mit ſehr ungleichen Gefühlen, faßte ſich Friedrich von S. zuerſt und ſagte zu dem alten Manne, der ehrerbietigſt hinter ihnen ſtand: „So gehört alſo dieſe Villa dem Marcheſe von C.?“ bei welchen Worten der Huſarenoffizier einen lächelnden Blick auf ſeinen Freund warf und darauf verwundert ſprach: „Wenn der Maler nicht geſchmeichelt, ſo iſt die Marcheſa das ſchönſte Mädchen, das ich in meinem ganzen Leben geſehen.“

„Der Maler hat kaum ſeine Schuldigkeit gethan,“ bemerkte der Haushofmeiſter mit einer Verbeugung. „Und doch konnte er das Schönſte an unſerer gnädigſten Herrin nicht darſtellen: ihr edles Gemüth, ihr gutes Herz. Zwei Sachen, Euer Gnaden, die wir, die Dienerſchaft, beſonders zu ſchätzen wiſſen.“

„Laßt uns hier weggehen,“ ſagte endlich der Hauptmann und drückte ſeinem Freunde feſt die Hand. „Es taugt mir wahrhaftig nicht, wenn ich das Bild lange anſehe.“

„Und ich," entgegnete dieſer, „möchte mich gerne ein paar Stunden davor feſtſetzen, wenn mir ein ſolches Unternehmen nicht auch etwas — — zu gefährlich erſchiene. Kehren wir zu unſeren Cigarren zurück!"

Friedrich von S. warf noch einen letzten ſchnellen Blick auf das Bild; dann wandte er ſich raſch um und ſie gingen in's Nebenzimmer. Doch war ihre Unterhaltung geſtört: der Hauptmann ſaß finſter und ſchweigend da; ſeine Gedanken ſchweiften offenbar über das Waſſer hinüber nach Venedig. Der junge Huſar blickte in ſeinem Fauteuil ausgeſtreckt zuweilen lächelnd an die Decke und ließ kunſtreiche Dampfkreiſe emporſteigen, deren Lauf er aufmerkſam zu folgen ſchien, bis ſie vergingen.

„Es iſt eigentlich Schade," redete er nach einem längeren Stillſchweigen; „aber der Anblick jenes Bildes hat uns Beiden nicht wohlgethan."

„Nein, wahrhaftig nicht," gab Friedrich von S. zur Antwort. „Als ich heute Nachmittag auf San Giuliano war und unter den Arbeitern ſtand, die emſig und furchtlos an dem Batteriebau beſchäftigt waren und darüber lachten, wenn eine feindliche Kugel ihnen den Schanzkorb zwiſchen den Händen fortriß und uns mit Sand und Steinen bewarf, da hatte ich mich darauf gefreut, im Gegenſatz zu dem wilden Getümmel mit dir ein paar Stunden wie im tiefen Frieden verplaudern zu können. Ich fühlte eine angenehme Ruhe in meinem Herzen; ich konnte Venedig ruhig überſchauen, ohne daß ich, wie ſonſt immer, einen herben Schmerz empfand. Jetzt iſt das Alles wieder dahin, meine Nerven ſind aufgeregt, mein Herz ſchlägt gewaltig; die Stille um dies kleine Schloß ſauſt mir in den Ohren; ich möchte ausrufen: Luft! Luft!"

„Wenn du dich nach etwas Spektakel ſehnſt," verſetzte der Huſar, „ſo laß uns auf den Balkon da drüben gehen. Oeffne dir ein Fenſter und wir werden augenblicklich unſere Lieblingsmuſik hören. Bumm! — bumm! — Bumm! — bumm!

„Spotte nicht über mich, Eugen," ſagte der Andere ſanft. „Es

iſt mir in der That recht traurig und unheimlich zu Muthe. Wenn du mir es nicht übel nimmſt, ſo reite ich jetzt nach der Stadt zurück."

„Gewiß nicht!" entgegnete der Andere, „man muß ſeinen Freunden die perſönliche Freiheit nicht verkümmern. Wenn du allein ſein willſt, ſo bleibe ich hier. Gibſt du aber mir die Erlaubniß, dich zu begleiten, ſo erzeigſt du mir einen großen Gefallen."

„Wie kannſt du nur fragen?" ſagte der Hauptmann. „Wenn du dich dem Bette noch auf einige Stunden entziehen willſt und mit mir hinausreiteſt, ſo bin ich dir dankbar dafür. Aber du wirſt meine Gefühle begreifen; ich bin bewegt, unruhig. Erinnerungen und Gedanken quälen mich auf's Neue, ich möchte ſie gerne verſcheuchen."

„Kein Wort weiter!" antwortete der Huſar. „Reiten wir."

Bald ſaßen Beide zu Pferde und trabten gen Meſtre. Die Lieblingsmuſik, von welcher der Huſarenoffizier vorhin geſprochen, ließ ſich heute Abend deutlicher als gewöhnlich vernehmen. Auf allen Seiten krachte und blitzte es, und namentlich in der Nähe der Lagunenbrücke ſah man oft weite Strecken in rothe Glut gehüllt. Aus den Villen, wo die beiden Reiter vorbeikamen, ſah man ebenfalls hie und da Reiter auftauchen und raſch gen Meſtre eilen.

„Die ſcheinen's heute wieder ernſtlich zu betreiben!" rief der Huſar einem Ordonnanzoffizier zu, der aus Caſa Papadopoli heraus ſprengte. „Iſt Seine Excellenz zu Hauſe?"

„Nein, er iſt draußen bei der Lagunenbrücke," entgegnete der Gefragte. „Sie ſind heute Nacht auf ihren Inſeln wieder ganz des Teufels. Sie müſſen wahrſcheinlich erfahren haben, daß die drei ſchönen Batterieen auf San Giuliano faſt beendigt ſind. Von San Secundo feuern ſie ohne Unterlaß herüber; auch bemerken die vorgeſchobenen Poſten, daß ſich ihnen eine Menge ihrer Schaluppen langſam nähern."

„Ah! da iſt ja mein Werk in Gefahr!" rief lebhaft der Ingenieur. „Auf alle Fälle müſſen wir ein Bischen nachſehen." Und ſie trieben die Pferde raſcher an und erreichten bald Meſtre.

Auf dem Marktplatz war heute Abend ein regeres Leben als ge-

wöhnlich. Vor dem Café befanden ſich eine Menge Offiziere aller Grade, um die Tiſche herumſitzend oder in Gruppen ſtehend, und zuſammenplaudernd; Ordonnanzen kamen und gingen; auch Mannſchaften, die von der Arbeit zurückkehrten, und die Offiziere, welche ſie führten, wurden umringt und ausgefragt.

„Du, was gibt's draußen?"

„Nicht viel Neues. Aber ſie ſcheinen was vorzuhaben heute Nacht."

„Habt ihr Verluſte?"

„Wir unbedeutend, aber die von San Giuliano mehr."

Die beiden Freunde, nachdem ſie hin und her gefragt und geantwortet, und ihre Pferde zurückgelaſſen, eilten dem Erddamme zu, an welchen die Lagunenbrücke ſtößt und fanden dort eine Menge Oberoffiziere und Generale verſammelt, die Meiſten ſtanden oben auf dem Damme und ſchauten angelegentlich in die Nacht hinaus. Doch war es nur geübten Augen möglich, in der großen Dunkelheit etwas zu erkennen, und auch dieſen nur, nachdem ſie ſich durch den Blitz eines Schuſſes orientirt. San Secundo und die feindlichen Brückenbatterieen feuerten einzelne Schüſſe nach San Giuliano herüber und es war eigenthümlich ſchön anzuſehen, wie das trübe Waſſer der Lagunen für einen Augenblick erhellt wurde oder wie einer der rieſenhaften Brückenpfeiler plötzlich, aber nur für einen Augenblick, hell und glänzend aus der dichten Finſterniß hervor trat.

„San Secundo fürchte ich nicht beſonders," ſagte eine helle Stimme aus dem Haufen der Offiziere; „ſie überſchießen bei Nacht häufig. Aber ich habe gute Nachrichten, daß ſie mit ihren Schalupen irgend einen Angriff machen wollen; es wird ihnen aber nichts helfen, da wir vortrefflich gedeckt ſind, aber es koſtet wieder Menſchenleben, das iſt das Entſetzliche bei der Sache."

„Sollen wir nicht einige Leuchtraketen von San Giuliano aufſteigen laſſen?" fragte eine andere Stimme.

„Wir geben ihnen nur ein beſſeres Ziel," antwortete der erſte

Sprecher. „Ich habe drüben ſcharf auslugen laſſen und erwarte jeden Augenblick Berichte.“

Wirklich kam auch einige Minuten ſpäter eine Ordonnanz haſtig daher gelaufen und drang durch den Kreis der Offiziere.

„Nun, wie ſteht's drüben? — Haben wir viel Verluſte?“

„Bis jetzt nicht, Excellenz,“ entgegnete der Offizier; „nur ein ſehr bedauerlicher Fall, Lieutenant T. vom Geniecorps, der auf der oberen Batterie war, iſt von einer Vollkugel ſchwer verwundet.“

„Ah, das iſt hart! Herr Oberſt, wir müſſen Jemand anders hinſchicken. — Iſt vielleicht Jemand von den betreffenden Herren in der Nähe?“

Friedrich von S. trat raſch vor.

„Ah! mein wackerer Hauptmann S.,“ fuhr der Sprecher von vorhin fort. „Sie haben ja das Werk kaum vor ein paar Stunden verlaſſen.“

„Aber ich freue mich, ſogleich dahin zurückkehren zu können,“ antwortete der Hauptmann.

„Es iſt mir ſehr lieb,“ ſagte eine dritte Stimme, „daß gerade Sie kommen. Hauptmann von S. hat den Bau von Anfang an geleitet. Eilen Sie hinauf, lieber Freund, und treiben Sie die Leute ſo gut wie möglich an. Es iſt nicht viel mehr zu thun, ja die Artillerie muß ſogar einen Theil der Bettungen ſchon gelegt haben.“

„Schön, ſchön!“ ſagte der erſte Sprecher. „Dann können wir ſie mit Tagesanbruch artig heimſchicken.“

Hauptmann von S. trat raſch zum Kreiſe der Offiziere zurück, eilte den Damm hinab, und ſuchte ſo gut wie möglich den unſicheren und ſchwer zu treffenden Weg nach ſeinem gefährlichen Beſtimmungsort zu finden. Doch war er noch nicht weit gekommen, als er Jemand hinter ſich drein ſtolpern hörte und die Stimme ſeines Freundes vernahm, der ihn leiſe bat, doch nicht gar zu ſchnell zu laufen.

„Ja, was willſt denn du?“ fragte erſtaunt der Hauptmann.

„Nun, dich begleiten," erwiderte der Andere. „Das kann eine luſtige Nacht werden."

„Thu' mir den Gefallen und bleibe zurück," ſagte der Hauptmann. „Ich gehe gern und bereitwillig da hinauf, es iſt mein Dienſt. Aber von dir wäre es tollkühn, dich in ſo gefährliche Sachen zu miſchen, wo du am Ende nur im Wege biſt und nichts nützen kannſt."

„Den Teufel auch," entgegnete lachend der Huſar. „Mir ſcheint, es kommen da Sachen vor, wo ich recht gut nützen kann. Ich habe ſo was munkeln hören, als könnten die Lateiner mit ihren Schaluppen einen Angriff wagen; und wenn das der Fall iſt, da kann's zu einem artigen Handgemenge führen, und da gehöre ich in erſter Linie hin. — Du," ſetzte der junge Mann bittend hinzu, „ſei doch nicht kindiſch oder beſſer geſagt neidiſch, gönn' Unſereinem auch eine kleine Arbeit! Ich kann dich auf Ehre verſichern, ich ſchäme mich ordentlich, wie ein rechter Müßiggänger von der Ferne zuzuſchauen, während ſo manche brave Kameraden blutend davon getragen werden. Wir kämpfen hier alle für den Kaiſer, und wenn ich für den Ruhm unſerer Waffen etwas beitragen kann, ſo iſt das meine verdammte Schuldigkeit. Erinnere dich doch an Mailand, wo ſo viele meiner Kameraden mit der Infanterie gegen die Barrikaden gingen. Kann ich euch zu Pferd nichts nützen, ſo will ich es einmal zu Land oder meinetwegen auch zu Waſſer verſuchen. — Komm!"

„Du biſt ein prächtiger Kerl," antwortete lachend der Hauptmann. „So geh' denn mit! Aber wenn dir — was ich nicht hoffen will — irgend ein Unglück zuſtößt, ſo wird man mich dafür anſehen."

„Du haſt mir nichts zu befehlen!" ſagte lachend der Huſarenoffizier. „Ich gehöre nicht zu deinem Corps."

„Und doch bin ich dein Vorgeſetzter und im Nothfall auch ſo viel älter, daß du mir ſchon deßhalb gehorchen ſollteſt. — Aber jetzt vorwärts, ſchweig' ſtill und ſchau' auf deine Füße."

Dieſer letzte Befehl war ſehr nothwendig; denn wenn es heutzutage im hellen Sonnenſchein mit ziemlichen Schwierigkeiten verknüpft

wäre, vom Eisenbahndamm querfeldein an jene Stelle zu gelangen, wo eine Brücke nach San Giuliano hinüberführte, so war dies in der jetzigen Verfassung des Bodens, durchschnitten mit Gräben, voll Löcher, welche die einschlagenden Kugeln gerissen, ein wahrhaft verzweifeltes Unternehmen. Dabei kamen die beiden Freunde, jemehr sie sich der Insel näherten, um so mehr auch in den Schußbereich des feindlichen Feuers. Jetzt waren sie an der Stelle angelangt, wo ein kleiner schwanker Steg von dem festen Lande nach San Giuliano hinüberführte. Hier blieb der Hauptmann einen Augenblick stehen und versuchte es nochmals, seinen Freund zu bewegen, daß er umkehre. „Sowie wir einen Schritt auf diese Bretter setzen," sagte er, „sind wir dem Feuer der Brückenbatterieen und dem von San Secundo schonungslos ausgesetzt. Ich weiß, wo wir sind; es ist der Steg, den unsere Soldaten den Weg des Todes oder auch die Todtenbrücke benennen. Du hast mich jetzt höchst angenehm bis hieher begleitet, es wäre jetzt weit besser, wenn du nach Hause zurückkehrtest."

„Vorwärts! vorwärts!" entgegnete der Husarenoffizier. „Was sollen wir uns hier plaudernd zum Ziele der Kugeln machen? die Sache ist abgemacht: ich gehe mit dir."

Friedrich von S. zuckte die Achseln und ging rasch voran. Die Bretter unter ihren Füßen schwankten, aber sie achteten nicht darauf: vielmehr waren ihre Blicke auf den Boden gerichtet, um, so viel es die Dunkelheit zuließ, nicht in die Löcher hineinzustürzen, die sich zahlreich vorfanden, wo die hereinschlagenden feindlichen Kugeln die Planken zerrissen hatten.

Die Brücke verdiente heute Abend ihren Namen mit Recht; und es war als das größte Wunder anzusehen, daß die beiden Freunde nicht bei jedem Schritte niedergeschmettert wurden. Hegten vielleicht die Italiener die Vermuthung, man werde heute Abend Verstärkungen nach San Giuliano ziehen und wollten sie dies verhindern — genug, sie unterhielten auf diesem Punkt ein wahrhaft empörendes Feuer, und tückischer Weise waren es meistens Vollkugeln, die sie herübersandten.

Eben so grau und verdrießlich erschien mir auch meine vergangene Lehrzeit im Reißmehlschen Hause. Es wollte mir bedünken, als habe ich dort in manchen Dingen vielseitiges Unrecht verübt, und als hätte ich mich sogar mit Jungfer Barbara weit besser stellen können, wenn ich es nur klüger angefangen hätte. Doch was konnte es mir helfen, daß ich die Vergangenheit beklagte! Mit der weiblichen Regierung, an deren Spitze meine Großmutter stand, schmeichelte ich mir schon über eine neue Condition in's Reine zu kommen: doch war sie, was die Bestimmung über mein zukünftiges Leben betraf, nur eine untergeordnete Behörde und mußte an die oberste Stelle, an meinen Vormund, appelliren. Letzterer Gedanke war mir besonders unangenehm und trübte meine frohen Aussichten gänzlich. Ich kannte ihn gar zu gut, meinen Vormund! Bei vielen guten Seiten, die er hatte, und obgleich er redlich für meine Erziehung gesorgt, fürchtete ich ihn doch auf's Entschiedenste und vermied ihn, wo ich nur konnte.

Er war ein kleiner, untersetzter Mann: man hätte ihn wohlbeleibt nennen können, dabei war er aber von einer eidechsenartigen und wahrhaft erschreckenden Lebendigkeit, besonders für uns Kinder. In den letzten Kriegen hatte er bei der Armee große Magazine verwaltet, und da ihm Ordnungsliebe schon angeboren war, hatte sich diese durch den langen Dienst so geschärft, daß sie in Kleinigkeits-

Den Flug der Bomben und Granaten würde man deutlich gesehen haben und schon bei Weitem mit leichtem Herzen bemerkt, daß sie zu hoch oder zu niedrig gehen würden. Auch war bei der schmalen Brücke für die Hohlgeschosse weniger Wahrscheinlichkeit des Treffens. Um so zudringlicher und unheimlicher flogen dagegen die Vollkugeln vor, hinter und über den Freunden vorbei, und machten ihre Gegenwart nur durch ein heiseres Pfeifen bemerkbar, durch ein Klatschen ins Wasser oder durch eine starke Bewegung des Steges, wenn eine derselben einen der Hauptpfeiler auch nur leicht gestreift.

„s—s—s—t!" sagte der Husarenoffizier, „die war mir recht nah. Ueberhaupt sind wir hier gerade wie Spatzen auf einem Futterbrett. Es ist wahrhaftig ein Wunder, daß uns keine dieser unsichtbaren Kugeln getroffen."

„Jetzt ruhig," ermahnte der Hauptmann. „Wir haben die Insel erreicht. Ich muß mich mit der Wache verständigen, sonst hätten wir auch noch von dort etwas zu befürchten."

Letzteres war bald geschehen, und die beiden Offiziere sprangen ans Ufer. Hier befand sich Alles in einer geheimnißvollen, aber sehr rührigen Thätigkeit. Man hatte drei Batterien gebaut, die einander überragten. In die unteren wurden soeben die Geschütze eingebracht; die obere war auch fast vollendet. Zur letzteren begaben sich die Freunde, und Friedrich von S. meldete sich bei dem kommandirenden Major von der Artillerie und suchte zugleich seinen Kameraden auf, den verwundeten Genieoffizier, den er ablösen sollte. Derselbe war schwer getroffen; man hatte ihn hinter einer Deckung niedergelegt, und ein Wundarzt war im Begriff, ihn so gut wie möglich zu verbinden.

„Es ist das eine unheimliche Nacht," sagte der Artillerieoffizier, der einen Augenblick zu den Kameraden trat. „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Hauptmann von S., daß Sie glücklich über die Brücke gekommen sind. Es ist das ein wahres Wunder. Ich fürchte noch immer, sie schießen uns den miserablen Steg zusammen, und das wäre sehr unangenehm."

„Erwartet ihr noch Verstärkungen aus Mestre?“ fragte der Ingenieurhauptmann.

„Gott bewahre! Ich glaube, wir haben genug da.“

„Und meinen Sie, die drüben werden einen stärkeren Angriff wagen?“

„Zuverlässig!“ antwortete der Artillerieoffizier. „Sie haben dort links an den Lagunen verschiedene Kriegsschaluppen aufgestellt. Wir erwarten von Sekunde zu Sekunde, daß sie anfangen uns zu bedienen.“

Die Leute in der Batterie nebenan arbeiteten mit der angestrengtesten Thätigkeit. Obgleich sich dort ein scheinbar verwickelter Knäul von Menschen umhertrieb, ging doch Alles mit der größten Umsicht und Ordnung vor sich. Man vernahm kein Wort, keinen Laut; nur das Wegschaufeln der Erde wurde gehört, das Knirschen eines Schanzkorbes, der festgestellt wurde, und der dumpfe Schlag der Hämmer, mit welchen die Pflöcke eingetrieben wurden. Plötzlich aber vernahm man zwischen den emsig arbeitenden Männern einen leichten Aufschrei, der aber bald unterdrückt war durch das Zusammenklirren eiserner Geräthschaften.

„Was gibt's da?“ rief der Artilleriemajor, der herbei eilte.

„Ein Vierundzwanzigpfünder hat eben zwischen die Leute hereingeschlagen,“ rapportirte einer der Unteroffiziere.

„Todte?“ —

„Zwei.“

„Verwundete?“ —

„Vier.“

„Schafft sie gleich nach rückwärts,“ befahl der Major. „Ich will ein paar Aerzte senden.“

Das war eine von den kleinen traurigen Unterbrechungen, wie sie leider so häufig vorkamen. Doch machten sich die braven Soldaten nicht viel daraus. Einen Augenblick stutzten wohl die Umstehenden und schauderten auch wohl leise zusammen, daß der Tod so hart bei

ihnen vorbei geſtreift, dann aber faßten ſie ſtillſchweigend die gefallenen Kameraden auf, trugen ſie zurück und gingen wieder wohlgemuth an ihre gefährliche Arbeit.

Alles was heute Nacht zum Batteriebau und zur Wache gehörte, befand ſich in fieberhafter Aufregung. Die Ahnung, daß der Feind etwas vorhabe, hatte ſich auch unter den Soldaten verbreitet, und Jeder unterſuchte ohne Befehl ſein Gewehr auf's Genaueſte und drückte an das Bajonett, ob es auch recht feſt ſitze.

Es mochte Mitternacht vorüber ſein, als das Feuer von den Brückenbatterieen und von San Secondo mit einem Male aufhörte. Die Nacht trat einen Augenblick in ihr Recht ein und es lag eine plötzliche Stille auf der weiten Waſſerfläche, die aber im Gegenſatz zu dem ungeheuren Spektakel von vorhin überraſchend und unheimlich war.

„Das iſt eine Windſtille vor dem Sturm," ſagte flüſternd der Artillerieoffizier und eilte nach den unteren Batterieen.

„Ich glaube auch ſo," bemerkte Friedrich von S. zu ſeinem Freunde. „Wenn mich nicht Alles trügt, ſo ſehe ich dunkle Körper auf dem Waſſer daher ſchwimmen. Siehſt du, dort und dort!"

„Ja, ja," antwortete der Huſarenoffizier, „da ſchleichen ſie heran. Am Ende gibts ein kleines Seegefecht."

Jetzt tauchten hinter ihnen aus dem Dunkel ein paar Infanterieoffiziere hervor, und einer derſelben, ein älterer Stabsoffizier, theilte die Bemerkung der beiden Freunde und pflichtete ihnen bei. „Wir können nichts thun," ſprach er, „als uns ruhig verhalten, bis ſie zu einem ernſtlichen Angriff ſchreiten; denn ehe ſie den Verſuch machen, einen Fuß auf die Inſel zu ſetzen, werden ſie uns mit einem ſchönen Kartätſchenhagel begrüßen. Meine Leute ſtehen bereit."

Damit trat er leiſe zurück.

„Weißt du was?" ſagte der Huſarenoffizier, „ich ſchließe mich der Infanterie an. Vielleicht finde ich ſpäter ein überflüſſiges Gewehr und bis dahin ſoll mein Säbel herhalten." Er drückte dem Freunde nochmals die Hand und verſchwand in der Nacht.

Friedrich von S. blieb allein auf der faſt fertigen Bruſtwehr der Batterie und ſchaute angelegentlich in das Dunkel hinaus. Es lag ein tiefer Friede auf der Erde und dem Waſſer; die Luft war ruhig, und wenn nicht dichte Gewitterwolken den Himmel bedeckt hätten, würde man mit Hülfe des Sternenlichtes weit um ſich her geſchaut haben. Dort lag Venedig; man erkannte die Stadt an dem Glanze einer Menge von Lichtern, die hie und da vertheilt waren. Die Leute in dieſem Stadtviertel, die in der Nähe der Eiſenbahn wohnten, waren in letzterer Zeit auf ihrer Hut; denn ſeit der Einnahme Malghera's hatte man öſterreichiſcher Seits auf der Lagunenbrücke Mörſerbatterieen errichtet, welche ihre Geſchoſſe zuweilen bis in die erſten Häuſer der Stadt trieben.

Die dunkeln Körper auf dem Waſſer ſchwammen jetzt immer näher, und bald erkannte man kleine leuchtende Punkte auf denſelben. Das Feuer von San Secondo ſchwieg noch immer, und Tauſende von Augen blickten jetzt angeſtrengt in die Nacht hinaus.

Da mit einem Male ſchlug auf dem Waſſer eine feurige Lohe, weithin die trüben Fluten erhellend, empor. Ein erſchütterndes Krachen folgte und Vollkugeln, Granaten und Kartätſchen ſauſten und ziſchten aus den großen Schaluppen gegen San Giuliano. Im gleichen Augenblick nahmen die Brückenbatterieen und die von San Secondo ihr Feuer mit der größten Heftigkeit wieder auf. Es ſchien, als gäben ſie nur ganze Lagen; denn es war nicht mehr der Knall eines einzelnen Schuſſes zu erkennen, ſondern ein wilder Donner brüllte fort und fort herüber.

Im erſten Augenblick drückten ſich die Arbeiter hinter die Bruſtwehren. Die Wirkung der Kugeln war fürchterlich. Wie Strohbunde riſſen die ſtärkſten Faſchinen auseinander, flogen ſchon gefüllte und feſtgeſtellte Schanzkörbe nach allen Richtungen. Auch lautes Jammergeſchrei tönte durch die Nacht, einzelne Rufe, entſetzliches Stöhnen.

Friedrich von S. war ein paar Sekunden überraſcht ſtehen geblieben, da die einſchlagenden Kugeln das Erdreich unter ſeinen Füßen

auseinander riſſen, und als er hinter ſich augenblickliche Beſtürzung und Verwirrung vernahm, ſprang er über die Batterie hinab, um durch freundliche Worte und ſtrenge Befehle die ſo plötzlich unterbrochene Arbeit wieder herzuſtellen.

„Angefaßt, Leute!“ ſagte er mit leiſer Stimme. „Bleibt an eurem Poſten, — Hieher vier Mann mit einem Schanzkorb! — Dieſe Scharte hat am meiſten gelitten.“ Und damit legte er ebenfalls Hand an, und während die braven Soldaten dieſem Befehle pünktlich Folge leiſteten, ſtellte er ſich auf den gefährlichſten Platz und half ihnen den angerichteten Schaden wieder gut machen. — „Laßt nicht nach!“ ſprach er dazwiſchen. „Wir müſſen die Batterie in ein paar Stunden fertig haben. — Ihr da unten bei den Bettungen, tummelt euch. Vorwärts! vorwärts! Denkt nur an das Vergnügen, ihr Leute, wenn wir ihnen aus dieſen drei prächtigen Batterien mit Zinſen heimzahlen, was ſie uns heute Nacht geliehen.“

Unterdeſſen ſetzten Batterien und Schaluppen ihr verheerendes Feuer ununterbrochen fort. Letztere warfen ganze Maſſen Kartätſchen an das flache Ufer der Inſel. Jetzt konnte man auch deutlich die Körper der Schiffe erkennen und neben ihnen große flache Boote voll Soldaten. Da ſie wußten, daß die dieſſeitigen Batterieen noch nicht fertig waren, ſo hatten ſie augenſcheinlich vor, die Inſel direct anzugreifen und die Bauten zu zerſtören. Auch vermutheten ſie ohne Zweifel wenig Mannſchaft auf der Inſel, und hatten, um das Heranziehen von Verſtärkungen zu erſchweren, ſchon am Nachmittag und Abend jenes furchtbare Feuer auf die Brücke der Todten unterhalten.

Der auf San Giuliano kommandirende umſichtige Major der Infanterie unterſtützte dieſen Glauben dadurch, indem er hie und da einzelne Musketenſchüſſe abfeuern ließ, wie um ihnen zu ſagen: wir vertheidigen uns, ſo gut wir können.

Hiedurch getäuſcht, ſah man bald eine Anzahl der großen flachen Boote an's Ufer rudern, um ihre Mannſchaft an der Inſel auszuſetzen.

Friedrich von S., deſſen Aufmerkſamkeit zwiſchen dem Bau der

Batterie und dem Manöver des Feindes getheilt war, ſprang abermals auf die Bruſtwehr und blickte angelegentlich nach einer Raketenbatterie, die nicht weit von ihm aufgeſtellt war und nun plötzlich ihr Feuer begann.

Ruhig und kaltblütig wie immer ſchoſſen die öſterreichiſchen Artilleriſten; und an dem Geſchrei und der Verwirrung, welche nun in den Booten und unter der Mannſchaft entſtand, die ſchon am Ufer war, hörte man deutlich, daß keine der Kugeln fehlging. Wie feurige Schlangen ſchoſſen die Raketen dem Waſſer zu, Tod und Verderben da bringend, wo ſie einſchlugen. Jetzt ſetzte ſich auch die Infanterie in Bewegung und warf ſich mit lautem Hurrah! den Eingedrungenen entgegen.

Natürlich ſtellten in dieſem Augenblick ſowohl die Schaluppen wie die Raketenbatterieen ihr Feuer ein, um die eigenen Leute nicht niederzuſchmettern, und es entſpann ſich drunten am Ufer ein ſtilles, aber furchtbares und blutiges Handgemenge. Bajonnet focht gegen Bajonnet und ſuchte die feindliche Bruſt zu durchbohren; Säbel kreuzten ſich und die Aexte und Beile, mit denen die Arbeiter aus den Batterieen herbeiliefen, warfen die Gegner mit ſchweren Wunden zu Boden. Nur zuweilen erhellte der Blitz einer Muskette oder einer Piſtole das furchtbare Chaos, und bei dieſem unſichern Lichte erſah man denn bald, daß die Venetianer dem Waſſer zu flüchteten und ihre Boote zu erreichen ſuchten. Viele aber wurden unterwegs noch niedergemacht, und viele kamen in dem Waſſer um, in welches ſie ſprangen, um ihr Leben zu retten. Auch die Raketenbatterie nahm ihr Feuer wieder auf und ſandte den abziehenden Booten Kugeln und Granaten nach.

Bald aber hatten die Fahrzeuge ſich hinter den Schaluppen geborgen und nun war es auch für die Oeſterreicher Zeit, ſich ſo gut wie möglich zu decken; denn das Kartätſchenfeuer von den Schiffen begann im gleichen Augenblick mit neuer Wuth.

Der junge Husarenoffizier hatte sich wacker gehalten, und obgleich er einen leichten Bajonnetstich in den Arm erhielt, eilte er doch so schnell wie möglich nach den oberen Batterieen, um seinem Freunde die Einzelnheiten des Kampfes zu erzählen. Friedrich v. S. hatte mit den Mannschaften auf's Angestrengteste gearbeitet. Doch hatten die Batterieen von drüben ihre Wuth wo möglich verdoppelt und unter den Arbeitern übel gehaust. Mehrere Offiziere waren verwundet und der Ingenieurhauptmann leitete nun den Bau allein. Da sein Leben für das seiner Untergebenen so nothwendig war, denn es bedurfte ermunternder Worte und des besten Beispiels, um sie an der Arbeit zu erhalten, so hatte er sich von dem gefährlichen Punkt auf der Brustwehr herab begeben und stand in einer der Schießscharten, um in der Nähe die Arbeiten zu überwachen. Die Schäden hatte man ziemlich wieder ausgebessert, und die Bettungen wurden gestreckt.

Der Husarenoffizier schlich sich zwischen den Arbeitern daher und stand nun unter seinem Freunde in dem hinteren Graben.

„Wie ein Kind freue ich mich auf den Moment, wo ihr fertig seid," rief er diesem zu, „denn es ist unerträglich, sich so überschütten zu lassen, ohne antworten zu können."

„Da du das einsiehst," entgegnete der Hauptmann, „so begib dich von dieser Stelle hinweg. Es ist wahrhaftig hier nicht geheuer. Du hast dich da unten wahrscheinlich gut genug gewehrt, und es war das ein Vergnügen. Aber hier oben als Zielscheibe zu stehen, ist für dich wenigstens unnöthig."

„Immer Predigten!" sagte lachend der Andere. „Nun ich glaube, wir haben heute Glück, denn ihr müßt hier oben eine schöne Masse Eisen gehört haben. — Und immer noch hören," fuhr er leiser fort, denn in dem Augenblicke, wo er dieses sprach, trafen wieder einige der schweren Kugeln recht unglücklich in die Batterie, warfen Holz und Erde umher und rissen manchen braven Soldaten zu Boden. — „Nun ja, ich will dir folgen!" fuhr der junge Mann fort. „Ich

begebe mich wieder zur Infanterie. Aber wenn ihr anfangt zu ſchießen, ſollſt du von mir drei ungeheure Hurrahs hören."

Der Ingenieuroffizier, der im Schatten der Schießſcharte ſtand, gab keine Antwort.

„Bis nachher alſo!" ſprach der Andere. „Reich mir deine Hand und haltet euch brav."

Aber Friedrich von S. reichte ihm keine Hand zur Begrüßung und als ihm der Huſarenoffizier, einigermaßen unruhig über dies Stillſchweigen die ſeinige reichte und ihn ſanft am Aermel zupfte, glitt Friedrich von S. langſam an der Schartenwand hinab, ſank zuerſt auf die Knie und fiel dann auf das Geſicht.

„Gerechter Gott!" ſchrie der Huſar und ſprang aus dem Graben hervor. „Kommt her ein paar Leute!" rief er den Arbeitern zu. „Euer Offizier iſt erſchoſſen!"

Das war ein Opfer mehr heute Nacht, und wenn auch die Kameraden den daliegenden jungen Offizier, nachdem er hinter die Verſchanzungen gebracht war, mit tiefem Schmerz betrachteten, ſo war doch der Augenblick zu wichtig, als daß man ſich viel mit Klagen und langen Auseinanderſetzungen abgegeben hätte. Der Wundarzt, der den Gefallenen unterſuchte, erklärte den rechten Arm für zerſchmettert, überhaupt die Verwundung für tödtlich, weil die Bruſt ſtark erſchüttert ſei.

Der Huſarenoffizier ließ ſich ein paar Mann mit einer Tragbahre geben und trat tief erſchüttert den Rückweg nach Meſtre über die Brücke der Todten an, über dieſen gefährlichen Steg, den er mit dem lebenden unverletzten Freunde noch vor wenigen Stunden ſo glücklich zurückgelegt hatte. Als ſie die Stadt erreichten, und ſchweigend durch die ſtillen, verödeten Straßen zogen, waren die Batterieen auf San Giuliano fertig geworden, und als der Huſarenoffizier ſeinen Freund, der noch ſchwer athmete, in das Spital ablieferte, dachte draußen auf den Batterien ſchon Niemand mehr an ihn, der dort gefallen, denn der große Augenblick war gekommen, die Geſchütze

wurden eingeführt, gerichtet und eröffneten mit anbrechendem Morgen ein furchtbares Feuer. In kurzer Zeit waren ein paar Schaluppen in den Grund gebohrt, andere ſchwer beſchädigt, eine Batterie auf der Lagunenbrücke faſt gänzlich demontirt, und die Venetianer erkannten mit Schrecken, daß die Belagerer ihnen einen guten Schritt näher gerückt ſeien.

Der heftige Geſchützkampf, der längere Zeit in den Brücken-Batterieen um San Secondo und San Giuliano gewüthet, hatte dem großen Theil der in Sicherheit zuſchauenden Venetianern ein gar willkommenes und prächtiges Schauſpiel gegeben. Die meiſten Kugeln kamen nicht über die Lagunen hinaus, ſelten eine bis zur Eiſenbahnſtation. Und wenn auch hie und da einige Bomben etwas verdächtig nahe flogen, ſo platzten dieſelben doch meiſtens in der Luft, da man die Zünder für die weite Entfernung nicht einrichten konnte. Dies alles, zugleich mit der Thatſache, daß, nachdem die drei Batterieen in San Giuliano gebaut waren und nachdem jener nächtliche Angriff abgeſchlagen wurde, die öſterreichiſchen Geſchütze zu feiern ſchienen, wiegte das ſorgloſe Volk der Stadt wieder in vollkommene Sicherheit. Der Glaube an die Uneinnehmbarkeit der alten Venetia begründete ſich abermals feſt in ihnen, und ſie gingen mit leichtem Herzen daran, ihre Hauptbatterie St. Antonio, auf der Mitte der Lagunenbrücke gelegen, auszubeſſern und zu verſtärken. Da nach den Vorgängen ihre Furcht vor einem wirkſamen Bombardement faſt gänzlich verſchwunden war und ſie nur einen Frontangriff erwarteten, der allein auf der Eiſenbahnbrücke ſtattfinden konnte, ſo ſprengten ſie immer mehr Bogen ab und bauten bei St. Antonio eine zweite Batterie, um, im Fall ſelbſt die erſtere genommen würde, ſich hinter die zweite zurückziehen zu können.

In der Stadt ſelbſt begannen übrigens zwei andere Feinde aufzutreten, denen man nichts entgegenzuſetzen hatte: Krankheit und

Hunger; und in Folge dieſer beiden Erſcheinungen war das Elend, was ſich anfing auf den Straßen Venedigs zur Schau zu ſtellen, wahrhaft entſetzlich und hätte die ſtarrſten Herzen wohl zum Nachdenken bringen können. Ganze Schaaren von Bettlern ließen ſich auf den öffentlichen Plätzen ſehen, und wenn ſie ſo in Lumpen gehüllt, mit eingefallenen Augen und hohlen Wangen den beſſer Gekleideten um eine Gabe anſprachen, ſo klang dieſe Bitte mehr wie ein Recht, das ſie zu fordern hätten; und das per l'amor de Dio! füglich überſetzt werden: Wenn du mir heute nichts gibſt, ſo werde ich mir morgen was nehmen. Noch jammervoller war die Anhäufung des hungerigen Volkes der mittleren Stände vor den Brod- and Spezereiläden. Ein Bericht ſagt darüber: „Gewöhnlich reichte der Vorrath nicht für Alle aus, und die Letzten mußten dann leer abziehen. Darum warteten Viele ſchon lange vor der beſtimmten Stunde, um, wenn der Laden aufgehe, die Erſten zu ſein. Es war herzzerreißend, anzuſehen, wie dieſe armen Weiber, denen man Hunger und Elend auf allen Geſichtszügen ableſen konnte, ſich drückten und drängten um für ihr mühſam erworbenes, oder gar zuſammengebetteltes Geld das tägliche Brod zu erhalten. Manchmal kam es zu eigentlichem Handgemenge, und es iſt Thatſache, daß mehrere Perſonen bei dieſen Hungerſcenen zu Tode gedrückt worden ſind. In der Folge wurden an dieſen Orten Gensdarmen aufgeſtellt, welche zwar allerdings eine gewiſſe Ordnung handhabten, die fernerem Unglücke vorbot, nicht aber die Noth ſelbſt und den äußerſt ſchmerzhaften Eindruck, den dieſelbe hervorbrachte, mildern konnte.“

Bei all' der fortwährend größer werdenden Noth und dem Elend, was immer mehr zu Tage trat, gab der Markusplatz faſt zu allen Stunden des Tages noch immer das Bild eines regen, ja oft heiteren Treibens. Hier verſammelte ſich nach wie vor der wohlhabende Theil der Bevölkerung, um ſich von dem, was draußen vorging, die Einzelheiten erzählen zu laſſen und zu debattiren, Forderungen an die Regierung zu ſtellen, kurz alles Mögliche zu thun, um Jenen, welche

krämerei ausartete. Der Blick dieſes Mannes war wirklich bewundernswürdig. Wenn er am Morgen aufſtand, — und das geſchah gewöhnlich ſehr ſpät, da er ſich ſchon im vorgerückten Alter befand — ſo waren ſeine eigenen Kinder, ſo wie ich, die wir in der großen Stube des Hauſes beim Frühſtück verſammelt waren, auf's Angelegentlichſte bemüht, gegenſeitig unſern Anzug zu muſtern, ob nichts Unordentliches daran zu bemerken ſei. Bald öffnete ſich droben ſeine Thür und wir hörten ihn, in gewiſſen Zwiſchenpauſen huſtend, die Treppe herab kommen. Nun fuhr Alles zuſammen, und wir ſaßen gerade wie Kerzen um den Tiſch. Selbſt die Mägde in der Küche ſahen ſich unwillkührlich um, ob Alles ſo in der Ordnung ſei, wie es der Herr befohlen. Dabei kam es ſehr darauf an, ob er guter oder übler Laune war. So konnte er in die Stube treten und ſogleich mit derjenigen ſeiner Töchter, an der die Woche war, ſeine Zimmer in Ordnung zu bringen, ein für uns Alle ſehr unangenehmes Haushaltungsgeſpräch anfangen.

„Hm, hm! du haſt die Woche, Caroline, hm! So, ei, hm! Zum wie viel tauſendſten Male, Gott mag es wiſſen! hab ich ſchon geſagt, ja hab ich befohlen, daß mein Waſchwaſſer vom Pumpbrunnen in der Küche und nicht vom großen Ziehbrunnen im Hof genommen werden ſoll? Hm, hm! Aber nicht wahr Mamſell Caroline, es iſt Ihrer Faulheit viel anſtändiger und bequemer, das

mit der Leitung der Angelegenheiten betraut waren, ihr Amt zu erſchweren und das Leben ſo ſauer wie möglich zu machen. Militär aller Waffen und Grade trieb ſich ebenfalls hier umher, und gewährte in ihren bunten Uniformen, rothen Hoſen, ihren verſchiedenen Waffen dem gaffenden Volke eine angenehme Abwechslung.

Doch waren dergleichen ruhige Scenen auf dem ehrwürdigen Platze faſt zur Seltenheit geworden. Mißtrauen gegen die Regierung, das früher oft von Einzelnen künſtlich angefacht wurde, hatte ſich jetzt der großen Mehrzahl bemächtigt. Dazu kam, daß Krankheiten aller Art täglich bösartiger und verheerender auftraten, und daß es der wohlhabenderen Klaſſe der Bürger ſogar an den nothwendigſten Lebensmitteln zu fehlen begann. Fleiſch und Fiſche mangelten faſt gänzlich, und der größere Theil der Einwohner war auf Polenta und Gemüſe beſchränkt. Vielleicht, daß durch dieſe Umſtände ſich bei Manchen, die anfingen, den wahren Stand der Dinge zu erkennen, die Ueberzeugung aufdrang, das Trauerſpiel in Venedig nähere ſich ſeinem Ende, und je bälder eine Unterwerfung ſtattfände, deſto beſſer ſei es. Doch hatte lange Niemand den Muth, auch nur mit ſeinem vertrauteſten Freunde von einer Capitulation zu ſprechen, und die Furcht, als Verräther zu gelten und der Volksjuſtiz zum Opfer zu fallen, ſchreckte Jeden von einem derartigen Verſuche ab. Da wagte es endlich der Erzbiſchof und Cardinal-Patriarch von Venedig in dieſer Sache einen entſcheidenden Schritt zu thun; er berief insgeheim eine Anzahl Männer der gemäßigten Partei, und bei einer Zuſammenkunft im Palaſt des Marcheſe von C. wurde der Beſchluß gefaßt, die Regierung zu bitten, ſie möge Unterhandlungen anbahnen, um ſo den unerträglich werdenden Leiden des armen Volkes ein Ziel zu ſetzen. Doch trat in Folge dieſer Verſammlung das Wort: „Verrath,“ welches die Venetianer ſo oft als Geſpenſt erſchreckt, nun wirklich zu Tage, und ein Document, worin jene Männer ihre Wünſche niedergelegt und mit ihrer Unterſchrift bezeichnet, kam in die Hände des Volkes. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich dieſe

Nachricht über die Gaſſen und Kanäle Venedigs, und der Markusplatz wurde, wie ſchon ſo oft, der Schauplatz eines fürchterlichen Tumultes. Selbſt das Anſehen des Präſidenten war im erſten Augenblick nicht im Stande, die aufgeregte Volkswuth zu beſchwichtigen. „Morte al patriarcha!“ dröhnte es über den Platz hin, und ein aufgeregter Haufe, dem ſich eine große Anzahl Soldaten anſchloß, ſtürmte den Palaſt des Erzbiſchofs. Mobilien, Bücher, Gemälde, Koſtbarkeiten aller Art wurden in den Kanal geworfen, und nachdem man hier ſo viel wie möglich verwüſtet, zog die Menſchenmaſſe, die ſich immer mehr vergrößerte, auch nach anderen Paläſten von Solchen ab, welche ſich durch ihre Unterſchrift vor dem Volke compromittirt. Man hatte die Namen derſelben ſorgfältig aufgeſchrieben, und ein Kerl mit einer rothen Mütze, der dies Papier in den Händen hielt, ermunterte das Volk durch heftiges Geſchrei, jetzt auch nach dem Palaſte des Marcheſe von C. zu ziehen.

„Der Herr Marcheſe ſteht oben an!“ rief er mit gellender Stimme. „Denkt an Malghera und die Verproviantirungs-Commiſſion! Denkt an Madamigella sua filia, die uns mit ihrer ſchwarzgelben Fahne genug geärgert! — Auf! zum Palaſte des Marcheſe!“

Gehorſam dieſem Rufe ſetzte ſich der wilde Haufe in Bewegung; ein Theil warf ſich in bereit ſtehende Barken, ein anderer Theil eilte durch die engen Gaſſen nach dem bezeichneten Palaſte und kam auch bald dort in dichten Schwärmen an, alle Ausgänge vorn und hinten beſetzend.

Doch hatte die Regierung, obgleich ſie nicht im Stande geweſen, die Erſtürmung des erzbiſchöflichen Palaſtes zu verhindern, bereits ihre Maßregeln getroffen, um den weiter beabſichtigten Zerſtörungen Einhalt zu thun; und als die Aufrührer bei der Wohnung des Marcheſe von C. anlangten, fanden ſie, daß dieſelbe von einer Gensdarmerie-Abtheilung beſetzt war, welche trotz verſuchten Fraterniſirens ſehr geneigt ſchien, alles feindſelige Andringen mit guten Kugeln zu beantworten. Dagegen konnte ſie nicht verhindern, daß der Palaſt von

den Kanälen, den nebenan liegenden Häuſern und den Straßenwinkeln her auf's Heftigſte mit Steinen beworfen wurde, ſo daß bald an dem ganzen prächtigen Gebäude keine Fenſterſcheibe mehr ganz war, ſo weit man dieſelbe mit einem geſchickten Wurfe erreichen konnte. Auch Schüſſe fielen hie und da, und Kugeln zertrümmerten einzelne Steinverzierungen an den Fenſtern oder zerſchlitzten die ſchweren Damaſtvorhänge.

Der Marcheſe hatte ſich mit ſeiner Tochter in jenes Zimmer zurückgezogen, wo damals die Verſammlungen ſtattgefunden, und hier, wo er und ſeine Freunde die erſten Hebel angeſetzt, um eine feſtgefügte Wehr auseinander zu brechen, hier fand er nur noch den einzigen Schlupfwinkel, wo er vor Steinen und Kugeln ſicher war, vor den Waffen jener Haufen, für deren Wohl er jene Dämme gebrochen zu haben glaubte, die aber nur daher flutend ihn vor allen Andern mit Vernichtung ja Tod bedrohten.

Er ſtand an einem kleinen ſchmalen Fenſter, durch welches er einen Theil des wilden Volksſchwarmes ſehen konnte, ohne daß es dieſem gelungen wäre, ihn zu entdecken. Emilie hatte ihre Arme um ſeinen Hals geſchlungen, ihr Kopf ruhte an ſeiner Bruſt; doch wenn ſie auch zuweilen bei einem beſonders wilden Toben draußen einen Augenblick nicht erſchreckt, ſondern ergrimmt in die Höhe fuhr, ſo lag doch im Allgemeinen etwas auf ihren ſonſt ſo ernſten Zügen, das anzudeuten ſchien: es iſt gut, daß es ſo gekommen.

Der Marcheſe knitterte in der einen Fauſt, die er oft drohend gegen das Fenſter emporhielt, ein Papier zuſammen. Oefter aber beugte er ſich auf das Geſicht ſeiner Tochter herab, küßte ſie auch wohl auf die Stirne und ſagte dann mit leiſer Stimme: „Mein armes, armes Kind, ich fühle jetzt wohl, was du Alles um mich in dieſer Stadt gelitten.“ Dann raffte er ſich aber wieder ſtolz empor, ſein Auge blitzte, während er auf die Straße ſchaute, und er biß ſich heftig in die Lippen, ehe er ſagte: „Und doch war ich verblendet genug, mich mit dieſem Volke unter den Trümmern der Stadt begraben zu

wollen, der Letzte zu ſein, der die dreifarbige Fahne geſchwungen — das wäre ein ſchönes Ende geweſen. Aber jetzt iſt mein feſter Wille dahin, meine Kraft gebrochen. Die da draußen, für welche ich ſo viel gelitten, haben ſelbſt die Liebe zu ihnen und ihrer Sache aus meinem Herzen geriſſen. Mögen ſie verdammt ſein und möge es ihnen ergehen, wie ſie es verdienen!“

„Mein Vater!“ bat ſchmeichelnd die junge Marcheſa. „Vergeſſen Sie die Undankbaren. Denken Sie an ſich; überlegen wir, was zu thun iſt!“

„Dies Papier,“ fuhr der Marcheſe fort und hob die Hand abermals in die Höhe, „kam mir durch den Offizier der Gensdarmerie vom Präſidenten zu. Es enthält,“ ſagte er bitter lachend, „Einiges ſehr Beiſtimmendes zu unſerem Documente; er bittet mich aber als Freund und befiehlt mir als Chef der Regierung, um meiner eigenen Sicherheit wegen die Stadt zu verlaſſen. — Was ſoll ich thun?“

„Ihm folgen!“ verſetzte energiſch das Mädchen. „Ihm unbedingt folgen! Er hat nie etwas Beſſeres befohlen.“

„So ſei es darum!“ entgegnete der Marcheſe nach einer längeren Pauſe. „Ich werde noch heute Nacht Venedig verlaſſen.“

„Sie wollten ſagen, mein Vater, wir werden Venedig verlaſſen.“

„Allerdings, mein Kind; aber wir können nicht zuſammen gehen. Ich habe meine triftigen Gründe dafür. Ich werde verſuchen, durch Porto di Lido Burano zu erreichen und zwiſchen den Inſelgruppen bei Torcetto auf das feſte Land zu gelangen. Du weißt,“ ſetzte er bitter lächelnd hinzu, „ich bin verbannt — geächtet, hier wie dort, und ich werde eine ſchlimme Fahrt haben, ehe ich in Sicherheit bin. Dem kann ich dich nicht ausſetzen.“

„Und was ſoll ich thun? fragte die junge Marcheſa.

„Du wirſt am beſten thun, mit deiner Kammerfrau und einigen vertrauten Dienern nach Fuſina zu gehen. Dort findeſt du leicht einen Wagen, der dich nach Meſtre und auf unſere Villa bringt, wo du Nachrichten von mir erwarteſt.“

Eine leichte Röthe überfuhr das Geſicht der Tochter; doch ſchlang ſie ihre Arme einen Augenblick feſter um den Vater. „Ich werde thun, wie Sie befehlen.“

Der Marcheſe drückte ſein Kind ſchweigend an ſich, machte ihre Hände ſanft von ſeinem Halſe los und küßte ſie auf die Stirne. Als er darauf wieder ſein Geſicht von dem ihrigen entfernte, ſah ſie, daß ein paar Thränen in ſeinen Augen glänzten; er fuhr mit der Rechten darüber hin und legte ſie alsdann wie ſegnend auf das Haupt der Tochter. „Ja, mein Kind, möge uns der Himmel nach dieſer dunkeln Zeit noch freudige, helle Tage ſchenken! Ich wünſche das nur für dich, Emilie, und wenn ich beſtimmt bin, ſolches Glück mit zu erleben, ſo ſoll es mein Beſtreben ſein, dir deinen kindlichen Gehorſam, all' deine innige Liebe zu vergelten.“

Damit wandte er ſich ab und verließ das Gemach.

Nachdem der Volkshaufen draußen noch eine Zeit lang gelärmt und geſchrieen und darauf einſah, daß zum Schutze des Palaſtes zu gute Maßregeln getroffen ſeien, verlief er ſich allmälig, um anderswo ähnliche aber ebenſo vergebliche Verſuche zu machen.

Der Marcheſe traf ſeine Anſtalten zur Abreiſe; er wählte ſich eine Gondel mit einem einzigen vertrauten Diener, für ſeine Tochter dagegen, die eine weitere Waſſerfahrt zu machen hatte, auch die Stadt nicht ohne einige Vorbereitungen verlaſſen konnte, beſtimmte er ein größeres, halb bedecktes Boot, theilte demſelben vier ebenfalls erprobte Ruderer zu; der alte Antonio ſollte das Steuer führen. Der Palaſt ſelbſt blieb unter Aufſicht des Kammerdieners des Marcheſe.

Wir haben ſchon früher bemerkt, daß die öſterreichiſchen Batterieen ſeit einiger Zeit höchſt ſelten gefeuert, daß die Venetianer es ebenſo gemacht und daß deßhalb eine unbegreifliche Ruhe auf den Lagunen und den Vorwerken herrſchte. Das Volk in ſeiner Sorgloſigkeit, auch durch falſche Berichte irre geleitet, gab ſich ſchon der Hoffnung hin, als haben ſich die Großmächte ihrer Sache angenommen und werde demnächſt die ganze Belagerung aufgehoben werden. Venedig befand

ſich in Ruhe und Sicherheit wie lange nicht; Nachmittags ſtrömte zu dieſer Zeit eine große Menſchenmenge nach dem Giardino publico, um einem anderen Schauſpiel beizuwohnen. Es waren dies jene vielbeſprochenen Luftballons, welche die Belagerer von ihren Schiffen aufſteigen ließen und die den Zweck hatten, über der Stadt angekommen, eine gefüllte Bombe fallen zu laſſen. Doch war dieſe Erfindung, an ſich gewiß nicht unbeachtenswerth, noch zu ſehr in ihrer Kindheit, um ein günſtiges Reſultat zu geben. Die Bomben erreichten ſelten die Stadt, platzten in der Luft oder fielen brennend in die Kanäle. Wie geſagt, die Venetianer hatten dadurch eine Unterhaltung weiter und kehrten höchſt zufrieden über die geſicherte Lage der Inſelſtadt aus den öffentlichen Gärten zurück, füllten den Markusplatz und die Schauſpielhäuſer zahlreicher als je und begaben ſich Abends beruhigt in ihre Wohnungen.

An der hinteren Seite des Palaſtes des Marcheſe von C. lag an einem dieſer Abende — wir glauben es war am 29. Juli — eine Gondel neben einem größern Fahrzeug. Die Gondel wurde von einem Manne beſtiegen, der in einen dunkeln Mantel gehüllt war, und ſetzte ſich darauf nach dem Kanal von St. Marko in Bewegung. Das andere Fahrzeug wurde mit mehreren ſchweren Koffern beladen, worauf die vier Ruderer ſich an ihre Plätze ſetzten, und der alte Antonio, nachdem er die Marcheſa von C. und ihre Kammerfrau in das Boot begleitet, ſich an das Steuerruder begab.

„Jetzt vorwärts!“ ſprach der Gondolier mit leiſer Stimme, und die Barke wandte ſich ſchwerfällig um, glitt aus dem kleinen in den großen Kanal und bewegte ſich langſam vorwärts.

Es war eine finſtere, regneriſche Nacht, alles befand ſich in den Häuſern, keine Gondel begegnete dem großen Boote, Venedig lag in tiefem Schlafe. Da auf einmal krachte es dumpf von San Giuliano herüber. Wie ein ferner Donner rollte es über die Lagunen hin, ſo daß die vier Ruderer zuſammen fuhren und kräftiger in das Waſſer ſchlugen.

„Cospetto!“ ſagte der alte Gondolier. „Jetzt fangen ſie wieder an. Das wird einen ſchönen Spektakel geben! Für uns aber iſt es immer noch beſſer, denn wir laufen dann weniger Gefahr, angehalten zu werden. — Doch was iſt das?“

Ein ſonderbares Sauſen ließ ſich in der Luft vernehmen und eine ſchwere Kugel klatſchte hinter ihnen in den Kanal, daß das Waſſer hoch emporſpritzte. Dann ſauste es abermals, jetzt rechts, jetzt links, und ſie hörten das Krachen von Dächern, das Klirren von Fenſterſcheiben, das dumpfe Getöne zuſammenbrechender Balken, und dabei wurde der Kanonendonner immer heftiger. Jetzt antworteten auch die Brückenbatterieen und blieben den Belagerern keinen Schuß ſchuldig. Wie lachten die italieniſchen Artilleriſten draußen auf St. Antonio und San Secondo über die vermeintliche Ungeſchicklichkeit der Oeſterreicher. Alle Geſchoſſe, Granaten und Vollkugeln ſausten hoch über ihre Köpfe hinweg, aber — Venedig war verloren.

Zitternd ſaßen die vier Ruderer auf ihren Bänken und es bedurfte manches kräftigen Wortes Antonio's, um ſie zu vermögen, ruhig vorwärts zu arbeiten. Jeden Augenblick ließ Einer oder der Andere das Ruder fallen, bekreuzte ſich und ſagte: „Gott ſei uns gnädig!“

„Was kann das alles bedeuten?“ ſagte die Marcheſa zu dem Steuermann.

„Das mag die Madonna wiſſen,“ erwiderte dieſer. „Die Kugeln fliegen ja über uns hinweg, ſie müſſen faſt den Markusplatz und das Arſenal erreichen. Ah! das iſt eine ſchauerliche Nacht! Gott ſoll uns helfen!“

„Was iſt das, was jetzt über uns hinflog? Es war mir, als habe ich einen falben Schein in der Luft geſehen.“

„Eine Bombe macht einen größeren Spektakel,“ entgegnete der Gondolier, indem er zuſchaute. „Ja, bei Gott! das war eine glühende Kugel. Seht, Signora, dort iſt ſie eingeſchlagen; das Haus brennt.“

Und es war nicht die einzige Feuersbrunſt, welche heute Abend

in der unglücklichen Stadt ausbrach. Bald ſah man hier, bald da die Flammen hervorbrechen. Dabei belebten und erleuchteten ſich wie durch einen Zauberſchlag Häuſer und Straßen. Händeringend verließen Weiber und Kinder ihre Häuſer, deren Dächer über ihnen herabgeſchmettert wurden. Nirgendwo ſchien mehr Schutz und Sicherheit. Die Menge flüchtete ſich unter die Vorhallen der Kirchen oder in den Giardino publico. Aber auch dorthin drangen einzelne Kugeln, auch von dort wurden die Entſetzten wieder vertrieben.

Das Fahrzeug der Marcheſa ruderte unterdeſſen durch den Kanal der Giudecca, wo es einigermaßen geſchützt war, bis es an der Spitze der Batterie San Marte in die offenen Lagunen kam. Hier aber gerieth es in die Schußlinie der feindlichen Batterieen, und immer zahlreicher ſchlugen Kugeln und Bomben vor und hinter demſelben in das Waſſer. Man hatte hier einen ſchrecklich ſchönen Anblick. Die Lagunenbrücke in Nacht gehüllt, wurde von Zeit zu Zeit durch das Blitzen der Geſchütze taghell erleuchtet; ſprühende Bomben, glühende Kugeln und Granaten ziſchten feuerſprühend hin und her. Betäubend rollte der Kanonendonner, und man ſah auf Augenblicke, wie der Pulverrauch gleich einem dichten, weißen Nebel die Brücke und die Forts umhüllte. Die vier Ruderer hatten ſchon mehrmals Zeichen der größten Unzufriedenheit gegeben, und es gelang nur den kräftigſten Zureden des alten Gondoliers, ſie zu vermögen, weiter zu fahren. Und dabei mußten ſie mit aller Anſtrengung arbeiten, um das Boot vorwärts zu bringen, denn ein ſcharfer Nachtwind bewegte die Wellen und trieb ſie gegen Norden dem feſten Lande zu. Bis jetzt hatte ihnen keine der umherfliegenden Kugeln irgend einen Schaden zugefügt, auch war ihnen noch keine ſehr nahe gekommen. Plötzlich aber fuhr eine ſchwere Bombe, einen weiten Feuerkreis ausſpritzend, von rechts herüber und ſo dicht bei den vorderen Ruderern vorbei, warf ſie in das Boot zurück, daß man hätte glauben können, die Kugel habe ſie niedergeſchlagen. Doch war dem nicht ſo; die Bombe klatſchte hinter ihnen ins Waſſer, doch folgte das Boot im gleichen Augenblicke dem Steuer-

ruder nicht mehr, und als Antonio emporſprang und vor ſich hin ſchaute, ſah er, daß alle vier Fährleute, von Todesangſt getrieben, mit ihren Rudern in's Waſſer geſprungen waren, um ſchwimmend das nahe Ufer zu erreichen.

Das war ein fürchterlicher Augenblick, und ſelbſt dem alten feſten Mann begann eine Sekunde lang der Muth zu ſinken. Der Südwind faßte das ruderloſe Boot mit voller Gewalt und trieb es auf den bewegten Wellen der Lagunenbrücke und den Batterieen zu. Noch eine kleine Weile und es mußte einen der Pfeiler erreichen, vielleicht auch umſchlagen, wenn es nicht vorher ſchon von einer feindlichen Kugel getroffen wurde. Rechts neben ihnen lag die Batterie St. Antonio, und wenn ein Pulverblitz die Werke deſſelben erhellte, ſo ſah man deutlich das Gewühl der dunklen Geſtalten an ihren Geſchützen.

Die junge Marcheſa allein hatte ihre volle Geiſtesgegenwart behalten. Sie ſtand aufrecht in dem Boot und blickte, wenn auch erregt, doch furchtlos, auf das wunderbar prächtige Schauſpiel vor ihren Augen. Ja, ſie dachte daran, daß droben auf der Brücke ihr Verwandter, der Graf C., ein Commando hatte und ſie ſchauderte einen Augenblick, wenn vor ihrem Geiſte lebhaft, wie nie die Bilder des vergangenen Jahrs vorüberflogen, eines Jahrs, welches ſo viel Leiden und Unglück gebracht, welches ihr Haus verödet hatte, welches die letzten Glieder ihrer alten Familie ſo ſchonungslos auseinanderriß, welches den jungen Mann da droben ſeinen ehemaligen Waffenbrüdern gegenüberſtellte und Tod und Verderben ſenden ließ in jene Reihen, denen er ſo lange angehört.

Im gegenwärtigen Augenblicke aber beſchuldigte die Marcheſa ihren Verwandten unrechtmäßiger Weiſe. Denn während ſie unten auf dem ſchaukelnden Boote bei der Brücke vorüberfuhr, trugen ihn oben vier Männer nach der Stadt zurück. Eine Kugel hatte ſeine Laufbahn zerriſſen. Unter den jetzigen Verhältniſſen war es wohl ein Glück für ihn, daß er ſo ſchnell geendigt.

Antonio war unterdeſſen an die vordere Seite des Boots geeilt, hatte zwei vorräthige Ruder ergriffen und ſeine junge Herrin gebeten, das Steuerruder in die Hand zu nehmen. Die Marcheſa, die in früheren ſchönen Tagen oftmals ihr kleines Boot geſteuert, folgte unerſchrocken, raſch und pünktlich ſeinen Vorſchriften, und ſo gelang es den faſt übermenſchlichen Anſtrengungen des treuen Dieners, das Boot langſam in die Lagunen hinauszubringen. Es war aber auch die höchſte Zeit, denn ſchon waren ſie bei einigen abgeſprengten Pfeilern vorbei getrieben worden und hatten ſich ſchon Stellen genähert, wo ſie deutlich ſahen, wie die feindlichen Arbeiter ihre Werke ausbeſſerten. Ja, ſie waren ſchon ein paarmal angerufen worden, und da ſie natürlicher Weiſe keine Antwort gaben, hatte man ihnen ein paar Musketenkugeln nachgeſchickt.

Endlich kamen ſie in ziemliche Entfernung von der Brücke und erreichten Fuſina mit Tagesanbruch.

Wenige Tage nach dieſen Vorfällen unterwarf ſich die Bevölkerung Venedigs den bekannten ſo milden Bedingungen des Feldmarſchalls Radetzky. So lange ſich die Venetianer in ihren Lagunen ſicher gewußt, ſo lange ſelbſt die von den Batterieen heimkehrenden Kämpfer in ihren Häuſern vor den Kugeln des Feindes ſicher waren, und ſo lange die Geſchoſſe nicht in die Stadt ſelbſt drangen, und ſo phyſiſch und moraliſch niederſchlagend auf das Volk wirkten, ſo lange gab es, trotz Hunger und Seuchen, immer noch eine exaltirte Partei, die nichts von Capitulation wiſſen wollten, und die ſich verſchwor, lieber in und mit der Stadt zu Grunde zu gehen, als von den Thürmen wieder die ſchwarzgelbe Fahne flattern zu ſehen.

So kam Ende Juli heran und jene Cataſtrophe, die wir vorhin zu ſchildern verſucht, wo nämlich der öſterreichiſche Artilleriemajor Trnka auf dem Fort San Giuliano zwei ſchwere Batterieen errichten

Waſſer aus einem der großen Eimer im Hof nehmen zu laſſen, wenn es auch ſchon den vorigen Tag und die Nacht durch geſtanden und alſo ſchon halb faul iſt? Für den Vater iſt es doch gut genug.“ — „Aber, verzeihen Sie, Papa —“ — „So, du widerſprichſt ſchon wieder? muß ich mich denn beſtändig über dich ärgern und deine Widerſprüche anhören? Ich ſage dir, du wirſt es noch ſo weit treiben, daß ich dir die Woche ganz abnehme, und dann wehe dir!“'

Bei ſolchen Morgengrüßen ſaßen wir andern zitternd und bleich vor Angſt da, denn wenn der alte Herr einmal im Zuge war, ging es leicht der Reihe nach über uns Alle her, und es mochte leicht der Fall ſein, daß er am vergangnen Tage von einem irgend eine ähnliche Unthat erfahren hatte, bei welcher Gelegenheit er, um ſeinem Gedächtniſſe nachzuhelfen, jedesmal in ſein buntſeidenes Taſchentuch einen Knoten machte, um die Sache nicht zu vergeſſen. Aber gerade dieſe Knoten im Schnupftuch waren unſer doppeltes Unglück; denn erſtens, wie geſagt, brachten ſie ihn auf unſere Unarten zu ſprechen, und dann vergaß er auch meiſtens, die erledigten Knoten wieder aufzulöſen, wodurch ſich unſere Verbrechen beſtändig häuften. Bei einer Unterredung wie die obige, oder wenn er ſonſt ſchlecht gelaunt war, begann er langſam ſein Tuch aus der Taſche zu zupfen, und da er nicht immer wußte, wem der betreffende Knoten in demſelben

ließ, in denen die Vierundzwanzigpfünder und Paixhans auf Balkenſchleifen gelegt waren und ſo gerichtet werden konnten, daß ſie in einer Erhöhung von 45 Grad mit 9 Pfd. Pulver Ladung Granaten und glühende Kugeln bis zu 3000 Klafter zu treiben im Stande waren. — Da verlor die Bevölkerung Venedigs mit einem Male den Glauben an die Unüberwindlichkeit ihrer Stadt. Die Granaten und glühenden Kugeln ſtürzten beinahe ſenkrecht auf die belebteſten Stadttheile hinab, zertrümmerten die Dächer, füllten die engen Straßen mit Steinen und Schutt, zündeten an vielen Orten und brachten Schrecken unter alles Volk. Als nun einmal die bis dahin ſo gefürchtete Partei nachgab und ſich zu einer Capitulation herbei ließ, da vergrößerte ſich die Maſſe derer, welche für Unterwerfung waren, mit jeder Stunde, mit jeder Minute, jeder Sekunde. Wenn früher das Volk diejenigen mit dem Namen „traditore“ belegt hatte, welche irgend etwas von Uebergabe verlauten ließen, ſo galt das jetzt als der größte Verrath, wenn Jemand ſich weigerte, die Sache der Uebergabe aufs ſchleunigſte zu betreiben. Und ſo kam denn der denkwürdige 31. Auguſt herbei, wo die öſterreichiſche Armee, nachdem ſie in den vorhergehenden Tagen vom 25ſten an die verſchiedenen Inſeln und Forts beſetzt hatte, nun endlich — Vater Radetzky an der Spitze — in die beſiegte Venetia einzog. Mit welcher Freude wurden von dem größten Theil der Einwohner die bekannten Fahnen wieder begrüßt. Tauſende, welche im März 1848 in unerfahrenem Sinn wider Oeſterreich geſchrieen und getobt hatten, ergoſſen ſich nun beim Anblick der kaiſerlichen Feldzeichen in aufrichtigem Jubel und gelobten aus voller Ueberzeugung ewige Treue dem milden Herrſcherhauſe.

Was die öſterreichiſche Armee vor Venedig gelitten und erduldet, darüber ſchweigt die Geſchichte; aber um ſo lauter redeten die Begräbnißplätze bei Meſtre. Hatten doch die braven Truppen neben dem Feinde und deſſen Geſchoſſen zumeiſt mit der Ungunſt des Terrains und des Klima's zu kämpfen. Wie am Anfang Waſſer und Schlamm die Beharrlichkeit der Belagerer auf harte Proben geſtellt hatten, ſo

waren es ſeit dem Juni die ſtechende Sonnenhitze und der tiefe glühend heiße Sand der Ufer, welche die Beſchwerlichkeiten der Arbeit erhöhten und den Krankenſtand mehrten. Klein war die Zahl der getödteten und verwundeten Soldaten im Verhältniß zu denen, welche den bösartigen Sumpffiebern erlagen oder wenigſtens die traurige Ausſicht hatten, an den Folgen dieſes Uebels Zeit Lebens zu kränkeln.

Als nun Venedig eingenommen war, da verwandelte ſich auch der Anblick von Meſtre, wenn auch nicht mit Einem Male, doch in für die Verhältniſſe kurzer Zeit.

Der Soldat ſchirrt ab, der Bauer ſpannt ein.

Die geflohenen Einwohner kehrten maſſenhaft zurück, die Batterie am Eingang des Kanals verſchwand, das Waſſer füllte ſich wieder mit Barken und Gondeln und auf der Höhe des Guelfenthurms, von dem zahlreiche Offiziere der verſchiedenſten Waffen ſo oft auf Malghera hinüber geſchaut, war es wieder einſam und ſtille geworden.

Doch wenn auch die kleine Stadt nicht mehr einem Feldlager glich, wenn man auch dem Soldatenrock und der Holzmütze ſelten in den Straßen begegnete, ſo waren doch in den Villen um Meſtre noch eine große Anzahl Kranker zurückgeblieben, welche jetzt bei größerer Ruhe und beſſerer Pflege langſam genaſen. Aber nicht Allen wurde dies Glück zu Theil, und der kleine Begräbnißplatz unfern der Lagunen zeigte noch häufig friſch aufgeworfene Grabhügel.

Als bei jenem nächtlichen Ueberfall auf San Giuliano der Hauptmann von S. gefallen war, hatte ihn ſein treuer Freund, der Huſarenoffizier, nach Meſtre zurückgebracht und raſch einen Arzt gefunden, der ſich des Verwundeten annahm. Doch hatte dieſer, nachdem er den Verwundeten ſorgfältig unterſucht, mit den Achſeln gezuckt. „Wir wollen uns da keine Illuſionen machen," ſagte er zu Eugen v. W., „erſtens iſt der rechte Arm unwiderbringlich verloren, zweitens aber und ſchlimmſtens iſt die Bruſt nicht unbedeutend verletzt. Auch ſehen Sie ſelbſt, wie wir hier mit Kranken überfüllt ſind. Es iſt für Ihren

Freund allerdings ſehr wenig Hoffnung vorhanden, und nur bei der größten Ruhe, bei der ſorgfältigſten Pflege wäre es eine Möglichkeit, daß die glücklicher Weiſe überaus kräftige Conſtitution des Hauptmanns ſein Leben erhalten könnte. Aber wie geſagt: wir ſind hier zu überfüllt."

Dieſe Worte gaben dem Huſarenoffizier einen kleinen Hoffnungsſtrahl, und ſein Entſchluß war augenblicklich gefaßt. Auf's Bereitwilligſte erhielt er die Erlaubniß, den Freund in ſein Quartier nach jener Villa transportiren zu laſſen, was dann auch mit der größten Umſicht und Sorgfalt geſchah. Der alte Verwalter nahm ſich des Verwundeten auf's Beſte, ja Liebevollſte an; er ließ einen geſchickten Arzt von Treviſo kommen, der auf dem Schloſſe wohnen mußte; und nachdem auf dieſe Art alles Mögliche zur Rettung des Freundes geſchehen, reiste Eugen von W., deſſen Urlaub abgelaufen war, mit ſchwerem Herzen nach Wien.

Hatte das kleine Caſino des Marquis von C. ſchon während des Lärms der Belagerung ziemlich ſtill und ruhig in ſeinem dichten grünen Parke gelegen, ſo war es jetzt, nachdem man von Malghera und Meſtre her keine Schüſſe mehr krachen hörte, und nachdem kein Hufſchlag weiter auf den Sandwegen knirſchte, als ſei das Haus von allen lebenden Weſen verlaſſen. Und doch hatte es im Gegentheil jetzt noch einmal ſo viele Bewohner als damals, wo Eugen von W. auf Huſarenart über den Waſſergraben des Parkes geſetzt hatte. Wer aber für dieſe Todtenſtille in und um die Villa auf's Eifrigſte ſorgte, war der Verwalter des Schloſſes, der, ſo freundlich und gutmüthig er ſonſt war, doch keinen Spaß verſtand, wenn ſich Jemand von der Dienerſchaft beifallen ließ, auch nur den geringſten Lärmen zu machen. Er konnte förmliche Wuthanfälle haben, wenn Jemand in den Gängen laut ſprach oder wenn irgend eine Thüre nicht ganz leiſe zugemacht wurde. Ja, er würde die unſchuldigen Vögel in den Bäumen vertilgt haben, wenn er nicht an das Knallen des Gewehrs gedacht hätte oder eine Windbüchſe bei der Hand gehabt.

Wem alle dieſe Sorgfalt und Liebe galt, brauchen wir dem geneigten Leſer wohl nicht zu ſagen und ebenſowenig, daß ein höherer Befehl im Schloſſe waltete und auf den Verwalter eingewirkt hätte, wenn das nöthig geweſen wäre.

Friedrich von S. lag aber auch in den erſten Tagen nach ſeiner Verwundung ſo hoffnungslos darnieder, daß der Arzt aus Treviſo bedenklich den Kopf geſchüttelt und erklärt hatte, wenn an dem Leben des deutſchen Offiziers ſo außerordentlich viel gelegen ſei, ſo möge er es doch nicht wagen, die Behandlung des Kranken allein zu leiten. Auf dies hin hatte der Verwalter im Stillen ganz unbändig geflucht, und dann alle Schritte gethan, um den deutſchen Oberarzt des Lazarethes von Meſtre zu vermögen, jeden Tag einmal nach dem Kranken zu ſehen, und hatte, um ihm das möglich zu machen, die Equipage des Hauſes zur Verfügung geſtellt.

So kam es denn, daß ſich ſchon nach einer Woche die kräftige Conſtitution des jungen Offiziers zu regen anfing, und im Verein mit der ſorgfältigen Pflege die angegriffene Bruſt Zeichen der Beſſerung gab. Was den Arm anbelangt, ſo war die Amputation über dem Ellbogen glücklich von Statten gegangen und die Wunde, raſch in der Heilung begriffen, gab zu keinen großen Beſorgniſſen Veranlaſſung.

Als der Kranke von dem eingetretenen heftigen Wundfieber überfallen wurde, erging er ſich in wilden Phantaſien und beſchäftigte ſich gewöhnlich mit dem Sturm auf San Giuliano. So bald aber die Wuth des Fiebers nachließ, das Blut nicht mehr ſo heftig durch die Adern raste und ſich die Bruſt langſamer hob und ſenkte, dann konnte er ſagen: „So, das wäre glücklich überſtanden. Auf zu Pferde, Eugen, und nach Hauſe.“ Kurze Zeit darauf lächelte er auch wohl im Schlafe und aus ſeinen kurz abgebrochenen Worten konnte man vernehmen, daß er jetzt glaube, er habe die Villa des Marcheſe von C. erreicht, und daß er an jenen Abend dachte, wo der Verwalter nach dem kleinen Souper das Bild der Marcheſa gezeigt. Da ſchien er

in deſſen Anblick verſunken und ſagte: „O wie es ähnlich iſt, o wie ſchön und lieb! — Doch er hatte Recht, der Maler hatte ſeine Schuldigkeit gethan, aber das Schönſte hat er nicht darſtellen können, — ihr edles Gemüth, ihr gutes Herz.“

Wenn er ſo geſprochen, verſank er in einen ſanften feſten Schlaf, und wenn darauf der Arzt von Treviſo, der nicht von ſeinem Lager wich, flüſternd ſagte: „Jetzt wird er nicht ſobald erwachen,“ ſo ſchwebte eine edle Mädchengeſtalt leicht und geräuſchlos vor das Bett des Kranken, beugte ſich über ihn herab, um auf ſeine Athemzüge zu lauſchen, und legte auch wohl ihre kleinen Finger leicht und behutſam auf die Hand des jungen Offiziers.

Aus einer ſchweren Krankheit zu geneſen, iſt unter allen Umſtänden ein köſtliches Gefühl. Glückſelig aber der, auf welchen zugleich mit der Geneſung Glück und Liebe ihre reichſten Gaben ausſchütten. Der gute Doktor von Treviſo hatte ſich lange geſträubt, mit dem Kranken, wie er es nannte, vernünftig zu reden, d. h. ihm über vielerlei Fragen, vor allen Dingen nach der Marcheſa, nach der Armee, nach ſeinem Freunde Eugen und dergleichen mehr Antwort zu ertheilen. Endlich aber mußte er nachgeben, und ihn für ſtark genug erklären, um einen guten Stoß des Glückes aushalten zu können. Dieſer beſtand in Briefen von ſeiner Familie und in einem Schreiben des Generalkommando's, welches ihm ſein Avancement zum Major anzeigte, ſowie das von ſeinem Kaiſer für ſein tapferes Verhalten bei dem Sturm auf San Giuliano gnädigſt verliehene Ritterkreuz der eiſernen Krone einhändigte. Dies war aber Alles nichts gegen den Augenblick, wo er an einem ſchönen Septembermorgen am Fenſter ſtehend einen Beſuch empfangen durfte, auf den man ihn vorbereitet, welchem er aber trotzdem mit Freude, mit Entzücken, aber auch mit Bangen entgegenſah.

Dieſen Augenblick zu ſchildern halten wir indeſſen für ebenſo unnöthig als auch mit voller Wahrheit unmöglich. Die Folge dieſes Augenblickes aber war unbegreiflich raſche und gänzliche Wiederherſtellung.

Darauf hin hatte der alte Verwalter den Leuten erklärt, das strenge Mandat wegen der gänzlichen Stille höre nun auf, und um die Leute einigermaßen zu entschädigen, wolle er ihnen sogar gestatten, sich ein paar Stunden lang in lärmenden Gratulationen und Evvivarufen ergehen zu dürfen. Das geschah denn auch in vollem Maße und Villa und Park waren wie verwandelt. Daß diese Gratulationen und Evviva nicht allein der Wiederherstellung des Majors gelten, ist wohl selbstredend, und wer noch an dem vollkommenen Glücke desselben hätte zweifeln wollen, der mußte sich wohl überzeugen lassen, als vielleicht vierzehn Tage später der von des Kaisers Majestät amnestirte Marchese von C. und am selben Tage auch Eugen von W. eintraf, welche letzterer als Zeuge bei der Hochzeit des jungen Paares fungiren sollte.

„Du bist eigentlich ein ganz merkwürdiger Kerl," sagte der Husarenoffizier zu seinem Freunde, als sie sich vor der Trauung allein in des letzteren Zimmer befanden. „Gehst da her und verlierst eine Hand, um zwei viel schönere wieder zu bekommen. Läßt dich halb todt schießen um wieder aufzuerstehen zu einem neuen und seligern Leben. O du Egoist!"

Die Marchesa hatte sich von den in Venedig ausgestandenen Leiden wieder vollkommen erholt und war schöner als je. Nur sah sie während der Trauung, die in der Kapelle des kleinen Schlosses stattfand, etwas blaß aus. Auch traten ihr leichte Thränen in die Augen, aber Thränen der Freude und des Entzückens, als ihr der Bräutigam bei der feierlichen Handlung statt der fehlenden rechten Hand die linke darreichte und dabei sprach: „Sie ist dem Herzen näher."

Darauf nahm Alles seinen gewöhnlichen Verlauf. Ein kleines Diner vereinigte die glücklichen Menschen nochmals für eine Stunde, dann fuhr der Reisewagen vor, der das junge Paar durch Verona, Mailand nach Nizza bringen sollte, wo sie den Spätherbst zuzubringen gedachten. Eugen von W. gab ihnen zu Pferde das Geleite bis vor

Meſtre, und als er einen herzlichen Abſchied von ihnen genommen, von Friedrich auf Soldatenart: „Tſchau! auf Wiederſehen!“ kehrte er langſam zurück durch die Gaſſen von Meſtre und betrachtete ſich nachdenklich die vielen Orte, die ihm bald heitere, bald traurige Epiſoden aus der Belagerung ins Gedächtniß zurückriefen. Hier auf dem Marktplatz hatte er ſo oft mit den Bekannten zuſammen geſeſſen, rauchend und Kaffee trinkend. Dort war der alte Guelfenthurm, und es war ihm immer, als müßte Haynau dort oben erſcheinen, und ſeinen langen grauen Bart im Winde flattern laſſen. Links fing der Kanal an, der in die Lagunen führte, und wo ſich jetzt wieder zahlreiche Barken drängten. Rechts war der einzige Gaſthof des Orts, wo ſich während der Belagerung der größte Theil der Offiziere zu ihrem einfachen Diner einfand, in welchem ſie mehr als einmal durch eine einſchlagende Kugel geſtört worden waren. — Oh! es waren doch ſchöne Zeiten, dachte der Huſarenoffizier, als er langſam auf der Straße von Treviſo Meſtre verließ. Er warf noch einen langen Blick dorthin, wo Vicenza lag, welches ſein Freund jetzt erreicht haben konnte, und während er ſein Pferd in einen kurzen Galopp verſetzte, rief er aus: „Dir, du Glücklicher, wird Venedig vor Allen unvergeßlich ſein!“

Die

erste Versammlung deutscher bildender Künstler.

Der gute alte Vater Rhein, der während seines langen Laufes und vielbewegten Lebens schon eine unendliche Menge von Flaggen und Fahnen aller Art geschaut, sah doch am 27. September einen Wimpel, der ihm, wenn nicht gänzlich fremd, doch gewiß lange nicht mehr zu Gesicht gekommen war — das Künstlerwappen Albrecht Dürers, welches die Künstlergesellschaft „Malkasten" für heute angenommen, auf dem Hauptmast eines der stattlichen Rheindampfer aufgehißt hatte und unter dessen Schutze eine beträchtliche Menge Künstler den Rhein hinauf fuhren, um in Bingen zu tagen.

Von dem Malkasten in Düsseldorf war ein Aufruf an alle deutschen bildenden Künstler ergangen, wodurch dieselben gebeten wurden, sich in den letzten Tagen des September in Bingen zu versammeln, um so Gelegenheit zu schaffen, sich persönlich kennen zu lernen, eine freundliche Annäherung anzuregen und zu befestigen, sowie manche Gegenstände und Fragen zu erörtern, welche die deutsche Kunst und ihre Interessen berührend, ein gemeinschaftliches Uebereinkommen und gemeinschaftliche Bestrebungen der deutschen Künstler erheischen. Es war das eine tüchtige und, um ein oft gebrauchtes Wort nochmals zu gebrauchen, auch zeitgemäße Idee; halten doch die Träger fast aller Wissenschaften ihre jährlichen Zusammenkünfte, und wenn man im Herbste die Zeitungen zur Hand nimmt, so liest man, daß in dieser Stadt die Naturforscher berathen, dort die Philologen geredet,

galt, ſo ſah er uns alsdann ſcharf nach der Reihe an, und wer am ängſtlichſten nach dem Tuche ſpähte, der mußte der Schuldige ſein, und war es auch gewöhnlich. Die Urtheilsſprüche, welche die Knoten im Schnupftuch hervorgerufen, wurden auch häufig durch eben dieſes Inſtrument recht fühlbar vollzogen, worauf ſich dann der alte Herr in ſeine Kanzlei begab, recht zufrieden, in ſeinem Hausweſen wieder Alles in's Reine gebracht zu haben; denn es war ihm gerade nicht lieb, wie er ſelbſt oft behauptete, den ganzen Tag verweiſen und ſtrafen zu müſſen, und hatte er ausgetobt, ſo war er der beſte Mann von der Welt. Alsdann erzählte er uns Geſchichten oder ſpielte mit uns; doch konnten wir uns auch in ſolchen Augenblicken ſeiner guten Laune nicht genug in Acht nehmen; die geringſte Ungeſchicklichkeit oder Unaufmerkſamkeit konnte ſeinen Eifer auf's Neue rege machen. Dadurch aber hatte ſeine Anweſenheit für ſeine eigenen Kinder, ſo wie für mich, etwas ſehr Peinliches und Beengendes, und wir konnten uns erſt dann recht freuen, wenn er das Haus verlaſſen hatte. Dann mußte eines von uns durch ein kleines Fenſter an der Seite des Hauſes auf die Straße ſehen, ob er wirklich um die Ecke gegangen ſei, worauf wir uns durch den größtmöglichſten Unfug aller Art entſchädigten und ein Spektakel im Hauſe anfingen, in welchem gewöhnlich die alte Haushälterin, ſo wie ſämmtliche Mägde kräftigſt einſtimmten.

hier die Landwirthe getagt, gepflügt und die gewachſenen Gottesgaben gründlich unterſucht haben. Haben doch ſelbſt auch ſchon einmal die deutſchen Schriftſteller den Verſuch gemacht, ſich irgendwo zu verſammeln; doch war das zu einer Zeit, wo Feder und Papier ziemlich mißliebig waren, weßhalb denn auch die damals projektirte Zuſammenkunft nicht zuſammen kam.

Die Idee einer Verſammlung deutſcher bildender Künſtler fand denn auch im lieben Vaterlande recht viel Anklang, und nicht nur die Kunſtgenoſſen ſelbſt intereſſirten ſich dafür, ſondern auch hohe und höchſte Kunſtfreunde nahmen die Sache beifällig auf. Der Gemeinderath der Stadt Bingen erwählte ein Comité aus ſeiner Mitte, um die Künſtler würdig zu empfangen und für ihre Unterbringung in Privathäuſern, im Fall die Gaſthöfe nicht ausgereicht hätten, Sorge zu tragen. Wenn nun ſchon ein gelungener Vorgang da geweſen wäre, ſo hätte gewiß das ſchöne Feſt noch zahlreichere Theilnehmer gefunden, als dieß wirklich der Fall war; das Abwarten und Zuſchauen bei vielen Gelegenheiten gehört mit zu unſerem Charakter; man will ſehen, wie eine Sache ausfällt, ob ſie gelingt, ob man keinen Schiffbruch zu befürchten hat, und dann das zweite ähnliche Feſt ebenfalls mitmachen. Aus dieſen Gründen aber verdienen die Männer, welche die erſte deutſche Künſtlerverſammlung, unbekümmert, ob die Sache gelingen werde oder nicht, ins Leben riefen, den doppelten Dank ihrer Zeitgenoſſen. Und dieſen Dank ſind wir dem von dem Düſſeldorfer Malkaſten aus ſeiner Mitte erwählten Comité ſchuldig, welches das gelungene Feſt projektirte und die Haupturſache war, daß es ſo ſchön und glänzend ausfiel, wie es ausgefallen.

Am 26. September fuhr ich mit ein paar befreundeten Malern von Düſſeldorf mittelſt der Eiſenbahn über Köln nach Rolandseck, wo wir am andern Tag das Schiff beſteigen wollten, welches uns, mit den andern Genoſſen vereint, aufwärts nach Bingen bringen ſollte. Wie iſt jetzt durch den eröffneten Schienenweg das ſchöne Siebengebirg den Städten Düſſeldorf und Köln näher gerückt! Als wir ſo an

den Ufern des Rheins dahin ſausten, erinnerte ich mich noch genau der Zeit, wo um von Düſſeldorf nach Rolandseck zu kommen ſchon für eine ziemlich bedeutende Reiſe galt, wo man in erſtgenannter Stadt Abends um zehn Uhr den Dampfer beſtieg, um am andern Morgen früh Köln zu erreichen, wie man darauf in ſechs bis ſieben Stunden nach Bonn fuhr und dort ſeinen Weg weiter fortſetzte vermittelſt eines Einſpänners oder zu Fuß, voll von Begeiſterung und Aarbleicher luſtige Lieder ſingend, bei der maleriſchen Ruine Godesberg vorbei nach dem Fels mit dem romantiſchen Rolandsbogen, deſſen Füße der Rhein beſpülte und jene Inſel umflutet,

wo das Kloſter aus der Mitte düſtrer Linden ſah.

Zur Linken ragte der Fels des Drachen in ſeiner unübertroffenen wunderbaren Form, und die andern ſechs Berge gruppirten ſich wie in ſtiller Ehrfurcht um den hoch emporragenden Rieſen, aus deſſen Körper man die Kölner Domruine erbaut, und der wie ein Merkzeichen Bewunderung erheiſchend daſteht an der Grenze des herrlichen Rheinthales, dort wo es anfängt lebendig und maleriſch zu werden und ſich zu ſchmücken mit eigenthümlichen Felſen, alten Thürmen und zerſtörten Ritterburgen.

Ach, das Siebengebirge bleibt uns immer eine liebe Erinnerung, und wenn wir faſt ermüdet durch die Schönheiten des Rheingaues gegen Rolandseck herabſchwimmen und das Kloſter vor uns ſehen, rechts den Drachenfels, links Rolandseck, dann zieht wieder durch unſer Herz ein Klang aus der freudigen Jugendzeit, dann erinnern wir uns der glücklichen Tage, wo wir jene Ruinen, jene Berge und Thäler beſuchten, wo wir funkelnden Wein tranken aus bekränztem Glaſe, zurückgelehnt an ein moosbewachſenes Felſenſtück, aufblickend an den Himmel — — ſchöner ſtrahlender Mädchenaugen. — - - — — Vorbei iſt jene Zeit, ach ſo ſchnell vorübergeſaust liegt ſie weit, weit hinter uns, als hätten wir auch die Fahrt durchs Leben hinter die keuchende Lokomotive geſpannt zurückgelegt. —

Jetzt stößt diese in Wirklichkeit ihr schrilles Pfeifen aus; vor uns und links neben uns in der Tiefe, wo der Rhein silbern funkelt, bemerken wir blitzende Lichter — Station Rolandseck! Wir sind im Bahnhofe bald im freundlichen Hotel Groyen, ebenfalls eine Erinnerung früherer schöner Tage; nur hat sich das kleine Haus von damals bescheiden neben einem neuen großartigen Gebäude verborgen, das aber kaum ausreicht, die vielen Fremden zu beherbergen, welche die Schönheit des Siebengebirges meistens auf mehrere Tage hier gefesselt hält.

Dem windigen und trüben Tage unserer Ankunft war ein heiterer klarer Morgen gefolgt, der Himmel blickte blau hernieder, einzelne Wolken zogen über den Rhein und das Siebengebirge und ließen den ruhig dahinströmenden Fluß zeitweise aufleuchten unter dem Kuß der Morgensonne. Einige von uns benutzten das schöne Wetter, dem Rolandsbogen einen Besuch zu machen. Seit dessen Einsturz — ich glaube im Jahr 1840 — den Freiligrath damals so schön besungen, wo er um Beiträge für den Wiederaufbau bat, hat sich Berg und Ruine doch einigermaßen verändert: der wilde Pfad, mit Steingeröll bedeckt, überwuchert von Ginster und Brombeersträuchen, ist einem bequemen Wege gewichen; unterhalb der Ruine über dem Rheine hängt ein neumodisches Tempelein, was dem alten Gemäuer da oben ebensowenig zu behagen scheint, wie der Neubau eines kolossalen Thurmes weiter oben, welcher alle Blicke auf sich zu ziehen und dem Vorüberfahrenden zu sagen scheint: laßt doch das alte Gerümpel da unten, betrachtet mich, da seht ihr was Rechtes. — Es ist schade, daß der Bogen Rolands die stille Einsamkeit verloren, die ihn sonst umgab; aber wir wollen deßhalb weder mit dem Tempel, noch dem neuen Thurme rechten, braust ja in diesem Augenblicke neben uns durch die Schlucht der Eisenbahnzug mit gellendem Pfeifen. Wie er so höhnisch zwischen die alten Bäume seinen Dampf hinauf schleudert, der nun wie durchsichtige Elfenschleier für Augenblicke an den Zweigen hängen bleibt. — Leb wohl, du alte Ruine, die neue Zeit ist dir traurig nah auf den Leib gerückt.

Für uns hatte übrigens der ankommende Zug das Gute, daß er Freunde und Genoſſen, die geſtern Abend in Köln und Bonn zurückgeblieben waren, nachbrachte und ein ganzes Dutzend heiterer und fröhlicher Geſellen in den Frühſtücksſaal hineinwarf, wo wir in Wahrheit geblendet von Licht und Sonne — denn der Rhein vor den Fenſtern ſpiegelte alle Strahlen zurück — gemüthlich unſern Kaffee tranken. Darauf ſagten wir dem freundlichen Gaſthofe Adieu und gingen ein paar hundert Schritte den Rhein aufwärts bis zur Landungsbrücke der Dampfer, den unſrigen erwartend. Der arbeitete ſich denn auch nicht lange nachher rauſchend und Dampf auswerfend zwiſchen den beiden Inſeln Nonnenwerth und Grafenwerth hindurch und war, was uns alle mit einigem Stolz erfüllte, ſtattlich beflaggt wie zu einer anderen großen Feier; oben an dem Hauptmaſte ſtatterte die weiße Fahne mit dem Künſtlerwappen, an den Tauen die der verſchiedenen Uferſtaaten, und hinten über dem Pavillon ſah man breit und lang die preußiſchen Fahnen. Mit lautem Hurrah wurde das Schiff begrüßt, und wir, die am Ufer ſtanden, ebenſo von den Ankommenden aus Düſſeldorf. Eine ziemliche Menge, namentlich der jüngeren Künſtler, hatte es vorgezogen, geſtern Abend um elf Uhr von Düſſeldorf abzufahren und die Nacht auf dem Rheine zu bleiben. Wir ſelbſt haben das in früheren Jahren auch gethan und uns nur vielleicht in den Morgenſtunden etwas unbehaglich gefühlt, wenn nach mancher Flaſche und manchem Lied der Schlaf doch ſein Recht forderte und ſich das müde Haupt alsdann vergeblich nach einer ſtillen Ecke umſah.

Unterdeſſen haben wir Rolandseck hinter uns gelaſſen und Freunde und Bekannte ſuchen ſich auf und begrüßen ſich herzlich. Auch ohne die fünfzig bis ſechzig Künſtler, die von Düſſeldorf herauf gekommen waren, hatte das Schiff eine ziemliche Anzahl von Paſſagieren, weßhalb es in den Kajüten heiß und unangenehm war und auch auf dem Verdecke ziemlich enge herging. Aber in guter angenehmer Geſellſchaft erträgt man das leicht und gern; Freunde fanden ſich zu Freunden,

blinkende Rheinweinflaſchen mit verzierten Zetteln wurden auch ſichtbar, Cigarren dampften und hie und da hörte man zwiſchen dem Rauſchen der Räder hindurch den Anfang irgend eines luſtigen Liedes. Der klare Himmel wie heute Morgen war über unſere Künſtlerfahrt nicht hold geblieben, die Sonne hatte dichte Schleier über ihr Angeſicht gezogen und hielt den ungezogenen Wind nicht mit ſtrengem Antlitz in Ordnung, ſo daß wir viel von dieſem tollen Geſellen zu leiden hatten, der durch das Rheinthal fegte und dicke Oberröcke nothwendig machte. Verzeihlich war es deßhalb auch, daß einige, worunter auch ich, im Rauchzimmer eine kleine Kartenpartie veranſtalteten; wir ſpielten dort ein für mich neues Spiel, Juckern genannt, welches ich dem geneigten Leſer, der Unterhaltung ohne irgend geiſtige Anſtrengung liebt, hiemit beſtens empfehle.

An des Rheines kühlem Strande
Stehen Burgen hoch und kühn,

ſingt das bekannte Lied, und an all dieſen oft geſehenen Burgen und Ruinen fuhren wir denn abermals dahin. Aber wo iſt die Zeit unſerer erſten wunderbaren Neugierde geblieben, wo wir dem geplagten Kondukteur und dem überbeſchäftigten Kellner den Namen keiner Felswand, keines alten Steinhaufens ſchenkten, wo wir es für unſere Pflicht hielten, den Namen jedes Städtchens, jedes Dörfchens zu erfahren, um ihn gleich darauf wieder zu vergeſſen, wo wir Namen wollten, nur Namen, wo wir die Katze für die Maus anſahen, und ebenſo verzeihlich St. Goar für Oberweſel. Bei den bedeutendſten Stellen, für die ſich unſere Phantaſie ernſtlich intereſſirte, ſo z. B. bei der Pfalz oder dem Lorleyfelſen, kamen wir doch wieder in den richtigen Takt hinein.

Da liegt denn auch heute der letztere wieder vor uns, und wenn wir gegenüber dem ſteilen, mit herbſtlich abſterbendem Laub bedeckten Felſen vorüberkommen, ſo erblicken wir ihn maleriſcher gefärbt als im Frühjahr und Sommer, und ſehen rechts den Invaliden aus ſeinem

Steinhäuschen hervorſpringen, regelmäßig wie der Hahn auf einer Nürnberger Uhr ſein Liedel blaſen und ſeine roſtige Muskete abfeuern, was Beides aber nur einen ſchwachen Widerhall zwiſchen den Felſen hervorruft. Namentlich heute klang mir derſelbe ſo unbedeutend, daß ich faſt glaube, die gute Lorley fängt an, für ihren Verehrer unempfindlich zu werden, oder der alte Mann dort drüben hat nicht mehr Kraft genug, tüchtig in die Trompete zu ſtoßen oder den Schuß in ſeiner Muskete feſt anzuſetzen.

Ach, wie bald, ach, wie bald
Schwinden Schönheit und Geſtalt.

Noch ein paar Jahre und der Invalide wird zu ſeinen Vätern verſammelt ſein, die Direktion wird keinen neuen zum Blaſen und Schießen aufſtellen, und dann wird die Sache erſt in der Tradition recht bekannt und berühmt. Ja damals, werden ältere Reiſende ſagen, wurde hier geſchoſſen, und den donnernden Widerhall hättet ihr hören ſollen! Damals war ſo eine Rheinfahrt noch intereſſant, heute — du lieber Gott! — iſt das alles nichts mehr. Ein Mitreiſender erzählte uns, daß neulich hier eine Batterie preußiſcher Artillerie vorbei marſchirt ſei, der kommandirende Offizier ließ einen Sechspfünder abprotzen und einen Schuß gegen die Felswand der Lorley thun. Das krachte denn freilich anſtändig genug, und die weiter rückwärts liegenden Berge warfen jubelnd den Widerhall einander zu, bis er am Ende weiterhin verklang wie ein dumpfer Donner, der Invalide aber ſtürzte bei dieſem Getöſe aus ſeiner Steinhütte hervor und rief in komiſchem Zorne: Jeſus, Maria und Joſeph! hört doch auf, ihr ſchießt mir das ganze Echo kaput!

Wer es noch nicht weiß, daß ſich hoch an der Felswand der Lorley ein paar eigenthümlich geformte Felszacken befinden, die, wenn man zu Thal ſchaut, einen koloſſalen Kopf im Profil zeigen, welcher dem des Königs der Franzoſen, Louis Philipp, außerordentlich ähnlich iſt, den erlauben wir uns hier gratis darauf aufmerkſam zu machen; der

Anblick iſt wirklich überraſchend und ſogar der Backenbart nicht vergeſſen, der durch ein paar hervorwuchernde Sträucher gebildet wird.

An den Bergwänden hier herum war an verſchiedenen Stellen Heidekraut angebrannt und weißer Dampf quoll, zuweilen vom ſcharfen Winde niedergehalten, dann auf einmal wieder auf verſchiedenen Punkten in die Höhe, was artig ausſah, als feuerten Gnomen in den Felsſpalten eifrig auf einander.

Als wir in die Nähe von Oberweſel kamen und uns dem Ziel der heutigen Reiſe näherten, gerieth die Genoſſenſchaft der Künſtler auf dem Dampfer in Bewegung; ſämmtliches Gepäck derſelben wurde unter die Obhut der beiden Diener des Malkaſtens gegeben und die prachtvolle Fahne enthüllt, welche, ein Geſchenk Düſſeldorfer Frauen und Jungfrauen, beim Einzug in Bingen vorangetragen werden ſollte. Man hatte ſchon erfahren, daß die Ankunft der Künſtler von der Stadt Bingen ſo feſtlich wie möglich begangen werden ſollte, und da der Kapitän unſeres Dampfers nicht dahinten bleiben wollte, wo es galt, Artigkeiten zu erwidern, die man ſeinen Paſſagieren erzeigt, ſo hatte er ſich in Koblenz mit gehöriger Munition für ſeine Schiffsartillerie, zwei kleine Böller, verſehen, und ſchon in Oberweſel, wo man uns durch aufgeſteckte Flaggen willkommen hieß, krachte es von unſerem Schiffe zum Gegengruße hinüber. Noch ein paar Biegungen und wir ſahen den Rheinſtein vor uns liegen, dieſe kleine, aber außerordentlich maleriſche Burg des Prinzen Friedrich von Preußen. Da hing ſie mit ihrem dunklen Gemäuer von derſelben Farbe wie der Stein, auf dem ſie erbaut, an der Bergwand mit ihren ein- und ausſpringenden gezackten Zinnen, mit ihren Thürmen und Außentreppen, alles maleriſch neben und über einander gebaut und überragt von dem Hauptthurm mit der hohen Flaggenſtange und dem eiſernen Pechkorbe. Wie Prinz Friedrich von Preußen der Erſte war, der hier im ſchönen Rheinthale eines der Schlöſſer der Vorzeit im reinen Geſchmacke, edel und zweckmäßig wiederherſtellen ließ, ſo hat er ſich auch den ſchönſten Punkt erwählt, und es muß dem hohen Beſchützer der Kunſt zur Freude

und Genugthuung gereichen, wenn die Vorüberfahrenden mit Luſt und Bewunderung zu ſeiner Felſenfeſte emporſchauen. Freundlich und prächtig zugleich begrüßte ſie uns, als wir unter ihr dahin fuhren; von ihrer Plattform donnerten die Kanonen über den Rhein dahin, rings umher das Echo wach rufend. Es war in der That ein ſchöner Anblick, wie man es aus den Schießſcharten blitzen ſah, wie der weiße Dampf herausquoll und ſich darauf lang geſtreckt um die Felszacken herum wand. Auch der alte im Neubau begriffene Mäuſethurm hatte Flaggen aufgeſteckt, doch ging ſein Anblick verloren durch die wirklich ſchöne Ausſchmückung der Stadt Bingen, vor der jetzt unſer Dampfboot unter immerwährendem Feuern rundete. Das ganze Ufer war mit unzähligen Flaggen beſteckt und aus allen Häuſern am Ufer flatterte es bunt durcheinander in den verſchiedenſten Farben. Auch über die hintern Häuſerreihen ragten Fahnen hervor in Roth, Weiß, Blau, Gelb, und das ſetzte ſich ſo fort bis zu der alten Burg Klopp hinauf, die mit einer koloſſalen Flagge geziert war und von ihren Wällen unſer Schiff luſtig mit krachenden Schüſſen begrüßte. Links neben Bingen aufwärts des Rheines lag ein Schiff mit bunten Wimpeln, und dort ſchloß die prachtvolle Villa Landy, die ſich mit ihren ausgedehnten weißen Gebäulichkeiten und zackigen Mauern den Berg bis zur Rochuskapelle hinanzieht, wie ein lichter, hellglänzender Rahmen die Feſtlichkeit. Auch dort flatterten von Warten und Thürmen bunte Fahnen, auch von dorther krachten die Schüſſe ein Willkomm herüber. Auf dem Radkaſten unſeres Dampfers hatte ſich der Bannerträger des Malkaſtens mit der Fahne aufgeſtellt und viele waren nachgeklettert, um mit geſchwungenem Hute das Hurrah zu erwidern, mit dem die Künſtlerſchaft vom Ufer her empfangen wurde. Die Stadt ſchien ſich zu dem Zwecke entleert zu haben, denn auf dem Quai bis zur Landungsbrücke ſah man Kopf an Kopf, und eine Deputation des Gemeinderathes mit dem Kreisrath an der Spitze hatte Mühe, bis zu uns durchzudringen. Der Empfang beſtand aus einigen herzlichen Worten, die freundlich dankend erwidert wurden.

Schon auf dem Schiffe waren die Quartierbillets ausgetheilt worden, doch zogen ſämmtliche Angekommene vom Dampfer weg in das neue Badehaus, welches den Künſtlern zu ihrer erſten Verſammlung freundlichſt zur Verfügung geſtellt worden war. Die Zimmerwände des großen, noch nicht fertigen Gebäudes, aus rohem Mauerwerk beſtehend, hatte man freundlich mit Epheuranken, Fahnen und Draperieen geſchmückt, und es ſah aus, als wenn es grade ſo und nicht anders ſein mußte. Maler Lentze aus Düſſeldorf, den man wohl als die ſchaffende Kraft des ganzen Unternehmens anſehen kann, beſtieg die Rednerbühne, begrüßte die Verſammlung mit wenigen herzlichen Worten, worin er auch den Dank für die freundliche Aufnahme der Stadt Bingen einzuflechten wußte, und lud die Anweſenden ein, ſich am andern Morgen um neun Uhr wieder einzufinden, um alsdann zuerſt zur Wahl von Präſidenten und Comité zu ſchreiten. Darauf zog ſich jeder in die angewieſenen Quartiere zurück, und da ich als Gaſt betrachtet wurde, ſo traf ich es ſo angenehm, mit dem größten Theil des Düſſeldorfer vorbereitenden Comité's, meiſtens lauter guten Bekannten, in der vorhin ſchon erwähnten Villa Landy untergebracht zu werden, deren freundlicher Beſitzer uns in Bingen in Empfang nahm und auf ſeinen wirklich prachtvollen Landſitz hinausbrachte. Dort fanden ſich nach und nach noch viele der Genoſſen ein, die von dem gaſtfreien Wirthe Einladungen erhalten hatten, und ſo verbrachten wir den erſten Abend bei einem guten Souper in den koloſſalen Glashäuſern der Villa arrangirt, die bei der Beleuchtung unzähliger Lichter, auf Kron- und Armleuchtern von der Glasdecke herabglänzend, oder auf der langen Tafel brennend, bei Bäumen fremder Zonen, durch deren Zweige Lampenkugeln leuchteten, bei ſpringendem Waſſer wahrhaft feenhaft ausſahen, die liebenswürdige Hauswirthin präſidirte dem Feſt und gab demſelben durch ihre Anweſenheit, ſowie durch die einer anderen befreundeten Dame erſt die rechte Weihe.

Daß den guten Gewächſen des Rheingaues, in deſſen Herzen wir uns gerade befanden, und die freigebigſt aufgetiſcht waren, alle Ehren

angethan wurden, brauche ich wohl nicht zu ſagen. Ja, alle Ehren, aber in allen Ehren, und wenn auch herzliche Lebehochs ausgebracht wurden, ſo fiel doch, ſelbſt als die Damen ſich entfernt hatten, ſonſt kein zu lautes und die Fröhlichkeit ſtörendes Wort.

Nach einer etwas unruhig vollbrachten Nacht, woran wohl das ungewohnte Feuer des Scharlachbergers Schuld war und theilweiſe auch die muſikaliſche Nachbarſchaft eines ſonſt gemüthlichen Freundes, der ſeine Unruhe demſelben Motiv zuſchrieb, das mich wach erhielt, fanden wir uns am Kaffeetiſch wieder zuſammen, von unſerem freundlichen Hauswirthe begrüßt, der nicht nur ein vortreffliches Frühſtück für uns hatte bereiten laſſen, ſondern uns auch neben dem Wunſche einer gut vollbrachten Nacht mit den vortrefflichſten Cigarren regalirte — ein Edelmuth, der in unſerer jetzigen leider ſo verdorbenen Zeit in ſolchem Umfange ſchwerlich mehr gefunden wird. Als die Andern, welche ihre dringende Pflicht rief, gegen 9 Uhr nach der Stadt zu ihrer Sitzung gingen, wurde ich, bei dem man vorausſetzte, daß er ſich ſchon eher eine Verſäumniß könne zu Schulden kommen laſſen, von Herrn v. Landy zurückbehalten, was ich mir um ſo lieber gefallen ließ, da ich dadurch Gelegenheit bekam, deſſen ganzes ſchönes Gut im Detail zu beſehen. Der Beſitzer hat hier in einem Zeitraum von 4 Jahren etwas Außerordentliches geſchaffen; gerade unter der Rochuskapelle kaufte er ſo viel Terrain, als er erhalten konnte; dieſe Ankäufe wurden ihm, was eigentlich unglaublich klingt, nicht erleichtert; das Gut beginnt nun an der Chauſſee von Bingen nach Mainz und zwar mit ſehr ſauber gehaltenen Weinbergen, bei welchen die bisherige Art des Anbindens an Pfähle vermieden wird und die Reben an den durch das ganze Stück parallel laufenden Eiſendrähten gezogen werden; kleine einfache Räder von Gußeiſen, von Hrn. v. Landy ſelbſt konſtruirt und angebracht, laſſen dieſe Drähte beliebig anſpannen. Ein breiter Fahrweg führt durch die Weinberge nach einem zweiten Thor, welches durch zwei Veranden gebildet wird, die quer das ganze Anweſen durchſchneiden und an die Umfaſſungsmauern des Gutes ſtoßen, welche grenelirt den

Ich war ein Jahr in ſeinem Hauſe geweſen, und obgleich es mir da im Ganzen beſſer ging, als ſpäter bei meiner Tante, ſo war ich doch herzlich froh, als ich es wieder verlaſſen konnte. Der alte Herr belegte mich auch gar zu häufig mit Strafen, die für mich die empfindlichſten waren. So mußte ich mit ihm auf ſeine Kanzlei gehen, namentlich an Sonn- und Feiertagen, und dort bekam ich ein großes Buch und ein Stück Papier, das ich voll ſchreiben mußte, und ſo oft er einen Fehler darin entdeckte, mußte ich es von Neuem abſchreiben, und immer wieder abſchreiben. Obendrein ſaß ich an ſeiner Seite, und wenn ich nicht fleißig war, oder die Feder nicht recht hielt, ſo nahm er langſam ein langes flaches Lineal und gab mir damit einen ſtarken Klaps auf die Finger. Auch mußte ich nicht ſelten da bleiben, wenn er fortging, und dann ſchloß er mich ein, und dies waren für mich die ſchrecklichſten Augenblicke. Die Kanzleiſtube war ein altes, düſteres Gemach und hatte kleine vergitterte Fenſter, zu welchen kaum das nöthige Licht hereindrang, und da ſaß ich Aermſter, meine Finger durch das Schreiben mit Dinte beſchmutzt bis an die Knöchel, worauf meine Thränen fielen. Und wenn ich dann einen Verſuch machte, meine naſſen Augen mit den Fingern zu trocknen, ſo nahm das Geſicht bereitwillig die Dintenflecken an. Auch mein weißer Hemdkragen

Berg hinauf das ganze Anweſen eingrenzen. Hinter der Veranda beginnt eine Art pleasure ground ſanft anſteigend mit Blumenpartieen, gut erhaltenem Raſen, Springbrunnen, an deſſen Ende ſich die Villa erhebt. Dies Gebäude, zu welchem eine hohe breite Treppe führt, iſt nicht übermäßig groß, einfach und geſchmackvoll. Sehr angenehm für den Beſitzer und deſſen Familie iſt der anſtoßende, außerordentlich große Wintergarten, an deſſen Ende ſich ein Warmhaus mit ſehr ſchönen Palm- und anderen Pflanzenarten befindet. Hier lebt man ſelbſt im Winter wie im Freien, umduftet von Blumen unter dem immerwährenden Grün der Orangen, Lorbeer, Cypreſſen und Cedern; hier wird faſt Jahr aus Jahr ein dinirt, und hier haben die Kinder bei jedem Wechſel der Witterung einen außerordentlich angenehmen Spielplatz. Man ſieht, alles was der Beſitzer geſchaffen, iſt von der Idee durchdrungen, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und den erreichbaren Comfort ſelbſt nicht auf Koſten einer vielleicht noch größeren Eleganz zu opfern. Hinter Villa und Glashaus ſehen wir die Wirthſchaftsgebäude, Stallung und Remiſen verſteckt an der Mauer liegen und reinlich erhaltene Zickzackwege führen uns den Berg hinan zu einer kleinen Kapelle, die mit neuen ſchönen Glasmalereien, ſehr verſtändig den Alten nachgeahmt, ausgeſchmückt iſt. Herr v. Landy, der faſt alles, was hier entſtand, ſo weit wie möglich auf dem Platze anfertigen ließ, der z. B. ſeine kleine Dampfmaſchine, die das Waſſer pumpt, zum Schneiden von eichenen Stäben benutzte, woraus er einen großen Gartenpavillon im mauriſchen Geſchmack erbaute, hat ebenfalls ein Atelier für Glasmalerei angelegt, das ſchon ſehr hübſche Reſultate geliefert, und wo man auch anfängt, für Beſtellungen von auswärts zu arbeiten. Hinter der Kapelle ſteigt man abermals aufwärts, bis zu einer Terraſſe mit Böllern beſetzt, wo ſich ein hoher Thurm von zwei Stockwerken erhebt, welche freundliche Gemächer bilden und mit alten und neuen Waffen und Möbeln ausgeſchmückt ſind.

Indeſſen war mir bei Beſichtigung all' dieſes Schönen die Zeit ſo ſchnell vergangen, daß ich — für einen Berichterſtatter ſchlimm ge-

nug — kaum zum Schluß der erſten Sitzung im Badehaus anlangte. Um aber ſo genau als möglich zu ſagen, was hier vorgefallen, ſowie auch nach dem Ausſpruche Molière's: „Man nimmt das Gute, wo man es findet," muß ich mich für die heutige erſte Sitzung des Berichts meines Collegen Kaulen aus Düſſeldorf bedienen, der mit Pünktlichkeit nachgeſchrieben.

Eine beſſere Einweihung als durch die erſte Verſammlung deutſcher bildender Künſtler konnte ſich das neu erbaute Badehaus nicht wünſchen. In hunderterlei Dialekten hörte man ringsumher die Repräſentanten aller deutſchen Vaterländer und Ländchen, von der breiten Kehle des Weſtfalen bis zum überſtürzenden halbverſchluckenden Singlaut des Frankfurt am Mainers. Allmählig verſtummten die Einzelſtimmen, als nun im hübſch dekorirten Raume Platz genommen war, und dann ein Ueberblick der etwa 160 beſetzten Stühle ein freudiges Gemurmel der Befriedigung hervorrief. Jetzt wußte man, wie viel da waren, aber man wußte noch nicht wer, und mit vielem Scherz wurde der Plan einer Generalbeicht durchgeführt, nach der Reihe aufſtehend, nannte jeder ſeinen Namen, Wohnort und Charakter. Düſſeldorf hatte als Urſprung des Planes ſelbſtverſtändlich die meiſten Repräſentanten, einige vierzig; das nahe Frankfurt erreichte beinahe dieſelbe Zahl. Außerdem waren die ſüddeutſchen Städte Hanau, Darmſtadt, Wiesbaden durch eine Anzahl Künſtler vertreten. Von Köln waren einige, von Berlin ein Deputirter; Münchens Künſtler ſandten eine Kommiſſion mit offiziellem Mandat, und ein deutſcher Meiſter aus der Fremde, Profeſſor Chauvin von Lüttich, hatte ſich ächt kosmopolitiſch angeſchloſſen. Vor allen gebührendermaßen beſonders freundlich begrüßt wurde Phil. Veit von Mainz, einer der Reſtoren, die vor 40 Jahren in Rom den Plan der Reorganiſation der arg verwaisten deutſchen Kunſt faßten und ihn ſo glänzend durchführten, daß der Ruhm derſelben jetzt ſich über die entfernteſten Länder der Welt erſtreckt. Der liebenswürdige Greis nahm die ſofort einſtimmig auf ihn fal-

lende Wahl zum Präſidenten an, nachdem er das Düſſeldorfer Comité gebeten, zuvor kurz die leitende Idee ihres Aufrufes darzulegen.

Auf den Wunſch des interimiſtiſchen Vorſitzenden E. Lentze berichtete der Vereinsſekretär, Hermann Becker, in kurzen Worten über die Entſtehung des Planes. Es ſei im Kreiſe des „Malkaſtens“ bei Gelegenheit eines Beſuches aus München Klage darüber geführt worden, daß die Genoſſen der Malerzunft im Süden und Norden Deutſchlands ſich und ihre Werke gar nicht kennten. Man habe friſch beim Schopf die Idee erfaßt, dem abzuhelfen durch eine allgemeine deutſche Künſtlerverſammlung, und zwar außer Vermittelung der perſönlichen Bekanntſchaft auch ſofort jene der Werke in's Auge gefaßt. Somit brächten die Düſſeldorfer für heute auf die Tagesordnung den Plan einer allgemeinen deutſchen Kunſtausſtellung. Man möge bei Diskuſſion dieſer Idee nicht überſehen, daß es ſich hier weniger um einen Markt für die Bilder handle, etwa wie ihn die Kunſtvereine böten, als vielmehr um eine Ehren-Repräſentation gegenüber den Genoſſen und dem Publikum.

Direktor Veit nahm, nachdem er ſich mit dieſem ſchönen Plane aus vollem Herzen einverſtanden erklärt, alsbald den Vorſitz ein, und ihm geſellte ſich zur Seite als Vicepräſident Herr Direktor Peliſſier aus Hanau. Dann konſtituirte ſich das Bureau aus Delegirten der verſchiedenen hier vertretenen Schulen: Profeſſor Jacob Becker von Frankfurt, Profeſſor Jacob Felſing von Darmſtadt, Schleich und Frank aus München, Profeſſor Ruſtige und Maler Herdtle aus Stuttgart, — und dem Düſſeldorfer Comité.

Wie ſehr die Idee der allgemeinen Ausſtellung Anklang fand, zeigte ſich dadurch, daß nur eine Oppoſition erhoben wurde und zwar von dem Präſidenten der ſüddeutſchen Kunſtvereine, Felſing, der wiederholt die Befürchtung ausſprach, die Geſammtausſtellung möchte mit den bereits beſtehenden Einzelnausſtellungen der Kunſtvereine collidiren und dann eins dem andern ſchaden. Seine wohlgemeinten Gründe wurden indeß widerlegt und von anderer Seite hervorgehoben, daß

nur eine größere deutsche Stadt in jedem Jahr an die Reihe käme und daß nur eine Ausstellung alljährig würde stattfinden können. Man ging inzwischen konsequent zu Werke, abstrahirte von allen Details und setzte einstimmig als Beschluß fest:

„Es soll eine allgemeine deutsche Kunstausstellung stattfinden, welche periodisch in verschiedenen größeren Städten wiederkehren soll."

Das wann, wie und wo konnte man um so besser einer späteren Berathung vorbehalten, als die Wiederkehr der deutschen Künstler-Versammlung für das nächstfolgende Jahr a priori zum einstimmigen Beschluß erhoben war. Einstweilen war die Idee im Prinzip festgestellt. Jeder Künstler in Deutschland weiß, daß ihm künftig ein Ueberblick über die Gesammtleistungen aller Schulen geboten wird; er kann dort sehen, was anderswo gemacht wird, welche Richtungen verfolgt werden und an den Leistungen anderer den Maßstab für die eigenen nehmen.

Nach dem Schlusse dieser ersten Sitzung zog man zu einem gemeinschaftlichen Mittagessen im englischen Hofe, wo in einem großen, hübsch verzierten Saale an drei Tafeln ungefähr zweihundert Couverts gedeckt waren. Das Essen war erträglich, und mehr konnte man auch für eine so große Anzahl von Gästen nicht verlangen. Dafür aber herrschte laute Fröhlichkeit, man fand Bekannte, man wurde von Freunden entdeckt und dem flüchtigen Gruße, womit man sich heute Morgen während der ernsten Berathung hatte begnügen müssen, folgte jetzt lustiger Zuruf und herzlicher Handschlag. Auch an Toasten fehlte es nicht, und nachdem der auch hier vorsitzende Direktor Veit auf den Landesherrn ein stürmisches Lebehoch hervorgerufen, wurde König Ludwigs von Baiern gedacht, des edlen und hochherzigen Beschützers der Künste, und dem hochgefeierten Namen im freudigsten Dankbarkeitsgefühle so zahlreiche und lärmende Lebehochrufe gebracht, daß ordentlich die Fensterscheiben erdröhnten. Leutze sagte für die Anordnungen

der Bingner Bürgerſchaft den beſten Dank der Verſammlung, worauf Herr Baumeiſter Soherr freundlich antwortete.

Trotzdem man bei dieſem Diner in Bingen ſo recht im Herzen des beſten deutſchen Weines ſaß, trotzdem zahlreiche Flaſchen Rüdesheimer, Scharlachberger und Aßmannshäuſer auf den langen Tafeln blinkten, ging doch das heitere Mahl in jeder Beziehung ſo ruhig und geſetzt vorüber, daß ſelbſt ein bekanntes Witzblatt, welches die außerordentliche Freundlichkeit hatte, die tagenden Künſtler vor dem Genuß des 1848er Weines zu warnen, ſeine Freude gehabt hätte, im Falle es nämlich dieſem Witzblatt überhaupt möglich iſt, an der harmloſen Fröhlichkeit anderer Menſchen Freude zu empfinden.

Da das Wetter am Morgen zweifelhaft geweſen war, es auch einigemal geregnet, ſo war von Seiten des Comité's keine allgemeine Künſtlerfahrt für den Nachmittag beſchloſſen worden, weßhalb ſich einzelne Partieen nach verſchiedenen Orten in der Umgebung Bingens begaben. Einige fuhren nach Rüdesheim, andere nach Aßmannshauſen, die meiſten aber erſtiegen trotz Wind und trübem Wetter den Scharlachkopf, um einen Blick in das prachtvolle Nahethal zu thun, und gingen darauf zur Rochuskapelle, wo aber die ſonſt ſo herrliche Ausſicht durch tiefhängende Wolken und Regen verſchleiert war. Abends fanden ſich ſämmtliche Künſtler wieder im Saale des engliſchen Hofes, wo man bis ſpät in der Nacht ſitzen blieb unter Abſingung deutſcher Lieder, unter ernſten und ſcherzhaften Toaſten, unterhalten durch die Talente einzelner, welche ſich unter allgemeinem Beifall in Gedichten und dramatiſchen Scenen produzirten.

War die Form der erſten Berathung etwas locker und nicht ganz ſtreng parlamentariſch geweſen, ſo war die des zweiten Tages, Montag, ſchon ſo feſt und ſo ſicher, als habe man bereits Wochen lang getagt. Da der Alterspräſident Veit bereits abgereist war, ſo trat Profeſſor Peliſſier aus Hanau an ſeine Stelle, und v. Launitz aus Frankfurt wurde zum Vizepräſidenten erwählt. Im erſten Theile der Berathung wurde zum Beſchluß erhoben, daß eine große Kunſtausſtel-

lung deutſcher Künſtler abwechſelnd vorläufig in ſechs Städten, nämlich Frankfurt, Wien, Berlin, München, Dresden und Düſſeldorf ſtattfinden ſolle, und zwar das erſtemal in Frankfurt im Herbſte des Jahres 1857. Den zweiten Theil der Berathung bildete ein Antrag Beckers aus Düſſeldorf, die deutſchen Regierungen im Einzelnen und den Bundestag anzugehen, zum Schutz des geiſtigen Eigenthums in Kunſtwerken ein Geſetz zu geben. Der Antragſteller brachte in der Motivirung ſeines Antrags eine Menge der ans Unglaubliche ſtreifenden Beiſpiele bei, wie gegenwärtig durch einzelne Subjekte der Handel mit Kunſtwerken betrieben werde. Dieſe Menſchen laſſen auf den öffentlichen und permanenten Ausſtellungen die Bilder der großen Meiſter, wie Achenbach, Leſſing, Leutze ꝛc. in Maſſe copiren und verkaufen ſie unter dem Namen und dazu mit dem Monogramm derſelben zu Spottpreiſen, ſo daß es häufig vorkommt, daß die Ausſteller, wie Kunſtvereine u. dgl., die Originalbilder als unverkauft zurückſchicken, während die Kopieen reißend abgingen. Daß von den Vorſtänden der Kunſtvereine Norddeutſchlands nichts gethan werde, dieſen ſchändlichen Betrug zu verhindern, bedauerte der Redner, ohne jedoch wie es in einem Bericht aus Bingen heißt, die Kunſtfreunde zu verdächtigen, als beförderten ſie ein ſolches Treiben. Außerdem, fuhr der Redner fort, werden im Norden maſſenhaft Bilder unter dem Namen großer Künſtler verkauft, von denen dieſe nie etwas geſehen, und was ſie zum Theil ihrer ganzen Richtung nach gar nicht malen konnten. Vizepräſident v. Launitz, der ſich den Intereſſen der Verſammlung mit ganzer Seele hingab, verſprach die Sache beim Bundestag möglichſt zu fördern; es ſei ihm bereits vom oldenburgiſchen Geſandten mitgetheilt, daß der Bundestag dieſe Frage demnächſt in Berathung ziehen werde. Das Comité, welches bis zur nächſten Verſammlung als permanent erklärt wurde, iſt mit der Ausführung der Beſchlüſſe beauftragt.

Man hört von manchen Seiten die Hoffnung oder Befürchtung ausſprechen, als ſei ein Hauptzweck des Zuſammentritts deutſcher bildender Künſtler, dem einſeitigen Treiben mancher Kunſtvereine ein Ende

zu machen, und wenn es auch, was dieſe anbetrifft, vielleicht dankbar anerkannt werden muß, daß ſie durch ihre Ausſtellungen und Verloſungen auch weniger bekannten Künſtlern behülflich waren, ihre Arbeiten zu verkaufen, ſo wird doch bei vielen über eine ſehr unerquickliche Protektion Einzelner geklagt, ſowie über ein Schiedsrichteramt beim Ankauf von Bildern, welches ſich die Vorſtände mancher Kunſtvereine angemaßt, ohne ſelbſt Künſtler oder auch nur Kunſtkenner im wahren Sinne des Wortes zu ſein. Es iſt ſelbſtredend: jeder Arbeiter ſoll ſeines Lohnes gewiß ſein, und wenn ein Bild mit noch ſo großer Liebe entworfen und ausgeführt wird, ſo iſt es doch für den Maler die angenehmſte Perſpektive, es durch Kauf in gute verſtändige Hände übergehen zu ſehen, und hiezu die Vermittler zu ſpielen, ſchienen ſich die Kunſtvereine anfänglich zu ihrer Aufgabe machen zu wollen. Aber auch darin haben viele derſelben ihr Wort nicht gehalten; ſtatt als deutſche Kunſtfreunde die deutſchen Künſtler zu unterſtützen, könnten wir Vereine namhaft machen, die bei ihren Ankäufen über die Hälfte belgiſche und franzöſiſche Bilder erwarben, und bei ihren Ausſtellungen den ausländiſchen Malern Rechte einräumten, die leider ohne Reciprocität blieben. So verſendet z. B. ein Pariſer Maler durch ganz Deutſchland nach Wien oder Königsberg portofrei ſeine Bilder unter der Adreſſe des betreffenden Kunſtvereines, welcher dafür beſorgt iſt, daß das zugeſandte Bild ausgepackt und aufgeſtellt wird; der deutſche Künſtler dagegen kann es kaum erlangen, daß von der Grenze des betreffenden Landes ſein Bild ohne Koſten bis an den Ausſtellungsplatz geht, dort aber muß er für einen Kommiſſionär ſorgen, der das Bild in Empfang nimmt und das Weitere beſorgt.

Nach dieſer zweiten Sitzung war das gemeinſchaftliche Mittageſſen in den geräumigen Sälen des Badehauſes ſelbſt arrangirt und verlief unter den mannigfaltigſten Toaſten ebenſo heiter wie das geſtrige. Da ſich das Wetter heute ſchon beſſer anließ, ſo war eine allgemeine Partie von Aßmannshauſen über den Niederwald auf die Roſſel und auf den Apollotempel und von da nach Rüdesheim verabredet worden,

von der ſich, glaube ich, nicht ein einziger der Anweſenden ausſchloß. Und ſo zogen denn die luſtigen Völker Arm in Arm, ſingend und lachend vom Badehaus nach den Ufern des Rheins, wo eine große Menge Nachen bereit lag, in welche ſich die Geſellſchaft theilte. Ob einer oder der andere ein wenig ſtärker beladen war oder einen mehr oder minder geſchickten Steuermann aus der Künſtlerſchaft ſelbſt hatte, darauf wurde gerade nicht beſonders geſehen, woher es denn wohl kam, daß mancher Nachen tüchtig ſchwankend ſich in eigenthümlichen Schlangenlinien fortbewegte und Fährleute und Steuermann große Anſtrengungen machten, um Scylla und Charybdis zu vermeiden: Scylla das Bingerloch mit ſeinen ſtrudelnden Untiefen nämlich, und Charybdis ein paar ſich raſch folgende Dampfer und Remorqueurs. Eins der Boote zeigte dabei einen bedenklichen Leck und alle Hand mußte an die Pumpen, d. h. das Waſſer mit den Händen ausſchöpfen, um Aßmannshauſen glücklich zu erreichen.

Hier am Ufer war nun wohl die ganze Einwohnerſchaft verſammelt mit den getreuen Laſtthieren, kleinen Pferden und Eſeln, aufs Mannigfaltigſte und Abenteuerlichſte geſattelt und geſchirrt, und man hatte ſich nicht geringe Mühe gegeben, um die ganze Künſtlerſchaft beritten zu machen. Der drängte ſich zu einem Eſel durch, dieſer zu einem Pferde. Dabei wählte man hier ein Thier mit altem engliſchem Sattel, dort eines, deſſen überzogener Reitſitz, vorn und hinten hoch aufgepolſtert, an die Rüſtzeuge des Mittelalters erinnerte; Steigbügel wurden probirt und Zügel ſo ernſthaft betrachtet, als gälte es weniger eines harmloſen Rittes über die Berge als des Angriffs auf irgend einen feindlichen Volksſtamm. Sowie ein Trupp beritten war, ſo machte er ſich unter lautem Halloh, unter Hurrahrufen und Singen auf den Weg. Es war ein komiſcher, ergötzlicher Anblick, die mannigfaltigen Reiter zu ſehen, ſich ſelbſt und andere karrikirend, auf den armen Thieren, die ihr Möglichſtes thaten, ihre ſteifen Beine mit dem friſchen Muth ihrer Beſteiger in Einklang zu bringen. Dabei habe ich Eſel geſehen, die mit wackelnden Ohren förmlich trabten, und

Pferdchen, die es zu einem wirklichen ſichtbaren Galopp brachten. Wie eine Karawane zog ſich der Reiterzug ſchon gleich zu Anfang weit auseinander und nahm ſich in den Schlangenwindungen des Bergpfades allerliebſt und maleriſch aus; dabei tönten luſtige Lieder und lauter, herzlicher Zuruf, wenn man einen Freund einholte, den man ſeit dem Ausritte vermißt, kurz es war ein luſtiger Zug lebensfroher, gemüthlicher Leute, wie ſie der alte Niederwald gewiß lange nicht geſehen.

Am Jägerhauſe ſammelte ſich das wilde Heer und über hundert Stimmen riefen nach Kaffee. Daß dieſes ſehr angenehme Getränk hie und da einem Glücklichen zu theil wurde, habe ich für meine Perſon gerochen und am Klappern der Taſſen entnommen; trotzdem aber ſogleich bei der Ankunft ein Kaffepräſident, ſowie ein ditto für Milch und Zucker ernannt wurden, gingen doch die meiſten leer aus und mußten ſich mit dem guten Willen der Wirthsleute begnügen, die treppauf und ab ſtürmten, um nur einem kleinen Theil der Forderungen gerecht werden zu können.

Vom Jägerhauſe erreichten wir in weniger Zeit den Apollotempel auf der Höhe des Niederwaldes über Rüdesheim gelegen mit ſeiner großartigen und wunderherrlichen Ausſicht auf das hier ſo weite und majeſtätiſche Rheinthal. Wer im Jägerhaus keinen Kaffee erhalten hatte, konnte ſich hier an Pfirſichen und guten Weintrauben erlaben, die in ziemlicher Menge zum Verkauf ausgeboten wurden. Abwärts war der Anblick des Reiterzuges eigentlich noch komiſcher als aufwärts, denn hier iſt es ſchon leichter, eine heroiſche Haltung anzunehmen, wogegen der Sitz manches Reiters hinunter auf ſteilem Wege mit zurückgelegtem Oberkörper, die Fußſpitzen faſt an den langen Eſelsohren haltend, alles ritterlichen Anſtandes entbehrte.

Vor Rüdesheim wurde übrigens Sitz und Haltung corrigirt, und als man ſo einzog, froh und heiter, als die Hufe der Thiere in den engen Straßen gewaltig klapperten und die kräftigen Geſtalten der Reiter keck an den Häuſern hinauf ſchauten, da bin ich überzeugt, daß

die Einwohner einen guten Begriff bekamen von den deutſchen Künſtlern, die in Bingen zuſammengekommen, um wegen ihres guten Rechtes zu tagen.

Die Nachen, welche uns nach Aßmannshauſen gebracht, hatten ſich hier wieder eingefunden, und es war ſchon ganz dunkel geworden, als wir uns einſchifften, um ans andere Ufer zurückzukehren. Vorher war noch manches Glas Rüdesheimer verſucht worden, die Genoſſen munter und froh geſtimmt, und ſo war es denn leicht erklärlich, daß bald eine kräftige Stimme ein bekanntes Lied anhob, worein die Andern jubelnd einfielen. Daß es grade das Lied von der Lorley war, gab ſich, wie ich glaube, von ſelbſt, denn war es doch um uns her grade ſo, wie es der Fiſcherknabe geſehen, als er das Lied der gefährlichen Schönen vernommen.

Die Luft iſt ſtill und es dunkelt
Und ruhig fließet der Rhein,
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendſonnenſchein.

Es war eine prächtige nächtliche Fahrt, und um der heitern Scene ihre Vollendung zu geben, fehlte nur noch Fackelſchein, der denn auch mit einemmale improviſirt wurde und darum um ſo gelungener erſchien. Gott weiß, woher die Menge von Journalen und Zeitungen kamen, die nun plötzlich aus allen Rocktaſchen hervorgezogen, zuſammengedreht und angezündet wurden; ich glaube, um unſer Schiff loderten zuerſt die dunkelrothen Flammen, und dieſe phantaſtiſche Beleuchtung wurde von denen in den andern Nachen jubelnd bemerkt und nachgeahmt. So ſchwammen wir leuchtend und beſtrahlt im röthlichen Rheine, umtanzt von unzähligen Stücken halbverbrannten Papiers, das über Bord geworfen wurde, nach Bingen und erreichten das Ufer, als es hundertſtimmig, vielleicht nicht ohne Bedeutung, über den ſtillen Rhein hinüberſchallte:

färbte sich schwarz, i
Erörterungen Veranl

Draußen vor der
an solchen Feiertagen
kannte die Stimmen n
hören, wie sie lustig d
Thor, auf eine grüne
Spielplatz. Wie roch
Grases, wie hörte ich ü
rauschen, während ich i
und sich über meinem Ha
zuge ein alter zerrissener
eine Unzahl Motten aus
störend.

Dergleichen Gedanken
mich, wie gesagt, auf der
Burbus, und wenn ich mich
Zeit beim Vormund erinnert
ein holder Maitag gegen d
sich nach den schweren Greig
gegen mich zusammenzog.

Weh mir! meine Grossm
Vormund, Philipp auf der Pol
mich so entsetzlich unruhig, daß
fing, den Doktor aufzuwecken,
erst nach vielen fruchtlosen Bemüh

: zu neuen unangenehmen
jab.
tube summte und wogte
che Volk vorbei. Ich er-
elkameraden und mußte
t, wahrscheinlich vor das
se, unsern gewöhnlichen
danken den Duft des
n Haupte die Bäume
vergilbter Akten saß
e zuweilen im Luft-
Vorhang bewegte.
aulichen Ruhe auf-

nerungen quälten
ratze beim Doktor
Schaudern jener
sie mir doch wie
awetter vor, das
gestern Abend

e Tante, der
Alles machte
ier Angst an-
ist, das mir
ig. Endlich

Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn i wiederum komm,
Kehr' i ein, mein Schatz, bei dir.

Der heitere Abend wurde ebenſo heiter mit einem gemeinſchaftlichen Nachtmahle in den Sälen des Badhauſes beſchloſſen, wo zwangloſer Scherz und ächter Künſtlerhumor aufs Freieſte waltete. Jeder Augenblick brachte für den Zuhörer und Zuſchauer eine neue Ueberraſchung; originelle Figuren, trotz des Wenigen, was man finden konnte, aufs zweckmäßigſte koſtumirt, ließen ſich ſehen, führten Scenen auf und deklamirten. Ja ſpäter wurde quer durch eine Seite des Saals vermittelſt zuſammengerückter Tiſche eine förmliche kleine Bühne gebildet, wo Räuberſcenen, Bekanntes parodirend, mit köſtlichem Humor ſpielten, wo deklamirt wurde und wo man berühmte Virtuoſen in ſchrecklicher Wahrheit karrikirt erſcheinen ſah.

Es war ſpät, als man ſich trennte, aber alle geſtanden, einen köſtlichen Abend verlebt zu haben. In der am nächſten Morgen abgehaltenen dritten und letzten Sitzung wurde der Beſchluß gefaßt, Frankfurt am Main als Verſammlungsort, ſowie als Ausſtellungsort für das nächſte Jahr zu beſtimmen. Dieſer Beſchluß hat nun zwei ſehr verſchiedene Seiten. Wenn es am Ende für jeden der Theilnehmer und Ausſteller angenehm ſein wird, zugleich in der Stadt, wo die Bilder zuſammen kommen, auch die Freunde zu finden und mit ihnen ein paar Tage vergnügt zu verleben, ſo iſt Frankfurt als große Stadt, welche ſich durch den Zuſammenfluß vieler Fremden ganz vortrefflich zur beabſichtigten großen Ausſtellung eignet, zu dem andern Zwecke eines Beiſammenlebens der Künſtler wie hier in Bingen durchaus nicht paſſend. Dazu iſt Frankfurt zu groß; man wird ſich dort zerſplittern, man wird vielleicht in den Berathungsſtunden zuſammen kommen, um ſich alsdann hierhin und dorthin zu verlieren. Man hätte auch zur zweiten Verſammlung eine kleine Stadt wählen ſollen; die erſte nach Bingen zu verlegen war eine vortreffliche Idee des Düſſeldorfer Comités. Hoffen wir, daß darin noch etwas geändert wer-

den kann, und wenn Frankfurt auch für die große Ausstellung bleibt, sich die deutschen Künstler, die nächstes Jahr wohl noch viel zahlreicher erscheinen werden, in einer nicht so geräuschvollen ausgedehnten Stadt finden mögen.

Für das heutige gemeinschaftliche Mittagessen im Badhaus fehlte es nicht an angenehmen Ueberraschungen. Professor Rustige von Stuttgart erhob sich und sprach folgenden launigen Toast:

Ihr Düsseldorfer wart gar schlau,
Daß ihr uns rief't nach Bingen,
Hier muß, das wußtet ihr genau,
Das Künstlerfest gelingen.

Hier, wo vereint die Nahe und
Der Rhein zusammenlaufen,
Bis sie im fernen Meeresgrund
Vor lauter Lieb' versaufen.

Hier, wo der Sonne erster Koch
Das Rebenblut bereitet
Und selbst das enge Bingerloch
Dem Schiffenden sich weitet.

Hier, wo man voll Barmherzigkeit
Gern jede Blöße decket,
Und in ein nagelneues Kleid
Den Mausethurm gesteckt.

Hier, wo der Durst'ge seinen Brand
In wenig Geld ertränket,
Dieweil das kleine Hessenland
Die größten Schoppen schenket.

Hier, wo — doch was ich ſeh' und hör',
's iſt alles zum Entzücken!
Auf, Brüder, trinkt die Gläſer leer
Und laßt die Hand uns drücken.

Dem Künſtlerbund dies Glas und topp!
Dem Binger — dieſen Schoppen,
Damit uns ſeine alte Klopp
Die Bilder bilſt verkloppen.

Das Bingener Feſtcomité, welches überhaupt alles gethan, um den Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen, hatte uns auch noch eine weitere Ergötzlichkeit bereitet. An den beiden vorhergehenden Tagen hatten einige Muſikanten mit Violine, Clarinette und Contrebaß ihre harmloſen Weiſen aufgeſpielt, heute aber erſchallte mit einemmale rauſchende Militärmuſik, und eine Abtheilung der öſterreichiſchen Bande aus Mainz marſchirte geſchloſſen in den Saal und erhöhte die Luſtigkeit der Tafelnden zu lautem Jubel. Dabei war es eigentlich traurig anzuſehen, wie unſer armes bisheriges Orcheſter mit einem wehmüthigen Akkorde plötzlich abbrach, ſeine Noten und Inſtrumente zuſammenpackte und ſich vor den rauſchenden Klängen der neu Angekommenen ſtill aus dem Saale ſchlich — ein treues Bild unſerer gegenwärtigen Zeit. Lentze aus Düſſeldorf dankte dem Bingener Comité in beredten Worten für dieſe neue Aufmerkſamkeit, worauf Herr Kreisrath Parcus im Namen der Uebrigen noch einmal ſeine Freude darüber zu erkennen gab, daß die deutſchen Künſtler Bingen zu ihrem Verſammlungsort gewählt. — „Um aber auch," ſetzte er hinzu, „die Damen der Stadt, die bisher dem feſtlichen Treiben theilnehmend von ferne zugeſchaut, nicht ganz auszuſchließen, habe das Bingener Comité für heute Abend einen Ball arrangirt, wo Fröhlichkeit ohne Zwang und ſtrenge Formen herrſchen ſollte." Dieſe Eröffnung wurde mit außerordentlichem Jubel entgegengenommen, und als ſich bald darauf nach been-

digter Tafel die ganze Künſtlerſchaft in geordneter Reihe, Fahne und Muſik voran, durch die Straßen der Stadt nach der Rochuskapelle begab, wurde der Dank für den freundlichen Entſchluß der Bingener Damen manch ſchöner Repräſentantin derſelben, die ſich am Fenſter ſehen ließ, durch lautes Hurrah dargebracht.

In einem einſam ſtehenden Hauſe auf der Höhe der Rochuskapelle mit Gärtchen und Veranda wurde Halt gemacht und Kaffee genommen. Wer an die Geſchirre ſelbſt keine übermäßigen hier gewiß ungerechtfertigten Anſprüche ſtellte, konnte ſchon zufrieden ſein; für die Löffel ſah man ſehr idylliſche Surrogate, dafür herrſchte aber eine Unmaſſe von Luſt und Heiterkeit, und bei den Klängen der rauſchenden Militärmuſik verfloſſen die Stunden wie Minuten. Bald ſetzte man ſich wieder in Bewegung und zog hinüber zur Rochuskapelle, wo ſich die ganze Verſammlung am Abhange eines Berges in einer muldenförmigen Vertiefung lagerte. Das war ein prächtiger Anblick, die kräftigen Geſtalten in allen Stellungen hier ruhen zu ſehen, begeiſtert von dem Feſte überhaupt und hier noch beſonders durch den ſchönen Abend und die weite, wunderbare Ausſicht von der Bergeshöhe, auf der wir uns befanden. Schimmernd und glänzend in Duft und Abendſonnenglut lag das Rheinthal vor uns, und während der majeſtätiſche Fluß ſelbſt oberhalb noch hell beſtrahlt war, waren die Felſen um Bingen mit dem Mäuſethurm ſchon in tiefe Schatten gehüllt, und aus dem eingeſchloſſenen Keſſel dort ſchienen ſchwarze Dämpfe aufzuſteigen, die als nächtlich dunkle Wolken mit der glühenden Sonne um die Herrſchaft rangen.

Einen ſolch ſchönen Abend auf den Bergeshöhen am Rhein zu genießen, iſt an ſich ſchon etwas werth; daß er aber tauſendfach ſchöner iſt, wenn der letzte Strahl der Sonne den funkelnden Wein im Glaſe vergoldet, hatte unſer freundlicher Wirth, Baron von Landy, deſſen Villa ſich am Fuße des Berges, auf dem wir lagerten, befindet, tief empfunden. — Und auf einmal erklommen zwei kräftige Geſtalten

die Anhöhe, an einer Stange ein mächtiges Faß Wein tragend, das mit Blumen bekränzt war — es war das wie ein verkörperter Klang aus dem Nibelungenlied. Auf dem noch hellen Abendhimmel zeichneten ſich die Conturen der Träger ſcharf ab, und ſie und ihre Laſt wurden mit lautem Jubel begrüßt. Dem erſten Faß folgte bald ein zweites. Gläſer waren zahlreich vorhanden, man trank den funkelnden Wein, man bekränzte ihn mit Farrenkräutern und wilden Eriken, luſtige, ſehr improviſirte Toaſte folgten einander, man ſtieß an auf das Wohlſein der Lieben zu Hauſe, ſowie der Freunde in der Ferne, und die Muſik, welche auch ihr reichlich Theil bekam, ſpielte: Heil dir im Siegeskranz und: Gott erhalte unſern Kaiſer.

Nachdem ſich der Himmel gänzlich verdunkelt, trotzdem aber manches Auge heller ſah, zog man von der Rochuskapelle hinab nach dem Parke der Villa Landy und durch denſelben an das Wohnhaus, wo man durch die Vorſorge des Bingener Comités Fackeln fand, welche nun angezündet wurden, und nachdem ſich die ganze Verſammlung in wohlgeordneten Reihen vor die Haupttreppe der Villa begeben, brachte man dem freundlichen gaſtfreien Beſitzer, ſowie der liebenswürdigen Hausfrau ein dreifaches donnerndes Lebehoch. Fackellicht hat einen eigenen Reiz, wenn man die rothen Flammen auflodern ſieht, hoch hinauf ſendend Qualm und Dunſt, der die Gegenſtände, welche die Glut unten hell und deutlich ſehen laſſen, oben nur in ungewiſſen phantaſtiſchen Umriſſen durchſchimmern läßt; hier aber machte ſich der Anblick des wohl geordneten Fackelzuges, wie er durch die Schlangenpfade des Parkes ſich abwärts dem Rheine zu bewegte, außerordentlich maleriſch und ſchön. Durch die verſchiedenartigen Biegungen der Wege ſchienen jetzt die Fackellichter ohne Ordnung durcheinander zu tanzen, um ſich gleich darauf, wo der Weg grade lief, wieder als langer, glühender Streifen zu zeigen. So ging es hinab zum Rheine, wo an zwanzig Boote bereit lagen, um die Geſellſchaft nach Bingen zurück zu bringen; laut hallten die Klänge der Muſik von dem ſtillen Waſſer und den aufhorchenden Bergen zurück, und von Flammen um-

ſpült, magiſch rothe Glut ausſtrahlend, die das Waſſer ſpiegelnd zurückwarf, glitten die Fahrzeuge hinab. Wirklich prachtvoll ſah es aus, als ſich zahlloſe Pechkränze entzündeten, die unabhängig von den Schiffen auf dem Waſſer ſchwammen, nun vor, hinter und neben den Nachen durch einander loderten. Der heutige Abend war eine würdige Beſchließung des dreitägigen Feſtes. Eigentlich müßte man den Ball im Badehauſe als Schluß erwähnen, doch wenn man auch dort ſchöne Frauen und Mädchen in hübſchen Toiletten ſah, ſo war es doch eben nur ein Ball, wie ein anderer auch. Das Feſt der Künſtler hatte mit dem Fackelzug geendet, der ſich nach der Ankunft in Bingen noch vor das Rathhaus begab, wo dem Gemeinderathe von Bingen nochmals der beſte Dank der anweſenden Fremden in herzlichen Worten dargebracht wurde. Abends drückte man den Freunden, die ſich am andern Morgen nach verſchiedenen Richtungen hin zerſtreuen würden, zum Abſchiede nochmals die Hand und geſtand ſich dabei, daß das Feſt ein wohlgelungenes geweſen ſei und aus dem erſten glänzenden Anfange auch herrliche Früchte für das allgemeine Beſte deutſcher bildender Künſtler tragen werde.

Wir, die Gäſte der Villa Landy, hatten noch eine kleine Nachfeier, für die ich dem freundlichen Wirthe, ſowie der liebenswürdigen Wirthin noch ein paar Worte des Dankes ſagen muß. Eine Anzahl der Bekannten, welche am frühen Morgen noch nicht abgereist waren, fanden ſich in dem uns ſo wohl bekannten Glashauſe zu einem gemeinſchaftlichen Frühſtücke zuſammen; wir gedachten nochmals der vergangenen Tage, und in den ausgeſprochenen herzlichen Dank miſchte ſich ein kleiner Ton der Wehmuth. Die Stunden der Freude ziehen ſo ſchnell vorüber und das Leben iſt ſo kurz. Um zu guter letzt auch die tiefunterſten Räume des gaſtlichen Hauſes, die uns ſo viel ſchönes geliefert, perſönlich kennen zu lernen, zogen wir, vom Hausherrn geführt, in die Keller, die von einer Sauberkeit und Ordnung waren, wie ich nie etwas geſehen; dabei waren ſie heute feſtlich geſchmückt, jedes Faß mit einem Lichte beſteckt, und ſo bildeten die langen Rei-

hen derſelben eine überraſchende Illumination. Ueberdem waren die edlen Sorten und guten Jahrgänge noch mit Blumengewinden geziert, und in ihrer Nähe hielt ſich der Kellermeiſter mit Gläſern und Heber bereit, um die Proben abzugeben. Es waren köſtliche, rein gehaltene Tropfen, die wir hier in dem Keller der Villa Landy tranken; ich ſage der Wahrheit gemäß Tropfen, denn wer einen rheiniſchen Keller kennt, wird ſich wohl hüten, die Scharlachberger, die Aßmannshäuſer und die Rüdesheimer Hinterhäuſer hier unten glasweiſe zu verſuchen. Was wir denn ſo auch mäßig genoßen, erhöhte die angemeſſene Heiterkeit, und ſo ſchieden wir denn eine Stunde ſpäter froh, heiter, dankbar geſtimmt von dem gaſtlichen Dache.

Als wir auf dem Rheine gegen Rüdesheim fuhren, blickten wir noch lange zurück nach der Villa Landy; ſie war uns und den Genoſſen, eingedenk des geſtrigen Tages, zu einem Glanzpunkt des Feſtes geworden, und ich glaube, jeder von uns, wenn er ſpäter einmal wieder den Rhein hinabfährt, wird die weißen Gebäude und zackigen Mauern aufs freundlichſte grüßen, wenn er ſich Bingen nähert, der lieben Stadt am Rhein, die ihre Thore ſo herzlich geöffnet der erſten Verſammlung deutſcher bildender Künſtler.

Der
Clubb für unbegränzte Freiheit.

Das kleine unscheinbare Haus, in welchem sich die kleine unscheinbare Kneipe befand, von der wir unserm Leser erzählen wollen, stand an den Ecken zweier kleinen Gäßchen, wo weder Sonne noch Mond hineinschien. Die beiden Himmelslichter machten wohl hie und da den schüchternen Versuch, in diesen dunkeln, feuchten Winkel zu gelangen; doch mochte es ihnen da unten zu finster und unheimlich sein, denn sie streiften nur so oben an den schwarzen Giebeln der Häuser vorbei und verschwanden bald wieder. Dieß Eckhaus nun, vor welchem als Wirthshausschild ein gelber, vertrockneter Busch prangte, war klein, zweistockig und litt unzweifelhaft an erschreckender Altersschwäche. Die Mauern waren grau, und da die Dachrinne zerbrochen war, so hatten Regen und Schneewasser ganz geheimnißvolle Hieroglyphen auf das Haus hingeworfen. Der Eingang war nie verschlossen, und nur in den Stunden von Morgens 2 bis 6 Uhr wurde eine gewesene Thür vor den Eingang gelehnt. Dieser Eingang führte auf eine enge und gänzlich finstere Hausflur und in eine Art Vorzimmer, hinter welcher das Gastzimmer war.

Dieses ganze untere Apartement war früher einmal ein Stall gewesen und erst später zu wohnlichen Zwecken eingerichtet worden. Da sich aber statt der Fenster nur kleine Luftlöcher dort befanden, so eta-

hob er sein schweres Haupt aus den zerrissenen Kissen in die Höhe, um mich anzuschauen. Dazu blinzelte er mit den Augen und bot mir laut gähnend einen guten Morgen.

„Ach, lieber Herr Doktor," sagte ich, „mich haben die Vorfälle von gestern Abend gar nicht schlafen lassen. Sie erinnern sich doch der Sache? Wissen Sie, wo Philipp ist?" — „O ja," entgegnete der Doktor Turbus mit einer sehr heiseren und trockenen Stimme, „freilich erinnere ich mich. Hahaha! Philipp, der Gole, hat das Asyl treuer Liebe mit einem Quartier in Numero Sicher vertauscht." — „Ja, aber, lieber Herr Doktor," entgegnete ich, Sie sagten gestern vor dem Einschlafen, Philipp könnte uns angeben, und dann —" — Ganz recht, Verehrtester," antwortete der Doktor, indem er sich aufrecht in's Bett setzte, so daß seine beiden Füße den Boden berührten, wo er nach ein paar alten gelben Pantoffeln angelte, „wenn uns Philipp verdächtigt — und das trau' ich ihm gar sehr zu — so werden wir vor das Friedensgericht citirt. Kennen Sie dieses Institut?" — „O Gott, nein!" jammerte ich, und es war mir gerade, als habe mich schon einer mit rothem Kragen und blauem Rock gefaßt und schleppe mich, ein armes, wehrloses Opfer, durch die Straße.

„Sehen Sie," fuhr der Doktor gähnend fort, indem er in seinen alten grünen Sämmtling schlüpfte und einen entsetzlich nüchternen, trostlosen Blick an den grau über-

blirte der Hausherr eigenhändig eine kleine Weinkneipe, ein Geschäft, zu welchem das Tageslicht vollkommen überflüssig ist; denn erst wenn es draußen anfängt zu dunkeln, wird's innen hell. In früherer Zeit wurde das Local mit Talglichtern erleuchtet, als aber das Gaslicht überhand nahm, wurde in die Mauer ein Loch gebrochen, von Außen eine bleierne Röhre hineingezogen, dieselbe an der Wand und Decke durch Nägel festgemacht, zwei Schuh vor letzterer unten umgebogen, ein kupferner Brenner hineingesteckt — so — und der Kronenleuchter war fertig. Wenn Abends das Gaslicht angezündet wurde und die ewige Dämmerung aus dem Zimmer verschwand, so war es, als zöge ein tiefer Seufzer bei den trüben Wänden vorbei; der alte Hund hinter dem Ofen schüttelte sich, streckte die Nase empor und meinte, es würde Tag. —

Durch den finstern Gang trat man in das Vorzimmer, die Wohnstube des Wirthes und Hausbesitzers. Hier war ein großes, zweischläfriges Bett, ein paar hölzerne Stühle, ein Ofen, um denselben ein großer verblichener Papierschirm, auf welchem Adam und Eva im Naturzustande und sämmtliche Thiere, wie sie im Paradiese lustwandeln, gemalt waren. Da die Gäste allemal durch dieses Vorzimmer mußten, so zog sich der Wirth mit seiner Frau am Abend hinter diesen Schirm am Ofen zurück, und die beiden alten Leute blieben, bis der Letzte der Gäste heimwankte. Der Wein wurde in das Gastzimmer in ein paar großen steinernen Krügen hingestellt, aus welchen sich die Gäste bedienten, nachher die Zeche selbst berechneten und das Geld auf dem Tische zurückließen. Aus dieser Einrichtung kann man ersehen, daß das Local nur von Stammgästen besucht wurde. Diese Stammgäste nun gingen bei dem großen Ofenschirm vorbei und jeder derselben klopfte mit der Hand daran, und das war ein Zeichen für den Wirth, daß ein guter Bekannter eintrat; wenn aber zufälliger Weise Jemand in das Gastzimmer kam, der den Schirm nicht berührte, so streckte der Wirth seinen Kopf oben hinaus und versicherte den fremden Gast, das Zimmer sei für heute Abend an einige gute Bekannte vermiethet.

Man wird uns fragen, welche Klasse von Menschen hier zusammenkam, ob es ein geheimer Clubb war, ob hier Verschwörungen angezettelt wurden, ob man hier, verborgen vor den Augen der Polizei, hoch spielte, und es wäre eigentlich sehr interessant für uns, wenn wir etwas derartig bejahen könnten und dadurch Hoffnung gäben, daß eine schauerliche Geschichte hier passirt sei. Leider sind wir nicht so glücklich: Hieher kamen keine Landstreicher und sonstige Vagabunden, keine Diebe oder Mörder, nicht einmal Verschwörer, es fielen hier wohl zuweilen schreckliche Redensarten, aber im Ganzen waren es harmlose Leute, die hier in der Kneipe zusammenkamen und von denen die meisten am andern Morgen in ihren Geschäften ganz anders sprachen, wie Abends hinter dem Weinglase!

Was aber geschah hier im Dunkel der Nacht? — — — — Hier versammelte sich allabendlich der Clubb für unbegränzte Freiheit. Hier wurde politisirt: das Wohl Deutschlands, das Wohl der ganzen Welt berathen.

Die Glocke schlägt sieben, ein schwerer Tritt in der Hausflur, ein schwerer Schlag an den Ofenschirm, eine tiefe Baßstimme sagt: „guten Abend" und geht in's Wirthszimmer. Es ist ein großer breitschulteriger Mann, der eingetreten ist, auf seinem Gesicht liegt ein rosiger Schein, aber nicht der Schimmer der Jugend, eine Röthe, dem Nordlicht vergleichbar, deren Centrum die Nase ist. Dieß Gesicht ist eingefaßt mit einem großen Bart, alle Unterabtheilungen dieses männlichen Schmuckes, Schnauz-, Backen-, Knebel- und Kinnbart zu einem wirren Ganzen zusammengewachsen; der Mann sieht unter seinem grauen Hut mit Fahnenfedern ganz fürchterlich aus, er trinkt ein großes Glas Wein auf einen Zug aus, stellt sich vor die Bildnisse von Robert Blum und Hecker, die an der Wand hängen, einen Augenblick hin, seufzt tief auf; dieser Seufzer aber klingt wie ein leises Brüllen, er murrt etwas von verrathener Freiheit und setzt sich nieder.

Nach ihm säuselt eine leichte Gestalt durch die Flur, berührt ganz leicht den Schirm und bleibt unter der Thür des Gastzimmers einen

Augenblick ſtehen; es iſt ein ſchmächtiges Männchen mit einem frommen Geſicht, das ſich aber mühſam den Anſchein gibt, ingrimmig auszuſehen, es vergräbt das Kinn in die Halsbinde, ſchiebt den Hut verwegen auf ein Ohr: Alſo hieher hat ſich das Bischen übrig gebliebene Freiheit geflüchtet, hier müſſen wahre Vaterlandsfreunde tagen, verborgen vor der Welt in einem dürftigen Winkel der Erde! Ach, es iſt ſchauerlich! Darauf ſalutirt er vor dem Portrait Heckers und ſetzt ſich an den Tiſch. Der Andere ſchenkt ihm wenig Aufmerkſamkeit, ſtützt den Kopf auf beide Arme und ſtößt dichte Rauchwolken aus ſeiner Cigarre. —

Eine dritte behäbige Figur ſchiebt ſich jetzt ins Zimmer, trommelt ein paar Takte auf den Ofenſchirm und ſchaut mit einem wohlgenährten freundlichen Geſichte hinter denſelben: — Guten Abend, Alter, wie geht's? — dann tritt ſie ins Gaſtzimmer und läßt ſich nieder, nachdem ſie dem Hecker pfiffig lächelnd zugewinkt.

So erſcheint nach und nach die ganze Geſellſchaft, bunt gemiſcht, aber die Meiſten anſtändig ausſchauend. Viel Bartwerk iſt vorhanden, viele rothe Hahnenfedern und ſchwarz-roth-goldene Bänder. Der Krug macht den leeren Gläſern tiefe Complimente und bald geht ein lebhaftes Geſpräch durch's Zimmer.

Der Zweite, der vorhin eintrat, die kleine luſtige Geſtalt, ein Handſchuhmacher, taucht nun ſein Geſicht ſo erſchrecklich tief in die Halsbinde hinab, daß nur die funkelnden Augen herausſchauen, und deklamirt: Die Freiheit, ſie iſt ein leerer Wahn; worauf der Mann mit der rothen Naſe, der zuerſt eintrat, ingrimmig aufſchaute.

Was iſt ein leerer Wahn? brüllt er. Die Freiheit? Wer wagt zu behaupten, daß die Freiheit ein leerer Wahn iſt?

Ich ſagte: k--ein leerer Wahn, aber Sie wiſſen ja, ich kann das K nicht gut ausſprechen.

Ja ſo, kein leerer Wahn. So ſprechen Sie künftig deutlicher. Aber das iſt der Fluch des Sklaventhums und der Unterdrückung, daß

der freie Mann an ein freies Wort nicht mehr gewöhnt, ſogar eine ſklaviſchliſpelnde Ausſprache angenommen hat.

Der dicke Mann, ein Spezereihändler, ſtieß ſeinen Nachbar klug lächelnd an, als wollte er ſagen: der hat's, jetzt kann's losgehen. Dieß ſchien auch ein junger Menſch mit bleichem Geſicht und langem blondem Haar zu fühlen, denn er ſchrie nebenbei — um ſich bei der rothen Naſe in Reſpekt zu ſetzen: Es lebe der Hecker! Und Alle tranken ihre Gläſer aus, Einige mit ſchwärmeriſchem Blick an die Wand hin, Andere ſchüchtern auf ihre Naſenſpitze ſehend.

Die rothe Naſe verbeugte ſich dankend, als ſei ſie der Hecker, murmelte dabei aber von Reactionären und politiſchen Feiglingen, wobei ſie namentlich den Gewürzkrämer und ſeinen Nachbar ſcharf anſah, worauf der erſtere mehrere Gläſer Wein haſtig hinabſtürzte, wie er hier allabendlich zu thun pflegte, um ſich in eine muthvolle Stimmung zu verſetzen und damit er Widerſtand zu leiſten vermöge den Bemühungen, ihn auf die äußerſter Linke hinüberzuziehen; denn der Spezereihändler war, im Vertrauen geſagt, äußerſt conſervativ, ja etwas reactionär.

„Meine Herren," ſprach die rothe Naſe, „was ſind wir denn eigentlich, daß man es wagt, uns tagtäglich in den Staub zu treten, daß man uns unſere koſtbarſten Freiheiten vorenthält? Was heißt Deutſch? Was heißt Deutſcher? Heißt Deutſcher etwa ſo viel, als ein Individuum, ein Weſen, das dazu gemacht iſt, und erſchaffen wurde, um Fußtritte auszuhalten, um Stockſchläge zu empfangen, ein Reibeiſen, an dem Jedermann die Schuhe abputzen darf, ein Geſchöpf der Finſterniß, dem nie der roſige Morgen der Freiheit tagen ſoll? Ich wenigſtens dulde dieſe Knechtung nicht länger. Ich will kein Sklave ſein. Ich will mich nicht krümmen unter den Fußtritten der Gewaltigen. Ich will mir die Freiheit mit meinem Herzblut erkaufen, ich will ein freier, deutſcher Mann ſein."

Auf dieſe glänzende Rede ließ ſich ein vielſtimmiges Bravo hören. Nur der Spezereihändler ſtützte ſeine Arme auf den Tiſch und wollte der

rothen Naſe in die Rede fallen. Aber die rothe Naſe war im Zug wie eine überheizte Lokomotive und fuhr ſauſend und ſchnaubend fort:

„Was iſt Freiheit? Iſt das bischen Preßfreiheit Freiheit? Iſt ein volksthümliches Miniſterium Freiheit? Iſt Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, iſt Vereinsrecht Freiheit? O nein! Das verſteht ſich Alles von ſelber, denn da der freie Mann Alles das thun kann und ſoll, was ihm beliebt, ſo fallen ihm dieſe Lappalien, dieſe Brocken, die man ihm wie dem hungrigen Hunde hinwirft, von ſelbſt zu. Der wahre freie Mann iſt der, der wahrhaft frei iſt, und der wahrhaft frei iſt, das iſt ein freier Mann! Aber Ihr Alle," dieß ſprach der Mann mit unbeſchreiblichem Pathos, „ſeid Geknechtete, Unterdrückte, ſeid Sklaven!"

Jetzt war der kleine Spezereihändler nicht länger zu halten. Zuerſt brach er in ein lautes Lachen aus, das höhniſch klingen ſollte.

„Hör' mir einer an," ſagte er dann, „ich ſei ein Sklave, wagen Sie zu behaupten. Ich ſei ein Gefeſſelter, Unterdrückter? Weßhalb bin ich ein Sklave? Kann ich nicht thun und laſſen, was mir beliebt? Habe ich nicht Alles errungen, was man erringen kann? Und dann," ſetzte er in einem etwas weinerlichen Tone hinzu, „begreife ich eigentlich nicht, warum ich mich in den Clubb für unbeſchränkte Freiheit habe aufnehmen laſſen, damit man mich jeden Abend auf's Allerſcheußlichſte herunterſchimpft! Und damit ich nicht einmal die Freiheit habe, zu ſagen, daß ich mich unter den jetzigen Einrichtungen vollkommen frei genug fühle!"

„Er hat hat ganz recht," ſagte leiſe ſein Nachbar, und mehrere Andere nickten ihm beifällig zu, obgleich die rothe Naſe in ihrer Wuth unzählige Gläſer Wein hinter einander austrank.

„Warum," fuhr der Spezereihändler fort, „warum nutzt mich die Freiheit nichts, die wir einmal errungen haben? Warum, das möchte ich wiſſen?"

„Weil das keine Freiheit iſt," ſagte der Handſchuhmacher; „nur auf den Bergen iſt Freiheit. Ich will thun und laſſen können, was mir beliebt."

Die rothe Naſe ſah den Spezereihändler mit einem Blick unbeſchreiblicher Verachtung an; dann ſagte ſie: „Iſt ein ſtehendes Heer Freiheit? Iſt Polizei Freiheit? Sind Steuern Freiheit? Sind Capitaliſten Freiheit? Oh, Ihr ſeid blind mit ſehenden Augen. Seht Ihr denn nichts von der Reaktion, die ihr geiferndes Haupt emporſtreckt, eine rieſige Schlange, die Euch langſam, aber unfehlbar einſchnürt?“

„Ha,“ eiferte der Spezereihändler, „Reaktion, was iſt Reaktion? Wo iſt Reaktion?“

„Reaktion!“ ſagte die rothe Naſe, und warf einen mitleidigen Blick hinüber; „weßhalb gehen alle Geſchäfte ſchlecht? Weßhalb ſtockt Handel und Wandel? Weßhalb geht der brave Gewerbsmann zu Grunde?“

„Das iſt keine Reaktion, das iſt ein Unglück,“ ſagte der Spezereihändler. „Die Gewerbe gehen ſchlecht, weil es an Vertrauen fehlt, nicht einmal weil es an Geld fehlt. Ich muß es am Beſten wiſſen. Wer früher den Zucker bei mir Hutweiſe kaufte, der läßt jetzt täglich einige Loth holen, und wer ein Paar neue Stiefeln ſehr nöthig braucht, der läßt heute, dennoch die alten flicken, da er nicht weiß, ob ihm die goldene Freiheit, von der Ihr immer predigt, nicht morgen die neuen Stiefel vielleicht ausziehen würde.“

„Ja,“ fiel jetzt ſein Nachbar in's Wort, der ein Möbelſchreiner war, „ſo iſt's, bei Gott, ſo iſt's! Hab' ich doch von zwanzig Geſellen nur noch zwei, und von denen iſt obendrein der eine ein Schneider, der nur Fenſtervorhänge flickt. Ja, Ihr ſeid es, die Handel und Wandel darniederdrücken, mit Eurem loſen Maul und Euern aufrühreriſchen Reden und Euern Wühlereien. Nennt mir einen einzigen Menſchen, der durch Eure fortgeſetzten Aufhetzereien was profitirt hätte. Die Steuern ſind erhöht, Arbeit gibt's keine, und wenn bei dem armen Gewerbsmann das Bischen, was er in früheren Jahren verdient hat, aufgezehrt iſt, ſo hat er Eure Freiheit errungen, dann iſt er frei, wie der Vogel auf dem Zweig, ohne Nahrung und Obdach, frei, daß ſich Gott erbarme!“

Der junge Menſch mit den blonden Haaren hatte ſchon mehrmals verſucht darein zu ſprechen, konnte aber mit ſeiner dünnen Stimme nicht durchdringen.

„Warum," ſchrie er jetzt, „haben bei den ſogenannten Vornehmen und Reichen alle Feſte, Bälle aufgehört? Warum anders, als um den armen Mann zu drücken?"

„Warum?" entgegnete der Möbelhändler, „warum ſoll der Reiche und Vornehme nach den Verluſten, die er ohnedieß erlitten, noch ſein Geld hinauswerfen, wofür er nur Undank hat? Bellt Ihr nicht mit Euerm giftigen Neid Jeden an, der einen beſſern Rock trägt, als Ihr? Was ſchreit Ihr in die Welt hinaus, wenn Ihr irgendwo ein Gaſtmahl oder einen Ball wittert? Schreit Ihr nicht über Reaktionäre, Ariſtokraten, die den Schweiß des armen Volkes verpraſſen? Und das iſt erlogen, das kommt dem Arbeiter und Handwerksmann zu gut, wären nur viele Feſtivitäten und Geſchichten, ſo ſtände es mit dem Gange der Geſchäfte beſſer. Und verpraßt Ihr nicht ebenſo den Schweiß des armen Volkes? Z. B. Sie," ſagte er zu der rothen Naſe, „haben da einen warmen Rock an, und einen Paletot darüber. Damit könnten Sie einen kleiden, der nichts hat. Sie trinken bei Ihrem Schreien nach Freiheit, das Ihnen natürlich die Kehle austrocknet, täglich Ihre zehn Schoppen Wein. Das würde für neun arme Familienväter langen, und es bliebe Ihnen doch noch ein Schoppen. Aber ich will darüber nichts ſagen, denn das Geld für die zehn Schoppen nimmt der Wirth ein, und das fließt wieder in eine Menge Hände und kommt Vielen zu gut."

„Schade, Schade," ſeufzte der Spezereihändler, „wie unſere ſchönen Gewerbe ruinirt ſind, unſere Stadt ihrem Untergang entgegengeht! Ich ſehe ſchon die Zeit kommen, wo die Häuſer zerfallen, wo auf den Straßen das Gras wächst, und wo wir Alle eine große, große Brüdergemeinde von lauter Lumpen bilden."

So weit war die Sache in der Ordnung, und manche Mitglieder des Clubbs für unbegrenzte Freiheit neigten ſich auf die rechte Seite.

Es hätte dazu kommen können, daß die rothe Naſe und ihre Conſorten überſtimmt worden wären, und der Möbelhändler wagte ſchon den ſchüchternen Vorſchlag, der Geſellſchaft ſtatt des bisherigen den Namen: „Clubb für geſetzmäßige Freiheit“ zu geben, wodurch man für die Wohlfahrt Deutſchlands ſchon viel gewonnen hätte, und mit welcher Errungenſchaft ſich die exaltirteſten Conſervativen zufrieden geſtellt hätten.

Aber da geſchah etwas, was der Sache eine ganz andere Wendung gab, und was in dem Clubb für unbegränzte Freiheit bis jetzt nicht da geweſen war. Es war nämlich 11 Uhr geworden, das Geſpräch hatte man außergewöhnlich laut geführt, und es öffnete ſich die Thür, und herein trat ein Diener der Polizei, feierlich verkündend, daß die Polizeiſtunde längſt vorüber ſei. — — — —

Trauriger Moment! Wie wahr iſt das Sprüchwort: Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden. Die rothe Naſe, wie ſie im Begriff war zu thun, eine Rede gehalten für unbegränzte Freiheit, eine Rede, übermenſchlich ſchön, ſie hätte weder den Spezereihändler noch den Möbelſchreiner verlockt, ihren Antrag auf Aenderung des Namens in Clubb für geſetzmäßige Freiheit aufzugeben. Aber das Erſcheinen der Polizei in dieſem Augenblick, das Verkündigen der Polizeiſtunde, ſo etwas verträgt kein deutſcher Bürgersmann und Patriot. Das ſah auch die rothe Naſe ein; die rothe Naſe wußte ganz genau, daß jetzt ihre Sache die ſiegreiche ſei. Ruhig und groß ſetzte ſie ſich nieder, ruhig und groß füllte ſie ihr Glas, trank es aus und ſprach:

„Freie deutſche Männer, die Polizeiſtunde iſt vorüber!“

Der junge blonde Menſch, nachdem er ſich überzeugt, daß die Polizei das Haus verlaſſen, ließ den Hecker leben; die rothe Naſe verkündigte, ſie behalte ſich vor, morgen eine Adreſſe an die Nationalverſammlung vorzulegen, worin das Miniſterium anzuklagen ſei, daß es durch die fluchwürdige, an das alte verdammliche Syſtem erinnernde Einrichtung der Polizeiſtunde das freie Vereinsrecht der Bürger unge-

ſetzlich ſchmälere und daß ſie, hierauf fußend, morgen den Antrag einbringen wolle, den Namen der Geſellſchaft in „Clubb für geſetzloſe Freiheit" umzuändern.

Und hierauf trennte man ſich.

Wirth und Wirthin gingen zu Bett. Die Thüre wurde an den Eingang gelehnt, der Hund legte ſich zum Schlafen hinter den Ofen, das Gaslicht wurde ausgelöſcht, und ringsum war es troſtlos dunkel.

Anonyme Briefe.

zogenen Himmel warf, „Friedensgericht iſt für dieſe wohlthätige Anſtalt eine ſehr ſonderbare Benennung. Da werden zwei Partheien, die uneins ſind, mit Gewalt hincitirt, vor einen alten Herrn, der ſitzt in einem großen Lehnſtuhl und hat grauſame Langeweile. Er hört die Leute ruhig an, und nachdem ſie ſich tüchtig ausgeſchrien haben, verſucht er einen Vergleich zwiſchen ihnen zu Stande zu bringen. Aber das gelingt ihm höchſt ſelten, iſt ihm aber im Grund auch gleichgültig, und wenn die Leute auch vor dem Friedensgericht thun, als haben ſie ſich wirklich verſtändigt, ſo rennen ſie, wenn ſie kaum aus der Thür ſind, zu zwei verſchiedenen Advokaten und machen die Sache beim Landgericht anhängig. Aber da fällt mir eben ein, daß die Sache mit Philipp wohl vor das Polizeigericht kommen wird, eine andere, nicht minder wohlthätige Anſtalt.“ — „Und was geſchieht da, lieber Herr Doktor?“ fragte ich kleinlaut. — „Ja da,“ entgegnete der Doktor, „wird mit dem ehrwürdigen Philipp ziemlich kurzer Prozeß gemacht. Der betreffende Poliziſt betheuert bei ſeinem Dienſteid, er habe den Inkulpaten im Augenblicke erwiſcht, wo er höchlichſt an einer königlichen Straßenlaterne gefrevelt, und dann iſt's wie eins, zwei, drei. Der Polizeidirektor ſagt: So! ſchlägt das Polizeiſtrafgeſetzbuch auf und decretirt: ergo conclusum — drei Tage in Arreſt nebſt Schadenerſatz.“ — „Aber um Gotteswillen!“ rief ich, „Philipp iſt ja

Es ſollte mich wundern, wenn nicht jeder meiner lieben Leſer ſchon einen anonymen Brief bekommen hätte. Vorausgeſetzt nämlich, daß der Leſer ein ehrenwerther Charakter iſt: denn die Lumpen und ſchlechten Charaktere bekommen keine anonymen Briefe, ſie ſchreiben blos welche. Alles iſt in der Natur von Gott dem Herrn weislich eingerichtet. Man ſoll eine giftige Blüthe nicht eſſen, ſondern es verſtehen, wie die Bienen, aus den allergiftigſten Blüthen Honig zu ſaugen. Lieber Leſer, flattere mit mir in das fette Miſtbeet, worauf die giftigen Blumen wachſen, deren Früchte die anonymen Briefe ſind. Sie ſind gepflanzt in Neid und giftiger Mißgunſt, gepflegt von Bosheit und übler Laune, und ſtatt des himmliſchen Thau's, der andere Gewächſe erfreut, ziehen ſie ihre Nahrung aus ſtillen Schmerzensthränen, jenen armen Geſchöpfen erpreßt, die leider Gottes dumm genug waren — verzeih' mir den Ausdruck — eine anonyme Zuſchrift ſich zu Herzen zu nehmen.

Um mich minder blumig auszudrücken, ſo iſt der anonyme Brief eine moraliſche Ohrfeige, die aus dem Dunkeln nach Deiner Wange gerichtet iſt, die Du aber durch ein kluges, vernünftiges Benehmen jeder Zeit pariren kannſt. Biſt Du Privatmann, ſo öffne nur ſolche Briefe, deren Siegel und Handſchrift Dir bekannt iſt. Neben den Schriftzügen Deiner Freunde wirſt Du es ja wohl gelernt haben, die Handzeichen Deiner achtungswerthen Gläubiger zu erkennen, denen Du, außer vielem Geld, von Zeit zu Zeit eine geringe Antwort ſchuldig biſt.

Biſt Du Geſchäftsmann, ſo werden Dir die anonymen Briefe vorgelegt, wie man dem unſchuldigen Hühnervolke Giftkörner unter die nahrhafte Gerſte ſtreut; aber mach' es wie dies kluge Vieh, welches die Giftkörner augenblicklich wieder ausſpuckt. Schau jedem geöffneten Brief ſogleich in's Geſicht, d. h. auf die Unterſchrift, und iſt der Brief ein namenloſer — „ſtürzt das Scheuſal in die Wolfsſchlucht," d. h. in den Papierkorb.

Ich habe es freilich nicht ſo gemacht, lieber Leſer, ſondern zu meinem Vergnügen und Deiner Belehrung habe ich mir eine feine Sammlung jener guten Freunde angelegt, welche mir ſchon manche angenehme Stunde bereitet hat. Ich betrachte die anonyme Briefſtellerei vom objektiven Standpunkt; mir ſind ihre Erzeugniſſe ein Thermometer, an dem ich die Schlechtigkeiten mancher Menſchen meſſe, und mein Queckſilber in demſelben iſt ſchon ſo hoch geſtiegen, daß es bald keinen Platz mehr hat.

Die anonymen Briefe ſind nur bedingungsweiſe anonym. Die meiſten tragen eine Unterſchrift, wie z. B. „Ein Feund, der's mit Ihnen gut meint." — Unter dieſer Unterſchrift aber kommen die ſchlimmſten. — Ferner: „Ein hieſiger Bürgersmann;" oder: „Im Auftrag eines braven Mannes, der es gut mit Ihnen meint;" oder: „Jemand, der von Ihrer bodenloſen Schlechtigkeit vollkommen überzeugt iſt;" oder endlich: „Eine Anzahl hieſiger Bürger und Gewerbsmänner."

Anonyme Briefe laſſen ſich meiſtens ihrem Innern und ihrer Unterſchrift nach in drei Claſſen eintheilen, von denen die erſte Claſſe, meiſtens mit N. unterzeichnet, oder mit „Ihre † † †", die harmloſeſte iſt. Es ſind meiſtens gerechte oder ungerechte Klagen über zarte und unzarte Verhältniſſe, ſchüchterne und unſchüchterne Bekanntſchaft-Anknüpfungs-Verſuche, unter dem Titel der Entdeckung wichtiger Geheimniſſe, z. B.:

„Verehrter Herr!

Eine Perſon, die, ohne von Ihnen gekannt zu ſein, es ſehr gut mit Ihnen meint, wünſcht Sie in einer dringenden Angelegenheit

heute Abend zwiſchen 8 und halb 9 Uhr zu ſprechen. Sie wird ſich in der Nähe des Schiller aufhalten, und ein dreimaliges Huſten ſei das Zeichen. Dieſe Perſon, die es ſehr gut mit Ihnen meint, wird von heute ab drei Abende auf Sie warten. N. N."

In der zweiten Claſſe bewegen ſich anſcheinend wohlgemeinte, aber deſto gefährlichere Correſpondenzen. Sie tragen oft die Unterſchrift eines braven Mannes, „der es gut mit Ihnen meint." Sie erzählen mit einer gewiſſen Entrüſtung von ſchlechten Gerüchten, die über Dich im Umlauf ſind, und fordern Dich auf, denſelben öffentlich entgegen zu treten. Nimm Dich aber in Acht, dieſen braven Männern unbedingt zu folgen; denn meint es ein braver Mann wirklich gut mit Dir, ſo wird er Dir ein derartiges Gerücht ſelber mittheilen und Dir helfen, der Quelle nachzuſpüren. In dieſe Claſſe kann man auch, biſt Du, geneigter Leſer, vielleicht ein Künſtler oder eine Künſtlerin, jene Briefe rechnen, welche ungefähr an eine Schauſpielerin ſprechen:

„Mein Fräulein!

Es thut mir ſehr leid, Ihnen anvertrauen zu müſſen, daß ein gewiſſer Kreis von ſchlechten Menſchen es auf Ihre Demüthigung abgeſehen hat. Vermeiden Sie es, in dem Stücke heute Abend aufzutreten. Sie können ſich unſern Schmerz denken, wenn Sie das Publikum, das Sie ohnedieß nicht liebt, mit lautem Pfeifen und Ziſchen empfinge. Ueberhaupt rathen Ihnen wohlmeinende Freunde, Ihr hieſiges Engagement baldmöglichſt mit einem andern zu vertauſchen, da Sie ſelbſt fühlen müſſen, daß Sie dem Publikum und der Intendanz gleich ſehr zur Laſt ſind."

Iſt die unglückliche Künſtlerin furchtſamer Natur, ſo hat der unbekannte Wohlthäter ſeinen Zweck erreicht, die Schauſpielerin iſt befangen, und in den Applaus ihrer Freunde und Verehrer miſcht ſich hie und da ein leiſes Pfeifen. Es iſt aber hundert gegen eins zu wetten, daß dieſes pfeifende Vögelein daſſelbe iſt, aus deſſen anonymem Schweif die bewußte Feder gefallen.

Die dritte, an ſich ungefährliche Claſſe iſt die, welche, geſchult im Style moderner und geſinnungstüchtiger Tagblätter, jegliche Zuſchrift ungefähr wie deren Artikel einzuleiten pflegt. Alſo ungefähr:

1) „Mit tiefem Schmerz und großer Entrüſtung ꝛc.“

2) „Ueberzeugt von Ihrer bodenloſen Schlechtigkeit ꝛc.“

3) (à la Cicero): „Wie lange noch, elender Hofſpeichellecker ꝛc.“

Dieſe Claſſe ſchließt gewöhnlich ihrem Schlangencharakter treu, indem ſie mit dem Kopf ſich in den Schwanz beißt, alſo mit den Worten, wie ſie angefangen.

Doch wir brechen ab. Der Stoff iſt ſo reichhaltig, daß er in einem einzelnen Blatt nicht zu verarbeiten iſt. Auch ſind wir den betreffenden und betroffenen Schlachtopfern menſchlicher Grauſamkeit ſchuldig, eine Waffe anzugeben, womit dem finſtern Treiben der anonymen Briefe zu begegnen iſt. Weßhalb wir uns vornehmen, denſelben in unſerm nächſten Blatte einen reichhaltigen anonymen Briefſteller, nach vorhandenen Muſtern, nebſt Gebrauchsanweiſung, zu übergeben.

Jemand,
mein verehrter Leſer, der es gut mit Dir meint.

Zeitungsartikel in aufsteigender Potenz.

Ein Blatt aus der Reſidenz.

Es iſt wirklich zu verwundern, daß die geſtrige Volksverſammlung nach den aufreizenden Redensarten, die gehalten wurden, im Ganzen ruhig vorüberging; nur iſt ein kleiner Unfall zu beklagen, der nach Beendigung derſelben ſtattfand. Auf dem Heimweg ſtolperte ein Bürger, von dem man übrigens durch ſeinen früheren Lebenswandel berechtigt iſt zu glauben, daß er etwas betrunken geweſen, über den Schleppſäbel eines Cavaleriſten und fiel ſich die Naſe blutig. Andere ſagen, es ſei eine kleine Streitigkeit zwiſchen ihnen vorgefallen.

Ein anderes Blatt der Reſidenz.

Die erhebende Volksverſammlung, von einer unzähligen geſinnungstüchtigen Menſchenmenge beſucht, ging auf ſolche Weiſe mit Ehrfurcht gebietender Ordnung und Stille vorüber. Sie können ſich denken, wie die ſchnöde Reaction die Einigkeit des Volkes mit ſcheelen Augen anſieht. Auch ſpricht man bereits von böſen Conflicten, in welche die Soldateska mit dem ruhig heimkehrenden Bürger gerathen ſein ſoll.

Nachſchrift.

Leider hat ſich das, was ich von Conflicten zwiſchen Militär und Bürgern nach dem Schluß der geſtrigen Volksverſammlung ſagte,

bestätigt. Augenzeugen sprechen von zahlreichen Verwundungen und es soll jetzt schon gewiß sein, daß das Militär ohne den geringsten Vorwand und ohne von den vorüberwandelnden Bürgern gereizt zu sein, auf die schonungsloseste Art von seinen Waffen Gebrauch machte. Wird man denn nun nicht einmal bald der Volksstimme Gehör geben und dem Militär das höchst unnöthige Tragen der Waffen außer des Dienstes verbieten? Das Volk ist ja bewaffnet, und gesinnungstüchtige Männer vom zartesten Alter sieht man bewaffnet einherziehen; wozu also noch bewaffnetes Militär?

Zwei Stunden von der Residenz.

Mit tiefem Schmerz und gerechter Entrüstung haben wir unsern Lesern neue Schandthaten zu erzählen, welche sich das verwilderte Militär gegen harmlos einherwandelnde Bürger erlaubte. Sie haben von der zahlreich besuchten Volksversammlung gehört, wo das souveräne Volk fest und bestimmt, aber ohne den Rechtsboden zu verlassen, deutlich aussprach, was ihm fehle und wo ihm geholfen werden müsse. Schon während der herzerhebenden Reden, die dort gehalten wurden, bemerkte man herumschleichende Spione und Emissäre der Reactionäre, welche sich bemühten, die goldenen Worte gesinnungstüchtiger Redner dem Volke zu verdächtigen und, sie mit reactionärem Geifer beschmutzend, als unlauteres Metall darzustellen. Auf dem Heimwege nun wurden mehrere unserer ehrenhaftesten Bürger von einer großen Anzahl Soldaten mit der blanken Waffe überfallen. Vergebens war das Abwehren dieser unschuldigen Schlachtopfer, die verthierte Soldateska hieb schonungslos ein, einem Bürger sollen mehrere Nasen abgehauen worden sein. Man fürchtet Unruhen in der Stadt, und so traurig es ist, wenn wir neue Unruhen erleben, so ist es endlich einmal Zeit, daß der grenzenlosen Willkühr des Militärs entgegengetreten wird.

Berichtigung.

In unserem gestrigen Artikel über die Schandthaten in der Residenz muß es heißen statt: es wurden einem Bürger mehrere Nasen abgehauen, es wurde mehreren Bürgern eine Nase abgehauen.

Nachschrift.

Ueber die unverantwortliche, schmähliche Schandthat in der Residenz soll man dorten, wie wir von glaubwürdigen Freunden erfahren, immer mehr Details entdecken. Man soll einem Verein auf die Spur gekommen sein, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, durch Aufhetzen des Militärs gegen ruhige Bürger der Reaction kräftig in die Hand zu arbeiten. Bezeichnend und nicht zu übersehen ist, daß, während auf offener Straße die besprochenen Schandthaten vorfielen, mehrere Offiziere, Cigarren rauchend, vorüberritten. Glaubwürdige Zeugen versichern sogar, daß einer dieser Offiziere mit dem andern einige leise Worte wechselte, und daß dieselben alsdann davon geritten, mit Mienen, welche deutlich ihr Wohlgefallen an der verübten Schandthat aussprachen.

Vier Stunden von der Residenz.

Ein Schrei des Entsetzens geht durch's ganze Land. Wir erhalten soeben Nachricht von einer Militärverschwörung gegen das Leben ruhiger Bürger, eine Verschwörung, welche glücklicherweise übereilt, aber mit solch furchtbaren Symptomen an das Tageslicht herantrat, daß dem unparteiischen Zuschauer die Haut schaudert. Die Metzelei soll unerhört gewesen sein, und man spricht von 7 bis 8 Todten und die doppelte Anzahl Verwundeter auf Seiten der Bürger. Auch sah man Offiziere zu Pferde in der Nähe, welche das ganze Gemetzel

unſchuldig! — „Das thut nichts, Verehrteſter, Alles, Ort und Umſtände, wie er attrapirt worden, zeugt gegen ihn, und er mag nur Gott danken, daß auf das Verbrechen, eine Straßenlaterne zertrümmert zu haben, nicht Todesſtrafe ſteht, indem er alsdann unfehlbar gehängt würde.“ — „Nein, lieber Herr Doktor,“ erwiederte ich, „das dürfen wir eigentlich nicht zugeben; ich, oder vielmehr Sie, der die Sache beſſer kennt, ſollte auf die Polizei gehen und dort erklären, daß Philipp unſchuldig iſt. Sie brauchen ja nicht zu ſagen,“ ſetzte ich hinzu, „daß wir betheiligt ſind; wir haben es nur zufällig mitangeſehen und können für ſeine Unſchuld zeugen.“

„Junger Menſch,“ ſprach der Doktor ſehr ernſt, indem er ein blechernes Gefäß hervor ſuchte, worin er ſeinen Kaffee zu bereiten pflegte, „Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus. Aber nehmen Sie mir's nicht übel, davon verſtehen Sie gar nichts, und ich deſto mehr. Sehen Sie, wenn ich mich in einer ſo zweideutigen Angelegenheit auf der Polizei ſehen laſſe, ſo begnügen ſich die charmanten Leute dort nicht mit meinem Zeugniß; ſie gehen in ihrer unendlichen Wißbegierde ſo weit, mich um Paß, Heimathſchein, Aufenthaltskarte ꝛc. zu fragen, und würden ſich am Ende noch angelegentlichſt erkundigen, wovon ich denn eigentlich in hieſiger Stadt meinen Unterhalt beſtreite? Fragen, auf welche ich wahrhaftig keinen Beſcheid zu geben wüßte.“

commandirten. Man ſagt, es ſei Generalmarſch geſchlagen worden und die Stadt ſei vollkommen im Aufruhr. Wird man jetzt auch wieder ſchonend verfahren, wird man jetzt nicht endlich einmal einſchreiten gegen die Urheber ſolcher Gräuelthaten? Oder wird man abwarten, bis das ganze Volk entrüſtet aufſteht und ſelbſt zu Gericht ſitzt?

Sechs Stunden von der Reſidenz.

Es iſt eine der ſchreiendſten Unthaten begangen worden, ein namenloſes Verbrechen, welches noch nie ſtattfand, ſeit die Welt ſteht. Sie haben von der äußerſt würdigen Art und Weiſe gehört, mit welcher die letzte Volksverſammlung begann. Aber leider konnten die Männer, welche für das Wohl des Volkes ihr Leben einſetzten, ihre glorreiche Sache nicht zum Ende führen. Kaum hatte Herr X. mit erhebenden Worten von den Rechten des Volkes geſprochen und ihm die Banden und Ketten gezeigt, mit denen es täglich mehr geknechtet wird, ſo überfiel eine zu dieſem Zweck von der fluchwürdigſten Reaction bis dahin verſteckt gehaltene Militärmacht die harmloſe Verſammlung. Man ſpricht von mehreren Regimentern, welche zu dieſer Schandthat aufgeboten wurden. Schonungslos metzelten dieſe Wütheriche, dieſe Thiere in militäriſchen Röcken, Alles nieder, was ihnen in den Weg kam. „Zu den Waffen!“ ſchrien die Bürger. Es wurde Generalmarſch geſchlagen, und nachdem die Bürgerwehr dem Kampf ein Ende gemacht, beſchloß ſie auf dem Philipp'ſchen Bierkeller unter dem Donner reactionärer Geſchütze und unter dem Blinken reactionärer Bajonnete eine Petition an die Regierung, die militäriſchen Horden augenblicklich aus der Stadt zurückzuziehen.

Nachſchrift.

Am Schluſſe dieſes entſetzlichen Tages war es rührend anzuſehen, wie einige der ſchwer getroffenen armen Schlachtopfer den, wie man

jetzt ganz genau weiß, verführten Soldaten ihre Missethat vergaben und in verschiedenen Wirthshäusern auf's Neue mit ihnen fraternisirten.

Acht Stunden von der Residenz.

Mit Bezug auf die in der Residenz begangene unerhörte Greuelthat verlangen wir Folgendes:

1) Es sollen alle stehenden Heere aufgelöst und nach Hause geschickt werden.
2) Es soll den Militärs das Waffentragen außer Dienst untersagt sein.
3) Es sollen sämmtlichen Militärs Civilanzüge beschafft werden, damit der Bürger nicht mehr genöthigt ist, die verhaßten Uniformen zu sehen.
4) Es soll jedem Soldaten freistehen, sich zu erklären, ob er Monarchist ist oder Republikaner sein will.

Man soll

5) diese alsdann gebildeten Parteien gegen einander kämpfen lassen, um zu sehen, welche Partei die stärkere ist; denn so werden wir
6) auf eine schickliche Art beide Parteien los, und das souveräne Volk tritt in die Rechte ein, die ihm gebühren.

Erklärung,

welche wir zwei Beiden ganz gehorsamst Unterzeichneten die sämmtlich verehrten Redaktionen aller Blätter bitten gratis aufzudrucken.

Ich und mein guter Freund, der Tuchmachergeselle Carl Muckenbold, gingen von der neulichen Volksversammlung Arm in Arm nach Hause zu spazieren. Plötzlich blieb ich stehen und sagte zu meinem Freund Muckenbold: „Muckenbold, du blutest allbereits aus deiner

Nase." — „So," sagte mein Freund Muckenbold, ich blute aus meiner Nase?" Und darauf zog er sein rothes Sacktuch aus der Tasche, und ich putzte ihm seine Nase ab. Darauf blieben einige Leute stehen und frugten mich, ob wir Beide uns geschlagen hätten; darauf antwortete mein Freund Muckenbold: wir hätten fraternisirt, und wenn wir uns auch geschlagen hätten, ginge es ihnen doch nichts an. So ist der gewisse und wahrhaftige Hergang dieser ganzen Sache. Darauf gingen wir ins Wirthshaus zusammen und deßhalb bitten wir alle verehrlichen Redactionen, diesen Aufsatz gratis aufzunehmen.

Philipp Katzenwadel
und sein Freund Muckenbold, Unteroffizier
im 64. Regiment, das heißt Ich.

Nachschrift.

Was von meinem früheren Lebenswandel gesagt worden ist, geht keinen Menschen nichts an, und wenn ich zuweilen betrunken war, so habe ich es bezahlt. Die Obigen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Ein Geheimniß	7
Reise-Abenteuer	105
Ein Schicksal	159
Gefährliche Blumensträuße	199
Familien-Conzert	249

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Zwei Nächte	7
Im Bivouak	53
Die erste Wache	71
Venedig	87
Die erste Versammlung deutscher bildender Künstler	215
Der Clubb für unbegränzte Freiheit	245
Anonyme Briefe	257
Zeitungsartikel in aufsteigender Potenz	263

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

F. W. Hackländer's Werke.

XXVII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Siebenundzwanzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

„Ja, aber, lieber Herr Doktor, wenn Sie mir erlauben, unbeſcheiden zu fragen, Sie müſſen doch ein gewiſſes Vermögen haben, von dem Sie die Leute bezahlen, denen Sie etwas ſchuldig ſind.“ — „Ja freilich,“ erwiederte Burbus — „Schulden bezahlen — ja wohl, ja wohl! — Es gab eine Zeit,“ fuhr er fort, indem er eine Spirituslampe anzündete, „eine Zeit, wo ich nicht ſchlafen konnte, wenn ich Gott mein Nachtgebet ſchuldig geblieben war; aber das iſt ſchon lange her, und ſeit jenen Tagen unſchuldiger Kindheit habe ich es gänzlich verlernt, meine Schulden zu bezahlen.“

Unterdeſſen war ich an's Fenſter getreten und ſchaute zum Himmel empor, wo ſchmutzig graue Wolken von einem kalten Winde eilfertig, und ihre Geſtalt beſtändig ändernd, hinweggeführt wurden. Auf der Straße war es naß und kothig und wenige Schritte vor dem Reißmehlſchen Hauſe lag auf der Erde ein ganzer Trümmerhaufen von Stricken, Glas, kurz allen Beſtandtheilen, woraus eine ordentliche Straßenlaterne gefertigt iſt. Drüben im Hauſe meines ehemaligen Prinzipals war noch Alles ſtill und ruhig, nur das Fenſter meines Zimmers war geöffnet und der Wind fuhr hinein und ſpielte mit dem bunten Kattunvorhang, der mein früheres Bett umgab. Es war ein häßlicher, unfreundlicher Morgen, und ich befand mich in derſelben Stimmung wie damals, als ich nach dem zu viel genoſſenen Punſch

Schnellpressendruck der J. B. Brandel'schen Offizin in Stuttgart.

Zur Ruhe ſetzen.

Luſtſpiel in vier Aufzügen.

Perſonen.

Der Commerzienrath.
Der Kanzleirath.
Der Hofrath.
Die Commerzienräthin, } Schweſtern.
Die Kanzleiräthin, } Schweſtern.
Die Hofräthin, } Schweſtern.
Eduard, Neffe des Commerzienraths.
Guſtav, Sohn des Kanzleiraths.
Amalie, Tochter des Kanzleiraths.
Pächter.
Anna, deſſen Tochter.
Jakob, Bedienter des Commerzienraths.
Ein Schreiner.
Ein Schloſſer.
Ein Buchbinder.
Der Gärtner } auf dem Gute des Commerzienraths.
Der Oberknecht } auf dem Gute des Commerzienraths.
Der Kutſcher } auf dem Gute des Commerzienraths.
Der Ochſenknecht } auf dem Gute des Commerzienraths.

Erſter Aufzug.

Decoration: Ein ziemlich eleganter Salon, Thüren im Fond und zu beiden Seiten. Links iſt ein Fenſter.*

Erſte Scene.

Pächter. Bedienter. (Letzterer wie eben vom Wagen geſtiegen, einen Nachtſack in der Hand.)

Pächter (erſtaunt).

Er will ſich zur Ruhe ſetzen?

Bedienter.

Hab' es Euch ſchon geſagt.

Pächter.

Der Commerzienrath? Das iſt mir unbegreiflich.

Bedienter.

Das glaub' ich. Haben es Viele nicht begriffen.

Pächter.

Das Landleben hat ſein Schönes.

Bedienter.

Hol' es der Teufel!

---

* Rechts und links vom Zuſchauer.

Pächter.

Ich ſag' Euch, hier oben die Ruhe und den Frieden! . .

Bedienter.

Ruhe und Frieden! Die Worte hab' ich den ganzen Weg über hören müſſen. Vor lauter Frieden könnte ich mit Jedermann Händel anfangen.

Pächter.

Aber das ganze große Geſchäft in der Stadt!

Bedienter (mürriſch).

Leitet unſer Neffe, der junge Herr Eduard.

Pächter.

Verſteht's?

Bedienter (achſelzuckend).

Hat eigentlich Oekonomie ſtudirt, aber ſie in keiner Weiſe praktiſch betrieben.

Pächter.

Und was hat denn die Frau Räthin zu dem Entſchluß geſagt, ſich aus der Stadt zurückzuziehen?

Bedienter (die Hände zuſammenſchlagend).

Ja, daß die es zugegeben, wird mir all mein Lebtag ein Räthſel bleiben. Aber jetzt will ich mich in meine Einſamkeit zurückziehen. Wo habt Ihr mich hin logirt?

Pächter.

Ah vortrefflich; da gleich im Hinterhauſe. — Ausſicht in's Freie, (lachend) ſtill und ruhig.

Bedienter.

Hol Euch der Teufel! Dort, wo die breite Miſtpfütze iſt? Ich ſage Euch, das iſt gefährlich, denn ich werde an Selbſtmordgedanken leiden.

Pächter (lachend).

Unbeſorgt. Der Ein- und Ausgang iſt von der andern Seite. Anna ſoll Euch hinzeigen. (Zum Fenſter hinausrufend): Anna!

Bedienter.

Iſt das die kleine Anna, die damals in der Stadt war?

Pächter.

Ja, aber keine kleine Anna mehr. Ich ſage Euch, das Mädchen iſt die Seele der ganzen Wirthſchaft. Hab' ich an dem Kind Freude erlebt!

Bedienter.

Ich mochte ſie auch gerne leiden. Als ſie noch drunten im Inſtitut war, aß ſie doch alle Sonntage bei uns zu Mittag und war mit dem Herrn Eduard wie Bruder und Schweſter. Da wird's bald an einem Schwiegerſohn nicht fehlen.

Pächter.

Man iſt darin vorſichtig, Freund Jakob.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Anna.

Pächter.

Sieh' da, mein Kind, da iſt der Jakob; Du wirſt Dich ſeiner wohl noch erinnern.

Anna.

Wie werd' ich den Jakob vergeſſen haben! (Reicht ihm lachend die Hand.) Meinen Freund und Beſchützer. Brachte er mich doch Sonntag Abends wenn ich von Commerzienraths kam, nach Hauſe, und wenn es auf der Straße ſchmutzig war, ſo trug er mich.

Bedienter.

Ja wohl, ja wohl. Und mußt den Eduard mit Gewalt zurückhalten, der mitlaufen wollte.

Anna.

Herr Eduard iſt wohl auf? Und auch die Frau Räthin?

Bedienter.

Alles iſt wohl und kommen in den nächſten Tagen hierher.

Anna.

Auch Herr Eduard?

Bedienter.

Ja wohl, Fräulein Anna. Und wenn Sie verſchwiegen ſind, will ich Ihnen noch mehr anvertrauen. Es kommt wahrſcheinlich auf einige Tage Beſuch mit, einige Verwandte der Frau Räthin — eine Ueberraſchung für den Herrn. (Zum Pächter): Von wegen der Stille und Ruhe.

Anna.

Und mich laſſen die Handwerksleute im Stich!

Pächter.

Du haſt wohl einen Augenblick Zeit, mein Kind, dem Jakob ſein Zimmer zu zeigen?

Anna.

Recht gerne. — Allons, Jakob! So ändert ſich Alles in der Welt; jetzt mache ich die Führerin.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Der Commerzienrath.

Commerzienrath.

Ah! mein lieber Freund! endlich finde ich einen Augenblick Zeit, mit Ihnen zu ſprechen. — Aber was ſeh ich! Gewiß die kleine Anna? Ah! mein Compliment! mein ganz gehorſames Compliment! Iſt das

Mädchen groß geworden! (Für ſich): Und ſehr hübſch. (Laut): Wie mich alles Das erfriſcht! Komm näher, liebe Anna, Du wirſt Dich doch vor mir nicht ſcheuen.

Anna.

Gewiß nicht, Herr Commerzienrath. Hier auf dem Lande geniren wir uns nicht ſo, wie in der Stadt.

Commerzienrath (träumeriſch).

Hier auf dem Lande genirt man ſich nicht? Wie das allerliebſt klingt! Und wie hübſch ſie iſt! ſo friſch, ſo — —

Anna.

Ich hätte mich ſchon bei Ihnen gemeldet, aber ich hatte ſo viel zu thun. — Zu Hauſe iſt Alles wohl, wie ich gehört?

Commerzienrath.

Alles wohl.

Anna.

Herr Eduard?

Commerzienrath.

Vollkommen. (Sehr freundlich.) Und auch bei Euch hier geht alles auf's Vortrefflichſte? . . Man braucht da nicht zu fragen, wenn man Deine heitern Augen ſieht. Liebe Anna, ich habe das vertrauliche Du beibehalten.

Anna.

Das freut mich ſehr; — alſo Alles wohl. Die Frau Räthin?

Commerzienrath (plötzlich ernſt und feierlich).

Ja ſo, meine Frau! O ja, befindet ſich auch wohl, ſehr wohl, außerordentlich wohl. Jakob, Du ſahſt ſie eine Stunde ſpäter als ich, da ich eines Geſchäftes halber vorausfuhr. Nicht wahr, ſie befand ſich wohl.

Bedienter.

O ja, Herr Commerzienrath. Nur war die Frau Schweſter bei ihr, und da hatten ſie geweint.

Commerzienrath.

Wie gewöhnlich! Nur diesmal über die Abreiſe und Trennung.

Nun ja, das kommt ſo in der Welt vor. (Zu Anna): Du wollteſt uns verlaſſen, mein Kind?

Anna.

Ich wollte Jakob ſein Zimmer zeigen.

Commerzienrath.

Thu das, thu das. Komme aber ſpäter wieder, ich habe Dir einige wichtige Aufträge meiner Frau mitzutheilen, ſehr wichtige Aufträge, ſie betreffen das Haus- und Küchen-Departement. (Mit einer gefälligen Handbewegung) Alſo bis ſpäter.

(Anna und Jakob ab)

Vierte Scene.

Commerzienrath. Pächter.

Commerzienrath (ſetzt ſich in einen Lehnſtuhl).

Da wären wir alſo! hoch auf dem Berge über dem Hauch der Grüfte, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual. Es hat einen harten Kampf gekoſtet, mein lieber Freund, bis es ſo weit kam. Aber jetzt bin ich glücklich, hier zu ſein. (Er ſpringt auf und öffnet die Fenſter.) Ah! dieſe friſche angenehme Luft! (Er rümpft etwas die Naſe und ſchnüffelt.) Und doch nicht ſo ganz friſche Luft, wie ich mir gedacht. Wie kommt das?

Pächter.

Die angrenzenden Felder ſind geſtern Nacht etwas ſtark gedüngt worden, und der Wind kommt gerade daher.

Commerzienrath (fächelt ſich mit ſeinem Sacktuch).

Ah! ländlich, ländlich! — Seele der Landwirthſchaft! Der Dünger. (Er faßt an ſeine Stirne, für ſich): Seele der Landwirthſchaft — wer ſprach mir doch heute darüber? Aber gleichviel, ein ſchöner Ausdruck: Seele der Landwirthſchaft. (Laut): Aber ſchließen wir doch lieber das Fenſter,

es kommt etwas zu viel Seele herein. Auch habe ich ja mit Ihnen zu reden. (Er ſetzt ſich wieder in den Stuhl und nimmt eine Priſe.) Sie wiſſen, mein lieber Freund, daß ich ſtark gearbeitet, mein Handlungshaus, das Haus M. war klein, als ich es übernahm, ich habe es groß gemacht, und unſere Firma iſt geachtet, ſo weit die deutſche Zunge reicht und noch weiter. Sie wiſſen ſodann, daß ich mich nebenbei nie zurückzog, wenn es galt, meinen Mitbürgern eine Laſt tragen zu helfen; ich ſorgte für ihr Wohl, für ihr Vergnügen. Ein ſpäteres dankbares Geſchlecht wird noch reden von den Straßen-Correktionen, die ich projektirt und manchmal auch durchgeſetzt, von der zweckmäßigen Uniform, die ich den Polizeibeamten und Stadtdienern verlieh, von den Bällen und Landparthien, die ich arrangirte.

Pächter.

Das iſt wahr, Herr Commerzienrath. Und dafür haben Sie auch den Dank der Regierung und Ihrer Mitbürger.

Commerzienrath (mit einem ſchnellen Blick auf ſeinen Rock).

Den Dank der Regierung und meiner Mitbürger? — Vorübergehend wie Seifenblaſen! Was ich eingeführt, Straßen und Uniformen, wird verändert werden. Im Vorplatz der höheren Bürgergeſellſchaft hängt freilich mein Bildniß — auf meine Koſten gemalt. Wenn freilich heute noch der große Cotillon am Stiftungstag und Weihnachtsfeſt da vorüber führt, ſo ſagen Tänzer und Tänzerinnen: Wie er ſo ähnlich iſt, der gute Commerzienrath! Aber, mein lieber Freund, in nur fünf Jahren, da fragt ein undankbarer Nachwuchs ſpöttiſch: wer war das? Der Commerzienrath Meiſel? — Doch gleichviel; ich that, was ich that, der guten Sache wegen und habe auf Lohn ja nie gerechnet. (Er ſteckt den Zeigefinger unter das Knopfloch.)

Pächter.

Aber in Ihren Jahren, Herr Commerzienrath!

Commerzienrath.

Die ewige Unruhe macht vor den Jahren alt. Der Lärm der

bei Doktor Burbus in meinem Bett drüben erwachte. Doch war mein Katzenjammer am heutigen Morgen ein weit ſchlimmerer, ein durchaus moraliſcher, und Philipp hätte ihn nicht wie damals durch eine Handvoll Sauerkraut vertreiben können.

Während ich im Fenſter lag, braute der Doktor ſeinen Kaffee, deſſen ganzer Geruch und Anſehen mir keinen großen Appetit machte, zumal als ich ſah, daß ſeine Filtrirmaſchine aus dem untern Theile eines Strumpfes beſtand, den er über einen eiſernen Ring befeſtigt hatte. Ich konnte es aber nicht verhindern, daß er mir eine Taſſe eingoß, und dann nöthigte mich die Kälte des Morgens, einen Schluck vom warmen Gebräu zu nehmen. Der Doktor rauchte aus einer langen Pfeife und ließ ſich auf ſein Bett nieder, indem er die unendliche Unſauberkeit und Unordnung in ſeinem Zimmer mit einem wohlgefälligen Blick zu betrachten ſchien. Ich dagegen konnte mich eines geheimen Ekels nicht erwehren, und wenn es mir Spaß gemacht hatte, ein paar Stunden lang dieſe zerfetzten Möbel, den grotesken Herentanz an der Wand und den Schlafkameraden Todtenbein anzuſehen, ſo fing ich jetzt faſt an, ein geheimes Grauen vor dem Doktor zu fühlen, der ſich beſtändig in dieſer ſchauderhaften Umgebung befand und ſich darin gefiel. Indeſſen wurde der Blick des Doktors, je länger er um ſich ſchaute und mit den Fingern durch das ver-

Stadt, die ewigen Beſuche, Wohlthätigkeitsbälle, Zweckeſſen, — ich ſage Ihnen, ein Stadtrath ißt ſaures Brod. Meine Nerven ſind überſpannt, aufgeregt, ich will Ruhe haben. (Es fällt draußen ein Schuß. Der Commerzienrath ſchreckt zuſammen.) Ich muß Ruhe haben, (es fällt noch ein Schuß, der Commerzienrath blickt erſchreckt um ſich) ſehr — viel — Ruhe.

(Lärmende Stimmen vor dem Fenſter.)

Der iſt gefallen! gut getroffen! famos! ein prächtiger Kerl!

Commerzienrath.

Aber was iſt das für ein Geſchrei?

Pächter (nach der Thüre im Hintergrund gehend).

Sie werden einen Habicht geſchoſſen haben. Richtig, es iſt ſo. (Hinausrufend): Na, laßt Euren Lärmen! —

Commerzienrath (ihn bedenklich anſehend).

Aber das kommt doch nicht jeden Tag vor, daß Habichte geſchoſſen werden und die draußen ſo laut ſich darüber freuen?

Pächter.

O nein! nur hie und da treffen die Burſche einen. Aber knallen thun ſie genug, es ſind halt junge Leute.

Commerzienrath.

Ja, es ſind junge Leute. Werden aber auch noch genug kriegen am Lärmen dieſer Welt . . . ſich auch einmal ſehnen nach Stille und Ruhe, die ich hier zu finden hoffe. (Man hört einen Peitſchenknall.) Ja, Stille und Ruhe, damit der Friede der Natur ſich unſeren Herzen mittheilt. (Abermaliges Peitſchenknallen, worüber der Commerzienrath auf einen Augenblick ein verdrießliches Geſicht macht.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Anna.

Anna (in der Mittelthüre).

(Hinausſprechend): Der Vater wird gleich kommen. Andreas ſoll das Hofthor aufmachen. Nur langſam, nur langſam! (Dazwiſchen hört man Peitſchenknallen und Rufen der Fuhrleute.) Gebt Achtung, oder ihr werdet anſtreifen. Der Rappe muß beſſer anziehen, das könnt ihr doch wohl ſehen. So!

Commerzienrath (freundlich).

Das iſt ein prächtiges Mädchen. Ja, das Landleben ſtärkt die Nerven und erhält friſch und natürlich.

Anna (hinausrufend).

Der Vater kommt gleich, wartet einen Augenblick.

Commerzienrath (zum Pächter).

Man verlangt nach Ihnen. Nur keine Rückſicht auf mich.

Pächter.

Nun wenn Sie erlauben, Herr Commerzienrath, ſo will ich nach den Leuten ſehen.

Anna.

Ich bin gleich wieder da, Herr Commerzienrath; ich muß nur dem Vater noch zwei Worte ſagen. (Sie hängt ſich an des Pächters Arm.)

Sechste Scene.

Der Commerzienrath (allein).

Commerzienrath.

Ich fühle mich ſo wohl, ſo munter, keine Correſpondenzen mehr, keine Preiscouraute, keine Courszettel, — Natur — nur Natur! Und

wie das kleine Mädchen ſo unbefangen und liebenswürdig iſt! — Eine ſehr angenehme Zuthat zum Landleben, das. (Er ſieht auf ſeine Uhr.) Aha! es iſt ſechs; die Zeit vor dem Poſtſchluß. Welche unangenehme Emſigkeit da auf dem Comptoir herrſchte, wie die Federn auf dem Papier liefen! Und dann dieſe Maſſen von Anfragen, dieſe Menge von Befehlen, die ich geben mußte, und die alsdann brieflich in alle Welt gingen. Das Klingeln des Geldes und nebenbei der unausſtehliche Spektakel auf der Straße, Kindergeſchrei, Wagengeraſſel, Hämmern und klopfen in der Nachbarſchaft. (Man fängt in dem Nebenzimmer an, einen Nagel mit Heftigkeit einzuſchlagen. Sich umſehend und in demſelben Tone, aber langſam wiederholend): Klopfen — in der Nachbarſchaft — es ſcheint, man darf hier den Teufel nicht an die Wand malen. (Links wird geſägt.) Eh! das iſt zu viel! Was Teufel iſt in dem Hauſe los! Sehen wir nach. (Er öffnet die Thüre rechts.) Was geſchieht da, mein Freund? Wer hat Sie angeſtellt, hier einen ſo hölliſchen Lärm zu machen.

Siebente Scene.

Der Vorige. Der Schreiner.

Schreiner.

Ich bin der Schreiner, Euer Gnaden, Herr Rath, und bitte um Verzeihung, wenn ich läſtig bin. Fräulein Anna hat mich beſtellt.

Commerzienrath.

Im Gegentheil, mein lieber Freund (für ſich). Ich muß die Herzen des Volks gewinnen. (Laut.) Ich ſchätze den Handwerker, ich verehre die kleinen Gewerbe; Handwerk hat einen goldenen Boden, und was wären wir ohne eure Hilfe?

Schreiner.

Das iſt zu viel Ehre, Euer Gnaden, Herr Rath. Freilich thun

wir die Arbeit, aber erſt, wenn's Geld von oben herab auf uns kommt, ſonſt liegt Säge und Hammer bald roſtig im Winkel.

Commerzienrath.

Aber Arbeit iſt die Urkraft; das Geld hilft nur ein wenig nach; aber, wie ſchon bemerkt, ich ſchätze den Arbeiter und werde Jedem, der ſich an mich wendet, gerne mit Rath und That zu Hülfe eilen. Die Stadt habe ich verlaſſen, um das ſtille Glück, die Ruhe des Landlebens zu genießen. (Es klopft rechts am Thürſchloſſe.) Aber wer iſt denn da beſchäftigt? Ich glaube, das ganze Gebäude wird reparirt.

Achte Scene.

Die Vorigen. Der Schloſſer.

Schloſſer (öffnet die Thüre und klopft ſeine Mütze).

Am Schloſſe iſt die Feder geſprungen; iſt aber gleich vorüber.

Commerzienrath (für ſich).

So können auch wir dort in der Geſchwindigkeit eine Bekanntſchaft machen. (Laut.) Sie ſind auch aus dem Dorfe drunten, mein lieber Freund?

Schloſſer.

Ja wohl, der Schloſſer. Halte mich beſtens empfohlen.

Schreiner.

Der Herr Commerzienrath will uns mit Rath und That an die Hand gehen. Ein gelehrter Herr, und weiß, wie's in der Welt zugeht.

Schloſſer.

Ja ſo, da ſprich nur.

Commerzienrath.

Laßt hören, meine lieben Leute; es ſoll mich glücklich machen, wenn euch mein Rath nützen kann.

Schreiner.

Wir haben da drunten eine Wahl, Herr Commerzienrath. Der alte Schultheiß iſt abgängig geworden, und nun müſſen wir einen neuen haben. Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer.

Ja — a.

Commerzienrath.

Allerdings, Obrigkeit muß ſein. Da müßt ihr euch nur zuſammenthun und einen Mann wählen, der das allgemeine Vertrauen beſitzt, und der auch Kraft und Geſchick genug hat, die Geſchäfte des Dorfes zu leiten. Ein vermögender Mann wäre nicht unrecht.

Schreiner.

Das haben wir auch ſchon gedacht, und den Müller Weber vorgeſchlagen; der hat alle Eigenſchaften, die der Herr Commerzienrath ſo eben erwähnte, und ein tüchtiges Mundwerk obendrein.

Commerzienrath.

Das kann gar nichts ſchaden.

Schreiner.

Spricht eben ſo gut, wie der Herr Pfarrer; nur begreiflicherweiſe auf andere Art. Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer.

Ja — a — a.

Commerzienrath.

Nun, wenn eure Partei darüber einig iſt, ſo hat die Sache gar keinen Anſtand.

Schreiner.

Ja, aber die andere Partei.

Commerzienrath.

Ah! es gibt alſo eine Gegenpartei?

Schreiner.

Allerdings, Herr Commerzienrath. Und was für eine Partei! Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer.

Ja, das iſt aber Lumpenpack.

Schreiner.

Sehen Sie, Herr Commerzienrath, wir, die etwas haben, ſei es nun ein Haus oder einiges Feld, wir ſind, wie geſagt, für den Müller, der wird die Sache ſchon in Ordnung halten und dem leichtſinnigen Volke, das nicht arbeiten will, den Daumen auf's Auge ſetzen. Dagegen wehren ſich die, ſo gut ſie können, gehen aber mit der Wahrheit nicht heraus. Was können ſie an dem Müller ausſetzen? Ein bischen barſch iſt er freilich, und wenn er auch jeden Sonntag in die Kirche geht, ſo hat er doch nicht den ganzen Tag das Gebetbuch in der Hand, wie die Erſten von der andern Partei; beſucht auch Abends die Betſtunde nicht, denn er ſagt: wer ſein Tagwerk brav und tüchtig durchgearbeitet hat, dem nimmt unſer Herrgott nicht übel, wenn er auch in's Wirthshaus geht und ſeinen Schoppen trinkt, und das öffentlich thut und ſich vor Niemand genirt; die Andern thun's auch, aber verſtohlen. Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer (nickt).

Commerzienrath (etwas ungeduldig).

Ja, lieben Leute; wenn dem in der That ſo iſt, ſo möchte ich auch für den Müller rathen. Aber, wie ihr wißt, ich habe durchaus nichts in eure Wahl zu reden.

Schreiner.

Es iſt uns eine große Ehre, wenn der Herr Commerzienrath einſehen, daß der Müller Weber für uns der paſſende Mann iſt, und wenn Sie uns rathen, daß wir ihn wählen ſollen. Wenn wir das drunten ſagen, das fällt ſchon in's Gewicht. Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer.

Ja wohl, ſchwer.

Commerzienrath.

Lieben Leute, ihr müßt mich nicht mißverſtehen; ich kann mich

nicht für und nicht gegen den Müller entſcheiden, denn ich kenne ihn ja nicht. Da ihr beide mir aber ein paar rechtliche Männer zu ſein ſcheint, ſo glaube ich auch wohl, daß euer Kandidat Weber für das Wohl des Dorfes paſſend ſein wird.

Schreiner.

Ja, ſo meinen wir auch, und es freut uns, daß der Herr Commerzienrath ebenfalls der Anſicht iſt.

Commerzienrath.

Wir wollen uns da nicht über Worte ſtreiten, ich hoffe aber, daß ihr mich verſteht. Ich ſpreche nur von eurer Anſicht, nicht von der meinigen.

Schreiner.

Ja, ja, wir ſind vollkommen der gleichen Anſicht, Herr Commerzienrath, und wollen den Müller ſchon durchbringen. Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer.

Ja wohl.

Schreiner.

Danken auch beſtens dafür, Herr Commerzienrath, daß Sie ſo freundlich waren, uns zu verſtehen. Ihre Meinung wird durchſchlagen, darauf können Sie ſich verlaſſen.

Commerzienrath (für ſich).

In Gottes Namen denn! ich muß ihnen das Feld räumen, ſonſt habe ich am Ende den Müller vorgeſchlagen. Gibt's denn überall Wahlumtriebe? (Laut): Nun, adieu, lieben Leute, auf Wiederſehen! ich habe noch einiges zu thun.

Schreiner.

Adieu, Herr Commerzienrath, und danken beſtens für Ihren Rath.

Schloſſer.

Beſtens.

(Beide gehen zuſammenſprechend links ab; der Commerzienrath achſelzuckend rechts.)

Neunte Scene.

Bedienter Jakob. Der Buchbinder.

Buchbinder (ſich wichtig umſchauend).

Gelobt ſei Gott. Die Luft iſt rein.

Bedienter (hinter ihm eintretend, barſch).

Ich habe keinen üblen Geruch bemerkt.

Buchbinder.

Bildlich geſprochen, beſter Herr Kammerdiener. Es thut einem guten Gemüth nicht wohl, wenn es da eintreten ſoll, wo ſo eben die Leichtfertigen und Gottloſen gewandelt.

Bedienter (ihn von der Seite anſehend).

So? Und wer verlangt denn, daß Sie hier wandeln ſollen?

Buchbinder.

Ich bin der Buchbinder aus dem Dorfe drunten, auch Beſitzer einer Leihbibliothek für gute Chriſten.

Bedienter.

Unſere Bücher ſind alle eingebunden.

Buchbinder.

Die Mamſell hat mich heraufkommen laſſen; es ſind ein Paar Tapeten verdorben und dafür ſoll ich andere aufziehen.

Bedienter.

So? Das Geſchäft treiben Sie auch? (Für ſich): Das iſt ein widerwärtiger Kerl!

Buchbinder.

Darf ich Ihnen auch meine Leihbibliothek empfehlen? Du lieber Gott! es kommen in der Stille des Landlebens ſo beſchauliche Stunden, die man gerne ausfüllen möchte und weiß doch nicht, womit. Darf ich Ihnen vielleicht eine kleine Probe meiner Bibliothek geben? (Er zieht eine kleine Broſchüre aus der Taſche und gibt ſie dem Bedienten.)

Bedienter (lieſt):

Schatzkäſtlein für arme Sünder. Pfui Teufel! nehmen Sie Ihre Geſchichte wieder; ich bin kein armer Sünder. Behalten Sie nur Ihr Schatzkäſtlein; Sie ſehen mir aus, als wenn Sie ſelbſt ein wohlgefülltes brauchen könnten.

Buchbinder (für ſich).

Es fällt kein Baum auf den erſten Hieb. (laut.) Sie werden gewiß noch Muße finden, meinen ergebenen Dienſt in Anſpruch zu nehmen; — und uneigennützige Dienſte, Anerbietungen, die ohne Hinterhalt aus gutem Herzen kommen. — Und doch nicht wieder ohne Hinterhalt.

Bedienter.

Ja, das kann ich mir denken. Adieu!

Buchbinder (ihn zurückhaltend).

Gewiß aus reinem, glücklichem Herzen. Was glauben Sie denn? Hat es doch einen großen Jubel bei uns gegeben, als wir erfuhren, der Herr Commerzienrath werden ſelbſt das Schloß beziehen. Das iſt ein Glück für uns. Ein Herr, reich, in Amt und Würden, flieht die eiteln Vergnügungen der großen Stadt und zieht ſich hier in ſtille Beſchaulichkeit zurück. Was muß das für ein Mann ſein?

Bedienter (grinſend).

In ſtille Beſchaulichkeit! Allerdings, ja wohl; will Ruhe und Frieden finden, Kreuzſpinne. Wenn er aber auch die Beſchaulichkeit und den Frieden liebt, ſo doch nur auf ſeine Art und nicht auf die eurige, Schatzkäſtlein für arme Sünder. Wenn ich Ihnen einen guten Rath geben ſoll, ſo geht dem Herrn mit euren Traktätlein aus dem Wege. Ueberhaupt, guter Freund, räumt hier in dem Zimmer das Feld; mir ſcheint, es ſind hier keine Tapeten heruntergeriſſen, das wird wohl da drüben ſein. Gott befohlen!

Buchbinder (ſchleicht hinweg).

Ueber den wird auch noch die Erkenntniß hereinbrechen, aber nicht

wie das Säuſeln des Weſtwindes, ſondern in Donner und Blitz, wie ein ſchweres Gewitter.

(Ab.)

Zehnte Scene.

Der Bediente. Anna (durch die Mittelthüre, mit Briefen in der Hand).

Bedienter (laut).

Heuchler! Ah! um Vergebung, Fräulein Anna. Aber nehmen Sie's mir nicht übel, in Ihrem Schloſſe fliegen merkwürdige Vögel aus und ein.

Anna (lachend).

Wo denn, Jakob?

Bedienter.

Nun, haben Sie nicht die Nachteule geſehen, die eben hinausgeſchwirrt?

Anna (luſtig).

Unſer Freund, der Buchbinder! Das iſt allerdings ein ſonderbarer Kauz, ſehr fromm.

Bedienter.

Fromm?

Anna.

Ja, auf ſeine Art; aber da plaudern wir und denken nicht an unſere Geſchäfte. So eben kommt der Poſtbote, hier ſind vier Schreiben für den Herrn Commerzienrath; die hätte er ſich auch ſelbſt mitbringen können, meine ich.

Bedienter (nimmt die Briefe).

Briefe aus der Stadt! Das iſt was für ſeine Ruhe und ſeinen Frieden. Briefe — Briefe (nachdenkend). Alle Hagel! hab' ich denn etwas vergeſſen? Richtig, ja ſehen Sie, Fräulein Anna, man wird

nicht ein graues dito angesetzt habe, und verschwand mit einem großen Schritte im Hausgang.

Mir war die Kehle wie zugeschnürt, und wenn es mir auch auf der einen Seite nicht unlieb war, daß ich am Prinzipal einen Vorläufer hatte, der meine Missethaten kund machte, so wäre ich doch andererseits um keinen Preis jetzt nach Hause zurückgekehrt. Was sollte ich thun? Hier im Regen stehen bleiben, der mir schon durch das dünne Röckchen auf den Körper drang und mich so durchkältete, daß mir die Zähne klapperten, das konnte ich nicht aushalten. Bekannte hatte ich auch nicht, und so fiel mir denn glücklicherweise die Domkirche ein, die nicht weit weg lag und deren weite hohe Hallen uns schon oft zum Spielplatze gedient. Dorthin ging ich, und die leichte Wärme, die im großen Gebäude, im Gegensatze zu der naßkalten Straße herrschte, that mir unendlich wohl. Ich schlich in eine Seitenkapelle und setzte mich dort in einen alten braunen geschnitzten Chorstuhl, der einem Muttergottesbild, das den kleinen Christus auf dem Arm trug, gegenüberstand.

Ich hatte hier noch nicht lange gesessen, als statt der Kälte, die mich eben durchschüttelt, eine starke Hitze durch meinen Körper fuhr und ich zugleich einen Druck auf meinen Kopf fühlte, der mich nöthigte, die Augen zu schließen, worauf ich bald einschlief. Während dieses Schlummers hatte ich ganz sonderbare Träume; Alles, was

all, und als ich Sie ſah, habe ich in der Freude meines Herzens nicht mehr daran gedacht, daß ich auch für Sie ein Schreiben in der Taſche habe.

Anna.

Für mich?

Bedienter.

Ja, ja, da iſt es. Der Herr Eduard hat mir's gegeben und dringend empfohlen.

Anna.

Eduard?

Bedienter.

Und dringend empfohlen.

Anna (den Brief öffnend und leſend).

Was er nur will? (Sie blickt über den Brief weg. Jakob an.) Aufträge, nur Aufträge für den Empfang der Tante.

Bedienter.

Ja, der Empfang muß aber auch ſchön werden.

Anna.

Wir wollen unſer Mögliches thun. Doch ſagen Sie mir, Jakob, was macht Herr Eduard? Immer noch luſtig und vergnügt?

Bedienter.

Ja wohl, aber jetzt muß er ſich zuſammennehmen. Hat ihm doch der Herr Commerzienrath das ganze Geſchäft übertragen. Freilich iſt der alte Buchhalter da, aber da heißt's doch: aufpaſſen. Ich ſage Ihnen, der hat ein Glück, ſo in die Wolle hineinſitzen!

Anna.

Da wird er ſich auch bald verheirathen?

Bedienter.

Es iſt noch nichts los. Der hat noch keine Luſt, ſich ſo recht feſtzuſetzen.

Anna.

So, Jakob?

Bedienter.

Es macht ihm überhaupt nicht viel Spaß, das ganze Geſchäft. Das iſt keine Natur für Comptoir und Schreibtiſch. Reiten, Fahren, mit dem Gewehr ſo durch Feld und Wald zu ſtreifen, das iſt ſeine Paſſion.

Anna.

So? Er liebt die Stadt nicht?

Bedienter.

Und macht kein Hehl daraus. Was ſagte er mir, als ich abfuhr? Jakob, du biſt ein glückſeliger Kerl, darfſt da hinaus in die ſchönen Berge.

Anna.

So, ſo?

Bedienter.

Und dann gab er mir den Brief und ſetzte hinzu: Gib den der Anna und grüß' ſie zehntauſendmal von mir.

Anna (lachend).

Gerade zehntauſendmal?

Bedienter.

Auch vielleicht einigemal weiter. Ich glaube es wohl, denn leiden mag er Sie, Fräulein Anna. Und das find' ich auch begreiflich.

Anna.

Danke für's Compliment.

Bedienter.

Möchte auch den ſehen, der Sie nicht leiden mag, möcht' ihn kennen lernen, namentlich wenn ich gerade ſchlechter Laune wäre. Aber da haben Sie die Briefe für den Herrn wieder, geben Sie ſie ihm nur ſelbſt, ich will unterdeſſen da nebenan nach unſerem Buchbinder, der Nachteule ſehen. Ich glaube, der Kerl reißt mehr Tapeten ab, als er auflegt.

(Ab.)

Elfte Scene.

Anna (allein).

(Den Brief nochmals durchleſend.) Eduard ſollte nicht ſo dummes Zeug an mich ſchreiben. Ich freue mich in der That auch, ihn wieder zu ſehen und mag ihn wohl leiden; aber ſo zu thun, als würde ihm ein großes Glück zu Theil, daß er hier ein paar Tage zubringen darf, das kann ich doch nicht recht begreifen. — Kann ich nicht? (den Kopf aufwerfend). Will ich nicht! — Aber er iſt gut, der Eduard, ich glaube daß Jakob Recht hat, und er nicht recht in die Stadt paßt. Hat er doch ſo eine Liebe zu Feld und Wald, daß ich mir wohl denken kann, es wird ihm unheimlich in dem dunkeln Hauſe zwiſchen den ſtaubigen Büchern. (Sie blickt wieder in den Brief.) Mit ſeinen närriſchen Verſen: aber es klingt hübſch:

Leiſe zieht durch mein Gemüth,
Liebliches Geläute —
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus in's Weite,
Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Veilchen ſprießen,
Wenn du eine Roſe ſchaust,
Sag' ich laß' ſie grüßen.

(Nachdenkend und lächelnd.) Eine Roſe läßt er grüßen. — Wo iſt aber die Roſe? — ah! was weiß ich! — was geht's mich überhaupt an! (Sie verbirgt ihren Brief und klopft an die Thüre rechts.)

Zwölfte Scene.

Vorige. Der Commerzienrath.

Commerzienrath (heraustretend).

Ah! Du biſt es, mein Kind?

Anna.

Ja, und bringe Ihnen Briefe, die ſo eben kamen.

Commerzienrath.

Briefe? (Verdrießlich): Briefe aus der Stadt! habe ich doch hinterlaſſen, man ſolle mir nur in den dringendſten Fällen ſchreiben, und da ſind ſogar zwei auf einmal von Eduard.

Anna.

Vielleicht hat er etwas Dringendes.

Commerzienrath.

Oh! was wird er haben? (Er ſetzt ſich nieder.) Setz' Dich zu mir, liebe Anna; es freut mich wahrhaftig, wenn ich Dich in meiner Nähe habe, wenn ich Dein gutes Geſicht ſehe, ſo blühend und friſch wie eine Roſe. (Er erbricht einen Brief.)

Anna (halb leiſe).

Wenn du eine Roſe ſchauſt;
Sag' ich laß' ſie grüßen.

Commerzienrath (aufblickend).

Was, liebe Anna?

Anna.

O nichts, Herr Commerzienrath; ich ſprach ein Lied vor mich hin.

Commerzienrath.

Du biſt muſikaliſch und ſingſt auch?

Anna.

Was man ſo in's Haus braucht.

Commerzienrath.

Richtig von Eduard! Unnöthige Schreiberei; Anfragen, die der Buchhalter eben ſo gut hätte beantworten können; (lieſt halblaut): Zwei Schiffe in Rotterdam ſignaliſirt, vielleicht mit dem Telegraphen Befehl dorthin zu geben, zu 84 zu kaufen, da im Augenblick ſtarke Nachfrage nach Waizen iſt. — Natürlicher Weiſe ſoll er kaufen. — Reis angezogen, Kaffee flau. — Wird ſich auch bald nicht wieder erholen, kommt immer mehr herunter.

Anna.

Iſt Jemand krank, Herr Commerzienrath?

Commerzienrath.

O nein, liebes Kind. — Indigo gedrückt. Da iſt etwas für Dich, Eduard läßt Dich beſtens grüßen.

Anna.

Danke.

Commerzienrath (hat zwei andere Briefe erbrochen).

Abermals von Eduard. Wechſelgeſchichten und Geldgeſchäfte. Er ſoll mich in Frieden laſſen. Fünf und ein halb prozentige. — Die Sachen ſtehen ſchlecht. — Metalliques, Renten, Konſols. — Das iſt eine allgemeine Niederlage. Am beſten halten ſich die neuen Eiſenbahnpapiere. — Läßt Dich abermals grüßen.

Anna

Wer, Herr Commerzienrath? Die Eiſenbahn-Compagnie?

Commerzienrath.

Nein, Eduard.

Anna.

Danke ſchön. (Halb laut): Sag, ich laß ſie grüßen.

Commerzienrath (hat den Brief erbrochen, ſchmunzelnd).

Das hab' ich mir halb und halb gedacht. Es mußte ſo kommen, und daß es ſo kam, freut mich.

Anna.

Eine angenehme Nachricht?

Commerzienrath.

Nicht unangenehm. Mein Entſchluß, mich auf mein Landhaus zurückzuziehen, ſoll einiges Aufſehen erregt haben. Seine Durchlaucht ſollen ſich allerhöchſt ſelbſt nach den Gründen erkundigt haben, die mich zu dem auffallenden Schritte bewogen. — Gründe, du lieber Gott! Wichtige Gründe habe ich ja keine, — nur Ruhe will ich haben, anderen bedeutenderen Leuten das Feld räumen! Wird man mich vermiſſen? O nein!

Anna.

Das glaube ich doch, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath.

Das glaubt Dein gutes Herz. Und wenn man mich vermißte, wenn man fühlte, daß ich fehle, als Leiter eines der erſten Handlungshäuſer der Stadt, im Rathe der Gemeinde, als der, welcher es war, der für das Vergnügen der höheren Bürgerklaſſe aufopfernd ſorgte, — ſei es drum! ich will mich vermiſſen laſſen und habe auf ſolche Art das ſüße Bewußtſein, nicht ſo gar ſchnell vergeſſen zu werden.

Anna.

Man wird an Sie denken, Herr Commerzienrath, gerne an Sie denken. Ich kann es mir ſo gut vorſtellen, wenn Sie z. B. längere Zeit hier geweſen wären und dann nach der Stadt zurückkehrten. —

Commerzienrath.

Da würdeſt doch Du an mich denken, gute Anna, gewiß, ich glaube Dir, mein Kind, und das macht mich ganz glücklich. Was nützt aller Prunk der Welt, großer Reichthum, Glanz — Orden? viele Bekanntſchaften? — Der Freunde gibt es doch nur wenige. Mit dieſem allem kann man nicht glücklich ſein. (Er hat einen Gang durch's Zimmer gemacht und ſtellt ſich an Anna's Stuhl, die zu ihm aufblickt.) Du haſt ein glückliches Gefühl, mein Kind; ſo etwas Gutes, Wohlthuendes, Friedenerregen-

des, — ſo etwas — oh! (Er läßt von ſich und geht wieder ein paar Schritte auf und ab.)

Anna

(hat unbefangen mit ihrem Schlüſſelbunde geſpielt).

Es freut mich in der That, daß Sie mir gut ſind, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath (der wieder hinter ihren Stuhl tritt).

Ich kann zuweilen finſtere Launen haben, ſehr finſtere Launen, wo ich an manches Unrecht denke, das mir geſchehen; und die werden ſchwinden, wenn ich Dein (er huſtet) klares Auge ſehe, und wenn ich bedenke, daß Du muſikaliſch biſt, daß dieſe kleinen Fingerchen mir meine Lieblingslieder ſpielen werden, ſo — oh!

(Er macht wieder einen Gang durch's Zimmer.)

Anna.

Ich will mir ein Vergnügen daraus machen, Alles vorzuſpielen, was ich kann.

Commerzienrath

(wieder hinter dem Stuhle ihre Hand nehmend, die ſie ihm unbefangen läßt).

Mit Deinen kleinen lieben Fingerchen. (Während dem Folgenden will er ihre Hand küſſen, kämpft ſichtlich mit ſich ſelber, wagt es aber nicht.)

Anna.

Lieben Sie Lieder ohne Worte.

Commerzienrath.

O ja.

Anna.

Phantaſieen.

Commerzienrath.

Phantaſiren iſt mein Höchſtes!

Anna.

Ich ſpiele auch gerne Walzer und Polka.

Commerzienrath.

Dafür ſchwärme ich.

Anna.

Liebt die Frau Commerzienräthin auch Muſik?

Commerzienrath (der im Begriff war, ihr die Hand zu küſſen).

O nein, die liebt gar nichts. (Er geht wieder durch's Zimmer.)

Anna (ſteht ſingend auf).

Aber es iſt ein wahres Glück für unſere muſikaliſchen Unterhaltungen, daß das neue Inſtrument mitgekommen iſt; unſer altes hätt's nimmer gethan. Da habe ich Sie auch fragen wollen, Herr Commerzienrath, in welches Zimmer ſoll man es ſtellen.

Commerzienrath (der lächelnd und galant näher kommt).

In welches Zimmer, meine liebe Anna? Nun, in das Deinige, das verſteht ſich von ſelbſt. Ich ſpiele nicht (huſtend), meine Frau noch viel weniger, alſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß das Inſtrument zur Künſtlerin —

Anna.

O nein, das verſteht ſich nicht von ſelbſt, Herr Commerzienrath; in mein Zimmer würde das prachtvolle Inſtrument nicht paſſen.

Commerzienrath (zurückhaltend).

Iſt — es — vielleicht — zu klein, Dein Zimmer? Du wohnſt doch im Hauptgebäude?

Anna.

Im dritten Stock. Zu klein wäre es nicht; ein ſehr geräumiges Zimmer, mit einer prachtvollen Ausſicht.

Commerzienrath (ihr näher kommend).

Wie ich die Ausſicht liebe! — Und da das Zimmer geräumig iſt, ſo kommt der Flügel zu Dir hinauf, und wir ſteigen auch hinauf, wenn wir ſchwärmeriſch ſind —

Anna (luſtig, indem ſie davonſpringt).

Das wäre zu hoch, Herr Commerzienrath; das Inſtrument muß hier rechts hinein, in's Arbeitszimmer der Frau Räthin, oder hier links neben dem Speiſezimmer.

Commerzienrath (ſehr gefaßt).

Hm — hm —! ja, Du haſt Recht. Dann aber lieber neben das Speiſezimmer; meine Frau iſt nicht muſikaliſch, ihr gefällt nur der Choral, den ſie Morgens vom Thurme blaſen. Nach dem Eſſen machſt Du Muſik: wir ſitzen ſo traulich beiſammen. —

Anna (lachend).

Und haben einander ſo lieb.

Commerzienrath.

Du biſt eine Schelmin, man ſieht's Deinen Augen an, — gefährliche Augen. — Haſt Du auch ſchon Jemand zu tief in's Herz geſehen?

Anna.

Ich? O nein, hier gibt's gar keine Herzen.

Commerzienrath (huſtend).

Ueber das Kapitel müſſen wir ausführlicher ſprechen.

Anna.

Aber ſpäter, Herr Commerzienrath, ich habe jetzt noch ſo außerordentlich viel zu thun. (Sie will hinwegſpringen).

Commerzienrath (etwas geckenhaft).

Nein, nein; man muß die Gelegenheit benützen. Jetzt auf der Stelle mußt Du mir beichten; zu einem alten Herrn, wie ich, kannſt Du ſchon ein Vertrauen faſſen.

Anna (entſchlüpft ihm nach der Mittelthüre).

Vertrauen habe ich wohl, aber es fehlt mir die nöthige Zeit. (Im Abgehen): Da kommt ja der Vater, der Sie gewiß aufſucht.

Commerzienrath

(der ihr nachgehüpft iſt, plötzlich ernſt und würdig).

Ah! unſer Pächter!

Dreizehnte Scene.

Der Vorige. Nachher der Pächter.

Commerzienrath (an der Mittelthür, ihr nachſehend).

Ein vortreffliches, herrliches Mädchen! Wie luſtig und munter ſie auf ihren Vater zuhüpft, ihre Hand auf ſeine Schulter legt! Ah! ſo eine kindliche Liebe iſt doch etwas Schönes und Rührendes. Und liebe ich ſie nicht auch? herzlich? — mit den Gefühlen eines Vaters? (Huſtend.) Ja, allerdings nur mit den Gefühlen eines Vaters. (Zum Pächter, der hereintritt): Ich habe ein wahrhaftes, herzliches Vergnügen an der Anna. Immer gleich heiter, gleich liebenswürdig, und dabei ſo rührig und anſtellig; das gibt einmal eine ganze Hausfrau.

Pächter.

Iſt's ſchon, Herr Commerzienrath. Was das Mädchen weiß davon, braucht ſich die Aelteſte nicht zu ſchämen. Und hält das Haus in Ordnung mit einer ſo feſten Hand, davon haben Sie gar keine Idee.

Commerzienrath.

Nun, ich ſehe es ja. Iſt faſt an allen Ecken zugleich und kommandirt und ſchafft; es wird Ihnen auch einmal arg ſein, ſie zu verlieren.

Pächter.

Durch eine Heirath, meinen Sie? Ja, allerdings; aber was kann da ein Vater machen? Wenn das Mädchen einmal einen jungen Mann findet, der ihr gefällt und der auch ſonſt nicht unrecht iſt, ſo muß ich ſie in Gottes Namen ziehen laſſen.

Commerzienrath (nachdenkend).

Ja, da müſſen wir ſie in Gottes Namen ziehen laſſen. — Aber ungern.

Pächter.

Und da muß ſich der Vater freuen, ſein Kind gut verſorgt zu ſehen.

mir in den letzten Tagen im Reißmehlschen Hause begegnet war, tummelte sich in den wildesten, schreckhaftesten Gestalten vor meinem Innern vorbei. Jetzt kam es mir vor, als stoße mich Jungfer Barbara in ein tiefes Eismeer, wo ich vor Kälte umkommen sollte; wenn aber meine Glieder kaum vor Frost zu zittern anfingen, so wurde das Eis glühend und mich durchströmte die rasendste Hitze. Zuweilen erwachte ich halb aus dem Schlaf, und da lag die weite Kirche leer vor mir und mein matter Blick konnte nichts unterscheiden, als die freundliche Mutter Gottes mit dem Kind auf dem Arm. Wie lange ich eigentlich so halb schlafend im Fiebertraum gelegen, weiß ich nicht. Endlich aber fühlte ich, daß ein starker, köstlicher Geruch in meine Nase stieg, und als ich die Augen aufschlug und um mich schaute, meinte ich Anfangs nicht anders, als die Mutter Gottes sei herabgestiegen und stehe mit dem Kinde an der Hand vor meinem Stuhl. Sie, da sie sich halb über mich beugte und mir ein kleines Fläschchen an die Nase hielt, hatte ein so anmuthiges liebes Gesicht, so schön und freundlich, wie ich nie etwas gesehen, und da ich sie für ein überirdisches Wesen hielt, so wollte ich schon meine Augen wieder schließen, um mich blindlings ihrem Schutz anzuvertrauen. Aber das Kind an ihrer Hand, ein junges Mädchen, das eben so lieb und freundlich aussah, wie sie, sagte: „Ach, Mama, das arme Kind wird doch

Commerzienrath.

Aber Anna iſt noch jung. (Lauernd.) Und wie ſieht's mit ihrem kleinen Herzchen aus?

Pächter (lachend).

O! das denkt nur an ihre Wirthſchaft.

Commerzienrath.

Und noch keine Anträge?

Pächter.

O das wohl ſchon mancherlei. Aber Anna konnte ſich noch nicht recht entſchließen.

Commerzienrath.

So, doch ſchon Anträge? — Und anſtändige Partien! Ei! das wäre! (Mit einem verdrießlichen Geſicht.) Das freut mich ganz außerordentlich!

Pächter.

Ja, noch vor Kurzem hat ein wohlhabender und ganz geordneter Mann drunten aus dem Dorfe um ſie angehalten.

Commerzienrath.

Ein älterer Mann ſchon, ſo in unſern Jahren?

Pächter.

O nein! ſo ganz das paſſende Alter zu dem Mädchen, der einzige Sohn des Müllers aus dem Dorfe.

Commerzienrath.

Der Müller? ſieh da! Alſo der Sohn des alten Müller, den ſie drunten zum Schultheißen machen wollen. Ein heftiger Mann, wie ich mir ſagen ließ, eine unangenehme Perſönlichkeit, ein barſcher Kerl! Da ſehen Sie ſich vor! Er ſoll der Führer der einen Partei im Dorfe ſein.

Pächter.

Aber einer Partei, zu der die angeſehenſten, vermöglichſten und ruhigſten Einwohner gehören.

Commerzienrath (mit Eifer).

Aber gottlos, beſter Freund, recht ſehr gottlos! Gehen nicht in

die Kirche und ſuchen eine andere Partei zu unterdrücken, die ſich angelegen ſein läßt, dem Herrn auf die würdigſte Art zu dienen.

Pächter.

Der Herr Commerzienrath ſind gewiß nicht recht berichtet. Allerdings gibt es da unten auch eine Partei von ſogenannten Frommen, — Heuchlern möchte ich faſt ſagen.

Commerzienrath.

So hart muß man Niemand anklagen. Es iſt ſchwer, da eine richtige Grenzlinie zu ziehen. Doch muß ich geſtehen, daß mir dieſe ruhigen ſtillen Leute lieber ſind als eine tolle Partei, der alle Mittel recht ſind, ihre Projekte durchzuführen. (Erkünſtelt lachend.) Aber was geht das mich eigentlich an! Was habe ich mich darum zu bekümmern!

Pächter (für ſich).

Da muß Jemand gegen den Müller gearbeitet haben. Reden wir von etwas anderem. (Laut): Ich kam eigentlich her, um Sie um Erlaubniß zu bitten, die Leute des Guts vorſtellen zu dürfen. Sie freuen ſich ſehr darauf, den Herrn Rath zu ſehen.

Commerzienrath (auf und ab gehend).

Stellen Sie ſie vor, ſtellen Sie ſie vor! Ich werde Alles empfangen. (Pächter ab.)

Vierzehnte Scene.

Der Vorige. Später der Buchbinder und die Leute des Schloſſes.

Commerzienrath.

Ich glaube, ich war auf dem beſten Wege mich zu ärgern. Das wäre ein ſchöner Anfang des Landlebens. (Nachdenklich.) Die kleine Anna und der junge Müller. —

(Während dieſer Zeit kam der Buchbinder links aus dem Kabinet und ſchlich dem Commerzienrath nach.)

Buchbinder (ſehr leiſe).

Ihr ganz gehorſamſter — —

Commerzienrath.

Dieſer alte und junge Müller! . .

Buchbinder.

Und ergebenſter Diener, Herr Commerzienrath!

Commmerzienrath (laut und heftig).

Hol' Sie der Teufel!

Buchbinder (erſchrocken zurückfahrend).

Bitte vielfach um Entſchuldigung, wenn ich den Herrn Rath geſtört.

Commerzienrath.

Wer ſind Sie?

Buchbinder.

Der Buchbinder aus dem Dorfe, zu Gnaden zu halten. Mamſell Anna ließen mich rufen, ganz unterthänigſt einige Tapeten aufzufriſchen.

Commerzienrath (milder).

Ah! Wenn Sie Fräulein Anna rufen ließ, ſo iſt das etwas anderes. — —

Buchbinder.

Mamſell Anna — —

Commerzienrath (ihn unterbrechend).

Sie wohnen drunten im Dorfe?

Buchbinder.

Dem Herrn Commerzienrath zu dienen.

Commerzienrath.

Es iſt ein wohlhabendes Dorf?

Buchbinder.

O ja, hat aber auch viele arme und ſehr würdige Leute.

Commerzienrath.

Das kann ich mir denken. Aber die Wohlhabenden ſind überwiegend?

Buchbinder (ſeufzend, mit einem Blick gen Himmel).

O ja.

Commerzienrath (nach einigem Beſinnen).

Was iſt der Müller Weber für ein Mann? Sie machen ja eine ſeltſame Grimaſſe! Doch ein braver Mann? Und wohlhabend?

Buchbinder.

Das letztere, ja. Was das erſtere anbelangt, ſo will ich nicht darüber urtheilen, kann aber mit Stolz ſagen, daß ich weder mit dem alten noch mit dem jungen Müller in irgend welche Berührung komme.

Commerzienrath (nachdenkend für ſich).

Und das iſt doch ganz gewiß ein ganz unparteiiſcher Mann. (Laut): Dank Ihnen, mein Freund. Laſſen Sie mich jetzt, ich habe zu thun. Morgen, übermorgen vielleicht, — in den nächſten Tagen finden Sie ſich bei mir ein, es wird gewiß nothwendig ſein, die Bibliothek in Ordnung zu bringen.

(Buchbinder zieht ſich rückwärts bis an die Mittelthüre und will hinaus; da er aber den Pächter mit den Leuten bemerkt, der ihm entgegentritt, wendet er ſich raſch und ſchleicht nach links ab.)

Fünfzehnte Scene.

Commerzienrath. Nachher der Pächter und die Leute des Guts.

Commerzienrath.

Verbannen wir alſo dieſe ſtörenden Gedanken! Dort kommt der Pächter mit den Leuten, — mit meinen Leuten, — wenn man will, mit meinen Unterthanen. Ich werde Cercle halten. — Seit zehn Jahren war ich in der Stadt bei feierlichen Gelegenheiten ein ganz unter-

thäniges Mitglied eines ſolchen Cercle, und wenn ich mich recht erinnere, wurde ich von Seiner Durchlaucht zehnmal gefragt, ob ich glaube, daß endlich dieſes Jahr der Waizen gedeihen werde. Es iſt nicht leicht, Cercle zu halten. Wenn der Gouverneur bei uns durchkam, da fragte er beim Cercle jedesmal, ob der Waizen gerathen ſei, und wir lächelten. Jedem etwas Angenehmes und Paſſendes zu ſagen, iſt ſchwer; es macht eine kleine Emotion.

Pächter.

Da ſind die Leute, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath (huſtend).

Ja ſo. — Richtig! Freue mich außerordentlich. Das ſind alſo ſämmtliche Beamte des Gutes und Schloſſes? — Freue mich ſehr, lieben Leute, euch hier um mich verſammelt zu ſehen, freue mich wirklich und um ſo mehr, da ich mich entſchloſſen habe, längere Zeit unter euch zu verweilen.

(Die Leute machen Kratzfüße und ſteife Verbeugungen.)

In der That, freue mich recht ſehr, und um ſo mehr freue ich mich, da ich von meinem Pächter erfahren, daß ihr alle ſehr brave und gute Leute ſeid (huſtend), ſehr brav und gut, außerordentlich gut und brav, treu und anhänglich. Denn ſeht, meine lieben Leute, man muß treu und anhänglich ſein, ja, ſehr anhänglich, damit — damit — auch die Gutsherrſchaft wieder mit wahrer Liebe für euch zu ſorgen im Stande iſt. (Zum Pächter): Das alſo ſind ſämmtliche Leute?

Pächter.

Ja wohl, Herr Commerzienrath. Das da iſt der Oberknecht.

Commerzienrath.

Ah ſo! der Oberknecht. Richtig! Freue mich ſehr. (huſtet.) Glaubſt Du, daß der Waizen dieſes Jahr gedeihen wird?

(Oberknecht grinſt lachend und ſchweigt.)

Pächter.

Ob Du meinſt, daß wir ein gutes Jahr kriegen?

Oberknecht.

Ja freilich, wenn's nicht zu trocken und nicht zu naß iſt.

Commerzienrath.

So?

Pächter.

Der Gärtner.

Commerzienrath.

Freue mich außerordentlich! Liebe ſehr die Gärtnerei und Blumenzucht und halte vor allen Dingen darauf, das Neue anzuſchaffen, was uns aus fremden Ländern gebracht wird. Haben wir ſchon die Victoria Regia?

Gärtner.

Vorderhand nicht, Herr Commerzienrath; werde aber um einen Ableger aus der Stadt ſchreiben.

Commerzienrath (verbindlich).

Bitte darum; ſoll mich recht ſehr freuen.

Pächter.

Der Kutſcher.

Commerzienrath.

Ah! der Kutſcher! Du wirſt jetzt mehr zu thun bekommen, denn ich freue mich darauf, kleine Ausflüge in die Gegend zu machen. Was machen die Pferde, die ich gekauft und hergeſchickt?

Kutſcher.

Nichts für ungut, Herr Commerzienrath; das ſind ein paar Schindmähren.

Commerzienrath (erſtaunt).

Schindmähren! Man hat mich doch verſichert, es ſei ächtes arabiſches Blut.

Kutſcher.

Schindmähren! ſage ich, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath.

Genug davon für heute. Wir wollen das nächſtens ſelbſt unterſuchen.

Pächter.

Der Ochſenknecht.

Commerzienrath.

Ein ſehr nothwendiger Beamter des Hofes. Aber ein unangenehmes Geſchäft, mein Freund? das Vieh kann ſehr widerſpenſtig ſein nicht wahr?

Ochſenknecht.

Es ſind halt Ochſen, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath.

Sehr gut! Sehr gut! Ja, es iſt ſchwer, mit Ochſen umzugehen.

Ochſenknecht.

Ja, Herr Commerzienrath.

Pächter (auf Mehrere zeigend)

Pferd- und Ackerknechte.

Commerzienrath (zufrieden).

Ach, freue mich ſehr! Nun, meine lieben Leute, es hat mich in der That gefreut, euch ſo wohl und munter zu ſehen; ich hoffe auch, wir werden gut mit einander auskommen. Thue Jeder das Seinige und auch ich werde gerne das Meinige thun. (Zum Pächter): Die Leute wohnen alle auf dem Schloſſe?

Pächter.

Alle — in den Nebengebäuden.

Commerzienrath.

Das iſt mir ſehr lieb; kommen alſo mit dem Dorfe nicht viel in Berührung. Im Dorfe da drunten ſoll Manches nicht ſein, wie es ſein ſollte; wie ich höre, zanken ſie ſich jetzt um eine Schultheißenwahl, — zwei exaltirte Parteien. (Mit Pathos): Aber Erbitterung in einer Gemeinde führt zu unangenehmen Händeln, zu Tyrannei. Ja, meine Herren, überall gibt es Menſchen, die zum Streit aufgelegt ſind, die darauf aus ſind, ihren friedlichen und duldſamen Mitbürger zu tyranniſiren. Und Tyrannei, meine Herren, macht das ſanfteſte Gemüth

zuletzt wild und unnachgiebig. — Es iſt deßhalb unſere Pflicht, mit allen Kräften zu wirken, daß Tyrannei nicht unter uns aufkommt; wir müſſen dem Schwachen und Unterdrückten beiſtehen. Ja, verehrte Kollegen, — meine Herren, wollte ich ſagen, — ſtehen wir mit Rath und That der unterdrückten Partei bei! Und eine ſolche unterdrückte Partei gibt es auch drunten im Dorfe. Obgleich es mich eigentlich durchaus nichts angeht, wen eure Freunde und Bekannten zum Schultheißen wählen, ſo wäre es mir doch gerade nicht angenehm, wenn ein gewaltthätiger Mann, wie z. B. der Müller, mit der oberſten Gewalt bekleidet würde. Frömmigkeit iſt eine ſchöne Tugend, iſt, was uns Noth thut, denn wir mögen denken, was wir wollen, (mit erhobener Stimme.) ſo viel iſt und bleibt wahr: ohne Hülfe von Oben gibt es kein Gelingen. (Er macht eine gefällige Handbewegung und eine Verbeugung.)

Oberknecht.

Sollen wir jetzt Vivat hoch! ſchreien?

Kutſcher.

Nein, es macht ſich hier nicht recht. Der Herr hat gar zu ernſt geſprochen. Es käme jetzt unmanierlich heraus.

(Mit linkiſchen Verbeugungen Alle ab.)

Sechszehnte Scene.

Commerzienrath. Der Pächter.

Commerzienrath (ſetzt ſich in einen Stuhl).

So, das wäre vorüber! Oeffnen Sie ein wenig ein Fenſter, damit die erquickende Abendluft hereindringen kann. Ein Abend auf dem Lande! Welch ſüßes, wohlthuendes Gefühl! Auch die Natur bereitet ſich zum Schlafe vor. (Die Glocke klingt aus dem Thale herauf.) Ah! wie das melodiſch klingt! — Friede ſei ihr erſt Geläute! Nun, ein unruhiges

Tagewerk ſo zu beſchließen, fern von allem wüſten Lärmen, das iſt das Glück, wie ich es mir geträumt! — — Ruhe und Friede überall.

(Vor dem Fenſter erſchallt mit Einem Male ein Tusch von einer ziemlich barbariſchen Muſik. Eine Stimme ruft: Es lebe unſer Gutsherr! Hoch! antworteten andere.)

Commerzienrath (aufſpringend).

Gott im Himmel! was iſt denn das?

Pächter.

Es ſind die Leute des Guts, die ſich auf ihre Art freuen, daß der Herr Rath angekommen.

Commerzienrath (ärgerlich).

Das iſt ja aber ein wüſter Lärmen! Wird es lange dauern?

Pächter (achſelzuckend).

Nachbar wird getanzt. Man muß ihnen nun einmal die Freude laſſen.

(Dazwiſchen knallen auch Flintenſchüſſe.)

Commerzienrath.

Und da knallen ſie wieder wahrſcheinlich nach einem ſo unglückſeligen Haſenicht.

Pächter.

Das ſind Freudenſchüſſe, Herr Commerzienrath!

(Schüſſe in der Ferne.)

Da kommen auch die Burſche des Dorfes herauf; es wird freilich ein bischen luſtig hergehen.

Commerzienrath.

Und meine Nachtruhe! (Ergrimmt.) Und da zieht am Ende der junge Müller auch mit herauf?

Pächter.

Wohl möglich.

Commerzienrath (heftig).

Und meine Ruhe und mein Frieden!

Pächter.

Soll ich es ihnen verbieten?

Commerzienrath.

Nein, nein. Das würde böſes Blut machen. — Wie Gott will!

Pächter (ſchließt das Fenſter).

So, nun hört man den Lärm weniger.

(Muſik, Schießen und Geſang dauert fort).

Commerzienrath (nachdenklich).

Und Abends wird getanzt! Auch der junge Müller findet ſich ein! — und Anna! Bin ich deshalb aus der Stadt hieher gekommen? — Iſt das die Ruhe des Landlebens?

(Neuer Tuſch, neues Vivatrufen.)

(Der Vorhang fällt; die Muſik des Orcheſters fällt in einer ſehr luſtigen, wie höhnenden Weiſe ein.)

Zweiter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſte Scene.

Eduard. Der Bediente.

Eduard (blickt vorſichtig aus der Thüre links).

Schon acht Uhr und noch Niemand auf! Das iſt mir eine ſaubere Landwirthſchaft! Na! der geſtrige Spektakel wird Manchem in den Gliedern liegen. Mir auch; wenn man Abends ſechs Stunden ge-

wirrte Kopf- und Barthaar fuhr, immer weniger luſtig, und nahm zuletzt einen ernſten, ich möchte ſagen traurigen Ausdruck an, den ich früher nie an ihm bemerkt hatte. Mit ſeinen Beinen klopfte er taktmäßig gegen das Bett, und nachdem er einen Augenblick zum Fenſter hinausgeſchaut, von dem jetzt ein feiner kalter Regen herab rieſelte, fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn und ſtieß einen tiefen Seufzer aus. Dann betrachtete er mich und ſagte: „Wenn man Sie auch drüben aus dem Hauſe weggeſchickt hat und Sie von Ihrer Familie bedeutende Unannehmlichkeiten zu erwarten haben, ſo ſind Sie doch, bei Gott! gegen mich ein ganz glücklicher Menſch. Auf mein Wort verſichere ich Sie, ich fühle mich oft einer der miſerabelſten Sterblichen, die es giebt. Wer, wie ich, ſo allein ſteht, ach, ſo entſetzlich allein ſteht, und weder Mittel hat, wovon er anſtändig leben kann, noch etwas gelernt hat, um dieſe Mittel zu erwerben, iſt wahrlich ſchlimmer daran, als der Tagelöhner und Laſtträger, der mit ſaurer Arbeit ſein mageres Stück Brod verdient. Glauben Sie mir, Theuerſter, unter allen dummen Streichen, die ich in meinem Leben gemacht — und deren Zahl iſt Legion — iſt der der unverantwortlichſte und größte, daß ich während meines achtjährigen Studentenlebens von allen Wiſſenſchaften und Künſten, die ſich auf Gottes Erdboden breit machen, auch nicht die Idee profitirt habe.“

ritten iſt und wohnt in der Nacht höchſt incognito einem ländlichen Balle bei, da kann man ſchon genug kriegen. Wir wollen doch Jemand herbeiklingeln. (Er zieht die Klingel.)

(Bedienter durch die Mitte.)

Nah, da kommt endlich einmal das alte Geſicht! Aber ſage mir, Jakob, was ſoll denn das hier heißen? Noch Niemand auf?

Bedienter.

Das macht das Tanzvergnügen, welches wir geſtern Abend ausgeſtanden.

Eduard.

Aber der Herr Commerzienrath haben doch nicht mitgetanzt?

Bedienter.

Ih! Gott bewahre! Aber um dem Lärm zu entgehen, hat er noch einen nächtlichen Spaziergang gemacht, und muß auch erſt ſpät zu Bette gegangen ſein. Wir wollen einmal nach ihm ſehen.

Eduard.

Vorher aber will ich mich zurückziehen. — Da haſt Du den Brief, der — Du verſtehſt mich — heute Nacht gekommen iſt, und worin ich Dir anzeige, daß ich dieſen Morgen hier eintreffen werde, um meiner Tante Quartier zu machen, und den Onkel zu überraſchen. — Iſt Fräulein Anna ſchon auf?

Bedienter.

O ja, ſchon längſt; ſie ſpaziert im Garten (zeigt auf die Mittelthür) da am Hauſe.

Eduard.

Da wollen wir ſie einen Augenblick belauſchen. (Für ſich.) Iſt das ein liebenswürdiges Geſchöpf!

Bedienter.

Laſſen Sie Ihr Belauſchen jetzt ſein, der Herr kann jeden Augenblick herauskommen.

Eduard.

Aber daß Du mir reinen Mund hältſt, alter Brummbär! Es braucht Niemand zu erfahren, daß ich (er macht eine Tanzbewegung). Haſt Du mich verſtanden?

Bedienter.

Ich denke, Sie ſollten mich kennen.

Eduard.

Und trage den Brief glaubwürdig vor.

Bedienter.

Nun ja. (Für ſich, boshaft lachend.) Ich freue mich nur über die Ruhe und den Frieden, der jetzt hier losgehen wird.

(Zum Commerzienrath rechts ab.)

Eduard (ſchleicht an die Mittelthür).

Aber einen einzigen Blick muß ich in den Garten thun. (Er hebt den Vorhang auf und blickt hinaus.) Nichts als Bäume und Blumen, viele Roſen, nur ſie nicht. (Horcht in's Zimmer hinein.) Doch ſtill! da kommt was.

(Er ſpringt links ab und drückt die Thüre zu.)

Zweite Scene.

Bedienter. Nachher der Commerzienrath.

Bedienter (mit einem Arm voll Kleider).

Er ſchläft noch. Nun ja, der geſtrige Tag mit all' ſeiner Ruhe wird ihn angegriffen haben.

Commerzienrath (von innen heftig rufend).

Jakob! — Jakob! Halt! wo willſt du hin? Halt doch! (In großer Bewegung hervorſtürzend.) Warſt Du in meinem Vorzimmer?

Bedienter.

Wie jeden Morgen, Herr Commerzienrath. Ich habe nur die Kleider geholt, die Sie geſtern getragen.

Commerzienrath (ſehr aufgebracht).

Ja, ja, das iſt es ja eben. Meine Kleider, gib her.

Bedienter (ſieht ihn erſtaunt an).

Ich will ſie ausputzen, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath.

Ausputzen! o ja — o nein! wollt' ich ſagen. Gib her, gib her! ich will das ſelbſt beſorgen.

Bedienter.

O — oh! Herr Commerzienrath!

Commerzienrath (gezwungen lachend).

Mein lieber Jakob, je weniger Bedürfniſſe ein Menſch hat, um ſo unabhängiger iſt er; auch habe ich einige Papiere in meinem Rocke, die ich herausnehmen möchte, Briefſchaften, Wechſel . . .

Bedienter.

Nun, die kann ich ja auch herausnehmen. Habe das ja alle Tage beſorgt.

Commerzienrath (ihm Rock, Hoſe und Weſte entreißend).

Nein, ſag ich, nein! Laß mich allein! — fort! — Ich werde klingeln, wenn ich Dich brauche.

Bedienter.

Nun meinetwegen.

(Geht kopfſchüttelnd ab.)

Dritte Scene.

Commerzienrath allein.

Commerzienrath

(die Kleider in einer Hand, die Bürſte in der andern, ſchreitet haſtig auf und ab, bleibt zuweilen ſtehen, ſeufzt, will an ſeine Stirne faſſen; da er das aber mit der Kleiderbürſte thut, ſo fährt er erſchrocken zurück und ſetzt ſeinen Spaziergang wieder fort.)

Unerhört, ſo lange die Welt ſteht! Ich, ein Commerzienrath, geweſener Vater der Stadt und Vorſtand des höheren Muſeums, ich einen — — oh! es könnte ein Traum ſein! — Aber nein! das kann ich nicht geträumt haben. Man träumt von einem zerbrochenen Genick; man träumt von einem zwei Schuh tiefen Degenſtich; aber ein vernünftiger Menſch hat noch niemals geträumt, daß er — — einen — Gott! ich kann den Namen nicht ausſprechen! — erhalten. Ach! entwürdigendes Gefühl! — Und ich habe einen erhalten! Aber Ruhe, Faſſung! Hier kann mich Niemand belauſchen. — Schließen wir zum Ueberfluß ſämmtliche Thüren. (An der Mittelthür): O Gott! es iſt mir gerade, als ſollte ich mein Todesurtheil leſen. (Schleicht an die linke Thür, die er weit öffnet und dann ſchließt.) Es hat mich kein Schlaf erquickt! (An die rechte Thür gehend.) Ich bin moraliſch und phyſiſch zuſammengetreten! Und nun Muth und Faſſung! ſehen wir meine verkörperte Schande! (Er rückt einen Stuhl in die Mitte, und nach einem lebhaften innern Kampfe breitet er, ohne hinzublicken, den Rock über die Stuhllehne. Auf dem linken Schooße iſt mit grauer Erde deutlich ein Fußtritt abgezeichnet. Commerzienrath ſetzt ſich auf einen Stuhl auf der linken Seite und hält die Hand vor die Augen.) Es muß ſein! — Muth! (Er blickt hin.) Ja, einen Fußtritt! — O Gott! (Mit Wuth.) Ein Angriff der gemeinſten Art! Und in dunkler Nacht meuchelmörderiſch! Von hinten! Aber das iſt ja die Art und Weiſe derartiger ſchimpflicher Beleidigungen; ich habe noch nie von einem Fußtritt von vorn gehört. (Nach einer Pauſe, traurig.) Es iſt kein allzu großer Fuß geweſen, der das gethan. O Gott! es war ein Linker! Keine Spur von Nägeln, ein glatter, gut gemachter Stiefel! — Es muß ſein, wählen wir in unſerem Schmerz,

meſſen wir für alle Fälle das Corpus delicti, um für unſere Rache einen Anhaltspunkt zu haben. (Er hat aus der Tasche des Fracks eine Brieftasche genommen, aus dieſer ein kleines zuſammengelegtes Maaß, und mißt die Spur; in ſeine Briefstasche ſchreibend): Neun Zoll, ſechs Linien. — Es ſchwimmt mir vor den Augen. Aber nun fort mit dem Zeichen ſelbſt, verwiſchen wir jede Spur. (Er bürſtet heftig.) — Doch jetzt will ich öffnen, um keinen Verdacht zu erregen.

(Er ſchleicht an die Mittelthüre, zieht die Klingel und öffnet.)

Verwiſcht bis auf die letzte Spur, Gott ſei Dank!

(Nach rechts ab.)

Vierte Scene.

Bedienter. Nachher Eduard.

Bedienter.

Was ſoll denn das alles bedeuten? Der Herr ſah ſo verſtört aus, als habe er Geiſter geſehen, iſt auch ſo unruhig und treibt ſonderbare Geſchichten. Dem ſcheint die Landluft nicht beſonders anzuſchlagen.

(Es klopft links.)

Nur herein!

Eduard (von außen).

Ja, wenn man nur herein könnte.

Bedienter (kopfſchüttelnd).

Wer hat denn da geſchloſſen? (Er öffnet die Thür.)

Eduard (eilig).

Haſt Du meinen Brief abgegeben?

Bedienter.

War mir nicht möglich; der Herr hatte den Morgen eine ganz komiſche Laune.

Eduard.

Aber ich kann doch nicht ewig da eingeſchloſſen bleiben. Auch kommt die Tante gegen Mittag.

Bedienter.

So früh ſchon? Das wird eine angenehme Ueberraſchung geben!

Eduard.

Allerdings. Und ein Paar Verwandte haben es ſich in den Kopf geſetzt, die Tante hieher zu begleiten.

Bedienter.

Am Ende die Frau Hofräthin?

Eduard.

Natürlich. Tante Hofräthin läßt ſich eine ſolche Gelegenheit nicht entgehen. Obendrein iſt es morgen Feiertag.

Bedienter.

Und am Ende kommt der Hofrath auch?

Eduard (luſtig).

Verſteht ſich. Und Vetter Kanzleirath.

Bedienter.

Gerechter Himmel! Am Ende auch Fräulein Amalie und Herr Guſtav?

Eduard.

Rathen kannſt Du. Alle kommen; (lachend) eine Ueberraſchung für den Onkel.

Bedienter (ebenfalls lachend).

Stille des Landlebens, keine Zerſtreuungen, keine Beſuche. Na, er wird ſich freuen.

Eduard (lachend).

Wenn Du willſt, ſo kannſt Du ihn darauf vorbereiten. Es hat Dir das Alles geträumt.

Bedienter.

Ich werde mich hüten. Urlaub will ich für heute nehmen und hinab in's Dorf gehen. Wenn ich dann zurückkomme, laß' ich mich ſelbſt überraſchen.

Eduard

(der ſchon mehrmals an die Mittelthüre gegangen iſt)

Wie Du willſt. Aber jetzt übergib den Brief.

Bedienter.

Das wird ein Vergnügen werden. (Nach rechts ab.)

Fünfte Scene.

Eduard. Nachher Anna.

Eduard (an der Mittelthür).

Vorhin war ſie immer da. Was das Mädchen für einen unruhigen Geiſt hat! Doch da kömmt ſie über den Hof. Sie geht zu ihren Rehen hin. Selbſt eines; wie heißt es doch in dem Gedichte? Leicht ſchreitend wie ein Reh! Und die ſchönen glänzenden Augen! (Ernſt): Eduard, du wäreſt beſſer in der Stadt geblieben, du, ſo gut wie verlobt. Ei was! ich gehöre auf's Land. Iſt mir doch hier zu Muthe, als ſpringe mir bei jedem Athemzuge ein Reif, der mein Herz zuſammenſchnürt! Taucht doch beim Anblick von Feld und Wald meine ganze herrliche Jugendzeit in mir auf! Pfui Bücher und Comptoir! Ein Pferd! ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd! — — Und das liebe Geſchöpf! Und wie die Rehe zutraulich mit ihr ſind, die armen gefangenen Thiere! Ich wäre auch ſo zutraulich, wenn ſie mich füttern wollte. (Ruft hinaus): Anna! Anna!

Anna (von Außen).

Ach Herr Eduard! endlich ausgeſchlafen?

Eduard.

Ausgeſchlafen ſchon lange. Aber laſſen Sie einen Augenblick Ihre gefangenen Rehe; ich bin ja auch ein Gefangener. Seien Sie barmherzig und kommen Sie einen Augenblick näher.

Anna (lachend näher kommend).

Wer ſind Sie eigentlich? Für uns unbekannt und namenlos. Sie haben noch gar kein Recht, da zu ſein.

Eduard.

Leider Gottes. Aber Sie haben wohl ein Recht, mich grauſam zu verſpotten.

Anna (lachend).

Wie kann ich etwas verſpotten, das gar nicht exiſtirt! Ihrem Schreiben nach kommen Sie ja erſt in einer halben Stunde.

Eduard.

Geben Sie mir Ihre Hand.

Anna.

Nein, nein! wenn Sie angekommen ſind und ſich ſehr artig aufführen.

Eduard.

Dann geben Sie mir Ihre Hand?

Anna.

Dann heiß' ich Sie vielleicht willkommen.

Eduard.

Nur das? O das ſollen Sie erfahren. Seit einem Jahre habe ich Sie nicht geſehen; der Onkel weiß ganz genau, wie gern ich Sie immer gehabt, und um das recht offenkundig zu machen, ſtürze ich auf Sie zu. So (er thut es); und faſſe Ihre Hände.

Anna.

Ach! laſſen Sie Ihre Kindereien!

Eduard (ruhig)

Ich ziehe Sie in's Zimmer herein, ich kann mich in meiner Herzensfreude nicht faſſen und — — küſſe ſie recht innig. (Er thut es.)

Sechste Scene.

Vorige. Commerzienrath.

(Commerzienrath erſcheint unter der Thür.)

Anna.

Aber wiſſen Sie, daß das abſcheulich iſt! daß ich mich nicht ſo behandeln laſſe! Pfui, Herr Eduard.

Commerzienrath.

Allerdings legſt Du Deine Freude ein Bischen ſehr lebhaft an den Tag.

Eduard (für ſich).

Oh! mein Onkel!

Anna (für ſich).

Der Herr Commerzienrath!

Commerzienrath.

Etwas ſehr lebhaft. Und ich muß geſtehen, es freut mich außerordentlich, daß Dich Anna zurückgewieſen. Ueberhaupt, lieber Freund. Du läßt in der Stadt Geſchäft Geſchäft ſein, fällſt mir da in's Haus, und — und —

Anna.

Erlauben Sie mir, Herr Commerzienrath, daß ich Ihnen guten Morgen wünſchen darf. Sie haben doch die erſte Nacht bei uns gut geſchlafen.

Commerzienrath.

Danke, mein liebes Kind. O ja, ſo, ſo, nicht ganz ſchlecht, aber auch nicht ſo vortrefflich, wie ich gewünſcht. Der etwas arge Lärm geſtern Abend . . .

Eduard (wie erſtaunt).

Lärm? hier auf dem Lande?

Anna (für ſich).

Der Heuchler! aber warte!

Commerzienrath.

Du kommſt ſo eben an?

Eduard.

Ja, lieber Onkel. Und mit den beſten Grüßen von der Tante.

Commerzienrath.

Biſt Du mit einem Wagen gekommen? Ich hörte doch keinen anfahren.

Anna.

Ich auch nicht, und bin doch ſchon mehrere Stunden im Hofe.

Eduard.

Nein, lieber Onkel, ich kam zu Pferde.

Anna.

Zu Pferde? Wo haben Sie es eingeſtellt? O, man muß für das Thier ſorgen.

Eduard.

Nun, wo werde ich es eingeſtellt haben? Natürlicher Weiſe im Stalle.

Anna.

In unſerem Stalle? (Schüttelt mit dem Kopfe.) Ich begreife nicht, daß man mir nichts davon geſagt.

Eduard (leiſe zu ihr):

O wie boshaft!

„Aber," entgegnete ich haſtig, „Sie haben ja lange Zeit die Univerſität beſucht und ſtudirt?" — „Freilich," antwortete der Doktor, „habe ich die Univerſität beſucht, aber das Bischen Vermögen, das mir von meinen Eltern hinterlaſſen wurde, mit leichter Mühe verthan; es war gar zu unbedeutend, ſo unbedeutend, daß ich Hunger und Kummer dabei ausſtehen mußte; denn wenn Sie etwas Unbedeutendes auf ſechzehn Semeſter vertheilen, ſo können die Rationen nicht groß werden. Dann habe ich mich, wie ſchon geſagt, wohl des Studirens halber auf der Univerſität aufgehalten, jedoch ohne mich dem ſauren Geſchäft des Lernens zu unterwerfen. Und ſo, junger Menſch," fuhr der Doktor ernſter fort, „ſehen Sie einen jungen Kerl von zwei-und-dreißig Jahren vor ſich, der nichts verſteht, als einem Biercommers glanzvoll vorſitzen, das Rapier gut führen und auf der Guitarre drei und einen halben Accord anſchlagen."

Haſtig war der Doktor bei dieſen letzten Worten aufgeſtanden und lief im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken gelegt. „Wenn Sie," fuhr er fort, „den Zorn Ihrer Familie wegen Ihrer Entfernung aus Reißmehl und Comp. hinabgeſchluckt haben, ſo laſſen Sie ſich in Gottes Namen in einen andern Specereiladen ſtecken und — nehmen Sie mir's nicht übel — führen ſich dort ſolider auf, als bis jetzt. Hoffentlich wird dort kein Doktor Burbus in der Nähe ſein, denn

Anna.

Gerade wie Sie.

Commerzienrath.

Nun, daß Du einmal da biſt, hat ſeine Richtigkeit, und man wird es bald genug merken.

Anna.

Wenn Sie erlauben, will ich doch meine Befehle geben für das müde, gewiß warm gerittene Pferd, mit dem Sie ſo eben gekommen.

Eduard (Sie an die Mitteltüre begleitend, laut):

Dafür werde ich Ihnen ſehr dankbar ſein. (Leiſe): Sie böſes Mädchen. (Anna ab.)

Siebente Scene.

Der Commerzienrath. Eduard.

Eduard (zurückkommend).

Anna iſt noch größer und recht hübſch geworden. Wie habe ich mich gefreut, ſie wieder zu ſehen.

Commerzienrath.

Du hätteſt ſchon Deine Freude etwas weniger ſtürmiſch an den Tag legen können. Wir ſind hier auf dem Lande und lieben Ruhe und Stille. Wir haſſen allen überflüſſigen Spektakel. Und das gute Mädchen ebenfalls. Ein ſtilles Gemüth, was an Deinem bekannten ausgelaſſenen Weſen ſehr wenig Geſchmack finden wird.

Eduard (für ſich).

Ich hoffe das Gegentheil. (Laut): Alſo vor allen Dingen die beſten Grüße von der Tante.

Commerzienrath

(ſich zum Frühſtückstiſch ſetzend, den Jakob, von links kommend, beſorgt hat, trocken):

Ich danke recht ſchön. — Haſt Du ſchon gefrühſtückt?

Eduard.

Nein, lieber Onkel. Mit Ihrer Ihrer Erlaubniß werde ich aſſiſtiren.

Commerzienrath (mit dem Kopfe nickend, nach einer Pauſe):

Iſt geſtern drunten fleißig gepackt worden?

Eduard.

Schon Alles im Reinen, fix und fertig. Die Tante hat Ihren Wunſch zu Herzen genommen.

Commerzienrath.

O! was meine Wünſche anbelangt, die ſind nie außerordentlich ſtark berückſichtigt worden; ich habe wegen meines Entſchluſſes auf das Land zu ziehen, unendliche Widerſprüche zu bekämpfen gehabt.

Eduard.

Aber am Ende doch bekämpft!

Commerzienrath (ſeufzend).

Nur niedergedrückt. Die werden ſich wieder erheben mit doppelten Köpfen, wie die ſelige Hydra.

(Eduard hat während des Frühſtücks ſeinen Fuß vorgeſetzt, den der Commerzienrath aufmerkſam betrachtet, und ſich dann mit einem finſtern Blick über den Rockſchooß ſtreicht. Er nimmt ſich eine neue Taſſe Kaffee.)

Commerzienrath (für ſich):

Seit jenem gräßlichen Attentat habe ich eine wahre Wuth, anderer Leute Stiefel zu betrachten und kalkulire immer in Gedanken, ob Länge und Breite zutrifft. (Greift an ſeinen Rockſchooß; laut): Alſo Du biſt ſo eben angekommen?

Eduard.

Ja, lieber Onkel, ja — a — a, vor ungefähr einer halben Stunde.

Commerzienrath.

Und geritten?

Eduard.

Bis nach Meerfeld den Rappen und hierher meinen Braunen.

Commerzienrath.

Da mußt Du ſehr trockenen Weg gehabt haben. Geſtern war es ziemlich naß und kothig.

Eduard (in einiger Verlegenheit).

O ja, es war ziemlich trocken.

Commerzienrath

Muß ſo ſein, denn man ſieht an Deinen Stiefeln keine Spritzer. (Wie in Gedanken): Das iſt doch Dein rechter Fuß?

Eduard (lachend).

Ja, lieber Onkel, aber ich habe auch einen linken.

Commerzienrath.

Ja natürlich, Du haſt auch einen linken.

Eduard.

Wie Jedermann.

Commerzienrath (ärgerlich).

Ja wohl, wie Jedermann. (Faßt an ſeinen Rockſchoß.)

Eduard.

Haben Sie einen Schmerz an der Seite, lieber Onkel?

Commerzienrath.

Warum die Frage?

Eduard.

Nun, Sie faſſen immer mit der Hand an Ihre linke Seite. Ein kleiner Rheumatismus oder vom Stoßen des Wagens?

Commerzienrath.

Allerdings, ich fühle dort etwas; ich glaube vom Stoßen des Wagens. Alſo Du biſt geritten?

Eduard.

Ja wohl.

Commerzienrath.

Und Deine Tante befindet ſich wohl?

Eduard.

Vortrefflich.

Commerzienrath (ſich erhebend).

Danke recht ſehr. Was meinſt Du, mein Junge, ſie kommt doch wohl allein?

Eduard (achſelzuckend).

Ich denke mir ſo.

Commerzienrath.

Weißt Du, ich habe immer gefürchtet, meine theure Schwägerin, Tante Hofrath, werde uns das unausſprechliche Vergnügen machen, ſie hieher zu begleiten. Und das wäre ſchrecklich, Eduard.

Eduard.

Ja, es wäre recht unangenehm.

Commerzienrath.

Jetzt ſchon Beſuche! Und ſolche Beſuche! Du kannſt meinetwegen ein Paar Tage dableiben, (mit dem Finger drohend) vorausgeſetzt, junger Herr, daß Du mir die Anna unberückſichtigt läßt. Die findet doch keinen Geſchmack an Deinen Windbeuteleien, liebt den ſtillen Frieden des Landes, iſt ein geſetztes Mädchen und vor allen Dingen, — unter uns geſagt, — ſo was von einer Verlobung. Na, Du verſtehſt mich! (Für ſich): Das wird ihn abſchrecken.

Eduard (erſchreckt).

Anna verlobt! O ja, ich habe Sie vollkommen verſtanden.

Commerzienrath.

Du ſelbſt biſt ja auch im ähnlichen Falle, weißt ganz genau, wie Deine Tante für die Verbindung mit ihrer Nichte ſchwärmt. Und Amalie iſt keine ſchlechte Partie.

(Eduard zuckt mit den Achſeln.)

Gebildet, liebenswürdig, ſpricht drei fremde Sprachen, muſikaliſch und liebt Dich auf eine wahrhaft rührende Weiſe.

Eduard (für ſich).

Wenn das mich nur rühren könnte! (laut): Ja, ihre Anhänglichkeit an meine Perſon iſt ſo groß, daß ſie nicht nur wiſſen möchte, was ich den ganzen Tag thue, ſondern ſogar, was ich denke.

Commerzienrath.

Ganz der Charakter meiner Frau. Das muß in der Familie liegen.

Eduard.

Alſo Anna iſt verlobt? Und darf man den Glücklichen kennen?

Commerzienrath.

Vorderhand noch großes Geheimniß; eine gegenſeitige innige Liebe.

Eduard.

Ach! ſie iſt glücklich! — glücklicher als ich! — (Seufzend.) Zu einer glücklichen Ehe gehört eine gegenſeitige innige Liebe; deßhalb, lieber Onkel, können Sie überzeugt ſein, daß mich die Arrangements der Tante mit Amalien noch zum unglücklichſten Menſchen machen werden. . . Wahrhaftig, ich kann mit Amalien nicht glücklich ſein!

Commerzienrath (ärgerlich).

Jetzt wirft er mir wieder das Haus zur Thüre hinaus! Soll ich denn nie Ruhe und Frieden haben? Du weißt, unter welchen Bedingungen meine Frau in den Wunſch einwilligte, auf das Land zu gehen.

Eduard.

Ja, ich weiß.

Commerzienrath.

Eine Bedingung, um welche Dich tauſend junge Leute Deines Alters beneiden. Chef eines der erſten Handlungshäuſer und Bräutigam — —

Eduard (einfallend).

Aber mein Herz — —

Commerzienrath (fragend).

Hm?

Eduard.

Fühlt ſich nicht zu Amalien hingezogen.

Commerzienrath (ungeduldig).

Mein lieber Freund, Du fängſt an mich zu langweilen. Meinſt Du denn, mein Herz habe ſich ſeiner Zeit ſo ganz entſetzlich zu Deiner Tante hingezogen gefühlt? Der Familienrath fand die Partie angemeſſen, wir Beide ſagten Ja, und die Sache iſt wider Erwarten nicht ſo ganz ſchlecht gegangen.

Eduard.

Die Tante hat aber auch ganz vortreffliche Eigenſchaften.

Commerzienrath.

Kann mich nicht beſinnen.

Eduard.

Nun, die Tante widerſpricht nie und iſt ſehr ſanftmüthig.

Commerzienrath.

Wohl wahr, aber was ſie nicht ſpricht, das zeigt ſie auf ihrem Geſichte oder pantomimiſch. Und dabei mußt Du nicht vergeſſen, daß ſie einen trefflichen Dolmetſcher ihrer Gedanken hat; Gott! eine Perſon, die uns das Unglaubliche begreiflich zu machen verſteht.

Eduard.

Die Tante Hofrath.

Commerzienrath.

Meine gute Schwägerin, ja wohl. (Zu Eduard, der verdrießlich ſchweigt): Aber was kann man in Deiner Angelegenheit vorderhand machen? Du wirſt nicht wollen, daß mir durch Deine Grillen gleich die erſte Zeit meines Landaufenthaltes verbittert wird. Es iſt ohnehin hier nicht alles voll Ruhe und Frieden, wie es wohl den Anſchein hat. (Däßer.) Offenherzig geſtanden (er faßt an ſeinen Rockſchoß) habe ich in der kurzen

Zeit meines Hierſeins ſchon recht ſchmerzliche Erfahrungen gemacht. (Er legt Eduard die Hand auf die Schulter.) Laſſen wir nun dies Geſpräch für jetzt abbrechen, kommt Zeit kommt Rath. Du weißt ja wohl, daß ich für meine Perſon auf dieſe Heirath nicht verſeſſen bin. Aber Madame, Madame! (Im gewöhnlichen Tone): Apropos, wo hat man Dich einlogirt?

Eduard.

Da drüben links.

Commerzienrath.

Nun, mach' Dir's bequem, gehe ſpazieren, reite ſpazieren, thu', was Du willſt; ich habe mit meinen Pächtern zu thun, und ziehe mich auf mein Zimmer zurück.

Eduard.

Das will ich auch thun. (Für ſich): Wo mag nur Anna ſein? (Laut): Bis nachher, lieber Onkel!

(Ab.)

Commerzienrath

(nimmt die Papiere auf dem Tiſch zuſammen).

A revoir, mon chér!

Achte Scene.

Der Vorige. Anna. Nachher Eduard.

Anna

(kommt mit einem Korbe Blumen).

Stört es Sie, Herr Commerzienrath, wenn ich hier meine Blumen zuſammenbinde? Ich muß nothwendiger Weiſe einige Bouquets machen. Darf ich?

Commerzienrath.

Gewiß; wenn auch für mich etwas abfällt. So ein paar hübſche Roſen; ich liebe die Roſen leidenſchaftlich.

Anna.

Es iſt eigenthümlich. Jedermann liebt dieſe ſchöne Blume.

Wenn du eine Roſe ſchauſt,
Sag' ich laß' ſie grüßen.

Commerzienrath.

Meine Ankunft hat Dir viel Geſchäft gemacht, gutes Kind. Geſtern Abend biſt Du wohl ſpät zur Ruhe gekommen?

Anna.

Ich? O nein. Eine Zeitlang mußte ich nachſehen, daß es den Leuten, die nun einmal recht vergnügt ſein wollten, an nichts fehle.

Commerzienrath.

Und nicht getanzt?

Anna.

Ich? Mit wem denn? Doch nicht mit unſern Knechten?

Commerzienrath.

Gott bewahre mich vor einem ſolchen Gedanken! Aber im Dorfe drunten ſoll's ganz hübſche junge Leute haben.

Anna.

Wenig. Nur ein Paar.

Commerzienrath (für ſich).

Da iſt Einer genug.

Anna (bindet einen Strauß, ohne aufzuſehen).

Schade, daß Eduard nicht ſchon da war, den hätte das auch amuſirt. Und er tanzt gewiß recht gern und gut.

Commerzienrath.

Ja, er hat gerne getanzt, aber jetzt — —

Anna.

Nun, er iſt doch nicht ſchon zu alt dazu?

Commerzienrath.

Nein, das nicht, aber Geſchäftsmann, will ſein Haus gründen, ſich bald verheirathen, Familienvater werden —

Anna.

O weh! da hab ich mich geſtochen! — So, — er — wird ſich bald verheirathen.

Commerzienrath.

Wir wünſchen es ſehr, namentlich meine Frau, (ihr näher rückend) Iſt das Bouquet für mich?

Anna.

Das nicht. Ich mache für Sie ein anderes. Ei, ei, der Herr Eduard.

Commerzienrath.

Aber eine Roſe muß ich haben.

Anna (zerſtreut).

Alſo heirathen? — Die Schönſte gewiß.

Commerzienrath (zart).

Wenn Du mir die Schönſte beſtimmſt, ſo werde ich glücklich ſein. — So iſt's recht, auch ein Penſée dazwiſchen.

Anna.

Kenne ich die Braut des Herrn Eduard?

Commerzienrath.

O ja, Du haſt ſie häufig geſehen. — Jetzt iſt mein Sträußchen fertig, nicht wahr? — Allerliebſt klein und zierlich. Nun aber habe ich noch eine Bitte: Du mußt es mir auch in's Knopfloch ſtecken. Da ſoll es an meinem Herzen verwelken.

Anna (zerſtreut, für ſich).

's iſt doch nicht recht von ihm.

Commerzienrath.

Ach! Du knickſt ja die ſchönſte Roſe ab. Dafür muß ich Dich auf Deine Fingerchen ſchlagen.

Anna (wie vorhin).

Mir ſo zu ſchreiben! (Stützt den Kopf auf die Hand).

Commerzienrath.

Aber, liebes Kind, ich habe es ja nicht böſe gemeint. Es war nur Scherz.

Anna.

Nur Scherz?

Commerzienrath.

Daß ich Dich auf Deine Fingerchen ſchlug. Biſt Du mir böſe darüber.

Anna.

O nein! Das hat mir nicht wehe gethan. (Vor ſich): Wie kann ich auch ſo kindiſch ſein.

Commerzienrath.

Alſo mein Bouquet iſt fertig? Jetzt wird's angeſteckt. (Er ſteht auf und beugt ſich ziemlich ſteif nieder, während Anna ihm das Bouquet anſteckt, hält er ſeinen Arm um ſie, ohne daß ſie es aber bemerkt, und küßt ſie leicht auf die Stirne.)

(Eduard ſchaut durch die Mittelthüre.)

Danke, mein liebes Kind; das Bouquet werde ich ewig aufbewahren.

(Sehr vergnügt nach rechts ab.)

Neunte Scene.

Anna. Nachher Eduard.

Anna.

(Sie ſtützt den Kopf auf die Hand. Nach einer kleinen Pauſe.)

Ach! warum denke ich darüber nach! Er ſchreibt einen Brief an mich, unüberlegt, luſtig, den ich für reiflich bedacht und ernſtlich

dergleichen Leute, wie ich, ſind euch jungen Burſchen ungemein gefährlich. Apropos, ich erinnre mich, Ihnen an einem ſchönen Abend geſagt zu haben, daß es für Sie weit beſſer wäre, wenn Sie Ihre kaufmänniſche Carriere verließen und ſich ebenfalls auf's Studiren verlegten; aber im gegenwärtigen Augenblicke, wo ich nicht in Phantaſien umhertaumle, beſchwöre ich Sie, bleiben Sie bei dem, was Sie ergriffen. Ihre Familie ſcheint mir auch nicht im Stande, Sie durch große Geldzuſchüſſe oder ſpäter durch Einfluß zu unterſtützen; ſie iſt aber vielleicht wohlhabend genug, um Ihnen einmal einen kleinen Kramladen einzurichten, in welchem Sie, ein zweiter Reißmehl, thronen und regieren können. — Hätte ich in meiner Jugend," fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, während er abermals ſeine Stirn mit der Hand wiſchte und ſie dann umgekehrt vor den Augen vorbeifahren ließ, „hätte ich Jemand gehabt, der mir die Sache vernünftig auseinandergeſetzt hätte, ſtatt daß meine Mutter durchaus einen gelehrten Herrn aus mir machen wollte, ſo wäre ich bei meinem Vater geblieben, der, Gott weiß von wie viel Generationen her eine alte Mühle in Pacht hatte. Ich hätte dieſes edle Geſchäft ebenfalls erlernt und könnte jetzt vielleicht im weißen bemehlten Camiſol ein ruhiges glückliches Leben führen. Aber das iſt Alles, Alles unwiederbringlich dahin. Mein Vater iſt todt, meine Mutter iſt todt, ehe ſie in ihrem Herrn Sohn

nehme. Das iſt ja meine Schuld. Er kommt bei Nacht und Nebel an, ohne Wiſſen ſeines Onkels. Warum bilde ich mir ein, das ſei vielleicht mir zu Liebe geſchehen? — Ich bin ſehr thöricht. Er freut ſich wie ein Kind, mich zu ſehen; er ſagt mir das ſehr, ſehr viele Male, und küßt mir verſtohlen die Hände, (mit einem Seufzer) das hätte er bleiben laſſen können. (Sich aufrichtend, nach einer kleinen Pauſe) Wir ſind doch recht, recht thöricht, wir Mädchen. Ein guter Glaube iſt ſchön, aber man muß nicht zu viel davon haben, und nicht für Jedermann. — Ach! (Sie nimmt ihre Blumen wieder auf)

Eduard.

Ei! ſchön Annchen als Kranzwinderin! Für welchen Glücklichen ſind dieſe ſchönen Blumen beſtimmt?

Anna.

O, ich denke nicht daran, Glückliche zu machen, ich will nur das Haus für liebe Gäſte freundlich ſchmücken.

Eduard (mit Beziehung).

So? Sie wollen mit Ihren Blumen Niemand glücklich machen? Sie ſollten doch von den übrig gebliebenen Roſen die ſchönſte zurückbehalten.

Anna.

Und zu welchem Zwecke?

Eduard.

Nun, wie ich ſchon vorhin ſagte um noch Jemand glücklich zu machen.

Anna.

Dann hätte ich alſo ſchon Jemand glücklich gemacht? (Unbefangen) Daß ich nicht wüßte.

Eduard (für ſich).

Sie kommt nicht in Verlegenheit. (Laut): Wir ſtreiten da um Worte.

Anna (lachend).

Nein, um Blumen.

Eduard (ebenfalls lachend).

Meinetwegen, — um Roſen, um dornenvolle Roſen. Und in dem Streite muß ich verlieren, ſchöne Roſe; denn als ſolche ſind Ihnen die Dornen angeboren.

Anna.

Ein boshaftes Compliment. (Aufſtehend.) Sie ſind übel gelaunt, Herr Eduard.

Eduard.

Ja, ich haſſe die Welt.

Anna.

Seit einer halben Stunde?

Eduard.

O, in einer halben Stunde kann man Unangenehmes genug erfahren. — Gewiß, Anna, als ich geſtern Abend hieher ritt, eilte, raste, da war ich ſo von Freude erfüllt, als ich die Thürme des Schloſſes wieder ſah, daß ich dachte, ich ſei nie ſo glücklich geweſen. Wie malte ich mir die Zeit aus, wo wir als Kinder ſo vergnügt ſpielten, wie unendlich freute ich mich, Sie wieder zu ſehen!

Anna.

Ich freute mich auch darauf, Herr Eduard.

Eduard.

Ja, es ſchien faſt ſo, aber — —

Anna.

Es ſchien? — aber? — Ich für meine Perſon blieb mir vollkommen gleich; ich habe von geſtern auf heute nicht die Welt haſſen gelernt.

Eduard.

Auch keine Urſache dazu gehabt.

Anna.

Wer weiß? Vielleicht. Zum Haß habe ich wohl nicht Urſache;

aber auch meine Stimmung kann ſich von geſtern auf heute ändern. — Die Tage folgen ſich —

Eduard (einfallend).

Aber ſie gleichen ſich nicht; oder ſie gleichen ſich vielleicht nach dem andern Sprichwort: Heute mir, morgen dir.

Anna.

Das verſtehe ich nicht.

Eduard.

Geſtern war ich der Glückliche, der von Ihnen ein paar Roſen bekam, Roſen, die Sie ſelbſt getragen, die bei Ihnen ſein durften und deßhalb für mich ſo unendlich koſtbar waren.

Anna.

Nun?

Eduard.

Und heute, — ſo eben — doch was geht's mich an? (Bitter.) Sie haben das Recht Blumenſträuße zu winden, auch wem Sie wollen in's Knopfloch zu ſtecken, ſich auch meinetwegen auf die Stirne küſſen zu laſſen. Was geht das mich an? Sie dürfen alles das thun, und haben ſich höchſtens darnach zu fragen, ob — Ihr — Bräutigam nichts dagegen einzuwenden hat.

Anna.

O Herr Eduard, das iſt nicht ſchön von Ihnen.

Eduard.

Ich weiß wohl; es iſt ſogar unſinnig von mir, und Sie werden recht herzlich darüber lachen.

Anna.

Nein, ich werde nicht lachen. — Das hätte ich nimmer gedacht.

Eduard.

Daß ich zu ſo ganz ungelegener Zeit aus meinem Zimmer trat. Dafür bitte ich auch recht um Entſchuldigung, mein Fräulein. Ich dachte aber, auf dem Lande iſt Alles offen und unverfänglich. —

Künftig aber werde ich die Zimmer, wo Sie ſind, nicht mehr unangemeldet betreten.

Anna.

Wenn ich nur lachen dürfte, Herr Eduard.

Eduard.

Wenn Sie lachen könnten, mein Fräulein Anna.

Anna (ſchmerzlich die Blumen wegwerfend).

Ja, Sie haben Recht; ich kann es nicht. Nein! ich kann und will nicht lachen über die Reden, die ich von Ihnen gehört. Aber auch kein Wort mehr darüber verlieren will ich. Ich hätte Sie nicht für ſo böſe und abſcheulich gehalten, ich habe den ſtädtiſchen Ton vergeſſen.

Eduard.

Und ich den ländlichen. Mir ſcheint, wir wechſeln die Rollen.

Anna.

Ja, das wollen wir, Herr Eduard; das wollen wir. (Sie ſpringt auf und will fort eilen.)

Eduard.

Nehmen Sie doch wenigſtens Ihre fertigen Bouquets mit, Fräulein Anna. Es gibt doch noch Gelegenheit genug, ſie zu brauchen.

Anna.

Ich danke recht ſehr, ich ſchenke ſie Ihnen.

Eduard.

Für mich?

Anna.

O nein, für Ihre Braut, die heute Nachmittag kommen ſoll.

Eduard.

Für meine Braut? Ah! Sie wiſſen ſchon?

Anna (mit unterdrückter Stimme).

Ja, ich weiß, ich weiß.

Eduard (lachend).

Vortrefflich! So wiſſen wir alſo beide, was wir wiſſen ſollen' und da gerade zwei Bouquets da ſind, ſo können wir uns auf's Allerbeſte helfen: eines für meine Braut, das andere (ihr einen Strauß förmlich anbietend) für Ihren Bräutigam.

Anna.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerkſamkeit. Seien Sie verſichert, Herr Eduard, wir armen Landleute wiſſen die große Gnade vollkommen zu ſchätzen. (Sie eilt hinaus.)

Zehnte Scene.

Eduard. Dann Bedienter.

Eduard.

Verdammt! — — iſt das ein Trotzkopf! Ach! wenn ſie nur nicht ſo liebenswürdig und ſchön wäre! (Heftig.) Aber hol' der Teufel dieſe Landparthie! Ich laſſe ſatteln und reite nach Hauſe.

Bedienter.

Fräulein Anna hat ihren Korb zurückgelaſſen. Aha! da auf dem Tiſche! (Räumt die Blumen zuſammen.)

Eduard (für ſich).

Soll ich das Bouquet behalten? Ja, wenn ſie es mir gegeben hätte. (Zu Jakob.) Da haſt Du noch andere Blumen, welche das Fräulein vergeſſen hat. (Er wirft das Bouquet heftig in den Korb.)

Bedienter.

Na, na, Herr Eduard, Sie ruiniren ja Alles. So geht man nicht mit Roſen um.

Eduard.

Ja, ja, Du haſt vielleicht Recht. Ich weiß noch nicht, wie man mit Roſen umgeht, daran iſt etwas Wahres.

Bedienter.

Das will ſanft behandelt ſein. Iſt eine einmal geknickt, da hilft keine Pflege und kein Gärtner mehr.

Eduard.

Sehr wahr, Jakob, Du biſt ein tiefer Denker.

Bedienter.

Darauf habe ich noch keine Anſprüche gemacht. Aber, um von was Geſcheidtem zu reden, Ihren Braunen muß man recht verpflegen, den haben Sie nicht ſchlecht angeſtrengt geſtern Nacht.

Eduard.

Ach! nicht übermäßig. Fehlt ihm etwas.

Bedienter.

Er will nicht recht freſſen, lahmt auch ein bischen am linken Hinterfuß. Sagen Sie einmal, Herr Eduard, wenn Sie abſolut geſtern Abend hier ankommen wollten, warum ſind Sie nicht lieber gleich mit uns gefahren? he? (Mit einem pfiffigen Geſicht.) Oder hatten Sie Urſache, allein ankommen zu wollen, und bei Nacht?

Eduard.

Ganz und gar nicht. Nachdem in der Stadt die Poſt beſorgt war, kam mir die Idee, noch heraus zu reiten, und mit meinem Onkel den Abend zu verbringen.

Bedienter.

Und da geriethen Sie gleich in den Garten. Wenn Sie nun der Herr geſehen hätte?

Eduard.

War er denn auch im Garten?

Bedienter.

Kann wohl ſein.

Eduard.

Ach! Er hat mich nicht geſehen; ich habe mich wohl in Acht genommen, an das Licht zu gehen, ſehe auch in der Dunkelheit wie eine Eule. Wenn man ſich, wie ich, lange Zeit in tiefer Nacht in den Wäldern umhertrieb, die Büchſe im Arm, nach allen Seiten ausſpähend, da ſieht man ſchon, was man für eine Nachbarſchaft hat. Apropos, da trieb ſich immer ein Kerl in der Nähe der Laube herum, wo Fräulein Anna ſaß und die Frau des Schullehrers, ließ um alle Welt ſein Geſicht nicht ſehen. Haſt Du ihn nicht bemerkt?

Bedienter.

Ich meine, doch.

Eduard (lachend).

Das iſt eine köſtliche Geſchichte, gib Achtung. — — Nicht wahr, die kleine Anna ſoll einen Bräutigam haben?

Bedienter.

Man ſpricht davon, der Sohn des Müllers.

Eduard.

Alſo doch! (Für ſich): Nun, was geht's mich an? (Laut): Das war jener Kerl, der, wie das böſe Gewiſſen um die Laube herumſtrich. O! ich gäbe hundert Thaler um die Gewißheit. Erinnerſt Du Dich, daß unter den Bauernburſchen gegen Mitternacht ein kleiner Streit ausbrach?

Bedienter.

Das iſt gewöhnlich ſo; ſonſt iſt die Freude nicht vollſtändig. Natürlich waren Sie auch mitten drin?

Eduard.

Das verſteht ſich. Ich theile Leid und Freud mit meinen Bekannten. O! ſo eine kleine Rauferei iſt gar nicht übel. Aber eigentlich miſchte ich mich nur hinein, um Ruhe zu ſtiften. Anna mit den

andern Damen war von ihrem Vater in's Haus geleitet worden; und da ſah ich wieder denſelben Kerl, der ihnen nachſchlich dem Hauſe zu. So wie aber dort an der Thüre Licht erſchien, wandte er um, nach dem Garten zurück. Die Streitenden kamen ihm entgegen, ich natürlicher Weiſe mitten drin — als Ruheſtifter. Plötzlich aber oppouirt mir Einer und meint, was mich die ganze Geſchichte eigentlich angehe? Ich war natürlich im ſtrengſten Incognito. Nun, die Frage klang ein bischen unverſchämt, und da der Burſche zu gleicher Zeit an meine Bruſt faßte, ſo —

Bedienter.

Wiſchten Sie ihm eins aus.

Eduard.

Aber tüchtig; er ſtieß nach mir mit ſeinem Stock und ſprang davon, ich ihm nach und rannte wenige Schritte von dem Kampfplatze an jenen Herumſchleicher, weißt Du, den jungen Müller . . .

Bedienter (nickt mit dem Kopfe).

Eduard.

Der mir gerade in den Weg hüpfte. Aufgeregt, wie ich war, und in meiner Verfolgung gehindert, ſtoß ich mit dem Fuß nach ihm, ſo daß er mit ſeinen beiden Händen an ſeinen Rockſchooß faßt . . .

Bedienter.

Und er hat ſich gar nicht zur Wehre geſetzt.

Eduard.

Nicht im Geringſten. Nachdem er ſeinen Fußtritt einkaſſirt, floh er mit einer Behendigkeit hinweg, die wahrhaft komiſch war.

Bedienter.

Ja, das iſt aber auch komiſch, ſehr komiſch, ha! ha! ha! Das Geſicht hätte ich ſehen mögen.

Eduard.

Dazu war es zu dunkel. (Lachend.) Aber mich hat die Geſchichte ungeheuer amuſirt.

Bedienter.

Das kann ich mir denken. Wenn man aber ſo unverhofft zu einem Fußtritt kommt.

Elfte Scene.

Vorige. Commerzienrath (von rechts).

Commerzienrath.

Ihr Beiden ſeid von einer ungeheuren Luſtigkeit. Was iſt denn da ſo Lächerliches vorgefallen.

Bedienter.

O, nichts Beſonders, Herr Commerzienrath, nur . . .

Eduard (macht ihm ein Zeichen zu ſchweigen).

Jakob mit einem Blumenkorb, lieber Onkel. Vollkommen Anakreon! Und hat mir eben ein Lied vorgeſungen, was er ſchon ſeit geſtern proſitirte.

Bedienter (für ſich).

Kann der lügen.

Eduard.

Ja, geh' nur mit Deinen Blumen.

(Jakob nach der Mittelthür, dreht ſich dort lachend gegen Eduard um, und macht die Pantomime eines Fußtritts. Ab.)

Zwölfte Scene.

Commerzienrath. Eduard.

Commerzienrath.

Das ſind ja Anna's Roſen.

Eduard.

Ja, ſie hat hier ihre Sträuße gemacht; doch als ich ankam, iſt ſie fortgegangen.

Commerzienrath.

Und that recht.

Eduard.

Wohl möglich. Aber ich hätte ſie nicht genirt; ich bin gerade auch im Begriff, einen Gang durch den Park nach dem Dorf hinab zu machen.

Commerzienrath.

Thu' das, Eduard. Ich weiß nicht, ich habe ſo ein eigenthümliches Vorgefühl; es iſt mir, als käme Deine Tante noch vor dem Abend. Wenn Du nichts Beſſeres zu thun weißt, ſo ſchaue ein wenig auf die Landſtraße, und komme zurück, wenn Du einen Wagen bemerkſt. Ich habe dann noch vollkommen Zeit, meiner Frau die paſſende Strecke entgegen zu gehen.

Eduard.

Mit dem größten Vergnügen, mein lieber Onkel. (Für ſich.) Werde mich ſchon hüten, die Geſellſchaft anzumelden. (Ab.)

einen Gelehrten erblickt, die Mühle iſt in andere Hände übergegangen, und ich bin auf Gottes weitem Erdboden gar nichts, als ein miſerabler Kerl, ein elender Lump."

Bei dieſen letzten Worten warf ſich der Doktor ſo ſtürmiſch auf ſein Bett, daß es in allen Fugen krachte. Darauf ſchien es, als wolle er mit Gewalt dieſe finſtern Gedanken von ſeiner Seele wälzen, und er begann aus voller Bruſt ein bekanntes Lied:

„Das Jahr iſt gut, braun Bier iſt gerathen."

Er ſang mehrere Strophen deſſelben in einem Athem fort, während ich da ſaß, ob dem ſonderbaren Menſchen auf's Tiefſte erſchüttert. Endlich ſprang er wieder auf, faßte mich bei den Schultern und ſagte ſo luſtig wie möglich: „Jetzt, theuerſter Erladenjüngling, fliehen Sie heim gen Zion und halten Sie ſich in den erſten Tagen ſtill in Ihrem Kämmerlein verborgen. Ich habe ſtets einen guten Löffel geführt und werde wahrſcheinlich auch Ihren Theil an der garſtigen Polizeiſuppe verſpeiſen. Jetzt gehen Sie, es iſt acht Uhr, und überlaſſen Sie mich meinem Schickſal. Doch eh ich dieſer ſündhaften Stadt den Rücken kehre, was vielleicht bald geſchehen wird, werde ich Sie in aller Stille aufſuchen, um mich zu beurlauben. Leben Sie wohl, junger halbverlorener Sohn."

Er öffnete die Thür, ſchüttelte mir die Hand und ich ſtieg nachdenkend die Treppen hinab. Von oben ſchallte mir des Doktors Stimme nach, der das begonnene Lied

Dreizehnte Scene.

Commerzienrath (allein).

Commerzienrath.

Weiß ich doch gar nicht, wie mir zu Muthe iſt. Bin auf's Land gegangen, um meine Nerven zu ſtärken, und es iſt mir gerade, als würden ſie mit jedem Augenblicke ſchwächer und ſchwächer. — Wie die Beiden hier vorhin lachten, da habe ich unwillkürlich hinter mich geſchaut, und es iſt mir gerade, als ſei der Flecken hier unverwiſchbar, als käme er an jedem Rocke ſchauerlich wieder zum Vorſchein, neun Zoll lang und zwei Zoll breit. — O Gott! und und, und — ich muß es mir geſtehn! Das Andere, was mich martert und quält, was mich ruhelos umherwandern läßt, — der Gedanke an Anna, — das iſt nicht zu ertragen. Ich liebe das gute Kind. Aber wenn mir meine Vernunft ſagt: wie meine Tochter, ſo gellen tauſend teufliſche Stimmen in mir: Nein, nein, nein! Sie irren ſich, Herr Commerzienrath, das iſt eine andere Liebe, das wird eine Leidenſchaft! — Ich! eine Leidenſchaft! Ach! und das ſchlägt mich nieder! (Er ſinkt in einen Stuhl.) O, ihr Mund, ihre Augen, und der Kuß auf die Stirne, das jagt mir im Kopfe herum. (Sich aufrichtend.) Aber Commerzienrath, Stadtrath, einſtens ſogar Kirchenälteſter, Du biſt ein alter Narr! (Wieder zuſammenſinkend.) O! nur Ruhe, Ruhe, Ruhe!

Vierzehnte Scene.

Voriger. Anna. Später Bedienter.

Anna (eilig durch die Mittelthüre).

Die Frau Commerzienräthin! So eben fährt ihr Wagen in den Hof.

Commerzienrath.

Gerechter Himmel! Meine Frau! Jetzt ſchon!

Anna (zur Thür hinausſehend).

Geſchwind, Herr Commerzienrath. Sie halten am Parkthor, und ſteigen ſchon aus.

Bedienter (eilig).

Beſuch, Herr Commerzienrath, Beſuch!

Commerzienrath (in großer Spannung).

Meine Frau und Beſuch!!! — Ich will wiſſen, wer der Beſuch iſt, ich will wiſſen, wer mich ungeladen hier überfällt! bin ich deßhalb auf's Land gegangen, um Beſuche aushalten zu müſſen?

Bedienter.

Es iſt ja nur die Familie, Herr Commerzienrath! Die Frau Hofräthin —

Commerzienrath.

O Gott! die Familie!

Bedienter.

Und der Herr Kanzleirath, die Frau Kanzleiräthin mit Fräulein Amalie und Herrn Guſtav. Wie das Alles ſo vergnügt ausſteigt.

Anna.

Dort kommen ſie ſchon.

Commerzienrath

(ſchmerzlich bewegt; hat ſich endlich geſammelt, ſteckt das Rosenbouquet in ſeine Rocktaſche, fährt nochmals über den Rockſchooß, verſucht dann zu lächeln und geht mit erhobenem Kopfe durch die Mittelthüre ab).

Wie Gott will!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſte Scene.

Eduard. Commerzienrath. Commerzienräthin. Hofrath. Hofräthin. Kanzleirath. Guſtav. Anna.

Eduard

(vorſichtig, aber eilig durch die Mittelthüre und nach links).

O je! o je! Tante Commerzienrath ſieht aus, wie ein verſchloſſener Geldſchrank mit einem künſtlichen, aber ſehr feſten Schloſſe! dagegen Tante Hofrath wie ein ſtrömender Mühlbach. (Zurückblickend.) Aber fort, fort! ſie kommen.

Commerzienrath.

(Seine Frau führend. Er hat ein Paar Shawls auf dem Arm, einen Hut in der Hand, ſo wie ein Paar Nachtlücke und Regenſchirme. Hinter ihm die Hofräthin, die mit ihrem Glaſe Alles betrachtet, dann der Kanzleirath und deſſen Sohn mit Anna.)

Es freut mich in der That recht ſehr, daß Du noch vor Abend gekommen biſt, — recht ſehr.

Commerzienräthin.

So?

Commerzienrath.

Natürlicher Weiſe. Abends iſt's in den Bergen nicht gut fahren.

Commerzienräthin.

Am Tage auch nicht.

Commerzienrath.

Allerdings, am Tage auch nicht. Aber man ſieht dann dazu und iſt belohnt durch die prächtige Ausſicht. Nicht wahr?

Commerzienräthin (gelangweilt).

Es war zu viel Sonnenſchein.

Hofräthin.

Die Ausſicht iſt ſchön. Nicht wahr, Emilie, das haſt Du auch gedacht? Wirklich prachtvoll! Und wie man weit im Thale die Stadt vor ſich liegen ſieht; ich glaube, mit einem etwas guten Glaſe könnte man alle Häuſer erkennen. Wie genau ſieht man den Thurm ſchon mit bloßen Augen! — Aber der Weg, lieber Schwager, der Weg iſt horibel! Das haſt Du auch gedacht, nicht wahr, Emilie?

Commerzienräthin.

Ja ſehr.

Hofräthin.

Das rüttelt und ſtößt! 's iſt ein Stück Arbeit, und wenn man ſpricht, kann man ſein eigenes Wort nicht verſtehen.

Commerzienrath.

Aber Andere verſtehen es um ſo beſſer.

Hofräthin.

Ja, der Weg ſollte hergeſtellt werden; man müßte die Gemeinde dazu anhalten.

Hofrath (ſpricht ſehr langſam).

Die Gemeinde kann nicht zur Correction des Weges angehalten werden, da es eine Staatsſtraße iſt.

Hofräthin.

Du mußt mir doch beſtändig widerſprechen! — Man verſucht es eben und geht von Pontius zu Pilatus, am Ende bis vor die Kammer.

Kanzleirath (lachend).

Ja, und wenn Jemand im Stande wäre, es durchzuſetzen, dann iſt es unſere verehrte Schwägerin. Du haſt Deinen Lebenszweck verfehlt.

Hofrath.

Einigermaßen.

Kanzleirath.

Du hätteſt Advokat werden ſollen, oder Abgeordneter.

Hofräthin.

O es nützt in jedem Stande, wenn man ſeine Rede zu führen verſteht. Nicht wahr, Emilie?

Commerzienrath (zu ſeiner Frau).

Soll ich Dir nicht Dein Zimmer zeigen und ſehen, wie wir die Andern unterbringen? So ein unverhoffter, zahlreicher Beſuch —

Commerzienräthin (melancholiſch).

Iſt es Dir unlieb, daß ſie mitgekommen ſind?

Commerzienrath.

Ganz und gar nicht. Unſer Hausmeiſter, Fräulein Anna, wird ſchon Rath ſchaffen.

Kanzleirath (galant).

Ja, Fräulein Anna; Aller Augen ruhen auf Ihnen.

Anna.

O, es wird an Platz nicht fehlen. Rechts iſt die Wohnung des Herr Kanzleiraths und der Frau Kanzleiräthin, und auch noch ein Zimmer mit Kabinet für die Frau Hofräthin.

Hofrath.

Aber ich?

Hofräthin.

Nun, Du bleibſt bei mir, das verſteht ſich von ſelbſt. Mach' doch nicht immer ſo viele Umſtände.

Kanzleirath (lachend).

Ja, Du machſt zu viele Umſtände Schwager, und ſprichſt zu viel. Das mußt Du Dir abgewöhnen.

Hofräthin (zum Kanzleirath).

Was das viele Sprechen anbelangt, da könnteſt Du ſelbſt ein Uebriges thun.

Commerzienrath.

Alſo wir rechts und ihr links.

Commerzienräthin.

Wo iſt denn Eduard?

Hofräthin.

Nun, wo wird er ſein? Amalie iſt am Fuße des Berges ausgeſtiegen; die werden ſich ſchon gefunden haben.

Anna (für ſich).

Ja, ſie werden ſich gefunden haben.

Kanzleirath (zu Anna, Guſtav vorſtellend).

Und wo wohnt mein Sprößling? — Ein ſolider Schlafgänger.

Anna.

Im zweiten Stock iſt ein Salon mit Schlafzimmer für die beiden jungen Herren.

Kanzleirath.

Vortreffliche Haushofmeiſterin, die Anna.

Guſtav

(hat ſchon lange verſucht, ſich Anna zu nähern, ohne dazu gelangen zu können).

Major domus bei den Alten, — eine ſehr wichtige Stelle im Haushalte, genoßen das Vertrauen von Jedermann.

Kanzleirath.

Accurat wie Anna. Wir vertrauen ihr auf's Vollkommenſte. (Er küßt ihr galant die Hand.)

Hofrath (der ſich ebenfalls nähert).

Man fühlt ſich heimiſch in Ihrer Nähe. (Will ihr ebenfalls die Hand küſſen.)

Hofräthin (ſtreng).

Laßt mir das Kind in Ruhe. Anna iſt ſo gut, einen Augenblick mit uns zu gehen.

Anna.

Mit Vergnügen. Darf ich bitten. (Sie öffnet die Thüre rechts.)

Hofräthin.

Wir wollen einen Augenblick ausruhen.

Hofrath (lächelnd).

Ich brauche wohl nicht auszuruhen?

Hofräthin.

Kann Dir auch nichts ſchaden. Gott! man iſt nicht mehr jung, wenn man auch noch ſehr gerne ſo thut.

(Die beiden Damen rechts ab.)

Kanzleirath.

Ach was, bleib' nur da, Schwager. Setz' Dich in einen Stuhl und ſtreck' Dich aus.

Commerzienrath.

O liebe Anna, ich darf Dich wohl bitten, die Sachen mit hinein zu nehmen; das und das und das. (Er reicht ihr die verſchiedenen Sachen und ſucht dabei ihre Hand zu erfaſſen.)

(Anna ab.)

Zweite Scene.

Die Vorigen ohne die drei Damen.

Kanzleirath.

So, jetzt iſt die Luft rein. Wie habe ich mich gefreut, Dich hier zu überraſchen!

Guſtav (faſt mit denſelben Geſten).

Ja, wir haben uns ſehr gefreut.

Commerzienrath.

Euer Beſuch iſt mir wirklich ein außerordentlich großes Vergnügen.

Hofrath.

Unterbricht höchſt angenehm den ſtillen Frieden des Landlebens.

Commerzienrath (ſeufzend).

Ja wohl.

Kanzleirath (reißt ein Fenſter auf).

Und die göttliche Luft hier oben (einathmend.) Ach!

Guſtav.

Wirklich göttlich.

Kanzleirath.

Wie ſagt doch Schiller? Auf den Bergen wohnt die Freiheit! Der Hauch der Lüfte dringt nicht hinauf in die reinen Grüfte.

Hofrath (ſeufzend).

Die Welt iſt vollkommen überall.

Commerzienrath.

Ja wohl, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Kanzleirath.

Ja wohl, ganz recht. Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual. — Aber wo bleibt denn eigentlich meine Frau?

Guſtav.

Mama iſt mit Amalie zurückgeblieben. Papa, finden Sie nicht, daß das hier eine merkwürdig ſchöne Gegend wäre zum Schlupfwinkel für eine Räuberbande?

Hofrath.

Es gibt keine mehr.

Kanzleirath.

Nein, junger blutdürſtiger Kriminaliſt, es gibt keine Räuberbanden mehr.

(Anna iſt eingetreten.)

Dritte Scene.

Die Vorigen. Anna. Nachher Eduard.

Kanzleirath (Anna entgegentänzelnd).

Nur Räuberinnen, die uns Herz und Ruhe ſtehlen.

Commerzienrath.

Wohin, liebe Anna?

Anna.

Es ſind noch einige Sachen in dem Wagen zurückgeblieben, die ich holen will.

Kanzleirath (galant).

Könnten wir das nicht vielleicht beſorgen?

Guſtav.

Wenn ich mir erlauben dürfte, mein Fräulein —

Hofrath.

Auch ich mache mir ein Vergnügen daraus.

Anna.

Nein, nein, es ſind Toilettengegenſtände, das will von kundiger Hand angefaßt werden.

Guſtav.

Aber zu Ihrer Hülfe darf ich mitgehen?

Anna.

Meinetwegen, wenn es Ihnen Vergnügen macht.

Kanzleirath (lachend).

Aber erzähle dem Mädchen unterwegs keine Mordgeſchichten, ſei weniger Kriminaliſt, als Menſch.

(Die Beiden ab durch die Mittelthür.)

Ein ſuperbes Mädchen, Commerzienrath.

Hofrath.

Sehr hübſch.

Kanzleirath (zum Hofrath).

Nicht wahr, ſo eine Pächterin möchteſt Du auch im Hauſe haben?

Hofrath.

Gott ſoll mich bewahren!

Kanzleirath.

Aber es iſt doch was Angenehmes, wenn man von Jugend und Schönheit umgeben iſt.

Commerzienrath.

Ja, es hat ſeine angenehmen Seiten.

Hofrath.

Aber auch ſeine unangenehme.

(Anna eifrig mit Guſtav ſprechend, ohne Eduard, der an der andern Seite geht, bemerken zu wollen.)

zu Ende brachte, und unten hörte ich noch deutlich, wie er den Vers ſang:

„Und wenn ich einſt ſterbe, ſo laßt mich begraben,
Nicht unter den Kirchhof, nicht über den Schragen,
Nein, tief in den Keller, wohl unter das Faß;
Lieg' gar nicht gern trocken, lieg' allweil gern naß."

Mir war zu Muth, als ſollte mir das Herz in der Bruſt zerſpringen. Raſch eilte ich auf die Straße und der herabfallende eiſige Regen that mir gar nicht wohl; auch fühlte ich in meinen Stiefeln einige verdächtige Oeffnungen. Obgleich ich aber unter dieſen Umſtänden zu eilen hatte, wieder unter Obdach zu kommen, hielt es mich doch einen Augenblick vor dem Reißmehlſchen Hauſe feſt, wo der alte ſteinerne Soldat mit der langen Naſe ſtand. Ihn verließ ich ungern und nickte ihm freundlich zu. Ach, vielleicht war er der Einzige vom ganzen Hauſe, der mich ungern ſcheiden ſah, wenigſtens bildete ich es mir ein, und wer wird es mir übel nehmen, wenn ich in meinem gedrückten Gemüthszuſtande das Waſſer, welches an der großen Naſe des ſteinernen Kriegsmannes herablief, für mitleidige Abſchiedsthränen hielt?

Anna.

Ihre Geſchichte intereſſirt mich ſehr. Und das iſt hier in der Gegend paſſirt?

Guſtav (wichtig).

Eingefangen und verurtheilt.

Anna.

Nachher erzählen Sie mir das Ende.

Kanzleirath.

Gott! er erzählt wieder eine Mordgeſchichte. (Zu Eduard): Bon jour, Eduard!

Hofrath.

Sieh' da, Eduard!

Commerzienrath.

Ja, wo kommſt denn Du her? Haſt Du Amalien nicht getroffen und die Tante Kanzleirath? Ich bin feſt überzeugt, Amalie wartet auf Dich.

Eduard

(verdrießlich, nachdem er den Beiden die Hand gereicht).

Aber was wird ſie auf mich warten, beſter Onkel?

Kanzleirath.

Ja, ja, man wartet auf Dich da unten im Grünen.

Eduard (ſeufzend).

So will ich ſie ſuchen. Ich will mir nur einen Strohhut nehmen.

Anna (von rechts).

So, jetzt bin ich bereit.

(Eduard zögert an der Thüre links.)

Wenn es Ihnen recht iſt, Herr Guſtav, ſo zeige ich Ihnen den Park, und da können Sie mir Ihre Geſchichte zu Ende erzählen.

Kanzleirath.

Um den Park zu ſehen, gehe ich auch mit. Aber die Geſchichte kannſt Du ja für Dich behalten. Sie verlieren nichts davon, Fräulein Anna, eine endigt wie die andere, alle mit Galgen und Rad.

Hofrath.

Ich möchte auch mit gehen. Was macht denn meine Frau?

Anna.

Die Frau Hofräthin ruht ein wenig aus.

Kanzleirath.

Nun, wenn ſie ausruht, dann kannſt Du Dir auch Ruhe gönnen.

(Commerzienrath geht verdrießlich ſchweigend auf und ab.)

Eduard (an der Thüre).

Ich bin gar nicht mehr für ſie in der Welt.

(Heftig ab.)

Kanzleirath, Hofrath und Guſtav

(faſt zu gleicher Zeit zu Anna).

Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?

Anna (lachend).

Danke herzlich. Alle, das wäre zu viel.

Kanzleirath (der die andern weggedrückt hat).

Ich bin der Sieger. Gehen wir!

(Alle ab, bis auf den Commerzienrath.)

Vierte Scene.

Commerzienrath (allein).

Commerzienrath (ärgerlich).

Der Kanzleirath iſt doch ein rechter Geck! Wie kann man ſeinem Sohne nur ein ſolches Beiſpiel geben! (Sieht durch die Mittelthür und geht dann auf und ab.) So unangenehm mir dieſer Beſuch auch iſt, ſo zerſtreut er doch meine finſtern Gedanken, und das iſt bei Allem, was mir widerfahren, ſchon etwas werth. Möchte auch lieber nochmals meinen Park ſehen, als hier auf eine Deputation warten, die mir der Pächter angekündigt. Deputation! Sie ſollen mich in Frieden laſſen, ich will nichts von ihren Schultheißen, nichts vom alten und jungen Müller; es war unklug, mich in ihre Streitigkeit zu miſchen — pah! Die Anna iſt ein zu kluges Mädchen, als daß ſie eine ſolche Heirath wünſchen könnte.

Fünfte Scene.

Commerzienrath. Pächter. Schloſſer. Schreiner und einige Bauern (erſcheinen an der Mittelthür).

Commerzienrath.

Ah! Da ſind ſie ſchon! Nur herein. — Wie ich von unſerem Pächter vernommen, kommt ihr, meine guten Leute, in der Abſicht —

Schreiner.

Wiſſen der Herr Commerzienrath, von wegen des abgängig gewordenen Schultheißen.

Commerzienrath,

(der aufmerkſam ihre Füße betrachtet, zerſtreut).

Ja, ja, ich weiß. (Für ſich.) Sind ehrliche Leute, recht plumpe Füße, keiner unter eilf Zoll.

Schreiner.

Der Herr Commerzienrath ſchienen nicht abgeneigt, ſich für den alten Müller zu intereſſiren.

Commerzienrath.

Soweit das thunlich war. Aber ſagt mir ſelbſt, was kann ich dafür thun?

Schreiner.

Ja, das haben wir endlich auch gedacht. Sie konnten nichts dafür thun, aber halten's zu Gnaden, Herr Commerzienrath, dagegen gethan haben Sie ſchon etwas.

Commerzienrath.

Ah! Daß ich nicht wüßte.

Schloſſer.

So recht! nur drauf!

Schreiner.

Der Herr Commerzienrath haben von unſerer Partei geſprochen, wie man das gerade nicht gern hört; der Herr Commerzienrath haben, mit Verlaub, geſagt (zu den Andern), was ſeien wir doch?

Schloſſer.

Unruhige Köpfe.

Schreiner.

Ja, und händelſüchtige Menſchen. Das ſind wir aber ganz und gar nicht. Wir wollen nur das Rechte, und wir wollen nur den Herrn Commerzienrath gebeten haben, uns erſt kennen zu lernen, und dann erſt, mit Verlaub, zu urtheilen.

Commerzienrath.

Ihr ſeht mich erſtaunt, meine Leute, überraſcht. Ihr kommt da in mein Haus, um mir — wie ſoll ich ſagen? — um mir unangenehme Dinge zu ſagen, Grobheiten, — — wozu dieſe Umſchweife? Sagt lieber grade heraus, was wollt ihr eigentlich?

Schreiner.

Es iſt uns nicht darum zu thun, daß der Herr Commerzienrath gerade für unſere Partei was thun ſoll.

Schloſſer.

Aber auch nicht für die andern.

(Die Bauern machen beiſtimmende Zeichen.)

Commerzienrath.

Was geht mich die andere Partei an?

Schreiner.

Ja, aber der Schlimmſte der andern Partei, der Buchbinder, hat drunten erzählt, Sie hätten ſo außerordentlich freundlich mit ihm geſprochen, und geſagt, Sie wollten Alles für ihn und ſeine Partei thun. Aber nehmen Sie ſich vor dem Buchbinder in Acht, Herr Commerzienrath, das iſt ein ganz geringer Kerl.

Schloſſer.

Ein Lumpenkerl!

Commerzienrath (ſehr gelangweilt).

Ich will aber nichts von euren Geſchichten, ich bin hieher gekommen, um ſtill und ruhig zu leben. Jetzt ſoll ich mich in eure Streitigkeiten verwickeln laſſen!

Schreiner.

Ja, Herr Commerzienrath. Gegen die Worte können wir nicht an, aber, ein für allemal: der Buchbinder iſt ein ſchlechter Kerl, der es nicht verdient, daß man ſich ſeiner annimmt, der verdient —

Schloſſer.

Daß man ihm Fußtritte gibt.

Commerzienrath.

Man muß nicht ſo heftig urtheilen. Man muß keinem Menſchen Fußtritte wünſchen. Bei Gott nicht! Ein Fußtritt iſt das Entwürdigendſte, was einem Menſchen angethan werden kann. Ihr ſeid da ſehr leicht bei der Hand mit Fußtritten.

Schreiner (beſchwichtigend).

O, man ſagt das nur ſo.

Commerzienrath (heftig).

Nein, man ſagt das nicht nur ſo, man führt es auch zuweilen aus. Es gibt darüber ſchreckliche Geſchichten. Kurz und gut, ich kann und will mich nicht in euere Angelegenheiten miſchen. Laßt mich zufrieden.

Schreiner.

Das wollen wir, Herr Commerzienrath. Aber wir bitten nur ganz gehorſamſt, Sie möchten nicht für den Buchbinder ſein.

Commerzienrath.

Was geht mich der Buchbinder an? Ich kann euch übrigens verſichern, der Buchbinder hat mich noch nicht ſo beläſtigt, wie ihr.

Schreiner.

Ja, Mann gegen Mann ehrlich ſprechen, das riskirt er nicht, Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer.

Nein, aber herumſchleichen thut er.

Schreiner.

Ja, herumſchleichen, heucheln und ſchmeicheln. Hat er ſich doch geſtern Nacht hier oben beſtändig bei Ihren Leuten herumgetrieben,

Herr Commerzienrath, mit ihnen getrunken und geſchwätzt. Und alles das, um uns Schaden zu thun.

Commerzienrath.

Was geht das mich an? Ich habe ihn nicht eingeladen. Aber nochmals, laßt mich in Frieden, bleibt mir vom Leibe mit euren Wahlangelegenheiten. Wo ich ſonſt helfen kann, da ſoll es gerne geſchehen. Adieu!

(Nach rechts ab.)

Sechste Scene.

Vorige ohne Commerzienrath.

Schreiner.

Da iſt nichts zu machen, Bernhard.

Schloſſer (mit einer Handbewegung).

Müſſen halt zuſammenhalten.

Schreiner.

Es iſt doch eigentlich die Gutsherrſchaft und ſollte nicht Partei für ſo ſchlechtes Volk nehmen. Aber der Müller wird doch Schultheiß.

Schloſſer.

Das wird er.

Schreiner.

Und iſt ein braver Mann.

Die Bauern.

Ja, gewiß.

Schreiner.

Wir laſſen uns nicht unterdrücken.

Schloſſer.

Nein! und der Müller ſoll leben!

Schreiner.

Ja, er ſoll leben!

Alle.

Hoch! hoch! und abermals hoch!

(Die Bauern von der Mittelthür nach rechts.)

Siebente Scene.

Kanzleirath. Hofrath. Guſtav und Anna (kommen von links). Nachher Commerzienrath.

Kanzleirath (den Bauern nachſehend, luſtig).

Das iſt ganz famos. Eine Deputation der Bauern! Laſſen den Commerzienrath leben! Da müſſen wir einſtimmen, Freunde, das iſt unſere Schuldigkeit. Er lebe hoch!

Die Andern (einſtimmend).

Er lebe hoch! Hoch! hoch! und abermals hoch!

(Bauern ab.)

Commerzienrath (heftig aus der Thüre rechts).

Was iſt denn das für ein verwünſchtes Geſchrei, Kanzleirath? Man glaubt ja, das Haus brenne.

Kanzleirath.

Wir laſſen Dich ja leben, Bruder; zugleich mit der Bauerndeputation. Wir machen uns populär. Man muß ſich an's Volk halten.

Hofrath.

Ruht meine Frau noch?

Commerzienrath.

Was weiß ich? Ich habe ſie nicht geſehen.

Guſtav (mit Anna vorkommend).

Auf dem Richtplatz geſchah noch etwas ganz Merkwürdiges. Das Fallbeil wollte nicht herunterfallen.

Anna.

Das iſt ja erſchrecklich. Und da blieb es in der Luft ſchweben?

Guſtav.

Nein, man ſchmierte es wieder friſch ein.

Anna (lachend).

Danke ſehr für die ſchöne Geſchichte. Jetzt will ich aber ſehen, was die Frau Commerzienräthin macht.

(Rechts ab).

Achte Scene.

Vorige ohne Anna.

Commerzienrath (aufgeregt umhergehend).

Dieſer Buchbinder! Dieſer Schleicher!

Kanzleirath (zum Hofrath).

Machen wir eine Partie Piquet? Oder machſt Du einen Whiſt mit uns, Commerzienrath?

Commerzienrath.

Danke, ich bin nicht aufgelegt. (Für ſich.) Die Kerle werden mir einen Skandal im Dorfe machen, und wenn ich hinabgehe, bekomme ich die ſchönſte Katzenmuſik.

Hofrath (zum Kanzleirath).

Spielen wir Piquet!

(Setzen ſich nieder).

Kanzleirath.

Ja. Der Park iſt charmant. Und wie uns Anna ſo liebenswürdig herumführte!

Hofrath.

Sehr liebenswürdig. — Ich habe die Vorhand.

Kanzleirath.

Was Teufels! bei Anna?

Hofrath (ſich ſcheu umſehend).

Schlechte Späſſe!

Guſtav

(zum Commerzienrath, der ein Buch genommen hat, aber zerſtreut darüber wegſieht).

Wir haben einen wichtigen Fall, der Sie vielleicht auch intereſſirt.

Commerzienrath (herumgehend).

Leicht möglich, leicht möglich! (Für ſich.) Ich hätte den Leuten ein freundliches Wort ſagen ſollen.

Guſtav.

Grobe Widerſetzung gegen eine Standesperſon.

XIV.

Heimkehr. O weh!

Obgleich es vom Reißmehlschen Hause zu meiner Großmutter nicht weit war und ich meine Tour dahin mit schnellen Schritten begonnen hatte, so kam ich doch nicht so bald hin. Je mehr ich mich dem Ziele näherte, desto höher wuchs meine Angst und desto langsamer wurde mein Schritt. Die gute Großmutter hatte gewiß noch keine Ahnung, von den neuen Ereignissen, und wenn sie auch aus meinem Gespräch gestern Abend wohl ersehen, daß ich mit meiner Condition sehr unzufrieden war, wenn sie auch zu meiner Entfernung aus dem Geschäft ihre Zustimmung gegeben, so stand ja im Hintergrunde der Willen des Vormunds, an dem, wie an einem mächtigen Felsen, unsere Beschlüsse zersplittern konnten. Doch so klein ich auch meine Schritte machte, so zögernd ich vorwärts ging, ich kam doch endlich in die Straße, wo das Haus meiner Tante lag, und schon sah ich es

Commerzienrath (zerſtreut).

Das iſt ja außerordentlich ſchön. (Für ſich.) Ja, ich hatte Unrecht, denn ich muß ſagen, dieſer Buchbinder, der Führer der andern Partei, gefällt mir ganz und gar nicht. Was hat der Kerl in meinem Garten umherzuſchleichen?

Guſtav.

Es handelt ſich um einen Fußtritt.

Commerzienrath.

Um was handelt es ſich, Herr? um einen —

Guſtav.

Nun, um einen Fußtritt, den der Eine ertheilt —

Commerzienrath.

Wo und Wer? O mein Gott! — Der Buchbinder?

Guſtav.

Nein, es war kein Buchbinder.

Commerzienrath.

Ja, es war ein Buchbinder, wenigſtens die Perſon, die im Garten umherſchlich. Sprachen Sie nicht von einem Fußtritt?

Guſtav (einfallend).

Ja, aber von einem Fußtritt, der vor ungefähr vier Wochen in der Gerichtskanzlei zu M. ertheilt wurde.

Commerzienrath.

Ah ſo! von einem älteren Fußtritt. Verzeihen Sie, ich bin ein wenig zerſtreut, die neuen Einrichtungen, der erſte Tag auf dem Lande. — Aber die Geſchichte war recht ſchön.

Kanzleirath.

Hat er Dir etwas Blutgieriges erzählt? (Zähnend.) Fünf Blatt iſt

fünf, Quart-Major iſt neun, und vierzehn Damen dreiundzwanzig. Wie gefällt Dir das, Hofrath?

Hofrath.

Dein gewöhnliches Glück. Ich bekomme gar keine Karten.

Kanzleirath.

Haſt zu viel Glück in der Liebe.

Hofrath.

Daß ſich Gott erbarm!

Commerzienrath.

Ich will einen Gang in's Freie thun, friſche Luft ſchöpfen, und die ſchöne Natur anſchauen; das wird meine Nerven beruhigen. (Zu den Spielern.) Macht nur ruhig fort, ich bin gleich wieder da.

Guſtav (an der Mittelthür).

Da kommt Amalie und Mama.

Neunte Scene.

Vorige. Kanzleirüthin. Amalie.

Commerzienrath (nach der Mittelthür gehend).

Freut mich ſehr, daß ihr endlich kommt. Aber habt ihr Eduard nicht geſehen? Er iſt ſchon vor längerer Zeit fort, euch zu ſuchen.

Amalie (ironiſch lächelnd).

Uns zu ſuchen? Wir haben ſchon lange am Fuß des Berges gewartet, ruhend auf der breiten Straße, wo die vielen Fußwege münden.

O, es war wunderbar ſchön da unten, ſo himmliſch ruhig. Gewiß, wir haben Eduard nicht vermißt.

Kanzleiräthin.

Nein, vermißt haben wir ihn gerade nicht. Aber ich hätte mich doch gefreut, wenn er da geweſen wäre. Der Weg iſt ein wenig ſteil, Eduard hätte uns gewiß ſeinen Arm gegeben.

Commerzienrath.

Er würde ſich das größte Vergnügen daraus gemacht haben. Wir wollen Anna rufen, daß ſie euch in euer Zimmer führt.

Guſtav.

Soll ich vielleicht Fräulein Anna rufen?

Kanzleirath.

Oder ich?

Kanzleiräthin.

Und ihr Beide ſpielt ſchon wieder?

Hofrath.

Oder ich?

Kanzleirath.

Glück im Spiel, kein Glück in der Liebe. Nicht wahr, Frau?

Commerzienrath.

Sehr dankbar.

(Alle ab.)

Zehnte Scene.

Vorige ohne Commerzienrath.

Kanzleiräthin.

Ei! ei!

Amalie.

Wer iſt Anna? Ach ja, ich erinnere mich, die kleine Pächterstochter, das friſche und geſunde Mädchen. Ich habe ſie ſeit drei Jahren nicht geſehen. Iſt ſie gewachſen?

Kanzleirath.

Das will ich meinen.

Amalie.

Und hat ſich gemacht?

Kanzleirath.

Sehr hübſch geworden.

Guſtav.

Außerordentlich liebenswürdig.

Hofrath.

Ein wahrer Engel.

Kanzleiräthin (lachend).

Nun, wenn das der Hofrath ſagt, dann muß was Wahres daran ſein.

Guſtav.

Ihr ſeid lange ausgeblieben.

Amalie (ſchwärmeriſch).

Ach! es war ſo ſchön da unten am Bache. Die friſchen, grünen

Wieſen, das murmelnde Waſſer, die kleinen Zweige, die darüber nickten, — ich hätte noch ſtundenlang träumen können.

Kanzleiräthin.

Nun, geträumt haſt Du genug, Amalie. Und deine Träumereien waren ſchuld, daß wir uns in die Gärten des Dorfes verirrten.

Amalie.

Auf Gras und Blumen ruh' ich gern, wenn eine Flöte tönt von fern und liebe es, ſchmalen, unbekannten Wegen zu folgen, gern erwartend, wo ſie mich hinführen.

Kanzleiräthin (lachend).

Dein Weg hat uns ſchön geführt, zwiſchen lauter Düngerhaufen hinein und Kuhſtälle.

Kanzleirath (laut und fröhlich).

Matſch! da ſind vierzig Points, Hofrath.

Amalie (zuſammenſchreckend).

Wenn Papa ſpielt, iſt er wahrhaft unerträglich.

Kanzleiräthin.

Wir müſſen dem Manne etwas geben, der uns hieher begleitet. Er ſpaziert im Garten umher. (Zu ihrem Sohn.) Guſtav, rufe ihn herein.

(Guſtav durch die Mitte ab.)

Kanzleirath.

Wen ſoll Guſtav rufen?

Kanzleiräthin.

Einen Mann, der uns von dem Dorfe hieher brachte.

Amalie.

Und der uns drunten beſchützte.

Hofrath.

So, er beſchützte euch?

Amalie.

Allerdings; denn wir verfehlten den Weg, und ein großer böſer Hund fiel uns an. — Da kam jener Mann und verſcheuchte den Hund.

Kanzleirath.

Nun, wenn er ſich ſo leicht verſcheuchen ließ, da war die Heldenthat eben nicht groß. Guſtav ſoll ihm eine Kleinigkeit geben.

Kanzleiräthin.

So leicht war er nicht zu verſcheuchen; es war ein großer, böſer Hund. Und er mußte den Fuß nehmen, um ihn fortzujagen.

Eilfte Scene.

Vorige. Commerzienrath (von rechts). Nachher Guſtav und Buchbinder.

Hofrath.

Alſo er gab ihm einen Fußtritt.

Kanzleirath (die Karten miſchend).

In dieſem Falle könnte man ſagen: einen Hundstritt.

Commerzienrath.

Wer — gab den Fußtritt?

(Guſtav und der Buchbinder durch die Mitte, letzterer ſich ganz unterwürfig ſträubend.)

Amalie.

Dieſer brave Mann da.

Commerzienrath.

Alſo doch der Buchbinder! (Laut und heftig.) Aber ich mag es nicht leiden, wenn man auf meinem Grund und Boden Fußtritte austheilt.

Kanzleirath.

Wenn man von einem Hund angefallen wird? Du biſt recht komiſch.

Commerzienrath (für ſich).

Ja, ich bin thöricht, ich bin ein Narr. (Er ſtreicht mit der Hand über den Rockſchoos). Es war alſo ein Hund?

Buchbinder (vorkommend).

Ja, halten zu Gnaden, Herr Commerzienrath, es war des alten Müllers ſein böſer Hund. Er hält immer ſo böſe Hunde, um die Vorübergehenden zu erſchrecken.

Commerzienrath (abwärts blickend, büſter, für ſich).

Dieſer Fuß hat nur neun Zoll, darauf möchte ich ſchwören. Und der Buchbinder war es, der ſich geſtern Abend in meinem Garten umhertrieb.

Buchbinder.

's iſt ein ſehr böſer Hund, Herr Commerzienrath; ich mußte befürchten, er werde die Damen beißen. Und da ſtieß ich ihn ſo mit dem Fuße fort.

Commerzienrath.

Ah! (Für ſich.) Er hat die Gewohnheit, ſeine Tritte mit dem linken Fuß zu verſetzen.

Kanzleiräthin (leiſe zum Commerzienrath).

Man muß ihm etwas geben.

Commerzienrath (laut und heftig).

Ja, etwas geben, etwas —

(Alles ſteht erſtaunt auf.)

O Gott! ich vergeſſe mich.

Buchbinder.

Keine Belohnung, Herr Commerzienrath. O! wenn Sie dieſen kleinen unbedeutenden Vorfall als einen Fingerzeig von oben betrachten und ſich bewogen finden wollten, das freundliche Auge Ihres Einfluſſes auf unſere arme, unterdrückte Partei zu lenken, vielleicht durch Rath und That bei der Schultheißenwahl. —

Commerzienrath

(der heftige Zeichen der Ungeduld gibt, ausbrechend).

Nein! nein! und tauſendmal nein! Soll mich der Teufel holen, wenn ich mich um eure Geſchichten bekümmere. Und namentlich um Ihre Partei, Herr-r-r! Die heuchleriſche ſchleichende Partei, deren Führer Sie ſind! . .

Amalie.

Um Gotteswillen, was iſt denn, Onkel?

Buchbinder.

Das verdienen wir wahrhaftig nicht.

Commerzienrath.

Nicht verdienen? Herumſchleicher ſeid ihr, hinterliſtiges Volk, das nicht den Muth hat, Mann gegen Mann aufzutreten, einem frei in's Auge zu ſehen, das nur ſo von rückwärts geſchlichen kommt. (Tief aufathmend und an ſeinen Rockſchoß faſſend.) Sehr von rückwärts! Aber gehen Sie mir aus den Augen, Herr! — Ich kann das nächtliche Herumſchleichen in meinem Garten nicht leiden! Verſtehen Sie mich? Nehmen Sie ſich in Acht und thun Sie mit Ihrer Partei gegen mich, was Sie wollen! Daß Sie den Damen geholfen, dafür ſollen Sie belohnt werden. Adieu!

Buchbinder.

Wir werden es nicht vergeſſen, Herr Commerzienrath, wie gnädig Sie ſich über uns ausgeſprochen. (Sehr heuchlerisch.) Was kann uns die Ungunſt der Menſchen ſchaden? Der Himmel wird uns helfen.

(Er ſchleicht ab.)

Zwölfte Scene.

Vorige ohne den Buchbinder.

Commerzienrath.

Adieu! adieu! (Eilig auf- und abgehend.)

Kanzleirath.

Den haſt du abgekanzelt, Herr Bruder.

Hofrath.

Er wird ſeine Urſachen haben. Das war ein widerwärtiges Geſicht.

Guſtav.

Papa erinnern Sie ſich, er ſieht genau wie jener Kerl aus, der die falſchen Kaſſenſcheine machte.

Kanzleiräthin (zu Amalien).

Ich bin ganz erſtaunt, Amalie. Verſtehſt Du das?

Amalie.

Nein, nein, Mama, o Gott! nein. Das hat mich in der tiefſten Seele erſchüttert. Wie kann man ſo roh, ſo herzlos ſein!

Kanzleiräthin.

Wer weiß, was der Schwager für Gründe hatte.

Amalie.

Gründe zu ſolchem Benehmen? Gewiß nicht, Mama. O, es iſt die Härte ſeines Charakters, die ich lange geahnt, eine Härte, eine Grauſamkeit, welche in der Familie liegt. Auch Eduard —

Kanzleiräthin.

Laß' das jetzt. (Zum Commerzienrath.) Wo ſind denn meine Schweſtern?

Commerzienrath.

Sie machen einen Spaziergang in's Dorf hinab. Anna hat es geſagt. Ich glaube die Hofräthin will eine Bekannte aufſuchen, die Frau des Pfarrers oder des Schullehrers. Bis ſie wieder kommen, zeige ich euch die neuen Wirthſchaftsgebäude. Nicht, Hofrath?

Hofrath.

Ja, wir ſind fertig. Was habe ich zu bezahlen?

Kanzleirath.

O nicht viel.

(Sie rechnen.)

Amalie.

Wenn Sie erlauben, ziehe ich mich einen Augenblick in mein Zimmer zurück. Wo werden wir wohnen?

Commerzienrath (auf links zeigend).

Dort, mein Kind. Anna hat es ſo beſtimmt.

(Er geht zum Spieltiſch.)

Amalie (ſeltſam lächelnd).

Verſtehſt Du das, Mama? — Anna hat es ſo beſtimmt. Und Anna hat auch geſagt, daß die Tante Hofrath ins Dorf gegangen iſt.

Kanzleiräthin.

Nun, Anna iſt die Wirthſchafterin.

Amalie.

Anna ſcheint hier zu kommandiren. Aber mein Gott, mir iſt das ja entſetzlich gleichgültig.

(Sie geht mit erhobenem Kopfe ab.)

Kanzleiräthin (ihr nachſehend).

Sie hat ihren unangenehmen Tag. Aber Eduard hätte ſchon da ſein können. Will's der Hofräthin ſagen, ſie ſolle ihm den Text leſen.

vor mir, sah das Fenster des Ladens und daneben das des Zimmers meiner Großmutter, wo die gute Frau wahrscheinlich ihren Kaffe trank, nachdem sie vorher in einem geistlichen Morgen- und Abendopfer ein Kapitel gelesen.

Ich wußte, wie ruhig und friedlich es namentlich in den Morgenstunden in diesem Zimmer aussah. Zu dieser Zeit war die Großmutter des besten Humors, und wenn sie ihren Kaffee getrunken, nahm sie meistens ein altes Paket Briefe zur Hand, das, mit einer grünseidenen Schnur umwickelt, beständig im Tischschieße vor ihr lag. Dieses Briefpaket war ihr Heiligthum, ihr Archiv. Wie oft hatte sie der Tante und mir Auszüge davon mitgetheilt, und ich erinnere mich ganz genau, daß der erste Brief, der obenauf lag, ein Schreiben meines seligen Großvaters war, worin er der guten Großmutter die ersten schüchternen Geständnisse seiner Liebe ablegte. Dieser Brief begann mit der Ueberschrift: „Achtungswerthe, höchst zu verehrende Jungfer!" Dahinter kamen noch mehrere Schreiben in ähnlichem Genre, dann folgte der Kopulationsschein, und dann, ein Jahr später datirt, der Taufschein meiner Mutter, als ihrer ältesten Tochter. Bald aber wurde das Archiv traurigeren Inhalts; es kam ein Schreiben von sehr weit her, daß ein Bruder der Großmutter in der Fremde und im Elend gestorben. So folgten die Schreiben in bunter

Kanzleirath.

Du gehſt doch mit in den Garten, Frau?

Guſtav.

Geht Anna nicht auch mit?

Kanzleirath.

Ja, Anna ſollten wir mitnehmen.

Kanzleiräthin (ſtiftet).

Mir ſcheint, ihr könnt Alle ohne Anna nicht leben. Ich bin begierig, ſie wieder zu ſehen.

Commerzienrath.

Sie iſt recht hübſch geworden. Aber ſie hat drinnen zu thun.

Kanzleiräthin.

Gott ſei Dank!

(Alle gehen, nur der Commerzienrath geht noch vorn auf und ab.)

Commerzienrath.

Der Schleicher! Ja hab' eine Galle auf den Buchbinder —

Kanzleiräthin.

Nun, Herr Schwager, kommen Sie nicht?

Commerzienrath.

Ja ſo, ja —

(Als er gehen will, tritt Anna von rechts ein, und räumt den Spieltiſch auf. Er bleibt wieder ſtehen.)

Das Mädchen iſt meine einzige Erquickung —

Kanzleiräthin.

Aber, lieber Schwager!

Commerzienrath.

Ja freilich — (geht; Eduard tritt ein). Du kannſt auch mit ſpazieren gehn. Du ſollſt dich auch amüſiren, wie wir.

Eduard.

Ich werd' mir Mühe geben.

Kanzleirath und Hofrath (ſchon außen).

Lieber Schwager!

Kanzleiräthin (zugleich).

Er iſt ganz wunderlich!

Commerzienrath (Eduard und Anna betrachtend).

Der Junge wird doch nicht hier bleiben wollen!

Kanzleiräthin.

Aber, lieber Schwager!

Commerzienrath.

Ich komme ſchon, Du Buchbinder!

Kanzleiräthin.

Wir?

Commerzienrath (ſich im Gehen immer nach den jungen Leuten umſehend).

Entſchuldigen Sie, Frau Schwägerin.

(Ab mit ihr.)

Dreizehnte Scene.

Anna.

Anna,

(von rechts, geht auf den Spieltiſch zu, um die Karten aufzuräumen).

Der Herr Commerzienrath hat Recht, wenn er mit wahrem Schrecken von Beſuchen ſpricht. — Aber freilich ſind nicht alle Beſuche un-

angenehm. (Seufzend.) Aber ſie können es werden. Was Herr Eduard eigentlich gewollt hat, daß er mich geſtern ſo neckte, ja, ich kann es mir ſelbſt geſtehen, mich ſo tief verletzte. Ah! vielleicht mit mir auf geſpanntem Fuße leben, um ſeiner Braut nicht zu mißfallen, die vorhin mitgekommen. (Sich umſchauend.) Mir hat Amalie nie gefallen. Nun, das iſt ſeine Sache. Aber deßhalb hätte Herr Eduard keinen Streit anfangen ſollen, denn er wird ſich doch wohl hoffentlich nicht einbilden, daß ich mir ein Vergnügen daraus mache, gegen ihn beſonders freundlich zu ſein. Welche Einbildung! Aber all' dieſe jungen Herren bilden ſich gewaltig viel ein. Nun, meinetwegen! (Aergerlich.) Ach, dieſe Karten wollen auch gar nicht zuſammenpaſſen! (Steht auf und ſieht Eduard durch den Garten kommen.) Da kommt er! iſt er!

Vierzehnte Scene.

Anna. Eduard.

Eduard (an der Mittelthüre).

Da iſt ſie!

(Er nimmt ſeinen Strohhut ab, fächelt ſich damit und will, gleichgültig ſcheinend, nach ſeinem Zimmer gehen.)

Ah! Fräulein Anna!

Anna.

Ihre Dienerin, Herr Eduard.

Eduard.

Hm, hm! Sie ſpielen wohl Karten?

Anna.

Mit mir ſelbſt! Da weiß ich meine Zeit beſſer zu benützen.

Eduard.

Natürlicher Weiſe. Sie haben ſo außerordentlich viel zu thun.

Anna (einfallend).

Daß ich keinen Augenblick Zeit habe und mich ganz gehorſamſt empfehle.

Eduard (für ſich).

Kein Wort bleibt Einem der Trotzkopf ſchuldig. (Laut.) Ebenfalls ganz gehorſamſt. (Er geht nach links. Die Thüre iſt verſchloſſen.) Verſchloſſen? (Für ſich.) Gut, da muß ich ſie fragen. (Laut.) Mein Zimmer iſt ja verſchloſſen. — Hat Jemand mein Zimmer abſichtlich geſchloſſen?

(Pauſe.)

Ich erlaubte mir, zu fragen, warum mein Zimmer abgeſchloſſen iſt, Fräulein Anna?

Anna.

Ah! Sie ſprechen mit mir?

Eduard.

Natürlich, es iſt ja ſonſt Niemand im Zimmer.

Anna.

Ich dachte, Sie hätten mit ſich ſelbſt geſprochen.

Eduard.

Das thu' ich niemals.

Anna.

Darf ich bitten: was fragten Sie mich, Herr Eduard?

Eduard.

Warum mein Zimmer verſchloſſen ſei?

Anna.

Ihr Zimmer? — Sie wohnen nicht mehr da. Herr Kanzleirath, Frau Kanzleirath und Ihre Fräulein Braut ſind dort eingezogen.

Eduard.

Richtig, meine Braut. Und die haben ſich dort eingeſchloſſen?

Anna.

Das glaub' ich nicht. Alles iſt ausgegangen. Warum ſie den Schlüſſel eigentlich abgezogen, begreife ich nicht.

Eduard.

Man muß hier im Hauſe vorſichtig ſein, daß man nicht überraſcht oder ertappt wird.

Anna.

Das war früher nie der Fall. — Haben Sie noch etwas zu befehlen?

Eduard.

Nur die Frage werde ich mir noch erlauben, welches Zimmer mir zur Wohnung angewieſen wurde?

Anna.

Eine Wohnung im zweiten Stock.

Eduard.

Danke ſchön.

(Anna will durch die Mittelthüre ab.)

Eduard (nach einigem Kampf).

Und Tante Kanzleirath iſt zurück.

Anna.

Ja wohl, mit Ihrer Fräulein Braut.

Eduard.

Mit meiner Braut? Schön.

Anna.

Sie haben nichts mehr zu fragen?

Eduard.

Nein. (Für ſich.) Trotzkopf! (Nach einer Pauſe.) Anna!

Anna.

Herr Eduard!

Eduard (erbittert).

Hat Ihnen vielleicht Ihr Herr Bräutigam verboten, mit mir zu ſprechen?

Anna.

O nein, ich ſpreche ja mit Ihnen.

Eduard.

Das nenne ich nicht ſprechen, das nenne ich nicht ſich unterhalten; Sie beantworten mir nur meine Fragen.

Anna.

Aus Frage und Antwort beſteht aber gewöhnlich eine Unterhaltung.

Eduard.

Ja, wenn Sie das eine Unterhaltung nennen, dann habe ich freilich nichts mehr zu ſagen.

Anna.

Eine Unterhaltung iſt es immer, ob ſie gerade unterhaltend iſt, das iſt eine andere Frage.

Eduard (ſchnell einfallend).

Worauf ich Ihnen die Antwort geben will: nein, nein und tauſendmal nein!

Anna (lächelnd).

Sie ſind ſchlecht aufgelegt, Herr Eduard. Und das begreife ich nicht.

Eduard.

Und Sie ſcheinen gut aufgelegt, und das begreife ich vollkommen. Du lieber Gott! Sie ſind glücklich. Jedermann ſucht Sie auf, Jedermann liebt Sie, man reißt ſich um Ihre Roſenbouquets, Sie haben einen Bräutigam, denn Sie innig lieben. Habe ich nicht recht? ſind Sie nicht glücklich?

Anna.

Unſere Verhältniſſe ſind faſt die gleichen, namentlich was den Haupt- und Schlußſatz anbelangt. Auch Sie haben eine Braut, die Sie innig lieben.

Eduard.

Nein, gewiß nicht, Anna. Zweimal gefehlt. Erſtens habe ich noch keine Braut, und zweitens liebe ich die nicht innig, die man mir aufdringen will.

Anna.

Nun, wenn Sie Ihre Fehler bekennen, ſo will ich Ihnen auch die meinigen nicht verſchweigen. Bei mir ebenfalls gefehlt, im Bräutigam und in der Liebe.

Eduard.

Sie hätten keinen Bräutigam, Anna?

Anna.

Ich weiß wenigſtens nichts davon.

Eduard.

Wie mich das glücklich macht!

Anna.

Ich danke Ihnen. Das iſt eigentlich kein Beweis von Theilnahme an meinem Schickſal.

Eduard.

Ich meine nur den Bräutigam, von dem mein Onkel ſprach, Ihren Verlobten. — Sie ſind gewiß nicht verlobt?

Anna.

Nein, ich würde es nicht läugnen, wenn es wahr wäre. (Treuherzig.) Aber, Herr Eduard, wozu dies Geſpräch? Es freut mich die Theilnahme, die Sie an mir zu nehmen ſcheinen und freut mich um ſo mehr, weil Sie vorhin, aufrichtig geſprochen, etwas unartig gegen mich waren.

Eduard.

Ja, das war ich. Aber ich bedaure es von Herzen; ich war ſchlecht aufgelegt.

Anna (lächelnd).

Sie haßten die Welt?

Eduard.

Ach, mein Gott, ja! Ich fühlte mich ſo frei und glücklich als ich hier ankam, dem beengenden Leben der Stadt entſchlüpft. Auch Sie waren ſo lieb und freundlich gegen mich, daß ich hoffte. — Nein, ich hoffte noch nicht, ich glaubte erſt und fing an zu lieben.

Anna.

Das ging aber ſehr ſchnell.

Eduard.

Es war vielmehr kein Anfang, ſondern eine Fortſetzung. Gewiß, meine liebe Anna. So wie ich Sie hier wieder fand, ſah ich Sie ſchon ſeit langen Jahren vor mir. Und doch haben Sie ſich verändert. Sie ſind böſer geworden, dafür aber auch ſchöner und liebenswürdiger.

Anna.

Nicht ſo ſprechen, Herr Eduard. Wenn ich nun Ihren Worten glaubte?

Eduard.

O glauben Sie an meine Worte und mich.

Anna (ſchüttelt mit dem Kopfe).

Es war hier bei uns ſo ſtill und friedlich.

Eduard (auf ihr Herz deutend).

Dort?

Anna.

Ja.

Eduard.

Und jetzt iſt es das nicht mehr?

Anna.

Nicht ganz.

Eduard

(hat ihre beiden Hände ergriffen und küßt ſie auf die Stirne).

Anna, meine gute Anna, wie danke ich Ihnen für dieſes Wort! — Hören Sie mich.

Anna (ſich losreißend).

Nein, ich will und darf nichts mehr hören.

Fünfzehnte Scene.

Eduard. Amalie.

(Amalie, mit einem Buch in der Hand, iſt einen Augenblick vorher eingetreten.)

Eduard (Anna nachrufend).

Anna! Anna! wie kann man ſo glücklich ſein! (Er wendet ſich um und erblickt Amalie. Seufzend für ſich): Und ſo unglücklich! (Laut.) Du hier, Amalie! (Für ſich): Gerechter Himmel! (Laut): Ich glaubte Dich im Garten bei den Andern.

Amalie.

Wie Du ſiehſt, las ich. Ein reizendes Gedicht:

Vorüber iſt die Roſenzeit,
Und Lilien ſtehn im Felde.

Eduard.

Sehr wahr. (Für ſich.) Jetzt werde ich wieder einmal bei langſamem Feuer verbrannt! (Laut.) Allerdings, die Roſenzeit iſt vorüber.

Amalie.

Und Lilien ſtehn im Felde.

Eduard (für ſich).

Geknickte Lilien. Aber meinetwegen ſoll es zu einer Explikation kommen. Ich war es nicht, der dies Verhältniß gewünſcht und angeknüpft. (Laut.) Ich ging euch entgegen und ſuchte euch drunten, aber ihr müßt einen andern Weg genommen haben.

Amalie.

Allerdings. Unſere Wege ſind nicht die gleichen.

Eduard.

Es ſcheint faſt ſo. Wo iſt die Tante?

Amalie.

Sie wird im Garten ſein.

Eduard.

Ich wollte euch gerade aufſuchen.

Amalie.

Du nahmſt Dir Zeit dazu. O! ich finde das begreiflich.

Eduard.

Wie findeſt Du es begreiflich? (Für ſich.) Wenn ich nur wüßte, was ich ſagen ſoll! (Laut.) Was findeſt Du begreiflich.

Reihe auf einander, mit Haarlocken, vertrockneten Blumen und vergilbten Stammbuchblättern untermischt. Da hatte mein Vater freudig geschrieben, daß ihm der erste Sohn geboren sei, und gleich daneben lag ein Brief mit schwarzem Siegel, in dem zu lesen stand, daß meine Mutter wenige Tage darauf gestorben. Den Brief hatte mir meine Großmutter oft gezeigt und immer dazu gesagt: „Siehst du, Junge, mit dem Brief ist der Segen von eurem Haus gewichen; Du bist nach und nach verwildert und ein Taugenichts geworden."

So stand ich an der Straßenecke, mitten im Regen, und träumte mit wachen Augen; als ich aber an die Stelle kam, wo meine Großmutter mich einen Taugenichts nannte, kam ich wieder zu mir und wollte nach Hause eilen als eine Figur auf der Straße, die dasselbe Ziel wie ich zu haben schien, meinen Schritt auf's Neue hemmte. Obgleich ich von der Gestalt nichts sah, als oben einen brennendrothen Regenschirm, unten den Zipfel eines braunen Rocks, weiße Strümpfe und Schuhe mit Stahlschnallen, so erkannte ich doch augenblicklich den Herrn Reißmehl. Jetzt war er in die Hausthür getreten, machte den Regenschirm zu, öffnete und schloß ihn einigemal nach einander, um den daran hängenden Regen abzuschütteln. Dann blickte er an den grauen Himmel hinauf, ob sich nicht irgendwo ein blaues Fleckchen zeige, sah dann an seine weißen Strümpfe hinunter, ob sich da

Amalie.

Glaube mir, Eduard, ſehr begreiflich.

Eduard (für ſich).

Ein ſcheußliches Gefühl, mit dem ich hier ſtehe. (Laut.) Höre, Amalie, vielleicht haſt Du bemerkt, — nun ja, es kann Dir nicht entgangen ſein — unſere Neigungen und Anſichten gingen nicht gerade immer harmoniſch zuſammen. (Für ſich.) Wenn mir nur Jemand zu Hülfe käme! (Laut.) Du biſt ruhig, ſehr ernſt, außerordentlich verſtändig; ich dagegen (für ſich): wenn nur wenigſtens ein tüchtiges Gewitter käme! (Laut.) — Ich dagegen bin, wenn Du willſt, etwas heiter, ſogar luſtig, zuweilen unüberlegt, — und Du ſiehſt es, da kann es vorkommen, daß (für ſich) — wenn ſie nur ein Wort ſagen wollte!

Amalie (nickt ſteif mit dem Kopfe).

Sprich nur.

Eduard.

Aber Du mußt nicht glauben, Amalie, daß ich Deine vortrefflichen Eigenſchaften nicht auf's Umfaſſendſte anerkenne, ja auf's Allerumfaſſendſte. (Für ſich.) Gott ſei Dank, ich höre Stimmen im Garten. (Zerſtreut.) Ja ſehr umfaſſend erkenne ich ſie an, (ſich umſchauend) Deine vortrefflichen Eigenſchaften. Aber, wie ſchon bemerkt, Du biſt zu ernſt, zu wenig zu Scherz aufgelegt, und in der Welt geht es nun einmal nicht anders, man muß hie und da einen Spaß verſtehen lernen.

Sechszehnte Scene.

Vorige. Hofräthin.

Hofräthin (noch von Außen mit lauter Stimme).

Das geht über den Spaß, lieber Schwager. Ich muß ſagen, das hätte ich nicht erwartet; deßhalb ſind wir nicht auf's Land gefahren, das kann ich Dich verſichern.

Amalie.

Vorüber iſt die Roſenzeit,
Und Lilien ſtehn im Felde.

Eduard (aufgeregt).

Meinetwegen auch, wenn Du mir keine andere Antwort geben willſt. Laß denn die Roſenzeit vorüber ſein, die Lilie iſt auch eine ſchöne Blume.

Siebenzehnte Scene.

Vorige. Commerzienrath. Commerzienräthin. Kanzleirath. Kanzleiräthin. Guſtav und Anna.

Commerzienrath.

Ich finde es, wie ſchon geſagt, unbegreiflich. Aber was kann ich dafür? Ich habe den Leuten da unten nichts zu Leide gethan.

Hofräthin.

So haben wir ihnen vielleicht etwas zu Leid gethan, Hofrath?

Soll mir auch nicht wieder paſſiren, dafür ſtehe ich. (Zu ihrem Manne, der ſie fragend anſieht.) Schweig' nur ſtill, ich will von Dir keinen Troſt hören.

(Commerzienrath zuckt höchſt ärgerlich die Achſeln.)

Emilie denkt gerade wie ich; es hat die arme Frau ſehr angegriffen. Nicht wahr, Emilie?

Commerzienräthin.

Ja, es hat mich ſehr angegriffen. (Zum Commerzienrath.) Das hätteſt Du uns nicht anthun ſollen.

Commerzienrath.

Ja, um's Himmels willen! was habe ich euch denn angethan? Ich weiß ja von gar nichts, bin unſchuldiger als ein neugeborenes Kind.

Kanzleirath.

So ſprecht einmal. Ihr thut ja gerade, als ſeiet ihr von Räubern überfallen worden.

Hofräthin.

Schlimmer als das, viel ſchlimmer. Aber morgen früh fahre ich nach der Stadt zurück. (Zur Commerzienräthin.) Die arme Frau! Wenn ich Dich nur mitnehmen könnte!

Commerzienräthin.

Ja, ich bin recht unglücklich.

Commerzienrath (gereizt).

Werden wir endlich erfahren, worin das Unglück beſteht?

Hofrath (flüſternd).

Aber ſage doch —

Hofräthin.

Schweig' ſtill! unterbrich mich nicht immer! Wir gehen alſo in's

Dorf hinab, Emilie und ich, wir grüßen freundlich nach allen Seiten, man dankt uns kaum, ja, die Buben lachen hinter uns drein. — Lachen hinter meinem Rücken! Iſt mir ſchon ſo was vorgekommen? Nein, nein, ſo wahr ich lebe! Hie und da ſchlägt man vor uns die Fenſter zu, als wir vorübergehen. Wir kommen zu Pfarrers; ſie läßt ſich verleugnen. Er konnte uns nicht entgehen, ich ſah ihn im Schlafrock am Fenſter und ſagte ſehr laut zu der Magd: Aber der Herr Pfarrer ſind zu Haus, wie ich bemerkt. Da kam er denn auch endlich zum Vorſchein, und nach langem Hin- und Herreden erfuhren wir Alles.

Commerzienräthin (mit einem Blick zum Himmel).

Alles!

Commerzienrath.

Und was habt ihr denn erfahren? Ich verſichere euch, daß ich wie auf Kohlen ſtehe.

Hofräthin.

Das glaube ich wohl, Herr Schwager, denn, nehmen Sie mir's nicht übel, ich finde es unverantwortlich, ſo auf — ſeltſame Art mit dem ganzen Dorf Streit anzufangen.

(Commerzienrath will ſprechen.)

Ja, Streit angefangen! Die Leute vor den Kopf geſtoßen, und uns dadurch eine Behandlung zugezogen, die ich in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen will.

Commerzienrath (zu ſeiner Frau).

Aber, Emilie.

Hofräthin.

Emilie denkt gerade wie ich. Und die ganze Welt muß ſo denken und Jedermann muß mir recht geben. Nicht wahr, Kanzleirath? Ich ſage Dir, gelacht hat man über uns! uns die Fenſter vor der Naſe zugeſchlagen! Und was dieſe Frau Pfarrerin anbelangt, läßt ſich die vor uns verleugnen — eine ſolche Gans! Gott verzeih mir die Sünde.

Doch die Frau hat eigentlich Recht, mit ſtreitſüchtigen Menſchen, mit Jemand, der Händel ſucht, läßt ſich nicht gut leben.

Commerzienrath (heftig).

Aber ich bin nicht händelſüchtig, ich ſuche keinen Streit; ich bin hieher auf's Land gegangen, um Ruhe und Frieden zu finden. (Immer heftiger.) Ja, Ruhe und Frieden! Kann ich dafür, daß die verfluchten Bauern da unten mich in ihre Schultheißenwahl hineinhetzen wollen? Ich will nichts von ihrem Schultheißen; ich habe an unſerem Schultheißen in der Stadt genug gehabt. Frieden will ich, Frieden und Ruhe, ja, Frau Schwägerin, ſehr viel Frieden, und den ſcheinen Sie nicht Luſt zu haben, mir zu gönnen.

Kanzleirath (beſänftigend).

Du hätteſt vielleicht mit den Bauern ein bischen freundlicher ſprechen können; den Buchbinder z. B. haſt Du recht hart angelaſſen.

Commerzienrath.

O Gott ja, den Buchbinder. Den Kerl hätte ich mit Luſt erwürgen können.

Hofrath.

Der Schwager iſt ſehr aufgeregt.

Hofräthin.

Das wundert Dich wohl? Er hat Urſache, aufgeregt zu ſein. Wenn man Beſuche empfängt, muß man auch auf dieſe Beſuche Rückſicht nehmen. Nicht wahr, Emilie?

Commerzienräthin.

Ja, er hat keine Rückſichten, keine, keine.

Hofräthin.

Arme Frau, ich weiß, was Du denkſt.

Commerzienrath (heftiger).

Denkt meinetwegen, was ihr wollt. Ja, Frau Schwägerin, um

von Beſuchen zu reden, gegen die man rückſichtsvoll ſein ſoll, ſo werden Sie mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen ſage, daß mir dieſe Beſuche zwar ſehr angenehm ſind, ich ſie eigentlich aber nicht her gebeten habe.

Kanzleirath.

Ah! Commerzienrath!

Hofrath.

Ei! ei!

Commerzienräthin.

Mann! wie kann man ſo hart ſein!

Hofräthin (triumphirend).

Das iſt mir nichts Neues; dieſer Groll gegen uns ſteckt immer in ihm.

Commerzienrath.

Ja, Frau Schwägerin, das gilt aber nur von ſolchen Beſuchen, die ſich ein Vergnügen daraus machen, mir meine Ruhe und meinen Frieden zu rauben. Was hatten Sie im Dorfe drunten zu thun? Mit der Frau Pfarrerin eine Kaffeegeſellſchaft zu verabreden? Ich brauche keine Kaffeegeſellſchaften.

Hofräthin (mit erhobenem Kopfe).

Ich danke, Herr Schwager.

(Rechts ab.)

Kanzleirath (zu ſeiner Frau).

Gehen wir ein wenig in den Garten, der Commerzienrath iſt aufgeregt. Das wird ſich wieder geben.

Kanzleiräthin.

Komm, Amalie.

Amalie,

(die ſehr theilnahmlos neben dem Commerzienrath ſtand, zuweilen lächelte und dann ſeufzte, mit ſchwacher Stimme).

Mir wird übel.

Commerzienrath,

(der gezwungen iſt, ſie aufzuheben, mit einem Blick zum Himmel).

Großer Gott! warum habe ich mich zur Ruhe geſetzt.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſte Scene.

Commerzienräthin. Hofräthin. Kanzleiräthin und Amalie.

(Letztere ſitzt in einem Fauteuil, mit einem Buch in der Hand, ſcheinbar theilnahmlos an dem Geſpräch. Sie trinken Kaffee und ſtricken.)

Kanzleiräthin.

Da mögt ihr ſagen, was ihr wollt, ſo habe ich den Commerzienrath nie geſehen, ſo erſchrecklich heftig und böſe.

Commerzienräthin.

O doch! o doch!

Hofräthin (zur Kanzleiräthin).

Was willſt Du auch geſehen haben? Du biſt nicht ſeine Frau. Da frage dies arme Weib. Man kann Launen haben, Launen haben ſie alle.

Kanzleiräthin.

Das iſt nur zu wahr.

Amalie.

Ja, alle.

Hofräthin.

Launen, ja nun; wir haben am Ende auch unſere Launen. Wenn wir unter uns ſind, können wir das ſchon zugeben. Natürlich ſprechen wir ja ganz im Vertrauen; es wird doch Keine ſo ſchlecht ſein, dem Manne gegenüber eine Laune zuzugeſtehen.

Kanzleiräthin (zur Hofräthin).

Soll ich Dir noch eine Taſſe eingießen?

Hofräthin.

Ich bitte darum, das Sprechen trocknet den Mund aus. So — danke! Nein, Emilie, Dein Mann hat ſich unverantwortlich benommen. — Noch ein Bischen Rahm, Kanzleiräthin. — Unverantwortlich! Geſetzt auch, der Mann hätte ſeine Urſachen, etwas aufgeregt zu ſein — du lieber Gott! dazu haben ſie immer Urſachen, wenn man ſie fragt. —

Kanzleiräthin.

Ja, und in der Aufregung haben wir unſere böſen Stunden.

Hofräthin.

Nur in der Aufregung? Die böſen Stunden bei einer armen verheiratheten Frau hören gar nicht auf.

Kanzleiräthin.

Und Du kannſt Dich eigentlich noch am wenigſten beklagen.

Hofräthin.

Am wenigſten? Nun, das muß ich mir ausbitten! Was an meinem Manne etwa gut iſt, das macht die Erziehung, die ich ihm gegeben. Ich war glücklicherweiſe kein junges Gänschen mehr, als ich heirathete, und hatte bei euch des Jammers genug geſehen.

Commerzienräthin.

O Gott, ja.

Hofräthin.

Du haſt Deinen Mann ſchlecht erzogen; Dein Loos geht mir zu Herzen, das kannſt Du mir glauben, Emilie. Alſo, was wollt' ich doch ſagen? Nun ja, der Hofrath wollte auch ſein früheres Leben fortſetzen, Nachmittags in's Kaffeehaus gehen, Abends in ſeinen Club oder ſogar in's Wirthshaus, prätendirte auch einen Hausſchlüſſel. — Ah! Das ließ ich mir einen ganzen Tag gefallen, dann aber trat ich auf, und ſagte ihm ziemlich ſanft: Lieber Freund, das Leben kann nicht ſo fortgeführt werden; Du haſt das Glück gehabt, eine brave Frau zu bekommen, und all die Geſchichten von früher, die müſſen jetzt aufhören. Was Kaffeehaus? Bei mir bekommſt Du auch einen guten Kaffee, halb Kaffee, halb Cichorien, und nicht ſo erhitzend, wie das Zeug, das Du für theures Geld kaufen mußt. Das wird ſo fort gehalten und iſt geſund. Und nun gar des Abends! Meinſt Du, ich hätte Dich geheirathet — ſo ſprach ich — um allein zu Haus zu ſitzen? I Gott bewahre! Der Mann gehört zur Frau. Und wenn wir ausgehen wollen, ſo gehen wir zu Commerzienraths oder zu Kanzleiraths oder zu Nachbar Regierungsraths. Willſt Du Dir aber zu Haus eine Zerſtreuung machen, ſo kannſt Du mir mein Garn abwickeln helfen. Das iſt ein angenehmer Zeitvertreib und zugleich eine kleine Bewegung. — So richtete ich mir meine Hausordnung ein, und dabei blieb's.

Kanzleiräthin.

Du haſt einen andern Charakter als wir.

Commerzienräthin.

Das weiß Gott!

Kanzleiräthin.

Ich habe es auch verſucht, aber es wollte nicht gehen, und da ließ ich ihn machen.

Hofräthin.

Sie ließ ihn machen! Ja, ihr verdient ſolche Männer.

Kanzleiräthin.

Nun, weißt Du, Eliſe, zuweilen muß man ihn gehen laſſen.

Hofräthin.

O ja, zuweilen. Aber man muß keine Gewohnheit daraus werden laſſen. Zuerſt gewöhnen ſie ſich daran, nur alle vierzehn Tage auszugehen, dann alle acht Tage, und dann in der Woche ein Paar Mal. Und in was für Geſellſchaft! Ich weiß, was Du denkſt, Emilie! Freilich bei ihresgleichen, aber was treiben ſie da im Wirthshaus? Einer lernt von dem Andern nichts Gutes, und über uns, die wir zu Hauſe einſam ſitzen, wird losgezogen.

Kanzleiräthin.

Ich habe es nicht durchſetzen können. Und jetzt laſſe ich es laufen, wie Gott will.

Hofräthin.

Leider! leider! Ich glaube, Dein Mann geht die Woche über ſogar dreimal Abends aus. Oh! das iſt eine ſchlechte Wirthſchaft! Kann Dein Sohn da was Gutes lernen!

Kanzleiräthin.

Das iſt gerade mein Kummer. Der iſt keinen Abend zu Haus. Und wenn ſie einmal Beide recht ſpät kommen, da heißt es, Einer habe auf den Andern warten müſſen.

ſterben?“ eine Aeußerung, die mich zu mir ſelbſt
ahl, ſo daß ich die Augen wieder öffnete und mich
agſam im Stuhle erhob.

Da ſah ich denn wohl, daß es nicht die Mutter
ottes war, die vor mir ſtand, ſondern eine ſehr ſchöne
ir gänzlich fremde Dame, ſo fein und prächtig gekleidet,
ie ich nie etwas geſehen. Das kleine Mädchen, an
rer Hand ſchien ihre Tochter zu ſein, denn ſie ſah ihr
hr ähnlich, nur daß die Mutter ſchwarzes Haar und
as Kind dichte blonde Locken hatte. Hinter den Beiden
and ein Mann in einem langen blauen Ueberrock mit
oldenen Knöpfen, der hatte ein paar Regenſchirme un-
r dem Arm.

„Aber wer biſt Du, mein Kind?“ fragte mich die
ame, „und wie kommſt du mit ſo naſſen Kleidern hie-
er in die Kirche? Warum gehſt Du nicht nach Hauſe,
enn Du krank biſt?“ Die Dame hatte eigentlich gut
fragen und ich ſchlecht antworten. Ich hätte ihr viel zu
erzählen gehabt, um ihr begreiflich zu machen, warum
ich in den naſſen Kleidern hieher gekommen; dazu konnte
ich mich aber nicht entſchließen. Auch fühlte ich, daß
die Dame Recht hatte, daß ich krank war, denn als ich
aufſtand, wobei ich verſicherte, daß ich jetzt nach Hauſe
gehen wolle, konnte ich nicht auf meinen Beinen ſtehen.
Die Säulen der Kirche, die bunten Fenſter, Alles lief
im Kreiſe mit mir herum. Ich hörte nur, wie die Dame

Hofräthin.

Vater und Sohn! Das iſt eine grauenhafte Wirthſchaft!

Kanzleiräthin.

Mit Gewalt konnte ich nie was ausrichten.

Hofräthin.

Leider, wir wiſſen das ſchon. Und Du wollteſt ihn durch Sanftmuth bezwingen! Gott! einen Mann durch Sanftmuth zwingen! Du bliebſt Abends geduldig auf und warteteſt auf ihn. O! ich weiß das noch wie heute. Und wenn er ſogar um eilf Uhr nach Haus kam, ſo ſagteſt Du kein Wort. Ja, ſo muß man nicht handeln! Du haſt Dir Dein jammervolles Schickſal ſelbſt bereitet. Was Sanftmuth! Ernſt und Strenge, ſag' ich Dir. Feſt die Hand drauf und immer die Augen offen haben. Ich weiß, was Du denkſt, Emilie! Ich verſichere euch, das ganze Geſchlecht taugt nichts. Ich bin nur froh, daß ich keine Kinder habe.

Commerzienräthin.

Ich auch.

Kanzleiräthin.

Aber es gibt doch noch ordentliche unter ihnen.

Hofräthin.

Selten, ſehr ſelten. Aber ich möchte wiſſen, was wir drei Schweſtern gerade verſchuldet haben, um mit ſolchen Männern geſtraft zu werden.

Commerzienräthin.

Ja, es iſt ſehr traurig.

Kanzleiräthin.

Auch ich fühle mich zuweilen recht unglücklich.

Hofräthin (zu Amalien).

Du kannſt Dir ein Beiſpiel an uns nehmen. Wenn Du abſolut heirathen willſt, ſo iſt es Dein Schade; ich würde nicht mehr heirathen, wenn ich noch ledig wäre, nicht um zehn Männer.

Commerzienräthin.

Ich auch nicht.

Hofräthin.

Und gar den! Der iſt ſeines Onkels würdig. Ein leichtſinniger, junger Menſch, und verdorben, ſchrecklich verdorben! Hat er nicht ſogar ein Paar Mal verſucht, meinen Mann Abends zum Ausgehen zu bewegen! Ich habe ihm aber heimgeleuchtet.

Amalie.

Die Tante hat Recht, gewiß, Mama, wir paſſen nicht zuſammen. Es wäre mein Unglück. Und was ſeine Grundſätze anbelangt —

Hofräthin.

Er hat gar keine, behaupte ich.

Kanzleiräthin.

Aber die ganze Familie ſieht eure Verbindung gern. Eduard iſt eine gute Parthie.

Amalie.

Und er liebt mich nicht, wie man ſich lieben ſoll.

Hofräthin.

Das wäre am Ende Nebenſache, das findet ſich.

Kanzleiräthin (den Kopf ſchüttelnd).

Ich weiß nicht, man ſollte das nicht ſo von der Hand weiſen. Die guten Parthien ſind ſelten.

Amalie.

Aber lieber gar keinen Mann als mit der Ausſicht unglücklich zu werden.

Kanzleiräthin.

Er iſt aber doch zuvorkommend gegen Dich.

Amalie.

Nein, Mama, ich bin recht verſtimmt.

Kanzleiräthin.

Nun, er war doch bis jetzt ſehr aufmerkſam.

(Amalie ſeufzt und ſchüttelt den Kopf.)

Das kannſt Du aber nicht leugnen. So ſprich doch!

Amalie (halb für ſich).

Vorüber iſt die Roſenzeit,
Und Lilien ſtehn im Felde.

Hofräthin.

Das verſteh' ich nicht. Aber ſoviel begreif ich, das Mädchen hat was auf dem Herzen.

Amalie (affectirt).

Ich! O nein, Tante, gewiß nicht.

Hofräthin.

Mir macht man nichts weiß. Da iſt was paſſirt. Wir ſind unter uns, ſprich, Amalie.

Amalie.

O! was ſoll ich ſagen. (Nach einigem Kampfe.) Eduard liebt mich nicht, (Hofräthin zuckt die Achſeln.) Sondern eine Andere.

Hofräthin.

Eine Andere, wenn er Dich lieben könnte? Eine Andere, als die Tochter meiner Schweſter! Ah! Das muß ich mir ausbitten!

Kanzleiräthin.

Aber, Amalie, was ſprichſt Du für Sachen?

Amalie.

Und es iſt ſo, Mama, es iſt ſo, da ihr mich nun doch einmal zum Sprechen zwingt. Er liebt die Tochter des Pächters — Anna, ich habe es gehört und geſehen.

Hofräthin (entrüſtet).

Geſehen? Das will ich nicht hoffen. In einem Hauſe, wo ich bin, geſehen!

Kanzleiräthin.

Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll.

Commerzienräthin.

O Gott!

Hofräthin.

Was Du denkſt, Emilie, weiß ich. Habt ihr ſchon ſo was erlebt? Mit einem — — Bauernmädchen — viel mehr iſt ſie nicht — eine Liebſchaft anfangen, in einem Hauſe, wo wir ſind; in einem Augenblick, wo man ihm Hoffnung macht, in eine Familie aufgenommen zu werden, wie die unſrige iſt. (Triumphirend.) Hab' ich nicht Recht gehabt? Taugt wohl ein Einziger etwas?

Commerzienräthin.

Keiner.

Kanzleiräthin.

Bei Gott! keiner!

Amalie.

Keiner!

Kanzleiräthin.

Aber Du mußt uns erzählen, was Du gehört und geſehen. Das können wir verlangen.

Amalie.

Das erlaß' mir, Mama. Ich allein weiß, was ich gehört und geſehen. — Unter Anderem hat er ſie auf die Stirn geküßt.

Hofräthin.

Unter Anderem! empörend!

Kanzleiräthin.

Dieſe Anna!

Hofräthin.

Ein Muſter! ein leichtſinniges Muſter!

Kanzleiräthin.

Heute Morgen, als ihr im Dorfe waret, da habe ich meinen Ohren nicht trauen wollen, Anna hier und Anna da; Anna befiehlt und Anna richtet ein.

Amalie.

Ja, das iſt wahr.

Kanzleiräthin.

Und Anna mußte mit in den Garten, und den Herren die Gewächshäuſer und Blumen zeigen.

Hofräthin (mit erhobener Stimme).

Welchen Herren?

Kanzleiräthin.

Nun, allen. Meinſt Du, Dein Mann wäre nicht auch dabei geweſen?

Hofräthin.

Der Hofrath? O Du ſpaßeſt! Und wo war ich dazumal?

Amalie.

Sie waren mit der Tante Commerzienrath in's Dorf gegangen.

Hofräthin.

Kann man ſo einen Mann wohl einen Augenblick allein laſſen?

Commerzienräthin.

Und mein Mann?

Kanzleiräthin.

Thut mir leid, Emilie, der war der Schlimmſte. Dann kam aber gleich der meinige.

Hofräthin (aufſtehend).

Deshalb alſo wollen ſie alle auf's Land!

Kanzleiräthin.

Ja, und wenn ſonſt eine Partie gemacht werden ſoll, da ſind ſie nicht dazu zu bringen.

Commerzienräthin.

Wir ſind recht unglücklich.

Kanzleiräthin.

Das ſind wir.

Hofräthin.

Geduld! ich höre ſie kommen. Laßt euch nichts merken, gebt nur auf mich Achtung und geht in mein Geſpräch ein. Paßt aber auf, was ſie für Geſichter machen.

Zweite Scene.

Vorige. Kanzleirath. Hofrath. Später Commerzienrath.

Kanzleirath (luſtig vorkommend).

Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen und haben einander ſo lieb! Ja, alter Hofrath, Du fühlſt Dich heute auch wohler, als in Deiner ſtaubigen Kanzlei.

Hofrath.

Ich bin außerordentlich vergnügt.

Hofräthin.

Er iſt vergnügt.

Hofrath (zu ſeiner Frau).

Wir haben einen ſchönen Spaziergang gemacht, mein Kind.

Hofräthin.

So, mein Schatz?

Kanzleirath.

Ja wohl, Anna hat uns die Baumgärten gezeigt. Das Mädchen wird noch Obergärtner werden.

(Die Damen huſten.)

Kanzleiräthin.

Bei Dir vielleicht?

Hofräthin

(macht ihr ein Zeichen mit den Augen).

So, mit Anna waret ihr? Kommt ſie gleich hieher, oder iſt ſie noch draußen geblieben?

Hofrath.

Nein, ſie blieb draußen; an der großen Linde wartet ſie auf ihren Vater.

Hofräthin.

Das weißt Du ſo genau?

Hofrath.

Soll ich das vielleicht nicht wiſſen, mein Kind?

Hofräthin.

O warum nicht, mein Schatz? Du biſt ein gelehrter Mann, mußt viel wiſſen.

Kanzleirath (für ſich).

Was die Alle für ſaure Geſichter machen! (Laut.) Aber laßt uns jetzt Frieden halten, Kinder, nicht wahr? Unſereins freut ſich, ein paar Tage auf dem Lande zubringen zu können, wir wollen die Geſchichte von vorhin vergeſſen. Der Commerzienrath iſt ſo ein guter Kerl, wenn er auch ein bischen heftig war, er hat wohl ſeine Gründe dazu gehabt.

Hofräthin (leiſe zur Commerzienräthin).

Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus.

Kanzleirath.

Nun, Frau, laßt uns munter ſein.

Kanzleiräthin.

O ich bin recht luſtig.

Hofräthin.

Nachher wollen wir auch luſtig ſein; aber jetzt haben wir etwas Ernſtes zu verhandeln.

Hofrath.

Wir wollen es vergeſſen. Sei verſöhnlich, mein Kind.

Hofräthin (ernſt).

Chriſtian, Du wirſt mir antworten, wenn ich Dich frage. An

die Geſchichte wegen des Schwagers denke ich nicht mehr. Es iſt etwas Anderes, was ich mit euch verhandeln möchte, und betrifft — die Anna.

(Die Damen ſehen ſich um.)

Kanzleirath (den Hofrath anſchauend).

Ei der Teufel! Was haſt Du mit der Anna?

Hofrath.

So? Die Anna?

Hofräthin.

Ja, die Anna. Gerade herausgeſagt, das iſt ein leichtſinniges Mädchen. Mamſell Anna hat von geſtern auf heute mit Herrn Eduard eine Liebſchaft angefangen.

Kanzleirath.

Ah! Das iſt unmöglich. Das muß ich mir aber ausbitten, das kann nicht ſo angehen, Eduard iſt ſo gut als verlobt mit unſerer Tochter.

Amalie (verächtlich).

Er war es, Papa, ich habe verzichtet.

Kanzleirath.

Daß er Anna den Hof macht, möchte ich am Ende glauben, aber das Mädchen gibt ſich dazu nicht her. Das iſt ein ſehr braves und geſetztes Mädchen.

Hofräthin (mit erhobener Stimme).

Die ſich ſo ohne Umſtände auf die Stirne küſſen läßt. — — Ja, er hat ſie auf die Stirne geküßt.

Commerzienrath

(der durch die Mittelthüre eingetreten, in großer Verlegenheit).

Von wem iſt denn da die Rede, wenn man fragen darf?

Commerzienräthin.

Von Anna.

Commerzienrath.

Von Anna? (Gezwungen lächelnd.) Und wenn es ſo wäre? Darin ſehe ich noch immer kein großes Verbrechen.

Commerzienräthin.

O Gott!

Hofräthin.

Herr Schwager, Sie entwickeln ganz eigenthümliche Grundſätze.

Commerzienrath.

Meine Grundſätze habe ich ſelbſt zu verantworten, Frau Schwägerin, wie überhaupt Alles, was ich thue.

Kanzleirath (leiſe zu ihm).

Laß' den gereizten Ton, es iſt beſſer.

Commerzienrath.

Und wenn wirklich, wen — n — n — in der That! — — wenn — ich Anna — wirklich — auf die Stirne geküßt — —

Hofräthin (erſtaunt).

Sie?

Commerzienräthin.

O Gott!

Kanzleirath (leiſe).

Man ſpricht ja nicht von Dir!

Commerzienrath (ſtutzend, für ſich).

Ja ſo. (Laut.) Ja, ich wiederhole es, wenn irgend Jemand das Mädchen auf die Stirn geküßt, z. B. ich, oder der Kanzleirath —

weiter fragte: „Aber um Gotteswillen, wo denn, mein Kind?“ und ich erinnerte mich nakel, daß ich ihr den Namen unſerer Straße, ſow. Haus meiner Tante angegeben. Was nun weiter ſchah, iſt mir wie ein Traum. Ich glaube, der Mann mit dem Regenſchirm nahm mich auf den Arm und ſetzte mich in eine Kutſche. Auch die Dame mit dem kleinen hübſchen Mädchen ſtieg hinein und letzteres hielt mir zuweilen das Glas mit dem Wohlgeruch unter die Naſe. Dann rollten wir durch ein paar Straßen und plötzlich ſah ich meine Tante, ſo wie die alte Großmutter, die gewaltige Knixe machten, worauf ich in tiefen Schlaf verfiel.

Kanzleiräthin.

Immer beſſer!

Commerzienrath.

Oder der Hofrath —

Hofräthin.

Warte, mein Schatz!

Hofrath.

Ich muß recht ſehr bitten.

Commerzienrath.

Wäre denn da ſo Uebles dabei? Wir ſind drei geſetzte Männer, und Anna iſt noch ſo gut wie ein Kind; wäre es, wie geſagt, der Mühe werth, über einen ſolchen Erguß väterlicher Zärtlichkeit ſolches Aufheben zu machen?

Kanzleirath.

Du haſt nicht Unrecht, Schwager. Allerdings, ſo ein Erguß väterlicher Zärtlichkeit hätte eigentlich nichts auf ſich.

(Mienenſpiel der Damen.)

Commerzienrath (achſelzuckend).

So ein einfacher Kuß auf die Stirne.

Kanzleirath.

Aber es handelt ſich um Eduard, den man doch faſt verlobt mit meiner Tochter angeſehen hat.

Commerzienrath (beſtürzt).

Eduard! Was muß ich hören! Alſo doch! Eduard hätte Anna auf die Stirn geküßt! Wann? wo? zu welchem Zweck? Das iſt freilich etwas ganz anderes. Aber nein, Anna kann das nicht geduldet haben, Anna — — —

Hofräthin (einfallend).

Iſt ein Muſter, ein leichtſinniges Muſter!

(Commerzienrath geht heftig auf und ab.)

Amalie.

Ich habe es ja geſehen. Und die Anna hat es ſich gern gefallen laſſen. Zuerſt ließ ſie ihm beide Hände —

Commerzienrath

(einen Augenblick anhaltend, mit einem Seufzer).

Mir auch.

Amalie.

Dann ließ ſie ſich von Eduard recht gern auf die Stirne küſſen.

Kanzleirath.

Als Verlobter, als Bräutigam möchte ich ſagen, ſolche Geſchichten anfangen! Begreifſt Du überhaupt, Commerzienrath, wie ein Verlobter oder ein Ehemann ſo einem jungen Mädchen nachdrücklich den Hof machen kann? — — ſie auf die Stirne küſſen! — — Begreifſt Du das?

Hofräthin (zu den Damen).

Es wird's Keiner begreifen wollen.

Commerzienrath.

In der That, es iſt etwas Unerklärliches daran.

Kanzleirath.

Ganz abnorm.

Hofrath.

Ja, unbegreiflich.

Kanzleirath.

Da muß was geſchehen. Amalie war ſo eigentlich nie recht mit der Parthie einverſtanden.

Amalie.

Nein, gewiß nicht. Pfui! — Braucht man überhaupt zu heirathen? Es iſt in vielen Fällen gewiß beſſer, wenn man ledig bleibt.

Hofräthin (mit einem Blick auf ihren Mann).

Sehr richtig, mein Kind.

Commerzienräthin.

Ja, wer Alles vorausſehen könnte!

Kanzleirath (zum Commerzienrath).

Aber Du haſt zu entſcheiden. Willſt Du vielleicht einen Onkel aus der Komödie ſpielen, ſo läßt Du ſie kommen, legſt ihre Hände in einander und ſprichſt Amen.

Hofräthin.

Ich verbitte mir ſolche Späſſe.

Commerzienrath (für ſich)

O Landleben! Landleben!

Kanzleiräthin (lacht krampfhaft).

Eine Heirath mit der Tochter eines Bauern!

Hofräthin.

Mit einem Mädchen, deren Mutter eine Kleidermacherin war.

Kanzleiräthin.

Und die Großmutter eine Gemüſefrau!

Kanzleirath.

Und der Großvater, — ich hab' ihn noch wohl gekannt — ein harmloſer Schuſter!

Amalie (verächtlich).

Nur die Mägde ließen bei ihm arbeiten!

Commerzienrath (heftig).

Kann man mit euch überlegen? Kann man man mit euch vernünftig ſprechen? Wer projectirt denn eine Heirath! Ich am allerwenigſten, ich — —

Amalie (ſchnell).

Gott! ſie kommen!

Commerzienrath (ängſtlich).

Wer denn?

Amalie.

Nun, Eduard und Anna, aus dem Garten mit Guſtav.

Hofräthin.

Ruhig, die müſſen nicht merken, daß wir uns mit ihnen beſchäftigt. (Laut.) Alſo, unſer Streit iſt zu Ende, Commerzienrath; ich verzeihe Ihnen Ihre Launen; kein Wort mehr darüber. Wir ſind ja auf's Land gekommen, um uns zu amuſiren, und wir wollen vergnügt ſein, nicht wahr, Schwager?

Commerzienrath.

Ja, wir wollen vergnügt ſein.

Hofrath.

Recht vergnügt.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Eduard und Guſtav, der Anna führt.

Guſtav.

So war es, Fräulein Anna, und der Thäter iſt ſpurlos verſchwunden.

Eduard.

Gott ſei gelobt und gedankt! ich wollte, der Kerl wär' ſchon vor einer halben Stunde durchgegangen.

Anna.

Danke, Herr Guſtav, für Ihre ſchöne Geſchichte.

(Die Damen ſtricken emſig; die Hofräthin mit erhobenem Kopfe.)

Jetzt muß ich aber zu den Damen. Guten Tag, Frau Kanzleirath, guten Tag, Fräulein Amalie! — Ich freue mich herzlich, Sie endlich bei uns zu ſehen. — Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen? — Frau Kanzleirath ſind immer wohl geweſen — und Fräulein Amalie auch? — Wir wollen recht vergnügt von der Stadt plaudern.

(Anna fängt dieſe Rede mit großer Herzlichkeit an; da ſie aber die ſeltſamen ſpöttiſchen Mienen der Damen ſieht, ſo wird ſie immer ernſter und befangener und wirft bei der letzten Rede einen Blick auf den Commerzienrath, der zum Himmel blickt, und auf Eduard, der den Kopf ſchüttelt und die Achſeln zuckt.)

Kanzleiräthin.

Es geht mir ordentlich, Mamſell Anna.

Amalie.

Danke für Ihre gütige Nachfrage; aber mir iſt gar nicht wohl. — Gewiß, Mama, mein Kopfweh kommt wieder, ſo daß ich es kaum aushalten kann.

(Sie ſchlieht ihr Buch und ſteht auf.)

Kanzleiräthin,

(ebenfalls aufſtehend und ihren Strickſtrumpf zuſammenwickelnd).

Die Fahrt hat Dich angeſtrengt, Du mußt Dich ein bischen niederlegen.

Guſtav.

Aber nicht zu lange, Mama. Anna, Eduard und ich, wir haben eine ganze Menge Papierlampen gefunden und illuminiren nachher den Garten. Drunten im Wirthshaus ſind auch Muſikanten angekommen, die ſpielen auf; wir halten dann italieniſche Nacht. Nicht wahr, Eduard?

Eduard.

Ja wohl, wir halten italieniſche Nacht.

Hofräthin.

Italieniſche Nacht! (Mit Beziehung.) Es wird auch zu kühl werden.

Anna (zur Kanzleiräthin).

Darf ich Sie in Ihre Zimmer begleiten?

Kanzleiräthin.

Ich danke. Wir finden uns ſchon zurecht.

Amalie (mit ſtolzem Kopfnicken).

Ich danke, Mamſell Anna.

(Beide nach links ab.)

Vierte Scene.

Vorige, ohne Kanzleirätin und Amalie.

Anna

(nach einer kleinen Pauſe zum Commerzienrath).

Sie werden nichts dagegen haben, Herr Commerzienrath, daß ich die farbigen Lampen aufhängen laſſe. Die beiden Herren haben es gewünſcht.

Commerzienrath.

Gewiß nicht. (Für ſich.) Wie kann man gegen das Mädchen ein Geſicht machen!

Anna

(indem ſie bei den Herren vorbeigeht, um zu den Damen zu kommen).

Erinnern Sie ſich noch, Herr Kanzleirath, der letzten italieniſchen Nacht in der Stadt? Sie waren ſo freundlich, mich mitzunehmen. Ach, das war ſo ſchön!

Kanzleirath.

Ja, ich glaube, daß ich mich vielleicht erinnere.

Anna.

Es war delicios! Die vielen farbigen Lampen in der finſtern Nacht zwiſchen den dunklen Gebüſchen.

(Mienenſpiel der Damen.)

Kanzleirath.

Ja, es wird ſehr ſchön geweſen ſein.

Anna.

Und der Herr Hofrath waren damals ſo freundlich, mich zu ſchaukeln.

Hofrath.

Ich?

Anna.

Ja, ich war ſo kindiſch und bat Sie darum.

(Hofräthin ſchaut einen Augenblick um. Anna will ſich auf einen Stuhl neben die Commerzienräthin ſetzen; da dieſe aber mit einem Blick auf ihre Schweſter etwas auffallend zurückweicht, ſo bleibt ſie ſtehen und ſtützt ſich auf die Lehne.)

Haben Sie dieſen Sommer ſchon einige italieniſche Nächte gehabt?

Commerzienräthin.

Ich weiß nicht genau. Waren ſchon welche, Eliſe?

Hofräthin.

Darum bekümmere ich mich nicht.

Eduard (ärgerlich vortretend).

O ja, es waren ſchon welche, Anna, recht glänzend, aber für mich nicht ſo hübſch wie damals; denn ich erinnere mich noch ganz genau, wie vergnügt wir Beide an jenem Abend waren, von dem Sie vorhin ſprachen.

Anna.

Ja, es war eine ſchöne Zeit.

Eduard.

Onkel Kanzleirath ſpielte mit uns Nachlaufen, und der Onkel Hofrath — o ich erinnere mich deſſen, wie heute — ſang: Aennchen von Tharau iſt's, die mir gefällt.

Hofrath.

So?

(Hofräthin huſtet.)

Commerzienräthin.

Ich glaube, wir wollen auf unſere Zimmer gehen.

Hofräthin.

Müde bin ich zwar nicht, aber gehen wir hinein. Komm, Hofrath!

(Beide nach rechts ab.)

Amalie (aus der Thür links).

Papa, Du möchteſt einen Augenblick zur Mama kommen; auch Guſtav.

Kanzleirath.

Sogleich! ſogleich! gehen wir!

Guſtav.

Gehen wir.

(Er geht hinter ſeinem Vater mit den gleichen Bewegungen.)

(Beide nach links ab.)

Fünfte Scene.

Commerzienrath. Eduard und Anna.

Eduard.

Aber, Onkel, was ſoll denn das bedeuten?

Commerzienrath (achſelzuckend).

Ja, was ſoll das bedeuten?

Anna.

Ich bin ſo erſchrocken, Herr Commerzienrath. Wem habe ich denn etwas zu Leid gethan?

Eduard.

Ja, was iſt denn Schreckliches vorgefallen?

Commerzienrath.

Bei Dir iſt freilich nie etwas ſchrecklich.

Eduard.

Sagen Sie grade heraus, lieber Onkel, um was handelt es ſich?

Commerzienrath.

Du weißt, ich habe Dich gebeten, Dich um Anna nicht beſonders zu bekümmern; ich ſagte Dir, Anna ſei verlobt.

Eduard.

Und Anna ſagte, ſie ſei vollkommen frei.

Commerzienrath (ſchmerzlich).

So weit ſeid ihr ſchon? O mein Gott! (Aergerlich.) Aber daß Du nicht frei biſt, wirſt Du doch genau wiſſen? Und doch haſt Du Dich Anna genähert, auffallend freundlich mit ihr geſprochen.

Eduard.

Iſt denn das ein Unrecht, lieber Onkel? Das thaten Sie ja auch.

Commerzienrath (verlegen).

Ich? Allerdings habe ich das gethan, aber aus andern Beweggründen, — Du aber (nach einer Bewegung Anna's), ja, ich kann's nicht verſchweigen, Du nahmſt ihre Hände, und — und — (für ſich) wie kann ich ihm das eigentlich vorwerfen? (Laut), und — haſt ſie auf die Stirn geküßt.

Eduard.

Ich leugne es nicht.

Commerzienrath.

Alſo iſt es wahr, Anna? Wie mich das ſchmerzt!

XV.

Geheimnisse.

(Nicht übersetzt.)

Während sich das Alles mit mir begab, war es dem unglücklichen Philipp am Abend nach der Entkerkerung der Fanny noch weit schlimmer ergangen. Daß er beim Anblick der heiligen Hermandad der Reißmehlschen Pforte zusoh, ist bereits gemeldet, wie auch, daß der Jammervolle, trotz allen Betheurens seiner Unschuld, beim Kragen genommen und hinweggeschleppt wurde. Glücklicherweise war Philipp von allen schrecklichen Ereignissen des Abends so zusammengedonnert, daß er, als nun jene Katastrophe eintrat, nach den ersten unmächtigen Versuchen, sich zu vertheidigen, in völlige Apathie versank und sich wie das Lamm zur Schlachtbank ruhig fortschleppen ließ.

Es waren zwei handfeste Polizeisoldaten, die ihn im wahren Sinne des Worts durch die Straßen schleiften. Philipps Knie waren eingesunken und seine unendlich langen Arme und sein Kopf hingen schlaff hernieder.

Eduard.

Liegt denn darin ein ſo großes Verbrechen? (Mit Beziehung.) Gewiß, lieber Onkel, Sie haben Anna auch ſchon einmal auf die Stirn geküßt.

Commerzienrath.

Ich! (Verlegen.) Daß ich nicht wüßte! (Nach einem Blick auf Anna, die ihn lächelnd anſieht.) Und wenn es geſchehen wäre, ſo geſchah das aus ganz andern Gründen, — ein väterlicher Kuß auf die Stirne.

Anna (herzlich).

So habe ich es auch aufgenommen. Ich weiß, wie gut Sie für mich geſinnt waren.

Commerzienrath (für ſich, ſchmerzlich).

Ja, ſo hat ſie es aufgenommen. (Laut.) Aber Du mit Deinem wilden Weſen, mit Deiner Unbeſonnenheit, willſt Du Dich vielleicht ausreden, Dein Kuß ſei auch verwandtſchaftlich gemeint geweſen? Vielleicht brüderlich? was?

Eduard.

Das will ich ganz und gar nicht behaupten. Im Gegentheil. Ich liebe Anna, und . . .

Commerzienrath (abweiſend).

Ja, ja, es iſt ſchon gut. (Für ſich.) Dieſer Kerl ſteckt voll Liebeserklärungen! (Laut.) Du weißt jetzt, was Du wiſſen ſollſt; und wenn ich noch hinzufüge, daß Du heute Abend nach der Stadt zurückzufahren haſt, ſo wirſt Du wohl begreifen, daß es jetzt nothwendig iſt, einen unſerer Wagen auf acht Uhr zu beſtellen. Jetzt laß uns allein!

Anna (bittend).

Herr Commerzienrath!

Eduard.

Iſt dies ihr letztes Wort, Onkel? So ſoll ich alſo den Vorurtheilen der Familie zum Opfer fallen?

Commerzienrath.

Du ſiehſt gerade aus, wie ein Opfer. O, Anna, glaube nur nichts von den ſchönen Worten dieſes leichtſinnigen jungen Menſchen. Heute ſo, morgen ſo. Leider muß ich es ſagen, aber es iſt wahr: in ein paar Tagen hat er die ganze Geſchichte, alle ſeine Verſprechungen vergeſſen.

Eduard.

Glaube das nicht, Anna. (Zum Commerzienrath.) Sie haben das Recht, mich nach der Stadt zurückzuſchicken; aber ich glaube nicht, daß Sie das Recht haben, meine Gefühle für Anna zu verdächtigen. Ohne viele Worte zu machen: ich gehe, aber ich kehre bald zurück.

Commerzienrath.

Das wollen wir doch ſehen! — Anna, bleib noch einen Augenblick.

(Eduard ab durch die Mitte.)

Sechste Scene.

Commerzienrath. Anna.

Commerzienrath.

Ich hätte geſtern nicht geglaubt, Anna, daß wir heute ſo zuſammenſprechen würden. Du warſt ſo lieb, ſo herzlich.

Anna.

Weil ich mich freute, als Sie kamen. Ach! ich hatte mir ſo feſt vorgenommen und es ſo ſchön ausgemalt, wie ich Sie pflegen wollte.

Commerzienrath.

Mein gutes Kind!

Anna.

Gewiß, und Sie hätten mich liebgewonnen.

Commerzienrath.

O ja — a — a.

Anna.

Wie eine Tochter, wie eine Enkelin.

Commerzienrath.

Das wäre ein ſehr angenehmes Verhältniß geworden.

Anna.

Und jetzt iſt alles das zu Ende, und ich bin recht unglücklich.

Commerzienrath

(fährt mit der Hand über das Geſicht).

O ja, es iſt Alles zu Ende und ich weiß nicht, ob ich darüber unglücklich oder glücklich geworden bin. Es hat ſein Gutes, Anna, wenn man in den Verhältniſſen, die uns umgeben, klar ſieht. O Gott! und ich ſehe jetzt ſo klar, daß mir die Augen weh thun.

Anna.

Es iſt für mich recht traurig, von den Damen ſo behandelt zu werden, wie es vorhin geſchah. Oh! mit welcher Liebe ich allen entgegen gekommen bin!

Commerzienrath.

O ja, Allen. (Für ſich.) Auch Eduard.

Anna.

Wie ich mich gefreut, Alle bei uns zu ſehen! Und nun ſtößt man mich zurück, und man behandelt mich wie — wie ich es gewiß nicht verdiene.

Commerzienrath.

Das wird ſich wieder ändern, mein Kind.

Anna.

Nein, es wird ſich nicht mehr ändern. Glauben Sie mir: ich ſehe recht klar, und fühle, wie ſehr, ſehr unglücklich ich bin. Was Herrn Eduard betrifft, ſo habe ich vielleicht Unrecht gehabt, auf ſeine Worte zu hören, doch — werden Sie mir das verzeihen? (Schmerzlich.) Gewiß, ich leide am meiſten darunter.

Commerzienrath.

Mein armes Kind! (Er faßt ihre Hand und küßt ſie auf die Stirne.)

(In dieſem Augenblick hat die Hofräthin die Thüre rechts leiſe geöffnet, ſie aber ſogleich wieder geſchloſſen.)

Doch, geh' jetzt, liebe Anna. Ich mußte ſo mit Dir ſprechen, wie ich gethan. Leider bin ich nicht Herr aller Verhältniſſe, aber halte mich nicht für hart oder grauſam!

(Anna durch die Mitte ab.)

Siebente Scene.

Commerzienrath (allein).

Commerzienrath.

Eduard muß fort, heute noch. (Pauſe.) Es hat mich doch eigenthümlich berührt, als mir Anna ſagte, ſie wolle mich pflegen wie eine

Tochter, eine Enkelin. Und doch hat ſie Recht. Und daß ſie Recht hat, macht es mir unerträglich, ſie in der nächſten Zeit zu ſehen. Das iſt eine Ruhe! Ich muß alſo auch fort. O! ich bin recht unglücklich über den verwünſchten Gedanken, mich hieher zur Ruhe ſetzen zu wollen. Das nennt man ſich zur Ruhe ſetzen! Habe ich doch hier in dem einen Tag größere Unruhe, größere Leiden erduldet, als vorher in einer langen Reihe von Jahren. Hier Ruhe und Frieden finden! Mich hier behaglich fühlen! O! mir iſt jetzt ſchon das Landleben ebenſo verhaßt, als ich es vor Kurzem geliebt. Nein, ich kann es nicht aushalten! Die Erinnerungen an Alles, was mir widerfahren, ſind zu ſchrecklich. Was würde aber die Stadt, was würde ſogar der allerhöchſte Hof, was würden meine ehemaligen Kollegen vom Rathe von mir denken, wenn ich ſchon nach wenigen Tagen zurückkehrte! Und doch werde ich es thun! Und wenn ich ſage, ich werde es thun, ſo iſt es ebenſo gut, als ſei es geſchehen.

(Durch die Mitte ab.)

Achte Scene.

Hofräthin. Nachher die Kanzleiräthin.

Hofräthin

(kommt aus der Thüre rechts und geht nach der Thüre links, die ſie halb öffnet, dem Commerzienrath nachſehend).

Ja, geh' nur hin, Heuchler! Dich will ich doch noch vor der ganzen Geſellſchaft an's Licht ziehen. Sind das Geſchichten in dem Hauſe! — Biſt Du zu haben, Kanzleiräthin?

Kanzleiräthin.

Ich komme ſchon. Amalie hat ſich ein wenig niedergelegt.

Hofräthin.

Ich ſage Dir, Kanzleiräthin, die Anna hat Allen die Köpfe verrückt. Sprach mir doch ſogar der Hofrath über die Geſchichte. Und was meinſt Du wohl, was er ſagte? — Das Mädchen ſei eigentlich viel zu gut für Eduard, und man müſſe ſich mit allen Kräften einer Heirath widerſetzen.

Kanzleiräthin.

Merkwürdig! Daſſelbe meint auch der Kanzleirath. Verſtehſt Du das?

Hofräthin (entſchieden).

Ich! — ich verſtehe das vollkommen. Alle miteinander taugen nichts.

Kanzleiräthin.

Iſt der Hofrath noch drüben bei Emilie?

Hofräthin.

Nein, er iſt von der andern Seite in den Garten gegangen. Guſtav hat ihm gerufen. Ich glaube, er ſoll ihm helfen, die Lampen aufzuhängen, das mag er meinetwegen thun.

Kanzleiräthin.

Der Kanzleirath iſt auch hinaus. Ich habe es ihm ſtreng unterſagt, mit Anna zu ſprechen. Aber er wird's doch nicht bleiben laſſen.

Hofräthin.

Das macht die ſchlechte Erziehung. Da fängt die Muſik an?

(Entfernte Muſik im Garten.)

Mir iſt's heute Abend ganz wie Muſik und Illumination! Wahrhaftig!

Kanzleiräthin.

Was haſt Du vor? Gehſt Du nicht mit hinaus? Hier wird es ſchon recht dunkel.

Hofräthin.

Geh Du nur voraus, ich folge gleich nach. Aber ich ſage Dir, halte Deine Augen offen.

(Kanzleiräthin durch die Mitte ab.)

Neunte Scene.

Hofräthin. Nachher Bedienter, Anna und Eduard.

Hofräthin.

Sie hat keine Umſicht, die gute Frau, und iſt gar nicht argwöhniſch. Es iſt ein Unglück, wenn man nicht argwöhniſch iſt; Miſtrauen bringt uns auf die beſten Gedanken. Mag ſie nur in den Garten gehen, da wird Keines mit dem Andern auffallend ſprechen; aber hier iſt das Terrain, das beobachtet ſein will. Und hier gehe ich nicht vom Platze. Es wird hier ſo dunkel, daß man nicht die Hand vor den Augen ſieht. Darauf rechne ich. Das lockt an, und ich will ſie ſchon in der Dunkelheit zeichnen, daß man ſie bei Licht wieder erkennen ſoll.

Bedienter (an der Mittelthür).

Hier iſt wohl Niemand? Sind Sie nicht da, Herr Eduard?

(Anna draußen.)

Ah! Fräulein Anna, Sie ſind es? Im Salon iſt es ganz dunkel; ſoll ich Licht bringen?

Anna.

Später, Jakob, ſpäter; es iſt ja Alles im Garten.

Hofräthin (für ſich).

Du irrſt, nicht Alles. Aha! ſie kommt ſchon.

Anna

(bleibt an der Thüre ſtehen und blickt in den Garten hinaus).

Wie kann ich mich freuen! Ich bin recht, recht unglücklich. Er hat mich gebeten, zwei Worte mit ihm zu ſprechen, und ich habe es ihm zugeſagt. Wenn er nur bald käme!

Hofräthin.

Sie erwartet den Schwager Commerzienrath. Das haben ſie vorhin ausgemacht. Vielleicht auch den Kanzleirath! Oh! die iſt zu Allem fähig! Aber mag es ſein, wer es will, der zu dem Rendezvous kommt; ich will ihn kenntlich machen. (Sie zieht ein Stückchen Papier hervor und ſteckt eine Stecknadel hinein.)

Eduard (laut, leiſe).

Anna, biſt Du's?

Hofräthin.

Ah! aufgepaßt!

(Sie ſchleicht nach hinten.)

Anna.

Nur auf Ihren dringenden Wunſch . . .

Eduard.

Gehen wir in den Salon.

Anna.

Es iſt beſſer, wir bleiben hier.

Eduard

(ſtellt ſich mit dem Rücken gegen die Wand auf der rechten Seite. Ehe die Hofräthin ihn erreicht, hört er das Geräuſch ihrer Fußtritte, leiſe.)

Wir ſind nicht allein im Zimmer, gehen wir in den Garten.

(Anna geht voraus. Ehe Eduard aber die Thür verläßt, hat ihm die Hofräthin das Papier angeheftet.)

Hofräthin.

Geh' nur in den Garten, ich will Dich ſchon wieder erkennen.

(Nach rechts ab.)

(Muſik im Garten. Man ſieht in der Entfernung ein paar farbige Lampen aufſtellen.)

Zehnte Scene.

Bedienter (allein).

(Kommt durch die Mitte mit Lichtern.)

Das iſt da draußen ein mageres Vergnügen. Die Herrſchaften ſchleichen hierhin und dahin, als wenn ſie glaubten, überall Geſpenſtern zu begegnen. Ueberhaupt mag der Henker wiſſen, was in das Haus hineingefahren iſt. Verdrießliche Geſichter zu ſehen, bin ich freilich ſeit langen Jahren ſchon gewöhnt, aber ſo wie heute — brrr! Wie kann man ſich das Leben ſo ſauer machen! Haben doch Alles, was ein Menſchenherz begehrt und ſind doch nicht zufrieden. Das Einzige, was mich dabei freut, iſt, daß mein Herr, der Commerzienrath, hier auf dem Lande keine Ruhe und keinen Frieden gefunden zu haben ſcheint. — Geb' Gott, daß es ſo iſt, und daß wir Hoffnung haben, wieder bald nach der Stadt zurückzukehren; das iſt hier ein langweiliges Leben. Der Herr Eduard iſt noch der Klügſte, der kommt, amuſirt ſich einen Tag und geht dann wieder nach Hauſe.

Eilfte Scene.

Voriger. Eduard.

Eduard (durch die Mitte).

Haſt Du den Wagen anſpannen laſſen?

Bedienter.

Noch nicht. Sie befahlen ihn erſt um neun Uhr. Ach! Herr Eduard, wenn ich nur mit Ihnen zurückgehen könnte!

Eduard.

Ach, Herr Jakob, wenn ich nur bei Dir bleiben dürfte!

Bedienter.

Spaß.

Eduard.

Ernſt.

Bedienter.

Alſo gefällt es Ihnen wirklich da?

Eduard.

Unbeſchreiblich.

Bedienter.

O ſagen Sie das nicht dem Herrn Commerzienrath! ſonſt glaubt er immer mehr, das Landleben ſei amuſant.

Eduard (ſeufzend).

O! es iſt göttlich hier!

Bedienter.

Unbegreiflich! Nun, wie Gott will! (Im Abgehen.) Was haben Sie denn da für einen Zettel am Rock?

Obendrein hatte er ſeine Pantoffeln verloren — es waren ein paar abgeſchnittene Stiefeln, die er in den Feierſtunden an den Füßen trug — und während das Waſſer von unten ſeine Beine benetzte, drang der Regen von oben in ſein herabhängendes Haar und näßte ſeine bunte Kattunjacke. Hierzu kam noch, daß durch das kräftige Anfaſſen der Häſcher Philipps Hemdkragen auf der einen Seite gewaltig in die Höhe gezogen wurde. Alle dieſe Umſtände trugen nicht wenig dazu bei, daß der Schließer des Polizeigefängniſſes, wo man nun anlangte den unſchuldigen Philipp mißtrauiſch anſchaute und ſein Ausſehen für ſehr verdächtig erklärte.

Philipp kannte das Polizeigefängniß nur dem Namen nach, und oft, wenn er in Aufträgen ſeines Prinzipals an dieſen hohen, grauen Mauern vorbeigegangen war, hatte er mit Entſetzen die feſten verſchloſſenen Thüren, die ſtark vergitterten Fenſter angeſchaut, und wenn ſich an letzteren hier und da ein mageres Geſicht mit langem ſtruppigtem Bart zeigte, hatte der menſchenfreundliche junge Menſch geſeufzt und bei ſich geſprochen: „Man ſollte ſelbſt einen Mörder nicht unmenſchlich halten!“ Und jetzt, jetzt ſtand er ſelbſt in der Vorhalle dieſes ſchrecklichen Gebäudes und vor ihm ſaß der dienſthabende Polizeiwachtmeiſter, einige Fragen nach ſeinem Namen, Stand ꝛc. an ihn richtend.

Wenn gleich Philipp dieſe auf's Wahrhaftigſte be-

Eduard.

In der That! da hat ſich Jemand das Vergnügen bereitet, mich kenntlich zu machen. Ah! das war vorhin hier im Zimmer (für ſich), als ich an der Thür mit Anna ſprach. Man will mich wieder erkennen.

Bedienter.

Soll ich es wegnehmen?

Eduard (denkt einen Augenblick nach).

Nein, nein, laß ihn nur ſtecken. Man muß Niemand ſeine Freude verderben. (Betrachtet das Papier, für ſich.) Das iſt Tante Hofrath. (Lachend.) Ich kenne ihre Neigungen. Nun, wir wollen machen, daß ſie ungewiß bleibt. Haſt Du ein Paar Stecknadeln?

Bedienter.

Immer. Hier ſind ſie.

Eduard.

Danke, danke. (Raſch ab.)

Bedienter (folgt ihm kopfſchüttelnd).

Wie Gott will!

Zwölfte Scene.

Hofräthin. Kanzleiräthin (von rechts). Nachher Hofrath.

Kanzleiräthin.

Alſo hier im Salon?

Hofräthin.

Hier im Salon. Dort an der Thür.

Kanzleiräthin.

Aber wer denn?

Hofräthin.

Ja, wie konnte ich ihn kennen? Es war ſtockfinſter.

Kanzleiräthin.

Und ſie ſprachen mit einander?

Hofräthin.

Verſteht ſich. Aber begreiflicherweiſe Weiſe ſo leiſe, daß ich weder ein Wort verſtehen, noch den Klang der Stimme erkennen konnte.

Kanzleiräthin.

Hätte es mein Mann ſein können.

Hofräthin.

Da iſt nichts unmöglich. Aber Geduld, wir werden das ſehen.

Kanzleiräthin.

Haſt Du ihn durch etwas kenntlich gemacht?

Hofräthin.

Ich habe ihm ein Papier angeheftet.

Kanzleiräthin.

Und er hat nichts bemerkt! Ach! Du verſtehſt das! (Sie ſetzt ſich auf die rechte Seite, für ſich.) Wenn es der Kanzleirath wäre! Ich hätte keine Ruhe mehr vor meiner Schweſter?

Hofräthin (ſetzt ſich auf die linke Seite).

Nun Achtung gegeben, aber Dich mit keiner Miene verrathen!

(Für ſich.) Das Geſicht meiner Schweſter will ich ſehen, wenn es der Kanzleirath iſt!

Kanzleiräthin.

Es kommt Jemand. Geben wir Achtung!

Hofräthin.

Diesmal nicht nöthig, es iſt nur mein Mann.

Hofrath (Mitte).

So, die italieniſche Nacht hätten wir genoſſen! Man muß den jungen Leuten ein Vergnügen laſſen. (Zu ſeiner Frau.) Ah! mein Kind, Du warſt nicht draußen?

Hofräthin.

Ich hatte Wichtigeres zu thun.

Hofrath (zur Kanzleiräthin).

Und Frau Schwägerin ſah ich auch nur einen Augenblick. Recht ſchade! die Muſik war nicht übel, ſpielten mit Gefühl.

Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollſt du mir ſein!

(Bei den letzten Worten hat er ſich gegen die Kanzleiräthin gewendet, ſo daß die Hofräthin das Papier erblickt, welches ihm Eduard draußen an den Rock befeſtigt.)

Hofräthin

(nach einem Kampf des heftigſten Zorns und der Ueberraſchung, für ſich).

Großer Gott! ſeh' ich recht! — Das Ungeheuer!

Hofrath.

Guſtav hat ſich hervorgethan.

(Hofräthin will auf ihn zuſtürzen, beſinnt ſich aber.)

Kanzleiräthin.

So, er hat mitgeholfen?

Hofräthin (für ſich).

Wenn das meine Schweſter ſieht, ſo iſt meine Erziehung für Lebenszeit blamirt. Faſſen wir uns! Gott! wenn er ſich nur nicht herumdreht!

Hofrath.

Mitgeholfen? ſagen Sie. Guſtav war die Seele des Ganzen. (Er will ſich zu ſeiner Frau herumdrehen.) Schade, daß Du nichts davon geſehen haſt.

(Die Kanzleiräthin hat den Kopf auf den Arm geſtützt. Hofräthin hat ſeinen Rockſchoos gefaßt, und hält ihn mit einem Ruck in der vorigen Stellung.)

Hofräthin.

O, ich habe genug geſehen. (Für ſich, da ſie das Papier weggeriſſen hat.) Gott ſei Dank! ich hab's. (Laut, indem ſie ſeinen Arm ergreift.) Lieber Schatz, ich habe etwas mit Dir zu reden. Würdeſt Du vielleicht ſo gut ſein, einen Augenblick auf unſer Zimmer zu kommen? Die Kanzleiräthin wird uns entſchuldigen.

Kanzleiräthin,

(da ſich der Hofrath umwendet).

Der Hofrath iſt's nicht. Wie iſt Eliſe ſo glücklich!

Hofrath (erſchrocken).

Was haſt Du denn, mein Kind? Du machſt ja ein paar Augen — —

Hofräthin.

Durchaus gar nichts. Ich bin außerordentlich heiter und wohl gelaunt. — — Ich komme gleich wieder.

(Hofräthin und Hofrath links ab.)

Dreizehnte Scene.

Kanzleirätin. Commerzienrätin. Nachher Kanzleirath und Guſtav.

Commerzienräthin (legt ſich auf die linke Seite).

Ich bin recht müde.

Kanzleiräthin.

Hat Dir Eliſe geſagt? — —

Commerzienräthin.

Wegen des angeſteckten Zettels? O mein Gott, ja. Aber das ſind gefährliche Sachen!

Kanzleiräthin.

Ja, ich alterire mich jetzt ſchon.

Kanzleirath

(mit ſeinem Sohne Guſtav durch die Mitte).

Ein ſuperber Abend! ein gottvoller Abend (mit einer Verbeugung). Guten Abend, meine Damen!

Guſtav (mit der gleichen Verbeugung).

Schönen, guten Abend.

Kanzleirath.

Wahrhaft ſuperb draußen. Mondſchein und Sternengeflimmer. Wie heißt's doch in dem famoſen Gedicht? — Stern der dämmernden Nacht, ſchön funkelſt du im Oſten! —

Kanzleiräthin.

Wie mir das Herz ſchlägt! Er könnte es ja geweſen ſein!

Guſtav.

Schön funkelſt Du im Weſten, heißt's, Papa. Es iſt ja der Abendſtern, die Venus.

Kanzleirath.

Weſten oder Oſten! Mir gleichviel, wenn ich vergnügt bin! Ich ſage Ihnen, Schwägerin, Sie ſind um Ihren Aufenthalt zu beneiden! Aber wir haben es ſchon ausgemacht, der Hofrath und ich: nächſtens habe ich Gerichtsferien und da wird vier Wochen auf's Land gegangen, natürlich mit Ihrer gnädigen Erlaubniß.

(Er wendet ſich mit einer zierlichen Verbeugung zur Commerzienräthin.)

Commerzienräthin.

Es wird uns freuen.

Kanzleiräthin (für ſich).

Gerechter Gott! er iſt's. Wenn das die Hofräthin erfährt oder Emilie! Nein! ich kann das nicht auf uns kommen laſſen! (Sie hat einen Knäuel Garn aus dem Körbchen genommen, und läßt es dem Kanzleirath zwiſchen die Füße rollen. Er will ſich bücken, um es aufzuheben. Kanzleiräthin aufſpringend). Was willſt Du? (Sie faßt ihn an beim Rock.)

Kanzleirath.

Nur galant ſein. Ich war es immer und will es auch bleiben.

Kanzleiräthin.

Steh' doch nur ſtille! Du verwirrſt ja mein Garn. Ich bitte Dich, ſteh ruhig.

Kanzleirath.

Wenn Du es befiehlſt, wie ein Fels im Meer.

Kanzleiräthin (für ſich).

Ein ſchöner Fels! Gott ſei Dank! ich hab's. (Sie hat das Papier, welches der Zuſchauer geſehen haben muß, weggenommen.)

Commerzienräthin (zu Guſtav).

Und Du haſt Dich heute amuſirt?

Guſtav.

Außerordentlich, liebe Tante. Ich verſichere Sie, ich könnte hier ganz glücklich ſein.

Commerzienräthin.

Ich nicht, mein Kind.

Kanzleirath

(zu ſeiner Frau, die den Kopf auf den Arm ſtützt).

Haſt Du vielleicht Kopfſchmerzen, mein Kind? In dem Falle mußt Du Eau de Cologne auf die Stirn thun. Ich werde es Dir hineinblaſen, ein famoſes Mittel!

Kanzleiräthin.

Ich danke recht ſehr.

Kanzleirath.

Wie Du willſt, liebe Frau. Oder haſt Du Luſt, noch einen Gang durch den Garten zu machen? Ich kann mich kaum von der friſchen Luft trennen. (Er geht gegen die Mittelthür.)

Vierzehnte Scene.

Vorige. Hofräthin (von rechts). Nachher Eduard.

Guſtav.

In der That, gottvoll friſche Luft! Ich will doch nach Anna ſehen.

(Ab durch die Mitte.)

Commerzienräthin (leiſe zur Hofräthin).

Der Kanzleirath iſt da. Er war's nicht.

Hofräthin.

Nein, er war's nicht. (Zu ſich.) Wer hätte das gedacht?

(Sie geht hinüber zur Kanzleiräthin.)

(Eduard kommt mit dem Kanzleirath, affektirt traurig durch die Mittelthür.)

Kanzleirath (zur Hofräthin).

Iſt der Hofrath auf ſeinem Zimmer?

Hofräthin.

Ja, er hat ſich zurückgezogen.

Kanzleirath.

So will ich ihn holen.

(Links ab.)

Eduard

(geht, zu Boden blickend, durch das Zimmer, und ſetzt ſich ſeufzend an den Tiſch zur Commerzienräthin).

Guten Abend, liebe Tante. Sie ſind verſtimmt?

Commerzienräthin.

Ich habe alle Urſache dazu.

Eduard.

O Gott! ich weiß es. Wie mich das ſchmerzt!

Commerzienräthin.

Du warſt recht unbeſonnen.

Eduard (ſeufzend).

Ich war es, und jetzt bin ich recht unglücklich.

Commerzienräthin.

Ich auch.

(Beide ſeufzen.)

Hofräthin (auf der andern Seite).

Alſo die drei Schwäger haben ausgemacht, ſie wollen eine Heirath zwiſchen Eduard und Anna nie zugeben.

Kanzleiräthin.

Und Du biſt wohl ganz ihrer Anſicht?

Hofräthin.

Ich war ſehr der Anſicht.

Kanzleiräthin.

Mein Mann und der Deinige haben ſich verabredet, in den nächſten Gerichtsferien vier Wochen hier zuzubringen.

Hofräthin.

Es iſt über alle Beſchreibung.

Eduard.

Tante, Sie waren immer gut gegen mich. Ich muß mich Ihnen anvertrauen.

Commerzienräthin (zerſtreut).

Ja, aber jetzt nicht. Dort kommt Dein Onkel.

Fünfzehnte Scene.

Vorige. Commerzienrath.

Commerzienrath

(noch vor der Thür, in den Garten hinausſprechend).

So, nun ſorgt mir dafür, daß alle Lichter gehörig ausgelöſcht werden. Eine Feuersbrunſt iſt etwas Schreckliches. Ah! meine Damen. (Tritt ein.) Wieder verdrießliche Geſichter! (Da er ſich gegen die Hofräthin und Kanzleiräthin wendet, ſo ſieht die Commerzienräthin das Papier an ſeinem Rock.)

Commerzienräthin (ſehr aufgeregt).

Er war's! Ich unglückliche Frau!

Eduard.

Was iſt denn, liebe Tante?

Commerzienräthin.

Eduard, Du mußt mir helfen.

Eduard.

Befehlen Sie über mich, liebe Tante.

Commerzienräthin.

Siehſt Du das Papier am Rock Deines Onkels?

Eduard.

Ja wohl.

Commerzienräthin.

Schnell! Nimm es ihm weg, ehe es Jemand ſieht. Gott! wenn die Hofräthin dahinter käme! Ich hätte keine ruhige Minute mehr! Aber ſchnell, Eduard!

Eduard.

Gewiß, liebe Tante. (Er ſteht auf und tritt zum Commerzienrath.)

Commerzienräthin.

Ich will mit meinen Schweſtern ſprechen.

Eduard

(zum Commerzienrath, der, in finſtern Gedanken verſunken, eine Priſe genommen).

Lieber Onkel, bleiben Sie einen Augenblick ruhig ſtehen.

Commerzienrath,

(indem er ſich umdrehen will).

Was iſt denn?

Eduard.

Sprechen Sie nicht laut, und drehen Sie ſich vor allen Dingen nicht herum. Sie haben ein verdächtiges Zeichen an Ihrem Rock.

antwortete, ſchüttelte doch der Polizeimann ungläubig den Kopf und entgegnete: „Iſt Alles erlogen, Alles erlogen; kenne wohl den Herrn Reißmehl; ein ſehr ordentlicher Geſchäftsmann und ruhiger Bürger, hat in ſeinem Laden zwei Subjekte, eines, das ſchon ein paar Jahre dort iſt und ſich beſtändig gut aufgeführt hat, von dem, auch die Polizei nichts Schlimmes weiß —“ — „Bitte recht ſehr, verehrteſter Herr Commiſſair, aber der bin ich ja ſelber.“ — „Er?“ entgegnete der Commiſſair mit einem ſehr verächtlichen Blick, „halt Er das Maul mit ſeinem Lügen, oder ich will Ihm —“ — Der arme Philipp, den das gräßliche Lokal, wo er ſich befand, kaum wieder etwas zu ſich ſelber gebracht hatte, war im Begriff, den Verſtand zu verlieren, als er hörte, daß man ihm beweiſen wollte, er ſei nicht er ſelber.

„Märtens!“ rief der Wachtmeiſter in eine kleine räucherige Nebenſtube hinein, wo man beim Schein einer trüben Oellampe mehrere bewaffnete Leute erblickte, die auf einer Pritſche zu ſchlafen ſchienen; „Märtens, komm Er heraus und ſeh' Er dieſen Burſchen genau an. Er treibt ſich ja in dem Stadtviertel, wo der Herr Reißmehl wohnt, beſtändig umher und ſollte deſſen Leute wohl kennen.“ — „Kenn' ſie auch,“ antwortete drinnen eine ſehr heiſere Stimme, und ein alter Polizeiſoldat erſchien in der Thür, der gähnend und ſich reckend naher ſchlich; „kenn' ſie alle, Herr Wachtmeiſter.“

Commerzienrath (will ihn langen).

Gerechter Gott! iſt das wieder zum Vorſchein gekommen? — Auf dem linken Rockſchooße?

Eduard.

Ja. (Hält ihm den Arm feſt.) Machen Sie keine auffallende Bewegungen. So, ich habe es beſeitigt.

Commerzienrath

(zieht Eduard geheimnißvoll ganz nach vornen rechts).

Es iſt etwas Geſpenſterhaftes dabei. Ich habe dies Zeichen heute Morgen ſchon einmal vertilgt. Sah man es deutlich?

Eduard.

Sehr deutlich.

Commerzienrath.

Gräßlich! Der ganze — (Er ſchluckt.) Ich kann es kaum ausſprechen; Eduard, Du wirſt verſchwiegen ſein.

Eduard.

Wie das Grab.

Commerzienrath.

Alſo der ganze — Fußtritt, den ich geſtern Abend erhalten?

Eduard.

Welche Entdeckung! (Zögernd.) Ja wohl, der ganze, lieber Onkel.

Commerzienrath.

Den ich ſchon einmal abgewiſcht. — Neun Zoll lang und zwei Zoll breit.

Eduard.

Wenn mich mein Augenmaß nicht täuſcht, war das Zeichen von dieſer Größe.

Commerzienrath (blickt).

Ein feiner Fuß!

Eduard (ſich herabbiegend).

Ein ziemlich feiner Fuß, das iſt nicht zu leugnen.

Commerzienrath.

Aber unter uns, Eduard, keine Menſchenſeele darf das ahnen!

Eduard.

Darauf gebe ich feierlich mein Ehrenwort.

Commerzienrath (geheimnißvoll).

Unter uns, — es war jener Schleicher, der Buchbinder.

Eduard (erſtaunt).

Der Buchbinder!

Commerzienrath.

Der Buchbinder. (Den Finger aufhebend). Aber beim Anubis.

Bedienter (von rechts).

Herr Commerzienrath, die Poſt iſt angekommen! ich habe die Briefe und Zeitungen auf Ihr Zimmer gelegt.

Commerzienrath.

Danke ſchön. Sie werden einen Augenblick entſchuldigen meine Damen.

Kanzleiräthin.

Wenn etwas für uns dabei iſt, ſo bringſt Du es uns, nicht wahr?

(Commerzienrath nach rechts ab.)

Sechszehnte Scene.

Eduard. Commerzienräthin. Kanzleiräthin. Hofräthin.

(Eduard geht neben dem Tiſch, wo die Damen ſitzen, auffallend düſter, zuweilen ſeufzend, auf und ab.)

Kanzleiräthin.

Eliſe, Du haſt Dich geirrt.

Commerzienräthin.

Ja, Du haſt Dich getäuſcht.

Hofräthin.

Ich bin getäuſcht worden.

(Alle drei ſeufzen tief nach einander.)

Hofräthin (zu Eduard).

Warum ſeufzeſt Du denn ſo erſchrecklich?

Eduard.

Ich habe alle Urſache dazu. Soll ich mich vielleicht zwingen, luſtig zu ſein? Wir ſind nicht in der Komödie.

Commerzienräthin.

Er hat was auf dem Herzen.

Kanzleiräthin.

Nun ja, wegen des Mädchens. Wir haben alle keine Urſache, darüber froh zu ſein.

Commerzienräthin.

Nein, gewiß nicht.

Hofräthin.

Das weiß Gott.

Eduard (zieht haſtig ſeine Uhr; affectirt).

Gott ſei Dank! es iſt neun Uhr. Gute Nacht, Tante Commerzienrath, Tante Kanzleirath und Tante Hofrath. Mein Pferd iſt geſattelt, ich werde augenblicklich wegreiten.

Commerzienräthin.

In der Nacht? wo denkſt Du hin?

Eduard.

Es iſt der Wunſch meines Onkels, und ſeit Kurzem auch mein eigener.

Hofräthin.

Warum ſeit Kurzem, wenn ich fragen darf?

Eduard (feierlich).

Weil ich ſeit ungefähr einer Stunde ſchreckliche Entdeckungen gemacht habe. Adieu! auf Wiederſehen! Ich muß fort, ehe Anna kommt.

Kanzleiräthin (weich).

Das iſt ein Unglück; er dauert mich doch.

Hofräthin.

Und was haſt Du für ſchreckliche Entdeckungen gemacht?

Eduard.

O, darüber laſſen Sie mich ſchweigen. Ich habe die Erinnerung daran in mein Herz zurückgekämpft; aber wenn ſie wieder lebendig in mir würde, könnte vielleicht der Fall eintreten, daß ich weder Rückſicht noch Schonung kennen würde gegen einen Verräther.

Commerzienräthin.

Um des Himmels Willen! Wir haben doch keinen Verräther unter uns?

Eduard.

Hier unter uns freilich nicht; aber um uns her, rechts, links, hinter uns gibt es Verräther die Menge.

Hofräthin.

Das iſt mir zu hoch. Wenn Du nicht ruhig und vernünftig ſprechen willſt, ſo können wir Dich nicht verſtehen.

Eduard (feierlich).

O Tante Hofrath, danken Sie Gott, daß Sie mich nicht verſtehen. — Und doch! Warum ſoll ich alles Weh, was mich bewegt, in meinem Buſen verſchließen? Warum ſoll ich eine Mördergrube aus meinem Herzen machen? Darf ich doch auf Ihr Mitgefühl rechnen; iſt ja ſelbſt mein Schmerz theilweiſe der Ihrige, leiden Sie doch auch bei meinen Leiden! — Ja, Tante Hofrath, ich habe das Mädchen geliebt! —

Kanzleiräthin.

Anna.

Eduard.

Ja, Anna. — Und wie geliebt! Hielt ich mich doch von ihrer Gegenliebe überzeugt. Glaubte ich doch, in dieſem ſchönen Körper wohne auch eine ſchöne Seele! Aber nein, ſie hat mich verrathen! Hier in dieſem Saal hat ſie mich verrathen!

Hofräthin (für ſich).

Um Gotteswillen! Er meint den Hofrath.

Eduard.

Dort an jener Thür hat ſie mich verrathen. — Während ſie mir Liebe heuchelte, hatte ſie ein Rendezvous mit einem Andern.

(Er zieht ein Taſchentuch hervor und drückt es an die Augen.)

(Die drei Damen huſten abwechſelnd.)

Commerzienräthin (für ſich).

Mit dem Commerzienrath!

Kanzleiräthin (für ſich).

Mit meinem Mann!

Eduard.

Ich kenne den Schuldigen.

(Hofräthin huſtet verlegen.)

Commerzienräthin.

Er kennt ihn!

Eduard.

Und wenn ich auch jetzt nicht dahin treten will und fürchterliche Muſterung halten, ſo wird doch bald die ſchwarze Stunde ſchlagen, und ich will Rache nehmen für ein verlorenes Lebensglück.

Hofräthin.

Vetter Eduard, Du kennſt mich als eine umſichtige Frau. Ich prüfe alles genau und dann urtheile ich. — Du haſt Dich geirrt. —

Eduard.

Ich, Tante! ha ha ha. (Er lacht krampfhaft.) Ich weiß, was ich geſehen, und — will den Verräther ſchon beſtrafen. (Er geht mit heftigen Schritten auf und ab.)

Commerzienräthin.

Gott! Das könnte ein ſchöner Skandal werden!

Hofräthin (nach einigem Nachdenken).

Nehmen wir ſchnell unſere Parthie! — Er ſoll Anna heirathen.

Kanzleiräthin.

Aber wenn er ſich weigert? wenn er Spektakel macht?

Hofräthin.

Er wird nicht! Ich werde ihm zwei Worte ſagen.

Commerzienräthin.

Aber wird mein Mann einwilligen?

Hofräthin.

So Gott will, ja. (Sie ſteht auf und geht etwas rückwärts nach der andern Seite.)

Eduard (ſchmerzlich bewegt).

Tante! was befehlen Sie?

Hofräthin.

Ich hätte Dich für klüger gehalten.

Eduard.

Ich mich auch.

Hofräthin.

Was die Zuſammenkunft hier im Zimmer anbelangt, ſo iſt etwas daran, aber nichts Schlimmes, Gott ſoll uns bewahren! Habe ich Dir je eine Lüge geſagt?

Eduard.

Daß ich nicht wüßte, Tante.

Hofräthin.

So höre und glaube. Mein Mann ſprach vorhin mit Anna.

Kanzleiräthin.

Eliſe iſt groß!

Commerzienräthin.

Eine edle Seele!

Eduard.

Onkel Hofrath?

Hofräthin (nach einer Pauſe).

Um dem guten Mädchen zu ſagen, daß wir Alle nichts gegen eine Verbindung zwiſchen euch Beiden einwenden wollen —

Eduard.

O! wenn das wahr wäre? Iſt es ſo, Tante Kanzleirath?

Hofräthin.

Still, man kommt. Ich muß einen Augenblick den Schwager ſprechen.

Siebenzehnte Scene.

Vorige. Hofrath und Kanzleirath (von links.) Anna und Guſtav (von hinten.) Hinter ihnen der Pächter mit einer großen Bowle.

Hofrath,

(ängſtlich zu ſeiner Frau, die nach links abgeht).

Ich habe wirklich noch heftiges Kopfweh. Werden mir die Lichter nichts ſchaden.

Hofräthin.

Hier wird Dir nichts mehr ſchaden, mein Schatz.

Kanzleirath (der an der Thür ſtehen bleibt).

Was ſehe ich! O ſüßer Ton vom Ufer der Garonne! Eine rieſige Bowle! Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön!

Guſtav.

Eine Erdbeerbowle, die Anna ſo liebenswürdig war, für uns anzuſetzen.

Kanzleirath.

Anna iſt ein Engel, und wenn wir Beide nochmals auf die Welt kommen, ſo ſchwöre ich — —

Kanzleiräthin.

Schwöre lieber nicht. (Freundlich.) Guten Abend, liebe Anna.

Commerzienräthin

(reicht Anna, die ſich ſchüchtern nähert, ihre Hand).

Biſt Du da, mein Kind?

Anna.

Wie mich Ihre Freundlichkeit glücklich macht!

Kanzleirath.

Verdient, ſehr verdient, wir ſind ſtolz auf Sie! Wir haben Sie erzogen.

Eduard (der bei ihr vorbeigeht, leiſe).

Und ſie gehört vollkommen zur Familie.

Anna (für ſich).

Großer Gott! habe ich recht gehört?

Achtzehnte Scene.

Vorige. Commerzienrath. Hofräthin. Bedienter (mit einem Etui in der Hand).

Commerzienrath

(ſehr feierlich und gerührt. Er iſt im ſchwarzen Frack, hat einen großen Orden im Knopfloch, ein Papier in der Hand und ſtellt ſich ruhig hin).

Kanzleirath.

Alle Teufel! Seh' ich recht, Commerzienrath? Täuſcht das Licht des Monds mich nicht?

Hofräthin.

Es iſt ſo, Seine Durchlaucht hat endlich das Verdienſt unſeres Hauſes anerkannt.

Commerzienrath (erhaben).

Ich habe den Orden — dritter Klaſſe mit der Krone.

Commerzienräthin.

Wer? Du, Chriſtian? O mein Gott!

Guſtav.

Mit der Krone! Das Sprichwort wird wahr: dem Verdienſte ſeine Krone.

Commerzienrath.

Sprechen wir nicht von Verdienſten, obgleich davon in dieſem Papier allergnädigſt die Rede iſt. Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan.

Kanzleirath.

Und da der Schwager ſich von den Geſchäften zurückzog, da merkten Hof und Stadt, was ſie an ihm verloren.

Commerzienrath (gerührt).

Wenn das wahr wäre, wenn man mich wirklich vermißte, ſo müßte das ein Sporn für mich ſein, wieder in jenen Kreis zurückzukehren, in welchem ich, wie ihr zu ſagen ſo freundlich waret, einiges Gute gethan, ein paar Glückliche gemacht.

Commerzienräthin (aufſtehend).

Und durch dieſen Entſchluß hätteſt Du noch eine Glückliche weiter gemacht. Gewiß, ich kann auf dem Lande nicht leben.

Bedienter.

Der Herr Commerzienrath auch nicht! Er gehört in die Stadt — mit ſeiner Ruhe. Man ſieht's ja! (Pantomimiſch den Orden bezeichnend.)

Dann iſt's gut, dachte Philipp bei ſich, man wird gleich ſehen, woran man iſt, und freudig durchzuckte ihn ein kleiner Hoffnungsſtrahl. Er wandte ſeinen Kopf gegen den Polizeiſoldaten, der ihn einen Augenblick gleichgültig anſah und darauf ſeinem Vorgeſetzten eben ſo gleichgültig meldete: den Menſchen kenne er nicht. — Auf dieſen ſchrecklichen Ausſpruch hin fing es an in Philipps Kopf ernſtlich umzugehen; es ſauſte ihm vor den Ohren und er begann an ſich ſelbſt zu zweifeln. Sein erſter Gedanke war, wenn er nur einen Spiegel hätte, in dem er ſich betrachten könnte, um in's Reine zu kommen, ob er es denn wirklich ſei. Doch dauerten dieſe leichten, aber ſchrecklichen Anfälle nicht lange; denn Philipp war moraliſch und phyſiſch zu ſehr von ſich ſelber überzeugt. Gerechter Gott! dieß waren ja ſeine langen dürren Beine, dieß waren ſeine magern Finger, und wenn ſein Haar, in welchem er jetzt verzweiflungsvoll umher fuhr, nicht ſo ſtrohdachähnlich geordnet wie ſonſt herunter hing, ſo war es doch immer das alte, lang, fahl, blond und ſtruppig.

„Sieht Er, junger Landſtreicher," fuhr der Wachtmeiſter fort, ſieht Er, daß man vor hoher Polizei mit dem Lügen nicht weit kommt? Doch wird ſich ſeine Sache morgen früh beim Verhör ſchon aufklären. Wir wollen unterdeſſen ſein Nationale aufnehmen und ihn in Nr. 4 unterbringen, da wird er gut aufgehoben ſein." —

Commerzienrath.

Hansnarr! Muß ich nicht zurückkehren? Morgen ſchon, um mich für die allerhöchſte Gnade zu bedanken? (Betrachtet Anna ſeufzend.) Auch mir iſt das Landleben verhaßt geworden.

Eduard.

Lieber Onkel, da Sie mich einmal zum Stellvertreter ernannt haben, ſo könnte ich hier Ihren Platz beſſer ausfüllen, als in der Stadt.

Commerzienrath.

Ich habe ſchmerzliche Dinge gehört. Anna, mein Kind; Du willſt Dich alſo wirklich dem wilden Menſchen anvertrauen? O mein Gott!

Hofräthin.

Eduard hat Oekonomie ſtudirt; er wird das große Gut vortrefflich verwalten.

Commerzienräthin.

Hier wohnen.

Kanzleiräthin (für ſich).

Und wenig Zeit haben, mit ſeiner Frau nach der Stadt zu kommen.

Commerzienrath.

Und Anna?

(Anna reicht Eduard die Hand, der ſie an ſeine Bruſt zieht. Commerzienrath wendet ſich ſchmerzlich ab, und greift an ſeinen Orden.)

Kanzleirath.

Das ſind ja aber Ereigniſſe, die Einen vollkommen darniederſchlagen. Orden und Hochzeit!

Guſtav (mit einem ſauren Geſichte).

Ja, das iſt ſehr erfreulich.

Kanzleirath (zum Pächter).

Und was ſagt der Vater dazu? Teufel! man verheirathet Ihre Tochter, ohne Sie nur beſonders darum gefragt zu haben.

Pächter.

Man hat ſchon gefragt, Herr Kanzleirath. Ich gebe mit tauſend Freuden meine Einwilligung.

Commerzienrath.

Sollen wir nicht Amalie in Kenntniß ſetzen?

Kanzleiräthin.

Nein, nein, laßt ſie ruhen. Sie ſchläft —

Kanzleirath (einfallend).

Und träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland.

Guſtav (mit den gleichen Bewegungen).

Einſam und ſchweigend trauert
An brennender Felſenwand.

Eduard,

(der von den drei Damen Glückwünſche empfangen hat, darauf zum Commerzienrath).

Wie danke ich Ihnen, mein guter Onkel! — Und was Ihr Geheimniß anbelangt —

Commerzienrath.

Stille davon, Du wirſt es bewahren! (Vertretend.) Die Gnade meines Fürſten (er faßt an den Orden) legt ſich wie ein lindernder Balſam auf die ſchmerzliche Wunde (er faßt an den Rockſchoos), die ich empfing, als ich die Ruhe und den Frieden des Landlebens ſuchte. Aber eben dieſe Gnade ruft mich zurück in den Kreis, den ich verlaſſen, und dabei fühle ich: Es war noch zu früh, mich zur Ruhe ſetzen zu wollen.

Alle.

Noch ein Geheimniß?

Commerzienrath.

Wie man ſich zur Ruhe ſetzt. (Sich am linken Schooß ſtreichend.) Ich hab's noch nicht löſen können.

Ende.

Monsieur de Blé.

Scherz in einem Acte.

Perſonen.

Herr v. Schall.
Frau v. Schall.
Commiſſionär Hagenlocher.
Das Kammermädchen.
Monsieur de Blé.

Erſte Scene.

Zimmer bei dem Commiſſionär Hagenlocher.

Commiſſionär.

Von allen Geſchäftsleuten auf der ganzen weiten Erde bin ich doch der geplagteſte, ja der geplagteſte. Aller Welt gehorſamer Diener und eigentlich der Knecht von Jedermann. Welcher Wuſt von Geſchäften! Wie vielerlei Geſchichten häuften ſich ſchon auf dieſem Tiſche an und liegen jetzt dort in den Schränken verborgen — ganze Romane, die allerverwickeltſten, und mitunter ſchauerliche Sachen. Ich begreife nicht, daß noch Niemand Memoiren eines Commiſſionärs geſchrieben hat. Nur meine Bücher brauchte ich aufzuſchlagen, und die Rubriken in denſelben gäben die allerſchönſten Kapitel. Vermiethungen — Nachfragen nach Parterrewohnungen: ungeheuer — Zimmer mit Alkoven für ledige ſolide Frauenzimmer und Herren, ſehr geſucht. Und erſt die verſchiedenen Bedingungen, die der Hausherr macht. (Lieſt.) „Nur muß ich mir ausdrücklich ausbedingen, daß, wenn das Zimmer an einen jungen Herrn vergeben wird, nicht“ ꝛc. — Hausſchlüſſel — hahaha! Unter zehnen bekommen ſechs keine, ſondern müſſen ſich der Sitte fügen, um zehn Uhr zu Hauſe zu ſein. — Ein anderes Bild, vom Schuldencontrahiren, ein ſehr wichtiges Kapitel. Zeitungsnotiz: Man iſt bereit, 500 fl. zu billigen Zinſen zu verleihen, und daneben ſind mir im Geheimen die billigen Zinſen wegen der drückenden Zeit

zu 7% berechnet. — Verkäufe — ah, das wimmelt. Dienstgesuche — weiß nicht, woher es kommt, aber wie oft man in der Stadt mit den weiblichen Dienstboten wechselt, ungeheuer. — Hier sucht sich ein alter Junggeselle eine Haushälterin, dort wünscht Jemand eine solide Person zum Schlafen. Und erst die delikaten Geschäfte — na, die Verheirathungen.

(Es klopft.)

Schon wieder ein Geschäft! — Herein!

Zweite Scene.

Commissionär. Kammermädchen.

Kammermädchen.

Guten Morgen, Herr Commissionär. Habe lange nicht mehr das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen.

Commissionär.

Ei, ei, wenn ich nicht irre, Fräulein Jettchen, habe lange nicht mehr die Ehre von Ihnen gehabt. Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Kammermädchen.

Ich danke, ich danke, ich mache meine Geschäfte lieber stehend ab.

Commissionär.

Aber Sie erlauben, daß ich mich dazu setze, das Alter, Fräulein Jettchen —

Kammermädchen.

Machen Sie sich's bequem, Herr Commissionär.

Commiſſionär (ſetzt ſich).

Nun, was ſteht zu Befehl? Sind die Miethsleute im obern Stock ausgezogen? Sucht der Herr von Schall einen neuen Pächter für ſein Landgut?

Kammermädchen.

O nein, Herr Commiſſionär. Es ſind dießmal keine wichtigen Geſchäfte, die ich mit Ihnen zu verhandeln habe — Kleinigkeiten. Wir brauchen nur einen neuen Friſeur. Monſieur Krauß, der bei uns war — nun Sie haben doch Monſieur Krauß gekannt?

Commiſſionär.

Ich erinnere mich nicht ganz.

Kammermädchen.

Nu, Monſieur Krauß, ſo ein langer dünner Menſch —

Commiſſionär.

Ja, richtig, der! Sie waren ja ſo halb und halb mit ihm verſprochen, nicht wahr?

Kammermädchen.

Das iſt eine alte verdrießliche Geſchichte, man ſpricht nicht gern davon. Der Menſch hatte keine Grundſätze, war unſolid, ganz ſchlechte Abſichten. Denken Sie nur, er hat jetzt geheirathet.

Commiſſionär.

Ei, ei!

Kammermädchen.

Ja, er hat geheirathet, die Tochter aus dem Wirthshaus da drunten, ein dummes, naſeweiſes Ding, die paſſen zuſammen. Aber er iſt fort, alſo für uns ſo gut wie todt, laſſen wir ihn ruhen, man ſoll von den Todten nichts Böſes ſagen. Er wird ſeine Strafe ſchon kriegen.

Commiſſionär.

Alſo gehen wir an unſer Geſchäft.

Kammermädchen.

Er ſieht auch ſchon ganz elend aus, Herr Commiſſionär.

Commiſſionär.

Alſo Sie wünſchen einen neuen Friſeur?

Kammermädchen.

Aber er muß ſolid ſein. Der Krauß, Herr Commiſſionär, man ſagt jetzt ſchon, er behandle ſeine Frau ſchlecht; es war ein ganz böſer Menſch.

Commiſſionär.

Laſſen wir ihn ruhen. Alſo einen neuen Friſeur? Ja, da müſſen wir ſchon behutſam nachſehen. — Aber gewandt war der Krauß.

Kammermädchen.

Sprechen wir nicht mehr von ihm. Herr Commiſſionär, der Menſch hat ſchlecht an mir gehandelt. Suchen Sie nach einem Mann von geſetztem Alter, ſolid, ſolid.

Commiſſionär.

Sie wiſſen, Fräulein Jettchen, daß ich aus alter Anhänglichkeit für Ihr Haus pünktlichſt ſorge. Laſſen Sie mir Zeit, die Sache zu überlegen, und ich ſchicke Ihnen vielleicht noch heut ein taugliches Subjekt.

Kammermädchen.

Es wäre am beſten noch heute. Wir haben heute Abend eine große Soirée tanzand, und da kann ich mich doch wahrhaftig mit dem Friſiren nicht befaſſen.

Commiſſionär.

Ich hoffe, es ſoll mir noch heute gelingen.

Kammermädchen.

Das ſind wir überzeugt. Alſo, Herr Commiſſionär, wir empfehlen unſer Geſchäft. (Thut als ob ſie gehen will.)

Commiſſionär.

Halt mich zu Gnaden empfohlen.

Kammermädchen.

Ja ſo, Herr Commiſſionär, noch eins: man kann ſich auf Ihre Discretion verlaſſen.

Commiſſionär.

Ah, Fräulein Jettchen, das werden Sie doch nicht bezweifeln.

Kammermädchen.

Sie wiſſen, Herr Commiſſionär, daß damals der Krauß ſehr ſchlecht an mir gehandelt hat. Sie haben ihn empfohlen, Herr Commiſſionär.

Commiſſionär.

Ja, liebes Kind, als Friſeur, aber ich habe ihn, um mich in der Pferdeſprache auszudrücken, nicht à deux mains recommandirt.

Kammermädchen.

Weiß ſchon, aber er hat ſchlecht an mir gehandelt. Es gab vordem kein harmloſeres Kammermädchen in der ganzen Stadt, als mich: aber nach und nach hat er mir Ideen in den Kopf geſetzt, Ideen und Lebensanſichten — nun was für Lebensanſichten! An ſich wären ſie ſchon nicht übel geweſen, aber als es an die Ausführung kam — nun ſchweigen wir davon!

Commiſſionär.

Ja, ſehen wir in die Zukunft, nach dem Zukünftigen.

Kammermädchen.

Sie ſind ſehr fein, Herr Hagenlocher.

Philipp ſtellte ſich ein ehrſames Polizeigefängniß ungefähr ſo vor, wie er in alten Ritterbüchern von den Verließen geleſen hatte: tiefe, feuchte, haarſträubende Löcher, bevölkert von Ratten, Eidechſen und Fledermäuſen — ach! und letztere fürchtete Philipp entſetzlich; tief im Grund modern einige Skelette, an den Wänden herab fließt trübe Feuchtigkeit, dumpfes Kettengeraſſel, und nur oben durch wankendes Geſträuch fällt ein einziger Mondſtrahl in den ſchauerlichen Raum. Das Alles ſchwebte vor Philipps Phantaſie, und er machte noch einen letzten, aber eben ſo fruchtloſen Verſuch, den Polizeimann von der Identität ſeiner Perſon zu überzeugen. Vergebens; es war eilf Uhr, der Schließer ſehnte ſich nach Ruhe, die That der Laternenzertrümmerung war ſo gut wie bewieſen, und Märtens, der ſchon wieder auf ſeine Pritſche hinaufgekrochen war, betheuerte nochmals ſchon halb in Schlaf mit ſchwerer Zunge: den Herrn Philipp beim Herrn Reißmehl, den kenne er ganz genau, das ſei ein charmanter junger Menſch, und er wolle ſich morgen früh einen Gang nicht gereuen laſſen, um ihm zu erzählen, daß ſich dieſes polizeiwidrige Subjekt für ihn ausgegeben.

Wie dem Unglücklichen, der dem Schließer durch einen Hof eine ſteinerne Wendeltreppe hinauf folgte, zu Muthe war, kann man ſich leicht denken, und obgleich ihm der Polizeimann verſicherte, daß er ihn aus Gnade

Commiſſionär.

Wie ſo? wie ſo?

Kammermädchen (ſchlägt die Augen nieder).

Sie ſagten da ein Wort, das ich gegen Sie ausſprechen wollte —

Commiſſionär.

Ah! vom Zukünftigen? So, Fräulein Jettchen, iſt etwas los? kann man gratuliren?

Kammermädchen.

Oh nein, Herr Hagenlocher. Seit der Krauß, der ſchlechte Menſch mir den Poſſen geſpielt hat, habe ich es mir zugeſchworen, nie mehr anders ein Verhältniß anzufangen, als wenn daſſelbe von vorneherein auf die ſolideſten Abſichten gegründet iſt.

Commiſſionär.

Da haben Sie ganz recht.

Kammermädchen.

Fang' ich nun wieder ein Verhältniß an, ſo wiſſen Sie ſelbſt, wie ſchwer es für ein Mädchen iſt, gleich zu fragen, wann wollen wir heirathen? und dann wiſſen Sie auch wohl, was die Männer auf ſolche Fragen gewöhnlich antworten. Anfänglich ſind alle bereit dazu. Es heißt immer: es iſt mein ſehnlichſter Wunſch, liebes Kind, nur eine dauernde ewige Verbindung mit Dir kann mich glücklich machen u. ſ. f., wir kennen das.

Commiſſionär.

Ja, wir kennen das!

Kammermädchen.

Will man nun eine beſtimmte Antwort, ſo kommen die Abers. Ach, die Abers in dem Punkt ſind ſchrecklich. Aber mir fehlt noch die Einwilligung meines Vorgeſetzten oder meines Herrn; aber wir,

müſſen doch erſt unſere Ausſteuer beiſammen haben, und ſo geht es mit lauter Aber fort. Dieſe verwandeln ſich in Wenn. Ja, wenn das nicht wäre, hätten wir das nächſte Jahr Ausſichten. Nach den Wenn's kommt das Leider. Leider ſtehen unſerer Verbindung unüberwindliche Hinderniſſe entgegen; und das leidert ſich ſo hin, bis leider Gottes die ganze Geſchichte in's Vergeſſen hinein kommt. O, vergeſſen iſt ein böſes Wort, und bei dem kommen alle üblen Worte wieder zum Vorſchein, Herr Commiſſionär. Aber, mein liebes Kind, wenn auch leider unſere Verbindung jetzt nicht zu Stande kommen kann, vergeſſen werde ich Dich niemals. Oh, Herr Commiſſionär, und wenn ſie erſt vom Vergeſſen ſprechen, dann iſt Alles aus.

Commiſſionär.

Sehr richtig, ſehr logiſch. Wenn ich nun aber fragen darf, womit ich in der Sache dienen kann, Sie dürfen an meinem guten Willen nicht zweifeln.

Kammermädchen.

Ja, Herr Commiſſionär, Offenheit vor allen Dingen, Offenheit. Das habe ich dem ſchlechten Menſchen, dem Krauß, immer geſagt. Aber, Herr Commiſſionär, ſo offen ich in allen Dingen gegen ihn war, er war es nie; doch ſchweigen wir davon.

Commiſſionär.

Ja, Offenheit, Offenheit, wir ſind ja alte Freunde.

Kammermädchen.

Alſo, Herr Commiſſionär, Sie werden nicht daran zweifeln, daß ich mich gern verheirathen möchte, und alſo zum Heirathen brauche ich einen ſoliden Mann. Da bin ich nun zu Ihnen gekommen, Herr Hagenlocher.

Commiſſionär.

Ei, ei, zu mir?

Kammermädchen.

Ja, zu Ihnen. Der Herr Hagenlocher, dachte ich mir, iſt ein Mann von guten Renommées, ein Mann, dem man ſich vertrauensvoll nähern kann.

Commiſſionär.

Ich, ein ſo alter Junggeſelle?

Kammermädchen.

Eben deßhalb, hätten Sie eine Frau, würde ich mich Ihnen nicht ſo vertrauen, da könnte es ein Gerede geben. Alſo, kurz: ich will heirathen.

Commiſſionär.

Mich heirathen? Aber, mein liebes Kind, wenn auch leider —

Kammermädchen (lachend).

Laſſen Sie Ihre Aber wenn auch leider. Sie ſind auf dem Holzwege, es fällt mir nicht ein, Sie zu heirathen; Sie ſollen mir, wiſſen Sie, ſo por Convenienz, wie man es nennt, einen Mann verſchaffen.

Commiſſionär.

Ah ſo, ja, das iſt leichter.

Kammermädchen.

Herr Commiſſionär, ich hoffe, es wird nicht ſchwer ſein, mir einen Mann zu verſchaffen.

Commiſſionär.

Verſteht ſich von ſelbſt, das ſind meine liebſten Geſchäfte, es kommt auch häufig vor. (Blättert in ſeinem Buche.) Aber ſehen Sie, es iſt doch eigen, da iſt eine ganze Menge von Damen vorgemerkt, die Parthien ſuchen, und dagegen nur ein einziger Mann, der keine Frau zu finden weiß. Aber das iſt kein Mann für Sie, Fräulein Jettchen.

Kammermädchen.

Wer weiß!

Commiſſionär.

Philipp Müller, lediger Flickſchneider.

Kammermädchen.

Herr Commiſſionär —

Commiſſionär.

Hab's ja geſagt, der paßt nicht für Sie, iſt noch obendrein Wittwer mit vier Kindern. Aber ſeien Sie ganz ruhig, Fräulein Jettchen, wenn ich eine Perſönlichkeit, wie die Ihrige anzubieten habe, da ſoll es mir nicht ſchwer fallen, einige ganz ſolide Bewerber zu finden.

Kammermädchen.

Aber, Discretion, Herr Commiſſionär.

Commiſſionär.

Verſteht ſich, Discretion iſt die Seele unſeres Geſchäfts. Aber noch eine Frage. Ich bin überzeugt, in der kürzeſten Zeit eine paſſende Parthie für Sie zu finden. Soll ich Sie alsdann benachrichtigen und bei mir eine Zuſammenkunft veranſtalten?

Kammermädchen (nach einigem Nachdenken).

Nein, nein, das ſähe wie ein Rendezvous aus. In ſolchem Fall darf man ſich nichts vergeben. Adreſſiren Sie dann nur einen Brief an mich, bemerken auf der Adreſſe: im Hauſe der Frau von Schall, und ich werde in einer kurzen Unterredung im Reinen ſein, ob ich die mir angebotene Parthie annehmen kann.

Commiſſionär.

Wir ſind alſo im Reinen?

Kammermädchen.

Ich hoffe es; aber Verſchwiegenheit.

Commiſſionär.

Wie das Grab. (Er begleitet Jettchen, welche abgeht, bis an die Thür). Wieder ein Geſchäft, was mir zu thun gibt, ein Geſchäft, das leicht ausſieht, und doch ſo äußerſt ſchwer iſt. Wo einen Mann hernehmen?

Kammermädchen (ſteckt den Kopf durch die Thür).

Herr Commiſſionär, ſchnell noch zwei Worte. Meine guten Eigenſchaften kennen Sie ſo ziemlich, aber ich muß Ihnen auch einen Fehler mittheilen. Ich bin ſchrecklich eiferſüchtig. Bemerken Sie das dem Herrn ja.

Commiſſionär.

Ach, wie können Sie denken, daß man neben Ihnen ein Auge auf Jemand anders haben kann.

Kammermädchen.

Aber, ſagen Sie's dem Herrn ja. Adieu! (Ab.)

Dritte Scene.

Commiſſionär (ſetzt ſich an ſeinen Tiſch).

Ja, ſagen Sie's dem Herrn, ſagen Sie's dem Herrn. Das iſt gleich geſagt. Wenn der Herr nur ſchon da wäre! Er müßte ſchon vor der Thür ſtehen, der Herr. Wenn es jetzt wie in der Komödie wäre, müßte es klopfen, und der Herr erſchiene, und ſpräche zu mir: Kann ich nicht die Ehre haben und Fräulein Jettchen Vierfuß heirathen? — Doch muß ich mir wegen ihr beſondere Mühe geben. Das Haus ihrer Herrſchaft iſt ein gutes Haus. — Blitz, ſchon eilf Uhr,

meine Miethscontracte, meine Miethscontracte! Da wird mir die Zeit kurz, nun fangen wir an!

(Es klopft an.)

Abermals eine Störung! — Herein!

(Es klopft noch einmal.)

Herein!

Vierte Scene.

Commiſſionär. De Blé.

De Blé.

Ich habe mich vielleicht nicht in der Hausnummer geirrt.

Commiſſionär.

Was wünſchen Sie?

De Blé.

Sie entſchuldigen, ich ſuche einen Commiſſionär Hagenlocher.

Commiſſionär.

Der bin ich. Was ſteht zu Dienſten?

De Blé.

Alſo der Commiſſionär ſelbſt? Ich mach' mein Compliment.

Commiſſionär.

Zur Sache. Was wünſchen Sie?

De Blé.

Sie werden mir erlauben, Herr Commiſſionär Hagenlocher, Ihnen die Angelegenheit, in der ich Ihre ſchätzbare Beihilfe nachſuche, deutlich aus einander zu ſetzen. Zu dieſem Ende geſtatten Sie mir, ein wenig weit auszuholen.

Commiſſionär.

Nun ja, nun ja!

De Blé.

Es gibt im Menſchenleben Augenblicke —

Commiſſionär.

Ja wohl gibt es Augenblicke — (bei Seite) und manchmal ſehr langweilige —

De Blé.

Es gibt demgemäß im Menſchenleben Augenblicke, wo man von einem Entſchluß durchdrungen wird, von dem uns ein inneres Gefühl ſagt, es ſei der richtige —

Commiſſionär.

Wollten Sie ſich nicht kurz faſſen?

De Blé.

Aeußerſt kurz. Sehr verehrter Herr Commiſſionär Hagenlocher, Sie ſind mir als ein Mann geſchildert worden, der die Schwierigkeiten ſeines Geſchäfts mit Feinheit und Takt zu behandeln verſteht, und da der Menſch in Verhältniſſe kommen kann, wo er ohne die Beihilfe ſeiner Nebenmenſchen nicht zum Ziele gelangt, ſo —

Commiſſionär.

Sie wollen eine Anleihe machen? Ja, lieber Freund, in der jetzigen Zeit —

De Blé.

Sie verſtehen mich miß, theuerſter Herr Commiſſionär, Sie verſtehen mich ganz miß —

Commiſſionär.

Alſo ſuchen Sie eine Stelle, einen Platz?

De Blé (mit Stolz).

Ich habe ſtudirt, Herr Commiſſionär.

Commiſſionär.

Sie haben ſtudirt? und welches Fach?

De Blé.

Es war Tübingen,

Der holden Muſenſtadt,
Die Straßen mehr als Häuſer hat,
Am rebumkränzten Neckarſtrand,
Im ſchönen, ſchönen Schwabenland.

Wenn ich vorhin ſagte, ich habe ſtudirt, ſo iſt das eigentlich nicht wörtlich zu verſtehen. Ich war auf der Univerſität mit einem andern jungen Herrn, deſſen Bücher und Hefte ich in meinen Freiſtunden nachlas und mir daraus das Nothwendige aneignete. Hie und da hörte ich auch wohl Collegien; doch da es mir an Mitteln gebrach, die ſtudirerliſche Laufbahn fortzuſetzen, ſo verließ ich dieſen Herrn, und nahm bei einem andern eine Stelle als Reitknecht an, wo ich aber, wie Sie ſehen, nicht lange blieb.

Commiſſionär.

Als Reitknecht? ſo auf dieſe Art haben Sie ſtudirt? Nun endlich rücken Sie doch vernünftig mit der Sprache heraus, mein Freund. (Blättert in ſeinem Buche.) Die Zeit iſt mir koſtbar. Alſo Reitknecht — Reitknecht — reſpective Kutſcher.

De Blé.

Entſchuldigen Sie!

Commiſſionär.

Nur einen Augenblick Geduld. Die Stellen ſind rar. Hier werden wohl einige Hausknechte verlangt, die mit Pferden umzugehen

wiſſen, aber für Kutſcher iſt nur eine einzige notirt; doch muß derſelbe in den Freiſtunden die kleinen Kinder der Herrſchaft unter ſeine Aufſicht nehmen. (Lachend.) Da Sie, wie Sie ſagen, ſtudirt haben, ſo iſt dieſe Stelle wie für Sie gemacht.

De Blé.

Sie laſſen mich ja gar nicht ausreden, Herr Commiſſionär.

Commiſſionär.

Nun, das könnte ich nicht ſagen. Die Bedingungen ſind nicht ſchlecht — 120 fl. Gehalt — Alles frei.

De Blé.

Aber ich ambitionire weder die Stelle eines Reitknechts, noch eines Kutſchers, der mit Kindern umzugehen weiß. Die Carriere wurde mir zuwider. Streitigkeiten mit meinen Herrn Collegen, die gar keinen poetiſchen Sinn hatten, dann wilde unbeugſame Pferdenaturen, von denen ich mich häufig im Zorn trennte — ich verließ den Stall, und da ich auf der Univerſität des Schreibens ziemlich kundig wurde, mir auch das Theoretiſche der Pferdewiſſenſchaft angeeignet hatte, ſo erhielt ich die Stelle eines Schreibers beim Wettrennverein. Es war eine harte Zeit, und die äußerſt inhumane Behandlung meiner Vorgeſetzten entleidete mir bald auch dieſes Amt. Wenn ich als Schreiber nicht ſo in Anſehen geſtanden hätte, Sie wiſſen, Herr Commiſſionär, die Schreiber ſind ſehr angeſehene Leute — ſo würde ich ſchon früher die Stelle quittirt haben. Ich hatte damals eine Geliebte, Herr Commiſſionär —

Commiſſionär.

Aber glauben Sie denn, mein Herr, daß ich den ganzen Tag Zeit für Sie übrig hätte? Was habe ich mit Ihrer Geliebten zu thun?

De Blé.

Oh, Herr Commiſſionär, danken Sie Gott, daß Sie mit meiner

damaligen Geliebten nichts zu thun hatten. Dieſe Geliebte nämlich behauptete: ein Schreiber ſei eigentlich nur ein halber Mann, ſo eine Art von Amphibium, zwiſchen Menſch und Vogel in der Mitte ſtehend. Wenn Gerechtigkeit auf der Erde wäre, müßten uns ſtatt des Bartes Federn wachſen — ich bitte Sie — und es ſei uns nur erlaubt, Dinte zu weinen. Da ich nun dieſe Perſon nicht wegen beleidigter Amtsehre verklagen konnte, ſo ſeparirte ich mich nicht allein von ihr, ſondern auch von der Schreiberei; denn aufrichtig geſtanden, Herr Commiſſionär, ich fühlte ſelbſt, daß bei dieſem Geſchäft meine Männlichkeit bedeutend abnahm.

Commiſſionär.

Erlauben Sie mir eine Frage: wiſſen Sie wohl, wie koſtbar mir meine Zeit iſt?

De Blé.

Sehr verehrter Herr Commiſſionär, ich werde es ſpäter zu erfahren ſuchen, und Sie demgemäß honoriren; bitte mich aber ausreden zu laſſen.

Commiſſionär.

Um Gotteswillen, haben Sie denn noch nicht ausgeredet? Sie haben Ihre Carriere als Schreiber verlaſſen, Sie ſuchen eine neue Stelle, und ich glaube, ich kann Ihnen mit mehreren dienen. (Er blättert nach.)

De Blé.

Bemühen Sie ſich nicht, Herr Commiſſionär. Nachdem ich die Schreiberei verlaſſen, gelobte ich mir feierlich, nie wieder in dieſen verhaßten Stand einzutreten.

Commiſſionär.

Nun, und dann?

und Barmherzigkeit in Nr. 4, eines der beſſern Lokale, bringe, wo er anſtändige Geſellſchaft finden werde, ſo konnte ſich doch Philipp eines neuen Schauders nicht erwehren, als die Thür zu Nr. 4 vor ihm geöffnet war und er in ein Gemach ſchaute, aus dem ihm ein warmer, unangenehmer Duft entgegen drang, und das, von einem einzigen faſt erlöſchenden Oellicht erhellt, ein ſehr troſtloſes Ausſehen hatte. Philipp wurde hineingeſchoben, die Thür hinter ihm verſchloſſen, und ſo ſtand er, von der ganzen civiliſirten Welt getrennt, in Mitten einer Rotte Gefangener, von denen, wie der Unglückliche glaubte, wohl jeder ein Mörder ſein konnte.

Das Gemach mochte einige vierzig Schuh in der Länge und Breite haben, die Decke wurde von zwei hölzernen Pfeilern getragen und drei vergitterte Löcher, die ſich oben an der Wand befanden, ſtellten die Fenſter vor. Rings herum liefen hölzerne Pritſchen, auf denen die Bewohner von Nr. 4 zum Schlafen ausgeſtreckt lagen. Es waren ihrer ſechs, von denen aber nur zwei der Schlummer wirklich in die Arme genommen, was ſich durch ein unheimliches Schnauben und Schnarchen verrieth. Von den Uebrigen hatten ſich drei um einen vierten gelagert, der oben auf der Pritſche zuſammengekauert ſaß. Letzterer hatte die Beine kreuzweis über einander geſchlagen, wie es die Schneider zu machen pflegen, und ſchien vor dem Eintritt Philipps geſprochen zu haben,

De Blé.

Alsdann wurde ich Kammerdiener.

Commissionär.

Kammerdiener?

De Blé.

Ja, Kammerdiener, und ich fing dieses Geschäft bei der schwierigsten Species an. Ich wurde Kammerdiener bei zwölf preußischen Edelleuten, die in Nizza das Bad gebrauchten.

Commissionär.

Also zwölf Conditionen nach einander verlassen? Das spricht nicht sehr für Ihre Brauchbarkeit.

De Blé.

Es war nur eine einzige Condition mit zwölf Unterabtheilungen; mit andern Worten: ich war Kammerdiener dieser zwölf Herren zu gleicher Zeit. Scharmante harmlose Leute, diese Preußen! Garderobe zu reinigen gab es nicht viel, der eine trug sich als Jemsenjäger, ein anderer als italienischer Bandit, ein dritter als Fischer, und nur vier von allen betrugen sich preußisch, das waren aber die schlimmsten. Doch dauerte die Condition nicht gar lange. Nach vierzehn Tagen konnten des hohen Schnees halber ihre Wechsel nicht mehr über die Alpen. Wir packten unsere Habseligkeiten in einen großen Mantelsack und machten unserer Dreizehn eine Fußreise durch die Schweiz. Oh, die Schweiz ist ein herrliches Land, Herr Commissionär! Haben Sie die Schweiz gesehen?

Commissionär.

Lassen Sie mich mit Ihren Fragen zufrieden, und hören Sie lieber auf meine Fragen, sonst bekomme ich doch nichts von Ihnen heraus. Also Sie suchen eine Kammerdienerstelle? Nun, ich glaube, da sind mehrere notirt.

De Blé.

Wollten mich der Herr Commiſſionär nicht gefälligſt ausreden laſſen? Erlauben Sie mir, wer Kammerdiener bei zwölf jungen preußiſchen Edelleuten war, hat auf lange Zeit alle Luſt an dieſem Geſchäft verloren. Ich werde mich kurz faſſen, und Ihnen aus einigen merkwürdigen Begebenheiten meines Lebens beweiſen, daß nur das Einzige für mich paſſend iſt, um welches ich Ihre geneigte Vermittlung anſprechen möchte.

Commiſſionär.

Bitte Sie um Gottes willen, keine Begebenheiten mehr. Sie haben mir ſchon meinen ganzen Vormittag geſtohlen, und wenn Sie mir nicht mit kurzen Worten ſagen können, was Sie wünſchen, ſo muß ich mich gehorſamſt empfehlen und Sie bitten, einen andern Geſchäftsmann aufzuſuchen.

De Blé.

In Gottes Namen alſo, doch erlauben Sie mir vorher, Ihnen aus meiner frühen Jugend —

Commiſſionär.

Ihr Anliegen, mein Herr, Ihr Anliegen —

De Blé.

Nun denn: ich will mich verheirathen.

Commiſſionär (lacht).

Sie wollen ſich verheirathen?

De Blé.

Finden Sie etwas Komiſches darin? Ich durchaus nicht. Ich bin in meinen beſten Jahren, und wenn Sie einige paſſende Partheen für mich wüßten —

Commiſſionär.

Sie machen mich mehr und mehr erſtaunen. Sie waren Reit-

knecht, Schreiber, Kammerdiener, Sie fanden nirgends Brod und wollen heirathen —

De Blé.

Ich habe immer mein Brod gefunden, Herr Commiſſionär, und zu dem Brod meiſtens ein ganzes Diner, incluſive Wein. Aber das gehört nicht daher.

Commiſſionär.

Aber Sie müſſen doch etwas anzubieten haben, eine einträgliche Stelle oder Vermögen, ſonſt begreife ich nicht —

De Blé.

Hätten Sie mich ausreden laſſen, Herr Commiſſionär Hagenlocher, ſo würden Sie mich begriffen haben. Wie dieſe Papiere beſagen, komme ich nächſter Tage in den Beſitz einer Erbſchaft, die mir eine jährliche Rente von 400 fl. abwirft. Finde ich hiezu eine Perſon von angeſehener Familie, diſtinguirt, gut erzogen, die vielleicht das gleiche Einkommen beſitzt, oder eine gute Stelle oder Protektion, ſo würde ich mich entſchließen, einen Bund mit ihr zu knüpfen, — vorausgeſetzt, daß ſie mir gefällt.

Commiſſionär.

Die Papiere ſind gut, ja, das iſt eine ganz andere Sache. — Mein lieber Herr, wie heißen Sie?

De Blé.

Monſieur de Blé.

Commiſſionär.

Herr von Blé!

De Blé.

Wenn Sie wollen, ja; doch habe ich mir angewöhnt, meinen Namen nur franzöſiſch zu nennen und zu ſchreiben.

Commiſſionär.

Ja, mein lieber Herr de Blé, hätten Sie ſich kurz gefaßt, würden wir viel Zeit erſpart haben. Es iſt mir ſehr ſchmeichelhaft, daß Sie in einer ſo zarten Angelegenheit das Vertrauen zu mir gehabt haben, ſehr ſchmeichelhaft! (Schüttelt ihm die Hand.)

De Blé.

Bitte recht ſehr!

Commiſſionär.

Ja, da wären nun mehrere Anträge zu überlegen. Was meinen Sie zu einer Wittwe? Belle femme! Einiges Vermögen — freilich in die Dreißig —

De Blé.

Suchen wir weiter, Herr Commiſſionär.

Commiſſionär (nachdenkend).

Ja, ja, die — hm, hm! Ja, jetzt hab' ich's, ganz richtig! Ach, Herr de Blé, eine Parthie, wie für Sie geſchaffen: ein junges hübſches Mädchen, 24 Jahre alt, beſitzt einiges Vermögen —

De Blé.

Und wer iſt dieſe Dame?

Commiſſionär.

Herr de Blé, vertrauen Sie auf mich, laſſen Sie ſich überraſchen Ja, die Vierfuß —

De Blé.

Nur vier Fuß, ich fürchte, die möchte etwas zu klein für mich ſein.

Commiſſionär.

Nein, nein, ihr Name iſt Vierfuß.

Commiſſionär (mit ihm abgehend).

Beiderſeitig, Herr de Blé, beiderſeitig!

Verwandlung.

Fünfte Scene.

Salon im Hauſe der Frau von Schall. Frau v. Schall. Kammermädchen (treten durch die Mitte ein).

Fr. v. Schall (im Hut und Shawl).

Iſt mein Mann zurück?

Kammermädchen.

Noch nicht, gnädige Frau. Es iſt erſt zwei Uhr, und der gnädige Herr kommen wahrſcheinlich nicht vor dem Diner.

Fr. v. Schall.

Haſt du meine Aufträge ausgerichtet?

Kammermädchen.

Ja wohl, gnädige Frau. Ich war bei dem Commiſſionär Hagenlocher, das iſt ein ſehr geordneter Mann.

Fr. v. Schall.

Nun?

Kammermädchen.

Man kann ſich auf ſeine Empfehlungen vollkommen verlaſſen, und er hofft, der gnädigen Frau in der kürzeſten Zeit, vielleicht noch heute ein taugliches Subject zuſenden zu können.

Fr. v. Schall.

Aber der Menſch muß ſein Fach verſtehen, es muß ein gelernter Friſeur ſein.

Kammermädchen.

So hab' ich den Befehl der gnädigen Frau auch ausgerichtet.

Fr. v. Schall.

Sollte mein Mann früher nach Hauſe kommen, ſo laſſ' es mich wiſſen; ich möchte noch vor dem Diner wegen der heutigen Soirée mit ihm ſprechen.

Kammermädchen.

Ganz recht, gnädige Frau!

(Frau v. Schall ab.)

Sechste Scene.

Kammermädchen (macht die Thüre hinter ihr zu).

Mein Mann! mein Mann! Wie das ſo angenehm klingt! Ich glaube, wenn ich einmal verheirathet bin, ich ſage in den erſten Tagen nichts als mein Mann, oder zu mir ſelbſt Madame, oder Frau Jettchen, kann's vielleicht auch mit gnädige Frau probiren. Gott, es würde mir ganz gut laſſen, gnädige Frau. (ab.)

Siebente Scene.

Monsieur de Blé (öffnet ſchüchtern die Thüre).

Unten im Hausflur iſt Niemand, auf der Treppe keine ſterbliche Seele, und auch hier im Zimmer kein Menſch zu ſehen. Nun, ich habe ja meine Legitimation in der Taſche, werde alſo mit einer gewiſſen Dreiſtigkeit hereintreten. Kann mich ſchon ſehen laſſen, der neue Frack hat freilich mein letztes verſchlungen, aber als Mittel zu ſolchem Zweck iſt er nicht zu theuer bezahlt. — Ah, hier ſieht's ganz famos aus, prächtig, prächtig! — mir ſcheint, Monſieur Hagenlocher iſt ein Mann, der ſeine Geſchäfte verſteht. — Franzöſiſche Tapeten, ſeidene Meubels, Allem nach zu ſchließen, mach' ich eine recht gute Parthie. Allein, de Blé, Du verdienſt es auch, Du haſt mehreren Herrſchaften treu und redlich gedient, und es iſt Dir beſtändig ſchlecht gegangen, hoffen wir auf einen Umſchwung des Schickſals. (Stellt ſich vor den Spiegel neben einen Tiſch, worauf eine Glocke ſteht.) Ich muß geſtehen, der Spiegel ſagt mir einige Schmeicheleien. Aber, de Blé, den Schnurrbart etwas hinaufgedreht, ſolid, ſolid. Hier ſteh' ich, ein entlaubter Stamm, und hier, im Brief des Herrn Hagenlocher, lebt die ſchaffende Gewalt. Weiß der Teufel, ich fühle mich ſchon, wie zu Haus hier. — Karl, Jean! wo ſtecken die Canaillen? Soll ich dejeuniren? ſoll ich anſpannen laſſen? Ich will dejeuniren. (Er klingelt.) Teufel, was hab' ich gemacht?

Achte Scene.

De Blé. Kammermädchen.

Kammermädchen (aus dem Seitenzimmer).

Gnädige Frau! — (Tritt ein.) Ja, was ſoll denn das heißen? Mein Herr, was wünſchen Sie?

De Blé.

Oh, mein ſchönes Fräulein, ich bitte Sie tauſendmal, zehntauſendmal um Verzeihung. Bedaure ſehr, aber es war wahrhaftig Niemand im Hauſe, und Niemand auf der Treppe, und auch Niemand hier in dem Vorzimmer, und das geſchwätzige Ding hier, ich nahm es nur ſo in die Hand — Sie entſchuldigen.

Kammermädchen.

Aber was wünſchen Sie eigentlich, mein Herr?

De Blé.

(Für ſich.) Vorſichtig, de Blé, vorſichtig. (Laut.) Ja, ich wünſchte, ich — ich wollte nur fragen, ob ich hier im Hauſe der Frau von Schall bin.

Kammermädchen.

Allerdings, und was ſuchen Sie im Hauſe der Frau von Schall?

De Blé.

(Für ſich.) Die will mich ausforſchen, aber ich laſſe mich nicht ſo leicht fangen. (Laut.) Sie verzeihen, mein ſchönes Kind, daß ich nicht genügende Auskunft darüber geben kann, aber ich wünſchte mit einer Dame, an die ich gewieſen bin, perſönlich zu ſprechen, ſehr perſönlich. (Mit Nachdruck.) Ich komme von dem Herrn Commiſſionär Hagenlocher.

Kammermädchen.

So, von dem Commiſſionär Hagenlocher? — (Für ſich.) Das iſt der Friſeur. Der Menſch ſieht nicht übel aus. (Laut.) Ich weiß ſchon, weßhalb Sie kommen. Ich werd' Sie der gnädigen Frau ſogleich melden. (Erklärend ab.)

Neunte Scene.

De Blé.

Sie weiß ſchon, weßhalb ich komme, und will es der gnädigen Frau melden? Par exemple! Gnädige Frau! Ah, da muß ich bitten! Auf dem Brief ſteht doch: Fräulein Jettchen. Iſt denn das gnädige Frau blos eine leere Anrede, oder eine Wittwe, die ſich Fräulein nennen läßt, um einen Mann zu bekommen. Vederemo! De Blé wir wollen uns nicht wegwerfen.

Zehnte Scene.

De Blé. Frau v. Schall.

Fr. v. Schall.

Leg meinen Pudermantel hieher und auch die Toilette. Es iſt doch in dem Boudoir vor Staub nicht auszuhalten. — Alſo Sie kommen von dem Commiſſionär Hagenlocher?

De Blé.

(Für ſich.) Sapperment, die iſt nicht übel! — (Laut.) Meine gnädige Frau, allerdings, ich habe die Ehre und das Glück, das unſchätzbare, von dem Commiſſionär Hagenlocher geſchickt zu ſein. Würden Sie mir erlauben, dieſen Brief zu übergeben?

Fr. v. Schall.

Laſſen wir das vor der Hand ſein. Ich gebe auf Recommanda-

hörte aber jetzt auf, und die vier ſchauten den Unglücklichen an, der entſetzt und verwirrt an der Thür ſtehen blieb und keinen Schritt vorwärts wagte.

Wenn Philipp ſchon durch ſein Bewußtſein ſich im Kerker zu befinden, moraliſch niedergedrückt war, ſo wirkte der ſonderbare Duft, der im Gemach herrſchte und in welchem der Zwiebelgeruch die Oberhand hatte, phyſiſch ſo vernichtend auf ihn, daß ihm der helle Schweiß von der Stirne troſ und er ſich an der mit Eiſen beſchlagenen Thür feſthielt, um nicht umzufallen. Aengſtlich ſah er hinter ſich, ob er nicht einen Sitz gewahr würde, auf dem er ſich niederlaſſen könnte, und wirklich bemerkte er neben der Thür eine kleine hölzerne Bank, auf die er ſich, nachdem er ſie vorher mit den Händen betaſtet, langſam und geräuſchlos niederſetzte. Doch wie ward ihm, als er hierbei mit dem Fuße an etwas ſtieß, das er alsbald als eine ſchwere eiſerne Kette erkannte, die an einem Balken befeſtigt war und deren leerer offener Schlußring ihn freundlich einzuladen ſchien, ſich ſeiner zu bedienen.

Von den Vieren auf der Pritſche, die den Bewegungen Philipps aufmerkſam zugeſchaut, wandte ſich einer an den, der etwas erhöht ſaß, und ſagte ihm leiſe: „Der ſcheint mir auch noch nicht oft hier geweſen zu ſein.“ — „Jott!“ antwortete Jener, der durch den Dialekt alsbald ſeine Landsmannſchaft ver-

tionen nicht viel, und überzeuge mich lieber ſelbſt, ob die Leute, die ich ausſuche, für mich paſſend ſind.

De Blé.

(Für ſich.) Die Leute? in der Mehrzahl? — (Laut.) Madame haben es ſchon mit Vielen verſucht?

Fr. v. Schall.

Leider; doch hat mir bis jetzt keiner ſo recht convenirt. Haben Sie eine feſte und ſichere Hand?

De Blé.

Ob, gnädige Frau, was meine Hand anbelangt, darauf können Sie ſich ganz verlaſſen. Wenn Ihre Hand ebenſo —

Fr. v. Schall (lachend).

Sie müſſen eine gute Meinung von mir haben.

De Blé.

Gnädige Frau, die allerbeſte, und das verſprach meinen glühendſten Wünſchen das ſchönſte Reſultat.

Fr. v. Schall.

Nun wir wollen ſehen. Wo waren Sie früher?

De Blé.

Ich? wo ich früher war?

Fr. v. Schall.

Allerdings, wo Sie gedient haben?

De Blé.

Ja ſo, gedient. Bei der bairiſchen Infanterie, als Querpfeifer, gnädige Frau.

Fr. v. Schall.

Ach nein, bei welchen Herrſchaften Sie gedient haben.

De Blé.

(Für ſich.) Hat mich der verfluchte Kerl von Commiſſionär verrathen. (Laut.) Ja, ſehen Sie, gnädige Frau, die menſchlichen Schickſale ſind verſchieden. Nicht alle werden in Arkadien geboren. Der Eine iſt beſtimmt zum Befehlen, der Andere zum Dienen, und dieſer letztere, wozu ich mich rechne, muß abwarten, bis ihn eine zarte Hand aus tiefen Regionen in höhere emporhebt. Wollten Sie nicht gefälligſt meinen Brief leſen?

Fr. v. Schall.

Das hat noch Zeit. Und wo dienten Sie zuletzt?

De Blé.

Zuletzt? Ja, zuletzt, ich würde wirklich bitten, wenn Sie den Brief nicht leſen wollen, doch wenigſtens die andern Papiere durchzuſehen. (Gibt ihr die Erbſchaftsdokumente.)

Fr. v. Schall.

(Für ſich.) Der Menſch iſt etwas zudringlich mit ſeinen Papieren. (Laut.) Aber das ſind ja keine Zeugniſſe.

De Blé.

Mehr als Zeugniſſe, gnädige Frau, Realitäten.

Fr. v. Schall.

Sie ſind Beſitzer einer kleinen Erbſchaft? Ich gratulire. Es freut mich immer, wenn man ein kleines Beſitzthum hat.

De Blé.

(Für ſich.) Die Frau iſt ſcharmant. (Laut.) Ja, ich bin jetzt nur einfacher Beſitzer, hoffe aber bald der glücklichſte Beſitzer des ganzen Erdkreiſes zu werden. (Will ihr die Hand küſſen, indem ſie die Papiere zurückgibt.)

Fr. v. Schall.

Laſſen wir das! (Für ſich.) Kurioſer Menſch! (Laut.) Zur Sache!

De Blé (empfindſam).

Ja, zur Sache!

Fr. v. Schall.

Sie haben doch was Rechtes gelernt? (Setzt ſich vor ihren Spiegel.) Wie finden Sie meine Friſur?

De Blé.

Göttlich, in der That, Madame. Ich habe nie ein ſchöneres Haar geſehen. Und wie ich dieſes dunkle Haar verehre, anbete!

Fr. v. Schall.

Aber die Friſur?

De Blé.

Ein göttliches Haar! Schon dieſes Haar allein würde mich zum glücklichſten aller Menſchen machen.

Fr. v. Schall.

Ich hoffe, Sie werden mir doch mein Haar nicht abſchneiden wollen.

De Blé.

Abſchneiden? (Für ſich.) Ich glaube es wäre Zeit, mich deutlich zu erklären. (Laut.) Abſchneiden haben Sie geſagt? (Für ſich.) Fall' ich ihr zu Füßen? — (Laut.) O nein, Madame, hegen möchte ich dieſes ſchöne Haar, es hegen und pflegen bis an's Ende meiner Tage.

Fr. v. Schall (lachend).

Nun, wenn wir einander conveniren, ſo ſollen Sie es hegen und pflegen. Ich lege dieſes glückſelige Geſchäft in Ihre Hand.

De Blé.

In meine Hand, in meine feſte Hand? (Will niederknieen.)

Fr. v. Schall.

Aber jetzt laſſen ſie Ihre Poſſen, und antworten Sie mir ernſthaft.

De Blé (verwirrt).

Ernſthaft? Ja, ganz recht, gnädige Frau, ernſthaft. Es iſt ein wichtiger Schritt, ein Schritt für's ganze Leben. Sie wünſchen demnach? —

Fr. v. Schall.

Bandeau à la Duchesse —

De Blé.

Was? — Ban — deau —

Fr. v. Schall.

Ja wohl, Sie kennen doch Bandeau à la Duchesse?

De Blé.

Bandeau à la Duchesse! Ich verſtehe nicht ganz.

Fr. v. Schall.

Nun freilich, Bandeau à la Duchesse, das Neueſte. Haben Sie das letzte Journal nicht geſehen?

De Blé (beſieht ſeinen Frack.)

Ich ſchmeichle mir. (Für ſich.) Was meine Zukünftige für Ideen hat!

Fr. v. Schall.

(Für ſich.) Ein ſonderbarer Friſeur. (Laut.) Nun ja, das Haar wird ſo herum genommen, und dann werden die Blumen ungefähr ſo hingeſteckt — ſehen Sie.

De Blé.

Das Haar und die Blumen?

Fr. v. Schall.

Jetzt machen Sie die Frisur.

De Blé.

Ich? Ich soll die Frisur machen?

Fr. v. Schall.

Natürlich. Ich sagte Ihnen schon vorhin, auf Recommandationen geb' ich gar nichts, die eine Dame verlangt das, die andere jenes. Bei mir muß man flink und gut frisiren können.

De Blé.

Par exemple!

Fr. v. Schall.

Gut und flink! Das ist eine Hauptbedingung bei mir, und wenn Sie sich dem nicht gewachsen fühlen, so kann von einer weitern Verbindung gar nicht die Rede sein.

De Blé.

(Für sich.) Die probirt ihren Zukünftigen auf eine sonderbare Art. — (Laut.) Und ich muß Sie immer frisiren, jeden Tag?

Fr. v. Schall (lacht)

Nun, das wird Ihnen bei dem göttlichen Haar nicht schwer werden.

De Blé.

(Für sich.) Aha, Neckerei, ich muß darauf eingehen. (Laut.) Nun, ich will versuchen, etwas außerordentlich Künstliches und Geschmackvolles herzustellen.

Fr. v. Schall.

Endlich!

De Blé (fängt mit großem Spektakel an zu frisiren).

(Für sich.) Komm mir zu Hilfe, Kammerdienerei. (Laut.) Aber Madame, nehmen Sie mir nicht übel, es ist doch eine ganz eigene Idee.

Fr. v. Schall.

Was finden Sie eigen?

De Blé.

Nun, die Idee mit dem Frisiren. Bandeau à la — Wie haben Sie gesagt?

Fr. v. Schall.

Bandeau à la Duchesse. Ich finde nichts Eigenes darin.

De Blé.

Nun, nehmen Sie mir nicht übel, es hat doch etwas Komisches.

Fr. v. Schall.

Was wollen Sie? Der Lauf der Welt. Man muß folgen, die Mode will es so.

De Blé.

So, und auch die Andern finden sich gutwillig darein, so wie ich?

Fr. v. Schall.

Bandeau à la Duchesse zu machen? Ei freilich. Nun hören Sie, mein Freund, Ihre Hand ist freilich fest, aber Sie haben mich da gewaltig gezerrt.

De Blé.

O verzeihen Sie, gnädige Frau, ein solcher Moment ist wohl im Stande, die festeste Hand erzittern zu machen. Dieses wunderbare Haar, Ihre ganze liebenswürdige Persönlichkeit, die mir so viel Glück

für die Zukunft verſpricht; dann dieſe glänzenden Zimmer, in denen ich weilen darf.

Fr. v. Schall.

Nun, mit dem Zimmer, das iſt nur für heute. Man ſetzt in meinem Boudoir einen neuen Kamin. Sie werden doch nicht glauben, daß ich mich beſtändig im Salon aufhalte. Künftig werden Sie im Boudoir oder Ankleidezimmer Ihre Thätigkeit entfalten. Aber Sie reißen mich ſchon wieder!

De Blé.

(Für ſich.) Im Boudoir? im Ankleidezimmer? O Gott, ich glaube, es iſt die höchſte Zeit.

Fr. v. Schall.

Sind Sie fertig?

De Blé.

(Für ſich.) Es iſt der ſchicklichſte Augenblick, ich muß ihn feſthalten, ich muß einen Uebergangspunkt finden. — (Laut.) Madame beſuchen häufig das Theater?

Fr. v. Schall.

O ja, zuweilen.

De Blé.

O es iſt ein göttliches Vergnügen, das Theater. Ich liebe das Theater leidenſchaftlich, namentlich die Opern, für die Opern ſchwärme ich.

Fr. v. Schall.

Sind Sie endlich fertig?

De Blé.

Ach, gnädige Frau, ich hoffe, daß Sie auch die Oper lieben.

Fr. v. Schall.

Nun ja.

De Blé.

Können Sie sich denken, welches meine Lieblingsoper ist, gnädige Frau?

Fr. v. Schall.

Wie kann ich das denken? Kommen wir zu Ende!

De Blé.

(Für sich.) Sie scheint verwirrt. (Laut.) Ja, kommen wir zum Ende. — Romeo und Julie ist meine Lieblingsoper, die Montecchi und Caputaletti. Sie wissen, die berühmten Liebenden aus Verona. Sie wissen, gnädige Frau — (er geräth in Affect) die gottvolle Stelle, die jedes fühlende Herz schneller schlagen macht, wenn Romeo singt: — (er singt) Nein, nein, Du liebst mich nicht, wie ich Dich liebe.

Fr. v. Schall (die bisher Zeichen der Ungeduld gegeben, erhebt sich.)

Aber, mein Herr, was wollen Sie? was fällt Ihnen ein? Ich finde Ihr Betragen höchst sonderbar.

De Blé.

Ja, meine gnädige Frau, ja, sonderbar ist mein Betragen. Aber wer kann Ihnen gegenüber kalt bleiben? Wer kann Ihnen gegenüber eine Lebensfrage, aus der ein süßes Flechtwerk entsproßt, bestimmt, zwei gleich fühlende Seelen zu vereinen, kalt und nur wie ein Geschäft behandeln?

Fr. v. Schall.

Mein Herr, Sie werden immer sonderbarer.

De Blé.

O gnädige Frau, sähen Sie die Gluth in meinem Innern. Doch Ihr Herz ist kalt. Ach, auch ich muß mit Romeo rufen: (er singt

vor ihr nieder und küßt heftig ihre Hand) Nein, nein, Du liebst mich nicht, wie ich Dich liebe.

Eilfte Scene.

Vorige. Herr v. Schall (der bei den letzten Worten eintrat, bleibt erstaunt an der Thür stehen).

Hr. v. Schall.

(Bei Seite.) Ein seltsamer Auftritt, in der That! — (Laut.) Madame, ich begreife nicht recht —

Fr. v. Schall.

(Für sich.) Gott, mein Mann (Laut.) Ich in der That auch nicht. — (Zu de Blé.) Stehen Sie doch auf.

De Blé (in Extase).

Nicht eher, bis ich weiß, ob ich Hoffnung habe.

Hr. v. Schall.

Hoffnung habe? So erklären Sie mir doch, Madame. Stehen Sie auf, mein Herr, Sie sind ganz und gar nicht an Ihrem Platze.

De Blé.

O fremder Mann, ich bin an meinem Platz. Hier zu den Füßen dieser Angebeteten will ich erfahren —

Hr. v. Schall.

So machen Sie doch diesem lächerlichen Auftritt ein Ende, und stehen Sie auf.

De Blé.

Lächerlichen Auftritt? Für mich nicht, vielleicht für Sie, mein Herr.

Hr. v. Schall.

Ei, Madame —

De Blé.

Ueberhaupt begreife ich nicht, wer Ihnen das Recht gibt, sich so unberufen zwischen diese Dame und mich einzudrängen?

Hr. v. Schall.

Diese Frage würde mir besser anstehen.

De Blé.

(Für sich.) Aha, der ist wohl auch von dem Commissionär Hagenlocher geschickt? (Laut.) Es thut mir leid, mein Freund, Sie kommen zu spät. Es ist zwischen uns Alles in Richtigkeit.

Fr. v. Schall.

Sie sehen mich bestürzt und unfähig eine Erklärung zu geben.

Hr. v. Schall.

Ja, Madame, ich sehe Sie bestürzt. Und wenn ich auch zu spät komme, mein Herr, so komm' ich doch für Sie viel zu früh. Folgen Sie mir auf mein Zimmer, ich wünsche genauere Explicationen.

De Blé (vertraulich und halblaut).

Lassen Sie es gut sein, mein Lieber, es gibt ja noch mehr Weiber in der Welt. Warum sich auf eine einzige capriciren? Ueberlassen Sie mir diese, wir sind, wie schon gesagt, fast einig.

Hr. v. Schall.

Sie sind ein unverschämter Schwätzer.

Fr. v. Schall.

Aber um Gottes willen, erklären Sie doch —

De Blé.

Ruhig, mein Kind, ich bin Ihr natürlicher Beschützer. (Zum Herrn v. Schall.) Es thut mir leid, mein Herr, aber Sie kommen wirklich zu spät, ich habe ältere Rechte.

rieth, „Jott, wie er ſich retiré hält! Ich globe, daß er Angſt hat, oder es ſieht in ſeinem Kopfe hochmüthig aus. Man kann das nicht immer wiſſen, Männeken.“ — „Ach was, hochmüthig!“ meinte der Andere, „daß der Angſt hat, kann Jeder ſehen. Habt Ihr nicht bemerkt, wie er zuſammenfuhr, als er an die Kette unter der Bank ſtieß?“ — „Wir wollen ſchon dahinter kommen,“ ſagte der Sitzende. „Ich will ihn anreden und bald erfahren, wie es eigentlich mit ihm ausſieht.“

Bei dieſen Worten reckte er ſich ſo hoch wie möglich empor und rief laut: „He, Sie dort hinten an der Thür! Wiſſen Sie denn gar nicht, was ſich ſchickt, wenn man in eine anſtändige Geſellſchaft hineinkommt, und daß man den Leuten, die ſchon beiſammen ſind, einen guten Abend wünſcht? Das iſt Ton in der ganzen Welt.“ Philipp, der die Bewegungen der Vier nicht außer Acht gelaſſen, bemerkte kaum, daß er mit dieſer Anrede gemeint ſei, als er ſich raſch erhob eine Verbeugung machte und in der Angſt die Worte ſtotterte: er wünſche guten Abend, und es ſei ihm nicht in den Sinn gekommen, gegen irgend Jemand unhöflich zu ſein; vielmehr habe er geglaubt, den Schlaf der Herrn zu ſtören, und ſei deßhalb — „Seht Ihr wohl?“ ſagte einer der Drei. „Was Hochmuth! Angſt war es. Mach' ihn kouragirt, Schneider! Wir wollen doch erfahren, wer es eigentlich iſt.“

Hr. v. Schall.

Er hat ältere Rechte, Madame? Spricht der Unverſchämte die Wahrheit? Bei Gott, ich hoffe es nicht!

Fr. v. Schall.

Glauben Sie mir nur, ich verſtehe von der ganzen Geſchichte ſo wenig, wie Sie. Sehen Sie mein Erſchrecken.

De Blé.

Oh, gnädige Frau, ſein Sie ruhig, wir wollen ſchon mit dem Herrn fertig werden.

Hr. v. Schall.

Ja, wir wollen fertig werden. Ich hoffe, mich dieſes unverſchämten Eindringlings für ewige Zeiten zu entledigen.

De Blé.

Eindringling? Obendrein unverſchämter Eindringling? Ich bin hier vollkommen in meinem Recht. Voilà! Papiere, die mich genügend legitimiren. Leſen Sie dieſen Brief. Verzeihen Sie, Madame, aber er muß dieſen Brief leſen.

Hr. v. Schall.

Madame, verdanken Sie es meinem Zartgefühl, daß ich in Gegenwart dieſes Menſchen die geſchriebenen Zeugen Ihrer Schuld nicht eröffne. Folgen Sie mir, mein Herr.

Fr. v. Schall.

Die Zeugen *meiner* Schuld? Aber um Gottes willen, die Sache wird immer unklarer.

De Blé.

Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau. Ich glaube, verehrteſter Herr, es wäre paſſender, wenn Sie ſich allein hinweg begäben. Ich werde Ihnen folgen, ſobald es meine Geſchäfte hier erlauben.

Hr. v. Schall.

Nun, das iſt mir zu arg. Sie ſind ein —

De Blé (ſehr ruhig).

Was? — Man leſe meinen Brief.

Fr. v. Schall (nimmt den Brief und gibt ihn ihrem Gemahl).

Nehmen Sie dieſen Brief. Sie ſehen mich beſtürzt, vollkommen unvermögend, Ihnen eine Erklärung zu geben.

Hr. v. Schall.

Was werde ich leſen?

De Blé.

Vederemo!

Hr. v. Schall (lieſt die Adreſſe).

„An Fräulein Jettchen Vierfuß.“ — Ja, was ſoll denn das heißen?

De Blé (ruhig und groß).

Leſen wir weiter.

Hr. v. Schall (lieſt).

„Höchlich geſchätztes Fräulein!

Sie ſehen durch Gegenwärtiges, daß ich mich bemüht habe, Ihren Aufträgen mit Eifer nachzukommen. Der Ueberbringer iſt Monſieur de Blé, und ich habe mich durch Einſicht ſeiner Papiere überzeugt, daß derſelbe nächſtens eine Erbſchaft antritt, die ihm ein jährliches Einkommen von 400 fl. abwirft. So viel ich die Ehre habe, Sie, mein geſchätztes Fräulein, zu kennen, glaube ich, der Mann wäre paſſend für Sie. Er könnte über die erſten Jugendthorheiten hinaus ſein, viel Verſtand ſcheint er ebenfalls nicht zu beſitzen, ſowie auch ſein Aeußeres nicht dazu gemacht iſt, dem Hang zur Eiferſucht, den Sie eingeſtehen, häufige Nahrung zu geben.

Mich damit ꝛc.

Commiſſionär Hagenlocher.“

De Blé.

Mich ebenfalls damit ꝛc. Und hier bin ich.

Hr. v. Schall.

Sie wollen alſo heirathen?

De Blé.

Verſteht ſich von ſelbſt, ich habe die ſolideſten Abſichten.

Fr. v. Schall.

Heirathen wollten Sie?

De Blé.

Ei freilich! Haben das die gnädige Frau nicht gemerkt?

Hr. v. Schall.

Fräulein Jettchen Vierfuß heirathen?

De Blé.

Allerdings.

Fr. v. Schall.

Alſo mein Kammermädchen heirathen?

De Blé.

Par exemple! Ihr Kammermädchen?

Fr. v. Schall.

Nun ja, der Brief iſt an mein Kammermädchen, an Jettchen Vierfuß.

De Blé.

Und wer ſind denn Sie, gnädige Frau?

Fr. v. Schall.

Ich bin die Frau dieſes Herrn.

Hr. v. Schall.

Und ich der Mann dieſer Frau.

De Blé.

Und ich — ein Esel. — Gnädiger Herr, gnädige Frau — Sie sehen mich in der trostlosesten Verzweiflung. Ich habe kein Glück, durchaus kein Glück — Oh, gnädige Frau, ich habe gar kein Glück.

Fr. v. Schall (lachend).

Ich danke für das Compliment! (Sie klingelt.)

Zwölfte Scene.

Vorige. Jettchen (aus dem Nebenzimmer).

Kammermädchen.

Gnädige Frau!

Fr. v. Schall.

Kennst Du diesen Herrn?

Kammermädchen.

Natürlich, der Friseur.

De Blé.

Ich der Friseur? Die Sache will sich noch nicht aufklären.

Hr. v. Schall (lachend zu de Blé).

Mein Freund, trachten wir lieber, die Sache noch mehr zu verwickeln. Der Commissionär hat Sie mit Ihrem Heirathsproject an ein braves, rechtschaffenes Mädchen gewiesen. Daß Sie irrthümlicher Weise meine Frau für das Kammermädchen hielten, thut mir sehr leid.

De Blé.

Ja, gnädiger Herr, ich war von einer gewissen Dummheit befan-

gen, hatte auch gar keine Augen, ja, ich verſichere Sie, jetzt ſehe ich das vollkommen ſelbſt ein — der vornehme Anſtand der gnädigen Frau. Nicht wahr, gnädiger Herr, ich habe mich äußerſt blamirt. (Für ſich.) Aber das Kammermädchen iſt auch nicht übel.

Fr. v. Schall.

Jettchen, der Herr will Dich heirathen.

Kammermädchen.

Mich heirathen? Oh, ich bin nicht nur ſo mir nichts dir nichts zu heirathen. Da muß ich ſchon bitten. Ich weiß gar nicht, wie der Herr mich —

Hr. v. Schall.

Nun Offenheit vor Allem. Der Herr hat einen Brief an Dich. (Gibt ihr den Brief.)

Kammermädchen.

Einen Brief an mich? Oh, das iſt Verläumdung, gnädiger Herr.

De Blé (für ſich).

Endlich kommt mein Brief an die rechte Adreſſe.

Kammermädchen.

Gnädiger Herr, das iſt wirklich Verläumdung.

Fr. v. Schall.

Du haſt alſo keine Abſicht, Dich zu verheirathen?

De Blé.

Alſo, mein ſchönſtes Fräulein, auch hier habe ich keine Hoffnung?

Kammermädchen.

Wie geſagt, der Antrag überraſcht mich. Ich bin ein armes Mädchen ohne Stütze in der Welt.

De Blé.

O, was das Stützen anbelangt, verlaſſen Sie ſich ganz auf mich, und verlaſſen Sie mich nicht.

Fr. v. Schall.

Eine feſte Hand hat er, das kann ich Dich verſichern.

De Blé.

Gewiß eine feſte Hand, eine Hand wie zum Leiten durch dieſes Leben gemacht.

Kammermädchen.

Aber ich müßte um Bedenkzeit bitten.

Hr. v. Schall.

Ja, Bedenkzeit wäre nöthig.

De Blé.

Allerdings, Bedenkzeit müßten wir uns ausbitten.

Kammermädchen.

Wir?

De Blé.

Bitte recht ſehr, wir eigentlich nicht, wir nicht. Ich ſprach nur ſo aus Uebereilung in der Mehrzahl.

Hr. v. Schall.

Alſo, mein lieber Herr de Blé, mir ſcheint, daß die Sache trotz der Bedenkzeit in Richtigkeit kommen könnte. Sie ſind augenblicklich ohne Stelle? —

De Blé.

Ich muß leider bekennen, daß mir augenblicklich ein ſicheres Plätzchen mangelt.

Hr. v. Schall.

Ja, ſehen Sie, mein Lieber, Sie heißen de Blé?

De Blé.

De Blé!

Hr. v. Schall.

Wenn ich mich erſt von Ihren Fähigkeiten und Kenntniſſen genauer überzeugt habe, ſo will ich ſehen, ob es meinem Einfluſſe gelingt, Ihnen irgendwo im Staatsdienſt einen kleinen Poſten zu verſchaffen.

De Blé.

Es braucht gerade nicht im Staatsdienſte zu ſein, gnädiger Herr. An der Hand dieſer hochgeſchätzten Perſönlichkeit würde ich auch mit einem kleinen Privatdienſtchen zufrieden ſein.

Fr. v. Schall.

Nur nicht als Friſeur.

De Blé.

Nein, gnädige Frau, als Friſeur nicht, das iſt meine ſchwächſte Seite.

Hr. v. Schall.

Ja, mein Freund, Sie heißen, wie geſagt, Herr von Blé. Wie in den meiſten Fällen die Abſtammung von einer guten Familie eine kräftige Recommandation iſt, ſo hindert mich doch das Wörtchen von vor Ihrem Namen, Ihnen eine Stelle anzubieten, die gerade in meinem Hauſe vakant iſt.

De Blé.

Geniren Sie ſich deßhalb nicht, bitte recht ſehr, gnädiger Herr.

Hr. v. Schall.

Es iſt die meines Portiers mit 300 fl. Gehalt und freier Wohnung.

De Blé.

Sehen Sie, gnädiger Herr, da Sie ſo offen gegen mich ſind,

und die übergroße Gnade haben, mir die Stelle Ihres Portiers anzubieten, ſo will ich Ihnen und meiner Zukünftigen gegenüber ebenfalls offen und wahr ſein. Ich heiße freilich de Blé, bin aber aus Schwaben, wo der Name eigentlich Döbele ausgeſprochen wird.

Hr. v. Schall (lacht).

So, ſo, das iſt freilich ein kleiner Unterſchied. Aber um ſo beſſer, da hat es mit der Portierſtelle um ſo weniger Anſtand.

Fr. v. Schall.

Wenn Jettchen nicht darauf beſteht, Madame de Blé zu werden.

Kammermädchen.

Obgleich meine Bedenkzeit noch nicht zu Ende iſt, gnädige Frau, ſo glaube ich doch, Sie verſichern zu können, daß ich ebenſo gern Madame de Blé als Madame Döbele werde.

De Blé.

Alſo Sie willigen ein? Ich erhalte Herz und Hand?

Kammermädchen.

Nach der Bedenkzeit.

Hr. v. Schall.

Jettchen, mach' keine Umſtände.

Kammermädchen.

Nun, ſo mag's drum ſein.

Fr. v. Schall.

Aber dieſer Schluß iſt doch ein bischen gar zu alltäglich.

De Blé.

Und kommt doch nicht alle Tage vor. Ich z. B. warte ſchon Jahre lang darauf. Gnädiger Herr, gnädige Frau, ich bitte Sie

freundlich, den Glanz meiner Hochzeit zu erhöhen. Sollte ich in hiesiger Stadt Landsleute besitzen, so ist, wer von ihnen kommen will, höflich eingeladen.

Kammermädchen.

Wer sich übrigens noch in unserer Lage befinden sollte, dem können wir den Herrn Commissionär Hagenlocher bestens empfehlen.

Unten im Hauſe.

Luſtſpiel in einem Acte.

Der Schneider veränderte die Lage seiner Beine etwas, nickte mit dem Kopfe und wandte sich, jetzt in Ton und Worten viel höflicher, an Philipp, indem er ihn bat, näher zu kommen und an der Unterhaltung Theil zu nehmen, was derselbe denn auch that, indem er seine Kettenbank verließ und sich auf den äußersten Rand der Pritsche niedersetzte.

„So," sagte der Schneider in sehr herablassendem Tone, hier befinden Sie sich weit besser, wie ich nach Ihrem Aussehen schließe, ohne Ihnen Complimente machen zu wollen, scheinen Sie mir zur juten Gesellschaft zu gehören und nicht auf die Bank dorten zu passen, allwo ein sehr verdächtiger Platz ist." — „Ja, das mein' ich auch," nahm ein Anderer das Wort, „hab's vorhin gleich gesagt, daß Sie noch nicht oft hier waren, und gewiß auch nicht mit der Polizei in schwere Geschichten verwickelt sind." — „Hat vielleicht gefochten, wie ich," meinte ein dritter. — „Hat man Sie auf dem Fechten attrapirt, junger Mensch?" lachte der Schneider. „Ja, sehen Sie, es giebt im Menschenleben Augenblicke, sagte der unsterbliche Schiller, ehe sie ihm zu Stuttgart eine Bildsäule gesetzt." — „Also gefochten? Das kostet höchstens drei Tage, dann werden Sie auf den Schub gesetzt und kommen unentgeldlich nach Hause." — „Aber, meine Herrn," entgegnete Philipp kleinlaut, „ich verstehe Sie in der That nicht. Ich bin sehr friedfertiger

Perſonen.

Herr von Hartmann.
Frau von Hartmann.
Literat Schmidt.
Meiſter Jonas, der Portier.
Roſa, ſeine Tochter.
Jettchen, Kammerjungfer } der Frau von Hartmann.
Jakob, Bedienter }
Ein Kutſcher.

Die Bühne iſt in zwei ungleiche Hälften getheilt, von denen die rechts vom Zuſchauer die größere iſt und den Flur eines ſchönen geräumigen Hauſes vorſtellt. Im Hintergrunde deſſelben iſt die offen ſtehende Hausthür, welche direct auf die Straße führt, und vor der Laternen brennen. An der zweiten Couliſſe befindet ſich eine elegante Treppe, die in den erſten Stock führt. Die Abtheilung links vom Zuſchauer iſt von der erſten durch eine Scheidewand getrennt, in welcher ſich eine Thür und ein Fenſter mit grünem Vorhang befindet; ſie bildet die Wohnung des Portiers. Links an der Couliſſe ein Kamin, weiter rückwärts eine Thür. Vor dem Kamin ein Tiſch mit Schreibzeug, daneben ein Lehnſtuhl.

Erſter Auftritt.

Jonas.

(Es ſchlägt 8 Uhr.) Na, endlich ſchlägt es einmal wieder 8 Uhr, und ich kann mich meines überflüſſigen Schmuckwerks entledigen. Wollte noch einmal ſo gern meinen Dienſt verſehen, wenn das ſchwere goldbordirte Zeug nicht wäre, und der langweilig auseinander geſpreizte Hut — da häng! Aber das ſoll und muß partout einen Anſtrich haben, Könnt' auch in meinem Camiſol die Leute hinaufweiſen oder abfertigen, und die Schlüſſel zu den verſchiedenen Thüren geben. Aber nein, von außen muß es flimmern und glänzen, wie der Kern iſt, das iſt ihnen ganz gleichgültig. Aber, Meiſter Jonas, du magſt dieſes ſchwere Bandelier mit dem langen ſpitzen Degen anhaben oder nicht, du biſt doch, der du biſt. Mag ſich dein Haupt unter dieſem breitkrämpigen Hute befinden oder unter der weiß baumwollenen Mütze, es kreiſen dennoch große Gedanken hier, nicht blos Portiersgedanken. Erziehung macht Leute, nicht die Kleider, und ich darf mich einer ſehr ſorgfältigen Erziehung rühmen. He, Roſe! (Hat unterdeſſen Hut, Bandelier, Livree ꝛc. abgelegt, ſteht in einer Hausjacke da und ſetzt eine Mütze auf.) So, nun iſt's beſſer! Ah! wie ſagt der unſterbliche Schiller irgendwo?

Hier ſteh' ich, ein entlaubter Stamm,
Doch innen im Mark thront die ſchaffende Gewalt.

He, Roſe! — Der Schiller war doch von jeher mein Lieblingsdichter. Er begeiſtert einen ſo auf eine gewiſſe Art und zieht einen aus des Lebens unterm Stock in die Belletage der Phantaſiegedanken. (Zu Roſe, die mit Zeitungen in der Hand eintritt.) Haſt du meine Halbe auf's Kamin geſetzt, daß ſie ein Bischen warm wird? (Setzt ſich in den Lehnſtuhl an's Kamin.)

Zweiter Auftritt.

Jonas. Roſa.

Roſa.

Ja, Vater, hier ſind auch die Zeitungen für morgen. (Sie riecht daran.) Ach, was das immer ſo gut riecht, das friſche naſſe Papier und die Farbe drauf. Ich könnte ſo eine ganze Viertelſtunde ſtehen, und es iſt mir dann gerade, als wüßte ich, was in den Blättern ſteht.

Jonas.

Na, jeder ſteckt auf ſeine eigene Art die Naſe in die Zeitung. Leg ſie nur auseinander und bring etwas Ordnung hinein für das Haus. Du könnteſt doch einmal gelernt haben, welche in den verſchiedenen Stockwerken geleſen werden.

Roſa.

Ja, wenn man das nur ſo behalten könnte! Aber von den Herrſchaften hier im Hauſe lieſt doch jede eine Zeitung, die doch ganz kurios für ſie paßt.

Jonas.

So, du Naſeweis!

Roſa.

Ja, z. B. oben im fünften Stock der Literat — hm, ich mag ſeinen Namen nicht einmal nennen.

Jonas.

Weiß wohl, weßhalb; — bekommt die Leipziger Allgemeine Modenzeitung.

Roſa.

Ja, das iſt's nun wieder. Sagt mir mal, Vater, was nur der Literat da oben mit der Modenzeitung anfängt? Der und eine Modenzeitung. Man ſollte doch meinen, es müßte ihm unangenehm ſein, wenn er die Leute ſieht mit ganzen, ſchön anliegenden Röcken — ſo — Herren, die oben am Kopfe, ſo einen zierlich verſchnittenen Bart haben, und er ſich dagegen im Spiegel betrachtet, wie ihm das Haar ſo überall herumhängt, pfui! und ſo ungekämmt — ſeht nur her — und dann haben alle die Herren hier auf dem Modejournal ſo ſchöne reine Wäſche an. Das ſo immer zu ſehen, wäre mir gar nicht angenehm. Wenn ſich der Literat nur auch wenigſtens die Literaturzeitung hielte, die doch weit beſſer für ihn paßte.

Jonas.

Literaturzeitung bekommt der Lieutenant von Häſele im zweiten Stock — sum quique, ſagt der preußiſche ſchwarze Adlerorden irgendwo. Und dann laß mir die ewigen Sticheleien auf den Literaten da oben. Nicht wahr, als er dir den Hof machte, da haſt du nicht bemerkt, wie ihm die Haare in's Geſicht hängen und daß ſein Rock zuweilen an den Aermeln verdächtige Oeffnungen beſitzt. He! he! Da haſt Du ihm geglaubt, wenn er dir geſagt: an ſolch auffallendem un-

ordentlichem Anzug könne man das wahre Talent erkennen. Doch als er dir die Kammerjungfer aus Nro. 1 vorgezogen —

Roſa.

Was? mir vorgezogen? Das iſt effectiv zum Lachen! Vorgezogen, hahaha! Ich hab' ihm den Abſchied gegeben, weil ich einſah — nun, Vater, Ihr wißt wohl aus den vielen unbezahlten Rechnungen, die immer an ihn kamen, daß es mit ihm nicht zum Beſten ſteht.

Jonas.

Nun, nun, mir gleich, wer von Euch das ewige Anſchauen und Sprechen zuerſt aufgegeben hat; aber mir war's außerordentlich lieb, denn der Herr Literat kennt ſo wie ich alle Claſſiker und Dichter auswendig, und wir haben uns manche Stunde über dieß Thema unterhalten, was ich natürlich ſo lange nicht konnte, als er anderer Urſachen halber zu uns kam. Doch freilich von der Gelehrſamkeit verſtehſt du nicht viel.

Roſa.

Hm, hm! wollen ſchon ſehen, wie's der naſeweiſen Kammerjungfer da oben gehen wird, haben nicht alle Mädchen ſo feſte Grundſätze wie ich. — Alſo die Literaturzeitung für den Lieutenant von Häfele, ſowie den Beſprecher und das Allgemeine Militärwochenblatt. Das hab' ich mir ſchon gemerkt. In der Literaturzeitung lieſt er die Recenſionen von den neuen Büchern und thut dann Abends bei den Thees, als wenn er die Bücher alle ſelbſt geleſen hätte. In dem Militärwochenblatt lieſt er die Avancement durch und ärgert ſich, daß er der ewige Lieutenant iſt. Den Beſprecher aber hält er ſich nur wegen dem Briefkaſten, und freut ſich jedesmal, wenn es heißt wie neulich: „Iſt das nicht auch Thierquälerei zu nennen, wenn wie geſtern Graf Häfele, unſer ritterlicher Gardelieutenant, im Tilbury die große Allee im Carriere hinabfährt?“ Ja, dann freut er ſich und denkt: ſo ſprechen doch wenigſtens alle Damen einen halben Abend von dem ritterlichen Gardelieutenant.

Jonas.

Halt dein Maul! das muß immer was Böſes ſchwatzen.

Roſa.

Und wer bekommt den Verbreiter?

Jonas.

Frau von Ruck im zweiten Stock.

Roſa.

(Lacht.)

Jonas.

Hat's da wieder was zu lachen, dummes Ding? He!

Roſa.

Ja, Vater, erinnert Ihr Euch noch, was Ihr vor einiger Zeit ſagtet? Warum ſich Frau von Ruck eigentlich den Verbreiter hält?

Jonas.

Nu, Jungfer Naſeweis, was hab' ich denn geſagt? ihn zu leſen, was?

Roſa.

Ja, um ihn zu leſen, aber um was zu leſen? Wißt Ihr's nicht mehr? Weil im Verbreiter immer eine ganze Woche vorher ſteht, was im Theater gegeben wird, und weil ſich Frau von Ruck, wenn ein aufgehobenes Benefiz angezeigt iſt — Ihr wißt ja, Vater, wenn die Leute noch einmal bezahlen müſſen — jedesmal einen rothen Strich in ihren Kalender macht.

Jonas.

Dummheiten!

Roſa.

Ja, Ihr habt's damals geſagt, das könnt Ihr nicht abläugnen. Sobald im Verbreiter ſteht, den und den iſt ein aufgehobenes Benefiz ſo macht ſich Frau von Ruck einen rothen Strich in Kalender und hält dann an dem Tag eine Theegeſellſchaft, oder läßt ſich irgendwo einladen. Ihr habt auch dabei genau ausgerechnet — der Jakob droben, der war dabei, der kann's mir bezeugen — daß ihr die Theegeſellſchaft nur halb ſo theuer käme, wie der Platz im aufgehobenen Theater, und dann könnte ſie obendrein noch zu all denen hingehen, die ſie eingeladen hat. Jakob hat's auch geſagt, und deßwegen wäre es auch bei aufgehobenen Benefizen oft ſo leer im Theater.

Jonas.

Hör, ich muß dir ſagen, es wäre weit beſſer, wenn du dir andere Sachen merkteſt, dann kämen auch nicht alle die Dummheiten und Verwirrungen im Hauſe vor, wofür ich dann immer herhalten muß. Du bringſt mich da gerade auf ein rechtes Capitel. Hab' ich dir nicht heute Morgen ausdrücklich geſagt: das kleine Paketchen ohne Adreſſe ſei für die Tänzerin auf Nro. 20, und wo haſt du es hingetragen?

Roſa.

Ja, das hab' ich nicht verſtanden. Ihr ſprecht aber oft auch ſo undeutlich, Vater, und ich hab' verſtanden, auf Nro. 2, und hab's dort abgegeben.

Jonas.

Zur Frau von Hartmann, und da hat's der Herr Gemahl in die Hand gekriegt, hat's aufgemacht und findet ein Buch darin mit einem Gedicht, wo es darin heißt von der ſchönen ſchlanken Figur, vom üppigen Wuchs, von der Kunſtfertigkeit der Beine, ja, und da iſt der Herr von Hartmann nach ſeiner Gewohnheit fuchswild geworden.

Roſa.

Ja, warum iſt der Narr auch immer ſo eiferſüchtig; der mag ja ſehen, was er will, er ſucht immer was dahinter. Das muß ſelbſt ein ganz ſchlechter Menſch ſein, denn wer ſich immer die Sachen ſo raffinirt ausdenkt und ſo bis auf's Kleinſte auszurechnen weiß, was ſo eine arme Frau wohl thun könnte, der muß Alles ſchon ſelbſt getrieben haben. Hat es doch neulich um den Literaten oben, der doch wahrhaftig nicht ausſieht, als wollt' er ſolche Eroberungen machen, einen Spektakel gegeben.

Jonas.

Ach, was du nicht Alles weißt!

Roſa.

Ja, im Theater, da hat er von der vierten Gallerie immer herunter geſehen in ihre Loge, und darüber hat der Herr von Hartmann den ganzen Abend gelärmt. Seht, Vater, ich ſollt' ſo einen Mann haben!

Jonas.

Und was wär's dann?

Roſa.

Ja, die Augen kratzte ich ihm aus und ließe mir dann erſt recht den Hof machen.

Jonas.

Dafür wird dich unſer Herr Gott ſchon bewahren, ſagt Göthe irgendwo.

Roſa.

Ja, ich ſollte nur ſo eine Frau ſein! (Geht nach hinten ab.)

Natur, habe nie in meinem Leben gefochten, mag überhaupt die spitzen und scharfen Waffen nicht leiden."

Ob dieser Aeußerung lachte der Schneider übermäßig, und nachdem er sich vergeblich bei Philipp erkundigt, welches Zeichens er sei, da der Ladendiener auch diesen Ausdruck nicht kannte, setzte er ihm auseinander, daß Fechten in der Handwerkssprache so viel bedeute, als an irgend einer geöffneten Hausthür oder auf der Landstraße an einem vorbeirollenden Wagen um eine kleine Anleihe zu bitten. — Durch diese freundschaftlichen Lehren aufgementert, ließ der unschuldige Arrestant sich nicht lange nöthigen und erzählte, durch welche Tücke des Schicksals er hieher gebracht worden sei, eine Geschichte, welche die vier nicht wenig ergötzte; namentlich schienen sie, jedoch zum großen Mißvergnügen Philipps, am Doktor Burbus viel Geschmack zu finden, und einer der Bursche meinte, das sei ein Kapitalkerl. Der Schneider aber ließ nach einer Weile wehmüthig sein Haupt sinken und sagte in traurigem Tone: „Ach Jott, mit solchen Verwechslungen — das kann sehr unangenehme Ausläufe nach sich ziehen, ja, ich versichere euch, sehr unangenehme Ausläufe." — „Hast du hierin ebenfalls unangenehme Erfahrungen gemacht, Schneider?" fragte einer lachend, worauf der Schneider sein Haupt noch tiefer auf die Brust senkte und zur Antwort gab: „O Jott, Bruder Danziger, dieses war der schrecklichste Augenblick meines

Dritter Auftritt.

Jonas (aufſtehend).

Mir geht's eigentlich wie der Frau von Ruck. Mir iſt auch der Verbreiter das liebſte Blatt von allen. Ja, man bekommt immer das Beſte, was in der Welt paſſirt, ſo für ſich angerichtet; man braucht nur zuzugreifen. Vorne irgend eine ſchöne Erzählung, wo man ſo recht geſpannt auf die andere Nummer wartet. Immer denkt man, jetzt wird was Schönes kommen und bleibt in fortwährender angenehmer Erwartung, ohne daß gerade viel Intereſſantes paſſirt; — und dann die Tagesneuigkeiten, man weiß dann gleich, was in der Politik hie und da geſchehen iſt, wo z. B. ein Gewitter außerordentlich ſtark war, wo es gebrannt hat, und daß wir nun bald eine Eiſenbahn bekommen, wenn das Terrain ſeine Schwierigkeiten überwindet. Auch freut es mich, wenn ich leſe, daß unſere hier verfertigten Handſchuhe beſſer ſind, als die Pariſer, und daß das Eau de Cologne, was man hier macht, vor dem Kölner einen weſentlichen Vorzug hat. Wahrhaftig, es kann mich ganz rühren, und bringt mir ſo meine ganze Jugend wieder in Erinnerung, meine Jugend, der ich vor einigen dreißig Jahren Adieu ſagte, wenn ich unter den Tagesneuigkeiten hie und da eine Anekdote leſe, die mir meine Großmutter ſchon erzählte. Es muß doch keine Kleinigkeit ſein, ſo ein Blatt zu ſchreiben, wo man ſo Alles auf's Gründlichſte und Genaueſte wiſſen muß. Ja, es iſt kein Spaß. Und nun gar ſo eine Recenſion über das, was geſtern im Theater gegeben wurde, worin es dann immer heißt: der hat gut geſpielt, oder: der war brav, oder: unſere erſte Sängerin hat ſich ſelbſt übertroffen. Was ſo ein Mann Alles beſſer weiß? Wenn er z. B. ſagt: warum ſpielte dieſe oder jene Rolle unſer allbeliebter Herr Krautſtengel nicht, ſtatt des auch gern geſehenen Herrn

Hanfſtengel? Ja, ja, 's iſt kein Spaß! So ein Mann nimmt Alles nur in Allem, weil er niemals ſeines Gleichen geſehen, ſagt Kotzebue irgendwo. (Setzt ſich in den Lehnſtuhl und beſchäftigt ſich mit den Zeitungen.)

Vierter Auftritt.

Jonas. Roſa (Mit einem Paket Bücher).

Roſa.

Hier, Vater, ſind aus der Buchhandlung Bücher für die Frau von Hartmann, und ich habe ſo durch das offene Papier ein wenig hinein geſehen. Es iſt die Fortſetzung der Pariſer Myſterien. Ach, das ſoll ein ſo ſchönes würdiges Buch ſein. Alle meine Bekanntinnen leſen es, und ſie behaupten: ein ſchöneres und lehrreicheres Buch ſei ihnen noch nicht vorgekommen.

Jonas.

Leg nur dahin, leg nur dahin, und verbrenn dir die Finger nicht. Hab' auch neulich ſo einen Blick hineingeworfen und da Sachen gefunden, die ſich für ein junges Mädchen durchaus nicht paſſen. Schlimm genug, daß es, wie du ſagſt, bei allen deinen Bekanntinnen herum fährt. Ja, wenn ich über deine Fräuleins und Mamſells Bekanntinnen etwas zu befehlen hätte, wovor mich aber Gott in Gnaden bewahren ſoll, ſo wollte ich ſie bemyſterien, daß ihnen ſchwarz würde. Saubere Geſchichten, das! Sage mir, mit wem Du umgehſt, ſo will ich Dir ſagen, wer Du biſt.

Roſa

(legt die Bücher haſtig hin).

Sagt Schiller irgendwo, nicht wahr?

Fünfter Auftritt.

Vorige. Jettchen (auf der Treppe).

Jettchen.

Jungfer Roſe, bitt' Sie einen Augenblick.

Roſa.

Seh' einer die hochmüthige Perſon wieder. Als ob's nicht gerade ſo weit von der Treppe zu mir, als von mir zu der Treppe wäre!

Jettchen.

Hör' Sie doch, Jungfer Roſe!

Roſa (ſingt).

Tralalala!

Jonas.

Hörſt du dich denn nicht rufen? Haſt wieder einmal kein Gehör, oder fehlt dir die Laune zum Antworten?

Roſa.

Wer was von mir will, kann hieher kommen. Ich mach's auch ſo, wenn ich von den Leuten etwas will, und ſchrei ſie nicht auf hundert Meilen Wegs an.

Jonas.

Oi, das ſoll ja doch — ſieh, ſieh! Sind mir das ſaubere Grundſätze für eine Portierstochter. Willſt du mir im Augenblick die Treppen hinan! — ſchnell gehen — oder laufen, nein, fliegen — marſch!

(Roſa geht während der letzten Worte langſam zur Treppe.)

Jettchen.

Jungfer Röschen waren wahrſcheinlich ſehr beſchäftigt oder Höchſtdieſelben hatten nicht die Gnade, mich anzuhören, ſangen aber allerliebſt, wirklich charmant.

Roſa.

Ich weiß nicht, ob Fräulein Jettchen herabkamen, mein Singen anzuhören, oder ob Ihre Herrſchaft Ihnen Befehl ertheilte, uns hier unten um etwas zu bitten.

Jettchen (lacht).

O meine Herrſchaft befiehlt mir niemals; ſie bat mich nur, dem Herrn Portier oder deſſen Fräulein Tochter zu befehlen, im Fall neue Bücher aus der Handlung angekommen wären, ſie hinauf zu ſchicken. Ich glaube, eine Fortſetzung der Pariſer Myſterien.

Jonas

(der nach dem Weggang ſeiner Tochter das Bücherpaket haſtig geöffnet, ſtreckt bei der Frage der Kammerjungfer ſeinen Kopf zur Loge heraus und ſagt):

Thut mir ſehr leid, meine Verehrteſte, aber die Bücher ſind noch nicht angekommen.

Jettchen.

Ah, guten Abend, Herr Jonas, wie befinden Sie ſich?

Jonas.

Danke gütiger Nachfrage, ſehr charmant, excellent. Wie geſagt, thut mir leid, müſſen noch einen Tag Geduld haben; (für ſich) bis ich ſie geleſen habe. (Laut.) Mein Freund, der Buchhändlerausläufer, verſicherte mir, daß die armen Drucker Tag und Nacht arbeiten, ja wohl, Tag und Nacht, und können doch nicht fertig werden. Die Bändchen gehen ab wie warmes Brod, noch naß, eingepackt, fort ſind ſie, ja wohl!

Jettchen.

Ja, das iſt wahr; es iſt aber auch ein merkwürdig ſchönes und intereſſantes Buch. Dann iſt vielleicht Jungfer Roſe ſo gefällig, und ſieht nach, ob der Herr Doctor oben zu Hauſe iſt. Der könnte wahrſcheinlich das franzöſiſche Original haben.

Roſa.

Der Herr Doctor? wen meinen Euer Gnaden?

Jettchen.

Nun, wen anders, als den Herrn Literaten oben im fünften Stock.

Roſa.

So, das iſt alſo der Herr Doctor? Ach, das hab' ich nicht gewußt.

Jettchen.

Ja, meine Liebe, Sie wiſſen noch Manches nicht. Wenn man den Herrn Literaten wohl will, ſo nennt man ſie Herr Doctor, das lieben ſie alle. Adieu. Vergeſſen Sie ja nicht nachzufragen. (Sagt die Treppe hinauf.)

Roſa.

Nein, das iſt zu arg. Vater, habt Ihr das gehört? Ich ſoll ſehn, ob der Herr Literat zu Hauſe iſt? Ich, für die Kammerjungfer hinaufſteigen? dieſe Perſon!

Jonas.

Möchte ſehr wünſchen, daß das ewige Gezank zwiſchen dir und der Kammerjungfer da oben aufhört. Du machſt mir den Kopf noch ſo warm, daß ich einmal mit etlichen Donner — doch ohne Leidenſchaft, ſagt Schiller irgendwo.

Roſa.

Ja, Schiller, oder Göthe, oder Kotzebue, oder wer Ihr wollt, ſagt auch irgendwo: man ſoll ſich nicht auf der Naſe tanzen laſſen.

Jonas

(erhebt sich im Zorn halb von seinem Stuhl).

Ruhig sag' ich, irgendwo —

Rosa (lacht).

Nein, es ist wirklich zu arg. Zum Herrn Doctor soll ich hinaufgehen, ob der das französische Original hat? Was will denn die mit französisch machen? Laß' sie nur selber hinaufsteigen. Das fehlte mir! (Lachend ab.)

Sechster Auftritt.

Jonas

(nimmt eines von den Büchern in die Hand und öffnet es).

Wo bin ich denn damals stehen geblieben? Aha, richtig, bei dem alten spitzbübischen Notar. Ein Capitalkerl, aber ein Hauptspitzbube. Führt der die vornehmen Damen an der Nase herum und macht sich Geld, rasend viel Geld; aber es geht ihm auch darnach. Ehrlich währt am längsten, sagt ein altes Sprichwort irgendwo. Doch ich muß gestehen, daß mir der Charakter dieses alten Hallunken, versteht sich in seiner Art, noch lieber ist, als der meines Collegen, des Monsieur Pivelet. Das ist ein alter widerwärtiger Narr, so gespreizt und gar nichts Natürliches, und heißt Alfred, der Kerl! Nun, wir wollen sehen, wie es weiter geht. Die da oben können warten, bis ich fertig bin. Ich thue ihnen ja keinen Schaden, lese nichts aus den Büchern heraus, und dann bin ich es mir auch selbst schuldig, mich bei meinem geisttödtenden Geschäft, wenigstens so viel als möglich ist, in der Literatur

auf dem Laufenden zu erhalten. Ja, ich bin mir das ſchuldig. In meiner Jugend hat man an meiner Erziehung nichts vernachläßigt, und daß ich hier unten an der Treppe ſitze, ſtatt oben im erſten Stock, und den Leuten die Thür aufmachen muß, anſtatt daß ſie ſie mir aufmachen, das iſt nur Tück des Schickſals und muß eine große Seele nicht darniederdrücken, ſagt Göthe irgendwo. (Er lieſt.)

Siebenter Auftritt.

Jonas. Jakob.

(Jakob kommt mit einer ſehr großen Laterne, in welcher zwei Lichter brennen, die Treppen herab. Wie er faſt unten iſt, hört man oben die Stimme der Kammerjungfer, welche Jakob! ruft.)

Jakob (langſam).

Was haben Sie zu befehlen, Jungfer Jette? (Wendet ſich und ſteigt wieder hinauf, doch ſo, daß er den Zuſchauern ſichtbar bleibt.) Kann nichts für Sie thun, Jungfer Jette — bin von der Madame gekommandirt, bei dem Portier auf die Madame zu warten. (Steigt wieder hinab und brummt vor ſich hin.) Thut mir leid, oder vielleicht auch nicht leid. Die höchſte Ordre wird jedesmal am meiſten reſpectirt. Das habe ich gehalten anno 13 und 14, als wir über den Rhein gingen, und halt' es auch jetzt noch ſo. (Ist bei den letzten Worten die Treppe wieder herabgekommen und tritt in die Loge des Portiers.) Guten Abend, Meiſter Jonas.

Jonas.

Guten Abend, Jakob! (Für ſich.) Muß doch immer geſtört werden in den intereſſanteſten Augenblicken meines Lebens. (Laut.) Womit kann ich dienen?

Jakob.

Ohne Redensarten, Meiſter Jonas; wenn vom Dienen die Rede iſt, da bin ich bei der Hand. Will mich nur mit Eurer Erlaubniß ein bischen daher ſetzen und warten, bis die Madame herabkommt.

Jonas.

Freut mich ſehr, freut mich ſehr, ſetzt Euch nur dahin. Wollt Ihr aber nicht ſo lange Eure beiden Lichter ausblaſen, es iſt Schade um die ſchönen Wachskerzen.

Jakob.

Laßt ſie nur brennen, Meiſter Jonas, thut der Herrſchaft gar nichts. Wenn man immer ſo wie ich bei der Hand ſein muß, möchte ſagen, immer den Vorpoſtendienſt hat, da darf auch die Munition nicht geſpart werden. Immer zum Einhauen parat, dermalen nur mit der Laterne.

Jettchen (von oben).

Jakob, Jakob!

Jonas.

Man ruft Euch, Jakob, hört Ihr?

Jakob.

Laßt ſie nur immerzu rufen, Meiſter Jonas. Wenn ich auf all das Geruf Appell geben thät, hätt' ich ſchon lang meine Lunge aufgebraucht. Will aber halt noch ein bischen leben.

Jonas.

Nu, nu, Freund Jakob, ich muß Euch aufrichtig geſtehen und bemerken, daß ich Niemand kenne, der immer ſo mürriſchen Humors iſt, wie Ihr. Luſtig und wohlgemuth wandelt das junge Blut — auch das alte — ſagt ein altes Lied irgendwo.

Jakob.

Meinetwegen der Teufel irgendwo, und der thät oben auch ſeinen guten Muth verlieren.

Jonas.

Aber ich bitt' Euch, Ihr habt es doch ſo ſchlimm nicht. Der Herr hat ein einziges Reitpferd und daneben habt Ihr nichts zu thun, wie die paar Ausgänge zu beſorgen.

Jakob.

Meiſter Jonas, Ihr ſprecht, wie Ihr es verſteht. Du guter Herr Gott, lieber ſämmtliche Pferde einer Schwadron beſorgen, als mit ſo alten Beinen, wie ich ſie habe, für drei Weiber, wie da oben, in der Stadt herum ſpringen. Da iſt unſere gnädige Frau, nun ja, die paſſirt noch, Gott mög' ſie erhalten, aber ohne die Kammermamſell, die Gott nicht erhalten ſoll; denn was letztere Weibsperſon den Tag über ausdenkt, das iſt gar nicht zu ſagen. Ferner haben wir noch da oben unſere Köchin, der es auch nicht möglich iſt, drei Sachen auf einmal holen zu laſſen. Und da muß der alte Jakob dann drei Mal die Treppe auf und ab ſpringen. Ja, Meiſter Jonas, es iſt hier kaum zum Aushalten. Jetzt vollends ſeit einiger Zeit iſt eine wahre Wuth, eine Leſewuth, in ſie gefahren, und da haben ſie ein Buch, das nennen ſie Pariſer Myſterien. Sagt mir doch einmal, was ſoll das heißen, Pariſer Myſterien? Hab' mir die Sache faſt ſo erklärt. Wir hatten da anno 6 bei der Schwadron einen jungen Lieutenant, und da der, wie die meiſten dieſer Herren, den ganzen Tag faſt nichts zu thun hatte, ſo machte er beſtändig Witze, gute und ſchlechte durcheinander; aber es waren mehr von den letzten darunter. Und von dem erinnere ich mich das Wort auch einmal gehört zu haben; denn er nannte beim Stall die Grube, wo wir des Morgens Stroh hineinwarfen, nur die Stallmyſterie.

Jonas.

Ah, Freund Jakob, ich kenne das Buch auch; doch will es ſo etwas nicht beſagen, weit entfernt. Myſterien, ſeht Ihr, iſt ein fremdes Wort und kommt von Myſterium her, was ſo viel ſagen will wie Geheimniß.

Jakob.

Ah ſo, Miniſterium heißt Geheimniß.

Jonas.

Nicht Miniſterium, Myſterium, und danach heißen Myſterien Geheimniſſe.

Jakob.

Na, ja, Meiſter Jonas, mag es heißen, wie es will, es iſt und bleibt einmal ein verfluchtes Buch, und verdreht alle Köpfe da oben, daß ſie an nichts Ordentliches mehr denken können, und bringt nur Confuſionen in's Haus. Zuerſt lieſt's die gnädige Frau; nun Reſpect, das geht mich nichts an, ſie iſt die Herrſchaft; dann aber nimmt es die naſeweiſe Kammerjungfer vor, und lernt daraus nichts Gutes; denn hat ſie mich ſchon früher auf alle mögliche Weiſe turbirt, ſo iſt es jetzt nicht zum Aushalten. Und was glaubt Ihr, Meiſter Jonas, zuletzt kommt die Köchin und muß das Buch auch partout geleſen haben.

Jonas.

Ah, die Köchin, das iſt ſtark. Ich muß geſtehen, ich kenne das Buch auch ein bischen, aber für Leute ohne ſorgfältige Erziehung iſt es Gift, pures Gift.

Jakob.

Mein Seel, Ihr habt Recht, denn die Kammerjungfer und die Köchin werden auch mit jedem Tag giftiger. Ich leſe nie etwas,

Lebens!" — „Das soll er uns erzählen," riefen die Andern, und der Bruder Danziger setzte hinzu: „Ja, Bruder Schneider, erzähle, es wird dein armes Herz erleichtern."

Der Kleiderkünstler richtete sich auf bei dieser Anrede, geschmeichelt durch das allgemeine Verlangen, seine Geschichte zu hören, und zog seine Beine fester an sich, wie er es jedesmal machte, wenn er ein Hauptstück Arbeit begann, fädelte sein Gedächtniß in die spitze Zunge und begann, nachdem er vorher drei tiefe Seufzer gethan: „Wenn es auch in meiner zarten Jugend gerade nicht mein Wille war, das Schneiderhandwerk zu erlernen, so mußte ich doch hierin meinem Papa seliger folgen, der seines Zeichens ein Küster war und beständig behauptete, bei meinem schwächlichen Körperbau sei das Schneiderhandwerk das einzige, wozu mich Gott mit den natürlichen Anlagen versehen. Das muß wahr sein, ich war beständig sehr friedfertiger und stiller Natur. Wenn sich die andern Knaben herumbalgten, saß ich entfernt und schaute zu. Wißt ihr, es war damals schon so etwas Sinniges, Sentimentales in mir." — „Verstehe, verstehe," sagte der Bruder Danziger, der Schlosser, und brachte sein breites, rothes Haupt in eine bequeme Lage, indem er ein paar kräftige Fäuste darunter stützte.

„Von allen Spielen, fuhr der Schneider fort, „wobei es galt, Gefahren zu bestehen, oder körperliche Kraft

wie ein Kriegsreglement vom Jahr 6. Da kann ich mir ſo allerhand Gedanken dabei machen. Nun aber hört weiter, Meiſter Jonas. Da ſteht die Köchin an ihrem Herd, hat den Rührlöffel in der Hand und liest, daß ihr die hellen Thränen die Backen hinablaufen. Dabei verbrennt dann die Suppe oder wir bekommen unſer Eſſen eine Stunde ſpäter als gewöhnlich. Und das iſt noch nicht Alles. Obendrein muß ich in der Küche von den beiden Weibsperſonen den ganzen Tag nichts anders hören, als wie aus dem verfluchten Buch. Haben Sie zufällig keinen Streit, ſo nennt die eine die andere Mamſell Lachtaube oder gar Marienblüth. Was das nur heißen ſoll? Haben Sie aber Streit, ſo iſt die Köchin Jungfer Nachteule und die Kammerjungfer heißt alsdann Hinkebeinchen — Nun bitt' ich Euch, Meiſter Jonas.

Jonas.

Ja, ja, es iſt zum Todtlachen!

Jakob.

Nein, es iſt nicht zum Todtlachen, es iſt zum Todtärgern. Hatte geſtern wieder einen Streit mit der Jungfer Nachteule — denn ich muß geſtehen, der Name gefällt mir für die Köchin außerordentlich — es war auch wieder wegen einem verbrannten Kartoffelgemüß. Da nennt mich die Perſon, weil ich ein bischen in Zorn gerathe und mit dem Eßlöffel einige heftige Actionen mache, nennt mich: Muſje Schlächter! und ſetzt hinzu: Gott, es wird mich noch umbringen, wie den Sergeanten! Meiſter Jonas, was denkt Ihr davon? Ich, der ſieben Schlachten bei dem Bundesheer mitmachte, ſoll einen Sergeanten umgebracht haben? daß ich mich nun vergaß und gegen die Köchin aufſprang, könnt Ihr Euch denken, Meiſter Jonas. Was? ſchrie ich, Sie Nachteule, ich hätt' einen Sergeanten umgebracht? Ich, wart, ich werde Sie verklagen — Sie Pariſer Myſterie!

Jonas.

Ah, Freund Jakob, Freund Jakob, das war ein böſes Wort.

Jakob.

Ja, ich dank' es auch nur meinem Herrn, daß ich meine beiden Augen noch habe. Der Herr überhaupt iſt noch der beſte von allen, wenn er nicht mit der gnädigen Frau über einen gewiſſen Punkt uneins wird.

Jonas.

Ueber einen gewiſſen Punkt, Freund Jakob, und das wäre?

Jakob.

Ja, ſeht, Meiſter Jonas, der Herr iſt ſehr gut und ſehr reich, und die gnädige Frau kann Alles von ihm haben, nur hat er ſeine Mucken, wenn ſie zu viel am Fenſter ſteht, oder zu lange ausbleibt, und er weiß nicht, wohin ſie iſt. Wißt Ihr, er iſt, was man ſo nennt, eiferſüchtig. Und da gibt's oft ſchlimme, ſchlimme Scenen, wobei aber die Madame beſtändig recht behält, denn am Ende ſagt er: ja, ich habe wieder unrecht, ſie weint ein Weniges, und dann iſt der Frieden wieder hergeſtellt.

Jonas.

Ja, ja, das iſt der Lauf der Welt, ſagt ein altes Sprichwort irgendwo.

Jettchen (von oben).

Jakob, Jakob!

Jakob

(nimmt eine Priſe und macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand nach oben).

Nur Geduld, nur Geduld, ich höre gar nichts.

Jettchen (lauter).

Jakob, Jakob! die gnädige Frau wollen ausgehen.

Jakob

(ſpringt haſtig auf und nimmt ſeine Laterne).

Die höchſte Ordre wird allezeit gereſpectirt. Adieu, Meiſter Jonas, Rechts um, marſch! Gut' Nacht! (Er geht hinaus, leuchtet halb die Treppen hinan, ohne ganz hinaufzuſteigen.)

Achter Auftritt.

Vorige. Frau v. Hartmann (elegant gekleidet, kommt von oben und geht, von Jakob begleitet, durch die Hausthür ab).

Jonas.

Jetzt kann ich doch wieder meine Lectüre fortſetzen und hoffentlich einige Stunden mit Muße weiter leſen, ſo recht in beſchaulicher Ruhe. Es geht doch nichts über die Einſamkeit, ſagt ein gewiſſer Schriftſteller irgendwo. Doch damit mir nicht Jungfer Naſeweis von oben immer in meine Loge ſchaut, und vielleicht ſieht, was ich eigentlich leſe, will ich die Vorhänge vor meinem Fenſter etwas zuſammenziehen und mich dann ungeſtört in mein inneres Selbſt zurückziehen. So! (hat die Vorhänge zugezogen, ſetzt ſich an's Kamin und lieſt, wobei er ſeine Aufmerkſamkeit an dem Buche von Zeit zu Zeit durch Ausrufe und Pantomimen kund gibt; doch ſchläft er am Ende ein.)

Neunter Auftritt.

Jettchen erscheint auf der Treppe und späht hinab. Zu gleicher Zeit erscheint der Literat Schmidt oben.

Jettchen (im Herabsteigen).

So, endlich ist es ein bischen still da unten. Auch hat Meister Jonas glücklicher Weise seine Vorhänge zugezogen, und seine naseweise Fräulein Tochter lauert nicht immer durch die Scheiben wie gewöhnlich. — Ah, lieber Herr Doctor, man hat hier in dem Hause keinen Augenblick Ruhe. Den ganzen Tag bin ich so beschäftigt, und nur da zufälliger Weise die Madame ausgegangen, habe ich das Vergnügen, einen Augenblick mit Ihnen plaudern zu können.

Schmidt.

Ja, Fräulein Jettchen, Schönste Ihres Geschlechts, ich habe den ganzen Tag darauf gelauert, Sie zu sehen; jede Thür, die sich öffnete und schloß, machte mein Herz schneller schlagen.

Jettchen.

Ach, und ich versichere Sie, ich spreche so gern mit Ihnen, ohne Complimente. Aber man klärt in Ihrem Umgange so seine Begriffe auf; es geht nichts über ein unterhaltendes, geistreiches Gespräch.

Schmidt.

Ja, ich finde das auch, mein süßes Kind.

Jettchen.

Ach, gehen Sie doch, süßes Kind. Aus welchem Ihrer neuesten Romane haben Sie das nun wieder entlehnt, und wollen mir weis machen, es gelte mir?

Schmidt.

Ach, das iſt unſer Fluch, ſehen Sie, man glaubt uns gar nichts mehr. Und namentlich Sie, kleine Grauſame.

Jettchen.

Man thut ganz recht daran, namentlich Euch Herren Literaten gegenüber. Man ſagt, Ihr hättet alle Nebenabſichten.

Schmidt.

Ah, mein liebes Kind, Nebenabſichten, wie ſo?

Jettchen.

Ja, man ſagt, Ihr ſpielt nur einen kleinen Liebeshandel mit uns und copirt uns dann in Euren Werken. Und all' die Perſonen, die aus dem Leben gegriffen ſind, ſind wirkliche Leute, die da gelebt haben, und deren Bekanntſchaft Ihr nur macht, um ſie abzuzeichnen. Ja wohl, mein Herr Doctor.

Schmidt.

O Jettchen, ich kann Ihnen auf meine Ehre verſichern, ich thue dergleichen niemals. Ich mag überhaupt den Genre der Dichtungen nicht, der, ohne Vergleichung, ſo in's Gewöhnliche hinüber ſpielt. Was könnt' es meinem Ruhme nützen, wenn ich, wie es ſo viele untergeordnete Talente thun müſſen, Scenen aus dem alltäglichen Leben ſchrieb. Wenn ich Scenen aus dem Kaufmannsſtande ſchrieb, oder Bilder aus dem Soldatenleben oder ſieben zahme Erzählungen und dergleichen mehr. Nein, mein Kind, mein Geiſt fliegt höher, ich kann nur im Genre des Erhabenen ſchreiben, nur groſſartige Gedichte oder Tragödien, aber nicht unter fünf Acten. Muß ich mir auch manche Annehmlichkeit des Lebens dadurch verſagen, ſo ſind' ich doch auch wieder Herzen, die mich verſtehen, die mich lieben. (Er drückt das Mädchen an ſich und küßt ſie.)

Jettchen

(entſchlüpft ihm und ſpringt an die Hausthür).

Gott, was machen Sie? Daneben wohnt ja Meiſter Jonas, der Portier, und ſeine Tochter iſt immer auf der Lauer. Wiſſen Sie was, lieber Herr Doctor, ich hab' für Madame noch ein paar dringende Ausgänge zu machen. Sie werden mich begleiten, nicht wahr? Warten Sie hier ein wenig, ich werde hinauf gehen und meinen Hut nehmen. (Für ſich.) Ich muß mich ein wenig elegant machen, die Madame iſt ja nicht zu Hauſe. (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Jonas (in der Loge). **Schmidt** (außen).

Schmidt.

Ausgehen? Ausgehen? und immer ausgehen? Ich begreife nicht, was die Mädchen für eine Wuth haben an dem Spazierengehen. Ueberhaupt dieſe da. Ich weiß nicht, es kommt mir ſo mit der ganzen Liebſchaft vor, als hätte ich wieder einmal einen dummen Streich gemacht. Was hilft's mir, daß ihre Herrſchaft eine reiche vornehme Dame iſt; ſie kann mich doch zu nichts pouſſiren, und am Ende will ſie noch gar geheirathet ſein. O weh, o weh! (Deutet auf die Portierloge.) Ich hab' eigentlich mein Glück verſcherzt, dort hab' ich es verſcherzt; denn ſeit mein Herz aufhörte, für das niedliche Röschen zu ſchlagen, und ich mich in den erſten Stock herabließ oder verſtieg, wie man will, hab' ich auf Ehre keine ruhige Stunde hier im Hauſe. O meine Gläubiger, meine Manichäer, warum müßt ihr mich ſo plagen? warum macht Ihr

Euch nicht mit meinen Manuſcripten bezahlt? Ich habe ja nichts, als was ich auf dem Leibe trage, und um Euch, Ihr Hartherzigen, zu befriedigen, werde ich nächſtens mit meinen lieben Tragödien eine Auction halten müſſen. Ich komme mir vor, wie Gretchen im Fauſt. Auch hinter mir ſteht der böſe Geiſt und flüſtert: Wie anders war es dir, Schmidt, als du noch die einfache beſcheidene Portierstochter liebteſt. Ja, da war es anders, da drang kein Gläubiger zu mir in den fünften Stock; Röschen wußte wohl, für wen ich zu Hauſe war und für wen ich nicht zu Hauſe war. O ſie wußte ganz genau, welche Briefe ſie mit einem gewiſſen Iſt abgereist zurückgeben durfte, und ich konnte dann ſpäter mit Wahrheit ſchwören, daß ich weder Rechnung noch Mahnung geſehen. Beim Himmel, die Sache iſt zu überlegen. Und was mache ich mir eigentlich aus der Kammerjungfer? gar nichts! Wenn ſich dieſer grüne Vorhang wieder für mich erhübe, wenn ſie — Teufel, ſie iſt's!

Eilfter Auftritt.

Roſa (die ſchon früher aus dem Innern des Hauſes in die Loge trat, erſcheint an der Thür, die nach dem Flur führt). **Schmidt.**

Roſa.

Ei, ſieh da, guten Abend, Herrrrr Doctor. Freue mich ſehr —

Schmidt.

Und ich erſt, Jungfer Röschen. Ich freue mich wirklich, Sie einmal wieder zu ſehen. (Für ſich.) Teufel, was fang' ich an? Sieht ſie die Kammerjungfer von oben herabkommen und mich mit ihr ausgehen,

ſo bin ich verloren, denn ſie öffnet dann erſt recht meinen Gläubigern Thür und Thor.

Roſa.

Sie freuen ſich wirklich? Hahaha! Aber wollen Sie nicht herein kommen, Herr Doctor, und meinem Vater einmal wieder die Ehre Ihres Beſuchs gönnen? Oder hält Sie etwas Anderes hier unten an der Treppe auf? Warten Sie vielleicht auf Jungfer Jettchen? Nun, ich will nicht ſtören. Aber einen Augenblick, Herr Doctor!

Schmidt.

Ich weiß nicht, was Sie immer denken, Mamſell Röschen — ich — und — die Kammerjungfer — (Für ſich.) Gott, wenn ſie jetzt in dieſem Augenblick herunter käme! (Laut.) Doch Sie wollten etwas ſagen, mein himmliſches Fräulein Röschen? —

Roſa.

Bitte recht ſehr, weder Mamſell noch Fräulein, bin nach wie vor die Jungfer Roſe. Aber es war ſchon einige Mal eine gerichtliche Vorladung an Sie da, Herr Doctor. Nun, ich will keines Menſchen Unglück und habe mehrmals verſichert, Sie ſeien verreist. Doch werden Sie morgen früh wieder zu Hauſe ſein, nicht wahr, Herr Doctor?

Schmidt.

Um Gottes willen, Mädchen, Sie ſprechen da fürchterliche Dinge. (Für ſich.) Was fang' ich an?

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Jettchen (im Shawl und Seidenhut, ſehr elegant, verſchleiert, erſcheint oben an der Treppe).

Schmidt.

Da kommt ſie ſchon die Treppe herab. Oh! Ha, das iſt ein Gedanke! (In dringendem Tone und näher zur Portierloge tretend.) Ich bitte Sie um Gottes willen, Jungfer Röschen, entfernen Sie ſich für wenig Augenblicke von dieſem Fenſter. Ich weiß, ich hab' Unrecht an Ihnen gehandelt, doch wegen einer Kammerjungfer, nimmermehr! Was denken Sie? Mein Verhältniß — zu einer Dame von hohem Stande — um mich empor zu bringen — ich bitte Sie, ziehen Sie ſich zurück. Ach, wie könnte ich Sie einer Kammerjungfer opfern? Sie kennen ja meine Umſtände.

Roſa

(tritt erſtaunt einen Schritt zurück und läßt den Vorhang fallen).

Schmidt

(zur Kammerjungfer ſo laut, daß man es drinnen hören kann).

Gnädige Frau, ich bin ganz zu Ihren Dienſten.

Jettchen.

Gnädige Frau? was ſoll das heißen?

Schmidt (leiſe.)

Man belauſcht uns!

Jettchen (ebenſo).

Ah ſo — die Perſon dort in der Loge — Sie wollen mich nicht compromittiren? Wie edel!

Schmidt.

Machen wir, daß wir fortkommen! (Gehen nach der Hausthür.)

Roſa.

Nein, was zu arg iſt, iſt zu arg. Dieſer Büchermacher, dieſer Menſch vom fünften Stock, vernachläßigt mich, ein junges Mädchen, um einer verheiratheten Frau nachzulaufen; denn ich habe ſie wohl erkannt, dieſe ſaubere Frau von Hartmann. — Vater! Vater!

Jonas (halb erwachend).

Laß mich, Jakob Ferrand, ſpitzbübiſcher Notar, ich bin ein ehrlicher Portier, nicht für eine Million, ſagt Jemand irgendwo. — He, du, Roſe, was ſoll's?

Roſa.

Ja, Vater, eine ſaubere Geſchichte, das. Seht nur einmal hieher.

Jettchen (im Hintergrund).

Aber ſehen Sie, wie es regnet; wir können ſo unmöglich zu Fuß fort.

Schmidt.

Ganz richtig, gnädige Frau, ich werde einen Regenſchirm für Sie borgen. Meiſter Jonas wird ſo gütig ſein. (Er eilt in den Vordergrund.)

Jettchen.

Oder wiſſen Sie was, lieber Herr Doctor, holen Sie raſch einen Fiaker dort von der Ecke. Ach, es ſchaukelt ſich im heimlichen Wagen ſo angenehm.

Schmidt

(faßt verlegen an ſeine Taſchen).

Gott, einen Fiaker! Ich bin heut Abend rein verloren. (Stürzt zur Hausthüre hinaus.)

zu entfalten, hielt ich mich, wie gesagt, fern, und mußte deshalb viel von meinen Kameraden erleiden. Wie oft schlichen sie in die Kirche, wenn mein Herr Papa seliger zur Vesper die Glocken anzog, und faßten alsdann, wenn er fort war, die Seile, um sich durch die noch hin und her schwingenden Glocken hoch gegen die Decke schleudern zu lassen; ein schreckliches Vergnügen, das mir jedesmal Haarsträuben machte. Da ich auf diese Art so gar nicht mit meinen Kameraden harmonirte, wurde es mir nicht schwer, die Heimath zu verlassen, um in der benachbarten Stadt die Schneiderei zu erlernen. Auch war mein schwärmerischer und sinniger Charakter Schuld, daß ich mir die zarteste Branche des Geschäfts erkor. Ich bildete mich zum Damenkleidermacher aus. Ich weiß nicht, für mich lag in dem Worte Damenkleidermacher so etwas Zartes, Gefühlvolles, und wenn ich in meinen Freistunden schöne, lehrreiche Bücher las, worin die Geliebte zu ihrem Geliebten sagt: „O Ritter vom halben Mond, wie liebe ich dich!“ da dachte ich — es war vielleicht Schwachheit — wie viel schöner es klingen würde, wenn sie spräche: „Ach, Damenkleidermacher, wie liebe ich dich!“

„Aha,“ lachte der Schlosser, „bei den Gedanken wird's lange Stiche in den Kleidern und lange Striche auf deinen Rücken gegeben haben.“ — „O du irrst, Danziger. Ich kann es mir zum Ruhme nachsagen, daß ich

Jonas.

(Hat ſich indeſſen langſam erhoben, öffnet die Thür der Loge und ſchaut hinaus; zu ſeiner Tochter, die hinter ihm ſteht.)

Was ſoll es dann, dummes Ding? Es iſt ja Niemand, wie die Frau von Hartmann droben. Mit dem ewigen Gelärm. Mich ſo aus meiner Lectüre zu ſtören, wenn ich armer geplagter Mann die paar Stunden Abends dazu benütze, meinen Geiſt aufzufriſchen. (Tritt in den Flur.) Meinen gehorſamſten Reſpect, gnädige Frau von Hartmann. Kann ich mit etwas dienen? Soll meine Tochter Ihnen hinaufleuchten? (Zu Roſa.) Sie gibt mir keine Antwort. Der Jakob iſt doch ein alter nachläßiger Kerl. Wer weiß, wo er mit ſeiner Laterne wieder hingerathen iſt.

(Hinten erſcheint ein Wagen. Schmidt ſpringt in die Hausthür.)

Roſa.

Hahaha, über den nachläßigen Jakob. Ich ſage zehntauſendmal, das iſt zu arg! Aber wartet nur.

(Die Kammerjungfer ſteigt in den Wagen.)

Schmidt

(zum Kutſcher, während er einſteigt).

Durch die Mohrenſtraße in's franzöſiſche Café.

(Man hört Peitſchenknall und den Wagen fortfahrend.)

Dreizehnter Auftritt.

Jonas. Roſa.

Roſa.

Habt Ihr's gehört, Vater? Habt Ihr's auch geſehen? Die Frau

von Hartmann ſteigt mir nichts dir nichts in den Wagen und fährt in's franzöſiſche Café? und mit wem?

Jonas.

Nun, Dummheiten! mit wem?

Roſa.

Mit dem Herrn Literaten, Doctor Schmidt.

Jonas.

Höre du, wahr' deine Zunge. Nur keine Verläumdungen, vor Allem keine Verläumdungen! Weißt du, was du da geſagt haſt, ungerathenes Ding!

Roſa.

Ja, ich weiß es und ich will es verantworten.

Jonas.

O über die böſe verläumderiſche Welt! Und das muß ich an meinem eigenen Kind erleben. Doch Jugend hat nicht Tugend, heißt es irgendwo. Aber du biſt noch jung und kannſt dich beſſern. Steck' deine Naſe in's Gebetbuch und laſſ' ſie machen, was ſie wollen. Und ich ſetz' den Fall, es handelte ſich um Dinge, die nicht ganz in der Ordnung wären, was geht's dich an? Ich bin ein alter Portier, im Dienſt ergraut, und weßhalb bin ich im Dienſt ergraut, weil ich mich um keinen Menſchen bekümmert habe. Amen! (Es ſchlägt neun Uhr.) Neun Uhr, hab' ordentlich auf die Thür Acht. Ich will auf Feuer und Licht ſehen und im Hauſe Umfrage halten, ob ich bis zehn Uhr die Thür ſchließen darf. (Nimmt ein Licht und ſteigt die Treppen hinauf.)

Roſa

(ſetzt ſich an den Tiſch, wo Schreibzeug ſteht).

Aber ich ſage nicht Amen. Wartet nur, das muß mir an den Tag. (Sie ſchreibt.) So, die heilige unſchuldige Frau von Hartmann!

ja, der Herr Gemahl hat ſo Unrecht nicht, wenn er eiferſüchtig iſt, und doch muß er immer Unrecht haben. Da weint die gnädige Frau ein bischen, und da iſt es gut. Und der ſaubere Herr Schmidt, na, ich hoffe, der Herr von Hartmann iſt ein braver Cavalier, und da wird's ihm ſchon ſchlecht gehen. Ich will ihm lehren, einem ehrbaren Mädchen etwas vorzuſchwatzen. (Siegelt und überſchreibt den Brief.)

Vierzehnter Auftritt.

Roſa. Herr **v. Hartmann** (kommt durch die Hausthür).

Roſa.

Da iſt er ſchon. Ich muß doch geſtehen, jetzt klopft mir das Herz ein wenig. Aber nein, ich habe ganz Recht.

Hartmann (unter der Thür der Loge).

Guten Abend, mein Kind, wie geht's? Was macht Meiſter Jonas, der Papa, unſer würdiger Portier?

Roſa.

Danke gütiger Nachfrage, recht wohl.

Hartmann.

Nichts Neues für mich gekommen, Bücher, Briefe?

Roſa (gleichgültig).

Ich glaube nicht, Herr von Hartmann. (Für ſich.) Soll ich? (Laut.) Ja, ich glaube — vor ein paar Minuten iſt ein Brief gekommen — ich weiß aber nicht, wer ihn gebracht hat.

Hartmann.

So gib ihn her, mein Kind. Wird nichts Wichtiges ſein. (Will ihn einſtecken.) Doch welch eigene Handſchrift und ſo eilig geſchrieben und zugeſiegelt. Leuchte mir ein bischen, mein Kind.

Roſa

(nimmt ein Licht und tritt in den Flur).

(Für ſich.) Gott, ich ſoll ihm leuchten. Das wird mir doch ein bischen ſauer.

Hartmann

(erbricht den Brief, lieſt und erſchrickt).

Gott im Himmel, was iſt das? — „Mein Herr, wenn Sie die Mohrenſtraße hinabeilen bis in's franzöſiſche Café, werden Sie einen gelben Wagen bemerken, mit zwei Schimmeln beſpannt. In demſelben ſitzen zwei Perſonen; die eine iſt der Literat Schmidt, die andere — Ihre Frau.“ Meine Frau? — Teufel, was ſoll das heißen? (Lauf.) Wiſſen Sie, ob meine Frau ausgegangen iſt?

Roſa.

Kann nicht genau dienen, Herr von Hartmann. Doch glaube ich faſt, die gnädige Frau —

Hartmann.

Nein, nein, bei Gott, das wär' zu ſtark, das wär zu arg! (Zu Jonas, der die Treppen herabſteigt.) Meiſter Jonas, weiß er nicht, ob Jemand bei mir zu Hauſe iſt.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Jonas.

Jonas.

Glaube kaum, Herr von Hartmann. Es iſt da oben Alles verſchloſſen. Des gnädigen Herrn Köchin befinden ſich im vierten Stock bei der Maler-Wittwe.

Hartmann (dringend).

Und meine Frau?

Jonas.

Die gnädige Frau gingen vor einer Stunde mit dem Jakob aus. Alsdann ſchien es mir, als ſeien die gnädige Frau allein zurückgekehrt, und ungefähr vor einer Viertelſtunde fuhren dieſelben —

Hartmann.

Wer fuhr? wer ſind dieſelben?

Jonas.

Wie geſagt, es war die gnädige Frau, die vor der Thür in einen Wagen ſtiegen und —

Hartmann.

Aber weſſen war der Wagen? wohin fuhr ſie? So ſprecht doch, ſo ſagt doch! Wohin fuhr ſie — wenn Ihr es wißt. Was war es für ein Wagen?

Roſa

(welcher der Portier vergebens Zeichen machte zu ſchweigen).

Wenn ich mich nicht irre, befahl man, die Mohrenſtraße hinab vor das franzöſiſche Café zu fahren.

Hartmann.

Wer befahl das? Meine Frau?

Jonas (ſchnell).

Ja wohl, die gnädige Frau ſelber, und fuhren allein fort.

Hartmann.

Nein, Ihr belügt mich. Ich weiß es ganz genau, ein Freund von mir ſtieg noch in den Wagen. Ich weiß es, nicht wahr? ein junger Mann?

Roſa.

Ja, Herr von Hartmann, es kam mir auch ſo vor.

Hartmann.

Nicht wahr? o ich wußte es! Gerechter Gott! (Stürzt ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Jonas. Roſa.

Jonas (nach einer Pauſe).

Was ſoll ich jetzt mit dir thun? Wie ſoll ich dich beſtrafen, ungerathenes Geſchöpf? Was haſt du mit deiner Plauderhaftigkeit angerichtet? Und nur Plauderhaftigkeit allein? O nein, es ſteckt Schlimmeres dahinter. Ich ahne eine merkwürdige Verrätherei, eine complicirt zuſammengeſetzte Unthat.

Roſa.

Ich weiß gar nicht, was Ihr wollt, Vater. Was denn für Plauderhaftigkeit? oder gar Verrätherei und Unthat? Was ſoll ich denn wieder angefangen haben?

Jonas.

Wegen dem Brief, dem Brief. Wer hat den Brief geſchrieben? O mir ahnet was.

Roſa.

Ei was, mit dem Brief, der iſt eben gebracht worden.

Jonas.

Ohhh! Nein, er wurde nicht gebracht. (Geht, wie nachdenkend, haſtig auf und ab.) Ich ſag' es noch einmal, er wurde nicht gebracht, und es iſt eine ſchlimme That, eine ſchlimme That. (Plötzlich vor Roſa tretend und ſehr laut.) Du haſt ihn geſchrieben, Ungerathene! Du haſt deine Herrſchaft verrathen; denn Frau von Hartmann iſt theilweiſe deine Herrſchaft. Ja, ihr gehört dies Haus, und dies Haus iſt deine Heimath, dein Vaterland. Alſo haſt du dein Vaterland verrathen, und ſolche That muß feierlich geſühnt werden, heißt es irgendwo — auf Erden! (Zieht ſein Bandelier an und ſetzt ſeinen Hut auf.)

Roſa.

Und wenn ich den Brief wirklich geſchrieben hätte, wäre es nicht recht von mir geweſen? ja ganz recht; ich hab' die Frau von Hartmann nicht verrathen, aber ſie hat ihren Mann verrathen.

Jonas (mit Pathos).

Du mein eigen Fleiſch und Blut, haſt die Herrſchaft verrathen, der ich lange treu und redlich gedient. Wie ich mich ſchon herabließ,

dir auseinander zu ſetzen: du haſt dein Vaterland verrathen. (Legt die Hand an den Degen.) Da war in Rom ein alter Römer, hab' ich irgendwo geleſen, deſſen Kind hatte ebenfalls das Vaterland verrathen — und was thut jener alte eisgraue Römer? ſagt ein gewiſſer Leſſing irgendwo. Er nahm ſein Schwert, und —

Roſa.

Aber, Vater, was fällt Euch denn ein? Ich glaube wahrhaftig, Ihr leſt zu viel in den Büchern, wovor Ihr mich ſo ſehr gewarnt habt.

Jonas (wiſcht ſich die Stirne).

Danke Gott, daß wir im neunzehnten Jahrhundert leben und ich kein alter eisgrauer Römer bin. Da, nimm meinen Hut — ich werde dich noch einſtens fürchterlich beſtrafen — und hier mein Bandelier. Höre, ich ſage dir, beſſere dich, meine Tochter, beſſere dich, oder — ich werde dich enterben.

Roſa

(ſieht ſpöttiſch die beiden Sachen an, die ſie in der Hand hat).

Da ich weder dies noch dies brauchen kann, und es doch unſer ganzer Reichthum iſt, ſo wird die Strafe nicht ſo ſchrecklich ſein.

(Lachend ab.)

Jonas.

Geb' Einer ſeinen Kindern eine gute Erziehung — ſagt Jemand irgendwo — ſo werden Sie Einem am Ende über den Kopf wachſen. Die Welt liegt ſehr im Argen, und wenn man nur abſehen könnte, was aus der Geſchichte mit der Frau von Hartmann noch Alles entſteht.

Siebenzehnter Auftritt.

Jonas. Schmidt. Gleich darauf Jettchen, mit einem Kutſcher. Zuletzt Roſa.

Schmidt

(iſt während der letzten Worte eilig durch die Hausthür gekommen, und tritt in die Loge).

Meiſter Jonas, ich bitt' Euch um Gottes willen, thut mir eine kleine Gefälligkeit; ich bin ſehr in Verlegenheit, habe da einen Wagen zu bezahlen — und Sie verſtehen mich ſchon, eine Dame — eine Bekannte von mir — und da müßt' ich erſt die vier Treppen hinaufſteigen — und das dauert viel zu lange —

Jonas.

So, junger Mann, eine Dame! O Gott, was man nicht Alles erleben muß in dieſer Welt. Junger Mann, junger Mann! Sie treiben ein fürchterliches Handwerk, ſagt Schiller irgendwo. Haben Sie denn nicht bedacht, was Sie durch Ihren Leichtſinn auf's Spiel ſetzen. Die Ruhe, das ganze Glück eines braven Familienvaters —

Schmidt.

Aber, mein Gott, Meiſter Jonas, ich verſtehe Sie kein Wort. Was wollen Sie denn mit Ihrem Familienvater? ich hab' ja nichts der Art, weder Hund noch Katze. Aber noch einmal bitte ich Sie dringend — leihen Sie mir für den Augenblick zwei Gulden, ich bringe ſie Ihnen gleich wieder herunter.

Jonas.

Abgeſehen davon, daß es gegen meine Grundſätze iſt, Geld zu verleihen, ſoll ich Ihnen helfen, meinen Herrn zu betrügen.

Schmidt (dringender).

Aber wie denn betrügen? Ich bitte Sie. Gott, da ist sie schon!

(Tritt aus der Loge in den Flur und zieht die Logenthür hinter sich zu.)

Jettchen

(der ein Kutscher folgt, welcher im Hintergrunde bleibt).

Oh, Herr Literat Schmidt, machen Sie sich durchaus keine Mühe. Glauben Sie nicht, daß Sie wegen meiner nöthig hätten, sich an Jemand anders zu wenden, nur finde ich es von Ihnen höchst — ach, ich weiß nicht, wie ich es finden soll — O Herr Schmidt!

Schmidt.

Aber ich bitte Sie, Fräulein Jettchen — es gibt im Menschenleben Augenblicke —

Jettchen.

Wo man kein Geld hat, ja, ich weiß das wohl. Aber ein junges unschuldiges Mädchen möglicher Weise in solche Verlegenheiten bringen — o Gott, es ist schrecklich! Wenn Sie künftig wieder eine Dame in ein Café nöthigen, so vergessen Sie Ihre Börse nicht wieder. O Gott, ich bin blamirt.

Schmidt.

Aber, mein Fräulein, ich weiß mich genau zu erinnern, — was das Nöthigen betrifft —

Jettchen.

So, so, Sie hätten mich nicht genöthigt?

Schmidt.

Daß ich in der That nicht wüßte! Ich dachte an einen schönen Spaziergang mit Ihnen. Sie aber nöthigen mich einen Wagen zu nehmen und nöthigen mich ferner, dem Kutscher zu befehlen, vor das französische Café zu fahren. (Mit einem Blick auf die Logenthür.) Aber ich bitte Sie, lassen Sie Ihren Schleier fallen, man beobachtet uns.

einer der fleißigsten und geschicktesten Arbeiter war. Dafür schenkte mir auch der Meister sein Zutrauen, und es dauerte nicht lange, so wurde mir das Maaß anvertraut und ich durfte hie und da zu den Kunden gehen, um sie zu bedienen. Ach, das waren süße Stunden für mich, Stunden, von denen du, Bruder Schlosser, bei deinem schwarzen, sauren Geschäft und ihr Andern bei eurer Hobelbank keine Ahnung habt. Seht ihr, das Maaß anlegen zu dürfen um die Taille irgend eines hübschen Mädchens, darauf den Querschnitt von der rechten Hüfte über die linke Brust bis auf die Achsel hinauf messen zu dürfen — ach, und die Fragen, die mir erlaubt waren!" — „Hm, hm!" schmunzelte der Schlosser und die beiden Schreiner leckten sich augenscheinlich an den Lippen; selbst über Philipps Gesicht fuhr eine gelinde Röthe.

„Der Schneider und der Doktor," fuhr der Erzähler fort, „der Doktor und der Schneider, vor diesen beiden Geschäften geniren sich die Weiber am allerwenigsten. Ich sage euch, Leute, ich muß meine Erinnerungen gewaltsam unterdrücken; dieses Arrestlokal und jene süßen Andenken — schauderhaft! — So war ich bei meinem Meister in der Stadt von meinem sechszehnten bis zu meinem zwanzigsten Jahre, und was mich bei den Gefahren, die meine Moral rings umgaben, allein erhielt, das war, ach Jott! eine ehrerbietige reine Liebe, die ich

Roſa

(die inzwiſchen in die Loge getreten und ſich mit ihrem Vater durch Zeichen unterhalten hat).

Seht Ihr nun, Vater, wegen der Verläumdung, ſeht Ihr die unſchuldige Frau von Hartmann! Hab' ich nun nicht ganz Recht gehabt.

Jonas.

Leider Gottes! Scala Dei, ſagt der Lateiner irgendwo. Aber Recht oder Unrecht! die gnädige Frau iſt die Hälfte meiner Herrſchaft, und um noch größerem Uebel vorzubeugen — wenn der Gemahl jetzt nach Hauſe käme — muß ich ſie warnen. (Oeffnet die Thüre.)

Schmidt.

Aber ich bitte Sie nochmals, laſſen Sie Ihren Schleier fallen.

Jonas.

Gnädige Frau von Hartmann, dürfte ich Sie zu Ihrem eigenen Vortheil erſuchen, einen Augenblick einzutreten.

Jettchen.

Was Schleier fallen laſſen, da mich Unglückliche alle jungen Leute im franzöſiſchen Café erkannt. Und was will denn der Meiſter Jonas mit ſeiner gnädigen Frau?

Jonas.

Gott, es iſt die Kammerjungfer.

Roſa.

Was hab' ich gemacht.

Jonas (im höchſten Zorn).

Siehſt du, ungerathene Verläumderin, ſiehſt du, boshafte Perſon? Mein Schwert, mein Schwert, ſagt ein gewiſſer Shakespeare irgendwo.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Herr v. Hartmann (erſcheint eilig an der Hausthür).

Roſa.

Da iſt der Herr von Hartmann.

Jettchen

(indem ſie den Schleier fallen läßt und in die Loge eilt).

Der Herr! Und ich im Hut und Shawl der gnädigen Frau?

Hartmann.

Sie entfliehen mir nicht; Sie ſind erkannt. Und auch Sie, mein Herr, folgen Sie. (Mit kaltem Tone zu Jettchen.) So find' ich Sie endlich? So muß ich Sie finden? O Gott, was hab' ich Ihnen gethan, daß Sie meinen Namen ſo preis geben, Undankbare? (Jettchen macht Miene zu ſprechen.) Schweigen Sie! Reden Sie wenigſtens hier nicht vor dieſen Zeugen. Es bedarf ſo nicht vieler Worte mehr, Madame. Wir werden bald fertig mit einander ſein.

Schmidt.

Aber, Herr von Hartmann —

Hartmann.

Und Sie, mein Herr, der mit ſo frecher Stirne neben mir ſteht. Wenn ich auch Mittel in Händen habe, Sie hinter den Mauern des Schuldgefängniſſes für längere Zeit unſchädlich zu machen, ſo will ich mich doch herablaſſen, zuerſt einen Gang mit Ihnen zu thun.

Jonas.

Aber, lieber gnädiger Herr, Sie irren —

Hartmann.

Ha, jetzt iſt es mir zu verzeihen, wenn mein kaltes Blut anfängt zu kochen. Das muß ich an ihm, meinem eigenen Diener, erleben. Warum hat er mir vorhin die ganze Sache verheimlichen wollen? Warum hat er mit dieſer Dame unter einer Decke geſpielt? (Zu Jenchen.) Sehen Sie, Unwürdige, ſo zwingen Sie mich, über Ihre Schande mit dieſen Leuten zu reden. O Madame, danken Sie es einem Reſt der thörichten Liebe, die trotz all dem Schrecklichen, was Sie mir angethan, noch in dieſem Herzen für Sie lebt, daß ich Ihre Schande nicht an dem öffentlichen Orte, wo ich eben herkomme, oder auf den Straßen nicht jedem zugerufen habe, der ſie hören mag. Wo ſind jetzt Ihre Thränen, mit denen Sie mich ſo oft zu beſänftigen vermochten und denen ich Narr beſtändig glaubte?

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Frau v. Hartmann und Jakob (mit der Laterne ſind unterdeſſen hinten eingetreten, und die Erſtere ſteigt ein paar Stufen die Treppen hinan und bedeutet Jakob, ſich um die Urſache des Wortwechſels zu erkundigen.)

Jakob (an der Logenthüre).

Gnädiger Herr!

Hartmann.

Was will er?

Jakob.

Die gnädige Frau von Hartmann laſſen ſich erkundigen, was hier vorgehe.

Hartmann.

Wer ſagſt du, die gnädige Frau, meine Frau? Aber um's Himmels willen, ſie iſt ja hier; was willſt du?

Jakob.

Bitt' um Entſchuldigung, gnädiger Herr, die gnädige Frau kommen ſoeben aus der Theegeſellſchaft nach Hauſe, und ſind hier auf der Treppe.

Jettchen

(wirft ihren Schleier zurück).

O verzeihen Sie mir, gnädiger Herr!

Jonas

(ſitzt in ſeinen Lehnſtuhl).

Blendwerk der Hölle, ſagt Jemand irgendwo.

(Während des Folgenden ſpricht Schmidt eifrig mit Roſa im Hintergrund.)

Hartmann

(ſtürzt aus der Loge, während Jettchen eilfertig Hut und Shawl abnimmt.)

Guten Abend, mein Kind. O es iſt hier unten nichts, gar nichts. Meiſter Jonas hat wieder einmal Dummheiten gemacht, Briefe verwechſelt, du weißt wohl! (Während Frau von Hartmann langſam hinaufſteigt, zu Jettchen, die hinzugeeilt, als wollte ſie um Verzeihung bitten.) Du ſchweigſt, verſtehſt du mich?

Jettchen.

O Gott, das will ich ja gern thun, aber Sie, gnädiger Herr —

Hartmann.

Ich verzeihe dir für dießmal.

Jettchen.

(Für ſich.) Aha, ſo! (Laut.) Ach, gnädiger Herr, tauſend Dank! (Hartmann folgt ſeiner Frau.) Jakob, Jakob!

Jakob.

Was ſoll's, Jungfer Jette?

Jettchen.

(Für ſich.) Der gnädige Herr wird ſich hüten, mich zu verrathen, ich kann's ſchon wagen. (Laut.) Sie ſollen den guten Mann da für eine Fahrt bezahlen, hat der gnädige Herr befohlen. (Formia gegen die Tür.) Das war einmal mit dir ſpazierengefahren, aber in meinem Leben nicht wieder. (Ab über die Treppe.)

Jakob.

Hohe Ordre wird jedesmal reſpectirt, Jungfer Jette. (Zieht den Geldbeutel.) Komm her, mein Freund, was bekommſt du?

Kutſcher.

Bin durch die Mohrenſtraße bis vor's franzöſiſche Kaffeehaus gefahren. Das kann ich nicht unter zwei Gulden thun.

Jakob.

Zwei Gulden? Höre, mein Freund, du ſcheinſt mich über's Ohr hauen zu wollen.

Kutſcher.

Ja, das iſt mir Alles gleich. Warum haben Sie nicht mit mir veraccordirt? Jetzt muß ich meine zwei Gulden haben.

Jakob

(gibt ſie ihm, worauf der Kutſcher abgeht).

Ja, ja, ſo iſt das Volk. Nach Cannſtatt fahren ſie für 48 kr., aber wenn ſo ein Kerl einmal in der Stadt zwei Schritte fahren ſoll, ſo ſind ſie unverſchämt und verlangen zwei Gulden. — Meiſter Jonas, ich meld' ihm, daß bei mir Alles zu Hauſe iſt. Kann meinetwegen das Haus ſchließen, wird ohnedem gleich zehne ſchlagen.

Jonas

(der wie betäubt in ſeinem Lehnſtuhl gelegen, nimmt die Schlüſſel und geht hinaus).

Ja, Freund Jakob, ich könnt' Euch von heute Abend viel erzählen, da waren ſaubere Geſchichten. Na, ich hoffe, wir haben ſpäter einmal die Zeit dazu. Gute Nacht!

Jakob.

Noch eine Priſe, Meiſter Jonas. Gut' Nacht! (ab.)

Roſa.

Wie können Sie eigentlich verlangen, Herr Schmidt, daß ich Ihnen glauben ſoll nach all' den Geſchichten —

Schmidt.

Ach, wie oft ſoll ich es Ihnen wiederholen: ich habe die heutige Parthie nur veranſtaltet, um der zudringlichen Perſon los zu werden. Laſſen Sie uns Frieden ſchließen.

Roſa.

Ja, ich weiß wohl, weßhalb Sie wieder mit mir gut ſein wollen. Und was mach' ich denn mit der Vorladungsgeſchichte auf morgen?

Schmidt.

Laſſen Sie mich verreist ſein; ich bleibe dann den ganzen Tag zu Hauſe und kann ungeſtört an Sie denken; bitte, bitte, nicht wahr, mein himmliſches Röschen?

Roſa.

Nu, meinetwegen, wenn Sie mir verſprechen, der naſeweiſen Kammerjungfer oben zu zeigen, wo ſie her iſt.

Schmidt.

Das ſoll geſchehen, auf mein Wort. Und nun gute Nacht!

(Eilig ab.)

Jonas

(Der inzwiſchen die Hausthür geſchloſſen).

So, das wär' abgemacht. Hab' in der That einen ſauren Abend gehabt, nicht nur wegen der äußern Mühſeligkeits-Fatiguen, ſondern auch mein Inneres (zeigt auf ſein Herz) war ſchmerzlich berührt. (An ſeine Lege tretend.) Du auch noch da? Marſch, in deine Schlafkammer. Und thu' dein Nachtgebet etwas ſorgfältiger einrichten als gewöhnlich, damit dir das Unrecht verziehen werde, das du begangen. Die Sache wegen der Enterbung werd' ich mir näher überlegen. Ich aber halt' es wie immer mit dem unſterblichen Schiller, der irgendwo ſagt:

Ich denke einen langen Schlaf zu thun;
Sorgt, daß ſie nicht zu zeitig mich erwecken.

Gute Nacht!

F. W. Hackländer's Werke.

XXVIII. Band.

zur Tochter meines Meisters — sie hieß Rosine — in meinem Herzen nährte. — Rosine — Damenkleidermacherin — das waren Worte, die mir, mit süßen Bildern umgeben, im Traum und Wachen vorschwebten. Ihr hättet sie aber auch sehen sollen, Leute. Zum Maaß ihrer Taille höchstens Nr. 23 oder 24, dagegen der Querschnitt, o Jott! zwischen 50 und 60! Dabei hatte sie schwarze feurige Augen, schönes Haar, rothe Backen und schneeweiße Zähne." — Bei dieser Beschreibung machte Bruder Danziger, der Schlosser, eine kleine Bewegung und legte sich auf die Seite.

„Wie ihr es mir jetzt noch ansieht," fuhr der Schneider fort, „kann man von mir nicht sagen, daß ich sehr robust und von starkem Körperbau sei. Damals, das sind nun schon vier Jahre, war ich noch etwas schmächtiger, wonach ihr euch leicht vorstellen könnt, daß ich wie ein Kind neben der Jungfer Rosine stand. Doch schreckte mich das nicht ab, vielmehr dachte ich an den unsterblichen Schiller, wenn er sagt, daß nur das Ungleiche einen guten Klang giebt und daß sich das Harte stets mit dem Weichen verbinden müsse."

„Ob Jungfer Rosine," fuhr der Schneider fort, „von meiner Liebe damals eine Ahnung hatte oder nicht, wer weiß es? Daß sie mich nicht zärtlich wieder liebte, das konnte ich allenfalls wohl sehen, doch glaubte ich deswegen nichts von den Sticheleien meiner Kameraden,

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Achtundzwanzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Cotta'schen Offizin in Stuttgart.

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege.

Erſter Band.

I.

Nach Mailand.

Als ich aus meinem vergangenen friedlichen Militärleben die kleinen Garnisonsbilder und Feldabenteuer niederschrieb, zu welchen das Nachfolgende einen zweiten und ernsteren Theil bilden könnte, hatte ich nicht, oder nur in meinen kühnsten Phantasien die Hoffnung, daß es mir einmal vergönnt sein werde, das im Ernste zu erleben, was mich und Andere schon als heiteres Waffenspiel so sehr ergötzte — einen Feldzug — das schauerliche schrecklich wahre Original für die leichte Copie eines Feldmanövers. Dennoch wurde mir, neben manchem andern Guten, was ich vielleicht nicht verdiente, auch diese Vergünstigung vom Schicksal zu Theil. Ich bekenne es gern, das „Vielleicht," welches ich eben hervorhob, hat nie mein Gewissen gedrückt. Ich habe es vielmehr gern, recht gern Andern überlassen, das richtige Verhältniß dessen, was mir im Leben Schönes zu Theil wurde, zu meinem Verdienst durch ängstliche Abwägung aller Verhältnisse auszumitteln, und durfte mich dabei der tröstenden Ueberzeugung hingeben, daß diese Arbeit von meinen Freunden nicht ungethan blieb.

Und wie war der Schauplatz ſo ſchön, auf dem ich das Glück hatte, das ernſte, erhabene Schauſpiel eines ganzen Feldzuges, das einer wogenden blutigen Schlacht, an meinem Auge vorübergehen zu ſehen — die Ebene der Lombardei, die ſchon ſo viele Schlachten unter gewaltigen Heerführern geſehen!

Im März dieſes Jahres mehrten ſich die Anzeichen, daß der nach ſo herrlichen Waffenthaten und glänzenden Siegen der Oeſterreicher im vergangenen Jahre mit Sardinien abgeſchloſſene Waffenſtillſtand nicht durch einen Frieden beſiegelt, vielmehr der Marſchall Radetzky, dieſer helle Lichtſtern in einer düſtern Zeit, ſeine tapfern Truppen zu neuen Siegen führen würde. Mit welchem Enthuſiasmus war im vergangenen Jahre ganz Deutſchland, mit welch' hohem Intereſſe ganz Europa den oft fabelhaft klingenden Siegesnachrichten gefolgt, die von jenſeits der Alpen zu uns herüberdrangen, zu einer Zeit, wo dieſſeits der Alpen Verrath und mancherlei Unſinn Triumphe feierten. Der edle Greis mit dem weißen Haar, in deſſen gefeiertem Namen die Hauptſtärke der ganzen Armee gleich einem Zauberworte lag, drang plötzlich, als man das öſterreichiſche Heer in der mißlichſten Lage glaubte, unaufhaltſam vor, ſchlug mit ſeinen braven Truppen den an Anzahl weit überlegenen Feind, nahm unbezwinglich geglaubte Städte, ſtürmte feſte Verſchanzungen auf ſchwindelnden Bergeshöhen, und kam daher, ein flammender Komet auf dem ſchwarzen Nachthimmel des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, an dem alle Sterne zu verbleichen ſchienen! — den Verzagten, aber an ihm gläubig Aufſchauenden neue Sterne: Curtatone und Cuſtozza, Sommacampagne und Vicenza, als Zeichen einer wiederkehrenden beſſern Zeit aufflammen zu laſſen. So zog er durch die Porta Romana auf ſeinem Schimmel, in ſeinem grauen Röcklein, mit dem kleinen Hut in Mailand ein, und hinter ihm die ſiegende Armee wohlgemuth und jubelnd, im Innern friſch und muthig, aber im Aeußern alle Spuren des Kampfes und der Strapazen an ſich tragend.

Es gab damals wenig Offiziere, die mehr hatten, als was ſie ge-

rade auf dem Leib trugen. Das Schuhwerk der Soldaten war defekt, ihre Mäntel fadenscheinig und durchlöchert. Aber Vater Radetzky, der Alles gut und weise eingerichtet hatte, wußte wohl, daß seine Soldaten zur Zeit der Winterquartiere in den reichen gesegneten Städten der Lombardei sein und Zeit finden würden, den äußern Schein mit dem innern Gehalt in Einklang zu bringen. Und so kam es auch! Die provisorische Regierung, obgleich sie unnützer Weise viel verbraucht, hatte doch noch genug gelassen, um die Armee neu zu kleiden und sie in guten kriegsfähigen Stand zu setzen. Nicht als ob in den Kassen auch nur ein einziger Lire zu finden gewesen wäre, Gott bewahre! dafür hatten die Vertrauensmänner schon gesorgt! Aber Vater Radetzky wußte sich zu helfen und der Winter war noch lange nicht vergangen, da hatten die Soldaten schon wieder, was sie brauchten. Es ist damals viel gefabelt worden von den Gütern, die Radetzky eingezogen hätte, von den unerschwinglichen Contributionen, womit er Städte und Leute gedrückt, von den prachtvollen Palästen der Mailänder Großen, die er in Kasernen und Spitäler verwandelt und sie der Zerstörungslust der Soldaten preisgegeben hätte. Aber an Allem dem ist in dem Sinne, wie es erzählt worden, nichts wahr. Es haben auch nur Leute solche Erfindungen verbreitet oder geglaubt, denen es ein Vergnügen war, das strahlende Bild des großen Feldherrn befleckt zu sehen.

Das ist aber ja eben der freieste Geist der jetzigen Zeit, der bemüht ist, das Edle zu schmähen, das Erhabene in den Staub zu ziehen! — Doch erhebt sich wahre Größe über jede Verleumdung, und wie der Name Radetzky schon jetzt unangetastet und hochverehrt über allen Parteien steht — so wird auch einst die Weltgeschichte das Verdienst des Helden mit einer Glorie umgeben — der seinem Herrn und Kaiser ein Land und eine Krone gerettet und damit noch manchen Thron von Neuem gestützt und befestigt hat.

Ich muß meinen Leser bitten, von nachstehenden Blättern keine kriegswissenschaftliche Erzählung des italienischen Feldzuges vom Frühjahr 1849 zu erwarten. Dazu reichen meine geringen militärischen

Kenntniſſe nicht hin. Ich vermag außerdem nur Schilderungen zu geben von dem, was ich erfahren und geſehen, und will dieß nach Kräften in den nachfolgenden Blättern thun.

Bei ſtarkem anhaltenden Regen reiste ich am 8. März Abends von Stuttgart ab, und hatte gleich zu Anfang meiner Reiſe noch einen harten Kampf mit dem Winter zu beſtehen, der mir als letzter Gruß von der deutſchen Heimath auf der ſchwäbiſchen Alb vor Ulm, noch mehr aber auf den Bergen zwiſchen Kempten und Lindau mit mehrere Fuß tiefem Schnee die Reiſe erſchwerte. Bei Lindau befand ich mich in einer halboffenen Beichaiſe und konnte die prachtvollen Winterbilder rings um mich recht genießen. Die belaſteten niedergedrückten Tannenzweige ſchienen weiße Pelzhandſchuhe mit unzähligen Fingern zu tragen, und ſchauten recht melancholiſch in die Gegend. Die andern Bäume gewährten einen Anblick wie eine große Weihnachtsausſtellung mit coloſſalen Figuren vom feinſten Zucker; hinter die Zweige geſchmiegt, lauerten weiße Eisbären und auf den kleinen Sträuchern, vom Winde auf und ab bewegt, ſchienen poſſierliche Figuren zu tanzen. Einen eigenthümlichen Eindruck gewährten die Häuſer im vollſten Winterkleide. Von den weißen Dächern ſah man gegen die weiße Luft gar nichts mehr und die vom Rauche geſchwärzten Schornſteine ſchwebten wie ohne Halt in der Luft. Die rothen und blauen Regenſchirme der Landleute machten in dem Weiß ringsum einen eigenthümlichen Effekt. Von meinen Reiſegefährten will ich nur anführen, daß mich einer davon in der Nacht durch ſeinen Anblick außerordentlich entſetzte. Als ich nämlich in den Wagen ſtieg, lag dieſer Würdige in der einen Ecke, und zwar von ſo furchtbarem Körperumfange, wie ich nie was Aehnliches geſehen. Er hatte die Beine weit von ſich abgeſtreckt und ſein abnormer Bauch reichte faſt bis zum Netz an der Decke des Wagens. Ich ſchielte beſorgt auf das Ungeheuer hin, denn ich war gezwungen, mich ihm gegenüber zu ſetzen. Er ſchlief und ſchnarchte, wobei ſein Bauch auf und abwogte. Endlich ſchlief ich ein und hatte einen eigenthümlich beängſtigenden Traum. Der Bauch dehnte ſich aus und

füllte den ganzen Wagenraum an, endlich fällt er mir auf die Bruſt, ich ſtöhnte und erwachte. „Bitt' um Entſchuldigung!" ſagte mein vis-à-vis. — „Ziehen Sie Ihren Bauch zurück," rief ich. — „Verzeihen Sie, es iſt nur mein Nachtſack, den ich der Kälte halber auf meinen Magen gelegt habe," wurde mir von meinem Gros erwiedert. So war es auch; da er über dieſes voluminöſe Stück ſeinen Mantel zuſammengeſchlagen hatte, ſo war es verzeihlich, daß ich das Ganze für einen rieſenhaften Bauch hielt.

Kempten iſt für mich eine merkwürdige Stadt. Ich bin durch dieſe Stadt nie anders als in der Nacht gekommen und habe da ſtets alle Menſchen im Schlafrock geſehen. Poſtmeiſter, Poſthalter und Poſtgehülfen in rothblumigtem Zitz, Poſtdiener und Poſtknechte hatten Schlafröcke an von dunklem Kattun, ſogar der Kemptener Poſtillon über der Uniform ein ähnliches Gewand von Schaffellen. — In einer lauen Sommernacht fuhr ich früher einmal durch Kempten, da ſtand eine Frau am Fenſter und wiegte ihr Kind, auf der Straße blies der Nachtwächter die zwölfte Stunde, und alle drei, Mutter, Kind und Nachtwächter, hatten Schlafröcke an, und daher kommt es denn, daß ich mir die ganze Bevölkerung Kemptens nur im Schlafrock vorſtellen kann — bei der Geburt, bei der Hochzeit und beim Tode.

In Lindau, der kleinen Waſſerſtadt, war Alles ſtill und friedlich. Auf den Straßen ſah man nichts als Schnee und Hühner. Von hier bis Bregenz beſtand meine Reiſegeſellſchaft aus einem ziemlich abgeriſſenen Handwerksburſchen, der trotz deſſen, daß wir allein fuhren, beharrlich und augenſcheinlich aus Ehrfurcht gegen mich den Rückſitz behauptete, obgleich ich ihm bemerklich machte, daß in dem einigen Deutſchland alle Standesunterſchiede gewiſſermaßen aufgehört hätten. In Bregenz wurde es Abends empfindlich kalt, und deßhalb lieh mir der Condukteur, der mich hieher gebracht, eine große wollene Decke, um ſie als Fußſack zu verwenden. Ich habe den Namen dieſes edlen Wohlthäters vergeſſen, will aber die That ſelbſt der Nachwelt überliefern.

wenn sie einander ziemlich laut in's Ohr raunten, daß Jungfer Rosine eine ernstliche Liebschaft mit einem gewissen Uhlanenwachtmeister habe, den auch ich sehr wohl kannte. Daß sie zufälligerweise gewöhnlich am Fenster war, wenn die Schwadron vorbei ritt, und daß sie dem Wachtmeister zulächelte, wenn er eine kleine Bewegung mit dem Säbel gegen sie machte, hatte schon seine Richtigkeit. Aber, mein Jott! was konnte ich daraus Arges abnehmen? Er kannte den Meister von früher her, kam auch hie und da in's Haus, kurz, ich sah nichts Böses dahinter. Da eines Tags schickte mich der Meister zu Jungfer Rosine hinauf, um ihr einen neuen Ueberrock anzumessen, den ich die Ehre haben sollte, zuzuschneiden. Ich maß, o Jott! ich maß, und wenn ich auch zehnmal zuschaute, ob ich nicht ein falsches Maß erwischt habe, und wenn ich das Leder auch noch so stark anzog, es blieb nicht mehr bei den vier-und-zwanzigen."

„Oho!" lachte Bruder Danziger, „das hab ich mir gedacht!" — „Ich dachte aber nichts dabei," sagte der Schneider schwermüthig; „ich maß in meiner Unschuld ruhig fort, und nicht einmal das Lachen meiner Collegen unten, als ich die Zahlen in das Maßbuch eintrug, vermochte argwöhnische Gedanken in mir zu erregen. Jungfer Rosine war zur damaligen Zeit freundlicher gegen mich als gewöhnlich, und ich nährte die Hoffnung, endlich ihr jungfräuliches Herz erweichen zu können.

Die Eilwagen, welche von Bregenz nach Chur gehen, sind im Vergleich mit den sechssitzigen bekannten Marterkasten, schauerlichen Andenkens, höchst angenehm und bequem. Sie sind viersitzig mit zwei Abtheilungen, in denen die Passagiere vorwärts fahren und deßhalb wegen ihrer Beine in keine unangenehme Erörterungen mit einem vis-à-vis kommen.

Kalt und rauh waren Luft und Himmel, als ich um 5 Uhr Morgens nach Chur kam, und hier hat man die barbarische Ansicht, daß der Reisende, der die Nacht durchgefahren ist, keinen erwärmenden Kaffee brauche; denn es öffnet sich hier keine gastliche Wirthshausthür. Menschen und Häuser hatten die Augen geschlossen, und schliefen noch; nur auf dem Platze neben der Post, aus einem kleinen unscheinbaren Hause, blinzelte ein Lichtstrahl hervor — es war ein Schnapsladen und darin saßen sechs Gesellen, denen man es ansah, daß sie vom gestrigen Sonntag übrig geblieben waren. Sie freuten sich ihres Lebens in einer Atmosphäre, die so fuselig und duselig war, daß mir augenblicklich, als ich in diesen Raum eintrat, der Athem verging.

Es ist eigenthümlich, wie verschieden die Gegend diesseits und jenseits von Chur ist. Diesseits üppige Fruchtfelder mit wallendem Korn, schöne Obstgärten, saftige Wiesen und schöne Bergformen; jenseits, in dem weiten Rheinthale, starrende Felsen und das breite, öde Bett des Flusses mit Felssteinen und Kiesel bedeckt — Alles grau. Dazu die unendlich lange Station nach Thusis, die man nicht überwältigen zu können glaubt. Die Strecke von Chur bis Andeer, auf der Straße nach Mailand, ist für mich immer eine höchst unangenehme gewesen, für deren Langweiligkeit man aber glänzend belohnt wird durch den folgenden prachtvollen Splügen-Uebergang, namentlich durch den ersten Theil desselben — die Via mala, die in ihrer schauerlichen Großartigkeit, begleitet mit dem tiefsten Schweigen einer unbelebten Felsen- und Alpennatur, die Seele in eine eigenthümlich wohlthuende Ruhe versetzt. Rings eingeschlossen von hohen steilen Felsenwänden, mit kühn in die Höhe ragenden Spitzen, wilden Schluchten, herab-

gestürzten Felsentrümmern, rauschenden Wasserbächen, fühlt man sich in eine eigenthümliche Welt übersiedelt, in der man gern, fern von den Menschen, länger weilen möchte, als es der Eilwagen hier dem Wanderer gestattet. Die Tannen rauschen geheimnißvoll, das springend herabstürzende Bergwasser erzählt Schauerliches von den ewigen Schnee- und Eislagern seiner Heimat, die es fröhlichen Muthes verläßt, um der Tiefe des fernen Meeres Botschaft von den himmelhohen Häuptern der stolzen Alpen zu bringen. Viele hundert Fuß tief unter den Menschen braust der Rhein und indem sich seine dahinströmenden Fluthen an starren Felsen brechen, läßt er aus der Tiefe leichte Wasserstaubwolken emporsteigen. Droben stößt ein Raubvogel ein kurzes scharfes Geschrei aus, das zwischen den Felsen wiederhallt. Der Eilwagen, von den Pferden im Schritt den steilen Weg hinangezogen, schwankt hin und her, der Condukteur ordnet im Gehen die Briefschaften seiner Tasche, der Postillon bessert indessen seine Peitsche aus, treibt hie und da das Sattelpferd an, wenn es zu nah an den Abgrund kommt, und jodelt bisweilen ein munteres Liedchen.

In Chur war ein Italiener in den Wagen gestiegen, ein junger Mensch, wie mir schien von guter Familie. Er hatte sich eine Zeit lang in der Schweiz und in Baden aufgehalten, und etwas von der deutschen Sprache erlernt, auch noch von andern Dingen profitirt. Dieß zeigte sein großer Schlapphut mit rother Feder und eine lange Tabakspfeife, auf deren Kopf das Bild des großen Heckers gemalt war. Bart hatte er noch keinen. Mir schien, daß der junge Mann, (er war aus Bergamo), in den Aufstand vom vorigen Jahre verwickelt, sein Vaterland unfreiwillig verlassen hatte. Paß oder sonstige Legitimationspapiere, gestand er ein, nicht zu besitzen. Er täuschte sich nicht darüber, daß seinem Vaterlande bald große Ereignisse bevorständen, und er war fest entschlossen, für die Unabhängigkeit desselben Gut und Blut einzusetzen. Das war von seinem Standpunkte vielleicht recht lobenswerth, aber gar nicht lobenswerth war es, daß er von den Oesterreichern die schrecklichsten und lächerlichsten Geschichten erzählte,

von deren Grundloſigkeit ich ihn in den meiſten Fällen vollkommen überzeugen konnte. Er begnügte ſich dann damit, mir zu erwiedern, wenn die Oeſterreicher dieß und jenes auch nicht gethan haben, ſo hätten ſie's doch thun können. Mein Italiener war überhaupt, obgleich ein naſeweiſer Burſch, doch, wie es ſchien, ein „bon enfant.“

Im Dorf Splügen ſah's noch recht winterlich aus. Um das Poſthaus herum ſtanden kleine Schlitten, mit denen wir weiter befördert wurden, ſo wie wir uns auch deren ſchon eine Strecke hinter Andeer bedient hatten. Das ſchönſte Wetter begünſtigte unſere Fahrt über den Berg. Dazu die herrliche Schlittenbahn, und bald erreichten wir das öſterreichiſche Mauthhaus.

In Splügen hatte ſich ein zweiter Italiener zu uns geſellt, ein ſchon ältlicher Herr mit grauen Haaren. Der Condukteur erzählte mir, dieſer Mann ſei aus Brescia und fahre ſchon ſeit acht Tagen zwiſchen Dorf Splügen und der Spitze des Berges hin und her, wage aber nicht, die Grenze der Lombardei zu überſchreiten, da er ohne Paß ſei, und wahrſcheinlich einer von denen, die der Aufforderung Radetzky's, „unter Zuſicherung vollkommener Amneſtie in ihre Heimath zurückzukehren,“ bis jetzt keine Folge gegeben.

Der alte ſo wie der junge Patriot hatten ſich bald verſtändigt und führten Geſpräche, in welchen die deutſchen Barbaren ſchlecht wegkamen. Namentlich aber war der Alte voll Hoffnung auf einen baldigen glücklichen Umſchwung der Dinge, und ich bin feſt überzeugt, daß er ſchon etwas von der ſo traurigen Erhebung ſeiner Vaterſtadt Brescia wußte.

Abgeſehen von den empfindlich kalten Winden, die aus den Schluchten des Splügen hervorbrechen und Einem den feinen Schneeſtaub in's Geſicht jagen, iſt das Fahren auf den kleinen offenen Schlitten nicht unangenehm. Dieſe Schlitten ſind mit einem Pferde beſpannt, das ohne weitere Führung den vorauseilenden nachläuft, ohne daß man deßhalb, trotz der ſcharfen Wendungen der durch

den Schnee verengten Zickzackwege, für ſeine Sicherheit zu fürchten hätte.

Im ödeſten und traurigſten aller Felsthäler lag das öſterreichiſche Mauthhaus vor uns. Ich wüßte mir keinen ſchrecklicheren Aufenthalt zu denken. Beinahe zehn Monate ununterbrochen Winter, meiſt mit ſechs bis acht Fuß hohem Schnee; das Auge entdeckt, ſo weit es reicht, keinen grünen Halm und das Ohr vernimmt nur das einförmig tönende Klingeln der Maulthiere und Pferde, die in langen Reihen mit ihren Schlitten ankommen und abgehen. Als letzte große Haltſtation dagegen zum Wunderlande Italien iſt das Mauthhaus auf dem Splügen in ſeiner Oede und Traurigkeit ein intereſſanter Uebergangspunkt. Man hat die Höhe des Gebirges erreicht, der Blick ſchweift begierig vorwärts an den weißen und blauen ſeltſam geformten Spitzen der Alpen entlang nach den herrlichen Thälern in der Tiefe. Die Gedanken, dieſe luſtigen Vorpoſten, ſchlüpfen ſchon durch Rebengelände, ja wiegen ſich mit einiger Phantaſie ſchon unter den laubduftigen Citronen- und Orangegärten, während der ſchwerfällige Körper auf dem Schnee droben erſt den Schlitten wieder beſteigt.

Meine beiden Italiener erhielten auf dem Splügen eine Karte, welche ſie auf das Polizeiamt nach Chiavenna wies, das darnach für ihre glückliche Ankunft in der Heimath Sorge zu tragen hatte. Dieſe Leute wurden übrigens freundlicher und artiger behandelt, als ich mir gedacht. Auch in Betreff des Viſitirens unſerer Effekten ging man ſo nachſichtig und ſchonend zu Werke, wie möglich.

Abwärts geht es in allen Dingen ſchneller als aufwärts, und ſo erreichten wir bald Campo dolcino und Chiavenna, ungefähr gegen 10 Uhr Abends. Um 11 Uhr fuhr der Wagen weiter auf der ſchönſten Straße der Welt, ganz eben, ohne den kleinſten Hügel, mit den ſchlechteſten Pferden, ganz ſchlechtem Poſtillon und dem allerſchlechteſten Condukteur. Der Wagen ſelbſt war eine jener ſechsſitzigen Menſchen-Quälungs-Anſtalten, mit einem Cabriolet, in welches ſich der Condukt-

teur beim Abgehen zum Schlafen niederlegte, ohne ſich weiter um die ganze Welt, incluſive ſeiner Paſſagiere, zu bekümmern. Auf der erſten Station mußten wir dem dortigen Poſthalter mit allen Kräften beiſtehen, ſelbigen Ehrenmann zu erwecken, damit er ſeinen Dienſt verſehe. Dafür aber war dieſer Edle ein Lombarde mit großem ſchönem Bart, dichtem wallenden Haupthaar, und verſtand es, ſich ſehr maleriſch in ſeinen Mantel zu wickeln. Der Poſtillon, ein langer magerer, abgeriſſener Geſell, auf einer kleinen dürren Schindmähre, der uns in einem wahren Hundetrab hieher geführt hatte, ließ ſich ein Langes und Breites über ſeinen verſchlafenen Chef aus.

Ich konnte bei dieſer Scene nicht unterlaſſen, meine Patrioten auf den Unterſchied aufmerkſam zu machen, wie hier der Dienſt gehandhabt wurde, und jenſeits der Berge, bei den ſchweizeriſchen, reſpective deutſchen Barbaren, den ſie mir auch, fluchend über das ewige Warten auf allen Stationen zu Gunſten der Barbaren zugeſtanden. Es iſt aber auch vielleicht keine Strecke in ganz Italien, wo ſchlechter gefahren wird, als hier auf der ſchönen Straße nach Mailand. Prachtvoll, ja im Mondſchein feenhaft ſind die herrlichen Gallerien am Comerſee. Aus der mildglänzenden Nacht fährt man ein in die finſtern Felſenthore, in die rieſenhaften Steintunnels; der Poſtillon klaſcht mit ſeiner Peitſche wahrhaft betäubend, der Wagen dröhnt und raſſelt, und durch die großen Seitenöffnungen fliegt das Bild des vom Mond beſchienenen Sees an den Blicken vorüber.

Als nun endlich der Tag graute, lag die reiche ſchöne Lombardei in ihrem ganzen Zauber vor mir, und bald darauf bei aufgehender Sonne am Horizont, mich lebhaft erinnernd an frühere ſchöne Tage, die weiße Marmor-Kathedrale von Mailand.

Nach Allem, was hier in der Lombardei im letzten Jahre vorgefallen, und nach den traurigen Schilderungen, die man von Stadt und Land gemacht, war es begreiflich, daß ich Oberitalien mit eigenen Erwartungen betrat! Man wandle hier auf einem glimmenden Vulkan,

heißt es, und wenn man auch keine Flamme ſieht, ſo wird man doch das Dröhnen im Innern des Berges vernehmen, wird ſchwarzen Dampf aufſteigen ſehen und die Verheerungen erblicken, welche die letzte große Eruption hinterlaſſen.

Meine beiden italieniſchen Reiſegefährten, wovon der jüngere während der Morgendämmerung auf dem Poſthofe in Lecco verſchwunden war, und der ältere mit nach Mailand fuhr, machten während der ganzen Reiſe von der Stadt Mailand und der Lombardei die oben erwähnten ſchrecklichen Schilderungen, namentlich der jüngere. Durfte man ſeinen Worten glauben, ſo war Mailand eine öde Stadt geworden, halb ein Schutthaufen, von nichts als Geſindel bewohnt, und alles Andere wäre aus Furcht vor der öſterreichiſchen Schreckensherrſchaft geflüchtet. Aber die Sache verhält ſich anders.

Es war ein wunderbar klarer und ſchöner Morgen, als ich die Lombardei wiederſah. Die Sonne beleuchtete die herrliche Ebene — ganz wie früher; ich ſah blühende Obſtbäume und zarte eben hervorkeimende grüne Blätter. Die Reis- und Kornfelder prangten im ſaftigſten Grün, die Bauern arbeiteten auf dem Felde, oder fuhren dahin, faul auf ihre mit Ochſen beſpannten Wagen gelagert — ganz wie früher. Die Maulbeerbäume ſtreckten ihre kahlen Aeſte empor, und dazu läuteten die Glocken von vielen kleinen Dörfern luſtig in die Morgenluft hinaus — ganz wie früher. Endlich lag Mailand dicht vor uns; an der Porta orientale ſieht man von Verheerungen des Kampfes nichts; doch war er hier auch am ſchwächſten. Dagegen haben die Häuſer vor der Porta Romana bedeutend mehr gelitten, doch bemerkt man auch dort nichts von Schutthaufen.

Nach dem fortgeſetzten Fahren während vier Tagen und vier Nächten war ich ſehr vergnügt, als ich in dem Hotel Reichmann ankam und eine freundlich gaſtliche Stube fand. Wenn man längere Zeit unausgeſetzt im Wagen geweſen iſt, ſo kommt man von dem ewigen Rütteln und Stoßen endlich ganz im Zuſtand eines Mantel-

ſacks an, gefühl- und theilnahmlos für Alles, und es dauert eine Zeitlang, bis man ſeine Verſtandeskräfte ausgepackt und gehörig geordnet hat. Ich benützte hiezu in dem nicht ermüdenden Geſchäft eines feſten erquickenden Schlafes die lange Nacht und konnte am andern Morgen, vollkommen hergeſtellt, meine nothwendigen Schritte thun.

II.

Aufkündigung des Waffenstillstandes.

In den Straßen der Stadt selbst herrschte fast dasselbe lebhafte Treiben, wie ich es früher immer in Mailand gefunden. Die Leute gingen ihren Geschäften nach, die Omnibus rasselten über das Pflaster, nur sah man gegen früher eine große Menge österreichischer Offiziere, theils wegen der bedeutenden Truppenmassen, die herangezogen wurden, theils aber auch, weil die Offiziere alle in ihren Uniformen ausgingen, was früher nicht der Fall war. Mailand war nicht öder, aber auch nicht belebter als ehedem. Es waren größtentheils nur Familien der sogenannten Nobili, welche, nachdem sie mit ihrem Gelde den Aufstand eingeleitet, und Tausende von armen Menschen ins Unglück gejagt, bei der Rückkehr der deutschen „Barbaren" die Stadt und Alle, die ihnen blindlings gefolgt, im Stiche ließen. In den denkwürdigen fünf Tagen der „großen Revolution" soll eine unglaubliche Menge von Fremden und theils angeworbenem, theils hergelaufenem Gesindel die Hauptrolle gespielt haben. Von diesen Individuen nun waren immer noch sehr viele zurückgeblieben und machten der Regierung so lange zu schaffen, bis sie als Waffenhehler, Aufwiegler und Falschwerber ergriffen und unschädlich gemacht wurden. Man sah jetzt hier,

wie auch in Deutschland, was früher nicht der Fall war, eine Menge confiscirter Gesichter, die eigenthümlicher Weise, in Preußen wie in Schwaben und Baverland, sowohl: „wo die deutsche Rebe blüht, als wo am Belt die Möve zieht!“ eine auffallende Familienähnlichkeit hatten.

Die Klasse guter Bürger, sowie die Bauern, welche ihr Hab und Gut im Schweiß ihres Angesichts verdienen mußten, sind dem Aufstande nicht hold gewesen und haben auch zum mindesten Theil mitgewirkt. Hier war es nur das Proletariat, das die Schranken des Rechts und des Gesetzes zu durchbrechen suchte, nicht um frei zu werden, sondern größtentheils um rauben und plündern zu können. Seltsamer Weise aber waren die hiesigen Wühler meist unter den Großen, Besitzenden, Fürsten, Grafen und Herren, die durch Ehrgeiz angestachelt, eine große Rolle spielen wollten. Die Häuser dieser Nobili sind nun militärisch besetzt, d. h. da sie der oftmals wiederholten Aufforderung zurückzukehren, nicht Folge geleistet, so wurden in ihre Paläste Einquartierungen gelegt, und die österreichischen Offiziere machen es sich in den Prachtgemächern der Nobili so bequem als möglich.

Auf den Straßen sah ich, wie gesagt, nichts Außergewöhnliches, als daß hie und da Gruppen zusammenstanden, um die angehefteten Plakate zu lesen oder um gelinde zu politisiren. Von der Auflösung des Reichstages in Kremsier und der octroyirten Verfassung hatte man erst allgemeine Gerüchte, und wußte nichts Bestimmtes; doch glaubte man, daß die Gutgesinnten hier, und deren gibt es noch viele, die Verfassung mit Freude begrüßen werden, wenn dieselbe, was man nicht anders erwartete, freisinnig und gerecht und den verschiedenartigen Nationalitäten des großen Kaiserstaates Rechnung tragen würde.

Für den Zweck meines dießmaligen Aufenthaltes in Mailand wäre mir nichts nöthiger und förderlicher gewesen, als gute Empfehlungen an höhere Offiziere der italienischen Armee. Dennoch fehlten mir diese ganz. Ich kannte diese militärischen Größen nur dem Namen nach. Den Feldmarschall Grafen Radetzky hatte ich vor längerer

Zeit einmal hier auf dem Domplatze, wo er eine Parade kommandirte, zwar gesehen, konnte aber sogar das Aeußere des Helden in meinem Gedächtniß nicht mehr zusammenfinden. Von früher her hatte ich unter den österreichischen Offizieren einige liebe Freunde und Bekannte, von welchen ich den Grafen Gustav N. gleich nach meiner Ankunft aufsuchte. Bei der Scala im großen Geniegebäude hatte er damals seine freundliche Wohnung, in der ich in früherer Zeit so manche angenehme Stunde verlebt.

Graf N. verbrachte in den langen Friedensjahren, die ja schienen nicht aufhören zu wollen, den größten Theil seiner Dienstzeit in Mailand, und widmete seine Zeit neben seinen militärischen Obliegenheiten den Künsten und Wissenschaften. Von vielen und großen Reisen hatte er Andenken aller Art in Waffen, Gemälden, Kupferstichen, Manuscripten zurückgebracht, welches Alles auf das Geschmackvollste in seinen Zimmern aufgestellt war. Wer von Kunstnotabilitäten nach Mailand kam, war an ihn empfohlen, und eine Folge dieser seiner liebenswürdigen Gastfreundschaft war es denn, daß der Eingeweihte Abends bei seinem Thee immer einen Kreis der gebildetsten und geistreichsten Menschen fand. Graf N. wurde beim Beginn der Revolution zum Feldmarschallieutenant d'Aspre berufen, nahm Hut und Säbel und verließ seine Wohnung, um nicht mehr dahin zurückzukehren. Das Volk stürmte das Geniegebäude, und was es nicht stahl, wurde zerstört. So war denn dem Grafen von seiner schönen Wohnung und seinen interessanten Sammlungen nichts als die nackten vier Wände übrig geblieben. Aehnlich ist es fast den meisten österreichischen Offizieren damals in Mailand ergangen. Doch lassen sich Silbergeschirr und Möbel mit Geld wieder anschaffen, aber ein Bild, eine Waffe, ein Manuscript, an welchem neben dem innern Werth angenehme Erinnerungen haften, ist oft unersetzlich.

Neben dem Grafen N. wohnte damals in demselben Gebäude der Oberlieutenant Eberhardt von Kaiser-Jäger, ein junger liebenswürdiger Mann, der ein Westphale und freundlicher Verehrer meiner „Soldaten-

Mit keinem sprach sie so freundlich, und stets war eines ihrer theuren Kleidungsstücke bei mir in der Werkstätte, um es auszubessern. Daß ich für diese kleinen Aufmerksamkeiten nicht unempfindlich war, könnt ihr euch denken. Bruder Danziger, hast du eine Idee davon, was Schmachten heißt?"

„Ja wohl, ja wohl," rief der Schlosser, „wenn ich auf der Reise kein Geld mehr hatte und das Fechten nicht gelingen wollte, da hab' ich geschmachtet." — „O Bruder," erwiederte der Schneider sanft, „du bist entsetzlich prosaisch! Nein, schmachten mit der Geliebten ist was ganz anderes. Du kommst Abends aus dem Bierhause heim, wo du nur an sie gedacht, es ist spät in der Nacht, du bist weich gestimmt, dein Herz singt:

„Es regnet und es schneit,
Es geht ein kuhler Wind,
Es schlafen alle Leut
Und alle Burgerskind."

Der Schneider schwieg und ließ das Haupt auf die Brust sinken. Nach einer Weile fragte einer der Andern: „Nun, wie ging's weiter?" — „Eines Abends spät," fuhr jener fort, „kam ich aus dem Bierhause —" Er schüttelte wehmüthig den Kopf. „Nein, erlaßt mir die Geschichte der schrecklichsten Nacht meines Lebens — für jetzt wenigstens; die Erinnerung ist mir gar zu

bilder im Frieden" war. Außer diesen beiden Herren kannte ich in Mailand Niemand genauer.

Ich suchte den Grafen sogleich auf und fand ihn, durch die Ereignisse des letzten Jahres zwar ernster geworden, doch für mich freundlich und liebenswürdig wie immer. Seine Brust war während des letzten Feldzugs mit dem Leopoldsorden geschmückt worden, eine Auszeichnung, die er, wie man allgemein hörte, seiner besondern Tapferkeit und Umsicht verdankt.

Gleich bei meinem ersten Besuch sagte ich dem Grafen, daß der Zweck meiner Reise nach Mailand der sei, falls es nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes mit Sardinien zu einem Feldzuge kommen sollte, über die Heldenthaten der österreichischen Armee in der Augsburger Allgemeinen Zeitung getreu zu berichten.

Graf N. entgegnete mir, daß es zu diesem Zwecke nothwendig sei, mich in dem Hauptquartier des Feldmarschall Radetzky bekannt zu machen, und fügte hinzu: „Wir gehen zum Generalkommando-Adjutanten, Major Eberhardt." — „Major Eberhardt?" — „Nun ja unser Freund, dessen Sie sich wohl erinnern werden, der neben mir wohnte."

Ich hatte schon früher von einem Major Eberhardt gehört, der im Hauptquartier sei und bei dem Marschall viel gelte, aber daß dieser und mein munterer Lieutenant Eberhardt ein und dieselbe Person sei, das dachte ich nicht. Ich hatte mir diesen Major Eberhardt, von dem ich einiges sehr gut Geschriebene gelesen, wie eine dicke alternde Persönlichkeit in schon gesetzten Jahren vorgestellt. Man kann sich in unsern Armeen, wo das Avancement so schlecht ist, unter einem Major nicht leicht einen jungen Mann vorstellen. Ich sah aber bald, daß dieß in der italienischen Armee ganz anders ist. Der Feldzug des vergangenen Jahres, bei welchem durch die ausgezeichnete Tapferkeit, der Offiziere so viele derselben blieben oder dienstuntüchtig wurden, hat große Lücken gerissen, welche durch die nachfolgende Generation, die größtentheils aus jungen Leuten bestand, ausgefüllt wurde. Graf

N., bei dem ich das Glück hatte, dem tapfern Erzherzog Albrecht vorgestellt zu werden, der kurze Zeit darauf in der Schlacht von Novara sich so ruhmvoll ausgezeichnet, ging denn auch mit mir ins Hauptquartier.

Das Hauptquartier des Feldmarschall Grafen Radetzky war in dem kleinen Palais der Villa Reale in dem ehemaligen Landhause des Vicekönigs, welches derselbe jedoch nur zum Absteigequartier benützte, wenn er von Monza nach Mailand kam. Es ist vom Fürsten Belgiojoso erbaut und heißt auch Villa Bonaparte. Bis jetzt wurde es von den Fremden nicht viel besucht, denn kostbare Gemälde sind nicht dort zu finden, und das Gebäude selbst ist nur noch an der Gartenfaçade, die mit schönen merkwürdigen Basreliefs verziert ist, sehenswerth. An der Seite der Anfahrt haben die Franzosen zwei äußerst geschmacklose Flügel angebaut. Man geht von dem Corso der Porta orientale durch den öffentlichen Garten und befindet sich so vor der kleinen Villa, welche rings von Grün umgeben, still und heimlich da liegt, abgesondert von dem lärmenden Treiben der großen Stadt, aber jetzt den Mittelpunkt eines eigenthümlich bewegten Lebens bildend. Wie der Reisende früher nach dem Dom und Triumphbogen verlangte, so wird er später nach der Villa Reale verlangen, wo Vater Radetzky wohnte. Mit feierndem Blick und bewegter Brust werden die Nachkommen die Zimmer betreten, die er bewohnte und durch das Fenster blicken, an welchem er so oft stand, sich freuend an dem frischen Grün und den bunten Blüthen des schönen Gartens.

Als ich mit Graf N. zum erstenmal nach der Villa Reale kam, fiel mir das rege Leben besonders auf. Es sah hier wie ein kleines Heerlager aus: Offiziere aller Waffengattungen kommen und gehen, Ordonnanzen jagen hin und her, gesattelte Pferde stehen im Hofe, und auf den Treppen und Gängen hört man nur das Klirren der schweren Kavalleriesäbel und den einförmigen Tritt der Schildwachen.

Ungarische Grenadiere hatten die Posten besetzt. Ich habe diese schönen Leute immer mit wahrem Vergnügen gesehen, mit ihrer impo-

nirenden Haltung, den dunkeln Gesichtern, den großen Bärenmützen und den enganliegenden blauen Hosen. Sie tragen jetzt einen weißen kurzen Waffenrock, der sie sehr gut kleidet. Auch Rothmäntel lagerten am Hofthor, beinahe ganz orientalisch gekleidet, mit rother Jacke, blauen, bis ans Knie weiten Beinkleidern, im Gürtel die großen Pistolen und den Yatagan.

Major Eberhardt war glücklicher Weise für mich derselbe, den ich früher gekannt, freilich um einige Jahre älter, aber freundlich und heiter und bereitwillig für mich zu thun, was in seinen Kräften stand. Mein Wunsch, welchen Graf N. ihm mittheilte, im Fall eines Kriegs mit dem Hauptquartier gehen zu dürfen, wurde gut aufgenommen, und so war ich denn, Dank sei es der nie ermüdenden Gefälligkeit des Grafen N., bestens installirt. In der Villa machte ich auch noch die Bekanntschaft des Obersten Schlitter, Generaladjutanten des Feldmarschalls Grafen Radetzky, eines Mannes von kaum sechsunddreißig Jahren, der sich durch seine militärischen Kenntnisse, seine Energie und vielseitige Brauchbarkeit so jung schon zu einer so hohen militärischen Würde emporgeschwungen hatte. Er war mir für die Dauer meines Aufenthalts im Hauptquartier als lieber freundlicher Bekannter und Gönner von außerordentlichem Nutzen. Ohne ihn hätte ich vieles nicht gesehen, vieles nicht erfahren.

Diese beiden Herren bewohnten den unteren Stock der Villa Reale, und ihre Wohnungen waren durch mehrere Kanzleizimmer getrennt, wo beständig viele junge Leute aller Waffengattungen am Schreibtisch beschäftigt waren. Eberhardt besorgte neben seinen Dienstgeschäften einen Theil der Correspondenz des Feldmarschalls Radetzky.

Ich habe in diesem Zimmer manche vergnügte Stunde erlebt, und werde mich beständig der kleinen angenehmen Frühstücke erinnern, die wir hier zusammen einnahmen. Jetzt ist dort Manches anders geworden. Eberhardt ging nach Verona, wo er als General-Kommando-Adjutant schon längst hingehörte. Er war nur nach Mailand bis zur Beendigung des Feldzugs kommandirt, und mit seiner Abreise schloß

sich der freundliche Wandschrank, der uns so manchen guten Steyrer spendete. Einige der Bekannten sind mit der Armee in Florenz oder Ancona, in Mestre, und jetzt gar in Venedig. Auch Ungarn erhielt von Italien sein Contingent. Ich erwähne nur unseres vortrefflichen Freundes und Gönners, des General Reischach; des damaligen Chefs von Prohasca, der an der untern Donau mit seiner Brigade so tapfer gegen die Insurgenten kämpfte.

Den Chef des gesammten österreichischen Generalquartiermeisterstabs, Feldmarschalllieutenant Heß, so wie den ersten Generaladjutanten, Feldmarschalllieutenant Schönhals, hatte ich ebenfalls die Ehre bald kennen zu lernen und wurde von diesen vortrefflichen Männern freundlich und gut aufgenommen.

Feldmarschalllieutenant Heß, etwa sechzig Jahre alt, ist ein kleiner magerer Mann, mit sprechendem geistreichem Auge, hellblonden Haaren und frischer Gesichtsfarbe, sehr lebendig in Bewegung und Rede. Er ist von seinen ausgedehnten Geschäften außerordentlich in Anspruch genommen, dadurch sehr beschäftigt und daher meistens schweigsam, aber durch kurze herzliche Worte die liebenswürdigste Freundlichkeit bezeugend. Ist man aber so glücklich, in eine Unterhaltung mit ihm zu kommen, so spricht er lebhaft, überzeugend, mit großem Geist, und man gewinnt bei einer solchen Unterredung

In einer Stunde mehr,
Als in des Jahres Einerlei.

Heß, ein militärischer Stern erster Größe, ist Chef der geheimen Operationskanzlei, die sich neben seinen Zimmern im ersten Stock der Villa Reale befindet. In dieser Kanzlei war der Major Langwieler, dem ich manche gute Notiz, manche freundliche Mittheilung verdankte.

Feldmarschalllieutenant Schönhals ist ebenfalls fast sechzig Jahre alt, eine schöne große ritterliche Figur. Er ist ein schlanker Mann, und sein Gesicht mit offenen edlen Zügen würde jugendlich genannt werden können, wenn Haupthaar und Bart nicht schneeweiß wären. Er blickt

frei und offen in die Welt, und Jedem geht der Blick seines glänzenden sinnigen Auges zu Herzen. Seine Bewegungen sind ruhig und sicher, ebenso seine Sprachweise gemessen und gewählt, dabei aber voll Humor. Man könnte alle seine Worte niederschreiben und drucken lassen. Die Entwerfung seiner herrlichen, poetisch schönen und zu Herzen gehenden Proklamationen und Armeebefehle wird ihm außerordentlich leicht. Ich habe Manuscripte von ihm gesehen, deutlich und mit fester Hand geschrieben, wo auf vielen Seiten nur wenige unbedeutende Worte bei dem Durchlesen geändert wurden. Er ist, wie schon gesagt, erster Generaladjutant des Feldmarschall Radetzky, und der Personaldienst der gesammten Armee liegt in seiner Hand.

Meine Ankunft in Mailand fiel mit den großen Ereignissen, deren Zeuge ich sein sollte, so glücklich zusammen, wie ich es nur wünschen konnte. Am Tage nach meiner Ankunft, am 12. März, gegen 2 Uhr traf ein piemontesischer Major bei dem Feldmarschall ein, und übergab nachfolgende Depesche, worin der Waffenstillstand gekündigt wurde.

„Die Regierung Sr. Majestät des Königs von Sardinien an den Kommandeur der österreichischen Truppen in Italien.

Obgleich der unterm 9. August 1848 zwischen den sardinischen und österreichischen Armeen abgeschlossene Waffenstillstand von den Staatsgewalten Sardiniens nicht ratificirt worden, und nur einen rein militärischen und zeitweiligen Charakter trägt, so sind doch alle dem sardinischen Heere darin auferlegten Bedingungen treu eingehalten worden, dagegen haben die österreichischen Behörden die Verträge, welche sie nach jener Uebereinkunft zu erfüllen verpflichtet waren, von Anfang an verletzt und verletzen sie fortwährend. Unter diesen Verletzungen bezeichnen wir als die allergröbsten: 1) die verweigerte Herausgabe der Hälfte des Artillerieparks von Peschiera; 2) die Besetzung der Herzogthümer durch Waffengewalt (occupation militaire et politique); 3) die Belagerung der Stadt Venedig zu Land und See und andere gegen diese Stadt gerichtete Feindseligkeiten; 4) die Plackereien aller Art anstatt der „Protektion", welche die kaiserliche Regie-

rung im Art. 5 zugesagt hatte allen Personen und Besitzthümern des Ländergebiets, welches die sardinischen Truppen räumten. Alle Reclamationen und Klagen gegen diese Verletzungen blieben fruchtlos. Diese hartnäckige Weigerung fällt um so mehr der kaiserlichen Regierung zur Last, als General Heß, zweiter Generalquartiermeister, am 1. Oktober 1848 officiell (dans son office) erklärt hat: „die militärische Biederkeit und Loyalität (franchise et loyauté) würden ohne Schwierigkeiten die Reclamationen des sardinischen Kriegsministers berücksichtigen, allein der Marschall Radetzky sähe sich in seiner Eigenschaft als „verantwortliches Organ" seiner Regierung wider Willen (malgré lui) gezwungen, die Maßregeln des Wiener Kabinets zu beobachten." Die österreichische Regierung hat aber ebenso auch dem erklärten Zweck des Waffenstillstandes, Friedensunterhandlungen zu eröffnen, entgegengehandelt: 1) indem sie nichts erwiederte auf das dringende Ersuchen der vermittelnden Mächte, die Conferenzen anzusetzen; 2) indem sie erklärte, sich auf die Verträge von 1815 zu stützen, ganz im Widerspruch mit den Entwürfen und Grundbedingungen der vorgeschlagenen Vermittlung; 3) indem sie versäumte, einen Bevollmächtigten nach Brüssel zu schicken, wohin sich unnöthigerweise die Bevollmächtigten von Frankreich, England und Sardinien begeben. Aus diesen Gründen hält und erklärt sich die Regierung Sr. Majestät von Sardinien als nicht mehr gebunden, sondern jedenfalls als unbeschränkt durch den angeführten Waffenstillstandsvertrag vom 9. August 1848, und nur aus allzugewissenhafter Beobachtung der Ehrengebräuche zeigt die genannte Regierung im Namen und auf Befehl des Königs die Aufhebung des Waffenstillstands an. Vorstehendes wird noch am heutigen Tage, den 12. März, an seine Adresse, dem Marschall Grafen Radetzky, Kommandeur der österreichischen Truppen in Italien, oder in dem Hauptquartier von Mailand mitgetheilt werden."

Turin, 12. März 1849.

Zu gleicher Zeit erschien für das piemontesische Heer nachstehender Armeebefehl:

Soldaten!

„Die Tage der Waffenruhe sind vorüber, unsere Wünsche erhört. Karl Albert kehrt an die Spitze Eurer tapferen Reihen zurück. Der Waffenstillstand ist aufgekündigt, und die Tage des Ruhmes für die italienischen Waffen werden von neuem beginnen. Soldaten! der Augenblick ist von der höchsten Bedeutung, eilt zum Kampfe, der für Euch gewisser Sieg sein wird. Nach dem Beispiele Eurer Prinzen, die mit Euch kämpfen, auf den Ruf Eures Königs, der Euch führt, eilt herbei und beweist Europa, daß Ihr nicht allein das Bollwerk Italiens, sondern auch die Wiedererkämpfer seiner Rechte seid. Bei der Annäherung Eurer Waffen werden die unterdrückten Bevölkerungen die Klage in Freudenruf verwandeln, und die wiedererlösten Brüder werden in Eure Arme fliegen, die Wonne des errungenen Triumphes zu theilen. Soldaten! je größer Euer Ungestüm im Angriff sein wird, desto rascher wird der Sieg und kürzer der Kampf sein, desto schneller werdet Ihr mit Lorbeern bekränzt zurückkehren zu dem Frieden Eurer Familien, stolz auf ein freies, unabhängiges, glückliches Vaterland.

Hauptquartier Alessandria, 14. März 1849.

Der Generallieutenant Majorgeneral des Heeres,
Chrzanowsky.

Nach dem Inhalte dieser Depesche hätten also die Oesterreicher den Waffenstillstand schon eigenmächtig gebrochen; doch blieb die Spada d'Italia den Beweis hiezu schuldig. Man kann sich keinen Begriff machen von der Freude, mit welcher der Marschall diese Botschaft in Empfang nahm und sie seinen Offizieren mittheilte. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch das ganze Haus bis zu den Soldaten, die sich in ihrem Jubel geberdeten, als zögen sie schon durch die Thore Turins ein. Auf den Straßen trafen die

Offiziere in Gruppen zusammen, oder riefen, mit der wichtigen Nachricht zu ihren Freunden und Bekannten eilend, einander zu: „Weißt du's schon! — Gott sei Dank! — er hat gekündet!“ — Es war ein Enthusiasmus, eine Freude wegen des bevorstehenden Feldzugs, die nicht zu schildern ist, und der Jubel wurde immer stärker, je mehr sich der Inhalt der Depesche verbreitete.

Der piemontesische Major verließ die Wohnung des Feldmarschalls in solcher Eile, daß er ganz vergaß, die Empfangsbescheinigung in Empfang zu nehmen, und deßhalb wieder umkehren mußte. Eine Einladung zur Tafel lehnte er ab.

Gegen Abend dieses merkwürdigen Tages füllte sich der Hof der Villa Reale mit Tausenden von Soldaten und Offizieren. Fackeln warfen ihren rothen Schein an das Haus und die Baumgruppen und zitternde Strahlen auf das Gold der Uniformen und die glänzenden Waffen. Sechs Musikchöre, gefolgt von einer unzähligen Menge Soldaten, zogen festen Schrittes in den Hof hinein, um dem Feldmarschall, ihrem „Vater Radetzky,“ ein Ständchen zu bringen, einen Dank für die octroyirte Verfassung und einen Dank, daß er so gut sein wolle, sie ein wenig nach Turin, der schönen Hauptstadt Sardiniens, zu führen. „Turin muß genommen sein! Vater Radetzky hat's gesagt, und was der sagt, ist so gut, wie schon geschehen!“ Donnernde, sich immer wiederholende Vivats zerrissen die Luft, und als endlich der Feldmarschall auf den Balkon heraustrat, und sich umschaute mit den klugen freundlichen Augen und herzliche Worte zu seinen Kindern sprach, da wollte der Jubel gar nicht enden, und Manchem sind Thränen in den langen Schnurrbart gelaufen. Ich habe schon viele Ständchen, viele Vivats gehört, aber nie mit der Begeisterung wie hier. Mit einer solchen Armee muß man siegen. Alle diese tausend Herzen schlagen ihrem Führer vertrauensvoll entgegen, alle wollen mit ihm siegen oder untergehen.

Nach der Serenade zogen die Musikchöre durch die Straßen der Stadt, lustige Kriegsmärsche und die Volkshymne spielend, gefolgt

von Tausenden von Soldaten, Arm in Arm lange Reihen bildend; der Jäger neben dem Grenadier, der Ungar neben dem Deutschen, Kavalleristen, Infanteristen, Artilleristen, Alles bunt durcheinander. Kräftig hallte der Schritt der Männer durch die nächtlichen Straßen, und die Leute in den Häusern öffneten die Fenster und die Spazierengehenden eilten erstaunt näher, um zu sehen, was es da gäbe. Dazu dröhnte die Feldmusik von sechs Banden, daß die Scheiben erzitterten. An den Straßenecken hielt der Zug und abermals donnernde Vivats für Radetzky.

In der Scala spielte der dritte und letzte Act dieses Freudenspiels. Nach dem ersten Akt der Oper füllten sich die weiten, aber bis dahin ziemlich leeren Räume des ungeheuren Hauses mit Offizieren aller Waffen und Grade, und stürmisch wurde die Volkshymne verlangt. Der Vorhang ging auf, und bald klang hell und frisch durch diesen Saal, der nur italienische Weisen gewohnt ist, das deutsche Lied: „Gott erhalte unsern Kaiser!"

Es war ein schöner Tag und Abend, und von all den Tausenden von Soldaten und Offizieren wird wohl nicht einer sein, dem in Hinblick auf die kommenden Tage nicht die Worte des greisen Feldmarschalls durch das Herz zuckten und es freudiger schlagen ließen, die Worte des Armeebefehls: „Vorwärts also, Soldaten, nach Turin, lautet die Losung, dort finden wir den Frieden, um den wir kämpfen. Es lebe der Kaiser, es lebe das Vaterland!"

III.

Vater Radetzky.

Man kann ſich leicht denken, wie geſpannt ich war, dem Feldmarſchall Radetzky, der Seele des Ganzen, Auge in Auge gegenüber zu ſtehen. Schon an einem vorhergehenden Tage hatte ich ihn von weitem erblickt, wie er mit ein paar Adjutanten, Ordonnanzoffizieren und einigen Stabsdragonern ausritt. So viel ich bemerken konnte, ſaß der alte Herr friſch und kräftig zu Pferde, als er im kurzen Galopp ſeiner Begleitung vorausſprengte. In der Stunde, welche mir durch den Marſchall zur Audienz bewilligt war, begab ich mich in die Villa Reale und wurde da durch den Major Eberhardt dem ehrwürdigen Helden vorgeſtellt.

Der Marſchall bewohnt den erſten Stock der Villa, eine Reihe großer Säle und Zimmer, ſchön und geſchmackvoll, jedoch ohne übertriebenen Luxus möblirt. Seine eigene Sachen, ſeine Möbel, Kryſtall, Silbergeſchirr hat Graf Radetzky bei dem Rückzug aus Mailand ebenfalls faſt ſämmtlich verloren. In einem Vorzimmer neben dem Billardſaal befanden ſich zwei Sereſchaner und einige Kavallerieordonnanzen; im Billardzimmer ſelbſt Ordonnanzoffiziere, von denen täglich

ſchwer und ich bin entſetzlich müde. Morgen ſollt ihr hören, wie meine Liebe zu Grabe ging.“

Es war allermittelſt ſehr ſpät geworden; die Oellampe auf dem Geſims zuckte ſterbend zuſammen. Der Schneider ſprang von der Pritſche auf und präparirte ſich zum Schlafen, wie er es nannte, indem er ein kattunenes Schnupftuch um den Kopf wickelte, den Rock auszog und ihn, ſo gut es ging, über ſeinen Körper deckte.

Philipp hatte ſich über der Erzählung des Schneiders eine Weile ſelbſt vergeſſen; jetzt aber ſaß er wieder troſtlos auf der Ecke der Pritſche und konnte ſich nicht entſchließen, ſeine Glieder auf das harte Holz auszuſtrecken. Er hätte auch wahrſcheinlich die ganze Nacht ſo ſitzend zugebracht, wenn ihm der Schneider nicht Muth eingeſprochen: eine einzige Nacht könne man es auf der Pritſche wohl aushalten, man müſſe Alles im Leben lernen, und mit einem ruhigen Gewiſſen ſchlafe man überall gut. Was das Letztere betraf, ſo konnte ſich Philipp deſſen rühmen, und als er, den Ermahnungen des Schneiders folgend, ſeinen armen Körper auf der harten Pritſche in die beſte Lage gebracht, fiel er nach all den Mühſeligkeiten des Tages in einen feſten Schlaf, der bis an den hellen Morgen dauerte.

Um dieſe Zeit wiegte er ſich gerade in angenehmen Träumen. Er war mit Jungfer Barbara im erſten

zwei den Dienſt haben. Major Eberhardt legte dem Marſchall einige Papiere zur Unterſchrift vor und forderte mich dann auf, einzutreten.

Der Marſchall ſtand an einem Fenſter und hatte ein Blatt der Allgemeinen Zeitung in der Hand. Seine Figur darf eher klein als groß genannt werden und erſcheint vielleicht um ſo kleiner, da er etwas beleibt iſt. Sein Geſicht trägt, mit Ausnahme der hellen, ſehr lieben und freundlichen Augen, Spuren ſeines hohen Alters. Dagegen ſind ſeine Bewegungen, ſein Gang, ſeine Sprache, letztere in einem tiefen, wohlklingenden Organ, ganz wie das eines rüſtigen Fünfzigers.

Mit der dem Marſchall eigenen Freundlichkeit trat er mir bei meinem Eintreten entgegen und reichte mir die Hand. „Freund Eberhardt," ſagte er, „hat mir Ihre Abſicht mitgetheilt, über uns und über den bevorſtehenden Feldzug der Allgemeinen Zeitung getreue Berichte einzuſenden. Das ſoll mich recht ſehr freuen. Gelobt wollen wir nicht ſein, wo wir's nicht verdienen; aber meine braven Offiziere und Soldaten werden Ihnen ſchon Gelegenheit geben, manch Schönes und Großes zu ſehen."

Dann fügte er noch hinzu, daß die Allgemeine Zeitung manchmal über ihn und ſeine Handlungsweiſe ungetreue Berichte gebracht, ſetzte aber entſchuldigend hinzu: „Freilich muß man in der Nähe ſein, um die Wahrheit zu wiſſen, und damit Sie im Stande ſind, dieſelbe bei uns zu erfahren, ſo lade ich Sie mit Vergnügen ein, den Feldzug in meinem Hauptquartier mitzumachen, Eberhardt ſoll das Nöthige für Sie beſorgen."

Dann kam er auf die deutſchen Verhältniſſe zu ſprechen, und insbeſondere auf den König von Württemberg, den er als Regent und Soldat außerordentlich hochſchätzt. Ich habe dieſe Verehrung für den König bei allen älteren Offizieren der italieniſchen Armee gefunden, ſo wie auch bei allen jüngern, die ſich für Krieg und Weltgeſchichte lebhaft intereſſiren. Man war feſt überzeugt, daß, würde das Schickſal den König heute noch an die Spitze einer großen Armee

ſtellen, er durch Energie und Tapferkeit das Ende ſeines Lebens mit den ſchönſten Lorbeern ſchmücken würde, wie er als Kronprinz ſeine Laufbahn begonnen.

„Der Herr iſt mein lieber Kriegskamerad," ſagte der Marſchall ſichtbar bewegt, als ich ihm einen freundlichen herzlichen Gruß des Königs überbrachte, und dabei der jetzigen Wirren des Vaterlandes gedachte. „Wir waren zuſammen auf dem Schlachtfelde, und das vergißt man nicht."

Der Marſchall ſprach auch über die Wühlereien unter dem Militär, fluchwürdige Wühlereien, um die Soldaten von einer und derſelben Nation ihrer Fahne und ihrem Dienſteid untreu zu machen, und wiederholte die Worte: „Untreue ſchlägt ihren eigenen Herrn." Ein wahres Wort, was namentlich ſpäter in Baden ſo vollkommen zur Wahrheit wurde. „Sie werden ſehen," ſagte er, „wir Soldaten ſind hier eine einzige große Familie. Der Offizier kennt ſeine Leute, lebt mit ihnen ſo innig, als es thunlich iſt, ſorgt für ſeine Untergebenen, und hat ſich ſo zu ſtellen gewußt, daß der Soldat vertrauensvoll zu ihm empor ſieht. Sie werden aber auch ſehen, wie meine braven Offiziere in's Feuer gehen, immer dem Regimente voran, und das flößt dem Soldaten in und außer dem Dienſt Achtung ein. Verführungen durch ein paar elende Gläſer Wein können in meiner Armee nicht leicht vorkommen. Wo ſolche Verſuche gemacht würden, da ließe ich den Soldaten das doppelte Quantum geben, einen luſtigen Steyrer aufſpielen, und ich glaube, es bliebe mir keiner weg."

Das glaube ich auch! Aber dieſer alte Herr hat auch eine Perſönlichkeit, ſo wunderbar anziehend, wie ich ſelten etwas Aehnliches geſehen. Seine tiefe klangvolle Sprache, ſein treuherziger, etwas öſterreichiſcher Dialekt, dazu das Gute und Liebe in ſeinen Mienen, Alles dieß muß ihm, in Verbindung mit dem Gedanken an die herrlichen und großen Thaten, die er vollbracht, jedes Herz gewinnen. Ich verließ den Marſchall mit dem Bewußtſein, einen der intereſſanteſten und ſchönſten Augenblicke erlebt zu haben. Die Sereſchaner

draußen ſahen mich freundlich an und hielten mich wahrſcheinlich für etwas ganz Beſonderes, weil ihr Vater ſo lange mit mir geſprochen.

An demſelben Tage erſchien nachfolgender Armeebefehl des Feldmarſchalls Radetzky, der in ſeiner kräftigen Sprache wohl geeignet war, das kriegeriſche Feuer der Soldaten noch heftiger anzufachen, wenn das nämlich nothwendig geweſen wäre. Aber eben ſo, wie ſich der Enthuſiasmus für den bevorſtehenden Feldzug in der Umgebung des Feldmarſchalls geäußert hatte, ſo brach die Kampfluſt erſt in helle Flammen aus, als die Aufkündigung des Waffenſtillſtandes bei den Soldaten in weiteren Kreiſen bekannt wurde. Man konnte hieraus mit Freuden ſehen, von welch' vortrefflichem Geiſte dieſelben beſeelt waren und wie unbeſchreiblich ſie ſich auf den Kampf mit dem Feind freuten. Luſtiger und mit vergnügteren Geſichtern, als in dieſen Tagen, habe ich die Soldaten nie ihre kleinen Einkäufe machen ſehen. Auf allen Helmen, Tſchako's und Mützen wehten grüne Büſche. Bei allen Regimentern brachte der Armeebefehl des Vater Radetzky einen unerhörten Jubel hervor. Bei dem Grenadierbataillon von Franz Karl (es ſind Ungarn) brachen die Soldaten in ein donnerndes „Eljeen" aus, fielen einander in die Arme, küßten die Medaillen und trugen die Decorirten im Triumph umher. Es war ein Leben, eine Bewegung, ein Glanz und eine Freude in den Straßen von Mailand, ſeltſam abſtechend gegen die ſtillen flüſternden Truppen, in welchen die Italiener umherſtanden, theils beſorgt für die Zukunft dem Jubel zuſchauend, theils den jauchzend vorübergehenden Soldaten hohnlachend nachblickend, da viele der Lombarden feſt überzeugt waren, daß die Spada d'Italia dießmal dem Barbarenreiche ein ſchnelles Ende machen würde.

Der Tagsbefehl Radetzky's lautete wie folgt:

Hauptquartier Mailand, den 12. März 1849.

Soldaten!

Eure heißeſten Wünſche ſind erfüllt. Der Feind hat uns den Waffenſtillſtand aufgekündet. Noch einmal ſtreckt er ſeine Hand nach

der Krone Italiens aus, daher soll er erfahren, daß sechs Monate nichts an Eurer Treue, an Eurer Tapferkeit, an Eurer Liebe für Euren Kaiser und König geändert haben. Als Ihr aus den Thoren Verona's auszoget und von Sieg zu Sieg eilend den Feind in seine Grenzen zurücktriebet, gewährtet Ihr ihm großmüthig einen Waffenstillstand, denn er wollte den Frieden unterhandeln, so sagte er; doch statt dessen hat er sich zum neuen Krieg gerüstet. Wohlan denn, auch wir sind gerüstet, den Frieden, den wir ihm großmüthig geboten, wollen wir in seiner Hauptstadt erzwingen. Soldaten! der Kampf wird kurz sein, es ist derselbe Feind, den Ihr bei St. Lucia, bei Somma campagna, bei Custozza, bei Volta und vor den Thoren Mailands besiegt habt. Gott ist mit uns, denn unsere Sache ist die gerechteste. Auf, auf, Soldaten, noch einmal folgt Eurem greisen Führer zum Kampf und Siege. Ich werde Zeuge Eurer tapfern Thaten, und es wird der letzte Akt meines langen frohen Soldatenlebens sein, wenn ich in der Hauptstadt eines treulosen Feindes die Brust meiner wackern Gefährten mit dem blutig und ruhmvoll errungenen Zeichen ihrer Tapferkeit werde schmücken können. Vorwärts also, Soldaten, nach Turin lautet die Losung, dort finden wir den Frieden, um den wir kämpfen. Es lebe der Kaiser, es lebe das Vaterland!"

Zur Zeit der Kündigung des Waffenstillstandes äußerte König Albert zu Turin gegen die Gesandten Frankreichs und Englands, als sie ihm Vorstellungen machten, mit wie wenig Aussichten auf guten Erfolg Piemont den Krieg mit Oesterreich erneuere: „Meine Herren! der Krieg ist der Wunsch der Nation; ich muß mich diesem Wunsche fügen, will ich nicht meine Krone gefährdet sehen. Ich beginne den Krieg, um der Republik zu entgehen! Wenn Sie, meine Herren, mir nicht die Versicherung geben können, daß Ihre Regierungen mir meinen Thron garantiren, so darf ich nicht länger zögern, das letzte Mittel zu ergreifen, das mir übrig bleibt — den Krieg!"

Der Prinz von Savoyen verschmähte nicht, in demselben Augenblicke — während man in Turin jubelt, daß der sehnlichste Wunsch

des Volkes erfüllt sei — während man im voraus von den Heldenthaten der Armee, namentlich der Lombarden spricht, die nur in den ersten Reihen fechten wollen, — während Plakate den alten Helden Marschall schmähen und verspotten — während man fest von der Niederlage des Barbarenheeres überzeugt war — im Rücken desselben die österreichischen Unterthanen zum Aufruhr und Treubruch zu verleiten und schleuderte zu diesem Zweck das nachstehende Dekret in die venetianisch-lombardischen Provinzen:

„Wir Eugen von Savoyen u. s. w. kraft der Machtvollkommenheit, welche uns auf Vorschlag des Staatssekretärs für das Innere übertragen worden, nach geeigneter Rücksichtsnahme auf die lombardische Consulta und ihrer Einwilligung — haben verordnet und verordnen: Art. 1. Wird hiermit aufgerufen das Aufgebot in Masse aller waffenfähigen Mannschaft der venetianisch-lombardischen Provinzen. Dieselbe hat sich unverzüglich dem Militärkommando zu stellen oder in Ermanglung eines solchen dem Ortsnotar (sindago), um in die Listen eingereiht zu werden. Art. 2. Die betreffenden Behörden werden einem Jeden den Ort angeben, von wo er abzugehen habe, um Waffendienst zu leisten gemäß den Instruktionen, welche die königliche Regierung verbreiten wird. Art. 3. Jeder, der innerhalb fünf Tagen nach der Veröffentlichung dieses Dekrets sich zum Eintragen in die Listen nicht meldet, oder an dem gemäß Art. 2. ihm bezeichneten Ort nicht einstellt, wird angesehen als Deserteur, und als solcher mit denselben Strafen belegt, womit die in Kraft bestehenden Gesetze in den Provinzen, auf die dieses Statut Anwendung leidet, den Deserteur bedrohen. Art. 4. Kein anderer Grund von Befreiung wird angenommen, als körperliches, den Waffendienst hinderndes Gebrechen. Alle, die sich unter dieser Ausnahme glauben, müssen den Befreiungsgrund innerhalb der gedachten fünftägigen Frist bei den dafür geeignet zu errichtenden Commissionen vorbringen, wofern sie im Uebertretungsfall als Deserteur gelten und die im vorigen Artikel angedrohten Strafen auf sie Anwendung leiden. Art. 5. Die eben genannten Commissionen

entſcheiden als letzte Inſtanz über die gedachten Ausflüchte. Art. 6. Ueber die militäriſche Organiſation dieſer Truppen werden vom Miniſterium des Kriegs und der Marine beſondere Vorſchriften und Anleitungen erlaſſen werden.

Turin, den 17. März 1849.

Eugen von Savoyen. Ratazzi."

IV.

Vorbereitungen zum Feldzug.

Die Armee befand sich in den letzten Tagen vor dem Auszuge in einer außerordentlichen Thätigkeit, welche vom Feldmarschall bis zum Tambour abwärts durch die ganze ungeheure Kette der großen Armee vibrirte und sich sogar auf Thiere und leblose Gegenstände, Pferde jeglicher Race und Wagen jeglicher Güte ausdehnte. Die beiden letzten Artikel sind denn auch für ein ausmarschirendes Offizierscorps von größter Wichtigkeit. Der Offizier kann nicht, wie der Soldat, seine nothwendigen Habseligkeiten mit sich im Tornister oder Mantelsack herumschleppen. Er bedarf eines Wagens oder eines Packpferdes. Wenn ich nicht irre, hat jeder Stabsoffizier der österreichischen Armee das Recht, im Feld eine Equipage mit sich zu führen, die gewöhnlich mit zwei Pferden bespannt und meistens sehr schwer beladen ist. Da nun aber gewöhnlich der Offizier denselben Wagen benützt, welchen er im täglichen Leben gebraucht, so ereignet es sich häufig, daß, da man auf einen Wagen von leichter Construktion mit schwachen Federn öfters

schwere Gegenstände aufladet, bisweilen schon am ersten Marschtage irgend etwas am Wagen zerbricht und dadurch für den Eigenthümer große Unannehmlichkeiten entstehen. Wenn man auch auf zwei Packpferde nicht so viel laden kann, wie auf einen zweispännigen Wagen, so sind sie doch, nach dem Urtheile vieler Offiziere, theils wegen des angeführten Grundes, theils wegen ihrer viel größeren Beweglichkeit einem Wagen weit vorzuziehen. Auf der Landstraße marschirt eine Colonne und der ganze Weg ist mit Infanterie, Kavallerie, mit Geschützen, Pulverkarren oder gar mit einem Brückentrain bedeckt. Da hält es denn außerordentlich schwer, mit einer langen Reihe von andern Fahrzeugen, die schneller marschiren, ohne Anstoß durchzukommen, wogegen sich das Packpferd leicht durch den Knäul durchwindet.

Ich habe auf meinen Reisen im Orient oft Gelegenheit gehabt, die Annehmlichkeiten eines guten Packpferdes schätzen zu lernen.

So hatten sich denn auch Offiziere mit diesem nützlichen Transportmittel versehen, wozu in der Regel kleine gedrungene Pferde ausgesucht wurden. Alle Roßhändler von Mailand waren in jenen Tagen in Bewegung und auf vielen Plätzen und Straßen sah man Pferde mit allen Künsten vorreiten, andere einspannen, um sie oder einen neuen Wagen zu probiren.

An meine eigene Equipirung zum bevorstehenden Feldzug mußte ich ebenfalls ernstlich denken, und wandte mich deßhalb an Freund Eberhardt, um mir hierüber Raths zu erholen. Dieser hatte neben seinem eigenen Arrangement für die Kanzleien außerordentlich viel zu thun und einzupacken. In seinen sonst so geordneten Zimmern sah es bunt aus. Kästen jeder Größe und Packtaschen von allen Arten standen und lagen auf dem Boden umher, bereit dieses oder jenes aufzunehmen. Kassen wurden gepackt und nothwendige Aktenstücke zusammengeschnürt. Dazu waren die Vorzimmer angefüllt mit Supplikanten jedes Alters und Geschlechts, und der Marschall sowohl wie sämmtliche Offiziere in seiner Nähe wurden mit den mannigfaltigsten Bittgesuchen überlaufen. Ich spreche hier nur von Civilpersonen,

oder Militärpensionären, die vielleicht eine Zulage wünschten, oder Soldatenwittwen, die um Vorausbezahlung ihres kleinen Jahrgehaltes baten.

Hatte das Hauptquartier bisher schon das Bild eines regen bewegten Lebens gegeben, so wogte es in diesen Tagen in der Villa Reale wie ein aufgestörter Bienenschwarm, der eben im Begriff ist, abzuziehen. Unten in der Personalkanzlei kamen und gingen Offiziere aller Waffen, die ihr Avancement oder ihre Versetzung zu einem andern Truppentheil meldeten. Husaren und Botenjäger sprengten in den Hof, warfen sich von den dampfenden Pferden und übergaben dem Obersten Schlitter ihre Depeschen, der als Generaladjutant des Feldmarschalls Radetzky, namentlich in der letzten Zeit, Tag und Nacht fortwährend in Anspruch genommen wurde. Ich habe den Obersten öfter gesehen, daß er, buchstäblich genommen, bis über die Sporen in heruntergerissenen Briefcouverts stand, Couverts, die mit den schönsten und längsten Titeln beschrieben waren. Ich habe einigemal gezählt, daß der vollständige Titel des alten Herrn in großem Depeschenformat zehn bis zwölf enggeschriebene Zeilen ausmachte.

Im ersten Stock in der geheimen Operationskanzlei ging es ebenfalls sehr lebhaft zu, nur geheimnißvoller und stiller, als unten, und wenn man sich hie und da über die große Treppe hinauswagte, so sah man den Feldmarschall, die Hände auf dem Rücken, nachdenklich auf- und abgehen oder mit dem Feldmarschalllieutenant Heß an einem Fenster stehen und emsig sprechen. Die wichtigen Couriere für den Marschall kamen meistens in Equipagen und die Offiziere des Generalstabs mit ihren grünen Federn auf den großen Hüten eilten mit Papieren hin und her. — Oben war der Kopf, unten die Faust mit dem gezogenen Schwert — der Kopf schaute nachdenkend, aber zufrieden in das Getümmel, und man sah an dem ruhigen Ernst, daß große Pläne mit Zuversicht entworfen waren und demnächst der Faust zur Ausführung sollten übergeben werden. Bei letzterer wurde unterdessen auch für des Leibes Nothdurft hinlänglich gesorgt, und ein schüchterner Blick, den ich in

einen angeblichen Kaſſenkaſten that, überzeugte mich von dem ſehr werthvollen Inhalt.

Daß ich bei den ſo vielfach beſchäftigten Herren nur eine leiſe Anfrage wagte, in welcher Weiſe ich mit dem Hauptquartier ziehen ſollte, kann man ſich bei meiner allbekannten Beſcheidenheit denken. Eberhardt antwortete mir auf ſolch mädchenhaft ſchüchterne Anfrage zwar kurz, aber in einer für mich ſehr angenehmen Art: „Meinen's denn, wenn der Feldmarſchall Sie einladet, mit uns zu gehen, ſo werde man nicht für Sie ſorgen? Hier haben Sie einen Zettel, ſuchen Sie den Herrn, deſſen Namen darauf ſteht, auf, und ſagen Sie ihm, Sie ſeien der Mann der unſterblichen Werke, von dem er ſchon wiſſe, und jetzt machen Sie, daß Sie weiter kommen." Ich nahm das Papier, dankte für die gute Behandlung, nahm zum Abſchied eine gute Cigarre, ein Glas ſehr guten Morgenwein, und ſuchte den „meine unſterblichen Werke" Kennenden auf.

Draußen in der Wachſtube der Grenadiere und im Hofe war ein Stück Wallenſteins Lager. Ein rieſenhafter Corporal, den die ſchwarze Bärenmütze noch größer machte, hielt ſeinen Untergebenen eine feurige ungariſche Rede, von der ich aber kein Wort verſtand. Auf der Pritſche wurden Torniſter gepackt und Mäntel gerollt, und vor der Villa ſtanden Jäger, Infanteriſten und Huſaren unter einander, und zwiſchen ihnen hindurch ſchlichen Kroaten mit ihren gelben verſchmitzten Geſichtern und tauſchten und kauften von Kameraden und Civilperſonen allerlei kleine Kriegsbedürfniſſe.

Auf meinem Zettel ſtand „Graf v. Forgatſch, Chef der Stabsdragoner, Straße ſo und ſo;" ich fand auch bald die angegebene Straße und Hausnummer, aber der Chef der Stabsdragoner war nicht zu Hauſe und ich ſchlenderte unverrichteter Sache davon und durch die Straßen der Stadt. Auch hier ſah man auf allen Straßen und Plätzen an dem ganzen Getreibe der Menſchenmenge, daß etwas Außergewöhnliches im Werke ſei. Mailand glich einem großen Heerlager, dem Heerlager einer ſiegestrunkenen Armee. Jauchzend zogen die Soldaten

Stock, lehnte vertraulich mit ihr an einem Fenster, das in Hof und Garten hinaus ging, und freute sich an dem herrlichen Gottessegen, der dort gedieh. „Das ist Alles dein," sprach eine weiche schmelzende Stimme, die er wohl kannte; „das ist Alles dein, und drunten die Hühner im Hofe sind dein, und das Spezereigeschäft Reißmehl und Comp. ist dein und heißt jetzt Reißmehl und Philipp." Es war dem guten Philipp im Traum nicht Anders, als wäre Alles schon sein; die Blüthen nickten ihm ordentlich zu; die Hühner drunten schienen die tiefsten Reverenzen zu machen, und aus der Küche strömte ein Duft empor, wie von frisch gebackenen Hochzeitkuchen. Da krähte der Hahn und Philipp fuhr erschrocken von der Pritsche in die Höhe. Verschwunden war sein süßer Traum, aber der Hahn hatte wirklich gekräht und krähte zum zweiten- und zum drittenmale, und als sich Philipp erstaunt nach dem Thier umschaute, sah er, daß es der Damenkleidermacher war, der wieder wie gestern hoch auf der Pritsche saß und lustig krähte, wobei er seine Morgentoilette machte. Bruder Danziger wälzte sich ihm zu Füßen, unmuthige Worte zwischen den Zähnen murmelnd, und die beiden Schreinergesellen hatten sich zärtlich umarmt und schnarchten auf's Eifrigste Brust an Brust und Nase an Nase. Gott! er war nicht im ersten Stock bei Jungfer Barbara, er roch nicht den Duft der ihm zu Ehren gebackenen Hochzeitkuchen;

umher oder ſtanden von bevorſtehenden Siegen freudig plaudernd beiſammen. Auch von den Lombarden und den Einwohnern der Stadt ſah man viele auf den Straßen; doch hatten die meiſten, trotz des keck umgeworfenen Mantels, von ihrer Gravität viel verloren und eilten ſchnell aneinander vorbei, ſich eilig etwas mit einer Beſorgniß verrathenden Miene zurufend.

Vor den Kaffeehäuſern ſtanden dichte Gruppen und verſchlangen mit Begierde die Nachrichten, welche ihnen ein gefälliger Mund aus Piemont mittheilte. Viel Vertrauen ſetzten ſie auf Chrzanowsky, den großen General.

Was die Fremden anbelangt, die ſich hier in Mailand aufhielten, namentlich die Deutſchen, deren Zahl nicht gering war, ſo ſah man ſehr erwartungsvolle Geſichter, und bemerkte deutlich, wie man ſich vor dem Abmarſch der Oeſterreicher fürchtete. Eine Menge Familien und darunter ſelbſt viele italieniſche, traf Anſtalten, zugleich mit dem Heer die Stadt verlaſſen zu können. In langer Zeit hatte man nicht mehr ſo viel Equipagen auf der Straße geſehen, wie jetzt, freilich nicht um eine Corſofahrt zu verherrlichen. Vor den Häuſern ſtanden Wagen des verſchiedenartigſten Ausſehens, und ſie wurden mit Kiſten und Koffern bepackt, denn wer abreiſen konnte, nahm natürlich Alles mit, was er von werthvollen Sachen aufzuladen im Stande war.

Daß der Feldmarſchall nicht in der Lage war, eine bedeutende Truppenmacht als Beſatzung zum Schutze der Stadt hier zu laſſen, war einerſeits ſehr einleuchtend; andererſeits aber hatte man die Gewaltthaten noch in zu friſchem Angedenken, welche der Pöbel während der berüchtigten fünf Tage und vor dem Wiedereinmarſch der Oeſterreicher ſich erlaubte, wo er haufenweiſe in Häuſer der wohlhabenden Bürger eindrang und brandſchatzte. Wenn man auch einen Aufſtand wie im vorigen Jahr, nicht befürchtete, indem die Häupter der Revolution entflohen waren, und mancher, der damals mitgewirkt, voll Schrecken einſah, was es hieß, in die Hände ſchrankenloſer Volkshaufen gegeben zu ſein, ſo glaubte man doch und nicht mit Unrecht, daß

wenn dieſe ſogenannten Barrabi (was auf deutſch ſo viel als Lumpen oder Gauner heißt) einen großartigen Putſch, auf communiſtiſchen Grundlagen verſuchen würden, die zurückbleibende Beſatzung des Caſtells von vielleicht 4000 Mann nicht die Kraft haben würde, genügend einzuſchreiten, da dieſe Beſatzung ja auf keinen Fall ihr Caſtell verlaſſen könnte, um ſich in einen Straßenkampf einzulaſſen. Wer alſo konnte, ſalvirte ſich, indem er abreiste.

Bekanntlich beſteht die Stadt Mailand meiſtens aus langen breiten Straßen mit hohen ſehr maſſiv gebauten Häuſern. Der Eingang wird gewöhnlich von einem großen Thorbogen gebildet, und auf meinem Spaziergange durch die Stadt an dem Tage, von welchem ich hier rede, ſah ich in den verſchiedenſten Quartieren, wie eine große Anzahl von Hausbeſitzern damit beſchäftigt war, dieſe Eingänge auf oft komiſche Art zu verrammeln und zu verſchließen. Die großen Thore waren meiſtens faſt alle geſchloſſen, und in denſelben blieb nur ein kleines Ausgangspförtchen offen. Der Thorbogen ſelbſt wurde verbarrikadirt mit Fäſſern, Steinen, Brettern und Balken und zum Ueberfluß noch ein ſtarker Baum in die Mauer eingelaſſen, um dem Thore als ungeheurer Riegel zu dienen.

Wer vor der Revolution in Mailand war, wird gewiß nicht verſäumt haben, den Caſtellplatz zu beſuchen, weniger des Caſtells halber, dieſem Ueberreſte des alten Schloſſes des Visconti, als um die Arena zu ſehen und den Napoleoniſchen Triumphbogen zu bewundern, nebenbei aber auch um unter den herrlichen Baumalleen, mit welchen der große Platz dicht beſetzt war, umherzuwandeln. Hier drangen die brennenden Sonnenſtrahlen nicht durch, und uralte, rieſenhafte Bäume bildeten ein dichtes, kühles Schattendach, deſſen erquickende Wohlthat man doppelt empfand, wenn man ſich aus den breiten ſchattenloſen, glühenden Straßen der Stadt nach dem Caſtellplatz flüchtete, — eine grüne Oaſe, in welcher auch für Erfriſchungen aller Art, ſowohl des Geiſtes als des Körpers, ſehr geſorgt war.

Wie in einer kleinen Stadt zur Zeit des Jahrmarkts, ſo ſah

man hier Schaubuden aller Art, vom Marionettentheater an bis zum Circus berühmter Kunstreitergesellschaften. Vor den Häusern, die den Platz umgaben, fanden sich ambulante Restaurationen und kleine Wirthshäuser, und neben dem Polentaverkäufer lag ein Faß, welches gutes bayerisches Bier dem Durstigen spendete.

Auch für die Kinderwelt der Stadt war hier ein schöner geräumiger Spiel- und Tummelplatz.

Wie war das Alles aber jetzt anders geworden. Schon auf dem Wege nach diesem früher so herrlichen Platze glaubte ich die Richtung verfehlt zu haben, denn ich forschte vergeblich nach den grünen Baumkronen, welche sonst so freundlich über die weißen Häuser emporragten. Dudelsack und Violine waren verstummt und dafür schallten mir die dumpfen Schläge der Axt und das Aechzen der Säge entgegen, und als ich näher trat, zeigte sich mir ein Bild der traurigsten Zerstörung. Schon der größte Theil der Baumallee war niedergehauen, und was noch stand, war durch eifrigen Gebrauch der Axt und der Säge dem Untergang geweiht. Hier stürzte ein Baum krachend zusammen, dort wurde einer an langen Seilen niedergerissen, und der erzürnte Stamm schüttelte in unmächtiger Wuth seine Zweige, die der Frühling so eben erst mit frischen grünen Blättern geschmückt hatte.

Der Feldmarschall, der eine kleine Besatzung tapferer Soldaten inmitten einer größtentheils schlechtgesinnten Stadt zurückließ, mußte, so viel in seinen Kräften stand, zur Sicherung für die Zurückgebliebenen sorgen. Zu dem Ende wurde das Castell möglichst befestigt. Vor dem Haupteingang, der sich gegen die Stadt kehrt, wurde eine kleine Lünette gebaut und mit schwerem Geschütz besetzt. Da im Falle eines Angriffs jeder der starken Bäume eine vortreffliche Schutzwehr bilden konnte, von welcher aus die Kanoniere des Castells durch die Angreifenden sehr bedroht gewesen wären, so mußte das Glacis des Castells und der Castellplatz vollständig rasirt werden. So fielen denn die herrlichen Laubgänge des Platzes, des Mailänder kleinen Praters,

und gierig drangen auf den weiten Raum die brennenden Strahlen einer ungewöhnlich heißen Frühlingssonne — ein unerbittlicher Eroberer!

Während so hier die Axt dröhnte und die Bäume krachend stürzten, schlich der Mailänder auf dem kleinen fußbreiten Schatten längs der Häuser vorüber und blickte seufzend auf das für ihn traurig geschäftige Leben rings um das Castell, wo an langen Ketten die riesenhaften Stämme fortgeschleppt wurden, jene Bäume, die mit ihm größer geworden, und unter welchen er manches lustige Spiel gespielt, manche fröhliche Stunde genossen, aber — tu l'as voulu, George Dandin.

Verstimmt ging ich nach dem Corso zurück. Mir hatte der Anblick im Innern des Herzens wehe gethan. Ein Baum ist mir ein Heiligthum, und mir war, als hätte ich vor Beginn des Feldzugs ein großes Schlachtfeld gesehen.

Auf dem Corso traf ich mehrere bekannte Offiziere, die ihre kleinen Einkäufe und letzten Privatangelegenheiten besorgten. Einige umstanden einen leichten hübschen Wagen, an welchem ein paar Pferde probirt wurden. Ein Offizier in einer mir bis jetzt unbekannten Uniform schien der Eigenthümer.

„Ich muß Sie," sagte einer meiner Bekannten, „mit diesem Herrn bekannt machen, an den Sie für den bevorstehenden Feldzug wahrscheinlich gewiesen werden — Major Graf Forgatsch" — der Name auf meinem Zettel! Ich wurde ihm vorgestellt und fand in ihm einen äußerst freundlichen liebenswürdigen Offizier. „Ei," sagte er lachend, „mir ist der Hofrath H. schon angezeigt; ich soll Sie beritten machen, und war, ich will es Ihnen gestehen, schon in Verlegenheit, ein sanftes und ruhiges Hofrathspferd zu finden; aber so wie Sie mir scheinen, kann ich Sie wohl auf jedes Pferd hinaufsetzen;" — ich hatte nämlich die eingespannten Pferde mit einiger Sachkenntniß betrachtet und mit besprechen helfen. — „Gehen Sie zum Herrn Rittmeister F., er wird Ihnen das Nöthige mittheilen."

Der Rittmeiſter, zu welchem ich mich dann ſogleich verfügte, nahm ſich meiner ſehr freundlich an, und ſchon am Ende dieſes denkwürdigen Tages ward mir ein Pferd der Stabsdragoner zugetheilt. Mein Schlachtroß, ein Fuchs, war ein kräftiges, gut ausſehendes Pferd, von recht freundlichem, umgänglichem Charakter, das mich ſpäter auch nie in Verlegenheit brachte. Dazu bekam ich einen Stabsdragoner zur Ordonnanz. Dieſer Treffliche hieß „Weiler," und ich war in jeder Hinſicht außerordentlich zufrieden mit ihm. Möge er dieſe meine ihm öffentlich gezollte Anerkennung als die einzige Ehrenmedaille, welche mir für ſeine Verdienſte um mich zur Verfügung ſteht, annehmen.

Ich mußte nun auch ernſtlich an meine eigene Feldausrüſtung denken. In bürgerlicher Kleidung mit rundem Hute im Gefolge eines Hauptquartiers zu reiten, iſt im Allgemeinen mit vielen Widerwärtigkeiten verbunden, und entſprach namentlich meinem Zweck durchaus nicht. Der Soldat, mit dem man beſtändig in Berührung kommt, ſieht „den Mann vom Civil" mißtrauiſch an, und man fühlt ſelbſt, daß man in bürgerlicher Kleidung nicht zum Ganzen paßt. Der Feldmarſchall erlaubte mir daher freundlichſt, in einer uniformartigen Kleidung den Feldzug mitzumachen.

Ich ließ mir deßhalb den ſo ſehr praktiſchen Offizierspaletot machen, der von grauem Tuch und mit der Farbe des Regiments, zu dem man gehört, eingefaßt iſt. Zufälligerweiſe beſetzte der Schneider den meinigen dunkelblau, wodurch ich die Ehre hatte, das Abzeichen des tapferen Regiments Ginlay zu tragen. Hiezu nahm ich die kleine zierliche Feldmütze der Offiziere, ſchwarz mit Gold, und mein verehrter Freund, der Major Graf Ingelheim von Radetzkyhuſaren, machte mir einen tüchtigen Huſarenſäbel zum Geſchenk, mit welchem ich gravitätiſch meine Lenden gürtete. So kriegeriſch ausgerüſtet trat ich vor den Spiegel und — ich gefiel mir! Die nothwendigſte Wäſche und ein paar unentbehrliche Kleidungsſtücke wurden in den Mantelſack gepackt; Schreibzeug, Papier, eine Karte

von Piemont fand Platz in einer kleinen Tasche, welche ich auf der rechten Seite trug. Auf der Seite meines Herzens trug ich die unentbehrliche Feldflasche, mit Kirschwasser gefüllt, und so war ich für die kommenden Tage vollständig ausgerüstet und harrte, gleich der ganzen Armee, sehnsüchtig des Befehls zum Abmarsch.

V.

Manifeſt des Feldmarſchalls.

Hauptquartier Mailand, den 12. März 1849.

In dem Augenblick, wo ich noch einmal das Schwert zur Vertheidigung der Rechte des Kaiſers, meines Herrn, und zur Erhaltung der Integrität der Monarchie ziehen muß, bin ich es meiner tapferen Armee und der Heiligkeit der Sache, die ſie vertheidigt, ſchuldig, einen Blick auf des Benehmen meines Gegners, ſo wie auf das meinige zu werfen. Die Macht einer gerechten Sache iſt groß, ihr vertraue ich und überlaſſe unbeſorgt der Mit- und Nachwelt die Entſcheidung, auf welcher Seite das Recht iſt, ob im Lager des Kaiſers oder des Sardenkönigs. Der Beginn dieſes Krieges iſt bekannt. Unter dem Schutze mehrerer italieniſchen Regierungen hatte ſich eine Verbindung gebildet, die als Zweck die Einheit Italiens vorſchob, als Mittel hiezu den Sturz der öſterreichiſchen Regierung beabſichtigte, denn ohne Vertreibung Oeſterreichs aus den Ebenen der Lombardei war die Erreichung dieſes Zieles unmöglich. Wer Italien, ſeine Geſchichte, die Entſtehung ſeiner Staaten und Verfaſſungen, ſeine Volksſtämme und ihren Charakter kennt, der wird überzeugt ſein, daß ſelbſt die Häupter dieſer Bewegung, deren Spielzeug die Regierungen waren, nicht an

die Ausführbarkeit einer italieniſchen Einheit glauben konnten, ſondern daß es ihnen vorerſt nur um den Umſturz aller geſetzmäßig beſtehenden Regierungen, beſonders der öſterreichiſchen, zu thun war, um dann ſpäter aus Blut und Trümmern etwa eine rothe Republik hervorgehen zu laſſen. Dem König Karl Albert war die erſte Rolle in dieſer politiſchen Farce zugedacht. Man zählte auf ſeine Armee, auf ſeine Kriegsluſt und die Hülfsmittel, die er in der beabſichtigten Bewegung gewähren konnte. Der Beſitz Oberitaliens war der Köder, mit dem man ihn lockte. Während ſeine diplomatiſchen Noten die freundlichſten Verſicherungen eines guten Nachbars in den wärmſten Ausdrücken erheuchelten, überſchritten die Colonnen ſeiner Armee den Teſſin und rückten feindlich in die Lombardei ein. Uneingedenk der Bande der Blutsverwandtſchaft, die ſein Haus mit dem Kaiſerhauſe verknüpfen, vergeſſend, wie oft das Haus Savoyen die Erhaltung ſeiner Staaten, er ſelbſt aber ſeine Krone Oeſterreich verdanke, die Heiligkeit aller Verträge mit Füßen tretend, der Geſetze ſpottend, die alle Völker, ſeit ſie aus der Barbarei hervorgegangen, ehren, fiel er mit ſeinem Heere in unſer Land ein, wie ein Dieb, der die Abweſenheit des Eigenthümers benützt, um ſeinen Raub mit Sicherheit auszuführen. Die durch die allgemein ausgebrochene Empörung bedingte Concentrirung meiner Streitkräfte im Mittelpunkt meiner militäriſchen Hülfsquellen nahm Karl Albert für eine Flucht, für ein Aufgeben der Lombardei. Das war ein großer Irrthum; es ſtanden mir noch Mittel genug zu Gebot, Mailand ſeine Empörung hart büßen zu laſſen. Ich machte keinen Gebrauch davon, ich wußte, daß die Entſcheidung der Frage nicht in der Zerſtörung der Stadt lag, die ich meinem Herrn und Kaiſer erhalten wollte. Im Triumph zog Karl Albert, ohne auf einen Widerſtand zu ſtoßen, durch die Lombardei, ſich ſchon für ihren Herrn haltend, weil er den Unterſchied nicht kannte, der zwiſchen Occupirung und Behauptung eines Landes obwaltet. Am Mincio ſtieß er zuerſt auf die kaiſerliche Armee, und hier hatte

auch ſein Siegeslauf ein Ende. Geſchlagen floh er in größerer Eile wieder durch die Lombardei zurück, als er, ohne einen Feind vor ſich zu haben, ſie durchzogen hatte. Noch einmal verſuchte er vor den Thoren Mailands meinem ſiegenden Heere Widerſtand zu leiſten; in die Stadt zurückgedrängt, lag es in meiner Macht, ihn hier zur Niederlegung der Waffen zu zwingen. Meine Armee ſtand auf ſeinen Verbindungen; zwei Tage hätten hingereicht, ihm das Entkommen aus Mailand unmöglich zu machen. Die Ueberreſte der feindlichen Armee waren desorganiſirt und demoraliſirt; ich konnte darauf rechnen, auf kein zu beachtendes Hinderniß mehr in meinem Marſche nach Turin zu ſtoßen, und dennoch gewährte ich meinem Gegner einen Waffenſtillſtand. Ich ließ Alles, was ſich compromittirt glaubte, oder ſich unſerer Herrſchaft entziehen wollte, ruhig ſich entfernen, und Mailand rechnete wahrſcheinlich nicht darauf, ſo nachſichtsvoll von mir behandelt zu werden, wie es behandelt ward; doch ich glaubte in dem Geiſte der Regierung meines Herrn und Kaiſers zu handeln, als ich jene Mäßigung an den Tag legte. Ich wußte, daß Oeſterreich ſein gutes Recht wahren, einen beiſpiellos treuloſen Angriff zurückweiſen, aber keine Eroberungen machen, keinen Anlaß zu einem allgemeinen europäiſchen Kriege geben wollte. So gebot ich am Ufer des Ticino meinen ſiegreichen Truppen Halt! Kaum hatte Karl Albert ſich von dem erſten Schrecken ſeiner Niederlage erholt, und die Ueberreſte ſeines Heeres wieder einigermaßen geſammelt und geordnet, ſo begann das alte Spiel der Intriguen von neuem. Unter den nichtigſten und unwürdigſten Vorwänden wurde die Räumung Venedigs hingehalten und die Erfüllung des vierten Artikels des Waffenſtillſtandes umgangen. Ich ſah mich zu einer Repreſſalie genöthigt und gezwungen, den in Peschiera befindlichen Belagerungstrain ſo lange zurückzuhalten, bis die Räumung Venedigs von piemonteſiſchen Truppen, der Rückzug der Flotte aus dem adriatiſchen Meere erfolgt ſein würde. Endlich verließ die Flotte zwar die Gewäſſer Venedigs, doch nicht um, nach dem Artikel des Waffenſtillſtandes,

in die königlich ſardiniſchen Staaten zurückzukehren, ſondern um nach Ancona zu gehen, von wo ſie fortfuhr, das empörte Venedig zu unterſtützen. Karl Albert betrachtete ſich immer noch als den rechtmäßigen Herrn der Lombardei; er bildete aus flüchtigen Lombarden eine lombardiſche Regierungsconſulta, die Decrete erließ, als wäre ſie die rechtmäßige Regierung des Landes. Die ſchändlichſten Lügenbülletins wurden im Hauptquartier des Königs gedruckt und durch alle Mittel über die Lombardei verbreitet, um das Volk in Täuſchung und Aufregung zu erhalten. Ehrloſe Wichte, Agenten empörter Provinzen des Kaiſerſtaates, behandelte der König und ſeine Kammern, als wären ſie Geſandte einer befreundeten Macht. Dieſe Menſchen verbreiteten die lügenhafteſten und aufreizendſten Aufforderungen zur Deſertion unter meinen Truppen; Ueberläufer und Falſchwerber ſpielten im Hauptquartier des Königs eine Rolle. Hätte ich geahnt, daß die königliche Würde in der Perſon Karl Alberts ſo weit herabſinken könne, ich hätte ihr die Schmach einer Gefangenſchaft in Mailand nicht erſpart; ich hatte aus Achtung vor einem Princip, das ich, den antimonarchiſchen Tendenzen der Zeit gegenüber auch in meinem Feinde ſchätzen zu müſſen glaubte, nicht vergeſſen, daß zwiſchen Würde und Perſon noch eine große Kluft liegt. Die politiſchen Verhältniſſe brachten es mit ſich, daß der Waffenſtillſtand ſich länger hinauszog, als ſich bei ſeinem Abſchluß vorausſehen ließ. Dieſe Zeit war von Piemont zu ununterbrochenen Kriegsrüſtungen benutzt; es war ein Trug, eine Phraſe und ſonſt nichts, als er die Anbahnung des Friedens zum Vorwand eines Waffenſtillſtandes nahm. Noch hatte er den Verluſt der eiſernen Krone nicht vergeſſen, die er ſchon in ſicherer Hand zu halten glaubte, nicht den Gedanken zu ertragen gelernt, ſich ſo ſchnell von der vermeinten Stufe des großen Feldherrn herabgeſtürzt zu ſehen. Die Männer der Mäßigung und der erprobten vaterländiſchen Geſinnungen und dynaſtiſchen Anhänglichkeit wurden aus dem Kabinet entfernt; an ihre Stellen traten die exaltirteſten Republikaner, unpraktiſche Phantaſten und intriguirende Mailänder,

er war im Arreſt, im Gefängniß, im Kerker. Jetzt ſtand der geſtrige Abend wieder klar vor ihm, er hörte die unglückliche Fanny heulen, er ſah die Laterne zertrümmert am Boden liegen, und ſeine Glieder zitterten auf's Neue vor Schreck, als er daran dachte, wie er geſtern Abend von den Schergen fortgeſchleppt worden war. Dieſe Betrachtungen waren ſo ſchmerzlich, daß ſie den Unglücklichen auf's Neue niederdrückten, und er ſaß da auf der Pritſche troſt- und hoffnungslos, die Hände gefaltet und den Kopf tief auf die Bruſt hinabgeſenkt.

die den beklagenswerthen König zu den äußerſten und verderblichſten Schritten trieben, der nun in Herrſchſucht und Verblendung das Wohl ſeiner alten angeſtammten Provinzen, die Exiſtenz ſeiner eigenen Dynaſtie auf das Spiel ſetzt. Das Haus Savoyen hat öfter durch eine Ueberläuferpolitik Augenblicke ſchwerer Kämpfe benutzt, in welche Oeſterreich ſich verwickelt fand, wie dieſes der Fall im öſterreichiſchen Erbfolgekrieg war, um Stücke der Lombardei an ſich zu bringen. Aber auf den Beſitz des ganzen Königreichs hat Karl Albert zuerſt Anſpruch zu machen gewagt. Auf welche Rechte ſtützt er dieſe Anſprüche? Auf keine. Oeſterreich beſitzt die Lombardei kraft derſelben Verträge, denen das Haus Savoyen den königlichen Titel und den Beſitz der Inſel Sardinien verdankt. Etwa auf das Recht der Eroberung? Karl Albert hat nie die Lombardei erobert; er hat einen Moment der Entblößung des Landes benutzt, um treulos in daſſelbe einzufallen, aber er iſt ſchmachvoll aus demſelben vertrieben worden. Vielleicht alſo auf das Recht der freien Volkswahl, durch die ſogenannte Fuſion? Dieſe Fuſion iſt ſelbſt nichts, als eine Empörung, ein ungeſetzmäßig und gewaltſam erzwungener Akt einer Partei, von dem drei Viertheile der Bevölkerung ſelbſt jetzt noch keine Kenntniß, keinen Begriff haben. Karl Albert hat niemals die Sympathien der Lombardei beſeſſen, noch beſitzt er ſie jetzt; das geſtehen ſeine eigenen Generale. Man rechnete auf ſeine Armee, auf die Hülfe ſeiner Macht, darum ſchmeichelte man ſeiner Eitelkeit und Herrſchſucht; als jene gebrochen war, arteten die Sympathien in Haß, in die unwürdigſten Beſchimpfungen aus. Wer ſie kennen lernen will, dieſe Liebe der Lombarden zu Karl Albert, der beſuche die Caſa Greppi in Mailand, und er wird die Spuren dieſer Liebe in dem mit Kugeln durchlöcherten Plafond des Saales finden, in welchem Karl Albert ſich befand; der leſe ſeine ſchimpfliche Flucht bei Nacht und Nebel aus der Hauptſtadt ſeiner treuen lombardiſchen Alliirten, und frage ſich dann, ob ein ſo mißachteter König ein König der Volkswahl ſein könne. Nie iſt noch ein König unwürdiger behandelt worden, als

Karl Albert von den Mailändern, und zwiſchen ihm und den Lombarden ſoll jemals Liebe und Anhänglichkeit geherrſcht haben oder je wieder herrſchen können? Beide Theile betrügen ſich, einer hofft den andern zu überliſten, und, wenn erſt der gefürchtete Oeſterreicher beſiegt iſt, ſich leicht dem Einfluß des andern entziehen zu können. Karl Albert arbeitete an dem Sturze ſeines Thrones und ſeiner Dynaſtie, als ſei er der erſte Agent Mazzini's; er, einſt der abſoluteſte Monarch, der je auf einem Throne ſaß, glaubt nunmehr dieſen Thron durch demokratiſche Gaſſenpolitik befeſtigen zu können! Ehrlichkeit und Gerechtigkeit ſind Tugenden, die ein Monarch am allerwenigſten entbehren kann; die Geſchichte weiſt kein Beiſpiel auf, daß Throne durch Treubruch und Meineid befeſtigt worden ſind; auch Karl Albert wird den ſeinigen, den er durch Eroberungsſucht und grenzenloſen Ehrgeiz ſelbſt untergraben, dadurch nicht ſichern. Der Gerechtigkeit unſerer Sache, der Tapferkeit und Treue meiner Armee vertrauend, ziehe ich dem Feind entgegen; hat unſere Mäßigung im Siege den Feind nicht zum Frieden vermögen können, ſo mag das Schwert noch einmal entſcheiden, vielleicht erleichtert der Beſitz Turins die Friedensunterhandlungen.

Radetzky, Feldmarſchall.

VI.

Ausmarsch. St. Angelo.

In den letzten Tagen vor dem Ausmarsche der Armee hatte das Kriegsgetümmel auf den Straßen den höchsten Grad erreicht. Ueber den Corso der Porta Romana zogen oft während ganzer Stunden ungeheure Wagenzüge, beladen mit Kriegsmaterial, Proviant aller Art, mit Kisten und Kasten, Säcken und Fässern. Daneben marschirten Infanteriecolonnen und kleinere und größere Abtheilungen von Kavallerie. Da bisweilen am Thore der ungeheure Zug auf Augenblicke stockte, die Pferde und Wagen aufprellten, und die Fuhrknechte und Reiter zusammenplauderten, oder auch schalten und zankten, so gab die breite Straße mit diesem bunten eigenthümlichen Gewoge, mit den prachtvollen Palästen im heitern Glanz der hellen Frühlingssonne eines der schönsten Kriegsschauspiele, die man sehen konnte.

Schon Morgens um vier Uhr wurde man, namentlich wer in diesem Theile der Stadt wohnte, von der lustigen Feldmusik aufgeweckt. Kavallerie rasselte in der Dunkelheit durch die Straßen, das Geschütz dröhnte über das Pflaster, und große Infanteriemassen wogten in gleichem Schritte daher. Die Banden spielten: „Gott erhalte unsern Kaiser," und das lustige laute Summen des eifrigen Gesprächs der

Marschirenden drang zu den Fenstern hinauf. Jedes Regiment, jede Batterie sah der Zurückbleibende an diesen Tagen in stillem Neide abziehen, sich immer fragend: „Wann kommt an uns die Reihe?“ Endlich am 17. März wurde mir im Hauptquartier angesagt, ich habe mich morgen früh an der Porta orientale einzufinden, zu Pferd zu steigen und dem Hauptquartiere zu folgen.

Merkwürdiges Zusammentreffen. Am 18. sollte das Hauptquartier Mailand verlassen, und am 18. vor einem Jahre brach die Revolution aus, in deren Folgen die Armee auch jetzt wieder marschiren musste. Am 18. März 1848 wurde in Mailand bekannt gemacht, daß Kaiser Ferdinand seinen Staaten eine Verfassung im Geiste der Zeit verliehen habe. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung und der Stadtrath, den Grafen Casati an der Spitze, verfügte sich zum Civilgouverneur, Grafen O'Donel, um Forderungen zu stellen. Ein bewaffneter Volkshaufe schloß sich ihnen an; dieser stürzte auf das Regierungsgebäude los, die sich zur Wehre setzende Wache wurde niedergemacht. Graf O'Donel aber bequemte sich zu Ausstellung des Befehls, daß eine Bürgergarde zu errichten und daß derselben die Waffen des aufzulösenden Polizeiwachcorps zu übergeben seien.

Hiemit begannen die merkwürdigen fünf Tage, welche bekanntlich damit endeten, daß die Armee sich in bester Ordnung aus Mailand zurückzog und daß der Pöbel in der Stadt Herr und Meister wurde. Am 18. März d. J. sollte die Armee auch wieder zum großen Theile Mailand verlassen, aber wie anders waren die Verhältnisse als damals. Da in der guten Hauptstadt der Lombardei nicht jedem zu trauen war, so geschah von Seiten des Feldmarschalls zu Aufrechthaltung der Ruhe, was nur irgend möglich. Oberst von Heintzel, welcher das Oberkommando der in Mailand zurückbleibenden Truppen, etwa viertausend Mann stark, übernahm, hatte seinen Sitz im Castell aufgeschlagen. Der Oberst de Uodo, der Commandant der Gensdarmerie, die etwa vierhundert Mann stark war, wurde zum Gouverneur der Stadt ernannt. Demselben wurden der Podesta der Stadt und andere

Civilpersonen beigeordnet. Der Gouverneur residirte im Hause Litta, und hatte die Municipalgarde unter sich, deren Organisation der Municipalität überlassen wurde. Am Tage des Ausmarsches des Hauptquartiers erließ der Feldmarschall einen Warnungsruf an die Bewohner Mailands.

„Ich gehe," sagte er im Eingang, „an der Spitze meines Heeres, einen neuen treulosen Angriff zurückzuweisen und den Schauplatz des Kriegs auf das feindliche Gebiet zu verlegen. Zum Schutze der friedlichen Einwohner lasse ich hier eine genügende Garnison. Der, dem die Wohlfahrt seiner Familie und die Erhaltung seiner Habe am Herzen liegt, vereinige seine Sorgen mit den meinigen zu der Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung. Ich hoffe, Mailand werde ruhig den Ausgang des Kampfes abwarten, der nicht zweifelhaft sein kann. Schon ist ein zweites Heer zum Streit bereit, um für die Rechte unsers Kaisers und Herrn und die Integrität der Monarchie zu kämpfen."

Nachdem der Feldmarschall die Mailänder ferner noch dringend verwarnt, nicht noch einmal eine Rebellion zu versuchen, sagte er weiter: „Ohne Haß und Rache bin ich wieder in Eure mit lieb gewordene Stadt zurückgekehrt, und wenn ich Euch nicht alle vom Krieg unzertrennbare Lasten sparen konnte, so habe ich nichts unterlassen, sie Euch zu erleichtern. Wenn gegen meine Erwartung die Rebellion noch einmal ihr Haupt erhöbe, so würde eine eben so rasche als furchtbare Strafe die Schuldigen erreichen, denn ich bin stark genug, um jeden innern und äußern Feind niederzuwerfen. Daher, ich wiederhole es Euch, horcht auf meine warnende Stimme, stürzt Eure Stadt nicht in ein unausweichliches Verderben durch Erneuerung toller Versuche, die nur dazu führen könnten, vielleicht auf immer Eure Wohlfahrt zu zerstören."

Ich gestehe, daß ich in der Nacht vom 17. auf den 18. sehr wenig schlief. Das Herz war mir zu voll und die Brust zu bewegt. Um drei Uhr begann auch schon wieder der militärische Lärm auf der

Straße und es tobte und rasselte in Einem fort. Ich stand endlich auf und begann mich zu wappnen. Es war noch finstere Nacht als ich das Haus mit klirrendem Säbel und Sporen und einem Mann verließ, der mir meinen Nachtsack trug, welchen ich zum Ueberfluß noch mitnahm. Major Eberhardt hatte mir für denselben ein Plätzchen auf seinem Wagen versprochen. An der ersten Straße vor dem Corso der Porta Romana, welche nach der Post führt, mußte ich über eine Stunde warten, da mir mehrere Regimenter Infanterie und Grenadierbataillone entgegen kamen, deren feste Reihen zu durchbrechen ich weder konnte noch wollte — ich sah sie gerne so lustig und heiter vorüberziehen — ich wartete. Die Leute sahen vergnügt und muthig aus, und blickten zuversichtlich auf den klaren Sternenhimmel, der einen schönen Tag versprach.

Da der Morgen frisch war, so trat ich in das Kaffeehaus zur Post ein, und ließ mir einen erwärmenden Kaffee geben. Dort auf dem Bänkchen, in der halbdunkeln Stube, machte ich ernste Betrachtungen, denn es war ein wichtiger, neuer Abschnitt meines Lebens, dem ich entgegen ging. Was konnte, was würde mir jene Zeit bringen? Gewiß des Interessanten und Schönen sehr Vieles, doch auch vielleicht manches recht Unangenehme, antwortete eine innere Stimme auf jene Frage. Es ist kein Kinderspiel, sagte ich mir ferner, dem du entgegen gehst, und was Andern widerfahren kann, kann auch dich betreffen. Wenn ich gleich nicht das Glück hatte den Kämpfenden anzugehören, welche um den blutigen Lorbeer warben, so stand doch der Vorsatz fest in mir, alle Gefahren, wie sie auch kommen könnten, mit denen zu theilen, die so freundlich waren, mir die Gelegenheit zu verschaffen, ein so ernstes und interessantes Drama, wie das eines Feldzuges, sich vor meinen Blicken entwickeln zu sehen.

Durch die Straßen dauerte das Ziehen der Infanteriemassen immer noch fort. Jeden Augenblick sprang einer der Soldaten in das Haus, stürzte eine Tasse heißen Kaffee's hinunter oder ließ sich eine tüchtige Portion Liqueur in die Feldflasche füllen. Endlich begann

der Tag zu dämmern und ich begab mich hinaus zur Porta orientale. An der Villa Reale, bei der ich vorbeikam, sah ich alles in größter Bewegung. Reisewagen standen im Hof und die schweren Fourgons wurden emsig gepackt.

Vor der Porta orientale liegt ein weitläufiges Viereck von Gebäuden, das ehemalige Choleraspital. Dort waren die Stabsdragoner kasernirt, bei denen sich mein Pferd befand, und wo ich meine Ordonnanz finden sollte.

Die Stabsdragoner, eine Art Feld-Gensdarmerie, sind ein Elitencorps, welches in seiner jetzigen Zusammensetzung und Uniformirung von dem Feldmarschall Radetzky gegründet wurde. Aus fast allen Kavallerieregimentern wurden tüchtige Leute mit guten Pferden genommen und ihnen vorzügliche, mit dem Felddienst sehr vertraute Offiziere gegeben. So entstand die sehr starke Schwadron der Stabsdragoner, welche von dem Major Grafen Forgatsch kommandirt wurde. Die Leute sahen in ihrer geschmackvollen Adjustirung malerisch schön aus. Ueber einer grauen Reithose tragen sie einen schwarzen Waffenrock mit weißen Metallknöpfen. Die Cartouche sitzt an einem weißen Bandelier, und an einer ebenfalls weißen Säbelkuppel hängt ein schwerer, fast gerader Säbel mit reich verziertem Korb, wie ihn im dreißigjährigen Krieg die Reiter zu tragen pflegten. Der schwarze Filzhut in mittelalterlicher Form, den sie statt des früheren Helmes tragen, vervollständigte in würdiger Weise den ganzen Anzug. Dieser Hut, an der rechten Seite hinaufgeschlagen, ist mit einem schwarzen Federbusch verziert, der über den Rand der Krämpe nach dem Rücken zu herabfällt. Ein weißer weiter Mantel, welcher, bei den Offizieren kleiner, durch meist seidene, mit Quasten verzierte Schnüre auf der Brust festgehalten wird, bildet den Schlußstein einer Tracht, welche dem malerischen Aeußern der Stabsdragoner etwas eigenthümlich Kühnes, ja Abenteuerliches verleiht. Wenn ich den Grafen Forgatsch oder meinen freundlichen Rittmeister F. in dem dunkeln Anzug so dahinfliegen sah, mit dem schwarzen Stülphandschuh das Säbelgefäß haltend, den

schwarzen, grün schillernden Federbusch im Winde fliegen lassend, so konnte man glauben, man sei in eine alte Zeit zurückgeworfen, und ein Reiteroffizier aus dem dreißigjährigen Krieg sprenge daher.

Der Marschall hält viel auf seine Stabsdragoner und freut sich recht über die so wohl gelungene Uniformirung. Die Schwadron selbst dient zur Bedeckung des Hauptquartiers und außerdem werden von derselben einzelne Unteroffiziere und Reiter zu Ordonnanzen höhern Offizieren beigegeben.

In dem Hofe der Kaserne dieses Corps war ein lustiges Getreibe. Eine große Menge Packwagen aller Art stand angeschirrt auf der Straße, die Stabsdragoner zogen ihre Pferde aus den Ställen, die Offiziere ordnend und befehlend gingen hin und her, und hie und da standen Gruppen von Soldaten und nahmen von zurückbleibenden Weibern und Kindern den vielleicht letzten Abschied.

Endlich wurde das Zeichen mit der Trompete gegeben, alles schwang sich auf die Pferde und auch ich bestieg meinen Rothfuchs. Gleich darauf ritten wir der Porta orientale zu, um uns mit dem Hauptquartier zu vereinigen, welches von der Villa Reale her den großen Corso herabzog. Der Feldmarschall selbst, die Generale Heß und Schönhals, so wie mehrere andere namhafte Offiziere, waren nicht in dem Zuge, sondern fuhren etwas später in ihren Reisewagen zum heutigen Nachtquartier.

Ein wunderschöner klarer Frühlingsmorgen verlieh dem ganzen Schauspiel einen noch höhern Reiz. Wir ritten außerhalb des Wallganges um die Stadt herum gegen die Porta Romana. Auf dem Wallgange selbst, der zu prachtvollen Alleen und Spaziergängen umgeschaffen ist, zogen Artillerie und Grenadiere.

Es hatte am vorhergehenden Tage etwas geregnet, von Staub war also keine Rede und die Pferde schritten munter darauf los, begierig die frische Morgenluft einathmend. An der Porta Romana trafen wir mit neuen Heerhaufen zusammen, die dort standen und uns durch ihre Reihen ließen. Tausende von Zuschauern befanden sich am

Thore und auf dem Wallgange, und ſahen lautlos und ruhig der abziehenden Armee nach; aber gewiß war in den Herzen Vieler dieſe Ruhe nicht zu Haus, und mancher böſe Wunſch mag den glänzenden Bajonetten gefolgt ſein. Mancher Blick der Offiziere aus dem Hauptquartier, welches die Straße nach Melegnano einſchlug, wendete ſich noch während des Marſches rückwärts auf die Stadt, die wir ſoeben verlaſſen; denn die meiſten waren vor einem Jahr ebenfalls, wenn auch in anderer Weiſe mit aus Mailand gezogen, und mochten in dieſem Augenblicke jener Zeit lebendig gedenken. Damals verließen ſie die Stadt in der Nacht und jedenfalls in anderer und gedrückterer Stimmung als dieſesmal. Die Truppencolonnen, wenn auch äußerſt ermüdet von fünftägigem Straßenkampf und tief betrübt, ſo manchen braven Kameraden auf dem Pflaſter der Straße in ſeinem Blute zurücklaſſen zu müſſen, ſollen jedoch auch damals in geſchloſſenen Reihen und muthvoll ausgezogen ſein. Jener nächtliche, durch erſchütternde Scenen aller Art begleitete Zug über die Wälle hat ſich allen, die an ihm Theil nahmen, mit den düſterſten Farben in die Seele eingeprägt. Sämmtliche Glocken in der Stadt, die während fünf Tagen lang nicht geſchwiegen, heulten mit erneuerter Heftigkeit in die Nacht hinaus. Trommeln wirbelten, Schüſſe krachten von allen Seiten, Verwundete und Sterbende ſtürzten nieder und nahmen den letzten Abſchied von Leben und Freunden, und die übermüdeten öſterreichiſchen Soldaten, ihre Verwundeten, Weiber, Kinder und getreue Beamten mit ſich ſchleppend, zogen über die Wälle hinaus in ein vollkommen inſurgirtes Land. Die lichterlohen Flammen brennender Häuſer leuchteten ſchauerlich zum Rückzug, der über dampfende, von der Feuersbrunſt roth angeſtrahlte Schutthaufen angetreten wurde. Draußen war es tiefe Nacht, aber in dieſer Nacht leuchtete der Armee nur ein Stern, „Radetzky," und dieſer Stern ſchritt ihr glänzend voran und führte ſie bald wieder im Triumphzuge zurück. So damals, nun wieder zu dem „Jetzt."

Die Armee zog im hellen Sonnenlichte, unter ſchmetternder Feldmuſik ſiegestrunken dahin, ſich ihrer Kraft bewußt. Vor uns, ſo weit

das Auge reichte, herrschte auf der Landstraße das regste Leben. Helme und Bajonette blitzten zwischen den Bäumen hervor, lange Reihen Reiter zogen einförmig dahin, weiße Mäntel zeigten in weiter Entfernung an, daß dort Kavallerie marschire. Bald hatten wir Melegnano erreicht, das kleine Städtchen, das vor einem Jahre es wagte, der österreichischen Armee den Durchgang streitig machen zu wollen. Der freundliche Oberst Graf Wradislaw erzählte mir die Details jenes Kampfes ausführlich, und wie er damals sehr lange in Lebensgefahr geschwebt hatte. Er wurde nämlich in die Stadt geschickt, um Lebensmittel für die Armee zu verlangen. Doch zogen die fanatisirten Einwohner die Sturmglocken, nahmen ihn gefangen, sperrten ihn in ein dunkles Loch und drohten ihm mit dem Tode, wenn er den Marschall nicht vermöge, mit seiner ganzen Armee die Waffen zu strecken. Der Oberst erklärte natürlich dieses Verlangen für unsinnig und bemerkte, sein Leben, das dem Kaiser gehöre, könne er hier, wenn es sein müßte, eben so gut beendigen wie auf dem Schlachtfelde.

Kaum hatte der Marschall aber von der Gefangennehmung seines Offiziers gehört, als er, trotzdem, daß mit Schießbaumwolle aus den Fenstern der Häuser geschossen wurde, in die Straßen sprengte und in Person mehrere Haubitzen auffahren ließ. Bald schlugen die Granaten platzend und zündend in die Häuser, und kurz nachher wurde Wradislaw von einer ihm unbekannten Person, die ihm schon unfänglich unter dem Wüthen der Uebrigen Theilnahme bewiesen, in Freiheit gesetzt und von einem Haufen Jäger im Triumph hinausgebracht. Das Gefecht war unterdessen allgemein geworden und viele Häuser wurden nach Kriegsrecht geplündert und verbrannt.

Noch sah man die Spuren dieses Gefechtes und die Einwohner standen, als wir durchritten, mit finstern Mienen vor ihren Häusern.

Gegen 10 Uhr führte Graf Forgatsch das Hauptquartier auf eine große Wiese neben der Straße, um eine halbe Stunde zu rasten. Kaum waren wir da angelangt, so fuhr der Feldmarschall, welchen das Jubelgeschrei der Soldaten uns schon von weitem verkündete, an

XVI.

Krankheit.

Nach jenem Vor- und Unfalle in der Domkirche fiel ich, wie gesagt, in einen tiefen Schlaf, wobei die gespenstischen Träume, die mich vor dem Muttergottesbilde im Chorstuhle umweht, sich fortspannen. Allmälig aber wurden sie lichter, ruhiger, und wenn ich hie und da die Augen öffnete, erschienen vor mir dickbäuchige und langhalsige Medizinflaschen, die alsdann in meinen Phantasien Ruhe predigend und das wilde Volk besänftigend wieder vorkamen. Diese Flaschen mit ihrem dunkelbraunen, fast schwarzen Saft und mit der weißen Etikette am Halse erschienen mir wie würdige Pfarrherren, vor dem bösen wilden Volke predigend. Ich lag in der Stube bei meiner Tante, die ich auch vor meinem Eintritt in das Reißmehlsche Haus bewohnt hatte, und nach und nach übten die wohlbekannten alten Geräthschaften eine wohlthätige Macht auf mich und führten mein Bewußtsein allmählig

uns vorüber. Die vielen edlen Pferde an der Hand ihrer schlanken, gut aussehenden Reiter, die verschiedenen Gruppen, welche sich während der Rast zu diesem oder jenem Zwecke bildeten, Alles dieses bot einen sehr schönen malerischen Anblick. Dazwischen ritten Ordonnanzen von fast allen Kavallerieregimentern, Husaren, Uhlanen und Dragonern. Andere waren abgesessen und theilten mit ihren Kameraden ein Stück Brod und einen Schnaps. Im Allgemeinen wurde diese kurze Rast zum Frühstücken benutzt, jeder theilte mit, was dem Andern fehlte, und auch ich erhielt als Austausch für einigen vortrefflichen Proviant, den mir meine freundliche Wirthin, Madame Reichmann, mitgegeben, einen außerordentlich guten Liqueur.

Bald erklang die Trompete wieder zum Aufbruch; Alles saß auf, unzählige Cigarren und Pfeifen wurden angebrannt, und wie die Kinder Israels in der Wüste zogen wir weiter, begleitet von einer großen weißen Rauchwolke.

Unser Zug sah recht bunt und glänzend aus. Den Vortrab machten einige vierzig Sereschaner im rothen mit Gold besetzten Costüm, die kleinen muntern Pferde reichlich mit eben solchen Quasten geschmückt. Nach ihnen kamen die Stabsdragoner in ihren weißen Mänteln, untermischt mit lustigen ungarischen Husaren, meistens courbettirend oder im kurzen Galopp reitend, denn so ein Husar ist kaum im Stande, im ruhigen Schritt zu reiten; dann ernstere Uhlanen mit der langen Lanze, an welchen das schwarzgelbe Fähnchen flatterte. Ihnen folgte das eigentliche Hauptquartier, die Suite des Feldmarschalls, Generale, Stabs- und Subalternoffiziere aller Waffengattungen. Die glänzenden Waffen, das Gold der Stickereien, welches in dem Strahle der Sonne erglänzte, gewährten einen reichen Anblick.

Unter den Reitern bemerkte ich an diesem Morgen auch die Erzherzoge Karl Ferdinand und Leopold mit ihren Gefolgen; letzterer in der eleganten ungarischen Husarenuniform ritt einen prachtvollen Rappen, der mit dem kühnen Reiter wie ein Vogel über Steinhaufen und Wegeinfassungen hinwegflog.

Jetzt folgten Packpferde, Handpferde, Equipagen, Gensdarmen, Botenjäger, ein ungeheurer Troß! Wo unser Nachtquartier sein würde, wußten während des Vormittags wenige, und erst gegen 12 Uhr Mittags hieß es, der Feldmarschall ist in St. Angelo, und dort wird das Hauptquartier heute Nacht bleiben.

Es wurde für einen so langen Zug ziemlich schnell geritten, denn wir legten die achtzehn Miglien hieher in etwa fünf Stunden zurück. Oft war der Weg stundenlang neben uns mit Batterien, Munitionswagen, Proviant und Sanitätskarren, Brückentrain und Packwagen bedeckt. Grenadierbataillone, Chevauxlegers und Dragoner ruhten an der Straße, und aus allen umliegenden Ortschaften hatten sich Tausende von Zuschauern herbeigezogen, welche dem Ganzen eine noch größere Mannigfaltigkeit verliehen.

St. Angelo liegt in der Niederung, aus welcher sich in der Mitte des Orts ein altes Castell erhebt, in welches das Hauptquartier gelegt wurde. Dieß Castell beherrscht die ganze Umgebung und ist mit festen Thürmen, Mauern und großen Thoren versehen, im Ganzen recht gut erhalten, so daß wir herrliches Quartier bekamen. Breite steinerne Treppen führen von der Hauptterrasse in einen etwas verwilderten Garten; hier halten colossale Löwen die Wache; doch ist ihren Krallen das Wappen der Familie entfallen, die dieses Schloß gebaut. Rings um den Garten liegen alte Häuser, die wohl schon bessere Zeiten erblickt; denn man sieht es ihren Terrassen, Veranden und großen Bogenfenstern an, daß dort meistens eine andere Bevölkerung gehaust.

Abends wurde hier eine äußerst interessante militärische Reunion gehalten. Der Feldmarschall Graf Radetzky ließ nach Tisch ein Musikcorps aufspielen. Die Thore des Gartens wurden auf allen Seiten geöffnet und bald war derselbe mit Tausenden von Soldaten und Offizieren bedeckt, eine große militärische Musterkarte. Die Fenster der umliegenden Häuser füllten sich meist mit weiblichen Zuschauern, auf den Treppen des Castells glänzten die verschiedensten Uniformen in Gold, Silber und allen Farben; dazu eine wundervolle Abendbeleuch-

tung — es war ein unbeschreiblicher Anblick, man hätte das alte Schloß nicht malerischer umgeben können. Vom obern Stock schauen die verfallenen Fenster melancholisch herab, uralter Zeiten gedenkend, wo der Garten vielleicht ebenso von bunten Massen wimmelte und lustige Menschen hier ihr Wesen trieben. Ein ewiger Wechsel!

Morgen wird es wieder ruhig und still hier sein — doch heute ist es das fröhlichste Durcheinander. Das Musikcorps spielt einen heitern Steyerer, die Tyroler Schützen, Jäger und Wiener Freiwilligen fassen einander an und tanzen jauchzend umher, so daß sich am Ende auch die ernsten ungarischen Grenadiere mit fortreißen lassen, einen Sprung zu riskiren. Generale und Oberoffiziere mischen sich in die Tanzunterhaltung, und der alte ehrwürdige Feldmarschall steht mitten in dem Jubel seelenvergnügt, und lachte herzlich über den ungeheuern Lärm, den seine militärischen Kinder in ihrem Uebermuthe verursachen.

Aber auch an einem ernsten feierlichen Schauspiel fehlte es heute nicht. Nachmittags erschien eine Deputation von vier Grenadieren des Regiments Wasa beim Feldmarschall und bat inständigst, bei der nächsten Schlacht vorangestellt zu werden und den ersten Sturm ausführen zu dürfen. Sie wollten, so sagten sie, den unbefleckten Namen ihres Regiments wieder herstellen, den ihre Brüder in Ungarn, leider Gottes! sehr verdunkelt. Sie erhielten diese Erlaubniß und verkündigten es jubelnd ihren Kameraden.

Von unserm Schloß hatten wir eine herrliche Aussicht auf die Ebene vor uns, und als es Nacht wurde, wechselte diese Aussicht, die uns am Tage ringsum kleine Bivouaks und Lagerplätze geboten, auf eine schöne und prächtige Art. Ueberall sah man die Wachtfeuer leuchten, bald ganz frei im Felde, die umherstehenden Soldaten in röthlichem Lichte beleuchtend, bald hinter Scheunen und Häusern die Conturen derselben auf feurigem Grund scharf heraushebend; schattenhaft sahen die Soldaten aus, die an dem Feuer beschäftigt waren, ihr Abendbrod zu kochen. Die vorderen schwarz, die hinter dem Feuer stehenden hell angestrahlt von der Flamme.

In dem Hofe unseres Schlosses lag eine Compagnie Grenadiere, die sich auf großen Strohhaufen bei ihren Wachtfeuern häuslich eingerichtet hatte. Was wir von unsern Fenstern in der Ferne sahen, erblickten wir hier in der Nähe. Eine ansehnliche Marketenderei war ebenfalls hier aufgeschlagen und der gute rothe Landwein wurde aus großen Flaschen und Blechgefäßen tüchtig verkostet. So eine Anzahl Grenadiere im Kreis um das Feuer stehend ist ein prächtiger Vorwurf für einen Maler. Die Hände auf dem Rücken standen verschiedene da; den rechten Fuß keck vorgesetzt, schaute der Grenadier unter der schwarzen Bärenmütze hervor mit dem bronzfarbenen Gesicht nachdenkend ins Feuer. Er mag wohl allerlei Gedanken dabei gehabt und vielleicht an seine Pußta gedacht haben, wo er auch manchmal wie hier am flackernden Feuer gestanden. In dem Hofe summte übrigens lustiges Gespräch und die wohlklingenden Laute der ungarischen Sprache dröhnten im lauten Echo von den Mauern, die den Hof rings umgaben, und die wohl auf dieses ungewohnte Leben ganz verwundert drein schauten, bald blaß bald roth werdend, nachdem die Gluth der Feuer durch neu aufgelegtes Reisach emporloderte oder in sich zusammensank.

Bald wurde es aber stiller im Hof, die Nacht schwang ihren schwarzen Schleier, umflorte die müden Augen. Die Grenadiere am Feuer nickten ein, der Weinkrug machte nicht mehr die Runde und bald hörte man im ganzen Hauptquartier nichts mehr als den einförmigen Schritt der Schildwachen.

VII.

Der Feldmarschall und sein Hauptquartier.

Bevor ich den Leser weiter in dem Hauptquartier führe, will ich über dasselbe, über den Marschall und seine Umgebung, über diesen Centralpunkt der Armee, von welchem aus Leben und Bewegung in den gewaltigen Körper strömt, eine Schilderung versuchen.

Das Hauptquartier des Marschalls ist verhältnißmäßig sehr klein, aber wie alle Hauptquartiere in seinem Ganzen mühsam zu bewegen wegen des Trosses, der sich erlaubter-, sowie unerlaubterweise anhängt. Im Mittelpunkt aller Geschäfte hier steht der Marschall selbst — wollte man das Bild der rechten Hand gebrauchen, so müßte man sagen: er hat deren zwei — die Feldmarschalllieutenants Heß und Schönhals, wie bekannt zwei militärische Namen von großer Bedeutung, wie zwei Männer von den liebenswürdigsten freundlichsten Formen. Den Marschall umgeben die Offiziere seines Generalstabs, seine General- und Flügeladjutanten, Intendantur- und Feldpostbeamte, sowie zahlreiche Ordonnanzoffiziere, die berühmten „Kibitze" des Feldmarschalls. Wie der Kibitz unermüdlich hin- und herfliegt und seinen Weg sucht durch Röhricht und Moor, durch Gestrüpp und Sumpf, dabei aber immer heiter und wohlgemuth ist, so auch die Ordonnanzoffiziere und deßhalb

ihre Namen „Kibitze.“ Alle diese Herren nun führen die nöthigen Hand- und Packpferde mit sich und die Stabsoffiziere obendrein einen Wagen für ihre Effekten, hiezu kommen noch der Generalstab und die Adjutantur, Feldkanzlei und gewöhnliche Packwagen, die Feldpost, unzählige Gensdarmen und Botenjäger, Post- und Courierwagen, die Intendantur, deren Herren meistens in ihren Equipagen fahren, Kassen und Packwagen, sowie Verpflegungsbeamte aller Art. An diesen erlaubten und nothwendigen Troß schließt sich nun der unerlaubte, als Hand- und Packpferde von Offizieren anderer Armeekörper, Privatdiener mit überzähligen Equipagen, Bauern mit Weinkarren und Ochsentreiber. Dies Ganze ist eingerahmt von den Stabsdragonern und Sereschanern, der Bedeckung des Hauptquartiers. Auf dem Marsche schließt sich der Troß so viel wie möglich an das Hauptquartier selbst an, wird aber durch Truppencolonnen, die auf derselben Straße marschiren, oftmals von dem Hauptquartier getrennt und löst sich dann in eine unabsehbare Linie auf, was Abends bei der Ankunft im Nachtquartier zu vielen Unannehmlichkeiten Veranlassung gibt. Hier fehlen Handpferde, dort ist ein Packpferd nicht aufzufinden und wahrscheinlich zurückgeblieben, Beamte forschen nach ihrem Kanzleiwagen, Equipagen haben sich verirrt und kommen die Nacht gewiß nicht mehr zum Vorschein, Hunde springen von den Packwagen und suchen ihre Herren, Pferde stampfen und schlagen, und glücklich ist der, welcher sein Quartierbillet hat, wenn ihm nicht unter der Zeit die Ordonnanz mit dem Mantelsack, das heißt in ihr Quartier, das man nicht aufzufinden weiß, geritten ist. Hiezu kommen immer neue Truppencolonnen, Artillerie, Infanterie, Kavallerie, die mit klingendem Spiel durchziehen und den schon vorhandenen Lärm bedeutend vergrößern.

Der Feldmarschall, der auf größeren Märschen in seinem kleinen Coupé mit vier Pferden bespannt fährt, hat zwei große Fourgons bei sich, auf welchen sich das Service und Tafelgeräthe befindet, das er für sich und sein Gefolge braucht. Auf Märschen und im Feld nämlich sind sämmtliche Offiziere und Beamten, die sich in seiner Nähe be-

finden, beständig zur Tafel eingeladen. In dem Hofe des Hauses, wo der Marschall wohnt, wird — wenn es die Zeit erlaubt — emsig abgepackt, Küchebatterien, Teller und Bestecke kommen zum Vorschein, und der Koch des alten Herrn (dem man die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß er sein Uebermögliches gethan, um uns im Feld gute Mahlzeiten zu verschaffen) nimmt Fleisch und Gemüse, wo er es findet, und beginnt seine Arbeit. Die Tafel wird in irgend einem Zimmer, oder in Ermangelung desselben im Hofe aufgeschlagen. Der Marschall setzt sich in die Mitte der langen Seite, um ihn her (jedoch nicht als unumstößliche Regel) die Erzherzoge, Feldmarschalllieutenants und dann alle übrige, wie sie gerade Platz finden; doch wird nicht darauf gesehen, daß sich Alles nach der Rangliste zusammenfindet — der Feldmarschall sitzt neben dem Hauptmann, der General neben dem Lieutenant und ein Band der Fröhlichkeit und guter Laune umschlingt Alle. Diese Mahlzeiten waren einfach: eine Reissuppe, Rindfleisch, Gemüse mit Beilage, Braten und Salat, dazu guter rother Wein, den man hier überall und in reichlichen Quantitäten findet. Ich werde mich nur mit großer Freude dieser Mittagstische, der Heiterkeit, die hier herrschte, und des liebenswürdigen Tons, mit welchem hier die Unterhaltung geführt wurde, erinnern, dabei werde ich dann auch die gereimten Trinksprüche unseres vortrefflichen Generalintendanten, des Grafen Pachta, im besten Andenken behalten, namentlich die, durch welche er am Namenstage des Feldmarschalls, dem Josephstag (es war in St. Angelo) die Gesellschaft in hohem Grade erheiterte. Ich bedaure, den launigen Toast, dem der Marschall und die ganze Gesellschaft so großen Beifall zollte, nicht wortgetreu mittheilen zu können.

Ueberhaupt ist dieses freundschaftliche Zusammenleben des ganzen Hauptquartiers ein ächter Wiederstrahl der ritterlich-militärischen Kameradschaftlichkeit, wie solche in der österreichischen, aber nicht bei allen Armeen zu finden ist. War man im Quartier angekommen, hatte man seine Sachen etwas in Ordnung gebracht, so fand man sich ohne Verabredung an irgend einem Orte des Städtchens oder des Dorfes

zuſammen, gewöhnlich im Café; mochte es noch ſo armſelig ſein, man fand doch überall in Italien eine gute Taſſe des ſchwarzen levantiſchen Trankes. Mit Cigarren half Einer dem Andern gerne aus und ſo blieb nicht viel zu wünſchen übrig. Wo ſich gar kein Kaffeehaus vorfand, fanden des Abends ſich die Angehörigen des Hauptquartiers oftmals im Hauſe zuſammen, wo der Feldmarſchall ſelbſt wohnte und hier machten Oberſt Schlitter und Major Eberhardt die freundlichen Wirthe. Guten Wein fand man überall, den Humor brachte man mit und dieſe geſelligen Unterhaltungen am Abend waren mir die angenehmſten Stunden.

Es entwickelten ſich hier, namentlich unter den Ordonnanzoffizieren, erſtaunliche und ganz eigenthümliche Talente. Wenn ſämmtliche Lieder — und deren gab es keine kleine Zahl — abgeſungen waren, ſo wurden noch die merkwürdigſten Concerte aufgeführt. Ich kann nicht umhin, hier unſeres Freundes, des Oberlieutenants Haizinger zu gedenken, der — die Seele dieſer Abendunterhaltungen — in dieſem Augenblick mit ſeinem Regiment Lichtenſtein-Chevauxlegers in Ungarn ſich befindet. Mögen ihm dieſe Zeilen, wo ſie ihn finden, einen herzlichen Gruß von mir nebſt einem warmen Dank für alle vergnügten Stunden, welche ich ihm verdankte, ſagen.

Wie aber ſo das ganze Hauptquartier des Feldmarſchalls Radetzky in den heiteren Stunden des Lebens mit einem feſt innigen Band umſchlungen wird, ſo auch wenn die ernſten Stunden ſchlagen. Das Hauptquartier iſt eine einzige große Familie, die einen geliebten Vater an der Spitze hat, die feſt durchdrungen iſt von einer einzigen Idee, der: dem Willen des Führers zum Ruhm des Vaterlandes zu dienen, es iſt ein feſter Körper, durchhaucht und geleitet von dem Geiſte des Feldmarſchalls, von welchem *ein* Wort hinreicht, um den Gedanken zur That zu machen und ſo die glänzendſten Reſultate herbeizuführen. Und ſo wie alle Glieder des Hauptquartiers ihren Führer lieben, ſo ſind ſie auch herzlich geſinnt unter ſich. Es gibt wohl wenige Armeen, wo ein ſo ſchön kameradſchaftliches Verhältniß, wie in der

öſterreichiſchen herrſcht, und wo Rang und Stand in dem außerdienſtlichen Verkehr ſo wenig in Betracht kommt. Nur im Dienſt gilt die Charge, außerdienſtlich aber iſt nur hohe Verehrung und innige Liebe die Scheidewand, welche den Offizier vom Feldmarſchall trennt. Ich kann nicht umhin, hier in gerührtem Danke der ehrenvollen und freundlichen Aufnahme zu gedenken, die mir im Hauptquartier von Allen ohne Ausnahme zu Theil wurde, wofür ich um ſo dankbarer bin, als ich mich aus früherem Leben erinnere, daß dergleichen Artigkeiten und Zuvorkommenheiten nicht überall zu Hauſe ſind. Wie oft gaben mir bei wichtigen Veranlaſſungen Offiziere aller Grade und Generale einen guten Platz und zogen ſich zurück, um mich das Intereſſante ſehen zu laſſen! Ich will hier in der oben angegebenen Beziehung von dem Feldmarſchall Radetzky gar nicht reden, denn ſeine Güte und Freundlichkeit iſt hinreichend bekannt und von einem ſo hochbejahrten und hochgeſtellten Mann wahrhaft rührend.

Indem ich nun zu einer kurzen Schilderung der liebenswürdigen Perſönlichkeit des Feldmarſchalls, des weltberühmten Mannes übergehe, fühle ich die ganze Schwierigkeit dieſer Aufgabe und bitte um die vollſte Nachſicht des Leſers. Könnte ich ſein Bild wiedergeben, dieſe Größe mit Liebenswürdigkeit gepaart, wie es in meinem Herzen ſteht, könnte ich ihn ſo darſtellen, wie ihn Alle, welche das Glück hatten, um ihn zu ſein, täglich ſahen und reden hörten und mit Verehrung und Liebe zu ihm aufblickten, könnte ich dieſe Gefühle in meine Feder legen, ſo wäre es mir vielleicht möglich, eine genügende Schilderung dieſes großen Mannes zu geben. Aber nur ſein Aeußeres wiederzugeben iſt bis jetzt einer andern Kunſt, einer Kunſt für dieſen Fall viel ausreichender, der Malerei, nicht gelungen, obgleich der Feldmarſchall zu Fuß oder zu Pferde etwas ſo Beſtimmtes und Eigenthümliches hat, das ihn vor allen Andern auszeichnet, wie es vielleicht nur bei Friedrich dem Großen und Napoleon der Fall war.

Im dichteſten Gewühle des Marſches und der Schlacht reicht ein einziger Blick hin, um Vater Radetzky augenblicklich von ſeiner Um-

gebung herauszufinden, nicht als ob er eigenthümlich gekleidet sei, er trägt denselben hechtgrauen Rock, wie alle übrigen Generale und einen unscheinbaren Hut mit grünem Federbusch, auch nicht, als ob seine Figur vor Andern hervorragend gewesen wäre, im Gegentheil, er ist fast der kleinste seines ganzen Gefolges und doch wird Jeder sagen, der ihn auch zum erstenmal sieht, dieser und kein anderer ist der große Marschall.

Joseph Wenzel Graf Radetzky von Radetz wird am 2. November d. J. 84 Jahre alt, doch verräth sein Aeußeres durchaus nicht ein so hohes Alter. Er ist nicht groß, aber kräftig gebaut, ohne jedoch stark zu sein und geht gewöhnlich sehr gerade und aufrecht mit schnellen Schritten einher. Ist er in seinem Zimmer, so hat er die Hände gern auf dem Rücken; spricht er mit Jemand, den er wohl leiden kann, so schiebt er seinen Arm unter den des Andern oder nimmt ihn auch bei der Hand und spaziert mit ihm auf und ab. Seinen Kopf trägt er kaum merklich gebückt, schaut aber frei um sich, die Züge seines Gesichts sind das Einzige, woran man sein hohes Alter erkennen kann; doch haben sie dabei einen ungemein gewinnenden Ausdruck und zeigen unverkennbar das Gepräge seiner Herzensgüte. Ebenso gern wie er einen Spaß anhört, macht er auch selbst einen, er hat einen guten Humor und sagt seine guten Einfälle in einer Gutmüthigkeit, die hinreißend ist; wenn er so recht heiter und vergnügt ist, namentlich wenn er lacht und er kann recht herzlich lachen, so steigert sich der lebendige Ausdruck seines Gesichts ungemein, seine biedere große Seele liegt in solchen Augenblicken offen da und man sieht auf den klaren Grund seines Herzens, der rein und glänzend ist, ohne Falsch und Bitterkeit. Wenn er heftig lacht, wischt er sich mit seinem Sacktuch zuweilen die Augen; sein Kopf ist eher rund wie länglich, seine Stirne hoch, der Blick seines Auges freundlich und beredt und wenn er mit Jemand spricht, sieht er ihn fest an. Dieser Blick, ohne hart oder streng zu sein, hat etwas so Ergreifendes und Gewinnendes, dabei Forschendes und Gebietendes, daß ich glaube,

zurück. Von meinem Bette aus konnte ich die beiden Fenſter der Stube ſehen, vor denen Vorhänge hingen, die mit wunderlichen Landſchaften bemalt waren. Auf dem einen Bilde erhob ſich hinten ein großer Fels, welcher ein ſtattliches Schloß mit hohen Mauern und Thürmen trug. Unten war ein breiter Fluß, auf welchem Leute in einem Nachen fuhren, und daneben zog ſich zum Schloſſe ein Hohlweg hinauf, auf dem eine Schaar Ritter und Reiſige vollkommen geharniſcht einherzog. Der andere Vorhang ſtellte einen anmuthigen Thalgrund vor, in welchem ſich eine Mühle befand. Das Waſſer ſprühte über das Wehr hinab und das Rad der Mühle war ſo natürlich dargeſtellt, daß man glauben konnte, es drehe ſich wirklich um. Im Fenſter lag der Müller mit einer ſpitzen Mütze auf dem Kopf und rauchte aus einer kurzen Pfeife. Vor der Mühle war ein Garten, in welchem ein paar Kinder ſpielten, und dieſe ſtille Scene umzog dichter finſterer Hochwald, vor welchem hie und da ein Hirſch oder ein Reh ſtand.

Auf dieſen Gemälden kannte ich jeden Stein und jeden Baum; ich wußte ſogar mehr, als wirklich darauf zu ſehen war. Dort wo ſich nach dem Schloſſe hinauf der Hohlweg hinter dem Berge verlor, ſah ich im Geiſte ganz deutlich die Fortſetzung deſſelben. Dort zogen ſchon andere Heerhaufen dem zurückkehrenden Ritter voran. Und wie ich mir die Ausſicht von den Zinnen der Burg

es ist unmöglich vor ihm etwas zu verheimlichen, was man auf dem Herzen hat, oder noch unmöglicher, vor dem alten Herrn eine Lüge zu sagen. Hört er einem wichtigen Vortrag zu, so senkt er nachdenkend den Kopf und stützt wohl eine Hand in die Seite. Sein Haar ist weiß und ebenso sein kleiner Schnurrbart, den er seit der Schlacht von Novara stehen ließ.

Die Stimme Radetzky's ist tief und kräftig; wenn er vergnügt ist und einen Offizier etwas fragt, so weicht er bisweilen von dem förmlichen „Sie" durch die Worte ab: „meint Ihr's vielleicht nicht auch so, Freund?" ja bei außerordentlichen Fällen der Gewohnheit sagt er auch wohl ganz vertraulich: Du. Beim Durchlesen der Berichte über glänzende gelungene Gefechte, oder wenn er sieht, wie seine braven Truppen muthvoll und freudig angreifen, dann lacht er gern laut auf vor Freude. Ich hatte das Glück später in der Schlacht von Novara lange an seiner Seite zu stehen und hielt ihm mehreremale sein Fernrohr, und muß gestehen, daß ich auf diese Dienstleistung mit Recht stolzer bin, wie vielleicht mancher Großwürdenträger, der seinem Fürsten die Krone vortrug. Wir hatten vor uns eine kaiserliche Batterie, die unaufhörlich ein furchtbares Feuer auf die Piemontesen unterhielt, ein Feuer, vor dem die feindliche Artillerie trotz ihres schweren Kalibers weichen mußte. Da war der alte Herr ganz glücklich; „schauen's, schauen's," sagte er einmal über das andere-mal, „wie die braven Leute schießen, denen muß man gleich was Angenehmes sagen," und bei dem dichtesten Kugelregen wollte er ihnen entgegen, um seinen Kindern mit einigen freundlichen Worten zu danken.

Dagegen umflort sich sein Blick, wenn er von den Gefallenen und Verwundeten hört, und tiefe Bekümmerniß malt sich in seinen Zügen beim Anblick all des menschlichen Elendes und aus tiefster Brust seufzt er zuweilen: Jesus Christus! In Zorn geräth er selten, kann aber dann für den Betreffenden heftig und unangenehm werden, doch kommt dieß nur bei groben Nachlässigkeiten vor und namentlich bei

Vergehen der Verpflegungsbeamten, wenn durch Vergeßlichkeit oder schlechte Anordnung der Soldat sein Brod und seinen Wein zu spät oder in mittelmäßiger Qualität erhielt.

Der Marschall hat ein offenes gutes Herz für alles Unglück, mag es Freund oder Feind betreffen, und handelt mit der strengsten Unparteilichkeit. In Garlasco, wo die Soldaten, nachdem sie den Feind bei Gravellone und la Cava zurückgeworfen, einige kleine Excesse begingen, das heißt Brod und Wein wegnahmen, bestrafte er diese Leute aufs strengste, ließ durch den Ortsvorsteher augenblicklich eine Summe Geldes an die Beschädigten austheilen und gab zu einer Sammlung, welche die Offiziere des Hauptquartiers zu demselben Zweck unter sich veranstalteten, eine sehr reiche Gabe.

Die Thaten des Feldmarschalls, sowohl als General wie als Staatsmann, sind zu bekannt, sie liegen so nahe vor uns und bezeugen so glänzend seinen großen Geist und seine vielseitige Bildung, um darüber etwas Weiteres zu sagen; er spricht deutsch, französisch, italienisch mit gleicher Fertigkeit, unterhält sich aber am liebsten in der deutschen Sprache. In seinem Salon bei seinen Diners ist er vollendeter Weltmann und freundlicher Wirth. Die tiefe Verbeugung eines jeden Eintretenden beantwortet er, auch wenn er im Gespräch begriffen ist, mit einer vertraulichen Handbewegung, und eine gewisse Pantomime sagt augenblicklich, man solle Hut und Säbel ablegen; auch hat er für jeden ein paar liebenswürdige Worte und geht gewöhnlich bei der ganzen Gesellschaft herum, ohne dabei in die Steifheit des gewöhnlichen Cercle-Abhaltens zu verfallen. Hiebei kommt ihm nun natürlich sein außerordentlich starkes Gedächtniß zu Hülfe, er kennt das Leben fast jedes Einzelnen, der zu ihm kommt, und weiß das Gespräch immer mit einer freundlichen Erinnerung zu beleben; auch erweckt er in hohem Grade das Zutrauen Aller, welche ihm nahen, daher bewegt sich auch die ganze Umgebung, den großen General und Staatsmann natürlich aufs höchste achtend und verehrend, doch stets ohne Zwang und leere Förmlichkeiten um ihn. Mit den höheren und niederen

Offizieren ſeiner Umgebung lebt der Marſchall auf vertraulichſtem, angenehmſtem Fuß und läßt dieſelben nie in einer ſie verletzenden Weiſe die Ueberlegenheit ſeiner Stellung und Perſönlichkeit fühlen. Häufig trat er mitten unter uns, wenn wir zuſammen lachten oder Geſchichten erzählten oder um ein Feuer ſaßen, und miſchte ſich in die Unterhaltung. Er konnte es nicht leiden, wenn Alles von den Sitzen aufſprang und Feldmütze und Cigarren verſchwanden. „Bleiben's ſitzen, Freund',“ rief er dann, „machen's keine Sachen, ſetzt's mir die Mützen auf.“ In früheren Jahren, als Kavallerieoffizier, hatte er auch ſeine Pfeife, raucht aber jetzt nicht mehr.

Mit den Soldaten umzugehen, hatte er eine eigene Gabe und die Verehrung und Liebe derſelben für ihn grenzt an's Unglaubliche; er ſpricht gern mit ihnen, tritt zu einer Gruppe Grenadiere, Jäger oder was gerade in ſeiner Nähe iſt, und erkundigt ſich nach ihren Verhältniſſen; wie oft ſah ich, daß er zu einzelnen Schildwachen ging und denſelben, da es ihnen verboten iſt, auf dem Poſten etwas anzunehmen, einige Zwanziger in die Patronentaſche ſteckte. In Novara erzählte man, wie der alte Marſchall häufig arme Leute auf der Straße beſchenkt habe; bei dem Vorbeimarſch der Truppen trat er in die Reihen, hier einen alten Unteroffizier begrüßend, dort einen Offizier auf die Schulter klopfend, oder zu den meiſt blutjungen Wiener Freiwilligen und Jägern freundliche ermunternde Worte ſprechend, und ſo herzlich und liebevoll war er bei allen Veranlaſſungen.

Wenn ihm bei ſeinen Diners gemeldet wurde, daß ſervirt ſei, ſo lud er durch freundliche Verbeugung die Geſellſchaft ein, in den Speiſeſaal zu treten, ſchob die älteſten Generale und höheren Perſonen freundlich lachend vor ſich her und wir andern folgten in bunter Reihe. Zuweilen war bei Tiſch eine einzige Dame, die geiſtreiche und ſehr liebenswürdige Gemahlin des Feldmarſchalllieutenant Heß, welche der alte Herr in dieſem Fall zur Tafel führte. Dieſe Diners beſtanden meiſtens aus dreißig bis vierzig Perſonen, und waren ſehr angenehm mit großer Heiterkeit gewürzt; die näheren Bekannten ſetzten ſich zuſammen,

ich saß gewöhnlich bei Oberst Schlitter, Eberhardt, Graf Forgatsch und dem Legationsrath Baron Metzburg, und mancher lustige Einfall, der hier entstand, machte die Runde am Tisch und wurde lachend dem alten Herrn mitgetheilt. Sein Gedächtniß ist, wie schon gesagt, außerordentlich gut, und wenn er in seinen Erzählungen an die letzten Türkenkriege kommt, die er mitgemacht, so ist es ihm nicht schwer, sich, wenn er von gewissen Gefechten spricht, der Namen an sich nicht bedeutender Anführer zu erinnern, so wie der meisten seiner Kameraden, die damals mit ihm Kadetten oder Lieutenants waren.

Im Feldlager war natürlich das ganze Leben ein anderes, wie in der Villa Reale zu Mailand, doch kam man sich draußen noch näher und lebte herzlicher und vertrauter. Der Marschall war im Hauptquartier beständig wie ein Vater unter seinen Kindern und ergötzte sich namentlich an der Lust und Fröhlichkeit der jungen Ordonnanzoffiziere, seiner „Kibitze." „Sehen Sie," sagte er mir eines Tages nach der Tafel, „im vorigen Feldzug hatten wir nicht so viel, wie jetzt, da ging's oft mager her, da hat mir Morgens Freund Haizinger meine Chokolade angefertigt," dabei lachte der alte Herr laut und fröhlich und fuhr fort: „er soll Ihnen selbst sagen, wo er die Milch dazu hernahm." Das Faktum war, der General W. führte eine Ziege mit sich, von welcher die jungen Offiziere in der Morgendämmerung die erste und beste Milch heimlich für den alten Marschall holten. Die Lebensweise des Grafen Radetzky ist außerordentlich regelmäßig und einfach. Morgens um 5 Uhr steht er auf, nimmt seine Arbeiten vor und frühstückt seinen Kaffee um 6 Uhr mit den Adjutanten und Ordonnanzoffizieren vom Dienst. Um 10 Uhr kommt ein kleines Gabelfrühstück und um 4 Uhr Nachmittags das einfache Diner, wozu der Marschall gewöhnlich eine Flasche Rothwein trinkt. Abends um 7 Uhr nimmt er seinen Thee, spielt mit einigen eingeladenen Offizieren eine Partie Tarock und geht um 9 Uhr zu Bette, wo ihn alsbald ein gesunder Schlaf erquickt, der bis zum andern Morgen dauert. Im Feld hält er die Stunde des Abmarsches mit großer Genauigkeit, bricht wohl

hie und da früher auf, aber nie später. Berichte, die einlaufen, läßt er sich meistens vorlesen, aber Alles, was abgeht, liest er selbst durch.

Seine Handschrift ist nach der alten Schule, aber deutlich und leserlich, bei den Dienstsachen zeichnet er einfach: „Radetzky," bei Courtoisieschreiben aber: „Graf Radetzky." Oft, wenn es eilig ist, unterschreibt er seine Depeschen auf dem Knie.

Der Feldmarschall reitet fest und sicher und liebt die schnellen Gangarten, so bei Novara wurde mehrere Miglien zwischen Truppen, zwischen Todten und Verwundeten vorbei mit scharfem Jagdgalopp geritten. Seine Pferde sind starke Mecklenburger, meistens Schimmel, sein Sattel deutsch mit reich gestickter Feldmarschallsschabracke, das Kopfzeug des Pferdes mit goldenen Nägeln besetzt. Sein Anzug ist ein grauer Rock mit goldbesetztem Kragen, dazu den Kavalleriesäbel und Hut mit grünen Federn.

So steht sein Bild vor mir in der Erinnerung an die schönsten Augenblicke des letzten Feldzuges, ja an die schönsten Augenblicke meines Lebens, und mehr als einmal, wenn er so daherkam auf der mit Tausenden von Soldaten bedeckten Heerstraße, stimmte ich aus vollem Herzen ein in die Vivats, Zivio und Eljen mit einem tief empfundenen begeisterten: „hoch lebe Radetzky!"

VIII.

Torre bianca. Pavia.

Mittags gegen 4 Uhr am 19. März verließen wir St. Angelo und setzten uns auf der Straße gegen Pavia in Bewegung. Obgleich wir den ganzen Tag Truppenkörper aller Art sahen, und obgleich man wohl bemerkte, daß sich die Armee gegen den Tessino concentrirte, so hatte doch Niemand außer den Eingeweihten irgend eine bestimmte Meinung von den Projekten des Marschalls.

Wir zogen dahin, wie gestern, dasselbe Getümmel, dasselbe Leben. Einer der Stabsdragoner hatte einen eigenthümlichen Unfall. Er galoppirte nämlich etwas übermüthig dicht neben einem sehr schmalen Graben; auf einmal strauchelt das Pferd, stürzt, wirft den Reiter ab und fällt mit dem Sattel zu unterst in den Graben, wo es, die vier Beine in die Höhe streckend, so fest eingekeilt lag, daß es nur mit großer Mühe wieder losgemacht werden konnte. Doch hatte weder Reiter noch Pferd irgend einen Schaden gelitten.

Es dämmerte schon als man hörte, daß wir uns in der Nähe unseres Quartiers befänden. Die Erzherzoge mit ihrem Gefolge ritten links von der Chaussee ab, und wir sahen bald unser heutiges Nachtquartier vor uns. Es war Torre bianca, wo das Hauptquartier hin

verlegt wurde. Durch unſer geſtriges gutes Quartier verwöhnt, ſah ich anfänglich mit Beſorgniß, daß zum Wohnen für uns Alle nur ein kleines Häuschen vorhanden war, doch — wir waren eben im Felde, und da muß jedes Obdach gut ſein. Pferde und Wagen wurden unter den Portici untergebracht, die den Hof umgaben. Für den Feldmarſchall und einige andere Herren fanden ſich glücklicherweiſe ein paar Zimmer und für alle Uebrigen wurde der große Salon geöffnet.

Dieſer große Salon war zu ebener Erde und hätte eben ſo gut auch Hausflur genannt werden können. Hier wurde ſehr friſches Stroh aufgeſchüttet, das Fußende der Betten durch Bänke und Stühle dargeſtellt, und das Schlafgemach war fertig. An Speiſen war außer einigem Brod und Wein nichts vorhanden, weßhalb eine große Salamiwurſt, die ich in Mailand gekauft hatte und jetzt zum Vorſchein brachte, mit großem Jubel empfangen und gemeinſchaftlich verzehrt wurde. Gute Laune brachten die Meiſten mit und ſo hielten wir auch ohne reichen Speiſevorrath doch ein vortreffliches Abendeſſen.

Als es gänzlich Nacht wurde, ſuchte ich meinen trefflichen Weiler und meinen Rothfuchs auf, und ließ mir meinen Mantel geben, da die Nacht kalt zu werden verſprach. Heute boten die Pferde und Reiter des Hauptquartiers ein ganz anderes Bild als geſtern. Weniger luſtig, ja viel ernſter; da wegen der großen Heu- und Strohvorräthe im Hofe keine Feuer angezündet werden durften, ſo ſah man in der Finſterniß nichts wie ein unerkennbares Durcheinander von Geſtalten aller Art, hörte hie und da einen lauten Pfiff, ein leiſes Geſpräch und dazwiſchen das Schütteln und Schnauben der Pferde. Als ich von meiner nächtlichen Wanderung zurückkam, fand ich den großen Salon ſo überfüllt, daß es mir unmöglich war, hinein zu dringen. „Suchet, ſo werdet ihr finden," dacht' ich, und forſchte eifrig auf den Treppen und im Gange des kleinen Hauſes nach, ob ich nicht einen paſſenden Schlafwinkel für mich entdecken könnte. Richtig! dort in der Ecke befand ſich eine Matraze, ſchüchtern in ſich zuſammengerollt. Nachdem ich ſie aus ihrer beklemmenden Stellung befreit und

ausgebreitet — der Hauseigenthümer hatte sie für sich bei Seite geschleppt — so fand ich auf dem Gange, zwischen einer alten Mehlkiste und der Thüre eines unaussprechlichen Gemachs, eine herrliche Schlafstelle, auf welcher ich zwar in der Nacht zuweilen von Gespenstern mit großen Bärten, die lachend über mich hinwegschritten, gestört wurde, doch im Ganzen trefflich schlief.

Morgens, kaum graute der Tag, es mochte vier Uhr sein, wurden wir aber auf eine höchst unangenehme Art geweckt. Es stürzte nämlich eine Ordonnanz in das Gemach neben mir, wo sich der Oberst Schlitter befand, mit dem lauten Rufe, es brenne im Hause. Schöne Geschichten das! im Hofe bei sechshundert Pferde und Alles mit Stroh und Heu angefüllt. Glücklicher Weise war es ein blinder Lärm, herbeigeführt durch Funken, die dem Kamin im Zimmer des alten Herrn entstiegen; aber eine Reveille von einigen Dutzend Trompetern hätte uns nicht so plötzlich auf die Beine und in die Kleider gebracht, wie diese Nachricht. Auch draußen war schon Alles durch den falschen Lärm in voller tumultuarischer Bewegung. Die Leute sattelten in der größten Eile ihre Pferde, um sich möglichst schnell aus dem Staube zu machen, und es kostete manch ruhiges Wort, ehe man sie allgemein von dem Unwahren des Lärms überzeugt und die Ruhe wieder hergestellt hatte.

Einmal so unsanft von unsern Ruhestätten aufgeschreckt, begab man sich nicht mehr nach denselben zurück, und bald darauf befanden wir uns in der Küche, um ein großes Kaminfeuer versammelt, sehnsüchtig nach dem großen kupfernen Kaffeekessel schielend, der auf Kohlen stand. Der Kammerdiener des Feldmarschalls packte seine Tassen aus, füllte sie mit dem braunen erquickenden Trank, und Jeder bekam sein Theil, so wie ein gutes Brod, das er, weiß Gott woher, erhalten.

Dieser warme Kaffee that in der frühen Stunde äußerst wohl, denn es war die Nacht recht kalt und der Schlaf für Manchen auch ein sehr unterbrochener gewesen, da jeden Augenblick Estafetten und Ordonnanzoffiziere gingen und kamen von und zu den Armeekorps, die

ſich in Eilmärſchen von allen Seiten gegen Pavia in Bewegung ſetzten. Von hier aus wurde dieſes groſſe und glänzende Manöver geleitet, das in wenigen Stunden und ſo glänzend unvorhergeſehen ſechzigtauſend Mann über den Ticino warf. Man hat aber auch keinen Begriff von der Verſchwiegenheit, von der Stille und Umſicht, mit welcher vom Hauptquartier aus die Fäden des ganzen Unternehmens geleitet wurden. So wenig in Mailand als in den folgenden Nachtquartieren wußte Jemand, außer wenigen Perſonen der nächſten Umgebung des Feldmarſchalls, wohin es eigentlich gehe; ebenſo bei den Armeekörpern, und daher kam es, daß dieſer prachtvolle Uebergang ohne alle Beläſtigung vor ſich gehen konnte.

Wir verließen Torre bianca gegen 6 Uhr und kamen um 8 Uhr nach Pavia. Dort war ſchon Alles in großer Bewegung. Auf dem weiten Platz am Mailänder Thor ſtanden groſſe Truppenmaſſen, Infanterie, Kavallerie und mehrere Batterien Artillerie. Wir ritten gegen den Gaſthof „zur Lombardei," der die Ecke des Platzes mit der Hauptſtraße von Pavia bildet.

Der Marſchall ging in's Haus und wir Andern ſaßen ab, ohne eine Ahnung zu haben, was hier vor ſich gehen würde. Man ſagte uns nur, daß wir zwei Stunden hier bleiben würden. Oftmals hieß es beim Hauptquartier, man raſte nur eine halbe Stunde, aber aus dieſer halben Stunde wurden ganze Stunden, halbe Tage und halbe Nächte, wie z. B. hier in Pavia. Da man während dieſer Zeit ſich nicht weit entfernen durfte, ſo konnte ich auch oftmals nur die kurzen Berichte anfertigen, welche ich der Allgemeinen Zeitung einſandte.

Nachdem wir eine kurze Zeit neben unſern Pferden gehalten, fanden es Alle für beſſer, ebenfalls das Innere des Gaſthofs zu unterſuchen, und bald waren ſämmtliche gerade nicht im Dienſte befindliche Mitglieder des Hauptquartiers in den untern Zimmern des Albergo verſammelt und der gute Rothwein, ſo wie vortreffliches Kälbernes ſchmeckten nach dem Ritt in der ſcharfen Morgenluft außerordentlich gut. Daß hier der Uebergang der ganzen Armee ſtattfinden ſollte,

wußten bis jetzt noch Wenige, und erſt als Regiment um Regiment, Batterie um Batterie unter klingender luſtiger Feldmuſik an dem Thore des Gaſthofes, wo wir ſtanden, vorbeidefilirten und wir uns bei der dampfenden Cigarre und unter muntern Geſprächen des ſchönen, wahrhaft großartigen Schauſpiels erfreuten, — da ging uns plötzlich ein Licht auf, um was es ſich handelte.

Der Uebergang über den Ticino wurde auf drei Brücken bewerkſtelligt. Neben der großen ſteinernen Brücke wurden in der Nacht — in Einer Nacht — von unſern Pionieren noch zwei andere geſchlagen. Die Ankunft der verſchiedenen Armeecorps in Pavia war ſo ſicher berechnet und ging ſo gut von Statten, daß der Uebergang ohne bedeutende Stockungen geſchah und die Truppen ununterbrochen fortziehen konnten von Mittags 12 Uhr an den ganzen Tag hindurch, bis in die Nacht um 2 Uhr.

Genau um 12 Uhr am heutigen 20. März, an dem Tage und der Stunde, wo der aufgekündigte Waffenſtillſtand ablief, traten die erſten öſterreichiſchen Truppen an das andere Ufer des Teſſino und der Feldmarſchall ergriff auf dieſe Art die Offenſive. Er ſtand während vieler Stunden lang an einem Fenſter der engen Hauptſtraße Pavias, und ließ die Truppen vorbeidefiliren. Der Lärm war wahrhaft betäubend, das Schmettern und Klingen der Feldmuſik, das Dröhnen der Schritte von Menſchen und Pferden, das Raſſeln der Batterien, die in langen Reihen vorbeifuhren, das Jubelgeſchrei der Soldaten, als ſie den Marſchall am Fenſter erblickten, donnernde, tauſendſtimmige Vivat, Eljen, Evviva und Zivio (die Grüße in allen Mundarten der öſterreichiſchen Monarchie), und dieß Alles in der engen Gaſſe, die mit Menſchen gepfropft voll war! Es wogte nun ſo beſtändig unter den lauteſten Eindrücken dahin! Dazu wehende Fahnen, glänzende Säbel und Bajonette, herzliche Grüße an Kameraden, Abſchiede vielleicht für ewig! s' ciaò! — Grüß dich Gott! wie geht's? — Gut! — Leb' wohl! — Leb' wohl! — und die bekannten Geſichter ver-

droben und das dahinter liegende Thal malte — etwas Schöneres konnte es auf der ganzen Erde nicht geben. Viel lieber aber war mir die Mühle; für sie hatte ich aus den Erzählungen meiner Tante einen reellen Anhaltspunkt, den ich nach Belieben ausmalen konnte.

Schon oft hatte sie nämlich von einem Vetter erzählt, der einige Meilen von der Stadt entfernt, tief im Walde eine Mühle besaß. Meine Tante, die sich in ihrer Jugend dort zuweilen wochenlang aufgehalten hatte, wußte vom stillen Leben im Thale so viel Trauliches zu erzählen, daß meine Sehnsucht, die dunkeln Eichenwälder zu durchwandern und den Hirschen und Rehen zuzuschauen, nicht gering war. Wenn ich den Vorhang mit der Mühle anschaute, so war es mir, als sei ich schon dort, ich durchwanderte das ganze Haus, setzte mich an das sprühende Mühlrad und konnte mit dem alten Müller dort im Fenster die vernünftigsten Gespräche führen. Schon bei einer frühern Krankheit waren diese beiden Vorhänge eine bedeutende Ressource für mich gewesen. Ich konnte mich bei der Ritterburg in romantische Träumereien einwiegen, mich in höhere Sphären versteigen, und stieg dann bei der Mühle wieder zur Wirklichkeit herab. Auch jetzt, sobald ich mein Bewußtsein wieder erlangt hatte, waren die beiden Landschaften das Einzige, womit ich mich unterhalten mochte. Den mich umgebenden Personen, obgleich ich sie wohl erkannte, schenkte ich wenig

ſchwanden in dem allgemeinen Getümmel — ein einziger Händedruck und der munter klingende Marſch mahnt an's Weiterſchreiten.

Was — dort ſchon hingeriſſen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müſſen.

Es war wie eine Walpurgisnacht am hellen Tage, und ins Militäriſche überſetzt. Ich ſtieg auf das Dach des Hauſes hinauf, von wo man den Lauf der Straße faſt bis an den Ticino verfolgen konnte. Von hier ſah die Soldatenmaſſe, zwiſchen die Häuſer eingedrängt, beſonders merkwürdig aus, einem Strome vergleichbar, der, zwiſchen Felſen eingedämmt, ſchäumend und tobend vorwärts raſt. Dieſe Wellen ſpielten in allen Farben und glänzten, vom Sonnenlichte beſtrahlt, in Gold und Silber. Die ſchwarzgelben Fahnen flatterten gleich den Adlern darüber hin, und das Gebrülle und das Rauſchen dieſes Fluſſes hörte man Stunden weit. Bei den drei Brücken am Fluß war der Lärm und der Jubel wahrhaft betäubend. Die Pferde wieherten gegen das Waſſer, die Balken und Pontons der Brücken ſtöhnten und knarrten unter dem gewaltigen Druck der Kanonen und Wagen, das Hochrufen der Soldaten zerriß die Luft und gewann an Umfang, je mehr man ſich dem Ufer näherte. Huſaren, Dragoner und Infanterie ſangen luſtige Lieder, und die ausgelaſſenen Jägerbataillone, namentlich Tyroler und Steirer, ließen ihren volks- und eigenthümlichen Juchzer laut und kräftig nach Piemont hinein erſchallen.

Gravellone, am andern Ufer, war faſt ganz von Einwohnern verlaſſen, doch die Soldaten begingen nicht die geringſten Exceſſe, nur leerten ſie eine Schmuggelniederlage aus, worin ſich eine große Menge vortrefflicher Aſti befand. Sehr komiſch ſieht während eines ſolchen Marſches das Schlachtvieh aus. Starke Ochſen, die hinter jedem Bataillon getrieben werden und die der Soldat unterwegs mit Allem behängt, was er nicht tragen mag. An den Hörnern prangt eine unzählige Menge Feldflaſchen, auf dem Rücken hängen Brodbeutel und

Torniſter, namentlich aber haben die Privatdiener ein beſonderes Auge auf die Schlachtochſen und belaſten ſie mit allem dem, was ſie gerade bei der Hand haben und nicht ſelbſt ſchleppen wollen.

Als nun der Abend kam und die Truppen fort und fort durch die Straßen Pavias zogen, nahm das Leben und Treiben einen andern Charakter an und kein Laut war mehr hörbar, kein Ruf erſchallte weiter. Die Nacht fordert ihr Recht. Man vernahm nur den einförmigen Schritt der Männer auf dem Pflaſter und ein gewiſſes unbeſtimmtes Geſumme. Die Kavalleriſten in ihren weißen Mänteln kamen von der Straßenecke an unſerem Hauſe vorbei, wurden einen Augenblick von dem Laternenlicht an dem Thore des Gaſthofes grell beleuchtet und verſchwanden wieder geſpenſterhaft im Dunkel. Die Feldmuſiken ſchwiegen und die Soldaten, die den Tag über ſo laut und luſtig geplaudert, flüſterten nur noch leiſe zuſammen. Die Bedienungsmannſchaft der Kanonen und Raketenbatterien ſaß müde und ſchlaftrunken auf ihren Pferden und Wurſtwagen, und je dunkler die Nacht wurde, deſto heller glänzten die feurigen Spitzen der Lunten; oftmals war die Straße hierdurch auf lange Strecken weit ſolchergeſtalt mit glühenden Punkten bedeckt.

Nachdem es mehreremale geheißen, wir werden ebenfalls heute noch mit der Armee über den Ticino ziehen, blieben wir dennoch hier und wurden einquartiert. Ich kam in den Gaſthof zum weißen Kreuz, wo ich auf einem Sopha des Vorplatzes ein ziemlich unbehagliches Bett fand.

IX.

Trumello.

Um 4 Uhr Morgens des folgenden Tages, den 21., ritten wir die abhängige Hauptstraße Pavias hinab gegen den Teſſin, wo die Armee übergeſetzt war. Wir waren vom Wetter begünſtigt, denn ein herrlicher Tag dämmerte auf, als wir des Feindes Land betraten.

Da wir von nun an jeden Augenblick auf einen ernſten Widerſtand ſtoßen konnten, ſo ritten wir mit geſpannten Erwartungen in Piemont ein. Der Feldmarſchall ließ durch die Armee nachſtehende Anſprache an die Piemonteſen in den Dörfern, durch welche ſie zog, vertheilen, und wir ſahen ſie an manchen Häuſern angeheftet. Sie lautete wörtlich:

„Bewohner Piemonts!

Bekanntlich brach Euer König vergangenes Jahr wider alles Völkerrecht in das Gebiet des Kaiſers, meines Herrn, ein. Dieſen in der Völkergeſchichte beiſpielloſen Angriff warfen meine Siege zurück, und meine ſiegreiche Armee ſtand an den Ufern des Teſſin. Euer König konnte Euch nur die Verheerung und Greuel des Krieges erſparen, wenn er den angebotenen Frieden annahm; ſtatt deſſen von ehrgeizigen Projecten geſtachelt, bedroht er von Neuem widerrechtlich die Staaten meines Kaiſers. So zwingt er mich, das Kriegstheater

in Euren fruchtbaren Gauen aufzuſchlagen. Ihm alſo, nicht mir, dankt Ihr das Unheil, welches jener ungerechte Angriff über Euch bringen wird. Ich betrete mit meiner Armee Piemont, um den geängſtigſten Völkern endlich Friede und Ruhe wiederzugeben. Das Ungemach, welches im Gefolge des Krieges iſt, kann ich freilich nicht abwenden, aber die Disciplin meiner Armee bürgt Euch für Sicherheit der Perſon und des Eigenthums. Miſcht Euch nicht in das Spiel der Waffen, überlaßt die Entſcheidung den Soldaten, da Ihr anders ohne Hoffnung auf Erfolg nur den Druck des Krieges vermehren, mir aber die Möglichkeit nehmen würdet, ihn nach Kräften zu erleichtern. Niemals wurde ein ſo ungerechter Krieg als von Eurem König gegen den Kaiſer, meinen Herrn, begonnen, niemals ein ſo gerechter, als den ich gegen Euch gezwungen führen muß. Mich reizen nicht, wie Karl Albert, Eroberungsgelüſte, ſondern ich glühe für die Vertheidigung der Rechte meines Kaiſers und der Integrität des Reiches, welche Eure Regierung, im Bunde mit dem Aufſtande, treulos bedroht.“

Am geſtrigen Tag hatte ich die erſten Schüſſe gehört, und als ein heimkehrender Ordonnanzoffizier meldete, da drüben ſeien zwei Piemonteſen erſchoſſen worden, beſchlich mich, ich will es geſtehen, ein eigenthümliches Gefühl. Die Armee war uns heute weit voraus. Wir ſahen am frühen Morgen nichts von ihr; ſie war am vorhergehenden Tage noch in drei Colonnen auf der Straße nach Garlasco vorgerückt; die rechte Colonne nach Cerbolo, die mittlere nach Grobello, die dritte nach Dorna. Vom Feind, der nur einige ſchwache Vortruppen am Ticino hatte, wußte man nichts Genaues; nur ſo viel ſchien gewiß, daß ſich ſein rechter Flügel unter dem Herzog von Genua, 20—25,000 Mann ſtark, in der Linie von Vigevano und Mortara zurückzog.

So rückten wir denn nahe jenen denkwürdigen Kampfplätzen, wo die großen blutigen Schlachten am Ende des vorigen Jahrhunderts geſchlagen wurden, deren Beſchreibungen die Weltgeſchichte aufbewahrt.

Mit den Schlachten in dieſer Ebene begann General Bonaparte im Jahre 1796 ſeine glänzende Laufbahn. Hier ſchlug wenige Jahre darauf der alte Suwarow an der Spitze der verbündeten öſterreichiſch-ruſſiſchen Heere die Schlachten gegen Moreau und Macdonald und wenige Miglien davon entfernt überſchritt der Conſul Bonaparte den Po, und machte den Namen Marengo's auf ewige Zeit unvergeßlich. Doch iſt die Lombardei, wie die Ebene Piemonts, nicht mehr ſo zum Tummelplatz großer Heere geeignet, wie ſie es damals war. Landwirthſchaft und Kultur, die immer vorwärts ſtreben und ſich jeden Fleck zu eigen machen, haben die Ebenen mit großen Maulbeeranpflanzungen bedeckt, haben zwiſchen dieſelben leichtes Rebengelände aufgehängt und ſo in allen Feldern grüne Scheidegewände gebildet, die es ſogar Infanteriecolonnen an manchen Stellen unmöglich machen, durchzudringen. Weite Strecken ſind dergeſtalt angepflanzt und bebaut, daß es kaum einer Plänklerkette gelingt, geordnet vorzugehen, und daß es einem gewandten Jägerbataillon kaum möglich iſt, dorten einigermaßen zu manövriren. Was außerdem noch hier die Kriegführung ſehr erſchwert, ſind die vielen Bauerhöfe und Landhäuſer, welche überall zerſtreut liegen. Häufig findet man auf den Karten von Italien Ortsnamen, denen ein „C" oder „Ca" vorgeſetzt iſt, welches „Caſino" — „Landgut" bedeutet, oder auch „Caſa" — „Haus," „Landhaus." In der italieniſchen Kriegsgeſchichte aller Zeiten ſpielen dieſe Caſſinen eine wichtige Rolle, die meiſten ſind aus der alten Zeit her, ſehr ſolid gebaut, mit ſchmalen Fenſtern, welche hoch über dem Boden anfangen, verſehen, und haben außerdem häufig Mauern und Gräben, ſie ſind wie zur Vertheidigung erbaut und können von Truppen, die ſich darin feſtſetzen wollen, mit Leichtigkeit in eben ſo viele kleine Forts umgewandelt werden.

In vielen Gegenden iſt demnach nur auf die allerdings ſehr geraden und breiten Chauſſeen zu rechnen, doch ſind dieſelben auf beiden Seiten mit breiten und tiefen Waſſergräben eingefaßt, wodurch es einer Infanteriecolonne ungemein ſchwierig, für Kavallerie aber

ganz unmöglich wird, sich zu beiden Seiten auszubreiten. Letztere ist denn auch aus diesem Grunde in Italien sehr schwierig zu gebrauchen, was im vorigen Feldzuge, so wie auch bei den Schlachten dieses Jahres, sich recht empfindbar machte. Wollte man nun aber glauben, daß hier in Italien die Reiterei, weil als Schlachtwaffe für sie keine Verwendung möglich ist, weil man sie nicht aufmarschiren und einhauen lassen kann, entbehrlich wäre, so würde man sich sehr irren, wenn sie auch nicht selbstständig manövriren kann, so ist sie doch für das gesicherte Fortbewegen der ganzen Armee von dem größten Nutzen, und die braven muthvollen österreichischen Reiter haben auch hier wieder in den letzten Feldzügen die wesentlichsten Dienste geleistet. Die Kavallerie entsendet kleine Trupps vorwärts, um zu erfahren, ob kein Feind auf derselben Straße marschirt, sie schickt Patrouillen rechts und links, um zu vernehmen, ob sich in den Flanken der Hauptarmee nichts Verdächtiges bewegt, sie unterhält die Verbindung der einzelnen Armeekörper unter einander, und von allen Seiten her begegnen sich Reiterpatrouillen, tauschen ihre Berichte aus, melden, was hier geschah, und vernehmen, was drüben vorgefallen. Bei diesem beständigen Dienst, der viel schwieriger ist als er sich ansieht, kommt auf die Gewandtheit des Reiters sehr viel an, und der gute Kavallerist, der geübte Reiteroffizier kann hier eben so sehr wie beim Einhauen zeigen, ob er seine Waffe vollkommen versteht.

Noch während des vorigjährigen Feldzuges erfand ein Offizier eine kleine bewegliche Brücke, die in der Geschwindigkeit über einen solchen Wassergraben geschlagen wurde und so den Uebergang möglich machte. Diese Brücke wurde auf einem Wagen nachgeführt, ist aber meines Wissens nie gebraucht worden.

Die erwähnten Maulbeeranpflanzungen und Rebengewinde sind namentlich in der Lombardei so dicht, daß sie sogar vor feindlichem Gewehrfeuer schützen, dafür aber auch das eigene nicht durchdringen lassen. Doch ist die Strecke, auf der sich unsere Armee jetzt bewegte, das Land namentlich bis zur Sesia, lange nicht so reich und gut, wie der größte Theil der Lombardei, angebaut. Der Boden scheint

ſchlecht, iſt nicht ſorgfältig gehalten, und die herrliche Bewäſſerung, die man in der Lombardei findet, fehlt hier faſt ganz.

Zwiſchen Novara und Voghera, am rechten Ticinoufer, ſind einige weniger fruchtbare und weniger angebaute Ebenen, die ſich weit hinausdehnen und theilweiſe mit niedrigem Geſträuch bedeckt ſind und nur als Weideplätze gebraucht werden. Doch bieten ſelbſt dort die Landſtraßen für die Manöver großer Heere ein bedeutendes Hinderniß. Theils liegen dieſe Chauſſeen auf großen Dämmen, theils ſind ſie, wie ſchon früher bemerkt, zu beiden Seiten mit breiten Gräben verſehen, wodurch den oft nöthigen Seitenbewegungen eines Armeekörpers die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden.

Es wird den Piemonteſen, die eigentlich arm an Kavallerie ſind, beſtändig, namentlich in Kriegen mit Oeſterreich, wo dieſe Waffenart ſo glänzend vertreten iſt, von großem Nutzen ſein, daß ihr ganzes Land durch eben dieſe Gräben, durch Hecken, Zäune, Gartenmauern, die man auch um das kleinſte Stück Landes aufgeführt ſieht (ſeien es auch blos auf einander gelegte Steine), ferner durch Reisfelder und Sümpfe ſo außerordentlich geſchützt iſt. Wäre es der öſterreichiſchen Kavallerie im vorigen Feldzug vergönnt geweſen, gegen den Feind nach Herzensluſt zu agiren, es wäre wo möglich noch zu ſchnellerem Ende gekommen. Huſaren, Ulanen, Dragoner und Chevauxlegers brannten auch jetzt wieder vor Kampfluſt und blickten mit innerm Grimm auf die lebendigen Baumbarrikaden, die ſie hinderten, in großen Maſſen auf den Feind einzuhauen. Im vergangenen Feldzug befriedigten mehrere Kavallerieoffiziere, die das Zuſehen nicht aushalten mochten, dadurch ihre Kampfesluſt, daß ſie vom Pferde ſprangen, das Gewehr eines Gefallenen ergriffen und mit einer Infanteriecolonne zum glücklichen Sturme von Barrikaden und Verſchanzungen vorgingen. So unter Andern mein lieber Freund Graf Ingelheim.

Gegen 10 Uhr Morgens erreichten wir unſere Truppenmaſſen, die ſich vor uns her bewegten, und ritten dann faſt eine Stunde lang im dickſten Gedränge, bis wir das Dorf Garlasco erreichten,

wo der Feldmarschall das Hauptquartier ein paar Stunden halten und die Truppen bei sich vorbeidefiliren ließ.

Der Marschall befand sich in einem weiten Hofe, in dessen Mitte ein großer Brunnen war, wo der alte Herr zwischen seinen Offizieren umher spazierte. Er war sehr heiter und guter Laune und theilte mit uns ein frugales Frühstück, bei welchem ein großer, von Pavia mitgenommener Schinken die Hauptrolle spielte. Die Leute des Dorfs hatten sich herzugedrängt, um den berühmten Marschall zu sehen und umstanden uns mit neugierigen Blicken.

Wie ich schon früher bemerkte, hatten hier die vorausziehenden Truppen einige kleine Excesse begangen, Brod, Wein und Fleisch mitgenommen, wofür aber der Feldmarschall die Bewohner gleich nach seiner Ankunft durch den Ortsvorsteher reichlich entschädigen ließ. Auch die Leute der Besitzung, in der wir uns befanden, klagten, man habe ihnen Einiges genommen, worauf der Oberst Schlitter unter dem Hauptquartier eine Sammlung veranstaltete und freiwillige Gaben in seinem Federhut einsammelte. Reichlich wurde gegeben und der Hut füllte sich bald. Auch der alte Herr leerte seine Börse und gab ein paar Goldstücke und an Zwanzigern, was er gerade bei sich hatte. Ich konnte mich nicht enthalten, einen der letztern einzuwechseln und als werthes Andenken an den geliebten Feldherrn mitzunehmen. Die Freude der Leute über die ihnen gewiß unerwartet zufließende reiche Entschädigung war unaussprechlich, und nachdem wir ihnen noch die Reste des Frühstücks gegeben, herrschte lauter Jubel.

Um 4 Uhr Nachmittags verließen wir Garlasco und ritten gegen Trumello. Schon auf dem Wege dorthin hörten wir vor uns, sowie zu unserer rechten Seite entfernten Kanonendonner. Die dumpfen Schüsse setzten uns alle in die feierlichste Stimmung. Hier hörte ich zum erstenmal kriegerischen Kanonendonner, und die Idee, daß es dort etwas Ernsthafteres gelte, als einen genau vorgezeichneten Manöverplan auszuführen, der Gedanke, welch' schreckliches Gefolge jeder der

dumpfen Schläge hier mit sich führe, tausendfachen Jammer bis zum Tode gesteigert, erfüllte das Herz mit seltsamen Gefühlen.

Wir erreichten Trumello ungefähr um 6 Uhr und hier sollten wir die Nacht bleiben. Trumello ist ein kleiner unbedeutender Ort, blos aus einer einzigen Straße bestehend; doch waren die Quartiere leidlich. Ich kam zu einem alten Manne, der mit einer sehr hübschen Tochter hauste, gute, freundliche Leute, die mir ein kleines Zimmer mit einem reinlichen Bett gaben. Wir waren einem Theil der Armee wieder vorausgeeilt.

Der Marschall, der in der Hauptstraße mit den Generalen Schönhals und Heß spazierte, freute sich sichtlich, als die Truppen so munter und kräftig bei ihm vorbeimarschirten. Donnerndes Hoch erschallte, wie sie des alten Herrn ansichtig wurden, und man sah, mit welcher Lust die Soldaten ihrem Vater Radetzky durch dies Jubelgeschrei ihre Anhänglichkeit und Liebe bezeugten.

Die ganze Einwohnerschaft wogte auf den Straßen und eine große Menge stimmte ein in ein Hoch für Radetzky. Es war überhaupt bemerkenswerth, wie freundlich und wohlgesinnt sich die piemontesischen Ortschaften, die wir heute durchritten uns zeigten, was uns, im Vergleich mit den finstern Mienen und den wilden Blicken, die man uns in der Lombardei größtentheils nachgesandt, doppelt angenehm berührte.

Hier auf der Straße kam eine Deputation von ein paar Einwohnern zu Feldmarschalllieutenant Schönhals und bat ihn, einen Mann des Ortes doch wieder in Freiheit setzen zu lassen, den die Piemontesen gefangen nach Vigevano geführt, weil er auf der Straße auf den Feldmarschall ein Hoch ausgebracht. Die Sache wurde von dem Ortsvorsteher beglaubigt und der Betreffende, so viel ich gehört, später aus dem Gefängniß von Vigevano entlassen.

Vor dem Orte hörte man deutlicher den Kanonendonner, er schallte von Mortara herüber. Dort war die Division Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Albrecht mit 20 bis 25,000 Piemontesen, die sich unter dem Herzog von Genua in Mortara festgesetzt hatten, ins Ge-

fecht gerathen. Schon kamen von Zeit zu Zeit Ordonnanzoffiziere von dort in vollem Rosseslauf dahergesprengt und meldeten, die Sachen scheinen recht erwünscht zu gehen, man formire die Sturmcolonnen und der tapfere Oberst Benedeck an der Spitze des Regiments Gyulai würde wohl schon darinnen sein. — Hurrah! das war ein glänzendes Debut für den ersten Tag. Am andern Morgen erhielten wir die Gewißheit und der Feldmarschall erließ nachstehendes Armeebulletin:

„Hauptquartier Trumello, 22. März. Am 20. war der uns aufgekündigte Waffenstillstand abgelaufen; die Armee hatte durch eine rasche Flankenbewegung ihre Kräfte concentrirt, und ging mit gewissenhafter Beobachtung der Ablaufsstunde des Waffenstillstandes, 12 Uhr Mittags, bei Pavia über den Ticino. Ein großer Theil der Kräfte des Feindes stand bei Novara und Vigevano. Durch unsere Flankenbewegung wahrscheinlich überrascht, hatte er zur Deckung seines bedrohten Rückens den Punkt Mortara stark besetzt. Hier stieß unsere Vorhut unter Befehl Sr. kaiserlichen Hoheit des Feldmarschalllieutenants Erzherzogs Albrecht auf den Feind; es entspann sich sogleich ein Gefecht, das besonders heftig mit Kanonenfeuer geführt ward. Inzwischen bildeten sich unsere Sturmcolonnen, die Stadt ward genommen. Gegen 1000 Gefangene, 5 Kanonen, 10 Pulverkarren und eine Kriegskasse sind die Trophäen dieses glänzenden Gefechts. Während dieses in Mortara vorging, bestanden die Brigaden Strasoldo und Wohlgemuth ein nicht minder glänzendes Gefecht bei Gambolo gegen eine feindliche Colonne, die von Vigevano kam. Die vorläufig bekannten Früchte dieses Gefechts sind mehrere hundert Gefangene, worunter ein Stabsoffizier. Der Verlust unsererseits ist unbedeutend, doch können wir denselben noch nicht angeben, da die Detailrapporte fehlen. Heute 22. März, geht das Hauptquartier über Mortara weiter. Die Armee jubelt, der Feldmarschall genießt des besten Wohlseins."

Aufmerksamkeit; ich war zu schwach und angegriffen dazu, und wenn ich einige Minuten lang in meinen Landschaften spazieren gegangen war, schloß ich die Augen und schlief sachte wieder ein.

Daß alle Mitglieder des Hauses meiner Tante, so wie alle Gevatterinnen und nächsten Bekannten an meinem Schicksal innigen Antheil nahmen, kann man sich vorstellen. Die Großmutter hatte, was wohl seit zehn Jahren nicht vorgekommen war, ihren Tisch und Stuhl mit dem kattunenen Kissen von ihrer Stelle rücken und zu mir herauf bringen lassen. Ja, sie war förmlich mit der silbernen Brille des französischen Generals und der kleinen Tabacksdose der seligen Gräfin ausgewandert, und nicht zu vergessen ihr Staatsarchiv, das sie unter dem Arme trug, hatte sie sich förmlich bei mir oben einquartiert. Es versteht sich von selbst, daß sie als Haupt des Hauses die ganze weibliche Einwohnerschaft nach sich zog und um sich versammelte. Durch diese ihre Aufopferung hatte meine Krankheit erst eine rechte Wichtigkeit bekommen. Die Schneiderswittwe, die zur Miethe im dritten Stock wohnte, so wie die Frau des Schusters der im Hintergebäude sein Leder verklopfte, waren täglich da, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, zarte Aufmerksamkeiten, die neben meinen Leiden wohl dem guten Kaffee und den feinen Liqueurs galten, welche meine Tante bei solchen Veranlassungen freigebig spendete.

X.

Mortara. Borgo Lavezzaro.

Das Hauptquartier gewährt nach einem siegreichen Gefecht einen sehr heitern Anblick. Es ist stolz wie ein Vater, wenn der Sohn ein schwieriges Examen glanzvoll bestanden. Der Geringste desselben geht mit erhobenem Kopf und jede Miene sagt: wir haben gesiegt. Heute Morgen in Trumello war denn auch Alles besonders heiter und guter Dinge. Der Marschall wohnte am obern Ende des Dorfes in einem alten Schloß, einem weitläufigen Gebäude, in welchem jedoch, so viel ich sah, nur wenige Zimmer eigentlich bewohnbar waren. Feldmarschall-lieutenant Schönhals und Heß und wenige andere Herren wohnten ebenfalls dort, sowie auch der liebenswürdige Graf Pachta, der wunderbare Ernährer der Armee. Wunderähnliches hatte dieser Mann im vergangenen Feldzug geleistet, namentlich als die Armee nichts inne hatte, als das Terrain zwischen Mantua, Verona und Peschiera, ein kleines Dreieck mitten in einem feindlichen insurgirten Land. Trotzdem gelang es seinen zweckmäßigen Anordnungen, für alle die Tausende

das Nothwendige herbeizuschaffen und sie damals vor Mangel an Lebensmitteln vollständig zu bewahren.

Auch in diesem Feldzug war er unser vortrefflicher Erhalter. Aber er sorgte nicht bloß für unser leibliches Wohl, auch für unsere geistige Erfrischung war er in einem nicht genug anzuerkennenden Maße bedacht; denn in seinen Zimmern war beständig eine große Menge von Zeitungen zu finden, deren Benützung er Bekannten und Freunden gern gestattete. Auch werde ich nie die vortrefflichen und geistreichen Anekdoten vergessen, mit welchen er uns häufig regalirte; namentlich an dem Morgen, von welchem ich hier rede, wurde vor dem Hause des Feldmarschalls in dieser Richtung Außerordentliches geleistet.

Wir hatten einen engen Kreis gebildet und Anekdoten und Schwänke folgten sich unter dem heitersten Lachen der Versammelten, wie man zu sagen pflegt, „Schlag auf Schlag." Während dessen beförderte Graf Forgatsch Ordonnanzen nach allen Richtungen und ging mit großen Schritten auf und ab. Seine Stabsdragoner erzählten einander von dem Gefecht bei Mortara, was sie von Andern darüber gehört hatten, und bedauerten nur, nicht dabei gewesen zu sein.

Der alte Feldmarschall, die Hände auf dem Rücken, spazierte mit höchst vergnügtem Gesicht umher; bald hier mit einem Offizier sprechend, bald dort einem Soldaten freundlich zuwinkend. Es war wirklich eine Seligkeit, dem Manne zuzuschauen, wie er so unter seinen Leuten stand und wie jedes Auge an ihm hing und Jeder glückselig war, wenn er nur einen Blick von ihm erhaschte. Das Herz war einem so voll, man hätte jeden Augenblick „Hoch, Radetzky!" rufen mögen.

Jetzt ging er zu den Grenadieren, die am Thor auf Posten standen, zog seine Börse heraus, zeigte jedem zwei Zwanziger, und da die Soldaten auf Posten nichts annehmen durften, so legte er jedem seinen Theil auf einen Stein, der sich hinter ihm befand. Ein solch glückseliges Schmunzeln, wie bei dieser Gelegenheit auf den Gesichtern der Grenadiere glänzte, habe ich lange nicht gesehen. Ich hätte Niemand rathen wollen, dieses geweihte Geld nur mit einem Finger anzurühren.

Wir frühstückten im Hofe an einer langen Tafel und hier bereitete sich ein sehr ergötzlicher Vorfall. Schon öfter hatten die älteren Generale den Feldmarschall gefragt, warum er sich den Bart nicht wachsen lasse? und er geantwortet: „Na, laßt's mich aus, mit Euren Geschichten, ich hab' nach dem Reglement schon lang keinen Bart mehr getragen und werde jetzt wieder anfangen." — „Aber," entgegnete ihm einstens Schönhals, „die ganze Armee trägt jetzt Bärte, und nur der Erste derselben, Euer Excellenz nicht." Dieß Capitel kam während des Frühstücks wieder zur Sprache und man drang von allen Seiten in den alten Herrn, namentlich Graf Pachta, mit lustigen Redensarten und Bitten.

Endlich rief der Marschall lachend: „Jetzt paßt's mir auf, ich will Euch was versprechen; wenn wir die Piemontesen in einer großen Schlacht tüchtig klopfen, so lasse ich meinen Schnurrbart wachsen." Ein allgemeiner Jubel folgte dieser Erklärung und das Frühstück wurde mit großer Heiterkeit beendigt. Bald erschallte das Zeichen zum Aufbruch und wir ritten mit großer Erwartung gegen Mortara. Unterwegs wurden Einzelnheiten genug von dem Kampfe erzählt. Alle Truppen, die bei Mortara waren, hatten mit wahrem Heldenmuth gekämpft. Namentlich stürmte das Regiment Gyulai unter Oberst Benedeck nach kurzem Feuer mit großer Tapferkeit die Stadt. So gut sich die Piemontesen hinter Verschanzungen, Häusern und dergleichen zu vertheidigen wissen, so wenig verstehen sie es, einen Sturm oder einen Bajonettangriff abzuschlagen. Der Anblick der glänzenden, Verderben drohenden Bajonettspitzen, das kräftige „Hurrah!" unserer Soldaten, der sichere todverachtende Schritt, mit welchem sich die Sturmcolonnen heranwälzten, Alles dieß imponirte stets den Piemontesen so, daß sie bei Zeiten an den Rückzug dachten.

Oberst Benedeck umging zu Anfang des Gefechts den Ort mit einem Bataillon seines Regiments und drang, nachdem er einige Haufen des Feindes zurückgeworfen, in eine der Hauptstraßen ein, wo sich ihm plötzlich ein piemontesisches Bataillon entgegenwarf. Kaum begann er gegen dasselbe zu exeriren, als in seinem Rücken zwei andere feindliche

Bataillone erschienen. Der tapfere Oberst sah sich gezwungen, von eroberten Munitionswagen und zusammengestochenen Geschützpferden in aller Schnelligkeit eine Barrikade zu errichten. Darauf hielt er mit einem kleinen Theil seines Bataillons das eine feindliche im Schach, warf mit dem Rest seiner Truppen die beiden andern piemontesischen Bataillone weit zurück und nahm das erste Bataillon, das sich nun zwischen den Barrikaden und der nachrückenden Truppe befand, vollständig gefangen.

Gegen zwei Uhr kamen wir nach Mortara auf den Kampfplatz. Von Verwüstungen, die das Gefecht hinterlassen, sah man hier wenig; auch hatte man Zeit gehabt, den größten Theil Verwundete und Todte auf die Seite zu schaffen. Die ersten Häuser des Orts waren zu kleinen Festungen umgeschaffen worden; man hatte Löcher in die Wände gemacht, um unsere Truppen mit Kleingewehrfeuer bestreichen zu können.

Als wir in Mortara einzogen, war's auf den Straßen noch todt und menschenleer. Die Einwohner fürchteten Raub und Plünderungen. Doch nachdem sie gesehen, daß unsere Soldaten in Buden und Wirthshäusern Alles richtig und ehrlich bezahlten, was sie auf ihre Forderungen erhielten, daß ferner die meisten Truppen, ohne ihre Glieder zu verlassen, mit klingendem Spiel durch die Stadt marschirten, um jenseits zu lagern, da öffneten sich nach und nach die Fensterläden und Hofthore, und es war — wie kaum anders zu erwarten — der weibliche Theil der Bevölkerung, welcher sich zuerst sehen ließ und von den Balkonen der Häuser mit schönen schwarzen Augen nicht eben unfreundlich auf die deutschen Barbaren blickte. Goldläden und Kaffeehäuser blieben länger verschlossen.

Ich kann dabei nicht umhin, eines Menschen zu erwähnen, der in einer Straße bemüht war, die Aufschrift seines Hauses: „Café della Minerva" mit weißer Farbe zu überstreichen, wobei er, auf Anfrage, hoch und theuer beschwor: hier sei schon lange kein Kaffeehaus mehr gewesen. Dieser Streich schlug ihm aber fehl, und einige Jäger und Wiener Freiwillige bewiesen ihm praktisch das Gegentheil seiner Behauptung, und als nun der Kerl gezwungen wurde, sein

Haus zu öffnen, machte er ganz gegen Verdienſt noch obendrein gute Geſchäfte.

In einer der Straßen, wo der Kampf heftig gewüthet hatte, ſah ich ein maleriſches Bild der Zerſtörung. Neben einem Hauſe, deſſen Fenſter von Kartätſchenkugeln ganz zerriſſen waren, ſtand ein piemonteſiſcher Munitionswagen quer auf der Straße; der Deckel war gewaltſam aufgeſprengt und die vier Zugpferde lagen vor demſelben todt in ihren Geſchirren niedergeſtreckt, als habe ſie das mörderiſche Eiſen in vollem Lauf erreicht. Zerriſſene und blutige Fetzen von Montirungsſtücken lagen umher, und einem der Unſrigen, der dicht neben den Pferden lag, hatte die feindliche Kanonenkugel durch die Bruſt geſchlagen und ein vollkommen rundes Loch hinterlaſſen.

Aus einem ziemlich großen Palaſte, nicht weit davon, ſchauten die gefangenen piemonteſiſchen Offiziere heraus, und es ſchienen dieſelben über die erlittene Niederlage durchaus nicht untröſtlich. Sie rauchten Cigarren und lachten und ſchäckerten mit gegenüber wohnenden Frauen und Mädchen, was mir in dieſem Moment gerade nicht zu Gunſten des ſittlichen Werthes jener Herren ſprach. Böſe Zungen wollten ſogar behaupten, es ſei manchem piemonteſiſchen Offizier und Soldaten gerade nicht unangenehm geweſen, in öſterreichiſche Gefangenſchaft zu fallen, und mancher, der wohl die fliehende Armee hätte begleiten können, habe ſich hier gern gefangen nehmen laſſen.

Vor Mortara ſah ich einen einzigen Gefangenen, der mir Intereſſe einflößte; es war der Muſikmeiſter irgend eines Regiments. Er ſtand, in einen dunklen Burnus gehüllt, mit unterſchlagenen Armen regungslos zwiſchen einem Haufen gefangener Soldaten, die am Boden lagen; in ſeinen Zügen war tiefer nagender Schmerz zu leſen, obgleich gewiß von den Unſrigen nichts geſchehen war, was ihm das Peinliche ſeiner Lage hätte verdoppeln können, wie es denn überhaupt ein ſchöner Zug unſerer Soldaten war, daß ſie die Gefangenen ſehr gut und freundlich behandelten. Ich ſah häufig, wie ſie ihnen beim Vor-

übergehen einen Schluck Wein, einen Biſſen Brod oder eine Cigarre gaben.

Vor einem kleinen Platz der Stadt ſtanden die eroberten feindlichen Kanonen, fünf Stück Achtpfünder, worunter zwei Schrapnells. So luſtig und kriegeriſch eine gut montirte Batterie ausſieht, ſo troſtlos iſt der Anblick einer von der Mannſchaft verlaſſenen, im Kampf eroberten. Die Räder ſind zerſchoſſen, die Lafetten haben große Riſſe, das Rohr iſt mit Staub und Blut bedeckt, ſchwarzer Pulverſchleim liegt auf dem Zündloch, die Protzkaſten ſind aufgeriſſen und todte Pferde und zerfetzte Geſchirrſtücke liegen neben der zerbrochenen Deichſel.

Der Feldmarſchall befand ſich mit dem Hauptquartier in einem weitläufigen Hauſe, das an dem Ende eines großen Hofes inmitten der Stadt lag. Zwei Sereſchaner lehnten am Thor als Wache. Aus den Balkonen und Fenſtern des erſten Stockes ſchauten die Offiziere in den Hofraum, bald ihren Reitknechten zurufend, bald etwas von ihren Wagen verlangend, die in bunter Reihe hier aufgefahren waren. Von den Einwohnern des Hauſes war nichts zu ſehen.

Einige von uns ſtanden im Hofe zuſammen, als plötzlich auf einem Balkon des zweiten Stockwerks ein paar allerliebſte Mädchengeſichter erſchienen, die aber wie der Blitz wieder verſchwanden, als ſie ſich entdeckt ſahen. Wir beſchloſſen eine friedliche Recognoscirung vorzunehmen, welche auch unter dem Oberſtlieutenant E. mit der gehörigen Umſicht und ſo vortrefflich ausgeführt wurde, daß die lieblichen Erſcheinungen durchaus nicht mehr entrinnen konnten. Bei einer kühnen Schwenkung der Avantgarde (zu welcher ich gehörte) um die Treppe des zweiten Stocks befanden wir uns vor der Patrona della casa, die uns auf einem großen Vorplatz empfing, und nachdem wir ſie verſichert, daß wir es für unſere Schuldigkeit gehalten, unſere Aufwartung zu machen, uns freundlich Stühle anbot und bald darauf mit uns in einer eifrigen Converſation begriffen war. Sie erzählte

von ihrer Angſt und ihrem Schrecken in der vergangenen Nacht, von der ſchlechten Aufführung der Piemonteſen und von der Furcht, die ſie vor den deutſchen Barbaren gehabt; eine Furcht, die aber, ſetzte ſie verbindlich hinzu, gänzlich unbegründet geweſen ſei.

Während dieſer Unterhaltung, die mit lauter Heiterkeit geführt wurde, öffnete ſich in der Hausflur eine Thür um die andere und es erſchienen aus denſelben Frauen und Mädchen, und miſchten ſich, wenn auch anfangs ſchüchtern, in das Geſpräch. Zuerſt kamen die älteren, dann die jüngeren, und bald waren wir von einem Kreis junger hübſcher Mädchen umgeben. Ich habe lange nicht ſo viel ſchöne glänzende Augen, friſche Lippen und köſtliche ſchwarze Haare geſehen als hier; es war ganz, als ſeien wir in den Convent irgend eines weiblichen Ordens gerathen. Die Patrona löſte uns dieſes Räthſel, indem ſie erzählte, ſie habe ſämmtliche junge Mädchen ihrer Bekanntſchaft zu ſich gebeten, um ſie hier, in dem feſten Hauſe, im öſterreichiſchen Hauptquartier in Schutz zu nehmen. Blos die Neugierde, den berühmten Marſchall zu ſehen, hatte einige vermocht, ihre Köpfe an dem ſichern Verſteck blicken zu laſſen, wodurch ſie ſich dem Feind verrathen. Vor den Rothmänteln hatten ſie alle eine ungeheure Furcht und eine kleine naſeweiſe Perſon behauptete feſt und ſteif: „ſie wiſſe ganz genau, daß die Sereſchauer Menſchenfreſſer ſeien.“

Im ganzen Orte waren die Leute gegen das Militär außerordentlich freundlich geſinnt und gaben gern willig, was man verlangte. Da wir nicht einquartirt wurden, ließ man ſich nach Gutdünken irgendwo ein Zimmer geben und hiezu öffneten die Leute mit Bereitwilligkeit ihre Häuſer. Da in den Trattorien nichts Eßbares aufzutreiben war, ſo bat ich meine Hauswirthin, mir für mein Geld einige Eier zu kaufen. Sie bereitete mir auch mit Vergnügen ein kleines Frühſtück und gab mir aus ihrem Keller eine Flaſche Aſti dazu, die durch einen weißwollenen Faden um den Hals als etwas Vorzügliches bezeichnet war. Doch war ſie nicht zu bewegen, etwas dafür anzunehmen, und als ich ſpäter das Geld einem Dienſtboten

im Hause geben wollte, litt sie es nicht, indem sie versicherte, es habe ihr Vergnügen gemacht, mich zu bewirthen.

Zu den verschiedenen Kriegsbeuten, welche in dem Kampfe von Mortara gemacht wurden, und welche wir Alle mit einem ganz eigenthümlichen Wohlgefallen betrachteten, gehörte auch eine große Anzahl von Kisten, welche Tausende von neuen vortrefflichen Gewehren enthielten. Die Hebung dieses Schatzes verdankte man einem Gensdarmerieoffizier.

Am 22. März gegen 4 Uhr Nachmittags brach das Hauptquartier von Mortara auf, und rückte auf der Straße gen Novara vor. Von unsern Truppen war das zweite Armeecorps unter Feldzeugmeister d'Aspre auf der Straße nach Novara schon weit vorgeschoben; das dritte und das Reservecorps folgten ihm, und das erste und vierte bewegten sich in paralleler Richtung gegen die Rückzugslinie des Feindes, wodurch die Absicht, ihn von der Straße nach Alessandria und Turin abzuschneiden und in die Gebirge hinein zu werfen, später vollkommen gelang.

Gleich hinter Mortara waren die Straße und die Felder rechts und links von derselben dicht mit Soldaten, Kavallerie, Artillerie und Wagen aller Art besetzt. So wie sich der Wagen des Marschalls von Weitem sehen ließ, strömte Alles von den Feldern gegen die Landstraße zusammen, um ihn durch freudigen Zuruf zu begrüßen.

Abends erreichten wir Borgo Lavezzaro, wo das Hauptquartier die Nacht blieb. Ich ritt mit meiner Ordonnanz durch die Straßen, um es dem Zufall zu überlassen, ob wir ein gutes Nachtquartier bekämen oder nicht. Als ich endlich an ein großes Haus von einladendem Aeußern kam, stieg ich ab, führte mein Pferd in den Hof, und wurde selbst von einer alten Frau in ein freundliches, ja sogar elegantes Zimmer geführt. Doch als ich eben anfangen wollte, mich häuslich niederzulassen, kam einer meiner Bekannten, zeigte mir lachend sein Quartierbillet und ich mußte abziehen. Zur Belohnung hiefür und weil ich zu spät zur Austheilung der Quartierbillete kam, wurde

ich auch am ſchlechteſten untergebracht. Ich mußte durch einen ſchmutzigen engen Hof eine wackelige und alte Stiege hinauf und kam in ein großes und weites Zimmer, in welchem der Kalk von Wänden und Decke längſt verſchwunden war und die nackten Steine zu Tage traten. Auf einem hölzernen Schragen lag eine große Matraze mit ſchmutzigem Weißzeug, das war das Bett. Daneben figurirte eine Kiſte, auf welcher gebrauchte Strümpfe und Schuhe lagen, als Stuhl, und auf dem Steinboden lag ein grauer Sack, die Stelle des Teppichs vertretend. Ein Brett in der Mitte des Zimmers auf zerbrochenen Füßen hatte die kühne Idee, einen Tiſch vorſtellen zu wollen, und einige halb ausgeleerte Medicinflaſchen auf demſelben gab mir außerdem noch Stoff zu mancherlei Nachdenken. Dazu war das Gemach ſo niedrig, daß ich mit der Hand die Decke erlangen konnte.

Ich verließ das Haus wieder und war im Begriff, mir ein anderes Quartier zu ſuchen, als mich der neben meinem Hauſe wohnende Generalauditor S. anrief und mir auf meine Klagen ſeine Wohnung und die Hälfte ſeines Bettes anbot. Er wohnte bei Dulcamara, dem Quackſalber des Orts.

Dulcamara beſaß ein hübſches Haus und bewohnte es, wie er behauptete, mit einer alten Magd allein. Doch will ich nicht verſchweigen, daß wir in unſerem Zimmer viele Haarnadeln und mehr Stecknadeln fanden, als ein Mann gewöhnlich zu ſeiner Toilette braucht.

Signor Dottore war überhaupt ein verſchlagener Geſell. Er hielt uns unendlich lange Reden von der größten Freundlichkeit, war der wärmſte Freund Oeſterreichs, gab uns aber einen fürchterlich ſauren Wein zu trinken. Auf Schränken und Commoden hatte er große Gläſer ſtehen und in denſelben entſetzliche Mißgeburten in Spiritus aufbewahrt, deren genaue Erklärungen wir anhören mußten, mochten wir wollen oder nicht. Auf dem Tiſche lagen Amputationsſägen und dergleichen andere Inſtrumente, und durch die Erklärungen, welche er uns über tauſend dergleichen Dinge gab, vertrieb er uns zum guten Glück den Appetit gänzlich; ich ſage zum guten Glück, denn der Wein war ja

ſauer, Brod hatte er keins und alles nicht menſchliche Fleiſch im Hauſe reducirte ſich auf eine blinde, jedoch gelehrte Katze, welche die ſchönſten Kunſtſtücke zu machen verſtand; „aber,“ pflegte der preußiſche Unteroffizier zu ſagen, „was nützt mich der Mäntel, wenn er nicht gerollt iſt.“

Dulcamara war ein Hauptgauner, und ich bin feſt überzeugt, ein halbes Dutzend ſolider Croaten hätten das beſte Nachteſſen aus ihm herausgebracht, ſowie guten Wein für zwanzig Perſonen.

Wenn ich bis jetzt bei diesen Krankenbesuchen der Jungfer Schmiedin nicht gedachte, so möge man es mir nicht als Undank gegen diese würdige Person auslegen, vielmehr muß ich ihrer aufopfernden Thätigkeit mit einigen Worten extra gedenken. Als ich sie nach meinem Delirium zum erstenmal wieder erkannte — ich hatte der Burg so wie der Mühle eben einen kleinen Besuch abgestattet — da stand die Schmiedin am Fußende des Bettes mit einer umfangreichen Medizinflasche in der einen und einem silbernen Löffel in der andern Hand, wobei sie mich stumm betrachtete. Mir schien, als habe sich die Jungfer Schmiedin sehr verändert, sie sah auffallend blaß aus und ihre Toilette, die namentlich, was Hauben anbetraf, immer äußerst sauber war, kam mir heute gar nicht so geordnet vor, wie sonst. Ach ich wußte nicht, daß es Spuren der vergangenen Nacht waren, in welcher die Jungfer Schmiedin bei mir am Bette gewacht. Großmutter thronte am Tisch in stiller Majestät und wandte jetzt den Kopf nach meinem Bette, wobei sie die Brille etwas zurecht schob.

„Aber Schmiedin," sagte sie, „jedes Ding hat seine Zeit; jetzt fehlt ja noch eine ganze Viertelstunde an drei Uhr." „Ach, Frau Pastorin," antwortete jene, und ich konnte trotz meiner halb geschlossenen Augen sehen, wie ihr Blick von Thränen feucht wurde, „lassen Sie mich doch! Die paar Minuten steh' ich gerne so, damit die

XI.

Die Schlacht bei Novara.

Am 23. März hatte sich der Himmel seit unserem Ausmarsch aus Mailand zum erstenmal überzogen und blickte durch graue Wolkenschleier trüb auf die Erde herab. Wir befanden uns im Hofe des Hauses, wo der Marschall wohnte und hörten mit gespannter Erwartung gegen 10 Uhr die ersten Kanonenschüsse von Novara her; doch fielen dieselben nur vereinzelt, so daß anfänglich Alles glaubte, der Vortrab des Feldmarschalllieutenant d'Aspre beunruhige die Nachhut des Feindes, welche derselbe vielleicht zur Deckung seines Rückzuges gelassen habe. Die Gewißheit, es bei Novara mit der Hauptmacht König Alberts zu thun zu haben, war zu schön, als daß man sie unbedingt hätte glauben können.

„Hält uns bei Novara die piemontesische Armee," sagte Feldmarschalllieutenant Heß (der, wie es sich auch später zeigte, meisterhaft seine Berechnungen gemacht hatte), „so kann ihr nur Gott allein weiter helfen."

Bald wurde das Knallen des Geschützes andauernder und ganze Lagen wechselten häufig mit einzelnen Schüssen. Ordonnanzoffiziere und

Adjutanten sprengten herbei und brachten die Nachricht, daß das Gefecht anfange ernsthaft und hitzig zu werden.

Das Hauptquartier bietet in solchem Augenblicke, in der Nähe eines Gefechtes, ein sehr kriegerisches interessantes Bild. Wir hatten im Hofe so eben unser Frühstück beendet, als die ersten Kanonenschüsse den Anfang des Gefechtes bezeichneten. Nachdem das Eßgeschirr weggeräumt war, bedeckten bald große Landkarten den Tisch; die Wagen und Handpferde waren bepackt, alle Pferde gesattelt und was zum Hauptquartier gehörte, stand im Hofe in einzelnen Gruppen und plauderte. Der greise Marschall spazierte auf und ab, eine Hand in die Seite gestemmt, horchte hie und da auf den fernen Kanonendonner, warf dann einen Blick auf die Karte und sah ernst aber ruhig aus.

Vor dem Hause wogte eine gewaltige Menschenmenge, welche ebenso begierig auf den Ausgang des Gefechtes war, wie wir. Sie hatten vor ihren Landsleuten, den Piemontesen, die sich überall durch Raub und Plünderung ausgezeichnet, einen gewaltigen Respekt, und so oft sich der Marschall am Thore blicken ließ, brachten sie ihm ein evviva um das andere.

Ungefähr sechs Mädchen aus dem Dorfe — und es schien mir, es waren die schönsten — wollten sich nicht abweisen lassen, und verlangten durchaus dem Marschall die Hand zu küssen. Einige von uns wollten sie herein begleiten, doch schienen sie kein großes Vertrauen in uns zu setzen oder genirten sie sich vor den Andern; genug der Graf Pachta, ein alter Herr, mußte sie in den Hof begleiten, wo sie der Marschall auf das freundlichste empfing und jeder von ihnen die Hand reichte. Man kann sich denken, mit welchen Fragen sie draußen, als sie dorthin zurückgekehrt waren, von der Dorfgemeinde bestürmt wurden.

Unterdessen wurde der Kanonendonner von Novara her immer heftiger. Die Ordonnanzen und Adjutanten, die athemlos in den Hof sprengten, brachten Meldung um Meldung, die Kibitze standen bei ihren Pferden, und für jeden Ritt drängten sich immer zwei bis drei dieser tapfern jungen Offiziere vor. Die Berichte vom Schlachtfeld —

meiſtens mit Bleiſtift und in guten techniſchen Ausdrücken geſchrieben, als: „die und die Brigade dringt vor, — der Feind beißt auf allen Seiten, man zeigt ihm tüchtig die Zähne“ — wurden von dem Marſchall, von Heß und Schönhals geleſen und augenblicklich neue Befehle gegeben, der betreffende Ordonnanzoffizier that einen tüchtigen Zug aus irgend einer freundnachbarlichen Feldflaſche, ſchwang ſich in den Sattel und mit Windeseile ging's hinaus auf die mit Wagen und Mannſchaft aller Art bedeckte Landſtraße. „Povere giovine!“ riefen die Weiber des Ortes, denn ſie dachten: der kommt nimmer wieder!

Bald hielt es aber auch den Marſchall nicht länger im Hauſe. Die Handpferde, zum größten Theil, die Equipagen, Packwagen und aller übrige Troß blieben ganz zurück und wir ſetzten uns gegen 1 Uhr zu Pferd und ritten gegen Novara hinaus. Streckenweiſe war die Landſtraße mit nachrückenden Corps beſetzt, durch die wir uns durchwinden mußten, und bald hatten wir lange Züge von Sanitätswagen erreicht, die dem ſchrecklichen Ort ihrer Beſtimmung entgegen eilten.

Ich kann nicht umhin, auf die ſchöne Einrichtung dieſer Wagen aufmerkſam zu machen. Sie ſind leicht, einſpännig mit C-Federn und der Sitz iſt von weichen Gurten, auf welche während des Marſches vier bis ſechs leichte Tragbahren gepackt ſind, die beim Gefecht herunter genommen werden, um den verwundeten Soldaten von dem Kampfplatz zu tragen.

Bei den großen Packwagen der Sanitätskorps befinden ſich lange Stangen mit roth und weißer Flagge; ſie ſind beſtimmt, ſchon von fern her dem Suchenden einen Hauptverbandplatz anzuzeigen. Eine ſolche Fahne flatterte ſchon in der Mitte des Weges nach Novara, und ich kann verſichern, daß mir nicht der rollende Kanonendonner, nicht der Anblick der Todten in Mortara den peinlichen Eindruck machte, wie die kleine blutrothe Fahne, die luſtig im Winde flatternd den Sammelplatz ſo vieles menſchlichen Elends anzeigte.

Leicht Verwundete, ſolche, die noch reiten und gehen konnten, begegnen uns ſchon vor dem Dorfe, auch der General Stadion, der in

die Bruſt geſchoſſen war. Andere Offiziere, die vom Kampfplatze kamen, verſicherten, es gehe ſehr heiß her, und ein Kaiſerjäger, der mit verbundenem blutigen Kopf am Graben ſaß, meinte: wir ſind heute einmal recht unglücklich!" und als man ihm entgegnete: ſeine Wunde würde gewiß bald wieder gut ſein, ſagte er: „Ja, das habe ich nicht gemeint, wir ſind halt recht unglücklich, weil wir wieder ſo viele von unſern braven Offizieren verlieren."

Jetzt hörten wir auch das Knattern des kleinen Gewehrfeuers, aber daſſelbe war immer von kurzer Dauer, der fürchterliche Kanonendonner verſchlang alles übrige.

In Nibiola, einem kleinen Dorf, keine volle Stunde vom Kampfplatz entfernt, wo der Hauptverbandplatz war, ſah's ſchon recht elend und ſchauerlich aus. In der Geſchwindigkeit hatte man Betten und Stroh herbeigeſchafft, ſo viel nur möglich, und da lagen nun die armen Menſchen mit zerriſſenen Gliedern in ihr Schickſal ergeben. Die weniger ſchwer Verwundeten lehnten an den Mauern, oder ſaßen auf dem Pflaſter, und hoben öfters die Hand empor, wenn der Marſchall vorbeiritt. Wie man die Fahne grüßt, ſtill und feierlich, ſo grüßte auch der Marſchall und Alle vom Hauptquartier die verwundeten Soldaten; wir Alle ritten mit unbedecktem Haupte vorüber. Viel Schmerzgeſchrei und Stöhnen vernahm man nicht auf dem Verbandplatz, wohl aber während des Marſches, weil die Bewegung den Verwundeten große Schmerzen machte. Doch gab es auch minder ernſthafte Scenen. Hier erzählte einer: „Heut kriegten die Piemonteſen genug, drüben ſchaut es ganz anders aus." Zwei Infanteriſten, einer mit einer tüchtigen Kopfwunde, ſo daß ſein Geſicht ganz mit Blut bedeckt war, führten einander ſelbſt und meinten, ſie würden bald wieder nachrücken. Es war überhaupt bemerkenswerth, wie faſt gar keine Soldaten unter dem Vorwand, Bleſſirte zurückführen zu wollen, ihre Reihen verließen. Schmerzlich und traurig war es, wenn Offiziere, die geſtern noch friſch und geſund im Glied geſtanden waren, denen Einige von uns heute Morgen noch die Hand gedrückt, oder mit ihnen aus einer Feldflaſche getrunken, jetzt blutend und faſt

unkenntlich, vorübergetragen wurden. — Der Ruf eines Freundes: „Wie geht Dir's?“ Der Verwundete schlägt die Augen auf und seufzt tief, als er uns sieht wie gestern, frisch und gesund. Bald ließen wir den Verbandplatz mit den geschäftigen Aerzten, ihren schrecklichen Instrumenten zwischen den Haufen blutiger Leinwand, hinter uns. Vor uns zur Linken hatten wir eine kleine Anhöhe und hinter derselben war Novara, war das Schlachtfeld. Diese Anhöhe, mit einem Bauernhofe besetzt, war am Anfang der Schlacht von unsern Truppen nach hartem Kampfe genommen worden. Todte lagen in Menge umher, wie denn auch heute auf allen Punkten an dem heftigen hartnäckigen Kampfe zu sehen war, daß es viel Menschenleben kosten würde.

Wir ritten bei diesen Häusern vorbei und hatten bald den Anblick der ganzen Schlacht vor uns. Es war ein trüber neblichter Tag; mehreremal fing es an zu regnen, hörte aber bald wieder auf. Es schien als ob der furchtbare Geschützdonner den Regen nicht Herr werden ließe.

Die Stadt Novara, früher stark befestigt, liegt auf einem Hügel und zeichnete sich durch den Schleier des Pulverdampfs nur grau in grau, aber in deutlichen Umrissen an dem Horizont ab. Um die Stadt her und dieselbe als Rücken und Stützpunkt gebrauchend, standen die Piemontesen. Alle kleinen Erhöhungen des Terrains hatten sie benutzt, um ihre schweren sechzehnpfündigen Batterien aufzustellen, und vier derselben rissen unter einem fürchterlichen Kreuzfeuer ganze Reihen unserer braven Leute nieder, ohne daß die Andern deßhalb einen Fuß breit gewichen wären. Fort und fort ergänzten diese ihre Linien, immer kräftiger vorwärts strebend, aber der Feind war zu stark. Zwei unserer Divisionen, Erzherzog Albrecht und Feldmarschalllieutenant Schaffgotsch, mit etwa 20,000 Mann, schlugen sich hier unter d'Aspre seit 11 Uhr Vormittags mit der gegen 50,000 Mann starken Hauptmacht des Feindes herum, und man kann sich eine Vorstellung machen, mit welcher heldenmäßigen Ausdauer, mit welchem beispiellosen Muthe unsere Truppen gekämpft, wenn man bedenkt,

daß diese furchtbare Uebermacht, unterstützt von etwa 60 Geschützen, nicht im Stande war, dieselbe nur um einen Fuß breit zurückzuwerfen. Erzherzog Albrecht, der sich mehrere Stunden lang im heftigsten Feuer befand, und auf allen bedrohten Punkten in Person bemüht war, die Truppen zu sammeln und vorzuführen, hat ein schönes Blatt aus dem Siegeskranze des heutigen Tages wohl verdient.

Der Feldmarschall hatte nicht sobald erfahren, daß man es mit der Hauptmacht hier zu thun hatte, als er das dritte Armeecorps und das Reservecorps in Eilschritten vorrücken ließ. Ungeheuer war die Lust, mit welcher die Soldaten diesem Befehle Folge leisteten; es schienen selbst die Pferde der Batterien begierig, in den Kampf zu kommen, denn Alles ging in kurzem Trabe vorwärts. Man kann sich von dem Gerassel und Geklirre auf der Landstraße keinen Begriff machen. Von einer einzigen Trommel geführt, marschirten die Bataillone in schnellem Schritt, ja, sie liefen mehr als sie gingen. Der Anblick der langen Züge Verwundeter, die ihnen entgegen kamen, frischte ihren Muth nur noch mehr auf, und tröstend riefen sie den Kameraden zu: „Wir werden's ihnen heimgeben."

Wir standen auf einer kleinen Anhöhe bei Novara und hatten das Schlachtfeld wie ein Panorama vor uns. Der Marschall stieg vom Pferde, alle Andern ebenfalls. Große und kleine Fernröhren wurden aus ihren Futteralen herausgenommen und, wie man sich denken kann, alle Bewegungen des Feindes mit dem größten Interesse beobachtet.

Das Gefolge des Feldmarschalls in diesem Augenblick war nicht groß. Heß und Schönhals ritten ab und zu; die tapferen Flügeladjutanten, die Majore v. Diller und Leykamp waren fast immer in den vorderen Reihen der Schlacht, und die Ordonnanzoffiziere sahen wir nur auf Augenblicke — im Galopp ankommen, neue Befehle in Empfang nehmen und alsdann vergnügt wieder hinaussprengend in den Kugelregen. — Alles war in größter Aufregung und Bewegung; die Stabsdragoner, welche hinter uns standen, ritten ab und zu, die

Pferde spitzten die Ohren und hie und da scheute eins bei dem gewaltigen Schießen; mein Rothfuchs hielt sich ritterlich und stand wie eine Mauer, Weiler belobte ihn deßhalb auch und sagte zu mir: „das Pferd kennt schon diese Geschichten, bei Curtatone wurde ein Hauptmann von demselben Gaul und demselben Sattel heruntergeschossen und er hat sich nicht gerührt;" ich dankte dem trefflichen Weiler sehr für seine Bemerkung und sah meinen Gaul für den Augenblick etwas befangen von der Seite an.

Von dem dritten Armeecorps waren so eben auf unserer rechten Seite sieben Bataillone in die Schlachtlinie eingerückt, während die übrigen sieben Bataillone hinter dem Mittelpunkt als Reserve aufgestellt waren. Das ganze Reservecorps aber eilte heran, und konnte nicht mehr fehlen zur rechten Zeit einzutreffen. Es kam jetzt nur noch darauf an, daß das vierte Armeecorps, welches von Vercelli heranrückte, früh genug ankam, um — noch kräftig an dem heutigen Kampfe theilnehmend — den Feind von seiner natürlichen Rückzugslinie abzutrennen, ihn gegen die Gebirge zu werfen oder ganz einzuschließen.

Man kann sich denken, mit welcher Ungeduld sich unsere Blicke nach der Straße von Vercelli hinwandten. Unterdessen fingen die eben eingerückten sieben Bataillone des dritten Corps wacker an zu arbeiten. Die Piemontesen, die überhaupt heute mit großer Energie und Tapferkeit fochten, blieben ihnen anfänglich nichts schuldig. Es war, als hätten die feindlichen Batterien nur auf diesen Moment gewartet, und auf die frische Mannschaft, die ihnen jetzt entgegen stand; denn wie auf ein Zeichen begann der Kanonendonner heftiger als je. Vielleicht 120 Feuerschlünde begrüßten einander und spien Tod und Verderben. Man kann sich keine Idee machen von der Masse der Kugeln und Granaten, die sich in der Luft kreuzten: vor und neben dem Platz, wo wir mit dem Marschall standen, schlugen die schweren zwölfpfündigen Kugeln in den Boden, hier eine Furche einreißend, daß die Erde hoch emporflog, dort einen starken Baum wie einen Strohhalm zerknickend.

Es ist merkwürdig, wie jede Kugel auf eigenthümliche Art sich bemerklich macht. Die schwere Geschützkugel heult tremulirend durch die Luft; die Flintenkugel pfeift, die Granate zischt ungefähr wie eine sogenannte Sonne bei einem Feuerwerk und zerspringt dann mit einem starken Knall. Von den piemontesischen versagten viele der letzteren und manche zersprangen hoch in der Luft und richteten auf diese Art wenig Schaden an. Wo aber eine Granate richtig einfiel und zerplatzte, that sie eine fürchterliche Wirkung. Einem Offizier schlug eine Granate vor die Brust, zerplatzte in demselben Augenblick, schlug rechts und links einige Mann nieder, und riß dem Offizier den ganzen Oberkörper dergestalt auseinander, daß das entsetzte Pferd eine Strecke weit mit den Füßen des Todten davonjagte. Man sieht überhaupt während eines Gefechtes schreckliche Todesbilder. Nicht weit von uns lag ein piemontesischer Artillerist, den eine schon matte sechspfündige Kugel getödtet, ihm den Kopf einschlagend, ohne denselben zu zerschmettern — ein schauerlicher Anblick. Ein Husar war durch eine Kugel, welche durch den Hals des Pferdes ihm in die Brust drang, zu gleicher Zeit mit seinem Roß getödtet worden, und Beide waren zusammengestürzt, der Reiter noch fest im Sattel, den Säbel in der Faust.

Das Hinstürzen der Menschen in voller Lebenskraft ist der entsetzlichste Anblick: hier bricht Einer, von dem tödtlichen Blei getroffen, lautlos zusammen, dort springt ein Anderer, mit entsetzlichem Todesschrei, einen unglaublichen Sprung, überschlägt sich und liegt starr und todt; ein Grenzer aus dem Banat wankt, das tödtliche Blei in der Stirn, an sein Gewehr gestützt, wie ein Betrunkener langsamen Schrittes näher, flüstert leise ein paar Worte von seiner Heimath und stürzt zusammen.

Ueber der Stadt hatte der Pulverdampf von den vielen Batterien einen riesenhaften Fächer gebildet, der, wie die Krone einer Pinie, unbeweglich auf den Häusern ruhte. Jeder Schuß, jede Lage zeichnete sich an dem grauen Himmel eigenthümlich ab; der Dampf flog schneeweiß empor aus dem Rohr und breitete sich aus mit seiner, so

sonderbarer Zeichnung und haarscharfer Contur, als sei sie mit der Nadel auf das Gewölk radirt.

Links neben uns und in Novara brannten einige Häuser, und der Rauch hievon, schwerfällig und schmutzig grau, vom Winde seitwärts getrieben, zerriß den Pulverdampf und färbte ihn mit einem trüben Ton. Dazwischen sah man deutlich den feurigen Bogen, den die Raketen beschrieben, und die leuchtenden Blitze der schweren Geschütze — zuerst der Blitz, dann dicke weiße hervorquellende Rauchmassen, dann hörte man den Schlag.

Vor uns an einem großen Bauernhofe stand eine kaiserliche schwere Batterie und unterhielt ein fürchterliches Feuer auf die Piemontesen. Auf dem dunkeln Hintergrunde des Gehöfes leuchteten die Flammen des Pulvers jedesmal so grell auf, daß man glaubte, der ganze Hof stehe in Flammen. Diese Batterie schien aber auch ein besonderes Augenmerk des Feindes zu sein, denn es regnete ordentlich Geschosse aller Art herein, doch nicht ein einziges dieser Geschütze wurde demontirt oder zum Schweigen gebracht.

Vortrefflich schossen unsere Leute, mit einer Kaltblütigkeit und Genauigkeit, als seien sie auf dem Exerzierplatz, bedienten sie ihre Geschütze nach allen Regeln der Kunst, ohne den kleinsten Handgriff zu übereilen. In dieser Ruhe und Genauigkeit im Laden und Richten der Geschütze liegt auch der große Vortheil der österreichischen Artillerie. Als eines der Geschütze der zwölfpfündigen Batterie wieder geladen und gerichtet war, schlug eine sechzehnpfündige Kugel zwischen Rad und Laffette ein, riß einige Speichen und Felgen weg und streifte die Laffettenwand bedeutend; kaltblütig lehnte sich der Vormeister an seine Kanone, übersah Visir und Korn und sagte zu dem herbeigeeilten Offizier: „Ich melde gehorsamst, daß die Richtung unverändert geblieben; auch ist an der Maschine nichts zerstört."

Drunten ging es unterdessen sehr scharf her. Das vierte Corps war noch immer nicht eingetroffen, und der Feind hatte uns gegenüber den ungeheuern Vortheil, immer neue frische Truppen ins Feld

führen zu können. So wurden seine Plänklerketten jeden Augenblick erneuert, während unsere Leute nicht zu bewegen waren, einen so guten schönen Platz jemand anderem zu überlassen. Wie die bösen Geister drangen die Jäger vorwärts; behend von Baum zu Baum springend, sandten sie ruhig und sicher aus ihren guten Stutzern das tödtliche Blei in die Reihen der Piemontesen. Wo sich auf dem Boden nur irgend eine Erhöhung befand, eine Furche oder dergleichen, da stellten sie sich auf und suchten ihren Mann auf's Korn zu fassen.

Ein junger frischer Bursch bei dem neunten Jägerbataillon, der als Feldzeichen einen ungeheuren Busch, einen kleinen Wald, auf dem Hute trug, stand hinter einem fußdicken Baum heiter und guter Dinge, denn er schoß fast nie fehl; plötzlich fährt eine Kanonenkugel daher, reißt den Gipfel des Baumes herunter, schleudert ihn auf die Erde, so daß der Jäger unter den Aesten und Zweigen für einen Augenblick vollkommen begraben liegt. Lachend windet er sich endlich hervor und sucht sich einen tüchtigen Erdhaufen, hinter welchem er sein Geschäft eifriger als zuvor fortsetzte.

Eben so tapfer und unerschrocken wie die Jäger, aber auch mit eben so großem Verlust, haben hier die Wiener Freiwilligen gefochten. Es waren lauter blutjunge Leute von 16 — 20 Jahren, und unter ihnen viele hoffnungsvolle Barrikadenhelden der Wiener Vorstädte, aber Respekt vor ihnen! Hier auf dem Felde der Ehre, und unter guter Führung — denn sie hatten tüchtige Offiziere — haben sie sich heldenmüthig geschlagen, und sind im mörderischesten Feuer nicht gewichen. Einer dieser Freiwilligen von vielleicht achtzehn Jahren wurde, durch einen Streifschuß am Arme verwundet, widerstrebend zurückgeführt. „Laßt's mich los!" schrie er immer, „ist so ein Streifschuß der Mühe werth, um sich verbinden zu lassen! Ich will in's Feuer zurück zu meinen Kameraden!" Umsonst war es, ihn zu halten, er riß einem andern Soldaten, welcher das Gewehr seines Kameraden trug, dieses aus der Hand und eilte zurück in die Feuerlinie.

Die Kavallerie hatte an dem glorreichen Tage von Novara, wie

Medizin genau zur rechten Zeit genommen wird, denn das hat der Herr Doktor ausdrücklich befohlen.“ — „Wem nicht zu rathen, dem iſt nicht zu helfen,“ brummte die Großmutter, und ich ſchlief nach dieſer Scene wieder ein.

So oft ich am Tage wieder erwachte, und auch meiſtens in der Nacht, war die Schmiedin da und ſchaute mich wehmüthig an. Zu meiner großen Schande muß ich geſtehen, daß ich nicht viel gute Worte für die arme Perſon hatte, ſie vielmehr eines Tags ſehr beleidigte. In geſunden Tagen hatte mich ihr weinerliches Weſen ſehr gerührt, und da es meiſtens mit meinen Intereſſen Hand in Hand ging, ſo mochte ich es wohl leiden; aber ich weiß nicht, woher es kam, daß ihr ewig kummervolles Geſicht, ſowie ihre Thränenfluthen jetzt, da ich im Bett lag, einen unangenehmen Eindruck auf mich machten. Genug, ich ſagte es eines Tages der Großmutter, die mir ruhig erwiderte: „Gewohnheiten, böſe Gewohnheiten!“ und es der Schmiedin wieder erzählte. Später erſt hat mir die gute Perſon vertraut, wie furchtbar ich ſie damit gekränkt; der Großmutter aber antwortete ſie, während ihre Thränen an Naſe, Kinn und Halstuch kleine Waſſerfälle bildeten: „O, Frau Paſtorin, von Natur bin ich vom feſteſten Charakter, den nichts zu erſchüttern vermag; aber wenn dem Kinde, das ich von Geburt an gepflegt, etwas Leides geſchieht, da muß ich weinen, und wenn es unſer Herrgott verböte.“ — Daß ihr die Großmutter über

überhaupt bei beiden italienischen Feldzügen, wenig Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Das Terrain, von Wassergräben und Baumreihen durchschnitten, war auch hier für große Kavalleriemassen so ungünstig wie möglich, und auf einzelne Reitergefechte, d. h. wenn die Piemontesen nicht mit großer Uebermacht gegen unsere Leute aufreiten konnen, ließ sich der Feind gar nicht ein. Kleine Arbeit gab es heute schon hie und da, und bei einem solchen Anlaß passirte eine rechte gute Geschichte. In dem Augenblick nämlich, wo ein Piket unserer Husaren einen feindlichen Zug Lanzenreiter attakirte, sprengt einer dieser Uhlanen heran und ruft: „Jerhozzánk müs Magyaroth vagyunk!“ „Kommt zu uns herüber, wir sind ja auch Ungarn! Ihm jagt aus den Reihen ein Husar entgegen, haut den Uhlanen mit einem furchtbaren Hieb vom Pferde, indem er ihm ebenfalls auf gut Ungarisch in die Ohren schreit: „Aber ich bin ein Deutscher!“ „En pedig Némoth vagoth!“

Von den Lombarden, jenen heldenmäßigen Schaaren, die stürmisch verlangt hatten, in das Vordertreffen gestellt zu werden, und die nicht anders geglaubt, als der Schrecken ihres Namen und ihre furchtbaren Bärte würden schon allein im Stande sein, die deutschen „Barbaren“ in die Flucht zu schlagen, war an diesem Tage nirgends eine Spur zu sehen. Wie auf ein Sonntagsgericht hatten sich unsere Leute auf den Moment gefreut, wo sie einer lombardischen Division gegenüberstehen würden, und in den meisten Regimentern war man stillschweigend übereingekommen, daß bei einem solchen Zusammentreffen kein Schuß fallen und nur das Bajonett entscheiden sollte; aber es waren dieß vergebliche Hoffnungen und Vorsätze; denn „I prodi Lombardi“ d. h. die heldenmüthigen Lombarden, wie sie sich selbst nannten, wurden, wie gesagt, am Schlachttage bei Novara gar nicht, im ganzen Feldzuge aber nur zweimal gesehen, einmal bei la Cava, wo sie schon auf zweitausend Schritte vor unsern Jägern davonliefen (diese behaupteten, es sei wie auf einer Hirschjagd gewesen), und an den Ufern des Ticino, wo eines Tages vier Kaiserublanen zweiundzwanzig Mann gefangen einbrachten.

Gefallene Lombarden fand man, mit wenigen Ausnahmen nur bei Mortara, in den vorderen Reihen, und man wollte behaupten, die eigenen Landsleute hätten sie aus Wuth zusammengestochen. Wo aber waren jene Schreier, jene Helden aus den Gassen von Genua und Turin, immer bereit zum gemeinen Straßenscandal, jene, die durch ihre großen Reden über die Unabhängigkeit Italiens und über die Leichtigkeit eines Sieges dem Volk den Kopf erhitzt und es beständig zum Krieg aufgestachelt? Wo waren jene radikalen Advokaten, jene Demosthene aus der Turiner Kammer? Wenn sie sich zu schwach fühlten, um das Schwert für ihre eigene Sache zu ziehen, was haben dann jene Schreier, was hat dieses kriegslustige Ministerium für die Armee gethan, was für jene Tausende von armen Menschen, die sie in Schlacht und Tod geschickt? Im eigenen Lande hat es den Truppen an ordentlicher Verpflegung gefehlt; bei Novara hatten sie drei Tage nichts zu essen, und doch haben sich die Piemontesen und namentlich die Savoyarden brav und tapfer geschlagen. Achtung vor einem solchen Feind! Die lombardische Division aber und die Brigade Savona, welche der König Albert in Person ins Feuer führen wollte, kam nirgends zum Vorschein; aber daran war der König nicht schuld, denn er hat sich bei Novara als geschickter und tapferer Soldat gezeigt, und wo die Kugeln am dichtesten fielen, war er zu finden; man sagt, er habe den Tod gesucht!

Lange standen wir auf unserer Anhöhe, gingen bald eine Strecke vor, bald links, und warteten mit klopfendem Herzen auf den Ausgang des Kampfes, nicht als ob derselbe Nachmittags noch ungewiß gewesen wäre, aber der Marschall wünschte die Sache vor der Dunkelheit beendigt, um den Feind durch das schöne glänzende Manöver des vierten Armeecorps vor der Nacht noch gänzlich einzuschließen.

Ruhig und ernst stand er neben seinem Pferde, mit sicherem Blick und festem Sinn die Schlacht lenkend. Bald folgt er mit aufmerksamem Auge den kämpfenden Truppentheilen, ihre Bewegungen voraussagend, bald schickt er Ordonnanzoffiziere und Adjutanten fort,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20768 / 034

läßt bei diesem Nachricht einholen, schickt jenem Antwort auf seine Berichte, diesem neue Befehle u. dgl. Auf unserer rechten Seite war die Landstraße mit dem nachrückenden Reservecorps, mit Sanitätswagen und ganzen Zügen Verwundeter bedeckt. Oft mußte ein Gensdarmeriecorporal dorthin reiten, um sich nach den Verwundeten zu erkundigen oder nach dem Namen eines Offiziers, der eben vorbeigetragen wurde. Bei solchen Gelegenheiten war auch der sehr brave und tüchtige Arzt des Feldmarschalls, der Regimentsarzt Dr. Wurzian, hülfreich und thätig, und galoppirte auf seinem kleinen Rappen bald hier bald dorthin, wo gerade dringende Hülfe nothwendig war, und wo er solche mittheilen konnte, ohne sich gerade zu weit von der Person des Marschalls zu entfernen, den er auch im vorjährigen Feldzuge begleitet hatte.

Gegen halb 6 Uhr zogen viertausend Grenadiere, das Reservecorps, auf derselben Straße. Bei ihrem Anblick lächelte der Marschall ganz vergnügt, denn er liebt seine Grenadiere außerordentlich. Die Leute kamen gut geschlossen, aber fast in vollem Trabe daher, und der Marschall meinte: „Wenn meine Grenadiere noch an die Arbeit kommen, da wird's ein schnelles Ende haben."

Aber sie kamen nicht mehr an die Arbeit. Gegen 6 Uhr tauchten auf unserer linken Seite Reiter mit weißen Mänteln aus dem Hügellande empor; es war der Vortrab des vierten Armeecorps. Dasselbe stellte sich à cheval der Straße gegen den Feind auf, und von allen Seiten begann ein letzter, neuer heftiger Angriff. Noch einmal tobte fürchterlich der Kanonendonner. Es war ein unerhörtes Krachen und der Boden dröhnte unter unzähligen Schlägen.

Plötzlich aber hörte das Krachen auf und nur einzelne Schüsse noch rollten dumpf vom fernsten Punkte des Kampfplatzes zu uns herüber. Bald herrschte für den Augenblick ringsum tiefe Stille; aber nur für den Augenblick. Erwartungsvoll sahen wir auf den Kampfplatz, und einer der Offiziere sagte: „Da drunten wird von Neuem gestürmt!" Und so war es auch.

Der Geschützdonner schwieg noch immer, aber das Kleingewehrfeuer begann mit furchtbarer Heftigkeit. Tausende von Schüssen knackerten durch einander. Dumpf wirbelten die Trommeln und ungestümes, nicht enden wollendes Hurrahgeschrei zeigte dem Ohre die Stelle, wo der Feind nach einem tüchtigen Bajonnetangriff vollständig geworfen wurde, und so auf allen Seiten. — Der österreichische Adler hatte gesiegt.

Wohl grollten noch hie und da einige Kanonenschüsse durch die Dämmerung, wohl sah man jetzt deutlicher als früher die großen Bogen der Raketen. Das war aber nur ein kleines Nachspiel. Es begann dunkel zu werden, vom Himmel hingen die Wolken schmutzig und grau wie lange Schleier herab auf die blutgetränkte Erde, leise und gleichförmig fiel der Regen hernieder und wusch, die Pflichten weit entfernter Lieben übernehmend, manchem Todten mitleidig das wachsbleiche Antlitz. — — —

Unsere Wachtfeuer erhoben sich diesen Abend bis dicht vor Novara, das noch von feindlichen Truppen besetzt war, welche in der armen Stadt fürchterlich hausten; wildes Geschrei erschallte aus den Gassen, hie und da knallten Flintenschüsse und schauerlich entstieg die Flamme brennender Häuser gen Himmel und leuchtete weithin durch das Feld. Es war spät, als wir unsern Rückzug antraten und wir erreichten die Landstraße erst, als es schon vollkommen finster war. Einen Ritt nun wie diesen werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Gegen das Gefährliche desselben war Alles Kinderspiel, was ich bisher in diesem Genre, selbst in Syrien, im Libanon, geleistet. Das Hauptquartier bildete eine lange Linie, an deren Spitze der Marschall ritt. Die Straße war im wahren Sinne des Worts vollgevfropft, und Artillerie, Packwagen ꝛc. standen so in einander geschachtelt, daß die ganze Masse sich nur langsam vorwärts bewegen konnte. Und wir kamen ihr in finsterer Nacht entgegen und suchten einen Durchweg. Zwischen den Wagen war der Durchgang so eng, daß man rechts und links an den Knieen die Räder der Wagen spürte; zwischen den Fuhr-

weservferden mußte man ſich ordentlich durchdrängen, und man konnte froh ſein, wenn Roß und Mann zwiſchen dieſen Beſtien, die wegen ihrer Böswilligkeit bekannt ſind, ohne zerſchlagene Glieder herauskam.

Oft machten die Kolonnen auf einer Seite ein paar Fuß breit Platz, und dann führte unſer Weg über die Steinhaufen dicht an dem tiefen mit Waſſer angefüllten Chauſſeegraben vorbei, und einigemal über einen herabgeſtürzten Bagagewagen. Tragbahren und Karren mit Verwundeten befanden ſich mitten in dieſem Knäuel, und die tiefen Seufzer und das ſchmerzliche Geſtöhne in der dunkeln Nacht war höchſt ergreifend.

Nach ungefähr zweiſtündigem Ritt (wir hatten am Tage für dieſelbe Strecke nicht drei Viertelſtunden gebraucht) erreichten wir Vespolate, einen kleinen Ort, welchem für heute Abend das Glück zu Theil wurde, den Sieger von Novara in ſeinen Mauern zu beherbergen. Man kann ſich denken, daß wir einen lebhaft erregten Abend hatten und am lodernden Kaminfeuer die Ereigniſſe des verfloſſenen Tages immer und immer wieder beſprachen.

XII.

Vespolate. Zusammenkunft mit dem König von Sardinien.

Vespolate ist ein kleiner Ort, ungefähr acht Miglien von Novara. Noch während der Nacht nach der Schlacht von Novara kamen Parlamentäre aus dem feindlichen Lager, welche einen Waffenstillstand wünschten. Gleichzeitig erhielten wir die zuverlässige Nachricht, daß der König Karl Albert zu Gunsten seines Sohnes, des Herzogs von Savoyen, Victor Imanuel, der Krone entsagt habe. Am andern Morgen, am 24sten, fanden wir uns Alle, und wie man sich denken kann, voll Lust und Freude in dem Hause ein, wo der Feldmarschall Radetzky wohnte.

In aller Früh traf der piemontesische General Cossato im Hauptquartier ein, um dem Feldmarschall von Seiten des Königs von Piemont den Wunsch auszudrücken, einen Waffenstillstand abzuschließen und so lange die Feindseligkeiten eingestellt zu sehen, bis er die Kammern von Turin in Kenntniß gesetzt habe. Diesen Antrag, der schon in der Nacht dem Feldmarschalllieutenant Heß, welcher auf dem Schlachtfeld blieb, vorgetragen und von diesem verworfen wurde, wies der Graf Radetzky ebenfalls entschieden und mit dem Bedeuten zurück, daß

die Feindseligkeiten Tag und Nacht fortwähren würden. Zugleich wurden aber die früheren Waffenstillstandsbedingungen als die einzig annehmbaren angeboten, welche bis zum Abschluß des Friedens die militärische Besetzung der Länderstrecke zwischen dem Ticino und der Seña, sowie jene der Stadt Alessandria vollständig und der Festung gleichen Namens mit getheilter Besatzung, endlich den Abzug der sardinischen Flotte aus dem adriatischen Meere, und die schnellsten Friedensunterhandlungen durch eigens hiezu zu bestimmende Gesandte zwischen Oesterreich und Sardinien festsetzten.

Zugleich gab der Marschall dem General würdig und deutlich zu verstehen, wie wenig das frühere Benehmen der piemontesischen Regierung im Stande sei, Oesterreich, das stets offen und ehrlich verfahren, Vertrauen einzuflößen, und daß man an Friedensbedingungen nur vermittelst der kräftigsten Garantien denken könne.

Wenige Zeit darauf erschienen neue Parlamentäre und trugen den Wunsch des neuen Königs Victor Imanuel vor, mit dem Marschall in der Nähe von Novara persönlich zusammenzutreffen, welches auch zugesagt wurde.

Unterdessen befleißigte sich das ganze Hauptquartier, so viel es der Dienst erlaubte, des emsigsten Briefschreibens. In einer großen Stube des untern Stocks waren alle Tische, deren man habhaft werden konnte, mit Schreibmaterialien aller Art bedeckt. Jeder meldete seinen Angehörigen zu Haus Details, soviel wie möglich, von der gewonnenen Schlacht und zugleich, daß er gesund und am Leben sei. Vom Hauptquartier war ein einziger Offizier, ein Adjutant des Feldmarschalls, Major Mollinary, durch einen Schuß in den Schenkel verwundet worden. In der Nacht war man sehr besorgt um ihn gewesen, da man nicht wußte, wo er geblieben; doch war er gegen Morgen gebracht worden und ruhte nun bestens verbunden auf einem guten Bette in den obern Zimmern des Hauses.

Auf der Straße, in den Gängen und Treppen war an diesem Tage mehr Leben und militärisches Getriebe, als je. Ordonnanzen

und Adjutanten kamen und gingen, Offiziere und Soldaten standen vor dem Hause in dichten Gruppen und blickten erwartungsvoll auf die Straße gegen Novara, denn es hatte sich das falsche Gerücht verbreitet, der König von Sardinien werde hieher nach Vespolate kommen. Uns gegenüber an der Kirche war große Weinvertheilung. Dort lagen ungeheure Fässer auf breiten Wagen, die mit Ochsen bespannt waren, und die Soldaten ließen sich in großen Blechgefäßen, in Krügen oder in Gefäßen, die sie gerade vorfanden, den dicken guten Landwein ausmessen. Auch kamen Transporte von verwundeten Soldaten auf Sanitätswagen, auf anderen Karren oder getragen von ihren Kameraden und die meisten der leicht Blessirten wurden nach Pavia gebracht.

In meinem Quartier, bei einer Wittwe (sie hatte den wohlklingenden Namen Rosa Clerici, obgleich ihr Aeußeres demselben keine Ehre machte), fand am heutigen Morgen ein seltsamer Auftritt statt. Ich wohnte dort, wie gewöhnlich, mit meinem freundlichen Hauptmann S., dem Generalauditeur, beisammen, und im Nebenhaus waren ungefähr hundert piemontesische Kriegsgefangene eingesperrt. Diese nun waren aus ihren Zimmern ausgebrochen und hatten der Hauswirthin Kisten und Kasten geleert. Händeringend kam uns Rosa Clerici entgegen und meldete die saubere Geschichte. Natürlich wurden die Soldaten sogleich zurückgebracht, Hauptmann S. ließ sie im Hofe antreten und die ausgemittelten Rädelsführer dieser Räuberei wurden augenblicklich über die Bank gelegt und jeder erhielt fünfzig wohlgezählt und wohlgemessen.

Ein noch vom gestrigen Pulverdampf schwarzgefärbter Jägercorporal und ein riesenhafter Grenadier vollführten dieß Geschäft emsig und feierlich. Gefangene piemontesische Offiziere, die hinzu kamen, erklärten ihre Soldaten für eine Räuberbande und dankten recht sehr für die vorgenommene Execution.

Heute warteten wir ungeduldiger als je auf den Aufbruch des Hauptquartiers. Endlich Mittags gegen 1 Uhr stieg der Feldmarschall Radetzky zu Pferde und wir ritten hinaus gegen Novara. Bald erreichten wir das Schlachtfeld vom gestrigen Tage. Heute, hell und

glänzend von der Sonne bestrahlt, zeigten sich deutlich die schrecklichen Verwüstungen, die namentlich die schweren sechzehnpfündigen Batterien der Piemontesen angerichtet. Fußdicke Bäume waren wie Halme geknickt, breite und tiefe Furchen hatten die Granaten in die aufkeimenden Saaten gerissen, Wegsteine und massive Garteneinfassungen lagen zerschmettert umher, jubelnde Lerchen, die rechts und links emporstiegen, schienen den armen Gefallenen, die zerrissen und blutend den ewigen Schlaf schliefen, von einer fröhlichen Auferstehung zu singen.

Ein Schlachtfeld ist ein entsetzlicher Anblick, namentlich aber am Tage nach der Schlacht, wo Alles kalt und starr umherliegt und wo man nicht zerstreut ist durch das Rollen des Geschützes, den Hurrahruf der Angreifenden, das Zischen der Raketen und Pfeifen der Kugeln. — Vorbei! vorbei! —

Bald erreichten wir Bicocca, ein Dorf, wo der Kampf gestern sehr heftig gewüthet. Von hier an waren die Truppen längs der Chaussee aufgestellt, und man kann sich keinen Begriff machen von dem Jubelruf, mit dem der greise Marschall empfangen wurde. Vivat, Eviva und Eljen tönten durch einander und dazu spielten die Musikbanden ernst und feierlich die Volkshymne: „Gott erhalte unsern Kaiser," und man sah, daß die ernsten Klänge den Soldaten und Offizieren tief zu Herzen gingen. — Gott erhalte unsern Kaiser! drang aus mancher treuen Brust hervor; es war ja nicht blos der Kaiser, dem ihr Jubelruf galt, er galt auch dem Waffenbruder, dem hohen Kampfgefährten, der im vergangenen Jahre mit dabei war, als die Kugel sauste und der Säbel klirrte, der hochherzig Theil nahm an Mühe und Gefahr, und dessen Anwesenheit Kampf und Sieg verherrlichte.

An den Straßen standen die Einwohner und schwenkten ihre Hüte. Ich kann es nicht genug wiederholen, wie freundlich sich die Physiognomien der Leute gestalteten, sowie wir die Lombardei verließen und in Piemont einrückten. Gern und willig gaben sie, was sie hatten, und man muß es unsern Truppen rühmend nachsagen, daß mit wenigen

die letztere unchriſtliche Aeußerung den Text las, kann man ſich denken; aber den Vorwurf über ihre Weinerlichkeit hatte ſie ſich gemerkt und gab mir ſpäter in meinem Bett viel Stoff zur Heiterkeit. Die merkwürdigen Geſichter, welche die Schmiedin von jetzt an ſchnitt, um das Weinen zu verbeißen und lächelnd auszuſehen, hätten einen Todtkranken luſtig ſtimmen müſſen.

In der Reißmehlſchen Angelegenheit hatte ich der Schmiedin wieder ſehr viel zu verdanken, ſie brachte im weiblichen Collegium, das ſich täglich in meinem Zimmer verſammelte, mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit die fürchterlichſten Anklagen gegen den Prinzipal, gegen Philipp und namentlich gegen Jungfer Barbara vor, und motivirte dieſelben auf's Glänzendſte, ſo daß ſelbſt die Großmutter geſtehen mußte: ja, es ſei nicht das rechte Haus geweſen. — „Ach, Frau Paſtorin," ſchluchzte die Schmiedin mit trockenen Augen, „ich hab es ja immer geſagt, die Jungfer Barbara iſt eine bösartige Perſon, und das arme Kind in dem finſtern unheimlichen Hauſe — nein, das war nicht zum Aushalten!" — „Ja, ja," wiederholten meine Tante, die Schneiders- und die Schuſtersfrau uniſono, „das war nicht zum Aushalten!"

Mein Vormund aber, der mich von den Geſchäften in ſeiner finſtern Kanzleiſtube gar ziemlich genau zu kennen die Ehre hatte, mochte nicht ganz dieſer Meinung

unbedeutenden Ausnahmen von Plünderung nichts gehört wurde; ja, ich habe stets gesehen, wie unsere Leute in Feindesland ihre wenigen Kreuzer gern für das hingaben, was sie von den Einwohnern verlangt. So die deutschen Barbaren! Nicht so die edlen Italiener! Wir sind durch keine Stadt, durch kein Dorf gekommen, wo uns nicht die Einwohner wehklagend erzählt, daß sie von ihren Landsleuten, von den Soldaten ihres eigenen Königs Karl Albert, ausgeplündert worden seien.

In Novara nun war die ganze Stadt mit weißen Fahnen geziert und von allen Balkonen winkten uns die Frauen und Mädchen freundlich entgegen. Auch hier waren alle Straßen mit langen Linien österreichischen Militärs besetzt, und evviva l'imperatore! evviva Radetzky! dröhnte mit der Feldmusik kräftig in den engen Gassen.

Wir ritten durch die Stadt gen Vignale, einem kleinen Ort, wo die merkwürdige Zusammenkunft zwischen unserem Feldmarschall und dem König stattfinden sollte. Doch es war nicht die Spada d'Italia, die dorthin kommen wollte, sondern der Herzog von Savoyen, der nunmehrige König von Sardinien.

Bis bei Vignale standen unsere Truppen auf der Straße; manches Bataillon erschien stark gelichtet; manches Regiment, das vorgestern noch eine große Strecke bedeckte, war klein zusammengedrängt; doch die Uebriggebliebenen gesund und wohlgemuth, und wo zufällig nur ein Einzelner stand, schwenkte er die Mütze und schrie sein Vivat, so laut er konnte.

Rührend war dieß bei den armen Verwundeten zu sehen, die auf Tragbahren und Wagen, noch elend zugerichtet, bei uns vorbeigeführt wurden. Sowie sie den alten Feldmarschall erblickten, ließ sich ein schwaches Vivat, ein dumpfes Eljen hören und die gesunde Hand hob sich zur Begrüßung in die Höhe.

Es ist etwas Ergreifendes um die Liebe des eben vom Schlachtfeld heimgekehrten Soldaten zu seinem Führer, ein Band, das fester hält, als alle Disciplin. Ich sah verwundete Soldaten, die den Mann mit den weißen Haaren nur mit einem Blick grüßen konnten, aber

dieser Blick fragte: nicht wahr, du bist zufrieden? Der Soldat aber hat vor der Schlacht nicht gefragt: wo führst du uns hin? — er ist vertrauensvoll gefolgt. Wir haben viele Leute verloren — sehr viele sind verwundet, und wer sich eine Idee von den braven österreichischen Offizieren machen will, der höre, daß unter zehn bis zwölf Blessirten ein Offizier ist.

Doch genug von diesen ernsten Bildern. Bald erreichten wir Vignale, und nachdem der Feldmarschall, umgeben von seinem zahlreichen und glänzenden Gefolge, in der Mitte des Ortes eine Zeitlang gewartet, kam der König von Sardinien in vollem Galopp mit seinem Gefolge angesprengt. Ich könnte nicht sagen, daß dieser junge König etwas Imponirendes oder nur etwas sehr Würdiges in seinem Aeußern hätte. Er ist klein, rollt seine Augen auf eine sonderbare Art umher, und trägt einen ungeheuern hellblonden Schnurr- und Knebelbart. Sein Anzug war ganz phantastisch; er hatte eine Art reich verschnürten polnischen Rock an, einen eben solchen als Dollman, wie ihn die Husaren führen, und auf dem Kopfe, stark auf's rechte Ohr gesetzt, eine Feldmütze mit rother Einfassung. In seinem Gefolge waren unter Anderen ebenso phantastisch aufgeputzte unbekannte Größen, die beiden Generale La Marmora, wovon der eine der Chef und Errichter des Corps der Versaglieri (Scharfschützen, die besten piemontesischen Truppen) — er erhielt bei Goito im vorigen Feldzug einen Schuß durch die Backen — und der andere derjenige ist, der sich beständig ein Vergnügen daraus macht, alles nur erdenkliche Böse und Unwürdige über die österreichische Armee zu schreiben.

Der König küßte den Feldmarschall; das Gefolge grüßte uns, mit welchen Gefühlen kann man sich denken. Alsdann ritten der König, der Feldmarschall und Feldmarschalllieutenant Heß in den Hof eines naheliegenden Hauses, wo nach viertägigem Feldzug über den Frieden unterhandelt wurde.

Es war ein großer historischer Moment. Die drei Männer standen in der Mitte des Hofes zusammen und in einem weiten

Kreise um sie herum Sereschaner in ihren rothen reichverzierten Costümen. Einer meiner hiesigen Bekannten, der liebenswürdige junge Graf Schönfeld von Reuß-Husaren, der dem König entgegengeschickt worden, um ihm anzuzeigen, daß ihn der Feldmarschall erwarte, erzählte mir, Se. Majestät sei in vollem Galopp aus einem Bauernhofe ihm entgegengesprengt und habe unter Anderem gesagt: „Nun in Mortara habt Ihr mir sechs Pferde genommen, wie ich in meinem Leben keine mehr bekomme; es ist ein schwarzbrauner darunter; warnen Sie den, der ihn bekommt, er überschlägt sich gern.“ Eines dieser Pferde, einen prachtvollen Rappen, ritt der Stallmeister des Feldmarschalls im Gefolge, und als ihn der König bemerkte, gab der alte Herr ihn Sr. Majestät mit der größten Liebenswürdigkeit zurück.

Die Unterhandlungen dauerten über eine Stunde, und es wurde ein vorläufiger Waffenstillstand abgeschlossen; wenigstens erging, nachdem der König mit seinem Gefolge sich im Galopp entfernt, an alle Armeecorps der Befehl, nicht mehr vorzurücken, sondern in ihren Stellungen zu verbleiben.

Obgleich die Straße nach Novara mit zahlreichen Colonnen Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Wagen aller Art bedeckt war, ritten wir sehr scharf nach der Stadt zurück, voran die Sereschaner und Stabsdragoner mit ihren flatternden Mänteln. Am Himmel hatte sich ein Gewitter zusammengezogen, die Blitze leuchteten, die Wachtfeuer rechts und links qualmten und flammten hoch empor, die Soldaten schrien jubelnd ihren Gruß, die Lunten der Artilleristen glühten wie Leuchtkäfer durch die Nacht, die Pferde sprangen und scheuten — es war ein wilder Ritt.

XIII.

Schlachtbericht. Die piemonteſiſche Armee und ihre Operationen.

Hauptquartier Novara, 24. März. 12 Uhr Nachts.,

„Ich hatte die Ehre, einem hohen k. k. Kriegsminiſterium meine letzte Mittheilung zu überſenden, welche hochdaſſelbe mit dem Vorrücken unſerer Armee bis Mortara und dem glänzenden Gefechte daſelbſt, welches zur Einnahme dieſes Ortes führte, bekannt machte. Ich habe heute dagegen einen viel wichtigeren und entſcheidendern Sieg zu verkünden. Die feindliche Armee, ſchon durch die Wegnahme von Mortara von ihrer eigentlichen Rückzugslinie abgeſchnitten, entſchloß ſich in der Stärke von 50,000 Mann in der Stellung von Olengo vor Novara ihr Glück zu verſuchen. Das die Avantgarde bildende zweite Corps unter dem Befehl des tapferen Feldzeugmeiſters Baron d'Aspre marſchirte geſtern von Veſpolate auf Olengo vor, und ſtieß daſelbſt auf den auf den dortigen Höhen aufmarſchirenden Feind. Die unerwartete Stärke deſſelben machte das Gefecht einige Stunden zweifelhaft, da das zweite Corps nicht ſogleich von dem hinter ihm

marſchirenden unterſtützt werden konnte. Ebenſo hatte ich in die rechte Flanke des Feindes das vierte und hinter ihm das erſte Corps disponirt, um jenſeits der Agogna denſelben noch gänzlich zu umgehen. Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Albrecht, welcher die Avantgardedivision kommandirte, hielt dahier mit Heldenmuth durch einige Stunden die Angriffe des Feindes von der Fronte aus auf, bis Feldzeugmeiſter Baron d'Aspre im Verein mit dem Commandanten des dritten Corps, Feldmarſchallieutenant Baron Appel, dieſes letztere Corps mit eben ſo viel Entſchloſſenheit als Klugheit auf die beiden Flügel der Diviſion Erzherzog Albrecht diſponirte, ich ſelbſt aber das Reſervecorps hinter das Centrum dieſer Diviſion beorderte. Bei dem unübertrefflichen Muth und der mit nichts zu vergleichenden Tapferkeit und Entſchloſſenheit meiner braven Truppen gelang es auch, unſere Fronte ſiegreich zu behaupten, bis das vierte Corps durch die umſichtige Leitung ſeines Commandanten, Feldmarſchallieutenant Graf Thurn, jenſeits der Agogna in die rechte Flanke des Feindes dergeſtalt kräftigſt wirkte, daß bei dieſer entſcheidenden Bewegung der Feind gegen Abend auf allen Punkten ſich in großer fluchtartiger Verwirrung zurückzog und in nördlicher Richtung einen ganz ihm aufgedrungenen Rückzug in das Gebirge zu nehmen genöthigt war. Ich kann bei dieſen Kämpfen nur mit gerührtem Herzen die Ergebung für Ew. Majeſtät Dienſt und die an höchſte Begeiſterung grenzende Tapferkeit meiner würdigen Generale, der braven Offiziere und der Mannſchaft meines tapferen Heeres erwähnen. Jeder Einzelne war ein Held. Um gerecht zu ſein, müßte ich eigentlich alle nennen, denn der tapfere Einklang von oben herab war der gerechten Sache, die wir für unſern Kaiſer verfochten, im höchſten Grade würdig. Ich wünſche Sr. Majeſtät Glück zu ſo einem Heere, Viribus unitis war der Wahlſpruch dieſer Schlacht. Die Verdienſte des Feldzeugmeiſters Baron d'Aspre, des Feldmarſchallieutenants Grafen Thurn, deren Corps in der erſten Linie der Schlacht fochten, verdienen die höchſte Anerkennung. Feldmarſchallieutenant Baron d'Aspre beſonders hat ſeinen früheren Lor-

beeren nun auch dieſe neuen hinzugefügt. Gleich nach ihm kommt das Verdienſt Sr. k. k. Hoheit, des Erzherzogs Albrecht, dieſes erlauchten Herrn, der, um ſeine Leiſtungen vor dem Feinde erſt zu prüfen, ſich freiwillig bei Sr. Majeſtät das Commando einer Diviſion erbeten hatte, obwohl höchſtderſelbe ſchon früher Commandirender geweſen. Derſelbe bewies an dieſem heißen Tage eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit und wich nicht einen Schritt aus ſeiner ſehr gefährdeten Stellung zurück. Nur Gerechtigkeit wäre es, dieſen Prinzen des Hauſes mit dem Thereſienorden zu ſchmücken. Ebenſo haben die Feldmarſchalllieutenant Graf Schaffgotſche des zweiten Corps, Feldmarſchalllieutenant Culoz des vierten, Lichnowsky des dritten, ferner Generalmajor Graf Degenfeld, welcher ein Pferd unter dem Leibe verlor, Fürſt Friedrich Liechtenſtein, Graf Stadion, welcher bleſſirt wurde, Graf Kolowrat, Maurer und Alemann, der ebenfalls verwundet worden, dann der Oberſt und Quabrigadier Baron Bianchi von Kinsky, Oberſt Graf Degenfeld von Erzherzog Leopold, der tapfere Oberſt Benedek von Giulay, Graf Kielmansegge (ſchwer verwundet), von Baumgarten,*) Weiler von Erzherzog Franz Karl Infanterie und Weiß vom 9ten Jägerbataillon, ohne der übrigen Stabs- und Oberoffiziere zu gedenken, welche ich in den nächſten Tagen nachtragen werde, ſich beſonders hervorgethan. An Trophäen haben wir zwölf Kanonen, eine Fahne, zwei- bis dreitauſend Gefangene. Der Verluſt des Feindes beträgt, ſo viel bekannt, zwei Generale todt, ſechzehn todte und verwundete Stabsoffiziere, drei- bis viertauſend Mann. Unſer Verluſt an dieſem entſcheidenden Tage war leider ſehr bedeutend. Die Regimenter und Bataillone der erſten Schlachtlinien haben jedes zehn bis zwölf Stabs- und Oberoffiziere, theils todt, theils bleſſirt verloren und der Verluſt an Mannſchaft beläuft ſich an Todten und Bleſſirten zwiſchen zwei- bis dreitauſend Mann. Allein Niemand war zu halten, man wollte

*) Er ſtarb nach ſechswöchentlichen ſchweren Leiden zu Pavia an ſeiner Verwundung.

nicht nur allein nicht der Letzte, man wollte überall der Erste sein. Die Schlacht dauerte von früh 10 Uhr bis tief in die Nacht. Als ich nun nach vollendeter Schlacht mich in mein Hauptquartier zurückverfügte und den Generalquartiermeister der Armee, Feldmarschalllieutenant Heß, noch zu den Dispositionen der Verfolgung des Feindes auf dem Schlachtfelde zurückließ, wurde demselben plötzlich der piemontesische General Cossato als Parlamentär angesagt, welcher mit ihm zu sprechen wünschte, und mir durch ihn von Seite des Königs von Piemont der Wunsch ausgedrückt, einen Waffenstillstand zu schließen, mit dem Ersuchen, so lange die Feindseligkeiten einzustellen, bis er die Kammern in Turin davon in Kenntniß gesetzt habe. Dieser Antrag wurde bei meiner Abwesenheit durch Feldmarschalllieutenant Heß augenblicklich verworfen, mit dem Bedeuten, daß die Feindseligkeiten Tag und Nacht fortwähren würden; zugleich aber die früheren Waffenstillstandsbedingungen als die einzig annehmbaren angeboten, welche bis zum Abschluß des Friedens die militärische Besetzung der Länderstrecke zwischen dem Ticino und der Sesia, sowie jene der Stadt Alessandria vollständig und der Festung gleichen Namens mit getheilter Besatzung, endlich den Abzug der sardinischen Flotte aus dem adriatischen Meere, und die schnellsten Friedensverhandlungen durch eigens zu bestimmende Gesandte hiezu zwischen Oesterreich und Sardinien festsetzten. Am heutigen Tage erfuhr ich durch den genannten piemontesischen General, daß Karl Albert abgedankt und nach der Schlacht die Krone an seinen ältesten Sohn, den Herzog von Savoyen übertragen habe. Ich werde am morgigen Tage die detaillirten Punkte dieser Convention, deren noch einige bestimmter festgesetzt werden, einem hohen Kriegsministerium ehrfurchtsvoll einsenden, da die Erschöpfung und Ermüdung der Einzelnen aus meiner Umgebung keinen ausführlicheren Bericht hierüber für heute gestatten.

Radetzky, Feldmarschall."

So war denn mit dieser einzigen großen Schlacht der Feldzug beendigt, und es war nicht eine Woche vergangen, seit der Feldmarschall

Radetzky aus Mailand gezogen war. Mit mehr Recht, wie er, hat wohl nach dem großen Sturme Niemand sagen können: veni, vidi, vici. Und gegen wen waren die glänzenden Gefechte von Gambolo und Mortara, sowie die Schlacht von Novara gewonnen worden? nicht gegen Land- und Bürgerwehren, nein gegen die wohldisciplinirte und namentlich in einem Haupttheil, der Artillerie, vortrefflich versehenen piemontesischen Armee; und wie war in den meisten dieser Gefechte die feindliche Uebermacht so groß, die Anzahl der piemontesischen Truppen den österreichischen so sehr überlegen? man betrachte nur die erste Hälfte der Schlacht bei Novara, wo Feldmarschalllieutenant d'Aspre bei Olengo mit nicht ganz 2000 Mann die feindliche Hauptmacht von 50,000 Mann so beschäftigte und im Schach hielt, daß dieselbe trotz dem furchtbaren Feuer ihrer schweren Artillerie keinen Schritt breit Boden gewinnen konnte.

Was nun diese piemontesische Armee anbelangt, so hatte dieselbe bei dem vorjährigen Feldzug ungeheure Verluste erlitten. Nach der Capitulation von Mailand versammelte der König Karl Albert nicht über 30,000 kampffähige Soldaten mehr unter seinen Fahnen, die übrigen waren zerstreut oder lagen in den Spitälern. In dem Moment nach Abschluß des Waffenstillstandes zählte man noch 18,000 Fieberkranke oder Verwundete auf den Listen. Die Einrichtung des Verpflegungsdienstes und der Ambulanzen war kläglich, am besten hatte noch Artillerie und Reiterei Disciplin und kriegerischen Geist erhalten. Der Soldat, im Bewußtsein, sich gut geschlagen zu haben, warf die Verantwortlichkeit der Niederlage auf seine Chefs und glaubte überzeugt zu sein, er hätte bei besserer Führung hie und da über die Oesterreicher einen Sieg davon tragen können. Das schien sich auch für den dießjährigen Feldzug besser gestalten zu wollen. Das Heer wurde den, wie man allgemein annahm, sehr geschickten Händen des Generals Chrzanowsky anvertraut und bildete eine Masse von 120,000 Mann. In dieser Masse mußte man jedoch unterscheiden, was eigentlich Soldat war, und diejenigen Bestandtheile, die nur zeitweise und

im Innern zum Krieg verwendet werden konnten. Blos die ersteren waren das active Heer, das aus acht Divisionen bestand und am Tag der Aufkündigung des Waffenstillstands folgende Stellungen inne hatte: Vorhut 3500 Mann in Castel-San-Giovanni, Fiancanguola ꝛc. Erste Division Generallieutenant Durando (derselbe, der die päpstlichen Truppen bei Vicenza befehligte) in Valenza, Mede, Lumello; zweite Division Generallieutenant Bès, in Mortara, Vigevano, Gambolo ꝛc.; dritte Division General Perone, in Casala, Gattinara, Tornio; vierte Division unter den Befehlen des Herzogs von Genua, zweiten Sohn des Königs, in Novara, Vercelli ꝛc.; fünfte Divsion (die lombardische) General Ramorino, in Alessandria, Bosco, Solero; Reservedivision unter den Befehlen des Kronprinzen, Herzogs von Savoyen, in Casale, Vercelli, Trino; sechste Division, Generalmajor Alphons La Marmora, in Sarzana; siebente Division, Generalmajor Salaroli, in Arona; Geniecorps in Alessandria; Artilleriereserve ebendaselbst; Guiden zu Pferd, in Vercelli. Die vier ersten Divisionen und die Reservedivision waren jede etwa 10,500 Mann stark; die lombardische 7500 Mann, die sechste 7000 Mann, die siebente 5000 Mann. Diese beiden letzteren waren aus den Reservebataillonen gebildet. Das Geniecorps zählte 2000 bis 2300 Mann. Das active Heer bestand also aus einer Streitmacht, die ohne Uebertreibung zu 80,000 Mann berechnet werden kann, darunter 65,000 Mann gute Truppen und 15,000 Mann, die erst ihre Probe ablegen mußten. Die Artillerie bestand aus 21 Batterien, jede zu 8 Stücken, zusammen 168 Feuerschlünde, 18 piemontesische und 3 lombardische Batterien.

Die piemontesische Artillerie ist eine der besten von Europa und das Material ausgezeichnet gut. Die Reiterei zählte 6 piemontesische Regimenter, je zu 6 bis 700 Pferden. Die Reiter führen eine Lanze, einen geraden Säbel, einen Carabiner, pistolone genannt, der in einen Holster gesteckt wird, die Kopfbedeckung ist ein Helm. Dazu kamen 3 Schwadronen Guiden, jede zu 100 Pferden, ein Regiment

lombardiſcher Chevauxlegers und ein noch unvollzähliges Regiment reich gekleideter lombardiſcher Dragoner. Die piemonteſiſche Kavallerie iſt gut, bei 5 bis 6000 Reiter. Oberfeldherr war der König Karl Albert, Chrzanowsky war Generalmajor und übernahm die Verantwortlichkeit der militäriſchen Operationen; General Alexander La Marmora war Chef des Generalſtabs, General Coſſato Unterchef, General Reſſi Befehlshaber der Artillerie, Oberſt d'Alberti Befehlshaber des Genie. Das Heer hatte überdieß einen Belagerungspark von 80 Stücken groben Geſchützes zur Verfügung.

Auf ſeine Artillerie und Kavallerie hielt Karl Albert große Stücke, bei Beginn des vorjährigen Feldzugs ſoll er geäußert haben: er ſei auf den Moment begierig, wo ſeine Kavallerie zum erſtenmal mit der öſterreichiſchen zuſammenkommen würde und verſprach ſich ein gutes Reſultat davon, trotzdem er ſelbſt die Tüchtigkeit und Tapferkeit der öſterreichiſchen Reiterei vollkommen anerkannte. Doch hat die piemonteſiſche Reiterei nie etwas ausgerichtet, große Kavalleriegefechte fanden nicht ſtatt, in kleinen Attaquen zog ſie beſtändig den Kürzern. So erzählte mir ein Uhlanen-Rittmeiſter, welcher im vorjährigen Feldzug mit ſeiner Eskadron in Santa Lucia auf Vorpoſten ſtand und den Befehl erhielt, eine Rekognoscirung gegen Villafranca zu machen, welcher Ort vom Feinde ſtark beſetzt war: die Eskadron rückte alſo vor und die Avantgarde derſelben ſtieß vor Villafranca auf eine feindliche Dragonerabtheilung, die ebenfalls zum Rekognosciren gegen Santa Lucia vorrückte; die Uhlanen griffen muthig den Feind an, der ſich ſogleich auf ſeine Haupttruppe zurückzog; dieſe, bei 400 Pferde ſtark, alſo den Oeſterreichern wenigſtens um das Dreifache überlegen, rückte gleichfalls vor und nun attaquirten beide Kavallerien auf einander, wobei ein Lieutenant ſchwer, einige Uhlanen leicht verwundet, die piemonteſiſchen Dragoner aber über den Haufen geworfen und bis nach Villafranca hineingetrieben wurden, bei welcher Gelegenheit 17 Dragoner heruntergeſtochen und 22 ſammt Pferden zu Gefangenen gemacht wurden. Ihre Niederlage aber wäre weit bedeutender ausge-

ſein. Er hatte der Großmutter einen langen Brief geſchrieben, aus dem man mir in Betreff meiner nur die ſchonendſten, zarteſten Stellen mittheilte, aus denen ich aber entnahm, daß noch ein ziemliches Gewitter für mich im Anzuge ſei, das, wie es am Schluß des Briefes hieß, wahrſcheinlich in der Perſon des Onkels und Vormunds nächſter Tage anrücken werde.

Bei der ſorgfältigen Behandlung, die man mir angedeihen ließ, machte ich in meiner Geneſung raſche Fortſchritte, und ich hatte noch nicht ganzer vier Tage im Bette zugebracht, ſo erklärte mich der Doktor außer Gefahr und verordnete mir ſtärkende Suppen, ein Thema, das bei dem weiblichen Perſonal zu nicht wenig Streitigkeiten Anlaß gab. Der Arzt, ein dicker, gemüthlicher Herr — er trug immer einen blauen Frack und eine weiße hohe Halsbinde — ſaß alsdann vor meinem Bette und leitete die ſtürmiſche Sitzung.

„Ach, Herr Doktor," jammerte die Schmiedin, „ich bin nun einmal für die Weinſuppe; ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube, daß auf einen geſchwächten Magen die Weinſuppe —" — „Ja," unterbrach ſie die Schuſtersfrau; „Weinſuppe mit Roſinen —" — „Was Weinſuppe!" fiel meine Großmutter ein, „eine gute Fleiſchbrühe iſt viel kräftiger;" — „oder ein zartes, junges Huhn," ſetzte die verwittwete Schneiderin hinzu.

Und nun begannen die Partheien zu ſtreiten; man

fallen, wenn es den Oesterreichern möglich gewesen wäre, die Straße zu verlassen und sich auszubreiten, doch ließ das ungünstige Terrain, die Wassergräben und Anpflanzungen zu beiden Seiten keine Evolutionen zu.

Diese Dragoner der piemontesischen Armee sind ihre besten Kavalleristen, sie reiten auf großen, mehr schweren als leichten meist deutschen Pferden und sind mit sehr langen schweren Lanzen, die sie aber gewöhnlich am linken Arm tragen, sowie mit sehr langen, gleichfalls schweren Säbeln bewaffnet. Es mag wohl mit an dieser Bewaffnung und den unbehülflichen Pferden liegen, daß ihr Angriff schwerfällig und nicht mit jener Schnelligkeit und Gewandtheit ausgeführt wird, wie es bei der österreichischen Reiterei der Fall ist; auch wissen sie mit der blanken Waffe nicht so umzugehen und müssen daher nothwendig im Handgemenge den Kürzern ziehen. Die piemontesische Artillerie ist, wie schon gesagt, vortrefflich, ihre Bespannung sehr gut und die Bedienung geht rasch von Statten; dabei haben sie den sehr großen Vortheil, daß ihre schweren Feldbatterien (16Pfünder) 4 Pfund Eisen mehr schießen, wie die österreichischen 12Pfünder, sie haben Wandlaffetten mit sehr hohen Rädern und sehr kleine Protzkasten, ihre Munitionswagen sind von außerordentlicher Schönheit und Solidität. Die piemontesische Artillerie schießt zwar nicht besser wie die österreichische, aber um etwas weiter, da ihre Kanonen weniger Spielraum für die Kugel haben, das Pulver daher auch mehr Kraft entwickeln kann. Auf 1000 bis 1200 Schritt schossen sie am besten, weßhalb die Oesterreicher die Vorsicht gebrauchten, ihnen so nah wie möglich zu rücken, weil sie da häufig überschossen, auch mit den Shrapnels wissen sie gut umzugehen und haben namentlich bei Novara viel Schaden damit gethan.

Was die Infanterie anbelangt, so ist die piemontesische Armee damit nicht gut versehen, die Leute sind meistens klein, schwächlich und nicht besonders einexercirt, sie lassen sich den Feind nicht gern auf den Hals kommen und schießen deßhalb meist ohne Erfolg auf sehr

weite Entfernung, finden aber einen Kampf im freien Felde sehr unbehaglich. Es ist, glaube ich, in beiden Feldzügen kein Fall vorgekommen, daß sie einen Bajonnetangriff ausgehalten, geschweige ihn abgeschlagen hätten, daher waren sie auch, im Bewußtsein dieser ihrer Schwäche, wo es eben thunlich war, stets bis an die Zähne verschanzt und selten zu bewegen in's Freie zu kommen. Hinter diesen Verschanzungen und schützenden Gegenständen haben sich dagegen alle italienischen Truppen, Piemontesen, Römer und Neapolitaner recht ordentlich geschlagen, und wo sie ihr Gewehr auflegen oder zu einer Schießscharte herausstrecken konnten, schossen sie gut und sicher. Die braven österreichischen Truppen dagegen ließen sich bei solchen Gelegenheiten, wo sie natürlich gegen den gedeckt stehenden Feind im Nachtheil waren, nicht viel auf's Schießen ein, sondern gingen mit dem Bajonnet und einem lauten Hurrah darauf los; die Verschanzungen waren in den meisten Fällen bald erstiegen, die Italiener warfen Gewehre, Säbel, Patrontaschen, Tornister und Tschakos von sich, suchten das Weite und die Luft ertönte von ihrem Geschrei: „Misericordia! Prego la vita!"

Eines ihrer besten Corps waren die Versaglieri (savoyische Scharfschützen); sie haben vortreffliche Kammerbüchsen, womit sie namentlich hinter Deckungen schon auf 6—800 Schritt den Oesterreichern vielen Schaden zufügten.

Was nun die Operationen der piemontesischen Armee unter Chrzanowski in diesem Feldzug anbelangt, so kann ich nicht umhin, hier einen sehr gediegenen und treuen Bericht eines deutschen Offiziers über dieselben folgen zu lassen, wie ihn die Allgemeine Zeitung im April dieses Jahrs mittheilte:

„Wie die politische Stellung Oesterreichs in Italien es mehr als wünschenswerth erscheinen ließ, den neu ausgebrochenen Kampf so rasch wie möglich zur Entscheidung zu bringen und zu beenden, was naturgemäß den offensiven Charakter der Kriegführung in sich schließt, eben so bestimmt und klar waren die Piemontesen auf die Defensive verwiesen,

vom militärischen wie noch mehr vom politischen Gesichtspunkt aus betrachtet. Die Ueberlegenheit des Gegners im freien Felde war einmal nicht wegzuläugnen. In taktischer, wie in moralischer Hinsicht kann keine italienische Truppe sich den Oesterreichern an die Seite stellen; in ähnlichem Verhältniß stehen die gegenseitigen Führer zu einander. Oder sollte Chrzanowski sich einem Radetzky überlegen gefühlt haben? Von solchem Wahn wird er jetzt wohl geheilt sein. Die politische Rücksicht gebot den Piemontesen weiter jedem Hauptschlag auszuweichen, Radetzky so lange, wie nur immer möglich hinzuhalten, um den Lombarden Zeit zu verschaffen, bedeutende Aufstände in's Leben zu rufen, worauf sie doch auch nicht wenig gerechnet hatten. Nur vierzehn Tage die Sesia- und Polinie gehalten, was mit ihrer anerkannt guten Artillerie keine zu schwere Aufgabe gewesen wäre, und Radetzky hätte sich wohl zu Entsendungen veranlaßt gesehen, die seine kühnen Angriffsdispositionen gewaltig verändert haben würden. Dann erst kam der Zeitpunkt für die Piemontesen, mit mehr Aussicht auf Erfolg die Defensive mit der Offensive zu vertauschen.

Welche Resultate eine kräftige Defensive, selbst mit sehr mittelmäßig organisirten Truppen, die übrigens Muth besitzen müssen, liefern kann, zeigen uns seit mehreren Wochen die Theißniederungen in Ungarn. Wir sind überzeugt, daß das polnische Element im piemontesischen Obergeneral und andern polnischen Offizieren des Heeres den Oesterreichern auch an dem Po und der Sesia warm gemacht hätte.

Nächst diesem trostlosen Bürgerkriege konnte Sardinien seine im Jahre 1848 gemachten Erfahrungen auch noch zu Rathe sitzen lassen. Hatte es die Operationen vom 23. Juli bis 6. August verflossenen Jahres so ganz und gar vergessen? Als Sieger hatten sich seine Streiter wie die Maulwürfe am Mincio eingegraben; sie verläpperten damals die schönste Zeit, bis Radetzky erstarkt war und sie dann sammt allen Schanzen und Positionsgeschützen mit einem Schlage bis Mailand vor sich hertrieb. Und nun, im jüngsten Monate, fällt es Ihnen bei,

rein offenſiv zu verfahren, wo ihnen richtig angelegte verſchanzte Poſitionen als kräftige Stützpunkte ſo noth gethan hätten!

Natürlich verſtehen wir unter kräftiger Defenſive kein ſo ſaumſeliges unthätiges Verhalten, wie es ſich bei den Piemonteſen in den Mincioverſchanzungen zeigte, ſondern eine richtig verbundene Wechſelwirkung von Angriff und Vertheidigung, und einen beſtimmten Terrainabſchnitt feſtzuhalten.

Die piemonteſiſche Grundſtellung und deren Schwächen haben wir in einem frühern Aufſatz ſchon beurtheilt, es bleibt uns deßhalb nur noch zu zeigen übrig, wie Chrzanowski aus dieſer Stellung operirte, und wie er hätte operiren können, um die begangenen Mißgriffe etwas auszugleichen; daß Pavia mit der günſtigen Poſition am Gravellone ſo ganz unbeachtet gelaſſen wurde, iſt ein ſo unbegreiflicher, wie unverzeiblicher Fehler. Bedenkt man, daß es ſchon Pflicht eines jeden Subalternoffiziers auf Vorpoſten iſt, ſich alle Fälle zu vergegenwärtigen, in welche ſeine Feldwache bei feindlichem Angriff gerathen könne, um ſein Verhalten möglichſt darnach vorherzubeſtimmen, um wie viel mehr mußte man erſtaunt ſein, einen Offenſivfeldzug mit einem ſo groben Fehler eröffnet zu ſehen.

Nach den Berichten überſchritt Chrzanowski am 20. März mit 20,000 Mann den Ticino bis Buffalora und ging bis Magenta vor. Eine Recognoscirung bis Sedriano ergab als Reſultat, daß dieſe Straße ganz frei vom Feinde ſei, woraus ſich die richtige Folgerung ergab, daß Radetzky keine Wichtigkeit auf den Beſitz von Mailand im Augenblick lege und ſich demnach eine andere Operationslinie gewählt habe. Nun erſt erkannte man den großen Werth von Pavia. Man hatte den Gedanken, dorthin zu gehen. Es blieb aber beim Gedanken, für für deſſen Ausführung war es wirklich nicht allein zu ſpät, ſondern dieſe Demonſtration im Rücken der Oeſterreicher bot auch wenig Ausſicht auf Erfolg, daß man richtig ahnte, daß Radetzky, nachdem Mailand ſelbſt nicht gedeckt war, mit vereinter Macht operiren werde, und ſomit es ihm und ſeinen Truppen noch leichter geworden wäre, die ſo

getheilten piemonteſiſchen Streitkräfte zu ſchlagen und zu vernichten. Nun ging Chrzanowski mit ſeinem Corps wieder auf Novara zurück. Abermals ein Fehler! Was that er mit dieſen Streitmitteln zu Novara, während es ihm klar ſein mußte, daß Radetzky zu Pavia den Ticino überſchritten hatte? Er mußte auf kürzeſter Linie von Magenta aus über Abbiate Graſſo nach Vigevano ſich wenden, die beiden Corps vereinigen und mit Uebermacht — da ihm wenigſtens 30,000 Mann auf dieſem Punkte zur Verfügung ſtanden — auf die Verbindung der Oeſterreicher über Gambolo nach Trumello losgehen. Hätte er auch da die Oeſterreicher nicht gefunden, ſo war mit dieſem Marſche nichts verloren, ſondern nur gewonnen, da es einmal Thatſache war, daß Radetzky nicht auf Novara, ſondern im Süden manövrire, und er demnach jedenfalls ſeine Kräfte dem Feinde zu concentrirt hätte. Chrzanowski ging zwar ſelbſt nach Vigevano, gab dadurch zu erkennen, daß ihm die Wichtigkeit dieſer ſtrategiſchen Sachlage nicht entgangen war, führte aber das Flankenmanöver nicht mit der Kühnheit und Entſchloſſenheit aus, mit der es in dieſem großen Moment galt, die Achillesferſe der öſterreichiſchen Operation zu durchſchneiden. Hier mußte ein kecker Wurf geſchehen, der nicht allein alle begangenen Fehler vergeſſen machte, ſondern auch eine Brücke zur wirklichen Offenſive erbaute. So aber tritt nur ein Häuflein von 12,000 Mann bei Gambolo auf und wird natürlich geworfen.

Wäre das Corps des Feldmarſchalllieutenants Wohlgemuth bei Gambolo geſchlagen worden, ſo hätte dieß gewiß eine höchſt mißliche Lage für Radetzky zur Folge gehabt. Wie die Piemonteſen nun Vigevano räumen mußten, ſo wäre es den Oeſterreichern mit dem bereits erſtürmten Mortara ergangen, und die Dinge hätten ſich ehrenvoller, ja unberechenbar vortheilhafter geſtaltet. Zu Gambolo mußten die Piemonteſen demnach ſiegen oder untergehen. Statt deſſen gewinnt Radetzky durch dieſes glückliche Treffen und die Räumung von Vigevano eine zweite, bei weitem kürzere Verbindung an den Ticino, welche ihn vor allen bedeutenden Wechſelfällen des Kriegs ſicher ſtellte.

Nach dieſen Schlappen concentrirt Chrzanowski ſeine Kräfte bei Olengo und um Novara. Wir finden in keinem Bericht ein Beſtreben deſſelben, ſeine letzte ſtrategiſche Verbindung nach Vercelli zu gewinnen. Das war ein neuer Fehler. Sollten die taktiſchen Verhältniſſe der Umgebung von Novara den letzten ſtrategiſchen Athemzug erſtickt haben? Wir kennen dieſe Oertlichkeit nicht, wiſſen aber, daß ein unglücklicher Spieler, um ſich vor dem Bankerott zu retten, ſein Letztes, ſein Alles auf eine Karte ſetzt, und erräth er ſie nicht, verloren iſt. So kommt uns die Concentrirung auf Novara vor. Um mit Vorbedacht eine ſolche Stellung zu nehmen — wenn gleich taktiſch vortheilhaft — muß man den Sieg auf dem Schlachtfeld halb und halb ſchon in der Taſche haben; worauf aber, wie wir glauben, der piemonteſiſche Obergeneral nicht mehr mit jener Sicherheit rechnen durfte, um ihn zur Einnahme einer ſolchen Poſition zu berechtigen.

Die erſte Hälfte der Schlacht bei Olengo entkräftet ſcheinbar unſern eben gemachten Ausſpruch. Scheinbar, weil nur der Fehler des zweiten Armeecorps den Piemonteſen einige Chancen in den erſten Stunden der Schlacht bot. Wenn Chrzanowski bis hieher nur hauptſächlich ſtrategiſche Sünden beging, ſo vermehrte er dieſelben, am Schluſſe dieſes großen Drama's noch durch eine taktiſche. Feldmarſchalllieutenant Baron d'Aſpre läßt ſich von Kampfesluſt hinreißen, bei Olengo mit dem Feinde ernſtlich anzubinden, ohne die Stärke deſſelben zu kennen, und ohne Ausſicht zu haben, raſche Unterſtützung zu erhalten. Höchſtens 20,000 Oeſterreicher kämpfen einige Stunden lang gegen die ganze piemonteſiſche Macht — an 50,000 Mann ſtark! Wer ſchlug ſich nun hier hartnäckig? Doch nicht die Piemonteſen! Als das öſterreichiſche Corps zurückgedrängt war, der Führer nur wieder die alten Bataillone in's Feuer führen konnte und ſich mit ſeltenem Heldenmuth immer auf's Neue den Piemonteſen entgegenwarf, um ſeinen Fehler durch Heldenblut reinzuwaſchen, da mußte Chrzanowski erkennen, wie die Dinge ſtehen und aus der mehr defenſiven Haltung mit Uebermacht — die er aber, ſcheint es, nicht zu benützen verſtand

— in die keckſte Offenſive übergehen, um ſeinen Gegner aufzureiben. Daß d'Aspre und der tapfere Erzherzog Albrecht im Frontangriff einen faſt dreimal überlegenen Feind nicht über den Haufen werfen konnten, iſt natürlich — nicht ſo aber das Umgekehrte.

Wir geſtehen, daß wir von Chrzanowski's Fähigkeiten mehr erwartet hätten."

XIV.

Novara.

Am 25. März erließ der Feldmarschall nachfolgenden Armeebefehl:

Hauptquartier Novara.

„Soldaten!

Ihr habt Euer Wort rühmlich gelöst. Ihr habt einen Feldzug gegen einen an Zahl Euch überlegenen Feind begonnen und in fünf Tagen siegreich beendet. Die Geschichte wird Euch den Ruhm nicht streitig machen, daß es keine tapferere, keine treuere Armee gibt, als diejenige, deren Oberbefehl mir mein Herr und Kaiser anvertraute. Soldaten! im Namen des Kaisers und Vaterlandes danke ich Euch für Eure tapferen Thaten, für Eure Hingebung, für Eure Treue. Mit trübem Blick weilt mein Auge auf den Grabhügeln unserer im rühmlichen Kampfe gefallenen Brüder; ich kann an die überlebenden mein dankbares Wort nicht richten, ohne mit Rührung der Todten zu gedenken. Soldaten! unser hartnäckigster Feind, Karl Albert, ist vom Thron gestiegen; ich habe mit seinem Nachfolger, dem jungen König einen rühmlichen Waffenstillstand geschlossen, der uns Bürgschaft für den baldigen Abschluß des Friedens gewährt. Soldaten! mit Jubel hat uns — Ihr waret Zeuge davon — das Land unseres Feindes

empfangen, das in uns Retter von Anarchie und keine Unterdrücker erblickt. Ihr werdet dieſe Erwartungen rechtfertigen und durch Beobachtung ſtrenger Manneszucht der Welt beweiſen, daß Oeſterreichs Krieger eben ſo furchtbar im Kampfe, wie ehrenhaft im Frieden ſind, daß wir gekommen ſind, um zu erhalten, nicht um zu zerſtören. Ich ſehe den Namen jener Tapfern entgegen, die ſich beſonders auszeichneten, um ihre Bruſt mit dem rühmlich errungenen Zeichen ihrer Tapferkeit entweder ſogleich ſchmücken oder mir dieſelben von Sr. Majeſtät dem Kaiſer erbitten zu können."

Am Abend bei unſerer Rückkehr von Vignale dauerte es ſehr lange, ehe ich in mein Quartier in Albergo d'Italia einrücken konnte. Ich ritt mit Feldmarſchalllieutenant Schönhals voran im Zuge mitten unter den Sereſchanern, und mußte auf meine Ordonnanz, Weiler, warten, der am Ende des Zugs war und einer der Letzten ankam.

Auf einem kleinen Platze in der Stadt wurden die Quartierbillete vertheilt. Es war dort ein großes Durcheinander von Pferden und Reitern; Alles drängte ſich um unſern freundlichen Quartiermacher, Oberlieutenant Buchheim, der mich während des Feldzugs beſtändig äußerſt zuvorkommend behandelte, wofür ich ihm hier wiederholt meinen herzlichſten Dank ſage. Hier wurde nach Pferden gerufen, dort nach einem Reitknecht, hier fehlte wie bei mir die Ordonnanz, dort forſchte eine andere nach ihrem Herrn, der noch nicht angekommen war. Dazwiſchen fiel ein feiner Regen, und die dunkelrothen Flammen der Fackeln, die aufgeſtellt waren, wehten hin und her und drohten kniſternd zu verlöſchen.

Einer nach dem Andern verließ endlich den Platz, die Hufſchläge der Pferde klangen nach allen Richtungen hin, bald immer entfernter, bald immer leiſer. Endlich war ich allein und um mich her war es ſtill und einſam. Mein Weiler kam immer noch nicht! Hie und da huſchte einer der Einwohner eilfertig und ſchüchtern vorbei, wenn er mich neben meinem Pferde ſtehen ſah. Die großen Häuſer, die den Platz umgaben, lagen ſchwarz, dunkel und todt vor mir; ich fühlte

mich aber durchaus nicht verlaſſen; denn ich hatte in dieſer Stunde, aufgeregt durch den ſcharfen Ritt, den erſten ſtillen günſtigen Augenblick ſeit mehreren Tagen und Nächten und daher Zeit und Muße, die intereſſanten Bilder, die ſich vor meinen Augen in dieſen Tagen entrollt hatten, noch einmal in ihrer ganzen Friſche an meiner Seele vorüberziehen zu laſſen. War der Feldzug auch kurz, viel zu kurz für unſere Wünſche, ſo war er gerade in dieſer Kürze um ſo großartiger und ſchöner und trug in das Buch meines Lebens ein Capitel ein, nach welchem ich mich lange ſchon von ganzem Herzen geſehnt hatte.

Endlich tönt ein Hufſchlag, der ſich mir eilfertig näherte. Ich ſah einen weißen Mantel und erkannte bald darauf meinen trefflichen Weiler, der, wie er behauptete, mich überall geſucht und ſich freute, mich hier endlich zu finden. Wir hielten unſern Einzug in der Albergo d'Italia und fanden ſchon im geräumigen belebten Hof deſſelben einen luſtigen Contraſt gegen die finſtere ſtille Nacht in den Straßen.

Dieſer Hof war, wie bei den meiſten italieniſchen Häuſern, mit einem Säulengang umgeben, unter welchem die Pferde, die in den Ställen nicht Platz fanden, untergebracht waren. Große Laternen hingen überall im Hof und warfen ihren unſichern Schein auf die Pferde und ihre Reiter, die im Begriff waren, ſie abzuſatteln.

Der innere Raum war mit Wagen aller Art vollgepfropft, oben in den Gängen klirrten Säbel, auf dem Steinpflaſter deſſelben liefen die Kellner eilfertig hin und her und aus dem Speiſeſaal im erſten Stock ſchallte ein luſtiges Lachen, ein fröhliches Leben.

Dort waren die meiſten Offiziere des Hauptquartiers verſammelt und ich bald mitten unter ihnen. Man hörte hier die intereſſanteſten Details über die große Schlacht. Ein denkwürdiger vergnügter Abend weiter in meinem Leben.

Der Himmel hatte dem Feldmarſchall zu ſeinem Feldzuge ein kleines liebes Stück Vorfrühling verliehen. Seit unſerem Auszug aus Mailand war es warm, ja einigemal ſogar ſehr heiß geweſen und die

hörte die Vorzüge der Weinsuppe und Fleischbrühe auf's Heftigste vertheidigen. Der Doktor hatte alsdann seinen Stock zwischen die Beine gestellt, den Kopf darauf gestützt, und sah lächelnd die Partheien an. Er war ein gar kluger Mann, der Doktor, und bei solchen Gelegenheiten handelte er höchst selten streng durchgreifend, er wartete mit Ruhe den Schluß der Verhandlungen ab und sagte alsdann seine Meinung, die natürlich die Oberhand behielt. Wenn so etwa die äußerste Rechte in der Person der Großmutter die Motion für Fleischbrühe glücklich durchgebracht hatte, und die Schmiedin als äußerste Linke noch ihre einzige Hoffnung auf den Doktor setzte, erhob sich dieser stillschweigend, fühlte mir nochmals an den Puls und sagte ruhig: „Liebe Frau Pastorin, mir scheint, wenn Sie dem Jungen einen tüchtigen Gerstenschleim machen ließen, das wäre das Beste." — „Ja, ja," jauchzte die Schmiedin, um doch nicht Unrecht zu behalten, „Weinsuppe oder Gerstenschleim! doch ist das Letztere besser!" Und der Doktor entfernte sich lachend.

Mein würdiger Prinzipal, Herr Reißmehl, hatte sich trotz all der Unbilden, die ich ihm zugefügt, doch zuweilen nach meinem Befinden erkundigen lassen, sogar, wie die Sage aus dem Munde unserer Hausmagd lautete, war eines Nachmittags eine schauerliche Gestalt erschienen, deren Aeußeres, wie sie beschrieben wurde, viel Aehn-

Felder deßhalb zum großen Vortheil der bivouakirenden Truppen trocken und feſt. Ueber uns ſpannte ſich faſt den ganzen Tag ein lichtklarer blauer Himmel; tauſende von Inſekten ſummten um uns her in der würzigen Luft; die Bäume ſteckten zarte grüne Spitzen aus und ſelbſt der Weinſtock — wir ſtanden während der Schlacht von Novara in einem Rebengarten — trieb ſeine friſchen ſaftigen Augen.

Aber hier in Novara hatte ſich das Alles auf einmal geändert; es wurde kühl und den erſten Theil der Nacht fiel ein kalter feiner Regen, und als wir am andern Morgen aufwachten, lag auf den Dächern der Häuſer eine weiße Schneedecke. Mich fröſtelte, wenn ich an die armen Leute im Bivouak dachte und ſpäteren Beſchreibungen nach, die wir erhielten, ſoll es neben dem Unangenehmen im Feld draußen recht komiſch geweſen ſein, als die Soldaten Morgens aufwachten und mit weißen Decken eingehüllt dalagen. Doch blieb der Schnee nicht lange und ſchon am Abend dieſes Tages war er in der Stadt verſchwunden.

Novara iſt, obgleich der Hauptort einer piemonteſiſchen Provinz und der Sitz eines Biſchofs, nicht beſonders groß. Die Stadt hat etwas über 12,000 Einwohner; ſie liegt auf einer ſanften Anhöhe, iſt von verfallenen Mauern und Baſtionen umgeben und hat ein altes halbzerſtörtes Caſtell, welches gerade in dieſer Zerſtörung — die geborſtenen Mauern ſind mit dem ſchönſten Epheu bekleidet — einen äußerſt maleriſchen Anblick gewährt. Dieſes Gebäude iſt viereckig, mit Gräben umgeben und ſtammt aus dem 13ten Jahrhundert. Ueber dem Eingang ſieht man, obgleich ſehr undeutlich, die Schlange aus dem Wappen der Visconti. Zwei lange gerade Straßen zerſchneiden die Stadt in vier Theile.

Der Feldmarſchall wohnte in der Nähe der Albergo d'Italia in einem Palaſte der Familie Bellini, einem prachtvollen weitläufigen Gebäude.

Ueber die Dauer unſeres Aufenthalts in Novara war nichts beſtimmt, doch ſollte derſelbe nur wenige Tage betragen und wir nach

Mailand zurückkehren, ſobald der Waffenſtillſtand mit Piemont abgeſchloſſen ſei. Dieſer wurde ſchon am 26. März durch Feldmarſchall Radetzky's und König Victor Emanuels Unterſchrift vollzogen und der Vertrag hierüber lautete folgendermaßen:

Art. 1. Der König von Sardinien ſichert beſtimmt und feierlich zu, daß er mit Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Oeſterreich einen Frieden ehemöglichſt abſchließen werde. Der Waffenſtillſtand ſoll nur das Vorſpiel dazu ſein.

Art. 2. Der König von Sardinien wird ehemöglichſt die Truppencorps auflöſen, welche aus lombardiſchen, ungariſchen und polniſchen Unterthanen Sr. kaiſerlichen Majeſtät gebildet worden, mit dem Vorbehalt, nach Gutdünken einige Offiziere der genannten Corps in ſeine Armee aufzunehmen. Se. Excellenz, Feldmarſchall Graf Radetzky, verpflichtet ſich im Namen Sr. kaiſerlichen Majeſtät, daß allen genannten lombardiſchen, ungariſchen und polniſchen Soldaten zu ihrer Rückkehr in die kaiſerlichen Staaten vollſtändige Amneſtie gewährt werde.

Art. 3. Der König von Sardinien erlaubt, daß während des Waffenſtillſtandes 18,000 Mann Infanterie und 2000 Mann Kavallerie kaiſerliche Truppen das Gebiet zwiſchen dem Po, der Seſia und dem Teſſin und die Hälfte der Feſtung Aleſſandria beſetzen. Dieſe militäriſche Beſetzung hat jedoch keinen Einfluß auf die bürgerliche und Rechtsverwaltung des bezeichneten Gebiets. Die genannten Truppen können in der Stärke von 5000 Mann die Hälfte der Garniſon der Stadt und Citadelle Aleſſandria bilden, während die andere Hälfte aus ſardiniſchen Truppen beſtehen wird. Se. Majeſtät bürgt mit ſeinem königlichen Wort für die Sicherheit der kaiſerlichen Truppen; die Erhaltung dieſer 20,000 Mann und 2000 Pferde auf Koſten der ſardiniſchen Regierung wird durch eine militäriſche Commiſſion feſtgeſtellt werden. Der König von Sardinien wird das Gebiet auf dem rechten Ufer des Po, die Herzogthümer Modena, Parma und das Großherzogthum Toscana, alſo alle Länderſtrecken, die vor dem Kriege zu Sardinien nicht gehörten, räumen laſſen.

Art. 4. Da der Einzug der Hälfte der Garniſon von Aleſſandria, welche durch die kaiſerlichen Truppen gebildet werden ſoll, unter drei bis vier Tagen nicht ſtattfinden kann, ſo verbürgt ſich der König von Sardinien für den regelrechten Einzug (entrée regulaire) des genannten Theils der Beſatzung in der Feſtung Aleſſandria.

Art. 5. Die ſardiniſche Flotte — Segelſchiffe und Dampfer — verläßt ohne Ausnahme binnen vierzehn Tagen das adriatiſche Meer und begibt ſich nach den ſardiniſchen Staaten. Der König von Sardinien wird ſeinen Truppen den beſtimmteſten Befehl ertheilen und ſeine andern Unterthanen, die in Venedig ſich etwa aufhalten, auffordern, ſich unverzüglich nach den ſardiniſchen Staaten zurückzubegeben, unter Androhung, daß ſie einer etwaigen Capitulation der genannten Stadt mit den kaiſerlichen Militärbehörden nicht würden einbegriffen werden.

Art. 6. Der König von Sardinien verſpricht, um ſeinen lebhaften Wunſch für Abſchluß eines baldigen und dauerhaften Friedens mit Sr. kaiſerlichen Majeſtät zu bekunden, ſeine Armee in kürzeſter Zeit zu reduciren.

Art. 7. Kraft ſeines Rechts, Krieg und Frieden zu ſchließen, erklärt der König von Sardinien in derſelben Abſicht dieſen Waffenſtillſtandsvertrag als unverletzlich.

Art. 8. Der König von Sardinien wird unverzüglich einen Bevollmächtigten mit voller Macht ad hoc nach einer durch gemeinſames Uebereinkommen zu beſtimmenden Stadt ſchicken, um dort die Friedensunterhandlungen zu eröffnen.

Art. 9. Der Friede ſelbſt und ſeine beſonderen Beſtimmungen werden, unabhängig von dieſem Waffenſtillſtand, nach dem gegenſeitigen Uebereinkommen der beiden Regierungen abgeſchloſſen werden. Se. Exc. der Marſchall Graf Radetzky, wird ſich für verpflichtet halten, unverzüglich den kaiſerlichen Hof von dem lebhaften Wunſche Sr. Majeſtät von Sardinien nach Abſchluß eines dauerhaften Friedens mit Sr. kaiſerlichen Majeſtät in Kenntniß zu ſetzen.

Art. 10. Gegenwärtiger Waffenſtillſtandsabſchluß iſt für die ganze Zeit der Friedensunterhandlungen bindend, und im Falle ihres Abbruchs muß der Waffenſtillſtand zehn Tage vor Beginn der Feindſeligkeiten gekündigt werden.

Art. 11. Die Kriegsgefangenen werden unverzüglich von den beiden contrahirenden Theilen herausgegeben.

Art. 12. Die kaiſerlichen Truppen ſtellen ihr Vorrücken ein, und diejenigen, welche ſchon die Seſia überſchritten, kehren als Beſatzung des eben bezeichneten Gebietes dahin zurück." —

Der König Karl Albert war verſchwunden, und man wußte nur, daß er dem Thron entſagt habe. So viel erfuhr man aber, daß er ſich unſerem heftigſten Feuer während der Schlacht hartnäckig ausgeſetzt und ſelbſt noch am Abend vor den Wällen der Stadt im Kugelregen geſtanden habe, ſo daß der General Durando ihn endlich beim Arm nahm und mit Gewalt von einer Stelle entfernen wollte, wo er ſich unnützer Weiſe der größten Gefahr ausſetzte. Karl Albert widerſtand ihm, indem er ausrief: „Laßt mich ſterben, General, dieß iſt der letzte Tag meines Lebens."

Bald darauf überzeugte ſich der König jedoch, daß jeder Widerſtand fruchtlos ſei und er ſich eben einen Waffenſtillſtand erbitten und harte Bedingungen unterzeichnen müſſe. Er erklärte daher ſein Tagewerk für beendet und ſprach ſeinen feſten Entſchluß aus, zu Gunſten ſeines Sohnes, des Herzogs von Savoyen, abzudanken. Dieſer, ſo wie ſein Bruder, der Herzog von Genua, der Miniſter Cadorna, Generalmajor Chrzanowsky, und die Adjutanten des Königs, welche ſich um ſeine Perſon befanden, drangen in ihn, dieſen Beſchluß zu widerrufen. Doch Karl Albert erwiederte mit großer Ruhe und Feſtigkeit: „Mein Entſchluß iſt gefaßt, ich bin nicht länger der König; dort ſteht Euer Monarch, mein Sohn Victor Emanuel!"

XV.

St. Roſalia.

An einem dieſer trüben Regentage ging ich in Novara durch die Straße, in der Abſicht, die Spitäler, überhaupt die Orte, wo Verwundete untergebracht worden waren, zu beſuchen. Das große prachtvolle Hoſpital dieſer Stadt, welches ich zuerſt beſuchte, iſt ein weitläufiges ſchönes Gebäude, mit großen gewölbten Sälen in Kreuzesform, gut eingerichtet und reinlich erhalten. Die gewöhnliche Anzahl von Betten waren mit guten Matrazen und reinlichem Weißzeug verſehen, und man hatte außerdem noch herbeigeſchafft, was man auffand; aber die Zahl der Verwundeten war zu groß, und ſelbſt unten in den Kreuzgängen lagen die leicht Bleſſirten auf Stroh und in Decken eingehüllt, geduldig wartend, bis droben ein Platz frei würde, und es wurden leider in den erſten Tagen nach der Schlacht viele, viele, viele Plätze frei! — —

Mit einem der Geiſtlichen des Hauſes ging ich durch die Säle, und da lagen die armen Menſchen, der Eine ſtill vor ſich hinbrütend, theilnahmlos gegen Alles, was unten vorging, ein Anderer in wilden Fieberphantaſien liegend, die Meiſten aber einen Gruß freundlich erwiedernd und bereitwillig, ein Geſpräch anzuknüpfen. Die Leicht-

verwundeten hofften auf baldige Genesung, die Amputirten dankten Gott, daß es überstanden und waren überzeugt, daß der Kaiser, für den sie geblutet, auch seiner Zeit das Mögliche thun würde, um ihr künftiges Schicksal zu erleichtern. Von Einem hörte ich namentlich: „Wie werden die zu Haus aufschauen, wenn ich mit Einem Arm heimkehre, und wie werde ich ihnen dagegen erzählen von Vater Radetzky und wie uns Heß und Schönhals gut geführt." Viele der hier unter Wunden und Schmerzen Leidenden erkundigten sich nach ihren Offizieren und wollten wissen, wie es ihrem Lieutenant oder Hauptmann ergangen, der neben ihnen gefallen war. Die erworbenen Medaillen hatten die Soldaten neben sich auf den Tisch hingelegt und betrachteten wohlgefällig dieses um hohen Preis verdiente Zeichen ihrer Tapferkeit. Alles sprach halb leise, um den Nachbar nicht zu erwecken oder zu beunruhigen, und so summte und flüsterte es durch die weiten Säle des Spitals. Auch Besuchende waren viele da; dort saß ein ungarischer Husar und schaute ernst und bekümmert in das Antlitz seines Landsmannes, das aus der weißen Leinwand des Bettes noch dunkler und broncefarbiger wie sonst, aber gänzlich theilnahmlos herausschaute. Hier schrieb ein Artillerist für den Kameraden einen Brief, weiter hinten lag Einer mit furchtbar zerhauenem Gesicht und hörte zu, wie sein Waffenbruder ihm ein Schreiben aus der Heimath vorlas, dabei aber wurden die Binden von seinen Thränen befeuchtet, und er dachte vielleicht, wird sie, von der diese Zeilen kommen, dich ansehen und aufnehmen, wenn das alte bekannte Gesicht, durch den fürchterlichen Hieb des feindlichen Dragoners fast unkenntlich gemacht, nimmer zur Thür hereinschaut. Er küßte den Brief und legte ihn seufzend unter sein Kopfkissen.

Ueber Novara hing, als ich aus diesen Räumen des Leidens in das Freie trat, ein grauer, unfreundlicher, regnerischer Himmel, der Wind wehte heftig durch die Straßen und die Soldaten standen in ihre Mäntel gehüllt unter die Portici oder den Eingängen der Häuser. Von draußen herein kamen vier Mann mit einer Tragbahre, sie brach-

ten einen Verwundeten und ich schloß mich ihnen an, um ein anderes Spital zu sehen. Dieß fand ich in hohem Grade malerischer und poetischer, als das, welches ich eben verlassen. Es war die Kapuzinerkirche St. Rosalia. Dort lag sie vor mir mit ihrem großen düsteren Portal; die alten Steinfiguren in den Nischen hatten in den Falten ihrer Kapuzen und auf ihren Häuptern noch etwas von dem Schnee bewahrt, der gestern Nacht so unerwartet gefallen war. Doch schmolz ihn der feine Regen, der herabfiel und an den hageren Gesichtern und langen Steinbärten hingen schwere Tropfen, wie Thränen über all' das menschliche Elend, das sich hinter den alten Mauern befand. Vor der Kirchthüre lag zertretenes Stroh, von dem der Wind hie und da einen Halm entführte; Leute von der Sanität in ihren blauen piemontischen Röcken und Aerzte aller Grade, sowohl Oesterreicher wie Piemontesen, standen in Gruppen bei einander und plauderten. Ich hob den schweren Vorhang auf und trat in die Kirche. Der Raum war wie erwärmt und äußerst behaglich gegen die nasse Kälte draußen. Die Atmosphäre war geschwängert mit den bekannten Weihrauchdüften, die jeder katholischen Kirche eigen sind; unzertrennlich von dem tiefen Ton der Glocke, unzertrennlich von Orgelton und Gesang, unzertrennlich von der Erinnerung an die Tage unserer Kindheit. Sind wir Katholiken, so erinnert er uns an die heiligen Handlungen, denen wir in der Jugend angewohnt, sind wir nicht katholisch, so erinnert er uns an die Stunde, die wir mit Gespielen in den so freundlich jederzeit geöffneten geheimnißvollen Hallen verbracht. Hier namentlich war dieser Duft ungemein wohlthuend, er stand im sanftesten Einklang mit der angenehmen behaglichen Wärme und mit dem Halbdunkel, das in der Kirche herrschte. Die hohen Bogenfenster waren verhängt, einige mit alten grünen Gardinen, die vielleicht einstens für sie gemacht waren, andere mit allen möglichen Arten von Stoffen und Gewändern, wie man sie gerade gefunden, herbeigeschleppt und benutzt; wie in allen Kapuzinerkirchen war das Innere ziemlich schmucklos; die Wände in grauer Steinfarbe, alle Verzierungen von dunklem,

faſt ſchwärzlichem Holz, die Stühle und Kirchenbänke grob geſchnitzt, ebenſo die Kanzel, über dem Altar ein ganz verdunkeltes Oelbild, vor demſelben brennende Kerzen in hölzernen Leuchtern.

Aber dieß Alles gab ein ſüßes Bild der Ruhe und durch den erwärmten durchdufteten Kirchenraum ſchwebte ein tiefer innerer Frieden, wohlthuend und beruhigend gegen die traurigen entſetzlichen Bilder, die man auf dem Pflaſter der Kirche ſelbſt wahrnahm. Dieſes war mit Stroh bedeckt und durch Kopfkiſſen und Decken nothdürftig für die Verwundeten eingerichtet, die in langen Reihen in den Gängen lagen, Oeſterreicher und Piemonteſen, alle Waffengattungen durcheinander, und die verſchiedenſten Krankheiten, die verſchiedenſten Bleſſuren. Vor den Kranken lagen zerriſſene Monturſtücke und blutige Leinwand, an den Pfeilern lehnten Waffen verſchiedener Art, dort wurde ein Verband friſch angelegt oder erneuert, hier ein Verwundeter, der ſich kaum regen konnte, durch den Krankenwärter geſpeist, weiterhin vor dem Lager eines Unglücklichen, der, ſchwer athmend, mit geſchloſſenen Augen, faſt kein Lebenszeichen von ſich gebend, nach überſtandener ſchrecklicher Operation dalag, ſtanden mehrere Aerzte, einer wuſch ſich die blutigen Hände, und wenn man ihrem Geſpräch zuhörte, und ihre theilnahmvollen Blicke auf den Kranken ſah, ſo konnte man vermuthen, daß dem Armen die vielen Schmerzen, welche er erlitten, das Leben vielleicht doch nicht erhalten würden. Ein ſeltſames buntes Licht füllte den Kirchenraum aus, und die vielen verſchiedenen Stoffe, mit welchen die Fenſter einer Seite verhängt waren, reflektirten mit eben ſo viel Farben auf die gegenüberliegende Wand. Vor dem Hochaltar, der in tiefer Dämmerung lag, durch welche die vor demſelben brennenden dünnen Wachskerzen erſt recht ſichtbar wurden, las ein alter Kapuziner eine ſtille Meſſe. Da er erhöht über dem Kirchenſchiff ſtand, ſo traf ſein ehrwürdiges Haupt mit weißem Bart ein vereinzelter Lichtſtrahl, der ſich durch einen Riß des Vorhangs eingeſchlichen, und umgab ihn wie mit einer lichten Glorie. Der heilige Dienſt ſchien auf viele der kranken Soldaten wohlthuend und beruhigend zu

wirken, denn manche wandten ihr Gesicht gegen den Hochaltar und andere bewegten die Lippen zu einem leisen Gebet. Kapuziner gingen theilnehmend zwischen den Liegenden auf und ab, bald einen Trost sprechend, bald hülfreiche Hand leistend. Noch nie sah ich eine solche Mannigfaltigkeit der Physiognomien auf so engem Raum wie hier beisammen, und alle die verschiedenen Nationalitäten, welche diese tapferen Verwundeten vertraten, traten aus den verschiedenen Gesichtszügen dem Beobachter scharf entgegen. Deutsche, Böhmen, Steyrer und Ungarn, Croaten, Savoyarden und Piemontesen, alles lag hier bunt durcheinander; die Letzteren gewährten durch ihre eigenthümlichen Physiognomien auf dem Krankenbette und im Tode einen besonders schauerlichen Anblick. Die gelblich wachsbleichen Gesichter, durch die kohlschwarzen Haare stark hervorgehoben, mit den stieren, großen dunkeln Augen und schneeweißen Zähnen, stierten einen wahrhaft erschreckend an.

In einer Ecke der Kirche lag ein Piemontese mit dem Haupt auf der Stufe eines Beichtstuhls ruhend und vor ihm kniete ein junges Mädchen, welches leise, eindringliche Worte zu ihm sprach, worauf zuweilen ein leichtes Lächeln über das bleiche Gesicht des Blessirten fuhr, so daß die weißen Zähne hervorblitzten, um aber bald darauf wieder tiefem Schmerz und Gram Platz zu machen. Das Mädchen mußte dem Soldaten, der bis zum Halse fest in eine wollene Decke eingewickelt war, eine Frage stellen, die er nicht beantworten wollte, denn oft schüttelte er mit dem Kopfe.

„Sage mir, Carlo, sage mir, was dir fehlt, du wirst ja bald wieder gesund werden; sage mir doch, wo du verwundet bist;" er schüttelte das Haupt.

„Sprich doch," fuhr das Mädchen mit weinerlichen Augen fort, „gib mir deine Hand;" — er zog die rechte unter der Decke hervor — „so, das ist die rechte, jetzt reich mir auch die linke, lieber Carlo;" er zog den Arm hervor und sie küßte beide Hände mit einer rührenden Leidenschaftlichkeit.

„Gelobt ſei die Madonna!“ ſagte das Mädchen, „wie haben wir gefürchtet, ſie hätten dir einen Arm abgeſchoſſen; gelobt ſei Gott!“

Dabei rannen ihr die Thränen und über das Geſicht des jungen Italieners zuckte ein wilder Schmerz.

„Wir haben aber auch,“ fuhr ſie fort, „vorgeſtern bei dem furchtbaren Schießen den ganzen Tag auf den Knieen gelegen und für dich gebetet, die Thereſina und ich; auch wollte ich ſchon geſtern zu dir kommen mit der Mutter, aber nachdem mein Bruder zurückgekommen war, er ſah vor Schrecken noch bläſſer aus, wie du — du ſiehſt eigentlich nicht ſo ſehr blaß aus, lieber Carlo,“ — unterbrach ſie ſich ſelber, und ſtrich ihm mit leicht bebender Hand die ſchwarzen Haare, „ja, als der Bruder nun kam und ſagte, du ſeieſt verwundet, wollten ſie mich nicht mitnehmen und auch heute bin ich heimlicherweiſe da, um zu ſehen, was meinem lieben herzigen Carlo eigentlich fehlt.“

Bei den Reden des Mädchens floſſen häufige Thränen über das Geſicht des Soldaten und er winkte mit der Hand, ſie ſolle fortgehen, doch wollte ſie dieß Zeichen nicht beachten und machte ſich an ſeinem Lager irgend etwas zu ſchaffen.

„Sie haben dir doch ein Bett gegeben,“ ſagte ſie flüſternd, „die Andern liegen faſt alle auf Streh.“ Sie taſtete mit ihren Händen auf dem Lager umher und plötzlich überzog eine Leichenbläſſe ihr Geſicht. „Carlo, lieber Carlo!“ ſagte ſie, „ſtrecke deine Füße aus, du mußt dich nicht ſo zuſammenziehen — Carlo!“

„Ich kann nicht, Madonna, eine Kanonenkugel hat mich getroffen,“ gab er mit dumpfer Stimme zur Antwort.

„Und hat dir deinen linken Fuß weggeriſſen?“ fragte ſie mit trockenen weit aufgeriſſenen Augen.

„Ja,“ gab er trotzig zur Antwort und wandte die Augen gen Himmel, „meinen linken Fuß und meinen rechten Fuß — beide — beide!“

Mit einem leiſen, aber doch herzzerreißenden Schrei ſank das Mädchen an dem Lager hin und einer der Kapuziner, der ihr Ge-

lichkeit mit Philipp hatte. Ich hätte alle dieſe Beſuche darum gegeben, wenn ich nur über das Schickſal meines Freundes Burbus etwas hätte erfahren können. Daß er noch in der Stadt war, mußte ich glauben; er hatte mir ja feierlich verſprochen, mich vor ſeiner Abreiſe heimzuſuchen. Mir war der Doktor wirklich lieb; im Gegenſatz zu den dürren, troſtloſen Steppen des Reißmehlſchen Hauſes erſchien mir mein Freund wie ein ſaftiger Raſenplatz, auf dem freilich viel Unkraut wucherte. Neben meiner Freundſchaft für ihn quälte es mich auch, etwas über die Laternengeſchichte zu erfahren. Wenn ich an das Polizeigericht dachte, überlief es mich kalt, und ich ſah den armen Doktor ſchon im Geiſte in den Krallen der heiligen Hermandad. Unter dieſen Umſtänden war es mir ein Bedürfniß, ſeine Freundſchaft für mich den Meinigen gegenüber ins hellſte Licht zu ſetzen. Zuerſt eroberte ich das Herz der Schmiedin zu Gunſten des Doktors; die Schmiedin influirte ſofort auf die Tante, und es gelang, ſogar die Großmutter etwas Weniges für ihn einzunehmen. Bei der alten Frau aber that der Name mehr, als was ich von ſeiner Perſönlichkeit zu erzählen wußte.

„Burbus!“ ſagte ſie und nahm eine Priſe aus der gräflichen Doſe; „Burbus!“ wiederholte ſie und ſchob die Brille des alten Generals in die Höhe, wie ſie immer zu thun pflegte, wenn ſie nachdachte. — „Mama,“ ſagte

ſpräch ebenfalls belauſchte, trat näher und hob ſie auf. „Seid gefaßt, meine Tochter," ſagte er, „Gott iſt barmherzig."

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte leiſe: „In vier Wochen ſollten wir Hochzeit haben!"

Der Kapuziner ſetzte ſie an die Stufen des Beichtſtuhls, wiſchte ſich mit dem Aermel der braunen Kutte über das Geſicht und den ſchwarzen Bart und ging darauf langſamen Schrittes durch das Schiff der Kirche.

Eine alte Frau näherte ſich eilfertig dem Lager des jungen Soldaten und ſetzte ſich dann neben das Mädchen an den Beichtſtuhl — es war die Mutter. Alle drei ſprachen eine Zeitlang keine Sylbe, darauf ſchien die alte Frau den Beiden Worte des Troſtes zu ſagen welchen das Mädchen mit leidenſchaftlicher Aufmerkſamkeit lauſchte, während der arme Bleſſirte ſie mit einem bittern Lächeln anhörte. So blieben ſie lange bei einander ſitzen und ich verließ endlich die Kirche.

Abends ging ich nochmals hin und da brannten mehrere Laternen und Lichter in dem hohen Raum. Tiefe Athemzüge verkündigten mir, daß ein wohlthätiger Schlaf vielleicht mit ſüßen Träumen manchen der Leidenden erquickte, während Andere leiſe ſtöhnend ſich auf ihrem Strohlager wälzten. Der alte Kapuziner, der heute Morgen die Meſſe geleſen, ſchlummerte in einem Chorſtuhle. Mehrere Soldaten der Sanität ſaßen am Boden um eine große Laterne und verzehrten ihr Abendbrod. An dem Lager des jungen Soldaten ſaß noch immer die alte Frau, das Mädchen lehnte in der Ecke des Beichtſtuhles und ſchlief, über ihrem Haupte befand ſich eine Mutter Gottes mit dem Jeſuskind, kleine, zierlich aus Holz gearbeitete Figuren, vor welchen eine ewige Lampe brannte; das Geſicht der Madonna war beſtrahlt von dem Lichte und ſchien ſanft und mitleidig auf die arme Schlafende zu blicken, deren ſchöne Züge ich nun deutlicher, als am Tage in dem dämmernden Lichte, ſah. Die kleine Oellampe warf ihren flackernden ungewiſſen Schein auf den Kopf des Mädchens und die Mutter Gottes mit dem Jeſuskinde, ſowie das unglückliche Geſchöpf

neben dem Sterbelager ihres Geliebten, bildete ein rührend-ſchönes Bild mit ſtrahlenden zitternden Lichtern und tiefen ſchwarzen Schatten, wie ein Correggio kaum im Stande iſt, im kühnſten Schwung ſeiner Phantaſie zu ſchaffen.

Zwei Tage darnach beſuchte ich abermals die Kirche St. Roſalia, aber die dichten Reihen von neulich waren ſtark gelichtet. Manche waren in das große Spital gekommen, manche hatten die Augen für immer geſchloſſen und ruhten draußen bei den Schlachtgefährten unter den kleinen hölzernen Kreuzen, welche die Liebe der Soldaten ihren gefallenen Kameraden ſetzte. Auch das Lager am Beichtſtuhl war leer, und der Arzt, den ich an jenem Abend ſprach, ſagte mir, — — der junge Piemonteſe ſei nicht mehr ins große Spital gekommen! — —

XVI.

Straßenleben. Deputationen.

Das Straßenleben in einer eroberten, vom Feinde beſetzten Stadt iſt ſehr intereſſant, wenn auch, wie es hier der Fall war, dieſer Feind nicht als Feind auftrat, und von den Einwohnern nicht ſo aufgenommen wurde. Die piemonteſiſche Armee hatte am Abend der Schlacht, wo ſie theilweiſe in die Stadt hineingeworfen wurde, und während der Nacht fürchterlich in Novara gehaust. Alle Bande des Gehorſams waren gelöst und die meuteriſchen Soldaten achteten nicht mehr der Befehle ihrer Offiziere, nicht mehr das Wort ihres Königs, der umſonſt die Straßen durchritt, um dem Plündern und Zerſtören Einhalt zu thun. Raſende erhoben ihre Fauſt gegen ihn und Gewehre wandten ſich gegen das Haupt des Monarchen.

Hiedurch veranlaßt, entfernte ſich der König ſchon während der Nacht aus der Stadt und in welch' fürchterlichem Gemüthszuſtande kann man ſich denken. Der Tag von Novara hatte ſein Herz gebrochen, das Herz eines tüchtigen Soldaten. Das war er, er hat es am 23. März bewieſen; denn während der Schlacht war er überall zu finden, wo die Gefahr am größten, der Kugelregen am ſtärkſten

war. Dieß unruhige und gequälte Herz hat nun, indem dieß niedergeſchrieben wird, an den Folgen jenes Tages, weit entfernt von der Heimath, aufgehört zu ſchlagen! Friede ſeiner Aſche! —

In der Nacht nach der Schlacht von Novara, als ſich der Commandant des vierten Armeecorps, Graf Thurn, in einem kleinen Landhauſe, einige Miglien von der Stadt entfernt, aufhielt, fuhr gegen 1 Uhr, begleitet von Huſaren der Vorpoſten, eine Berline vor, aus welcher ein langer hagerer Mann ſtieg, deſſen ernſtes und düſteres Geſicht von einer erſchreckenden Bläſſe bedeckt war. Er wünſchte den Commandanten des vierten Corps zu ſprechen und nachdem er zu demſelben geführt war, ſagte er ihm, er ſei Graf Barge, piemonteſiſcher Oberſt, der den Dienſt verlaſſen habe und nach Nizza gehen wolle. Die Armee, ſetzte er hinzu, ſei vollſtändig geſchlagen und befinde ſich in gänzlicher Auflöſung, ja in offenbarer Meuterei gegen die Offiziere, welche der Plünderung der eigenen Landsleute Einhalt zu thun bemüht ſeien.

Auf die Frage Graf Thurns, ob die Stadt wieder befeſtigt ſei, antwortete der Oberſt: „Nein, die Baſteien ſind ſchon längſt abgefahren und zerſtört, neue Schanzen ſind nicht errichtet worden und das Caſtell, die Citadelle hat auch keine Befeſtigung mehr.“ Darauf bat er frei paſſiren zu dürfen und Graf Thurn, der ihm in der kalten Nacht — der Regen goß in Strömen herab — eine Taſſe Kaffee anbot, die der Fremde dankbar annahm, läßt ihn ziehen, ſagt ihm aber beim Einſteigen: Sire, je vous souhaite un bon voyage. Ein junger Mann, der draußen gewartet, ſetzt ſich ebenfalls in den Wagen und ſo ſchnell die Pferde laufen konnten, fuhren ſie davon. Es war Karl Albert; ſo verließ er ſein Heer, nachdem er der Krone, wohl mit ſchwerem Herzen, zu Gunſten ſeines Sohnes entſagt hatte.

Die Klagen der Einwohner über die Aufführung der eigenen Soldaten war wahrlich nicht übertrieben. Nicht nur, daß ſie Läden geplündert hätten, um Eßwaaren, Wein zu bekommen, nein, ſie hatten auch Goldſchmiedsläden erſtürmt, dieſelben ausgeleert und alsdann

Fenerbrände hineingeworfen. Mehrere ſolche Gewölbe zeigten ſich uns, ſowie ſie von den Soldaten verlaſſen worden waren. Das Innere war ausgebrannt, auf dem Boden lagen Schutthaufen und verkohltes Holz und das Ganze bot ein grauenvolles Bild der Verwüſtung. Dank ſei es der feſten Conſtruktion der hieſigen Häuſer, daß die Stadt kein größeres Brandunglück erlitt. Nur wenige Gebäude waren in Flammen aufgegangen.

In der Nähe des Theaters liegt das größte Café der Stadt, wo die meuteriſchen Soldaten ebenfalls toll gewirthſchaftet hatten. Sie hatten nicht bloß alles Eß- und Trinkbare mitgenommen, ſondern ſie zerſtörten auch Stühle und Bänke, ſchlugen die Marmortiſche entzwei und zerſchoſſen die Spiegel. Auch in Privatwohnungen hatten ſie es nicht beſſer gemacht, hie und da Thüren und Fenſter eingeſchlagen und mitgenommen, was ſie fanden.

Man kann ſich denken, daß unſere Truppen, die in ſtrengſter Mannszucht geordnet einzogen, auch hier auf's beſte und freundlichſte empfangen wurden. In die Stadt ſelbſt kamen vielleicht ſechstauſend Mann, meiſtens Infanterie, nur auf dem Marktplatz lagerte eine Schwadron Kavallerie von Radetzky-Huſaren. Sie hatten ihren Pferden unter den Portici, welche den Platz umgaben, gute Strohlager gemacht und campirten des Nachts dabei, in ihre weiße Mäntel eingehüllt. Natürlich wimmelten aber die Straßen der Stadt theils von den Einquartierten, die Novara beſichtigten, theils von Truppen, die draußen lagen und die hieher kamen, ihre Einkäufe zu beſorgen. Letztere aber durften nicht nach Gutdünken in die Stadt laufen, ſondern es wurden compagnieweiſe kleine Abtheilungen formirt und von ihrem Corporal ordentlich in die Stadt geführt.

Hier ereignete ſich eines Tags ein ſehr guter Spaß. Ein Corporal durchzählte nämlich ſeine Abtheilung und fragte ſie, ob ſie mit dem nöthigen Geld zum Einkaufen verſehen ſeien. Als er eine bejahende Antwort erhalten hatte, fügte er weiter ganz ernſthaft hinzu: „Jetzt aber, Kinder, nehmt's die Gewehre mit, dann bekommt Ihr drinnen

in der Stadt Alles um die Hälfte wohlfeiler.“ Und der alte Corporal, der die Einwohner kannte, hatte so Unrecht nicht.

Die ſtrenge Mannszucht im öſterreichiſchen Heer ließ der Italiener, wie er wohl hätte thun können, im Handel und Wandel dem armen Soldaten nicht zu Gute kommen, und es war wohl hie und da ſo ein derbes militäriſches Auftreten nothwendig, um den Krämer zu verhindern, daß er dem Soldaten die einzuhandelnden Gegenſtände nicht über die Gebühr vertheure.

So zogen denn die vor der Stadt liegenden Soldaten herein, abwechſelnd von allen Regimentern und ſahen in ihren Mänteln, mit denen ſie ſich über Nacht auf dem naſſen ſchmutzigen Boden herumgewälzt, recht feldkriegsmäßig aus. Die Bärte waren auch ziemlich lang und jeder Einzelne im Bewußtſein, daß auch er den Feind mitgeſchlagen habe, luſtig und guter Dinge.

Lange Züge Fouragewagen kreuzten ſich in den Straßen und Reiter von allen Kavallerieregimentern ſah man kommen und gehen. Der ungariſche Huſar courbettirend und im kurzen Galopp, den Schnurrbart hinaufgewichst, keck um ſich ſchauend; der Dragoner dagegen, der deutſche Reiter, ernſt und beſonnen, in der ruhigen Haltung im Schritt und nicht leicht aus ſeinem Gleichmuthe zu bringen.

Ebenſo ſind dieſe verſchiedenen Reiter auch im Gefecht. Der Huſar jagt mit wildem kräftigem Hurrah dem Feind in vollem Roſſeslauf entgegen. Sein Choc iſt gewaltig und darauf berechnet, die feindlichen Reitermaſſen im erſten Anlauf zu zerſprengen. Er fliegt mit Windeseile dahin, Pferd und Reiter voll Kampfesluſt; ſein Dollman weht, ſein Auge blitzt, ſein glänzendes buntes Kleid ſpielt in der Sonne, wie die erzürnte Schlange, die auf ihren Raub losſtürzt. Weicht der Feind, dringt der Huſar in ſeine Glieder, und kann er einen Flüchtigen verfolgen, ſo geht ſeine Kampfesluſt erſt recht an. Auf leichtem gewandtem Pferde folgt er dem Feind und haut ihn nieder. Findet er dagegen kräftigen Widerſtand und gelingt es ihm nicht im erſten Anlauf, die Reihen zu durchbrechen, ſo kann er eben ſo

leicht zurückgeschlagen werden, denn so tapfer der einzelne ungarische Husar ist, so ist doch eine Fechtart mit geschlossener Fronte weniger seine Lieblingssache.

Der deutsche Reiter dagegen rückt langsam und besonnen vor, und wirft er auch auf seinem gewaltigen Rosse den Feind nicht zurück, so beißt er sich doch in seine Glieder ein und dringt, mit dem schweren Säbel Alles niederhauend, bedächtig aber unaufhaltsam vor; entweder sein Feind unterliegt oder er.

Man erzählte mir von einem ungarischen Husaren eine vortreffliche Geschichte. Bei irgend einem Gefecht wird ein Husar mit einem schriftlichen Befehl hinausgeschickt zu dem Commandanten der Plänklerkette. „Siehst du dort jenen Tannenbaum?“ sagt sein Offizier; „dahin reitest du, und wirst in der Nähe desselben den Vorposten-Commandanten treffen.“ — „Gut,“ sagte der Husar, faßte den Tannenbaum recht in's Auge, nimmt das Papier, gibt dem Pferde ein paar Sporen und jagt hinaus, was er kann. Mittlerweile hat die diesseitige, sowie die feindliche Plänklerkette eine Schwenkung gemacht, ein Flügel ging zurück, der andere vor, und so kam es, daß die feindlichen Vorposten bis zum bezeichneten Tannenbaum rückten. Der Husar, sein bezeichnetes Ziel fest im Auge, durchreitet die eigene Plänklerkette, jagt durch die feindliche hindurch, obgleich viele Schüsse auf ihn fallen und sieht endlich, am Tannenbaum angekommen, daß dort kein Offizier der Seinigen zu finden. Nachdem er sich ruhig umgeschaut, macht er mit seinem Pferde Kehrt und jagt zurück. Unterdessen aber haben ihn zwei feindliche Uhlanen bemerkt und verfolgen ihn eilfertigst, was dem Husaren nicht entgeht. Zwischen beiden Plänklerketten hält er und wendet, sich auf sein gutes gelenkiges Pferd verlassend, gegen die beiden schwerfälligeren Feinde. Nach kurzem Gefecht haut er zuerst den einen vom Gaul, schießt den andern nieder, kommt glücklich mit einem Beutepferd bei den Seinigen wieder an und meldet ganz ruhig, daß er an dem Tannenbaum keinen Offizier gefunden.

Ein Zwiegespräch von zwei Dragonern, das mir mitgetheilt wurde,

will ich auch dem Leſer nicht vorenthalten. „Du,“ ſagt der Eine, „kannſt du italieniſch? Ich weiß mir in einem Land, wo ſie kein Wort deutſch verſtehen, ſchlecht zu helfen.“ — „Ja,“ entgegnete der Andere, „was man ſo ins Haus braucht, das kann ich ſchon ſprechen.“ — „Und was ſagſt du,“ entgegnete hierauf der Erſte, „wenn du in ein Haus kommſt und haſt Hunger und Durſt?“ — „Ha, das iſt einfach, ich nehme halt Brod, Wein und Fleiſch, was ich gerade brauche, und weiter ſage ich kein Wort!“

Auf dem Marſch ſingen die deutſchen Reiter ein ſtilles harmloſes Lied, das, ſo viel ich weiß, nur eine einzige Strophe hat, die ſie aber unzähligemal in einer ſehr einfachen Melodie wiederholen. Dieſe Strophe heißt:

„Der Menſch muß a Freud han,
Und a Freud muß der Menſch han,
Und wenn der Menſch ka Freud hat,
Was hat dann der Menſch?“

Sehr intereſſant ſind die Kroatenregimenter, die Grenzer, ſowohl durch den Eindruck, den ſie im Ganzen, als auch durch den, welchen die einzelnen Soldaten machen. Sie haben ſtatt der weißen Röcke, wie die übrige Infanterie, braune und ſind ſehr tüchtige Regimenter. Der Soldat iſt meiſtens groß und ſchlank, ſchön gewachſen, mit fremdartigen, hellbroncefarbigen Geſichtszügen. Die zahlreichen Zigeuner, die ſich unter ihnen befinden, erkennt man auf den erſten Anblick. Der Ausdruck ihres Geſichts iſt ganz eigenthümlich, ihre Hautfarbe dunkler und die Haare ſtraffer und pechſchwarz. Von Jugend auf gewöhnt, im Freien zu leben und jedem Geräuſch um ſie her ein aufmerkſames Ohr leihend, ſind ſie zum Plänkler- und Patrouillendienſt ſehr brauchbar. Soll aber der Kroat in das Feuer gehen, ſo muß vor allen Dingen der Offizier vorangehen. Da dieß bekanntlich in der trefflichen öſterreichiſchen Armee ſtets der Fall iſt, ſo iſt der Kroat ein ſehr brauchbarer Soldat. In geſchloſſener Fronte zu ſtürmen, was

der deutſchen Infanterie das größte Vergnügen macht, iſt nicht ſo ſehr ſeine Sache; dagegen weiß keiner, ſo wie der Kroat, beim Vorgehen in der Plänklerkette jeden Terrainvortheil: einen Strauch, einen Graben zu benutzen, um dem Feind unbemerkt näher zu ſchleichen. Auch als nächtliche Schleichpatrouillen ſind ſie ſehr vorzüglich. Wenn zwanzig Mann des Nachts daher kommen in ihren langen Mänteln mit dem ſchwarzen Lederzeug, das ſich in der Dunkelheit nicht verräth, das Gewehr auf der Schulter, ſo hört man keinen Schritt, keinen Laut. An den Häuſern ſchleichen ſie hin und wenn man auch glaubt, der Grenzer ſehe nur auf ſeine Füße — denn er geht meiſtens mit geſenktem Kopf — ſo entſchlüpft ſeinem Blick doch nicht das Geringſte, was ſich um ihn her bewegt. Von ihrem Talente, ſich fremdes Eigenthum anzueignen, können ſie bei der ſtrengen Disciplin in der öſterreichiſchen Armee nur da Gebrauch machen, wo eine Stadt oder ein Dorf, ſei es wegen Verrath, ſei es wegen hartnäckigem Widerſtand, für eine Zeit lang der Plünderung preisgegeben wird. Alsdann raffen ſie aber auch Alles zuſammen und nehmen, was ihnen gerade unter die Hand fällt, ob ſie es gebrauchen können oder nicht, und ihr Torniſter enthält in ſolchen Fällen neben einigen Zwanzigern, die ſie gefunden, altes Eiſen, Weiberkleider, Haartouren und Eßwaaren. Mir wurde erzählt, im vorigen Feldzuge habe ein Grenzer eine Standuhr auf ſeinem Torniſter mitgeſchleppt, die mit zwei großen hölzernen vergoldeten Delphinen geſchmückt war; er wollte ſie als Beuteſtück mit in die Heimath nehmen. Bei dem Mailänder Straßenkampf, wo ſo viele Barrikaden erſtürmt wurden, welche theilweiſe aus Equipagen erbaut waren, verbrannten ſie das Holz der Wagen, nachdem ſie das Eiſenwerk und die Meſſingbeſchläge ſorgfältig abgelöst und geſammelt. Natürlich mußten ſie, gewiß zu ihrem größten Schmerz, bei dem Rückzug Alles liegen laſſen.

Auf dem Marſche und im Bivouak iſt keine Truppe ſo gut mit feineren Lebensmitteln verſehen, wie die Kroaten. Wie ſie es oft herbekommen, weiß der Himmel, aber immer haben ſie was Apartes,

und wenn man den Deckel von ihren Kesseln abhebt, so schauen sehr häufig die gelben Füße einer Ente oder eines Welschen vorwitzig aus der Suppe; überhaupt haben sie im Einfangen von Geflügel eine merkwürdige Fertigkeit.

Was die österreichischen Jäger- und Schützenbataillone anbelangt, so hat wohl kein Staat ähnliche aufzuweisen. Die meisten bestehen aus Steirern und Tyrolern, die von Jugend auf große Fußmärsche und Bergklettern gewohnt sind und mit der Büchse trefflich umzugehen wissen. Ihre Bekleidung ist einfach und zweckmäßig, von grauem Tuch mit grünen Aufschlägen, dazu den bekannten dunkeln Hut. Die steirischen Freiwilligen haben auf demselben Gemsbart und Spielhahnfedern; die andern Schützen, einen dunkelgrünen Federbusch. Ihre Gewehre, die Kammerbüchse, sind von sehr zweckmäßiger Construction; sie schießen sicher und weit. Dazu sind die Schützenbataillone das lustigste und vergnügteste Corps von der Welt; gewandt, unermüdlich, vorzüglich sowohl im Vorpostendienst, wie auch im Sturme, und es ist in den letzten italienischen Feldzügen wohl keine Truppe den feindlichen Batterien so gefährlich gewesen und so hartnäckig zu Leib gegangen, wie die Jäger und die Schützen.

Alle diese Waffenarten sah man in den Straßen von Novara, durch Einzelne vertreten, einherspazieren und ihren Geschäften oder ihrem Vergnügen eifrig nachgehen. Zwischen ihnen wandelte der ernsthafte Artillerist, der Entscheider der Schlachten, im stolzen Selbstbewußtsein seiner vortrefflichen Waffe. Mit den Einwohnern standen die Truppen auf dem besten Fuße. Der Markt füllte sich schon am ersten Tag mit dem Nothwendigen und manches Gewölbe, mancher Laden, der beim Einzuge der Oesterreicher verschlossen war, öffnete sich schon am andern Morgen den Soldaten. Vorsichtigerweise wurden an die Specereiladen zur Zeit, wenn das Militär seine Einkäufe machte, Schildwachen aufgestellt, um etwaigen Unbilligkeiten, von der einen oder der andern Seite, sogleich steuern zu können.

Auch von den Bekannten, die während des Feldzugs bei andern

die Tante, „erinnern sie sich? Burbus, so hieß der alte Müller, von dem Vetter Lamprecht die Mühle kaufte.“ — „Ganz recht,“ sagte die Großmutter nachdenkend; „ich habe ihn mit meinem Mann seliger oft besucht. Ja wohl, ja wohl, die Mühle gehörte auch zu unserem Pfarrdorf; wird wohl der Burbus sein.“ — „Gewiß!“ rief ich, „er hat mir einmal erzählt, sein Vater sei Müller gewesen.“ — „Auch erinnere ich mich,“ fuhr die Großmutter fort, „damals einen kleinen pausbackigen Jungen gesehen zu haben, der vor der Thüre spielte.“ — „Ja, Großmutter,“ sagte ich, „das wird er wohl gewesen sein.“ — „Und jetzt geht es ihm so schlecht!“ seufzte die Schmiedin dazwischen. „Das arme, arme Kind!“ — „Bitt' Sie, Schmiedin!“ rief die Großmutter etwas ärgerlich, „fang' sie nicht wieder an zu lamentiren! Was Kind! das sind jetzt dreißig Jahre her.“ — Die Schmiedin legte die Hand auf's Herz und schwieg mit einem Blicke still, der deutlich sagte: Warum hat mich der liebe Herrgott so zartfühlend geschaffen!

Armeecorps waren, fand man hier in Novara und freute ſich des Wiederſehens. So ſuchte ich auch meinen theuren Grafen N. auf, der mit Feldmarſchalllieutenant d'Aspre ſowohl bei Mortara, als bei Novara beſtändig an der Spitze angreifender Colonnen im heftigſten Feuer geweſen war. Nur ein einzigesmal hatte ich während dieſes Feldzugs etwas von ihm erfahren, und zwar während der Schlacht bei Novara, als einer der Ordonnanzoffiziere des Feldmarſchalls, mein lieber Graf Schönfeld, der von der Avantgarde zurückkam, mir erzählte, er habe den Grafen N. geſund und wohl, aber in dem kritiſchen Moment geſehen, wo eine Granate dicht bei ſeinem Pferde einſchlug und zerſprang, glücklicherweiſe ohne ihn zu verletzen.

In Novara wohnte Graf N. in dem Palaſte Caccia Piatti, dem Hauptquartier des Feldmarſchalllieutenant d'Aspre. Dahin machte ich mich am Abend auf, um ihn aufzuſuchen.

Da ich der Straße unkundig war, ſo bat ich eine alte Frau, die mir mit einem jungen Mädchen begegnete, um Auskunft über den Weg nach dem genannten Palaſt. Beide waren anſtändig gekleidet und die Letztere hatte um ihren Kopf den gebräuchlichen ſchwarzen Schleier geſchlagen, aus welchem ein feines blaſſes, ächt italieniſches Geſicht mit glänzenden ſchwarzen Augen mich freundlich anſah. Sie begleiteten mich gern zu dem Palaſte hin und die Kleine erzählte mir unterwegs, ihr Vater habe eine Sattlerwerkſtatt, und es würde ihn gewiß freuen, wenn ich, falls ich es bedürfte, etwas bei ihm machen ließe.

Ich traf den Grafen N. zu Hauſe, leider etwas unwohl, trotz deſſen aber ſehr beſchäftigt, denn das zweite Armeecorps, bei deſſen Generalſtabe er war, hatte die Beſtimmung, wie man ſpäter erfuhr, in das Toscaniſche einzurücken.

Meine kleine Bekanntſchaft, deren ich eben erwähnte, hätte ich faſt vergeſſen und nimmer an ſie gedacht, wenn nicht ein paar Offiziere, mit denen ich andern Tags durch die Straßen ſchlenderte, mich auf ein wunderhübſches Mädchen aufmerkſam gemacht hätten, das an einem

Fenſter ſaß und arbeitete. Plötzlich fiel mir die bezeichnete Straße und das bezeichnete Haus ein. Ohne langes Bedenken trat ich ein, beſtellte etwas und das Mädchen freute ſich unbefangen und herzlich, mich wieder zu ſehen. Ich kam von da öfter in das Haus, ſaß manche Stunde an dem großen Kamin und ergötzte mich an dem Geplauder der kleinen Marietta, die ein gutes, unſchuldiges Geſchöpf war, ſowie an den Erzählungen des alten Großvaters, der ſich der franzöſiſchen Kriege in Italien mit vielen Einzelheiten genau erinnerte und den großen Kaiſer öfter geſehen hatte. Der Kleinen mußte ich die Ausſprache deutſcher Worte lehren, wobei ſie jedesmal über den harten Klang derſelben ausgelaſſen lachte.

Marietta klagte ſehr über ihre wilden Landsleute. Dem Vater hatten ſie viel Geld weggenommen und ihr den Käfig ihres Kanarienvogels herabgeworfen, ſo daß das arme Thier, wie mancher Soldat, an ſeinen Wunden ſtarb. Solch eine flüchtige Bekanntſchaft gehört zum Soldatenleben im Kriege. Als ich fortzog, nahmen wir Abſchied für Nimmerwiederſehen und die kleine Italienerin ſchenkte mir zum Abſchied eine hochverbotene Kokarde mit den Landesfarben: roth, weiß, grün.

Der Feldzug war mit der glorreichen Schlacht von Novara kaum zu Ende gegangen, ſo erſchien auch alsbald etwas europäiſche Diplomatie in unſerem Hauptquartier. Die Herren Bois le Comte und Abercrombie, die Repräſentanten Frankreichs und Englands, um mit dem alten Marſchall „im Auftrag der ſardiniſchen Regierung“ das Wohl und Wehe Piemonts in die Hand zu nehmen. Radetzky aber, der zu weiſe war, um vielleicht durch die Feder verderben zu laſſen, was das Schwert ſo eben gut gemacht hatte, ließ ihnen ſagen, daß der Waffenſtillſtand abgeſchloſſen ſei, daß er mit ihnen in amtlicher Eigenſchaft durchaus nichts zu thun habe, ſie aber in ihrer Eigenſchaft als Privatperſonen gerne empfangen würde. So kamen ſie denn zu dem greiſen Helden und mit ihnen der Podeſta von Turin, um die Stadt, im Fall der Beſetzung, ſeiner Gnade zu empfehlen.

Eine andere freundlichere und für den Marschall angenehmere Deputation waren Abgeordnete der Commune Wien, die dem Helden in diesen Tagen das Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien feierlichst übergaben. Unter dieser Deputation befanden sich der Präsident des Gemeinderaths Dr. Seiler und der Wiener Bürgermeister Bergmüller. Der Marschall empfing diesen Beweis, wie sehr man im fernen Vaterland seine unsterblichen Verdienste zu schätzen wußte, mit großer Freude. Er legte das Diplom zur Ansicht in seinem Zimmer auf und wir Alle durften es betrachten. Die Ausstattung desselben ist in jeder Hinsicht ein Prachtwerk. Auf dem Umschlag befindet sich in Silber, Gold und Emaille das Wappen des Feldmarschalls, in der Kapsel und an dem Dokument diejenige des Hauses Habsburg und der Stadt Wien.

Aus der Anrede des Dr. Seiler bei Uebergabe des Diploms an den Feldmarschall hebe ich folgende Stelle hervor: „Die bedeutsamen Worte, welche Euer Excellenz in jenen Tagen ernster Siegesfreude (Curtatone und Custozza) uns zuriefen, sie finden in unsern Herzen noch heute den lebhaftesten Anklang. Ja, der Bürger Wiens wird fortan die oft erprobte Treue mit um so größerer Hingebung zu bewahren wissen, je tiefer ihn der Makel schmerzt, womit ein wahnsinniges Beginnen entfesselter Leidenschaften den reinen Spiegel seiner Ehre zu trüben wagte. Auch wir halten das Glück des Vaterlandes für unzertrennlich von seiner Einheit — für einzig möglich durch treues Anschließen an den Thron eines geliebten Herrscherhauses. Auch wir hoffen zuversichtlich, daß Eintracht und Bruderliebe die Völker des Kaiserreichs mit einem festen, mit einem unauflöslichen Band umschlingen werden. Die Blicke Oesterreichs, die Blicke Europa's sind nun von Neuem erwartungsvoll auf die Heldenschaar gerichtet, welche Euer Excellenz unter sieggewöhnten Fahnen vereinigen. Möge uns demnächst ein ehrenvoller Friede beglücken, mögen neue Siege uns zu neuer Bewunderung aufrufen: der Dank des Vaterlandes für Vollbrachtes, wie für Zukünftiges lebt in dem Herzen jedes ächten Oesterreichers."

Richtiger und zu besserer Zeit, wie in diesem Augenblick, hätte die Deputation Wiens nicht erscheinen können. Die neuen Siege waren da, und neue Lorbeerblätter wanden sich um das weiße Haupt des greisen Heldenmarschalls; neben Curtatone und Custozza schreibt die Geschichte Mortara und Novara!

Das Schreiben der Stadt Wien in Bezug auf das übersandte Diplom beantwortete der Feldmarschall folgendermaßen:

„Herr Präsident!

Die Stadt Wien hat mir durch Sie das Diplom überreichen lassen, kraft welchem mein Name als Ehrenbürger im goldenen Buche Wiens eingezeichnet ward. Durch diese schmeichelhafte Auszeichnung sehe ich mich in eine Bürgergemeinschaft aufgenommen, die meinem Herzen immer theuer war. Die Stadt Wien wird stets meine innigste Anhänglichkeit besitzen, denn ihr verdanke ich so viele frohe Erinnerungen aus meinem früheren Leben. Ich bitte Sie, Herr Präsident, dem Gemeinderath und der ganzen Bürgerschaft Wiens meinen innigsten Dank für eine Ehre auszudrücken, die ich über alles hochschätze. Der Tag, wo ich diese Gesinnungen meinen neuen Mitbürgern mündlich ausdrücken zu können so glücklich wäre, würde einer der schönsten meines langen Lebens sein. Die politischen Stürme des unheilvollen Jahres 1848, die nicht allein die Grundfesten des europäischen Staatengebäudes, sondern auch die moralischen Grundpfeiler der Gesellschaft umzustürzen drohten, hatten sich über dem sonst frohen und glücklichen Wien blutig entladen, doch der Sturm ist gottlob vorübergebraust, und nur noch aus weiter Ferne hört man sein Tosen. Schon bricht die Morgenröthe einer besseren Zeit heran, und aus finsterer Nacht tritt das alte treue Wien mit verjüngtem Glanze wieder hervor. Bald zieht unser junger und hoffnungsvoller Monarch wieder in die Thore seiner Hauptstadt, in die Hallen seiner Väter ein; dort will er sich die Krone des großen und vereinten Oesterreichs auf das Haupt setzen; wir werden dann ein Fest der Versöhnung und Wiedervereinigung feiern, wie noch kein Volk ein ähnliches beging. Ver-

geſſen und vergeben ſoll die Vergangenheit ſein, verſöhnt ſich die Hand reichen, was noch vor Kurzem in unglücklicher Verblendung feindlich einander gegenüber ſtand. Nochmals, Herr Präſident, empfangen Sie als Organ meiner neuen Mitbürger meinen wärmſten Dank und die Verſicherung meiner höchſten Werthſchätzung und Verehrung."

XVII.

Im Hauptquartier nach dem Feldzug.

So entzückt auch Alles im Hauptquartier nach einem jeden siegreichen Gefecht während dieses Feldzugs war, und so laut sich der Jubel selbst bei den geringsten Erfolgen aussprach, so sah man doch jetzt nach beendigtem Feldzug und abgeschlossenem Waffenstillstande nicht dieselben freundlichen Mienen, und man hörte häufig bei Alt und Jung darüber klagen, daß Alles so bald beendigt worden sei.

Eines unserer Lieblingslieder auf dem Marsch handelte von dem siegreichen Einrücken in Turin, und dieser schöne Traum war leider nicht in eine noch schönere Wirklichkeit übergegangen. Es ist freilich bei einem braven Offizier nichts begreiflicher, als daß er Krieg wünscht, und daß es ihn unangenehm berührt, einen glücklichen Feldzug, wenn auch noch so glorreich, doch so schnell beendet zu sehen. War es doch möglich, daß der Säbel vielleicht für sehr lange, wenigstens hier in Italien, in die Scheide gestoßen wurde, denn der 84jährige Feldherr hatte so kräftig und mit der ganzen Spannkraft und Schnelligkeit der Jugend sein Schwert geführt, daß wohl auf lange Zeit hinaus von einer neuen Schilderhebung nichts zu fürchten sein wird.

Schon zogen sich auch die Truppenmassen, die um Novara gestanden und nur theilweise an der großen Schlacht mitgekämpft, ausein-

ander und marschirten nach dem Willen des Feldherrn hier- und dorthin, theils in ihre alten Cantonirungen, theils aber auch nach einzelnen Städten der Lombardei, wo eine Rotte wahnsinniger Menschen einen neuen Aufruhr angezettelt hatte, sich selbst, jedoch leider noch mehr Andern und Schuldlosen zum Verderben. Regiment um Regiment zog mit klingendem Spiel zurück, und wie beim Auszug aus Mailand, so sah man auch hier in Novara lange Züge Munitions- und Proviantwagen der Armee folgen, heimwärts ziehend.

Das schlechte Wetter, das wir beständig in Novara hatten, trug auch nicht dazu bei, uns in die heiterste Laune zu versetzen. Nebenbei verstimmten die Nachrichten von dem Aufruhr in Brescia die höheren Offiziere, namentlich den alten Feldmarschall, und wenn auch Feldmarschalllieutenant Haynau wie ein Blitzstrahl von Mestre nach Brescia kam, wenn er auch gleich anfangs St. Euphemia, wie später Brescia, siegreich stürmte, und der ganzen Sache ein schnelles Ende machte, so wirkten dagegen die oftmals von den dortigen Commandirenden verlangte Bestätigung von Todesurtheilen durch den Feldmarschall beständig unangenehm auf das menschenfreundliche Gemüth des geliebten Feldherrn. Namentlich erinnere ich mich eines regnerischen Nachmittags, wo der alte Herr etwas verstimmt und mißmuthig an das große Kaminfeuer in der Stube des Obersten Schlitter trat und lange, lange nachdenkend in die verglimmende Glut schaute.

Feldmarschalllieutenant Haynau hatte die nothwendige Erschießung von mehreren mit den Waffen in der Hand gefangen genommenen Insurgenten angeordnet und an diesem Tage die Bestätigung dieses Urtheils von dem Feldmarschall verlangt, die ihm, als unvermeidlich, mit der Unterschrift desselben Herrn versehen, auch sofort gesandt wurde. Ich stand in dem Augenblick, als die verhängnißvolle Depesche abgehen sollte, am Fenster, schaute hinaus auf den grauen Himmel, von dem ein feiner Regen nieder auf die nassen Straßen fiel. Unten vor dem Thor hielt die Staffette, welche jene Bestätigung übernahm, um sie nach Brescia zu bringen. Ich konnte mich des mir schwer auf's

Herz fallenden Gedankens nicht erwehren: „sobald sich der Reiter in den Sattel schwingt, sind jene Schuldige ohne alle Rettung verloren.“

Jetzt übernahm die Staffette ihre Depesche, saß auf und galloppirte die Straße hinab. Der Hufschlag klirrte auf dem Pflaster, wurde leiser und immer leiser und erstarb endlich in der Entfernung. — —

Aber auch an freundlichen Bildern und Scenen fehlte es uns nicht, und namentlich wenn sich zum Mittagsmahl um 4 Uhr in dem großen Saal des Palastes das ganze Hauptquartier versammelte, so erklang das alte lustige Leben wieder in vollen Accorden. Der Marschall war heiter und sämmtliche Offiziere freuten sich an der Jugendfrische ihres Vaters Radetzky. Wie derselbe immer sein Wort gehalten, so hielt er auch gewissenhaft das uns in Trumello gegebene Versprechen, daß er sich, wenn die Piemontesen „tüchtig geklopft“ würden, wolle den Bart wachsen lassen, denn wenige Tage nach der Schlacht von Novara keimte, von uns Allen mit Jubel begrüßt, aus der Oberlippe des lieben alten Herrn ein grauer Schnurrbart hervor. Dem Marschall selbst war er, wie er oftmals bemerkte, recht unbequem, aber, wenn er auch darüber klagte, setzte er doch immer hinzu: „Da ich's Euch versprochen, muß ich's halten, und werde ihn zum Andenken an Novara bis an mein Ende tragen.“

Täglich kamen Offiziere sowohl von der österreichischen als von andern Armeen an, um an dem neuen italienischen Feldzuge, dessen schnelles Ende Niemand ahnen konnte, noch Theil zu nehmen. So sah ich unter Anderen den Herzog Alexander von Württemberg, der ebenfalls hieher gekommen, um noch einige Lorbeeren zu gewinnen. Ein furchtbarer Sturz von dem Pferde während des vorigen Feldzugs, wobei der Herzog, ein tapferer Soldat und kühner Reiter, die Kniescheibe brach und wodurch er lange Zeit nicht im Stande war, sich im Sattel zu erhalten, hatte es ihm leider unmöglich gemacht, den rühmlichen Antheil an dem glänzenden Erfolge jenes Feldzuges zu nehmen, der ihm ohne dieses Unglück durch manche seiner Eigenschaften gewiß gesichert gewesen wäre.

Auch jetzt noch trug er den Fuß in eisernen Schienen, um nothdürftig gehen und reiten zu können.

Ein anderer Anverwandter des Königshauses, Herzog Wilhelm von Württemberg, Lieutenant bei Kaiser Infanterie, hatte sich nach dem Zeugnisse seiner Kameraden in den verschiedenen Gefechten außerordentlich brav und tapfer hervorgethan und wurde in der Schlacht von Novara von einer Flintenkugel unterhalb des Knies sehr gefährlich verwundet. Ueberhaupt war während dieses Feldzuges, so kurze Zeit er dauerte, der Verlust in der österreichischen Armee nicht gering. Im Gefecht bei Gravellone, am 20. März, hatten wir 9 Verwundete; im Treffen bei Mortara, 21. März, 2 Offiziere, 61 Mann todt, 20 Offiziere, 236 Mann verwundet; in der Schlacht von Novara, 23. März, 1 Stabsoffizier, 13 Oberoffiziere, 396 Mann todt, 2 Generale, 7 Stabsoffiziere, 94 Oberoffiziere, 1747 Mann verwundet; im Ganzen an Todten 1 Stabsoffizier, 15 Oberoffiziere, 457 Mann, an Verwundeten 2 Generale, 7 Stabsoffiziere, 114 Oberoffiziere, 1992 Mann.

So viel der Todten und Verwundeten aber auch waren, so standen auch die Belohnungen für die tapfere und glückliche Armee durch die Gnade des Kaisers und die Vorsorge des Feldmarschalls mit den Anstrengungen und Verlusten im gleichen Verhältniß. Die durch viele gefallene Offiziere entstandenen Lücken wurden augenblicklich durch die Nachrückenden ausgefüllt und es machte sich daher eine starke Beförderung in der ganzen Armee bemerkbar. Ueberhaupt sind die Beförderungen in letzter Zeit sehr bedeutend gewesen, und Mancher, der noch vor 6—8 Jahren Oberlieutenant und Rittmeister war, ist jetzt Major und Oberstlieutenant.

Zu Belohnung der Soldaten ist die öffentliche Vertheilung der Tapferkeitsmedaillen, bei welcher Gelegenheit immer für das betreffende Regiment ein schönes militärisches Fest ist. Dieser Medaillen sind es drei Klassen, die große goldene Medaille, die große silberne und die kleine silberne. Da dieselben (vor allen die goldene) durch sehr hervorragende Tapferkeit verdient sein müssen, so stehen sie auch in sehr

hoher Achtung. Selbst die Offiziere blicken sehnsüchtig darnach, können sie aber nicht erhalten, da sie nicht an Offiziere gegeben werden. Die wenigen von ihnen, welche sie tragen, erhielten sie als Unteroffiziere oder Cadetten. Im vorigen sowie im letzten Feldzuge kam mehreremal der interessante Fall vor, daß Cadetten, welche zu Lieutenants befördert werden sollten, dringend baten, dieß Avancement noch zu verschieben, bis sie sich die Medaille verdient haben würden, und manche erhielten sie auch wirklich nach der nächsten Schlacht.

Für den Soldaten haben diese Medaillen auch noch einen pecuniären Vortheil. Für die goldene erhält der Inhaber, so lange er lebt, die doppelte Löhnung, und wenn er aus dem Militärverband scheidet, lebenslänglich die einfache; für die silberne im Dienste die halbe Löhnung mehr und beim Ausscheiden diese Zulage als lebenslängliche Pension.

Ich sah mehrere solche Vertheilungen, unter andern nach unserer Rückkehr nach Mailand im Giardino publico, die sehr feierlich war. Auf dem Corso, der hinter diesem öffentlichen Garten erhöht liegt, standen Radetzky-Husaren in voller Parade zu Pferde, und unten im Garten die tapfern Regimenter Kinsky, Latour und mehrere Bataillone Grenzer.

Nachdem Feldmarschall Radetzky mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge, welchem sich sämmtliche Erzherzoge und alle hier befindlichen Generale und Feldmarschalllieutenants angeschlossen, bei der Fronte vorbeigeritten war, wobei ihn lautes donnerndes Lebehoch empfing und begleitete, stieg er vom Pferde und ließ die tapferen Soldaten vor den Regimentern zusammentreten. Bei dem namentlichen Aufruf derselben fehlten leider Viele, und von Einigen, denen die große goldene Medaille bestimmt war, meldete der Oberst dem Feldmarschall, der Mann liege hoffnungslos darnieder oder er sei an seinen Wunden gestorben. Auch von denen, welche vortraten, hatten Einige noch den Arm in der Schlinge und Andere sahen blaß und angegriffen aus.

XVII.

Verlobung und Edelmuth.

Im Reißmehlſchen Hauſe war auf die geſtrige furchtbare Cataſtrophe tiefe Ruhe gefolgt. Fanny lag in ihrem Korb und ruhte von der Laternenſtrapatze aus; aber manchmal zuckte ſie zuſammen und öffnete das Maul zu einem leiſen Geheul, eine trübe Erinnerung an ſchreckliche Stunden. Philipp, den nach der ſchlimmen Nacht im Arreſt Barbaras außerordentlich herzliche Begrüßungen, eines ſtarken und guten Kaffees nicht zu gedenken, vollkommen reſtaurirt hatten, ſtand wie gewöhnlich wieder hinter dem Labentiſch in ſeiner ganzen Glorie. Das Strohdachähnliche ſeiner Friſur war ſorgfältig hergeſtellt, eine neue Kattunjacke ſchmückte ihn und Barbara hatte an der Stelle der in der Nacht verloren gegangenen Pantoffeln ihre eigenen Hausſchuhe hergegeben, die warm und dicht, Füße und Herz des unſchuldig Mißhandelten auf's Sanfteſte erwärmten. Gegen Mittag aber kam ihm

Aber als nun der Feldmarschall vor sie hintrat, sie selbst einzeln aufrief und ihnen mit wenigen herzlichen Worten die Medaillen mit dem roth und weißen Band an die Brust heftete, da glänzten die Augen, da färbte sich manche blasse Wange roth, manche rothe schneebleich, aber Alle waren sichtlich ergriffen von dem schönen Moment.

Eine herrlichere Erinnerung an diese glorreichen Feldzüge kann den Soldaten auch nicht verbleiben, als diese hochgeschätzte Medaille, das Zeichen ihrer Tapferkeit, verbunden mit dem Gedanken, daß Vater Radetzky selbst sie ihm angeheftet habe. In der Heimath dieser dekorirten Soldaten erregt die Nachricht meistens eine große Freude. Der Schulze oder Bürgermeister des Orts verliest auf öffentlichem Platz, daß „des Andresen sein Sohn" die Medaille erhalten und eigenhändig vom Feldmarschall Radetzky. Jubel herrscht in dem Dörfchen und eine lustige Tanzpartie krönt meistens das patriotische Fest. Man hat mir Fälle erzählt, daß die armen Anverwandten eines dekorirten Soldaten bei solcher Gelegenheit von dem ganzen Dorfe auf's reichlichste beschenkt wurden.

Auch mir wurde hier in Novara nach beendigtem Feldzuge für meine Berichte in die Allgemeine Zeitung eine Belohnung zu Theil, großartig und schön, wie sie wohl bis jetzt kein Schriftsteller genossen. Graf Radetzky las jeden Tag seine Allgemeine Zeitung und wenn namentlich etwas Umfangreiches über die Armee erschien, so kam er oftmals mit dem Zeitungsblatt in der Hand aus seinem Zimmer und ließ sich das Betreffende von Major Eberhardt vorlesen. Ich glaube, es war der Bericht aus dem Hauptquartier St. Angelo, welcher den guten alten Herrn fast bis zu Thränen rührte, was schon allein für den Verfasser eine glänzende Genugthuung gewesen wäre.

„Sehr lieb und brav geschrieben," sagte der Feldmarschall; „H. ist unser guter Freund!" Darauf drückte er mir die Hand und gab mir einen herzlichen Kuß, worauf die Reihe des Gerührt- und Ergriffenseins nun an mir war. Ich gestehe, ich hätte mir keinen herr-

licheren Lohn wünſchen können und werde dieſen Augenblick in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen. Der Dichter ſagt:

> In jedes Menſchen Leben, mag es auch noch ſo arm an Freuden ſein, glänzen gleich drei hellen Sternen, drei reine heilige Küſſe, bei der Geburt, bei der erſten Liebe und im Tode.

Wenn der Dichter wahr ſpricht, ſo werde ich glücklicher als alle übrigen Menſchen ſein, denn neben jenen drei Weiheküſſen kann man einſt für mich als vierten mit vollem Recht den übrigen an die Seite ſetzen **dieſen Kuß des Vaters Radetzky.**

XVIII.

Rückkehr.

Endlich war der Tag gekommen, an dem wir Novara verlassen und nach Mailand zurückkehren sollten. Da der Krieg nun vor der Hand unwiderruflich beendet war, so sehnte sich auch Jeder hinweg von der kleinen Stadt in den Kreis seiner Freunde und Bekannten, um ihnen das Erlebte und in mancher Beziehung Wunderbare mittheilen zu können. Nicht unwillkommen war daher der Befehl, den wir am 28. März erhielten: „Das Hauptquartier begibt sich morgen nach Mailand zurück."

Da das Wetter noch immer regnerisch und unfreundlich war, so entschloß ich mich, mein Pferd und Freund Weiler, den Stabsdragoner, vorausgehen zu lassen und eine andere Gelegenheit zu benützen, um nach Mailand zu kommen. Diese fand sich für mich auf das allerangenehmste, indem mir Feldmarschalllieutenant Schönhals einen Platz in seinem Wagen anbot. So kehrte ich denn heim aus dem siegreichen Feldzug in der Gesellschaft der Männer, die für mich so außerordentlich freundlich gewesen waren, nämlich: Schönhals, Schlitter und Eberhardt, welche beide letztere ebenfalls mitfuhren.

Der Regen goß in Strömen herab, als am 29. Morgens um 6 Uhr Marschall Radetzky seinen Wagen bestieg und vorausfuhr. Trotz des schlechten Wetters standen auf der Straße Hunderte der Einwohner,

um dem alten Herrn, den Alles auch in Feindes Land liebgewonnen, einen freundlichen Abschied zuzurufen.

Wir hatten unsern Wagen fest verschlossen und unterhielten uns angenehm von den Erlebnissen der letzten Tage. Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls bleibt es immer, daß gerade in den Tagen vom 18. bis 24. März, wo im vergangenen Jahre die österreichisch-italienische Armee in so großer Noth war, dieser kurze und glänzende Feldzug geliefert wurde, was bei uns auf dem Wege nach Mailand Stoff zu lebhaften Gesprächen gab.

Die Landstraße war bedeckt mit langen Wagenzügen, mit Truppen und Pferden. Alles war heiter und guter Dinge, und lustig und vergnügt zog die jubelnde Mannschaft dahin. Wo der Wagen des Marschalls von weitem sichtbar wurde, brachen donnernde „Hochs!" aus, die ihn auf der ganzen Straße bis Mailand begleiteten. Auch in den Dörfern, die wir passirten, standen die Einwohner vor ihren Häusern und sandten dem Wagen noch manch herzliches Evviva nach.

Das Schlachtfeld von Novara sahen wir durch den niederstürzenden Regen wie mit einem grauen Schleier verhüllt. Dort lagen gar Viele tief in der Erde, kalt und starr, die noch vor wenigen Tagen, den grünen Busch auf dem Hute, lustig ausmarschirt waren. Rauher Wind fuhr über die Fläche und beugte die kleinen Holzkreuze (welche die Ruhestellen der Gefallenen bezeichneten), daß sie ängstlich hin- und herfuhren. Es war, als wollten sie sich der heimkehrenden Armee anschließen. Bleibt ruhig stehen im Regen und Sonnenschein noch eine kurze Weile, ihr kleinen Zeichen, wo die tapferen Gefallenen liegen! Tief hinein in die Erde dringt nicht das Licht der Sonne, nicht der Strahl des Mondes, den ihr genießt; nicht das Rasseln der Geschütze, nicht die klingende Feldmusik, die ihr hört. Es wäre aber auch entsetzlich, wenn der Todte da unten noch etwas vernähme von dem Schnauben seines Pferdes, von dem lustigen Lied, mit dem seine Kameraden heimziehen, während er zurückbleiben muß, auf immer, auf ewig; und doch wer weiß! — —

Als wir in die Nähe von Mailand kamen vor die Porta Vercelina, hatte das Wetter sich etwas aufgeklärt; wir fanden hier die Reiter und Pferde des Hauptquartiers und der Marschall beschloß, hoch zu Roß seinen Einzug in die Stadt zu halten.

Es war vor dem Thore ein lustiges Gewühl, Munitionswagen und Equipagen drängten sich, links waren die rothen Sereschaner aufgestellt, rechts die Stabsdragoner mit ihren weißen Mänteln und unzählige Offiziere bildeten glänzende Gruppen. So sehr ich auch umherspähte, konnte ich nirgends Weiler mit meinem Pferd finden. Derselbe hatte keinen Befehl erhalten zurückzubleiben und war mit mehreren Andern in die Stadt marschirt. Glücklicherweise fand ich ein lediges Sereschanerpferd und da mir der orientalische Sattel nichts Neues war, so beschloß ich, auf dem kleinen Klepper mit dem rothen phantastischen Riemenzeug meinen Einzug zu halten.

Wenn man von den fabelhaften Schlachtberichten gehört hatte, welche absichtlich in der Lombardei verbreitet wurden, und worin deutlich zu lesen war, daß die Oesterreicher fast überall geschlagen worden seien, und wenn man dazu bedachte, wie angenehm und glaubwürdig den meisten Mailändern diese Nachrichten seien, so konnte man ihre Leichtgläubigkeit nicht übel nehmen, wenn sie in den so rasch wieder heimkehrenden Truppen, die allerdings durch die vielen Bivouaks im Regen nicht parademäßig aussahen, eine geschlagene Armee erblickten. Unbegreiflich bleibt es aber immer, wenn man bedenkt, daß Novara von Mailand wenige deutsche Meilen entfernt ist, so daß man den Kanonendonner der Schlacht deutlich in der Hauptstadt der Lombardei vernahm und daß man die wichtigsten Nachrichten aus dem Feld in wenigen Stunden haben konnte. Das that aber Alles nichts; Radetzky war mit seiner Armee geschlagen, der Marschall mußte sich nach Mailand zurückziehen, werde auch morgen schon die Stadt wieder verlassen und sich an die Festungen Verona und Mantua lehnend, noch einen letzten Versuch wagen, die siegreich vordringenden Piemontesen aufzuhalten!

So hatten sie es sich ausgemalt und kamen haufenweise aus der Porta Vercelina, um die geschlagene Armee zu sehen, gingen aber meistens kopfschüttelnd zurück, denn das lustige Aussehen der Grenadiere, die Fröhlichkeit sämmtlicher Mannschaft und namentlich die eroberten piemontesischen Batterien mochten ihnen verdächtig vorkommen. Doch hatte für Letzteres ein gescheidter Kopf den guten Einfall und soll gesagt haben: „Was wollt Ihr? das sind keine piemontesischen Geschütze; die Oesterreicher haben die Laffetten blau gefärbt, um uns irre zu führen!“ Und diese tröstliche Gewißheit fand allgemeinen Anklang.

Gegen 10 Uhr stieg der Marschall zu Pferde, um den erstaunten und verwirrten Mailändern den Anblick seines feierlichen Einzugs zu gewähren. Den Vortrab machten wie gewöhnlich eine Patrouille Dragoner und Sereschaner, den Carabiner oder Säbel in der Faust emporhaltend, alsdann folgten die Stabsdragoner und sämmtliche Sereschaner, dann zwei Oberoffiziere des Generalstabs und hierauf der Sieger selbst inmitten der Erzherzoge Karl Ferdinand und Leopold und einer der zahlreichsten glänzendsten Umgebungen, die ich je gesehen. Alles, was von Offizieren aller Waffen und Grade nur sich möglicherweise anschließen konnte, folgte dem Siegeszuge, und die ganze breite Straße Mailands, durch welche wir zogen, wogte und glänzte in Gold, Silber, Helm und Federbusch.

Der greise Feldmarschall an der Spitze, ritt, wie gewöhnlich, einen Schimmel und sah heiter und vergnügt aus; ihn schien es wenig zu kümmern, daß die Stadt selbst ihm keinen festlichen Empfang bereitet hatte und sich auf der Straße nur wenige Hände zum Gruß emporhoben. Nicht als ob es den Straßen und Plätzen Mailands, durch welche wir zogen, an Zuschauern gefehlt hätte, Gott bewahre! Längs den Häusern standen sie tausendweise massenhaft zusammengedrängt, und die Balkone waren bis in die obersten Stockwerke dicht mit Menschen angefüllt, aber kein Laut, kein Willkomm, kein Gemurmel hörbar, keine Bewegung in dieser unzähligen Menge, Alles starr vor

Erſtaunen und — Entſetzen! Denn am Ende waren die Berichte über die gewonnenen Schlachten der Piemonteſen doch falſch, am Ende war es doch wahr, was ſie nicht glauben mochten und wollten, am Ende hatten die Oeſterreicher doch bei Novara die piemonteſiſche Armee total geſchlagen und faſt vernichtet.

Dieſe Italiener ſind wie die Kinder und ſchon am frühen Morgen, als unter dem Klingen fröhlicher Feldmuſik, geſchmückt mit grünen Siegeszeichen, Regiment um Regiment einzog und jubelnd ob dem ungeheuren Erfolg die alten Quartiere wieder bezog, verwandelte ſich bei Vielen die Freude über den Fall des öſterreichiſchen Aars in Zorn und Wuth und mit verhaltenem Ingrimm begannen ſie aufs Neue über Verrath zu klagen.

Je tiefer wir in die Stadt eindrangen, je finſterer wurden die Mienen der Zuſchauer, je länger die geſtern noch ſo trotzigen Geſichter. Der alte Mann da vornen ſah gar nicht ſo aus, als hätte er eine Schlacht verloren, die blaue Farbe der eroberten piemonteſiſchen Batterien, die nachgeführt wurden, ſah doch etwas verwittert und abgeſchoſſen aus, die dunkeln Flecken und Kugelmale auf denſelben ließen ſich nicht wegläugnen, und die viertauſend Grenadiere, die hierauf folgten, blickten unter ihren Bärenmützen gar ſtolz, ja ſogar etwas verachtend auf die zahlloſe Menſchenmenge.

Auf dem Domplatz, wo das Gedränge wahrhaft ungeheuer war, konnten die Stabsdragoner und Sereſchaner nur mühſam Platz machen für den Feldmarſchall und ſein Gefolge, das ſich hinter ihm aufſtellte, denn der Feldherr ließ die ſiegreich einrückenden Truppen hier vorüberziehen.

Wie ſchon beim Einzuge, ſo herrſchte auch hier unter den verſammelten Zuſchauern Todesſtille; es war, als halte Jeder den Athem an ſich und wage auch nicht das geringſte Geräuſch zu machen. Vorüber an dem prachtvollen Dom, der ſchon auf ſo viele Heere herabgeblickt, zogen die Grenadiere mit ruhigen feſten Schritten. Die Feld-

muſik ſpielte „Gott erhalte unſern Kaiſer“ und die lauten herzlichen Vivats, Eljens und Evviva's der Truppen begrüßten den Feldherrn, die eroberten feindlichen Kanonen raſſelten auf dem Pflaſter, von den Italienern mit Verwünſchungen begleitet, ohne daß eine Bewegung unter dem Volkshaufen ſichtbar geweſen wäre.

Plötzlich aber neue ungeheure Vivats der anrückenden Grenadiere. Alles ſchaut nach der engen Gaſſe, aus welcher unſere Soldaten wie endlos hervorkommen, immer neue Bataillone, auf den Balkonen geräth Alles in Bewegung und dieſe Bewegung gewaltig wachſend, zittert fieberhaft unter den Zuſchauern auf dem Platze nach, die Menge wogt vor und zurück, ein Gemurmel erhebt ſich und ſchwillt wie Meeresbewegung an; man verſteht kein Wort, aber gewaltige Aufregung zerreißt die Herzen der Zuſchauer, denn über den ſchwarzen Bärenmützen, neben der alten zerſchoſſenen und nur in einzelnen Fetzen flatternden Fahne der Grenadiere weht neu und glänzend eine piemonteſiſche Standarte, roth, weiß, grün, die bekannten Farben mit dem weißen ſardiniſchen Kreuze. — — — —

Wie oft und wie viele derartige Fahnen ſah der alte Platz hier im vorigen Jahr, ſahen alle die Menſchen, die hier verſammelt waren, aber unter welch' ganz andern Verhältniſſen! Daher war auch der Eindruck, den der Anblick der Standarte hervorrief, ſo ungeheuer.

Ueber den Corſo der Porta orientale begleiteten wir den Feldmarſchall nach der Villa Reale, und als er abſtieg, grüßte das Gefolge den geliebten Führer mit einem dreimaligen donnernden Lebehoch für die treffliche Führung des beendigten Feldzugs; — Allen, die ſich zufällig in ſeiner Nähe befanden, drückte er die Hand, Einige küßte er gerührt, und die Andern, die ferne ſtanden, waren zufrieden mit ſeinem freundlichen Gruß.

XIX.

Brescia.

Das lebendige und bunte Treiben, welches in den ersten Tagen unseres Einzugs in Mailand auf den Straßen herrschte, bot dem Beobachter manches eigenthümliche interessante Bild.

Der Soldat; welcher sich in den Gefechten des dießjährigen Feldzuges tapfer geschlagen, der sich bewußt war, zum seltenen glänzenden Erfolg desselben mitgewirkt zu haben, ging stolz und erhobenen Hauptes durch die Straßen. Zeigten auch seine Kleider hie und da noch Spuren vom Bivouak und den Strapazen harter Märsche, so war doch seine Miene desto frischer, und man las aus seinen von Glück und Stolz strahlenden Augen das ihn beseligende Gefühl, „der italienischen, der sieggekrönten Armee anzugehören.“

Die Offiziere, deren frohes Aeußeres Zeugniß gleicher erhebenden Gefühle ablegte, waren auch schon damit beschäftigt, sich auf's Neue häuslich einzurichten. Alte Bekanntschaften wurden wieder aufgesucht, und wie freute man sich, hie und da einen Bekannten wieder zu finden, den man seit dem Ausmarsche nicht mehr gesehen, und von dem man nicht wußte, hatte ihn eine feindliche tödtliche Kugel getroffen, war er gänzlich verschont geblieben, oder mußte er vielleicht in Novara

oder Pavia verwundet im Spitale zurückbleiben, den Heimziehenden sehnsüchtig nachblickend.

Solche Scenen des Wiederfindens und der innigen Freude, einander glücklich wieder zu sehen, gewahrte man häufig und nicht bloß zwischen österreichischen Soldaten und Offizieren. Auch sehr viele von den Einwohnern Mailands drückten dem alten Bekannten, dem heimkehrenden Streiter freundlich die Hand und hießen ihn willkommen.

Das über alle Erwartungen glänzende Resultat des Feldzuges, sein mit dem Anfange fast zusammenfallendes Ende, und alles, was darüber im Publikum verlautete, grenzte so an das Fabelhafte, daß Viele ihren Ohren und Augen nicht trauen wollten, und sich daher des Gedankens nicht wehren konnten, Radetzky sei geschlagen und auf dem Rückzug begriffen. Man hörte daher von den Bewohnern Mailands hie und da in allem Ernste die Frage: „Aber sagt mir aufrichtig, bleibt ihr hier oder geht's morgen weiter? Ist es wirklich wahr, daß der alte Marschall geschlagen und sich an die Etsch zurückzieht?"

So sprachen wohl Viele in den ersten Tagen, und manche Gruppen von hochgewachsenen schönen Männern mit gewaltig starken Bärten und außerordentlich keck umgeworfenen Mänteln sah ich beisammen stehen und hörte sie sagen, wenn die Soldaten mit dem dürren und doch so frischen Siegesreis auf dem Tschakow lustig vorüberzogen, daß es ganz bestimmt sei, daß Radetzky sich nur zwei Tage in Mailand aufhalte und alsdann genöthigt sei, sich wie im Jahr 1848 unter die Mauern Verona's zurückzuziehen.

Die unangenehme Enttäuschung ließ denn freilich nicht lange auf sich warten. So erzählte man uns auch, daß während der Schlacht von Novara Tausende von Menschen auf den alten Wällen Mailands und vor dessen Thoren sich gesammelt hatten, und daß Viele deutlich hören wollten, wie sich der Schall des Kanonendonners allmählig über Vigevano und Gambolo gegen Pavia hin entferne. Mit allgemeinem Jubel wurde dieser kühne, nur zu bald getäuschte Glaube

eine Nachricht zu, die ihn wieder bedeutend aufregte, da sie mit den Ereignissen der verflossenen Nacht offenbar im engsten Zusammenhang stand. Eine Magd aus dem Nachbarhause, die in den Laden kam, erzählte ihm, am Morgen sei Doktor Burbus auf die Polizei gerufen worden, habe sich aber mit Krankheit entschuldigt; als nun nach Verfluß einer Stunde der Polizeikommissär selbst sich eingefunden, um sich von der Wahrheit des Vorgebens zu überzeugen, sei der Doktor verschwunden gewesen, und eben jetzt befinden sich Gerichtsschreiber und Urkundspersonen drüben in seinem Zimmer, um die Pfändung seiner Habe vorzunehmen, welches Geschäft schnell beendigt sein werde. Philipp faltete die Hände, als er dies vernahm, und sein erster Gedanke war, daß doch auch bei der Justiz Gerechtigkeit zu finden sei, und seine zweite Regung war Mitleid mit dem, der sich oft so schwer an ihm versündigt.

Der Prinzipal, den der Gang auf die Polizei aus dem gewöhnlichen Geleise seiner Geschäfte gebracht, war heute Morgen, statt um sieben, erst um eilf Uhr nach einer langen Unterredung mit Jungfer Barbara in den Garten gegangen, und erschien offenbar sehr zerstreut. Seit zwanzig Jahren vergaß er zum erstenmal seine Taschenuhr nach dem alten Gnomon zu richten, nahm auf der gewöhnlichen Stelle keine Prise, betrachtete den großen Birnbaum neben der Sonnenuhr kaum mit einem

begrüßt; denn nun ſchien es ſicher, daß die öſterreichiſche Armee vollſtändig geſchlagen war, ja, daß die Piemonteſen ſie bei La Cava vollſtändig umzingelt hatten. Umſonſt veröffentlichte die Behörde ein Bulletin von dem Gefechte bei Mortara, umſonſt ließ ſie es an die Straßenecken und Plätze anheften, man lachte darüber und zuckte ungläubig die Achſeln, weil das Placat keine Unterſchrift hatte.

Außerdem fehlte es nicht an Perſonen, welche von dem Schauplatz der Kämpfe Nachrichten erhalten haben wollten und die lügenhafteſten Berichte über die Siege der Piemonteſen verbreiteten. Aus dieſem Kaffeehausgeſchwätz nun formirten leichtſinnige böswillige Menſchen ſogar eine Waffenſtillſtandsurkunde mit den härteſten Bedingungen für die Oeſterreicher, welche der geſchlagene Feldmarſchall ſich gezwungen ſah, anzunehmen.

In Mailand ſelbſt hatten die Lügen weiter keine Folgen, als einzelne Reibereien zwiſchen Gensdarmerie und Leuten der niedern Volksklaſſen, welche Auftritte jedoch ſelbſt noch am Tage des Einzugs ſtatt fanden. So wurden zwei Offiziere, die den Truppen entgegen ritten, an dieſem Tage vom Pöbel beläſtigt und wären wahrſcheinlich ernſtlich inſultirt worden, wenn nicht in dieſem Augenblicke in der Nähe der betreffenden Straße ein heimkehrendes Regiment mit feſtem Schritt und luſtiger Feldmuſik einmarſchirt wäre. Bei dieſem Anblick aber, welcher die gehegten Erwartungen „eine geſchlagene Armee einziehen zu ſehen," auf das Unangenehmſte täuſchte, ſtob der Volkshaufen erſchrocken auseinander, ließ ſich aber freilich an andern Orten auf's Neue täuſchen.

In andern Theilen der Lombardei, vorzüglich aber in den Gebirgen und namentlich in der Landſchaft Brescia begannen, wie man weiß, nach dem Abmarſch der Oeſterreicher Unruhen ernſterer Art und die Revolutionsmänner mit ihrem Anhang, Deſerteuren, Schleichhändlern und gemeinen Verbrechern aller Art tauchten plötzlich wieder an das Tageslicht empor und wenn auch meiſt eine kleine, aber entſchloſſene Schaar, tyranniſirte ſie doch die Mehrzahl, die friedlichen Bürger,

weil dieſen, ſtatt jenen auf die Köpfe zu ſchlagen, auch hier, wie an ſo vielen andern Orten, die nöthige Energie zu entſchiedenem Handeln fehlte.

In Folge des leichtſinnigen Aufrufes des Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan waren bedeutende Waffenſendungen durch die Propaganda in die Lombardei eingeführt worden, mit welchen ſich dort die Rebellen, an andern gemäßigteren Orten die Bürger bewaffneten, eine Art Civica herſtellten, um auf alle Fälle gerüſtet zu ſein und der allgemeinen Sache dienen zu können, je nachdem ſie jenſeits des Teſſin entſchieden würden. Wären die Oeſterreicher beſiegt worden, ſo hätte ſich bei deren Durchmarſch manches Städtchen in ein zweites Melegnano verwandelt. Da dieß aber glücklicherweiſe nicht der Fall war, ſo hatte ſich die Bürgerwehr angeblich nur zu Aufrechthaltung der Ordnung conſtituirt, ja empfing die zurückkehrenden Truppen an manchen Orten in Parade, präſentirte das Gewehr und lieferte alsdann ihre Waffen ruhig wieder ab. An manchen Orten mochte es, ſo wie dieß verlangt wurde, nun freilich mit dieſem friedlichen Benehmen Ernſt und daher dieſe neu entſtandene Civica ſehr erfreut geweſen ſein, als ſie bei der Rückkehr der Oeſterreicher ihres Dienſtes enthoben wurden.

Anders aber geſtalteten ſich die Dinge in der Hauptſtadt Brescia, deren Einwohner unter allen Lombarden für die trotzigſten und tapferſten gelten. „Was vom Regimente Haugwitz," ſagt der Berichterſtatter der italieniſchen Ereigniſſe in Italien, „voriges Jahr in ſeiner Treue verharrte, ſchlug ſich tapfer für Oeſterreich, was abfiel, war kein verächtlicher Feind," und die Piemonteſen rühmten die Brescianer ihres 21. Regiments. Schon in alter Zeit galt bekanntlich Brescia für eine unruhige Stadt. Im Jahre 1796 empörten ſie ſich, von den Franzoſen aufgehetzt, gegen die Stadt Venedig, ihr rechtmäßiges Oberhaupt, und riefen die Franzoſen in's Land. So wurden ſie Unterthanen Frankreichs, welches ſie dann mit eiſerner Ruthe im Zaum hielt. Dennoch fand ſpäter Oeſterreichs milder Scepter an ihnen keine

treuen dankbaren Unterthanen. Die Dankbarkeit der Völker gehört leider nicht zu den Tugenden der Gegenwart. Schon im vorjährigen Aufstand übertrafen die Brescianer durch treuloses grausames Benehmen gegen gefangene österreichische Offiziere und deren Weiber und Kinder alle lombardischen Städte.

Am 23. März 1849 erhoben sich nun die Stadt und ihre Umgegend in hellem Aufstand; der Postwagen von Mailand wurde ausgeraubt, das Gepäck des Regiments Albrecht weggenommen, vereinzelte Militärs gefangen gemacht, einige Anhänger oder Angestellte der Regierung eingesperrt, schrecklich mißhandelt und zum Theil selbst ermordet. Im Castell, welches sofort nach ausgebrochener Empörung sein Geschütz gegen die Stadt spielen ließ, lag nur eine schwache kaiserliche Besatzung. An diese wurde, nachdem das Feuer auf die Stadt begonnen, ein Geistlicher als Parlamentär abgeordnet, welcher der Besatzung eröffnete, daß für jeden Schuß auf die Stadt ein kranker Soldat, deren sich zur Zeit des Aufstandes in dem Haupthospital Nr. 2 gegen 300 befanden, würde umgebracht werden.

Der Commandant des Castells stellte nun einstweilen das Feuern ein. Im Spital aber, dessen Zugänge gesperrt waren, stand, wie man später erfuhr, jeder, der sich nur einigermaßen aufrecht halten konnte, zur äußersten Vertheidigung bereit, da die Unglücklichen wußten, welche Gefahr ihnen drohe.

Das Commando im lombardisch-venetianischen Königreiche führte während des Feldmarschalls Entfernung Feldmarschalllieutenant Haynau. Sein Hauptquartier hatte er in Padua. Sogleich, als er die Nachricht von dem Aufstand in Brescia erfuhr, beorderte er aus Mantua und Verona einige Truppen zu Bezwingung der Empörung. Auch Radetzky entsendete von Novara, wo er am Tage nach der Schlacht von diesem Aufstand Kunde erhielt, unverzüglich den Feldmarschalllieutenant Appel mit dem 3. Armeecorps nach derselben Gegend, und verfügte sich persönlich mit dem ersten Reservecorps nach Mailand.

Die Verblendung der Brescianer ging sogar so weit, daß sie die

Quartiermacher des dritten Armeecorps, deren Erscheinung hätte genügen sollen, sie zur Besinnung zu bringen, ohne weiteres gefangen nahmen. Daß vor Ankunft dieser bedeutenden, gegen Brescia beorderten Truppenmacht der Aufruhr bekämpft war, ist bekannt.

Das oben erwähnte Schweigen des Geschützes vom Castell in Brescia, die Vorsicht, womit das von Verona und Mantua sich nähernde kleine Corps zu Werke ging, hatte unterdessen den Uebermuth der Insurgenten gesteigert. Generalmajor Graf Nugent, Sohn des Feldzeugmeisters, hatte am 27. März die Insurgenten aus der eine Stunde von der Stadt entfernten Ortschaft Santa Eufemia vertrieben, und machte am folgenden Morgen den Versuch, sie aus Brescia mittelst eines Scheinangriffs herauszulocken, was jedoch nicht gelang. Es kam nur zu einem unbedeutenden Gefechte, wobei indessen das neu formirte dritte Bataillon des Regiments Ceccopieri (Italiener) die Gelegenheit ergriff, durch treues Verhalten im Gefechte sein vorjähriges pflichtwidriges Benehmen gut zu machen.

Inzwischen traf Haynau vor der Stadt ein, und vernahm, daß die Insurgenten sich zum äußersten Widerstand rüsteten, und in allen Gassen, je auf 20 Schritt, Barrikaden erbaut hatten. Wenn nun von der einen Seite vielleicht Klugheit gebot, mit dem Angriff auf die Stadt zu zögern, bis das Corps des General Appel eingetroffen, so war von der andern Seite zu fürchten, daß durch diese Verzögerung vielleicht das oben erwähnte Militärhospital in Brescia in die Hände der Insurgenten falle. Die ehrenwerthe Rücksicht auf die bedrohliche Lage der kranken Kameraden in der Stadt, welche schon seit drei Tagen an Lebensmitteln Mangel litten, gab den Ausschlag. Der sofortige Angriff wurde beschlossen, und der heldenmüthige Feldherr unternahm es, eine insurgirte Stadt von 50,000 Einwohnern mit einem Häufchen von 2300 Mann und 4 Kanonen anzugreifen. Allerdings unterstützte diesen Angriff das Feuer von 30 schweren Geschützen vom Castell her.

Die Truppen, mit welchen Haynau dieses Unternehmen ausführte, waren ein Bataillon Siebenbürger Romanen, sonst Wallachen

(aus welchen französische Blätter ausgewanderte Römer von der Partei des Papstes gemacht haben), das erste und dritte Bataillon Baden. Dieses schöne Regiment gehörte zur Besatzung von Verona, und hatte bereits daran verzweifelt, im dießjährigen Feldzug durch den Gebrauch der Waffen im offenen Kampf mitwirken zu können. Es erhielt aber nun noch seinen schönen Theil daran.

Ueber die unter heldenmäßigen Bestürmungen erfolgte Einnahme dieser unglücklichen Stadt kam am 3. April nachfolgender Bericht des Feldmarschalllieutenants Haynau in's Hauptquartier.

„Indem ich nicht zweifle, daß die Ereignisse in und um Brescia bis zum 30. März l. J. Euer Excellenz durch das lombardisch-venetianische General-Commando bereits berichtet worden sind, beeile ich mich, Euer Excellenz nachstehend die Relation von dem am 31. März und 1. April unternommenen Angriff und der Bezwingung dieser rebellischen Stadt zu unterlegen. Bis zum 30. März hatte sich die gegen Brescia bis St. Eufemia vorgeschobene Brigade des Generalmajors Grafen Nugent damit begnügt, die Stadt von dieser einzigen Seite zu bedrohen, und hatte es nicht dahin gebracht, sich mit dem Castell in Verbindung zu setzen. Als mir in der Nacht vom 29. zum 30. die Kunde zukam, daß der Aufruhr in Brescia immer mehr überhand nehme, eilte ich am 30. von Padua über Verona bis St. Eufemia, traf alle erforderlichen Anstalten zum Nachsenden einiger Truppenkörper, so wie zur Verstärkung der Garnison von Verona, und erließ die geeigneten Dispotionen, um mit der bei St. Eufemia concentrirten Brigade Nugent am 31. März die Einschließung und die Erstürmung der an allen Ausgängen stark verbarrikadirten Stadt Brescia zu bewirken. Diese Brigade bestand aus dem ersten romanisch-banater Grenzbataillon, 2 Bataillon Großherzog Baden, 2 Divisionen von Cecciopieri-Infanterie, 1 Schwadron Liechtenstein Cheveauxlegers, in 4 sechspfündigen Geschützen, im Ganzen 2300 Mann und 50 Pferden. Ungeachtet dieser geringen Truppenmacht zweifelte ich nicht an dem Er-

folg, und durfte den Angriff nicht länger aufſchieben, da die Inſurgenten in Brescia aus dem nahen Gebirg täglich Zuwachs erhielten.

Am 31. mit Tagesanbruch wurde die Einſchließung der Stadt mittelſt 5 Colonnen bewirkt, welche um die Stadt herum der Art diſponirt wurden, daß die fünf Chauſſeen, welche zur Stadt führten, beſetzt und die fünf Thore derſelben bedroht wurden. Das erſte Bataillon Baden jedoch führte ich ſelbſt über die Abfälle des Gebirgs und das rückwärtige Ausfallthor in das Caſtell von Brescia. Alle dieſe Colonnen mußten zum Theil unter dem Feuer der auf den Stadtwällen zahlreich poſtirten Inſurgenten ihren Weg nehmen, ſo daß wir auf dieſem Marſche einen Todten und 12—14 Verwundete hatten. Obgleich heftiger Regen dieſe Unternehmung beſonders für die das Gebirg überſchreitende Colonne erſchwerte, ſo wurde ſie andererſeits durch den Nebel begünſtigt. Gegen Mittag war die Einſchließung der Stadt bewirkt, in welcher die Pöbelherrſchaft und vollſtändige Anarchie herrſchte. Ich ließ der Stadt bekannt machen, daß ich im Caſtell angekommen ſei und ſie durch die in der Anlage abſchriftlich mitfolgende Notifikation zur Unterwerfung auffordere. Um 12 Uhr Vormittags erſchien eine Deputation der Stadt, welche die Unmacht der Municipalbehörde und des beſſer geſinnten Theils der Bewohner gegen die Aufrührer bekannte, zugleich aber eine Sprache führte, welche offenbar bewies, daß ſie ihr Verbrechen keineswegs erkennen, ſondern die wahnſinnige Idee durchblicken ließ, als ſtünden ſie in Vertheidigung der Stadt gegen die K. K. Truppen bei dem Wiederbeginne der Feindſeligkeiten zwiſchen Piemont und Oeſterreich auf legalem Boden. Sie baten um Aufſchub der Gewaltmaßregeln bis 2 Uhr Nachmittags, welche Zeit unumgänglich nöthig ſchien, um die Inſurgenten zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Ich bewilligte dieſen Aufſchub, immer noch hoffend, daß die Rebellen das wahnſinnige Vorhaben der Vertheidigung aufgeben werden. Statt der Antwort wurde um 2 Uhr mit allen Glocken der Stadt Sturm geläutet und aus den das Caſtell umgebenden Häuſerreihen, aus den Thürmen und von allen Dächern ein ununterbrochenes

Feuer auf das Castell gerichtet. Ich verlängerte freiwillig den Termin noch bis halb vier Uhr Nachmittags. Als aber der Aufruhr um diese Stunde immer mehr zunahm, ließ ich das Feuer aus dem Castell auf die Stadt eröffnen und den Sturm von allen Seiten ausführen. Da ich bloß 4 Feldgeschütze bei der Porta Torre longa (Straße von Verona) hatte und alle Eingänge sehr stark verbarrikadirt waren, so konnte im ersten Augenblick bloß durch dieses Thor eingedrungen werden. Ich ließ diesen Angriff auf die Porta longa durch eine Abtheilung von Reconvalescenten unter Führung des Lieutenants Sinrizek von Ludwig-Infanterie dadurch erleichtern, daß ich diese Abtheilung aus dem Castell längs dem Stadtwalle in die Flanke der Thorbarrikade disponirte. Lieutenant Sinrizek führte diesen Angriff mit ausgezeichneter Bravour aus, so daß die Insurgenten auf den ersten Anlauf vom Thore vertrieben und dieses ohne einen Schuß der Colonne des Generalmajors Grafen Nugent geöffnet war. Als die Colonne des Generalmajors Grafen Nugent eingedrungen war, ließ ich das erste Bataillon Baden-Infanterie aus dem Castell in die Stadt ausfallen. Es begann nun ein mörderischer Kampf, der von den Insurgenten mit der größten Hartnäckigkeit von Barrikade zu Barrikade, von Haus zu Haus geführt wurde. Ich hätte nie geglaubt, daß eine so schlechte Sache mit so viel Ausdauer vertheidigt werden könnte. Ungeachtet dieses verzweifelten Widerstandes und obgleich der Sturm nur theilweise und wenig durch Geschütz verbreitet werden konnte, erstürmten unsere braven Truppen heldenmüthig und leider unter großem Verlust eine Häuserreihe um die andere. Da jedoch nicht alle Colonnen gleichzeitig in die Stadt zu dringen vermochten, auch die Nacht bereits hereinbrach, so befahl ich, für heute die weitere Vorrückung einzustellen und die eroberten Stadttheile zu behaupten. Bis spät in die Nacht währte der Kampf fort. Am 1. April mit Anbruch des Tages erneuerte sich das Sturmgeläute heftiger noch als Tags zuvor, und der Kampf begann von Seiten der Insurgenten mit noch größerer Erbitterung. Ich ließ nun ein fürchterliches Bombardement auf die Stadt

eröffnen und ſodann den Sturm erneuern. Bei den großen Verluſten, die wir bereits erlitten hatten, und bei der Hartnäckigkeit und Wuth des Gegners mußte zu den kräftigſten Maßregeln geſchritten werden. Ich befahl daher, daß kein Gefangener gemacht, ſondern jeder augenblicklich niedergemacht werde, welcher mit den Waffen in der Hand ergriffen würde; die Häuſer, aus welchen geſchoſſen wurde, befahl ich in Brand zu ſtecken, und ſo geſchah es, daß ſchon vorgeſtern Abends, mehr aber noch geſtern, theils durch das Bombardement, theils durch Brandlegung an ſehr vielen Stellen Feuer entſtand. Unſere Truppen machten allmählig immer noch Fortſchritte, doch konnte nur Schritt vor Schritt vorgerückt werden, da die Zahl der verfügbaren Truppen für dieſe ausgedehnte und aus ſo vielen engen Gaſſen beſtehende Stadt zu gering war. Nach und nach wurden durch Flankenangriffe die Thore Porta Aleſſandro, Porta Mazzaro und endlich gegen Abend auch Porta S. Giovanni (gegen Mailand) genommen und beſetzt, und in gleichem Maße auch die Stadt von den Inſurgenten geſäubert, die nun ſchon häufiger ſuchten, über die Stadtmauern in das freie Feld zu entfliehen. Sie wurden alle in das Eck zwiſchen Porta S. Giovanni und Porta Pila gedrückt. Um 4 Uhr Nachmittags war ein Bataillon des 1. Banater Grenzregiments und eine Schwadron Dragoner, welche ich aus Novara hatte nachrücken laſſen, dann eine aus Mantua geſendete Mörſer-Batterie in Brescia eingetroffen. Das Grenzbataillon wurde ſogleich verwendet und dadurch die Beendigung des Kampfes beſchleunigt. Allmählig ließ der Widerſtand der Rebellen nach, und um 6 Uhr Abends waren unſere Truppen nicht nur im Beſitz der ganzen Stadt, ſondern auch die Ruhe in derſelben hergeſtellt. Unſer Verluſt in dieſem hartnäckigen mörderiſchen Kampfe, welcher — mit Unterbrechung von wenigen Stunden in der Nacht — von halb 4 Uhr Nachmittags des 31. März bis 5 Uhr Nachmittags des 1. Aprils wüthete, war bedeutend. Noch vermag ich keine genaue Verluſtangabe zu ſenden; doch muß ich vor der Hand gehorſamſt melden, daß Generalmajor Graf Nugent am Knöchel eines Fußes der

Art verwundet wurde, daß der Fuß amputirt werden mußte; daß ferner der an Generalmajors Nugents Stelle das Commando führende Oberst Graf Favencourt von Baden-Infanterie an der Spitze seiner Truppen einen Schuß durch die Brust erhielt und in kurzer Zeit darauf starb; daß Oberstlieutenant Miletz desselben Regiments schwer verwundet fiel und von den Insurgenten auf gräßliche Weise ermordet und sein Leichnam verstümmelt wurde. Im Ganzen dürfte der Verlust betragen an Todten 5—6 Offiziere und 80 Mann, an Verwundeten aber 10—12 Offiziere, mehr als 150 Mann. Die genaue Angabe dieser Verluste werde ich nachzutragen die Ehre haben. Den Verlust der Insurgenten vermag ich noch nicht zu schätzen, doch kann ich anführen, daß aller Orten eine bedeutende Anzahl Leichen gefunden wurde. Alle Truppen, ihre braven Offiziere an der Spitze, haben mit außerordentlicher Tapferkeit und Hingebung gekämpft, und ihr Benehmen verdient die größte Anerkennung. Wenn dieser lange und erbitterte Straßenkampf nicht ohne Excesse verlief, so ist dieß unter solchen Umständen selbst bei der bestdisciplinirten Truppe nicht zu verhindern. Ich werde nun auf das Eifrigste bemüht sein, Ordnung und Gesetz in der Stadt schnell herzustellen, und werde den Rückmarsch meiner Truppen erst dann anordnen, wenn ich die Stadt an Feldmarschallieutenant Baron Appel übergeben haben werde, welcher laut einer erhaltenen Mittheilung mit einem Theil seines Armeecorps heute den 2. April in Brescia eintreffen wird. Vorläufig habe ich alle Thore stark besetzt und lasse Niemanden aus der Stadt sich entfernen, um wo möglich der Haupträdelsführer habhaft zu werden."

Die Nachricht von der Einnahme Brescia's, die wenige Tage nachher in Mailand bekannt wurde, rief eine große Bestürzung in der Bevölkerung hervor. Jetzt erst fiel manchen Leichtgläubigen, welche sich bisher durch allerlei Lügen hatten täuschen lassen, die Binde von den Augen, und sie sahen mit Schrecken ein, wie gefahrdrohend das Schwert des Feldmarschalls über ihren Häuptern schwebte. Doch bemerkte man auf den Straßen selbst keine besondere Bewegung, und

ſogar die prahlenden Kaffeehauspolitiker, die bis jetzt noch manches Trottoir mit dichten ſie umgebenden und ihren Lügen und kühnen Phantaſien lauſchenden Gruppen behauptet hatten, verſchwanden allmählig und trugen ihren Grimm nicht öffentlich zur Schau. Ja ſchon nach einigen Tagen nahm das Gewoge des Stadtlebens einen ſo friedlichen und natürlichen Charakter wieder an, daß man hätte glauben können, Stadt und Land erfreuen ſich ſeit langen Jahren eines ununterbrochenen tiefen Friedens. Wie noch vor wenig Wochen ganze Wagenzüge Abreiſende beförderten, ſo kehrten dieſelben jetzt bei dem herrlichſten Frühlingswetter in eben ſo großer Anzahl wieder zurück. Nur das frühere ſo rege Leben in den Theatern und auf dem Corſo ſtellte ſich nicht ſo ſchnell wieder ein. In der Oper ſah man außer wenigen Damen und einigen Fremden nur öſterreichiſche Uniformen, und auf dem Corſo erblickte man ſelbſt an den ſchönſten Tagen kaum ein halbes Dutzend Wagen, die faſt unbemerkt vorüber rollten und gewaltig gegen das bunte belebte Treiben des Corſo's in ſeiner frühern glänzenden Zeit abſtachen.

Nach der Rückkehr der Oeſterreicher nach Mailand im vergangenen Jahr war der Corſo eben ſo leer, wie in den Tagen, von welchen ich hier rede, weßhalb Offiziere und Soldaten ſich damals bemühten, denſelben einigermaßen zu füllen und den Corſotagen einen neuen, wenn auch andern Glanz zu verleihen. Bei dieſer Veranlaſſung ſollen aber die luſtigen Soldaten in ihrer Siegesfreude mit ſolchen abenteuerlichen Equipagen und mit ſo ſonderbaren Pferden und andern Reitthieren erſchienen ſein, daß ſich Vater Radetzky veranlaßt ſah, den Uebermuth ſeiner Kinder etwas zu zügeln und einen Befehl zu erlaſſen, wonach es nur eleganten oder doch wenigſtens anſtändigen Equipagen und Reitern auf guten Pferden erlaubt ſein ſolle, ſich an der Corſofahrt zu betheiligen.

flüchtigen Blick und beklatschte keinen der jungen Obstbäume mit der flachen Hand. Und an dieser ganzen Aenderung seines Wesens war nicht mein Austritt aus dem Hause Schuld, auch nicht die Einkerkerung des unschuldigen Philipp, sondern die Unterredung mit seiner Schwester, der Jungfer Barbara, welche ihrem überströmenden Herzen gegen den Bruder Luft gemacht und ihm erklärt hatte, Philipp liebe sie, und da auch ihre Gefühle mit dieser zarten Neigung harmonirten, so sei sie entschlossen, seinen Bewerbungen Gehör zu geben und als seine Ehehälfte mit ihm fortzuziehen, wenn der Bruder auf diese Eröffnung hin nicht geneigt sei, seinen früheren Gehülfen als Compagnon in's Geschäft zu nehmen.

Dies überlegte Herr Reißmehl, während er im Garten auf und ab lief. Die Sache beschäftigte seinen Geist gewaltig. Der sonst so reinliche Mann achtete der Wasserpfützen im Garten nicht, sondern trabte unverdrossen durch die Wege, so daß seine weißen Strümpfe und schwarzen kurzen Beinkleider bald so bespritzt aussahen, als wäre er Courier geritten. Wenn ihm auch Philipp als Schwager nicht sonderlich behagen mochte, so bedachte er dagegen, daß seine Schwester die Hälfte des Vermögens ansprechen könne, und daß er bei einer Trennung vielleicht nicht so bald wieder einen Gehülfen fände, wie Philipp. Diese Gründe stimmten am Ende

XX.

In der Villa Reale. Nach Malghera.

Der Feldmarschall hatte Abends gegen neun Uhr seine kleine Abendgesellschaft entlassen und sich in sein Schlafzimmer zurückgezogen.

Als er zur Ruhe gegangen war, wurde es allmählig stiller in der Villa reale zu Mailand, und dem geräuschvollen Leben auf Treppen und Höfen folgte bald die tiefe Stille einer schönen ruhigen Nacht. Wer hätte es aber auch gewagt, in dieser Stunde, an diesem Ort unnöthigen Lärm zu machen? Nicht aus Furcht vor der Strafe flüsterten nur die Sereschaner im Vorzimmer zusammen oder gingen die Wachen draußen im Gange mit langsamem leisen Schritte. Nein! aus des Herzens Innigsten, aus den kindlichen Gefühlen kam diese Sorge für den Schlaf des geliebten Feldherrn. Hat er sich doch für seine Soldaten angestrengt, hat er doch für sie gedacht und gewirkt, und muß er doch in sanftem Schlaf Erquickung und neue Kräfte sammeln, der alte 84jährige Mann, um morgen das Wohl und Wehe seiner „Kinder" wieder mit erneuter Kraft leiten zu können. Darum Stille! —

Der junge Ordonnanzoffizier vom Dienst macht sich auf dem Sopha des Vorzimmers wohlgemuth sein Lager zurecht, und ist stolz

darauf, jede Minute des Winkes seines hohen Führers gewärtig sein zu dürfen.

Während so in der Villa reale, entlegen von dem Geräusch der stolzen Königsstadt, mit der Nacht auch Ruhe und Frieden einzog und den Schlaf des alten Feldherrn vor Störung schützte, pflegte Mailand in dieser Stunde einen ganz andern Anblick zu bieten. Jetzt erst, mit dem Verschwinden der Tageshitze, wurde es schön und lebendig. Der Corso strahlt mit unzähligen Lichtern, alle Gewölbe und Café's sind glänzend beleuchtet, Tausende von Spaziergängern strömen auf und ab und die dröhnenden Straßenorgeln spielen den Radetzkymarsch, daß es weit hinaus in die Nacht schallt. In den Militärcafé's drängen sich Offiziere aller Waffengrade, erzählen einander von dem vergangenen Feldzug, tauschen ihre Abenteuer aus, und Freunde berichten, wo sie während der Schlacht und in dem und dem Augenblicke gewesen; kleine arme Savoyarden umstehen in ihrem schmutzigen Schornsteinfegergewand die glänzenden Offiziergruppen und schauen mit ihren großen treuherzigen Augen verwundert in die hellen Gasflammen. Hier vor diesen Café's sind die reichlichst strömenden Erwerbsquellen dieser armen Knaben: sie verspeisen Gefrorenes und machen erschreckliche Grimassen, während sie es zerkauen; sie schlagen die zierlichsten Purzelbäume, und haben eine komische dummdreiste Art, das Kupferstück, welches der Kellner einem zahlenden Gaste herausgibt, zu verlangen, daß man es ihnen nicht abschlagen kann.

Während dem wogt der Strom der Spaziergänger in dichter Masse den Corso auf und ab, und oft, wenn der Eine oder der Andere der Vorüberwandernden in den Lichtkreis des hell erleuchteten Café kommt, erkennt man einander und sehnsüchtige Blicke fliegen häufig hin und her.

So ist's draußen auf dem Corso, und daran denkt auch der einsame Ordonnanzoffizier in der Villa reale, während er Säbel und Tschako ablegt und sich für die kommende Nacht vorbereitet. Doch ist er stolz wie ein König und möchte den kleinen Sopha in diesem

Augenblick nicht mit einem reichen Fauteuil in der Scala vertauschen; er hat ja das ehrenwerthe Loos, in der Nähe der fast geheiligten Person des Feldmarschalls sein zu dürfen.

Drunten in der Wachtstube summt es leiser und draußen auf dem Hof spazieren die Grenadierwachen festen Schrittes und aufmerksamen Blickes umher. Sie halten das Gewehr straff im Arm und beobachten das kleinste Geräusch in ihrer Nähe. Hie und da kommt noch ein Offizier aus dem innern Gebäude, der vielleicht so spät auf seiner Kanzlei beschäftigt war; er hält den Säbel fest im Arm, damit er nicht auf der Treppe klirre und die tiefe feierliche Stille unterbreche.

Im dunkeln Garten der Villa steht der Grenadier vor seinem Schilderhaus, ein gebräunter Ungar mit langem dunklem Bart, und die große Bärenmütze wirft noch einen schwärzeren Schatten auf das ohnehin schon tiefdunkle Gesicht. Er hat den Blick erhoben, aber seine glänzenden Augen haften nicht an dem dunkelblauen Nachthimmel, er steht regungslos und schaut auf ein Fenster im ersten Stock, aus welchem durch dichte Fenstervorhänge ein gedämpfter Lichtschein in den Garten hinausdrängt. Der Grenadier denkt an Santa Lucia und Curtatone, Sommacampagna und an Novara und dabei sieht er immerfort den Lichtschein an, und da der Ungar voller Phantasie ist, so bilden sich ihm sonderbare Bilder aus den dichten Falten des Vorhangs. Das Fenster wird zu einem Zauberspiegel, der, anfänglich verhüllt, sich geheimnißvoll aufklärt, wie langsam verziehender Pulverdampf. Dort reitet der Marschall auf seinem Schimmel, und nachdem er einem Adjutanten ein paar Worte gesagt, winkt er nach der Gegend, wo seine viertausend Grenadiere stehen, unthätig und deßhalb unmuthig. Schon lange haben ihre eifersüchtigen Blicke zornig die Bewegungen der Jägerbataillone verfolgt, und es ärgert den Grenadier, daß die kleinen Kerle immer das beste Fett von der Suppe nehmen. Aber jetzt kommt der Adjutant näher, und der Ungar im Garten, der dies alles denkt, lächelt, als er sich die Freude eines vergangenen schönen Augenblicks

ins Gedächtniß zurückruft. Er fällt das Gewehr und marſchirt auf dem feinen Sand des Gartens mit feſtem Tritt einige Schritte vorwärts, den glänzenden Blick feſt auf das erleuchtete Fenſter gerichtet, er hört den Trommelwirbel und öffnet ſchon den Mund zu einem kräftigen Hurrah — ſchade, daß in dem Garten kein feindliches Bataillon ſteht, daß der Feldzug vorüber; — lachend ſchultert er jetzt ſein Gewehr und geht dann wieder ruhig auf und ab.

Droben erlöſcht der Lichtſchein, der Feldmarſchall hat ſich zur Ruhe begeben.

An einem ſolchen Abend ſaß ich in dem untern Zimmer der Villa reale bei meinem lieben Oberſtlieutenant E. Wir rauchten unſere Cigarren und unterhielten uns von dem viertägigen Feldzuge, aus dem wir ſeit einigen Tagen heimgekehrt waren.

„Sie müſſen morgen ſchon nach Meſtre gehen und die intereſſante Belagerung Malghera's anſchauen," ſagte der Oberſtlieutenant; „leider bin ich durch eine Uebermaſſe von Geſchäften hier zurückgehalten, und kann nicht daran denken, einen Urlaub zu nehmen."

Ich hatte mich ſchon ſeit einigen Tagen mit dieſem Projekt beſchäftigt, auch heute ſogar ſchon für dieſe kleine Reiſe von dem Feldmarſchall mich verabſchiedet. Der alte Herr war auch bei dieſer Gelegenheit freundlich, gut und lieb wie immer. Er wollte gerade ausreiten und ſaß ſchon zu Pferde, als er mich im Hofe ſtehen ſah. Er winkte mir, näher zu treten, und ich bat ihn um Erlaubniß, für einige Zeit zu dem Belagerungscorps nach Meſtre gehen zu dürfen. Mit den freundlichſten Worten lobte er meinen Entſchluß, reichte mir die Hand und ſagte mit ſeiner gewinnenden Liebenswürdigkeit: „Kommen Sie aber ja bald wieder zu uns zurück."

Damit ritt er fort, ich aber blieb noch lange im Hofe ſtehen und ſchaute ihm wahrhaft wehmüthig in dem Gefühl nach, ihn während einiger Zeit nicht zu ſehen. Ich geſtehe es gern, alle die lieben wohlwollenden Worte, die der große Mann während des Feldzuges, ſo wie ſpäter, mir zu Theil werden ließ, waren mir wie eben ſo viel koſtbare Ge-

ſchenke, die unverwiſchbar in meine Seele niedergelegt, in der Erinnerung immer koſtbarer werden, und die ich mir nie anders als mit dem innigſten Danke vergegenwärtigen werde.

Um nach Meſtre zu gelangen, gab es verſchiedene Wege und Gelegenheiten. Ueber Verona ging die Poſt bis Vicenza; die Plätze waren aber damals ſtets lange vorher beſtellt und ſehr ſtark beſetzt. Von Vicenza nach Meſtre wurde die Eiſenbahn nur zu militäriſchen Zwecken benutzt, doch konnte ich, durch die Güte des für mich freundlichen Oberſt Schlitter, Generaladjutanten des Feldmarſchalls, mit einem Paß des Hauptquartiers verſehen, wahrſcheinlich mit derſelben befördert werden.

Für die nächſten vier Tage war auf der Poſt kein Platz mehr zu haben und doch drängte die Zeit, denn allem Anſchein nach ſollte eheſtens bei dem Belagerungscorps vor Venedig etwas Bedeutendes geſchehen.

Nachdem mir Oberſtlieutenant E. jenen Vorſchlag gemacht hatte, ſaßen wir noch zuſammen und berathſchlagten, auf welche Weiſe ich nach Meſtre gelangen könnte, als von der geheimen Operations-Kanzlei dem Oberſtlieutenant der Befehl zugeſchickt wurde, noch in derſelben Nacht einen Courier abzufertigen, der eine wichtige Depeſche nach Ollmütz zu überbringen habe. Es war ſchon ſpät geworden, und da mehrere Offiziere, die zu Courierreiſen vorgezeichnet waren, nicht aufgefunden werden konnten, ſo wurde der Hauptmann der Grenadiercompagnie, welcher heute die Wache that, beordert, noch in derſelben Nacht abzugehen. Das war eine Gelegenheit für mich, wie ſie nicht beſſer hätte kommen können. Der Grenadiercapitän, ein ſehr freundlicher, artiger Mann mit großem pechſchwarzem Backen- und Schnurrbart, ging über Verona und Vicenza und erklärte ſich auf Befragen mit Vergnügen bereit, mir den zweiten Platz in ſeiner Reiſekaleſche einzuräumen. Meine Sachen waren bald zuſammengepackt. Der Oberſtlieutenant verſah mich mit einem Empfehlungsſchreiben an den Commandirenden von Meſtre, Feldmarſchalllieutenant Baron Haynau, und ſchon Nachts um 12 Uhr

rollten wir durch die leerer werdenden Straßen von Mailand zur Porta Orientale hinaus auf der Landstraße gegen Verona.

Fahrten bei dunkler Nacht haben, finden sie in diesem oder jenem Lande statt, wenig Eigenthümliches. Die Nacht ist Nacht, sei es in dem rauhen Norden oder in dem milden Süden, und der einzige Unterschied von Nachtreisen in verschiedenen Ländern liegt wohl darin, daß man, je nach Verschiedenheit des Klima's, mehr oder weniger friert.

Die Leiden und Freuden des Extrapostreisens wechseln bekanntlich so ziemlich miteinander ab, doch sind die ersteren bedeutend überwiegend, wenn man, wie wir in dieser Nacht, in keiner eigenen Equipage reist und deßhalb den Wagen auf jeder Station wechseln muß. Es war sehr dunkel, nur unsere Cigarren, so wie die des Postillons leuchteten wie große Glanzkäfer durch die Nacht. Der edle Rosselenker, der, vor uns auf einem Harttraber sitzend, komische Bewegungen machte und mit Beinen und Armen fecht, um sich zu erwärmen, sah hiebei in seiner rothen, verschossenen Uniform mit dem gewaltigen Hut wie ein hölzerner Harlekin aus, der, an einem Faden gezogen, seine Glieder taktmäßig in die Luft hebt. Er hatte ein kurzes sehr dünnes Mäntelchen umhängen, das er beständig dahin dirigirte, wo der Wind herblies. Die Peitsche knallte, der Grenadiercapitän fluchte hie und da derb über schlechtes Fahren; die Laternen warfen einen zitternden Schein auf die Landstraße, die großen dunkeln Pappeln schienen wie aufgeschreckte Gespenster vorbeizuhuschen, und bald schimmerte vor uns ein Licht — die Station. Alles lag in tiefem Schlaf, und es dauerte lange, ehe Stallieri und Postillon aufgeweckt und bereit waren. Ein neuer Wagen wurde hervorgezogen, frisch geschmiert, der Postillon ermahnt, gut zu fahren, und nach einem Aufenthalt von einer starken Viertelstunde ging's weiter.

Die ersten Nachtstunden von zehn bis drei sind, wie jeder Gereiste weiß, was den Aufenthalt auf den Stationen anbelangt, für den Reisenden die unangenehmsten. Der Postillon kommt aus dem Wirthshaus, schläft nach vielgenossenem Getränk den Schlaf des Gerechten und ist schwer zu erwecken. Nach drei Uhr aber kommt bald die Füt-

terung der Pferde und die Thiere erwarten dieſelbe mit ungeduldigem Schütteln und Schnauben; den Poſtknecht friert's bei herannahendem Morgen in ſeinem ſchlechten italieniſchen Bett, die Hähne begrüßen rufend den neuen Tag und das Rollen eines Wagens iſt weithin hörbar — eine Extrapoſt! Der Poſtillon freut ſich auf das zu erwartende Trinkgeld und auf den warmen Kaffee, den ihm daſſelbe verſchafft. Er ſpringt hurtiger von ſeinem Lager, die Kälte des Morgens läßt ihn die Pferde raſcher aufſchirren, und auf dieſe Art wird der Reiſende beim Anbruch des neuen Tages raſcher befördert als in der Abendſtunde.

Unſere Nacht ſchwand unter einem leichten Schlummer dahin, und zog über uns hinweg wie ein ſchwarzer dichter mit Sternen verzierter Schleier, der allmählig den Glanz der ſinkenden Abendſonne verdeckt, und raſch dahin flattert, um dem roſigen Morgenlicht Platz zu machen.

Bald ſahen wir die Gegenſtände vor uns deutlicher, erkannten die Farbe der Pferde, unterſchieden das Riemenzeug, dann jeden Knopf, jede Schnalle an demſelben und endlich auch die Phyſiognomie des Poſtillons, welcher ſich umwendet und ſagt: „molto freddo," dabei dampft er aus dem Munde wie ſeine Pferde. Er hat die Arme unter dem Mantel verborgen, die Peitſche in dem Stiefel ſtecken und ermahnt die Thiere, ſchneller zu laufen, indem er ihnen einen warmen Stall und ſehr guten Hafer verſpricht. So erſcheint die neue Station, der Wagen hält, der Dampf der warmen Pferde ſteigt gerade in die Luft und verdeckt dieſelben beinahe unſerem Blick. Der Poſtillon hüpft herum, um ſeine Füße zu erwärmen, der neue Stallieri löst die Stränge, führt die dampfenden Pferde hinweg und fragt, bis wann man die neuen befehle. Hier iſt die Frühſtücksſtation, weßhalb der Grenadiercapitän einige Minuten bewilligt, um vor allem Haar und Bart in Ordnung zu bringen und dann den warmen Kaffee zu nehmen. In dem Lokale, wo dies geſchieht, ſind, obgleich es erſt fünf Uhr iſt, mehrere Gäſte. Der Italiener ſteht ſehr früh auf, und wenn er ſich überhaupt ſchon in's Café begibt, ſo iſt das Heranrollen einer Extrapoſt ein Ereigniß, das ihn noch ſchneller in die Kleider und auf die

Straße treibt; er wirft den Mantel um und betrachtet, wenn auch zitternd vor Frost, die Angekommenen und den Wagen.

Bald war der Kaffee genossen, die Cigarre angesteckt und wir rollten, die Stationen Gorgonzolo, Treviglio und Chiara hinter uns, gegen Brescia, begierig, ob in dieser Stadt von den Verheerungen des letzten Kampfes noch viel zu sehen sei. Bald erreichten wir die ersten Häuser, ohne auf dieser Seite etwas von den erwarteten Schutt- und Trümmerhaufen zu sehen. In den Straßen der Stadt selbst ging Alles seinen Geschäften nach, und das Einzige, was hier an die Revolution erinnerte, waren lange weiße Kalkstriche, die man an Häusern und öffentlichen Gebäuden bemerkt. Diese Kalkstriche verdeckten die Inschriften, welche vor Ausbruch des Kampfes dort angeschrieben waren und die „die deutschen Barbaren" mit Tod und Verderben bedrohten. Ebenso war es in Mailand, und man las auch dort überall die Worte: „Morte ai Tedeschi!" und „Morte agli Austriacci!" Zuweilen waren diese Inschriften noch kräftiger, wie „Tod und Verderben den deutschen Barbaren!"

Der Italiener bedarf einer solchen Aufregung, um, wenn es energisches Handeln gilt, sich in die gehörige Wuthverfassung zu setzen, und je häufiger er diese Worte, besonders wenn er sie selbst hingeschrieben, liest, um so heftiger ist für den Augenblick seine Kampfbegierde. Dazu läuten sie, wenn es zum Kampfe kommen soll, mit allen Glocken und erregen ihre reizbaren Nerven auf eine furchtbare Weise. Uebrigens war der Kampf in Brescia dießmal sehr ernster Natur, und es bedurfte des eisernen Willens und der kräftigen und umsichtigen Führung des Feldmarschalllieutenants Haynau, um mit seinen 2300 Mann die insurgirte Stadt von 40,000 Einwohnern zu bändigen. Daß dabei viel Blut geflossen, ist, da der Kampf äußerst hartnäckig war und die Brescianer sich fürchterlich wehrten, sehr begreiflich. Augenzeugen haben mir versichert, daß die Barrikaden, haushoch aus Erdfässern und Faschinen gebaut, alles andere der Art bis jetzt Geleistete weit übertroffen hätten. Durch die Straßenkämpfe hier und

anderwärts haben aber die Heerführer Manches und namentlich gelernt einzusehen, daß es in solchen Fällen nichts mehr bedarf, als die Truppen schleunigst aus den Straßen hinauszuziehen, und dann langsam vorgehend, Haus um Haus wieder zu nehmen; eine blutige Arbeit, aber mit guten getreuen Soldaten und tüchtigen Offizieren fast unfehlbar von dem besten Erfolg.

Ich kann nicht unterlassen, hier eines sehr ergötzlichen Artikels zu erwähnen, den das Journal des debats vom 8. April über den Straßenkampf von Brescia brachte. Nach der Mailänder Zeitung erzählt dasselbe den Vorfall von Euphemia und Brescia und sagt: „Le Général Nugent se dirigea sur Brescia avec un bataillon du régiment Ceccopieri et un autre bataillon italien composé de *réfugiés romains partisans du Pape* (confinali romani)." Diese Confinali romani sind aber romanische Grenzer (Walachen). Es heißt alsdann weiter: l'affaire du Brescia, au milieu d'évènements bien plus graves n'a d'important que cette circonstance trop significative que les patriotes italiens étaient attaqués et battus *par des soldats italiens dont une partie n'appartenant même pas aux contrées de la domination autrichienne.*" Ein vollkommenes Seitenstück zur alten Haldschnuckengeschichte.

Wir spannten in Brescia um und fuhren zu dem Thore gegen Verona hinaus. Hier sah man die furchtbaren Zerstörungen, die der Straßenkampf hinterlassen. Große Schutt- und Trümmerhaufen bezeichneten den Ort, wo einzelne Häuser gestanden, andere Gebäude, deren schwarz gefärbte Mauern noch standen, waren im Innern ganz ausgebrannt, und an den leeren Fensteröffnungen sah man, wo der schwarze Dampf hinausgeschlagen hatte. Ein Café in der Nähe des Thors war bis auf den untern Stock zusammengestürzt, und dort hing noch das halb verkohlte Schild mit der Aufschrift „Café." Die goldenen Buchstaben waren weiß gebrannt. Diese Trümmerhaufen und verbrannten Häuser zogen sich von dem Thore bis zu dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe St. Euphemia, wo der Kampf am heftigsten gewüthet.

Es war uns leichter ums Herz, als wir dieſe traurigen Anblicke hinter uns hatten und durch die lachende, reizende Gegend dahin rollten. Der Frühling trat mit aller Kraft auf und ſein warmer Hauch ſprengte die Knoſpen der Bäume; ſo weit das Auge ſah, ſproßte ſaftiges Grün auf Feldern und Wieſen, an Bäumen und Rebgeländen. Raſch fuhren wir abwärts und bald ſahen wir die violett gefärbten Bergformen, welche den Gardaſee einſchließen, und im nächſten Augenblick entdeckten wir zwiſchen den Hügeln vor uns den tiefblauen Waſſerſpiegel des herrlichen, mir bis jetzt unbekannten Sees. Der Poſtillon klatſchte laut ſchreiend mit der Peitſche, die Pferde galoppirten luſtig einen kleinen Abhang hinab, und in kurzer Zeit hielten wir vor dem Poſthauſe in Deſenzano am Ufer des Sees, wo ſeine leicht gekräuſelten Wellen die Mauern der Straße beſpülen.

Der Anblick des Gardaſees iſt durch die tiefblaue Farbe ſeines Waſſers und durch herrlich geformte Berge und Felſen, die ihn umgeben, einer der reizendſten Seen, die man ſehen kann. Schöne Inſeln liegen in demſelben, doch ſind ſie, wie überhaupt die Ufer des Gardaſees, wenig bebaut, auch ſpärlich von Fremden beſucht, und deßhalb wenig bekannt. Es liegt dieß hauptſächlich wohl daran, daß dem Fremden die Transportmittel, „Dampfboote, Eilwagen" nicht ſo häufig und bequem zu Gebote ſtehen, wie an dem Comer See und Lago maggiore. Auch ſieht man hier wenig Landhäuſer und Villen, und größere Städte wie Lecco und Como fehlen gänzlich. Die Partien auf dem Gardaſee ſollen großartig und reizend ſein und ſehr der Mühe lohnen, ihnen einige Tage zu widmen. Man findet in den Städten Deſenzano und Riva gute Gaſthöfe, und die Preiſe für Fahrten auf dem Gardaſee ſind ſehr billig. Die Umgebungen des Gardaſees ſind ernſter und großartiger, als die der andern italieniſchen Seen. Er iſt ein ächter Alpenſee; in heitern klaren Tagen voll lieblicher und pittoresker Schönheit, aber leicht erregbar und bei Gewitter und Sturm ſehr gefährlich. Der Poſtillon verſicherte mich, daß ſeine Wellen oftmals bis auf die Straße von Deſenzano herüberſchlagen.

Herrn Reißmehl zu Gunſten ſeines Ladendieners; jedoch fragte er zuvor noch das Schickſal um Rath, indem er eine Reihe junger Obſtbäume, deren Anzahl er nicht auswendig wußte, mit: ſoll ich oder nicht? durchzählte, und als ihm der letzte dieſer Bäume, leider ein mißrathener, halb vertrockneter junger Apfelbaum, ein beiſtimmendes Ja zugeflüſtert, war Herr Reißmehl entſchloſſen und ging in das Haus zurück, um ſeine Schweſter aufzuſuchen.

Dieſe war im erſten Stock beſchäftigt, hatte die Fenſter öffnen laſſen und putzte mit einem ſeidenen Tuch die alten wurmſtichigen Möbeln ab. Ein Dutzend Stühle und einige Tiſche waren ſchon geſäubert, und jetzt kam die Reihe an ein rieſiges Bett mit gedrehten Säulen, welche zierliche Amoretten trugen, die auf ihren Händen den aus Holz geſchnitzten Betthimmel hielten. Nach Allem, was an dieſem Morgen das Herz der keuſchen Jungfrau bewegt, konnte ſie den Anblick dieſes Möbels nicht ertragen und ſchlüpfte mit einem Seufzer in's Nebenzimmer, wo ſie alsbald eifrigſt in ihrem Geſchäfte fortfuhr und einen Kupferſtich reinigte, auf welchem Adam und Eva zu ſehen waren. Sehr vertieft in dieſe Arbeit, hörte ſie nicht, daß die Thür ſich hinter ihr öffnete, durch welche der Herr Reißmehl, Philipp an der Hand führend, eintrat. Erſt als der Prinzipal ſo ſanft wie möglich: „Liebe Schweſter!“ ſagte, fuhr Barbara

Bald fuhren wir weiter und erreichten in kurzer Zeit die kleine, durch den vorigjährigen Feldzug so bekannt gewordene Festung Peschiera. Sie bildet eine Spitze des berühmten Dreiecks, dessen beide andern Mantua und Verona sind, und in welches sich der große Feldherr mit seiner Armee zurückzog, um auf den rechten Moment zum entschiedenen Handeln zu warten. Dieses gefährliche Dreieck respektirte der Sardenkönig außerordentlich, und wenn er auch an den Grenzen desselben erzürnt umherstreifte, wagte er sich doch selten hinein.

XXI.

Peschiera. Verona.

Es waren an dem Tage, von welchem ich hier rede, wenige Wochen vergangen, als ich mit der siegreichen österreichischen Armee aus dem glänzenden dießjährigen Feldzug zurückkehrte und mir hoch erfreut gestand, ein Stück Weltgeschichte mit erlebt zu haben. Hier nun, vor Peschiera, war abermals ein schönes denkwürdiges Bild aus der Kriegsgeschichte zu meinen Füßen aufgerollt und wie in einem Buche konnte man hier Schritt vor Schritt große Thaten des vorigen Jahres in lebendigen Bildern ablesen.

Peschiera ist eine kleine niedliche Festung, und die alten Werke und Bastionen spiegeln sich in der freundlichen klaren Fluth des Gardasees. Damit es ihr auch im Innern an Wasser nicht fehle, so fließt ein Arm des Mincio mitten durch die Stadt und füllt die Festungsgräben. Gewöhnlich haben kleine Festungen im Innern etwas Oedes und Trauriges; Peschiera nicht, und das macht gerade wohl dieß Wasser des Mincio. Alte unregelmäßige Häuser stehen im Innern der Festung an dem Wasser und hier herrscht reger Verkehr. Hier wohnen Handwerker und Wäscherinnen; kleine Kinder spielen unter lautem Geschrei da herum. Der einzige Platz der Festung, mit grünen Bäu-

men bepflanzt, auf welchem sich Spaziergänge finden, stößt an das Ufer des Flusses.

Beim Ausbruch des Krieges commandirte hier der Feldmarschalllieutenant Baron Joseph Rath, Ritter des Theresienordens, ein tüchtiger Offizier. Die Besatzung, 15—1600 Mann, bestand aus der nöthigen Artillerie, einem Zug Husaren und einem Bataillon Ottochaner, ausgezeichneten Soldaten. Die Ottochaner, ein Gebirgsvolk, sind schöne, große, schlanke Männer mit gebräuntem Gesicht, feurigem Auge und starker Stimme. Da sie auch zu Haus mitten im Frieden, gegenüber ihren kühnen und räuberischen Nachbarn in türkisch Croatien und Bosnien, beständig einen strengen Vorpostendienst in Wald und Gebirg haben, so ist diese beständige Uebung eine gute Schule, die sie im österreichischen Heer zu einer vortrefflichen leichten Infanterie macht.

Dem Feldmarschall Radetzky mußte viel daran liegen, Peschiera zu behaupten, deßhalb vertraute er es dem Commando eines tüchtigen Offiziers, welcher das in ihn gesetzte Vertrauen dadurch rechtfertigte, daß er mit seiner Besatzung mehrere Angriffe der Piemontesen tapfer abschlug. Peschiera ist für eine Festung nicht günstig gelegen. Auf der Landseite befinden sich bedeutende Höhenzüge, welche den Hauptwall auf eine Entfernung von tausend bis zwölfhundert Schritt dominiren. Doch hat man dagegen einige feste Vorwerke angelegt, welche mit der Festung durch gedeckte Communikationen zusammenhängen. Gestatte man mir einen flüchtigen Rückblick auf den ersten italienischen Feldzug anno 1848.

Am 18. Mai vorigen Jahres wurde Peschiera von dem General Vanno (unter welchem der Herzog von Genua seine Lieblingswaffe, die Artillerie, commandirte) nachdrücklich angegriffen. Die eben erwähnten Vorwerke, das Fort Salvi und das Fort Mandela waren durch die Uebermacht der piemontesischen Artillerie schon am 25sten gänzlich zum Schweigen gebracht und die Brustwehren zerstört. Eine Aufforderung zur Uebergabe wies indessen der Feldmarschalllieutenant

Rath, obgleich die Besatzung nichts mehr als Mais ohne Salz und Oel hatte, unbedingt zurück. Der König von Piemont war ebenfalls bei der Belagerung zugegen und betrachtete sich diese von einer der umliegenden Höhen, wo er stundenlang auf einem Sessel saß und, wie aus einer Theaterloge auf die blutige Bühne von Peschiera niederschaute.

Obgleich die Festung an vierzigtausend Schüsse ausgehalten, obgleich der größte Theil der Wallgeschütze demontirt war und auf zwei derselben zur Bedienung nur ein Mann kam, obgleich alle Mühlen zerstört waren und die Kost nur noch aus Pferdefleisch und grobgequetschtem Mais bestand, so zögerte doch der tapfere greise Commandant mit der Uebergabe bis nach dem Sieg von Curtatone und dem Gefecht von Goito, wo er sah, daß es dem Feldmarschall unmöglich sei, ihn zu entsetzen.

Ueber dieses Gefecht bei Goito sind damals eine Menge Lügen zum Nachtheil der kaiserlichen Waffen verbreitet worden, obgleich dieses Gefecht doch für Jeden, der die näheren Details kennt, den österreichischen Truppen nur zur größten Ehre gereicht. Man ließ dieselben über achttausend Mann verlieren und die Armee geschlagen nach Mantua entfliehen. Nun war aber von der ganzen Armee nur die Brigade Benedek, bestehend aus sechs Bataillonen der Regimenter Baumgarten, Giulay und Hohenlohe, bei Goito im Feuer, derselben Regimenter, welche in Curtatone gesiegt hatten. Diese Brigade hatte eigentlich nicht den Befehl, Goito zu nehmen, sondern sollte nur eine Recognoscirung unternehmen, um einen Angriff, der den andern Tag erfolgen sollte, vorzubereiten. Benedek ließ aber, von Kampfeslust überwältigt, angreifen. Es gelang ihm auch, bis über die Brücke des Mincio zu dringen und sich in den ersten Häusern festzusetzen. Da er aber von der Armee nicht unterstützt wurde, Goito selbst eine der festesten Stellen am Mincio ist und die dortigen Schanzen durch 40 Kanonen mit achtzehn bis zwanzigtausend Piemontesen vertheidigt waren, so wurde sein Rückzug um so unvermeidlicher, als ein Theil seiner Ar-

tillerie demontirt und mehrere Trainpferde zusammengeschossen waren. Dieser Rückzug, obgleich im furchtbarsten Feuer ausgeführt, ging in bester Ordnung von Statten. Nicht ein Gefangener fiel in Feindes Hand, und selbst die demontirten Geschütze und Pulverwagen wurden durch hundert Freiwillige von Giulay, welche während des furchtbarsten Feuers erst Maulbeerbäume zur Wegbahnung fällen mußten, zurückgebracht, so daß der Feind nicht eine Trophäe aufzuweisen hatte.

Nach diesem Gefecht nun übergab Feldmarschalllieutenant Rath die Festung den Piemontesen und erhielt als Anerkennung für sein tapferes Aushalten freien Abzug mit allen möglichen Ehrenbezeugungen Peschiera blieb dann bis nach der Schlacht von Custozza in den Händen der Piemontesen und wurde alsdann von Feldmarschalllieutenant Haynau aufs Neue belagert. Dieser bedrängte die Festung aufs Aeußerste, zerstörte die von den Piemontesen wieder aufgeführten Werke, und hätte er die Festung von der Seeseite einschließen können, so würde er bald Meister derselben gewesen sein und die bekannten Differenzen wegen des großen Geschützparks von Peschiera wären nicht entstanden. Da aber die Insurgenten die Dampfboote auf dem Gardasee in ihrer Gewalt hatten, so führten sie der Besatzung während der Belagerung durch Haynau fortwährend Lebensmittel zu.

Während dem flog aber der Feldmarschall Radetzky von Sieg zu Sieg, rückte in Mailand ein und schloß mit Carl Albert den Waffenstillstand, durch welchen die Festungen Peschiera, Rocco d'Anfo und Oscopa geräumt, die Grenze der beiderseitigen Reiche als Demarcationslinie angenommen und der Flotte des Königs zur Pflicht gemacht wurde, Venedig zu verlassen und nach den sardinischen Staaten zurückzukehren.

Dem Feldmarschalllieutenant Haynau kam dieser Waffenstillstand durchaus nicht gelegen, denn als die Botschaft hievon im Lager von Peschiera eintraf, hätte sich vielleicht die Festung nicht einen Tag mehr halten können, und alsdann wäre der ganze feindliche Geschützespark Oesterreich verblieben. Am 10. August, an dem Tage, an welchem

Abends die Uebergabe so unerwartet erfolgte, schoß gerade die österreichische Artillerie mit bewundernswürdiger Genauigkeit und großem Glück. Nebendem, daß mehrere Granaten in die Kaserne schlugen, fiel auch eine Granate und eine Bombe zu gleicher Zeit in ein Magazin mit gefüllten Bomben, welche sich entzündeten und eine furchtbare Verwüstung anrichteten. Die Bestürzung der Besatzung bei dieser Explosion war nach den Berichten der Piemontesen unbeschreiblich. Man denke sich aber auch in dem beschränkten Raum dieser kleinen Festung einige hundert Granaten, die sich entzündeten und indem sie zerplatzten, nach allen Seiten Tod und Verderben hintrugen. Wir sahen in der Festung die ungeheure Oeffnung, welche diese Explosion in Wall und Mauer gerissen. Ueberall lagen große Schutthaufen und mehrere umliegende Gebäude waren theilweise durch die Gewalt der platzenden Kugeln zerstört. Auch hinter Peschiera sah man die deutlichen Spuren vieler Kämpfe und Gefechte, welche hier stattgefunden. Rechts auf den Hügeln lagen die halbzerstörten Angriffsbatterien der Piemontesen und Oesterreicher; zwischen ihnen und der Festung die Forts Mandella und Salvi, an deren Ausbesserung fleißig gearbeitet wurde. Links von der Straße sahen wir einzelne Bauernhöfe und Casine im traurigsten Zustand, theils gänzlich verwüstet, theils abgebrannt. Doch war man auch hier meist eifrig beschäftigt, den Schaden wieder herzustellen und wer vielleicht schon nach einem Jahre durch diese herrliche Gegend fährt, sieht wohl von dem furchtbaren Kampfe nichts mehr, als hie und da unförmliche, vom Regen abgewaschene Erdhaufen mit Einschnitten, welche ein kundiges Auge für Verschanzungen und Schießscharten erklärt.

Bald lag Verona vor uns, die herrliche, liebe, alte Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen, wie an das Gebirge angeschmiegt, das sich hinter ihr erhebt und die Stadt im Halbkreis umschlingt. Die Bergwand, welche die Stadt umschließt, ist dicht mit unzähligen Höfen und kleineren und größeren Villen bedeckt, daß wenn man Verona und seine nächsten Umgebungen von Ferne sieht, man glaubt, die Stadt setze sich das Berggelände hinauf fort und erstrecke sich bis auf die Höhe

desselben, wo die großen und starken Festungswerke des Castells liegen. Ich kenne denn auch keine Landstadt, welche eine schönere Lage als Verona hat.

Neben uns hatten wir das berühmte Plateau von Rivoli, wo die Piemontesen die erste Schlacht des Feldzugs bei St. Lucia verloren, eine Hochebene, die der König von Sardinien zu seinem Unglück so lange festhielt und vertheidigte. Die schönste Straße führt schnurgerade nach den Thoren von Verona, und bald erreichten wir die neuen imposanten Festungswerke. Für die Befestigung von Verona wurde schon im vorigen Jahre durch den Feldmarschall, welcher die Wichtigkeit dieses Punktes tief empfand, alles mögliche gethan. Die umliegenden Ortschaften, Tombetta, Santa Lucia, San Massimo und Corcebianca wurden durch Schießlöcher in den Mauern für Infanterie und Schießscharten für das Geschütz zum tüchtigen Widerstande fähig gemacht. Auch wurden am Rande des Abhangs, von dem ich vorhin sprach, sieben Redouten erbaut und mit Zwölf- und Achtzehnpfündern besetzt. Was sich nun an diesen improvisirten Werken als nothwendig und tüchtig erwies, wurde jetzt nach den Regeln der Kunst neu angelegt und ausgeführt, und so entstanden mehrere Forts um die Stadt, welche dem bedeutenden Waffenplatz eine noch größere Stärke geben.

Diese Redouten und Batterien, sagt General Willisen in seinem italienischen Feldzug von 1848, sind auf eine sehr nachahmungswerthe Weise nach den Führern benannt, welche sich am 6. Mai am meisten ausgezeichnet haben. Sie heißen vom linken zum rechten Flügel Redoute Clam, Wratislav, Schwarzenberg, d'Aspre, Batterie Strassoldo, Kopal, Redoute Fritz Liechtenstein und Wallmoden. Die Führer der Armee baten den Feldmarschall, daß das Hauptwerk seinen Namen tragen dürfe. So heißt das stärkste Werk in der Mitte der Linie bei St. Massimo Fort Radetzky. Solche Mittel, die Thatkraft zu spannen, gehören unter die wirksamsten und edelsten.

Verona ist eine ächt italienische Stadt mit massiv gebauten, von Alter geschwärzten Häusern, von denen die meisten eine schöne, edle

Architektur und herrliche Sculpturen zeigen. Geschäftiges Leben herrscht auf den Straßen, die Werkstätten der Handwerker stehen weit offen und man sieht Schuster und Schreiner, Sattler und Schmiede, wenn man vorüberwandelt, in voller Thätigkeit; daneben befinden sich große Gewölbe mit riesenhaften Käshaufen, mit Fleisch und Würsten aller Art und großen Obstkörben voll Orangen und Citronen, Granatäpfeln und großen schönen Melonen. Zu diesen Südfrüchten und dem ganzen Anblick der Stadt passen auch die schönen Gestalten und edlen Gesichtszüge der Vornehmen. Die Frauen und Mädchen zeichnen sich durch schönes starkes schwarzes Haar und feurige Augen aus, welche noch mehr hervorgehoben werden durch den weißen Schleier, womit sie ihr Haupt bedecken.

Hier sieht man beim Vorüberfahren einen colossalen schwärzlichen Palast, die hohen Fenster kunstreich vergittert, und blickt durch die große Einfahrt in einen mit Säulen verzierten Hof, in welchem ein klarer Springbrunnen plätschert. Dort ist ein merkwürdiges Bauwesen quer über die Straße gesprengt in hohen weiten Bogen, die große Thore bilden. Ueber denselben blicken den Durchwandelnden aus seltsamen reichverzierten Nischen halbverwitterte Steinfiguren an. Ganz Verona ist wie ein Museum von merkwürdigen Ueberbleibseln großartiger Architektur und Bildhauerarbeit der alten Römerzeiten und dem kriegerisch bewegten Leben des Mittelalters. In einer Seitenstraße erblickt man die seltsam geformten, aus Eisen zierlich erbauten Grabmäler der Scaliger, und was man an andern Orten in Kirchen sieht, zeigt sich hier auf offener Straße, wodurch der Eindruck auf den Beschauenden ein ganz eigenthümlicher ist. Neben einem ambulanten Obstladen, dessen Südfrüchte in allen Farben spielen, erhebt sich das dunkele verwitterte Gitterwerk jener Grabmäler; neben der Pfanne, in welcher die Kastanien braten, steht der riesenhafte Sarkophag des Can Grande, welcher in voller Rüstung auf seinem steinernen Paradebett ruhend aufwärts in den tiefblauen Himmel blickt, der sich freundlich über Verona ausspannt.

Ein Theil der Stadt wird von der Etsch durchſtrömt, und mehrere maſſiv gebaute Brücken mit weitgeſprengten Bogen verbinden beide Stadttheile. Alte Steinfiguren auf dem Geländer blicken hinab in den klaren Bergſtrom, der auch hier reißend und wild dahinbraust.

An den Ufern faſt aller Flüſſe, die eine Stadt durchſtrömen, haben die Gebäude ein alterthümliches und wunderliches Ausſehen. Alles hat ſich nach dem Fluſſe hingedrängt und die hohen Gebäude ſcheinen ſich auf- und übereinander hinzudrängen, um nur den Anblick des klaren Waſſers zu genießen, vor welchem ſie in ſchwindelnder Höhe plötzlich gezwungen ſind Halt zu machen und wo ſie einander, durch den Strom getrennt, von hüben und drüben mit tauſenden der verſchiedenartigſten Fenſteröffnungen verwundert anſchauen. Hoch über dieſes Alles nun erhebt ſich hier in Verona das alte graue Amphitheater, die Arena, ein Denkmal der älteſten Römerzeit.

In den engen Straßen der Stadt zwiſchen den alten maſſiven Bauwerken tritt die Erinnerung an frühere Zeiten, namentlich an das Mittelalter, dem Dahinwandelnden faſt wie in keiner andern Stadt lebhaft entgegen. Die feſtungsartigen alterthümlichen Paläſte, Steinbilder der Madonna, mit vergilbten Roſen und verblichenem Flitterwerk umgeben, bilden einen Schauplatz, auf dem noch heut zu Tage die alten Scaliger, die fürſtlichen Familien der Visconti und Carara mit glänzendem Gefolge auftreten und die Montecchi und Capuletti ihre Kämpfe ausfechten könnten, ohne in ihren ſchweren Rüſtungen, ohne in ihren glänzenden mittelalterlichen Gewändern für die Straßen und Häuſer des heutigen Verona's unpaſſend zu erſcheinen. Ja, wenn man in heller Mondſcheinnacht bei dem Grabmale der Familie della Scala vorbeigeht und der weiße Strahl des Lichts auf der Rüſtung des Can Grande ſchimmert, ſo iſt man verſucht zu glauben, der alte Herr der Stadt habe ſich in der milden Nachtluft unter dem eiſernen Baldachin ein wenig zur Ruhe gelegt; man tritt leiſe auf und blickt ſich an der Ecke ſcheu um, ob der gewappnete Herzog nicht langſam den Kopf erhebt, um dem Davonſchleichenden, der ihm wohl wie ein Geſpenſt

einer ihm unbekannten verweichlichten Zeit erscheinen dürfte, bedenklich nachzuschauen.

Ob die schöne liebeglühende Sage von Romeo und Julie wahr ist, ist am Ende gleichgültig, doch flecht sie einen duftigen Brautkranz um die grauen Mauern der Stadt, einen Brautkranz, den selbst der harte Tod der Liebenden nicht zu verwelken vermochte. Noch heute, namentlich in stiller Nacht, zittert ein geheimnißvoller Ton davon durch die enge Gasse Verona's, in welcher das Haus der Capulet steht, ein Ton, der ins Innere des Herzens dringt, und es in lebendiger glaubiger Erinnerung des hier Vorgefallenen eigenthümlich erregt. Das Haus selbst ist ein altes schwarzes Gebäude mit einem düstern Hofraum, der sich gegen die Etsch hin erstreckt und mit verfallenen Mauern umgeben und mit Schuttbausen und Steintrümmern bedeckt ist. Einstens mag dieß ein duftender Garten gewesen sein. Der klare Fluß fließt dort vorbei, und die Nachtigallen lieben das Wasser —

„Dort vom Granatbaum sang sie jede Nacht."

Das Grabmal der Julia, oder vielleicht richtiger das alte Gewölbe, wo der sarkophag-ähnliche Stein liegt, besuchte ich eines Tages. Ich bekenne es, ich glaube nicht an diesen Theil der schönen poetischen Sage und bin überzeugt, dieser Stein ist nie zu dem bestimmt gewesen, was ihm jetzt beigelegt wird; aber doch ging ich hin und trat feiernd und nachsinnend auf, als sei ich fest überzeugt, hier habe die unglückseligste aller Liebenden einst wirklich geruht. Die Wahl des Ortes verleiht allerdings der Sage, welche an ihn geknüpft ist, einige Wahrscheinlichkeit. Ein altes Mauerwerk vor der Stadt mit einem großen Thor, durch welches man in einen mit Mauern umgebenen Raum tritt, der zu einem Rebengarten umgewandelt ist, ist die angebliche Ruhestätte der treuesten der Liebenden. In den sonderbarsten Windungen und seltsamsten Verrenkungen ziehen die dicken Rebschenkel an Mauern und Bäumen umher und ruhen auf alten Steinen und morschen Baumstämmen; Blätter bilden ein duftiges Laubdach und

erſchrocken herum und ihr Geſicht überzog ſich mit einer lieblichen Röthe. Auch Philipp, der wohl wußte, was jetzt kommen würde, befand ſich in großer Verlegenheit; mit der rechten Hand ſtrich er durch ſein fahles blondes Haar und kratzte mit dem linken Fuße hinten aus.

„Liebe Schweſter," ſagte Herr Reißmehl, „wozu viele Worte, da eure beiden Herzen einig ſind? Herr Philipp" — dieſes „Herr" ſprach er heute zum erſtenmal aus — „Herr Philipp iſt mir in meinem Geſchäft beſtändig brauchbar geweſen, er wird es auch künftig ſein, und wir wollen ſpäter die Bedingungen aufſetzen, unter welchen die alte Firma Reißmehl und Compagnie von uns gemeinſchaftlich fortgeſetzt wird. Ich gebe zu Allem meine Einwilligung. Seid glücklich!" Der alte Herr war bei dieſer Rede augenſcheinlich gerührt geworden, weshalb er ſich nach den letzten Worten umwandte und eilig das Zimmer verließ.

„Seid glücklich!" wiederholte Philipp ſchwärmeriſch und lüftete ſeine langen Arme ein klein wenig. Aber Barbara kam ihm zuvor, eine Ohnmacht ſchien ihre Sinne zu umfangen, weshalb ſie den theuren Bräutigam umhalste, und ſo ruhten Beide ſprachlos eine Weile Herz an Herz. Bald aber lösten ſich ihre Arme, ihre Zungen folgten dieſem Beiſpiele und ergoßen ſich in Geſprächen, die viel zu zart und duftig ſind, um ſie hier niederzuſchreiben.

man wandelt auf altem Steingeröll und ringsum herrscht eine tiefe Stille, wie auf einem Friedhofe. Rechts in diesem Garten, am Ende desselben befindet sich über der Erde ein altes, halb eingestürztes Gewölbe, unterstützt von aufeinander gethürmten Steinen und neuerem Mauerwerk; dort liegt der Grabstein. Eine dichte Epheuwand bekleidet die alten Mauern und die immer grünen Blätter, vom Luftzug bewegt, zittern über dem offenen Sarkophag. Der alte Stein ist sehr beschädigt, da sich die Besuchenden häufig Steinchen davon abschlagen. Auch mir bot der Führer ein solches an; doch begnügte ich mich mit einem Epheublatt von einem uralten Stamm, welcher schon lange über dem Stein hing und seit alten Zeiten in die leere Oeffnung geschaut.

Während ich bei meinem dießmaligen, sehr kurzen Aufenthalt in Verona nur Zeit hatte, die alte Piazza Brà für wenige Augenblicke zu besuchen, hatte mein Begleiter, welcher sehr eilig war, ein kleines Pranzo (Mittagessen) bestellt, das wir in einer anspruchslosen Osteria in der Nähe der Post einnahmen. Osteria und Pranzo waren gleich schlecht. Das Gastzimmer ging in einen verfallenen Hof und hatte vergitterte Fensteröffnungen ohne Gläser; Küche, Treppe und Zimmer waren schmutzig und in jeder Beziehung vernachlässigt. — Wirth und Wirthin ebenso. Zu allem diesem herrschte noch ein unangenehmer Geruch von verbranntem Fett in jenem Raume, und das Pranzo war in beklagenswerther Harmonie mit den angeführten Erscheinungen.

Bald saßen wir auch wieder in unserer Kalesche und verließen das alte, mir so liebe Verona.

Die Eisenbahn, welche die beiden Hauptstädte des lombardisch-venetianischen Königreichs, Mailand und Venedig, vereinigen soll, ist, obgleich in der Poebene, wo von Terrainschwierigkeiten gar keine Rede ist, noch lange nicht beendigt. Feldmarschall Radetzky, groß als Staatsmann wie als Feldherr, hat trotz der Kriegsjahre und seiner beschränkten Mittel das Mögliche für den Bau derselben gethan, und so ist die Strecke von Verona nach Vicenza beinahe vollendet, und

wird wohl noch zu Ende des Jahres 1849 befahren werden können. Damit ist schon recht viel gewonnen. Die große Lagunenbrücke, obgleich sie bei der Belagerung viel gelitten, wird baldigst wieder hergestellt sein, und so sind die beiden wichtigen Plätze, Venedig und Verona, auf wenige Stunden nahe gerückt. Man wird zur Eisenbahnfahrt von Venedig hierher kaum vier Stunden brauchen, von Verona nach Treviso mit dem Eilwagen neun Stunden, und von dort nach Mailand mit der Eisenbahn zwei, also im ganzen fünfzehn Stunden.

Gleich hinter Verona sieht man den Eisenbahndamm und bleibt in seiner Nähe bis nach Vicenza. Der Weg dahin, eine schöne Chaussee, bietet außer einigen alten Schlössern, die auf der linken Seite an den Bergabhängen liegen, wenig Interessantes. Nachts gegen zehn Uhr erreichten wir Vicenza, wo ich mich von meinem freundlichen, liebenswürdigen Grenadiercapitän mit meinem herzlichsten Dank trennte. Er fuhr über Treviso weiter gegen Wien, und ich begab mich in einen Gasthof der Stadt, gegenüber der Pferdepost, der mir als vorzüglich bezeichnet war. Sein gutes Renommé war begründet. Früher war dieser Gasthof, ein großes massives Gebäude, Sitz und Wohnhaus eines der mächtigen Geschlechter von Vicenza. Eine breite, mit Statuen besetzte Treppe führt nach oben auf einen ungewöhnlich großen Vorplatz, der als Bildergallerie und Eßsaal dient, und auf welchen die Thüren zu den Gastzimmern münden. Ein sehr dienstfertiger Kellner schürte in dem übergroßen Kamin, obgleich ich der einzige Fremde im Hause war, ein helllohderndes Feuer an, empfahl mir das Beste aus der Küche und nöthigte mich mit vieler Redseligkeit eine Reihe Zimmer anzusehen, weil dort der große Marschall gewohnt. Dieser Kellner war überhaupt sehr geschwätziger Natur und log mir die merkwürdigsten Einzelnheiten von der Belagerung Malghera's mit einer Umständlichkeit vor, die ans Unglaubliche grenzte. Dagegen war sein Souper vortrefflich, und das Bett in einem hohen Zimmer mit alter vergoldeter Holzschnitzerei für eine Person so übermäßig groß, daß man sich in demselben ganz einsam fühlen konnte.

XXII.

Vicenza.

Bei dem Erwachen am andern Morgen war mein erster Gedanke, auf welche Art ich nach Mestre gelangen könne. Die Eisenbahn ging freilich dahin, wurde aber nur, wie mir der Kellner anvertraute, zu militärischen Zwecken benützt. Das Resultat meines Nachdenkens war die Entscheidung, diese Frage den Zufälligkeiten der nächsten Stunde und meinem Reiseglück zu überlassen.

Ich schickte vor allem, so bald es die Zeit erlaubte, meinen Paß in das Commandanturgebäude, um ihn, wie es nothwendig war, visiren zu lassen. Der Commandirende hier war der Oberst Müllner, Chef von Boyneburg-Dragoner, der mich auf das Zuvorkommendste und Freundlichste behandelte. Er ließ mir seinen Wagen anbieten, um in bequemer Weise die merkwürdigsten Punkte des blutigen Kampfes bei Vicenza sehen zu können, und als ich meinen Dank hiefür selbst abstattete, erwies er mir die Ehre, mich zu begleiten.

Gegen 10 Uhr Morgens fuhren wir von Vicenza ab, nachdem ich zuvor in der alten Stadt die merkwürdigen und schönen Bauwerke Palladio's gesehen, mit welchen dieser große Architekt seine Vaterstadt so schön geschmückt hat. Man sieht hier, was gute Vorbilder vermögen, denn auch die meisten später entstandenen Gebäude haben an-

genehme und edle Formen und zeigen die vortreffliche Schule des großen Baumeisters. Vicenza iſt überhaupt eine ſehr angenehme und hübſche Stadt. Die Straßen ſind gerade und reinlich, die öffentlichen Plätze groß und mit ſchönen Bauwerken umgeben, und dabei liegt Vicenza in einer fruchtbaren, waſſerreichen, herrlich angebauten Gegend an den Ufern des Bachiglione, der mit ſeinem klaren ſchönen Waſſer bei den alten, mit Epheu bedeckten Stadtmauern vorbeifließt und dort zwiſchen alten Gebäuden mit ſchönen Brücken und zerfallenen Mauern die maleriſchſten und ſchönſten Anſichten bildet.

Die Gegend, in welcher Vicenza liegt, iſt der Garten von Venedig und verdient dieſen Namen mit Recht. Aber nicht bloß die Vegetation, auch die Menſchen ſind hier ſchön. Berühmt waren von jeher namentlich die Mädchen von Vicenza wegen ihrer Schönheit, doch vertraute mir mein Kellner mit einem tiefen Seufzer, daß ſeit der Zeit, wo die fremden Legionen unter Durando hier gehaust, manche Schönheit verblüht und manche Schöne mit dem abziehenden Heer verſchwunden ſei. Ueberhaupt kam mir die Stadt etwas verödet vor, was nach dem gewaltigen und blutigen Schlag, den die Oeſterreicher im vorjährigen Feldzug hier gegen die Piemonteſen und ihre Verbündeten ausführten, nicht zu verwundern iſt. Klang doch damals die Einnahme von Vicenza und die Erſtürmung der ſtark verſchanzten Anhöhen der Monti Berici wie eine Fabel. „Dort werden die öſterreichiſchen Diviſionen Halt machen," hieß es, „hier wird ihr keckes Stürmen nicht gelingen." Da kam aber der alte Marſchall, und ſeine braven Truppen erſtiegen an einem ſchönen Vormittag dieſe Anhöhen mit ihren fürchterlichen Verſchanzungen, nahmen eine Batterie nach der andern im Sturmſchritt und hatten die ganze Poſition erobert, ehe man ſich deſſen verſah.

Die Anhöhen, welche die Stadt auf einer Seite umſchließen, die Monti Berici, erheben ſich aus den herrlichen Fluren der Vicentiniſchen Ebenen und bilden eine maleriſche Gruppe von Hügeln und leichten Bergen. Ihre Ausdehnung von ihrem nördlichen Fuß, an welchem Vicenza liegt, bis zu dem Fuße nach Süden beträgt ungefähr

zwei und eine halbe Stunde; von Oſt nach Weſt ungefähr anderthalb Stunden. Die unteren Abhänge ſind gut angebaut, und auf den Höhen ſieht man kleine Dörfer, Höfe und Caſinen, zu welchen ſchmale, enge und ſteile Fahrwege führen, die das ohnehin ſchon durch Schluchten zerſchnittene Terrain noch ſchwieriger machen. Hier hatte ſich General Durando ſeit dem 23. Mai vorigen Jahres fürchterlich befeſtigt. Auf dieſen Monti Bericci waren alle Vorſprünge, welche die Ebene beherrſchen, mit ſehr feſten, ſoliden Werken und mit Batterien vom ſchwerſten Kaliber verſehen. Geſchütze und Munition hatte man mit der Eiſenbahn von Venedig kommen laſſen. Die Batterien lagen etagenförmig über einander und unterſtützten das Kloſter und die Kirche Madonna del Monte, welches äußerſt maſſiv erbaut zu einer kleinen Feſtung umgeſchaffen und, als ein Hauptſchlüſſel der ganzen Vertheidigung, mit den beſten Truppen, mit Schweizern, beſetzt war. Seitwärts dieſes Kloſters, wo ſich die Berge etwas höher erheben, fingen die Verſchanzungen wieder an und erſtreckten ſich bis zu dem höchſten Gipfel, wo auf einer kegelförmigen, einzeln ſtehenden Spitze „zur ſchönen Ausſicht“ ein ſehr feſtes Blockhaus aufgeführt war, welches in der Verlängerung des einzigen, breiten Wegs, der über dieſe Höhen führt, ſo ſtand, daß man denſelben vom Blockhaus aus ſehr wirkſam mit Kartätſchen beſtreichen konnte. Alle dieſe Verſchanzungen waren außerordentlich feſt und umfangreich und aus allem möglichen Material gebaut, eine wahre Muſterkarte von Batterien. Neben Schanzen von Faſchinen und Erde war an einem ſteilen Abhang eine Sandſackbatterie erbaut, welche den untern Theil des eben erwähnten Weges Verderben drohend beherrſchte.

Nachdem ich dieſe Befeſtigungen geſehen — ſie waren zum größten Theil, obgleich zerſtört und zerſchoſſen, noch vorhanden — ſo begriff ich vollkommen, wie ſich die öſterreichiſchen Offiziere am Tage nach der Einnahme auf's Höchſte verwunderten, wie es eigentlich möglich geweſen, dieſe Stellung einzunehmen. Die Bergwände, welche von den Oeſterreichern zu erſtürmen waren, ſind mit Steingerölle bedeckt,

zerklüftet und mit niederem Strauchwerk versehen, das wenig Deckung gegen die feindlichen Kugeln bietet und nur das Vordringen erschwert.

Außerdem befand sich die Stadt selbst noch in einem Achtung gebietenden Vertheidigungszustande. Ueber zweihundert Barrikaden sperrten die Gassen, alle Brücken waren abgebrochen, das Pflaster aufgerissen und jedes Haus so zu sagen zu einer Festung gemacht. Neben einer fanatisirten Bevölkerung befanden sich überdieß bei 15,000 Mann Truppen in der Stadt. Kurz die Piemontesen hatten Behufs der Vertheidigung nichts versäumt und glaubten nicht, daß es den Oesterreichern möglich sein werde, Vicenza zu erobern. General Durando, der Oberbefehlshaber der päpstlichen Truppen, erklärte öffentlich, es sei unmöglich, Vicenza in kurzer Zeit und ohne die größten Verluste zu nehmen, selbst wenn 200,000 Oesterreicher es angreifen würden. Doch sollte er bitter enttäuscht werden. Die Italiener sind keine Spanier und Vicenza sollte kein Saragossa werden.

In einem leichten Wagen mit zwei guten Pferden bespannt, fuhren wir den Monte Berico hinauf und der freundliche Oberst zeigte mir jede Position und erklärte mir mit der Sachkenntniß seines Standes den Verlauf der Schlacht. Die Brigade des General Culoz hatte die Ehre der gefährlichsten Stellung und des ersten Angriffs. Sie war auf den Höhen bei Arcugnano aufgestellt, um auf deren Rücken vorgehend die Verschanzungen oben anzugreifen und in erster Linie das starke, oben erwähnte Blockhaus zu nehmen. Das erste Armeecorps war unten im Thal bei Longara und Debba am rechten Ufer des Bachiglione aufgestellt, sein rechter Flügel sollte gegen die Stadt vorgehen, sein linker die Höhen des Monte Berico langsam erklimmen und sich mit der Brigade Culoz in Verbindung setzen. Die Brigade Wohlgemuth auf dem linken Ufer des Bachiglione sollte von Secula her vorrücken, um mit dem zweiten Armeecorps die Verbindung zu unterhalten. Dieß zweite Armeecorps, welches auf der Straße von Padua stand, hatte die Bestimmung, die Stadt von der Ostseite anzugreifen. Man sieht aus dieser Disposition, daß die Oesterreicher die Stadt in einem großen

Halbkreis eingeſchloſſen hatten, deſſen rechter Flügel ſich unten im Thale, der linke auf den Anhöhen bei Arcugnano befand.

Wir fuhren bis auf die Spitze des Berges, wo eine prachtvolle Villa, die Caſa Ramboldo, mit einer herrlichen Ausſicht nach allen Seiten hin, einſam und trauernd in einem jetzt ſtillen und melancholiſchen Garten liegt, umgeben von hohen Fichten und dunkeln Pinien. Das Haus war verlaſſen und nur von einem Aufſeher bewohnt. Es hatte bei dem Kampfe, welcher hier begann, nicht ſo viel gelitten, als man wohl glauben könnte. In dem ſchönen Garten mit ſeinen Blumenbeeten, mit Teichen voll ſtillen Waſſers, mit Brücken und feinen Kieswegen, herrſchte tiefe Stille. Kein ſeidenes Kleid rauſchte zwiſchen den Laubgängen und kein menſchlicher Laut ſtörte die ländliche Ruhe. Der Wind rauſchte durch die Pinien und hoch über uns ſtieß zuweilen ein Raubvogel einen kurzen gellenden Schrei aus! — Auch die Berge vor uns lagen wie in tiefem Schweigen erſtarrt nach all dem Schrecklichen, das ſie vor nicht langer Zeit erlebt, und dem Traurigen, was ſie in ihrem Schooße bargen: — wir ſahen an vielen Orten große Gräber der hier gefallenen Krieger. Von hier aus ſoll des Morgens der Anblick der kämpfenden Armeen ein herrlicher geweſen ſein. Das Wiederhallen des Geſchützes in den Bergſchluchten, das Aufblitzen aus den Batterien, der Pulverdampf, der in den verſchiedenartigſten Formen über dem grünen Strauchwerk herdrang; das Hurrah der angreifenden Jäger, welche an den Abhängen vertheilt unaufhaltſam vordrangen, und dazu die weite Ausſicht auf das Thal, wo im Sonnenſchein die Bajonnette der öſterreichiſchen Truppen in langen Reihen blitzten und wo der ſchwarze Adler im gelben Feld munter flatterte; weiter hinaus gegen Venedig aber die ſchöne fruchtbare Ebene, wie im tiefſten Frieden mit wallenden Korn- und Reisfeldern, mit Rebgeländen und immer grünen Olivenbäumen reich bepflanzt.

Caſa Ramboldo wurde ſchon vor Tagesanbruch durch Oberſt Hahne von den Oeſterreichern genommen. Vor ſich hatten die tapfern Truppen den breiten Weg, der an mehreren Stellen abgegraben war und

auf welchen das in der Verlängerung desſelben gelegene Blockhaus einen furchtbaren Kugelregen ausſprühte; rechts und links warf ſich die tapfere Infanterie (Latour und Oguliner) in die Gebüſche an der Straße und ging im Sturmſchritt vorwärts. Das Blockhaus wurde mit Raketen in Brand geſteckt und alsdann von der Infanterie erſtürmt. Wie freudig mag es dem Feldmarſchall und der Armee in der Ebene, wie traurig aber den Italienern zu Muth geweſen ſein, als ſie auf der Spitze des Berges die grauen Rauchwolken des brennenden Blockhauſes erblickten. Die Erſtürmung desſelben war ein ſchöner Anfang des glorreichen Endes und dem General Durando mögen dieſe Rauchwolken mit dem Blitzen der Geſchütze als ein Verderben verkündendes Gewitter erſchienen ſein, das anfing ſich über Vicenza und ſeinem Haupte zu entladen.

Ueber den Verlauf dieſes Kampfes ſchreibt der Berichterſtatter über: „die kriegeriſchen Ereigniſſe in Italien im Jahr 1848“ (ein gediegenes Werk) Folgendes:

„Es trat nun eine Pauſe ein, weil dem Feldmarſchall ein vereinzeltes Vordringen der Brigade Culoz, bevor der combinirte Angriff aller Corps erfolgen konnte, nicht räthlich ſchien. Dieſer General erhielt gleichzeitig einige Verſtärkung an Truppen und Geſchütz. Des Feldmarſchalls Anordnungen waren auf möglichſte Schonung der Truppen berechnet, ſeine überlegene Artillerie hauptſächlich ſollte die Bezwingung des Feindes erwirken. Er verfügte ſich perſönlich auf einen Hügel in der Nähe des Monte Berico und hielt den linken Flügel ſo lange zurück, bis die mit einer großen Linksſchwenkung verbundene Vorrückung des rechten Flügels vollzogen war und der letztere auf allen Punkten im Gefechte ſtand. Erſt um zwei Uhr Nachmittags eröffnete General Culoz das Feuer ſeiner Geſchütze gegen die Verſchanzungen des Monte Berico.

Dieſen Angriff unterſtützte die zur Rechten gegen die Villa Rotonda ſich bewegende Brigade Clam. Nachdem das Geſchütz- und Plänklerfeuer eine Stunde angehalten hatte, unternahmen die Schwei-

zer einen kühnen Ausfall vom Monte Berico gegen den Monte di bella vista und näherten ſich der öſterreichiſchen Stellung bis auf fünfzig Schritte, allein eine Kartätſchenlage und das gleichzeitige Heranrücken des zehnten Jägerbataillons, ſo wie der Regimenter Latour und Reiſinger nöthigte ſie zum Rückzug. Die römiſchen Civiciſten ergriffen zum größten Theil die Flucht oder verſteckten ſich in Häuſern und Kellern. Das zehnte Jägerbataillon erſtürmte den Monte Berico, Hauptmann Jablonski war der erſte auf der Schanze. Die Oeſterreicher, ſchreibt ein päpſtlicher Schweizeroffizier, ſchlugen ſich äußerſt tapfer, beſonders ſah man ihre Offiziere mit der größten Todesverachtung kämpfen.

Nun war zunächſt das Kloſter Madonna del Monte zu behaupten, allein den Schweizern wurde befohlen, ſich nach der Stadt zurückzuziehen. Murrend gehorchten ſie, doch wurden noch der Thurm und vereinzelte Häuſer vertheidigt, aber vom nachdringenden Feinde erſtürmt. Unter den erwähnten Säulenhallen ſetzten ſich die Schweizer auf's Neue, allein da nun auch die Brigade Clam nach Erſtürmung der Villa Rotonda ihre linke Flanke bedrohte, zog man die Truppen gänzlich nach der Stadt zurück.

Auf dem linken Ufer des Bachiglione erſchwerte den Angriff die dichte Cultur, welche den Kanonen die Zielpunkte verbarg und die Wirkung des Horizontalſchuſſes ſchwächte. Es ließ ſich daher einzig vom Wurfgeſchütz ein befriedigendes Ergebniß erwarten. In dieſer Vorausſicht hatte man in Mantua eine Batterie von vier Mörſern ausgerüſtet, welche jetzt gute Dienſte leiſteten. Ohne alle künſtliche Deckung gegen den feindlichen geraden Schuß wurden ſie im Beiſein des Oberſten Stwrtnik auf offenem Felde nur auf fünfhundert Schritte von der feindlichen Linie aufgeſtellt (eine Arbeit, die nicht ſo leicht vor ſich geht, wie das Auffahren von Feldkanonen) und warfen noch im Laufe des Abends neunzig Bomben in die Stadt. Noch ſchwieriger war die Aufgabe der auf dieſer Seite von dem General Fürſt Friedrich Liechtenſtein vorgeführten Infanterie. Bei der Paduaniſchen Vorſtadt wehr-

ten ein Erdwall und die neben demſelben befindlichen durch einen tiefen Graben und ſtarken Verhau geſchützten Häuſer dem Vordringen der Oeſterreicher und die zwiſchen dieſer Vorſtadt und derjenigen von Santa Lucia gelegene Linie war neben verſchiedenen Schanzen und Gebäuden durch einen breiten naſſen Graben geſchützt, durch welchen die Jäger des achten Bataillons und die Ungarn von Franz Karl im Sturm unverſehens aufgehalten wurden. Nur mit empfindlichem Verluſt zogen ſie ſich aus dieſer Lage. Die Vorſtadt Santa Lucia ſelbſt griff Generalmajor Fürſt Wilhelm Taxis an und bemächtigte ſich einiger Häuſer, allein die Barrikaden, welche zwei Compagnien Schweizer beſetzt hielten und das nächſtgelegene Seminar blieben im Beſitz der tapfern Vertheidiger und die heldenmüthigen Anſtrengungen der Regimenter Kaiſer und Haugwitz erreichten nichts mehr als die Wiedereinnahme einiger anſtoßenden Häuſer, aus welchen ſie der entſchloſſene Feind nach dem erſten Angriff verdrängt hatte.

Bald nach dem Verluſt des Monte Berico wehte von mehreren Thürmen der Stadt die weiße Fahne. Auch an einigen Barrikaden wurde ſie aufgepflanzt, von den Schweizern aber ſogleich heruntergeriſſen. Um Mitternacht jedoch erſchienen Parlamentäre bei den öſterreichiſchen Vorpoſten, um im Namen Durando's wegen Uebergabe der Stadt zu unterhandeln.

Die Capitulation wurde am 11. Juni um 6 Uhr früh unterzeichnet. Sie lautete dahin, daß die päpſtlichen Truppen in der Mittagsſtunde ihren Abzug über Eſte und Rovigo nach dem Po anzutreten hatten, und ſich verpflichteten, drei Monate nicht gegen Oeſterreich zu dienen. In Betreff der Einwohner gab der Feldmarſchall das Verſprechen, ſie in Beziehung auf das Vorgefallene nach den wohlwollenden Grundſätzen ſeiner Regierung zu behandeln."

„Die Oeſterreicher," ſchreibt ein päpſtlicher Schweizeroffizier, „behandeln unſere Verwundeten nicht wie Feinde, ſondern wie Brüder, und gemeine Soldaten haben nach ihrer Heimkehr zu erzählen gewußt,

Dies Alles begab ſich am Fenſter, von welchem aus man das Zimmer des Doktor Burbus ſehen konnte. Die beiden Glücklichen lebten die vergangenen Tage, trotz ihrer ſchrecklichen Vorfälle wieder durch, und daß dabei des Doktor Burbus und meiner nicht auf die glimpflichſte Art erwähnt wurde, iſt nur zu wahrſcheinlich. — „Ja, ja, ſo geht es," ſprach Philipp und zeigte mit dem Finger auf das Fenſter ſeines frühern Nachbars, an welchem in dieſem Augenblick eine der Urkundsperſonen, ein Drechslermeiſter, ſichtbar war, um die zurückgelaſſenen Pfeifen des Doktors zu tariren. In aller Kürze hatte Philipp ſeine Verlobte von der Flucht des Doktors in Kenntniß geſetzt und ihr erzählt, daß man ſo eben deſſen Effekten gerichtlich aufnehme. Mochte es nun die frohe Vorſtellung ſein, daß der entflohene Doktor ihm nicht mehr ſchaden könne, war es edles Mitleid mit dem Unglücklichen, der jetzt hülflos in der Welt herumſtrich, oder hatte der feierliche Moment das Herz Philipps überhaupt weich geſtimmt, genug, er ſprach einige Worte zu Gunſten des Doktors, und ließ deſſen Schickſal bejammernd einen Augenblick das Haupt auf ſeine Bruſt ſinken. Plötzlich aber erhob er es wieder; ihm war ein edler, ſehr ſchöner Gedanke gekommen.

„O Barbara," ſprach er, „wenn auch Ihr — Dein Herz wollte ich ſagen, ſo zum Verzeihen geneigt iſt, wie meines, woran ich nicht zweifle, denn ich weiß ja, Du

wie der Feldmarschall in Person den Spital besucht und sie freundlich getröstet habe."

Noch am Abende des 11. Juni brach General Culoz nach Verona auf, am 12. in der Frühe folgte das erste Armeecorps ihm nach. Der Feldmarschall eilte dem letzteren persönlich dahin voraus. Das zweite Armeecorps blieb einstweilen in Vicenza.

Das Defiliren der abziehenden italienischen Besatzung von Vicenza, Schweizer, Piemontesen, Römer, Linientruppen und Freischaaren durcheinander soll, namentlich was die letztern anbelangt, ein ganz ergötzlicher Anblick gewesen sein. Der alte Marschall hatte sich mit seinem Generalstabe vor das Thor gegen Verona aufgestellt und ließ die feindlichen Truppen bei sich vorüberziehen. Zuerst kamen die Schweizer, sodann die Artillerie, und ihnen folgte die reguläre Infanterie, dann die Guardia Civica von Rom, Bologna ꝛc., Crociati und Freischaaren, und, da das Schönste immer zuletzt, so machte den Beschluß ein Corps Amazonen — zum Theil sehr hübsche Mädchen — mit Schwertern umgürtet und Blicke auf die österreichischen Truppen werfend, als wollten sie den siegreichen Feind damit vernichten. Als dieses Corps der Rache vorbei marschirte, lächelte der alte Marschall und eine große Heiterkeit bemächtigte sich der ganzen Umgebung.

Unter der Besichtigung dieses denkwürdigen Schlachtfeldes, unter den interessanten Mittheilungen meines gütigen Begleiters war die Zeit schnell in angenehmster Weise dahingeeilt. Es war Mittag geworden, als wir nach Vicenza zurückkehrten, und unterdessen hatte sich für mich eine herrliche Gelegenheit gefunden, nach Mestre zu kommen. Es ging nämlich um zwei Uhr auf der Eisenbahn ein Convoi mit einem großen Pulvertransport zu dem Belagerungsheer, dem ich mich anzuschließen die Erlaubniß bekam. Die Zeit bis zur Abfahrt benutzte ich zu einem sehr soliden Frühstück und besuchte zu dem Ende die berühmte Restauration Alletre Carrosoli, die beste in Vicenza, ja vielleicht in ganz Italien.

Vor zwei Uhr ging ich zur Eisenbahn und fand da, von Mai-

land angekommen, die Erzherzoge Franz Karl und Leopold, ſo wie den Herzog von Württemberg und mehrere andere Offiziere, welche ebenfalls an der Belagerung von Malghera Antheil nehmen wollten. Unter ihnen befand ſich zu meinem großen Vergnügen Oberſt Schlitter, ſo wie auch der Oberſt Baron Reiſchach, Commandeur von der Probasca-Infanterie. Wir fuhren ab, ließen die Monti Bericci hinter uns und glitten mit Windeseile durch die weite Ebene, die ſich von hier bis zu den Lagunen von Venedig erſtreckt. Rechts ſahen wir neben uns das berühmteſte Bauwerk Palladio's, die Villa Rotonda, deren Anblick mir um ſo intereſſanter war, da ſie im Kampfe von Vicenza von den Sweizern hartnäckig vertheidigt und von dem tapfern Oberſt Reiſchach, der mit uns im Wagen war, an der Spitze ſeiner braven Infanterie genommen wurde. Der Oberſt holte ſich hier eine ſtarke Verwundung, aber auch als wohlverdienten Lohn — das Thereſienkreuz.

Nach einer Stunde erreichten wir Padua und bemerkten bald darauf am Horizont, daß wir uns einer belagerten Feſtung näherten. Hie und da ſtieg weißer Pulverdampf auf und ein dumpfer Schuß dröhnte von dem Fort Malghera herüber. Als wir näher kamen, bemerkte man deutlich, daß ſie mit ſchweren ſechzigpfündigen Bomben nach Meſtre warfen. Bald ſah man eines der ſchweren Geſchoße zu unſerer Seite in den Boden hineinſchlagen und die Gewalt der platzenden Kugel warf die Erde hoch empor; bald zerſprang eine Bombe in der Luft und man hörte einen dumpfen Knall und hoch über uns, an der Stelle, wo die Kugel zerſprungen, ſchwebte eine ſchwarze compacte Rauchwolke, die erſt nach einiger Zeit vom Winde langſam verweht wurde. Da die Eiſenbahnſtation von Meſtre den feindlichen Schüſſen zu ſehr ausgeſetzt war, und die Kugeln oftmals weit darüber hinausſchlugen, ſo machte der Convoi dieſſeits deſſelben, bei dem letzten Telegrafenthurm vor Meſtre, Halt, wo wir dann ausſtiegen.

XXIII.

Mestre. Straßenleben. Feldmarschalllieutenant Haynau.

Es war ein etwas trüber, nebliger Tag und nur aufmerksam gemacht durch den Blitz und Pulverdampf sah man das Fort Malghera in unbestimmten Umrissen. Mestre, das kleine Städtchen, lag dicht vor uns, aber statt der langen Waarenzüge, die in früheren Zeiten zu allen Stunden des Tages mit Obst und Gemüse beladen, nach Mestre zogen, um die jenseits gelegene Königin des Meeres, die stolze Venezia, damit zu versehen, erblickte man heute nach allen Seiten nichts als Militär mit Transporten oder Belagerungsarbeiten beschäftigt. Dort zogen lange Reihen von Wagen, meist mit Ochsen bespannt und fuhren Reisig nnd Baumzweige, aus welchen Faschinen und Schanzkörbe angefertigt wurden. Ihnen folgten große Züge Munitionswagen und Artilleristen mit ledigen Pferden, welche Geschütze von einem Ort zum andern gebracht. Quer die Felder durchschneidend, kamen von den außerhalb des Orts liegenden Häusern große Haufen Infanterie, aber ohne Waffen. Sie hatten den langen grauen Mantel an, und die Holzmütze auf dem Kopfe. Ihre dunkeln, broncefarbenen Gesichter zeigten an, daß es Croaten seien, so wie die Schau-

seln und Hacken, daß sie zur Schanzarbeit gingen. Einzelne Ordonnanzen ritten dazwischen durch und Offiziere des Genicorps und der Artillerie sprengten mit ihrem Gefolge über Wiesen und Gräben und ritten hinaus zu den angefangenen Werken, um sie in Augenschein zu nehmen. Das alles zusammen bot ein lebendiges militärisches Bild von ganz anderem, ungleich ernsterem Charakter, als ich es früher beim Bivouak, ja sogar bei der Schlacht gesehen. Im Gewühl der Schlacht rollen die Trommeln, knallen Gewehrschüsse, lustiges Hurrah der Angreifenden ertönt, Cavallerie klirrt und rasselt vorbei, die Pferde schnauben, die Reiter glänzen, Staubwolken fliegen auf, zwischen ihnen durch strahlen tausende von Bajonetten und über allem das Flattern der bunten Fahnen im frischen Winde. Hier dagegen von allem dem nichts: es glänzt kein Säbel und keine Bajonettspitze, rings umher tiefe Ruhe, eine unheimliche Stille, nur unterbrochen durch die dumpfen Schüsse aus der Festung oder das Sausen einer Granate, die zufälliger und unangenehmer Weise etwas nahe kommt. Der Soldat marschirt schweigend dahin, er darf nicht singen oder Hurrah rufen, um den Feind in der Festung nicht unnöthiger Weise aufmerksam zu machen, und der ganze Trupp, der dort hinaus zur Arbeit zieht im Mantel, dessen graue Farbe nicht vom Weiß des Lederzeugs unterbrochen wird, sieht aus, als zöge er zu einer Leichenfeier, zu einem Begräbniß. Dieß ist denn in der That auch der richtige Ausdruck, denn die Offiziere und Soldaten, welche in die Tranchéen oder zum Batteriebau beordert sind, müssen immer der Kugel gewärtig sein, sie können sich nicht dagegen schützen, sie graben sehr häufig ihr eigenes Grab und das ihrer nachfolgenden Kameraden, die vielleicht in den tiefen Laufgräben von der Vollkugel darniedergestreckt oder von der Granate zerrissen werden.

Einzelne solcher armen Blessirten wurden zur Eisenbahn hin uns entgegengetragen, um mit dem zurückkehrenden Convoi auf die sanfteste Art in das große Militärhospital nach Padua gebracht zu werden. Die Eisenbahn war überhaupt von großem Nutzen für die Belagerer,

sowohl um Verwundete, als auch Truppen zu transportiren und um Baumaterialien, Pulver, Kugeln, Geschütze von den Festungen Verona und Mantua zu beziehen. Auf unserem Wege nach Mestre — der Telegraphenthurm, wo der Convoi hielt, liegt ungefähr eine kleine halbe Stunde vor dem Ort — kamen wir bei dem großen Artilleriepark vorbei, der auf der Landstraße aufgefahren war. Die Felder um Mestre waren durch Regen und durch Nachbarschaft der Lagunen so mit Wasser getränkt, daß die schweren Geschütze dort unfehlbar eingesunken wären und deßhalb hier auf der festen Straße aufgestellt werden mußten. Hier war eine Gesellschaft schöner Stücke beisammen; neben schwarz und gelben Laffetten sah man dunkelblaue piemontesische, von dem bekannten Geschützpark aus Peschiera, unter ihnen die berühmten sechs Apostel, schöne, schlanke, metallene Zweiunddreißigpfünder, die einen guten Effekt versprachen, sobald ihnen gestattet würde, ihren metallenen Mund aufzuthun.

Im Ganzen waren hier: 14 Stück sechzigpfündige Mörser, 31 Stück vierundzwanzigpfündige Kanonen, 10 Stück achtzehnpfündige Kanonen, 8 Stück lange Haubitzen, 7 Stück schwere Paixhans, 6 Stück zweiunddreißigpfündige Kanonen, 4 Stück kurze schwere Haubitzen und 3 Stück Zwölfpfünder.

Man begreift leicht, daß Mestre mit Soldaten überfüllt war, da in dem kleinen Ort und den umliegenden Höfen 25,000 Mann zusammengezogen waren. Selbst vor dem kleinsten Hause, an welchem wir vorbeikamen, sah man eine Menge Soldaten sitzen, und wo irgend ein ansehnliches Gebäude war, sah es aus, wie vor einer Caserne. Das Lederzeug hing am Fenster und oben wurde geputzt und angestrichen, unten aber saßen die Soldaten, auch hier meistens von den Grenzregimentern, in langen Reihen und ruhten von der Arbeit aus oder bereiteten sich vor, mit der Dämmerung in die Laufgräben hinauszugehen. Die meisten Einwohner waren theils vor der übergroßen Einquartirung, theils vor den Kugeln aus Malghera, die schon jetzt

auf verſchiedenen Punkten in die Stadt einſchlugen, mit ihren Habſeligkeiten geflüchtet; deßhalb waren wir Neuangekommenen, mit Ausnahme der Erzherzoge, was unſer Unterkommen anbetraf, in ziemlicher Ungewißheit. Der Oberſt Schlitter nahm ſich meiner, wie gewöhnlich, freundlichſt an, und wir beſchloßen, der Reihe nach in den Häuſern am Wege, nach einem beſcheidenen Plätzchen für uns zu forſchen. Lange ſuchten wir vergebens und wo wir ein anſtändiges Haus ſahen und auf Aufnahme darin hofften, war es ſchon beſetzt.

Endlich fanden wir im Orte ſelbſt eine gaſtliche Thüre, gutwillige freundliche Hausleute, die uns wenigſtens für die Nacht ein Unterkommen verſprachen. Sie hatten in ihrem Hauſe noch zwei Zimmer unbeſetzt, welche unter den gegenwärtigen Umſtänden, was Reinlichkeit und Bett anbelangt, unſere kühnſten Erwartungen übertrafen. Ich hatte ſogar einen Lehnſtuhl in meinem Zimmer. Dieſe Gemächer waren allerdings für ein Paar höhere Offiziere beſtimmt, die erwartet wurden, doch, ſo lange dieſelben nicht ankamen, konnten wir da bleiben. Das Haus hatte einen kleinen hübſchen Garten mit einigen zertretenen Blumenbeeten, mit Rebgängen und ſogar einigen großen weißen Töpfen, in welchen Aloen und Orangen wuchſen. Hinter dem Garten war der Kanal von Meſtre, über uns ein ſchöner tiefblauer Himmel, und ſo waren wir vor der Hand aufs Allerbeſte eingerichtet.

Wie hatte ſich Meſtre geändert, ſeit ich dieſe kleine Stadt nicht mehr geſehen! Die Jahreszeit war damals keine freundlichere als jetzt; denn es war zu Beginn des Winters, und es ſproßte weder Grün an den Bäumen noch auf den Feldern und Wieſen; aber ein lebhafter Handelsverkehr herrſchte auf den Straßen des Städtchens. Bauern aus der ganzen Umgegend, an ihren verſchiedenartigen Coſtümen kenntlich, ſtanden in Gruppen beiſammen, dazwiſchen Kaufleute aus Venedig, Gondelführer, Weiber, Kinder, und Alles das handelte und lärmte und ſchrie durcheinander. Dazwiſchen fuhren langſam große Wagen mit Fiſchen beladen, mit Früchten und Gemüſen aller Art, und Alles das wurde von den Karren in die großen Marktboote gela-

den und hinausgerudert in das Wasser, weit hinaus bis zu der schönen Stadt, die, inmitten der stillen Fluthen thronend, diesen Tribut von dem umliegenden Land verlangt und zu ihrer Erhaltung nothwendig braucht. Welche Menge kleiner schwarzer Gondeln lag damals hier beisammen, und man hatte die Auswahl unter zwanzig bis dreißig, und warf sich in die schwellenden Kissen, vergnügt, bald nach Venedig zu kommen. Der Gondolier trieb sein Schifflein durch die dicht zusammengedrängte Masse von Fahrzeugen aller Art und fluchte halblaut und auch wohl recht laut, je nachdem ihn eine andere Gondel berührte, oder ein großes schmutziges Marktschiff streifte. Bald war man im freien Wasser des Kanals von Mestre und die Gondel schoß wie ein Delphin dahin. Nach einer kleinen halben Viertelstunde wandte sich der Gondolier um, zeigte auf einige Erdwerke rechts und links oder auf einen österreichischen Soldaten, der da oben stand, Gewehr im Arm, und sich die Vorüberschiffenden neugierig betrachtete, und sagte: Malghera. So, das ist Malghera, das Hauptfort, der Brückenkopf von Venedig. Man fuhr gleichgültig durch die Werke, sah Palisaden und Schießscharten und vergaß im nächsten Moment beim Anblick der weiten Wasserfläche, in welche man nun hinausruderte, das Fort wieder.

So damals — nicht so heute.

Die erste Nacht unseres Aufenthalts hatten wir alle recht gut geschlafen; nur zuweilen wurde ich aufgeschreckt durch einen Schuß aus Malghera, der dumpf herüberkrachte und die Fensterscheiben erzittern ließ. Als ich am andern Morgen die hölzernen Läden meines Fensters öffnete, strahlte mir ein entzückend schöner Frühlingstag entgegen. Die Sonne glänzte und spiegelte sich auf dem Kanal zu meinen Füßen und warf einen goldenen Schimmer auf die saftig grünen Reis- und Fruchtfelder. Die Luft war klar und blau, und der Rauch aus den Schornsteinen so wie aus den Feldern, wo die Wachtfeuer munter brannten, stieg kerzengerad in die Höhe. Die Feldtoilette war bald in Ordnung, und ich ging in das Kaffeehaus auf dem Marktplatz der

Stadt, nachdem ich vorher einen kleinen Gang durch verschiedene Straßen gemacht. Wie war hier Alles verändert! Von den Einwohnern war fast niemand mehr zurückgeblieben, und aus den Fenstern, die nicht verschlossen waren, blickten Offiziere und Soldaten heraus. Auf den Straßen sah man ebenfalls nur Militär, in Trupps beisammen stehend oder vorübermarschirend oder kleine häusliche Arbeiten verrichtend. Nur wenige öffentliche Anstalten der Stadt waren als Ausnahme von der Regel des Augenblicks von ihren Besitzern nicht verlassen. Es waren dieß zwei oder drei Kramladen, das Café und der erste Gasthof der Stadt. Die beiden letzteren Anstalten mußten, wie man sagte auf Befehl des Commandirenden, in vollkommen solidem Stand fortgeführt werden. Natürlich brauchte der Wirth nur gegen gute Zahlung und nur das zu liefern, was ihm aus der Umgegend herbeigeschafft wurde; doch fehlte es für die Offiziere nie am Nothwendigsten. Im Café hatte man Morgens seinen guten Kaffee, weiß oder schwarz, wie man es verlangte, auch Brod dazu, und zweierlei Cigarren, sogenannte Havannah und Rattenschwänze. Im Gasthaus gab es beständig nach der Karte zwei- bis dreierlei Fleisch, Gemüse oder Mehlspeise und Salat. Die Zubereitung ließ aber viel zu wünschen übrig, und was die Reinlichkeit anbelangte, so mußte man beide Augen zuschließen. Der Koch dieses Etablissements hatte begreiflicher Weise eine gewaltige Furcht vor den schweren Bomben, die zuweilen in die Stadt einschlugen, und dieser Ehrenmann konnte einigemal nur durch eine Wache, die man ihm beigab, vermocht werden, nicht bei Nacht und Nebel durchzugehen. Aber er sowohl wie der Wirth ließen sich Angst und Schrecken gehörig bezahlen, und man dinirte hier theurer als in der besten Trattori zu Mailand.

Vor dem Kaffeehaus waren schon in aller Frühe eine Menge Offiziere der verschiedensten Waffenarten und Regimenter beisammen, namentlich von den Grenzregimentern, aus welchen der größte Theil des Belagerungscorps bestand, sah man eine große Anzahl. Sie zeichnen sich von den Infanterieregimentern dadurch aus, daß ihre Waffenröcke

statt weiß von dunklem Tuch sind. Außer ihnen sah man viele Offiziere der steyerischen freiwilligen Schützen mit der weißen Spielhahnfeder auf dem grauen Tyrolerhute; ferner Offiziere des Generalstabs der Artillerie, namentlich aber des Geniecorps, welche letztere hier außerordentlich schweren Dienst hatten. Von zwölf zu zwölf Stunden sollten sie abgelöst werden, waren aber oftmals von 48 Stunden 36 im Dienst, und in welch anstrengendem Dienst! Oft Tage lang im Wasser und Schlamm stehend, immer bei den vordersten Arbeitern wußten diese braven Offiziere durch ihr Beispiel den Muth ihrer Leute aufrecht zu erhalten und die Arbeiten mit einer Ausdauer fortzuführen, die ans Wunderbare grenzte. Sie hatten sich auch hiezu mit zweckmäßigen Anzügen versehen, und während sie der graue sehr praktische Paletot von oben gegen den Regen sicherte, waren sie unten einigermaßen geschützt durch große Wasserstiefel, welche bis über das Knie reichten. Wenn aber die Arbeit vorüber war und man sich im Café versammelte, war Alles heiter und guter Dinge.

Ueberall in Italien ist das Café der Vereinigungspunkt der Offiziere der Garnison, um so mehr hier, wo es keine andere Zerstreuung gab und wo fast alle Truppen, welche in die Laufgräben beordert waren, hier vorbei mußten. Stillschweigend in grauem Mantel und Holzmütze marschirten die Abtheilungen hin und her, den Ausziehenden wurden freundliche Grüße nachgerufen — „Auf Wiedersehen! — „Seid's fleißig!" — den zurückkehrenden drückte man die Hand und ließ sich schnell erzählen, wie es draußen bei den Belagerungsarbeiten stände. Wagen mit Munition, Schanzzeug und Kugeln beladen zogen in langen Reihen durch, um theils ihre Ladungen den Arbeitern zuzuführen, theils dieselben in den schon fertigen Pulverkammern unterzubringen. Artillerieoffiziere ritten hin und her, steckten sich bei dem Café ihre Cigarren an und erzählten von merkwürdigen Schüssen, die draußen geschehen. Man kann sich leicht denken, wie gespannt man auf den Tag war, an welchem unsere Batteriebauten beendigt sein würden und die österreichische Artillerie die ewigen Neckereien

aus Malghera beantworten könnte; doch war bis dahin noch viel zu thun, und wer das Terrain um Malghera kennt, wer die ſumpfige Niederung geſehen hat, in welche man Parallele und Laufgräben einſchneiden mußte, der kann ſich einen Begriff machen von der Mühſeligkeit dieſer Arbeit.

Malghera, welches weſtwärts von Venedig liegt, wurde von den Franzoſen angelegt, und ſeine Befeſtigung von den Oeſterreichern vervollkommnet, aber nicht ganz beendigt. Es hängt, vielleicht in der Hälfte ſeiner Umgebung, mit dem feſten Lande zuſammen, während die andere Hälfte an die Lagunen ſtößt. Das Fort beſteht aus einem Fünfeck mit ſtarken Erdwällen und Waſſergräben, welche von dem Waſſer der Lagunen angefüllt ſind. Im Innern befinden ſich zum Schutz der Mannſchaft bombenfeſte Kaſernen. Die Vertheidigung Malghera's wird unterſtützt durch verſchiedene Außenwerke, nämlich an der Südſeite durch das ſtarke Fort Rizzardi, öſtlich durch eine Sternſchanze und auf einer Inſel in den Lagunen gelegen durch das Fort San Giuliano.

Schon am 20. April ſollte die Eröffnung der Laufgräben beginnen, und ſollten dieſelben von der Chauſſee nach Padua eingeſchnitten werden. Es hatte aber vorher einige Wochen lang faſt unaufhaltſam geregnet, und das ohnehin feuchte Terrain war hiedurch ſo mit Waſſer getränkt, daß es eine Unmöglichkeit war, ſich einzugraben. Schon bei einem Fuß Tiefe kam das Waſſer zu Tage, die Leute ſanken in den Moraſt ein wie die Geſchütze auf den Feldern, und zu allem dem ſtauten die Belagerer die Kanäle des Sile und ſetzten die ganze Niederung unter Waſſer. Das war nun unterdeſſen etwas beſſer geworden. Schon ſeit mehreren Tagen herrſchte ſchöne trockene Witterung und ein friſcher Oſtwind unterſtützte die Frühlingsſonne und half das Terrain austrocknen.

Materialien zum Batteriebau, Faſchinen, Schanzkörbe, Schanzſäcke, auch die Bettungen waren theilweiſe vorhanden, und ſo ſtanden die Sachen, als wir am 28. April nach Meſtre kamen.

bist edelmüthiger, als ich, so laß uns für all' die Unbilden, die Dir der Doktor zugefügt, feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln auch wenn er als Flüchtiger nichts mehr davon ahnt! Laß uns durch eine schöne That etwas vom Unrecht sühnen, dessen er sich schuldig gemacht! Barbara, erlaube mir, daß ich drüben jenes Gerippe erstehe, um ihm die Ruhe in geweihter Erde zu geben."

Erschreckt wand sich die Jungfrau aus den umstrickenden Armen ihres Geliebten, als sie den Knochenmann drüben erwähnen hörte, und in Gedanken sah sie ihn wie damals am Fenster stehen, den langen Zeuel im grinsenden Maul. Doch mochte ihr der Entschluß Philipps von mehr als einer Seite nobel erscheinen, und so willigte sie ein und gab dem Ueberglücklichen sogar ihre Haushaltungsbörse, worauf sich die Beiden nach einem langen Kusse und nach tausend süßen Worten trennten. Noch im Weggehen bat Jungfer Barbara den Verlobten, den Bruder vom Ankauf des Skeletts nicht in Kenntniß zu setzen, da er von der Poesie des Lebens zu wenig begreife, um den Werth dieser schönen Handlung zu würdigen, auch stellte sie die Bedingung, daß ihr das Skelett nie vor Augen kommen dürfe.

Philipp begab sich sogleich in das Nachbarhaus und in das Zimmer des Doktors. Man war gerade mit dem Aufnehmen sämmtlicher Effekten fertig geworden, und obgleich man in allen Dingen nicht zu wenig taxirt, war

Die Erde war so weit trocken, daß am nächsten Tage, am 29. April, um Mitternacht die Erdarbeiten zu Laufgräben und Batterien beginnen sollten.

Der Commandirende der Belagerung, Feldmarschalllieutenant Haynau, bewohnte ungefähr drei Miglien von Mestre, an der Chaussee nach Treviso, die Villa Papadopoli, eines der zahlreichen Landhäuser, welche reichen Venetianern gehören, und jetzt in Folge des Krieges leer standen oder von Offizieren und Soldaten bewohnt wurden.

Gleich vor dem Thor von Mestre fangen diese Landhäuser an und liegen da in großer Anzahl, eines neben dem andern, fast bis nach Treviso hinaus. Bald sind sie klein, bald groß, bald ein einfaches Häuschen mit einigen Bäumen, bald ein mächtiger Palast inmitten eines großen Gartens, der von Wassergräben durchschnitten und von schön gestutzten Hecken eingefaßt ist. Häufig sind die Villen mit großen Orangerien, zwischen denen Marmorfiguren stehen, versehen. Hier verbrachten die venetianischen Nobili den größten Theil der schönen Jahreszeit, und ebenso, wie sie dieselben vor Ausbruch der Revolution verließen, wohl eingerichtet, mit Allem versehen, was das gewöhnliche Leben verlangt, ja meistens mit dem größten Comfort, lagen sie heute noch da. Gewöhnlich blieb ein alter Portier zur Aufsicht da, hielt die Gartenthür fest verschlossen, und öffnete nur dann erst, wenn sich ein Quartiermacher sehen ließ, der die Räumlichkeiten in Augenschein nehmen wollte.

Papadopoli liegt ein paar hundert Schritte von der Straße ab und eine gerade Allee führt auf das ansehnliche zweistockige Haus. Dasselbe steht in einem gepflasterten Hofe, dem kein Baum, kein Strauch Schatten verleiht. Man findet dieses häufig bei den hiesigen Villen, und ich möchte den Grund hiezu nicht in dem Geize suchen, mit welchem der Italiener jeden Fußbreit Landes zur Nutzung anlegt, vielmehr glaube ich, daß sie Bäume und Sträucher von ihren Wohnungen fern halten, um das Ungeziefer zu vermeiden, das sich in dem

Grün gewöhnlich ansiedelt. Die Villa liegt ziemlich einsam, und man sah hier außer den Schildwachen nichts Militärisches.

Ich sollte hier dem Feldmarschalllieutenant Haynau vorgestellt werden, und war äußerst begierig, diesen damals schon so hochgeachteten Mann und verdienten General kennen zu lernen. Er hatte ja noch vor ganz kurzer Zeit seinem militärischen Ruhme durch die heldenmüthige Einnahme von Brescia ein neues Lorbeerblatt hinzugefügt.

Baron Haynau war ausgefahren, als wir ankamen, und wir erwarteten ihn in dem Billardzimmer, welches sich im Erdgeschoß befand. Bald kam er an, stieg aus seinem Wagen und wir gingen ihm entgegen. Während er einige Rapporte und Briefe durchlas, hatte ich Zeit, ihn mir näher zu betrachten.

Feldmarschalllieutenant Haynau ist sehr groß; er überragt um ein bedeutendes die größten Männer, welche ich neben ihm stehen sah. Dabei ist seine Figur außerordentlich schlank, ja mager, ebenso sein Kopf mit den scharfmarkirten Gesichtszügen. Er hat graue Haare, blitzende aber gutmüthige Augen, eine sehr hervorstehende Adlernase und einen selten langen grauen Schnurrbart. Derselbe ist im Gegensatz zu den gewöhnlichen Bärten unter der Nase schmal und geht nach beiden Enden breit auseinander, was dem ganzen Kopfe, namentlich im Winde, wenn der Bart flattert, etwas Kühnes, ja Wildes gibt. Eigenthümlich ist bei dem langen, vollkommen proportionirten Gesicht das außerordentlich kleine und zurückfallende Kinn, welches in Verbindung mit dem freundlichen Blick der Augen den harten Ernst des Gesichtsausdrucks mildert, und ihn zwar nachdenkend, aber nicht finster erscheinen läßt. Baron Haynau ist im Umgang ein freundlicher, ja liebenswürdiger Mann; er hat durch ein bewegtes Leben viel gelernt, viel erfahren, und spricht, was sehr angenehm ist, neben dem ihm eigenen Verstand, mit vielem Humor. Auch den ernstesten Dingen weiß er in der Conversation eine heitere Seite abzugewinnen, und wenn er vom Krieg, von den Greueln der Schlacht erzählt, so fühlt man, daß er es für vollkommen nothwendig hielt, so und so zu han-

deln, daß ihm aber menschliches Elend, Kummer und Noth wohl zu Herzen geht. Leute, die ihn genau kennen, sind überzeugt, er würde sich ohne viel Worte und ebenso bereitwillig dem Wohl des Ganzen zum Opfer bringen, als er auch seinen besten Freund würde erschießen lassen, wenn es so sein müßte, nicht aber ohne im letztern Falle vielleicht im Geheimen bittere Thränen über eine schwere Pflicht zu vergießen. Baron Haynau trug den grauen Generalüberrock und einen Hut mit grünen Federn. Er nahm mich sehr freundlich und gütig auf, erlaubte mir, in Mestre und dessen Umgebung Alles anzusehen, was mir für meinen Zweck dienlich erschien, und lud mich zu Tische.

Nachmittags suchte ich den verehrten mir vom piemontesischen Feldzug her bekannten preußischen General Willisen auf, der nach Mestre gekommen war, um der Belagerung anzuwohnen. Ich fand ihn bald, und er war für mich freundlich und belehrend wie immer. Ein Gang durch Mestre, den ich ebenfalls an diesem Tag machte, zeigte mir die großen Verheerungen, die das Städtchen an der Südseite gegen Malghera betroffen. Hier, wo früher der größte Verkehr herrschte, wo auf dem Hauptkanal Gondel an Gondel lag, wo die buntbemalten Schiffe der Brenta aus- und einluden, wie war Alles hier verändert, verödet! — — Dort, wo sich ehemals an ihren Uferketten die Gondeln wiegten und jeder Gondolier dem ankommenden Fremden die seinige anpries, war heute nicht ein Schiff, nicht eine menschliche Seele zu sehen. Eine Batterie sperrte den Kanal und dessen Mündungen. Schwere Geschütze schauten auf das stille Wasser gegen Malghera, um die Stadt gegen einen Ausfall der Belagerten zu schützen. Die umliegenden Häuser, meistens geschlossen, oder auch hier und da mit zertrümmerten Fenstern und Läden, standen trauernd da, vor den Hausthüren lag zertretenes Stroh, Ueberbleibsel von Betten, welche die fliehenden Einwohner auf die Straße gezerrt, sowie alte Möbelstücke, welche ihnen nicht der Mühe werth geschienen mitzunehmen. Diese letzten Straßen der Stadt waren gänzlich verlassen, und da die Häuser derselben dem feindlichen Feuer bloßgestellt waren,

lag auch kein Militär hier. Spuren der eingeschlagenen Bomben und Kugeln sah man aber an allen Ecken. Hier war ein Dach zerrissen, dort ein Balken zerschmettert, Mauern waren umgestürzt und zwei Fensteröffnungen in eine einzige verwandelt.

Obgleich die Belagerten aus dem Fort weder auf die Arbeiter an den Laufgräben, noch auf die Stadt selbst ein regelmäßiges Feuer unterhielten, so schossen sie doch während des Tages häufig herüber, bald mit schwerem Geschütz, bald warfen sie Bomben des größten Kalibers; man konnte nicht einen Schritt auf den Straßen gehen, ohne den dumpfen Knall eines Geschützes und gewöhnlich bald darauf das Zischen einer Bombe und den Schlag, wenn sie irgend einfiel und zersprang, zu hören. Sie schienen es draußen zu wissen, daß der größte Theil der Einwohner mit ihren Habseligkeiten geflohen, denn erst am Nachmittag des Tages, von welchem ich hier rede, begann dieses heftige und nachdrückliche Schießen auf die Stadt. Was von den Leuten hier noch zurückgeblieben, waren die ganz Armen, welche leider nicht die Mittel hatten, ihre Habseligkeiten fortschaffen zu lassen, oder welche nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten. Als ich am großen Kanal stand und hinaus gegen Malghera sah, erblickte ich den lang in die Höhe gestreckten weißen Dampf aus einem Mörser, und sobald ich den Knall vernahm, sauste die Kugel auch schon in die Straße hinein. Sie fuhr mit furchtbarer Gewalt in ein nahe liegendes Haus, zersplitterte einen schweren steinernen Balkon wie man ein Glas zerschlägt, und riß ein Stück der Mauer nieder. Eine arme Frau, die ihr kleines Kind auf dem Arm hatte, stürzte, obgleich nicht getroffen, vor Schrecken zusammen, und war so außer sich und zitterte so vor Entsetzen, daß sie, als wir sie aufhoben, nicht stehen konnte, sondern von ein Paar Steyrer Freiwilligen, die bereitwilligst herbeieilten, weggeführt werden mußte.

Ein anderer Fall, der vor ein paar Tagen vorkam, war noch viel ergreifender. Eine Frau, die im Erdgeschoß wohnte, geht auf einige Augenblicke und läßt ihr kleines Kind von drei bis vier Jahren

allein im Zimmer, nachdem sie die Thüre zugeschlossen. Wie sie zurückkommt und noch wenige Schritte von ihrem Haus entfernt ist, schlägt eine Bombe in das Haus, bricht durch das Dach und durch zwei Stockwerke und schlägt brennend und zischend tief in den Lehmboden des Parterrezimmers, wo sich das kleine Kind allein befindet. Man kann sich die Angst und das Geschrei dieses armen Geschöpfes denken. Die Mutter stürzt hinzu und will das Kind aus der Stube reißen, wird aber von Leuten, die herbeieilen, mit Gewalt zurückgehalten. Die Kugel war am Ausbrennen und mußte in der nächsten Sekunde platzen, wo alsdann das Kind sammt der Mutter verloren gewesen wäre; das währte vielleicht nur zwei Augenblicke, aber welche Augenblicke der Qual; glücklicher Weise erlöschte jedoch die Kugel, ohne zu platzen, und das Kind war gerettet.

Die Soldaten der Grenzregimenter und die lustigen steirischen Freiwilligen, die in der Nähe hier herum wohnten, machten sich aber nicht viel aus den eisernen Lerchen, die den ganzen Tag um ihre Köpfe schwirrten. Das Krachen aus dem Fort kümmerte sie gar nicht mehr und wenn sie einmal ganz in ihrer Nähe ein verdächtiges Zischen vernahmen, so steckten sie wohl ihre Köpfe zum Fenster hinaus, um zu sehen, wohin das eiserne Ungeheuer eigentlich geflogen. Nach einer mäßigen Berechnung hatten die Belagerten in Malghera seit der Einschließung etwa fünftausend Schüsse gethan, durch welche österreichischer Seits zwei Mann verwundet waren. Man kann gerade nicht sagen, daß die Italiener schlecht schossen, denn die meisten ihrer Kugeln fielen nach Mestre und der nächsten Umgebung, und es war ein außerordentliches Glück, daß so wenige trafen. Viele Bomben schlugen in die Kanäle, spritzten einen hohen Wasserstrahl in die Luft und verlöschten. Ich sah eines Tages zwei Kroaten, die am Kanal vor ihrem Hause Wäsche reinigten, als eine Kugel geflogen kam und dicht vor ihnen in das Wasser einschlug, was aber durchaus keinen besondern Eindruck auf sie machte; sie sahen einen Augenblick von ihrer Arbeit auf und fuhren dann ruhig fort zu waschen.

Die Belagerten auf ihren Wällen waren namentlich bei Tage außerordentlich aufmerksam auf Alles, was um sie her vorging, und feuerten augenblicklich, so wie sie ein passendes Ziel entdeckten, hauptsächlich auf Offiziere, die sich im Dienst oder aus Neugierde außerhalb der Stadt sehen ließen. Man konnte bei solchen Spaziergängen sicher darauf rechnen, die Feinde zu allarmiren, denn wenn sie nur eine Offiziersfeldmütze oder einen grauen Paletot erblickten, so zischten augenblicklich ein paar Granaten herüber. Auch auf die von Vicenza herkommenden Eisenbahnzüge (obgleich die Haltstation außer dem Bereich ihrer Kugeln lag) schossen sie von Zeit zu Zeit, freilich ohne etwas zu treffen. Die Munition kostete ihnen ja nichts; sie hatten eine erstaunliche Menge fertiger Cartouschen und gefüllte Wurfgeschosse vorgefunden, und deßhalb war es auch begreiflich, daß sie sogar auf einzelne Soldaten schossen, die zur Ablösung eines vorgeschobenen Postens gingen oder die den Kameraden etwas zu essen hinaus trugen. Bei einem ähnlichen Falle ereignete es sich kurz nach meiner Ankunft, daß ein Grenzer einen Korb mit Brod und dergleichen hinaustrug, worauf sie augenblicklich anfingen zu schießen. Jedesmal, so oft eine Kugel vorbeifuhr, setzte der Grenzer seinen Korb nieder und — zeigte ihnen hohnlachend einen unnennbaren Theil seines Körpers.

XXIV.

Aussicht vom Guelfenthurm. Bomben.

Mestre hat eine Kirche mit einem hohen aber sehr schmalen Thurm und einen andern einzeln stehenden Thurm am Ende des Marktplatzes, ein altes, massives und eckiges Gebäude mit einer Plattform, einer großen Uhr und Glocke und einer Telegrapheneinrichtung. Dieser Thurm nun war das Belvedere der Generalität und von der Plattform oben hatte man Malghera, die Lagunen und Venedig wie eine Karte vor sich liegen. Die Besteigung desselben war das einzige und größte Vergnügen, das man in Mestre genoß. Unten hatte der Thurmwächter eine kleine Schenkwirthschaft eingerichtet und mußte bis oben hinauf brennende Lampen unterhalten, damit man den Weg finden konnte. Der hölzerne Treppenbau dieses Gebäudes war sehr leicht und wenn auch nicht gerade gefährlich, doch unbequem. Die Plattform war von Holz, und dort versammelte sich, wer Zeit und Erlaubniß hatte, den Thurm besuchen zu können. Es waren in diesem Augenblicke mehrere kaiserliche Erzherzoge hier, so Erzherzog Karl Ferdinand, Erzherzog Leopold, so wie auch der leider so früh gestorbene Erzherzog Ferdinand von Este. Diese hohen Herren sah man täglich hier oben und mit ihnen Herzog Alexander von Württemberg.

der nie fehlte, obgleich es ihm die größte Mühe machte, mit seinem beschädigten Fuß die steilen Treppen hinaufzuklimmen. Es war sehr interessant, so viele Bekannte und mehr oder minder berühmte Männer hier oben beisammen zu sehen. Unter der großen Glocke auf einer Bank saß gewöhnlich der Kommandirende, Baron Haynau und die Andern um ihn herum gruppirt. Auch Oberst Jellachich, der Bruder des Bans, ein sehr liebenswürdiger Mann und eine durch und durch poetische Natur mit edlen Gesichtszügen und dunklem Teint, war viel hier oben.

So sah man hier, wie in einer Loge sitzend, den letzten Akt des großen blutigen Drama's der italienischen Revolution, dessen imposante Schlußscene uns die Bezwingung Venedigs, der bisher noch nie eroberten stolzen Lagunenstadt, vorführte. Der Gedanke, die Eroberung dieser Inselstadt mittelst einer förmlichen Belagerung zu versuchen, darf als ein sehr kühner bezeichnet werden, denn sie ist theils durch ihre Lage, theils durch die von der Kunst hinzugefügten Vertheidigungsmittel beinahe unüberwindlich. Doch was nützte ihr dießmal die Unüberwindlichkeit? Gesetzt auch, es wäre den Oesterreichern nicht gelungen, Venedig einzunehmen, und es wäre eine selbstständige Republik geblieben, hätte es sich ohne den Besitz eines bedeutenden Küstenstrichs, welchen ihm Oesterreich mit Leichtigkeit würde streitig gemacht haben, wohl halten können? Gewiß nicht! Man betrachte nur die eigenthümliche Lage der Stadt, mitten im Wasser, und vergesse nicht, daß das, was sie einestheils fast unüberwindlich macht, anderntheils so ungeheure Unterhaltungskosten bedingt, welche eine einzelne Stadt sei sie auch noch so reich, nicht zu erschwingen im Stande ist.

In den Lagunen nämlich, die mehrentheils sich zwischen dem festen Lande und der Inselgruppe ausdehnen, auf welcher Venedig und die ihr zugehörigen kleinen Städtchen erbaut sind, mündeten ursprünglich verschiedene Flüsse des venetianischen Festlandes. Hätte man nun in jenen früheren Zeiten diesen Flüssen, von denen die bedeutendsten die Piave, der Sile, der Zero, die Dessa, die Brenta und der Bachiglione

sind, ihren ehemaligen natürlichen Lauf gelassen, so würden die Lagunen seit der Gründung Venedigs durch die starken Geschiebeablagerungen der benannten Gewässer theilweise ausgefüllt und die Stadt auf diese Art mit dem Festlande verbunden worden sein. Wahrscheinlich aber wäre es gewesen, daß ehe diese Anschwemmung vollständig zu Stande gekommen, eine Uebergangsperiode eingetreten wäre, welche die Lagunen in einen ungeheuren Sumpf verwandelt hätte, deren Ausdünstungen die Bewohner Venedigs genöthigt haben würde, die Stadt zu verlassen. Daher fand sich die ehemalige Republik Venedig sowohl durch militärische als durch gesundheitspolizeiliche Rücksichten veranlaßt, jene Flüsse sämmtlich von den Lagunen abzuleiten, so daß sie sich mittelst Kanälen, theils nordwärts, theils südwärts von den Lagunen in das Meer ergießen. Da aber nun der Unterhalt dieser Kanäle und die damit in Verbindung stehenden Steindämme jährlich mehrere Millionen Franken erfordert, so kann die Stadt in ihrer unangreifbaren Lage und überhaupt nur erhalten werden, wenn sie das Haupt eines größeren Staates ist, oder einem andern größern Staate angehört, der, wie es die österreichische Monarchie gethan, die nothwendigen ungeheuren Summen zum Theil auf Kosten des Festlandes auf diese Arbeiten verwendet. Sobald aber Venedig aufhörte, der Monarchie anzugehören, so hätte Oesterreich, das überhaupt für Venedigs Aufschwung so viel gethan, weiter kein Interesse, diese Auslagen ferner zu bestreiten, und die neue Republik dürfte, wie gesagt, nicht im Stande sein, die Kosten für den Unterhalt jener Kanäle zu tragen.

Doch blicken wir wieder auf die Sachlage der Gegenwart.

Bis jetzt hatten wir die Stadt vor uns in ihrer alten sichern Lage, mitten im Wasser, durch das Fort Malghera gedeckt und so weit vom Lande, daß ein Geschütz des stärksten Kalibers nicht im Stande ist, eine Kugel hinüberzuschleudern. Von der Seeseite war dagegen die Blokade, seit die sardinische Flotte das Meer verlassen, etwas wirksamer vollzogen worden. Wenn man die Lage der Stadt von dorther ins Auge faßt, so glaubt man eine strenge Blokade nicht

so schwierig. Dort trennt nämlich der Lido, ein schmaler Streifen Landes, die Lagunen von der offenen See und in erstere gibt es für größere Schiffe nur drei Einfahrten, bei Chioggia, Malamocco und San Nicolo, vor welche österreichische Fregatten gelegt wurden. Da aber diese Kriegsschiffe der anhaltenden Stürme wegen sich der Küste nicht zu sehr nähern durften, so war es den Venetianern immer möglich, vermittelst kleiner Fahrzeuge Lebensmittel und dergleichen in die Lagunen zu bringen.

Ein Rückblick auf den Anfang, den Verlauf und das Ende der venetianischen Revolution, oder, wenn man lieber will, Republik, den die allgemeine Zeitung im September 1849 brachte, dürfte nach dem Vorhergegangenen um so mehr an seinem Platze sein, als die in den auswärtigen, namentlich Wiener Zeitungen darüber enthaltenen Berichte zum Theil ebenso abenteuerlich waren als die Gerüchte, die man in Venedig über den Stand der Dinge in Ungarn ausprengte. Selbstredend können in einer solchen Uebersicht nur die wichtigsten Ereignisse berücksichtigt werden.

Am 25. Februar des vergangenen Jahrs war in Venedig das Standrecht publicirt worden. Da hätte man meinen sollen, von der militärischen Oberbehörde würde die Sache so verstanden, daß man sich auch hier, wie in dem ganzen lombardisch-venetianischen Königreich, auf eine Schilderhebung gefaßt halten und die nöthigen Vorkehrungen treffen müsse. Wenigstens war zu erwarten, daß mindestens die wichtigsten Forts, die Venedig beherrschen, in den gehörigen Vertheidigungsstand gesetzt, und die dort aufgestellten Truppenabtheilungen mit den nöthigen Weisungen versehen und zu einiger Vorsicht angehalten werden würden. Von allem dem geschah aber nichts. Beim Ausbruch der Revolution befanden sich in Folge einer ganz unbegreiflichen Fahrlässigkeit die Forts in einem kläglichen Zustande. Sie waren meist fast gänzlich entwaffnet; einige standen leer, wieder andere waren eben im Bau begriffen. Das Fort von Brandolo war gänzlich unbrauchbar und das von Tre-Porti bestand in einem Sand-

doch nur die Summe von circa acht Thalern herausgekommen, auf welche die Hauswirthin, die mit ihren unbezahlten Miethsrechnungen in der Hand, lauernd an der Thüre ſtand, bereits Beſchlag gelegt zu haben ſchien. Aus dem merkwürdigen Inventar mag nur die Rubrik Bücher hier ſtehen: zwei Bände des Converſationslexicons, ein Buch, genannt der Zionswächter, ein Traumbuch, ein Commersbuch, und ſieben Bändchen des Walter Scottſchen Romans Ivanhoe, Stuttgart, bei Franckh.

Philipp brachte ſein Anliegen vor: er habe Auftrag, das Skelett zu erſtehen, und wolle es nach ſeinem vollen Werthe bezahlen. Der Gerichtsſchreiber hatte das unheimliche Objekt zu einem Thaler angeſetzt; er meinte aber, für den Liebhaber ſei es allerdings mehr werth, und der aſſiſtirende Drechslermeiſter erklärte, für ſo ſchöne Knochen ſeien vier Thaler nicht zu viel. Philipp zog ohne Widerrede ſein Beutelchen, erlegte die Summe und nachdem er verſprochen, das Skelett gelegentlich abholen zu laſſen, begab er ſich eilends hinweg, denn ihm graute in dem Zimmer des Doktor Burbus und namentlich in der *Nähe des Knochenmanns*.

Dieſem Kauf hatte die Hauswirthin aufmerkſam lächelnd zugeſchaut, und kaum war Philipp die Treppe hinab, ſo ſagte ſie: „Ei, Herr Gerichtsſchreiber, nun das Ding verkauft iſt, brauche ich es auch keine Minute länger im Haus zu behalten, nicht wahr?“ — Der

haufen mit einigen kaum angefangenen Mauern. So kam es, daß in der Nacht des 21. März, als eben die Capitulation mit Zichy abgeschlossen worden war, Malghera sammt aller darin befindlichen Munition und Artillerie von der Bürgerwehr Mestre's durch einen Handstreich genommen wurde, daß in der folgenden Nacht die Bewohner von Chioggia die in San Felice und den umliegenden Forts liegenden Garnisonen zwingen konnten, die Waffen zu strecken.

Am Morgen des 16. März hatte sich die Nachricht von der Wiener Revolution verbreitet, und des andern Tages strömte die Menge auf dem Markusplatze zusammen, um die Befreiung Manin's und Tommaseo's zu fordern. Ueber die Vorfälle des 16ten stand in der Gazetta di Venetia: „Die Nachricht von der Aufhebung der Censur und der Einberufung der Stände in den deutschen und slavischen Provinzen, sowie der Centralcongregationen im lombardisch-venetianischen Königreiche wurde vom venetianischen Volke mit lautem Jubel aufgenommen; um seinen Beifall über die königliche Freigebigkeit auszudrücken, versammelte es sich auf dem Markusplatze, wo es laut seine Freude offenbarte. Einige Kundgebungen ließen indessen fürchten, daß die Fröhlichkeit nicht harmlos und rein bleiben möchte. Um Störungen zu verhindern, hielt man es für angemessen, die Truppen ausrücken zu lassen, die jedoch, da mit Ausnahme eines widerspenstigen Haufens die Menge sich zerstreute, nach zwei Stunden wieder in ihre Kasernen zurückkehren konnten. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei Individuen leicht verwundet, ein Dritter erstickte im Gedränge.“ Während der darauf folgenden Nacht hatten die Rädelsführer ihre Leute bearbeitet. Die Massen, die Manin und Tommaseo frei haben wollten, antworteten auf die Zögerung des Gouverneurs: „Wir wollen es und zwar sogleich!“ Die Einen eilen, um einen gesetzlichen Befehl zu erwirken, die Andern aber erbrechen die Gefängnisse und tragen die beiden Gefangenen auf den Schultern nach dem Markusplatze. Der Jubel war ungeheuer. Auch die übrigen politischen Gefangenen wur-

den befreit und Meneghini und Stefani in Padua nicht weniger festlich empfangen. Das Militär war unterdessen wieder ausgerückt; insultirt und mit Steinen geworfen, machte es von der Schießwaffe Gebrauch, wobei vier Personen auf dem Platze blieben und sieben mehr oder minder schwer verwundet wurden. Der Podesta, Graf Correr, begab sich sofort mit der Municipalität zum Gouverneur und beantragte die zeitweise Bildung einer Bürgerwehr. Dieselbe wurde bewilligt. Abends brachte ein Dampfschiff von Triest die Kunde von der Promulgation der Verfassung, worüber sich unter der Bevölkerung die lebhafteste Zufriedenheit aussprach. Bürgerwehr und Militär fraternisirten, den beiden Gouverneuren ward ein donnerndes Hoch gebracht und das Theater Fenice, festlich beleuchtet, schallte wieder von Evviva's auf die Verfassung, Pius IX. und den constitutionellen König Ferdinand. Die Neckereien mit dem Militär dauerten indessen ununterbrochen fort.

Am 21sten rotteten sich die Arsenalarbeiter gegen den wegen seiner Strenge verhaßten Obersten Marinovich zusammen; die Bürgerwehr rettete ihn nur durch Bitten und Ermahnungen aus den Händen des blutgierigen Haufens. Als er sich aber am andern Tage gleichwohl wieder auf seinem Posten einfand, wurde er elendiglich ermordet. Dem Verscheiden nahe, verlangte er nach einem Priester. „Kommende Woche," war die Antwort. Das Militär, ohne alle bestimmten Befehle, wußte nicht, wie es sich zu verhalten hatte, um so weniger, da die italienischen Soldaten, namentlich die Marine, bereits deutlich genug die Absicht durchblicken ließen, mit den Empörern gemeinschaftliche Sache zu machen. Der Bürgerwehr aber war ohnedieß nicht zu trauen. Als ein Major Bodai seinen Soldaten zu feuern befahl, streckten sie den Lauf ihrer Gewehre zur Erde, und ein Unteroffizier stieß mit seinem Degen den Major nieder. Darauf warf diese Truppe ihre österreichischen Abzeichen weg, und bald folgte alles in Venedig befindliche italienische Militär diesem Beispiele. Die Marine verwendete Schiffe Waffen, Munition zur Vertheidigung der Kanäle, der Lagunen und

der Forts. Unter der allgemeinen Bewegung sandte die Municipalität eine Deputation, an deren Spitze der Podesta Correr stand, zu dem Civilgouverneur Grafen Palffy.

Der überaus merkwürdige Bericht, den die Deputation über ihre Sendung veröffentlichte, lautet der Hauptsache nach: „In die Gemächer Seiner Excellenz eingeführt, fand die Deputation den Gouverneur von seinem Regierungsrath umgeben. Sofort nahm der Herr Graf das Wort und begann seine Rede mit einem strengen und langen Tadel wegen der dem Gouvernement schuld gegebenen Fehler. — Dabei unterbrach ihn der Advokat Avesani mit den Worten: „Sind wir hier, um nach altem Brauch eine Rüge zu empfangen oder zu unterhandeln?“ Dieß machte den Grafen nur noch ärgerlicher, und er schloß seine Rede mit dem Vorwurf, daß man die Beruhigung des Landes versprochen habe, sobald die Regierung das bewilligt haben würde, was, kaum gewährt, nun eine neue und größere Aufregung hervorgerufen; er habe seinen Regierungsrath um sich versammelt, um von diesem die weitern Forderungen zu vernehmen; folglich würden dieselben in dieser Conferenz gar nicht erörtert. Auf diese gereizte Sprache entgegnete der Podesta: der Staatsrath habe die Deputation gewählt, um das zur Kenntniß seiner Excellenz zu bringen, was er zu Verhütung von Blutvergießen unvermeidlich halte, und forderte den Advokaten Avesani auf, im Namen der Deputation das Wort zu nehmen. Dieser erklärte nun rund heraus, man müsse sogleich auf die Hauptsache eingehen, und diese sei: das österreichische Gubernium dankt ab. „Wenn es so steht,“ entgegnete der Gouverneur entrüstet, „lege ich das Gubernium nieder und übergebe es, kraft der mir zugegangenen Instruktionen, in die Hände Seiner Excellenz des Militärgouverneurs, so daß die Stadt mit ihm allein zu thun hat.“ Er selbst rief den zufällig anwesenden Grafen Zichy herbei, der sich über die ihm gemachte Forderung nicht wenig verwundert äußerte. Avesani bemerkte, er sehe in der Erklärung des Grafen, darauf nicht hören zu können, einen abschlägigen Bescheid, und gehe, das Volk davon in

Kenntniß zu setzen. Der Herr Feldzeugmeister sei verantwortlich für alles daraus entspringende Unglück. Graf Zichy hielt ihn zurück und bat ihn sich zu mäßigen. Avesani aber entgegnete: Mäßigung sei unmöglich und schloß mit einer speciellen Auseinandersetzung der Forderungen:

1) Die deutschen, oder überhaupt nicht italienischen Truppen, ziehen ab, die italienischen bleiben.

„Unmöglich," rief der General, „wir schlagen uns!" Gut, „wir schlagen uns," erwiederte Avesani, im Begriff zu gehen. Abermals von dem Grafen zurückgehalten und ermahnt, sich in seine Lage zu setzen, da es sich um seinen Kopf handle, wenn er in ein solches Verlangen willige, fügte Avesani hinzu, in solchen entscheidenden Augenblicken stehe jedermanns Kopf auf dem Spiel; man könne keine Befehle von Wien abwarten; schon zu viel Zeit habe man verloren, jede Stunde, jede Minute könne die blutige Entscheidung bringen; die Forderung sei lakonisch gestellt, also müsse es auch die Antwort sein. Nach einigem Hin- und Herreden ward der erste Artikel bewilligt. Avesani nannte sofort den zweiten.

2) Die Truppen ziehen unverweilt zu Wasser nach Triest ab.

Zichy sträubte sich dagegen, weil er nicht verwehren könne, daß die Truppen sich zu ihren resp. Corps begeben und unter dem Schutze des Forts abziehen. Allein Avesani meinte, daß im Gegentheil auch die Forts geräumt werden müssen, und daß die Venetianer nicht gesonnen seien, mit den von ihnen ausgetriebenen Truppen ihren Brüdern in den Provinzen ein Geschenk zu machen. — Bewilligt!

3) Alle Kriegsmaterialien bleiben in Venedig! — Bewilligt!

4) Alle Kassen bleiben zurück.

Auf den Einwand, die Truppen und die Ueberfahrt müssen bezahlt werden, willigte der Redner der Deputation darein, daß ein dreimonatlicher Sold an die Truppen und die Ueberfahrtskosten bezahlt würden. Zuletzt forderte Avesani die beiden Gouverneure als Geißeln bis zur vollständigen Vollziehung des Vertrags. Graf Palffy beklagte

sich laut über dieses Begehren, da er sein Amt niedergelegt habe und bei dem Abkommen mit dem Militärgouverneur gar nicht als betheiligt angesehen werden könne. Auch der Militärgouverneur fand die Forderung unerhört, und machte überdieß bemerklich, daß er mit der Ausführung der Vertragsartikel sich zu beschäftigen habe und ganz nothwendig erst zuletzt abreisen werde. Die Anwesenden schlugen sich ins Mittel, daß darauf nicht länger bestanden werde, worauf Avesani die Hand des Grafen Zichy mit den Worten ergriff: „General, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie zuletzt abreisen werden." Dieses Ehrenwort ward schriftlich gegeben.

Während im Regierungsgebäude ein österreichischer General sich diese unerhörte Demüthigung gefallen lassen mußte, hatte Manin einen andern unblutigen Sieg davon getragen. Mit einigen hundert Mann Bürgerwehr drang er in das Arsenal, nahm den Kommandanten, Vice-Admiral Martini gefangen, und setzte den Obersten Graziani an seine Stelle. Unter dem Rufe: „Es lebe die Republik! Es lebe S. Markus!" vernahm man auf dem Markusplatze die Kunde. Die Deputation setzte die Bürgerschaft von dem Vorgefallenen durch die wenigen Worte in Kenntniß: „Bürger, der Sieg ist unser ohne Blutvergießen! Das österreichische Civil- und Militärgouvernement ist gestürzt. Ehre unserer braven Bürgerwehr! Eine provisorische Regierung wird sofort eingesetzt werden, und einstweilen haben, in Anbetracht der Dringlichkeit des Augenblicks, die Mitglieder der Deputation, welche den Vertrag abschlossen, die Regierung übernehmen zu müssen geglaubt." Manin empfahl sich den Venetianern mit dem bündigen Anschlag: „Venetianer, ich weiß, daß Ihr mich lieb habt, und im Namen dieser Liebe bitte ich Euch, bei dem durchaus gerechtfertigten Ausdruck Eurer Freude, Euch mit jener Würde zu betragen, die Männern, welche werth sind frei zu sein, geziemt."

Schon in der Nacht vom 22. zum 23. März legte die Deputation ihre Macht in die Hände des Kommandanten der Bürgerwehr, Mengaldo, nieder, der auf den 23. März Nachmittags zwei Uhr die Na-

tionalgarde zusammenrief, und nachdem der Patriarch die dreifarbige Fahne eingesegnet hatte, dem „Volke“ die Mitglieder einer provisorischen Regierung vorschlug, dem bekannten Albert, ouvrier, ward Angelo Toffoli, artiere, nachgebildet. Zu gleicher Zeit hatte Rovigo, Treviso, Udine ihre Revolutionen, und es währte nicht lange, bis auch die venetianischen Provinzen von den Oesterreichern fast gänzlich geräumt waren und ihre Zustimmungsadressen zu der in Venedig proklamirten Republik einsandten. Allein diese litt von Haus aus an zwei großen Gebrechen. Gerade der Kern der Bürgerschaft, jener kräftige Mittelstand, der seiner Zeit in Brügge wie in Zürich, in Köln wie in Mailand oder Florenz bei allen politischen Bewegungen den Ausschlag gab, hat sich in Venedig fast neutral gehalten. Ganz besonders zogen sich diejenigen, die an der Spitze der Bürgerschaft standen, sehr bald fast von jeder Betheiligung an dem Gang der öffentlichen Angelegenheiten zurück, und begnügten sich damit, weniger das Gute zu thun, als das Böse zu verhindern. Ebenso wenig verstand sich die höhere Geistlichkeit und namentlich der Patriarch dazu, dem Abfall von Oesterreich durch die in ihrer Macht stehenden Mittel energischen Vorschub zu leisten. Es ist wahr, der Patriarch erließ seine Hirtenbriefe zu Gunsten der Republik; allein man sah es denselben deutlich genug an, daß sie nicht von Herzen kamen und lediglich durch die Gewalt der Umstände eingegeben waren. Eine um so radikalere Gesinnung legte die niedere Geistlichkeit an den Tag. Die Pfarrer und Curatgeistlichen einer der Diöcesen, die gegen einen ihnen aufgedrungenen apostolischen Vicar Protest einlegten, sagten darin vom Patriarchen: „Wir protestiren gegen die verwerfliche Schwäche, die mißbrauchte Autorität des Bürgers Jacobo Monico, Cardinal-Patriarchen, eines Mannes, verdorben durch die niedrigen Leidenschaften eines Höflings, angesteckt von der Luft des österreichischen Hofes, der um den Lohn knechtischer Ergebenheit gegen die Tyrannen schmähliche Gunstbezeugungen davon trug und solche an unwürdige Günstlinge vertheilte,

um seinerseits wiederum den niederträchtigen Tribut verführerischer Schmeicheleien zu ernten."

Die nöthigen Vertheidigungsanstalten abgerechnet, beschränkte sich, was vom 26. März an geschah, fast ausschließlich auf Reden und Festlichkeiten. Zu allerlei unfreundlichen Diskussionen und unliebsameren Demonstrationen gab das Verhältniß zu Piemont Anlaß. Schon zu Anfang Aprils war eine Partei mit der Regierung wegen ihres Mangels an Energie unzufrieden, und gegen Ende Mai's erreichte die Spannung zwischen Republikanern und Royalisten eine bedenkliche Höhe. Die am 3. Juli zusammengetretene Nationalversammlung, von der 60 Mitglieder sich nicht einfinden konnten, weil ihre Heimath von den Oesterreichern besetzt war, beschloß zwar mit 127 gegen 6 Stimmen, daß Venedig zusammt der Lombardei und unter denselben Bedingungen wie diese mit den sardinischen Staaten verschmolzen werden solle, und Manin selbst sprach dafür. Da er aber gleichwohl, um unter keinem Könige dienen zu müssen, seine Stelle als Präsident der Regierung niederlegte, fehlte es dem durch die Nationalversammlung ernannten oder vielmehr bestätigten Ministerium an allem und jedem Einfluß. Die Zuchtlosigkeit unter den Truppen wurde immer größer, und nach der Schlacht von Custozza war die Verwirrung in den Zuständen wahrhaft kläglich. Am 6. August, also in demselben Augenblick, wo Radetzky in Mailand einzog, machte die Regierung von S. Markus zwei Gesetze bekannt, durch welche die Einverleibung mit Piemont förmlich bestätigt ward. Zu gleicher Zeit übernahmen drei k. piemontesische Commissäre, Colli, Cibrario und der wenig beliebte Präsident der bisherigen Regierung, Castelli, die Zügel des Staats. Von San Markus wehte die dreifarbige Fahne mit dem savoyischen Wappen, die Kanonen wurden gelöst, die Behörden fanden sich in ihrer Amtstracht ein, aber das Volk blieb — stumm. Da übersandte Welden von Padua aus den sardinischen Commissären die Capitulation vom 9. August. Sobald die venetianischen Straßenpolitiker davon Wind erhielten, versammelten sie sich Abends (am 11.)

auf dem Markusplatze und ließen den Ruf: Nachrichten! erſchallen. Die königlichen Commiſſäre theilten dem Volk bloß einen Theil der Capitulation mit. Schon dieß Wenige genügte, daß die Menge losbrach: „Nieder mit der königlichen Regierung! Nieder mit den Commiſſären! Es lebe Manin!“ Außer Stand, den Sturm zu beſchwören, ſchickten die Commiſſäre in aller Eile nach Manin. Ihm gelang es, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, indem er ſich für den Charakter und Patriotismus der Commiſſäre verbürgte, „die ihre Gewalt nicht behalten würden, ſobald dieß der Sache Italiens ſchaden könnte.“ Dieſelben legten auf der Stelle ihr Amt freiwillig nieder, und Manin verſprach, während der 48 Stunden bis zur Einberufung der Nationalverſammlung die Regierung übernehmen zu wollen. Die Verſammlung übertrug ihm, dem Contreadmiral Graziani und dem Oberſten Cavedalis diktatoriale Gewalt, erklärte ſich für permanent und alle bisherigen Regierungsgewalten wurden abgeſetzt. Alles Silber mußte abgeliefert werden, und niemand durfte ohne ausdrückliche Erlaubniß die Stadt verlaſſen.

Da hätte man glauben ſollen, ſolche Energie werde ihre Früchte tragen. Keineswegs! Kaum hatte die neue Regierung dieſen ſcheinbaren Anlauf zu nachdrücklicher Kraftentwicklung genommen, als ſie es für gerathen hielt, mehrere Vorſtandsmitglieder des unlängſt geſtifteten Circolo italiano, die ſich zu rothen Grundſätzen bekannten, auszuweiſen und den Soldaten den Beſuch des Clubbs ſtrenge zu unterſagen. Die Verlegenheiten häuften ſich in dem Maße, daß die machtloſen Diktatoren auf den 15. Februar 1849 die Einberufung einer permanenten Repräſentanten-Verſammlung des Staates Venedig beſchloſſen. Allein auch dieſe Verſammlung entbehrte aller und jeder Lebenskraft; ſie beſtätigte, was die Triumvire für gut fanden, und die hinwiederum mußten in allem dem meiſt aus Fremden beſtehenden Offizierscorps zu Willen ſein. Von dem Augenblick an, da die Volksrepräſentanten am 16. Juni ein aus dem General Ulloa, dem Oberſtlieutenant Sirtori und dem Schiffscapitain Baldiſſerotto be-

stehende Militärcommission mit unbeschränkter Vollmacht unter Pepe's Präsidium ernannten, figurirte Manin nur noch dem Namen nach. Die Bevölkerung war pysisch und geistig gebrochen und glaubte alles, was ihr die Widerstandsmänner ad ogni costo einredeten. Wenn diese gesagt hätten, morgen komme der Kaiser von China der Stadt zu Hülfe, die Menge hätte es geglaubt oder doch so gethan, als glaube sie es. Denn die Tonangeber ließen durch Manin mit schwerem Gelde auf Staatskosten eine Cohorte Prätorianer bezahlen, die Tag um Tag das jedesmalige Losungswort nach Haus geschickt bekamen und danach die „öffentliche Meinung" auf dem Markusplatz laut werden ließen. Wer dagegen die Stimme zu erheben gewagt hätte, wäre als Verräther gebrandmarkt worden. Die Meisten wagten aus Furcht oder Aerger gar nicht mehr, ihre Wohnung zu verlassen, und das Pflaster blieb im unbestrittenen Besitz einiger hundert Schreier. Während bereits die ärmeren Klassen ausschließlich von Kartoffeln lebten und die Cholera schreckliche Verwüstungen anrichtete, konnte eine Handvoll Leute eine solche Tyrannei ausüben, daß sich das Volk zu allem Unglück auch noch eine dreiwöchige Beschießung der Stadt, ohne die geringste Aussicht auf Befreiung gefallen ließ. Jetzt hatten selbst die Offiziere nichts mehr zu befehlen. Die zuchtlosen Soldaten setzten allein ihren Willen durch, und Manin war schwach genug, einer rohen, entarteten Soldateska als passives Werkzeug zu dienen.

So sah es also in Venedig aus; doch hatte man draußen in der österreichischen Blokadearmee nur Ahnungen von dem zuchtlosen Treiben in der belagerten Stadt. Man erfuhr Gewisses von dorther eben so wenig, als Manin dem irre geleiteten Volke von den ihm wohlbekannten milden und verzeihenden Absichten Oesterreichs im Falle einer Unterwerfung wissen ließ. An einem klaren Tage, wie dem meiner Ankunft in Mestre, erkannte man drüben in der Stadt mit bloßen Augen deutlich die Kuppeln der großen Kirchen, Thürme, Häuser und hohen Schornsteine mit dem langgestreckten Dampf, der

hinaus zog und nur zuweilen erblaßte vor der weißen Wolke eines Schusses, der sich aus der Stadt oder irgend einem der Forts hervorwälzte.

Das Fort Malghera hatte man gerade vor sich und übersah es vollkommen mit allen seinen Werken und Gräben. Die Venetianer waren fleißig gewesen und hatten nach den vorgefundenen österreichischen Zeichnungen das Fort fertig gebaut. Ernst und still lagen die Lagunen da und am Horizont, mitten im Wasser, das alte Venedig, jetzt wo keine Gondel, kein Fahrzeug das Wasser durchschnitt, doppelt ernst und trübe. Mit den Fernröhren konnte man alle Arbeiten der Belagerten genau beobachten; sie hatten in Malghera einen großen Aufwand an dreifarbigen Fahnen gemacht, alle Werke waren damit besteckt, was übrigens gerade nicht ihr Vortheil war, denn man konnte hierdurch noch deutlicher die aus- und einspringenden Winkel erkennen. Man sah, wie sie an ihren Batterien arbeiteten, Kugelhaufen aufbauten und ihre Geschütze bedienten. Namentlich auf den Werken gegen Mestre und einer Lünette, die dem Thurm, auf welchem wir uns befanden, zugekehrt war, erblickte man sie beständig in großer Thätigkeit. Viele hatten rothe Hosen an, welche weit hinaus glänzten. Der Thurm, dessen ich oben als das Observatorium der Belagerer erwähnte, auf welchem sie beständig eine Menge hoher Offiziere erblickten, war ihnen ein Dorn im Auge. Sie hatten auf der genannten Lünette zwei schwere Mörser aufgestellt, mit welchen sie denselben beständig beschossen. Von Viertelstunde zu Viertelstunde sah man, wie sie ihr Geschütz fertig machten, wie sie sich bemühten, die Richtung auf's Genaueste zu nehmen, und wie oft Mehrere nach einander hinzutraten, dieselbe zu untersuchen und zu verbessern. Jetzt sind sie fertig, plötzlich quillt weißer dicker Dampf hervor, es kracht und im nächsten Augenblick zischt hoch in der Luft die Bombe. Viele aber zerplatzten, ehe sie sich abwärts neigten, andere aber kamen oft sehr verdächtig und unangenehm in unsere Nähe. Vor dem Thurme schlugen sie zuweilen in's Wasser oder in die Häuser, fuhren oft rechts und links bei uns vorbei, und

Beamte meinte, wenn der Käufer es nicht alsbald holen laſſe, könne ſie es in Gottes Namen hinſtellen, wohin ſie wolle, nur nicht auf die Straße, dagegen müſſe er im Namen der Polizei Einſprache thun. — „Aber auf meiner Treppe," ſagte die Hauswirthin, „werde ich es doch nicht ſtehen laſſen? und das Zimmer, an dem ich ſchon Schaden genug habe, brauche ich nothwendig." — „Ei," erwiderte der Polizeimann, „ſo laſſen Sie es ihm hintragen." — Auf dieſen Beſcheid hatte die Frau nur gewartet, denn alsbald ſchoß ſie die Treppen hinab und kam gleich darauf mit zwei ihrer Ladengehülfen und einem großen Leintuch wieder. Letzteres wurde um das Gerippe ſo drappirt, daß nur der blanke Schädel etwas hervorſchaute, und nun wurden die beiden jungen Leute beordert, die Geſtalt in das Nebenhaus zu Herrn Reißmehl zu tragen.

Es war heute kein Markttag und im Reißmehlſchen Geſchäft ſo ſtill wie nie. Philipp und Barbara befanden ſich im Hinterſtübchen, der Prinzipal ſaß vor ſeinem Pult in der Schreibſtube und Fanny, der Mops, lag noch immer träumend auf dem Rücken. Da unterbrach plötzlich die allgemeine Ruhe vom Laden her ein ſo gräßliches Geſchrei, daß ſämmtliche Bewohner, Fanny eingeſchloſſen, empor fuhren und angſtvoll lauſchten. Es war die Stimme der Küchenmagd, die unartikulirt brüllend, jedesmal wenn ihr der Athem ausging, mit einem gellenden O je! o je! ſchloß.

einigemal sauste eine Bombe über den Thurm und nicht gar hoch über unsere Köpfe weg. Glücklicherweise haben sie das Gebäude selbst während der ganzen Belagerung nicht ein einzigesmal getroffen, wodurch ein furchtbares Unglück hätte entstehen können, denn die Plattform, so wie die hölzernen Treppen wären unfehlbar zerstört worden, und was an Personen, die sich oben befanden, nicht mit hinabgestürzt wäre, würde wohl seinen Tod oder schwere Verwundung in den Flammen gefunden haben, die durch die brennende Kugel in dem dürren Holzwerk jedenfalls entstanden wären.

Man dachte aber bei den Unterhandlungen droben nicht an die Gefahr und saß stundenlang auf der Plattform, hinaus in die weite Gegend blickend. Neben der Paduaner Chaussee war eine kleine Niederung, wo die Laufgräben eingeschnitten wurden. Dichte Reihen Maulbeerbäume in dieser Niederung, welche durch Rebengelände verbunden sind, waren ein gutes Schutzmittel für die Arbeiter an den Laufgräben, denn wenn auch diese Baumzweige keine Kugeln abhielten, so schützten sie doch in so fern, als der Feind hierdurch von den Arbeitern selbst nicht viel sehen konnte. Einige Casinen dagegen, die hier lagen und einen Zielpunkt abgaben, waren von den Kugeln furchtbar zerstört. Dort wurde jetzt Tag und Nacht rüstig fort gearbeitet; das Erdreich war trocken geworden, die erste Parallele war vollendet und der Bau der Batterien in derselben sollte ebenfalls nächstens beendigt werden. Die unzähligen Schüsse aus dem Fort konnte man natürlich nicht beantworten und man mußte die Belagerten ungehindert ihre Munition verschießen lassen. Ein einzigesmal nur, als sich eine große Anzahl Arbeiter aus dem feindlichen Fort auf das Glacis gewagt hatte und beschäftigt war, Rasenstücke auszustechen, womit sie ihre Werke erhöhen wollten, sandte man ihnen von Mestre ein paar schwere Raketen hinüber, worauf sie augenblicklich die Flucht ergriffen und sich an dem Tag nicht mehr sehen ließen.

Unterdessen waren achttausend Mann beständig in den Laufgräben beschäftigt, theils zu Weitertreibung der Laufgräben, als wirkliche Ar-

heiter, theils um ihre Kameraden gegen einen etwaigen Ausfall zu decken. Rasch ging es hier vorwärts, man fing an Bettungen hereinzubringen und die Geschütze näher heranzufahren. Alles war voll Eifer und die Kanoniere konnten den Augenblick nicht erwarten, wo sie hinter ihren Geschützen stehen würden, um den Feind im Fort mit gleicher Münze zu bezahlen. Nachts, wenn alles rings umher still war, leisteten hiesige einheimische Bundesgenossen, wohl die einzigen Italiener, die sich gegen Oesterreich vollkommen gleich geblieben waren, wesentliche Dienste — ich meine nämlich sämmtliche Froschfamilien der umliegenden Sümpfe, denn das Geräusch des Schaufelns und Grabens, das Klopfen der Hämmer ward vollkommen übertönt von dem weithallenden melodischen Concert, das sie allabendlich anstimmten.

Am 2. Mai, Abends gegen halb eilf Uhr, begannen die Venetianer aus dem Fort ein ungewöhnlich starkes Feuer auf Mestre. Die Nacht war ziemlich dunkel, und was nicht im Dienst war, eilte bei dem furchtbaren Krachen auf die Straßen, um zu sehen, was es eigentlich gebe. Von Malghera herüber ertönte Schuß auf Schuß, Raketen flogen und Bomben zischten herüber, die schweren Paixhansen krachten, daß die Scheiben erzitterten, und in der Stadt selbst machte dieses furchtbare Schießen den Eindruck, als zöge in der Nähe ein schweres Gewitter vorüber, welches sich mit unzähligen Blitzen entlüde; so häufig und blitzartig wurden die Straßen von den vorüberfausenden und platzenden Kugeln erleuchtet. Ich begab mich nach der Post, um noch einen Brief in den Kasten zu werfen. Da stand gerade der Eilwagen, der von Wien über Udine und Treviso hieher kam und seinen Weg, nachdem er umgespannt, gegen Mailand fortsetzen wollte. Die Passagiere, es waren zwei Damen im Coupé, blickten mit vor Angst bleichen Gesichtern hinauf an den Himmel, wo jeden Augenblick in einem feurigen Bogen eine Granate oder Bombe vorüber flog, und horchten entsetzt auf das donnerähnliche Gebrüll der schweren Geschütze aus dem Fort und auf das Krachen der Dächer und Mauern, wo eine Kugel einschlug. Den Postillonen war es ebenfalls nicht gut zu

Muth, und nachdem alles bereit war, schwangen sie sich auf ihre Pferde und jagten im Carriere durch die Stadt auf der Chaussee nach Padua unaufhaltsam davon, bis sie in Sicherheit waren. Obgleich die Post gerade auf der Paduaner Chaussee täglich eine böse Strecke zu passiren hatte, indem sie in der Länge von ein paar hundert Schritten in den Bereich der Kugeln kam, die von Malghera aus nach den Laufgräben geschossen wurden und welche die Brustwehren überfliegend die Chaussee kreuzten, so ist doch glücklicher Weise dem Eilwagen nie etwas passirt. Von diesem Tage an hörten aber die Fahrten nach Mestre auf und die Posten gingen später von Treviso direkt über Vicenza nach Verona, ohne wie bisher Padua zu berühren.

Besonders prächtig war diesen Abend der Anblick von dem großen Thurm aus. Jetzt lag Alles einen Augenblick in tiefer Dunkelheit, dann fuhr der leuchtende Pulverblitz empor und zeigte den Punkt, wo das Geschütz stand und einen Theil des Werkes wie im Feuer. Das Fort in seinen dunkeln Umrissen sah aus, wie der Krater eines feuerspeienden Berges, der dumpfgrollend eine neue Eruption vorbereitet; überall zuckten die Blitze empor, überall quoll nur auf eine halbe Sekunde roth beleuchteter Dampf heraus. Wie prachtvoll zeichneten sich die sprühenden Bomben auf dem dunkeln Nachthimmel ab, wie majestätisch die weißglühenden Schlangen einer Rakete, deren sie auch zum Ueberfluß schossen. Unbeschreiblich schön aber war vor allen Dingen der Anblick großer Leuchtkugeln; herrlich schwebte die weiß glänzende Kugel herab, es war, als ruhe sie einen Augenblick wohlgefällig über dem dunkeln Wasser eines Kanals, in welchem sie sich spiegelte, ehe sie hinabsank und zischend erlöschte.

Der ganze Spektakel von heute Abend war die Einleitung zu einem kleinen Ausfall, den die Belagerten versuchten. Es war aber, als hätte der umsichtige und tapfere Kommandirende etwas dergleichen geahnt, denn in der Nähe des großen Kanals, wo sie gewöhnlich und auch diesesmal vorzudringen versuchten, war eine schwere Raketenbatterie versteckt, welche, so wie sich etwas Verdächtiges sehen ließ,

augenblicklich und so wirksam zu feuern begann, daß der Feind nach einem kurzen Geplänkel und Hinterlassung einiger Todten sehr bald wieder in seine Werke zurückflüchtete.

Es ist etwas Vorzügliches um diese österreichischen Raketenbatterien. Im Allgemeinen beschrieben ist die Einrichtung etwa folgende. Man denke sich eine große Raketenhülse von Metall, welche aufs sorgfältigste wie eine gewöhnliche Rakete geschlagen ist, mit einem weittreibenden und starken Satze, dessen Zusammensetzung bekanntlich ein Geheimniß ist. Vorne an dieser Raketenhülse ist eine drei-, sechs- oder zwölfpfündige Kugel befestigt oder eine kleine siebenpfündige Granate. Das Geschoß wird mit einer langen Stange versehen und auf ein dreibeiniges Gestell ungefähr wie das Stativ der Feldmesser aufgelegt. An demselben befindet sich auch eine kleine Maschine, welche erlaubt, der Rakete die nothwendige Elevation zu geben, da sie meistens in Bogen geworfen werden.

Das Abfeuern geschieht mit einem Zündhütchen, welches durch ein Percussionsschloß entzündet wird. Die österreichische Artillerie hat es bekanntlich in der Anfertigung dieser Geschosse, so wie in der Richtung derselben sehr weit gebracht und ist deßhalb die Rakete in ihrer Hand eine außerordentlich gute Waffe. Der größte Vortheil derselben besteht aber in der leichten Beweglichkeit, denn z. B. von hohen Felsen herab, von Häuserdächern, in ungewöhnlich occupirtem Terrain, wohin man mit keinem Geschütz gelangen kann, ist es sehr leicht mit einer Raketenbatterie zu manövriren. Ein Mann klettert mit dem Stativ auf den Felsen, ein paar andere tragen die Munition und der Feind bekommt eine Ladung Kugeln von einem Orte her, wo er es gar nicht vermuthet. Auch um Häuser und Dörfer anzuzünden, sind die Raketen sehr zweckmäßig; statt der Kugeln wird in diesem Falle eine Brandröhre aufgesetzt. Auf dem Marsche besteht die Raketenbatterie aus ein paar Wurstwagen, in welchen sich Munition, Stangen, Stativ und Richtmaschine vorsichtig eingepackt befinden.

Nachdem der Ausfall an jenem Abend abgeschlagen war, fuhren

die Belagerten die ganze Nacht fort, Bomben und Granaten nach der Stadt zu werfen. Ich will es gestehen, daß ich einen sehr unruhigen Schlaf hatte; jeden Augenblick wurde man von dem Krachen der Geschütze erweckt und lauschte alsdann erwartungsvoll, ob nicht das verdächtige Zischen einer der großen Bomben in der Nähe hörbar sei; denn schon am Nachmittag waren mehrere dieser unwillkommenen Gäste über das Haus, wo ich wohnte, hinweggeflogen und in benachbarte Aecker und Gärten eingefallen. Wie leicht konnte sich eine mein Haus zum Ziel nehmen und mir durch Dach und Zimmerdecke hindurch einen Besuch im meinem Bette abstatten. Doch ging die Nacht glücklich vorüber, wenigstens für mich. In andern Straßen waren aber mehrere Kugeln eingeschlagen, namentlich auch in ein Haus, das als Kaserne benützt wurde. Eine Kugel drang durch das Dach ein, zerriß den Fußboden des zweiten Stocks, nahm einen Unteroffizier, der dort schlief, mit hinab in den ersten Stock, platzte da und tödtete und verwundete sechs bis sieben Mann. In einer Kirche wurden durch eine einschlagende Bombe vier Mann verletzt und in einem Stall ein Pferd todtgeschlagen.

Der Morgen kam und das Schießen dauerte immer fort. Man ging behutsam durch die Straßen, hielt sich so viel wie möglich an den Häusern und spähte nach dem verdächtigen Sausen in der Luft, um zu sehen, wo die Kugel einschlug, um im Nothfalle auf die Seite springen zu können. Vor dem Kaffeehaus war aber trotz des Bombardements das Leben bewegt und lustig, wie immer. Da wurde von den Abgelösten erzählt, wie es draußen in den Laufgräben aussah, und man hörte von einigen schweren Verwundungen, die in der Nacht vorgefallen. Während man so ruhig da saß und seinen Kaffee nahm, fuhr eine Bombe daher und zerplatzte wenige Schuh über dem Hause. Die Stücke der Kugel durchbrachen das hölzerne Schutzdach desselben und schlugen dicht vor den Tischen, an welchen man sein Frühstück nahm, das Pflaster auseinander, so daß Steine und Eisen uns um die Köpfe sausten. Das Schießen ging den ganzen Tag fort. In dem Garten

des Hauſes, wo General v. Williſen wohnte, zerſprang eine Bombe und die Stücke ſchlugen ins Fenſter des Zimmers, wo er ſich gerade befand. Einem Oberlieutenant von den Jägern wurde der Fußboden neben ſeinem Bette durchbohrt und über dem Haupte des lieben Oberſt Jellachich ſauste eine Kugel in das nebenliegende Quartier, was dieſen vortrefflichen Offizier aber durchaus nicht ſtörte, einen empfangenen Brief in größter Gemüthsruhe zu Ende zu leſen. Mittags ſaß ich in meinem Stübchen und beendigte einen Bericht, als eine ſchwere Bombe in den Garten meines Hauſes einſchlug und dort zerplatzte. Es war ein 150pfündiges Geſchoß von zwölf Zoll Durchmeſſer. Von den zerplatzten Stücken, etwa zwei Zoll dick, nahm ich mir eins zum Andenken mit. Doch muß ich geſtehen, daß mir mein Quartier in dieſem Augenblick nicht gar angenehm erſchien; es lag in gerader Linie von Malghera aus hinter dem großen Guelfenthurm und alle Kugeln, welche dort vorbeigingen und über das Gebäude hinwegflogen, dirigirten ſich hieher. In weniger als einer Stunde fielen denn auch vier Bomben deſſelben ſchweren Kalibers, wie die erſte, in die umliegenden Gärten, weßhalb ich auszuziehen beſchloß, um mir ein anderes Quartier vor der Stadt zu ſuchen oder vielmehr eines zu beziehen, das mir durch die große Freundlichkeit des Quartiermeiſters Seiner Excellenz des Kommandirenden bereits vor einigen Tagen angewieſen war. Dieß war eine kleine Villa in der Nähe von Papadopoli. Ich packte denn auch meine Sachen zuſammen und beſchloß, noch an demſelben Abend meine Wohnung zu verlaſſen.

XXV.

Im Laufgraben. Meine Villa. Beschießung von Malghera.

Denjenigen der verehrten Leser, welche von den nothwendigen Arbeiten zur Belagerung einer Festung wenig Kenntniß haben, erlaube ich mir zu bemerken, daß ein Laufgraben nichts weiter ist, als eine in das Erdreich eingeschnittene Straße, die im Zickzack zu den vorgeschobenen Batterien führt und auf welcher man, gedeckt vor den feindlichen Schüssen, Geschütze, Munition ꝛc. transportirt. Da die Batterien nämlich so weit als möglich gegen die Festung vorgeschoben werden, und man von denselben viel mit den rückwärts liegenden Zeuggärten verkehren muß, so ist es nothwendig, sicher zu den Geschützen gelangen und zurückgehen zu können. Zu diesem Ende macht man einen breiten etwa drei Fuß tiefen Graben, und wirft die Erde, welche man aushebt, gegen die Festung zu einer Brustwehr auf, hinter welcher man nun ziemlich sicher vordringen kann. Einen wirklichen und ganz sichern Schutz gewähren übrigens diese Brustwehren selten. Die schwere Geschützkugel dringt leicht hindurch, und häufig schlagen Bomben und Granaten hinter den Laufgräben oder vor denselben ein

und richten oft großen Schaden an. Am 3. Mai besuchte ich mit General v. Willisen, der mich freundlichst über manches belehrte, die Tranchéen in ihrer ganzen Ausdehnung.

Von der Paduaner Straße her betraten wir den Laufgraben, welcher durch das dichte Gehölz getrieben war, und welchen Maulbeerbäume und Rebengelände auf beiden Seiten einrahmten. Da alle Arbeiter vorn bei den Batterien waren, so war es in den langen Gängen ziemlich einsam, und von dem tiefblauen wolkenlosen Himmel schien die Sonne recht heiß auf uns herab. Wir vernahmen nichts als das Lied einiger Vögel, die selbst durch das beständige Schießen nicht verjagt, sich munter auf den jungen frischen Blättern wiegten. Vor uns dröhnte dumpf das Klopfen der Hämmer, mit welchen Pfähle eingetrieben wurden, und auf unserer Seite krachte hie und da ein Schuß von Malghera herüber, dort einen Baum niederreißend, hier die Brustwehr durchfurchend, oder es kam eine Bombe oder Granate ziſchend geflogen, drang mit dumpfem Schlag in den lockeren Erdhaufen der Brustwehr, oder sauste über uns fort, zwischen den Bäumen zerplatzend. An den Biegungen des Laufgrabens waren kleine Depots errichtet (mit Brettern und Faschinen nothdürftig gegen die Kugeln gesichert), wo Schanzgeräth aufbewahrt wurde, oder wo sich Militärärzte befanden, um die bei der Arbeit Verwundeten augenblicklich verbinden zu können. Die Leute, welche vorn arbeiteten, waren, wie man immer bemerken konnte, sehr bereitwillig, unermüdlich und dabei heiter und guter Dinge. Da man vom Fort aus den ganzen Tag auf die Tranchéen schoß, so that man natürlich Alles, um die Leute so viel wie möglich vor den Kugeln zu sichern. Hiezu gehört, daß einer beständig aufpaßt, wo die Kugel, die herankommt, einschlagen werde. Man hört die Bomben und Granaten hoch in der Luft sausen, ohne sie zu sehen. Dieß Sausen nun verliert sich in einer andern Richtung oder wird stärker, in welchem letztern Falle sich dann alles so fest wie möglich an die Brustwehr drückt, da man nicht wissen kann, wo die Kugel einschlagen wird. Plötzlich fällt sie vor oder

hinter dem Laufgraben, Sand und Steine hoch emporſchleudernd, nieder. Nun wirft ſich alles ſo ſchnell wie möglich der Länge nach auf die Erde — die Bombe platzt — da aber die Stücke derſelben faſt immer aufwärts fliegen, ſo werden die am Boden Liegenden ſelten beſchädigt.

Man kann ſich denken, daß dieß Niederwerfen zu manch komiſcher Scene Veranlaſſung gibt, namentlich wenn eine Hohlkugel lange nicht zerſpringt und deßhalb die Umherliegenden den Kopf in größter Erwartung ſcheu nach der Seite wenden, wo das Ungethüm ziſcht und wühlt. General von Williſen ſagte mir ſpäter, er habe nie etwas Komiſcheres geſehen, als die Behendigkeit, mit welcher ich ſelbſt bei einer ähnlichen Veranlaſſung meine Perſon in Sicherheit brachte. Es iſt aber auch in der That kein Spaß, wenn die Kugeln ſo rechts und links an einem vorbeifahren. Auch heute kam der Fall vor, daß einem Manne, der ſich unvorſichtigerweiſe nicht niederwarf, von einem Bombenſtück der Leib ſchrecklich zerriſſen wurde. Eine ungefährliche, wirklich komiſche Verwundung kam heute ebenfalls vor. Der Bediente eines Offiziers nämlich hatte einen gewaltigen Reſpekt vor den Kugeln und mußte ſeinem Herrn etwas in die Laufgräben hinausbringen. Als er einmal da war, wurde er trotz ſeines Widerſtrebens mit zur Arbeit genommen. Er ſchaufelte denn auch tüchtig darauf los, war aber einer der erſten beim Niederwerfen und machte es wie der Vogel Strauß, indem er, um nichts zu ſehen, ſein Geſicht in den Sandhaufen vergrub. Da platzte eine Granate hinter den Laufgräben, ſprengte einen Stein, auf den ſie gefallen, auseinander, und ein Stück deſſelben traf den armen Bedienten und verwundete ihn leicht an einer Stelle, wodurch ihm auf einige Tage das Sitzen beſchwerlich gemacht wurde.

Wenn es auch kein außerordentlich großes Wagniß iſt, die Laufgräben während des Feuerns zu beſuchen, ſo muß man ſich doch nicht unvorſichtigerweiſe den feindlichen Kugeln ausſetzen, eine Lehre, die der ruſſiſche Fürſt T., welcher ſich ebenfalls hier befand, beinahe zu ſeinem größten Unglück erhielt. Dieſer, ein unerſchrockener Mann,

beſuchte vor einigen Tagen ebenfalls die Laufgräben und kletterte auf die Bruſtwehr, um nach der Feſtung hinzuſehen. Plötzlich kracht es drüben, der Fürſt ſprang ſchnell in den Laufgraben hinab und eine Sekunde nachher ſchlug eine 32pfündige Kugel auf dieſelbe Stelle ein, wo er geſtanden. Es war ihm, ſo ſagte er ſpäter, als habe er gefühlt, daß der Pulverblitz, der dort aufſtieg, ihm gegolten, weßhalb er ſich dann zur Erde fallen ließ und ſo glücklicherweiſe der Kugel entging.

Es koſtete mich am Abend dieſes Tages keine geringe Mühe, einen kleinen Wagen oder vielmehr einen kleinen einſpännigen Karren zu erhalten, um meine Habſeligkeiten nach dem Landſitze zu ſchaffen, wo ich ferner reſidiren wollte. Endlich trieb ich einen Fuhrmann mit einem kleinen mageren Pferde auf, und wir fuhren hinaus auf der Straße nach Treviſo. Der Himmel hatte ſich Nachmittags mit dicken ſchwarzen Gewitterwolken überzogen, bald blitzte und donnerte es von allen Seiten, und man konnte oftmals nicht unterſcheiden, kam die plötzliche Helle, die in den ſchwarzen Wolken ſtrahlte, von dem Leuchten des Blitzes oder von dem Schießen aus Malghera, war es das Krachen des Donners, oder der dröhnende Schlag der Geſchütze, was die Luft zerriß. Bald aber wurde das empörte Element vollkommen Meiſter, der Blitz gab ganze Lagen und ſchüttete das weiße Feuer nur ſo auf die Erde herab, die Pappeln der Chauſſee bogen ſich vor der Gewalt des Sturmes, der Regen ſtürzte in Strömen nieder, das Pferd ging nur im langſamſten Schritt weiter, und der Fuhrmann ſeufzte aus Herzensgrunde. Endlich nach einer kleinen Stunde langten wir bei der Villa an, welche für mich beſtimmt war. Sie lag eine Miglie weiter als Papadopoli in einem Garten, und das Haus hatte ein recht anſtändiges Aeußere. Da ich aber nirgends Licht ſah, ſo befürchtete ich ſchon, es befinde ſich in dem Gebäude keine Seele, um mir einen freundlichen Empfang zu bereiten. Ich bezahlte meinen Kutſcher, lud meinen durchnäßten Nachtſack auf die Schulter und öffnete das Gitterthor des Gartens.

Ringsum im Park war alles ruhig und ſtill, Sturm und Regen

Zwiſchen das Geſchrei der Hausmagd hinein tönte das Gelächter muthwilliger Buben und das Geheul des Mopſes, der, etwas Erſchreckliches witternd, nach Kräften in den Spektakel einſtimmte. Philipp ſtürzte aus dem Hinterſtübchen in den Laden, gefolgt von Jungfer Barbara, die aber beim Anblick, der ſich ihr darbot, die Hände vor das Geſicht ſchlug und laut kreiſchend wieder entfloh.

Da ſtand vorne im Laden das grinſende Skelett des Doktor Burbus, in ein weißes Leintuch gehüllt. Philipp traute ſeinen Augen kaum, und im erſten Moment, da ſich beim ſchrecklichen Anblick ſeine Begriffe verwirrten, glaubte er, das Skelett ſei ihm gefolgt, um ſich für die gute That, die er an ihm begangen, zu bedanken. Doch das Gelächter einiger zwanzig Buben, die vor dem Laden verſammelt ſtanden, brachte ihn zu ſich und er ſah wohl, daß ihm die Nachbarin den Streich geſpielt habe. Was ſollte er beginnen? Im Hinterſtübchen mußte Jungfer Barbara eben aus ihrer Ohnmacht erwacht ſein, denn ſie kreiſchte von Neuem mit verdoppelter Kraft; die Magd hörte nicht auf O je, o je! zu ſchreien, und dabei focht ſie mit einem langen Beſen gegen den Knochenmann. Die Buben auf der Gaſſe beluſtigten ſich mit allerhand ſchlechten Späßen. „Faſtnacht iſt da!“ — „Nein, es war der Tod ſelbſt; er will den Herrn Reißmehl holen.“ — „Ich weiß, ich weiß!“ ſchrie jetzt eine quickende Stimme aus dem dickſten Haufen; „Jungfer Barbara hat ſich maskirt, die

hatten in ihrer Heftigkeit nachgelaſſen, und nur noch ein leichter Wind pfiff durch die Zweige einiger hochſtämmigen Cypreſſen. Ich ging auf einem weichen Sandwege zwiſchen zierlich verſchnittenen Hecken, hörte die letzten Regentropfen in Waſſerbaſſins fallen, bei denen ich vorbeikam, und wenn hie und da ein leichtes Wetterleuchten die Nacht erhellte, ſo bemerkte ich hochſtämmige Orangen und Citronen in großen Kübeln und weiße Gartenfiguren, die mich geſpenſtig anſchauten.

Der Anblick dieſes kleinen Parks mit ſeinen Zierlichkeiten hätte mir gewiß einen doppelt angenehmen Eindruck gemacht, wenn das Haus nicht ohne Licht abſchreckend finſter vor mir gelegen hätte. Ich überlegte mir ſchon, was zu machen ſei, wenn ich dort niemand fände, ob ich in der Nacht nach Meſtre zurückkehren ſollte, oder ob ich mir im Fall der Noth eine Unterkunft durch Erbrechung einer Thür oder eines Ladens zu verſchaffen habe.

So gelangte ich an die Hausthür und klopfte, doch ohne Erfolg; ich klopfte abermals, und auch jetzt blieb Todtenſtille in dem Hauſe, dann aber hörte ich zu meinem unausſprechlichen Vergnügen eine Thür öffnen und langſam ſchlürfende Tritte näherten ſich. „Wer iſt da?“ fragte von innen eine Weiberſtimme. Ich ließ meinen Säbel auf die marmorne Stufe der Treppe niederfallen und entgegnete, man ſolle mir ohne weiteres aufmachen, ich ſei in das Haus einquartiert. Einen Augenblick hörte ich zwei Stimmen zuſammen flüſtern, dann wurde die Hausthüre geöffnet und ich ſah eine alte Frau und einen alten Mann vor mir, die mich verwundert anſtaunten. Ich wiederholte mit wenigen Worten, daß ich hier einquartiert ſei, und fragte, ob man davon wiſſe. „Allerdings,“ ſagte die alte Frau, „es iſt Alles beſtellt und eingerichtet,“ und der Mann ſetzte hinzu: „Corpo di Bacco, aber wir hätten nicht geglaubt, daß Sie in dem furchtbaren Wetter kommen würden.“

Ich war aber trotzdem bei dem furchtbaren Wetter gekommen und trat ein. In einem hübſchen Veſtibul nahm mir der Mann meinen naſſen Paletot und Nachtſack ab und führte mich in meine Zimmer,

welche zu ebener Erde lagen und ganz gastlich hergerichtet waren. Es war ein Appartement von vier großen und geräumigen Gemächern, nicht reich, aber sehr anständig, ja comfortabel möblirt; es befanden sich in jedem Zimmer Ruhetische, Fauteuils, und neben dem Schlafzimmer, in dem ein sehr gutes Bett war, brannte in dem Kamin ein großes Feuer und die hellen Flammen desselben spielten so angenehm auf dem steinernen Fußboden und der Widerschein lagerte sich mit einer warmen wohlthuenden Farbe auf den Wänden, so daß es hier im Zimmer ganz heimlich war. Neben diesem Gemach mit dem Kamin war ein kleines Bücherzimmer mit den Werken älterer und neuerer Italiener und Franzosen, und hier hatte der Besitzer mehrere Büsten berühmter Landsleute aufgestellt. Wer aber war jener Besitzer? Ich weiß es nicht und habe auch nie darnach gefragt; was konnte mir auch ein Namen nützen, den er mir vielleicht nennen würde. Ich kannte den Träger desselben doch nicht. Hoffentlich ist aber der Eigenthümer dieser kleinen Villa, der ein Ordnung und Kunst liebender Mann sein muß, nicht bei der Belagerung verunglückt und erfreut sich nunmehr wieder seiner hübschen Besitzung.

Der Nähe des feindlichen Geschützfeuers entrückt, hörte ich kein Zischen der Bomben und schlief vortrefflich, trotzdem daß sie aus Malgbera fast die ganze Nacht hindurch schossen und jedesmal meine Fenster erzitterten, so oft eine der schweren Bomben und Kanonen ihren Mund aufthat, obgleich die Entfernung von hier in gerader Linie über vier Miglien betrug.

Den andern Morgen erwachte ich unter dem Gesang der Vögel und dem glänzenden Licht der Morgensonne, das sich zu einem meiner Fensterladen herein stahl. Doch war der Himmel nicht ganz klar, sondern es zogen vom gestrigen Gewitter her immer noch dunkle Wolken wie eine Kette riesenhafter Nachtgestalten Hand in Hand unter dem blauen Himmelsgewölbe dahin.

Gestern Abend war der hochverehrte und geliebte Feldmarschall Radetzky in Begleitung des Handelsministers v. Bruck von Mailand

im Lager angekommen, wo er drei Tage bleiben wollte. Man hatte für ihn eine Villa, ebenfalls an der Straße nach Treviſo gelegen, in Bereitſchaft geſetzt und ich hatte das große Glück, als ich heute Morgen nach der Stadt ging, den Feldherrn ein paar Augenblicke zu ſehen und zu ſprechen.

Heute nun am 4. Mai war die angefangene Vorparallele mit ſechs Batterien fertig geworden und um Mittag ſollte die Beſchießung von Malghera von dieſen Batterien aus mit 26 Geſchützen (15 Mörſern, 5 Haubitzen und 6 Kanonen) beginnen. Man hegte, theils durch die glänzenden Reſultate im vor- und dießjährigen Feldzug gegen die Italiener irre geleitet, ſo wie durch das unpraktiſche, ewig nutzloſe Schießen aus Malghera auf eine unſichere Haltung der Beſatzung ſchließend, die Anſicht, daß ſich das Fort nach einigem ernſten Auftreten und nach wenigen gut gezielten Schüſſen ergeben würde, und wohl aus dieſem Grunde begann man die Beſchießung aus 26 Geſchützen, ſtatt die Aufſtellung von 60 abzuwarten, die hiezu anfänglich beſtimmt waren. Selbſt die ſo vorſichtigen und vortrefflichen Artillerieoffiziere, wahrſcheinlich ebenfalls begierig, dem Feind ſeinen ewigen Kugelregen etwas erwiedern zu können, gaben dem allgemeinen Drängen auf Eröffnung des Feuers nach und glaubten bei ruhigem und langſamem Schießen mit 10 bis 15,000 Schuß, die man beſaß, ein vierundſechzigſtündiges Feuer unterhalten zu können.

Man kann ſich denken, in welch geſpannter Erwartung ſich Alles dieſen Morgen befand. Das Belvedere auf dem großen Thurm war gedrängt voll Offiziere, und wir harrten von da, wie in einer Loge, des impoſanten Schauſpiels, das ſich vor unſern Füßen entwickeln ſollte. Denke man ſich das Panorama, das ſich vor uns entfaltet, hoch am Horizont der Silberſtreifen des Meeres, Venedig in ſeiner ganzen Ausdehnung mit ſeinen unzähligen Thürmen und Kuppeln ruhig und ſtill — der Königin der Waſſer — in den Lagunen thronend. Dicht zu unſern Füßen Malghera, alle aus- und einſpringenden Winkel mit dreifarbigen Fahnen geziert. Der große Kanal einſam und leer,

kein Nachen, keine Gondel dort. Mestre rings um uns von seinen Einwohnern verlassen, öde und todt. Und hoch am Himmel schwarze Gewitterwolken, welche, hie und da zerrissen, zuweilen einen Sonnenblick durch und auf Venedig fallen ließen, wodurch die hohen Paläste und Thürme prachtvoll vergoldet wurden. Von unsern Batterien, die in einem Halbkreis vom großen Kanal bis zum Fort Rizzardi Malghera umgaben, war nichts sichtbar; sie lagen am Rand einer Maulbeerbaumkultur versteckt, zwischen den frischgrünenden Bäumen und jungen Reben. Selbst der Feind hatte sie beim hellen Tageslicht noch nicht entdeckt, denn seine Schüsse irrten auf der ganzen Parallele umher, ohne einen Punkt festzuhalten. Um 12 Uhr Mittags sandte der Feldmarschalllieutenant Haynau einen Offizier in die Laufgräben, um den Befehl zum Anfang des Feuers zu geben. Wir standen in gespannter Erwartung, äußerst begierig, die Wirkung unserer Kugeln auf den Feind zu sehen, der sich sorglos damit beschäftigte, ein Kasernendach in Malghera neu einzudecken und auf dem Glacis Rasenstücke auszustechen. Viermal wurden wir getäuscht und hielten den Knall einschlagender feindlicher Bomben für das Feuer unserer Geschütze.

Endlich stieg aus der Kesselbatterie auf unserem linken Flügel dichter Dampf auf; wir hörten die Bomben heulen und sahen sie in Malghera einschlagen, Erde und Rauch hoch emporwerfend, und wenige Augenblicke darauf entwickelte sich auf unserer ganzen Linie aus allen Batterien das Feuer. Ueberall stiegen die Rauchwolken auf, leuchteten die Blitze, krachten die Mörser und Geschütze. Vielleicht einige Minuten nach dem Anfange unseres Feuers waren die Venetianer unthätig, vielleicht überrascht, vielleicht im Laden begriffen. Die Feinde auf dem Glacis verließen dasselbe in eiliger Flucht. Das oben erwähnte Kasernendach war in einem Augenblick menschenleer. Aber nun begannen sie aus allen ihren Werken ein solch furchtbares und eiliges Feuer, wie sich keiner der älteren Offiziere erinnerte, je gehört zu haben. Daß sie von der Marine und den übrigen Forts viel Geschütz nach Malghera geschafft, war wohl bekannt, aber von

der großen Anzahl, wie sich dieselbe jetzt zeigte, hatte Niemand eine Ahnung. Wo nur auf ihren Wällen ein Platz zu finden war, da hatten sie Stücke aufgepflanzt und da donnerte es hervor. Es war ein solch' Krachen der Geschütze, Geheul der Bomben und Pfeifen der Kugeln, wie man wohl nicht leicht wieder etwas Aehnliches hören wird. Auf einen Schuß aus unsern Batterien kamen wenigstens sechs bis acht aus dem Fort. Glücklicherweise schossen sie zu eilig, um gehörig richten zu können, und doch waren am Abend unsere Brustwehren von ihren Kugeln tüchtig durchkämmt. Sie schossen auch von solchen Werken, von wo es gar nicht möglich war, uns irgend einen Schaden zu thun; so von S. Guiliano. Das Fort Rizzardi war für unsere Batterien am gefährlichsten und machte den meisten Lärm. Seine Werke waren fast beständig in Rauch und Feuer der Geschütze eingehüllt, und es knurrte in Einem fort herüber, wie ein böser Hund.

So viel man in einigen Stunden sehen konnte, hatten unsere Batterien die Schießscharten in einer Lünette des Forts sehr beschädigt, ein Geschütz unbrauchbar gemacht und das Dach der Kaserne tüchtig mitgenommen. Auf dem Exercierplatz in Venedig entdeckte man tausende von Menschen, die neugierig dem Spektakel zusahen und zuhörten. Auch auf den Eisenbahndamm wagten sich kühne Reiter, kehrten aber im Galopp wieder um, als ihnen einige verdächtige Kugeln nahe kamen. Die Lagunen waren mit unzähligen Gondeln besetzt, kurz Jeder, Freund und Feind, genoß das wirklich großartige Schauspiel so viel als möglich.

Wenn man das unerhörte Feuer, das aus dem Fort auf unsere Batterien unterhalten wurde, ansah, so war es begreiflich, daß sich auch die österreichische Armee hinreißen ließ, schneller zu schießen, als anfänglich befohlen war, woher es denn auch kam, daß schon in den spätern Nachmittagsstunden die wenige Munition verschossen war, das Feuer auf unserer Linie schwächer wurde und ein paar Batterien noch vor Abend gänzlich aufhörten. Die Artilleristen hatten endlich gar

keine Munition mehr und auch die Venetianer, denen es hieran nicht gebrach und deren 173 Geſchütze mit allem Nothwendigen verſehen waren, ſtellten gegen Abend ihr fürchterliches Feuer ebenfalls ein, und nur noch zuweilen krachte ein Schuß herüber wie die letzten ſchweren Regentropfen nach einem großen Gewitter. An Verwundeten und Todten hatten wir an den Batterien ſechs Mann, demontirt war aber kein Geſchütz. Jetzt ſah man allgemein ein, daß Malghera ſich nicht, wie Manche wohl glaubten, ſo ſchnell ergeben werde, und daß es nothwendig ſei, eine weiter vorgeſchobene Parallele mit zahlreicheren Batterien zu erbauen.

Radetzky benutzte ſeine Ankunft in Meſtre nochmals zu einem Akt der Milde und Gnade gegen die rebelliſche Stadt, den letzten Verſuch machend, den gutgeſinnten Bürger zu ermuthigen, daß er die Schreckensherrſchaft jenes zuſammengelaufenen Geſindels, das ihn tyranniſirte, breche. Er gab deßhalb einen vierundzwanzigen Waffenſtillſtand und ſandte folgende Bedingungen nach der Stadt, deren Erfüllung er theils verlangte, theils verſprach: 1) augenblickliche Unterwerfung der Stadt; 2) Uebergabe aller Forts, ſo wie aller Schiffe; 3) Uebergabe aller Waffenvorräthe und Entwaffnung des Volks ꝛc. Dagegen bewilligte der Marſchall 4) jedem, der die Stadt verlaſſen wolle, hiezu 48 Stunden Zeit, und er konnte ſeinen Weg ungehindert zu Waſſer und zu Land nehmen; 5) eine vollkommene Amneſtie für alle Soldaten vom Feldwebel abwärts.

Obgleich nun ſo viel wie möglich gethan wurde, um dieſe Proklamation auch zur Kenntniß des Volks zu bringen, ſo war es doch vorausſichtlich, daß die Machthaber Alles thun würden, um das eindringliche Wort des alten Marſchalls zu verheimlichen, was denn auch geſchah, und ſo kam es, daß die milden Bedingungen nicht angenommen wurden, worauf der Feldmarſchall am 6ten wieder nach Mailand zurückkehrte. Bei ſeiner Abreiſe hatten ſich ſehr viele Soldaten eingefunden, um ihn zu ſehen, unter andern faſt ein ganzes Bataillon von Prinz Emil Infanterie. Ein Corporal trat vor und hielt eine

Rede aus dem Stegreif, worin er dem alten Herrn sagte, sie sängen und sprächen immer von ihrem Vater Radetzky, und der müßte es ihnen auch erlauben, daß sie ihn sich einmal ganz genau ansähen. Natürlich hat den Marschall diese Scene außerordentlich erfreut und er sprach nach seiner Gewohnheit freundliche und liebe Worte zu den Soldaten und reiste alsdann ab unter nimmer endenwollendem Jubelgeschrei und Hurrahruf.

Um diese Zeit wurde Baron Haynau zum Feldzeugmeister ernannt und übernahm den Oberbefehl in Ungarn, wogegen Feldmarschall-lieutenant Graf Thurn als Kommandirender vor Venedig eintraf. Auf's Neue begannen nun die Arbeiten in den Laufgräben von Malghera mit unerschütterlicher Ausdauer, doch traten die Elemente der baldigen Ausführung der projektirten Parallelen abermals hinderlich in den Weg. Es fing wieder an zu regnen, das Erdreich wurde abermals morastig, in den Laufgräben und Batterien wateten die Artilleristen und Arbeiter bis an's Knie im Schlamm und Wasser. Trotzdem wurde unaufhaltsam fortgearbeitet; doch riefen mich nach der ersten Beschießung die Vorgänge im deutschen Vaterlande, die badische Revolution und beunruhigende Nachrichten aus Württemberg nach Hause zurück. Auch war hier nicht abzusehen, bis wann die neuen Batterien fertig sein würden, und ich hatte nicht Lust, mich längere Zeit als nutzloser Zuschauer hier herumzutreiben.

Die Batteriebauten vor Malghera betrieb man aber mit außerordentlicher Thätigkeit. Aus Mantua und Verona wurden Munitionsvorräthe zu Wagen und Eisenbahn herangeführt und am 23. Mai waren 19 Batterien erbaut und in denselben 88 Geschütze eingefügt, welche an Munition 73,400 Schüsse hatten, womit man eine 96-stündige Beschießung aushalten konnte. Man kann die Kosten eines jeden Schusses durchschnittlich auf einen Dukaten annehmen. So begann denn auch wieder das Feuer am 24. Mai früh um 5¼ Uhr. Ein Augenzeuge schrieb darüber der Allgemeinen Zeitung vom 26. Mai:

„Vorgestern endlich, nach sechswöchentlichen rastlosen Vorarbeiten

in den Laufgräben und Batteriebauten und nach glücklicher Einführung von ungefähr 95 Geschützen, begann das große Bombardement von Malghera Morgens halb 6 Uhr. Noch war der Himmel nach einem heftigen Gewitterregen mit schweren Wolken überzogen, als unsere Geschütze nach allen Richtungen hin zu donnern begannen. Nach Verlauf von fünf Minuten erwiederte der Feind dieses Feuer mit gleicher Stärke und bald konnte man einzelne Schüsse gar nicht mehr unterscheiden. Das Ganze glich mehr dem Ausbruch eines fürchterlichen Gewitters, es war ein Sausen und Zischen von Kugeln, ein Donner der Geschütze, daß alle Gebäude und selbst der alte Guelpsenthurm in Mestre zitterte. In geisterhaften Formen stieg der Rauch empor und vermischte sich mit dem schwarzen Gewölke und nur undeutlich erblickte man im dunkeln Hintergrunde zwischen den Blitzen der Kanonen und feurigen Bogen der Raketen des Forts von Malghera die Batterien des Feindes und in Silhouettenumrissen die alte Dogenstadt über den Lagunen.

„Gegen 9 Uhr erhellte sich der Himmel und um Mittag ließ das Feuern auf beiden Seiten etwas nach. In den ersten Stunden hatte man beiderseits nicht weniger als vierzig Schüsse auf die Minute gezählt, wonach denn das frühere Bombardement vom 4. Mai nur als ein kleines Vorspiel des gestern begonnenen erschien. Den Tag hindurch wurde keine Sekunde mit diesen Arbeiten ausgesetzt. Mit einbrechender Nacht verstummten die Geschütze des Feindes beinahe ganz, während unsererseits die Mörserbatterien nur um so fleißiger das Fort mit Bomben bewarfen. Ein herrliches Schauspiel boten letztere, wie sie sich in unermeßlicher Höhe nach allen Richtungen kreuzten, und gleichsam mit den Sternen zu rivalisiren schienen, bis sie wieder wie Sternschnuppen ebenso schnell herabfielen und bald da, bald dort in die Festungswerke einschlugen, bisweilen auch in der Luft mit unendlichem Widerhall platzten. In dem Fort scheint diese Art von Munition jetzt zu fehlen, da solche nicht gegen uns gebraucht wurde. Um Mitternacht war Alles ruhig, und man benützte die Zwischenzeit

bis zum Tagesanbruch zur Wiederherstellung der zerschossenen Brustwehren und andern Batterien.

„Trotz dieses, den ganzen Tag hindurch anhaltenden fürchterlichen Feuerns zählten wir am Abend nur 17 Todte und etwa 20 Verwundete, darunter keinen Offizier, und von den Geschützen waren bloß zwei Kanonen demontirt. Die Bedienungsmannschaft war voll des besten Muthes, und die Artilleristen und andern Truppen, die Abends zur Ablösung durch die Stadt zogen, sangen muntere Lieder, froh darüber, daß sie einmal so recht Kanonen donnern gehört. Als Feldzeichen trugen sie meist frische Rosen auf ihren Holzmützen und so gingen sie voll Todesverachtung, Vivat ihrem Kaiser rufend, in die Laufgräben zu den noch heißen Batterien, wo das Blut manches wackern Kameraden kaum noch an den Laffetten getrocknet war. Ein schmerzliches Gefühl drängte sich mir auf, der ich Augenzeuge der Hingebung dieser braven Truppen war, wenn ich sie mit den fahnenflüchtigen und eidesbrüchigen Soldaten in gewissen Theilen unseres zerrissenen Vaterlandes verglich!

„Den darauf folgenden Tag, nachdem das Bombardement beiderseits mit erneuerter Heftigkeit fortgesetzt worden war, und wie gewöhnlich um die Mittagszeit etwas nachließ, konnte man bei heiterem Himmel durch jedes gewöhnliche Fernglas ganz deutlich die Verwüstungen unterscheiden, welche unsere Batterien in den Brustwehren und Verschanzungen der feindlichen Festung angerichtet hatten. Eine davon, die man den Cavalier hieß und die am höchsten Punkt am rechten Eck ihres Blockhauses gebaut war, schwieg jetzt gänzlich. Das Dach der Kaserne war mitten durch entzweigeschossen, das kleine Finanzhaus am linken Flügel verlassen und ganz durchlöchert. Nach jedem Schuß flog wieder neuer Erdstaub vom Fort in die Höhe. Zwei Pulvermagazine borsten früher schon mit fürchterlichem Knall und ein drittes, welches das bedeutendste zu sein schien, ging noch Abends zwischen sechs und sieben Uhr mit einem Donnerschlag und einer bis in die

Wolken reichenden Rauchsäule in die Luft. Es war dabei des Jubelschreiens in unsern Batterien und von den zuschauenden Soldaten, die auf den Dächern der vordersten Häuser von Mestre saßen, fast kein Ende. Dessenungeachtet feuerten nach kurzer Pause die Kanoniere des Forts Malghera fort, und es ist nicht zu leugnen, daß sie sich bisher sehr tapfer und äußerst thätig hielten, obgleich ihr Verlust in jeder Hinsicht größer sein mußte, als der unsrige. Spät Abends und die Nacht hindurch wurden wieder Bomben nach allen Richtungen geworfen und daneben die Beschädigungen in den Laufgräben und Batterien ausgebessert. Das Ingenieurcorps legte während des Bombardements, wie früher zur Zeit der Vorarbeiten die größte Umsicht und Tapferkeit in den mißlichsten Verhältnissen an den Tag, und die Artillerie bewährte nunmehr auch hier ihren alten Ruf. Es ist bewunderungswürdig zu sehen, mit welcher Ruhe und Entschlossenheit diese Leute in den von allen Seiten mit den schwersten Projektilen bestrichenen Batterien ihre Geschütze bedienen; wie sie vom Pulverdampf geschwärzt und mit Erdkoth von oben bis unten über und über bespritzt und beworfen, des Mittags und Abends zwar müde aber heiter heimkehren, um sich eine kurze Rast zu gönnen und dann wieder neuen Muthes dahin zu ziehen. Mit großer Umsicht leitet jetzt Feldmarschalllieutenant Graf Thurn die Operationen, derselbe, der bei Novara das vierte Armeecorps kommandirt hatte. Aber unvergeßlich bleibt seinen hiesigen Truppen der tapfere, durch kaiserlichen Befehl nach Ungarn abberufene Feldmarschalllieutenant Haynau, der wahre Soldatenvater, und es ist doch sehr zu bedauern, daß es ihm nicht gegönnt war, das letzte, und wie man hoffen darf, glückliche Resultat seiner Belagerung selbst zu schauen. Heute am 26sten war das Feuer im Ganzen minder heftig und die Sache scheint jetzt den geregelten Gang einer ernsthaften Belagerung und Beschießung zu nehmen; die Venetianer aber, scheint es, wollen die höchste Noth einer langen Cernirung abwarten. Somit schließe ich für heute, bis ich etwas Entscheidendes berichten kann."

„Bereits am 25sten, so sagt der Berichterstatter über „die kriegeri-

war es!" Und ein ungeheures Gelächter folgte dieſer letzten Bemerkung.

Jetzt ſtürzte auch der Prinzipal, den ſelbſt der furchtbare Lärm bis jetzt in einer wichtigen Addition nicht geſtört hatte, aus der Schreibſtube und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, als er in ſeinem ehrſamen Laden ſolchen Auftritt ſah. — „Philipp!" ſchrie er, „was ſoll das heißen?" Und als dieſer keine Antwort gab, wandte er ſich an die Magd und ſagte: „Margreth, lauf Sie auf die Polizei! das iſt mir zu arg!" — Nach der Polizei brauchte die Magd nicht zu gehen; denn bereits arbeitete ſich Märtens durch den dichten Haufen der Buben durch und trat in den Laden.

„Herrrr!" ſchrie der Prinzipal, der nach vielen Jahren zum erſtenmal in Zorn gerieth, „was ſind das für Geſchichten? Wie können Sie es leiden, daß ein ehrſames Handlungshaus zum Geſpötte frecher Buben wird? Warum ſchützen Sie mein Haus nicht?" — „Hat ſich viel zu ſchützen, Herr Reißmehl," entgegnete der Polizeiſoldat. „Der beſte Schutz iſt, wenn Sie das Ding, das Sie doch einmal gekauft haben, ſo ſchnell wie möglich in's Haus hinein ſchaffen."

„Ich? ich? ich hätte das Ding gekauft?" — „Ja Sie, oder Ihr Ladengehülfe. Da ſteht er ja. Er ſoll es Ihnen ſelbſt ſagen."

Philipp ſtand da, ein Bild des Jammers. Es giebt

ſchen Ereigniſſe in Italien," ein nicht genug zu empfehlendes Buch, „bemerkte man eine Abnahme des feindlichen Feuers. Dieß erhöhte den Eifer der öſterreichiſchen Artilleriſten und viele Vormeiſter (Richtende), welche den richtigen Erfolg ihres Schießens ſehen konnten, ließen ſich gar nicht ablöſen. Das Fort Rizzardi und die Sternſchanze waren bis zum 26ſten ganz demontirt und zum Schweigen gebracht. In der Feſtung ſelbſt waren ſchon viele Werke verlaſſen, zwei Munitionsmagazine aufgeflogen und wenige Mann bedienten mehrere Geſchütze neben einander. Von der tapferen Beſatzung waren hundert getödtet, dreihundert meiſt ſchwer verwundet, keine Möglichkeit der Ablöſung und ebenſo wenig eines Erſatzes der Munition, weil jedes mit dergleichen ſich nähernde Schiff Gefahr lief aufzufliegen. Nach 10 Uhr Abends, den 26. Mai, ſtellte ſie alſo ihr Feuer ein, worauf auch das öſterreichiſche während der Nacht ermäßigt wurde.

„Feldmarſchalllieutenant Graf Thurn traf nun die nöthigen Verfügungen zur Ausführung eines Sturms. In der nämlichen Zeit aber, nämlich zwiſchen zehn Uhr Nachts und drei Uhr früh, räumte die Beſatzung in aller Stille die Feſtung, ſo daß um vier Uhr früh am 27. Mai, als eine Patrouille von einem Unterjäger und drei Mann der ſteyeriſchen Schützen den Werken ſich näherte, ſie dieſelben verlaſſen fand. Muthig ging ſie in die Feſtung, erſtieg die Bruſtwehr und winkte mit freudigem Zuruf ihren Kameraden in den Laufgräben und Batterien. Mit lautem Jubel eilte Alles, was in der Nähe hielt, mit oder ohne Waffen, nach der Feſtung, welche um ſieben Uhr militäriſch beſetzt und bewacht war.

„Einige kühne Offiziere und Soldaten waren nach der Eiſenbahnbrücke geeilt, andere hatten ſich ins Waſſer geworfen und ſich des auf zweihundert Schritte rechts der Brücke gelegenen Forts San Giuliano oder Anconetta bemächtigt. Plötzlich aber empfing ſie von den Schiffen und dem links von der Brücke näher gegen die Stadt ſtehenden Fort San Secondo ein heftiges Geſchützfeuer, wodurch in dem Fort San Giuliano ein Munitionswagen in die Luft geſprengt und der Tod

von drei ausgezeichneten Offizieren und mehreren braven Soldaten herbeigeführt wurde."

Im Ganzen hatte die österreichische Artillerie in 72 Stunden 60,000 Schüsse gethan. Die meisten waren Treffer, die Zerstörung übertraf jede Vorstellung. „Wenn je die Artillerie wegen ihres richtigen Schießens und aufopfernder Ausdauer ein Lob verdient hatte, so hat sie beim Anblick des Forts Malghera ihren Lohn gehabt." Diesen Worten eines vortrefflichen Offiziers, dessen Aufzeichnung wir hier benutzt haben, gehe noch folgende den der kaiserlichen Armee innewohnenden Gerechtigkeitssinn bezeichnende Aeußerung voran: „Jedem drängte sich die Bewunderung auf, wie es möglich gewesen, diesen Platz so lange zu behaupten." In den eroberten Werken wurden 137 Geschütze, wovon 38 unbrauchbar, 35,000 Kugeln und Bomben und 33 Centner Pulver erbeutet.

Noch am Abend erschien bei der Armee der Feldmarschall, welcher am Vormittag auf die telegraphische Nachricht von der Einnahme Malghera's unverzüglich von Verona hergeeilt war. Er besichtigte, vom Jubel der treuen Krieger begrüßt, die genommenen Werke und befahl, die Arbeiten zur Beschießung von Venedig mit aller Anstrengung fortzuführen. Die in der Stadt herrschende Partei wollte noch nichts von Uebergabe wissen, obschon ihr selbst das englische Ministerium dieß anrieth. In ihrer Verblendung hoffte sie auf einen Entsatz aus Ungarn. Dort erlitt im Gegentheil das Princip der Nichtintervention gerade jetzt einen argen Stoß. Wie Oesterreich nicht um sich selbst, sondern für ganz Europa in Italien der Revolution die Stirne geboten hatte, so trat nun Rußlands Kaiser zur Beförderung des gemeinsamen Ziels mit Kraft auf. Die Welt sollte vorläufig wissen, daß Bündnisse sich noch nicht verbieten lassen.

Venedig selbst wurde bekanntlich am 22. August übergeben.

F. W. Hackländer's Werke.

XXIX. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Neunundzwanzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege.

Zweiter Band.

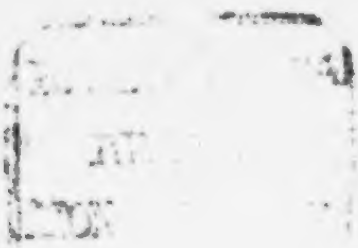

für ein edles Gemüth nichts Empfindlicheres, als eine gute That, die man im Stillen hat begehen wollen, so öffentlich dem rohen Urtheil der Welt preisgegeben zu sehen. Und Philipp mußte seinen Edelmuth preisgeben und dem Prinzipal gestehen, daß Jungfer Barbara und er das Skelett gekauft, und weßhalb. Diese Auskunft war aber nicht geeignet, die Aufregung des Prinzipals zu besänftigen; vielmehr war es schauerlich anzusehen, wie der sonst so ruhige und gemessene Mann ob dieser Entheiligung seines Ladengewölbes in den schrecklichsten Zorn gerieth. Wie toll sprang Herr Reißmehl mit beiden Beinen zugleich in die Höhe; bald rief er gegen das Hinterstübchen nach seiner Schwester, bald drohte er mit der Faust dem unglücklichen Philipp, jetzt sprang er gegen das Skelett selbst an und drehte sich dabei so blitzschnell im Kreise, daß sich seine fuchsige Perrücke hinten und vorne lüftete.

Trotz aller Mühe wollte es unterdessen dem Polizeisoldaten nicht gelingen, die Bubenschaar zu verjagen; es kamen ihrer von Minute zu Minute mehrere hinzu, und die Hintersten drängten die Ersten, so daß diese dem Knochenmann immer mehr auf den Leib rückten. Herr Reißmehl befahl in seinem Zorn mit kreischender Stimme, das Haus zu schließen; Niemand gehorchte ihm, und die Buben, die ein wenig zurückwichen, wenn er einen Satz gegen sie machte, drangen gleich darauf um so weiter

I.

Abſchied vom Hauptquartier.

Obgleich mein Aufenthalt in Meſtre mit manchen Unannehmlichkeiten, ja mit Gefahren verſchiedener Art verknüpft war, ſo nahm ich doch von dem intereſſanten großartigen Schauſpiele, das ich geſehen, und von den lieben Bekannten, die ich hier erworben, nur ungerne Abſchied.

Ich kann nicht umhin, von letztern noch zweier Landsleute zu erwähnen, die ſich bei der Armee befanden und beide in ihren ganz verſchiedenen Fächern das Anerkennungswertheſte leiſteten und leiſten.

Der eine iſt der badiſche Doktor Beck, ein junger Arzt, der ſich zu Vervollkommnung ſeiner Kenntniſſe als ausübender Wundarzt ſchon längere Zeit bei der italieniſchen Armee befand. Seine raſtloſe Thätigkeit und ſeine vielen Verdienſte auf dem Verbandplatze wurden auch ſowohl von den Kommandeuren, als von den Verwundeten ſelbſt auf's Höchſte anerkannt, und ſeine unermüdliche Sorgfalt, ſeine geſchickte Hand haben manch' ſchmerzliches Leiden gemildert. So viel ich hörte, war Doktor Beck zu einer Belohnung empfohlen, doch weiß ich nicht,

ob er den Orden oder die goldene Medaille, die er wohl verdient, erhalten.

Der andere, den ich gerne hier erwähne, ist der junge talentvolle Maler Eugen Adam aus München, der, wie ich, dem Hauptquartier gefolgt, damit beschäftigt war, das in getreuen künstlerischen Schilderungen genau und anschaulich darzustellen, was ich durch die Feder versucht, in schwachen Umrissen wiederzugeben. Eugen Adam hat als Augenzeuge sowohl vom Feldzug 1848, wie vom letzten Feldzuge, vom Marsche, aus dem Bivouak, aus der Schlacht und aus dem gemüthlichen Lagerleben die schönsten Scenen erfaßt und gesammelt. In Vereinigung mit seinen Brüdern gibt er in diesem Augenblicke in München ein großes Werk heraus: Erinnerungen an die Feldzüge der k.k. österreichischen Armee in Italien aus den Jahren 1848 und 1849, welches in guten Lithographien ebenso ausgeführt, wie er es entworfen, allen Verehrern der tapfern österreichischen Armee gewiß in hohem Grade willkommen sein wird.

Der preußische General von Willisen, dem ich auf diesem Wege nochmals meinen Dank sage für die viele Freundlichkeit, die er mir beständig bewiesen, hatte die Güte, mich mit Maler Adam nach Treviso zu begleiten. Es war ein unfreundlicher, regnerischer Tag, und da ich bei Ankunft in genannter Stadt einen Platz auf dem Courierwagen nach Mailand fand, so hielt ich mich hier nicht länger auf, sondern nahm herzlichen Abschied von den Freunden und fuhr gegen Verona.

Den andern Morgen gegen 12 Uhr kam ich nach Mailand.

Obgleich noch in Mestre die Geschütze donnerten, obgleich d'Aspre mit seiner Heeresmacht im Toskanischen stand, obgleich die Franzosen damals in Rom unterlegen waren, und obgleich die Piemontesen durch Hinausziehen der Friedensunterhandlungen Miene machten, wie wenn es für sie eine Möglichkeit, ja ein Leichtes wäre, zum drittenmal in die Trompete zu stoßen, so herrschte doch hier in Mailand die größte Ruhe.

Es war gerade, als ſeien die Tage von Mortara und Novara vor Jahren geweſen, die Kriegsuhr hatte ausgeſchlagen, in dem Räderwerk ſummte und ſauste nichts mehr Ungewöhnliches, es gab keine Bivouaks mehr, keine ſtaubbedeckten Staffetten jagten einander, der Pulsſchlag des hieſigen Lebens ging wieder ruhig und gleichförmig, wie der Schritt der Schildwachen nächtlicherweiſe. Aber dieſe Ruhe that wohl — nicht dem Soldaten, der das Schwert ungern in die Scheide ſtieß, nicht dem Wühler, der ingrimmig zuſchaute, wie jene Fundamente, die er gelegt, um ein fluchwürdig Werk zu erbauen, langſam überſponnen wurden vom erneuten täglichen Verkehr, und endlich ganz verſchwanden und untergingen zwiſchen der ernſtlichen Thätigkeit, die ſich an allen Ecken zu regen begann — ſie war wie Frühlingsregen nach langer Dürre, Alles athmete friſch und kräftig auf, und überall ſproßten und keimten neue Blüthen, herrliche Früchte verſprechend. Handel und Gewerbe fingen an ſich wieder zu regen, manche Magazine, die bis jetzt geſchloſſen waren, wurden wieder geöffnet, und aus allen Ständen fanden ſich Kaufluſtige zuſammen; auf dem Corſo ließen ſich wieder elegante Equipagen ſehen, und Abends war derſelbe überfüllt mit Spaziergängern.

Beſprach man ſich mit einem italieniſchen Patrioten über die heutigen Zuſtände, ſo zuckte er allerdings mit den Achſeln, ſeufzte „povera italia“ und ſchaute vielleicht einen vorüberwandelnden Grenadier grimmig an, forſchte man aber weiter und ließ ſich von der proviſoriſchen Regierung des vergangenen Jahrs und der Volksherrſchaft erzählen, wie ſie hier von zügelloſen Banden ausgeübt ward, ſo wurde er milder und gab zu, daß der Zuſtand eigentlich noch unerträglicher geweſen, und daß es doch am Ende beſſer ſei, den Befehlen eines öſterreichiſchen Feldmarſchalls zu gehorchen, als den Launen eines wilden Haufens.

Das Leben im Hauptquartier fand ich wieder, wie ich es verlaſſen. Feldmarſchall Radetzky hatte unter anderm einen Armeebefehl erlaſſen, worin es hieß:

„Se. Majeſtät der Kaiſer und König haben mir mit allergnädigſtem Handſchreiben vom 3. d. M. die allerhöchſte Zufriedenheit über die Siege ausgeſprochen, die wir unter dem Schutz des Allmächtigen jüngſt erfochten haben. „Sagen Sie meiner tapfern Armee (das ſind die Worte des Kaiſers), daß ſie ſich in meinem Herzen ein unvergängliches Denkmal der Liebe und Dankbarkeit errichtet hat.“ Se. Majeſtät fügen die für mich ſo höchſt ſchmeichelhaften Worte bei: „aus dem Munde ihres würdigen Feldherrn wird ſie dieſen Auftrag am liebſten vernehmen.“ Soldaten! mit Stolz erfülle ich dieſen allerhöchſten Befehl; denn eurer Treue, eurer Tapferkeit verdanke ich die Zufriedenheit meines Kaiſers. Laßt uns hoffen, daß der entflohene Friede und mit ihm Ruhe und Glück bald wieder in das ſchwer geprüfte Vaterland zurückkehren werde. Sollten jedoch die Stürme, die es heimgeſucht, noch nicht ausgetobt haben, ſo ſind wir heute wie jüngſt bereit, den letzten Blutstropfen für einen geliebten Kaiſer, für den Ruhm, die Ehre und die Einheit des Vaterlandes freudig zu verſpritzen. Das ſind meine, das ſind eure Geſinnungen, ihr habt ſie mir auf ſo manchem Schlachtfeld gelobt und bis jetzt treu und ehrenhaft erfüllt.“

Unter den vielen glänzenden und ſchmeichelhaften Beweiſen der allgemeinen Theilnahme, welche dem Heldenmarſchall von ſo vielen Seiten her zu Theil wurde, kann ich nicht umhin, der Adreſſe des königl. preußiſchen Gardecorps zu erwähnen, welche in dieſen Tagen hier ankam. Dieſelbe war in Form eines Albums und auch im Aeußern ſchön und geſchmackvoll ausgeführt. Der Umſchlag enthielt auf braunem Sammt unter der Königskrone den Stern zum ſchwarzen Adler-Orden mit ſeiner Umſchrift: „Suum cuique.“ Der Titel mit der Inſchrift: „Dem k. k. öſterreichiſchen Feldmarſchall Joſef Wenzel Grafen Radetzky von Radetz, dargebracht von den Offizieren des K. preußiſchen Gardecorps“ ſinnreich componirt, mit Arabesken umgeben, durch W. Camphauſen in Düſſeldorf ausgeführt, zeigte ſämmtliche Offiziere, beziehungsweiſe Regimenter und Truppentheile des Garde-

corps, wie ſie aufwärts blickend, dem Einzug des greiſen Helden nach dem vorjährigen glänzenden Feldzug durch die Porta Romana zuſchauen. Die Adreſſe ſelbſt lautet:

„Excellenz! Fünfunddreißig Jahre ſind ſeit jener denkwürdigen Zeit verfloſſen, wo Oeſterreichs und Preußens Heere in Waffenbrüderſchaft zuſammenſtanden und treuen Sinnes das Recht und die Ehre Deutſchlands verfochten. In den Veteranen unſeres Heeres hat ſich das Andenken jener Zeit durch die Erinnerung in der jüngeren Generation deſſelben durch die Tradition ſtets wach erhalten. Als in letzter Zeit das Schwert an Oeſterreichs Grenze gezogen wurde, war das Herz unſers Heeres bei unſern alten Kriegsgefährten. Wir hatten Mitgefühl für die ſchweren Tage von Mailand, als wenn ſie uns ſelbſt getroffen hätten, wir warteten mit Ungeduld auf die Tage der Vergeltung und begrüßten mit Freude und Jubel den Siegeszug Ihres tapferen Heeres vom Mincio bis zum Ticino. Die Tage von Sommacampagna und Cuſtozza gehören nicht Oeſterreich allein! ſie gehören allen Soldaten deutſcher Nation, die ihren Fürſten und ihren Fahnen treu geblieben ſind und ewig treu bleiben wollen; ſie gehören dem deutſchen Waffenruhm, der deutſchen Kriegsgeſchichte! Geſtatten Sie uns daher, Herr Feldmarſchall, daß auch wir in Ihnen unſern Feldherrn verehren, denn Ihre Sache iſt die unſrige; daß auch wir ſtolz ſind auf Ihre weiſe und kräftige Führung und auf die Ausdauer und die Tapferkeit, mit der die öſterreichiſche Armee gefochten hat. Unſer Glückwunſch und unſer Dank ſind in jetziger ſchwerer Zeit noch tiefer gefühlt, noch wärmer und kräftiger, als in gewöhnlichen Zeitläuften. Möge der Tag nicht mehr fern ſein, wo der Ruf des gemeinſamen Vaterlandes uns Gelegenheit gibt, Ihnen zu zeigen, daß wir noch die alten treuen Waffenbrüder früherer Zeit ſind, ſtets und gern bereit, an der Seite unſerer tapfern öſterreichiſchen Kameraden und mit ihnen gemeinſchaftlich die Sache des Rechts zu verfechten und Schlachten zu ſchlagen. Potsdam, 18. Auguſt 1849.“

Der kalligraphiſche Theil dieſes ſchönen Albums iſt von Herrn

Schütze in Berlin. Den Titel deſſelben ſchließt die kleine Anſicht einer deutſchen Strandbatterie, feindliche Kriegsſchiffe beſchießend. Prophetiſch: der Hafen von Eckernförde, das Linienſchiff Chriſtian VIII. und die Fregatte Geſion.

Die Kunde dieſer glänzenden Waffenthat deutſcher Truppen kam faſt zu gleicher Zeit hier an und wurde mit Jubel begrüßt.

Der Feldmarſchall, den dieſe Aufmerkſamkeit außerordentlich gerührt, und der mit großer Freude auch den Namenszug des Königs von Preußen unter der Adreſſe fand, beantwortete dieſelbe an Se. königl. Hoheit den Prinzen von Preußen:

„Durchlauchtigſter Prinz, gnädigſter Herr! Dem in tiefſter Ehrfurcht Unterzeichneten iſt eine Adreſſe zugekommen, welche das Offiziercorps der königlichen Garde an mich und das Heer unter meinen Befehlen richtete, und worin dieſes ausgezeichnete Corps mir ſeine waffenbrüderliche Theilnahme an den Erfolgen ausdrückt, die Gott, deſſen Schutz noch nie von der gerechten Sache gewichen, unſern Waffen verliehen hat. An der Spitze dieſer Adreſſe glänzt vor allen der gefeierte Name Eurer königlichen Hoheit, ſowie jener des Prinzen Friedrich. Erlauben demnach Höchſtdieſelben, daß ich den edlen Prinzen, der ſo lange und ruhmvoll an der Spitze des ritterlichen Gardecorps ſteht, zum Organ meines dankerfüllten Herzens wählen dürfe, um die Gefühle auszudrücken, womit dieſer Beweis waffenbrüderlicher Theilnahme mich und meine Truppen durchdrungen hat. Zwar immer kleiner ſchmilzt die Schaar zuſammen, die einſt auf blutgetränkten Schlachtfeldern Deutſchlands Freiheit wieder begründete, aber die Tradition hat das Andenken an dieſe große Zeit friſch und lebhaft unter uns erhalten. Sie iſt der Boden, auf dem der gegenwärtige Geiſt der deutſchen Heere wurzelt und aus dem er ſeine Nahrung ſog. Nimmer ſoll der Bund zerreißen, den wir dort geſchloſſen, wenn auch keiner mehr übrig ſein wird von den Männern, die ihn mitgekämpft, den Kampf für Deutſchlands Freiheit. Ja, noch einmal hat das preußiſche und öſterreichiſche Heer Deutſchland vom Untergang gerettet, als ſie

mit treuer Bruſt die Throne ihrer Herrſcher deckten, an deren Stufen ſchon eine wilde Demagogie zerſtörend pochte. Könnte je Bruderzwiſt dieſe Heere noch einmal ſpalten, dann iſt es auf immer um Deutſchlands Größe und Einheit geſchehen, denn nicht mit Theorien, nicht mit Deklamationen bekämpft man den innern und äußern Feind, das beweiſet das Land, auf deſſen Boden ich jetzt ſtehe. Doch dahin wird es nicht kommen, ſo lange noch an der Spitze deutſcher Heere deutſche Fürſten ſtehen. Ja, Deutſchland ſoll groß, ſoll frei, ſoll mächtig ſein, aber es ſoll es mit und durch ſeine Fürſten ſein, denn nur durch Eintracht, nicht durch Zwieſpalt kann dieſes hohe Ziel erreicht werden. Möge das preußiſche, möge das öſterreichiſche Heer das Band ſein, das Hohenzollerns und Habsburgs Throne unzertrennlich mit einander verbindet, dann werden die Wetterwolken entſchwinden, die jetzt noch drohend den Horizont unſeres deutſchen Vaterlandes umhüllen. Auch in unſerer Bruſt ſchlägt ein ſtolzes deutſches Herz, und niemanden räumen wir das Vorrecht ein, deutſcher zu empfinden, als wir; aber wir kennen die Geſchichte unſerer innern Spaltungen, wir wollen nicht, daß dieſe unglücklichen Zeiten ſich wiederholen ſollen, die nur denſelben verderblichen Ausgang haben würden, wie ehemals. Ob Fürſtenehrgeiz oder aufgewiegelter Volksgeiſt uns in Bruderzwiſt und in Verderben ſtürzen, das gilt gleich. Empfangen Euer königliche Hoheit meine und meines Heeres Huldigungen, und geruhen Höchſtdieſelben, dem edlen Corps, deſſen hoher Führer Sie ſind, unſern brüderlichen Gruß zu entbieten. Oeſterreichs Krieger reichen durch mich Preußens tapferem Heere die Hand zum Schutz deutſcher Freiheit, deutſcher Größe, und vor allem deutſcher Einigung durch alte deutſche Treue und Tapferkeit."

Meine Zeit in Mailand war nun abgelaufen, und ich blickte mit Freude und Rührung auf die ſchönen Tage zurück, die ich hier verlebt. Unvergeßlich werden ſie mir ſein, unvergeßlich die Erinnerung an den großen Helden, der mich ſo liebreich aufgenommen. Ich ging, demſelben meinen letzten Beſuch zu machen.

Vater Radetzky wohnte wieder in der Villa Reale in reizender Abgeſchiedenheit von der lärmenden Stadt, ebenſo ruhig und ſtill wie früher, und der greiſe Held erfreute ſich nach den Mühſeligkeiten des Feldzuges, Gott ſei Dank! des beſten Wohlſeins. Waren ſeine ſchweren Berufsarbeiten beendigt, ſo ritt oder fuhr er ſpazieren, oder man ſah ihn nachdenkend in dem ſchönen Garten der Villa wandeln, ſich herzlich freuend an der blauen Himmelsluft und dem friſchen Grün des jungen Frühlings, den er ſchon ſo oft kommen und ſchwinden ſah.

Stundenlang konnte ich dem alten ehrwürdigen Marſchall zuſchauen und ſehe ihn noch vor mir, wie er hin und her ging zwiſchen den Blumen und Sträuchern, die ſich für mich zu ſeltſamen Geſtalten und Arabesken formten, ſein weißes Haupt bekränzend, — jetzt ſah ich ihn auf der Höhe von Novara ſtehen unter einem Baldachin von Pulverdampf, wie er die rechte Hand ausſtreckt und freudig hinhorcht auf den immer mehr ſich entfernenden Kanonendonner. — Jetzt höre ich ſeltſame Muſik und ſehr wunderliche Geſtalten — Allah, il Allah — und er, hoch zu Roß, einen feindlichen Baſchi herunterhauend, während er ihm den Roßſchweif entreißt.

Und das war in den Türkenkriegen, von denen der alte Herr ſo ſchön erzählte. — — —

Er reichte mir die Hand, als ich Abſchied von ihm nahm, die rechte Hand, die ſo lange und ruhmvoll den Säbel geführt, und ich bin ſo glücklich, ſagen zu können, daß er mich ungern ſcheiden ſah, denn er ſprach ja zu mir: „Kommen Sie bald wieder, Sie gehören zur Familie.“

— — — — — — — — — — — — — —

Nach dieſem Abſchied waren mir die andern von Bekannten des Hauptquartiers minder ſchwer. Ich ſagte dem Oberſt Schlitter mein Lebewohl — Eberhard war ſchon ein paar Tage vorher nach Verona gegangen — und verließ betrübten Herzens das Hauptquartier.

Im Hofe ſpielte ein Muſikcorps — es waren Böhmen, — die neuaufgezogene Wache richtete ſich häuslich ein, legte die Torniſter ab,

einige reparirten die Zeichnungen zum „Mühleziehen,“ ein harmloſes Spiel, die ihre Kameraden von geſtern mit Kreide auf die Steinbänke vor der Villa gemalt, oder ſetzten ſich unter die dichtbelaubten Bäume. Die neuen Wachen ſpazierten auf und ab, die Muſik entfernte ſich, gefolgt von Flaneurs aller Altersklaſſen, und da es um dieſe Jahreszeit in Mailand zur Mittagsſtunde ſchon ziemlich heiß war, ſo waren die Straßen in kurzem öde und leer. —

II.

Rückkehr.

Um nicht meine Rückreise nach dem Vaterland auf derselben Straße anzutreten, auf der ich nach Italien gekommen, beschloß ich über den Simplon und Genf zu gehen. Außerdem hoffte ich noch bei der Fortsetzung meiner Reise über Bern, Basel und Karlsruhe einen flüchtigen Blick in die damaligen revolutionären Wirren des unglücklichen Badens machen zu können. Dem Entschluß folgte schnell darauf die Ausführung. Das Packen meiner Sachen raubte mir nicht viel Zeit. Meine Abschiedsbesuche waren bald gemacht. Weniger leicht wurde es mir, von vielen Männern zu scheiden, an welche ich durch die Bande der Dankbarkeit und der gemeinschaftlichen Erinnerung zusammen verlebter großer Ereignisse gefesselt war. Italien verläßt man außerdem selten gern. Das fühlte ich lebendig, als ich den Wagen bestieg, um den Alpen zuzueilen.

Von Mailand bis Sesto-Calende führt eine meistens gerade staubige Chaussee, ohne viel Abwechslung. Der Wagen, der mich bis dahin führte, war ein bescheidener Postomnibus mit seinen vielen Leiden und wenig Freuden. Gegen 11 Uhr Morgens gelangten wir nach Sesto, wo unsere Pässe einer strengen Visitation unterworfen

wieder vor, und so kam es denn, daß bei einem solchen Stoße die Vordern, obgleich kreischend und widerstrebend, gegen das Skelett gedrückt wurden. Dieses begann zu wanken, bekam das Uebergewicht und stürzte mit solcher Gewalt auf den Steinboden, daß die meisten Dräthe des Knochengebäudes brachen, Rippen, Arme und Beine zersprangen, und der Kopf dem unglücklichen Herrn Reißmehl zwischen die Füße rollte, der über den Schädel hinweg einen furchtbaren Satz machte und dann in die Schreibstube stürzte, wo er kraftlos auf einem Stuhl zusammensiel.

Beim Sturz des Skeletts stoben die Buben vor Schrecken nach allen Richtungen aus einander, und der Polizeisoldat, der allein kaltes Blut behalten, war endlich im Stande, die Hausthür zu schließen. Philipp, mit dem Kopf auf dem Ladentisch gesunken, weinte vor Jammer und Aufregung so heftig, daß seine Thränen, einem Bächlein vergleichbar, auf dem eichenen Tische dahin liefen. Und Barbara? Wenn ich sage, daß Margarethe, die Dienstmagd, nach drei verschiedenen Aerzten geschickt wurde, so kann man sich leicht denken, wie es im Hinterstübchen aussah.

wurden. Von hier war ich der einzige Paſſagier, der mit dem Eilwagen weiter reiſte. Den Poſtomnibus ließ ich zu meiner großen Freude dort zurück.

Seſto-Calende, am öſtlichen Ende des ſchönen Lago maggiore gelegen, wo der Teſſin hinausſtrömt, iſt ein kleiner ächt italieniſcher Ort, deſſen Häuſer mit großen Bogen und Balkonen verſehen auf den See hinausſehen. Auf einer Fähre ſetzten wir über das klare hellgrüne Waſſer des weltberühmten Sees und ſchieden ungern von demſelben, als wir drüben die Chauſſee mit ihren Staubwolken betraten. Wie iſt das Waſſer hier ſo ruhig, ſo kühl und friſch, wie zeichneten ſich in der klaren Frühlingsluft alle Gegenſtände ſo ſcharf und lieblich in ihm ab! Die dunkeln Häuſer an dem hellen Waſſer, auf dem Balkon neugierige Mädchengeſichter; flatternde Wäſche an dünnen Seilen, faule Schiffsleute, die auf den Treppen, die zum See führen, auf dem Rücken liegen und den Kopf auf die Arme ſtützen, andere, die in den ſchaukelnden Booten auf dem Waſſer ihre Glieder behaglich ausſtrecken und nur hie und da den Kopf in die Höhe heben und ſchläfrig der Fähre, die an ihnen vorüberrauſchte, nachſchauen. Der Poſtillon ſchlägt mit ſeiner Peitſche nach Einem, der faul neben uns herrudert; dieſer, den Poſtillon kennend, erwiedert Scherz mit Scherz und ſendet uns mit dem Ruder eine Lage ſpritzenden Waſſers zu, und man trennt ſich lachend. Auf der Fähre ſelbſt iſt ein blinder Spielmann, der auf das Verlangen von ein paar öſterreichiſchen Soldaten, die am Ufer ſtehen, auf ſeiner alten Violine: „Gott erhalte Franz den Kaiſer!“ ſpielt. Er ändert aber bald dieſe Melodie und geht in einen melancholiſch klingenden Walzer über, denn der ſchlaue Alte hält es für unſchicklich und gegen ſein Intereſſe, das piemonteſiſche Ufer, gegenüber von Seſto-Calende, mit der Hymne des ſiegreichen Feindes zu betreten.

Jetzt ſind wir in Piemont. Eine abermalige Paßviſitation, ein Mauthhaus. Doch wirkt die warme Frühlingsluft niederdrückend auf die Ausüber der öffentlichen Gewalt. Sie ſitzen mit ihren blank-

lakirten Hüten und rothen wollenen Epauletts unter einem dicken Kastanienbaum. Der Conducteur ruft ihnen zu, er habe nur einen einzigen Passagier; dazu blinzelt er schelmisch mit den Augen und flüstert ihnen zu: „es sei ein österreichischer Offizier.“ Er vermuthet es aus meiner Feldmütze. Die Piemontesen greifen an ihren Hut, der Postillon setzt den einen Fuß in den Steigbügel und ehe er noch vollkommen im Sattel sitzt, galoppiren die Pferde lustig davon.

Es war drückend heiß an dem Morgen und die Hitze um so quälender, als wir dicht neben dem See dahin fuhren, dessen kühle Fluthen so verlockend zu einem erfrischenden Bade einluden. Unwillkürlich mußte ich daran denken, als ich vor ein paar Jahren auf dem lieblichen See mit einem kleinen eleganten Dampfboot die grünen Wellen durchschnitt; eine Erinnerung, welche mir den staubigen Weg, auf welchem ich jetzt dahinrollte, doppelt unerträglich machte. Wie schön ist so eine Fahrt auf dem herrlichen Spiegel des malerischen Sees.

Ich reiste damals mit einem guten Freunde, dem vortrefflichen Maler Charles Müller, der eben aus Rom kam, wo er sein zweites großes Bild für den Kronprinzen von Württemberg begonnen. Es war später im Sommer, doch nicht so heiß, wie dießmal. Freilich wehte damals auf dem See ein angenehmer Wind, freilich saßen wir unter dem Zelt am Steuerruder und hatten neben uns eine Foglietta voll sprudelnden Asti und rauchten vortreffliche Cigarren dazu. Müller entwarf Skizzen von der Landschaft, an der wir vorüberglitten, und von den Passagieren und Matrosen. Es war ein Sonntag oder Festtag. Die Leute kamen aufs Dampfboot und gingen davon, zierlich geputzt; aus allen Dörfern, an denen wir vorbeikamen, tönte das festliche Geläute der Glocken zu uns herüber.

An so eine Vergangenheit denkt man gerne im Postwagen und hofft dabei im Hinblick auf die Gegenwart auf eine bessere Zukunft. So that ich auch. Was ich in jenen Augenblicken im Postwagen dachte, denke ich auch in diesem Augenblick, daß es mir nämlich eine große Befriedigung gewähren würde, den Lago maggiore wieder ein-

mal an einem schönen Tage in angenehmer Gesellschaft zu befahren. Reise nur Jeder dahin, der es möglich machen kann, er wird die frischesten und angenehmsten Erinnerungen für sein ganzes Leben zurückbringen. Italien ist so schön, man verläßt es so ungern und ich starrte während der ganzen Fahrt seitwärts zum Wagenfenster hinaus und nahm den innigsten wehmüthigsten Abschied von jedem Gartenhaus, von jedem Kirchlein, bei dem wir vorüberfuhren.

Vorwärts nach Deutschland mochte ich nicht gerne schauen; auf dem Wege, der dort hinführt, über die hohen schneebedeckten Alpen, welche vor mir lagen, hingen graue drohende Wolken und in Deutschland sah es traurig aus. Da befanden sich wohl in jenem Augenblick Einer gegen den Andern im Kampfe des unglücklichen Bürgerkrieges.

Gegen 1 Uhr erreichte ich Arona. Die Hitze war niederdrückend und ich fühlte mich glücklich, den engen Wagen für ein paar Stunden verlassen und in dem freundlichen Gasthaus auf einem großen Balkon, der über den See hing, ein vortreffliches Mittagsmahl einnehmen zu können. Während ich daſaß, kam das Dampfboot und legte bei Arona an, um eine Menge österreichischer Offiziere einzunehmen, die heiter und guter Dinge, mit großen Fernröhren bewaffnet, den weltberühmten Inseln des Sees einen Besuch machten.

Nachmittags fuhr ich weiter über Lesa nach Baveno; rechts im See sah ich Isola Bella und Isola Madre, links auf einer kleinen Anhöhe die riesige Bildsäule des heiligen Borromäus. Baveno liegt etwa in der Mitte des Sees und seine Lage unterscheidet sich von der von Sesto-Calende wesentlich. Dieses liegt nach allen Seiten frei in der Ebene, heiter und vergnüglich, Baveno dagegen an die Bergwand geschmiegt, in reizender Stille, wenn auch etwas melancholisch. Der Reisende findet hier in der Post ein gutes Hotel, worauf er in Sesto verzichten muß. Vor den Fenstern desselben wiegen sich auf dem durch Baumzweige kaum sichtbaren Spiegel des Sees eine große Anzahl von schlanken Schiffen. Von hier aus werden die meisten Besuche nach den Inseln gemacht. Wie reizend ist die Isola Bella!

Damals beſuchte ich ſie mit meinem Freunde Müller; dießmal mußte ich mich von Baveno aus mit dem Anblick begnügen. Wie herrlich iſt der Garten auf der Inſel, die ſtillen Haine von Pomeranzen-, Granat-, Lorbeer- und Olivenbäumen! Man glaubt ſich auf ein Zauber-Eiland verſetzt, in einen Feengarten. Hochſtämmige Cypreſſen und Pinien beſchatten kleine Raſenplätze, auf denen plätſchernde Springbrunnen eine erfriſchende Kühlung verbreiten. Cactus in den ſeltſamſten Formen und rieſenhafte Aloen wachſen an Treppen und Wegen. Und welche Stille herrſchte hier! Da der große Palaſt gewöhnlich unbewohnt iſt, ſo vernimmt der Beſucher kein Geräuſch als den eigenen Fußtritt, der auf weichem Sand verhallt. Man ſpricht unwillkürlich leiſe in dieſen dichten Laubgängen; man glaubt, hie oder da müſſe eine geiſterartige Geſtalt erſcheinen, die, während ſie ſtill vorüberſchwebe, den Eindringling mit ernſtem Blick fragen werde, was er hier ſuche?

Der eigenthümliche Reiz dieſer wahren Feeninſel liegt in der Stille und dem Frieden, der hier, in Verbindung mit der herrlichſten Natur, allenthalben waltet. Doch hat ſie auch ſchon ihre geräuſchvollen Zeiten erlebt, ſchon hat ſich auf ihr der Glanz des äußern Lebens in den großartigſten Verhältniſſen entfaltet, ſchon hat ſelbſt das Kriegsgetümmel, ein glänzendes Hauptquartier die Ruhe der Inſel in reges Leben verwandelt.

Daß vor längerer Zeit die Inſel einen geräuſchvollen, durch weltlichen Glanz verherrlichten hiſtoriſchen Abend ſah, iſt wohl eine der intereſſanteſten Erinnerungen der weltberühmten Iſola Bella. Es erſchallte damals Muſik in dem ſtillen Garten, aber es war rauſchende Kriegsmuſik, das Schloß war erleuchtet, der See rings umher mit Booten bedeckt, aber auf den Booten ſah man keine bunten Teppiche und im Garten kniſterte auf dem weichen Sande kein Damenfuß. Säbel klirrten und Sporen, Schildwachen ſchritten im Hofe auf und ab und lärmende Offiziere erfüllten Gänge und Treppen.

Der Obergeneral Napoleon Bonaparte hatte hier ſein Hauptquartier. Hier in dem Garten wanderte er, große Plane ſchmiedend,

wenige Tage vor der welthiſtoriſchen Schlacht von Marengo, auf und ab, und hier ſchnitt er in die Rinde eines Lorbeerbaums, noch lange Jahre nachher ſichtbar, das Wort: Bataglia. Ahnend hatte er den Lorbeer erwählt, daß er das Wort Schlacht beſchatte. Wie oft mag wohl der große Kaiſer auf der heißen ſchattenloſen Inſel im fernen Weltmeer an jenen Abend und an den duftigen Garten der Iſola Bella gedacht haben.

Dieſen Gedanken überließ ich mich auf der herrlichen Terraſſe des Hauſes zu Baveno, wo man unter laubigen Orangenbäumen ſitzend, die klare Fluth des Sees und die ſchöne Inſel gerade vor ſich hat. Es war für dieſesmal der letzte Gruß an Italien, den ich aus warmem Herzen dem Abend anvertraute. Ich hatte die intereſſanteſten und ſchönſten Tage während meines dießmaligen Aufenthaltes in dem herrlichen Lande genoſſen. Ich hatte ein glänzendes Hauptquartier, einen großen Feldherrn verlaſſen und dachte daher beim Anblick der Inſel ſo gern an den kriegeriſchen Glanz, der ſie erfüllte, als jener andere große General inmitten ſeiner glänzenden Siegesbahn da weilte. Ich dachte an Iſola Bella und an San Angelo, dieſes vor Marengo, jenes vor Novara. Die beiden Hauptquartiere mochten wohl ſo ziemlich dieſelben Erſcheinungen geboten haben, ſo groß auch die Verſchiedenheit dieſer beiden ausgezeichneten Feldherrn ſein mag. Hier ehrgeiziger junger General, mächtig geſpornt durch den Glanz einer Krone, die er wohl in kühnen Träumen ſchon vor ſich ſah, dort ein achtzigjähriger Mann mit dem Feuer der Jugend, der einfach und beſcheiden an Ehre und Ruhm nichts mehr zu erringen hatte, und deſſen ſchönſter Titel darin beſtand, daß ihn die Soldaten ihren Vater nannten.

So leb' denn wohl, Italien, lebt wohl, Schlachtenlärm und Wachtfeuer! Ich beſchließe hier meine Schilderung des italieniſchen Feldzugs. Von dem ſchönen Lande ſelbſt ſcheide ich aber mit dem ſehnlichen, ganz beſondern Wunſch, der hoffentlich noch erfüllt werden wird: es möge mir noch einmal vergönnt ſein, Dich wieder zu ſehen, „Vater Radetzky."

Nach einem Aufenthalt von einer Stunde ging der Wagen von Baveno weiter, dem Gebirge zu. Noch eine Strecke dem See entlang zwiſchen Brüchen von grauem Marmor geht die herrliche Straße. Zur Rechten erblickt man eine reizende Bucht, an welcher das hübſche Städtchen Bellinzona liegt. So wie man den See verläßt und ſich nördlich wendet, ſteigt die Straße ſchon merklich bergan und man betritt eine anmuthige Gebirgswelt. Man ſieht herrliche Waldungen mit üppigen Bäumen, wie ſie auch nur an den mildern Ufern des Sees gedeihen, ſchöne ſaftiggrüne Wieſen und klare kühle Felsbäche, die, ſprudelnd von der Höhe der Berge kommend, ſich beeilen, den ſchönen Lago maggiore zu erreichen.

Von meiner Reiſegeſellſchaft iſt nicht viel zu ſagen. Ein bejahrter Geiſtlicher ſaß mir gegenüber, der anfänglich ſehr ſchweigſam war, nachher aber, als das erſte Eis gebrochen war, um ſo redſeliger wurde. Er examinirte mich über den letzten Feldzug, namentlich über die Schlacht von Novara, verſicherte mir, wie man auch hier am See den Sieg der Oeſterreicher nicht habe glauben wollen — er ſelbſt natürlich ausgenommen — und wie es aber jetzt dem ordentlichen Bürger vollkommen recht ſei, daß der alte Herr wieder mit feſter gewaltiger Hand die Zügel ergriffen. „Sie können ſich nicht denken," ſagte er, „wie in jedem Dorfe oft ganz ſchlechte Subjekte, denen man ſonſt keinen Liar geborgt hätte, bei der unruhigen Zeit zu Macht und Anſehen kamen. Wer am beſten ſchreien und auf die öſterreichiſche Regierung ſchimpfen konnte, der hatte die Oberhand, und ſolche Kerle waren gewaltthätig, brutal, und, wenn ſie auch von den meiſten Leuten verabſcheut wurden, ſo hatte doch Niemand den Muth, gegen ſie aufzutreten. Aber ich verſichere Sie," fuhr er fort, „jetzt ſind wir Alle froh, daß es ſo gekommen iſt, und viele ſogar von der andern Partei haben eingeſehen, was es heißt, wenn die Obrigkeit gezwungen iſt, den Griff des Schwertes fahren zu laſſen und ſich die erſte beſte Hand deſſelben bemächtigt."

Der Mann hat nicht so Unrecht, dachte ich seufzend, und blickte hinauf zu den Bergen, hinter welchen das deutsche Land lag.

Ferner befanden sich im Wagen ein Paar alte Italienerinnen, zwei Schwestern, von welchen die eine in Bogogna eine verheirathete Tochter hatte, die sie beide besuchen wollten. Während weniger Stunden fuhr auch ein schwarz gekleideter Herr mit uns, eine wohlgenährte, zufrieden aussehende Figur, und wie mir der Conducteur erzählte, Notar in einem seitwärts der Straße liegenden Dörfchen, der das Unglück gehabt, sich in zwei schöne Schwestern gleichzeitig dergestalt zu verlieben, daß er nicht im Stande war, mit sich darüber in's Reine zu kommen, welcher er den Vorzug ertheilen und mit seiner Hand beglücken solle, weßhalb er am Ende beschloß, vor der Hand gar keine zu heirathen. Der Notar und die beiden Schwestern lebten nun nichts desto weniger auch unverheirathet in bester Harmonie zusammen.

Es war schon dunkel, als wir Domo d'Ossola erreichten, ein kleines Städtchen, dicht am Fuß des Simplon an der Tosa gelegen, über welche hier eine lange Brücke führt. Früher ging der Eilwagen von hier Morgens früh weiter, jetzt aber hatte man die Fahrt anders eingerichtet, weßhalb ich denn schon gegen zehn Uhr Abends mit dem Conducteur und einem einzigen Passagier die Weiterreise über die Berge antrat. Mein Begleiter war ein italienischer Viehhändler, der auf erschreckliche Weise nach Knoblauch roch und mich trotz meines gänzlichen Stillschweigens über die Theorie des Viehhandels einige Stunden lang unermüdlich aufklärte.

Die Simplonstraße, im Jahr 1806 von Napoleon angelegt, war eine der bessern und schönsten Kunststraßen der damaligen Zeit. Mit hunderten von Brücken führte sie durch die wildeste Alpennatur mit all ihren Schönheiten und Schrecken. Diese Schönheiten und Schrecken der Natur sind nun freilich geblieben, die Straße ist auch noch da, aber fast ganz verwahrlost. Von den frühern soliden Brücken z. B. sind manche gänzlich verschwunden, und man hat sie durch Baumstämme ersetzt, welche unter den dahin rollenden Wagen wanken und krachen. Durch

die Freundlichkeit des guten Viehhändlers wurde ich von den gefährlichsten dieser Stellen unterrichtet, noch lange vorher, ehe wir dahin kamen, und wenn wir sie erreicht, so zeigte er mir bei schwachem Mondlicht und dem zitternden Schein der Wagenlaternen morsche Geländer, abgerissene Straßentheile und schwankende Brücken, die oft so schmal waren, daß ein Mensch nicht gut neben dem Wagen hätte hergehen können. Auch wußte er eine Menge von Unglücksfällen aller Art, die hier passirt waren, und wenn er dieß Thema gründlich abgehandelt hatte, so kam er immer wieder auf besagten Hammel zurück und pries — die Mastochsen von Tessin.

Die Simplonstraße ist im Frühjahr und Herbst stark von Lawinen heimgesucht, weßhalb man prachtvolle Gallerien in die Felsen sprengte, die oft mehrere hundert Fuß lang sind. Von außen stürzen rauschende Felsbäche auf sie herab; kein Strahl des Mondes dringt in diese Gewölbe, der Wagen rasselt auf dem Gestein des Bodens, und man fühlt sich gerade nicht behaglich. Zu einem weitern Schutz gegen die Lawinen hat man an der Straße kleine Häuser erbaut mit der Aufschrift: „Refuge“, und in diesen Zufluchtsörtern wohnten auch die Straßenaufseher, und man konnte da einige Lebensmittel bekommen. Viele von denselben stehen aber jetzt leer, bei einem andern dagegen, welches noch bewohnt ist, hielten wir gegen zwei Uhr Morgens.

Der Viehhändler stieg aus, um einigen Schnaps zu genießen, und beschwor mich, ein Gleiches zu thun, da die eisige Morgenluft auf dem Berge einem nüchternen Magen durchaus nicht zuträglich sei. Sobald der Schnaps mit Brod und Ziegenkäse verzehrt war, fuhren wir weiter.

So warm es am Tage gewesen, so kalt war es jetzt gegen Morgen hier in den Bergen. Endlich graute der Tag; wir erreichten das Dorf Simplon, wo uns der Viehhändler verließ und wir in dem einzeln stehenden Posthause einen ziemlich ordentlichen Kaffee bekamen. Wie nüchtern sah aber hier Alles im ersten Grauen des Tages aus! das Haus mit doppelten Fenstern, in dem mächtigen Ofen eine große Gluth, die wohl zu ertragen war, und draußen in der Natur kaum

ein Zeichen des erwachenden Frühlings. Vor uns in der Höhe gewaltige Schneemaſſen, die kleinen Bergwaſſer an den Ufern mit Eis beſetzt, die Wieſen noch grau und erſtorben; es war ein trauriger Unterſchied zwiſchen geſtern Nachmittag, wo ich zu Baveno ſaß in der warmen würzigen Luft, unter Lorbeern und Orangen.

Bei dem einigermaßen gefährlichen Wege, der von hier vor uns lag, hatten wir obendrein heute noch die unangenehme Ehre, die Spitze des Berges zum erſtenmal nach dem Winter auf den Rädern des Wagens zu paſſiren. Bisher war man auf Schlitten gefahren. Bis zu dem alten Hoſpiz, das ſeitwärts im Grunde liegt, ging es ziemlich gut, dann aber fuhren wir durch Hohlwege, in den Schnee eingeſchnitten, die eine außerordentliche Höhe hatten. An beſonders gefährlichen Stellen wurde der Wagen durch Schutzmannſchaften gehalten. So gelangten wir gegen ſechs Uhr Morgens auf die Höhe des Simplon, und abwärts ging es in den erſten zwei Stunden in der That ſehr unangenehm und gefährlich. Die Straße, welche beſtändig an einer Bergwand von ein paar tauſend Schuh Höhe hinläuft, iſt nicht übermäßig breit und ſieht in der Entfernung wie ein Faden aus, der leicht um die Wand geſchlungen iſt. Man begreift oftmals nicht, wie nur ein einzelner Menſch da Platz zum Gehen haben könne. Dieſe Straße war nun heute auf vier bis ſechs Schuh hoch mit einem Schneedamm bedeckt, der, oben viel ſchmaler als unten, den Pfad bedeutend verengte. Wenn ich zuweilen ſchüchtern aus dem Wagenfenſter hinausſah, ſo bemerkte ich rechts die hohe Bergwand ſo nahe, daß man ſie mit der Hand erreichen konnte, links aber einen ungeheuren Abgrund und ſo dicht an unſerer Seite, daß die Schneeſtücke, welche hie und da von den Rädern abgeſchnitten wurden, unaufhaltſam in das Thal hinabrollten. Für dieſe Fahrt, nicht ohne Gefahr, hatte unſer Wagen dagegen die Ehre, mit einem kleinen Tannenbaum verziert zu ſein, an welchem bunte Bänder flatterten, und an dem eine Inſchrift befeſtigt war, welche beſagte: dieß ſei der erſte Wagen, welcher in dieſem Jahre auf Rädern über den Berg komme.

Nach und nach wurde der Schnee, auf dem wir fuhren, weniger, endlich klapperten die Hufe der Pferde auf Sand und Steinen und gegen zehn Uhr Morgens kamen wir wohlbehalten nach Brieg.

Es war Sonntag, und in diesem kleinen sehr stillen und langweiligen Orte mußte ich bis Abends sechs Uhr bleiben. Die einzige Unterhaltung, die der Ort bot, bestand in einer Gesellschaft acrobatischer Künstler, die, drei Personen stark, Mittags auf zwei Pferden und einem Esel durch die Stadt zogen und eine Vorstellung für Nachmittags drei Uhr ankündigten. Die Hauptperson war eine schrecklich magere, alte und häßliche Frau, die in einem rothen Spencer, weißem Unterkleid, fürchterlich geschminkt auf einem Pferde saß und die Trompete blies. Es war ein kläglicher Anblick und ebenso die Vorstellung, die sie gaben. Die Frau als Hauptactrice hatte gewiß einmal eine bessere Zeit erlebt; sie war nicht ohne Talent und Geschicklichkeit, aber wahrhaft grauenerregend ihre Bemühungen, jung und elegant zu erscheinen. Tiefster Jammer sprach aus ihren Zügen, und das Weinen schien ihr beständig näher als das Lachen zu sein. Der Bajazzo hatte seine Rolle auf eine neue, aber entsetzliche Art aufgefaßt. Seine eingefallenen ungeschminkten Wangen glänzten von einer hektischen Röthe, der arme Mensch war im höchsten Grade brustkrank und karrikirte sich selbst und seine fürchterliche Krankheit.

Ich war froh, als ich wieder in dem, wenn gleich sehr gefüllten Postwagen saß. Bis hieher hatte ich von politischen Stürmen, welche von Frankreich und Deutschland nach der Schweiz wehten, nichts bemerkt. In Italien war der Krieg wie ein schweres Gewitter vorübergezogen und das Leben schien sich wieder angenehm und freundlich zu gestalten. Die meisten waren froh, daß alles so gekommen sei. In den Bergen war es ruhiger; da grünte unten Alles in der Farbe der Hoffnung, und auf der Spitze war man weiß gesinnt. Auf dem Wege aber von Brieg nach Sion und Martigny wurde hinter mir im Innern des Wagens heftig politisirt; in Sion versammelte sich der große Rath, es war irgend eine Wahl im Gange, und der Con-

XVIII.

Genesung.

Von all diesen Stürmen in dem Hause, in dem ich bis jetzt als Lehrling gedient, erfuhr ich natürlich gar nichts, sondern lag in meinem Bette, schlief fast den ganzen Tag oder schaute die Mühle und die Ritterburg an. Leider aber war in meiner Krankheit ein Rückfall eingetreten; ich hatte die Nacht sehr unruhig zugebracht und lag am Morgen zum Entsetzen der Schmiedin in heftigem Fieber. Sie stand an meinem Bette und fühlte mir den Puls, wobei sie den Kopf wegwandte, daß ich ihre Thränen nicht sehen sollte, und als die Großmutter sagte, ich habe mich wahrscheinlich in der Nacht erkältet, schüttelte sie traurig das Haupt und hatte etwas auf der Zunge; man sah, daß sie kräftig mit sich selbst rang, es hinunter zu schlucken. Endlich aber konnte sie sich nicht mehr halten und schluchzte so laut, daß ich erschrocken auffuhr. „Ach, Frau Pastorin," rief sie, „und

ducteur wurde noch in der Nacht ersucht, den harmlosen Tannenbaum von unserm Wagen zu nehmen, man könnte ihn sonst für die Demonstration irgend einer Partei halten.

Auf den verschiedenen Stationen kamen immer neue Passagiere zu uns; es erschienen viel schäbige Schlapphüte und viel wildes Bartwerk. Es wurde für die französische Republik geschwärmt und von einzelnen der bezeichneten Individuen die badische Erhebung stark belobt. Ich glaube, es war in Monthey, wo wir zu einem kleinen schlechten Frühstück in einen großen, ziemlich leeren Saal getrieben wurden. Meine österreichische Feldmütze schien einigen der Passagiere durchaus nicht zu gefallen, und als ich mich mit andern gleichgesinnten Passagieren ziemlich offenherzig über die badischen Zustände und die aufkeimende rothe Republik aussprach, schlug eines der bärtigen und beschlapphuteten schäbigen Individuen mit der Faust auf den Tisch und rief aus: „va pour les rouges!“ eine Aeußerung, die übrigens mit mir einige der anwesenden Schweizer sehr übel zu nehmen schienen, die den Frieden des Posthauses beinahe gestört und um ein Haar das besagte Individuum in unfreiwilliger Weise vor die Thüre gesetzt hätten.

Doch beruhigten sich die erhitzten Gemüther wieder, wir krochen nach eingenommenem Kaffee, auf unsere Plätze zurück, ich befand mich angenehmerweise im Coupé, und so fuhren wir endlich weiter an einem der herrlichsten Maimorgen, erreichten nach einigen Stunden Villeneuve und den lieblichen Genfer See. Links tief im Wasser sah ich das alte Schloß Chillon, rechts ließen wir die bekannten reizenden und durch ihre Bewohner berühmten Landhäuser liegen, kamen gegen eilf nach Vevay und Abends fuhr ich, leider bei Regenwetter, auf dem Dampfboote nach Genf.

III.

Ein Stück Revolution.

Von Genf an, wo ich einen Tag verweilte, ging ich über Bern nach Basel, der schönen, aber sehr langweiligen Stadt am Ufer des Rheins. Hier findet man einen sehr guten, neuerbauten Gasthof: „Zu den drei Königen," der an Eleganz und Pracht den berühmten Hotels am Mittel- und Niederrhein in nichts nachsteht. Daselbst im großen weiß und goldenen Speisesaal saß neben mir ein junger Mann und seufzte tief und laut, während er die letzten Reste Rheinwein mit einem ungemein wehmüthigen Ausdruck aus seinem grünen Römer trank. Der Kellner besorgte mir eine Eisenbahnkarte von Efringen bis Durlach, und auf meine Frage, ob im Gasthof Reisegesellschaft sei, deutete er auf den neben mir sitzenden Herrn. Der Herr war ein Handlungsreisender aus Preußen und wir wurden bald bekannt. Um das im schrecklichen Aufruhr begriffene badische Land zu vermeiden, wäre er gerne über Straßburg gereist, aber die grausame Handelspolitik seines Hauses, welche ihm befahl, in Baden und Karlsruhe einige Incasso's zu machen, nöthigte ihn, den Weg über Efringen und Freiburg zu nehmen. Er war bereit, nöthigenfalls das Leben für sein Haus zu opfern. Ich sprach ihm, so viel mir's möglich, Muth ein und

gab ihm heilsame Rathschläge, unter andern den, sich als Freischärler zu maskiren. Er behauptete aber, zur Durchführung dieses Charakters durchaus kein Talent zu besitzen; man würde ihn als des Spionirens verdächtig anhalten, nach Rastatt bringen und vielleicht füsiliren. Er wollte nöthigenfalls sterben, wie er gelebt, gekleidet nach dem neuesten Schnitt, mit vier Ringen an jeder Hand, großer Uhrkette und einer sehr herausfordernden Busennadel. — Wer aber auch auf der Tour durch die Schweiz so viel entsetzliche Geschichten über das badische Land zu hören bekommen, wie wir, dem konnte wohl auf die Durchfahrt bange werden. In Genf erzählte ein Franzose der entsetzten Tischgesellschaft, in Karlsruhe sei die Guillotine permanent erklärt, beim Eintritt ins Badische werden die Pässe der Reisenden auf's strengste untersucht, und letztere, bei einigermaßen verdächtigem Befund nach Rastatt vor das Revolutionstribunal geschleppt.

Es war ein wunderschöner, klarer und freundlicher Frühlingsmorgen, als wir Basel und die Schweiz verließen. Ich stieg auf die Imperiale, und mein preußischer Leidensgefährte kletterte mir bald nach, wobei er mir flüsternd versicherte, das Innere des Wagens sei größtentheils mit „Gestalten" besetzt; auch habe er gehört, wir würden bei Efringen auf die achttausend deutschen Arbeiter stoßen, die aus der Schweiz ihren badischen Brüdern zu Hülfe kommen. Der Tag war herrlich, die Felder prangten im frischesten Grün, tausend und aber tausend Blüthen bedeckten die Obstbäume und unzählige Lerchen stiegen jubelnd empor und schmetterten ihr Morgenlied. In der ganzen Natur herrschte der tiefste Frieden, die Leute auf dem Felde gingen ihrem Geschäfte nach, die grünen badischen Zollbeamten sonnten sich am Mauthhause der Leopoldshöhe und untersuchten aufs harmloseste unsere Koffer; nach Pässen wurde nicht gefragt. Kurz, an der Grenze dieses insurgirten Landes war nichts Verdächtiges zu sehen, als daß an den badischen Eisenbahntarifen das Wort Großherzogliche mit einigen kühnen Bleistiftstrichen vertilgt war. Einige der Gestalten des Wagens verließen uns hier und gingen zu Fuß ins

Land hinein. Wir fuhren weiter und mein Mitreisender begann aufzuthauen, als wir mit einemal vor uns auf der Straße einen Trupp Menschen gewahrten, die ebenfalls nach Efringen zogen. „Sehen Sie," sagte mein Nachbar, „das ist der Nachtrab der Arbeiter." Es waren wirklich abenteuerliche Gestalten; ernst und feierlich zogen sie daher, Auge und Mund dem Himmel zugekehrt, von keinen irdischen Gütern beschwert — auch nicht ein Einziger hatte ein Loth Gepäck bei sich — und dazu sangen sie: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Es schienen Handwerksbursche von verschiedenen Zeichen. Ihr Führer hatte die Hände auf dem Rücken unter den Schößen eines fadenscheinigen schwarzen Fracks verborgen, und sein Gesicht war mit einem Bart verziert, wie ich nie einen gesehen; derselbe reichte bis zu den Knien in angemessener Breite und war wahrhaft fürchterlich. Auch die andern hatten im Bartwuchs das Mögliche gethan, und auf den Gesichtern der meisten ragte die Nase wie ein einsamer Wachthurm zwischen wildem Urwald hervor. Als wir Efringen näher kamen, begegneten uns auch Soldaten, Dragoner, Infanterie, und alle freuten sich sichtbarlich der neu errungenen Freiheit; zu zwei und drei zogen sie dahin Arm in Arm und forderten ihr Jahrhundert in die Schranken; dabei hatten sie die Mützen schief auf's Ohr gesetzt und trugen neben den badischen und deutschen Farben mächtige rothe Schleifen. Wie mir, der so eben von der vortrefflichen österreichischen Armee kam, diese verwilderte Soldateska wohl that, kann man sich denken. Ich glaubte, nicht nur seit den letzten Tagen hundert Stunden Weges gemacht zu haben, sondern auch hundert Jahre vorwärts oder vielmehr rückwärts gekommen zu sein.

Obgleich es noch sehr frühe am Tag war, schienen doch die meisten der Herren Soldaten schon stark gefrühstückt zu haben, und wenn sie auch keinen Unfug begingen, so machten sie doch mit ihren offenen Uniformen, ihrem nachlässig umgeworfenen Lederzeug, ihrer gänzlichen unmilitärischen Haltung einen höchst unangenehmen Eindruck. Viele Dragoner kamen aus den Häusern am Weg; sie hatten den langen

Reitermantel umgehängt und ſchleppten ihre Säbel gewaltig. Man las in ihren herausfordernden Mienen ſo recht das Bewußtſein ihrer großen Wichtigkeit; ſie waren voll Errungenſchaften und geiſtigen Getränks, und jeder ſah in ſich ſchon einen ſelbſtgewählten Führer. Ich glaube, ſo lange die Welt ſteht, iſt ein ſo ſchmählicher Abfall von der Fahne, wie der des badiſchen Militärs, noch nicht vorgekommen. Ich freute mich ſehr über das Verhalten einiger Eiſenbahnbeamten, die das unentgeltliche Spazierenfahren des Militärs durchaus nicht duldeten und ſie aus den Waggons wieſen, wenn ſie die Fahrt nicht bezahlen wollten. Bis Freiburg hatte Alles, was wir ſahen, das eben Beſchriebene abgerechnet, noch keinen außergewöhnlichen Anſtrich. Hie und da erſchienen Freiſchärler, fuhren eine kleine Strecke mit dem Zuge und verſchwanden wieder; einzelne Turner in grauleinenem Anzug mit rothen Halsbändern und ſchweren Hirſchfängern gingen wohl in den Bahnhöfen am Zuge auf und ab und blickten forſchend in die Wagen, freundlich in die der dritten und vierten Klaſſe, ernſt und bedeutungsvoll in die der zweiten, wo wir ſaßen, und mein Reiſegefährte fuhr wohl zehnmal mit der Hand nach ſeinem Paſſe, um ſich zu legitimiren, daß er ein Handlungsreiſender und kein Ariſtokrat ſei. Dem Manne ſchwebte die große franzöſiſche Revolution mit allen ihren Schreckniſſen beſtändig vor Augen, und am meiſten beunruhigte ihn, daß er ein Preuße ſei, ein Unterthan des Czaaren an der Spree. Indeſſen legten wir, von der ſchnaubenden Locomotive gezogen, Station um Station zurück, ohne daß uns etwas Unangenehmes begegnete. Bald hinter Freiburg mehrten ſich die Soldaten aller Waffengattungen mit und ohne Gepäck. Jubelnd und ſingend kamen ſie daher, große rothe Bänder an Tſchako's und den Bajonneten. Vorn im Zuge hatten ſie eine Klarinette, die mit ſchreienden Tönen und zwar ſehr verſtimmt, luſtige Tanzweiſen ſpielte. Während des Fahrens, beim Raſſeln und Schnauben hörte man nur einzelne klägliche Töne derſelben, wenn aber der Zug hielt, entfaltete ſich die Melodie in ihrer ganzen Herrlichkeit. In Emmendingen fuhr mein Reiſe-

gefährte vor Schreck zuſammen und ſagte: „Um Gotteswillen, ſehen Sie den Mann da!“ Ich ſehe hin, das mußte nothwendig ein Stück der proviſoriſchen Regierung ſein. Ein langer, noch junger Mann mit Urwühlerbart, auf dem Kopf den ſchwarzen Schlapphut, die ſehr breite deutſchfarbene Binde über die Schulter gehängt, an der Seite einen ſchwarzen Säbel mit gelbem Griff, ſo ſtand er da, mit untergeſchlagenen Armen, geſpreizten Beinen, ein würdevolles Bild der errungenen Freiheit und proviſoriſchen Gewalt. „Der fehlte uns noch!“ meinte mein Reiſegefährte, und ſeine Naſe wurde ordentlich ſpitz und lang, als ſich der Beſchriebene vor unſere Wagenthür ſtellte, dem Conducteur mit einer einzigen Handbewegung zu öffnen befahl und ſich an unſerer Seite auf die Kiſſen warf, gerade wie er draußen geſtanden, mit untergeſchlagenen Armen und weit geſpreizten Beinen. Nachdem er Alles, was er um und an ſich trug, abgepackt und neben ſich auf die Bank gelegt hatte, nahm er im zwölfſitzigen Wagen mindeſtens acht Plätze weg; hievon kamen auf die Briefſtaſche und deren Inhalt allein vier Plätze. Er muſterte nun die Papiere Blatt für Blatt durch. Es ſchienen Tagsbefehle, Quartierliſten, auch waren viele mit Bleiſtift geſchriebene Zettel dabei. Dem Conducteur, der jetzt das Fahrbillet forderte, hielt er eines dieſer Papiere, das mit einem großen Siegel verſehen war, vor die Naſe und ſchmetterte alle Bedenken mit einem einzigen Worte „Regierungsmitglied“ vollſtändig zu Boden. So ſaßen wir denn in der Höhle des Löwen, und der Handlungsreiſende, gebannt durch die ſchwarz-roth-goldne Schärpe, war nicht im Stande, ein Auge vom Träger derſelben zu verwenden. Dieſer ſtützte den Kopf gedankenvoll auf den Arm, hob den Bleiſtift an die Naſe und murmelte, während er würdevoll und ernſt an die Wagendecke hinaufſah, unverſtändliche Worte. Darauf notirte er ein paar Worte mit Bleiſtift, ſah uns forſchend an, ob wir auch ſeine Geſchäftigkeit bemerkt, und warf ſich dann in die Wagenkiſſen zurück, um gleich darauf ans Fenſter zu fahren und den Conducteur mit lauter Stimme zu ermahnen, die Abfahrt des Zugs zu beſchleunigen.

Endlich pfiff die Locomotive; die Klarinette verſtummte, und wir fuhren weiter. Alle an der Bahn lungernden Soldaten, ſowie alle Bürger, die einigermaßen geſinnungstüchtig ausſahen, wurden vom Regierungsbeamten mit einer herablaſſenden Handbewegung gegrüßt, was indeſſen von den Betreffenden nicht abſonderlich beachtet wurde.

So kamen wir nach Lahr, wo auf dem Bahnhofe ein luſtiges, wildes Treiben herrſchte. Zahlreiche betrunkene freie Soldaten lärmten und jubelten, ſelbſtgewählte Führer, denen die neue Offiziersuniform gar nicht vortheilhaft ſtand, und denen der Degen beſtändig zwiſchen die Beine kam, bemühten ſich vergebens einigermaßen Ruhe und Ordnung herzuſtellen. Nicht als ob die Soldaten etwas Unerlaubtes gethan hätten, Alles war ihnen ja erlaubt; aber ſie ſtörten einigermaßen die Eiſenbahnordnung, indem ſie das Zeichen zur Abfahrt nicht achteten, oder die ihnen angewieſenen Plätze nicht einnahmen, oder geiſtig erheitert, wie ſie waren, oben auf die Wagen hinaufkletterten. Der Regierungsbeamte, welcher ſeine große Schärpe um den Leib geſchlungen hatte, bemüht ſich ebenfalls umſonſt die Söhne des Vaterlandes zur Ordnung zu bringen, und alle ſeine Anreden, reichlich geſpickt mit „Bürger“ und „Freunde,“ hatten keine Wirkung. Die militäriſchen Brüder ſetzten ſich doch hoch hinauf auf die Wagen und einer derſelben ließ den Zug eine Zeitlang anhalten, bis er ſeine Pfeife gefunden, die ihm zwiſchen die Räder gefallen war, und bei all' dieſem Lärm und Spektakel ſchrie die Klarinette lauter als je und jubelte in den entſetzlichſten Klagetönen: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt ꝛc.“

Zur Vermehrung des wüſten Lärms auf den Bahnhöfen befand ſich auf jedem derſelben eine Wache, die unter Gewehr, zuweilen auch unter die Senſe oder den Säbel trat, wenn der Zug ankam. Es mochten ganz ehrenwerthe Leute ſein, dieſe Wachmannſchaften, aber wie ſie daſtanden, in den großartigen badiſchen Bahnhöfen, neben der brauſenden Locomotive, ihrer acht bis zehn in Blouſen und Jacken,

Ueberröcken und Fräcken, mit allen nur erdenklichen Waffen, hatte ihr Anblick etwas traurig Komisches.

Hier erhielt unsere Gesellschaft im Wagen einen Zuwachs durch die Person eines Freischaarenoffiziers. Er war gekleidet, wie man sich Hecker denkt:

Eine Feder auf dem Hut,
Dürstend nach Tyrannenblut,
Große Stiefeln, Wassersohlen,
Säbel trägt er und Pistolen.

Dazu trug er eine blaue Blouse, war eine dicke behäbige Gestalt und hatte im Gegensatz zu den fürchterlichen Waffen ein vergnügtes, menschenfreundliches Gesicht. Er war ein badischer Flüchtling, hatte sich lange in Straßburg aufgehalten, und war nun zurückgekommen, um am Feldzug Theil zu nehmen. Das wußten wir Alles in den ersten fünf Minuten. Vor dem Regierungsbeamten rückte er ehrfurchtsvoll den Hut, dieser examinirte ihn ernst und würdevoll, wie es einem Mitglied der provisorischen Regierung zustand. „Bürger, Sie werden einen Paß oder Ausweis bei sich haben?" — „Ja wohl, Bürger Regierungsbeamter. Ich bin vom Obercommando der Volkswehr auf zwei Tage nach Straßburg beurlaubt." Damit übergab er ihm ein Papier. „Schon gut, Bürger Schnepff. Sie haben Geschäfte in Straßburg?" — „Ich habe dort meine Frau und Effekten, und da ich dem Rufe der Regierung schleunigst Folge leistete, konnte ich nichts mitnehmen, als was ich auf dem Leibe trage. Ueberhaupt ist es mir sehr schlecht gegangen, Bürger Regierungsbeamter." Und nun erzählte der Offizier seine Geschichte, die wirklich traurig genug war, und während dieser Erzählung rollten ihm die Thränen über die Wangen herab. Schüchtern sagte er zum Regierungsbeamten, er glaube ihn früher schon gesehen zu haben, und nach einigem Hin- und Herrathen einigten sich beide dahin, es müsse im Rebstock zu Straßburg bei Hecker gewesen sein. Schon auf der nächsten Station verließ er den

Wagen wieder, nachdem er vom Regierungsbeamten dringend ermahnt worden, ja morgen zur rechten Zeit wieder in Karlsruhe einzutreffen, da das Bataillon wahrscheinlich marschiren werde. Der dicke Freischärler nahm von uns Allen herzlichen Abschied, versicherte dem Bürger Regierungsbeamten auf sein Wort, daß er morgen pünktlich eintreffen werde und setzte hinzu: „Bürger, wenn ich morgen nicht zur rechten Zeit da bin, so könnt Ihr mich erschießen lassen.“

Der Regierungsbeamte verließ einen Augenblick den Wagen, und es stieg eine andere Figur ein, die ich im ersten Augenblick nicht zu klassificiren wußte. Es war ein Mann in den fünfzigen, anständig gekleidet, mit kurz geschorenem grauem Haar, einem weißen Hut und blauer Brille, er hatte ein unangenehmes verschmitztes Gesicht und lächelte beständig, sowohl bei unserem Anblick, als beim Anblick der Wachmannschaft auf dem Bahnhofe und der lärmenden Soldaten in den Wagen. Der Beamte kam zurück und setzte sich dem Neuangekommenen gegenüber. Beide betrachteten sich eine Weile forschend, dann zog die blaue Brille lächelnd ein Papier aus der Tasche und überreichte es dem andern. „Aha!“ rief dieser, „Sie sind der Armeelieferant N. aus Straßburg.“ Als Antwort flog ein vergnügtes Lächeln über die Züge desselben, ein Lächeln, das wie dreihundert und mehr Procent aussah und sagen wollte: macht nur immer provisorische Regierungen, ich allein habe den Profit davon. Nachdenklich blickte der Beamte wieder in seine Papiere, da kam der Conducteur an den Schlag und ersuchte den Lieferanten sich in die dritte Wagenklasse zu begeben, wohin sein Freibillet laute. „Lassen Sie den Bürger hier,“ sagte der Beamte. „Entschuldigen Sie,“ entgegnete der Conducteur, „der Dienst befiehlt mir, dem Herrn seinen richtigen Platz anzuweisen.“ — „Der Bürger bleibt hier!“ versetzte der Beamte; ich bin aide de camp des Generals und habe mit dem Bürger-Armeelieferanten Namens der Regierung Wichtiges zu besprechen.“ Der Conducteur zog sich zurück, der aide de camp lehnte sich in die Wagenkissen zurück und sagte zum Lieferanten, der ihn still lächelnd, aber, wie es schien, mit be-

wunderungsvoller Hochachtung ansah und zugleich mit einem Seitenblick auf uns: „Man muß den Leuten imponiren, aber auch die Macht dazu in Händen haben; noch ein Wort vom Conducteur und ich hätte mir einen Extrazug einspannen lassen.“ — Die Locomotive pfiff, der Zug verminderte seine Schnelligkeit, wir hielten an und die Klarinette vorne im Zug jauchzte entsetzlich laut auf. Im Bahnhof derselbe Lärm, dasselbe Gewühl. Der Adjutant verließ den Wagen und ich benützte diesen Moment, mich äußerst bescheiden nach dem Namen des Mannes zu erkundigen. Der Lieferant, an den ich mich deßhalb wendete, und der mir ansehen mochte, daß ich nicht zu den Rothen gehörte, zuckte sonderbar lächelnd die Achseln und sagte: „Mein lieber Herr, wer kann alles das kennen!“ Ich stieg aus, kaufte in der Restauration ein Butterbrod, stellte mich speisend zu einem der Conducteure und fragte ihn im gleichgültigsten Tone von der Welt nach dem Namen des Bürger-Armeelieferanten, bekam aber zur Antwort: „Hör'n Se mal, des is viel verlangt, daß mer de Name von dene Kerls all' wisse soll.“ Kopfschüttelnd nahm ich meinen Sitz wieder ein. Der Adjutant hatte dießmal mehr als gewöhnlich auf dem Bahnhof zu thun und stand in seiner beliebten Stellung noch immer da, als die Locomotive bereits pfiff. Umsonst winkte der Lieferant, umsonst ersuchte ihn der Conducteur eilig einzusteigen, er versicherte beide auf das Herablassendste, der Zug werde ohne ihn nicht abfahren und darauf begab er sich mit aller Bequemlichkeit an seinen Platz, worauf sich der Armeelieferant ganz entzückt über die bewiesene Kaltblütigkeit aussprach und versicherte, das sei des Soldaten schönste Eigenschaft. Wir näherten uns Rastatt; da rief der Badener: „Sehen Sie dort unsere Festung? nicht mehr die Zwingburg österreichischer Stockhelden und preußischer Croaten!“ Der Lieferant blickte mit geheimer Freude auf die ehemalige Reichsfestung, wo das schwarz-roth-goldene Banner wehte, und wohin er wahrscheinlich viel verdorbenes Mehl und schlechten Speck geliefert hatte. Da lagen die schönen Werke vor uns, in der Sonne funkelten die neuen Geschütze und badische

wenn Sie's mir noch ſo übel nehmen, ich kann es doch nicht verhalten! Erkältung? O Gott, nein! Sie wiſſen ja wohl, daß ich die Bettdecke jeden Abend feſt binde! Nein, Frau Paſtorin, aber der Gerſtenſchleim — ja, ich muß es behaupten, der Gerſtenſchleim, der hat das Fieber auf's Neue herbeigeführt. Hätte man dem Kind Weinſuppe gegeben, wie ich es vorgeſchlagen habe, ſo lieſe es heute wieder friſch und geſund herum. Aber Gerſtenſchleim iſt ein wahres Gift."

„Hör' Sie," ſagte die Großmutter ſehr ernſt, „ich kann Ihr wegen Ihrer Rechthaberei nicht ewig den Text leſen; aber Schmiedin, Schmiedin, die Rechthaber und Wortklauber ſind unangenehm vor dem Herrn, hat mein Mann ſelig, der Paſtor, hundertmal geſagt. Was Weinſuppe oder Gerſtenſchleim! das hat's kein's von beiden gethan. Sie iſt doch ſonſt eine geſcheidte Perſon, geh' Sie mir mit den Kindereien!"

Damit entfernte ſich die Großmutter ziemlich ärgerlich, aber die Schmiedin blieb am Bette ſtehen und hielt ein Selbſtgeſpräch, von dem ich nur die Worte Weinſuppe und Gerſtenſchleim vernahm. Aber meine durch's Fieber erhitzte Phantaſie hatte genug daran, und ich träumte davon. Mir war, als ſtände ich vor einem ungeheuren Keſſel voll Weinſuppe, und wenn ich mich, von brennendem Durſt gequält, hinabſtürzen wollte, um davon zu trinken, ſo zog mich die Schmiedin mit Gewalt

Soldaten saßen in langen Reihen auf den Brustwehren und ließen die Beine zierlich herabhängen. — Wir fuhren weiter nach Karlsruhe. „Apropos," sagte der Lieferant, „habt ihr wirklich in Karlsruhe seinen Marstall und seine Wagen verkauft? — „Gott bewahre," erwiederte der Beamte, „ich habe gestern noch eins der Leibpferde geritten." Der Bahnhof der badischen Hauptstadt war geräuschloser, als ich erwartet hatte. Mein preußischer Reisegefährte stieg mit ziemlich erleichtertem Herzen aus und verließ mich hier. Durlach war verödet, nicht einmal Bürgerwache befand sich dort. Mit dem Zuge selbst fuhren nur Soldaten in der dritten und vierten Klasse, die zweite Klasse war fast ganz leer, und in der ersten Klasse hatte, wie der Dichter von dem Kaiserpalaste in Stambul sagt, die Spinne ihr Netz aufgehangen. — In Durlach verließ auch ich die Bahn, um mich ostwärts zu wenden.

IV.

Stuttgart.

Der Eilwagen, der von Durlach nach Stuttgart fährt, war bereits besetzt, als ich auf der Eisenbahnstation ersten Ortes ankam, und ich meldete mich auf dem Postbureau zu spät, um noch als alleiniger Beichaisenpassagier angenommen zu werden, weßhalb ich meine Zuflucht zu einem der zahlreichen Omnibusse nahm, welche, ein irdisches Fegfeuer, zum Nutzen der Reisenden denselben Weg nach der württembergischen Residenz machten. Wir waren in dem Wagen eng zusammengepfropft, und als derselbe nach langen Vorbereitungen endlich von drei schlechten Pferden in Bewegung gesetzt wurde, krachte er in allen Fugen, verschob seine Ecken auf eine bedenkliche Art und wackelte langsam, man konnte sagen kopfschüttelnd aus der gesinnungstüchtigen Stadt Durlach auf die freie deutsche Chaussee hinaus. Diese freie deutsche Chaussee sah aber auch stellenweise gar zu sonderbar aus. Ueberall befanden sich badische Volkswehren in kleinen Trupps mit Sensen, alten Musketen und dergleichen bewaffnet und exercirten nach Herzenslust. Da nun Baden in diesem Augenblicke ein freies deut-

ſches Land war, ſo hatten ſich dieſe Volkswehren immer mitten auf den Fahrweg der Chauſſee aufgeſtellt, obgleich rechts und links Platz genug geweſen wäre, und zwangen auf dieſe Art mit großer Genugthuung die ebenfalls freien badiſchen Omnibusführer, mit ihrem Gefährt eine ewige Schlangenlinie zu beſchreiben. Zuweilen ſtand dieſe Volkswehr auch in zwei bis drei Gliedern, und alsdann fehlte an einem Hineinfallen in den deutſchen freien Chauſſeegraben unſererſeits außerordentlich wenig. Meine Reiſegeſellſchaft beſtand größtentheils aus Frauenzimmern, die alle nach Württemberg reisten, um der zu ſtark emporkeimenden badiſchen Freiheit zu entgehen; auch befand ſich ein Papagai in einem meſſingenen Käfig auf dem Wagen — es war eigentlich eine Papagaiin — und auf dieſelbe hatte all der Lärm, all das merkwürdige Getreibe in Baden einen ſolchen erſchrecklichen Eindruck gemacht, daß ſie ſich veranlaßt ſah, in der vergangenen Nacht ein Ei zu legen, was von einem derartigen Vogel, der ſich ſeit undenklichen Jahren in Einzelhaft befindet, doch jedenfalls von einer großen geiſtigen und körperlichen Erſchütterung Zeugniß ablegt.

Bald dunkelte es, und als endlich der Mond aufſtieg und mit ſeinem ſanften weißen Licht die Gegend erleuchtete, verließen wir das Land der Freiheit und der ſelbſtgewählten Führer und vor uns lag das „geknechtete" Württemberg. Aus der Entfernung geſehen, ſchienen die Grenzpfähle der beiden Länder mit dem großherzoglichen und königlichen Wappen dicht bei einander zu ſtehen und ſich in der Mitternachtsſtunde wahrſcheinlich leiſe flüſternd ganz erſchreckliche trauervolle Geſchichten zu erzählen; als ſie aber den badiſchen Omnibus näher kommen ſahen, trennte ſich der badiſche Grenzpfahl eilfertig von dem württembergiſchen, und als wir bei ihnen vorüber fuhren, ſahen die beiden Wappenſchilde ſo ſtill, ſo gerade und harmlos aus, als haben ſie nicht daran gedacht, vorhin ſich Worte der Trauer mitzutheilen.

Ach, wie thaten meinen Augen die württembergiſchen Farben ſo wohl! Schwarz und roth ohne Gold, deſſen in den letzten Tagen ich ſo viel Falſches geſehen. Ich blickte nach den Hirſchgeweihen zu.

rück, so lange ich konnte, und nachdem der Wagen eine weite Strecke entfernt war, sah ich deutlich, wie die beiden Grenzpfähle wieder zusammengerückt waren und, wie ich annahm, emsig fortplauderten. In Vaihingen an der Enz würde „bloß umgespannt", so sagte nämlich der Omnibusführer in Durlach, aber dieses Umspannen dauerte beinahe anderthalb Stunden, während welcher Zeit der Reisende mitten in der Nacht Muße genug hat, sich die Stadt zu beschauen. Vaihingen lag in tiefem Schlafe; auf der Straße hörte man nichts als das Hin- und Herschreiten einer Schildwache, das Murmeln der Röhrbrunnen und das melancholische Schlagen einer gefangenen Wachtel. Einer der Soldaten kam aus der benachbarten Wachtstube an den Wagen, und da ich der einzige der Passagiere war, welcher es vorzog, durch die Straßen zu wandeln, statt in dem Kasten eingeschlossen zu bleiben, so ging ich mit dem Infanteristen durch die Straßen, und benützte diese Zeit dazu, um mit ihm zu fraternisiren. Der Mann hatte ganz gute Ideen, schien die badischen Mentereien zu verabscheuen und war seinem König in Treu' und Liebe zugethan. Der Soldat meinte, im Jahr 1841, wo das große Jubiläum war, habe das ganze Land dem König einstimmig bewiesen, wie sehr es ihn liebe und verehre, und damals, sagte er, hat Alles von der segensreichen fünfundzwanzigjährigen Regierung des Königs gesprochen und es hat keiner etwas dagegen zu sagen gewußt. Was ist denn nun in den acht Jahren geschehen oder was hat der König in den acht Jahren gethan, daß man ihm so aufsätzig ist? Ich konnte das eben so wenig wie der Soldat beantworten, beschloß aber, mich hierüber gelegentlich von irgend einem Mitgliede des Landesausschusses belehren zu lassen.

Endlich wurden die Pferde wieder eingespannt und wir fuhren weiter. Der Morgen dämmerte bereits, als wir durch Schwieberdingen kamen und der klare Himmel versprach einen schönen Tag. Auf der Prag sah ich die Sonne aufgehen und von da rollten wir langsam und schaukelnd zur Residenz hinab. Es mochte fünf Uhr sein, als wir in die Stadt fuhren. Die Fenster waren allenthalben noch

geschlossen und auf den Straßen bemerkte man nur hie und da an den Brunnen ein frühzeitiges Dienstmädchen. Am Schloßplatz verließ ich den Omnibus und wunderte mich ungemein, als ich bei dem Theater und dem Schlosse vorbei ging, und bemerkte, daß dort allenthalben der Wachtdienst von der Bürgerwehr versehen wurde. Die Bürgerwehr hat sich damals recht gut benommen und mit großer Aufopferung alle Strapazen des Wachtdienstes ertragen, die Ruhe in der Stadt bewahrt, und hie und da, wo es nöthig war, selbst den Excessen der Soldaten gesteuert.

In der guten Residenz Stuttgart hatte sich seit meiner Abwesenheit Manches verändert, Manches zugetragen. Die Regierung hatte die Reichsverfassung unumwunden, ohne Vorbehalt anerkannt, und es herrschte Freude und Entzücken in ganz Israel. Die königliche Familie war nach Ludwigsburg übergesiedelt, das neue Schloß in der Residenz stand in Folge dieser Veränderung öde und leer. Die Männer eines gewissen Fortschritts jubelten am allerlautesten und schritten immer weiter fort, jenem Morgenrothe entgegen, das bei der Reutlinger Versammlung später einen so glorreichen Sonnenaufgang verkündigte. Die Kammer der Abgeordneten sprach zu dem Volke am 25. April:

„Mitbürger! die Sache des Volks, die deutsche Sache hat gesiegt; der Grundsatz der Nationalsouveränität hat sich wiederholt Anerkennung errungen. Das Staatsoberhaupt hat heute die unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung einschließlich des Wahlgesetzes unterzeichnet. Wir verdanken diesen Sieg der gerechten Sache neben der Entschiedenheit des Ministeriums vor allem dem Volk, welches durch den an den Tag gelegten ächten deutschen Sinn und durch seine entschlossene Haltung die Forderungen der Kammer der Abgeordneten so kräftig unterstützt hat. Das Volk hat sich dadurch der im März vorigen Jahres errungenen Freiheit würdig gezeigt; es hat den Bürgern derjenigen deutschen Staaten, deren Regierungen die Reichsverfassung nicht anerkannt haben, ein Vorbild gegeben, welches seine Wirkung nicht verfehlen wird. Bald wird ein deutsches Reich in Wahrheit ge-

bildet sein, und die Geschichte wird den Namen des württembergischen Volks in ihre Tafeln schreiben. Heil dem einigen, dem freien Deutschland!"

Unterdessen schritt man im benachbarten Baden auf der Bahn des Umsturzes, damals „alleinseligmachende Freiheit" benannt, rüstig vorwärts; man verführte das Militär, vernichtete die Disciplin, ohne welche jedes Heer schlimmer als gar nichts ist, und schielte zu gleichem Zweck ins Württembergische hinüber, wo in der Zeit eine ungeheure Menge von Bier und Wein consumirt wurde, um dem Soldaten die Augen zu öffnen, damit er sehe, was eigentlich Freiheit sei. Doch muß man es dem württembergischen Militär zu seiner Ehre nachsagen: es wurde trotz aller dieser Verführungen in seiner Treue, der eigentlichen und alleinigen Soldatenehre nicht wankend gemacht. Wenn auch kleine Excesse vorfielen, wenn man auch hie und da Soldaten nach dem Zapfenstreich in außerordentlich erheitertem Zustand durch die Straßen wanken sah, wenn auch zuweilen im Rausche unpassende Reden gehalten wurden, so kam doch nichts vor, was berechtigen könnte, Ehrenrühriges von dem württembergischen Militär zu sprechen. Eines Tages, als Seiner Majestät dem König in Ludwigsburg gemeldet wurde, daß eine Soldatenversammlung auf dem kleinen Exercierplatz stattfinde, begab derselbe sich zu Pferd sogleich an Ort und Stelle, wo zuvor schon der General von Troyff und der Oberst Donop erschienen waren, und die sämmtlichen versammelten Soldaten, etwa dreihundert an der Zahl, von der Ungesetzlichkeit ihres Benehmens wegen unterlassener Einholung der Erlaubniß überzeugt hatten, so daß, als Seine Majestät sich einfand, dieselben bereits den Platz zu verlassen begannen. Der König ritt mitten unter die im Abgehen begriffenen und verlangte zu wissen, was sie zu einer Zusammenkunft veranlaßt und wer dieselbe hervorgerufen habe; worauf einige hervorgetretene Soldaten gehörige Auskunft zu geben nicht vermochten, bis endlich ein Schütze des achten Infanterieregiments erklärte, daß die Versammlung vor allem den Zweck haben sollte, sich dahin auszusprechen, daß

ſie, im Gegenſatz zu dem ſträflichen Benehmen der badiſchen Soldaten, mit Treue und Ergebenheit für König und Vaterland Blut und Leben einſetzen wollten. Hierauf erwiederte Seine Majeſtät: dieß ſei die Sprache eines braven Soldaten, und forderte jenen Schützen auf, ihm im Namen ſeiner Kameraden die Hand zu reichen. Unter lebhaftem Lebehochrufen der Mannſchaft ritt der König ſodann vom Platz weg, der in wenig Augenblicken von den verſammelt geweſenen Soldaten ganz geräumt war.

Den Tag darauf ließ Seine Majeſtät bei einer über das erſte Regiment abgehaltenen Parade von jeder Compagnie zehn Mann vortreten, einen Kreis um ſich ſchließen und ſprach zu ihnen einige zum Herzen gehende Worte, in welchen unter anderem ausgedrückt wurde, daß der König im Vertrauen auf die Treue und einen ehrenhaften Geiſt unter den Soldaten des erſten Regiments daſſelbe in ſeinem Hauptquartier behalten habe und ſie zur Erklärung darüber auffordere, ob er auf ihre treue Pflichterfüllung zählen dürfe, in dieſem Falle würde auch er, wie er ſtets geweſen, ſeinen Soldaten fortan ein Vater ſein. Ein begeiſtertes Ja! und ein feuriges Lebehoch folgte auf dieſe königliche Anrede.

Es iſt freilich wahr, daß in dieſer Zeit in einem großen Theil des Landes im Intereſſe der Anerkennung der Reichsverfaſſung eine große Agitation herrſchte; doch geſchah dieß weniger in Anerkennung der Vorzüge eben dieſer Reichsverfaſſung, welche in ihrem Zuſammenhange noch wenige im Volk damals geleſen haben mochten, als vielmehr in dem immer mächtiger werdenden Drange nach Ruhe und Frieden um jeden Preis. Ein Blatt Stuttgarts, die „Laterne," deren Licht bald darauf aus Mangel an conſervativem Oel erloſch, ſagte in dieſer Richtung:

„Seit einem Jahre waren die Bande der Ordnung gelockert, die Achtung vor dem Geſetze ſchwand mehr und mehr, die Geſetze wurden kaum noch der Form nach gehandhabt; in jedem Ort, in Stadt und Dorf befand ſich eine, wenn auch kleine Schaar von Hecker-Burſchen,

die das Panier der Freiheit als Schild aushängte und sich Volksverein nannte, nach der die Besitzenden sich immer ängstlich umsahen, ihr halb freiwillig, halb gezwungen Concessionen machten, und der selbst die Behörden nirgends kräftig und entschieden entgegen zu treten wagten. Man glaubte immer nachsichtiger sein und durch die Finger sehen zu müssen. Fanden da und dort auch Excesse der gröbsten Art statt, so entschuldigten sich die Behörden mit Nichtwissen, mit dem Mangel einer amtlichen Anzeige, oder hieß es, man dürfe die aufgeregte Menge durch Einschreiten nicht noch mehr reizen. Die Ortsvorsteher in den kleinen Städten und Dörfern wagten es nicht mehr, Zucht und Ordnung in ihren Gemeinden aufrecht zu erhalten; viele verweigerten geradezu die Justiz, und sagten naiv und offen, wie man von ihnen in jetziger Zeit noch verlangen könne, gegen diesen oder jenen aufzutreten, der doch den größten „Anhang" im Orte habe. Ging man einen Bezirksbeamten um Hülfeleistung, Execution oder sonstige Unterstützung in seinem guten Rechte an, so machte derselbe ein bedenkliches Gesicht, sprach von der Böswilligkeit der Leute, sagte zwar Hülfe zu und erließ — irgend einen nichtssagenden Befehl. Damit war aber auch Alles gethan, und an eine kräftige Hülfsvollstreckung seit Monaten nicht zu denken. Man sah es dem Beamten an, wie sauer es ihm geschah, ernstliche Maßregeln zu ergreifen, und drang, um es mit ihm nicht zu verderben, nicht weiter in ihn. Alles suchte und haschte nach Popularität und buhlte um die Volksgunst, und so konnte man es auch dem Beamten nicht verdenken, wenn er sich durch ein nachsichtiges Regiment die große Menge geneigt zu machen und dadurch seinen Posten zu erhalten suchte. Laissez faire et laissez passer wurde fortan der Grundsatz, und das Ministerium war zufrieden, wenn nur die Ruhe nirgends gestört wurde. Aber diese Ruhe war nur eine scheinbare, unter deren Decke Zucht- und Gesetzlosigkeit ihr ungestörtes Spiel trieben. Man schwieg und hoffte im Stillen auf ein baldiges Erstarken der Regierung, auf die Zeit, wo das Ministerium, nach Erledigung der höhern politischen Fragen, seine

Blicke auf die Zustände im Lande richten und der wahren Ordnung wieder aufhelfen werde. Es fragt sich nun, ob sich die Regierung durch die Vorgänge der jüngsten Zeit gekräftigt fühlt, und ob das Ministerium Römer, ungeachtet der Rücksichten, die es — wenn auch wider Willen — den Volksvereinen quasi schuldig geworden ist, den Muth hat, der der Regierung „offenbar feindseligen Richtung" dieser Vereine entgegenzuwirken. Wir sehen bei dieser Frage von dem politischen Treiben ganz ab, sondern meinen vorzugsweise den durch diese Vereine genährten und nun durch ihr neuliches siegreiches Auftreten sehr erstarkten Geist der Mißachtung gegen die noch zu Recht bestehenden Gesetze, den Geist der Unbotmäßigkeit, Widersetzlichkeit und Brutalität. Das Ministerium wird vergeblich auf Berichte von seinen Beamten warten; keiner wird sich damit selbst der Schwäche anklagen wollen; aber es herrscht ein Zustand auf dem Lande, der in kurzer Zeit beklagenswerthe Folgen haben wird."

Zu den oben bezeichneten Verführungen vermittelst freien Zechens, durch welche die Freiheitshelden das Militär zum Treubruch verleiten wollten, kam noch eine andere Wühlerei der fluchwürdigsten Art, indem man eines Tages eine Proklamation an den Straßenecken angeschlagen sah, die auch in den Kasernen soviel wie möglich verbreitet wurde. Diese Proklamation, angeblich ein Aufruf der badischen Meuterer an ihre deutschen Kameraden — in diesem Falle brave Kameraden und nicht verthierte Söldlinge — war denn in der That ein Machwerk unsinnigster Art, und der damalige Kriegsminister, General Rüpplin, hielt es mit vollem Recht für nothwendig, dagegen nachfolgende Ansprache an die Truppen zu erlassen:

„Soldaten! Es ist am gestrigen Tage in allen Kasernen, auf allen Straßen und durch Maueranschlag ein Aufruf verbreitet worden, den die badischen Soldaten an ihre Kameraden im übrigen Deutschland erlassen haben sollen. Gleich jenen früheren Ansprachen von Ungenannten, die im Bewußtsein ihrer schlechten Sache nur unter dem Deckmantel der Verborgenheit sich an Euch wenden, ist auch dieser

offenbar in Stuttgart verfaßte, nicht von badiſchen Soldaten herrührende Aufruf einer unlautern Quelle entfloſſen. Trotz der Unhaltbarkeit der darin aufgeſtellten Sätze erachte ich es, in Betracht der jüngſten Ereigniſſe in unſerem Nachbarlande, für meine Pflicht, bei dieſem Anlaß einige ernſte Worte an Euch zu richten. Ihr habt Vertrauen zu mir, ich weiß es, und ich danke Euch dafür — Ihr wißt, wie die Achtung und das würdige Verhalten meiner Waffengefährten das Ziel meiner Beſtrebungen iſt — darum glaubt, daß ich offen und wahr zu Euch rede. Württemberger! wer den Eid bricht, den er Fürſt und Verfaſſung geſchworen, wer die Fahnen in den Staub tritt, die in Schlachten den Ruhm ſeiner Väter geſehen, darf Euch ſeine Kameraden nicht mehr nennen. Wie ſolche verbrecheriſche Handlungen nun auch beſchönigt werden, was immer man zu ihrer Entſchuldigung auch ſagen mag, es iſt nur Lug und Trug und wird — ſo hoffe ich — keinen Zugang zu Euch finden. Die Pflichten der Soldaten ſind einfach und einem jeden leicht verſtändlich. Sie lauten: Muth, Gehorſam, Treue! Jene Meuterer in Baden haben ſich mit ihrem Verrathe gegen jede derſelben verfehlt, und bald wird die Reue ihrer unſeligen Verblendung folgen; ſie haben ſich ſelbſt, ihre Waffen, ja den geachteten Namen eines deutſchen Kriegers mit Schande befleckt. So haltet nun Ihr — meine Waffengefährten — um ſo feſter an Eurem Eide, vertraut Euren Führern, die mit Euch nur die Ehre und das Wohl des Vaterlandes wollen. Bewahret unerſchütterlich Ordnung und Gehorſam, denn ſie befeſtigen und ſchirmen das Heer, das nur durch ſeine entſchloſſene, verfaſſungsmäßige Haltung die Heimath zu ſichern vermag. Mit glatten Worten nahen ſich Euch die Verführer, prüfet, was ſie ſagen. Weil ſie Eure Treue, Eure gemeinſame Kraft fürchten, darum wollen ſie Unfrieden und Zwietracht in Eure Reihen ſäen. Württemberger! König, Regierung und Volk halten feſt und unverbrüchlich an den Freiheiten, welche durch die Landes- und Reichsverfaſſung — die auch wir freudig anerkennen und wo es Noth thut, mit den Waffen in der Hand ſchützen

zurück und zeigte mir ganz nahe dabei einen wahren Gerſtenſchleimſee. Doch kaum wandte ich mich dieſem zu, ſo vertrocknete er. Mochte nun mein Rückfall kommen, woher er wollte, ſo war es ſchlimmer mit mir, als am Tage, wo man mich aus der Kirche gebracht hatte, und ich phantaſirte die ganze Nacht und ein gutes Stück des folgenden Morgens.

Das ging ein paar Tage ſo fort, während deren es ganz dunkel in meinem Zimmer war und ich Niemand unterſcheiden konnte, als die Schmiedin am unterdrückten Weinen, wenn ſie mir die Arznei einflößte. Wohl hörte ich hie und da, daß noch andere Perſonen im Zimmer ſein mußten, ja ich glaubte zuweilen eine tiefe Stimme zu vernehmen, die mir nicht unbekannt war. Doch war ich zu ſchwach, um meinen Gedanken nachhängen zu können, und alle und jede Erinnerung entſchlüpfte mir im gleichen Augenblicke wieder, wo ich mich ihrer bemächtigt zu haben glaubte. Eines Abends ließ mein Fieber etwas nach und gegen Morgen ſchlief ich ganz ruhig, wurde aber durch den Klang jener tiefen Stimme geweckt, die ziemlich laut und deutlich ſagte: „Aber, Jungfer Schmiedin, Sie werden erlauben, daß ich Ihnen gehorſamſt bemerke, daß es meines Erachtens viel vernünftiger wäre, ihn noch eine Stunde ſchlafen zu laſſen, als ihn wieder aufzuwecken, um ihn einen Löffel voll des garſtigen Zeugs in den Magen zu ſchütten.“ —

und vertheidigen wollen, als ein für alle gleich verbindliches Geſetz — verbürgt ſind. Alle Stände durchdringt das Gefühl der ehrenvollen Stellung, welche ſich Württemberg im deutſchen Laude erhalten hat. Soldaten! wahret dieſen Euren Beruf, wie es braven Männern geziemt. Nie werdet Ihr zu Handlungen befehligt werden, welche gegen Recht und Geſetz ſind — ich bürge Euch dafür mit meiner Verantwortlichkeit! — nie zu Handlungen, welche nicht in Uebereinſtimmung wären mit der Pflicht des Bürgers wie des Soldaten! Bedenkt, daß die Augen des geſammten deutſchen Vaterlandes auf Euch gerichtet ſind, daß Ihr die Erben ſeid des Ruhms, den Eure Väter, geführt von Eurem König, den württembergiſchen Waffen erkämpft haben!"

Aus all dieſen Vorgängen erſieht man, daß es an zuſammengetragenem Zündſtoffe in Württemberg nicht fehlte, auch waren Hände genug bereit, um die Brandfackeln hineinzuſchleudern und auch hier einen Bürgerkrieg zu entzünden. Zu alledem kam noch die Volksverſammlung zu Reutlingen, welche am 28. Mai ſtattfand, und in deren Folge man ſich „rothe" Pfingſten verſprach. Die Verſammlung war von 49 Oberämtern und 202 Volksvereinen beſucht. Das klingt allerdings ſehr ſchön, doch muß man wiſſen, was dahinter ſteckt. Daß in jedem Oberamt einige exaltirte Köpfe zu finden waren, die beſcheiden genug waren, ſich für den wahrhaftigen und getreuen Ausdruck ihres ganzen Bezirks zu halten, iſt nicht zu verwundern, ebenſo wenig, daß ſich in irgend einem beliebigen Dorfe ein radikaler Schreiber oder ein armer verkümmerter Schulmeiſter höchſtſelbſt zum Volksverein conſtituirte und ſich ſelbſt als ſolcher einſtimmig nach Reutlingen ſchickte. Der bekannte Abgeordnete Becher (ſpäter Reichsregent) präſidirte, und von Baden waren Fickler und Hoff anweſend und forderten zur Unterſtützung der badiſch-deutſchen (!!) Sache auf. Beſchloſſen wurde in dieſer Verſammlung:

In Erwägung der Lage des deutſchen Vaterlandes und der von unſerer Regierung in der 147. Kammerſitzung dargelegten An- und Abſichten hat die ſtatutenmäßige Vierteljahrsverſammlung der württem-

bergiſchen Volksvereine berathen und beſchloſſen auszuſprechen: die proviſoriſche Centralgewalt Deutſchlands iſt zum Verräther an der Nationalſouveränetät geworden, indem ſie geſchehen ließ, daß Preußen, das die Reichsverfaſſung nicht anerkannt hat, alſo als Reichsfeind und nicht als Diener der Reichsgewalt zu betrachten iſt, das Reichsland Sachſen angegriffen hat und duldet, daß Preußen im Reichsgebiet noch militäriſche Aufſtellungen macht. Das Reichsminiſterium ſteht offenbar mit dem Reichsfeinde im Bunde; man iſt ihm deßhalb um ſo weniger Gehorſam ſchuldig, als daſſelbe im Widerſpruch mit der Nationalverſammlung im Amt iſt, von der allein es ſeine Gewalt ableiten kann. Demgemäß iſt in den Augen des ſchwäbiſchen Volkes ſeine Gewalt an die Nationalverſammlung zurückgefallen und das ſchwäbiſche Volk anerkennt alle Befehle der Nationalverſammlung als gültig, und gelobt, ihnen nachzuleben, wie viele oder wie wenige Mitglieder ſie zähle. Indeß verlangen wir von der Nationalverſammlung:

1) Wenn ſie irgend gemeint iſt, noch zum Heile des Vaterlandes zu wirken, von der unwürdigen Bettelei um Uebernahme der Reichsſtatthalterſchaft bei den Kronen Deutſchlands endlich abzuſtehen, einem Verfahren, das nur dazu dient, den Reichsfeind von Preußen erſtarken zu laſſen, und bitten ſie ſofort, die Heere der Reichsländer aufzubieten, um den Reichsfeind Preußen im öffentlichen Kriege aus den Marken der Reichsländer zu vertreiben, in denen er nur Verrath gegen die Nationalſouveränetät ſpinnt, brutale Gewalt an der geſetzlichen Freiheit übt, und das kaum erwachte Vaterland in die alten Feſſeln des deutſchen Bundes zu ſchmieden ſucht.

2) Nach der Reichsverfaſſung ſtehen alle deutſchen Lande, die ſolche anerkannt haben, geſetzlich bereits in einem Schutz- und Trutzbündniß. Jeder Angriff auf ein Reichsland muß alſo von allen abgewehrt werden, wie wenn das eigene Land angegriffen wäre, und kein Reichsland darf ein anderes angreifen oder zum Angriff deſſelben helfen. Dieß Bündniß geloben wir heilig zu halten, und fordern, getreu der Reichsverfaſſung, auf, den Gehorſam gegen jeden Befehl zu ver-

faſſungswidrigen Angriffen auf ein Reichsland zu verweigern. Wir ſtehen nicht mehr auf dem Boden des Bundes, das neue Reich, alſo all die Länder, deren Volk die Reichsverfaſſung anerkennt, ſind an ſeine Stelle getreten. Ihnen allein ſteht deßhalb namentlich ein Recht auf die Reichsfeſtungen und der Eintritt in dieſelben zu. Nur die Nationalverſammlung kann ferner ausſprechen, daß ein Reichsland die Reichsverfaſſung verletzt habe. Sie hat dieß gegen Baden nicht ausgeſprochen, und auch wir vermögen darin, daß ein Volksſtamm ſich ſelbſt die Landesverfaſſung gibt, eine Verletzung der Reichsverfaſſung nicht zu erkennen, ſo lange die Reichsgewalt ihr verfaſſungsmäßiges Nein gegen die fertige Landesverfaſſung nicht eingelegt haben wird. Demgemäß fordern wir von unſerer Regierung:

1) Ungeſäumte Anerkennung und thatkräftige Durchführung des reichsgeſetzlich bereits beſtehenden Bündniſſes mit allen Reichsländern, alſo auch mit Baden und mit der Rheinpfalz.

2) Unverzügliche Rückberufung der Truppen aus ihrer Angriffsſtellung von der badiſchen Grenze, und Verweigerung des Ein- und Durchmarſches von Truppen, die nicht auf die Reichsverfaſſung beeidigt ſind, insbeſondere Nichteinlaſſung von ſolchen Truppen in die Feſtung Ulm.

3) Alsbaldige Bewaffnung des ganzen Volks, um jeden Angriff der Reichsfeinde beſtehen und jeden deutſchen Bruderſtamm gegen dieſelben ſchützen zu können.

4) Sofortige öffentliche und feierliche Beeidigung des Heers, ſowie aller weltlichen und geiſtlichen Beamten.

5) Amneſtie für alle politiſch Angeſchuldigten oder Gefangenen.

Die Verſammlung ſelbſt ſoll eine Art polniſcher Reichstag geweſen ſein. Es wurde viel gelärmt und noch mehr geſprochen, und alsdann 64 Vertrauensmänner erwählt, welche der Kammer der Abgeordneten die beſcheidenen Wünſche (des Volkes) vortragen ſollten. Der Ankunft dieſer Vertrauensmänner, ſowie ihrem Auftreten ſah man in der Re-

ſidenz mit der geſpannteſten Erwartung entgegen. Die Aufregung und Theilnahme für dieſe Beſchlüſſe, ſo fabelte man, ſei ungeheuer und etwas ganz anderes, wie vor wenigen Wochen, als man die Anerkennung der Reichsverfaſſung durchgeſetzt hatte. Man ſprach von Tauſenden bewaffneter Volkswehren, die ſich einfinden würden, um der Bitte der Vertrauensmänner Nachdruck zu geben, um allenfalls mit Gewalt zu erlangen, was man in Güte nicht erhalten würde. Obgleich nun all' dieſe Angaben ſehr übertrieben waren, ſo herrſchte doch eine unbeſchreibliche Aufregung im Lande und Angſt und Schrecken vor der nächſten Zukunft. Die Freiheitsmänner in Württemberg, ermuthigt durch die Vorgänge in Baden, und der ruhige Bürger, durch dieſelben nicht klüger geworden, wühlten einestheils und ließen anderntheils Alles geſchehen, um Württemberg an den Rand des Verderbens zu bringen. Wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht der König, wie immer, die Zügel feſt und kräftig in der Hand behalten, und ſo das Land, hie und da dem Unvermeidlichen nachgebend, gerettet hätte.

Auf das Verhalten der Reſidenz in dieſem kritiſchen Augenblicke blickte das ganze Land mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und man kann es nur hoch anerkennen, daß ſich die Wühler, auf eine Erhebung Stuttgarts hoffend, durch das entſchloſſene und gute Benehmen eines großen Theils der Bürgerwehr gänzlich getäuſcht fanden. Die Stadt blieb vollkommen ruhig, und man zuckte im Allgemeinen über die Beſchlüſſe der tagenden Reutlinger mitleidig die Achſeln.

So ſtanden die Sachen in Stuttgart, als ich aus Italien zurückkehrte. Es ſchien in dieſem Jahre nun einmal meine Beſtimmung zu ſein, von einem Hauptquartier in das andere zu kommen. Kaum nämlich hatte ich mich im Gaſthof zum König von England häuslich niedergelaſſen, ſo erfuhr ich, daß ich mich auf dem Krater des Vulkans befinde, auf dem Heerde der Aufregung, im Hauptquartier — — des Landesausſchuſſes. Es herrſchte ein außerordentliches Leben in dem ſonſt ſo ſtillen Hauſe. In den untern Zimmern wurde eine unendliche Menge von Bier conſumirt, und hier fand ſich zuſammen, was

ſich damals der Geſinnungstüchtigkeit näherte; Bürgerwehren aus allen Theilen des Landes, in mehr oder minder geſchmackvollen Coſtümen, Heckerhüte in allen Farben, viele mit rothen Federn und eine unerhörte Menge von Bartwerk. Da ſaßen ſie den ganzen Tag bei ihren Schoppen und ließen ſich von den Neuangekommenen erzählen, wie es draußen im Lande ausſchaue, wie ſtark die Bürgerwehr dieſes oder jenes Ortes morgen erſcheinen werde, und welche Freiſchaaren ſchon von Hauſe abmarſchirt ſeien. Es war ein wirklich abenteuerliches Leben und es ſummte um das Haus den ganzen Tag wie ein Bienenſchwarm. Die Zimmer des Landesausſchuſſes waren im obern Stock, und jeden Augenblick polterte es die Treppen hinauf und es erſchien irgend ein bewaffneter Bote mit grauem Heckerhut, Hirſchfänger und Büchſe, um eine Meldung zu machen oder einen Befehl entgegen zu nehmen. Auch viele Bekannte ſah ich oben aus- und eingehen, Herren im ſchwarzen Frack, welche aus der Kammerſitzung, die gerade über die Reutlinger Beſchlüſſe berathen hatte, referirten. Man kann nicht anders ſagen, als daß es oben ziemlich lautlos herging; unten dagegen wurde deſto mehr gelärmt und kräftiger Stimmen weithallender Chorus ſang Freiheitslieder aller Art. Dem alten Hauſe ſelbſt, wie es ſo dalag neben dem rieſenhaften grauen Schloß der alten württembergiſchen Herzoge, mochte dieß fremdartige Treiben und Leben gewiß ſonderbar genug vorkommen. Auf ſeiner Hausthür, über der Hausthür nämlich, ſteht deutlich zu leſen das Wort: „Burgfriede," und hiezu paßte doch das Getriebe des Landesausſchuſſes gar ſchlecht.

Am 29. Mai übergab nun eine Deputation jene Forderungen der Reutlinger Verſammlung in Form einer Petition an die Kammer, welche ſich aber, wie bekannt, in ihrer Mehrheit gegen dieſe Agitation ausſprach, wodurch dem beabſichtigten Aufſtandsverſuch eine größere Ausſicht, wie auch lokales und augenblickliches Gelingen benommen wurden. Doch bereitete man jetzt von anderer Seite her der Regierung neue Verlegenheiten, indem man, um der Truppen gewiß zu bleiben, eine ſchleunige Beeidigung des Heeres auf die Reichsverfaſſung

beantragte. Doch widersetzte sich der König diesem Ansinnen auf das Bestimmteste und Ausdrücklichste, und entging durch die Festigkeit, mit welcher er auftrat, zahllosen Verlegenheiten. Er war nicht so schlecht ausgesonnen, dieser Plan, und hätte die württembergischen Truppen, deren Chef, Generallieutenant von Miller, sich damals noch für einen Reichsgeneral ansah, zur Disposition einer Sache stellen können, die eigentlich noch gar nicht existirte und nur zu den bekannten Zwecken der Umsturzpartei ausgebeutet werden sollte.

Zu allem dem kam nun die letzte Sitzung in der Paulskirche am 30. Mai, in welcher unter anderem Herr Moritz Mohl sagte: Von einer Wirksamkeit der Reichsversammlung hier in Frankfurt könne nicht mehr die Rede sein. Hier bleiben heiße politisch und moralisch verfaulen (Herr Mohl blieb schon sehr lange dort). Es sei ihm erklärlich, daß von Stuttgart (wo man, auf die Reutlinger Vorgänge fußend, ein neues günstiges Terrain zu finden hoffte) noch keine Einladung ergangen sei. Wenn man aber die Stimmung des Landes beachte, wie sie sich unlängst noch in Stuttgart ausgesprochen, so könne man nicht zweifeln, daß die Versammlung in Stuttgart einen Standpunkt finden werde, auf welchem sie gewiß sei, eine neue Wirksamkeit zu finden. Darauf sagte Herr Schoder noch: die württembergische Regierung, auch wenn sie wolle, was er nicht glaube, könne der Versammlung ihren Schutz nicht versagen. Sie könne es nicht um ihrer politischen Ehre willen, die durch viele ausdrückliche Erklärungen des Herrn Römer dafür verpfändet sei, daß die Reichsversammlung in Württemberg als das rechtmäßige Organ des Nationalwillens anerkannt werde. Er stehe dafür gut, daß es der württembergischen Regierung nicht einfallen werde, das Recht der Versammlung, ihren Sitz nach Stuttgart zu verlegen, mit Wort oder mit That zu bestreiten. „Was aber das württembergische Volk betreffe, so wünsche ein großer Theil desselben nichts lebhafter, als daß die Versammlung sich in seine Mitte begebe," — unter andern, 49 Oberämter und 202 Volksvereine, die in Reutlingen versammelt waren,

man muß das nicht vergeſſen. — Herr Löwe, der bei dieſer Verhandlung den Vorſitz übernommen, erklärte, daß er dem Beſchluß der Reichsverſammlung gemäß, die nächſte Sitzung in Stuttgart anberaumen werde, nachdem er die Behörden der Stadt und die württembergiſche Regierung zuvor davon in Kenntniß geſetzt.

Zu Anfang Juni fand nun dieſe Ueberſiedlung nach Stuttgart ſtatt, zu derſelben Zeit, als Fickler hier wegen Verſuchs, das württembergiſche Militär zu verführen und von ſeiner Pflicht abwendig zu machen, verhaftet wurde. Fickler, wie der „Beobachter" ſagte, das Mitglied des regierenden Landesausſchuſſes in Baden, trat am 3. Juni unmittelbar vor der Kammerſitzung, nichts ahnend, aus dem Laden eines Kleiderhändlers, wo er ſich zum Schutz gegen die furchtbare Hitze einen Sommerrock gekauft hatte und wieder in die Droſchke ſteigen wollte, in welcher er hergefahren war, als ein Polizeicommiſſär mit einem Polizeiſoldaten ebenfalls zu ihm in den Wagen ſtieg mit den Worten: „Mein Herr, ich fahre mit Ihnen!" Der Polizeicommiſſär befahl dem Drotſchkenführer, vor das Gebäude der Stadtdirektion zu fahren. Schnell war der Wagen um die Ecke gebogen, Fickler wurde in das Gebäude der Stadtdirektion geführt. Nach einem Aufenthalt von kaum vier Minuten wurde er in den Wagen zurückgebracht, begleitet von Oberpolizeicommiſſär Kegelen und einem Polizeiſoldaten, und im raſchen Lauf der Pferde zum Königsthor hinausgefahren. Vor der Abfahrt, da ſich bereits zahlreiche Gruppen um das Stadtdirektionsgebäude geſammelt hatten, rief Fickler noch aus dem Wagen: „Bürger, ſaget Seeger und Becher, daß Fickler ſo eben verhaftet worden ſei." Kegelen erwiederte hierauf: „Herr Seeger iſt Stadtdirektor." Fickler: „Gut, ſo ſaget es dem Abgeordneten Seeger." Die Drotſchke fuhr Ludwigsburg zu, in deſſen Nähe bekanntlich Hohenasberg liegt. Auch in der untern Königsſtraße rief Fickler noch einmal zu den Vorübergehenden aus dem Wagen: „Machet bekannt, daß Fickler verhaftet worden iſt." Fickler war geſtern Nachmittag in Be-

gleitung des Mitgliedes des badiſchen Landesausſchuſſes, Steinmetz, um 2 Uhr hier angekommen.

Nachdem nun im Lauf deſſelben Tages ſchon ungefähr 20 bis 30 Mitglieder des Rumpfparlamentes hier eingetroffen waren, kamen am andern Tage, es war ein Sonntag, mit dem Abendzuge von Heilbronn noch ungefähr 40, welche wahrſcheinlich auf einen freudigen Empfang in der Reſidenz gehofft hatten. Obgleich ſich nun viele Neugierige und Spaziergänger am Bahnhofe einfanden, ſo war doch das, was allenfalls einer Begrüßung ähnlich ſah, nicht der Art, daß es die eintreffenden Parlamentsmitglieder beſonders hätte erfreuen können. Ein bekannter Caſetier der Reſidenz, W., von ſeiner Liebhaberei für merkwürdige ausländiſche Thiere aller Art der „Affen-W." genannt, hatte ſich mit einer ſchwarz-roth-goldenen Fahne und vielleicht hundert ſeiner Glaubensgenoſſen eingefunden und ſchritt nun den, im Zuge in die Stadt Einziehenden voraus. Es ſchien aber, als ob dieſer Vortritt den Ankommenden ſelbſt nicht ganz zuſage, denn ſie blieben von dem Augenblick an, wo ſie in die Königsſtraße einbogen, immer mehr hinter dem Fahnenträger zurück. In das Hotel Marquard, wo das Büreau und der Vicepräſident Eiſenſtuck ihren Sitz genommen, gingen ebenfalls die meiſten von ihnen.

Wenn es auch an dieſem Tage Abends auf den Straßen der Reſidenz ziemlich lebhaft ausſah, wenn man auch Geſtalten aller Art bemerkte und kleine Scandale hie und da vorfielen, ſo blieb doch im Allgemeinen die Stadt ziemlich theilnahmlos und die Stimmung ſtellte ſich als für Ordnung und Recht günſtig heraus. Auch liefen von allen Theilen des Landes zahlreiche Erklärungen gegen die Reutlinger Verſammlung und für die Haltung des Miniſteriums ein; Stuttgart war, wie ſich radikale Blätter ausdrückten, ein Sumpf, ein reaktionäres Sodom geworden.

Am 4. Juni hielt nun die zuſammengetretene Fraktion des deutſchen Parlaments im Saal des Hotel Marquard ihre erſte vorbereitende Sitzung. Es waren 81 Mitglieder anweſend. Für die folgenden

Tage war denſelben der Sitzungsſaal der Kammer der Abgeordneten überlaſſen, in welchen ſie ſich am 6. Juni in feierlichem Zuge aus dem mit deutſchen und württembergiſchen Fahnen geſchmückten Rathhauſe begaben. Noch einmal ſchien eine kleine Theilnahme für dieſelben bei einem Theil der Stuttgarter Einwohner aufflackern zu wollen. Von einzelnen Bataillonen der Bürgerwehr waren Theile erſchienen und bildeten Spaliere vom Rathhauſe bis zur Kammer der Abgeordneten. Müßige Jugend und eingetroffene Fremde von allerlei ſonderbarem Ausſehen feuerten zu Lebehochrufen an, aus einigen Fenſtern hingen deutſche Fahnen und manche Einwohner Stuttgarts ſchienen das Gaſtrecht üben zu wollen und die angekommenen Fremden für den ſehr mittelmäßigen Empfang am Bahnhofe einigermaßen zu entſchädigen. Doch ſtutzten die meiſten ſchon in den erſten Sitzungen an der Sympathie, welche das Rumpfparlament für den badiſchen Aufſtand kund gab, umſomehr, als auch die Exaltirteſten die badiſche Sache in ihrem wahren Lichte zu betrachten anfingen. Hiezu trug nicht wenig bei, daß die ſogenannte proviſoriſche Regierung Badens wegen der Verhaftung Ficklers eine Proklamation an das württembergiſche Volk erließ, in welcher dieſe Verhaftung als eine Kriegserklärung gegen Baden, gegen die deutſche Sache bezeichnet und ausgeſprochen wurde, daß man dafür Genugthuung mit den Waffen in der Hand verlangen, der württembergiſchen Regierung das Schwert entgegenhalten „und die Rebellen mit den Kronen vernichten werde," wozu mitzuwirken und in erſter Linie gegen ihre eigene Regierung alſo das württembergiſche Volk aufgefordert wurde. Die Kammer der Abgeordneten beſchloß nun zwar, ihre tiefe Entrüſtung über dieſes verbrecheriſche Aktenſtück auszuſprechen, erklärte auch nach einigen Tagen (wenigſtens eine große Anzahl Deputirter that das), ihren Sitzungsſaal nicht mehr für das Rumpfparlament hergeben zu wollen, doch geſchah weiter nichts, um die Regierung gegenüber dieſem Parlamente zu ſtärken oder dieſelbe zu veranlaſſen, die Frankfurter übrig Gebliebenen nach Hauſe zu ſchicken. Und doch wäre ſchon in den erſten

Sitzungen Urſache genug dazu vorhanden geweſen. Die Verſammlung faßte z. B. auf Antrag des Dreißigerausſchuſſes ſchon am erſten Tage eine Menge Beſchlüſſe, worin es unter anderem hieß: das von den Regierungen von Preußen, Sachſen und Hannover verkündete Wahlgeſetz zum nächſten Reichstag iſt null und nichtig, und wer irgendwie zur Ausführung deſſelben mitwirkt, iſt ein Hochverräther. Ferner wurde bis zur Einſetzung eines Reichsſtatthalters eine Regentſchaft, aus fünf Perſonen beſtehend, erwählt, mit deren Eintritt die Wirkſamkeit der proviſoriſchen Centralgewalt aufhören ſolle. Die erſtaunte Reſidenz erfuhr auch am 6. Juni bereits, daß vorüber ſei die kaiſerloſe, die ſchreckliche Zeit und daß wieder, wenn auch nicht ein, doch fünf Herrſcher in Deutſchland geböten. Die fünfe waren: der Herr Regent Raveaux, welcher zugleich das Präſidium führte und mit dem der Herr Regent Becher, der Präſident der Reutlinger Verſammlung, das Kriegsweſen (!!) beſorgte; dann der Herr Regent Vogt für die auswärtigen Angelegenheiten, und die Herren Regenten Simon und Schüler, welche Finanzen, Juſtiz und das Innere übernahmen. Die Regentſchaft beeilte ſich nun, eine Proklamation zu erlaſſen, welche alſo lautete:

„An das deutſche Volk! Die bisherige proviſoriſche Centralgewalt hat ſich im Widerſpruch mit den ihr nach dem Geſetze von 28. Juni v. J. obliegenden Pflichten, beharrlich geweigert die Reichsverfaſſung durchzuführen und alle dahin zielenden Beſchlüſſe der deutſchen Nationalverſammlung unbeachtet gelaſſen. Sie hat es trotz mehrfacher Mahnung verſäumt, die Erhebung der deutſchen Volksſtämme zu Gunſten der Reichsverfaſſung zu unterſtützen und den Regierungen entgegenzutreten, die ſich anmaßten, mit offenem Friedensbruche dem deutſchen Volke eine Verfaſſuug und ein Wahlgeſetz aufzuzwingen. Die verfaſſungsgebende deutſche Reichsverſammlung hat aus dieſen Gründen in ihrer Sitzung vom 6. Juni d. J. beſchloſſen, „die bisherige Centralgewalt ihres Amtes zu entſetzen und eine Regentſchaft für Deutſchland einzuſetzen, die in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine

„Ach, Herr Doktor," entgegnete die Schmiedin, „Sie mögen ſelbſt ein ganz guter Arzt ſein, aber was das Abwarten eines Kranken betrifft, da ſtehe ich meinen Mann." — „Wollen ſagen, Ihre Frau," erwiderte die tiefe Stimme und ſetzte dann, geſchmeichelt durch das Compliment hinzu: „Allerdings, wir praktiſchen Aerzte — freilich wohl, das Einhalten der Stunden — ja, wir wollen ihn alſo ſanft erwecken."

Das war nun eigentlich gar nicht nöthig, denn ich hatte ſchon längſt meine Augen ein wenig geöffnet und würde mich ſchon lange gemeldet haben, wenn ich die Erſcheinung vor mir nicht für einen Traum gehalten hätte; denn es war mein Freund, der dort im Zimmer ſtand, der Doktor Burbus, angethan mit einem roth-karrirten Schlafrock, der meinem Onkel ſelig gehört, ſo wie die gelben Pantoffeln, die er an den Füßen, und eine weiße ſpitze Nachtmütze, die er auf dem Kopfe trug. Seinen Bart hatte er ziemlich ordentlich behandelt und ſah überhaupt ganz anſtändig aus. Neben ihm ſtand die Schmiedin, wieder einmal ſehr im Negligé, und ſchüttelte das Arzneiglas in ihrer Hand.

Nachdem ich mir einigemal die Augen gewiſcht und mich überzeugt, daß ich nicht träume, freute ich mich unendlich den Doktor wieder zu ſehen, und rief ihn laut beim Namen. Die Schmiedin ſchrack zuſammen, daß ſie faſt das Glas fallen ließ, ſo kräftig hatte ich geſchrieen,

Sicherheit und Wohlfahrt Deutschlands betreffen, die vollziehende Gewalt zu üben hat.“ Wir, die Unterzeichneten sind von den Vertretern der deutschen Nation zur Regentschaft für Deutschland ernannt worden. Es sind uns die Pflichten und Befugnisse der bisherigen Centralgewalt, die Durchführung der Reichsverfassung und die Vollziehung der Beschlüsse der Nationalversammlung übertragen worden. Für unsere Handlungen sind wir der Nationalversammlung verantwortlich. Deutsche! wir haben dem Rufe Eurer gesetzlichen Vertreter Folge geleistet im festen Vertrauen auf unsere gerechte Sache. Es gilt das Heiligste, die Freiheit und die Ehre des deutschen Volks zu retten vor maßlosen Uebergriffen der rohen Gewalt. Wir werden alle unsere Kräfte aufbieten, den Bürgerkrieg abzuwenden und auf friedlichem Wege die deutsche Einheit und Freiheit zu erreichen; wir werden aber, wenn es zur Erreichung dieses Zieles nöthig ist, der Gewalt Gewalt entgegenstellen. Hunderttausende aus allen Theilen des Vaterlandes haben feierlich gelobt, Gut und Blut für die Reichsverfassung einzusetzen (allerdings wahr, aber wo blieben diese Hunderttausende zur Zeit der Noth?); wir werden sie auffordern, in jenem Falle ihr Manneswort zu lösen. An Euch, deutsche Krieger, noch ein besonderes Wort! Das Gesetz (!!) gibt uns die Oberleitung der gesammten bewaffneten Macht Deutschlands (!!), es überläßt uns die Ernennung der Oberbefehlshaber. Ihr, deutsche Krieger, werdet dem Gesetze gehorchen, dessen bewaffneter Arm ihr seid. Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Volkswehr und des stehenden Heeres, weß Grades Ihr sein mögt, Ihr werdet alle wetteifern in pünktlichem Erfüllen der Befehle, die wir und die von uns ernannten Befehlshaber Euch zukommen lassen. Ihr werdet des Wahlspruchs jedes Kriegers eingedenk sein: Treue dem Gesetz, Gehorsam seinen Vollstreckern! Nachdem mit dem heutigen Tage der Befehl über die Reichstruppen, welche bisher der provisorischen Centralgewalt verpflichtet waren, in unsere Hände übergegangen, wird jeder fernere Gehorsam gegen Befehle der bisherigen provisorischen Centralgewalt als Treubruch gegen das Gesetz und die

deutsche Nation geahndet werden. Deutsche! In verhängnißvollem Augenblicke wenden wir uns an Euch. Noch ist es Zeit, durch unsere eigene Kraft des Vaterlandes Größe, Einheit und Freiheit zu retten, ihm Achtung zu verschaffen nach Außen und Frieden im Innern! Noch ist es Zeit, unter den Bürgschaften der deutschen Reichsverfassung eine auf Freiheit gegründete Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Ruhe und Frieden, die unerläßliche Bedingung des Erblühens von Handel und Gewerbe, werden nicht eher zurückkehren, bis der unvermeidliche Kampf zwischen dem Absolutismus und der Freiheit zu Gunsten der Freiheit beendet. Steht alle zu uns mit Eurer vollen Willens- und Thatkraft. Der gerechten Sache ist der Sieg gewiß."

Als Antwort hierauf erließ das württembergische Gesammtministerium nachfolgende Gegenerklärung:

„Die bisherige deutsche Nationalversammlung in Frankfurt hat in Folge Beschlusses vom 30. Mai v. J. ihren Wohnsitz nach Stuttgart verlegt. Zurückgeführt auf den sechsten Theil ihres Bestandes und fast ausschließlich nur noch eine einzige der im Volk enthaltenen Parteien darstellend, hat die übergesiedelte Versammlung in ihrer ersten Sitzung in wenigen Stunden, ohne Debatte, die wichtigsten Beschlüsse gefaßt, unter andern den Beschluß, die seitherige Centralgewalt in Frankfurt ab- und eine aus fünf Mitgliedern bestehende Regentschaft einzusetzen. Diese selbst aber beginnt ihre Wirksamkeit damit, sich den Befehl über die Heere aller deutschen Staaten zuzuerkennen und läßt, während sie versichert, alles aufbieten zu wollen, den Bürgerkrieg abzuwenden, bei keinem, der die Verhältnisse kennt, einen Zweifel übrig, daß ihr Beginnen nur dazu führen kann, das Gut und Blut Württembergs in einen brudermörderischen und gegenüber den größern deutschen Staaten ganz ungleichen Kampfe zu vergeuden und durch die Geldopfer, welche die in Stuttgart neugewählte Reichsregentschaft zunächst nur von unserem Staate fordern könnte, unsern ohnehin schon tief gesunkenen Wohlstand vollends zu zerrütten. Wir haben alle Zweifel an

dem rechtmäßigen Fortbestand der Nationalversammlung unerörtert lassend, in ihr nur den einer bessern Zukunft noch fähigen Rest jener politischen Schöpfung sehen wollen, an welche die deutsche Nation ihre schönsten Hoffnungen, ihr wohlberechtigtes Streben nach Einigung und Selbstbestimmung geknüpft hat; nicht verhehlen aber können wir uns, welche gewichtige Bedenken sich der behaupteten Befugniß der Versammlung entgegenstellen, die durch das Reichsgesetz vom 28. Juni 1848 bis zur definitiven Begründung einer Regierungsgewalt für Deutschland eingesetzte Centralgewalt mit einer andern zu vertauschen, und außer allem Zweifel endlich ist es, daß wir dieser neuen Regentschaft nicht die Schicksale Württembergs preis geben dürfen. Wir erklären daher, daß wir der aufgestellten provisorischen Regentschaft das Recht nicht zugestehen, ohne Zustimmung der württembergischen Regierung für Württemberg gültige Beschlüsse zu fassen, namentlich nicht das Recht über württembergische Streit- und Geldkräfte zu verfügen, und wir vertrauen zu dem im württembergischen Heere und in der Bürgerwehr lebenden Geiste der Ehre und des Pflichtgefühls. Das Heer und die Bürgerwehr, sie werden ihrer Verpflichtung eingedenk sein, die Verfassung zu beschützen, dem Gesetze Achtung zu verschaffen und die öffentliche Ordnung und Ruhe aufrecht zu erhalten. Der deutschen Reichsverfassung und allem, was das deutsche Volk von ihr hofft, auf gesetzlichem Wege durch ausführbare Mittel Geltung zu verschaffen, wird unser vereintes Streben bleiben."

Dieser Erklärung des Ministeriums schloßen sich Stadtrath und Bürgerausschuß, sowie die Commandanten der Bürgerwehr an. Auch in der Bürgerschaft fand eine Adresse in gleichem Sinne lebhaften Anklang; es kamen aber auch von verschiedenen Volksvereinen Zustimmungsadressen für die Nationalversammlung, welche natürlich von derselben mit großem Beifall begrüßt und von den radikalen Blättern bestens ausposaunt wurden. Doch wurde ihr durch die wenige Theilnahme, welche sich im Lande für sie aussprach, der Boden unter den

Füßen weggezogen und als nun die Kammer der Abgeordneten einen Mehrheitsantrag annahm, welcher lautete: „die Kammer möge zu Protokoll erklären, daß sie der Ansprache des Gesammtministeriums im Sinne der bisherigen Ausführung, welche auch der Absicht der K. Regierung gemäß sein dürfte, beitrete, daß sie also Beschlüsse der von der Nationalversammlung neuestens eingesetzten provisorischen Regentschaft nicht als ohne weiteres für Württemberg verbindlich betrachte, sondern sowohl der K. Staatsregierung, als auch, je nach ihrem Betreffe der Ständeversammlung, eine Prüfung und Anerkennung derselben vom Standpunkte der Landes- und Reichsverfassung vorbehalten, namentlich wofern dadurch die württembergischen Streit- und Geldkräfte einseitig in Anspruch genommen, oder sonst die Interessen dieses Landes durch jene Beschlüsse bedroht werden sollten," als nun weiter der Versammlung der Sitzungssaal der Kammer verweigert wurde, da sah man deutlich, daß der Name „Wanderparlament", den man dem Ueberreste der Nationalversammlung beigelegt, vollkommen gerechtfertigt sein dürfte.

Se. Majestät der König hielt in diesen Tagen eine Musterung über die Truppen und das Erscheinen des geliebten Monarchen und bewährten Führers wurde mit außerordentlicher Theilnahme begrüßt; General von Miller verlegte sein Hauptquartier in die Residenz und in der Stadt, bisher von Truppen ziemlich entblößt, sah man wieder militärisches Leben. Infanterie kam von den Höhen herab, auf der staubbedeckten Chaussee zogen Reitermassen hin und wieder und die schwarzrothen Fähnlein flatterten lustig im Winde. Auch Geschütze rasselten auf dem Pflaster und es wurde eine sechspfündige Batterie nach Stuttgart verlegt.

Das Rumpfparlament hatte sich inzwischen nach einem neuen Sitzungslokal umgesehen und für dasselbe die Reitbahn des Bereiters Fritz gewählt, nachdem sie in einem Gartensaale des Bierbrauer Kolb getagt. Die Reitbahn, ein großes leeres Gebäude, wurde mit der nöthigen Einrichtung versehen, mit Draperien, Festons und deutschen

Fahnen geziert, auch sah man Lorbeerkränze und unter vorhandenen Inschriften war eine bemerkenswerth: „die deutschen Frauen den deutschen Männern.“

Die Regentschaft begann, um ihre Thätigkeit damit zu entfalten, daß sie dem württembergischen (Reichs-) General v. Miller die schriftliche Weisung zukommen ließ, ihr allein zu gehorsamen. Daß diesem Befehl natürlich keine Folge gegeben wurde, so entsetzte sie den Reichsgeneral seiner Stelle und ließ auch dem die deutschen Streitkräfte in Schleswig und Jütland befehligenden General v. Prittwitz nachfolgende Depesche zukommen: „Wir setzen Sie hierdurch in Kenntniß, daß die deutsche constituirende Nationalversammlung in ihrer Sitzung vom 6ten d. M. beschlossen hat, die bisherige Centralgewalt ihres Amtes zu entheben und eine Regentschaft für Deutschland einzusetzen, die in allen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt Deutschlands betreffen, die vollziehende Gewalt zu üben hat. In Folge dieses Beschlusses hat hierauf die constituirende Nationalversammlung die Unterzeichneten als Mitglieder dieser Regentschaft erwählt und uns die vollziehende Gewalt übertragen. Wir haben die Reichsregierung übernommen. Indem wir Ihnen hievon, Herr General, Nachricht ertheilen, fordern wir Sie auf, künftig nur von uns, der provisorischen Reichsregentschaft und von niemand anderem Befehle oder Instruktionen anzunehmen. Zugleich ertheilen wir Ihnen hiedurch die Weisung, den Krieg gegen die Dänen rasch und energisch fortzuführen und namentlich ganz-Jütland militärisch zu besetzen, damit baldigst ein ehrenvoller Frieden geschlossen werden könne. Zu Vermittlung eines solchen Friedens werden wir demnächst einen Reichscommissär absenden. Unterhandlungen, Waffenstillstands- oder Friedensschlüsse zwischen Dänemark und deutschen Einzelstaaten werden wir nicht anerkennen.“

Man wird es begreiflich finden, daß bei der Aufregung und Spannung, in welcher sich zu dieser Zeit alle Parteien befanden, geringe Straßenscandale nicht ausblieben. Doch war die Ruhe niemals

ernſtlich bedroht und ſolche Vorfälle beſchränkten ſich auf kleine Aufläufe vor der Hauptwache, wenn hie und da ein Arreſtant eingeliefert wurde, der zu viel gelärmt, oder ein Soldat, der ſich unbotmäßig betragen. Natürlich dachte alles an große Emeuten und da fehlte es nicht, daß ſich die Königsſtraße bei ſolchen Veranlaſſungen zahlreich mit Menſchen füllte. Hauptſächlich waren es Neugierige und von den andern, welche mitſpielten, meiſtens ſehr junge, kaum erwachſene Leute beſchränkten vielleicht ſieben Achtel ihre Theilnahme auf ein ungeheures Gepfeife, auf ein wüſtes Geſchrei, auf lächerliche Drohungen und darauf, das übrige Achtel oft ſehr gegen deſſen Willen in die erſte Reihe vorzuſchieben, den Bürgerwehrmännern und Polizeibeamten gegenüber. Aber ſolche Aufläufe, namentlich bei Nacht, haben immer etwas Wildes, Unheimliches. Zahlloſe Leute ſchwärmten auf und ab, traten jetzt zu dem Knäuel vor der Hauptwache und liefen bald wieder zurück, um den entfernter ſtehenden ſchreckliche Dinge zu erzählen, die nie vorgefallen. Alle Eckſteine und Treppen waren mit Mädchen und Weiber beſetzt, die laut hinauskreiſchten und zurückwichen, ſowie in dem Menſchenknäuel vor ihnen eine kleine Bewegung entſtand. Adjutanten und Ordonnanzen, die von dem Schloß in die Kaſerne geſchickt wurden, hörte man von weither auf dem Pflaſter galoppiren, dann traben und endlich im Schritt reiten, ſowie ſie in die Nähe der Menſchenmaſſe kamen. Jetzt rückte auch Bürgerwehr an, eine Compagnie, das Gewehr im Arm und durchbricht die Reihe des zuſammengedrängten Volkes, glücklicherweiſe aber ohne jemand zu verletzen, denn man macht ihnen eilfertig Platz und es werden höchſtens einige Hühneraugen unſanft berührt oder es kommen die Gewehrkolben der Flügelleute hie und da etwas mit ſolchen in Berührung, die ſich weigern, der öffentlichen Macht Platz zu machen. Hinter ihren Reihen aber ſchließt ſich die Volksmaſſe wieder und das Gepfeife und Gejohle weit hinaus ſchallend lockt noch eine größere Menge Neugieriger heran. Auch Waffen werden herbeigeführt, aber verſteckt gehalten und hie und da ſieht man einen fremden Handwerksburſchen, der die Sache viel-

leicht irgendwo schon mitgemacht, den rostigen Säbel unter dem Rockschoße verbergend, nach dem Schauplatze eilen. „So ist's recht!“ ruft er, „das Volk muß frei werden,“ stellt sich aber vorderhand in die hinterste Reihe, um zu sehen, welchen Ausgang die Sache nehmen wird. Dieser Ausgang war aber glücklicherweise bei uns bei diesen Scenen ein vollkommen befriedigender. Bald vernahm man den festen Schritt einer heranrückenden Infanteriemasse und die Menge wich an die Häuser zurück und in die Seitenstraßen, um sich langsam zu verlaufen. Ein paarmal aber auch hatte der Himmel ein freundliches Einsehen, es fing an zu regnen und die dicht herabfallenden Tropfen säuberten die Straßen schneller, als es Militär und Polizei gekonnt hätte. Die meisten gingen nach Hause, zufrieden ein bischen Auflauf gesehen zu haben und nur die Hartnäckigsten schwärmten auf den Straßen herum, machten ihrem Unwillen durch heftige Redensarten gegen irgend eine beliebige Patrouille Luft, wurden für die Nacht eingesteckt und kamen den andern Morgen ziemlich nüchtern nach Hause.

Derartig waren nun wie gesagt die Aufläufe, welche zu jener Zeit in Stuttgart aufgeführt wurden. Für das Rumpfparlament herrschte durchaus keine Theilnahme mehr; das Interesse, welches noch vor einiger Zeit an ihm genommen wurde, hatte es selbst verscherzt durch seine an Tollheit grenzenden Beschlüsse und namentlich dadurch, daß es neben der eigenen Landesregierung eine Regentschaft anstellte, eine Regentschaft unter andern mit dem Herrn Becher, dem jene gehorchen sollte. In den nächsten Tagen traf diese Regentschaft denn auch Anordnungen wegen Aufstellung eines Reichsheers und verlangte von Württemberg neben einem Credit von einigen Millionen Gulden fünftausend Mann Infanterie, vier Schwadronen Kavallerie und zwei Batterieen. Diese Truppen sollten vor ihrem Abmarsch auf die Verfassung beeidigt werden, Landau und Rastatt besetzen und die verfassungstreuen Gebiete (wohl Baden und die Pfalz) beschützen. Jetzt schien das Maß gefüllt zu sein und die württembergische Regierung gab als Antwort auf jene Forderungen der Nationalver-

ſammlung ihren Wunſch dahin zu erkennen, ſie möge Stuttgart verlaſſen. Bei allen dieſen Widerwärtigkeiten hatte die Regentſchaft auch einen kleinen Sonnenblick, denn Vater Itzſtein traf in Stuttgart ein und brachte der entblößten Kaſſe zehntauſend Gulden von fünfundzwanzigtauſend, welche die badiſchen Machthaber zugeſichert. Gegen die am 16. Juni von der Reichsverſammlung gefaßten Beſchlüſſe über Bildung einer Volkswehr, deren Annahme von Seiten unſeres Miniſteriums einer völligen Ueberlieferung der Regierungszügel an die Regentſchaft gleich geweſen wäre, gab daſſelbe nachfolgende Erklärung:

„Das unterzeichnete Geſammtminiſterium, welches wiederholt verſichert, die deutſche Reichsverfaſſung, ſoweit es einem einzelnen Staate Deutſchlands möglich iſt, zur Anordnung zu bringen, ſo wie ſie denn auch in Wirklichkeit bereits zur Anwendung gebracht wird, erklärt hiemit, daß es die von der Nationalverſammlung geſtern Abend gefaßten, die Bildung der Volkswehr betreffenden Beſchlüſſe nicht anerkenne und ſämmtlichen württembergiſchen Behörden verbiete, dieſelben anzuerkennen.“

Zugleich wurde am 18. Juni ein Miniſterrath gehalten, in welchem man beſchloß, dem Präſidium der Reichsverſammlung anzuzeigen, daß weitere Sitzungen in Stuttgart oder Württemberg nicht mehr zugegeben werden könnten.

Als dieſer Erlaß im Publikum bekannt wurde, zeigte ſich bald auf den Straßen große Bewegung. Alle Parteien, alle Neugierigen hatten Feiertag gemacht und wogten durch die Stadt. Das Militär war ausgerückt, ſtarke Patrouillen durchzogen die Stadt und auf den öffentlichen Plätzen Stuttgarts ſah es ganz kriegeriſch aus. Ueberall war Kavallerie und Infanterie aufgeſtellt und auch die Bürgerwehr verſammelte ſich theilweiſe; namentlich in der Königs- und Kronprinzſtraße wogte es von Menſchen, und hier folgte eine Patrouille der andern. Ueberhaupt war die Militärmacht, welche heute entfaltet wurde, ſo zahlreich und achtunggebietend und dabei die Stimmung der Soldaten ſo vortrefflich, daß man im Nothfall vollkommen im Stande

war, jeden anarchiſchen Verſuch kräftig niederzuwerfen. Von dem Beſchluſſe des Miniſterraths und daß derſelbe der Kammer an jenem Morgen mitgetheilt würde, hatte man in der Stadt bereits Kenntniß erlangt und die Theilnahme des Publikums an dieſem vermuthlich letzten Tage des Rumpfparlaments war ganz anders, als die ihm anfangs bezeugte. In der Kammerſitzung wurde nun das miniſterielle Schreiben an den Präſidenten der Nationalverſammlung verleſen, daß man keine weitere Sitzungen dulden werde, und es wurde hinzugefügt, bis jetzt ſei noch keine Antwort darauf erfolgt. Da war es, wo ſich in der württembergiſchen Kammer der württembergiſche Regierungsrath (Mitglied des Miniſteriums des Innern), Herr Schoder, erhob und erklärte: er habe eine Antwort, nämlich die, daß die Nationalverſammlung ſich um 3 Uhr in ihrem Sitzungslokal verſammeln würde. Herr Schoder, der ſich unterſtand, dem Miniſterium ſeines Landes dieſe Antwort zu geben, iſt zur Zeit Präſident der verfaſſungsrevidirenden Verſammlung Württembergs. Kaum aber waren jene Worte geſprochen, ſo erhob ſich der Kriegsminiſter, General Rüpplin, von ſeinem Platz und verließ den Sitzungsſaal, um als Antwort auf die Antwort des Herrn Schoder die nöthigen militäriſchen Maßregeln zu treffen. Dieß war Mittags gegen 12 Uhr. Um 1 Uhr ritt General von Miller in Begleitung einiger Adjutanten, eines Civilcommiſſärs und einer Abtheilung Feldjäger gegen den Sitzungsſaal des Rumpfparlaments, das Fritz'ſche Reithaus, hin. Bald darauf wurden die dahin führenden Straßen von Linienmilitär und Reiterei abgeſperrt. Schon vor 3 Uhr ſah man einzelne Abgeordnete dem Parlamentslokale zugehen, ein größerer Zug folgte bald darauf, unter ihnen an der Spitze waren: Schott, Uhland und Löwe. Als ſie in die Nähe des Fritz'ſchen Reithauſes kamen, wurde ihnen von einem Civilcommiſſär erklärt, daß ſie nicht eingelaſſen würden. Präſident Löwe, welcher dagegen im Namen der Nationalverſammlung Proteſt erheben wollte, wurde durch Trommelwirbel in ſeiner Rede unterbrochen. Das Militär

benahm sich bei dieser Veranlassung mit musterhafter Ruhe und Mäßigung, und obgleich den andern Tag von Verwundungen viel gefabelt wurde, so stellte doch bald eine deßhalb eingeleitete Untersuchung die Unwahrheit dieser Behauptung klar heraus. — Die Kavallerie, welche bei dem Reithause aufgestellt war, hielt sich so lange vollkommen passiv, bis einzelne Abgeordnete, trotz der Erklärung des Civilcommissärs, den Versuch machten, sich gewaltsam dem Sitzungslokal zu nähern. Darauf rückte die Reiterei im Schritt vor und säuberte die Straßen. Es war an jenen Orten eine ziemliche Menge Volks versammelt, namentlich zahlreiche Anhänger des Rumpfparlaments, doch hielten es dieselben für gerathen, sich ruhig zu verhalten und ihren Gefühlen nur durch einiges Lebehochrufen Luft zu machen.

Nachdem auf solche Art das Rumpfparlament aufgelöst worden, zerstreuten sich die Abgeordneten theils in die Stadt, der größte Theil aber verfügte sich mit dem Präsidenten nach dem Hotel Marquard. Hier fand man aber auch bereits Kavallerie aufgestellt und bemerkte zugleich auf der Straße Gestalten aller Art. Breite Schlapphüte, viel Bartwerk, einige Blousen, kurz größtentheils „Gestalten", die man für reisende Barrikadenmänner halten konnte. Die meisten dieser Leute waren Fremde, die Niemand kennen wollte. Von ihnen wurden die zurückkehrenden Abgeordneten mit Lebehochrufen empfangen, was die Militärmacht durchaus nicht zu verhindern suchte. Als aber Simon von Trier vortrat, um an der Treppe eine Ansprache an das „Volk" zu halten, machte die Kavallerie vor dem Hotel eine Schwenkung und nöthigte den Haufen auseinander zu gehen.

So bewegt nun auch die Straßen der Stadt heute Nachmittag waren, so zahlreich Neugierige jeden Alters und Standes, unter ihnen zahlreiche Weiber und Kinder, hin und her wogten, so viele Patrouillen der Infanterie, Kavallerie und Bürgerwehr, die festgeschlossen alle Straßen kreuzten, zum Ausweichen und Auseinandergehen die harmlosen Zuschauer nöthigten, so fiel doch am heutigen Tage nirgends ein Scandal vor, fand nirgends eine eigentliche Ruhestörung statt.

der Doktor aber kam lachend auf mich zu, ſetzte ſich auf mein Bett, und mußte nun vor allen Dingen erzählen, wie er in's Haus und zu mir gekommen. — Die Geſchichte war kurz und einfach. Der Laternenhandel hatte beim Doktor das Maaß voll gemacht, oder, wenn man will, dem Faß den Boden ausgeſchlagen. Bekam er deshalb Händel mit der Polizei, ſo war ſeines Bleibens in der Stadt nicht mehr. Er hatte daher, als er wirklich citirt wurde, in ſeinem Hausweſen Alles, was des Mitnehmens werth war — und deſſen war gar nicht viel — zuſammengerafft und ſich in's Spital geflüchtet, das heißt zum Adjunkten des Spitalarztes, einem Studiengenoſſen. Nachdem er ſich dort ein paar Tage verborgen, beſchloß er, ſeinen Stab weiter zu ſetzen, wohin wußte er ſelbſt nicht, zuvor aber wollte er ſein Wort löſen und von mir Abſchied nehmen. So hatte er ſich denn vorgeſtern in der Abenddämmerung hergeſchlichen. Als er unten im Hauſe nach mir gefragt, war die Großmutter beim Namen Burbus aufmerkſam geworden und hatte ſich mit ihm unterhalten.

Da nun der theure Doktor Burbus gerade nicht auf den Mund gefallen war, wie wir wiſſen, ſo unterhielt er die gute alte Frau von ſeinen traurigen Erlebniſſen, wie es ihm theils mit, theils ohne ſein Verſchulden ſchlecht gegangen; denn er war ehrlich und auch klug genug, um ihr gegenüber zuzugeben, daß er ſeine Jugend

Der Schloßplatz war das lebendige Bild eines kleinen Feldlagers. Infanterie, Kavallerie und Artillerie war dort aufgestellt; die Reiter standen neben den Pferden, die Artilleristen lehnten am Geschütz und die Infanteristen hatten ihre Gewehre zusammengestellt und plauderten lachend miteinander, wozu die Feldmusiken lustige Tänze aufspielten. Es war keinem der Zuschauer verboten, sich unter das Militär zu mischen, und man sah häufig Gruppen von Militär und Civil beisammen stehen und sich über das Vorgefallene unterhalten. Doch kamen dabei auch gesinnungstüchtige Neckereien vor und einige unverbesserliche Subjekte versuchten es, mit den Soldaten auf ihre bekannte Art zu fraternisiren; doch waren Kolbenstöße, gut gebrauchte derbe Fäuste und einige Arrestationen der wohlverdiente Erfolg dieser patriotischen Bemühungen. Das Militär benahm sich taktvoll, getreu und ehrenhaft und zeigte manchem erstaunten Wühler, wie wenig die frühern Bier- und Weinspenden geholfen und wie fest der württembergische Soldat an seiner Pflicht, an seinem Eide und an der Treue zu seinem König halte.

Als General von Miller später bei den auf dem Schloßplatz aufgestellten Soldaten erschien, wurde er mit lautem Ruf begrüßt und seine Ansprache, die mit einem begeisterten Hoch auf den König endigte, ward mit Jubel aufgenommen. Das Militär zeigte, daß es eingedenk des Wahlspruches seines geliebten Königs: „Furchtlos und treu", den Rechtszustand, das öffentliche Wohl und die wahre Freiheit des Vaterlandes mit allen seinen Kräften zu schirmen und zu fördern jeden Augenblick bereit sein werde.

Das Rumpfparlament schien indessen nicht so gleich weichen zu wollen. Es wurde auf den folgenden Tag um 4 Uhr eine Versammlung im Werner'schen Bierhause verabredet und die Regentschaft erließ einen Aufruf, der mit den Worten schloß: „ Es gilt vor allem, Baden und der Pfalz die Bruderhülfe zuzuführen. Aus allen deutschen Ländern mögen Freiwillige den Bedrängten zu Hülfe eilen. Deutsche! duldet nicht, daß die Männer, die sich muthig für die Reichsverfas-

ſung (!?!) erhoben, dem Reichsfeinde erliegen. Bedenkt, daß die Niederlage dieſer Tapferen auch Euch das Loos der Knechtſchaft bringt. Zu den Waffen, deutſches Volk! Es gilt den heiligen Kampf für unſere Freiheit gegen ſchamloſe Unterdrückung. Zeige der Welt, daß dein Herz groß wie dein Geiſt; zeige, daß das Herz Europas, das man erſtorben wähnte, noch in Begeiſterung ſchlage für die Freiheit."

Herr Schoder, der in dieſen Tagen eine für ein Mitglied der K. Regierung gewiß noch nie dageweſene außerordentliche Thätigkeit entfaltete, ſtellte in der Kammerſitzung des 19. Juni den dringlichen Antrag: „In Erwägung, daß die Departementschefs Römer ꝛc. dem Präſidenten der deutſchen Nationalverſammlung die Vornahme jedes officiellen Aktes in Württemberg unterſagt und mit gewaltſamer Verhinderung jedes Verſuchs gedroht, auch dieſe Drohung geſtern dadurch ausgeführt haben, daß ſie das Sitzungslokal der Nationalverſammlung, geleitet von den Abgeordneten Schott und Uhland, behufs der Abhaltung einer Sitzung dem Sitzungslokal ſich nähernden Präſidenten Löwe, trotz ſeiner auf das Reichsgeſetz vom 10. Oktober 1848 geſtützten Verwahrung, mit roher Gewalt zurückdrängen ließen; in Erwägung, daß in dieſem Attentat auf die oberſte geſetzliche Gewalt des deutſchen Reiches zugleich ein Angriff auf die Verfaſſung des einen Theil des deutſchen Reichs bildenden württembergiſchen Staats gelegen iſt — beſchließt die Kammer der Abgeordneten: gegen die Departementschef Römer, Roſer, Duvernoy, Schmidlin, Rüpplin und Goppelt wegen Verletzung der Verfaſſung Anklage bei dem Staatsgerichtshofe zu erheben." Dieſer Antrag wurde aber für nicht dringlich erklärt und die Kammer ging über denſelben ſpäter zur Tagesordnung über.

Dem Präſidenten der Nationalverſammlung kam an demſelben Tage noch ein Schreiben des Miniſters des Innern zu, worin er denſelben erſuchte, ſeine bisherigen Collegen, welche Württemberg nicht ſpeciell angehörten, aufzufordern, im Laufe des nächſten Tages die Abreiſe aus Württemberg anzutreten, indem ſich die Regierung ſonſt zu ihrem Bedauern genöthigt ſehen würde, die zur Erhaltung der

Ruhe des Landes absolut gebotenen Maßregeln zu treffen. Als nun aber Nachmittags 4 Uhr die Mitglieder des Rumpfparlaments zu einer vertraulichen Besprechung im Werner'schen Lokal versammelt waren, machte ihnen Schott im Namen des Ministers Römer die Eröffnung, daß jener Befehl zurückgenommen sei und die Herren als Privatpersonen gegen Lösung von Polizeikarten und unter Nachweis des Zweckes ihres Aufenthalts hier bleiben könnten. Man beschloß jedoch, im Allgemeinen hievon keinen Gebrauch zu machen, vielmehr nach Karlsruhe überzusiedeln, wo eventuell am 25. Juni die erste Zusammenkunft stattfinden sollte.

Dieß waren die letzten Wetterleuchten des Gewitters, welches sich über Württemberg zusammengezogen hatte. Glücklicherweise aber fand keine Entladung desselben bei uns statt, es zog an unsern gesegneten Fluren vorüber, und nach den furchtbaren Blitzen und heftigen Donnerschlägen, die aus der Ferne zu uns herüberdröhnten, konnten wir uns sehr glücklich schätzen, daß es unser Land verschonte.

V.

Nach Baden.

Am 11. Juli Abends fuhr ich abermals einem Kriegsſchauplatze zu und zwar nach dem badiſchen Lande. Doch war hier die größte Arbeit gethan, die preußiſchen Truppen mit ihren Verbündeten ſtanden ſchon nahe an der Schweizergrenze. Im Schwarzwald gab es nur hie und da kleine Begegnungen zwiſchen ſtreifenden Soldaten und zerſprengten Freiſchaaren. Der Prinz von Preußen hatte mit ſeinen braven Truppen dem Aufſtand ein ſchnelles Ende gemacht, und nur die Feſtung Raſtatt, mit guten Werken, neuem ſchönem Geſchütz und reicher Munition verſehen, war noch in den Händen der Inſurgenten. Dorthin wollte ich mich wenden, um eine andere Art der Einſchließung zu ſehen, eine andere Art des Angriffs, wie ich ihm vor Malghera angewohnt.

An einem klaren ſchönen Sommermorgen ſah ich die badiſche Hauptſtadt vor mir liegen. Hinter Durlach links von der Straße ab zeigte mir der Conducteur die Kaſerne der Artillerie, Gottesaue, welche in den erſten Anfängen der badiſchen Revolution eine ſo traurige Rolle ſpielt. Da lag das große Gebäude verlaſſen und öde mit ſeinen grauen Mauern, zertrümmerten Fenſtern und offenen Thüren im Grauen des Morgens wie ein rieſenhaftes Geſpenſt, mahnend an eine

entsetzliche Mitternachtsstunde der nahen Vergangenheit, ein Geist, der nicht mehr gebannt werden kann, und der noch in langen, langen Jahren an jene schauerlichen Tage erinnern wird.

In der Stadt selbst sah man in der frühen Morgenstunde noch wenig Leben auf den Straßen, nur preußische Schildwachen spazierten auf ihrem Posten auf und ab, wahrscheinlich sich freuend, daß der Tag gekommen und die Wache bald vorbei sei. Auch Ordonnanzen ritten durch die Straßen, Kürassiere im blinkenden Harnisch. An einigen Straßenecken bemerkte man kleine Pikets von Infanterie, die feldkriegsmäßig verpackt zum Abmarsch dort angetreten waren. Einige boten ganz das lebendige Bild einer Truppe, die nach mehrtägigem Aufenthalt in einer Stadt, wo es ihr gut gegangen, nun der Trommel folgt, die sie von dannen ruft. Nach einem herzlichen Abschied von schnell erworbenen Freunden und Freundinnen, ohne Hoffnung, vielleicht je wieder zurückzukehren. Lustig schauten die Soldaten an den heitern Morgenhimmel. Hier rückte einer den Tornister, der ihn jetzt schon anfing zu drücken, etwas in die Höhe, oder zog den Brodsack herab, der schwer mit den Gaben des Hauswirths angefüllt und hinreichend versehen für den heutigen Marsch erschien. Vor der Fronte stehen die Offiziere und erzählen lachend von ihrem hiesigen Aufenthalt; hinter den Soldaten sieht man eine Gruppe von Unteroffizieren, die sich ernsthaft und bedächtig über die wahrscheinlichen Vorfälle der nächsten Tage besprechen. Den Soldaten selbst wird so kurz vor dem Ausmarsch von dem gestrengen Feldwebel etwas durch die Finger gesehen, und wenn sie nicht gar zu weit auseinander treten, so drückt der ernste gravitätische Mann mit dem wohlgenährten Körper, mit der dicken Brieftasche auf der Brust und dem langen Degen an der Seite, der Feldwebel nämlich, die Mutter der Compagnie, ein Auge zu und bemerkt nicht, wie sich dort Einer hinwegschleicht, um in dem eben geöffneten Spezereiladen seine Schnapsflasche füllen zu lassen, oder wie ein Anderer an der Ecke den letzten zärtlichen Abschied nimmt von einer jungen Badenserin, die dem schmucken lustigen Soldaten ihr

Herz geſchenkt. Jetzt hört man in einer Nebenſtraße Pferdegetrappel, — es iſt der Major mit ſeinen Adjutanten, die zu der Truppe ſtoßen. Beide ſind nicht gerade glänzend beritten. Der Major, ein dicker, wohlgenährter Familienvater, reitet ein dickes wohlgenährtes Pferd, einen Braunen, Mecklenburger-Stumpfſchwanz. Wie er um die Ecke herumkommt, beſchließt er, den Mecklenburger in Galopp zu ſetzen, doch ehe er dieß fertig bringt, galoppirt er zuerſt ſelbſt auf den Sattel, als wolle er freundlich den Gaul erſuchen, jetzt ein Gleiches zu thun. Der Adjutant, lang und hager, wie das Roß, auf dem er ſitzt, ſetzt einen gelinden Trab an und hält bei den Offizieren, wenn der Major bei der Fronte vorbeireitet. „Ein kapitales Pferd!“ ſagt der Adjutant von ſeinem Schwarzbraunen, wenig Aeußeres, aber unbezahlbar in der Schlacht.“ — „Stillgeſtanden! Alles iſt fertig und bereit. Die letzten Abſchiede werden ſchnell abgebrochen, die Offiziere ziehen ihren Degen und treten auf den rechten Flügel ihrer Züge, die Tambours haken ihre Trommel los und machen ſich fertig. „Mit Sektionen rechts ſchwenkt! — Marſch!“ — Rrrum, tum, bum, tum, — und dahin ziehen ſie. Manches Fenſter öffnete ſich, und heraus blickt ein gähnender Kopf mit der Nachtmütze und ſchüchtern manch' unfriſirtes Damenhaupt. Offiziere und Soldaten ſchielen an den Häuſern empor, winken hie und da zum Abſchiede hinauf und verſchwinden alsdann um die Ecke. Bald hört man den feſten geregelten Schritt nicht mehr, und nur dumpf und in weiter Entfernung die raſſelnden Trommeln. Endlich hört auch das auf, das Bataillon zieht auf der Chauſſee weiter, der Staub wirbelt auf, die Soldaten tragen das Gewehr, wie es ihnen gut dünkt und ſingen dazu:

Als ich an einem Sommertag,
O Lieb', o Seel', o Herzenskind, Hurrah!
Im grünen Wald im Schatten lag.
Mit der Ralle, Balle, mit der Langſamkeit,
Meine Liebe komm' herein, Hurrah!

Dabei wird der Feldflasche sehr häufig zugesprochen, der dicke Major schwitzt unsäglich und wird von dem aufwirbelnden Staube sehr geplagt, ebenso der hagere Adjutant, der viel mit dem Hauptmann der ersten Compagnie spricht, und schon nach einer Stunde ganz heiser ist. — Zuletzt sieht der Bauer, der draußen auf dem Felde arbeitet, auf der entfernten Chaussee weit ab eine große Staubwolke sich langsam fortbewegend, daraus hervor Gewehrläufe und Bajonnete blitzen und sagt: „Da zieht Infanterie."

Solche Scenen bemerkte ich beim Hereinfahren verschiedener Art, welche dann die Phantasie noch weiter verfolgte, als das Auge dieses konnte. Vor einem großen Hause, wo der Kommandirende von Karlsruhe wohnte, und ebenso an dem Stadthause, befanden sich Ordonnanzen, die Depeschen brachten und empfingen. Die Reiter waren meistens abgesessen, und Infanteristen, die sich gerade da in unwichtigen Geschäften befanden, hielten unterdessen die Pferde. So sah man in den Straßen der Stadt nur militärisches Leben, im übrigen waren die Häuser noch verschlossen, die Gardinen niedergelassen und die Karlsruher schienen noch größtentheils dem Morgenschlummer obzuliegen. — —

Die Zeit der schweren Noth, die wie ein wildes Wetter jählings über die Stadt hereinbrach, schien verschwunden. Der republikanische Fiebertraum, gespenstisch wie Hexen-Sabbath und ebenso bevölkert mit wilden unheimlichen Gestalten, zerfloß beim ersten Hahnenschrei, und das Morgenlicht der erwachenden Vernunft riß unerbittlich die nächtlichen Hüllen ab und zeigte entsetzliche Phantome, von denen sich das Auge schaudernd abwendet. Wie jener Ritter im Walde, der alle Wunden, die er seinem schattenhaften Gegner schlägt, im eigenen Fleische empfindet, so auch hier: hohnlachend verschwindet das Gespenst, aber das Blut tropft am eigenen Körper herab und die Trümmer liegen umher.

Als nun die Sonne über die Dächer heraufstieg und die Straßen mit Licht und Leben bevölkerte, ging ich aus, um mich in Karlsruhe

umzusehen. Die Stadt war ruhig und still, und das Leben in ihr athmete schwer und unmerklich. Die Straßen waren leerer als je, und es berührte einen jetzt recht unangenehm, daß man in denselben, man mochte sich wenden wohin man wollte, immer und immer das großherzogliche Schloß vor sich sah, einsam und verlassen. Von den Verheerungen des Kampfes sah man um Karlsruhe, außer einigen zertretenen Fruchtfeldern, nicht viel, in der Stadt noch weniger. Obgleich Baden noch keine Republik war, so schien man doch den großherzoglichen Wappenschildern hie und da zu Leibe gegangen zu sein, denn ich sah manche, die in äußerst verdächtigem Jugendglanze strahlten. Von Truppen war, außer einer Schwadron Küraſſiere und einiger Infanterie noch etwas naſſauiſches Militär da; badiſche Soldaten kamen faſt täglich in zahlreichen Trupps an, bald unbewaffnet von Preußen eskortirt, bald bewaffnet ſich ſelber ſtellend. Auch Dragoneroffiziere ritten wieder wie ehedem durch die Straßen; mancher dieſer Herrn hatte gewiß viel verloren, dagegen aber auch durch die troſtloſen Geſchichten gewiß einiges Neues gelernt! Ein großer Zug preußiſcher Munitionswagen, Feldſchmieden und Belagerungsgeräthſchaften, der auf der Eiſenbahn gegen Raſtatt geführt wurde, ſah äußerſt originell aus. Es waren wohl 24 Wagen mit Beſpannungspferden, die in Reihen neben einander in den Gitterkäſten ſtanden, die Geſchirre blank und ſauber geputzt, die Reiter neben den Pferden, den Kantſchuh in der Hand. Das alles durch die einzige Locomotive davongeführt.

Schaaren von Leuten aus der Stadt aller Altersklaſſen, namentlich viele Frauen und Mädchen, die gegen zehn Uhr zu einem Thore der Stadt hinauszogen, veranlaßten mich ihnen zu folgen. Sie gingen alle nach dem Friedhofe, um einem Begräbniſſe beizuwohnen, einem Begräbniſſe dreier an ihren Wunden geſtorbener preußiſcher Landwehrmänner, was hier beinahe ebenſo viel ſagen wollte, als dreier fern von der Heimath und den Ihrigen geſtorbenen Familienväter. Es iſt ſonſt nicht meine Leidenſchaft, auf Kirchhöfe zu wandeln und Leichenpredigten zu hören, wo ja faſt immer der alte Text: „er

ward geboren, nahm ein Weib und ſtarb," variirt wird; aber das war hier ganz anders, man trug drei Fremdlinge hinaus, die „getreu der Fahne, der ſie zugeſchworen," weit von ihrem Heimatsdorfe ihr Leben ließen, und der Zug der Begleitenden und Leidtragenden war zahlreich und in würdiger Haltung. Ihn eröffnete der Oberſt von Brandenſtein, der preußiſche Kommandant, und dem Wagen folgten in langer Reihe Karlsruher Bürgerwehr, das Pompier- und Schützencorps, ſowie preußiſches und naſſauiſches Militär, der Kirchhof aber war gedrängt voll Menſchen, Zuſchauer aller Alters- und Standesklaſſen, dazu ſchien die Sonne hell und glänzend, und es leuchteten die weißen Kreuze und rauſchten die Immergrünkränze, unter den Bäumen war es kühl und ſchattig, und gewiß auch ſo in der Erde, wohinein man die drei armen Soldaten verſenkte unter dumpfem Trommelwirbel; er erklang dreimal nacheinander, leiſe anfangend und dann von der vollen Kraft wieder abſterbend, daß man zuletzt nicht mehr wußte, hörte man den Trommelſchlag oder hörte man das Rollen der Erdſchollen! Der Geiſtliche ſprach, und was er ſprach, war erſchütternd und wurde wie zu lauter ſchmerzlichen Bildern. —

Fern in Preußen ſah ich einen kleinen Bauernhof, und unter den Bäumen am Hofthor ſaß ein junges Weib und überwachte ihr kleines Kind, das vor ihr auf dem Boden kroch, durch das offene Fenſter ſieht man an der Wand des Zimmers das Bild des Vaters in Landwehruniform, roh gemalt, wie es die Soldaten mit aus der Garniſon bringen, und das junge Weib (ſo ſagt der Geiſtliche) iſt in einem Zuſtande, wo das erregte Gemüth ahnungsvoller und weitſchauender iſt, wie ſonſt; ſie ſchauert zuſammen, denn in ihren Ohren klang es heute Nacht und klingt es jetzt wieder, wie dumpfer Trommelwirbel, ſie betet, und auch das Kind muß die Händchen falten, beten ja doch im ſelben Moment, hundert Meilen von ihr, ſo viel tauſend Menſchen für den Gatten und Vater, da man ihn in die Erde ſenkt, nicht einmal in die Heimaterde!

Gönnen wir den armen Soldaten, die im Kampfe verwundet im

Spital ſterben, das ärmliche Todtenopfer, die mitleidige Thräne, die in manchem Auge zittert, die hellen Tropfen, die in das Gras rollen neben die offenen Gräber, gönnen wir es einem für alle. Dieſe hier haben von den Gebliebenen das traurigſte Loos: auf dem Felde der Ehre zu ſterben, wenn die Kugel richtig traf, iſt nicht ſo ſchlimm, iſt viel luſtiger; da wiſcht ſich der Nebenmann die Augen aus, während er ladet, und winkt dem Kameraden, dem er vielleicht im nächſten Augenblick folgt, zum Abſchiede. Später macht man ein tiefes Grab, legt ihrer zwanzig auch dreißig hinein, eine ganze Geſellſchaft, lauter gute Freunde, und nicht geſchieden durch die gewiſſen Bretter; ein alter Unteroffizier will zum Gedächtniß der Todten ſprechen, aber es laufen ihm die Thränen ſo arg in den Bart, er kann nichts reden, und dieß iſt dennoch die beſte Rede, die er halten konnte; man ſchaufelt das Grab zu, ſetzt auf den Hügel ein rohes Holzkreuz, und Tauſende, die dort vorbeiziehen, ſalutiren den tapferen Kameraden. — —

— — — — — — — — — — — — — —

Es wird hier nicht unintereſſant ſein, über die Erfolge der verbündeten Truppen, unter dem Oberkommando des Prinzen von Preußen, das Nähere zu vernehmen, wie es der Heerbericht Sr. königl. Hoheit mittheilte. Derſelbe lautet:

„Die Armee, welche unter meinem Kommando beſtimmt iſt, in der Rheinpfalz und dem Großherzogthum Baden die rechtmäßige Regierung, Ordnung und Geſetz wieder herzuſtellen, ſteht nunmehr mit drei Corps in der Gegend von Karlsruhe vereinigt. Das erſte Armeecorps der bezeichneten Rheinarmee iſt unter dem General v. Hirſchfeld am 11. Juni an drei Punkten der pfälziſchen Grenze zwiſchen Kreuznach und Saarbrücken aufgeſtellt geweſen und hat am 12ten und 13ten das preußiſche Gebiet verlaſſen, in der Abſicht, mit vier Colonnen, unter denen die des linken Flügels die Reichsfeſtungen Landau und Germersheim bald möglichſt ſicher zu ſtellen beſtimmt war, concentriſch gegen Kaiſerslautern, den Sitz der ſogenannten proviſoriſchen Regierung, vorzugehen. Ich für meine Perſon hatte mich der Colonne an-

nicht ganz so angewendet, wie er gesollt. Natürlich mischte er in die Erzählung seiner letzten Unglücksfälle sehr viel Reißmehl, Barbara und Philipp, und seine Angaben stimmten mit den meinigen in so vielen Punkten überein, daß die Großmutter wohl einsah, man habe mir auf's Himmelschreienste Unrecht gethan. Auch gefiel ihr die Anhänglichkeit des Doktors an mich, kurz, sie lud ihn ein, einige Tage bis zu meiner Genesung da zu bleiben; er habe ja dann noch immer Zeit, eine neue Laufbahn anzutreten.

Meine Freude, den Doktor um mich zu haben, war nicht gering, und wir machten den ganzen Tag schöne Plane für die Zukunft. Mit meiner Besserung ging es indessen rasch vorwärts. Ich konnte bald das Bett verlassen und mich an's geöffnete Fenster setzen. Wie wohl that mir die junge frische Frühlingsluft, die selbst über die Dächer der Häuser und in die engen Straßen ihren Weg zu finden wußte, und mir im süßen Duft erzählte von tausend aufbrechenden Knospen im Walde, von bunten Blumen und Blüthen und von den eisbefreiten rauschenden Bächlein! Ich hatte eine gewaltige Sehnsucht nach dem Walde, und die Stadt lag mir beängstigend auf der Brust. Das sagte ich eines Tages dem Arzte, als er im blauen Frack mit der weißen Halsbinde vor mir saß, worauf er lächelnd mit dem Kopfe nickte und meinte, das würde sich wohl arrangiren lassen. Ja, und

geſchloſſen, welche von Kreuznach über Kirchheimbolanden und Neuſtadt dirigirt worden iſt. Auf dreien der gewählten Straßen haben die Inſurgenten zu widerſtehen verſucht, ſind indeß überall mit leichter Mühe zurückgeworfen, ſo daß die bei Homburg, Annweiler und Kirchheimbolanden ſtattgefundenen Gefechte nur unerheblich genannt werden können. Als bedeutender allein iſt die Einnahme von Ludwigshafen anzuſehen, weil ſich an dieſelbe die durch 24 Stunden dauernde, von Mannheim aus effectuirte Beſchießung des Ortes, ſowie die daraus hervorgegangene faſt völlige Zerſtörung einer außerordentlich ſchönen, dem Rheine zugewandten Häuſerreihe anſchließt. Der Verluſt der Truppen iſt in dieſen Gefechten nicht bedeutend geweſen. Er würde ein weit empfindlicherer haben ſein müſſen, wenn die Inſurgenten, deren Geſammtſtärke an den verſchiedenen Punkten der Pfalz anfangs auf etwa 10,000 Mann und 8 Geſchütze angegeben worden iſt, von ihren Kräften ernſtlichen Gebrauch zu machen verſucht hätten. Das Terrain, welches namentlich die Verwendung der Kavallerie faſt gänzlich ausſchließt, begünſtigt die Defenſive vorzugsweiſe. Ebenſo erfolglos, als mit den Waffen in der Hand, haben die Inſurgenten mit Proklamationen gegen den geſunden Sinn der Truppen anzukämpfen verſucht. Jeder Soldat hatte ſich eine beſtimmte Meinung über das verbrecheriſche Treiben der Rebellen zur Stelle mitgebracht, durch die eigene Anſchauung der Verhältniſſe nur noch mehr befeſtigt, ſo daß es allein den angeſtrengteſten Bemühungen der Offiziere zuzuſchreiben iſt, wenn im Gefechte überhaupt Gefangene gemacht worden ſind."

„Die proviſoriſche Regierung entwich bereits am 14ten aus Kaiſerslautern nach Neuſtadt, zwei Tage ſpäter gefolgt von ihrem ſogenannten Obergeneral, dem angeblichen Polen Sznayde; am 17ten waren Germersheim und Landau durch preußiſche Truppen entſetzt und deren ganzes Corps in der Umgegend dieſer beiden Orte concentrirt. Die quasi-Regierung mit den Kaſſen, ſo wie 5000 Mann Freiſchärler mit 8 Kanonen zogen in unerreichbarer Flucht am 18ten über die Brücke von Knielingen nach Baden ab. Die zahlreichen guten Ele-

mente des Landes traten ſchnell neben den einmarſchirenden Truppen wieder zu Tage; Maſſen gezwungener Freiſchärler waren in ihre Heimat zurückgekehrt. Der ſichtbare Empfang, welcher der ſo oft verſchrieenen preußiſchen Soldateska von der ungleich überwiegenden Majorität der Bevölkerung zu Theil geworden iſt, war freudig und von Worten des Dankes für die Befreiung von ſchlimmen und gefürchtetem Druck begleitet. Wenn für den Soldaten hierin etwas wohlthuendes und eine Anerkennung dafür liegen mußte, daß ſeine Ruhe Nutzen geſchaffen habe, ſo iſt dieß namentlich bei der Begrüßung mit der Beſatzung der Feſtung Landau der Fall geweſen. Mehr noch von innen durch eine unzuverläſſige Bürgerſchaft, als durch die wiederholten Angriffe der Freiſchaaren gefährdet, hatte die brave bayeriſche Garniſon ſechs ſchwere Wochen zu überſtehen gehabt. Die Offiziere hatten, mit dem Gewehr auf der Schulter, den Dienſt mit ihren Gemeinen als Poſten auf den Wällen getheilt, und ich habe es für meine Pflicht gehalten, dem verſammelten bayeriſchen Offiziercorps perſönlich auszuſprechen, wie hohe Anerkennung die Geſchichte jenes Zeitabſchnitts in der preußiſchen Armee gefunden hat. Der erſte Theil der uns geſtellten Aufgabe war gelöst. Die Pfalz war von Freiſchaaren geſäubert. Die bayeriſchen Regierungs- und Gemeindebeamten kehrten zu ihren Funktionen zurück und gleichzeitig rückte Generallieutenant Fürſt v. Thurn und Taxis mit den nunmehr über den Rhein gegangenen bayeriſchen Truppen in die Pfalz ein, welchem auf ſeinen Wunſch ein preußiſches Bataillon als Verſtärkung für Landau zurückgelaſſen wurde.

Das nächſte Ziel war nunmehr die Vereinigung des erſten (Hirſchfeld'ſchen) Corps mit dem am 21ſten am rechten Ufer ſtehenden zweiten Corps (Graf v. d. Gröben), ſowie mit dem ſchon ſeit längerer Zeit dort befindlichen dritten Corps (des Generals v. Peucker). Zu dem Ende ging das zuerſt genannte Corps, mit der Beſtimmung den Neckar und die daran aufgeſtellten feindlichen Kräfte von Süden her anzufaſſen, am 20. Juni Morgens 3 Uhr über den Rhein, machte am

21ſten mit ſeinem größern Theile, in der Abſicht, einen bei Bruchſal annoncirten, indeß in der Wirklichkeit ſpäter nicht vorgefundenen Feind zu treffen, eine Diverſion nach letzterem Orte, ſetzte hier die Eiſenbahn in Unthätigkeit, ſtand am 22ſten Abends, 1½ Meilen ſüdlich von Heidelberg, nöthigte durch dieſe Stellung die noch zwiſchen ihm und dem Neckar und die daran aufgeſtellten feindlichen Kräfte zum ſchleunigen Rückzug, öffnete ſolchergeſtalt die ſehr ſchwierigen Neckarübergänge bei Heidelberg, Ladenburg, Mannheim und war durch ſeine Vortruppen am 23ſten Morgens mit dem zweiten Corps in Heidelberg faktiſch vereinigt. Dieſe Bewegungen des erſten Corps haben indeß nur durch die wirkliche Gewalt der Waffen effectuirt werden können. Es hat am 20ſten ein unbedeutendes Zuſammentreffen mit dem Feinde bei Philippsburg ſtattgefunden, in welches bei einem kühnen Reiterangriff neben dem Tode zweier ausgezeichneter Offiziere die Verwundung des Prinzen Friedrich Karl fällt; am 21ſten aber iſt es zu einem ernſteren Gefecht bei Waghäuſel, vorwärts Philippsburg gekommen, in welchem es der Heranziehung vier neuer und entfernt ſtehender Bataillone mit acht Geſchützen der vierten Diviſion (Generalmajor v. Brun) bedurft hat, um die zuerſt engagirte erſte Diviſion (Generalmajor v. Hannecken) gegenüber einem etwa 15,000 Mann incl. 18 Kanonen ſtarken, von Mieroslawski befehligten Feinde, in ihrer Stellung zu erhalten. Das Erſcheinen dieſer Verſtärkung hat alsdann indeß, bei theilweiſer Auflöſung mehrerer Freiſchaarenabtheilungen, den ſchnellen Abzug der Inſurgenten gegen das Gebirge nach Wiesloch und Heidelberg zur Folge gehabt."

„Am 22ſten Abends iſt, wie bereits angedeutet, nicht allein Heidelberg von denſelben geräumt, ſondern auch Mannheim, in Folge des Uebertrittes dreier daſelbſt ſtationirten badiſchen Schwadronen und einer damit zuſammenhängenden Contrerevolution der Bürger, den preußiſchen Truppen friedlich übergeben geweſen. General v. Peucker überſchritt den Neckar am 21ſten 3 Meilen oberhalb Heidelberg bei Zwingenberg, dem Feind in leichtem Gefecht folgend und ſich gegen

Sinsheim wendend; das Gros des Generals v. Peucker stand am frühen Morgen des 22sten in dem sich nicht vertheidigenden Heidelberg."

„In der somit ausgeführten Vereinigung der drei Armeecorps war der zweite Theil unserer Aufgabe gelöst, der Feind zog durch das Gebirge gegen Süden auf Karlsruhe und Rastatt zu. Die bis dahin gegen Norden gerichtet gewesene Direktion des ersten Corps mußte sich nunmehr demnach mit den ersten beiden andern Corps gleichfalls zu der Richtung gegen Süden vereinigen. Dieselbe hat uns nach einem am 24sten stattgefundenen, nicht unbedeutenden Gefecht bei Ubstatt, einem zweiten am 24sten bei Neudorf und Bruchsal und der gewaltsamen Wegnahme von Durlach am 25sten, gleichfalls gestern in die vom Feinde verlassene Hauptstadt Karlsruhe geführt. Die provisorische Regierung hat sich nach Rastatt geflüchtet, die Behörden des Großherzogs sind in der Residenz restituirt, und es ist demnach unter den verschiedenen Theilaufgaben, aus welchen unser großer Endzweck besteht, nach den bereits angegebenen beiden Resultaten, nunmehr ein dritter Punkt gelöst worden. Die Bevölkerung der Residenz hat uns mit Jubel als Befreier von täglich gesteigertem Terrorismus empfangen. Die Rebellen haben den starken Arm der Gerechtigkeit in unsern Waffen kennen gelernt; alle treuen Unterthanen der Regierung werden ihre norddeutschen Brüder als zuverlässige Freunde erprobt finden. Die von Hause aus genommene Ansicht, daß der Widerstand in Baden ernster als in der Pfalz sein werde, hat sich bestätigt. Gestützt auf die eidbrüchigen badischen Truppen, namentlich zahlreiche Artillerie und die umfassenden Vorräthe der Festung Rastatt, ist die materielle Widerstandsfähigkeit des Feindes nur bedeutend zu nennen. Aber seine mannigfachen Siegesberichte haben in Folge des fortdauernden Rückzuges der eingetretenen Demoralisation in seinen Reihen nicht wehren können, und mit Gottes Hülfe wird das Endziel hoffentlich auf nicht blutigeren Wegen erreicht werden, als es bisher geschehen ist. An der Spitze einer Armee, welche sich fern von jeder politischen Verirrung durch freudige moralische Berufstreue,

wie durch Tapferkeit und Ausdauer vor dem Feinde gleich auszeichnet, ſehe ich vertrauensvoll in die Zukunft, und beabſichtige unverzüglich in fortgeſetzter Operation gegen Raſtatt und den weitern Süden vorzugehen."

Mit den Päſſen und ſonſtigen Legitimationspapieren nahm man es in dieſen Tagen in Karlsruhe ſehr genau, aber ich muß von der andern Seite geſtehen, daß ſowohl auf der Polizei, ſo wie auf der preußiſchen Kommandantur, wo ſämmtliche derartigen Papiere ein militäriſches Viſa erhielten, Jedermann mit der größten Höflichkeit und Freundlichkeit behandelt wurde. Ich würde es mir im entgegengeſetzten Falle zur Pflicht machen, dergleichen vor das Forum der Oeffentlichkeit zu bringen, denn Plackereien auf dem Paßbureau oder auf der Poſt, die häufig genug dem Wanderer das Leben ſauer machen, ſind zu Nutz' und Frommen aller wehrloſen Reiſenden nicht oft und laut genug zu rügen. Von dem genannten Polizeiamt kann, wie angeführt, nur Rühmliches geſagt werden, ja es ging hier ziemlich heiter zu, namentlich wenn anweſende junge und ältere Damen behufs Ausſtellung einer Legitimationskarte ermahnt wurden, ihr Alter gewiſſenhaft anzugeben. Hiebei machte ich auch die Bemerkung, daß ſich die meiſten der anweſenden Karlsruher Damen in ſehr zartem Alter befanden. Auf der preußiſchen Kommandantur drängten die Leute mit Papier in der Hand ſich ordentlich zu der Schreibſtube und da wurde geſtempelt und geſchrieben, daß es eine Luſt war.

In Folge eines ziemlich langen Aufenthalts in dieſen Büreau's wäre ich beinahe zu ſpät zur Eiſenbahn gekommen und ich hätte auch in der That für heute da bleiben müſſen, wenn der Zug von dem Oberland in Folge der Unterbrechung zwiſchen Oos und Muggenſturm nicht länger ausgeblieben wäre, wie gewöhnlich. Auf dem Bahnhof befanden ſich eine große Menge Leute, beiderlei Geſchlechts, von den verſchiedenſten Ständen und Altersklaſſen; Paſſagiere, die mit dem nächſten Zuge landaufwärts reiſen wollten, gab es nicht ſehr viele, und die

meisten der Anwesenden warteten auf den Zug, um Nachrichten aus dem preußischen Lager und von Rastatt zu erhalten. Man hörte die abenteuerlichsten und seltsamsten Gerüchte aus der eingeschlossenen Festung. Einer wußte ganz genau, sie besäßen dort allen möglichen Proviant und zwar für wenigstens ein Jahr, ein anderer wußte ebenso sicher, daß sie jetzt schon beinahe nichts mehr zu beißen hätten, und sich deßhalb schon in den nächsten Tagen den Preußen übergeben müßten.

Was nun die Belagerungsarbeiten der letztern anbelangte, so konnte man darüber hier ebenfalls nur zu viel erfahren. Nach diesem wollte man die Festung aushungern, nach jenem dagegen erstürmen, nach einem andern hatte man schon mächtige Batterien erbaut, und sah jeden Augenblick einer großen Beschießung entgegen. Ja Letzteres wußten einige Leute so sicher, daß sie mit demselben Zuge an jenem Nachmittag, mit dem auch ich ging, nach Kuppenheim fuhren, um heute Nacht das wahrscheinliche prachtvolle Schauspiel einer großen Beschießung zu genießen.

Endlich fuhren wir ab. Wenige Stunden von Karlsruhe schon merkte man an dem kriegerischen Leben in Dörfern und auf Feldern, daß man sich einem großen Heerlager näherte; hier saßen in den Bahnhöfen preußische und nassauische Soldaten und ruhten, ihre Pfeife rauchend, gemächlich aus. Beide Theile ihrem Aeußern nach sehr verschieden und zwar zum Vortheil der Preußen. Der Waffenrock kleidet sehr gut und der Helm gibt namentlich den Köpfen der ältern Landwehrleute mit ihren großen Bärten etwas schön militärisches. Dazu ist das gelbe Lederzeug der Nassauer dem Auge nicht wohlthuend, und der preußische Unteroffizier mit seinem weißen spiegelblanken Bandelier müßte unfehlbar sagen: „der Mann sieht malpropre aus," und hätte nicht unrecht. Dort trabte ein Uhlan lustig über's Feld, die schwarz-weiße Fahne seiner Lanze flattert hoch, und die große Ledertasche zeigt, daß er Depeschen überbringt. In Muggensturm (bis wohin die Eisenbahn von Karlsruhe aus fuhr) war nahe beim Bahn

hof eine kleine Biwache preußiſcher Küraſſiere. Hier ſah es überhaupt lebhaft und kriegeriſch aus. Offiziere und Soldaten vieler Waffengattungen — Küraſſiere, Huſaren, Infanterie — bewegten ſich durcheinander oder ſaßen vor der großen Schenkbude, um einen kühlen Trank zu genießen. Die Pferde der Küraſſiere ſtanden an ihren Halfterſtöcken auf dem Felde, vor ihnen waren Küraſſe, Helm, Pallaſch und Sattel zu ſchönen kriegeriſchen Trophäen zuſammengeſetzt, die Leute aber lagen unter einem Wetterdach von Brettern und Reiſig und ſangen muntere Lieder.

Ueberhaupt ſahen die Truppen geſund, wohl und munter aus, und es ſchien ihnen nichts abzugehen. So viel ich gehört, war man auch hier zu Lande mit ihrem Betragen wohl zufrieden, ſie waren dankbar für das, was man ihnen gab, verlangten nichts Ungebührliches, und wo einmal ein kleiner Exceß vorkam, beſtraften meiſtentheils die eigenen Kameraden den Schuldigen zur Genugthuung der Beſchädigten und zu dem Zweck, damit die Ehre des Corps nicht durch zu häufige gerechtfertigte Anklagen leide! Von Trunkenheit hörte man nicht viel, denn ein kleiner Schnaps zur Magenſtärkung oder ein guter Kaffee iſt dem Norddeutſchen lieber, als der in Baden und Württemberg unvermeidliche Schoppen.

Von Muggenſturm an waren die Dörfer zahlreich mit Militär beſetzt, die Preußen hatten Raſtatt, das man von der Straße mit Thüren und Wällen deutlich ſah, eng umzingelt.

In erſterem Orte fand ich einen Wagen aus Baden-Baden und dahin zur Begleitung einen Wachtmeiſter von der badiſchen reitenden Artillerie, der einigermaßen, aber wie er ſagte, gezwungener Theilnehmer am Aufſtande geweſen und jetzt in ſeine Heimat entlaſſen worden war. Der Abend dieſes Tages war ſchön und klar, und zwiſchen den kriegeriſchen Bildern, die man in Dörfern und von den Landſtraßen ſah, that es dem Auge ordentlich wohl, die Bauern überall auf den Feldern arbeiten zu ſehen und neben Geſchütz- und Munitionskarren hohe ſchwankende Leiterwagen voll duftenden Heus. Bald ſah

ich Raſtatt rechts neben mir liegen, ſah jedoch nur ein paar Kirchen und einige horizontale Linien, wahrſcheinlich Wälle und Werke, doch war ich auf der Landſtraße zu weit von der Stadt entfernt, um etwas dorten erkennen zu können. Wie ganz anders mochte es heute da drinnen ausſehen, als vor vier Wochen, wo ich dieſelbe Gegend, aber unter anderen Verhältniſſen geſehen und wo alle die unglücklichen verblendeten Menſchen noch voller Zuverſicht eines gewiſſen Sieges waren.

Zuweilen erblickte ich dort drüben bei Raſtatt weißen Dampf aufſteigen und hörte darauf den dumpfen Knall eines Geſchützes; im Uebrigen war es trotz der belagerten Feſtung ein ſtiller friedlicher Sommerabend, die preußiſchen Soldaten ſaßen allenthalben ſingend und ihre Pfeife rauchend vor den Häuſern, Pferde wurden in das benachbarte Waſſer zur Schwemme geritten und der friedlich ausſehende Rauch aus den Schornſteinen ſtieg kerzengerade in die Höhe.

Bald hatte ich Oos erreicht und fuhr auf der ſchönen herrlichen Straße dem reizenden Thale zu, worin Baden-Baden liegt. Gern wäre ich in Kuppenheim geblieben, um in unmittelbarer Nähe der Feſtung zu ſein, doch war es keine Möglichkeit, dort auch nur die allerbeſcheidenſte Unterkunft zu finden. Nach einer kleinen halben Stunde raſſelten wir durch die Straßen und ich fand im Zähringer Hofe ein freundliches Zimmer.

VI.

Baden-Baden. Raſtatt.

Wer Baden-Baden in ſeinem Glanze, d. h. mitten in einer beſuchten Saiſon geſehen hat, und trat nun, wie ich, am andern Morgen beim ſchönſten Sommerwetter auf die leeren, öden Straßen, der müßte, auch wenn man ihm vorhergeſagt, daß wenig Fremde gegenwärtig da zu finden ſeien, überraſcht ſtehen bleiben und kaum ſeinen Augen trauen. Da lagen dieſelben hübſchen reinlichen Straßen, auf denen ſonſt zahlloſe Equipagen gerollt und der heiße Sonnenſtrahl machte ſich breit auf ihnen und fand nirgends einen Gegenſtand, durch den er hätte einen Schatten hervorbringen können. Die Jalouſien und Läden der zierlichen Häuſer waren feſt verſchloſſen, und von all' den vielen blitzenden Augen, den verſchiedenſten Nationen angehörend, die hier vordem auf das Gewühl niedergeſchaut, war nichts mehr zu ſehen. Die ganze Fremdenliſte von Baden beſchränkte ſich auf einige deutſche adelige Familien, die den Winter hier zugebracht, und auf ein paar Penſionäre und Halbgentlemen — trauriges Surrogat des frühern Glanzes, — die ſich vorgenommen hatten, in Baden eine Saiſon mitzumachen. Mochte nun dieſe Saiſon glänzend ſein oder nicht, das war ihnen vielleicht ganz gleichgültig, oder der letztere Fall war ihnen vielleicht noch lieber, denn alsdann hatten ſie auf der Prome-

nade viel mehr Platz und konnten vor dem Kurſaal zu ihrer Taſſe Kaffee mindeſtens drei Stühle benützen. Dieſe leere Promenade hatte in der That etwas ungemein Troſtloſes, da ſpielte allabendlich vor einem Dutzend Perſonen die Bademuſik oft in der gleichen Anzahl, wie ihre Zuhörer, meiſtens aber waren es mehr Künſtler, wie Perſonen des Publikums. Sehr ſonderbar, ja in gewiſſer Hinſicht ergötzlich ſoll der Anblick von Baden-Baden mit ſeinen herrlichen Promenaden und ſeinen großen ſchönen Gebäuden noch vor wenig Wochen geweſen ſein, als nämlich Volkswehr und Freiſchaaren hier vorübergehend im Quartier lagen und in ihren Blouſen, Schlapphüten und großen Bärten die Plätze ausfüllten, wo ſich ſonſt die eleganteſte Welt umhertrieb. Ja im Kurſaal, im Converſationshaus und auf den Promenaden von Baden-Baden eine zahlreiche Geſellſchaft von Freiſchaaren zu ſehen, mit Bekleidung und Bewaffnung der verſchiedenſten Art muß immerhin ein ſonderbarer Anblick geweſen ſein.

Der Zähringer Hof, in dem ich wohnte, war wohl das einzige der großen Hotels, welches nicht verſchloſſen war oder faſt ganz leer ſtand. Im Gegentheil hatten wir zuweilen eine table d'hôte von 30 Perſonen und auch zuweilen Abends eine ziemliche Anzahl von Gäſten, meiſtens preußiſche Offiziere aus dem Lager bei Kuppenheim.

Man ſchwebte hier in Baden immer in einer großen Ungewißheit, was es mit Raſtatt eigentlich geben werde. Daß es von den preußiſchen Truppen enge eingeſchloſſen war, wußte man. In Steinmauern, Ettichheim bis Muggenſturm ſtand die erſte Diviſion unter General Schack, in und um Iffezheim die zweite unter General Cöllen, und von Forch gegen Kuppenheim die dritte unter Oberſt Graf Schlieffen. Im letztgenannten Ort befand ſich der Corpskommandant, General v. d. Gröben, und dieß ganze zur Belagerung combinirte dritte Armeecorps wurde auf 20 bis 24,000 Mann geſchätzt.

Von den Fremden, welche ſich hier in Baden-Baden befanden, waren die meiſten der Belagerung zu liebe hier, und deßhalb nach Kuppenheim unſer täglicher Ausflug. Von Belagerungsarbeiten ſah

es kam auch wirklich auf die schönste Weise zu Stande. Der Arzt schrieb auf der Großmutter Veranlassung einige Zeilen an den Vormund, und nach einigen Tagen antwortete dieser so gut und freundlich als wir es nur wünschen konnten. Im Brief stand unter Anderm: „Was mir der Doktor über den Jungen geschrieben, freut mich, da ich sehe, daß er sich wieder in der Besserung befindet. Auch glaube ich, er hat ganz recht, wenn er vorschreibt, man solle ihn das Frühjahr und den Sommer zu seiner Erholung auf dem Lande zubringen lassen, und ich bin ganz damit einverstanden. Ich denke, man schreibt an den Vetter, der die Waldmühle hat. Er wird sich gern gegen ein mäßiges Kostgeld dazu verstehen, den Jungen ein halbes Jahr aufzunehmen."

Dieser Vorschlag leuchtete der Großmutter, so wie der Tante ein, nur die Schmiedin schluchzte Einiges von Mühlenwassern, Rädern und dergleichen gefährlichen Geschichten. Es wurde sogleich an den Vetter geschrieben und schon nach einigen Tagen kam die befriedigenste Antwort. Von einem Kostgelde wollte der vermögliche Mann nichts wissen. Die Aussicht, den Sommer auf dem Lande zubringen zu können, statt wieder in einen finstern Laden zu kriechen, machte mich überglücklich. An meinen guten Freund Burbus hatte ich dabei nicht gedacht, der am Morgen, nachdem man sich den Abend vorher im großen Familienrath entschlossen, mich in

man aber um die Feſtung herum vorderhand nicht viel, was der Rede werth war, das Belagerungsgeſchütz befand ſich noch unterwegs, von den großen Schanzzeuggärten bemerkte ich nichts, und es hat auch wohl nie in der Abſicht des Kommandirenden gelegen, mit vollkommenen Belagerungsarbeiten gegen die Feſtung vorzugehen. Es wird nicht unintereſſant ſein, hier einen Blick auf die Geſchichte der Bundesfeſtung Raſtatt zu werfen und namentlich auf die Begebenheiten der letzten Wochen derſelben, wie ſie die Allgemeine Zeitung in einigen vortrefflichen Aufſätzen brachte.

„Sowohl als Reichsfeſtung verdient die Stadt Raſtatt eine gewiſſe Aufmerkſamkeit, ebenſo als der Ort, wo aus einem dem Anſcheine nach zufälligen Soldatenexcavall der republikaniſche Umſturz in Baden ſeinen Anfang nahm. Die Reichsfeſtung iſt in unvollendetem Zuſtand, und leider wurden an dem urſprünglich erweiterten Plan nichts weniger als vortheilhafte Aenderungen aus finanziellen Rückſichten vorgenommen. Noch in der Mitte des vergangenen Jahres waren über 8000 Arbeiter an den Werken beſchäftigt, die aber zu Ende des Jahres auf kaum 200 herabgeſetzt wurden, und da Oeſterreich ſowohl als Preußen in Folge der Zeitverhältniſſe mit ihren Geldbeiträgen zurückhielten, ſo ſtanden ſelbſt vor Ausbruch der gegenwärtigen Unruhen und bei Wiederkehr der guten Jahreszeit kaum 1000 Menſchen in regelmäßiger Arbeit. Merkwürdig genug trug man ſich lange zuvor, ehe an eine Befeſtigung Raſtatts nur gedacht wurde, allgemein mit einer alten Volksprophezeihung, nach welcher Raſtatt befeſtigt, aber die Befeſtigung nicht vollendet werden ſollte, und dieſe Prophezeihung hat durch die Ereigniſſe bis jetzt nur Beſtätigung erhalten. Es wäre dieß ein empfindliches Unglück für die Stadt, die, wenn man von dem für den Augenblick vermehrten Verdienſt abſieht, in manchem Bezuge bedeutend eingebüßt hat.

Raſtatt, zuletzt die Reſidenz der Markgrafen von Baden-Baden, liegt in einem ehemaligen Rheinbette, deſſen beiderſeitige Ufer ſich in einer doppelten Erderhöhung, von denen eine ſich von dem Kapellen-

berge am Schloß hin in der Richtung von Steinmauern, und die andere von der ſogenannten Kormerei in der Richtung von Iffezheim hinzieht, ganz gut erkennen ließen, bevor durch die Feſtungsarbeiten hierin gleichfalls einige Aenderungen verurſacht wurden; indeſſen kann man ſelbſt jetzt noch die Spuren mit ziemlicher Sicherheit verfolgen, und zum Ueberfluß befindet ſich in der unmittelbaren Nähe ein Altwaſſer, das noch heutzutage der Altrhein heißt. Die durch Raſtatt fließende **Murg** mußte zu jener Zeit oberhalb der Stelle, wo jetzt Raſtatt liegt, in den Rhein getreten ſein und wirklich hatte ſie unterhalb Raſtatt noch im vorigen Jahrhundert kein beſtimmtes Bette, bis für ihren Ausfluß nach Steinmauern zu, wo der Fluß jetzt in den Rhein fällt, ein beſonderer Kanal gegraben wurde. Damals war Raſtatt in Folge der auf dieſe Weiſe in der Umgebung erzeugten ſtehenden Waſſer ein regelmäßiges Fieberneſt, und ſeit den durch den Feſtungsbau herbeigeführten Aufdämmungen und Vertiefungen hat ſich das Fieber auch wieder eingeſtellt; nach dem Urtheile der Aerzte wird die Reichsfeſtung Raſtatt eine ungeſunde Garniſon werden.

Zu den verſchwundenen hiſtoriſchen Erinnerungen des Orts gehört auch die vermöge der neuen Feſtungsarbeiten kaum noch erkennbare Stelle, an welcher die franzöſiſchen Geſandten zur Zeit des Raſtatter Congreſſes ermordet wurden; doch in Bezug auf die Thatſache ſelbſt konnte manches aus dem Gedächtniß noch lebender älterer Einwohner nachgeholt werden, das ſonſt auch bald unwiederbringlicher Vergeſſenheit anheimfallen dürfte. Daß die That von öſterreichiſchen Soldaten, und zwar Szeklerhuſaren verübt wurde, unterliegt keinem Zweifel, da viele noch lebende Einwohner die ganz in der Nähe einquartierten Szekler theilweiſe perſönlich kannten und nach der That erblickten, wie ſie namentlich große Geldſummen offen auf der Straße (an dem ſogenannten Ettlinger Thore) unter ſich vertheilten, die ſie als Lohn erhalten haben ſollten. Der am beſten über den ganzen Verlauf unterrichtete Mann in der Stadt war der ehemalige Bürgermeiſter und Landtagsdeputirte Höllmann, Eigenthümer des Gaſthauſes zum Kreuz, der

aber ſeither verſtorben iſt. Dieſer verſicherte nun dem Referenten dieſes, welcher zu ihm in freundſchaftlicher Beziehung ſtand, oftmals, jene Ermordung wäre die Folge einer Privatrache geweſen, indem nämlich der zweite öſterreichiſche Geſandte, Graf Erhardt, von dem franzöſiſchen Geſandten Bonnier einmal eine Ohrfeige erhalten, wofür er ſich alsdann auf dieſe Weiſe gerächt habe: auch wäre er einer Strafe von ſeinem Hofe hauptſächlich nur durch die Gunſt der Kaiſerin Mutter entgangen. Derſelbe Graf Erhardt erſchoß ſich ſpäter, wie Höllmann verſicherte, aus Furcht oder Gewiſſensbiſſen, auf einem ihm angehörigen Gute im Badiſchen, als die franzöſiſche Armee zur Zeit des Krieges von 1805 im Begriff ſtand, über den Rhein nach Oeſterreich vorzurücken. Jene Privatbeleidigung war bekannte Thatſache und eine gewiſſe Einwirkung derſelben auf die Begebenheit, die anerkanntermaßen von dem Grafen Erhardt ganz geleitet wurde — die zu der That beorderten Szekler folgten dem beſonderen Befehl des Geſandten, und ein in dem benachbarten Städtchen Gernsbach im Murgthale liegender Rittmeiſter ſoll ausdrücklich alle Betheiligung von ſich mit den Worten abgewieſen haben: „er wäre öſterreichiſcher Soldat, kein Meuchelmörder" — kann man leicht zugeſtehen. Indeſſen wirkten dabei auch ſicherlich noch andere Beweggründe. Einmal der von Jominy in ſeinem bekannten Werke angeführte, daß man ſich aus den den franzöſiſchen Geſandten abgenommenen Papieren hätte überzeugen wollen, inwieweit deutſche Reichsfürſten ſich mit den franzöſiſchen Geſandten in politiſche Verbindungen eingelaſſen; und eine weitere Vermuthung ergibt ſich aus den Zeitumſtänden, nämlich die, daß, nachdem Oeſterreich den Krieg bereits in Italien ſchon wieder längſt gegen Frankreich begonnen, man glauben konnte, durch jene auffallende That Deutſchland und die Reichsfürſten gegenüber von Frankreich zu compromittiren und dadurch wider Willen unmittelbar nach ſich in den Krieg zu ziehen; womit auch die eifrigen Bemühungen des öſterreichiſchen Kabinets, die öffentliche Meinung über die Urheber irre zu leiten — ſprengte man doch namentlich das Gerücht aus, der Mord wäre von als Szekler

verkleideten Franzosen verübt worden, deren Uniformen man in Straßburg fabricirt hatte — ganz gut übereinstimmen konnten.

Ohne Frage lassen sich aber alle aufgezählten Motive miteinander vereinigen: ein persönlich auf das tiefste und unverzeihlichste gekränkter österreichischer Gesandter mit besondern geheimen Verbindungen am Wiener Hof, welcher die That anrieth, und diese auf die beiden zuletzt erwähnten Berechnungen hin als eine Staatsnothwendigkeit, welche durch die dabei zu erreichenden Vortheile hinlänglich entschuldigt wurde, dringlichst empfohlen haben konnte.

Im übrigen bietet die Stadt wenig Merkwürdiges dar: sie hat keine Fabriken — eine früher daselbst bestandene englische Stahlfabrik ist schon längst eingegangen — und die Bewohner nährten sich bisher hauptsächlich vom Ackerbau und von einem lebhaften Personenverkehr und Güterdurchzug, die besonders durch die Lage der Stadt begünstigt wurden an einer Stelle, wo sich viele Hauptstraßen kreuzen: eine nach Straßburg und Frankreich, eine nach Frankfurt und den Norden von Deutschland, eine nach der Schweiz und dem ganzen Süden und endlich eine nach Württemberg und dem östlichen Deutschland, wiewohl dieser Vortheil der Stadt nunmehr gänzlich durch die Eisenbahn entzogen ist. Auch die bedeutenden Stadtwaldungen, deren Eichen und Eschen mit den höchsten Preisen bezahlt und besonders als Holländerstämme sehr geschätzt wurden, sind in Folge der Festungsarbeiten völlig ausgehauen worden, und damit gehen auch besonders treffliche, und bei den Gutschmeckern berühmte Trüffeln, die einen eigenen Trüffeljäger beschäftigten, verloren. Mit einem Wort, die Stadt als Festung hat keine andern Erwerbsquellen mehr als ihren Ackerbau und die Garnison, und dem Wohlstand der Stadt stehen keine guten Aussichten bevor.

Was von den Türkentrophäen des berühmten Markgrafen Ludwig von Baden-Baden, des Freundes von Eugen, noch vorhanden ist, befindet sich im Schlosse aufbewahrt.

Schon seit einem Jahre war die Disciplin des badischen Militärs

ſo untergraben, daß jeden Tag die Zuſtände kommen konnten, die jetzt wirklich hereingebrochen ſind. Ob es die Schuld der Obern war, welche die Zeit verkannten, ob die Zeit ſelbſt das geſunde Blut in wilden Gährungsſtoff umwandelte, iſt gleichgültig; das Uebel war, wenn je heilbar, nur zu heilen durch conſequente Durchführung eines Grundſatzes, ſei's der Härte oder der Milde. Gerade dieſe Grundſätze fehlten. Als im vorigen Jahr gerade hier jene Beiſpiele von Meiſterloſigkeit der Beſatzung ſich zeigten, beſchwichtigte man durch zuckerſüße Worte; hernach, als durch die paar Schüſſe auf die Republikaner und den Lohn durch Orden und Ehrenzeichen für dieſe Thaten der Boden wieder befeſtigt ſchien, erhielten jene Worte bittern Nachgeſchmack durch Zuchthaus- und Feſtungsurtheile. Und als die neuen Exceſſe vom letzten Winter durch einen Melodramenauftritt, das Verſöhnungsfeſt zwiſchen Oeſterreichern und Badenern, geſchloſſen waren, als die Spukgeſchichten der weißen Frau beendigt waren, als dieſes Frühjahr die Rekruten ſich eifrig und willig einübten, da glaubte man das Spiel gewonnen, und oft hörte man von Offizieren rühmen, daß bei einem neuen Aufſtande ihre Soldaten wie Löwen gegen das Volk kämpfen würden. Der unbefangene Beobachter hatte es mittlerweile ſich nie verhehlt, daß heute oder morgen eine Prätorianerwirthſchaft ausbrechen könne, wie ſie Rom je in ſeinen ſchlimmſten Tagen geſehen. Daß dieſe Stimmung von den überaus thätigen demokratiſchen Vereinen benützt wurde, konnte man vorausſagen, ohne Kalchas oder Teireſias zu ſein; ſchon acht Tage vor dem wirklichen Ausbruch ſprach man von einer Auflehnung gegen das Ausrücken zu einer Waffenübung, welche nur unterblieb, weil letztere durch einen Regen vereitelt wurde.

So ſtanden die Dinge, als am 9. Mai die Bürgerwehr bei ihrer Waffenübung ſich über den Beitritt zu den Beſchlüſſen der Karlsruher Bürgerwehr für die Reichsverfaſſung erklären ſollte. Auf dem Exercirplatz fand ſie einige hundert Mann der hieſigen Beſatzung mit ihren Unteroffizieren im Viereck aufgeſtellt, welche ſie mit lautem Lebehoch

empfingen. Offiziere ſah man nur am Eingang des Platzes oder von den Wällen herab der Dinge ſpähend, die da kommen ſollten. Jene Offiziere der Wehrmänner, die von der Sache wußten, ſie vielleicht veranlaßt hatten, forderten den Bannerführer auf, ſich den Soldaten zu nähern, indem dieſe zu gleichem Zweck mit uns Hand in Hand zu gehen wünſchten. Nach einigem Zögern wurde willfahrt; die Soldaten ſprachen für den Zweck der Erhaltung und Schirmung der Reichsverfaſſung ihr Gelöbniß, ihren Wunſch der Verbrüderung mit den Bürgern aus, der mit großem Jubel aufgenommen wurde.

Mittlerweile hatten die Oberoffiziere in ängſtlicher Spannung auf das Ergebniß gelauſcht; da der Schritt der Soldaten immer noch geſetzlich war, ließ man die Sache wieder auf ſich beruhen, man ignorirte ſie. Tags darauf neue Verſammlung der Bürger und Soldaten ſchon mit beſtimmterem Charakter; die Zuzüge kamen geregelt, zum Theil mit entblößten Waffen und einer Fahne; einer der Redner erklärte, jetzt müſſe man auf das Volk ſich ſtützen, mit dieſem gehen, da die Könige ihren ſchlechten Willen ſo deutlich zeigten. Dieſer Mann wurde des andern Tags (11. Mai) vom Obriſten Hoffmann unter einem beliebigen Vorwande in der Leopoldskaſerne verhaftet. Kaum war die That ruchbar, ſo ſtürmten ſeine Kameraden die Kaſerne; nur durch einen Oberoffizier, welcher, der Gewalt weichend, den Gefangenen freigab, wurde Aergeres verhütet. Einige Stürmer wurden verhaftet, des Nachmittags der Arreſt erbrochen, die Gefangenen befreit; der Bürgermeiſter ſtellte Ruhe her. Des Abends drängten ſich die Soldaten zahlreich um die Aufſtellung der Bürgerwehr; ſchon ſah man da und dort ſcharfe Patronen ſich mittheilen; es war die Stille vor dem Gewitter. Plötzlich ertönt der Ruf, ein ſoldatenfreundlicher Hauptmann ſei in Arreſt geſetzt; wüthend ſtürmten die Soldaten dahin, dorthin, ihn zu ſuchen, umlagerten die Leopoldskaſerne, wo Hauptmann Degenfeld mit Mühe den Eingang vertheidigte. In dieſem Augenblick erſchien nach dem Oberſten Hoffmann auch der Obriſt des dritten Regiments, Pierron, vor den Stürmenden. Gegen ihn wandte

ſich die Wuth. Würfe mit Steinen, mit Faſchinenmeſſern begrüßten ihn; ein Dragoner hieb nach Pierron, zerſchnitt die Zügel ſeines Pferdes; mit Mühe rettete den Obriſten ſein Adjutant, indem er den loſen Zügelriemen ergriff und durch die Menge ſprengte. Auch Obriſt Hoffmann wurde durch einen Steinwurf verwundet.

Ein neues falſches Gerücht entzündete die Maſſen: „ein Kanonier ſei vom Hauptmann Degenfeld erſtochen.“ Die tobende Menge zog unter Todesdrohungen vor deſſen Wohnung, vor die Wohnungen anderer Offiziere, vor das Haus des Obriſten Pierron. Dort hielt der Gouverneur von Cloßmann, deſſen humanes Benehmen ſeit Jahren rühmend anerkannt wurde, mit einer Schwadron Dragoner. Wie Spreu, aber unter dem Brüllen der Wuth, zerſtieb auf einen Augenblick die Menge, unter welche ſich das Proletariat der Feſtungsarbeiter gemengt hatte. Der General, welcher ſich vergeblich verſtändlich zu machen ſuchte, muß, durch fünf Steinwürfe verwundet, ſich zurückziehen. Jetzt wird das Haus des Oberſten Pierron geſtürmt; als man ihn nicht findet, ſchleppen die Meuterer die Fahnen des Regiments hinweg mit dem Säbel, den der Oberſt in manchen Feldzügen — er hatte ſchon als Lieutenant den Karl-Friedrichs-Orden — mit Tapferkeit geſchwungen. Die Beute wird auf dem Rathhauſe niedergelegt, wo der Bürgermeiſter, mit einer Wache der Bürgerwehr umgeben, über die bedrohte Stadt wacht. Auf ſeinen Verweis läßt der Haufe ſich gefallen, daß die Fahne in die Kaſerne des Regiments getragen wird, und die Haufen verlieren ſich ſo ruhig, daß nach dem Zapfenſtreich ein Fremder die Vorgänge weder geglaubt, noch geahnt haben würde, daß ſchon das Plakat gedruckt war, welches den Belagerungsſtand verkünden ſollte, was nur durch Zureden des Bürgermeiſters und im Bewußtſein der Unmöglichkeit der Durchführung unterblieben war. Des andern Tags wurde ein Unteroffizier aus ſeiner Kaſerne geſchleppt, von den eigenen Kameraden mit Fäuſten, Steinwürfen, Faſchinenmeſſern faſt bis auf den Tod zerfleiſcht; da kein Kanonier von einem Offizier getödtet war, ſollte er einen wenigſtens verwundet haben. Mit der Ankunft des

Kriegsministers und einiger Schwadronen, nebst einer reitenden Batterie, erwachte die Hoffnung auf Wiederkehr der Ordnung. Wer die Winke der Soldaten, die geringe Wirkung des Generalmarsches sah, erwartete in stiller Ergebung, daß irgend ein neues Gerücht der Funke in diese Pulvertonne sei. Die beiden Obersten, viele Familien flüchteten. Plötzlich ertönt der Ruf: „Preußen kommen!“ Rasend eilt die Menge bewaffnet gegen das Karlsruher Thor; in der Nähe, im Schloßgarten, waren die Dragoner und die reitende Artillerie aufgestellt; hier wurde Hauptmann Zeroni, der den Versuch gemacht hatte, mit vertrauter Mannschaft die Ausfallbatterie zu bespannen, angegriffen und verwundet; nur die Schnelligkeit seines Pferdes rettete ihn; verwundet wurde beim Versuch, seine Dragoner herauszuführen, Rittmeister La Roche, der Tags darauf in Karlsruhe seinen Tod gefunden hat. Den Dragonern wird Befehl gegeben, auf die Haufen einzureiten; beim Anblick, auf den Zuruf ihrer Kameraden stutzen sie, sie schwenken, verweigern den Offizieren den Gehorsam. Jetzt gewinnt General Hoffmann mit der reitenden Batterie, den Offizieren der Kanoniere und Reiterei, nebst wenigen Reitern die Karlsruher Straße durch eine Poterne; andere Offiziere retten sich auf andere Weise; Generalmarsch ruft die Bürgerwehr unter Waffen; mit ihr vereinigen sich die zurückgebliebenen Dragoner, bald rückt auch die Linie an mit den noch übrigen Offizieren. Ein Vertheidigungsausschuß wird gewählt, die Thore abgeschlossen, die Brücken abgehoben, Vorposten ausgestellt, die Wälle besetzt, im Schloßhof, auf den Plätzen der Stadt lagern sich die Truppen am Wachfeuer.

Unglaublich ist die Leichtigkeit, mit welcher die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet und geglaubt wurden; von diesem, von jenem Thor ruft man um Verstärkung; schon seien die Reichsfeinde vor den Wällen angelangt; es gebe Spione in der Stadt unter Offizieren, Verräther unter den Soldaten; ein Kanonier, der verkleidet die schöne Nacht zu einem Kiltgang benützen will, wird von seinen Kameraden als Spion erschossen, ein anderer durch die gleiche Kugel verwundet, ein Ein-

wohner erschossen auf der Straße gefunden. Natürlich zeigt sich bald die Grundlosigkeit des Preußenlärms. Hauptmann Greiner, durch das Gerücht seiner Verhaftung jetzt ein Abgott der Soldaten, wird Tags darauf, den 13., als Vicegouverneur aufgestellt, das Kommando der Garnison und Regimenter bestimmt, die Offenburger Versammlung durch eine Abordnung beschickt.

Mittlerweile hatte die großherzogliche Regierung die Offenburger Punktationen; „Allgemeine Amnestie, unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung, Auflösung der schon am Verscheiden befindlichen Kammer und Einberufung einer constituirenden Versammlung, Abdankung des Ministeriums und Wahl von Peter und Brentano zu Ministern" anzunehmen nicht Muth, nicht Einsicht, noch wies Bekk auf die Bezwingung des vorjährigen Aufstands durch Bajonnete hin, obgleich leicht zu sehen war, daß bei dieser Stimmung der Truppen es sich nicht um ein Putschgelüste, sondern um eine großgewachsene Revolution handle. Mittlerweile wurden die bekannten Offenburger Beschlüsse angenommen und durch Gögg, ein Mitglied des Landesausschusses, verkündet. Es schienen die Wogen sich zu legen; da erbrauste noch einmal der Sturm durch einen Gott weiß von wem angeordneten Generalmarsch.

„Die Offiziere sind Verräther, sie sind unter uns, nieder mit ihnen," war das Losungswort, und nur besonnenem Einschreiten ist es zu verdanken, daß nicht zur nämlichen Stunde, da in Karlsruhe Militär und Bürgerwehr sich bekämpfte, da der Großherzog und die Minister sich nach Lauterburg im Elsaß flüchteten, auch hier eine Bartholomäusnacht über die Offiziere hereinbrach. Der neugewählte Kommandant der Artillerie, Heusch, wird unter dem abenteuerlichen Vorwand verhaftet, er habe die Festung in die Luft sprengen wollen; kaum kann er der Wuth der Soldaten entrissen werden, vor welcher auch der Platzmajor sich in ein Versteck retten muß. Der General Cloßmann wird abgesetzt, verhaftet, erst nach zwei Tagen erhält er

die Erlaubniß, die Feſtung zu verlaſſen, als man die Verhafteten nach Karlsruhe bringt.

Von da an wurde der Zuſtand der Reichsfeſtung immer zweifelhafter, immer proviſoriſcher; die Garniſon wechſelte beſtändig landaufwärts, landabwärts. Eine Proklamation verdrängte die andere, und vor allem dem ſtand der Rekrut ziemlich verblüfften Angeſichts und war außerordentlich erſtaunt, daß aus ſeinem Krawall, ſeinen Hochrufen, ſeinen Steinwürfen und den Hieben mit dem Faſchinenmeſſer ſo großartige Dinge entſtanden. Dazu fanden es die Soldaten außerordentlich angenehm, daß ſie täglich vier Kreuzer Zulage erhielten, daß Bier und Wein gut und wohlfeil war, und daß ſich vorderhand von einem Feinde weit und breit nichts ſehen ließ.

Die öſterreichiſche Beſatzung war abgezogen, und mehrere Mitglieder des Landesausſchuſſes waren der Anſicht, daß, abgeſehen von der Anerkennung der Reichsverfaſſung, nur ſolche Truppen einzulaſſen ſeien, deren Stimmung verläſſig ſei.

Unterdeſſen that die Soldateska in der Feſtung, was ihr eben gut dünkte, ſo fiel ihr am 30. Mai ein, nach dem benachbarten Baden zu ziehen, um den Oberſten Pierron und die übrigen dort befindlichen verabſchiedeten Offiziere zu holen und zu dieſer Razzia machte ſich ein Haufen von 2—300 Soldaten auf den Weg. Als ſie nach Oos kamen, begegnete ihnen der von Baden kommende Eiſenbahnzug, dem ſie ein energiſches Halt! zuriefen; da es aber nicht möglich war, die Locomotive im vollen Laufe einzuhalten und ſie auch vielleicht glauben mochten, die Offiziere befinden ſich, von dannen fliehend, auf dem Convoi, ſo gaben ſie drei Salven auf den Zug, in Folge deren der Locomotivführer an Kopf und Fuß verwundet und mehrere Wagen durchlöchert wurden. Glücklicherweiſe geſchah kein weiteres Unglück, indem die Reiſenden von den Conducteuren ermahnt wurden, ſich auf den Boden der Wagen niederzuwerfen.

Es iſt gewiß merkwürdig, daß über dieſen Zug dem Gouverneur

einigen Tagen fortzuschicken, statt im rothkarrirten Schlafrock in seinem eigenen Anzug erschien und erklärte er sei jetzt reisefertig, um in die Welt hinaus zu ziehen. Das fiel mir schwer auf's Herz, und als die Jungfer Schmiedin allein bei mir saß und mich traurig betrachtete, was sie jetzt bei meiner bevorstehenden Abreise nur zu häufig that, eröffnete ich ihr mein Herz, wie traurig es mich mache, daß uns jetzt der arme Doktor Burbus verlasse, der keinen Menschen auf der weiten Welt habe. Daß es leicht war, sie bis zu Thränen zu rühren, versteht sich, und sie versprach mir, mit der Großmutter darüber zu reden, was sie denn auch alsbald that. Und der Erfolg blieb nicht aus: der Doktor erschien vor mir und erzählte mir, die gute Frau habe ihm in's Gewissen geredet und ihn ermahnt, jetzt endlich einen ordentlichen Lebenswandel anzufangen, ihm aber sofort gesagt, wenn er mich auf ein paar Monate begleiten wolle, so würde dieß dem Vetter gewiß ganz angenehm sein, und er habe inzwischen Zeit, sich nach etwas Anderem umzusehen.

Jetzt war Freude an allen Ecken. In kurzer Zeit waren die nöthigen Vorkehrungen getroffen, meine Reiseequipage besorgt, und der Doktor, den das ganze weibliche Personal recht wohl leiden konnte, ging auch nicht leer aus. — An einem schönen Morgen, als die Sonne zum erstenmal recht warm schien, entließ uns die Großmutter mit einem stillen Händedruck und ihrem

der Feſtung ein Bericht abgeſtattet wurde, daß er endlich nicht mehr vermochte, als für die Zukunft ähnliche Unternehmungen zu verbieten.

Ueberhaupt ſchwammen die freien Soldaten in einem Meer von Vergnügen. Die Offiziere befahlen nichts mehr, oder wenn ſie auch etwas befahlen, ſo wurde ihnen nicht gehorcht. Es war eine wilde Wirthſchaft und Alles ſchien jubelnd ſagen zu wollen: àprès nous le déluge und die Sündfluth ſchien denn auch endlich zu kommen und der ſo heitere Himmel drohte ſich zu verfinſtern, denn in der Richtung gegen die Pfalz ſtiegen für die glückſelige badiſche Freiheit drohende Wetterwolken auf, die ſich immer weiter ausbreiteten und am Ende den ganzen Horizont mit dunklem Gewölk umzogen. Das Volksheer wurde auf allen Punkten geſchlagen, Karlsruhe von den Preußen eingenommen und ein großer Theil der geſchlagenen Freiſchärler, der Schweizer, Polen, der Artillerie und badiſchen Infanterie wälzte ſich gegen Raſtatt, welches der Anfang, das Ende des Aufſtandes werden ſollte.

„In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni," ſagt ein Tagebuch aus Raſtatt in der Allgemeinen Zeitung, „führte ein Extrazug die proviſoriſche Regierung landaufwärts, kam der Vortrab der fliehenden Armee in Raſtatt an, Ueberreſte des Leibregiments, einem Bataillon des zweiten, Dragoner aller Regimenter, viele ohne Pferde, mit ihnen Struve und ſeine Frau, der ſeit der Beſetzung der Rheinpfalz ſich wieder bei der Armee eingefunden hatte. Seine Anrede erwiederten die Feſtungskanoniere mit dem Erſuchen, ſogleich die Feſtung zu verlaſſen — und ſo trieb er, gebeugt von dem Fluche, der an ſeine Ferſen ſich zu heften ſcheint, auf dem Wrak ſeiner kühnen Hoffnungen zum drittenmal hinaus in die Brandung des unſteten Lebens.

Gegen Mittag kommt Mieroslawski mit dem Generalſtabe; es bedurfte einer Berathung, bis er Einlaß fand. Den Tag über bis in die ſpäte Nacht dauerte der Rückzug: badiſche Volkswehr, das vierte Regiment, die Feldartillerie, einzelne Bataillone des erſten, zweiten,

dritten, die Hanauer Turner, die Robert Blum'ſche, die deutſch-polniſche, die Schweizer-Legion, die Volkswehren aus Rheinbayern, das Sigel'ſche Corps. Zwei Bataillone des dritten Regiments mit der einzigen Muſikbande, die ſich nicht aufgelöst hatte und die Reſte der drei Dragonerregimenter bildeten den Nachtrab. Die edelſten Pferde des großherzoglichen Marſtalls, des Markgrafen, des Fürſten von Fürſtenberg bäumten ſich unter den Adjutanten des Generals, knirſchten ſchäumend neben und vor den Kanonen, wie unwillig über den unberechtigten plebejiſchen Reiter, am koſtbaren Gebiß. In der Poſt drängten ſich die Führer: Mieroslawski zu Pferde, gekrümmt wie ein Winkelzeichen, in einfachem blauen Rock, rothen Beinkleidern, die goldverbrämte Mütze auf der niedern Stirn, mit ſtarkem blonden Bart, ein Bild froher Gemüthlichkeit bis die hellblauen Augen Zornesblitze ſchleuderten. Gajewski, der ſtämmige Oborski, die beiden Sigel mit jugendlich unbärtigem Geſicht, der alte Böning mit wallendem Bart und Haupthaar, Sznaide, Becker und Blenker gingen nach kurzer Raſt flußaufwärts. Es war ein Babel von Sprachen und Verdolmetſchung, was manchen ſtrategiſchen Fehler erklärte. Mieroslawski ſprach mit wenig Anerkennung von Truppen und Volkswehr: Ah ces gaillards, qu'on les chasse au feu s'ils ne veulent pas marcher, disant: „Es geht nich!“

Tags darauf war Muſterung. Sie wies an Soldaten und Volkswehr neunzehn Bataillone, ohne Artillerie etwa 18,000 Mann. Kampfſähig durch die Ruhe der geſtrigen Nacht — freilich von Tauſenden auf dem Pflaſter, in erbrochenen Kirchen, auf der Flur verlaſſener Häuſer zugebracht — boten ſie ein tröſtlicheres Bild, als am Tag zuvor, an welchem faſt nur die Turner, Polen und Schweizer noch aufrechten Hauptes einhergingen. Jetzt erſt fing man an für die Verproviantirung der Feſtung zu ſorgen. Vom Oberland brachte jeder Zug neue Sendungen von Lebensmitteln, ein Raubzug führte die ganze Sennerei des Markgrafen Wilhelm vom Muſtergute Rothenfels der Feſtung zu.

Der Generalſtab regiert — durch Plakate, welche faſt ſtündlich an den Straßenecken aufgeklebt werden. Merkwürdig iſt Mieroslawski's viertes Bulletin. Er nennt ſeine Flucht von Waghäuſel über Heidelberg, Sinsheim und Bretten einen „kühnen Flankenmarſch," und ſchreibt nicht nur die wilde Flucht der Dragoner bei erſterem Orte der Verrätherei des Oberſten Becker zu, ſondern ſpricht von einer ausgedehnten Verſchwörung des badiſchen Offizierscorps, in Folge deren Sznaide und er ſelbſt verhaftet worden ſeien. Die beiden Oberſten aber (Biedenfeld und Thome, früher penſionirte Hauptleute), welche die Verhaftung vorgenommen, ſtehen mittlerweile an der Spitze ihrer Regimenter und verkehren dienſtlich mit dem General.

Ein Theil der Armee bezieht nach und nach die Vertheidigungslinie, der linke Flügel lehnt ſich an Steinmauern, Edigheim, der rechte reicht vom Eingang des Murgthals am Eichelberge bis Gernsbach; das Centrum bildete eine halbe Stunde vor der Feſtung eine Verſchanzung vor dem ſumpfigen Niederwalde auf einer kleinen Anhöhe, welche den Knoten der Rhein- und Bergſtraße bildet. In der Feſtung ſelbſt zehrte die Beſatzung reichlich von den zugeführten Vorräthen; die Augen der Kanoniere funkeln ſeltſam. Vieles erinnert an die Maitage. Plötzliche Gerüchte tauchen auf: bald brennt Karlsruhe, bald ſind die Preußen in Mörſch und Malſch, bald iſt Oberſt Becker vor ein Kriegsgericht geſtellt und erwartet ſeinen Tod, bald iſt dieſer und jener Spion eingefangen. Einer von letztern, angeblich ein preußiſcher Major, in der That aber ein rheinbayriſcher Blouſenmann, welcher wegen Trunkes in Edenkoben und Durlach verhaftet geweſen war, wird auf dem Wege zum Verhör ſeiner Bedeckung entriſſen; ein Kanonier ſpaltet auf dem Marktplatz ihm den Schädel, trotz der tödtlichen Wunde entreißt er ſich der wüthenden Rotte und entflieht in der nächſten Straße, aber er wird eingeholt, und von Bajonnetſtichen getroffen; mit der letzten Kraft reißt er das Eiſen aus der klaffenden Wunde und flieht noch einige Schritte; da trifft ihn ein Schuß, er fällt in die Kniee und bittet um den Troſt eines Prieſters — er wird

ihm verſagt — um einen Schuß, der ſeiner Marter ein Ende mache. Da drückt ein Wehrmann auf ſeine Bruſt los, noch einen Aufſprung und ſeine Glieder dehnen ſich im Todeskrampf. Mit Blut befleckt ſtehen ſeine Mörder, ſtehen Mädchen, Frauen mit Kindern auf dem Arme bei der Leiche; der Generalauditor, welcher den Gefangenen hatte ſchützen wollen, wird ſchwer verwundet weggeſchafft. Kaum ſind zwei Stunden verfloſſen, ſo erhebt ſich ein neuer Sturm. Die Kanoniere ſtürmen in das Gefängniß des preußiſchen Majors Hinderſin. Sei's Zureden, ſei's Schamgefühl, ſie begnügen ſich mit der Ueberzeugung ſeiner Anweſenheit. „Aber den Juden raus!" brüllt es jetzt. Ein Sprachlehrer Weil aus Karlsruhe, bald des Waffenkaufes, bald der Späherei angeklagt, wird dem Gefängniß entriſſen, unter einem Gewölbe geſchwungener Säbel durch die Stadt geſchleppt. Da hilft kein Abmahnen. Achſelzuckend und ſelbſt bedroht ſteht der Gouverneur, ſteht der Amtsvorſtand vom Verſuche ab, den Haufen zu durchbrechen. Nur eine hohe Geſtalt im Calabreſerhut, Germain Metternich, dringt durch die Menge; nach langem vergeblichem Zureden, den Mann dem Kriegsgerichte zu überlaſſen, erreicht er wenigſtens, daß ſie verſprechen, den Unglücklichen nicht zu martern, nicht in der Stadt zu tödten (!!) Vor dem Rheinthor, zwiſchen Mauer und Wall tödten drei Kugeln den Armen, der mit irrem Blick und zitterndem Lächeln bis zum letzten Athemzug ſeine Unſchuld betheuert. „Guter Gott," ſagte mir ein alter Lanzknecht von den Schweizern, „unſere Sache kann keinen guten Ausgang nehmen; dieſes Blut wird mit Feuer aufgetrocknet in dieſer Stadt!" Und wo war der Obergeneral, wo ſeine Adjutanten? Ach, dieſe galoppirten in den Straßen, jener aß Kirſchen, ſeine Lieblingsfrucht, und machte Plane. Von den Thätern wurde, ſo viel mir bekannt, niemand zur Rechenſchaft gezogen.

Den 28. Juni begannen die preußiſchen Truppen mit Fußvolk und einigem Feldgeſchütz den Angriff auf die Linie der Inſurgenten; ihr rechter Flügel nahm Edigheim faſt ohne Kampf einem Banner Volkswehr weg, das Centrum — bis Muggenſturm vorgeſchoben —

blieb in dieſer Stellung. Bis zum Einbruch der Nacht knatterte das Plänkler- und Rottenfeuer, vermengt mit dem vollen Donner des Feldgeſchützes. Bei der Statue des donnernden Zeus auf dem Belvedere des Schloſſes breitete ſich vor zahlreichen Zuſchauern das Panorama des hin und herwogenden Kampfs aus. In der Nacht wurden von der Kampfſtätte bei Michelbach etwa 20 Verwundete eingebracht, worunter ein badiſcher Hauptmann und ein preußiſcher Unteroffizier, welcher bald an Verblutung ſtarb. Die preußiſchen Spitzkugeln gingen — nach der Angabe dieſer Leute — meiſt zu hoch, oder trafen, ſich ſenkend, die Füße; ihre Artillerie war faſt ohne Wirkung — zwei ſchwere Fußwunden von Leuten, welche matte Kugeln aufhalten wollten.

Den 29ſten in aller Früh bereiteten ſich die Inſurgenten zur Abwehr eines neuen Angriffs; früh 3 Uhr Generalmarſch und Allarmhörner. Die Bürgerwehr von Raſtatt hielt Hausdurchſuchung und trieb ſäumige Soldaten und Volkswehr, Offiziere ohne Mannſchaft und Mannſchaft ohne Waffen auf die Sammelplätze. Der General recognoscirte auf dem rechten Flügel. Von 10 Uhr ab begann das Feuern mit Kleingewehr auf der ganzen Linie der Aufſtändiſchen, gegen Mittag nahm die Artillerie Antheil am Gefecht. Nach 1 Uhr beſetzte Volkswehr und die Raſtatter Bürgerwehr die Wälle und Forts; Freiwillige nahmen an dem Kampfe Antheil; von der Stellung in Muggenſturm greifen die Preußen die feſte Stellung im Niederwalde und die Brücke von Kuppenheim zugleich an. Erſtere ward aufgegeben — man ſagt, weil nach Rauenthal ziehende Unterſtützung von der Beſatzung für Preußen gehalten worden ſei. — Zugleich kommt die Nachricht, der rechte Flügel der Badener bei Steinmauern ſei bedroht. Den Fliehenden folgen preußiſche Plänkler bis in den Bereich der Wallgeſchütze; Wagen mit Verwundeten werden eingebracht; man trägt Waſſer zum Bahnhof zur Erquickung der erſchöpften Mannſchaft. Doch jetzt kommt die Meldung, daß von Kuppenheim und Steinmauern die Preußen ſich auf ihr Centrum zurückziehen und daß das der Inſur-

genten in neuem Angriff vorrückt; durch heftiges Plänkler- und Rottenfeuer werden die Preußen bis zu der von ihnen genommenen Verſchanzung zurückgeworfen. Die einbrechende Nacht macht dem Kampf ein Ende; die Preußen ziehen ſich nach Muggenſturm, die Badener in die Feſtung zurück, da der Befehlshaber des dritten Regiments ſich weigert, mit ſeiner erſchöpften Mannſchaft die Verſchanzung wieder zu beziehen; nur ein Banner Freiburger Volkswehr beſetzt den Ort Rauenthal.

Im Ganzen waren von der Seite der Belagerten etwa 4000 Mann im Gefecht; die Preußen mochten dagegen 6000 Mann ſtark geweſen ſein, jedoch mit wenig Geſchütz. In Raſtatt wurden etwa 60 Verwundete eingebracht; Todte ſollen ziemlich zahlreich im Niederwalde gelegen haben. Außer der deutſch-polniſchen Legion hatte ſich von der Volkswehr das Banner von Neuchen, nach Verſicherung der Augenzeugen, ſehr gut geſchlagen und den Feind mehrmals zum Weichen gebracht. Die Stadt wurde auf Befehl des „glänzenden Sieges" wegen erleuchtet; doch gar viele Wohnungen blieben dunkel, deren Eigenthümer ſchon geflohen waren oder erſchöpft im Schlafe lagen, oder die Sache nur für den Erfolg einer ſtarken Recognoscirung anſahen.

Ueber den Angriff bei Muggenſturm gibt der von Elſenhans redigirte Feſtungsbote den bemerkenswerthen Zug, daß der Hauptmann Hinterhofer aus Naſſau, um verwundet nicht in die Hände des Feindes zu fallen, ſich mit dem Schwert ſo durchbohrte, daß dieſes aus dem Rücken herausragte.

Den 30. gerieth die durch einen pomphaften Aufruf noch mehr angeregte Siegesfreude in bedeutende Abnahme. Die vorgeſchobenen Poſten wurden auf die Murglinie zurückgezogen. Es verbreitete ſich die Nachricht, die Preußen bedrohen vom Gebirg die obere Murg bei Gernsbach, Dampfboote bringen ihre Truppen nach Steinmauern, Blittersdorf, Iffezheim — im Rücken der Vertheidigungslinie; während dieſe von allen Punkten angegriffen wird, läßt Mieroslawski einen

Arzneiwagen mit einem bedeutenden Theil der Kriegskasse bepacken und zieht mit dem Stabe nach Oos zurück. Seit dem 29. und 30. früh war fast all' seine verfügbare Macht in einer Linie, ohne Reserven, im Kampf gewesen. Jetzt zersprengten die Preußen die Artilleriebedeckung bei Kuppenheim, und gewonnen war die dortige Stellung.

Waren schon an den vorhergehenden Tagen bei dem Gefechte nur wenige der vielen Ordonnanzen des Generals im Feuer gesehen worden, so war jetzt die Verwirrung noch größer. Fast jeder handelte auf eigene Faust. Vielen war die Vereinigung mit dem abziehenden Heere unmöglich gemacht; so einem großen Theil der Feldartillerie. Abends zog auch Sigel ab, mit dem Versprechen, wenn Entsatz möglich, diesen in acht Tagen zu bringen. In der Festung blieb das gelbe (dritte) Regiment, einige Compagnien des ersten und zweiten, eine Abtheilung Dragoner, die polnisch-deutsche Legion, die rheinbayerische Artillerie mit einem Theil des pfälzischen Volksheers, einige Banner badische Volkswehren, zusammen etwa 5000 Mann, die sich aber schon in den nächsten Tagen durch Ausreißerei unter 4000 verminderten.

Tiedemann, der Sohn des berühmten Anatomen, jüngst erst aus griechischen Diensten ausgetreten, war zum Festungsgouverneur ernannt worden; sein Vorgänger, Hauptmann Greiner, hatte den Tag nach der „Spionenschlächterei" seinen Posten verlassen. Rastatt war eingeschlossen. Der Versuch einer Feldbatterie, sich ohne Bedeckung durch Iffezheim durchzuschleichen, mißlang; das Dorf war schon besetzt.

Eine Woche lang verfuhren die Belagerer ganz schonend gegen die Festung; die Zufuhr war abgeschnitten, im Hauptquartier zu Kuppenheim, am Eisenbahnwall bei Niederbühl, in den Rhein- und Rieddörfern ritten Patrouillen; bis nach Malsch brauste die Locomotive und brachte Belagerungsgeschütz, Mannschaft und Lebensmittel. Auf den ährengelben Feldern konnte man von den Wällen aus den preußischen Spitzhelm neben der braunen Schnitterin erkennen; die Ein-

quartirten halfen ihren Wirthen den Segen des Ackers in die Scheune bringen; darüber hin blauer Himmel, heller Sonnenschein; es war ein gemüthliches Leben, ein Schäferspiel vor dem blutigen Drama.

Hinter den Wällen war die Kehrseite des schönen Bildes. Nur die Abwesenheit der . . ki's und . . ski's, nicht das Walten der Ordnung überzeugte uns, daß die polnische Wirthschaft abgezogen. Der Eine gab Auslaßkarten für die zum Transport der Verwundeten requirirten Bauern der Umgegend, der Andere widerrief sie. Hier wurden mit und ohne Anweisung der Kriegscommissäre das Monturmagazin von Ettlingen geleert, dort zogen Kanoniere, Dragoner, Soldaten von der Linie den Volkswehren und Freischaaren, welche ihre zerrissenen Kleider mit guten vertauscht, und über die Blousen den Soldatenmantel geworfen hatten, die Kleidung vom Leibe. Hier verkauften Wehrmänner Ballen von Linnen, Bettzeug, aus den Kasernen gestohlen, oder packten Tücher auf die Bagagewagen; dort drangen auf Befehl ihres Obersten die Soldaten des dritten Regiments in die Wohnungen der Schneider und nahmen die zum Verarbeiten zugeschnittenen Militärtücher — oft das Eigenthum der eigenen Kameraden — als ihrem Regimente gehörig, hinweg.

Der Gouverneur, umgeben meist von ausländischem Stabe, machte Kraftäußerungen, welche, da sie mit gröblichen Worten begleitet waren, die Offiziere verletzten, während er es gleichzeitig auch mit den Einwohnern verdarb, da er den zur Uebergabe rathenden Bürgermeister mit thätlichen Mißhandlungen bedrohte. Auf diese Art bewirkte er unter der Besatzung einen Zwiespalt, welcher heute seine eigene Verhaftung, morgen einen blutigen Zusammenstoß zwischen den Volkswehren und Soldaten hervorzurufen drohte.

In dieser Lage der Dinge hatte am 2. Juli der General Graf von der Gröben die Besatzung zur Uebergabe, mit 24 Stunden Bedenkzeit, aufgefordert, und hinzugefügt, daß Rastatt vom zweiten Corps der Rheinarmee umschlossen sei, und daß zwei andere Armeecorps die in Flucht und Auflösung begriffenen Freischaaren verfolgten. Vier

Tage ſpäter ſchwamm die Murg herab der Stadt entgegen eine verſiegelte Flaſche mit ähnlicher Aufforderung an die Bürger, und der Nachricht, daß Mieroslawski's Volkswehren ſich zerſtreut, die Reiterei, die Linie, die reitende Artillerie von Freiburg aus ihre Unterwerfung angezeigt haben. Die Uebergabe wurde nach kurzer Berathung vom Gouverneur abgelehnt, und der Muth der Beſatzung durch Gerüchte belebt. Da waren nicht nur Oeſterreicher und Ruſſen von den Ungarn geſchlagen, ſondern dieſe in Schleſien eingerückt, zugleich ein Aufruhr am Rhein ausgebrochen, die Heſſen und Naſſauer in ihre Heimath zurückgekehrt, die Preußen bei Achern geſchlagen und ein württembergiſches Armeecorps durch das Murgthal gegen dieſelben im Anmarſch. So ſuchten die Verzweifelten, welche nach der Uebergabe bis zum gemeinen Kanonier herab ſtandrechtliche Behandlung fürchteten, die Unentſchiedenen, die Entmuthigten aufzuſtacheln. Deſſenungeachtet entwarfen in einer Verſammlung am 4. Juli die Offiziere des dritten Regiments, der Raſtatter Bürgerwehr, mit mehreren der Artillerie den Entwurf einer Capitulation; dieſe ſollte dadurch möglich gemacht werden, daß an Tiedemanns Stelle v. Biedenfeld zum Gouverneur ernannt würde. An der Unentſchloſſenheit dieſes ſonſt tapferen Soldaten ſcheiterte der Plan; in einer Nachmittagsverſammlung der übrigen Offiziere, der Ausländer und Volkswehren (auch die frühere Verſammlung betheiligte ſich dabei) erklärte er nach langem Hadern, das Gouvernement nicht übernehmen, ſonſt aber in ſeinem Kommando nach ſeinem Gutdünken verfahren zu wollen. Er betheiligte ſich auch, trotz der Bitten Tiedemanns, die nächſten Tage bei keinem Kriegsrathe, und zog ſich bald — ein zürnender Achilles — in das Fort A, welches ſeiner Obhut anvertraut war.

In der Stadt war bis jetzt, obgleich Kalbfleiſch und Bier ſchnell zur Neige ging, das gleiche Leben und Treiben. Von den Wällen herab donnerten 24Pfünder auf einzelne Patrouillen und Plänkler, es wurde blinder Lärm und Generalmarſch angeregt, wenn der Mondſchein irgend welchem angetrunkenen Kanonier eine Phantasmagorie

vorgaukelte, und es blieben endlich die Bitten der Bürgerſchaft um Einleitung einer Capitulation ohne Erfolg. „Man werde die Intereſſen der Stadt zu wahren wiſſen, müſſe aber das Sigel'ſche Corps acht Tage abwarten!“ Auf die gleiche Bitte, von einer Abordnung der Umgegend im Einverſtändniß und nach Wunſch des Generals von Schack vorgetragen, antwortete ein Aufruf des Gouverneurs vom 5. Juli: „Soldaten, laßt Raſtatt das deutſche Comorn werden.“ Tags darauf machten einige Artilleriſten und Scharfſchützen ohne Anzeige und Erlaubniß eine Razzia in die Felder von Rheinau — eine außerhalb der Wälle gelegene Vorſtadt. Sie wurden von den Preußen angegriffen, andere eilen aus der Feſtung zu Hülfe, und es entſteht ein Ausfall der Art, deſſen Ergebniß die Plünderung jener Bürger Rheinau's war, die mit Klagen ihrer Habe nachzogen. Es wurde von Seiten der Inſurgenten mit dem Blute von drei Todten und zehn Verwundeten erkauft, von denen einem Hauptmann ſofort die Hand abgenommen wurde. In Siegesfreude und durch erbeuteten Wein berauſchte ſich die Mannſchaft. Selbſtverwundungen und Hiebe kamen vor. Wie leicht es mit erſtern von den Betroffenen genommen wird, zeigte ein Soldat, dem beide Hände durchſchoſſen wurden. Er behielt die Pfeife im Munde und ſagte einem darob ſtaunenden Kameraden: „Meinſt du denn, daß ich auch die Pfeife zerbrechen laſſen werde?“

Nachdem wir uns ſo im Innern der Feſtung einigermaßen umgeſehen, wollen wir auch einen Blick auf das preußiſche Lager werfen.

lauten Segen. Die Tante gab uns Grüße an den Vetter mit und die Schmiedin weinte auf herzzerreißende Weise.

Durch all dieſe Ceremonien war es zehn Uhr geworden, als wir endlich durch die Straßen dem Thore zuſchritten. Plötzlich blieb der Doktor ſtehen und rief, indem er auf einen vorbeirollenden Wagen deutete, laut aus: „Bei Gott, das iſt der edle Philipp!“ Auch ich ſah hin und erblickte ihn neben der bräutlich geputzten Barbara; auf dem Rückſitz ſaß Herr Reißmehl, der einen ungeheuren Blumenſtraus trug. Die holde Braut mußte auch uns erblickt haben: ſie machte plötzlich ein ſehr erſchrockenes Geſicht, da der Anblick des Doktor Burbus auf dieſem Wege ihr als ein böſes Omen erſcheinen mochte. Der Wagen lenkte gegen die Spitalkirche.

Im erſten Augenblick hatte der Doktor Luſt, nachzulaufen, um einige Allotria zu treiben; aber ich muß ſagen, daß er ſich ſogleich eines Beſſern beſann. Bald hatten wir die Stadtthore hinter uns, vor uns die weite Erde, die in ihrem bräutlichen Blüthenſchmuck noch herrlicher prangte als Jungfer Barbara, und während ich auf dieſe Art vor der Hand vom Handel Abſchied nahm, beſchloß Doktor Burbus ernſtlich, einen neuen Wandel anzufangen.

VII.

Ein Lagerbild.

Wenn man von Muggensturm gegen das preußische Lager bei Kuppenheim kam, so fand man die ersten Vorposten desselben diesseits der Brücke über die Murg, wo von den Freischaaren eine Schanze zu zwei Geschützen aufgeworfen wurde; auf dieser Schanze, von Faschinen und Erde erbaut, stand einer von den preußischen Doppelposten. Von weitem glänzte der Helm, und wenn man näher kam, wurde der Reisende von den Soldaten auf höfliche Art nach seinem Paß gefragt. Dieses Paßwesen, seit jenen Ereignissen eingeführt, war nicht angenehm und würde auf den Verkehr sehr hemmend eingewirkt haben, wenn dieser Verkehr in damaliger Zeit an und für sich nicht ganz unbedeutend gewesen wäre. Von Karlsruhe hatten wir vielleicht zwanzig Personen, von denen einige nach Baden und Freiburg gingen, die meisten aber in's Lager nach Kuppenheim, wo, so hieß es irrthümlicherweise, heute Abend ein neues Bombardement anfangen solle. Jede Patrouille, jeder Posten, jeder Gensd'arme hatte das Recht, den Paß des Fremden zu untersuchen. Doch reichte der Anblick des

preußischen Adlers auf dem Stempel vollkommen hin, den Fragenden zu beruhigen. In Kuppenheim selbst zeigte sich nun das bunte, lebendige Bild eines kleines Heerlagers. Es war spät am Nachmittag, als ich das Dorf erreichte, die Soldaten standen auf der Straße in Gruppen beisammen, rauchten ihre Pfeifen und erzählten sich Geschichten; die Cavallerie ritt ihre Pferde zur Tränke, und Ordonnanzen in vollständiger Bewaffnung, Husaren, Kürassiere sprengten durch die Straße. Das Hauptquartier des kommandirenden Generals, des Grafen v. d. Gröben, war im Wirthshaus zum goldenen Ochsen, einem kleinen Hause mit niedrigen Zimmern, vor demselben die Staffage, wie vor jedem Hauptquartier, Offiziere aller Waffen im Gespräche, Adjutanten hierhin und dorthin eilend, Feld-, Post- und Packwagen, und ein Haufen neugieriger Zuschauer, die das Alles mit großer Befriedigung anstaunen.

Zum Besuche des Lagers selbst bedurfte es einer schriftlichen Erlaubniß; dasselbe war anfangs nicht sehr entfernt vom Eisenbahndamm zwischen Kuppenheim und Niederbühl aufgeschlagen, mußte aber weiter zurückgezogen werden, weil aus der Festung mehreremal Bomben bis dicht vor die Zelte flogen. In diesem Lager campirten zwei Bataillone Infanterie und seitwärts eine Schwadron Husaren, die Infanterie unter Leinwandzelten, die Husaren hatten sich Strohbaracken gebaut, und da die Hitze etwas nachgelassen hatte, so herrschte im Lager ein regeres Leben; die Offiziere, die nicht im Dienst waren, saßen vor den Marketenderbuden, die Soldaten lagerten unter den Bäumen an der Straße, und hie und da konnte man ein preußisches Lied vernehmen. Die Umgebungen des Lagers waren malerisch schön. Die Berge des Oos- und Murgthals in dunkler violetter Färbung mit dem Schlosse Eberstein, und weiter entfernt mit der alten Schloßruine von Baden, blicken von einer Seite in die Ebene, in der Rastatt liegt; die Thürme dieser Stadt selbst, sowie die langen geraden Linien der Wälle zeichnen sich, nur theilweise durch das abgebrannte Dorf Niederbühl verdeckt, in scharfen Umrissen am Horizonte ab. Wie

Mancher mochte dort auf den Werken stehen und sehnsüchtig hinausblicken nach den Bergen, die mit ihren Schluchten und schattigen Waldwegen das Entkommen so leicht machen würden. Die schönste Partie in der Umgebung des Lagers ist aber unstreitig das Schlößchen Favorite, mitten in einem dichten Wäldchen gelegen, dessen Alleen von allen Seiten gerade auf dasselbe führen und aus riesenhaften uralten Eichen bestehen; hier war das Tivoli der preußischen Offiziere, und vor der großherzoglichen Hausmeisterei, die zugleich Restauration war, versammelte sich jeden Abend, wer vom Lager und aus Kuppenheim gerade nicht im Dienst beschäftigt war.

Da fast alle hier anwesenden Infanterieregimenter aus Landwehr bestanden, so bemerkte man fast eben so viele Unteroffiziere und Soldaten, die sich bei einem Schoppen Markgräfler wohl sein ließen, wie Offiziere. Da der Offizier bei manchen Compagnien aus demselben Ort ist wie der Soldat, so sieht man hier im fernen Baden den Hauptmann unter seinen Leuten sitzen, wie das in Norddeutschland Abends im Dorfe auch wohl der Fall war. Es sind nämlich sehr viele Gutsbesitzer hier bei der Armee, die mit ihren Leuten zu gleicher Zeit ausgezogen sind. Die Landwehr besteht im Allgemeinen, da es ältere Altersklassen sind, aus vollkommen kräftigen Männern, welche unter ihren Helmen recht gut aussehen, da der große martialische Schnurr- und Kinnbart sehr gut zu dieser Kopfbedeckung paßt. Die Landwehr ist bei einiger Sachkenntniß viel leichter zu behandeln als die Linie, deren Soldaten im jugendlichen Uebermuthe manches treiben, was dem Landwehrmann nicht einfällt. Nur will dieser dagegen auch seinem vorgerückten Alter gemäß behandelt sein; er schlägt sich vortrefflich, ist ausdauernd im Gefecht, nimmt seine Waffen sorgfältig in Acht, aber was man so mit dem technischen Ausdruck Kamaschendienst nennt, ist ihm sehr verhaßt.

Auch ein paar Batterien standen im Lager, reitende und Fußartillerie, und ich muß gestehen, mir ging das Herz auf, als ich die alten bekannten blauen Laffetten wieder sah: „alte Liebe rostet nicht,“

und ich habe zu meiner Zeit mein Geschütz geliebt wie nur Einer. Da standen sie zwischen den hohen wallenden Fruchtfeldern, und von weitem waren nur die glänzenden Rohre sichtbar. Es ist eine Lust, so eine reitende Batterie, namentlich im durchschnittenen Terrain, dahinfliegen zu sehen; ringsum wirbelt der Staub empor, das dunkle Blau der Laffette ist in den tiefgrünen Büschen kaum sichtbar und nur das blanke, glänzende Rohr schlängelt sich durch Gras und Strauchwerk lebhaft daher, wie der schillernde Rücken einer Riesenschlange.

In den Zelten der Infanterie befanden sich in jedem 14 Mann; von den Offizieren liegt der Hauptmann mit dem Lieutenant seiner Compagnie zusammen, die Adjutanten ebenfalls, und nur die Bataillonskommandanten haben ihr eigenes Zelt. Vor einem derselben hatten die Soldaten einen kleinen Garten angelegt, einen Rasenplatz gebildet und Blumen darum gepflanzt. In der Mitte stand ein Pfahl, auf welchem gefundene feindliche Kugeln vom Vierundzwanzigpfünder abwärts bis zur Pistolenkugel aufgestellt waren. Dreifarbige deutsche und badische Fahnen sah man auch hie und da, und in dem andern Lager, auf dem Zelt des Generals v. Schack, befand sich sogar eine erbeutete republikanische Fahne, welche man auf folgende Art erhielt:

In den ersten Tagen der Belagerung von Rastatt hatte die zwölfte Compagnie unter dem Premierlieutenant v. Rango die Vorposten in den hinter dem Federbach aufgeworfenen Verschanzungen. Kaum war am Morgen die Sonne aufgegangen, so meldeten die sämmtlichen Doppelposten, daß in der Festung weiße Fahnen aufgesteckt worden seien. Der Lieutenant v. Rango glaubte sich von der Richtigkeit dieser Meldung selbst überzeugen zu müssen, er nahm deßhalb 2 Unteroffiziere und 12 Füsiliere, vertheilte sie auf beiden Seiten der von Karlsruhe nach Rastatt führenden Chaussee und kroch nun im Chausseegraben so weit gegen die Festung vor, bis er sich durch eigene Anschauung vollständig überführt hatte, daß die von sechs auf verschiedenen Punkten aufgestellten Doppelposten gleichzeitig und überein-

ſtimmend gemachte Wahrnehmung und die darauf baſirten Meldungen dennoch falſch waren und auf einer optiſchen Täuſchung beruhten, welche durch das Fallen der Sonnenſtrahlen auf die Fenſter des Schloſſes und anderer hervorſtehenden Gebäude bewirkt wurde. Noch mehr in der Anſicht beſtätigt, wie höchſt vorſichtig man beim Erſtatten von Meldungen ſein müſſe, und zufrieden, dieſe unrichtige nicht weiter befördert zu haben, wollte die Patrouille eben den Rückzug antreten, als der dieſelbe begleitende Unteroffizier Friedrich Auguſt Pechmann aus Lauche, Kreis Querfurt, eine in kurzer Entfernung vom Feinde aufgeſteckte republikaniſche Fahne erblickte. Der ꝛc. Pechmann beſann ſich keinen Augenblick, ergriff dieſelbe und die Patrouille kehrte nun möglichſt eilig mit dieſer Trophäe in die Verſchanzung zurück, wo ſie mit Jubel empfangen wurde.

Die Huſaren in ihren Strohbaracken waren — was die Hitze anbelangt — beſſer daran als die Infanterie, denn die Sonnenſtrahlen können durch die Strohdecke nicht ſo eindringen, wie durch die dünne Leinwand. Die Pferde der Huſaren hatte man, wie immer im Lager, an die Fouragirſtricke gebunden, welche im Viereck an zwei Fuß hohe Pfähle befeſtigt waren, die Thiere waren aber in ſteter Bewegung und machten ihrer Stallwache viel zu ſchaffen: hier verſuchte eines, ſich auf dem Boden herumzuwälzen, dort prallte eines zurück, durch irgend eine Kleinigkeit erſchreckt, riß den Pfahl, an dem es ſtand, um und entſetzte ſich nun noch mehr vor dem Holz, das zwiſchen den Stricken ſchwebte.

Das Lager war gegen Raſtatt hin mit einer doppelten Vorpoſtenkette verſehen; die erſte hatte ihr Lager dicht am Eiſenbahndamm, durch dieſen geſchützt, und kampirt in Bretterbuden und Zelten. Neben dieſem Lager war ein Durchgang in dem Eiſenbahndamm, wo die Soldaten haufenweiſe ſtanden und gen Raſtatt ſchauten, von deſſen Wällen hie und da weißer Dampf aufſtieg und eine Kanonenkugel herüberſauste. Die zweite und äußerſte Vorpoſtenkette war in dem damals verlaſſenen Dorfe Niederbühl. Was den eben erwähnten Eiſen-

bahndamm selbst anbelangt, so läßt sich der neuerbauten Reichsfestung Rastatt gegenüber manches darüber sagen. Er nähert sich der Festung — namentlich auf der Straße von Kuppenheim nach Niederbühl — bis vielleicht auf 12—1500 Schritte, hat die richtige Höhe und Stärke, um jedem Feinde, der die Festung angreifen will, zur ersten Parallele zu dienen; man braucht nur hinter demselben Bettungen zu legen und Mörser aufzufahren und die Kesselbatterie ist fertig. Da der Eisenbahndamm ferner und noch in ziemlicher Höhe an der Eisenbahnstation Rastatts sich den Werken bis auf wenige hundert Schritt nähert, so kann man längs demselben bis dahin fast gedeckt vorgehen und mit wenig Faschinen und Schanzkörben dort eine höchst gefährliche Contre- oder Demontirbatterie anlegen. Ich bin fest überzeugt, man wird sich genöthigt sehen, den Damm der Eisenbahn so zu verlegen, daß er gerade in die Festung hinein und ebenso wieder hinaus läuft, damit man ihn auf diese Art von den Werken aus sicher und wirksam bestreichen kann.

Ich erhielt von dem Kommandanten der Vorposten die Erlaubniß, die äußersten Vedetten in Begleitung eines Offiziers zu besuchen, und auf diese Art das zerstörte Dorf Niederbühl zu besichtigen. Schon gleich hinter dem Eisenbahndamm sah man die Wälle Rastatts deutlich vor sich liegen, schaute in die Mündungen der Geschütze und bemerkte, wie Leute — meistens ohne Röcke in Hemdärmeln — auf den Brustwehren hin und her liefen. An den großen Eichen, die vor Niederbühl stehen, sah man hie und da an tiefen Löchern im Stamme, wo die Kugeln aus der Festung eingeschlagen hatten. Hier war bei dem letzten Ausfall der Kampf am hitzigsten, und die preußischen Soldaten mußten bis an die Mitte des Leibes die Oos durchwaten, um die Freischaaren aus dem Eichenwald zurückzuschlagen, was denn auch unter lautem Hurrah geschah. Es war nicht so leicht, die Belagerten zurückzutreiben, und die preußischen Bataillone, die ins Feuer kamen, sollen sich heldenmüthig geschlagen haben, weil sie dem Feinde gegenüber hier sehr schwach waren. Es ist aber auch natürlich, wenn man

mit einem einzigen Armeecorps einen Umkreis von wenigſtens acht Stunden beſetzen ſoll, daß die ſo aufgeſtellte Kette nicht übermäßig ſtark ausgefüllt ſein kann. Niederbühl ſah ſchauerlich aus: faſt ein Drittheil der Häuſer trug Spuren des Brandes, welcher theils durch die glühenden Kugeln aus der Feſtung, theils von den Inſurgenten — die das Dorf einen Augenblick im Beſitz hatten — hervorgebracht wurde. Auch war ein großer Theil der Häuſer und Scheunen durch hineinſchlagende Bomben und Vollkugeln furchtbar zerſtört; ich habe vier Wände geſehen, die von einem einzigen 24Pfünder durchbohrt waren; die Entfernung bis zu den Wällen beträgt aber auch nur wenige hundert Schritt, und es war ſchon während der Erbauung der Feſtung ernſtlich die Rede davon, das Dorf Niederbühl zu verlegen. Die Einwohner waren mit ihren Habſeligkeiten geflohen, und ſo lagen die reinlichen netten Häuſer in einer beängſtigenden Stille da. Der Schritt hallte in den Gaſſen, und wenn man zu den offenen Fenſtern hineinſah, erblickte man in den Zimmern die Spuren größter Verwüſtung. Möbel lagen zerſchlagen umher, und der Schutt eingeſtürzter Wände bedeckte oft mehrere Schuh hoch den Fußboden; man ſah an dem hie und da ſorgfältig aufgeſetzten Holz, an Fäſſern und Eimern, die bei den Brunnen ſtehen blieben, und namentlich an den gar zierlich angelegten kleinen Gärten hinter den Häuſern, daß die Einwohner vor kurzer Zeit und ſehr ſchnell entfliehen mußten. Dieſe Gärten machten namentlich einen recht wehmüthigen Eindruck. Die Wohnung ihrer Verpfleger war eingeſtürzt und die Blumen hatten ihr kurzes Sommerleben gerettet. Dieſe kleinen grünen Flecke gaben, hübſch gehegt und gepflanzt, wie ſie waren, dem ganzen Dorfe das Anſehen eines Friedhofes, wo auch zwiſchen verwitterten Steinen die Blumen ſorgſam angebunden ſind, und die Schlingpflanzen hoch empor wachſen. Am ſchlimmſten war die Kirche mitgenommen: die Spitze des Thurmes herabgebrannt, und das Dach des Kirchenſchiffs ſo vollſtändig eingeſtürzt, daß nichts mehr ſtehen blieb, als die nackten vier Mauern,

wo die heiße Sonne sich gütlich that in dem geheiligten Raume. Auch eine unglückliche Bienencolonie war in der Nähe der Kirche von einer schweren Kugel zerstört worden, die Körbe lagen halb verbrannt auf dem Boden, die Honigwaben überall zerstreut, und das arme Völkchen, das dort gewohnt, summte in dichtem Schwarme um die zerstörte Wohnung.

Wir schlichen uns durch die Trümmerhaufen nach dem jenseitigen Ausgange des Dorfes, wo die äußersten Vorposten hinter einer Barrikade von Balken, alten Fässern und Gartenthüren, durch das letzte Haus gedeckt, nach der Festung hinauslugten, „wo, so sagt Corvin in seinen „Erinnerungs-Blättern aus Rastatt," „für die Pickelhauben einer der gefährlichsten Punkte war, indem die in der Festung das abgebrannte Dorf immer im Auge behielten und augenblicklich auf alles Verdächtige schossen." Auf dem Walle sahen wir drei bis vier Männer und ein Frauenzimmer mit einem Sonnenschirm, doch meinte einer unserer Soldaten, es sei ein verkleideter Mann, und man sehe öfters dergleichen Gestalten da oben herumspringen. Obgleich wir ziemlich verdeckt herangekommen waren, mußten sie uns doch bemerkt haben, denn es dauerte nicht lange, so brachten sie eine große Wallbüchse herauf, und bald darauf pfiff eine Kugel bei dem Hause, hinter welchem wir standen, vorbei. Ein preußischer Jäger, der mit der Büchse auf der Schulter daher kam, und welcher behauptete, sein Gewehr trage auf 800 Schritt, mochte das nicht leiden, lud die Büchse sorgfältig — er nahm, wie er sagte, lieber ein paar Körner zu viel, als zu wenig — und legte sich hinter die Barrikade. Lange zielte er hinaus, und nachdem er endlich abgedrückt, sahen wir deutlich, wie einer auf dem Walle schnell mit dem Arme in die Höhe fuhr. Obgleich nun die andern uns gerade nicht auf die anständigste Art bemerklich machten, daß die Scheibe gefehlt sei, so sprangen sie doch vom Walle herab und ließen sich nicht mehr sehen.

Ueberläufer kamen fast täglich ins preußische Lager, oft am hellen Tage. Die meisten gingen unter dem Vorwand, Getreide zu schnei-

den, aus der Feſtung, entfernten ſich unbemerkt weiter und weiter, und ſprangen endlich im Zickzack davon, damit ſie die nachgeſandte Kugel nicht erreichen könne. Einmal bekam doch einer zwei Schuß, und wurde auf ſolche Art gezwungen, zurückzukehren.

Schon einigemal iſt es vorgekommen, daß in der Morgendämmerung in Raſtatt hie und da eine weiße Fahne ſichtbar wurde, die aber bald wieder verſchwand. Wie manche in der Feſtung mochten ſehnſüchtig auf den Augenblick harren, wo die Preußen einziehen würden! Die hartnäckige Vertheidigung dieſes Platzes war eines der allerwahnſinnigſten Unternehmen. In Malghera war das Verhältniß ein ganz anderes; da ſtand den Inſurgenten, nachdem ſie ihre Munition verſchoſſen, der ſchönſte Rückzug durch die Lagunen offen, den ſie auch wohlweislich benützten, aber welche Ausſicht auf Rettung blieb hier den Belagerten? Eines Abends bemerkte man mehrere Feuer auf den Bergen bei Gernsbach — wahrſcheinlich Signale für Raſtatt — es wurde eine Compagnie Infanterie und eine halbe Schwadron Küraſſiere ausgeſandt, welche auch den nächſten Morgen ſieben bis acht verſprengte Freiſchärler einbrachten. Einige ſaßen auf einem Wagen, andere gingen zu Fuß, zu beiden Seiten ritten Küraſſiere, den Pallaſch am Arm, die geſpannte Piſtole in der Hand.

Was die Verheerung an den Fruchtfeldern im Badiſchen anbelangt, ſo war die Sache nicht ſo arg, als man ſie gemacht hat, und wenn auch wohl ein Einzelner viel Schaden litt, ſo war der Verluſt im Ganzen nicht ſo bedeutend, daß er im Stande war, die Lebensmittel viel zu vertheuern. Sachkundige verſicherten damals, der Ertrag der Fruchtfelder ſei ſo überaus reichlich, daß, wenn ſogar die Hälfte zerſtört worden, doch noch immer mehr eingebracht würde, als in früheren Jahren. Längs den Straßen ſah man wohl Stellen genug, wo das Getreide niedergeſtampft und zertreten war, doch ſind dieſelben nicht groß, und nur da ziemlich bedeutend, wo Gefechte ſtattgefunden haben, ſo auch in der Nähe von Dos. Ich fuhr dort Abends auf einem Wagen, der von Kuppenheim kam, und es geſellte ſich ein jun-

ger Mann zu mir, dem Aeußern nach das Ideal eines Freischaaren-Kommandeurs; eine kurze gedrungene Gestalt mit dichtem, starkem, ins Röthliche spielenden Bart und durchdringende, lebhafte Augen; er wußte das Gefecht von Dos ganz auswendig, und zeigte mir mehrere Stellen dicht an der Chaussee, wo gefallene Freischärler begraben wären; man konnte eine solche Stelle deutlich erkennen; in der Länge und Breite eines Grabes war die Erde in einem kleinen Hügel zusammengescharrt. Auf meine Frage, ob er auch mitgemacht, meinte er, wohl ein klein wenig, doch habe er mehr Markgräfler, als Blut vergossen. Bei der Erzählung des Gefechts legte er seinen Knotenstock häufig und ganz schußgerecht an den Backen, wenn er sagte, da und dort habe es sehr stark gekracht.

Es war schade, daß sich hier im Lager kein Maler aufhielt, man sah oft die schönsten Bilder, namentlich Abends, wenn die Gebirge herrlich blau und roth gefärbt waren, wenn die Thürme und Häuser Rastatts bei untergehender Sonne schwarz wie auf Goldgrund gemalt dastanden, zuweilen von den Wällen weißer Dampf aufquoll, wenn die Soldaten in Gruppen vor ihren Zelten und an der Landstraße lagen, und wenn zwischen Reiterabtheilungen, die hierhin und dorthin zogen, schwerbeladene Getreidewagen mitten durch das kriegerische Lagergetümmel bei dem Läuten der Abendglocken, dem Schmettern der Trompeten und Rollen der Trommeln langsam dahin fuhren. Krieg und Frieden! Eines Abends sah ich neben dem Walde der Favorite ein reizendes militärisches Genrebild. Auf einem Feldwege dicht am Waldsaume, unter den tiefgrünen Eichen vorbei, ritt ein Zug Küraſſiere in scharfem Trabe dahin, die Abendsonne warf ihren letzten Strahl herüber und ließ den Staub, der von den Füßen der Pferde aufwirbelte, und sich langsam an den Waldrand hinzog, wie glühend erscheinen. Auf den Harnischen und Stahlhelmen der Küraſſiere glänzte es wie rothe Flamme, als seien es Reiter der hölliſchen Heerschaaren, die, in Feuer gehüllt, über die Erde strichen; bald waren sie hinter dem Walde verschwunden, die Sonne sank, der Glanz auf Wald und

XIX.

Kleine Reiſeabenteuer.

So zogen wir zum Thore hinaus, Frühling um uns her, Frühling im Herzen. Die Lerchen auf dem Felde fliegen auf, die Sonne ſah uns freundlich in's Geſicht und jagte die Nebel in Schluchten und Thäler zurück, wo dieſelben, zu tauſend glänzenden Tropfen aufgelöſt, noch eine Zeitlang an den Grasſpitzen zitterten, um alsdann von dem durſtigen Erdreich gierig aufgeſogen zu werden.

Den Doktor Burbus hatte ich noch nie ſo froh und heiter geſehen, und ſeine Fröhlichkeit ſtach ſehr von derjenigen ab, mit welcher er auf ſeinem Zimmer, Kneipe genannt, das Traurige ſeiner Lage zu übertäuben verſuchte. Allen Bauernweibern, denen er auf der Straße begegnete, bot er guten Tag und gab ihnen weiſe Lehren für den bevorſtehenden Markt. Wo er mehrere beiſammen fand, die mit Butter oder Obſt an dem Chauſſee-

Feld verblich, das roſige Licht auf den Bergen ging durch Dunkelviolett in kaltes Grau über, die Pferde in den Beiwachten ſchüttelten ſich und ſchnaubten der kühleren Nachtluft entgegen. Die Wach- und Kochfeuer wurden glänzender und tiefroth, nach und nach ſchloßen ſich die Zelte und die Nacht behauptete ihr Recht.

VIII.

Artillerieaufstellung vor Rastatt.

Wenn man sich mit einigermaßen sachkundigem Blick in der Umgebung von Rastatt umsah, so bemerkte man deutlich, daß hier von keiner vollständigen Belagerung die Rede war. Da gab es keine Laufgräben, keine Parallele und die Geschütze, welche aufgestellt wurden, brachte man hinter natürliche Deckungen, namentlich hinter den Eisenbahndamm oder hinter solche, welche das Terrain von selbst gab. Natürlicherweise wurden Bettungen gesteckt und hie und da eine Schulterwehr zum Schutz der Artilleristen angebracht, doch da die meisten dieser Stellungen nur je für eine Nacht benützt wurden oder um einen Ausfall kräftig abweisen zu können und da man überzeugt war, Rastatt werde sich, wie es auch wirklich geschah, einmal enge eingeschlossen, baldigst übergeben: so baute man keine vollständigen Batterien, sondern sandte den Insurgenten bald von hier, bald von da glühende Kugeln und Granaten zu, um sie zu beunruhigen und den besser Gesinnten vielleicht Veranlassung zu geben, die Thore zu öffnen. Da von dem Terrain um die Festung die Entfernung jedes einigermaßen bemerkbaren Punktes genau bekannt war, da die badische Artillerie geübte Kanoniere hatte, da Rastatt mit neuen Geschützen versehen war und mit tadellos frisch angefertigter Munition, so war es kein Wun-

der, daß ſie erſtaunlich richtig ſchoßen, wodurch der preußiſchen Artillerie das Auffahren ihrer Geſchütze und das Verharren in ihren Stellungen ſehr erſchwert wurde. Doch haben ſich die braven preußiſchen Artilleriſten bei allen Veranlaſſungen außerordentlich ausgezeichnet und es kamen genug Beiſpiele von Kaltblütigkeit und Muth vor, welche werth ſind, daß ſie zur Kenntniß eines größern Publikums gelangen. Ich ſage das mit Stolz, denn auch ich hatte einſt die Ehre, dieſem vortrefflichen Corps anzugehören und noch immer bewahre ich für Artillerie und Geſchütz eine herzliche Zuneigung. Ich liebte meine Waffe und erinnere mich noch ganz gut des tiefen Schmerzes, mit welchem ich damals mein Geſchütz abgab. Es war ein erobertes franzöſiſches, die Juno. Leider hatte ich nicht das Glück, mit der metallenen Himmelskönigin durch die Feuertaufe verbunden geweſen zu ſein. Gewiß, es iſt etwas ſehr Luſtiges um ein beſpanntes Geſchütz, wenn es dahinrollt, nachdenklich den Blick zur Erde gekehrt, raſſelnd und Staub aufwirbelnd — und ſich jetzt plötzlich umwendend und dem Feind das offene Antlitz zeigt. Der brave Artilleriſt liebt denn auch ſein Geſchütz mehr wie ſein Leben und wird es unter keiner Bedingung feig im Stich laſſen.

In dem Gefechte bei Kuppenheim marſchirte die zweite Haubitze der 6pfündigen Fußbatterie Nr. 37 auf der Straße und kam in die Nähe eines Gehöftes, von woher ſie plötzlich mit einem heftigen Gewehr- und Kartätſchenfeuer beſchoſſen wurde. Alle nebenſtehenden Truppentheile machten eine rückgängige Bewegung und nur die Haubitze, deren Geſchützführer zufällig zurückgeblieben war, wurde von dem Bombardier derſelben, Meder, der ſchnell das Kommando übernahm, kaltblütig vorwärts geführt. Obgleich das feindliche Feuer ein Pferd verwundete und dadurch der ganze Zug ziemlich in Unordnung gebracht wurde, ließ er behutſam abprotzen und trotz ſeiner gefährdeten Lage, da die Haubitze der Zielpunkt des feindlichen Feuers war, richtete er ſie ruhig und entſchloſſen und war ſo glücklich, ſchon die erſte Granate mitten in das Gehöfte zu werfen, wo die feindliche Artillerie

verdeckt aufgestellt war. Ein Haus gerieth in Brand, worauf der Feind eilig abzog. Dieß schnelle und mit so guter Wirkung eröffnete Feuer der Haubitze äußerte einen sehr guten Einfluß auf die noch in der Nähe befindlichen Truppen, deren rückgängige Bewegung sich nun zugleich in ein Vorgehen auf Kuppenheim verwandelte.

Bei Bischofsweiher am 29. Juni kam bei der 6pfündigen Fußbatterie Nr. 11 der Fall vor, daß der Stangenreiter des zweiten Geschützes des dritten Zuges, Kanonier Kant, von einer Büchsenkugel durch den Oberschenkel geschossen wurde. Man muß nun die schwierigen Funktionen eines Stangenreiters kennen, welcher die Stange oder Deichsel des Geschützes mit der Hand und dem rechten Beine lenken muß, um zu ermessen, welch' großer Muth, ja welche Bravour dazu gehört, um trotz einer solchen Verwundung sein Geschütz nicht zu verlassen. Der Kanonier Kant blieb auf dem Pferde sitzen und machte das ganze Gefecht mit, obgleich ihm das Bein bedeutend anschwoll, und er sich vor Schmerzen kaum im Sattel erhalten konnte. Dazu kommt noch, daß während des Schießens die Protze mit den Pferden so aufgestellt wird, daß die Fahrer dem Feinde den Rücken zuwenden, also nicht einmal im Stande sind, der Gefahr frei ins Auge zu schauen.

Bei Waghäusel gerieth das Füsilierbataillon des 28. Regiments plötzlich in das Feuer von zwei bis drei badischen Bataillonen und einer halben Batterie, und mußte seinen Rückzug antreten, der übrigens, wie bekannt, mit einer großen Ordnung ausgeführt wurde. Nachdem sie die Chaussee passirt hatten, faßten sie in einem zur Seite gelegenen Fichtenwäldchen Posto und standen hier ziemlich sicher, obgleich sie mit Geschoßen aller Art überschüttet wurden. Einestheils gewährten ihnen die Bäume Schutz, anderntheils machte das hohe Getreide den Insurgenten das Zielen fast unmöglich, ein Umstand, der während des ganzen Feldzugs für beide Theile nachtheilig und vortheilhaft war, und dem es zu danken ist, daß nicht viel mehr Leute blieben. Während dem kam ein Unteroffizier der Artillerie mit zwei

zurückkehrenden Geschützen auf dem rechten Flügel des Bataillons an, und kaum sah er das Bedrängniß seiner Kameraden, so ließ er abprotzen und that sechs bis acht Schuß auf die badischen Bataillone. Fast jede Kugel sah man bei der Trockenheit des Bodens und des Staubs, den sie beim Aufschlagen verursachte, in die Reihen der Insurgenten einschlagen, und jedesmal ertönte ein lautes Hurrah aus der preußischen Tirailleurlinie, welche an das Lisière lagerte. Das muß für den Artillerieunteroffizier ein freudiger Moment gewesen sein. Er sah die Wirkung seiner Kugeln und bemerkte, wie die Bataillone stutzten und in Verwirrung geriethen.

In demselben Gefechte kamen die Geschütze der 6pfündigen Fußbatterie Nr. 34 in ein heftiges Flintenfeuer, welches die feindliche Infanterie auf 250 Schritte gegen sie eröffnete. Bald fuhr auch Artillerie gegen sie auf, und das siebente Geschütz verlor augenblicklich zwei Mann. Dem Kanonier Dirksmaier wurden beide Beine abgerissen, dem Bombardier Schmitz der linke Unterschenkel zerschmettert. Der Kanonier war augenblicklich todt, der brave Bombardier Schmitz aber schnallte, indem er ohne einen Laut von sich zu geben auf dem andern Beine hüpfte, die Schlagröhrtasche ab, gab sie an seinen Nachfolger und setzte sich in einen Chausseegraben. Unterdessen wurde das feindliche Feuer so heftig, daß die Batterie zurückgehen mußte, und kaum hatte sie sich am Ende von Wagbäusel vor der Brücke aufgestellt, als dem Sergeanten Dieckmann einfiel: daß der unglückliche brave Bombardier Schmitz noch draußen im Chausseegraben säße. „Kameraden, wer holt unsern Schmitz zurück?" rief er, und sogleich traten der Führer des vierten Geschützes, Unteroffizier Nidycker, Bombardier Stewes und Kanonier Brink vor, gingen wieder vor's Dorf ins dichteste Gewehrfeuer hinaus, brachten den Verwundeten glücklich zurückgetragen, und setzten ihn auf die Protze, auf welcher er von einem Manne gehalten wurde. Hiebei hatte Unteroffizier Nidycker seinen Säbel, der ihm beim Forttragen des Verwundeten hinderlich war, draußen hingelegt und eilte nun, obgleich die

feindliche Infanterie ſchon durch das Dorf vordrang, nochmals zurück, ihn zu holen, brachte ihn auch glücklich zurück, indem er ſagte: „die Kerls ſollen doch wahrhaftig einen ehrlichen preußiſchen Soldatenſäbel nicht kriegen.“ Der eben erwähnte Sergeant Dieckmann, ein alter tüchtiger, gedienter Unteroffizier, hatte den Sohn ſeines Hauptmanns, den Lieutenant Ritter vom 17. Infanterieregiment, einen ganz jungen Offizier, bei ſich zur Bedeckung. Er kannte denſelben ſchon als Kind, und wenn ſich dieſer alte Soldat im Drange des Gefechtes wohl freute über die Kühnheit ſeines Zöglings, denn er hatte ja in den Kinderjahren gewiß oft genug im Spaſſe mit ihm exercirt, wenn er ſo muthvoll vorging, ſo erwachte doch die alte Anhänglichkeit des wackern Sergeanten ſo zu demſelben, daß er ihm zurief: „Heinrich, kommen Sie, wir müſſen jetzt zurück!“ und dann wieder: „Herr Lieutenant, wir werden uns links halten müſſen.“

Bis zum Tage von dem letzten Gefechte bei Kuppenheim hatte dieſelbe preußiſche Batterie keinen Munitionserſatz gehabt, und ſich daher faſt ganz verſchoſſen, als am Morgen des 30. Juni der Lieutenant Paulſſen, Adjutant des Kommandeurs der Artillerie, herangeſprengt kam und anzeigte, daß Munition hinreichend in dem etwa eine Stunde entfernten Muggenſturm angekommen, zu erhalten ſei. Die Batterie hatte aber durch Kranke und Verluſte ſo viel Abgang gehabt, daß es nicht möglich war, in Ausſicht des bevorſtehenden Kampfes an der Murg, Leute von der zum Munitionsempfang und Verpackung derſelben mitzugeben. Auf dem Rückwege begegnete dem Adjutanten, der nicht wußte, wie er der Batterie ihre Munition ſollte zukommen laſſen, das ganze Muſikcorps des 17. Infanterieregiments, die mit ihren Inſtrumenten ruhig und friedlich des Wegs daher zogen. Dieſe griff er auf, nahm ſie mit ſich und ließ ſie einen Granatwagen und zwei Kartuſchwagen mit Granaten, Kugeln, Kartuſchen, Shrapnels, großen und kleinen Haubitzkartuſchen, Shrapnelzündern, aller Art Schlagröhren, vollſtändig verpacken. Und Alles fand ſich auch in der That ganz gehörig und vorſchriftsmäßig verpackt, und bei der

Besichtigung zeigte sich später, daß nur ein unterer Einsatzkasten mit Granaten leer geblieben war.

Man könnte noch eine Menge ähnlicher Züge anführen, doch verbietet es der Raum dieser Blätter, welcher den Vorgängen um Rastatt gewidmet ist, wo die preußische Artillerie freilich nicht so das Glück hatte, sich auszeichnen zu können, wie vordem im freien Felde oder wie ihre österreichischen Kameraden vor Venedig.

Durch einen Armeebefehl vom 30. Juni wurde der Generallieutenant von Scharnhorst und der Ingenieuroberst von Scheele, von welchen der Erstere als Kommandeur der Artillerie, der Letztere zur Leitung der Ingenieurarbeiten, sich beim Oberkommando der Operationsarmee am Rhein befand, beauftragt, Rastatt zu recognosciren und die Einleitungen zur Belagerung der Festung zu treffen.

Beim Beginn der Einschließung war folgende Artillerie hierzu beim zweiten Corps der Rheinarmee disponibel: reitende Batterie Nr. 12, acht Geschütze, zwei 7pfündige Haubitzen, sechs 6pfündige Kanonen; reitende Batterie Nr. 18, acht Geschütze, zwei 7pfündige Haubitzen, sechs sechspfündige Kanonen; 12pfündige Batterie Nr. 12, sechs 12pfündige Kanonen; 6pfündige Fußbatterie Nr. 22, acht Geschütze, zwei 7pfündige Haubitzen, sechs 6pfündige Kanonen. Im Ganzen mithin 30 Geschütze, darunter sechs 7pfündige Haubitzen.

Die erste Division besetzte die Strecke von der Eisenbahn bis nach Steinmauern.

Die zugetheilte reitende Batterie Nr. 12 blieb im Bivouak 1000' hinter dem Walddefilee an der Straße von Durmersheim, besetzte aber die eroberte Schanze am Hirschgrund, welche durch die Pioniere umgewendet worden war, mit einem Geschütz zur Bestreichung der Straße nach Rastatt. Bei eintretender Dunkelheit wurde das Geschütz stets zurückgezogen. Ein Zug der Batterie wurde nach Steinmauern detaschirt, um den dortigen Murgübergang zu vertheidigen.

Die dritte Division der 12pfündigen Batterie Nr. 12 und der ersten Hälfte der 6pfündigen Fußbatterie Nr. 22 umschloß Rastatt auf

der öſtlichen Seite. Die 12pfündige Batterie errichtete, nach ihr gewordener Anweiſung, 300' vorwärts der Vogelau auf dem Eiſenbahndamm ein Enplacement für zwei Kanonen, um feindlichen Ausfällen kräftig entgegen treten zu können. Um dieſem Zwecke noch mehr zu genügen, wurde auf beiden Seiten der Eiſenbahn eine Rampe aufgeſchüttet, damit die Geſchütze bei Offenſivbewegungen der preußiſchen Truppen denſelben mit Leichtigkeit folgen konnten.

Die zweite Diviſion endlich, mit der zweiten Hälfte der 6pfündigen Fußbatterie Nr. 22, ſtand bei Iffezheim und am Iffezheimer Waldrande gegen Raſtatt, und ſchloß ſich rechts und links an die dritte und erſte Diviſion an. Die Reſervecavallerie mit der reitenden Batterie Nr. 18 verblieb bei Muggenſturm.

Das Hauptquartier der Corps war in Kuppenheim.

Schon für die Nacht vom 4. zum 5. Juli hatte man eine Beſchießung der Feſtung Raſtatt unternehmen wollen, jedoch verhinderten mehrfache Umſtände die Ausführung derſelben; überdieß entſchied man ſich höhern Orts dafür, erſt mehrere, von badiſcher Seite verſprochene ſchwere Geſchütze abzuwarten.

Am 4. Juli traf die neuformirte vierte Feſtungscompagnie ſiebenter Artilleriebrigade bei dem Berennungscorps ein, und erhielt in Muggenſturm Kantonnementsquartiere.

Am Abend deſſelbigen Tages übernahm dieſelbe einen Artillerietrain, badiſchen Materials, beſtehend aus: ſechs 12Pfündern, fünf 6Pfündern, zwei 7pfündigen Haubitzen, ſieben gefüllten Munitionswagen für dieſe Geſchütze.

Am 5. Juli wurden derſelben Compagnie die erwarteten ſchweren badiſchen Geſchütze überwieſen und zwar beſtanden dieſelben in zwei langen 24Pfündern, zwei 12pfündigen Mörſern und einem 8pfündigen Mörſer mit 148 12pfündigen und 162 8pfündigen Bomben. Die Hohlgeſchoſſe waren nicht geladen, jedoch 5 Centner Pulver, die zugehörigen Zündungen und geſchmolzenes Zeug hierzu geliefert worden. Die Kugeln für die 24pfündigen Kanonen wurden aus den Beſtänden

der Reichsfestung Mainz leihweise entnommen und die verschossenen später von der badischen Regierung ersetzt. Mit der angestrengtesten Arbeit gelang es, diese Geschütze befohlenermaßen bis zum 6. Juli schußfertig zu machen. Man war entschlossen, das Bombardement Rastatts in der Nacht vom 6. zum 7. vorzubereiten und das Feuer am 7. früh 2½ zu eröffnen.

Von den Batterien des zweiten Corps der Operationsarmee am Rhein, welches mit der Einschließung der Festung Rastatt beauftragt war, wurden die 12pfündige Batterie Nr. 12 und die Haubitzzüge der 6pfündigen Fußbatterie Nr. 22, reitenden Batterie Nr. 12 und reitenden Batterie Nr. 18 zu einer Beschießung der Stadttheile der Festung in der Nacht vom 6. zum 7. Juli verwendet. Der kombinirten Haubitzbatterie wurden noch zwei großherzoglich badensche Haubitzen beigefügt. Die Vorbereitungen für die Beschießung sollten in der Nacht vom 6. zum 7. Juli ausgeführt werden, und war befohlen worden, das Feuer um 2½ Uhr früh zu eröffnen.

I. Zwölfpfündige Batterie Nr. 12.

Die 12pfündige Batterie Nr. 12 marschirte am 6. Juli Abends unter Bedeckung einer Compagnie Infanterie und eines Zugs Cavallerie aus dem Lager über Kuppenheim nach dem Wäldchen Eichlohe bei Rauenthal und errichtete daselbst einen Kugelglühofen, um aus der gedeckten Stellung hinter dem Wege von Rauenthal nach Niederbühl unweit der Eisenbahn, an welcher Stelle das Terrain eine 2½ Fuß tiefe Versenkung bildet, Rastatt auf circa 2100 Schritt mit glühenden Kugeln zu beschießen. Das Feuer begann um 2½ Uhr Morgens, und war dasselbe so glücklich dirigirt, daß schon nach dem 6ten Schuß die Wirkung desselben durch die in Rastatt aufsteigenden Flammen sichtbar wurde. Nach der Uebergabe der Festung zeigte es sich, daß sechs in der Kapellenstraße belegene Häuser theils ganz ausgebrannt, theils bedeutend beschädigt waren.

Nachdem die Batterie von 2½ bis 4½ Uhr in einem ununter-

brochenen heftigen Feuer der schweren Festungsgeschütze der Basteien 26, 27, 28 und 30, so wie derselben auf der Courtine Nr. 29—30 gestanden hatte und unter diesen erschwerenden Umständen fortwährend bedient war, so wurde dieselbe erst als bedeutendere Verluste eintraten, zurückgezogen, indem 2 Pferde getödtet, ein Mann und ein Pferd verwundet wurden, von denen Ersterer später an seiner Wunde im Lazareth starb.

Bei dieser Batterie an demselben Tage zeichnete sich der Kanonier Hebich besonders und sehr rühmlich aus. Da die Geschütze den Befehl hatten, mit glühenden Kugeln zu schießen, so wurde der Kugelglühofen, wie es der Gebrauch ist, ungefähr 800 Schritt rückwärts von den Geschützen angelegt und da die glühenden Geschoße von dort vermittelst der Feldschmiede herangeführt wurden, so erhielt der Kanonier Hebich, da derselbe gleichzeitig ein Schmied war, den Befehl, dieß Geschäft auszuführen. Es ist nun bekannt, wie viel der feindlichen Geschoße die eigene Brustwehr übersliegen und das Terrain auf einige hundert Schritt hinter derselben sehr unsicher machen. An diesem Tage nun thaten die in der Festung das Uebermögliche und die 24pfündigen Kugeln und schweren Bomben hagelten ordentlich in die Batterie. Dieß hielt aber den Hebich durchaus nicht ab, seine Pflicht als braver Artillerist zu erfüllen und die glühenden Kugeln so schnell als möglich beizubringen. Hiezu kam noch, daß sich die Batterie nur im Besitze eines Kugelglührings befand, weßhalb der unerschrockene Kanonier ohne weitere Hülfe und keine Gefahr achtend, sämmtliche Glühkugeln vom Herde der Feldschmiede nach den Mündungen der Geschütze trug, was in Allem, wo mehr Ringe vorhanden sind, das Geschäft von Nr. 8 der Geschützbedienung bei der in Rede stehenden Batterie zu 6 Geschützen, also dasjenige von 6 Mann ist.

II. Kombinirte siebenpfündige Haubitzenbatterie.

Diese aus den sechs 7pfündigen Haubitzen der Corps und zwei 7pfündigen badischen Haubitzen zusammengesetzte Batterie war bestimmt,

graben saßen, um zur ferneren Tour auszuruhen, da stellte er sich zu ihnen, und während er die Güte der Waaren untersuchte, begann er laut zu gähnen, worauf es ihm eine außerordentliche Genugthuung gewährte, wenn zuerst die angeredete Person ihm unwillkührlich nachahmte und alsdann in kurzer Zeit die ganze Reihe mit aufgesperrten Mäulern da saß. Den vorbeirollenden Wagen rannte er nicht selten eine Strecke weit mit abgenommener Mütze nach, um lachend zurückzubleiben, wenn man ihm ein kleines Geldstück herauswerfen wollte. Kurz, er konnte es nicht lassen, eine Menge unschuldiger Allotria zu treiben. Bisweilen auch machte er Pläne für die Zukunft und versicherte mich, wie er in der Waldmühle meines Vetters Botanik zu treiben beabsichtige und wie er sich dort im Hydraulischen zu vervollkommnen suchen werde.

Ich für meine Person erinnerte mich mit Vergnügen eines früheren mehrwöchentlichen Aufenthalts in der Waldeinsamkeit, wo ich mir kleine Hütten baute oder Sandwälle aufrichtete, und von dort die Vorübergehenden mit Tannzapfen beschoß.

So zogen wir dahin und erreichten am Abend ein kleines Landstädtchen, wo wir übernachteten und am nächsten Morgen mit aufgehender Sonne unsere Tour fortsetzten.

Den ganzen gestrigen Tag waren wir in einer großen

Raſtatt von der Nordſeite mit Granaten zu bewerfen. Sie wurde in der Höhe der dieſſeitigen äußerſten Vorpoſten, ungefähr auf 2300 Schritte hinter einem Erddamm placirt. Auch hier begann das Feuer um 2½ Uhr Morgens. Obgleich bei der großen Entfernung der Erfolg des Feuers anſcheinend nicht günſtig war, ſo ergab ſich doch nach der Einnahme der Feſtung, daß die Granaten zum größten Theil ſehr günſtig gewirkt hatten. Der Anfangs durch das Feuer ſehr überraſchte Feind erwiederte daſſelbe bald aus 12 und 18pfündigen Kanonen und 7pfündigen langen Haubitzen.

Die feindlichen Geſchoße hielten gut Linie, gingen aber theils über die Batterie hinweg oder ſchlugen vor derſelben ein und blieben in dem durch vorangegangenen anhaltenden Regen ſtark aufgeweichten Erdboden ſtecken. Deßhalb krepirten auch einige in der Nähe der Batterie einſchlagende Granaten wirkungslos. Der Erddamm, hinter welchem die Batterie ſtand, fing mehrere feindliche Kugeln auf.

Nach einem zweiſtündigen Feuer protzte die Batterie auf und ging in das Walddefilée zurück.

Der Feind beläſtigte dieſen Abzug durch keinen Schuß.

Verluſte an Mannſchaften und Pferden hatte die Batterie nicht erlitten.

Um den moraliſchen Eindruck, welchen die Beſchießung der Stadt in der Nacht vom 6. zum 7. Juli hervorgebracht, noch zu erhöhen, ward beſchloſſen, in der nächſtfolgenden Nacht vom 7. zum 8. Juli eine abermalige Beſchießung vorzunehmen und zwar wiederum von zwei verſchiedenen Seiten, nämlich zuerſt von derſelben Stelle am Eiſenbahndamme bei Rauenthal, wo in der Nacht zuvor die 12pfündige Batterie Nro. 12 geſtanden, und dann von der nördlichen Liſière des Iffezheimer Waldes an der Chauſſee nach Straßburg. Für die Geſchützaufſtellungen bei Rauenthal wurden zwei lange bronzene 24Pfünder, zwei 12zöllige Mörſer und ein 8zölliger Mörſer, für die andern am Iffezheimer Walde ſechs 12Pfünder beſtimmt.

Sämmtliche verwendeten Geſchütze waren großherzoglich badenſche.

Nach der Recognoscirung der Stellung begann am 7. Juli um 11½ Uhr Abends das Strecken der Bettungen, der Bau einer Schulterwehr für den Geschützstand der beiden langen 24Pfünder und endlich die Aufstellung der Geschütze selbst. Die Arbeit mußte anfänglich unter dem Feuer der Festung ausgeführt werden. Der Feind kannte die Lage und Entfernung unserer Geschütze genau, weil bei dem Bombardement am 7. Juli die sechs 12Pfünder an dieser Stelle gestanden hatten. Um 2 Uhr waren die Armirungsarbeiten beendet. Die beiden 24Pfünder standen in einer Vertiefung hinter dem Damm, welcher von Rauenthal nach Niederbühl führt, 2100 Fuß von der Stadt entfernt. Die linke Flanke war durch eine Schanzkorbschulterwehr gegen das feindliche Feuer gedeckt.

Die drei Mörser erhielten ihre Aufstellung ungefähr 100 Schritt links seitwärts von den 24Pfündern hinter dem Eisenbahndamm, so daß der Damm als Brustwehr benützt wurde. (Siehe Seite 111.)

Das Feuer wurde um 2¾ Uhr durch die Mörser eröffnet, etwas später nahmen auch die 24Pfünder dasselbe auf. Die Bedienung geschah mit vieler Ruhe und Besonnenheit.

Gegen 4 Uhr Morgens hatten die 24Pfünder die für sie bestimmte Munition verschossen. Die Mörser setzten das Feuer fort bis 10 Uhr, nachdem von 6—7 Uhr eine einstündige Pause eingetreten war, um der Bedienungsmannschaft etwas Zeit zur Erholung zu geben.

Die Wirkung dieser Geschütze war, wie wir später in der Festung erfuhren, sehr groß; nur wurde das an mehreren Orten ausgebrochene Feuer durch die verbreiteten Löschanstalten sofort gedämpft.

Verluste an Mannschaften haben in dieser Batterie nicht stattgefunden.

III. Die Geschützaufstellung beim Iffezheimer Walde.

Sechs 12Pfünder sollten aus dieser Position die Stadt mit glühenden Kugeln beschießen.

Das Feuer dieser Batterie begann um 3 Uhr Morgens.

Gleich nach dem erſten Schuß antwortete der Feind von 3 Seiten her mit Granaten und 18pfündigen Kugeln. Die feindlichen Granaten ſchlugen kurz vor, hinter und in die Batterie ein.

Die Ueberlegenheit des feindlichen Feuers veranlaßte den Batteriekommandeur, nachdem er 34 Schüſſe gethan, ſich abzuziehen; der Verluſt der Batterie betrug 1 Todten und 2 Verwundete.

Der von den Belagerten am 8. Juli verſuchte Ausfall gab die Veranlaſſung zum Bau mehrerer Feldſchanzen, welche theils als Geſchützemplacements dienen, theils der Infanterie eine gedeckte Aufſtellung gegen derartige feindliche Unternehmungen gewähren ſollten. Dieſe Schanzen wurden mit badenſchen Geſchützen aus dem Muggenſturmer Park armirt.

Gleichzeitig begannen nunmehr die Vorbereitungen zu einem ernſtern Angriffe auf Raſtatt. Da es bis jetzt an ſchwerem Geſchütz gefehlt hatte, denn die drei ſchweren Mörſer und zwei langen 24Pfünder waren einer ſo vorzüglich armirten Feſtung gegenüber wohl nicht in Anſchlag zu bringen, ſo konnten wohl keine größeren Erfolge erwartet werden, als man ſie bereits erreicht hatte. Um nun aber kräftiger auftreten zu können, wurde aus Koblenz ein Belagerungstrain von ſieben 23pfündigen Haubitzen, ſieben 25pfündigen eiſernen Mörſern und ſechs 10pfündige Haubitzen herbeigeſchafft. Der dritten Fußcompagnie, achten Artilleriebrigade, war die Verladung dieſer Geſchütze übertragen, und ſollte dieſelbe dann zur Unterſtützung der Belagerungsartillerie vor Raſtatt verwendet werden.

Die Zeit bis zur Ankunft dieſer Geſchütze wurde nun eifrig benutzt für die Herſtellung des Batteriebaumaterials. Die Arbeiter hiezu gab die vierte Feſtungscompagnie, ſiebente Artilleriebrigade, das Schanzzeug lieferten die umliegenden Ortſchaften, das Batteriebaumaterialdepot wurde im Rauenthaler Wäldchen etablirt.

Den 17. Juli traf endlich der Belagerungstrain in Begleitung der dritten Fußcompagnie, achten Artilleriebrigade, der Laboratorien-

colonne der achten und der Handwerkscolonne der siebenten Artilleriebrigade vor Rastatt ein.

Die in dem Muggensturmer Geschützparke noch vorhandenen badenschen Geschütze, Munitionswagen ꝛc. wurden diesem Train beigegeben, und man etablirte den Belagerungspark hinter Rauenthal.

Am 17. Juli wurde nunmehr ein Emplacement für die sämmtlichen oben angeführten Belagerungsgeschütze begonnen und zwar hinter dem Eisenbahndamme an der Biegung desselben, südlich vom Eichblohnwäldchen. Es wurden daselbst 8 Traversen, 5 Pulverkammern und 23 Bettungen hergestellt. Die Arbeit war am 19ten beendet. Die beiden langen 24Pfünder sollten westlich von Rauenthal, dem Bahnhofe gegenüber, an der Lisière eines dort befindlichen Wäldchens in der dort errichteten Feldverschanzung placirt werden. Unterdessen war aber der Plan für die erstere Geschützaufstellung höheren Orts geändert worden, so daß 7 Bettungen an der angegebenen Stelle unnöthig wurden. Es sollten nämlich die sieben 25pfündigen Mörser eine andere Aufstellung erhalten und zwar am südöstlichen Rande von Niederbühl. Das Geschützemplacement konnte von der Festung nicht eingesehen werden. Am 20sten wurde demzufolge in dem Niederbühler Walde das Baumaterial für zwei Pulverkammern angefertigt. In der Nacht vom 20. zum 21. Juli wurden die 7 Bettungen für die 25pfündigen Mörser gestreckt und die beiden Pulverkammern erbaut. Die nächstfolgende Nacht wurde zu Heranschaffung von Rundhölzern zu Blendungen nach der großen Batterie am Eisenbahndamme benützt, welche am andern Tage, den 22sten Vormittags vollendet wurden, so daß zu dieser Zeit die große Batterie vollständig beendet war und man nur auf den Befehl zum Armiren derselben wartete.

IX.

Ausfälle.

Der erste Ausfall, den die Belagerten gemacht, galt dem Dorfe Rheinau und fand am 6. Juli statt. Obgleich es in Rastatt keineswegs an Lebensmitteln aller Art noch an Getränken fehlte, so hatten doch die reichen Weinvorräthe des genannten Dorfs die Lust der badischen Kanoniere gereizt und ein Trupp von ihnen beschloß, ohne ihre Vorgesetzten weiter zu fragen, auf eigene Faust eine Razzia dorthin zu unternehmen. Zugleich wollten sie auch durch einen solchen Ausfall ihre Langeweile tödten und die preußischen Truppen ein wenig necken. So zog ein Trupp Artilleristen und Volkswehr hinaus, hatten aber kaum das Dorf erreicht, als sie von den Preußen gut empfangen wurden. Sie machten Halt und schickten schleunig nach der Festung und verlangten einige Stücke Geschütz zur Unterstützung.

In jenen Tagen war aber in Rastatt wieder ein Zerwürfniß auch unter den höheren Offizieren eingetreten. Tiedemann, der Gouverneur der Festung, und Biedenfeld, der Oberst des dritten Regiments, standen sich schroff gegenüber und konnten sich über die in einer belagerten Festung so sehr wichtige Frage, wer befehlen und wer gehorchen sollte, nicht einigen. Tiedemann sollte, durch die meisten Offiziere gedrängt, den Oberbefehl an Biedenfeld abgeben, war auch

im Begriff dieß zu thun, als ihm der auf Rheinau unternommene Ausfall Gelegenheit zu geben schien, seine verloren gegangene Popularität bei den Soldaten wieder zu gewinnen und beschloß deßhalb diesen eigenmächtigen Ausfall, freilich auf Kosten der Mannszucht zu unterstützen. Biedenfeld, von dem der Gouverneur verlangte, er solle den Ausfall mit seinem Regimente ebenfalls unterstützen, weigerte sich indessen, wollte nicht einmal ein Bataillon hiezu geben und antwortete seinem selbstgewählten Vorgesetzten: „Ich führe mein Regiment nach Fort A.“ Corvin, welcher Chef des Generalstabs war und aus dessen „Erinnerungsblättern aus Rastatt“ diese Details entnommen sind, schickte Munition hinaus, beorderte einige Geschütze und ein Bataillon vom ersten Regiment und die zwei Compagnien vom zweiten. An eine Disposition hatte Tiedemann gar nicht gedacht. Er rückte mit den Geschützen bis an das Ende des Dorfes vor und begann das Gefecht mit den Preußen, welche bei der über einen Rheinarm führenden Brücke bei Plittersdorf eine mit Geschütz besetzte Schanze aufgeworfen hatten.

Der Zweck dieses Ausfalls, die Vorräthe des Dorfes Rheinau aufzuladen und in die Festung zu schaffen, wurde nun von den Insurgenten in der ihnen eigenthümlichen, wenn auch nicht ehrenvollen Weise ausgeführt.

Diese Plünderung geschah mit großem Eifer und vielem Humor, besonders von Seiten der Dragoner- und Offiziersbursche, die froh waren, Ueberfluß an Heu zu finden, das in der Festung anfing sehr rar zu werden. Eine Menge Wagen wurden mit dem, was man fand, beladen. Besonders reich war die Beute an Wein. Während hier ein Wagen mit Verwundeten fuhr, die natürlich keine freudigen Gesichter machen konnten, jagte dort ein anderer mit einer sehr lustigen, phantastisch aufgeputzten Ladung. Das Centrum bildete ein großes Weinfaß, auf dem ein dicker Trompeter als Bacchus ritt; rechts und links daneben standen andere gleich uniformirte Götter in halbseligem Zustande und schwangen jubelnd die großen hölzernen Kannen. Der

übrige Raum des Wagens war mit der bunteſten Geſellſchaft gefüllt. Einige Soldaten mit Bauernhüten oder Weiberhauben auf dem Kopf bliesen aus Hausgeräth aller Art, während Einer ein ſchon ziemlich großes Schwein unter dem Arm trug und an dem Schwanz wie an einer Drehorgel drehte, wobei das Thier entſetzlich ſchrie. Ein anderer hatte eine Katze gerettet, die indeſſen gar nicht dankbar ſchien, ſondern ſich jämmerlich ſträubte und Töne der Angſt erſchallen ließ, Andere hatten lebende Gänſe oder Hühner erobert, die in den Lärm mit einſtimmten.

Während Kartätſchen und Paßkugeln in die Häuſer ſchlugen, wurden dieſe ſehr ſorgfältig ausgeräumt, wobei es auch nicht an komiſchen Scenen fehlte. Beſonders thätig beim Einpacken und hauptſächlich lüſtern nach Federvieh waren die Dragoner. Sie jagten mit Säbel und Piſtolen den unglücklichen Enten, Gänſen und Hühnern nach. Die nicht beſchäftigten Artilleriſten einer zwölfpfündigen Batterie, deren Chef nicht ausrücken wollte, weil ihm der Boden zum Befahren ſeiner Kanonen zu locker erſchien (!) hatten dagegen in den Kellern Poſto gefaßt und ſoffen tapfer darauf los, als ihre Kameraden am Ausgang des Dorfes ſich ſchlugen. Die meiſten Einwohner hatten längſt ihre Wohnungen verlaſſen und ſich größtentheils nach Raſtatt geflüchtet. Einige kamen herbei, um ihren Hausrath zu retten, wobei ihnen die Soldaten behülflich waren. Was aber eßbar für Menſchen oder Thiere war, ſollte an das Proviantamt abgeliefert und den Eigenthümern bezahlt werden. Manche unbezahlte Gans mag ſich indeſſen in einen Dragonermagen verflogen haben. Das Vieh war größtentheils ſchon am Tage vorher weggeführt worden, indeſſen fiel eine nicht unbeträchtliche Anzahl Ochſen und Kühe den Inſurgenten dennoch in die Hände.

Hierauf erfolgte nun in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli die im vorigen Kapitel erwähnte erſte Beſchießung, über welche ein Augenzeuge Raſtatts ſagt: „Die Stadt wurde von der preußiſchen Batterie mit einem wahren Hagel von Granaten und glühenden Vollkugeln

übersät. Gleich die ersten Schüsse zertrümmerten Dächer, Fenster und Mauerwerk; statt der Gebetglocke erschallten um 4 Uhr die Sturmglocken: durch jämmerliches Geschrei in ein Haus in der Herrenstraße gerufen, fand ich ein Ehepaar in seinem Blute; in der Küche hatte eine platzende Granate der Frau Hand und Brust, dem Mann die Weichtheile des Fußes zerschmettert; ein Pompier wurde am Kopf schwer verwundet, drei Häuser stunden in Flammen. Eine glühende Kugel versengte den Fußteppich des Laboratoriums der Festung, ohne das Pulver zu erreichen. Die Hartnäckigkeit der Soldaten wuchs mit der Angst der Bewohner; ein Wort von Uebergabe zu reden, war lebensgefährlich. Gleich nach Mitternacht begann das Schießen auf den Wällen und gegen die Stadt, von 3 Uhr ab mit geringer Unterbrechung bis 9 Uhr wurden vom Eisenbahndamm und Niederbühl glühende Vierundzwanzigpfünder und fünfzigpfündige Bomben in die Stadt geworfen. Die meisten erreichten ihr Ziel, das Schloßgebäude, die Häuser bei der Kaserne, auf dem Markt- und Rathhausplatz. Viele zerschmetterten auf dem Pflaster, an mehreren Orten zündeten die Geschosse; die aufopfernde Thätigkeit der Feuerwehr, welche, in alle Straßen vertheilt, sich Signale gab, hinderte, daß ein großer Theil der Stadt in Flammen aufging. Und doch waren die Bomben oft leer, meist nur mit Ausstoßladung gefüllt. Ein Mann wurde getödtet, mehrere schwer verwundet."

Nach dieser Beschießung waren die Rastatter Bürger natürlicherweise sehr erschrocken und viele Familien machten von der Erlaubniß, die Kasematten beziehen zu dürfen, Gebrauch. Besonders lebhaft war es im Fort C, wo diese Kasematten einen eigenthümlichen Anblick gewährten. Man denke sich eine mehrere hundert Schritte lange Reihe zusammenhängender, kleiner, gewölbter Zimmer, deren Quadermauern über sechs Fuß dick waren und die ihr Licht nur durch die Schießscharten und die darüber zum Abzug des Pulverdampfs angebrachten Luftlöcher erhielten, welche indessen, wenigstens in jenen Kasematten, durch Fenster geschlossen werden konnten. Jede dieser kleinen, bomben-

festen, nicht gedielten Zellen ohne Thüren und mit zwei Eingängen war bewohnt, meistens von Weibern und Kindern, die ihren kostbarsten Hausrath mit ihren Personen in diese sichern Asyle geflüchtet hatten.

Bei Tage hielten sich diese Zellenbewohner meist in der Stadt auf, gegen Abend flüchteten sie in die Kasematten, denn die Granaten und glühenden Kugeln, welche sie einmal so unsanft geweckt, hatten ihnen gehörigen Schreck eingejagt.

Die bei der Beschießung am 7. und 8. Juli Morgens an der Eisenbahn aufgestellten Geschütze waren den Insurgenten so lästig geworden, daß sie noch desselben Tags einen Versuch machten, die Geschütze mittelst eines Ausfalles zu nehmen oder doch unbrauchbar zu machen. Die Geschütze waren nämlich in ihren Emplacements unter dem Schutze von einem Zuge Füsiliere zurückgelassen worden und sollten erst mit eintretender Dunkelheit abgefahren werden.

Der Feind debouchirte um 5 Uhr Nachmittags mit Infanterie und fünf Feldgeschützen aus der Festung und rückte über den Bahnhof hinaus. Diese Bewegung war aus dem Lager bei Niederbühl bemerkt worden, und es rückte sofort das Füsilierbataillon des zwanzigsten Infanterieregiments und zwei Musketiercompagnien desselben Regiments von dort aus über die Murg, um den Feind in die linke Flanke zu nehmen. Das Gefecht engagirte sich vor dem Rauenthaler Wäldchen. Die preußischen Truppen warfen den Feind, den seine Festungsgeschütze mit lebhaftem Feuer unterstützten, bis in den Bahnhof zurück. Das Gefecht wurde hier gegen Abend abgebrochen und die preußischen Truppen zogen sich, ohne verfolgt zu werden, nach dem Geschützemplacement zurück. Mit dem Dunkelwerden brach jedoch der Feind unter dem heftigsten Feuer seiner Festungsgeschütze (besonders aus Fort A und Lünette 33) gegen Niederbühl vor und steckte das Dorf mit Granaten in Brand. Eine preußische Infanteriecompagnie, welche das Dorf besetzt hielt, mußte dasselbe verlassen. Erst mit Hülfe zweier Geschütze der sechspfündigen Fußbatterie Nr. 22, welche auf dem Emplacement am Eisenbahndamme, Niederbühl gegenüber, Stel-

lung genommen, gelang es, den Feind aus letzterem Dorfe zu vertreiben.

„Auf den panischen Schrecken der Beschießung am 7. und 8. Juli, sowie des zurückgeschlagenen Ausfalls," sagt ein „Tagebuch aus Rastatt", „folgte nun in der Stadt ruhigere Ueberlegung. Die zertrümmerten Dächer wurden von den Bürgern nothdürftig ausgebessert, mittlerweile die „Vertheidiger" ganz vergnüglich auf den Wällen und Bastionen saßen, zur Probe Kugeln des groben Geschützes ins Blaue warfen und jeder Idee soldatischen Gehorsams Hohn sprachen. Da erschießt ein Gefreiter seinen Wachtmeister auf dem Walle, statt ihm zu gehorchen, die Gerechtigkeit findet es nach drei Tagen für gut, auf ihn zu fahnden, da der Thäter unsichtbar geworden. Hier schlägt ein Feldwebel einem Kanonier beim Trunk den Arm entzwei, Dragoner und Kanoniere richten in sinn- und planlosem Jagen die Pferde zu Grunde, um sie nicht im Dienst gebrauchen zu müssen, und der Offizier, der es wagt, solche Auftritte schüchtern zu tadeln, wird mindestens verhöhnt.

Den 9. und 10. Juli machten Soldaten und Wehrmänner auf eigene Faust eine neue Razzia nach Rheinau; noch war mehr Wein, Quell des Muthes, dort zu holen! Ein Oberoffizier, vom Gouverneur abgeordnet, die Leute nach Hause zu treiben, wurde mit Säbeln und Bajonneten bedroht; ein Dragoner schießt beide Pistolen auf ihn und seine Ordonnanzen ab. Es wurde bei Todesstrafe verboten, die Thore zu passiren; man stieg über die Palliſaden; erst als die Schildwachen den Befehl erhielten, von den Wällen herab die Unbotmäßigen zu erschießen, erst als vom Wallgeschütz getroffen ein Kanonier fiel, erst als die Preußen mehrere getödtet und gegen zwanzig vollständig Betrunkene gefangen und die Murgbrücke abgebrannt hatten, unterblieb der Unfug. Jetzt ab[illegible] wurde auch, was von Rheinau noch übrig ist, durch Wallgeschütz und Mordbrenner in Flammen gesetzt. „Ah ce pauvre village!" ruft ein französischer Artillerist beim Anblick des brennenden Dorfes, welcher von seiner Batterie desertirt war, diesen „Freiheitskrieg" mit-

Ebene fortgewandelt, meiſt an den Ufern eines kleinen Fluſſes hin und näherten uns nun dem Waldgebirge, aus welchem er hervorbrauſte, und in einem deſſen Thäler unſer Reiſeziel lag. Ach, wie freuten wir uns, den friſchen Tannenduft wieder einzuathmen und die ſtäubige Stadt, ihre kalten Straßen und Häuſer mit dem duftigen Waldpalaſt vertauſcht zu haben, unter deſſen Säulen wir nun langſam aufwärts ſtiegen. Der Doktor war merklich ernſter als geſtern, und als wir auf der erſten Höhe des Waldgebirges ankamen, von der wir rückwärts ſchauend in weiter, weiter Ferne die Thürme der geſtern verlaſſenen Stadt erblickten, fuhr er mit der Hand über die Augen, grüßte bitter lachend hinüber und ſchüttelte ſich dann wie ein Hund nach ſtarkem Regen. Doch dauerte die Traurigkeit bei dieſem ſonderbaren Menſchen nicht lange, und obgleich er mir mehrmals heilig und gewiß verſicherte, er werde beim Eintritt in die Waldmühle den alten Adam gänzlich ausziehen, ſo traute ich ihm vor der Hand doch nicht recht, indem er mir im Laufe des heutigen Tages noch einen merkwürdigen Streich ſpielte.

Nach einer kleinen Stunde nämlich erreichten wir das Städtchen T., welches zwiſchen der Stadt, wo wir herkamen, und der Stadt C. gerade in der Mitte liegt und beide Regierungsbezirke ſcheidet. Hier treffen ſich die Gensdarmen von beiden Städten, übergeben einander die

zumachen. Daß bei ſolcher Verwirrung an eine Ermittlung der Verluſte an Mannſchaft nicht gedacht wurde, iſt klar. Täglich fanden Beerdigungen ſtatt, ohne daß der Pfarrer auch nur den Namen des Todten kannte. Den 12. Juli, als unter dem donnernden Schutz der Wallkanonen Ernte auf den zunächſt liegenden Aeckern gehalten wurde, fand man vier Leichen im Getreide; beim letzten Ausfall waren, dem Anſchein nach, dieſe Leute ſchwer verwundet niedergeſunken und in grauenvollem Todeskampfe verſchmachtet. Der beſſere Theil der Beſatzung, durch ſolche Scenen angeekelt und entmuthigt, ſehnte ſich nach dem Ausgange; die übrigen wurden durch neue Gerüchte und Artikel des „Feſtungsboten“ aufgeſtachelt, der in gereimten und ungereimten Stylübungen Sigels Hülfe in Ausſicht ſtellte. Wie es aber damit ausſehe, ſtellte ſich am 10. Juli heraus, als die angeblich von ihm abgeſchickte Ordonnanz wegen widerſprechender Reden verhaftet wurde. Der Mann geſtand im erſten Verhöre, er ſei zum Rheinthore hinaus, zum Karlsruher Thore wieder hereingegangen. Von wem abgeſchickt? wurde natürlich nicht gefragt. Zwiſchen der Partei des Gouverneurs und dem Obriſten Biedenfeld wurde der Bruch täglich unheilbarer. „Unbotmäßigkeit, Verrath, Niederträchtigkeit, Verleumdung“ war das Kaliber, womit man ſich gegenſeitig durch die Preſſe bediente. Auch die Bürger, anfangs zu Allem willfährig gegen das drohend geſchwungene Schwert, hernach in ſtumpfer Reſignation der Zertrümmerung ihrer Habe zuſchauend, liehen dem Grimm jetzt Worte; man hatte das naive Anſinnen an ſie geſtellt, ein Zwangsanlehen von 13,000 fl. wöchentlich zu ſtellen, um ihre lieben Gäſte noch länger behalten zu dürfen. Zwar machte der Fund von etwa 10,000 fl. (von wem?) verſteckter Gelder möglich, auch nach abſchlägiger Antwort noch einige Tage das Dringendſte zu beſtreiten; zwar blieb dem „Schriftführer des Kriegsminiſteriums“, Elſenhans, neben ſeiner Amtsführung und der Redaktion des „Feſtungsboten“ noch Muße genug, unter den Bürgern einen „Clubb für entſchiedenen Fortſchritt“ zu bilden, dennoch brach ſelbſt in höhern Kreiſen der Wunſch nach

Wiederanknüpfung der Unterhandlungen ſich durch; das obſtinate Stillſchweigen preußiſcherſeits war nachgerade unangenehm.

Es ging ein Adjutant mit dem Anſuchen um Blutegel für die Kranken ins Lager von Kuppenheim. Daß nebenbei auch Anderes geſprochen wurde, ging aus der ſchmollenden Aeußerung hervor: „General Gröben habe nur von unbedingter Ergebung hören wollen, alles Uebrige ſei dem Großherzog als Landesregenten freigeſtellt.“ Die Blutegel kamen als Geſchenk an; als Gegengabe wurde am 13. Juli ein gefangener Huſarenwachtmeiſter entlaſſen. Das klingt ganz nach der Iliade oder den Maurenkriegen in Spanien. Möchte nur auch im Uebrigen die Humanität zum Durchbruch gekommen ſein, oder wenn zur Entwicklung des Drama's wirklich Eiſen und Feuer nothwendig war, daſſelbe nur gegen die Wälle und Baſteien angewendet worden ſein, damit es unſere in den Bierhäuſern ſo todesmuthige Beſatzung die Feuerprobe hätte beſtehen laſſen können. Wahrſcheinlich würde ſo die Löſung des Knotens ſchneller erfolgt ſein, als da bei Wein und Fleiſch dieſe Prätorianer die glühenden Kugeln über ſich wegfliegen ſahen und das ſchöne Schauſpiel eines nächtlichen Brandes noch gratis hatten. Das Bier ging indeſſen zur Neige, und der vom Oberland eingeſchickte Wein war in der Kehlen Abgrund verſchwunden; ſchon leerte man die Keller geflüchteter Privatleute. Noch immer aber ſpielte die Muſik des dritten Regiments Walzer und Polka's zur Parade, immer noch tanzte leichtfertiges Frauenvolk mit dem Ungar und Polaken zu den Tönen der Clarinette.“ — — Vielleicht derſelbe Virtuoſe, den ich damals auf der Eiſenbahn vernommen, als er ſpielte:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz begehrt.“

X.

In der Favorite.

Obgleich wir in Baden-Baden vom Kriegsſchauplatze gar nicht weit entfernt waren, obgleich wir bei nächtlicher Stille das Krachen des Geſchützes deutlich hören konnten, ſo lebten wir doch, abgeſehen von dieſem Lärm, in tiefem Frieden. Es war überhaupt bis jetzt draußen bei Kuppenheim mehr wie ein großes Manöver geweſen, als wie eine ernſte Belagerung. Wer von den Offizieren aus dem Lager Urlaub erhalten konnte oder nicht gerade im Dienſt beſchäftigt war, fand ſich Abends in der Stadt ein, um ſich mit Hülfe einer guten Speiſe- und Weinkarte, ſowie bequemer Stühle von den Strapazen des Lagerlebens zu erholen.

Von hier nach Kuppenheim und Muggenſturm ging eine Menge Omnibus- und Lohnkutſcher aller Art, theils um die unterbrochene Eiſenbahnverbindung auf dieſe Art herzuſtellen, theils aber auch, um Neugierige nach dem Kriegsſchauplatz zu liefern.

Hie und da ſahen wir in den Straßen kleine kriegeriſche Bilder: einen Infanteriedurchzug, oder wenn Cavalleriepatrouillen einritten, die, den Säbel an der Fauſt hängend, die Piſtole in der Hand, Gefangene transportirten, die in irgend einem Verſteck aufgefunden und ins Lager gebracht wurden.

In der Nacht machte sich oft eine Partie der Gäste unseres Hotels zu dem alten Badener Schlosse hinauf, um von dort einen Ausfall anzusehen, von dem fast jeden Abend Dieser oder Jener sichere Nachricht brachte, daß einer stattfinden würde. Doch da man nur selten einen Schuß aufblitzen sah, so blieben diese nächtlichen Partien unbelohnt, namentlich für mich, der ich vor Malghera so prachtvolle Nachtschießen erlebt. Man erzählte mir, daß der erste nächtliche Ausfall der Belagerten von der alten Ruine sich außerordentlich gut ausgenommen habe, namentlich das Auffliegen eines Munitionswagens im freien Felde, durch eine Granate in Brand gesteckt, soll ein schöner, großartiger Anblick gewesen sein.

Belohnender dagegen waren Exkursionen, die ich in der Frühe auf die herrlichen Berge, auf hervorragende Punkte machte, um nach der Festung hinüber zu schauen. Vor allen andern von der Eberſteinburg, jener alten malerischen Ruine, die von ihren hohen Felsen weit hinaus in das Rheinthal blickt, sieht man Rastatt aus der Vogelperspektive wie einen colossalen aufgerollten Plan vor sich liegen.

Eines Morgens, als ich hinaufging, hatte es bei Anbruch des Tages geregnet, von den herrlichen Buchen und Eichen, durch die dieser malerisch schöne Weg hinaufführt, fielen noch hie und da schwere Tropfen herab, leuchtend und strahlend im Sonnenglanz. Die Luft war abgeklärt und rein, am Himmel zogen einzelne weiße Wolken und warfen auf die weite Ebene, die sich fern vor dem Blick ausbreitet, jenen langen, fliehenden Schatten, die eine Fernsicht so lebendig machen. Und wie ist diese Fernsicht von hier aus so reich und schön! und hierzu kann man sich keinen bessern Vordergrund wählen, als eines der halb verfallenen Bogenfenster der Burg Eberstein. Rechts und links ziehen sich in langen Schluchten die tiefgrünen Waldungen des Bergrückens bis ins Thal hinab, und dort unten wechselt das saftige Grün frischen Grases mit goldgelben Getreidefeldern, mit grauem Brachland, mit dunkler gefärbtem Buschwerk kleiner Wäldchen reizend und schön ab. Hinter Rastatt scheint der Boden thonfarbig

und würde der Anblick für das Auge ermüdend sein, wenn sich dort nicht zwischen langen Pappelalleen der Silberfaden des herrlichen Rheinstromes hinschlängelte. Weiter hinaus verschwimmt das Feld und Wald, Busch und Heide in einem glänzenden, vielfarbigen Duft, aus dem sich die Vogesen tiefblau mit ihren sanften, schönen Formen am Horizont abzeichnen.

Mit einem sehr guten Frauenhofer'schen Tubus, dem Herrn von Lotzbeck gehörig, der ihn freundlich und bereitwillig den Fremden zur Benutzung überließ, hatte man Rastatt, obgleich es ziemlich entfernt ist, in überraschender Nähe vor sich. Die Entfernung von hier nach dorthin läßt sich ermessen durch den Knall eines Kanonenschusses, der, vom Auffahren des Blitzes an gerechnet, eine halbe Minute braucht, um an das Ohr des Zuschauers zu gelangen.

In Rastatt nun konnte man jedes einzelne Haus erkennen, den Lauf mancher Straße verfolgen und deutlich sehen, was die Leute thaten. Dort standen Fässer auf der Straße, vielleicht um sie mit Wein aufzufüllen, hier gingen zwei spazieren, da zog ein Trupp Soldaten vorbei; aber im Allgemeinen schien die Stadt und Festung öd' und leer. Auf den Wällen sah man wenige Mann bei dem Geschütz, nur auf der Südseite standen mehrere bei einem großen Mörser, aus welchem sie auch ein paar Schüsse thaten. Rechts vom Fort Ludwig wurde an einer Schanze gearbeitet, aber es waren nur wenig Leute dort beschäftigt. Durch eine der Hauptstraßen, die man der ganzen Länge nach sah, wurde ein Pferd geführt, und an den Fenstern der Kaserne standen ein paar Soldaten und schienen nach Niederbühl oder Kuppenheim hinauszuschauen. Von dem preußischen Lager sah man rechts neben dem Walde der Favorite die weißen Zelte und Strohbaracken; das Hauptquartier Kuppenheim lag dicht an die Bergwand geschmiegt.

Der Geschäftsführer des Zähringer Hofs, wo ich wohnte, ein sehr freundlicher, bereitwilliger Mann, hatte häufig während der Nacht auf dem alten Schlosse bei Baden einen Posten aufgestellt, der ihm

und den Gästen des Hotels schleunigst zu melden hatte, wenn etwas Bemerkenswerthes draußen vorfiel.

Auf diese Art wurden wir denn am 18. Juli in der Frühe in Kenntniß gesetzt, daß bei Rastatt etwas Bemerkenswerthes vor sich gehen müsse, denn man sehe nicht weit von der Festung eine Feuersbrunst, ohne aber Kanonendonner zu vernehmen. Das hatte denn auch seine Richtigkeit, aber es war weder ein Ausfall, noch eine Beschießung, sondern in dem Dorfe Iffezheim stiegen Flammen auf, welche jedoch bald wieder gelöscht wurden.

Ueber diesen Brand im Stallgebäude des Divisionsstabes, der sich zu Iffezheim befand, und von dem man glaubte, daß er angelegt sei, erfuhr ich später aus einem Bericht des Jägerhauptmanns v. Oppel einige interessante Einzelnheiten, namentlich aber dabei einen Beweis von der unerhörten Dreistigkeit eines badischen Artilleristen:

„Während der Belagerung von Rastatt lag meine Compagnie (so heißt es in dem Bericht) mit mehreren andern Truppen im Dorfe Iffezheim, unweit des Rheines, und mußte täglich etwa ein Drittel der Compagnie zu den Vorposten stellen. Gegen die Mitte der Belagerung wurde mir von einem Bauern, oder wie sie hier heißen, Bürger des Dorfs angezeigt, daß sich schon mehrmals ein Artillerist Namens Hatz, der aus Iffezheim gebürtig und ein nichtsnutziges Subjekt sei, aus der Festung durch die Vorposten geschlichen, des Nachts bei seiner Braut in Iffezheim gewesen und früh wieder in die Festung geschlüpft sei. Nun war allerdings zwischen Iffezheim und der Festung ein sehr coupirtes, sumpfiges und mit starkem Unterholze besetztes Terrain, so daß ein einzelner Mensch sich in den dunklen Nächten sehr wohl durch die Vorposten durchschleichen konnte. Ich beschloß daher, in aller Stille dem Hatz, der nach der Aussage des Bauern in blauer Blouse und breitkrämpigtem Hute, wie hier alle Landleute gehen, hin und zurück sich schleichen sollte, aufzupassen und ihn womöglich abzufassen, und legte zu dem Ende alle Nächte nach 10 Uhr, ohne daß irgend Jemand Kenntniß davon hatte, zwanzig

Jäger ins Versteck außerhalb des Dorfes nach Rastatt zu, sowie auch in der Nähe des fraglichen Hauses, in welchem letzteren, beiläufig gesagt, zwei Musketiere im Quartier lagen. Dieß währte ohne Erfolg fünf Nächte lang, und ärgerlich hierüber beschloß ich, von jetzt an alle Nächte persönlich mich mit dem ganzen Rest draußen hinzulegen und aufzupassen. Ich hielt diesen Tag absichtlich erst Abends halb neun Uhr Apell ab und bestellte die Compagnie, etwa siebenzig Mann, nach zehn Uhr einzeln außerhalb des Dorfes, allen Stillschweigen und Vorsicht empfehlend, was übrigens kaum nöthig war, da Alle auf's Höchste erpicht waren, den Hatz einzufangen. Es war eine wundervolle Julinacht, herrliches warmes Wetter und die ganze Nacht hindurch aus den verschiedenen Bivouaks um Rastatt fortwährend der Gesang der Linien- und Landwehrbataillone zu hören. Ich selbst hatte mich mit fünf Jägern in die Wiesen dicht hinter dem sumpfigen Erlengebüsch so gelegt, daß ich rückwärts das auf einer Höhe liegende Haus genau sehen konnte, in welchem Hatz die Nächte zugebracht haben sollte, und bemerkte plötzlich gegen zwölf Uhr, daß zum obersten Fenster dieses Hauses eine Laterne schnell dreimal hinter einander herausgehalten wurde. „Ha, ha," dachte ich, „das ist das Zeichen, daß Alles sicher ist, Hatz, jetzt haben wir dich!" und athemlos horchten wir auf jede Bewegung ringsum. Wer aber nicht kam, das war Hatz; es schlug ein Uhr; es schlug zwei Uhr, ich hörte kein Anrufen, keinen Schuß, da in der stillen Nacht auch das Zuspringen der Jäger gehört worden wäre, die im Dunkeln rings um das fragliche Haus im Dorfe selbst versteckt lagen. Auf einmal, so nach zwei Uhr, stieg plötzlich eine Röthe über Iffezheim auf, der nach zehn Minuten eine hellodernde Flamme folgte, und als ich sofort draußen das Signal: „Rasch zurück!" blasen ließ, ertönte auch schon im Dorfe die Allarmtrommel, und wie wir nun athemlos im Dorfe ankamen, stand das Stallgebäude in hellen Flammen, in welchem die Pferde des Divisionsstabes eingestellt waren, deren auch richtig sechs verbrannten und außerdem noch mehrere Häuser niederbrannten.

Herrn Haß aber kriegten wir nicht und haben auch nie erfahren, ob er der Anstifter des Feuers war, da drei bis vier Tage nachher die Festung übergeben wurde, und mir meine sehr beschränkte Zeit nicht erlaubte, mich nach diesem Vagabunden umzusehen."

Durch Ueberläufer aus der Festung erhielten wir in den Tagen einige Blätter des „Festungsboten," welcher in Rastatt erschien und woraus ich der Merkwürdigkeit halber Einiges anführen will. Eingangs einer Nummer desselben hieß es: „Anzeige und Einladung. Im Einverständniß mit dem Kriegsminister Stellvertreter Sander sowohl als dem Festungsgouverneur Oberst Tiedemann übernehme ich von heute an die Leitung dieser Zeitung, welche jeden Tag erscheint. Die Grundsätze, welchen ich dabei folge, sind ersichtlich aus den nachfolgenden leitenden Artikeln und ich fordere nun, in der Ueberzeugung, daß ich darin die Ansichten der Garnison und Bürgerschaft Rastatts ausspreche, jeden zur genügenden Mitwirkung, insbesondere auch zur Verbreitung des Festungsboten auf. Ernst Eisenhans, Schriftführer im Kriegministerium."

Dann folgte ein Tarif über die Lebensmittel, wie sie von der Proviantverwaltung der Festung vertheilt werden sollen. a) Fleisch: Rindfleisch rohes, gekochtes oder Schweinefleisch 1/4 Pfund per Mann täglich; b) Brod: 1/4 Laib per Mann; Gemüse: ein Mäßchen für 10 Mann täglich oder ein Pfund Mehl. Getränke: 2 Schoppen Suppe oder 1 Schoppen Wein, 1 1/2 Schoppen Bier, 1/4 Schoppen Branntwein per Mann. Tiedemann und der Festungsproviantmeister Reiter waren unterzeichnet. Diesem leitenden Artikel würden die betrogenen und verführten Menschen ihre genügende Mitwirkung nicht versagt haben, wenn er nicht eben so wahrhaftig gewesen wäre, wie der nachfolgende, der vom letzten Ausfall handelte; denn da hieß es: „der Ausfall, dessen Ergebniß ein so höchst günstiges war, von dem aber auch kein anderes Resultat erwartet werden konnte, wenn man bedenkt, daß die unsere Festung umschließende Armee höchstens aus ein paar tausend Mann besteht, und daß ferner die prahlerische Proclamation der Preußen, in der von drei großen Truppencorps ge-

ſprochen wird, bloßer Wind, Berliner Wind ſind.“ Vom Bürger „Gröben“ war auch einigemal die Rede!

Dieſe Ueberläufer entwarfen nebenbei ein trauriges Bild von den Zuſtänden in der Feſtung. Die Artilleriſten, Tag und Nacht bei ihren Geſchützen auf den Wällen, wo ſie Orgien aller Art feierten, übten einen furchtbaren Terrorismus und drohten beim geringſten Verſuch zur Unterwerfung die Stücke gegen die Stadt zu kehren. Eines ihrer Hauptvergnügen beſtand darin, die Bahnwärterhäuſer vom Eiſenbahndamme herunterzuſchießen.

Am 13. Juli beſprach eine Verſammlung von 48 Offizieren im Fort A die Möglichkeit der Uebergabe. Der Beſchluß war: man ſolle davon nicht reden, bis man aus der übrigen Lage des Landes erkenne, daß Entſatz unmöglich ſei. Die Nachrichten, oder vielmehr die Lügen des oben erwähnten „Feſtungsboten“ trugen natürlich viel dazu bei, die Hoffnung der Inſurgenten aufrecht zu erhalten. So hieß es z. B. eines Tags: „Nach ſichern Nachrichten wären die Preußen in die Schweiz eingefallen, um das Fürſtenthum Neuenburg wieder zu erobern, dort aber von den wackern Söhnen der Freiheit aufs Haupt geſchlagen worden.“

Obgleich General v. d. Gröben ſein Möglichſtes that, um die Belagerten über ihre Lage aufzuklären, ſo ging man doch anfänglich auf keinen ſeiner Vorſchläge ein. Das einfache Mittel, einige Nummern der Karlsruher Zeitung kommen zu laſſen, verwarf Tiedemann, anfänglich ebenſo einen weitern Antrag, einen Offizier und Bürger in das Oberland zu entſenden, um ſich von der Lage der Dinge zu überzeugen. Die Bürgerſchaft verlangte durch eine Abordnung, ſich im Falle bei einer ſolchen Abſendung zu betheiligen, wurde aber zurückgewieſen.

Den 14ten und 16ten wurden ſämmtliche Volkswehren in drei durchlaufende Bataillone zu 480 Mann mit Aufhebung der bisherigen Benennungen, „deutſch-polniſche ꝛc. Legionen“ eingetheilt. Dadurch wurde

nun eine Masse sogenannter Stabsoffiziere ohne Soldaten überflüssig und dem „Generalstab" zugetheilt. Aber auch diese Bataillone verminderten sich täglich. Den Bürgern wurde erlaubt, unter dem Schutze der Wallkanonen Frucht zu schneiden. Hierzu erboten sich viele Volkswehrmänner, andere gingen als Bedeckung mit, aber manche kamen nicht wieder; theils gingen sie in das preußische Lager über, theils wurden sie von den Patrouillen angegriffen und niedergemacht. Das eingebrachte Getreide lag übrigens nutzlos in der Festung, da durch die Abgrabung der Oos und des Gewerbekanals die Mühlen stille standen. Auch manche Brunnen waren dadurch versiegt.

Im Allgemeinen trat trotz des allmählig fühlbaren Mangels an Lebensmitteln noch keine Theurung ein. Die Privaten beeilten sich, ihre Kühe, Schweine ꝛc. — bevor ein Gouvernementsbefehl gegen Anweisungen auf die griechischen Kalenden sie beanspruchte — herzugeben. Schon mußte, wer drei Kühe besaß, eine abliefern. Am fühlbarsten war der Mangel an Pferdefutter und Geld.

Gegen den mecklenburgischen Hauptmann v. Klein wurden am 13ten zwei Rastatter Bürger ausgewechselt; dem einen von diesen, der draußen schon vierzehn Tage in Freiheit war und der die Sachlage kannte, wurde so strenges Stillschweigen auferlegt, daß die Belagerten von der Außenwelt nichts Wahres erfuhren.

Die preußischen Batterieen um die Festung herum waren, wie wir bereits wissen, theils vollständig fertig, theils konnten sie jeden Augenblick armirt werden. Die Vorposten kamen der Festung immer näher und schon wurden auf den Wällen mehrere Schildwachen durch Spitzkugeln verwundet.

Unterdessen war das kleine Schlößchen Favorite, das bis jetzt in dem frischen Grün uralter Bäume still und einsam dalag, der Mittelpunkt eines regen, kriegerischen Lebens geworden. Offiziere und Ordonnanzen ritten in den langen Alleen ab und zu, große Feldwagen fuhren an, die verschlossenen Fenster des Schlosses selbst öffneten sich, in den Nebengebäuden sah man Bediente und Stallleute in der K. preu-

mitgebrachten Vagabunden und Verbrecher, wechseln sie gegen einander aus und jeder nimmt die für sein Kreisgefängniß bestimmten wieder mit sich zurück.

Als wir vor das Wirthshaus kamen, in welchem diese Auswechslungen geschehen, es war, wenn ich nicht irre, der goldene Schweinskopf, so fanden wir dort eine ansehnliche derartige geschlossene Gesellschaft, theils zu Wagen, theils zu Fuß, welche behufs dieser Auswechslung ihren Einzug in das Wirthshaus hielt, wo die Gensdarmen bei einem Glase Bier oder Wein einander die Papiere der Verbrecher übergaben.

Am obern Ende eines langen Tisches saßen die Handhaber der Gewalt, lang gediente Unteroffiziere der Armee, die das Uebertreten in die Gensdarmerie als Avancement ansahen, kräftige Gestalten im besten Mannesalter mit großen Schnurrbärten. Ich muß nun hier beifügen, daß der Doktor Burbus nichts so sehr haßte, wie alle polizeiliche Gewalt, und von dieser galt ihm die Gensdarmerie als Quintessenz.

Daß wir in die Wirthsstube zum wilden Schweinskopf eintraten, wunderte mich gar nicht, daß der Doktor mit mir an den Wänden bei den Vagabunden und Verbrechern stehen blieb, glaubte ich seiner Neugier, die Auswechslung besser ansehen zu können, zuschreiben zu dürfen. Es mochten ungefähr zehn bis zwölf Gefangene da sein, worunter einige mit Ketten geschlossen,

ßischen Livrée, eine Compagnie Landwehr bezog die Wache und am 17. Juli traf der Prinz von Preußen, von Freiburg kommend, auf der Favorite ein und nahm dort seinen Aufenthalt, um bei wichtigen Ereignissen, die voraussichtlich in den nächsten Tagen stattfinden würden, gegenwärtig zu sein.

Da es für mich von großer Wichtigkeit war, bei einer Beschießung oder Uebergabe die nöthige Erlaubniß zu Anwohnung eines solchen Schauspiels zu erhalten, und ich im Hauptquartier des General v. d. Gröben, der mich freundlich aufgenommen, keine näheren Bekannten hatte, so beschloß ich, mich nach der Favorite zu wenden, um dort vielleicht den Hauptmann v. Bergh, von der Adjutantur Seiner Königl. Hoheit, zu finden, den ich vor einigen Jahren in Petersburg kennen lernte, und der sich für mich beständig freundlich und zuvorkommend erwiesen. Da aber dieser vortreffliche Offizier und Freund an dem Tage zufällig abwesend war, so suchte ich den preußischen Legationsrath Herrn v. Savigny auf, bei dessen bekanntem liebenswürdigem Charakter ich überzeugt zu sein glaubte, daß er gern etwas für mich thun würde, um meine Zwecke zu fördern. Ich hatte mich auch hierin nicht getäuscht, wurde nicht nur von dem Herrn v. Savigny auf's Freundlichste aufgenommen und berathen, sondern derselbe benachrichtigte auch Se. Königl. Hoheit den Prinzen von Preußen von meiner Anwesenheit, worauf ich auch schon am folgenden Tage die Ehre hatte, dem Prinzen vorgestellt zu werden.

Man kann sich leicht denken, wie ehrenvoll und wohlthuend es für mich war, von dem hohen Heerführer freundlich angeredet und empfangen zu werden, von einem Manne, zu dem ich schon vor längeren Jahren, als ich noch als Soldat die preußische Uniform trug, gleich wie alle meine Kameraden, mit Liebe und angeborener Verehrung aufgeblickt.

Der Prinz von Preußen, eine schöne hochgewachsene Gestalt, hat einen freundlichen, heitern, außerordentlich gewinnenden Gesichtsausdruck, lebhafte Augen und spricht mit tiefer klangvoller Stimme.

Der Prinz trägt einen großen, blonden Schnurrbart, die Spitze etwas aufwärts gedreht und einen eben solchen Kinn- und Backenbart, wie er in der preußischen Armee jetzt eingeführt ist. Gekleidet war er in die einfache Generaluniform, an derselben den Orden pour le mérite und im Knopfloch das in den Befreiungskriegen wohlerworbene eiserne Kreuz. Er befragte mich in der ihm eigenthümlichen, liebenswürdigen und freundlichen Weise über den letzten italienischen Feldzug und die österreichische Armee und die Persönlichkeit des Feldmarschalls Radetzky und sprach sowohl über den Heerführer, wie über die Truppen mit großer Anerkennung. Darauf stellte er mich seinem Neffen, dem Prinzen Friedrich Karl, Major beim Gardehusarenregiment vor, welcher von seiner Verwundung in dem Reitergefechte bei Philippsburg, das er mit außerordentlicher persönlicher Bravour engagirte, den Arm in der Schlinge trug. Der Prinz von Preußen sagte, indem er mich vorstellte, lachend: ich sei eigentlich ein nicht ganz würdiges Mitglied der preußischen Armee gewesen, denn ich habe mir erlaubt, in meinen „Bildern aus dem Soldatenleben im Frieden" manches aus dem innern Dienste komischer zu behandeln und darzustellen, als es wirklich sei, und manche Schwäche desselben schärfer als nothwendig hervorgehoben, im Allgemeinen aber etwas stark aus der Schule geschwätzt, worauf ich Sr. Königl. Hoheit entgegnete: ich fühle mich allerdings schuldig, sei aber gewiß, jetzt, wo es den Ernst des Militärlebens gelte, mit voller Wahrhaftigkeit über die braven preußischen Truppen auch mit dem allerbösesten Willen so schreiben zu müssen, daß mich kein Tadel treffen könne.

Leider hatte ich nicht das Glück, den Gefechten der preußischen Truppen gegen die Aufständischen beiwohnen zu können und mußte mich also damit begnügen, mir selbst erzählen zu lassen, von der Tapferkeit, Ausdauer und guten Mannszucht der preußischen Armee. Was ich hier von diesen trefflichen Eigenschaften der braven Soldaten sah, waren nur kleine Züge, von denen ich im nächsten Kapitel Einiges mittheilen werde.

Der Prinz von Preußen ist ein vollkommener Soldat, umsichtig, unerschrocken, von festem Charakter, für seine Untergebenen in jeder Hinsicht sorgend und besitzt durch diese Vorzüge die Anhänglichkeit und Zuneigung der ganzen Armee. Wenn man auch einräumen muß, daß in der preußischen Armee ebenso wie in allen andern Versuche gemacht wurden, die Soldaten in Pflicht und Treue wankend zu machen, so hat der Name des Prinzen von Preußen, als ihr Führer, gewiß dazu beigetragen, daß der Eid der Soldaten unbefleckt blieb und daß jeder getreu der Fahne folgte. Die preußische Disciplin spricht sich ebensowohl im Gefechte und im Dienste aus, wie in den Freistunden und man konnte die Artigkeit und Zuvorkommenheit der Soldaten hier im Lager wahrhaft musterhaft nennen. Vor allem betrugen sich die Landwehren, lauter ältere, gesetzte Leute, außerordentlich gut, so wie sich auch diese eine Zeitlang in radikalen Blättern mit großer Freude für zweifelhaft verschrieenen Truppen vortrefflich geschlagen haben. So war es namentlich bei Ilvstadt und Durlach, wo rheinische Landwehr und das Bataillon von Iserlohn am heftigsten und beharrlichsten im Feuer standen und wo, ein Zeichen der Liebe zu ihrem Heerführer, dem Prinzen von Preußen, als er zu ihnen ritt und ihnen sagte: „ich danke euch, ihr habt eure Schuldigkeit gethan," mit einem donnernden Hoch einstimmig das Preußenlied entgegenschallte. So muß aber auch General und Soldat zusammenstehen, wenn etwas Großes und Schönes herauskommen soll und die Armee muß dem Buchstaben des Befehls willenlos gehorchen, wie das Kriegsschiff dem Druck des Steuerruders. Ein Soldat, der grübelt und überlegt, ob der Befehl des Vorgesetzten in seiner ganzen Ausdehnung auch zu erfüllen sei, ist ein Unsinn und ein Regiment solcher Soldaten eine schrankenlose Macht, die ihr Bajonnet heute nach dieser, morgen nach jener Seite kehrt. Der Soldat, wenn er Soldat sein will, hat als solcher nur ein Glaubensbekenntniß, dem er unbedingt folgen muß: das Kommandowort.

Die Pferde ſchnauben und ſetzen an,
Liege wer will mitten in der Bahn.
Sei es mein Bruder, mein eigener Sohn,
Zerriß mir die Seele ſein Jammerton;
Ueber ſeinen Leib hinweg muß ich jagen,
Kann ihn nicht ſachte bei Seite tragen.

Von den Reichstruppen des dritten Armeecorps, des Neckarcorps, hielten ſich bei dem badiſchen Feldzuge die Württemberger außerordentlich brav und lebten auch, wie ich von den Offizieren beider Truppentheile erfuhr, im beſten Einverſtändniß mit den preußiſchen Soldaten. Letztere ſollen aber auch wie abſichtlich auf das Zuvorkommendſte gegen ſie geweſen ſein; und eine Thatſache iſt es, daß in den Quartieren, wo ſie zuſammenlagen, oftmals dem Kameraden Württemberger die Betten abtraten und ſich aufs Stroh legten.

Beide Truppen verketten ja auch alte Erinnerungen. Wenn auch in der Armee der Einzelne wechſelt, kommt und geht, ſo bleibt doch Fahne und Regiment, und der alte Unteroffizier erzählt dem Rekruten von den Erinnerungen, die an beiden haften und ſolche Traditionen vererben ſich und werden heute wie in ſpäteren Jahren noch erzählen, wie tapfer neben der preußiſchen Armee die Württemberger damals unter ihrem Kronprinzen gefochten. —

Bei der Tafel in der Favorite machte ich mehrere ſehr intereſſante Bekanntſchaften und ſah eine Menge höhere Offiziere der preußiſchen Armee, deren Namen einen vortrefflichen Klang haben. So unter andern den Chef der Artillerie der Operationsarmee, Generallieutenant v. Scharnhorſt, ein nicht großer, etwas ſtarker Mann mit einem klugen Geſicht, ernſtem Weſen, aber freundlich und angenehm in der Unterhaltung. Ebenſo den Generallieutenant Breſe, Generalinſpektor der Feſtungen, Chef der Ingenieure und Pioniere der preußiſchen Armee. Von fremden Offizieren und ſolchen, die nicht zugetheilt waren, befanden ſich im Hauptquartier der hannoveraniſche

Generallieutenant Prinz Bernhard v. Solms-Braunfels und der Chef des württembergiſchen Generalſtabs Oberſt v. Bauer. Eine ſehr angenehme Bekanntſchaft war mir Major v. Stechow vom Regiment Garde du Corps und eine ebenſolche und dabei ſehr nützliche die des Chefs des Generalſtabs, Major Kirchfeld, ein anerkannt talentvoller und ſehr begabter Offizier, der ſich meiner auf's Freundlichſte annahm, vor allem aber kann ich nicht unterlaſſen, hier meinem verehrten Freunde, dem bereits erwähnten Hauptmann v. Bergh, mit dem ich mich manche Stunde zu unterhalten, hier ſowohl wie ſpäter in Freiburg das große Vergnügen hatte, meinen herzlichen Dank für all' die intereſſanten Mittheilungen, ſowie die Beweiſe großer Freundſchaft, welche ich durch und von demſelben erhielt, auszuſprechen. In der That, ich bedaure ſehr, mit all' dieſen Herren, die mich in hohem Grade gütig aufnahmen, nicht einen längeren Feldzug gemacht zu haben; aber leider war unſer Zuſammenleben hier auf der Favorite nur ſehr kurz, auf wenige Tage beſchränkt, denn das badiſche Trauerſpiel neigte ſich ſeinem Ende zu.

XI.

Patrouillengänge.

Auch die Leſer dieſes Buchs, welche nicht Militär ſind, werden ohne Zweifel faſt alle wiſſen, was eine Patrouille iſt. Dienten ſie ſelbſt beim Militär, ſo haben ſie dergleichen ſoldatiſche Spaziergänge gewiß oft genug mitgemacht, und ſelbſt wenn ſie nur bei der Volkswehr Patrontaſchen und Gewehr trugen, ſo kamen ſie wahrſcheinlich in letzterer Zeit auch dort häufig in den Fall, einen Patrouillengang mitzumachen. Ja, wer ſich vielleicht in ſeinem Leben activ nie dabei betheiligte, hat ſich doch vielleicht in ſeinen jüngern Jahren in Stunden ausgelaſſener Freude in paſſiver Weiſe einige Kenntniß über die Functionen einer Patrouille zu verſchaffen gewußt.

Die Patrouillen bei einer Armee im Felde, im Lager und auf dem Marſch ſind wie achtſame Augen, wie Fühlhörner, die der ſchwerfällige Armeekörper ausſtreckt, um das Terrain, die Stellung des Feindes zu unterſuchen.

Im vorliegenden Falle dagegen bei einer Belagerung wie hier vor Raſtatt, ſind Patrouillengänge vor Vollendung der Angriffsbatterien die einzige Art von kleinem Kriege, den man mit dem Feind zu führen im Stande iſt.

Ein Feldzug iſt für den Soldaten eine luſtige Sache, wo Tag und Nacht Märſche wechſeln, wo man bald auf freiem Felde vor dem Wachtfeuer bivouakirt, bald wieder durch Zufall in ein fettes Quartier kommt, wo man beim Angriffe mit ſeinem Gewehr einem Feinde mit der gleichen Waffe gegenüberſteht und ihn deßhalb ſo gut niederſtrecken kann, wie er im Stande iſt, uns zu treffen, wo die Trommeln raſſeln, das Feldgeſchrei ertönt und der Tapfere unaufhaltſam vorwärts dringend die gegenüberſtehenden Maſſen zurückwerfen kann, wo das Terrain jeden Tag wechſelt, wo es heute gilt, einen Wald zu vertheidigen, morgen einen Flußübergang zu erzwingen, dann ein verſchanztes Gehöfte zu erſtürmen oder eine gutpoſtirte Batterie zu nehmen; ja das iſt ein Leben voll Luſt und Freude, wo jeder für ſich ſelbſt eintreten muß und nur der Mann etwas gilt, wenn er muthvoll mit offenem Auge vor den Gegner hintritt und ſeine Waffen gut zu führen verſteht. Ganz anders dagegen iſt der Dienſt einer Belagerungsarmee. Auf baumloſer Ebene dehnen ſich die dünnen Leinwandzelte aus, gleich wenig Schutz gebend vor dem heftigen Regen, wie vor der brennenden Sonne, und dieſe darf der Soldat nicht verlaſſen, nicht ſeinen Platz wechſeln, nicht ſich in den kühlen Fluthen des fern in der Ebene ſich ſchlängelnden Fluſſes erfriſchen, nicht unter fröhlichem Geſang über die ſchattigen Berge, die dort vor ihm liegen, weiter und immer weiter marſchiren. Er iſt, und zwar in mehrfacher Hinſicht, gefeſſelt. Dort drüben ſieht er ſeinen Feind, aber der Feind iſt kein menſchliches Weſen, ſondern ein Phantom aus Erde und Steinen, mit gewaltiger Kraft begabt, und ſchleudert brennende Kugeln und gewichtige Geſchoße zerſchmetternd in ſeine Reihen, worauf er mit ſeinem Gewehr nicht zu antworten im Stande iſt. Hier hilft kein raſches Vorwärtsdringen, kein perſönlicher Muth und der Infanteriſt kann nur leidend auf ſich ſchießen laſſen, indem er ungeduldig den Arbeiten der Artilleriſten und Pioniere zuſchaut, die ſich maulwurfartig in den Boden eingraben und ſich dem gewaltigen Feinde drüben langſam nähern.

In ſolchen Fällen gibt es denn für den muthvollen Soldaten nur einen Weg, ſich auszuzeichnen und dem Feinde Schaden und Verluſte aller Art zuzufügen — der Patrouillendienſt nämlich, wo ſich gewandte muthvolle Leute den Feſtungswällen ſchleichend nähern und, die feindliche Kartätſchenkugel nicht achtend, den Artilleriſten hinter ſeinen Blenden niederzuſchießen ſuchen oder Transporte erlauern, die man in die Feſtung hineinwerfen will, oder Arbeiten auf dem Glacis ſtören oder feindliche Patrouillen, die herauskommen, um Nachrichten von den Belagerern einzuziehen, angreift und vernichtet. Es iſt aber ein gefährlicher Dienſt, dieſe Patrouillengänge vor einer belagerten Feſtung. Der Feind iſt natürlich auf ſeiner Hut, wirft ſtärkere Patrouillen entgegen und wenn er Ueberfluß an Munition hat und die Entfernungen um die Feſtung genau kennt, ſchießt er mit ſchwerem Geſchütz auf die kleinſten Trupps, die ſich draußen ſehen laſſen.

Dieß war namentlich bei Raſtatt der Fall und die Patrouillengänge der preußiſchen Truppen deßhalb mit großer Gefahr verbunden.

Wenn gleich die Meinungen über das Kriegsmaterial der Inſurgenten nach den gemachten Erfahrungen verſchieden ſind, ſo müſſen doch wohl alle darin übereinſtimmen, daß die badenſche Feſtungsartillerie vortrefflich ausgebildet war, wie dieß die Einäſcherung von Niederbühl, Rheinau ꝛc., das Niederſchmettern einzelner Leute beim Patrouillengang und der Umſtand hinlänglich bewieſen, daß ſie ſowohl die entfernteſten Kavalleriebivouaks als auch die verdeckteſten einzelnen Feldwachen im dichten Wald mit ihren Geſchoßen zu erreichen und aufzufinden verſtanden. Außerdem beſaß ſie eine Ausdauer und Aufmerkſamkeit, die an's Unglaubliche grenzt, und Jedermann wird dieß beſtätigen, der namentlich die Vorpoſten am Eiſenbahndamme und an der Federbachbrücke, und ſomit Gelegenheit gehabt hat, zu bemerken, daß an dieſen Punkten der kleinſte geſchloſſene Trupp, ja ſelbſt ein einzelnes Pferd ihrer Aufmerkſamkeit nie entging und ſofort mit einem Rollſchuß begrüßt wurde.

Am Abend des Ausfalls gegen Rauenthal befand ſich der Lieute-

nant Rango mit dem Major Witzleben, einem Landwehroffizier und mehreren Füsilieren an der eben genannten Brücke. Es war eine tageshelle Mondnacht, größere und kleinere Patrouillen tummelten sich in dem vorliegenden Walde herum und überschritten öfters im Trabe die denselben durchschneidende Chaussee. Kaum hatte sich nur die Spitze einer solchen Patrouille gezeigt, so blitzte es schon auf den Wällen der Festung, in Bogensätzen rollten die Vollkugeln daher und es ist kaum zu fassen, daß nicht einige geschlossene Trupps dieser Patrouillen beim Passiren der Chaussee zerschmettert wurden. Als der kleine Trupp seine Reflexionen noch anstellte über die chevalereske Freigebigkeit der Festungsartillerie, kam General v. Schack mit seiner Suite geritten und bog in die Chaussee ein. Noch hatten aber die drei ersten Pferde dieselbe kaum betreten, so blitzte es schon wieder auf dem Walle, man rief dem General zu, er wandte mit großer Geistesgegenwart sein Pferd rechts ab, und in demselben Augenblicke sauste auch schon eine 24pfündige Vollkugel kaum zwei Schritt links von demselben vorbei und schlug eine dicke Pappel um. Selten mag wohl ein Meisterschuß mit einer größeren Schnelligkeit, genauern Berechnung und größern Präcision abgegeben worden sein, dessen beabsichtigte Wirkung nur durch die angeführten Umstände glücklich vereitelt wurde.

Als nun gegen das Ende der Belagerung die Lebensmittel in der Festung sich verringerten, mußte der Besatzung deßhalb Alles daran liegen, die inzwischen reif gewordenen Feldfrüchte in die Stadt zu bringen, und es wurden zu diesem Zwecke häufig Fouragirungen unternommen und mit der größten Kühnheit ausgeführt. Als die preußischen Offiziere diesen Gegenstand einst beim Bivouakfeuer besprachen und die Ansicht aufstellten, daß jetzt die Aufgabe der Patrouillen darin bestehe, diese Fouragirungen zu hintertreiben und am besten dadurch unmöglich zu machen, daß man das trockene Korn in Brand setzte, so fand diese Idee unter der Mannschaft einen allgemeinen freudigen Anklang. Jeder wollte hierin nun etwas leisten, und es

eröffnete sich dadurch den Patrouillen ein neues, weites Feld kühner und gefahrvoller Thätigkeit im Bereich des Kartätschenschusses der Festung.

Von den Vielen, die sich als freiwillige, unermüdliche und unerschrockene Patrouillengänger auszeichneten, sei es gestattet, nur diese einige hier zu nennen, deren kühnes Benehmen wirklich durch einen Erfolg gekrönt wurde.

Da die nachfolgenden Berichte größtentheils von Unteroffizieren erstattet wurden, so ist es gewiß interessant, dieselben wörtlich zu geben, da man aus diesen gut geschriebenen Aufsätzen die Intelligenz und Bildung des preußischen Unteroffiziercorps, dieser mächtigen Stütze der vortrefflichen Armee, deutlich ersehen wird.

I. Patrouillengang am 13. Juli.

Ein Jeder von uns brannte vor Begierde, sich wo möglich einen der Freischärler, die sich bemühten, mit Hülfe der Bürger von Rastatt das Getreide vom Felde abzumähen und in die Festung zu schleppen, zu erlegen und sich gleichzeitig eine nähere Kenntniß von seiner schönen Waffe, dem Zündnadelgewehre, zu verschaffen. Auch in mir war der Entschluß fest eingewurzelt, und ich war am 13. Juli so glücklich, meinem Vorsatze Genugthuung zu verschaffen. Nachmittags 4 Uhr bestimmte unser Feldwachtkommandant, Herr Lieutenant von Düring II., einige Patrouillen, um das im Felde stehende Getreide in Brand zu stecken; ich bekam den Auftrag, letztere bei ihrer Arbeit von der rechten Seite, wo sie leicht umgangen werden konnten, zu decken. Wir näherten uns von dem Saume des Waldes, wo unsere Feldwache stand, der Festung bis auf 500 Schritt, welches uns wegen einer dort befindlichen Ziegelei und eines Rasenabhanges nicht schwer wurde. Auf dem Rasenabhange angekommen, erlaubte es das hohe Getreide noch 100 Schritt vorzugehen. Kaum gewahrten uns die Wachtposten auf dem Walle, als die Artillerie auch schon einige Kartätschenschüsse über unsere Köpfe hinweg jagte; sobald wir den Pulverdampf vom

zerlumpt und zerrissen, mit höchst verdächtigen wilden Physiognomien, andere, denen bloß die Daumen zusammengeschnürt waren, und sogar einige, die ganz ohne Banden waren. Von den letzteren näherte sich hie und da einer den Gensdarmen, leise mit bittender Miene fragend, ob er ein Glas Wasser genießen dürfe, der ein Glas Bier, jener ein Glas Branntwein. Meistens wurden die Bitten mit Kopfnicken bewilligt, oder es wurden einige Bemerkungen hinzugefügt, als z. B.: „Hör', Schwarzenberger, Du könntest von Gott und Rechtswegen einen unüberwindlichen Abscheu vor allem Fusel haben; denn ohne diesen guten Freund wärest Du ein freier Mann," oder: „Waldauer, ei, ei, das Bier sollte Dir eigentlich Gewissensbisse machen und Du deshalb keins trinken; bei Dir ist das Sprichwort: Je toller gebraut, je besser Bier, nicht eingetroffen; denn toll genug gebraut, hast Du Dein ganzes Leben."

Diese halb gnädigen Aeußerungen wurden dann von dem ganzen Haufen mit großem Gelächter aufgenommen.

Jetzt trat auch der Doktor aus dem Haufen heraus zu den Gensdarmen hin und fragte mit leiser Stimme: ob ihm der Herr Wachtmeister nicht den Genuß eines Schoppen Weins gnädigst gestatten würde?

„So, Wein?" fragte dieser, ohne von seinen Papieren aufzusehen, „Er muß viel übriges Geld haben. Na meinetwegen!"

Zündloche des Geſchützes aufſteigen ſahen, benutzten wir die alte Regel, die dem einzelnen Mann bei ſolchen Gelegenheiten zu Gebote ſteht: warfen uns zu Boden, ſprangen dann raſch wieder empor, um den naheliegenden Raſenaufwurf zu unſerer Bedeckung zu erreichen.

Das regelmäßige Niederwerfen und Aufſpringen meiner Patrouille ſchien dem Feinde auf den Wällen ein rechtes Vergnügen zu bereiten, und einer der Freiſchärler trat in bloßem Hemde, in der linken Hand eine Flaſche hoch emporhaltend, auf den Wall und ſtieß in dieſer Stellung ein helles Gelächter aus. Das wurmte uns. Ich ermahnte den Füſilier Schulz II. mit mir hinter unſerm Verſteck hervorzutreten, wir thaten es, ich bat ihn, ſtill zu ſtehen, damit ich auf ſeiner Schulter auflegen könnte; er rief mir zu: „Unteroffizier, gut gezielt!“ es krachte, und Gott Bacchus ſtürzte, mit der rechten Hand nach dem Kopf greifend, rückwärts vom Walle. Bravo! ſchrie meine Patrouille; und wir fühlten uns alle für unſere Mühe hinlänglich belohnt! Wie der Blitz waren durch dieſe Operation alle übrigen Köpfe, die über den Wall ſahen, verſchwunden.

Nach einem zweiſtündigen Vergnügen kehrten wir fröhlich zu unſerer Feldwache zurück und meldeten das Vorgefallene. Nach der Uebergabe von Raſtatt erkundigte ich mich in dem naheliegenden Lazareth und erfuhr, daß es ein Artillerieunteroffizier geweſen und daß derſelbe nach anderthalb Stunden an der Kugel, die ihm den Unterkiefer zerſchmetterte und durch das Genick fuhr, geſtorben ſei.

Krauſe, Unteroffizier der 12. Compagnie des 31. Infanterieregiments.

II. Patrouillengefecht den 21. Juli.

Als ich den 21. Juli mich auf der Feldwache Nr. 2 befand, und das Wetter ſehr angenehm und heiter war, nahm ich mir vor, eine Patrouille gegen Raſtatt zu machen, und bat mir daher Erlaubniß vom Herrn Lieutenant v. Düring II., welcher die Feldwache Nr. 2 kommandirte, aus. Hierauf forderte ich mehrere Kameraden

auf, mit mir dieſe Patrouillen zu machen, und es fanden ſich hiezu ſechs Mann: die Füſiliere Schulz, Hemmelmann, Rieth, Herrmann, Biſchoff und Weber I.

Wir marſchirten nun von unſerer Feldwache ab, in der Abſicht, unſern Buſenfreunden das Leder einmal tüchtig auszuwaſchen, zugleich aber auch das Getreide, welches dieſelben immer abmähen wollten, gänzlich abzubrennen.

An dem Acker, wo die Freiſchärler als Beſchützer der Kornſchnitter waren, angekommen, ließ ich meine ſechs Mann am Saume des Ackers ausſchwärmen und begab mich ſelbſt als Spitze vor, worauf mir meine Kameraden auf dem Fuße folgten; aber kaum war ich zwanzig Schritt vor, ſo bekam ich von zwei Seiten Feuer; meine Kameraden, gleich bei der Hand, gaben natürlich ſogleich Antwort, und wir hatten die Freude, zwei von unſern Buſenfreunden fallen zu ſehen. Da ich nun ſah, daß unſere Feinde ſehr ſtark gegen uns waren, zogen wir uns hinter einen naheliegenden Hügel und fingen an, lebhaft zu feuern, ſo daß es uns gelang, unſere Gegner von einem nähern Herankommen abzuhalten; hierzu fand ſich aber auch etwas Kanonenfeuer von den Wällen Raſtatts mit ein, jedoch hier konnte uns kein Teufel etwas anhaben; ungefähr eine Viertelſtunde konnten wir hier zugebracht haben, ſo bekamen wir von den hinterliegenden Feldwachen Verſtärkung, ſo daß wir jetzt 27 Mann waren; wir machten nun einen neuen Angriff gegen unſere Buſenfreunde, und es gelang uns auch, dieſelben in die Feſtung hineinzutreiben und noch etliche zu bleſſiren.

Wir gingen nun langſam zurück und nahmen unter einander einen Schluck zu unſerer Stärkung und beſprachen das, was eben vorgegangen war. Ich that nun meinen Füſilieren den Vorſchlag, das Korn noch abzubrennen und dann nach unſerer Feldwache zurück zu marſchiren, welches mir aber abgeſchlagen wurde. Um mein Vornehmen auszuführen, ſchlich ich mich nun allein vor und zündete mitten auf dem Acker das Korn an, welches, da es ſehr dürr war, in hellen

Flammen aufging; kaum hatte ich den Acker verlaſſen, ſo wurde mir verſchiedenes Geſchoß von den Wällen Raſtatts nachgeſchickt; ich konnte ungefähr 500 Schritte zurückgegangen ſein, ſo bemerkte ich, daß das Feuer ausgegangen war, ich kehrte daher nochmals um und zündete das Getreide von neuem an; aber kaum rauchte das Getreide, ſo ſchlugen auch die Kugeln rechts und links neben mir ein, welche mir von Raſtatts Wällen zugeſchickt wurden; ich war noch mit dem Anzünden des Feuers beſchäftigt, da bekam ich einen Schrammſchuß auf die linke Bruſt, welcher mir aber nur das Glas der Uhr zerſchmetterte; hierauf begab ich mich zu meinen Kameraden und marſchirte nach unſerer Feldwache, wo wir jubelnd empfangen wurden.

Häger, Unteroffizier in der 12. Compagnie des 31. Infanterieregiments.

Bemerkung: Dem Füſilier Hemmelmann wurde bei dieſer Gelegenheit das Gewehr in ſeiner Hand durch eine Kartätſchenkugel zerſchoſſen.

III.

Schon lange hatte ich den Wunſch, mein Gewehr, das ſich bei den Schießübungen in der Garniſon ſo trefflich bewährt hatte, auch mal ſo im Felde auf den wirklichen Feind zu gebrauchen. Im Anfange der Belagerung fand ich hierzu weniger Gelegenheit, da die feindlichen Patrouillen nicht Stand hielten; gegen Ende der Belagerung aber, wo das reife Korn nach der Feſtung gebracht werden ſollte, und deßhalb häufiger größere Ausfälle gemacht wurden, war die Gelegenheit günſtiger. Am 21. Juli war ich mit zehn Füſilieren der von dem Musketierlieutenant v. Broſch befehligten Feldwache Nr. 1 zugetheilt; ich bat deßhalb den Herrn Lieutenant, mir doch zu erlauben, eine Patrouille machen zu dürfen. Der Herr Lieutenant erlaubte mir dieß nicht nur, ſondern ging auch ſelbſt mit. Wir gingen deßhalb zuvörderſt bis an den Saum des Raſtatter Waldes vor und ſahen ſo auf circa 400 Schritt eine Bedeckung von etwa zwölf

Mann postirt, und hinter derselben Arbeiter beschäftigt, Kartoffeln auszumachen. Ich legte sofort an und schoß einen Mann nieder, dasselbe that dann auch der Füsilier Jungblut; nachdem so zwei Mann gefallen waren, zog sich die ganze Gesellschaft zurück. Wir gingen trotz der hartnäckigen Gegenwehr der Bedeckung und unter einem Kanonenfeuer von circa sechs Geschützen eine ziemliche Strecke bis in ein türkisches Weizenstück vor, und sahen in der Entfernung von etwa 600 Schritt zwei Mann beschäftigt, Korn abzumähen; auch auf diese that ich auf Aufforderung des Lieutenants v. Brosch einige Probeschüsse und hatte die Freude, auf den dritten Schuß einen zu Boden zu strecken, der andere ergriff eilig die Flucht.

Da nun das ganze Feld leer war, auch schon zweimal Kanonenkugeln dicht neben uns eingeschlagen hatten, so befahl der Herr Lieutenant den Rückmarsch, und ich kehrte mit der festen Ueberzeugung von der ausgezeichneten Trefflichkeit meines Gewehrs und dem festen Vorsatz, es wie mein Auge im Kopfe stets zu bewahren, auf die Feldwache zurück.

Rächer, Unteroffizier in der 12. Compagnie des Königl. 31. Infanterieregiments.

IV.

In den letzten Tagen der Belagerung von Rastatt befand sich unsere Compagnie am Eisenbahndamm auf Vorposten, es war in der Vorpostenchaine ein fortwährendes Schießen. Die zurückkehrenden Patrouillen machten so unrichtige Meldungen, daß eine immer der andern widersprach. Da rief mich der Herr Premierlieutenant v. Rango und sagte: „Bischoff, machen Sie mal eine Patrouille möglichst weit vor und bringen Sie mir eine vernünftige Meldung zurück, wie es vorn steht.“ Ich machte mich nun mit dem Füsilier Kramer auf. Wir gingen durch den Rastatter Wald vor und krochen dann durch ein Getreidestück die vorliegende Anhöhe hinauf. Kaum aber waren wir auf derselben hinauf, so schlugen sie auch schon die Gewehre auf

uns an, jetzt galt es, ihnen als rasche Füsiliere zuvorzukommen. Wir zielten kurz, unsere Gewehre krachten, und einer unserer Gegner stürzte zu Boden, ein zweiter wurde als verwundet zurückgeführt, die übrigen schossen auf uns ab, trafen aber nicht, da wir uns hinter das Getreide duckten. Von hier aus schossen wir nochmals, worauf die Gesellschaft auseinanderstob und zurückließ. Jetzt prasselte ein Kartätschenschuß auf uns los; wir liefen nun hinter den Eisenbahndamm, um von hier aus fernere Beobachtungen anzustellen, und erblickten dicht vor uns einen versprengten Freischärler. Dieser warf aber gleich das Gewehr weg, winkte mit dem Schnupftuch und ergab sich als Gefangener. In demselben Augenblick schickte man uns von dem Walle eine Granate zu, die aber über unseren Köpfen in der Luft platzte, so daß uns die Stücke nicht trafen. Der Gefangene nannte sich Schrotz und wollte ein Student aus Freiburg sein. Wir lieferten denselben an den Premierlieutenant v. Rango ab, der ihn auf die Hauptwache nach Oedichheim bringen ließ.

Einige Stunden später meldete ich mich wieder mit dem Füsilier Schulz freiwillig zu einer Patrouille. Sobald wir aus dem Walde heraustraten, bemerkten wir auf vier bis fünfhundert Schritt eine ziemlich starke Bedeckung und dahinter Arbeiter, die Getreide mäheten. Wir nahmen jeder sofort einen auf's Korn; auf unsern ersten Schuß fiel einer zu Boden, wir schossen nun jeder noch einmal und blessirten so einen zweiten. Da aber unsere Gegner auch nicht faul waren und uns ihre Kugeln tüchtig um die Köpfe pfiffen, so sprangen wir in die Waldlisière zurück, schossen von hier aus noch einigemal mit gutem Erfolg und nöthigten so die Bedeckung zum Rückzuge, nachdem die Arbeiter schon bei dem ersten Schießen davon gelaufen waren.

Am andern Morgen, als kaum der Tag graute, machte ich mich mit Erlaubniß meines Compagnieführers mit meinem Freunde Hemmelmann auf den Weg. Kaum hatten wir den Wald hinter uns,

ſo ſahen wir auch ſchon in der Ferne einen zweiſpännigen Wagen halten und Leute, die Korn auf denſelben luden. — Wir ſchlichen uns bis auf etwa 700 Schritt heran und wollten nun unſere Gewehre auf Pferde probiren. Wir hielten mit der großen Klappe einige Fuß über die Pferde. Zwei Schuß waren ohne Erfolg, wir hielten nun etwas tiefer und beim dritten Schuß ſprang das eine Pferd hoch in die Luft. Jetzt ſchnitt es der Fuhrmann ſogleich vom Wagen ab und eilte nun mit dem andern Pferde vor dem Wagen, ſo ſchnell als es laufen konnte, der Stadt zu, während wir mit einigen Schüſſen vom Walle aus begrüßt wurden. Auf dem Heimwege hatte ich mir von dem Artillerieunteroffizier, deſſen Geſchütz unter der Eiſenbahnbrücke ſtand, einige Streichhölzchen geben laſſen, und wir wollten nun mit dieſen verſuchen, das Korn anzubrennen. Da aber der Wind von der Stadt herwehete, ſo krochen wir in dem Getreidefelde bis ans andere Ende gegen die Feſtung vor. Hier zündete es, und wir hatten die Freude, das Feuer einige Stunden brennen zu ſehen, ſo daß drei Kornſtücke abbrannten."

Hieher gehört auch der Bericht des ſchon genannten Hauptmann v. Oppel vom 30. Juni.

„Am genannten Tage ward mir nämlich der Auftrag direkt von Sr. Excellenz dem Hrn. Generallieutenant Graf v. d. Gröben, mit meiner Compagnie und 4 Sechspfündern unter dem Lieutenant Drabich der fünften Artilleriebrigade von Rietigheim (1½ Stunden von Raſtatt), wohin ich am Abend zuvor nach dem Gefechte an dem Federbach zum Schutze des Hauptquartiers gerückt war, über Oettigheim nach dem dicht am Einfluſſe der Murg in den Rhein belegenen Dorfe Steinmauern zu rücken, um dem dort mit zwei Bataillonen ſtehenden Major Wehmayer des 31. Infanterieregiments den Befehl zu überbringen, mit der durch mich ihm zugeführten Verſtärkung einen Scheinangriff auf den jenſeits der Murg verſchanzten Feind zu unternehmen, und ſo die Aufmerkſamkeit des Letzteren von dem während dem auf unſerm linken Flügel ſtattfindenden Uebergang des v. Hirſchfeld'ſchen

und v. Peucker'ſchen Corps abzuziehen. Dieſer Scheinangriff gelang auch vollkommen, wenn er auch unter höchſt ſchwierigen Umſtänden unternommen werden mußte, da meine nur 150 Mann ſtarke Compagnie und die 4 Sechspfünder einem ſehr zahlreichen Feinde und 8 Zwölfpfündern jenſeits der Murg in einer vortrefflich gedeckten Stellung gegenüber ſtanden, das dieſſeitige Terrain aber bis an die Murg beinahe ganz offen und nur längs des Rheins und unmittelbar an der Murg Dämme waren, die eine, wenn auch nur ſehr mangelhafte Deckung abgaben. Zwei Züge der Compagnie, zu denen noch ein Infanteriezug unter dem Lieutenant v. Helden-Sarnovsky des 31. Infanterieregiments als Soutien ſtieß, gingen nun längs des Rheins gegen die Murg vor, konnten aber nicht bis an letztere vordringen, da ein wahrer Hagel von Shrapnels, Kartätſchen- und Büchſenkugeln ſie überſchüttete, und mußten ſie ſich damit begnügen, daß einzelne Züge, auf dem Bauche kriechend, den Murgdamm zu erreichen ſuchten, um vielleicht von da die in den Dämmen eingeſchnittene feindliche Artillerie beſchießen zu können. Aber auch dieſe Deckung war völlig ungenügend, weil drüben dicker Wald und namentlich die Schweizer Schützen in den hohen Eichen vortrefflich gedeckt ſaßen. Auf dem Damm neben einer großen aus Rohr geflochtenen Zolleinnehmerhütte lagen nun einzelne Balken zu irgend einem Baue, und der Oberjäger Krauſe, ſowie der Jäger Vogt und Jäckel II. meiner Compagnie krochen auf den Damm hinauf, um dieſe Balken zu einer Art Bruſtwehr zuſammenzuſetzen. Kaum aber hatten ſie einen Balken aufgehoben, ſo riß eine 12Pfünder Kugel ihnen denſelben aus den Händen, ſo daß die beiden Jäger den Damm hinuntergeſchleudert wurden und der Jäger Jäckel II. ſich den linken Arm ausrenkte. Der Oberjäger Krauſe nahm ſofort einen zweiten Balken, auch dieſer wurde ihm durch eine 12Pfünder Kugel entriſſen und zugleich umſauste ihn ein Kartätſchenhagel aus der kaum 300 Schritte entfernten verdeckten feindlichen Batterie. Trotzdem verſuchte es der Krauſe noch mehrmals, wiewohl vergebens, die Balken aufeinander zu legen,

immer wurden sie ihm aus den Händen geschleudert. Bis jetzt war wie durch ein Wunder der Oberjäger Krause ganz unverletzt geblieben und selbst keine der feindlichen Büchsenkugeln hatte ihn getroffen; als aber, wie gewöhnlich in diesem Feldzuge die Artillerie fortfuhr nach diesem einzelnen Mann Kugel auf Kugel zu senden und der später ebenfalls heraufgekrochene Jäger Aust durch eine Kugel in den Kopf augenblicklich todt zur Erde stürzte, sah der Oberjäger wohl ein, daß er bei diesem Feuer nicht zum Zweck gelangen könne, zumal in diesem Augenblicke die Hütte in Brand gerieth. Er hob daher noch die Büchse, Hirschfänger und Cartouchen des oben liegenden Jäger Aust auf, ging Schritt vor Schritt inmitten eines Kartätschenhagels den Damm hinunter und gelangte völlig unverletzt zu den hinter dem Rheindamme liegenden beiden Zügen der Compagnie.

Als später der Compagnie, wie jeder andern, zwei silberne Verdienstmedaillen zugesandt wurden, wiewohl ich zwei Oberjäger und sieben Jäger zu denselben vorgeschlagen hatte, erhielt der Oberjäger Krause die eine durch einstimmige Wahl der Compagnie, während die andere ebenfalls einstimmig dem Jäger Radestock zuerkannt wurde, der auf dem äußersten linken Flügel bei den andern beiden Zügen der Compagnie sich ebenfalls in demselben Gefechte durch dreistes Drauflosgehen bis an den Murgdamm und Niederschießen mehrerer feindlicher Artilleristen ausgezeichnet hatte.

Einen zweiten Fall von tapferem Benehmen kann ich ebenfalls nicht unerwähnt lassen, wiewohl nicht bloß Jäger sich an dieser That betheiligten, ich und der Lieutenant v. Weller meiner Compagnie aber die einzigen Zeugen derselben waren.

Die Compagnie hatte am 21. und 22. Juni an und auf dem Eisenbahndamme unter sehr schwierigen Umständen gefochten und hielt am Abend des 22. Juni nebst der zweiten Compagnie 20. Infanterieregiments den Bahnhof besetzt, der oben auf dem hohen Damme am Anfang der großen Eisenbahnbrücke über dem Neckar liegt, während

am andern Ende dieſer Brücke am jenſeitigen Ufer eine offenbar mit feindlichen ſchweren Geſchützen beſetzte Verſchanzung und, wie wir wußten, die vorliegenden Pfeiler mit ſtarken Minen geladen waren.

Es war mir, als älteſtem Hauptmann beider Compagnien unterſagt, eben wegen dieſen Minen den Uebergang über die Brücke zu forciren, ſelbſt dann noch als gegen Abend die feindlichen Geſchütze aus den Verſchanzungen herausgezogen wurden und dieſe nur noch durch Freiſchärler beſetzt war. Da wo dieſſeits der erſte Landpfeiler der hohen Brücke ſteht, unter welchem die Chauſſee nach Mannheim durchgeht, hatte ich ein Detaſchement von 12 Musketieren und 8 Jägern poſtirt, die das linke Neckarufer im Schach hielten, und als ich nun bei einbrechender Dunkelheit S. Excellenz den Herrn Generallieutenant Grafen v. d. Gröben bei Beſichtigung meiner Stellung begleitet und ihn unter dieſem Brückenpfeiler verlaſſen hatte, fiel mir die Stille in der feindlichen Verſchanzung auf, ſo wie der Umſtand, daß ſeit 36 Stunden zum erſtenmale kein Schuß von drüben fiel. Ich beſchloß daher, mit ein oder zwei Mann oben längs des ſteinernen Gebäudes hinüberzuſchleichen, um ſo vielleicht unvermerkt an die feindliche Verſchanzung heranzukommen, und ſagte daher zu obigem Detaſchement: „Kinder, wer folgt mir hinüber, der Erſte bekommt einen Dukaten!“ — darauf ſagte ein alter Musketier, den Namen habe ich leider in dem darauf folgenden Allarm und Nachtmarſche nicht erfahren können: „Herr Hauptmann, ein altes preußiſches Soldatenherz zaget nicht, wir folgen Alle!“ — Und alle folgten über die Brücke, erſtiegen, der Unteroffizier Trabert des 20. Regiments zuerſt, die Verſchanzung, ohne daß die wirklich vorhandene Mine ſprang und machten es ſo möglich, daß 2 Stunden nachher das ganze Neckarcorps übergehen und noch in der Nacht nach Heidelberg gelangen konnte.

An demſelben Tage kam noch ein origineller Fall vor. In dem Bahnhofsgebäude waren in allen Stuben und hinter allen Fenſtern, auf dem Dache ꝛc. Jäger poſtirt, die, ſobald in der circa 300 Schritte entfernten feindlichen Verſchanzung die Blenden weggezogen wurden,

sofort ein rapides Feuer in die Schießscharten eröffneten, weil sonst selten Gelegenheit war, einen guten Schuß anzubringen. — Der Jäger Merkel meiner Compagnie hatte bei einer solchen Gelegenheit eben seinen Schuß abgegeben und war, um sich während des Ladens zu decken, hinter die Wand neben dem Fenster getreten. Er war aber in der Eile nicht weit genug hinter die Mauer getreten und so kam es, daß eine 12Pfünder Kugel dem mit halblinks stehenden Merkel den halben Dachsranzen nebst halbem Kochgeschirr (die innere Seite) durchbohrte, und ohne den Merkel zu verletzen in die gegenüberliegende Wand fuhr. Merkel aber, im Eifer des Ladens, glaubte, es habe sein Nebenmann im Scherz ihn herumgedreht (er fiel nämlich nicht hin, sondern wurde nur so rapide herumgedreht, daß ihm der Ladstock aus der Hand fiel); er rief daher höchst ärgerlich dem neben ihm stehenden Jäger zu: „Was sind das für Spielereien, dazu ist wahrlich keine Zeit jetzt."

Zum Schlusse noch einen Bericht des Lieutenant v. Mins I.

„Am 15. Juli Morgens 2 Uhr löste das zur Division des Oberst Graf v. Schlieffen gehörige, zu beiden Seiten der Straße von Kuppenheim nach Rastatt am Eisenbahndamme in Stroh- und Laubhütten bivouakirende 2. Bataillon, 20. Infanterieregiments die Vorposten im Dorfe Niederbühl und dem Walde gleichen Namens in der gewöhnlichen Weise ab. Die 6. Compagnie (Hauptmann v. Reinbrecht) gedachten Truppentheils besetzte das Dorf, was jedoch den beiden Feldwachen, von denen die links der Straße unter dem Befehl des Unterzeichneten, die rechts unter dem des Secondelieutenants v. Beust stand, und besonders den an der äußersten Dorfenceinte selbst im feindlichen Büchsenschuß stehenden Doppelposten seit dem Brande vom 8. Juli wenig Deckung gegen die kleinen und groben Geschoße der Freiheitshelden gewährte.

Als der gewöhnliche Morgennebel sich zerstreut hatte, und die Festungswerke mit ihren schwarzen Geschützblenden uns entgegenstierten, jeden Augenblick bereit, den sich Zeigenden einen eben nicht erfreulichen

Darauf rückte ſich der Doktor mit größter Gemüthsruhe einen Stuhl zum Tiſche neben den Gensdarmen, warf ſich darauf hin und ſchrie mit ſeiner kräftigen Stimme: „Eine Flaſche Moſelwein!“ wobei er mit der Hand auf den Tiſch ſchlug, daß die Dintenfäſſer der Gensdarmen in die Höhe fuhren. Erſtaunt ſahen dieſe empor, und der, welcher dem Doktor ſeine Bitte gewährt hatte, rief ihm zu: „Höre, Burſche, noch einmal ſolchen Exceß, und ich werde Dich ſchließen laſſen. Scheer Er ſich vom Tiſch weg und trink Er ſeinen Schoppen dort in der Ecke.“

„Ei was,“ entgegnete Burbus noch lauter, „ich darf hier eben ſo gut ſitzen wie ein Gensdarm.“

„Was!“ ſchrie der Andere, „Er will ſich hier unnütz machen? Wenn Er nicht augenblicklich ſein Maul hält, wird man Ihn ſchließen laſſen. — Was iſt denn das für ein Kerl?“ fragte er leiſe ſeine Collegen.

Der Doktor aber trommelte mit ſeinen beiden Fäuſten auf den Tiſch und brüllte zum lauten Ergötzen ſämmtlicher Herren Vagabunden:

„Wein her, Wein her,
Oder ich fall um!“

Man kann ſich denken, daß ich bei dieſer ſonderbaren Scene mich beſtürzt an die Wand zurückzog und des Doktors verrückte Einfälle tauſendmal verwünſchte, die mir hier obendrein ein ſehr ſchlimmes Ende zu nehmen

Morgengruß zuzusenden, gewahrte der Unterzeichnete, der hinter hohen Feuerbohnen, von denen der Bursche zu gleicher Zeit für ein gutes Gemüse sorgte, die Werke beobachtete, daß an der vom Fort Leopold vorgeschobenen Lünette Nr. 33, an deren Glacisabdachung das Dorf stieß, auf dem Wall bei den Geschützen thätig gearbeitet wurde. Da unsere Gewehre auf diese Entfernung von 4—500 Schritt nicht ausreichten, oder wenigstens kein sicheres Ziel gewährten, so gab ich die Instruktion, die nächste sich in der Nähe zeigende Jägerpatrouille zu mir zu senden. Ein solche ließ auch nicht lange warten, wonach ich dieselbe dem Lieutenant v. Beust zuschickte, dessen Stellung etwas weiter gegen die feindlichen Arbeiter vorgriff. Derselbe stellte die Jäger auf, und deren unerwartetes und wohlgezieltes Feuer ließ die Arbeiter für den ganzen Tag verschwinden, da sie wahrscheinlich vermutheten, es seien Füsiliere mit ihren weitreichenden Zündnadelgewehren auf Vorposten gekommen.

Diese Störung der arbeitsamen Volksbeglücker sollte jedoch dadurch gerächt werden, daß sie das Dorf eine Stunde lang mit Granaten und Kartätschen beschossen, bei welcher groben Erwiederung vor der Hand die Neckerei aufhörte, denn sie schienen ernstlich böse zu sein.

Gegen Abend ließ ich Versuche machen, das zwischen dem Dorf und den Wällen stehende Korn, das dem Feinde in der Nacht großen Vorschub und uns keinen Nutzen gewährte, anzustecken, was jedoch wegen des starken Abendthau's vereitelt wurde. Die Belagerten mochten dieß jedoch für eine drohende Demonstration halten und schickten nach 10 Uhr Abends starke Recognoscirungspatrouillen, wodurch zwischen diesen und den unsrigen, so wie den stehenden, für die Nacht verstärkten Vorposten ein lebhaftes Schützenfeuer entstand. Einiger Verlust mochte nun die Galle unserer Gegner erregt haben, denn alsbald entstand auf den Wällen ein nicht zu beschreibender Lärm, in den auch das zarte, oder vielmehr durch Emancipation stark gewordene Geschlecht sich einmischte. Eine eben nicht zarte Baßstimme, die sich wahrscheinlich durch 48ger Jahrgang noch geklärt hatte, rief unter dem

Kreischen jener Jungfrauen: „Jetzt wollen wir dem Generallieutenant v. d. Gröben ordentlich eins auf den Zopf spuken!“

Sogleich wurden wir auch aus 4 Kasemattengeschützen auf eine höchst zudringliche Weise in ununterbrochenem Feuer mit Granaten über eine Stunde lang so hartnäckig beworfen, daß man einen Ausfall vermuthete, weßhalb die hintersten Reserven, selbst bei der Nebendivision, durch die verschiedenen Signale unter die Waffen gerufen wurden.

Ich hatte schon am Tage die verschiedenen Vertheidigungspunkte und Linien bestimmt und wiederholte diese Vorsicht, doch unnützer Weise.

Die zornentbrannten Volksbeglücker beruhigten sich wieder, nachdem sie die schmutzigen „Kosaken von der Spree“ für ihren Uebermuth bestraft zu haben glaubten. Wir hatten weder am Nachmittag noch in der Nacht Verlust erlitten, so sehr ich dieß auch bewundern mußte, und hatten den Vortheil, durch die doch einmal allarmirte Landwehr früher als sonst abgelöst zu werden.

Mit allen Töpfen, die noch von den Granaten unversehrt gelassen waren, beladen, kehrten unsere Leute unter Scherzen und unter Erzählung der kleinen Abenteuer des vorigen Tags und der Nacht in ihr dürftiges Bivouak zurück.

Dieß die zu dem wenigen Nachstehenden allerdings etwas lange Einleitung.

Die nachstehenden Skizzen ereigneten sich unter den angegebenen Umständen, und ich habe sie aus eigener Anschauung oder doch zuverlässiger Ueberlieferung:

1. Die Musketiere Setzkorn und Hofschneider der 6. Compagnie, 20. Regiments, mußten an dem erwähnten Nachmittage unter dem lebhaftesten Granat- und Kartätschenfeuer den am weitesten vorgeschobenen Doppelposten der Feldwache des Lieutenant v. Beust ablösen. Auf dem Gange dahin platzt über beiden in der Luft eine Granate; zwei herunterschlagende Stücke treffen, das eine auf eine ein-

drückliche Weise den Feldkessel des erstern, während das zweite den Aermel seines Waffenrocks aufreißt. Derselbe, ein wegen seiner Unerschrockenheit schon bei der Compagnie bekannter Soldat, wendet sich jedoch ruhig zu seinem Kameraden mit der Frage: „Bruder Hofschneider, sieh mal zu, ob mein Feldkessel noch drauf sitzt, oder ob die Hundsfötter Polterabend mit ihm gemacht haben; wir hätten dieses nicht gern.“ (Letzteres ist eine Berliner Redensart.)

Der Kessel hatte jedoch nur einen zu ertragenden Eindruck bekommen, der seinen Fortgebrauch erlaubte, weßhalb sich denn auch der ꝛc. Setzkorn beruhigter fühlte.

2. Die Leute der Feldwacht waren beim Beginn der Nachmittagskanonade gerade beim Kaffeetrinken, was eine Leidenschaft der Berliner Landeskinder und auch wohl anderer Leute ist, als eine in der Nähe springende Granate sie mit Schmutz bewarf, wobei unglücklicher Weise (ich beziehe dieß auf einen leidenschaftlichen Kaffeetrinker) dem Musketier Hulde auch sein Theil, jedoch in seinen Kaffee zukam, wodurch die Flüssigkeit verschwand und nur ein vermehrter Satz übrig blieb.

Während der größte Theil der Leute auf eine weniger exponirte Stelle sich verfügen durfte, bat der eben Genannte, nachdem er zuvor einen derben Soldatenreim den Störenfrieden zugerufen hatte, sich auf der alten Stelle am Feuer neuen Kaffee kochen zu dürfen, was ihm auch nicht verwehrt wurde. Der zweite ungesalzene Kaffee soll ihm desto besser geschmeckt haben.

3. Die Musketiere Arnold und Riegel standen auf Doppelposten und bedienten sich abwechselnd, um besser beobachten zu können, einer leeren Biertonne, auf die sie stiegen. Während des Nachmittagsfeuers dringt eine Geschützkugel durch das beistehende Haus und fällt unweit ihrer Tonne hin. Der ꝛc. Riegel will die Kugel aufheben, indem dreht sie sich jedoch um und läßt den brennenden Zunder sehen, und springt auch gleich darauf an Ort und Stelle, ohne jedoch einen der beiden Posten zu beschädigen, da der weiche Gartenboden die Wirkung hemmte. Beide hielten jedoch ruhig in ihrer Stellung pflichtge-

mäß aus, indem der Riegel mit kaltem Blute zu seinem Kameraden sagte: „die Krähwinkler gönnen uns nicht einmal die leere Biertonne.“

4. Der Unteroffizier Gärtner der Compagnie wurde durch einen jungen Soldaten darauf aufmerksam gemacht, daß eine Flintenkugel neben ihm eingefallen sei. Der ꝛc. Gärtner deutete jedoch dem andern an, daß wohl noch mehr kommen könnten, nahm die noch rund gebliebene Kugel, aus seiner Deckung hervortretend, auf, ladete dieselbe in sein Gewehr und schickte sie wieder hin, wo sie hergekommen war.

5. Bei der nächtlichen Kanonade schlug die erste, meiner Feldwacht zugesandte Granate in ein noch nicht ausgebautes Haus, das der Brand verschont hatte, ein und platzte hier unter furchtbarem Knall im Innern dieses Hauses, indem sie dadurch die hinter dem Giebel des Nebengebäudes aufgestellte Feldwacht mit Ziegeln, Lehm und Glasstücken bewarf. Das Einfallen und Platzen war so eins und unerwartet, daß alle Leute durcheinander fuhren und ein sich bückender Soldat mich selbst beinahe umrannte. Ich machte nun besonders diesem begreiflich, daß sein Bücken nach dem Knall zu spät und unnütz sei; derselbe war jedoch noch so verdutzt und ihm der nahe Knall so unerklärlich, daß er sich nicht gleich wieder zu fassen wußte und deßhalb sich statt hinter den rechten Flügelmann, den Musketier Haselow der Compagnie, einen thätigen und muthigen Soldaten, neben ihn stellte. Der Letztere holte jedoch mit aller Ruhe seine Schnupftabaksdose heraus und bot dem Andern eine Prise mit den Worten an: „hier, Gottlieb, nimm 'ne Prise und beruhige Dir,“ was auch eine gute Wirkung hervorbrachte.

Ich könnte noch ähnliche kleine Beispiele anführen, die von Ausdauer und Muth in Gefahr und Strapazen unserer jungen Soldaten ein Zeugniß geben, und die meine Erwartung übertroffen haben, sie sind jedoch ähnlicher Art, wie die vorigen, oder verlieren bei ihrer Erzählung an Effekt, da derselbe zugleich durch die Oertlichkeit, die

Zeit und die Verhältnisse, die sich nicht immer für die Oeffentlichkeit detailliren lassen, bedingt ist.

Ich schalte hier, in besonderem Auftrage, obwohl eigentlich nicht hieher gehörig, zum Schluß ein Beispiel der Treue und Klugheit des Hundes ein, die sich besonders bei Hunden, die immer beim Militär gewesen sind, wenn man so sagen kann, auch militärisch äußert.

Am 8. Juli schlug die 5. und 8. Compagnie des 20. Infanterieregiments einen feindlichen Ausfall im Vereine mit zwei Füsiliercompagnien desselben Regiments, obwohl auch unter einigem Verlust an Todten und Schwerverwundeten, siegreich zurück.

Da ich leider, als zur 6. Compagnie gehörig, die am Morgen erst von dem anstrengenden Vorpostendienst gekommen war, und deßhalb in Reserve zurückgehalten wurde, dem Gefecht nicht beiwohnen konnte, so bat ich am andern Morgen um die Erlaubniß, mit vier Mann das Gefechtsterrain recognosciren zu können, um nach Todten, Verwundeten und zurückgelassenen Waffen zu suchen. Das hohe Korn begünstigte diese Absicht, ich fand jedoch nur noch todte Freischärler, die an einigen Stellen zu vier, fünf und acht zusammenlagen.

Hier fand ich auch eine im Korn niedergedrückte Stelle, auf welcher zwei ältere und ein jüngerer Freischärler nicht weit von einander todt dalagen.

Bei letzterem lag, von einer Flintenkugel durchschossen, auf dem Rücken und ebenfalls todt, ein mir wohlbekannter Hund, ein Bulldogg, der dem Lieutenant v. Schlieben, welcher jenem Gefechte bei der 8. Compagnie des genannten Regiments beigewohnt, zugehört hatte.

In's Bivouak zurückgekommen, erfuhr ich denn auch das nähere Schicksal jenes Hundes, der seinen Herrn in das Gefecht begleitet und stets in der äußersten Feuerlinie mit dem größten Eifer die blaugekittelten Freischärler verfolgt, und manchem an die Gurgel springend, umgerissen und unsern erbitterten Leuten und ihrem Bajonnet überliefert hatte.

In einer neuen Position der Insurgenten setzte er seine Angriffe so hartnäckig fort, daß auch er für gefährlich geachtet, durch eine feindliche Flintenkugel zwischen drei seiner Feinde todt niedergestreckt wurde.

Der so gefallene treue Hund durfte mithin hier wenigstens erwähnt werden."

XII.

Unterhandlungen.

In der Feſtung ging unterdeſſen Alles ſeinen alten Gang, die Kanoniere auf den Wällen feuerten auf jede preußiſche Patrouille, die ſich in ihrem Bereich ſehen ließ, und einzelne Schützen gingen förmlich auf die Preußenjagd; doch kamen ſie, meiſtens ſelbſt ſtark gejagt, ſtatt gejagt zu haben, wieder nach Hauſe.

Nach Rheinau hinaus wurden fortwährend ohne Erlaubniß Streifzüge gemacht, denn in den dortigen Kellern, unter dem Schutt verbrannter Häuſer, lag noch Wein. Vergebens gab der Gouverneur Befehle; da er aber ſeine Drohungen nie ausführte, ſo kehrte ſich auch Niemand daran.

Da in der Feſtung Jeder that, was er mochte, und Niemand mehr einem Befehl gehorchte, ſo fanden denn auch die Preußen keinen Widerſtand, als ſie endlich, der ewigen Plackereien müde, die Brücke bei Rheinau in Brand ſteckten, obgleich dieſelbe nur einige hundert Schritt von Baſtion A entfernt lag.

Mit den Vorräthen war übel gehaust worden und die Abnahme derſelben bemerkte man bedeutend. Da auch das Geld zu Ende ging, ſo wurden im Kriegsrath verſchiedene Vorſchläge gemacht, dieſem Mangel abzuhelfen. Einige wollten den Soldaten, die neben vollſtändiger

Leder u. ſ. w. wer und wie viel er wollte, und viele verkauften es für einen Spottpreis an Wirthe und Schneider.

Unter dieſer Sachlage machte der General von der Gröben nochmals das Anerbieten, er wolle einen Offizier und einen Raſtatter Bürger nach Karlsruhe und nach Dos geleiten laſſen, damit ſie ſich überzeugen könnten, daß die Freiſchaarenarmee auf allen Seiten geſchlagen und zerſprengt, und alſo ein Entſatz, welchen der Feſtungsbote als nahe bevorſtehend anzeigte, in keiner Weiſe zu erwarten ſei.

Auf dieſes Anerbieten hin wurde im Kriegsrath zu Raſtatt der Vorſchlag gemacht, vom General von der Gröben zu verlangen, daß er den Abgeſandten geſtatte, bis an die Vorpoſten der Inſurgenten oder bis an die Schweiz zu reiſen, damit man ſich vom wahren Stand der Dinge überzeugen könnte.

Was man nicht erwartet hatte, geſchah. General v. d. Gröben, um weiteres Blutvergießen zu verhindern und im Sinne der Menſchlichkeit Alles gethan zu haben, ging auf dieſen Vorſchlag ein. Die Belagerten erwählten in Folge hievon Corvin und einen früheren Feldwebel Lang (der unterdeſſen zum Major vorgerückt war) zu dieſer Miſſion.

Am 18. Juli um 11 Uhr ritten denn dieſe Beiden in Begleitung von einem Zug Dragoner und einem Offizier, nebſt Trompeter und Parlamentärfahne, nach Niederbühl hinaus. Beide Abgeſandte waren in Uniform und trugen die dreifarbige Schärpe quer über die Bruſt. Da von Niederbühl aus die Ankunft dieſer Parlamentäre ſogleich ins preußiſche Hauptquartier zurückgemeldet wurde, ſo begab ſich der Ordonnanzoffizier des General v. d. Gröben, Graf Schmettau, Lieutenant im 4. Küraſſierregiment, welcher beſtimmt war, Corvin und Lang zu begleiten, nach Niederbühl. Doch gab es noch einen Aufenthalt, indem Graf Schmettau den Abgeſandten eröffnete, daß man ſie in Uniform und mit der dreifarbigen Schärpe ꝛc. nicht werde reiſen laſſen und daß ſie nach der Feſtung zurück müßten, um Civilkleider anzulegen. An dieſem kleinen Umſtande wäre faſt die Unter-

handlung gescheitert, denn als um vier Uhr desselbigen Tages die Parlamentäre, welche so schnell keinen ordentlichen Civilanzug auftreiben konnten, längere Zeit von Graf Schmettau in Niederbühl vergeblich erwartet wurden, ging dieser Offizier seinem Auftrag gemäß zurück, und als nun endlich spät am Nachmittage Corvin und Lang daselbst ankamen, hörten sie, sie könnten nicht mehr angenommen werden. Der wachthabende Offizier entschloß sich indessen, sie dennoch zu melden, worauf denn nach zwei Stunden Graf Schmettau zum drittenmal hinausfuhr.

Da diese Verhandlungen im Lager bekannt geworden waren, so begab ich mich gegen 5 Uhr in das Lager der Vorposten am Eisenbahndamm, und gleich darauf kam von Kuppenheim her ein Wagen, in welchem sich Graf Schmettau, ein Küraſſierwachtmeister, sowie ein Infanterieunteroffizier befanden, die gegen Niederbühl fuhren.

Auf den Wällen Rastatts bemerkte man viel Hin- und Herlaufen von Gestalten aller Art; Dragoner in weißen Mänteln, Freischaaren und Artilleristen, auch waren hie und da weiße Fahnen aufgesteckt. Die preußischen Offiziere und Soldaten standen am Eisenbahndamm in Gruppen beisammen, und namentlich die letzteren unterhielten sich über die erwarteten Parlamentäre in sehr ungünstigen Ausdrücken.

Bald sah man bei Niederbühl Staub aufsliegen und der Wagen kam zurück. Auf dem Bock saß jetzt der Küraſſierwachtmeister und hieb tüchtig in die schlechten Pferde. Vorwärts fuhr Graf Schmettau, neben ihm Corvin, als Chef des Generalstabes der Festung Rastatt rückwärts der Infanterieunteroffizier und Major Lang. Die beiden Abgeordneten waren in schwarzem Frack sauber gekleidet, mit verbundenen Augen, was ihnen ein trauriges, sehr niedergedrücktes Ansehen gab.

Das Ganze machte einen unangenehmen Eindruck und hatte etwas von einer Exekution an sich: der schlechte Wagen, die elenden Pferde, die der Wachtmeister mühsam vorwärts peitschte, die verbundenen Augen der Beiden, und wenn man hierzu bedachte, was diese Insur-

ſchienen; denn der eine Gensdarm riß das Fenſter auf und befahl, man ſolle vom Wagen draußen ein Paar Handſchellen hereinbringen. Und dieſer Befehl, ſtatt den Doktor einzuſchüchtern, ſtachelte ihn vielmehr auf, mit lauter Stimme ſich über den Mißbrauch der polizeilichen und gensdarmerielichen Gewalt auszulaſſen.

„Hör Er,“ ſchrie ihm der eine Gensdarm zu, „ich werde nicht eher ruhen, bis Er zum Anfang Seiner Gefängnißſtrafe auf vierzehn Tage das Hundeloch bekommt.“

„Und,“ ſetzte der Andere hinzu, „ich werde Ihn dergeſtalt empfehlen, daß Er während der zehn Jahre oder wie viel Er hat, keine ruhige Minute verlebt.“

„Hören Sie, meine Herren,“ entgegnete Burbus, „ich verbitte mir das Er, und erlaube mir, Ihnen zu erkennen zu geben, daß mir ſogar das vertrauliche Du viel lieber wäre!“

Jetzt riß den beiden Gensdarmen der Geduldsfaden gänzlich, und wer weiß, was dem Doktor geſchehen wäre, hätte man nicht in dieſem Augenblicke die Handſchellen gebracht, und ſie vor den beiden Machthabern auf dem Tiſche hingelegt.

„Laß den Kerl ſchließen,“ ſprach einer der Gensdarmen zum andern.

„Ja, das mein' ich auch,“ entgegnete dieſer, „laß ihn ſchließen.“

genten führer auf alle Fälle erwartete, so konnte man sich eines peinlichen Gefühls nicht erwehren. Auch die preußischen Soldaten mochten Aehnliches denken, denn ihr Gespräch sank zum leisen Geflüster herab und sie blickten achselzuckend dem davoneilenden Wagen nach.

Die nun folgende Reise Corvins und Langs ist in ihrem Ganzen so eigenthümlicher Art und in ihren Einzelnheiten oft so interessant, daß ich nicht umhin kann, dieselbe aus den „Erinnerungen aus Rastatt" von Corvin dem ganzen Wortlaut nach hier wieder zu geben.

„Als wir das Lager hinter uns hatten," erzählt Corvin, „fragte mich Graf Schmettau, wie ich es mit dem mündlichen Verkehr zu halten wünsche, ob wir denselben blos auf das Nothwendige beschränken, oder uns keinen Zwang anthun wollten; er bringe dieß in Anregung, weil Gouverneur Tiedemann sich darüber beschwert habe, daß Graf Gröben einen unserer Parlamentäre allerlei Dinge gefragt, die nicht zu dessen Auftrag gehörten. Dieß war um so lächerlicher, als Tiedemann selbst sich stets in sehr unpassende Diskussionen mit den preußischen Parlamentären einließ. — Ich sagte dem Grafen, es wäre mir natürlich angenehm, der Unterhaltung auf unserer Reise keinen Zwang anzuthun, da wohl jeder von uns wissen werde, was er zu verschweigen habe. Zugleich sagte mir der Graf, er habe mit seiner Ehre für unsere Sicherheit zu haften. Ich muß gestehen, man hätte zu dem Auftrage, uns zu begleiten, keine passendere und für uns angenehmere Wahl treffen können. Graf Schmettau benahm sich in jeder Hinsicht durchaus seiner Stellung angemessen und so liebenswürdig und artig, als es unser Verhältniß nur immer gestattete. Dasselbe gilt vom Feldwebel und dem Unteroffizier, die beide nicht besser gewählt sein konnten.

„Es war schon ziemlich spät, als wir von Dos mit einem Extrazug in einem Coupé erster Klasse abfuhren. Spät in der Nacht kamen wir in Freiburg an, wo sich damals der Prinz von Preußen aufhielt.

Wir wurden in mehreren Gasthöfen abgewiesen und mußten froh sein, daß wir endlich in einem Saal auf einer Streu sammt und sonders ein Nachtlager fanden. Was ich am Morgen in Freiburg hörte und auch in den Zeitungen las, gab mir so ziemlich die Ueberzeugung, daß Graf Gröben uns nicht getäuscht und daß unsere Armee uns feig im Stich gelassen, ja bereits seit vierzehn Tagen die Schweizer Grenze überschritten habe. Lang hatte gleich Lust, wieder nach Rastatt umzukehren; allein ich bestand darauf, daß wir unsern Auftrag erfüllten und bis Constanz gingen. Ich wollte mich dabei zugleich nach der Stimmung in Württemberg und dem Zustand der Dinge in Frankreich erkundigen, um alle nur irgend zu unsern Gunsten sprechenden Chancen in Erwägung zu ziehen.

„Der Prinz von Preußen wünschte, daß wir unsere Reise sehr beschleunigten; denn wenn auch ein Waffenstillstand abgeschlagen war, schien er doch nicht Willens, die Festung aus den von Coblenz angekommenen 72 Stück Belagerungsgeschütz beschießen zu lassen, bevor wir zurückgekehrt wären. Er willigte indessen in unsere Reise bis Constanz, da es einmal so ausgemacht sei. Ich entschied mich dabei für den Weg durch den Schwarzwald über Donaueschingen. Nur einmal war ich in Freiburg gewesen, als ich im vorigen Jahr Frau Herwegh aufsuchte, die zu Hecker nach Kandern gegangen war. Damals hatte ich nicht Zeit gehabt, die Stadt anzusehen, und holte es jetzt nach. Wir gingen mit Graf Schmettau in den herrlichen Dom und besahen uns überhaupt die Stadt. An einem Thor sah man noch die Spuren der vorjährigen Beschießung. Gegen Mittag fuhren wir mit vier Postpferden nach Constanz ab. Der Weg durch das Gebirg ist reizend und hätte mich zu jeder andern Zeit entzückt; allein der ernste Zweck dieser Reise trübte mir den Genuß der herrlichen Gegend.

„Es war Abend, als wir nach Donaueschingen kamen. Hier lagen Mecklenburger, deren Offiziere alsbald durch die Neugier in den Gasthof getrieben wurden, in dem wir abgestiegen waren. Die Herren hatten bei Ladenburg Schläge bekommen und erkundigten sich mit

großer Zungengeläufigkeit und unter vielem: „wenn man gewußt hätte“ und ſonſtigem Wenn und Aber, das ihre Ungeſchicklichkeit beſchönigen ſollte, bei Lang, der damals in jener Gegend geſtanden, nach einigen nähern Umſtänden. Die Offiziere ließen es ſich hier ganz wohl ſein. Ein alter gutmüthiger Major protegirte ein allerliebſtes Mädchen, die wie die Tochter des Regiments gekleidet und, wie ich hörte, eine kühne Reiterin war. Wir unterhielten uns in dieſer Geſellſchaft bei friſchen Forellen ganz vortrefflich, und fuhren erſt nach zehn Uhr weiter.

„Die Reiſe war beſchwerlich, weil auf jeder Station der Wagen gewechſelt wurde. Während ſolchen Wechſels wäre es für mich eine Kleinigkeit geweſen, irgendwo zu verſchwinden und das Württembergiſche zu erreichen, von wo aus ich unaufgehalten weiter gekommen wäre, denn ich war in Civilkleidung und hatte Geld genug bei mir. Der Gedanke kam mir wohl und die Verſuchung lag nahe, denn ich konnte mir nicht verhehlen, daß unſere Sache geſcheitert ſei und uns höheren Offizieren ein hartes Loos bevorſtehe; allein ich unterdrückte jeden Gedanken der Art ſogleich; ich wollte nicht, wie Sigel und Conſorten gethan, das Vertrauen täuſchen, das die Garniſon von Raſtatt in mich geſetzt hatte; ich wollte ihr bis zum letzten Augenblick nach Kräften dienen und das Schickſal meiner Kameraden theilen. Ueberdieß hielt mich von einem Fluchtverſuche die Rückſicht ab, daß Graf Schmettau mit ſeiner Ehre für uns ſtehen mußte.

„Am frühen Morgen kamen wir in Conſtanz an. Hier lagen 5000 Mann Heſſen. Nachdem ich einige Stunden geruht hatte, ging ich in der Stadt ſpazieren, die ich noch nicht kannte. Wenige Schritte und ich war in der Schweiz. Dort winkte die Freiheit, während mich hier Tod oder harte Gefangenſchaft bedrohte. Ich ſchickte aber nur Verwünſchungen über die Grenze den Feiglingen nach, die uns ſo ſchändlich geopfert hatten. Der Wirth verſchaffte mir Zeitungen, von denen ich einige einſteckte, um es denen in Raſtatt ſchwarz auf weiß zu bringen, daß ſie verrathen waren. Vielfältig erzählte man uns, wie die fliehenden Freiſchaaren noch zuſammen geraubt hatten,

was sie bekommen konnten. Ich muß gestehen, ich sehe nicht ein, was dergleichen Diebereien zur Förderung der deutschen Freiheit und Herbeiführung der Republik nützen sollen. Ueberall auf unserm Wege durch den ganzen Schwarzwald fanden wir Reichstruppen; ganz Baden war damit überschwemmt; man hatte es für nöthig gehalten, nicht weniger als 120,000 Mann gegen uns aufzubieten. Rastatt war von 20,000 Mann umschlossen, und von Hoffnung konnte gar nicht mehr die Rede sein. Zum Ueberfluß standen an der Südgrenze noch 10,000 Oesterreicher, die man jedoch nicht ins Land ließ.

„Am Mittag fuhren wir von Constanz ab; am Morgen langten wir in Freiburg an und fuhren dann wieder mit einem Extrazug nach Dos, wo wir Sonnabend den 21. Juli gegen Mittag ankamen. Wir fuhren nach der Favorite, wo der Prinz von Preußen sein Quartier hatte. Ich bat Graf Schmettau, es möglich zu machen, daß ich den Prinzen spreche; ich wollte von ihm erfahren, was man ungefähr mit uns im Sinne habe. Der Graf versprach, meinen Wunsch dem Prinzen mitzutheilen, sobald derselbe von einer Recognoscirung zurückgekehrt wäre. Wir erwarteten seine Rückkehr in der Hausmeisterei, wo mehrere preußische Offiziere ihren Mittagstisch hatten.

„Einzelne gefielen sich darin, in meiner Gegenwart ihrem Preußenthum die Zügel schießen zu lassen und dem Hasse gegen „das Gesindel" Luft zu machen. Meine Stellung erlaubte mir nicht, die rohen Bursche zum Schweigen zu bringen, und ich begnügte mich mit einem mitleidigen Lächeln als Antwort. Uebrigens muß ich der Wahrheit gemäß sagen, daß ich im Allgemeinen die Offiziere nicht so taktlos gefunden habe. Als der österreichische General Eberle, der Erbauer von Rastatt hörte, daß wir da seien, kam er auch und ermahnte uns die Festung zu übergeben.

„Endlich kam der Prinz mit seinem zahlreichen Gefolge von seinem Ritte zurück. Ich sah bei demselben eine Menge badischer Offiziere, die sämmtlich als Gallopins benützt wurden und im Allgemeinen eine sehr traurige Rolle spielten. Ich ward nach der Favorite beschie-

den, wo ich den Chef des Generalstabs des Prinzen, einen Major Kirchfeld sprechen sollte. — Ich hieß Lang mit mir gehen, allein man bedeutete ihm zurückzubleiben, da man nur mich sprechen wolle. Das war mir unangenehm, da ich gern einen Zeugen bei der Unterredung gehabt hätte, denn zwei behalten besser als einer.

„Nachdem ich eine Weile in einem Gartenpavillon gewartet, kam der Major. Ich sagte ihm, ich habe mich nun überzeugt, wie von außen für uns vorläufig keine Hülfe zu erwarten sei; allein wir seien ziemlich stark, haben noch Proviant und Munition genug und könnten uns noch lange halten. Dessen ungeachtet glaube ich, daß man nicht abgeneigt sein würde, die Festung zu übergeben, wenn man uns freien Abzug gewährte. Der Major antwortete, man werde sich auf Bedingungen nicht einlassen, da man sicher sei, die Festung zu bekommen, denn unser Proviant werde einmal zu Ende gehen. Da die Preußen Baden doch besetzt halten müßten, komme es nicht darauf an, ob man um Rastatt einige tausend Mann mehr liegen lasse. Man habe Zeit und könne warten. Uebrigens müsse ich mir nicht vorstellen, daß, wenn man auch Uebergabe ohne Bedingungen verlange, die Besatzung barbarisch behandelt werden würde. Schon die Menge der Theilnehmer an der Revolution mache, daß man zu strenge Maßregeln nicht durchführen könne. Was man von Füsilladen in Masse erzählt habe, sei eine Fabel; man werde alle Ursache haben, mit der Milde der Behandlung zufrieden zu sein.

„Ich bemerkte ihm darauf, wie ich allerdings glaube, daß man nicht zu strenge gegen das badische Militär verfahren werde, wie ich aber fürchte, die Rache möchte auf die Nichtbadener, besonders auf die Freicorps fallen, und für diese möchte ich auf freiem Abzug bestehen, da sie sich keinenfalls auf Gnade und Ungnade ergeben, sondern gewiß irgend einen verzweifelten Entschluß fassen würden, der nothwendig auch den Preußen viele Menschen kosten müßte. Der Major meinte, man werde es darauf ankommen lassen; er bemerke mir aber, jeder Tag Verzögerung könne unser Schicksal nur verschlimmern. Bisher

haben wir, wie ich gesagt, weder von den verschiedenen Erlassen des Großherzogs, noch von der Auflösung der Insurgentenarmee etwas gewußt; dieß sei nun nicht mehr der Fall und jener Milderungsgrund falle weg. Genug, schloß er, wir warten.

„Sehr niedergeschlagen verließ ich ihn. Ich mußte gestehen, daß er unsere gegenseitige Lage vollkommen vom richtigen Gesichtspunkte auffaßte. Wir waren den Preußen sicher genug und sie wären Thoren gewesen, wenn sie uns Bedingungen gestattet hätten. Humanitätsrücksichten gelten nicht, wenn endlich der Moment zur heiß- und langersehnten Rache gekommen ist.

„Als wir nach Niederbühl fuhren, bemerkte ich dem Grafen Schmettau, daß die Favorite keineswegs vor unsern Bomben sicher sei, und daß ich das Schloß nur geschont habe, weil ich das unnütze Zerstören hasse. Er zweifelte jedoch an der Möglichkeit, dorthin zu schießen, und ich versprach ihm eine nur mit einem Briefe anstatt mit Pulver gefüllte Bombe hinzusenden. Ebenso versprach ich ihm einen Kübel Eis zu schicken, weil er gesprächsweise geklagt hatte, daß es daran in der Favorite gänzlich fehle. Ich nahm vor Niederbühl von ihm und den beiden andern Begleitern Abschied und kann nur wiederholen, daß ich dem Grafen v. d. Gröben für die Wahl derselben sehr dankbar bin.

„Am Thore erwartete uns eine Menge Neugieriger; allein ich sagte Niemanden, wie es draußen stand, bevor ich nicht dem Kriegsrathe Bericht abgestattet hatte. Dasselbe schärfte ich Lang ein, den ich alsbald auf das Schloß beschied. Er versprach sogleich zu kommen, er wolle nur einen Augenblick nach Hause gehen; er kam aber nicht, sondern rannte umher und schwatzte wie ein altes Weib. Ich habe ihn auch seitdem, so viel ich mich erinnere, gar nicht wieder gesehen, sondern hörte nur, daß er die Absicht gehabt, mit seinem Bataillon sogleich in das preußische Lager zu marschiren und sich zu ergeben.

„Schon auf der Reise hatte ich mich über diesen Major schwer geärgert, weil ihm die Feldwebelachselklappen überall unter den Offi-

ziersepauletten hervorsahen. Sobald ein höherer preußischer Offizier kam, setzte er sich gleich in Feldwebelpositur, und dem entsprach auch seine Unterhaltung mit demselben. — Jeder von uns hatte aus der Kasse zwanzig Gulden zu der Reise erhalten. Diese hielt Lang sehr fest und ich mußte immer für ihn mit bezahlen; zu Trinkgeldern und dergleichen war er nur zu bewegen, wenn ich ihn mehrmals darauf aufmerksam machte. In Constanz kaufte er sich aber eine hübsche Weste und einen Nachtsack, den er in Dos seiner Frau gab. Das sind Kleinigkeiten und es mag kleinlich erscheinen, daß ich dergleichen erzähle; allein es charakterisirt die Feldwebelnatur des Mannes, der ganz gewiß zu weiter nichts geschaffen ist, als zum Feldwebel.

„Die Offiziere, die mich am Thore erwarteten, sagten mir, sie freuen sich, daß ich wieder da sei, denn kaum habe ich die Festung verlassen, so sei überall der Teufel los gewesen. Tiedemann sei völlig übergeschnappt und treibe die närrischsten Dinge. Mit den Soldaten sei nicht mehr auszukommen, dieselben thun was sie wollen und gehorchen Niemand mehr. Sie dringen mit Gewalt in das Proviantmagazin und holen, was ihnen gefalle. — Reiter, den ich antraf, sagte mir, es seien höchstens noch für acht Tage Lebensmittel vorhanden. Ich erschrack darüber sehr, denn das war entscheidend. Bisher hieß es immer, wir hätten noch für mehrere Wochen zu leben.

„Der kleinere Kriegsrath kam gegen Abend zusammen und ich erstattete ihm treu und gewissenhaft meinen Bericht. Ich erklärte, wir haben durchaus nicht mehr die geringste Hoffnung, wir müssen uns unter allen Bedingungen ergeben; wir könnten es höchstens noch einige Tage verzögern, allein damit sei nichts gewonnen, im Gegentheil erbitterten wir dadurch den Feind. Ich würde für ein Durchschlagen stimmen, allein das setzte die Truppen dem sichern Verderben aus. Lang sei bereits überall umhergelaufen, habe durch Verkündigung seiner Jeremiaden die Leute entmuthigt und wir würden nicht den fünften Theil der Leute zu einem solchen Entschlusse bewegen. Kämen wir auch an den Rhein, so fänden wir keine Schiffe und würden von

den Preußen eingeholt und gefangen oder niedergemetzelt. Unsern Leuten könne unmöglich viel geschehen, da die Menge zu groß sei, und aus Egoismus, weil vielleicht für uns Anführer einige Hoffnung des Entkommens sei — dürfe man nicht ein Blutbad herbeiführen, das unzählige Opfer kosten müßte.

„Meine auf die gesunde Vernunft und die Sachlage gegründeten Vorstellungen fanden Eingang und es ward beschlossen, auf möglichst gute Bedingungen zu kapituliren, indessen auf den andern Morgen der große Kriegsrath zusammenberufen, welcher aus sämmtlichen Offizieren und drei Leuten von der Compagnie bestand. Ich mußte lächeln, als ich vernahm, welche sanguinische Hoffnungen einige unter uns noch hegten. Das mindeste, was man fordern und worauf man bestehen müsse, sei freier Abzug für alle Fremden, und zwar mit Gepäck und Waffen, welche letztere man erst am Rhein ablegen wolle. Biedenfeld hatte gar noch Bedingungen im Sinn, nach welchen die Offiziere in ihren Chargen bleiben sollten.

„Um 8 Uhr am andern Morgen kam im Saal des Schlosses der große Kriegsrath zusammen. Tiedemann las meinen Bericht vor und ich ergänzte ihn darauf selbst. Die Aufregung war allgemein. Da waren viele, welche hohe Worte im Munde führten, aber weder etwas Gescheidtes noch etwas Ausführbares vorbrachten. Ich nahm daher das Wort und stellte der Versammlung mit dürren ungeschminkten Worten die Sachlage vor. Nach kurzer Debatte ward beschlossen, die Kapitulation auf so gute Bedingungen als möglich einzuleiten. Ich ward beauftragt, die Unterhandlung zu leiten und noch am Vormittag ins preußische Lager zu gehen. Zugleich beschloß man, — auf wessen Antrag habe ich vergessen — um dem Feinde mit edlem Beispiel voranzugehen, daß ich den bei Ladenburg in unsere Gefangenschaft gerathenen preußischen Major, vom Generalstab, v. Hintersin, mitnehmen sollte. Dieser Offizier galt in der preußischen Armee sehr viel, und da er in Bezug auf seine Behandlung Ursache hatte, vollkommen mit uns zufrieden zu sein, und er zugleich Manches zu un-

sern Gunsten wußte, so hoffte man, daß sein Fürwort uns von Nutzen sein werde.

„Tiedemann hielt es für nöthig, einen Brief mitzugeben, den aber glücklicherweise nicht er, sondern ich geschrieben. Ich machte darin geltend, was sich für uns geltend machen ließ; ich sagte, wir haben von den verschiedenen Proklamationen des Großherzogs nicht das geringste erfahren und seien jetzt, nachdem sie uns bekannt geworden, bereit uns zu unterwerfen, weßhalb wir auch Anspruch auf die darin enthaltenen Verheißungen machten. Wenn wir die Festung jetzt übergeben, statt sie so lange als möglich zu halten, ersparen wir dem Feinde eine Menge Kosten, welche durch die Belagerung erwachsen würden, und überliefern einen in vollkommen gutem Stande befindlichen Platz, während man, wenn man uns zur Verzweiflung triebe, leicht nur einen Schutthaufen mit Tausenden von Menschen erkaufen müßte. Halte man die Festung, so habe man immer noch Hoffnung auf einen Entsatz, der durch einen leicht möglichen Umschlag in den Nachbarländern herbeigeführt werden könnte.

„Nachdem wir in Niederbühl einige Zeit hatten warten müssen, fuhren wir, ich mit verbundenen Augen, in's preußische Lager. Mein Kutscher — ich hatte dießmal einen Wagen mitgenommen — mußte mit verbundenen Augen am Wege sitzen bleiben und ein Soldat nahm seinen Platz auf dem Bock ein. Wir hielten und nachdem ich mit Hülfe des Grafen Schmettau ausgestiegen war, führte mich dieser eine ziemliche Strecke weit, und am Gemurmel rings um uns entnahm ich, daß wir im Lager waren. Endlich forderte mich der Graf auf, mich tief zu bücken und das Tuch abzunehmen. Jetzt befanden wir uns in einem kleinen runden Zelt, in welchem ein Tisch mit Schreibzeug und ein Stuhl standen und wo mich der Graf allein ließ.

„Nach einiger Zeit trat oder vielmehr kroch Graf Carl v. d. Gröben, kommandirender General des zweiten Corps der Rheinarmee, ins Zelt.

„Graf Gröben iſt ein hübſcher, noch nicht alter Mann; ſeine Haare fangen kaum an ſich grau zu färben; ſein Geſicht trägt den Ausdruck der Güte und Milde, dem auch ſeine Manieren und der Ton ſeiner Stimme entſprechen. — Ich übergab ihm meinen Brief und nachdem er ihn geleſen, ſagte ich ihm, ich ſei von der Beſatzung von Raſtatt beauftragt, wegen Uebergabe der Feſtung zu unterhandeln. Der General mochte am Ausdruck meines Geſichts ſehen, wie ſchmerzlich mich dieſer Auftrag berührte; er ermuthigte mich und ſagte mir, unſer Loos werde beſſer ſein, als wir alle erwarteten. Der Großherzog — ich hatte im Schreiben ausdrücklich geſagt, daß ſich die Beſatzung dieſem ergebe — ſei ein milder Herr, der ſchon wegen der Menge der Schuldigen nicht zu ſtrenge verfahren könne. — Er machte mich darauf aufmerkſam, daß Truppen, die ſich in Freiburg ergeben, auf die Fürſprache des dort befehligenden Generals v. Hirſchfeld, vom Großherzog ſogleich nach Hauſe entlaſſen worden ſeien; an ſeiner Fürſprache für uns ſolle es ebenfalls nicht fehlen, und er zweifle nicht, daß dieſelbe von Seiten des Großherzogs berückſichtigt werde. Bedingungen könne man jedoch der Beſatzung nicht zugeſtehen, ſondern verlange die Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Dieſes Wort klinge allerdings hart, allein es ſei mehr eine Form; ich ſolle ihm nur vertrauen, ich werde ſehen, daß dieſes Vertrauen gerechtfertigt ſei.“

Corvin, als Abgeordneter aus der Feſtung, ſträubte ſich längere Zeit gegen das Anſinnen, die Feſtung auf Gnade und Ungnade zu übergeben. — Zuerſt verlangte er freien Abzug für alle Fremden und Compromittirten, dann wollte er für die Beſatzung die Amneſtie in Anſpruch nehmen, welche am 5. oder 6. Juli für alle diejenigen erlaſſen worden, die bis zum 15ten zum Gehorſam zurückgekehrt ſein würden.

„Der Graf,“ erzählt Corvin ferner, „erinnerte ſich dieſer Verordnung und glaubte, ſie müſſe noch auf ſeinem Schreibtiſch oder beim Civilcommiſſär liegen, jedenfalls ſolle uns Alles zu gute kommen, was irgend andern der aufſtändiſchen Truppen zu gute gekommen. Er

„Ich?“ verſetzte der erſte, „das kann ich nicht thun, nachdem ich ihn von Dir abgenommen.“

„Wie iſt mir denn,“ ſagte der Andere leiſe, indem er ſeine Papiere durchſah, „er gehört ja zu Deinem Bezirk. Uebergieb mir ſeine Papiere und ich will den Kerl ſchon zahm machen.“

So leiſe dieſes Geſpräch von den Gensdarmen geführt wurde, während ſie ihre Acten durchſahen, ſo drang es doch zu den Ohren des Doktors, der ſelbſtzufrieden in ſich hineinlachte.

„Wie heißt Er?“

„Doktor Burbus, einſtens Candidat der Jurisprudenz, jetzt werdender hydrauliſcher Waſſerkünſtler.“

„Burbus,“ entgegneten beide Gensdarmen und warfen ſich ſonderbare Blicke zu. „Was hat Er gethan? weshalb wird Er eingeliefert?“

Und leiſer ſagte einer zum andern: „Auf Ehre, Du mußt den Kerl mitgebracht haben. Ich habe ihn nicht in meinen Papieren.“

„Wenn ich Ihnen, meine beiden hochverehrten Herren, Alles erzählen ſollte, was ich in meinem Leben ſchon gethan habe, ſo könnte das etwas lang werden. Wenn ich eingeliefert worden bin, ſo weiß ich nicht warum.“

Der eine Gensdarm ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Mir ſcheint, man hat ſeinen Spaß mit uns treiben

wolle gleich nachſehen, ob er jenes Aktenſtück nicht finde. Was die direkte Unterhandlung mit dem Großherzog anbelange, ſo werde ſich dieſe vielleicht machen laſſen, da derſelbe in Mainz und dieſes durch die Eiſenbahn nicht weit entfernt ſei. Nachdem er mich verlaſſen, war er ſo artig, mir einen preußiſchen Offizier zur Geſellſchaft zu ſchicken. Es war außerordentlich heiß an dem Tage und in dem Zelt herrſchte ſolche Schwüle, daß man es kaum darin aushalten konnte. Um einen Luftzug herzuſtellen, wurde das Zelt an verſchiedenen Stellen von der Erde gelöst, was denn auch etwas half. Da ich brennenden Durſt bekommen hatte, ſo bat ich um etwas Waſſer; man brachte Murgwaſſer, da kein anderes vorhanden, welches aber erſt zu trinken war, als der preußiſche Offizier Zucker und Wein kommen ließ." Die Unterhaltung, die nun hier in Abweſenheit des Generals geführt wurde, war höchſt ungezwungener Art, ja einigemal faſt komiſch zu nennen. „Wie kann man," meinte der preußiſche Offizier, „die Hartnäckigkeit ſo weit treiben, und einen Platz vertheidigen wollen, wo auf einen Entſatz, die letzte Hoffnung aller Belagerten, in keinem Fall zu rechnen iſt. Ich gebe ſogar zu, Sie hätten Lebensmittel und alles zum Leben Nothwendige im Ueberfluß, was ja auch nicht einmal der Fall ſein ſoll." Worauf Corvin antwortete: „Was den erſten Punkt anbelangt, ſo wiſſen wir wohl, daß wir einen Entſatz nicht zu hoffen haben, Lebensmittel aber haben wir die Hülle und Fülle, und können noch lange Zeit eine vergnügte Exiſtenz führen; ich habe Sie," ſetzte er hinzu, „bei der großen Hitze oft bedauert, ſo ohne allen Schatten im Feld unter den dünnen Zelten liegen, iſt keine Kleinigkeit, und wenn ich Ihnen vielleicht mit einem Kübel Eis dienen kann, ſo wird es mir großes Vergnügen gewähren." „Es muß doch jeder Menſch," verſetzte der preußiſche Offizier, ohne das Eisanerbieten einer Antwort zu würdigen, „bei Unternehmungen einen Zweck, irgend eine Hoffnung haben, und das ſcheint bei Ihnen nicht der Fall zu ſein, oder glauben Sie vielleicht, daß wenn Sie auch das Unglück der Stadt Raſtatt durch ein herbeigezogenes Bombardement noch vergrößert haben, mit

heller Haut entrinnen zu können?" Corvin entgegnete: „Bis jetzt habe ich noch nicht ernstlich daran gedacht, mich für meine Person zu salviren, doch glaube ich, das würde mir nicht schwer werden." „Ich versichere Sie," sagte der Offizier, „daß, bevor Sie die Stiefel ausgezogen haben, um über den Rhein zu schwimmen, Sie zehnmal abgefaßt sind." „Wissen Sie denn, ob ich über den Rhein entfliehen will? Es gibt auch andere Wege." „Aber nur durch unsere Vorposten, und Sie werden bei einigen Gelegenheiten bemerkt haben, daß es nicht gar leicht ist, sich durch eine preußische Vorpostenkette zu schleichen." „Sie werden mir erlauben," entgegnete Corvin, „die Hoffnung zu haben, daß ein alter Jäger, wie ich, der unzähligemal den Auerhahn schoß, wohl im Stande sein wird, eine preußische Schildwache zu beschleichen." — „Das kann wohl sein," versetzte der Offizier, „aber Sie müssen bedenken, daß eine preußische Schildwache nicht in der Brunst ist und nicht mit geschlossenen Augen, wie ein Auerhahn, dasteht." „Mein Terrain," bemerkte Corvin, „kenne ich ganz genau, ich werde gewiß nicht im schwarzen Frack oder im Freischaarenanzug meinen Rückzug antreten, und jemand, dem es darum zu thun ist, sein Leben zu retten, findet Schlupfwinkel genug und müßte er davonkriechen wie ein Kaninchen." „Nur wollen Sie nicht vergessen," sagte der Offizier, „daß das Kaninchen ebenfalls zu erwischen ist, und daß man demselben bei einer solchen Veranlassung das Fell über die Ohren zieht, was auch Ihnen geschehen könnte, wenn Sie als Kaninchen abreisen würden."

Auch auf Staatsformen kam das Gespräch, und Corvin meinte, eine gemüthliche Anarchie sei die beste Staatsform, ein gesellschaftlicher Zustand nämlich, wo jeder thun und lassen könne, was er wolle, und wo dieses Thun und Lassen weder des Nebenmenschen Freiheiten schmälerte, noch einem andern Schaden zufügte. Allerdings, entgegnete der Offizier, wäre ein solcher Zustand nicht so übel, doch gehörten Engel dazu, um ihn durchzuführen; daß aber die Menschen, die jetzt hier auf Erden einen solchen Zustand einzuführen dächten, durchaus keine Engel seien, müsse er ihm doch zugeben.

Als nun Corvin einsah, daß General v. d. Gröben von den an ihn gestellten Bedingungen, die Festung auf Gnade und Ungnade zu übergeben, weder abgehen wollte noch konnte, sah er sich genöthigt, auf dieselben einzugehen und begab sich nach Rastatt zurück, um das, was er ausgerichtet, dem großen Kriegsrath mitzutheilen. „Alle," fährt er in seinen „Erinnerungsblättern" fort, „waren ziemlich bestürzt über meine Mittheilung. „Was wird aber aus uns?" riefen Böning und Lefebre, die Anführer der Freischaaren und Flüchtlingslegion. „Wir," antwortete ich, „thun unsere Schuldigkeit als Männer von Ehre und opfern uns für unsere Leute." Die Uebergabe auf Gnade und Ungnade ward beschlossen. Es war ein großer Moment, als die Mitglieder des Kriegsraths mit fester Hand das Protokoll und muthmaßlich damit ihr Todesurtheil unterschrieben, denn über unser Schicksal machten wir uns keine Täuschung mehr, wenn auch einige nicht gerade an den Tod dachten. Ich für meine Person war darauf gefaßt und hatte meiner Frau schon von Freiburg aus Lebewohl gesagt. Ich sehe sie noch alle so lebhaft vor mir, daß ich sie malen könnte! Links von mir Tiedemann, rechts Biedenfeld, neben ihm Böning, dann Jacobi, Heilig und die Andern im Kreise umher. Von Einigen hat der Sand von Rastatt bereits das Blut getrunken." — — — —

Am 23. Juli früh um acht Uhr wurde im allgemeinen Kriegsrath sämmtlicher Offiziere, zu welchem von jedem Fähnlein zwei Unteroffiziere und Gemeine beigezogen waren, der Bericht Corvins vorgelesen. Den Antrag auf Uebergabe machte Tiedemann auch zu dem seinigen. Ein einziger Soldat oder als solcher maskirter Volkswehrmann, Strobel, wollte dem Bericht nicht glauben und die Festung halten, bis Alles aufgezehrt sei. Der Kriegsrath stimmte aber für sofortige Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Einen großen Einfluß auf diese schnelle Entschließung hatte wohl die vollständige Zuchtlosigkeit der Besatzung, die, sobald sie von den Unterhandlungen gehört, allen Gelüsten die Zügel schießen ließ.

Schon in der vergangenen Nacht waren in der Stadt Exceſſe vorgefallen, wie ſie wohl auf Schiffen, die dem Untergang nahe ſind, ſtattzufinden pflegen. Die Soldaten hatten die Magazine erbrochen und allerlei Gewaltthätigkeiten verübt, welche die Bewohner mit gerechten Beſorgniſſen erfüllten. Der Schloßhof war beſtändig voller Menſchen, die alle nach der Montirungskammer wollten, um hier noch Tuch und andere Gegenſtände zu faſſen.

In derſelben Nacht deſertirte die Mannſchaft einer Lünette, Wachen verließen ihren Poſten, Thore blieben offen, zum Theil unbeſetzt, und eine Handvoll Preußen hätte vielleicht ungehindert die Stadt beſetzen können. Bemerkenswerth iſt, daß verſchiedene der Inſurgenten, die am frühen Morgen durchgehen wollten, von den preußiſchen Vorpoſten nach der Feſtung zurückgejagt wurden, indem ſie ihnen zuriefen: „macht, daß ihr wieder hineinkommt, morgen kriegen wir euch doch!“

Dieſe Umſtände mögen auch wohl an dem ſchnellen Entſchluß des Kriegsraths ſchuld geweſen ſein, noch während derſelbe am 23. Juli verſammelt war, ſchallte wüthendes Geſchrei vom Schloßhof herauf, die Soldaten trieben allerlei Unweſen, Artilleriſten und Dragoner, auch Infanteriſten hatten die Montirungskammer geſtürmt und eilten mit geſtohlenen Ballen Tuch davon. Um dieſem Scandal ein Ende zu machen, wurden ſogleich zwei Geſchütze, jedoch nur blind geladen, gegen die keckſten Haufen abgefeuert und ein Mann an der Hand verwundet, worauf die Menge auseinander ſtob, beſonders als ſie den Befehl hörte, mit Kartätſchen zu laden.

Gegen zehn Uhr Morgens kam Corvin in Begleitung Biedenfelds in das preußiſche Lager und brachte den bei Ladenburg gefangenen Major v. Hinderſin mit ſich hinaus. Major v. Hinderſin ein tüchtiger Generalſtabsoffizier, hatte das Unglück, ſchon zu Anfang des Feldzugs, wie bekannt, gefangen zu werden. Er war im Ganzen in der Feſtung ordentlich behandelt worden, und als er die Thore verließ, dankte er, wie er erzählte, einem Bürgerhauptmann, deſſen

Zureden am Abend der „Spionenſchlächterei“ ſein Leben vor der Wuth der Kanoniere geſchützt, auf's Herzlichſte. Man hatte ihm, als er gefangen wurde, ſeinen Säbel genommen, ein ihm werthvolles Geſchenk, und der Umſtand, daß er einem Freiſchaarenführer, der ihm verſprach, er werde ſeinen Säbel bei der Auswechslung wieder erhalten, im Vertrauen auf dieſe Zuſicherung Geld gab, blieb ohne den gewünſchten Erfolg. Er bekam ſeinen Säbel nicht wieder, und als der Major, da er in Freiheit geſetzt wurde, nach ſeiner Waffe verlangte, ſo händigte man ihm einen Dragonerſäbel ein, mit dem er dann im preußiſchen Lager ankam. Da derſelbe aber begreiflicherweiſe ohne Portepee war, ſo gab der Prinz von Preußen das ſeinige, welches er von ſeinem Degen ablöste, dem braven Offizier, und dieß Zeichen der Gnade ſeines hohen Führers wird ihm auf dem trüben Hintergrunde der Raſtatter Gefangenſchaft eine erhebende Erinnerung ſein.

Die Kapitulation wurde gegen Mittag unterſchrieben, wornach die Beſatzung von Raſtatt Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden und den in ſeinem Namen vor der Feſtung liegenden preußiſchen Truppen dieſelbe auf Gnade und Ungnade übergab.

XIII.

Raſtatt. Freiburg.

Am 23. Nachmittags befanden ſich die Lager um Raſtatt in einer außergewöhnlichen Aufregung. Der Vorpoſtendienſt war ſehr verſchärft, denn es war anzunehmen, daß Einzelne aus der Feſtung Verſuche machen würden, ſich durchzuſchleichen. Deßhalb war auch von Mittag an der Eintritt in die Lager jedem Fremden, der nicht eine beſondere Erlaubniß vorzuweiſen hatte, ſtreng unterſagt. Adjutanten und Ordonnanzoffiziere ſprengten nach allen Richtungen in die verſchiedenen Lager, und wer Nachmittags in die Nähe von Kuppenheim kam, ſah deutlich, daß hier etwas Außergewöhnliches vorgefallen war. Kuppenheim war belebter als ſonſt, nur in ganz anderer Art; ſtatt der Soldatengruppen, die geſtern noch müßig und plaudernd zuſammenſtanden, lief heute alles bunt durcheinander. Aus den Häuſern traten die Infanteriſten vollſtändig feldmäßig bepackt, an den Wagen wurden die Pferde eingeſpannt und Huſaren und Küraſſiere eilten im Galopp zu ihren Sammelplätzen. Auf allen Geſichtern las man das freudige Ereigniß, das Ende eines beſchwerlichen Lager- und Einſchließungsdienſtes.

Raſtatt iſt über!

Im Lager ſelbſt trat die Mannſchaft zuſammen, die Geſchütze fuhren

auf und die Huſaren ſattelten unter lautem Lachen und Scherzen ihre Pferde. Alles jubelte laut, und ich bin feſt überzeugt, daß auch die Landwehr ſchon lange nicht mehr ihre Torniſter mit ſolch' angenehmem Gefühle umſchnallte, wie heute.

Ein kleiner Unfall war heute zu beklagen. In dem Lager der zwölfpfündigen Batterie, in der Nähe der Favorite nämlich, brach Feuer aus, man ſagte, durch ein weggeworfenes Streichhölzchen, und fünf bis ſechs Strohbaracken ſtanden in einem Augenblick in hellen Flammen. Die Mannſchaft, welche in größter Schnelle ihre Pferde und die gefüllten Protzen bei Seite ſchaffen mußte, konnte ihre Effekten zu gleicher Zeit nicht retten, und ſo verbrannte ihnen vieles. Später ſah man zwiſchen dem verkohlten Stroh verbrannte Torniſter, Patrontaſchen und dergleichen umherliegen.

Gegen vier Uhr rückte das preußiſche zweite Armeecorps, ſämmtliche Belagerungstruppen, unter Trommelſchlag und klingendem Spiele von allen Seiten gegen die Feſtung, und gegen halb fünf Uhr folgte der Prinz von Preußen, von einem zahlreichen glänzenden Gefolge umgeben, den Truppen und ließ die Diviſionen, welche von Kuppenheim durch Niederbühl gegen Raſtatt vorrückten, vor letztgenanntem Dorfe ein großes Carré bilden, wo er zu den preußiſchen Soldaten mit kräftiger, weithin vernehmbarer Stimme einige zu Herzen gehende Worte ſprach: er verſicherte ſie, daß er mit ihrem Benehmen bis jetzt vollkommen zufrieden ſei, er erkenne es an, daß ſie ſich unter Mühſeligkeiten aller Art gut und pflichtgetreu benommen und daß es das Werk ihrer Tapferkeit ſei, dieſen Feldzug zu ſo ſchnellem Ende geführt zu haben, daß ſie bald ein trauriges Beiſpiel vor ſich ſehen würden, wie dagegen eine Armee endige, die ihrem Eid und ihrer Fahne untreu geworden — fern von der Heimath, ſo ſchloß der Prinz, ruf ich euch den Dank eures Königs und Herrn zu, dem ich den meinigen aus vollem Herzen anſchließe. Nach einem dreimaligen lauten Lebehochrufen ſämmtlicher Truppen verließ der Prinz das Carré und ritt

nach der Favorite zurück, da er wahrſcheinlich bei dem nun folgenden traurigen Schauſpiel der Entwaffnung nicht zugegen ſein wollte.

Die preußiſchen Truppen vor dem Niederbühler Thore wurden nun in Hufeiſenform aufgeſtellt, von welcher zwei Seiten durch Infanterie und eine Seite durch Artillerie mit abgeprotzten Geſchützen gebildet wurde. In der Mitte hielt General v. d. Gröben mit ſeinem Stabe.

Alles war äußerſt geſpannt auf das Erſcheinen der Inſurgenten, die nach und nach aus den Thoren Raſtatts herauskamen. Von den Führern erſchien der Gouverneur Tiedemann, der Kriegsminiſter-Stellvertreter Enno Sander, Corvin und ein Adjutant Peters zu Pferde. Die erſtern in einem Gemiſch von badiſcher und Phantaſieuniform und hatten ſeltſam genug am Käppi und an der Schabrake das großherzogliche L mit der Krone. Ein alter, ſeltſam ausſehender Mann, der bekannte Böning, präſentirte ſich als Chef der Freiſchaaren, er hatte unter einem Heckerhut langes, weißes Haar und einen wallenden Bart.

Zur Entwaffnung rückten zuerſt ungefähr fünfzig Dragoner in das geöffnete Carré der preußiſchen Truppen, wo ſie Säbel und Patrontaſchen ablegten und alsdann zurückgeführt wurden; ihr Offizier fragte einen der Preußen, ob er auch ſeine Epauletten ablegen müſſe und auf die Antwort „allerdings“ warf er ſie etwas heftig zu Boden. Alsdann kamen fünf bayeriſche Chevauxlegers in Paradeanzug, ſonſt recht unſauber und ohne Halsbinden, aber auf wohlgenährten, gut ausſehenden Pferden; ſie ſaßen ab, die Pferde wurden von blauen Huſaren in Empfang genommen, die Waffen zu den andern gelegt, und ſie traten zurück. Ihnen folgten drei Compagnien Freiſchaaren, mit ziemlich militäriſcher Haltung, die meiſten in badiſchen Soldatenmänteln mit Gewehren und Patrontaſchen, hie und da ſah man eine rothe Feder; einige ihrer Offiziere trugen dreifarbige Schärpen. Das Commando derſelben zum Ablegen der Waffen war ſchlecht und unmilitäriſch, ebenſo das Ausſehen der Einzelnen. In dieſen Haufen

befanden ſich, neben jungen Burſchen von vierzehn bis fünfzehn Jahren, verlebte Kerle von vierzig bis fünfzig. Nach ihnen erſchien das traurigſte, was man in dieſen Verhältniſſen nur ſehen konnte, drei vollſtändige Bataillone badiſcher Linieninfanterie, freilich aus allen Regimentern zuſammengeſetzt, geführt von ihrem Oberſten und Chef Biedenfeld. Sie hatten anfänglich die Abſicht, mit klingendem Spiel aus der Feſtung zu ziehen, und man hörte ſchon einzelne Töne ihrer Muſik, als ihnen aufs Strengſte bedeutet wurde, Leute ihrer Art dürfen ſich nicht einfallen laſſen, mit militäriſchen Ehren abzuziehen. Sie kamen in ziemlich guter Haltung daher, ordentlich geſchloſſen und feſten Schrittes; ſie trugen neue, ſauber ausſehende Uniformen; zwei Bataillone hatten Helme nach Art der preußiſchen, ein Bataillon die alten Tſchako's mit den Greifen. Die Commandos ihrer Offiziere waren gut und deutlich und die Griffe wurden ebenſo ausgeführt: „Bei Fuß Gewehr, ſtreckts Gewehr!“ Auch hatten ſie ihre Fahnen, wie ſich von ſelbſt verſteht, in Wachstuch eingehüllt, bei ſich. Ihre Torniſter, die ziemlich ſchwer ſchienen, durften ſie nachher wieder aufnehmen. Nach ihnen kamen einige Artilleriſten von ziemlich ſchlechtem Ausſehen.

Der größte Theil dieſer Truppen wurde vor dem Iffezheimer Thore entwaffnet, vielleicht mehr als dreihundert; unter ihnen waren ſchöne Leute, aber alle ſahen ſchlecht und verkommen aus. Ueberhaupt war die ganze Beſatzung eine recht verwilderte Bande, und namentlich trugen die Phyſiognomien vieler unter ihnen den Stempel des Trunks und Liederlichkeiten aller Art, denen ſie ſich in der Feſtung ergeben.

Nach der Entwaffnung wurden zwiſchen den Inſurgenten kleine Abtheilungen preußiſcher Infanterie eingeſchoben und dieſelben mit den obengenannten Führern in die Kaſematten der Feſtung gebracht.

Etwas ſeitwärts am Glacis ſtand die ſogenannte Flüchtlingslegion unter Lefebre, vielleicht einige vierzig Mann, eine abgeriſſene Bande mit confiscirten Geſichtern; es ſollen Franzoſen, Spanier, Italiener, Polen, kurz alle möglichen Nationen da vertreten geweſen ſein.

Von einer Uniformirung war natürlich keine Rede; dieſer trug einen zur Jacke verſchnittenen Soldatenrock, jener eine durchlöcherte Blouſe, hier ſah man einen zerfetzten Schnürrock, dort einen alten Sammtſpenzer, dazu waren die meiſten betrunken und viele hatten kleine Pfeifen im Munde. Ihre Entwaffnung war ſchon in der Stadt von ihren politiſchen Glaubensgenoſſen beſorgt worden. Eine ſolche Unmaſſe von Bart- und Haupthaar aber, ſolche Urwälder, die nie ein ſchneidendes Inſtrument berührt zu haben ſchien, wie bei ihnen, iſt wohl nie beiſammen geſehen worden. —

Anfänglich, ehe die Preußen einrückten, war die Stadt ruhig und ſtill, der Schritt hallte in den Straßen, und vielleicht an zwei Dritttheilen der Häuſer waren Thüren- und Fenſterläden feſt verſchloſſen. Was ſich von der Einwohnerſchaft im erſten Augenblick auf den Straßen und an den Fenſtern ſehen ließ, war von nicht viel beſſerm Aeußern, als ihre militäriſchen Brüder, namentlich ſah man Weibsbilder, die unter der Belagerung ſehr gelitten zu haben ſchienen.

In der Nähe des Kloſters ſah man die Ruinen zweier abgebrannten Häuſer, die bei der erſten Beſchießung der Preußen durch glühende Kugeln aus Feldbatterien in Brand geſteckt worden, hie und da flatterten weiße, wie badiſche Fahnen, und vor dem Thore hing eine alte zerfetzte, ſchwarz-roth-goldene. Die Straßen der Stadt waren an verſchiedenen Stellen abgegraben, damit Cavallerie und Artillerie nicht eindringen könne, dieſe Löcher aber heute wieder nothdürftig zugeworfen worden.

An mehreren Häuſern, ſo wie an den Straßenecken ſah man nachfolgende Proklamation angeſchlagen:

„Kameraden, Mitbürger! Morgen früh 8 Uhr wird der große Kriegsrath in dem Lokal, wo er heute verſammelt war, von Neuem berufen, um die Antwort, welche uns vom preußiſchen Lager geworden iſt, mitgetheilt zu erhalten. Ich erwarte erforderlichen Ernſt und keine Exceſſe, damit wir am Ende unſere edle Sache nicht beſudeln mit Vergehen und Verbrechen. Die Preußen haben um einen Kübel Eis

wollen," und der Andre setzte hinzu: „das wird nicht so hingehen!"

Der Doktor zog ganz ruhig seine Börse und während er dem Wirth den getrunkenen Wein bezahlte, versicherte er den Gensdarmen: so etwas absonderlich Kurioses sei ihm in seinem Leben nicht passirt. Wie er als ruhiger friedsamer Staatsbürger, dessen erster Grundsatz es sei, sich der öffentlichen Gewalt, wo er sie fände, unterzuordnen, so auch hier nicht verfehlt habe, die hohe polizeiliche Erlaubniß zur Genießung eines Schoppens Weins einzuholen, und daß er deshalb als Verbrecher angesehen und behandelt werden sollte, käme ihm sonderbar vor, und er würde deshalb bei dem Bezirksamt Anklage erheben.

Die beiden Gensdarmen sahen sich etwas verblüfft an, und nachdem einer derselben sich noch den Paß des Doktors zeigen ließ, der aber in bester Ordnung war, vertieften sie sich, ohne ein Wort ferner zu sprechen, in ihre Papiere, und ich war äußerst froh, als wir uns wieder auf offener Landstraße befanden, daß der Handel so gut abgelaufen sei. Der Doktor aber lachte noch während einer Viertelstunde unbändig und versicherte mich, jetzt erst könne er ein anderer Mensch werden.

„Sehen Sie, lieber Jüngling, das war noch ein Rest von Uebermuth, der in mir stack, und der hinaus

gebeten, welcher ihnen durch einen Unteroffizier überſandt werden wird. Der Gouverneur G. R. Tiedemann, Oberſt."

Dieſe Eisgeſchichte iſt wirklich gut; das Wahre an der Sache iſt, daß Corvin nach ſeiner Zurückkunft wirklich einen Kübel Eis hinausſandte, der aber natürlicherweiſe von den preußiſchen Vorpoſten zurückgewieſen wurde.

Wie durch einen Zauberſchlag hatte ſich in der nächſten halben Stunde das Leben in Raſtatt verändert, und bald wimmelte es von preußiſchem Militär. Hie und da öffnete ſich ein verſchloſſener Fenſterladen, an den Hausthüren ſtanden Jäger und Huſaren mit den Einwohnern plaudernd, und vor dem Gaſthofe zum Kreuz, wo der General v. Cöllen ſein Abſteigquartier nahm, ſtanden ein paar Batterien, einige Bataillone Landwehrinfanterie, grüne Küraſſiere und blaue Huſaren, alles voll Luſt und Freude. Später erſchien der Prinz von Preußen einen Augenblick in der Stadt und mit ihm der neue Gouverneur der Reichsfeſtung, General v. Holleben. Der Prinz wurde von den Soldaten, wo er ſich ſehen ließ, mit lautem Jubelrufe begrüßt. Von den blauen Huſaren hatte eine Schwadron auch in der Umgebung der Stadt zu thun, um Ausreißer, die ſich bis jetzt verſteckt gehalten, einzufangen, und die guten Reiter mit ihren flinken Pferden waren außerordentlich bei der Hand und vollführten dieß Geſchäft mit großem Vergnügen; wo keine Widerſetzlichkeiten ſtattfanden, wurden die Gefangenen ruhig eingebracht, wo ſich dieſelben aber zur Wehr ſetzten, gab es, und mit vollem Recht, flache Säbelhiebe genug. Uebrigens muß man es lobend anerkennen, daß bei dem Ingrimm, den das ganze preußiſche Militär gegen die Aufrührer hatte, keinerlei Exceſſe gegen die Eingefangenen vorfielen, ja kein Laut, keine Schimpfreden hörbar wurden, es iſt dieß ein neuer Beweis von der vortrefflichen Disciplin der preußiſchen Armee.

Was Platz fand, wurde einquartiert, und alles andere campirte theils in Raſtatt ſelbſt, theils auf dem Glacis.

Als wir in der Nacht gen Baden zurückfuhren, war es dunkle

Nacht, rings sah man die Wachfeuer brennen, und die vielen Lichter in Rastatt strahlten hell über der schwarzen Häusermasse empor, und verbanden sich in glänzenden Streifen mit dem klaren Nachthimmel. Es war, als senkte sich von oben herab ein besserer lichter Geist auf die Stadt, die schon so viel erfahren.

Tief unten aber in den finstern Kasematten der Festung lagen jene, die all' das Unglück herbeigeführt. —

Am andern Tage erschien aus dem preußischen Hauptquartier, Schloß Favorite, nachfolgende Proklamation:

„Die Festung Rastatt, die letzte Zuflucht des Insurgentenheeres, hat sich gestern auf Gnade und Ungnade der siegreichen preußischen Armee ergeben. Die Garnison streckte um sechs Uhr Abends im Angesicht des zweiten preußischen Operationscorps die Waffen auf dem Glacis der Festung. Da seit meinem Armeebefehl vom 8. Juli die in dem Schwarzwald zerstreuten Banden der Insurgenten sämmtlich die Schweizergrenze flüchtend überschritten haben, so ist die der Armee gestellt gewesene ehrenvolle Aufgabe nunmehr vollständig erreicht. In Zeit von sechs Wochen ist die bayerische Rheinpfalz und das Großherzogthum Baden von den Insurgentenschaaren befreit worden, und beide Länder sind ihrer rechtmäßigen Regierung zurückgegeben. Euch tapfern Kriegsgefährten gebührt der Ruhm dieser Erfolge, die Ihr unter dem treuen Beistande Eurer deutschen Brüder, des Neckarcorps, errungen habt. Eurem Muth, Eurer Ausdauer und Hingebung für die gerechte Sache, zu der der Befehl unsers Königs uns ins Feld rief, ist es zu verdanken, daß in so kurzer Zeit zwei Länder Euch ihre Befreiung von Willkür und Gesetzlosigkeit verdanken. Während in Euren Reihen Zucht, Ordnung und Gehorsam herrscht, habt Ihr gesehen, was aus einer Truppe wird, in der diese Erfordernisse eines wohldisciplinirten Heeres fehlen, namentlich wenn dazu noch der Vorwurf des Gewissens tritt, seinem Herrscher und dessen Fahne den Eid freventlich gebrochen zu haben. Während Ihr in Treue gegen König und Vaterland beharrtet, während Vorgesetzte und Untergebene in Pflichterfüllung wett-

eiferten, folgt der Sieg unſern Fahnen; mit Stolz ſehe ich auf eine Armee, der es unter Gottes Beiſtand beſchieden war, den alten wohlbegründeten Kriegsruhm zu erneuern; die gezeigt hat, daß die Zeit eines 33jährigen Friedens, Dank ſei es unſerer Heeresverfaſſung, wohl angewandt ſein muß, da ſich die Truppen auf dem Schlachtfeld, wie in den übrigen Dienſtobliegenheiten überall bewährt haben. Nochmals, Kameraden, rufe ich Euch meinen Dank für Eure ehrenvolle Leiſtung zu; fahret nunmehr fort, wo die friedliche Beſetzung Badens durch die Armee erfolgt, Euch neue Anſprüche auf Anerkennung zu erwerben, indem Ihr ein rühmendes Beiſpiel aller Soldatentugenden gebet. Zugleich bewillige ich Euch eine Gratifikation von 1 Thlr. für den Unteroffizier und ½ Thlr. für den Gemeinen. Der Oberbefehlshaber der Operationsarmee am Rhein. (gezeichnet) Prinz von Preußen.“ —

Ein Gang, den ich heute mit Erlaubnißkarte durch Raſtatt und die Feſtungswerke machte, war wohl im Stande, bei der großen Unordnung aller Art, die man ſah, einen tiefen Eindruck zu hinterlaſſen, und ich werde den Anblick dieſer verwilderten Werke ſobald nicht vergeſſen.

Auf dem Schloßplatz lag in bunteſter Unordnung eine ungeheure Menge Artilleriematerial aller Art durcheinander; doch ſchien man hier noch einigermaßen Ordnung gehalten zu haben. Auf den Wällen hatte man aber in letzter Zeit entſetzlich gehaust. Da ſah man zerbrochene Flaſchen und Krüge in Menge neben Kartuſchen, die aufgeſchnitten und in einen Haufen Pulver verwandelt mit Kugeln, Erbſen, Linſen, Brod, Unrath vermengt, ein empörendes Durcheinander boten.

Von den Kanonenröhren fanden ſich viele vernagelt und ſo verdorben, daß man neue Zündlöcher einſchrauben mußte. Andere waren mit Steinen und Kugeln von verſchiedenem Kaliber ſo vollgeſtopft, daß man ſie kaum wieder entleeren konnte. Von den ſchönen neuen Liel'ſchen Laffetten, auf denen die Belagerungsgeſchütze ruhen, waren viele mit Aexten zuſammengehauen.

In den Wachſtuben hatten es ſich die Inſurgenten durch Matratzen und vollſtändige Betten ſo bequem wie möglich gemacht.

Um nun dieser entsetzlichen Wirthschaft ein schnelles Ende zu machen, war die preußische Artilleriemannschaft heute schon emsig beschäftigt: man sortirte Kugeln, kehrte die Pulverhaufen zusammen, reinigte die Geschütze und das Alles über den Köpfen derer, die noch gestern Herr in der Festung waren, und jetzt tief drunten in den Kasematten saßen.

In der Stadt selbst sah es schon ein bischen besser aus. Gestern noch verschlossene Häuser öffneten sich den zurückkehrenden Eigenthümern, von denen viele auf den umliegenden Dörfern diesem Moment mit banger Erwartung entgegen gesehen. Wie fanden vielleicht manche die zurückgelassenen Ihrigen, wie ihre Habe?

Man that alles Mögliche, um den Straßen wieder ein nettes, ordentliches Ansehen zu geben, und Viele, welche gestern noch den hereinmarschirenden Preußen mit bleichen Gesichtern und angstvoll entgegenseufzt, waren heute wieder frohe, glückliche Menschen.

Die Stadt hatte plötzlich ein ganz anderes Ansehen bekommen.

Der neue Gouverneur der Festung, General v. Holleben, erließ nachfolgende Ansprache:

„Bewohner von Rastatt! Nachdem eure Stadt und die Festung Rastatt den Händen der Meuterer entrissen worden, ist der Empörung im Großherzogthum Baden der letzte Anhalt genommen. Zur Wiederherstellung der seit Monaten niedergeworfenen Ordnung, zur Wiederaufrichtung des Gesetzes sind die strengsten Maßregeln erforderlich. Bei Gefahr eurer eigenen Personen werdet ihr aufgefordert, allen von den Militärbehörden zu treffenden Anordnungen die unbedingteste Folge zu leisten. Schwer lastet das Vorgefallene auf einem namhaften Theil der hiesigen Einwohnerschaft, und obgleich ich hoffe, daß noch eine, wenn auch kleine Anzahl gutgesinnter Bürger vorhanden ist, so ist doch mein Mißtrauen groß; es kann nur durch Bethätigung des größten Gehorsams und musterhafter, ruhiger Aufführung allmählig schwinden und für euch gelindere Maßnahmen herbeiführen. Bürger! ich mahne euch, eingedenk zu sein der edlen Pflichten der Bürgertreue

und der Achtung vor den Gesetzen; nur so ist es möglich, daß jenes wahre Bürgerglück euch wieder zu Theil werden kann, dessen ihr euch selbst, wie leider ein großer Theil der Bewohner dieses schönen Landes, durch Schwäche und Gesinnungslosigkeit oder durch offenen Aufruhr verlustig gemacht habt."

Einige Tage nach der Uebergabe von Rastatt verließ der Prinz von Preußen die Favorite und ich ging mit dem Hauptquartier nach Freiburg. Unterwegs war auf allen Stationen, auf allen Bahnhöfen kriegerisches Leben, Truppenabtheilungen verschiedener Waffen und Regimenter, welche die Bahn auf und ab fuhren, alle heiter und guter Dinge, denn der Feldzug war zu Ende und die Landwehrmänner, so brav sie sich auch im Gefechte geschlagen, sahen doch großentheils freudig der Rückkehr entgegen, welche sie den Ihrigen wiedergeben würde.

Freiburg, sonst eine stille Stadt, war sehr belebt; auf Straßen und Gassen klirrte der Säbel und glänzte die Pickelhaube. Man hörte hier Dialekte aus allen Theilen der preußischen Monarchie und neben dem Rheinländer, der sich einen Schoppen Wein geben ließ, bat der Norddeutsche um ein Schnäpschen, und nie, ohne hinzuzusetzen: „wenn Sie so gut sein wollen."

An Plakaten fehlte es auch nicht und aus den meisten konnte man entnehmen, daß die Partei des Aufruhrs im Stillen immer noch beschäftigt war, die leider noch vielfach glimmenden Kohlen aufs Neue anzufachen. Man begriff nicht, wie es Menschen geben konnte, die, trotz aller mißlungenen und für sie selbst übel ausgefallenen Versuche, die Soldaten zu verführen, zum Aufruhr zu predigen und den Behörden durch an und für sich unbedeutende Kleinigkeiten trotzig entgegen zu treten, immer noch fortfuhren zu wühlen und Unruhen hervorzurufen. Und doch war dem so. Die Bestrebungen, den Soldaten seiner Pflicht abwendig zu machen, scheiterten aber beständig und vollkommen an dem guten Sinn der verthiertesten aller Söldlinge, der Preußen, und trugen nur den Versuchern große Unannehmlichkeiten und körperliche Zurechtweisungen gutgemessen ein. Gab es doch einen

Clubb hier, bei dem auch Frauen und „Jungfrauen" betheiligt waren, von welchen alles auf- und angeboten wurde, den Soldaten zu verführen.

Die königlichen Soldknechte ließen sich dieß auch wohl gefallen, betrugen sich anständig und verbanden nachher, wenn die Klausel vorgebracht wurde, wornach der militärische Bruder versprechen mußte, nie mehr auf's „Volk" einzuhauen, das Angenehme mit dem Nützlichen, indem sie die Verführer tüchtig durchbläuten und sie oftmals von weiteren Versuchen auf solche Art abhielten, meistens auch, ohne sie alsdann dem Gerichte zu übergeben.

Mancher Wühler wurde aber auch von den Soldaten angezeigt und darauf hin eingesteckt, und ebenso manche Wühlerin, wodurch die andern veranlaßt wurden, behutsamer aufzutreten.

In den letzten Tagen sah man wieder hie und da eine rothe Halsbinde, sowie schwarze Freischaarenhüte, deren Träger sich namentlich in der Nähe der Kommandantur auffallend gern zeigten, was den Major v. Wangenheim, den Kommandanten der Stadt Freiburg, der überhaupt nicht viel Spaß verstand, veranlaßte, nachfolgende Proklamation anschlagen zu lassen: „Die schwarzen sogenannten Freischaarenhüte sind durchaus verboten, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, die die hiesigen Zuchthäuslinge bei Gelegenheiten seit Jahren tragen. Freiburg, 28. Juli. Major v. Wangenheim." Diese Gelegenheiten sind nun aber die Beerdigungen der Zuchthausgefangenen, wo sämmtliche Sträflinge, die dem Zuge folgen, die obenerwähnten Hüte tragen. Wen man nun künftig mit solchem Hute auf der Straße antrifft, der würde also für einen leidtragenden Zuchthäusling gehalten werden, was unangenehme Folgen haben könnte.

Ein anderes Plakat warnte „vor jenen politischen Proselytenmachern und Volksbeglückern von Profession, die ihr sauberes Handwerk noch im Geheimen fortzusetzen trachten und im Trüben fischen," und setzte ferner eine angemessene Geld- und Gefängnißstrafe für Jeden aus, der obrigkeitliche Maueranschläge beschädigte oder herabriß.

Wie viel aber dergleichen Ermahnungen bis jetzt genützt, ſah ich an deutlichen Zeichen auf einem derſelben, wo zwei ſchmutzige Finger bemüht geweſen waren, gerade dieß Plakat zu vernichten.

Im Zähringer Hofe hatte der Prinz von Preußen wieder ſein Quartier genommen und war daſſelbe umlagert von Adjutanten, Ordonnanz- und andern Offizieren. Jeden Augenblick brachten Couriere und Staffetten Meldungen aller Art, und Soldaten verſchiedener Waffen, die hier zu thun hatten und aus und ein gingen, machten das Getreibe noch lebendiger. In der Küche, im Hof, in den Ställen, Remiſen und Stallungen tummelte ſich ein kleines Hoflager umher. Bediente, Reitknechte, Tafeldecker und Silberdiener liefen durcheinander und rannten nicht ſelten mit den Kellnern zuſammen, die ſich durch die fremde Bedienung in ihrem Hausrecht einigermaßen gekränkt fanden.

Als es Abend wurde, füllte ſich die Straße in der Nähe des Zähringer Hofes mit ſpazierengehenden Soldaten, die Arm in Arm herbeikamen, um einer großen militäriſchen Serenade zu lauſchen, mit welcher der Prinz von Preußen am Tage ſeiner Ankunft bewillkommt wurde. Bald waren die Straßen dicht beſetzt mit Soldaten und Einwohnern der Stadt, und aus den geöffneten Fenſtern horchte eine zahlreiche Damenwelt in der lauen, angenehmen Abendluft den Klängen der preußiſchen Militärmuſik. Die Muſiker, ſie waren vom 17. Regiment, Rheinländer, ſtanden im Kreiſe und kleine Freiburger Gaſſenjungen hielten ihnen die Notenblätter und thaten das eben ſo ſicher und gewandt, wie es noch vor Kurzem die jugendlichen Straßenbummler von Köln gethan.

Die alten Gaſſen des ſtrengkatholiſchen Freiburg bekamen zuerſt die Piushymne zu hören, was auch dem ſchwarzen finſtern Münſter, der ernſt auf das Gewühl ſchaute, nicht übel zu gefallen ſchien. Nach dem Hanſeemarſch in ſeiner friſchen muntern Weiſe ſtiegen die ernſten melancholiſchen Klänge ſchwäbiſcher Volkslieder zu dem Nachthimmel hinauf und grüßten die Weinberge des Breisgaues. Von einem die-

ser Lieder fielen mir zufällig ein paar Strophen ein, die, wenn ich nicht irre, heißen:

„Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn ich wiederum komm',
Kehr' ich ein, mein Schatz, bei dir."

Ich weiß nicht, warum sie mir heute Abend so bedeutungsvoll in die Ohren tönten.

Den Schluß der Serenade machte: „Heil dir im Siegeskranz" und das bekannte Preußenlied.

Als die Musik schwieg, trat ein Landwehrmann aus dem Haufen seiner Kameraden, nahm seine Mütze ab, blickte zu dem geliebten Heerführer auf, der auf dem Balkon des Hauses stand, und brachte drei Hurrah dem Prinzen von Preußen, zu denen die Worte waren: er solle leben, immer und ewig! Tausende stimmten ein und die Soldaten zogen darauf unter den Klängen des preußischen Zapfenstreiches lustig nach Hause.

Des andern Tages wandte auch ich mich nach Hause, nach Stuttgart, zurück und nahm meinen Weg über Effringen nach Basel.

Zwischen diesen beiden Orten — wir verließen Effringen bei einbrechender Dunkelheit — standen an der Schweizer Grenze die preußischen und schweizerischen Vorposten dicht neben einander. Die Mannschaft lagerte auf dem Felde unter Strohbaracken, und die einzelnen Schildwachen standen plaudernd auf der Chaussee.

Bei dem Schein der Wagenlaterne untersuchte ein Unteroffizier der Schweizer unsere Pässe, und dieser Republikaner nahm es ziemlich genau damit. Auf die gleiche Art wurden wir noch einmal an den Thoren der Stadt Basel angehalten.

Von hier aus ging ich über Schaffhausen nach Friedrichshafen, wo ich an dem schönen Wasserspiegel des majestätischen See's noch ein paar Tage sehr angenehm verlebte.

Anhang.

mußte, damit er nicht bei mir fortwucherte und mich von einer gänzlichen Beſſerung abhielte."

Bald umfing uns wieder das Waldgebirge mit ſeinem traulichen Schatten, und da wir die Hauptſtraße verlaſſen hatten, ſo war der Weg, wenn auch nicht mehr ſo bequem und breit wie früher, doch dafür viel traulicher und heimlicher. Die niedern Waldculturen, welche die Landſtraße begränzten, verwandelten ſich zuerſt in hohes Strauchwerk und wechſelten dann mit ſtattlichen kräftigen Bäumen ab. Die Buchen mit ihrem breiten Laubdach wurden zahlreicher, dann kamen ernſte hohe Eichen, die kräftige ſchlanke Tanne, welche erſt einzeln, dann in immer größeren Gruppen erſchien, und ließen uns erkennen, daß wir uns der Höhe des Gebirges näherten. Auch die Bäche und Waldwaſſer, die uns entgegen kamen, änderten von Schritt zu Schritt ihren Charakter. Das Blut dieſer Waſſeradern pulſirte heftiger und heftiger, je höher wir ſtiegen, und wie uns hier oben im Waldesgrün das Herz fröhlicher ſchlug, ſo ſprangen auch die unten ſo trägen Bäche hier oben heftiger einher, bald ſich einen Weg durch dicke Wurzeln und bemooste Steine ſuchend, bald einen Abhang hinunterſtürzend, die Blätter und Gräſer umher mit friſchem Waſſerſtaub netzend.

An ſolch einem Punkte ſetzten wir uns nieder, der Doktor ſtützte den Kopf auf die Hand und wurde nachdenkend.

Ein Tag bei dem Manöver.

Zwei Batterien im Kampf.

Das war doch am heutigen Mandvertage ein noch nie dagewesenes und ganz unerhörtes Schießen; sollte man doch glauben, es seien Sr. Majestät Manöver-Cartouchen keinen Pfennig werth, oder es haben sich sämmtliche Batteriechefs das Wort gegeben, einmal zu sehen, wer es in der Verschwendung von königlichem Pulver am weitesten bringen würde. Blitzten doch die kleinen Rattenaugen meines alten Unteroffiziers Helmscheid vor wahrem Vergnügen, was selten genug bei ihm vorkam, und rieb er sich doch lächelnd den Schnurrbart. — Geschütz — Feuer! commandirte er schon lange nicht mehr, sondern man hörte nur noch von beiden Worten die letzten Buchstaben — — — — ß — z — — s — — — — — r — r — r — r — r — r.

Wir hatten aber auch eine prächtige Position; von einem niederen Hügel kaum halb gedeckt, feuerten wir gegen eine zwölfpfündige Batterie, die auf vielleicht zwölfhundert Schritt vor uns aufgefahren und klar vor uns hielt, als stände sie auf einem Präsentirteller; da war

keine Bewegung des Rads und der Handspeiche, die wir nicht sahen, und mit einer wahren Malice schossen wir drauf los. Wir hatten uns so in die Täuschung hineingelebt, daß ich nach jedem Schuß hinüberblickte und immer glaubte, jetzt müsse man die Fetzen davon fliegen sehen. Es war wahrhaftig gut, daß wir unter strenger Aufsicht standen; denn durch die Hartnäckigkeit gereizt, mit der uns die offen stehende Batterie Schuß um Schuß antwortete, hätten unsere Kerls gute Lust gehabt, ein paar Kartoffeln oder Steine zu laden.

Unser Zugführer war der Lieutenant v. Manderfeld, eine eigenthümliche Persönlichkeit. Seine Kameraden behaupteten unter Anderem, was er vor den gewöhnlichen Menschenkindern voraus habe, sei, er könne auch Geister sehen. Und in der That, sein Aeußeres sah gerade so aus, als wenn dies Gerücht wahr gewesen wäre. Man hätte den Lieutenant v. Manderfeld einen hübschen Mann nennen können, wenn er nicht gar so blaß ausgesehen hätte, und wenn seine außerordentlich merkwürdigen Augen nicht gewesen wären. Diese Augen waren von einer so hellen blauen Farbe, wie ich nie mehr was Aehnliches gesehen. Vergißmeinnicht in Milch gekocht ist gar nichts dagegen, dabei waren sie ungewöhnlich groß und er hielt sie immer so weit offen, daß gar kein Schatten hineinfiel. Was ihn aber hauptsächlich in den Ruf gebracht, als sähe er Personen und Dinge, die andern Menschen unsichtbar blieben, war seine wirklich kolossale Zerstreutheit. Wir hatten immer Angst, bei größeren Manövern unter seinem Commando zu exerciren, und bei solchen Fällen nahmen sich die Geschützführer öfters die Freiheit, von seinen speziellen Befehlen abzuweichen und das zu thun, was die andern Züge thaten; denn sonst wäre es vielleicht schon öfters vorgekommen, daß wir mit unseren beiden Geschützen auf einmal allein stehen geblieben oder gar aus der Linie zurückgerasselt wären. Auch eine Sonderbarkeit hatte Lieutenant v. Manderfeld; er vollendete nie einen Satz, den er angefangen, und das, meinten die andern Offiziere, sei besonders ein Beweis, daß er sich immer mit Sachen beschäftige, die nur ihm allein sichtbar wären.

Im Uebrigen war er ein guter Offizier, namentlich für das Laboratorium, den wir alle lieb hatten; auch hatte er ein großes Vermögen, war in jeder Hinsicht mittheilsam, und wollte noch ein paar Jahre dienen, um vielleicht mit dem Charakter als Kapitän abgehen zu können.

Jetzt berührte mich eine Säbelspitze an der Schulter, und als ich mich umsah, war es der Lieutenant v. Manderfeld, der mit seinem Pferde dicht hinter mir hielt. Ich war Bombardier und besorgte als solcher das Richten. Daß dieses im Eifer des Gefechts nicht auf's Pünktlichste besorgt wurde, will ich nicht läugnen und begriff es deßhalb vollkommen, als mir der Offizier sagte: „Lassen Sie hinten am Lafettenschwanze nach gewöhnlichem Augenmaße eine gute Handbreit mehr links nehmen. Wenn wir mit Kugeln schössen, träfe keine einzige, alle — Apropos!“ unterbrach er sich nach seiner Gewohnheit, „was meinen Sie, Unteroffizier Helmscheid, man sollte den Kapitän veranlassen, ein paar Haubitzen heranzuziehen; da rechts von uns ist eine famose Vertiefung, um die rappelköpfische zwölfpfündige Batterie recht — —“. Er wollte sagen: in die Flanke nehmen, statt dessen aber rieb er sich den Schnurrbart mit dem Knopf seines Säbels und warf sein Pferd herum, dem Kapitän entgegen, der so eben vom Abtheilungs-Commandeur herübergesprengt kam.

„Sehen Sie doch einmal an, Herr Lieutenant v. Manderfeld!“ rief unser Chef, indem er mit dem Säbel auf die Zwölfpfündige wies, „stehen die Hallunken nicht da, als seien sie unsterblich! Sie müßten sich, hol' mich der Teufel! schon lange zurückgezogen haben, und das ist nur der pure Eigensinn des Kapitäns Hoffmann. Wir hätten ihnen schon alle Lafetten demontirt, und da drüben die Haubitzbatterie hagelt schon seit einer Viertelstunde in ihn hinein. Aber die machen keine Miene, abzuziehen.“

„Gewiß nicht, Herr Hauptmann,“ entgegnete der Lieutenant; „so lange noch ein Schuß Pulver —“. Damit schwieg er und blickte über das Feld hin.

„Sie wollten ſagen, Herr Lieutenant von Manderfeld, ſo lange ſie noch einen Schuß Pulver in ihren Protzen haben.“

„Es iſt möglich, Herr Hauptmann,“ daß ich das ſagen wollte. Aber ich dachte —“

— — „Nun was dachten ſie denn beim heil. Petrus?“ rief der Hauptmann, nachdem er eine gute Weile auf die Gedanken des Lieutenants gewartet.

Dieſer ſchaute mit ſeinen blaſſen Augen wie weit, weit in unabſehbare Fernen, dann verſetzte er: „Wir könnten, ſo meine ich, die beiden Geſchütze von unſerem linken Flügel langſam hinter den Hügel zurückziehen laſſen und rechts hinüber dirigiren, wo —“

„Teufel! da haben Sie Recht!“ rief der Kapitän einfallend, und ſo ſeinem Offizier die Mühe ſparend, den Satz vielleicht etwas ſpäter abzubrechen. — „Sehr gut! ſehr gut! Von da her knallen wir ungeſehen auf die hartnäckigen Zwölfpfünder, daß ſie nicht wiſſen, wo ſie ihre Ohrfeigen herkriegen ſollen. Und wenn das den Hoffmann nicht zum Abzug zwingt, ſo hat er gar keine Idee von einem Feldmanöver. — Na, warte!“ drohte er mit ſeinem Säbel zur feindlichen Batterie hinüber; „komm du mir heute zu Tiſch, ich will dir ſagen, wo du her biſt. Mit Brodkugeln will ich dir beweiſen, daß du keinen unzerſchoſſenen Mann davon gebracht hätteſt. Es iſt merkwürdig,“ wandte er ſich an ſeinen Offizier, „daß alle Kapitäns von zwölfpfündigen Batterien ſo donnermäßig hartnäckig ſind.“

„Das macht wohl das grobe Material,“ erwiederte Lieutenant v. Manderfeld ſehr langſam und bedächtig. „Aber der Herr Hauptmann ſelbſt —“

— — — „Nun, ſo reden Sie doch aus in's Teufels Namen! — Was ich ſelbſt? Bin ich etwa auch hartnäckig?“

„Gott ſoll mich bewahren, das vorauszuſetzen; aber ich wollte nur ſagen, Sie waren ja ſelbſt —“

„Bei einer zwölfpfündigen Batterie. Allerdings, aber als Lieute-

nant, und als ſolcher, Herr von Manderfeld, thut man nur, was der Kapitän befiehlt. Aber augenblicklich.“

Der Lieutenant, der ſeinen Vorgeſetzten ungeduldig werden ſah, grüßte reſpektvoll mit dem Säbel und wandte ſein Pferd nach uns hin. „Wie viel Schuß haben wir noch in der Protze, Unteroffizier Helmſcheid?“ fragte er.

„Für jedes Geſchütz ſechs, Herr Lieutenant.“

„Schön! ſchön! Laſſen ſie unſere beiden Geſchütze langſam hinter den Hügel zurückziehen, dann aufprotzen und dorthin gehen, wohin ich vorhin gezeigt. Die Mulde da — —“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Habe alles genau verſtanden. Da wollen wir die Zwölfpfünder überraſchen. Paßt mir auf, Jungens!“ wandte ſich der Unteroffizier an die Bedienungsmannſchaft. „Das Geſchütz zurück, aber langſam und ruckweiſe, daß die drüben nichts merken. — Ich brauche wohl die Bedienungsmannſchaft nicht aufſitzen zu laſſen?“ erlaubte er ſich den Vorgeſetzten zu fragen.

„Nein, nein, die Pferdehalter ſollen nachziehen. Das macht weniger Aufſehen und —. Auch wird der Herr Hauptmann, während wir unſere neue Stellung einnehmen, wahrſcheinlich die Güte haben, die übrige Batterie tüchtig feuern zu laſſen, dann — —“

„Verſteht ſich von ſelbſt!“ rief der Kapitän. „Machen Sie nur, daß Sie bald hinkommen.“

Während wir nun langſam hinter der Kette von Hügeln abzogen, knallten unſere zurückgebliebenen Geſchütze ſo toll und vergnügt darauf los, daß es eine wahre Freude für ein Artillerieherz war. Auch waren die ſechs Geſchütze ſo in Rauch eingehüllt, daß es dem Feind kaum möglich war, unſern Abzug zu bemerken.

Unten am Rande des Hügels fanden wir glücklicher Weiſe einen Hohlweg, dem wir, im Trabe neben dem Geſchütz herlaufend, folgten, und eine große Curve beſchreibend, in weniger als einer Viertelſtunde vollkommen in der Flanke der zwölfpfündigen Batterie ſtanden. Und das Prächtigſte dabei war, daß ſie keine Ahnung von uns hatten, ob-

gleich wir kaum achthundert Schritt von ihnen entfernt, durch leichtes Gesträuch gedeckt, unsere beiden Geschütze vorschoben. Unterwegs hatte uns der Lieutenant v. Manderfeld in seiner abgebrochenen Weise gehörig instruirt und unseren Eifer auf's Höchste angestachelt. „Wir müßten die dort oben mit Hurrah vertreiben," sagte er. „Sowie die Geschütze stehen, bleiben nur vier Mann, den Unteroffizier inbegriffen, dabei; die übrigen fünf an jedem Geschütz sitzen auf, das macht zehn Reiter, und mit denen fege ich nach den ersten sechs Schüssen hinter dem Hügel her, als hätten wir Kavallerie bei uns. Ich sage euch, Leute, die Zwölfpfünder werden laufen, daß es —"

„Ein Vergnügen ist," wollte er sagen. Und darauf freuten auch wir uns ganz besonders. In der That waren wir so nahe, daß wir einzelne Bekannten sehen und ganz genau erkennen konnten. Da stand der lange Kapitän Hoffmann mit seinem übergroßen blonden Schnurrbart und hatte sein Taschenperspektive angelegt, mit dem er nach unserer Batterie hinüber sah. Mochte er vielleicht merken, daß zwei Geschütze fehlten, oder hoffte er, unser Kapitän werde abziehen, und untersuchte vielleicht für diesen Fall das Terrain, um noch etwas vorgehen zu können. Da sah ich auch meine guten Freunde, die Bombardiere Ellendorf und Wetter, letzterer von uns Graf Wetter vom Strahl genannt, die sich beide ganz außerordentlich abmühten, ihre Geschütze zu richten, wahrscheinlich aber an das Ende des Manövers dachten, an den stillen Abend in den Cantonnirungen, an ein Glas Wein, an Guitarrenklang und an ein lustiges Lied. Ich freute mich sehr darauf, bei der nächsten Zusammenkunft ihren ungeheuren Eifer in der Bedienung des Geschützes schildern zu können. Da die Zwölfpfünder vor uns etwas in der Höhe standen, so erschienen sie uns mit ihren Geschützen, Protzen und der Mannschaft ganz dunkel auf dem hellen Himmel abgezeichnet. Es hatte sich ein ziemlich heftiger, herbstlicher Wind erhoben, der über die Haide fuhr, und so zog sich der Pulverdampf fast augenblicklich über die Batterie zurück bis an den Rand des schwarzen Tannenwaldes, wo er langsam eindrang und verwehte.

Jetzt waren wir fertig, die Geschütze geladen, dem Commando nach mit sechslöthigen Kartätschen — so nahe waren wir dem Feind — in Wirklichkeit aber mit einer harmlosen Manöver-Cartouche. Ich vermuthe auch, daß, um das Krachen des Schusses zu vermehren, ein tüchtiger Pfropfen von Haidekraut aufgesetzt worden war. Die drei Mann, die mit dem Unteroffizier bei der Kanone geblieben waren, — mich hatte der Lieutenant, der mir überhaupt sehr wohl wollte und mich gerne bei sich hatte, mit zur Kavallerie genommen — schoben das Geschütz ein paar Schritte vor, Unteroffizier Helmscheid blickte zurück, und als ihm unser Offizier winkte, krachte der Schuß dahin, gleich darauf der zweite, und da unsere braven Burschen droben wie toll arbeiteten, so kam der dritte Schuß fast mit der gleichen Intervalle wie der zweite, und so fort, bis alle sechs draußen waren. Freilich war es dabei gegen alles Reglement, daß die da droben ein Hurrah erhoben, das weit über das Feld hinausschallte, die acht Kerle schrieen für achtzig, und der Effekt, den dieser plötzliche unerhörte Spektakel auf die überraschten Zwölfpfünder hervorbrachte, war in der That ergötzlich. Auf's Höchste erstaunt, wie sie waren, stellten sie augenblicklich ihr Feuer ein, ja sämmtliche Bedienungsmannschaften blickten nach uns hin und hielten wie erstarrt fast mitten im Laden. Unsere Geschütze krachten aber auch teufelmäßig und zwar so unvermuthet und nahe, daß sie schon Jemand aus der Fassung bringen konnten. Deutlich hörten wir die weit hinschallende Stimme des zwölfpfündigen Kapitäns: „Eine unangenehme Ueberraschung, meine Herren!“ rief er; „thut aber nichts, wollen ihnen zeigen, wo sie her sind. Mit den drei Geschützen vom linken Flügel noch hundert Schritt vorgegangen und mit Kartätschen auf sie gefeuert! Wir wollen ihnen zeigen, wo sie her sind. Da müssen die Splitter davon fliegen, wer weiß wie sehr! An Flickmaterial fehlts nicht.“

Das war denn nun der entscheidende Moment. Wir ließen die drei Zwölfpfünder ruhig aufprotzen und vorgehen. Wie sie aber eben wieder auffuhren, feuerten unsere beiden Kanonen so tüchtig nun mit

zweilöthigen Kartätschen hinein, daß in Wahrheit von Mann und Roß kaum ein einziger davon gekommen wäre. Auch unsere Batterie drüben war in diesem Augenblick nicht müßig; die Verwirrung bei den Zwölfpfündern und den augenblicklichen Stillstand des Feuerns benützend, war unser Kapitän im Carriere noch ein paar hundert Schritte vorgegangen, hatte wieder abprotzen lassen und knallte nun mit verdoppelter Wuth auf den Feind. Der Zug Husaren, den unsere Batterie zur Bedeckung hatte, blänkelte nun mit eine Male scharf um den Hügel herum und schoß gegen die Infanterie der Zwölfpfünder.

Bis jetzt hatte Lieutenant von Manderfeld mit uns in dem Hohlweg gehalten, doch hob er nun seinen Säbel. „Vorwärts, Kinder!" rief er, „das ist ungemein lustig. Mit einem ungeheuren Hurrah drauf. Glaubt mir, die Zwölfpfünder —"

Diesmal brauchte er seinen Satz nicht zu vollenden, denn ehe wir nur sichtbar wurden, schrieen wir wie tausend Waldteufel. Die Bedienungsmannschaft unserer Geschütze stimmte beim letzten Abbrennen mit ein, und als der Kapitän unserer Batterie uns so unerwartet als Kavallerie hervorbrechen sah, schwang er entzückt seinen Säbel im Kreise, was von Feuerwerkern, Unteroffizieren, Bombardieren, Kanonieren, kurz von der ganzen Batterie als eine Erlaubniß angesehen wurde, ebenfalls schreien zu dürfen. — Und wie schrieen die Kerle! Es schallte so laut und nachdrücklich über das Feld hin, daß sich vom Standpunkte des Abtheilungs-Commandos her augenblicklich ein paar Adjutanten in Bewegung setzten und auf uns zusprengten. Die mochte auch der Commandeur der zwölfpfündigen Batterie gesehen haben, und seinen Standpunkt in jeder Hinsicht für mißlich und unhaltbar halten; wir hörten: Batterie ha—a—a—lt! unsere Feinde protzten auf, und fuhren in kurzem Trabe der Chaussee zu, welche in den Tannenwald hinein führte. Der Kapitän der Zwölfpfünder war der Letzte auf dem Platze; er drohte mit dem Degen nach unserer Batterie hinüber und rief unserem ansprengenden Hauptmann entgegen: „Diesmal muß ich zurück, aber komm' du nur heute Abend in den goldenen Hecht, ich

will dir ſchon beweiſen, daß ihr total falſch manövrirt habt. — Wer weiß wie ſehr."

Das war nun gleichviel, ob unſere Manöver richtig oder falſch genannt werden konnten, gelungen waren ſie, das unterlag keinem Zweifel. Dort floh der Feind, hier ſtand unſere Batterie, von der kein Geſchütz fehlte — — grüße mein Lottchen, Freund! — — Der Sieg war unſer.

Eine zerschossene Batterie.

Stille liegt das Schlachtfeld, — stille im Vergleich zu dem wüthenden Lärmen, den wir bis jetzt mit Schießen und Hurrahschreien gemacht. Ich glaube, so lange es Manöver gibt, war ein solcher Spektakel bei ähnlicher Veranlassung nicht gehört worden. Es hatten sich auch durch ihn angelockt von andern Truppentheilen, die große mittägliche Pause benützend, verschiedene Offiziere bei uns eingefunden, die sich den Gang des Gefechts erklären ließen. Wir waren zur Batterie eingerückt, und Lieutenant v. Manderfeld meldete sich ebenso stark zurück, als er fortgezogen war; wir hatten gar keinen Verlust, mit Ausnahme des alten Wischkolben, der im allzu hastigen Herausziehen abgebrochen war.

Der erste Theil des glorreichen Schlachttages war vorüber; wir, die wir zum Unterschied vom Feinde Feldmützen trugen — jene hatten Tschako's — wir hatten auf allen Ecken gesiegt; überall sah man unsere Linien vordringen und sich auf der Hügelkette ausbreiten, die mit dem schon erwähnten Waldrande beinahe parallel lief. Dorthin unter den Schutz der alten Tannenbäume hatte sich der Feind zurückgezogen. Wir waren begreiflicher Weise von den Pferden abgestiegen und wurden, wie auf jedem anständigen Schlachtfelde, wo Klagen und Seufzer

„Heut Abend alſo," ſprach er, „kommen wir bei Ihrem Vetter auf der Waldmühle an. Das iſt an ſich ſchon ſehr ſchön und gut. Sie bleiben ein paar Monate da, dann ſucht man Ihnen eine neue Stelle. Sie werden wieder hinter den Ladentiſch geſteckt und können, wenn auch keine glänzende Carriere, ſich doch eine gute Zukunft bereiten. Ich aber, ſchon ein alter Kerl, müßte, um auf meinem angefangenen Wege vorwärts zu kommen, noch einige Semeſter irgendwo ſtudiren und dort ſehr fleißig ſein, um ein Examen zuwege zu bringen. Dazu brauche ich erſtens Geld und zweitens Geld und drittens Geld, und das fehlt mir erſtens, zweitens und drittens. Ich verſichere Sie, es iſt eine verfluchte Geſchichte. Ich habe ſchon daran gedacht, Soldat zu werden, und mich dort auf mediziniſchem Weg der leidenden Thierwelt zu widmen. Aber das geht auch nicht, ich ſehe wahrhaftig nirgends einen Ausweg."

„Ich kann Ihnen freilich," entgegnete ich darauf, „nicht viel Tröſtliches ſagen; doch verlieren Sie den Muth nicht. Wer weiß, ob ſich in der Zeit, die Sie in der Waldmühle zubringen, nicht irgend eine Ausſicht eröffnet oder ein Glück zufällt, mag es nun kommen, woher es will."

„Ja, ja, ſo dachte ich auch einſtens; in dem erſten Roſenglanz der Jugend glaubt man noch an Wunder. Doch am Ende haben Sie Recht, was hilft das Grübeln.

gen Himmel steigen, — nicht von Raben oder anderem Raubzeug, sondern von einigen Marketenderinnen, deren volle Körbe und Fäßchen recht willkommen waren, angefallen. Wenn man circa sechs bis acht Stunden zu Pferd war und stark manövrirt hat, da schmeckt ein Glas Rum und ein tüchtiges Brod mit Wurst so köstlich, wie später nie mehr ein Frühstück. Alles beschäftigte sich aber auch mit dieser Arbeit, so wichtig beim Soldatenleben im Frieden, — Alles vom jüngsten Kanonier aufwärts bis zum Kapitän, — neben welchem sich der Lieutenant v. Manderfeld befand, der die ihm gewordenen Lobsprüche schmunzelnd einkassirte, und dessen Dank oder bescheidene Ablehnung in so abgebrochenen Sätzen bestand, wie ich nie was von ihm gehört.

Der Hauptmann hatte seine eigene Feldflasche in der Hand, und während ihm sein Bursche ein gebratenes Huhn stückweise auf einem alten Zeitungsblatt servirte, beleuchtete er mit vieler Weisheit nochmals das eben gehabte Gefecht, und aufmerksam hörten ihn die umstehenden Offiziere an, sowie auch wir, in weiteren Kreisen stehend. Seiner Ansicht nach hätte der Kapitän Hoffmann schon vor einer halben Stunde abfahren müssen, und war es von diesem Manne unverantwortlich gewesen, Menschen und Pferde so leichtsinnig auf's Spiel zu setzen. — Daß dich das Donnerwetter!" rief unser Chef entrüstet; „auf solche Art ist es kein Spaß zu manövriren. Da hört Alles auf, denn wenn ich so hartnäckig sein will, so kann ich mich freilich von sechs Batterien zumal auf den Pelz schießen lassen, ohne eine Handbreit zu weichen, indem ich ganz genau weiß, daß mir und meinen Leuten all' die Manöver-Cartouchen kein Haar krümmen werden. Ja, meine Herren! das Manövriren im Scherz sowie im Ernst ist ein Schachspiel; bei letzterem muß ich der Gewalt weichen, beim ersteren einer überlegenen Combination.

Bei diesen Worten biß er heftig in einen Hühnerschenkel und spülte darauf das Genossene mit einem tüchtigen Schlucke Rum in den Magen. — „Brrr! ich genieße sonst nie Schnaps, aber an einem solch harten Tage hält das Leib und Seele zusammen."

Wenn man in diesem Augenblicke durch die vor uns liegenden Tannenbäume hätte sehen können, so würde man den guten Kapitän Hoffmann erblickt haben, wie er ebenfalls dort stand, umgeben von seinen Offizieren, ebenfalls frühstückend und wahrscheinlich auch ein gebratenes Huhn, zu dem er Rum oder Cognac trank. Es war mir, als hörte ich ihn sagen: „Sehen Sie, meine Herren, ich liebe die Manövers, wer weiß wie sehr! Aber man muß das Ding mit Einsicht und Verstand betreiben; da hört Alles auf, wenn man so hartnäckig sein will, wie drüben mein sonst guter Freund von der reitenden Batterie. Wer weiß wie sehr! wenn ich mir nichts daraus mache, mir aus unverantwortlicher Nähe von einer respektablen zwölfpfündigen Batterie auf den Pelz brennen zu lassen, da kann ich freilich leichtsinniger Weise mitten im Feuer vorgehen. Oh! — Oh! Würde aber sehen, wie ich ausgeklopft werde. Wer weiß wie bald! Ja, meine Herren, das Manövriren im Scherz sowie im Ernst ist ein Schachspiel; in letzterem Falle muß ich der Gewalt weichen, im ersteren aber einer richtigen Combination. Ist aber das beim Schachspiel eine richtige Combination zu nennen, wenn ich Läufer oder Thürme wie Pferde benutzen will und querfeldein galoppire wie der Lieutenant v. Manderfeld, wo ich gar nicht hingehöre, wer weiß wie sehr!"

Ich für meine Person hätte was darum gegeben, der Unterredung heute Abend im Gasthof zum goldenen Hecht des benachbarten Städtchens und den Disputationen der beiden Kapitäns zulauschen zu dürfen. Aber ein goldener Hecht und die Börse eines Bombardiers! Das waren zwei unvereinbarliche Dinge. Kamen wir je Abends in das Städtchen, was meistens wegen Arrestgefahr im größten Incognito geschah, so öffnete uns der grüne Apfel seine gastlichen Hallen und wir gingen höchstens mit sehnsüchtigen Blicken am goldenen Hecht vorbei, wo immer eine Menge leichter Jagdwagen hielt, sowie Offizierspferde, und wo aus den Küchenräumen ein gar so angenehmer Duft hervorquoll.

Einer von unseren Bekannten, der sich einmal in Folge eines

Urlaubs und eben angekommenen guten Wechsels von Haus hineingewagt hatte, erzählte von der famosen Einrichtung dieses Gasthofes, von wunderbarem weißem Wein und riesenhaften saftigen Beefsteaks. — Aber wozu diese gastronomischen Träumereien, und sehnsüchtigen Hechtgedanken! Aber so ist der Mensch. Als ich eben hungrig und durstig vom Pferde stieg, war Wurst, Brod und ein Schnaps das höchste Ziel meiner Wünsche; jetzt wo ich satt war, dachte ich an Rheinwein und Beafsteaks.

Uebrigens war auch die Zeit der Träumereien und Phantasien vorüber gegangen. Auf allen Seiten wurde Apell geblasen, und gleich darauf durch ein anderes Signal die Hauptleute der verschiedenen Batterien zum Abtheilungs-Commandeur gerufen. Lieutenant v. Manderfeld übernahm unser Commando, alignirte die Batterie, ließ an die Pferde treten und dann rühren. Bald darauf kam der Kapitän zurück und schickte augenblicklich die Protzen nach einer seitwärts stehenden Pulverkammer, um neue Munition zu fassen. Darauf ließ er die Feuerwerker, Unteroffiziere und Bombardiere vortreten, und hielt uns eine kleine Standrede, worin er unter Anderem sagte: daß der Herr Oberstwachtmeister mit unserem Manöver vorhin außerordentlich zufrieden gewesen sei und noch befohlen habe, diese seine Zufriedenheit dem Herrn Lieutenant v. Manderfeld besonders kund zu thun. Bei diesen Worten fuhren zwei Hände vor lauter Rührung an den Tschako, und unser guter Lieutenant sah in der That so stolz und zufrieden aus, als habe er die feindliche Batterie wirklich genommen.

„Der zweite Theil des heutigen Manövers," fuhr der Kapitän mit erhöhter Stimme fort, „verspricht noch glänzender zu werden. Se. Excellenz, der commandirende Herr General, ist so eben auf der Halde erschienen und hat einige neue Dispositionen vorgezeichnet, worin namentlich der Artillerie eine glänzende Rolle zugetheilt worden ist. Vor allen Dingen freue ich mich," setzte er lachend hinzu, indem er sich die Hände rieb, „daß wir nochmals mit dem guten Kapitän Hoffmann anbinden können; wir werden seiner Batterie von ferne folgen,

ihn mit Unterstützung einer Haubitzbatterie angreifen, und ihn gänzlich demontiren."

Ich bin hier dem geneigten Leser die Erklärung schuldig, daß dieses „gänzlich Demontiren" begreiflicher Weise nicht ernstlich gemeint war, doch kam es zuweilen, namentlich bei speziellen Artillerie-Manövern vor, daß eine Batterie dazu bestimmt wurde, zum Spaß demontirt zu werden, d. h. sie mußte einen außerordentlichen Verlust markiren, es wurde z. B. angenommen, jetzt werden ihr so und so viele Bedienungsmannschaften unfähig gemacht, jetzt ein halb Dutzend Pferde erschossen, dann Räder und Protzen zertrümmert, und der Kapitän mußte zeigen, wie er es mache, um bei all' diesen Verlusten noch manövrirfähig zu bleiben. Es war das immer eine höchst angenehme Aufgabe gewesen, namentlich in der Nähe eines Waldes, wohin sich die Blessirten und Getödteten zurückzogen, um da, während sich die Uebrigen im Schweiße ihres Angesichtes plagten, ein zweites Frühstück zu sich zu nehmen.

Nachdem der Hauptmann dies gesagt, erhob er sich mit wichtiger Miene in den Bügeln und verkündete mit lauter Stimme: „Uns aber ist die Ehre des Tags vorbehalten, denn am Schlusse werden wir, und zwar vor den Augen der Generalität, in einem Hohlwege Kehrt machen."

Im Hohlwege Kehrt machen ist allerdings eines der schwierigsten Manöver und besteht darin, daß eine Batterie, die durch einen Hohlweg vor oder zurück geht, plötzlich von vorn angegriffen wird. Steile Wände zu beiden Seiten verhindern das Umwenden der Geschütze mit Protzen, und so werden denn diese von einander getrennt, einzeln gewendet, die Pferde an den Abhängen herum geführt, und man kann sich denken, daß dieser Knäuel von Kanonen, Protzen, Menschen und Pferden eine höchst angenehme Confusion abgeben kann, wobei freilich viel Artillerieehren aber auch geschundene Finger und zerquetschte Hühneraugen in Menge zu holen waren.

„Ich hoffe," rief der Kapitän, der sich ganz in die Stimmung

eines Schlachttages versetzt fühlte, „daß wir hier auf dem Felde der Ehre zeigen werden, wie wir in den Unterrichtsstunden und auf dem Exercierplatz etwas gelernt. — Auseinander treten! an die Geschütze."

Bald kam unser Posten mit frischer Munition zurück, und nicht lange nachher wurde zum Aufsitzen geblasen, unsere Geschütze brachen vom rechten Flügel zugweise ab und so trabten wir über das Feld dahin, um den linken Flügel einer Kavalleriebrigade zu postiren, die den gegenüberliegenden Feind attakkiren sollte, sobald es uns und einer noch mehr seitwärts placirten Haubitzbatterie gelungen sei, die zwölfpfündige Batterie zu demontiren, welche unsere Kavallerie verhinderte, über die Hügel hervorzubrechen. Kapitän Hoffmann hatte sich vortrefflich aufgestellt; der Waldrand war von einem Graben umzäunt, dessen ausgeworfene Erde noch vor ihm einen kleinen Wall bildete und so die Zwölfpfünderbatterie famos deckte. Es war wie eine künstlich aufgeführte Batterie, und hätten die Zwölfpfünder vorher so gestanden, so hätten wir schießen können — wer weiß wie sehr — ohne ihnen nur ein Leid zuzufügen. Wie gesagt, vor unseren Sechspfündern waren die da drüben ziemlich sicher, nicht so aber vor der Haubitzbatterie, und das erklärte uns Lieutenant v. Manderfeld, der, ehe das Schießen begann, die Feuerwerker, Unteroffiziere und Bombardiere um sich versammelte und uns einen kleinen Unterricht ertheilte. Dabei hatte er es sich auf der Liese — so hieß das Pferd, welches er im Dienst und namentlich beim Feuern gerne ritt, — so bequem als möglich gemacht, den rechten Fuß über den Sattelknopf gelegt, wodurch er fast wie eine Dame zu Pferde saß. „Es ist kein Zweifel," sagte er, „daß die Zwölfpfünder drüben ziemlich gegen unsere geraden Kugeln gedeckt sind, d. h. wenn diese — — die Haubitzbatterie aber kann ihnen garstig zu schaffen machen, und die Kugeln, die selbst hinter ihnen einschlagen, können Aeste und Zweige abreißen, ja ganze Bäume umstürzen, die dort eine garstige Confusion anrichten müssen. Es ist gefährlich, so seine Aufstellung zu nehmen, denn — wenn ich recht

ſehe," fuhr er fort, indem er nach der Haubitzbatterie blickte, „ſo ſcheint Kapitän Schwengel losgehen zu wollen; man ſieht ſchon — Na — da werden wir Gleiches thun. Dießmal kommts aber auf kein ſchnelles Schießen an, das merkt euch. Feſt und ſicher gezielt; wenn nur ihr Bombardiere was nutz ſeid, ſo müſſen unſere Kugeln den Erdaufwurf vor den Zwölfpfündern völlig durchpflügen wie ein Ackerfeld, denn nur auf dieſe Art — — An die Geſchütze!"

Da ſtanden wir; es wurde auch augenblicklich mit Kugeln geladen, zwölfhundert Schritt auf die Batterie, und das Schießen vom rechten Flügel begonnen. Die Haubitzbatterie warf ebenfalls und beeilte ſich ſehr, ihre Granaten los zu werden. Unſer zwölfpfündiger Feind antwortete wacker, das muß man ihm laſſen, und ich glaube, wenn das Ding ernſt geweſen wäre, würden wir ſchlecht weggekommen ſein, denn der gute Kapitän Hoffmann ſchien ſich um die Haubitzen gar nichts zu bekümmern, ſondern concentrirte ſeine ganze Kraft und Wuth auf uns. Nach einer kurzen Weile ſahen wir einen zahlreichen Reitertrupp mit vielen blitzenden Epauletts und weißen Federbüſchen am Waldrand gegen die zwölfpfündige Batterie galoppiren. Dieſe fing nach der Vorſchrift an demontirt zu werden. Unſer Kapitän und die beiden Lieutenants hatten ihre Fernrohre vorgenommen, um genau ſehen zu können, wie die drüben ihre Sachen angriffen, und daß ſie es gut machten, das bewieſen manche Ausrufe der Zufriedenheit. Es wurde ihnen aber auch arg genug mitgeſpielt; Geſchütze und Protzräder zerſchoſſen, Mannſchaft und Pferde dahingeſtreckt, daß es eine wahre Freude war. Ich bin überzeugt, mein Freund Ellendorf hatte ſich ſchon lange todtſchießen laſſen, lag rückwärts im Schatten des Waldes, wo er ſeinen guten Schnaps trank oder ſein Leiblied ſang:

Es blinken ſo luſtig drei Sterne
In's Dunkel des Lebens hinein.

Trotzdem aber die Zwölfpfünder in kurzer Zeit über drei Viertel der Mannſchaft verloren hatten, ſtellte doch nur ein einziges Geſchütz

ſein Feuer ein, von dem man nämlich annahm, daß ſeine Lafette gänzlich zertrümmert worden ſei; die andern krachten ſo redlich auf uns, als ſeien ſie auf dem Exercierplatze.

So mochte das Manöver vielleicht eine halbe Stunde gedauert haben, als wir Befehl erhielten, unſer Schießen einzuſtellen, und ſich darauf der General mit ſeiner zahlreichen Suite am Fuße des Hügels aufſtellte, auf dem wir poſtirt waren. Hauptmann Hoffmann hatte nun die Genugthuung, mit ſeinen zerſchoſſenen Geſchützen, die er aber wunderbar zuſammengeflickt hatte, unter allgemeinen Lobſprüchen vorbei paradiren zu dürfen. Unſer Kapitän ritt ſeitwärts an den Hügel, wo die Zwölfpfünder vorbei mußten und rief dem Chef derſelben zu: „Armer Freund, wir haben dich garſtig zugerichtet. Ja, mit einer reitenden Batterie muß man nicht anbinden.“ Das geſpendete Lob der Vorgeſetzten hatte den Hauptmann Hoffmann weich und nachgiebig geſtimmt und er entgegnete lachend:

„Ihr ſeid mir die rechten, um mit euren Schlüſſelbüchſen einer zwölfpfündigen Batterie weh zu thun. So zerſchoſſen wie wir ſind, fahre ich doch gleich vor euch auf, und ſchieße euch zu Krautſtücken.“

„Na, Scherz bei Seite!“ rief unſer Kapitän; „ihr habt eure Sache vortrefflich gemacht.“

„Das will ich meinen,“ war die Antwort. „Wer weiß wie ſehr! Aber an Flickmaterial fehlt's nicht, wie ihr ſeht.“

„Adieu!“

„Bis heute Abend!“

Nachdem wir in dem allgemeinen Manöver, was nun folgte, noch einige Stellungen markirt, trabten wir auf der Chauſſee, die durch den Wald führte, eine gute Weile, den Feind verfolgend, der ſich mehr und mehr gegen die Feſtung W. zurückgezogen hatte, auf deren Glacis der heutige Schlachttag endigen ſollte. Eine Menge Zuſchauer hatten ſich eingefunden und ſchwärmten zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd um uns herum, namentlich an den beiderſeitigen Waldrändern hatte ſie ſich zahlreich aufgeſtellt, denn hier unter den Bäumen waren ſie ziem-

lich ſicher vor Kavallerie und Artillerie. Freilich drang zuweilen eine Plänklerkette von Jägern und Infanterie zwiſchen ſie hinein, die alsdann noch mehr ſchoſſen als gerade nothwendig war, worauf wir ein ſehr ergötzliches Schreien von weiblichen Stimmen aller Art vernahmen.

Ein Jagdwagen unter militäriſcher Führung.

Auf der Landſtraße, die wir paſſirten, hielt ein leichter Jagdwagen mit einem Herrn, der ſelbſt kutſchirte, und drei jungen Damen, die uns neugierig antraben ſahen. Der Herr des Wagens hatte die Zügel in dieſem Augenblick ſeinem Bedienten übergeben und trat, indem er den Hut freundlich grüßend abnahm, gegen unſern Kapitän, der vorausritt und in dem ſchon älteren Herrn einen Bekannten zu erkennen ſchien, denn wir hörten, wie er laut ausrief: „Ah! das iſt ein höchſt angenehmes Zuſammentreffen! Wie kommen Sie daher?“

Die Antwort war: „Ich bin bei meinem Bruder auf dem Tannenhofe und heute wie alle Welt hinausgezogen, um die Manöver anzuſehen, kam aber, wie das wohl zu geſchehen pflegt, überall zu ſpät. — Iſt die ganze Geſchichte zu Ende?“ fragte er hierauf, „oder kann man noch etwas ſehen?“

„Gewiß,“ entgegnete unſer Kapitän mit ſehr wichtigem Tone, „das Intereſſanteſte, ein Manöver, was ſelten ausgeführt wird, haben wir noch vor uns, ein ſehr ſchönes Artillerie-Manöver, und ich hoffe“ — dabei warf er ſich in die Bruſt — „daß es ganz außerordentlich gelingen wird.“

„Für dieſe Auskunft bin ich Ihnen beſonders im Namen meiner jungen Damen ſehr dankbar,“ fuhr der fremde Herr fort; „ich verſichere Sie, lieber Hauptmann, was ich Alles ſchon habe hören müſ-

ſen über meine Unkenntniß des Terrains und des Manövers überhaupt, das kann ich Ihnen gar nicht ſagen."

Die drei Damen lachten und eine von ihnen ſagte: „Und gewiß nicht mit Unrecht, Papa, denn jetzt fahren wir ſchon mehrere Stunden auf dem Felde herum, und wo wir erſcheinen, iſt es gerade, als flöhe das Militär vor uns."

„Was doch unmöglich mit Abſicht geſchehen kann," verſetzte galant unſer Hauptmann. „Aber ich werde Sie auf einen Platz dirigiren, wo Sie, wie geſagt, das Beſte vortrefflich ſehen ſollen."

Lieutenant v. Manderfeld, der, wie das bei ähnlichen Veranlaſſungen ſeine Gewohnheit war, ſcharf in den Wagen hineingeſchielt hatte, machte mir, der ich zufällig neben ihm ritt, eine Miene, als wollte er ſagen: gar nicht übel!

Der Kapitän, der bemerkte, daß die Pferde vor dem Jagdwagen beim Geräuſch der heranraſſelnden Batterie anfingen unruhig zu werden, war ſo freundlich, zum Schritt blaſen zu laſſen, dann hob er ſich in den Steigbügeln und blickte forſchend um ſich her, vielleicht war es zufällig, daß ich ihm gerade in's Auge fiel, vielleicht dachte er auch, ich wäre nicht ungeeignet dazu, dem Jagdwagen mit den hübſchen Damen zum Führer zu dienen, genug, er winkte mich gnädig zu ſich und inſtruirte mich in der Geſchwindigkeit, wohin ich die Geſellſchaft führen ſolle, damit ſie das Manöver, wobei ſeine Batterie die Hauptrolle ſpielte, genau ſehen könnten. Darauf wandte er ſich an den alten Herrn und ſagte ihm: „Ich will Ihnen einen von meinen jungen Freiwilligen mitgeben, er wird Sie hoffentlich ſo gut eskortiren, daß ich" — bei dieſen Worten neigte er ſeinen Säbel vor den Damen — „in kurzer Zeit das Vergnügen haben werde, Sie wieder zu ſehen."

Der Lieutenant v. Manderfeld hatte mit ſeiner Pantomime recht gehabt: von den drei jungen Mädchen war eine hübſcher als die andere. Als ich mich bei meinem wohlwollenden Offizier auf kurze Zeit abmeldete, ſagte er lachend: „Sie ſind doch ein wahrer Glückspilz.

Laſſen Sie uns Hoffnung faſſen. Und nun erzählen Sie mir vor allen Dingen, wer Ihr Vetter eigentlich da drunten iſt, und aus welchen Beſtandtheilen überhaupt der ganze Kreis beſteht, in welchen wir ſo mir nichts Dir nichts hineinplumpſen."

„Es iſt ſchon lange her," entgegnete ich, „daß ich einmal dort war; ich war noch ein ganz kleiner Bube und der Liebling von Allen, ſogar von meinem Vetter, dem Müller."

„Warum ſagen Sie ſogar von Ihrem Vetter, dem Müller?"

„Nun, er iſt ein etwas mürriſcher ernſter Mann, früher war er Förſter, doch weiß ich nicht, weshalb er dies Amt niederlegte. Genug, ich erinnere mich wohl, noch in damaliger Zeit in meiner Familie von einem großen Unglück gehört zu haben, das den Vetter Chriſtoph betroffen. Darauf kaufte er die Mühle, und als ich zu ihm kam konnte er vielleicht in den vierzigen ſein. Das ſind jetzt zehn Jahre her. Alles im Hauſe muß thätig ſein, und ſelbſt ich, nachdem ich ein Paar Tage dort war, bekam meine kleinen Beſchäftigungen, z. B. ich mußte in den Gärten Unkraut jäten, kleine Pflanzen anbinden u. dgl., und wurde nur dann von ihm freundlich angeſehen, wenn ich recht fleißig geweſen war."

„Ei, ei," meinte der Doktor," was werden wir Beide dort anfangen; denn ſowohl Sie und noch vielmehr ich

Aber ich bitte mir aus, daß Sie genaue Nachrichten einſammeln, wer wir ſind und mir beſtens rapportiren."

„Batterie Tra—a—b!" kommandirte der Kapitän, darauf: „Batterie Galopp!" und dahin flogen Geſchütze und Reiter, daß es eine wahre Freude war. Die drei Mädchen erhoben ſich auch von ihren Sitzen und ſahen der davon ſtürmenden Batterie mit offenbarem Vergnügen nach. Mein Pferd, das in dieſem Augenblicke ungehalten darüber war, allein zurück bleiben zu ſollen, that einen ſo gewaltigen Riß vorwärts, daß ich um ein Haar aus dem Sitz gekommen wäre. Und das wäre in dieſem Augenblicke entſetzlich geweſen. Um es für dieſe Unart zu ſtrafen, im Vertrauen geſagt, hauptſächlich um mich zu zeigen, gab ich ihm ein paar tüchtige Sporen, parirte es auf der Stelle und warf es ſo glücklich herum, daß es ſich wohl hoch bäumte, gleich darauf aber ruhig neben dem Wagen ſtand. Darauf erhob ich, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, meine Hand an den Tſchako, ſalutirte und ſtellte mich zum Befehl der Damen. Der ältliche Herr bat mich, voraus zu reiten, und ich kam dieſem Wunſche inſoweit nach, als ich mich neben den Wagenpferden hielt, dabei aber das meinige ſo weit halbrechts geſtellt hatte, daß es mir möglich wurde, leicht einen Blick in den Wagen werfen zu können. Wie ſchon geſagt, es ſaßen drei junge Mädchen in demſelben. Eine davon, die vielleicht zwei bis dreiundzwanzig Jahre haben mochte, war die Tochter des ältlichen Herrn und ſie ſaß auf dem vorderen Sitz des Charabanc neben dieſem. Eine andere junge Dame von gleichem Alter, die Tochter des Beſitzers des Tannenhofes, ſaß im Fonds des Wagens, und neben dieſer ein ganz junges Mädchen, vielleicht von ſechszehn oder ſiebzehn Jahren, ebenfalls eine Tochter des alten Herrn. Dieſer, der in C. wohnte, war ſeit ein paar Wochen mit den beiden Töchtern bei ſeinem Bruder auf dem Tannenhof auf Beſuch und hatte ſich heute Morgen den leichten Wagen einſpannen laſſen, um, wie wir bereits wiſſen, mit ſehr wenig Erfolg dem Manöver beizuwohnen.

Von den drei jungen Damen intereſſirte mich begreiflicher Weiſe die

jüngſte am meiſten; ich hatte damals neunzehn Jahre, und ſo befanden wir uns, was das Alter anbelangte, in einem ziemlich paſſenden Verhältniß. Auch war ſie mit ihrem runden, friſchen Geſichtchen, den glänzenden Augen, die ſie aber meiſtens niederſchlug, dem lieblichen Munde mit blendend weißen Zähnen, die hervorblitzten, wenn ſie, was zuweilen geſchah, mit ihrer Couſine über irgend etwas lachte, gar zu allerliebſt. Dieſe Couſine ſchien mir etwas ausgelaſſener, ja ſpöttiſcher Natur zu ſein, und wenn ich mich nicht gewaltig irrte, ſo hatte ich die Ehre, die Zielſcheibe ihrer liebenswürdigen Spöttereien zu ſein. Mein häufiges Herumſchauen mochte begreiflicher Weiſe etwas Herausforderndes für ſie haben, und wenn ich das ſchnell zweimal nach einander that, ſo bemerkte ich wohl, daß die beiden Mädchen tüchtig gelacht hatten; die Couſine zeigte aber alsdann mit ſcheinbar vollkommen gleichgültiger Miene an die hohen ſchwarzen Tannen hinauf, während die andere Schelmin aus einem unterdrückten Lachen nicht zur Ruhe kommen konnte und auf wahrhaft komiſche Art mit ihren weißen Zähnen blitzte.

So zogen wir dahin, die Wagenpferde einen geſtreckten Trab, ich meiſtens kurzen Galopp reitend, und es war dies auf dem ſchattigen Waldwege, auf den die Sonne nur hie und da durch eine Lücke von Gebüſchen ihr goldenes Streiflicht warf, ein recht hübſches Bild.

Die Couſine hatte aber durchaus gar keine Ruhe; zuweilen erhob ſie ſich und flüſterte der jungen Dame, die vor ihr ſaß, ein paar Worte in die Ohren, ſo daß dieſe ſich ebenfalls umwandte, augenſcheinlich um ihre jüngere Schweſter zu necken. Dieſe proteſtirte zwar heftig gegen eine Beſchuldigung, die ich nicht verſtehen konnte, doch miſchte ſich auch der alte Herr lachend in die Unterhaltung, und da er ſchon lauter ſprach, ſo verſtand ich, als er ſagte: „Aber, Emilie, das iſt ja ganz erſchrecklich.“ Nun aber ſchien die Kleine dieſe Neckereien übel nehmen zu wollen; ſie warf das Köpfchen herum und drehte ihrer Nachbarin, allerliebſt ſchmollend, halb und halb den Rücken,

hatte aber dabei das Unglück, ihr Taſchentuch aus dem Wagen fallen zu laſſen, welches ſie kurz zuvor auf den Schooß gelegt.

Das war nun ein Moment, den ein junger reitender Artilleriſt, der das Abſpringen vom galoppirenden Pferde aus dem Fundament gelernt hat, ſich nicht angenehmer wünſchen konnte. Ich parirte ſo ſcharf auf der Stelle, daß ſelbſt unſer Kapitän ſeine Freude daran gehabt hätte, und flog vom Sattel, als wenn es gälte, vierhundert Schritt in eine feindliche heranſtürmende Colonne mit zweilöthigen Kartätſchen zu fegen. Daß ich das Tuch im Nu aufhob und ebenſo ſchnell wieder über die Croupe des Pferdes hinweg in den Sattel ſprang, verſteht ſich von ſelbſt. Dann galoppirte ich dicht an den Wagen und überreichte der kleinen Emilie auf die zierlichſte Art von der Welt das Schnupftuch. Ihr Geſichtchen war gewiß im Vorgefühl der nun zu erwartenden Neckereien, die offenbar meiner unbedeutenden Perſon galten, wie mit Purpur übergoſſen. Die beiden andern boshaften jungen Damen unterdrückten mit Mühe ein muthwilliges Lachen, und um das ungeſtört zum Ausbruch kommen zu laſſen, ſowie um das arme junge Mädchen durch meine Gegenwart dabei nicht wahrhaft in Verlegenheit zu bringen, ritt ich im ſcharfen Trabe dem Wagen hundert Schritte voraus.

Jetzt hatten wir das Ende des Waldes erreicht, links bog unſer Weg in die Haide und fiel hier ſchnell in die Ebene hinab, nicht tauſend Schritt von dem Platze, wo wir uns gerade befanden, einen Hohlweg mit ſteilen, hohen Wänden bildend, der wie für unſer Manöver beſtellt zu ſein ſchien.

Begreiflicherweiſe folgten wir dem Fahrwege nicht, ſondern wir verließen ihn, wie er aus dem Walde hinaustrat, und ich führte den Wagen rechts auf die Haide und erſuchte nun den alten Herrn, noch eine gute Strecke vorzufahren, bis auf die Höhe des Hohlweges, wo ſich auch ſchon mehrere Equipagen und Reiter befanden, um den Schluß des Manövers zu erwarten, das drunten in der Ebene vor der Stadt W. fortſpielte. Es war hier in der That ein ſchöner Punkt,

um das Ganze zu überſehen. Vor uns, um die Hügel herum, waren unſere Batterien poſtirt, die ſich aber langſam zurückzogen, hitzig vom Feinde verfolgt, der vor Begierde brannte, uns ſeine Retirade von heute Morgen mit Zinſen zu vergelten. Nachdem ich eine Zeit lang umgeſchaut, ſah ich unſere Batterie und empfahl mich den Damen und dem alten Herrn. Letzterer dankte mir auf's Freundlichſte für meine gute Führung und ſetzte hinzu: wenn ich während der nächſten Manövertage einmal in die Nähe des Tannenhofes käme, möchte ich, im Fall es anginge, eine Viertelſtunde Urlaub nehmen, um einen friſchen Steigbügeltrunk zu thun. Ich dankte auf's Herzlichſte für dies liebenswürdige Anerbieten und hörte noch, wie die Couſine der kleinen Emilie zuflüſterte: „Dein Papa iſt wirklich von einer Güte, die du hoffentlich zu würdigen verſtehen wirſt.“ Dann legte ich meine Hand an den Tſchako, grüßte und ließ meinen Braunen über das Feld hinſtreichen, als brenne die Welt hinter mir.

Hinter mir brannte nun freilich nichts, aber in mein Herz war ein Funken gefallen, der möglicher Weiſe zu einer gefährlichen Flamme werden konnte. Wie den Andern zum Trotz hatte die Kleine meinen Abſchiedsgruß recht freundlich erwiedert und mir dabei einen Blitz ihres Auges zugewandt, der, unabſichtlich oder abſichtlich, gefährlich in den trockenen Zündſtoff meiner neunzehn Jahre fiel.

Bei der Batterie angekommen, meldete ich mich zuerſt bei meinem Kapitän pflichtſchuldigſt vom Kommando zurück und rapportirte, ich habe den Wagen mit dem älteren Herrn und den drei jungen Damen wohlbehalten an die bezeichnete Stelle gebracht. Daſſelbe ſagte ich auch meinem Lieutenant v. Manderfeld und ſetzte die vertrauliche Mittheilnng hinzu, ſoviel ich erfahren, wohnten die jungen Damen auf dem Tannenhofe, wo aber dieſes Gut läge, ſei ich wahrhaftig nicht im Stande anzugeben.

„Das wollen wir ſchon erfahren,“ antwortete mein Zugführer. „Wenn die Damen nur der Mühe werth ſind, d. h. hübſch, ſo werde ich ſchon morgen — — Apropos,“ unterbrach er ſich wie gewöhnlich,

„ſie ſind doch jung? Denn Sie werden mir zugeben, daß es ein we-
nig lohnendes Vergnügen wäre, wegen einer alten Schachtel — —
Hm! hm!“ ſagte er nach einer Pauſe, „der Tannenhof, — das muß
jenſeits des Waldes ſein, nach dem Fluſſe zu. Ich habe da weiße
Thürme bemerkt. — Aber gehen Sie an Ihr Geſchütz, Unteroffizier
Helmſcheid hat ſchon verzweifelt oft nach Ihnen umgeſchaut. Bis
nachher; da wollen wir ſehen, was —“ Hier verlor ſich, während
er davonritt, der Reſt des Satzes in ein unverſtändliches Gemurmel.

Nun meldete ich mich auch bei meinem Unteroffizier, der ver-
drießlich mit dem Kopfe nickte und mir zur Antwort gab: „Ja, das
hat Ihnen wohl gefallen, bei Frauenzimmern im grünen Wald ſpazie-
ren reiten, ſtatt bei der Batterie zu ſein. — Donnerwetter!“ ſetzte er
hinzu, als ich lachend an meine Stelle trat, „wir haben ſcharf gefeuert,
und es thut mir in der Seele weh, daß wir immer und immer zu-
rückgehen müſſen. Hol' der Teufel die Manövervorſchrift!“

„Batterie ha—a—alt!“ kommandirte der Kapitän. „Zum Zu-
rückgehen — propt auf!“ Die Protzen raſſelten heran, das Geſchütz
wurde eingehenkt, die Pferdehalter ließen nach ihrer Gewohnheit die
Zügel fahren, wie wir nur Miene machten, uns nach den Pferden zu
wenden. Da konnte Jeder zuſehen, wie er ſeinen Gaul bekam und
in den Sattel hinein voltigirte. Aber mit neunzehn oder zwanzig
Jahren geht das alles glücklich von ſtatten, und nicht eine Minute
nach dem Kommando jagten die acht Geſchütze vor uns her und wir
folgten im ſcharfen Trab hintendrein.

Nachdem wir etwa tauſend Schritte zurückgegangen waren, wurde
Halt kommandirt. Wir ſaßen ab, durften rühren, und der Haupt-
mann kam auf mich zu, um ſich einen etwas genaueren Rapport über
meine Begleitung des Wagens auszubitten. Ich ſagte ihm Alles,
was er zu wiſſen brauchte, auf's genaueſte und umſtändlichſte, hob
auch beſonders hervor, welch' unnennbar erhebenden Eindruck die davon
jagende Batterie auf die drei jungen Damen gemacht. Während mei-
nes Berichtes nickte unſer Chef vergnügt mit dem Kopfe und wandte

ſich zuweilen nach der Höhe um, wo man einen ganzen Knäul von Wagen, Fußgängern und Reitern ſah. Dort befanden ſich auch die Bewohnerinnen des Tannenhofes, und wenn ich ſcharf hinblickte, ſo glaubte ich den Wagen mit den beiden hellen Pferden zwiſchen den übrigen Equipagen heraus zu erkennen.

Unterdeſſen waren die Manöver beendigt. Drunten im Thal ſah man lange Colonnen Infanterie nach der Stadt zu marſchiren und zwiſchen der aufſteigenden Staubwolke flimmerte und ſtrahlte es hervor, es waren die blanken Bajonette, die den Sonnenſchein zurück warfen. Auch gedämpfte Töne der Regimentsmuſik vernahm man zuweilen, aber nur das weniger ſchöne derſelben: die kleine und große Trommel. — Ri — di — di — bum — ri — di — di — bum! — bum! — bum! Auch Kavallerie ſah man links vor der Stadt gegen den hier ſehr ſeichten Fluß ziehen, wo ſich eine Fuhrt befand, vermittelſt welcher ſie an das andere Ufer und in ihre Standquartiere kamen. Die Leute waren luſtig und guter Dinge, und man hörte ihren Geſang, der auf meinen Unteroffizier Helmſcheid einen wehmüthigen Eindruck zu machen ſchien. Da ſtand er neben mir, auf ſeinen breiten Säbel geſtützt, und verzog mißmuthig den Mund, während er ſich das Kinn ſtrich und darauf den Schnurrbart, und finſter in die Sonne blickte, die ſchon ſtark abwärts ſenkte. „Das zieht Alles froh nach Hauſe," ſagte er, „und hat Recht, daß es froh iſt; meine ich doch wahrhaftig, heute wäre des Manövrirens genug geweſen. Was Teufel fällt unſerem Alten ein, am Schluß noch eine Batterie im Hohlweg Kehrt machen zu laſſen! Bilden ſie ſich etwa ein, das ſei eine große Ehre für uns; und er wolle uns den fremden Offizieren im Glanz zeigen. Fehlgeſchoſſen! verdammt fehlgeſchoſſen! der Oberſt hat was auf unſern Kapitän; wir haben ihm heute Morgen ſeinen Hoffmann zu ſehr maltraitirt; das hat er übel genommen. O ich kenne das inwendig und auswendig. Da hat er denn bei ſich gedacht: na, wartet ihr Millionenhunde, wenn ihr nicht genug kriegen könnt, da will ich euch

Kehrt machen laſſen, bis die Sonne herunter iſt, und der Mond und alle Sterne am Himmel ſtehen."

Der Unteroffizier hatte ſich in den Eifer hinein geredet und ſpuckte heftig von ſich, wie er in ſolchen Augenblicken zu thun pflegte.

„Nun, es wird nicht ſo ſchlimm werden," ſagte ich begütigend; „wir werden ihm hoffentlich einen Kehrt vormachen, daß er ſeine Freude daran hat."

„Ja, ja," entgegnete der Unteroffizier, „thue man da ſeine Schuldigkeit, wie ſie ein Engel nur thun kann, der gerade vom Himmel herunterſteigt, was nutzt das! Ich arbeite nicht ſelbſtſtändig für mich, und wenn bei einem andern Geſchütze gebockt wird, ſo iſt die wunderbarſte Confuſion da. — Aber das ſage ich euch," wandte er ſich an die Kanoniere, „wenn einer von euch alten Eſeln nicht aufpaßt, ſo kehre ich mich den Teufel d'ran, ob morgen Sonntag iſt, und laſſe euch ſo lange Kehrt machen, bis ihr keine Idee mehr davon habt, wo der Welt Anfang oder Ende iſt. — Da kommen ſie."

In der That ſah man jetzt eine zahlreiche Suite von Offizieren aller Grade und Waffen unten bei dem Hügel vorbei reiten und ſich nach der Höhe wenden, wo ſich die Zuſchauer befanden, zu deren Füßen der Hohlweg lag.

„Still geſtanden! aufgeſeſſen!" hieß es bei uns; „Batterie geſchützweiſe rechts brecht ab! marſch! — Trab!" — So raſſelten wir dahin; und Helmſcheid inſtruirte währenddem die ſchwächſten ſeiner Bedienungsmannſchaften und Fahrer. „Schulten!" rief er dem Spitzreiter zu, „du biſt ſonſt ein braver Kerl, haſt aber eine verdammte Neigung nach rechtsum Kehrt zu machen. Wenn du mir das nachher thäteſt, ich glaube, ich brächte dich um. Denk an deine Schafe von ehedem; die wenden ſich auch links, wenn ſie die Drehkrankheit haben. — Und du Martens," wandte er ſich an einen Kanonier des erſten Gliedes, „paß mir auf den Schmitz auf, und wenn er wieder Dummheiten machen will, ſo ſpar mir keine Rippenſtöße. Für jeden ſag' ich dir im Voraus ſchon vergelts Gott! Aufgepaßt! — Richt't euch!

Wir haben vorher, wie mir ſcheint, noch einen kleinen Parademarſch. Vorwärts, Schwegler, dein Gaul iſt eine Handbreit zurück. — Donnerwetter! paß mir auf. Ein paar kalte Eiſen hinter den Bauchgurt. — So!“

So ermahnte Unteroffizier Helmſcheid, während wir im vollen Trabe vorwärts ritten, und man kann ſich denken, daß ſeine Worte ziemlich ſtoßweiſe hervorkamen.

Der Parademarſch ging gut von Statten, und die erſte Haubitze ſchwenkte links ab in den Hohlweg hinein.

„Den haben ſie uns vortrefflich ausgeſucht!“ brummte Helmſcheid, „faſt ſenkrechte Wände, und unten nicht Platz, wo ein Chriſtenmenſch ſeinen Fuß ſetzen kann. Aber ich erſuche Sie freundlichſt, Bombardier,“ wandte er ſich grimmig an mich, „ſchauen Sie auf Ihr Geſchütz, und laſſen Sie es unterbleiben, da oben den Frauenzimmern unter die Röcke zu gucken. Möchte wiſſen, was das Weibsvolk da an dem Abhange zu ſchaffen hat.“

Dieſe höchſt unzarte Aeußerung des alten Geſchützführers hatte mir faſt das Blut in's Geſicht getrieben. Glücklicherweiſe ging ſeine grobe Rede nicht auf die jungen Damen, die ich allerdings eifrig mit den Augen geſucht. Hoch über uns ſtanden allerdings ein paar junge Mädchen etwas weit vor, um ſich die Sache da unten recht genau anzuſehen. Noch hatte ich den Wagen mit den hellen Pferden nicht entdeckt. Doch jetzt bei einer Biegung des Weges ſah ich ihn vor mir. Alle vier waren ausgeſtiegen. Der alte Herr lehnte am Stamm einer Weide, an ſeiner Seite ſaßen die beiden älteren Damen; die kleine Emilie aber befand ſich neben dem Wagen und hielt ſich mit der Hand an einem der Thürgriffe. Sie blickten aufmerkſam in die Tiefe, und meine Eitelkeit flüſterte mir zu, es wäre doch nicht ganz unmöglich, daß die jungen Damen ſich auch ein wenig nach dem umſehen könnten, der ſie auf dieſen wunderbaren Platz geführt.

Ein verlorenes Etwas.

Jetzt wurde auf der andern Seite die hohe Generalität sichtbar; gleich darauf erscholl: „Batterie halt!“ und dann wurde das Signal zum „Kehrt auf der Stelle“ geblasen. Wie dies Manöver ausgeführt wird, kann ich dem geneigten Leser nur sehr schwer klar machen. Wie ich früher schon bemerkt zu haben glaube, wird angenommen, vor dem ersten Geschütze erscheine plötzlich irgend etwas Feindliches, Tirailleurs, Flankeurs oder die Tête einer Colonne, wo denn begreiflicher Weise das einzige Mittel der Rettung ist, so schnell als möglich zurückzugehen. Die Geschütze werden abgeprotzt, letztere mit den Pferden umgedreht, so daß die Fahrer mit den Pferden an den Wänden des Hohlwegs sehen müssen, wie sie vorbei kommen, darauf die Geschütze selbst gewandt und nun wieder zum Zurückgehen aufgeprotzt. Mitten in diesem Manöver bietet die ganze Batterie einen Knäul der Verwirrung, der über alle Beschreibung ist. Einer steht dem Andern im Wege und die größte Aufgabe besteht darin, die Pferde, ohne daß sie unruhig werden und anfangen zu schlagen, herumzubringen. Zuerst wird das Geschütz klar gemacht, welches die Spitze bildet und dem Feinde zunächst steht und schiebt man dieses alsdann einige Schritte vorwärts, um durch rasche Kartätschenschüsse die Angreifer zurückzudrängen.

Daß wir Alle unsere Schuldigkeit auf das Umfassendste thaten, versteht sich von selbst. Galt es doch, vor den Augen so vieler Offiziere die Batterie in Ehren bestehen zu lassen, stand doch nahe am Abhange der Oberst mit der Uhr in der Hand, um zu sehen, in wie viel Minuten das Manöver ausgeführt werde, und kannten wir doch unsern Kapitän genugsam, um zu wissen, daß er uns jeden Fehler, jede Ungeschicklichkeit hart werde büßen lassen.

Aber die Sache ging über Erwartung; im Nu war die erste Haubitze klar gemacht, wurde vorgeschoben, geladen und krachte gegen den Ausgang des Hohlwegs. Darauf aber waren die Zuschauer droben, namentlich aber die Pferde der Wagen und Reiter nicht vorbereitet. Ich vernahm, wie droben ein paar Mal von Mädchenstimmen aufgeschrieen wurde, und obgleich ich alle Hände voll zu thun hatte, um mit den acht Bedienungsmannschaften unseres Geschützes der umwendenden Protze aus dem Wege zu gehen, und hinter dieselbe zu kommen, so konnte ich es doch nicht unterlassen, im Augenblick als der Schuß gefallen war, in die Höhe zu schauen. Obgleich der Bediente des alten Herrn vom Tannenhofe die Pferde hielt, so hatten sie doch, erschreckt durch den plötzlichen Schuß, einen Satz vorwärts gethan und die kleine Emilie, die sich am Wagen festhielt, etwas auf die Seite gerissen. Glücklicher Weise hielt sie ihren Handgriff fest, und das einzige Unglück war, daß das arme Mädchen über eine Baumwurzel stolperte und mit dem einen Füßchen ausglitt, und fast bis zum Knie ihren weißen Strumpf sehen ließ.

Der Anblick hätte mir im gegenwärtigen Augenblick doppelt gefährlich werden können, mein Pferd, geängstigt durch das Getümmel drunten, drängte links gegen den Stangenreiter unserer Protze, und diesem nur hatte ich es zu verdanken, daß ich nicht zwischen die Räder kam, denn er versetzte ihm in diesem kritischen Moment tüchtig eins mit dem Kautschuk, so daß es einen Riß gegen die Wand des Hohlwegs that und glücklich auf die Seite kam.

Und wenn aber noch obendrein neben mir ein Abgrund von zehn-

sind über die Jahre hinaus, wo man Unkraut vertilgt, und Pflanzen anbindet."

„Ja, daran habe ich auch schon gedacht. Nun, ein Paar Wochen wird's schon so gehen."

„Ich werde dem alten Herrn gelehrte Vorlesungen halten, oder werfe mich, wie schon gesagt, auf's Hydraulische.

„Die Frau meines Vetters dagegen," fuhr ich fort, „ach, die ist ganz, ganz anders, eine sehr kluge und gescheidte Frau. Sie hat in ihrer Jugend in der Stadt gelebt; ihr Vater war Pfarrer und sie ist in Allem das Gegentheil von ihrem Manne. Der Vetter Christoph treibt sich Tag und Nacht in seinem Mühlenwerke herum und ißt Mittags und Abends mit seinen Knechten. Ist er müde, so legt er sich vor dem Heerd auf eine Bank und hört den Erzählungen und Gesprächen der Leute zu, ohne ein Wort zu sprechen, oder wenn er etwas sagt, trifft er gewiß den Nagel auf den Kopf. Obgleich er so im Aeußern rauh, ja heftig ist, so lieben und verehren ihn seine Kinder doch ungemein, und er ist in der Umgegend angesehen wie ein Friedensrichter, schlichtet auch mehr Prozesse und Streitigkeiten, als wie die umliegenden Bezirksgerichte alle zusammen. Die Frau, die ihrem Hauswesen auf's Beste vorsteht, muß auch an diesen Mittags- und Abendmahlzeiten der Dienstleute Theil nehmen, steht aber dabei auf einer ganz andern

tausend Schuh gewesen wäre, ich hätte doch aufwärts blicken müssen, nicht nach dem weißen Strumpfe — der war wie ein Blitz erschienen und ebenso schnell wieder verschwunden — aber von ihm hatte sich etwas Glänzendes abgelöst, das herunter gerollt war und in der Mitte der Wand des Hohlwegs an dem Stamm einer Brombeerstaude hängen blieb, leider aber so hoch über uns, daß es nicht möglich war, dahin zu gelangen, ohne das größte Aufsehen zu erregen. Meine Aufmerksamkeit war aber dadurch getheilt, und auf's Aeußerste angestrengt. Hier unten dem tollen Gewühl mußte ich mit Augen und Hand folgen und wollte doch auch wissen, ob das glänzende Etwas, welches herabgerollt war, von sonst Jemand bemerkt worden, oder ob vielleicht die Verliererin selbst Anstalt machen würde, es wieder zu erlangen. Letzteres war mehr als zweifelhaft, und geschah auch nicht, vielmehr sah ich, wie die jungen Damen den Wagen bestiegen, der ältliche Herr die Zügel ergriff und die Pferde in die Haide hinein lenkte. Die kleine Emilie setzte sich auf ihrem Sitze zurecht, als der Wagen abfuhr; ja, sie erhob sich halb, um ihren Sonnenschirm zu nehmen, den sie hinter sich gelegt. Bei dieser Bewegung kam es denn auch wohl, daß sie, gewiß absichtslos, nochmals in den Hohlweg hinabsah, wo wir mit unserem Manöver so eben glücklich zu Ende kamen.

Daß unser Geschütz keine Confusionen gemacht, daran war der Schutzherr der Batterie mehr Schuld, als der diensthuende Bombardier eben dieses Geschützes, meine Wenigkeit nämlich. Glücklicherweise hatte im Eifer der Bewegung Unteroffizier Helmscheid nicht die Zeit, genau auf mich Achtung zu geben, denn sonst hätte ihm meine Zerstreutheit unmöglich entgehen können. Aber das Kehrt im Hohlweg war vollbracht, ganz famos vollbracht, und obendrein in so außerordentlich kurzer Zeit, daß es sich der Oberst wirklich ein paar Worte an den Kapitän kosten ließ. „Dat muß ich sagen," hörten wir seine gewaltige Stimme am Eingang des Hohlwegs; „de Batterie hat dat Kehrt ganz nobel ausgeführt. Ich bitte die andern Herrn Batteriechefs, es nächstens grad' so zu machen, denn ik werde alle Batterien

der Reihe nach d'ran kommen laſſen. Dat hier iſt ein ganz prächtiger Hohlweg für ſo ein Manöver. — Wünſche guten Abend, meine Herrn!" Nach dieſen Worten ritt er mit der ganzen Suite der Stadt W. zu, und als wir aus dem ſehr geeigneten Hohlweg wieder glücklich heraus gekommen waren, wurde Batterie halt! kommandirt, Protze und Proßkaſten geſchloſſen, der Kapitän hielt uns noch eine kleine Rede, worauf der dicke Wachtmeiſter vortrat, um die Quartierbillets auszutheilen. — Uttenweiler hieß der Ort, der die Ehre hatte, uns zu beherbergen. Den Namen hatte begreiflicher Weiſe keiner von uns in ſeinem Leben gehört; der Ort ſollte hinter dem Tannenwalde an dem Rand der Halde liegen, wie ein Bauernburſche ſagte, der mit ein paar anderen ſeiner Kameraden neugierig vor der Batterie ſtand. Das Verſprechen eines kleinen Geſchenkes bewog ihn, uns den Weg zu zeigen, weßhalb er auf die Protze der erſten Haubitze geſetzt wurde und uns auf denſelben Waldweg dirigirte, den ich vorhin neben dem Wagen der Damen reitend zurückgelegt.

Wie gern wäre ich nach dem Hohlweg umgekehrt, um das glänzende Etwas aufzuheben, das noch immer an dem Brombeerſtrauche hing. Da ich aber wußte, wie ſehr es unſern Hauptmann verdroß, wenn man auf dem Marſche aus Reihe und Glied trat, und daß er Einem ſo was tüchtig in's Wachs drückte, ſo konnte ich nichts thun, als mir genau den Ort merken, wo ſich die Brombeerſtaude befand. Ich war feſt entſchloſſen, ihr, wenn Uttenweiler nicht gar zu weit entfernt wäre, noch am heutigen Abend einen Beſuch zu machen.

Doch war mir heute das Glück günſtiger, als ich es eigentlich verdiente. Am Eingange des Waldwegs ritt der dicke Wachtmeiſter an unſer Geſchütz und ſagte dem Unteroffizier Helmſcheid: „Ich muß Ihnen noch für ein paar Stunden Ihren Bombardier nehmen; er muß nach W. zum Abtheilungs-Commando und den Befehl für Montag holen. Da es morgen Sonntag iſt, ſo wird er vorziehen, heute Abend noch zu reiten, um morgen Ruhe zu haben." Es war aber durchaus nicht die Sorge des guten Wachtmeiſters für meine Sonn-

agsruhe, was ihn veranlaßte, mich heute noch nach der Stadt zu ſchicken: man liebte es nicht, uns junge Leute an freien Tagen dort unten herumflankiren zu ſehen, da war die Gelegenheit zu allen wilden Streichen zu verlockend, und wenn der alte Oberſt zufällig Jemand erwiſchte, ſo hielt er ſich nicht nur an den Schuldigen ſelbſt, ſondern der betreffende Batteriechef wurde nach Umſtänden auch mit verantwortlich gemacht.

Als ich mein Pferd aus der Reihe lenkte und es umwandte, ritt Lieutenant Manderfeld an meine Seite und reichte mir eine Cigarre, wobei er mich freundlicher Weiſe fragte: „Haben Sie auch Geld bei ſich, um drunten etwas zu ſoupiren?“ Worauf ich ihm lachend erwiederte, daß ich zufällig bei Kaſſe ſei. „Nun, dann reiten Sie,“ ſagte er, „aber machen keine tollen Geſchichten, wenn Sie zufällig ein paar gleich geſinnte Freunde finden. Kommen Sie auch ſo bald als möglich zurück, ich werde Quartier für Sie in meinem Hauſe machen laſſen.“ Ich dankte meinem freundlichen Offizier auf's Herzlichſte für ſeine Güte und ritt abermals den Waldweg zurück.

Die Batterie zog weiter und bald verklang das Raſſeln und Klirren der Räder und Geſchirre auf dem weichen Sandwege und wurde immer undeutlicher. Nur den Geſang meiner heimziehenden Kameraden hörte ich noch lange durch den ſtillen Wald ſchallen:

Wie ziehen wir ſo fröhlich
Mit Sang und Klang nach Haus,
Beſchirmt iſt ja immer
Des Artilleriſten Haus.
Es ſchreckt uns nicht des Feindes Uebermacht,
Wir führen ja den Donner der heißen Schlacht.

Der Abend brach ſtark herein, und die Sonne, die hinter mir unterging, färbte die Ebene vor mir auf's Prächtigſte, wobei ſie meinen und meines Pferdes Schatten weit geſtreckt vor mich hinwarf. Ich machte es mir für einen Augenblick recht bequem, legte die Zügel auf

den Hals meines Pferdes, ſuchte und fand in meiner Satteltaſche noch ein kleines Stückchen Brod, zu welchem ich den Reſt meiner Feldflaſche trank. Dann wurde Feuer geſchlagen, ich ſetzte meine Cigarre in Brand und wandte mich nun in kurzem Trabe von dem Waldwege nach der denkwürdigen Schlucht zurück, wo an der Brombeerſtaude ein kleiner Schatz für mich hing.

Es war mir nicht ſchwer, den Ort wieder zu finden; hier hatte unſere erſte Haubitze geſtanden und gefeuert, darauf war die zweite Haubitze gefolgt, dann die erſte Kanone unſeres Zuges und dort gegenüber an der Wand des Hohlwegs mußte ſich die bewußte Brombeerſtaude befinden. — Richtig! dort war auch der Weidenſtamm, wo der ältliche Herr geſtanden. Ich ritt ein paar Schritte weiter, wo mit einem Male die Wand des Hohlwegs ſo ſteil wurde, daß man von oben nicht mehr hinabſehen konnte. Dort band ich mein Pferd an eine knorrige Baumwurzel, ſtieg ab und ging nach der Stelle zurück, wo ich bequemer nach der Brombeerſtaude empor klettern konnte. Ich hatte ſie auch faſt erreicht, als ich droben mit einem Male Stimmen vernahm, lachende weibliche Stimmen, die ich unmöglich verkennen konnte. Was war das? — Richtig, es konnte nicht anders ſein: das junge Mädchen hatte ihren Verluſt bemerkt und unſern Abmarſch benutzt, um das glänzende Etwas, welches herabgerollt war, wieder zu holen. Ich muß geſtehen, ich kam in Verlegenheit, hier ertappt zu werden, und fing an, mich ein Bischen zu ſchämen. Sollte ich aber unverrichteter Sache zurückkehren? Nein, gewiß nicht. Mit einem raſchen Satze hatte ich die Brombeerſtaude erreicht; dort lag auch an der Staude das Band von rother Seide; ein Theil der glänzenden Schnalle war abgeſprungen und hing im Hacken feſt. Ich löste das kleine Metallplättchen ſorgfältig und ſteckte es in die Taſche meines Collets. Sollte ich das Ganze mitnehmen? Nein, es that mir wahrhaftig leid, daß das junge, hübſche Mädchen umſonſt zurückgekommen ſein ſollte. Hatte ich ja doch ein Andenken an ſie, und in meinen jugendlichen Phantaſien ſchwebte mir der arme Page aus dem Mähr-

chen vor, der der Prinzessin die Hälfte des zerbrochenen Ringes, an dem sie ihren Getreuen erkennen wollte, später knieend überreichte und dadurch unendlich glücklich wurde. Wer weiß, vielleicht kam auch für mich einmal ein ähnlicher Augenblick.

Die Stimmen kamen näher und ich hatte eben noch Zeit, das rothseidene Band wieder an die Brombeerstaude hinzuwerfen, in den Hohlweg hinab zu springen, und mich an der steilen Wand zu verbergen, wo mein Pferd stand. Jetzt mußten die jungen Damen den Rand des Hohlwegs erreicht haben und ich vernahm deutlich, was sie sprachen.

„Wie kann man aber so eigensinnig sein, Emilie!" hörte ich die Eine sagen. „Was ist dir an dem Strumpfband gelegen? Wenn der Onkel erfährt, daß wir ihn deßhalb drunten eine halbe Stunde warten lassen, so wirst du schon sehen, welche Neckereien es absetzt."

„Das verstehst du nicht, Rosalie," entgegnete die Kleine altklug, „es ist mir wahrhaftig nicht um das Strumpfband zu thun; aber ich glaube der alten Grete, was die mir gesagt hat."

„Nun, was hat sie dir gesagt?"

„Es sei gefährlich, ein Strumpfband zu verlieren und liegen zu lassen, wenn —"

„Nun? wenn —"

„Nun, wenn Jemand in der Nähe ist, der es fallen gesehen und später aufheben könnte."

„Ach! Emilie, du bist köstlich! Wenn ich das dem Onkel erzählen dürfte."

„Das wirst du nicht," sagte eifrig die andere Stimme.

„Aber um's Himmelswillen, Mädchen, wer hätte es denn aufheben sollen? — Kind! Kind! Was muß ich an dir erleben! Du denkst am Ende gar an den jungen Reiter, der uns begleitet."

„Du wirst mich wirklich böse machen, Rosalie," entgegnete die Andere in ganz ernstem Tone. „Hätte ich gewußt, daß du so ab-

ſcheulich biſt, ſo würde ich die Ida gebeten haben, mitzugehen. Das iſt nicht recht von dir."

„Nun, nun, ſei nicht böſe, du wirſt doch wohl einen Scherz vertragen können? Das war ein ganz hübſcher junger Mann, der Artilleriſt, und er ſprach recht gebildet und beſcheiden. Vielleicht ein einjähriger Freiwilliger, der ſich eines Tags vorſtellen läßt im ſchwarzen Frack —"

„Da liegt's!" rief die kleine Emilie überlaut, und wahrſcheinlich that ſie das, um die Neckereien ihres Bäschens zu unterbrechen. „Siehſt du, daß ich Recht hatte: gerade an der Brombeerſtaude. — Aber die Schnalle iſt abgeriſſen."

„Das glaube ich wohl," lachte die Andere. „Du biſt aber auch ſo heftig in die Höhe gefahren, daß es kein Wunder iſt, daß das Strumpfband reißen mußte. Und zu eng war es dir obendrein."

„Ja, es war mir zu eng," verſetzte Emilie. Und das ſagte ſie mit der größten Unbefangenheit, da ſie ja keine Ahnung davon hatte, welch profane Ohren dieſen köſtlichen Toilette-Geheimniſſen zulauſchten. — Das rothſeidene Band hatte doch eine anſtändige Länge gehabt und war noch zu enge. Ich wollte, ſie hätte das lieber nicht geſagt. Es war anfänglich meine Abſicht geweſen, mich ſehen zu laſſen; aber nachdem ich das eben Geſprochene gehört, wäre es ſchlecht von mir geweſen, das arme Mädchen ſo in grenzenloſe Verlegenheit zu bringen. Ich hatte nur wahrhafte Angſt, daß mein warm gerittenes Pferd die kalte Abendluft ſpüren und ſich ſchütteln möge. Glücklicher Weiſe war aber Cäſar ſehr müde, ließ den Kopf hängen und ſtand wie ein Fels.

Unterdeſſen waren die jungen Mädchen wieder den Abhang hinaufgeſtiegen und entfernten ſich lachend. Wohl noch eine Viertelſtunde blieb ich an der ſteilen Wand halten, ehe ich es wagte, den Hohlweg zu verlaſſen. — Weit und breit kein Wagen, nicht die Spur eines menſchlichen Weſens. Die Sonne war untergegangen, meine Sonne auch; vor mir im Thale lagen tiefe Schatten, aus denen empor der

Dampf der Stadt qualmte, und wo man nur einzelne blitzende Lichter sah.

Ich trabte scharf über die Haide dahin und befand mich in einer halben Stunde in den Straßen von W. Meinen schriftlichen Befehl hatte ich bald in Empfang genommen, und nachdem wir, ich und mein Pferd, bescheiden soupirt, erkundigte ich mich auch nach dem nächsten Wege, der zu dem Dorfe Uttenweiler führe, und verließ dann die Stadt, um nach einer guten Stunde mein Quartier zu erreichen.

Der Tannenhof.

Der Ort, wo wir einquartiert waren, Uttenweiler, bestand aus einer Menge kleinerer und größerer Höfe. Auf dem besten derselben war der Kapitän einquartiert, auf dem eines andern wohlhabenden Bauern Lieutenant v. Manderfeld, und hier hatte auch ich ein kleines Zimmer bekommen. Es war das für mich ein großer Vortheil, bei einem Offizier, der mir wohl wollte, einquartiert zu werden. Zum Kaffee war ich ein für allemal zu ihm commandirt, und auch zum Mittagessen wurde ich häufig eingeladen.

Es war gestern Abend schon spät, als ich aus W. zurückkam, weßhalb ich mich bei meinem Zugführer nicht mehr melden konnte; den andern Morgen aber gab ich genau Achtung, wann sein Bursche den Kaffee hinein trage und gleich darauf stellte ich mich ein, um meinen dienstlichen und anderen Rapport zu machen. Er empfing mich freundlich, wie immer, hieß mich niedersitzen und wir frühstückten ganz gemüthlich zusammen. Ich erzählte ihm Alles, was ich glaubte, ihm sagen zu können; das Beste und Schönste aber, was mir passirt war, verschwieg ich natürlicher Weise.

Von den Fenstern des Zimmers, in dem wir uns befanden, hatte man eine weite Aussicht. Der Hof, wo wir unser Quartier hatten,

lag auf einer kleinen Anhöhe, und man ſah über Obſt- und andere Bäume hinweg in das Thal, wo ſich das kleine Flüßchen L. zwiſchen Wieſen hindurch ſchlängelte.

„Schauen Sie links," ſagte Lieutenant v. Manderfeld, der zu mir an's Fenſter getreten war; „ſehen Sie dort die dichten Gebüſchmaſſen, die ſich vom Fuß des Hügels bis hinauf zur Höhe ziehen. Betrachten Sie ſich das genau, dann werden Sie unten am Fluſſe eine Menge rieſenhafter Tannen ſehen. Dort — und zwiſchen dieſen ein paar Thürme hervorleuchten. —

Ich ſah ihn lachend an.

„Nun, was könnte das wohl ſein?" fuhr er fort.

Obgleich ich wohl ahnte, was es für ein Gut ſein könnte, ſo wollte ich ihm doch die Freude der Ueberraſchung nicht nehmen, und ſtellte mich, als habe ich keine Idee davon, was das ſein könnte.

„Nun, das muß ich ſagen," ſprach er, „Sie ſcheinen mir nicht tief in die ſchwarzen Augen von geſtern geſehen zu haben. Oder haben Sie durchaus kein Ahnungsvermögen. Das iſt der Tannenhof, junger Menſch. Und ich hatte geſtern Abend noch das Vergnügen und die Ehre, als wir nach Hauſe zogen, dem Herrn von Beſſerer und ſeinen drei liebenswürdigen Damen vorgeſtellt zu werden. Sie holten uns ein, als wir Uttenweiler faſt erreicht hatten. Ich muß Ihnen ſagen — — Nun das haben Sie einmal verſäumt, habe aber keine Idee davon, wo ſich der alte Herr noch unterwegs aufgehalten. Hätten ſchon lange vor uns da ſein können."

Ich hatte wohl eine Idee, was den Aufenthalt veranlaßt, hütete mich jedoch, davon zu ſprechen. Auch war ich außerordentlich überraſcht, dem Tannenhofe ſo nahe zu ſein und freute mich nebenbei, daß der Lieutenant v. Manderfeld die Bekanntſchaft der Damen gemacht, beſonders aber, daß ſie ihm gefallen; denn nun war ich gewiß; daß er einen Operationsplan entwerfen würde, um den Tannenhof ſo bald als möglich zu überfallen.

Dazu traf er denn auch alle Anſtalten, denn er verabſchiedete

mich bald nachher und beſtieg eines ſeiner Pferde, um ſich, wie er ſagte, in der Gegend etwas umzuſehen.

Um zwölf Uhr wurde bei einer alten Windmühle vor dem Orte Apell gehalten. Der Kapitän war ſehr guter Laune, denn er hatte die belobenden Worte ſeines Chefs noch nicht vergeſſen, er war mit uns zufrieden geweſen, weßhalb denn auch durchaus nichts Unangenehmes vorfiel. Es ſetzte keinen Verweis, es fiel keine Strafwache, und nachdem der Befehl für Morgen verleſen, war der Apell zu Ende, der heute ausnahmsweiſe kaum eine Viertelſtunde gedauert hatte.

Lieutenant v. Manderfeld nahm mich mit ſich nach Hauſe und ſagte mir unterwegs, ich ſolle mich bereit halten, ihn nach zwei Uhr zu begleiten. Da ich mir ganz gut denken konnte, wohin er wolle, ſo putzte ich mich nach dem Mittageſſen auf's beſte heraus, zog meine eigene feine Uniform an, nahm Stiefel mit neuſilbernen Sporen, was damals der höchſte Luxusartikel war, und eine von den verbotenen kleinen Mützen, deren ſchwarzer Streifen ſtatt aus Tuch aus Sammet beſtand.

Als ich mich um zwei Uhr ſo bei meinem Vorgeſetzten einfand, lachte er bei meinem Anblicke und ſagte: „Nun, Sie ſcheinen es ſtark auf Eroberungen abgeſehen zu haben. Aber Eins muß ich mir ausbitten: kommen Sie mir nicht in mein Revier.“

„Das will ich gewiß,“ entgegnete ich ihm ſo ernſt wie möglich; „doch um das zu können, bitte ich ganz gehorſamſt, mich mit Ihrem Revier bekannt zu machen.“

„Das wird ſich finden,“ meinte er. „Wenn ich Sie nicht für geſcheidt genug hielte, einen Wink zu verſtehen, ſo würde ich Sie wahrhaftig zu Hauſe laſſen; ſo aber nehme ich Sie mit auf gegenſeitige Unterſtützung, denn ich muß Ihnen ſagen — —“

„Alſo auf gegenſeitige Unterſtützung,“ wagte ich ihm zu antworten, da ich ſah, daß er gut gelaunt war und auch ſeinen Satz wie gewöhnlich nicht beendigte.

Er lachte und wir zogen dahin.

Bildungsstufe. Sie hat in dem weitläuftigen Gebäude ihre eigenen Zimmer, die der Vetter nur selten betritt. Ach, und in denen ist es sehr schön, da sind Bücher und schöne Blumen und Kupferstiche und hübsche Stühle und Tische, ja sogar ein Klavier, das sie selbst spielt. Ferner sind im Hause zwei Söhne und zwei Töchter. Ueber deren Erziehung soll es anfänglich viel Streit gegeben haben. Vetter Christoph meinte, bei seiner Frau sei es zufällig einmal gut ausgeschlagen, aber sonst sei im Allgemeinen ein Mädchen, das städtische Manieren angenommen und das die Nase in die Bücher gesteckt habe, auf dem Lande nicht mehr zu brauchen. Das hat viel Streit und der armen Frau viel Kummer gemacht. Der älteste Sohn heißt Caspar und nebenbei daß er ein tüchtiger Müller ist, hat er vom Vater die Leidenschaft für die Jagd geerbt, der aber selbst kein Gewehr mehr anrührt. Der zweite, Franz, würde der Mutter nachgeartet sein, wenn der Vater nicht diese verkehrte Richtung, wie er es nannte, mit Gewalt unterdrückt hätte. Die älteste Tochter, Elisabeth, ist der Liebling des Vaters, eine sehr gute Person; mich mochte sie besonders leiden, sie ließ mich auf den Ackerpferden immer nach Hause reiten und lud mir heimlich das Gewehr des Bruders, um Sperlinge zu schießen. Die jüngste endlich, die Sibylle, war damals wenige Jahre älter als ich, und ist die einzige, die ich später noch wieder gesehen habe.

Es war großer Ruhetag bei der Batterie; die Leute saßen mit ihren Hauswirthen, auch wohl mit deren Frauen und Töchtern vor den Häusern und rauchten aus kurzen Pfeifen, die sie reglementmäßig bei Seite nahmen, wenn der Lieutenant vorbeischritt. Hie und da, aber selten, sah man Einen mit seinem Lederzeug oder der Lakierflasche beschäftigt. Aus manchem Hause hörte man ein lustiges Lied und von fern her tönten die Klänge einer Posaune aus dem Quartier unseres Posaunisten, der, seines Zeichens ein Schneider, dieses schwierige Instrument noch in späten Jahren zu erlernen begonnen hatte. Da er aber beständig zwischen zwei Töne hinein gerieth, so erklang sein Spiel wie ein gelindes Geheul, und brachte einen vollkommenen Mißton in die Sonntagsfeier.

Wir ließen bald das Dorf hinter uns und schritten über die Höhe des Hügels, an dem es lag. Lieutenant v. Manderfeld operirte wie ein kluger General. Denn da wir uns von den weißen Thürmen des Tannenhofes offenbar entfernten, so schien er die Fronte umgehen zu wollen, um die Festung an einer minder starken oder wenigstens offenen Seite anzugreifen. Und dem war auch so. Nachdem wir eine kleine halbe Stunde über Wiesen und durch Wege gegangen, die mit Hecken eingegrenzt waren, sahen wir vor uns wie die Hügelkette, auf der wir gingen, eine Schlucht bildete, die mit dichtem Gebüsch, Tannen, Ulmen, Eichen und Linden besetzt war und die sich als eine Fortsetzung des Parks vom Tannenhof erwies. Von den Bergen herab schlängelte sich ein klarer Bach in diese Schlucht hinein, dessen Rauschen ich unter den Bäumen deutlich hörte. Wo Park und Schlucht auf unserer Seite anfing, befand sich ein alter Römerthurm, neben dem sich ein kleines Gitterthor befand, das offen stand und wohin wir uns wandten.

„Sie sehen," sagte der Lieutenant, „daß es möglich ist, keine Idee davon zu haben, daß der Park des Tannenhofes bis hier herunter sich erstreckte, und also wird man auch —"

Ich sah ihn fragend an, da er nach seiner Gewohnheit plötzlich still schwieg.

„Wir sind ein paar harmlose Spaziergänger," fuhr er fort, „der alte Thurm und das Thor reizen unsere Neugierde, und — — das Uebrige wird sich finden."

Wir thaten nach seinen Worten und hätten kaum den Thurm hinter uns, als ich auch gleich bemerkte, daß wir uns in einem schönen und wohlgeordneten Parke befanden. Ein feiner, reinlich gehaltener Kiesweg lief vor uns her am diesseitigen Abhange der Schlucht, der uns in kurzer Zeit zu einer Brücke brachte, unter welcher das Wasser des vorhin erwähnten Baches über Felsstücke hinab brauste.

Es war hier unbeschreiblich schön und ruhig. Obgleich es bereits September war, so hatten wir doch einen warmen, fast heißen Tag; draußen auf den Wiesen brannte die Sonne, wogegen es hier im Halbdunkel unter den riesenhaften Bäumen so erquickend kühl war. Hoch über den Gipfeln derselben spannte sich der tiefblaue Himmel aus, unten schäumte das Wasser, hie und da hoch aufbrodelnd und Farrenkräuter und wilde Rosen bespritzend, die sich alsdann schüttelten unter dem stäubenden Wasser und unzählige Tropfen aus ihren Blättern fallen ließen. Dabei war die Stille um uns her so feierlich, daß ich lieber umgekehrt wäre, als hier in dem fremden Eigenthum ohne Erlaubniß weiter vorzudringen. Mein Lieutenant aber that das mit einer Sicherheit, die mir auch wieder Muth machte.

Jetzt waren wir auf der andern Seite der Schlucht, die sich, sowie wir abwärts stiegen, mit jedem Schritte verengte und schauerlich wild wurde. Die Felsen traten hier wie Mauern zu Tage und fielen so senkrecht nach dem Bache zu ab, daß der Weg keinen natürlichen Platz mehr hatte, sondern an der Steinwand hin auf eisernen Trägern weiter geführt wurde. Dabei wand sich die Schlucht vor uns so scharf links, daß wir uns wie in einem eingeschlossenen Kessel von Felsen befanden. Es war dies auch in der That ein Kessel, denn unter uns, wo sich herabgerollte, mit Epheu und Moos bewachsene Felsblöcke schauerlich durcheinander thürmten, bildete sich im Boden

ein Schlund, in den das Wasser des Baches in tollen Sprüngen hinab raste, um hier mit einem Male in der Erde zu verschwinden.

„Nicht wahr, das ist schön?“ sagte Herr v. Manderfeld, der bemerkte, mit welch freudigem Staunen ich zu dem schäumenden Wasser hinabblickte.

„Wunderbar schön,“ entgegnete ich ihm, worauf er fortfuhr:

„Es ist hier in unserer Gegend selten ein Park mit solcher Umsicht und Geschmack angelegt, wie dieser. Jetzt lassen Sie uns noch um die Ecke des Felsens gehen und da werden Sie vor Erstaunen laut aufschreien. — Wenn Sie aber nicht schreien, ist es mir lieber,“ setzte er nach einer Pause hinzu; „denn wer weiß, ob nicht allerlei Wild in der Nähe ist, das durch Ihren Aufschrei verscheucht werden könnte.“

Damit gingen wir vorwärts, und als wir um die Ecke des Felsens herum waren, hätte ich auch in der That gern meine Bewunderung durch einen lauten Ruf ausgedrückt. Die Felsen waren mit einem Male hinter uns geblieben, wir hatten vor uns ein sanft abfallendes Thal mit dem schönsten Wiesenboden bedeckt, sowie mit Gruppen colossaler Bäume, die, obgleich bei uns gänzlich wildkürlich dastehend, tiefer unten geordnete Partieen bildeten, in dessen Mitte, unter unzähligen weithin leuchtenden Blumengruppen, das Schloß der Tannenhof lag. Dort unten vor der Terrasse war auch das neben uns verschwundene Wasser wieder zu Tage getreten, ein großes Bassin ausfüllend, in dessen Mitte zwischen einer Gruppe von Steinfiguren ein immenser Wasserstrahl emporspritzte.

Ja, das war in der That wunderbar schön und ich hätte wirklich meiner Empfindung gern laute Worte geliehen, wenn mich mein Führer nicht dringend ermahnt, gefälligst stille zu schweigen. Der Weg, auf dem wir gingen, bildete an dem Felsen einen förmlichen Balkon und tauchte hinter demselben plötzlich in das Buschwerk des Hügels, womit die hintere Seite der Schlucht bewachsen war und verlor sich in einem reizenden Waldpfad, in dem wir, mein Vorgesetzter, der sehr eilig ging, und ich, der ihm ebenso folgte, sehr schnell verschwanden.

„So," sagte Herr v. Manderfeld, „jetzt sind wir vor allenfallsigen Blicken, die von der Terrasse aus hieher schauen könnten, sicher und können uns mit Muße einem kleinen Platze näheru, wo wir vielleicht finden, was wir suchen. — Finden wir das in der That, so werden Sie sagen, daß ich außerordentlich gut manövrirt habe."

Ich erlaubte mir, ihm zu bemerken, daß ich daran nie im Geringsten gezweifelt, was er freundlich aufnahm und, ein Liedchen summend, mir vorausschritt.

Der Waldweg wand sich bald rechts, bald links, unter dichtem Gebüsch dahin, und wenn auch seine Ränder ganz natürlich mit wild wachsenden Blumen, mit Farren- und Schlingkräutern bedeckt waren, so sah man doch sonst, daß schaffende Hände hier Alles in schönster Ordnung erhielten. Der Boden war fein geebnet, und häufig kamen wir an Ruheplätzen vorbei, einfachen Sitzen oder größeren Bänken aus Stein oder künstlich aus Baumästen geflochten.

Jetzt mußten wir fast in der Tiefe des Thales angekommen sein. Vor uns wurde das Laubwerk dünner und die grüne Wiese schimmerte hindurch. Da — mit einem Male — blieb der Lieutenant plötzlich stehen, winkte mir mit der linken Hand, ruhig zu sein und zeigte mit der rechten vor sich hin, wo ich denn keine fünfzig Schritte von uns auf einem mit Moos bewachsenen Steine eine junge Dame sitzen sah, die ich mit Herzklopfen augenblicklich erkannte. Es war die kleine Emilie, die dort saß und emsig beschäftigt war, aus Epheu und Waldblumen einen Kranz zu winden. Es war fast komisch, wie mein Vorgesetzter in der nächsten Sekunde leise und behutsam anfing wie ein Krebs rückwärts zu schreiten. Ich machte natürlicher Weise dieselbe Bewegung, und für einen Dritten, der uns gesehen hätte, müßte unsere sonderbare Gangart außerordentlich komisch erschienen sein. Ich war nur froh, daß uns das junge Mädchen nicht bemerkte, und so kamen wir ihr glücklich bei der Biegung des Weges aus den Augen.

„Sie überraschen dürfen wir nicht," sprach Herr v. Manderfeld,

als wir in Sicherheit waren. „Die Kleine da unten würde am Ende aufſpringen, davonlaufen, und damit wäre uns nicht gedient. Jetzt alſo muß uns das Glück günſtig ſein, deßhalb iſt es beſſer — Das Säbelſchleifen iſt ja in der Garniſon eine Ihrer Hauptbeſchäftigungen, — klirren Sie alſo, daß es ähnlich klingt, ein paarmal gegen die Steinwand und ich werde dazu ſprechen." —

Ich that wie er verlangte und darauf hob er an lauter zu ſchreien, als gerade nothwendig war. „Aber das iſt in der That einzig hier! — Wundervoll! — Wundervoll! — Wahrhaftig ganz prächtig!" Hiemit hatten wir die Biegung des Waldwegs abermals umgangen, und ſahen die junge Dame wieder vor uns, die, wahrſcheinlich erſchreckt durch das plötzliche Geräuſch und die Stimme, aufgeſprungen war, aber — als ſie uns bemerkte, glücklicher Weiſe nicht davon lief, ſondern erwartungsvoll ſtehen blieb.

Wir näherten uns in der ſchnellſten Gangart, mein Vorgeſetzter Trab gefaßt, und ſo kamen wir in kurzer Zeit an Emilie heran, die uns, Gott ſei Dank! nicht unfreundlich entgegen ſchaute. Daß wir auf's Zierlichſte grüßten, verſteht ſich von ſelbſt. Ich blieb natürlicher Weiſe ein paar Schritte hinter meinem Offizier ſtehen, einestheils aus Ehrfurcht, hauptſächlich aber um zu ſehen, ob das ſchöne Mädchen bei den glänzenden Epauletten vorbei wohl einen Blick übrig habe für die beſcheidenen Achſelklappen. Ach! und ſie hatte einen Blick übrig. Nicht einen, ſogar zwei! Und dabei ſchaute ſie lächelnd auf ihren Epheukranz, während ſie der blumenreichen Anrede des Lieutenants zuhorchte.

Abgebrochener als Herr v. Manderfeld bei dieſer Veranlaſſung ſprach, habe ich ihn nie reden hören. Aber es machte ſich gar nicht ſchlecht. Er erwähnte des heißen und langweiligen Sonntag Nachmittags, eines zweckloſen Spazierganges, des römiſchen Thurmes und dahinter der einladenden kühlen Schlucht. Auch gedachte er des murmelnden Baches, des ſchäumenden Keſſels zwiſchen den Felſen, der Ausſicht auf's Schloß, des Waldpfades und jetzt der grenzenloſen Ueber-

raſchung, hier, wo er Niemand vermuthet, eine junge Dame zu finden. Daran knüpfte er — und das war der einzige zuſammenhängende Satz — die Bitte um Verzeihung, wobei er ſeinen unerſchütterlichen Vorſatz ausſprach, ſich augenblicklich zurückzuziehen.

Daß aber dieſer Vorſatz nicht ſo unerſchütterlich war, bewies er in der nächſten Sekunde, denn die junge Dame ſagte ihm, nicht ohne einiges Erröthen, er habe ſich durch ſein Eindringen in den Park durchaus nichts zu Schulden kommen laſſen. — „Onkel," ſetzte ſie hinzu, „ſieht es recht gern, wenn Fremde ſeine Anlagen beſuchen und ſchön finden. Wenn Sie mir folgen wollen, werde ich Sie zu ihm führen, er wird ſich gewiß freuen, Sie wieder zu ſehen."

„Wieder zu ſehen," hatte ſie geſagt und dabei bekam auch ich wieder einen Streifblick ihrer wunderſchönen dunkeln Augen. Darauf fuhr das junge Mädchen lächelnd fort, und was ſie ſprach, gab mir einen angenehmen Stich in's Herz. Sie ſagte nämlich: „Es iſt meine Schuldigkeit, Ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Da man geſtern von Ihrer Batterie ſo freundlich war, uns einen Führer zu geben."

— „Und dieſer Führer ſteht hier," verſetzte freundlich der Lieutenant, indem er mich mit einer zierlichen Handbewegung vorſtellte. — „Bombardier D., ein Freiwilliger aus ſehr gutem Hauſe, mein junger Freund!"

Ich war doppelt glücklich, daß er mich ſo außerordentlich liebenswürdig vorſtellte, denn daraus entnahm ich, daß ihm die ſchönen Augen der kleinen Emilie nicht gefährlich geworden waren. Ich ſtotterte einige verlegene Worte, welche indeſſen gütig aufgenommen wurden, und dann lud uns die junge Dame durch eine freundliche Neigung des Kopfes ein, ihr zu folgen, — ſie mit ihrem Epheukranze voraus, dann folgte der Lieutenant und zuletzt kam ich, froh darüber, daß ich ein kleines Körbchen voll Blumen, welches das junge Mädchen vergeſſen, ungeſehen mit mir nehmen konnte.

Nach wenigen Schritten traten wir aus dem Waldwege hinaus

und ſahen vor uns einen kleinen Raſenplatz in der allergemüthlichſten Verfaſſung. An einer Seite ſtand ein Tiſch mit einem vollſtändigen Kaffeeſervice, auf dem Boden lagerten mehrere Damen, ein paar Herren ſchlugen mit dem Raquette einen Federball hoch in die Luft, und der ältere Herr, der geſtern mit dem Wagen bei den Manövern war, ſtand am Kaffeetiſche und ſprach mit — unſerem Kapitän, welcher uns den Rücken zudrehte.

Begreiflicher Weiſe wurden wir, da wir ſo plötzlich aus Waldesdunkel heraustraten, mit einem Male von der ganzen Geſellſchaft erblickt. Die beiden jungen Mädchen, die geſtern ebenfalls mit von der Partie waren, hatten uns nicht ſobald geſehen, als ſie laut lachend auf- und Emilien entgegen ſprangen. Dieſe wurde über und über roth und hielt, wahrſcheinlich um das Geſicht vor den neckenden Geſpielinnen zu verbergen, ebenfalls lachend den fertigen Epheukranz vor die Augen.

Daß aber unſer Eindringen — dem Himmel ſei es gedankt! — von keiner Seite unfreundlich aufgenommen wurde, ſah ich deutlich und das ſtärkte meinen Muth. Der ältere Herr winkte uns freundlich entgegen, und als ſich der Kapitän umwandte, recitirte er aus dem Barbier:

Heute kommen neue Truppen,
Heute kommen neue Truppen.

„Und ihr Oberſt iſt mein Freund,“ fiel Herr v. Manderfeld lächelnd ein, nachdem er die Damen beſtens begrüßt und ſich darauf an ſeinen Vorgeſetzten wandte.

„Wahrhaftig, das freut mich,“ ſagte dieſer, „und wenn die Damen über die neue Einquartierung keine Einwendungen zu machen haben, ſo iſt es mir recht angenehm.“

Wir wurden nun der Frau vom Hauſe vorgeſtellt, einer würdigen alten Dame, die uns liebreich willkommen hieß, und darauf auch den beiden Herren, die ihr Ballſpiel unterdeſſen eingeſtellt hatten. Einer

war der Besitzer vom Tannenhof, der andere Emiliens Bruder und seit längerer Zeit hier, um seine erlernten landwirthschaftlichen Kenntnisse praktisch anzuwenden.

Ich wurde den Damen von Herrn v. Besserer selbst vorgestellt, die meines geringen Dienstes von gestern nicht lobend genug erwähnen konnten. Emilie war zwischen den jungen Mädchen verschwunden, die eine neue unerschöpfliche Quelle des Neckens gefunden hatten und nun auch nicht säumten, dieselbe bis auf den letzten Tropfen auszuschöpfen. Kaum waren wir in den ruhigen Besitz einer Tasse Kaffee gelangt, so sagte die Tochter des Hauses mit der schalkhaftesten Miene von der Welt und, indem sie mühsam ihr Lachen verbiß, zu dem älteren Herrn: „War das nicht ein köstlicher Anblick, lieber Onkel, als Emilie so unerwartet aus dem Walde trat? Das war doch genau wie im letzten Akt des Sohnes der Wildniß.“ —

„Ah! mein Fräulein!“ sprach Herr v. Manderfeld, „so bin ich —“

„Nein, dießmal werden Sie übergangen, Herr Lieutenant,“ sagte das heitere Mädchen, „Herr D. ist der Sohn der Wildniß. Er hat noch das Blumenkörbchen neben sich, das er pflichtschuldigst seiner Führerin nachgetragen.“

Ich fühlte, daß ich bei diesen Worten erröthete. Es mußte freilich ein seltsamer Anblick gewesen sein, einen Bombardier der reitenden Artillerie zu sehen, den Säbel in der einen Hand tragend, in der anderen ein Körbchen Blumen. Auch hatte ich in der That vergessen, es der Besitzerin zurück zu geben, und daß ich das jetzt thun mußte, da alle Augen auf mich blickten, brachte mich in keine geringe Verlegenheit. Doch nahm ich mich zusammen; hatte ich doch nicht umsonst Unterricht im Tanzen und in wohlgefälligen Complimenten erhalten, weßhalb ich denn auch mein Körbchen ganz hübsch an Ort und Stelle brachte, und bei Uebergabe den Muth hatte, ungefähr zu sagen: „Um den Preis, von so schöner Hand gezähmt zu werden, wolle ich gerne ein Sohn der Wildniß gewesen sein und bäte zum Beweis, daß die Lehrerin mit ihrem Schüler nicht ganz unzufrieden sei, um

eine der kleinen Blumen, die ich, wie man ja gesagt, so getreulich nachgetragen."

Es war mir eigentlich leid, daß Emilie bei meinen Worten die Augen eine Sekunde verwirrt zu Boden schlug. Doch fühlte sie wohl gerade so wie ich, daß es nämlich besser sei, in den Scherz der Andern, wenn auch scheinbar, einzugehen, weßhalb sie ihr Köpfchen emporrichtete, eine komische Verbeugung machte, und sagte: „Die Blumen in dem Körbchen sind zu flattriger Natur und ich muß fürchten, Sie werden meine Lehren so bald vergessen, wie die kleinen bunten Blümchen auseinander gefallen sind; deßhalb will ich Ihnen ein Epheublatt aus meinem Kranze geben, welches unverwelklich ist, und daher die Erinnerung an eben diese guten Lehren länger und dauernder erhält."

Wer war glücklicher als ich! Ich nahm das Epheublatt mit einer scherzhaften Verbeugung, in Wahrheit aber zitterte meine Hand, als ich es unter das Collet steckte zu dem andern Etwas, das ich dort wie einen Schatz verwahrte.

Von dem Citat der boshaften Schwester aus dem Sohn der Wildniß erhielt ich feierlich den Namen Ingomar, den ich mir auch recht gern gefallen ließ. Konnte ich mich doch unter dieser Benennung häufiger dem jungen Mädchen nähern, und ihr von allen möglichen Sachen sprechen, die manchmal lachend auf meine Tactosagenschaft geschoben wurden.

Nachdem der Kaffee auf dem allerliebsten Rasenplatze eingenommen war, besahen wir Schloß und Gärten, wobei ich mich bestens und festestens an meine Lehrerin und Führerin hielt. Glücklicher Weise war mein ganzes Treiben dem guten Lieutenant v. Manderfeld vollkommen gleichgültig, er fühlte sich zur Tochter des Hauses hingezogen und machte ihr seine kleine Cour so fest und anhaltend, wie nur möglich. Der Kapitän hielt sich meistens bei den Herrn auf, und so zogen wir ganz vergnügt in Gruppen durch das Schloß und die Gärten.

Leider verging der Nachmittag so schnell, wie mir in meinem ganzen Leben noch kein Nachmittag vergangen war, und als die Sonne hinter

der Schlucht niedergesunken war, mußten wir an die Heimkehr denken. Ich weiß nicht, wer die glückselige Idee hatte, auf dem kleinen Flusse, der beim Schlosse vorbeiströmte, uns nach Uttenweiler zurückzubegleiten; worauf dann die Bewohner des Tannenhofes im Mondscheine zu Fuß nach Haus zurückkehren wollten. Der Lieutenant gab mir beim letzten Theil dieses Vorschlages einen bedeutsamen Wink, den ich auch alsogleich verstand.

Die Nachen wurden an das vordere Gartenthor gebracht, Leute aus dem Schlosse nahmen die Ruder zur Hand und Einer von uns sollte steuern. Ich erbot mich sogleich dazu, da ich wohl wohl ein Schiff zu regieren wußte und man mich auch versicherte, das Fahrwasser sei in der ganzen Breite des Flusses sicher und ohne Untiefen. Wir stiegen ein, und war es Zufall oder Arrangement der jungen Mädchen, genug, Emilie, der Abendluft wegen in ihren Shawl gehüllt, kam neben mich auf das enge Steuermannsbänkchen zu sitzen. Trotzdem daß wir uns recht unbefangen über die eigenthümliche Färbung des Himmels, auch über den schönen Widerschein auf dem Wasser und über sonstige harmlose Dinge unterhielten, war doch für mich die Fahrt voll Wonne und Seligkeit. Das kleine Mädchen mußte nothgedrungen dicht, ach, so dicht neben mir sitzen, so dicht, daß mein Arm bei der geringsten Bewegung sie berührte, so dicht, daß das gewisse Etwas in meiner Brusttasche anfing, wie Feuer zu brennen.

Leider war die Strecke vom Tannenhof nach dem Dorfe so sehr kurz. Kaum eine halbe Stunde und wir hatten es schon erreicht. Als Alles aus dem Nachen stieg, erhob sich vor uns der Vollmond in wunderbarer Klarheit, und der Abend war so schön, daß, als Herr v. Besserer der Familie vorschlug, über den Berg und durch die Schlucht nach Hause zurückzukehren, dieser Vorschlag mit Freuden angenommen wurde.

Dies war der Moment, auf den sich jener Blick bezogen, den mir Herr v. Manderfeld vor der Wasserfahrt zugeworfen. Und daß wir uns nicht davon abhalten ließen, unsere freundlichen Wirthe über

Sie war in ihrer frühen Jugend kränklich, weshalb es ihre Mutter durchsetzte, daß sie einige Jahre in der Stadt zubringen mußte, wo sie nach den Begriffen des Vetters eine ganz verkehrte Erziehung erhielt, und deshalb nicht sein besonderer Liebling ist. Sie ist still und sanft, und wie ich gehört habe, sollen ihre Neigungen und ihr Körperbau nicht zur Feldarbeit gepaßt haben.

Diese Mittheilungen schienen meinen Reisegefährten sehr zu beschäftigen, denn er ließ einige Hm! Hm! und So! So! hören und schlenderte wortlos an meiner Seite dahin.

Unser Weg führte jetzt über eine breite Waldebene hin. Nach Verlauf einer Viertelstunde kamen wir auf einen freien Platz, von dem mehrere Wege nach verschiedenen Richtungen ausliefen. Mir tauchten alte Erinnerungen auf, namentlich beim Anblick eines alten Kreuzes, das hier oben fast in Gras und Moos versunken stand, und ich erinnerte mich wohl, mit meinem Vetter Caspar hier oftmals ausgeruht zu haben, besonders wenn wir an Sonn- und Festtagen durch den Wald streiften, er mit dem Gewehr voran, ich ihm die Jagdtasche nachschleppend. Zur Nachtzeit wurde die Gegend um das Kreuz von den Leuten vermieden. Hier war vor langen, langen Jahren ein Mord geschehen, über den weder die Bewohner der Gegend noch die Gerichte je einen Aufschluß erhalten hatten. Man fand damals hier breite

den Berg hinüber nach Hauſe zu begleiten, verſteht ſich doch wohl von ſelbſt. Ach, es war das ein entzückender Spaziergang, und als wir das Dorf paſſirt hatten, erlaubte ich mir, der kleinen Emilie meinen Arm anzubieten, den ſie auch freundlich nahm.

So gingen wir dahin durch die mondbeglänzte Gegend. Es war ein herrlicher warmer Abend, und obgleich ſchon auf den meiſten Feldern die Stoppeln zu ſehen waren, ſangen doch die Grillen, als wollte eben erſt der Frühling beginnen. Ach! bei mir begann auch eben erſt der Frühling, ein ſüßer, wonniger Liebesfrühling! Und dabei war es mir zuweilen, als träte der vergangene Winter wieder auf Augenblicke in ſeine Rechte, und dann durchſchauerte es mich, als wandle ich unter einem Schneegeſtöber.

Zuweilen blieb das junge Mädchen ſtehen und wandte ſich nach dem Monde um, der hinter uns in ſeiner unendlichen Pracht aufſtieg und immer klarer, faſt ſtrahlend wurde, wie er erſt einmal die Wipfel der fernen Bäume verlaſſen hatte, die ihn ſehnſüchtig zu halten ſchienen. — „Wie das ſo ſchön und reizend iſt," ſagte ſie. „Welche Kraft hat denn eigentlich die weiße, ruhige Scheibe, daß ſie die Seele an ſich zieht und wir ſelbſt, tief aufathmend, ſo gern folgen möchten! — Ah!" — —

Daß ſie dabei wirklich tief aufathmete, fühlte ich, und daß ich es fühlte, durchzuckte mich wie ein Blitzſtrahl.

Mehrmals blieb ſie ſo ſtehen und auf ihrem dunklen Auge, geküßt von dem Strahle des Mondes, hatte ſich ein unendlicher Glanz gelagert. Sie blickte ſchwärmeriſch, wie verklärt an den Himmel empor, aber ſo ſehr ich mich auch bemühte, nachher einen dieſer Blicke aufzufangen, wollte mir das doch lange nicht gelingen, ſondern ihre Augen ſanken an dem glatten Himmelsgewölbe hinab nieder auf die Erde oder blickten nach der dunklen Schlucht, die jetzt dicht vor uns lag.

Dort an dem alten römiſchen Thurm, ehe wir den kleinen gewundenen Weg betraten, mußten wir wohl für einige Zeit von dem

Monde Abschied nehmen, denn durch die dichten dunklen Zweige der Schlucht konnte er nicht dringen. Da sah sie noch einmal empor, und als ich fast angstvoll der Richtung ihrer Augen folgte und bemerkte, wie sich ihre Blicke wieder abwärts senkten, da begegneten sie mit einem Male den meinigen und blieben dort haften voll und strahlend, wohl die Ewigkeit einer langen, langen Sekunde. Da war es mir aber, als müßte ich jetzt vor ihr niedersinken, ihre Hände küssen und ihr Kleid und sie fragen: wie ist das möglich, daß man einen Menschen durch einen einzigen Blick so unaussprechlich glücklich machen kann?

Wie ich die Schlucht hinabgekommen, weiß ich selbst nicht recht; ich ging nicht, ich taumelte und hörte nur ihre süße Stimme: „Nehmen Sie sich in Acht, die Wege sind schmal, und es ist tief hinab zum Bache."

Was kümmerte es mich eigentlich, ob der Bach tief unter uns floß? Für einen zweiten solchen Blick, wie den oben am Wartthurm, wäre ich nicht nur lachend dort hinuntergesprungen, sondern wie der Taucher in die Tiefe des Meeres, um den Becher wieder zu finden und mit ihm rasendes Glück. — — — —

Der ältliche Herr war uns voraus, und als wir oberhalb des Kessels, wo die Wasser hinabbrausten, auf dem Felsenbalkon angekommen waren, blieb er stehen und bestand alles Ernstes darauf, daß wir umkehren sollten, „denn es sei nun," setzte er lachend hinzu, „genug des grausamen Spieles. Denn wie ich höre," sprach er, „reiten Sie morgen um vier Uhr zu den Manövern und Sie haben noch eine gute halbe Stunde nach Haus."

Nach einigem Sträuben pflichtete Lieutenant v. Manderfeld ihm bei und wir wandten uns zum Heimgehen. Glücklicherweise hatte ich mir für diesen Moment den kleinen Sonnenschirm Emiliens aufgespart, den ich bis jetzt getragen und auch wieder abliefern mußte. Das that ich auch so geschickt als möglich, und es war von meiner Seite nicht zufällig, daß ich dabei ihre liebe Hand berührte, sie faßte ihren Sonnenschirm und zugleich die meinige. — Wem galt nun der leichte, leichte Druck, den ich fühlte? Dem Sonnenschirm oder mir? — —

Dahin gingen sie nun abwärts den Berg, und in dem dunkeln Waldwege sah man noch eine Zeit lang die hellen Kleider der Damen leuchten; auch ihre Stimmen vernahmen wir und hörten, wie die neckende Ida laut lachte und dann mit weithin schallender klarer Stimme recitirte:

Was ist denn Liebe? — sag'! —
Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.

Darauf hörten wir die drei Mädchen noch einmal laut und fröhlich lachen, worauf die Stimmen plötzlich abbrachen, und wir nichts mehr vernahmen als das Rauschen der Wasser neben uns in der Tiefe, und das durchschauerte mich in diesem Augenblicke und kam mir vor, als stünden wir an einem Zauberſee und hätten eben das höhnische Lachen der Wassernixen vernommen, die uns armer Sterblicher spotteten.

Mein guter Lieutenant v. Manderfeld sorgte indessen bald dafür, meine aufgeregte Stimmung wieder dem Täglichen zuzuwenden und zu calmiren. Er hatte sich auf einen Stein niedergelassen, schlug Feuer für die Cigarre, und als er auch mir eine gab, sagte er: „Da unten ziehen die vergnügt hin, ihrem schönen Schlosse entgegen, hell erleuchteten Zimmern mit schwellenden Fauteuils und Divans und einem ganz exquisiten Souper, während wir uns, — o welche Lust, Soldat zu sein! — nach Uttenweiler in unsere rauchige Stube zurückziehen müssen, ein paar Stunden schlafen dürfen, um uns dann mit dem Morgennebel in den Sattel zu schwingen und — Na, ich versichere Sie, der morgige Manövertag wird schon all diese süßen Erinnerungen — — Dafür lassen Sie Gott und unsern Obersten sorgen. — Ich bin eigentlich ein rechtes Rhinoceros," fuhr er nach einer Pause fort, während er aufstand und vor mir dahinschritt. „Was kann mir eigentlich daran liegen, ob ich meine Entlassung als Lieutenant, Hauptmann oder Major nehme, wenn man so sieht — — Ich versichere Sie, ich habe die Geschichte dick, und ich glaube fast, daß Sie sich bei den nächsten

Manövern vergebens nach Lieutenant v. Manderfeld umsehen werden. Es wäre denn," rief er vergnügt lachend und dabei stehend bleibend, „daß Sie mich nächstes Jahr suchten und doch fänden."

Er hatte gut reden und lachen — ein reicher, gänzlich unabhängiger Mann; ich aber, der thöricht genug gewesen war, den sichern Hafen vorderhand zu verlassen, den mir mein reicher kinderloser Onkel geboten, um dafür glänzenden Phantomen nachzujagen, die man Epaulette und Schärpe nennt — — brr!

Auf den warmen glänzenden Nachmittag war der Abend recht kühl geworden und wir beeilten uns, nach Hause zu kommen. Der Lieutenant hatte Recht gehabt: unsere Stube war rauchig, das Bett miserabel, und obendrein fanden wir noch einen Abtheilungsbefehl vor, welcher der Batterie bereits verkündigt und meinem Vorgesetzten schriftlich mitgetheilt wurde. In den bekannten Ausdrücken hieß es: Durch ein Versehen des Quartiermeisteramts ist die zweite reitende Batterie nach Uttenweiler gelegt worden, sie soll aber, um die Manöver der nächsten Tage zu erleichtern, auf Befehl des Herrn Obersten nach Dinkelbergen, in der Nähe von W., wo auch die erste und dritte Batterie stationiren, dislocirt werden, wozu die nöthigen Anstalten sogleich zu treffen sind.

„Hol's der — —"

Dinkelbergen lag wenigstens zwei gute Stunden von dem Tannenhofe entfernt. — Zwei gute Stunden; das will bei einem Manöver, wo man den ganzen Tag abgehetzt wird und weder Pferde noch Wagen zu Verfügung hat, etwas heißen. Ich fühlte mich an dem Abend völlig unglücklich, und schlief so schlecht, daß mir selbst die wenigen Stunden, bis um vier Uhr zum Satteln geblasen wurde, wie eine Ewigkeit vorkamen.

Als wir aufsaßen, hüllte ein dichter Nebel die Erde wie in undurchdringliche graue Schleier ein. Die Trompeten klangen alle verstimmt, und die reitenden Kanoniere mit ihren Geschützen sahen in dem Nebel wie Riesen aus mit ganz für sie passenden Kanonen. Lieutenant von Manderfeld ritt zu mir heran und sagte mir gutmüthig:

„Nicht wahr, daß wir dislocirt werden, iſt ein unangenehmer Streich. Glücklicher Weiſe habe ich zwei Pferde bei mir, die nicht zum Dienſt gehören, und da wollen wir —“

Kaum hatte er mich verlaſſen, ſo ſchnarrte mich der Unteroffizier Helmſcheid an: „Na, Sie haben ſich geſtern einmal wieder lange genug herum getrieben, Donnerwetter auch, wenn ich an meine Zeit denke und hätte bei den Feldmanövern ſelbſt am Sonntag Nachmittag verſäumt, in den Stall zu gehen; wie ich geſchuhriegelt worden wäre; aber heutzutage iſt gar keine Zucht mehr. Wie der Herr, ſo das Geſchirr. — Schulten, paſſe Er mir da vorne auf, oder Ihm ſoll ein Heiligeskreuzſterntauſenddonnerwetter in den Magen fahren. Er wird gleich mit den Vorderpferden auf der Haubitze da vorne ſitzen. Ihm wird das freilich nichts verſchlagen, aber der unſchuldigen Creatur, die Du zu reiten die Ehre haſt.“

„Ja, 'tnebelt ſo ſtark, Herr Unteroffizier,“ war die Antwort.

„Was Nebel! Himmelhund. — Aufgepaßt iſt die Hauptſache. Davor hat ſogar der Nebel Reſpekt.“

So zogen wir dahin ohne Sang und Klang. Mich fror, und dazu war ich recht betrübt. Wenn mir auch der gute Lieutenant v. Manderfeld in den nächſten Tagen wirklich eines von ſeinen Pferden geben wollte, — ja die nächſten Tage — um nach dem Tannenhof zu reiten, mußte ich förmlich Urlaub nehmen, und daß das ſeine Schwierigkeiten haben würde, ahnete ich zu gut. —

Und meine Ahnung war richig: es dauerte eine volle Woche, ehe mich mein Vorgeſetzter zu einer Excurſion mitnehmen durfte. Daß wir nun nach dem Tannenhofe ritten, was die Pferde laufen konnten, verſtand ſich von ſelbſt. Es war ein ebenſo ſchöner Sonntag, wie vor acht Tagen; die Sonne ſchien glänzend auf Feld und Wald und wir fanden die Familie wie damals auf dem kleinen Raſenplatze vor dem Walde. Aber die ich ſuchte, war nicht da. Herr v. Beſſerer war mit ſeinen beiden Töchtern abgereiſt, — Ingomar allein zurückgeblieben und Alles um ihn her ſchien vollkommene Wildniß.

Während ſich Herr von Manderfeld auf's Vortrefflichſte mit der Tochter des Hauſes unterhielt, ſtieg ich allein aufwärts durch die Schlucht und blieb an manchen Orten ſinnend ſtehen. Oben am Wartthurm fand ich eine Herbſtzeitloſe, die ich zu mir ſteckte, um ſie mit dem Epheublatt und dem Andern zu verwahren — die letzten Blumen, die die Erde freundlich ſpendet, ehe der harte Winter ſie mit der weißen, kalten Schneedecke überzieht.

Die Manöver nahmen ihren Fortgang, aber ſo ſehr Lieutenant v. Manderfeld auch über mich lachte, mochte ich doch nicht mehr nach dem Tannenhofe reiten. Es kam auch zuweilen ſchlechtes Wetter und Anfangs Oktober einige Nachtfröſte, die das Laub gelb werden ließen und auf den Boden niederfallen. Warum ſollte ich mir die Erinnerung an jenen unvergeßlichen Sonntag Nachmittag und Abend trüben! Er ſtand vor mir in wunderbarer Klarheit, übergoſſen von Sonnenglanz, duftig und warm, mit ſeinem blendenden Vollmond und dem zitternden Strahl ihres Blickes.

Inhalt des erſten Bandes.

		Seite
I.	Nach Mailand	7
II.	Aufkündigung des Waffenſtillſtandes	19
III.	Vater Radetzky	31
IV.	Vorbereitungen zum Feldzug	38
V.	Manifeſt des Feldmarſchalls	48
VI.	Ausmarſch. St. Angelo	54
VII.	Der Feldmarſchall und ſein Hauptquartier	66
VIII.	Torre bianca. Pavia	77
IX.	Trumello	84
X.	Mortara. Borgo Lavezzaro	92
XI.	Die Schlacht bei Novara	102
XII.	Vespolate. Zuſammenkunft mit dem König von Sardinien	117
XIII.	Schlachtbericht. Die piemonteſiſche Armee und ihre Operationen.	124
XIV.	Novara	138
XV.	St. Roſalia	145
XVI.	Straßenleben. Deputationen	153
XVII.	Im Hauptquartier nach dem Feldzug	166
XVIII.	Rückkehr	173
XIX.	Brescia	179
XX.	In der Villa Reale. Nach Malghera	191
XXI.	Peschiera. Verona	202
XXII.	Vicenza	213
XXIII.	Meſtre. Straßenleben. Feldmarſchalllieutenant Haynau	283
XXIV.	Ausſicht vom Guelfenthurm. Bomben	237
XXV.	Im Laufgraben. Meine Villa. Beſchießung von Malghera	257

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite
I.	Abſchied vom Hauptquartier	7
II.	Rückkehr	16
III.	Ein Stück Revolution	28
IV.	Stuttgart	38
V.	Nach Baden	70
VI.	Baden-Baden. Raſtatt	85
VII.	Ein Lagerbild	107
VIII.	Artillerieaufſtellung vor Raſtatt	118
IX.	Ausfälle	131
X.	In der Favorite	139
XI.	Patrouillengänge	152
XII.	Unterhandlungen	173
XIII.	Raſtatt. Freiburg	192

Anhang.

Ein Tag bei dem Manöver.

	Zwei Batterien im Kampf	207
	Eine zerſchoſſene Batterie	216
	Ein Jagdwagen unter militäriſcher Führung	225
	Ein verlorenes Etwas	235
	Der Tannenhof	244

F. W. Hackländer's Werke.

XXX. Band.

Blutlachen, zerſtampfte Gräſer und Geſträuche, und das war Alles.

Zwei der Wege, die hier zuſammen trafen, führten in's Thal hinab; auf dem Wegzeiger des einen ſtand zu leſen: Königsbronner Mühle; das war unſer Ziel. Dort alſo hinab. Doch vorher ſetzte ſich der Doktor auf das bemooste Kreuz und verſicherte mich, er müſſe ſich ſammeln und vorher einige Augenblicke ausruhen.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Dreißigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Brandt'schen Offizin in Stuttgart.

Der Neue Don Quixote.

Erſter Band.

Erſtes Kapitel.

Nachts im Regen.

Lieber Leſer —

Kennſt du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht?

Wenn du dieſes Land kennſt, ſo wirſt du uns zugeben, daß zwiſchen dem Frühlingsabend eines ſolch' wunderbaren Klima's und einer Spätherbſtnacht in unſerem ſonſt ſo geſegneten Deutſchland ein gewaltiger Unterſchied herrſcht. Gewiß kennſt du ſolche Nächte, und doch können wir nicht unterlaſſen, dir Eingangs unſerer wahrhaftigen Geſchichte eine ſolche zu ſchildern. Es iſt eine von jenen Nächten, wo ſtatt ſanften Windes ein kalter Regen nicht nur vom Himmel herabfließt, ſondern von heimtückiſchen Windſtößen durch die Luft dahergepeitſcht wird und dem nächtlich Wandelnden wie ſcharfer Hagel ins Geſicht fährt. Tiefdunkel iſt der Himmel überzogen, von Mondſchein- und Sternengeflimmer keine Spur, und die Gaslichter in den Straßen ſind auch nicht im Stande, ihren Dienſt gehörig zu verſehen. Sie leuchten nur wenige Schritte durch Dunſt und Nebel und vermögen

kaum ihr elendes, flackeriges Daſein vor dem einherſtürmenden Winde zu bewahren. Wo ſolch ein dürftiger Lichtſtrahl indeſſen das Pflaſter ſpärlich erhellt, da ſehen wir es von Regenwaſſer überflutet, bemerken immer neue glänzende Tropfen, die in ſchiefer Richtung und ſo zahlreich darauf einſchlagen, daß wir uns nicht verwundern, wie die Dachröhren ſprudelnd ihr Waſſer ausſpeien und es kaum zu bewältigen vermögen.

Auf den Straßen iſt es ſo ſtill und einſam, daß wir das Rieſeln des Regenwaſſers von den Dächern und in den Rinnſteinen wie ein gelindes Brauſen vernehmen. Zuweilen klappern die Ziegel auf den Häuſern, wenn der rohe Wind dagegen fährt; zuweilen auch ſchlägt ein Fenſterladen, den man zu befeſtigen vergaß, und nur ſelten hört man die Schritte eines Vorüberwandelnden auf dem Pflaſter, eilige Schritte, und wenn wir im zweifelhaften Scheine der Laternen die Geſtalt erblicken, welche dahin eilt, ſo ſehen wir ſie dicht in den Mantel oder Paletot gehüllt, den aufgeſpannten Regenſchirm mühſam gegen den Wind balancirend. — Kurz, es iſt ein Wetter, von dem man zu ſagen pflegt, es ſei zu ſchlecht, um einen Hund auf die Straße zu jagen.

Dieſem ſchlechten Wetter iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß die große Stadt, in welcher unſere wahrhaftige Geſchichte beginnt, wie ausgeſtorben erſcheint. Die Thurmuhren ſchlugen erſt vor wenig Augenblicken die zehnte Stunde, und das iſt eine Zeit, wo es gewöhnlich hier auf den Gaſſen und Plätzen noch ziemlich lebhaft zugeht; bei Regen und Sturm aber, wie heute, iſt ſie eine der ſtillſten Stunden. Der ruhige Bürger befindet ſich zu Hauſe, die Theatervorſtellungen ſind beendigt, und was die Wirthshausbeſucher anbelangt, ſo ſitzen dieſe jetzt feſt hinter ihrem Schoppen und warten ruhig die elfte Stunde ab, ehe ſie ſeufzend ans Heimgehen denken. Herrſchaftliche Equipagen, Fiaker und Miethwagen ſind um dieſe Zeit ebenfalls nicht auf den Straßen, Geſellſchaften und Bälle haben um acht Uhr begonnen, darauf ſind die Pferde in den Stall gezogen worden, und wäh-

rend ſie dort ihre Köpfe hängen laſſen und vielleicht trauernd an die ſpäte Nachtſtunde denken, wo ſie noch einmal in Regen und Wind hinaus müſſen, ſitzen ihre Lenker und Bändiger in den verſchiedenen Kneipen, wohin ſie eine zarte Neigung treibt, die Anhänglichkeit an irgend einen guten Wein, an die rothe, bekannte Naſe des Wirthes oder an die dicken Backen der Kellnerin.

Wenden wir unſere Schritte nach einer Straße, welche, ziemlich im Mittelpunkte der Stadt gelegen, viele Bier- und Weinhäuſer verſchiedenen Ranges hat, Schenkſtuben der mannigfachſten Gattung, von der kleinen Kneipe an, die, aus einer einzigen ſchwarzgerauchten Stube beſtehend, verſteckt in einem Thorwege liegt, bis zum großen Geſellſchaftshauſe der höheren Bürgerklaſſe, welches wir dort oben ſehen und deſſen viele erleuchtete Fenſter freundlich durch die Nacht ſtrahlen.

Auch dieſe Straße ſcheint uns um die zehnte Stunde vollkommen menſchenleer zu ſein. — Doch nein. Wenn wir ſcharf nach der rechten Seite hinblicken, ſo bemerken wir in der Mitte derſelben eine Menge alter Gebäude mit hohen Giebeldächern, deren Spitzen mit Wetterfahnen gekrönt ſind, welche ſich kreiſchend herumdrehen. Vor einem dieſer Häuſer befindet ſich eine Gaslaterne, deren flackernder Schein daſſelbe zuweilen beſtrahlt, wo wir alsdann bemerken, daß die Vorderſeite mehrere bunte Schilder hat, von denen eines hellblau mit goldenen Buchſtaben den Namen: „Schwörer, Schneidermeiſter,“ zeigt.

Vor dieſem Hauſe nun ſehen wir etwas ſich hin und her bewegen. Es iſt unzweifelhaft ein lebendes Weſen, das dicht bei der Thüre wie ein Schatten hin und her gleitet, jetzt langſam, jetzt geſchwind, ſo daß es uns auf die Vermuthung bringen könnte, es ſei vielleicht ein großer Hund, den man hinausgeſperrt. — Aber es iſt kein Hund; denn, wie ſchon geſagt, Hunde pflegt man bei ſolchem Wetter nicht auf die Straße zu jagen. Es iſt vielmehr ein Knabe von vierzehn bis fünfzehn Jahren, in einem ſehr ärmlichen Anzuge. Die Beinkleider haben eine für dieſe Jahreszeit erſchreckende Aehnlich-

keit mit Sommerhoſen; das Jäckchen iſt überall zu kurz, und da ſein Beſitzer, des herabflutenden Regens wegen, es etwas an die Ohren hinaufgezogen hat, ſo ſchaut unten das Hemd hervor und zeigt uns, daß der nächtliche Spaziergänger nicht im Beſitz einer Weſte zu ſein ſcheint. Eine Tuchkappe bedeckt ſeinen Kopf, die Hände hat er fröſtelnd in die Hoſentaſchen geſteckt.

So trabt er an dem Hauſe auf und nieder, gar kläglich anzuſehen. Jetzt bleibt er einen Augenblick an der Hausthür ſtehen, blickt durch das Schlüſſelloch hinein, dann nähert er ſich der Klingel, die daneben hängt, ja, er ſtreckt ſchon die Hand aus, um ſie in Bewegung zu ſetzen, fährt aber erſchrocken wieder zurück, als ſei er im Begriffe geweſen, etwas Schreckliches zu begehen.

Die Uhren haben unterdeſſen halb Elf und drei Viertel geſchlagen, und manchen der Gäſte in den verſchiedenen Wirthshäuſern der Straße treibt das Herannahen der Polizeiſtunde nach Hauſe, oder der Wunſch, ſeiner harrenden Gattin vor die Augen treten zu können, bevor der Wächter die elfte Stunde gerufen.

Wenn ſolche Wanderer bei dem kleinen Buben vorübergehen, ſo drückt ſich derſelbe in eine dunkle Ecke des Hauſes, um nicht erblickt zu werden, wogegen ſeine ſcharfen Kinderaugen die Vorübergehenden genau betrachten und viele derſelben erkennen.

Das iſt der Herr Kaufmann Schratter, ſagt er, der junge Herr Schratter, er hat den neuen Radmantel um, den ich ihm geſtern gebracht. So ein Radmantel gibt warm, ſetzt er fröſtelnd und ſeufzend hinzu. — Da kommt auch der Herr Kanzleirath Schwarz. Vor acht Tagen neue Hoſen und Weſte. Auch nicht ſchlimm bei ſo kaltem Wetter. — Ein wehmüthiges Lächeln zuckte um das runde Geſicht des kleinen Buben, wobei er den vergeblichen Verſuch machte, ſich hinter den Ohren zu kratzen, was aber der aufrechtſtehende naſſe Kragen nicht recht zuließ. — Hätte ich nur einen kleinen Theil der warmen Kleider, die ich die Woche ſchon ausgetragen habe, da könnte ich es ſchon beſſer in dem garſtigen Regenwetter aushalten.

Bei dieſen Worten blickte er ſeufzend an dem Hauſe empor und drückte ſich in eine kleine Vertiefung der Mauer, wo ſich ein Prellſtein befand, auf den er ſich zitternd vor Froſt niederließ.

Wenn ich nur einmal einen Rock fände, ſagte er nach einer Pauſe, der Niemand gehörte, und in dem Rocke eine Hand voll Geld, die auch keinen Herrn hätte! Da ginge ich zu der Mutter hin und ſagte ihr: Hier hab' ich einen großen Rock, daraus mach' ich einen für mich und einen für das Bübchen. Und hier hab' ich das Geld; das ſollſt du alles behalten können, aber dann — brauch' ich auch nicht mehr zu Meiſter Schwörer zu gehen. — Nie, nie mehr zu Meiſter Schwörer! fuhr er nach einer Pauſe faſt zornig fort, und darauf ballte er ſeine Hände in den Hoſentaſchen zuſammen, und ſein Geſicht verzog ſich zu einem leiſen Weinen. Doch kam es nicht dazu; vielmehr ſchien der jugendliche Uebermuth durchzuſchlagen; denn nach einigen Sekunden warf er den Kopf trotzig, faſt luſtig in die Höhe und begann die Melodie eines bekannten Liedes leiſe vor ſich hin zu pfeifen. Es ſchien faſt, als habe er ſich damit Muth machen wollen und dieſen Zweck auch erreicht; denn nachdem das Lied beendigt war, nicht ohne daß er mehrere Tonarten zu Rathe gezogen, ſprang er von dem Prellſtein in die Höhe, hüpfte in kurzem Galopp an dem Hauſe auf und nieder und ſagte: Ach was! droben in der Dachkammer iſt es auch nicht viel beſſer. Und wie mein Vater oft ſagt, wenn er davon erzählt, wie er noch ein kleiner Jägerburſche geweſen und draußen im Walde habe ſtehen müſſen, bei Froſt, bei Schnee oder Regen, und wie da die Wölfe gekommen ſeien, da mag er auch nicht mehr Vergnügen ausgeſtanden haben, als ich hier. — Wenn ich nur wüßte, ob der Meiſter Recht hat, wenn er ſagt: Wie man ſich bettet, ſo ſchläft man! Ich kann das nicht wohl glauben; denn ich habe heute Morgen mein Bett recht ſauber gemacht, und auch noch den alten Schlittenpelz oben hinauf gelegt, den man heute zum Flicken gebracht. Alſo: gut gebettet wäre droben, und doch muß ich hier im Regen herum laufen — brrr!

Dieſes Brrr, das er laut und ſchaudernd ausſtieß, brachte er nicht mit der anfänglichen Energie zu Ende; vielmehr ſtockte er plötzlich in Ton und Lauf, denn neben dem verſchloſſenen Hausthore wurde ein kleines Fenſter im Parterreſtock mit einem Male erhellt.

Der Meiſter geht zu Bett, flüſterte der Knabe, wenn ich jetzt ans Fenſter klopfe, was kann er mir thun? Aufmachen muß er doch, und an der erſten Ohrfeige bin ich nicht geſtorben. — Soll ich oder ſoll ich nicht? — ja, ich will klopfen. Kann ich ihm doch die Wahrheit ſagen; denn es iſt nicht gelogen, daß ich zu Hauſe das kleine Kind habe wiegen müſſen, und wenn er mir nicht glaubt, daß man bei uns im oberſten Stock keine Uhr ſchlagen hört, ſo kann er hingehen und ſich davon überzeugen. — Ja, ich muß klopfen. Wer weiß, wann der Geſelle nach Hauſe kommt! Der ſcheint mir heut am Ende gar nicht kommen zu wollen, denn ſonſt müßt' er ſchon lange da ſein.

Das kleine erhellte Fenſter war mit einem ſchweren Gitter verſehen, an deſſen Stäben ſich der Knabe mit einer Hand feſt hängte und alsdann mit der andern durch die Oeffnung fuhr, um an die Scheiben zu klopfen. Ehe er dies aber ausführen konnte, begann eine näſelnde, ſchnatternde Stimme im Zimmer ein geiſtliches Lied zu ſingen; ſo klang wenigſtens die Melodie, wenn man auch von den Worten nichts weiter verſtehen konnte, als zuweilen ein beſonders laut betontes, wie Zerknirſchung, Sünde, Durchbruch und Gnade.

Der Knabe zuckte die ausgeſtreckte Hand zurück, hängte ſich an das Gitter feſt, wobei die Spitzen ſeiner Füße auf der Steineinfaſſung des Hauſes ruhten. Es mochte zehn Minuten dauern, ehe das Lied drinnen beendigt war; dann räuſperte ſich die näſelnde Stimme, gerade als wenn ſie ſich zu einem neuen Geſang anſchicken wollte; doch kam es nicht dazu, denn man hörte nun eine andere Stimme, eine weibliche, ſagen: „Na, jetzt gib Ruhe, Zacharias, ich und die Kinder, wir wollen ſchlafen, und du brauchſt dir nicht einzubilden, daß dich Jemand ſingen hört. Alſo ſpar' meine Kerze, ſowie deinen Athem, und komm' ins Bett."

XX.

In einem kühlen Grunde da geht ein Mühlenrad.

Die Waldebene lag um uns her, beſtrahlt vom roth-goldenen Licht der ſinkenden Abendſonne. Die Bäume, die um das Kreuz ſtanden, warfen lange Schatten hinter ſich und die eine Seite des Stammes glänzte hell, während die andere Seite tief beſchattet war. Der Pfad vor uns zur Königsbronner Mühle verlor ſich bald in einem tiefen Hohlweg, deſſen Ende, ſo weit wir es ſehen konnten, ſchon in Nacht gehüllt da lag. Aus dem Thale zu unſeren Füßen ſtiegen blaue Abendnebel auf und die Spitzen der Tannen und hohen Bäume, die noch von der Sonne beſtrahlt waren, ſchwammen wie grün goldene Flocken auf blauem wogendem Meer.

„Hören Sie dort drunten nicht Waſſer rauſchen?“ fragte ich den Doktor.

Doch er antwortete mir nicht und bald traten wir in die nächtlichen Schatten des Hohlweges. Nicht lange

Die näſelnde Stimme murmelte eine Antwort, von der man nur den Schluß verſtand, der mit lauterem Tone geſprochen wurde: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Verſuchung fallet, denn der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach.“

„Das weiß Gott!“ ſeufzte die Weiberſtimme.

„Und der böſe Geiſt geht um, zu ſehen, wen er verſchlinge.“

„Ach was!“ entgegnete ärgerlich die weibliche Stimme; „da trau' ich dem böſen Geiſt einen beſſern Geſchmack zu, als daß er ſich an eurer Sippſchaft verluſtiren möchte. Ich ſage dir, komm ins Bett, oder —“

Ein paſſenderer Augenblick, um anzuklopfen, kam in heutiger Nacht nicht wieder; der Knabe ſtreckte deßhalb ſeinen Arm abermals durch's Gitter und klopfte nun ein paar Mal ſehr vernehmlich auf die Scheiben.

„Gott im Himmel!“ ſagte die näſelnde Stimme ſehr kleinlaut, „haſt du das Klopfen gehört? Alle guten Geiſter —“

„Unſinn!“ rief die Frau, „da draußen treibt ſich nichts Geiſtiges herum; das wird dein liederlicher Geſelle ſein, der beduſelt heimkommt, aus irgend einer Betſtunde, daß ſich Gott erbarm! Den haſt du auf dem Gewiſſen, Zacharias, denn wie der Herr, ſo 's Geſchärr! das Sprüchwort könnteſt du dir beſonders merken.“

„Der Geſelle hat einen Hausſchlüſſel,“ entgegnete der Meiſter ſehr kleinlaut.

„Nun, da wird es der Gottſchalk ſein, der die neun Uhr verſäumt hat und nun herein will.“

„Das iſt wahr,“ hörte man den Meiſter in lauterem Tone ſprechen; „das wird der gottloſe Bube ſein. Wo iſt mein Ellenmaß? Na, ich werde dir helfen, in ſpäter Nacht die Leute durch Klopfen an die Fenſter zu erſchrecken!“

„Soll der arme Teufel vielleicht im Regenwetter draußen bleiben?“

Jetzt hörte man drinnen einen Stuhl rücken, und gleich darauf erſchien der Kopf, dem die näſelnde Stimme gehörte, an dem Fenſter.

Es war Meister Schwörer; und wenn dieser würdige Schneidermeister, schwarz angezogen, mit wohlgekämmtem Haar und sanftem, niedergeschlagenem Blick, nicht schön zu nennen war, so sah er heute Abend in der weißen Nachtmütze und einer braungewürfelten Zitzjacke wie eine Vogelscheuche aus, oder vielmehr genau wie einer jener Spielzeugmänner, die aus einem kleinen hölzernen Kasten emporschnellen. Ebenso plötzlich fuhr er in die Höhe und machte auch eine ähnliche Wirkung des Schreckens auf den Knaben; denn als der Meister drinnen so plötzlich auftauchte, fuhr der Lehrling draußen wie entsetzt zurück.

„Richtig, er ist's!" sagte die näselnde Stimme: „na, warte, gottlose Kröte!"

„Wirf ihm den Hausschlüssel hinaus und halte Frieden!" ermahnte mürrisch die Frau, die augenscheinlich in ihrem Bette lag; denn die sonst kräftige Stimme schien gedämpft durch Vorhänge und Kissen.

Meister Schwörer schien jedoch durchaus keine friedlichen Gedanken zu haben, obgleich seine Augen in stiller Freude leuchteten. Aber es war dieselbe Freude, die wir in dem Blick eines hungrigen Wolfes sehen, oder eines blutdürstigen Banditen, der, sein Opfer anstarrend, langsam nach seinem Messer greift. Letzteres that nun freilich Meister Schwörer nicht, hatte aber auch nicht nöthig, nach einem Messer oder sonstigen Schneideinstrumente zu suchen, denn die Natur hatte ihm eine Nase verliehen, welche lang hervorstehend, scharf und spitzig war, ja förmlich wie ein gekrümmter Dolch aussah, das Entsetzen seiner Lehrjungen und sämmtlicher Kinder der Nachbarschaft.

Jetzt öffnete er das Fenster ein klein wenig, viel brauchte er nicht, um seine Nase durchzustecken.

„So," sagte er alsdann, und seine Stimme näselte so furchtbar, daß es klang wie das Kollern eines Truthahns, „du bist draußen, Gottschalk?"

„Ja, Meister," antwortete demüthig der Knabe.

„Und es regnet wohl recht brav? Und du bist schon ziemlich naß geworden?“

„Ja, Meister.“

„Ei, sieh' doch! Hast du nicht in der Schule bis Neune zählen gelernt? Oder weißt du, gottvergessener Strick, nicht, daß um neun Uhr die Hausthür zugesperrt wird? — Morgen will ich dir einen Hausschlüssel anbieten, weißt du, so einen von zwei Schuhen, biegsam und doch recht dick.“

„Ach, Herr Meister,“ erwiderte der Lehrjunge, offenbar mit einer affektirt kläglichen Stimme, „ich war zu Hause, ich habe das kleine Kind herumtragen müssen, und da habe ich nicht gehört, wie es neun Uhr schlug.“

„Du hast das kleine Kind herumtragen müssen! Und wo war denn dein Herr Papa, der saubere Jägersmann?“

„Was geht das dich an, Zacharias?“ sagte hier wieder ärgerlich die Frau; „gib ihm endlich den Schlüssel und mach das Fenster zu!“

„Und ich sollte keinen Versuch machen,“ versetzte heuchlerisch der Meister, während er seine Augen gen Himmel hob, „diese kleine, zu drei Vierteln verlorene Seele durch gute Ermahnungen noch zu retten? — Gottschalk heißest du,“ fuhr er im Predigertone fort, „Gott weiß nichts von dir, aber der Schalk sitzt in deinem Herzen. Warum warst du nicht in der Erbauungsstunde für christliche Lehrlinge, die wir gegründet? — O nein, das paßt dir nicht! — An so was zu denken hast du nicht die Zeit; denn dein Kopf steckt voll von andern Dingen. Ist's nicht so, Gottschalk?“

„Ja, Meister.“

„Hast du nicht heute wieder in die Rocktasche Seiner Hochehren unseres würdigen Herrn Pfarrers einen schmutzigen Theaterzettel gesteckt, zum Grauen dieses frommen Mannes? Hast du's nicht gethan?“

„Gewiß nicht, Meister, ich hab' es nicht gethan.“

„So hat es der Danziger gethan, aber du hast darum gewußt,

und der Hehler iſt wie der Stehler. — Wer hat dagegen heut Abend meinen armen Ludolf gepufft?“

„Zacharias, ich ſage dir, mach das Fenſter zu!“

„Er hat ihn gepufft!“ fuhr der Meiſter, ins Zimmer gewendet, heftiger fort.

„Ja, Meiſter, aber er hat mich gekratzt.“

„Himmliſcher Vater! Er hat dich gekratzt, das harmloſe Kind? Na, warte — morgen früh! Ich will dich bepuffen. Morgen —“

„Kannſt du thun, was du willſt,“ rief ärgerlich die Frau; „aber jetzt ſchließ' das Fenſter und laß das Kind herein — oder —“

„Ja, hereinlaſſen muß ich dich alſo,“ ſagte der Meiſter erbittert, wobei ſeine Augen funkelten, wie die einer böſen Katze. „Aber hinauslaſſen werd' ich dich bald wieder, darauf kannſt du dich verlaſſen. mein Gottſchalk! Das kleine Kind haſt du herumtragen müſſen?“

„Ja, Meiſter.“

„Während dein ſauberer Papa im wilden Jäger gezecht? O! das iſt ſelbſt ein wilder Jäger, und deßhalb kann man dir deine Sündhaftigkeit eigentlich nicht ſo übel nehmen. Aber ich will nicht Theil haben an den Thaten der Gottloſen, ich waſche meine Hände. Morgen kannſt du heimziehen und meinetwegen ein Jägerburſche werden; du biſt ein junger Satan und gehörſt in des Teufels Revier, das da anfängt im finſteren Walde, wo die Jägersleute zu Hauſe ſind und nächtlich mit dem Böſen verkehren.“

„Zacharias!“ rief jetzt die Stimme aus dem Bette in ſo drohendem Tone, daß der Meiſter zuſammenfuhr und den Hausſchlüſſel emporhob, welchen er in der linken Hand hielt; doch ehe er ihn durch die Fenſterſpalte ſchob und dem vor Angſt und Kälte zitternden Knaben in die Hand gab, konnte er ſich nicht enthalten, ingrimmig hinaus zu näſeln und zu ziſchen: „Wenn dich nur einmal vor meinen Augen leibhaftig der Teufel holen wollte!“

Das ſprach Meiſter Schwörer, und dabei beugte er ſein ſpitzes, hageres Geſicht durch das Fenſter hinaus, ſo daß ihm der kalte Wind

und die Regentropfen, welche derselbe vor sich her jagte, um die scharfe Nase spielten. Aber es war nicht Kälte und nicht Regen, was diese Nase mit einem Male noch spitzer und länger werden ließ, als sie bisher schon war; auch war es nicht der Hauch der kalten Nacht, der sein Gesicht plötzlich mit Todesblässe überzog, während seine Augen auf eine entsetzliche Art vor sich hinstarrten. — Dicht vor ihm an dem eisernen Gitter unmittelbar hinter dem Knaben, der aber nichts davon zu ahnen schien, stand, wie aus der Erde emporgewachsen, eine lange, hagere Gestalt, in einen rothen Mantel gehüllt, das Kinn umschlungen von einem Tuche von derselben Farbe, auf dem Kopfe einen röthlich braunen Hut. — So stand die Gestalt da, ernst und schweigend. Große glänzende, fast glühende Augen blitzten unter dem Hutrande hervor, die Gesichtsfarbe war gelb, und unter der höhnisch aufgeworfenen Lippe hervor glänzten lange, schneeweiße Zähne.

Als der Knabe so mit einem Male das Gesicht seines Meisters und Brodherrn sich verändern sah und dazu bemerkte, wie dessen Augen starr in die Nacht hinausblickten, da war nichts natürlicher, als daß er ebenfalls seinen Kopf herumwandte; doch hatte er nicht sobald die lange, schweigsame Gestalt hinter seinem Rücken gesehen, als er mit einem Schrei des Entsetzens das Gitter losließ und wimmernd an der Mauer niederglitt. Einen nicht minder lauten Schrei stieß auch Meister Schwörer aus, nachdem er das Phantom eine Sekunde lang angestarrt, drückte alsdann hastig das Fenster zu, löschte das Licht aus und eilte zitternd und mit schlotternden Knieen dem Bette zu, wo seine Ehehälfte, durch den doppelten Schrei erschreckt, in die Höhe gefahren war.

„Hast du's gehört?" ächzte er; „hast du's gehört?"

„Und was soll ich gehört haben?" rief Madame Schwörer, wobei sie den Gemahl kräftig abwehrte, der über alle Hindernisse hinweg das sichere Asyl zu erreichen trachtete. „Deine dummen Reden habe ich gehört, was ist denn ums Himmels willen geschehen?"

„O ich Elender!“ rief zähneklappernd der Schneider; und da er in dieſem Augenblicke ſeinen Kopf in die Kiſſen verbarg, ſo klang ſeine Rede nur wie ein dumpfes Murmeln und Gurgeln. „Dem Teufel hab' ich gerufen, er ſolle den Gottſchalk vor meinen Augen holen — und der Teufel -- hat ihn geholt.“

„Zacharias, du biſt ein Narr!“ ſprach die Frau ſcheinbar mit großer Entſchiedenheit, doch hatte ihre Stimme nicht den gewohnten feſten Klang.

„Er hat ihn geholt!“ ſtöhnte der Meiſter. „Sah ich ihn doch vor dem Fenſter ſtehen in ſeiner rothen Höllenlivree; ſah ich doch ſein grinſendes Maul, die Hörner auf ſeinem Kopfe und die Krallen, mit denen er den Gottſchalk ergriffen. Oh! — oh! oh!“

„Wenn du nicht plötzlich übergeſchnappt biſt, Zacharias, ſo weiß ich nicht, was du geſehen.“

„Den Teufel! den Teufel! O, daß ich ein Sünder bin, daran habe ich ja nie gezweifelt.“

„Das iſt wieder einmal ein vernünftiges Wort,“ erwiderte die Frau, wobei ſie, obgleich ſcheu um ſich blickend, doch die Bänder ihrer Nachtmütze feſt anzog und, wenn auch langſam, Anſtalt machte, aus dem Bette aufzuſtehen.

„Der Teufel! der Teufel!“ jammerte der Schneider. „Aber bin ich ſo verworfen, daß er es wagt, vor mir zu erſcheinen? Bin ich nicht fromm geweſen, wie Einer, habe die Betſtunde beſucht, habe fleißig beigeſteuert zu Bibel- und Miſſions-Geſellſchaften, habe ich das nicht, Frau? Gib du ſelbſt mir das Zeugniß.“

„Ja, das haſt du. Zu viel, viel zu viel,“ entgegnete Madame Schwörer, die nun vor dem Bette ſtand und ihre Schuhe ſuchte. „Aber, ich ſage dir, Zacharias, mach' meinen Kopf nicht noch verwirrter, als er mir anfängt zu werden. Wo iſt der Gottſchalk?“

„Der Teufel hat ihn geholt, der leibhaftige Teufel! Und ich habe ihn herbeigerufen. Oh! oh! oh!“

„Das wollen wir bald erfahren.“

„Weib!“ ſchrie entſetzt der Schneider, du willſt doch nicht hinausgehen? in die Nacht hinaus, wo der Böſe umgeht?“

„Der thut mir nichts,“ entgegnete kopfſchüttelnd die Frau; dann zündete ſie das Licht wieder an, nahm ein warmes Tuch um und leuchtete vorſichtig zum Fenſter hinaus. Da war Alles ſtill und ruhig, vor dem Gitter war weder eine geſpenſterhafte Geſtalt, noch etwas von dem Knaben zu ſehen; an den Eiſenſtäbchen lief der Regen herunter und glänzte im Wiederſcheine der brennenden Kerze.

„Nichts?“ fragte ängſtlich Meiſter Schwörer von dem Bette her.

„Nicht das Geringſte,“ erwiderte die Frau.

„Gott, o Gott! Und kein Schwefelgeruch?“

Die Frau gab keine Antwort, doch ſchüttelte ſie ernſtlich beſorgt mit dem Kopfe und ſagte: „An deinen Teufel glaube ich nicht; wenn nur ſonſt dem armen Buben kein Unglück geſchehen iſt.“

Damit zog ſie das Tuch feſter um ſich, nahm den Hausſchlüſſel und trat auf die Straße. Dort fegte der Wind von den naſſen Dächern herab und ſtürzte ſich mit Regen vermengt auf das triefende Pflaſter. Die Dachröhren goßen und ſprudelten nach wie vor, die Wetterfahnen drehten ſich krächzend herum, und das war auch alles Leben, was die Stille der Nacht unterbrach. Die Frau ſchützte das Licht mit der Hand, damit der Wind es nicht ausblaſe, und leuchtete vor dem Fenſter auf dem Boden umher. Da war aber nichts ſichtbar, als der glänzende Wiederſchein der kleinen Flamme, die einen zitternden Lichtkreis auf dem Boden bildete, wenige Fuß breit, rings umlagert und angeglotzt von der dunklen Nacht. Zeitweiſe hörte der Wind auf zu brauſen, und die Wetterfahnen ließen ihr Krächzen nicht mehr hören. Vielleicht thaten ſie das im gegenwärtigen Augenblicke aus Ehrfurcht vor ihrer alten Bekannten, der Glockenuhr, die jetzt langſam aushob und die Mitternachtsſtunde anzeigte.

Zweites Kapitel.

Fremde Umgebungen.

Wenn der geneigte Leſer am Schluſſe des vorigen Kapitels vielleicht mit einiger Spannung oder Gefühlen des Mitleids für den armen Schneiderjungen verblieb, ſo macht das ſeinem Herzen alle Ehre; doch ſind wir weit entfernt, daraus den Schluß ziehen zu wollen, als glaube er in unſerem aufgeklärten Jahrhundert an ein Sichtbarwerden des Teufels. Auch wir glauben nicht daran und wollen deßhalb dem freundlichen Leſer gerne eine kurze Erklärung geben, daß Gottſchalk nicht vom Teufel geholt wurde. Die Geſtalt aber, die in der Mitternachtsſtunde vor dem Gitter erſchien, an welchem der Knabe hing, kann auf keinen Fall weggeläugnet werden, und wenn auch der Lehrjunge nicht die Augen des Meiſters hatte und deßhalb weder Hörner noch Krallen entdeckte, ſo ſah er doch ein unheimlich langes Etwas hinter ſich ſtehen, mit einem hageren Geſichte, aus welchem große glänzende Augen ihn feſt anſchauten. Daß er hierüber erſchrak, das Gitter losließ und auf den Boden niederglitt, iſt durchaus nichts ſo Wunderbares; mancher Größere hätte es an ſeiner Stelle gerade ſo gemacht und wäre wahrſcheinlich augenblicklich davon gelaufen, was Gottſchalk aber nicht that; er lehnte ſich vielmehr mit dem Rücken an die Mauer und ſah ſeinerſeits die Geſtalt feſt an. — Als der

Schneider drinnen rief: „Der Teufel! der Teufel!“ glitt ein verächtliches Lächeln über die Züge des langen Mannes, und er ſagte mit ruhiger Stimme: „Du wirſt doch wohl nicht glauben, was der da drinnen ſpricht? Ich bin weder der Teufel, noch ſonſt was Schlimmes, wollte, wie jeder andere Chriſtenmenſch, nach Hauſe gehen und blieb noch einen Augenblick an dem Fenſter ſtehen, um den Spektakel zu hören.“

Der Lehrjunge hatte von ſeinem Vater eine gute Portion kecken Jägerblutes geerbt und fürchtete ſich mehr vor der Elle des Meiſters, ſowie vor deſſen dolchartiger Naſe, als vor dem Teufel. Alles war auf ſo gutem Wege geweſen, er hatte ſchon den Hausſchlüſſel blinken ſehen, und ſelbſt die Strafpredigt des Meiſters war bei ihrem gewöhnlichen Schluſſe angelangt, wo er den Teufel erſuchte, Geſellen, Lehrjungen, kurz, wer ihn gerade ärgerte, Frau und Kinder nicht ausgenommen, augenblicklich zu holen. Da kam jener Zwiſchenfall, das Fenſter flog klirrend zu, und das Licht erloſch.

Die lange Geſtalt zog ihren Mantel, der in der That ein rothes Unterfutter hatte, feſter um ſich und ſagte: „Ich habe keine Luſt, hier länger im Regen zu ſtehen, und mag einen ſo kleinen Menſchen, wie du biſt, doch auch nicht in Sturm und Nacht allein laſſen. Du biſt der Lehrjunge des Meiſters?“

„Ja, Herr,“ verſetzte der Knabe mit einem troſtloſen Seitenblick auf das dunkelgewordene Fenſter.

„Und warum biſt du nicht zur Zeit nach Hauſe gegangen?“

„Ich habe bei meiner Mutter das Bübchen herumtragen müſſen und habe mich geirrt, als es neun Uhr ſchlug. Es mochte halb Zehn ſein, als ich hieher kam,“ ſetzte er faſt weinend hinzu.

„Caracho!“ ſprach der Fremde, indem er die Augenbrauen hoch emporzog. „Und ſo ſtehſt du über zwei Stunden hier im Regen! — Ich will dir was ſagen: Komm mit mir, da kannſt du wenigſtens trocken und warm ſchlafen. Wir wollen deine Angaben unterſuchen und dich dann morgen früh kräftiglichſt bei deinem Meiſter entſchul-

digen. Aber," fuhr die Gestalt nach einer Pause fort, wobei sie mit feierlichem Ernste zwei hagere Finger in die Höhe streckte, „eine Lüge darfst du mir nicht gesagt haben, beim Cid! eine Lüge würde ich dir nicht verzeihen. Ich hasse das Lügen wie den Teufel! — Willst du nun mit?"

„Gelogen habe ich nicht," erwiderte der Knabe; „aber wie soll ich mit Ihnen gehen, da ich Sie gar nicht kenne?"

Der Andere lachte bei diesen Worten eigenthümlich, lüpfte seinen Radmantel etwas auf der rechten Schulter und warf ihn dann mit solcher Geschicklichkeit um seinen Hals herum, daß er das Kinn bis zum Munde wie ein großes Tuch verdeckte. „Das kannst du halten wie du willst," sagte er darauf; „ich habe dir das Anerbieten gemacht, weil ich bei solchem Wetter und zu dieser Stunde einen Hund nach Hause tragen würde, der winselnd vor der verschlossenen Hausthüre säße. Du bist am Ende noch mehr werth als ein Hund, hast auch Verstand und Beine, welche von diesem Verstande regiert werden. Willst du also ins Trockene kommen, so magst du mir folgen. Wo nicht, so habe ich wenigstens das Meinige gethan."

Diese Worte sprach die Gestalt mit hoch erhobenem Kopfe und sehr feierlichem, aber dabei gutmüthigem Gesichtsausdruck, und als sie solche gesprochen, winkte sie leicht mit dem Kopfe und schritt trotz des strömenden Regens langsam die Straße hinab.

In diesem Augenblick beleuchtete sich das Fenster des Meisters Schwörer wieder, und Gottschalk, der einer neuen Strafpredigt, ja, der kräftigsten Anwendung des Ellenmaßes zuversichtlich entgegen sah, kratzte sich verlegen in den Haaren und bedachte, daß der Fremde, wenn er ihm hätte ein Leid thun wollen, ihn ja gewaltsam mitnehmen konnte. — Dabei glaubte er auch schon die schlurfenden Schritte des Meisters zu vernehmen, weßhalb er sich kurz entschloß, den Kragen seines Jäckchens fest am Halse zusammenzog und mit einem ziemlich krummen Rücken der langen Gestalt nachtrabte.

Diese hatte schon das Ende der Straße erreicht und bog, ohne

dauerte es, so strahlten uns vom Grunde des Thales Lichter entgegen. Wir vernahmen das einförmige Geräusch eines Mühlenwerks und deutlich das Rauschen des Wassers. Bald erblickten wir Gebäude in dunkeln Umrissen, endlich das mir wohlbekannte Wohnhaus, die Mühle, die Wirthschaftshäuser. Links lagen die Stallungen und es befremdete mich, bei der Schmiede, die dort war, eine Menge Leute zu sehen und viele Lichter. Auch glaubte ich ein Paar Gestalten zu erkennen.

Wir traten näher und erblickten bald deutlich ein landwirthschaftliches Nachtstück. Das war die hohe kräftige Gestalt des Vetters, und er hielt den Zaum eines Gaules, der den Kopf hängen ließ und wie es mir schien auf seinen Beinen schwankte. Neben dem Pferd lag ein großer Haufen Stroh, der ihm wahrscheinlich das Niederfallen leicht machen sollte. Da stand auch der Vetter Caspar und die Elsbeth, die den Gaul streichelte und oben aus dem Fenster schaute Franz mit einer weißen Mütze.

Als wir ganz nahe traten, hörten wir sprechen und verstanden einzelne Worte.

„Der Gaul hat sich erhitzt," sagte die Elsbeth, „und zu viel Klee gefressen."

Der Vetter Caspar meinte, es käme vom Geblüt, was im Frühjahr immer unruhig und rebellisch würde.

„Das Beste ist," rief Franz zum Fenster heraus,

ſich umzuſchauen, nach rechts ab. Bald indeſſen war der Knabe dicht hinter ihr und ließ nun vom Laufen ab, um, langſamer gehend, ſeine neue Bekanntſchaft ſich nochmals ſorgfältig anzuſehen. Der Fremde war, wie ſchon mehrmals bemerkt, von außergewöhnlicher Größe und erſchien jetzt in dem langen Mantel, der ihm bis an die Füße reichte, und bei dem ungewiſſen Schein eines flackernden Gaslichtes noch länger, faſt unheimlich. Obgleich er langſam dahin ging, machte er doch ſo weite Schritte, daß ſich der Knabe anſtrengen mußte, um ihm zu folgen. In der linken Hand ſchien die Geſtalt einen großen Stock zu tragen, den ſie bei jedem Schritte gleichförmig und taktmäßig auf das Straßenpflaſter niederſetzte. Gewiß war es, daß ſie die Schritte des Knaben hinter ſich hören mußte, doch wandte der Mann im Mantel nicht ein einziges Mal ſeinen Kopf herum, ſondern ging ruhig ſeines Weges, bald rechts, bald links, und hatte nach einer Viertelſtunde das höher gelegene, reichere Stadtviertel, wo unſere Geſchichte begann, verlaſſen und ein Labyrinth von engen Gäßchen erreicht, welche die alte Stadt bildeten und in einem ziemlich weiten Umkreiſe das Rathhaus und den alten Marktplatz umſchloſſen. Hier, wo die Häuſer enger bei einander ſtanden und die Gaſſen ſo ſchmal waren, auch in Schlangenlinien fortliefen, daß das Gaslicht auf größere Strecken gar keine Wirkung mehr thun konnte, war es am heutigen Abend, bei dem immerfort niederſtrömenden Regen recht unheimlich und traurig. Auch ließ ſich kein menſchliches Weſen im Freien ſehen, ſelbſt nicht einmal der Nachtwächter, der augenſcheinlich ſeine Stunde aus irgend einem Hausgange hervor abrief, welcher ihn vor dem Unwetter ſchützte.

So gingen die Beiden noch eine Zeit lang dahin; dann blieb der Mann im Mantel vor einem großen alterthümlichen Hauſe ſtehen, mit einer gewaltigen Front, mit unregelmäßig angebrachten, aber weiten und hohen Fenſtern, der man aber deutlich anſah, daß ſie die Rückſeite eines weitläufigen und großen Gebäudes bildete. Hier war auch keine Hausthür, ſondern ein großes Thor mit morſchen Holz-

flügeln, die etwas schief in ihren Angeln hingen und halb geöffnet waren. Wenn man näher trat, bemerkte man wohl, daß eine vollständige Schließung dieses Thores ohne vorherige Wegräumung eines Haufens Schutt, der sich nach und nach im Thorweg angesammelt hatte und am Eingange einen förmlichen kleinen Hügel bildete, nicht gut möglich war. Der Mann im Mantel blieb einen Augenblick stehen und blickte zum ersten Mal auf seinen kleinen Gefährten hinab, der, die Hände in den Hosentaschen, durchnäßt und triefend neben ihm stand; dann sagte er: „Gut, daß du mir gefolgt bist; es soll dich nicht gereuen. Jetzt werden wir gleich im Trockenen sein. Da du aber aus leicht begreiflichen Gründen die Lokalität meines Hauses nicht kennst, so gebe ich dir den guten Rath, den Zipfel meines Mantels zu fassen, ihn nicht loszulassen und genau hinter mir drein zu gehen. — So! hast du gefaßt? — Nun halte dich recht fest."

Damit ging die Gestalt zwischen den weit genug offenstehenden Thürflügeln durch, trat unter einen ganz finsteren Thorweg, und von da kamen Beide in einen ziemlich großen Hof, von so riesenhaften Hauswänden gebildet, daß man hier kaum die Hand vor den Augen sah und nur die seltsam gezackten Giebel und Dächer erkennen konnte, wenn man lange genug in den etwas helleren Nachthimmel hinauf blickte.

Der Knabe hielt sich fest an den Mantel, und trotz der kühlen Nachtluft fing er an warm zu werden. Wenn er seine scharfen Augen aufmerksam rechts und links in die Finsterniß hineinbohrte, glaubte er allerlei absonderliche und merkwürdige Gegenstände und Gestalten zu entdecken. Dabei war der Weg so uneben, daß er häufig stolperte und gewiß öfters hingefallen wäre, wenn er den Mantelzipfel losgelassen hätte.

Jetzt erreichten sie das Ende des Hofes, traten durch eine Thür, und dann ging es eine schlüpfrige Wendeltreppe hinan. Gottschalk wagte auch hier nicht, den Mantel loszulassen; denn wenn auch das Treppenhaus ein paar kleine Fenster hatte, so war doch die Nacht zu

dunkel, um irgend etwas erkennen zu laſſen. Glücklicher Weiſe für ihn war nun nach kurzer Zeit das Ziel der Wanderung erreicht; denn der Muth des kleinen Knaben fing an, wankend zu werden, und ein gewiſſes Schlucken, das ihn unwillkürlich ankam, war ein ſicherer Vorbote von Thränen.

„So!“ ſagte der Mann im Mantel, „da wären wir. Jetzt noch ein paar Schritte ins Zimmer hinein, und dann bleibe ruhig ſtehen, bis ich Licht gemacht habe.“

Es iſt nun ein ganz eigenthümliches Gefühl, im Dunkeln in eine fremde Umgebung zu kommen und dieſelbe bei aufflammendem Lichte auf einmal zu überſehen. Der kleine Knabe machte es, wie es vielleicht mancher Erwachſene gemacht haben würde: er ſchloß feſt die Augen, und erſt als er an einem röthlichen Scheine vor denſelben bemerkte, daß die Finſterniß gewichen ſei, blickte er um ſich.

Er befand ſich in einem ziemlich großen, viereckigen Gemache mit gewölbter Steindecke, die von vier Pfeilern getragen wurde, welche die Ecken des Zimmers bildeten und mit feſten Wänden verbunden waren. Drei dieſer Wände beſtanden aus Mauerwerk, auf dem man Spuren von Tapeten ſah, die vierte aber war ein Holzverſchlag mit einer kleinen Thür, die in ein Nebenzimmer, das Schlafgemach des Bewohners, führte. Das Ameublement im erſten Zimmer beſtand aus einem großen Tiſche, der in der Mitte ſtand, mit einem grünen Teppich bedeckt, auf welchem Bücher und Schreibmaterialien lagen. In der einen Ecke befand ſich ein Kleiderkaſten mit einem Paar Stiefel, und der Eingangsthür gegenüber war ein großer altmodiſcher Kamin, der aber des theuren Brennmaterials wegen nicht mehr gebraucht zu werden ſchien; vielmehr hatte man einen eiſernen Ofen vor ihn hingeſtellt, deſſen Rohr in den Kamin hineinführte. Ueber demſelben hing ein altes Bild, welches die Aufmerkſamkeit des Knaben mehr als alles Uebrige in Anſpruch nahm. Es war das Bruſtbild der lebensgroßen Figur eines Mannes in maleriſchem Koſtüme früherer Zeiten, ſeidenem Mantel und großer Halskrauſe, über welche ein langes ſchmales Ge-

ſicht faſt drohend herab blickte. Das Geſicht hatte große glänzende Augen, eine bleiche Farbe und einen ſchwarzen Schnurr- und Knebelbart, die Spitzen des erſteren waren ſcharf aufwärts gedreht. Das Bild war umgeben von einem geſchnitzten Holzrahmen, deſſen Vergoldung verblichen und abgenutzt war und jetzt ſtatt Glanz nur noch rothe Flecken zeigte.

Was eigentlich die Aufmerkſamkeit des Knaben ſo beſonders auf das Bild wandte, war die auffallende Aehnlichkeit deſſelben mit dem Mann im Mantel, der ihn hieher geführt. Gab man dieſem die ſonderbaren Gewänder und die Halskrauſe, ſo hätte man darauf ſchwören können, er habe dem Maler zu jenem Bilde geſeſſen. Doch ſah man bei näherem Betrachten auch ſonſt noch einen kleinen Unterſchied. Das Bild blickte ſtarr, finſter, unbeugſam, wogegen der Mann im Mantel, der dieſen indeſſen abgelegt hatte, trotz aufwärts gekehrtem Schnurrbart, trotz dem hageren Geſichte mit den glänzenden Augen, etwas ſehr Freundliches, ja, Gutmüthiges in ſeinen Mienen hatte; beſonders jetzt, als er auf den kleinen, fröſtelnden Buben zutrat, ihm ſanft über das Haar ſtrich, weniger um dies zu thun, als um ſeinen Kopf in die Höhe zu heben und ihm bequemer in das gute, kindliche Geſicht ſehen zu können. Mit dem, was er geſehen, ſchien er auch vollkommen zufrieden; denn er ſchritt alsdann eilig nach dem Ofen, warf einige Stücke Holz in die glühenden Kohlen und ging eilig in ſein Schlafzimmer, von wo er gleich darauf mit einem langen Pelzrocke zurück kam.

„So, mein kleiner Mann," ſagte er; „jetzt iſt es vor allen Dingen ſehr nothwendig, daß du dich auszieheſt, damit wir ſehen, wie tief der fatale Regen durch deine Umhüllung gedrungen iſt.

Damit hatte er ihn an den Ofen geführt, und nachdem der Bube ſein Jäckchen aufgeknöpft, fuhr er kopfſchüttelnd fort:

„Mir ſcheint, der Regen iſt ſo weit gedrungen, bis ihm die Natur ſelbſt Halt gebot. Nun, das geht in einem hin, du biſt ein verſtändiger Knabe, das ſeh' ich dir ſchon an, und während ich im

Nebenzimmer meine Stiefel ausziehe, legst du Hosen, Schuhe, kurz, alles von dir, was naß ist. Hier hast du ein Hemd, und damit kannst du sehen, wie du zurecht kommst."

Der lange Mann ging ins Nebenzimmer, und Gottschalk, ehe er begann, dessen Rath zu befolgen, sah noch einmal aufmerksam im Zimmer umher, vor allen Dingen auf den finsteren Mann über dem Kamin, der ihn forschend anblickte; dann, da es ihn sehr stark zu frieren anfing, zog er seine Schuhe aus, hierauf die sehr kurzen Höschen, dann auch das Hemd, und begann einen Eingang in das Gewand gleichen Namens zu suchen, welches ihm der lange Mann hingereicht. Erst nach ziemlicher Mühe gelang ihm das, und als er so mit dem übergroßen Hemde bekleidet war, gewährte er einen wahrhaft komischen Anblick.

Das mochte auch der Fremde denken, der nun ins Zimmer trat, denn er machte ein außerordentlich freundliches Gesicht, ja, lächelte ein wenig, als er einen der großen Lehnstühle näher an den Ofen schob, dem Knaben in den Pelzmantel hineinhalf und ihn dann niedersitzen ließ. Der Stuhl war so lang, daß die Füße des kleinen Buben noch vollkommen Platz auf dem Sitze hatten. Der Mann schlug den Pelzmantel um ihn herum und von unten wieder zurück bis über die Kniee, und so dauerte es denn gar nicht lange, bis eine behagliche Wärme den Körper des Knaben durchströmte.

Das frische Kindergesicht mit den großen braunen Augen schaute gar komisch aus dem alten Pelze hervor, und als Gottschalk sah, wie der fremde Mann, der neben ihm am Kamine stand und sich mit einer blechernen Kaffeemaschine zu schaffen machte, ihn zuweilen so liebreich anblickte, da lächelte auch er aus vollem Herzen und recht vergnügt; und so gaben die Drei, nämlich der lange Mann, der rundbackige lachende Knabe im Pelzrock und der ernste Kopf über dem Kamin ein gar hübsches Bild.

Was der Erstere indessen in seiner Kaffeemaschine zubereitete, roch so appetitlich, daß der Knabe zuweilen den Kopf dorthin wandte,

um von dem Duft etwas einzusaugen. Jetzt wurde dieser dampfende Inhalt des Blechgefäßes in zwei Gläser gegossen, von denen der Fremde eines auf das Kamingesims setzte, das andere aber dem Buben in die Hand gab mit der Ermahnung, es auszutrinken, so lange es noch recht warm sei, — ein Rath, den dieser auch alsbald befolgte, und worauf er dann fühlte, wie eine unendlich behagliche, ja, wohlthuende Wärme seinen Körper durchströmte.

„So!" sagte der lange Mann, nachdem er aus dem andern Glase einen ebenfalls tüchtigen Zug gethan, dann mit den Lippen geschmatzt und sich den Schnurrbart abgewischt hatte, „das wird wohlthuend von innen heraus wirken, während der Pelz von außen hinein wärmt."

Bei diesen Worten zog er den andern Lehnstuhl an den Ofen, ließ sich darauf nieder und streckte die Beine so weit von sich, daß der Knabe dieser Bewegung mit einigem Schrecken folgte und schon glaubte, wenn das mit dem Ausstrecken noch eine Zeit lang so fortginge, so müßten die Füße des Mannes unbedingt die gegenüberliegende Wand erreichen. Sie hielten aber noch zu rechter Zeit an, und das beruhigte den Knaben wieder.

Der Mann hatte ihn einige Minuten lang forschend betrachtet, während er seinen rechten Arm auf die Lehne stützte und den Kopf darauf niedersinken ließ.

„Also du hast das Bübchen herumtragen müssen?" fragte er nach einer Pause. „Und wie alt ist denn das Bübchen?"

„Es wird im nächsten Sommer zwei Jahre alt," erwiderte der Knabe, „und wenn man ihm einen Finger fest hinreicht, oder in den Hundeleitriemen einhängt, so macht es auch schon Versuche, allein herumzugehen. Aber das geht noch nicht recht, und es purzelt gleich hin."

„Und trägst du oft das kleine Bübchen herum?" forschte der Andere weiter.

„Wenn mich der Meister zuweilen um sieben Uhr gehen läßt, und ich komme nach Haus, so ist die Mutter froh darum; denn wäh-

rend ich das Bübchen herumtrage oder mit ihm ſpiele, hat ſie beſſere Zeit, für die andern Kinder das Nachteſſen zu beſorgen, weil Judica meiſtens ſpät von der Nähterei heimkommt."

„Das iſt wohl deine Schweſter?" fragte der lange Mann. „Ein ſonderbarer Name, Judica!"

„Freilich iſt es meine Schweſter," lachte der Knabe, „und den Namen hat der Vater erfunden; es hat aber auch Zank zwiſchen ihm und der Mutter, ſogar einen kleinen Wortwechſel mit dem Herrn Pfarrer gegeben; denn auch den andern Kindern hat er ſo komiſche Namen beigelegt."

„Und wie heißt du denn?"

„Eigentlich heiße ich Gottſchalk; aber getauft bin ich Gottſchalk Oculi; die Mutter ruft mich mit dem Namen Gottſchalk, der Vater aber mit dem andern; doch die Mutter kann das nicht recht leiden, denn ſie behauptet, Oculi ſei nichts Beſſeres, als ein Hundename."

„So ſeid ihr wohl euer vier Kinder?" bemerkte der lange Mann nach einer kleinen Pauſe.

„Ja, wohl, Herr."

„Und das dritte iſt ein Mädchen?"

„Ja, wohl, Herr."

„Wahrſcheinlich mit dem Beinamen Lätare?" bemerkte der lange Mann lachend.

„Woher wißt Ihr das, Herr?"

„O, ich kann es mir denken. Und das Bübchen heißt Palmarum."

„Ja, Herr, Franz Palmarum."

„Und wie heißt ihr alle mit einander? Das heißt, wie iſt euer Familienname?"

„Ich heiße Gottſchalk Brenner, und ſo heißen auch die andern," ſprach das Kind. „Der Vater iſt der herrſchaftliche Jäger Brenner und dient beim Freiherrn von Breda. Ein recht braver Herr, und wenn er mir auf der Gaſſe begegnet und er kennt mich, was zuweilen vorkommt, ſo ſchenkt er mir einen Groſchen."

„Und wie ging es denn zu," fragte der lange Mann nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „daß du zu Meister Schwörer in die Lehre gekommen bist? Hattest du Lust, ein Schneider zu werden?"

„So eigentlich nicht, Herr," meinte der Knabe, „ich wäre auch lieber ein Jäger geworden; aber die Mutter hat es durchgesetzt, denn sie sagte, Handwerk habe einen goldenen Boden; all' das Andere sei nichts Solides, nicht die Jägerei und nicht die Künstlerei und auch nicht die Schreiberei."

„Daran ist etwas Wahres," sagte nachdenkend der Mann, „aber du hättest ja Schlosser werden können, oder Schreiner oder dergleichen. Warum auch gerade Schneider?"

„Der Meister Schwörer war dazumal mit meinem Vater gut Freund, kam häufig ins Haus und konnte nicht genug loben, wie schön es sei, wenn man ein Schneider werde. Das sei ein lustiges und angenehmes Handwerk, sagte er, da säße man den ganzen Tag mit andern jungen Leuten auf dem Tische der Werkstatt und hätte Zeit, einander allerlei zu erzählen und lustige Lieder zu singen. Arbeit sei das Geschäft eigentlich gar nicht zu nennen; denn so einen Stich zu machen, das gehe leicht von der Hand und sei dabei eine sehr gesunde Beschäftigung. Der Vater meinte freilich wie Ihr, Herr, ein Schneider sei doch eigentlich nichts Rechtes; aber das nahm Meister Schwörer recht übel und erzählte, was für merkwürdige Leute aus dem Schneiderstand hervorgegangen seien. Ich weiß nicht mehr recht, vornehme Handelsherren, ja Künstler und Tänzer. Auch seien Schneider bedeutende Personen in der Stadt; denn bei jedem tüchtigen Krawall, wo's auf viel Lärmen und große Reden ankäme, gäben sie häufig den Ausschlag."

„Aber was die Freundschaft zwischen Meister Schwörer und deinem Vater anbelangt, so scheint sie jetzt nicht mehr sehr stark zu sein; denn heute Abend am Fenster habe ich allerlei Worte vernommen. Ist's nicht so?"

„Ja wohl, Herr," sagte der Knabe nach einer Pause schüchtern;

„dafür, daß mich der Meiſter in die Lehre nahm, verſchaffte ihm mein Vater die Livree des Herrn Barons; doch dauerte das nicht lange. Denn ſchon nach einiger Zeit beſchwerten ſich alle Bedienten, ſie hätten noch kein ſo ſchlechtes Tuch an ihren Röcken gehabt und noch nie ſo leichtſinnig genäht.“

„Aber der Meiſter Schwörer iſt ein frommer Mann?“

„Ja, Herr, er ſagt es, geht auch viel in die Kirche und hält wöchentlich ein paar Mal Betſtunde im Hauſe, was aber die Meiſterin nicht leiden kann; denn ſie meint, dabei käme nichts heraus.“

„So ſagt ſie?“

„Ja, ich habe es oft gehört. Früher, wo die Geſellen luſtige Lieder geſungen hätten, da ſeien die Nadeln nur ſo geflogen und die Stiche gleichförmig und feſt geworden: jetzt aber, wo der Meiſter, ſowie auch der Altgeſell das Singen nicht leiden könnten und ſtatt des Liederbuches allerlei fromme Büchlein in die Werkſtatt gebracht hätten, da ginge es faul und langſam zu, daß ſich Gott erbarm'!“

Während der Knabe dies ſprach, hatte ihm der Fremde aufmerkſam zugehört und ihm dabei forſchend in die Augen geblickt; ja, als nun der Kleine geendigt, erhob ſich der Andere von ſeinem Stuhle und legte ſanft ſeine Hand auf den Kopf deſſelben.

„Du haſt eine ſehr heiße Stirn,“ bemerkte der Mann nach einer Pauſe; „fühlſt du dich auch recht wohl?“

„Es iſt mir ſehr warm,“ erwiderte das Kind; „auch trocken im Munde; und wenn ich etwas Waſſer trinken könnte, wäre es mir ſehr angenehm.“

„Du biſt doch zu lange im Regen geweſen!“ meinte beſorgt der Fremde. Und damit faßte er ſeinen Arm und fühlte nach dem Puls. „Ein bißchen Fieber!“ murmelte er „und fliegende Röthe im Geſicht; wird aber morgen ſchon beſſer ſein. Zum Ueberfluß will ich dir etwas Kamillenthee machen. Das ſchmeckt freilich nicht beſonders, iſt aber geſund.“

Der Knabe fühlte ebenfalls wohl, daß es ihm nicht ſo wie ſonſt

zu Muthe sei. Es lag schwer auf seinen Augenlidern; er mußte sie oft unwillkürlich schließen, und zuweilen fühlte er ein Fröstein in seinem ganzen Körper, welches aber gleich darauf wieder von einer starken Hitze verdrängt wurde. Trotzdem aber fühlte er sich gar nicht unbehaglich in dem Lehnstuhle und vermißte durchaus nicht sein Lager unter dem Dache im Hause des Meisters Schwörer; selbst nicht, wenn er an die Schlittendecke dachte, auf welche er sich für die heutige Nacht recht gefreut hatte. Eigentlich mußte er sich über sich selbst wundern, daß es ihm hier in dem seltsamen, so eigenthümlich gewölbten Zimmer bei dem fremden Manne nicht unheimlich war. Obgleich dieser so ruhig und feierlich sprach, obgleich er die unbedeutendsten Dinge, wie z. B. jetzt das Ausspülen des Blechgefäßes mit so großem Ernste, und ohne ein Wort zu sprechen, that, so hatte dagegen wieder das ganze Benehmen des langen Mannes gegen ihn, sowie dessen Gesichtsausdruck und Blick so etwas Zuthunliches und Angenehmes, daß der kleine Knabe ohne Scheu vor dem ihm doch so fremden Wesen die Augen schloß und sich dabei freute, so oft er die langsamen Schritte des Mannes hörte, wenn derselbe vom Ofen nach dem Schlafzimmer ging oder zurückkehrte. Auch mochte er dabei eingeschlummert sein; wenigstens kam es ihm so vor, als sei eine lange, lange Zeit vergangen, wie er nun auf einmal fühlte, daß Jemand leise seine Stirn berührte.

Der Knabe schlug die Augen auf und sah den langen Mann mit einer Tasse dampfenden Thee's vor sich stehen; doch fühlte er sich so matt, daß es ihm schon recht angenehm war, wie ihn jener langsam aufrichtete, dann die Tasse an seinen Mund brachte, so daß er nur zu schlucken brauchte, um etwas von dem warmen, gerade nicht so unangenehm schmeckenden Getränk zu erhalten. — Als Gottschalk nach und nach die Tasse geleert, lehnte ihn der lange Mann wieder sanft in den Stuhl zurück, rückte den andern unten an seine Füße, so daß beide zusammen ein förmliches Bett bildeten, schob ihm ein Kissen unter den Kopf und schlug alsdann den großen Pelzrock wieder sorgfältig um ihn her.

„laßt ihm eine warme Decke auflegen und tüchtig herum traben, bis er in Schweiß kommt.“

„Ach was,“ antwortete Caspar, „wenn der Gaul vom vielen Fressen Kolik hätte, so würde er unruhig sein.“

Der alte Müller streichelte den Hals seines Pferdes und fragte: „Wann ist der Bub zum Kurschmied geritten? Könnt' schon da sein!“

„Was meint Ihr, Vater,“ sagte die Elsbeth, „wenn wir den Gaul tüchtig herumlaufen ließen?“

„Wenn der Mensch krank ist,“ entgegnete der Müller, „muß er Ruhe haben, und das Vieh wahrscheinlich auch. Und da ich von der Medizin leider nichts verstehe, will ich so meiner Idee folgen. Man bringe ihn in den Stall, bis der Kurschmied kommt.“

Jetzt traten wir Beide plötzlich in den Kreis und es dauerte ein Paar Secunden, ehe mich die Familie erkannte.

„Donnerwetter,“ sagte Caspar, „Du bist's! Nun, das freut mich!“

Und die Elsbeth reichte mir die Hand und sagte: „Was der Bub' groß geworden ist!“

Der alte Müller warf den Zügel seines Pferdes dem Knecht zu, legte mir eine Hand auf den Kopf und sagte: „Na, Dir ist es auch in der Stadt schlecht ergangen.

Der Knabe ſchlummerte faſt augenblicklich wieder ein, ſchlief aber nicht ſo ruhig, wie er ſonſt zu thun pflegte. Seltſame Geſtalten zogen an ihm vorüber, und dabei glaubte er bald in einem großen Feuer zu liegen, aus welchem jene Geſtalten aufſtiegen und ihn unheimlich anſtierten; dann war es ihm wieder, als befände er ſich in kalter Nacht auf der Straße; es regnete heftig in Einem fort, und wo die Tropfen ſeinen Körper berührten, da war es gerade, als ſtäche ihn Jemand mit Nadeln; viel Waſſer, unendlich viel Waſſer ſtürzte vom Himmel hernieder, ſo viel, daß es nirgends mehr abfließen konnte und zu ſeinen Füßen immer höher emporſtieg. Dabei ſtand er gerade an der Straßenecke dicht bei dem Hauſe, wo ſeine Eltern wohnten, an der wohlbekannten Ecke, wo ſich in einer Niſche der heilige Chriſtoph befindet. Und der ſtieg herunter, wuchs zuſehens in die Höhe und ſah nun gerade aus, wie der lange Mann, dem er heute Abends durch die Straßen gefolgt war. In heftiger Angſt hängte er ſich an ſeinen Mantel; das Waſſer wuchs immer höher, ſo daß er in der Todesangſt zu beten anfing; und als er das recht inbrünſtig und warm gethan, blieb der lange Mann ſtehen, blickte recht freundlich auf ihn hernieder, hob ihn auf ſeine Schultern und trug ihn fort durch das brauſende Waſſer — — darauf fühlte er wohl, wie er warm und behaglich im großen Lehnſtuhle lag. Ueber ihm war die gewölbte Decke, neben ihm der Ofen und der Kamin, und über dem letzteren das große Bild, vor dem er ſich aber nicht im Geringſten mehr fürchtete, ſelbſt nicht, als daſſelbe jetzt höchſt ſonderbarer Weiſe lebendig wurde und langſam aus ſeinem Rahmen herabſtieg.

Ja, es ſtieg herab und ſtellte ſich neben ihn. Es war daſſelbe Geſicht, nur freundlicher anzuſehen; auch hatte es ſtatt des bunten Gewandes eine weiße Jacke an und eine ſpitze Nachtmütze auf dem Kopfe. Auch war der Schnurrbart nicht mehr ſo drohend in die Höhe gekehrt. — Wie hätte er ſich noch fürchten können! das Bild

war ja ſo gutmüthig um ihn beſorgt. Jetzt legte es ihm die Hand auf die Stirn; jetzt deckte es ihn wieder ſorgfältig mit dem Pelzmantel zu, der auf einer Seite herabgerutſcht war; ja, jetzt warf es ſogar neues Holz in die verglimmenden Kohlen des Ofens. Und nachdem alles das geſchehen war, ſchwebte es langſam hinweg, und als der Knabe in die Höhe blickte, ſtand es wieder wie vorher in dem blauen Holzrahmen und ſah ſtarr vor ſich hin, als wenn gar nichts geſchehen wäre und als ob es durchaus keine Berechtigung hätte, den innigen Dank des Knaben anzunehmen.

Drittes Kapitel.

Der Armenarzt.

Gegen Morgen hatten ſich die Träume des Knaben in ihrer Lebhaftigkeit und ihrem verworrenen Weſen ſehr vermindert. Seine Phantaſie hatte wieder den Bergpaß des Fiebers durchklettert, wo ihn ſchwindelnde ſchmale Stege in den Abgrund zu führen ſchienen, ja, wo ſein Fuß an entſetzlich glatten Felswänden ausglitt und er hinabſtürzte tief, tief, an die tauſend Fuß, um unten mit einem ſchmerzlichen Geſtöhn in ſiedendes Waſſer zu fallen, das aber ſeinen Sturz ſchwächte und ihn vor dem Zerſchmettern bewahrte. Allmälig wurde jedoch dieſe Wildniß, die er mühſam durchkeuchte, ſanfter, die Felſen verloren ihre ſchroffen Formen, die Wege nahmen bei jedem Schritt in der Breite zu, kühlende Waſſer murmelten neben ihnen her und fielen, geſchwätzig erzählend, mit dem Wege langſam ins Thal.

Dieſes Thal war reizend und ſchön; der wilde Gebirgszug, den er eben verlaſſen, hatte es gebildet und umſchloß die mit blumigen Wieſen bedeckte Ebene im Halbkreis auf der einen Seite, ſo ſie vor Sturm und Wetter ſchützend. Da hinab ſchwebte er; gehen konnte man es nicht nennen, denn er fühlte keine Bewegung, keine Ermüdung; ihm war ſo wohl und leicht zu Muth. Als er aber die Ebene betreten wollte, ſah er unter dem Gebüſch am Fuße des Berges ein ſo

trauliches Plätzchen, daß er nicht widerstehen konnte, sich dort niederzulassen.

Ach, er ruhte so sanft, daß es ihm schien, als wiege sich die Moosbank unter ihm! Die Schlingpflanzen, die vor dem Sitze herabhingen, bildeten ein ordentliches Gitter, durch welches er in die unbegrenzte Ebene hinaus sah. Diese schien völlig menschenleer zu sein, doch nur im ersten Augenblicke. Gleich darauf sah er aus einer Schlucht der gegenüberliegenden Gebirge zwei Reiter hervorkommen, die sich ihm mit unbegreiflicher Geschwindigkeit näherten. Je mehr er sich den vordersten der Reiter ansah, desto weniger konnte er zweifeln, es sei das Bild über dem Kamine, das sich jetzt zur Abwechslung in den Sattel geschwungen, einen Schild und eine lange Lanze in der Hand hielt und ihm einen Besuch machen wollte. Ja, es konnte nicht anders sein, es war das Bild; denn er erkannte jetzt ganz deutlich das lange Gesicht und den wohlgedrehten Schnurrbart und die ernsten, fast erstaunten Augen. — Doch, o Wunder! der zweite Reiter neben dem ersten, den er nur auf Augenblicke sehen konnte, wenn der andere mit dem Pferde eine kleine Wendung machte, das war er selber — Gottschalk, wie er leibte und lebte! — So etwas war doch unerhört. Seine Freude, sich selbst zu Pferd zu sehen, war aber auch so erstaunlich, daß er darüber eine allzu heftige Bewegung machte und — erwachte.

Verschwunden war die Ebene mit den beiden Reitern; er befand sich in einem ganz fremden Zimmer, und wie er verwundert um sich blickte, mußte er sich sehr zusammennehmen, um nach und nach alles wieder in sein Gedächtniß zurückzurufen, was seit gestern Abend mit ihm vorgegangen. Richtig, da war die gewölbte Decke, da war der Ofen mit dem Kamin, und da war auch das auffallende Bild über dem letzteren. Natürlicher Weise fehlte auch der lange Mann nicht, der ihn gestern hieher gebracht und der nun freundlich lächelnd vor ihm stand.

„Das heiße ich einmal zum Beschluß gut und fest geschlafen!“

ſagte dieſer, wobei er ihm half, den Pelzmantel von ſich zu ſtreifen, in welchen der Knabe ziemlich tief hineingeſunken war. Darauf legte ihm der lange Mann die Hand auf die Stirn und fragte nach einer Pauſe: „Wie befindeſt du dich?“

„Es iſt mir recht ordentlich,“ erwiderte Gottſchalk; „nur drückt es mich ein wenig auf den Kopf, und wenn ich mich aufrichte und vom Stuhl hinab will, ſo fühle ich wohl, daß mir das nicht ſo leicht wird, als wenn ich ſonſt des Morgens vom Bette ſteige.“

Bei dieſen Worten war er wirklich aus dem Lehnſtuhl geklettert und ſtand nun neben demſelben, an dem ſchon wieder ſanft erwärmten Ofen. Doch ſchien der Knabe in der That nicht ſo feſt auf ſeinen Füßen zu ſtehen wie ſonſt wohl; denn er hielt ſich mit der Hand an der Stuhllehne, und daß er das nicht ohne Urſache that, zeigte ein eigenthümliches Lächeln auf ſeinem heute recht blaſſen Geſichte. Auch blieb er nicht lange neben dem Stuhle ſtehen, ſondern ließ ſich wieder auf den Sitz nieder, worauf der lange Mann die eine Seite des Pelzmantels aufs Neue über ihn her deckte.

„Da bleib nur ruhig ſitzen,“ ſagte er, „während ich dir wieder etwas Thee koche. — Haſt du auch Appetit?“

Gottſchalk ſchüttelte mit dem Kopfe und meinte: „Nicht beſonders.“

„Das kann ich mir wohl denken,“ verſetzte der Andere; „und da du geſtern Abend gewiß ſehr ſchwach ſoupirt haſt, ſo ſteckt immer noch einiges Unwohlſein in dir, das wir aber mit der Hülfe Gottes und San Jago's, ſowie unter Mitwirkung unſeres Doktors aus dir herauszutreiben hoffen. — Da ſchau,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „hier ſind deine ſämmtlichen Kleidungsſtücke. Was damit geſchehen konnte, iſt geſchehen; wenigſtens ſind ſie trocken und warm, und es wird dir immerhin behaglicher erſcheinen, in ihnen zu ſtecken, als in meinem weiten Pelzrock, der ja ein wahres Labyrinth für dich iſt. Während ich dir alſo einen Thee beſorge, zieh dich an, und dann wollen wir weiter ſehen.“

Der Knabe nahm dankend die Kleider, welche er gestern Abend triefend vor Nässe abgelegt und die der lange Mann jetzt in der That warm und trocken ihm überreichte. Seine Toilette brauchte nicht viel Zeit, und als sie beendigt war, kauerte er sich in dem Lehnstuhl zusammen und blickte aufmerksam nach dem langen Manne hinüber. Wenn er auch eigentlich keine Furcht vor ihm hatte, so war doch etwas in dem abgemessenen, wir möchten sagen: steifen Wesen desselben, was dem Knaben nicht ganz heimlich erschien, und wenn auch die thörichte Furcht verschwunden war, die ihn gestern Abend einige Mal erfaßte, während er an dem Mantel hängend durch Dick und Dünn, durch Koth und Wasserlachen trabte, so dachte er doch auch jetzt noch zuweilen an Seelen-Verkäufer, an blutgierige Menschen-Händler, sowie an jenen schrecklichen Kerl, von dem die Großmutter zuweilen erzählt, daß er kleine Buben an sich gelockt, sie fett gemacht und dann zu Pastetenfleisch zerhackt. Daß er nicht mager war, mußte sich Gottschalk eingestehen, und wenn also der lange Mann wirklich so mörderische Absichten hatte, so brauchte er mit dem Mästen nicht so viel Zeit zu verlieren, und er, der unglückliche Knabe, konnte alsdann schon in den nächsten Tagen wohl farcirt und eingemacht die Tafel irgend eines Leckermaules zieren. — Doch nein, so sah der lange Mann nicht aus; aber ein seltsames Wesen hatte er an sich, das mußte er sich schon eingestehen. — Da ging er im Zimmer umher, jetzt das Blechgefäß spülend, dann Wasser hineingießend, und that dies alles mit so ernster und feierlicher Miene, daß man hätte glauben können, es handle sich um die wichtigste Lebens-Angelegenheit. Während er den kleinen Theekessel aus dem Schlafzimmer an den Ofen brachte, ging er mit hocherhobenem Kopfe, das kurzgeschnittene Haar fast drohend in die Höhe gestrichen, die Spitzen des Schnurrbarts scharf aufwärts gekehrt. Bekleidet war der lange Mann heute Morgen mit untadelhaften Beinkleidern von dunkler Farbe, welche indeß etwas zu straff angespannt waren, unten von den ledernen Stegen, oben von den Hosenträgern, und die ihm sehr wenig Bewegung zu gestatten

ſchienen. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß er bei dem Gehen keinen Verſuch machte, die Kniee zu biegen, ſondern beſtändig mit ſteif vorgeſtreckten Füßen marſchirte. Statt des Rocks trug der Mann eine Jacke von grauem Baumwollen-Sammt, welche ihm bis über die Hüften reichte.

In kurzer Zeit hatte er den Thee zubereitet, goß davon eine Taſſe für den Knaben voll und für ſich eine andere. Die ſeinige nahm er ſtehend zu ſich, und als er damit zu Ende war, ſagte er:

„So, mein kleiner Mann, da ſteht deine Portion, — Zucker hab' ich hineingethan — welche du nun ganz nach deinem Belieben in kleinen Schlücken zu dir nehmen kannſt. Dabei rathe ich dir an, in dem Zimmer auf und ab zu ſpazieren, denn ich halte ein wenig Bewegung in deinem Zuſtande für ſehr geſund. Ob derſelbe ſonſt noch irgend etwas verlangt, darüber will ich ſogleich einen vortrefflichen Arzt zu Rathe ziehen, der im gleichen Hauſe mit mir wohnt und dir, im Fall er es für nöthig hält, gewiß einen Beſuch ſchenken wird. Sollte in der kurzen Zeit, während ich abweſend bin, an die Thür geklopft werden, ſo kannſt du dreiſt: Herein! rufen; es wird Niemand kommen, als vielleicht der Tiger, der jeden Morgen erſcheint, um mein Bett zu machen. Unter der Benennung Tiger" — fuhr der lange Mann fort, wobei die ſchwache Idee eines Lächelns über ſeine Züge flog, als er das Erſtaunen des Knaben bemerkte — „brauchſt du dir durchaus kein reißendes Thier vorzuſtellen. Der Tiger iſt die alte Magd aus dem Hauſe drunten und hat dieſe Benennung einem eigenthümlichen Umſtande zu verdanken."

Bei dieſen Worten hatte der lange Mann ſeinen Mantel umgenommen, den rothbraunen ſpitzigen Hut aufgeſetzt und ſeinen großen Stock von geſtern Abend in die Hand genommen, der ſich heute, bei Tage, als ein überaus langes, ſpaniſches Rohr erwies. Hierauf nickte er dem Knaben leicht mit dem Kopfe zu und ging mit ſtolzen, abgemeſſenen Schritten, den Stock beſtändig weit von ſich ab auf den Boden ſetzend, zur Thür hinaus.

Dieſer gravitätiſche Gang des langen Mannes war durchaus nicht auf Zuſchauer berechnet, vielmehr der Ausfluß ſeiner innerſten Gefühle; denn wie er ſo den dunklen Corridor hinabwandelte, wo ihn Niemand anſtaunen konnte, als höchſtens einige Spinnen an der Decke, oder ein paar ängſtliche Mäuſe auf dem Fußboden, ſetzte er ſeine Füße wo möglich noch ſtärker auswärts, erhob den Kopf ſo weit als thunlich war, und während er in der einen Hand das ſpaniſche Rohr mit einer unnachahmlichen Würde führte, hatte er die andere in die Seite geſtemmt, wodurch ſein Arm einen Winkel bildete, über welchen der Mantel in maleriſchen Falten herabhing.

Das Haus, in welchem wir uns gerade befinden, iſt eines von jenen Gebäuden, in alten, guten Zeiten aufgeführt, wo man die Menſchen mit ihren Bedürfniſſen noch nicht ſo zuſammenſchachtelte, wie die bekannten Elfenbein-Figuren und Geräthſchaften in der Nuß, bei deren Anblick man erſtaunt, wie ſie alle in dem winzigen Raume Platz haben. Hier waren weite Treppen, lange Corridore, anſehnliche Veſtibüle, eine wahre Verſchwendung von Platz ſelbſt bis zu den unnennbaren Gemächern hinab, von denen heut zu Tage ein umſichtiger Hauswirth unbedingt ein Kabinetchen oder ein Bedientenzimmer abſchneiden würde. Die Thüren hatten eine anſehnliche Höhe und Breite, und die Schlöſſer, Griffe und Riegel waren mit angenehm und gut greifbaren Knöpfen, die ſich breit machten und trotzig zu ſagen ſchienen: Wir ſind auch da! ſo eingerichtet, daß man ſie gern in die Hand nahm und ſich nicht, wie bei unſeren jetzigen Beſchlägen, in Acht zu nehmen brauchte, ſich an einer der ſcharfen Kanten zu ſchneiden, oder ſich gar mit dem Finger in einen unbemerkten Spalt zu verirren.

Obgleich das Haus ſehr groß und weitläufig war, ſo bemerkte man doch auf dem Wege, wo der lange Mann wandelte, wenig Leben, was wohl daher kommen mochte, daß die meiſten der hier Wohnenden bereits außer dem Hauſe zur Arbeit gegangen waren. Der würdige Herr hatte jetzt den anderen Theil des Gebäudes erreicht und begann

eine Treppe hinaufzuſteigen, die in den oberen Stock führte. Hier ſah es ziemlich verwahrloſt aus; die Decke hing voll von Spinnweben, die Fenſterſcheiben, welche das Treppenhaus erhellten, ſchillerten, trübe angelaufen, in den Farben des Regenbogens. Die Stufen der Treppe waren von Holz und krachten nicht nur bei jedem Schritte, ſondern unter dem gewichtigen Fußtritt des großen Herrn flog auch der Staub aus verſchiedenen Fugen unter den ſich biegenden Brettern in die Höhe. Ohne ſich daran im Geringſten zu kehren, ohne deßhalb auch nur eine Miene zu verziehen, ſtieg der lange Mann die Treppe hinauf und wandte ſich oben links zu einer Thür, auf der ein Papier angeheftet war, welches die Worte zeigte: „Armenarzt Dr. Flecker, praktiſcher Arzt und Geburtshelfer. Sprechſtunde Nachmittags von 2 bis 4 Uhr, behandelt alle Bedürftigen unentgeltlich.“ Man hätte übrigens eher glauben können, daß man vor der Thür eines Thierbändigers oder, genauer ausgedrückt, eines Hunde-Dreſſirers ſtehe; denn innen im Zimmer klangen die heulenden Stimmen einiger der letztbenannten Thiere in ſo kläglichen Tönen, daß man nicht im Zweifel zu ſein brauchte, ob Freude oder Schmerz ihnen dieſelben auspreßte.

Der lange Mann klopfte beſcheiden an die Thür — ein Mal; es erfolgte keine Antwort; zwei Mal. Eben ſo wenig. Endlich zum dritten Male erſcholl ein donnerndes Herein! daß die Hunde, wahrſcheinlich das Schrecklichſte fürchtend, indem ſie den lauten Ruf auf ſich bezogen, mit einem Male verſtummten.

Es war ein ziemlich großes Gemach, welches der Anklopfende nun langſam betrat. Ob und in welcher Farbe es tapezirt war, konnte man im erſten Augenblicke nicht unterſcheiden, ebenſo wenig wie die Beſchaffenheit der Möbel; denn an den Wänden umher und unter der Decke wälzten ſich ſo dichte Tabakswolken, daß der Blick davon geblendet wurde und der Eintretende ſogar einige Sekunden Zeit brauchte, bis er die Geſtalt des Zimmerbewohners gehörig ins Auge faſſen konnte. Dieſer war ein magerer, außerordentlich kleiner

Mann in vorgerücktem Alter, mit einer ſo hohen Stirn, daß man dieſelbe mit weniger Wohlwollen den fortgeſetzten Anfang eines Kahlkopfes hätte nennen können, eines Kahlkopfes, den die borſtig emporgekämmten Haare des Hinterhauptes mit einem wahren Entſetzen zu betrachten ſchienen. Dabei trug der Zimmerbewohner einen langen, röthlichen, ziemlich ſchmierigen Schlafrock, in der rechten Hand eine lange Pfeife, aus der er furchtbar qualmte, und unter dem linken Arm eine zuſammengewickelte Hundepeitſche.

Als der Andere auf das übermäßig laute Herein! in die Thür trat und erſtaunt an derſelben ſtehen blieb, war vorderhand die einzige Notiz, welche der Mann im Schlafrocke von ſeinem Beſuche zu nehmen ſchien, daß er ihm mit lauten Worten mehr zuſchrie, als er rief: „Aber, mein lieber Herr, Sie werden mir erlauben, daß ich den Wunſch ausſpreche, meine Zimmerthür geſchloſſen zu halten, indem Sie unmöglich von mir verlangen können, daß ich Corridor und Treppen heize. Das werden Sie mir zugeben und in der Ordnung finden."

Während er dies aber ſagte, ſchritt er, wie es ſchien, in ziemlich großer Bewegung im Gemache auf und ab, wobei er wilde Blicke um ſich herwarf. Mit einem leichten Lächeln ſchloß der Andere die Thür, und als er huſtend und ſchnüffelnd näher trat, konnte er ſich der Worte nicht enthalten: „Nehmen Sie mir's nicht übel, verehrter Herr Doktor, aber ein bischen friſche Luft könnte Ihrem Zimmer durchaus nichts ſchaden."

„Friſche Luft!" rief der Andere mit einem Ausdrucke des Erſtaunens, wobei er ſo plötzlich herumfuhr und dann ſtehen blieb, daß der lange Schlafrock in maleriſchen Falten emporwallte und die Fußbekleidung des Doktors, große Filzpantoffeln, zeigte. „Friſche Luft!" wiederholte er mit einem herausforderuden Ausdruck, „daran fehlt's doch meinem Zimmer in der That nicht."

„Aber Tabaksdampf — unendlich viel Tabaksdampf — gewiß ſchädlich für die Conſtitution."

Sähst auch nicht so schwächlich aus, wenn Du damals hier geblieben wärst!"

Franz oben im Fenster schrie mir freundlich entgegen und verschwand vom Fenster, indem er nach der Mutter und Sibylle rief.

Unter diesen verwandschaftlichen Begrüßungen hatte man nicht auf den Doktor geachtet, der unterdessen den Kopf des Gaules ergriffen und denselben etwas auf die Seite drehte. Es war aber Zeit ihn vorzustellen.

„Ist das der Doktor, von dem die Großtante geschrieben?" sagte Caspar; und Elsbeth setzte hinzu: „Weißt Du, Vater, ein Sohn vom Müller Burbus!"

Des Alten Gesicht sah aber nicht so freundlich aus, wie der Doktor genannt wurde, als wie er meiner ansichtig wurde. Burbus ließ sich jedoch nicht stören, sagte kurzweg: Guten Abend! und ließ das Pferd eine plötzliche Wendung links machen, wobei wir Alle sahen, daß es den rechten Vorder- und Hinterfuß schmerzhaft in die Höhe zog. Diese Bewegung wiederholte er ein Paar Mal und sagte dann ganz ruhig: „Mit Verlaub, Müller, der Gaul hat sich weder überfressen, noch plagt ihn das Blut, sondern er ist im Stall zu kurz herumgedreht worden, und hat sich etwas im Bug verrenkt."

„Wahrhaftig," schrie die Elsbeth, „das glaub' ich auch. Ich hab's dem Anton, dem unnützen Buben, tausendmal gesagt, er soll das Vieh nicht so kurz drehen."

„Viel Tabaksdampf? — ſchädlich für die Conſtitution?“ entgegnete der Mann im Schlafrocke in einem außerordentlich lauten Tone. „Und das ſagen Sie mir in meinem eigenen Zimmer? — Erlauben Sie mir, mein lieber Herr,“ fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen in einem etwas geringſchätzigen Tone fort, „erlauben Sie mir, daß ich die Luft, welche meiner Conſtitution zuſagt, am beſten ſelbſt zu beurtheilen verſtehe. Auch werden Sie mir zugeben, daß, wer wie ich ſich vierzig Jahre lang — denn ſchon mit zwölf Jahren fing ich an zu rauchen, vergeſſen Sie das nicht, mein Beſter — wem alſo vierzig Jahre lang, wollte ich ſagen, ein ſolcher Tabaksdampf nicht geſchadet, der wird ſich wohl erlauben können, ferner darin zu leben und zu athmen. — Item, der Tabaksrauch iſt da, Thür und Fenſter öffne ich nicht, und Sie werden mir zugeben, verehrter Herr, daß ich für Sie nicht mehr thun kann, als geduldig anzuhören, was Sie mir zu ſagen haben.“

Dieſes geduldige Anhören des Doktors beſtand aber darin, daß er wieder anfing, auf und ab zu laufen, dabei unſäglich qualmte und zuweilen die Hundepeitſche ſchüttelte, wenn ſich unter Sopha oder Bett ein halb unterdrücktes Knurren oder Bellen hören ließ.

„Wenn Ihnen alſo der Tabaksrauch nichts ſchadet, ſo werde ich mir erlauben, denſelben zu vermehren, indem ich eine kleine Cigarre anzünde.“

„Thun Sie das, lieber Herr,“ entgegnete der Doktor, ohne in ſeinem Spaziergang einzuhalten, aber mit einer gefälligen Bewegung der Hand, in der er die Hundepeitſche trug.

Nach erhaltener Erlaubniß zog der Andere eine kleine Papiercigarre aus der Taſche ſeiner Jacke, grub unter Aſchenkegeln, die den äußeren Rand des Ofens umgaben, ein Zündhölzchen hervor und begann ebenfalls zu rauchen. Was er aber im Gegenſatze zu des Doktors Pfeife zu leiſten vermochte, verhielt ſich wie das Summen einer Mücke gegen das Gebrüll eines Ochſen.

„Ich ſage Ihnen, beſter Nachbar,“ fuhr der Doktor nach einer

Pauſe, während welcher ſich ſein Gemüth etwas beruhigt zu haben ſchien, aber während er noch immer umherrannte, zu ſprechen fort, „was ſolche Hundebeſtien einem für Spektakel und Verdruß machen, davon haben Sie gar keine Idee. Ich thue in der Dreſſur mein Möglichſtes, ich ſpare die Hundepeitſche nicht im Geringſten, aber wenn ich Ihnen ſage, daß es faſt unmöglich iſt, in dieſes Gezeug einige Ordnung zu bringen, ſo werden Sie mir hoffentlich glauben. Item, ich wünſche, daß ſie ſich auf Treppen und Corridor eines reinlichen Betragens befleißigen, und gewähre ihnen zu dieſem Zwecke jeden Morgen und Abend eine Stunde Freiheit, und ſo werden ſie mir zugeben, mein lieber Herr, daß ich darin das Uebermögliche gethan. Aber ſollten Sie glauben, daß dieſe Beſtien von der erhaltenen Erlaubniß einen mäßigen Gebrauch machen? Gott bewahre! das kommt wieder, wenn es ihnen gerade einfällt, und Sie werden mir zugeben, daß ich mich nicht zum Sklaven meiner Hunde zu machen brauche. Item, da kommt dann die Peitſche dran. Ja, Waldmännchen," drohte er einem unglücklichen Pinſcher, der leiſe jammernd ſeinen Kopf unter dem Bett hervorſtreckte, „du biſt der Schlimmſte. Aber beruhige dich, wir werden mit dir auch noch fertig, darauf kannſt du dich verlaſſen."

Lächelnd hatte der lange Mann zugehört, und als der Doktor inne hielt, um die Aſche in ſeinem Pfeifenkopfe zuſammenzuſtoßen, ſagte er:

„Ich habe eine Bitte auf dem Herzen. Würden Sie nicht ſo freundlich ſein, auf einen Augenblick zu mir hinabzukommen? wir haben da unten ein Krankes."

„Ein Krankes?" fragte der Doktor, indem er erſtaunt ſtehen blieb, „und warum haben Sie das nicht gleich geſagt? Ah, lieber Herr, warum ließen Sie uns ſo lange Zeit verlieren! — Ein Krankes? Da wollen wir gleich hinunter. Muß ich mich anziehen, oder kann ich ſo mit hinunter kommen? — Eine Perſon, die ſich vor einem Schlafrock ſcheut — he, alter Freund?" fuhr er mit einem lauernden

und lächelnden Gesichtsausdruck fort, „ja, stille Wasser sind tief, das werden Sie mir zugeben. Item, es ist ein Krankes, Sie haben mich gerufen, und ich kann auch meinen Rock anziehen.“

„Das ist ganz und gar nicht nothwendig, bester Doktor; es handelt sich nur um ein Kind.“

„Um ein Kind?“ rief der Doktor mehr und mehr erstaunt, und trat so dicht an den Anderen heran, als wollte er ihm in die Ohren flüstern; doch hätte er sich bei dessen Länge hierzu eines Stuhls bedienen müssen. „Ein Kind,“ fuhr der Arzt fort, während er mit dem Kopfe schüttelte und den Mund spitzte wie ein Karpfen. „Ein Kind, das schon da ist, oder? — oh! oh!“

„Es ist schon sehr da, bester Doktor,“ erwiderte der lange Mann; „es betrifft einen Knaben von vielleicht fünfzehn Jahren, einen kleinen Handwerkslehrling, den ich gestern Abends von der Straße aufgelesen, wo er im strömenden Regen stand, und den sein Meister nicht ins Haus lassen wollte.“

„Das ist was Anderes,“ sagte der Doktor, nachdem er einen Augenblick nachgedacht und, wie es schien, einigermaßen verdrießlich war, daß die Sache nicht schlimmer sei, — „also ein kleiner Taugenichts, und hat so ein bischen Fieber? Sich erkältet? Leibschmerzen? — Item, — ist krank. Nun wir wollen nach ihm sehen. Vorher werden Sie mir aber erlauben, daß ich meine Mütze und meine Brille nehme. Ein Arzt ohne Brille, sage ich Ihnen, lieber Herr, ist nur ein halber Arzt. Sie werden mir zugeben, daß die Brille dem Gesichte etwas Mysteriöses gibt. Man greift an den Puls, man schließt dabei die Augen, und dann funkeln die Brillengläser so gespensterhaft in dem Strahle der Sonne oder des Lichtes; item, das flößt Respekt ein, und bei meinen Patienten,“ setzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „muß ich streng darauf halten, daß sie mich vielleicht für etwas Uebernatürliches ansehen, für ein Wesen, das ihnen helfen kann, aber auch im Stande ist, sie zappeln zu lassen, bis sie schwarz werden; item, für ein grausam geschicktes Wesen.“

Ob der Doktor geschickt war, wissen wir noch nicht zu beurtheilen, aber etwas Grausames hatte er durchaus nicht in seinem Aeußern, nicht einmal unter Schwingung der Hundepeitsche, die er nun in die Ecke des Sopha's warf.

Wir sind überzeugt, daß, während er mit dem langen Manne sprach, die Hunde unter Sopha und Bett kein Auge von ihm, oder vielmehr von eben dieser Peitsche, wandten; denn kaum hatte er sich des drohenden Instruments entledigt, so sprangen auch schon zwei Pinscher und zwei Dachshunde, die bisher, mit Ausnahme einer einzigen schwarzen glänzenden Schnauze, vollkommen unsichtbar gewesen waren, unter den verschiedenen Möbeln hervor und tanzten schweifwedelnd um ihren Herrn herum. Dieser hatte indessen Brille und Mütze aufgesetzt, hielt den kleinen Thieren noch eine kräftige Rede, worin er sie mit vielen Items ersuchte, sich ordentlich aufzuführen, und verließ dann hinter dem langen Manne das Zimmer.

Unterwegs erzählte der letztere dem Arzte die einzelnen Umstände, unter welchen er den Knaben angetroffen, sowie das augenscheinliche Erschrecken des Schneiders, als er ihn in seiner langen Gestalt so plötzlich unter dem Fenster gesehen.

„Darauf können Sie sich verlassen, lieber Herr," sagte lachend der Doktor, „daß der fromme Schneidermeister Sie für eine übernatürliche Erscheinung hielt, und wenn dem so ist, so kann es ein Capitalspaß werden. Aber dabei muß man ein bischen fein zu Werke gehen und Umwege gebrauchen, was, ich weiß das ganz genau, Ihre Sache nicht ist. Unterbrechen Sie mich nicht. Es soll gar nichts Unrechtes geschehen. Aber wenn Sie, Verehrtester, so auf Ihre Art — Sie müssen mir den Ausdruck verzeihen, — mit der Thür ins Haus fallen, so vorwärts marschirend im geraden, gewichtigen Schritte, das macht auf den Schneider nicht die geringste Wirkung. Sie würden ihm vielleicht mit kräftigen Worten sein Unrecht vorhalten?"

„Das war meine Absicht," sagte der lange Mann würdevoll.

„Gäben ihm zu verstehen," fuhr der Doktor fort, „daß es eine Schande sei, ein Kind Nachts im Regen auf der Straße zu lassen, und würden vielleicht hinzusetzen, Sie hätten ihn mit sich genommen, ihn gepflegt, gewärmt, item, was für ihn gethan."

Der Arzt, der sehr große und viele Schritte machen mußte, um nicht hinter den langen Beinen seines Gefährten zurückzubleiben, hielt diesen am Arm fest und hob sich, da derselbe nun stehen blieb, auf die Fußspitzen, um ihm, wie vorhin schon droben, in die Ohren zu flüstern; doch war dies symbolisch; denn indem der Doktor das Nachfolgende sprach, schrie er so, daß man es über zwei Treppen hätte hören können.

„Ihr Wesen," sagte er, „ist für diese verdorbene Welt zu nobel, zu anständig, zu gerade aus. Ich kann Sie versichern, lieber Herr, daß ich Sie immer im Geiste hoch zu Pferde sehe, mit gezücktem Schwerte und auf den Lindwurm zu ihren Füßen einhauend. Daß der Lindwurm da ist und unter uns herumkriecht, gebe ich ihnen zu. Doch werden Sie dagegen auch mir zugeben müssen, daß der Lindwurm nicht mehr ein tapferes Vieh ist wie ehedem, — wissen Sie, wie damals, wo er, wie der selige Schiller sagte: gekleidet in ein scheußlich Grau, den Rachen aufsperrte, und uns muthvoll entgegentrat. Ja, damals galt es freilich — so!"

Hierbei machte der kleine Armenarzt eine außerordentliche Pantomime, indem er wie ein Fechter ausfiel, in der rechten Hand die lange Pfeife, die Linke hoch empor haltend.

„Das war Ihre Zeit, mein Bester; nachbohrend bis ans Heft den Stahl. Aber heute ist der Drache, den wir zu fürchten haben, der Drache der Lüge, der Bosheit, der Wollust, des Betruges, der Lästerung, des Aberglaubens; heute ist er eine feine, schlaue Bestie, und wenn Sie mit dem Knüppel nach ihm schlagen, so schleicht er unter Ihren Fingern hinweg, und Sie treffen Ihre eigenen Beine oder höchstens die unschuldige Nase Ihres Nächsten. Item, überlassen Sie mir die Sache."

Während der Rede des Doktors blickte der lange Mann ernst in die Höhe, ließ seine linke Hand leicht vom Kopfe des Rohrstockes hinabgleiten, faßte diesen alsdann mit der rechten, und zog ihn langsam und feierlich hervor, ungefähr wie man ein langes Schwert herauszieht. Ja, er salutirte förmlich vor seiner Brust, und als der Doktor geendigt hatte, ließ er die imaginäre Degenspitze wie zum Zeichen der Billigung gegen den Fußboden niedersinken.

„Ganz alter Rittersmann," sagte scheinbar entzückt der Armenarzt; „lieber Herr, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen die Versicherung ausspreche: Sie sind um ein paar hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen."

Damit versuchte er es, dem Anderen auf die Schulter zu klopfen, mußte sich aber, da er zu klein war, um hinauflangen zu können, mit jenem Theile des Rückens begnügen, wo dieser seinen ehrlichen Namen verliert. Dann wandelten Beide den langen Corridor hinab und traten in das gewölbte Zimmer, wo der kleine Knabe noch in dem Lehnstuhle saß und von wo aus er, wie es schien, das Bild über dem Kamin mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet hatte.

Der kleine Doktor nahm seine Pfeife beim Eintritt ins Zimmer wie ein Soldat sein Gewehr bei Fuß und fing erst wieder auf die spezielle Einladung des langen Mannes an zu rauchen. Dann trat er näher, und als der Knabe sein Gesicht gegen den Ankommenden wandte, blieb der Armenarzt überrascht stehen und sagte nach einer Pause lachend:

„Das ist ja einer meiner Bekannten! Junge, wie kommst du hieher? Aber das weiß ich ja schon," verbesserte er sich. „Sie werden mir indeß zugeben," wandte er sich an den langen Mann, „daß ich das Recht habe, aufs Höchste erstaunt zu sein, hier einen Bekannten zu treffen. Item, es ist der kleine Gottschalk, des Jägers sein Gottschalk — ein ganz verfluchter Kerl."

Ob der letztere Ausdruck dem Vater oder dem Sohne galt, darüber muß leider die Nachwelt im Zweifel bleiben. Daß es der Doktor

aber nicht böſe meinte, bewies er durch ſein Nähertreten und dadurch, daß er den Knaben ſanft auf den Kopf pätſchelte und ihm über die Stirn fuhr; dann griff er ihm an den Mund und drückte ihm ein wenig die untere Kinnlade hinab, worauf Gottſchalk, der dieſes Manöver zu verſtehen ſchien, augenblicklich ſeine Zunge ſo weit als möglich herausſtreckte.

„Kopf ein wenig warm," ſagte der Armenarzt, „Zunge trocken und belegt, Puls um eine Idee irritirt. Item, ein bischen unwohl. Hat aber nichts zu ſagen. Wollen ihn ſchon in den nächſten Tagen wieder zuſammenrichten. Nur werden Sie mir zugeben," fuhr er ſehr ernſthaft fort, „daß ich das Verlangen ſtelle, der Bube ſoll heute und auch vielleicht morgen noch hier im Zimmer bleiben, und wenn Sie nichts dagegen haben, ſo wird Ihnen das gewiß einerlei ſein, und Sie thun ein gutes Werk. So ein Stück von einer Matraze werden wir ſchon auftreiben, darauf legt er ſich hin, man deckt ihn bis an die Naſe zu, läßt ihn einige Taſſen Kamillenthee mit zwei Tropfen Citronenſaft trinken, item, behandelt ihn wie Jemanden, der ſchwitzen ſoll."

Als der Doktor ſo eifrig ſprach, mit der langen Pfeife in den Händen geſtikulirend, auch bald rechts und links tretend, fuhr ein Lächeln über die Züge des langen Mannes, und er ſprach nach einem augenblicklichen Stillſchweigen:

„Wenn ſich der Knabe auf ſeine Matraze legt, lieber Doktor, ſo iſt es Ihnen wohl einerlei, ob er zuerſt mit dem linken oder rechten Fuße aufſteigt?"

Der Armenarzt wandte ſeine Brillengläſer gegen den Frager und ſchien erſtaunt, aber nur eine Sekunde lang, dann lachte er laut und fröhlich hinaus, wobei er ausrief:

„Sie werden mir zugeben, daß Sie ein Schäcker ſind. Item, ſchwitzen ſoll er; thut nun, was ihr wollt: nachher komme ich, um nachzuſehen."

Er machte eine eilige Bewegung gegen die Zimmerthür, kehrte aber augenblicklich wieder zurück, indem er ſagte:

„Apropos, wenn ich mich erkundige, ob der Knabe etwas hat, um die Wäſche zu wechſeln, ſo bin ich mit dieſer Frage in meinem Rechte; denn Sie werden mir zugeben, wenn Jemand ſchwitzen ſoll, ſo muß er auch ein ordentliches Hemd anziehen können. Item, da aber kein trockenes Hemd da zu ſein ſcheint, ſo ſehen Sie wohl ein, daß man ihm eines verſchaffen muß. Ich hab' ſo ein paar mildthätige Familien, die mir hier und da aushelfen. Laß einmal ſehen, wie groß du eigentlich biſt," wandte er ſich an den Knaben, und als dieſer augenblicklich aufſtand, fuhr der Armenarzt mit großer Lebhaftigkeit fort:

„Accurat ſo groß, wie meine Pfeife. Aber da ich dieſe außer dem Hauſe nicht bei mir führe, ſo werden Sie mir zugeben, daß ich ein anderes Maß nehmen muß. Das werden Sie hoffentlich einſehen," ſetzte er lachend hinzu, „und mich nicht wieder der Umſtändlichkeit beſchuldigen. Item, er geht mir bis ans Herz — das iſt wahr und außerdem ſchön geſagt. Das werden Sie hoffentlich nicht abläugnen. Nun aber Adieu, Beſter; der Tiger kann für Thee ſorgen und zu mir heraufkommen, um einen Citronenſchnitz zu holen. Zwei Tropfen, nicht mehr."

Damit flatterte er zur Thür hinaus, doch war der rothe Schlafrock noch nicht ganz in der Spalte verſchwunden, als der Armenarzt auch ſchon wieder umkehrte und, auf die Stirn zeigend, ſagte:

„Es iſt doch ein wahres Sprichwort: Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Füßen haben. Das werden Sie mir zugeben. Item, ich hatte vergeſſen, Sie nochmals zu erſuchen, mir in der Sache mit dem Knaben da und deſſen Auffinden geſtern Nacht freie Hand zu laſſen, vollſtändig freie Hand; das gibt eine koſtbare Geſchichte, aber ſie verträgt nicht, daß man ein unvorſichtiges Wort darüber ſpricht. Ich komme heute Vormittag noch in die Wohnung des Knaben da, und werde mich mit dem Vater und der Mutter beſprechen. Auch

mit der Großmutter," ſetzte er hinzu, wobei er ſein linkes Auge auf eine komiſche Art gegen den Knaben zukniff. „Na, hab nur keine Angſt, wir wollen ihr die Sache ſchon plauſibel machen," ſprach er beim Anblick von Gottſchalks Geſicht, das ſich ziemlich in die Länge zog. „Hab nur keine Angſt, deine Großmutter iſt eine ganz vernünftige Frau, und ich bin nicht nur ihr Arzt, ſondern auch ihr Rathgeber."

Damit warf er ſich in die Bruſt, und als der lange Mann nichts erwiderte, reichte er ihm die rechte Hand und rief: „Alſo ſchlagen Sie ein, die Sache bleibt mir überlaſſen: den Knaben behalten Sie im Zimmer und gehen auf Ihr Bureau, ohne mit einer Menſchenſeele von der ganzen Geſchichte zu ſprechen. Daß das nothwendig iſt, darauf können Sie ſich verlaſſen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und wenn ich Ihnen mein Wort verpfände, ſo werden Sie mir dagegen zugeben, daß ich das gewiß nicht ohne Urſache thue. Item, — abgemacht."

Jetzt flog er wirklich zur Zimmerthür hinaus; doch ſo unglaublich war es, ihn nicht nochmals wiederkommen zu ſehen, daß der lange Mann und ſelbſt der Knabe ein paar Augenblicke nach dem Ausgang der Stube blickten, als müſſe dort der rothe Schlafrock noch einmal zum Vorſchein kommen.

Viertes Kapitel.

Meiſter Schwörer.

Der rothe Schlafrock aber ging den Corridor hinab und in ihm der kleine Doktor mit der großen Pfeife. Daß er allein nach ſeiner Wohnung zurückkehrte, hätte ein Blinder nimmer geglaubt, denn der Armenarzt ſprach auf dem ganzen Wege mit ſich ſelbſt, fragte und gab regelmäßig Antworten. Oben in ſeinem Zimmer angekommen, ließ er zwar dieſen Dialog mit der eigenen Perſon, doch wandte er ſich dafür an ſeine Hunde, denen er gute Lehren gab, ſie zu vernünftigem Betragen ermahnte und dabei die Hoffnung ausſprach, ſie werden vollkommen überzeugt ſein und ihm zugeben müſſen, daß ſpäter die Peitſche ein kräftiges Wort mitreden würde, wenn ſie ſich in ſeiner Abweſenheit ungebührlich aufführten. — „Ich kenne Hunde," ſagte er, „die keine warme Stube haben wie ihr; Hunde, die in der Näſſe und Kälte herumlaufen müſſen, und die nicht einmal wiſſen, woher ſie etwas zu freſſen bekommen. Item, unglückliche Hunde. Auch habe ich die Bekanntſchaft von andern eures Gleichen gemacht, und ſogar von edlen Jagdhunden, die in Kellern wohnen und dort dreſſirt werden. Ihr werdet mir zugeben, daß das eine langweilige Exiſtenz iſt: Keller-Wohnung und dreſſirt werden, Corallen-Halsband, item Hunger, item Peitſche."

„Ja, ja," meinte Caspar, „davon kann's herkommen."

Der Müller machte darauf mit dem Pferde dieselben Bewegungen, sah das schmerzhafte Benehmen des Thieres, wenn er ihm die Seite fühlte und sagte: „Kann wirklich so sein!"

„Es ist aber auch so," entgegnete fest und bestimmt der Doktor. „Laßt das Pferd augenblicklich in den Stall bringen, etwas Baumöl, um ihn einzugeben, wird wohl im Hause sein, und eine Salbe zum Einreiben werde ich aufschreiben."

„Und das versteht der Herr?" sagte der Müller, indem er seine Mütze in die Höhe rückte.

„Natürlich," sagte der Doktor, „ich habe mich hauptsächlich auf die Behandlung des kranken Viehs gelegt."

Ich war über diesen Zufall sehr erfreut, denn wenn ich auch viel auf den Brief meiner Großmutter baute, so mußte ich doch fürchten, dem Vetter Christoph sei die Anwesenheit eines halb ausgelernten Studenten, in seinen Augen natürlich ein fauler unpraktischer Mensch, nicht sehr angenehm. Jetzt kam auch die Müllerin und Sibylle aus dem Hause, von denen ich einen herzlichen Kuß bekam, und darauf wurde ich im Triumph in die Mühle geführt; denn der Doktor Burbus ging selbst mit in den Stall, um bestmöglich für die Lagerstätte des kranken Viehes zu sorgen.

Für heute trat auch der Vetter Christoph ausnahms-

Während der Doktor ſo ſprach, hatte er einen braunen Rock angezogen, das wenige Haar an ſeinem Hinterkopf noch einmal in die Höhe gebürſtet und dann den Hut aufgeſetzt. Die Hunde aber ſchienen aufmerkſam auf ſeine Rede zu horchen, denn ſie ſaßen in ängſtlicher Stille auf ihren Hinterpfoten, ſpitzten die Ohren, und kaum wagte einer ſich irgendwo zu kratzen oder umher zu ſchnüffeln. Als nun der Armenarzt ſeinen Anzug vollendet hatte, nahm er einen Stock mit ſilbernem Knopf unter ſeinen Arm, dachte einen Augenblick nach und ſagte dann: „Fanny darf mitgehen.“ Und Fanny bezeigte ſich außerordentlich dankbar dafür. Fanny ſprang um ihren Herrn herum und dann zur Thür hinaus, die der Armenarzt hinter ſich abſchloß. Dann gingen beide mit einander die Treppe hinab, durch den engen, finſteren Hof auf die Straße, der Doktor nach Art der Aerzte etwas vornübergebeugt, wie über einen wichtigen Fall nachdenkend, zu Boden blickend, den Stock ſo unter ſeinem Arme, daß der Knopf drohend gen Himmel gekehrt war; Fanny dagegen nach Art der Hunde, luſtig ausgelaſſen, den Weg zehnmal hin und zehnmal zurück machend, wobei der kleine Pinſcher immer noch Zeit genug hatte, jeden Eckſtein ſorgfältig zu betrachten, hier und dort zarte Erinnerungszeichen zurückzulaſſen und mit den ihm begegnenden Hunden ſeiner Bekanntſchaft einen Schnüffler oder Schweifwedler zu wechſeln.

Der Doktor machte genau den Weg, den der lange Mann geſtern Abends mit dem Knaben gegangen war, nur in umgekehrter Richtung, und da er ſich nicht ſehr ſtark beeilte, ſondern zuweilen ſtehen blieb und ſein Kinn mit der Hand ſtreichelte, während er vergnügt lächelnd gen Himmel blickte, ſo brauchte er eine gute halbe Stunde, bis er zu dem Hauſe gelangte, wo unſere denkwürdige und außerordentlich wahrhaftige Geſchichte begonnen hat. Der Regen hatte bei Tagesanbruch aufgehört, und wenn es auch noch naß genug auf Erden war, ſo fing doch der Himmel an, ein freundliches Geſicht zu zeigen, zerriß den grauen Vorhang, mit dem er ſich geſtern verhüllt, und überall kam das glänzende freundliche Blau zu Tage. Auch die Sonne war

bereits fleißig und that ihr Möglichstes, um die Menschheit den gestrigen Regentag vergessen zu lassen. Sie vergoldete alles, was sie erreichen konnte, und wo ihr das nicht möglich war, da bildete sie die kühnsten tiefdunkeln, seltsam gezackten, scharfen Schatten, als wollte sie die Grenze ihres Reiches von der des Feindes aufs deutlichste markiren.

Der kleine Doktor ging in das Haus, welches gestern Abend so hartnäckig verschlossen war, klopfte an die Thür rechts, welche zu den Privat-Gemächern der Familie Schwörer gehörte, begnügte sich aber, als man herein rief, nur mit einem ganz kleinen Oeffnen der Thür, so daß er kaum seinen Kopf durchstecken konnte, wobei er freundlich lächelnd sagte: „Kann ich hinauf gehen? Ist der Leipziger noch in seinem Bette?"

Madame Schwörer, die in stark ausgesprochenem Negligé bei ihrem Kaffee saß, vernahm nicht sobald die Stimme des Arztes, als sie rasch aufstand und ihn gegen ihre sonstige Gewohnheit freundlichst bat, einzutreten. Vergebens schien der Meister mit lauter Stimme dagegen zu protestiren, die Frau meinte: „Ei was! Doktor ist Doktor, und einer weiß so wenig wie der andere. Der ist mir heute gerade recht, der wird nicht mit dir heulen, sondern dich an die Arbeit schicken. Bitte, Herr Doktor, näher zu treten. Sie werden sich an meinem Anzug nicht geniren. Sie sehen ja Alt und Jung oft genug so."

Der Doktor trat in die Stube und sah die Meisterin mit einem außerordentlich fragenden, aber dabei sehr unschuldvollen Blicke an.

„Hat sich der Leipziger nicht gehalten?" sagte er nach einer Pause, „ist ihm was zugestoßen? Sie werden mir zugeben, daß es von großer Wichtigkeit ist, daß der Mensch mir keine Excesse macht."

„Ach, was den Leipziger anbelangt," versetzte Madame Schwörer achselzuckend, „so geht's dem recht ordentlich; er ist aufgestanden und sitzt dort in der Werkstatt, freilich noch ein bischen lummelig, aber er kann doch wieder seinen Stich machen."

„So, ſo, ei, ei,“ erwiderte der Armenarzt, während er den ſilbernen Stockknopf ſorgfältig unter ſeine Naſenſpitze brachte und mit den glänzenden Brillengläſern an die Decke ſtierte. „Alſo wieder beſſer, Sie werden mir erlauben, daß ich mich darüber freue. Ich bin immer beſorgt um meine Dachkammerkranken; item, ich will doch nach ihm ſehen.“

Damit ſchickte er ſich zum Weggehen an; doch ſagte die Frau: „Thun Sie das immer, Herr Doktor; da Sie aber einmal da ſind, ſo bitte ich, ſchauen Sie nach dem Meiſter da neben in dem Bette. Wir haben freilich den Stadtarzt, was Sie auch wiſſen, aber ehe der kommt, kann es Abend werden, und dann,“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „gibt der mir viel zu viel auf meines Mannes Klagen. Sie ſind reſoluter, und — verſtehen mich ſchon.“

Der Armenarzt drückte die Brille feſter an ſeine Augen, ſpitzte den Mund ein klein wenig und zog die Augenbrauen hoch empor, während er, die linke Hand mit dem Stock auf dem Rücken haltend, langſam und bedächtig gegen das Bett im Nebenzimmer anmarſchirte. Dort lag Meiſter Schwörer auf dem Rücken, die ſpitzen Hände über der Bruſt gefaltet, in ſtiller Reſignation, als ſei er vollkommen gerüſtet und bereit, die himmliſchen Heerſchaaren mit ſeinem Erſcheinen zu beglücken. Aus den Kiſſen ragte ſeine gekrümmte Naſe erſchreckend hoch empor, und ſelbſt ſeine Augen ſchienen ſich vor ihr zu entſetzen, denn dieſe hatten ſich tief in ihre Höhlen zurückgezogen und blickten nur zuweilen ſcheu und furchtſam um ſich. Zu den Häupten des Bettes ſaß eine dürre Geſtalt mit eingefallenen Backen und unheimlich glänzenden Augen in einem Wamms und abgeſchabten Hoſen, des Meiſters Lieblings-Geſelle, der ein Buch in Händen hatte, aus welchem er wahrſcheinlich ſo eben vorgeleſen. Jetzt ſchwieg er begreiflicher Weiſe ſtill, faltete die Hände auf dem Schooße zuſammen, neigte den Kopf auf die rechte Seite, und blickte mit einem ſo faden, häßlichen und widerwärtigen Geſichtsausdrucke an die Zimmerdecke empor, daß

in dem praktiſchen und luſtigen Armenarzte augenblicklich die Idee eines perſonificirten Brechmittels aufſtieg.

„Ei, ei,“ ſagte er nach einer Pauſe, „Meiſter Schwörer iſt krank, das iſt ja, Gott ſei Dank, eine Seltenheit. Nun, da wir zufällig einmal da ſind und Madame Schwörer es wünſcht, ſo kann ich mir ſchon erlauben, ein wenig zu fragen, was denn eigentlich dem guten Meiſter fehlt.“

Bei dieſen Worten hatte er ſich einen Stuhl näher gezogen, ſetzte ſich vor das Bett, wobei er ſogleich nach dem Pulſe des Kranken griff und, während er dieſen beobachtete, den ſilbernen Stockknopf abermals unter die Naſe brachte.

„Puls etwas erregt,“ bemerkte er, „die Haut trocken, und die Zunge?“

Es war kein ſchöner Anblick, als nun der Meiſter unter ſeiner gewaltigen Naſe die ſehr lange Zunge hervorſtreckte. Es hatte in der That etwas Koboldartiges.

„Belegt, belegt,“ meinte der Armenarzt, „es tritt allerdings eine allgemeine Verſtimmung des Körpers hervor, und da wir das erkannt haben, ſo werden Sie mir ſchon erlauben, wenn ich mich nach den Urſachen erkundige. Von einer Erkältung kommt das nicht, auch von keiner Unverdaulichkeit; da iſt eine Seelen-Affektion im Spiel, eine Aufregung, ein Schrecken.“

Bei den Worten des Armenarztes ſchien die Naſe des Patienten ſichtbar länger zu werden, doch war das nur optiſche Täuſchung, welche daher kommen mochte, daß der Meiſter ſeinen Kopf langſam aus dem Kiſſen emporhob.

„Ja, ein Schrecken,“ fuhr der Doktor fort. „Item, etwas Aehnliches. Iſt vielleicht ein koſtbarer Rock verdorben worden, oder dem Lehrjungen ein glühendes Bügeleiſen auf den Fuß gefallen?“

Der Meiſter ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Item,“ ſagte der Armenarzt in ſehr beſtimmtem Tone, „etwas dergleichen muß vorgefallen ſein; das bemerke ich an allen Anzeichen,

und wenn ich Ihnen irgend etwas Wirkſames verordnen ſoll, ſo werden Sie mir zugeben, daß ich die Urſache der Krankheit kennen muß; ſonſt ſtehe ich nicht für das Schlimmſte."

„Kann denn ein Schrecken ſo ſchlimme Folgen haben?" fragte der Meiſter mit ſchwacher Stimme.

Der Armenarzt betrachtete den Kranken durch ſeine Brillengläſer, welche hier in dem dunklen Winkel des Zimmers recht unheimlich funkelten. Alsdann ſtützte er den rechten Arm auf ſeinen Stock, legte den Kopf darauf und ſagte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß ein Schrecken von ernſten Folgen ſein kann; man beachtet das leichtſinniger Weiſe viel zu wenig. Man denkt nicht an eine Affektion des verlängerten Marks, welche nur zu leicht eintritt, an wäſſerige Ausſchwitzungen in die Gehirnkammern und an ein Delirium furibundum, welches ſich möglicherweiſe aus einem Schrecken entwickeln kann. — Hier iſt freilich nichts zu befürchten," fuhr der Arzt fort, indem er abermals die Hand des tief aufſtöhnenden Kranken ergriff, „aber Sie werden mir zugeben, daß ich eine Urſache kennen muß, um wirken zu können; item, daß Sie mir anvertrauen, was Sie erſchreckt."

Mittlerweile war Madame Schwörer ebenfalls näher getreten, hatte ſich mit der Hand unten auf das Bett geſtützt und ſagte nun mit ihrer derben Stimme: „Ja, Sie haben ganz Recht, Herr Doktor, er ſoll mit der Sprache heraus und würde es auch thun, wenn er ſich nicht vor Ihnen ſchämte. Narrheiten ſind es, die ihn erſchreckt haben!"

„O Frau!" ſprach der Meiſter mit ſchwacher Stimme, „du ſprichſt aus deinem ungläubigen Gemüthe, du biſt auch Eine von denen, die weder an Zeichen noch Wunder glauben."

„Narrheiten!" wiederholte beſtimmter die Frau; „wie ſchon geſagt, vor Ihnen genirt er ſich, aber vor ſeinen chriſtlichen Freunden wird er ſchon mit der Sprache herausgehen, und da ich davon feſt überzeugt bin, ſo kann ich es Ihnen auch ſchon ſagen."

„Weib!“ rief der Schneider, und seine lange spitze Nase bäumte sich ordentlich in die Höhe, während die Augen drohende Blitze schoßen.

„Ach was, ich will Ruhe haben,“ erwiderte Madame Schwörer, „und daß Sie es nur wissen, Herr Doktor, er bildet sich ein, er habe den Teufel gesehen.“

„Herr Gott, dich loben wir!“ stöhnte der Meister, worauf er in die Kissen zurücksank, und der dürre Schneidergeselle setzte hinzu: „In alle Ewigkeit, Amen.“

„Den Teufel hat er gesehen!“ rief der Armenarzt mit ernster Stimme und kopfschüttelnd; „ei, ei, das ist doch unmöglich. Den Teufel! das hätte ich mit erleben mögen. Meister Schwörer, Meister Schwörer! wie sah denn der Teufel aus?“

Es war gut, daß der Doktor ziemlich im Dunkeln saß und daß die Brillengläser seine Augen verdeckten; denn sonst hätte man sehen müssen, wie es in denselben lustig blitzte und funkelte, und wie um seine Mundwinkel ein eigenthümliches, zufriedenes Lächeln spielte.

„So was ist mir noch nicht vorgekommen,“ sagte er nach einer Pause, „und Sie werden mir deßhalb zugeben, daß ich im ersten Augenblicke an das, was ich nicht gesehen, nicht glauben kann. Aber,“ setzte er kopfschüttelnd hinzu, „der Teufel, item, Sie behaupten es; aber . . . aber . . .“

Bei diesen Worten beugte er den Kopf tief herab, bedeckte ihn mit seiner Hand und versank in tiefes Nachdenken.

Es war seltsam, daß im gleichen Verhältniß, wie des Doktors Kopf herabsank, sich der des Kranken erhob; ja, er blickte fast triumphirend auf seine Frau, als der Arzt schwieg, ohne ihn, wie er gefürchtet, tüchtig auszulachen.

„Item,“ sagte der Armenarzt nach einem längeren Stillschweigen, erhob langsam seinen Kopf und schaute den Meister Schwörer mit dem leeren Blicke der Brillengläser fest an, „es gibt viele Dinge

zwiſchen Himmel und Erden, davon ſich eure Schulweisheit nichts träumen läßt — Horatio.“

„Zacharias,“ verbeſſerte der Schneider, und fuhr dann mit etwas kräftigerer Stimme fort: „Es iſt mir ein wahrer Troſt, daß Sie es mir nicht machen wie die Frau da, und mir nicht abſtreiten wollen, was ich heute Nacht erblickte. — — Ja, ich habe den Teufel geſehen, er ſtand dort vor jenem Fenſter.“

„Angethan mit der Höllenlivrei, mit langem, ſchleppendem Mantel, der da gefertigt iſt aus den Flammen des unterirdiſchen Sündenpfuhls, mit glühenden Augen und ſchrecklichen Hörnern, gezeichnet durch langen Schweif und flammenſpeiend zum Grauen der Gottloſen,“ las der dürre Schneidergeſelle mit ſchnarrender Stimme und einem wahrhaft verzückten Blicke.

„Nicht ganz ſo,“ erwiderte Meiſter Schwörer; „in Roth war er gekleidet, das iſt wahr, hatte auch feurige Augen und Hörner, aber von den Flammen und dem Schweif habe ich, Gott ſei gelobt! nichts geſehen.“

Nach dieſen Worten herrſchte eine ſo tiefe Stille in dem Zimmer, daß man die Taſchenuhr auf dem Nachttiſchchen picken hörte, und von oben aus der Werkſtatt herab eine feine Stimme, welche ſang:

„Strümpf' und Schuh', Strümpf' und Schuh',
Laufen dem Teufel barfuß zu,“

worauf ein Chor einfiel:

„Zum Zippel, zum Zappel, zum Kellerloch 'nein,
Alles muß verſoffen ſein.“

„Hören Sie, Herr Doktor,“ rief die Frau erboßt, „wie ſie es droben treiben, während hier der Meiſter krank im Bette liegt, weil er ſich einbildet, den Teufel geſehen zu haben? Nein, Herr Doktor, nehmen Sie mir's nicht übel, ich hatte gehofft, Sie würden ihm den

Kopf zurecht ſetzen und ihm ſagen, wo der Teufel eigentlich ſteckt. Ich weiß es. Nicht vor dem Fenſter treibt er ſich herum, ſondern hier im Hauſe iſt der Teufel, und jetzt, wo mir einmal die Galle überläuft, ſoll es mir auf ein paar Dutzend Worte mehr oder weniger nicht ankommen."

„Frau!" rief der Meiſter mit zürnender Stimme, ſetzte aber gleich darauf ziemlich affektirt matt hinzu: „Doch was ereifr' ich mich? Allerdings weißt du am beſten, wo der Teufel ſteckt. O du mein Gott!"

„Der liebe Gott," rief Madame Schwörer immer heftiger, „der weiß nichts von dir und deinen Freunden! Ja, und jetzt will ich auch anfangen zu glauben, daß der Teufel geſtern Nachts zum Fenſter hereingeſehen hat. Dem gefällt freilich die Wirthſchaft hier — zwinkere nur mit deinen Augen! Und Er, Elberfelder, laſſ' Er ſein ſcheinheiliges Maul herabhangen! Vor dem Herrn Doktor da brauch ich mich nicht zu geniren, das iſt der Armenarzt, und daß wir in ſeine Praxis hineinfallen, dafür ſorgſt du aufs beſte. Hat der Mann nicht eine Kundſchaft gehabt!" wandte ſie ſich faſt weinend an den kleinen Doktor; „die vornehmſten Herrſchaften ließen bei ihm arbeiten, und gern bei ihm arbeiten, denn was damals aus der Werkſtatt des Meiſters Schwörer kam, das konnte ſich ſehen laſſen. Aber wie hat ſich das geändert! — Statt nach den Geſellen zu ſehen und nach den Hoſen und Röcken ſeiner Kundſchaft, bekümmerte er ſich um die Wilden in Amerika, die doch dazu beſtimmt ſind, daß ſie herumlaufen, wie ſie Gott erſchaffen. Und ſtatt ſich um ſein Rechnungsbuch zu bekümmern, ließ er das liegen, weil er zu dem Comité gehört, das ſich zur Aufgabe macht, armen Leuten mit allerhand confuſen Büchern den Kopf zu verrücken. Ja, Herr Doktor, ein Kunde nach dem andern verläßt uns, und meinen Sie, er mache ſich was daraus? O nein, das nennt er höchſtens eine heilſame Strafe für ſeine Sündhaftigkeit. Daß ich aber und die armen Kinder am meiſten dabei geſtraft ſind, darüber macht er ſich keine Gedanken!"

Meiſter Schwörer hatte bei dieſem Erguſſe ſeiner Ehehälfte den Kopf auf die Seite gelegt; der Elberfelder ſchien eifrig in ſeinem Buche zu leſen, und der Armenarzt allein, an den die Rede hauptſächlich gerichtet war, mußte ſie Auge gegen Auge aushalten, was er denn auch heldenmüthig that und ſich nur leicht duckte, wie ein Hund im ſtrömenden Regen. Was ſollte er thun? Er war klug genug, für Niemand Partei zu nehmen, weßhalb er das beſte Mittel ergriff und, als Arzt handelnd, die Frau bat, mit ihren Vorwürfen einzuhalten, indem dieſe bei dem Zuſtande ihres Mannes nicht zuträglich ſeien. Dann erhob er ſich, faßte mit wichtiger Miene nochmals den Puls des Kranken und verordnete ein Senf-Fußbad, ſo wie bei ſich mehrender Hitze im Kopfe Umſchläge von kaltem Waſſer.

„Was Sie geſehen haben wollen, beſter Meiſter Schwörer, darüber kann ich mit Ihnen nicht ſtreiten, denn ich hab' es ja nicht geſehen. Uebrigens glaub' auch ich nicht, daß ſich der Teufel ſichtbar herumtreibt. Wer weiß, was Ihnen vor die Augen gekommen iſt! Einer, der zufällig vorüberging ein ſpäter, harmloſer Wirthshausgaſt."

„Nein, nein," ſagte der Meiſter kopfſchüttelnd.

„Jemand, der zufällig an Ihrem Fenſter ſtehen blieb, Jemand in einem langen Mantel, mit Roth ausgeſchlagen. Daß es ſolche Mäntel gibt, müſſen Sie ja am beſten wiſſen. Item, etwas ganz Unſchuldiges, das Sie, durch mir unbekannte Nebenumſtände veranlaßt, erſchreckte. Item, wer wird ſogleich an den Teufel glauben?"

„Aber die Nebenumſtände!" ſeufzte der Kranke, „der Gott . . ." — doch war er nicht im Stande, den Satz zu beendigen. Madame Schwörer, welche kluger Weiſe vorherſah, daß die Rede auf den verſchwundenen Lehrling kommen würde — und das wollte ſie vermeiden — war leiſe zu Häupten des Bettes getreten, that, als wolle ſie ihrem Manne das Kiſſen ein wenig aufſchütteln, benutzte aber zugleich dieſen günſtigen Moment, um ihm einen Zipfel deſſelben ſo heftig unter die Naſe zu drücken, daß ihm ſein Wort plötzlich abgeſchnitten

wurde. Dieſes Manöver begleitete ſie mit einem gelinden Puff und flüſterte ihm in die Ohren: „Halt doch dein Maul!“ worauf ſie laut fortfuhr: „Was kümmern den Herrn Doktor die Nebenumſtände? Ich verſichere dir, Zacharias, es iſt ſo, wie er geſagt. Ein Nachtwandler, dem es Spaß gemacht, ſtehen zu bleiben und in unſer Fenſter zu blicken, vielleicht ein Bekannter, der uns über die ganze Sache noch aufklären wird,“ ſetzte ſie mit Beziehung hinzu.

„Alſo ein Senf-Fußbad und kalte Umſchläge,“ wiederholte der Armenarzt, nachdem er ſeine Brille feſt auf die Naſe gedrückt und ſich vom Stuhle erhoben. „Mein Herr College, der Sie gewiß im Laufe des Tages beſucht, wird damit einverſtanden ſein. Und was den Leipziger anbelangt,“ wandte er ſich an die Meiſterin, „ſo werde ich morgen nach ihm ſehen. Er ſoll nichts Fettes eſſen und Brodwaſſer trinken ſo viel er mag. Item, die Sache wird ſich bald geben. Adieu.“

Damit ging er ruhigen Schrittes zur Thür, von Madame Schwörer begleitet, die ihm mit leiſer Stimme zu wiederholten Malen verſicherte, es ſei nichts als eine Narrheit von ihrem Manne, und ſie wolle ihm das Fußbad ſchon gehörig mit Senf würzen, und ihm kalte Umſchläge um den Kopf machen, daß er auf andere und geſcheidtere Gedanken käme.

Draußen auf der Straße ſaß die gut erzogene kleine Fanny und wartete geduldig auf die Rückkunft ihres Herrn, wie ſie und ihre Kameraden es an allen Häuſern zu halten pflegten, wo der Arzt ſeine Beſuche machte.

Nach dieſer Viſite ſchritt der Doktor mit ſichtbarem Vergnügen und außerordentlichem Wohlbehagen durch die Straßen. Es ſchien ihm förmlich in den Beinen zu zucken, als wollten dieſe zuweilen einen Hopſer machen, während ſich der Kopf dagegen außerordentlich ehrwürdig und ärztlich ſteif hielt; zuweilen aber, wenn gerade keine Leute deſſelben Weges wandelten, zuckte ein fröhliches Lachen über ſein Geſicht, er ſchnalzte alsdann mit den Fingern, was Fanny für ein Zeichen nahm, in die Höhe zu ſpringen, und worüber dann der kleine

weiſe in die ſchönen Zimmer ſeiner Frau, in welche ich geführt wurde, um mir eine Ehre zu erzeigen und ich wurde ausgefragt, wie es der Großmutter ging, und meinen ſämmtlichen Tanten und Onkels, ſogar der Jungfer Schmiedin, die einmal ein Paar Wochen hier zugebracht hatte, wurde gedacht.

Ich fand die Familie meines Vetters faſt in demſelben Zuſtand wieder, wie ich ſie vor mehreren Jahren verlaſſen. Freilich war der Müller älter und grauer geworden und der Stammhalter Caspar, der ſich unterdeſſen verheirathet hatte, und mit Weib und Kind ebenfalls auf dem Hofe wohnte, konnte, wie er ſelbſt ſcherzhaft ſagte, ſein früher glänzend ſchwarzes Haar nicht recht vom Mehlſtaub reinigen. Das feine kluge Geſicht der Müllerin hatten auch einige tiefe Furchen durchzogen und Eliſabeth war beträchtlich älter und dicker geworden. In Mannskleidern würde ſie den beſten Cüraſſier abgegeben haben. Gegen das Heirathen bewährte ſie eine auffallende Abneigung und ein kleiner ſchwarzer Bart auf der Oberlippe, mit dem man ſie früher immer geneckt, wurde größer und bemerkbarer.

Sibylle war ein ſehr hübſches Mädchen geworden, viel zarter und feiner als die Eliſabeth, die mir jetzt weit beſſer gefiel, als damals, wo ich die ältere Schweſter ſo gut leiden konnte, weil ſie mich mit ihrer Körperſtärke vor den Neckereien der Brüder ſchützte. Auch

Doktor wieder eine ſolche Freude äußerte, daß man den Moment herankommen ſah, wo Beide um die Wette durch die Straßen capriolen würden.

Dabei hatte der Armenarzt eine eigenthümliche Gewohnheit angenommen, der er ſich aber nur überließ, wenn er gut gelaunt war. Es war eigentlich eine Unart, die er dann auszuüben pflegte, indem er ſich nämlich durch ein einziges Wort oder auch durch eine vollſtändige Bemerkung in das Geſpräch der Vorübergehenden miſchte, was meiſtens mit großem Erſtaunen aufgenommen wurde, ihm oft aber auch eine pikante Antwort eintrug. Letzteres aber nur von ſolchen Leuten, die ihn nicht kannten.

Fünftes Kapitel.

In einem alten Hause.

Während der Doktor durch die Straßen ging, ließ er seiner Lust und Laune alle Zügel schießen, ermahnte saumselige Schulbuben, ihre Classe nicht zu vergessen, und zwei Dienstmädchen, die sich eben zu einem längeren Gespräch anschickten, konnte er mit der Frage: „Und was macht die Suppe unterdessen?“ aus aller Fassung bringen.

So ging er seines Weges, und wenn auch nicht dieselben Straßen, die er heute Morgen schon einmal durchwandert, so doch der Richtung zu, wo sein Wohnhaus lag. Ehe er aber dasselbe erreichte, wandte er sich rechts, ging über den großen Marktplatz, bog von diesem in eine enge Gasse, und stand bald vor einem alten Hause mit hohem Giebeldache, dessen Eingangsthür, eigentlich ein Thor, weit offen stand. Es führte in eine große und geräumige Halle, die von massiven Steinpfeilern gestützt wurde und deren Decke, vom Alter geschwärzt, doch eine sehr kunstvolle Holzconstruction zeigte. Links von der Thür ging eine Treppe hinauf, breit, die Stufen von Eichenholz,

ebenſo das geſchnitzte Geländer, eine Treppe, die einſtens prächtig geweſen, im Lauf der Zeiten aber alt und wackelig geworden war und nur noch ſchwer zu erkennende Ueberreſte ehemaliger Schönheit zeigte.

Während der Doktor hinaufſtieg, krachten die Stufen bedenklich, und wo er das Geländer anfaßte, um ſich darauf zu ſtützen, ſchien es dem Drucke nachgeben zu wollen; wenigſtens wich es einen Zoll aus ſeiner Richtung, ſoweit nämlich die abgenutzten Zapfen, vermittelſt deren es in den Treppenlauf eingelaſſen war, nachgaben. Glücklicher Weiſe war die Treppe ſo breit, daß man weit genug von dem Geländer entfernt bleiben konnte, was aber nicht ſehr angenehm war; denn wenn die Stufen auch unten durch das Eingangsthor erhellt wurden, ſo befanden ſie ſich doch ſchon bei der erſten Wendung in ziemliche Dunkelheit gehüllt, und ein einziges Fenſter auf dem Gange des erſten Stocks war ſo mit Staub und Spinngewebe bedeckt, daß es nicht mehr im Stande war, Dienſte zu leiſten.

Der Armenarzt ſtieg indeſſen höher hinauf in den zweiten und dritten Stock; letzterer befand ſich ſchon im Dachſtuhle, und die Wohnungen hier waren eigentlich auf dem Söller eingerichtet. Nur eine Leiter führte noch höher auf den oberſten Boden des Hauſes. Er ging auf eine Thür zu, die ſich gerade gegenüber der Treppe befand, klopfte an, und als eine weibliche Stimme herein rief, öffnete er und trat in ein geräumiges Zimmer mit ſchiefen Wänden, welches ſein Licht durch Dachfenſter erhielt, die hinausgebaut waren und ſo eine ziemliche Vertiefung bildeten. Das Gemach mit weißen Kalkwänden war dürftig möblirt mit einem alten Tiſche und hölzernen Stühlen. Auf einem großen hölzernen Kaſten, der in einer Ecke ſtand, lagen ein Paar Rehfelle, und derſelbe ſchien ein Sopha vorſtellen zu ſollen. Ueber ihm ſah man an die Wand genagelt das Portrait eines eleganten jungen Mannes, welches mit einem darüber angebrachten Hirſchkopfe mit ſtarkem Geweih den Mittelpunkt einer Waffentrophäe

bildete, die aus Hirschfängern, Jagdmessern, Büchsen und doppelläufigen Gewehren bestand. Trotz der Aermlichkeit des Zimmers sah es hier recht reinlich aus. Der Boden war sauber geputzt und mit weißem Sande bestreut. In einer der tiefen Fensternischen hing ein Vogelbauer mit einem Kanarienvogel. Der Ofen in der Ecke schien nicht geheizt zu sein, denn es war ziemlich frostig im Zimmer; hinter demselben sah man eine Reihe von Schnüren bis zur anderen Ecke ausgespannt, auf welchen neben Wäsche zum Trocknen eine Anzahl von Pfannkuchen hing, die hier zur Zeit augenscheinlich zu einem besonderen Zwecke gedörrt wurden.

In der Fenstervertiefung unter dem Kanarienvogel saß eine Frau, die beschäftigt war, ein Kinderkleidchen zu flicken. Der Eigenthümer dieses Kleidchens kroch neben ihr auf dem Boden umher und bemühte sich, ein hölzernes Pferd zum Stehen zu bringen, was ihm aber nicht gelingen wollte, da dasselbe nur noch zwei Beine besaß, weßhalb es immer nach der einen Seite umfiel. Die Frau mochte in den Dreißigen sein und war ein kleines mageres Weib mit blonden Haaren und einem guten, freundlichen Gesichte, welches aber deutliche Spuren von Kummer und Entbehrungen zeigte. Es war eine von jenen Physiognomien, auf denen die Jugend nichts hinterlassen hat und in keinem Lächeln von Glück und Freude spricht. Ihr Anzug war ärmlich, aber nett und reinlich, wie ihre ganze Umgebung, ebenso das Kind am Boden, wenn auch dessen Röckchen vielfach geflickt war.

Beim Eintritt des Arztes blickte die Frau empor, und als sie den Besucher erkannte, wollte sie aufstehen, um ihm entgegenzugehen; doch ließ dieser, der sich mit einigen schnellen Schritten an der anderen Seite des Zimmers befand, das nicht zu, sondern bat die Frau, ruhig bei ihrer Arbeit zu bleiben.

„Mit uns macht man keine Umstände, Frau Brenner," sagte er in freundlichem Tone, indem er sich einen Stuhl nahm und im Niedersitzen den kleinen Buben, der erwartungsvoll zu ihm empor sah, auf den Kopf pätschelte. — „Und was macht Palmarum?" fragte er.

„Franz befindet ſich wohl," entgegnete die Mutter und blickte mit inniger Liebe auf den Knaben.

„Palmarum," wiederholte der Doktor lachend, indem er das zerbrochene Pferd in die Hand nahm und bemerkte, in welch troſtloſem Zuſtande ſich das Spielzeug des Knaben befand, „da müſſen wir nächſtens einmal für ein neues Pferd ſorgen; doch mußt du dir vorerhand zu helfen wiſſen. Schau' her: wenn ein Pferd nur zwei Beine hat, ſo lehnt man es an die Wand, daß es nicht umfallen kann. Item, nun ſteht es. So, — ſo, — wenn du dir das merkſt, ſo kannſt du um das ganze Zimmer herumcarriolen."

Der Knabe, offenbar vergnügt über das gute Auskunftsmittel, befolgte den gegebenen Rath und kroch mit dem kleinen hölzernen Gaul an den Wänden umher.

„Da ich gerade in der Nähe war," ſagte der Armenarzt, nachdem er dem Spiel des Knaben eine Weile zugeſchaut, „ſo konnte ich es nicht verſäumen, einmal von ſelbſt wieder nach Ihnen zu ſehen, denn rufen laſſen Sie mich doch nicht, Frau Brenner; Sie ſind eine geizige Frau, die mich nicht brauchen mag, item, die mir nichts zu verdienen geben will."

Bei dieſen Worten fuhr ein trübes Lächeln über die Züge der Frau; dann verſetzte ſie mit ſanfter Stimme: „Gott ſei Dank, daß wir Ihrer Hülfe in der letzten Zeit nicht bedurft haben; aber wenn Sie kommen, freut es mich gewiß, Herr Doktor; Sie ſind immer ſo guter Laune, und es iſt gerade, als wüßten Sie eine Krankheit ſchon im voraus zu bannen."

„Ja, wenn das wäre, Frau Brenner, ſo könnten wir uns Geld genug verdienen; aber es gibt auch Leute, denen meine heiteren Worte zuwider ſind. — Apropos, was macht denn die Großmutter?"

„Sie ſitzt wie gewöhnlich in ihrem Zimmer und näht. — Sie werden ſie doch auch beſuchen?"

„Verſteht ſich. Später werde ich nach ihr ſehen. Eigentlich

aber," fuhr er mit einem Male ernſt werdend fort, „hätte ich mit Ihrem Manne zu ſprechen. Er iſt wohl nicht zu Hauſe?"

„Nein, nein," erwiderte die Frau; „er iſt nicht da, wird auch erſt gegen zwölf Uhr zum Eſſen kommen."

Bei der Erwähnung ihres Mannes hatte ſie die Arbeit in ihren Schooß ſinken laſſen und blickte den Doktor fragend, faſt ängſtlich an.

„Machen Sie nur kein ſo wichtiges Geſicht," ſagte dieſer lächelnd; „weiß der liebe Gott, ich glaube, ſchon eine Frage allein kann Sie in Angſt verſetzen!"

„Ach ja," verſetzte ſie; „Sie haben nicht ganz Unrecht, denn wenn man nach ihm fragt, ſo hat es ſelten was Gutes zu bedeuten."

„Nun, was macht er denn?"

„O, er iſt im Ganzen recht zufrieden; auch fiel in der letzten Zeit nichts vor. Wir nehmen uns aber auch alle in Acht. Wiſſen Sie, lieber Herr Doktor," ſetzte ſie gutmüthig hinzu, „mein Mann hat eigentlich einen recht harten Dienſt, und wenn er müde und verdrießlich nach Hauſe kommt, ſo wundert es mich gar nicht, daß er wegen jeder Kleinigkeit heftig wird. — Haben Sie ihm was Unangenehmes zu ſagen?" fragte ſie plötzlich nach einem augenblicklichen Stillſchweigen.

Der Doktor hatte ſeinen Stockknopf unter das Kinn geſtützt, und da er ſeine Augen aufwärts gegen die Helle wandte, ſo ſah man nichts als die ſpiegelnden Brillengläſer. Auf die Frage der Frau ſchüttelte er gleichmüthig mit dem Kopfe und erwiderte: „Eigentlich Unangenehmes habe ich nicht, ich wollte nur ein paar Worte mit ihm reden wegen des Gottſchalk."

„Was iſt denn mit Gottſchalk?" fragte die Frau beſorgt, während der Blick ihres Auges plötzliche Angſt verrieth. „Hat es etwas mit ſeinem Meiſter gegeben? — Doch nichts Schlimmes, will ich hoffen?"

Der Armenarzt ſchüttelte den Kopf und entgegnete ſo ruhig wie möglich: „Frau Brenner, regen Sie ſich nicht immer ſo auf; jetzt

zittern Sie ſchon wieder an Leib und Seele, das ſehe ich Ihnen an, und wenn ich Ihren Puls unterſuche, ſo ſchlägt er geſchwinder, als nöthig iſt."

Die Frau antwortete nur durch ein trübes Lächeln; um aber den Armenarzt von ihrer Ruhe zu überzeugen, nahm ſie ihre Arbeit wieder auf; doch ſchien ihre Hand in der That die Nadel nicht ſo feſt zu führen, wie einen Augenblick vorher.

„Der Gottſchalk war geſtern Abend da?" fragte der Doktor.

„Ja, bis nach Neune. Ich glaube, es war ſchon ein Viertel, und da lief er eilig weg."

„Und als er an das Haus ſeines Meiſters kam, war die Thür ſchon verſchloſſen."

„Das hab' ich mir gedacht," ſagte die Frau mit leiſer Stimme, „und da wird man mit ihm gezankt haben. Es iſt ein armes Kind, der Gottſchalk."

„Allerdings könnte er eine angenehmere Stelle haben. Iſt er denn eigentlich mit Luſt an das Schneider-Handwerk gegangen?"

„Ach, das könnte ich gerade nicht behaupten," entgegnete die Frau; doch wenn es geblieben wäre, wie es Anfangs war, ſo würde es ihm in der Werkſtatt immer noch gut genug gefallen. Mein Mann verſchaffte dem Meiſter Schwörer ſämmtliche Livreen ſeines Herrn, und dafür verſprach der Meiſter mir Wunder was, wie gut es Gottſchalk in der Lehre haben und was er alles lernen ſollte."

Der Armenarzt nickte mit dem Kopfe.

„Mit den Livreen," fuhr die Frau fort, „dauerte es übrigens nicht lange. Alles im Hauſe der Herrſchaft war unzufrieden, und ſo machte ſie Meiſter Schwörer einmal und dann nicht wieder. Mit dem Verluſt der Kundſchaft war aber Gottſchalk's gute Zeit vorbei, und wenn er auch anfänglich Luſt zum Schneider-Handwerk hatte, ſo iſt ihm die jetzt gänzlich vergangen. Und das wiſſen auch Sie, Herr Doktor — eine Sache, bei der man nicht recht mit Leib und Seele iſt, kann nicht gelingen."

„Hm, hm!“ machte der Armenarzt, „das ſehe ich wohl ein und der Gottſchalk iſt ſonſt ein folgſames und gutes Kind.“

„Ich kann nicht beſonders über ihn klagen,“ erwiderte die Mutter; „das Einzige, was ich auszuſetzen hätte, er kann zuweilen überluſtig ſein und gibt manchmal zu geſcheidte Antworten für ſein Alter.“

Das Letztere, obgleich es ein Vorwurf ſein ſollte, ſagte ſie doch mit einem Anfluge von Wohlbehagen.

Der Doktor ſtützte das Kinn auf den Knopf ſeines Stockes, und es war komiſch anzuſehen, wie er den Kopf ſcheinbar auf dieſem hin und her bewegte.

„Item,“ ſagte er nach einer Pauſe, „auf dieſe Art wäre es mit dem Schneider-Handwerk nichts.“

„Das will ich nicht denken,“ ſprach faſt erſchrocken die Frau; „was ſollte man denn mit dem Buben anfangen? Um Gott, nein, da würd' ich einen ſchönen Spektakel mit meinem Mann erleben! Aber was ſehen Sie mich ſo ſonderbar an, Herr Doktor?“

Bei dieſen Worten ließ ſie ihre Arme in den Schooß ſinken und blickte ihrerſeits den Arzt an, aber nicht nur ſonderbar, ſondern im höchſten Grad erſchrocken. Man ſah, wie ſie mühſam athmete.

„Frau Brenner,“ erwiderte ernſt der Armenarzt. „Sie werden mir zugeben, daß es mit Ihnen ſchwer iſt, irgend etwas Geſchäftliches zu beſprechen. Jetzt thun Sie gleich wieder und ſchauen mich ſo entſetzt an, als müßte ich Ihnen das größte Unglück verkünden, und ich habe Ihnen, weiß Gott, nichts Schlimmes zu ſagen.“

„Aber doch etwas zu ſagen,“ entgegnete die Frau mit leiſer Stimme.

„Ja, allerdings; einen Rath zu geben oder einen von Ihnen zu hören. Doch können Sie nicht von mir verlangen, daß ich mich von Ihrer Alteration aus dem Concept bringen laſſe. Item, was ich Ihnen zu ſagen habe, das will ich Ihnen nicht verſchweigen. Aber wir wollen hineingehen zur Großmutter, die iſt ſo reſolut, daß ſie im Nothfall uns Beiden was abgeben kann.“

Die Frau nickte leicht mit dem Kopfe, stand auf den Vorschlag sogleich auf und ging an die Thür des Nebenzimmers, die sie öffnete, worauf sie hineinschaute, ein paar Worte sprach und dann den Armenarzt bat, näher zu treten.

Dieser hatte unterdessen in der Geschwindigkeit dem kleinen Bübchen aus einer Verlegenheit und aus der Ecke geholfen, denn dort hing die Wand schief in das Zimmer hinein, und der hölzerne Gaul mit zwei Füßen wollte trotz der größten Bemühungen weder gerade stehen bleiben noch fortmarschiren, sondern fiel hartnäckig auf die Seite, was der Doktor dadurch zu umgehen wußte, daß er den Gaul in einen spitzen Winkel mit der Wand brachte, worauf das Bübchen vergnügt lächelte und die Promenade um sämmtliche Zimmerwände ihren ungestörten Fortgang nahm.

Frau Brenner war unterdessen in das Nebenzimmer getreten, hielt aber die Thür geöffnet und winkte nun dem Arzte, näher zu kommen.

Dieses Gemach, welches der Armenarzt betrat, war viel kleiner, als das erstere, und wenn es auch im Allgemeinen ebenso einfach, fast ärmlich möblirt war, so sah man hier doch manches, was an bessere Tage der Besitzerin erinnerte. So hatte das einzige Fenster Vorhänge von gestreiftem Kattun, auf einer Kommode in der Ecke befand sich ein elegant zu nennendes Kistchen von polirtem Holz mit Messingbeschlägen, das Bett hatte eine saubere weiße Decke, und über demselben sah man in einem Goldrahmen die lithographirten Portraits eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame.

Die Bewohnerin dieses Zimmers, nicht nur von der Brennerschen Familie, sondern auch von allen ihren Bekannten die Frau Großmutter genannt, saß nahe bei dem Fenster in einem so bequemen als soliden und schönen Lehnstuhl. Es war das eine stattliche Frau, welche man nicht in diesem Hause und in dieser Umgebung zu finden erwartete, eine Frau, deren Aeußeres nicht unpassend erschienen wäre im reichsten Sammtfauteuil im elegantesten Salon, dessen Wände

mit ſeidenen Tapeten bedeckt wären. Sie bot in der That einen eigenthümlichen Anblick, die Frau Großmutter, und wenn man ſie daſitzen ſah nähend oder mit der feinen weißen Hand ihr Buch haltend, ſo hätte man glauben können, eine Dame aus hohem Stande mache ſich das Vergnügen, vielleicht zu ihrem Zeitvertreib oder ihrer Belehrung das Leben einer geringen Familie, wie die des Jägers kennen zu lernen.

Die Frau mochte im Anfang der Sechzigen ſein; ihr ehemals ſchwarzes Haar war ſtark ergraut, und auf dem immer noch ſchönen Geſichte bemerkte man Spuren tiefen Leidens. Wenn ſie lächelte, ſo war dieſes Lächeln ſchmerzlich anzuſehen, und dabei zeigten ſich ſehr markirte Züge um Naſe und Mund, die ſich freilich wieder glätteten, wenn ſie ruhig um ſich blickte, aber doch nicht ſo ganz verſchwanden, um nicht auf dem untern Theile dieſes edlen Kopfes etwas wie Müdigkeit und Abſpannung zu hinterlaſſen. Nur die Augen glänzten ungetrübt und in wunderbarer Friſche. Es war das ein prachtvolles Auge, tief dunkel und um ſo glänzender hervortretend, da das ganze Geſicht der alten Frau mit einer krankhaften, faſt erſchreckenden Bläſſe bedeckt war.

Als der Doktor in das Zimmer trat, nickte die Großmutter lächelnd mit dem Kopfe, ohne aber nur den geringſten Verſuch zu machen, ſich von ihrem Stuhl zu erheben. Der ganzen Haltung, namentlich aber dem imponirenden Blicke der Frau nach zu urtheilen, hätte man dieſes Sitzenbleiben für Stolz halten können, aber das war es nicht. Die arme Großmutter konnte leider nur mit fremder Hülfe von ihrem Stuhle aufſtehen; ſie war ſeit zehn Jahren gelähmt, und wenn auch der obere Theil ihres Körpers mit vollkommener Freiheit und ungeſchwächtem Vermögen wirken und handeln konnte, wenn auch ihre geiſtigen Fähigkeiten nicht im Geringſten gelitten hatten, ſo war ſie dagegen, was den untern Theil ihres Körpers betrifft, hülfloſer als ein neugeborenes Kind.

Die Großmutter war in ihrer Jugend Kammerfrau einer vor-

erſchien ſie mir viel artiger, viel verſtändiger, denn während ich, den Kopf auf meine Arme ſtützend, am Tiſche ruhte, ſaß Sibylle neben der Mutter, heftete ihre blauen Augen auf mich und fragte mich dies und das, wobei ſie emſig fortſtrickte. Bald trat auch der Doktor ein und verſicherte, der Gaul befände ſich etwas beſſer. Der Vetter machte ihm Platz und ſprach auch einige Worte mit ihm, wodurch ich ſah, daß er keine eigentliche Abneigung gegen ihn fühlte.

Als nun nach dem Abendeſſen, das diesmal im Kreiſe der Familie und nicht bei den Leuten eingenommen wurde, der Kurſchmied erſchien und die Behandlung des kranken Pferdes, wie ſie Burbus angeordnet hatte, vollkommen billigte, ſtieg der Doktor augenſcheinlich in der Gunſt ſämmtlicher Bewohner der Königsbronner Mühle.

nehmen Dame gewesen. Damals hatte sie durch einen Sturz mit dem Wagen einen schweren Fall gethan, durch den ihr Rückenmark, wenn auch scheinbar sehr leicht, verletzt worden; doch dauerte es nicht lange, so zeigten sich schon die Spuren ihrer jetzigen Krankheit. Mit einer Willenskraft, die ihres Gleichen sucht, hielt sie sich manches Jahr aufrecht und besorgte ihre häuslichen Geschäfte, wenn auch oft unter fürchterlichen Schmerzen. Endlich mußte sie ihren Dienst aufgeben und heirathete einen Mann, den sie seit ihrer Jugend gekannt und doch nie kennen gelernt hatte. Sie war unglücklich mit ihm, und als er bald nach der Geburt ihrer einzigen Tochter starb, sah sie ihre geringe Habe so zusammengeschmolzen, daß sie nur im Stande war, durch die angestrengteste Arbeit ihrer Hände sich und ihr Kind zu erhalten. Einige Jahre darauf starb ihre ehemalige Herrin und hinterließ ihr zum größten Glücke, im Andenken an die vielen guten und treuen Dienste, welche sie ihr geleistet, ein kleines Jahrgehalt; denn nun trat die Zeit ein, wo sie an ihren Stuhl gefesselt blieb und ihren Arbeiten nicht mehr nachgehen konnte. Aber das Maß ihres Unglücks sollte deßhalb noch nicht gefüllt sein. Ihre einzige Tochter, welche sie so sorgfältig als möglich erzogen, welcher sie, nachdem sie herangewachsen war, Auszüge aus ihrer eigenen Ehestandsgeschichte, wenn auch auf die schonendste Weise für den verstorbenen Vater, zu Nutz und Frommen mitgetheilt, beging den thörichten Streich, sich nicht nur in ihren jetzigen Mann zu verlieben, sondern Umstände herbeizuführen, welche der armen Mutter eine Einwilligung zur Heirath mit Herrn Brenner abzwangen.

Diese Heirath war nun in der That nicht gut ausgefallen. Herr Brenner, obgleich ein hübscher Mann, war ziemlich roh und jähzornig, und was er von Bildung besaß, schrieb sich vom Walde her und allenfalls aus dem Bedientenzimmer, nicht zu gedenken der kleinen Kneipen, welche der herrschaftliche Jäger mit seinen Kameraden häufig aufsuchte. Er war im Ganzen gerade kein böser Mensch, doch da sich die Familie stark vermehrt hatte und das Einkommen deßhalb nicht

gestiegen war, so fehlte es trotzdem, daß die Großmutter den größten Theil ihrer kleinen Pension zum allgemeinen Besten hergab, doch an allen Ecken und Enden, und wenn Frau Brenner auch aufs Aeußerste sparte, um die Schäden und Mängel des Hauswesens so viel als thunlich vor ihrem Manne zu verdecken, so gab es doch Fälle genug, wo ihre Armuth in gar zu nackter und abschreckender Gestalt zu Tage trat.

Wenn es auch nicht zu loben war, daß den Jäger ein peinliches Gefühl überschlich, wenn er aus dem von Ueberfluß strotzenden Hause seines Herrn, aus den glänzend erleuchteten warmen und duftigen Räumen über seine wackelige Treppe in die ärmliche Behausung stieg, so ist dieses Gefühl doch erklärlich, wie denn überhaupt Leute von wenig oder mangelhafter Bildung so gern geneigt sind, Vergleiche mit der Lage ihrer Nebenmenschen anzustellen und sich durch den Unterschied unglücklich zu fühlen.

Wenn auch also die Großmutter zur Begrüßung des Doktors nicht aufstand, so sah man doch an der Art und Weise, wie sie ihm zunickte und die Hand gegen ihn bewegte, daß Beide recht gut mit einander bekannt waren. Der Armenarzt lächelte freundlich, als er die Schwelle des Zimmers übertreten hatte, neigte den Kopf ein wenig auf die linke Seite, wobei er die alte Frau forschend durch seine Brille ansah und sagte im fröhlichsten Tone von der Welt: „Sie werden mir zugeben, Frau Großmutter, daß ich kein Narr zu nennen bin, wenn ich heute wieder seufzend mein Bedauern ausspreche, daß wir Beide uns nicht früher kennen gelernt haben. — Na, das Paar! — Item, Frau Brenner" — wandte er sich an die Frau des Jägers — „Sie würden sich Ihres zweiten Papa's auch nicht zu schämen gehabt haben; denn das werden Sie mir zugeben, wenn bei mir eine Doktorin wäre, die mein Aeußeres pflegte und aufputzte, so sollten Sie Ihr blaues Wunder sehen. Item, es ist jammerschade."

Ueber die Züge der alten Frau fuhr bei diesen Worten ein kurzes Lächeln, und sie gab dem Doktor zur Antwort: „Es ist von einem

Ärzte recht schön, wenn er seine Kranken mit kleinen Späßchen zu unterhalten weiß, und darin sind Sie Meister, Herr Doktor, das muß man Ihnen lassen."

„Ja, wenn es nur ein Spaß wäre," erwiderte komisch seufzend der Armenarzt; „aber, — item, sprechen wir von etwas Anderem! Doch werden Sie vorher mir noch erlauben, zu bemerken, daß ich wahrhaftig nicht immer spaßhaft aufgelegt bin. Es gibt Leute genug, die mich zu ärgern verstehen, und in dem Falle kann ich sehr unangenehm werden."

Bei diesen Worten war er an den Stuhl der alten Frau gelangt und bot ihr seine Hand, indem er hinzufügte: „Nun, wie geht's denn eigentlich, Frau Großmutter?"

„So gut wie möglich. Aber kommen Sie in der That nur hieher, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen?" sagte die alte Frau, indem sie ihn forschend ansah.

Der Doktor hustete leise hinter der vorgehaltenen Hand, schielte nach der Frau des Jägers hinüber und versetzte alsdann: „Großmutter, Großmutter! ich glaube, Sie sehen einem an, was man denkt. Doch werden Sie mir zugeben, daß — zu wissen, wie Sie sich befinden, für mich immer eine Hauptsache ist. Daneben habe ich Ihnen freilich noch etwas vorzutragen, item, Ihren Rath zu hören."

Die Großmutter blickte ihre Tochter an, worauf diese sogleich einen Stuhl herbeiholte, und während sich der Doktor niederließ, die Brille etwas fester an die Augen schob und dem Stocke mit dem silbernen Knopfe seinen gewöhnlichen Platz zwischen den Knieen anwies, zog die Frau ein feines Taschentuch hervor, fuhr leicht über ihr Gesicht und richtete dann die großen, klaren Augen auf den Armenarzt.

„Es handelt sich um den Gottschalk," sagte dieser; „und da ich weiß, daß sie die langen Berichte nicht lieben, so will ich mich kurz fassen. Der Gottschalk war also gestern Abend hier. Er hat sich ein bischen verspätet, und als er an die Hausthür seines Meisters kam, war diese verschlossen; er hatte aber nicht den Muth anzuklopfen."

„Und es regnete ſo arg!“ ſetzte Frau Brenner mit leiſer Stimme hinzu.

„Ja, es regnete ſtark,“ fuhr der Armenarzt fort; „item, der dumme Bube — dumm war er, das werden Sie mir zugeben, denn ſonſt hätte er tüchtig angeklopft — blieb im Regen ſtehen, was weiß ich, wie lange! item, vielleicht eine Stunde, anderthalb Stunden.“

Während die Großmutter ihre klaren Augen fortwährend ruhig auf den Erzähler richtete und ſich kein Zug in ihrem marmorbleichen Geſichte bewegte, ſeufzte Frau Brenner tief auf, ihre Augen zwinkerten, und ihre blaſſen, dünnen Lippen zitterten eigenthümlich. Es muß für ein Mutterherz ein gar trauriges Gefühl ſein, zu wiſſen, daß ihr Kind, nothdürftig bekleidet, bei Nacht und Regen ſtundenlang auf der Straße ſtehen mußte, und es fühlt das mit, als wenn es in demſelben Augenblicke erſt geſchähe. Es hört den Wind ſauſen und ſieht den Regen niederſtrömen. Es fühlt den einzelnen Tropfen, wie er ſich langſam durch das fadenſcheinige Röckchen durchdrängt und kältend den zarten, kleinen Körper berührt, den ſie an ihrem Buſen ſo oft gewärmt, die kleinen Schultern, Bruſt und Rücken, die ſie mit Tauſenden von Küſſen bedeckt. Sie ſieht ihn frieren, den armen kleinen Buben, und wenn ſie das bedenkt, ſo möchte ihr Herz brechen, daß ſie nicht in der Nähe war, um für ihn Regen und Wind auszuhalten. Jetzt aber hilft all ihr Denken nicht mehr, ſelbſt nicht einmal die zwei großen Thränen, die langſam über ihr bleiches Geſicht hinabrollen.

Die Großmutter ſieht dieſe Thränen, doch ſchüttelt ſie leicht mit dem Kopfe, und ihre Tochter bemüht ſich, heiter auszuſehen, beſonders da ſie den Doktor haſtig fragen muß: „Und nachher? — Und nachher?“

„Ruhig, ruhig, Frau Brenner!“ entgegnete der Armenarzt, wobei er ſeinen Zeigefinger in die Höhe hob; „laſſen Sie mir Ihre Alteration ſein, Sie werden mir doch zugeben, daß ich nicht mit einem ſo vergnügten Geſicht vor Sie hintreten würde, wenn dem Buben irgend ein Unglück geſchehen wäre.“

„Herr Gott im Himmel, habe Dank!“ dachte die Frau.

„Item, es ist kein Unglück geschehen, — item, er hat die Nacht nicht auf der Straße zugebracht, wie Sie wohl glauben mögen; ich habe ihn heute Morgen schon gesehen, und es geht ihm gut.“

„Aber etwas Außergewöhnliches ist doch vorgefallen?“ fragte die Großmutter.

„Allerdings; indessen bei aller Kälte und Nässe, die der arme Bube ausstehen mußte, doch etwas Lustiges, etwas ganz Lustiges. Es mochte also bald Elf geworden sein, Gottschalk stand noch immer auf der Straße; da kommt zufällig ein Bekannter von mir vorbei, ich kann Sie versichern, ein braver Mann. Sie kennen ihn nicht, Frau Großmutter, item, wohnt mit mir in Einem Hause, kommt also vorbei und sieht einen kleinen Buben in Regen und Wind vor dem Fenster stehen; und, daß ich's nicht vergesse, in dem wichtigen Augenblicke, wo sich der Gottschalk ein Herz gefaßt hat, wo er an die Fensterscheiben geklopft und wo Meister Schwörer, aber erst auf Zureden seiner Frau, die nicht so übel ist, gerade den Hausschlüssel hinauswerfen will. — Nun werden Sie mir aber zugeben, wenn man Nachts so einen kleinen Mann allein auf der Straße stehen sieht, da hält man an und erkundigt sich nach dem Warum — so that denn auch mein Freund. Es ist das eine lange Gestalt mit einem bleichen und hageren Gesichte. Sein Mantel hatte ein blutrothes Futter, was weiß ich! Item, ich will zugeben, er sieht bei Nacht etwas unheimlich aus. Also, — während der Schneider den Schlüssel hinauswerfen will, sagte er zu Gottschalk, er sei ein gottloser Bube, und der Teufel werde ihn gewiß einmal holen. — Da auf einmal steht die lange Gestalt vor dem Fenster, — aber ich bitte Sie, Frau Brenner,“ unterbrach sich der Arzt, „sehen Sie doch nicht so entsetzlich alterirt aus, sonst kann ich unmöglich weiter erzählen.“

„Aber es ist mein Kind!“

„Und, lieber Herr Doktor?“ fragte die alte Frau mit ihrem ruhigen Blicke.

„Nun, Sie werden mir zugeben," fuhr der Arzt luſtig fort, „daß der Schneidermeiſter, dem der Kopf voller Dummheiten der Art ſteckt, des feſten Glaubens iſt, der Teufel ſei wirklich erſchienen und habe den Buben geholt."

Bei dieſen Worten zuckte die Mutter ſchmerzlich zuſammen; doch faßte ſie ſich gewaltſam und fragte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „Und Ihr Bekannter, jener Fremde?"

„Daß der empört war über des Schneiders Hartherzigkeit, brauche ich Ihnen eigentlich nicht zu ſagen. Item, er nahm den Knaben nach Hauſe, hat ihn auf eine rührende Art verpflegt, — ja, Frau Brenner, auf eine rührende Art, und nun iſt er wohlbehalten und wohlverſorgt, wie ich Ihnen ſchon ſagte, in dem Hauſe, wo auch ich wohne."

Die Großmutter hatte dieſer Erzählung ſchweigend zugehört, und als der Doktor geendigt, ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe: „Nun, was denken Sie?"

„Was ich denke?" erwiderte der Armenarzt, während er ſeinen Kopf in die Höhe hob und ſeine Brillengläſer im Lichte glänzen ließ. „Sie werden mir erlauben, zu denken, daß man den kleinen Buben nicht mehr zu Meiſter Schwörer zurückgehen läßt."

Frau Brenner hatte ihre Hände gefaltet und nickte mit dem Kopfe.

„Der Gottſchalk hat einen aufgeweckten Kopf; ſchreiben und rechnen kann er wie ein Alter; und, Frau Großmutter, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ihn ſehr wohl leiden kann, ſo werden Sie mir zugeben, daß das auch etwas iſt, obgleich ich weder reich noch vornehm bin. — Item, man ſucht eine paſſende Beſchäftigung für ihn, und über dieſen Vorſchlag wollte ich Ihre Meinung hören."

„Aber mein Mann?" fragte beſorgt die Frau des Jägers.

Der Doktor machte eine leichte Bewegung mit der Hand gegen die alte Frau, wobei er verſetzte: „Das muß ſchon die Frau Großmutter ſo freundlich ſein, über ſich zu nehmen. Iſt ſie doch die Ein-

zige," setzte er achselzuckend hinzu, „die mit dem Herrn Brenner gehörig fertig wird. Nicht wahr, Frau Großmutter?"

„Ich kann wohl sagen, er respektirt mich," antwortete die alte Frau mit ihrem unbeweglichen Gesichte.

„Hat auch seine Ursachen, hat wahrhaftig seine Ursachen," versicherte der Armenarzt. „Item, man muß ihm Alles sagen; vor allen Dingen, daß der Schneider steif und fest glaubt, der Teufel habe den Buben — habe sich ins Spiel gemischt," verbesserte er sich, als er bemerkte, wie Frau Brenner ihre Lippen zusammenpreßte. „Aber er darf Niemandem sagen, wo der Knabe ist, und Sie auch nicht, das muß ich mir ausbitten. Heute oder morgen muß Meister Schwörer hieher kommen, er muß das Verschwinden Gottschalks anzeigen, und das gibt einen kolossalen Spaß. Sie werden mir erlauben, daß ich mich wie ein Kind darauf freue." — Er rieb sich vergnügt die Hände. „Habe ich Recht oder Unrecht?" fragte er alsdann.

Der Mutter des Knaben mochte diese Geschichte nicht ganz behagen; sie schaute fragend auf die alte Frau, die mit ihren glänzenden Augen in weite, weite Fernen zu blicken schien und mit der Hand leicht über ihre Stirne fuhr.

„Meint Ihr nicht, Mutter?" fragte schüchtern Frau Brenner.

„Bst! bst!" sagte der Doktor mit einer abwehrenden Handbewegung, „die Frau Großmutter denkt nach und wird schon das Richtige finden."

Darauf stützte er das Kinn auf den Stockknopf, blickte an die Decke empor, blinzelte mit den Augen und machte mit dem gespitzten Munde Bewegungen, als pfeife er irgend eine unhörbare Melodie. Nach einem längeren Stillschweigen hustete die Großmutter leise, fuhr mit dem Taschentuche abermals über ihr Gesicht und sagte dann mit einem kleinen, kleinen Lächeln: „Herr Doktor, ich habe Sie zu gern, um Ihnen den Spaß zu verderben, denn ich sehe Ihnen an, daß Sie viel Werth darauf legen. Thun wir also so, wie Sie wünschen. — Wenn dein Mann nach Hause kommt," wandte sie sich an ihre Tochter,

„ſo ſchicke ihn zu mir, ich werde ihm die Sache auseinander ſetzen, und dann kann er mit ſeinem früheren Freunde, dem Meiſter Schwörer, machen, was ihm gut dünkt.“

„Bravo! bravo!“ jubelte der Arzt. „Und Herr Brenner iſt der Mann, den Schneider tüchtig zwiſchen die Zange zu nehmen. — Verdient es auch, daß er ein bischen gekniffen wird. Das iſt eine troſtloſe Wirthſchaft in dem Hauſe. Mich dauern nur Weib und Kinder.“

„Er gehört zu den ſogenannten Frommen?“ fragte die Großmutter.

„O ja,“ ſeufzte der Doktor, indem er auf eine wahrhaft komiſche Art die Augen verdrehte. „Zu denen, die immer eine halbe Elle Tuch mehr brauchen, als jeder andere ehrliche Schneidermeiſter, und die mit der glühenden Nadel nähen, ſo daß alle Nähte ſchon nach vier Wochen aus einander platzen. — Aber jetzt muß ich mich ſchleunigſt entfernen,“ ſetzte er hinzu, indem er aufſtand. „Habe heut Morgen ſchon ein paar koſtbare Stunden verplaudert, Frau Großmutter, halten Sie mich in gutem Andenken. Einen der nächſten Abende werde ich wieder kommen und eine Partie Piquet mit Ihnen ſpielen, item, der Frau Großmutter das Geld abgewinnen.“

Die alte Frau lächelte ein klein wenig, worauf Doktor Flecker luſtig rief: „Nun, das werden Sie mir aber doch wohl zugeben, und gnädigſt erlauben, daß ich mein Geld nicht verliere; item, unter einer Quint und vierzehn Aß werde ich es ſchon gar nicht thun. — Adieu, adieu!“

Frau Brenner begleitete den Armenarzt auf den Gang hinaus; doch war dieſer nicht der Mann, trotz der vorgeſchützten Eile ſich ſo ſchleunig zu entfernen. Zuerſt blickte er nach dem Palmarum, der mitſammt ſeinem zweibeinigen Pferde aus dem Zimmer verſchwunden war, und als er ihn auch draußen auf dem Corridor nicht ſah, ſchien die halb angelehnte Küchenthür, durch welche dichte Waſſerdämpfe herausqualmten, auf den Armenarzt eine beſondere Anziehungskraft auszuüben.

„Da wüthet gewiß Judica," ſagte er. „Ich muß einen Augenblick nach Judica ſehen."

„Dort in der Küche ſieht es aber gerade nicht ſchön aus," meinte Frau Brenner.

„Nun alſo, dann iſt es meine Pflicht, nach ihr zu ſehen."

Und ehe er dieſen Satz noch ganz vollendet hatte, war er ſchon an der Küchenthür und öffnete ſie weit. Hinter derſelben befand ſich ein geräumiges und ſehr räucheriges Lokal mit einem großen Herde und einem ſchwarzen Kaminſchoß darüber, den man, ſowie ein paar Schüſſeln und Teller, die auf dem Rande deſſelben ſtanden, nur in unſicheren Umriſſen durch den qualmenden Waſſerdampf hindurch bemerkte. Dieſer Waſſerdampf ſtieg aus einer großen Holzbütte auf, an welcher ein junges Mädchen ſtand, die man auch nur wie eine Nebelgeſtalt ſah.

„Teufel, da wird ſtark gewaſchen!" ſagte der Doktor, der auf der Schwelle ſtehen blieb. Und Frau Brenner rief in die Küche hinein: „Margaretha, komm einen Augenblick heraus!" worauf das Mädchen hinter der Waſchbütte vor und auf den Gang trat. Hinter ihr, ſich mit der Hand an ihrem Rocke haltend, kam Palmarum, der die Abweſenheit der Mutter benutzt hatte, um einen Beſuch in der Küche zu machen und ſich dort auf ſeine Art nützlich zu beſchäftigen.

Als der Armenarzt freundlich näher trat und der jungen Wäſcherin ſeine Hand entgegen ſtreckte, wich dieſe lächelnd zurück, wobei ſie auf ihre Arme und Hände wies, die mit dickem Seifenſchaum bedeckt waren. Trotzdem aber, ſowie auch ungeachtet ihres ärmlichen Anzuges, mußte man dieſes Mädchen mit Intereſſe betrachten. Sie war vielleicht ſiebenzehn Jahre alt, hoch, ſchlank, untadelhaft gewachſen, und dazu hatte die Enkelin der Frau Großmutter auf eine ſo merkwürdige Art deren ſchönes Geſicht geerbt, namentlich die großen ſtrahlenden Augen, daß man hätte glauben ſollen, man ſähe die alte Frau ſelbſt, befreit von

einigen vierzig Jahren, die mit Kummer und Entbehrungen aller Art ihre Züge verhärtet und mit jener so auffallenden krankhaften Bläſſe bedeckt hatten.

Margaretha war eine prächtige Erſcheinung, und wie ſie ſo vor dem kleinen Doktor ſtand, drückte dieſer mit ausgeſprochenem Wohlbehagen ſeine Brille feſter an die Augen und blinzelte vergnügt nach dem ſchönen Mädchen hin.

„Du hätteſt mich nicht rufen ſollen, Mutter," ſagte ſie mit einer ſo ſanften Stimme, daß ſie faſt nicht im Einklange ſtand mit der imponirenden Haltung und dem ausdrucksvollen Kopfe. „Ich muß mich ja ſchämen, wenn mich der Herr Doktor ſo ſieht."

„Poſſen, Poſſen!" verſetzte dieſer. „Sie werden mir zugeben, liebe Judica — Margaretha wollt' ich ſagen," verbeſſerte er ſeine Anſprache auf einen Blick aus ihren großen Augen — „Sie werden mir alſo zugeben, daß ein Arzt alle möglichen Toiletten ſehen darf — ſehen muß. Item, es war mir rein unmöglich, das Haus zu verlaſſen, ohne nach Ihnen geſehen zu haben. — Es geht Ihnen gut?"

„Ich danke, Herr Doktor," ſprach Margaretha; mir fehlt nichts, und ich bin zufrieden."

„Das iſt ein Glück, liebes Kind, das iſt ein großes Glück! Wer in unſerer Stellung kann das von ſich ſagen? — Zufrieden! Ja, wenn man zufrieden iſt, da iſt man auch bedingungsweiſe glücklich. Und die Wäſche geht gut von der Hand?"

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe.

„Nun, dann bin ich für jetzt auch zufrieden," ſagte der gute kleine Armenarzt, wobei er trotz des Widerſtrebens von Seiten Margarethens eine ihrer Hände ergriff und ſie ſo herzlich ſchüttelte, daß der Seifenſchaum in weißen Flocken umher flog und er ſein Taſchentuch hervor zog, um ſich abzutrocknen. „Aber jetzt habe ich alle Zeit, fortzukommen," rief er dann. „Behüt euch Gott mit einander!"

Damit war er ſchon an der Treppe und hüpfte hinab.

Margaretha blieb noch einen Augenblick ſtehen, da ihr die Mutter

XXI.

Comptoirist und Hülfsarbeiter.

Der Doktor und ich wurden nicht zusammen einlogirt. Er bekam eine Kammer neben dem unverheiratheten Sohne Franz, und mir wurde ein allerliebstes Zimmerchen bei denen der alten Müllerin angewiesen. Es war sehr heimlich und traulich dort. Die Mühle lag nicht auf dem tiefsten Grunde des Thales und vor meinen Fenstern ging es noch ungefähr hundert Schuh weiter hinab, links von mir war das Mühlwehr und wenn ich die Hand zum Fenster hinaus streckte, wurde sie vom sprühenden Wasser benetzt. Unter meinem Fenster floß das gebrauchte Wasser schon viel ruhiger in einem Holzcanale weiter und stürzte erst rechts vom Hause durch eine steinige Schlucht in die Tiefe des Thales hinab.

Als Alles schon zur Ruhe war, lag ich noch lange im Fenster und erfreute mich an der schweigenden Nacht, die um mich herrschte. Das Werk wurde gesperrt, das

etwas ſagte, bevor dieſe in die Stube zurückkehrte; dann ging auch ſie wieder an ihre Arbeit, gefolgt von dem kleinen Palmarum, der mit der rechten Hand ihren Rock feſthielt, während er in der linken eine kleine Blechſchale voll Waſſer trug, worin das zweibeinige hölzerne Pferd lag.

Sechstes Kapitel.

Nadelstiche.

Wenn du ein Mann bist, geliebter Leser — und in diesem Falle ist die Einleitung zu vorliegendem Kapitel absonderlich für dich geschrieben — so hast du gewiß in deinem Leben schon Gelegenheit genug gehabt, Widerwärtigkeiten aller Art zu ertragen, Kummer und Verdruß über dich ergehen zu lassen, und warst stark genug, dich den Schlägen des Schicksals muthvoll entgegenzustellen. Du hast Verluste erlitten, schwere, unersetzliche; sie haben dich erschüttert, aber nicht gebeugt. Du sahst dich fast erdrückt von Verhältnissen, die feindlich auf dich einstürmten; du hattest die Kraft, sie einzeln zu beseitigen, dich aus einem gefahrvollen Labyrinthe zu befreien. Dein Muth stählte sich an den Hindernissen, die dir in diesem Leben entgegentraten, deine Energie wurde scharf wie ein Rasirmesser, und wenn dich Jemand über den Löffel barbieren wollte, so kamst du ihm zuvor, und er verließ dich mit langer Nase und sehr glattem Kinn.

Ja, geneigter Leser, wer halbwegs ein Mann ist in der schönen Bedeutung des Wortes, wem ein frisches und kräftiges Herz in der Brust schlägt, der läßt sich nicht leicht niederbeugen von dem, was wir Schläge des Schicksals nennen. Er gleicht einem Bogen von sehr gutem Stahle, der freilich jetzt der Gewalt nachgebend, sich zusammen-

drücken läßt, um aber gleich darauf kräftig aus einander ſchnellend, den ſcharfen Pfeil in das Herz ſeiner Feinde zu ſchleudern. Mag ſich ſein Himmel noch ſo finſter überziehen, er wartet getroſt auf gutes Wetter; mag er augenblicklich unterliegen, er wird ſich wieder aufrichten, um mit neuem Muthe ſeine Bahn zu wandeln.

So iſt ein kräftiges Gemüth bei den großen Widerwärtigkeiten des Lebens. Aber wie das edle Roß, den Sporn nicht achtend, über Gräben und Hecken hinwegfliegt und alle großen Hinderniſſe, die ihm entgegentreten, überſetzt oder durchbricht, und dagegen nicht im Stande iſt, die Stiche blutdürſtiger Inſekten zu ertragen, ſondern fort und fort wieder ſie ſchlagend und beißend ſich abmüht und abplagt, bis es endlich ermattet zuſammenſinkt, was ihm ſelbſt nie geſchah nach Beendigung der längſten und hindernißvollſten Bahn: ſo ſind es auch für uns, geneigter Leſer, nicht die gewaltigen Schläge des Schickſals, die uns darniederwerfen, ſondern die kleinen, feinen Nadelſtiche, die uns nach und nach mürbe machen.

Nadelſtiche in dieſer Bedeutung ſind die kleinen, an ſich wenig ſagenden Ereigniſſe, die, im Einzelnen wohl erträglich, dagegen ſich immerwährend folgend zu einer Kette bitterer Qual werden. Dieſe Nadelſtiche entſtehen oft aus den geringfügigſten und lächerlichſten Urſachen, ſind aber im Stande, ein Leben zu vergiften. Leider kann man dieſe Nadelſtiche nicht in ein Syſtem bringen; ſie ſind rein individuell; ſie ſpringen hervor aus den Worten, ja, Mienen deines Nächſten; ſie treffen dich aus heiterer Luft, ſie kommen aus dem Kiſſen, auf dem du ſitzeſt; ſie ſind für dich Unglücklichen verborgen in Waſſer, Feuer und Erde, kurz, in allen Elementen; ſie lauern unter einem unerwiderten Gruße, ſie ſtecken in einem zur Unzeit abgeriſſenen Hoſenknopfe, ſie machen ſich fühlbar in engen Stiefeln, in einem plötzlichen Regenwetter, wenn du ohne Parapluie ausgehſt, in einem Kothſpritzer, wenn du, um einen Wagen zu erſparen, in lakirten Stiefeln zu Fuß zu einem Balle oder Diner gehſt. Für den, der für dieſe Plagen inclinirt, ſind ſie miasmatiſch; ſie verfolgen ihn wie die Bremſen das arme Pferd,

und wenn er ſelbſt einmal einen ganzen Tag Ruhe gehabt hätte, ſo haben ſie ſich beim Zubettegehen vielleicht unter ſein Lager verſteckt, deſſen Bretter auseinander brechen und ihn unfreiwillig auf den Boden niederlegen, oder ſie dringen aus ſeinem Kopfkiſſen hervor und überfallen ihn in Geſtalt aufgeregter Nerven und laſſen ihn während der ganzen Nacht keine Viertelſtunde die heißerſehnte Ruhe finden.

Aber wie es in dem Sprichwort heißt: Bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden, oder wie der Dichter ſagt:

Der See kann ſich, der Landvogt nicht erbarmen —

ſo ſind die uns vom Schickſal und von den Verhältniſſen geſpendeten Nadelſtiche nicht ſo tief treffend und ſchmerzhaft, als die, womit uns liebe Angehörige fortwährend bewirthen.

Ein trüber Tag, wenn rings am Himmel Regenwolken drohen und ein ſcharfer Wind durch die Straßen ſauſt, iſt nicht ſo geeignet, beim Aufſtehen einen gleich frohen Muth zu verleihen, als wenn draußen vom klaren blauen Himmel die Sonne herab ſcheint, die ganze Welt freundlich küßt und mit einem ſo lieben Gruße erweckt, daß man nothgedrungen ebenſo antworten und mit einem heiteren Geſichte in den jungen lachenden Tag hinein blicken muß.

Es iſt alſo ein ziemlich bewölkter Himmel, die Straßen ſind naß und ſchmutzig vom geſtrigen Regenwetter, und der Rechtsconſulent Plager ſteht vor einem kleinen Handſpiegel, den er an dem Fenſter aufgehängt, eben im Begriffe, eine ſchwarze Halsbinde anzulegen. Er hat die beiden Enden derſelben erfaßt, zieht ſie rechts und links von ſich ab und ſcheint nicht dazu kommen zu können, den gewöhnlichen künſtlichen Knoten zu machen. Auch blickt er neben dem Spiegel vorbei in den grauen Tag, und wenn man ſeine finſtere, verdrießliche Miene betrachtet, die vorgeſchobene Unterlippe und die zuſammengezogenen Augenbrauen unter den tiefen Stirnrunzeln, ſo könnte man auf die erſchreckliche Vermuthung kommen, der Rechtsconſulent habe

gar nicht im Sinn, ſeine Halsbinde zu knüpfen, ſondern er mache, an den beiden Enden ziehend, einen gelinden Selbſtmordverſuch.

Doch iſt nach ein paar Sekunden die gefahrvolle Kriſis überſtanden. Der Rechtsconſulent ſpitzt ſeinen Mund, blickt ſeufzend in den Spiegel, und gleich darauf iſt einer der zierlichſten Halstuchknoten fertig, welche man nur ſehen kann. Das Zimmer, in dem ſich der Rechtsconſulent befindet, iſt hoch, geräumig, ſanft erwärmt, und die Möbel in demſelben zeugen von Wohlhabenheit. Es iſt ein Schlafzimmer, das beweist das Bett in der erſten Ecke, und da in der linken Ecke noch ein anderes Bett ſteht, von ſeinem Beſitzer augenſcheinlich erſt vor Kurzem verlaſſen, ſo kommen wir auf die Vermuthung, daß auch eine Rechtsconſulentin vorräthig iſt, und dieſe Vermuthung wird zur Wahrſcheinlichkeit, da wir auf dem Fußboden vor dem zweiten Bette allerlei weibliche Kleidungsſtücke — leider müſſen wir ſagen, etwas unordentlich zerſtreut — umherliegen ſehen.

Ja, es exiſtirt eine Frau Rechtsconſulentin; wir hören ſie aus dem Nebenzimmer mit lautem Lachen einigen Kinderſtimmen antworten, die mit ſehr vielem Geſchrei ihre kleinen Bedürfniſſe anzeigen. Der Rechtsconſulent hat indeſſen ſeine Toilette ſo weit hergeſtellt, daß er ſie vermittelſt einer Haarbürſte vollenden kann. Doch ſucht er dieſes Inſtrument lange vergeblich auf ſeinem Toilettentiſche und ſonſt in ſeiner Stube herum, und als er es endlich unter einem Unterrocke findet, umdüſtert ſich ſeine Stirn wieder gewaltig, indem er bemerkt, daß die Haarbürſte zum Abputzen von Stiefeln benutzt worden war. Nachdem er ſie ſorgfältig gereinigt, vertheilt er ſein etwas dünnes Haar ſo kunſtreich auf dem Kopfe, daß nirgends eine allzuſtarke Blöße ſichtbar bleibt. Dann nimmt er den Spiegel von dem Fenſter weg, öffnet die Flügel deſſelben und ſchaut einen Augenblick auf die Straße hinab, ehe er ſich zum Frühſtücke ins Nebenzimmer begibt, wobei er jedoch nicht vergißt, die entweihte Haarbürſte unter dem Arme mit ſich zu nehmen. Daß er zu gleicher Zeit über Damenſtiefel, Strümpfe und

sonstige umherliegende Kleidungsstücke wegsteigen muß, dient auch keineswegs dazu, seinen üblen Humor zu zerstreuen.

Besser wäre es übrigens gewesen, der Rechtsconsulent hätte noch etwas länger zum Fenster hinausgeschaut; denn das Nebenzimmer, wo sich die Familie zum Kaffee zu versammeln pflegte, war noch von einem Chaos beherrscht, das die Freuden eines behaglichen Frühstücks gerade nicht erhöhte. Auf einem großen runden Tische befanden sich Tassen, Kannen, Gläser, auch Brod und silberne Löffelchen; doch schien alles das Platz genommen zu haben, wo es der Zufall eben hingeworfen. Dabei hatten sich diese Gegenstände scheu auf eine Seite des Tisches zurückgezogen, während an der andern zwei Kopfkissen lagen, auf welchen die beiden Kinder des Rechtsconsulenten, ein Knabe und ein Mädchen von fünf bis sechs Jahren, noch sehr im Negligé saßen. Während die Rechtsconsulentin beschäftigt war, den einen Fuß des Mädchens mit einem Strumpfe zu bekleiden, versuchte eine ältere Frau, deren Bekanntschaft wir später ebenfalls machen werden, dem Kinde an dem andern Fuß den Schuh anzuziehen und das Band an demselben zu knüpfen, was ihr erst nach einigen Schwierigkeiten gelang, da dasselbe gestern Abend beim Ausziehen abgerissen war und jetzt wieder zusammengeknüpft werden mußte. Dem Knaben widmete sich die Magd des Hauses und bearbeitete sein Gesicht mit einem großen Schwamme; doch mußte sie dabei viel Kunst und Ausdauer anwenden, denn der Kleine fuhr schreiend mit dem Kopfe nach allen Seiten, was zur Folge hatte, daß die Wassertropfen aus dem Schwamme und vom Gesichte weit umher, auf Kaffee, Milch und Brod spritzten.

Als der Rechtsconsulent ins Zimmer trat, blieb er wie erstaunt stehen und räusperte sich laut. Dann zuckte er die Achseln und sagte: „Aber, liebes Kind, wie oft soll ich dir es wiederholen, daß es denn doch beim Himmel nicht passend ist, die Kleinen auf dem Frühstückstische anzuziehen! Abgesehen davon, daß in ihrem Schlafzimmer vollkommen Platz dazu ist, finde ich es sehr unappetitlich, mit Seife und Waschwasser neben Butter und Brod zu verkehren.“

„Du weißt aber auch, daß das ſelten geſchieht,“ entgegnete die Rechtsconſulentin, ohne aufzublicken. „Gott! man kann nicht immer, wie man will. Babette hat im Schlafzimmer aufgeräumt, weil dort gleich geputzt werden ſoll.“

„Das hätte man vorher thun können,“ meinte der Rechtsconſulent. „Ich bemerkte Dir nur, das Eßzimmer ſei kein paſſender Ort zum Anziehen.“

„Es geſchieht ja auch nie im Eßzimmer,“ entgegnete die Frau in etwas gereiztem Tone.

„Nie?“ fragte der Rechtsconſulent mit einem ſeltſamen Lächeln.

„Nie,“ erwiderte beſtimmt die Frau; worauf die ältere Dame, die noch immer an dem Schuh knüpfte, hinzuſetzte: „Nein, Herr Schwiegerſohn. Man zieht die Kinder nie im Eßzimmer an.“

Der Rechtsconſulent blickte duldend gen Himmel und murmelte, wie zu ſich ſelber ſprechend: „Alſo was ich mit meinen Augen ſehe, iſt nicht geſchehen!“

„Und wenn es wirklich einmal geſchehen wäre,“ fuhr die Schwiegermutter fort, „ſo ſind es ja Ihre Kinder, und da kann von unappetitlich doch keine Rede ſein.“

„Ja, Mama,“ ſetzte die Frau hinzu, „wenn man aber ſeine Kinder nicht beſonders lieb hat, ſo findet man natürlicher Weiſe an den Würmern alles unappetitlich.“

„Das habe ich aber durchaus nicht geſagt, daß meine Kinder unappetitlich ſeien,“ erwiderte der Rechtsconſulent mit ſehr finſterem Blicke und indem er die Haarbürſte wie einen Dolch faßte.

„Geſagt nicht, aber gedacht,“ fuhr die Schwiegermutter fort, während ſie ſich erhob und dem kleinen Mädchen einen ſchmatzenden Kuß auf den Mund gab, wonach ſie ſagte: „Du armes Kind! wir mögen Dich recht ſehr, wenn dich auch dein Vater nicht leiden kann.“

Wieder blickte der Rechtsconſulent gen Himmel und begann nach Luft zu ſchnappen, wie ein Fiſch auf dem Sande. Darauf erhob er

drohend die Haarbürste und schien in Betreff derselben eine furchtbare Anklage formuliren zu wollen. Doch besann er sich eines Besseren und sprach mit ziemlich sanfter Stimme: „Ich habe bitten wollen, künftig meine Haarbürste nicht mehr zum Schuhabputzen zu gebrauchen."

„Die Haarbürste zum Schuhabputzen!" rief Madame Plager scheinbar mit großem Erstaunen; doch war dieses Erstaunen offenbar etwas erkünstelt. — „Babette, weiß Sie was davon?"

Babette blickte in die Höhe und schüttelte den Kopf ebenfalls mit größter Verwunderung, daß es überhaupt nur möglich sei, eine Haarbürste zu etwas Anderem zu benutzen, als die Haare damit zu bürsten, wobei sie aussah wie ein Bild der Unschuld. Die Schwiegermutter aber zuckte mit den Achseln und sagte halblaut zu ihrer Tochter: „Laß es gut sein, Emilie. Er hat wieder einmal seinen schlimmen Tag!" Worauf Beide auffallend seufzend wieder an ihre gemeinschaftliche Arbeit gingen, das kleine Mädchen anzuziehen, mit welchem Geschäfte sie denn auch nach einiger Zeit glücklich zu Stande kamen.

Nicht so gut gelang es der Babette, mit dem kleinen Schreihals fertig zu werden, der sich in den Kopf gesetzt hatte, ein gewisses Paar Beinkleider, schöne vortreffliche Höschen, durchaus nicht anziehen zu wollen.

„Aber, Fritzchen," sagte schmeichelnd die Magd, „das sind ja dieselben Höschen, die du so gern anhast. Siehst du, mit Herrentaschen! Darin kannst du deine Pfennige und deine Bretzeln aufheben."

„Ich will die anderen Hosen!" heulte Fritzchen.

„Aber die anderen Höschen sind noch von gestern naß und haben auch keine Herrentaschen," schmeichelte Babette. Dann setzte sie leiser hinzu, um den Spektakel zu Ende zu bringen: „Wenn du die Höschen anziehst, so schenkt dir die Mama einen Pfennig. Willst du?"

„Nein, ich mag nicht!" schrie sehr entschlossen der Sprößling des Herrn.

Dieser hatte sich nach der glänzend abgeschlagenen Haarbürsten-attaque finster und grollend nach Art der Schildkröten, so viel als möglich, in sich selbst zurückgezogen, d. h. er hatte das Kinn in die Halsbinde vergraben, die Schultern sehr in die Höhe gezogen und seine Hände unter die Schöße des Fracks gesteckt, zwischen denen aber die Haarbürste hervorragte, hin und her wedelnd im zornigen Auf- und Abschreiten des Rechtsconsulenten, wie der Schweif eines erzürnten Bullenbeißers. — Ueberhaupt nicht besonders rosenfarben gelaunt, hatte die kleine Scene mit Frau und Schwiegermutter seinen Ingrimm merkwürdig gesteigert, und als in diesem Augenblicke sein Stammhalter und Erbe das zweite bedeutungsvolle: „Ich mag nicht!" ertönen ließ, wandte sich der Rechtsconsulent so heftig auf dem linken Absatz herum, daß die Frackschöße hinausflogen und zu gleicher Zeit die Haarbürste, deren Griff er losgelassen, um beide Hände frei zu bekommen.

Er brauchte aber auch in diesem Augenblicke seine beiden Hände. Mit dem rechten Arme hob er Fritzchen in die Höhe, worauf er mit der linken Hand einen unnennbaren Theil von dessen kleinem Körper kräftig zu bearbeiten begann, dabei ausrufend: „Ei, du magst nicht, mein Sohn? — Ei, du magst nicht? Wirklich, du magst nicht?"

Wir würden in diesem Augenblick Fritzchen Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, sein Geschrei habe sich verstärkt bei dieser unzarten Behandlung; im Gegentheil, die so plötzlich entwickelte väterliche Autorität wirkte in jeder Beziehung niederschlagend. Fritzchen schluchzte nur noch, aber so stark, daß ihn, wie man zu sagen pflegt, der Bock stieß, und dabei wandte er seine mit Thränen bedeckten Wangen der Babette zu, die sprachlos vor Erstaunen da stand und auf deren Gesicht man deutlich die Entrüstung darüber las, daß der Vater gewagt, sein unartiges Söhnchen abzustrafen.

Das kleine Mädchen aber, welches sich hinter den Tisch geflüchtet hatte, nahm sich begreiflicher Weise ihres Bruders an und schrie, als

ob ſie am Spieße ſtecke: „Mama, Mama, Großmama! der Papa bringt Fritzchen um!“

Der Papa aber hatte nach geſchehener Züchtigung ſeinen Sprößling auf das Kiſſen niedergeſetzt, und da der Zorn bei ihm gewachſen war, ſo achtete er nicht die drohenden Blicke ſeiner Schwiegermutter, mit welchen dieſe würdige alte Dame eilig herbeikam, Fritzchen in ihre Arme nahm und abküßte, eben ſo wenig den vorwurfsvollen Ausruf ſeiner Frau: „Geht denn der ewige Spektakel und das Lärmen über uns unſchuldige Geſchöpfe ſchon wieder los?“ Er legte die Hände abermals auf dem Rücken zuſammen, dieſes Mal ohne Haarbürſte, und ſchritt im Zimmer heftig auf und ab, mit einigermaßen wilden Blicken, ungefähr wie die des Löwen, welcher Blut ſchmeckt.

Daß ſich Fritzchens ſtilles Weinen unter den Troſtesworten von Mama und Großmama zum lauten Geheul ſteigerte, braucht nicht bemerkt zu werden. Fritzchen war abſolut nicht zu beruhigen und gab ſich erſt dann zufrieden, als Großmama mit einem majeſtätiſchen Blick auf ihren Schwiegerſohn den Ausſpruch that, „daß die andern Höschen nicht anzuziehen ſeien, weil — weil — weil —“

„Sie inwendig zerriſſen wären,“ ſetzte Babette hinzu.

Umſonſt warf der Rechtsconſulent einen drohenden Blick hinüber. Was konnte er machen? Einer gegen Drei! und obendrein Ein Mann gegen drei Frauenzimmer! Er verbarg die Rechte unter ſeinem Frack auf der Bruſt, ſeufzte tief auf und verſchwand zu ſeiner eigenen Beruhigung im Nebenzimmer.

Mittlerweile erhielten Mutter, Tochter und Magd die Zeit, der Kinder Toilette zu beendigen. Waſchwaſſer, Schwämme und Kopfkiſſen wurden weggeräumt, die Taſſen und Kannen an ihren Platz gerückt, und dann wurde berathſchlagt, ob der Herr des Hauſes überhaupt zum Kaffee zu rufen ſei oder nicht, Großmama meinte, das Beſte ſei, ſein eigenes bischen vorher mit Ruhe zu genießen; denn wenn er ſich an den Tiſch ſetzte, ſo wollte ſie hundert gegen Eins wetten, daß das Gezänke augenblicklich wieder losginge.

Waſſer floß ruhiger und die Schlingpflanzen, die an den Wänden des Hauſes wuchſen und die ſonſt das ſprühende Waſſer auf und niederpeitſchte, ſchwammen jetzt auf dem kleinen ruhigen Strome, und zitterten freudig, daß das Waſſer ſie nicht mitnehmen konnte die Steinſchlucht hinab.

Am andern Tage ging in der Mühle Alles ſeinen gewohnten Gang; man bekümmerte ſich um uns ſo wenig, als ſeien wir ſchon Jahre lang da geweſen. Der Doktor ſetzte ſein Heilverfahren mit dem kranken Gaule fort, gab dem alten Müller auf kurze Fragen kurze Antworten, ſprach mit der Elsbeth über Erſatzmittel für den gewöhnlichen Dünger und erzählte den beiden Söhnen nach dem Abendeſſen, wenn ſie eine Pfeife zuſammen rauchten, eine Menge kurzweiliger Anekdoten aus ſeinem Studentenleben. Um die Müllerin und Sibylle bekümmerte er ſich gar nicht, und ließ mir vollkommene Freiheit, das zu machen, was ich wollte. Bekannt mit den Geſinnungen meines Vetters, verſuchte ich auch, mir Beſchäftigung zu machen; doch war ich kein Kind mehr, wie vor Jahren, das Unkrautausjäten fiel mir ſehr ſchwer, und wenn ich Sibyllen beim Anbinden der Pflanzen half, ſo trieben wir ſo viel Kindereien zuſammen, daß mehr verdorben als gut gemacht wurde.

Jeden Andern hätte der Vetter Chriſtoph am Ende ungehindert gehen laſſen, d. h. mit vollkommener Entziehung

„Daran wird es nicht fehlen," meinte ſeufzend und achſelzuckend die Tochter. Babette ſagte, „ſo ein Herr ſei ihr noch nicht vorgekommen," und das Töchterchen ſetzte hinzu: „Papa brummt immer." Auch wollte ſich die Letztere, nachdem der hohe Rath endlich beſchloſſen, der Rechtsconſulent ſei doch zum Kaffee zu rufen, durchaus nicht dazu verſtehen, dieſen Auftrag auszuführen, und wer weiß, ob Papa ſeinen Kaffee nicht ſpäter aufgewärmt erhalten hätte, wenn er nicht in dieſem Augenblicke von ſelber aus dem Schlafgemach ins Eßzimmer zurückgekommen wäre. Er hatte drinnen abermals zum Fenſter hinaus geſchaut, die friſche Morgenluft hatte ſeine heiße Stirn gekühlt, der Gedanke an den langen Tag, den er vor ſich hatte, an welchem er doch zu verſchiedenen Malen ſeine Wohnung betreten mußte, und wo es alsdann hart ſei, immer die gleichen trotzigen und verdrießlichen Geſichter zu ſehen, hatte ihn verſöhnlicher geſtimmt, ja, ihn wirklich ſo weit beruhigt, daß er mit einem gleichgültigen Geſichte beim Kaffee erſcheinen konnte, mit einem Geſichte, das ſich ſogar zu einem wohlwollenden Lächeln hätte verändern laſſen, wenn ſich eine paſſende Gelegenheit geboten haben würde.

Leider aber ſchien die Göttin der Zwietracht, Madame Eris, es heute Morgen auf das Haus des Rechtsconſulenten abgeſehen zu haben, und wenn ſie auch keinen goldenen Apfel ins Zimmer rollen ließ, ſo brachte ſie doch eine andere Kleinigkeit herbei, die den Familienzwiſt aufs Neue aufflammen machte. Der Kaffee war eingeſchenkt, und während Großmama ſtolz, unbeugſam, mit dem Geſicht einer Siegerin ihre Naſe erhob und um ſich ſchaute, hatte ſich die Tochter ſo weit beſänftigt, um ihren Mann zu fragen, ob er vielleicht eine gute Nacht gehabt. Dieſe Frage beruhigte ſeine aufgeregten Nerven augenſcheinlich, und er antwortete nicht nur: „O ja, recht ordentlich," ſondern fragte auch ſeinerſeits: „Wie haſt du geſchlafen?" wobei er ſogar hinzuſetzte: „mein Kind?"

So weit war alſo Alles in beſter Ordnung; es wurde Kaffee getrunken, Weißbrod eingetunkt, und wenn auch Louiſe zur Genug-

thuung der Großmama ihrem Vater halb den Rücken zukehrte, und Fritzchen sogar die Anspielung wagte, die Schläge, die er von Papa erhalten, thäten ihm gar nicht mehr weh, wenn auch Babette, ab- und zugehend, hinter dem Rücken des Rechtsconsulenten Zeichen des Erstaunens und der Geringschätzung mit der Großmutter wechselte, so schien doch das Frühstück ohne besonderen Unfall zu Ende gehen zu wollen.

Da geschah es, daß Herr Plager, dessen Kaffee in der Tasse auf die Neige ging, im Reste mit dem Löffel umherrührte, und dieses mehrere Male that, wobei sich auf seinem Gesichte ein forschender und erstaunender Ausdruck kund gab. Offenbar hatte sein Löffel etwas gefunden, das weder Kaffee, Milch noch Zucker war. Nach abermaligem Umherrühren fischte er dieses Etwas glücklich heraus und fand, daß es eine braune Masse war, deren Substanz er nicht augenblicklich zu erkennen vermochte.

„Was hast du denn?" fragte Madame Plager, die mit argwöhnischem Blicke zusah.

„Ich finde da etwas in meinem Kaffee," erwiderte der Rechtsconsulent, „was eigentlich nicht dahin gehört; doch kann das vielleicht vorkommen," setzte er mit außerordentlicher Sanftmuth hinzu, „und es sei fern von mir, Vorwürfe machen zu wollen."

„O Gott, er findet wieder etwas!" sagte halblaut die Großmama.

„Das werden Sie mir doch erlauben, Frau Schwiegermutter?" entgegnete der Hausherr. „Sieh doch zu, Emilie, was es sein kann. Man muß der Babette Sorgfalt und Reinlichkeit anempfehlen. Es ist etwas Zähes; fiel nur."

Madame Plager betrachtete das im Kaffeelöffel Dargebotene, und war schon im Begriff, es wegzunehmen, um alle Erörterungen abzuschneiden, als die Schwiegermutter entschieden sprach: „Darüber braucht man, weiß Gott, keinen Lärm zu machen. Es ist nichts als etwas Rahm von der Milch mit Kaffee."

„Von Lärmen iſt keine Rede, Frau Schwiegermutter,“ entgegnete, ſchon etwas gereizt, der Rechtsconſulent. „Daß es übrigens keine Milch und kein Kaffee iſt, darauf können Sie ſich verlaſſen.“

„Ich verlaſſe mich auf meine beiden Augen und auf ſonſt nichts,“ verſetzte die würdige alte Dame. „Sei ſo gut, Emilie, und ſieh nach, ob ich nicht Recht habe. — Rahm und Kaffee,“ ſetzte ſie mit dem entſchiedenſten Tone von der Welt hinzu.

Madame Plager zuckte mit den Achſeln und ſagte dann: „Es ſcheint mir in der That, Mama hat Recht.“

„Dieſesmal hat Mama nicht Recht,“ erwiderte beſtimmt der Rechtsconſulent. „Und um den Beweis zu führen, will ich das Corpus delicti hier in dieſes Waſſerglas tauchen und dann vorlegen.“

Ehe er dies aber that, blickte der Hausherr beide Damen fragend an, und es hätte nur eines begütigenden Wortes bedurft, eines freundlichen: „Laß nur gut ſein; ja, es iſt etwas Ungehöriges, Babette muß ſich künftig in Acht nehmen,“ — ſo hätte der Rechtsconſulent die Sache augenblicklich fallen laſſen. Als aber die Schwiegermutter wiederholte: „Milch mit Rahm, vielleicht auch ein bischen Weißbrod,“ und hinzuſetzte: „man iſt ja glückſelig, etwas zum Streiten zu finden,“ fuhr das unbekannte Etwas ins Waſſerglas und zeigte ſich beim Herauskommen als ein ziemliches Stückchen Schwamm, deſſen Herkunft wir dem geneigten Leſer alsbald verrathen wollen. Fritzchen hatte es nämlich von dem Waſchſchwamm abgeriſſen und zu ſeinem Zeitvertreib in die Kaffeekanne geworfen.

„Nun, iſt das Rahm und Kaffee oder Weißbrod?“ fragte triumphirend der Rechtsconſulent.

„Was ſonſt?“ entgegnete die Schwiegermutter mit der größten Unbefangenheit, nachdem ſie es einen Augenblick betrachtet. „Sieh doch zu, Emilie, es iſt vom Oberſten der Milch mit Kaffee.“

Und dieſes iſt betonte ſie ſo entſchieden, und ſah dabei ihre

Tochter so herausfordernd an, daß diese, obgleich mit etwas schüchternem Tone beistimmte.

„Das ist mir doch zu viel!“ rief der Rechtsconsulent, wobei er sich mühsam bezwang; „ich will euch sagen, was es ist! — Schwamm ist es.“

„Aber wie soll der Schwamm hier auf den Frühstücktisch kommen?“ meinte Madame.

„Das ist eine eigenthümliche Frage! Sind die Kinder nicht eben hier mit ihrem Schwamm gewaschen worden?“

„Gewaschen meine ich nicht, nur angezogen.“

„Nur angezogen, Herr Schwiegersohn. Wir wissen auch, was sich schickt, darauf können Sie sich verlassen.“

„Babette!“ rief zornig der Rechtsconsulent, „hat Sie den Buben hier auf dem Tisch gewaschen?“

„Ich?“ entgegnete die Magd, nachdem sie einen schnellen Blick mit der Großmutter gewechselt; „angezogen, mein' ich, hätt' ich den Kleinen hier, nicht wahr, Fritzchen? Deine Höschen von gestern habe ich dir angezogen.“

„Ja,“ heulte der Knabe, denn er fürchtete eine neue Scene.

„Das geht doch bei allen Himmeln über jede Beschreibung!“ rief nun zornig der Hausherr. „Ich sehe mit meinen eigenen Augen, wie die Kinder hier auf dem Frühstückstische gewaschen werden, und man will mir das abstreiten! Ich finde Schwamm in meinem Kaffee, und man will mich überreden, es sei Weißbrod mit Kaffee.“

„Schwamm im Kaffee!“ rief Babette im Tone des größten Erstaunens. „Das ist ja rein unmöglich, Herr Doktor; das muß ich mir wahrhaftig verbitten. Ich bin sehr reinlich, das haben alle meine Herrschaften gesagt. Schwamm in einem Kaffee, den ich gemacht!“

„Ja, Schwamm, ins Teufels Namen!“ schrie nun der Rechtsconsulent im höchsten Zorne. „Da schau' Sie her, Sie ordentliche Person!“

Mit dieſen Worten hielt er der Magd das gewiſſe Etwas unter die Augen, worauf dieſe die Großmutter mit einem ſchnellen Blicke befragte.

„Es iſt etwas vom Oberſten der Milch mit Kaffee," ſagte die Schwiegermutter mit unverwüſtlicher Ruhe.

„Ja, das iſt es, Herr Doktor," bekräftigte Babette in großer Eile. „Das kommt oft vor; ich habe es häufig ſchon in meiner eigenen Kaffeetaſſe gefunden. Nicht wahr, Frau Doktor, ich habe es Ihnen erſt geſtern gezeigt?"

Madame Plager nickte leicht mit dem Kopfe, dann wandte ſie ſich an ihren Mann, deſſen Augen vor Zorn funkelten und der ſeine Hände zuſammenballte.

„Aber laß es doch gut ſein, Chriſtian," ſagte ſie alsdann, „das ſind ja nur Kleinigkeiten. Wer wird ſich um Kleinigkeiten ſtreiten!"

„Um den Streit iſt es ihm zu thun," ſprach großartig die Schwiegermutter.

„Nein, Madame, um den Streit iſt es mir nicht zu thun!" rief der Hausherr mit lauter Stimme, „es iſt mir nur darum zu thun, mich in meinem eigenen Hauſe nicht zum Narren machen, mir nicht meine geſunden Augen wegdisputiren zu laſſen. Die Sache an und für ſich iſt freilich eine Kleinigkeit; aber es iſt keine Kleinigkeit, Ihre ewigen Rechthabereien anhören zu müſſen. Ja, Madame, was ich hier in meiner Kaffeetaſſe gefunden, iſt Schwamm und bleibt Schwamm in alle Ewigkeit!"

Wir können leider hierbei nicht verſchweigen, daß der Rechtsconſulent, auf's Höchſte gereizt, bei dieſen Worten ſo heftig auf den Tiſch ſchlug, daß die Kaffeetaſſen erſchreckt in die Höhe fuhren, daß ein ſilberner Löffel klirrend zu Boden fiel, daß er ſelbſt, zornig wie er war, aufſprang, ſeinen Stuhl, wenn auch unabſichtlich, mit großem Gepolter umwarf, daß die Kinder anfingen zu heulen und zu ſchreien,

und daß die Schwiegermutter mit ſtarker Stimme dazwiſchen rief: „Ich ſage dir, Emilie, in deinem Hauſe iſt es nicht mehr zum Aushalten!“

„O, wenn Sie das endlich einmal einſehen würden!“ ſchrie ihr der Rechtsconſulent zur Antwort entgegen. „Das wäre freilich ein Segen für mich und das Haus!“

Wahrſcheinlich würde ſich dieſer Streit noch länger fortgeſponnen haben, wenn nicht in dieſem Augenblicke die Klingel an der Hausthür ertönt wäre. Babette ſtürzte eilig hinaus, um zu öffnen, und der Rechtsconſulent, mühſam nach Faſſung ringend, verließ ebenfalls das Frühſtückszimmer und trat in den ſogenannten Salon, der ſich daneben befand.

Draußen auf dem Gange fragte eine tiefe Stimme, ob der Herr Doktor einen Augenblick zu ſprechen ſei, worauf Babette hereinkam, um dieſe Frage zu wiederholen. Doch richtete ſie dieſe Worte, im Gefühl ihrer tiefgekränkten Unſchuld, an den Ofen des Salons, obgleich ihr Herr auf der andern Seite des Zimmers mit heftigen Schritten auf und ab ging, und ſetzte im mürriſchen Tone hinzu: „Der Schreiber iſt draußen.“

„Der Schreiber ſoll hereinkommen!“ herrſchte der Rechtsconſulent, wobei er die Rechte wieder unter den Frack ſchob und ſich bemühte, mehr finſter und mürriſch als zornig auszuſehen. Die Thür öffnete ſich langſam, und der geneigte Leſer wird einiger Maßen überraſcht ſein, einen Bekannten eintreten zu ſehen. Es war der lange Mann im Mantel, mit dem wir geſtern Nacht gewandelt; doch hatte er dieſes Kleidungsſtück draußen abgelegt und zeigte ſich jetzt in einem einfachen Tuchrock, den er bis unter das Kinn zugeknöpft hatte. Er drückte die Thür leiſe hinter ſich ins Schloß, machte ſeinem Chef eine tiefe Verbeugung und übergab ihm alsdann mehrere Briefe, die er, wie des Morgens ſein Amt mit ſich brachte, von der Poſt geholt.

„Es ſcheint mir nichts beſonders Wichtiges darunter,“ ſagte er,

während der Rechtsconſulent die Adreſſen überflog. „Nur Geſchäftsſachen im engſten Sinne des Wortes, durchaus nichts Privates.“

„So iſt es,“ erwiderte der Chef, indem er die Briefe zurück gab. „Legen Sie ſie in der Schreibſtube auf meinen Tiſch, ich komme ſogleich, und werde nachſehen. — Haben Sie ſonſt noch etwas auf dem Herzen?“ fragte er nach einer Pauſe, als er bemerkte, wie der Schreiber gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit nicht ſogleich ging, ſondern den Kopf erhob und ihn anblickte.

„Nur eine Kleinigkeit,“ gab der lange Mann zur Antwort. „Der Herr Doktor ſprachen ſchon einige Mal davon, einen Incipienten annehmen zu wollen, der, ohne große Koſten zu verurſachen, etwas zu leiſten im Stande ſei. Auch wünſchten der Herr Doktor dazu keinen Schreiber anzuſtellen, der ſonſt wo gedient.“

„Ja, ja, ich erinnere mich,“ verſetzte mürriſch der Rechtsconſulent. „Doch was ſoll das jetzt?“

„Weil ich durch einen Zufall,“ ſprach beſcheiden der Andere weiter, „einen jungen Menſchen fand, eigentlich noch einen Knaben, der aber eine hübſche Handſchrift beſitzt, von ordentlichen Eltern iſt und für deſſen Treue und Verſchwiegenheit ich in jeder Hinſicht wie für mich ſelber bürgen zu können glaube.“

Der Rechtsconſulent hatte während des Vortrags ſeines Schreibers ſeinen haſtigen Spaziergang durch den Salon nicht unterbrochen, und wir müſſen geſtehen, daß er nur mit halbem Ohr auf die Rede deſſelben hörte. Seine Aufmerkſamkeit war hauptſächlich den Reden der Schwiegermutter und der Frau zugewandt, die begreiflicherweiſe das Kaffeegeſpräch mit den ausgedehnteſten Variationen fortſetzten. Zuweilen zuckte etwas auf dem Geſichte des Hausherrn, als bemühe er ſich, milder geſtimmt zu werden und als hege er ſogar die Abſicht, den häuslichen Frieden vielleicht durch ein begütigendes Wort wieder herzuſtellen. Wenn er aber alsdann die Urſache dieſes Streites, die er zwiſchen Daumen und Zeigefinger der linken Hand feſt hielt, zufälliger Weiſe wieder betrachtete, ſo warf er den Kopf in die Höhe,

ſein Schritt beſchleunigte ſich, und er ſchnaubte gewaltig durch die Naſe.

„Und was meinen der Herr Doktor von meinem Vorſchlage?“ fragte der Schreiber nach einer Pauſe, offenbar in der Meinung, ſein Chef ziehe die Sache, ſo heftig auf und ab rennend, in Erwägung.

Hätte nur nicht in dieſem Augenblicke die Schwiegermutter ſehr laut und ſehr vernehmlich geſagt: „Und er mag ſagen, was er will, und ſtreiten, ſo lange er Luſt hat, es iſt doch nichts als eben dieſe Luſt zum Streiten, und was er in ſeiner Taſſe gefunden, war harmloſer Kaffee und etwas Sahne.“

Bei dieſen Worten hielt der Rechtsconſulent mit einem förmlichen Ruck in ſeinem Spaziergang inne, und ſchien ſich heftig ins Eßzimmer hineinbewegen zu wollen. Doch beſann er ſich gleich darauf eines Andern, fuhr mit der Rechten, wie um ſich zu beſänftigen, von der Stirn herab über ſein ganzes Geſicht und trat dann nahe vor ſeinen Schreiber, indem er demſelben mit der linken Hand das Corpus delicti unter die Augen hielt.

„Wollen Sie mir gefälligſt ſagen,“ ſprach er darauf mit merkwürdig ruhiger Stimme, „was ich hier zwiſchen meinen Fingern halte.“

Der lange Mann blickte hin und antwortete: „Das iſt ein Stückchen Schwamm.“

„Nicht wahr — Schwamm?“

„Ja wohl, Herr Doktor, Waſchſchwamm.“

„So iſt es! — Waſchſchwamm.“

Und dies ſagte er mit erhobener Stimme, indem er den Kopf gegen das Nebenzimmer wandte.

Dort war es mit einem Male ſtill geworden und dieſen Augenblick benutzte der Schreiber, um ſeine Frage wegen des anzuſtellenden Incipienten zu wiederholen, worauf der Rechtsconſulent, offenbar milder geſtimmt durch das Zeugniß ſeines Untergebenen, demſelben zur

Antwort gab: „Laſſen Sie Ihren Empfohlenen gelegentlich in die Schreibſtube kommen, ich will ihn dort anſehen.“

Der lange Mann verbeugte ſich tief und verließ geräuſchlos das Zimmer.

Da der Rechtsconſulent einen Unparteiiſchen gefunden, der ihm vollkommen Recht gegeben, und der dieſes Urtheil mit ſo lauter Stimme geſprochen, daß es die Damen im Nebenzimmer nothwendig hören mußten, ſo fühlte er ſich mit Einemmale zur Verſöhnung geneigt und war im Begriff, ins Eßzimmer zurückzukehren und ſogleich die Hand dazu zu bieten. Hätte nur die unglückſelige Schwiegermutter in dieſem Augenblicke nicht geſagt: „Daß er ſeinem Schreiber ein Stück Schwamm gezeigt, iſt wohl möglich; aber wo er dieſen Schwamm hergebracht, mag Gott wiſſen! Daß im Kaffee kein Schwamm war, dafür will ich meinen Kopf verwetten!“

Als der Rechtsconſulent das hörte, ſtand er erſtarrt, und alle menſchlichen Regungen ſchmolzen aus ſeiner Bruſt hinweg, wie nächtiger Schnee an einem warmen Aprilmorgen. Er trat feſten Schrittes ins Eßzimmer, halb und halb mit der Abſicht, fürchterliche Muſterung zu halten. Doch als er Frau und Schwiegermutter ſah, namentlich die Letztere mit hoch erhobener Naſe, um den Mund einen Zug kühler Verachtung, da zuckte er gelinde mit den Fingern und war im Zweifel darüber, ſollte er heftig losbrechen oder gelinde anfangend ſich in einen tüchtigen Zorn hineinſteigern. Er wählte das Letztere, war aber kaum über den unglückſeligen Waſchſchwamm hinausgekommen, als ihn Mama mit Ernſt und Strenge unterbrach.

„Herr Schwiegerſohn,“ ſagte ſie aufſtehend und indem ſie mit halb zugeſchloſſenen Augen und herabhängender Unterlippe auf eine eigenthümliche und ſehr bekannte Art mit dem Kopfe wackelte, „Herr Schwiegerſohn, es handelt ſich jetzt nicht mehr um Waſchſchwamm oder nicht. Die Sache iſt an ſich vollkommen gleichgültig. Du lieber Gott (dabei blickte ſie ſchmerzlich in die Höhe), wir ſind Ihre Heftigkeiten ſchon ſo gewohnt, daß es uns einerlei iſt, wegen welcher

Kleinigkeit Sie gerade losbrechen. Wissen Sie, Herr Schwiegersohn, losgebrochen muß einmal sein, und wenn Sie gerade nichts loszubrechen haben, so brechen Sie was vom Zaun, um loszubrechen."

Bei dieser Redewendung warf sie einen triumphirenden Blick auf ihre Tochter, schüttelte aber dabei ihre Hand heftig gegen den Eidam, um ihn zum Schweigen zu veranlassen, und fuhr fort: „Ja, Herr Schwiegersohn, es handelt sich nicht mehr um die bewußte Kleinigkeit."

Der Rechtsconsulent, der sich ordentlich duckte unter diesem heftigen Wörtersprudel, blickte seine Frau an, welche mit schmerzlicher Ergebung hinzusetzte: „Ja, Christian, das hättest du nicht thun sollen. Wenn wir uns auch viel von dir gefallen lassen, und uns gern in deine Launen fügen — Gott! und wir müssen uns in viele deiner Launen fügen —

„In unzählbare," sagte die Schwiegermutter.

„So hättest du doch das nicht thun sollen," fuhr die Frau fort.

„Ja, ums Himmels willen, was denn?" fragte fast bestürzt der Rechtsconsulent, indem er in seinen Gedanken hastig um Sekunden, Minuten, Stunden, ja, Tage zurückwühlte, um etwas zu finden, worauf diese Rede passen könnte.

„Er fragt noch!" sagte groß die Schwiegermutter.

„Gewiß, so kann man nicht leben," meinte die Frau, wobei sie wie gekränkt und getäuscht den Kopf schmerzlich bewegt in die Hand sinken ließ.

Der Rechtskonsulent wußte nichts Besseres zu thun, als ein Bild des höchsten Erstaunens darzustellen, indem er beide Hände ausspreizte, den Mund etwas öffnete, die Augen weit aufriß und mit dem Kopfe schüttelte.

„Was in der Familie geschieht, Herr Schwiegersohn," fuhr die Großmutter nach einer augenblicklichen Pause fort, „das bleibt in der Familie und ist, wenn es auch unsere Herzen tief verwundet hat, für die äußere Welt doch so gut wie nicht geschehen. Aber was soll man

höchſten Wohlwollens, doch nicht ſo mich, ſeinen leiblichen Vetter, dem er geneigt war und für den er als jungen Menſchen alles Mögliche glaubte thun zu müſſen, um ihn zur Arbeit zu gewöhnen.

So hatte er denn auch eines Morgens ein Geſchäftchen für mich gefunden, was mich genugſam beſchäftigte, dafür aber auch an den Tiſch feſſelte, obgleich ich viel lieber in Feld und Wald herumgelaufen wäre. Er führte mich in ſeine Schreibſtube, und ſtellte mich als erſten Buchhalter und Correſpondenten an.

„Das Geſchäft iſt klein," ſagte er, „aber mach's ordentlich, mach's pünktlich, Du kannſt was dabei lernen."

Anfänglich war ich auch in dem Punkte des Fleißigſeiens für den Doktor beſorgt geweſen und hielt ihn, wie man es natürlich finden wird, für einen faulen und zur Arbeit untauglichen Menſchen. Doch war der Doktor klug genug, meine Vermuthungen Lügen zu ſtrafen. Nachdem die Pferdekur vollendet war, ſuchte er ſich andere Beſchäftigungen, und hielt ſich beſonders an den alten Müller, mit dem er unter Anderm Morgens in aller Früh in den Wäldern umherzog und ſich bald in deſſen Vertrauen ſo feſtſetzte, daß er dort die Knechte beim Holzfällen beaufſichtigen durfte. Hie und da führte er auch einen großen vierſpännigen Holzwagen, hochbeladen aus dem Walde in den Hof, wobei er ſo furchtbar mit der Peitſche knallte,

von einem Manne denken, der fremde Perſonen, ſeine Untergebenen, zwiſchen ſich und die Familie ſtellt, der ein Unrecht offenkundig macht, das er freilich ſelbſt begangen, der ſich ſelbſt und die Seinigen blamirt, indem er aller Welt zuruft: Seht her, ſo lebe ich in ewigem Zank und Streit mit den Meinigen! – Pfui, Herr Schwiegerſohn! Ich habe viel von Ihnen erwarten können, aber das geht doch über alle Beſchreibung.“

Die letzten Sätze hatte ſie ſchneller und mit geſteigerter Stimme geſprochen und auf dieſe Art ihrem Schwiegerſohn kaum ihre Meinung ſo zu ſagen an den Kopf geworfen, als ſie ſich umwandte und ins Nebenzimmer rauſchte und, ſo ſiegreich abziehend, dem Miſſethäter und ihrer Tochter das Feld ließ, welch' letztere aber augenblicklich den Faden des Geſpräches aufgriff und, ehe der Rechtsconſulent zum Worte kommen konnte, hervorſchluchzte: „Ja, Chriſtian, das hätteſt du nicht thun ſollen. Das haben Mama und ich nicht um dich verdient. Gott! ich kann mich ja vor keinem Menſchen mehr ſehen laſſen. Muß man nicht mit Fingern auf mich zeigen? Und dir iſt es nicht genug, daß es Nachbarn und Dienſtboten erfahren, wie du Frau und Kinder mißhandelſt, nein! du ſorgſt auch in deiner unverſtändigen Wuth dafür, daß es die Stadt und das Land erfahre. O, ich armes, unglückliches, tiefgekränktes Weib!“

Damit fing ſie an zu weinen und ſtürzte ins Schlafzimmer, wo die Kinder nur auf dieſen Moment gewartet zu haben ſchienen, um ein allgemeines Geheul anzuſtimmen, das von der Schwiegermutter in den Zwiſchenpauſen durch entrüſtetes Räuſpern und ſehr bezeichnenden Huſten accompagnirt wurde.

Dieſes war einer von den ſchrecklichen, ſchon öfter dageweſenen Augenblicken, wo das Ungeheuer von einem Rechtsconſulenten im Zweifel war, ob er nicht in der That wirklich zu ſchlecht für dieſe Welt ſei und ſich nach einem Ausweg aus derſelben umzuſehen habe, oder ob er nicht mit geraden Füßen in die Höhe ſpringen, ſich verſchiedene Male im Kreiſe herumdrehen und mit dem Kopfe irgend

eine beliebige Thür einrennen solle. — Doch entschied er sich nach einiger Ueberlegung für keinen dieser Ausbrüche wilden Zornes, vielmehr dämmerte eine stille, aber innige Wuth in seinen Blicken auf; er biß die Zähne über einander, legte die Hände auf dem Rücken zusammen und spazierte ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Dieses Mittel wirkte beruhigend, und als er sich noch zu größerer Besänftigung mehrere Male an die Stirn geklopft, konnte er ziemlich gelassen seinen Hut nehmen, ja, er vermochte es über sich, draußen auf dem Hausflur, als er des tief entrüsteten Dienstmädchens, der Babette, ansichtig wurde, und als er bemerkte, daß die Thür seiner Schwiegermutter ein wenig offen stand, mit zarter Beziehung die sanfte Melodie zu pfeifen:

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn.

Damit hatte er die nothwendige Fassung errungen, um ohne Aufsehen bei den Hausleuten drunten vorbeigehen zu können und so auf seinem Bureau zu erscheinen, wie es die Welt von einem glücklichen Gatten und Familienvater verlangt. — Doch wehe in solchen Augenblicken irgend einem juridischen Gegner! Da saß er hinter den trüb angelaufenen Fenstern seiner Schreibstube, eine erzürnte, brummende, aber fleißige Biene, aus vergilbten Aktenbündeln — Gift und Galle zusammentragend.

Siebentes Kapitel.

Jocken und Gärtner.

Es thut uns außerordentlich leid, daß es uns auch dieses Mal nicht erlaubt iſt, den Namen der Stadt anzugeben, in welcher dieſe vollkommen wahrhaftige Geſchichte ſpielt; es thut uns das in der That ſehr leid, denn wir haben großen Schaden dabei. Iſt doch der Leſer z. B. des franzöſiſchen Autors viel mehr zu Hauſe und fühlt ſich viel beſſer in die Situation hinein, ſobald unſer glücklicher College anfängt: „Wenn man ſich am Ende des Boulevard des Capucins rechts um die Madelaine herum wendet, ſo kommt man nach wenigen Schritten in ein Gewirre kleiner Gäßchen und Straßen, die mit ihren in der That armſeligen Häuſern ſo auffallend abſtechen gegen die Quartiere des Glanzes, welche wir ſo eben verlaſſen," u. ſ. w. u. ſ. w. Ja, daß wir nicht im Stande ſind, den Schauplatz dieſer Geſchichte ebenſo genau zu bezeichnen, iſt ein Unglück. Es klingt ſo angenehm und ſchön, von einer exiſtirenden Stadt, einer wirklichen Straße, einer noch vorhandenen Hausthür und einer darauf noch ebenfalls ſichtbaren Nummer zu ſprechen. Leider aber ſchieben unſere kleinlichen Verhältniſſe für uns arme deutſche Schriftſteller in dieſer Richtung zu große Riegel vor; denn ſelbſt unſere großen Städte ſind nicht groß genug, um in manchen Fällen eine genau erwähnte Straße und ſicher

bezeichnete Hausnummer zu vertragen. Wollten wir etwa, was diese Erzählung anbelangt, dieselbe nach Köln verlegen und einen unangenehmen Charakter, setzen wir den Fall, im Hause Hochstraße Nr. 157 existiren lassen — wir wissen in der That nicht, ob es dort nur eine Nr. 157 gibt — so wäre der Eigenthümer dieses Hauses im Stande, uns zu näherer Erklärung auf die hochweise Polizei zu laden; und mit der Polizei, das gestehen wir offen, haben wir nicht gern zu thun, obgleich sich sehr charmante Leute bei ihr befinden sollen.

Wenn wir uns auch in diesem Punkte bis jetzt der größten Discretion befleißigt haben, so ist uns doch schon sehr oft der Fall vorgekommen, daß wir uns, bildlich zu reden, einen Herrn auf den Hals geladen, der zufällig eine große Nase hatte, oder eine Dame mit einer scharfen Zunge, die gern in Kaffee-Gesellschaften zu gehen pflegt. Und namentlich Letzteres kann sehr unangenehme Folgen haben. Wie oft schon haben wir betheuern müssen, dieser und jener Charakter sei nie dagewesen und eine vollkommene Erfindung des Verfassers! Der verständige Leser wird schon begreifen, warum wir beim Schreiben dieses Satzes gelinde hinter der vorgehaltenen Hand husten. Genug, es ist traurig für uns, so eingeschränkt zu sein, und dieser einzige Grund könnte uns veranlassen, später einmal eine Geschichte zu schreiben, die vor ein paar hundert Jahren gespielt; denn da könnte man sich schon gehen lassen, und wäre jeder Controlle, allen Nachweisungen, sowie allen unangenehmen Höflichkeiten und angenehmen Grobheiten enthoben.

Für jetzt aber sind wir in der Gegenwart, und der geneigte Leser wird uns hoffentlich glauben, daß die Stadt, in der wir uns jetzt gerade befinden, irgendwo ihre Grenzen hat, daß dann alte Thore kommen, die aber nicht mehr wie früher am Rande tiefer Gräben stehen, vor sich schwere Zugbrücken mit eisernen Ketten, daß vielmehr diese Zeichen einer früheren finsteren und gewaltigen Zeit jetzt nur noch aus Pietät beibehalten sind und oft mitten in freundlichen Spaziergängen stehen, zum Schein die Straße sperrend, obgleich rechts

und links von ihnen für die ganze Bevölkerung Platz genug ist, um hinaus zu gehen. In so weit behaupten übrigens die alten Thürme noch ihr früheres Recht, indem sie trotzig mit gespreizten Beinen auf den gangbarsten Straßen stehen, die von der Stadt auslaufen. Eine dieser Straßen zieht sich einige hundert Schritte von dem Thorbogen, unter dem sie entspringt, entfernt nach der linken Seite, einen Theil der Stadt umkreisend, als könne sie sich nicht vom Anblick derselben trennen, und beschreibt so einen ziemlichen Bogen um die ehemaligen Stadtmauern, ehe sie sich, und wir glauben, mit einem tiefen Seufzer, davon und ins freie Land hinaus wendet. An diesem Bogen nun haben Leute, denen es darum zu thun war, frischere Luft zu schöpfen und doch in der Nähe der Stadt zu sein, gar hübsche Wohnungen erbaut, die, in oft sehr großen Gärten liegend, alle Reize von Landhäusern haben, und es doch wieder ihren Eigenthümern gestatten, in der kürzesten Zeit bei allen Vergnügungen der Stadt zu sein. Diese Landhäuser, bald groß, bald klein, folgen einander in einer langen Reihe und zeugen bald von mehr oder minder großem Reichthum, sowie von geringem oder großem Geschmack ihrer Erbauer. Mitunter liegen sie anspruchslos hinter kleinen Gärtchen und sind alsdann unbedeutende Gebäude, mit einem übermäßig großen Balkon, der auf hölzernen Säulen ruht und sich im Sommer, wenn Jungfernreben und wilde Rosen ihn umschlingen, recht artig ausnimmt. Neben ihnen sieht man vornehme, ernste und stille Gebäude, die sich im Gefühl ihrer Würde weiter von der gemeinen Straße zurückgezogen haben und diese mit Mauern und weitem Gitterthor von sich abschließen, während sie aus ziemlicher Entfernung, halb versteckt zwischen hohen Bäumen, dem ordinären Getreibe da draußen geringschätzig zuschauen.

Wenn wir ein paar Minuten auf der Straße fortspaziert sind, so kommen wir an eines der eben erwähnten Gitterthore, welches weit geöffnet ist und uns nicht nur einen Blick, sondern auch im Gefühl unserer unsichtbaren Eigenschaften den Eintritt in den dahinter lie-

genden Garten gestattet. Dieser Garten ist sehr groß und scheint das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Vorn an der Straße ist das Terrain den materiellen Gewächsen gewidmet, und trotz dem herbstlichen Anstrich, den das Ganze hat, sieht man jetzt noch, wo sich Gemüsefelder und dergleichen befanden. An diese stoßen weiter nach dem Hause zu immergrüne Tuja-Hecken, hinter welchen die ordinäre Prosa, bei der wir eben vorbeigekommen, aufhört und die Poesie der Gartenwirthschaft anfängt. Freilich sind die hohen Stämme großer Rosenpartien des herannahenden Winters wegen niedergelegt; doch sieht man deutlich, welche hervorragende Stellung sie im Sommer einnehmen und wie sie den Zweck haben, die Aussicht auf die eben erwähnten nützlichen Anlagen zuzudecken. Hinter diesen Rosen kommen in großer Mannigfaltigkeit Blumengruppen der verschiedensten Art, das heißt zur Sommerzeit, wie sich von selbst versteht, mit Rasenplätzen untermischt, welche von zierlich arrangirten Gebüschgruppen bedeckt sind, die, vom niedersten Gesträuch anfangend, sich bis zu einer kolossalen Linde, Kastanie oder Blutbuche erheben, um drüben wieder ebenso abfallend an einen Rasenplatz zu stoßen oder an neue Blumengruppen, und so immerfort — man könnte glauben, bis in die Unendlichkeit hinein; denn der Erfinder dieser Parkanlage hat dafür gesorgt, daß man von der Einfriedigung derselben nie etwas gewahr wird, bis man im wahren Sinne des Worts mit der Nase darauf stößt.

Wandeln wir auf dem geraden Wege vom Eingangsthore beschaulich fort, so sehen wir alle diese verschiedenen Blumengruppen und Gebüschpartien und endlich auch das reizende Wohnhaus, von weißem Steine aufgeführt, mit Balkonen, Terrassen, hellen Fenstern, freundlich und heimlich hervorblickend aus einem Kranze riesenhafter Bäume, die es auf drei Seiten wie ein grüner Gürtel, wie eine freundliche Umhüllung umgeben, und zwischen welchen hindurch das Haus den Blick nach der Stadt zu frei hat. Auf dieser Seite befindet sich ein großer Rasenplatz, in der Mitte mit einem Springbrunnen,

vor welchem sich der Weg in zwei Arme theilt, die sich hinter demselben an der Hauptthür wieder vereinigen. Rechts führt einer dieser Arme an die nothwendigen Nebengebäude, Stallungen und dergleichen; links an die Gewächshäuser, welche mit dem Wohnhause durch eine hohe Glasgalerie in Verbindung stehen, die zugleich als Wintergarten benutzt wird.

Alles, was man hier im Garten und Park sieht, zeugt von musterhafter Ordnung und Reinlichkeit. Die herabgefallenen herbstlichen Blätter sind sorgfältig aus den Wegen hinweg und in die Gebüschgruppen hinein gekehrt, wo sie, dem ewigen Kreislauf der Natur gemäß, wieder zu derselben Erde werden, aus welcher sie emporgesproßt. Die jetzt leeren Partieen, wo man im Sommer Blumen in tausendfarbiger Pracht sieht, sind theils zum Winterschlafe vorbereitet, theils schon wieder sauber geebnet und mit schützendem Stroh bedeckt, so anzeigend, daß hier Hyacinthen, Crocus, Tulpen, Schneeglöckchen in zarter Zwiebelumhüllung schlummern und nur auf den ersten Kuß des Frühlings warten, um uns freundliche Vorboten zu sein einer neuen glücklichen Zeit.

Auch im Gemüsegarten sind ganze Partieen zugedeckt mit grünem Tannenreis, und während sich unsere heimathlichen Bäume und Gesträuche des kräftigen Winterwetters freuen und die nackten Aeste nicht ohne Behagen den rauhen Winden darbieten, haben sich Rhododendron und Azaleen unter schützende Strohdecken zurückgezogen und befinden sich einzeln stehende Magnolien unter ihrem warmen Wintermantel.

Auf dem Kieswege, der Rasenplatz und Brunnen umgibt, bemerken wir ein elegant gesatteltes Pferd von hochbeiniger englischer Abkunft, das von einem sehr kleinen Groom mit außerordentlich kurzen Beinen geführt wird. Beide verhalten sich ungefähr zu einander wie der Affe zum Kameel, und wenn der kleine Reitknecht, die Hände, in denen sich die Zügel befinden, auf dem Rücken, langsam vorwärts schreitet, so muß sich der Kopf des großen Thieres ziemlich

weit herabbeugen, um auf die goldene Troddel der blauen Jockey-Mütze seines Führers zu stoßen. Dabei sieht das Thier mit seinen hellen freundlichen Augen lustig in die Welt, während der kleine Jockey, der ein schon ziemlich altes Gesicht hat, außerordentlich verdrießlich um sich blickt. Beide haben Brunnen und Rasenplatz nun ein paar Mal umschritten, und wenn der Jockey bei diesem Spaziergange gegen das Haus hinschreitet, so versäumt er nicht, zu den Fenstern des Gebäudes hinauf zu blinzeln, wo sich aber immer nichts sehen läßt, was er einer fortgesetzten Aufmerksamkeit für werth erachtet; denn er wendet ebenso gleichförmig wieder um, wobei er höchstens einen Zungenschlag laut werden läßt, oder die ermunternden Worte: „Vorwärts, Lord, vorwärts!“

Jetzt sind die beiden wieder einmal in die Nähe der Gewächshäuser gekommen, deren Fenster der heute ziemlich angenehmen Luft wegen geöffnet sind, und wo man einen Gärtner sieht, der in blauer Jacke und grüner Schürze beschäftigt ist, ein Bouquet zu winden. Der Gärtner blickt den Groom an und der Groom den Gärtner, und da der erstere hierbei ein ziemlich pfiffiges Gesicht macht, so sieht sich der kleine Reitknecht veranlaßt, stehen zu bleiben, worauf der große Lord es ebenso macht, und nun der Gärtner seinerseits, da er durch seine Mienen die Bewegung dieser wichtigen Geschöpfe gestört, es auch für seine Schuldigkeit hält, irgend eine geistreiche Bemerkung von sich zu geben.

„Nun, Friedrich,“ sagte er, „du hast doch wahrhaftig ein Leben wie Gott in Frankreich. Das wechselt ab mit Spazierengehen und Reiten; du bist ein Glückskind. Wenn du noch lange lebst und recht groß wirst, da kannst du es zu was bringen.“

Der Jockey blickte hierauf trotzig den Gärtner an, und nachdem er vor sich auf den Kies gespuckt, entgegnete er: „Ich möchte wissen, woher es eigentlich kommt, daß Ihr den ganzen Tag zu schlechten Späßen aufgelegt seid, so daß nie ein ernstes Wort aus Euch herauskommt.“

„O, das iſt ſehr einfach," lachte der Gärtner, „das macht, weil ich mir bei meinen Blumen ein kindliches Gemüth bewahre und mich nicht über jede Kleinigkeit erzürne."

„Und wer erzürnt ſich über jede Kleinigkeit?"

„Na, du, Friedrich, das wirſt du wohl nicht leugnen wollen. Biſt ſonſt ſo ein verſtändiger Kerl; mußt dir das abgewöhnen; es geht keinem Menſchen in dieſer ſchlimmen Welt nach ſeinem Kopf; mir wahrhaftig auch nicht."

„Schon recht, ſchon recht," entgegnete der Reitknecht; „aber Ihr werdet mir zugeben, Andreas, daß man der ewigen Sticheleien ſatt werden muß. Daß ich nicht groß bin, weiß ich, und ebenſo, daß ich leider nicht viel mehr wachſen werde. Aber das mit tauſend Spöttereien auf jedem Stück Brod eſſen zu müſſen, das iſt hart, und das kann ich nun einmal nicht vertragen."

„Richtig, richtig, Friedrich; und danach Jemand dir das Brod ſtreicht, deſto härter iſt es. Ich begreife das wohl, aber du biſt ein verfluchter Kerl, und ich ſage dir, du kommſt noch zu deinem Ziel."

„Was für ein Ziel?" fragte halb mürriſch und wie wegwerfend der Jockey; und obgleich er that, als wollte er dem Gärtner den Rücken zukehren, ſo wußte er doch durch einen geſchickten Druck an dem Zügel des Pferdes dieſes eine Bewegung machen zu laſſen, welche ihn, wie ganz unabſichtlich, den Gewächshäuſern um ein paar Schritte näher brachte.

„Ich ſage dir," fuhr lachend der Gärtner fort, „du biſt ein gefährlicher Kerl, und wenn ich der gnädigen Frau ihre Kammerjungfer wäre, ich nähme mich vor dir in Acht. Nicht wahr, achtzehn biſt du vorüber? Nun, ſiehſt du, Schalk! Und wenn die Nanette gut gelaunt iſt, ſo nimmt dich die Nanette auf den Schooß, als wärſt du noch ein Kind."

Bei dieſen Worten fuhr es wie ein Blitz über die düſteren Züge des kleinen Reitknechts; doch ſagte er gleich darauf wieder ſo

finſter wie zuvor: „Und wenn ſie ſchlecht gelaunt iſt, dann ſtehe ich ihr überall im Wege, oder bin gar nicht für ſie auf der Welt.“

„Du verlangſt auch zu viel,“ fuhr vergnügt der Gärtner fort, indem er das angefangene Bouquet weit von ſich abhielt, um den Totaleffekt zu beurtheilen; „wenn man ſchlecht gelaunt iſt, wer von uns hat da nicht ſeine üblen Stunden? Aber ich ſage dir, Friedrich, du kommſt zu was, wenn du's nur pfiffig anſtellſt. Daß ich dein Freund bin, daran wirſt du nicht zweifeln; ich habe es dir oft genug durch die That bewieſen. Wie manche hübſche Roſe und frühe Veilchen haſt du mir abgeſchwatzt! Ich ſage dir, wenn die gnädige Frau einmal dahinter kommt, daß Mamſell Nanette oftmals ſo ſchöne Bouquets bekommt, wie ſie, na, da können wir uns auf ein böſes Wetter gefaßt machen.“

Bei dieſen Worten hatte ſich der Jockey, wenn auch langſam, doch ſo weit dem Gewächshauſe genähert, daß er ſich jetzt an das Fenſter lehnen konnte, hinter welchem Andreas arbeitete. Lord trat noch einen Schritt weiter vor, als nothwendig war, ſtreckte ſeinen Kopf zwiſchen die Pflanzen und ſchnüffelte behaglich bei dem friſchen Duft des Grüns.

Der Gärtner war an ſeinem zweiten Bouquet; eines, aus den verſchiedenſten bunten Blumen beſtehend, lag fertig neben ihm. Dies war ſcheinbar prachtvoller als das, mit dem er eben beſchäftigt war; doch ſchien er das zweite mit beſonderer Aufmerkſamkeit zu behandeln. Es wurde dies aber auch in der That ein kleines Meiſterwerk; ſehr breit, ſehr flach, beſtand es aus herrlich duftenden Veilchen, in deren Mitte ſich eine einzige eben aufblühende weiße Camellienknospe befand, ſo friſch und dabei von ſo wunderbarem Bau, daß man jetzt ſchon die einzelnen Blättchen erkennen konnte, wie ſie ſich zauberhaft durch einander wanden, im Mittelpunkt mit Gelb angehaucht.

„Ueberhaupt haſt du,“ fuhr der Gärtner nach einer Pauſe fort, „den wichtigſten Dienſt. Was geht nicht alles durch deine Hände! Und wenn ich jetzt wieder von deiner kleinen Figur rede, und daß du

daß Alles lachend zusammenlief und sich selbst der Vetter Christoph eines Schmunzelns nicht erwehren konnte.

Freund Burbus war aber auch in solchen Augenblicken eine höchst komische Erscheinung. Sein großer Bart beschattete das halbe Gesicht, und eine kleine Cerevismütze balancirte er mit vieler Geschicklichkeit gegen Wind und Wetter auf dem Kopfe. Oftmals hatte ich ihm gestanden, wie sehr mich seine totale Umwandlung freue, aber wie unerklärlich sie mir andrerseits auch sei, worauf er mir antwortete:

„Lieber Jüngling, es mußte anders werden: das Arbeiten mußte ich erst wieder erlernen, denn es ist an sich eine schwere Kunst, und Sie können mir glauben, wenn ich hier mal eine Zeit lang von Morgens bis in die Nacht an schwere Arbeit thätig war, wird es mir später leicht werden, etwas Anderes zu ergreifen, und beharrlich durchzuführen."

Wenn ich ihn in solchen Augenblicken an das Reißmehlsche Haus, an seine Wohnung, an die Wandgemälde in derselben und an das Skelett erinnerte, so machte er ein Gesicht, als schüttle er sich moralisch und entgegnete mir:

„Geliebter Erladenjüngling, das war eine nebelgraue regentagartige Existenz; sie liegt hinter uns."

Ich schrieb also Briefe an benachbarte Gutsbesitzer, an die Forstämter und machte Rechnungen über Getreide und

wie ein Kind aussiehst, so will ich dich, weiß Gott, damit nicht ärgern, indem ich sage, daß das in deinem Geschäft ein ungeheurer Vortheil ist. Was Teufel! wenn der Herr Baron einen großen Bengel von Reitknecht irgend wohin schickt mit einem Brief, einem Bouquet, so wird er natürlich vor die Thür gesetzt, während man liest oder empfängt, du aber darfst im Zimmer stehen bleiben; du bist ein artiger kleiner Kerl; für dich hat man immer was übrig, und da du ein verfluchter, aufmerksamer Spitzbube bist, so nimmst du nicht nur das Guldenstück, das man dir in die Hand drückt, sondern merkst dir auch jedes Wort, das gesprochen wird, weißt es zu Hause dem Herrn zu rapportiren und bleibst immer der Hahn im Korb."

Von dem Gesichte des Jockey's war in diesem Augenblicke aller Mißmuth verschwunden, und er lächelte still in sich hinein. Der Gärtner hatte sein Bouquet beendigt, legte es zu dem anderen, und nachdem er es einen Augenblick betrachtet, fuhr er lachend fort, indem er die Hände auf das Fensterbrett stützte und zu gleicher Zeit dem kleinen Reitknecht fest in die Augen blickte: „Friedrich, Friedrich, du bist vollgeschrieben wie ein Buch, aber dabei ein verschlossener Kerl, der seinen Freunden auch nicht das Geringste sagt; aber wir sind doch nicht so dumm, wie wir aussehen, und wenn es auch heißt: all die schönen Bouquets wandern in das alte Raubschloß zur Schwester der gnädigen Frau oder zu deren Fräulein Tochter, so wissen wir das doch besser. Pfui, Friedrich, wer wird so hinter dem Berg halten!"

„Das ist die lautere Wahrheit," entgegnete der Groom, indem er seine kleinen Arme über einander schlug. „Das kommt alles ins Haus da drüben."

„Alle diese Bouquets, Woche für Woche?"

„Alle."

„So, so! ei, ei!" sagte pfiffig lächelnd der Gärtner. „Und wenn dem so ist, so erhält das junge Fräulein ein schönes großes Bouquet hier, und die Veilchen sind für die gnädige Frau?".

„Das ist nun gerade umgekehrt, lieber Andreas," erwiederte der Reitknecht mit einem sehr wichtigen Lächeln. „Das Fräulein bekommt allemal die kleineren Bouquets."

„Aha, die kleineren," meinte nachdenkend und kopfnickend der Gärtner. „So, die kleineren, die immer aus den seltensten Blumen gemacht werden! Ah, ah! So, so!"

„Ja, und das Fräulein ist auch sehr dankbar dafür, denn sie behandelt mich sogar mit einer Artigkeit, woran sich manche sehr minder vornehme Dame ein Exempel nehmen könnte."

Das gab er mit einem kleinen Seufzer von sich.

„Wie oft kommt sie zu mir herunter," fuhr er darauf fort, „wenn ich bei den Pferden stehe, und lobt den Lord, sowie auch sogar meinen kleinen Schimmel mit sehr vernünftigen und klugen Worten! Sie pätschelt die Pferde mit ihrer kleinen Hand, und die Pferde lassen sich das gern gefallen."

„Nun da wird es anderswo auch nicht darauf ankommen, sich das gefallen zu lassen," meinte lachend der Gärtner. „Aber wenn in dergleichen Kleinigkeiten deine sämmtlichen Wahrnehmungen bestehen, mein lieber Friedrich, dann muß ich doch bekennen, daß du das richtige Zeug nicht hast, aus dem ein pfiffiger Groom gemacht sein soll."

„Wahrnehmungen," erwiederte einigermaßen verletzt der Andere, „wichtige Wahrnehmungen, wenn man sie wirklich macht, die wirft man nicht nur so von sich und spricht darüber zwischen Thür und Angel in der freien Luft."

Bei diesen Worten warf er einen Blick rings um sich her, besonders nach dem Hause zu; doch ließ sich dort nach wie vor nichts sehen.

Der Gärtner hatte unterdessen seine beiden Bouquets in die Höhe genommen, betrachtete sie aufmerksam mit großer Liebe und schien das Gespräch von vorhin gar nicht mehr aufnehmen zu wollen, sondern sagte nur, indem er sich langsam, wie zum Weggehen, herumwandte: „Ja, ja, wenn du deine Wahrnehmungen für dich behältst, so hast du eigentlich Recht, selbst essen macht fett, und du bist so

ein ganz verfluchter Kerl, daß du keines Freundes Hülfe bedarfst."
Dabei spitzte er den Mund und fing gleichgültig an zu pfeifen.

„Sebt Ihr, Andreas," entgegnete fast mißmuthig der kleine Reitknecht, „so seid Ihr fast immer. Wenn man einmal im Begriff steht, ein vernünftiges Wort mit Euch zu reden, da werft Ihr den Kopf in die Höhe und macht Eure widerwärtigen vornehmen Bemerkungen. Wißt Ihr wohl, daß Einen das gar nicht aufmuntern kann?"

„Lieber Freund, ich will dich auch gar nicht aufmuntern," versetzte der Gärtner. „Du lieber Himmel. — Wahrnehmungen! was gehen mich alle Wahrnehmungen an! Thu' ich das Meine, thu' du das Deine, so thut ein Jeder das Seine. Das ist mein Wahlspruch und damit halt' ich's."

Er machte eine Viertelswendung und zu gleicher Zeit Miene, als wolle er das offenstehende Fenster dem kleinen Groom vor der Nase zuziehen.

„Ihr könnt wirklich unausstehlich sein, Andreas," sagte Jener, „und habt namentlich die scheußliche Manier, ehrliche Leute nicht ausreden zu lassen. Ich wollte Euch ja nur wegen Wahrnehmungen, die ich gemacht, um Rath fragen, was Ihr davon denkt, oder so."

„Wenn ich dir dienen kann," sprach mit einer affektirten Gleichgültigkeit der Gärtner, „so laß hören. Du bist ein ungeheurer Kindskopf — wirst was Rechtes vernommen haben! Vor allen Dingen aber," unterbrach er sich, „will ich vorher die beiden Lederfutterale holen, um die Bouquets hinein zu thun, damit wir wenigstens fix und fertig sind, wenn der Herr Baron kommt."

Damit trat er in das Gewächshaus zurück und verlor sich auf ein paar Augenblicke hinter den Stellagen. Der kleine Reitknecht wandte sich gegen Lord um und drückte ihn an den Zügeln langsam zurück; denn das große Thier mit seinem langen Halse hatte, dem Blätterduft folgend, seinen Kopf in das Glashaus gesteckt und bewegte die Lippen vor irgend einem seltenen Strauche, als wolle es eifrig anfangen, ihn zu benagen.

Andreas kam zurück, in seiner Hand zwei schwarzlederne Futterale, die ungefähr so aussahen, als wolle man Kinderhelme darin aufbewahren.

Der Groom hatte sich wieder genähert, setzte sich auf die Fensterbank und bemühte sich, das Folgende recht leise zu sprechen. „Das war vorgestern," sagte er, „ich führte die Pferde an der Seite des alten Hauses hinter dem großen Bretterverschlag auf und ab."

„Ja, es hat dort nichts als verfallene Bretterverschläge," bemerkte der Gärtner mit einem eigenthümlichen Lachen.

„Da kam unser gnädiger Herr mit seiner Frau Schwägerin herab, und sie sprachen eifrig zusammen. — Er wird es nicht gern zugeben, sagte sie."

„Wen meinte sie mit dem Er?" fragte Andreas.

„Nun, ihren Mann, den alten Baron."

„Aha!"

„Also: er wird es nicht gern zugeben, wiederholte sie mehrere Male. Sie habe schon versucht, ihn zu überreden, aber er meinte immer, er sehe keinen Grund dazu. Eugenie sei ganz gut in seinem Hause, und er halte es nicht für passend, sie in das ihrer Schwester zu thun. — Versteht Ihr, Andreas?"

„Ich fange an," erwiderte dieser, indem er den Finger an die Nase legte.

„So, Ihr versteht!" rief der Groom mit dem Ausdruck wahrhaften Erstaunens; „ich versichere Euch, ich hab' es nicht verstanden. Aber es schien mir wichtig genug, Euch davon in Kenntniß zu setzen, und da ein Dienst des andern werth ist, so könnt Ihr mich auch ein bischen klar sehen lassen."

„Natürlich," sagte der Gärtner kopfnickend; „und du wirst einsehen, Friedrich, wie gut es ist, wenn man hie und da vertrauliche Mittheilungen macht. — Nun also, du kennst ja drüben das traurige Hauswesen, Armuth und Edelsinn, wie man zu sagen pflegt; und dabei ein Stolz und Hochmuth, der gen Himmel schreit. Daß es für

die Herrschaft in dem alten Raubschloß schon traurig genug ist, sich so durchschlagen zu müssen, das wird dir einleuchten; daß aber ein junges schönes Mädchen, wie Fräulein Eugenie ist, einen solchen Zustand unerträglich finden muß, das kannst du dir am Ende auch denken. Sie hört oft genug von Vergnügungen reden, an denen sie nicht Theil nehmen kann, sie sieht andere junge Damen, mit denen sie aufgewachsen, vornehm und reich gekleidet, und muß sich behelfen, so gut es immer geht. Und dann ist auch noch Anderes in dem Hause da, was das arme Fräulein, wenn sie einmal dahinter kommt, ganz complet unglücklich machen muß. Und ich sage dir, sie kommt dahinter; denn was so ein junges Mädchen nicht sieht, das fühlt sie; du kannst mir glauben, ich habe viel in der Welt erfahren und gehört: — das unverdorbene Herz eines jungen Mädchens fühlt dir durch eine Hauswand hindurch, und es liegt ihr in den Gliedern, wenn im Nebenzimmer etwas Unrechtes geschieht. — Verstanden, wenn sie einmal aufmerksam geworden und in ein gewisses Alter kommt."

„Ja, ja," meinte der Groom, indem er sich so lang als möglich streckte und eine wichtige Miene anzunehmen versuchte; „ja, in dem Haus mag Manches passirt sein."

„Und passiren," ergänzte Andreas. „Ich sage dir, der Kammerdiener, den sie hat — eigentlich Kammerdiener, Bedienter, Alles in Allem — das ist ein ganz verfluchter Kerl."

„Den hätte ich schon lange spazieren geschickt, wenn ich der alte Baron wäre," meinte der Groom mit majestätischem Stirnrunzeln. Und darauf blies er die Backen auf, um seinem Gesichte ein Ansehen zu geben.

„O lieber Freund," fuhr der Gärtner fort, „um spazieren zu schicken, muß man die Thürklinke in der Hand haben und sich nicht immer in der Zimmerecke verbergen müssen, wie der alte gnädige Herr. Und dann kannst du versichert sein," sprach er mit leiser Stimme, „daß die Frau Baronin da drüben lieber das ganze Haus, Mann und Kind spazieren schicken ließe, als den Herrn François."

„Aha, jetzt begreife ich auch," meinte der kleine Reitknecht nach einem kleinen Stillschweigen, „warum unser gnädiger Herr mit dem Monsieur François oft so eigenthümlich verfährt. Ich sage Euch, er ist hier bei uns gegen den Stallbuben höflicher, als dort gegen den allgewaltigen Kammerdiener."

„Ich begreife das; aber es wird ihm nicht viel nützen. Um dich aber wegen des Gespräches hinter dem Bretterzaun aufzuklären — wohlverstanden, damit du deine langen Ohren nach der richtigen Seite hin offen hältst, — so wisse denn, daß unsere gnädige Frau und auch der Herr Baron Fräulein Eugenie gern hieher nehmen möchten, um sie standesgemäß erscheinen zu lassen und es vielleicht so möglich zu machen, daß sie später einmal sich gut verheirathet."

„Ah!" machte Friedrich, dem ein helles Licht aufzuflammen schien. „Welche von beiden Schwestern ist denn älter?" fragte er nach einer Pause, „unsere gnädige Frau oder die da drüben?"

„Unsere gnädige Frau ist älter," versetzte der Gärtner mit einem leichten Seufzer.

„Und Beide waren sehr reich?" fragte der Groom weiter.

Der Gärtner blies den Athem von sich, wobei er die Augen aufriß, und dann sagte er: „Unmenschlich reich, Beide. Wir aber hier hielten das Unsrige zu Rathe, während es drüben zu allen Fenstern, Thüren und zum Schornstein hinausflog."

„Es ist das doch eine verkehrte Welt," philosophirte der Groom nach einer Pause. „Unser gnädiger Herr, der doch um mehrere Jahre jünger ist, heirathet die ältere Schwester, und der alte Baron drüben die jüngere."

„Dem ist es auch schlecht genug bekommen," erwiderte der Gärtner, setzte aber gleich darauf in ganz anderem Tone hinzu: „Du, mache dich fertig, man kommt. Gehe nur mit deinem Pferde, ich will die Blumenbouquets schon auf deinen Klepper aufschnallen!"

Der kleine Reitknecht rutschte auf diese Weisung, ohne sich umzusehen, von der Fensterbank hinab, faßte den Zügel von Lord etwas

ſeſter und begab ſich eilig nach dem Hauſe zurück. Dort hatte ſich mittlerweile die Hausthür geöffnet, und ein großer, ſchön gewachſener Mann, breitſchultrig, etwas ſtark, doch mit einer zierlichen Taille, war auf die Treppe getreten. Er trug einen dunkeln, ziemlich langen Paletot, den er bis oben zugeknöpft hatte, und zog eben an ſeinen Handſchuhen, wobei er eine ſchwere engliſche Reitpeitſche mit ſilbernem Knopfe unter dem Arme hielt. Er hatte ein angenehmes, etwas ſtarkes Geſicht, krauſes blondes Haar, einen eben ſolchen Bart, der aber künſtlich vollkommen horizontal nach beiden Seiten hinaus dreſſirt war. In der geöffneten Thür ſtand eine Dame in ſchwarz ſeidenem Kleide, feſt in einen großen Shawl gewickelt; ſie war einfach mit einer Morgenhaube coiffirt, offenbar aber um mehrere Jahre älter als der blonde Mann auf der Treppe draußen. Sie machte ebenfalls Miene, hinaus zu treten, doch drückte ſie der Herr ſanft zurück, wobei er mit einer angenehmen, klangvollen Stimme ſagte: „Bleibe zurück, mein Schatz, es iſt in der That ein bischen kühl, ich ſpürte einen ſcharfen Wind.“ Dabei hob er den Kopf in die Höhe und ließ den Luftzug, der von Norden kam, einen Augenblick über ſein Geſicht ſtreichen, ſo daß ihm das blonde Haar emporgelüpft wurde.

„Bleibſt du lange aus, George?“ fragte die Dame, worauf er entgegnete: „Ich kann das ſo ganz genau nicht beſtimmen. Sollte es mir übrigens nöthig erſcheinen, anderswo zu diniren, ſo laſſe ich es dir vorher durch Friedrich, der mit den Pferden zurückkommt, ſagen. Adieu, mein liebes Kind.“ Damit wandte er der Thür den Rücken und blickte ſo ruhig und gleichgültig vor ſich hin, als ſei er vollkommen allein in der Welt.

Unterdeſſen war Friedrich mit dem langbeinigen Lord am Fuß der Treppe erſchienen und hatte das Pferd kunſtgerecht hingeſtellt, ſo daß ſein Herr nur den Fuß aufzuheben brauchte, um in den linken Steigbügel zu treten. Als er dies that, hängte ſich der kleine Groom an den rechten Steigbügel, und zwar ſo kräftig, daß ſich ſeine beiden kleinen Beinchen vom Boden erhoben. Lord ſtand wie eine Mauer,

und der große blonde Herr schwang sich zierlich und elegant in den Sattel, worauf er eine Cigarrendose hervorzog, eine Cigarre nahm, dieselbe mit einem Zünder langsam und bedächtig in Brand setzte, und dann im Schritt um den Rasenplatz mit dem Braunen gegen das Gitterthor davon ritt.

Der kleine Groom war mittlerweile mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit zwischen den Wirthschaftsgebäuden verschwunden, und als er gleich darauf wieder zum Vorschein kam, saß er hoch auf seinem kleinen Schimmel. Klein war das Thier im Verhältniß zum voranschreitenden Lord, immer aber noch ein Riesenpferd für den unbedeutenden Reitknecht. Doch saß er nicht schlecht auf seinem Sattel und sah in der That nicht so übel aus in den engen Reithosen, den Stiefeln mit gelben Kappen und dem elegant gemachten dunkeln Livreerock. Um den Leib hatte er einen gelben Riemen, welcher dazu diente, einen zusammengefalteten grauen Plaid festzuhalten, und zwar auf dem Rücken an der Stelle, wo der Infanterist seine Patrontasche zu tragen pflegt. Die beiden Blumenfutterale hingen zu beiden Seiten des Sattels, wo sich sonst die Pistolenholstern befinden. Friedrich hatte den Hut keck auf das rechte Ohr gesetzt, und da sich Lord mit dem Herrn schon am Gitterthor befand, als der Groom den Rasenplatz umkreiste, so hielt letzterer es aus diesem Grunde für nöthig, seinen Schimmel in einen kurzen Galopp zu versetzen. Ob auch noch ein anderer Grund vorhanden war, sich so als tüchtiger Reiter zu zeigen, können wir nicht mit Gewißheit angeben; nur so viel wollen wir verrathen, daß in diesem Augenblicke die Kammerjungfer der gnädigen Frau oben am Fenster erschien, um — frische Luft zu schöpfen.

Achtes Kapitel.

Eugenie.

Der große blonde Mann, dem das schöne Landhaus und der hübsche Garten gehört, welch letzteren er so eben auf seinem hohen Engländer verlassen, war der Baron George von Breda. Einst als Rittmeister bei den königlichen Kürassieren der „wilde George" genannt, hatte er übrigens, wie guter Wein, ziemlich frühzeitig ausgegohren und war, um uns so auszudrücken, zu einem klaren und verständigen Getränke geworden, mit recht vielem inneren Gehalte, aber ohne sprudelnde Eigenschaften. Es ließ sich angenehm mit ihm umgehen, seine Freunde konnten sich auf ihn verlassen, und er half Jedem gern, wenn er nämlich erst einmal in Bewegung gesetzt war. Früher außerordentlich schlank, fast dünn, war er zu Anfang der Dreißiger, in denen er sich jetzt befand, stärker geworden und hatte mit diesem äußeren Umfange eine ziemliche Gemächlichkeit angenommen, die erst überwunden sein wollte, ehe man ihn recht zum Handeln brachte. Zog er aber einmal für irgend eine Sache, die ihm recht und gut dünkte, so wurde er wieder ganz Kürassier und machte auf die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, einen so unwiderstehlichen Choc,

daß er meistens für sich oder seinen Schützling Alles niederwarf und eine freie Bahn brach.

Ziemlich unbegütert, hatte man es begreiflich gefunden, daß er, ein schöner und ausgezeichneter Offizier, seine jetzige Frau, die, wir können das nicht verschweigen, vielleicht zehn Jahre älter war, aber ein außerordentliches Vermögen besaß, geheirathet hatte. Erleben wir doch fast täglich ähnliche, für uns oft ganz unbegreifliche Fälle. Auch den Kameraden und näheren Bekannten von George von Breda erschien diese Heirath vollkommen passend; denn er war im Punkte weiblicher Bekanntschaften selbst in seiner wilden Zeit immer außerordentlich zurückhaltend gewesen; man konnte ihm keine Liebschaften nachsagen, und wenn er in Gesellschaften und auf Bällen war, so sah man den jungen Offizier adorirt von älteren Damen seiner Bekanntschaft, denn gegen diese benahm er sich in der That aufopfernd. Er konnte sich Stunden lang mit Geheimräthinnen oder verwittweten Baronessen aufs Angelegentlichste unterhalten; ja, wenn er tanzte, so geschah das meistens nur, um ältlich gewordene Schönen, deren Schifflein auf eine trügerische Balluntiefe oder eine Sandbank gerathen war und sitzen zu bleiben drohte, wieder flott zu machen.

Mit der Baronin, seiner Frau, lebte er vortrefflich. Er behandelte sie aufmerksam, achtungsvoll, hatte sich aber gleich zu Anfang der Ehe auf einen solchen Fuß mit ihr zu setzen gewußt, daß er unumschränkter Herr seiner Zeit und ihres Vermögens war. Doch trieb er mit dieser Herrschaft durchaus keinen Mißbrauch, er war weder ausschweifend, noch verschwenderisch, noch geizig; ja, man mußte ihm nachrühmen, daß er ein vortrefflicher Haushalter sei, denn er verwaltete das Vermögen, welches ihm seine Frau zugebracht, trotzdem, daß sie auf einem ziemlich großen Fuße lebten, so musterhaft, daß er jährlich bedeutende Ersparnisse zurücklegen konnte. Wie schon früher bemerkt, war er seiner Freunde Schutz und Hülfe, und man konnte bei verwickelten Angelegenheiten diesen und jenen der jungen Herren sagen hören: „Mein Rath ist, du gehst zu George und trägst ihm die Sache

Mehl. Mein Comtoir lag gerade über der Mühle. Der Boden desſelben zitterte beſtändig, wie bei einem leichten Erdbeben. Bald beſuchte mich der alte Müller, etwas nachſehend oder angebend, bald kam Caspar mit weißbeſtaubtem Geſicht und rauchte ein Paar Züge aus einer Pfeife, am öfterſten aber, und das war mir am liebſten, kam Sibylle mit ihrem Nähzeug, ſetzte ſich zu mir hin, und wenn wir auch Stunden lang nichts ſprachen, ſo gab es doch wieder Augenblicke, wo wir uns eifrig über frühere Zeiten unterhielten, und ich ihr von den Bekannten, die ſie in der Stadt hatte, erzählte, was ich wußte. Auch der Doktor erſchien zuweilen, bald mit der Peitſche, bald mit der Art in der Hand, blieb aber nie lange, wenn Sibylle bei mir war. So vertraut er überhaupt mit den beiden Söhnen und mit Elsbeth war, und ſo viel er mit ihnen lachte und Späße trieb, ſo ſchien er ſich unbehaglich zu fühlen, wenn die alte Müllerin oder Sibylle ſich in der Nähe befand. Der Letzteren war das auch aufgefallen, und ſie erzählte mir, ſie habe es ihrer Mutter mitgetheilt, welche ihr entgegnet: ſie müſſe ihn dafür deſto freundlicher und artiger behandeln; denn er ſei ein verlorener Sohn, der, auf dem Wege der Beſſerung begriffen, ſich doch noch nicht bei ſtillen freundlichen Menſchen ganz heimiſch fühle.

„Es iſt eigentlich Schade," ſetzte Sibylle hinzu, „daß er mit der Mutter nicht viel ſpricht, denn neulich, wo

vor. Findet er nichts Faules daran und verspricht er dir seine Hülfe, so hast du halb gewonnenes Spiel. Denn wenn George seine Schraube ansetzt, dann kommt er durch; darauf kannst du dich verlassen."

Daß so ein eigenthümlicher und vortrefflicher Charakter seine Schattenseiten haben mußte, verstand sich von selbst. Wer ihn nicht näher kannte, hielt ihn für über alle Maßen hochmüthig und für einen Menschen, der die Welt nur so von oben herunter betrachtet; und daran war sein schroffes Aeußere, seine aufrechte militärische Haltung mit stolz erhobenem Kopfe und sehr hoch getragener Nase schuld. Einer allzu großen Zuvorkommenheit gegen Fremde pflegte er sich nicht zu befleißigen; es war ihm lästig und unbequem, neue Bekanntschaften zu machen, und er hielt sich diese häufig durch ein steifes, fast unangenehmes Wesen fern.

So ritt er dahin; Lord ging im Schritte, und der Baron führte mit der linken Hand nachläßig die Zügel, während er mit der Rechten zuweilen die Cigarre aus dem Munde nahm. Der Weg führte auf der großen Straße eine Zeit lang an den schon früher erwähnten Landhäusern vorbei, die in großer Mannigfaltigkeit die Stadt umgaben. Wo sich aber die Chaussee von der Stadt entfernte, hörten auch diese zerstreut liegenden Wohnungen auf, und als der Baron die letzten derselben hinter sich gelassen, setzte er sein Pferd in Trab und folgte auf diese Art der sich rechts wendenden, sanft ansteigenden Landstraße.

Bald hatte er eine kleine Anhöhe, die vor ihm lag, erreicht, und blieb dort einen Augenblick halten, um einen Blick rückwärts auf die Stadt zu werfen, die in Qualm und Dunst unzähliger Schornsteine, sowie im Morgennebel, der noch nicht ganz verschwunden war, vor ihm ausgebreitet da lag. Dort sah er auch sein Haus und erkannte es an einer kleinen rothen Fahne, welche von dem hohen Dache flatterte. Eigentlich schien ihm dieses Betrachten der Stadt Nebensache zu sein; denn der Blick, welchen er hinabwarf, war außerordentlich gleichgültig; es war Gewohnheit von ihm, hier oben bei seinen Ritten eine kleine

Weile anzuhalten; auch dieſes Mal dauerte dieſer Aufenthalt höchſtens ein paar Sekunden, worauf er Lord wieder vorwärts gehen ließ, in raſchem Trabe ſeine Straße verfolgend, die von hier abwärts führte, einem weiten Thale zu, mit ſo dichtem und hohem Buſchwerk bedeckt, daß man es wohl einen Wald hätte nennen können.

Unten in dieſem Thale angekommen, verließ er die Straße, die auf der andern Seite abermals eine Anhöhe erſtieg, um darauf zu verſchwinden, und lenkte links in einen ziemlich verwahrlosten Weg ein, der durch das oben erwähnte Thal führte. Es war dieß eine Straße, einſt breit angelegt, auch mit Waſſergräben verſehen, welch letztere aber im Lauf der Zeiten nicht nur einestheils ganz verſchwunden waren, ſondern auch anderntheils ſich durch angeſammelten Regen ein neues Bett in der Straße ſelbſt geſucht und dieſe allmälig dadurch verengt hatten; auch umgeworfene Bäume waren bald rechts, bald links liegen geblieben, hatten ſich in den nach und nach eingeweichten Grund dieſes Weges eingeſenkt und waren dann von der freundlichen Natur gleich dieſem mit grünem Mooſe überzogen worden, oder nährten zur Sommerzeit allerlei Schling- und Schmarotzer-Pflanzen, die luſtig aus ihnen emporwuchſen, um nach beſtem Willen und Vermögen den Weg zu kreuzen.

Was dieſe Straße eigenthümlich, faſt traurig machte, waren ehemalige Ruheplätze, unter den überhängenden Zweigen hochſtämmiger Bäume angelegt, die jetzt ſo gar ruinenhaft und wehmüthig ausſahen; denn die ſteinernen Bänke dieſer Ruheplätze waren theils gar nicht mehr vorhanden, theils verwittert und von ihren Unterlagen herabgeſtürzt.

Der Baron folgte dieſem Waldwege eine kleine halbe Stunde ſo ſchnell wie möglich und erreichte alsdann ein ehemaliges Parkthor, das vollkommen zu den eben erwähnten Ruheplätzchen paßte und einen würdigen Schluß zu dieſer verwahrlosten Straße bildete. Vor demſelben befand ſich eine gewölbte ſteinerne Brücke, die über einen ehemals breiten Graben führte, deſſen Wände aber auch mit der Zeit

eingestürzt waren und nur noch ein schmales Bett voll sumpfigen, stehenden grünen Wassers zeigten, in dem sich die überhängenden grünen Zweige kaum abspiegelten. Das Thor bestand aus zwei großen, massiven Steinpfeilern, die vielleicht einst mit einem Gitter verschlossen gewesen waren, wovon aber jetzt nichts mehr zu sehen war. Auch hatten diese Steinpfeiler in besseren Tagen das Wappen des Hauses getragen, und noch jetzt sah man auf dem rechten Pfeiler einen schildhaltenden Löwen, dem aber der Kopf und die Vordertatzen fehlten.

Dabei war es so stille rings umher, daß man hätte glauben können, man betrete die Grenzen eines zauberhaften Reiches. Auf dem breiten Fahrwege, der hinter dem Thore wieder anfing, war vom ehemaligen Steinkörper der Straße auch nicht die geringste Spur mehr zu sehen; Moos, Gras und Schlingpflanzen von hüben und drüben hatten sich freundlich die Hände gereicht und sich nachbarlich vereinigt. Als der Baron so dahin trabte, hörte man die Hufschläge von Lord nicht auf den Boden schallen, sondern es klang so dumpf und hohl, als führte der Weg über ein mit Erde bedecktes Kellergewölbe. In dem Park, der hinter dem Thore anfing, sah man uralte, hochstämmige Bäume, und ihre eigenthümliche Stellung unter einander zeigte wohl an, daß sie einst nach einem bestimmten Plane gepflanzt worden und eine vielleicht zierliche Anlage gebildet hatten; jetzt aber sah das Ganze aus wie ein ziemlich öder ausgehauener Wald, und denselben Eindruck machte die Stille rings umher, die durch nichts unterbrochen wurde, als durch das heisere Gekreisch des Raubvogels, der von den nicht weit entfernten Bergen über das Thal dahin strich.

Bald änderte sich übrigens in etwas die Scene. Bei einer Biegung des Weges hörte die Wildniß des Parkes einigermaßen auf; man sah vor sich einen breiten Rasenplatz, mit zwei Reihen hoher Bäume eingefaßt, die einst den großen Fahrweg zum Schlosse, das man am Ende dieser Allee liegen sah, begrenzt hatten. Von dieser ganzen Fahrstraße war jetzt nichts mehr übrig als ein schmaler Fußweg; rechts und links zwischen den hohen Bäumen erblickte man aber-

mals Zeugen ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Da waren Statuen aus Stein, Götter, Menschen und Thiere darstellend; aber sie, die einst dem gut erhaltenen Parke gewiß zur Zierde gereicht hatten, blickten jetzt in ihrer Verstümmelung aus dem wuchernden Grase so befremdet und sonderbar hervor, daß sie jemandem, der nicht darauf vorbereitet war, einen kleinen Schrecken hätten einjagen können. Sie paßte so gar nicht mehr hieher, diese respektable feine Gesellschaft, theils kopflos, theils mit herabgefallenen Armen und verstümmelten Füßen. Am besten hatten sich die Thiere erhalten; da waren von wilden Bestien Löwen und Tiger, von Hausthieren Pferde und Kühe, und diese letzteren, die der Künstler ruhend dargestellt, hatten sich noch am dauerhaftesten erwiesen.

Der Baron, der diesen Anblick schon unzählige Mal gehabt hatte, konnte sich trotzdem nicht enthalten, lächelnd nach beiden Seiten zu schauen, indem er sein Pferd langsamer gehen ließ. Jetzt trat auch das Schloß unter uralten mächtigen Bäumen deutlicher hervor. Es war ein mäßiges, viereckiges Gebäude, aus zwei Stockwerken bestehend, von denen das erste auf den vier Ecken Erker hatte, die in Form von Thürmen über das Dach hinausragten. Welche Gedanken und Erinnerungen den Reiter beim Anblick des kleinen Schlosses beschleichen mochten, sind wir nicht im Stande anzugeben und können nur so viel der Wahrheit gemäß berichten, daß er seinem Pferde die Zügel ließ, indem er die linke Hand auf den Sattelknopf stützte und träumerisch zu Boden blickte. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß er ein fröhliches Lachen überhört hatte, das hinter ihm erscholl, als er in die Allee mit den Steinfiguren eingebogen war. Plötzlich aber schrak er aus seinen Phantasien empor, da er hörte, wie sich das Pferd Friedrichs gegen alle sonstige Gewohnheit im Galopp näherte. Er schaute um sich, doch war ein einziger Blick genügend, um ihn zu veranlassen, sein eigenes Pferd herumzuwenden; denn hinter ihm drein kam im kurzen Galopp freilich das Pferd des kleinen Reitknechts, doch

saß eine Dame quer im Sattel, die mit lustigem Zungenschlage den Schimmel zu schnellerem Laufe anfeuerte.

„Da kann man sehen," rief sie schon von Weitem, „daß Onkel George nie an uns denkt. Bist du doch am Eingange der Allee so nahe an mir vorbei geritten, daß ich dich hätte mit Blumen werfen können, wenn ich welche gehabt hätte. Pfui, Onkel George, das ist nicht schön. Aber du siehst meine Anhänglichkeit an dich, denn ich bin dir gleich so schnell nachgeeilt, wie ich konnte."

„Ja, ja, das seh' ich freilich, du Wildfang," entgegnete der Baron mit einem außerordentlich freundlichen Gesichte. „Ich glaube fast, du bist auf Amazonenart über meinen kleinen Friedrich hergefallen und hast ihn aus dem Sattel geworfen."

„Nein, nein, er räumte ihn gutwillig, als er sah, wie sehr es mir darum zu thun war, dir nachzueilen. — Sonst vielleicht" —, setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu, „aber es ist dem Kleinen kein Leides geschehen. Dort kommt er."

Sie winkte mit dem Kopfe rückwärts nach dem Groom, den man in einiger Entfernung so eilig herantraben sah, als es seine kurzen Beinchen erlaubten.

Die junge Dame hatte unterdessen den Schimmel dicht an den großen Engländer gebracht und legte jetzt ihre feine weiße Hand auf den Arm des Barons, blickte ihm schmeichelnd in die Augen und sagte: „Guten Morgen, lieber Onkel George. Wie geht es dir und was macht die Tante?"

Das Mädchen mochte achtzehn Jahre alt sein. Sie war von schlankem, untadelhaftem Wuchs, zu dem der edel geformte Kopf mit dem jugendlich frischen Gesichte vollkommen paßte. Ihr Haar war dunkelbraun, ebenso ihre großen leuchtenden Augen. Ueberaus reizend war ihr Mund mit den frischen rothen Lippen, hinter welchen hervor eine wahre Pracht von weißen Zähnen glänzte, wenn sie lachte. Und sie lachte häufig, bald über dies, bald über das, jetzt indem sie versicherte, wie außerordentlich sie sich freue, daß Onkel George heute doch

noch gekommen sei; dann, indem sie mit einer Haselnuß-Gerte, die sie in der Hand trug, eine komische Verbeugung nach irgend einer kopflosen Göttin machte; nun, während sie mit ihrer kleinen Hand auf die beiden Leder-Futterale an ihrem Sattel klopfte, dann wieder, indem sie auf den kleinen Groom wies, der wie ein Frosch durch das Gras hüpfte und die außerordentlichsten Anstrengungen machte, um nicht gar zu weit zurück zu bleiben.

So langten die Beiden vor dem Schlosse an. Dasselbe hatte vornen an der Eingangsthür einen ehemals gepflasterten Hof, der aber jetzt ebenfalls zu einem Rasenplatz, untermischt mit kleinen Steinpartieen, geworden war; eine halbrunde, zwei Fuß hohe Mauer schloß ihn auf dieser Seite ein und bildete mit zwei Pfeilern in Obeliskenform eine Eingangspforte. Hinter derselben stand ein kleiner, alter, gebückter Mann, der sich um die Ankommenden nicht viel zu bekümmern schien, wenigstens schaute er nicht ein einziges Mal in die Höhe, sondern betrachtete aufmerksam einen kleinen Scherben, den er in der Hand hielt. Er beschaute denselben von allen Seiten, hob ihn auch zuweilen in die Höhe und klopfte mit den gekrümmten Fingern daran. Der Klang, den das irdene Gefäß von sich gab, schien ihn zu erfreuen, und erst als er diesen mehrere Male gehört, ließ er die Hand sinken und blickte dem heranreitenden Paare entgegen.

„Siehst du, Onkel George," sagte das junge Mädchen, „Papa hat so eben wieder ein ganz bedeutendes Geschirr gefunden. Er wird dir gleich sagen, woher es stammt. Drüben haben sie eine Lehmgrube aufgedeckt, und da hab' ich ihm geholfen, und schon ganze Schürzen voll Ziegel und Scherben herüber getragen."

Der Baron schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, und dicht bei dem alten Herrn angekommen, schwang er sich aus dem Sattel, worauf er seiner Begleiterin die Hand reichte, die nun ebenfalls leicht und gewandt auf den Boden sprang. Der alte Herr hielt seine beiden Hände und also auch das Geschirr, welches ihn beschäftigte, auf den Rücken und bewillkommte seinen Besuch mit einem freundlichen Kopf-

nicken. Es war, wie schon bemerkt, ein kleiner und dabei sehr magerer Mann, ziemlich nachläßig angezogen; seine einst schwarz gewesene Kleidung sah etwas rostig aus und zeigte hier und da erdfarbene Streifen, und wenn wir dabei sagen, daß der alte Herr in seiner guten Zeit ein eifriger Numismatiker gewesen, der in diesem Fache reiche Sammlungen besessen, so mag vielleicht diese Leidenschaft daran schuld gewesen sein, daß der ganze Kopf mit den wenigen Haaren, besonders das fahle Gesicht, einen Grünspanschimmer hatte und dem Portrait eines ehemaligen Kaisers oder Gelehrten auf einem halbverwitterten, uralten silbernen Schaustücke frappant ähnlich sah.

„Einen Fund gemacht, Schwager?" fragte der Baron. „Das müssen Sie mir zeigen." Dabei sah er sich aber nach seinem Reitknechte um, der noch ziemlich weit zurück war. In diesem Augenblicke kam aus einem Nebengebäude ein junger Mann, mit sehr kokettem und affektirtem Gange. Obgleich er keine Livree trug, so sah man doch an seinem Anzuge in dieser Morgenstunde, dem schwarzen Fracke und der weißen Halsbinde, sowie an seinem ganzen Wesen, namentlich an der Art, wie er den Kopf trug, daß er zur dienenden Klasse gehöre; und gerade da er dies durch einen elegant nachläßig sein sollenden Gang und seine Haltung zu verdecken suchte, trat es nur um so schärfer hervor.

Der Baron hatte ihn nicht sobald erblickt, als er ihm zurief: „He, François, Sie sehen vielleicht, daß Niemand da ist, meine Pferde zu halten, bis Friedrich kommt. Wollen Sie wohl die Freundlichkeit haben, einen Augenblick hieher zu kommen?"

Diese außerordentlich höflichen Worte waren aber in so befehlendem Tone gesprochen, daß sie Monsieur François veranlaßten, eine halbe Wendung gegen den Baron zu thun, aber auch nur eine halbe; dann lenkte er augenblicklich um und rief herüber: „Ich werde dem Herrn Baron im Augenblick Jemanden schicken."

„Wenn es Ihnen gefällig wäre, selbst zu kommen," sprach nun

der Baron mit lauter Stimme, „so würden Sie sich jedenfalls eine Unannehmlichkeit ersparen. Ich ersuche Sie darum."

„Er wird nicht kommen," sagte das junge Mädchen, und dabei funkelten ihre Augen eigenthümlich und sie preßte die zuckenden Lippen zusammen, so daß sie fast erschreckend anzusehen war, wie sich ihr gutes liebes und freundliches Gesicht in diesem Augenblicke verändert hatte. Es leuchtete dabei ein so tiefer Haß, eine solche Entschlossenheit aus demselben hervor, daß man hätte glauben können, im nächsten Momente geschähe etwas ganz Außerordentliches.

„Machen wir keine Umstände," sprach begütigend der alte Herr, „übergeben Sie mir die Pferde und spazieren Sie mit Eugenien voraus."

Dabei erhob er die eine Hand, um die Zügel zu fassen; doch machte der Baron mit dem rechten Arme eine leichte abwehrende Bewegung, ohne übrigens ihn oder das junge Mädchen anzusehen; vielmehr blickte er mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck nach dem sogenannten Kammerdiener, der sich durch diesen Blick und die entschlossene Haltung angezogen fühlen mochte; wenigstens wandte er sich abermals gegen die Gruppe am Thore herum. Mit einem Male beschleunigte er aber seine Schritte, denn unter der Thür des Schlosses erschien eine Dame, die befehlend mit der Hand hinausdeutete und ihm zurief: „Schnell, François, warum beeilen Sie sich nicht?"

Jetzt kam auch der kleine Groom herangekeucht, und als er sah, daß François sich den Pferden nähern wollte, stürzte er athemlos mit einem Sprunge auf dieselben los und riß dem Andern so zu sagen die Zügel aus der Hand. Das junge Mädchen hatte sich abgewandt und legte nun ihren Arm in den des Barons, worauf alle Drei über den Hof gingen und in das Schloß traten.

Das Vestibül hinter dem Eingange war eine traurige Fortsetzung des Waldweges und des Parkes; die Wände, einst gemalt und mit Wappenschildern versehen, zeigten an kahlen Stellen und langen weißfarbigen Streifen unbefugte Feuchtigkeit, die den Weg durch das schad-

haste Dach und die schlechten Fenster gesucht und gefunden. Die Scheiben der letzteren waren theils erblindet, theils gar nicht mehr vorhanden; und da, um den Windzug abzuhalten, manche Fensterläden geschlossen waren, so hatte dieses weite Vorhaus ein ungemein trübseliges, ja, trostloses Aussehen.

Die Dame, welche an der Thür erschienen war, bewillkommte den Baron ebenfalls aufs freundlichste, und da er ihr seinen Arm anbot, so trat das junge Mädchen zu ihrem Vater, legte ihren Arm um seinen Hals und stieg hinter den beiden Anderen ebenfalls die Treppen hinan. Oben sah es in so weit schon wohnlicher aus, als man hier noch keine so offenbaren Spuren der Zörstörung durch Wind und Wetter erblickte. Daß das Haus durch lange Vernachläßigung überhaupt gelitten hatte, bemerkte man auch hier an den unebenen Fußböden, so wie an den Thüren und Fenstern, die wie verquollen waren und nicht mehr recht in ihre Einfassung passen wollten. Je mehr man sich aber dem Zimmer der Frau vom Hause näherte, um so mehr verlor das alte Gebäude von diesem Charakter der Vernachläßigung, und nachdem man die Vorzimmer mit ebenen Fußböden durchschritten, von denen eines sogar mit einem freilich verschossenen Teppich bedeckt war, kam man in ein paar Gemächer, wo man das Schalten und Walten einer weiblichen Hand sah, und die sich ausnahmen, wie ein angenehmer Kern in einer rauhen, zerrissenen Schale. Hier erblickte man ziemlich ordentliche Teppiche, Holzlambrisen mit wohlerhaltenen Tapeten, ein Kamin mit freundlich loderndem Feuer und all die kleinen unnöthigen Sachen, welche, ohne daß man sie gebraucht, doch für den, der sie hat, durchaus nothwendig sind.

Freilich stammten alle diese Sachen, wie das ganze Ameublement, Sessel und Fauteuils in den verschiedensten Gestalten, aus einer früheren Zeit her, und Eines paßte wenig zum Andern, gab dem Ganzen aber eben dadurch den Anstrich einer malerischen Unordnung, die man in den kleinen Salons unserer Damen findet und gern sieht.

Das Gemach, wo sich die Frau des Hauses am Kamin niederließ und den Gast bat, neben ihr Platz zu nehmen, lag auf der hinteren Seite des Schlößchens und hatte ein einziges großes Fenster, das auf eine in ihrer Wildniß reizende Waldpartie ging. Dort im Hintergrunde standen die uralten hohen Bäume dichter beisammen, und wo sich Wege unter ihnen zeigten, schlichen sich dieselben wie verstohlen durch das Dickicht und waren wenige Schritte von ihrem Anfang durch die laubenartig zusammenhängenden Zweige schon nicht mehr sichtbar. Unmittelbar an diese Seite des Hauses stieß ein ehemaliger kleiner Blumengarten mit einem vertrockneten Springbrunnen, eine Art Terrasse, die mit vielleicht zwei Fuß hoher Brüstung an den malerischsten Punkt dieser Ansicht führte, einen kleinen See nämlich, der das Haus von der Waldpartie trennte.

Dieser See war eine von jenen so melancholischen und doch lieben Wasserflächen, in die man gern träumend hinabblickt und die sich eine rege Phantasie so leicht mit den verschiedensten Gestalten bevölkern kann. Die Ufer waren theilweise mit Schilf eingefaßt, zwischen dem das Wasser in einzelnen Punkten hervorleuchtete. Seine Ränder schillerten wegen der nahestehenden, jetzt im Winter durch dicht geschlungenen Epheu bedeckten Baumstämme gleichfalls in grüner Farbe, welche gegen die Mitte zu, wo das Bild des blauen Himmels klar auf den ruhigen Wasserspiegel fiel und aus ihm freundlich zurückstrahlte, heller und glänzender und so klar wurde, daß das leiseste Wölkchen, welches oben am Himmel dahin zog, unten im Wasser wieder erschien. In einer kleinen Bucht lag ein Nachen unbeweglich still, wie die ganze Natur rings umher, so still, daß man hätte glauben können, jetzt werde irgend ein majestätischer Hirsch aus dem Walde treten, um seinen Durst in den klaren Fluten zu löschen.

Das junge Mädchen war einen Augenblick hinter dem Fauteuil des Barons gestanden, hatte sich aber, als dieser mit der Frau des Hauses ein Gespräch begann, zu ihrem Vater begeben, der ans Fenster getreten war und wieder aufmerksam das kleine irdene Gefäß betrach-

ſie ihn in das Geſpräch zog, und über einige neuere Bücher fragte, war ſie ſehr zufrieden mit ſeinen Antworten. Aber er hat einen furchtbar häßlichen Bart. Du mußt Dir niemals einen ſolchen wachſen laſſen.“

Ich fuhr mit der Hand an mein äußerſt glattes Kinn und verſprach es ihr.

tele, das er in der Hand hielt, bald hineinsah und bald mit den Aermeln da und dort putzte und abwischte.

„Siehst du, Eugenie," sagte der alte Herr nach einer Pause mit großer Befriedigung, „das ist das kostbarste Gefäß, welches ich seit langer Zeit gefunden, ja, fast das werthvollste, welches ich in meiner Sammlung habe."

Als er das sprach, schmiegte sich Eugenie so liebevoll an ihn und öffnete ihre großen glänzenden Augen so weit vor Aufmerksamkeit und Erstaunen, daß man wohl sah, sie empfinde deutlich die Freude ihres Vaters und glaube ihm aufs Wort, daß der Schatz, den er gefunden, wirklich so kostbar sei.

„Ist es recht alt, Papa?" fragte sie, nachdem sie einen ziemlich altklugen Blick auf das Gefäß geworfen.

„Sehr alt, mein Kind, außerordentlich alt. Ich werde darüber nachschlagen, um mit Gewißheit zu erfahren, ob es von den Römern, von den Celten oder Germanen stammt."

„Und wir geben ihm einen sehr schönen Stand," fuhr das junge Mädchen freundlich fort. „Du schneidest wieder so einen kleinen hölzernen Untersatz, und ich überziehe ihn dir mit violettem Sammt; ich habe noch davon."

Der alte Mann hielt das kleine Gefäß in seiner Hand, blickte aber bei den Worten seiner Tochter über dasselbe hinaus, durch das Fenster, über den See, über den Wald hinweg, weit, weit in unendliche Fernen und lächelte dabei recht wehmüthig.

„Ja, ja, mein Kind," sagte er dann nach einer Pause, „wir werden es sehr schön aufstellen, auch numeriren, und dazu schreiben, wo wir es gefunden. Aber," setzte er seufzend hinzu, „das ist denn auch Alles."

„Wie so Alles, Papa?"

„O, ich meine nur, da wird es dann stehen auf seinem violettsammtnen Untersatz, einsam und allein, und Niemand wird kommen, um es zu betrachten. Siehst du, meine liebe gute Eugenie, das ist

ja die Freude und der Stolz von uns Sammlern, daß wir unsere Schätze zeigen können."

Das schöne Mädchen nickte mit dem Kopfe, als wenn sie sagen wollte: „Ich verstehe."

„Früher," fuhr der alte Mann fort, — „viel früher, als ich noch ein schönes Münz-Cabinet hatte, und so manches Andere noch, da verging fast kein Tag in der Woche, wo nicht Jemand kam, der mit großer Aufmerksamkeit meine Schätze betrachtete und mir Complimente darüber machte. Jetzt ist das ganz anders geworden, o, ganz anders!"

„Mein guter, guter Papa!" antwortete Eugenie mit leiser Stimme und lehnte schmeichelnd ihren Kopf an seine Schulter.

Darauf setzte der alte Mann behutsam das Gefäß auf die Fensterbank, legte alsdann die Hand auf das weiche, schwellende Haar seines Kindes und hob den Kopf etwas in die Höhe, um ihr in die klaren Augen zu sehen. Er schüttelte mit dem Kopfe, und auf seinem Gesichte war tiefe Traurigkeit, ja, fast Schmerz zu lesen, als er sprach: „O, meine Eugenie, du verstehst es nicht, wie schmerzlich es für mich ist, daß Niemand, so gar Niemand kommt, um das Schöne und Gute zu betrachten, was wir still und verborgen unter uns hegen und pflegen."

Was unterdessen der Baron mit der Frau des Hauses gesprochen, sind wir nicht im Stande, ganz genau anzugeben; denn sie führten ihr Gespräch ziemlich leise. Doch mochte der Inhalt desselben wichtiger sein, als eine Unterhaltung über gewöhnliche Tagesereignisse; die Dame schüttelte auf das Achselzucken des Barons zuweilen ziemlich heftig mit dem Kopfe und preßte auch bei eindringlichen Worten, die er ihr sagte, die Lippen fest über einander. Erst als der alte Herr mit dem jungen Mädchen das eben Erwähnte ziemlich laut sprach, ohne daß es von den Anderen beachtet worden wäre, erhoben auch diese ihre Stimmen mehr und mehr, und man hörte den Baron zu seiner Nachbarin sagen: „Aber ich versichere Sie, Schwä-

gerin, es iſt großes Unrecht von Ihnen, ſie hier ſo in der Wildniß — verzeihen Sie mir den Ausdruck — feſthalten zu wollen. Ein junges Mädchen muß die Welt ſehen und von ihr geſehen werden; und eine beſſere Gelegenheit dazu gibt es doch wahrhaftig nicht, als wenn Ihre Schweſter, meine Frau, ſich anbietet, Eugenie wie ein Kindes Statt anzunehmen."

Bei dieſen Worten hatte ſich die Dame in den Fauteuil zurückgelegt, ſich einſchmiegend in die Kiſſen deſſelben. Sie blickte in das ſpielende Kaminfeuer, und nur zuweilen, während der Baron ſprach, wandte ſie ihm wie im Blitz ihre Augen zu und ſah ihn mit einem forſchenden, ſeltſamen Ausdrucke an.

Daß dieſe Dame um mehrere Jahre jünger war als ihre Schweſter, die Baronin von Breda, wiſſen wir bereits; und daß ihr Kopf intereſſanter, ja, um vieles ſchöner war, müſſen wir dem Leſer ſagen; trotzdem aber ſah ſie, namentlich in Augenblicken der Abſpannung, deren ſie ſehr viele hatte, faſt älter aus. Einſt mußte ſie in der That ſehr ſchön geweſen ſein; ihre Geſichtszüge waren fein, der Teint, einſt blendend weiß, jetzt freilich von einer krankhaften Bläſſe; dazu hatten die Augen einen unbeſchreiblich müden Blick, und wenn ſie trotzdem noch ziemlich glänzend ausſahen, ſo kam das wohl daher, weil ſie eingefaßt waren mit einem krankhaften, dunkeln, faſt bräunlichen Kreiſe.

Sehr häufig brachte dieſe Frau ihre weiße, fein geformte, nur ſehr magere Hand an die Stirn und fuhr alsdann leicht über ihre Augen, als ſchmerze ſie das Tageslicht, oder als wolle ſie ſich ſelbſt ermuntern.

Nachdem der Baron ausgeredet, ſtützte ſie ein paar Sekunden den Kopf in die Hand, indem ſie dieſe wie einen Schirm vor ihre Augen hielt, und entgegnete nach einer kleinen Pauſe, ohne ihre Stellung zu verändern: „Und was mache ich in dieſer Wildniß, wie Sie eben ganz richtig bemerkten, wenn mich das Mädchen verläßt? O,

glauben Sie mir, George, so einsam ohne sie zu leben, — ich könnte das unmöglich aushalten. Gewiß, ich könnte nicht."

„Also ist es so, wie ich vorhin gesagt," erwiderte der Baron. „Sie halten das Mädchen nur aus Egoismus zurück."

„Ja, wenn Sie die Liebe einer Mutter zu ihrer Tochter Egoismus nennen, so haben Sie Recht."

Der Baron schüttelte sonderbar lächelnd mit dem Kopfe.

„In diesem Falle möchte ich es fast Egoismus nennen," sprach er; „denn — Sie verzeihen mir die offenherzige Rede — Mutterliebe pflegt sich nicht in einem einzigen Punkte zu zeigen, sondern sorgt im Allgemeinen für das Beste ihrer Kinder."

„Sie wissen, George," entgegnete die Dame nach einer augenblicklichen Pause, „daß ich nicht im Stande bin, mit Ihnen zu streiten. Sie sind mir überlegen, und —"

„Sie fühlen dagegen, daß ich vollkommen Recht habe."

„O ja," erwiederte erregter die Frau des Hauses; „o ja, Sie haben Recht, vollkommen Recht; ich will Ihnen das am allerwenigsten leugnen. Wiederholen Sie mir auch, mein Widerstreben, Eugenie von mir zu geben, sei keine Liebe zu dem armen Mädchen, nennen Sie es meinetwegen Egoismus; ich will Ihnen sogar zugeben, es ist Egoismus; aber dagegen sage ich Ihnen zum hundertsten Male: ich kann das Mädchen nicht von mir lassen, ich kann nicht, gewiß, ich kann nicht."

Der Baron zuckte mit den Achseln und blickte mit einem leisen Seufzer in die Gluth des Kaminfeuers.

Sie fuhr fort: „Verstehen Sie mich, George, wenn ich Ihnen sage, ich kann nicht. Ist es Ihnen in Ihrem Leben nie begegnet, daß Sie eine abergläubische Furcht hatten, im Falle Dieses oder Jenes geschehe, treffe schweres Unglück auf Ihr Haupt? — Sie werden mir in meinem Falle vielleicht entgegnen," sprach sie wehmüthig lächelnd, „daß hier in diesem Hause etwas mehr Unglück gerade nicht von Belang wäre; ich will mich also anders ausdrücken. Haben Sie

nie ein Weſen um ſich gehabt, das Ihnen wie ein Schild erſchien gegen die Schläge des Schickſals, die Sie zu zerſchmettern drohten? Wie ein Schutzgeiſt, vor deſſen Anblick, vor deſſen ſchirmender Hand ſich das Unglück zurückzog und, wenn es Sie auch drohend umlagerte, doch nicht über Sie herzufallen wagte? — Ein ſolcher Schutzgeiſt iſt mir Eugenie. Wenn ſie in meiner Nähe iſt, ſo kann ich mit Innigkeit zurückdenken an die ſchöneren Tage, die einſt geweſen; wenn ſie ſich nur momentan von mir entfernt, ſo iſt es, als verdichtete ſich die Luft um mich, als umgäben mich trübe Nebel, aus denen zuckende Hände nach mir griffen. O, das iſt ſchrecklich!"

Bei dieſen Worten ſenkte ſie den Kopf tief herab und drückte beide Hände vor das Geſicht.

„Ihre erregte Phantaſie iſt allerdings ſchrecklich," erwiderte der Baron von Breda, „aber vielleicht beherrſcht Sie dieſes unangenehme Gefühl nur für die erſten Stunden und Tage. Ja, ja, das kann nicht andauernd ſein, wenn Sie Eugenie heiter und glücklich wiſſen. — Und, Frau Schwägerin, glauben Sie mir, es iſt Ihre Schuldigkeit, etwas für das arme Mädchen zu thun. Was ſoll ſie hier in der Oede, inmitten dieſes verfallenen Parkes, dieſes einſamen Hauſes?"

„Laſſen Sie mir Zeit, darüber nachzudenken, mich daran zu gewöhnen," entgegnete die Frau des Hauſes nach einem längeren Stillſchweigen; „für jetzt kann ich und will ich Eugenie nicht von mir laſſen. Wer will beſtimmen, was die nächſte Zeit bringt? Kann nicht die nächſte Sekunde ſchon unſer Schickſal ändern?"

„Es iſt aber ein eigenthümlicher Troſt, darauf zu warten und zuzuſehen, bis uns irgend ein Ereigniß fortſchiebt. Ich habe es nie ſo gehalten, ich griff immer friſch in das Leben hinein und befand mich wohl dabei."

Mittlerweile war der alte Herr mit Eugenien, vielleicht aus Discretion, um dem Geſpräche ſeiner Frau mit dem Baron freien Lauf zu laſſen, ins Nebenzimmer gegangen, von wo er aber in dieſem

Augenblicke zurückkehrte, gefolgt von François, der auf einem Präsentirbrett einige Platten trug, welche das bescheidene Frühstück der Familie bildeten.

„Onkel George wird mit uns frühstücken!“ rief das junge Mädchen, die an dem Bedienten vorbei eilig aus dem Nebenzimmer in den Salon sprang. „Freilich nicht so compendiös, wie bei sich zu Hause, dafür aber heute in unserer Gesellschaft, was, wie ich hoffe, auch schon Einiges werth ist.“

Monsieur François, der Kammerdiener, befand sich augenscheinlich in einer sehr schlechten Stimmung; er rollte mit mehr Lärm als gerade nöthig war, einen kleinen Tisch aus der Ecke des Zimmers vor den Kamin, stellte einen Stuhl vor Fräulein Eugenie, und überließ es dagegen dem alten Herrn, sich selbst einen zu holen; doch sprang das junge Mädchen ihrem Vater eilfertig zu Hülfe, nicht ohne auf den Diener abermals einen jener Blicke zu werfen, die wir schon vorhin vor dem Schlosse an ihr bemerkten.

Der Baron von Breda that durchaus nicht, als gewahre er die geräuschvolle Art, mit welcher der Bediente den Tisch hin und her rückte, das Tischtuch auflegte und die Platten nicht darauf hinsetzte, sondern mit einer außerordentlich widerwärtigen Manier vor die Umsitzenden hinschob.

Wie Eugenie vorhin sagte, so war das Frühstück allerdings sehr einfach, eine Tasse Thee, Butter, Brod und etwas kaltes Fleisch; doch wäre das vollkommen genug gewesen, um bei etwas mehr Heiterkeit der Theilnehmer eine fröhliche Stimmung hervorzubringen; so aber lag es seit dem Eintritte des Dieners wie ein kalter Hauch über den Anwesenden; die Baronin preßte die Lippen auf einander, und wenn dabei auch ihr Mund zu lächeln versuchte, so sah man doch an dem unruhigen Umherzucken ihrer Augen und dem eigenthümlichen finsteren Ausdruck derselben, daß ihr Kopf keine freundlichen Gedanken hegte. Der Baron von Breda sprach mit dem alten Herrn und Eugenien über ganz gleichgültige Dinge und schien außerordentlich ruhig ge-

ſtimmt; wir ſagen: ſchien; wer ihn genau kannte, wußte ſich die Art zu deuten, mit der er ſeinen langen blonden Schnurrbart wiederholt mit der Hand zu beiden Seiten des Geſichts hinausſtrich. Eugenie blickte auf ihren Teller und ſchaute nur zuweilen forſchend ihren Vater an oder auch den Baron, wenn er mit ihr ſprach. Am unbefangenſten war aber wohl der alte Herr, der ruhig ſeinen Thee trank und, während er ſein Butterbrod aß, von der neu entdeckten Lehmgrube erzählte, die ihm eine Ausbeute von ſeltenen Gegenſtänden der verſchiedenſten Art verſprach. Das kleine irdene Gefäß hatte er von der Fenſterbank ſorgfältig auf einen Tiſch geſtellt, der in der Mitte des Zimmers ſtand, und während er von ſeinem Funde ſprach, unterließ er es nicht, zuweilen ſehr innige Blicke dort hinüber zu ſenden. Auch Eugenie ſchaute häufig nach der kleinen Vaſe, aber mit einem beſorgten Ausdruck in den Blicken, denn François, der dort am Tiſche mit ſeinem Geſchirr hantirte, kam der kleinen Koſtbarkeit oft gar zu verdächtig nahe.

„Wenn Sie auf ſo reiche Beute hoffen," meinte der Baron, „ſo muß in der Nähe der Lehmgrube ein alter Begräbniß- oder Lagerplatz geweſen ſein."

„Auf das Letztere weiſen alle Spuren hin," entgegnete eifrig der alte Herr. „Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen ſchon einmal bei früheren Spaziergängen im Walde die ſehr deutlichen Spuren der alten Römerſtraße zeigte, die ſich durchs Thal zieht. Nun gut, wenn Sie an dem Punkte, wo ſie für uns verſchwindet, ihr muthmaßliche Richtung fortführen, ſo treffen Sie gerade auf meine koſtbare Lehmgrube. — François, etwas Waſſer!"

François ſchien durchaus nicht zu hören.

„Weiter rechts von dem eben erwähnten Punkte," fuhr der alte Herr fort, „haben wir vor ein paar Jahren die prachtvoll erhaltenen römiſchen Gräber gefunden, von deren Ausbeute ich, leider, leider! den beſten Theil an die Regierung abgeben mußte, da dort genau an jener Stelle die herrſchaftlichen Waldungen an unſern Park ſtoßen.

Mit einiger Spitzfindigkeit hätte ich freilich beweisen können, daß die kostbaren Gräber noch zu meinem Territorium gehörten; aber," setzte er achselzuckend hinzu, „man will seine Nachbarn nicht zu Feinden machen, und mit großen Herren ist bekanntermaßen schlecht Kirschen essen."

Schon bei den letzten Worten hatte der alte Herr sein Glas seitwärts vom Tische gegen François gereicht und wiederholte nun seinen schon vorhin ausgesprochenen Wunsch um etwas Wasser.

Der Bediente klapperte aber so außerordentlich lebhaft mit seinen Tellern, daß man bei einiger Harthörigkeit seinerseits vielleicht hätte voraussetzen können, er habe den zweimal so höflich ausgesprochenen Befehl überhört.

Eugenie, deren Augen zum dritten Mal so seltsam funkelten, wollte aufspringen, um das Verlangte für den Vater zu holen; doch legte der Baron von Breda ruhig seine Hand auf ihren Arm und sagte mit ziemlich lautem und gebieterischem Tone: „Wasser!"

Die Frau vom Hause hustete hinter der vorgehaltenen Serviette ziemlich vernehmlich und so verständlich, daß François sich bewogen fand, augenblicklich mit einer Caraffe herbei zu eilen und das Glas des Herrn von Breda voll zu gießen. Darauf aber schob er dieselbe Flasche auf die gleiche insolente Art, wie früher die Teller, vor den alten Herrn hin und ging mit erhobenem Kopfe, gespitztem Munde und tänzelndem Gange wieder an seinen Nebentisch zurück.

Warum eigentlich der Baron von Breda seine Hand auf dem Arme des jungen Mädchens ruhen ließ, wissen wir nicht ganz genau anzugeben; vielleicht fühlte er ein leises Zittern in demselben, und wohl aus diesem Grunde wandte er sein Gesicht gegen Eugenie und blickte sie freundlich, fast wie bittend an.

Der alte Herr schien dieses Wasser-Intermezzo entweder nicht verstanden zu haben, nicht verstehen zu wollen, oder wenn dies doch der Fall war, keinen Werth darauf zu legen. Er wandte sich sogar im nächsten Augenblick abermals an den Bedienten und sagte nicht

ohne Freundlichkeit: „Nehmen Sie mir doch mein kleines Gefäß in Acht. Wenn mir etwas daran geschehe, so wäre das ein unersetzlicher Verlust.“

„Ich will es hieher holen, Papa,“ sprach das junge Mädchen, indem sie hastig aufstand, „Onkel George hat es ja überdies noch nicht genau betrachtet.“

Nun hatte indessen Monsieur François die Worte des alten Herrn wahrscheinlich überhört, auch vielleicht das irdene Gefäß nicht gesehen, oder war der Monsieur François, und wir glauben fast das Letztere, eine außerordentlich boshafte Creatur; genug, während Eugenie aufstand, hob er die Teller von dem Nebentische in die Höhe und streifte dabei wahrscheinlich mit der Serviette, die er auf dem Arme trug, an die kleine Vase, so daß sie zu Boden fiel und in unzählige Stücke zerbrach.

„Um Gottes willen! das ist ja ein großes Unglück!“ rief der alte Herr, indem er voll Schrecken in die Höhe sprang.

Eugenie preßte, während sie wie erstarrt stehen blieb, ihre bebenden Lippen fest auf einander; und selbst der Baron von Breda zuckte auf eine eigenthümliche Art zusammen, worauf er aber einen langen und sehr festen Blick auf die Frau des Hauses warf.

„Das ist ja eine große Ungeschicklichkeit, François,“ sagte diese. „Machen Sie, daß Sie hinaus kommen.“

„O nein, Mama,“ rief Eugenie mit zitternder Stimme, „das ist keine Ungeschicklichkeit!“

Der Bediente, ohne nur einen Ausdruck des Bedauerns oder Schreckens von sich zu geben, machte obendrein noch ein hochmüthiges, unverschämtes Gesicht und hatte schon ein paar Schritte gegen die Zimmerthür gethan, als er seine Frechheit so weit trieb, bei den Worten des jungen Mädchens stehen zu bleiben, sich herumzudrehen und mit kaltem Tone zu fragen: „Was belieben das gnädige Fräulein?“

„Gehen Sie — augenblicklich!“ rief ihm die Frau des Hauses zu, indem sie sich mit blitzenden Augen aus ihrem Stuhle erhob;

„ich will hoffen, daß an diesem Vorfalle nur Ihre grenzenlose Ungeschicklichkeit schuld ist."

„Ein so kostbares Gefäß!" jammerte der alte Herr, indem er sich bemühte, die Trümmer aufzulesen.

Hätte in diesem Augenblicke François das Weite gesucht, so wäre es besser für ihn gewesen; so aber wollte das Schicksal, daß er seinen Kopf ein wenig auf die Seite neigte, verächtlich auf den Boden blickte und die halblauten Worte hören ließ: „O, es gibt dergleichen Scherben noch mehr als zu viel."

Eugenie hatte die Hand auf den Tisch gestützt und stand anscheinend ruhig da, doch war ihr Gesicht mit einer furchtbaren Bläße bedeckt, und ihre großen Augen glänzten unheimlich. Kaum hatte François die eben erwähnten Worte vernehmen lassen, so zuckte sie zusammen, stürzte vor, riß von dem Nebentische die schwere Reitpeitsche des Barons von Breda an sich, und ehe Jemand das von diesem Auftritte erschütterte und empörte Mädchen zu hindern vermochte, führte sie mit ihrer vollen jugendlichen Kraft einen so furchtbaren Hieb über den Kopf des Unverschämten, daß quer über dessen Gesicht augenblicklich eine fingerdicke blutige Schramme sichtbar wurde.

Die Frau des Hauses war emporgesprungen, konnte aber nichts thun, als ihre Hände ausstrecken, was sie denn auch so heftig that, als sei sie hiedurch im Stande, Eugenie zurück zu halten.

Diese hatte nicht sobald ihren Schlag geführt, als die plötzlich aufgeflammte Röthe ihres Gesichtes der vorigen tiefen Bläße augenblicklich wich und sie ihre Hand öffnete, so daß die Reitpeitsche zu Boden fiel, worauf das arme Mädchen sichtlich zu schwanken begann und mit einem Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Vaters fiel, der auf sie zusprang, um sie zu halten.

Dem Bedienten war eine solche Behandlung noch nie zu Theil geworden. Daß er sämmtliches Geschirr, welches er in der Hand trug, zu Boden fallen ließ, finden wir vollkommen begreiflich, ebenso,

XXII.

Vergnügungen auf der Mühle.

Auf einer ſolchen Mühle mitten im Walde, an keiner großen Straße gelegen, herrſcht im Allgemeinen . n faſt einförmiges Leben, und die einzigen Unterbrechungen ſind Sonntagsbeſuche bei den Nachbarn oder auch eine Kirchweihe, und dabei Tanz oder Jagdparthien, öffentliche und heimliche. Und Letztere ließ ſich Caspar zuweilen eifrigſt angelegen ſein, und bei dieſen hatte ich namentlich in früheren Zeiten oft die Ehre, ihn begleiten zu dürfen. Das Jagdrevier, zur Mühle gehörig, und vom Vetter gepachtet, war nicht groß und befriedigte lange nicht die Jagdgelüſte Caspars. Zu dem heimlichen Jagdvergnügen beſaß er ein Gewehr, deſſen Schaft mit Batterie man abnehmen und in die Taſche ſtecken konnte. Der Lauf bildete einer Stock, den er wohlgemuth in die Hand nahm, und ſo zogen wir an ſchönen Herbſttagen, harmlos ausſchauend in der Frühe, ſobald der Tag graute, aus. Da

daß er, als Italiener, ſich blitzesſchnell bückte und nach einem der Meſſer griff, die zwiſchen den Porzellantrümmern lagen. Doch hatte er das Heft deſſelben nicht ſobald erfaßt, als auch ſchon die gewaltige Fauſt des Barons ſeine Finger umſpannte und dieſelben ſo furchtbar zuſammendrückte, daß er nicht nur das Meſſer fallen ließ, ſondern ſich auch mit einem lauten Aufſchrei bis auf den Boden niederkrümmte. Es bedurfte jetzt nur noch eines befehlenden Blickes des Herrn von Breda, und François taumelte mehr, als er ging, zur Thür hinaus.

Der alte Herr hatte Eugenie auf einen naheſtehenden Stuhl niedergelaſſen, worauf das Mädchen ſchon nach ein paar Sekunden die Augen langſam wieder öffnete, um ſich blickte und dann, als ſie ſich deſſen, was eben vorgefallen, erinnerte, die Hände vor das Geſicht preßte und laut zu weinen anfing.

„Nach dem, was ſo eben geſchehen," ſagte der Baron von Breda zu der Frau des Hauſes, „wird es Ihnen ſelbſt angenehm ſein, wenn ich meinen Reitknecht nach Hauſe ſchicke und einen Wagen kommen laſſe, um Eugenie — wenigſtens für einige Zeit zu ihrer Tante zu bringen."

Statt aller Antwort nickte die Mutter mit dem Kopfe, und der alte Herr, der die Worte ſeines Schwagers ebenfalls gehört, winkte zuſtimmend eifrig mit der Hand.

Daß hierauf das Beiſammenſein der Familie nicht viel Erquickliches mehr bot, brauchen wir dem geneigten Leſer nicht zu ſagen, dürfen aber, um im Laufe unſerer Geſchichte keine Lücke entſtehen zu laſſen, nicht verſchweigen, daß der kleine Friedrich nach erhaltenem Befehl ſeinem Schimmel die Sporen gab und in geſtrecktem Galopp durch den einſamen Park und den verwahrloſten Waldweg nach der Stadt zurückkehrte; ferner daß er, während zu Hauſe ein leichtes Coupé eingeſpannt wurde, den Gärtner auf die Seite nahm und ihm, während er ſich wichtig das Kinn ſtrich, rapportirte, François ſei ihm mit einer außerordentlich ſchönen Schmarre im Geſicht erſchienen, und

er müsse jetzt wieder nach dem alten Waldschlosse zurückeilen, um das gnädige Fräulein hieher zu holen. Dann schwang er sich wieder auf seinen Schimmel und hatte beim Hinausgaloppiren abermals das Glück, von der Kammerjungfer der gnädigen Frau erblickt zu werden.

Der Gärtner schaute dem abfahrenden Wagen gedankenvoll nach, nahm bedächtig eine Prise und sagte, indem er den Deckel seiner Dose zuklappte: „Das gnädige Fräulein kommen also doch hieher! — So, so! — ei, ei!“

Neuntes Kapitel.

In der Schreibstube.

Die Schreibstube des Herrn Rechtsconsulenten Plager befand sich zu ebener Erde in demselben Hause, wo der lange Schreiber wohnte. Die Fenster derselben gingen in den Hof, den wir neulich zur Nachtzeit durchschritten, und wenn wir denselben jetzt bei Tageslicht betrachten, so müssen wir gestehen, daß er damals in finsterer Nacht nicht viel öder und trostloser aussah als heute. Alle Rückseiten der umliegenden Häuser schienen sich hier Rendezvous gegeben zu haben, um die allergewöhnlichsten, allerprosaischsten Geschäfte des täglichen Verkehrs abzumachen. Dabei waren diese hinteren Häuserreihen von einer solchen Unregelmäßigkeit, daß man hätte auf den Glauben kommen können, die verschiedenen Baumeister haben einander zum Aerger nur so sich völlig widersprechende Giebel, Fenster und Thüren gebaut. Im Lauf der Zeiten hatte man hier und da einen Erker oder einen Alkoven angeflickt, der dann der Hausseite ganz das Ansehen gab, als habe sich an der betreffenden Stelle eine unförmliche Geschwulst angesetzt. Dazu kam eine Musterkarte der verschiedenartigsten Rinnen und Abzugsröhren in Holz, Erde und Metall, von denen aber viele

defekt waren, und aus diesem Grunde rechts und links einen feuchten Ausschlag hervorriefen, in welchem hier und da ein Pflänzchen sein kümmerliches Dasein fristete. Von einer Verputzung dieser Hausseite war durchaus nicht die Rede, und so sah man denn ein wahres Chaos von Holzwerk alle Wände in so durch einander laufenden und seltsamen Linien bedecken, daß es Einem bei längerem Hinsehen ganz schwindelig werden konnte.

Die schon vorhin erwähnten eigensinnigen Giebel richteten sich so drohend gegen einander auf und blickten sich mit ihren schwarzen Fensterlöchern so grimmig an, daß man auf die Vermuthung einer geschwornen Feindschaft unter ihnen kam und sich des Gedankens nicht erwehren konnte, sie würden einst in einer Mitternachtsstunde wüthend auf einander losstürzen und im grimmigsten Vertilgungskampfe nicht eher ruhen, als bis sie alle mit einander zerschmettert drunten im Hofe lägen, ein formloser Haufen von Balken und Steinen.

Was diesem grauen und schmutzigen Hofe eine freundliche Verzierung verlieh, war die überaus zahlreiche an Schnüren aufgehängte Wäsche, und wenn man die vielen Farben derselben, die rothen, blauen, grünen, gelben und weißen Lappen mit einiger Phantasie betrachtete, und sah, wie der eingedrungene Wind sie spielend emporhob, so konnte man träumen, es würde in einem der finsteren Häuser irgend ein Fest gefeiert, zu welchem dasselbe, wie ein Kriegsschiff im Hafen, sämmtliche Flaggen aufgezogen.

Der Boden des Hofes in seiner Unebenheit, die aus zusammengetretenen Kehrichthaufen und Schuttüberresten entstanden war, mit halb verfaulten Balken und Brettern und zusammengefallenen Fässern, wo ein eiserner Reif mit zwei aufrechtstehenden Dauben wie das Gerippe eines ehemaligen Weinfasses aussah, paßte vollkommen zu seiner Umgebung. Daß die anstoßenden Gemächer, deren Fenster hieher gingen, gerade keinen Ueberfluß an Freundlichkeit hatten, brauchen wir dem geneigten Leser wohl nicht zu sagen, ebenso wenig, daß das

Bureau des Herrn Plager überhaupt hiervon keine rühmliche Ausnahme machte. Im Gegentheil war es eines der finstersten Löcher in dem ganzen Gebäude, und Madame Plager hatte mit ihrer Frau Mutter es sinnig aus dem Grunde gewählt, weil, wie sie behauptete, die Arbeit noch einmal so rasch von Statten gehe, wenn das Auge durch keine äußere Eindrücke beunruhigt und von dem Papier abgezogen würde. Und in dieser Beziehung hatte sie trefflich gewählt; denn in dem Hofe regte sich gar nichts Lebendiges, als vielleicht eine lauernde Katze oder eine vorüberhuschende Ratte. Vögel ließen sich hier kaum sehen, und wenn einmal ein neugieriger Spatz von draußen hereinkam, so flog er augenblicklich erschrocken wieder empor und verkündigte wahrscheinlich seiner Verwandtschaft: Aber da unten habe ich einen schauerlich stillen und schmutzigen Hof gesehen. Da möchte ich nicht einmal ein gestohlenes Nest besitzen — pfui Teufel!

Das Bureau des Rechtsconsulenten bestand aus zwei Gelassen, eines war das Privat- und Sprechzimmer des Chefs, das andere die Schreibstube. Im ersten herrschte einiger Luxus; da stand nämlich ein altes, schmutziges Sopha, und über demselben hing ein halbblinder Spiegel; die übrigen Möbel waren, wie in der Schreibstube, aus gewöhnlichem Tannenholze, auf dem sich aber, wie auf ähnlichen Schulutensilien, im Lauf der Zeiten ein bräunlicher Schmutzüberzug angesetzt hatte.

Der erste Schreiber des Rechtsconsulenten, dessen Bekanntschaft wir schon in den vorigen Kapiteln gemacht, befand sich vor einem Stehpulte, auf dem ein großer Aktenstoß lag, den er langsam durchblätterte und daraus Auszüge zu machen schien. Obgleich wir ihn dem Leser bereits in aller Form vorgestellt, auch sein Aeußeres so gut als möglich beschrieben, so vergaßen wir doch bis jetzt, seinen Namen zu nennen. Dieser klang etwas fremdartig, — eine Bemerkung, die der Träger desselben mit großem Stolze und gern hörte; er pflegte alsdann zu sagen, das kalte Deutschland, in dem er jetzt verurtheilt sei, schlechte Prozeßakten zu concipiren, zu escarpiren und zu copiren,

sei ja nicht sein Heimatland, sondern fern im Süden das schöne Spanien sei es, wo seine Wiege unter blühenden Orangenbäumen gestanden. Larioz, so pflegte er zu sagen, ist dort ein Name von bestem Klang, und wenn man von Jaen nach Granada reitet, so bewundert man die leider ziemlich verfallene Stammburg dieses Geschlechtes, einen mächtigen Bau, von dessen Thurme man die Besitzungen der Familie, wie sie einst bestanden, nicht übersehen konnte. Wenn der Schreiber auch gewöhnlich mit „Herr Larioz" angeredet wurde, so nahm er es doch durchaus nicht übel, wenn Jemand, der seine Herkunft kannte, ihn Don Larioz nannte; ja, er pflegte dabei gnädig zu lächeln und konnte in guter Laune hinzusetzen: „Wenn meine Vorfahren anders gewirthschaftet hätten, so brauchte ich nicht meinen Hut vor dem Herrn Pfleger abzunehmen, sondern stände mit bedecktem Haupte vor dem König von Spanien."

Etwas seitwärts von dem Stehpulte befand sich ein kleiner Tisch mit einem Stuhle, auf dem unser Freund Gottschalk saß, der mit der Copie eines Aktenstückes hätte beschäftigt werden sollen. Wenigstens lag besagtes Aktenstück neben ihm, er hatte vor sich einen Bogen Papier, auf dem auch bereits einige Zeilen zu sehen waren; doch hatte er die Feder neben sich gelegt und lauerte, wie die Katze auf eine Maus, nach einer müden Fliege, die auf dem Tischrande herumspazierte. Es gelang ihm auch, das unglückliche Wildpret einzufangen, doch mochte er dabei etwas zu roh zu Werke gegangen sein, genug, die ohnedies lebensmüde Fliege starb zwischen seinen Fingern.

Diese außergewöhnliche Beschäftigung war indessen von dem langen Schreiber nicht unbemerkt geblieben, und dieser hatte langsam sein Lineal genommen und patschte seinem kleinen Zögling, ehe dieser sich dessen versah, tüchtig auf die Finger.

Gottschalk blickte in die Höhe, und obgleich er den getroffenen Daumen zum Munde führte, so war doch auf seinem Gesichte nicht die Spur eines Erschreckens zu lesen, vielmehr lachte er schelmisch und sagte: „Das hat gepatscht!"

„Allerdings hat es gepatscht!“ meinte der lange Schreiber, „und es kann noch viel stärker patschen, wenn du, statt ruhig zu arbeiten, beständig deine Kindereien treibst; und diesmal hast du doppeltes Unrecht begangen: erstens hast du deine Schreiberei liegen lassen, und zweitens ein harmloses Thier erdrückt, das dir durchaus nichts zu Leide gethan.“

„Ich glaube, es ist dieselbe Fliege,“ sagte der kleine mit pfiffigem Lächeln, „die schon lange um meine Nase geflogen ist.“

„Wenn auch, so brauchst du sie nicht zu tödten. Denk einmal, wie es dir gefallen würde, wenn du zum Beispiel draußen auf dem Felde herumspaziertest — und die Fliege kann deine Nase ja möglicher Weise auch für ein Feld ansehen — wenn du dich also auf deine Art vergnügtest, und es erschiene plötzlich ein Riese, der es dir gerade so machte, wie du jener unschuldigen Fliege!“

Das sprach Don Larioz durchaus nicht im Tone des Scherzes, vielmehr blickte er dabei sehr ernst an die Decke, während er die breite Fläche des Lineals an seine Wangen drückte.

„Aber es gibt keine Riesen mehr,“ erwiderte keck der Knabe.

„Das ist noch gar nicht ausgemacht,“ fuhr der Schreiber fort; „im Gegentheil wirst du dich erinnern, daß ich dich vorgestern mit mir in jene Bude auf dem Markte nahm, wo sich das Riesenweib sehen ließ, eine stattliche Person. Ich habe auch meine gehörige Länge, aber als ich neben sie trat, mußte ich wahrhaftig an ihr hinaufblicken.“

„Da war aber viel Betrug dabei,“ meinte Gottschalk; „ich habe mir das von einem Bekannten erklären lassen. Das Riesenweib hatte Sohlen unter den Stiefeln von wenigstens sechs Zoll Dicke, und darüber hingen ihre Kleider so herab, daß man nichts davon sehen konnte. Ja, die in den Meßbuden sind schlau und führen die Leute an, wo sie können.“

Diese Bemerkung Gottschalks hatte offenbar einen unangenehmen Eindruck auf Herrn Larioz gemacht, er stützte den Ellbogen auf das

Stehpult, legte sein spitzes Kinn darauf und blickte nachdenklich in den trüben Hof.

„Wenn du Recht hast," sagte er nach einer Pause, „so ist es sehr traurig, und es kann mich betrüben, daß so viel Betrug in der Welt herrscht. Es wäre eigentlich recht schön, wenn es noch so etwas Außergewöhnliches, wie Riesengeschlechter gäbe; die Welt ist so prosaisch und trocken geworden, daß es Einem ordentlich wohl thäte, hier und da unter den Alltagsmenschen einem so gewaltigen Kerl zu begegnen."

„Ich würde mich fürchten, und viele andere Menschen auch. Das wäre eine schöne Wirthschaft, wenn es Riesen gäbe, die nur die Hand zuzumachen brauchten, um unser eins zu erdrücken!"

„Die meisten Riesen hatten edle Herzen," sagte träumerisch der Schreiber.

„Ich kann Ihnen aber versichern, Herr Larioz," fuhr Gottschalk fort, der viel zu froh war, plaudern statt arbeiten zu dürfen, um das angefangene Gespräch so bald wieder fallen zu lassen, „daß es mit dem sogenannten Riesenweib falsch war; mein Freund, der mir das erzählte, sah durch die Bretterwand hinein, wie sie ihre Stiefel mit den dicken Sohlen anzog; auch war der Fußboden erhöht, auf den sie sich stellte. Ja, das ist nun einmal so in der Welt: Einer führt den Andern an, und wer's am besten kann, der hat den Nutzen. So sagte Meister Schwörer, wenn er gut gelaunt war."

Der Schreiber schüttelte den Kopf und erwiderte: „Wenn es so ist, wie du sagst, mein lieber Gottschalk, so hätte man das Riesenweib untersuchen und, wenn sie wirklich das Publikum auf so unverantwörtliche Weise betrogen, der Polizei Anzeige davon machen sollen, damit sie gestraft würde."

„Da hätte man aber viel zu thun, Herr Larioz, wenn man sich um aller Leute Sachen bekümmern sollte! Dergleichen geschieht so viel in der Welt, daß man gar nicht fertig würde; und wenn ich mir erlauben darf, es Ihnen zu sagen, so ist es wahrhaftig schon genug,

wenn man sich in Acht nimmt, daß man selbst nicht angeführt wird. Da kann ein Jeder sehen, wie er fertig wird."

„Du hast da erschreckliche Grundsätze, die ich noch zu verbessern hoffe," fuhr der Schreiber fort, und dabei stellte er sein Lineal vor sich auf das Pult, wie irgend ein alter gemalter General es mit dem Kommandostabe zu machen pflegt. „Siehst du, ich hielte es für die schönste Beschäftigung, die einem Menschen zu Theil werden könnte, der, unabhängig, reich, es sich als Aufgabe stellte, das Unrecht, das in der Welt geschieht, so viel als nur immer möglich wieder gut zu machen. Du hast doch gewiß von alten Rittern gelesen, die sich damit beschäftigten, böse Zauberer, Drachen und Riesen zu bekämpfen, gefangene Jungfrauen zu beschützen und dergleichen heilsame Sachen mehr zu thun. Leider gibt es aber keine Drachen und Zauberer mehr."

„Nein, Drachen nicht, wie damals feuerspeiende und mit langen Schwänzen, aber sonst sind noch Drachen genug da; der Meister Schwörer nannte die Meisterin oft einen Drachen."

„Ich sehe, wir fangen an, uns zu verstehen. Da es jetzt keine Drachen mit langen Schwänzen mehr gibt, so müßte man also solche Drachen zu bekämpfen suchen, die ihren Nebenmenschen durch giftige Reden und allerlei Unthaten das Leben sauer machen."

Gottschalk, der sich etwas darauf einzubilden schien, daß seine Ansicht von dem Drachen nicht verworfen wurde, setzte sich so breit wie möglich an seinen Tisch und entgegnete: „Es wäre aber gewiß ein undankbares Geschäft, Herr Larioz, sich darum zu bekümmern, was andere Menschen Unrechtes thun. Die Meisterin sagte oft, und ich habe es mir gemerkt: Wo es dich nicht juckt, da kratze nicht. Menge dich nicht in anderer Leute Sachen, und wo die Leute schmutzige Wäsche waschen, da geh vorbei und sieh dich gar nicht um."

„Da hatte die Meisterin von ihrem Standpunkte Recht," sagte der Schreiber; „aber schön wäre es doch, wenn Jemand es sich zur Lebensaufgabe machen wollte, das Unrecht, wo solches geschähe, un-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20769 / 035

war in der Nähe ein herrschaftliches Revier, eine tiefe und lange Schlucht, an welche oben Krautäcker stießen und in welcher die Hasen nach eingenommener Abendmahlzeit droben ihr Nachtquartier aufschlugen. An den Wänden dieser Schlucht standen große Buchen und am Fuße eines solchen Stammes im dichten Moos nahm das Wild sein Lager, so daß es von den Wänden der Schlucht und von den Bäumen vor Regen und Wind geschützt war.

Wie alle unrechtmäßig gebrochene Frucht am meisten reizt, so war es auch unser größtes Vergnügen, bei grauendem Morgen aus dem dampfenden Thal hinauf in die Krautäcker zu steigen und dort, den Rand der Schlucht umgehend, auf die Hasen zu spähen, die uns eigentlich gar nichts angingen. Hatten wir oben herumschleichend, so zwei, drei gefunden, die unter uns in süßen Morgenträumen befangen lagen, so mußte ich mich oben hinstellen und ein Zeichen geben, wo sie waren, Caspar schraubte den Schaft an sein Rohr, schlich sich näher und schoß die Unglücklichen in ihrem Lager, worauf ich als Apporteur hinzustürzte, sie aufnahm, und wir kehrten nicht ohne eine Beute von zwei, drei bis vieren bei aufgehender Sonne nach Haus.

Von den Herrschaftlichen Jägern waren wir eigentlich niemals ertappt worden, hatten aber mehrmals in großer Gefahr geschwebt, es zu werden. Ich erinnere mich sehr genau, wie einstmals, als ich einen getödteten Hasen aus

nachsichtlich aufzudecken und die Betreffenden zur Strafe zu führen. Ein solcher Mann müßte mit der Achtung der ganzen Welt belohnt werden."

„Ja; er könnte aber auch zuweilen seine Prügel kriegen," sagte Gottschalk mit großem Ernste; „ich habe das erlebt. Wenn sich der Meister und die Meisterin handgreiflich zankten, da hatten wir einen Obergesellen, der wollte sich auch hineinmischen und fing damit an, allen Beiden Unrecht zu geben. Meinen Sie, daß sie das geglaubt hätten? Gott bewahre! Ein Wort gab das andere, und zuletzt nahm der Meister die Elle zur Hand, und die Meisterin behalf sich bei dem Streite mit ihren zehn Fingern."

„Du magst Recht haben," warf der Schreiber gleichgültig hin, „daß dergleichen Undank vorkommt, denn wenn man sich einem Drachen nähert, so muß man am Ende auf Alles gefaßt sein; aber —" fuhr er nach einer ziemlich langen Pause fort, und dabei blickte er durch die trüben Scheiben in den Hof und über denselben in das benachbarte Haus hinein, und wenn man seinem stieren Blicke Glauben schenken wollte, weit, weit in unabsehbare Fernen hinaus, „es ist noch ein anderes Kapitel, mit welchem sich die damaligen Ritter so gern befaßten — der Schutz edler Frauen, und als Retter zu erscheinen hülfloſen und in den Fesseln des alltäglichen Lebens schmachtenden Jungfrauen. Das wäre eine schöne Aufgabe, wer sie lösen könnte!"

Die letzte Rede schien Gottschalk nicht verstanden zu haben; auch sah er bedenklich und seufzend die vier Zeilen an, die auf dem vor ihm liegenden Boden prangten und die sich von selbst nicht vermehren wollten; er mochte auch an Herrn Plager denken, der es liebte, die Arbeiten des neuen Schreiberlehrlings zuweilen zu untersuchen, und dabei erinnerte er sich sehr anzüglicher Redensarten, sowie auch unterschiedlicher Püffe, die bei derartigen Gelegenheiten schon gefallen waren, weshalb er seufzend nach seiner Feder griff, die Spitze derselben von allen Seiten betrachtete, um dann auf dem größtmöglichen Umwege damit zum Dintenfasse zu fahren. Ehe er aber dasselbe er-

reichte, fiel ihm ein, die Dinte könnte des Umrührens bedürfen, weßhalb er nothwendiger Weise aufstehen mußte, um ein Stückchen Holz zu suchen und damit die schwarze Flüssigkeit in Bewegung zu setzen.

So waren denn glücklicher Weise wieder einige Minuten vertrödelt, und da es oft im Menschenleben Tage gibt, wo sich ein unangenehmer Moment an den andern reiht, so geschah es jetzt, daß, als Gottschalk wirklich seine Feder eingetunkt hatte, nun die Uhr auf dem benachbarten Kirchthurme Zehn schlug, zu welcher Zeit dem Schreiber eine halbe Stunde vergönnt war, um sich mit einem Stücke Brod zu restauriren.

Auch Herr Larioz hielt diese Zeit ziemlich pünktlich ein, doch legte er erst beim achten Schlage sein Lineal auf den Aktenstoß, um dann mit auf den Rücken gefalteten Händen an das Fenster zu treten und in den Hof zu schauen.

„Der Tiger kommt heute wieder recht spät," meinte Gottschalk, der ebenfalls von seinem Stuhle aufgestanden war und gähnend auf den fast weißen Papierbogen blickte.

„Der Tiger ist sonst immer sehr pünktlich," antwortete der lange Schreiber, — „richtig, dort kommt er auch."

„Ja, da kommt er," sagte freundlich der Lehrling. — „Wissen Sie auch, Herr Larioz," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „daß Sie mir schon lange einmal sagen wollten, warum eigentlich die alte Friedel der Tiger genannt wird? Die hat doch wahrhaftig nichts Tigerartiges an sich, und man könnte sie eher ein altes Schaf nennen."

„Ich glaube, der Doktor hat ihr den Namen gerade des Contrastes wegen gegeben. Auch war sie selbst die unschuldige Veranlassung dazu. Bei dem Herrn Rechtsconsulenten befanden sich ein paar Herren, die wegen eines Pferdekaufs prozessiren wollten. Es sollte von Sachverständigen ein Gutachten abgegeben werden, bei welchem natürlich das fragliche Roß erscheinen mußte. Die alte Friedel

war gerade im Zimmer und las Papierschnitzel auf, als einer der Herren zu unserem Prinzipal sagte: Der Tiger wird sogleich in den Hof gebracht werden. Sie hatte hierauf nichts Eiligeres zu thun, als zum Doktor hinauf zu laufen, der sich für alle Thiergattungen sehr interessirt, um ihm fast athemlos zu sagen: Herr Doktor, kommen Sie geschwind herunter, sogleich kommt ein Tiger in den Hof! Daher bekam sie denn ihren Beinamen."

Bei diesen Worten trat der Tiger in die Stube.

Bei ihrem Anblick mußte man gestehen, daß für die arme alte Person die Bezeichnung des Knaben richtiger gewesen wäre, als der Vergleich mit jenem flinken, schlanken und schönen Raubthiere. Der Tiger mochte an die sechszig Jahre alt sein, hatte ein ewig betrübtes Gesicht, auf dem sich nur höchst selten ein Lächeln zeigte, das dann zu sagen schien: Wenn ihr so freundlich sein wollt, mich für ein Lächeln zu halten, so will ich mich bemühen, es nächstens besser zu machen. — Das einzig Glänzende in ihrem Gesichte, die Augen mit einbegriffen, war ein braunes Tröpfchen, das sich zuweilen an der Spitze ihrer röthlichen Nase zeigte, dessen sie sich aber zu schämen schien und das sie stets mit dem schüchternen Ausrufe: Ach Herr Jemine! wegwischte. — Der Tiger war Wittwe, hatte alle seine Kinder ins Grab sinken sehen, überhaupt viel Unglück erduldet, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er seinen Kopf gegen die linke Seite geneigt trug, als beuge er sich vor den beständigen Schicksalsschlägen. Dabei war aber der Tiger ein sehr gutes, treues und ehrliches Gemüth, ohne alle Falschheit und Hinterlist, und trugen diese Eigenschaften dazu bei, ihr sehr nachläßiges, gar schmieriges Aeußeres vergessen zu machen. Ihre ältesten Bekannten erinnerten sich desselben Rockes, desselben wollenen, hinten geknüpften Halstuches und derselben Kopfbedeckung — eines Mittelding's zwischen Nachthaube und Turban, eigentlich Beides zugleich, denn sie pflegte die erstere mit einem einst roth gewesenen Tuche am Kopfe zu befestigen. Dabei liebte der Tiger seine Kleidung und trotzte muthig fast allen Anspielungen. Wir sagen:

fast allen; denn eine des Armenarztes hatte sie doch einst so übel genommen, daß sie ihm auf ein Haar den Dienst gekündigt hätte. Der Doktor hatte nämlich eines Tages gesagt: „Tiger, wenn Ihr so fortmacht und Euch nicht reinlicher anzieht, so erleb' ich es noch, daß, wenn Euch Jemand an die Wand wirft, Ihr zwei Schuhe vom Fußboden kleben bleibt!" Darüber hatte der Tiger heftig geweint und gesagt: er könne das nicht vergessen, er habe sich im Traume so erblickt und es habe schrecklich ausgesehen.

Die alte Frau trat also in die Schreibstube, einen kleinen Korb in der Hand, woraus sie ein Brod hervorholte, sowie eine in Papier eingeschlagene Wurst, das Frühstück des Gehülfen und des Lehrlings. Beide machten sich auch bald darüber her, und wenn auch Tischtuch und Teller fehlten, so that es doch Herr Larioz nicht anders, als daß er einen Bogen Papier auf der Tischecke ausbreitete, darauf den abgerissenen Deckel eines Buches legte und auf diesem die Wurst zerschnitt. Der Tiger schaute zu und wartete geduldig auf das Ende des Frühstücks, da er wohl wußte, daß auch für ihn was abfallen würde.

„Nun, wie gehts denn mit Eurer Wohnung?" fragte der lange Mann, nachdem er ein Stück Brod und Wurst versorgt und dann das Messer mit aufwärts gekehrter Spitze in der Hand hielt. „Habt Ihr's dem Hausherrn tüchtig gesagt und ihn ermahnt, das Dach ausbessern zu lassen? Bei San Jago! Wenn man seinen Hauszins einstreicht, so muß man dafür sorgen, daß es den Hausbewohnern nicht auf das Bett regnet!"

Der Tiger hatte eine Stimme, welche zu seinem kläglichen und verwahrlosten Aussehen durchaus paßte. Seine Reden klangen immer wie ein fortgesetztes Schluchzen, und dann erhob er seine Stimme immer am unrechten Orte, so daß man Fragen zu vernehmen glaubte, wo gar keine hingehörten.

„Ach, du lieber Gott!" sagte er, „was kümmert sich der Hausherr um ein armes Thier, wie ich bin? So, das Dach ist entzwei? hat er mich gefragt, es regnet stellenweise in Eure Kammer? Nun,

da weiß ich Euch vorderhand einen guten Rath: ſtellt Euer Bett nicht dorthin, wo es hinein regnet, denn ſonſt könnte es naß werden."

„Der Hausherr hat den Teufel im Leib!" meinte der Schreiber.

„Ja, und da ſagte er noch obendrein," — fuhr der Tiger fort, — „ich ſolle mich an ſo ein bischen Waſſer nicht kehren, das ſollte ich ſchon lange gewohnt ſein. Nun iſt das freilich wahr, denn ſo lange ich da oben wohne, jetzt ſchon an die zwanzig Jahre, tröpfelt es von Zeit zu Zeit immer durch das Dach. Ach, du lieber Gott! Aber ſo arg, wie jetzt, war es noch nie."

„An ſo was mag ſich, wer will, gewöhnen!" erwiderte heftig Herr Larioz; „man muß dem Hauseigenthümer einmal tüchtig auf ſein eigenes Dach ſteigen."

„Aber man kann in der Welt doch viel gewohnt werden! ſpricht meine Großmutter," — miſchte ſich der Knabe in das Geſpräch, — „wie ja auch die alte Frau zum Aal geſagt hat, indem ſie ihm die Haut abzog."

„So wollen wir dich einmal in den Regen unter das Dach legen." ſagte der Schreiber mit einem mißbilligenden Blicke auf Gottſchalk.

„Auch der Bäcker ſagte ſchon: Gewöhne dich daran, Miez! da fegte er mit der Katze den Ofen aus," murmelte der Knabe in ſich hinein, doch ſo leiſe, daß es ſein Vorgeſetzter nicht verſtand; ſonſt würde ihm das unzeitige Citiren von Sprichwörtern wahrſcheinlich einen neuen Klaps eingetragen haben oder ihm ſein gewöhnlicher Antheil an der Wurſt entzogen worden ſein.

„Aber er macht's uns auch nicht beſſer!" fuhr der lange Schreiber fort, nachdem er abermals ſeinem Frühſtück zugeſprochen. „Wenn es auch bei uns gerade nicht hineinregnet, ſo wackeln doch Fenſter und Thüren, und man verbraucht faſt mehr Holz, als man erſchwingen kann."

„Ich habe es aufgegeben, was zu ſagen," meinte die alte Frau, „denn ſelbſt der Herr Doktor, der doch ſein Wort gut zu ſtellen verſteht, wird ja nicht einmal mit dem Hausherrn fertig. Er hat ſich

an den Häusern verkauft, so sagt der Doktor, aus Aerger darüber trinkt er Abends mehr Wein, als er sollte, und das will er wieder dadurch hereinbringen, daß er auf dem Dach ein paar elende Ziegel erspart."

„Dergleichen hat der bankerotte Apotheker auch gedacht," sprach Gottschalk mit pfiffigem Lächeln; „denn er sagte: So muß Reichthum wiederkommen. Damit stand er über Nacht auf und verkaufte für einen Kreuzer Läusesalbe."

„Und die hat er wohl an dich verkauft, he?" fragte der Schreiber mit finsterem Stirnrunzeln; „Gottschalk, Gottschalk, du bist ein wirklicher Schalk, und es wäre besser, man schickte dich zu Meister Schwörer zurück! So lange du dort unter der Elle geseufzt hast, warst du ein Kopfhänger und hast nicht gewagt, dein Maul aufzuthun; hier aber, wo man dich mit Liebe behandelt, fließt die Schelmerei beständig aus dir heraus."

„Aber ich meinte es ja nicht böse, Herr Larioz," entgegnete der Knabe mit einem affektirt demüthigen Blicke; „das sind so Sprüchlein, die ich von den Gesellen gehört und die mir immer einfallen."

„Ich wollte, dir fiele was Anderes ein," sprach streng der Schreiber; „jetzt schau deine Arbeit an," — damit zeigte er mit seinen langen, dürren Fingern auf den Papierbogen, wo oben die vier Zeilen gegen das weiße Uebrige wie gar nichts aussahen; „wenn der Herr Prinzipal nachher kommt, werde ich dir wahrhaftig nicht wieder durchhelfen. — Meinst du vielleicht, es sei so leicht, ein ordentlicher Schreiber zu werden, obendrein, wenn man die Sache so saumselig angreift? Ich kann dich versichern, Gottschalk, aller Anfang ist schwer, sogar bei dem größten Fleiße."

„Ja, aller Anfang ist schwer," seufzte wehmüthig der Knabe, „das hat der Bauer auch gesagt, da wollte er die Kuh am Schwanz in den Stall ziehen."

Dieses Mal zuckten die Finger des Herrn Larioz nach dem großen Lineal; doch erhob sich der Lehrling so eilig wie möglich und begab

ſich an ſeinen Schreibtiſch. Auch tauchte er die Feder nun geſchwinder ein als gewöhnlich und fing mit aller Emſigkeit an zu ſchreiben.

„Es iſt doch ein gutes Bürſchlein,“ ſagte begütigend der Tiger, der den Knaben ſeines harmloſen, heiteren Gemüthes wegen lieb gewonnen hatte und ihm alles Mögliche zu Gefallen that. „Sie werden ſehen, Herr Larioz, aus dem wird noch was Rechtes; freilich, fleißig muß er ſein, recht fleißig.“

„Ja, aber da er nicht fleißig iſt, ſo wird er in den Mühen des ernſten Lebens untergehen und kommt, wenn er nicht recht fleißig wird, auf keinen grünen Zweig.“

„Ja, aber er paßt auf und begreift leicht,“ meinte der Tiger.

„Er begreift, was ihm Spaß macht,“ ſagte Herr Larioz, während er vor ſein Stehpult trat und die Arbeit wieder aufnahm. „Aber ihm fehlt der gehörige Ernſt; ſieht Sie, Frau Friedel, jetzt geben wir ihm die beſten Lehren, und macht er wohl ein ernſtes Geſicht? Schaue Sie ihn ſich an! Da braucht jetzt nur draußen das Allergeringſte zu geſchehen, da braucht zum Beiſpiel nur einer von den bunten Lappen an der Waſchleine zu fallen, ſo wird er in ein lautes Lachen ausbrechen. — Sage mir doch eigentlich, Bürſchlein, worüber lächelſt du jetzt, he?“

„Ich lächle ja gar nicht, Herr Larioz,“ erwiderte Gottſchalk und machte die furchtbarſten Anſtrengungen, ein ernſtes Geſicht zu zeigen.

„Ja, ja, ich weiß wohl, du willſt keine guten Lehren annehmen; aber ich ſage dir, Gottſchalk, wenn du ſo fortmachſt, kommſt du auf keinen grünen Zweig, ſondern gehſt unter.“

Mochten nun dieſe Worte für den jungen Menſchen etwas ſo außerordentlich Komiſches haben, oder plagte ihn ſonſt was — genug, er brach los und lachte ſo laut und fröhlich, daß ſelbſt auf dem harten Geſicht des Schreibers ein Lächeln wetterleuchtete und der Tiger mit lautem Gelächter einfiel. Dabei trat die alte Frau zu dem Knaben hin und patſchte ihm auf den Rücken, wie man es bei ähnlichen

Veranlassungen kleinen Kindern zu machen pflegt, damit sie bei einem Lachanfalle nicht so sehr außer Athem kommen.

„Lassen Sie ihn gehen, Frau Friedel," sprach wieder ernst der Schreiber, „der Kerl ist unverbesserlich, und ich werde noch stark an ihm herunterhobeln müssen."

Die alte gute Frau beugte sich aber tief zu dem Kopfe des Knaben hinab, so daß ihr runzeliges Gesicht sein frisches lockiges Haar berührte. Dann sagte sie halblaut zu ihm:

„Nicht wahr, du wirst brav, Gottschalk, und lernst tüchtig, daß was Rechtes aus dir wird? Und ich glaube, daß du es zu was bringst; denn ich habe neulich deinetwegen in den Karten nachgesehen, und da stand viel Ehre und Geld. Nicht wahr, du gehst mir nicht unter?"

„Nein, nein, ich gehe nicht unter," versetzte abermals, doch jetzt verbissener lachend der Knabe. „Ich werde mich schon bemühen, in die Höhe zu kommen." Und darauf setzte er flüsternd hinzu: „Fett schwimmt oben, sagte Bartel, da lebte er noch."

Nachdem der Tiger auf dieses Intermezzo noch die Schriftzüge Gottschalks bewundert, auch das übrige Brod und ein paar Wurstzipfel zusammengelesen und eingepackt, strich er dem Knaben noch einmal leicht über den lockigen Kopf, erkundigte sich, ob Aufträge für ihn da seien, verließ dann die Stube und schritt durch den melancholischen Hof zum Hause hinaus.

Herr Larioz arbeitete fleißig an seinem Auszuge, und auch Gottschalk bemühte sich, tüchtig darauf los zu schreiben. Doch war leider heute einer von den Morgen, wo er zu keiner anhaltenden Arbeit kommen konnte; denn kaum hatte er den vier schon vorhandenen Zeilen noch ein paar Dutzend zugefügt, als im Nebenzimmer, in der Stube des Prinzipals, eine Stimme laut wurde, die ihn veranlaßte, die Feder ruhen zu lassen und erstaunt zu Herrn Larioz aufzublicken. Es waren eigentlich zwei oder mit der des Prinzipals drei Stimmen, die sich vernehmen ließen und etwas Wichtiges zu besprechen schienen.

Die eine Stimme ſagte: „Sie werden mir aber zugeben, Herr Doktor, daß ich vielleicht triftige Gründe habe, meine Anſicht und die des braven Mannes hier zu verfechten. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß dem Schwörer eine gelinde Strafe nichts ſchaden kann, daß man ihm ſo zu ſagen wegen des Vorfalles neulich Nachts etwas anhängen ſollte, item, daß wir Alles dazu beitragen müſſen, unſere Klage zu begründen und aufrecht zu erhalten.“

„Aber ich weiß gar nicht, wie da eine Klage zu formuliren wäre.“

„Nun, Sie werden mir zugeben,“ fuhr die erſte Stimme wieder fort, „daß es denn doch ein bischen ſtark iſt, einen armen Buben bei Nacht auf die Straße zu ſetzen und den Teufel zu bitten, daß er ihn hole. Ach, erlauben Sie mir! Wenn das nicht ſtrafbar iſt, da weiß ich überhaupt nicht, warum man in dieſer Welt noch Prozeſſe anfangen ſoll.“

„Das iſt Doktor Flecker,“ ſagte Herr Larioz. „Er ſpricht von dir.“

Jetzt wurde auch die dritte Stimme laut, und bei dem Klange derſelben fuhr der Knabe etwas Weniges zuſammen.

„Ich muß dem Herrn Doktor Flecker Recht geben,“ ließ ſich die dritte Stimme vernehmen; „was Teufel! man jagt keinen Hund Nachts bei Regenwetter aus dem Hauſe. Das ſoll mir der Schwörer, dieſer Kerl, nicht umſonſt gethan haben!“

„Das iſt mein Vater,“ meinte ſchüchtern Gottſchalk.

„Allerdings, da haben Sie Recht,“ hörte man den Rechtsconſulenten ſagen, „und wenn es angeht, können wir den Schneidermeiſter Schwörer wegen Mißhandlung Ihres Sohns belangen.“

„Zu gelinde, viel zu gelinde! Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, das wäre kaum der Mühe werth. Nein, nein! Man muß den Schwörer in ſeinem Glauben zu erhalten ſuchen, der Knabe ſei verſchwunden, und dabei will ich Ihnen zugeben, daß vernünftige Menſchen meinen werden, er ſei Gott weiß, wohin gekommen, verun-

glückt, meinetwegen von Räubern oder Zigeunern gestohlen; das ist mir Alles gleich viel, item, die Sippschaft des Schneidermeisters muß in ihrem Glauben erhalten und bestärkt werden, der Teufel habe ihn wirklich geholt."

Herr Lariez hatte bei dem eben gehörten Gespräche seine Arbeit unterbrochen, hatte gedankenvoll das Kinn in die Hand gelegt und schüttelte augenscheinlich verdrießlich mit dem Kopfe.

„Sie sind sonst ein so gescheidter Mann, lieber Dokter," hörte man den Rechtsconsulenten sagen, „aber dieses Mal haben Sie jedenfalls Unrecht; ich kann Sie versichern, ich wüßte nicht, in welcher Art ich eine Klage wegen Teufelholens anstellen sollte; ich müßte ja fürchten, mich völlig lächerlich zu machen. Und dann, wenn man die Sache ruhig betrachtet, so hat der Knabe irgend eine Veranlassung gegeben zu der übeln Behandlung, die ihm zu Theil geworden."

„Dieses Mal nicht," vernahm man die Stimme des Jägers, Herrn Brenner. „Zu Anfang, als mein Gottschalk in die Lehre kam, war es mir gelungen, dem Meister Schwörer die Livreen meiner Herrschaft zu verschaffen, damals lieferte er noch gute Arbeit. Als er sich aber nicht lange darauf mit seinen jetzigen stillen Freunden verband, da wurde die Arbeit immer schlechter, meine Kameraden klagten mit Recht über die mangelhaften Anzüge; ich versichere Sie, Westen und Hosen waren zu kurz und zu enge, auch mit der heißen Nadel genäht; und der Herr Baron von Breda nahm ihm die Arbeit ab. Von dem Augenblicke an war mein Gottschalk nichts mehr nutz. Ich weiß wohl, daß der Junge seine Fehler hat, wie jeder Andere, aber es lag klar am Tage, daß der Verlust der Kundschaft aus meinem Gottschalk mit einem Male den bösesten Buben gemacht."

„Sie werden mir zugeben, mein lieber Dokter, daß so was unverantwortlich ist," sagte der Armenarzt.

„Wenn ich das auch zugestehen muß," entgegnete der Rechtsconsulent, „so werden Sie mir dagegen einräumen, daß ich von meinem Standpunkte aus Ihren Wünschen nicht nachkommen kann."

ſeinem Moosbett herausgezogen, Caspar aufmerkſam in den Wald hineinhorchte, dann auf mich zuſprang und mich am Kragen ergreifend, mit mir durch Dick und Dünn, ſogar durch einen Theil des Mühlbachs durchſtürzend, nach Hauſe flog, und wie bald darauf ein Paar Herrſchaftliche Jäger auf die Mühle kamen, um ſich die Pfeife anzuzünden, und Caspar, der ſich umgezogen hatte, reichte ihnen das Feuer mit der Miene eines Menſchen, der eben erſt aus dem Bette ſteigt.

Intereſſanter als dieſe Haſenjagden waren die Hetzen mit großen Hunden auf den Dachs, die Abends angeſtellt wurden. Da zogen wir unſer fünf und ſechs mit den Hof- und Jagdhunden bei einbrechender Nacht aus. Einige von uns hatten große eiſerne Gabeln, andere waren mit ſchweren Knütteln bewaffnet. Spürten die Hunde den Dachs auf, ſo wurden ſie losgelaſſen; der Dachs entfloh, was er laufen konnte, die Hunde eilten ihm nach, und wir folgten den Hunden ſo ſchnell uns unſere Beine zu tragen vermochten, durch Wald und Buſch und Feld, eine ſchreckliche Jagd. Da ging es unbeſehen durch Waſſerbäche und Dornengeſtrüpp, ſo daß wir oft jämmerlich zugerichtet nach Hauſe kamen. Hatten die Hunde den Dachs erreicht, ſo umſtellten ſie ihn und hielten ihn feſt, bis wir dazu kamen. Die mit den eiſernen Gabeln ſuchten ihn mit denſelben zu erreichen und niederzudrücken, worauf er von den andern feierlichſt todtgeſchlagen wurde.

„Sollte sich denn nicht eine kleine Handhabe drehen lassen können, womit sich die Sache nach unserer Ansicht bewegen ließe, mein lieber Herr Doktor? Habt ihr Herren vom Recht doch schon so viel, was gerade nicht Recht war, möglich gemacht, und wir sind hier so sehr in unserem Recht, daß, wie Sie mir zugeben werden, ein klein bischen Unrecht schon verzeihlich wäre."

„Das Beste ist," hörte man nach einem längeren Stillschweigen den Rechtsconsulenten sagen, „wenn wir die Hauptperson in dieser Geschichte, Herrn Larioz, noch einmal hörten. Ist's Ihnen gefällig, meine Herren, so treten wir einen Augenblick in die Schreibstube."

Den Herren schien dieser Vorschlag in der That zu gefallen; denn im nächsten Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und herein traten die Besitzer der drei Stimmen, welche man durch die dünne Wand sehr deutlich vernommen. Doktor Flecker schoß mit seiner gewöhnlichen Lebendigkeit herein, kniff sein rechtes Auge vertraulich gegen den Schreiber zu, wobei er bedeutend mit dem Kopfe nickte, und faßte zu gleicher Zeit den Lehrling am Rockkragen, ihn zur Begrüßung so freundlich und derb schüttelnd, daß die Feder fast der Hand entfallen wäre. Der Rechtsconsulent ging würdevoll, wie es sich für einen Mann von seiner Stellung geziemte, das Kinn in die Halsbinde vergraben, auf dem Gesichte einen Zug stiller Sanftmuth und Ergebung, den er seinen Clienten gegenüber gern anzunehmen pflegte, um für eine umgängliche, ruhige und angenehme Persönlichkeit zu gelten, einen Zug, der aber zur Wahrheit wurde, so oft er sich seines Hauswesens, namentlich seiner Schwiegermutter erinnerte. Vater Brenner war eine breitschulterige, große Persönlichkeit, mit einem mehr als sanft gerötheten Gesichte. Dabei aber war er ein wohlgewachsener, hübscher Mann, vortrefflich im Dienste und der auch dort eine sehr gute Figur machte. Es konnte Niemand sicherer, mit größerer Leichtigkeit, ja, eleganter seinem Herrn die geladene Büchse präsentiren, als der Jäger Brenner. Wenn er hinten auf dem Wagen stand, so sah das so imposant aus, daß man hätte fragen können: „fährt dort vielleicht Seine

Majestät in Allerhöchst eigener Person?" und wenn er bei der Tafel servirte, so geschah das mit einem solchen Aplomb und dabei mit einer solchen Umsicht, daß die Freunde des Barons Breda diesen um seinen Jäger ordentlich beneideten. Merkwürdig war es aber dabei, daß Herr Brenner, sobald er Federhut und Bandelier abgelegt hatte und sich im gewöhnlichen Leben bewegte, ziemlich steif und unbeholfen war, und daß es ihm da namentlich wie einem schlechten Schauspieler ging, der zwei Hände zu viel hat und absolut mit diesen nichts anzufangen weiß. Diese Schüchternheit war seltsam an Herrn Brenner, und er, der schon Ihrer Majestät der Königin ohne Furcht und Tadel ein Glas Wasser präsentirt hatte, war verlegen, wenn er außerhalb des Dienstes nur bei etwas höher gestellten Leuten ins Zimmer treten sollte. Zu Hause war das begreiflicher Weise nicht der Fall, und doch pflegte Herr Brenner bei großen Familienscenen, wo es eine bedeutende Abkanzelung galt, oder wo er sogar den Versuch machte, der Großmutter seine Meinung kund und zu wissen zu thun, mit Federhut und Bandelier zu erscheinen.

Jetzt war er also der Letzte, der ins Zimmer trat, und nachdem er eine Verbeugung gegen Herrn Larioz gemacht, streckte er seine rechte Hand nach Gottschalk aus, der sich ihm als gehorsamer Sohn augenblicklich näherte und nun vom Vater Brenner als Verlegenheits-Ableiter benutzt wurde; denn er behandelte ihn als Sache, die man zum Spielen in der Hand hält, man könnte sagen: als Spazierstock; denn er umfing mit seiner breiten Hand den Kopf des Knaben und drehte ihn zuweilen, wenn er seine Meinung abgab, nach allen Seiten herum.

„Da wären wir also," sagte der Armenarzt, „ein vollkommenes und sehr respektables Concilium, das wird Jeder zugeben müssen, der uns hier beisammensieht. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß es vielleicht von Wichtigkeit sein wird, dem Herrn Larioz — meinem Freunde Don Larioz — als Hauptheiden der ganzen Action, als ganz höllischer, verfluchter Persönlichkeit, die Sachlage nochmals ins Gedächtniß zurückzurufen."

Vater Brenner, der nichts dagegen einzuwenden wußte, legte die linke Hand, die er gerade frei hatte, an sein bärtiges Kinn und nickte mit dem Kopfe.

„Ich halte das für unnöthig," versetzte der Rechtsconsulent, indem er mit wichtiger Miene sein Kinn in die Halsbinde vergrub. „Herr Larioz kennt den vorliegenden Fall."

„Ja, und ich erlaube mir, zu bemerken, daß der Fall sehr wichtig ist!" rief der Armenarzt, „und Sie werden mir zugeben, daß es nicht unnöthig ist, dieses unserem Freunde, Don Larioz, ins Gedächtniß zurückzurufen. Zum Henker, man läßt sich nicht nur so für den Teufel halten; und dieser vortreffliche Freund, der dort steht, weiß am besten, wie erstaunlich kläglich es war, als der arme kleine junge Mensch ganz durchnäßt in Kälte und Wind vor dem Hause herumlief; es war das ein Anblick, der auch das weichste Herz steinhart machen mußte."

Während der Doktor dieß mit großem Pathos sprach, hatte er ganz die Haltung eines Kampfhahns angenommen. Er stand da mit gespreizten Beinen, den Bauch so viel als möglich vorgedrückt, die Nase hoch erhoben und mit beiden Händen in der Luft herumfuchtelnd, wobei er in der Linken den Stock mit dem silbernen Knopfe trug. Seine Rede war besonders an Herrn Larioz gerichtet, von dem er wohl wußte, daß ihm der ganze Teufelshandel äußerst widerwärtig war, und den er durch seine begeisterten Worte mit sich fortzureißen hoffte; doch schien seine Absicht dieses Mal durchaus nicht gelingen zu wollen. Der Schreiber hatte sein Lineal hoch empor genommen und blickte ziemlich finster in den Hof hinaus.

„Nun, was meinen Sie?" fragte der Rechtsconsulent nach einer Pause, während welcher Alle schwiegen.

„Ich meine," entgegnete Herr Larioz, „daß die ganze Sache ein unangenehmer Handel ist, der sich am besten dadurch ausgleicht, daß man ihn liegen läßt und so nach und nach vergißt."

„Den Teufel auch!" rief der Doktor; „Freund, lassen Sie mir

Ihre gewöhnlichen Phantasien von Recht und Gerechtigkeit nach Ihrer Art! So kommt man nicht durch die Welt, das kann ich Sie versichern."

„Ich meine ferner," fuhr der Schreiber, gänzlich unbewegt durch diese Exclamation, fort, „daß, wenn Herr Brenner gegen Meister Schwörer wegen unbefugter Mißhandlung seines Sohnes zu klagen hat, ich gern bereit bin, seine Klage durch mein Zeugniß zu unterstützen, daß ich aber dagegen mit der ganzen Teufelsgeschichte nichts zu thun haben will. Bei San Jago! Es hat freilich der Larioz genung gegeben, die den Teufel im Leibe hatten, davon bin ich überzeugt, aber keinen, der Lust gehabt hätte, sich mit der Person des Höllenfürsten zu identificiren."

„Kindereien, Kindereien, Kindereien!" schrie der Doktor, und er sprach dieses Wort jedes Mal mit lauterer Stimme aus; „Sie werden mir zugeben, bester Don Larioz, daß ich mir meinen Spaß nicht so verderben lassen darf. Die Sache ist aufs beste eingefädelt, Meister Schwörer ist der festen Ansicht, er habe wirklich den Teufel gesehen, und wollen Sie," setzte er mit komischer Wehmuth hinzu, „diesem Manne seinen guten Glauben verderben?"

„Bester Doktor," nahm der Rechtsconsulent, der beinahe ungeduldig zu werden begann, das Wort, „Sie sehen, wir Männer vom Fache finden, daß der Sache keine rechtliche Handhabe zu drehen ist. Sie haben sich nun einmal in die Teufelsidee hinein verbissen, aber wir können die Sache nach Ihrer Idee unmöglich unterstützen. Wollen Sie eine Klage — Brenner contra Schwörer, Mißhandlung des jungen Menschen betreffend, so stehen wir mit allen unseren Kräften zu Befehl. Da ist aber die Grenze, und ich versichere Sie, ich könnte wahrhaftig in die Lage kommen, mich lächerlich zu machen, wenn ich mich in eine solche Teufelsgeschichte einließe, von der ich voraus weiß, daß sie nicht durchzuführen ist. Vielleicht," setzte er mit Würde hinzu, wobei sein ganzes Kinn in der Halsbinde verschwand, „finden Sie einen Winkeladvokaten, der die Sache annimmt, Sie um Ihr Geld

bringt und dann sitzen läßt. Aber wenn Sie den Rath eines guten Freundes annehmen wollen, bester Herr Doktor, so —"

„Das ist alles recht gut und wohl," rief der Arzt, der sich während der Rede des Advokaten wie eine Wetterfahne gedreht hatte, um alle Anwesenden der Reihe nach zu betrachten, „das ist vortrefflich gesprochen; aber Sie kennen jenes Volk nicht! Nur wenn wir sie mit ihrer Teufelsfurcht anpacken, ist was aus ihnen herauszupressen. Kommen wir ihnen aber mit einer ganz gewöhnlichen Klage auf den Leib, so wette ich Hundert gegen Eins, sie sind gerade so pfiffig wie wir, und wir können mit langer Nase abziehen."

„Und das wäre das Beste," ließ sich der Schreiber vernehmen, „wenn das Recht nicht auf unserer Seite ist."

„Das Recht, lieber Freund, das Recht!" rief der Doktor mit komischer Entrüstung, wobei er ordentlich in die Höhe sprang; „Sie sollten mir eigentlich nicht erlauben, daß ich Ihnen bemerke, das Recht läßt sich drehen, wie eine wächserne Nase, aber es ist leider Gottes so. Was wollen Sie mit Ihrem Recht! Aber ich kenne Ihre Ansichten, und mit diesen werden Sie doch hundert Mal anstoßen. Sie halten die ganze Welt für ehrlich und werden bei dem Glauben verbleiben, bis man Sie mehrere Mal donnermäßig über den Löffel barbirt hat, und wenn das einmal recht tüchtig geschehen ist, dann werden Sie nach Gott schreien und — Ihrem ganz ergebensten Diener."

Damit wandte sich der Doktor um und machte Miene, wie im Zorne, das Zimmer verlassen zu wollen. An der Thür aber drehte er sich auf dem Absatze herum, machte ein pfiffiges Gesicht und rief, wie um eine letzte, vielleicht günstige Entscheidung zu hören: „He?"

Vater Brenner hatte bedeutend mit dem Kopfe geschüttelt, und auch ihm wollte das Benehmen des Schreibers nicht einleuchten. Er strich sich mit der Hand über den Bart, schob Gottschalk wie zum Schutze einen Schritt vor sich hin und wollte mit einer feierlichen Rede gegen das Stehpult avanciren, war jedoch sehr froh darüber, daß der Doktor abermals das Wort nahm.

„So ist denn nichts zu machen?“ sagte dieser. „Ich hätte das nimmer von Euch gedacht, Don Larioz. Nun gut, ich gehe meinen eigenen Weg und will schon sehen, was ich für meine armselige Person allein herausschlagen kann. Aber Eines werden Sie mir zu bemerken erlauben: lassen Sie mich meinen Weg gehen und kommen Sie mir nicht in die Quere. Es ist mir ja nicht um meinetwillen, sondern hauptsächlich um Sie selbst zu thun. Sie kennen jenes Volk nicht, und wenn Sie, gerade und ehrlich, wie Sie sind, mit demselben zu thun kriegen, so kommen Sie in Schaden, darauf können Sie Gift trinken — meinetwegen einen ganzen Schoppen Blausäure. Item, jetzt bin ich fertig.“

Der Rechtsconsulent schien hoch erfreut, daß der Doktor wirklich fertig sei; denn die Unterredung hatte ihm schon viel zu lange gedauert. Trotzdem aber machte er zum Abschiede ein freundlich lächelndes Gesicht, sagte etwas von sonst in allen Dingen gern zu Diensten stehen, von thätiger Rechtshülfe, unbedingt Vertrauen verdienen, und was dergleichen Phrasen mehr sind, und manövrirte dabei so glücklich mit Complimenten und Wendungen, daß sich der Armenarzt und Vater Brenner im nächsten Augenblicke unter der Thür befanden. Hier aber blieb der Letztere stehen, und da er an dem Thürpfosten einen soliden Anhaltspunkt gefunden hatte, so zeigte er ohne allzu große Verlegenheit auf seinen Sprößling, und sagte dabei: „Und der Herr Doktor sind mit meinem Kleinen da zufrieden? Glauben Sie, daß er sich zum Schreiber eignet? Es sollte mich wahrhaftig freuen; denn ich habe das Schneiderhandwerk all mein Lebtag nicht ausstehen können. Nur meine Alte meinte, es sei ersprießlich, wenn der Kerl da seinen Geschwistern baldigst die Kleider flicken könnte.“

Der Rechtsconsulent versicherte, es werde sich schon machen, er habe alle Hoffnung dazu, und dann ließ auch Vater Brenner seinen Thürpfosten fahren, worauf er augenblicklich im dunklen Gange draußen verschwand. Doch hörte man seine tiefe Stimme noch zurückrufen: „Also, Oculi, halte dich brav, und mach' mir keine Schande!“

Der kleine Armenarzt war im halben Zorne davon geeilt, doch war er viel zu gutmüthig und hatte ein zu versöhnliches Gemüth, um das Haus in Feindschaft mit seinem alten Freunde verlassen zu können. Deßhalb kehrte er auch im Hofe wieder um, trat an die trüben Fensterscheiben der Schreibstube und klopfte heftig daran, und als der Schreiber lächelnd geöffnet, rief er hinein: „Freund Larioz, Ihr werdet mir zugeben, daß Ihr einen verdammt harten Kopf habt. Und ich habe es doch so gut mit Euch und dem Knaben gemeint! Na, denken wir vorderhand nicht mehr daran, und laßt mich machen! Aber kommt mir nicht in meinen Weg, das rathe ich Euch wohlmeinend; denn wenn Ihr in meinen Weg kommt, so werde ich zornig, und der Doktor Flecker in seinem Zorn ist eine gar gefährliche Persönlichkeit. Addio, caro amico!"

„Addio!" erwiderte lachend Don Larioz; dann schüttelten sich Beide die Hände, und der kleine Doktor, die gefährliche Persönlichkeit, hüpfte wie eine Bachstelze aus dem Hofe hinaus.

Draußen an dem halbzertrümmerten Thorflügel stand Vater Brenner; er hatte die linke Hand unter das Kinn gelegt, schien über etwas nachgedacht zu haben, und sagte nach einer Pause: „Herr Doktor, mit den vornehmen Advokaten ist es nichts. Ich kenne einen stillen Entenmaier, der sich der Sache armer Leute gern annimmt.

„Lieber Freund," versetzte der Doktor, indem er seine beiden Hände, wie beschwörend, emporhob, „lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrem stillen Entenmaier; ich fürchte selbst, daß in der Sache auf dem Wege Rechtens nichts zu machen ist, weil der da drinnen sie nicht übernehmen wollte; denn wenn Einer mit dem Teufel umzugehen weiß, so ist es der Rechtsconsulent Plager.

Bei diesen Worten lächelte er eigenthümlich und eilte in die nächste Gasse hinein. Vater Brenner aber blieb einen Augenblick gedankenvoll stehen, und da er aufblickend gewahrte, daß er sich in der Nähe eines Weinhauses befand, so fiel er dort ein, um sich nach den gehabten Strapazen zu einem kühlen Trunke zu verhelfen.

In der Schreibstube.

Unterdessen schrieb Gottschalk drinnen in der Stube fleißiger als vorher an seinem Bogen, wogegen Herr Larioz zerstreut schien und seine Auszüge nicht mehr so emsig machte, wie früher; ja, er nahm zuweilen die Feder quer in den Mund und blickte gedankenvoll in den Hof hinaus. Er schien lange etwas zu überlegen und endlich zu einem Entschlusse gekommen zu sein, worauf er sich selber sagte: „Ich muß dem Meister Schwörer beweisen, daß ich nicht der Teufel bin.“

Zehntes Kapitel.

Eine Teufelsbeschwörung.

Bei Meister Schwörer war es noch herkömmlich, daß, so viele von den Gesellen Platz hatten, mit ihm unter einem Dache wohnten; dabei war dieses unter dem Dache wohnen wörtlich zu verstehen und hatte unter andern Vortheilen noch den Nutzen, daß keiner der Gesellen ein Barometer brauchte; denn wollten sie wissen, ob draußen schönes Wetter sei, so durften sie nur in die Höhe blinzeln und brauchten nicht lange zu suchen, um irgend einen mitleidigen Stern aufzufinden, der zu ihnen hereinflimmerte. Ahnete ihnen aber etwas von Regenwetter, so brauchten sie nur die Hand nach den Dachplatten auszustrecken, und der größere oder geringere Grad von Feuchtigkeit, der an diesen herabtropfte, ließ sie zur Genüge erkennen, ob es ein kleiner Sprühregen sei oder ein festes Regenwetter. Ja, sogar woher der Wind blies, war hier oben deutlich zu unterscheiden; denn wenn er aus Westen kam, so seufzte der alte Dachladen in seinen Angeln, blies er aber aus Norden, so klapperten die Dachplatten wie ein Pochwerk.

In einer Nacht, wo dem unaufhörlichen Gewinsel des Dachladens nach zu urtheilen — derselbe machte nämlich die verzweiflungsvollsten Anstrengungen, sich von einem Schließhaken loszureißen, und wenn das nicht gelang, so pfiff und heulte er wie ein Hund an der Kette — der Wind aus Westen kam und ein tüchtiges Regenwetter zwischen die Dachplatten hereinjagte, wo der alte Schornstein des Hauses sich mit in das Gespräch der wilden Geister draußen mischte, aber feierlich, beruhigend im Vergleich zu dem tollen Gezänk der andern, wo sämmtliche Bretter-Verschläge auf dem Dachboden knarrten und stöhnten und wo der Klang der Glocken, wenn sie hoch vom Thurme die Stunde anschlugen, vom Sturmwind zerrissen wurde, so daß sie nur noch in zitternden Tönen weiter hallen konnten, in einer solchen Nacht lag der Elberfelder in seinem Bette, und da er zufälliger Weise nicht schlafen konnte, so ließ er vor seinem inneren Gesichte die Erlebnisse der vergangenen Tage vorübergehen. Der Elberfelder hatte bei ziemlich zerrütteten Nerven eine außerordentlich regsame Phantasie. Er war einer von den Menschen, denen es als eine pure Unmöglichkeit erscheint, still und zufrieden ihrem Berufe nachzugehen; er hatte vielmehr die unglückliche Neigung, diesen Beruf immer nur als Nebensache zu betrachten und ihn so weit als thunlich seinen Leidenschaften unterzuordnen. Schon als Lehrling war ihm die Erlernung seines Handwerks Nebensache gewesen, und wenn er davon etwas erlernte, so brauchte er das nur, um seine Schelmenstreiche auszuführen. Er besaß damals eine außerordentliche Fertigkeit, Katzen wegzufangen, ihnen den Balg abzustreifen, diesen präpariren zu lassen und alsdann, zu Pelzdecken verarbeitet, zu verkaufen. Als er Geselle wurde, warf er sich auf das liederliche Leben, namentlich auf den Tanz ohne Maß und Ziel, und da war der Elberfelder eine genannte und bekannte Persönlichkeit. Zu seinem Bedauern reichten aber seine Körperkräfte für ein solches Treiben nicht lange aus, der Elberfelder wurde schwach im Kopf und wackelig in den Beinen, und wenn ihn auch der Ruf zur Schlacht, das heißt die Geige zum Galopp, noch immer unwider-

Ein weit harmloseres, aber für mich uninteressanteres Vergnügen waren die Kirchweihen; desto mehr aber freuten sich alle übrigen Bewohner der Mühle auf ein derartiges Tanzvergnügen und selbst Sibylle besuchte mit ihrer Schwester Elsbeth die der größeren Dörfer und wo die Gesellschaft deshalb etwas ausgewählt war.

Man kann sich denken, daß der Doktor auf dem Tanzboden keinem nachstand. Er fegte umher, wie er es noch von den Studentenjahren gewohnt war und spielte in jeder Hinsicht die Hauptperson. Beim Hinfahren ließ er sich nicht nehmen, die Rosse zu lenken und er that dies mit besonderer Geschicklichkeit.

Diese sonntäglichen Kirchweihtage sind immer die allergrößten Feste und beginnen schon Vormittags, wenn Herrschaften und Dienstboten aus der Kirche kommen. Da wird aus dem Schuppen der größte Leiterwagen gezogen, der vorhanden ist. Es werden Querbretter darauf gelegt, auf welche man mit Stroh ausgestopfte Säcke bindet, und alsdann wird der Wagen rings mit grünen Reisern besteckt, sowohl zum Schutz gegen die Sonne, als auch zur angenehmen Verzierung. Wer sich von den Knechten und Mägden untadelhaft aufgeführt hat, wird von dem Baas — so nennen sie den Herrn — zur Parthie eingeladen und gegen eilf Uhr geht es fort, was die Pferde laufen können. Gewöhnlich liegen die Dörfer ein bis zwei Stunden auseinander, und jeder von den

ſtehlich mit fortriß, ſo war das doch nur noch wie ein Schattentanz, und er mußte die Kränkung erleben, daß ihm eine ſeiner Geliebten, die handfeſte Köchin eines ſtillen Hauſes, bei mehreren Gelegenheiten und mit voller Indignation ſagte: „Elberfelder, ich kenne Ihn gar nicht mehr, Er kann ja gar nichts mehr leiſten!“

Dieſes Wort der Köchin ſchnitt tief in ſein Herz, und es war ihm wie jene Schrift, die dem hochſeligen König von Babylon auch an einem ſolch wilden Abend erſchien und ihn ebenfalls zur Buße mahnte. Der Elberfelder beſchloß, einen anderen Menſchen anzuziehen, und da vom Erhabenen zum Lächerlichen, ſo wie auch umgekehrt, nur ein kleiner Schritt iſt, ſo warf er ſich in die Arme ſeiner jetzigen Glaubensgenoſſen und wurde aus einem liederlichen Schneidergeſellen ein gnadenerfülltes Werkzeug ſeiner Partei. Doch bewies ſich auch dieſes Geſchäft im Laufe der Zeiten nicht ſo lucrativ, wie der Bekehrte gedacht. Für eine äußerſt angenehme Condition bei einer geſinnungstüchtigen Damen-Kleidermacherin, die aber bei ihrem Geſchäft der männlichen Hülfe ſehr benöthigt war, zeigte er ſich nicht gewandt und ausdauernd genug und mußte entlaſſen werden. Er hatte es darauf verſucht, den unverſchuldet Herabgekommenen zu ſpielen und ſich, als unverſchämter Hausarmer, vermittelſt des außerordentlich fleißigen Beſuchs aller möglichen Betſtunden zu ernähren; aber hier war die Concurrenz zu groß, und ſo wurde er denn von einem wohlwollenden Mitgliede dem Meiſter Schwörer empfohlen, der, obgleich er damals noch ein tüchtiger und geſuchter Meiſter war, doch ſchon gelinde Anwandlungen von Heuchelei zeigte und bereits begann, ſeine ſichere irdiſche Kundſchaft zu vernachläßigen, auf die unſichere Hoffnung eines Gnadendurchbruchs hin, der ihn ohne Müh' und Arbeit mit allen Glücksgütern dieſer Erde überſchütten ſollte.

Aber auch im Hauſe des Meiſters Schwörer hatte der Elberfelder nicht das gewünſchte ſtille und behagliche Aſyl gefunden; die Meiſterin war ein hartes Gemüth, eine Ungläubige, die den frechen Satz aufſtellte: zuerſt heiße es arbeiten, und dann erſt könne man

sich zur Erholung ein Gebet gönnen; eine Frau, die lieber dafür sorgte, daß ihre Kinder ein gutes Hemd auf dem Leibe hatten, als daß nackte Negerknaben Gott weiß, wo, in Hinterindien, von sanft gesinnten Missionären in christliche Behandlung genommen wurden; eine Frau, die das Missionswerk in ihrem eigenen Hause beginnen wollte, und deßhalb Subjecte, wie den Elberfelder über alle Berge wünschte, eine Frau, die verstockt genug war, ihrem Mann eine Scene zu machen, weil sie nicht zugeben wollte, daß er, statt die nothwendigen Schulbücher für seine Kinder zu kaufen, sich mit dem sauer verdienten Gelde bei einer Gesellschaft zur Verbreitung von Tractätlein betheiligte, — kurz, eine brave und rechtschaffene Frau. Aber eben deßhalb war sie dem Gesellen ein Dorn im Auge, und er dachte schon seufzend daran, sich eine andere Condition zu suchen. Da kam ihm die Teufelsgeschichte des Meisters Schwörer, um uns eines unziemlichen Ausdrucks zu bedienen, wie ein gesundenes Fressen. Daß er den Meister Schwörer aus allen Kräften in seiner Ansicht bestärkte, er habe wirklich den Teufel gesehen, versteht sich von selbst; er erzählte ihm schaudervolle Geschichten von ähnlichen Visionen, die er selbst gehabt, und hoffte dabei zuversichtlich, dieser erste Besuch des Bösen habe nur den Zweck gehabt, das Terrain zu sondiren, um sich im Hause irgend einer armen Seele zu bemächtigen. Darauf hatte der Elberfelder also gesprochen: „Meister, Ihr seid Familienvater, ein würdiger Mann und eine feste Stütze der Gemeinde," hatte auch mit vieler Sachkenntniß fortgefahren: „Ich bin doch ein ganz miserabler Sünder, und wenn sich der Teufel mit der Seele eines armen Schneidergesellen begnügen wollte, so würde ich mich gern seinen Angriffen bloßstellen, in der festen Ueberzeugung, daß es einigen unter den Freunden baldigst gelingen würde, den Teufel aus mir zu bannen und ihn dahin zurückzuweisen, woher er gekommen."

Darauf war der Geselle wie tiefsinnig geworden, und ob Alles bei ihm vollkommene Heuchelei war, oder ob sein Verstand wirklich durch fortgesetzten schlechten Lebenswandel einiger Maßen gelitten,

wissen wir nicht genau anzugeben, glauben aber das Erstere; genug, als er in jener Nacht, wo der Sturm heulte und der Regen auf den Dachplatten rasselte, wachend auf seinem Lager ruhte, begann er sich einzubilden, derselbe Teufel, der dem Meister erschienen, sei nun wirklich in ihn selbst gefahren, und spielte demgemäß seine Komödie ganz vortrefflich. Er stöhnte so laut und vernehmlich, daß er seinen Mitgesellen und auch den neuen Lehrjungen ein paar Mal aus dem Schlafe weckte und alsdann über ein unerklärliches Leiden klagte, das mit irgend einer gewöhnlichen Krankheit durchaus keine Aehnlichkeit habe. Am andern Morgen ließ er den Meister heraufbitten, und was die Beiden dabei verhandelt, wäre vielleicht tiefstes Geheimniß geblieben, wenn nicht der andere Geselle aus übergroßer Sorge für den von ihm gehaßten heuchlerischen Kameraden an der Bretterwand gehorcht hätte.

Meister Schwörer erschien nach einiger Zeit ziemlich verstört wieder in der Wohnstube, seufzte tief und zog seinen schwarzen Rock an, um das unerhörte Ereigniß einigen seiner gläubigen Freunde mitzutheilen. Zu gleicher Zeit aber berichtete der zweite Geselle der Meisterin, der Elberfelder, der droben in der Kammer liege, habe behauptet, denselben Teufel im Leibe zu haben, der dem Meister Schwörer in jener Nacht erschienen. Wir können hier nicht verschweigen, daß dieser neue Spektakel im Hause Madame Schwörer so alterirte, daß sie dem zweiten Gesellen und dem Lehrjungen vollkommen freie Hand ließ, um ihrerseits den Versuch anzustellen; ob es nicht möglich sei, den Teufel aus dem Elberfelder auch ohne die gewöhnlichen Mittel auszutreiben. Obgleich sich die Verfahrungsart der freundlich gesinnten Kameraden — sie wurde angewandt vermittelst eines Eimers Wasser, eines nassen Handtuchs und eines Paars elastischer schwerer Pantoffeln, mit welch letzteren er zur Linderung seiner Leiden auf einem unaussprechlichen Theile seines Körpers frottirt wurde — bei der Hartnäckigkeit des Besessenen als vollkommen unwirksam erwies, so hatten sich doch die Teufels-Austreiber für die Unterbrechung ihrer

nächtlichen Ruhe und für vielerlei sonstige Unbill gerächt. Der Elberfelder aber litt Alles ganz geduldig und stimmte sogar während der Procedur einen Lobgesang an, der nur zuweilen durch ein Geheul unterbrochen wurde, wenn ihn einer der Pantoffeln zu heftig traf, welches Geheul aber nach der Versicherung des Besessenen von dem Dämon herrührte, den er im Leibe hatte.

Uebrigens hatte der Elberfelder in Betracht der windigen und kalten Dachkammer vollkommen richtig spekulirt; denn schon am ersten Tage seiner Krankheit wurde er, freilich nach einer heftigen häuslichen Scene zwischen Meister und Meisterin, in einer Stube des ersten Stockes warm und behaglich untergebracht und dort von theilnehmenden und gleichgesinnten Freunden eifrig befragt und untersucht. Die ganze Geschichte hatte dem Meister Schwörer, als sie ruchbar wurde, ein außerordentliches Ansehen gegeben, und es fanden sich fromme Seelen genug, die den Versuch machten, den Teufel aus dem Schneider hinweg zu beten. Aber mehrere Tage lang war das alles vergeblich. Die Sache nahm ihren wohlbekannten Verlauf. Der Teufel zeigte sich in dem Besessenen bald nachgiebig, bald widerspenstig, und wenn er gut gelaunt war, so erzählte er von den Freuden und Leiden der Hölle, wobei er eine unglaubliche Phantasie entwickelte; hatte er dagegen seine schlechten Augenblicke, oder waren verdächtige Personen in der Nähe, so erging er sich in sehr unzarten Redensarten und geberdete sich überhaupt so unanständig, wie sich ein Teufel nur geberden kann.

Bei allem dem lebte der Schneider herrlich und in Freuden, und der Teufel war wirklich im Hause des Meisters Schwörer eingekehrt. Dieser konnte sich gar nicht mehr von dem Lager trennen, auf welchem der Elberfelder den größten Theil des Tages ruhte; er vernachläßigte seine Kundschaft immer mehr, die Werkstätte verödete, die Gesellen und der Lehrjunge spielten auf dem Schneidertische Solo oder sangen Lieder, die zu den Gesängen im unteren Stock durchaus nicht passen wollten. Das Haus war in zwei feindliche Theile gespalten, und die

kleinen Plänkeleien, die früher schon zwischen Meister und Meisterin herrschten, waren jetzt zu einem Krieg entbrannt, mit großen Schlachten, Belagerungen und nächtlichen Ueberfällen. Wenn der Meister aus dem Hause ging, so mußte er Sorge dafür tragen, daß das Zimmer im ersten Stock, wo sich der Elberfelder befand, sorgfältig verschlossen war; denn die Kameraden des letzteren wollten nun einmal zum Heile des Besessenen nicht ablassen, ihr Mögliches zu versuchen, um den Teufel aus ihm zu treiben. Da sich ihnen auch noch ein freundlicher Schlossergehülfe beigesellt hatte, so nützte es dem Meister nichts mehr, die Thür sorgfältig zu verschließen, und die Verschworenen drangen trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei ihrem Kameraden ein, um die Procedur mit Wassereimer, nassem Handtuch und Pantoffeln zu erneuern.

Endlich hatten die Freunde des Meisters den Mann gefunden, der es unternehmen wollte, den Teufel auszutreiben, und es war dieß ein alter verlumpter Weinhändler, der in seinem Geschäft das Unglück gehabt hatte, selbst sein bester Kunde gewesen zu sein, und der sich darauf aus Rache an dem Weine dem Schnapstrinken ergeben hatte. In schwachen Augenblicken hatte er merkwürdige Visionen, trieb auch Schatzgräberei, und da er nebenbei von der Natur mit einem guten Maulwerk begabt war, auch beständig vom Geist inspirirt, so verstand er es, so salbungsvolle Reden zu halten, daß er in großes Ansehen kam und endlich so weit unterstützt wurde, um das einträgliche Geschäft eines Betsaalhalters gründen zu können, bei welchem er sich außerordentlich wohl befand. Die scheinheilige Versammlung fand sich in diesem Saale ein, neben dem er in einem Nebengelasse schlief. —

Bevor aber die Austreibung des Teufels vor sich gehen konnte, stellte der Weinhändler, Herr Quabbler, noch einige unerläßliche Bedingungen, von denen die hauptsächlichste war, daß ihm von der Hand des besessenen Schneiders ein neuer schwarzer Anzug gefertigt würde, den er bei der feierlichen Handlung zum ersten Male tragen wollte. Das Tuch zu diesem Anzuge sollte von schwarzen Böcken gewonnen

sein, im Fall dies aber nicht leicht aufgetrieben werden könne, so dürfe man sich auch mit der Wolle von weißen Schafen behelfen. Nur müsse das Tuch unmittelbar in der Wolle gefärbt sein und müsse die zu einem so feinen Geschäft nothwendige Feinheit haben. Die Kosten dieses Anzuges trugen natürlich die Freunde, welche sich für die Austreibung des Teufels interessirten. Zwar machte der Schneidergeselle Einwendungen gegen die Selbstanfertigung dieses Kleides, wobei er den tristigen Grund anführte, der Teufel habe dann, als in ihm sitzend, ja auch nothwendiger Weise Theil an diesem Geschäfte, wurde aber überstimmt, nahm endlich Herrn Quabbler das gehörige Maß und begab sich seufzend an die Arbeit.

Daß er sich hierbei nicht übereilte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen; aber trotzdem wurde die Kleidung eines schönen Abends fertig, und am anderen Tage sollte das Haus und der Elberfelder von dem Teufel befreit werden.

Daß diese absonderlich wichtige Handlung nicht ohne Ausschmückung mit Speise und Trank vor sich gehen konnte, versteht sich von selbst. Wenn es auch nicht in der Macht des Schneidermeisters lag, hiermit ein Zweckessen zu vereinigen, so bemühte er sich doch, einen Zweck-Kaffee zu veranstalten, was ihm aber nicht ohne große Schwierigkeiten gelang.

Madame Schwörer hatte nämlich feierlich erklärt, wenn sie auch nicht im Stande sei, diesem Unfug in ihrem Hause zu steuern, so wolle sie doch nichts dazu beitragen, daß droben gejubelt und geschlemmt werde, während sie mit ihren Kindern drunten kaum das schwarze Brod habe. Dabei hatte sie mit den ziemlich rostigen Schlüsseln von Speisekammer und Porzellankasten gerasselt und nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß der Weg dorthin nur über ihre Leiche gehe.

Sie war im Allgemeinen eine brave und ruhige Frau, und, abgesehen von unumgänglich nothwendigen häuslichen Scenen, auch nicht besonders erregbaren Gemüthes; je näher aber der Tag des

Zweck-Kaffee's und der Teufelsaustreibung kam, desto unruhiger wurde Madame Schwörer; es litt sie lange Zeit weder in der Stube, noch in der Werkstatt, sie schien eine Lust daran zu haben, ihre Nägel zu betrachten oder große, starke und biegsame Stöcke; und später versicherte der benachbarte Schuster, Madame Schwörer habe ihn um jene Zeit mit seltsamen Gefühlsausdrücken gefragt, was er für schmerzhafter und wirksamer halte, den Schlag mit einem buchsbaumenen Ellenmaße oder mit einem Knierienen.

Unter solchen Umständen wäre der Zweck-Kaffee wahrscheinlich in die Kohlen gefallen; doch hatte Meister Schwörer eine Schwester, die ebenfalls sehr viel auf Betstunden und noch mehr auf Kaffeegesellschaften hielt. Sie übernahm es, das Ganze zu arrangiren, und traf ihre Maßregeln auch so gut, daß an dem bestimmten Nachmittage der Tisch in zierlichster Ordnung eine mächtige Kaffeekanne zeigte, auch Rahm, Zucker, Bretzeln, Anisbrod, Mannheimerlen, und wie alle die schönen Sachen heißen, die zu einem vollkommenen Kaffee so nothwendig sind, wie der Wind zum Orgelspielen. Zur Feierlichkeit waren einige fromme Seelen eingeladen, die in banger Erwartung umhersaßen und es für eine glückliche Idee hielten, daß vorher der Körper mit Kaffee und Mannheimerlen erquickt werde, bevor der Geist sich anschicken müsse, vielleicht allerlei Erschreckliches und Grauenhaftes zu sehen.

Herr Quabbler war eine fette, untersetzte Persönlichkeit mit doppeltem Doppelkinn, einer röthlich braunen Gesichtsfarbe, beständig grinsenden Mundwinkeln, die ein Maul einrahmten, welches wie eine weitklaffende Wunde aussah und alles zu verschlingen drohte, was in seine Nähe kam. Dabei glänzten die Lippen beständig von Fett und Saft, und wenn sie sich schlossen, so brachten sie fortwährend ein unwillkürliches Schmatzen hervor. Die Nase des Herrn Quabbler war äußerst gering und zeichnete sich unterhalb nur durch eine bedeutende Ablagerung von Schnupftabak aus. Augen waren so gut wie gar keine vorhanden, wenigstens verschwanden sie fast gänzlich unter den vor-

quellenden Backen, und da der Besitzer noch obendrein die Gewohnheit hatte, sie, wenn er sprach oder aß, häufig zu schließen oder zu verdrehen, so blieb wie gesagt, von ihnen nichts mehr übrig, was der Rede werth gewesen wäre. Auf seinem dicken Kopfe hatte er ein schwarzes, grau melirtes, starkes und struppiges Haar, welches in beneidenswerther Fülle hinten hinabreichte bis zu einem stierähnlichen Halse; um diesen Eindruck zu schwächen, pflegte sich derselbe aber meistens in Falten zu legen, wie der eines kleinen, wohlgenährten Kindes.

So stand Herr Quabbler in dem neuen Anzuge, festlich anzuschauen, vor dem Kaffeetische, und während er beide Hände auf diesen stützte, hatte er das Gesicht gegen die Zimmerdecke erhoben, den abwärts gekehrten Augen zum Trotz, die so in den Reizen von Bretzeln und Brod wühlten, daß seine Mundwinkel fett gesalbt erschienen.

Die Schwester des Meisters Schwörer war eine ziemlich große, starke Person mit finsterem Blicke und einem sehr bösen Maule. Sie war die Wittwe eines kleinen Beamten, der ihr neben einer Pension noch ein ziemliches Vermögen hinterlassen hatte, so daß sie ganz sorgenfrei leben konnte. Ihre Zeit theilte sie ein in Betstunden, Besuchen, Kaffeetrinken und Schreiben von anonymen Briefen. Im letzteren Punkte bedachte sie namentlich junge Paare, die in der nächsten Zeit vor den Altar treten wollten. Da schrieb sie alsdann den Eltern der Braut, wie man nicht begreifen könnte, daß eine geordnete Familie einen so leichtsinnigen und lüderlichen Menschen in ihr respektables Haus aufnehmen möge. Dabei sprach sie durch die Blume von armen Verlassenen, von Thränen der Verzweiflung, von unschuldigen Würmern, und unterzeichnete sich: „Jemand, der es gut mit der Familie meint.“ Der Mutter des Bräutigams dagegen schrieb sie ungefähr Folgendes: „Ist es denn möglich, daß Sie, eine so umsichtige und kluge Frau, noch nichts erfahren hätten von dem Verhältnisse der Braut Ihres Sohnes mit dem Lieutenant N, — ein Verhältniß, das in seinen Folgen hätte schrecklich werden können, wenn — — — —

Doch," fuhr der Brief nach diesen Gedankenstrichen fort, „gibt es Leute, die mehr Glück als Verstand haben. — Glauben Sie einer wohlmeinenden Freundin," schloß sie alsdann, „und bedenken Sie wohl, was Sie thun. Noch ist es Zeit."

In gleicher Weise bedachte sie Braut und Bräutigam direkt und besuchte nicht selten die Häuser, welche diese anonymen Briefe erhalten, um sich an den Thränen ihrer Schlachtopfer zu ergötzen.

Zu der Beschwörung hatte Frau Wendeling — so hieß die eben Erwähnte — eine Freundin mitgebracht, die durch Verkettung seltsamer Umstände eine alte Jungfer geblieben war und es nun liebte, eine Trauerweide oder geknickte Lilie zu spielen. Ihr Kopf hing beständig demüthig nach der einen Seite, die Unterlippe, um ein Gleichgewicht herzustellen, nach der anderen, Arme und Beine schlotterten ordentlich, und so sah der ganze Körper gerade so aus, als ob sie, nach Art gewisser Marionettenpuppen, an einer unsichtbaren Feder hinge. Dabei pflegte sie fortwährend den Mund zu öffnen und, ehe sie sprach, nach Luft zu schnappen, wobei dann der überflüssig eingezogene Athem, in der jungfräulichen Brust zu einem Seufzer verwandelt, hinter jedem Worte wieder erschien.

Frau Wendeling liebte die Jungfer Schlapperbach wohl dieses Contrastes wegen, und auch, damit die Leute sagen möchten, sie, die Wendeling, müsse doch, trotz ihres bösen Maules, ein gutes, umgängliches Gemüth haben, denn wie könnte sie sonst so harmoniren mit einem sanften Wesen, wie die Schlapperbach?

Die weiteren Assistenten bei der Feierlichkeit waren ein Herr Müller, ein Herr Meier und ein Herr Fischer, drei fromme, verkannte Männer; denn vom Ersten sagte die böse Welt, er leihe gegen wucherische Zinsen auf Faustpfänder; das Spezereigeschäft des Zweiten nannten schlimme Zungen ein Spitzbübereigeschäft, bei dem alles Maß zu klein und alles Gewicht zu leicht sei, wo Wasser unter die Butter geknetet, Sand und Steine unter die Rosinen gethan und wo falsche Gulden- und Kronenthalerstücke nicht auf den Ladentisch genagelt wür-

den. Was den Dritten, den Bäcker Fischer, anbelangte, so war es ihm eigentlich noch nie bewiesen worden, daß sein Brod zu naß und seine Semmeln zu klein seien; doch klagte man ihn mit vollem Rechte großer Unterlassungssünden an, welche darin bestanden, daß er als Hauptgauner am Tage vor dem Brodaufschlage es unterließ, das nothwendige Brod backen zu lassen, um alsdann am anderen Morgen das über Nacht theurer gewordene Mehl besser verwerthen zu können.

Herr Quabbler hatte also die Hände auf den Tisch gestützt, wobei seine Finger aussahen wie zehn dicke Würstchen, die, wo sich die Gelenke befanden, kunstreich unterbunden schienen. Obgleich sein Gesicht noch immer nach oben gekehrt war, so blickten doch seine Augen nach wie vor auf den dampfenden Kessel, und während er seinen Mund zuweilen leise schmatzend schloß, schien seine Nase sehr beunruhigt zu werden von den aufsteigenden süßen Düften.

Herr Quabbler wollte sprechen, denn er bewegte seine rechte Hand feierlich über die aufhorchende Versammlung.

„So sind wir denn hier bei einander," sagte er mit einer fetten, etwas heiseren Stimme, „um im Namen des Himmels ein segensreiches Werk zu vollbringen. Daß wir arme, niedrige Sünder sind, wird keiner von uns Allen bezweifeln, und eben weil wir arme, niedrige Sünder sind, voll Selbsterkenntniß und Bewußtsein unserer Schwäche, so wird Niemand in seinem Herzen anders fühlen, als ich, wenn ich nun hiermit sage: Es ist die wahre und aufrichtige Selbsterkenntniß, welcher uns arme, geringe Sünder antreibt, zu erklären, daß es nothwendig ist, zuerst den gebrechlichen, irdischen Leib zu stärken, damit sich alsdann der Geist frei erheben kann über die befriedigte, traurig materielle Masse. So langet denn zu, Brüder und Schwestern, und Jeder stärke sich mit einem heimlichen Gebete, daß es ihm gelingen möge, den Geist zu erheben, daß es ihm ermöglicht sei und daß er sich wappnen könne mit den Waffen des Glaubens gegen die Idee des Anundfürsichseins und Andersseins."

größeren Bauern hat nach den Begriffen der alten homerischen Zeit dort einen Gastfreund, dem er mit Sack und Pack, mit Pferden, Knechten und Mägden in's Haus fällt. Dort ist der Mittagstisch bereitet, es wird sehr viel gegessen, sehr viel getrunken und Abends geht es auf den Tanzplatz, und in der Nacht fährt die ganze Gesellschaft wieder nach Hause mit Ausnahme vielleicht eines räudigen Schaafs in Gestalt eines Müllerknechts oder einer Magd, die bei der Stunde der Abfahrt nicht aufzufinden sind.

Es war ein blendend schöner Sonntagsmorgen im Frühjahr, als wir in diesem Jahr die erste derartige Parthie mitmachten. Der Vetter Christoph und der Doktor waren die einzigen, welche die Kirche nicht viel frequentirten, und letzterer trieb sich schon vor neun Uhr in den Ställen umher, um Pferde und Geschirre in den besten Stand zu setzen. Um eilf Uhr war alles bereit. Der Doktor hatte die vier trefflichsten Pferde vor den größten Leiterwagen gespannt und kutschirte mit der Kreuzleine vom ersten Sitz. Er sah wirklich majestätisch aus. Von vormaligen Schlittenparthieen her hatte er sich eine immense Fertigkeit erworben, die längste Schlittenpeitsche zu handhaben. Und um diese Kunst vollkommen zeigen zu können, hatte er sich heute eine Peitsche angefertigt, mit einer unendlich langen Schnur. Neben dem Wagen standen in ehrerbietiger Erwartung der Großknecht, die Alte-

Darauf nun scharten sich die Brüder und Schwestern um den Tisch, und Jeder aß und trank an und für sich so viel, als möglich war, und stopfte in sich hinein, daß es nicht anders sein konnte, als sie lebten wirklich des festen Glaubens, miserable Sünder zu sein, die sehr vieles Kaffee's und sehr vieler Bretzeln und Mannheimerlen bedurften, um die Materie wie einen bösen Kettenhund zu bändigen, damit das gefesselte Thier nicht schnappe nach den Waden des aufsteigenden Geistes.

Den Helden des Tages besorgte Jungfer Schlapperbach und brachte ihm viel süßes Getränk und mürbes Backwerk, wobei sie erschrecklich seufzte bei dem Gedanken, daß der zarte junge Mensch mit den anmuthig glühenden Augen wirklich vom Teufel besessen sei. Da sie aber eine rege Phantasie hatte und als alte Jungfer berechtigt war, immer noch zu hoffen, so hoffte sie allerlei und erging sich in Möglichkeiten und verlor sich so in Muthmaßungen, daß sie, als Frau Wendeling, ihren stieren Blick bemerkend, sie fragte: „Woran denkt Sie, Schlapperbachin?" — verwirrt zur Antwort gab: „Ach, wie kann man einem jungen Mädchen so verfängliche Fragen thun!"

Nachdem nun Kaffee und Backwerk ziemlich verschwunden, auch der Bäcker Fischer mehrmals auf seine Uhr geschaut, wischte sich Herr Quabbler sein großes Maul ab und erhob nun nicht nur das Gesicht, sondern auch die Augen von den leeren Tellern nach der Zimmerdecke.

Wir halten es für überflüssig, die Rede, die er nun hielt, aufzuschreiben. Doch steigerte er sich in eine solche Begeisterung hinein, malte auch die Hölle mit ihren Strafen und der ewigen Verdammniß so fürchterlich aus, indem er namentlich aufs erschrecklichste einen beständig unbefriedigten Durst hervorhob, daß Müller, Meier und Fischer in wahre Zerknirschung verfielen und glühende Faustpfänder, umhertanzende zu leichte Gewichte und Teufel zu erblicken glaubten, die hohnlachend grinsten und heulend ausriefen: Zu leicht ist das Brod, zu leicht, zu leicht! Als sich nun hierauf gar der Elberfelder, wie vom bösen Geiste emporgeschnellt, vom Sopha erhob, in die Reden des

Beschwörers einfiel und mit außergewöhnlichem Unsinn und schrecklichen Erzählungen dessen Reden zu bekräftigen anfing — dabei bediente er sich zuweilen der für Uneingeweihte gänzlich unverständlichen Sprache der Dämonen, welche mit dem Tuten eines Hornes Tu—ta —ti—te—tu oder mit dem Bellen eines Hundes Wa—we—wi—wo—wau die frappanteste Aehnlichkeit hat, während sich zu gleicher Zeit sein Haar ordentlich emporsträubte und sein Mund schäumte — da begann selbst das harte Gemüth der Frau Wendeling nach und nach weich zu werden, und sie hatte eine Vision, als sei sie gestorben und werde an der Himmelsthür zurückgewiesen, wobei Petrus ihr kaltblütig versicherte, sie sei ein anonymer Brief und in den himmlischen Räumen nicht bestellbar.

Die arme Schlapperbach seufzte, daß es herzbrechend war. Sie seufzte über ihre verlorene Jugend und ganz im Geheimen darüber, daß sie sich nur Unterlassungssünden vorzuwerfen habe. Nur ein einziges Mal erschien in ihrer düsteren Phantasie, wie ein zuckender Blitz, ihr eigenes weißes Nachtgewand, das ein junger Mann mit profanen Blicken betrachtet hatte, aber ein junger Mann von oberflächlicher Gemüthsart, denn er hatte sich nur um die äußere Hülle bekümmert, ohne dem innewohnenden Kern auch nur einen Blick zu schenken. Vorbei, vorbei!

Unterdessen nahte sich der große Augenblick. Der besessene Schneider bekannte sich zu der Idee, es sei ihm in diesem Augenblicke gerade zu Muthe, als würde ihm eine Katze, die in den Hals hinabgekrochen sei, rückwärts am Schwanze wieder herausgezogen. Herr Quabbler war groß in diesem Augenblicke. Seine braunrothe Gesichtsfarbe spielte ins Bläulich-Violette; er schloß seinen Mund gar nicht mehr, ja, die sich immer mehr steigernden Beschwörungsformeln schienen unmittelbar aus seinem Bauche aufzusteigen. Er hob die Hände gegen den zuckenden Schneider, und als er nun das große Wort aussprach: Praecipio in nomine Domini, vade, Satana! da — — sprang die Thür auf, und Madame Schwörer erschien in

ſehr unlieblicher Geſtalt. Ohnehin durch das Treiben in ihrem Hauſe aufgeregt, hatte ſie vor dem Zimmer Einiges von dem geſprochenen Unſinn erlauſcht und geberdete ſich allerdings etwas auffallend. Ihre Haube hatte ſich durch das haſtige Eintreten verſchoben und ſaß ihr auf dem Kopfe, wie der Hut einem betrunkenen Handwerksburſchen; den linken Arm hatte ſie in die Seite geſtemmt, und in der rechten Hand trug ſie das oben erwähnte buchsbaumene Ellenmaß. Zu ihrer Erheiterung trug es gerade nicht bei, daß ſich im Augenblicke ihres Erſcheinens die Jungfer Schlapperbach ängſtlich an den Meiſter Schwörer anſchmiegte, vielmehr las ſie ſich dieſe arme alte Jungfer als erſtes Opfer ihrer Wuth aus, faßte ſie hinten am Genick, ſchwang ſie wie einen Haderlumpen und ſchleuderte ſie gegen das Sopha, wo ſie zuſammenknickend auf den befreiten Elberfelder niederfiel.

Darauf nahm Madame Schwörer eine gute Portion Athem, blickte die überraſchte Verſammlung an und ſchrie mehr als ſie ſagte: „So, ihr Teufelspack, ihr wollt böſe Geiſter austreiben? Und weder dazu, noch zu eurem hölliſchen Kaffee wurde ich, die Hausfrau, eingeladen! — Nun, dann wird es euch auch nicht wundern, wenn ich ungeladen erſcheine, ſehr ungeladen, und euch einlade, euch nach Hauſe oder meinetwegen zum Teufel zu ſcheren.“

„Weib!“ rief Meiſter Schwörer, der ſich wunderbarer Weiſe am erſten aus ſeiner Erſtarrung erholt hatte, — „Weib, du wagſt es?“

„Was wage ich, ſauberer Zacharias? Freilich wage ich viel, eine einzelne Frau gegen eine ſolche Teufelsbrut! Aber ich ſage dir, mein Ellenmaß hält aus, und wer obendrein mit meinen zehn Fingern zu thun bekommt, der wird ein paar Tage an mich denken! — — Iſt es nicht eine Schande von euch allen?“ fuhr ſie in erneuter Wuth nach einem feſten Rundblicke fort. „Da iſt der Herr Meier!“ ſchrie ſie mit gellender Stimme, und machte dabei einen tiefen und ſehr komiſchen Knix; „und der Herr Müller!“ — abermaliger Knix — „und da Herr Fiſcher?“ — dritter Knix. — „Habt ihr Scham im Leibe? Aber was ſpreche ich mit euch? Nichts habt ihr im Leibe und

in euren Gedanken, als Wucherei und zu leichtes Gewicht. Du Mehldieb!" wandte sie sich speziell an Herrn Fischer.

Nun war diese letzte Aeußerung dem also gekränkten Bäcker doch etwas zu stark. Es schien ihm in den Fingern zu zucken, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem merkwürdigen Augenblicke Herr Quabbler, alle Gefahr, die ihm von Ellenmaß und Nägeln drohte, gering achtend, mit aufgehobenen Händen vor die Wüthende getreten wäre, in die Höhe gerichtet, ruhig, groß, erhaben! — —

Geneigter Leser! Hast du den Propheten gesehen? Wir meinen den Meyerbeer'schen. Erinnerst du dich einer ähnlichen Scene aus dem vierten Acte, wo der Prophet seiner Mutter gegenüber tritt, mit aufgehobenen Händen, ebenfalls ruhig, groß und erhaben, wie Herr Quabbler? Dort spricht Jan von Leyden: „Rührt nicht an das Haupt jener Frau; seht ihr nicht, daß Wahnsinn ihren Geist umflort?" Hier sprach Herr Quabbler: „Zieht euch zurück, ihr Gläubigen, seht ihr denn nicht, daß der Teufel, welcher siegreich beschworen, in den Körper dieses unglücklichen Weibes gefahren ist?"

„Ja, ja," rief der Bäcker Fischer, indem er einen Schritt zurücktrat, „sie hat den Teufel im Leibe."

Und der Meister Schwörer schlug die Hände vor das Gesicht und klagte jammervoll: „O, meine Ahnung! Das habe ich lange vermuthet! — —"

Nun gibt es aber bei den schwersten Gewittern Augenblicke, wo nach furchtbarem Wüthen und Toben der Himmel erschöpft zu sein scheint, wo die blaßfarbene Masse des schweren Gewölks bewegungslos über den Häuptern der ängstlichen Menschheit droht, wo der Wind nicht mehr im Stande scheint, die Bäume in seinem Grimm niederzubeugen, sondern wo die armen erschreckten Blätter sich nur zitternd an ihren Stielen bewegen, etwas Entsetzliches befürchtend nach dieser unverhofften, unheimlichen Ruhe in der Natur. — —.

Auch im Zimmer des Meisters Schwörer stand Alles wie erstarrt. Das Gesicht des Herrn Quabbler war anzuschauen wie die bleifarbene,

röthlich angestrahlte Wolke; in den Mienen der Madame Schwörer zeigte sich etwas, das einen neuen furchtbaren Ausbruch des Sturmes prophezeite, und die Schlapperbach auf dem Sopha zitterte in den sie schützenden Armen des Elberfelders, wie ein Blatt an seinem Stiele.

Da fuhr ein jäher Blitz hernieder auf das Haupt des unglücklichen Schneidermeisters. Denn in der hinter Madame Schwörer offen gebliebenen Thür zeigte sich jetzt plötzlich eine lange, finstere Gestalt in schwarzem Mantel, unter dem es feuerfarben hervorstrahlte, einen röthlichen Hut auf dem Kopfe, und blickte mit schwarzen, glühenden Augen und einem Zug unbeschreiblicher Verachtung um die zusammengekniffenen Lippen auf die sonderbare Versammlung. Meister Schwörer war in diesem Augenblicke krampfhaft hinter Herrn Quabbler gesprungen, hatte ihn am Rockkragen erfaßt und so heftig nach hinten gerissen, daß dieser Edle das Gleichgewicht verlor und sich nur auf den Beinen zu erhalten vermochte, indem er nach dem Arme des Bäckermeisters Fischer griff und selbst diesen um ein Haar mit zu Boden gerissen hätte.

„Da, da, da ist er!“ schrie Meister Schwörer, „in leibhafter Gestalt, wie er mir neulich Nachts erschien! O, nun sind wir alle verloren!“

Dabei stierte er mit entsetzt aufgerissenen Augen so nach der Gestalt an der Thür, daß alle Anwesenden diesen Blicken folgten, erschrocken davor zurückwichen, und daß selbst Madame Schwörer, die doch nicht an Uebernatürliches glaubte, etwas vor der fremden Erscheinung zurücktrat. Diese machte einen langen Schritt in das Zimmer hinein, und als sie die auffallende Verwirrung auf allen Gesichtern bemerkte, lächelte sie und nahm als höfliches Phantom den Hut vom Kopfe. Auch war die lange Gestalt im Begriff, den Mund zu öffnen, um über ihr plötzliches Hereintreten einige passende Worte zu sagen, als an diesem Nachmittage der Ereignisse sich ein neues begab, welches

den gewiß freundlichen Gesinnungen des Eingetretenen plötzlich eine ganz andere Richtung gab.

Weiß der Teufel, welcher Teufel plötzlich in die Schlapperbach hineingefahren war — genug, sie erhob sich zitternd vor Alteration vom Sopha, und als sie den Ausruf des Meisters Schwörer gehört, dies sei der leibhaftige Teufel, der ihm neulich erschienen, rief sie kreischend aus: „Alle Gläubigen sind berufen, sich mit der Hölle in einen Kampf einzulassen! So will ich denn siegen oder untergehen!“

Mit diesen Worten schnellte sie mit einer größeren Energie, als man ihr je zugetraut hatte, auf den Eingetretenen los, und ehe dieser seinen langen Mantel zurückwerfen konnte, fuhr sie ihm mit allen zehn Fingern in das Gesicht, und wo diese seine Wange oder seine Nase berührten, da rieselte augenblicklich das Blut herab. Daß die Schlapperbach nach diesem Attentate wie ein Federwisch zu Boden und in Ohnmacht fiel, versteht sich ganz von selbst; man achtete auch in diesem furchtbaren Augenblicke nicht weiter auf sie, und sie wäre vielleicht bei der nun erfolgenden Scene unter die Füße getreten worden, wenn nicht der dankbare Elberfelder sie wie ein Kleiderbündel ergriffen und in einen Winkel geschleppt hätte.

Daß die lange Gestalt nach diesem mörderischen Angriffe auf ihre Nase im ersten Augenblick an dieser herunter schielte, versteht sich von selbst; doch hielt Meister Schwörer dieses Schielen für einen Anfang höllischer Wuth und verbarg sich hinter Herrn Quabbler. Dieser, dem das Bluten des vermeintlichen Teufels doch etwas sonderbar vorkommen mochte, hätte sich ebenfalls gern aus dem Bereich von dessen langen Armen zurückgezogen, konnte aber wegen des hinter ihm befindlichen Schneiders, der krampfhaft seinen Rock gefaßt hatte, keinen Schritt rückwärts machen und erwartete deßhalb mit aufgehobenen Händen die Anrede des Fremden.

„Ist das eine Art, ihr Lumpenpack,“ rief dieser im höchsten Zorn, „einen harmlos Eintretenden zu behandeln? Und hat Keiner von euch,

die ihr wie Männer aussieht, den Muth, ein verrücktes Weibsbild festzuhalten? Was den Ausruf jenes tollen Schneiders, der sich jetzt feige verkriecht, anbetrifft, so kam ich ja eben hieher, um ihm in aller Güte zu beweisen, daß ich weder ein Teufel, noch ein Phantom bin. Und wer es nicht glauben mag, daß ich anzufühlen bin, wie jeder andere ehrliche Mensch, der komme in meine Nähe; und es soll mich freuen, seine genaue Bekanntschaft zu machen."

Madame Schwörer hatte mit richtigem Blicke diesen Retter in der Noth erkannt, und da sie sich von der langen Gestalt einen kräftigen Schutz versprach, so zauderte sie nicht einen Augenblick, sondern drang auf ihre verhaßte Feindin, die Wendeling, ein, riß ihr die Haube vom Kopfe, schlug sie ihr ein paar Mal um die Ohren, und als sie sich hierbei umwandte und nun zufälligerweise in die Nähe des Herrn Quabbler kam, führte sie einen so mächtigen Streich nach dessen dicker Wange, daß es laut patschte und der Geschlagene unwillkürlich nach der erzürnten Frau griff.

Dies war nun der Moment, wo die lange Gestalt zum Schutze der Frau eintreten zu müssen glaubte und seinerseits nach der Halsbinde des Herrn Quabbler griff, um ihn zurückzuhalten. Dabei rief er aus: „Ein Teufel bin ich in der That nicht, aber ihr scheint mir alle den Teufel im Leibe zu haben; und da es wohl nichts schaden kann, ihn aus euch zu vertreiben, so will ich mit Hülfe meines spanischen Rohrs an diese Arbeit gehen, ihr unsauberes Volk, ihr!"

Alsbald hob sich auch der Stock der langen Gestalt und fiel so kräftig auf den breiten Rücken des Herrn Quabbler, daß dieser laut aufschrie und zurückfahrend den Meister Schwörer so heftig gegen Herrn Meier andrückte, daß dieser, um sich vor dem gewaltigen Stoß zu retten, auf die Seite fuhr. Doch verlor er dabei das Gleichgewicht, stürzte auf Herrn Müller, der sich nun nicht halten konnte und den Kopf voran auf die lange Gestalt losschoß. Herr Müller war dabei ein Mann von ziemlichem Muthe, und da es ihn in tiefster Seele schmerzte, seinen Propheten so behandelt zu sehen, so machte er aus

der Noth eine Tugend und ergriff den Eingetretenen am Kragen, um wenigstens den schwachen Versuch zu machen, ihn zur Thür hinaus zu werfen. Herr Larioz aber stand anfänglich wie eine Mauer, ja, wir müssen gestehen, daß sein Auge wie verklärt aussah, als er nun sein langes spanisches Rohr wie ein Schlachtschwert gebrauchte und dabei mit kunstgerechten Hieben die ganze Versammlung der Reihe nach bedachte. Doch war er am Ende nicht im Stande, den gewaltigen Anprall der fünf Männer aufzuhalten, weßhalb er sich fechtend zur Thür zurückzog. Dies gab den Andern Muth, ihm mit Stößen und Schlägen hastiger zu folgen; so wurde er allmälig an die Treppe hingedrückt und fühlte mit einem Male, daß es hinter ihm hinabging. Mit großer Geistesgegenwart warf er sich in diesem Augenblicke wieder einen halben Schritt vorwärts, erfaßte glücklicherweise die Halsbinde des Herrn Quabbler, und da er diesen kräftig festhielt, der Prophet aber in keiner Weise einen rechten Halt gewährte, so riß er ihn mit sich die Treppe hinab, nicht ohne daß Meister Schwörer gefolgt wäre, der den rettenden Rock seines Vormannes nicht loslassen wollte.

So polterten alle Drei ins Haus hinab, glücklicherweise ohne sich besonderen Schaden zu thun; doch hatte sich Herr Larioz etwas an der rechten Hüfte verletzt. Herr Quabbler kam mit einem leichten Erstickungsanfalle davon, veranlaßt durch die zugedrehte Halsbinde, und nur Meister Schwörer hatte das Unglück, mit dem Kopfe gegen den Treppenpfosten zu fallen, so daß er einen Augenblick wie besinnungslos liegen blieb.

Droben war es indessen nach dem gewaltigen Gepolter todesstill geworden.

Müller, Meier und Fischer dachten schaudernd an drei gebrochene Hälse, und selbst die beiden Weiber vergaßen ihren Zorn; ja, Madame Wendeling, als die Besonnenere, lief ans Fenster, um dort Ausschau zu halten, ob sich keine Polizei blicken lasse; Madame Schwörer aber eilte, nachdem ihr erster Schrecken vorüber war, die Treppe hinab, um nach ihrem Manne zu sehen, der unterdessen von dem herbeigekom-

menen zweiten Gesellen und dem Lehrjungen wieder auf seine zitternden Beine gestellt worden war. Er bot einen gar kläglichen Anblick, er hielt den Kopf gesenkt, von seiner Stirn tropfte das Blut herab, und sein Gesicht war mit einer erschreckenden Blässe bedeckt. Dadurch verschwand aller Zorn aus dem Herzen der Frau, sie nahm ihn mit dem Ausruf: „Ach, Zacharias, was sind das für schreckliche Sachen!“ in ihre Arme; und Zacharias ließ sich nehmen, wie ein kleines unbeholfenes Kind.

Daß Undank der Welt Lohn ist, erfuhr Herr Larioz. In nichts weniger als freundlichen Ausdrücken versicherte ihm die Meisterin, er habe Unglück über ihr Haus gebracht, seit seinem ersten Erscheinen an jenem denkwürdigen Abend und dann heute wieder, da er schuld sei, wenn ihr Mann von dem Treppenfall, wie das schon häufig vorgekommen, zeitlebens ein Simpel bleibe.

Nur mit Mühe konnte der von Jungfer Schlapperbach Zerkratzte wieder zu seinem Hute gelangen, den ihm der Schneiderlehrling wie eine werthlose Sache die Treppe hinab warf. Im Hausflur wischte er sich nothdürftig das Blut von der Nase und den Wangen und bedurfte des kräftigen Stützens auf das spanische Rohr, um nicht gar zu auffallend hinkend nach seiner Wohnung zurückzukehren.

Meister Schwörer wurde zu Bette gebracht, und statt daß er wie früher die Ermahnungen seiner Frau, er solle doch einmal von jenen traurigen Geschichten, die das ganze Hauswesen zu Grunde richten, ablassen, mit den kräftigsten Gegenreden zurückgewiesen hätte, nickte er heute stumm mit dem Kopfe, ja, zuweilen fuhr ein Lächeln über seine trüben Züge, wenn er vor sich hin murmelte: „Also war es wirklich kein Teufel, und so hat er auch den Gottschalk nicht geholt!“

Die Kaffee- und Beschwörungsgesellschaft droben verlor sich lautlos. Wer zuerst und zuletzt ging, wird man nie mit Bestimmtheit angeben können. Müller, Meier und Fischer, sowie auch der Elberfelder müssen die Stiege hinabgeschlichen sein, wie begossene Hunde,

ebenso Madame Wendeling und Jungfer Schlapperbach. Auf der Treppe hatte sich auch nicht der leiseste Tritt vernehmen lassen, und als Madame Schwörer nach einer halben Stunde droben nachsah, fand sie wohl Kaffeetassen, Kannen und Teller zerbrochen am Boden, aber im Uebrigen war die Luft wieder rein von allen unsauberen Geistern.

magd, der erste Müllerbursche und die Viehmagd, auf's Sauberste geputzt im besten Sonntagsstaat.

Jetzt erschien der Baas mit Vetter Franz, Vetter Caspar mit seiner Frau und nahmen ihre Plätze ein. Dann erschien Elsbeth und sogar die Müllerin mit Sibylle, und des Doktors Gesicht, das vor Behagen strahlte, wurde sichtlich ernster, als die beiden letzteren sich ebenfalls anschickten, auf den Wagen zu steigen. Ich begriff gar nicht, was ihm einfiel, denn als Sibylle und ich auf den ersten Sitz neben ihn kletterten, wollte er die Zügel der Pferde an Caspar abgeben, der sie aber lachend zurückwies. Jetzt war Alles bereit, der Baas rief: „Vorwärts!" Der Doktor that einen fürchterlichen Hieb mit der Peitsche in die Luft und die vier Rosse galoppirten davon mit den Schellen klingend, und das blank geputzte Messingzeug funkelte und glitzerte in der Morgensonne.

Gleich bei der Mühle ging's von der Straße ab, auf die bethauten Wiesen, die mit großen Spinneweben gleich leuchtenden Schleiern bedeckt waren. Die Räder schnitten in das Gras ein und ihre Spuren bildeten zwei lange glänzende Schlangen, die den Wagen unablässig zu verfolgen schienen. Schmetterlinge flogen um uns her und hoch in der Luft gaben die unsichtbaren Lerchen ein großes Morgenconcert.

Mittags um ein Uhr erreichte man den Ort, wo die

Eilftes Kapitel.

Der Neffe des Jägers.

Der Schlag, den Eugenie auf das Geſicht des unverſchämten Kammerdieners geführt, ſchien auf verſchiedene Art das ganze Haus getroffen, es erſchüttert und in Aufregung gebracht zu haben. Um unten anzufangen, ſo zeigte ein kleiner Bauernjunge, der Holz und Waſſer für die Küche zutrug, der Köchin unter einem verſchmitzten Lächeln mit dem Zeigefinger von der Stirn über das linke Auge, die Wange, einen Theil der Naſe bis zum Halſe hinunter, wobei er ſchmunzelnd ſagte: „So hat er's gekriegt — und feſt!“ Die Köchin ſtemmte ihre Arme in die Seiten, indem ſie verſetzte: „Gott lohne es dem gnädigen Fräulein, da hat ſie eine gute That gethan!“

Der alte Baron hatte die Scherben ſeines koſtbaren Gefäſſes mühſam auf dem Boden zuſammen geſucht und war ſeufzend in ſein Zimmer gegangen, um den Verſuch zu machen, die Vaſe wieder zuſammenzuſtellen; doch war das keine ſo leichte Arbeit, und wenn er ſich auch im Anfang unſägliche Mühe gab, die Stückchen an einander zu paſſen, ſo ſchien er doch bald zu ermüden, und die Finger ſpielten nur noch wie willenlos mit den kleinen Scherben, während er in tiefe Gedanken verſunken, vor ſich hinſtarrte; er konnte das, was vorhin geſchehen, nicht recht mit der Zukunft, wie er ſie ſich vorgeſtellt, ver-

einigen; Eugenie ſollte das Haus verlaſſen — ſie, die ihn allein noch mit der Welt vereinigte, die den alten Mann bei ſo vielen Gelegenheiten unter ihren Schutz genommen und die mit einer wahren Eiferſucht darüber wachte, daß ihn nicht ein harter Blick, ein unangenehmes Wort verletze, und die, wenn ſolches einmal geſchah, Mittel und Wege wußte, es auszugleichen, wieder gut zu machen — und ſie ſollte das Haus meiden, ihn allein laſſen mit der Baronin, mit — François! Wenn er freilich über die finſteren Klippen dieſer Gedanken hinüber war, ſo glätteten ſich ſeine Züge auf, und er dachte an Eugeniens Glück, und wie auch für ihn ſpäter heitere Tage noch daraus entſpringen könnten. — —

Baron George von Breda war an dem Kaminfeuer allein geblieben, doch hatte er ſeinen Fauteuil gewandt, um bei der ſpielenden Flamme vorbei durch die Fenſterſcheiben in den ſtillen Wald blicken zu können. Schon lange hatte er Eugenien eine angenehmere Exiſtenz gewünſcht, ſchon lange war er entſchloſſen, ihr dieſelbe in ſeinem Hauſe zu bereiten; gab es auch etwas Natürlicheres, als das Kind ſeiner Schwägerin in ſeinem Hauſe aufzunehmen? Seine Ehe war kinderlos geblieben, er erwartete auch keine Nachkommen mehr, und doch ſchwärmte er dafür, ſein Haus mit einem jungen freundlichen Weſen zu beleben; es war ihm zu ſtill und einſam dort, deßhalb hatte er auch ſchon ſeit mehreren Jahren angefangen, die Geſellſchaft ſeiner früheren Freunde und Bekannten aufzuſuchen. Frau von Breda hatte ein ſtilles, faſt verſchloſſenes Weſen, ſie war gern allein, ſie ſprach nicht viel, ſie liebte es nicht, in Geſellſchaft zu gehen, noch ſolche bei ſich zu empfangen. Das alles gab dem großen, ſchönen Hauſe ein faſt trauriges Anſehen; da waren ganze Appartements, die nur geöffnet wurden, um friſche Luft herein zu laſſen, wenn es der Kammerdiener des Herrn Barons einmal nothwendig fand.

Und dieſe bisher verſchloſſenen, ſo ſtillen Appartements erſchienen dem Träumenden am Kaminfeuer jetzt auf einmal in ganz anderer Geſtalt; die Fenſter waren weit geöffnet, Frühlingswehen und Blumen-

duft drangen herein, der Hauch der Einſamkeit und der Langeweile, welche in ihnen gebrütet, verſchwand vor dem friſchen herzlichen Lachen des jungen Mädchens. Da ſaß ſie am Fenſter und rief luſtig hinab: Onkel George, Onkel George! und wenn er darauf eilig vom Pferde ſprang, ſo ging er nicht mehr leiſe und bedächtig über den Teppichſtreifen, ſondern er ſprang in drei, vier Sätzen hinauf, daß ſeine Sporen klirrten nnd daß die Blumen in den jetzt leeren Käſten an der Treppe ſich bewegten und wie freudig nickten. Sie ſprang ihm entgegen, er faßte ihre Hand, hob ihren Kopf an dem weichen Kinn in die Höhe und küßte ſie väterlich auf die Stirn; er plauderte mit ihr ſo luſtig und lachend, wie er es lange nicht mehr gethan, ja, wie er es eigentlich nie gethan — er war ganz anders geworden und führte ein Leben, wie er wohl zuweilen geträumt hatte, daß es ein Menſch führe, der vollkommen glücklich genannt werden dürfe. Aber er, ah! er fühlte in der nächſten Sekunde, daß ſolches Träumen doch nur ein Traum ſei und bleiben müſſe; und als er das gefühlt, geſtaltete er ſeine Phantaſieen anders; auch jetzt waren die Appartements ſeines Hauſes geöffnet, und an den offenen Fenſtern ſaß Frau von Breda, ihr gegenüber Eugenie, und auch jetzt trat er eiliger, freudiger hinein, als er es ſonſt wohl zu thun pflegte; er reichte ſeiner Frau die Rechte, während er die Linke auf das volle dunkle Haar Eugeniens legte. Und dann fragte ſie, wo Onkel George geweſen ſei, lachte herzlich und unbefangen und plauderte eine Stunde um die andere hinweg, glättete auch eine Falte um die andere auf der Stirn der ernſten Frau, während er nicht müde werden konnte, dem Plaudern des jungen Mädchens zu lauſchen.

— — So träumte er; aber wenn er zuweilen aus dieſen Träumen auffuhr und ſich, umher blickend, ganz wieder der Wirklichkeit überließ, da ſpielte ein eigenes, ernſtes, faſt ſchmerzliches Lächeln um ſeine Züge; er konnte dann die Lippen zuſammenpreſſen, nachdenklich in die Kaminglnth ſchauen und, wenn dort ein glühendes Holzſcheit kniſternd zerſprang, daß Tauſende von Funken emporflogen, auffahren

und ſagen: „Ich bin nicht das Schickſal, ich habe jenes Ereigniß nicht herbeigeführt, ich habe ruhig gewartet; jetzt aber geſchehe, was da will. Und gewiß nur Gutes, dafür bürge ich mir ſelbſt mit meinem feſten Willen.“

Die Baronin hatte unterdeſſen Eugenie an der Hand in ihr Schlafzimmer geführt, und obgleich ſie anſcheinend ſehr ergeben und ruhig war, ſo zuckte es doch ſchmerzlich um ihren Mund, und ſie wandte häufig den Blick ab, um den ſonſt ſo klaren, jetzt aber umflorten Augen ihrer Tochter nicht zu begegnen, die häufig ſinnend auf ihr ruhten. Die Baronin kannte ihre Tochter und wußte, daß ein einziges Wort der Klage, ein einziges Wort des Leides darüber, daß Eugenie nun vielleicht für länger das elterliche Haus verlaſſen ſolle, das junge Mädchen beſtimmt haben würde, dem Herrn von Breda zu ſagen: Onkel George, es iſt doch beſſer, wenn ich da bleibe. Deßhalb that die Mutter ſo unbefangen wie möglich, ſprach über Dies und Das, wobei ſie natürlich vermied, jenes unangenehme Ereigniß zu berühren, und ſagte: „Es iſt ſchon lange meine Abſicht geweſen, dem Wunſche der Tante Breda nachzugeben und dich für eine Zeit lang nach der Stadt zu laſſen. Du biſt jetzt erwachſen, die Einſamkeit hier taugt nicht für dich, du mußt die Geſellſchaft kennen und mit Menſchen umgehen lernen. Von einer Trennung kann ja nicht die Rede ſein, in einer Stunde biſt du wieder hier oder ſind Papa und ich bei euch in der Stadt. Gewiß, meine liebe Eugenie,“ ſprach die Mutter, indem ſie den Kopf der Tochter mit ihren Armen umſchloß, „es iſt mir jetzt lieb, daß es ſo gekommen iſt; der Himmel wird weiter helfen.“

Ob das junge Mädchen die Worte ihrer Mutter ſo aufnahm, wie dieſe ſie ſprach, oder ob ſie nicht aus der zuweilen zitternden Stimme einen anderen richtigeren Sinn heraus las, wollen wir nicht weiter unterſuchen; genug, ſie nickte häufig mit dem Kopfe und ſprach: „Ja, Mama, ich will nach der Stadt gehen, wenn ihr es wünſcht, und das Haus der Tante iſt nicht weit von hier, ich brauche keine Stunde, wenn ich einmal eilig da ſein will.“

Darauf wollte die Mutter Vorbereitungen treffen und die Sachen Eugeniens in einen Koffer packen, doch besann sie sich eines Anderen und meinte: „Ich kann das diesen Abend thun und will dir nur, was du für heute nothwendig brauchst, mitgeben. Dazu bedarf ich deiner Hülfe nicht, liebe Eugenie, und wenn du noch einen kleinen Gang in den Park machen willst, um dort von den Stellen, die dir lieb und werth sind, einen vorläufigen Abschied zu nehmen, so habe ich nichts dagegen."

Das sagte sie nur, um allein zu sein, wußte aber in der That nicht, wie ihre Worte so vollkommen mit dem Wunsche des jungen Mädchens zusammen trafen.

Eugenie stand am Fenster und hatte schon lange auf die mächtigen Bäume hinabgeblickt, die ihre jetzt ziemlich kahlen Aeste weit über den Boden ausbreiteten, wo verdorrte Blumen, braune Gräser und gelbrothes Laub deutlich den späten Herbst anzeigten. Doch blieben ihre Augen nicht auf der nächsten Umgebung des Waldschlosses haften, auch nicht auf dem kleinen dunkeln See, der sich dort ausbreitete, sondern sie verfolgte mit ihren Blicken einen Weg, der jenen umkreiste, sich dann zwischen den Bäumen verlor, noch eine ziemliche Strecke sichtbar blieb, und zuletzt in einer Niederung verschwand.

„Wenn du meinst, will ich so thun," sprach das Mädchen nach einer kleinen Pause, wobei sie forschend nach ihrer Mutter blickte, die aber das Gesicht abwandte und sich mit einem kleinen Nachtsacke zu schaffen machte.

Statt aller Antwort nickte die Baronin mit dem Kopfe, und Eugenie verließ still das Zimmer.

Als sie auf einer kleinen Seitentreppe hinunter kam — sie hatte es sorgfältig vermieden, bei dem Frühstückzimmer, wo Onkel George befand, vorüber zu gehen, verließ sie sogleich das Haus und wandte sich so um dasselbe herum, daß weder Herr von Breda noch sonst Jemand, der zufällig am Fenster gestanden, sehen konnte, welchen Weg sie jetzt nahm. Statt gegen den See zu gehen, schlug sie einen

pfad ein, der ſcheinbar von demſelben abführte; ſcheinbar ſagen wir, denn nachdem das junge Mädchen in eine unbedeutende Terrainvertiefung hinabgeſtiegen war, an deren Rand das Waldſchloß lag, und nachdem ſie eine kleine Brücke überſchritten, unter welcher das Abwaſſer des See's dahin floß, ſtieg ſie wieder aufwärts und befand ſich in kurzer Zeit auf der Fortſetzung jenes Weges, den ſie droben vom Fenſter aus geſehen.

Wie war der Wald ſo ſtill! — ſo ſtill, daß jeder Tritt ihrer feinen Füße ein Geräuſch machte, als ſtampfe Jemand abſichtlich derb auf den Boden, und daß man jedes fallende Blatt zwiſchen den Zweigen vorbei ſtreifen und dann auf den Boden niederfallen hörte.

Es iſt etwas Eigenthümliches um ſo einen herbſtlichen Wald; zahlreiche Echo's, die ſich im Sommer wie unter dem Laub verſteckt hielten, ſcheinen jetzt wach zu werden und neckend ihr Spiel zu treiben mit dem Klang deiner Schritte, mit einem lauten Wort, das du ſprichſt, mit dem Ton einzelner Vogelſtimmen, die hier und da von fern her laut werden. Und wie hat ſich jetzt die Ausſicht erweitert und verändert! Du mußt den Wald, durch den du gehſt, ſchon ziemlich genau kennen, um dich nicht zu verirren; wo früher eine dichte grüne Wand war, da ſiehſt du nun einen graugelblichen Stamm hinter dem anderen immerfort, weit, weit in die Ferne; dein Auge kann nicht bis ans Ende dringen, und das macht dir ein unheimliches Gefühl. Im Sommer umgeben dich ſchützende Laubwände, jetzt iſt rings um dich Alles offen, tauſende von für dich unſichtbaren Augen können hinter jedem Stamme hervor deine Schritte belauſchen.

Auch Eugenie, wie ſie ſo dahin wandelte, ſchien einen ähnlichen Gedanken zu haben; wenigſtens blickte ſie zuweilen rückwärts, wo ihr geübtes Auge kaum noch die Dachſpitzen des elterlichen Hauſes ſah, oder zu beiden Seiten, wo ſich, wie wir vorhin bemerkt, ein Baum neben und hinter den andern ſchob bis weit, weit in die Ferne. Zuweilen blieb ſie auch ſtehen und lauſchte auf irgend ein Geräuſch, welches hörbar wurde. Doch ſchritt ſie gleich darauf beruhigt weiter;

denn was ſie gehört, ergab ſich vielleicht als der Klang einer Axt oder das Bellen eines Hundes.

Wenn ſie ſo darauf hinlauſchte, ſo that ſie dies jedoch durchaus nicht mit dem Zeichen der Vorſicht oder der Angſt — im Gegentheil, die bekannten Waldtöne ſchienen ſie zu freuen, und wenn ſie darauf horchend ſtehen blieb und zuweilen mit dem Kopfe nickte, als wollte ſie ſagen: ach, ich kenne dich, du biſt Das und Das! — ſo hob ſie gleich darauf ihre Hand wie zum Gruß, wie zum Abſchied.

Ja, ſie nahm Abſchied, herzlichen Abſchied von dem Walde, in dem ſie ſo zu ſagen aufgewachſen war, deſſen innerſtes Thun ſie kennen gelernt, deſſen geheimſtes Leben ſie belauſcht, der ihr ein Freund geworden war, ein theilnehmender, verſchwiegener Freund, deſſen ſchönem, gewaltigem Herzen das Kind und die Jungfrau ihre Wünſche anvertraut und der ſie mit Licht und Schatten, mit Vogelſang und Kräuterduft, mit Blumen, Blüthen und murmelndem Waſſer erquickt, beruhigt und getröſtet — ein guter, treuer Freund, mitfühlend wie kein anderer. Deßhalb nahm ſie auch ſo herzlichen Abſchied von ihm; rechts und links ſtreckte ſie ihre Hände aus, um auf Augenblicke zu erfaſſen, was zu erfaſſen war; über die Rinde alter Bäume ſtrich ſie mit der feinen Hand, dürre Blätter und nackte Zweige ließ ſie durch ihre Finger gleiten, und wo ſie am Boden noch etwas von einer Waldblume entdeckte oder friſche Epheublätter an irgend einem alten Steine, da fuhr ſie leicht darüber hin, wie durch dieſe Berührung Abſchied von ihnen nehmend.

Auf einmal blieb ſie ſtehen und horchte nach der linken Seite. Dort glaubte ſie ein für dieſen Wald ſeltenes Geräuſch vernommen zu haben — das Rollen und Knarren eines Wagens, nicht das Geräuſch eines Holzkarrens, nein, es war wie das feine Klingen und Klirren einer leichten Equipage, begleitet vom dumpfen Rollen der Räder, jetzt im weichen Sandboden gänzlich verſchwindend, dann wieder deutlich werdend, wo der Grund hart oder ſteinig war.

Sie warf lächelnd den Kopf auf die Seite und ſprach zu ſich

ſelbſt: „Wie man ſich täuſchen kann! Es iſt gewiß ein Holzwagen, aber meine Nerven ſind aufgeregt, ich phantaſire. Wo ſollte eine Equipage herkommen? — das Coupé von Onkel George? — Kindiſche Gedanken! der Weg zur Stadt liegt gerade hinter mir, und was ich gehört, war zu meiner Linken. Nein, es war ein Holzwagen!“ Das ſprach ſie decidirt und wie Jemand, der bei ſich alle Zweifel niederſchlagen, ſich ſelbſt überzeugen will.

Die Grenzen des elterlichen Beſitzthums hatte Eugenie links hinter ſich gelaſſen und befand ſich auf anderer Leute Grund und Boden — auf fremdem, dürfen wir nicht ſagen, denn das junge Mädchen hätte noch Stunden lang fortwandern können, und ihr wäre noch jeder, ſelbſt der kleinſte Pfad bekannt geweſen, und ſie wiederum von allen Holzhauern, allen Jägern, allen Waldbauern erkannt und freundlich begrüßt worden. Hatte ſie doch in ihrem Alleinſein und bei der Einſamkeit ihres elterlichen Hauſes halbe Tage lang die Wälder durchſtreift, oft mit einem kleinen Gewehre auf der Schulter, das ihr Onkel George einſt mitgebracht und lachend zu dieſem Zwecke überreicht. War ſie doch ſo bewaffnet nicht ſo bald von den Förſtern und Jägern der angrenzenden Reviere geſehen worden, und hatten dieſe ihren Herren von der ſchönen Jägerin gemeldet, als alle, die zu einem Beſuche oder ſonſtigen näheren Verkehre auf dem Waldſchloſſe durchaus keinen Vorwand oder keine Veranlaſſung hatten, Botſchaften dorthin ſchickten, es würde ſie außerordentlich freuen, wenn Fräulein Eugenie alle rings umher liegenden Jagdreviere als die ihrigen betrachten wollte. Zuweilen war ſie auch dieſen Herren ſelbſt begegnet, hatte einige freundliche Worte mit ihnen gewechſelt und ſich alsdann leicht und unbefangen grüßend entfernt.

Da aber das ſchöne Mädchen merkte, daß dieſe Begegnungen häufiger wurden, als der Zufall es wohl veranlaſſen konnte, ſo wußte ſie es ſo einzurichten, daß ſie Wege fand, auf denen ſie den andern Jagdeigenthümern nur höchſt ſelten noch begegnete. Dazu aber, ſowie überhaupt, brauchte ſie im Waldreviere einen Bekannten, bei dem ſie

im Nothfalle ein Unterkommen fand, und der ſich ihrer auch, wenn es einmal noth gethan hätte, aufs bereitwilligſte und thatkräftigſte annahm. Und einen ſolchen guten und zuverläßigen Freund hatte ſie in einem alten Forſtwart gefunden, der früher zur Dienerſchaft ihres Vaters gehört, mit dem Zuſammenſchmelzen der Güter und Waldungen aber in die Dienſte des Grafen Helfenberg übergetreten war, deſſen Ländereien in einem weiten, faſt drohenden Bogen das kleine Waldſchloß mit ſeinem bischen Gehölz umſchloßen.

Der Forſtwart wohnte eine gute halbe Stunde von dem Hauſe Eugeniens entfernt, in einer Niederung des Terrains, wo jenes Waſſer vorbeifloß, das von dem ſtillen See am Waldſchloſſe her kam. „Wie mich das freut," hatte der Forſtwart oft zu dem jungen Mädchen geſagt, „daß ich hier daſſelbe Waſſer trinken kann, wie ehemals, wenn ich auch anderer Leute Brod eſſen muß!"

„Ja, das iſt ſehr ſchön," lachte das damals noch ſehr kleine Mädchen, „und wenn ich jetzt nicht zu dir herunter kommen kann, Klaus, ſo werf ich dir Blumen in den See, und dann haſt du auch etwas von mir." Daß dieſe Blumen unterwegs zerriſſen hängen bleiben mußten an den Felſen und dem Geſträuch, das ahnte ſie damals noch nicht, wo das Leben ſo glatt und klar vor ihr zu liegen ſchien, und wo ſie weder an wilde Strömung, durch die man erfaßt werden kann, noch an Felſen, die uns hemmend entgegentreten, dachte. Auch Klaus hütete ſich wohl, ihr dieſen guten Glauben zu nehmen, und verſicherte, er freue ſich wie ein Kind auf das herabſchwimmende Blumenbouquet, und das Mädchen ſagte darauf: „Es iſt ſchade, Klaus, daß wir keine Bekannten draußen am Meere haben; denn da alle Bäche, Flüſſe und Ströme in einander fließen und zuletzt dort münden, ſo müßte endlich mein Blumenbouquet ebenfalls daſelbſt ankommen."

Daran dachte Eugenie, als ſie über den ſtillen, einſamen Waldpfad ſchritt und nun unter mächtigen Bäumen die Hütte des Forſtwartes vor ſich liegen ſah. Hier blieb ſie einen Augenblick ſtehen,

drückte wie im Schmerz beide Hände an ihre Bruſt, und es that ihr unendlich weh, daß ſie vielleicht für längere Zeit zum letzten Male hier oben ſtand und daß ſie nun ſo bald nicht wieder in die ſtille Hütte da unten eintreten ſollte. Und wie manche, friedlich einſame, aber liebe Stunden hatte ſie dort verträumt! Wie oft war ſie gekommen, daß der Forſtwart nicht daheim war, alſo Niemand in Zimmer und Haus. Denn ſeine Frau hatte man ſchon lange begraben und Kinder hatte Klaus nie gehabt. Der Hofhund ſchlug wohl leiſe an, wenn ſie das Plankenthor öffnete, aber er hatte nichts Feindliches im Sinne, vielmehr ſprang er freundlich um ſie herum und wedelte ſo zuthunlich, als wollte er ſie einladen, näher zu kommen und die niedere Hütte mit ihrer Gegenwart zu beehren. Da trat ſie dann auch in die ſtillen Räume und ſah lächelnd umher, welche Unordnung der alte Klaus hinterlaſſen; da konnte ſie für ſich ſo herzlich lachen, daß es laut hinausſchallte, wenn ſie bemerkte, wie das Brod auf der Fenſterbank lag, die leere Kaffeetaſſe auf der Erde ſtand — denn die Katze hatte den Reſt ausgeleckt — und wie das noch vom geſtrigen Regenwetter naſſe Wamms, ſtatt in der Luft aufgehängt zu ſein, zuſammengedrückt auf einem Stuhle lag.

Welche Freude machte es ihr, hier die Ordnerin, die Wirthſchafterin zu ſpielen! Sie ſtellte Alles auf den gehörigen Platz, ſie öffnete das Fenſter, ſie kehrte die Stube und war dabei ſo vergnügt, und ſang Melodien, die ihr ſonſt nie in den Kopf kamen. Sie holte friſches Waſſer am Brunnen und betrachtete ſich ſelbſt lächelnd und voll Freude, während ſie ſo dahin ging mit den Krügen in den Händen; dann pflückte ſie am Bach Vergißmeinnicht und andere Blumen, that ſie in eine Schüſſel, die ſie auf den Tiſch ſtellte, ordnete die Blüthen zu einem Kranze, legte Moos auf die Stühle und begoß das mit Waſſer. Damit waren ihre Arbeiten zu Ende, und ſie ſchaute zufrieden in der reinlichen und geſchmückten Stube umher.

Da war Alles ſo feiertäglich ſtill, die Schwarzwälderuhr pickte, die Sonnenſtrahlen legten einen goldenen Streifen auf den Fußboden

Kirchweih gefeiert wurde. Es war dies ein großes Gehöft, und wir fanden dort ſchon alle Anſtalten zu einem großen Mittageſſen. Unter der Hausthür ſtand der Freund des Vetter Chriſtoph und bewillkommnete uns. Er war in kurzen Hoſen, weißen Strümpfen und Schnallenſchuhen, angethan mit einer langen Weſte von braunem Mancheſter und befand ſich in Hemdärmeln mit der weißen Mütze auf dem Kopfe. Die Frau hielt hinter ihm, hatte zum Willkommen einen Zipfel der langen weißen Schürze emporgeſchlagen und Beide grüßten die Geſellſchaft äußerſt freundlich.

Auf dem Heerde praſſelte ein ungeheures Feuer, über welchem ein ſchwarzer eiſerner Keſſel hing, in dem ein immenſer Schinken herrlich duftete. In einem andern Gefäß kochten Erbſen und Bohnen und neben einem rieſenhaften Napf mit Suppe erblickten wir die unentbehrlichen Kartoffeln ſchneeweiß und mehlig.

Alles wurde nach der Reihe bewillkommt, und daß mir, als einem Bekannten aus früheren Jahren, ein ſehr herzlicher Empfang zu Theil wurde, kann man ſich leicht denken. Die Frau des Vetters wurde von der Wirthin in die Staatsſtube geführt, Vetter Chriſtoph und Elsbeth gingen mit dem Gaſtfreund in den Ställen umher, Sibylle ſpazierte mit Anne Marie, der jüngſten Tochter des Hauſes, in den Garten, die Altemagd und die Viehmagd halfen ihre Colleginnen bei den ſiedenden Keſſeln

hin oder ſpielten im Reflex von dem Bache draußen wie lauter leuchtende Punkte an der Decke; dazu murmelte das Waſſer ſo geheimnißvoll, und zuweilen, wenn ſich ein leichter Wind erhob, rauſchten die dichten Zweige der mächtigen Bäume, welche das Häuschen umſtanden, und erzählten wie von wunderthätigen Waldblumen und Märchengold. Ja, es war hier in der alten, einſamen Jägerhütte ſo märchenhaft wie ſonſt nirgends, und wenn Eugenie, wie ſie oft that, das Spinnrad der alten Frau Klaus vor ſich hinſtellte, die Bilderbibel vom Geſimſe nahm und aufgeſchlagen über ihre Knie legte, wenn Hund und Katze wedelnd und ſchnurrend zur Thür herein kamen und ſich am Boden zu den Füßen des jungen Mädchens hinſchmiegten, und wenn man ſie dann ſo mild und freundlich lächelnd da ſitzen ſah, das klare, leuchtende Auge wohlgefällig vor ſich hinblickend, den Mund leicht geöffnet, um die regelmäßigen Athemzüge durchzulaſſen, welche ſanft ihre Bruſt ſchwellten — ſo war das alles wie die wunderbare Illuſtration zu einem Märchenanfang: — Es war einmal ein alter Jäger, der hatte eine gar liebliche Tochter, die, wenn der Vater in den Wald ging, oft allein zu Hauſe blieb. Da geſchah es denn eines Tages, daß, als ſie ihre häuslichen Geſchäfte beſorgt, ſie ſich zum Ausruhen niederließ, und vom Geſang der Vögel und vom Rauſchen des Windes in den Blättern ſanft in den Schlaf gewiegt wurde.

Das war aber eigentlich kein Märchen, denn ſo war es in der That Eugenien einige Male paſſirt; der Weg durch den Wald, die Hitze des Sommertages hatten ſie ermüdet, und als ſie nun die Stube des alten Klaus in Ordnung gebracht und ſich in einen ſchattigen Winkel geſetzt hatte, entſchlief ſie unter dem Rauſchen der Blätter, unter dem Picken der Uhr und dem Geſchnurre der Katze. Die Katze ſchlief mit ihr, nicht ſo aber der große, ſtarke Hofhund. Wie das Mädchen die Augen ſchloß, öffnete er die ſeinigen, hob den Kopf, ſchaute, ſo weit er konnte, um ſich und horchte fern, fern in den Wald hinaus, ob ſich dort nichts Ungewöhnliches rege. Damals war Eugenie vierzehn Jahre alt und träumte von Sternen und Waldblu-

men, die mit einander in Streit gerathen waren, wer von ihnen das Schönste und Lieblichste sei; ja, sie wandten sich an das junge Mädchen zur Entscheidung, und diese wollte schon lächelnd zur Antwort geben, daß hier im Walde die Blumen und am Himmel die Sterne, jedes an seinem Platze das Schönste und Lieblichste sei. Da war es ihr, als höre sie Knurren und Murren vor sich, und wie sie schlaftrunken die Augen öffnete, sah sie den großen Hofhund aufrecht an der Wand stehen, die beiden Tatzen auf die Fensterbrüstung gelegt, und zwar, wie sie im Traume gehört, knurrend und murrend. Wahrhaftig, sie meinte, sie träume noch fort, denn vor dem Fenster sah sie den Kopf eines Pferdes, das in die Stube blickte, und dann anfänglich die Hand eines Reiters, der das Rebgewinde aufhob und nun, hell von der Sonne bestrahlt, erstaunt und lachelnd das wunderschöne Kind hier in der einsamen Jägerhütte fand. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr dem Reiter, und dieser Ausruf ließ Eugenie plötzlich aufspringen und staunen und horchen. Sie strich über ihre Stirn, als wollte sie sich vergewissern, daß sie nicht mehr schlafe, und lächelte gleich darauf beruhigt, als sie die Stimme des alten Klaus vernahm, der draußen mit dem Reiter sprach. Dieser hatte sein Pferd von dem Fenster zurückgezogen und dasselbe gegen den alten Jäger gewandt; indeß wenn er auch auf dessen Reden hörte, so drehte er doch den Kopf von ihm ab, senkte ihn tief herab und schaute forschend in das Zimmer. Das alles sah Eugenie mit einem raschen Blicke, und daß der Reiter so hereinschaute, scheuchte sie in den fernsten Winkel des Zimmers zurück.

Er konnte sie nicht mehr sehen, sie ihn aber wohl, und die Sonne leuchtete so auf ihn und stellte ihn wie verklärt unter das dunkle Blätterdach, als habe sie ihre Freude an ihm und als wolle sie, daß das junge Mädchen sich sein Bild recht fest einpräge.

Ob das geschah, sind wir nicht im Stande, dem geneigten Leser anzugeben; nur so viel dürfen wir der Wahrheit gemäß berichten, daß, so wie der Reiter sich vom Fenster entfernte, Eugenie mit dem großen

Hunde, der ſich an ſie geſchmiegt hatte, näher dahin ging, und daß ſie, jetzt hinausſchauend, ihn ſchon auf der Höhe droben ſah, wie er luſtig hinauf ſprengte — es war eine leichte, ſchlanke Figur, und er ſaß ſchön zu Pferde, das konnte ſie beurtheilen; er hatte ein graues kurzes Röckchen an und einen grünen Jagdhut mit einem ſtarken Spielhahnfederbuſch.

Ehe er droben zwiſchen den Bäumen verſchwand, wandte er ſich im Sattel noch einmal um und winkte mit der Hand hinab — gegen das ſtille Jagdhaus — an das ſchöne, ſchlafende Mädchen denkend — oder galt ſein Gruß dem freundlichen Thale? — Wer konnte das wiſſen? Wer konnte das ſagen? — Niemand als er, der nun mit ein paar Sätzen ſeines Pferdes zwiſchen den grünen Bäumen verſchwunden war und nie, nie mehr zum Vorſchein kam.

Als Klaus in die kleine Stube trat, ſagte er zu dem jungen Mädchen, nachdem er ſich ehrerbietig für die Sorgfalt bedankt, mit der ſie hier Alles geordnet: „Der draußen hat ſie wohl recht erſchreckt? Es iſt ein wilder Burſch, namentlich wenn er zu Pferde ſitzt; ich erlebe es noch einmal, daß er mir in die Stube hinein reitet. Nun, jetzt geht er fort, und da haben wir ein paar Jahre Ruhe vor ihm.“

„Und wer iſt er denn?“ fragte das junge Mädchen faſt gleichgültig.

„Oh! oh!“ meinte der Jäger, indem er ſich umwandte und eine ziemliche Zeit brauchte, ſein Gewehr an die Wand zu hängen, „es iſt ein entfernter Verwandter von mir, ein Vetter, Jägerburſche beim Grafen Helfenberg — eine wilde Brut, mit der ich eigentlich nicht gern viel zu thun habe. Nun, jetzt geht er ja fort.“

„So, er geht fort,“ ſagte nachdenkend das Mädchen.

„Ja, er geht fort,“ entgegnete kopfnickend der Jäger, „und es iſt gut ſo. Haben Sie nicht zufällig zu Hauſe gehört, daß der junge Graf Helfenberg eine längere Reiſe macht?“

„Ach ja, Papa hat davon geſprochen; er geht nach Italien.“

„Nach Italien, nach Spanien, was weiß ich! Gott ſchenke ihm

ein ruhigeres Blut, das wünsche ich ihm von Herzen," sprach der Jäger, indem er beinahe düster die Augenbrauen zusammenzog und über sein graues Haar strich. „Es ist im Grunde ein guter Bursch, aber wild, wild bis zu allen Excessen."

„Nun, und dein Vetter?" fragte Eugenie nach einer Pause, „was hat der mit der Reise zu thun?"

„Ja so, mein Vetter, was der damit zu thun hat? Nun, er begleitet ihn, er geht mit ihm — na, das wird eine schöne Wirthschaft werden!"

Weiter sagte der alte Jäger nichts, und weiter fragte das Mädchen auch nicht; aber sie vergaß den Augenblick nicht, wie sie zum Fenster hinausgeschaut und wie sie, draußen von der Sonne hell beschienen, das lachende und freundliche Gesicht, von blonden Locken eingerahmt, gesehen.

So waren einige Jahre vergangen, und Eugenie hatte oft das kleine Jägerhaus besucht, hatte auch das Zimmer dort häufig in Ordnung gebracht, war auch wohl mitunter eingeschlafen, wenn sie erhitzt und vom Gehen ermüdet war; aber eine Erscheinung wie damals hatte sie nicht mehr gehabt — jene Erscheinung, die sie immer noch nicht vergessen hatte. Wohl fragte sie auch zuweilen den alten Klaus nach seinem Vetter und wollte wissen, ob er Nachricht habe, wie es ihm auf seinen Reisen ergangen; doch pflegte der Jäger mit den Achseln zu zucken und zu sagen: „Man hört wohl hier und da etwas von ihnen, aber es ist nicht, daß man sich darüber freuen kann."

„Und werden sie bald wieder kommen?"

„Ja, es heißt so. — Meinetwegen blieben sie schon noch eine Zeit lang weg."

Da ging eines Tages das Mädchen wieder nach der Niederung mit der kleinen Hütte, und als sie auf der Höhe stand, wo man auf den Bach und die breitästigen Bäume hinabschauen konnte, an derselben Stelle, wo damals der junge Reiter verschwunden war und wo sie jetzt am heutigen Morgen sich abermals befand, sah sie den alten

Klaus vor der Hütte, aber er war nicht allein, ſondern er ſprach mit Jemand, der im Sonnenſcheine auf der Bank vor dem Hauſe ſaß, während er ſelbſt Eugenien den Rücken zuwandte. Beſuch war hier etwas Ungewohntes, deßhalb blickte ſie auch aufmerkſam hin, und als ſie an dem Unbekannten ein graues Röckchen wahrnahm, ſowie einen grünen Jagdhut, da ging ſie in ihren Gedanken um ein paar Jahre zurück und gedachte des Reiters, den ſie im Sonnenlichte geſehen. Sie war im Begriffe, umzukehren — weßhalb, wußte ſie eigentlich ſelbſt nicht — da hatte der Unbekannte ſie entdeckt, er ſagte zu Klaus einige Worte, ſo daß ſich dieſer nun herumwandte und zu dem Mädchen aufblickte.

Sollte das der Vetter des alten Jägers ſein, der ja von den Reiſen zurückerwartet wurde? — Es war nicht gut möglich, und obgleich der da unten ein graues Röckchen trug und einen grünen Jagdhut, ſo war das doch eine ganz andere Erſcheinung. Wohl gedachte ſie noch des Reiters, der ſo flüchtig aufwärts geſprengt, der ſich ſo leicht im Sattel gewandt — und doch, wie ſie näher trat, wie der junge Mann ſich mühſam erhob, wie er lächelnd den grünen Jagdhut abnahm und nun im blendenden Sonnenlichte vor ihr ſtand, da war es ihr gerade, als finde ſie in der Figur und im Geſichte des Unbekannten etwas, das ſie an den Reiter von damals erinnere. — Schrecklich! Sie blickte faſt verlegen auf Klaus, der achſelzuckend ſagte:

„Da iſt mein Vetter wiedergekommen, es iſt ihm auf den Reiſen ſchlecht ergangen. Das gnädige Fräulein werden ſich ſeiner kaum noch erinnern.“

Zweifelnd ſchaute Eugenie empor und fragend, als wünſche ſie eine nähere Auskunft, vor der ihr aber doch ſelbſt graute; denn es konnte nicht anders ſein: das war der Reiter von damals, er ſelbſt, und doch wieder ſo ſchrecklich anders!

Mühſam hatte ſich der Vetter des Jägers von der Bank erhoben, indem er ſich auf einen Stock ſtützte, den er in der rechten Hand trug, und während er dieſe Anſtrengung machte — denn es war eine

Anstrengung für ihn — hustete er leise, aber mehrere Male nach einander und so hart und schwer, daß sich auf seinen bleichen eingefallenen Wangen eine plötzlich aufflammende Röthe zeigte; dabei lächelte er fast traurig und sprach mit schwacher Stimme: „Ja, Vetter Klaus hat Recht, es ist mir auf meinen Reisen nicht besonders gut ergangen. Nach einem unglücklichen Sturze mit dem Pferde blieb ich eine kalte Nacht hindurch im Freien liegen, und das hat mir nicht gut gethan."

Eugenie stand wie betäubt und verwirrt; das Bild des raschen, hübschen Reiters war in ihren Gedanken freilich ziemlich verblichen, und nur zuweilen, wenn sie sich in dem alten Jägerhause befand und in das Sonnenlicht hinausschaute, war es frisch und lebendig vor ihre Seele getreten. Nach und nach wäre es ausgelöscht worden, und sie hätte es vergessen, wie man so Vieles vergißt; aber jetzt trat alles wieder so klar vor sie hin, als erwache sie aus ihrem Schlummer und als sprenge er dort die Anhöhe hinan. Und während sie ihn frisch und gesund dort verschwinden sah, stand er jetzt in Wirklichkeit krank und elend ihr zur Seite. Das entlockte ihr ein recht stilles, trauriges Lächeln; sie neigte den Kopf etwas, und während sie mit der Hand über ihr Haar fuhr, sprach sie: „Es thut mir recht leid, Sie so wiederzusehen. — Aber ich bitte, setzen Sie sich nieder," fuhr sie rasch fort, als sie bemerkte, daß abermals eine Röthe auf seinem Gesichte leuchtete.

„Ja, setz dich nieder," meinte auch Klaus mit besorgter Stimme. „Das gnädige Fräulein ist so gut, daß sie das gewiß nicht übel nimmt. — Ich habe nur um Entschuldigung zu bitten," setzte er hinzu, nachdem alle Drei einen Augenblick geschwiegen, „daß ich eigentlich schuld daran bin, daß Sie meinen armen Vetter hier gefunden; ich hätte ihn ins Haus gehen lassen können, und dann wäre Ihnen der Anblick erspart worden."

Als das der Jäger sagte, blickte sein Vetter aufmerksam, ja ängstlich auf das schöne Gesicht des jungen Mädchens.

Doch versetzte diese beinahe unmuthig: „Rede doch nicht so selt-

sames Zeug; erstens komme ich zu dir auf Besuch, und ich meine, es ist mir immer recht gewesen, was ich hier gefunden; dann aber solltest du mich besser kennen und mich nicht für so hartherzig halten, daß mir der Anblick deines Vetters deßhalb zuwider wäre, weil ich ihn früher anders gesehen oder ihn mir vielleicht anders vorgestellt. — Und wenn ich ihn genau betrachte," fuhr sie begütigend fort, „so — so — so — sieht er wohl etwas krank aus, aber das wird vorübergehend sein, und ich hoffe," setzte sie lächelnd hinzu, „er wird in nicht gar zu langer Zeit wieder frisch und munter da hinaus reiten."

„Wie ich Ihnen für diese Worte genugsam danken soll," hatte hierauf der Vetter des Jägers gesagt, „weiß ich nicht; aber das kann ich dem gnädigen Fräulein versichern, daß keiner meiner Bekannten mich so lieb und freundlich willkommen geheißen; und deßhalb wollen mir das gnädige Fräulein verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie sehr, ach, sehr hochschätze und verehre."

Nach diesen Worten hatte der kranke Mann eine Bewegung gemacht, als wolle er die Hand Eugeniens ergreifen, um sie zu küssen; doch mochte ihm das Unpassende hiervon augenblicklich eingefallen sein — genug, er zog sich bitter lächelnd zurück und starrte darauf finster vor sich nieder.

Klaus begann nach einer Pause wieder: „Mein Vetter wohnt in der Stadt in einer kleinen engen Gasse, wo nicht viel gute Luft hin kommt; er hat begreiflicher Weise seinen Dienst aufgeben müssen, bis — er wieder hergestellt sein wird. Dazu hat ihm nun der Doktor vor allen Dingen die frische Waldluft angerathen, und deßhalb besucht er mich und wird auch häufig kommen, wenn — das gnädige Fräulein nichts dagegen hat."

„Du sprichst wunderlich, Klaus," versetzte Eugenie, „was kann und werde ich dagegen haben, wenn Jemand zu dir kommt? Und wenn dem wirklich so wäre, würde ich so hartherzig sein, einem Kranken die gute Luft zu mißgönnen? Gewiß, so gern ich komme, so würde ich doch augenblicklich wegbleiben, wenn ich mir denken könnte,

daß mein Besuch dir und deinem Vetter in irgend etwas hinderlich wäre."

„Das kann und wird nie der Fall sein," entgegnete der Letztere eifriger, als man es ihm zugetraut hätte. „Wenn ich mir erlaube, im Gegentheil hinzu zu setzen, so bitte ich dafür um Verzeihung; aber das gnädige Fräulein sind als so gut und freundlich bekannt, daß es Jedem wohl thut, der das Glück hat, Sie zu sehen."

„Ja, das muß ich bekräftigen," sagte der alte Jäger. „Von den Thieren will ich gar nicht reden, denn da ist es bekannt, daß die bissigsten Hunde dem gnädigen Fräulein schmeicheln; aber wir haben noch unangenehmere und unverträglichere Geschöpfe unter den Menschen, namentlich hier im Walde unter den Wildschützen; und selbst denen fährt ein freundliches Wetterleuchten über die finsteren Züge, wenn sie das gnädige Fräulein nur von Weitem durch den Wald daher kommen sehen."

So war es gewesen, als Eugenie den Vetter des Jägers nach seiner italienischen Reise wieder gesehen; und darauf sah sie ihn öfter; denn wegen der frischen Waldluft hielt er sich meistens in dem kleinen Jägerhause auf, und wenn er auch nebenan im Gehölze war oder auf den seitab liegenden Wiesen, so kam er doch immer mit langsamen Schritten und gebeugt an seinem Stocke daher, so oft das junge Mädchen die Waldhütte besuchte.

Anfänglich hatte seine Gegenwart wohl etwas Störendes für sie gehabt; sie mochte oder konnte nicht so frei in dem Häuschen wirthschaften, wenn er draußen vor der Thüre saß; bald aber gewöhnte sie sich daran und erlaubte ihm sogar, ihr, wie er bat, kleine Dienste zu leisten, so das Herbeiholen von Wasser und Blumen, das Wegschaffen welker Blätter, wenn sie einen neuen Kranz gemacht hatte für das Bild der Frau des Jägers, das in der Stube am Ehrenplatze unter dem kleinen Spiegel hing.

Nach und nach begann sie sogar, ihm, wenn er so einsam und traurig, mit trüben Blicken vor sich hinstarrend, auf der Bank saß,

irgend eine Frage zu ſtellen, deren Beantwortung ihn nöthigte, mehr als Ja und Nein zu ſagen. Und als ſie das einmal angefangen, erſtaunte ſie, denn ſie bemerkte, daß der Vetter des Jägers Klaus mehr gelernt habe und weit mehr wiſſe, als man ſonſt gewöhnlich bei Leuten ſeines Standes findet. Dabei brachte er ſeine Antworten auf eine gar ungezwungene Art vor, frei, überlegt und doch wieder voll Ehrerbietung gegen das junge Mädchen, die, von hohem Stande, ſich herabließ, mit ihm, dem armen Jägerburſchen, zu ſprechen. Zuweilen fragte Eugenie auch wohl Einiges über die Reiſen in Italien, und da erſtaunte ſie mehr und mehr, wenn er ſich oft gehen ließ, ſeine Eindrücke erzählte, Gegenden durch eine lebhafte Schilderung friſch und wahr vor ihre Augen zauberte, ja, ſogar hier und da von Muſeen und Gallerieen ſprach, wobei er dann wie entſchuldigend hinzuſetzte: „Das gnädige Fräulein werden ſich verwundern, daß ich, ein einfacher Diener, von dergleichen ſpreche; doch bin ich mit dem Grafen erzogen worden, habe zuweilen an ſeinen Lehrſtunden Theil nehmen dürfen, und er war ſo freundlich, mich während der Reiſe überall, wo es nur möglich war, mit hin zu nehmen.“

So wurde manche halbe Stunde zwiſchen den Beiden verplaudert, wobei der Vetter des Jägers auf der Bank ſaß, Eugenie aber, an den Stamm der mächtigen Buche, die das Häuschen beſchattete, gelehnt, neben ihm ſtand. Wer die Beiden ſah, konnte ſich eines Gefühls des tiefſten Mitleidens für den armen Menſchen nicht erwehren, der zuſammen gebeugt auf der Bank ruhte, ſchnell und doch ſo mühſam athmend, daß jeder Zug an ſeinen Schulterblättern auf dem Rücken ſichtbar war. Dabei huſtete er kurz und trocken, und ſeine weiße durchſichtige Hand ſpielte wie krampfhaft oder nervenerregt mit dem Stocke, der neben ihm lag. Sogar mit deſſen Hülfe konnte er ſich nur mühſam von der Bank erheben, und dennoch meinte man jeden Augenblick, ſeine zitternden Kniee müßten ihm auf einmal den Dienſt verſagen.

Man brauchte nicht, wie Eugenie, ihn vor Jahren gekannt zu

haben in voller Kraft der Jugend, um heute den Anblick ſeines Geſichts wahrhaft bejammernswerth zu finden; die ſchönen, edlen Züge von damals blickten freilich noch durch, aber wie ein Traumbild, gänzlich ſchattenhaft, wie etwas, das mit Nächſtem ganz verſchwinden wird. Nur die Augen allein hatten etwas von ihrem früheren Glanze behalten, aber es war kein wohlthuendes Feuer, das in ihnen ſtrahlte; etwas wild Glühendes, Fieberhaftes lag darin, namentlich in Momenten, wo der junge Mann ſich unbeachtet wußte und das ſchöne Mädchen betrachtete.

Seine Tracht war einfach, ohne ärmlich zu ſein; er ſchien einen grauen Jagdrock zu lieben und einen grünen Hut, wie er ihn damals getragen; denn ſo erſchien er immer. Wenn man daneben das junge Mädchen ſah, ein friſches Bild der Geſundheit, mit leuchtenden Blicken aufknospend wie eine junge Roſe, ſo begriff man wohl das Mitleid, mit dem ſie ſich des armen jungen Mannes annahm, das Gefühl ihres Standes, ihrer Geſundheit, ihres körperlichen Reichthums gegenüber ſeiner Verlaſſenheit, ſeiner gänzlichen Armuth.

— — An dieſe vergangenen Zeiten dachte Eugenie, als ſie nun das kleine Jägerhaus vor ſich liegen ſah, und eine Zeit lang droben ſtehen blieb, ehe ſie hinabſtieg. Es war ihr faſt ebenſo ſchwer, von dieſem kleinen ſtillen Winkel Abſchied zu nehmen, wie von dem elterlichen Hauſe. Und wohl mit einigem Rechte; denn das Waldſchloß zu beſuchen, dazu fand ſich Zeit und Gelegenheit genug, weniger vielleicht einen Spaziergang zum alten Klaus zu machen; denn davon hätte ſie mehr oder weniger ſprechen müſſen, was ſie bis jetzt — wir müſſen geſtehen, ohne eigentliche Urſache — immer vermieden.

Langſam ſtieg das junge Mädchen hinab, und es war ihr nicht unlieb, daß ſie den alten Klaus an der Thüre ſtehen, ſo wie deſſen Vetter an ſeinem gewöhnlichen Platze auf der Bank ſitzen ſah.

„Heute hätten wir Ihren Beſuch nicht erwartet,“ meinte freundlich lachend der alte Jäger, „denn ich habe erfahren, daß Beſuch auf dem Schloſſe iſt; Herr Baron von Breda ſind hingeritten.“

und der Großknecht ſo wie der Müllerburſche ſetzten ſich dazu, ſteckten Holz in den Heerd und machten Bekanntſchaft zu dem Tanzvergnügen heut Abend. Ich half dem Doktor die Pferde ausſpannen, worauf zu Tiſche gerufen wurde.

Die Tafel war im Freien im Garten aufgeſchlagen, und beſtand aus vier in die Erde geſchlagenen Pfählen, auf welche lange Bretter gelegt waren und über dieſe ein blendend weißes Tiſchtuch. Der Hausherr ſprach das Gebet und Alles ſetzte ſich in bunter Reihe um den Tiſch, ſowohl wir, die Fremden, als die ganze Hauswirthſchaft unſeres Gaſtfreundes mit Knechten und Mägden.

Wenn ich an dergleichen Mahlzeiten zurückdenke, ſo empfinde ich beſtändig ein innerliches Behagen. Die friſche Luft hatte den Appetit außerordentlich geſchärft und zu der einfachen kräftigen Koſt unter Gottes freiem ſchönem Himmel, unter dem Geſang der Vögel wurden eben ſo einfache als kräftige Tiſchreden geführt. Von großer Etikette war keine Rede, wir Männer ſaßen in Hemdsärmeln da, und Alles ließ ſich's wohl ſein.

Nach Beendigung der Mahlzeit war jedem bis zum Kaffeetrinken Freiheit vergönnt, zu treiben was er wollte. Die Aeltern hielten Geſpräche über Landwirthſchaft und Viehzucht, das junge Volk neckte ſich im Garten umher. Der Doktor und ich nahmen unſere Mützen und ſchlen-

Eugenie nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Ja, der Onkel iſt da, und das iſt eigentlich die Urſache, warum ich heute hieher gekommen bin. Onkel Breda will mich mit ſich nach der Stadt nehmen, und ehe ich das thue, konnte ich nicht unterlaſſen, hier von — dem kleinen Hauſe Abſchied zu nehmen.

Bei dem Worte „von" blickte ſie aber den Jäger an, ſo wie ſie auch ihre klaren Augen einen Moment auf dem Kranken ruhen ließ, der bei ihrer Rede leicht zuſammenzuckte und darauf in das vorgehaltene Schnupftuch huſtete.

„So, ſo, das gnädige Fräulein gehen nach der Stadt?" erwiderte Klaus ziemlich raſch und mit ausdrucksvollem Tone. — „Und auf lange?"

„Das kann ich ſelbſt noch nicht ſagen, aber ich glaube wohl, auf lange," verſetzte das junge Mädchen. „Onkel George hat ſchon oft davon geſprochen, es ſei beſſer für mich, ein wenig in Geſellſchaft zu kommen und das Leben der Stadt kennen zu lernen; ja, ſchon lange hat man darüber geſprochen, und endlich — hat es ſich ſo gemacht."

Bei dieſen letzten Worten verdüſterten ſich ihre ſonſt ſo klaren Züge ein wenig, und ſie preßte die Lippen auf einander.

Der Kranke ſagte kein Wort, blickte auch nicht einmal in die Höhe, huſtete aber hart und trocken in nicht allzu großen Zwiſchenräumen.

Der alte Jäger ſchlug die Arme über einander, lehnte ſich an den Thürpfoſten und meinte dann nach einer Pauſe mit einem faſt unmerklichen Streifblick auf ſeinen Vetter: „Nun ja, es war vorauszuſehen, daß das gnädige Fräulein nicht immer hier in dem Walde bleiben könne; es mußte ſo kommen, und der Herr Baron von Breda iſt ein ſehr braver Herr und hat ein ſchönes und angeſehenes Haus. — Herzlich aber freut mich's und auch gewiß den Vetter da, daß das gnädige Fräulein noch ſo lieb und freundlich waren, hier von unſerer armen Wirthſchaft Abſchied zu nehmen. Nicht wahr, es freut dich auch?" wandte er ſich an den Kranken.

Dieſer hob den Kopf in die Höhe, ſeine Züge waren faſt noch bleicher als gewöhnlich, und während ſeine farbloſen Lippen zuckten, glänzten ſeine Augen auf eine ungewöhnliche Art; doch verſuchte er zu lächeln und ſagte: „Ich würde mich noch herzlicher über die große Ehre gefreut haben, welche das Fräulein meinem Onkel erzeigt, aber Sie müſſen mir ſchon verzeihen, daß ich meine Freude heute nicht recht an den Tag zu legen vermag — denn ich leide furchtbar — gerade heute Morgen.“

Dieſe Worte ſtieß er kaum vernehmbar zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor.

„Meine Bruſt ſchmerzt mich ſo ſehr, und zuweilen iſt es mir, als wäre der Athemzug, den ich jetzt thue, mein letzter — als müſſe das alles — alles — nun mit einem Male aufhören,“ ſetzte er nach einer Weile hinzu.

Das Mädchen blickte theilnehmend, ja, ergriffen und traurig auf den jungen Menſchen nieder, der wie kraftlos in ſich zuſammengeſunken war, dabei aber die linke Hand erhob, als wolle er andeuten, er habe noch etwas zu ſagen.

Deßhalb ſchwiegen auch die beiden Anderen, und man hörte kein Geräuſch als das Murmeln des Baches und das leiſe Zirpen eines Vogels in den nackten Zweigen.

„Der Abſchied, den das gnädige Fräulein heute von uns nimmt, iſt für mich wohl nur um kurze Zeit zu früh. Verzeihen Sie mir, daß ich rede, wie ich vielleicht nicht reden ſollte. Wenn der lange, finſtere und traurige Winter hinter uns liegt, ſo kommt das Frühjahr — freundlich dem Einen, traurig dem Anderen. Und das Letztere für mich. Denn wenn meine lieben Wälder wieder anfangen grün zu werden, wenn die Blumen empor ſproſſen, ſo geht es mit mir zu Ende — das fühle ich deutlich — und daß ich es fühle, iſt gerade kein Schmerz für mich. Nur hätte ich gehofft, wenn unſer eins hoffen darf, — verzeihen Sie mein Wort, gnädiges Fräulein, — Sie, die mir freundlich und tröſtend wie ein Engel erſchienen ſind, im

nächsten Frühjahr hier nochmals wieder zu sehen. Nicht wahr, Sie verzeihen mir? Hat doch Jemand in meiner Lage schon das Recht, offener zu sprechen. Ja, ich hatte gehofft, Sie noch einmal zu sehen, ehe vielleicht Alles hier für mich vorbei ist; das wäre ein Abschied, wie ich ihn mir gewünscht, und ich wäre dann hinüber gegangen, während die Bäume grün werden, während die Blumen anfangen zu blühen, und hätte denken können, von Zeit zu Zeit wären Sie dann in das alte Jägerhaus gekommen, hätten nach mir gefragt und vielleicht zu Klaus gesagt: Er hat doch zu früh sterben müssen — es ist schade."

Während der Kranke mühsam diese vielen Worte sprach, blickte er zu Eugenien in die Höhe, seine Züge umspielte ein schmerzliches Lächeln, und seine Augen, anstatt wie gewöhnlich im wilden Feuer zu brennen, nahmen einen unbeschreiblich weichen und angenehmen Ausdruck an.

Der alte Jäger kratzte mit seinen Fingern heftig auf den Aermeln des groben Jägerwammses, und während er sich auf die Lippen biß, hoben sich seine Augenbrauen auf eine ungewöhnliche Art in die Höhe.

Eugenie hatte die Hände gefaltet, still, unwillkürlich, und da ihre Nerven von der häuslichen Scene heute Morgen noch immer tief ergriffen waren, so war es leicht begreiflich, daß bei diesem Anblicke und diesen Worten einige leichte Thränen von ihren Wimpern tropften. Nach einer langen Pause, peinlich für alle Drei, schüttelte sie leicht den Kopf und sagte: „So muß man nicht sprechen; wer die Hoffnung aufgibt, gibt sich selber auf. Wenn es Sie gefreut hat, mich hier zuweilen zu sehen, so wird es Ihre Freude nicht vermindern, wenn ich Ihnen sage, daß ich gern, recht sehr gern hieher kam. Freilich kommt der harte Winter, aber wie Glück auf Leiden, folgt ihm auch der liebe, schöne Frühling — auch gewiß schön für Sie. Wer weiß, welch gute Aenderung in Ihrer Gesundheit eintritt! — Gewiß, es muß eine gute Aenderung eintreten, und dann verspreche ich Ihnen, daß Sie mich beim ersten Grün, bei den ersten sprossenden Blumen hier wieder finden werden."

„Und was das gnädige Fräulein verspricht," fügte der Jäger mit tiefer Stimme bei, „das pflegt sie zu halten, darauf kann ich schwören."

Der Kranke hatte sein Gesicht in beide Hände vergraben und nickte mehrmal mit dem Kopfe, ehe er versetzte: „Liebe, Glaube, Hoffnung sollen uns ja begleiten, und die beiden letzten fühle ich in meiner Seele; aber der Winter ist hart, und wenn ich auch geglaubt, ihn gut durchzubringen, so war es doch nur, weil ich gehofft, — und das ist jetzt alles vorüber. — — — Es ist nicht die erste Täuschung, wird auch nicht die letzte sein." — Er hob seinen Kopf in die Höhe, versuchte zu lächeln, und fuhr fort, seine Stimme gewaltsam anstrengend: „Und bei alle dem haben Sie mich froh und glücklich gemacht. Wie danke ich Ihnen, mein gnädiges Fräulein — mein Fräulein Eugenie!"

Es durchzuckte sie eigenthümlich, als der Kranke so zum ersten Male ihren Namen aussprach; auch blickte sie beinahe ängstlich um sich, als sie mit bewegter Stimme sagte: „Jetzt muß ich nach Hause; Onkel George wird mich erwarten. — Also hoffen Sie auf ein gutes Frühjahr, und ich will dagegen glauben, daß ich Sie wohler und vergnügter wiedersehe. — Adieu, Klaus, du kommst gewiß bald nach der Stadt, mich zu besuchen."

Damit reichte sie dem alten Jäger beide Hände, die dieser tief gerührt ergriff und sich darauf hinabbeugte, indem er murmelte: „Gewiß, sobald ich kann, komme ich nach der Stadt."

Eugenie wandte sich zum Weggehen, ohne auf den Kranken noch einen Blick zu werfen, wogegen sie mit dem Kopfe rasch mehrere Male ihm zunickte; kaum hatte sie aber einige Schritte gemacht, so kehrte sie zurück und reichte ihre Rechte dem kranken Manne hin, der sich ehrfurchtsvoll mit einem leuchtenden Blicke erhoben hatte, mit seinen weißen, fast durchsichtigen Fingern ihre warme, frische Hand ergriff und es wagte, einen kaum fühlbaren Kuß darüber hinzuhauchen.

Darauf flog Eugenie, ohne sich umzublicken, die Höhe hinan

und verſchwand zwiſchen den Bäumen auf derſelben Stelle, wo damals der kecke Reiter verſchwunden war, derſelbe kecke Reiter, der jetzt wie ein Schattenbild vornübergebeugt neben der kleinen Hütte ſtand, die Hände gewaltſam ausſtreckend, als vermöge er es, das flüchtige Mädchen zurückzuhalten.

Wohl mehrere Augenblicke ſtand er ſo, dann fuhr er mit der Rechten über das Geſicht, biß wie in wüthendem Schmerze die Zähne über einander, wandte ſich gegen den alten Jäger, der tief aufſeufzend daſtand, und fragte mit funkelnden Augen: „Hätteſt du damals treu und ehrlich an mir gehandelt, damals, als ich jene Anhöhe hinaufſprengte, ſo müßteſt du deine unnütze Büchſe von der Wand geriſſen, mich getödtet oder ſchwer verwundet haben. — Ah verflucht! wer Alles voraus wiſſen könnte! Mich hätte friſch und geſund der Tod ereilt, oder ich wäre langſam in deiner Hütte geneſen, — verpflegt von ihrer Hand. — Ah verflucht!“

Nach dieſen Worten ſchlug er beide Hände vor das Geſicht und fiel auf die Bank nieder, ſo plötzlich und willenlos, daß Klaus entſetzt hinzu ſprang und den Kranken in die Arme nahm. Sein Kopf ſank zurück an die Schulter des treuen Freundes, ſeine Züge waren todtenbleich, aber ruhig, und auf den feſt verſchloſſenen bleichen Lippen ſtand ein einziger klarer Blutstropfen.

„Mein armer, unglücklicher Herr!“ ſagte tief erſchüttert der alte Jäger. — „Gott ſei ihm gnädig!“

Zwölftes Kapitel.

Ein gemiſchter Thee.

Die Rechtsconſulentin, Madame Plager, hatte mehrere Bekannte zu einem gemiſchten Thee eingeladen — wir ſagen: gemiſchten Thee, nicht, als ob dieſer in Wirklichkeit vielleicht aus ſchwarzem und grünem beſtanden, mit einer Zuthat von Vanille und Zimmt, wie es in der Stadt, in welcher unſere wahrhafte Geſchichte ſpielt, zuweilen Mode war, ſondern, weil erſtens die Geſellſchaft, welche zu dieſem Thee eingeladen wurde, eine gemiſchte war, aus Herren und Damen beſtehend, und auch, weil das, was bei dieſem Thee gereicht wurde, in verſchiedener Hinſicht gemiſcht genannt werden konnte; denn nach dem Thee mit Backwerk wurde ein förmliches Nachteſſen gegeben.

Geneigter und vielgeliebter Leſer! du biſt ſchon verſchiedene Male mit uns zum Kaffee und zum Thee gegangen, und wenn es nicht der Lauf dieſer Geſchichte gebieteriſch verlangte, nochmals eine Einladung an dich ergehen zu laſſen, ſo würden wir uns nicht unterſtanden haben, dich wieder zu bemühen, in der Furcht, dir in dieſer Hinſicht nicht mehr viel Neues mittheilen zu können.

Die Wohnung des Rechtsconſulenten Plager kennen wir bereits; wir haben, um damit von hinten anzufangen, ein großes Schlafzimmer, daneben ein Wohnzimmer, ferner einen ſogenannten Salon, ein

Eßzimmer und ſchließlich ein Kinderſpielzimmer, worin ſich auch das Bett der Großmutter befindet. Der Salon, ſowie das Wohn- und Eßzimmer ſollen für den heutigen Thee gerüſtet werden; wir ſagen: werden; denn obgleich es bereits Nachmittags vier Uhr iſt, ſo herrſcht doch noch in den drei genannten Zimmern ein förmliches Chaos ohne ein freundlich hervorblickendes Land, das auf eine ſpätere gänzliche Abklärung hoffen ließe.

Um dieſe Zeit verfügte ſich Herr Doktor Plager meiſtens von ſeiner Schreibſtube in die Wohnung, um dort ſeinen Kaffee zu nehmen. Als er dies auch heute that, begann er noch auf der erſten Treppe ſich feierlichſt zu geloben, daß nichts, was da oben geſchehen könne und nicht geſchehen ſei, im Stande ſein ſolle, ihn aus ſeinem ſtoiſchen Gleichmuthe zu bringen, ſelbſt nicht die wahrſcheinlich noch unangezogenen und ungezogenen Kinder — denn da es Feiertag war, hatte der Schulzwang nichts über Madame und Babette vermocht. Er gelobte ſich, daß er kalt bleiben wolle beim Anblicke der verehrten Schwiegermutter, bei dem bekannten Aufziehen ihrer Mundwinkel, beim ſanften Schließen ihrer Augen, bei dem Erheben ihres Kopfes, ja, bei ihren oft nichts weniger als freundſchaftlichen Reden. Er wollte es nicht ſehen, ſelbſt wenn Babette gerade im Begriffe ſei, mit ſeiner Haarbürſte ihre eigenen Schuhe einzuſchmieren oder dergleichen Sachen mehr zu thun, wo ein gänzliches Mißkennen deſſen, was man dieſem oder jenem Haushaltungsgeräthe ſchuldig ſei, oft zu den unangenehmſten Conflicten führte.

Aber der Rechtsconſulent hatte Unrecht, ſich das ſchon auf der unterſten Treppenſtufe zu verſprechen. Durch eben dieſes Gelöbniß vergegenwärtigte er ſich aufs genaueſte, was er alles droben finden könne und werde, dadurch regte er ſeine Nerven auf, und bei aufgeregten Nerven hat ſich ſelbſt der charakterfeſteſte Menſch nicht immer vollkommen in ſeiner Gewalt.

Herr Plager ſtieg alſo die Treppen hinauf, und als er gegen ſeine Wohnung kam, fand er ſeine beiden Sprößlinge in der That

in nicht untadelhaftem Anzuge auf der Treppe ſitzen und ſich mit kindlichem Spiele ergötzen. Dieſes Spiel beſtand darin, daß Fritzchen des Vaters große Papierſcheere in der Hand hatte und beſchäftigt war, dieſelbe auf einem ſehr feinen Schleifſteine zu ſchleifen; daß aber Stein und Scheere hierbei nicht gut wegkamen, verſteht ſich von ſelbſt, obgleich Louiſe bedeutend nachhalf, indem ſie den Stein fleißig einölte, zu welchem Zwecke ſie eine Küchenlampe neben ſich ſtehen hatte, der ſie mit einem kleinen Halstuche der Mama das Oel entnahm und dabei mehr auf den Boden tropfte, als auf den Stein kommen ließ.

Herr Plager fühlte ſeine Vorſätze wanken, als er die Arbeit der beiden Kinder ſah; doch bezwang er ſich, befahl ihnen, das Spiel aufzugeben und hinein zu gehen; ja, er nahm eigenhändig die mißbrauchten Geräthſchaften und trug ſie, ohne ein Wort zu ſagen, in die Küche, wo er eine Putzfrau, die zur Aushülfe da war, erſuchte, alles das, ſoweit es ſich thun ließe, wieder zu ſäubern.

Darauf trat er ins Zimmer.

Daß ſich ein Eßzimmer einige Stunden vor einer Soiree nicht im aufgeräumteſten Zuſtande befindet, iſt erklärlich, und ſo gern der Rechtsconſulent einen freien Kaffeetiſch geſehen, mochte er doch heute um Alles in der Welt nichts ſagen, als er bemerkte, daß Babette wenigſtens ein Drittel von demſelben in Beſchlag genommen hatte, um eine Menge von Taſſen für den heutigen Abend zu ſpülen. Er grüßte Frau und Schwiegermutter ſo freundlich, als es ihm möglich, und wenn auch die beiden Kinder, die ſich hinter ihm ins Zimmer ſtahlen, außerordentlich verdrießliche Geſichter machten, ſo hatte doch Niemand Luſt, nach der Urſache zu forſchen. Ein Gang durch die übrigen Zimmer indeſſen, den er thun mußte, um ins Schlafzimmer zu kommen, machte es nöthig, daß er ſich ſehr an ſeinen Vorſatz erinnerte, ruhig zu bleiben, es möge geſchehen, was da wolle.

In Wohnzimmer und Salon ſah es troſtlos aus, da ſtanden auf Tiſchen und Stühlen Torten, Backwerk aller Art, Stearinkerzen,

kaltes Fleiſch, und dazwiſchen lagen Staubbeſen, Waſchſchwämme, gebrauchte Kämme in ſüßer Eintracht. Der Salon ſchien zur Kleider-Garderobe umgewandelt worden zu ſein; an den Fenſtern hingen Röcke und Kleider, unnennbares Unter- und Oberzeug aller Art, erſteres mit langen Schnüren, die ſich bis in die Mitte des geräumigen Zimmers ſchlängelten und das Durchgehen ordentlich gefährlich machten. Auf den Stuhllehnen balancirten künſtliche Blumen und Hauben, und mitten in dieſer Pracht ſtanden ein paar große Pfannen mit Compot, welches ſich hier zur Abkühlung befand.

Als der Rechtsconſulent dem Schlafzimmer zuſchritt, glaubte er an die Unmöglichkeit einer Steigerung dieſes Zuſtandes des Appartements. Aber es war eine Steigerung möglich; ſie war gewiß nur mühſam zu erreichen; aber Madame Plager und Frau Mutter hatten ſie erreicht. Das Schlafzimmer befand ſich in einem Zuſtande, als ſei es eben erſt von räuberiſchen Horden verlaſſen worden; da ſtreckten alle Commoden troſtlos die geöffneten Schubladen von ſich, da ſperrten alle Schränke wie im Jammer ihre breiten Mäuler auf, da war kein Schloß uneröffnet, da war kein Gelaß, wo nicht der halbe Inhalt deſſen, was zurückgeblieben war, maleriſch über die Ränder bis auf den Boden herabhing.

Faſſung! ſprach Herr Plager zu ſich ſelber, indem er mit den Augen zwinkerte und, als er gerade an dem Spiegel ſtand, die rechte Hand auf die Bruſt zwiſchen Weſte und Hemd ſchob. Doch gab er dieſe majeſtätiſche Attitude wieder auf, denn ſie erſchien ihm für den gegenwärtigen Augenblick zu herausfordernd. Faſſung! ſprach er nochmals, es gibt ja nicht jeden Tag einen gemiſchten Thee!

Damit ging er zurück ins Eßzimmer und ſetzte ſich am Kaffeetiſche an ſeinen Platz, der ihm aber durch Babette mit ihren Taſſen gar ſehr verkümmert wurde. Vielleicht hatten ſich durch das, was er geſehen, einige Wolken auf ſeiner hohen Stirn gelagert, vielleicht war ſein Lächeln, mit dem er die freundlich ſein ſollenden Worte begleitete: „Nun, ihr macht ja gewaltige Vorbereitungen!“ ein gezwungenes und

ſchmerzliches; genug, die Schwiegermutter huſtete leicht und warf einen Blick auf ihre Tochter, welche letztere alsdann ſagte: „Ja, wenn man große Geſellſchaften gibt, ſo muß man ſich einige Stunden vorher ſchon etwas gefallen laſſen, und es iſt das bei allen übrigen Leuten gerade ſo.“

„Man läßt ſich auch gern etwas gefallen,“ verſetzte gütig der Rechtsconſulent, „wenn nachher die Sache nur gut und glänzend ausfällt.“

„Woran der Herr Sohn gewiß zweifeln,“ antwortete die Schwiegermutter, „wie an ſo vielem, was wir unternehmen.“

„Im Gegentheil, Mama,“ erwiderte Herr Plager mit ſeiner unverwüſtlichen Gutmüthigkeit. „Ich bin davon überzeugt, daß, was Sie in Ihre Hand nehmen und gut durchführen wollen, auch gewiß gut durchgeführt wird.“

Die alte würdige Dame ſah den Hausherrn bei dieſen Worten forſchend an, ob ſich nicht ein Zug des Spottes oder der Bitterkeit auf dem Geſichte deſſelben zeige; aber von allem dem war glücklicher Weiſe nichts zu ſehen, Herr Plager lächelte faſt glückſelig, er trank mit Behagen ſeinen Kaffee, er tunkte eine mürbe Bretzel ein, ja, er trieb die Selbſtverläugnung ſo weit, daß, als Babette ihm einen Waſſerſpritzen über den Aermel ſandte, er dieſen gleichmüthig abwiſchte und die großen Worte ausſprach: „Wie viele Taſſen! Werden die alle am heutigen Abend gebraucht? — Das iſt ja eine ungeheure Arbeit!“

„Ja, es iſt viel Arbeit, Herr Doktor,“ entgegnete das Dienſtmädchen, wobei ſie den Kopf affektirt von einer Seite auf die andere wandte.

„Sehr viel Arbeit,“ meinte auch die Schwiegermutter.

„Ja, davon habt ihr Männer keine Idee, was wir armen Weiber zu eurer Unterhaltung und zu eurem Vergnügen geplagt ſind.“

„Zu unſerem Vergnügen? Ei, ei!“ ſprach der Rechtsconſulent indem er die Augenbrauen hoch empor zog und den Mund ſpitzte.

derten zum Hofe hinaus über die kleine Brücke eines ſchäumenden Bergwaſſers, den Wald hinauf. Langſam gingen wir dem herabſtürzenden Waſſer entgegen und ergötzten uns, ohne ein Wort zu ſprechen, an den kleinen Waſſerfällen, die der Bach in den glatten Kieſeln bildete. Es war recht warm und als oben an einem kleinen Felſen, deſſen Fuß mit weichem Moos bewachſen war, der Doktor den Vorſchlag machte, ein Mittagſchläfchen zu halten, pflichtete ich ihm bei. Wir ſtreckten uns auf dem grünen natürlichen Bette nieder und waren bald im Schlummer.

Nach einer kleinen halben Stunde erwachte ich wieder, da mir die Sonne, durch die Zweige brechend, in die Augen ſchien. Der Doktor aber, der im Schatten lag, ſchlief ruhig weiter. Vielleicht ein hundert Schritte oder auch weniger neben mir in dem dichten Geſträuch hörte ich lachen und leiſe ſingen. Es war die Stimme Sibyllens und ſie begann das Volkslied:

In einem tiefen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,

und ſang es erſt mit leiſer ſummender Stimme, wie es ſchien, zuerſt ſchüchtern und verſchämt, der lauſchenden Anne Marie vor; nachher aber wurde der Geſang lauter und klang bei dem letzten Vers recht hell durch den Wald. Man hörte aber dem Herzen, aus dem der Geſang kam, an, daß um ſeinetwillen noch kein Ringlein

Die Schwiegermama nickte majestätisch mit dem Kopfe.

„Nun, das wirst du doch wohl nicht abstreiten wollen, lieber Mann," sagte Madame Plager, bestärkt durch einen bezeichnenden Blick ihrer Mutter, „daß wir uns rein zu deinem Vergnügen aufopfern. Was brauchen wir eigentlich Gesellschaften? Ich kann dich versichern, eine Frau, die ihr Hauswesen in fester Ordnung halten muß, wie ich das meinige, kann eigentlich gar nicht daran denken, Gesellschaften zu geben. — Da die armen Würmer, das sind eigentlich meine Gesellschaft. Aber was thut man nicht dem Manne und dem Hausfrieden zu Lieb!"

„Ja, man thut ihnen viel zu Lieb," fügte die Schwiegermutter mit strengem Blicke hinzu.

Der Rechtsconsulent dachte an seine Treppenvorsätze und war ein Muster der Geduld und Sanftmuth. Hiob konnte gegen ihn in diesem Augenblicke als ein heftiger, jähzorniger Charakter betrachtet werden. Er lächelte still in sich hinein und sagte: „Sei's darum, wenn ihr uns Männern durch eure Arbeiten viel Vergnügen macht, so danken wir euch aufs herzlichste."

Babette hatte ihren Herrn noch nie so gesehen und blickte verwundert in die Höhe, um einem gleichen Blicke der Schwiegermutter zu begegnen, welchen diese ihrer Tochter zusandte. Das Dienstmädchen aber war ein „Racker", und als sie sah, daß Herr Plager sanft wie ein Lamm war, rumorte sie in ihrem Kübel herum, daß sich sogar einige Spritzen bis zur Kaffeetasse des Hausherrn verloren.

Dieser schluckte einige Male, wie ein Karpfen in seinen letzten Nöthen auf trockenem Sande zu schlucken pflegt. Doch spielte gleich darauf ein himmlisches Lächeln über seine Züge, er kam sich wie ein geschundener Märtyrer vor, dem die Palme einer göttlichen Belohnung winkt. Hätte er nur in diesem Momente den Kübel nicht so fest ins Auge gefaßt, in welchem Babette ihre Tassen spülte. Er schien dieses Gefäß zu erkennen, und trotz all seiner guten Vorsätze lagerte sich plötzlich eine finstere Wolke des Unmuthes auf seine Stirn. — „Das ist doch nicht —?" fragte er mit erregten Blicken.

Die Schwiegermutter lächelte eigenthümlich, als wollte ſie ſagen: Paßt auf, jetzt geht's los! Er hat ſo lange geſucht, bis er etwas gefunden! — während ihre Tochter fragte: „Was meinſt du denn? was ſoll ſein?"

„Der Kübel da," fuhr Herr Plager finſter fort, „hat mir eine ungeheure Aehnlichkeit mit dem Waſch- und Fußkübel der Kinder."

Unſere Wahrheitsliebe zwingt uns, zu erklären, daß der Rechtsconſulent Recht hatte und daß es wirklich daſſelbe Geſchirr war, von dem er argwöhnte, ja, die feſte Ueberzeugung hatte, es müſſe dies ſein.

Doch zog bei dieſer Aeußerung die Schwiegermutter ſo langſam und nachhaltig ihre Achſeln in die Höhe, daß man ſich fürchtete, ſie nächſtens über dem Kopf erſcheinen zu ſehen. Madame Plager dagegen zuckte zuſammen und lächelte wehmüthig, als wollte ſie ſagen: Darum hat er ſo lange den Sanften geſpielt, um uns mit einem Male gänzlich nieder zu drücken!

„Aber wie kannſt du ſo etwas nur denken," ſagte ſie, nachdem ſie ſich mühſam Faſſung errungen. — „Den — pfui, ich wage es gar nicht einmal auszuſprechen! — zum Taſſenſpülen zu gebrauchen!"

„Und glauben denn der Herr Doktor, daß ich das thun würde, einen ſolchen Kübel zum Spülen zu gebrauchen? — O, Herr Doktor, wir wiſſen auch, was ſich ſchickt, wir haben in ſehr vielen anſtändigen Häuſern gedient."

Aber es war daſſelbe Geſchirr, und der Hausherr zitterte faſt vor Aufregung. Er hätte nur zu ſagen brauchen: So bringt mir den wirklichen Fußkübel her, ich will ihn ſehen — oder er hätte nur Fritzchen entſcheiden laſſen dürfen, das ſeltſam lächelnd und aufhorchend neben Babette ſtand und mit ſeinen kleinen Fingern auf die Reifen des Geſchirrs tippte; — er hätte das thun können, aber er that es nicht. Der gegenwärtige Augenblick war der größte und erhabenſte ſeines ganzen Lebens. Er überdachte, wie ein Streit zu jetziger Stunde ihm den ganzen Abend verderben müſſe, wie dieſer

Streit außerordentlich heftig werden würde und wie er dann morgen und die nächstfolgenden Tage alle kleinen Versehen, die heute Abend vorkommen konnten, verschuldet haben würde, da ein unterdrücktes, zerknirschtes weibliches Gemüth nicht mit Ruhe und Liebe an seine Arbeit gehen kann. — Er schwieg nicht nur, er sagte mit einem tiefen Seufzer: „Irren ist menschlich, auch ich könnte mich vielleicht geirrt haben.“ Er beachtete es nicht einmal, als die Schwiegermutter groß und erhaben sprach: „Ja, Herr Sohn, Sie haben sich geirrt; so lange ich die Augen offen habe, wird ein Fußkübel nie zum Tassenausspülen genommen werden, darauf können Sie sich verlassen!“ — sondern er gelobte sich im Stillen, heute Abend in seinem eigenen Hause aus den Tassen, die Babette gespült, keinen Thee zu trinken.

Damit erhob er sich, um wieder nach seinem Bureau zurück zu kehren.

Noch überraschter als vorhin sahen sich die drei Frauenzimmer an und konnten es nicht begreifen, daß auch dieses Ungewitter, ohne sich zu entladen, vorübergezogen war.

Der Rechtsconsulent aber trieb seine Selbstverläugnung so weit, daß er im Bewußtsein, groß gehandelt zu haben, und milde gestimmt durch die Ueberwindung seiner selbst, den Versuch machte, seine Frau auf die Stirn zu küssen, und dies auch ausführte, trotzdem diese sonst nicht unschöne Stirn von einer schief stehenden Haube und einem Haarbüschel verunziert wurde, und obgleich sich Fingermale von Ruß und Staub darauf zeigten. Der Schwiegermutter eine Hand zu reichen, war ihm beim besten Willen nicht möglich, sonst hätte er das, dem Hausfrieden zu Lieb, auch noch gethan; aber diese Dame hatte einige Bäckereien besorgt, und nicht die Zeit gefunden, ihre Hände von Mehl und Teig zu reinigen.

Er pätschelte seine Kinder auf den Kopf, und das aus wirklicher väterlicher Zärtlichkeit und Zuneigung. Was könnt ihr armen Dinger dafür, sprach er zu sich selber, daß ihr eigensinnig seid und euch nicht wollt gehörig waschen und anziehen lassen, auch daß ihr gern mit

eures Vaters Papierſcheere, mit Schleifſtein und Oellampe ſpielt! Das hat alles leider Gottes ſeine Urſachen.

Damit ſtieg er die Treppen hinab, und wenn er auch auf der erſten Stufe noch ungehört gewaltig ſeufzte, ſo hatte doch Herr Plager eine glückliche Natur, die leicht vergißt, und mit jedem Schritte abwärts rollte ihm ſo zu ſagen ein Stein vom Herzen.

Die Drei blieben allein zurück und ſchauten einander eine Weile an.

Die Großmutter ſprach zu den Kindern: „Ihr dürft ins Schlafzimmer ſpielen gehen; aber das ſage ich euch, wer mir von Torte oder ſonſtigen Kuchen das Geringſte anrührt, mit dem werde ich ſehr hart umgehen.“

„Das iſt erſtaunlich,“ meinte Madame Plager.

„Unbegreiflich!“ die Schwiegermutter.

„So waren der Herr Doktor lange nicht geſtimmt,“ ſagte Babette, indem ſie ſpöttiſch ihre Naſe emporzog. „Ja, wer weiß!“

„In der That unbegreiflich!“ bemerkte die Schwiegermutter abermals. „Der Mann hat ſich total verwandelt.“

„Ja, ſo ſanftmüthig habe ich ihn mein Lebtage noch nicht geſehen,“ verſetzte Madame Plager.

„Total verwandelt,“ fuhr die alte würdige Dame fort, „oder —“

„Was — oder, Mama? — Vielleicht ſieht er endlich ein, daß er uns bisher immer Unrecht gethan, uns zu hart behandelt, und will es nun wieder gut machen. — Meinſt du nicht auch ſo, Mama?“ ſetzte Madame Plager forſchend hinzu.

„Nicht ſo ganz meine ich das,“ entgegnete die Schwiegermutter. „So ein Mann fühlt nie, daß er Unrecht hat, und wenn er es wirklich fühlte, gibt er es auf keine Weiſe zu.“

Babette ließ Taſſen und Spüllappen ruhen und ſchaute die alte Dame mit einem Blicke der Bewunderung an, als wollte ſie ſagen: „Das iſt eine Frau, die verſteht's!“ Und gleich darauf lächelte ſie ſo

unbeſchreiblich pfiffig, daß es ſelbſt der Rechtsconſulentin auffiel; doch war dieſe zu beſchäftigt mit dem Oder, welches vorhin die Mutter ſo beſtimmt ausgeſprochen, um auf das Dienſtmädchen zu achten, weßhalb ſie denn auch fortfuhr: „Du meinſt alſo nicht, er fühle ſein Unrecht, Mama? Warum könnte er denn plötzlich ſo verwandelt ſein? Du wollteſt vorhin etwas ſagen.“

„Allerdings, ich wollte nur bemerken, daß ein Mann, der ſich ſo plötzlich und auffallend ändert, — ſelbſt wenn er ſich zum Guten ändert,“ ſetzte ſie mit ſcharfer Betonung hinzu, — „ſeine Gründe dazu haben muß; entweder will er was erreichen — oder —“

„Nun, Mama, oder —? Ich habe dieſes Oder ſchon zweimal gehört; was willſt du damit ſagen?“

„Oder,“ fuhr die würdige Frau mit unerſchütterlicher Ruhe fort, „ein ſolcher Mann, der ſich plötzlich zum Beſſern ändert — hat ein ſchlechtes Gewiſſen.“

„Ah, Mama!“ ſeufzte die Rechtsconſulentin beſtürzt, „das wäre ja erſchrecklich!“

„Erſchrecklich oder nicht,“ ſprach die Mutter, „aber es iſt wahr.“ — Dabei blickte ſie triumphirend auf Babette, die, obgleich ſie eifrig Taſſen abtrocknete und von dieſem Geſchäft durchaus nicht aufſchaute, doch ſo unaufhörlich mit dem Kopfe nickte, als habe ſie das von einer chineſiſchen Pagode gelernt.

„Gerechter Gott!“ ſagte die Rechtsconſulentin kleinlaut, „ſoll denn immer mehr Unglück über mich armes Weib hereinbrechen? Ein ſchlechtes Gewiſſen, das wäre das Allerfürchterlichſte! Denn worin kann ſo ein Mann gegen ſeine Frau ein ſchlechtes Gewiſſen haben, als in unerlaubtem Umgang mit —“

„Als in unerlaubtem Umgang mit —“ ſprach würdevoll die Schwiegermutter.

„Mit —“ ſagte Babette und ſandte einen Blick gen Himmel, als frage ſie dort oben an, ob es ihr erlaubt ſei, ein unwürdiges Stillſchweigen zu brechen.

„Habe ich das verdient?“ ſprach Madame Plager tief betrübt; „kann der Mann es wohl verantworten mich ſo zu hintergehen, mich, ſeine Frau, die Mutter ſeiner Kinder, mich Preis zu geben dem Geſpötte der Welt, daß man die Achſeln zuckt, wenn man mich ſieht — Mama, kann ich das leiden? Können wir das leiden?“

„Nein, das können und wollen wir nicht leiden,“ verſetzte ſtreng die Schwiegermutter; „es iſt hart, über ſo etwas zu ſprechen, aber wenn man durch das unverantwortliche Betragen eines Mannes einmal gezwungen wird, davon zu ſprechen, ſo muß man es nachdrücklich und ausführlich thun. — Babette,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „zieh' Sie kein Maul, als wenn Sie heulen wollte! Da hat ſich was zu heulen! Auch Ihr kann noch was Aehnliches blühen, wenn Sie ſich einmal verheirathet. — Das iſt unſer Loos hienieden.“

Aber Babette heulte trotz dieſer Ermahnung; ſie fuhr mit den Händen an ihre Augen, doch da dieſe Hände aus dem Kübel kamen, ſo ſind wir zu der Annahme berechtigt, daß es mehr Spülwaſſer war als Thränen, was über ihre dicken Backen herabfloß. „Ach,“ heulte ſie, „man kann ja nicht immer glauben, was die Welt ſagt; die Welt ſpricht ſo ungeheuer viel Böſes, und mir hat man lange in die Ohren flüſtern können, was man gewollt hat, ich habe immer geſagt: Nein, das iſt nicht wahr, — da kenne ich meinen Herrn beſſer, es iſt Alles erlogen, Alles, Alles!“

Die Rechtsconſulentin wollte ſprechen, doch legte die Mutter ihr die Hand auf den Arm, winkte bedeutſam mit den Augen und fragte dann: „Und was iſt alles erlogen? Will Sie wohl ſo gut ſein, uns das zu ſagen?“

„Du lieber Gott!“ rief Babette mit erkünſtelter Ueberraſchung. „Habe ich etwas geſagt, Frau Doktorin? Habe ich etwas geſagt, Madame Weibel? Nein, ich habe gewiß und wahrhaftig nichts geſagt. Nicht wahr, ich habe nichts geſagt? Was hätte ich auch ſagen ſollen!“

„Sie ſoll Ihrer Herrſchaft ſagen, was Sie weiß,“ ſprach die

Schwiegermutter in sehr strengem Tone. „Mach' Sie uns keine Faxen! Daß hinter ihrem Geflenne etwas steckt, das kann ein Kind sehen. Also heraus mit der Sprache, Babette! Sie weiß wohl, daß ich mit mir nicht spaßen lasse."

„Aber was soll ich sagen, wenn ich nichts weiß? Das ist ja erschrecklich! Wenn man alles wieder erzählen wollte, was die Leute sprechen, ja, da hätte man viel zu thun, und davon darf man ja doch nur die Hälfte glauben."

Abermals wollte die Rechtsconsulentin sprechen, doch wieder ließ sie sich durch einen Blick ihrer Mutter beschwichtigen, einen Blick, der zu sagen schien: „Laß mich nur machen, das geht alles seinen gewiesenen Weg."

„Also die Leute sagen doch etwas?" wandte sie sich darauf an das Dienstmädchen; „so wollen wir wissen, was die Leute sagen, und meinetwegen die Hälfte davon glauben."

„Aber ich habe es nicht gesagt," klagte Babette, „das werden Sie mir bezeugen, Madame Weibel, und auch, daß ich den Leuten entgegnet habe: Das ist schändlich und abscheulich! daß ich ihnen —"

„Nur zu, nur zu!" sprach unerbittlich die Schwiegermutter. „Was sagen die Leute?"

„Ja, wegen dem kleinen Abschreiber, den Herr Larioz auf Veranlassung des Herrn engagirt."

„Was? wegen des Abschreibers? was faselt die Person?" sagte die Schwiegermutter mit einem Gesichte, in dem sich etwas getäuschte Erwartung malte. „Was wollen sie mit dem kleinen Abschreiber?"

„Mit dem wollen sie freilich nichts," fuhr Babette ermuthigter fort, „aber er hat eine Familie."

„Hörst du, er hat eine Familie!" klagte Madame Plager. „O, Gott, eine Familie! Am Ende gar Schwestern, für die man sich interessirt."

„So ist es, Frau Doktorin; aber ich habe nichts gesagt. Er hat eine Schwester, die noch sehr jung ist, eine Schwester von ungefähr achtzehn Jahren, ein sehr schönes Mädchen und ein sehr freund-

liches Mädchen. Augen hat sie im Kopf, Madame Weibel, wissen Sie, von den gewissen lebhaften Augen!"

Die Schwiegermutter blickte triumphirend auf ihre Tochter, während sie mit dem Kopfe nickte. Sie brauchte jetzt Babette nicht mehr zu ermuthigen, denn da diese einmal die erste Scheu überwunden hatte, so lief ihr die Rede wie eine schmutzige Regenwassergosse von den Lippen.

„Ja, die Leute sagen," fuhr sie fort, „der kleine Gottschalk sei nichts weniger als ein Abschreiber, und das habe Herr Larioz auch dem Herrn deutlich genug gesagt, aber der Herr habe darauf bestanden, den jungen Menschen, der früher ein Schneiderlehrling gewesen, auf das Bureau zu nehmen; natürlich der schönen Schwester zu Lieb — so sagen die Leute — die auf das Bureau gekommen sei, um den Herrn freundlich zu bitten, was er ihr nicht habe abschlagen können, weil sie gar so schön sei und ihn gar so freundlich gebeten, und die nun häufig komme — die schöne Schwester nämlich — um sich nach dem Befinden ihres — Bruders zu erkundigen. Sehr häufig komme sie — so sagen die Leute — und gehe in das Bureau des Herrn, natürlicherweise, da dieser nur allein wisse, ob man mit dem neuen Abschreiber zufrieden sein könne — so sagen die Leute. — Und es hat mir schon viel Kummer gemacht, und ich habe mich genug dagegen gewehrt und bleibe bei meiner Behauptung, daß man von dem, was die Leute sagen, immer nur die Hälfte glauben kann."

„Mit Ihrer Hälfte!" entgegnete die Schwiegermutter mit finsterem Stirnrunzeln. „Als wenn da nicht schon der hundertste Theil mehr als zu viel wäre! — Siehst du es wohl," wandte sie sich an ihre Tochter, „darum war er wie ein Ohrwürmchen, darum hat er nicht den Muth, seine Krallen wie gewöhnlich zu zeigen, sondern macht ein Pfötchen wie eine falsche Katze! O, es ist unverantwortlich!"

„Wie man so heucheln kann!" klagte die Rechtsconsulentin, „so ein schlechter Mann! — Und wie heißt die miserable Familie?"

„Brenner — Jäger Brenners," versetzte eifrig Babette. „Und das Mädchen ist achtzehn Jahre alt."

„Iſt das nicht eine Sünde, ſo ein junges Mädchen!“ —

„Ja, es iſt eine Sünde,“ ſagte erhaben die Schwiegermutter; „aber wir wollen ihrer nicht theilhaftig werden, das verſichere ich euch.“

Glücklicherweiſe polterte es in dieſem Augenblicke ſo nachdrücklich im Salon, daß Madame Plager erſchrocken aufſuhr und nach ihren Kindern lief, auch klirrte es wie von zerbrochenen Taſſen, und man vernahm einen Aufſchrei des Schreckens. Fritzchen und Louiſe hatten ſich das harmloſe Vergnügen gemacht, mehrere Flaſchen Wein zu entkorken und Stearinkerzen in die Hälſe zu ſtecken. Sie hatten ein ähnliches Verfahren ſchon einigemal im Kinderzimmer geſehen, wenn gerade kein Leuchter zu finden war und freuten ſich der gelungenen Nachahmung. Dabei aber hatten ſie ein Tiſchchen umgeworfen mit verſchiedenen Tellern und Gläſern, die nun zerbrochen am Boden lagen.

Die Rechtsconſulentin erhob in gerechtem Zorne die Hand, um ihre Sprößlinge zu züchtigen, doch verhinderte Madame Weibel, die ihr nachgeeilt war, ſie daran, indem ſie mit ihrer bewährten Unparteilichkeit ſagte: „Keine Uebereilung, Emilie! Was können die Kinder dafür, daß du aufgeregt biſt? — An ihn denke, der uns keine ruhige Minute gönnt, für ihn ſpare deinen Zorn oder deine Verachtung.“

Die Uhr ſchlug fünf, und es war Zeit, mit Eifer daran zu gehen, um aus dem unergründlichen Chaos in Salon, Wohn-, Schlaf- und Eßzimmer etwas Präſentables herzurichten. Wenn Madame und Frau Mutter übrigens angriffen, ſo gab es ein Stück; denn ſie beobachteten bei dieſem Angreifen ein ſehr ſummariſches Verfahren; was gerade in der Nähe einer Schublade oder eines Schranks umher lag, das mußte in dieſe Gelaſſe hinein, es mochte im Gefühl des gänzlichen Nichtpaſſens wollen oder nicht. Freilich waren dafür in weniger als einer Viertelſtunde alle Schubladen und Thüren zugeſchnappt; wenn man aber am andern Tage ans Ausräumen kam, ſo fand man Stiefel und Stiefelknecht bei dem Weißzeug liegen, halb ausgerauchte Pfeifen des Herrn Doktors bei den Chemiſetten und geſtickten Aermeln der

Frau, Hüte und Hauben auf Leuchtern und Lichtern aufgeſtellt und dergleichen Verirrungen mehr, die an ſich ziemlich unſchuldig und harmlos, dabei aber eine Quelle fortgeſetzten Zankens und Unfriedens waren.

Wenn verſöhnliche Gemüther nach gehabtem Kummer eine Zerſtreuung haben, ſo löst ſich ihr Schmerz in ſtille Wehmuth auf, und ſie ſind ſehr gern zum Vergeſſen geneigt. Harte, verdroſſene Charaktere dagegen, wie die der Schwiegermutter und der Madame Plager — wir können denſelben dieſe Eigenſchaften leider nicht vorenthalten — beſtärken bei irgend welcher Arbeit, die Andere vergeſſen läßt, immer mehr ihren Unmuth und finden bei Allem, was ſie thun, eine Anſpielung darin, was mit dem, der ihnen Kummer verurſacht, auch vielleicht vorzunehmen wäre. So nahm die Schwiegermutter keinen Stuhl bei der Lehne, um ihn an ſeinen Platz zu rücken, ohne dies mit einem gelinden Knuff zu thun, wobei ſie ſich ihren theuren Schwiegerſohn vors innere Auge brachte — „könnte ich dich doch auch ſo knuffen! — warte nur!“ Da wetzte ſie kein Meſſer, ohne ſich bei dem Knirſchen deſſelben ihrer allezeit fertigen und ſcharfen Zunge zu erinnern und ſich auf den für ſie wollüſtigen Augenblick zu freuen, wo die heute erfahrene Miſſethat gründlich ans Tageslicht gezogen werden ſollte! Da ſchob ſie kein Holz in den Ofen, ohne ſich mit wahrem Frohſinn der vielen Luſtfeuerwerke zu erinnern, die ſie ſchon im Hauſe angezündet, da betrachtete ſie mit kannibaliſcher Luſt das Jagdgewehr über dem Bette des Rechtsconſulenten und ſteigerte dabei ihre Freude über den endlich Ertappten ſo, daß ſie nicht unterlaſſen konnte, ein altes Lied vor ſich hinzubrummen:

Heidi, heida, hei luſtig iſt die Jägerei
Allhier auf grüner Haid,
Allhier auf grüner Haid!

und dann ſetzte ſie, während ſie ein Sophakiſſen mit flacher Hand tüchtig patſchte, um es vom Staub zu reinigen, hinzu: „Na, warte nur, die Jägerei wollen wir dir tüchtig anſtreichen.“

zerſprang. Der Doktor lag neben mir im Schlaf, und er ſchien einen guten Traum zu haben. Hie und da bewegte er die Lippen und lachte und ſpitzte auch zuweilen den Mund, als thue er einen tiefen Zug. Die Mädchen drüben nach Beendigung des Liedes lachten und ſchäkerten.

„Höre, Sibylle," ſagte Anne Marie; „die Leute behaupten, der Doktor, wie heißt er doch, habe Dich früher in der Stadt geſehen und ſei Dir zu Liebe herausgekommen."

„Warum nicht gar!" lachte die Andere. „Was ſoll er von mir wollen?"

„Nun," entgegnete Anne Marie, „er will Dich, wie es in den Büchern oft ſo ſchön vorkommt, zuerſt kennen lernen und dann heirathen."

Ich ſah unruhig auf den Doktor neben mir, und es war mir recht, daß er ſchlief und nichts von dem Geſpräche hörte. Obgleich aber bis jetzt ſein Geſicht noch größtentheils von tiefem Schatten bedeckt war, ſo war die Sonne doch nicht zurückzuhalten, und fing ſchon an, um ſeine Naſenſpitze zu ſpielen. Anne Marie drüben fuhr fort und ſagte:

„Er hat einen ſo ganz ſpaßigen Namen; wie heißt er denn eigentlich?"

„Nun, wie wird er heißen?" entgegnete Sibylle, „Doktor Burbus heißt er."

Die Rechtsconsulentin war schon elegischer und deßhalb weicher gestimmt; sie breitete weißes Tafelzeug über die Tische und dachte an das Glück und den Segen der hellleuchtenden Unschuld; sie wickelte Papiere um die Stearinkerzen, und sie hatte ihre eigenen Gedanken dabei, wie der offenbar gewordene Fehltritt ihres Mannes nun wohl dazu geeignet sein würde, denselben gänzlich um den Finger zu wickeln; sie entkorkte die Bouteillen, wobei ihr der Spruch einfiel, daß im Weine Wahrheit sei — ach, und so viel Trug in dem Herzen eines Mannes.

Unterdessen hatten Mutter, Tochter, Babette und die Arbeitsfrau nach dem Ausdruck der Letzteren wie die Neger geschafft. In dem vorhin erwähnten Chaos zeigte sich endlich als fester Kern der Haupttheetisch mit dem Wasserkessel, Thee- und Milchkannen und einer ganzen Schlachtordnung von Torten und Gebackenem. Das Andere gab sich leichter; das Speisezimmer, durch eine spanische Wand in zwei Hälften getheilt, diente zum Buffet für die Herren, dessen Thüren geschlossen blieben, bis später zum großen passenden Augenblicke; dann wurden in Salon und Nebenzimmer noch einige Nebentische gedeckt, Sopha und Stühle gerückt, und als die Uhr sechs schlug, überschaute die Schwiegermutter ihr und ihrer Tochter Werk und fand es gelungen und des Hauses Plager würdig.

„Ach," seufzte die Rechtsconsulentin, „wenn man das doch ohne den tiefen Kummer im Herzen ansehen könnte!" Und darauf zogen sich Mutter und Tochter hinter die spanische Wand zurück, um ihren äußeren Menschen mit dem festlich geschmückten Appartement in Einklang zu bringen.

Zu gleichem Zwecke verarbeiteten Babette und die Arbeitsfrau Fritzchen und Louise im Eßzimmer, wobei der mehrfach erwähnte Kübel wieder eine solche Rolle spielte, daß sich Fritzchen, das unnachsichtlich abgeflößt wurde, im Zorn über diese schonungslose Behandlung mit der geballten Faust gegen seine Peinigerin wandte und zu ihr sprach: „Laß nur den Papa nach Hause kommen, ich will ihm schon sagen,

daß du mich mit dem Spülwaſſer gewaſchen haſt!“ — eine Anklage, bei welcher Babette wie erſtarrt war und zur Putzfrau bemerkte: „Da ſieht ſie, was das für ein böſer Bube iſt.“ Und mit leiſer Stimme ſetzte ſie hinzu: „Der wird gerade wie ſein Vater, immer Händel ſuchend und mit nichts zufrieden.“

Als der harmloſe Rechtsconſulent gegen halb ſieben Uhr abermals die Treppen ſeiner Wohnung hinaufſtieg, geſchah dies im Bewußtſein ſeiner bewieſenen Sanftmuth und mit den Gefühlen desjenigen, der feſt überzeugt iſt, zu Hauſe fröhliche und zufriedene Geſichter zu finden. Doktor Plager trat ſchmunzelnd auf den erleuchteten Vorplatz, er hängte dort ſeinen Paletot in eine finſtere Ecke und ging mit einem freundlichen „Ei, ei!“ in den von vielen Kerzen feſtlich beleuchteten Salon.

Das Geſicht der Schwiegermutter, die mit hoch gehobener Naſe bei ihm vorüber rauſchte, wollte ihm indeſſen nicht beſonders gefallen, ebenſowenig wie die Attitude ſeiner Frau, welche in einem Fauteuil ſaß, den Kopf in die Hand gelegt hatte und nur leicht und gemeſſen nickte, als er mit einem heiteren „Guten Abend!“ ins Zimmer trat. Doch beachtete er es nicht beſonders, indem er an die viele Arbeit dachte, die es gekoſtet haben müſſe, um aus dem Chaos, das er vor ein paar Stunden verlaſſen, dieſe nun in der That ſauberen Zimmer herzuſtellen; auch drängte ihn die Zeit, weßhalb er ſich, ohne viel zu fragen, nun ebenfalls hinter die ſpaniſche Wand zurückzog, um ſeine Toilette zu beendigen.

Es war übrigens keine Kleinigkeit, zwiſchen dem Wuſt von Kleidern, Unterröcken, Stiefeln, Strümpfen und dergleichen einen kleinen Platz zu gewinnen, wo es ihm möglich war, ſeine Alltagskleider mit dem ſchwarzen Frack zu vertauſchen. Endlich war indeſſen auch er gerüſtet und trat händereibend und ſich auf den Abend freuend, wie er ſagte, in den Salon zurück.

Die Schwiegermama ſtand mit finſterem Blick am Ofen und ſchien ſich die Hände zu wärmen, wobei ſie wie in ein weites Nichts

hinausſchaute und die Worte des Rechtsconſulenten gänzlich überhört zu haben ſchien.

Madame Plager dagegen antwortete nur durch einen tiefen Seufzer.

„Ihr habt auf jeden Fall ſehr viel Arbeit gehabt," fuhr der Rechtsconſulent nach einer Pauſe fort; „ja, gewiß viel Arbeit, ich ſehe das, denn die Umwandlung hier iſt ganz außerordentlich. Wirklich, Mama, außerordentlich!"

Die Schwiegermutter blitzte ihn an, dann ſprach ſie mit harter Stimme: „Ja, die Umwandlung muß dem Herrn Sohn gewiß ungeheuer erſcheinen von der grenzenloſen Unordnung, die ja bei uns immer herrſcht, in einigermaßen erträgliche Reinlichkeit."

„Habe ich etwas von Unordnung geſagt?" fragte verwundert der Rechtsconſulent.

„Dieſes Mal nicht."

„Nun, dann wollen wir auch dieſes Mal von was Anderem reden. Gewiß, Emilie, ich mache dir mein Compliment, man könnte glauben, zu Grafen oder Fürſten zu kommen. Und du ſelbſt," fuhr er fort, indem er ein paar Schritte gegen den Fauteuil machte, „ſiehſt in der That ſehr gut aus, vortrefflich. Blau ſteht dir überhaupt gut und dazu der dunkle Kopfputz — ſehr ſchön, ſehr ſchön!"

Er legte ſeine Hand auf ihren Arm, doch machte ſie eine faſt unmuthige Bewegung und ſtand auf, um, wie ſie trocken ſagte, in der Küche nach dem ſiedenden Waſſer zu ſehen.

Dieſes Mal war die Verwunderung des Rechtsconſulenten ſchon größer, und es wollte ein gelinder Aerger bei ihm aufſteigen, doch bezwang er ſich, wandte ſich gegen das Fenſter und ſummte die erſten Takte irgend eines Liedes vor ſich hin.

Da klingelte es draußen, Babette öffnete die Glasthür, ſagte „Guten Abend!" man hörte Mäntel rauſchen, Ueberſchuhe ablegen, dann wurde die Thür geöffnet und es erſchienen mit einem Male zwei Schweſtern der Rechtsconſulentin, die Frau Kaufmann Springer und

die jüngſte der Weibels, Clementine, eine junge Dame von vielleicht Vierundzwanzig, gut gewachſen, rund, mit einem friſchen Geſichte, ſo daß ſie wirklich hübſch genannt werden konnte.

„Guten Abend, Mama — guten Abend, Emilie!“ ſagten Beide. Madame Springer ſetzte auch hinzu: „Guten Abend, Schwager!“ Clementine dagegen begnügte ſich mit einem flüchtigen Kopfnicken.

„Wir wären ſchon früher gekommen,“ ſagte Letztere, „aber bei uns gibt es immer zu thun; man weiß gar nicht, wo man anfangen ſoll, bis man nur an ſich ſelbſt denken kann. — Nun, wir ſind doch noch die Erſten. Aber hübſch habt ihr's gemacht, das muß man ſagen! Und ſo bald fertig, das thut dir keine Frau nach.“

„Ja, Emilie verſteht's,“ meinte Madame Springer. „Sehen Sie, Schwager, was Sie an der Schweſter für eine Hausfrau haben; ſo kann ich nie die Gäſte empfangen, das muß mein Mann thun oder Clementine, denn ich werde nie fertig.“

„Das iſt wirklich erſtaunlich,“ ſprach Herr Doktor Plager mit einem Anfluge von Ironie, „obgleich Sie doch an Clementinen die große Hülfe haben. — Nun, das iſt aber gleich,“ fuhr er begütigend fort, „dafür haben wir die Frau Schwiegermutter, die heute das Unmögliche geleiſtet hat.“

„Er will damit ſagen,“ bemerkte Emilie mit ſchwacher Stimme, „daß viel dazu gehört, um in unſerem Hausweſen eine gewiſſe Ordnung herzuſtellen. O, ich muß das täglich ein Dutzend Mal hören!“

„Hundert Mal,“ ſagte betonend die Schwiegermutter, wobei ſie aber um eine Million den Hausherrn nicht angeſehen hätte.

Madame Springer indeſſen, die dieſe kleinen Reibereien ſchon gewohnt ſchien, änderte kluger Weiſe das Geſprächsthema, indem ſie fragte: „Ihr habt viele Leute eingeladen, nicht wahr?“

„Sehr viele,“ entgegnete Madame Plager; „ich weiß wahrhaftig nicht, ob wir Platz genug haben.“

„O, wir werden, wir werden,“ meinte händereibend der Rechtsconſulent. „Geduldiger Schafe gehen viel in einen Stall, und ich

halte es für angemeſſen, bei ſo einem großen Abfütterungstage einzuladen, was die Hauswände nur zu umfaſſen vermögen."

„So möchte ich dieſe Geſellſchaft aber doch nicht angeſehen wiſſen," ſagte Madame Weibel; „wenigſtens ſind wir anderer Meinung."

„Apropos, Schwager," ſprach Madame Springer, nachdem ſie von ihrer Schweſter Clementine leiſe am Kleide gezupft worden war, wegen des polniſchen Grafen wird es doch wohl eine kleine Confuſion geben."

„Daß ich mir nicht denken könnte," verſetzte der Hausherr unbefangen.

„Natürlicher Weiſe hatte er ihm keine Einladung zugeſchickt," ſagte Emilie.

„Natürlicher Weiſe keine," bemerkte Fräulein Weibel, indem ſie das Näschen empor zog; wir haben es ja gewünſcht!"

„Und deßhalb gibt es gerade leider eine Confuſion; denn der Springer hat geglaubt, wenn er um eine Einladung für dieſen ausgezeichneten Fremden bitte, ſo würde das genug ſein und hat darauf bauend denſelben gebeten, mitzukommen; er bringt ihn ſpäter hieher."

„Er bringt ihn hieher? — Ach, Frau Schwägerin," ſagte der Rechtsconſulent, „das iſt mir nicht lieb!"

„O, daran hat Niemand gezweifelt," ſprach Madame Plager achſelzuckend, „war es doch unſer Wunſch!"

Der Hausherr ſchüttelte den Kopf, und wer ihn genau kannte, ſah an der Art, wie er den Mund zuſammenzog, während er die Augenbrauen tief herabſenkte, ſowie an einer gewiſſen Röthe ſeiner Stirn, daß ein Gewitter im Anzuge war. Wie erwünſcht wäre in dieſem Augenblicke der Schwiegermutter ein kleiner Ausbruch geweſen! Ihr Blick war wahrhaft erſchreckend, mit dem ſie ſeine Züge muſterte; es war, wie die im Laubwerk verborgene wilde Katze auf das Wieſel ſieht, das ihr zur Beute werden ſoll.

Doch es erfolgte kein Ausbruch. — Ruhe, Ruhe! ſprach der

Rechtsconſulent zu ſich ſelber, nur heute keine Scene! Laßt uns ſehen, ob wir den heutigen Abend ohne Streitigkeiten verbringen. — Alſo wartete die Schwiegermutter vergeblich, und daß ſie vergeblich wartete, wurde nicht auf Rechnung ſeiner Sanftmuth geſchrieben, ſondern mit bezeichnenden Blicken gegen die Tochter auf Conto des Gottſchalk Brenner und Schweſter.

Doktor Plager fuhr nach einer Pauſe fort: „Eure Wünſche zu erfüllen, iſt mir immer ſehr angenehm, und ich hätte auch durchaus nichts einzuwenden gegen den ſogenannten polniſchen Grafen —"

„Schwager Springer hat ſeinen Paß geſehen," ſagte Fräulein Weibel mit einem verächtlichen Blick aus ihren ſonſt ſo hübſchen Augen. „Es iſt der Graf Czrabowski, ein ſehr liebenswürdiger und gebildeter Mann — ſehr anſtändig. Aber ich weiß wohl, man muß andere Eigenſchaften haben, um dem Herrn Schwager genehm zu ſein."

„Allerdings," entgegnete der Angeredete mit einem wahren Lammsgemüthe, „ich liebe auch noch andere Eigenſchaften an den Leuten, mit denen ich Bekanntſchaft machen ſoll. Man läßt ſich da in Geſchichten ein, von denen man nicht weiß, wie ſie auslaufen, und es iſt einmal meine Anſicht, daß man dergleichen Sachen keinen Vorſchub leiſten muß; iſt man doch in hieſiger Stadt wie toll auf einen hergelaufenen Fremden. Läßt ſich irgendwo ein wackerer Herr Müller, Herr Meier oder Herr Fiſcher vorſtellen, da forſcht man nach, ob da durch zehn Generationen rückwärts nichts vorgefallen iſt, worüber ein Dutzend alter Kaffeeſchweſtern oder ſonſtiger dummer Weiber ihre Schnupftabaks-Naſen rümpfen können; kommt aber ſo ein lumpiger Fremder an, Herr Baron oder Graf ſo und ſo, der mit rechter Unverſchämtheit auftritt und ſich gleich bei der erſten Viſite ſo benimmt, daß ihn ein anſtändiger Familienvater zur Thür hinaus complimentiren ſollte, ſo iſt das feine Bildung, vielleicht der Brauch des Landes, von wo er gerade herkommt, und deßhalb charmant und unwiderſtehlich. — O, wir kennen das! Ihr kennt's aber auch; und trotzdem

wird's nicht beſſer. — Apropos, Frau Schwägerin," wandte er ſich an Madame Springer, da er ſah, daß die vier Damen ihn ſprachlos anſtaunten, „allerdings beliebten Fräulein Clementine zu ſagen, daß ſie den Paß des würdigen Grafen eingeſehen. Wie iſt es mit den Kreditbriefen? Was ſagt Herr Springer davon? Hat er ſolide auf euer Haus? — Glaube nicht, glaube nicht! Hat freilich verſprochen, wie ich gehört, die Kreditbriefe kämen nach, und hat bis dahin einen Vorſchuß gewünſcht — hahaha! Kämen nach die Kreditbriefe! Ja, was da nachkommt, wiſſen wir; was nachkommt, ſchlägt die Ferſen wund, ſagt ein altes Sprichwort. — Hahaha!"

Clementine Weibel zuckte mit dem Ausdrucke der tiefſten Verachtung ihre Achſeln, und nachdem ihre Mutter geſagt: „Ihr Lachen iſt gerade nicht ſehr erfreulich, Herr Schwiegerſohn!" meinte die junge Dame:

„Der Herr Schwager haben freilich noch nie Herz für irgend welches Unglück empfunden und begreifen nicht, daß ein anſtändiger Menſch, daß eine edle Seele leichter in augenblickliche Verlegenheiten gerathen kann, als ein alltäglicher Menſch, der nur auf das Zuſammenſcharren bedacht iſt."

Sie begleitete ihre Worte mit einer ſehr bezeichnenden Handbewegung, die übrigens der Rechtsconſulent nicht ſah, da er ſich in dieſem Augenblicke nach dem Tiſche wandte, um das Licht der Stearinkerze von einer ſehr großen Schnuppe zu befreien, die es verdunkelte.

„Aber laſſen wir dergleichen Reden," ſagte er bei dieſem Geſchäft. „Gleich kommen Gäſte, und wir müſſen und wollen ihnen heitere Geſichter zeigen. Clementine iſt, wie immer, undankbar gegen mich. Ich habe bei meinen Einladungen ſehr auf ſie Rückſicht genommen, der junge Fabrikant hat mir mit wahrhaftem Entzücken zugeſagt, daß er kommen werde."

„Hörſt du's, Mama," ſprach das Mädchen mit jenem unbeſchreiblichen Geſichtsausdrucke, der ein beleidigendes Bedauern über den ſchwachen Verſtand des Betreffenden ausdrückte, „was er für mich

gethan! Er hat den Schilder eingeladen! Als wenn ich mir aus dem Schilder nur ſo viel machte!“ Damit knippte ſie die Nägel ihres Daumen und Zeigefingers der rechten Hand zuſammen. — „Nur ſo viel!“

„Das glaube ich faſt,“ verſetzte ernſt Herr Plager, „und ich begreife es am Ende; Herr Schilder iſt ein ruhiger, geſetzter Mann ohne großes Maulwerk, trägt auch keinen herausfordernden Schnurrbart oder Gott weiß, welches Band im Knopfloch, und hat vor allen Dingen ſolide und ernſte Abſichten.“

„Hörſt du es nun wieder?“ rief Fräulein Weibel, indem ſie ſich rauſchend herum wandte und ihrem Schwager einen ſehr böſen Blick zuwarf. „Weil er ſolide Abſichten hat, mag ich ihn nicht! Alſo — — wir lieben das Unſolide!“

„Davon und namentlich von dem wir iſt durchaus keine Rede,“ entgegnete ruhig der Hausherr. „Ich wollte nur ſagen — und über das, was ich ſagen wollte, werde ich kein Blatt vor den Mund nehmen — daß ſo eine ruhige, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, hausbackene Verbindung, wie die mit Herrn Schilder, ſehr wenig nach dem Geſchmack mancher jungen Dame und auch nach dem unſerer theuren Schwägerin Clementine iſt. Aber,“ fuhr er nach einer Pauſe, als Alle ſchwiegen, fort: „ich halte es für ſehr unrecht, eine Sache, die man ſchon hat vorangehen laſſen, wieder auf einmal abbrechen zu wollen. Herr Schilder iſt ein ſehr ruhiger junger Mann, und er ſagte mir neulich im Vertrauen, er hoffe, die Sache werde ſich arrangiren, denn Fräulein Clementine ſcheine ihm nicht ganz abgeneigt.“

„Woraus ſchließt er das?“ fragte heftig die junge Dame, indem ſie ſich erröthend gegen ihren Schwager umwandte.

„Nun, das ſchließt er vielleicht aus allerlei Zufälligkeiten auf dem letzten Balle, bei Spaziergängen und ſonſtigen Begegnungen, im Theater, oder was weiß ich, wo ſonſt noch!“

Fräulein Clementine Weibel mußte in der That in dieſem Punkte ein nicht ganz ruhiges Gewiſſen haben, denn ſie warf den Kopf affek-

tirt in die Höhe und entgegnete: „Du lieber Gott, was ſich dieſe Leute nicht Alles einbilden! Es wird einem doch wahrhaftig erlaubt ſein, rechts oder links zu ſchauen, wie es einem gut dünkt! Oder meinen der Herr Schwager nicht ſo?“ ſetzte ſie ſpöttiſch hinzu; „ſoll ich vielleicht jedesmal um Erlaubniß fragen, wie und wohin ich mich drehen ſoll, was ich ſagen muß, ja, was mir zu denken erlaubt iſt?“

Der Rechtsconſulent betrachtete die Sprecherin einen Augenblick kopfſchüttelnd und lächelnd, dann ſagte er: „Glaube mir etwas, Clementine, ich bin herzlich froh, daß du mich über keinen der angegebenen Punkte um Erlaubniß zu fragen haſt.“

Damit ging er ins Nebenzimmer, um ſich ſein vergeſſenes Taſchentuch zu holen.

Die Schwiegermutter blickte ihm mit ſehr erhobener Naſe nach und wollte ſchon eine giftige Rede hinter ihm drein ſchleudern, als Madame Springer beſänftigend ſprach:

„Laß es gut ſein, Mama; da wir unter uns ſind, ſo wird mir Clementine nicht übel nehmen, wenn ich ſage, daß ſchon etwas Wahres an dem iſt, was er behauptet. Der Schilder iſt nicht nur eine gute, ſondern ſogar eine vortreffliche Partie. Du weißt ſehr wohl, Clementine, daß wir wenig Vermögen beſitzen, und haſt es ſchon oft genug geſehen, wie es jungen Mädchen geht, die aus Laune eine gute Partie von der Hand weiſen.“

„Ach ja,“ ſeufzte Clementine, „wohl weiß ich das! Ich habe auch nicht im Geringſten etwas gegen den Schilder, wenn er nur nicht ſo fade blonde Haare hätte!“

„Das iſt allerdings ein großes Unglück,“ ſagte Madame Weibel in gedehntem Tone, wobei ſie ihre jüngſte Tochter ſcharf fixirte. „Fades blondes Haar, wenn man ſonſt ein anſtändiger junger Mann iſt! Glaubſt du vielleicht, ich hätte an deinem Vater — Gott habe ihn ſelig — nur eine ſolche Kleinigkeit auszuſetzen gehabt, oder andere Weiber wären nicht zufrieden, wenn es nur fade blonde Haare wären, die ſie an ihren Männern genirten?“

„O, wie wahr!“ ſeufzte Emilie.

„Mama hat Recht,“ ſprach beiſtimmend Madame Springer.

„Aber mein Herz, Mama, das muß doch auch für ihn ſprechen! — Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?“

Bei dieſen Worten lachte Madame Springer laut hinaus; ſelbſt über die trüben Züge der Rechtsconſulentin kroch ein kleines Lächeln.

„Von Liebesglanz, mein Kind,“ ſagte darauf die Frau des Banquiers, „mußt du nicht träumen, das ſteht in den Büchern und bleibt dir immer unverwehrt nachzuleſen; das Leben aber iſt ernſt, und es verlohnt ſich ſchon der Mühe, etwas für ſich zu thun. Sei deßhalb geſcheidt! Du weißt, Springer iſt gewiß kein Enthuſiaſt und ohne Vorurtheil für Dieſen oder Jenen; aber wenn er von Schilder ſpricht, da nickt er beifällig.“

In dieſem Augenblicke wurde draußen die Klingel etwas heftig gezogen; man hörte auf dem Vorplatz ſchwere Tritte, auch Säbelklirren, und nachdem Babette die Thür geöffnet, traten zwei Lieutenants auf einmal in den Salon.

„Burbus, Burbus!“ ſchrie die Andere, ſo laut ſie konnte, „das klingt beinahe wie der Kukuk drüben ruft.“

Und nun fing ſie an, aus Leibeskräften in den Wald hinauszurufen: „Burbus! Kukuk! Burbus! Kukuk! — Burbus! Burbus!“

Und dabei lachten die beiden Mädchen ſo allerliebſt und muthwillig. Der Doktor aber erwachte und fuhr überraſcht in die Höhe, als er ſeinen Namen ſo rufen hörte. Ich hatte eben Zeit, bevor er mit ſeiner ungeheuren Stimme dem Ruf antworten konnte, ihm zu ſagen, was die Veranlaſſung ſei.

„Laß das dumme Zeug,“ bat jetzt Sibylle; „Du weißt, man ſoll mit dem Kukuk keinen Scherz treiben.“

„Warum nicht,“ lachte die Andere. „Wir wollen jetzt gleich hören, in wie viel Zeit Du einen Mann bekommſt.“ Und laut rief ſie wieder in den Wald hinaus:

„Kukuk, Kukuk, ſag mir an:
Wann kommt der Sibylle ihr Freiersmann?“

Dann ward Alles ſtill und die Mädchen lauſchten offenbar, was der Kukuk im Dickichte des Waldes für eine Antwort gebe. Da aber keiner zufällig bei der Hand war, und ringsum Alles ſtill blieb, ſo nahm der Doktor ſeine beiden Hände vor den Mund und brachte ein ſo natürliches Kukuk hervor, wie ich es in meinem Leben aus keinem Menſchenmunde gehört habe.

„Einmal! — zweimal! — dreimal! — viermal!“ —

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Seelen und Ein Gedanke.

Es war gewiß keine Viertelstunde vergangen nach dem Eintritte der beiden sehr pünktlichen Lieutenants, als beinahe die ganze eingeladene Gesellschaft um die Theetische, welche in Salon und Wohnzimmer aufgestellt waren, einträchtig bei einander saß. Die Namen aller derer zu erfahren, die hier versammelt waren, würde für den geneigten Leser langweilig sein, und wäre überdieß auch nicht im Stande, den Gang unserer Geschichte wesentlich zu fördern. Glaube man daher nur unserer Versicherung, daß es ein Thee war, wie viele dergleichen Thee's auch: man trank, man aß, man zerschnitt Kuchen mit der gleichen Leichtigkeit, wie den guten Namen des Nächsten; man versüßte einander das Leben durch Darreichen der Zuckerdosen, während man bei sich selber dachte: „O, könnte ich dir doch Herz und Tasse voll Wermuth gießen!“

Im Salon war der Tisch für die älteren Damen und Herren, da saßen Hof-, Kanzlei- und Regierungsräthinnen in stiller Majestät, Frauen angesehener Kaufleute und Gattinnen von Aerzten mit großer Praxis. Die betreffenden Männer befanden sich auch dabei, aber sie wandten sich bald hierhin, bald dorthin, sprachen mit dieser oder jener

Dame ihrer Bekanntschaft, und nahmen sich aus, wie vom Winde bewegte Bäume und Gesträuche zwischen ernsten, zackigen und unbeweglichen Felspartien. Mancher dieser ehrwürdigen Felsen war freilich noch mit freundlichem Grün und Blumen geschmückt, andere aber sahen schon recht verwittert und ausgewaschen aus und zeigten durch allerlei Sprünge und Furchen ihr respektvolles Alter.

Wie durch Zauberei verschwand die dem Auge so wohlthuende Symmetrie der Theekannen und Tassen, der Torten und des Backwerks. Die Tafel stellte in kurzer Zeit ein Schlachtfeld vor, auf dem es heiß zugegangen; ganze Zucker-Batterien waren demontirt, geschlagene Tassen-Bataillone hatten Löffel bei Fuß genommen; von Bretzel-Schwadronen sah man nur noch einzelne zerstückelte Glieder, und große Torten befanden sich im Zustande eroberter Schanzen mit zerstörtem Pfahlwerk, klaffenden Breschen und traurigen Ueberresten des einst so runden und wohlgefälligen Walles.

Aber auch andere Breschen und andere Wunden waren schon geschlagen worden, und von den starren Felsenkronen herab wehte öfters ein so schneidender Wind, daß arme Blümchen im Thale zusammenknickten und verdorrten. Die ehelichen Gesträuche möchten denn auch diesen Wind zuweilen zu anzüglich und scharf gefunden haben — genug, sie hatten sich einer nach dem anderen in das Nebenzimmer verpflanzt, wo die jüngere Generation thronte, und wohin auch wir uns später zu begeben die Ehre haben werden.

Es gibt bei jeder Thee- und Kaffee-Gesellschaft Gesprächs-Themata, die sich mit einer entsetzlichen Regelmäßigkeit folgen und die wie gemacht sind, um der rollenden gefräßigen Zeit zur willkommenen Speise zu dienen. Zuerst wird das Feld der freundlichen Nachrede im Allgemeinen durch Stadt- und Tagesneuigkeiten bebaut, man streut den bösen Samen des „Man sagt," oder „Haben Sie auch schon gehört?" in empfängliche Herzen; man sieht daraus ein Pflänzchen erwachsen, welches befruchtet und gedüngt mit vielen heuchlerischen „Unmöglich," oder „Es muß wohl so sein," oder „Das war vorauszu-

ſehen," zum ſtattlichen Giftbaume und zum Verderben ganzer Generationen heranwächst. Man geht darauf ins Spezielle über, nimmt einzelne Familien und Fälle vor, knickt einen guten Namen oder einen Ruf, der bis dahin untadelhaft war, und läßt erſt ab, wenn nichts mehr zu thun, als um die gefallenen Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit einen frohlockenden Reigen zu tanzen.

Gibt es gutmüthige Seelen in der Geſellſchaft, ſo lenken dieſe das Thema auf ein anderes Opfer; man führt das Theater in die Arena und läßt Stücke und Künſtler zerfleiſchen. Ein äußerſt dankbares Feld findet ſich auch in der Klage jeder Hausfrau über die Dienſtboten, und wenn das betreten und durchgepflügt wird, ſo fühlen bis jetzt ganz ſchüchterne Zuhörerinnen, daß ihre Zeit gekommen, um ebenfalls ein vollwichtiges Wort zu ſprechen.

„Haben Sie denn auch ſchon von der merkwürdigen Geſchichte gehört, die mit dem Schneider Schwörer geſchehen ſein ſoll?" fragte eine kleine Regierungsräthin mit beweglichem Weſen und ſehr freundlichen Augen. „Eine ganz eigenthümliche Geſchichte! Mein Mann hat ſie vor einigen Tagen vom Caſino mit nach Hauſe gebracht. Haben Sie davon gehört, Frau von Weibel?" wandte ſie ſich ſpeziell an die Mutter der Hausfrau.

„Wir hören wenig der Art," ſagte die würdige Dame mit einem Blicke auf Emilie; „mein Schwiegerſohn iſt leider zu beſchäftigt, um viel dergleichen zu erzählen."

Glücklicher Weiſe hatte der Rechtsconſulent vor ein paar Minuten einen Beſuch im Nebenzimmer gemacht und entging ſo dem ſtechenden Blicke ſeiner Schwiegermutter.

„Ah, mit dem Schwörer!" ſprachen ein paar andere Damen, und machten dabei ſo befriedigte Mienen, daß man ihnen deutlich anſah, ſie wüßten um die Geſchichte, während andere ſich erwartungsvoll vorbeugten und die Hälſe ſtreckten.

„Wer iſt Schwörer?" fragte eine dürre Juſtizräthin, die am oberen Ende der Tafel präſidirte und in dieſem Augenblicke wie das

Bild der Gerechtigkeit aussah. Sie hielt einen Apfel am Stiele schwebend zwischen den Fingern der linken Hand, während sie in der Rechten ein langes Tafelmesser schwenkte.

„Schwörer ist ein Herrenschneider," entgegneten mehrere Stimmen, „und — der — es war vor einiger Zeit —"

Doch hatte die Regierungsräthin ein viel zu gutes Organ, verbunden mit großer Zungenfertigkeit, um sich diese köstliche Geschichte nehmen zu lassen, weßhalb sie ihre Stimme erhob und berichtete, daß Meister Schwörer allerdings ein Herrenkleidermacher sei, dem in einer gewissen Nacht der Teufel erschienen sein solle.

„Mehrere Teufel," verbesserte sie eine schüchterne junge Frau in aller Unschuld, da ihr eine gute Freundin von mehreren Teufeln erzählt, die dem Schneidermeister erschienen seien.

„Es ist an Einem genug," sagte mit bestimmtem Tone die Gerechtigkeit am oberen Ende des Tisches. „Erzählen Sie weiter, Frau Regierungsräthin."

„Also es war in einer gewissen Nacht," fuhr diese fort, „da kann der Meister Schwörer, der ein frommer Mann sein soll, nicht schlafen, liest im Gesangbuch und denkt an Dies und Das, als sich auf einmal die Zimmerwand aus einander thut und dort der Teufel erscheint mit zwei Pferdefüßen, ungeheuer langen Hörnern, glühenden Augen, feurigem Athem, und ihm entgegen brüllt: „Ich bin gekommen, um dich zu holen!"

„Ah! dummes Zeug!" sprach die Justizräthin, die an keinen Teufel mit Hörnern und Pferdefuß glaubte.

„Nein, nein, Frau Regierungsräthin!" riefen nun die Stimmen der Damen, die bis jetzt aus Respekt vor der oben thronenden Gerechtigkeit geschwiegen, „so war es doch nicht — es war ganz anders!"

„Mir hat es mein Mann so erzählt," entgegnete die andere. „Es sei der leibhaftige Teufel gewesen, der ihn habe holen wollen."

„Das bringt man dem armen Meister Schwörer auf," lispelte eine blasse Kaufmanns-Wittwe, von der man im Geheimen sagte, daß

ſie eifrig die Betſtunde beſuche und ſich ſtark nach einem zweiten Manne umſehe.

„Nun, mir kann's recht ſein!“ lachte luſtig die Erzählerin.

„Wer weiß die Geſchichte genau?“ fragte die Juſtizräthin, worauf mehrere Stimmen antworteten: „Ich glaube, daß ich“ — „Mir wurde ſie von guter Hand erzählt“ — „Jemand, der ſie von Meiſter Schwörer ſelber hat, ſagte mir —“

„Die beſte Quelle haben wir vielleicht bei der Hand,“ ſprach die blaſſe Kaufmanns-Wittwe mit einem ſüßen Lächeln, indem ſie ſich umſchaute. „Wenn der Herr Doktor Plager ſo freundlich ſein wollte —“

„Mein Mann?“ fragte Emilie verwundert. „Was kann der mit Meiſter Schwörer zu ſchaffen haben?“

Das Organ der blaſſen Kaufmanns-Wittwe hörte ſich ziemlich ſchwach an; doch wenn ſie ſo mit ſanfter Stimme ſprach, ſo that ſie das ſo beſtimmt, ſo feſt, ſo unaufhaltſam, ſo mit dem Ausdrucke Jemandes, der durchaus nicht gewillt iſt, ſich unterbrechen zu laſſen, daß man ihr das Wort gab.

„Es handelt ſich eigentlich,“ ſagte ſie, „um einen kleinen Lehrling des Meiſters Schwörer.“

„So iſt es! — Richtig!“ — bekräftigten ein paar andere Stimmen.

„Aber es iſt etwas vom Teufelholen dabei,“ ſprach die Regierungsräthin kopfnickend, „das laſſ' ich mir nicht nehmen. Wenn ich auch den Anfang nicht richtig erzählt habe, die Fortſetzung wüßte ich ganz genau; es kommt ſpäter eine Teufelsbeſchwörung vor, die ganz ſchauerlich iſt.“

Die Kaufmanns-Wittwe zuckte faſt unmerklich zuſammen, dann erwiderte ſie: „Es iſt allerdings eine etwas unbegreifliche Geſchichte.“

„In der Ordnung! in der Ordnung!“ rief die Juſtizräthin. — „Alſo, der Lehrling —?“

„Ja, ein Lehrling,“ fuhr die Kaufmanns-Wittwe fort, — „ein kleiner Taugenichts, der nie zur rechten Zeit nach Hauſe kam und deßhalb ſchon oft ohne Erfolg abgeſtraft worden war.“

„Und wie hieß dieser Lehrling, wenn ich Sie unterbrechen darf?“ fragte Madame Weibel.

„Gottschalk, wenn ich nicht irre, Gottschalk Brenner,“ versetzte die Andere, „von einer etwas verrufenen Familie. Sein Vater ist herrschaftlicher Jäger; von der Mutter der Frau munkelt man allerlei.“

Der Blick, den in diesem Moment Madame Weibel ihrer Tochter zusandte, konnte, obgleich er mit einem Lächeln verbrämt war, ein fürchterlicher Blick genannt werden. — Hörst du, Emilie? sprach dieser Blick, da haben wir's! Jetzt gib nur Achtung!

„Der Bube kam eines Tages wieder spät nach Hause und vor die geschlossene Thür, und mußte dort im Regen stehen.“

„Wie ihm gesund war,“ meinte die Schwiegermutter.

„Endlich klopfte er ans Fenster, und Meister Schwörer in seiner Gutmüthigkeit will ihm gerade den Hausschlüssel hinaus reichen, wobei er ihm noch eine Ermahnung hält und dabei sagt: wenn er in seinem Leben so fortmache, so werde er später gewiß einmal dem Bösen verfallen — und wie er das sagt, da —“

„Mir grieselt's!“ sprach eine sehr alte Jungfer aus dem Honoratiorenstande.

„Da erscheint auf einmal vor dem Fenster eine räthselhafte Gestalt in einem rothen Mantel, emporgesträubtem, wie flammendem Haar, leuchtenden Augen und sonst noch allerlei, was dazu gehört. Die Gestalt krallt die Finger nach Meister Schwörer, worauf er zurücktaumelt, das Fenster schließt und überzeugt ist, er habe den Teufel gesehen.“

„Und der Knabe?“ fragten mehrere Stimmen.

„War in dem Augenblicke, als die Gestalt erschien und wieder verschwand, nicht mehr zu finden.“

„Das ist eben das Unbegreifliche,“ bekräftigte wichtig die Regierungsräthin, „daß der Bube seit jener Stunde nicht mehr zum Vorschein gekommen ist. Das allein hat mich an der ganzen Geschichte erschreckt.“

„Um ſo etwas ſollte ſich aber die Polizei bekümmern," meinte die Gerechtigkeit oben am Tiſche.

„Es iſt nicht ſo arg, es iſt nicht ſo arg," ſprach lächelnd die blaſſe Kaufmanns-Wittwe. „Allerdings war der Knabe für den Augenblick verſchwunden, aber er hat ſich wieder gefunden und lebt; darüber können ſich die verehrten Damen beruhigen. — Liebe Emilie, wo iſt Ihr Mann? Er ſoll uns Auskunft darüber geben; denn ſo viel ich gehört, hat er den kleinen Gottſchalk auf die Schreibſtube genommen."

„Herr Rechtsconſulent! — Herr Rechtsconſulent! — Herr Doktor Plager!" tönte es von mehreren Seiten des Tiſches.

Die Schwiegermutter ſaß da, finſter anzuſchauen; ihre Blicke kreuzten ſich Blitzen gleich mit denen ihrer Tochter Emilie. Sie war durch das, was die blaſſe Kaufmanns-Wittwe erzählt, aufs tiefſte gekränkt. Was! ihr Schwiegerſohn hatte es gewagt, einen Schreiber ins Haus zu nehmen, der im Geruch ſtand, als habe ſchon einmal der Teufel den Verſuch gemacht, ihn zu holen, — einen Buben aus einer verrufenen Familie, der obendrein eine ſchöne Schweſter hatte? Solche Leute engagirte er in ein Haus, wo nur Mägde geduldet wurden aus vornehmen Häuſern, mit den beſten Leumunds-Zeugniſſen verſehen? — O, das war niederdrückend!

Auf den allgemeinen Ruf beeilte ſich übrigens der Hausherr, aus dem Nebenzimmer hervorzukommen, und er that das händereibend und ſchmunzelnd.

Es war dem Rechtsconſulenten ſchmeichelhaft, von ſo vielen Stimmen dringend verlangt zu werden. Die vielen Stimmen wollten alle auf einmal anfangen, ihn zu examiniren, als die Juſtizräthin oben am Tiſche ihr ſpitzes Kinn erhob und das Schwert der Gerechtigkeit — die Wage war längſt verſpeist — ſo Aufmerkſamkeit fordernd, ſchwang, daß Alles verſtummte.

„Es handelt ſich da," ſagte ſie, „um eine Geſchichte von einem Lehrling, den der Teufel geholt haben ſoll, worüber Sie, beſter Herr Doktor, uns die richtige Auskunft nicht verſagen werden."

Das Antlitz des Herrn Plager verfinsterte sich bei diesen Worten ein wenig, er warf einen raschen Blick auf Schwiegermutter und Frau, und es war ihm unangenehm, diese Geschichte, von der er früher nie etwas erzählt, hier vor deren Ohren erörtern zu müssen. Doch suchte er so gut als möglich über diese Klippe zu kommen, indem er versetzte: „O, das ist nicht der Mühe werth, — ein Zusammentreffen von unbedeutenden Zufälligkeiten! Ich weiß übrigens die Sache nicht einmal ganz genau, und wenn Sie die beste Quelle wollen, so will ich meinen Sekretär, Herrn Larioz, rufen," — damit machte er eine bezeichnende Handbewegung nach dem Nebenzimmer, — „der das Glück gehabt hat, bei jener Geschichte den Teufel vorstellen zu dürfen."

„Also war es kein wirklicher Teufel?" sagte eine Stimme im Tone getäuschter Erwartung.

Und eine andere meinte: „Aber wie kann man Herrn Larioz für einen bösen Geist ansehen?"

„Wollen Sie ihn selber darüber hören?" fuhr der Rechtsconsulent fort, der froh war, die Sache von sich abwälzen zu können.

Doch die Schwiegermutter sprach in leisem, aber bestimmtem Tone:

„Das wird gewiß nicht die Absicht der verehrten Damen sein."

„Das ist in der That überflüssig," warf die blasse Kaufmanns-Wittwe dazwischen. „Nicht wahr, die Sache verhält sich, wie ich gesagt?"

„Allerdings, es ist so etwas daran," entgegnete Herr Plager.

„Und der kleine Lehrling ist auf Ihrem Bureau?" fragte die Justizräthin?

„Ich habe ihn zum Abschreiben genommen," antwortete der Hausherr. „Ein armer kleiner Mensch, schreibt eine ordentliche Hand. Herr Larioz hat ihn mir dringend empfohlen."

Während das der Rechtsconsulent sagte, blickte er auf die Schwiegermutter, um deren Lippen ein fatales Lächeln spielte.

„Sie kennen die Familie des jungen Menſchen?“ fragte eine Kanzleiräthin die Kaufmanns-Wittwe.

„Was man davon kennen kann,“ entgegnete dieſe achſelzuckend. „Der Vater iſt ein herrſchaftlicher Jäger, die Mutter iſt die Tochter einer gewiſſen Kammerfrau einer Gräfin — einer Gräfin — der Name fällt mir gerade nicht ein, — von der man allerlei ſpricht.“

„Iſt es ſo, Herr Schwiegerſohn?“ fragte Madame Weibel in einem ganz beſonderen Tone.

„Damit kann ich wahrhaftig nicht dienen,“ erwiederte der Gefragte; „ich habe mich um die Familie nie bekümmert. Wie geſagt, Herr Larioz hat mir den jungen Menſchen vorgeſchlagen, ich habe ihn angenommen — das iſt das Ganze.“

„Und hat er Geſchwiſter?“ fragte Madame Weibel. Und dieſe Frage klang dem Rechtsconſulenten wie ein leicht hinrollender Donner, der ſich plötzlich an einem klaren Frühlingstage hören läßt.

„O, freilich hat er Geſchwiſter!“ lächelte die Kaufmanns-Wittwe, „unter Andern eine wirklich auffallend hübſche Schweſter; ich habe ſie ſchon geſehen; ſie beſorgt weibliche Handarbeiten.“

Bei der Erwähnung der ſchönen Schweſter flog ein leichtes Lächeln über die hölzernen Züge der Juſtizräthin; Madame Weibel huſtete in ihr Taſchentuch, und Emilie ſagte verwirrt zu einer Nachbarin:

„Iſt Ihnen nicht vielleicht noch ein Stückchen Torte gefällig, Frau Oberreviſorin?“

Gleich darauf ſchwebte ein Engel durchs Zimmer, wie man zu ſagen pflegt, oder ein Polizeidiener, denn ſo war es dem Rechtsconſulenten plötzlich zu Muth, der nun mit einem Male anfing, die merkwürdigen Geſichter ſeiner Frau und Schwiegermutter zu begreifen.

Madame Springer aber, die ebenfalls in den Zügen ihrer theuren Anverwandten geleſen, fühlte Mitleid mit ihrem Schwager und warf einen anderen tüchtigen Brocken in die Unterhaltung.

„Ich habe gestern meiner Köchin aufgekündigt," sagte sie; „die Person trieb gar zu dumme Sachen. Schon mehrmals hatte ich bemerkt, daß sie Morgens mit ganz mehligem Gesicht in der Küche war, und als ich das Stubenmädchen darüber befragte, sagte mir diese, Katharine schmiere sich jeden Abend das Gesicht mit Gänsefett ein und reibe es dann mit Mehl wieder ab, um einen guten Teint zu bekommen."

„Nun sehe einer an!" rief die Justizräthin. „Es ist doch über alle Beschreibung!"

„Das ist aber noch nicht Alles," fuhr die Frau des Banquiers fort, „und deßhalb allein hätte ich sie vielleicht nicht weggethan; als ich sie aber zur Rede stellte, gab mir die Person zur Antwort, sie sei freilich nicht reich genug, um sich Goldcream zu kaufen. Hat man je so etwas gehört?"

„Es ist über alle Beschreibung!" lispelte die Kaufmanns-Wittwe; „wo das mit den Dienstmädchen hinaus will, mag der liebe Gott wissen."

Der Rechtsconsulent indessen segnete im Stillen den Einfall der Köchin seines Schwagers, sich mit Gänzeschmalz und Mehl einzureiben, da ihm die Erzählung dieses Vorfalls Veranlassung gab, sich sachte ins Nebenzimmer zu verlieren, wo die meisten seiner Leidensgefährten und Collegen wie alte Krystalle um den Tisch der jungen Generation angeschossen waren und sich hier wohl sein ließen, und wo es auch bei Weitem lustiger war als drinnen bei der Felspartie.

Hier schien von weiblichen Theilnehmerinnen nur geduldet zu sein, was sich noch des Mädchennamens erfreute, natürlich dem Alter nach in sehr weiten Grenzen; es lag ein Drittel Menschenalter zwischen der jüngsten und der ältesten der hier anwesenden Damen. Es erlaubt uns die Delicatesse nicht, näher auf die Altersverhältnisse selbst einzugehen.

Fräulein Clementine Weibel hatte sich, als wolle sie bescheiden sein, mit ein paar Bekannten von dem großen Tische hinweg an ein

rief Anne Marie, „nahe über drei Jahre kommt dein Freiersmann. Aber eins bitt ich mir aus," ſetzte ſie hinzu, „wenn ich Deine Brautjungfer werden ſoll, ſo muß Dein Bräutigam erſt den garſtigen Bart abſchneiden. Pfui, der iſt mir unausſtehlich! befiehl ihm, er ſoll ihn herunter ſchneiden."

„Ach, Anne Marie," entgegnete Sibylle, „ſchwätz doch nicht ſo dummes Zeug. Was geht mich der Doktor Burbus und ſein Bart an? Dann glaube ich auch," ſetzte ſie leiſer hinzu, „er läßt ihn meiner Schweſter Elsbeth zu Liebe ſtehen;" eine Bemerkung, die von der Andern mit einem äußerſt ungläubigen und lauten Lachen beantwortet wurde.

Der Doktor hatte dieſer Unterredung mit großer Aufmerkſamkeit zugehört. Er war ſichtlich ernſter geworden, und bei der Aeußerung, er laſſe der Elsbeth zu Liebe ſeinen Bart ſtehen, fuhr ein ungläubiges Lächeln über ſein Geſicht. Ich wollte durchaus die beiden Mädchen überraſchen und ſie tüchtig auslachen, doch ließ es der Doktor nicht zu und bat mich, mit ihm in's Dorf zurückzukehren.

Am Abend nun war großes Tanzvergnügen. Der Tanzplatz war das mächtig große Wirthszimmer der Dorfſchenke, wo es natürlicherweiſe ſo enge herging, daß namentlich beim Walzen die ganze Geſellſchaft nicht von der Stelle kam, ſondern ſich jedes Paar wie ein Kreiſel

Nebentiſchchen gezogen, wo ſie den Thee für beide Zimmer zubereitete. Doch waren ihr die angenehmſten jungen Männer dorthin gefolgt und hatten ſomit den erſten Platz gebildet, der doch der letzte hätte ſein ſollen.

Von unſeren Bekannten ſehen wir mit einigem Erſtaunen den Schreiber des Rechtskonſulenten, Herrn Larioz, der bei ſolch' großen Gelegenheiten ebenfalls gebeten wurde und wie immer, mochte er ſein, wo er wollte, zu Hauſe, im Bureau, auf der Straße oder in Geſellſchaft, eine außerordentlich anſtändige, ja würdevolle Figur ſpielte. Wir müſſen aber dabei nicht glauben, als ſei der Schreiber nur wie jeder andere Gaſt geladen geweſen — im Gegentheil, durch das Recht, in der Geſellſchaft ſein zu müſſen, hatte er auch kleine Verpflichtungen übernommen: er regierte mehr oder minder als eine feine Art Haushofmeiſter, er nahm einer Dame ihren Teller ab, um ihn auf das Nebentiſchchen zu ſetzen, er ging mit gravitätiſchen Schritten an die Thür, um Babette zu veranlaſſen, daß ſie friſches Waſſer hereinbringe, er zog die Moderateurlampen auf, wenn ſie in ihrem Glanze nachließen, er verſchwand auf halbe Stunden gänzlich, und dann finden wir ihn im Kinderzimmer wieder, wo ein einziger Blick, das leiſeſte Wort hinreicht, um Fritzchen und Louiſe aus dem wildeſten Rumoren zur tiefſten Stille zu bringen. Obgleich Herr Larioz den Kindern nie ein hartes Wort geſagt, ſo hatten ſie doch einen faſt unbegreiflichen Reſpekt vor ihm; ſchon daß er in der Nähe war, vermochte ſie, ihre Spiele weniger lärmend einzurichten, weßhalb dann auch beſonders aus dieſem Grunde der Schreiber bei keiner größeren Feſtlichkeit vergeſſen wurde.

Herr Larioz war im untadelhaften ſchwarzen Frack; ſein kurz geſchnittenes Haar trug er aufwärts geſtrichen, die Enden ſeines Schnurrbarts waren ſtark in die Höhe gedreht, und auf ſeinem langen Geſichte mit dem dunkeln, fremdartigen Teint lag wie immer eine gewiſſe Feierlichkeit, man könnte ſagen: ein melancholiſcher Ausdruck, der beſtändig bei ihm ſichtbar wurde, wenn er ſich in Geſellſchaften

befand, wie die heutige im Hause seines Prinzipals, wo so viele Worte gesprochen wurden, die weder ernstlich gemeint, noch zu irgend Jemandes Nutzen oder wahrem Vergnügen waren.

Wenn Herr Larioz so da stand in seiner stattlichen Größe, den Kopf hoch erhoben, so machte er den Eindruck einer vornehmen Persönlichkeit, und wenn er sich herumwandte, hätte man versucht sein können, nach dem Ordensstern auf seiner Brust zu schauen. Er hatte sich aus der Unterhaltung zurückgezogen und stand an eines der Fenster gelehnt, wo er ruhiger Beobachter dessen war, was sich vor ihm begab. Da blickte er dann kopfschüttelnd in viele der kleinen Intriguen hinein, die sich vor seinen Augen abspielten; da sah er, wie die Blicke hinüber und herüber flogen, trafen und zu zünden schienen, wie der betreffende Er, in der Absicht, recht schmachtend und angeregt auszuschauen, oft ein höchst albernes Gesicht zog, und wie Sie nach einem verwüstenden Blick auf die gewisse Art ihre Augen niederschlug, um es dann aus den Winkeln derselben hervorblitzen zu lassen, wobei ein stiller Seufzer zu sagen schien: Ich hab' dich verstanden.

Auch Finger- und Zeichensprache bemerkte er, er sah das gesuchte Berühren zweier Hände, die sich eine unschuldige Tasse Thee reichten oder einen harmlosen Teller mit Backwerk, und er erfuhr die verschiedenen Wirkungen davon: er sah, wie sie im ersten Augenblicke mit der Hand zurückzuckte, während sie bei der zweiten Berührung gar nicht wählerisch genug sein konnte im Aussuchen irgend eines Backwerks. Er verstand auch das an sich ganz unschuldige Umschlingen einer Stuhllehne mit ihren Folgen; er fragte sich selbst: Wird die Dame mit den weißen Schultern bei der ganz unwillkührlichen Annäherung zurückweichen, oder wird sie sich fester in ihren Sessel schmiegen, ohne es dabei zu unterlassen, einen gegenübersitzenden Gegenstand mit ihren Blicken zu bombardiren? Wenn das Letztere geschah, so lächelte er wie spöttisch in sich hinein, faßte an sein Herz und sprach zu sich: Gnade Gott dem wirklich Fühlenden, der in dieses wilde Chaos hineinfällt, um von Augen, Lippen, Zungen, Händen und Mienen zerfleischt zu werden!

Auch Herr Schilder war da, den Herr Larioz bei einer früheren Gelegenheit hatte kennen und schätzen gelernt. Heute Abend aber schien derselbe keine Sekunde Zeit zu haben, um sich mit etwas Anderem zu beschäftigen, als mit dem kleineren Theetisch, den seine Blicke beständig umflatterten, wie die arme Mücke das strahlende Licht. Herr Schilder war allerdings ein wenig hellblond, hatte auch gerade kein sehr ausdrucksvolles Gesicht, dafür aber hübsche klare Augen, die, sowie ein angenehmes Lächeln des Mundes, große Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit verriethen. So gewandt er auf seinem Comptoir und in seiner Fabrik war, so wenig wußte er sich mit jener sichern Unbefangenheit die wir elegante Tournure nennen, auf Bällen, in Theegesellschaften und andern Soireen zu bewegen. Auch die hier herrschende Conversation, die tausenderlei Variationen über die Schönheit des heutigen Abends und die Häßlichkeit des gestrigen Wetters konnte er sich durchaus nicht angewöhnen; er schämte sich, mit einer ganz gewöhnlichen banalen Phrase an eine junge Dame heran zu treten, er überlegte vorher, um ihr etwas Gescheidtes, etwas Ansprechendes zu sagen, und wenn sie nun nicht so erwiderte oder ihre ganze Antwort auf das gewisse eigenthümliche Lächeln beschränkte, so verlor er leicht die Contenance, man blickte einander ein paar Sekunden lang an, man vernahm ein paar Ja oder Nein, und dann wandte sich die junge Dame zu ihrer Nachbarin, um derselben zuzuflüstern, wenn Herr Schilder unterdessen in Verlegenheit abgezogen war: „Es ist schade, man kann mit ihm gar nicht reden, er ist zu hölzern.“ Auch tanzte der Unglückliche nicht, wußte wenig von Gesellschaftsspielen, noch weniger vom Theater, da er keine Zeit hatte, das letztere zu besuchen, und wurde deßhalb von der Mädchenwelt, wenn auch für eine gute Partie, doch für ziemlich unbedeutend gehalten.

Die Mütter dagegen sahen Herrn Schilder schon mit ganz anderen Augen an. Aber was sind die Augen einer Mutter? — prosaisch, kalt, berechnend! Eine Mutter denkt nur an die Zukunft ihrer Tochter, sieht, ob ein junger Mann derselben eine sorgenfreie Existenz

machen kann, ob er von bravem und solidem Charakter ist. — Das sind aber alles unbedeutende Nebensachen in den Augen mancher jungen Mädchen. Wie er tanzt, wie er eine Conversation führt, vor allen Dingen wie er aussieht! Ob er sein Halstuch auf nachlässig elegante Art zu knüpfen versteht, und hauptsächlich, ob er im Verdacht steht, schon vielen Mädchenherzen gefährlich geworden zu sein — das zieht an, das besticht!

Es war schade um Herrn Schilder, daß er nicht einen guten Freund hatte, der ihn aufmerksam machte auf die Fehler, die er zeigte, und auf die Vorzüge, die er hätte bestrebt sein sollen, sich anzueignen. Es war ein guter Stoff in ihm vorhanden, um allem, was ihm mangelte, nachzuhelfen. Ein blonder Schnurrbart wäre bald da gewesen; hübsche Zähne hatte er auch, und mit seinem schlanken, wohlgewachsenen Körper hätte er es in kurzer Zeit dahin bringen können, selbst ein vortrefflicher Tänzer zu werden.

Wenn er auch zur Intimität des kleineren Theetisches nicht zugelassen war, so widmete ihm doch Fräulein Clementine Weibel, eingedenk der Ermahnungen ihrer Mutter und ihrer Schwester, größere Aufmerksamkeit, als er sich sonst wohl zu erfreuen gehabt hätte, und ließ deßhalb sein Herz vor Freude stärker schlagen.

Die junge Dame verstand es, mit ihren Blicken zu wuchern; sie hatte dunkle, glänzende Augen und wußte damit den naturgemäßen Gebrauch zu machen; alle Variationen des Auf- und Niederschlagens waren ihr geläufig, und wenn sie zu Jemand sagte: „Darf ich um Ihre Tasse bitten?“ so konnte das durch die gehörige Begleitung die größten Hoffnungen erregen, oder auch alle Wünsche mit einem Male niederschlagen. Und nicht nur, daß sie am heutigen Abend dem Herrn Schilder einige ermunternde Blicke zusandte, wenn sie ihm irgend etwas anbot, nein, sie schaute auch sonst wohl im Laufe des Gesprächs nach ihm hinüber mit dem unverkennbaren Ausdruck ihres Auges, das sagen wollte: Wenn ich auch hier mit Andern spreche, so wäre es mir doch fast lieber, in deiner Nähe zu weilen. Ja, einige Mal trat

sie auf ihn zu, reichte ihm irgend eine Kleinigkeit, wobei ihre Hand die seinige berührte oder sie mit ihrem Kleide ihn streifte, nicht ohne alsdann fast erschrocken ihn um Verzeihung zu bitten. Da aber diese Blicke und Berührungen der jungen Dame wie Funken waren und sich sein Herz im Zustande eines sehr trockenen Zunders befand, so flammte er so in Liebe auf, daß die Gluth seine etwas bleichen Wangen färbte und sein Athem zuweilen ziemlich schwer ging.

Das alles bemerkte Herr Larioz von seinem Standpunkt am Fenster aus, und da er sonst noch mehr bemerkte, so trug das nicht dazu bei, seine sehr geringe Freundschaft für Fräulein Clementine Weibel zu verstärken; er bemerkte nämlich, daß sie zu gleicher Zeit, wo sie so viele Zeichen der Innigkeit mit Herrn Schilder wechselte, sich mit Worten und Geberden mit einem jungen Offizier zu schaffen machte, der ihr an dem kleinen Tischchen zur Seite saß, und daß sie nicht weniger einen Maler bedeutend ermuthigte, der sich freilich an dem großen Tisch, aber so gesetzt hatte, daß er, um uns eines gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, Fräulein Clementine Weibel mit seinen Augen verschlingen konnte. Ja, wenn das Auge zu dergleichen fähig wäre, so hätte von der jungen Dame bald nichts mehr übrig geblieben sein müssen, so unverwandt und hartnäckig starrte der langhaarige Künstler herüber.

Der Lieutenant saß, wie schon bemerkt, zur Seite der Angebeteten des Herrn Schilder, und sein Schmachten war ein hartnäckiges zu nennen. Zuweilen lächelte er mit einem nichtssagenden, fast blödsinnigen Gesichtsausdruck, und dann gab auch sie im gleichen Moment irgend ein Zeichen von sich, eine zusammentreffende Bewegung; entweder blickte sie plötzlich neben sich, oder sie lächelte ebenfalls, aber sehr beruhigt, oder sie sagte vielleicht zu ihrer Nachbarin: „Morgen gehe ich ins Theater, ich freue mich recht sehr darauf.“

Woher diese Bewegungen kamen, konnte Herr Larioz unmöglich mit Gewißheit bestimmen, denn er sah von den beiden jungen Leuten nur die obere Hälfte, die untere wurde von Tisch und Tischtuch verdeckt.

Mag eine Theegesellschafts-Conversation anfänglich noch so animirt geführt werden, es gibt doch Augenblicke, wo eine Erschlaffung sämmtlicher Geisteskräfte einzutreten scheint. Wenn es auch hier aufopferungsfähige Wesen genug gibt, die sich mit Leib und Seele in die Conversation werfen, die aus ihren Herz- und Gehirnkammern die letzten Körnchen suchen und herbeibringen, um sie auf dem Taubenschlag der allgemeinen Unterhaltung zu opfern, so gehört doch immer etwas Neues dazu, um diese nicht gänzlich erlahmen zu lassen — es sei ein jeu d'esprit oder ein sonstiges geistloses Pfänderspiel.

Auch hier bei dem gemischten Thee des Rechtsconsulenten gab es schon Augenblicke, wo die Felspartieen starrer und schweigsamer dazusitzen schienen, wo keine murmelnden Bächlein mehr herab flossen, wo man selbst keinen gierigen Raubvogel mehr erblickte, der um manche kahle Höhe schwebend nach irgend einem unglücklichen Thierlein in der Tiefe spähte, auf daß er es zerfleische. Sogar die Gespräche bei der jüngeren Generation wollten nicht mehr so recht gedeihen wie zu Anfang; statt einer allgemeinen Conversation gab es nur noch einzelne Gruppen, die sich flüsternd zusammen unterhielten; ja, man bemerkte schon ein unterdrücktes Gähnen, und selbst Fräulein Clementine Weibel, die doch selten um eine Rede verlegen war, sprach nur noch wenig mit ihren Nachbarn, ja, ihre Augen schienen müde geworden zu sein, denn alles, was sie noch damit leistete, war ein gelindes Auf- und Niederschlagen, höchst selten nur sah man noch einen verderbenbringenden Seitenblick.

Da tönte die Klingel laut und vernehmlich, und das frischte schon sämmtliche Lebensgeister ein klein wenig auf. Es konnte ja vielleicht etwas Absonderliches gemeldet werden, was in der Stadt geschehen, es konnte zu irgend Jemand eine telegraphische Depesche kommen, die willkommenen Stoff zur Unterhaltung bot.

Obgleich es aber in diesem Augenblicke weder das eine noch das Andere war, was der Ruf der Klingel verkündete, so erschien doch

zum Auffriſchen des gemiſchten Thee's etwas noch weit Zweckmäßigeres. Die Thür öffnete ſich langſam, und herein trat eine fremde Perſönlichkeit, welcher Herr Banquier Springer folgte und ſie zuerſt dem Kreiſe der älteren als ſeinen Bekannten, den Herrn Grafen Czrabowski, vorſtellte.

Der Herr Graf war ein Mann in den mittleren Jahren, leidlich conſervirt, mit einigem dunklen Haar, einem ſchwarzen, gut gepflegten Schnurrbart und lebhaften, brennenden Augen; er hatte einnehmende Manieren, verbeugte ſich auf ungezwungene, faſt elegante Art vor den Damen, wobei er mit etwas fremdem Accent ſein Vergnügen ausſprach, gegenwärtige Geſellſchaft kennen zu lernen; auch einen Stuhl neben der Juſtizräthin annahm und dieſelbe gewandter Weiſe ſchon im nächſten Augenblicke in ein intereſſantes Geſpräch verwickelt hatte, woran er ſo freundlich war, auch die übrigen Damen Theil nehmen zu laſſen, indem er bald dieſe, bald jene durch eine Frage zu irgend einer Aeußerung veranlaßte.

Man ſah es den Mienen ſämmlicher aus der Felspartie an, daß ſie mit dem neuen Gaſte nicht unzufrieden ſeien. Hatte er doch etwas ſo unendlich fremdländiſch Intereſſantes, was man hier leider ſo wenig fand! Wie verſtand er es, die Unterhaltung zu drehen und umzuwenden, und dabei wiegte er ſich ſo graziös auf ſeinem Stuhl, wackelte ſo anmuthig mit dem Kopfe — ganz Eleganz, ganz tanzende Bewegung, daß man faſt überzeugt war, es bedürfe nur eines einzigen plötzlichen Geigenſtrichs, und er ſäuſele tanzend durchs Zimmer, dabei immerfort Converſation machend, immer unnachahmlich gewandt, graziös und behende.

Die ſtarre Juſtizräthin zeigte ein Lächeln; freundlich wollen wir es gerade nicht nennen, aber ſie gab, was ſie konnte. Sie hatte dieſes Lächeln ihrem Manne, dem Juſtizrathe, abgelernt; es war wie das Leuchten eines Richtſchwertes.

Die blaſſe Kaufmanns-Wittwe hielt den Athem an bei den Reden des Fremden, nicht aus Spannung über das, was er ſagte, ſondern

weil sie aus ihrer Praxis wußte, daß es möglich ist, durch stark angehaltenen Athem eine sanfte Röthe auf die Wangen zu zaubern. Sie mischte sich einige Mal mit Glück in das Gespräch — mit Glück sagen wir, denn Graf Czrabowski, der von dem scharfen Blick seiner glühenden Augen jeder der Damen etwas zukommen ließ, schien etwas Sympathisches in ihr zu finden und fixirte sie zuweilen so scharf, daß es in ihr klang, wie jene Stelle aus dem Nachtlager von Granada:

Sein Blick, mir zugewendet,
Ist Blitz und Schlag zugleich.

Ja, sie fühlte Blitz und Schlag und affektirte ein Zusammensinken, wie die vom wilden Sturm überrauschte und schon halb geknickte Lilie.

Das Herz der Madame Weibel hatte Graf Czrabowski durch die ausgesprochene feste Ueberzeugung gewonnen, daß sie die Hausfrau sei, und ebenso verband er sich Emilie durch die Vermuthung, daß er in ihr eine der Töchter des Rechtsconsulenten verehre. Dabei blieb natürlicher Weise für Herrn Plager nicht viel Schmeichelhaftes übrig, was das einzig Unpolitische in der Handlungsweise des ausgezeichneten Fremden war. Der Hausherr hatte ihm ohnedies nur ein sehr steifes Compliment gemacht, und als er die Zungenfertigkeit des Herrn Grafen bemerkte, vergrub er sein Kinn in der Halsbinde, zwinkerte mit den Augen und sah in diesem Moment weder lebensfroh noch glücklich aus.

Auch im Nebenzimmer bei der jüngeren Generation war die Ankunft des interessanten Grafen ruchbar geworden. Von achtzehn Damen, die sich dort befanden, gelang es wenigstens vierzehn, durch Anwendung der umständlichsten Manöver einen Blick in den einzigen Spiegel des Zimmers zu werfen; die vier anderen, denen das, ohne zu auffallend zu werden, nicht gelingen wollte, ergaben sich in ihr Schicksal und suchten wenigstens, so viel es möglich war, sich mit der

Hand zu überzeugen, ob Scheitel, Chemisette und dergleichen mehr noch in bester Ordnung seien. Dabei unterhielten sie sich eifrig flüsternd, und die, welche etwas von dem unternehmenden Fremden wußten, gaben das zum Besten, versteht sich von selbst, mit dem nöthigen Zubehör.

Wie wir schon früheren Aeußerungen des Fräulein Clementine Weibel entnommen haben, konnte diese über den fraglichen Gegenstand wohl die beste Auskunft geben; bei zwei Besuchen, die der Graf Czrabowski bei ihrem Schwager gemacht, hatte er sich jedes Mal eine halbe Stunde mit ihr unterhalten und ihr dabei zweimal die Hand geküßt, einmal beim Kommen, einmal beim Gehen.

Ja, er war delicids, wirklich interessant, ein vollkommener Gentleman! — Fräulein Weibel hatte einige englische Romane gelesen. „Er führt eine Conversation," sagte sie, „die hinreißend genannt werden kann. — Und wie der tanzen muß, ah!" — Dabei warf sie einen schwärmerischen Blick an die Zimmerdecke, genau an die Stelle, wo über einer Hängvase mit Epheu ein bedeutungsvoller Kranz von Gänseblümchen zu sehen war.

Herr Lariez hatte über diesen Blick auf seine eigene Weise gelächelt; Herr Schilder aber war schmerzlich zusammengezuckt und fühlte wohl, daß die schönen Stunden des heutigen Abends nun für ihn vorüber sein würden. Wenn er auch wohl früher einen der gefährlichen Blicke Clementinens beobachtet hatte, die sie dem Lieutenant gespendet oder dem langhaarigen Maler — sein edles Herz mit den guten und soliden Absichten dachte immer nur an eine Heirath und setzte das bei jedem anderen fühlenden Wesen voraus; er hatte sich selbst achselzuckend getröstet, indem er sagte: Zwischen ihr und einem Lieutenant steht die unerschwingliche Caution, und was den Maler anbelangt, so ist das ein Hungerleider, und da hat's gar keine Gefahr. — Aber der Graf Czrabowski, der polnische Graf Czrabowski, der Gott weiß welche Güter besaß mit wahrhaft erschreckenden Revenuen, der in die Stadt gekommen war, der sich bei Herrn Banquier Sprin-

ger hatte vorstellen lassen, der heute Abend diesen gemischten Thee besuchte, bloß um Clementine Weibel zu sehen, sie kennen zu lernen, sie zu heirathen — o, das war mit den geschilderten Eigenschaften, mit dem interessanten Haarmangel, mit dem kühnen Schnurrbart, den weißen Zähnen und dem untadelhaften Anzuge nach der neuesten Mode ein gefährlicher Nebenbuhler.

Herr Fabrikant Schilder hatte weder Haarmangel, noch Schnurrbart aufzuweisen, und seinem Frack war durch Einsetzung neuer weiter Aermel nur nothdürftig nachgeholfen worden. Es wurde ihm unter der Weste zu eng, denn er fühlte mit jeder Sekunde mehr und mehr, daß der polnische Graf Czrabowski eigens von Polen hieher gereist sei, um Fräulein Clementine Weibel zu heirathen. Wie konnte es auch anders sein! Glaubte doch der arme Fabrikant nicht anders, als daß sie, wie sie seinen Augen erschien, umflossen von Schönheit und Liebreiz, auch gerade so jedem Anderen vorkommen müsse. Ach! und ist sie nicht schön und liebenswürdig? sprach Herr Schilder zu sich selber; gibt es etwas Reizenderes als den Blick ihrer Augen, namentlich wenn sie zu mir herüberschaut, als die Haltung ihres schlanken Körpers, als ihre Art zu reden, als ihre süßen, süßen Worte, wenn sie freundlich spricht? Und alle diese leiblichen und geistigen Vorzüge hatte er schon als sein eigen gedacht, glaubte schon verschiedene Ungeheuer in Gestalt von Lieutenants und Malern, die ihm den Weg zu seinem Zauberschloß versperrten, besiegt zu haben, und sollte nun, ermattet wie er war, einen neuen Kampf eingehen, und zwar mit einem fürchterlichen Drachen!

Und wie sich Alle auf die Ankunft dieses Drachens freuten, Alle, Alle, oder ihr wenigstens erwartungsvoll entgegensahen — das bemerkte er an den Augen, die fest auf die Thür gerichtet waren; ja, Alle schauten dorthin — — doch nein, nicht Alle. Wie Herr Schilder seine Blicke umherfahren ließ, sah er sich gegenüber an die Fensterbrüstung gelehnt Herrn Lariez, den langen Schreiber des Rechtsconsulenten, der ihn selbst, Herrn Schilder, einen Augenblick an-

auf dem Platz umher drehte. Da natürlich bei Erbauung dieses Lokals an einen Platz für die Musiker nicht gedacht war, so hatte man später für sie gesorgt, und das auf äußerst sinnreiche Art. In die Balken der Wand waren nämlich sehr starke Nägel eingeschlagen, an welchen Stühle wie Kupferstiche aufgehängt waren, und auf diesen saßen die Musikanten. Ihre Beine hingen in der Luft und der Chef des Orchesters, der durch zu starke Bewegungen mit denselben den Takt angab, kam dadurch nicht selten in verdrießliche Berührung mit den Köpfen der Tanzenden. Es war auffallend, wie wenig Antheil der Doktor heut Abend an dem Tanzvergnügen nahm. Er mußte mit der Elsbeth tanzen, die ihn früher dazu aufgefordert, und ich sah, daß er sie mit einigem Widerstreben holte. Er mußte sie auch fast mit Gewalt einem Gespräche über die Schaf- und Rinderzucht entreißen, das sie an der Seite eines benachbarten Bauernsohnes mit lauterer Stimme als nöthig war hielt. Auch bemerkte ich, daß eben dieser Bauernsohn dem Doktor einen nichts weniger als freundlichen Blick schenkte. Warum Burbus mit Sibylle nicht tanzte, begriff ich nicht. Wohl sah ich zuweilen, wie er hinschielte, aber sich alsdann mit der Hand über die Augen fuhr, als habe er sich selbst über etwas Unerlaubtem ertappt. Ich konnte nicht umhin, ihn darauf aufmerksam zu machen, indem ich sagte, daß es nicht mehr als billig sei, auch

ſchaute, dann aber mit faſt verächtlichem Geſichtsausdruck vor ſich nieder blickte, als wollte er ſagen, was Herr Schilder dachte: „Es iſt doch wohl der Mühe werth, darauf ſo viel Aufmerkſamkeit zu verwenden!“

Dieſer Blick, dieſer Geſichtsausdruck that dem Herrn Schilder ſo wohl, er fühlte, der lange Mann dort am Fenſter war, ihn ſelbſt und Clementine vielleicht ausgenommen, hier unter Larven die einzig fühlende Bruſt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erſtes Kapitel.

Nachts im Regen 7

Zweites Kapitel.

Fremde Umgebungen 20

Drittes Kapitel.

Der Armenarzt 35

Viertes Kapitel.

Meiſter Schwörer 52

Fünftes Kapitel.

In einem alten Hauſe 64

Sechstes Kapitel.

Nadelſtiche 84

Siebentes Kapitel.

Jockey und Gärtner 105

Seite

Achtes Kapitel.

Eugenie 121

Neuntes Kapitel.

In der Schreibstube 145

Zehntes Kapitel.

Eine Teufelsbeschwörung 170

Eilftes Kapitel.

Der Neffe des Jägers 192

Zwölftes Kapitel.

Ein gemischter Thee 217

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Seelen und Ein Gedanke 242

F. W. Hackländer's Werke.

XXXI. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Einunddreißigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

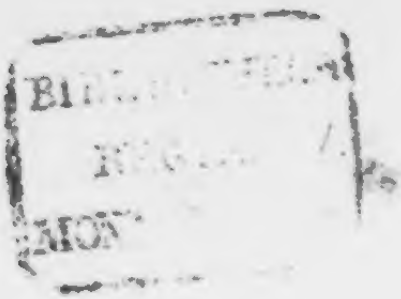

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Der Neue Don Quixote.

Zweiter Band.

mit der jüngsten Tochter des Vetter Christoph zu tanzen, worauf er sich nach längerem Ueberlegen hiezu entschloß. Mehrmals aber sah ich, daß er mit der Hand mißmuthig durch ; en dicken Bart fuhr.

Jetzt trat .r mit Sibylle zu einem Walzer an, und ich hatte wohl bemerkt, daß sie bei der Aufforderung hiezu die Augen niederschlug. Die Beiden tanzten so hübsch, daß fast alle übrigen Paare aufhörten und ihnen fast den ganzen Tanzboden zur Verfügung ließen. Anfänglich hatte Sibylle die Augen fest auf den Boden geheftet, aber wie sie nach und nach von der Sicherheit ihres Tänzers angenehm berührt, eben so sicher in ihren Bewegungen ward, hob sie den Kopf höher und höher, und schwebte endlich stolz dahin wie eine Prinzessin. Ein allgemeines Händeklatschen der ganzen Tanzgesellschaft gab endlich das Zeichen zum Aufhören und Sibylle, die mit laut klopfendem Herzen neben dem Doktor stand, bemerkte jetzt erst, daß sie die ganze Zeit allein getanzt hatten, und schlug erröthend und verwirrt die Augen nieder. Ich stand gerade hinter ihr, und wollte der hübschen Tänzerin etwas Schönes sagen; doch weiß ich nicht, es kam mir ein dummer Gedanke: ich neigte mich an ihr Ohr hin und flüsterte leise: Kuckuck!

Erschreckt fuhr Sibylle zusammen, wandte sich einen Augenblick nach mir, um im nächsten darauf ihren Tän-

Vierzehntes Kapitel.

Polniſcher Punſch.

Um die wichtige Epiſode des gemiſchten Thee's, die nun begann, im würdigen Romanſtil einzuleiten, müßten wir ungefähr ſagen: Da öffneten ſich beide Flügelthüren, und hell beſtrahlt von der zahlreichen Wachskerzen blendendem Schein, die Wangen ſanft geröthet von der eben gepflogenen Unterhaltung mit der dürren Juſtizräthin und der blaſſen Kaufmannswittwe, erſchien der ſchöne Pole, Graf Czrabowski, am Eingange des Saales. — Aber wir verſchmähen dergleichen beſtechendes Beiwerk und ſchreiben einfach der Wahrheit gemäß, daß er, den alle Blicke erwarteten, jetzt auf ungezwungene Art in das Zimmer trat, ein ſiegreiches Lächeln auf den Zügen, die Lippen leicht geöffnet, damit man die weißen Zähne ſehen konnte, und darauf mit einem zierlichen Compliment, das wie ein Blitz über ſämmtliche achtzehn Damen dahin fuhr, auf Clementine Weibel zuſchwebte, ihr die Hand küßte und ſich ganz ungemein freute — ſo ſagte er — ſie endlich wieder zu ſehen.

Sie antwortete durch jene gewiſſe Bewegung junger Damen, die den altmodiſchen Knix verdrängt hat und wobei die Ausführung ſo erſcheint, als würden ſie durch eine Springfeder in die Höhe geſchnellt; dann führte Clementine den Grafen an den größeren Tiſch,

wo sogleich an verschiedenen Stellen mehrere Lücken entstanden, um Stühle einschieben zu können; daß er dabei ihre Hand nicht los ließ, sah Herr Schilder mit wahrem Ingrimm.

Darauf setzten sich beide an irgend einer passenden Stelle, wo man Stühle einschob, und nun machte die junge Dame ihren Gast in der Schnelligkeit mit dem ganzen Kreise bekannt. Alle bemühten sich, ein so gewinnendes Compliment wie nur möglich zu machen, mit Ausnahme des Herrn Schilder, der nur kurz mit dem Kopfe nickte, und des Herrn Lartoz, der gar nicht vorgestellt wurde.

Letzteren aber fixirte der Graf ein paar Sekunden lang sehr aufmerksam, was dieser aber ganz ungezwungen erwiderte, worauf es einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnte, daß Beide mit dem Resultate ihrer Betrachtungen nicht sehr zufrieden zu sein schienen.

Wer kümmerte sich aber darum in diesem Augenblicke? War doch der gemischte Thee glänzend wieder aufgefrischt worden, hatte sich doch die Unterhaltung auf wahrhaft wunderbare Weise animirt. Der Graf sprach rechts und links, über den Tisch hinüber, sogar an den kleinen Tisch hinter sich, der seit Clementinens Weggehen dem Nichts verfallen war. — Und wie wußte er das unbedeutendste Gesprächsthema auszubeuten; wie gönnte er Jedem seinen Antheil daran! fragte bald da, bald dort, erzählte, ließ sich erzählen und war dabei so blendend und geistreich, daß ein junges Mädchen, die im Allgemeinen wenig beachtet wurde, zu ihrer Nachbarin sagte: „es durchschauere sie förmlich, und jetzt fühle sie erst, wie ein Mann eigentlich sein müsse."

Die Aermste hatte freilich bis dahin noch keinen Begriff davon gehabt. Aber auch Andere, die schon mehr Erfahrung hatten, wie zum Beispiel die blasse Kaufmannswittwe, fühlten still seufzend dasselbe und gestanden sich, daß so ein geheimnißvoller Fremder doch ein ganz anderes Wesen sei.

Was sich aber am köstlichsten bei Graf Czrabowski ausnahm,

das war der eigenthümliche Accent, mit dem er ſein ſonſt ſehr geläufiges Deutſch ausſprach. Er ziſchte bei manchem Wort ſo deliciös zwiſchen den Zähnen, er verſetzte die Artikel auf eine ſo wundervolle Art, daß man ihn gar zu gern ſprechen hörte. Ja, ohne unſerer wahrhaftigen Geſchichte vorzugreifen, können wir hier ſchon ſagen, daß die Art, ſo zu ſprechen, wie es der polniſche Graf that, förmlich Mode wurde und man lange noch manchen geckenhaften jungen Menſchen fand, der ſich daſſelbe angewöhnte und nun ebenſo unwiderſtehlich zu ſein glaubte wie der wunderbare Fremde.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo ſich der gemiſchte Thee in ein Souper verwandeln ſollte. Dazu brauchte man den Salon, in welchem ſich die Felspartieen befanden, um hier kleine gedeckte Tiſche aufzuſtellen. Es galt nun vor allen Dingen, die älteren Damen mobil zu machen und ſie in das Wohnzimmer hinein zu treiben, wo unterdeſſen Babette und die Putzfrau durch übermenſchliche Anſtrengungen in kurzer Zeit den großen und kleinen Theetiſch abgeräumt hatten.

Clementine Weibel, die den Wink ihrer Schweſter Emilie, welche ſich unter der Thür des Salons ſehen ließ, verſtanden, ſchlug ein allgemeines Spiel vor, woran auch die ältere Geſellſchaft Theil nehmen ſollte. Dies bezweckte, dieſelbe aus dem Salon heran zu ziehen, und während ſie dieſem Rufe folgend ſich langſam in Bewegung ſetzte, um zur jüngeren Generation zu ſtoßen, umkreiſten hinten Herr Banquier Springer, ſowie der Hausherr die hartnäckig Zurückbleibenden, um ſie nach Art einer Schafherde, wenn auch nicht gerade durch Bellen und Beißen, vorwärts zu treiben.

Nachdem dies gelungen, wurden die Portieren herabgelaſſen, und während darauf im Salon ein unerhörtes Klappern und Klirren von Tellern und Gläſern vor ſich ging, proponirte Clementine Weibel ein allgemeines Geſellſchaftsſpiel und lud den Grafen Czrabowski durch einen zärtlichen Druck auf den Arm ein, ſie dabei zu unterſtützen.

Dieſer war auch ſogleich bereit dazu und rangirte die Geſellſchaft

mit ungemeiner Energie in so weitem Kreise wie möglich, bei dem es aber doch so enge herging, daß eine innige Berührung mit den Nachbarn unvermeidlich war. Die blasse Kaufmannswittwe hatte es durch Gewandtheit und Ausdauer so weit zu bringen gewußt, daß sie an die rechte Seite des Grafen gepreßt wurde, während dieser selbst neben dem Stuhle des Fräulein Clementine Weibel fast ganz verschwand.

Herr Schilder saß auf Kohlen; es kochte eine ganze Hölle in seinem sonst so sanften Herzen. Er sah, wie ungeheuer vergnügt Clementine war, wie sie über Alles lachte, sogar über das, was die Kaufmannswittwe sagte, die sie sonst nicht ausstehen konnte; er sah, wie sie bei jedem dieser heftigen Lachanfälle gegen den Stuhl des Grafen prallte, wie sie diesen dann jedesmal um Verzeihung bat, und wie ihr dieselbe dann auch mit dem süßesten Lächeln gewährt wurde. Er blickte im Kreise umher nach einem Freunde, nach einem Helfer, und seine Blicke blieben abermals auf dem unbeweglichen Gesichte des Herrn Larioz haften, der hinter dem Stuhle Clementinens stand und mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck auf das Paar niedersah.

Daß es über alle Beschreibung heiß in dem Zimmer war, brauchen wir wohl nicht zu sagen; aber Niemand schien von der Hitze so angegriffen zu werden, wie der unglückliche Schilder; er athmete mühsam, der Schweiß rieselte ihm von der Stirn, und dabei war er so zerstreut und nur mit einem einzigen Gedanken beschäftigt, so daß, als ihm seine Nachbarin, eine wohlconditionirte Postsekretärstochter, im Laufe des Spieles den Grafen Czrabowski schenkte, er lauter, als gerade nothwendig war, hinausrief: „Hol' ihn der Teufel!"

Glücklicherweise unterbrach wenige Zeit nachher das Oeffnen der Portieren seine Tantalusqualen, um ihn anderen und nicht minder grausamen zu unterwerfen. Das Souper begann, und wie es sich von selbst verstand, führte der Graf Clementine Weibel an einen der kleinen Tische, und so gern Herr Schilder ebenfalls dorthin gefolgt wäre, so hatte er doch nicht den Muth dazu; es war ihm noch ein Trost, daß sich die blasse Kaufmannswittwe von irgend einem Liente-

nant ebenfalls dorthin führen ließ; denn er betrachtete diese mit richtigem Gefühl als eine Art Hemmschuh für die Beiden, als ein Etwas, das mit der Wirkung kalten Wassers dazwischen trat, wenn sich vielleicht im Laufe des verführerischen Gesprächs die Köpfe zu sehr erhitzen sollten.

Es geschah übrigens mit dem Gefühle der Verzweiflung, als Herr Schilder nach einer aufmunternden süßen Miene der Frau Rechtsconsulentin den Arm der Sekretärstochter ergriff und dieselbe mit fast ängstlicher Hast nach einem Tische schleppte, wo noch zwei Plätze frei waren, von denen aus man aber genau sehen konnte, was an dem Tische, wo sich der Graf und Clementine befanden, vorging.

Der junge Fabrikant war um so unruhiger, als er umherspähend Herrn Larioz vermißte, von dem er annahm — er wußte eigentlich selbst nicht genau, weßhalb — daß derselbe mit seinen eigenen bitteren Gefühlen über den polnischen Grafen harmonire.

Der lange Schreiber war aber, wie er das bei Soireen im Hause seines Prinzipals zur Zeit des Soupers immer zu thun pflegte, in das Schlafzimmer der Kinder gegangen, wo er mit Fritzchen und Louisen sein bescheidenes Nachtessen einnahm.

Das Souper nahm indessen seinen gewöhnlichen Verlauf; die Felspartieen leisteten das Uebermögliche, und man begriff kaum, wie sie hierzu noch im Stande waren, da sie noch vor einiger Zeit so furchtbare Verheerungen bei dem Theetische bewerkstelligt hatten; die Herren bedienten die Damen und die Damen wiederum die Herren; man trank sich Gesundheiten zu, und Alle entwickelten einen guten Appetit mit Ausnahme des Herrn Schilder, der nicht nur fast keinen Bissen aß, sondern auch auf die klarsten Fragen die unklarsten Antworten gab. Dabei verwandte er kein Auge von dem Tische, an welchem Clementine Weibel saß, und wenn er auch nichts Besonderes dort entdeckte, so kam es ihm doch vor, als brauche die junge Dame immer einige Vorbereitungen, wenn sie sich erheben wollte, um irgend etwas zu holen.

Nach dem Souper kamen abermals Spiele an die Reihe, und spät gegen Mitternacht sollte die Soiree wie immer mit einem Punsche beschlossen werden. Auf die Anfertigung dieses Punsches baute Herr Schilder einige kühne Hoffnungen; er glaubte darin Vorzügliches zu leisten und wurde bei den meisten befreundeten Familien aufgefordert, sich diesem Geschäfte zu unterziehen. Es war das ein Augenblick, fern von dem Geräusche der Welt in der stillen Küche zugebracht, wo sich schon Gelegenheit fand, ein freundliches Wort anzubringen.

Je mehr die Zeit zu Anfertigung des Punsches heran nahte, um so näher hielt sich Herr Schilder bei der Gruppe, wo Clementine Weibel saß, an ihrer Rechten der polnische Graf, an ihrer Linken ein Lieutenant — eine Gruppe, bei der sich auch die Kaufmannswittwe befand, sowie Madame Springer, und wo es außerordentlich vergnügt und lustig zuging.

Nun ist es aber für Jemand, der sich in einer gedrückten Stimmung befindet, sehr schwer, lustig zu sein. Die harmlosesten, ja, heiter sein sollenden Aeußerungen kommen in solchen Augenblicken bitter und gereizt hervor, und selbst das Lächeln, das man auf seinen Zügen sehen läßt, erscheint mehr wie ein Grinsen der Verzweiflung. Herr Schilder hatte sonst ganz gute Einfälle, aber heute wollte kein einziger gelingen; er kam sich selbst unbegreiflich fade vor und mußte es erleben, daß sie, in deren Augen er so gern geglänzt hätte, sich von ihm wegwandte, und daß allein der polnische Graf ihm ein kleines Lächeln zollte, das aber ebenso gut für ein Lächeln des Mitleids gelten konnte.

Aber bei der Punschbereitung, das nahm er sich fest vor, da wollte er der jungen Dame einige passende Worte sagen.

Mochte der Rechtsconsulent in dem Herzen des Fabrikanten lesen oder mochte er auch die lachende Gruppe gern gesprengt sehen oder sonst seine Nebenabsichten haben — genug, er wandte sich mit dem freundlichen Lächeln, welches die Lippen eines Hausherrn beständig ziert, an Clementine Weibel und sagte ihr ziemlich laut, ob sie nicht

wie gewöhnlich dem Herrn Schilder helfen wolle, ſeinen ſo bekannten und vortrefflichen Punſch zu brauen.

Clementine ſchaute im Kreiſe umher, das heißt, ſie wandte nur ihren Kopf, ohne dabei mit den Augen die Blicke des intereſſanten Fremden zu verlaſſen, und ſagte: „Ach ja — mit Vergnügen.“

„Mein Freund, der Herr Schilder,“ ſetzte der Rechtsconſulent händereibend hinzu, „iſt groß in der Anfertigung des Punſches; er muß das Geheimmittel haben, denn wenn wir auch alle ſein Recept kennen, iſt doch Niemand im Stande, dieſes Getränk ſo wohlſchmeckend wie er anzufertigen.“

„Die Uebung, Herr Doktor, die Uebung,“ entgegnete der junge Fabrikant geſchmeichelt. Er fühlte ſich in dieſem Augenblicke überglücklich, doch wenigſtens etwas Anerkennenswerthes für die Geſellſchaft leiſten zu können. Wenn nur einiges Gefühl in ihrem Herzen war, ſo mußte ſie ihm jetzt einen freundlichen Blick ſchenken, um ſo mehr, als ſich nun auch die Lieutenants, ſowie der langhaarige Maler vernehmen ließen und eingeſtanden, daß ſie ſelten etwas Famoſeres getrunken als den Punſch des Herrn Schilder.

Da nahm der herzerobernde Fremde das Wort und ſagte mit ſeiner affektirt ſanften Stimme, welche übrigens von den blitzenden Augen Lügen geſtraft wurde:

„Auch ich werde mich ſehr erfreuen, ein Punſch von Herrn Schilders Fabrikation zu trinken — wirklich ſehr erfreuen, das Recept zu kennen: denn bis jetzt habe ich gedacht, wir allein ſeien im Stande, ein Punſch zu machen.“

„Das glaube ich auch wohl!“ rief eifrig der Maler. „Auf meinen Reiſen (er ſprach gern von ſeinen Reiſen, obgleich eigentlich Niemand wußte, welche Länder er bereiſt hatte), traf ich mit vielen Ihrer Herren Landsleute zuſammen, die einige Mal das Ausgezeichnetſte in Punſch leiſteten.“

„Polen und Rußland,“ entgegnete ſtolz der Graf, „ſind eigentlich das Land der Pünſche.“

Als er das sprach, überschauerte es die blasse Kaufmannswittwe, und auch Clementine Weibel fühlte sich angenehm erregt. — „Pünsche" hatte er gesagt, ach, und er sprach dieses Wort so delicids aus! — Pünsche! Es klang das so weich, so wohllautend und doch wieder so melancholisch. — O, es war ein einziger Mensch, der liebenswürdige Fremde, dachten drei Viertel der anwesenden Damen, und viele derselben, die ihn das zauberische Wort hatten sprechen hören, spitzten ihren Mund und sagten mit einem himmelnden Blick: „Pünsche — Pünsche!"

Da sprach die alte strenge Justizräthin wohl unbedachter Weise die schrecklichen Worte: „Es wäre wohl nicht uninteressant, einmal einen polnischen Punsch zu versuchen."

Und alsbald erklang es von allen Seiten: „Ach ja, Herr Graf, ein polnischer Punsch!"

Junge Damen, die heute Abend noch nicht des Glückes theilhaftig geworden, mit dem Helden der Gesellschaft ein Wort zu reden, näherten sich ihm mit flehend aufgehobenen Händen und sprachen so begeistert, als hofften sie ein Stückchen Seligkeit zu erlangen: „Ach, bitte, bitte, bester Graf, einen polnischen Punsch!"

„Ein polnischer Punsch!" sagte der langhaarige Maler beistimmend.

„Ein polnischer Punsch!" meinte die Frau Rechtsconsulentin, da sie sah, wie ihr Gemahl finster die Lippen zusammenbiß.

„Gewiß, ein polnischer Punsch!" sprach auch Madame Weibel mit dem energischen Tone ihrer Stimme.

Und „polnischer Punsch, polnischer Punsch!" klang es wie Hohngelächter der Hölle in den Ohren des unglücklichen Herrn Schilder.

Daß Graf Czrabowski dem allgemeinen Drängen nachgab, versteht sich von selbst. Nur Clementine Weibel machte einige bescheidene Einwendungen — Einwendungen, die den armen Fabrikanten vielleicht wieder etwas hätten aufrichten können, und wie die Liebe so gern zum Verzeihen geneigt ist, so sprach es schon in ihm: „O Gott, sie will keinen polnischen Punsch, sie will am vaterländischen festhalten!" Da

ſah er, mit welchen Blicken ſie dieſe Einwendungen begleitete, als ſie ſprach: „Aber, Mama, das geht ja nicht; der Punſch wird in der Küche gemacht, wir können den Herrn Grafen doch nicht in die Küche führen, in die Küche, wo es, wie du wohl weißt, am Abend einer Soiree nicht immer ſo ausſieht, wie es ſollte.“

Darauf nickte der Herr Graf mit dem Kopfe und entgegnete lächelnd: „Ich werde nichts ſehen als“ — der Blick, den er bei dieſen Worten auf das junge Mädchen warf, war wahrhaft mörderiſch — „als — als die Sachen, die wir zu dieſem Punſche gebrauchen.“

Da hierauf die Schwiegermutter befriedigt mit dem Kopfe nickte, eilte Clementine triumphirend in die Küche, um das Nothwendige herzurichten und dabei in der Geſchwindigkeit ſo viel aufräumen zu laſſen, als nur irgend möglich war. Obgleich ſie dicht bei Herrn Schilder vorbei kam, obgleich dieſer ſie mit ſeinen Blicken bannen zu wollen ſchien, ſah ſie ihn doch gar nicht; ſie dachte nur an die Küche, an den polniſchen Grafen und an den polniſchen Punſch. — Glückliche Clementine!

Wie der junge Fabrikant nach dieſem für ihn ſo entſetzlichen Auftritte aus dem Salon ins Wohnzimmer kam und von dort in das Eßzimmer gelangte, wo die Putzfrau mit Abräumen des Buffets beſchäftigt war, das wußte er eigentlich ſelbſt nicht. Er ging wie in dichtem Nebel und ſtreckte zuweilen ſeine Hände aus, als müſſe er ſich durch das Gefühl orientiren. Auch durch das Eßzimmer ging er und kam an die Thür zum Schlafzimmer der Kinder, die er öffnete und, vielleicht ohne es ſelbſt zu wollen, dort eintrat.

Fritzchen und Louiſe ſaßen an ihrem Tiſche neben Herrn Larioz; dieſer hatte ein großes Buch vor ſich, worin ſich buntgemalte Ritter zu Fuß und zu Pferde befanden, die er den Kindern erklärte. Bei dem Eintritt des Herrn Schilder blickte er in die Höhe und ſchien nicht einmal überraſcht, als er deſſen verſtörtes Geſicht ſah; er nickte bloß mit dem Kopfe und bot dem Eintretenden einen Stuhl, den dieſer auch annahm und ſich ſeufzend darauf niederließ.

zer ſtehen zu laſſen, und eilte zu Anne Marie, mit der ſie von dem Tanzboden verſchwand.

Bei dem Heimfahren am heutigen Abend fehlte zur beſtimmten Zeit Niemand von den Leuten, weshalb keine Verzögerung eintrat und es mit Vetter Chriſtoph keinen Verdruß gab; denn mit dem Vetter Chriſtoph war an ſolchen Abenden nach einem Tag, wo er es für ſeine Schuldigkeit hielt, den Keller ſeines Gaſtfreundes gehörig zu unterſuchen, nicht zu ſpaßen. Wir ſaßen alle auf, der Doktor hatte die Zügel erfaßt, und neben ihm auf der Bank ſaßen Sibylle und ich.

Es war ein außerordentlich ſchöner Abend. Nachdem wir eine Zeitlang, ohne zu ſprechen gefahren waren, forderte mich Sibylle zum Singen auf und wir ſangen allerhand luſtige und ernſte Weiſen in die Nacht hinaus. Ich hatte, wie ich meiſtens zu thun pflegte, wenn ich neben Sibylle ſaß, meinen Arm um ihren Leib geſchlungen und ſie lehnte an mir, bald mir etwas flüſternd erzählend, bald wieder die Augen ſchließend, als wollte ſie ſchlafen. Mit dem Doktor ſprach ſie kein Wort.

Dieſer hatte auch heute Abend ein ganz ſonderbares Ausſehen. Er ſah ſo grimmig auf ſeine Pferde, hatte die Zügel ſtraff angezogen und knallte mit ſeiner Peitſche viel mehr als nöthig. Oftmals lehnte er ſich weit rückwärts, als wolle er die Pferde mit Gewalt anhalten, aber ich bemerkte ganz wohl, daß er auf uns herüber-

Sind die Gesellschaftsspiele vorüber?" fragte Herr Larioz, worauf der Andere antwortete: „Ja, es ist Alles vorüber."

Dieses „Alles" schien der Schreiber so zu verstehen, wie es Herr Schilder gemeint; denn er wandte seinen Kopf hin und her und sagte, nachdem er einen langen Blick auf den jungen Mann geworfen: „Ja, ja, die Welt liegt sehr im Argen; man muß aber nicht Alles so schwer nehmen."

„Ja, wenn man's nur leicht nehmen könnte! Es ist eigentlich närrisch von mir, nicht wahr, daß ich die Gesellschaft verlasse und Sie hier in ihrer stillen Einsamkeit überfalle? Ich weiß auch nicht, wie das gekommen ist; ich wollte nur dem polnischen Punsch aus dem Wege gehen."

„Dem polnischen Punsch?" fragte Herr Larioz und blickte in die Höhe.

„Ach ja, Herr Graf Czrabowski thut der Gesellschaft die Ehre an, in der Küche mit Fräulein Clementine einen polnischen Punsch zu brauen."

„Ah so, ah so!" erwiderte Herr Larioz und schaute gedankenvoll nach der Thür, aber nicht nach der, zu welcher Herr Schilder eingetreten war.

„Tante ist in der Küche," sagte Louise, „da will ich ihr helfen gehen."

„Ich auch," meinte Fritzchen.

Und beide Kinder waren im Begriff, von ihren Stühlen herab zu steigen. Der lange Schreiber blickte fragend auf sein Gegenüber, und Herr Schilder wollte schon ziemlich erleichtert sagen: „Thut das, Kinder," als er den Blicken des Anderen begegnete und darin etwas zu lesen schien, was er erst dann verstand, als Herr Larioz nun mit großer Ruhe sprach: „Man muß in der Welt klar sehen, das ist die Hauptsache — bleibt nur da, Kinder, ihr würdet draußen nur genircn."

Hätte das jeder Andere im Hause gesagt, so würden die Kinder erst recht in die Küche gegangen sein; aber vor dem großen ernsten

Manne hatten ſie einen ſo außerordentlichen Reſpekt, daß es nur eines Wortes von ihm bedurfte, um ſie zum Gehorſam zu zwingen.

Wenn Herr Schilder den Blick des Schreibers verſtanden hatte, ſo wußte dieſer auch genau, was die Angſt bedeuten ſollte, mit welcher der Fabrikant nach der Thür ſchaute, die nicht einmal feſt verſchloſſen war und die auf den Hausflur und von da in die Küche führte. Dabei dachte Herr Larioz: Es iſt doch Alles Lug und Trug in der Welt, keine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit mehr zu finden! Habe ich doch ſelbſt geſehen, wie die draußen zuerſt mit dem vortrefflichen Schilder ſüße Blicke gewechſelt, dann es ebenſo mit ein paar Lieutenants gemacht, ſowie mit dem langhaarigen Maler, und jetzt braut ſie in der Küche einen polniſchen Punſch! — O, über dieſe Welt!

Er blickte, wie er oft zu thun pflegte, vor ſich hin und ſchaute weit, weit in andere Sitten und andere Zeiten. — „Sollte man nicht ſein Schlachtroß beſteigen?“ murmelte er in ſich hinein; „ſollte man nicht ſein gutes Schwert ziehen und, ſich deckend mit dem feſten Schilde, hinein ſprengen in das elende Gewimmel, das da unter unſeren Füßen ſeine unſauberen Fäden zieht? — Ja, bei Gott und San Jago! Das ſollte man thun, aufdecken alle die Heimlichkeiten, ſo viel es möglich iſt, und Lug und Trug zerſtören.“

Darauf athmete er tief auf und ſagte mit ruhiger Stimme: „Ich werde mir in der Küche ein Glas Waſſer holen.“

Herr Schilder nickte befriedigt mit dem Kopfe und folgte dem langen Schreiber mit dankbaren Blicken, der ſich nun langſam erhob, die Thür weit öffnete und hinaus ſchritt.

Unterdeſſen waren Clementine und der Graf Czrabowski mit der Anfertigung des polniſchen Punſches beſchäftigt. Babette hatte alle Ingredienzien auf den Küchentiſch geſtellt und ſich dann pflichtſchuldigſt entfernt. Die Beiden waren allein in dem halb dunkeln, räucherigen Gemach, und nur dumpf hörte man aus den Geſellſchaftszimmern

das Lachen und Plaudern der Gäste; doch machten diese immer noch einen solchen Lärm, daß es jedes andere Geräusch übertönte. Clementine zerschnitt Orangen, drückte sie in die Suppen-Terrine aus und der Graf sagte: „Ach, welch deliciöser, wunderbarer Geruch das ist! Man glaubt im schönen Süden zu sein, in Italien, wandelnd in Myrten- und Orangenwäldern."

„Sie waren in Italien?" fragte sie.

„Ja und nein," gab er zur Antwort; dann setzte er mit einem Seufzer hinzu: „Ich war allein da, und allein umher irren, ohne ein Herz, das im Stande ist, uns zu verstehen, ohne Jemanden, der zu uns spricht: Ach, wie ist das so schön! — da zählt eine solche Reise gar nicht."

„Ach, ich glaube das," entgegnete Clementine seufzend und wandte ihren Kopf ein wenig herum, worauf sie fast erschrak, als sie dicht vor sich die blitzenden Augen des Fremden erblickte.

„Nur zu Zwei kann man genießen," fuhr dieser fort, setzte aber gleich darauf in leichterem und gefälligem Tone hinzu: „Warum diese Melancholie, die mich so oft und schmerzlich überfällt, vor Ihnen zeigen, mein schönes Fräulein? Was kümmert uns die Vergangenheit, was kümmert uns Italien? Ist doch die Gegenwart so wunderschön!"

Er stand sehr dicht bei dem jungen Mädchen, als er das sprach.

„Aber was machen Sie?" fuhr er nach einer kleinen Pause fort, als er sah, daß Clementine ihre vom Orangensaft nassen Finger an einem Küchenhandtuch abtrocknen wollte. „Welche Verschwendung, diese köstlichen Tropfen!"

Rasch hatte er ein feines Battisttuch hervorgezogen und warf es leicht und gewandt über die beiden Hände des jungen Mädchens, ergriff dieselben und bemühte sich mit manchem Druck, die Stelle des Küchenhandtuches zu versehen. Es war das ein etwas gefährliches Manöver, und Clementine athmete tief und schwer auf, das Blut schoß ihr ins Gesicht und ihre Augen flammten.

Der Graf hatte sein Tuch sorgfältig wieder abgewickelt, brachte

es dann an ſeinen Mund und ſchien begierig, den Duft der Orangen einzuſaugen. „Sehen Sie," ſagte er darauf, „was Sie hinweg werfen wollten, hat mich für mehrere Tage glücklich gemacht — für mehrere Tage, denn noch lange wird mich der Duft dieſes Tuches an einen ſeligen Augenblick erinnern."

Clementine war unruhig, ihre Hand zitterte, als ſie nun eine der Flaſchen emporhob, um die Flüſſigkeit auf den Orangenſaft und den Zucker zu gießen.

„Ich muß Sie unterſtützen," ſprach der Graf mit leiſer, ſchmeichelnder Stimme, „das iſt Ihrer Hand zu ſchwer." Damit legte er ſeinen linken Arm um ihre Taille, aber nur in der Abſicht, um mit den Fingerſpitzen ihre Hand zu halten, die wirklich auffallend zitterte.

Die zweite Flaſche goß er ſelbſt in die Terrine, aber mit ſeiner rechten Hand, denn ſein linker Arm war beſchäftigt.

„Wie das betäubend iſt!" ſagte das junge Mädchen, nachdem ſie ſich einen Augenblick tief auf die ſtark duftende Flüſſigkeit hinabgebeugt. — „Ach, ſo betäubend."

Auch er war ihrem Beiſpiele gefolgt und hatte den Kopf niedergeſenkt, ſo tief, daß ſeine Lippen ihr Haar berührten.

„O, man kann das nicht lange aushalten," fuhr Clementine fort, nachdem ſie ein paar Sekunden in dieſer Stellung verharrt. „Das verwirrt ordentlich die Sinne. Ah!" machte ſie und warf ihren Kopf heftig zurück. Da er in dieſem Augenblicke nicht das Gleiche that, ſondern nur ſein etwas bleiches Geſicht gegen das glühende des jungen Mädchens wandte, ſo war es von ihrer Seite wirklich ganz abſichtslos und unwillkürlich — wir wollen das wenigſtens annehmen, — daß ſich ihre Lippen fanden und auch ſogar einen kleinen Moment in dieſer Bewegung verharrten.

Da hörten die Beiden eine tiefe Stimme hinter ſich ſagen: „Das iſt alſo ein polniſcher Punſch?"

So überraſcht werden iſt immer eine höchſt mißliche Sache; es gibt da freilich allerhand Auswege, aber ſie ſind nicht immer mit Vortheil

anzuwenden; man kann die Sache höchst gleichgültig nehmen, als habe der, welcher uns überrascht, mit seinen vielleicht sehr vortrefflichen Augen sich doch nur geirrt; doch gehört dazu eine außerordentliche Frechheit, die nicht Jeder besitzt; man kann die Geschichte in Lachen verkehren; sie kann es für einen etwas albernen und unziemlichen Scherz declariren; doch bedarf es dazu einer Geistesgegenwart, die in diesem Umfange ebenfalls nicht Jedermanns Sache ist; man kann mit einem Schrei aus einander fahren, der eine Theil kann sich flüchten, der andere mit einem gewissen bekannten Gesichtsausdruck überrascht stehen bleiben, und das ist die gewöhnliche Lösung solcher verdrießlichen Rencontres; aber es ist ein bischen compromittirend.

Der Graf und Clementine, eigentlich sie allein, behandelten die Sache auf die letzt angegebene Art; er hätte vielleicht zum ersten oder zweiten Auskunftsmittel seine Zuflucht genommen; da aber das junge Mädchen mit einem lauten Schrei von der Küche in die Speisekammer flüchtete, so blieb ihm nichts übrig, als ziemlich verblüfften Angesichts die strenge Miene des langen Mannes anzuschauen, den er vorhin im Gesellschaftszimmer in der Fensterecke gesehen, und dessen Züge ihm schon damals nicht besonders gefallen.

„Das ist also ein polnischer Punsch, Herr — Graf?“ wiederholte der Eingetretene, indem er mit der rechten Hand den armen Herrn Schilder abwehrte, der sich erregt vordrängen wollte, obgleich er nicht alles gesehen, was der Schreiber erschaut.

Graf Czrabowski hatte übrigens im nächsten Augenblicke seine Fassung wieder gewonnen und versuchte es, sich aus der Affaire zu ziehen. Doch schüttelte Herr Larioz mit einem verächtlichen Gesichtsausdruck seinen Kopf und sagte: „Das mag anderswo gebräuchlich sein, auf solche Art mit jungen Mädchen Punsch zu brauen; bei uns in anständigen Häusern aber denkt man, es sei sehr frech, sich so zu benehmen.“

„Ja, sehr frech,“ sprach auch zitternd vor Zorn Herr Schilder, der sich nun gewaltsam vordrängte und dicht vor den interessanten

Fremden hintrat. — „Sehr frech, ich wiederhole es und will es zehn Mal wiederholen, und ſo laut als ich kann.“

Leider that er das Letztere in vollem Umfange, ſo daß ſich Herr Larioz veranlaßt ſah, ihn um Mäßigung zu erſuchen. Und daran hatte der Schreiber Recht, denn wer bei ſolchen Veranlaſſungen anfängt zu ſchreien, gibt ſich eine Blöße, die ein geſchickter Gegner gleich zu benutzen verſteht.

Und ein ſolcher Gegner war der Herr Graf Czrabowski; er fuhr lächelnd durch ſein Haar, er drehte lächelnd an ſeinem zugeſpitzten Schnurrbart, er ſagte lächelnd: „Das nenne ich Gaſtfreundſchaft, einen einzelnen harmloſen Fremden ſo zu überfallen!“

Hätte nur zuerſt Clementine und nachher Herr Schilder nicht ſo laut geſchrieen! Aber in den Geſellſchaftszimmern war es mit einem Male ſehr ſtill geworden, und jetzt öffnete ſich die Thür vom Salon auf den Gang, und Madame Weibel ſchlich heraus, welcher ihr Schwiegerſohn mit gerunzelter Stirn folgte.

Die Beiden traten in die Küche; Niemand wagte eine Frage zu ſtellen, man ſah ſich erſtaunt an. Herr Larioz ſtand mit hoch erhobenem Kopfe an der Thür, Herr Schilder haſchte nach Athem, während er ſeine beiden Hände krampfhaft ſchloß und öffnete; der Graf ſpielte verlegen mit ſeiner Uhrkette, und Clementine war verſchwunden.

Die Schwiegermutter war die Erſte, welche ihren Mund öffnete und fragte: „Wo iſt meine Tochter?“

Ein paar Sekunden lang antwortete Niemand, dann ſagte Herr Schilder, indem er heftig ſchluckte: „Sie hat ſich, als wir in die Küche traten, dort in die Speiſekammer geflüchtet.“

„Geflüchtet?“ rief Madame Weibel, und ſie legte einen Ausdruck auf dieſes Wort, der offenbar ſagen wollte: „Seit wann findet ſich ein Mitglied der Familie Weibel in die Nothwendigkeit verſetzt, ſich zu flüchten?“ — Und dann fuhr ſie fort, indem ſie ihre ſpitze Naſe gegen den langen Schreiber richtete: „Was haben Sie eigentlich in meiner Küche zu ſuchen?“

„Was ich dort ſuchte, habe ich gefunden," entgegnete Herr Larioz mit großer Ruhe.

Der Rechtsconſulent hatte bis jetzt kein Wort geſprochen, nur hatte er ſämmtliche Anweſende mit ſtrengem Blicke betrachtet, der ſich aber in einen ängſtlichen verkehrte, als er hinter ſich die Salonthür geöffnet und das Geſicht der blaſſen Kaufmannswittwe ſah, die neugierig heraus horchte.

„Gehen wir hinein," ſprach er eilig, „gehen wir alle hinein — dummes Zeug! Ich bitte, meine Herren, gehen wir hinein!"

„Und Fräulein Clementine?" fragte Herr Schilder einigermaßen zur Unzeit.

„Laſſen Sie meine Tochter, wo ſie iſt," ſagte ſtreng Madame Weibel. „Und Sie," wandte ſie ſich an Larioz, „haben doch wohl gehört, was Ihnen mein Schwiegerſohn befohlen? Machen Sie, daß Sie aus meiner Küche fortkommen, — Sie —!" Dieſes „Sie" war mit einem ſo giftigen Blicke begleitet, daß jeder Andere unfehlbar davor zurückgewichen wäre.

Der lange Schreiber aber, der dieſen Blick kannte und nicht fürchtete, zuckte lächelnd die Achſeln und ſprach zu Herrn Schilder: „Kommen Sie, ſonſt haben wir Beiden noch das größte Unrecht begangen."

„Das haben Sie auch," entgegnete ungemein erbost die Schwiegermutter; denn ihrem geübten Verſtande war es ſchon im erſten Augenblicke klar geworden, um was es ſich handelte. „Was haben Sie an Küchenthüren zu horchen und noch Andere dazu zu veranlaſſen!"

Der Rechtsconſulent, der klüger war und ruhigeres Blut beſaß, als ſeine Schwiegermutter, wollte ſich begütigend ins Mittel ſchlagen, doch war es zu ſpät. Clementine, die jedes Wort verſtanden hatte, und der es in der Speiſekammer anfing zu eng und unbehaglich zu werden, glaubte den Zeitpunkt gekommen, wo ſie mit einigem Eclat ſiegreich hervorbrechen könne. Und das that ſie denn auch; ſie ſtürzte

weinend an den Hals ihrer Mama, indem ſie ſagte: „Ach ja, es iſt nur die helle Bosheit von dem Schreiber, er hat an der Küchenthür gelauſcht und uns abſichtlich erſchreckt. — O, das iſt ſchändlich.“

„Ja, es iſt ſchändlich,“ murmelte der polniſche Graf, der bis jetzt für gut befunden hatte, ſtillſchweigender Zuſchauer zu ſein.

„Ja, ſehr ſchändlich!“ ſprach die Schwiegermutter mit Pathos. „Schändlich über alle Beſchreibung — Sie langer, nichtsnutziger Menſch!“

Es war gut, daß der Rechtsconſulent in dieſem Augenblicke ſeine Hand auf den Arm des Herrn Larioz legte und ihm ernſtlich ſagte: „Ich wünſche jetzt Ruhe, wir wollen das morgen unterſuchen,“ — worauf der Schreiber einen tiefen Athemzug that und ſich dann verneigte.

Leider hatte die Toilette des Fräuleins Clementine Weibel in der rauchigen Speiſekammer einigen Schaden gelitten, was nicht dazu beitrug, die gute Laune der beiden Damen zu erhöhen. Clementine wollte in ein fortgeſetztes Weinen verfallen, was ſich aber der Rechtsconſulent verbat, indem er ſie erſuchte, ihre Toilette ſo gut als möglich zu corrigiren und dann zur Geſellſchaft zurückzukehren. Er zitterte, wenn er daran dachte, daß man drinnen Vermuthungen ſchöpfen könne, oder daß die blaſſe Kaufmanns-Wittwe etwas verſtanden. Deßhalb ſagte er mit ſehr eindringlicher und feſter Stimme, obgleich er ganz leiſe ſprach, zu Madame Weibel: „Frau Schwiegermutter, Sie mögen zufälliger Weiſe anderer Anſicht ſein, aber ich erſuche Sie dringend, in den Salon zurückzukehren und den Leuten drinnen, die wahrſcheinlich die Köpfe zuſammen ſtecken, irgend etwas Glaubwürdiges zu erzählen. Oder wollen Sie“ — ſetzte er mit zuſammengebiſſenen Zähnen hinzu — „morgen ein Stadtgerede haben, das vielleicht der Wahrheit ſehr nahe kommt? — Bitte, ſagen Sie mir ſpäter Ihre Meinung, aber jetzt gehen Sie.“

Eine Sekunde lang maß ihn die erzürnte Dame von oben bis unten, und dann ſagte ſie: „Gut, Herr Schwiegerſohn, das Maß iſt überfüllt.“

Damit rauſchte ſie hinaus.

„Und Sie, Herr Graf,“ wandte ſich der Hausherr mit höflichem, aber trockenem Tone an den etwas verblüfft daſtehenden intereſſanten Polen, „darf ich Sie wohl bitten, zur Geſellſchaft zurückzukehren?“

„Wenn Sie mir erlauben, Herr Doktor,“ entgegnete der Fremde nach einer Pauſe, wobei er den Verſuch machte, einen Blick von Clementinen aufzufangen, die aber kluger Weiſe das Taſchentuch vor die Augen hielt, „ſo ziehe ich mich heute Abend zurück und werde mir morgen erlauben, Sie zu beſuchen, um eine kleine Erklärung über die eben gehabte Scene entgegen zu nehmen.“

Er warf den Kopf etwas ſtolz in die Höhe, und Herr Larioz zuckte bedeutſam mit dem rechten Arm. Nach einem abermaligen vergeblichen Verſuche, einen Blick von dem jungen Mädchen zu erhalten, ſetzte er ſeufzend und mit Beziehung hinzu: „Nach dem, was ich heute Abend erlebt, iſt mir Stille und Ruhe angenehm.“

Damit machte er dem Hausherrn eine Verbeugung, ging hinaus, ließ ſich von der lauſchenden Babette Paletot und Hut geben und verſchwand.

Zweimal zuckte Clementine zuſammen und ſchien im Begriffe, das Tuch von ihren Augen zu entfernen, um ihm einen Blick nachzuſenden, doch ſiegte ihre Klugheit, und ſie vergrub ihren Kopf noch tiefer in die Hände.

„Wir wollen morgen weiter darüber ſprechen,“ ſagte alsdann der Rechtsconſulent zu ſeinem Schreiber; gehen Sie noch eine kleine Weile zu den Kindern oder —“

„Nach Hauſe, ich verſtehe,“ erwiederte lächelnd Herr Larioz, indem er ſich umwandte, um noch für einen Augenblick in das kleine Schlafzimmer zu treten. Das, was er geſehen und gehört, hatte ihn tief erſchüttert; er hatte es nicht für möglich gehalten, daß man ſo Recht in Unrecht verwandeln könne. Ja, ſprach er ſeufzend, die Welt iſt voll Argliſt und Trug, und es gehört ein langer Kampf und ein kräftiger Arm dazu, um daraus ſiegreich hervor zu gehen. Aber

Sieg oder Untergang, das iſt meine Loſung. — Und ich kann einmal dieſem finſteren Getreibe nicht zuſchauen, ohne hinein zu ſprengen und „Licht und Recht“ rufend, die Gegner mit geſchloſſenem Viſir nieder zu ſtoßen. — Gott und San Jago werden mir helfen.

Herr Schilder war mit Clementinen allein in der Küche zurück geblieben. Ob der Rechtsconſulent den Fabrikanten abſichtlich nicht in den Salon genöthigt, wiſſen wir nicht anzugeben, aber wir vermuthen es. Er ſtand zwiſchen der Thür und dem Küchenſchranke und betrachtete ziemlich verlegen die Nägel ſeiner Finger; ſie war in der Nähe des Anrichttiſches, wo ſich noch der halb fertige Punſch befand, und ſchluchzte lauter als vorhin. Daneben vernahm man das Ziſchen des kochenden Waſſers in dem Keſſel auf dem Feuer, der zuweilen vergnügt ſeinen Deckel lüftete, als wollte er ſagen: Schaut nur daher, mein Waſſer kocht ſchon lange, wollt ihr es nicht aufgießen zur Freude der dürſtenden Menſchheit?

Trotzdem, daß Clementine in Schmerz verſunken zu ſein ſchien, hatte ſie doch Faſſung genug, um genau zu überlegen, wie die ziemlich verfahrene Sache noch zum Beſten zu lenken ſei. In Fragen wie die vorliegende verzweifelt ein Mädchenherz ſelten, und auch Clementine ſchöpfte Hoffnung in dem wirklich kummervollen Blicke, mit dem der junge Fabrikant ſie betrachtete, was zu bemerken ihr Raum genug blieb zwiſchen Finger und Schnupftuch. — Was thun? ſich in eine Erklärung einlaſſen? den Feind langſam mit Worten angreifen? — Das konnte vielleicht zu einer augenblicklichen Verſöhnung führen; aber Clementine wollte mehr; ſie fürchtete ſich vor dem Gerede der Welt, ſie ſah den einzigen Weg, auf dem es ihr gelingen konnte, ihre Feinde nicht nur zum Schweigen zu bringen, ſondern auch vor Neid vergehen zu machen. Aber dieſer Weg, der allein zu einem glücklichen Ziel führen konnte, beſtand in einer förmlichen Ueberrumpelung des ziemlich wehrloſen Feindes, und muthig wie ſie war, beſchloß ſie dieſe Ueberrumpelung.

Nach einem lauten Schluchzen und nach einer Attitude, bei der

schielte, namentlich auf meine Hand, mit der ich die Hand Elsbeths erfaßt hatte. Er machte allerhand Kunststücke im Fahren, und als wir an eine schwierige Stelle kamen, wo es den Berg hinab in einem Bogen über eine sehr kleine Brücke ging, ließ er die Pferde im vollen Galopp laufen, so daß alle Frauenzimmer auf dem Wagen Jesus! Marie! und Joseph! riefen. Sibylle und ich hatten uns gerade Mährchen erzählt und als der Doktor nach diesem Ausruf des Schreckens laut auflachte, flüsterte das Mädchen: „So hat gewiß der Blaubart gelacht!"

Unterdessen funkelten die Sterne und schien der Mond, und als wir die großen Wiesen wieder erreichten neben der Mühle, verschwand nach und nach das Rauschen des Wassers aus den Bergen, wo wir herkamen, in den Gebüschen rechts und links zirpten die Heimchen und klagten die Nachtigallen wunderbar schön und bezaubernd. Bald erreichten wir die Mühle, und Alles suchte, ermüdet von des Tages Last und Hitze, von dem starken Mittagsessen, sowie dem Tanze, sein Lager; nur den Doktor hörte ich noch nach einer Stunde ein altes bekanntes Lied singen, worin es heißt:

„Und schaust du hin, so schau ich her!"

ſie das Geſicht mit empor gehobenen Händen gegen die rauchige Decke der Küche wandte, warf ſie ſich ſchmerzbewegt und wie aufgelöst vor Kummer gegen den erſtaunten Fabrikanten, der die Wahl hatte, ſie entweder vor ſich auf den Boden niedergleiten zu laſſen oder in ſeinen Armen aufzufangen.

— — Er that das Letztere; ja, er that noch mehr: er wandte ſeinen Blick nicht ab, ſondern er ſchaute dem ſchönen Mädchen in die von Thränen glänzenden gefährlichen Augen, die ſie von unten herauf ſchmachtend auf ihn richtete; auch verſchloß er ſeine Ohren nicht, ſondern er nahm ihre Worte, obgleich ſie ihm wie ein ſüßes Gift erſchienen, in ſein Herz und — — war verloren.

„Und Sie konnten glauben," ſchluchzte ſie mit einem ſehr gut gemachten krampfhaften Zittern ihres Körpers, „was Ihnen ſchlechte Menſchen zugeflüſtert? — Sie, dem ich ſo viele Beweiſe meiner — — Freundſchaft gegeben? — Sie konnten mich verdammen? — Sie, an deſſen Urtheil mir ſo viel liegt? — O, wie iſt die Welt ſo ſchlecht!"

Bei den letzten Worten machte ſie einige ſchwache Anſtrengungen, ſich los zu winden, doch der arme Herr Schilder, wie eine Fliege im Netz der klugen Spinne gefangen und ſich freuend über ſeine Gefangenſchaft, hielt ſie feſt und feſter, ja, er wagte es, ſeinen Kopf hinab zu beugen und ſie auf die Stirn zu küſſen. Wie ſchreckhaft zuckte ſie zuſammen! Wie war ihm dieſes ſchreckhafte Zuſammenzucken ein ſicherer Beweis, daß ſich der lange Schreiber vorhin geirrt und daß dieſes Mädchen nicht im Stande ſei, ſich von einem hergelaufenen Grafen bei der Zubereitung eines polniſchen Punſches küſſen zu laſſen! Ja, er fühlte ſich außerordentlich glücklich, ſein Herz ſchlug ſchneller, und er ſagte mit bewegter Stimme: „Seien Sie ruhig, Clementine, es war ja nur meine Liebe zu Ihnen, die mich hieher trieb, und nur an Sie will ich glauben, wenn ich ſo glücklich ſein darf, Ihre Gegenliebe zu erhalten."

Da wand ſie ſich leicht aus ſeinen Armen, ſchaute ihn mit einem

unausſprechlichen Blicke an und liſpelte ſanft erröthend — wir können nicht anders, als uns in dieſem ſchönen Augenblicke des Romanſtyls zu befleißigen — ſie wand ſich alſo aus ſeinen Armen, ihr Blick war unausſprechlich, ſie erröthete und liſpelte die bedeutungsſchweren Worte: „Sprechen Sie mit meiner Mutter!“

Damit entſchlüpfte ſie ins Nebenzimmer, wo Babette ſchon lange bereit ſtand, um die Toilette der jungen Dame, ſo viel es thunlich war, wieder in Ordnung zu bringen.

Herr Schilder blieb am Anrichttiſche ſtehen; er lächelte vergnügt in ſich hinein, er ſchaute rechts, er ſchaute links, er ſchaute in die Höhe, er ſchaute vor ſich nieder, und als er Letzteres that, blickte er hinab in die Suppenterrine, wo der polniſche Punſch unzubereitet geblieben war. Gott ſei Dank, ſprach er zu ſich ſelber, daß der nicht fertig geworden iſt! Verſuchen wir, ob er an den koſtbaren Ingredienzien nichts verdorben, und wenn wir nichts Verdächtiges finden, ſo machen wir ſiegreich ein harmloſes deutſches Gebräu.

Nachdem er hierauf mit dem Löffel gekoſtet, noch etwas Pomeranzenſaft und Rum dazu gethan, da die Beiden zu viel Zucker hinein gemiſcht, goß er eigenhändig das dampfende Waſſer in die Schüſſel und erfreute ſich hierauf an dem würzigen Duft, der in ſeine Naſe ſtieg.

Der Punſch war fertig, Babette trug ihn ins Zimmer, und Herr Schilder ſchritt hinterdrein, erhaben, im Gefühle ſeines Sieges, ſüß lächelnd, Glück und Freude ſtrahlend.

Die Gäſte, vor allen die blaſſe Kaufmannswittwe, wußten nicht, was ſie glauben ſollten. Wohl hatte man einiges gemurmelt von dem Auftritt in der Küche, was der Wahrheit ziemlich nahe kam, doch war das Ausſehen der Betreffenden ſo ganz anders, als man erwartet hatte.

Der Rechtsconſulent trug ſein gewöhnliches Geſellſchaftslächeln zur Schau, und Madame Weibel hatte Geiſtesgegenwart genug, ein paar vertrauten Freundinnen zu verſichern, daß man ſich ſelbſt in der geordnetſten Haushaltung nicht immer auf ſeine Mägde verlaſſen könne. „Die Babette,“ ſagte ſie, „iſt ſonſt wirklich eine ganz brauch-

bare Perſon, aber ſorgfältig nach den Etiquetten auf den Flaſchen zu ſehen, das hält auch ſie für überflüſſig. — Nur daß der polniſche Graf nicht wieder kam, war die einzige Klippe, an welcher das Lächeln des Hausherrn, ſowie die Geiſtesgegenwart der Schwiegermutter zu ſcheitern drohte.

Glücklicher Weiſe erſchien in dieſem Augenblicke, wie wir ſchon vorhin geſagt, Babette mit der Punſchbowle und Herr Schilder mit freudeſtrahlendem Geſichte; glücklicher Weiſe, wiederholen wir, ging Herr Schilder auf Madame Weibel zu und ſagte ihr leiſe einige Worte, welche die alte würdige Dame mit einigem Erſtaunen, aber mit einem Erſtaunen des Stolzes und der Freude zu vernehmen ſchien. Sie machte ein wehmüthig verklärtes Geſicht, reichte dem jungen Fabrikanten die Hand und ſprach alsdann zur Juſtizräthin, die einigermaßen finſter darein ſchaute und der es durchaus nicht gefallen wollte, daß in einem Hauſe, welches ſie mit ihrer Gegenwart beehrte, unerklärliche Dinge vorkommen ſollten:

„Sehen Sie, ſo ſind dieſe jungen Leute; läßt man ſie nur eine Minute allein, ſo paſſirt immer etwas.“

„Es paſſirt etwas?“ fragte lauernd die Gerechtigkeit.

„Ja, ſtellen Sie ſich vor, Frau Juſtizräthin,“ entgegnete Madame Weibel, ſich umſchauend, mit ſo lauter Stimme, daß es wenigſtens ein Dutzend der nah und fern Stehenden hören konnte, „da hat dieſer böſe Schilder den Augenblick benutzt, um meine Tochter Clementine in der Küche um ihr Jawort zu bitten.“

„Ah!“ machte die Juſtizräthin enttäuſcht, denn auch ſie hatte eine hoffnungsvolle Tochter, mit welcher der junge Fabrikant ſchon öfters ſehr freundlich geſprochen.

„Ah!“ machte es rings im Kreiſe, und man ſah gezwungenes Lächeln und lange Geſichter. Nur das Ah! der blaſſen Kaufmannswittwe war ein Laut der Freude und klang, als wenn ihr eine Centnerlaſt vom Herzen rolle. — Alſo nicht der ſchöne polniſche Graf!

Dann wurde von allen Seiten gratulirt, und ein wohlgenährter

Kanzleidirektor, der Junggeſelle war und eine gute Tafel liebte, ſagte ſchmunzelnd: „Eine Verlobung in der Küche iſt ein gutes Omen; ich werde häufig bei Ihnen ſpeiſen, lieber Schilder.“

Herr Larioz hatte ſich unterdeſſen noch für einen Augenblick in das Kinderzimmer zurückgezogen; er wollte nicht ſo aus dem Hauſe fortſtürzen, wie es der polniſche Graf gethan; er war ſich ſeines Rechtes bewußt, und es kochte in ihm, wenn er bedachte, daß der Trug und die Unredlichkeit dieſer Welt wieder einmal den Sieg davon tragen ſolle. Es that ihm weh, was er erlebt, und er mußte ſich zu einem Lächeln zwingen, als die Kinder freundlich auf ihn zuſprangen und wiſſen wollten, warum man in der Küche ſo laut geſprochen. Ja, obgleich es ihm lieber geweſen wäre, wenn er, um ſeiner düſteren Gedanken Herr zu werden, mit großen Schritten hätte im Zimmer auf- und abſpazieren können, ſo mußte er ſich doch von Fritzchen und Louiſen auf einen Stuhl niederziehen laſſen, um ihnen einige der fabelhaften Geſchichten zu erzählen, die ſie ſo gern hörten und die er auch in ruhigen Augenblicken gern zu erzählen pflegte, von tapfern Rittern, die hoch zu Roß, ihr gutes Schwert in der Hand, ehemals im Lande umher zogen, um Drachen zu tödten und gefangene Königstöchter zu befreien.

Er hatte gerade eines der eben erwähnten Ungeheuer ſo genau als möglich beſchrieben, als ſich die Nebenthür öffnete und Madame Weibel mit der Rechtsconſulentin eintrat; letztere trug auf einem Teller zwei kleine Gläſer Punſch für die Kinder. Das Auge der Schwiegermutter verfinſterte ſich, als ſie den Schreiber bemerkte, und Madame Emilie ſchien durch ihren eigenthümlichen Blick fragen zu wollen: Verſtehſt du dieſe Frechheit, noch da zu bleiben?

„Herr Larioz erzählt uns eine ſchöne Geſchichte,“ ſagte Louiſe, die noch nichts von eigenthümlichen Blicken verſtand.

„Gerade als du herein kamſt, Großmama,“ ſetzte das Bübchen hinzu, „hat er von einem prächtigen Drachen erzählt. Eine ſchöne Geſchichte!“

„Die jetzt wohl aus ist?“ entgegnete Madame Weibel in schneidendem Tone.

Worauf Herr Larioz sehr ruhig antwortete: „Ja, Madame, sie ist vollkommen zu Ende.“

Damit erhob er sich, um nach der Fensternische zu gehen, wo sein Hut stand.

Madame Weibel schaute ihm mit einem finsteren Blicke nach und meinte, halb zu ihrer Tochter gewandt: „Die Geschichten in diesem Hause hätten schon lange aufhören müssen, wenn dein Mann ein geschcidter Mann wäre, oder“ — setzte sie achselzuckend hinzu — „wenn gewisse Leute einsähen, wie überflüssig sie sind.“

Herr Larioz fuhr ruhig mit der Hand über seinen Hut, und versetzte: „Es ist aber leider nicht Jedermann gegeben, sein Ueberflüssigsein einzusehen.“

„Adieu, Adieu!“ rief die Schwiegermutter, indem sie mit ihrer Hand heftig gegen den Schreiber winkte.

Dieser hätte sich auch unfehlbar zurückgezogen, wenn sich nicht in diesem Augenblicke abermals die Thür geöffnet hätte und Clementine, die wahrscheinlich im Nebenzimmer gelauscht hatte, mit flammendem Blick eingetreten wäre und zu ihrer Schwester gesagt hatte: „Du kannst mir glauben, Emilie, wenn ich in deinem Hause nochmals solche Menschen finden muß, wie diesen da, so betrete ich deine Schwelle nicht mehr.“

„Ich war Ihnen wohl hinderlich, mein Fräulein?“ sprach Herr Larioz mit großer Ruhe.

„Hinderlich?“ rief das junge Mädchen, indem die Röthe des Zorns ihre Wangen bedeckte; „hinderlich! Wie kann mir das hinderlich sein?“ Dabei machte sie dieselbe verachtungsvolle Handbewegung, wie vorhin ihre Frau Mutter. Wenn mir nicht die paar Worte zu gut wären, die ich an Sie verschwende, so würde ich Ihnen sagen, daß Sie —“

„Sagen Sie lieber nichts,“ erwiederte der Schreiber, indem er

einen einzigen, aber großen Schritt näher trat und Clementine mit ſeinen Augen ſcharf fixirte.

„Ja, ſage es ihm nur!“ rief die Schwiegermutter. — „Ein ſolcher Schleicher und Spion — ein nichtsnutziges Subjekt!“

„Madame!“

„Ein nichtsnutziges Subjekt, das es wagt, meine Tochter zu verdächtigen, während er ſelbſt vor Scham die Augen nicht aufſchlagen ſollte. — Ja, Scham!“ lachte ſie krampfhaft hinaus; „was kennt ſo Einer von Scham!“

„Die verlernt man freilich bei Ihnen, Madame,“ entgegnete der alſo Gereizte, und es war ein Wunder, daß er nicht noch Schlimmeres ſagte. Doch hatte er mit ſeinen Worten in ein Wespenneſt geſtochen.

„Habt ihr's gehört?“ kreiſchte Madame Weibel, indem ſie auf ihn zutrat. „Habt ihr's gehört? Und das muß ich alte Frau mir von dem Knechte deines Mannes ſagen laſſen!“

Da öffnete ſich abermals die Thür, und haſtig und mit bleichem Geſichte trat der Rechtsconſulent in das Zimmer, die Hände wie flehend erhoben.

„Da kommt der Rechte!“ höhnte die Schwiegermutter, indem ſie eine laute Lache aufſchlug, „jetzt werdet ihr ſehen, wie er ſeinen Helfer in Schutz nimmt.“

„In Schutz werde ich jeden nehmen, dem in meinem Hauſe Unrecht geſchieht,“ entgegnete der Hausherr nach einem tiefen Athemzuge in ſehr leiſem, aber doch verſtändlichem Tone. „Zuerſt aber frage ich euch“ — und dabei zitterte ſeine Stimme — „ſeid ihr denn gänzlich von Gott verlaſſen, hier ſo zu ſchreien und alle Welt aufmerkſam zu machen? — Um des Himmels willen gebt doch Ruhe!“

„Ruhe wird hier nie einkehren,“ rief die Schwiegermutter, „und was die Welt ſagt, iſt mir gleichgültig!“

„Ja, was die Welt ſagt, iſt uns gleichgültig,“ kreiſchte nun auch die Rechtsconſulentin, welche den ganzen Abend die Dulderin geſpielt und nun ins andere Extrem überſprang.

„So ſchreit ins Teufels Namen!“ rief der Rechtsconſulent bebend vor Zorn. — „Larioz, gehen Sie nach Hauſe, wir ſprechen morgen darüber.“

„Ja, er ſoll gehen, das Ungeheuer!“ rief Madame Plager weinend, „er, der mich und meine Kinder, ja, meine ganze Familie unglücklich machen möchte — dein ſchlechter Helfershelfer, dein — o pfui!“

Dabei ſpuckte ſie heftig aus, und der arme Rechtsconſulent, der von den flammenden Blicken der drei Weiber noch das Schlimmſte befürchtete, ſchob ſeinen Schreiber zur Thür hinaus. Doch geſchah das nicht ſchnell genug, um Madame Weibel verhindern zu können, ihnen eines der Punſchgläſer ſammt Inhalt nachzuſenden, wobei ſie ſo glücklich oder ſo unglücklich traf, daß das Glas dem Herrn Larioz allein an den Kopf flog, der Punſch dagegen Herrn und Gehülfen zu gleichen Theilen beſchüttete. In demſelben Augenblicke ſprang Clementine gegen die Thür, drückte ſie mit voller Kraft hinter den Beiden zu und ſchob den Riegel vor.

Der lange Schreiber war auch nicht mehr gleichgültig geblieben; ſeine Hand zitterte heftig, als er nach ſeinem Stock und Paletot griff, und es bedurfte eines bedeutungsvollen Blickes des Rechtsconſulenten, ſowie eines flehentlichen Zeichens des Schweigens nach der Salonthür, um ihn zu veranlaſſen, äußerlich ruhig die Treppen hinabzuſteigen. Dabei aber knirſchte er mit den Zähnen und dachte an Dies und Das, an Kampf und Waffengeklirr, wie ihm jetzt eine tüchtige Klinge in der Hand lieber wäre, als ſein langes ſpaniſches Rohr, wie er es als einen Segen des Himmels anſehen würde, wenn ſich die drei Weiber droben in drei Männer verwandeln wollten, wenn er ſie treffen könnte auf einem freien Plane, um einen der Kämpfer nach dem anderen niederwerfen und ihnen alsdann das Schwert auf die Kehle ſetzen zu können, bis ſie ſprächen: „Ja, wir ſind ein heuchleriſches Gezücht voll Lug und Trug!“

Damit war er die Treppen hinuntergegangen und ſtand nun vor

der Hausthür, in der dunklen Nacht weiter denkend: Und ſo würde ich nicht nur die da droben beſiegen und entlarven, ſondern alle, die unter der Maske der Heuchelei und Freundſchaft ihren Nebenmenſchen die Tage ſtehlen und das Leben verbittern, — und ſo muß es kommen; ſollte ich auch darüber zu Grunde gehen. — Er blickte bei dieſen Worten in die Höhe, wo aus dem Dunkel klare Sterne ſtrahlten, und fuhr alsdann in ſeinem Selbſtgeſpräche fort: Wenn mir alsdann auch hier unten die Anerkennung fehlt, ſo wird mich doch ein höheres Bewußtſein lohnen.

Als er das geſagt, vernahm er ein Oeffnen des Fenſters droben und eine höhnende Stimme, die herabrief: „Babette wünſcht, wohl zu ſchlafen!“

Doch war es nicht dieſe Stimme allein, die ihn zuſammenfahren ließ, ſondern ein Gefühl, als verfinſterten ſich plötzlich alle ſeine Himmel, und als ſendeten drohende Wolken einen dichten Regenguß herab.

Fünfzehntes Kapitel.

In der Schreibstube.

Wenn man sich eine Jahreszeit wählen dürfte, um alle seine verdrießlichen Augenblicke dorthin zu verlegen, so müßte das unfehlbar das Frühjahr sein mit seinen freundlichen Morgenstunden, dem blauen Himmel mit den leicht dahin segelnden Wolken, der duftenden Erde voll erwartungsvoll zitternder Kräuter und neugierig aufschauender Blumen. Ja, für den Frühling sollte man sich alle Verdrießlichkeiten des ganzen Jahres aufheben, aber nicht um die schönen Tage desselben damit zu verderben, sondern um vor ihrem Duft und Schimmer alle Traurigkeit verschwinden zu lassen, wie der letzte Schnee vor einer warmen Maisonne vergeht.

Wer an einem Frühlingsabend bekümmert nach Hause geht und schon im Dahinschreiten den eigenthümlichen Geruch des jungen Laubes auf sich einwirken läßt und jenen warmen, feuchten Hauch, den die Erde ausströmt und den ein Westwind uns fast dunstig ins Gesicht weht, jenen Hauch, der uns, wenn wir die Augen schließen, schwarze, aufgelockerte Erde vor unsere Phantasie zaubert, die ersten grünen Blätter, ziehende Schwalben und die Spitzen von unzähligen keimenden Pflanzen — der fühlt nach und nach die Rinde schmelzen, die sein Herz nicht nur umzieht, sondern auch schmerzhaft zusammendrückt,

und wenn er alsdann in der Nacht fest und ruhig geschlafen hat und am Morgen in das lachende Gesicht des jungen, fröhlichen Tages blickt, der vergißt leicht Kummer und Leid, und was ihm gestern niederdrückend vorkam, erscheint ihm heute als eine vorübergehende Unannehmlichkeit.

Ja, wer das könnte! Aber für die meisten der armen Menschen sind die Sorgen ziemlich gleichförmig über das ganze Jahr hin vertheilt, und schlage einer die finsteren Gedanken sich aus dem Sinn, wenn er nach einem Abende voll Verdrießlichkeiten am anderen Morgen durch die Straßen gehen muß, wo ihm Regen und Schnee ins Gesicht peitschen, wo er mit der einen Hand seinen langen Stock hält und mit der anderen seinen Hut beruhigt, der bei jedem Windstoße allerlei verdächtige Bewegungen macht, um vom Haupt des Dahinwandelnden hinweg vielleicht in irgend eine strömende Gosse getrieben zu werden!

Auf die eben beschriebene Art war am andern Morgen nach jenem gemischten Thee Herr Larioz aus seiner Wohnung fort und auf das Bureau gegangen, an seiner Seite Gottschalk, der von Nässe und Wind weniger zu leiden hatte, da er sich hinter seinem Vorgesetzten hielt und durch die lange Gestalt desselben geschützt wurde. Das Herz des Schreibers war immer noch tief betrübt, und wenn wir uns am Eingang dieses Kapitels erlaubten, von einem heiteren Frühlingstage als einer Zeit zu sprechen, die da im Stande ist, ein trauriges Herz fröhlich zu stimmen, so müssen wir hinzusetzen, daß der rauhe, windige und nasse Herbsttag dagegen die Verstimmung des Herrn Larioz sichtlich vermehrte.

Als die Beiden das Bureau erreichten, fanden sie auf dem Vorplatze den Tiger, der sich bemühte, ein kleines Feuer in dem Ofen anzumachen, welcher im Zimmer des Rechtsconsulenten stand. Wenn die frostige, feuchte Schreibstube der beiden Anderen schon an einem sonnigen Tage wie ein griesgrämiger Alter aussah, den man mit Gewalt zu einem mürrischen Lächeln zwingt, so konnte man heute bei

XXIII.

Doktor Burbus!! Abschied.

Den andern Tag ging es in der Mühle seinen alten gewohnten Gang: die Räder klapperten wie zuvor, der Vetter Franz lief mit bestaubtem Gesicht und Camisol umher, Elsbeth ging in die Viehställe, die Müllerin und Sibylle arbeiteten auf ihrem Zimmer, und ich trug die Rechnungsbücher auf meinem kleinen Comptoir ein unter obligater Bodenerschütterung, nur der Doktor war nicht mehr derselbe. Statt daß er sonst heiter und lustig in den Wald hinauszog und wenn er zurückkam sich oft zu mir hinsetzte und lachte und scherzte, so ging er jetzt in aller Frühe mit auffallend bösem Humor fort und kam erst Abends spät zum Nachtessen wieder, und legte sich oft zu Bette, ohne mir ein Wort zu sagen. Auch bemerkte ich seit einigen Tagen, daß er jedesmal einen Strauß Waldblumen oder Erdbeeren mit nach Haus brachte, die

dem niederſtrömenden Regen, bei dem troſtloſen Halbdunkel, welches das Licht des Tages nicht zu verdrängen im Stande war, auf die Idee kommen, über der Eingangsthür würden die bekannten Worte:

Laßt alle Hoffnung hinter euch!

einen paſſenden Platz finden.

Herr Larioz lehnte ſeinen Stock in eine Ecke, hängte Paletot und Hut an den hiefür beſtimmten Nagel und ſtellte ſich mit über einander geſchlagenen Armen an die angelaufenen Fenſter. Der Anblick des Hofes war indeſſen, wir möchten ſagen: glücklicherweiſe, noch trauriger als der im Innern des Zimmers; hatten ſich die ſchwarzen ſpitzen Giebel in der Nacht wirklich vorwärts gelehnt, oder täuſchten Regen und Schnee, der ſie dicht verſchleierte — genug, man konnte glauben, die umherſtehenden alten ruinenhaften Häuſer blickten mit Selbſtmordgedanken auf die Kehrichthaufen im Hofe. Sogar dieſe letzteren ſchienen ein Gefühl ihres Elends zu haben, denn der Regen, der ſich oben in den Vertiefungen ſammelte, lief wie in Thränenbächen an ihnen herunter, ſo daß es ausſah, als beweinten ſie ihr jammervolles Daſein.

„Das iſt doch ein wahres Hundewetter," ſagte der lange Schreiber, nachdem er einen Augenblick hinausgeſchaut.

Gottſchalk, der ſich durch einige ſehr kunſtloſe Sprünge, die er hinter dem Rücken ſeines Vorgeſetzten ausführte, zu erwärmen verſuchte, näherte ſich jetzt ebenfalls dem Fenſter und fragte mit einer etwas affektirten Schüchternheit: „Warum ſagt man eigentlich Hundewetter, wenn es ſo ſtürmt und regnet?"

„Das iſt doch ſehr einfach," entgegnete verdrießlich Herr Larioz; „weil ein Hund bei ſolchem Wetter nicht auf die Straße geht."

„Da aber die Menſchen es doch thun," ſprach der Bube mit einem ſehr pfiffigen Geſichtsausdrucke, „ſo könnte man es ebenſo gut ein Menſchenwetter nennen."

„Für manche Menſchen wäre es allerdings das gehörige Wetter,"

verſetzte finſter Herr Larioz und dachte dabei an den geſtrigen Abend und ſah im Geiſte Madame Weibel mit ihren beiden Töchtern auf einem der Kehrichthaufen wie auf einer verwünſchten Inſel ſtehen und umſonſt die Hände flehend nach Jemand ausſtrecken, der ſie von da erretten möge.

„Ja, einen Hund ſieht man bei ſolchem Wetter ſelten auf der Straße," fuhr Gottſchalk fort, ſichtlich erfreut, daß ihn ſein Vorgeſetzter nicht zur Ruhe und zum Schreiben verwieſen; „und wenn man je einen ſieht, ſo ſchleicht er an den Häuſern hin und kriecht ins Trockene, ſobald er kann."

„Darin haſt du wohl deine Studien gemacht?" fragte der lange Schreiber.

„Ich habe mich allerdings viel mit Hunden abgeben müſſen," meinte der Knabe; „denn der Vater hatte immer eine ganze Menge zum Dreſſiren, die im Keller eingeſperrt werden, wo zuweilen auch wir hinkamen, wenn wir unartig waren."

„So, bei euch werden Hunde dreſſirt? — Ich mag die dreſſirten Hunde nicht."

„Ach, die müſſen alle dreſſirt ſein," verſetzte Gottſchalk mit großer Wichtigkeit, „ſonſt taugen ſie nichts. Was würde ein undreſſirter Hund nicht alles für Unheil anſtellen! Er würde ſtehlen und aufreſſen, was er findet."

„Weil das in ſeiner Natur liegt," ſagte der Andere gedankenvoll.

„Er würde Einen in die Waden beißen, wenn man ihn hart anführe."

„Natürlich, weil er ein Recht hat, ſich zu wehren," meinte Herr Larioz.

„Er würde auf der Jagd ſich wohl hüten, eine geſchoſſene Ente aus dem Waſſer zu apportiren," fuhr der Knabe, durch die Gegenreden des Andern einigermaßen verwundert, fort.

„Und er hätte Recht, wenn er keine Ente apportirte," ſagte Herr Larioz kopfnickend. „Es liegt das nicht in ſeiner Natur; man hat

ſein Naturell gewaltſam verändert, man zwingt ihn, ſich zu verſtellen und anders zu ſein, als er ſein ſollte."

Der Knabe ſchüttelte mit dem Kopfe und meinte: „Wenn aber alle ſo undreſſirt blieben, das wäre doch wahrhaftig ein Unglück."

„Im Gegentheil, es wäre der reine Naturzuſtand," entgegnete Herr Larioz, wobei er, wie in tiefe Gedanken verſunken, weit, weit hinaus zu blicken ſchien, durch den Regen und durch die Häuſer in unabſehbare Fernen. „Leider, leider iſt Alles Dreſſur," fuhr er nach einer Pauſe fort, „es gibt keine Wahrheit und keine Aufrichtigkeit mehr. Wer wird das glückliche Zeitalter erleben, wo die Menſchen ſo ſprechen, wie ſie denken?"

Gottſchalk ſchüttelte abermals mit dem Kopfe und getraute ſich, in ſehr beſcheidenem Tone zu ſagen: „Das ginge doch wahrhaftig nicht an, da würde man ſich ja gegenſeitig ſchöne Grobheiten machen."

„Beſſer das, als Falſchheiten."

„Aber Alles müßte ja aufhören," meinte der Knabe muthig gemacht durch die Antworten, welche ihm der lange Schreiber zu Theil werden ließ. „Geſtern hat mich der Herr Doktor gepufft, wie er ſagte, weil ich abſichtlich einen Dintenſpritz auf das Papier gemacht. Nun weiß ich aber wohl, daß ich eigentlich gepufft worden bin, weil geſtern der Prozeß Springer contra Baumüller verloren gegangen iſt. So habe ich auch wohl gedacht; hätte ich das wohl ſagen dürfen?"

Nach dieſen Worten blickte der Knabe fragend und mit lächelndem Geſichtsausdrucke zu Herrn Larioz empor, der die Hände auf den Rücken gelegt hatte und einen Augenblick ſchwieg, ehe er ſagte: „Deine Nutzanwendung, mein lieber Gottſchalk, zeugt von einigem Scharfſinn, und ich will dir darauf entgegnen, daß man allerdings ſeine Meinung offen und frei ſagen ſollte, wenn die ganze Welt einverſtanden wäre, es gegenſeitig ſo zu machen, ſich ohne Falſch und Hinterliſt, ohne allen Rückhalt zu behandeln."

„Ah ſo!" erwiderte der Knabe: „das ſcheint aber nicht der Fall zu ſein, denn ſonſt hätte mich der Herr Rechtsconſulent nicht wegen

des Dintenspritzers gepufft, da er doch einzig und allein im Zorn war wegen des verloren gegangenen Prozesses."

„Leider! leider!" versetzte der Schreiber, und dabei stützte er die eine Hand auf die Fensterbrüstung und ließ den Kopf herabhängen. „Leider kann ein Einzelner nicht viel thun und muß sich auf große Kämpfe gefaßt machen, wenn er, allein mit Wahrheit gerüstet, dem Trug und der Falschheit der ganzen Welt entgegentreten wollte. Es wäre ein schöner Kampf," setzte er träumerisch hinzu, „ein schöner Sieg oder ein glorreiches Untergehen. — Vor Allem aber merke dir einen Spruch," fuhr er nach einer Pause im gewöhnlichen Tone fort, „der dir viel nützen kann: Was du sagst, muß wahr sein, aber es ist nicht thunlich, alles zu sagen, was wahr ist."

„Ja, das hat mein Vater auch schon gemeint, wenn er sagte:

Das Maul halten zu rechter Zeit,
Hat weder Narren noch Weise gereut.

„Ja, ja, ich kenne das; dein Vater hat zuweilen sonderbare Uebersetzungen. — Es ist schon gut," ließ sich Herr Larioz abermals nach einer Pause vernehmen, da ihm das Gespräch mit Gottschalk etwas zu weitläufig zu werden schien. Auch wandte er sich seufzend vom Fenster ab, trat vor sein Schreibpult und gab auch dem Knaben durch eine bezeichnende Handbewegung zu verstehen, sich an seine Arbeit zu machen.

Doch hatte, was diese Arbeit anbelangte, Gottschalk heute einen guten Morgen; denn kaum hatte er nach mehrmaligen mühsamen Versuchen das Papier in die richtige Lage gebracht, auch unter vielen untauglichen Federn endlich eine brauchbare gefunden, hatte die Dinte beinahe zu Schaum gerührt und mit fast flehentlicher Geberde nach der Thür gehorcht, ob sich dort nicht vielleicht ein Klopfer vernehmen lasse, den er zurechtweisen könne, als sich mit einem Male die Thür zum Zimmer des Rechtsconsulenten öffnete und dieser selbst heraustrat, seinem Schreiber flüchtig einen guten Morgen wünschte und dann

im Zimmer auf und ab spazierte, wie er zu thun pflegte, wenn er übler Laune war oder Berathungen über einen wichtigen Gegenstand pflegen wollte. Dann legte er gewöhnlich die Hände auf dem Rücken zusammen, blies die Backen auf, als fühle er sich durch irgend eine Wärme genirt. Auch liebte er es, nach besonders decidirten und kraftvollen Aeußerungen sein Kinn in die Halsbinde zu vergraben und dann, um einen großen Effekt hervorzubringen, mit hoch emporgezogenen Augenbrauen wieder daraus hervorzutauchen.

Gottschalk schmunzelte vergnügt, als er seinen Herrn und Meister so eintreten sah; denn er rechnete nun mit Sicherheit darauf, hinausgeschickt zu werden und draußen beim Tiger eine Stunde verbummeln zu können. Um aber dem Anscheine nach in voller Arbeit gestört zu werden und das Recht zu haben, über die Unterbrechung seines Fleißes ein finsteres Gesicht zu machen, fing er mit einer solchen Wuth zu schreiben an, daß sich das Papier ordentlich bäumte und die Feder knarrte und spritzte.

Der Rechtsconsulent warf über seinen gespitzten Mund hinweg einen melancholischen Blick durch die Fensterscheiben, hinter welchen man nichts als Dunst, Regen und Schnee sah; er seufzte tief auf, barg seine rechte Hand auf der Brust und sagte zu Gottschalk, indem er sich nach dem fleißig Schreibenden umwandte: „Sieh' draußen nach, was die Magd treibt, daß sie nicht zu viel Holz in den Ofen schiebt, und dann schau, ob die Ableitungsröhre des Regenfasses gehörig geöffnet ist, daß ich nicht nachher wieder eine Ueberschwemmung in meinem Arbeitscabinet habe."

Der Lehrling erhob sich verdrießlich, daß er so in bester Arbeit gestört werde, und warf einen Blick der Sehnsucht auf das noch ziemlich leere Papier, ehe er hinausging auf den Vorplatz, wo der Tiger beschäftigt war, das kleine Holz in einer Ecke aufzuschichten. Gottschalk schwang sich auf eine leer stehende Kiste, schlenkerte mit den Füßen hin und her, steckte die Hände in die Taschen seiner Hosen und sah stillvergnügt der Arbeit der alten Magd zu.

Drinnen war der Rechtsconsulent noch einige Mal hastig auf und ab geschritten mit zu Boden gesenkten Blicken, dann blieb er wieder am Fenster stehen, seufzte tief auf, blies fast pfeifend den Athem von sich und sagte alsdann: „Das sind schöne Geschichten! — Meinen Sie nicht auch, daß das schöne Geschichten sind?“ fuhr er nach einer Pause fort, als er bemerkte, daß der lange Schreiber nicht von seiner Arbeit in die Höhe sah. „Merkwürdige Geschichten — ganz infame Geschichten! Aber ich will nächstens unter sie treten und fürchterliche Musterung halten! Hat doch diese — Madame Weibel sich erlaubt, mir die ehrenrührigsten Dinge ins Gesicht zu sagen!“

„Ja, unterbrach ihn Herr Larioz mit großer Ruhe, „und hat doch Babette sich unterstanden, mir einen Kübel schmutzigen Wassers auf meinen Frack zu gießen.“

„Oh!“ machte erstaunt der Prinzipal. „Und wann das, wenn ich Sie fragen darf?“

„Das geschah gestern Abend, nachdem ich Ihr Haus verlassen; es war das ein hinterlistiger Ueberfall, oder vielmehr ein perfider Uebergruß, ein Uebergruß mit Spülwasser; ich sah es heute Morgen an meinem Fracke, der vor Fette ordentlich glänzt.“

„Ja, Spülwasser,“ sprach der Rechtsconsulent, indem er mit den Zähnen knirschte, „Spülwasser — was mir das schon in meinem Hause zu schaffen gemacht hat! — Doch schweigen wir davon, wir haben wichtigere Dinge. Können Sie sich denken,“ fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er zuvor die Hände auf seinem Bauch zusammen gefaltet und erschrecklich tief in die Halsbinde hinabgetaucht war, „daß das Attentat von gestern auf uns Beide eine abgekartete Geschichte war? Können Sie sich denken, daß man mich wieder einmal ungerechter Weise in einem Verdacht hat? — O, ich bin ganz außer mir. Es ist das eine wahre Mordgeschichte, in die auch Sie verwickelt sind. — Ja, Sie, schauen Sie mich nur fragend an, auch Sie sind darin verwickelt, und Sie werden sich doch so unschuldig fühlen, wie ein neugeborenes Kind.“

Der Blick, mit dem Herr Larioz hierauf seinen Herrn ansah, war wirklich wie der eines unbefangenen Säuglings.

„Die Geschichte mit dem Gottschalk ist an Allem schuld," fuhr der Rechtsconsulent fort. „Wir hätten den Jungen auf das Bureau genommen — so sagen die da droben — nicht aus Mitleid mit seiner hülfosen Lage, sondern weil er, weil er — o, es kommt mir so lächerlich vor, daß ich es kaum aussprechen kann — weil er eine hübsche Schwester habe! — Nun, was sagen Sie dazu?"

„Es kommt mir das nicht so unerwartet," entgegnete der lange Schreiber, indem er sein Lineal feierlich neben dem Pulte empor zog, wie man es mit einem Schwerte zu machen pflegt, und dann das Kinn darauf stützte. „Verzeihen Sie mir, Herr Doktor, wenn ich etwas Hartes sagen muß, aber wer es selbst liebt, mit Lug und Heuchelei umzugehen, der setzt dasselbe auch bei andern Leuten voraus. — Der arme Bube! Da wird es wohl mit seiner Existenz alsbald zu Ende sein."

„Vorderhand nicht," versetzte eifrig der Rechtsconsulent, während er feierlich die Hand erhob; „bei Gott, vorderhand nicht! Ich will die Weiber da oben lehren, sich in meine Geschäftssachen zu mischen; ich will ihnen zeigen, ob sie sich im Geringsten darum zu kümmern haben, wer meine Gehülfen sind, ob es sie etwas angeht, wenn dieselben keine Familie haben, oder wenn sie ein halbes Dutzend schöne Schwestern aufweisen können. Ja, das will ich, und wenn auch noch eine Anzahl Schwiegermütter mehr da wären."

Er hatte sich selbst in den Eifer hineingesprochen, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und ging eilfertig auf und nieder, während er das eben Angeführte sprach.

Der lange Schreiber gab übrigens nicht das geringste Zeichen des Mißfallens oder Beifalls über das, was sein Principal sprach, zu erkennen; er hatte schon häufig dergleichen erlebt und dann leider fast immer die Erfahrung gemacht, daß Madame Weibel oder ihre Tochter gegen ihn Recht behielten.

„Das wäre mir eine schöne Geschichte," fuhr Herr Doktor Plager fort, wobei er bald in seine Halsbinde niedertauchte, bald den Kopf hoch erhob, um, am Fenster angekommen, den übernassen Hof betrachten zu können. — „Eine schöne Geschichte in der That! Heute der Gottschalk, morgen —"

„Meine geringe Persönlichkeit," sagte gleichmüthig lächelnd der Schreiber.

„Bei Gott, Sie haben Recht, Larioz! Und übermorgen — ich selbst. Ja, ich selbst," wiederholte der Rechtsconsulent zwei oder drei Mal und verfiel dann in Träumereien, die aber scheinbar dem ernsten und traurigen Augenblicke nicht angemessen waren, denn er spitzte seinen Mund und lächelte zuweilen vergnügt in sich hinein. Er träumte nämlich, die Schwiegermutter habe ihn in der That vor die Thür gesetzt, und er habe seine Kinder genommen und sich das gefallen lassen; er sei hinabgezogen in die beiden Rumpelkammern neben dem Bureau, habe sich dieselben einfach, aber behaglich möblirt; der Tiger mit dem guten dummen Gesichte zog die Kinder an und bereitete einen sehr guten Kaffee ohne Waschschwamm, worauf Fritzchen und Louise in die Schule gebracht wurden und er nun, ohne vorherigen Zank und Streit, mit ruhigem Gemüth und nicht aufgeregten Nerven in die Schreibstube ging und sich an das Fenster stellte, wo er jetzt stand — frisch, fromm, fröhlich, frei. Herr Rechtsconsulent Plager war nämlich Turner gewesen und liebte diesen Spruch noch immer in Erinnerung an eine angenehm verlebte Jugendzeit.

Wenn er übrigens dergleichen träumte, so wird es dem geneigten Leser begreiflich werden, wenn wir sagen, daß der Rechtsconsulent im Gefühle seiner Unschuld heute Morgen bei dem Kaffeegespräch, welches wohl zur Fortsetzung der Punschattake von gestern Abend hätte werden können, nicht nur durch große Ruhe und Kaltblütigkeit jede weitere Scene abgeschnitten, sondern auch einfach erklärt hatte, das Maß des gegen ihn gerichteten Benehmens sei bereits übergelaufen, und er sehe sich veranlaßt, entschieden andere Saiten aufzuziehen. Ja, er

hatte die Versicherung durchscheinen lassen, wie er vollkommen überzeugt sei, daß er wohl im Stande wäre, mit seiner Frau allein fertig zu werden, ja, vergnügt zu leben; doch sei die Einmischung einer Dritten, einer Schwiegermutter, unerträglich.

Mochten nun die Weiber durch etwas Anderes noch nachgiebig gestimmt worden sein, genug, die Rechtsconsulentin hatte sich mit einem gelinden Weinen begnügt und Madame Weibel starr an den Himmel hinauf gesehen, als forsche sie nach etwas Blitz und Donner, die von dorther zur gelegenen Zeit herabfahren möchten. Aber die verdrossenen Wolken thaten nichts als langweilig fortregnen, weßhalb Madame Weibel mit einem kräftigen Ruck ihre Morgenhaube bis über die Ohren herabzog und sich, eingehüllt in ihr Bewußtsein, niedersetzte.

Darauf war der Rechtsconsulent an seinen Schreibtisch gegangen, hatte den Lohn der Babette gezählt, hatte ihr ein Zeugniß geschrieben, daß Babette Schmiermel während ihrer zweijährigen Dienstzeit weder gestohlen noch betrogen habe, und war mit dieser furchtbaren Waffe in das Eßzimmer zurückgekehrt, worauf er also gesprochen: Hier ist der Lohn und ein Zeugniß für Babette; sie hat mir, wie ihr Beide wißt, gestern Abend grobe, unverschämte Antworten gegeben, ohne darüber nachträglich ein Zeichen der Reue zu verrathen," — das war ein Einleitungspunkt — „mag sie gehen und mich verklagen, es soll mir eine wahre Freude sein, einen Prozeß gegen diese Person höchstselbst zu führen."

Als er so geredet, hatte Herr Plager schleunigst seinen Rückzug genommen, worauf die beiden Damen einigermaßen bestürzt zurückgeblieben waren und worauf Babette, weinend über ihr Schicksal, eben nicht dazu beigetragen hatte, ihre Stimmung angenehmer zu machen. Man berathschlagte eifrig und lange; man verhehlte sich nicht, daß man sich schon wegen Clementinens und Herrn Schilder in einer Lage befand, wo es angenehm und wünschenswerth war, den Herrn des Hauses in guter Laune zu erhalten; man wußte wohl, daß

einige der Gäste des gemischten Thee's, namentlich die strenge Justizräthin und die blasse Kaufmannswittwe, Mehreres von den Streitigkeiten vernommen und daß die Sache nur dann auf nichts zu reduciren war, wenn man sich in nächster Zeit mit dem Hausherrn in bester Eintracht sehen lasse. Auch trugen die Lamentationen Babettens, die sich für ein Schlachtopfer ansah, dazu bei, das Gemüth der beiden Damen zur Nachgiebigkeit zu stimmen.

Das Resultat der Berathungen droben zeigte sich denn auch alsbald und zwar noch, während der Rechtsconsulent, entschlossen zu den furchtbarsten Maßregeln, am Fenster seiner Schreibstube stand.

Der Tiger streckte seinen Kopf zur Thür herein und ersuchte den Herrn, einen Augenblick in sein Bureau zu kommen. Ahnte dieser, was er dort finden würde, — genug, er waffnete sein Gesicht mit dem Ausdrucke ernster Entschlossenheit und trat so — seiner Frau entgegen, die in Shawl und Hut neben dem kleinen Sopha seines Privatzimmers stand.

So leicht es Fürsten wird, geistreich zu erscheinen und die Herzen ihrer Unterthanen zu gewinnen, ebenso braucht sich eine einigermaßen kluge Frau nicht viel Mühe zu geben, um als versöhnendes Prinzip zu erscheinen und aus allen Streitigkeiten siegreich hervorzugehen. So auch hier. Die Rechtsconsulentin, von ihrer erfahrenen Frau Mutter gehörig instruirt, sprach ein paar so passende Worte zur Einleitung, daß sich die trotzigen, entschlossenen Mundwinkel ihres Herrn und Gemahls abwärts senkten und einen Zug der Wehmuth annahmen.

War er doch glücklich über den ehrenvollen Rückzug, den man ihn aus seiner angreifenden Stellung nehmen ließ, ja, er reichte die Hand zur Versöhnung, und der Hausfriede wurde — Gott allein weiß, zum wie vielsten Male — unter nachfolgenden Bedingungen geschlossen:

1) Gegenseitige Bemühungen, sich das Leben so angenehm als möglich zu machen.

er aber Niemand gab, ſondern mit in ſein Schlafzimmer nahm und ſie von dort aus in den Mühlbach warf.

Eines Abends war der Vetter Chriſtoph über Land geritten, es war an einem Sonntage, und er wurde zum Nachteſſen zurückerwartet. Der Doktor hatte auch heute den ganzen Tag im Walde umhergeſchwärmt, ohne mich wie ſonſt mitzunehmen, was mir äußerſt ſchmerzlich war. Abends kam er zurück, mit ſeinen Waldblumen in der Hand, und da das Geſinde ſchon abgegeſſen hatte, ſo wies man ihn in das Zimmer der Müllerin, wo das Nachteſſen für uns und den Vetter Chriſtoph wartete. Wir ſtanden an den offenen Fenſtern, und da Burbus, verſtimmt wie ſeit einiger Zeit immer, zu uns trat, ſo nahm die Müllerin, die das auch längſt bemerkt hatte, Veranlaſſung, von ſeinen Blumen zu ſprechen, um ihn in die Unterredung zu ziehen. Er hob ſie haſtig empor, ſah ſie an und reichte ſie Sibyllen dar, welche ſie auch annahm.

„Wie kommt es, Herr Burbus," ſagte die Müllerin, „daß man Euch gar nicht mehr ſieht? Ihr ſtreift den ganzen Tag im Walde herum und kommt erſt Abends heim."

„Haben Sie das bemerkt, Frau Müllerin?" entgegnete der Doktor ernſt. „Ich muß geſtehen, daß mir das wohl thut, denn ich bin ja eigentlich ſo heimathlos und allein in der Welt, daß an meinem Daſein oder Nichtdaſein kein Menſch Antheil nimmt."

2) Mäßigung aller Widersprüche.
3) Sehr beschränkte Einmischung der Schwiegermutter in alle häuslichen Angelegenheiten, dagegen
4) Beibehaltung von Babette, nachdem
5) dieselbe um Verzeihung gebeten und
6) den Frack des Herrn Larioz mit eigener Hand von den Flecken des Spülwassers gesäubert.

Nachdem dieser Vertrag ratificirt war, gab es noch einen Händedruck, einen Kuß der Versöhnung, und damit verließ Madame Plager die Schreibstube, um sich in einen Laden zu begeben und dort ein neues Kleid zu kaufen — eine Ausgabe, die zu machen sie der Rechtsconsulent nicht nur autorisirt, sondern sogar gebeten hatte.

Als dieser hierauf in die Schreibstube zurückkehrte, hatte er das Aussehen eines Siegers und berichtete seinem Schreiber die gepflogenen Unterhandlungen mit dem Beisatze, wie wahr es sei, daß nur Standhaftigkeit zu allen gewünschten Zielen führen könne.

So siegreich übrigens auch der Rechtsconsulent aus dem Streite hervorgegangen war, so können wir es doch nicht verhehlen, daß Gottschalk den einzigen reellen Nutzen von der Stunde hatte, welche diese Unterhandlungen gedauert; er brauchte sich während derselben nicht mit dem verhaßten Schreiben abzugeben und saß vergnügt auf seiner Kiste vor dem arbeitenden Tiger, von dem er sich eine Menge interessanter Stadtneuigkeiten erzählen ließ. Selbst als er nun endlich wieder hineingerufen wurde und langsam auf seinen Schreibstuhl geklettert war, brauchte er sich nicht zu befleißigen, seine Feder laufen zu lassen, denn sein strenger Aufseher schien so mit dem Vorhergegangenen beschäftigt, daß er sich um die Arbeit des Knaben gar nicht bekümmerte, sondern gedankenvoll in den Regen hinausstarrte, wobei er aber sein Lineal nicht aus der Hand ließ, sondern mit demselben aufs Seltsamste manövrirte, oft hob er es an das Gesicht empor, zuweilen senkte er das andere Ende herab, nicht selten aber fuhr er mit dem Arm in die Höhe und stieß dann mit einem eigenthümlichen Gesichts-

ausdrucke das glatte Holz, so tief er konnte, in den neben ihm stehenden Papierkorb. Es sollte heute überhaupt ein Morgen der Ruhe für Gottschalk werden; denn kaum war der Rechtsconsulent in sein Bureau gegangen, so kehrte er auch schon wieder zurück und bat seinen Schreiber, ein paar kleine Ausgänge für ihn zu machen. „Den einen sollte ich eigentlich selbst besorgen," sagte er mit wichtiger Miene, setzte jedoch verbindlich hinzu: „Sie, bester Larioz, sind ja aber mein anderes Ich und in den Geschäften erfahren wie Keiner; auch wird es nur eine Besprechung sein über einen Akt, den wir, wie ich glaube, später vornehmen sollen. Mein langjähriger Client," sprach er in leiserem, vertraulichen Tone, „der junge Graf Helfenberg — ein sehr reiches Haus — hat mich gebeten, ihn um elf Uhr zu besuchen. Ich habe wirklich zu viel zu thun und muß heute Morgen noch Einiges beendigen. — Sie wissen das Palais des Grafen?"

„Es ist mir wohl bekannt," entgegnete Herr Larioz mit einem gewöhnlichen Ernste.

„Dann ist da noch eine zweite Sache, die Sie en passant mit vornehmen können, die Schuldklage im Betrage von vierhundert Gulden, wie ich glaube, gegen die Maler in der Burggasse. Wo sind die Papiere? — Sie erinnern sich wohl?"

Herr Larioz reichte kopfnickend einen Aktenfascikel, welchen der Rechtsconsulent nahm und ihn aufschlug.

„Richtig, es sind vierhundert Gulden," sagte er alsdann. „Schuldner: Maler Gebrüder Breiberg; Gläubiger: Erdwinkel. Die Breiberg haben, durch uns eingeklagt, die Schuld anerkannt. Der Termin ist fruchtlos abgelaufen und die Sache also zur Execution reif. Doch ersucht mich Erdwinkel in dem hier beiliegenden Schreiben, ehe man zur Execution schreite, einen Versuch zu machen, auf gütlichem Wege Abschlagszahlungen zu erhalten. Ich will Erdwinkel schon den Gefallen thun und bitte Sie also, den Breiberg's ins Gewissen zu reden. Der eine von ihnen soll ein exaltirter, eigenthümlicher Geselle sein, mit dem schwer fertig zu werden ist, der andere es dagegen ver-

ſtehen, die Leute durch ſüße Redensarten hinters Licht zu führen. Man verſuche aber, was zu machen iſt, und da ich es in Ihre Hände gebe, bin ich überzeugt, Sie werden Ihr Mögliches thun."

Nachdem der Rechtsconſulent ſeinem Schreiber dieſe Commiſſion aufgetragen, zog er ſich, viele Geſchäfte vorſchützend, in ſein Kabinet zurück, nicht ohne einen Blick auf Gottſchalk zu werfen, der mit einer rührenden Schnelligkeit fortkritzelte.

Herr Larioz warf ſeinen Mantel über, nahm die Handſchuhe und ſein ſpaniſches Rohr, vergaß aber, dem kleinen Schreibergehülfen ſein Penſum aufzugeben, und trat auf die Straße. Als er ſo in Regen und Schnee dahin ſchritt, dachte er an den geſtrigen Abend, an die Familienunterhaltungen ſeines Prinzipals und an Numero ſechs der Bedingungen, wonach Babette gezwungen werden ſollte, ſeinen Frack wieder in urſprünglicher Reinheit herzuſtellen. Wenn es ihn auch freute, daß das Recht gewiſſermaßen geſiegt, ſo fühlte er doch in ſeinem Innern, daß der eben geſchloſſene Friede nicht von Beſtand ſein, daß man neue und gewaltigere Hebel gegen ihn und den Knaben in Bewegung ſetzen werde, und daß das Unrecht, wie ſo oft in dieſer Welt, doch am Ende triumphiren müſſe.

Was konnte er machen — er, ein einzelner, ſchwacher Menſch, gegen die Gewalt, mit der Heuchelei, Lug und Trug daher rollten, Alles vor ſich niederwerfend, Alles zermalmend? Was konnte er, machtlos wie er war, mit Worten, ja, mit Thaten, wie er ſie leiſten konnte, dagegen ausrichten? Er, in ſeiner abhängigen Stellung, der nicht einmal berechtigt geweſen war, geſtern Abend den drei Weibern droben, wie ſie es verdient, ihre Handlungsweiſe aus einander zu ſetzen. Nach einer unabhängigen Stellung, nach Reichthum, nach Macht ſehnte er ſich nur in ſolchen Augenblicken. Ah, wenn es ihm einmal vergönnt wäre, ohne Menſchenfurcht, ohne alle Rückſicht jedes finſtere Gewebe aus einander reißen zu können, das ſich vor ihm entſponnen zum Schaden armer Unſchuldiger, die hineinflattern, wie die Fliege in das Netz der Spinne! Wenn er einmal ſtark genug

wäre, den Handschuh hinzuwerfen dem Drachen der Lüge und Hinterlist, der auf Erden mächtig umherschleicht; wenn er ihn niederwerfen könnte mit seinem guten Stahl! — Dann, ja, dann müßte ihm ein herrlicher Lohn winken — von oben die Palme des Sieges, dachte er. — Wir aber setzen traurig hinzu: Hier unten bei dem verdorbenen Menschengeschlechte durchnäßte Fräcke und Ungelegenheiten aller Art, Kummer, Noth und — Prügel.

Das Palais des Grafen Helfenberg, in einer Nebenstraße gelegen, wo es wie eine gewaltige Burg die umherliegenden kleinen Bürgerhäuser überragte, war ein großes, weitläufiges Gebäude, für den Aufenthalt einer ansehnlichen Familie berechnet, die auch einst in den Angehörigen des Erbauers den jetzt so stillen Steinhaufen bewohnt hatte. Die Mitglieder der Familie von damals, welche als Kinder lustig die weiten Höfe mit ihren Spielen, ihrem Jubel und Lachen erfüllt, waren groß geworden und dann jedes seiner Bestimmung gemäß durch das Hauptthor in die Welt gegangen, um nicht wieder oder nur auf Augenblicke das elterliche Haus zu betreten. Dieses verblieb dem ältesten Sohne des Erbauers, ging auch wieder auf dessen ältesten Sohn über, der es seinem einzigen Nachkommen hinterließ. Das war der jetzt lebende junge Graf Hugo von Helfenberg, welcher ein Leben führte, das nicht dazu gemacht war, dem stillen und öden Palaste ein wohnlicheres Aussehen zu geben. Wenn das Hauptthor auch beständig offen stand, und wenn sich dort auch immer, so oft das Wetter nicht zu schlecht war, der alte Portier sehen ließ, der mit dem dreieckigen Hute, dem schweren Pelz-Ueberrocke gravitätisch seinen langen Stock mit goldenem Knopfe und großen Quasten haltend, auf- und abschritt, so war doch sonst auf dem Pflaster unter dem Thorbogen nicht viel Verkehr zu bemerken; wohl sah man die Freunde des jungen Grafen zuweilen eintreten, oder auch hier und da eine Equipage von Bekannten oder vielleicht auch von Fremden, welche Besuche machen wollten, aber nur dazu gelangten, eine Karte abzugeben. Es

mußte eine eigene Zauberformel dazu gehören, weiter als bis zur Stube des Portiers zu gelangen, ein Spruch, welcher wahrscheinlich nur den genauesten Freunden bekannt war; denn, wie schon gesagt, nur diese — und es war eine sehr kleine Zahl — traten in das Palais ein, ohne gleich wieder fortzugehen.

Und doch war der jetzige Besitzer dieses Palastes, ja, der einzige Erbe der reichen Helfenberg'schen Güter — ein Mann in noch jungen Jahren, der vor nicht gar langer Zeit, als er im selben Kürassier-Regimente diente, in dem sich auch der Baron von Breda befunden hatte, einer der lebenslustigsten und in jeder Hinsicht unternehmendsten Cavaliere gewesen war. Große Summen waren damals mit den Bekannten verjubelt worden, wobei es aber eigenthümlich war, daß der Verwalter der Helfenberg'schen Güter, wenn ihn ein Bekannter beim Glase Wein mit dem Ellbogen stieß, ihm vertraulich zuflüsternd: „Na, wenn das so fortgeht, so werdet ihr bald ausgewirthschaftet haben," ernsthaft und mit dem Ausdrucke der Wahrheit versicherte: „Laßt das gut sein, lieber Freund, wenn wir Beiden das einmal zu theilen hätten, was der Herr Graf von seinen jährlichen Revenuen nicht verzehrt, so wären wir ganz anständig reiche Leute."

Dabei aber hatte der junge Graf ein gutes, offenes, freundliches Herz; wo er half, — und er half gern — geschah das in großem Maßstabe; ja, es kam häufig vor, daß Baron Breda ihm irgend ein Anliegen für Jemand vortrug, mit dem Zusatze: „Es thut mir leid, daß ich dich belästigen muß, ich würde Dem oder Jenem gern von mir aushelfen, aber meine Kasse erlaubt es nicht; das ist etwas für dich, du glücklicher Mensch!" Und darin schien sich der Graf auch wirklich glücklich zu fühlen; er half Unzähligen, und wo er half, diskret und großartig.

Dann war er nach Italien gereist, dort ein paar Jahre geblieben, und als er zurückkam, begann die vollkommen veränderte Lebensweise, welche wir vorhin angedeutet. Er hatte seine Entlassung vom Militär genommen, machte fast nirgendwo Besuche, und es blieb so

still in seinem Palais, daß Leute, die immer Alles genau wußten, die Achseln zuckend sprachen: „Da ist etwas nicht ganz richtig. Graf Helfenberg ist nicht von seinen Reisen zurückgekehrt, Gott weiß, wo der in Italien begraben liegt!“ Daß er aber wirklich zurückgekehrt war, merkten bald wieder die Armen und Hülfsbedürftigen aller Art, die sich an ihn wandten, — die Leute in den Nachbarhäusern sahen freilich nichts von dem Bewohner des alten, finsteren Palais. Dort waren und blieben die Vorhänge verschlossen, der Portier spazierte einsam unter dem Thorbogen, wie schon bemerkt, wenn es gutes Wetter war, und in diesem Falle sah man auch täglich aus dem Palais ein verschlossenes Coupé wegfahren, das einzige Lebenszeichen, welches der Bewohner gab; denn in diesem Coupé befand sich der junge Graf Helfenberg, der, wie die Leute, welche sich genau darum bekümmerten, erfuhren, auf eines seiner vielen Güter fuhr, die in der Nähe der Stadt lagen, und in deren ausgedehnten Wäldern er es liebte, spazieren zu gehen.

Herr Larioz hatte das Palais bald erreicht; da es aber noch in Einem fort stürmte und regnete, so befand sich der Portier in seiner Loge, wo er gegenüber der Glasthür in einem bequemen Lehnsessel saß, und wo neben ihm an der Wand eine Schnur herabhing, die er anzog und auf diese Art das eiserne Gitter öffnete, welches das Treppenhaus versperrte.

Der lange Schreiber erschien an der Gitterthür, die sich vor ihm öffnete, um hinter ihm wieder ins Schloß zu fallen, und er befand sich nun wie in einem Käfig, denn die Treppe selbst war mit einem zweiten Gitter gesperrt, welches nur nach vorher erfolgter Rücksprache mit dem Portier geöffnet wurde. Herr Larioz trat an die Loge und fragte dem erhaltenen Auftrage gemäß nach dem Herrn Grafen von Helfenberg und ob er zu sprechen sei.

Der Portier schüttelte mit dem Kopfe und schien beinahe erstaunt, daß ein Mann vom Aeußern des Schreibers mit dem Herrn zu sprechen verlange.

„Geben Sie mir nur Ihr Gesuch," sagte er mit wohlwollender Stimme, „wir werden es mit dem Uebrigen vortragen lassen."

„Es handelt sich um kein Gesuch," erwiederte Herr Larioz würdevoll lächelnd, „ich habe nur im Auftrage meines Prinzipals, des Herrn Rechtsconsulenten Doktor Plager, dem Herrn Grafen dieses Billet zu übergeben und werde darauf wahrscheinlich eine mündliche Antwort erhalten.

„Das ist etwas Anderes," sagte der Portier, ohne irgend ein Zeichen, daß ihn sein Irrthum in Verlegenheit gebracht; „so wollen wir nach Joseph schellen."

Er zog eine Klingel, worauf nach wenigen Minuten ein einfach, aber elegant gekleideter Lakai erschien, der mit der Weisung des Portiers: das in Empfang genommene Billet des Rechtsconsulenten dem Kammerdiener Seiner Erlaucht zu übergeben und um Antwort zu bitten, wieder verschwand.

Bald hörte man ihn wieder, und zwar eilig, die Treppe herabkommen; er trat in die Portierloge und bedeutete dem Ueberbringer des Schreibens mit einer leichten Verbeugung, ihm zu folgen.

Hätte es der Portier nicht unter seiner Würde gehalten, ein erstauntes Gesicht zu machen, so würde er es in diesem Augenblicke gethan haben, denn er fühlte den Drang hierzu in sich, da es seit langer Zeit nicht vorgekommen war, daß Seine Erlaucht, der Herr Graf, jemand gänzlich Fremdes vor sich ließen. Der alte Diener zuckte leicht mit den Achseln und machte ebenfalls eine Achtelsverbeugung, als er das Gitterthor zur Treppe öffnete und den Fremden hindurch gehen ließ.

Herr Larioz befand sich auf breiten Marmorstufen, über welche in der Mitte ein Teppichstreifen lief. Ein Anderer würde es vielleicht wie der Lakai gemacht haben und neben dem Teppichstreifen gegangen sein, unser Freund aber trat fest darauf und betrachtete, während er aufwärts stieg, mit sichtbarem Behagen das prachtvoll gewölbte Treppenhaus mit seinen Deckengemälden und seinen Nischen, aus

denen ernsthafte steinerne Ritter den Emporsteigenden so unverwandt und forschend betrachteten, als hätten sie im Sinne, nachher ihre Bemerkungen über den so eben Vorbeigegangenen auszutauschen.

Im ersten Stocke angekommen, öffnete der vorausschreitende Lakai durch einen, nur den Leuten des Hauses bekannten Mechanismus eine große Glasthür, die auf einen weiten Vorplatz führte, um den die Wohnzimmer des Grafen Helfenberg lagen. Auf der Treppe sowohl als hier im Vestibül herrschte so tiefe Stille, daß man sich unwillkürlich fürchtete, laut zu sprechen; ja, der Lakai hatte schon einige Mal einen Hustenanfall gewaltsam unterdrückt, und als sich dieser jetzt endlich doch Luft machte, klang es gerade, als husteten alle Ritter in der Nische und alle Figuren an der Decke ebenfalls mit.

Der Schreiber des Advokaten wurde in ein Vorzimmer geführt, wo ihn ein schwarz gekleideter Mann, der Kammerdiener Seiner Durchlaucht, in Empfang nahm. Dieser trug Schuhe und Strümpfe, sowie eine weiße Halsbinde, und hatte nichts Außergewöhnliches an sich, als daß er sehr leise sprach, den Kopf herabgesenkt hielt und großes Vergnügen daran zu finden schien, die Nägel seiner weißen Finger zu betrachten.

„Der Herr Graf haben befohlen, Sie herauf zu führen," lispelte der Kammerdiener, worauf Herr Lariez entgegnete:

„Sie waren doch so gütig, den Brief, den ich herauf sandte, zu übergeben?"

„Allerdings," versetzte der Andere mit sanfter Stimme und einem Lächeln, welches zu sagen schien: „Wie wäre es möglich, einen Brief nicht zu übergeben! — Seine Erlaucht," fuhr er fort, haben den Brief erbrochen, gelesen und dann gesagt: Der Ueberbringer soll herauf kommen."

„Und meinte Seine Erlaucht nicht etwa, mein Prinzipal, der Herr Rechtsconsulent Plager, sei selbst der Ueberbringer?"

„Darüber kann ich mir nicht erlauben, meine Meinung abzugeben," sprach der Kammerdiener achselzuckend, „mein Befehl lautet,

den Ueberbringer des Schreibens herauf kommen zu lassen. Sie sind der Ueberbringer, also —"

„Gehen wir," ergänzte Herr Larioz, legte seinen bereits ausgezogenen Paletot auf einen Stuhl an der Thür, nahm den Hut und das lange spanische Rohr in eine Hand und folgte dem Voranschreitenden.

Die Beiden gingen durch mehrere Zimmer und Säle auf weichen Teppichen dahin, aber in allen diesen Pieces waren die Fenstervorhänge herabgelassen und gaben somit dem ohnedies trüben Herbsttage ein unerquickliches Halbdunkel. Nur hier und da glänzte irgend ein vergoldetes Möbel hervor oder leuchtete in einer Ecke eine weiße Marmorfigur oder erschien fast gespenstig die Gestalt eines Ahnherrn mit scharfen und lebhaften Augen. Und auch das zeigte sich nur, wo sich der Fenstervorhang verschoben hatte und zufällig einen Lichtstrahl herein ließ.

Endlich erreichten sie einen kleinen Bildersaal, wo es schon freundlicher aussah, da dieser ein helles Licht durch die Decke empfing und mit neuen, hübschen Bildern geschmückt war. In den Ecken befanden sich Blumenpartieen, aus deren jeder eine schöne weiße Marmor-Figur hervorblickte. In der Mitte des Gemaches stand ein breiter, rother Divan, auf dem mehrere Kupferstichwerke lagen und an dem überdies eine lange türkische Pfeife lehnte mit ausgebranntem Kopfe, deren Asche auf dem dicken smyrnaer Teppich verstreut lag.

Der Kammerdiener hatte ein paar Schritte Vorsprung gewonnen und verschwand hinter den Portieren einer Thür, wo er aber gleich darauf wieder erschien und den Andern durch eine Handbewegung einzutreten ersuchte.

Herr Larioz befand sich in einem mittelgroßen, sehr behaglich eingerichteten Kabinet. Ein einziges großes Fenster, auf den Garten des Hauses gehend, gab vollkommenes Licht und ließ Ecken und Wandflächen genugsam übrig, um Möbel aller Art, an denen hier ein Ueberfluß war, placiren zu können. Am Fenster stand ein hoher

und breiter Schreibtisch, mit grünem Tuche behängt, auf dem sich eine Menge nothwendiger und sehr unnothwendiger Gegenstände befanden. Hefte und Mappen, meist mit kostbaren Decken, ein halb Dutzend reich eingebundener Bücher, Schreibpapier und Couverts in lackirten Cassetten, ein paar silberne Handleuchter mit Wachskerzen, ein anderer vielarmiger Leuchter zum Lesen und Schreiben bei Nacht, Schalen von Bronze und Achat mit Federmesser von allen Größen und Formen. An einer Wand des Gemaches hingen alte und neue Waffen, einige Hirsch- und Rehgeweihe, Jagdhüte und dergleichen; gegenüber sah man einige Gemälde, deren Mittelpunkt das lebensgroße Portrait eines Mannes bildete, von dem man aber nur sah, daß er in einen grauen Jagdrock gekleidet war; das Uebrige des Bildes war scheinbar unwillkürlich zugedeckt durch eine jener weichen, rothseidenen, mit Gold durchwirkten, indischen Schärpen, deren festes Gewebe unten zu einem Knoten verschlungen war, über den eigenthümlicher Weise ein Kranz von verdorrten Vergißmeinnicht hing; ja, in der That, seltsam nahmen sich diese bescheidenen Feldblumen auf dem kostbaren Stoffe aus.

Vor dem Schreibtische befand sich ein großer Fauteuil, in welchem der Bewohner des Zimmers, der Herr des Schlosses, Graf Helfenberg, saß; eigentlich lag er wie zusammengesunken in den weichen Kissen, und nachdem der Schreiber eingetreten war, wandte der Graf seinen Kopf etwas gegen denselben hin, winkte ihm mit der feinen weißen Hand und sagte: „Bitte, treten Sie näher."

Es war dem Herrn Larioz eigen zu Muthe, als er diese kaum hörbare Stimme vernahm, die zusammengefallene Gestalt sah und nun in die edlen, aber so müden Züge blickte. Wenn er auch wohl von der Krankheit des Grafen wußte, so hatte er sich doch beim Anblick der Ritter auf der Treppe und durch die weiten Zimmer schreitend, ein ganz anderes Bild von ihm gebildet und sich eine gebietende Gestalt vorgestellt, die sich vielleicht mit der einen Hand auf die Tischecke stützen, ihn frei und stolz anblicken und mit klarer, fester Stimme

„Das könnt Ihr," verſetzte die Müllerin, „doch im Ernſt von uns nicht ſagen!"

„Nein, nein," entgegnete haſtig der Doktor mit bitterem Lächeln; „man iſt hier ſehr freundlich und gütig gegen mich; ich muß gewiß dafür dankbar ſein."

Sibylle zog mich in ein anderes Fenſter und der Doktor trat näher zur Müllerin, die ihm mit ihrer wohlthuenden angenehmen Stimme ſagte: „Hört, Doktor Burbus, Ihr habt eigentlich ein krankes Gemüth. Anfänglich glaubte ich, die Entfernung von der Welt und die Stille auf unſerer Mühle in dem ſchönen Wald werden Euch wohl thun. Ihr ſchient auch in der erſten Zeit heiter und vergnügt zu ſein. Doch jetzt weiß ich nicht, was Euch plötzlich widerfährt, denn ſeit einiger Zeit habt Ihr das Anſehen eines Menſchen, der von der Vergangenheit geplagt wird."

„Nein, nein, das gewiß nicht," entgegnete der Doktor und lehnte ſich zum Fenſter hinaus.

„Nun, ich glaube wohl," ſagte die Müllerin, „daß Ihr eigentlich nichts auf dem Herzen habt, was Euch Vorwürfe macht und Ihr ſeid noch zu jung, um ein bloß luſtiges und etwas leichtſinniges Leben in allen Theilen wieder gut zu machen."

„Das wohl, gute Frau," entgegnete der Doktor, „nur muß man Gelegenheit dazu haben. Ich bin ſchon Wochen, ja Monden lang hier, ich laufe in's Holz, ich

ihre Wünſche oder Befehle kund geben werde. Es mochte ſich etwas von dieſer getäuſchten Erwartung in ſeinen Zügen malen oder ein Ausdruck des tiefen Mitleidens auf dem ſonſt ſo ernſten Geſichte erſcheinen, welcher wiederum die Aufmerkſamkeit des jungen Grafen rege machte — genug, dieſer blickte nicht unfreundlich zu dem langen Manne empor, ja er ſchien in deſſen ſtrammer und doch wieder ehrerbietiger Haltung, in der Art, wie er ſeinen Kopf trug und das lange ſpaniſche Rohr in der Hand hielt, etwas Außergewöhnliches zu finden; er nickte mit dem Kopfe, richtete ſich etwas in ſeinem Fauteuil in die Höhe und ſagte: „Sie haben mir ein Schreiben des Herrn Rechtsconſulenten Plager überbracht.“

„Ein Schreiben meines Prinzipals.“

„Sie ſind alſo ſein Gehülfe?“ fuhr der Graf fort. „Nun gut; wenn es dem Herrn Doktor nicht unangenehm wäre, ſo würde ich ihn bitten, mich heute Abend um ſieben Uhr zu beſuchen. Um was es ſich handelt, werde ich ihm mit ein paar Zeilen zu wiſſen thun. — Wollen Sie ihm dieſen Auftrag ausrichten?“

„Es iſt das meine Schuldigkeit, und außerdem werde ich es mit großem Vergnügen thun.“

„Warum mit großem Vergnügen?“ fragte der junge Mann, indem er den Andern feſt anſah und lächelte. Er ſchien das Geſpräch fortſetzen zu wollen, denn ſonſt hätte er, wie es der Schreiber auch nicht anders erwartet, denſelben durch eine Handbewegung verabſchiedet. „Warum mit großem Vergnügen?“ wiederholte er.

„Weil ich,“ entgegnete Herr Larioz, „überhaupt gern Jemand gefällig bin und weil — aber eigentlich, gnädiger Herr, iſt der Ausdruck: mit Vergnügen, eine Redensart, die man ſich ſo angewöhnt.“

„Nein, nein,“ fuhr der Graf lebhafter fort, „Ihr Wort und ihr Blick war keine Redensart. Sie wollen damit ſagen: es gewährt mir ein Vergnügen, einem armen, kranken, hinfälligen Menſchen einen kleinen Dienſt zu erweiſen. Nicht wahr, ſo haben Sie es gemeint?

Und ich nehme Ihnen das gar nicht übel, denn ich fühle am besten, wie krank und hinfällig ich bin."

Bei diesen Worten hustete er in sein Taschentuch, und auch der lange Schreiber räusperte sich, nur aus ganz andern Motiven, denn es ist nicht sehr angenehm, einem vornehmen Herrn einzugestehen, daß man ihn wirklich für krank und hinfällig halte.

„Habe ich nicht Recht?" fuhr der Graf hartnäckig fort.

„Allerdings läßt das Aussehen des Herrn Grafen Einiges zu wünschen übrig," sprach Herr Lariez nach einer Pause, während welcher er sich vollkommen gesammelt. „Eure Erlaucht sind gewiß sehr krank gewesen; aber das Wort „hinfällig" paßt doch wohl nicht."

„O, es paßt sehr," erwiderte der Andere mit einem leichten Seufzer. „Doch lassen wir das. — Sie sind also der Gehülfe des Herrn Doktor Plager. Ich war ein paar Mal auf Ihrem Bureau; wie kam es, daß ich Sie nie gesehen?"

„Weil der Herr Graf im Privatzimmer des Herrn Doktor waren; wir arbeiten im Nebenzimmer."

„Ja, ja, so ist es. Aber auch sonst habe ich Sie nie gesehen. — Früher war ich viel auf der Straße, und ich meine schon, eine Figur wie die Ihrige würde mir nicht entgangen sein. Sie sind noch nicht lange in der Stadt?"

„O, doch schon einige Jahre."

„Aber nicht hier geboren? Nicht einmal im Lande? Ich höre das an dem fremden Accent, mit dem Sie Ihr sonst sehr gutes Deutsch sprechen. Sie sind aus dem Süden — ein Italiener?" fragte er nach einer Pause.

„Ich bin ein Spanier, Herr Graf," versetzte Lariez, und als er das gesagt, hob er seinen Kopf mit einem gewissen Stolz in die Höhe.

„Ah, ein Spanier?" fuhr der Kranke fort. „Aber für einen Spanier sind Sie sehr groß. Ich habe manchen Ihrer Landsleute gekannt, meistens schlanke Leute von mittlerer Größe."

„So ist es, Herr Graf, weder Castilianer noch Andalusier sind

im Durchſchnitt große Leute; ich bin aber aus einem Theile Spaniens, wo man ſchon kräftigere Geſtalten findet; ich bin aus den wilden Schluchten der Sierra Morena, aus Carolina."

„Ah, aus der deutſchen Niederlaſſung!"

„Meine Mutter war eine Deutſche, mein Vater, Don Larioz, ein Spanier."

„Ei der Tauſend! — Don Larioz!" rief lächelnd der Graf. „Und wie kommt es — verzeihen Sie mir meine Frage — daß Sie mit dieſem ſchönen Namen ſich hier in ſo untergeordneten Verhältniſſen befinden, daß Sie das ſchöne Spanien verließen, um hier im kalten Norden zu leben?"

„Das ſchöne Spanien hat auch ſeine Schattenſeiten," ſagte ernſt der Schreiber. „Ja, Spanien iſt ſchön," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „um es als Fremder behaglich zu durchreiſen, oder auch um auf ſeinem Stammſitze in Andaluſien, überhaupt im geſegneten Süden zu leben."

Der Graf hatte ſich in ſeinen Fauteuil zurückgelehnt, ſtützte den Kopf auf die Hand und ſprach nach einer Pauſe: „Ich habe immer dafür geſchwärmt, Spanien noch zu ſehen, es blieb aber ein ſchöner Traum, wie ſo mancher andere in dieſem armen Leben." — Dabei ſeufzte er tief und ſchmerzlich.

„Ein ſchöner Traum allerdings," entgegnete der Schreiber, „den aber Eure Erlaucht in Ihren Verhältniſſen wohl verwirklichen können."

„Ja, in meinen Verhältniſſen!" rief der Kranke mit einem ſchneidenden Tone. „Meine Verhältniſſe ſind wirklich der Art —" Er that einen tiefen Athemzug, zwang ſich mühſam zu einem Lächeln und fuhr dann fort: „Laſſen wir das gut ſein. Aber warum verließen Sie Spanien?"

„Das iſt nicht mit einigen Worten geſagt," erwiederte der Schreiber, „und ich fürchte, die Zeit des Herrn Grafen zu ſehr in Anſpruch zu nehmen, wenn ich mir erlauben wollte, auch ſo kurz wie möglich von meinem unbedeutenden Leben zu ſprechen."

„Seien Sie darüber unbesorgt," meinte der Kranke. „Was meine Zeit anbelangt, so fängt sie in gewisser Beziehung freilich an mir kostbar zu werden, doch habe ich hier und da gewaltige Leeren, für deren Ausfüllung ich sehr dankbar bin. — Bitte, rollen Sie sich den kleinen Fauteuil vom Fenster hieher und setzen Sie sich. Im Falle Sie Raucher sind, sprechen Sie Ihren Wunsch aus, und Sie sollen haben, was das Haus vermag. Selbst spanische Cigaretten besitze ich, wenn Sie die Gewohnheit Ihres Landes beibehalten haben. Ich selbst," setzte er achselzuckend hinzu, „muß freilich vorderhand auch auf dieses Vergnügen renonciren, doch macht mir der Dampf einer Cigarre, die ein Anderer raucht, durchaus keine Beschwerden."

So gern Herr Lariez, wie jeder verständige Mensch, seine Cigarre rauchte, so hätte er doch um Alles in der Welt der freundlichen Aufforderung hier keine Folge gegeben, es wäre ihm wie eine Sünde erschienen, in diese reine, nur von Blumenduft geschwängerte Atmosphäre einen Hauch von Tabak zu bringen. Er machte demgemäß eine tiefe, dankende Verbeugung, ließ sich auf den kleinen Fauteuil nieder und sagte, nachdem er eine kleine Weile vor sich hingeschaut: „Euer Erlaucht kennen das schöne Spanien aus Büchern, aus Bildern, haben die Geschichte desselben studirt und wissen also auch, daß auf der Höhe der Sierra Morena, jenes schwarzen, phantastischen Gebirges, das wie ein Wall den stolzen Norden vom lebenslustigen Süden trennt, von ausgewanderten Deutschen einige Colonieen und Dörfer angelegt wurden, von denen La Carolina die vornehmste und bedeutendste ist. Unsere Vorfahren, welche sich dort niederließen, erhielten Ländereien und Gerechtsamen freigebig und in großem Umfange, zugleich aber auch zu vielen schönen Rechten die Verpflichtung, durch das noch unwegsame schwarze Gebirge eine Fahrstraße zu brechen. Damals gab es nur Saumpfade durch die Schluchten der Sierra Morena, und die Abgründe und gefährlichen Passagen schienen so unüberwindlich, daß dieser Saumpfad nur eben breit genug für ein einzelnes Lastthier gemacht werden konnte. Deßhalb horchten die Treiber bei den ver-

ſchiedenen Uebergängen in das Thal hinab, ehe ſie in die Schluchten niederſtiegen, und wenn ſie von drunten das Klingeln der Glocken vernahmen, ſo lagerten ſie ſich droben, bis der entgegen kommende Zug vorüber war.

„Es war eine ſchauerliche Wildniß, die Sierra Morena, das ſieht man heute noch, ſo wie man rechts oder links von der großen Straße abweicht. Den Namen des ſchwarzen Gebirges hat ſie daher, daß der Gebirgszug, wenn man ihn aus weiter Entfernung am Horizont auftauchen ſieht, wie eine ſchwarze Wand erſcheint, voll eigenthümlicher Zacken in allerlei ſeltſamen Formationen.“

So ſprach Herr Larioz und blickte träumend vor ſich hin, wobei ſein Auge glühte, als ſähe er wirklich über die gelb und roth gefärbte Ebene der Mancha hinweg den ſchwarzen Zug der Sierra Morena erſcheinen, ſcharf hervortretend unter dem ſtrahlenden ſpaniſchen Himmel.

Der Graf hatte ſich in die Ecke ſeines Fauteuils gedrückt, und wenn er auch die linke Hand vor das Geſicht hielt, ſo blickte er doch durch die Finger ſinnend nach dem Erzähler, der ihm mit kunſtloſen Worten die Landſchaft ſo hinzeichnete, daß er mit ſeiner Phantaſie im Stande war, ſie lebendig auszumalen, und der mit dem eigenthümlichen Geſichte, dem aufwärts gedrehten Schnurrbart als Staffage darin erſchien — ein einſamer Reiter, durch die Fläche dahinziehend.

„Die Straße, welche unſere Vorfahren, die Deutſchen, dort gebaut,“ fuhr der lange Schreiber fort, „iſt ein Rieſenbau, würdig, jedem der berühmten Werke der vielbewunderten Römer an die Seite geſtellt zu werden. Mit eiſernem Fleiße und unendlicher Ausdauer wurden Schluchten und Abgründe bewältigt, und wo ſich, wie vorhin erwähnt, am Rande der Felſen kaum ein ſchmaler Pfad hinzog, überſteigen jetzt auf breiter Chauſſee die ſchwerſten Diligencen, mit acht und zehn Maulthieren beſpannt, das Gebirge, und von Madrid nach Sevilla rollt man auf dieſer Strecke, die früher nicht zu paſſiren war, am angenehmſten.

„Um alſo von mir zu reden, wie der Herr Graf befohlen, ſo war mein Vater ein Spanier, meine Mutter eine Deutſche aus jener Colonie La Carolina; von Geburt alſo ein echter Spanier, lernte ich deutſches Weſen und deutſche Sprache von der Mutter, nahm auch vielleicht von ihr etwas Träumeriſches an, was man mir wenigſtens in meinen Kinderjahren oft zum Vorwurf machte; denn ſtatt mit Knaben meines Alters zu ſpielen, zog ich es häufig vor, hinaus in die Berge zu wandeln, mich dort in der Einſamkeit auf ein Felsſtück niederzuſetzen und um mich her zu ſchauen, bald im engeren Geſichtskreis auf Moos, Gras und Steine, die ſich um meinen Sitz befanden, wo ich dann das Thierleben beobachtete, die Käfer und Inſekten aller Art, wie ſie geſchäftig hin und her liefen, ihre Arbeit thaten, wie einander ihren Pfad hinterliſtig durchkreuzten, und wenn ſie auch zuweilen in Kampf geriethen, dann ehrlich auf einander losgingen ohne Trug und Hinterliſt, Einer gegen Einen, ſo namentlich die ſchwer gewaffneten Hirſchkäfer, wie ein paar geharniſchte Ritter aus der guten alten Zeit.“

Hier machte Herr Larioz eine kleine Pauſe und ſagte dann lächelnd zu dem jungen Manne gegenüber, der gar keine Bewegung machte: „Aber ich langweile Euer Erlaucht mit dieſen Kindereien und bitte ſehr um Entſchuldigung.“

Der Andere ſchüttelte mit dem Kopfe und entgegnete ebenfalls lächelnd: „Fahren Sie nur fort, das amuſirt mich in der That. Ich habe mit Ihnen auf dem Felsſteine geſeſſen und tiefſinnend in Moos und Kräuter geſchaut. O, die Natur, namentlich der Wald, iſt ſo ſchön, ſo wunderbar ſchön! Bitte, fahren Sie fort, Ihre Erzählung beruhigt eigenthümlich meine aufgeregten Nerven.“

Larioz machte eine Verbeugung, dann ſprach er weiter: „Häufig auch blickte ich um mich her auf die Berge und Schluchten, die einander folgten, im allgemeinen Charakter gleich und doch in ihren Formen wieder ſo mannigfaltig. Mein Ohr vernahm das Rauſchen der Blätter und ließ ſich erzählen von alten Zeiten; ich hörte das

Murmeln der Bergwaſſer und das tönte mir wie eines jener Märchen, die ich als Kind ſo gern gehört. Dann vernahm ich auch aus der Ferne das kurze zornige Brüllen eines der Stiere, die in der Sierra Morena zum Zwecke der Kampfſpiele gezogen werden, und wenn ich alsdann nachdenkend aufblickte und um die von der Sonne beleuchteten Felſenzacken den Adler majeſtätiſch und ſtill im Kreiſe ſchweben ſah, ſo hoben ſich meine Träume mit ihm hoch und immer höher, bis die gewaltigen Formen des ſchwarzen Gebirges tief hinab geſunken waren und bis ich das blühende Granada ſah, von dem mein Vater ſo oft erzählt, an den Fuß des grün bewachſenen Berges hingeſchmiegt, der die Alhambra trägt, mit ſeinen vielen klaren Quellen, ſeinen ſchwarzen Cypreſſen und jenen melancholiſchen Ueberreſten aus der prachtvollen Maurenzeit. Auch flog ich in meinen Phantaſieen ſo gern nach dem glänzenden Sevilla, das ebenfalls vor mir in dem weiten leuchtenden Thale lag, das der Guadalquivir durchſtrömt, die lebensfrohe herrliche Stadt mit ihren zahlloſen Thürmen und Kuppeln, mit ihren Wahrzeichen des Giralda, mit ihrem weiß marmornen Stierplatz, an deſſen Mauerringe mein Vater oftmals ſein Pferd angebunden — und ich ebenfalls, als ich einmal vierzehn Jahre alt geworden war. Da erhielt ich meine erſten Ledergamaſchen, die kurze verſchnürte Jacke, den breitkrämpigen Hut, man ſetzte mich auf eines der kleinen andaluſiſchen Pferde, und ich durfte mit den Anderen ziehen, zur Nachtzeit die Heerde der wilden Stiere nach der Ebene geleitend."

Als der Schreiber ſo erzählte, hatte ſich der Graf in ſeinem Fauteuil empor gerichtet, hatte die weißen, jetzt ſo zarten Hände auf die Lehnen deſſelben gelegt, und ſein Auge glänzte faſt unheimlich, als er nun ſo aufmerkſam und ſtarr ſein Gegenüber anblickte.

„Das muß ein herrliches Leben geweſen ſein," ſagte er alsdann; „ſitzend im Sattel auf muthigem Pferde, und nicht bloß zum harmloſen Spazierenreiten, ſondern gewiß oftmals die Lanze gebrauchend zum eraſtlichen Kampfe. — Nicht wahr, das kam häufig genug vor?"

Auch die dunklen Augen des Anderen glänzten, als er nun zur

Antwort gab: „O ja, an Kampf und wildem Durcheinander fehlte es bei diesen Ritten nicht.“

Er hatte bei diesen Worten langsam sein spanisches Rohr erhoben und stützte es auf die Lehne des Sessels, wie man es im Sattel mit einer Lanze zu machen pflegt.

„Aber es thut eigentlich nicht gut, dieses Leben,“ fuhr er nach einer Pause fort, „besonders nicht für ein kindliches Gemüth, dessen Phantasie ohnehin erregt ist. Wenn es in den Nächten, wo wir mit den Heerden der Kampfstiere dahin zogen, wohl so viel zu arbeiten und aufzupassen gab, daß man seine Gedanken bei einander behalten mußte, so boten dafür die Tage des Rückmarsches, wenn ich mit meinem Vater oft allein durch die unendlichen Ebenen der Mancha zog, lange Stunden der Einsamkeit, die der lebhafte Kopf des Knaben dann natürlicherweise mit den abenteuerlichsten Gestalten bevölkerte.“

„Ah!“ rief der Graf, der aufmerksam zuhörte, „Sie kämpften alsdann in Gedanken mit Windmühlen und Schafheerden, wie der hochachtbare Don Quixote?“

„Ja, wie Don Quixote,“ entgegnete der Andere schnell, indem sein Auge aufflammte, „wie jener Held, für den ich von meiner Jugend an geschwärmt, für dessen Irrfahrten und trauriges Schicksal ich stets das innigste Mitleid gefühlt.“

„Die Phantasie eines lebhaften Geistes, die Erfindung eines reichen Gemüthes!“ warf der Graf hin. „Ich schätze ihn sehr, den unerreichbaren Cervantes.“

„Wenn man die Fahrten des sinnreichen Junkers von La Mancha weitab vom Schauplatz seiner Thaten liest,“ fuhr der lange Schreiber fort, „so kann man vielleicht bisweilen lächeln über jene — nennen wir es barocke — Phantasie, die einen Menschen, der noch nicht ganz zu den Narren gehört, mit Windmühlen und Schafheerden kämpfen läßt. Ist man aber einmal selbst durch jene Flächen geritten, durch jenes wellenförmige, röthlich gelbe Terrain, wo ein Gehölz von Buchsbaumsträuchern, das am Horizont auftaucht, und dessen Stämme in

Wirklichkeit kaum drei Fuß hoch ſind, uns als ein Wald mit Rieſenbäumen erſcheint, wo wir ein Haus, eine Windmühle vor uns ſehen und Stunde um Stunde darauf losreiten, ohne ſie zu erreichen, ja, ohne ihr ſcheinbar näher zu kommen; wenn wir die phantaſtiſchen Wolkenſchatten bemerken, die zur Zeit des Herbſtes und auch des Frühjahrs vor uns auf der Fläche zu fliehen oder uns kampfbereit entgegen zu ſtürmen ſcheinen; wenn man weit, weit in der Ferne den Zug der Sierra Morena ſieht, gefärbt wie dunkler Stahl, ſcharf und zackig — wenn man an jenen Hirten vorüber kommt, die noch heut zu Tage langſam ihr Gewehr empor nehmen, wenn ſie einen einſamen Reiter bemerken, oder an den Feldhütern, die wir dort in der Schlucht gelagert finden, vor ſich zwiſchen den Knieen den abgezogenen Hut, in den man ein Almoſen werfen muß, will man nicht mit der kurzen, weitmündigen Büchſe Bekanntſchaft machen, die der Wegelagerer im Arme hält — ja, wer dabei eine rege Einbildungskraft hat, dem mag es leicht gehen wie dem edlen Don Quixote, daß er auf der ſchattenloſen Fläche Tage lang umher reitend dieſelben Abenteuer aufſucht und findet."

Das hatte der lange Spanier mit ſolcher Begeiſterung und ſolcher Ueberzeugung geſprochen, und dabei flammten ſeine Augen ſo, daß ihm der Kranke lächelnd ſagte: „Ei, Don Larioz, mir ſcheint, Sie hätten nicht übel Luſt gehabt, ein anderer Don Quixote zu werden und ausgerüſtet mit Schild und Lanze, auf der Rozinante reitend, aufs Neue die Mancha zu durchſtreifen, Rieſen und Drachen zu bekämpfen zu Ehren Dulcinea's von Toboſo."

„Nicht ſo ganz, gnädiger Herr," entgegnete der Schreiber, nachdem er eine Zeit lang faſt betrübt lächelnd vor ſich nieder geſchaut. „Was hülfe in unſerer Zeit die Rozinante? was Schild, Lanze und ſelbſt die Kopfbedeckung des Don Quixote, wenn es auch in Wahrheit der Helm Mambrins und nicht jene Barbierſchüſſel geweſen wäre? — Letzteres kann man leider als begründet annehmen. Aber die Frage, die mir Euer Erlaucht jetzt im Scherze ſtellte, wäre für mich

allerdings einer ernſten Beantwortung werth. War Don Quixote, der ſinnreiche Junker, wirklich jener Ritter, wie ihn das erhabene Buch des Cervantes darſtellt, oder wollte der Dichter mit ſeiner göttlichen Schöpfung einen Mann bezeichnen, der ſinnbildlich mit eingelegter Lanze und geſchwungenem Schwerte auf die Lächerlichkeiten der Menſchen eindringt, gegen die Windmühlen ihres Hochmuthes anrennt, die Schafheerden ihrer falſchen Demuth aus einander ſprengt, — Jemand, der den heiligen Gedanken an eine unerreichbare Dulcinea von Toboſo im Buſen trägt, für die er kämpft und leidet?“

Dies hatte Herr Lariog mit großer Bewegung geſprochen, wobei er aufwärts blickte und — wie er gern zu thun pflegte — ſein langes ſpaniſches Rohr wie ein entblößtes Schwert auf den Schenkel ſtützte. Sein Geſicht hatte in dieſem Augenblicke etwas ſo Feierliches, ja, Erhabenes, daß ihm der Graf mit großer Theilnahme zuſchaute und, da er das Außergewöhnliche von jeher geliebt hatte, eine plötzliche Neigung zu dem eigenthümlichen Spanier empfand. Um ihn nicht zu unterbrechen, nickte er zuſtimmend mit dem Kopfe, weßhalb der Andere fortfuhr: „Wenn alſo der Dichter die Abſicht hatte, in dem Don Quixote für ſein Zeitalter eine Figur zu ſchaffen, die er ausziehen ließ in die Welt, um durch ſie die Lächerlichkeiten und Laſter ſeiner Nebenmenſchen zu geißeln, warum ſollte es nicht ein erſprießliches Werk ſein, auch heute nochmals die Rozinante zu beſteigen, ſich mit Schwert und Schild zu bewaffnen und den Erbärmlichkeiten der Menſchen das Viſir zu öffnen, nachdem man ſie ſiegreich vor ſich niedergeworfen? — Ach, welch ſchöne Beſtimmung, welch herrliches Loos! Oder wäre ein ſolcher Don Quixote heute nicht mehr nöthig, hat ſich das Menſchengeſchlecht gebeſſert, iſt Unredlichkeit aller Art, Lug, Trug und Heuchelei nicht mehr zu finden? Lohnt es ſich nicht mehr der Mühe, auf dem Heerwege zu ſtehen oder an der Straßenecke, der gekränkten Unſchuld und Tugend zum Schutz, dem verfolgenden Laſter zum Schrecken? Wäre es nicht dankenswerth, jenen Intriguen nach-

ſeh' nach den Knechten, ich fahre mit den Pferden; aber Alles das, was ich thue, kann der geringſte Knecht auch für Euch thun."

„Ja, aber wer ſagt denn, daß Ihr etwas für uns thun ſollt? Ihr ſeid unſer Gaſt."

„Ja, und dann?"

„Nun ſo bleibt, ſo lang als es Euch hier gefällt."

„Ja, und dann," entgegnete der Doktor nach einer Pauſe, „dann ſchüttele ich Euch Allen an einem ſchönen Morgen die Hand und ſage zu Euch: Lebt wohl, Vetter Chriſtoph, lebt wohl, Frau Müllerin, lebt wohl, Sibylle." —

Wir hatten bis zu dieſem Augenblick unwillkührlich das Geſpräch des Doktors belauſcht. Sibylle ſprach kein Wort, ſondern lehnte zum Fenſter hinaus, und hielt den Strauß von Waldblumen in ihren Händen über dem langſam dahin ſtrömenden Mühlbach. Bei den Worten des Doktors aber: Lebt wohl, Sibylle, ſeufzte ſie leiſe auf, ihrer Hand entglitten die Waldblumen und fielen in das Waſſer hinab, das ſie langſam fortführte. Ein lautes Ach! folgte nun den Blumen, durch das der Doktor und die Müllerin in ihrem Geſpräch plötzlich unterbrochen wurden und ebenfalls hinabſchauten.

„Da ſchwimmen ſie!" rief der Doktor mit einem lauten Lachen, das aber keineswegs freundlich klang;

zuſchleichen, welche den geſunden, kräftigen Menſchen wie eine Schlange langſam umgarnen, ſeine Bewegungen lähmen und ihn endlich zu Grunde richten? — Freilich wäre es ein Leben des Kampfes, auch wohl zuweilen der Niederlage, aber gewiß würdig, für ſpätere Geſchlechter in Büchern aufbewahrt zu werden."

Graf Helfenberg hatte dem erregten Redner mit größter Theilnahme zugehört; er begriff deſſen Abſicht, und wenn er auch über dieſelbe den Kopf hätte ſchütteln mögen, ſo konnte er doch nicht anders als die Begeiſterung ehren, mit welcher Jener ſeine ſeltſamen Anſichten vortrug. — „Das hieße ja," ſagte er nach einem kleinen Nachſinnen, „faſt der ganzen Welt den Fehdehandſchuh hinwerfen, das wäre ein Unternehmen, wo auf Dank nicht zu rechnen, häufige Niederlagen dagegen vorausſichtlich wären."

Herr Larioz fuhr mit der Hand über das Geſicht und blickte wie erſtaunt um ſich, als er ſah, wo und vor wem er ſeine ſonderbaren Theorien aus einander geſetzt; er hatte, wie er zuweilen zu thun pflegte, ſich ſo in ſeine Phantaſieen vertieft, daß ihm das, was er geſagt, wie ein lautes Selbſtgeſpräch vorgekommen war. Er hätte ſich ein wenig geſchämt, wenn ihm nicht die Worte ſeines Gegenüber bewieſen, daß der Graf ſeinen Phantaſieen nicht nur gefolgt, ſondern ſie auch theilweiſe aufgenommen habe. Der Schreiber ließ ſeinen Stock langſam auf den Boden niedergleiten, ſenkte den Kopf ein wenig und ſagte nach einer Pauſe im gewöhnlichen Tone: „Verzeihung, gnädiger Herr, daß mich die Erinnerung an meine Heimat, an meine Jugendzeit, an jene in ihrer Einſamkeit ſo poetiſchen Flächen der Mancha fortrißen, Ihnen von meinen Ideen zu ſprechen, die ich ſonſt feſt in mir zu verſchließen pflege. O, ich weiß es wohl, daß ſie unausführbar ſind, wenigſtens für mich; ich fühle wohl, was Euer Erlaucht eben geſagt, daß, ſich ſo um das Treiben der Menſchen bekümmern, der ganzen Welt den Fehdehandſchuh hinwerfen hieße. Und wer könnte das thun? Nur ein ſelbſtſtändiger, mächtiger Menſch, nicht ein armer Schreiber wie ich."

Dieſe letzten Worte begleitete Herr Larioz mit einem bitteren Lächeln, worauf der junge Graf kopfſchüttelnd entgegnete: „Auch der Mächtigſte auf Erden müßte an dieſer Aufgabe zu Grunde gehen; auch ein König, ein Kaiſer hat nicht die Macht, allen Trug, alle Heuchelei aufzudecken, er iſt nicht immer ſelbſtſtändig genug, ſeinem erſten Miniſter zu ſagen: ich könnte Ihnen beweiſen, daß Sie anders denken, als Sie ſo eben geſprochen. Er kann der Folgen wegen manche Intrigue nicht augenblicklich zerreißen, die er nicht nur entſtehen ſieht, ſondern von der er auch fühlt, daß ſie langſam ſeine Hände umgarnt."

„Ein Mächtiger, ein König könnte das allerdings nicht," verſetzte eifrig Herr Larioz. „Zu großen Dingen wählt ja der Himmel ſo oft geringe, ſchwache Werkzeuge. O, mir wäre es eine Wonne," ſetzte er mit einem träumeriſchen Lächeln hinzu, „mich ſo in den Kampf zu ſtürzen, gute glorreiche Thaten zu vollbringen, wenn es mir auch am Ende wie dem edlen Don Quixote erginge, wenn ich auch zu Boden geworfen würde! — Ja, wie er würde ich mit dem letzten Hauche des Mundes meine Idee vertheidigen und ſprechen: Freilich bin ich der unglücklichſte Ritter, aber Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Erde. — Stoß zu mit der Lanze, Ritter!"

Das iſt ein merkwürdiger Schwärmer, dachte der Kranke, dem aber die Reden des Schreibers ihrer Eigenthümlichkeit wegen mehr und mehr gefielen. Lag doch, was dieſer ſagte, ſo ganz aus dem Kreiſe des Alltäglichen und gefiel eben deßhalb dem jungen Manne, der von früheſter Jugend her das Außergewöhnliche geliebt. Wie war ſeine Phantaſie erregt worden durch die Erzählungen und Schilderungen, durch die Ideen des Spaniers! Wie träumte er ſich mit ihm in jenes Leben ſeltſamen Kampfes, von dem Herr Larioz geſprochen! Ja, er faßte es noch mehr von der ritterlichen Seite auf, er ſah die Mauern ſeines Zimmers ſchwinden, er ſchaute vor ſich die weite, weite Welt und fühlte ſich wieder einmal auf muthigem Pferde, dahin ſprengend über die Ebene, mit jenem langen, ſeltſamen Menſchen Abenteuer

aufſuchend. Es war ein Augenblick des Wohlbehagens, wie ihn der Kranke ſeit lange nicht mehr gefühlt; er wollte dieſem Gefühle Worte geben, ja, er hatte nicht übel Luſt, dem Andern die Hand zu reichen und ihm zu ſagen: Gut, wir Beiden wollen der verdorbenen Welt in dieſer Art den Krieg erklären. — Angeweht von dem Hauche eines neuen, friſchen Lebens, vergaß er auf einen Moment ſeine tiefen Leiden, wollte haſtig von ſeinem Sitze aufſpringen — da erfaßte ihn mitten in dieſer heftigen Bewegung ſein gewaltiges Elend wieder, ſeine begeiſterten Züge nahmen plötzlich den Ausdruck eines ſtarken Schmerzes an, er biß die Zähne auf einander und ſank mit einem leiſen Aechzen in den Fauteuil zurück, wo er ein paar Sekunden lang mit geſchloſſenen Augen wie ohnmächtig lag.

Erſchrocken war Herr Larioz aufgeſprungen, zu dem Kranken hingeeilt, hatte ſeine Hand ergriffen und blickte ihm mit tiefem Schmerz in die edlen, bleichen Züge.

Endlich ſchlug der Graf die Augen wieder auf, und als er ſah, wie der Andere ſo theilnehmend um ihn beſchäftigt war, lächelte er und ſagte alsdann nach einem tiefen Seufzer: „Das war ein böſer Anfall. Sehen Sie, mein lieber Don Larioz, es iſt nichts mehr mit unſerer Weltſtürmung; ich wenigſtens kann keinen Antheil daran nehmen; mir ſind die Hände gebunden.“

„Und mir nicht minder,“ erwiderte der Schreiber, indem er ſich ehrfurchtsvoll zurückzog. „Aber ich muß Euer Erlaucht um Verzeihung bitten, daß ich Sie durch meine unüberlegten Reden einigermaßen in Aufregung gebracht. Wahrhaftig, es iſt ſelten, daß ich mich ſo gehen laſſe,“ fuhr er treuherzig fort, „aber Sie, gnädiger Herr, haben mich durch die Liebenswürdigkeit, mit der Sie mich empfingen, theilweiſe dazu veranlaßt, und deßhalb werden Sie die Gnade haben, mir zu verzeihen.“

„Davon kann keine Rede ſein,“ verſetzte der Kranke mit etwas matter Stimme; „ich liebe immer noch eine kleine Emotion, wie Sie mir ſie eben verſchafft, und zum Beweiſe dafür bitte ich, mich wieder

zu besuchen, sobald es Ihre Zeit erlaubt. Um die gleiche Stunde wie heute werde ich für Sie zu Hause sein. — Wir müssen doch sehen," setzte er lächelnd hinzu, „wie sich Ihre an sich vortrefflichen Theorien mit der Praxis vereinigen lassen."

Nach diesen Worten machte Graf Helfenberg eine freundliche Bewegung mit der Hand, und als auf den Ton der Klingel, welche auf seinem Tische stand und die er mit einem kleinen silbernen Hammer berührte, der Kammerdiener zwischen den Portieren erschien, um den Schreiber zurückzubegleiten, machte dieser eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und verließ mit eigenen, angenehmen Gefühlen das selbst bei trübem Herbstwetter so blumenduftende und freundliche Gemach.

Herr Larioz schritt durch die halbdunkeln Zimmer zurück, die breite Treppe hinab, bei den Ritter-Figuren vorbei, die seltsame Mienen zu machen schienen, weil er so lange droben geblieben, und dann durch die Portier-Loge, wo der alte Thürhüter in Wahrheit ein verwundertes Gesicht und eine Verbeugung machte, wie sie bei ihm sonst nur für Leute aus vornehmem Stande gebräuchlich war.

Es schlug zwölf Uhr, als der lange Schreiber durch den weiten Thorbogen auf die Straße trat, und da er sich des zweiten Auftrages seines Prinzipals erinnerte, so wandte er sich nach der Burggasse, um das Geschäft Erdwinkel contra Breiberg so gut wie möglich abzumachen.

Sechzehntes Kapitel.

Burggaſſe Numero Vier.

Das Stadtviertel, in welchem ſich die Burggaſſe befand, war im nördlichen Theile der Stadt gelegen, wo des guten Lichtes wegen eine Menge Maler, Kupferſtecher, Photographen und ſonſtige Künſtler wohnten. Spekulanten hatten dort in die vierten Stockwerke verſchiedener Häuſer große Fenſter brechen laſſen und Ateliers hergeſtellt, die ſehr geſucht waren. Oft befanden ſich zwei bis drei dieſer Ateliers in einem Hauſe, oft auch nur ein einziges, je nachdem die Künſtler bekannt und geſucht waren.

Große ſelbſtſtändige Bilder wurden hier eigentlich nicht gemalt, ſondern man beſchränkte ſich auf Anſichten der Stadt oder der umliegenden Gegend, die auf Beſtellung angefertigt wurden; meiſtens aber arbeitete man im Portraitfache, und zwar hier durch alle erdenklichen Branchen hindurch, vom ſchwarzen Schattenriß, welchen der Unteroffizier ſeiner Geliebten ſchenkt, mit angedeuteter Uniform, oder einem Souvenir, Gymnaſiaſten und Studenten in möglichſt ſteifer Haltung darſtellend, mit bunter Cerevismütze und dito Verbindungs- und Corpsbändern, bis hinauf zu ſechs Fuß hohen Knieſtücken, wunderſam in Oel gemalt, in prachtvollen, ſeidenen Roben, deren Glanz etwas Uebernatürliches hatte, mit ſtarr blickenden Augen, erſtaunt lächelndem

Munde und Wangen, die in einer wahrhaft erschreckenden Fülle der Gesundheit strahlten; dabei viel goldene Ketten und Ringe nicht zu vergessen. Ja, Abrisse des menschlichen Gesichtes wurden hier gemacht auf Stahl, Stein, Holz, Leinwand und Papier, und wenn man bedachte, wie viele Menschen von diesem Geschäfte lebten, so sah man recht, welche Menge Leute darauf erpicht sind, ihr eigenes, oft sehr uninteressantes Gesicht zu diesem oder jenem Zwecke abconterfeit zu sehen.

Die Burggasse bildete ein eigenthümliches Quartier in der großen Stadt. Hier sah man Gestalten, die man sonst nirgendwo oder nur höchst selten erblickte; blasse Gesichter, hohläugig, mit einem Anfluge von Genialität, mit glattem, flaumigem Kinn, oder auch mit vielem Bart- und Haarwerk unter spitzen Calabreserhüten. Die Träger dieser Gesichter waren in Kleidungsstücke, namentlich zur Herbst- und Winterzeit in Mäntel eingehüllt, deren Façon man nie in einem Modejournale gesehen, auf deren Erfindung sich aber der Betreffende etwas zu Gute zu thun schien, was man deutlich an der Art sah, wie er das Stück Tuch, das er einen Mantel nannte, und das etwas von einer römischen Toga, einem italienischen Carbonari und einem Theater-Rittermantel an sich hatte, um die Schultern drapirt trug.

So sah man sie in der Burggasse dahin wandeln, die Jünger der Kunst, in allen möglichen Aufzügen, bald genial nachläßig, zuweilen auch ausgesucht stutzerhaft, die Meisten mit großen Mappen unter dem Arm und die Blicke umhergleiten lassend, ob sich nicht irgendwo etwas zum Skizziren darböte.

Eigentlich war die Burggasse keine Gasse, sondern ein unregelmäßiger Platz mit aus- und einspringenden Häusern, auf dessen Mitte die Ruine eines Thurmes stand, der, Gott weiß, in welchen Zeiten, zu einer hier befindlichen alten Burg gehört haben soll. Alle Häuser hatten hohe, meist treppenartig gezackte Giebel, viele auch Erker, gewölbte Thorbogen, malerische Höfe, finstere Winkel von unaussprechlicher Färbung; die Sonne konnte sich nur mühsam durch einzelne

Lücken in dieſes Häuſerlabyrinth hineinſtehlen, wo alsdann ſolch ein goldig erleuchteter Streifen neben tiefblauen Schatten von ganz immens pittoresker Wirkung war. Dazu hatte die Architektur der meiſten Gebäude etwas Phantaſieerregendes; erblindete und zerbrochene Fenſterſcheiben, auch Rahmen ohne alles Glas gab es genugſam, höchſt intereſſante Schutt- und Kehrichthaufen traf man allenthalben; wenn Schneewetter ſei — ſo behaupteten Kenner — dürfe man nur rechts oder links greifen, um vollkommen fertige, Winterlandſchaften anzutreffen, und ſelbſt bei Regenwetter waren die überſprudelnden und zerbrochenen Dachrinnen wohl im Stande, ein künſtleriſches Gemüth zu landſchaftlichen, hauptſächlich aber Waſſerfalleffekten der prachtvollſten Art zu begeiſtern.

Hier gab es auch kleine Kneipen, die von ordentlichen Bürgersleuten gemieden wurden, über deren Leben und Treiben ein ſagenhaftes Dunkel lag, ſo daß die Väter ihre Herren Söhne, Gymnaſiaſten oder auch Handlungsbefliſſene, beſtens verwarnten, dorthin zu gehen. Daß aber eine ſolche Verwarnung die umgekehrte Wirkung hatte, brauchen wir eigentlich den jung geweſenen Leſern nicht zu ſagen; leider aber war es nicht zu läugnen, daß, wenn es einem Nichtkünſtler gelang, ſich unter den jungen Raphaels und Tizians der Burggaſſe einen guten Freund zu erwerben, er ſtolz darauf war und alle möglichen Ränke und Schwänke gebrauchte, um ſich hier und da für einen Abend von der Aufſicht zu Hauſe frei machen und in der „Palette," im „Reibſteine," oder ſogar in der „Mausfalle" — ſo hießen die Wirthshäuſer, welche die jungen Künſtler hauptſächlich beſuchten — ſo lange kneipen zu können, wie Geld und Zeit vorhielten. Hierbei müſſen wir aber ſagen, daß dieſe Kneipen beſſer als ihr Ruf waren; freilich wurde dort ein tüchtiges Bier conſumirt, auch häufig Rundgeſänge angeſtimmt oder Salamander gerieben; daß aber wahre Orgien und Bacchanalien gefeiert würden, daran war kein wahres Wort, und es fehlte der künſtleriſchen Jugend zu dieſen Ausſchweifungen an zwei nothwendigen Dingen, an Theilnehmerinnen und an Geld.

Es iſt überhaupt eigenthümlich, aber leicht begreiflich, wie ſelbſt ein ſanftes Maler- oder Dichtergemüth in den Verdacht eines excentriſchen Sinnes, eines ungeheuerlichen Lebens kommt. Und es iſt doch nur rein das Handwerk mit ſeinen Attributen, welches dieſe Idee begünſtigt. Wir treten in ein Atelier; mit finſterer Majeſtät kommt uns der Herr deſſelben entgegen, zwiſchen langem Haar und ſtruppigem Bartwerk iſt ein kleiner Theil des Geſichtes bemerkbar, ſowie glänzende Augen, die einen ingrimmigen Ausdruck annehmen, wenn der Künſtler Genre- oder gar Schlachtenmaler iſt, beſonders aber, wenn er uns vor ſein letztes Bild führt, wo Dolche funkeln, bleiche Lippen beben, verdrehte Augen um Gnade flehend zu irgend einem Scheuſal von Tyrannen aufblicken, zu deſſen Füßen ſich ein blutendes Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit wälzt. — Wenn der Künſtler uns das erklärt, den Staffeleiſtock wie eine Lanze auf den Boden geſtützt, das Haar fliegend, ſo erſcheint er uns in ſolchem Augenblicke nicht ſelten ſelbſt als Kannibal oder als Tyrann. Dort liegen ſeine blutigen Handwerkszeuge, die ſchauerlich ſchillernden aufgeſetzten Töne; ein ſchüchterner Blick, den wir umherwerfen, zeigt uns in der Ecke einen breiten Divan, auf dem ein nachläßig hingeworfener Blumenkranz liegt, während eine Streitaxt daran lehnt — eine ſcharfe Streitaxt, die der Künſtler in die Hand nimmt, indem er, ſie ſchwingend, uns erklärt, dieſelbe habe wahrſcheinlich bei Sempach ſtark gedient. Daß die dunkeln Flecken an dem Eiſen Blut ſeien, wolle er nicht gerade beſchwören, aber es ſei ſehr wahrſcheinlich. So blicken wir ſcheu umher, und wohin ſich unſer Auge richtet, entdecken wir abnorme und ſchreckliche Gegenſtände: Ketten, Beile, große Stücke rothen Damaſts, wie Blut anzuſchauen, hier ein lederner Koller mit einem tiefen Riß auf der Bruſtſeite, dort eine Mandoline neben einem langen ſpaniſchen Stoßdegen, von welchen beiden der Maler verſichert, ſie ſeien in eine ſeltſame Geſchichte verwickelt geweſen.

Und in dieſer, für manches zarte Gemüth ſo gräuelhaften Umgebung bewegt ſich der Künſtler ſo frei und unbefangen, als ſeien es

die unſchuldigſten Gegenſtände. O, es iſt ein ſchreckliches Geſchlecht, dieſe Maler! Unſer beſter Freund läßt uns im Vorzimmer warten, während wir im Nebenzimmer eine flüſternde Damenſtimme vernehmen, und wenn uns endlich der Eintritt erlaubt iſt, ſo hört unſer feines Ohr auf der Treppe ſeidene Kleider rauſchen, ſtatt Cigarrendampf verſpüren wir in dem Atelier ein wunderbares Aroma, und während unſer Freund lächelnd ein Glas Zuckerwaſſer trinkt, ſehen wir auf dem Divan allerlei phantaſtiſche Kleidungsſtücke umherliegen.

Daß uns eine ſolche, an ſich vielleicht ganz harmloſe Beſchäftigung ein Kopfſchütteln entlockt, und daß der gänzlich Uneingeweihte, der zufällig an dieſe Künſtlermyſterien tangirt, an ein entſetzliches Leben voll Schuld und Unthaten glaubt, iſt verzeihlich und begreiflich. Und wie oft braucht ſo ein armer Darſteller menſchlicher Verbrechen und Leiden, die er mit Pinſel oder Feder wiedergibt, ſelbſt eine Steigerung, um ſich in die Lage eines unglücklich Verfolgten, eines Scheuſals hineinzudenken oder ſich deren Bilder zu vergegenwärtigen! Wie muß er ſeine Phantaſie reizen, um auf der blaſſen Leinwand oder dem weißen Papier jene Gebilde erſcheinen zu laſſen, die den Beſchauer entzücken oder ihn beben machen ſollen! Ja, für Manchen ſind die eben erwähnten Zuthaten ſo nothwendig wie Pinſel, Farben und Feder, und wenn wir es auch nicht theilen, ſo begreifen wir doch das Gefühl des Malers, der die Mandoline in den Arm nimmt und darauf den Stoßdegen ſchwingt, wenn er ein unterbrochenes ſpaniſches Rendezvous darſtellen ſoll, ebenſo gut als das Gefühl des Dichters, welcher ſeine nächtlichen Lieder nur mit der Feder eines Raben ſchreiben konnte, den man von einem Galgen herabgeſchoſſen, nachdem er dieſe Feder zuvor mit einem einſt blutig geweſenen Dolche geſpitzt. Das ſind Schatten des Handwerkes, welche in das gemüthliche Leben hinüberſpielen und eine empfindſame Seele ſchaudern machen vor dem Atelier eines Malers, wo ſchon ſo viel Blut gefloſſen, und vor der Perſon eines Schriftſtellers, der ja unmöglich im Stande

ſein kann, alle die ſchlechten Charaktere zu ſchildern, wenn er nicht ſelbſt viel auf dem Gewiſſen hat.

Um wieder auf die Burggaſſe zurückzukommen, ſo wurde hier auch viel Muſik getrieben, namentlich mit Inſtrumenten, deren Klang ſonſt in der Stadt nicht oft mehr gehört wurde; wir meinen nämlich die Guitarre oder, wo es höher kam, die Mandoline. Darin wurde ein Erkleckliches geleiſtet, und wenn man beſonders in der Dämmerung eines Frühlingsabends durch die Gaſſe ſchritt, ſo vernahm man viel dergleichen Lärmen um nichts. Auch Stimmen ließen ſich hören, hohe, jugendliche Tenore, häufig ins Falſett überſchnappend und mit unendlichem Gefühl anſtimmend:

Dein gedenk' ich, röthet ſich der Morgen,
Dein gedenk' ich, ſinkt die finſtre Nacht!

ſowie auch einſt kräftig und klangvoll geweſene Bäſſe, die aber mit des Lebens Mai ihre Jugendglätte verloren hatten und nun ziemlich rauh und faſerig ſangen:

Im kühlen Keller ſitz' ich hier,
Bei einem Faß voll Reben.

Das alles gab der Burggaſſe etwas Phantaſtiſches, Abenteuerliches, namentlich wenn man hierzu noch allerlei ſonſtige ſeltſame Geſtalten rechnet, welche hier aus- und eingingen, alte und junge Männer, die als Modelle dienten. Dieſer wegen ſeines dicken Bartes und ſeiner übermäßig hohen Stirn zu Prophetenköpfen und ſonſtigen Heiligen, Jener mit dem langen ſchlichten Haar, dem ſanften Blick und dem flaumigen Bart am Kinn als Vorbild zu Erzengeln verſchiedener Klaſſen und Tugenden jedes Grades; hier dieſer alte weißhaarige Mann mit dem kummervollen Blick und der gebückten Haltung als unglücklicher und betrogener Vater; dort jene auffallende Perſönlichkeit mit ſchwarzem, ſtruppigem Haar und Bart, aufgeſtülpter

„bald werden ſie unter das Wehr kommen und zerriſſen und zerſtreut werden.“

„Könnte man ſie nur wieder holen!“ ſagte Sibylle mit einem eigenen Ton in der Stimme.

„Wünſcht Ihr das, Jungfer Sibylle!“ rief der Doktor freudig auf. „Eine ſtarke Hand und ein guter Wille kann viel. So wollen wir denn ernſtlich den Verſuch machen die Blumen zu ſchützen und ſie, wenn der gute Gott will, in Eure Hand zu legen.“

Ehe ich ihn zurückhalten konnte, ſchwang er ſich zum Fenſter hinaus, glitt an einem Nebengeländer hinab und eilte feſten Schrittes und ſchwindelfrei auf dem ſchmalen Mühlbachrand dahin. Er erreichte die Blumen wirklich, ehe ſie unter das Wehr kamen, zog ſie triumphirend heraus und kam eilends zurück, um ſie Sibyllen zu reichen, die ihre Hände darnach ausſtreckte.

Das ſchöne Mädchen war bleich geworden, wie eine Lilie und nachdem ſie die Blumen erfaßt, eilte ſie zu ihrer Mutter hin und verbarg ihr Geſicht in deren Hände. Ich glaube gewiß, ſie hat ſogar geweint.

Der Doktor kam den Abend nicht mehr zum Vorſchein und die Müllerin hatte den andern Morgen mit dem Vetter Chriſtoph eine lange Unterredung, welcher darauf äußerſt üblen Humors zu Tiſche kam. Gegen mich war der Doktor übrigens nicht freundlicher geworden, und je mehr er ſich von mir zurückzog, um ſo mehr

Nase, blitzenden Zähnen und einem Blick, dessen teuflisches Schielen deutlich sagte: Nur Böses! war der Repräsentant aller Mörder, Räuber und sonstigen Bösewichter, die hier auf Papier und Leinwand in der Burggasse erschienen waren. Was die weiblichen Modelle anbelangte, so gab es unter ihnen nicht so viele Species; da ließ sich durch Aenderung des Kopfputzes und einer leichten Drapirung schon viel erreichen, und die meisten von ihnen wußten Engel und Teufel gleich trefflich darzustellen.

Dieser Burggasse nun schritt Herr Larioz in tiefen Gedanken entgegen. Daß ihm Regen und Schnee ins Gesicht schlugen, schien er durchaus nicht zu bemerken, ebensowenig wie die nassen Pfützen in dem schlechten Pflaster, die er nicht einmal bei seinem Dahinwandeln vermied; er war offenbar immer noch mit jener Unterredung beschäftigt, die er vorhin mit dem Grafen Helfenberg gehalten. Er hatte Bilder aus seiner Heimath, Tage aus seiner glücklich verlebten Jugend heraufbeschworen, und diese umgaukelten nun bald ernst, bald heiter seine Seele und waren nicht durch Schneegestöber, durch eisige Winde, die äußerlich auf den Träumenden einwirkten, zur Ruhe zu bringen. Er zog durch die Mancha, nicht mit dem Vater als vierzehnjähriger Knabe, nein, als fahrender Ritter mit seinem Knappen, er sah allerlei Seltsames und Ungeheuerliches seinen Pfad kreuzen, aber er nahm die Zügel eines andalusischen Rosses fest in die Hand, zog sein gutes Schwert, und sah, wie fremde Ritter und Phantome aller Art vor der Kraft seines gewaltigen Armes zerstoben. Wie hätte er da an seine jetzige Umgebung denken sollen!

So erreichte er die Burggasse, trat auf den Platz, den hier die eigenthümlichen Häuser bildeten, und sah vor sich den alten Thurm mit seinen schmalen, vergitterten Fenstern, mit seiner Spitzbogenthür, unter der man noch deutlich die Balkenlagen für die schon lange nicht mehr vorhandene Brücke bemerkte.

Ah! jene schöne Zeit, dachte er, wo die Burg dort noch so trotzig und fest dastand, warum ist sie verschwunden, oder warum

bin ich nicht ein paar Jahrhunderte früher auf die Welt gekommen? Warum muß das jetzt Ruine ſein? Warum weht die Fahne nicht mehr von der Spitze des Thurmes und kündet ein luſtiges Trompetengeſchmetter nicht die Ankunft eines Gaſtes an? — Träumereien! unterbrach er ſich lächelnd, wie kann man ſich ſo von ſeinen Phantaſieen einnehmen laſſen! — Und doch iſt hier der Ort dazu, ihnen nachzuhängen, fuhr er nach einer Pauſe ſtehen bleibend fort. Sollte man nicht glauben, jeder der hohen zackigen Giebel verberge etwas Abſonderliches, decke geheimnißvoll ein Stück der alten gewaltigen Zeit zu, das ſich ſcheu dort hinter den Erkern und Pfeilern verbirgt und nun ſein tolles Weſen treibt in tiefer verſchwiegener Nacht, wenn die jetzige Zeit ſchläft und träumt? Was müſſen jene Gebäude für wunderbare Zimmer, Gewölbe, Keller und Treppen enthalten! Wohl möchte ich hier wohnen, ein reicher, unabhängiger Menſch, eines dieſer finſteren Häuſer mein eigen nennen, es zu meiner Burg machen und von dort aus meine Streifzüge beginnen gegen die Rieſen und Drachen, welche die heutige Zeit unſicher machen.

Herr Larioz hatte unterdeſſen ſeinen Weg wieder aufgenommen und ſchritt, die Hausnummer Vier ſuchend, auf dem Platze dahin. Zuweilen blieb er kopfſchüttelnd ſtehen, wenn er hin und wieder in einem Erdgeſchoſſe durch die Fenſter in ein Wirthshaus hinein ſah, das ſo ganz anders war als die, wo er ſelbſt zuweilen einen Abend zu verbringen pflegte. Sie gefielen ihm aber abſonderlich, dieſe grauen Steinmauern, dieſe faſt dunkeln Holzdecken, dieſe grob geſchnittenen Möbel und vor Allem die Geſellen darauf, die, behaglich hingelagert, augenſcheinlich ihren Ueberfluß an Zeit verlungerten und nicht ſelten die Hand nach dem hohen alterthümlich geformten ſteinernen Bierkruge ausſtreckten.

Er lächelte freundlich in ſich hinein, als er das ſah und jetzt aus einem anderen Hauſe das Klirren und Knirſchen von Klingen vernahm oder ein Geräuſch, wie wenn man mit einem kurzen und breiten toledaner Schwerte auf einen mailänder Helm ſchlüge; auch

horchte er hoch auf, als sich gleich darauf eine kräftige Stimme vernehmen ließ:

Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimathland.

War ihm doch zu Muth, als sei er in einen Zauberkreis getreten, dessen seltsame Zeichen und Gestalten seine ohnedies schon erregte Phantasie noch mehr begeisterten. Junge Leute begegneten ihm mit spitzen Hüten, wie er selber einen trug, und mit Mänteln ebenso umgeschlungen, wie er es mit dem seinigen zu machen pflegte, und wie man sie zu Sevilla und Cordova trägt. Diese jungen Leute schauten ihn einigermaßen verwundert an, grüßten ihn aber freundlich und blieben auch, wohl ihn betrachtend, seitwärts stehen, wenn er so vorüber schritt, gravitätisch, wie er es gewohnt war, den langen Stock weit von sich absetzend, hoch erhoben den Kopf mit den ernsten Gesichtszügen und dem stark aufwärts gedrehten Schnurrbarte.

So erreichte Herr Larioz das Haus Nummer Vier, und unter der Thür desselben befanden sich ein paar Gestalten, die seine Aufmerksamkeit erregten — ein alter Mann und ein junges Mädchen, er mit würdigem Gesichtsausdruck, ein ehrfurcht gebietender Kopf, den langen Silberbart sorgfältig gekämmt, das weiße Haar zierlich gescheitelt; ein dunkelgrünes Gewand, halb Mantel, halb Talar, verhüllte die etwas gebeugte Gestalt so vollständig, daß man nur eine der Hände sah, die er unter den Falten hervorstreckte, und in welcher er einen langen Stock trug, ähnlich denen, die man auf Bildern bei alttestamentlichen Hirten zu sehen gewohnt ist. Das Mädchen stand ihm zur Seite; sie hatte eine Hand auf seine Schulter gelegt und schien ihn sanft leiten zu wollen auf dem schlechten Straßenpflaster draußen voller Löcher und Pfützen; von ihrem Anzug konnte man nicht viel sehen, da ein graues Tuch sie fast ganz verhüllte; aber der Kopf mit dem schwarzen Haar, das in zwei dicken Flechten um die Schläfe herum lief, war so schmachtend und schön, das Gesicht aber

dabei ſo bleich und leidend, daß der gute und edle Don Larioz ein reges Gefühl des Mitleids nicht unterdrücken konnte. — Ein armes Paar! dachte er, vielleicht aus fernen Landen, das gezwungen iſt, zu der Mildthätigkeit fremder Menſchen ſeine Zuflucht zu nehmen! Gern hätte er den Beiden irgend ein Scherflein angeboten, doch frappirte ihn ein auf dem Geſichte des Mädchens plötzlich erſcheinender, höchſt ſchelmiſch lächelnder Zug, als ſie auf einmal ſo der langen auffallenden Geſtalt unſeres Freundes entgegen trat.

Beide übrigens, der alte ehrwürdige Greis und das junge Mädchen wichen auf die Seite, um den Eintretenden ins Haus zu laſſen. Da ſich aber Don Larioz überzeugen wollte, ob die, welche er ſuche, auch wirklich hier wohnten, ſo faßte er an ſeinen Hut und ſprach mit ſanfter Stimme: „Guter, alter Mann, können Sie mir vielleicht ſagen, ob hier in dieſem Hauſe, Burggaſſe Nummer Vier, die Gebrüder Breiberg wohnen?“

Der ehrwürdige Greis nickte mit dem Kopfe, wie es ſchwache alte Leute zu machen pflegen, und entgegnete mit tiefer klangvoller Stimme und mit einigem Pathos, während auf dem Geſicht des Mädchens wiederholt ein Lächeln erſchien: „Die Ihr ſucht, edler Herr, wohnen allerdings in dieſem Hauſe, die Gebrüder Breiberg, ſchätzenswerthe, vortreffliche Menſchen, Burggaſſe Nummer Vier, drei Treppen hoch; das heißt, dort befindet ſich das Atelier der Gebrüder, ſie ſelbſt wohnen noch eine Treppe höher, wo ſie auch jetzt zur Mittagszeit wohl anzutreffen ſein möchten.“

Herr Larioz, freundlich überraſcht von dieſem ausführlichen Beſcheid, der mit ſo ehrerbietigem Tone gegeben war, erwiederte auf das freundlichſte: „Guter, ehrwürdiger Mann, es thut einem Fremden wohl, auf ſo liebenswürdige Art zurechtgewieſen zu werden. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank dafür, und wenn wir uns wieder einmal begegnen und ich Ihnen Gegendienſte leiſten kann, ſoll es wahrhaftig nicht an meiner Bereitwilligkeit fehlen.“

„Berge und Wälder begegnen ſich nicht,“ verſetzte der Greis,

„wohl aber die Menſchen, und wenn Sie vielleicht ſelbſt Künſtler ſind, ſo wäre es wohl möglich, daß wir uns gegenſeitig Dienſte zu leiſten im Stande wären. — Wollen Sie für alle Fälle meine Karte in Empfang nehmen," fuhr er fort, indem er die linke Hand nebſt einem Stücke zerknitterten Papiers unter dem Talar hervorſtreckte.

„Sowie auch die meinige," fügte das junge Mädchen hinzu, indem ſie zum dritten Mal ſo ſeltſam lächelte und ebenfalls dem langen Schreiber eine Karte einhändigte.

„Die Herren Gebrüder Breiberg kennen mich," fuhr der ehrwürdige Greis fort, und wenn Sie ſich vielleicht von ihnen eins der neueren Bilder, „der Harfner und Mignon," zeigen laſſen wollen, ſo werden Sie bald einſehen, was ein guter Rath und eine talentvolle Haltung dabei zu leiſten vermag."

Damit gingen die Beiden auf die Straße, und der lange Schreiber, wahrhaft gerührt von dem herzlichen Entgegenkommen dieſer guten, lieben Menſchen, las, bevor er die Treppen hinauf ſtieg, die beiden Karten, ehe er ſie ſorgfältig in ſeine Bruſttaſche verwahrte. Auf der einen ſtand die Adreſſe: „Andreas Hubelich, Krähengaſſe Nummer Zwei, vier Treppen;" auf der anderen: „Kathinka Schneller, Entenpforte Nummer Vier, Parterre."

Auch dieſe Begegnung hatte nicht dazu beigetragen, das Gemüth des Herrn Larioz zur kalten und trockenen Wirklichkeit zurückzuführen; er fühlte ſein Herz ſanft erwärmt von den Zeichen einer vergangenen ſchöneren und poetiſcheren Zeit, die er ſo ſehr liebte und die hier in der Burggaſſe auf Schritt und Tritt ſeiner ohnehin ſchon aufgeregten Phantaſie entgegen traten. Deßhalb fand er auch die wackelige Treppe nicht unintereſſant, auf welcher er nun, mit den Händen um ſich tappend, emporkletterte; ja, romantiſch erſchien ihm auf der zweiten Etage eine kleine Lichtöffnung, die einen ſpärlichen Strahl der zweifelhaften Helle des trüben Novembertages in das Haus ſandte und hier in düſteren Winkeln allerlei ſeltſame Geräthſchaften undeutlich zeigte. Da ſtanden Kiſten und Fäſſer auf einander gethürmt, was an ſich

nicht außerordentlich gewesen wäre; aber auf denselben bemerkte Herr Larioz einen alten Ritterhelm mit zerzausten Straußenfedern, der auf ein paar rothen Hosen stand, welche formlos, melancholisch, ja, unheimlich herabhingen; auch befanden sich auf dem Boden daneben eine Anzahl Flaschen, welche in ihrer Leere einem denkenden Kopfe schon zu thun geben konnten. Was mochten die Geister des Weines gewirkt haben, die in froher Stunde entfesselt daraus geflossen! Es war dem Schreiber ordentlich zu Muthe, als höre er Gläser klingen und den lustigen Refrain irgend eines bekannten Trinkliedes.

Die zweifelhafte Helle der zweiten Treppe verschwand auf der dritten wieder gänzlich, und es war gut, daß Herr Larioz einen kalten, glatten Strick ergriff, der statt des Geländers diente und mit dessen Hülfe er in die dritte Etage gelangte, wo sich das Atelier der Gebrüder Breiberg befinden sollte. Glücklicherweise war hier eine der Thüren nicht fest verschlossen, und helleres Tageslicht hinter derselben zeichnete auf dem dunkeln Vorplatz einen scharfen Lichtstreifen, der stark genug war, um, auf die Thür reflektirend, dort das Wort „Atelier", mit großen Buchstaben geschrieben, erkennen zu lassen.

Herr Larioz als höflicher Mann nahm vor der Thür seinen Hut ab, strich sein Haar zurecht, dann klopfte er leise an. Als sich drinnen nichts regte, klopfte er zum zweiten und, da er immer noch kein „Herein!" vernahm, zum dritten Male. Künstler haben ihre Launen, dachte er bei sich, und dabei fiel es ihm ein, daß auch Herr Plager zuweilen auf Anklopfen keine Antwort gab, indem er bei sich den richtigen Grundsatz aufstellte: „Jemand, der etwas Wichtiges hat, wird sich nicht abweisen lassen, sondern nach dreimaligem Anklopfen die Thür ohne Weiteres öffnen." Gerade so machte es auch der Schreiber; doch wäre er fast erschrocken, als eine Glocke über der Thür mit gellendem Tone ein lautes Geklingel verursachte; da aber weiter nichts erfolgte, so trat er mit einem schüchternen Schritt ins Zimmer.

Es war dies allerdings ein Atelier und obendrein ein ziemlich elegantes Maler-Atelier; an den Wänden und auf Staffeleien ſah man fertige und unfertige Bilder; im Hintergrunde des Zimmers befand ſich ein breiter Divan, auf dem ebenfalls Gegenſtände lagen, wie wir ſie früher erwähnt: ein Dolch, ein paar Degenklingen, ein Stück farbigen Zeuges, ein Blumenbouquet und dergleichen Dinge mehr. Es befand ſich Niemand in dem Atelier, doch bemerkte Herr Larioz auf den erſten Blick, daß daſſelbe durch eine ſpaniſche Wand in zwei Abtheilungen geſchieden war. — Sollte ſich vielleicht in der hinteren einer der Herren Breiberge befinden? Der Schreiber ging, mit den Füßen ſcharrend, vorwärts, räuſperte ſich auch laut und vernehmlich, doch ließ ſich keine Stimme hören. Nur war es dem Eintretenden, als er ſich dem Eingang der ſpaniſchen Wand näherte, als vernähme er hinter derſelben das Rauſchen von ſeidenen Gewändern; es iſt das ein Geräuſch, das in gewiſſen Lagen des Lebens ſchon manchen ſehr beherzten Mann ſtutzen gemacht hat.

Auch Herr Larioz lauſchte mit angehaltenem Athem; es konnte möglicherweiſe eine Täuſchung ſein. Und ſo ſchien es auch, denn er vernahm nichts mehr. War die ganze ſeltſame Umgebung, alles, was er ſchon in der Burggaſſe geſehen und gehört, daran ſchuld, daß ihm ſo eigenthümlich, faſt beklommen zu Muthe war — genug, ſein Herz klopfte ſchneller als gewöhnlich, er ſah ſich gezwungen, einen tiefen Athemzug zu thun, und blickte ſchüchtern um ſich, als erwarte er, jeden Augenblick hinter einem der Fenſtervorhänge oder ſonſtigen Draperieen etwas Erſchreckendes hervortreten zu ſehen. — Aber Alles blieb ſtill; nur als er wieder einen Schritt vorwärts that, war es ihm abermals zu Muthe, als vernähme er wieder das Rauſchen oder Krachen eines ſchweren ſeidenen Stoffes. Abermals beſchlich ihn ein eigenthümliches Gefühl, doch ſchämte er ſich dieſer Bewegung und ſprach, wie um ſich ſelber Muth zu machen:

„Bei San Jago, gehe ich doch hier nicht auf verbotenen Wegen! Habe ich nicht drei Mal angeklopft? Hat die Klingel nicht einen ge-

hörigen Spektakel gemacht? — Warum, wenn dort Jemand hinter der ſpaniſchen Wand iſt, ruft er mir nicht zu und läßt ein „Wer iſt da?“ erſchallen? — Vorwärts, ſehen wir, ob wir Jemand finden!“

Ehe Herr Larioz wirklich vorwärts ſchritt, ſprach er noch mit vernehmlicher Stimme: „Ich ſuche Herrn Breiberg; iſt Herr Breiberg nicht vorhanden?“

Keine Antwort als ein leichter Wiederhall an den Wänden des weiten Gemachs.

Mit einem einzigen Schritte erreichte nun Don Larioz die Tapetenwand und blickte in die hintere Abtheilung; doch wie ward ihm zu Muthe, als er nun mit einem Male die Erklärung zum Rauſchen der ſeidenen Gewänder fand, das er vernommen zu haben glaubte! Wie ſtand ſein Fuß angewurzelt, als er an der Rückwand des Zimmers wieder einen Divan bemerkte und auf demſelben ein Mädchen, wie er weder in Bildern, noch in Träumen je eines erſchaut, wie er es ſich in ſeinen kühnſten Phantaſieen nicht gedacht.

Begreiflicherweiſe erlaubte ihm ſein Zartgefühl nur einen einzigen Blick auf das reizende Weſen, aber dieſer eine Blick war genug, um ſein Herz in eine nie gekannte Bewegung zu verſetzen. O, das ging kaum mit rechten Dingen zu! Ein ſo wunderbares Geſchöpf unter den Töchtern hieſiger Stadt in der Burggaſſe! Ihm ſchwindelte faſt und begreiflicherweiſe, denn er bemühte ſich mit allen Kräften, das Bild, welches er eine Sekunde lang erſchaut hatte, nun in ſeinen Gedanken feſtzuhalten.

Ja, es war ein ſehr junges Mädchen in ſpaniſcher Tracht, die dort auf dem Sopha ruhte, und die den Eintretenden mit einem ſeltſam lächelnden Blicke anſchaute. Ah, die Gluth dieſes Blickes war unvergeßlich, aus großen, ſchwarzen glänzenden Augen, deren Feuer glücklicher Weiſe etwas gemildert war durch die herabfallenden langen ſeidenen Wimpern! — „Andaluſiſche Augen! ojos adormitos!“ ſeufzte Herr Larioz in ſich hinein — aus jenen ſchläfrigen ſüdlichen Augen, die ihren Strahl bis zum rechten Momente verbergen, wie

ſich die gefährliche Schlange unter Roſen verkriecht. — Und dazu nun das Haar, blauſchwarz und von einer erſchreckenden Fülle, in dicken Flechten um den Kopf gelegt und mit farbigen Bändern und Roſen zuſammengehalten!

War es eine Spanierin, die er geſehen? Der Teint war zu weiß und brillant, das Roth der Wangen zu blühend, wogegen wieder die glänzenden Zähne, die man zwiſchen den leicht geöffneten Lippen hervorbrechen ſah, für die Landsmännin ſprachen. — Auch die Lage auf dem Divan war ſo ſüdlich verführeriſch; konnte man doch glauben, ſie ſei nach einem ſtürmiſchen Fandango ſüß ermattet dorthin geſunken. Den rechten Arm hatte ſie unter den Kopf gelegt, in der linken ſeinen ſchneeweißen Hand, die über den Divan herabhing, hielt ſie eine Tambourin. — Ja, ſie mußte, vom Tanz ermüdet, dort ausruhen. — Glaubte doch Herr Lariox geſehen zu haben, wie ſie ſo heftig athmete, daß ihre volle Bruſt die Schnüre ihres andaluſiſchen Mieders geſprengt hatte; — geſprengt waren die Schnüre, deſſen erinnerte er ſich ſpäter nur zu deutlich. Vielleicht war ſie auch vom Schlafe erwacht und hatte ſich geſcheut, einen Ruf laut werden zu laſſen. Lag ſie doch da, als habe ſie geſchlafen, als ſei ſie überraſcht worden und habe nicht mehr Zeit gefunden, den einen weißſeidenen Strumpf, der bis zum Kniee hinauf ſichtbar war, mit ihrem blauſeidenen Röckchen zu verdecken.

„Ah, Gebrüder Breiberg!“ ſeufzte der Schreiber, „da bin ich in eine ſüße, aber gefährliche Umgebung gerathen.“

Doch hatte er keine Zeit, dieſem Gedanken nachzuhängen, denn eine rauhe Stimme hinter ihm unterbrach plötzlich und nicht auf die angenehmſte Art ſeine Träumereien.

„Wer iſt da?“ fragte die Stimme. „Was wollen Sie hier?“

Und als ſich der alſo Angeredete umwandte, erblickte er einen unterſetzten Mann mit einem gewöhnlichen, etwas plumpen Geſichte an der Thür ſtehen, der ihn forſchend und finſter betrachtete.

Seufzend wandte ſich der Schreiber von der Tapetenwand hin-

weg, trat dem Anderen entgegen und ſagte ſo höflich wie möglich: „Ich habe wohl das Vergnügen, den Herrn Breiberg vor mir zu ſehen?“

„So iſt es,“ entgegnete der Mann mit der rauhen Stimme und dem unangenehmen plumpen Geſichte, wobei er die Augenbrauen finſter zuſammenzog und den Fremden von oben bis unten betrachtete. „Jean Baptiſt Breiberg. Und womit kann ich dem Herrn dienen, dem Herrn, der da im Atelier herumſchnüffelt, obgleich er ſieht, daß Niemand für ihn darin iſt — he?“

Zu jeder anderen Stunde würde der lange Schreiber eine ſolche Anrede ganz in derſelben Weiſe beantwortet haben; doch fühlte er ſich heute wunderbar weich geſtimmt, und er wußte ſelbſt nicht genau, warum er ſo plötzlich ein Intereſſe an dem Herrn Jean Baptiſt Breiberg nahm; aber er nahm ein Intereſſe an ihm, und wahrſcheinlich war es die Erinnerung an das ſchöne Mädchen, das doch gewiß in irgend einem Zuſammenhange mit dem Maler ſtand, weßhalb er ihn aufmerkſam betrachtete.

Wie ſchon geſagt, Herr Jean Baptiſt Breiberg war eine unterſetzte, keineswegs angenehme Perſönlichkeit, er hatte ein finſteres Geſicht, dicke, buſchige Augenbrauen, unter denen ſcharfe, boshafte Augen hervorleuchteten. Sein Anzug beſtand aus weiten grauen Leinwandhoſen, einer etwas dunkleren Schooßjacke von wollenem Zeug, in deren Taſchen er ſeine Hände hartnäckig verborgen hielt. Auf dem Kopfe trug er ſeltſamerweiſe eine hohe ſpitze Papiermütze, mit Figuren bemalt, welche ungefähr ſo ausſahen, wie die an der Kopfbedeckung der armen, unſchuldigen Hexenmeiſter, welche man vordem zum Scheiterhaufen führte.

Obgleich ſich alſo Herr Lariez weich geſtimmt fühlte, ſo war doch ein einziges Wort in der Anrede des Herrn Breiberg, welches ihm der lange Schreiber unmöglich ſchenken konnte, das war das ihm über alle Maßen verhaßte Wort: „Schnüffeln“. Deßhalb ſagte er in ruhigem, obgleich ſehr beſtimmtem Tone: „Daß ich in Ihr Atelier getreten bin, iſt allerdings richtig, doch nicht ohne vorher drei

war ich bei Sibyllen, da ich doch in meinen Freistunden Jemand zur Gesellschaft haben mußte, und so oft mich der Doktor mit dem Mädchen Hand in Hand im Garten sah, oder wir in den engen Fenstern der Mühle lagen, wo es bei dem schmalen Raum nicht anders möglich war, als daß ich meinen Arm um ihren Leib schlang, so machte er mir ein finsteres Gesicht. Ich hatte wahrhaftig damals keine Idee, was ich ihm konnte zu Leid gethan haben; jetzt wüßte ich es freilich schon besser.

So war es einmal an einem heißen Sommertage; da hatte ein Gewitter die Luft etwas abgekühlt; gegen Abend aber wurden die grauen Wolken heller und heller, sie rissen hie und da aus einander, und wo sie rissen, schaute der blaue Himmel hindurch, die Wolken selbst färbten sich an den Rändern immer durchsichtiger, zuerst hellgrau, dann violett, später sogar goldig und dann brach der freundliche Strahl der Sonne hinter ihnen hervor und wärmte die befeuchtete Erde und machte alles Leben der Natur rascher pulsiren und vor dem Nachtschlaf noch einmal freudiger sich bewegen. Die Bäume und Blumen dufteten, die Käfer summten und die Nachtigallen, die in ihren Büschen schlugen, sangen wie auf brillantenem Thron, denn an jedem Blättchen hingen Thautropfen. Auch war es wieder warm geworden, jene angenehme erfrischende Wärme, die ein jugendliches Herz ausdehnt und schwärmen läßt in die Zukunft und wo

Mal angeklopft, und darauf ein Geklingel verursacht zu haben, das nothwendig Jemand herbeiführen mußte. Wenn Sie aber von Schnüffeln sprechen, so ist dieses durchaus nicht der Fall; unter Schnüffeln verstehe ich Spioniren, und das brauche ich gewiß nicht zu thun, da ich das Recht habe, hier offen und gerade aufzutreten."

„Schau Einer," sprach der Maler höhnisch lächelnd, „mit welchem Prinzen habe ich die Ehre? Oder sind Sie vielleicht von der geheimen Polizei und im Begriff, einen Verhaftsbefehl für mich aus der Tasche zu ziehen?"

„Ich bin weder das Eine noch das Andere," versetzte Herr Larioz sehr ruhig, „ich bin eine viel geringere Persönlichkeit, nur der Schreiber des Herrn Rechtsconsulenten Plager, der Ihnen etwas in Sachen Erdwinkel contra Breiberg vorzutragen hat."

Das sprach er aus Zartgefühl sehr leise, denn er wollte nicht, daß das junge Mädchen hinter der Tapetenwand von diesen Verhandlungen etwas vernehme.

Doch kannte der Andere nicht diese Rücksichten, er schob seine Hexenmeistermütze vom linken Ohr auf das rechte, patschte alsdann mit der Handfläche auf sein Bein und rief laut, fast lustig: „Kommt diese Misere schon wieder? Erdwinkel contra Breiberg! Wie ist es nur möglich, zwei so verschiedene Namen zusammen zu stellen! Erdwinkel und Breiberg! Was ist mir Erdwinkel? Ein ganz gewöhnlicher, obscurer Kerl, dem wir die Ehre angethan, die nichtswürdige Bagatelle von vierhundert Florin bei ihm zu entlehnen. Ist das der Mühe werth — he? Und was will dieser Mensch weiter? War mein Bruder Clemens nicht auf dem Rathhause und hat die Schuld anerkannt? Kann man für einen solchen Erdwinkel mehr thun? Was will er also noch mehr von uns?"

Der lange Schreiber hätte beinahe über diese Rede gelächelt. Die Beweisführung des Malers kam ihm von Jemand, der auf Exekution steht, in der That fast komisch vor. Doch er nahm sich zusammen und sagte gelassen: „Was Herr Erdwinkel noch mehr will,

iſt ſehr einfach, er will bezahlt ſein, er will ſeine vierhundert Gulden zurück haben."

Dieſe Forderung ſchien dem Maler ſo extravagant, daß er den Anderen einen Augenblick erſtaunt anſchaute, dann ſchlug er die Hände zuſammen und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Bezahlt ſein," rief er, „ſeine vierhundert Gulden zurück haben! Iſt das nicht ſpaßig? Ja, es iſt ſpaßig. — Doch nein, es iſt zum Aergern," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er äußerſt geſchwind von der Luſtigkeit zum Zorn übergegangen war. „Ja es wäre zum Aergern, wenn ich mich darüber ärgern wollte. Aber was geht mich die Geſchichte an? Das iſt eine Geſchäftsſache, und damit wenden Sie ſich an meinen Bruder Clemens, eine Treppe höher. — Guten Morgen, Herr Schreiber, guten Morgen! Leben Sie wohl."

Damit rückte er heftig ſeine Papiermütze wieder auf das linke Ohr, legte beide Hände auf den Rücken und verſchwand mit einem kurzen trotzigen Kopfnicken hinter der Tapetenwand, wo Herr Larioz ihn noch ſagen hörte: „Mich mahnen wegen lumpiger vierhundert Florin! Jean Baptiſt Breiberg! Liegt darin ein vernünftiger Sinn — he?"

Es that unſerem zartfühlenden Freunde leid, daß der rohe Maler vor dem ſchönen Mädchen ſo ohne Rückſicht dieſe Angelegenheit beſprach. Ja, es gab ihm einen ſchmerzlichen Stich in das Herz, wenn er bedachte, daß jenes reizende Geſchöpf vielleicht in einer abhängigen Lage zu einem ſo ungebildeten Menſchen ſtehe, der ſich durchaus nicht genirte, etwas vor ihr zu beſprechen, was er ſelbſt als Fremder aus zarter Schonung nicht berührt haben würde. Es war allein dieſer Gedanke, der ihn abhielt, dem Maler zu folgen und ihm über ſein unartiges Betragen einige paſſende Worte zu ſagen; trotzdem aber konnte er ſich nicht enthalten, noch einen Blick rückwärts zu werfen, und er war ſo glücklich, wenigſtens einen Theil ihrer Geſtalt in dem über dem Divan hängenden Spiegel zu erblicken. Dann verließ er achſelzuckend das Zimmer, um ſich die Treppe in den vierten Stock hinauf und zu Herrn Clemens Breiberg zu begeben.

Ob dieser Herr sich vor der Thür befand, als der Schreiber mit dem Andern sprach, und so dem Gespräche zugelauscht hatte, war nicht mit Gewißheit zu sagen; so viel aber war sicher, daß er schon in der Mitte der hinaufführenden Treppe stand und den langen Schreiber mit einem freundlichen Gruße empfing.

„Sie waren bei meinem Bruder?" sagte er mit außerordentlich weicher und sanfter Stimme. „Ich habe Sie von Weitem sprechen hören. Wenn Sie ein Anliegen haben, das die beiden Künstler Breiberg betrifft, so wäre das freilich im Atelier abzumachen; ist es aber sonst eine Geschäftssache, so muß ich Sie freundlichst ersuchen, sich zu mir herauf bemühen zu wollen."

Obgleich der Rechtsconsulent ihn darauf vorbereitet, war Herr Larioz doch erstaunt, zwei Brüder von so gänzlich verschiedenem Wesen zu finden. Jean Baptist so grob als möglich, Herr Clemens Breiberg dagegen so außerordentlich höflich, daß er den Kommenden nicht erwartete, sondern eilfertig die enge Stiege herabsprang und darauf den Fremden nöthigte, voraus in den vierten Stock zu steigen.

Nach einigen gegenseitigen Complimenten gelangten Beide in die Wohnung der Gebrüder Breiberg, die ziemlich bescheiden möblirt war. Herr Clemens bot seinem Gast einen Stuhl und drückte ihn fast mit Gewalt auf denselben nieder, als der Schreiber seine Absicht aussprach, lieber stehen zu bleiben. „Nein, nein," sprach der Maler. „Da Sie also, wie ich sicher vermuthe, eine Geschäftssache haben, so ist es besser, sich dazu zu setzen; auch ich ziehe solches vor, man spricht da angenehmer und traulicher, mein lieber Herr — gewiß um Vieles traulicher."

Dabei hatte er mit vieler Behendigkeit einen andern Sessel vis à-vis von Herrn Larioz niedergestellt und sich darauf gesetzt; dann legte er beide Hände auf die Kniee und sah nun seinem Gaste mit etwas seitwärts geneigtem Kopfe von unten herauf freundlich lächelnd in die Augen. „Also ein Geschäft?" meinte er nach einer Pause, während welcher Herr Larioz die Papiere aus der Tasche hervorgezogen; „nun

das iſt mir recht lieb, da wollen wir denn erwarten, was wir zuſammen abzumachen haben. Darf ich Sie indeſſen um Ihren werthen Namen bitten?"

„Ich bin nur Mittelsperſon," entgegnete trocken der Schreiber, der bei dem ſüßen Bruder Clemens ſeine vollkommene Ruhe und Sicherheit wieder erlangt hatte. „Mein Name thut alſo nichts zur Sache. Ich komme im Auftrage des Rechtsconſulenten Plager; es handelt ſich um eine kleine Schuld von vierhundert Gulden, Erdwinkel gegen die Herren Gebrüder Breiberg."

Herr Larioz hatte bei dieſen Worten den betreffenden Bogen langſam entfaltet und überreichte ihn dem ſanften Herrn Breiberg, der ſich nicht im Mindeſten darüber alterirte oder ereiferte wie ſein Bruder, ſondern kopfnickend ſagte: „Ja, ja, — ach ja, es iſt die Geſchichte. Schau, das hat Herr Plager in Händen? darüber bin ich erfreut, denn Herr Plager iſt als ein Mann bekannt, welcher der Zeit und den Verhältniſſen Rechnung zu tragen pflegt. Und das iſt unbedingt nothwendig. Sehen Sie, mein lieber Herr — aber ich möchte in der That gar zu gern Ihren Namen wiſſen, es ſpricht ſich angenehmer und beſſer, wenn man ſagen kann: Herr ſo und ſo. Alſo, wenn ich bitten darf?" — Er begleitete dieſe Bitte mit einem wahrhaft hinreißenden Lächeln.

„Nun denn, wenn Ihnen etwas daran gelegen iſt," verſetzte der Schreiber mit einem ſteifen Kopfnicken, „mein Name iſt Larioz."

„Ei, Larioz," erwiderte der Andere mit einem etwas affektirten Erſtaunen, „da kann Ihre Familie unmöglich hier aus dem Lande ſein. Das iſt ein eigenthümlich fremder, prächtiger und ſchön klingender Name. Nun, warten Sie einmal, — Larioz, wo kann das her ſein?"

Während er ſo ſprach, hatte er ſeine rechte Hand ausgeſtreckt, ſo daß ſeine Fingerſpitzen ſein Gegenüber berührten, dem er damit ſanft auf die Bruſt tippte.

„Allerdings," ſagte der Schreiber, „klingt mein Name etwas

ſonderlich, meine Familie ſtammt aus Spanien, und ich bin ſelbſt dort geboren."

„Ein Spanier!" rief Herr Clemens mit dem ſehr gut gemachten Ausdruck der höchſten Ueberraſchung. „Wirklich ein Spanier! — Ja, wo hatte ich meine Augen? In der That, wenn man Sie näher betrachtet, ſo findet man gleich den caſtilianiſchen Geſichtsſchnitt, die hohe Stirn, das lange ſchmale Geſicht, die Augen mit dem gewiſſen Ausdruck und der Bart — ja, der Bart — ganz Hidalgo. Das müſſen wir ſchnell Jean Baptiſt ſagen." Dabei ſprang er von ſeinem Stuhle auf und ſetzte hinzu: „Jean Baptiſt wird unſinnig vor Freude, Sie zu ſehen."

„Hatte bereits das Glück, Ihren Herrn Bruder zu ſprechen," bemerkte der Schreiber ſehr ruhig, „ohne von der großen Freude etwas zu bemerken, die ihm mein Anblick einflößen ſoll. Im Gegentheil —"

„O, ich kann mir das denken," entgegnete raſch Herr Clemens Breiberg, indem er beide Hände ſeines Gaſtes ergriff und ſie derb ſchüttelte. „Er iſt zuweilen etwas wunderlich, ein heftiger Charakter, aber ein gutes Gemüth, gut bis zum Exceß. Wenn ich Sie ihm als Spanier vorſtelle, ſo verſichere ich Ihnen, er wird unſinnig vor Freude. Als Menſch und als Maler liebt er die Spanier, und wenn er etwas Spaniſches malt, ſo iſt er völlig überglücklich. Ja, wir müſſen zu ihm hinunter, und er muß Ihnen ſein neues ſpaniſches Bild zeigen."

„Er malt an einem ſpaniſchen Bilde?" fragte aufmerkſam Herr Larioz, der in dieſem Augenblicke an das ſchöne Mädchen dachte, das einen ſo gewaltigen Eindruck auf ſein Herz gemacht.

Der Andere ſpitzte den Mund und machte ein paar Augen, als genöſſe er etwas außerordentlich Köſtliches. Dann ſagte er: „Das will ich meinen, ein ſuperbes Bild! Mittagsruhe in einer ſpaniſchen Jenta, ein Majo und eine Maja. Sie iſt vom Tanze ermüdet dahingeſunken, während er vor ihr ſteht, ſie liebevoll betrachtend. Das Bild muß Epoche machen."

„Ja, das muß ſehr ſchön ſein," meinte der Schreiber nachſinnend,

indem er an die entzückende Lage des prachtvollen Geſchöpfes da unten dachte.

„Mein Bruder zeigt ſeine unfertigen Bilder nicht gern," fuhr der Maler mit großer Wichtigkeit fort, „iſt überhaupt ein bischen barſch und abſtoßend; aber wenn ich Sie als Spanier einführe, da ſollen Sie ſehen, wie der Mann Sie freundlich empfängt — kommen Sie nur, kommen Sie nur, verehrter Herr Larioz!"

Damit hatte Herr Clemens ſchon die Thür geöffnet und ließ den Schreiber nicht mehr zu Worte kommen, der den offenen Bogen, die Sache Erdwinkel contra Breiberg betreffend, noch immer in der Hand hielt und gern darüber einiges Weitere geſprochen hätte. So mußte er aber folgen, denn der Maler befand ſich bereits auf der Treppe, ja, er ſprang dieſe ſo eilfertig hinab, daß Larioz ſchon die Klingel des Ateliers hörte, ehe er ſelbſt noch auf der Mitte der dunklen Stufenreihe angekommen war.

Obgleich Larioz ſich gewiſſermaßen ſcheute, den bärbeißigen Jean Baptiſt wieder zu ſprechen, ſo zog es ihn doch mächtig nach der geöffneten Thür, in der ſtillen Hoffnung, ſie vielleicht nicht nur wiederſehen zu dürfen, ſondern ihr ſogar vorgeſtellt zu werden und, falls ſie eine Spanierin war, ein paar Worte in der ſüßen Sprache der Heimat mit ihr wechſeln zu dürfen.

Herr Clemens war unterdeſſen hinter die Tapetenwand geeilt, hatte ſeinem Bruder etwas von dem wirklichen Spanier geſagt, und dieſer ſchien ſich in der That darüber zu freuen, denn er kam dem jetzt Eintretenden nun ganz anders entgegen als vorhin. Wenn auch ſeine Stirn unter der ſeltſamen Papiermütze mit den bunten Figuren immer noch Falten hatte, und wenn ſeine Augen auch immer noch finſter blickten, ſo zeigte ſich doch um die Mundwinkel etwas, das wie ein Lächeln ausſah; auch reichte er dem Schreiber die Hand und brummte einige Worte von großem Vergnügen, das er empfinde, einen wirklichen Spanier von ſo ausgezeichnetem Aeußerem bei ſich zu ſehen.

Clemens, der näher getreten war, ſetzte hinzu: „Das iſt ſeine

wahre Stimmung, ich versichere Ihnen, er ist ganz außer sich vor Freude, wenn er etwas von Spanien sieht, er liebt dieses Land über alle Beschreibung."

„Ja, ich liebe es recht sehr," fügte Jean Baptist bei, wobei er einen Blick nach der Oeffnung der Tapetenwand warf, einen Blick, der Herrn Larioz fast erbeben machte, denn er brachte ihn natürlicher Weise mit dem jungen schönen Mädchen in Verbindung.

„Unser junger Freund hier," sagte Clemens Breiberg händereibend, „ist für uns gütig gesinnt, davon bin ich fest überzeugt, und deßhalb, lieber Bruder Jean Baptist, könntest du wohl so freundlich sein, uns dein neues spanisches Bild, den Majo und die Maja, zu zeigen. Dürfen wir?" setzte er mit einer Handbewegung nach der Tapetenwand und einem Schritt vorwärts hinzu.

„Dort eintreten?" fragte beinahe finster der andere Herr Breiberg. „Du weißt, wie ungern ich es sehe, wenn man uns Künstlern hinter die Coulissen schaut."

Das sagte er mit einem sauren Lächeln, wobei Herr Larioz vollkommen die Aversion des Malers begriff, jemand Fremdes hinter die Coulissen schauen zu lassen.

„Aber Herr Larioz," sagte Clemens, da Jean Baptist ihn fragend ansah, „aber Herr Larioz soll doch das Bild sehen, wenn er es wünscht."

„Ich würde mich glücklich schätzen," entgegnete der lange Schreiber, obgleich er sich glücklich geschätzt hätte, hinter die Coulissen treten zu dürfen.

Herr Jean Baptist hatte mit seinem steifen, finsteren Wesen einen Stuhl in die Mitte des Zimmers gerückt und qualmte dabei entsetzlich; er hatte nämlich eine kurze irdene Pfeife, deren Kopf einen Affen vorstellte, im Munde; alsdann ersuchte er Herrn Larioz, Platz zu nehmen, und ging dann mit seinem Bruder hinter den Verschlag, um das Bild zu holen.

Der Schreiber lauschte aufmerksam, ob er von ihr nichts höre,

doch nur einmal war es ihm, als vernehme er das Rauſchen des ſeidenen Kleides und ein ganz leiſes Flüſtern, und ſchon kamen die beiden Maler zurück mit einer Staffelei, auf welcher ſich das erwähnte Bild befand, das ſie nun vor Herr Larioz hinſtellten.

Es war ſo, wie Herr Clemens geſagt. Unter einer Veranda lag eine junge Spanierin genau in der Stellung, in welcher Herr Larioz vorhin das reizende Mädchen geſehen. O, es war eine entzückend ſchöne Lage! und dazu das Geſicht der Spanierin, ja, er erkannte es augenblicklich wieder, wenn die Züge auch in einzelnen Theilen hier und da verändert waren; es waren dieſelben wunderbaren ſchläfrigen Augen, der friſche lächelnde Mund und die blitzenden Zähne. Ach, ſie war reizend, über alle Beſchreibung reizend! Den Majo betrachtete er mit Parteilichkeit für das junge Mädchen und fand ihn weniger gelungen.

„Das iſt allerdings ein herrliches Bild," ſagte Herr Larioz, indem ſeine Blicke immer wieder auf der ſchönen Geſtalt des jungen Mädchens ruhen blieben. „Ein entzückendes Bild! Glücklich der, welcher es ſein nennen kann!"

Wir wollen hierbei dem verehrten Leſer geſtehen, daß der künſtleriſche Geſchmack des Herrn Larioz noch nicht ſehr ausgebildet war, denn ſonſt hätte er unbedingt einſehen müſſen, daß er ein ziemlich gewöhnliches Machwerk vor ſich habe, deſſen Figuren ſich durch ſehr gewagte Stellungen, die Zeichnung aber durch Unrichtigkeit bemerkbar machte, ſowie, daß das Colorit ein Zuſammentrag war von harten, ſchreienden Farben aller Art: Roth, Gelb, Grün, Blau, wie ſie nur an dem Coſtume des Majo und der Maja anzubringen waren. Das alles aber bemerkte Herr Larioz nicht, denn ihm ſchwebte nur das Bild der ſchönen Spanierin vor, die er drinnen auf dem Divan ruhen geſehen und die er hier ſo gut wie möglich übertragen fand. Was aber dem Bilde fehlte, das erſetzte er bei der Maja durch ſeine Phantaſie, woher es denn auch kam, daß ſelbſt er den Majo, den er nicht con amore anſah, für weniger gelungen hielt.

Der lange Schreiber ſchmeichelte alſo der Eitelkeit des Malers, indem er mit dem Tone der Wahrheit von dem Bilde als von einem großen Kunſtwerke ſprach.

Herr Jean Baptiſt ſtand daneben mit geſpreizten Beinen, rückte zuweilen ſeine Mütze von einem Ohr aufs andere, blies auch mehrmals die Backen auf und ſagte in nachläßigem Tone: „Ja, ja, das Bild iſt gelungen, es wird ſeinen Liebhaber finden.“

„Ja, einen reichen Liebhaber,“ ſeufzte der lange Schreiber in ſich hinein, und wenn er dabei bedachte, wie es für ihn ſo ganz unmöglich ſei, dieſes koſtbare Bild zu erſtehen, ſo überſchlich ihn ein Gefühl des Unbehagens, ja, des Neides. Doch währte das nur einen Augenblick, denn er ſchämte ſich dieſes Gefühles und verjagte es gewaltſam aus ſeinem Herzen.

„Und das Ganze iſt Phantaſie?“ fragte er nach einer Pauſe nicht ohne Abſicht; „ich wollte nämlich fragen,“ ſetzte er hinzu, „ob Ihnen keine Perſon bei dem Entwerfen des Bildes vorgeſchwebt, ob Sie namentlich den Kopf der Maja ganz aus ſich ſelbſt geſchaffen?“

„Das iſt nicht gut möglich, mein lieber Herr Larioz,“ antwortete der ſanfte Clemens für den Bruder. „Um den Charakter der Wahrheit in die Köpfe eines Bildes zu bringen, iſt es nothwendig, daß man in das Leben hineingreift. Der Kopf des Majo iſt der eines jungen Malers unſerer Bekanntſchaft, zum Geſichte der Maja hat Jean Baptiſt eine Dame gefunden, die ſo freundlich iſt, ihm zuweilen auszuhelfen.“

„Das muß eine Spanierin ſein,“ ſagte der Schreiber in beſtimmtem Tone.

„Meinſt du, daß es eine Spanierin iſt?“ fragte Clemens ſeinen Bruder, indem ein kaum bemerkbares Lächeln um ſeine Lippen ſpielte.

„Das kann ich nicht ſagen,“ entgegnete dieſer, und dabei wiegte er ſeinen Oberkörper hin und her. „Ich halte ſie eher für eine Franzöſin als für eine Spanierin; jedenfalls iſt ſie hier geboren und ſpricht, ſo viel ich weiß, kein Wort Spaniſch.“

Das ſprach Herr Breiberg ſo laut, daß der Schreiber ordentlich ſchüchtern nach der Oeffnung der Tapetenwand blickte; denn er meinte, es müſſe doch für ein zartfühlendes Weſen nicht angenehm ſein, ſo über ſich verhandeln zu hören; auch wollte er dieſes Thema nicht weiter berühren; doch ſagte Jean Baptiſt: „Allerdings hat der Kopf etwas Spaniſches, doch glaube ich, das liegt hauptſächlich an der andaluſiſchen Tracht.“

„Da kannſt du Recht haben,“ meinte Clemens, „denn dort ſchauen Sie,“ — hierbei tippte er Herrn Larioz auf die Achſeln und zeigte auf eine kleine Skizze an der Wand — „dort iſt derſelbe Kopf wieder und ſieht unter dem Epheukranz, ſowie bei dem Stückchen weißen Gewandes um die Schultern ganz anders aus, etwa wie eine heidniſche Prieſterin.“

Der lange Schreiber hatte ſich augenblicklich von ſeinem Stuhl erhoben und war vor das kleine, ihm bezeichnete Bild hingetreten. Ja, das war wieder derſelbe Kopf, wenigſtens die Grundzüge waren dieſelben, die gleichen ſüßen Augen, der wunderbare Mund, das lange prachtvolle Oval mit der hohen, geiſtreichen Stirn. Lange betrachtete er es ſchweigend, ja, wir möchten ſagen: ſtill bewegt, und er hätte es lieber nicht ſo lange betrachten ſollen, denn der Blick der halb geöffneten, träumeriſchen und doch wieder ſo glänzenden Augen drang ihm auf eine wunderbare und nie empfundene Art ins Herz. Er holte mühſam Athem, und als er von dem Bildchen endlich wieder zurücktrat, konnte er doch die Augen nicht davon abwenden, ja, konnte nicht unterlaſſen, zu ſagen: „Das iſt ein kleiner Schatz, dieſer Kopf, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich ihn mein nennen dürfte.“

Während er ſo entzückt die Skizze betrachtete, hatte Clemens mit ſeinem Bruder leiſe geſprochen, eigentlich mehr durch Pantomimen, als durch Worte, und als Jean Baptiſt endlich mit dem Kopfe nickte, trat der andere hinter den Schreiber, berührte deſſen Arm mit der Hand und ſprach: „Lieber Herr Larioz, Sie ſind ein feiner Kunſtkenner. Daß Ihnen unter den vielen — ich kann das ohne Eigenlob

aus dem zitternden Strahl der Abendsonne, dem man mit halbgeschlossenen Augen zusieht, tausend schöne glänzende Bilder entstehen, Träume von zukünftigem Glück und zukünftiger Herrlichkeit. Ach, und ich war in meiner Jugend sehr empfänglich für solche Träume!

Die Sonne ging unter und der glänzende Abendhimmel war erfüllt mit warmer lauer Luft. Sibylle und ich lagen im Fenster der großen Wohnstube und sahen auf das Mühlenwehr hinab. Es war um die Abendzeit, wo dem Doktor in die Familienzimmer kein Zutritt mehr gewährt wurde, und nur ich als Familienglied und kleiner Bursche das Recht hatte, bei meiner Nichte zu sein, die in solchem Augenblicke im ländlichsten Negligee sich befand. Ich hatte ein dünnes Sommerröckchen an und während die Mutter in ihren Büchern las, schwatzten wir von alten vergangenen Tagen und lachten über die Jugendstreiche, die wir ausgeführt. Ich schlief damals in dem großen Gastbett neben dem Zimmer der Müllerin und Sonntags Morgens, ehe wir gewaschen und angezogen wurden, schlüpfte Sibylle zu mir in's Bett und wir machten Pläne, wie der Sonntag hinzubringen sei. Auch erinnerten wir uns, wie wir zuweilen ein großes Leintuch entwendeten und damit im Garten ein Zelt aufschlugen, woselbst der große Kettenhund, wenn er zum Besuche kam mit großen Ehren empfangen wurde.

ſagen, wirklich guten Bildern — gerade dieſes auffällt, beweist mir, daß Sie ſchon viel Gutes geſehen und verſtanden haben. Ein ebenſo kenntnißreicher Liebhaber, wie Sie, ſteht ſchon ſeit einiger Zeit darüber im Handel mit Jean Baptiſt, doch konnten ſie bis jetzt nicht einig werden."

„So, wollen Sie es verkaufen?" fragte der Schreiber faſt erſchrocken, und dabei näherte er ſich abermals der Wand, ja, er berührte mit ſeinen Fingern den Rahmen, als wolle er verhüten, daß Jemand anders das Bildchen wegnehme. „So wollen Sie es in der That verkaufen? Ach! Sie werden einen großen Preis dafür nehmen." Das ſagte er in einem ſchmerzlichen Tone.

„Nicht ſo groß," verſetzte Clemens, „gewiß nicht im Mißverhältniß zu der vortrefflichen Arbeit. Jean Baptiſt verlangt acht Louisd'or, eigentlich eine wahre Lumperei — und du wirſt ſehen, Bruder," fuhr er fort, „er läßt es auch heute noch holen."

„Acht Louisd'or," ſagte Herr Larioz, und wenn er auch dachte, wie Herr Clemens Breiberg, daß dieſe Summe für die vortreffliche Arbeit und den ſchönen Kopf allerdings ſehr gering ſei, ſo überlegte er doch anderntheils, daß ſeine ſämmtlichen Gelder, die er ſich für einen Fall der Noth erſpart und zurückgelegt hatte, nicht viel mehr betrügen. — Wie man ſich in kurzer Zeit ändern kann! Geſtern noch hätte Herr Larioz mitleidig gelächelt, wenn ihm Jemand den Vorſchlag gemacht hätte, er ſolle acht Louisd'or ſeines ſauer erworbenen Geldes für das Portrait einer unbekannten Perſon hergeben; heute aber, wo ihm dieſe Perſon — das dachte er ſeufzend — nicht mehr unbekannt war, ſchien es ihm ein vortheilhafter Tauſch zu ſein, mit acht Stücken todten Metalles dieſe ſeelen- und gluthvollen Augen einhandeln und ſich dann täglich in ſie verſenken zu können.

„Und würden Sie das Bildchen," fragte er nach einer Pauſe „einem anderen Liebhaber um denſelben Preis erlaſſen?"

„Meinſt du, daß das angeht?" fragte Jean Baptiſt ſeinen Bruder in mürriſchem Tone. „Du haſt es doch ſo gut wie verkauft."

„Verkauft gerade nicht," entgegnete Clemens, indem er ſich die Hände rieb, „ich habe ihm den Preis genannt, da er ſich aber bedenken wollte, ſo können auch wir thun, was uns gefällt. Ueberdies," ſetzte er in lebhaftem, herzlichem Tone hinzu, „möchte ich deine Arbeit, lieber Bruder, in keinen anderen Händen wiſſen, als in denen des Herrn Larioz, der wirklich einen ausgebildeten Kunſtſinn hat und der, was er beſitzt, zu ſchätzen verſteht. Alſo thue mir die Liebe, mache kein finſteres Geſicht und ſage Ja."

Herr Jean Baptiſt Breiberg machte in der That ein finſteres Geſicht, er hatte die Papiermütze mit den Teufelsfiguren über die Stirn herab faſt bis auf die Augenbrauen geſchoben und kratzte ſich verdrießlich am Hinterkopfe.

„Sehen Sie," ſagte Clemens lachend zu dem Schreiber, „ſo iſt er nun einmal. Ich habe meine Noth und Laſt, jede fertige Arbeit von ihm dem Beſteller einzuhändigen; ich muß ſie ihm ordentlich aus den Zähnen reißen. Nun — alſo biſt du einverſtanden?"

„Nun, meinetwegen denn, weil ich dir damit einen Gefallen thue — und auch dem Herrn Larioz," ſetzte er freundlicher hinzu und nahm das Bild von der Wand. „Nehmen Sie alſo in Gottes Namen die Skizze."

So ſah ſich alſo unſer langer Freund im Beſitze eines Bildes, und als durch das Wort Jean Baptiſt's die Sache entſchieden war, fühlte er ſich glücklich darüber. Auf ſeine Bemerkung, das Bild morgen abholen zu wollen, um gleich dafür Zahlung zu leiſten, äußerte ſich Herr Clemens Breiberg faſt entrüſtet, er nahm die Skizze von der Wand, wickelte ſie in ein Papier und verſicherte, die Zahlung könne geleiſtet werden, ſobald es in dem Belieben des Herrn Larioz ſtehe; wolle derſelbe zufolge des Geſchäftsganges des Hauſes eine kleine Quittung des Empfanges ausſtellen, ſo werde man dies dankbar annehmen.

Natürlicher Weiſe war Herr Larioz hierzu bereit, die Quittung oder vielmehr ein kleiner, artiger Schuldſchein von Jean Baptiſt ge-

schrieben, vom Käufer unterschrieben, und nach einigen freundschaftlichen Händedrücken, woran beide Brüder Theil nahmen, empfahl sich Herr Larioz, nicht ohne noch einen Blick nach der Oeffnung der Tapetenwand gethan zu haben, und nicht ohne die sehr laut von sich gegebene Versicherung, daß er den heutigen Mittag für einen außerordentlichen glücklichen ansehe und daß er mit einem wahren Schatze beladen dieses freundliche Haus verlasse. Dann stieg er die finsteren Treppen hinab und spürte, auf der Straße angekommen, im Gefühl seines Liebes-Frühlings kaum, daß immer noch eisiger Regen und winterlicher Schnee ihm entgegen flogen.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Bund zum Dolche Rubens.

Als ſich Herr Larloz auf der Straße befand und eben den Weg nach Hauſe einſchlagen wollte, bemerkte er auf dem Zifferblatte des gegenüber liegenden Kirchthurms, daß es bereits halb Zwei und ſomit zu ſpät zu ſeinem Mittagsmahle ſei, welches um dieſe Zeit ſchon dem Tiger zur Beute gefallen war. Als außerordentlich pünktlicher Menſch, der ſich höchſt ſelten auch nur die kleinſte Abſchweifung von der Regel erlaubte, hatte er der alten Magd ein- für allemal befohlen, ſein Mittageſſen bis ein Viertel nach Eins bereit zu halten, wenn er aber um dieſe Zeit nicht da ſein ſollte, anderweitig darüber zu verfügen. Nun war er allerdings wohl ein paar Mal mehrere Minuten nach Eins nach Hauſe gekommen, und da hatte er dann aus den Blicken des Tigers geſehen, daß derſelbe ſchon im Begriffe geweſen, über das, was er als ſein Eigenthum anſah, jetzt herzufallen; in ſolchen Momenten hatte es dann dem Schreiber ſehr leid gethan, den Tiger verſcheuchen zu müſſen, und er hatte ſich nicht halb ſatt gegeſſen, um auch der alten Magd noch etwas zukommen zu laſſen. Heute aber lächelte er wahrhaft vergnügt in ſich hinein, als er nun wiederholt

auf das Zifferblatt blickte und ſich daran erinnerte, daß jetzt Gottſchalk und der Tiger vereint am Tiſche ſäßen, und der letztere unter vielen guten Lehren für den jungen Menſchen, in dem ſo unverhofft ihnen zu Theil gewordenen Mittagsmahle ſchwelgten.

Schon war Don Larioz im Begriffe, die Burggaſſe zu verlaſſen, ſich nach der Schreibſtube zu begeben und dort vermittels eines Stückes Brod ſein Diner einigermaßen zu erſetzen, um auf dieſe Art die verplauderte Zeit wieder herein zu bringen, als ihm — er befand ſich gerade vor einer Kneipe, welche ſich als der Reibſtein auswies — ein vaterländiſches Sprichwort einfiel:

Por oir misa y dar cebada
No si pierde la jornada,

welches auf Deutſch ungefähr heißt: Mit Meſſehören und ordentlich Füttern iſt keine Zeit verloren, weßhalb er denn auch von der Straße abſchwenkte und in die Gaſtſtube trat, wo er einen gedeckten Tiſch fand, an deſſen einem Ende ſich ein halb Dutzend jüngerer und älterer Leute befanden, die mit den Reſten ihres Mittagsmahls beſchäftigt waren.

Das Gemach, welches zum Wirthszimmer diente, hatte, wie Herr Larioz ſchon bei ſeinem Eintritt in die Burggaſſe von außen geſehen, eine dunkle Holzdecke, braune, lederfarbene Tapeten, und alle Möbel, Tiſche, Stühle, Bänke, waren auf alterthümliche Art grob aus Holz gearbeitet. In den Fenſtern ſchienen hier und da bunte gemalte Gläſer eingeſetzt, und auf einigen Brettern, die längs der einen Wand liefen, ſah man Krüge von ſeltenen Formen.

Der Schreiber ſetzte ſich an einen Tiſch in der Ecke, da er nicht wußte, ob es den Anderen nicht vielleicht unangenehm ſei, wenn ſich ein Fremder zu ihrem gemeinſchaftlichen Mittagsmahle dränge. Er ſchien auch mit dieſer Vorausſetzung nicht ganz Unrecht zu haben; denn kaum hatte er ſich nach dem Wirth oder einem Kellner umgeſehen, ſo erſchien einer der letzteren, ein ſehr mageres, dürftiges Weſen —

er ſchwebte mehr, als er ging — und verſicherte dem Eingetretenen, während er mit großer Behendigkeit einen Teller mittelſt der Serviette reinigte, der Herr habe ſich geirrt und ſei in die falſche Stube gerathen. — „Hier," ſagte der Kellner mit ungemeiner Wichtigkeit, wobei er den rechten Fuß ſo graziös vorſetzte, daß nur deſſen Spitze den Boden berührte, hier iſt ein Künſtler-Club, wo nur die Mitglieder und eingeladene Fremde den Zutritt haben."

Als er das geſagt hatte, ſpitzte er ſeinen Mund, ſchloß die Augen faſt zu und unterbrach ſich für einen Moment in ſeiner Arbeit des Tellerabwiſchens, aber nicht in der Art, wie ein anderer Menſch ſich in einer ähnlichen Arbeit unterbrechen würde, indem er beide Hände ruhen ließe, nein, der dürre und lebhafte Kellner fuhr während dieſes Stillſtandes mit der rechten Hand, in der ſich der Teller befand, auf ſeinen Rücken, während er die Serviette in der Linken mit einer unnachahmlich graziöſen Bewegung über die Schulter warf und dann die fünf freigewordenen Finger dazu benutzte, durch ſein ſtruppiges Haar zu fahren, welches wie die Stacheln eines Igels in die Höhe ſtand.

Als höflicher Mann bedankte ſich Herr Larioz für dieſe Auskunft, nahm ſeinen Hut und war im Begriffe, zu gehen, als ſich vom oberen Ende des Tiſches eine Baßſtimme vernehmlich machte, welche zu dem leichtfüßigen Kellner ſprach: „Windſpiel, wir haben dir ſchon mehr als einmal zu erkennen gegeben, daß es uns durchaus nicht unangenehm iſt, ausgezeichnete Fremde in unſerem Clubzimmer zu ſehen. Nimm alſo den Hut jenes Herrn und erſuche ihn, falls er zu Mittag zu ſpeiſen wünſcht, es ſich an unſerem Tiſche bequem zu machen."

Der Ton dieſer Stimme hatte, abgeſehen von den freundlichen Worten, etwas Wohlthuendes für den Spanier; es war eine klangvolle, ſonore Stimme, wie ſie in den ehemaligen, leider fernab liegenden Zeiten wohl biederen Rittern, oder alten treuen Knappen zu eigen geweſen, und wie ſie nothwendig war, wenn einer derſelben zu dem Fremdlinge, der an das Burgthor kam, ſprach: „Tretet ein, ehrwür-

diger Wandersmann, Ihr ſeid hungrig und müde, ſättigt Euch mit Speiſe und Trank und ſtreckt Eure Glieder auf dieſes weiche Bärenfell.“

Deßhalb verneigte ſich der Schreiber auch gegen den Sprechenden, überließ dem hüpfenden Kellner ſeinen Hut, der dienſteifrig mit der Serviette — den Teller hatte er auf den Tiſch geſtellt — über den feuchten Filz fuhr, und trat dann zum Tiſche, wo er ſich mit freundlichen Worten für die Zuvorkommenheit bedankte, mit der man ihn hier in die geſchloſſene Geſellſchaft aufgenommen. Herr Larioz that das mit ſeinem gewöhnlichen feierlichen, wir müſſen faſt ſagen: ſeltſamen Weſen, welches nicht ermangelte, ſchon im erſten Augenblicke die Aufmerkſamkeit der hier verſammelten Künſtler auf ſeine Perſon zu lenken.

Der mit der Baßſtimme, wohl der älteſte der hier Anweſenden, war ein Kupferſtecher, und wenn er ſprach, ſo machte er mit dem Meſſer, das er in der Hand hielt, Bewegungen, als führe er den Grabſtichel. — Ohne gerade neugierig ſein zu wollen, ſo ſagte er im Verlaufe des Geſprächs, während Herr Larioz ſeine Suppe verzehrte, erkundige er ſich, was den Fremden bei dieſem Hundewetter in einen vom gewöhnlichen Verkehr ſo entlegenen Stadttheil verſchlagen, und frage, ob er in ihm vielleicht einen Kunſtgenoſſen verehren dürfe.

Das Letztere verneinte der Schreiber, wobei er lächelnd ſagte: ſo ſehr er auch die Kunſt hochſchätze, ſo habe ihn dieſelbe doch nicht gewürdigt, ihre Geheimniſſe vor ihm aufzuthun; ſein Gang hieher aber betreffe ein kleines Privatgeſchäft, das er mit den Gebrüdern Breiberg abzumachen gehabt.

Der Träger der Baßſtimme hatte ein etwas ſtark geröthetes Geſicht, ſo viel man vor dem koloſſalen, überall wuchernden Bartwerke ſehen konnte, kleine angenehme Augen, und auf ſeinen Zügen lagerte ein Ausdruck der Gutmüthigkeit. Als der Andere aber den Namen Breiberg nannte, zog er die Augenbrauen zuſammen und ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Es geht mich nichts an," sagte er alsdann, „welcher Art Ihre Privatgeschäfte mit den Herren Gebrüdern Breiberg sind; wenn Sie aber dieselben nicht genau kennen, so rathe ich Ihnen, nehmen Sie sich in Acht bei jedem Verkehr, den Sie mit den Beiden haben. Das sind ein paar eigene Gesellen, denen jedes Mittel recht ist, um zu Geld zu kommen."

„Eine wahre Mörderhöhle für arme Künstler," sprach ein jüngerer Mann, der neben dem Kupferstecher saß. „Sie kaufen Bilder von Leuten, die sich in Noth befinden, und nicht nur kaufen sie das Werk selbst, sondern auch den Ruhm, es gemacht zu haben. Denn wenn es einmal ihr Eigenthum ist, so geben sie es für ihre Arbeit aus und sind so zu ihrem unverdientem Renommee gekommen."

Es schmerzte den Schreiber, daß er Kunstgenossen also hart über einander urtheilen hörte, und er entgegnete deßhalb nach einer Pause: er müsse allerdings zugestehen, daß ihm Herr Jean Baptist Breiberg etwas rauh und abstoßend vorgekommen sei, Herr Clemens dagegen habe ihn auf die freundlichste Art empfangen, und er sei mit einem guten Eindruck von demselben gegangen.

Auf das hin zuckte der Kupferstecher mit den Achseln und meinte: Herr Clemens sei der Schlimmste von Beiden. „Jean Baptist ist freilich ein grober Geselle," sagte er, „dagegen derjenige von ihnen, der noch etwas zu leisten im Stande ist."

Larioz hätte das Gespräch können fallen lassen, doch war es ihm interessant, etwas zu vernehmen über jenes Haus, welches einen Schatz in sich verbarg, der ihm seit einer Stunde, er wußte selbst nicht, wie, so unendlich theuer geworden war. Nachdem er also einige Augenblicke absichtlich geschwiegen, um kein allzu großes Interesse zu verrathen, warf er anscheinend gleichgültig die Frage hin, ob vielleicht einer der beiden Gebrüder Breiberg verheirathet sei.

Der Kupferstecher schüttelte mit dem Kopfe, und auch die übrige Gesellschaft verneinte diese Frage mit Worten und Geberden.

„In dem Hause ist nichts Weibliches, als eine alte Magd," be-

merkte ein junger Mann mit langen blonden Haaren, der einen grünen Sammtrock trug und nicht weit von dem Schreiber saß.

„Dem muß ich mir zu widersprechen erlauben," versetzte dieser lächelnd. „Durch Zufall sah ich droben eine junge Dame, von der ich gestehen muß, daß sie außerordentlich schön ist."

„Vielleicht eine, die das Unglück hat, an Breiberg für ein Portrait empfohlen zu sein. Glück haben diese Beiden allerdings, und wer sie in guten Kreisen empfiehlt, das mag der Himmel wissen."

„Ich glaube nicht," sprach der Spanier, „daß die Dame, welche ich gesehen, sich dort befand, um ein Portrait von sich machen zu lassen; sie hatte ein eigenthümliches Costüm an und befand sich auch in einer Stellung, die sich nicht gerade zum Portrait einer Dame eignen würde."

„Ah, so war es ein Modell!" versetzte der Kupferstecher. „Und in der That schön?"

Herr Larioz nickte mit dem Kopfe und erwiderte, ohne aufzuschauen, denn er fürchtete, man möchte auf seinem Gesichte eine Bewegung wahrnehmen: „Ja, sie war in der That außerordentlich schön."

„Wer kann denn das sein?" fuhr der Andere fort, indem er im Kreise umher sah. „Sollte es die Katharine sein oder der Stöpsel? — War die Dame schwarz?"

„Ja, sie hatte schwarzes Haar."

„So könnte es die Katharine sein," meinte der mit dem grünen Sammtrock. „Doch ist das nicht möglich, denn ich sah sie vor einer halben Stunde auf der Straße."

„War Ihre Dame untersetzt und sehr stark, was man eigentlich dick nennen könnte?" forschte lächelnd der Kupferstecher weiter.

„Im Gegentheil," erwiderte Herr Larioz begeistert, „sie war schlank und vom schönsten Ebenmaß der Glieder."

„Dann war es auch nicht der Stöpsel," bemerkte der Frager,

„denn obgleich der Stöpsel in der That ein schönes Gesicht hat, so ist er doch auffallend klein und dick."

Es hätte dem Schreiber wirklich weh gethan, wenn die Dame, die einen so gewaltigen Eindruck auf sein Herz gemacht, den Beinamen „der Stöpsel" gehabt hätte. Aber die konnte es nicht sein, denn er erinnerte sich zu lebhaft und genau der langen und feinen Taille, der in allen Verhältnissen so schönen und edlen Gestalt.

„Das weiß der Teufel," begann der Kupferstecher nach einem längeren Stillschweigen wieder, während dessen er einen tüchtigen Zug aus seinem Bierglase gethan und den Deckel schallend zugeklappt hatte. „Diese Kerls haben immer was Apartes. Wer weiß, wo sie irgend ein schönes Mädchen aufgegabelt und es nun begreiflicherweise vor allen anderen Menschen verborgen bei sich halten. Mich dauert nur so ein armes Ding, welches denen in die Klauen fällt. Man sollte eigentlich dahinter kommen."

„Ja, das sollte man allerdings," entgegnete rasch der Schreiber, dem jedes Wort, welches der Andere so eben gesprochen, ein Dolchstoß gewesen war. Seiner ohnehin erhitzten Phantasie erschienen Gespenstern gleich augenblicklich die Bilder schwerer Unthaten — Raub, gewaltsame Entführung, schrecklicher Zwang, Knechtschaft in Ketten und Banden, am Ende Mord und ewiges Verschwinden. Jetzt erinnerte er sich auch, wie ihm gleich von Anfang an das Haus der Gebrüder Breiberg so geheimnißvoll, ja, fast unheimlich erschienen war; an der Hausthür die Begegnung mit dem jungen blassen Mädchen und dem guten ehrwürdigen Manne; dann die finsteren Treppen, die Kisten und Fässer auf den Ruheplätzen derselben, der alte Ritterhelm, mit den zerzausten Straußenfedern, ja, die rothen Hosen — alles das kam ihm jetzt doppelt unheimlich vor, dazu der barsche Jean Baptist, dem die Bosheit aus den Augen leuchtete, und neben ihm sein heuchlerischer Bruder — es waren in der That vollkommene Bilder für eine Mörderhöhle. Der Eine, der die unglücklichen Opfer mit sanften Worten an sich zog, der Andere, der sie fesselte und erdolchte. O, es überlief

So lagen wir im Fenſter und träumten, und als es zehn Uhr wurde, ging die Müllerin zu Bette, und wir erhielten die Erlaubniß, noch ein Paar Minuten aufbleiben zu dürfen. Nachtſchmetterlinge flogen umher, Leuchtkäfer blitzten auf dem Graſe und als ich ſo dicht an dem warmen Körper des Mädchens lag, durchſchauerte mich ein kleiner Froſt. Es mochten wohl die Waſſernebel ſein, die aus dem Mühlenteich und den Bergwaſſern aufſtiegen. Sibylle bemerkte es, hob ihr warmes Tuch etwas von der Bruſt und warf es über mich hin. Gott, es war wie damals, als wir am Sonntagmorgen unter einer Decke ſpielten. Das Herz des Mädchens fühlte ich deutlich an meiner Bruſt ſchlagen, aber der Froſt wollte darum doch nicht aufhören.

Plötzlich hörten wir durch die Stille der Nacht ein Klopfen wie Holz auf Holz und erblickten bald darauf den Doktor, der ſich an dem Mühlenwehr zu ſchaffen machte. Er ſah von Zeit zu Zeit zu uns herauf, und ich bot ihm einen guten Abend. Anfänglich glaubte ich, er habe mich nicht gehört; doch war dem nicht ſo, denn als Sibylle viel leiſer ſagte: „Guten Abend, Herr Burbus!“ ſprang er auf den Rand des Mühlbachs und trat unter das Fenſter.

„Was machen Sie da?“ fragte Sibylle.

„Ich mochte nicht ſchlafen,“ entgegnete der Doktor, „ging um das Wehr ſpazieren, und bemerkte dort einen

ihn heiß, wenn er dabei an die schönen, edlen Züge des jungen Mädchens dachte, das sich vielleicht gerade jetzt unter den rohen Fäusten dieser beiden Elenden wand, dessen zuckende Lippen um Schonung und Gnade baten, und das mit den schönen glänzenden Augen vielleicht eben verzweiflungsvoll nach der Thür blickte, ob nicht dort ein Retter erscheinen werde, — ein Retter, so träumte er weiter, in der Gestalt jenes großen Mannes, den sie heute Morgen gesehen und der nun gewaltsam die Thür des Gemaches einstieß, der — Gott und San Jago! rufend, nun mit gezogenem Schwert hereinstürzte und die Beiden niederwarf.

Leider war Don Larioz nicht im Stande, diesen ritterlichen Gedanken nachzuhängen, ohne dieselben auf seinem Gesichte reflektiren zu lassen und so denen, die ihn ansahen, einigermaßen Kenntniß von den Stürmen in seinem Innern zu geben. So auch jetzt, denn sein Auge flammte, seine bleichen Wangen rötheten sich, und um die fest verschlossenen Lippen spielte es wie Trotz und Kampfesmuth. Dabei hatte er sein Messer hastig empor genommen, doch nicht so, als wolle er es zum friedlichen Zerschneiden des vor ihm stehenden Rindfleisches benutzen.

Nun waren aber die Gesinnungen der lustigen Maler rings umher nicht von der Art, um eine so seltene Erscheinung, wie die des langen Mannes mit dem so auffallend aufgedrehten Schnurrbarte, nicht alsbald zum Gegenstande einer allgemeinen Unterhaltung zu machen. Wenn auch vielleicht der Kupferstecher aus der Erzählung des Fremden irgend etwas heraus zu finden hoffte, wodurch man vielleicht im Stande sein könnte, den Gebrüdern Breiberg, die er wirklich haßte, irgend einen Schabernack zu spielen, so entging ihm doch nicht das exaltirte Wesen des neuen Tischgenossen; und wenn ihm die Erzählung von dem wunderschönen Mädchen, das sich da drüben bei den Malern aufhalten sollte, etwas fabelhaft vorkam, so war am Ende doch genug Wahrheit darin, um vielleicht auf die eine oder andere Art Stoff zu irgend einer heiteren Geschichte zu geben.

Auch die Uebrigen, die sich an der Mittagstafel befanden, hatten den Eingetretenen ihrer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt. Einigen war es, als müßte ihnen dieses Gesicht und diese außergewöhnliche Gestalt schon im Leben begegnet sein, oder als hätten sie dieselbe auf einem Bilde gesehen. Ein paar Andere aber nahmen unvermerkt ihre Skizzen-Bücher hervor und zeichneten heimlicher Weise den langen Mann.

Doch war es bei alledem nicht ein Gefühl der Lächerlichkeit, welches Don Larioz einflößte, wenn er sich auffallend, ja, vielleicht komisch auffallend, in jeder gewöhnlichen Umgebung ausnahm; schien doch er es nicht selbst zu sein, der diesen eigenthümlichen, sonderbaren Eindruck hervorbrachte, sondern es war, als gehörten er und die heutige Welt, in welcher er sich bewegte, zwei verschiedenen Jahrhunderten an.

Der leichtfüßige Kellner, der, nebenbei gesagt, ein sehr poetisches Gemüth war — er las, was von neuen Romanen und Gedichten erschien, sang Rückens Lieder zu einer verstimmten Guitarre mit sehr viel Seele und Gefühl, — empfand eine besondere Verehrung für den langen Mann, und das zwar schon nach dem ersten Blicke, den er auf ihn geworfen, nach dem ersten Worte, das er mit ihm gesprochen. Windspiel vergaß seine sonst so flinke Bedienung und stand, die Serviette auf dem linken Arm, in der Rechten einen Teller bereit haltend, wie ein dienender Knappe hinten dem Stuhle des ernsten Fremden.

Der Kupferstecher wischte sich den dicken Bart, nachdem er sein Glas leer getrunken, dann schlug er etwas heftig auf den Tisch, ließ seine Augen mit einem leichten Zwinkern über die Versammlung ringsumher gleiten und sagte mit dumpferer Stimme als bisher: „Ja, die Welt liegt im Argen, und in der Burggasse können sich Dinge begeben, von denen ein heiterer Bewohner des Rosenmarktes zum Beispiel gar keine Idee hat."

Dabei händigte er seinen Krug dem Kellner ein, der nur widerstrebend herbei hüpfte, und ließ sich einen neuen, schäumenden Schoppen geben.

Es war wohl ein Wetter zum feſten Beieinanderſitzen und zum beharrlichen Trinken. Regen und Schnee ſchlug an die Fenſterſcheiben, und der Wind, der zuweilen heulend um die Ecke des Hauſes herum fuhr, machte überall den vergeblichen Verſuch, herein zu dringen, rüttelte an den Scheiben, pfiff durch das Schlüſſelloch der Hausthür und hob ſich, unten überall Widerſtand findend, hoch auf das Dach, wo er gegen die Zügel kämmte und in den Schornſtein hinab heulte.

„Füllt eure Gläſer, meine Freunde!“ ſagte hierauf der Kupferſtecher, indem er im Tone der Stimme und in ſeiner Haltung etwas von der Gravität des langen Mannes anzunehmen verſuchte. — „Füllt eure Gläſer und thut mir Beſcheid auf das Wohlergehen eines werthen Fremden, der unter uns eingetreten iſt, der, ich kann es wohl geſtehen — meine Sympathie erweckt hat und der ſich ſelbſt, wie ich hoffe, nicht unheimlich in unſerem Kreiſe fühlen wird. — Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?“ wandte er ſich hierauf mit einer ſehr ehrerbietigen Neigung des Kopfes an den langen Schreiber.

Dieſer hatte, als von ſeinem Wohlergehen die Rede war, nicht verſäumt, ſein Glas augenblicklich zu leeren, welches darauf vom Windſpiel mit raſender Geſchwindigkeit wieder gefüllt wurde. Dann erhob er ſich in ſeiner ganzen Länge und ſprach: „Ich ſchätze mich glücklich, durch Zufall und ſchlechtes Wetter in dieſe Verſammlung angenehmer Männer getreten zu ſein, deren Lebenszweck die Kunſt und deren Unterhaltung deßhalb ſo angenehm für Jemand iſt, der wie ich die poetiſchen und künſtleriſchen Seiten dieſes armen Lebens aufſucht. — Uebrigens iſt mein Name Larioz — ich könnte ſagen Don Larioz,“ ſetzte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „denn mein Vater — Gott habe ihn ſelig! — war ein ſpaniſcher Edelmann.“

Dem Windſpiel war in dieſem Augenblicke zu Muth, als wollten ihm vor Ehrfurcht die dünnen Kniee einknicken. Proſaiſche Engländer und windige Franzoſen, wie ſie in den Romanen, die er las, häufig genug vorkamen, hatte er ſchon viele geſehen, aber einen echten Spanier, Don Alonzo oder Fernando, noch nie. Ja, ſo mußten ſie aus-

ſehen, die tapferen Kämpfer mit dem zierlichen Stoßdegen und der langen Lanze, ſo mußten ſie den Bart emporgekräuſelt tragen, wenn ſie mit der Laute allabendlich unter Donna Laura's Fenſter erſchienen, zum Klang der Saiten ihre ſüßen Romanzen ſingend.

Unwillkürlich hatte der Kellner ſeinen Teller wie eine Mandoline vor die Bruſt genommen und krabbelte mit den Fingern darauf herum, als halte er es für möglich, dem kalten, gefühlloſen Porzellan einige Töne zu entlocken.

Nachdem ſämmtliche Gläſer ausgetrunken waren, auch die Ruhe wieder hergeſtellt, lehnte ſich der Kupferſtecher in ſeinen Stuhl zurück, ſchlug die Arme über einander und ſagte: „Mir ſcheint es, wir haben die Verpflichtung gegen unſeren neuen Freund, Don Larioz, der Sache mit der intereſſanten und höchſt wunderbaren Dame im Hauſe der Gebrüder Breiberg auf die Spur zu kommen. Bei dieſen Menſchen iſt Alles möglich, ja, ich halte ſie für fähig, irgend ein unſchuldiges Weſen einzufangen, es zu rauben, gewaltſam feſtzuhalten und — — doch erlaßt mir, euch vor die Augen zu führen, was wir ſchaudernd ſelbſt erleben."

„Ja, etwas iſt da drüben nicht richtig," meinte ein unterſetzter Maler, deſſen äußerer Menſch ſich durch beſonders großen Haarmangel auszeichnete. — „Vor ein paar Tagen hatte ich bei den Breibergs etwas zu thun, doch wollte es mir nicht gelingen, in das Atelier zu gelangen. Der glatte, abgeſeimte Clemens empfing mich auf der Treppe und nöthigte mich in die Wohnung hinauf."

„Das Gleiche war bei mir der Fall," ſagte der mit dem grünen Sammtrock; „auch ich klopfte vergeblich an die Thür des Ateliers."

„Aber unſerem Freunde iſt das Gegentheil widerfahren," vernahm man die tiefe Stimme des Kupferſtechers. „Iſt dem nicht alſo, Don Larioz?"

„Es iſt ſo," erwiderte der lange Schreiber. „Ich fand die Thür des Ateliers angelehnt, nach mehrmaligem Anklopfen trat ich hinein und fand Niemand."

„Vergeſſen wir nicht, daß Don Larioz anfänglich Niemand ſah,“ unterbrach ihn der Kupferſtecher ernſt und feierlich. — „Doch weiter!“

„Ich näherte mich einer ſpaniſchen Wand, die das Gemach in zwei ungleiche Hälften ſchied,“ fuhr Larioz fort.

„Vergeſſen wir nicht die geheimnißvolle ſpaniſche Wand,“ meinte der Andere mit aufgehobenem Zeigefinger und einem Blick auf die Künſtler umher — „und dann?“

„Als ich mich nach einigem Umſchauen dieſer Tapetenwand näherte,“ ſprach Herr Larioz mit unerſchütterlicher Ruhe weiter, „und nachdem ich ein Rauſchen wie von ſeidenen Gewändern gehört zu haben geglaubt, blickte ich durch die Oeffnung der ſpaniſchen Wand und ſah — o Gott! — — und ſah das Mädchen, von dem ich vorhin geſprochen.“

„Und ſie war ſchön?“

„Bei San Jago, ob ſie ſchön war! In meinen kühnſten Phantaſieen und Träumen würde ich es nie für möglich gehalten haben, daß ſich ein ſolches Ideal unter den Bewohnern dieſer Erde befände. Sie zu ſchildern iſt mir unmöglich; ſie war wie eine Blume ſo ſchön, ſo hold und rein.“

Bei dieſen Worten hatte er die mageren Hände auf dem Tiſche über einander gelegt und blickte ſchwärmeriſch zu der Zimmerdecke empor.

Windſpiel machte es ebenſo, und es war ihm, als höre er

Das Geflüſter kluger Myrten
Und der Blumen Athemholen.

Der mit dem grünen Sämmtling legte ſein Geſicht in die Hände, der dicke Maler mit dem wenigen Haar biß ſich wie krampfhaft auf die Lippen, wobei er die Augenbrauen finſter zuſammenzog, und der Kupferſtecher räuſperte ſich auffallend laut und vernehmlich, um — — ſeine Rührung und ſein Mitgefühl zu verbergen.

„Sie ruhte auf einem Divan,“ fuhr der Spanier nach einer kleinen Pauſe fort, „in einer reizenden, verführeriſchen Lage.“

„Vergessen wir das nicht," sagte laut der Kupferstecher.

„Ihr Costüm war spanisch, echt spanisch; ich habe Aehnliches in früheren glücklichen Jahren häufig in dem schönen Andalusien gesehen."

„Also es kam Ihnen spanisch vor?" fragte der dicke Maler mit auffallender Rührung.

„Es war spanisch," erwiderte Don Lariez fest und bestimmt. „Wie könnte ich mich darin täuschen! So echt spanisch, wie die reizendste Maja es trägt, wenn sie den glühenden Fandango tanzt unter den Orangenbäumen am Ufer des Guadalquivir, im Schatten des goldenen Thurmes bei Sevilla."

Windspiel fühlte ein gelindes Frösteln; es war etwas wie ein Wonneschauer, als er die Worte Maja, Fandango, Orangenbäume und goldener Thurm bei Sevilla hörte, und zwar aus dem Munde eines echten Spaniers, der alles das gesehen und erlebt.

Der Kupferstecher hatte sein Gesicht so tief wie möglich in das Bierglas versenkt, und als er es wieder hervorzog, sprach er mit sanfter Stimme, indem er einen Blick auf den dicken Maler warf: „Wozu der Wortstreit, ob echt spanisch oder nicht! Das Costüm ist Nebensache. Kommen wir auf sie zurück, auf das wunderbare Mädchen, die unser verehrter Freund bei dem wilden Jean Baptist gesehen und die — ich nehme keinen Anstand, das zu sagen — nur ein Verbrechen in die Hände dieses tyrannischen Breiberg geführt haben kann. Bleiben wir bei dem Mädchen, welches — ich kann es mir schon erlauben, meine Vermuthung auszusprechen — einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des edlen Don Lariez gemacht zu haben scheint."

„Ihre Theilnahme rührt mich," sprach dieser, nachdem er mit einem hastigen Zuge sein Glas geleert. „Und um offen zu sein, wie das überhaupt meine Gewohnheit ist, will ich dem verehrten Kreise gestehen, daß der Reiz und die Sittsamkeit der Erscheinung allerdings mein Herz getroffen; ja, um noch mehr zu thun, will ich Ihnen das Portrait dieser Dame zeigen, welches ich mühsam errungen und welches

ich um keinen Preis in den Händen der Beiden dort drüben gelaſſen hätte."

„Sie haben ihr Portrait?" fragte der Kupferſtecher mit wirklichem Erſtaunen und folgte ſichtbar überraſcht den Bewegungen des langen Mannes, der ſich erhoben hatte, um von dem Nebentiſche das kleine Portrait, welches er dort niedergelegt hatte, zu holen. Doch war der leichtfüßige Kellner vorausgeeilt und brachte es ihm auf einem Teller entgegen, den er feierlich einher trug, indem ſeine Augen dabei das blaue Papier mit wahrer Ehrfurcht betrachteten.

Auch die Uebrigen in der Geſellſchaft blickten mit dem Ausdrucke der Ueberraſchung auf das Eingewickelte, welches Herr Larioz in die Hand nahm und das Papier ablöste. Ehe er es aber ſeinem Nachbar zur Beſichtigung übergab, vertiefte er ſich erſt ſelbſt noch einmal ſo lange und ausſchließlich in die geliebten Züge, daß es kein Wunder war, wenn er überſah, wie der Kupferſtecher ein Zeichen machte, welches von den Meiſten durch ein auffallendes Lächeln beantwortet wurde. Dann ſtützte ſich der Erſtere mit der linken Hand auf den Tiſch, nahm eine außerordentlich feierliche Miene an und ſagte, während er mit der rechten Hand das leere Glas zum Auffüllen an Windſpiel gab: „Geliebte Brüder und Freunde! Don Larioz iſt im Begriffe, uns das Portrait der Dame ſeines Herzens, derſelben, die, wie wir annehmen, von den Gebrüdern Breiberg in Ketten und Banden gehalten wird, vorzuſtellen. Es iſt unſere Schuldigkeit, dieſes Portrait mit genauer Aufmerkſamkeit zu betrachten, um uns dann zu berathen, was allenfalls zur Rettung dieſer Unglücklichen geſchehen könnte. Es erſcheint mir aber dieſe Sache wichtig genug, um aus der harmloſen Tiſchgenoſſenſchaft ein ernſtes Bundes-Comite zu conſtituiren, und im Falle ihr damit einverſtanden ſein ſolltet, ſo bitte ich, eure Gläſer zu leeren und mir beiſtimmend zuzunicken — ein Verfahren, um welches ich auch unſeren edlen Freund Don Larioz bitte."

Hiernach blickte der Redner auf die Tafelrunde und ſah mit Befriedigung, wie Jeder ihm das geleerte Glas mit einer tiefen Neigung

des Kopfes entgegen hielt, ſämmtliche Gläſer wurden aber augenblicklich wieder vom Windſpiel gefüllt.

„Ehe wir aber daran gehen,“ fuhr der Kupferſtecher fort, „unſeren neuen Freund in die Geheimniſſe des Bundes einzuweihen, halte ich es für nothwendig, denſelben durch einen Salamander, den wir ihm zu Ehren reiben, in die gehörige Stimmung zu verſetzen. Merkt alſo auf, geliebte Brüder! Wir verehren unter uns einen Mann, Don Larioz, deſſen Vorfahren und Ahnen wahrſcheinlich edle Granden von Spanien waren, ſich jedenfalls in allen möglichen ritterlichen Tugenden hervorgethan. Ergreift deßhalb wiederholt eure Gläſer, gefüllt bis an den Rand, und reibt unſerem Gaſte, dem edeln Spanier, Don Larioz, zu Ehren einen ganz famoſen Salamander.“

Bei dieſen Worten ſchaute der Sprecher ernſt, ja, ſtreng im ganzen Kreiſe umher, und als er ſah, daß der Blick eines Jeden auf ihm ruhte, begann er langſam mit ſeinem Glaſe auf dem Tiſche zu reiben, wobei er mit dumpfer Stimme eintönig vor ſich hinmurmelte: „Salamander! Salamander! Salamander!“

Und „Salamander! Salamander!“ murmelten auch die Anderen nach, rieben ebenfalls ihre Gläſer auf der Tiſchplatte, und als nun der Vorſitzende „Eins!“ ſprach, hoben ſie dieſelben zum Munde, auf „Zwei!“ wurden ſie an die Lippen geſetzt, und auf „Drei!“ ſtürzten die verſchiedenen Bierſtröme mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit in die durſtigen Kehlen hinab.

Der lange Schreiber fand ſich durch dieſe Ceremonie ſeltſam ergriffen, und obgleich Windſpiel ihm eben erſt ſein Trinkglas aufgefüllt hatte, leerte er es doch auf einen Zug und ließ darauf ſein Haupt ſo tief als möglich auf die Bruſt herabſinken. Es war ein zu erhebender Moment, all die Geſellen mit den gerötheten Wangen und flammenden Augen um den Tiſch ſtehend zu erblicken, nur mit ihm und ſeiner Angelegenheit beſchäftigt, ſtumm und feierlich, ſo daß man für einen Augenblick nichts vernahm als einen tiefen Seufzer des gerührten Windſpiels, ſowie das Platſchen des Regens an die Fenſterſcheiben.

Der Kupferstecher strich seinen dichten Bart mit der breiten Handfläche, blickte alsdann unter den buschigen, zusammengezogenen Augenbrauen finster nach dem Kellner hin und sagte: „Man gebe mir den Dolch des großen Meisters Rubens.“

Es mußte dies eine Ceremonie sein, die äußerst selten vorkam, denn Windspiel zuckte leicht zusammen, blieb aber wie an den Boden angefesselt stehen, wobei er fragend den Wortführer anschaute.

„Ja so!“ fuhr dieser fort. „Der Uneingeweihte scheut sich, die kostbare Waffe zu ergreifen. So gehe denn du hin, Bruder Christian,“ wandte er sich an den Maler mit dem grünen Sammtrock, „und hole die kostbare Waffe; geh, du wirst sie in meinem Mantelkragen finden.“

Mit einer tiefen Verbeugung trat Bruder Christian ab und kehrte gleich darauf mit einer rostigen Dolchklinge zurück, deren eine Parirstange zerbrochen und deren hölzerner Griff sehr mangelhaft war. Trotz dieses unscheinbaren Aeußeren nahm der Vorsitzende die Waffe mit der allertiefsten Ehrfurcht in die Hand, küßte sich verneigend die Klinge und reichte sie dann ernst und langsam zum nämlichen Zwecke seinem Nachbar hin.

So machte sie die Runde um den ganzen Tisch und kam zuletzt an den langen Schreiber, der sie ebenfalls inbrünstig zu seinem Munde führte und dann mit einer tiefen Verbeugung dem Kupferstecher übergab. Dieser nahm hierauf die Waffe des großen Meister Rubens in die Rechte, winkte mit einer majestätischen Handbewegung dem dürren Kellner, der sich zaghaft näherte und statt der Klinge den hölzernen Griff des Dolches küssen durfte, wobei der Vorsitzende sprach: „Auch du, Windspiel, wirst bedingungsweise für heute in die Verbrüderung vom Dolche als dienender Bruder aufgenommen.“

Als er nun den Dolch mit beiden Händen ergriffen hatte, so daß die rostige Spitze in die Höhe stand, sprach er zu den aufhorchenden Brüdern: „So ist denn für heute wieder der feierliche Bund geschlossen worden. Mich trieb dazu einestheils die Ahnung eines gewaltigen Verbrechens, das in unserer Nähe begangen worden zu sein

ſcheint, anderntheils die Noth und Bedrängniß unſeres neuen edlen Freundes Don Larioz; ferner der troſtloſe Winter-Nachmittag mit Regen und Schnee, ſowie mit ſeinem zweifelhaften ungenießbaren Lichte; dann noch der wirklich vortreffliche Stoff, der dem Faſſe unſeres Wirthes entquillt. — Windſpiel, fülle die Gläſer!“

Als dies geſchehen, als der Redner getrunken und ſich den Bart abgewiſcht, fuhr er fort: „Sie, unſer edler Freund, Don Larioz, ſind durch dieſe eben ſtattgehabte feierliche Ceremonie in die Verbrüderung zum Dolche Rubens aufgenommen worden und haben künftig ſtatt aller anderen Bekräftigungen, ſtatt zum Beiſpiel zu ſagen: auf meine Ehre! oder: hole mich der Teufel! — immer und überall nur bei dem Dolche Rubens zu ſchwören. Haben Sie mich verſtanden, edler Don Larioz?“

„Ob ich Sie verſtanden habe!“ erwiederte der neu Aufgenommene mit wirklich gerührter Stimme.

„So ſchwören Sie denn, der Verbrüderung zum Dolche anzugehören und ſich als ein Mitglied dieſer höchſt edlen und ſehr anonymen Geſellſchaft betrachten zu wollen.“

„Ich ſchwöre es bei dem Dolche Rubens!“

„Mit Vergnügen vernehme ich,“ fuhr der Kupferſtecher fort, indem dabei ein höchſt eigenthümliches Lächeln über ſeine Züge flog, „daß Sie mich vollkommen verſtanden haben. Hören Sie alſo die Tendenz unſer Verbrüderung:

Feſten Muth in ſchwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält es Gut und Blut, —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Pfahl, der los geworden und den das Waſſer morgen wahrſcheinlich abgeſpühlt hätte.“

Ich weiß nicht, der Doktor ſah heut Abend ſo ingrimmig aus, und dabei tief betrübt, gerade wie an dem regneriſchen November Morgens, als ich in ſeiner Stube neben dem Reißmehlſchen Hauſe erwachte und er jenen unvergeßlichen Kaffee kochte.

„Es iſt eine ſchöne Nacht heute, lieber Doktor,“ ſagte ich ihm, und er entgegnete; „Ja wohl — vielleicht — wie man's nimmt! Mich packt der Mißmuth, und ich werde verdrießlich, ja traurig, wenn ich an ſchönen Sommerabenden allein bin. Sie ſind wohl nie melancholiſch,“ ſetzte er ſpöttiſch lachend hinzu.

„Gott ſei Dank, nein!“ ſagte Sibylle für mich. „In den Kinderjahren hat man keine Urſache traurig zu ſein.“

„In den Kinderjahren,“ lachte der Doktor, „Nun, das iſt ein tüchtiges Kind.“

„Ja, aber doch noch mein Kind,“ verſetzte Sibylle und küßte mich auf die Stirn. „Nicht wahr Du? Und ſehen Sie, Doktor,“ fuhr ſie in ihrer unſchuldigen Natürlichkeit fort, und zeigte auf ihr Tuch, „ich habe ihn ſorgfältig zugedeckt, damit er ſich nicht erkältet.“

„Aber ein glückliches Kind,“ ſagte der Doktor, „wenn ich mich zum Beiſpiel erkälte, darnach fragt kein Menſch.“

„Ja, das iſt das alte Capitel,“ entgegnete Sibylle, „und da hat die Mutter ganz recht, wenn ſie Ihnen

„Wir ſuchen die Unſchuld auf, wo wir ſie finden," fuhr der Sprecher erklärend fort, „ermuntern ſie in ihren Bedrängniſſen und unterſtützen ſie in ſchwierigen Lagen. Aber auch die Schuldigen ſind von uns nicht unbedingt verworfen; auch ihnen gewähren wir Aſyl und Freiſtatt, heben ſie zu uns empor, wenn ſie tiefer ſtehen, und erfreuen uns an ihrem Aufwärtsſtreben, wenn wir ſehen, daß die allgemeine Liebe bei ihnen zum Durchbruch kommt. Wir kämpfen für Recht, Licht, Tugend und Bedrängniß."

„Wie die ehrwürdigen Ritter der alten, ſchönen Zeit," ſprach ſchwärmeriſch Don Larioz. „Auch ich will dafür kämpfen und Schwert und Lanze erheben."

„So ſind Sie denn feierlich in die Verbindung zum Dolche aufgenommen, und da Sie neben Pflichten auch Rechte haben müſſen, ſo werde ich mich bemühen, Ihnen die letzteren mit zwei Worten klar zu machen."

„Sie haben das Recht," fuhr der Sprecher ernſt und gewichtig fort, „als Menſch unter Menſchen zu leben, ſich zu wehren, wenn man Sie angreift, ja, ſelbſt anzugreifen, wo Sie das für unbedingt nothwendig halten. Sie haben das Recht, Ihr Geld ſowohl ſelbſt zu verzehren, als auch Ihre Nebenmenſchen beiderlei Geſchlechts an dieſer Verzehrung mit Theil nehmen zu laſſen. Als Bruder vom Dolche haben Sie das Recht, ja, ſogar die Verpflichtung, einen ſcharf geſchliffenen Dolch unter Ihrem Kleide zu tragen, ſo lange es eine hochlöbliche Polizei nicht anders zu wünſchen beliebt. Sie ſind ferner ermächtigt, die Verbrüderung zum Dolche Rubens zu Schutz und Trutz zuſammen zu berufen, und es ſchreiben die Statuten der anonymen Geſellſchaft in dieſem Falle vor: Der Berufer ſchlägt einen Zettel in der Kneipſtube zum Reibſtein an, daß an dem und dem Tage, zu der und der Stunde auf ſeine Koſten ein gutes Faß Bier aufgelegt ſein wird, worauf ſich die Brüder zahlreich einfinden werden. Sich deutlicher auszuſprechen, iſt im vorliegenden Falle den beſtehenden Landesgeſetzen zuwider und darf nicht geduldet werden. — Die wichtigſte

Errungenſchaft unſeres Bundes iſt aber das Recht, welches Ihnen zuſteht, bei außerordentlichen Fällen, bei drohender Gefahr, die Brüder ſelbſt nächtlicher Weile zu Ihrer Hülfe herbeirufen zu dürfen, zu welchem Zwecke Sie mit dem Griffe Ihres Dolches drei Mal an die betreffenden Fenſterläden zu klopfen haben. Dieſe betreffenden Fenſterläden ſind aber an allen Häuſern der Burggaſſe, wo Sie an den Thüren abgeriſſene oder zerbrochene Klingeldrähte finden."

So ſprach der Vorſitzende, und Jeder hörte mit großer Andacht zu, vor Allem Don Larioz. Wenn auch auf den glühenden Geſichtern der Mitglieder dieſer Tafelrunde hier und da ein plötzliches Lächeln erſchien, welches nur gedämpft werden konnte, indem der Lacher außerordentlich ſchnell mit dem Geſicht in das Glas fuhr, ſo war doch eben dieſes Lachen gewiß nur der Ausdruck des freudigſten Behagens, daß dem ehrwürdigen Bunde ein neues Mitglied gewonnen worden. So ſah es auch der lange Schreiber an, und wo er Einen die Lippen krampfhaft zuſammenbeißen ſah, erhob er ſein Glas gegen ihn und trank ihm tüchtig zu. Ja, als der Redner endlich ſchwieg, hielt er es für ſeine Schuldigkeit, ſich der Reihe nach bei Allen für die Ehre zu bedanken, die ihm geworden, wobei er nie mit leerem Glaſe erſchien, ſo viel Mühe er ſich auch gab, es auszutrinken; denn auf den Wink des Kupferſtechers ſprang Windſpiel wie ein Beſeſſener hinter ihm drein, ihm beſtändig ein volles Glas in die nicht widerſtrebende Fauſt drückend.

Bei dieſem Rundgange war es eigenthümlich, daß der edle Spanier nicht mehr genau zu wiſſen ſchien, von wo er ausgegangen war, und ſo oft er an den vermeintlichen Sitz kam, fand er dieſen von einem der Geſellen beſetzt, der ihm mit rührender Herzlichkeit das gefüllte Glas zum Anſtoßen entgegen hielt. Dabei war es denn nicht unbegreiflich, daß durch dieſes beſtändige Imkreiſegehen die Tiſche, Stühle, Menſchen, ja, die ganze Stube dieſelbe Bewegung annahm, ſo daß ſich der lange Schreiber endlich genöthigt fand, den Tiſch mit

ſtarker Hand zu ergreifen und den hinter ihm drein ſchreitenden Kellner um einen Stuhl zu erſuchen. So kam er endlich zur Ruhe.

Wenn auch die Geſellen am Tiſche nicht wie er ſo eben erſt in den Bund des Dolches aufgenommen worden waren und deßhalb auch nicht nöthig gehabt hätten, ſich auf ſo laute und innige Art zu freuen, ſo thaten ſie das doch, indem ſie laut lachten, jodelten, mit den Gläſern zuſammenſtießen und hier und da die Strophe eines bekannten Liedes brüllten.

Der dicke Maler mit dem wenigen Haar blickte träumeriſch mit den halbgeſchloſſenen Augen zu dem Fenſter hin und ſprach, wobei er etwas Weniges ſtotterte: „Bis jetzt habe ich nicht gewußt, wozu ſo ein trüber Regentag eigentlich dienen kann. Jetzt weiß ich es. Zum Trinken — zum Trinken — und wieder zum Trinken.“

Dabei that er, wie er geſagt; worauf Einer gegenüber ſein gefülltes Glas erhob, es auf einen Zug leerte und darauf das Lied verſuchte:

Im tiefen Keller ſitz' ich hier,
Bei einem Glas voll Biere —

doch verhinderte ihn ein gewaltiges Schluchzen, das ihn überfiel, an der ferneren Profanation.

O du, der ich einzig gedenke,
Mein holdes Lieb — ade!

ſang der mit dem grünen Sammtrock; doch kam er auch nicht weiter, denn die Stimme des Kupferſtechers unterbrach ihn mit einem gewaltigen „Silentium!“ auf welches die Geſellen aufhorchten, als er nun weiter ſprach: „Wozu der unnöthige Lärm? Iſt das ein würdiges Benehmen für Brüder vom Dolche? Was ſoll unſer edler Bruder, Don Larioz, davon denken? Wenn ihr einmal durchaus ſingen und dieſe Stunde würdig feiern wollt, ſo ſtimmt die Kehlen zum harmoniſchen Geſange — zum Bundesliede:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad;
Mein Liebchen iſt verſchwunden,
Das dort gewohnet hat.

So begann er; und nachdem die Geſellen am Tiſche ſich in ihre Stühle zurückgelehnt, die Arme aufgeſtützt oder es ſich ſonſt bequem gemacht, ſtimmten ſie ein, und es war wohl die alte bekannte Weiſe des ſchönen Liedes, die ihre Stimmen ziemlich harmoniſch zuſammenklingen ließ. Wenigſtens kam es ſo dem edlen Spanier vor, der mit gefalteten Händen da ſaß, den Kopf auf die Bruſt niederſinken ließ und träumeriſch zuhorchte; dabei war es ihm, als höre er wirklich das Mühlrad rauſchen in einem tiefen Grunde, und als ſteige er dort hinab auf dem verſchlungenen weichen Waldpfade, unter dem ſanften Säuſeln und Rauſchen hochſtämmiger Eichen und Buchen, die mit ihren Zweigen und Blättern über ſeinem Haupte zuſammenſchlugen. Ja, er ſtieg dort hinab, um nach dem Liebchen zu ſehen, von dem ihm Kunde geworden, daß ſie verſchwunden ſei und nimmer zu finden.

Anfänglich war es ihm klar, daß mächtige Feinde ſie ihm geraubt hätten, daß ſie in Ketten und Banden ſchmachte, drüben bei den Gebrüdern Breiberg, und deßhalb ſtürmte er haſtig ins Thal hinab, nicht mehr ein armer Schreiber des Rechtsconſulenten Plager, unbewehrt, waffenlos, ſondern ein Mitglied der Verbrüderung zum Dolche, die blanke Waffe in der Hand; und während er ſo allein dorthin eilte, unter den hochſtämmigen Bäumen, hörte er da droben am Waldesrande die weithin ſchallenden Stimmen der treuen, engverbrüderten Geſellen. — — —

Aber ſie ſangen nicht ermuthigend, ſie ſangen nicht von des Liebchens Ausdauer und Treue, vielmehr war ihr Lied erklungen:

Sie hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir 'nen Ring dabei,

Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein ſprang entzwei.

Ja, er fand ſie nimmer, er durchſuchte das ganze Thal, er drang in jeden Winkel des Hauſes, wo ſie einſtens gewohnt, er ſtieg die Treppen hinauf, bei den Fäſſern und Gläſern vorbei, bei dem Ritterhelm mit der zerzausten Straußenfeder, bei den rothen Hoſen — er fand von ihr keine Spur. Er betrat ein weites Gemach, in deſſen Hintergrunde ſich eine ſpaniſche Wand befand, hinter welcher er ſeidene Kleider rauſchen und ein ſpöttiſches Kichern von weiblicher Stimme hörte — da mußte ſie ſein! Er blickte hinter die ſpaniſche Wand, aber da hatte das Zimmer gar keinen Fußboden mehr, er ſtand am Abhange eines jähen Felſens, und vor ſeinen Füßen ging es hinab wohl viele tauſend Schuh tief. Und da hinab mußte er ſchauen, beſtändig in Todesangſt, in die fürchterliche Kluft zu ſtürzen. Auch fühlte er ſich plötzlich an den Füßen gefeſſelt, ein anderer Prometheus, während Herr Jean Baptiſt Breiberg, mit großen Adlerfüßen verſehen, ihn kreiſchend näher und näher umſchwebte und dabei in hohem Discante ſang:

So leben wir, ſo leben wir alle Tage
Bei der allerſchönſten Sauſcompagnie. —

Dieſes: „So leben wir" klang wirklich rings um ihn her in donnerndem, jauchzendem Chorus, es ertönte hinter ſeinem Rücken, es drang aus den Spalten des Felſens, auf welchem er ſtand, und ſchien auch da ſich hinab in den Abgrund zu verlieren.

„So leben wir, ſo leben wir," hörte er jetzt noch kräftig und ganz nahe, dann gedämpft und entfernt. Es war dem Träumer, als kletterten die Stimmen an den Felswänden hinab, und je tiefer ſie kamen, deſto mehr verloren ſie an Kraft und Deutlichkeit. Zuletzt war es nur noch ein unbeſtimmtes Tönen und Klingen, das ſich in leiſes Rauſchen und Sauſen verwandelte, in ein Sauſen, wie es der

Wind hervorbringt, wenn er durch kahle Aeste fährt, oder wie wir es auch ohne alle äußere Einwirkung in unseren Ohren hören, wenn wir zu viel getrunken haben.

Aber noch immer blieb der Abgrund zu den Füßen des langen Schreibers geöffnet, und er starrte noch immer hinab, wohl ängstlich, aber doch erwartend und hoffend. Und seine Erwartung hatte ihn nicht getäuscht, denn jetzt begann es drunten zu brodeln und zu kochen und dann aufzusteigen, wolkig und nebelhaft, und wie dieser ganze Dunst höher und höher stieg, klärte er sich ab, wurde leuchtend und immer leuchtender und nahm endlich wunderbar süße, bekannte Formen an, die das Herz des Träumers vor seliger Freude erzittern machten.

Ja, sie war es, die Schöne, die er gesehen und welche einen so unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Sie schwebte zu ihm empor, während sich der Abgrund unter ihren Füßen ausfüllte und nun eine sonnebeglänzte grüne, weiche Wiese darstellte mit dem frischesten Grase, mit tausenden von Blumen, mit Sonnenglanz und Sonnenfäden. — Aber es war eine feuchte Wiese, das glaubte er zu fühlen; auch war es trotz des Sonnenscheins nicht allzu warm, denn ein Frösteln überflog momentan seine Glieder, das selbst die Nähe der Geliebten nicht zu verscheuchen im Stande war.

Aber wie blickte sie ihn so freundlich, so liebend an, wie hob sie ihre Arme gegen ihn empor und bewegte ihre Hände innig gegen ihn! — Doch wie verzog sie ihr liebes Gesicht, ernst, ja traurig, als er auf sie zustürzen wollte! wie ergreifend klang der Ton ihrer Stimme: „Wir werden uns wiedersehen, aber ein mächtiger Zauber lagert zwischen uns, den du nur lösen kannst, wenn es dir gelingt, bei dem nächsten Male, wo wir uns wiedersehen, den Spruch des großen spanischen Magiers Carabanzeros ohne Fehl vor mir auszusprechen! — Du kennst ihn, diesen Spruch," fuhr die feenhafte Gestalt mit einem unaussprechlich süßen Lächeln fort. Und als er darauf statt aller Antwort traurig mit dem Kopfe schüttelte, flötete sie mit einer Stimme,

wie ſie nur beſonders holde und edle Weſen in Romanen und bedingungsweiſe auch die guten Feen in den Märchen beſitzen:

Trau, treue Trine, trüglich trüben Träumen nicht.
Treib' trotzig triumphirend fort das tolle Traumgeſicht,
Trockne die Thräne tragiſchen Trübſals tröpfelnd auf,
Trink trauten Traubentrankes Troſtestropfen drauf!

Dann ſetzte ſie ſchmachtend hinzu: „Haſt du mich verſtanden, edler Don, und wirſt du den Spruch des großen Carabanzeros nicht vergeſſen?"

Doch ehe er noch Zeit hatte, ihr mit einer ehrerbietigen Bewegung und mit einer ſchönen Attitude, wobei er ſeine rechte Hand auf das Herz legte, zu verſichern, daß er ſie wohl verſtanden habe und daß es ihm ein Leichtes ſei, dieſen höchſt faßlichen und leicht auszuſprechenden Spruch des großen Carabanzeros bei der nächſten paſſenden Veranlaſſung zu wiederholen — da war ſie verſchwunden, entflohen, wie verduftet, wie weggehaucht über die ſonnbeglänzte Wieſe hin; tiefe Stille umgab ihn, aus welcher mit einem Male ein Kichern an ſein Ohr ſchlug.

Ja, es kicherte neben ihm, und als er vor dieſen profanen Tönen, die ſo pöbelhaft ſeine ſüßen Gedanken zerriſſen, raſch die Augen öffnete und um ſich blickte, ſah er vor ſich weder den Tiſch, an dem er vorhin geſeſſen, noch die traulichen Wände der Kneipe zum Reibſtein, noch die Geſichter der Brüder vom Dolchbunde. — Erſtaunt blickte er ſich nach allen Seiten um. Rechts hatte er eine hohe ſchwarze Mauer, links dieſelbe, vorn ging eine ſchmale Bretterwand hinauf mit mehreren kleinen Luftlöchern, und als er ſich beſtürzt umwandte, entdeckte er hinter ſich ebenfalls eine hohe Mauer, in der ſich aber am Boden eine Thür befand, an welcher die Rücklehne ſeines Stuhles ſtand.

Er hob ſein Geſicht ganz in die Höhe; wo konnte er ſein? Der Ort, wo er ſich befand, hatte, mit Ausnahme der Bretterwand vor ihm, ganz das Ausſehen eines Burgverließes, wohl achtzig Fuß tief

oder hoch, wie man es nahm, und dabei nach jeder Seite kaum eine Länge und Breite von vier Schuhen. Obgleich man oben den grauen Winterhimmel sah, so war es doch hier unten, wo Don Larioz saß, ziemlich dämmerig; auch sonst fühlte er sich durchaus nicht behaglich; aus der Höhe fiel Regen und Schnee auf ihn herab, seine Füße standen in Feuchtigkeit, und in seine Nase drang ein Geruch, der gerade nicht angenehm zu nennen war.

Er rieb sich die Stirn, doch konnte er seine Gedanken nicht klar machen und sich nicht erinnern, wie er hieher gekommen; nur das drang endlich bei ihm durch, daß er sie gesehen, die er nicht mehr vergessen konnte, daß er in den Bund zum Dolch aufgenommen worden sei und daß er sehr viel schäumendes Bier getrunken. — Aber wer ihn hieher ins Burgverließ gebracht, auf welche Veranlassung, das war er nicht im Stande zu begreifen. Wohl erinnerte er sich nach und nach, von unheimlichen Gewölben und dergleichen gehört zu haben, die sich in diesem Theile der Stadt befänden, den man den Burgplatz nannte und wohin er gegangen; was aber ihn in dieses verdächtige Loch geführt und wie er hineingekommen, das war und blieb ihm vorderhand unbegreiflich. — Sollte es vielleicht den Gebrüdern Breiberg gelungen sein, Kunde zu erhalten von der Verschwörung des Bundes zum Dolche Rubens gegen ihr Haus und ihre Errungenschaft, das schöne Mädchen? Sollten sie sich vielleicht eines bösen Zaubers bedient haben, um ihn in dieses Burgverließ zu werfen? — So etwas war schon mehr als einmal dagewesen. — — Aber so viel stand fest bei ihm, was auch kommen mochte — Treue dem Bunde! — Treue der unglücklichen Geliebten! — Treue bis in den Tod!

Da mit einem Male vernahm er eine tiefe Stimme, die aus der Höhe zu kommen schien, vielleicht aus einem jener kleinen, viereckigen Löcher in der Holzwand vor ihm, welche also sprach: „Edler Freund, Don Larioz, Biedermann und tapferer Ritter von der traurigen Gestalt, du hast alle die schwierigen Proben, welche deinem wirklichen Eintritt in den Bund zum Dolche Rubens vorangehen müssen, mann-

haft und beſtens beſtanden; ſtolz nennen wir dich den Unſrigen und werden entzückt ſein, dich nächſtens wieder zu ſehen; für heute forſche unſeren Schritten nicht nach, wir entſchweben unſichtbar nach allen Seiten, wie es auch in früheren Zeiten Brauch war bei den Mitgliedern der heiligen Fehme. Mache du es ebenſo, vergiß die Loſungsworte des erhabenen Bundes nicht und wandle heim, nachdem du deine und des Bundes Zeche dem treuen Windſpiel bezahlt. Lebe wohl!"

Und — „Lebe wohl!" erklang es aus einigen anderen rauhen Kehlen, worauf Alles wieder ſtill war wie vorher und nur der Regen und Schnee leiſe niederrieſelte.

Der Geiſt des langen Schreibers war noch ſo umnebelt, daß er aufmerkſam jenen Worten lauſchte und daß ſich der Zorn, welcher Anfangs wegen Näſſe und Kälte in ihm rege wurde, wieder dämpfte. Er erhob ſich von ſeinem Stuhle, wobei er nicht unterließ, auf einige hervorragende Steine zu treten, um ſo die hier unten, wahrſcheinlich vom Regenwaſſer, angeſammelte Flüſſigkeit im Intereſſe ſeiner Stiefel zu vermeiden. Dabei erinnerte er ſich, von zu beſtehenden Proben gehört zu haben, die nothwendig ſeien, um in andere Bündniſſe, zum Beiſpiel in den Freimaurer-Orden, aufgenommen zu werden. Darüber hatte er von Einem, der gedeckt hatte, ebenfalls grauenhafte Sachen gehört, von entblößten Degen, in welche man ſich ſtürzen, von Abgründen, in die man ſpringen müſſe, von todten Menſchen, mit denen man in allerhand fatale Berührungen käme, und dergleichen mehr. Gegen alles das erſchien ihm die eben beſtandene Probe ſehr leicht geweſen zu ſein, wogegen es ihm aber trotzdem nicht unlieb war, als er hinter ſich einen Riegel zurückſchieben hörte und ſich umwendend die Thür geöffnet, ſowie das ſüßlächelnde Geſicht des dürren Kellners ſah, welcher eine ehrerbietige Verbeugung machte; auch zog Windſpiel den Stuhl an ſich, und als der Spanier dieſem folgte, trat er in das Gemach, wo er ſich kurze Zeit vorher befunden hatte.

Wie ihm aber die tiefe Stimme vorhin geſagt, ſo waren alle

Mitglieder des Bundes zum Dolche Rubens verschwunden. Daß sie hier toll genug gehaust, sah man an den überschwemmten Tischen, an zerbrochenen Gläsern, sowie an den umgestürzten Stühlen. Don Lariox war noch froh genug, in diesem Chaos sein Bild unversehrt zu finden, welches der Kellner mit vorsorglichem Gemüth bei Seite gebracht und ihm nun feierlich übergab. Zu gleicher Zeit händigte er ihm einen Zettel ein, auf welchem die Kosten verzeichnet standen, die bei seiner Aufnahme in den Bund des Dolches erwachsen waren und die jedes junge Mitglied nebst einem Trinkgelde für den Kellner des Bundes mit großer Freude zu entrichten pflege.

Zu jeder anderen Zeit würde der lange Schreiber etwas bestürzt gewesen sein über die enorme Ausgabe von zwei Thalern und so viel Groschen, doch war er im jetzigen Augenblicke, als er seinen Geldbeutel hervorzog und bezahlte, noch nicht so klar im Geiste, wie er sonst wohl zu sein pflegte; ihm sauste es wie ein Mühlrad im Kopfe, und jeder Umschwung dieses Mühlrads brachte ein anderes Bild vor sein inneres Auge, — jetzt sie, die überall lieblich und neckisch durchblickte, dann die Gebrüder Breiberg, den alten ehrwürdigen Harfner mit dem jungen unschuldigen Mädchen, die Kathinka Schneller hieß und Entenpforte Nummer Vier parterre wohnte, was sie ihm so warm empfohlen. Auch die Mitglieder des Bundes gaukelten vor ihm umher, der rostige Dolch des berühmten Meisters Rubens, die schönen Formeln bei seiner Aufnahme, der Traum von dem Abgrunde und von ihr — denn daß er geschlafen und geträumt, fing ihm an klar zu werden — dann wiederum ihr Bild, sowie der Spruch des großen Meisters Carabanzeros, mit dem er die Liebliche erlösen und befreien konnte aus aller Noth —

Trau, treue — —

Es war ihm doch so leicht erschienen, ihn zu behalten, und jetzt stockte er schon am dritten Worte —

Trau, treue — — trau, treue — —

antwortet, es sei nicht schön, daß Sie glauben, man nehme keinen Antheil an Ihnen. Man nimmt gewiß Antheil, und sehr viel Antheil an Ihnen."

„Ist das wahr," sagte der Doktor freudig, „ist das gewiß wahr? Geben Sie mir die Hand darauf."

„Wie kann ich Ihnen denn vom Fenster aus die Hand darauf geben?" lachte das Mädchen.

Doch er bat wiederholt und flehendlich: „O geben Sie mir die Hand darauf."

„So gieb ihm doch die Hand, Sibylle," sagte ich. Und langsam wickelte sie den Arm aus dem warmen Tuch und streckte sie dem Doktor hinab. Später erinnerte ich mich dieses Augenblicks noch sehr lebhaft, wie der Doktor diese Hand erfaßte und sie herzlich küßte, und so viel ich es mir jetzt vergegenwärtigen kann, war es eine schöne kleine Hand, und neben der Hand wurde noch der Arm sichtbar, der war sehr rund und weich. Der Doktor gab sich sehr viel Mühe, nachdem er die Hand geküßt, auch noch ein Grübchen im Arme mit seinen Lippen zu berühren, was ihm aber erst nach vielen Anstrengungen gelang. Dann aber jubelte er mit leiser Stimme und doch hoch auf, hoch aus recht freudigem und glücklichem Gemüth. Auch ich bekam wieder freundliche Worte von ihm.

„Lieber Erladenjüngling," lachte er; „kommen Sie, wir müssen noch einen Spaziergang in den Wald machen. Lieber Gott im Himmel, die Welt ist doch schön."

Doch wozu heute die Anstrengung? Morgen, hoffte er, werde ihm das Ganze schon klar werden. Daß er seine Zeit heute Nachmittag gut angewandt habe, glaubte er sich wohl sagen zu können; hatte er doch eine Menge guter Freunde erworben, hatte er doch Verbindungen angeknüpft in der Nähe ihres Hauses, und was die Verschwendung der paar Thaler anbelangte, so war das ja ein alter ehrwürdiger Gebrauch. — Und wie dankbar war Windspiel nicht für das Trinkgeld, das er erhalten! Er legte ihm seinen Mantel um, er reichte ihm das spanische Rohr und den Hut, er complimentirte ihn so liebenswürdig zur Thür hinaus, bis auf die Gasse, er machte dort noch eine sehr tiefe Verbeugung, als Don Larioz nun endlich wieder auf die Straße in Wind, Regen und Schnee hinaus trat.

Dahin zog er über den Platz, den man die Burggasse nannte, und woher es kam, wußte er nicht, aber er hatte die Idee, als blickten ihm aus allen Fensterläden unsichtbare Zuschauer nach, die genau beobachteten, ob er die Füße recht auswärts setze, ob er den Kopf gewohntermaßen aufrecht halte, und ob er in einer geraden Linie dahin wandle. So sehr er sich denn auch bemühte, diesen Forderungen nachzukommen, so wollte ihm doch namentlich das Letztere nicht sonderlich gelingen. Wenn er jetzt auch wirklich in der Mitte der Straße dahin ging, so befand er sich schon nach hundert Schritten an der rechten Häuserreihe, was ihm unbegreiflich erschien und wobei er sich mit sehr großem Erstaunen einige Mühe geben mußte, die fragliche Ecke, da er so nahe an sie hingerathen, ohne Anstoß zu umgehen. Aber seine Ausdauer siegte, und so hatte er denn bald die Burggasse hinter sich, kam auch, indem er mechanisch regelmäßig einen Fuß vor den anderen setzte, in die Nähe seines Bureau's, fand glücklich die Einfahrt in den finsteren Hof und nach einiger Anstrengung auch die Thür seiner Schreibstube.

Herr Doktor Plager war ausgegangen und hatte Gottschalk beauftragt, seinem Schreiber zu sagen, er müsse ein wichtiges Geschäft abgemacht haben, da er so lange ausgeblieben sei. Mit dem besten

Willen und trotz eifrigen Nachdenkens konnte sich aber Herr Larioz keines wichtigen Geschäftes erinnern, das er besorgt; nur Eines fiel ihm ein, nachdem er lange gegrübelt, daß er nämlich seinen Prinzipal, den Rechtsconsulenten, auf sieben Uhr zu dem Grafen von Helfenberg zu bestellen habe, und um das nicht wieder zu vergessen, beauftragte er den kleinen Schreiberlehrling, diese Commission zu Papier zu bringen und auf den Tisch des Doktor Plager niederzulegen.

Herr Larioz hätte in diesem Augenblicke nicht schreiben können, sein Kopf war ihm zu schwer, seine Hand zitterte unstät. Er ließ sich an seinem Schreibpulte nieder, ohne die verwunderungsvollen und erstaunten Blicke zu bemerken, mit denen ihn Gottschalk betrachtete. Er stützte das betäubte Haupt auf die Rechte und blickte träumend in den wüsten, schmutzigen Hof hinaus.

Er konnte von seinem Platze aus gerade auf den festgetretenen Schutthaufen sehen, in dessen Rinnsalen das angesammelte Regenwasser wie in kleinen Flußbetten niederströmte. Ihm schienen es in diesem Augenblicke wirkliche Flüsse zu sein, deren Lauf er vom hohen Gebirge verfolgte, und die ihn der Freiheit und, aus dem schmutzigen Hofe hinweg, schönen glücklichen Ländern entgegenführten. Die kahlen Ufer bedeckten sich mit Gebüschen; Rosen, Oleander und Orangenhaine erhoben sich zu beiden Seiten; er sah prächtige Landhäuser mit spiegelblanken Fenstern und an einem *sie*, die ihm winkte, sein Boot anzulegen. — Doch zog es ihn fort nach dem fernen Arabien, wohin sich der große spanische Magier Carabanzeros, der von Geburt ein Maure war, zurückgezogen, um dort den Zauberspruch zu erlernen, den er vergessen: —

Trau, treue Trine — —

Ach, wenn diese süßen Traumgestalten nur nicht so häufig zerrissen worden wären durch die prosaische Wirklichkeit, durch das schallende Zuschlagen irgend einer Thür in dem großen Gebäude, durch den Anblick und das Gekreisch eines alten Weibes, die einem herab-

gewehten Stück Wäsche in den Hof nachstürzte, und durch das Klatschen von Schnee und Regen, welchen die Gewalt des Windes zuweilen gegen die lockeren Fensterscheiben der Schreibstube peitschte. Und dazu kam noch ein eigenthümliches Sausen und Rauschen im Kopfe des Träumers selbst, das er vordem nie empfunden, bei dessen Getöne eine plötzliche Hitze über sein Gesicht flog! — Dann seufzte er tief auf und ließ seinen Kopf ganz auf das Pult niedersinken.

Achtzehntes Kapitel.

Eugenie.

Neben vielen Annehmlichkeiten, welche das Haus des Barons von Breda bot und die es dem Geſchmacke und dem bei den vielen Reiſen des Erbauers Geſehenen verdankte, hatte es auch einen Wintergarten, der bei der ſchlechten Jahreszeit ein wahres Kleinod genannt werden konnte. Dieſer Wintergarten, beſtehend aus einem ſehr großen Glashauſe, befand ſich ſeitwärts von dem Portal gegen Südoſt gelegen, ſtieß gegen das Haus zu an den kleinen Speiſeſaal und ſtand auf der anderen Seite mit den Gewächshäuſern in Verbindung. Es war ein längliches Viereck, deſſen vier Seiten durch rankende Gewächſe und Pflanzen in Kübeln, ſowie in den freien Grund geſetzt, vollſtändig verdeckt waren, welche nun grüne Laubwände bildeten, von denen einige bis an die gewölbte Decke emporſtrebten, während andere ihre Zweige weit herabhängen ließen und ſo eigene reizende Wölbungen bildeten. Die vier Ecken waren durch Blumengruppen abgerundet, zwiſchen denen man freundlich aus dem Grün hervorleuchtende weiße Marmorfiguren ſah. Die Decke des Glashauſes hatte ſo einfach als

ſinnreich eine hellblaue Färbung erhalten, wodurch man ſelbſt bei trübem und Regenwetter den klaren Himmel zu ſehen glaubte. Von dieſer Decke herab hingen drei Kronleuchter, äußerſt geſchmackvoll aus Holzſtämmen gebildet, welche in einer unten befindlichen Schale Epheu trugen, deren Ranken ſich um die Arme des Kronleuchters bis hoch hinauf zur Decke ſpannten.

Vom Eßzimmer des Hauſes ging man auf vier Stufen in den Wintergarten hinab, weßhalb man, oben auf der Thürſchwelle ſtehend, das ganze ſchöne Glashaus mit einem Blick überſehen konnte. Auf der erſten Langſeite befand ſich ein Springbrunnen, der ſein Waſſer zuweilen hoch hinauf unter die immergrünen Zweige fremdartiger Sträucher und Bäume ſandte, von denen alsdann die einzelnen Tropfen lange nachplätſchernd wieder in das Baſſin hinabfielen. Gewöhnlich ſtanden die weiten Flügelthüren, welche in das Speiſezimmer führten, offen, und dann empfand man auch in dieſem Gemach die angenehme gleichförmige Wärme des Gewächshauſes, ſowie den würzigen Duft der Pflanzen und Blumen.

An demſelben Nachmittage, von dem wir vorhin dem geneigten Leſer dieſer wahrhaften Geſchichte berichtet, ſtanden die Flügelthüren zum Eßzimmer ebenfalls offen, und es wird uns erlaubt ſein, einen Blick hinein zu werfen.

Es war dies ein einfaches und elegantes Gemach, Decke und Wände mit einer Täfelung von Eichenholz bedeckt, die vier Ecken mit Blumengruppen garnirt, aus deren jeder eine prachtvolle Bronze-Statuette hervor ſah. Von gleichem Metall war der Kronleuchter, der von der Mitte der Decke herabhing; er war wie aus fremdem, ſtarkblättrigem Schilfe geformt, deſſen Blätter, in der Mitte ein Büſchel bildend, unten nach vielen Seiten aus einander gingen, dann wieder in die Höhe ſtiegen und Waſſerlilienkelche zeigten, welche die Wachslichter trugen. Der Boden war mit einem Teppich von Wachstuch bedeckt, darauf ſah man in der Mitte unter dem Eßtiſch von hellem Eichenholz eine dicke perſiſche Vorlage mit den unbeſtimmten, dunklen

und doch ſo eleganten Deſſins. An der Wand, den Flügelthüren des Gemaches gegenüber, befand ſich ein Kamin von jenem bekannten bronzefarbenen, mit feinen Adern durchzogenen italieniſchen Marmor, und über demſelben ein koloſſaler Spiegel, der bis zur Decke reichte, — das Einzige, was in dieſes Zimmer als Speiſeſaal nicht recht zu paſſen ſchien. Und doch that ſich Baron Breda auf die Anbringung dieſes Spiegels, und nicht mit Unrecht, etwas zu Gute; denn in ihm zeigte ſich durch die geöffneten Thüren das Bild des Wintergartens ſo täuſchend, daß man mitten im Grünen zu ſitzen glaubte, um ſo mehr, als das Gemach, nur von oben erhellt, nirgend einen Blick auf die im Winter abgeſtorbene Landſchaft, auf Schnee, oder Regen, erlaubte.

In beiden Räumen, im Wintergarten, ſowie im Eßzimmer, herrſchte momentan eine tiefe Stille, deren Einförmigkeit, man könnte faſt ſagen, noch vermehrt wurde durch das gleichmäßige Plätſchern des Springbrunnens; zuweilen nur vernahm man das leiſe Zwitſchern eines Sperlings, von denen ſich ein paar unbefugterweiſe eingeſchlichen hatten und es ſich nun hier ſehr wohl ſein ließen, während ihre Kameraden draußen oft jämmerlich hungerten und froren.

Doch wurde jetzt die Stille, die ſchon längere Zeit im Glashauſe geherrſcht, dadurch ſehr auffallend unterbrochen, daß man an dem dem Speiſeſaal entgegengeſetzten Ende mit einem Male eine menſchliche Stimme vernahm, welche die Melodie des lieben Auguſtin gemüthlich und ohne Uebereilung vor ſich hinpfiff, was unter den fremdartigen Bäumen und bei dem Plätſchern des Brunnens gewiſſermaßen ſehr komiſch klang; auch ſchallte es bedeutend in dem hohen Raume, was aber dem Pfeifer zu gefallen ſchien; denn nachdem er die bekannte Melodie einmal durchgepfiffen, fing er ſie wieder von vorn an und hätte das möglicherweiſe, ohne zu Ende zu kommen, Gott weiß, wie lange fortſetzen können.

Mittlerweile hatte ſich auch die Thür geöffnet, welche aus dem Hauſe in das Speiſezimmer führte, und der kleine Jockey war einge-

treten, auf dem Arme Tischzeug und Servietten tragend, die er auf einen Nebentisch legte und darauf den runden Eßtisch, der in der Mitte stand, sammt Teppichunterlage nicht ohne einige Mühe dem Kamin näherte, in welchem ein lustiges Feuer loderte. Dann schloß er den großen Eichenschrank auf, der sich in einer Ecke befand, deckte die Servietten über den Tisch und stellte zwei vollständige Converts auf. Er that das alles mit wichtiger, ja, man könnte sagen, finsterer Miene, wobei er, so oft er bei dem Spiegel vorüber kam, was sehr häufig geschah, einen forschenden Blick hinein warf. Doch mochten ihn diese Forschungen nicht vollkommen zufrieden stellen, denn seine Miene verfinsterte sich immer mehr, auch gab er sich gewaltige Mühe, seine Figur etwas größer erscheinen zu lassen, zu welchem Zweck er sich fast die Hüften ausrenkte.

Jetzt hatte er den Tisch gedeckt und nahm einen kleinen silbernen Präsentirteller, der ebenfalls auf dem Schranke stand, setzte ein Glas darauf, rollte einen Stuhl vor den Kamin und stellte sich auf diesen, so daß er wenigstens drei Viertel seiner kleinen Figur in dem Spiegel sehen konnte. Hierauf bemühte er sich, den Teller mit dem Glase mit einer graziösen Attitude zu halten, als wollte er das letztere Jemand präsentiren. Er machte zu diesem Zwecke mehrere Versuche, die er aber selbst alle als nicht gelungen zu betrachten schien. Jetzt nahm er den Teller auf die rechte Seite, bog sich scharf vorn über, wobei er aber den Kopf hoch erhoben trug, und seine Mienen einen gewissen unbeugsamen Stolz, aber sehr mangelhaft, auszudrücken suchten; dann nahm er Teller und Glas auf die linke Seite, auf die des Herzens, gab seinem Körper, namentlich Brust und Schultern, eine herausfordernde Stellung, während er jedoch den Kopf demüthig senkte, als wolle er ausdrücken: stolz kann ich sein, wo es mir nothwendig erscheint; aber vor dir beuge ich mein Haupt in tiefer Unterwürfigkeit. Auch auf der Kehrseite betrachtete er sich, indem er den Rücken gegen den Spiegel wandte und Hals und Kopf fast krampfhaft verdrehte. Alle diese Stellungen aber hatten etwas außerordentlich Komisches;

man ſah, wie es dem kleinen Manne darum zu thun war, eine würdevolle, auffallende Haltung anzunehmen, was ihm doch durchaus nicht gelingen wollte. Da er ſich nebenbei ganz allein glaubte, ſo ließ er ſich vollkommen gehen und nahm eine Poſition wohl drei- bis viermal hinter einander an, bis ſie ihm als gelungen erſchien. Alsdann bewegten ſich ſeine Lippen, und er bot irgend einem unſichtbaren Gaſte auf die zierlichſte Weiſe das leere Glas.

Dieſer Moment aber war ſo drollig und ſo zum Lachen herausfordernd, daß es dem geneigten Leſer gewiß nicht ungerechtfertigt erſcheint, wenn ſich in der That plötzlich ein lautes Gelächter vernehmen ließ, von dem der höchlichſt überraſchte Jockey im erſten Augenblicke durchaus nicht wußte, woher es kam. Es war in der That, als hätten die Wände des Gemachs oder eine der Bronzefiguren in den Ecken ihre Luſtigkeit nicht mehr länger zurückhalten können.

Friedrich ſprang erſchrocken von dem Stuhle herab, wobei er übrigens mit einer außerordentlichen Gewandtheit das Glas balancirte, welches auf den Boden niederzufallen drohte; dann wandte er ſich ſchnell nach der Thür, die ins Haus führte, und da er dieſe feſt verſchloſſen fand, trat er auf die Schwelle des Wintergartens, wo er auch alsbald den Urheber des lauten Gelächters entdeckte.

Der Gärtner Andreas ſtand auf dem Kübel, in welchem eine rieſenhafte Sparmannia wuchs, durch deren Blätter und Zweige gedeckt, er ſelbſt unbemerkt alles hatte ſehen können, was ſich in dem Eßzimmer begeben. Als der kleine Mann den Späher jetzt gewahr wurde, ging ſein Schrecken in heftigen Zorn über; er ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden und rief aus: „Mit Euren ewigen ſchlechten Witzen und verfluchten Späherein. Ich hätte vom Stuhle fallen und den Hals brechen können, wenigſtens das Glas da.“

„Das will ich dir zugeben, Friedrich,“ entgegnete lachend der Gärtner, indem er näher trat. „Aber komm her, ſtell' du dich auf den Kübel und laß mich einmal da vor dem Spiegel deine Faxen machen, da wollen wir ſehen, ob du nicht noch viel toller lachen mußt.“

„Ich habe aber keine Faxen gemacht," verſetzte verdrießlich der Jockey, „und wenn ich auch wirklich auf dem Kübel geſtanden hätte, ſo würde ich doch zu discret ſein, um anderer Leute Thun und Laſſen zu belauſchen."

Der Gärtner klappte ruhig ſein Meſſer zu, mit dem er ein paar gelbe Zweige der Sparmannia abgeſchnitten, dann ſagte er kopfnickend: „Höre, Friedrich, du biſt ein ganz verfluchtes Bürſchlein; du weißt ſchon, was du thuſt und treibſt, und wenn du vor dem Spiegel ſtehſt und irgend eine ſchöne Stellung annimmſt, ſo braucht man dir wahrhaftig nicht zu ſagen, warum du das thuſt. — O du Pfiffikus!"

Der kleine Groom warf ſich in die Bruſt, und obgleich er ſich noch immer bemühte, finſter auszuſchauen, ſo flog doch ein leiſes Lächeln über ſeine Züge.

„Aber Scherz bei Seite!" fuhr der Gärtner fort, indem er näher trat und ſich an die Thüreinfaſſung des Eßzimmers lehnte. „Du haſt es in der That recht brav gemacht, und wenn auch klein von Geſtalt, ſo biſt du doch von einer Zierlichkeit, die Jedem in die Augen fallen muß. — Apropos!" ſprach er nach einer Pauſe, während welcher er wohl bemerkte, daß der kleine Jockey einen flüchtigen Blick in den Spiegel geworfen, „haſt du denn einen Streit mit der Nanette gehabt?"

„Wie ſo? — Was ſolls?" fragte der Andere barſch. „Was geht mich die Nanette an!"

„Der Teufel auch, wie du ſprichſt!" erwiderte der Gärtner mit einer affektirten Verwunderung. „Da klang es doch vor acht Tagen ganz anders."

„Was ſoll mir die Nanette?" entgegnete ſtolz der Reitknecht; „das iſt ein hoffärtiges, naſeweiſes Ding, eine unnütze Perſon, die nicht gewußt hat, wie hoch ſie ſich im Werthe anſchlagen ſoll, die ſich einbildet, auf einen Reitknecht herabſehen zu können. Wir ſind vollkommen fertig mit ihr."

„Du handelſt raſch, Friedrich," verſetzte Andreas ſcheinbar mit

großem Ernſte. „Du läßt dir von den Weibsleuten nichts bieten, und das gefällt mir. Es iſt eine ſchöne Sache, wenn man mit denen das umgekehrte Spiel treiben kann. Zuerſt hat ſie dich links liegen laſſen, und das ging dir ſehr zu Gemüthe; jetzt vergiltſt du ihr Gleiches mit Gleichem, und ſie iſt total unglücklich. — Ja, total unglücklich," wiederholte er in beſtimmtem Tone. „Wie geſagt, du biſt ein verfluchter Kerl. Aber was geht's mich an!"

Damit wandte er ſich, um in das Gewächshaus zurückzukehren, und ſprach dabei ganz gleichgültig: „Ja, was geht's mich an! Wer mich nicht fragt, dem brauche ich auch nicht zu rathen; und wer allein laufen kann, der ſoll's verſuchen; die Naſe hoch, vor ſich einen tiefen Abgrund, den er natürlicherweiſe nicht ſieht, bis er hineingeplumpt iſt, und dann erſt wird er ſchreien: Andreas, hilf mir! — Ja, proſit die Mahlzeit! Da ſinge ich, wie es in dem alten Lied heißt

Mutter, es hilft kein Thee mir mehr,
Juha, Thee mir mehr!"

Nach dieſen Worten trat der Gärtner auf die Treppe hinaus, die in das Gewächshaus führte, und begann wieder ſein Lied vom lieben Auguſtin zu pfeifen.

Der kleine Jockey zuckte unmuthig mit den Achſeln, indem er ſagte: „Ich habe Augen, um zu ſehen, was mir vor der Naſe liegt."

Obgleich er aber anfänglich ein entſchloſſenes Geſicht machte, ließ er doch, als ſei ihm ein betrübter Gedanke gekommen, mit einem Male die Unterlippe herabhängen, kratzte ſich am Kopfe und trat ebenfalls in den Wintergarten, nachdem er vorher den ſilbernen Teller und das Glas auf den Tiſch geſtellt.

Andreas ſtand wieder auf dem Kübel der Sparmannia und ſuchte ſo eifrig nach welken Blättern, pfiff auch ſo hartnäckig ſeine Melodie vor ſich hin, daß er unmöglich bemerken konnte, wie Friedrich ſich auf den Rand eben dieſes Kübels ſetzte; ebenſo begreiflich war es, daß der Jockey etwas ſagte, was der Andere gar nicht zu hören ſchien.

Er warf mir eine Kußhand herauf und ſprang über das Wehr hinab. Sibylle ſah ihm nach und während ſie zu mir ſagte: „Gute Nacht, mein Lieber, ſchlaf recht wohl,“ hatte ſie ein ſeltſames, himmliſch freundliches Lächeln auf den Lippen. Darauf ging ſie in ihre Kammer und es war mir recht lieb, daß ſie ging; denn wenn ich auch gern bei meiner Nichte war, ſo zog ich doch eine nächtliche Waldpromenade mit meinem Doktor vor.

Der Doktor machte heut Nacht mit mir einen Spaziergang, der ſehr an die Jagden auf den Dachs erinnerte. Er raſte Berg auf, Bergab und wo die Waldwaſſer am breiteſten waren, da ſprang er darüber hinweg und ſang und jubelte und mich hatte er wieder recht lieb, denn er küßte mich zu wiederholten Malen auf die Stirn.

Es mochte Mitternacht ſein, als wir zur Mühle zurückkehrten, die ſtill und dunkel in der Thalſchlucht vor uns lag. Hinter uns ſtand der Mond über dem Bergesrand und verſilberte das kleine Fenſter, wo Sibylle ſchlief. Von dem geſperrten Wehr fielen einzelne Tropfen herab, leuchteten im Fallen wie Silber und wo ſie das Waſſer berührten, gab es einen zitternden hellen Kreis, der ſich langſam weiter und weiter ausdehnte.

„Kennen Sie das Mährchen vom Dornröslein?“ fragte mich der Doktor.“ „Es war einmal eine wunderſchöne Prinzeſſin, und die wohnte im dichten Wald. Sie ſtach ſich an einer Spindel und fiel in tiefen Schlaf. All-

„Ihr wollt ein guter Freund sein," rief endlich der kleine Mann ärgerlich; „ist das Freundschaft, wenn man Einem so einen bösartigen Brocken hinwirft, woran er ersticken könnte, und dann davon läuft und Einen stehen läßt?"

„Habe ich dir einen solchen Brocken vorgeworfen?" fragte verwundert der Gärtner. „Habe ich dir was Verdrießliches gesagt? Nicht daß ich wüßte!"

„Doch, doch! Ihr spracht von einem Abgrunde zu meinen Füßen, dem ich zuschreite, in den ich stürzen müsse. Eigentlich," fuhr er in hochmüthigem Tone fort, „verstehe ich das wahrhaftig nicht; — aber," sprach er nach einer Pause und nachdem er heftig geschluckt, „wenn ich einen Freund hätte, dem etwas vor den Füßen läge, worüber er fallen müßte, so würde ich ihm sagen: Da, nimm Dich in Acht, geh bei Seite!"

„Und das soll ich dir wohl auch sagen?" erwiderte der Gärtner mit scharfem Tone. „Damit der hochmüthige Herr Friedrich sich so — in die Brust wirft, mit dem Kopfe wackelt und mir zur Antwort gibt: Ich habe gute Augen, um zu sehen, was vor meiner Nase liegt."

Dabei ahmte er die Stellung und Geberden des kleinen Reitknechts außerordentlich getreu nach, was um so komischer aussah, da er dies auf dem Rande des Pflanzenkübels that.

„Also von Abgründen soll ich mit dir reden?" fuhr er nach einigen Augenblicken achselzuckend fort. „Was weiß ich, ob du in deinen hohen Ideen nicht Lust hast, nur so ein bischen am Abhange spazieren zu gehen, oder ob du Muth besitzest, hinab zu springen, um zu Grunde zu gehen oder da unten etwas Köstliches zu finden!"

„Muth habe ich schon," sagte der kleine Groom, indem er sich in die Brust warf. „Aber vor allen Dingen laßt mich hören, was Ihr mit dem Abgrunde meint."

Statt aber bei diesen Worten den Gärtner anzuschauen, blickte er auf eines der wolligen Blätter der Sparmannia, das er verlegen zwischen den Fingern zerrieb.

Ueber die Züge des Anderen flog ein triumphirendes Lächeln; doch nur eine Sekunde lang, dann nahm er eine erzürnte Miene an und ſprach, indem er nicht nur die Worte, ſondern auch den Ton der Stimme ſeines Gegenübers nachäffte:

„Aber vor allen Dingen laß mich hören, was haſt du mit dem Kammerdiener François zu munkeln, den du zuweilen in der Stadt triffſt und mit dem du geſtern Abend hinter den Gewächshäuſern eine halbe Stunde lang parlirteſt? — Biſt du nicht ein leichtſinniger Kerl, von dem man glauben könnte, er ſei hier oben vernagelt?“ fuhr er in gewöhnlichem Tone fort, wobei er mit der Handfläche an ſeine eigene Stirn ſchlug. „Das muß der Herr Baron erfahren, und du ſitzeſt vor der Thür, ehe man Eins, Zwei, Drei zählen kann.“

„Ich hätte den François geſprochen?“ rief Friedrich mit erkünſteltem Erſtaunen, „den Kammerdiener vom Gute draußen, von dem ich weiß, daß er der ganzen Herrſchaft und mit vollem Rechte verhaßt iſt?“

„Von dem du weißt, daß er der ganzen Herrſchaft und mit Recht verhaßt iſt,“ wiederholte der Gärtner in ſehr nachdrücklichem Tone, „den haſt du geſtern Abend hinter den Gewächshäuſern geſprochen!“

„Da wollte ich doch ſchwören auf alles, was Ihr wollt!“ rief der kleine Jockei eifrig. „Nein, ſo was müßt Ihr mir nicht nachſagen!“ Dabei nahm er eine gekränkte Miene an.

„O, Bürſchlein, Bürſchlein!“ verſetzte Andreas, indem er mit dem Zeigefinger der linken Hand — in der rechten hielt er das Meſſer — vor dem Geſichte des Andern hin und herfuhr. „Du willſt da ſchwören und zwinkerſt doch mit den Augen, wenn ich dich feſt anſehe? Wenn ich nun einen Zeugen nennen wollte, der dich geſtern mit dem François ſprechen ſah? Wenn ich mit dieſem Zeugen vor den Herrn Baron hinträte und ihm ſagte: So und ſo, gnädiger Herr, wahr iſt es, Sie können mir glauben; der Friedrich, der kleine Halunke, conſpiratirt mit dem François gegen die Herrſchaft. He, Sohn, was dann? Da kannſt du auch hingehen und Bierwirthſchaftskellner werden, wie dein Bruder im Reibſtein in der Burggaſſe.“

Während der Gärtner so sprach, hatte der Groom finster vor sich hingeblickt, alsdann preßte er die Lippen aufeinander, und eine seltene Entschlossenheit zeigte sich auf seinen Zügen; auch glänzten seine Augen wie die einer erzürnten Katze, als er zur Antwort gab: „So, Ihr habt einen Zeugen, der mich gesehen? Nun, dann ist mir's gleichviel, ob Ihr mich heute oder morgen beim Herrn angebt; denn wenn Ihr es nicht thut, so thut es der andere, der, wie Ihr sagt, mich gesehen. Aber in dem Falle werde ich freiwillig nicht das Geringste sagen, so unschuldig es auch sein mag, nicht das Geringste." — Er machte eine heroische Handbewegung.

„Du bist und bleibst ein Kindskopf," sagte der Andere jetzt auf einmal mit einem gutmüthigen Lächeln. — Er klopfte die Gartenerde am Rande des Kübels von seinem Messer und fuhr alsdann fort: „Und doch bist du ein schlimmer Geselle; denn wenn du glaubst, ich sei im Stande, dich von einem andern belauschen zu lassen, so wärst du in der That fähig, es mir so zu machen. — Also, daß du mit dem François gesprochen, gibst du zu?"

„Wie kann ich das zugeben, da es nicht wahr ist!" rief der Reitknecht. „Allerdings sprach ich gestern Abend mit Jemanden hinter den Gewächshäusern, aber das war der Jäger Klaus."

„Kann dieser verdorbene Bursche lügen!"

„Ich schwöre einen feierlichen Eid, daß ich den Jäger Klaus gestern Abend hinter den Gewächshäusern gesprochen," sagte Friedrich, indem er die rechte Hand feierlich empor hob.

„Auch gesprochen, du Spitzbube!" versetzte der Gärtner. „Jetzt gib Acht, Kerlchen, ich will dir sagen, wie die Sache sich begeben, und da wollen wir sehen, ob der Andreas zu viel oder zu wenig weiß. — Du standest gestern Abend, als es dunkel war, hinter dem Camelienhaus und sprachst mit François; da hörtet ihr Schritte, der François retirirte sich um die Ecke, und du, ein durchtriebener Geselle, wie du bist, pfiffst ruhig: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage! — He, weiß ich Alles?" — Dabei blinzelte er mit dem rechten Auge

pfiffig gegen Friedrich. — „Und du thateſt, als wenn du nach den Ställen gehen wollteſt.“

„Das Letztere iſt vollkommen wahr; ich habe gepfiffen und bin auch nach den Ställen gegangen.“

„Unterwegs trafſt du Klaus?“

„Ja, ich traf Klauß, das heißt, ich traf ihn nicht, ſondern als ich ſah, daß er mich vermeiden wollte, da ſagte ich ihm: guten Abend, wie gehts? und ging meiner Wege.“

„ Und trateſt zu dem ſauberen François hinter das Camelienhaus?“

Der Reitknecht zog ein ſpitzes Maul und zuckte mit den Achſeln, ohne Antwort zu geben.

Andreas klappte ſein Meſſer zu, dann ſprach er ruhig: „Ich will dir was ſagen, Sohn, wenn du in das Loch hinein purzeln willſt, auf welches du zuduſelſt, ſo kann es mir ſchon recht ſein, obgleich es mir leid thut, denn bei all deinem Leichtſinn haſt du ein paar gute Seiten. Du mußt nun auch gar nicht glauben, daß ich wiſſen will, was du mit dem François verhandelt — Gott ſoll mich bewahren! dafür iſt mir meine Stelle zu lieb. Aber wenn du einen guten Rath annehmen willſt, ſo ſagſt du mir zu deinem eigenen Beſten, wer mit Klaus ſprach, nachdem er bei dir vorübergegangen war — du weißt es, du haſt ihn beobachtet.“

Der kleine Jockey verſuchte es, ein ſchmerzliches Geſicht zu ziehen, aber er brachte es nur zu einer Grimaſſe, wie ſie vielleicht ein Affe zeigen wird, den man in den Schwanz kneipt. Dabei patſchte er mit der Hand auf ſein Herz und ſagte mit affektirter Rührung: „Das hat mich erſchüttert.“

„Ja, ich habe beim Nachteſſen geſehen, daß es dich erſchüttert hat. Haſt du doch geſeufzt, daß Alle aufmerkſam wurden, und daß ſelbſt die Nanette gefragt, ob du vielleicht ein Herzleiden hätteſt?“

„Ich hatte auch geſtern ein Herzleiden,“ entgegnete Friedrich mit einem tiefen Seufzer und melancholiſchem Tone. „Seht Ihr, Andreas,“ fuhr er redſeliger fort, „es thut weh, wenn man ſo bittere

Erfahrungen machen muß. Aber ich halte es für eine wahre Wohlthat, mich gegen einen Freund aussprechen zu können. Und Ihr seid doch mein Freund, nicht wahr, und schwört mir unverbrüchliches Stillschweigen?"

Jetzt hatte der schlaue Gärtner den kleinen Jockey auf dem Punkte, auf dem er ihn haben wollte. Seine Worte begannen zu fließen, wie das Wasser aus einer geöffneten Schleuse, und es brauchte jetzt nur noch eines Gegendrucks, um es im Augenblicke darauf stärker hervorquellen zu machen. Deßhalb sprach auch Andreas mit gleichgültiger Miene, indem er Anstalten machte, von dem Kübel herabzusteigen: „Du weißt, ich schwöre nicht gern, und es ist auch nie meine Art gewesen, mich in anderer Leute Geheimnisse einzudrängen. Wenn Jemand kein Vertrauen zu mir hat, so soll er es bleiben lassen, dann brauche ich ihm auch keinen guten Rath zu geben."

„Ihr wißt aber wohl, daß ich Vertrauen zu Euch habe, und ich hätte schon mit Euch gesprochen, aber da macht Ihr immer über jede Kleinigkeit einen Spektakel, wenn auch so gut wie gar nichts dahinter ist."

„Na, na!" entgegnete der Gärtner, „davon später! Ich sage dir, die Sache ich ernst genug."

„Ja, es hat mich auch überrascht und schmerzlich berührt," erwiderte der Jockey, nachdem er heftig geschluckt. „Was hat der Jäger Klaus überhaupt hier bei uns in Nacht und Nebel zu schaffen? Und was hat — — das gnädige Fräulein mit ihm im Geheimen zu verkehren?"

„Das gnädige Fräulein?" rief ungläubig lachend der Gärtner. „Höre, armer Bursche, du siehst das gnädige Fräulein überall. — Das gnädige Fräulein — ah bah! Wo hast du denn deine Augen gehabt?"

Er zuckte aufs Auffallendste mit seinen Achseln und stieg alsdann gemüthlich vom Kübel herab.

Durch diesen Widerspruch augenscheinlich gereizt, versetzte Friedrich

in sehr bestimmtem Tone: „Meine Augen hatte ich bei mir, und die sehen sehr gut; auch mögt Ihr die Achseln zucken, wie Ihr wollt, und ein ungläubiges Maul ziehen, so ist doch wahr, was ich sage. Das gnädige Fräulein war es, die aus dem Hause kam, gerade so, als habe sie mit Klaus die Zeit abgeredet gehabt. Und dann sprachen die Beiden mit einander wohl zehn Minuten lang."

Andreas schüttelte mit dem Kopfe, dann sagte er im Tone des Unglaubens, wobei er aber aus den Augenwinkeln einen lauernden Blick auf Friedrich warf: „Was soll das gnädige Fräulein mit dem alten Jäger Klaus zu schaffen haben? — Narrenspossen!"

„Das will — das würde ich Euch sagen," verbesserte sich plötzlich der Jockey, „wenn ich es nämlich wüßte."

Bei diesen Worten betrachtete er aufmerksam das Blatt der Sparmannia, welches er zwischen die Finger genommen hatte.

Der Gärtner steckte die Hände in die Seitentaschen seiner Jacke und entgegnete: „Nun ja, angenommen, du hättest richtig gesehen — es wäre wirklich das gnädige Fräulein gewesen, welches mit dem alten Jäger sprach, was wird die ganze Geschichte sein? — Er ging von dem Gute nach der Stadt und nahm einen Auftrag von der Frau Mutter des gnädigen Fräuleins mit.

Friedrich schüttelte pfiffig lächelnd den Kopf und erwiederte nach einer kleinen Pause: „So ist es nicht; es muß etwas ganz Anderes gewesen sein."

„Das hat dir François gesagt?" fragte rasch der Gärtner, worauf der Andere sich scheu umsah und dann hastig mit dem Kopfe nickte.

„Ei, ei! — hm, hm!" machte Andreas, während er die Arme über einander schlug und zu Boden blickte. „Das ist eine verwickelte Sache, die überlegt sein will. Wenn du wirklich Zutrauen zu mir hast — und ich rathe dir als Freund, welches zu haben — so wollen wir heute Abend nach dem Diner der Herrschaft darüber weiter sprechen. — Jetzt ist nimmer Zeit dazu," fuhr er eilig fort, indem er aufhorchte. „Hörst du, dort kommen die Pferde."

In der That vernahm man in diesem Augenblick noch von der Straße draußen den leichten Galoppschlag ansprengender Pferde. Der Gärtner Andreas verlor sich im Hintergrunde des Gewächshauses, und Friedrich, der Jockey, verschwand durch die Eingangsthür auf der linken Seite, die ins Freie führte.

Kurze Zeit darauf erschien der Baron Breda an der Seite Eugeniens am Eingangsthore des eleganten Hauses. Beide kamen von einem Spazierritte zurück, und als die Pferde auf dem weichen Sandboden nur im Schritte gehend daher kamen, bog sich der Baron im Sattel gewandt zu der schönen Reiterin hinüber und ordnete etwas an den Zügeln ihres Pferdes, die sich verwirrt hatten, worauf er ihr dieselben mit einem freundlichen Blicke in die Hand gab. Der große Lord strebte so stark nach dem Stalle, daß ihm der kleine Braune, den Eugenie ritt, im Schritt nicht folgen konnte, weßhalb sie ihn lachend mit der Reitpeitsche berührt, worauf er mit einer eleganten Lancade zu gleicher Zeit an der Thür des Glashauses hielt. Und das gewährte bei dem festen Sitze des schönen Mädchens einen reizenden Anblick.

Baron Breda schwang sich leicht aus dem Sattel und hob alsdann auch Eugenie von ihrem Pferde herab. Friedrich ergriff die Zügel der beiden Thiere und führte sie mit einem beinahe finsteren Seitenblicke auf die junge Dame nach dem Stalle.

Der Gärtner Andreas aber hatte sich an der Eingangsthür zum Glashause eingefunden und öffnete dieselbe, um die Beiden einzulassen.

Eugenie ging voraus, und als sie so leicht und graziös zwischen den grünen Pflanzen dahin wandelte, konnte man wohl kaum eine reizendere Erscheinung sehen. Das schwarze, knapp anliegende Reitkleid zeigte die schlanken und doch so vollen Formen ihres Körpers. Und wie sie die Schleppe desselben so natürlich und hübsch mit der linken Hand trug! Dabei schien sie durchaus nicht von dem Ritte ermüdet zu sein; denn sie blieb bald hier, bald da stehen, strich leicht mit

den Fingern über das Blatt einer fremden Pflanze oder beugte ſich nieder auf den noch offenen Kelch irgend einer Blume.

„Du mußt aber geſtehen, Onkel George," ſagte ſie alsdann, indem ſie ſtehen blieb und ſich gegen den Baron umwandte, „daß ich deinem Reitunterrichte keine Schande mache. Auch fatiguirt es mich von Tag zu Tag weniger, ein paar Stunden zu Pferde zu ſein, nur fühle ich mich echauffirt, ach, recht echauffirt! Und da thut die kühle Temperatur hier in dem Gewächshauſe ſo außerordentlich wohl."

„Ja, wir ſind ein wenig ſcharf geritten," entgegnete der Baron, indem er mit inniger Freundlichkeit auf das zart geröthete Geſicht des jungen Mädchens blickte, deſſen Augen förmlich leuchteten. „Aber geh in deine Zimmer, Kind," fuhr er beſorgt fort, als er ſah, daß Eugenie keine Miene machte, das Glashaus zu verlaſſen. — „Nein, nein," ſetzte er eifrig hinzu, indem er bemerkte, daß ſie ihren Hut abnehmen wollte, das darfſt du jetzt nicht thun; dazu iſt es doch zu kühl hier, du wirſt dich jedenfalls erkälten."

Dabei hatte ſie aber ſchon mit großer Behendigkeit den kleinen, grauen Filzhut herabgenommen und bewegte ihn ſchelmiſch lächelnd gegen ihren kopfſchüttelnden Begleiter, dem es jedoch nicht gelingen wollte, eine ernſte Miene anzunehmen, wie einen Fächer vor dem Geſichte auf und ab, ſo daß Schneeflocken und Waſſertropfen, die ſich am Rande angeſammelt hatten, auf ihr dickes ſchwarzes Haar flogen, ſich dort einen Moment wie glänzende Punkte anhängten und den ſchönen Kopf des jungen Mädchens wie eine friſch blühende, dunkelglühende, mit Thauperlen beſäete Roſenknoſpe erſcheinen ließen.

Der Baron ſchaute eine Sekunde nachſinnend in die kindlich lächelnden Augen des Mädchens, dann fuhr er mit der Hand leicht über ihr feuchtes Haar und ſagte, indem er eine ernſte Miene anzunehmen ſuchte: „Du biſt ein ſchrecklicher Wildfang, Eugenie, und man muß ſich obendrein in Acht nehmen, dir etwas zu verbieten; denn ſtatt daß du einem guten Rathe Folge leiſteſt, begehſt du noch etwas Anderes dazu. Ich warne dich vor Erkältung, und du ſpritzeſt

dir Waſſer und Schnee auf die erhitzte Stirn. Ja, ja, wer kann dich bändigen! Die Tante iſt zu nachſichtig und ich — ſehe leider den dritten Theil deiner kleinen Unarten nicht."

Eugenie hatte bei dieſen Worten aufmerkſam mit den großen Augen das Geſicht ihres Onkels betrachtet, und wenn ſie etwas auf demſelben entdeckt hätte, was wie Verdruß oder Kummer ausgeſehen, ſo würde ſie das gewiß tief betrübt haben; da ſie aber bemerkte, daß die Strafpredigt durchaus nicht ernſtlich gemeint war, ſo machte ſie einen tiefen ſchelmiſchen Knix und ſprang davon, indem ſie zurückrief: „O, Onkel George, ich muß machen, daß ich dir aus den Augen komme; denn ſonſt zankſt du in Einem fort mit mir, und das über lauter Sachen, die ich von dir und bei dir gelernt."

Dahin flog ſie die paar Stufen hinan zum Eßzimmer und hätte faſt den Gärtner Andreas umgeworfen, der wieder hinter den dichten Zweigen der Sparmannia zu thun hatte, und verſchwand darauf hinter der Flügelthür.

Der Baron ſchritt ihr kopfſchüttelnd nach, und als er ſie ſo durch die Geſträuche dahin ſchlüpfen ſah, war ihm das junge Mädchen, obgleich ſie erſt vor Kurzem in ſein Haus gekommen, doch gerade hier in demſelben durchaus keine fremdartige Erſcheinung; es war ihm, als ſei ſie von Anfang an da geweſen, und als gehöre ſie ſo zum Ganzen, daß dieſes nicht ohne ſie beſtehen könnte. Freilich lächelte er ſelbſt über ſeine Phantaſieen, wenn er dachte: Wozu wäre das Glashaus nöthig, wenn Eugenie nicht hier Morgens ſpazieren ginge, dort auf jener Bank ihre Bücher leſen würde und dem Gärtner Andreas oft halbe Stunden lang Gelegenheit gäbe, ſeine Kenntniſſe und ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, indem ſie ihn über die Namen aller erdenklichen Pflanzen und Blumen examinirte, dieſe aber oft beſſer wußte, als er? — Wozu hätte ich meine Reitpferde, als daß ich mit Eugenien ſpazieren ritte? wozu meine Loge im Theater, als daß ſich das junge, ſchöne Mädchen dort in die Ecke ſchmiegt? leider für viele müßige junge Herren ein Schauſpiel im Schauſpiel.

So dachte Baron Breda, als er langſam durch den Wintergarten und den Eßſalon nach ſeinem Zimmer ſchritt. Gewiſſermaßen aber hatte er ein Recht, ſo zu denken; denn erſt ſeit das junge lebhafte Mädchen im Hauſe war, wurden die ebengenannten Gegenſtände in ihrem vollen Umfange gewürdigt und benutzt. War doch früher die Breda'ſche Loge im Opernhauſe in ihrer Leere zu einem Sprichworte geworden; ſchienen doch der Wintergarten und die weitläufigen Gewächshäuſer nur eben dazu eingerichtet zu ſein, daß Andreas etwas zu thun habe; wurde doch der reizende Eßſalon nur höchſt ſelten bei kleinen Diners, welche der Hausherr ſeinen Freunden zur Winterzeit gab, benutzt; und wenn auch der Baron, ehe Eugenie im Hauſe war, viel zu Pferde auswärts war, ſo vermehrte dies doch noch beträchtlich die Leere und Stille des Hauſes; denn wenn er alsdann zurückkam, ſo ſtieg er drüben bei den Ställen ab und bemühte ſich alsdann, ſo leiſe wie möglich die Treppen hinauf nach ſeinen Zimmern oder denen ſeiner Frau zu gehen. Ja, es war, als hätten ſich früher Herrſchaft und Dienerſchaft geſcheut, in dem Hauſe das geringſte Geräuſch zu machen; letztere ſprach nur flüſternd zuſammen, und die erſtere gab auch höchſt ſelten einen lauten Ton von ſich. Nicht einmal beim Diner wurde von Herr und Frau von Breda viel geſprochen, was eigentlich begreiflich iſt, denn ein Diner zu Zwei iſt nur in Ausnahmsfällen amuſant und wird gewöhnlich von der Langeweile ſelbſt bedient. Früher, als der kleine Jockey noch zuweilen luſtig gelaunt war, hatte er einmal dem Gärtner und der Nanette verſichert, jedesmal, wenn er ins Eßzimmer trete, kneife er ſich draußen in ſeine lange Ohren, damit es ihm nicht einmal paſſire, daß er beim Serviren irgend eines Gerichtes einſchlafe und umfallend ſeinen eigenen Kopf auf der Schüſſel präſentire.

Bei alle dem aber kann man nicht ſagen, daß Frau von Breda, in deren Weſen man wohl die Stille und Einförmigkeit des Hauſes ſuchen darf, dabei eine langweilige, verdrießliche oder gar unbedeutende

mählich wuchsen die Bäume und Gesträuche um das Haus herum höher und höher und wurden immer dichter und dichter. Niemand konnte am Ende mehr hinein und Niemand wußte am Ende mehr, wo die Prinzessin schlief. Da kam der Ritter, für den die Prinzessin vom Schicksal bestimmt war; ihm ganz allein öffneten sich die verschlungenen Zweige; er erweckte sie mit einem Kuß und dann wurde sie sein Weib;" und nachdem er mir dies Mährchen erzählt hatte, stützte er den Kopf auf die Hände und seine Züge nahmen einen ernsten, fast erbitterten Ausdruck an, und er sang mit halblauter Stimme:

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein Ringelein,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.

„Weg, weg, mit allen finstern Gedanken," unterbrach er sich selber und rief laut: „Gott ist groß! Gute Nacht, Exladenjüngling! Gedenken Sie meiner beständig; wir werden uns, hoff' ich, freudigst wiedersehen."

„Bis morgen," entgegnete ich lachend.

„Wer weiß," versetzte er, und schwang sich durch das Fenster in sein Schlafzimmer. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Frau gewesen wäre. Im Gegentheil, bei einem regen, bildsamen Geiste hatte sie eine vortreffliche Erziehung genossen, redete und schrieb verschiedene Sprachen mit großer Fertigkeit und beschäftigte sich außerordentlich viel, vielleicht etwas zu viel, mit Kunst und Literatur; sie las fast den ganzen Tag, ohne daß sie es liebte, sich über das Gelesene auszusprechen, woher es auch wohl kam, daß sie sich gern in sich selbst zurückzog, ein Bedürfniß nach Ruhe und Stille hatte, in welcher sie von dem aufmerksamen Gatten nicht gestört wurde, und so eine Atmosphäre, die zuweilen fast an Langweiligkeit grenzte, über das ganze Haus verbreitete.

Schon in einem früheren Kapitel haben wir mit wenigen Worten der Verheirathung des Barons von Breda mit seiner Frau gedacht; letztere mußte es als ältere Schwester mit Kummer und Besorgniß erleben, daß ihre jüngere Schwester, die Mutter Eugeniens, ein Leben führte, das mit der Zeit nur ein schlimmes Ende zur Folge haben konnte. Obgleich Beide ein großes Vermögen besessen, so hatte doch die Baronin Henriette mit dem ihrigen auf die tollste Art gewirthschaftet, worin sie von ihrem alten schwachen Manne, wenn nicht unterstützt, doch auch nicht gehindert wurde, indem der Baron nur Sinn für seine verschiedenen Sammlungen hatte, mit denen er sich aufs eifrigste und als Kenner beschäftigte, während er sich bei dieser Beschäftigung für den Gang des Hauswesens weder interessirte, noch darum bekümmerte. Bitten und Ermahnungen der älteren Schwester waren gänzlich fruchtlos geblieben, und obgleich diese wohl einsah, daß sie ein Leben wie das ihrer Schwester, selbst mit den größten Aufopferungen ihrerseits, nicht zu erhalten vermöge, so ließ sie sich doch bewegen, immer und immer wieder, selbst mit großen Summen, auszuhelfen, was am Ende auch ihren Ruin hätte mit herbeiführen müssen.

Da hatte sie sich ein Herz genommen, um ihren jetzigen Mann, den Baron Breda, der als äußerst zuverläßig in Geschäftssachen bekannt, sowie um seines festen Charakters willen mit Recht berühmt war, um Rath zu fragen. Der wilde George, welchen Namen ihm

seine Kameraden vom Regiment gegeben, verdiente diese Benennung nur, wenn er im Sattel saß; denn da war ihm kein Wagestück zu groß, kein Unternehmen zu tollkühn, das er nicht mit ausgeführt hätte, wenn es ihm von Anderen proponirt wurde oder wenn er selbst in seinen vielen Freistunden darauf verfiel.

Die Baronin kannte den Offizier schon von ihrem elterlichen Hause her, wo ihn ihr Vater gern gesehen und protegirt hatte. Auch hatte George beständig eine gewisse Zuneigung — man konnte sie eine brüderliche nennen — für die beiden Schwestern bewahrt; ja, er allein hatte das Recht, der Baronin Henriette von Braachen zuweilen ihre Thorheiten vorhalten und seine Ermahnungen mit der Frage schließen zu dürfen, wohin das verschwenderische und ausschweifende Leben denn eigentlich führen solle? Wenn sie auch ihrem Prediger in der Wüste, wie sie ihn nannte, Anfangs lachend zuhörte und seine Angriffe geistreich und gewandt parirte, so war er doch im Stande, sie ernst zu stimmen, ja, ihr Thränen zu entlocken, sie auch vielleicht zu guten Vorsätzen zu ermuntern, die aber leider in der nächsten Stunde darauf schon alle wieder vergessen waren. — „Ja, es ist ein Unglück," pflegte sie dann wohl zu sagen, „daß guter Rath oft zu spät kommt und daß man Geschehenes nicht ungeschehen machen kann. Sie hätte ich heirathen sollen, lieber George, dann wäre wahrscheinlich Alles, Alles anders gekommen."

„Das wäre vielleicht möglich," hatte er dann trocken zur Antwort gegeben; „entweder hätte sich Ihr Leben anders gestaltet, oder wir wären Beide unglücklich geworden."

„Das Letztere erscheint mir glaubwürdiger," erwiderte sie dann mit einer unbegreiflichen Offenherzigkeit, und wenn sie darauf in tiefes Nachsinnen versunken war, so hatte er seinen Hut genommen und sich empfohlen.

Auch die ältere Schwester, deren ruhigen und ernsten Charakter Herr von Breda wohl erkannt, sah er häufig bei Besuchen, die er ihr machte, oder in Gesellschaften und auf Bällen, die sie mit einer alten

Tante besuchte. Bei solchen Veranlassungen war er immer freundlich, theilnehmend, ja, auch aufopfernd für sie gewesen; er liebte es, sich in Gesellschaften mit dem, wenn auch ältern, aber geistreichen Mädchen stundenlang zu unterhalten, und auf Bällen war er hergebrachtermaßen für gewisse Touren lange Zeit ihr Tänzer gewesen. Schon viele und mitunter dem Aeußeren nach auch vortheilhafte Partieen hatten sich für die reiche Dame gefunden; doch mußten ihr diese nicht annehmbar erschienen sein, da keine zu Stande gekommen war.

Auch bei diesen delikaten Angelegenheiten fragte sie George häufig um seinen Rath, den er ihr auch in seiner kurzen und treffenden Weise bereitwillig gab, — eine offene Unbefangenheit, die uns zu der Annahme berechtigt, daß damals weder die Baronin, noch Herr George von Breda auch nur im Entferntesten an ein Verbindung zwischen ihnen selbst gedacht.

Da geschah es, was wir schon oben angedeutet, daß sie ihm eines Tages die Lage ihrer Schwester genau aus einander setzte und nicht unterließ, ihm dabei zu sagen, wie sie voraussichtlich wohl in den Fall kommen könne, ihre eigene Existenz wenn auch nicht zu opfern, doch sehr zu schmälern, um ihrer Schwester zu helfen.

George von Breda hatte ihr darauf alles wiederholt, was er ihr selbst sowohl als ihrer Schwester schon häufig gesagt, und hatte es schließlich für rathsam gefunden, einen Geschäftsmann aufzusuchen, dem sie die Verwaltung ihres Vermögens unter gewissen Bedingungen übertrüge, wobei sie sich freilich verbindlich machen müsse, in Betreff ihrer Schwester nichts gegen den Rath dieses Sachwalters zu unternehmen, der mit den Eigenschaften, die er eigentlich haben müsse, wohl sehr schwer zu finden sein dürfte.

Diese Unterredung hatte ein paar Stunden gedauert, und als der Baron darauf das Haus verlassen und sein Pferd bestiegen, war er im langsamsten Schritte durch die Straßen der Stadt bis in seine Wohnung geritten — ein Ereigniß, welches bei den ihm begegnenden

Kameraden, die er obendrein aufs flüchtigste grüßte, gewaltiges Kopfschütteln hervorgebracht hatte.

Dieses Kopfschütteln aber vergrößerte sich, wurde zur Verwunderung, ja, zum größten Erstaunen aller, welche den wilden George gekannt, als derselbe in den nächsten Tagen bei seinen zahlreichen Bekannten Verlobungskarten herumschickte und darauf seinen Freunden und allen ihm näher Stehenden in sehr trockenen Worten sagte, er wisse wohl, daß die Verbindung, die er einzugehen im Begriffe stehe, verschiedenartigen Deutungen unterliegen werde, er bäte aber, sich im Ausdrucke dieser Deutungen außerordentlich zu menagiren; denn wenn er sich auch in diesem Falle vorgenommen habe, auch ferner ein zuverläßiger und treuer Kamerad zu bleiben, so sei er doch bekannt genug, daß man im anderen Falle von ihm glauben könne, er werde auch nicht das geringste unangenehme oder anzügliche Wort, welches er in dieser Angelegenheit erfahren würde, ruhig oder geduldig hinnehmen.

War es nun, daß man den wilden George fürchtete, oder stand er so hoch in der Achtung seiner Bekannten — und wir glauben das Letztere — daß man die Motive zu seiner allerdings etwas überraschenden Verbindung ehren und anerkennen zu müssen glaubte — genug, die Sache war abgemacht, und als Baron George von Breda sich kurze Zeit darauf verheirathete, war es gerade, als habe Jedermann schon lange vorher um diese Verbindung gewußt und sei vollkommen damit einverstanden.

Daß sie in jeder Hinsicht gelungen schien, glauben wir auch unsererseits berechtigt zu sein, dem geneigten Leser zu sagen. Der Baron übernahm das Vermögen seiner Frau, brachte alles, was unter der schwächeren Hand derselben nicht gehörig verwaltet worden war, in gute Ordnung, setzte sich auch ein- für allemal mit seiner Schwägerin aus einander, und das zwar auf so großmüthige Art, daß diese ihm aus Grund ihrer Seele dankte, und das Einzige, was er nun, reich geworden, wenn man will, für sich that, war der Bau des reizenden

Hauſes vor den Thoren der Stadt, deſſen Pläne er ſchon lange vorher mit Liebe und Umſicht angefertigt hatte.

Nachdem Eugenie und der Baron das Glashaus verlaſſen hatten, und Beide in den oberen Stock hinaufgeſtiegen waren, herrſchte hier unten wieder dieſelbe Stille, wie wir ſie zu Anfang dieſes Kapitels erwähnt. Der kleine Jockey aſſiſtirte der Abreibung der beiden Pferde in dem Stalle, und Andreas, der ſich aus dem Wintergarten nach dem großen Gewächshauſe zurückgezogen, ſaß hier auf den Stufen einer Blumenſtellage, ſein Vesperbrod verzehrend, und war dabei in tiefes Nachdenken verſunken.

Was doch ein Menſch vor dem anderen in dieſer Welt voll Ungerechtigkeiten für ein merkwürdiges Glück hat! dachte er. Da kommt das junge Mädchen, das draußen auf dem alten, halbverfallenen Landhauſe kaum etwas zu beißen hatte, hieher, und da iſt es doch gerade, als ſei eine Prinzeſſin eingezogen. Ja, ſo ein ſchönes Geſicht, das kann doch Alles durchſetzen; daß wir alle ſammt und ſonders hierhin und dorthin ſpringen müſſen, wenn die nur mit den Augen zwinkert, iſt leider Gottes begreiflich; denn ein Diener iſt nun einmal ein Diener und muß ſich nach den Launen ſeiner Herrſchaft fügen; daß aber dieſe Herrſchaft, d. h. die gnädige Frau, murmelte er ingrimmig, während er ſein Meſſer bis ans Heft in das Brod ſtieß, alles thut, was man der Anderen nur an den Augen abſehen kann, das iſt doch unbegreiflich und noch gar nie dageweſen. Hat denn die keine Augen im Kopf, um zu ſehen, wie er mit dem Kinde — ſo nennt er ſie freilich — umgeht? Eugenie hier und Eugenie da! — Eugenie, du wirſt dich erkälten, da fühle nur, deine Stirn iſt ganz heiß — hahaha! ja proſit die Mahlzeit — erkälten! Nun, das wird mit der Zeit eine gefährliche Erkältung geben, dafür iſt mir gar nicht bange. — Aber weil ſie alles Recht im Hauſe hat, fuhr er giftiger fort, deßhalb nimmt ſie ſich auch heraus und bekümmert ſich um meine Angelegenheiten. Daß ſie was von der Gärtnerei verſteht, daran iſt leider Gottes ihr verrückter Papa draußen

ſchuld. Aber wer ihr das Recht gibt, in meine Pflanzenkäſten und in mein Inventar zu ſchauen, das möcht' ich wiſſen. Der Baron gibt doch auch auf die Sachen hier Achtung, das muß man ihm laſſen, aber was geht's die da an, wenn ich manchmal irre? Es kann ſchon Fälle geben, wo Zwei und Zwei Sechs iſt; was verſteht ſo Eine davon! — Na, paſſe du mir nur auf, ich will dir Gleiches mit Gleichem vergelten, und Zinſen ſollſt du obendrein kriegen.

Damit war Brod und Selbſtgeſpräch zu Ende, und Andreas hätte wahrſcheinlich wieder den lieben Auguſtin vorgenommen, wenn er ſich nicht ſelbſt in den Zorn hinein gedacht hätte, was auch daran zu erkennen war, daß er ein prachtvolles Geranium, das er im Aufſtehen von der Stellage herabgeworfen, ſo mit dem Fuße von ſich ſtieß, ſtatt es aufzuheben, daß der Blumenſcherben in unzählige Stücke zerbrach, die weit umher flogen.

Dabei war es für ihn unangenehm, daß das junge Mädchen, deſſen er ſoeben in ſeinen Betrachtungen ſo liebreich gedacht, zufälligerweiſe in dieſem Augenblicke in das Gewächshaus trat. Bei jeder anderen ähnlichen Veranlaſſung würde ſie ſich wahrſcheinlich achſelzuckend entfernt haben, aber dieſer ſo muthwillig zerbrochene Blumentopf, die umherliegenden Scherben brachten mit einem Male eine ſo trübe Erinnerung in ihr hervor, daß ſich ihr Geſicht mit glühender Röthe übergoß, die gleich darauf einer tiefen Bläſſe Platz machte; ja, ſie zuckte ordentlich zuſammen und konnte ſich nicht enthalten, auszurufen: „Ah, Andreas, das iſt nicht ſchön von Ihnen! Warum zerbrechen Sie ſo muthwillig den Blumenſtock? Das thut mir weh; ich kann das nicht ſehen.“

Der Gärtner blickte in die Höhe, ohne gerade ein bedeutendes Erſchrecken auf ſeinem Geſichte ſehen zu laſſen; vielmehr warf er ſpöttiſch den Mund auf, war aber doch klug genug, ſeine Worte mit dieſer Geberde nicht in Einklang zu bringen, ſondern ſagte: „Ja, das iſt ſo ein Unglück, wie es Einem wohl paſſiren kann. Habe ich doch den Topf nur etwas bei Seite ſetzen wollen, und da iſt er mir zu

meinen Füßen zerbrochen. Nun, der Blume hat es nichts geschadet, die wollen wir gleich wieder einsetzen."

Eugenie zog sich zurück, ohne ein Wort weiter zu verlieren, und Andreas, der das Geranium aufgehoben hatte und so that, als betrachte er aufmerksam die Schäden, die dasselbe ebenfalls genommen haben könnte, blickte über die Blätter weg dem jungen Mädchen nach, indem er vor sich hinmurmelte: „Gelt, hättest am Ende gern nach einem Stocke gesehen, kannst nicht leiden, wenn man Scherben zerbricht. Das mag wohl sein, mein Schatz, aber wir hier sind kein François, und was du zu Hause gethan, wirst du hier, hoffe ich, unterlassen."

Hätte Eugenie nur eine Ahnung von den Gedanken des Gärtners gehabt, daß er sie hasse, er, gegen den sie, wie gegen Alle im Hause, freundlich und höflich war, ja, hätte sie nur den hundertsten Theil erfahren von den giftigen Reden, die im Bedientenzimmer, in Küche, Stall und Gewächshaus über sie zu Tage kamen, wer weiß, ob sie nicht im selben Augenblick heimgekehrt wäre in das verfallene Landhaus ihrer Eltern, wo freilich kein Glanz und keine Pracht sie umgab, wo sie aber allen, die dort lebten, wie ein fleckenloses himmlisches Bild erschien, wo sie friedlich abgeschieden von der Welt gelebt, umgeben von tiefer Ruhe und dem heiligen Frieden der großen Wälder.

Zuweilen zuckte wohl etwas Aehnliches durch ihr Herz, und dann konnte sie lange, lange droben am Fenster stehen und hinüber schauen nach der breiten Landstraße, die dort über den Hügel weg lief und dann zu dem Thale hinabsank, wo links der Waldweg mündete, der zu den Ihrigen führte. Den verfolgte sie alsdann in Gedanken und kam an das zertrümmerte Thor, unter welchem der breite Weg anfing, wo die alten Steinfiguren waren. Wie eilte sie dahin mit geflügelten Schritten! Wie schlug ihr Herz höher, als sie nun das alte Landhaus wieder erblickte, als sie in die Arme ihrer Mutter sank und sanft schluchzend sagte: Da bin ich wieder! — Sie wußte wahrhaftig

nicht, woher ihr oft dieſe eigenthümlichen Gedanken kamen. Aber nachdem ſie geſehen, daß ſich Alles im Hauſe noch an ſeiner alten Stelle befand, als ſie auch den Vater umarmt und begrüßt, der ſie herzlich willkommen hieß, obgleich er ſeine Augen nur flüchtig von dem kleinen römiſchen Kruge erhob, den ein Bauer beim Graben der neuen Straße gefunden, — als das alles von ihr geſchehen war, da eilte ſie um das Haus herum in den Wald hinein, bis zur Wohnung des Jägers Klaus, und wenn ſie in ihren Gedanken dort angekommen war und von der Höhe, wo damals das Pferd mit dem Reiter verſchwunden, hinabblickte, dann fuhr ſie lächelnd mit der Hand über die Augen, und ihre Träume flatterten aus einander. War es doch kalt und winterlich draußen, lag doch der Schnee auf der Bank vor der Hütte, wo ſie ſo gern geſeſſen; war doch der Wald entlaubt, ſo daß man weit, weit hinein ſchauen konnte, und ob man gleich auf eine der Hauptſtraßen ſah, erblickte man doch Niemand, Niemand!

Ja, ſo träumte das junge Mädchen zuweilen und hatte eine faſt unbezwingbare Sehnſucht nach ihrer Freiheit, nach ihrem Walde, jetzt, wo es dort kalt und kahl war, wo ſich die nackten Aeſte fröſtelnd vor dem ſtrengen Winter beugten; wo der Boden naß und ſchlüpfrig war, wo Schneeflocken und Regentropfen durch die Luft ſausten. Was ſollte das geben, wenn nun der Frühling wieder kam, wenn Bäume und Sträucher anfingen, ſich mit dem unausſprechlich ſchönen Flaum zu beziehen, der anfänglich grau erſcheint, dann ins Violette übergeht und endlich nach einem warmen, duftenden Regen einen grünen Schimmer annimmt! Ach, daran mochte ſie nicht denken, und wenn ſie doch daran dachte, ſo preßte ſie ihre Hand ſeufzend auf das Herz. — —

Tante Breda ſaß bereits im Eßſalon, als Eugenie eintrat; ſie hatte ſich neben dem Kamin niedergelaſſen und nickte dem jungen Mädchen freundlich zu, ohne den düſteren Blick zu bemerken, der aus den Augen Eugeniens ſchoß und den dieſe vergeblich in einen heiteren umzuwandeln verſuchte.

„Ihr seid heute nicht lange ausgeblieben," sagte die Baronin gutmüthig. „Nun ich kann es mir denken: Schnee und Regen haben euch heimgetrieben; ich könnte das nicht ertragen; aber für dich, mein Kind, ist es sehr gesund. Du, von jeher an die frische Luft gewöhnt, immer draußen unter den freien Bäumen des Waldes, du müßtest dir ja in den umschlossenen Räumen des Wintergartens wie ein gefangenes Vögelein vorkommen. — Ja, ja," fuhr sie nach einer Pause fort, während sie sich in ihren Sessel zurücklehnte und den Kopf in die Hand stützte, „so sind die Charaktere verschieden. Ich kann dich versichern, meine gute Eugenie, daß mir oft eben dieser umschlossene Wintergarten wie die weite, weite Welt vorkommt, daß mich seine Räume fast erschrecken und daß ich gern wieder zurückkehre in meine Zimmer."

„Das ist wahr, liebe Tante," erwiederte das Mädchen, „Sie sind gern allein bei sich, so gern, daß ich es oft nicht begreife. Sie hatten Recht, wenn Sie vorhin sagten, daß ich das Freie, Uneingeschränkte liebe; war ich doch schon von Kindheit an Ihr kleiner Wildfang, wie Sie mich so gern nannten."

Sie hatte sich dem Stuhle der Baronin genähert, ihre Hand auf die Lehne gelegt, und als sie sah, daß die Tante aufwärts blickte, beugte sie sich so tief herab, bis sie mit ihren Lippen die Stirn der älteren Dame berührte.

„Ja, ja," sprach diese, indem sie mit den Fingern leicht über das dichte Haar Eugeniens fuhr, „du warst von jeher mein lieber Wildfang und bist es auch geblieben, und ich habe dich so recht, recht lieb, dich mit deinem klaren, guten Gemüthe. Dein Herz muß in der Freiheit unter grünen Bäumen und Blüthen schlagen. Ist es doch selbst eine Knospe, die gewiß Herrliches verbirgt und die sich hoffentlich in all' ihrer Pracht unter sanften angenehmen Schlägen entfalten wird."

Frau von Breda hatte dies so leise gesprochen, daß Eugenie es kaum verstand; doch bemerkte sie wohl an dem innigen Blick, den die Baronin auf ihrem Gesichte ruhen ließ, wie gut sie es mit ihr meine.

„Da setze dich zu mir her, du kleines Kind!" sagte Tante Breda,

wobei sie auf ein Tabouret zeigte, das neben ihrem Fauteuil stand. „Gleich werden wir unser Diner bekommen, und ich kann mir denken, daß du ebensowohl müde wie hungrig bist. Auf euren Ritten wird dich Onkel George nicht schonen; ich kann mir das wohl denken, denn ich kenne ihn. Aber er läßt sich schon ein Wort von dir gefallen, und du mußt dich ja nicht geniren, ihm Halt! zuzurufen, wenn er es gar zu eilig hat."

„O, ich komme schon nach, liebe Tante," versetzte Eugenie lächelnd; „er hat mir ja ein gutes, sicheres Pferd gegeben; auch reitet Ihr Wildfang gern etwas rasch dahin, und diese Spazierritte machen mir in der That viel Vergnügen, namentlich da ich doch wohl gewiß sein darf, daß es Ihnen angenehm ist."

„Hast du daran gezweifelt?" sagte Frau von Breda und ließ ihr offenes, ehrliches Auge auf dem Gesichte des jungen Mädchens ruhen.

„Ja, ich habe mir wohl schon gedacht, dies und die andere viele Unruhe, die ich, aber gewiß, ohne es zu wollen, im Hause hervorbringe, könnte Ihnen doch zuweilen lästig werden. Ja, meine gute, gute Tante," setzte sie schmeichelnd hinzu, „oft habe ich schon gewünscht, mein Charakter wäre so still, so ruhig, so liebenswürdig wie der Ihrige. Das müßte auch Ihnen angenehmer sein, nicht wahr, Tante Breda? Sagen Sie mir die Wahrheit. Ich bin noch so jung, um mich ändern zu können, und will mir alle Mühe geben, dies zu thun. Gewiß, Ihnen zu lieb, meine gute Tante."

„Daran thätest du sehr unrecht," entgegnete die Baronin, gewiß sehr unrecht, und erzeigtest mir keinen Gefallen damit. Glaube mir, liebe Eugenie, ich habe mich lange nach meinem lieben Wildfang gesehnt und deine Mutter beneidet, daß sie ein so lebensfrisches Herz, wie das deinige, um sich hat, so ehrlich leuchtende Augen. Und doch braucht sie dich nicht so nothwendig, da sie immer noch mit tausend Fäden an der äußeren Welt festhängt, da sie selbst lebhaft und unruhig ist und vielleicht viel eher ein sanftes und stilles Gemüth zu schätzen wüßte. Mir bist du aber mit deinem duftigen, heiteren Wesen eine Vermittlerin mit der äußern Welt, von der ich

Am andern Tage, als ich aus meinem Zimmer herunter kam, befand sich Alles in der Mühle in großer Aufregung. Der Doktor Burbus nämlich war in der Frühe nicht zu finden gewesen und nach einer Stunde brachte ein kleiner Bauernbursche einen Brief von ihm, den er ihm im Walde gegeben an die Müllerin. Dieser Brief mußte ganz sonderbares Zeug enthalten haben; denn der Vetter war verdrießlicher als je, und Sibylle kam mit rothgeweinten Augen zu Tische. Bis zum Gesinde herab erschöpfte man sich in Vermuthungen, wo er hin sei; aber nachdem einige Tage lang die Knechte und die Mägde, die ihn recht lieb gehabt, sich in phantasiereichen Vermuthungen erschöpft, sprach man nicht mehr von ihm und gedachte seiner nimmer. Nur wenn ich bei Sibylle war, wurde sein Name genannt, und daß der Doktor so plötzlich fortgegangen war, schien dem Mädchen sehr sehr wehe zu thun.

Doch das Rad meines Schicksals, das während dieses Frühjahrs und Sommers sanft und angenehm zwischen Blumen und Wald dahin gerollt war, sollte plötzlich einen neuen Aufschwung nehmen, und die Kraft zu diesem Aufschwung kam in Gestalt eines Briefes meines Onkels und Vormunds, der in C. bei meiner Großmutter geschrieben und wahrscheinlich das Resultat eines neuen großen Familienrathes war. Er lautete folgendermaßen:

„Mir scheint, daß das Schlaraffenleben auf der Mühle

mich ja gänzlich zurückgezogen habe. Wenn du zu mir eintrittſt und mir von der lärmenden Stadt erzählſt, von der ſchneebedeckten Landſtraße oder von irgend einer neuen Oper, die ich doch nie erfaſſe, wenn ich auch zuweilen gezwungen bin, ſie mit anzuhören, ſo iſt es mir gerade, als kehrten meine eigenen Gedanken, die in Feld und Wald, in der Stadt und in der Geſellſchaft zerſtreut waren, erſt wieder zu mir zurück. Gewiß, Eugenie, ein Gemüth, wie das deinige hat unſerem Hauſe gefehlt, hat mir gefehlt und Onkel George, und wenn du jetzt auf einmal nicht mehr da wäreſt, ſo würde mir die Stille und Ruhe unſeres Hauſes, die ich ſonſt ſo gern hatte, recht drückend erſcheinen.

Das Mädchen hatte ihre Hände über einander gelegt und blickte nachdenkend in die ſpielenden Flammen des Kamins.

„Wenn ich lange geleſen," fuhr die Tante fort, — „und ich leſe gern, wie du weißt," ſetzte ſie lächelnd hinzu, — „ſo iſt es mir, wenn ich deine Stimme höre, oft zu Muth wie dem Reiſenden in meinen Büchern, der aus dem Sande der Wüſte hinweg plötzlich in eine grüne friſche Oaſe kommt; da lauſche ich gern, wenn du ſprichſt oder lachſt oder ſingſt, und kann mir oft dabei ein ganzes und gewöhnlich ſehr glückliches Leben träumen, das ich mit allen ſeinen Abſtufungen durchmache, und wobei ein gutes, liebes Geſchöpf, wie du biſt, die Hauptrolle ſpielt.

Sie hatte bei dieſen Worten ihre Rechte ausgeſtreckt und drückte innig die Hand Eugenieus, welche ihr dieſe mit einer leidenſchaftlichen Bewegung entgegenſtreckte.

In dieſem Augenblicke trat Onkel George in das Zimmer, er hatte eine ſorgfältige Toilette gemacht, und ſtatt im Reitanzuge erſchien er jetzt mit einem ſchwarzen Fracke bekleidet.

„Ei," ſagte er, freundlich lachend, „da ſitzt ihr noch am Kamin, und plaudert vor dem unberührten Tiſche, während ich denke, euer Diner ſei ſchon vorüber. Haben wir denn noch ſo früh?" Er zog ſeine Uhr hervor. „Richtig, erſt Fünf, und doch bei dem bedeckten

Himmel hier kaum dämmerig. Ich habe droben ſchon Lichter gebraucht. Ja, das macht mein Glashaus; ich kann dir nicht ſagen, Julie, wie ſtolz ich auf dieſe Erfindung bin."

Bei dieſen Worten hatte er einen Stuhl vor den Kamin gerollt und ſich zwiſchen ſeine Frau und Eugenie geſetzt.

„Das iſt doch hier ein trauliches Plätzchen," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „ſo recht zum Plaudern geſchaffen. Es thut mir wirklich leid, daß ich nicht bei euch bleiben kann; heute gerade, wo es draußen tobt und ſtürmt, fühlt man ſich ſo behaglich bei der kniſternden Flamme. Faſt jeden Tag dieſe Einladungen!"

„Aber, Onkel George," ſagte das Mädchen, „du haſt doch in der letzten Zeit nicht viele Einladungen gehabt."

„Ich?" fragte er mit einem Tone der Verwunderung. „O, da ſieh nur droben auf meinem Schreibtiſche nach, da liegt es ganz voll davon.

„Aber du biſt in der letzten Zeit gar nicht aus geweſen. Was machſt du denn mit den vielen Einladungen?"

„Ja, man kann nicht überall hingehen; ich refuſire eben, was zu refuſiren iſt, und hätte es gerne heute Abend auch ſo gemacht."

„Aber es war gut, bemerkte die Baronin, „daß du dem armen Grafen Helfenberg nicht abgeſchrieben haſt. Ich weiß, er hat dich gern und bat dich ſchon mehrere Male."

„Ja, er hat mich gern," entgegnete Onkel George faſt unmuthig, „und ich mag ihn auch gut leiden; aber du kannſt dir denken, Julie, daß es mir gerade nicht angenehm iſt, ihn in größerer Geſellſchaft zu ſehen. So am Tage tête à tête bin ich gern bei ihm und verplaudere dort auch manche Stunde. Wenn ich aber ſehen muß, wie er ſich anſtrengt, den angenehmen Wirth zu machen — und es geht doch gar nicht mehr — das thut mir in der Seele weh."

„Du ſollteſt ihn bitten, häufiger herzukommen," verſetzte gutmüthig die Baronin; „dein vielgerühmter Wintergarten müßte eine wahre Erholung für ihn ſein."

„Ich habe ihm das ſchon oft angeboten," erwiderte der Hausherr, „wie du dir das wohl denken kannſt; aber er mag nicht. Du weißt, überhaupt, wie ſorgfältig er ſich von den Damen, die er früher gekannt, zurückzieht.

„Ja, ja, ich weiß es," ſagte die Baronin, und ſetzte mit einem leichten Seufzer hinzu: „Der arme Graf!"

Eugenie hatte dieſem Geſpräche, das für ſie ohne Intereſſe war, nur mit halbem Ohre zugelauſcht. Sie blickte auf die brennenden Holzblöcke und ſah da allerlei ſeltſame Geſtalten, denen ihre Phantaſie Formen verlieh. Während ſie aber ſo ſinnend ſchaute, verfinſterte ſich unwillkürlich ihr Auge, und man ſah, daß etwas Trauriges ihr Herz bewege. Was es war, wußte ſie ſelbſt nicht, doch hing es wieder mit ihren Träumereien zuſammen, die ſie bewegten, wenn ſie auf die Landſtraße hinausblickte; es war ordentlich ein feuriger Wald, den die aufkniſternden Funken bildeten, und mitten in demſelben lag etwas wie eine kleine Hütte, das anfänglich im Wiederſcheine des Feuers ſo ſchön erglänzte, dann aber auch von dem gefräßigen Elemente verzehrt wurde.

Onkel George legte ſeine Hand leicht auf den Arm des Mädchens und ſprach: „Warum biſt du ſo ernſt, Eugenie? Du biſt nicht heiter, iſt dir etwas Unangenehmes begegnet?"

Sie fuhr aus ihren Träumereien empor und lächelte, als ſie erwiderte: „Mir gewiß nicht; ich blicke nur ſo in die Flamme und hatte da meine eigenen Gedanken."

„Mache dir nur keine betrübten, mein Kind," ſagte der Baron, indem er leicht mit der Hand über ihr Haar ſtrich; „die kommen früh genug und von ſelbſt. Du blickſt noch in dieſem Leben aufwärts, und wer aufwärts blicken kann, in deſſen Augen ſtrahlt der Himmel wieder, und ſo muß er heiter ſein."

„O, daß ich meiſtens ſehr heiter bin, Onkel George, das Zeugniß mußt du mir geben; vielleicht viel zu heiter, wie ich auch vorhin der Tante ſchon ſagte. Ja gewiß, ich fürchte mich oft, meine luſtige Laune

herauszulaſſen, indem ich mir denke, das müßte euch mit der Zeit etwas zu viel werden."

„Wie kann man auch nur ſolche Gedanken haben!" bemerkte der Baron. „O, Kind, fange nicht an zu träumen; ich verſichere dich, dein munteres, heiteres Weſen iſt ordentlich wohlthuend in dieſen ſonſt ſo ſtillen Räumen. Nicht wahr, Julie?"

„Das Gleiche habe ich ihr vorhin auch geſagt," verſetzte die Baronin, „und ihr dabei verſichert, wie lieb mir ein heiteres Temperament ſei, ja, ihr geſagt, daß gerade der Contraſt zwiſchen der Stille unſeres Hauſes und ihrem Weſen ſo höchſt angenehm iſt. Es wäre ja zu arg, mein liebes Kind, wenn du hier herum ſchleichen wollteſt, dich ſcheuen vor einem lauten Tone. Das ſoll nicht geſchehen; nein, nein, ich bin im Gegentheil überzeugt, daß du dazu beſtimmt biſt, ein rechtes Leben in dieſes ruhige Haus zu bringen. Onkel George wird wieder mehr zu ſeinen Bekannten gehen, als er in der letzten Zeit gethan; wir werden Einladungen machen, um andere Menſchen zu ſehen und ſo mit der Welt in nähere Berührung zu kommen."

„Aber doch nicht meinetwegen?" fragte lachend das junge Mädchen. „Ei, liebe Tante, meinetwegen ſollte Onkel George auch nur im Geringſten ſeine bisherige Lebensweiſe ändern, Leute ſehen, die er nicht ſehen mag, oder ausgehen, wenn er gern zu Hauſe bleiben möchte? O, das iſt nur Ihr Scherz."

„Nein, mein Kind, es iſt etwas mehr als Scherz; ich ſprach neulich ſchon mit dem Baron darüber. Ein junges Mädchen wie du muß in die Welt, muß Leute ſehen und muß auch geſehen werden."

„Aber das war ja früher bei mir gar nicht der Fall," ſagte Eugenie mit einem Tone der Verwunderung. „Draußen habe ich ja Niemand geſehen, und wie oft ich in die Stadt herein kam, das wiſſen Sie am beſten, meine liebe Tante."

„Ganz richtig," erwiderte dieſe, „aber eben, daß du ein wenig in die Welt hineinſchauen ſollſt, dies iſt ja einer der Hauptgründe, weß-

halb meine Schwester endlich zugab, daß du zu uns kommen dürftest. — Nicht wahr, George, es ist so?"

Der Baron hatte seine Ellbogen auf die Kniee gestützt und blickte vornüber gebeugt in die verglimmenden Kohlen; diese aber warfen immer noch einen Schein, stark genug, um sein Gesicht so scharf zu beleuchten, daß ein aufmerksamer Beobachter in seinen Zügen etwas hätte entdecken können, was anzeigte, daß die Worte seiner Frau nicht vollkommen nach seinem Sinne waren. Sein Blick war beinahe finster, auch nagte er an der Unterlippe und wiegte zuweilen den Oberkörper wie mißbilligend hin und her. Vielleicht waren es aber auch Gedanken anderer Art, die ihn beschäftigten; denn als sich die Baronin, wie wir so eben erwähnt, fragend an ihn wandte, blickte er wie überrascht in die Höhe, zuckte die Achseln und sagte mit einem Tone, der freundlicher war, als seine Miene vorhin vermuthen ließ: „Ja, allerdings, Eugenie, es wird wohl die Intention deiner Mutter sein, dich nach und nach in die Welt einzuführen. Auch ich halte das — natürlich sobald es mit der gehörigen Umsicht geschieht — für ein junges Mädchen gar nicht unnothwendig."

„Aber die Welt, Onkel George! was soll mir die Welt? Ich habe mich nie um die Welt bekümmert, noch sie um mich. Was will ich auch in der Welt? Die Gesellschaften, wo schon so viele unnöthige Zuschauer sind, noch um einen dergleichen vermehren, mich zwingen, vergnügt zu sein, wenn ich es nun einmal gerade nicht bin, oder umgekehrt ernst erscheinen, wo ich gern lachen möchte und lustig sein —!"

„Spricht das Kind nicht wie ein Buch?" meinte lachend die Baronin. „Aber aus jedem Worte höre ich meine Schwester, wenn sie sich am Morgen nach einer langweiligen Gesellschaft matt und müde wieder des vorangegangenen Abends erinnert."

„Und doch hat deine Schwester Weltkenntniß," sagte kopfnickend der Baron.

„Ja, ich weiß wohl," erwiderte heiter die Frau des Hauses „daß

dieſes einer der wenigen Punkte iſt, wo du mit Henriette vollkommen harmonirſt. Aber zu dem vollkommenen Ueberdruß alles deſſen, was ihr die Vergnügungen der Geſellſchaft nennt, zu dieſer Harmonie ſeid ihr auf zwei ganz entgegengeſetzten Wegen gelangt. Henriette, welche zu viel in der Welt war, und du, weil du von jeher zu wenig Geſchmack daran fandeſt, um dir Mühe zu geben, ihre pikanten und amuſanten Seiten aufzuſuchen."

„Nun, ich muß geſtehen," ſagte ebenfalls lächelnd der Baron, „daß ich von dir, der in vielen Dingen ſo vortrefflichen Lehrmeiſterin, erfahren möchte, was du zum Beiſpiel Pikantes an einem der gewöhnlichen Raouts findeſt, wo man oft in kleinen Lokalen zuſammengedrängt mit dem Hut in der Hand, im Schweiße ſeines Angeſichtes ſtehen muß, nur um da geweſen zu ſein?"

„Allerdings," fiel raſch die Baronin ein, „wenn der Zweck deines Beſuches nur der iſt, da geweſen zu ſein, ſo haſt du vollkommen Recht; aber wenn dir ein Raout eine Art geſellſchaftlicher Börſe iſt, wo du mit deinen Bekannten Dieſes oder Jenes abmachen kannſt, wo du am leichteſten neue Bekanntſchaften anknüpfſt, wo du — doch Gott ſei Dank," unterbrach ſie ſich, „da kommt unſer kleines Diner. Wie bin ich dankbar für dieſe Unterbrechung! Ich will da gegen dich ein Terrain vertheidigen, das ich ſelbſt nicht einmal genau kenne und kennen will, und für das ich deßhalb matt plaidire, wie der Advokat für den Verbrecher, von deſſen Schuld er überzeugt iſt."

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, die ins Wohnhaus führte, und der Kammerdiener des Barons erſchien mit der Suppe, welche er auf ein Nebentiſchchen ſetzte, dann die Teller der zwei Couverts auffüllte und hierauf der Baronin meldete, daß ſervirt ſei. Ihm war ein Bedienter mit einer Carcellampe gefolgt, die derſelbe auf den Eßtiſch ſtellte und ſich hierauf nach den Glasthüren des Gewächshauſes wandte, um dieſe zu ſchließen und die dunkeln Portieren davor zuſammen zu ziehen.

Das kleine Gemach hatte bei der Beleuchtung eher gewonnen als verloren; es erſchien ſo elegant, warm und heimlich, daß man ſich mit einem wahren Behagen zu Tiſche ſetzen konnte, was denn auch Frau von Breda und Eugenie thaten. Der Baron zog abermals ſeine Uhr hervor, und da er noch eine ſtarke Viertelſtunde Zeit zu haben behauptete, ſo rollte er einen der kleinen Seſſel herbei, um, wie er ſagte, theilnahmlos zu aſſiſtiren.

Der Bediente hatte ſich ins Vorzimmer zurückgezogen, und der Kammerdiener ſchritt ſchweigend und mit unhörbaren Tritten von dem kleinen Buffet zum Eßtiſche, um Teller zu wechſeln oder zu ſerviren, oder von dort nach der Thür des Nebenzimmers, um eine neue Speiſe in Empfang zu nehmen. Das ging aber alles ſtill, gleichförmig und dadurch wohlthuend wie ein Uhrwerk vor ſich.

„Ueber das Kapitel von vorhin," nahm die Baronin nach einer längeren Pauſe das Wort, „muß ich nochmals einen Kampf mit dir eröffnen, aber nur dann, wenn ich einen tüchtigen Sekundanten in meiner Nähe habe, etwa den Herrn von Tondern oder den Baron Fremont, kurz, einen von denen, die mich mit gewichtigen Gründen unterſtützen können."

„Aber wozu das alles?" fragte verwundert der Baron.

„Einfach, um Eugenien und auch dir zu beweiſen, daß es für ein junges Mädchen unumgänglich nothwendig iſt, in die Welt zu gehen."

„Da wirſt du freilich an Tondern und Fremont die vortrefflichſten Sekundanten haben," ſagte der Hausherr, wobei er den Mund ſpöttiſch aufwarf. „Ja, die Beiden werden uns freilich beweiſen, daß eine Soiree eine Vergnügen iſt, ein Raout eine Nothwendigkeit, und ein Ball das Köſtlichſte, was es auf der Welt gibt."

„Nun, was das Letztere anbelangt, lieber George, ſo getrau' ich mir, das am Ende ohne alle Hülfe zu beweiſen. Ich bin überzeugt, darin bei Eugenien eine ganz gelehrige Schülerin zu finden."

Der Baron zerbröckelte ein Stück Brod zwiſchen den Fingern und

machte kleine Kugeln daraus, die er vor ſich aufhäufte. Wenn er auch gerade nicht verdrießlich ausſah, ſo können wir doch unmöglich behaupten, daß er heiter auf das Tiſchtuch nieder blickte.

Eugenie warf einen ſchnellen Blick zu ihm hinüber, und ein leichtes Erſtaunen zeigte ſich dann auf ihren Zügen, als ſie ſah, daß Onkel George die Augenbrauen zuſammen zog. Sie wandte ſich an die Baronin und ſagte in heiterem Tone: „Darf ich mir erlauben, liebe Tante, Ihnen das erſte Mal und wohl auch das letzte Mal ein klein wenig zu widerſprechen? Ich glaube nicht," ſetzte ſie kopfſchüttelnd hinzu, „daß ich in Ballangelegenheiten eine gelehrige Schülerin werde; das hat Mama ſchon oft geſagt, und wenn ſie behauptet, es gehe mir das Talent zu dergleichen Vergnügungen ab, ſo glaube ich wahrhaftig, daß ſie Recht hat."

„Aber du tanzeſt doch recht gut," ſagte Frau v. Breda.

„Ich tanze wohl Dies oder Das," entgegnete das Mädchen, „aber es macht mir kein Vergnügen."

Es war ein eigenthümlicher Blick, den Onkel George in dieſem Momente nach dem Mädchen hinſandte. Man hätte glauben ſollen, er athme dabei tiefer auf als gewöhnlich; doch warf er gleich darauf ſeinen Kugelhaufen wie gleichgültig durch einander und meinte: „Ich verſichere dich, Julie, das ſind Geſchmacksſachen; man muß nie Jemanden zu einem Vergnügen zwingen wollen, denn der Zwang zerſtört jedes Vergnügen."

„Aller Anfang iſt ſchwer," ſprach freundlich lächelnd die Baronin, „und ich kann dich dagegen verſichern, daß ich in früheren Zeiten bei vielen meiner jüngeren Bekannten dieſelben Ideen fand, bis ſich einmal ein gewiſſes Intereſſe in die Sache miſchte."

Bei dem Worte „Intereſſe" zuckte der Baron wie mißbilligend mit den Achſeln, und Eugenie blickte ihre Tante ſo fragend an, daß er es für zweckmäßig hielt, ſtatt ihrer zu antworten. Er ſagte daher mit einem ſehr väterlichen Tone und mit emporgezogenen Augenbrauen: „Im Grunde hat deine Tante nicht ganz Unrecht, liebe Eu-

genie, ein junges Mädchen muß hier und da in die Welt; es muß seine Erfahrungen machen und sehen, wie es draußen zugeht. Du kannst wohl glauben, daß auch ich gewiß daran gedacht und auch schon einige passende Häuser ausgesucht habe, wo Julie so gut sein wird, dich in den nächsten Tagen vorzustellen. Da ist die Generalin B.," fuhr er gegen seine Frau gewandt fort, die ihn aufmerksam anblickte, „da ist Frau R., die eine Tochter fast in deinem Alter hat; da sind die beiden Fräulein C., deren Umgang zugleich angenehm und lehrreich für Eugenie sein wird, denn sie lieben es beide, eine englische oder französische Conversation zu führen. Willst du dann nächstens einmal auf einen Ball gehen," — wandte er sich an das junge Mädchen scheinbar mit großer Unbefangenheit, doch mochte er auch ein leichtes Zwinkern in den Augenwinkeln seiner Frau bemerkt haben — „so führen wir dich in diesen Tagen zum C.'schen Gesandten oder machen dich auch sonstwo bekannt, wo es euch genehm ist."

Es lag aber ein härterer Ton in der Stimme des Barons, als man sonst bei ihm gewohnt war, den die Baronin nicht zu hören schien, der aber in dem so tief fühlenden Herzen Eugeniens seltsam wiederklang, weßhalb sie sich bemühte, so heiter lachend, als ihr möglich war, zu sagen: „Onkel George, du sprichst da von Sachen, die ganz unnöthig sind, und wenn die Tante fortfährt, mich in die Welt treiben zu wollen, so muß ich wahrhaftig glauben, ich mache ihr doch zu viel Lärm hier im Hause, und sie suche dafür eine Ableitung nach außen. — Aber nein, nein!" setzte sie rasch und liebreich hinzu, als sie bemerkte, wie Frau von Breda ernsthaft den Kopf schüttelte, „das glaube ich ja auch nicht. Es war ja nur Scherz, wie alles Scherz war; nicht wahr, Onkel George? Ich bin ja so glücklich hier, wonach sollte ich mich sehnen? Nach fremden Menschen, die ich gar nicht kenne? — Gewiß nicht, Tante. — Wenn ich aufrichtig reden soll," sprach sie nach einer kleinen Pause, während ihre Augen einen eigenthümlichen Glanz annahmen, — „ja, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, so will ich nur sagen, daß ich sehr, sehr gern hier bin und daß,

wenn dies einmal nicht mehr ſein kann und wird, meine einzige Sehnſucht iſt, alsdann draußen unſer Landhaus wieder zu ſehen und meinen lieben, weiten, ſtillen Wald."

Es war für alle drei eine vielleicht nicht unangenehme Unterbrechung, als in dieſem Augenblicke der Kammerdiener das Deſſert aufſetzte und, nachdem dies geſchehen, dem Hausherrn mit leiſen Worten meldete, es ſei in wenigen Minuten ſechs Uhr und der Wagen vorgefahren.

„So müſſen wir denn an unſer Geſchäft gehen," ſagte der Baron, wobei er wieder ſeine gleichmüthige, heitere Miene angenommen hatte. Aber es iſt hier ſo behaglich bei euch, daß ich mich faſt ſcheue, in die trübe Nacht hinaus zu fahren. — Es regnet wohl noch?" fragte er den Kammerdiener.

„Es regnet und ſchneit durcheinander, ſtürmt auch ein bischen," antwortete dieſer.

„Ich bitte, den Grafen Helſenberg herzlich von mir zu grüßen, lieber George," ſprach die Baronin, „und ſei ſo gut, ihm zu ſagen, wie ſehr es uns freuen würde, wenn er hier und da herausfahren wollte. Er kann ja ſtundenlang ganz ungenirt ſich im Wintergarten aufhalten, und wenn er Geſellſchaft wünſcht, ſo mache ich mir und gewiß auch Eugenie ſich ein Vergnügen daraus, ihn ſo lange zu unterhalten, als er will. Er iſt ein armer Kranker," wandte ſie ſich an das Mädchen, worauf dieſe entgegnete: „Papa hat davon erzählt."

„A revoir denn!" ſagte der Baron, nachdem er ſeine Frau auf die Stirn geküßt und Eugenien eine Hand gereicht. — „Aber à revoir kann ich eigentlich zu dir nicht ſagen," wandte er ſich an letztere, „denn ich werde bei Helſenberg ein paar luſtige Bekannte finden, die es lieben, die Nacht zum Tage zu machen, und das iſt mir unbequem geworden. Siehſt du, Julie, auch deßhalb bliebe ich lieber hier bei euch. — Gute Nacht denn, Eugenie!" Damit fuhr er abermals leicht mit den Fingern über ihr dunkles Haar, nickte der Baronin zu und verließ das Zimmer.

„So!“ ſprach Frau von Breda, „jetzt wollen wir auch unſere kleine Soiree beginnen; ich habe das Buch von geſtern mit herunter gebracht, und wenn du mir aufmerkſam zuhören willſt, ſo führe ich dich abermals nach Indien an den Ganges, den heiligen Strom, wo es duftet und leuchtet, und wo die Lotosblume blüht — „ſich ängſtigend vor der Sonne Pracht,“ wie der Dichter ſagt.

Eugenie nickte mit dem Kopfe, dann horchte ſie mit einem Male aufmerkſam, und als man von draußen das dumpfe Rollen eines Wagens vernahm, ſagte ſie: „Onkel George fährt ſoeben fort.“

Neunzehntes Kapitel.

Vor fünf Zeugen.

Onkel George hatte ſich ſtill in die Ecke ſeines Coupé's gedrückt, und während er in die wirklich ſtürmiſche Nacht hinausfuhr, blieben ſeine Gedanken in dem kleinen behaglichen Kabinette, das er ſo eben verlaſſen; doch mochten dieſe Gedanken, mit denen er dort verweilte, gerade nicht von der heiterſten Art ſein, denn während er die Arme über einander ſchlug, zogen ſich ſeine Augenbrauen ernſt, faſt finſter zuſammen. Es iſt ein eigenthümliches Vergnügen, dachte er, ein junges Mädchen zwingen zu wollen, in die Welt zu gehen, wenn es einmal keine Luſt dazu hat. Man laſſe doch Jedem ſeinen Willen! Ich halte es obendrein für ein großes Glück, daß Eugenie nichts von dem wilden Sinne ihrer Mutter geerbt hat. Ah, das gäbe mir eine ſchöne Wirthſchaft! Da müßte ich am Ende anfangen, wo ich vor vielen Jahren aufgehört, woran ich ſchon damals kein Vergnügen gefunden und was mir jetzt wahrhaft unerträglich wäre: neue Bekanntſchaften machen, mein Haus öffnen, am Ende gar die Herren von Tondern, Fremont und Conſorten bei mir aus- und eingehen und ſie, protegirt von meiner Frau, ſich um Eugenie bemühen ſehen. Ich muß geſtehen,

das könnte mir conveniren! Aber in dem Punkte ſind die Weiber alle gleich. Und dann die Bälle! Was braucht man Jemand zu Bällen zu forciren, der einmal den Sinn dafür nicht hat! Und dieſe verfänglichen Reden an ein harmloſes Mädchen, wie Eugenie iſt, von Luſt an Bällen und dergleichen, wenn man einmal ein Intereſſe für etwas gefaßt hätte! Bah! — Aber es iſt und bleibt wahr: Auch die Beſte und Vernünftigſte kann das Zuſammenbringenwollen nun einmal nicht laſſen. Natürlich, wenn ſich eine gute Partie für Eugenie zeigte — aber eine ſehr gute Partie, eine außerordentlich gute Partie — ſo wäre ich der Erſte, der das zu protegiren ſuchen würde. Aber auf Bällen finden ſich dergleichen gute Partieen nicht, und was ein junges Mädchen da von Intereſſantem findet, darum drehe ich keine Hand herum; das ſind nur ſo trügeriſche Momente, hervorgebracht durch den Blick eines ſchönen Auges, die gewöhnlich verwehen und verſchwinden beim Erwachen am nächſten Morgen. — Dann finde ich auch, philoſophirte er weiter, daß bei einer Stellung wie der Eugeniens, bei einem ſo ſehr ſchönen Mädchen, es beſſer iſt, man erregt nicht zu viel Aufſehen mit ihr. Wer ſie kennen lernen will und weſſen Recht hierzu ich anerkennen mag, der kann dies ja in meinem Hauſe thun. Warum das gute Kind den Blicken Aller ausſetzen, wenn ſie ſtrahlend auf den Ball träte! Und ſtrahlend würde ſie auf den Ball treten, deſſen bin ich gewiß, ſtrahlend im friſchen Glanze ihrer Schönheit und Jugend, wie keine Andere. Ah! ſehr! ſehr!

Während er dies dachte, hatte der Baron unwillkürlich die Augen geſchloſſen, und Eugenie ſchwebte ihm vor, einfach weiß gekleidet, das dichte, dunkle Haar kunſtlos und doch wieder ſo graziös um den Kopf geſchlungen, nur mit einem friſchen Blüthenzweige geziert, ſo daß Alles an dem herrlichen Mädchen zuſammenpaßte; die Blüthenknospen eben aufgebrochen, Alles duftig und friſch. Ja, es war ihm, als perlten in ihrem Haare wieder glänzende Waſſertropfen wie heute Mittag nach dem Reiten — glückliche Waſſertropfen, die ſich bei ihr verflüchtigen — ſterben durften. — Ah! —

Da zerriß das dumpfe Rollen der Räder des Wagens, der in einen gewölbten Thorweg einlenkte und dann plötzlich hielt, seine Träume. Beinahe im gleichen Augenblicke wurde der Schlag geöffnet, und der Baron Breda sprang auf die Treppe, die in den ersten Stock des Palastes Helfenberg führte und heute Abend von keinem der vielen Gitter gesperrt war. Ja, selbst der strenge Hüter dieses Durchganges hielt sich in bescheidener Entfernung an der Thür seiner Loge, angethan mit dem schweren goldbordirten Pelzrocke, dem unförmlich breiten Bandeliere mit dem Wappen des Hauses und dem Degen, der offenbar für dieses Bandelier viel zu leicht war. Der Portier nahm den Stock mit dem großen silbernen Knopfe wie grüßend auf die Seite, als der Baron vorbeischritt und in die Zimmer hinaufging.

Hier war Alles glänzend erleuchtet, die stolze Wölbung des Treppenhauses mit den Deckengemälden, die steinernen Ritter in den Nischen, das Vestibül droben, über welches man an die Empfangs- und Wohnzimmer gelangte.

Auch diese waren jetzt am Abend in reicher Beleuchtung viel behaglicher und wohnlicher anzuschauen als heute Mittag, wo das ohnehin trübe Licht des Regentages sich nur mühsam zwischen den herabgelassenen Vorhängen eindrängen mußte.

Baron von Breda schritt durch die ihm wohlbekannten Räume bis zu dem Kabinette des Grafen, dessen Thür ihm der Kammerdiener mit einer leichten Verbeugung öffnete. Es war dasselbe, in welchem unser edler Freund, Don Larioz, empfangen worden war. Dort am Fenster stand der Schreibtisch; hier neben uns an der Wand sehen wir das Portrait des Mannes im grauen Jagdrocke, dessen Gesicht bis zu den Schultern wie unabsichtlich von der rothseidenen Schärpe bedeckt ist, die unten zusammengeschlungen den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht trägt. Alles war wie vor ein paar Stunden, nur der Bewohner dieses Zimmers fehlte, was aber George von Breda, der mit den Lokalitäten des Hauses und den Gewohnheiten des Hausherrn genau bekannt war, durchaus nicht befremdete; vielmehr schritt

er auf die Thür rechts vom Eingange zu, öffnete dieſelbe und trat mit einem lauten „Guten Abend!“ in einen kleinen Salon, wo ſich vier Herren um das Kaminfeuer gruppirt befanden. Rechts in der Ecke ſaß der Hausherr auf einem ſehr niedrigen Fauteuil, den Stock mit der weißen Krücke neben ſich; er beantwortete den Gruß des Barons mit einem freundlichen Zuruf, wobei er ihm mit der Hand herzlich entgegenwinkte und alsdann ſagte: „Ich hatte wahrhaftig halb und halb ſchon befürchtet, George, du würdeſt nicht kommen.“

„Und weßhalb das?“ fragte Baron von Breda. „Ich bin doch gewiß nicht im Rückſtand.“ Er wies nach der Uhr über dem Kamin, deren kleiner Zeiger noch auf der Ziffer Sechs ſtand, während der große freilich ſchon um ein paar Minuten weiter gerückt war.

„Nein, nein!“ erwiderte der Graf, „du biſt pünktlich wie immer. Das habe ich auch geſagt, — wenn du überhaupt kommſt. Aber Tondern da behauptet, du ſeieſt in den letzten Zeiten gar nicht mehr aus deinen vier Pfählen zu bringen geweſen. Etwas iſt ſchon daran; denn mich haſt du ſeit Kurzem gräulich vernachläßigt, und du weißt, ich ſchmachte nach deiner Geſellſchaft.“

„Ja, er macht ſich rar, dieſer gute George,“ ſagte ein junger, hübſcher Mann mit großem dunklem Schnurr- und Knebelbart, der, ſehr ſorgfältig und elegant angezogen, nachläßig an dem Kaminge-ſimſe lehnte.

„So, das findeſt du, Tondern?“ verſetzte George von Breda, wobei ſeine Mundwinkel lächelnd zuckten. „Nun, wenn das wirklich deine Anſicht iſt, ſo ſchlage ich dir gleich eine Wette vor.“

„Und die wäre?“

„Daß Fremont dort ganz dieſelbe Anſicht hat. Will einer von euch dagegen wetten?“

Der Graf lachte laut auf; denn er hatte ebenſo gut wie George von Breda bemerkt, daß Fremont, der in einem Fauteuil vor dem Kamin ruhte, ſchon den Mund geöffnet hatte, um, wie das bei ihm

und ſeinem Freunde Tondern zur Gewohnheit geworden war, des Andern Anſicht augenblicklich zu ſeiner eigenen zu machen.

Baron Fremont, obgleich noch ein junger Mann im Anfang der Dreißig, war wohlbeleibt, blond und hatte ein außerordentlich freundliches und ſtets lächelndes Geſicht, von welchem — dem Lächeln nämlich — ſeine Freunde behaupteten, er habe ſich das angewöhnt, um ſeine in der That prachtvollen weißen Zähne zu zeigen. Auch jetzt that er das im vollſten Umfange, als er lachend erwiderte: „Wilder George, du verleugneſt nie, daß du früher ein furchtbarer Fechter warſt. Du parirſt, ehe dein Gegner noch ſeinen Schlag zu führen vermag.“

„Ja, ja,“ rief luſtig der Graf, „und er parirt ſo vortrefflich, daß der erwartete Schlag nun gar nicht mehr geführt werden darf, ohne ſich ridicul zu machen.“

„Es iſt das gerade wie mit den beiden ewig vorgetragenen Räthſeln einer allerhöchſten Perſon, von welchen ein witziger Kopf das eine mit der Auflöſung des anderen beantwortete,“ ſprach Legationsrath von S., eine kleine, ſehr dünne Perſönlichkeit mit auffallend fahlem blondem Haar und einer Unruhe und Beweglichkeit, die ihn, ſelbſt wenn andere Leute ſtill ſaßen, zu unaufhörlichem Auf- und Abgehen antrieb. Herr von Tondern hatte einmal von ihm ausgeſagt, der Legationsrath hege bei der immenſen Triebkraft, die er bei ſich vorausſetzte, Andere aber vollkommen bezweifelten, die Befürchtung, auf irgend einer Stelle, wo er ſich zu lange aufhalte, anzuwurzeln, und deßhalb laufe er beſtändig hin und her.

„Was du vorhin gemeint,“ ſprach Baron Fremont nach einer Pauſe, „iſt nicht ohne; aber ich bedaure in der That, daß George's gute Parade alle Bemerkungen über das, was Tondern geſagt, abſchnitt, und ich möchte den Sieger um die Barmherzigkeit bitten, mir doch zu erlauben, über dieſes Thema noch ein wenig fortzufahren.“

„Ueber das Kapitel des Narmachens,“ ergänzte Tondern kopfnickend, worauf Graf Helfenberg, welcher ſah, daß George von Breda

mit den Achseln zuckte, erwiderte: „Nein, nein, das ist jetzt vorbei; überhaupt haben wir heute Abend keine Ursache, unserem guten Breda Vorwürfe zu machen; er hat den weitesten Weg und ist bei dem schauerlichen Wetter pünktlich erschienen.“

„Na, schauerliches Wetter, was will das sagen!“ entgegnete Tondern, wobei er den Kopf hin- und herwiegte; „er steigt vom Perron seines Hauses in sein Coupé, gibt sich die Mühe, dem Kutscher deinen Namen zu sagen, und ist da.“

Der Legationsrath war auf seinem hastigen Spaziergange durchs Zimmer einen Augenblick in der Nähe des Kamins stehen geblieben, schaute den Sprecher an und sagte zu ihm: „Du gibst dir bei deinen Ausfällen immer Blößen, lieber Tondern; wenn George nicht eine so harmlose Natur wäre, so würde er, deine Bemerkung beantwortend, dich fragen: Und machst du es mit deinem Kutscher nicht gerade so?“

Nachdem er dies gesprochen, wandte er sich um und schwebte wieder nach der andern Ecke des Zimmers.

Tondern hätte gern eine scharfe Bemerkung entgegnet, doch fürchtete er, daß sämmtliche Anwesende gegen ihn Partei nehmen würden. Wir brauchen dem geneigten Leser eigentlich kaum noch zu sagen, daß es Tondern, in Bezug auf die Bemerkung des Legationsraths, aus einem sehr einfachen Grunde nicht möglich gewesen wäre, seinem Kutscher einen Befehl zu geben, obgleich er gern so that und dafür, wie auch wegen seiner scharfen Zunge, von den Freunden oft stark mitgenommen wurde.

„Laßt das gut sein, mit euren Wortklaubereien,“ bemerkte der Hausherr; „wir sind alle pünktlich, wenn es gilt, irgendwo zu erscheinen, wo wir gern hingehen.“

„Oder, wenn wir zu Hause nicht gar so sehr gefesselt sind,“ konnte Herr von Tondern nicht unterlassen zu sagen, wobei er einen Blick auf George von Breda warf, den dieser aber nicht zu bemerken schien.

Auf der andern Seite, als der, zu welcher die Gäste hereingekommen waren, öffnete sich langsam die Thür, der Kammerdiener des

Grafen erſchien und meldete, daß ſervirt ſei. George von Breda trat an den Fauteuil des Hausherrn, reichte ihm ſeinen Arm und hob ihn ſo leicht von dem Seſſel empor.

„Wie ſich die Zeiten ändern!“ ſagte Helſenberg lachend; „jetzt werde ich in meinem eigenen Hauſe von einem Gaſte noch als Dame zu Tiſche geführt. Ja, wer weiß, was uns die nächſten Tage bringen!“ ſetzte er mit einem leichten Anflug von Traurigkeit hinzu. — „Doch benutzen wir die Zeit, ſo lange uns das roſige Licht noch ſcheint!“ Dies ſprach er mit einem Lächeln, aber es war ſchmerzlich anzuſehen, um ſo mehr, da der arme Graf dabei einen tänzelnden Schritt annehmen wollte, der ihm aber durchaus nicht gelang.

Alle gingen ins Eßzimmer und nahmen dort an dem reichbeſetzten kleinen Tiſche ihre Plätze ein, mit alleiniger Ausnahme des Legationsrathes, der nicht unterlaſſen konnte, wie um den ſilbernen Tafelaufſatz genau zu betrachten, einmal ſchnell um den Tiſch herum zu ſchreiten, ehe er ſich ſeinem Stuhle näherte.

„Das iſt ein harter Moment für ihn,“ lachte Baron Fremont. „Jetzt muß er ſtill ſitzen, und da könnte ihm das Entſetzliche geſchehen, auf dem Stuhle feſtzuwachſen. Was würdeſt du in dem Falle thun, alter Freund?“

Der Sprecher zeigte in dieſem Augenblicke in ſüßer Erwartung des guten Diners von ſeinen ſchönen Zähnen ſo viel, als ihm möglich war, und ſah ſeinen kleinen Nachbar dabei an. Ehe dieſer aber auf die Frage antworten konnte, meinte Herr von Tondern: „Du haſt unſerem Legationsrath Unrecht gethan; er war ganz bei ſeinem Departement und ging, wie dieſe Herren es ſo gern zu machen pflegen, als Katze um den heißen Brei herum.“

„Fehlgeſchoſſen! fehlgeſchoſſen!“ lachte der kleine Mann gutmüthig; „ich war in dieſem Augenblick in Indien, wo man um den Tiſch herum ſchreitet, ehe man ſich niederläßt. Es iſt das wie das Gettatore der Neapolitaner gegen das böſe Auge, eine Zauberformel gegen böſe Zungen. — Aber die Suppe iſt vortrefflich.“

Damit fing das Diner an und nahm, einige Häkeleien und spitzige Bemerkungen des Herrn von Tondern abgerechnet, die Baron Fremont immer aufs freundschaftlichste belachte, seinen ungestörten und vortrefflichen Fortgang, ja, einen so vortrefflichen Fortgang, daß selbst Tondern gegen das Dessert hin wahrhaft versöhnlich wurde, und Fremont, in seinen Stuhl zurückgelehnt, mit einer fast rührenden Melancholie an die Decke emporschaute, wobei er seufzend sagte: „Daß doch alles Schöne so vergänglich ist!“

Graf Helfenberg hatte das Diner vorübergehen lassen, ohne Vieles von den servirten Schüsseln zu genießen; auch trank er nur hier und da ein paar Tropfen Wein mit Wasser. Gegen das Ende hatte er den Kopf in die Hand gestützt und war in tiefes Nachdenken versunken, wobei er vor sich hin starrte und nur zuweilen als höflicher Wirth bei irgend einer lustigen Bemerkung ein trübes Lächeln zeigte, dem man jedoch wohl ansah, daß es gänzlich ohne Zusammenhang mit dem Tischgespräche war. Als aber Baron Fremont die eben erwähnten Worte sprach, worin er das Vergängliche alles Schönen beklagte, erhob sich der Hausherr mühsam von seinem Stuhle, ließ sich von dem Kammerdiener ein gefülltes Champagnerglas reichen und sagte, indem er die Rechte auf den Tisch stützte: „Ich möchte zu euch, meine lieben, guten und erprobten Freunde, ein paar Worte sprechen; da ich aber, wie euch allen bekannt ist, kein Redner bin, so wurde es mir schwer, zu beginnen, und ich danke daher Fremont, daß er mir, ohne es zu wollen, den Eingang meiner Rede soufflirte. — Ja, Alles ist vergänglich auf dieser Erde, das Schöne wie das Häßliche, das Große wie das Geringe! Eine dieser vier Eigenschaften dürfte auch ich wohl besitzen, und daß ich obendrein ein Recht habe, von meiner Vergänglichkeit ganz besonders zu sprechen, wird mir Keiner von euch abstreiten wollen.“

„Aber, Helfenberg,“ rief Herr von Tondern, „welch melancholischer Trinkspruch! Was lauert dahinter?“

Fremont schüttelte mit dem Kopfe, und Baron von Breda, der

augenſcheinlich den trüben Ideen ſeines Tiſchnachbars und Freundes folgte, blickte düſter ſchweigend vor ſich nieder.

„Wenn mein Trinkſpruch, wie Sie es nennen, melancholiſch anfing,“ fuhr der Graf fort, „ſo war es wahrhaftig nicht meine Abſicht. Iſt es denn traurig, daß das alles vergeht? Ich kann das von mir nicht ſagen, denn wie ich lebe — eigentlich wie ich vegetire — muß ich ſchon geſtehen, daß ich mir aus dem Aufhören dieſes Zuſtandes in der That nichts mache; und da ich, vielleicht nach vielen Schmerzen, dahin gelangt bin, mir dieſes Aufhören faſt zu wünſchen, ſo iſt es mir auch möglich, darüber mit aller Ruhe zu denken und zu ſprechen.“

„Wozu das, Helfenberg?“ fragte George von Breda mit weicher Stimme, indem er ſeine Hand auf die des Freundes legte; „warum in unſeren heiteren Kreis eine ſo traurige Stimmung rufen? Denn daß deine Rede uns traurig ſtimmen muß, wirſt du bei uns, die wir dich ſo herzlich lieben, vorausſetzen.“

„Das ſoll ſie aber nicht!“ rief der Hausherr, indem er ſein Glas erhob, „und wenn ihr meinen Trinkſpruch auf die Vergänglichkeit nicht annehmen wollt, ſo will ich denn zuerſt mein Glas leeren auf das Glück des friſcheſten und herrlichſten Lebens, welches ich kenne.“

„Und welches iſt das?“ fragte Fremont, ehe er ſeinen Kelch an die Lippen ſetzte.

„Gleichviel,“ erwiderte der Graf, „irgend eines, das Jeder ſich nach ſeinem Belieben denken mag.“

Nach dieſen Worten preßte er die Lippen feſt zuſammen und ſtieß mit ſeinem Glaſe ſo heftig an das des Barons von Breda, der ihm zunächſt ſaß, daß es mit einem ſchneidenden Klange zerſprang.

Während der Kammerdiener eilig die Trümmer entfernte und einen neuen Kryſtall herbei brachte, tranken die vier Freunde ſchweigend ihre Kelche leer, und der Hausherr ſprach faſt jubelnd: „So iſt es recht! nach dieſem Trinkſpruche durfte das Glas zu nichts Anderem mehr dienen.“ Dann ſetzte er mit angenommener Luſtigkeit noch hinzu: „Nachdem ich euch nun bewieſen, daß ich weit entfernt von

ab und Du kannſt alsdann den letzten Nothanker ergreifen, welcher jungen liederlichen Subjekten übrig bleibt, d. h. zum Kalbfell ſchwören. Im Uebrigen grüßen Dich meine Kinder auf's Freundlichſte, ſowie ich und verbleibe dabei bis auf Weiteres

Dein wohlgeneigter

Oheim.

Bayerische Staatsbibliothek München

.nn

und

Druck von Carl Schultze in Berlin.

aller Traurigkeit bin, laßt mich auch mit ein paar Worten meine Rede von vorhin zu Ende bringen. Es gibt Dinge, die man ſich nun einmal vorgenommen hat, mit einer gewiſſen Feierlichkeit zu begehen. Man weiht alſo ein Haus ein, das man ſich erbaut, man verläßt ebenſo ein anderes, in welchem man nicht mehr lange zu wohnen gedenkt, nicht ohne eine ſolche Weihe. — Und zu einer ſolchen Feierlichkeit habe ich euch, meine Freunde, eingeladen. Wenn ihr aber nun nach meiner großen Rede etwas Bedeutendes erwartet, ſo habt ihr euch vollkommen getäuſcht; ja, ich fürchte faſt, es wird euch das ſo unbedeutend erſcheinen, daß Tondern es nicht unterlaſſen wird, eine witzige Bemerkung darüber zu machen, und wenn er das thut, ſo ſoll es mir zur Erhaltung eures und meines Humors lieb ſein. — Mit einfachen Worten denn: ich habe mein Teſtament gemacht und bitte euch freundlich, daſſelbe als Zeugen unterſchreiben zu wollen."

Den Baron Breda durchſchauerte es leicht, als ſein Nachbar ſo ſprach und ſich darauf ermüdet und bleicher als vordem auf ſeinen Stuhl niederließ.

Fremont ſchloß ſeinen Mund, als habe er plötzlich etwas Unangenehmes auf ſeiner Zunge geſpürt; der Legationsrath war aufgeſtanden und ging, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten auf und ab, und ſelbſt Tondern ſchien ſich zu einem Lächeln zwingen zu müſſen, als er, mit ſeinem Glaſe ſpielend, ſagte: „Sie ſollen ſich gewiſſermaßen in mir nicht geirrt haben, lieber Freund. Gute Witze machen iſt nicht gerade meine Sache, wie ihr alle wißt; aber ich kann Ihnen à propos Ihrer Rede etwas nicht verhehlen, was ich verbürgen kann; ich habe nämlich einen Mann gekannt, der ebenfalls ſehr frühzeitig ſein Teſtament gemacht und ſechzig Jahre ſpäter an Altersſchwäche geſtorben iſt. — Möge es Ihnen gerade ſo ergehen!"

„Ja, ja," bemerkte Baron Fremont, der ſich wieder gefaßt hatte, „dieſen Fall kenne ich und kann ihn bezeugen; die Erben kamen ſchlecht dabei weg, und von dem, was ſie erhalten ſollten, hätte man die Buchſtaben auf ihren Grabſteinen neu vergolden können. — Aber

wie dem auch sei, daß Sie uns bedenken werden, davon bin ich fest überzeugt. Möge es uns aber auch so ergehen wie Jenen! Das spricht meine Freundschaft für Sie."

„Amen!" sagte eine Stimme im Hintergrunde des Zimmers, und als sich Alle umwandten, bemerkten sie den Legationsrath, der mit gesenktem Haupte von einer Ecke zur andern schritt.

Graf Helfenberg hob mit einer Verbeugung gegen George von Breda und Herrn von Tondern die Tafel auf, worauf sich Alle in den Salon zurück begaben, um Kaffee und Liqueur zu nehmen, sowie die unvermeidliche Cigarre, die wir nun einmal dem geneigten Leser in Ausnahmsfällen nicht erlassen können, da wir, wie hier zum Beispiel, gegen die Wahrheit eines Garçon-Diners aufs Gröblichste verstoßen würden, wenn wir verschweigen wollten, daß der größte Genuß nach demselben in dem behaglichen Rauchen einer echten Havannah besteht.

Mittlerweile war es sieben Uhr geworden, und da der Rechtsconsulent Doktor Plager in allen geschäftlichen Obliegenheiten von einer musterhaften Pünktlichkeit war, so erschien wenige Minuten, nachdem die Uhr die angegebene Stunde geschlagen, der Kammerdiener und meldete seinem Herrn, der eben genannte Geschäftsmann sei ins anstoßende Kabinet getreten.

„Ich komme gleich," gab Graf Helfenberg zur Antwort, wobei er sich, auf seinen Stock gestützt, erhob. „Thut mir den Gefallen," wandte er sich an die Freunde, „und laßt euch nicht stören. Ich werde eben ins Nebenzimmer gerufen, um die Vorbereitungen zu jenem Akte zu treffen, zu welchem ich euch als Zeugen erbeten. — Erbeten," setzte er lächelnd hinzu, „ist der technische Ausdruck für diese Art von Einladung, und ich thue das kund und füge es hiermit zu wissen, damit ihr seht, daß ich mich auch um Geschäftssachen bekümmere."

Damit verschwand er in seinem Kabinette.

Die Zurückbleibenden saßen mit Ausnahme des Legationsrathes stillschweigend um den Kamin, mehr oder minder mit ernsten Gedan-

ken beſchäftigt. Baron Breda, der wohl am beſten den körperlichen Zuſtand des Freundes zu kennen ſchien, fühlte ſich von der ganzen Sache aufs Schmerzlichſte berührt; er ſah wohl ein, daß dieſes Teſtamentmachen mehr als eine gewöhnliche Formalität war, und es wurde ihm nicht ſchwer, ſich in die Lage des unglücklichen Freundes zu verſetzen und die Seelenleiden mit zu empfinden, die wahrſcheinlich vorangegangen waren, ehe dieſer Entſchluß bei ihm gereift und zur Ausführung gekommen.

Herr von Tondern und Baron Fremont ſprachen ihre Gedanken über daſſelbe Thema gegen einander aus, hatten es aber von einer andern Seite aufgefaßt.

„Wie kommt es eigentlich," ſagte Fremont, „daß der Graf überhaupt teſtiren will? Sind denn nicht die großen Güter der Familie, die er als älteſter und einziger Sohn ſeines Vaters antrat, Lehen und Fideicommiſſe?"

„Das iſt der größte Theil der Güter allerdings," entgegnete der Gefragte. „Wenn wir Beide aber," ſetzte er leiſer hinzu, „meinetwegen mit noch ein paar Anderen, das zu theilen hätten, was dem Grafen an Gütern und Vermögen als freies Eigenthum und nicht zu Lehen oder als Fideicommiß gehört, ſo würden wir zufrieden ſein. Das ſind die großartigen Vermögen der Großmutter und der Mutter unſeres Freundes, ſowie die Erſparniſſe namentlich des Vaters."

„Wie die Glücksgüter doch ſo ungleich vertheilt ſind!" ſprach Fremont mit einem tiefen Seufzer. — „Ich bin gerade nicht unzufrieden mit dem, was ich habe, aber ein bischen mehr ſchadet immer nichts. Es muß doch ein eigenes Gefühl ſein, ſo eine große Herrſchaft ſein nennen zu können.

„Von einem ſolchen Gefühl habe ich gar keine Idee," meinte Herr von Tondern trocken; „mit Herrſchaften und Ländereien gebe ich mich auch nicht gern ab, mir wäre ein tüchtiges Quantum baaren Geldes viel lieber."

„Nein, nein, das kann ich nicht ſagen," entgegnete der Andere,

wobei er sich in den kleinen Fauteuil zurücklehnte und dem blauen Dampfe nachsah, den er gerade emporsteigen ließ. „Ah, ein eigener Herd, und ein Schornstein mit dem Rauche des Küchenfeuers, das dein Diner kocht, ist schon eine wundervolle Idee!“

„Natürlich aber muß dieser Herd,“ vernahm man des Legationsrathes feine Stimme, der wie ein Schatten hinter den Stühlen auf und ab strich, „am Ende zu einer Enfilade von circa zwanzig Zimmern gehören, von deren Fenstern man mit dem besten Fernrohr die umliegenden Felder und Wälder nicht übersehen kann.“

Fremont nickte mit dem Kopfe und versetzte, ohne sich nach dem Sprecher umzuschauen: „Ganz meine Ansicht, und ich wüßte von den Gütern unseres guten Freundes gerade eines, das alle diese eben angegebenen vortrefflichen Eigenschaften besitzt. Es ist dieß Schloß Stromberg, — ah, eine deliciöse Besitzung! — Apropos!“ wandte er sich an George von Breda, der sich mit keiner Sylbe in dieses Gespräch mischte, „du mußt ja Stromberg genau kennen. Stößt es nicht an die Besitzungen deines Schwagers, des Herrn von Braachen?“

„Es stößt daran,“ entgegnete der Gefragte.

„Nicht wahr, es ist wunderschön?“

„Das Schloß liegt prachtvoll, und die Besitzungen sind ausgedehnt und vortrefflich erhalten.“

„Ist es Fideicommiß oder Lehen?“

„Nein, es wurde vom Vater unseres Freundes erworben und durch viele Ankäufe arrondirt. Er hatte es zum Wittwensitze für die leider so früh verstorbene Gräfin Helfenberg bestimmt.“

„Da hast du, was dir paßt,“ sagte Tondern, indem er sich lang ausstreckte. „Wer weiß, ob nicht drinnen in diesem Augenblicke dein Glück entschieden wird! Nun, ich gratulire dir zum Voraus und kenne keinen Neid; ich gönne dir die Herrschaft und bin mit circa fünfzigtausend Thalern zufrieden. Weniger kann er doch nicht für seine Freunde thun.“

„Ihr seid doch in der That entsetzlich ruchlose Menschen,“ nahm

Baron Breda das Wort, wobei die Stimme sehr ernsthaft klang, wenn auch auf seinen Zügen ein leichtes Lächeln erschien. Ich möchte eigentlich wissen, was im Stande wäre, euch einmal in eine ernste Stimmung zu versetzen."

„Dieses Mal muß ich für die Beiden, obgleich ungern, Partei nehmen," sprach der vorbeischwirrende Legationsrath. „Wenn ich auch überhaupt nicht in Abrede stellen will, daß es in vielen Beziehungen ruchlose Menschen sind — sie sind selbst davon überzeugt — so muß ich doch zu ihrer Rechtfertigung sagen, daß diese Erbgelüste in der meisten Menschen Herzen existiren. Ich habe meine Eltern gewiß außerordentlich geliebt, aber ich erinnere mich noch ganz genau, daß ich mit einem jüngeren Bruder häufig Gemälde und Mobilien in Gedanken vertheilt habe, wie wir dachten, daß sie uns später einmal zufallen sollten."

„Damals waret ihr Kinder und unzurechnungsfähig," warf George von Breda leicht hin.

„Ja, freilich waren sie Kinder," lachte Herr von Tondern, „aber um jenes Prädikat heim zu geben, in der That ruchlose Kinder, und jetzt begreife ich erst recht, warum du immer umherirrst wie der ewige Jude. Wahrhaftig, ich sehe klar und nehme meine Rede in Beziehung auf das Anwurzeln zurück — es ist dein böses Gewissen, das dich beständig ruhelos umher treibt."

„Ich glaube, daß Tondern diesmal Recht hat," meinte auch Baron Fremont nach einer kleinen Pause, in der man nur ein heiseres Lachen des Legationsrathes gehört; „wenigstens kann ich dir versichern, daß dieses nachtschmetterlingsartige Umherflattern für deine Nebenmenschen, die gezwungen sind, ihm zuzuschauen, etwas sehr Nervenangreifendes hat. — Aber genug davon, ich sehe unserem Freunde George an, daß ihn unsere Reden gewaltig ennuyiren. — Was Anderes denn! Du hast ja früher," wandte er sich an Tondern, „bedeutend in der Rechtspflege herumgepfuscht und wirst wohl so viel

davon behalten haben, um uns sagen zu können, was es mit so einem Testamente für eine Bewandtniß hat."

„Das ist im Grunde sehr einfach," versetzte der Gefragte. „Der Erblasser erklärt vor Gericht, vor einem Notar, Rechtsconsulenten oder sonstigen beeidigten Schreiber, er habe im Sinne, über sein Vermögen letztwillig zu verfügen, dasselbe an Den oder Den zu hinterlassen; darauf unterschreibt er, die Zeugen und der Beamte ebenfalls, man drückt sein Siegel bei, und somit ist die Sache abgemacht, und das Aktenstück wird bei Gericht deponirt."

„Auf diese Art erfahren die Zeugen also," forschte Fremont weiter, „über welches Vermögen verfügt wird und zu wessen Gunsten? Das kann zuweilen für die Betreffenden nicht uninteressant sein."

„Es gibt fünf Formen von Testamenten," fuhr Herr von Tondern mit wichtiger Miene fort, dem es angenehm schien, von seinen übrig gebliebenen Kenntnissen etwas Weniges zeigen zu können; „fünf Formen, die sich aber, um deine Bemerkung von so eben zu beantworten, eigentlich in drei Abtheilungen bringen lassen, — erstens und zweitens in die mündliche und schriftliche Form, bei welcher die Zeugen allerdings erfahren, was und wie testirt wird; drittens aber in die mystische, wo das Testament von dem Notar entweder selbst geschrieben oder beglaubigt wird, vom Erblasser unterschrieben, von eben demselben couvertirt und fest versiegelt, worauf dann die Zeugen nichts zu thun haben, als außen hin ihre respectiven Namen zu setzen."

„Die mystische Form gefällt mir nicht," entgegnete Baron Fremont, indem er die Oberlippe aufwarf und sich durch das Haar fuhr. „Da muß man Sachen unterschreiben, von denen man keine Kenntniß genommen hat. Ich finde das nicht angenehm und auch meiner Ansicht nach rechtlich unbegründet."

„Und es hat doch seine großen Vortheile für den Erblasser, ja, sogar für den Erben," vernahm man aus dem Hintergrunde des Salons die Stimme des Legationsrathes. „Stell' dir zum Beispiel vor, Fremont, es wäre da ein reicher Mann, der vermachte unserem

Tondern — um nur einen Namen zu nennen — wir wollen ſagen, die fünfzigtauſend Thaler, die er ſich vorhin gewünſcht; das weiß Tondern und lebt darauf hin, als wenn er die fünfzigtauſend Thaler ſchon im Sack hätte; er glaubt ja, er werde ſie einſtens bekommen. Darauf geht es aber, wie unſer verehrter Freund vorhin ſagte: der Erblaſſer ſtirbt nämlich erſt circa ſechzig Jahre nach Abfaſſung des Teſtaments an Altersſchwäche. Was dann? Da hätte ſich der arme Tondern eine vergebliche Hoffnung gemacht und wahrſcheinlich ein noch ſchlechteres Ende genommen, als ihm ſo ſchon bevorſteht."

„Du biſt unzurechnungsfähig," verſetzte mürriſch der, von dem eben die Rede war. „Deßhalb laſſe ich dir auch deine Bemerkungen hingehen. Wenn du übrigens künftig wieder perorirſt, ſo übe deine Beiſpiele an einem Anderen und nicht an mir."

Baron von Breda war aufgeſtanden und hatte ſich ans Fenſter begeben, wo er in die immer noch ſtürmiſche Nacht hinausſchaute. Hier und da war das Gewölk zerriſſen und ließ einen bleichen Strahl des Mondes durchſchimmern, phantaſtiſche Wolkenformen zeigend.

Jetzt öffnete ſich die Thür des Kabinettes, und Graf Helſenberg kam von dort zurück, gefolgt von einem Herrn in ſchwarzem Frack, wobei derſelbe eine ſteife weiße Halsbinde trug, welche das im gegenwärtigen Augenblicke ſehr ernſte und feierliche Geſicht einrahmte. Es war Herr Doktor Plager, der ſich, die Feierlichkeit des Momentes und die vornehme Geſellſchaft, in die er eintrat, vollkommen würdigend, nach einem ſehr tiefen Bückling den vier Herren vorſtellen ließ und ſich dann nach einigem Zögern auf einen Stuhl ſetzte; und als er ſich nun endlich niedergelaſſen, berührte er mit dem Rücken nicht die Lehne deſſelben, ſondern ſaß mit dem ſtarr emporgekämmten Haar gerade und aufrecht da — eine faſt unheimliche Erſcheinung, ein würdiger Träger oder ſelbſt Repräſentant des wichtigen und ernſten Papieres, welches er in der Hand hatte.

„Die Herren, ſämmtlich meine genauen Bekannten," wandte ſich Graf Helſenberg an den Rechtsconſulenten, „ſind bereits von dem

Dienste unterrichtet, den ich sie bat, mir zu leisten. Wie Sie sehen, sind es aber nur vier, und der Form des Gesetzes nach brauchen wir fünf Zeugen. Es ist mir recht fatal, daß Ihr Schreiber nicht mitgekommen ist."

„Auch ich bedaure das unendlich," entgegnete Herr Doktor Plager, wobei er sein Kinn in die weiße Halsbinde vergrub. „Herr Larioz wird untröstlich sein; aber er fand sich wirklich so unwohl, vollkommen fieberhaft, daß ich es für gewissenlos gehalten hätte, ihn in die kalte Nachtluft hinaus zu nöthigen."

„Es thut mir doppelt leid, daß Don Larioz nicht gekommen ist," sagte der Graf lächelnd und indem er fortfahrend sich an George von Breda wandte; „du hättest eine ganz interessante Bekanntschaft gemacht; ein spanischer Edelmann, der, Gott weiß, durch welche Schicksale, Schreiber bei meinem sehr ehrenwerthen Rechtsfreunde geworden."

„Ein echter Spanier?" fragte Herr von Tondern.

Der Rechtsconsulent nickte ehrerbietig mit dem Kopfe, wobei er sich freundlich zu lächeln bemühte.

„Ein echter Spanier," wiederholte der Graf, „unternehmend wie ein Andalusier und dabei stolz wie ein Castilianer. Ich weiß selbst nicht, warum, aber obgleich ich ihn Vormittags nur eine Stunde gesprochen, habe ich eine fast unbegreifliche Neigung zu ihm gefaßt."

Bei diesen Worten warf er dem Rechtsconsulenten einen eigenthümlichen Blick zu, den dieser dadurch beantwortete, daß er sich leicht vornüberbeugte, die Augenlider herabfallen ließ und das wichtige Papier ein klein wenig gegen seine Brust erhob.

„Was nun den fünften Zeugen anbelangt," fuhr der Graf nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „so habe ich mir nicht anders zu helfen gewußt, als irgend einen Unbekannten zu pressen. Zufälliger Weise ist mein zweiter Kutscher krank und erhält gewöhnlich um diese Zeit" — er warf einen Blick auf die Uhr — „den Besuch des Arztes meiner Dienerschaft. Ein wackerer Mann, der Arzt nämlich, den ich schon lange selbst consultirt hätte, wenn ich es über-

haupt noch der Mühe werth oder von irgend einem Nutzen hielte, über mich selbst zu sprechen."

In diesem Augenblick vernahm man im Kabinette, dessen Thür vorhin nicht geschlossen worden war, eine ziemlich laute Stimme, welche sagte: „Das kann ich Ihnen versichern, mein lieber Herr Kammerdiener — und Sie mögen meinen Worten glauben, wenn es Ihnen gut dünkt — der verschlimmerte Zustand unseres Patienten dahinten gestern Abend kam einzig und allein daher, daß er etwas gefressen — Sie werden mir im vorliegenden Falle erlauben, diesen Ausdruck zu gebrauchen — was er nicht hätte fressen sollen; ja, ich kann wahrhaftig es nicht anders nennen, denn das Factum steht fest: er hat sich den Magen überladen, item ist kränker geworden, und es hat etwas Kräftiges gebraucht, ihn wieder so weit zu bringen, wie wir ihn schon vor ein paar Tagen hatten. — Das habe ich Ihnen zur Vorsicht gesagt, mein lieber Herr Kammerdiener; denn sie werden einsehen, daß Jemand da sein muß, der über dergleichen Patienten eine strenge Aufsicht führt. — So, jetzt bin ich mit der Geschichte fertig und bitte, Seiner Erlaucht zu melden, daß ich ganz zu seinen Diensten stehe."

Nachdem die Stimme im Kabinette sich also hatte vernehmen lassen, erschien der Kammerdiener an der Thür des Salons und wollte die ihm aufgetragene Meldung machen, doch ließ ihn der Graf nicht zu Worte kommen, sondern rief ihm entgegen: „Wir wissen schon! Bitten Sie den Herrn Doktor, er möge gefälligst zu uns eintreten."

Dies geschah denn auch augenblicklich, und unser Bekannter, Doktor Flecker, trat auch hier gerade so unbefangen und ungenirt ein, wie er dies bei dem Schneidermeister Schwörer oder der Frau Brenner gethan; ja, als er einige Schritte gegen die Gesellschaft gemacht und flüchtig mit dem Kopfe genickt, nahm er seinen Hut unter den linken Arm, zog mit der Rechten sein Taschentuch hervor und putzte mit demselben die Gläser seiner Brille, die von der Wärme in den Zim-

mern wiederholt angelaufen waren; dann ſetzte er dieſelbe wieder ruhig auf ſeine Naſe und erwiderte nun erſt den freundlichen Gruß des Grafen mit einem etwas tieferen Kopfnicken, eine Bewegung, die er hierauf auch gegen die übrigen Herren machte, nachdem der Graf ſeinen und deren Namen genannt. Etwas erſtaunte der Doktor, als er den Rechtsconſulenten in weißer Halsbinde erblickte; doch klopfte er ihm zur Begrüßung freundlich auf die Achſeln und ließ ſich dann bequem auf einen Lehnſtuhl nieder, den der Kammerdiener hinter ihn gerollt.

„Es freut mich ſehr, daß Sie meiner Bitte Folge gegeben," ſagte Graf Helfenberg zu dem Arzte. „Aber Sie werden ſich wundern, lieber Herr Doktor, trotzdem im Augenblicke hier Niemand zu finden, der Ihnen die Hand zum Pulsfühlen entgegenſtreckt. Bei mir verlohnt ſich das nicht mehr der Mühe, und die Anderen ſind kerngeſund."

„Aeußerlich ja," murmelte der Legationsrath, der in der Diagonale des Zimmers eine Bahn wie ein Komet beſchrieb. „Aeußerlich wohl, aber viel krankhafte Seelenzuſtände."

Wofür ihm Tondern, hinter deſſen Stuhle er das letzte Wort ausſprach und ſtark betonte, einen geringſchätzenden Blick zuwarf.

Der Armenarzt hatte ſich mit einer ſehr ſchnellen Neigung des Kopfes gegen den Grafen verbeugt und ſagte dann launig: „Ich habe mir das denken können; jedes Geſchöpf auf dieſer Erde hat ſeinen beſtimmten Rayon; der Vogel lebt in der Luft, der Fiſch im Waſſer, der Wurm in der Erde, der Armenarzt in dem vierten Stockwerk der Häuſer oder in den Bedientenkammern. Und deßhalb ſollte man, um in meinem Gleichniß fortzufahren, eigentlich ängſtlich ſein, das angewieſene Terrain zu verlaſſen; denn wenn Fiſch und Vogel aus dem Waſſer und der Luft in den erſten Stock einer menſchlichen Wohnung gebracht werden, ſo geſchieht das in der Regel nicht, um ihnen einen vergnügten Augenblick zu machen, ſondern um ſie aufzuſpeiſen. Sie werden mir zugeben, daß ich mich faſt im gleichen Falle befinde, wo-

gegen ich Ihnen aber bestens versichern will, daß ich ohne Furcht und mit großer Bereitwilligkeit erschienen bin. Eure Erlaucht haben über mich zu befehlen."

„Der Doktor wird gewiß nicht erschrecken," sprach Herr von Tondern mit einer gewissen protegirenden Miene, die er anderen Ständen gegenüber gern anzunehmen pflegte, „wenn er hört, um was es sich handelt. Wie Mancher glaubt, und wohl mit größerem Rechte, sein Testament machen zu müssen, wenn er den Arzt nahen sieht! Das geht meistens Hand in Hand."

„Ja, es geht oftmals Hand in Hand, Herr von Tondern," bemerkte achselzuckend der Doktor, „und obendrein erbt dabei ein gewissenhafter Arzt noch etwas, was ihm nicht mehr genommen werden kann — das Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben. Das kann man nicht von jedem anderen Erben sagen."

Graf Helfenberg schien nicht auf dieses Gespräch geachtet zu haben; er hatte die Augen mit der Hand bedeckt, und als er dieselbe jetzt wieder herabsinken ließ, sagte er: „So wollen wir an unser Geschäft gehen. — Ich glaube, ich muß das Wort nehmen?" wandte er sich mit einer höflichen Verbeugung an den Rechtsconsulenten.

Dieser nickte würdevoll mit dem Kopfe und erhob sich darauf von seinem Stuhle, um sich hinter denselben zu stellen, wobei er das verhängnißvolle Papier vor sich hielt.

Herr von Tondern zog die Augenbrauen etwas finster zusammen und flüsterte seinem Nachbar zu: „Den Worten des Grafen nach haben wir ein mystisches Testament zu erwarten."

„Das wäre fatal!" entgegnete Baron Fremont, wobei er diesmal, da sich sein Gesicht unwillkürlich verlängerte, die untere Reihe seiner Zähne sehen ließ.

Graf Helfenberg war ebenfalls von seinem Stuhle aufgestanden und sprach: „Nachdem ich mich entschlossen, meinen letzten Willen aufzusetzen, habe ich denselben eigenhändig niedergeschrieben, diese

meine Schrift von dem hier gegenwärtigen vereidigten Rechtsconsulenten, Herrn Doktor Plager, beglaubigen lassen, dann dieses Testament couvertirt und versiegelt und erkläre nun, daß man es als meinen letzten Willen betrachten und vollstrecken solle. Auch wünsche ich, daß es bei dem hiesigen Stadtgerichte deponirt werde, wo es dann nach meinem Tode zu finden sein wird."

Bei diesen Worten war der Rechtsconsulent mit einem ernsten, fast traurigen Gesichte tief in seine Halsbinde hinabgetaucht, wodurch er vielleicht pantomimisch ein Untergehen in wehmüthigem Schmerze anzeigen wollte. Dann aber ließ er sein ganzes Gesicht wieder sehen, machte den Anwesenden eine tiefe Verbeugung und sagte: „Seine Erlaucht, der Herr Graf von Helfenberg, haben also nach seinem freien Willen testirt und haben sein Testament darauf vor meinen Augen verschlossen und versiegelt, und ich erlaube mir nun, die hochverehrten Herren, die als Zeugen anwesend sind, zu bitten, auf dieses Couvert ihre Namen und Insiegel beisetzen zu wollen.

„Es ist so, wie ich dir gesagt," flüsterte Tondern abermals dem Baron Fremont zu, indem er sich bückte, als wolle er etwas aufheben, was ihm entfallen. „Es ist eigentlich verflucht das! Ich bin überzeugt, Helfenberg hat an uns gedacht; aber es wäre von großem Vortheil, mit seinem Ehrenworte versichern zu können, man habe dort einmal seine zehn- oder zwanzigtausend Thaler zu erwarten."

Der Andere nickte kaum bemerkbar mit dem Kopfe, worauf er sich erhob, um an den Tisch zu treten und das Document mit seinem Namen zu versehen, zu welchem Ende ihm Baron Breda die Feder reichte.

Dann unterschrieb auch Herr von Tondern, hierauf der Legationsrath und zuletzt Doktor Flecker.

Als das wichtige Document somit in der vorgeschriebenen Form hergestellt war, nahm George von Breda es in die Hand, überreichte es dem Grafen, wobei er mit seiner tiefen Stimme, die aber in diesem Augenblicke etwas weicher klang, als gewöhnlich, sagte: „Wir haben

das getreulich erfüllt, wozu du uns gebeten. Wenn ich mir aber hiermit erlaube, dieses Papier in deine Hände zu legen, so will ich dabei einen Wunsch aussprechen, dem gewiß alle, die hier versammelt sind, von Herzen beipflichten werden; das ist nämlich der Wunsch, daß du dich veranlaßt sehen mögest, dieses Papier in einigen Jahren vor uns wieder zu eröffnen und vor unseren Augen zu zerreißen. Wenn dieser Wunsch in Erfüllung geht, mein lieber Hugo, so soll dieser Moment für mich und gewiß für Alle einer der schönsten unseres Lebens sein."

Die Stimme des Barons zitterte fast, als er die letzten Worte sprach, und zu gleicher Zeit schlang er seinen Arm um den Hals des Freundes und drückte ihn fest und innig an sich, wobei der Contrast dieser beiden Gestalten schmerzlich anzusehen war.

„Für deinen guten Wunsch danke ich dir," erwiderte der Graf nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit trübem Lächeln. „Daß er aber nicht in Erfüllung gehen kann und wird, davon ist Niemand mehr überzeugt, als ich selbst, und wenn ihr meine Worte bestätigt haben wollt, so fragt dort unsern guten Doktor, der mich schon öfter forschend und mitleidig betrachtet hat. Und wo ein Arzt mitleidig schaut," setzte er mit erzwungener Lustigkeit hinzu, „da ist für den Patienten nicht viel zu hoffen. — Wozu auch diese Hoffnungen, deren ich mich gänzlich entwöhnt habe! — Glaubt nicht," fuhr er weicher fort, „daß ich vor euch den starken Geist spielen will, glaubt auch nicht, daß es übergroßer Leichtsinn ist, der mich das Kostbarste, was der Mensch besitzt, anscheinend gleichgültig dahin schwinden sehen läßt. Ich will euch nicht sprechen von den furchtbaren Kämpfen, die ich durchgemacht; aber glaubt meinen Worten, ich habe sie durchgemacht. — Sie liegen nun vollends hinter mir," fügte er nach einer Pause bei und hob das Testament in die Höhe. „Jetzt will ich heiter in die Zukunft blicken."

Die Freunde nahten sich der Reihe nach dem Fauteuil des Kranken und drückten ihm schweigend die Hand; auch der Legationsrath flatterte herbei, beugte sich auf den Grafen nieder, und als er ihn

dann leicht auf die Stirn geküßt, eilte er mit raſchen Schritten wieder nach einer dunkeln Ecke des Zimmers.

„Amen! Amen!“ ſagte der Armenarzt ſo leiſe, daß Niemand es verſtand, als vielleicht der Rechtsconſulent, der dicht an ſeiner Seite war. In der That hatte der Doktor den kranken jungen Mann lange forſchend und auch mitleidig betrachtet, was George von Breda ebenfalls nicht entgangen war, weßhalb dieſer ſein glänzendes Auge fragend auf den Arzt richtete, der, dieſe Frage verſtehend, leicht mit den Achſeln zuckte.

Eine allgemeine Unterhaltung wollte übrigens nach dem eben vollzogenen Akte nicht mehr ſo recht in Gang kommen; auch lehnte der Graf ſich ziemlich theilnahmlos, wie ermüdet, in ſeinen Fauteuil, weßhalb die Anweſenden ſich anſchickten, den Salon zu verlaſſen. Dabei war es bemerkenswerth, daß ſich Herr von Tondern und Baron Fremont dem Rechtsconſulenten anſchloſſen und Fremont ſich ſogar anbot, ihn in ſeinem Wagen nach Hauſe zu führen, was denn auch Doktor Plager nach einiger Weigerung annahm.

Als der Armenarzt ſich von dem Grafen verabſchiedete, ſagte der letztere: „Es ſtürmt und regnet draußen, lieber Doktor. Darf ich Sie nach Hauſe oder ſonſt wo hin bringen laſſen?“

„Ich bin das ſchlechte Wetter gewohnt, Erlaucht,“ erwiderte der Arzt jedoch, „und führe deßhalb meine nothwendige Equipage, Regenſchirm, Ueberſchuhe und Paletot, beſtändig bei mir; auch würde es meine armen Patienten erſchrecken, wenn ich ſo auf einmal im Wagen bei ihnen vorführe. Deßhalb danke ich herzlich für das freundliche Anerbieten.“

„Aber ich ſehe Sie nicht zum — letzten Mal, lieber Doktor? Sie kommen ja häufig ins Haus. Laſſen Sie ſich doch hin und wieder bei mir ſehen. Ach! ich habe manche höchſt langweilige Stunden! Doch vergeſſe ich,“ ſetzte er lächelnd hinzu, während er gegen den Scheidenden die Hand empor hob, „daß anderer Leute Zeit koſtbarer

iſt, als die meinige. — — Und doch wieder nicht," murmelte er in ſich hinein, und biß darauf die Zähne feſt auf einander.

Auch der Legationsrath war nach Hauſe gegangen und Niemand mehr bei dem Kranken zurückgeblieben als George von Breda, der am Kamin lehnte und mit dem Stiefel gegen ein verglimmtes Stück Holz ſtieß.

„Es iſt lieb von dir, daß du noch einen Augenblick bleibſt," ſagte der Graf nach einem längeren Stillſchweigen. Aber opfere mir nicht zu viel von deiner Zeit; bei mir iſt es ſtill und einſam, bei dir zu Hauſe ungleich behaglicher. „Apropos, fuhr er raſch fort, ehe der Andere etwas entgegnen konnte, „wie gefällt ſich deine Nichte in eurem Hauſe?"

„Du kennſt ſie?" fragte der Baron gleichgültig.

„Ich habe ſie einmal flüchtig geſehen — ein ſehr ſchönes Mädchen."

„Und ein gutes Kind. Ihr friſcher, heiterer Sinn belebt mein Haus auf die angenehmſte Art."

„Das kann ich mir denken, du Glücklicher!" entgegnete der Graf, während er den Kopf tiefer auf die Bruſt hinab ſenkte. „So eine friſche Stimme thut wohl, ein ſo herzliches, liebes Lachen. O, das könnte auch ich brauchen hier in meinem öden Steinhaufen."

George von Breda blickte theilnehmend und aufs innigſte mitfühlend auf den armen Freund, deſſen Geſicht er nicht ſehen konnte. Ja, es mußte öde und ſtill in dem gewaltigen Palaſte ſein, und dieſe Oede um ſo ſchrecklicher und fühlbarer, da ſie gewiß häufig, ach, ſehr häufig von furchtbaren und finſteren Gedanken und Phantaſieen bevölkert war! War es ihm doch in ſeinem mitfühlenden Herzen zu Muthe, als ſähe er ſie aus den dunklen Ecken des Salons furienartig heran ſchweben und auf die Bruſt des armen Kranken niederfallen. — Es war das ein ſchreckliches Geſchick, ſo jung, ſo reich, mit allen Anſprüchen an das Leben und mit allen Mitteln, dieſen Anſprüchen

zu genügen, da zu liegen elend, ſchwach, zuſammengeſunken, vor ſich das verhängnißvolle Document mit den fünf Siegeln.

Es war, als ob den Grafen ſelbſt im gleichen Augenblicke dieſelben furchtbaren Gedanken quälten; denn er fuhr mit einem tiefen, ſchneidenden Seufzer in die Höhe, preßte die Hand vor die Stirn und ſagte, während er mühſam athmete: „Ja, dieſe Oede und Stille bringt mich noch zur Verzweiflung. Wie ich oft nach menſchlichen Stimmen ſchmachte, nach fröhlichem Lachen, davon haſt du keinen Begriff. Und dieſes Regenwetter! Dieſes melancholiſche Klatſchen der Tropfen an die Scheiben regt mir die Nerven fürchterlich auf. — — Ach, nur noch einen Frühling möchte ich erleben!“ ſprach er alsdann mit gefalteten Händen und unendlich weichem Tone der Stimme, „ach, nur noch einen letzten Frühling mit ſeinem friſchen Grün, mit Gräſern und Kräutern, mit Blüthen und Blumenduft! Nur noch einen einzigen — einen einzigen! Daß ich meinen geliebten Wald wieder ſähe, ja meinen geliebten Wald, und im Grün und Sonnenglanz ſie — ja ſie, deren Namen ich nie nennen darf, meinen einzigen Troſt, denn ſie umſchwebt mich lächelnd, eine himmliſche Fee.“

Dieſen Worten hörte der Baron tief erſchüttert zu. Schon einige Mal hatte Hugo von Helſenberg ſo geſprochen und auf ein Weſen angeſpielt, das er unſäglich lieben mußte und wodurch ſeine Leiden noch qualvoller, ja oft wahrhaft entſetzlich wurden. Einen Namen oder eine nähere Bezeichnung hatte er dem Freunde nie mitgetheilt, und begreiflicher Weiſe war dieſer zu diskret, um danach zu forſchen, um ſo mehr, da der Kranke es zu lieben ſchien, wenn man dergleichen Aeußerungen, die ſich zuweilen unwillkürlich ſeinem Herzen entrangen, für Phantaſieen und Träumereien nahm. Deßhalb antwortete ihm auch George von Breda: „Du ſollteſt dich von deinen Bekannten nicht ſo zurück ziehen. Geh doch mehr in die Häuſer, wo man dich ſo gern ſieht und wo man ſich ein Vergnügen daraus machen wird, dich zu unterhalten. Ich muß dir beiſtimmen, dein zurück-

gezogenes Leben hier in dem großen Palaste muß in der That oft unerträglich sein. Noch heute Abend sprach auch meine Frau darüber, ja, ich kann dir versichern, aufs liebreichste und freundlichste; sie bat mich, dir zu sagen, es würde ihr das größte Vergnügen machen, wenn du unser Haus vollkommen als das deinige ansehen wolltest. Und daß du mir den größten Gefallen damit thätest, brauche ich dir wohl nicht zu sagen. Wir alle wissen, wie sehr du das Grün der Bäume und milde Luft liebst. Nun gut, gerade das kannst du bei mir haben; laß dich jeden Tag zu mir hinaus fahren, geh in meinen Wintergarten, ruhe dort aus, spaziere umher, lies, rauch' deine Cigarre, mit einem Wort: thue, was du willst. Bist du es alsdann müde, allein zu sein, so werde ich dich unterhalten; willst du eine Partie Whist machen, so ist meine Frau da oder auch Eugenie; und darauf kannst du dich verlassen, Beiden wird es das größte Vergnügen machen, dir auch sonst die Zeit zu vertreiben."

Der Graf hatte die Hände auf seinen Knieen gefaltet, als der Andere so sprach, und um seine feinen bleichen Lippen spielte momentan ein freundliches Lächeln; aber nur wenige Sekunden, dann war es, als schüttle ein Frost seinen ganzen Körper, er wischte mit der Rechten heftig über die Stirn, wie um einen Gedanken zu verjagen, und sagte alsdann im Tone tiefen Leidens: „Du malst mir da ein Leben aus, guter George, das mich glücklich machen könnte, wenn es ausführbar wäre, das mich aber so zur Verzweiflung treiben könnte. — O, sprich nicht mehr davon, du weißt, ich will mich vor den Menschen nicht mehr sehen lassen. Selbst das ehrlichste Mitleid thut mir wehe, ja, am wehesten gerade, weil es ehrlich ist. Ich will nicht in der Erinnerung derjenigen, die ich hochschätze, die ich verehre, als die Gestalt fortleben, die ich heute bin, nein, nein! Sondern wenn man später von Graf Hugo Helfenberg spricht, so soll man sich mein Bild bewahren, wie es noch vor wenig Jahren war. — Es ist das, wenn du willst, eine Eitelkeit, vielleicht verwerflich, weil sie über das Grab hinausreicht, aber — am Rande desselben am Ende auch verzeihlich." — —

Es trat eine Pauſe ein, die wohl für Beide ziemlich peinlich war. Die Uhr ſpielte ihren gleichförmigen Takt, und dabei dachte der Graf, der ihr aufmerkſam zuhörte und das Geräuſch, welches ſie machte, mit dem Schlage ſeines Herzens in Einklang zu bringen verſuchte: Das elende Ding wird fortpicken, unverdroſſen und thätig, wenn ſich hier in meiner Bruſt ſchon längſt nichts mehr rührt, wenn fremde Menſchen in dieſen Sälen auf und abgehen und gleichgültig, ohne an den früheren Beſitzer zu denken, daſſelbe Zifferblatt betrachten, auf welchem jetzt meine Augen ruhen. —

Zwiſchen hinein jagte zuweilen der Wind ſauſend den Regen an die Fenſterſcheiben, und wenn das geſchah, ſo blickte George von Breda faſt erſchrocken, faſt ſchaudernd auf die zuſammengeſunkene Geſtalt ſeines Freundes und betrachtete mit ſcheuem Blick all' den Comfort rings umher, den ganzen behaglichen Salon, das ſtrahlende Licht der Lampen, das freundliche Flackern des Kaminfeuers, und dachte dabei an die Zukunft — an die nahe feuchte Erde draußen.

„Doch wozu dieſe trüben Gedanken und Träumereien!" rief der Graf endlich, indem er ſich empor raffte; „warum ſich die eilenden Tage und Stunden ſelbſt verbittern! Für dein freundliches Anerbieten, lieber George, bin ich dir wahrhaftig dankbar, und meine Gründe, warum ich es in dem Umfange, wie du es wünſcheſt, nicht annehmen kann, werden dir gewiß einleuchten. Ja, ich will dir einen kleinen Beweis geben," ſetzte er lächelnd hinzu, „welche Anhänglichkeit ich an dein Haus habe. Ich bin zu aufgeregt, um jetzt in Stunden ſchlafen zu können; eine kleine Zerſtreuung wird mir wohl thun. Gib mir einen Platz in deinem Wagen; ich fahre mit dir nach Hauſe, wir promeniren eine halbe Stunde in deinem Wintergarten — o, das wird mir gut thun, und ich werde darauf vortrefflich ſchlafen. — Ja, ſieh mich nur erſtaunt an, es iſt mein vollkommener Ernſt, vorausgeſetzt, daß wir deine Damen nicht beunruhigen und ſtören."

Auf dem Geſichte des Barons hatte ſich bei dieſem Vorſchlage wirklich etwas wie Verwunderung gezeigt. Und nicht ohne Grund; es war faſt zehn Uhr und das kalte ſtürmiſche Wetter draußen ſonderbar gewählt zum Spazierenfahren. Da er aber ſah, wie ſich der Kranke ziemlich lebhaft erhob, ihm zunickte und darauf ſprach: „Ja, es iſt mein vollkommener Ernſt;“ und wie ſich alsdann ſeine Züge etwas verdüſterten, als er den forſchenden Blick des Freundes ſah, ſo reichte ihm dieſer eifrig die Hand dar und beeilte ſich, ihm zu ſagen: „Du wirſt wohl glauben, Hugo, daß, wenn ich nicht augenblicklich meine Freude über deinen Entſchluß kund gab, der Grund davon nur in der ſpäten Stunde und in dem Wetter liegt, das draußen herrſcht.“

„Das Wetter macht mir nichts,“ entgegnete der Andere; „aber was die Stunde anbelangt, ſo könnte es für dich zu ſpät ſein, oder müßte ich vielleicht befürchten, deine Damen zu beläſtigen?“

„Gewiß keines von Beiden, Hugo; meine Frau wird ſich ſchon zurückgezogen haben.“

„Was ich als beſtimmt vorausſetzte,“ fiel der Graf ein.

Der Baron nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: „Und dieſen Abend habe ich ganz dir gewidmet, und je länger ich in deiner Geſellſchaft bin, um ſo lieber iſt es mir. Gehen wir alſo, wenn es dir recht iſt.“

„Ja, ja, gehen wir,“ wiederholte eifrig der Kranke, wobei er an der Klingelſchnur zog und ſo ſeinen Kammerdiener herbeirief. Er trieb ihn an, ihm eilig einen warmen Paletot zu geben, nahm ſelbſt von einem Nebentiſchchen Handſchuhe und Hut, kurz, war von einer ſo aufgeregten Geſchäftigkeit, daß ihn der Baron kopfſchüttelnd mit den Augen verfolgte.

„Soll ich mir einen Wagen zu dir hinaus beſtellen?“ fragte der Kranke, „oder bringt mich dein Kutſcher nach Hauſe?“

„Wie du willſt, aber ich denke, du bedienſt dich auch zum Zurückfahren meines Coupé's. Ich begleite dich.“

„Gut, wenn es dir recht iſt, das heißt, was dein Coupé anbelangt. Ich danke herzlich für Alles.“

Damit verließen die Beiden das Zimmer, der Graf auf ſeinen Stock geſtützt, aber lebhafter und aufrechter gehend, als er den ganzen Abend gethan, ſo daß ihm der Kammerdiener erſtaunt folgte, verwundert ſowohl über dieſe Lebhaftigkeit, wie auch über die Idee, ſo ſpät am Abend und bei dem Wetter noch auszufahren.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Lichtstrahl.

Bei dem Portier drunten hätte das Erscheinen des kranken Herrn aus denselben Gründen fast einen Schrei der Ueberraschung hervorgerufen. Der einzige Trost des alten Mannes war, daß er den Grafen in der Gesellschaft des Barons von Breda sah. „Bei dem ist er aufgehoben, wie in Abrahams Schooß," sagte er nachher zu den Bedienten, als diese in der Portierloge über dieses Ereigniß ihre Meinungen austauschten.

Unterdessen rollte der Wagen in die Nacht hinaus, erreichte nach kurzer Zeit das Haus vor der Stadt, fuhr in den Hof, und auf den Befehl des Barons hielt der Kutscher dicht vor dem überdeckten Eingange des Wintergartens. Das mußte im Haupthause der wartende Bediente gehört haben, denn statt daß sich dort die Thür öffnete, sah man den Lichterschein im Vestibül verschwinden, dann im Vorzimmer des Eßsalons erscheinen und bald darauf hinter den hohen Fenstern des Wintergartens glänzen.

Es war Friedrich, der Jockey, der nun hastig die Glasthüren aufriß und mit gerechter Verwunderung zuschaute, wie sein Herr dem kranken Grafen Helfenberg aus dem Wagen half und ihn sorgsam in das Vestibül geleitete.

„Iſt meine Frau noch im Eßſalon?“ fragte der Hausherr, worauf der Jockey entgegnete, daß ſich die gnädige Baronin mit Fräulein Eugenien ſchon vor einer halben Stunde zurückgezogen hätte.

„Gut. Wenn Andreas noch bei der Hand iſt, ſo ſoll er hier einige der Gaslichter anzünden; wir müſſen doch auf unſerem nächtlichen Spaziergange etwas ſehen.“ Damit wandte ſich George von Breda an ſeinen Freund: „Und jetzt erlaube, daß ich dich an einen kleinen deliciöſen Platz führe, wo du, wie in einer Laube ſitzend, das ganze Glashaus vor dir haſt.“

Hierauf ſchritten Beide nach dem Speiſezimmer am entgegengeſetzten Ende des Wintergartens und ließen ſich dort auf ein paar tiefe, bequeme Gartenſtühle nieder.

„Es muß ſchön hier ſein,“ ſagte der Graf nach einer Pauſe, nachdem er einen tiefen Athemzug gethan. „Ah! wie mir die angenehme Temperatur und der Duft der Pflanzen ſo wohl thut! Dazu das freundliche Plätſchern des Springbrunnens! Du haſt eine glückliche Idee gehabt, den Wintergarten ſo zu ſagen in dein Haus hinein zu bauen. Daran wird bei ähnlichen Anlagen ſo wenig gedacht. Was nützen mir zum Beiſpiel meine großen Glashäuſer auf Stromberg? O, hätte ich mir doch ſchon früher etwas Aehnliches an mein Haus in der Stadt bauen laſſen! — Jetzt iſt es zu ſpät.“

„Sprich nicht ſo, mein lieber Hugo!“ verſetzte freundlich der Andere. „Wer kann in dem Falle ſagen, es iſt früh oder ſpät? Glaube mir, deine finſteren Gedanken können dir nur ſchaden. Wirf ſie mit Gewalt weg, laß dir morgen früh deinen Baumeiſter kommen; ſo ein Gebäude von Glas und Eiſen iſt bald aufgeführt.“

„Meinſt du?“ fragte der Kranke in lebhafterem Tone.

„Ich weiß das genau; und das Entſtehenſehen an ſich wird dich ſchon zerſtreuen.“

„Vor einer halben Stunde noch hätte ich über einen ſolchen Vorſchlag die Achſeln gezuckt,“ entgegnete der Graf, „aber ich weiß nicht, woher es kommt, — wenn ich die grünen Blätter um mich ſehe und

die milde Luft athme, auch das Waſſer rauſchen höre, ſo iſt mir gerade, als ſei ich noch einmal durch den Winter gekommen und habe alsdann noch einen langen Frühling und Sommer vor mir."

„Den Glauben halte feſt," verſetzte George von Breda, indem er ſeine Hand ſanft auf den Arm des Freundes legte. „Gewiß, lieber Hugo, Hoffnung nährt und erhält."

„Ja, du haſt Recht," rief der Kranke aus, doch zitterte ſeine Stimme mit einem Male wieder ſchmerzlich. „Hoffnung erhält und nährt, aber Hoffnungsloſigkeit fällt gewaltſam über uns her und drückt uns, ohne Rettung zu Boden. — Und ich habe keine Hoffnung — keine — keine — keine! — —"

„— Sieh, wie ſich das ſo freundlich macht, wenn plötzlich die Lichter aufflammen! Nicht wahr, es iſt ſo angenehm und gibt uns ein Gefühl, als wenn der Raum um uns her plötzlich in die Breite und Höhe wüchſe."

„O, es iſt ſchön, ſehr ſchön!"

„Und das zitternde Licht zwiſchen den Laubmaſſen, hier von unten beſtrahlt, auch die Umriſſe des feinſten Blattes deutlich zeigend, dort durchſichtig im ſaftigſten Grün."

„Ja, es iſt alles das wunderbar ſchön."

„Sieh jetzt auch den Strahl des Springbrunnens; wie es im Wiederſchein glänzt und flimmert! Man ſieht hier und da die einzelnen Tropfen, wie an einem Frühlingstage den Thau auf den Gräſern."

„O, ſo ſchön, ſo wunderbar ſchön! Aber für mich iſt es Täuſchung. Der Frühling iſt noch fern, ich werde ihn nicht mehr ſehen — keine — keine Hoffnung!"

Da vernahmen die Beiden mit einem Male am anderen Ende des Wintergartens eine weiche, liebe Stimme, laut, klangvoll und deutlich ſprechend: „Biſt du da, Onkel George? Tante droben hat das Licht im Wintergarten erblickt und ſagte mir, ich ſolle nachſehen. — Biſt du da?"

Bei dem Ton dieſer Stimme war der Graf aufs höchſte erregt emporgefahren; er faßte den Arm des Freundes, und dieſer fühlte, wie ſeine Hand zitterte.

„Biſt du es, Onkel George?“ fragte jetzt die Stimme zum dritten Male, und im gleichen Augenblicke ſah man Eugenie auf der Höhe der Treppe des Eßzimmers erſcheinen. Dort flammten rechts und links vom Eingange zwei blendende Lichter und zeigten das junge, ſchöne Mädchen prächtig eingerahmt von den grünen Sträuchern im blendenden Glanze, und ſie erſchien in ihrem hellen einfachen Kleide, das dicke Haar ſo kunſtlos um den edlen Kopf geſchlungen, denen, die ſie dort oben ſo plötzlich hervorſchweben ſahen, wie eine übernatürliche Erſcheinung.

„Allerdings bin ich es, mein Kind,“ rief der Baron und ſetzte hinzu, als ihm der Graf eilig etwas zuflüſterte: „Ich danke dir für deine Bemühung, liebe Eugenie. Sage der Tante, ich werde gleich kommen.“

„Du haſt ja die Lichter anzünden laſſen, Onkel George,“ fuhr das Mädchen mit freundlich klingendem Tone fort. „Das ſieht prächtig aus. Ich habe es nur ein einziges Mal und flüchtig geſehen.“

„Sie wird herunter kommen!“ ſprach leiſe der Graf mit bebender Stimme. „Thu' mir die Liebe und geh' ihr entgegen; führe ſie fort, ich kann und will mich nicht ſehen laſſen.“

„Gut, ich werde ihr ſagen, daß du da biſt.“

„Daß ich — ?“ fuhr der Andere auf; „ja, ja,“ ſprach er gleich darauf, wie ſich beſinnend. „Sage ihr, wenn du willſt, Graf Helſenberg ſei da, ein ſcheuer Menſch, den es unglücklich mache, jemand Unbekanntes zu ſehen.“

Als hierauf der Baron vorſchritt, erhob ſich der Kranke langſam von ſeinem Stuhle und trat hinter einen der Bäume, durch deren Zweige er die ganze Geſtalt Eugeniens ſehen konnte; er drückte die Stirn an den Stamm, ſeine Augen ſtarrten nach der lieblichen Er-

ſcheinung hin, während ſich ſeine Lippen in wildem Schmerz auf einander preßten.

Dort ſtand ſie und reichte ſeinem Freunde ſo herzlich die Hand, dann ſagte ihr dieſer leiſe ein paar Worte, worauf ſie den Kopf ein wenig wandte und mit den großen dunklen Augen ein paar Sekunden lang in den Wintergarten hinabſchaute. Dabei flog etwas wie Wehmuth über ihre Züge; ſie bewegte die Lippen, und wenn ſein Ohr auch begreiflicherweiſe nicht einen Ton ihrer Worte verſtand, ſo war es ihm doch, als klängen ſie in ſeinem Herzen wieder und als fühle er, daß ſie ſagte: „Das thut mir recht weh, o, das iſt ſehr unglücklich!“ — Wie ſie ſo ſchön war, ſo wunderbar ſchön! Es durchzuckte den Grafen ein entſetzlicher Schmerz, als er auf ſie hinſtarrend nun ſah, wie ſie ſich langſam wandte, um wegzugehen, und gleich darauf bebte es wieder wie ein unnennbares Glück in ſeiner Bruſt, als ſie noch einmal das glänzende Auge nach der Richtung wandte, wo er ſtand. O, warum durfte er nicht hervorſtürzen, warum nicht ihren Namen rufen, tauſendmal ihren geliebten Namen rufen: Eugenie! Eugenie! warum ſie nicht zurückhalten, ſie um die Seligkeit einer kurzen Unterredung bitten? — Warum durfte er das nicht? — O, das fühlte er wohl, um nicht in ihrem Herzen das mitleidige Intereſſe zu zerreißen, welches das junge ſchöne, blühende Mädchen einſt empfunden, als er ſie geſehen vor der Hütte im Walde, er, der Neffe des Jägers. War doch die Theilnahme, das Mitleid, welches damals aus ihren Augen leuchtete, faſt das Einzige, was ihn ſchmerzlich und doch wieder ſo ſüß an dieſes Leben feſſelte. Sah er ihn doch beſtändig vor ſich, ihren feuchten, glänzenden Blick, als er es gewagt, ihre Hand zu berühren, ihre warme ſüße Hand; ja, als er ſich ſogar unterſtanden, ihre Finger leicht und flüchtig zu küſſen. — O Seligkeit jenes Augenblickes, o tiefer Schmerz des gegenwärtigen! — Es war ihm, als zöge ſie ihn gewaltſam nach, wie ſie nun da droben verſchwand; er warf die Hände wie flehend vor, um ſie zurückzuhalten, oder mit dem glühenden Wunſche, ihr folgen zu dürfen, nicht körperlich, ſo elend

wie er war, nein, alles Leid, allen Schmerz, ſein Leben hinter ſich laſſend, ihr nahe bleiben, ſie umſchweben zu dürfen, ein ſeliger Geiſt.

Aber ſo freundlich und wohlwollend tritt der Tod nicht leicht zu einem Sterblichen; aufs tiefſte erſchüttert, zuſammenbrechend, ſank der arme Kranke wohl auf die Bank nieder, vor welcher er ſtand, aber ſein Bewußtſein blieb ihm, das Bewußtſein ſeines Elends, ſeines Unglücks, ſeiner Hoffnungsloſigkeit. Er preßte die Hände vor das Geſicht und war glücklich über die erleichternden Thränen, die aus ſeinen Augen ſtürzten.

Als Georg von Breda zurückkehrte, fand er den Freund ſchwach und willenlos wie ein Kind. Wohl richtete er ſich auf, doch bat er den Baron, ihn noch einige Augenblicke ruhig ſitzen zu laſſen, da ihn eine plötzliche Schwäche übermannt.

„Du wirſt mein Begehren, dich hieher zu begleiten, thöricht finden," ſagte er nach einer Pauſe mit matter Stimme, „und ich habe mir ein wenig zu viel zugemuthet; anderentheils aber hat es mir wohl gethan. Es war vorher eine Aufregung in mir, eine Unruhe, die ich nicht bemeiſtern konnte, die mich die ganze Nacht gequält hätte. Gott ſei Dank! die iſt etwas gewichen, und wenn ich mich auch abgeſpannt fühle, ſo bin ich doch ruhiger, angenehm ermüdet. Aber du, mein lieber George, wirſt dich für ähnliche Beſuche bedanken. Nun, das wird ja nicht häufig vorkommen."

„Sprich nicht ſo, Hugo," fiel ihm der Baron ins Wort, „Du kennſt mich doch wohl genugſam, um zu wiſſen, daß ich ein paar Nachtſtunden gern aufbleibe, und beſonders, wenn ein Zweck damit verbunden iſt wie heute. Laß die Grübeleien, erinnere dich lieber an frühere Zeiten, wo wir manch ehrliches Theil des Schlafes geopfert, ohne etwas davon zu haben, als anderen Tages einen ſchweren Kopf und einen leeren Geldbeutel."

„Das war damals, als wir ſpielten."

„Ja, als wir verſpielten," erwiderte Georg von Breda lachend, „und du immer gewanneſt."

„Ich hatte im Spiel ein ſeltenes Glück," ſagte träumeriſch der Graf, „habe aber auch die Wahrheit des Sprüchworts empfunden: Glück im Spiel, Unglück in der Liebe."

„Das iſt ein Kapitel, worüber du noch nie geſprochen."

„Und auch nie ſprechen werde. Es liegt in meinen Papieren, und meine Erben brechen es auf," recitirte der Kranke mit ſo leiſer Stimme, daß der Andere ſeine Worte kaum verſtand. „Aber jetzt genug des grauſamen Spiels," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen heiterer fort, „des grauſamen Spiels nämlich, dir deine Nachtruhe zu ſtehlen. Warum ich dich noch plagen will, iſt, einen Gang mit mir durch den Wintergarten nach deinem ſo oft gerühmten Eßſalon zu machen; ich muß mir das anſehen, denn es iſt faſt lächerlich von mir, es auszuſprechen, und doch wahr: dein Rath in meinem Hauſe an der Stadt einen ähnlichen Wintergarten zu bauen, hat mir wirklich gefallen. Es gäbe mir wenigſtens eine Unterhaltung, wenn auch nur für kurze Zeit. Deßhalb laß mich dieſes Appartement ſehen, bis wo es in dein Haus mündet."

Damit ſchritten die Beiden langſam durch das Glashaus dahin.

„Du haſt die Pläne ſelbſt gemacht?" fragte der Graf.

„Ich habe ſie entworfen und durch einen Architekten ausführen laſſen."

„Den Mann kannſt du mir recommandiren; wenn es dir genehm iſt, kann er mir die genaue Zeichnung des Wintergartens, des Eßſalons, ja, wenn du nichts dawider haſt, deines ganzen Hauſes machen und mir die einzelnen Theile ſelbſt erklären. Mich intereſſirt das. Iſt dir's recht?"

„So recht, daß ich mich herzlich darüber freue, Hugo; ja, es macht mich ganz glücklich, daß du wieder einmal an ſo etwas denkſt und nicht immer von — anderen Dingen ſprichſt. Ich verſichere dich, meine Leidenſchaft iſt das Bauen," ſetzte er lachend hinzu, „und wenn du bei dir anfängſt, ſo werde ich deinen Bauaufſeher machen. Ich

bringe bei dir neue Dinge an, an welche ich hier leider zu ſpät gedacht. Haſt du wirklich Luſt, zu bauen?"

„Es könnte wohl ſein, daß ich etwas bauen will," entgegnete der Graf mit einem ſonderbaren Tone der Stimme. Faſt ſchämte er ſich, gegen den Freund falſch zu ſein, denn er dachte in Wirklichkeit nicht im Entfernteſten daran. Ihm war es nur darum zu thun, einen Plan des Wintergartens und des Hauſes zu erhalten, um die Stellen zu ſuchen, wo ſie ſich aufhielt, wo ſie wandelte, wo ſie ihre Tage zubrachte.

Sie befanden ſich jetzt auf der kleinen Terraſſe, die ins Eßzimmer führte, wo Eugenie geſtanden. Genau auf denſelben Platz trat der Graf ebenfalls und blickte in das Glashaus zurück, wie ſie vor wenigen Minuten gethan. O, ihm war ſo wohl, ſo ſelig in dieſem Augenblicke! Es war ihm, als ſei die Atmoſphäre wunderbar verwandelt, als umwehe ihn ein eigenthümlicher geiſtiger Hauch, und deßhalb ging er faſt bebend in den kleinen Eßſalon.

„Hier ſpeist ihr jeden Tag?" fragte er mit leiſer Stimme.

„Faſt jeden Tag, und nachher bleibt meine Frau und Eugenie dort am Kamine ſitzen."

„So auch heute Abend?" fragte haſtig der Kranke. „Man ſieht es, dort ſtehen noch die beiden kleinen Fauteuils. — Und hat deine Frau nicht geleſen?" ſetzte er mit einem faſt lauernden Blicke hinzu. „Ja, es muß ſo ſein, auf dem Geſimſe des Kamins iſt die Lampe ſtehen geblieben."

„Ja doch, ſie wird geleſen haben," erwiderte unbefangen George von Breda. „Dort hat ſie ihren Platz. Eugenie ſitzt ihr gegenüber."

„Den Kamin muß mir der Architekt nicht vergeſſen," ſprach der Graf ſcheinbar ſehr ruhig. „Es muß ſich vortrefflich daran ſitzen."

Bei dieſen Worten ließ er ſich mit einer Aengſtlichkeit, als begehe er etwas Schlimmes, auf den kleinen Fauteuil nieder, in welchem das junge Mädchen geſeſſen. Er blickte beinahe furchtſam auf ſeinen Freund hin, als halte er es für möglich, dieſer könne ſeine Abſicht

merken; doch hatte der Baron, gewiß ohne dergleichen zu denken, die Lampe von dem Kamin genommen und setzte sie auf den Tisch.

„Auch die Zeichnung eines solchen Fauteuils bitte ich mir aus," fuhr Graf Helfenbeck nach einer Pause fort; „ich habe wahrhaftig nichts so Bequemes. O, wie es sich angenehm darin sitzt!"

Und in der That durchströmte ihn ein angenehmes, wonniges Gefühl; er fuhr mit der Hand über die Lehne hinab; er legte sie alsdann auf das Kamingesims; ja, er berührte nach der Reihe alle Gegenstände, die er von seinem Sitze aus erreichen konnte, den blanken Feuerschirm, der sich hin und her rücken ließ, die zierliche Schaufel und Zange, endlich den Teppich zu seinen Füßen, um sich zu überzeugen — so sagte er — ob derselbe sehr dick und weich sei — dann stand er seufzend auf.

„An diesen Eßsalon," sprach der Hausherr, indem er die andere Thüre öffnete, „stößt noch ein kleines Kabinet, welches alsdann ins Haupthaus führt."

„Das ist ein hübsches Kabinet," antwortete der Graf und dabei trat er hinein bis zur anderen Thür, deren Drücker er leicht mit seinen Fingern berührte. „Und nun ist es gut," sprach er darauf, „mache deiner Frau mein Compliment und sage ihr, ich lasse um Entschuldigung bitten, sie so spät am Abend gestört zu haben; aber ohne Versprechen, daß ich es nicht noch einmal so mache. Der Wintergarten sei delicios, und ich hoffe, ihn noch einmal in aller Einsamkeit besuchen zu dürfen. Dann vergiß du mir die Zeichnungen nicht."

„Daran soll es nicht fehlen, und du wirst sie sehr schnell erhalten," versetzte George von Breda, indem er den Grafen freundschaftlich unter den Arm faßte und durch das Eßzimmer nach dem Ausgange des Wintergartens geleitete. „Auch wiederhole ich dringend meine Einladung, mein Haus als das deinige anzusehen. Komm, wann du willst, und du wirst sehen, daß wir deinen Wunsch, allein sein zu wollen, respectiren."

„Ich danke dir herzlich," antwortete der Kranke, und dabei reichte

er dem Freunde beide Hände; „du haſt mir einen angenehmen Abend gemacht. Gute Nacht, mein lieber George!“

„Warum gute Nacht? Ich begleite dich bis in deine Wohnung.“

„Welche Idee! Wozu das? — Auf keinen Fall! Dein Kutſcher wird mich ſicher nach Haus bringen. — Herzlichen Gruß den Deinigen und gute Nacht!“

Damit ſtieg er in das Coupé, und ehe der kleine Friedrich, der dienſteifrig am Schlage ſtand, dieſen ſchließen konnte, rief er nochmals hinaus: „Aber vergiß mir die Pläne nicht!“

„Gewiß nicht.“

„Gute Nacht!“

Damit rollte der Wagen von dannen, und Graf Helſenberg befand ſich für kurze Zeit in einer angenehmen, behaglichen Stimmung. Doch verflogen die lieblich gaukelnden Bilder, welche ihn beim Anblick der freundlich grünen Bäume des kleinen Eßſalons mit ſeinen traulichen Plätzen umſchwebt, wie ein plötzlich zerriſſener Traum, als nun die kalte, unheimliche Nacht ihn wieder umgab. Am Himmel wurden die fliehenden Wolken von heftigem Winde gejagt, und die nackten Aeſte der Bäume beugten ſich vor deſſen rauher Hand. Im zweifelhaften Mondlichte erblickte der einſam Fahrende dort den Weg, der über die Höhe führte nach jenen ſtillen Thälern, wo er für kurze Zeit ſo glücklich geweſen war und wieder ſo entſetzlich elend; nur einen Augenblick ſah er die hellere Straße, dann wurde ſie bei einer raſchen Wendung des Wagens ſeinem Geſichtskreiſe entriſſen, — ja, hinweggeriſſen, wie auch alles, was er liebte, was ihn ſo unendlich glücklich gemacht hatte, hinweggeriſſen wurde von ſeinem ſchmerzerfüllten Herzen. Selbſt die Wolken über ihm flohen rückwärts, keine ſchien freundlich mit ihm ziehen zu wollen; ja, die welken Blätter am Boden, Regen und Schnee mochten nicht einmal mit ihm gemeinſame Sache machen! ſie, die auch vergänglich waren wie er, ſie jagten dorthin, wo er her kam, ſein Pfad ſchien ihnen zu kurz, zu traurig. — Und warum mußte es ſo ſein? Warum konnte er, ſo jung

20368

Handel und Wandel.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Berlin.
Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)
1850.

96

noch, nicht mehr freudig in das Leben hinein sehen, das ihm des Schönen, des Herrlichen so viel hätte bieten können? Warum stand er in den Jahren, wo man sich freuen und immer inniger fühlen soll, schon am Ende seiner Tage? Warum? — warum? Und dieses warum? fragte er sich oft, und bei jeder neuen Frage schloß er jetzt, wo er allein war, krampfhafter seine Hände, biß er sich die Lippen blutig. Warum? — warum? Für die Erde, die jetzt kalt, schwarz und finster um mich liegt, ist diese Sturmnacht, diese winterliche Erstarrung nur ein vorübergehender schwerer Traum, warum nicht auch für mich? Gräser und Blumen, die jetzt der starre Tod umfangen hält, werden aufleben zu einem frischen Dasein wie früher, warum ich nicht? Sie werden noch mit Liebe angeschaut werden, noch lange, lange Jahre von leuchtenden, liebenden Menschenaugen; warum ich nicht? Warum? — warum?

Damit biß er aufs Neue die Zähne zusammen, und wie leuchtende Blitze fuhr das, was er vor kurzer Zeit gesehen, die glänzend bestrahlten Blätter des Wintergartens, einen zierlichen Rahmen bildend, in welchem ihre wunderbare Gestalt erschien, an seiner Seele vorüber, und wie es nicht mehr geschehen seit längerer Zeit, so erfaßte jetzt auf einmal wieder grimmige Verzweiflung sein Herz; er bäumte sich auf und stöhnte: Nein, ich will nicht! — ich will nicht!

Da war es gut für den Unglücklichen, daß in diesem Augenblicke der Wagen aus schnellem Laufe mit einem plötzlichen Rucke hielt und so gewaltsam seine finsteren Träumereien zerriß. Zu abgespannt und gleichgültig, um nach der Ursache des Haltens zu blicken, drückte er sich fest in die Ecke des Coupés, und doch konnte er sein Ohr, wie er wohl gewünscht, nicht verschließen, und vernahm deßhalb die Stimme des Kutschers, der scheltend sagte: „Das lief noch einmal gut ab, aber wer heißt Euch auch wie toll und blind in meine Pferde hineinlaufen?“

Darauf antwortete eine andere Stimme: „Sie werden mir zu-

geben, lieber Freund, daß man bei der finſteren Nacht gerade nicht blind zu ſein braucht, des andern Prädikats gar nicht zu gedenken, um mit einem ſo polizeiwidrig raſch fahrenden Wagen, der nicht einmal Laternen hat, auf höchſt unangenehme Art zuſammen zu gerathen. Statt zu ſchimpfen, hätten Sie beſſer gethan, ſich zu entſchuldigen; item, merken Sie ſich das für ein ander Mal."

Der Graf horchte auf, als er dieſe Stimme vernahm, die ihm bekannt vorkam; er blickte hinaus. Schon ſetzte ſich der Wagen in Bewegung, da erkannte er die kleine Geſtalt des Armenarztes, der an der Straße ſtand und heftig mit ſeinem Regenſchirm geſticulirte.

Warum mußte gerade dieſer die Urſache ſein, daß der Graf ſeinen finſteren Gedanken entriſſen wurde? Warum mußte ihm der Arzt gerade jetzt in den Weg treten, als er verzweifelnd nirgend mehr Hülfe und Rettung ſah? Oft erſcheint, wenn wir in dunkler Nacht gehen, dicht vor unſeren Augen etwas wie ein zuckendes Licht — es iſt nicht das Leuchten eines Blitzes, es iſt nicht der Strahl eines Sternes, aber es zerreißt auf Momente die troſtloſe Finſterniß, es iſt im Stande, unſere Gedanken zu wenden. So war es dem Grafen, als er plötzlich die kleine Geſtalt des Arztes der Armen, ſeines Arztes vor ſich ſah; gehörte er doch auch zu denen, die in deſſen Pflege waren; war er doch ärmer als alle die Armen.

Ein Zug an der Schnur, die von dem Arme des Kutſchers in das Coupé hinein, machte die Pferde augenblicklich wieder halten; Graf Helfenberg öffnete den Schlag und rief den Namen des Doktors, welcher alsbald näher trat und erſtaunt ausrief: „Aber ums Himmels willen, Euer Erlaucht, bei dieſem Wetter auf der Straße? Sie werden mir erlauben, daß mich das faſt noch mehr wundern muß als vorhin der Ueberfahrungs-Verſuch Ihres Kutſchers."

„Und Sie, beſter Doktor, was machen Sie ſo ſpät hier?"

„Was ich ſo ſpät hier mache? O, gnädiger Herr, den Glücklichen und den Aerzten ſchlägt keine Stunde."

„Erklären Sie mir das deutlicher. Aber, wenn ich bitten darf, in meinem Wagen — ich fahre Sie nach Hause."

„Meinetwegen denn; ich folge Ihrem Befehl. Aber ehe ich einsteige, werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß bei diesem Nachhausefühen doch nur die Wohnung Euer Erlaucht gemeint sein kann."

„Nein, nein, die Ihrige, lieber Doktor," sagte hastig der Graf. „Aber kommen Sie in den Wagen." — Der kleine Arzt war immer noch auf dem Tritte des Wagens stehen geblieben.

„Euer Erlaucht werden mir verzeihen, wenn ich in dem Punkte eigensinnig bin wie ein altes Maulthier. Aut Caesar, aut nihil, das heißt nach Ihrer Wohnung fahren oder gar nicht."

„Ich sehe wohl, mit Ihnen ist nicht zu spaßen. So kommen Sie denn herein. Wenn Sie aber vorher die Gefälligkeit hätten, dem Kutscher zuzurufen, er solle nach Hause fahren, so wäre ich sehr dankbar dafür."

Also that Doktor Flecker, dann schüttelte er seinen Regenschirm ab und trat in das Coupé, welches im raschen Laufe der Pferde davon fuhr.

Gleich darauf erreichten sie das Pflaster, wo das Rollen auf den Steinen die Conversation sehr beschwerlich gemacht hätte, weßhalb eine solche unterblieb. Wenige Zeit nachher kamen sie auch vor das Palai des Grafen, der Wagen hielt unter dem Thorbogen, und augenblicklich wurde der Schlag geöffnet, worauf der Doktor zum großen Erstaunen der Dienerschaft dem Coupé entsprang. Sorgfältig half er dem Grafen aussteigen und geleitete ihn bis an die Haustreppe. Hier wollte er sich empfehlen, doch sagte ihm der Kranke: „Wenn Sie nicht gar zu sehr pressirt wären, mein lieber Doktor — eine Frau, die Sie sehnlich erwarten könnte, haben Sie, glaube ich, nicht — so würde ich es als eine Gunst ansehen, wenn Sie noch eine halbe Stunde bei mir eintreten wollten. Es wäre ein gutes Werk, mit mir

noch ein wenig zu plaudern, das wäre Recept und Arznei, die Sie einem armen Kranken, wie ich bin, nicht vorenthalten dürfen."

„Und woraus ich mir ein Vergnügen mache," entgegnete heiter der Doktor. „Wenn Eure Erlaucht mir alſo erlauben, ſo ſteigen wir hinauf. Die Luft auf der Treppe iſt ein bischen kühl."

Damit faßte er den Grafen unter den Arm, und Beide ſtiegen langſam an den Ritterfiguren, die bei den flackernden Lichtern, welche die Lakaien trugen, faſt freundlich ausſahen, vorüber, die Treppe hinauf.

Der alte Portier drunten blickte ſeinem Herrn und deſſen Begleiter einen Augenblick voll Theilnahme nach, dann patſchte er Einem von der Dienerſchaft, der bei ihm ſtehen geblieben war, mit der dicken, fleiſchigen Hand auf die Bruſt und ſagte: „Wenn ich je einmal König werden ſollte, der kleine Doktor müßte mein Leibarzt werden. Was der Mann mit den einfachſten Hausmitteln auszurichten verſteht, davon habt Ihr gar keine Idee."

Dieſes Lob des alten Pförtners gründete ſich darauf, daß ihm der Doktor bei allerlei Magenbeſchwerden, die er häufig hatte, bald dieſen, bald jenen Liqueur verordnete, oder ihn bei Indigeſtionen mehrere Tage lang auf Kamillenthee und ſonſt nichts geſetzt hatte. — Hausmittel in der That, die denn auch immer eine vortreffliche Wirkung geäußert.

Der Graf war ſchon längſt oben in den Zimmern verſchwunden, als ihm der Portier immer noch nachblickte, immer noch kopfnickend, in tiefes Nachſinnen verſunken, und dann, ehe er in ſeine Loge zurücktrat, ſeufzend bemerkte: „Ja, Hausmittel! Hausmittel! die hätten dem armen Herrn auch beſſer gethan als all die Kuren, mit denen ſie ihn ſchon gequält haben. Wie ſchon geſagt, ich König und der kleine Doktor da mein Leibarzt."

Oben in dem uns bekannten Kabinette angekommen, ließ ſich Graf Helfenberg, von dem Exceß, den er begangen, doch einigermaßen

ermüdet, in ſeinen Lehnſtuhl am Kamine nieder, nachdem der Kammerdiener für den Doktor einen andern herbeigerollt.

„Sie ſind Raucher?“

„Zu Haus ein Anhänger der langen Pfeife.“

„Nehmen aber auch ausnahmsweiſe eine Cigarre?“

„Mit Vergnügen.“

„Und was glauben Sie, beſter Doktor,“ fuhr der Hausherr lächelnd fort, „zu einem Tropfen ſehr guten Punſch? Das könnte nach der Fahrt in der kalten Nacht wohl nichts ſchaden?“

„Ich glaube nicht, daß wir damit ein Unrecht begingen,“ meinte lachend Doktor Flecker.

Der Kammerdiener entfernte ſich, ohne einen weiteren Befehl abzuwarten.

„Und erlauben Sie mir auch ein Glas?“ fragte der Hausherr.

„Immerhin, das wird Eurer Erlaucht nicht den geringſten Schaden thun.“

„Schaden mehr thun, wollten Sie ſagen,“ erwiderte der Andere und betonte das „mehr“ ſehr ſcharf. „So ſeid ihr Aerzte. Zuerſt quält ihr uns mit Arzneien und Enthaltſamkeit, um am Ende der Sache ihren Lauf zu laſſen, wie Gott will.“

„So war es in der That nicht gemeint,“ verſetzte der Armenarzt. „Ich halte einen guten Punſch für ein ſehr unſchuldiges Getränk.“

„Sei es darum,“ ſprach Graf Helfenberg, indem er ſich in ſeinem Fauteuil ausſtreckte. „Wir wollen einmal einen kleinen Exceß begehen auf Ihre Verantwortung. Die Cigarre habe ich mir ſchon zugelegt, und da Sie es erlauben, alſo auch ein paar Tropfen Punſch.“

Dieſer wurde auch im nächſten Augenblicke von dem Kammerdiener in einer kleinen Kryſtallbowle gebracht. Derſelbe füllte auf den Wink des Grafen zwei Gläſer und verließ eben ſo ſchweigend wie vorhin das Zimmer.

„Wo kommen Sie denn ſo ſpät her, beſter Doktor," fragte der Hausherr nach einer Pauſe, „bei dieſem entſetzlich ſchlechten Wetter?"

„Natürlich von einem Kranken, Erlaucht."

„Aber da draußen wohnt ja Niemand mehr."

„O ja, in den kleinen Häuſern an der Chauſſee viele arme Leute."

„Richtig, arme Leute."

„Meine Patienten."

Der Graf ſah mit einem Blick der Theilnahme auf den kleinen Doktor, der behaglich aus ſeinem Punſchglaſe ſchlürfte. Sein Rock war überaus einfach, auch nicht nach neuem Schnitt, und das wirklich abſcheuliche Wetter hatte ſeine Stiefel und den unteren Theil ſeiner Beinkleider ziemlich ſtark mitgenommen.

„Ich hatte da einen ſehr ſchönen, intereſſanten Fall," ſagte der Doktor, wobei er in die glühenden Kohlen des Kamins blickte. „Ein ſchwerer Fall, der mich recht freut."

„So! ein ſchwerer Fall kann den Arzt recht freuen?"

„Das will ich meinen, je nachdem der Ausgang iſt. — Daß wir Aerzte," fuhr der Doktor fort, „ſehr häufig im Dunkeln umher tappen, iſt eine alte Geſchichte, und ſehr wahr das Gleichniß mit dem Stock und dem Topf; auch wird gar zu häufig der Topf getroffen. Um ſo freudiger iſt es dann aber für Jemand, der ſeine Wiſſenſchaft wirklich von Herzen liebt, wenn ihm auf einmal im Finſtern ſelbſt der unbedeutendſte Lichtſtrahl erſcheint, wenn man einſieht, man war auf falſchem Wege, und biegt nun plötzlich mit aller Sicherheit endlich in die richtige Straße ein."

Der Graf hatte den Kopf auf die Hand geſtützt und lauſchte aufmerkſam. „So geben Sie zu," ſagte er nach einem kleinen Stillſchweigen, „daß ihr Aerzte euch öfters irrt?"

„Davon iſt Niemand beſſer überzeugt, als ein denkender Arzt ſelbſt," erwiderte eifrig der Andere.

„Und doch habe ich noch nie gehört," ſprach der Graf, „daß ein Arzt ſelbſt beim ſchwierigſten Falle in Verlegenheit gekommen wäre,

augenblicklich zu sagen: Dies oder Das ist die Krankheit des Patienten."

„Es gibt allerdings Bevorzugte unserer Kunst, die, ich möchte sagen, von der Natur mit einem glücklichen Scharfblick begabt sind, um sogleich die Diagnose einer Krankheit stellen zu können."

„Die sich aber auch irren können und dann wieder um so weniger geneigt sind, den falschen Schritt, den sie vielleicht gethan, anzuerkennen. O, ich kenne das!" bemerkte der Graf.

Hierauf versank er wieder in tiefes Nachdenken, doch schien dasselbe unangenehmer Art zu sein; sein Kopf glitt von der Handfläche herab, und die Finger gruben sich in sein Haar.

Doktor Flecker blickte mitleidig zu ihm hinüber und hatte offenbar eigenthümliche Gedanken, als er in dem prächtigen Kabinet umherschaute, all diesen Reichthum, all diesen Luxus sah und dazu die zusammengebrochene Gestalt des jungen Mannes vor sich.

Dieser richtete sich nach einiger Zeit hastig in die Höhe, warf einen festen, durchdringenden Blick auf den Arzt und fragte ihn mit scharfem und bestimmtem Tone: „Und was mir fehlt, darüber scheint bei allen Aerzten kein Zweifel zu herrschen, und Ihre Ansicht vereinigt sich mit denen der Uebrigen. — — Bitte, lieber Doktor, geben Sie mir eine Antwort," fuhr er nach einer Pause fort, als der Arzt achselzuckend schwieg.

„Ich hatte, wie Eure Erlaucht am besten wissen, noch nie Gelegenheit, Ihren Zustand genauer zu untersuchen. Wenn ich mir ein Urtheil nach dem bloßen Augenschein erlauben dürfte, so stimmt es allerdings mit dem überein, was ich von Ihrem Zustande gehört."

„Daß sich —? Bitte, ohne Umschweife!"

„Daß sich bei Eurer Erlaucht Symptome eines Rückenmarkleidens zeigen."

„Symptome!" lachte bitter der Kranke. „Davon kann nicht mehr die Rede sein, sondern von einer ausgebildeten Krankheit unter den

gefährlichſten Anzeichen. — Oder den beſten," ſetzte er finſter hinzu, „wenn ich endliche Erlöſung für ein Glück halte."

Er drückte ſeine rechte Hand feſt auf die Stirn, dann fuhr er fort: „Ja, ſo iſt es; ſo haben mir eine Menge Ihrer Collegen geſagt, und darauf hin habe ich Kuren durchmachen müſſen, die oft ſchlimmer waren, als meine Leiden ſelbſt. Nehmen wir alſo an: es iſt, wie auch Sie ſagen. Und ich bin jetzt ſelbſt ſo davon überzeugt, daß ich ſeit langer Zeit mit Niemandem mehr darüber ſprach. Doch ich weiß nicht, wie es kommt, beſter Doktor — bin ich heute Abend durch einige Zufälligkeiten erregter, empfänglicher, als ſonſt? — Genug, ich habe ein ſolches Vertrauen zu Ihnen gefaßt, daß ich — nicht an eine Rettung glaubend," ſprach er, bitter lächend — „aber einen Troſt darin finde, gerade mit Ihnen ein paar Worte über meinen Zuſtand zu reden."

„Was mir vom höchſten Intereſſe iſt!" entgegnete Doktor Flecker, „wobei er ſich vornüberbeugte und ſeine Brillengläſer ſcharf auf den Kranken richtete.

„Es iſt vielleicht kindiſch von mir," meinte Graf Helfenberg mit einer leicht vibrirenden Stimme; „aber bitte, wiederholen Sie mir nochmals, daß auch Aerzte ſich irren können!"

„Recht gern und mit beſtem Gewiſſen!" verſetzte lachend der Doktor. „Es irren ſich nicht nur Armenärzte und Armendoktoren, die das Recept für ſechs Kreuzer ſchreiben, ſondern auch Geheime Ober-medicinal- und Sanitätsräthe. Generalſtabs-, Hof- und Leibärzte, und wie alle die vornehmen Chargen heißen mögen, die der liebe Gott zur Beglückung des leidenden Menſchengeſchlechts in dieſe liebe Welt geſetzt."

„Gut denn. Wenn ich eine Indigeſtion habe," fuhr der Graf fort, „ſo habe ich vielleicht zu ſtark diniert; einen Katarrh, ein ſchlimmes Fieber oder dergleichen, ſo habe ich mir das durch eine Erkältung zugezogen. Welche Urſache liegt nun meinem Leiden zu Grunde? Ich weiß, was Sie mir als Arzt entgegnen werden und was mir ſchon unzählige Mal entgegnet worden iſt. Nachdem ich lange in die be-

treffenden Aerzte gedrungen, ſprach man achſelzuckend und bedauernd von einer wild verlebten Jugend, von meinen Reiſen in Italien, meinem Aufenthalte in Paris, und was alles ſonſt noch. Nun kann ich Ihnen aber mein heiliges Ehrenwort geben — was ich bis jetzt nicht der Mühe werth gehalten," ſetzte der Kranke ſtolz hinzu, „und woraus Sie ſehen können, lieber Doktor, wie ſehr ich Sie ſchätze und achte — daß ich weniger wild gelebt, als Tauſende meiner Bekannten; daß meine Reiſen in Frankreich und Italien von keinen Extravaganzen begleitet waren. Ja, ich will Ihnen geſtehen, was ich nie einem Menſchen geſtand, daß ich eben dieſe letzten Reiſen, von welchen man mein Leiden herſchreiben will, mit dem geliebten Bilde eines Mädchens in meinem Herzen machte, das mir als Schutzgeiſt diente und mich von Vielem, Vielem zurückhielt. Was ich Ihnen eben ſagte," fuhr der Graf mit feierlicher Stimme fort, indem er die Hand erhob, „iſt die ſtrengſte Wahrheit, und wenn Sie mich in einer ſchweren Stunde wieder darum befragen würden, ſo könnte ich mit dem beſten Gewiſſen nicht anders ſprechen. Glauben Sie alſo meinen Worten?"

„Ich glaube feſt daran!" entgegnete der Armenarzt mit weichem Tone.

„Das vorhin Angegebene kann alſo nicht die Urſache meiner Leiden ſein; noch weniger aber ſind ſie ererbt; denn auch Sie werden vielleicht wiſſen, daß ſich mein Vater und mein Großvater derſelben vortrefflichen Geſundheit erfreuten, wie ich ſelber bis zu jenem Augenblicke, wo ich die Anfänge meines Leidens fühlte."

„Und dieſes Augenblickes erinnern Sie ſich deutlich?"

„Als wenn es heute wäre! Es traf da Einiges zuſammen, was mich auch ſonſt ihn nicht leicht vergeſſen ließe."

Der Doktor hatte mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört.

„Darf ich Eure Erlaucht," ſagte er alsdann, „um eine Mittheilung aus jener Zeit bitten? Wenn Ihnen das nämlich thunlich erſcheint," ſetzte er, wie ſeine Forderung entſchuldigend hinzu.

„Warum nicht! Es iſt mir ſogar eine Erleichterung," erwiderte

Graf Helfenberg. „Es war zu Rom während des Carnevals; wir hatten alles mitgemacht, was ein Fremder in dieſer tollen Zeit mitzumachen pflegt: wir befuhren den Corſo, wir beſuchten Theater und Bälle, wir amuſirten uns bis gegen Morgen, während wir die Hälfte des Tages verſchliefen.“

„Der Herr Graf ſagten: wir; dürfte ich fragen, wen Sie unter dem Wir verſtehen?“

„Ja ſo, das habe ich vergeſſen. Ich traf in Florenz einen Ruſſen meines Alters, der mir ausnahmsweiſe ſympathiſch war, ja, zu dem ich mich ſo hingezogen fühlte und er zu mir, daß wir in kurzer Zeit unzertrennlich waren, in eine Wohnung zogen und alle Excurſionen zuſammen machten. Es war ein nobler Charakter und wiſſenſchaftlich weit gebildeter, als ich, was am Ende nicht viel ſagen will; aber er hatte in der That enorme Kenntniſſe, hatte ſchon mehrere Jahre in Italien zugebracht, und ſprach die Landesſprache mit einer wunderbaren Fertigkeit, faſt ohne fremden Accent. Wir ſahen einander ähnlich, ja, man hatte uns ſchon für Brüder gehalten. Seine Kenntniß des Landes und der Sprache halfen ihm bei manchen ſeiner tollen Abenteuer. -- Ja, er führte zuweilen ein tolles Leben,“ ſprach der Kranke nach einer Pauſe ſeufzend; „bei ihm würde mich Alles nicht wundern, und er iſt friſch und geſund. — Aber weiter.

„Eines Tages während des Carnevals war ich unwohl und blieb zu Hauſe; er fuhr allein auf den Corſo, ſpeiste mit mir und ging allein auf den Ball, von wo er endlich ſpät in der Nacht nach Hauſe kam und es nicht unterlaſſen konnte, mich zu wecken, um mir eine der köſtlichſten Geſchichten zu erzählen, ſo ſagte er, die ihm jemals paſſirt. Ehe ich auf den Corſo ging, erzählte er, ſchlenderte ich zu meinem Schneider, um mir einen Maskenanzug für den Abend zu beſorgen; ich ſah da einen einfachen, aber ſehr eigenthümlichen Domino, und ich weiß nicht, wie mir die Idee kam, einen ſolchen für den Abend haben zu wollen. Der Schneider machte wegen der Kürze der Zeit und auch ſonſt noch wegen etwas, das ich damals nicht begriff,

Schwierigkeiten, aber mit Gold kann man Vieles durchsetzen. So versprach er mir denn den gleichen Domino, hielt auch sein Wort, und ehe ich auf den Ball fuhr, warf ich bei ihm den bestellten Anzug über meine Kleider. Der Ball war voll Masken und des bekannten tollen Gewühls. Ich fand wenig Bekannte und amusirte mich Anfangs. Endlich aber werde ich von einem schwarzen weiblichen Domino auffallend intriguirt; derselbe hatte eine stahlblaue Atlasmaske vor dem Gesichte, aus dem ein Paar glänzender Augen hervorstrahlte. Eine gute Weile glitten wir bei einander vorüber, uns bald hier, bald da im Saale treffend und einige Worte wechselnd. Das dauerte vielleicht eine halbe Stunde, worauf die Unbekannte verschwunden war. Kurz darauf aber vernahm ich ihre Stimme wieder, doch hatte sie jetzt einen rosa Domino und eine weiße Maske. Man hat nun meine Spur verloren, sagte sie. Hast du deinen Wagen drunten? — Was sollte ich antworten? Ohne mich aber viel zu besinnen, entgegnete ich, allerdings sei der Wagen drunten. — So laß ihn dicht an der Treppe vorfahren, antwortete sie, ich folge im Augenblicke. Da hatte ich den Anfang des schönsten Abenteuers und ich beschloß, Gebrauch davon zu machen, berichtete mein leichtsinniger Russe weiter. Ich ließ meinen Wagen vorfahren, der rosa Domino folgte, wie er gesagt, wir stiegen ein. Wohin? fragte ich. Das wird doch dein Kutscher wissen, entgegnete sie, nur fort, fort! wir dürfen hier nicht halten. Ich gab François ein Zeichen, und der Wagen rollte davon. Wohin? war mir vorderhand gleichgültig, daß aber mein Kutscher stille, dunkle Straßen aufsuchen würde, dafür kannte ich ihn. So fuhren wir also in der Finsterniß fort, ich sehr gespannt auf die Entwicklung dieser Geschichte. Der Anfang dieser Entwicklung ließ auch nicht lange auf sich warten; sie drängte sich an meine Brust, indem sie sagte: Den ganzen Tag habe ich vergebens nach dir gesehen, du böser Mensch; warum kamst du nicht? — Da man in Rom zur Zeit des Carnevals bei ähnlichen Veranlassungen nirgendwo anders hinkommen kann, als auf den Corso, so antwortete ich kecklich, ich sei mehrere Stunden dort

geweſen, was auch keine Lüge war. — Aber unter unſerem Balcone habe ich dich nicht geſehen, forſchte ſie weiter. — Mußte ich mich denn nicht in Acht nehmen? erwiderte ich, das römiſche Leben kennend; er ging ja gar nicht von deiner Seite. — Ach, das iſt wahr! ſeufzte ſie; leider ging er nicht von meiner Seite, auch heute Abend nicht, und wenn mir nicht Cecce geholfen hätte — ſie ſpaziert mit meinem ſchwarzen Domino und meiner blauen Maske ſtatt meiner oben im Saale — ſo wäre es mir auch jetzt nicht einmal möglich geweſen, dich einen kleinen ſüßen Augenblick zu ſehen.

„So erzählte mein Ruſſe," fuhr der Graf fort, und als er ſo erzählt, lächelte er vergnügt in ſich hinein, ehe er weiter ſprach: Ja, ſie hatte Recht, wir ſahen uns einen kleinen, ſüßen Augenblick, bei welchem ich vor Entzücken und auch wieder vor Angſt zitterte wie nie in meinem Leben. Anfänglich hatte ich geglaubt, es ſei auf eine Prellerei abgeſehen und ich habe es mit einer liſtigen Perſon zu thun. Aber das war ſie nicht, und wenn auch keine Roſe ohne Dornen, ſo war ſie doch eine friſche Roſe. — Wir kamen glücklich auf den Ball zurück, und ſomit wäre das Abenteuer in allen Theilen glänzend ausgefallen, wenn ich ſo klug geweſen wäre, mich darauf nach Hauſe zu begeben. Ich blieb aber noch da, und als ich nach ein paar Stunden verſchwinden wollte, traf ich bei einer Ausgangsthür Naſe an Naſe mit jenem Domino zuſammen, deſſen Copie ich war. Da ich mich im Unrecht wußte, ſo blieb ich erwartend ſtehen, doch ließ mich der Andere unangeredet vorüber, nur ſah ich aus ſeiner ſchwarzen Maske ein paar blitzende Augen auf mich gerichtet. So langſam wie möglich ſtieg ich die Treppen hinab, um ihm Zeit zu laſſen, mir zu folgen, was er übrigens nicht that, und erreichte unangefochten meinen Wagen, ſetzte mich hinein und fuhr nach Hauſe.

„Das erzählte er mir," fuhr der Graf nach einer Pauſe fort, „und auch ich war leichtſinnig genug, über das köſtliche Abenteuer, wie er es nannte, mit ihm zu lachen. — Es ſollte aber ſeine ernſten Folgen haben."

„Das kann ich mir denken,“ ſagte kopfnickend der Armenarzt, der mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehorcht.

„Schon den andern Abend,“ ſprach der Graf weiter, „als wir vom Monte Pincio über die ſpaniſche Treppe hinab ſtiegen — es dunkelte bereits — drängte ſich ein Kerl an uns und ſtieß plötzlich mit dem Meſſer nach mir. Mein Freund aber hatte die verdächtige Bewegung bemerkt, und von einem tüchtigen Fauſtſchlage getroffen, rollte der Bandit die Stufen hinab. Aehnliches wiederholte ſich indeſſen in den nächſten Tagen, und dabei war es merkwürdig und nicht gerade angenehm für mich, daß meiſtens mir die Attentate galten. Ich muß geſtehen, daß mein Ruſſe darüber in Verzweiflung war und, als dieſe Anfälle gar nicht mehr aufhören wollten, zur Abreiſe rieth. Wir trafen denn auch alsbald dazu unſere Anſtalten; doch ehe wir uns in den Reiſewagen ſetzten, erkrankte mein Freund plötzlich, anſcheinend mit gefährlichen Symptomen, ſo daß er zurückbleiben mußte. Natürlich wollte ich ihn nicht verlaſſen, doch beſchwor er mich, nach Neapel vorauszugehen, wobei er die Hoffnung ausſprach, mir bald nachfolgen zu können. Dagegen ſtellte ich ihm vor, wie es mir für ſeine Pflege beſſer erſcheine, wenn ich in der Nähe bleibe. — Umſonſt! er verſicherte mir, die Angſt wegen neuer Anfälle würde ihn nicht zur Ruhe kommen laſſen und immer kränker machen. Einmal aus dem Kirchenſtaate hinaus würden dieſe Geſchichten ſchon aufhören. Was ihn ſelbſt anbelange, ſo müſſe er jedenfalls einige Zeit zu Hauſe bleiben, könne ſich alſo vollkommen ſchützen, und dann ſcheinen auch unſere unſichtbaren Feinde der feſten Meinung zu ſein, ich ſei der Uebelthäter. — Intereſſirt es Sie auch, Doktor, was ich Ihnen erzähle?“ unterbrach ſich der Hausherr und nahm ein paar Tropfen von ſeinem Punſche.

„Ob es mich intereſſirt!“ erwiderte der Armenarzt. „Ich bin ſehr begierig auf den Verlauf und Schluß.“

Und wirklich hatte er auch die Stellung Jemandes angenommen, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuhorcht. Schon eine lange

Zeit saß er vornübergebeugt und hielt sein Punschglas in der Hand, und die vortreffliche Cigarre war ihm längst ausgegangen, ohne daß er es zu bemerken schien.

„Bitte, Erlaucht," sagte er, „lassen Sie mich nicht zu lange auf das Ende warten."

„Wir sind bald am Ende," entgegnete der Graf. „Ich verließ Rom und meinen Freund mit schwerem Herzen, nachdem ich noch für ihn gethan, was ich gekonnt. So ließ ich unter Anderem meinen deutschen Kammerdiener bei ihm zurück, und behalf mich mit einem Italiener, der sich mir herrenlos bei meiner Abreise vorstellte und der ein vortrefflicher Bedienter war."

„Ah!" machte der Doktor, und dieses „Ah!" klang halb wie ein Seufzer, halb wie ein Ausruf der Ueberraschung.

„In Albano," fuhr der Kranke fort, „blieb ich fast acht Tage, immer hoffend, der Zustand meines Reise-Gesellschafters würde sich vielleicht bessern und ihm erlauben, mir zu folgen. — Vergebens. — — Aber hier in Albano war es, bester Doktor," sagte der Graf mit einem düsteren Blicke auf sein Gegenüber, „wo sich die ersten Anfänge meines Leidens zeigten."

„Da schon? Ja, es ist möglich," entgegnete der Arzt mit ganz leiser Stimme.

„Ich spürte eines Morgens eine leichte, aber vorübergehende Schwäche in meinen Gliedern; es flimmerte mir wie ein Nebel vor den Augen, auch hatte ich Brustbeklemmungen. Das ging aber vorüber und ich dachte nicht weiter daran. Erst als ich einige Zeit in Neapel war — mein Freund war vierzehn Tage nach meiner Abreise wieder hergestellt und eingetroffen — stellten sich abermals dieselben Erscheinungen ein und blieben mir von da an," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „beständige und treue Begleiter. Ich zog die berühmtesten Aerzte zu Rathe, man zuckte die Achseln, man rieth mir, Italien zu verlassen, deutsche Bäder zu gebrauchen. Doch sah ich wohl an den Mienen Ihrer italienischen und französischen Collegen,

von welcher Art ſie mein Leiden hielten und welche Urſachen man demſelben unterlegte."

„Und jener italieniſche Bediente," forſchte der Doktor mit einer wahren Aengſtlichkeit, „den Sie in Rom annahmen? Blieb er lange bei Ihnen? Wann und wo verließ er Sie?"

„Er verließ mich in Neapel, wenige Zeit nachher, nachdem der Ruſſe mit meinem Kammerdiener dort eingetroffen war. Er ging nach Rom zurück, wohin ihn Familien-Angelegenheiten riefen."

„Er ging nach Rom zurück," wiederholte der Doktor mit dem gewöhnlichen Tone ſeiner Stimme, dann ſetzte er hinzu, aber ſo leiſe, daß der Kranke ſeine Worte nicht verſtehen konnte: „Nachdem ſein Werk vollendet; — ein Lichtſtrahl! ein Lichtſtrahl!"

Doch blickte er in die Höhe, und man hätte ſehen müſſen, wie ſeltſam ſeine Augen glänzten, wenn die blaue Brille nicht geweſen wäre.

„Daß es mir bei deutſchen Aerzten und in deutſchen Bädern nicht beſſer ging," ſagte der Graf nach einer Pauſe, „haben Sie gehört und ſehen es mir wohl auch an. Ich las es auch in den Mienen berühmter Leute Ihres Faches, daß ich ein verlorner Mann ſei."

„Und ſprachen Sie bei dieſen Conſultationen," fragte Doktor Flecker, „nie von dem Vorfalle in Rom, wie Sie mir ihn erzählten? Thaten Sie das nie?"

„Wohl that ich es, und erinnere mich dabei wohl einer ſarkaſtiſchen Aeußerung, die mir in die Seele ſchnitt. Es fragte mich einer Ihrer Collegen, ob ich ſelbſt recht viele ſolcher Abenteuer beſtanden, wie ich da von meinem ruſſiſchen Reiſegeſellſchafter erzählt. Was ſollte ich darauf erwidern? Ich zuckte die Achſeln und ſchwieg."

Das Benehmen des Armenarztes hatte ſich gegen das Ende der Erzählung auf eine merkwürdige Art verändert; ſo unbeweglich er vorhin da geſeſſen, Punſchglas und Cigarre in der Hand, ſo beweglich war er jetzt mit einem Male geworden; dabei ſchien er ſehr zerſtreut; denn er ſetzte das Punſchglas in die Aſche des Kaminfeuers, während

er die Cigarre auf das Kamingesimse legte. Dann rückte er hin und her, wie Jemand dem es unbehaglich ist, still sitzen bleiben zu müssen, und der gern auf und ab laufen möchte, um irgend etwas, das ihn auf der Seele drückt, Luft zu machen. Auch gesticulirte er sonderbar mit Armen und Händen, fuhr jetzt mit der einen Hand durch sein Haar und nahm mit der andern die Brille ab, um deren Gläser zu wiederholten Malen mit seinem Rockzipfel zu putzen. Wenn er aber für Momente so ohne Augengläser da saß, so hätte der Graf bemerken können, wie der Blick des Doktors jetzt außerordentlich heiter, dann wieder tief betrübt schien, und dazu paßte auch vollkommen die Stellung seiner Mundwinkel, nach welcher man hätte glauben sollen, er wolle jetzt laut auflachen und gleich darauf in ein betrübtes Weinen ausbrechen.

„Für das, was Sie mir mitgetheilt, Herr Graf," sprach er nach einem längeren Stillschweigen, „sage ich Ihnen meinen besten Dank. Wenn ich Ihnen bemerke, daß ich viel daraus gelernt, so werden Sie mir hoffentlich glauben. Dabei kann ich Ihnen allerdings nicht verschweigen, daß ich mich gewiß nicht für gescheidter halte, als unzählige meiner Collegen; aber Sie werden mir zugeben, daß es im Menschenleben Augenblicke gibt, wo man — wie soll ich in der Geschwindigkeit sagen? — empfänglicher ist, aufgeweckter, erleuchteter — erleuchteter, das ist das Wort! wo einem plötzlich auf Momente die Nebel schwinden, die der liebe Gott so weise über Vieles in seiner Schöpfung gebreitet, wo man einen Blick thut in der Wesen Inneres, vor dem man zurückschrickt aus Freude und Entzücken. — Aber nein, nein!" unterbrach er sich selber, indem er aufsprang und sich, mit den Händen heftig gesticulirend, dicht vor den Grafen stellte; „ich muß das ruhiger sagen. Sie werden am Ende glauben, Herr Graf, der allerdings vortreffliche Punsch habe mich exaltirt; und doch, wenn Sie sich in meiner Lage befänden, müßten Sie mir zugeben, daß ich nicht anders sprechen kann, als ich spreche; ja, Sie müßten mir verzeihen, wenn ich hier vor ihren Augen einen Luftsprung machte. A—a—a—h!"

Damit schnappte er nach Luft und faßte sich dann mit seinen beiden Händen an dem eigenen Rockkragen, wie um sich selbst ein wenig zurecht zu schütteln.

Der Kranke hatte mit nicht geringem Erstaunen diesen seltsamen Worten des Doktors zugehört. Daß etwas Besonderes dahinter stecken müsse, und vielleicht für ihn etwas sehr Gutes, ja, unendlich Glückliches, begriff er wohl und richtete sich deßhalb hastig aus seiner gebückten Stellung auf, den Doktor erwartungsvoll und fragend ansehend.

„Ich muß mir selbst eingestehen," fuhr dieser fort, wobei er sich vor die Stirn schlug, „daß ich ein alter, unzurechnungsfähiger Narr bin und mich betrage wie ein Kind. Aber," setzte er mit vor Rührung zitternder Stimme hinzu, indem er seine Rechte auf die Schulter des Grafen legte, „Sie werden mir zugeben müssen, daß es wohl verzeihlich ist, wenn jemand, der in tiefer Finsterniß gewandelt, auf einmal aufschreit, da er einen Lichtstrahl sieht!"

„Einen Lichtstrahl? O, einen Lichtstrahl?"

„Ich sollte nicht so sprechen," sagte der Doktor mit etwas weniger Lebhaftigkeit, aber einem Tone der Stimme, der ihm vor Rührung fast umschlug. „Und ich will auch mein Maul halten, um Ihnen keine Hoffnungen zu machen, die sich vielleicht doch nicht erfüllen könnten."

„Aber ich bitte, sprechen Sie!" erwiderte hastig der Kranke. „Was liegt am Ende an einer Hoffnung mehr oder weniger? Mir sind schon so viele verschwunden, daß ich mich bald daran gewöhnt habe. — Ist es doch immer eine Hoffnung, die vielleicht für Tage, ja, Wochen aushält und die wenigstens das Gute hat, mir momentan eine kleine Freude zu machen. — — Sie glauben," forschte er nach einer Pause, während welcher ihn der Armenarzt kopfnickend betrachtet, weiter, „mein Leiden sei anderer Art, als man mir bis jetzt gesagt?"

„Ich glaube so," sprach der Andere feierlich.

„Sie glauben an eine Ursache, die — wie soll ich mich ausdrücken? — in ihren Wirkungen minder gefährlich wäre?"

„Minder gefährlich? — Das kann nur Gott wiſſen. Aber ich glaube an eine Urſache, der wir vielleicht im Stande ſind, mit unſeren Heilmitteln erfolgreich entgegen zu wirken.“

„Erfolgreich, Doktor!“ rief der Kranke, während ſein Körper zuſammenzuckte. „O, ſeien Sie nicht grauſam! zeigen Sie einem Verdurſtenden nicht einen Strahl klaren, friſchen Waſſers, den er aber zu erreichen nicht mehr die Kraft hat!“

„Ich habe geſagt: vielleicht erfolgreich,“ entgegnete der Arzt ruhig, beinahe kalt. „Aber wenn ich weiter ſprechen ſoll, ſo müſſen Sie mich mit Ruhe anhören.“

„Ich werde mich dazu zwingen,“ erwiderte der Graf mit leiſer, bebender Stimme. „Welche Urſache, glauben Sie, liegt meinem Leiden zu Grunde?“

„Ehe ich das ſage,“ fuhr der Doktor mit einer faſt quälenden Ruhe fort, „erlauben Sie mir eine Frage. Sie hatten auf Ihrer italieniſchen Reiſe Unglück beim Reiten? Sie ſtürzten, Ihr Pferd fiel auf Sie? War das vor oder nach jener römiſchen Geſchichte?“

„Es war einige Monate ſpäter. Jener Unfall war nicht ſo bedeutend, wie man ihn gemacht. Aber weiter! weiter! Was iſt die Urſache meiner Leiden?“

— „Gift!“ ſprach der Doktor, das ſchreckliche Wort nur ſchwach betonend. „Ja, Gift, wahrſcheinlich Arſenik, Ihnen während längerer Zeit in ganz unbedeutenden Doſen beigebracht.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gift!“ wiederholte der Kranke, aber er ſagte das mit keinem Tone des Schreckens, er ſagte es mit einem Ausdrucke wie Jemand, dem eine ſchwere Laſt von der Seele fällt. — „Gift! Iſt mir doch dieſer Gedanke ſelbſt ſchon zuweilen wie ein Blitz erſchienen. — Und wenn dem ſo wäre, Doktor? Iſt alsdann — doch wozu“ — fuhr er leidenſchaftlich fort — „nach einem Lichtſtrahl, den wir ſchimmern ſehen, zu vermuthen, nun werde in die finſtere, ewige Nacht, die mich umgibt, plötzlich eine hell glänzende Sonne hereinbrechen? Warum

sind wir so leichtgläubig in unseren Hoffnungen und Wünschen? Nicht wahr, Doktor, das ist kindisch? Und ich will auch ganz, ganz ruhig sein."

Damit faltete er die Hände und senkte seinen Kopf tief auf die Brust herab.

„Einen Lichtstrahl haben wir," versetzte gerührt der Armenarzt, „und die Hoffnung ist uns nicht unverwehrt. Wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken, so soll es sich in nächster Zeit zeigen, ob wir eine Morgenröthe zu erwarten haben, und wenn uns diese erscheint, ist ja auch die Sonne nicht mehr fern."

„O, mein Gott! mein Gott!" rief der Kranke erregt.

„Sie haben selbst gesagt, Sie wollten ganz ruhig sein, und darum muß ich Sie bitten. Sie haben sich so männlich gezeigt in Ihrer Hoffnungslosigkeit; bezwingen Sie sich auch jetzt, geben Sie nicht zu vielen Hoffnungen Raum, sprechen wir von Ihnen wie von einem Dritten. — — Ja, ich will darauf schwören, daß meine Ansicht die richtige ist; jener Italiener, den Sie von Rom mitnahmen, hat Ihnen täglich etwas von dem tückischen Gifte beigebracht, zu wenig, um Sie zu tödten, genug, um Ihren inneren Organismus, wenn auch nicht zu zerstören, doch zu lähmen."

„Und?" fragte Graf Helfenberg mit einem bezeichnenden, flehenden Blicke.

Der Armenarzt richtete statt aller Antwort seine Augen nach oben. Gleich darauf drückte er aber fester die Brille an das Gesicht und sagte: „Wie lange war jener Italiener bei Ihnen?"

„Vielleicht vier Wochen. Und je mehr ich nachdenke, um so mehr glaube ich, daß Sie Recht haben. Er überreichte mir mein Frühstück; auch servirte er häufig mein Diner, welches ich zu Hause nahm."

„Das ist für heute genug," versetzte Doktor Flecker nach einer Pause. „Suchen Sie jetzt Ruhe zu finden, so gut als es Ihnen möglich ist. Nehmen Sie ein Brausepulver; regen Sie sich nicht weiter auf — aber ich begreife wohl, das Letztere ist ein Rath, den

zu befolgen Ihnen nicht wohl möglich iſt. — Nun gut, bringen Sie die Nacht hin, wie Sie können, morgen ſprechen wir weiter."

„Und Sie wollen mich verlaſſen?" fragte ängſtlich der Kranke. „O, bleiben Sie, Doktor! Ich werde Ihnen ſogleich ein Zimmer hier in meiner Wohnung einrichten laſſen. Nein, nein, Sie dürfen nicht fort."

„Ich muß," entgegnete achſelzuckend der Arzt. „Was ſollten meine armen Kranken denken, wenn man mich heute Nacht rufen ließe und ich käme nicht? Denken Sie, — Jemand ohne Troſt und Hülfe laſſen!"

„Ja, Jemand ohne Troſt und Hülfe zu laſſen, iſt ſchrecklich. — Aber morgen, nicht wahr, Doktor, morgen in aller Frühe? Doch warten Sie, bis man einen Wagen für Sie anſpannt."

Der Armenarzt ſchüttelte lachend den Kopf.

„Morgen in aller Frühe komme ich zu Fuß wieder," ſagte er, „wie ich jetzt zu Fuß nach Hauſe gehe. Meine Patienten würden ſich fürchten, wenn ſie mich im Wagen ſähen. — Aber jetzt Ruhe, ſo viel Ihnen möglich iſt. Ich habe die Ehre mich zu empfehlen."

Damit ging er zur Thür hinaus, dem Grafen eifrig winkend, zurückzubleiben, der ſich erhoben und ihn begleiten wollte, und der nun aufrecht mit gefalteten Händen in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen blieb. In ſeinem Kopfe jagten ſich Gedanken, Wünſche, Hoffnungen; doch kämpfte er die letzteren gewaltſam nieder, und was er ſeinen Phantaſieen erlaubte, war, daß er dachte, wie einem Schiffbrüchigen zu Muthe ſein müſſe, der allein, allein an das Wrack ſeines Fahrzeugs geklammert, umtost von der grollenden See, plötzlich an dem finſter umzogenen Horizonte ein weißes Segel ſähe. Das dachte er ſchaudernd und wünſchte ſich ein ſolcher Schiffbrüchiger zu ſein.

Unterdeſſen hüpfte der Doktor mehr, als er ging, durch die einſam liegenden Straßen ſeiner Wohnung zu, wobei er zuweilen ziemlich laut allerlei verdächtige Worte vor ſich hin ſprach, als: „Gift! ja wohl, Gift! vergiftet muß er ſein. O, wenn das wäre und Doktor

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite
1.	Hinaus in die Welt!	1
2.	Der Vetter — Professor	10
3.	Die Einführung ins neue Geschäft	20
4.	Das Waaren-Magazin. Etiquetten	33
5.	Prinzipalin und Prinzipal	42
6.	Bekehrungs-Versuche des Herrn Sprecht	54
7.	Das Bild meiner Andacht	73
8.	Die Beichte	84
9.	Ein Stern in dunkler Nacht	97
10.	Ruhe sanft	113
11.	Auf der Wiegkammer	127
12.	Veränderungen	140
13.	Emma	157
14.	Der Flegeljahre zweite und vermehrte Auflage	174
15.	Das letzte Souper	200
16.	Ein Verhör. — Ein Rendez-vous	215
17.	Ein zweites Verhör und Ende des Buchs	240

Flecker es entdeckt hätte! — Brrr! das wäre eine wundervolle Geschichte. Ich hätte alsdann das Recht, dem gesammten Collegium zu sagen: „Sie werden mir zugeben, verehrteste Herren, es ist eigentlich sonderbar, daß von den Aerzten Seiner Erlaucht bis jetzt keiner darauf gekommen ist, Niemand als ich, Doktor Flecker, der Armenarzt."

Dann rieb er sich die Hände und versank so in Gedanken, daß er auf dem ihm sonst so wohl bekannten öden Hofe seiner Wohnung stolperte, ehe er die Hausthür erreichte. Statt aber, als er diese geöffnet und wieder geschlossen, über die weiten hallenden Treppen sogleich seinem Zimmer zuzugehen, schlich er an die Wohnung seines Freundes Larioz und drückte dort leise die Thür auf.

Im Zimmer brannte ein trübes Nachtlicht, es stand auf dem Boden neben dem großen Stuhle, in welchem Gottschalk saß, der eingenickt war, aber jetzt beim Aufgehen der Thür empor fuhr.

Auf den Fußspitzen schleichend, trat der Doktor näher und sagte flüsternd: „Gelt, ich habe dich warten lassen, Kleiner? Aber ich hatte draußen so viel zu thun, item, konnte nicht früher kommen. — Was macht unser Freund?"

„Jetzt schläft er ruhig," antwortete der kleine Schreiber. „Vor einer Stunde klagte er über Kopfschmerzen, über Frost und Hitze."

„Sprach er etwas?"

„Ja, über Sachen, die ich nicht verstand, von einem maurischen Zauberer, Cabanzeros, glaube ich; auch suchte er immer einen Vers zu finden, dessen Anfang er häufig sagte: „Traue, treue Trina —"

„Da hat er phantasirt."

„Ja, er hat phantasirt, auch vom Dolche Rubens, namentlich aber von einer schönen Spanierin; das kam am häufigsten vor, und dann sah er mich mit seinen großen Augen an und fragte mich wiederholt: Ist sie nicht schön? worauf ich natürlicher Weise keine Antwort geben konnte."

„Begreiflich, begreiflich!" erwiderte rasch der Andere. Dann näherte er sich behutsam dem Bette und sagte alsdann zurückkommend:

„Es hat nichts zu bedeuten, er ſchläft ganz ruhig, krieche du nur auch in dein Neſt.“

„Aber wenn er aufwacht und aufs Neue anfängt, zu phantaſiren, und mich ſo dringend fragt, wie vorhin, ob ſie nicht ſchön ſei?“

„Dann gib ihm zur Antwort,“ ſprach der Doktor, „ich ſei da geweſen und hätte geſagt, Dulcinea ſei das ſchönſte Weib auf Erden.“

Damit zog er ſich kopfnickend zur Thür hinaus.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Alte Bekannte.

Es kann uns, liebenswürdige Leserin, imgleichen theurer und geneigter Leser, in diesem Leben öfters passiren, daß wir gute Bekannte, wenn auch nicht völlig vergessen, so doch in gewissen Zeitläuften einigermaßen vernachläßigen. Dieses Mal spreche ich nicht von uns beiden, sondern meine einen Bekannten in vorliegender, sehr wahrhaftiger Geschichte, dem ich schon lange einen Besuch zugedacht, ohne diesen Vorsatz mit dem besten Willen ausführen zu können. Es ist aber kein Besuch, der uns über Marmortreppen, über dicke Teppiche zu Doppelthüren führt, die sich wie von selbst leise öffnen und schließen; auch fahren wir nicht im sanft rollenden Coupé, sondern bedienen uns unserer Füße, und das zwar an einem kalten Wintertage, wo die Höhen rings um die Stadt wie in einen weißen Pelzmantel eingehüllt sind, wo die Häuser keine Dächer zu haben scheinen, diese wenigstens in ihrer Farbe sich kaum merklich von der Luft unterscheiden, so daß man oft mit Erstaunen zu sehen glaubt, wie Schornsteine und Dachläden ohne allen Zusammenhang mit der Erde am Himmel schweben.

In dem Hause, das wir besuchen wollen, steigen wir eine wackelige Treppe hinauf, aber ich hoffe, daß der Leser sie wieder erkennt, diese Treppe. Wie so Vieles in dieser armen Welt, das im Laufe

der Zeit alt und unscheinbar geworden, war auch sie einstens schön gewesen — die Treppe nämlich, und heute, wo der weiße Schnee draußen das Licht durch das weit aufstehende Thor in den Hausgang hinein reflektirt, sieht man hier deutlicher die wirklich prachtvollen Holzconstructionen, daneben aber auch um so genauer die Verwahrlosung, in der sich Alles befindet.

Die Treppenstufen knarren und ächzen heute wieder wie damals, als wir zuerst hier waren; wir lassen den ersten und zweiten Stock hinter uns und kommen in den dritten, wo wir in ein geräumiges Zimmer treten, das uns seine weißen Kalkwände zeigt, den Ofen, in dem aber heute ein Feuer brennt, den Kanarienvogel, der in seinem Käfig vergnügt auf und ab hüpft, in der Fensternische; an der Wand das Portrait des jungen, eleganten Mannes, umgeben von Hirschfängern, Rehgeweihen und Gewehren. Dort ist auch die Kiste mit den Rehfellen, welche Sophastelle vertritt und auf welcher jener Mann in Hemdärmeln sitzt, der die zu den Fellen gehörigen Rehe einstens erlegt und nun im Begriff ist, sich seiner schweren Jagdstiefel zu entledigen. Auf dem Boden stehen ein paar Pantoffeln, in welche er nun die Füße mit den wollenen Strümpfen steckt, während er behaglich mit der Zunge schnalzend sagt: „Das habe ich lange entbehrt; das thut Einem wohl, wenn man sich so wieder einmal recht warm machen kann. Es ist da draußen im Walde recht schön, aber man kriegt's auch satt, namentlich wenn man nicht darauf halten kann, wie man will, und stundenlang herumschleichen muß, um das Wild zu verhören."

Vor dem Jäger, Herrn Brenner, der also sprach, stand der kleine Franz, den Hirschfänger des Vaters auf der Schulter und dessen Jagdhut auf dem Kopfe, der aber so tief über ihn herabhing, daß er fast die Achseln berührte.

„Und hast du viele Bären geschossen?" fragte der Kleine. „Du hast gesagt, du wollest mir von einem den Pelz mitbringen, darin könne ich, wenn es kalt sei, spazieren gehen."

„Habe ich das wirklich geſagt?“ verſetzte lachend und wie erſtaunt der Jäger. „Nun, dann hätte ich es auch gewiß gethan. Aber da fällt mir gerade ein, daß die Bären dieſes Jahr ſchlecht gerathen ſind. Doch habe ich ein Eichhorn für dich in der Jagdtaſche, das ſoll dir die Mutter ausſtopfen laſſen.“

„Ein Eichhorn?“ fragte der Knabe eifrig, wobei er den Hut aus den Augen empor hob; „wo iſt mein Eichhorn?“

„Gleich, gleich, Palmarum. Weißt du, wie die Großmutter ſagt? Geduld iſt der Seelen Speiſe, aber ſchlimm für den, der ſie eſſen muß. Du wirſt mir erlauben, daß ich vorher meinen Jagdrock ausziehe und die Suppe eſſe, die Mama mir gekocht hat. Ich verſichere dich, das Eichhorn läuft nicht mehr davon.“

„Darf ich es ihm vielleicht geben?“ fragte Frau Brenner mit ſanfter Stimme. „Du weißt, wie die Kinder ſind; es dauert ohnedies noch ein paar Minuten, bis die Suppe gut iſt.“

„Meinetwegen,“ entgegnete der Jäger. „Ah, wie freue ich mich, wieder hier zu ſein! Es war draußen unheimlich und kalt.“ — Dabei dehnte er ſich, ſtreckte die Hände in die Höhe und fuhr dann mit den Fingern an den Schläfen herab, bis zu ſeinem vollen Bart, in dem er ſich kratzte.

An dem Tiſche ſaß eine Frau, die eben erſt angekommen war: ſie hatte noch ein dickes wollenes Tuch um die Schultern und geſtrickte Handſchuhe an den Händen; bis jetzt hatte ſie noch kein Wort geſprochen, auch ſchien ſich Herr Brenner nicht ſonderlich um ſie zu kümmern; doch fragte ſie jetzt: „Alſo war die Jagd nicht ſchön?“

„Was ſchön!“ antwortete brummig der Jäger. „Eine Jagd iſt immer ſchön, wo es was zu ſchießen gibt.“

„Daran fehlt's aber in dem Revier des Herrn Barons nicht,“ fuhr die Frau fort. „Das hat mir der Herr Klaus erzählt, der ſich jeden Winter einen warmen Jagdrock bei uns machen läßt; er ſagt, die Jagd des Herrn Baron von Breda ſei wunderſchön und in Ordnung wie keine.“

Herr Brenner hatte mit finſterer Miene nach der Frau hinüber geblinzelt, während er das Rehfell ſtreichelte, auf dem er ſaß. Da ihm aber das, was er ſo eben gehört, begreiflicherweiſe keinen Anlaß zum Aerger gab, ſo zog er die Augenbrauen in die Höhe und ſprach mit gefälligerem Tone und die Achſeln zuckend: „Wenn der Klaus das ſagt, muß es wahr ſein. Und er hat Recht, unſer Revier iſt in Ordnung wie wenige. Alles rund bei einander, ein famoſer Wildſtand. Und doch diesmal eine ſchlechte Jagd. Nicht wahr, das verſteht Ihr nicht, Frau? Und es iſt doch wahr."

„Nein, das verſtehe ich auch nicht; aber ich wäre dankbar, wenn Ihr mir das erklären wolltet."

„Eigentlich geht's Euch gar nichts an," verſetzte kurzweg der Jäger; „da ich mich aber ungeheuer behaglich fühle und auch ſehe, daß Palmarum trotz ſeines Eichhorns — gelt, das iſt ein ſchöner Kerl?" unterbrach er ſich, „und man ſieht gar keinen Anſchuß — Maul und Naſe aufſperrt, um mich zu hören, ſo will ich Euch denn ſagen, warum die Jagd gut und doch ſchlecht war."

Die gute Frau Brenner hatte nach der Suppe geſehen, die noch nicht fertig war, und ſich dann neben ihren Mann geſetzt, wobei ſie die Hände in den Schooß legte und mit leuchtenden Blicken den kleinen Franz betrachtete, der das Eichhörnchen in ſeinen Armen hielt, als wollte er es erwärmen und wieder zum Leben zurückbringen. Doch ließ das ſchon ſtarre Thierchen den Kopf auf die Seite hängen, hatte die vier Füße ſteif geſtreckt und zeigte die nadelſpitzen, langen weißen Zähnchen.

„Im Herbſt iſt die Zeit," ſprach Herr Brenner, „auf die ſich ein tüchtiger Jäger immer freut. Da ſind wir denn auch jedes Jahr hinaus gezogen, der Herr Baron, ein paar ſeiner guten Freunde, dann der Kammerdiener, welcher ſich die Ohren zuhält, wenn ein Gewehr knallt, und das Murmelthier, der Jockey, der über Alles ein großes Maul hat und von der Jagd nicht ſo viel verſteht als des Pfarrers Katze, denn die weiß doch Mäuſe zu fangen, er aber nicht, was ihm

zukommt: Maulſchellen für ſeine ungewaſchenen Reden. — Doch das gehört nicht daher. — Das waren mir jedes Jahr vergnügte Tage; die Jagd war brillant, der Herr gut gelaunt, ſeine Freunde luſtig; in der Frühe ging es hinaus, bei einem ſo friſchen Morgen in den ſchönen Wald, der Eine hierhin, der Andere dahin, und da wurde gepirſcht, daß es ein Vergnügen war. Wer das nicht kennt und mitgemacht hat, der hat noch gar nichts in der Welt genoſſen. Wie Einem das Herz ſchlägt, wenn Alles ringsum ſo feierlich ſtill iſt, und auf einmal röhrt es aus dem Dickicht heraus, daß Berg und Thal ein fröhliches Echo geben! Jetzt vorwärts, ſo leiſe wie möglich." Herr Brenner that dabei, obgleich er nicht von der Kiſte wegkam, als ſchleiche er durch den Wald, wobei er ſeine Füße mit den Pantoffeln, langſam auf die Spitzen tretend, bewegte. „Da haben wir endlich vor uns eine kleine Waldwieſe, die fällt ſachte ab, einem kleinen Thale zu, wo ein ſchäumendes Waſſer vorbeirauſcht. Auf der Wieſe ſteht das Rudel, und jetzt, droben aus dem Gebüſch hervor, ſchreitet er, der Hirſch, hebt den Kopf und röhrt wieder. Und wie er röhrt, ſchwillt ihm der Hals an, daß es eine Freude iſt, und der Hauch ſchlägt ihm ordentlich blau aus dem Maule heraus. Während er aber ſo röhrt, ſchleicht man näher und immer näher hin, nimmt die Büchſe ſchußfertig — —" Herr Brenner erhob den rechten Arm mit dem ausgeſtreckten Zeigefinger an das Auge — „und auf einmal — prrdautz! da liegt er, aufs Blatt getroffen."

„Prrdautz!" machte auch Franz, wobei er das Eichhorn auf den Boden fallen ließ.

„Nein, nein, das iſt kein Vergnügen," ſagte die ſanfte Frau Brenner, „ſo ein armes Thier, das an gar nichts denkt, nieder zu ſchießen."

Der Jäger zuckte mit den Achſeln und wiegte ſich wohlgefällig auf der Kiſte hin und her. „Wer das freilich nicht mitgemacht hat," ſagte er nach einer Pauſe, „der verſteht's auch nicht. — Aber," ſetzte er beinahe ärgerlich hinzu, „wenn man ſich das ganze Jahr darauf

gefreut hat, und es wird nun nichts daraus, da kann man wohl ein Recht haben, verdrießlich zu werden."

„Nicht wahr, der Herr Baron ſind dieſes Mal gar nicht hinaus gegangen?" fragte Frau Brenner.

„Nicht einen Schritt, und kein Menſch hat's begriffen. Zuerſt dachte ich: nun, er wird ſchon kommen, und als er immer nicht kam, als der Verwalter draußen mit dem Kopfe ſchüttelte und mir ſagte: Paß auf, Jonas, diesmal iſt's niſcht mit dem Jagen, da dachte ich: ſo ſoll doch gleich ein Kreuzdonnerwetter dreinſchlagen; und ging zum Schullehrer und ließ ihn einen Bericht über die Jagd machen, der Jemand den Mund wäſſerig machen mußte, der in ſeinem Leben auch nur ein einziges Mal eine Flinte losgebrannt. — Half aber alles nicht. Freilich bekam ich eine Antwort, aber darin ſtand: ich ſollte vorderhand da bleiben, dies oder jenes Stück ſchießen und herein ſchicken, der Herr würde ſich vielleicht noch entſchließen. — Ja, er entſchloß ſich auch, aber zum Zuhauſebleiben. Hatte ich doch einen ungeraden Vierzehnender für ihn, der ſich mir nur immer ſo vor die Naſe hinſtellte. Den ſollte der Herr ſchießen — Ah! ich könnte fuchsteufelswild werden!" Damit kratzte ſich Herr Brenner hinter dem rechten Ohr. „Ich mochte ihn nicht niederlegen, und wer weiß nun, welcher Bauernlümmel ſeinen erſten Jagdverſuch an dem edlen Thiere macht!"

„Aber der Herr war freundlich mit dir, als du heute Morgens zurück kamſt?" fragte Frau Brenner ſchüchtern.

„Sehr freundlich, wie immer," entgegnete ihr Mann. „Nur weiß der Teufel, ich fand ihn nicht ſo ganz bei der Sache wie ſonſt; ich ſprach ihm von allen Revieren, ich zählte ihm die Hirſche und Rehe vor, die ſich hier und dort befanden; er ſagte zuweilen wohl: ſo, ſo! — ei, ei! aber er war zerſtreut, nicht ſo recht bei der Sache. — Das kann ich euch verſichern," fuhr der Jäger nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „der Herr Baron kennt in den Bergen da droben alle Pfade und Schleichwege, wie ſeine Taſche. — Nun gut;

daß er aber mit seinen Gedanken anderswo war, das merkte ich oft an seinen sonderbaren Fragen; er verwechselte oft Wege und Reviere. — Was hat das zu bedeuten? — Was kann das sein, Frau? He! sage mir deine Ansicht."

Frau Brenner konnte sich nicht enthalten, bei dieser Frage einen Blick auf die andere Frau zu werfen, die aber, wie ganz gleichgültig, die Augen niedergeschlagen hatte und an den langen Fransen ihres wollenen Umschlagtuchs zupfte.

„Was wird das sein?" entgegnete Madame Brenner dann nach einer Pause. „Jeder Mensch kann einmal zerstreut sein oder andere Gedanken haben; das ist dir und mir schon passirt."

Der Jäger nahm seinen großen Schnauzbart zwischen die Lippen, hob die rechte Hand empor und fuhr mit dem Zeigefinger hin und her, als wollte er damit eine Verneinung ausdrücken. Dann blies er das dichte Haar seines Bartes von sich und sagte: „Paperlapap! wenn ein so eifriger Jäger wie der Herr zerstreute Antworten gibt, während er über seine eigene Jagd spricht, das hat schon was zu bedeuten. Ist er vielleicht unwohl gewesen?"

„Ich habe nichts davon gehört," versetzte Frau Brenner.

„Ja, es gibt da was," meinte der Jäger mit finsterem Blicke. „Ich war einen Augenblick im Stalle und sprach mit dem Reitknecht."

„Mit dem Friedrich?" fragte aufmerksam die Frau.

„Ach was! mit der Kröte rede ich nie, mit dem Jakob sprach ich. Und der, als ich ihn fragte, ob denn Niemand wisse, warum der Herr Baron nicht zur Jagd hinaus gekommen sei, machte ein so einfältiges Gesicht, daß ich daraus abmerkte, er wisse mehr, als er sagen wolle. Anfänglich dachte ich mir: weiß der Teufel, vielleicht hat der Herr was gegen dich, und da ich Gewehre mitgebracht hatte, so ging ich in sein Schlafzimmer und stellte sie dort auf, als er gerade drin war."

„Nun, und er war gegen dich wie immer?"

„Wie immer, ſehr freundlich; und da der Herr Baron der Mann nicht iſt, um mit etwas hinter dem Berge zu halten, wenn er ſprechen möchte, ſo ging ich ganz zufrieden davon.“

„Und er ſagte dir nichts?“

„Doch, gleichgültige Dinge; er fragte um das Waldrevier, das ſich dort drüben bei dem Landgut befindet, wo der Herr Schwager des gnädigen Herrn wohnt. Da wollte er von mir wiſſen, ob ich glaube, daß die Forſte dort gut im Stande ſeien; vielleicht will oder muß er es kaufen, denn die da drüben werden doch mit der Zeit auswirthſchaften.“

„Es iſt ein Unglück um ſo eine Herrſchaft,“ ſagte nachdenklich Madame Brenner. „Aber ſprich nicht ſo laut, die Großmutter hört dergleichen nicht gern, und ſie hört ſehr gut, wie du weißt.“ — Dabei blickte ſie nach der Thür des Nebenzimmers, die nur angelehnt war.

„Iſt denn,“ fragte die andere Frau, „der Herr Schwager des gnädigen Herrn, von dem Ihr ſo eben ſprecht, der Vater von dem jungen Fräulein, das jetzt in eurem Hauſe iſt, Herr Brenner?“

„Von Fräulein Eugenie? Ja wohl, das iſt der Vater. Eine ſcharmante, liebe junge Dame,“ ſprach der Jäger nach einer Pauſe mit außerordentlicher Freundlichkeit. „Ich hatte ſie lange nicht geſehen, doch erkannte ſie mich gleich wieder. „Ei, ſieh doch! das iſt ja der Jäger Jonas,“ ſagte ſie, und erinnerte mich daran, wie ich ihr einmal eine kleine Flinte geladen, mit der ſie draußen Vögel ſchoß. Ich ſage Euch,“ meinte Herr Brenner darauf, „es iſt gut, daß die junge Dame im Hauſe iſt; das gibt doch ein bischen Abwechſelung, ein bischen Leben. War es doch oft da ſo ſtill wie in einem Kloſter.“

In dieſem Augenblicke ging die Thüre auf, und die älteſte Tochter des Jägers, Margarethe, kam herein und trug die Schüſſel mit der dampfenden Suppe für den Vater.

„Siehe da, Judica!“ ſagte dieſer lachend. „Haſt du mir das

gebraut? Nun, da wird's gut ſein. Du kennſt meinen Geſchmack und biſt ein braves Mädchen. Wie geht dir's, Judica?"

„Mir geht es gut, Vater," erwiderte dieſe; und wenn man ihre fröhlich leuchtenden Augen ſah, ſowie den offenen, ehrlichen, ungetrübten Ausdruck eines heiteren Gemüthes, der auf ihren ſchönen Zügen lag, ſo konnte man wohl glauben, daß ſie die Wahrheit ſage.

„Aber nenn' Margarethe doch nicht Judica!" ſprach bittend Frau Brenner, indem ſie ihrem Manne den Suppennapf darreichte, der ihn auf die Knie ſtellte und nach dem Brode langte, das ihm das junge Mädchen mit einem Meſſer brachte. „Wenn du zu den Buben Oculi oder Palmarum ſagſt, ſo iſt das meinetwegen komiſch, und man lacht darüber; aber Judica klingt ſo eigenthümlich — Judica; ich weiß nicht, ſo jüdiſch, und das mag ich nicht. So was bleibt an einem Mädchen hängen, und wenn du es immer wiederholſt, ſo ſagen es zuletzt andere Leute auch."

Herr Brenner, der offenbar gut gelaunt war, denn die Suppe roch außerordentlich appetitlich, ſchnitt große Stücke Brod hinein, rührte ſie mit dem Löffel zwiſchen die Brühe und erwiderte alsdann: „Wollen's überlegen, wenn es dir ſo großen Kummer macht. Aber ich habe einmal ein Gelübde gethan, wenn ich vier Kinder hätte, ſie Judica, Lätare, Oculi und Palmarum zu nennen. Wenn der Herr Pfarrer nicht ſo eigenſinnig geweſen wäre, ſo hätte man ſie auch ſo getauft."

„Das hätte noch gefehlt!" klagte die Frau.

„Sprich dich nur aus," ſagte der Jäger, „ich habe jetzt einen guten Moment und kann ſchon was ertragen." — Damit führte er einen gewaltigen Löffel voll Suppe zum Munde und aß mit großem Behagen.

„Ich will nichts mehr darüber verlieren," ſprach ſanft Frau Brenner. „Du wirſt doch mit der Zeit geſcheidter werden. Vielleicht gewöhne ich mich auch daran," ſetzte ſie ſeufzend hinzu. „Aber wenn du wirklich gut gelaunt biſt," fuhr ſie mit bittender Stimme fort,

„ſo hör' die Frau einen Augenblick an, ſie möchte gern mit dir ſprechen."

„So, die Frau Schwörer!" entgegnete kopfnickend der Jäger. „Ich habe ſie ganz gut gekannt, that aber nicht dergleichen, denn es iſt ſchon eine gute Weile her, daß wir uns nicht geſehen, und damals kamen wir auf nicht angenehme Art aus einander."

„Ach ja," ſagte die Frau des Schneiders, „es war recht traurig und thut mir heute noch ſehr weh."

„Da wir nun einmal bei dem Kapitel ſind," ſprach Herr Brenner, indem er mit beiden Backen kaute und ſeine Frau anſah, „was macht denn der Ochs —? Gottſchalk will ich ſagen, um dir einen Gefallen zu thun. Iſt ſein neuer Herr zufriedener mit ihm als der brave Meiſter Schwörer? Treibt er einfach ſein Schreiberhandwerk, wie es ſich gehört, oder muß er auch dort Betſtunde mithalten und Heuchelei treiben? — Pfui, Teufel!"

Dabei that er, als ſei etwas Unrechtes in der Suppe geweſen, und ſpuckte heftig auf die Seite.

„Wie ich höre, geht es ſehr gut mit Gottſchalk."

„So, alſo der Doktor da, der Advokat, iſt mit ihm zufrieden? Nun, Ränke und Schwänke wird er genug da lernen, das fehlt ſich nicht, hat aber auch nichts zu ſagen; denn der Gottſchalk iſt ein kluger Kerl, der wird ſchon wiſſen, was er zu thun hat. Daß er das Schreiberhandwerk lernt, hat auch ſeine gute Seiten, denn die Feder regiert die Welt, und wer auf dem Papier dem Andern ein K für ein U vormachen kann, der hat's halt gewonnen. — Mit dem andern Handwerk iſt's überhaupt nichts mehr."

„Ja wohl, ja wohl," ſprach Madame Schwörer mit einem Blick an die Zimmerdecke.

Der Jäger ſah ſie einen Augenblick lachend an, dann ſagte er: „Wenn Ihr auch zu meiner Rede ja wohl, ja wohl ſagt, ſo ſind doch unſere Meinungen himmelweit verſchieden. Ihr meint, das Handwerk tauge nichts mehr."

„Und das iſt wahr," entgegnete die Frau des Schneidermeiſters.

„Seht Ihr," verſetzte Herr Brenner, und ich ſage gerade anders. Das Handwerk iſt ſo gut, wie es ehedem war, aber die Handwerker taugen nichts. Natürlicher Weiſe gibt's Ausnahmen, aber im Allgemeinen iſt es eben ſo, wie ich ſagte. Da hört man klagen über Mangel an Arbeit, über ſchlechten Verdienſt, und wenn ihr was haben wollt, ſo kriegt ihr es nicht. Früher hieß es: ihr bekommt euren Rock Samstag Abends um fünf Uhr, und Samstag Abends um fünf Uhr ſtand der Lehrling da und hatte ihn fertig auf dem Arm. Jetzt aber — o weh! o weh! da müßt ihr wochenlang laufen, ja, müßt euch aufs Bitten legen, bis ſo eine verfluchte Schneiderſeele — das iſt im Allgemeinen geſagt, Frau Schwörer — ſich herbeiläßt, euch für euer ſchweres Geld etwas zu machen. Früher nahm ein Meiſter nie mehr Arbeit an, als er liefern konnte; aber heute läßt er die ganze Kundſchaft warten, um ſeinem Nachbar etwas aus den Zähnen zu reißen. Weiß der Teufel! Unſer eins muß doch auch ſeinen Dienſt thun und hat oft gewaltig viel auf dem Buckel, das kann ich Euch verſichern; wo wollte es aber hinaus, wenn ich meinem Herrn ſagte: ich habe das und das heute nicht machen können, ich werde es morgen thun!"

So wie wir das hier niederſchreiben, hatte Herr Brenner ſeinem Zorne freilich nicht Luft gemacht, ſondern er that das in großen Zwiſchenpauſen, in denen er ſich Zeit genug nahm, ſeine Suppe behaglich zu verzehren. Die beiden Frauen hörten ihm anſcheinend ſehr aufmerkſam zu, wobei Madame Schwörer zuweilen tief aufſeufzte.

Margarethe hatte an dem Käfig des Kanarienvogels geputzt und nun eine kurze Pfeife des Vaters von der Wand genommen, die ſie ihm mit einem angezündeten Schwefelholze brachte, und der kleine Franz ließ das Eichhorn auf dem Boden marſchiren, ſo gut es eben gehen wollte.

Der Jäger hatte mit großem Appetit gegeſſen und that nun ein paar tiefe Züge aus der Pfeife, welche ihm ſeine Tochter gegeben hatte.

„Frau Schwörer wollte dir alſo ſagen" — ſprach ſeine Frau mit bittender Stimme.

Herr Brenner machte eine abwehrende Handbewegung und verſetzte: „Gleich, gleich, wir kommen ſchon daran. Vorher aber möchte ich noch wiſſen, wie es dem Gottſchalk eigentlich geht und ob er ſich bei dem langen Schreiber wohl befindet?"

„Da geht es ihm recht gut, Gott ſei Dank!" entgegnete Frau Brenner. „Der Herr Larioz mag ihn ſehr wohl leiden, hält ſtrenge Aufſicht über ihn und gibt ſich auch die Mühe, ihn noch in ſeinen Freiſtunden über allerhand Nützliches zu unterrichten."

„Und den Mann," wandte ſich der Jäger an die Frau des Schneiders, nachdem er eine tüchtige Rauchwolke aus ſeinem Munde gequalmt, „habt Ihr ſo mir nichts, dir nichts für den Teufel gehalten! O je, o je! Und er hatte doch nichts gethan, als den armen Gottſchalk von der Straße aufgeleſen, wo Ihr ihn in Regen und Kälte ſtehen ließet. Meint Ihr, Frau Schwörer, das hätte ich vergeſſen?"

Auf den Zügen der Frau des Jägers malte ſich eine gewiſſe Aengſtlichkeit, denn ſie fürchtete nicht mit Unrecht, Herr Brenner möchte heftig werden. Auch legte ſie ihm ihre kleine Hand auf den Arm und ſagte, nicht ohne Beziehung, zu Margarethe: „Denk mir an den Herrn Larioz und vergiß nicht, die Suppe zu kochen, wie dir der Herr Doktor Flecker aufgetragen: etwas Gerſtenſchleim ohne alles Gewürz."

„Ich werde es gewiß nicht vergeſſen," antwortete das junge Mädchen. „Sie ſteht ſchon beim Feuer."

„Was iſt das für eine Suppe?" fragte Herr Brenner.

„Für eben den Herrn Larioz, der ſeit acht Tagen krank iſt.

„Ei, das thut mir leid. Da muß ich ihn dieſer Tage beſuchen. Und was fehlt ihm?"

„O, nichts Gefährliches, ein leichtes Fieber. So ſagte der Herr Flecker, der mich auch gebeten hat, Suppe für ihn zu kochen."

„Das verſteht ſich," ſprach der Jäger.

„Die Suppe bringen wir hin," miſchte ſich das Bübchen ins Geſpräch, „Margarethe und ich. Und ich darf zuweilen droben ſpielen und bekomme einen Bogen Papier, und Gottſchalk macht mir Schiffe und Federhüte daraus."

„So? — Nun, das iſt recht. Das wollen wir morgen ſelbſt einmal mit anſehen. Aber jetzt" — damit wandte er ſich an die Frau des Schneidermeiſters — „was will denn Madame Schwörer eigentlich?"

Dieſe hatte die Hände gefaltet und ſprach gar nicht ſo reſolut, wie man es bei ihr zu Hauſe gewohnt war; auch ließ ſie den Kopf etwas auf die Seite hängen und ſeufzte mehr, als es gerade nothwendig war. „Ach," ſagte ſie nach einer Pauſe, „Herr Brenner, es geht uns recht ſchlecht."

Sie fuhr bei dieſen Worten mit dem Zipfel ihres wollenen Halstuches an die Augen.

„Nur nicht geflennt, Frau!" ſprach der Jäger, „das kann ich um Alles in der Welt nicht ertragen. Daß es nicht beſonders gut bei euch geht, das habe ich gehört, und war dies auch nach jener Geſchichte nicht anders möglich. Eure damaligen Freunde, die Betbrüder und Heuchler, ſind bei euch übel weggekommen und haben euch im Stich gelaſſen, nachdem ſie euch geholfen, die Kundſchaft des Meiſters gründlich zu ruiniren. Kam doch lange kein ordentlicher Menſch mehr in die Werkſtatt, und nicht mit Unrecht, Frau Schwörer, das kann ich Euch verſichern. Denkt dagegen nach, wie es vor Jahren war, das Handtieren auf den Schneidertiſchen! Es war eine Freude, zu euch zu kommen."

„Ach Gott, ja, das war eine ſchöne Zeit!" ſeufzte die Frau.

„Damals ging der Meiſter, wie alle ehrliche Menſchen, ins Wirthshaus, trank auch zu Haus ſeinen Schoppen, wenn es nothwendig war, knuffte die Lehrlinge, wo es hin gehörte, und auf ein paar Schock Donnerwetter kam es ihm dazumal nicht an. Er hatte aber auch verfluchtes Volk in der Werkſtatt, Kerls, die am Sonntag

ausſahen wie Cavaliere, und alsdann verſoffen, was ſie die Woche verdient hatten. Wenn damals in irgend einer Kneipe die Polizei ein Neſt junger Schneidergeſellen ausnahm, da war die Hälfte von euch dabei, das könnt Ihr nicht leugnen."

„Das iſt wahr, aber dafür haben ſie auch zu Haus gearbeitet, daß es eine Freude war."

„Ob ſie gearbeitet haben! ich will's meinen," ſagte der Jäger bedächtig, indem er die Aſche in ſeiner Pfeife zuſammen ſtieß. — „Nun gut, auf einmal fährt die Bombe ins Haus, oder, wenn Ihr wollt, Euer Mann kriegt den Rappel, fromm zu werden. Ich merkte das Ding gleich, denn ich kam dazumal oft hin; mir fehlten alsbald vier der tollſten Kerls in der Werkſtatt, wahre Banditen, die aber einen Rock zuſammen fegten, daß es eine Freude war. Ich ſage Euch, meine Livree ſaß damals, daß der Oberſt den gnädigen Herrn fragte: Wo, Teufel! laſſen Sie für Ihren Jäger arbeiten?"

„Das muß wahr ſein," ſprach Madame Schwörer mit Entſchiedenheit, indem ſie ſich an die Frau des Jägers wandte, „etwas Schöneres und Vortrefflicheres als den Herrn Brenner konnte man nicht ſehen."

„Alſo eines Tages," fuhr dieſer geſchmeichelt fort — „es war vor Oſtern — fehlen mir die Banditen in der Werkſtatt, und ſtatt ihrer ſehe ich ſo platthaarige Eulengeſichter, die mich mit geducktem Kopf nur ſo von unten anſchielen."

Es war ſehr komiſch, wie der Jäger die Phyſiognomieen der neuen Geſellen des Meiſters Schwörer nachzuahmen verſuchte. „Doch genug," fuhr er nach einer Pauſe fort, „Ihr wißt das beſſer als ich, wie das Heil bei euch einzog und die gute Kundſchaft wegblieb."

„Das ſei Gott geklagt!" nahm die Frau das Wort. „Was habe ich dazumal ausſtehen müſſen! Der Schwörer hatte an einem Samstag Abend einen Schoppen über den Durſt getrunken, und als er nach Hauſe ging, wurde ihm etwas unwohl, und da fiel er leib-

haftig in die Krallen des Teufels, denn auf der Straße unterstützte ihn der Bäckermeister Fischer."

„Aha, der!" meinte der Jäger, „der immer zu leichtes Brod bäckt. Eine Canaille, die heute kein Brod mehr abgibt, wenn sie riecht, daß morgen um ein paar Pfennige aufgeschlagen wird. Aber fromm, sehr fromm!"

„Leider, leider!" fuhr die Frau fort. „Und der hat meinem Manne den Kopf verrückt, hat ihm gesagt, das sei eine letzte Mahnung, und wenn jetzt nicht die Gnade bei ihm zum Durchbruch käme, dann sei sein letztes Brod gebacken."

„Ja, ja, wir wissen das," sprach der Jäger; „aber laßt die vergangenen Zeiten vergangen sein und mich mit kurzen Worten hören, was Ihr von mir wollt."

„Das kann ich ja mit kurzen Worten nicht sagen. Es geht uns eben schlecht; die Werkstatt ist und bleibt leer, und was zu thun ist, das kann mein Mann ganz gut mit einem Lehrjungen besorgen."

„Und wie ist er jetzt gelaunt, der gute Meister Schwörer? Hat er sich seines ganzen Heiles begeben und will fortan arbeiten wie andere Christenmenschen, oder gibt es noch immer Betstunden und Traktätchen?"

„Eigentlich noch schlimmer als das: er weiß nicht, was er will. Hat unser braver Pfarrer auf meine Bitten zu dem Manne doch so eindringlich gesprochen, daß es einen Stein hätte erweichen können, und ihm gesagt, die Kopfhängerei, wie er sie getrieben, das Laufen in die Betstunden, statt seinen Geschäften nachzugehen, sei nicht der rechte Weg gewesen. Hat er ihm doch gesagt, er solle seinen Kopf frisch aufheben, heiter sein, guten Muth haben und sich nicht immer für einen großen Sünder und schlechten Kerl halten; Sünden habe freilich Jedermann, aber wer seine Geschäfte tüchtig und fleißig besorge, seinen Leuten ein gutes Beispiel gebe, seine Kunden ehrlich behandle, der brauche sich nicht für verloren zu halten, wenn er auch keine Betstunden besuche, wenn er auch nicht mit gesenktem Haupt

einherſchleiche, wenn er auch zuweilen in's Wirthshaus gehe, und wenn ihm auch in der Hitze bei der Arbeit ſo ein kräftiges Wort entfahre, — Ihr verſteht mich ſchon?"

„Ganz genau, der Pfarrer hat vollkommen Recht; ich für meine Perſon hätte ihm das nicht beſſer ſagen können. Und hat er das nicht eingeſehen?"

„O, er hat's ſchon eingeſehen, aber er hat nicht den Muth, wieder ein anderes Leben anzufangen. Sehen Sie, Herr Brenner — und darin beſteht meine Bitte an Sie — wenn ich nur Jemand hätte, der ihn wieder auf den rechten Weg brächte."

Der Jäger nahm einen Augenblick ſeine Pfeife bei Seite, kraute ſich in dem vollen Barte und meinte, komiſch mit den Augen blinzelnd: „Curios! Ich ſoll den Meiſter alſo auf den rechten Weg bringen? Nun, das ließe ſich vielleicht machen. Was meinſt du, Jeannette, tauge ich dazu? Ließe ſich das machen?"

„Ich meine," entgegnete Frau Brenner, „wenn der Eine was dazu und der Andere was davon thäte, ſo könnte es euch beiden nichts ſchaden; du könnteſt mit dem Meiſter Schwörer Sonntag Vormittags in die Kirche gehen und er Abends mit dir ins Wirthshaus. So wäre es recht, ſcheint mir."

„Ach ja, ſo wäre es recht," ſagte Madame Schwörer.

„Wenn nur Sonntag Vormittags mein Dienſt nicht wäre!" ſprach der Jäger einiger Maßen verdrießlich, „der Herr Baron iſt eigen und —"

„Ich weiß, daß der Herr Baron es ſehr gern ſieht," fiel ihm ſeine Frau ins Wort, „wenn ſeine Dienerſchaft in die Kirche geht. Denk doch nur an Gottſchalk; er hat ſchon ein paar Mal gefragt, warum du denn nie mit ihm geheſt."

Der Jäger blies eine dicke Tabakswolke von ſich, und wer ihn genauer anſchaute, bemerkte wohl, daß er nach Margarethen hinüber ſchielte, die mit ihren leuchtenden Augen den Vater feſt anſah und dabei mit der rechten Hand durch die blonden Locken des kleinen Bru-

ders fuhr. Ob ſie den Blick ihres Vaters verſtand? Wahrſcheinlich, denn ſie näherte ſich ihm und ſagte mit ihrer angenehmen Stimme, welche ſanft wie die der Mutter war und doch wieder kräftig klang wie die ſeinige: „Ja, Vater, das könnteſt du wohl thun; es würde mich recht, recht ſehr freuen.“

Herr Brenner ſchien ſich nicht ganz behaglich zu fühlen, er rückte auf dem Rehfell hin und her, zog ſeinen Hemdkragen etwas in die Höhe und verſuchte es, finſter auszuſchauen, was ihm aber nicht recht gelingen wollte.

„Ich glaube, ihr habt was mit mir vor,“ ſprach er alsdann. „Ach, laßt mich! Wenn ich dem Meiſter Schwörer helfen ſoll, ſo will ich es recht gern thun; ich will ihm ſagen, in welches Wirthshaus ich Abends gehe; dort kann er mich treffen, und damit Baſta.“

Dieſes Baſta betonte er ſo ſtark, daß die arme Frau Brenner eingeſchüchtert ſtill ſchwieg. Nicht ſo aber Madame Schwörer.

„Sie ſind ein braver Mann, Herr Brenner,“ ſagte dieſe, „und wenn Sie es thun wollen, ſo thun Sie es auch ganz. Wollen Sie meinem armen Zacharias helfen, obgleich er es nicht um Sie verdient hat, ſo werden Sie es recht thun. Gehen Sie Morgens mit ihm in die Kirche und er geht Abends mit Ihnen in das Wirthshaus. Gottes Lohn dafür, und wie will ich Ihnen dankbar ſein!“

„Der Vater thut's,“ ſprach Margarethe in beſtimmtem Tone, wobei ſie dieſen feſt anſah. „Ich bin überzeugt, er thut's.“

Herr Brenner ſuchte bei dieſem Drängen eine Veranlaſſung, ein paar heftige Worte ſagen zu können, und rief deßhalb: „Aber, beim Henker! es iſt ja gerade, als wenn ich ein Heide wäre. Ich gehe auch zu Zeiten in meine Kirche, das kann Niemand läugnen. Und wenn euch allen damit ein ſo großer Dienſt geſchieht, ſo kann ich einen ſolchen Gang auch mal mit Meiſter Schwörer probiren, vorausgeſetzt, daß es mein Dienſt erlaubt. — Aber jetzt laßt mich zufrieden, jetzt habe ich genug der Quälereien. Ich ſage Euch, Frau Schwörer, Ihr könnt Euch etwas darauf einbilden, daß Ihr mich breit geſchlagen.“

Damit ſtand er auf, fuhr ſeiner Tochter Margarethe, die ſo lieb und freundlich lachte, mit der Hand über das Geſicht, pätſchelte den kleinen Buben auf den Kopf und ging dann in eine Ecke des Zimmers, wo er ſein Gewehr aufnahm, beide Hahnen aufzog und die Batterie betrachtete.

Frau Schwörer hob ihre Hände empor, nickte der Frau Brenner zu, als wollte ſie ihr beſtens danken, und darauf machte ſie gegen dieſelbe eine fragende Geberde.

Die Andere nickte mit dem Kopfe und zuckte die Achſeln, als wollte ſie ſagen: Verſuch's!

„Ich freue mich recht ſehr," ſagte darauf Madame Schwörer, „wenn ich das zu Hauſe meinem Manne erzählen kann. Ihr ſollt ſehen, nun wird Alles gut. Wenn der brave Herr Brenner einmal A geſagt hat, ſo ſagt er auch B."

„Ja, und ſo fort durchs ganze Alphabet bis zum Z," brummte der Jäger, der jedes Wort gehört zu haben ſchien.

„Davon bin ich überzeugt," fuhr die Frau fort, „daß meinem Manne jetzt geholfen wird. Herr Brenner ſpricht dann eines Tages mit dem gnädigen Herrn Baron und ſagt ihm: Wiſſen Sie, Herr Baron, da iſt der Schwörer, der hat ſchlechte Livreen gemacht."

„Das iſt nicht zu läugnen," meinte der Jäger.

„Hat ſich aber nun gebeſſert; ich ſehe ihn zuweilen im Wirthshaus. Herr Baron ſollten es mit dem Manne noch einmal verſuchen."

„Und dann?" fragte unwirſch Herr Brenner, wobei er die Hahnen ſeines Gewehres knacken ließ.

„Dann wird der Herr Baron ſagen: Gebt dem Meiſter Schwörer etwas zu arbeiten; und das wird eine Arbeit geben, wie ſie noch gar nicht dageweſen."

„Ihr zählt noch über das Z hinaus, Frau," erwiderte der Jäger; „laßt's gut ſein, dazu müſſen wir erſt ſehen, wie ſich der Meiſter im Wirthshaus ausnimmt."

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Hinaus in die Welt!

Mit dieser trostreichen Epistel war nun unter meine stille und friedliche Mühlen-Idylle ein dicker schwarzer Strich gezogen und was jenseits desselben lag, der duftige Wald, die frische herrliche Luft, das sprudelnde Wasser und die einsame Mühle mit den lieben, freundlichen Menschen darin, zu einem Traumbild geworden, das mir gemach und langsam entschwebte und ich jetzt, obgleich ich noch mitten darin war, kaum noch festzuhalten vermochte. Vor mir dehnte sich aber eine weite traurige Heide aus, bevölkert mit Reißmehlischen Gestalten und fern am Horizont schwebte das Bild des Freundes, meines theuren Doktor Burbus, von dem seit seiner Abreise Keiner von uns mehr eine Silbe vernommen.

Obgleich ich nach E. nur wenige Stunden zu marschiren hatte, so erschien mir doch diese kleine Reise ohne den praktischen Freund, der mich hieher geleitet, unheim-

Da er aber lachte, während er das ſprach, ſo unterſtand ſich Madame Schwörer, ebenfalls zu lachen, indem ſie luſtig ausrief: „Und Sie in der Kirche! Wenn ich das nur nicht verſäume!“

Herr Brenner that, als habe er dieſe Rede nicht gehört, und um die Fortſetzung derſelben zu verhindern, ſetzte er das Gewehr auf den Boden und ließ den eiſernen Ladſtock mehrere Mal in beide Läufe fallen.

Das Bübchen hatte ſein todtes Eichhorn in der Zimmerecke zunächſt der Thür auf die Hinterbeine geſtellt, wo es eine ſehr traurige Figur machte. Auf einmal wandte Franz den Kopf herum und ſagte: „Margarethe, ich glaube, es klopft Jemand an die Thür.“

Das junge Mädchen ging, nachzuſehen, und nachdem ſie geöffnet, ſagte ſie: „Ach, Herr Friedrich!“ und ließ den, der ſo eben geklopft, ins Zimmer treten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Neffe des Jägers.

Herr Brenner hatte den Ladstock des Gewehres noch nicht an seinen gehörigen Platz zurückgebracht, und als er den Eintretenden erblickte, hielt er wie überrascht inne, so daß er eine Sekunde lang den Arm mit dem Ladstock hoch erhoben hielt. Eigentlich lag gar nichts Auffallendes in der Erscheinung des Mannes, der nun ins Zimmer trat, freundlich mit dem Kopfe nickte und dann fragte, ob Madame Wendel vielleicht zu sprechen sei. Er trug einen einfachen Jagdrock, einen grauen Hut, in der rechten Hand einen Stock, auf welchen er sich im Gehen zu stützen schien. Obgleich seine Figur nur mittelgroß war, auch starke Formen zeigte, so schien er doch von Krankheit etwas gebeugt, sowie auch die Züge des anziehenden Gesichtes eine Spur tiefen Leidens zeigten.

Nach den Worten, die der Fremde gesprochen, hatte Herr Brenner den Ladstock eilig an seinen Ort gebracht, und seine Stirne zog sich zusammen, als denke er über etwas nach. Dabei wunderte sich seine Frau, die ihn anschaute, daß er nach seinem Rocke langte, der neben dem Kanarienvogel am Fenster hing, und Miene machte, ihn anzuziehen.

Der eben Eingetretene ſchien indeſſen hiervon keine Notiz zu nehmen, wiederholte ſeine Frage nach Madame Wendel, und als Frau Brenner hierauf bejahend nach der Thür des Nebenzimmers zeigte, ging er nach einer flüchtigen Verbeugung dorthin, klopfte an und verſchwand nach einem lauten Herein! in dem Zimmer der Frau Großmutter.

Herr Brenner blickte ihm aufmerkſam nach, dann fuhr er mehrere Mal mit der Hand über das Geſicht, wie man es zu machen pflegt, wenn man ſich auf etwas beſinnen will, ſchüttelte alsdann mit dem Kopfe und ſagte, indem er ſich an Margarethe wandte: „Wer iſt denn das?“

Gänzlich unbefangen und mit ihrem gewöhnlichen offenen Blick entgegnete das junge Mädchen: „Wer es eigentlich iſt, wiſſen wir nicht; weder die Mutter, noch ich haben je mehr mit ihm geſprochen, als du eben gehört.“

„Aber wie kommt er ins Haus?“ forſchte der Vater weiter.

„Durch den Jäger Klaus, Vater,“ erwiderte Margarethe.

Herr Brenner runzelte etwas Weniges die Stirn und warf den Kopf unmuthig auf die eine Seite. „Was hat denn Klaus eigentlich wieder hier zu ſchaffen? Wir ſind doch keine ſo beſonderen Freunde, daß er Veranlaſſung hätte, meine Wohnung mit ſeinem Beſuch zu beehren.“

„Er kommt auch nicht zu uns,“ ſagte das Mädchen mit leiſerer Stimme. „Du weißt aber doch genau, Vater, daß er die Großmutter recht gut kennt und daß Großmutter was auf ihn hält.“

„Ja, ja, das iſt ſo eine alte Freundſchaft von damals, als noch Beide zuſammen hinten auf dem Wagen geſeſſen. Das hat lange Jahre hindurch gehalten.“

„Klaus iſt der Einzige, der die Mutter häufig beſucht,“ miſchte ſich Frau Brenner in das Geſpräch und ſetzte mit einiger Schüchternheit hinzu: „Wie Margarethe ſagt, ſo iſt es, die Mutter kann den alten Jäger wohl leiden und ſagt, es ſei ein recht braver Mann.“

„Nu, nu," machte Herr Brenner, indem er etwas befangen nach der Thür des Nebenzimmers blickte; „wenn das die Großmutter ſagt, ſo habe ich nichts dagegen, es kann auch meinetwegen wahr ſein. Aber was iſt denn der Andere eigentlich?"

„Ich glaube, der Neffe des Jägers," erwiderte Margarethe.

„So, der Neffe des Jägers? Habe doch nie gewußt, daß der Klaus auf der ganzen weiten Welt etwas Angehöriges beſäße, als einen alten Schweißhund, der aber vortrefflich iſt. — So, ſein Neffe? —" Und wieder fuhr er mit der Hand über das Geſicht, ſtrich den vollen Bart nach dem Kinn hinauf und ſagte, nachdem er ein paar Sekunden an die Decke geblickt: „Mein Auge iſt gut, und mein Gedächtniß trügt mich ſelten; das Geſicht und die Figur habe ich ſchon geſehen; nur genirt mich der Jagdrock und der graue Hut. Na, wenn's die Großmutter angeht, da kann mir's vorderhand recht ſein. — Komm, Palmarum, du kannſt mit in den Keller gehen, wir wollen den Hunden was zu freſſen bringen und nachſehen, wie viel ſie verlernt haben."

Hierauf zog er ſeinen Rock an, ſetzte eine grüne Mütze auf und ging nach der Thür. Ehe er aber das Zimmer verließ, ſprach er noch lachend zu Madame Schwörer: „Alſo es bleibt dabei, ich will den Schneidermeiſter in die Dreſſur nehmen; wenn der nicht in längſtens vierzehn Tagen die Fährte nach dem Wirthshauſe wieder gefunden hat, ſo will ich mein Leben lang dazu verdammt ſein, Sperlinge zu ſchießen."

„Gott ſei Dank, daß er gut gelaunt war!" ſagte Madame Schwörer; „nun habe ich wieder Hoffnung. Denkt ein bischen an mich, Frau; ich will's Euch wahrhaftig all mein Leben lang nicht vergeſſen."

„An uns ſoll es nicht fehlen," meinte die Frau des Jägers; „aber was er einmal verſpricht, das pflegt er auch zu halten. Ihr könnt verſichert ſein, er holt am Sonntag früh Euren Mann zur Kirche ab, und dafür habe ich alle Urſache, Euch dankbar zu ſein."

Nach noch einigen für die Weiber außerordentlich nothwendigen, für uns aber sehr unwesentlichen Redensarten verließ Madame Schwörer das Zimmer und wurde von Margarethen bis zur Treppe begleitet. Frau Brenner setzte sich in ihre Fensternische, und wenn sie auch an die eben stattgefundene Unterredung dachte, so blickte sie doch oft nach der Thür des Nebenzimmers und versank dabei in tiefes Nachsinnen; weßhalb wußte sie eigentlich selbst nicht.

Der Neffe des Jägers war unterdessen in das Zimmer der Großmutter getreten, hatte die Thür fest hinter sich zugemacht und ging dann nach dem Sessel der alten Frau, der er freundlich die Hand reichte. Als sie dieselbe nahm, machte sie eine tiefe Neigung mit dem Kopfe und sagte einigermaßen verlegen: „Euer Erlaucht sind zu gnädig: ich weiß nicht, wie ich dazu komme, so freundlich von Ihnen behandelt zu werden."

„Das ist sehr einfach," antwortete der Neffe des Jägers, „ich mache es Ihnen gerade so, wie Sie mir es machen. Sie haben mich freundlich aufgenommen, und dafür kann ich doch, weiß Gott im Himmel! nicht weniger thun, als daß ich Ihnen mit solchen Kleinigkeiten zeige, wie sehr es mich freut, wenn ich Sie zuweilen sehe."

Er hatte bei diesen Worten einen Stuhl genommen und sich neben die Frau Großmutter gesetzt.

Diese sagte mit einem feinen Lächeln: „Es ist aber eigentlich recht lange her und viel, daß sich der Herr Graf Helfenberg der damals so lustigen Katharine, die fleißig mit ihm gespielt, wieder erinnert."

„Ja, es ist lange her!" seufzte der junge Mann.

„Es war der Anfang meiner traurigen Tage," fuhr die Großmutter fort, und dabei blickte sie mit ihrem leuchtenden Auge vor sich hin, als wollte sie Jahr um Jahr in Gedanken auf die Seite schieben, als wollte sie die Mauern des kleinen Zimmers, das sie nun so lange nicht mehr verlassen, durchbrechen, um aus dem Winter ihres Lebens und der Gegenwart nach dem Sommer ihres Daseins zurück-

zukehren, wo aber die Blüthe ihres Lebens schon vorüber war, und nach den grünen Waldplätzen, wo sie damals schon nichts mehr thun konnte, als mit dem kleinen Sohne des alten Grafen Helfenberg zu spielen, wenn er, wie häufig geschah, mit seinem Vater zum Besuche zu ihrer ehemaligen Herrschaft kam.

„Ja, die Zeiten haben sich recht geändert," versetzte der junge Mann, indem er seine Hand auf den Arm der Großmutter legte; „und wir Beide sind auch nicht so geworden, wie wir es gedacht."

„Was mich anbelangt," sagte die Frau nach einem schmerzlichen Nachdenken, „so wußte ich schon mein Schicksal, und Euer Erlaucht werden sich wohl erinnern, wie Sie damals, ein heiterer Knabe, oft über mich gelacht, daß ich Sie nicht einmal mehr einholen konnte, wenn Sie mir rückwärts davon liefen."

„Ich erinnere mich," sprach finster der Neffe des Jägers, „und bei Gott, ich habe sehr zur Unzeit gelacht; denn mir würde es heute nicht besser gehen, als Ihnen damals."

Die Großmutter warf einen raschen Blick auf die zusammengesunkene Gestalt des jungen Mannes. Doch zwang sie sich zu einem Lächeln, während sie antwortete: „O, Herr Graf, das hat bei Ihnen gute Wege; das ist ein vorübergehendes Leiden, und ich möchte mit Ihnen wetten, wenn man mich einmal dort hinaus trägt, von wo man nicht wiederkehrt, so könnten Sie mich frisch und munter begleiten, wenn es anders möglich wäre, daß Sie mir diese Ehre anthäten."

Der junge Mann war bei diesen Worten zusammengezuckt, aber nicht über die Reden der Großmutter, sondern über den dumpfen Ton der Kirchenglocke, die man nun mit einem Male in der Entfernung langsam und feierlich anschlagen hörte. Er that einen tiefen Athemzug, hob die Hand empor und sprach, während er sich zu einem Lächeln zwang: „Ueber das, was Sie eben sagten, möchte ich Ihnen, wenn das möglich wäre, eine Wette anbieten."

„Und die wäre?"

„Daß Sie eines Morgens dieselbe Glocke, die dort tönt, wieder anschlagen hören, und daß man Ihnen dann auf Ihre Frage sagen wird: Es ist für den Grafen Helfenberg, — nur ein Wunder, daß es so lange gedauert hat! — — — Doch weg mit diesen Bildern, die mich häufig zur Unzeit genireu! Ich habe schon lange versucht, mir das abzugewöhnen, und es gelingt mir auch in letzter Zeit besser. Räume ich doch diesen finsteren Phantasieen Rechte genug ein, wenn ich ihnen gestatte, über mich herzufallen, sobald ich allein bin. — O, helfen Sie mir sie verjagen; erzählen Sie mir etwas aus der damaligen Zeit!"

„Wenn ich nur etwas wüßte," sagte die Großmutter, „was Sie aus jener Zeit interessiren könnte!"

„Alles, wenn Sie es mir auf Ihre lebendige Art erzählen."

Die alte Frau sann einen Moment nach, dann blickte sie wieder mit ihren klaren Augen vor sich hin, und ein leichtes Lächeln spielte um ihre Züge. „Wie unsere Spielplätze von damals wohl aussehen mögen!" sprach sie darauf. „Es ist nun so gar lange her, daß ich nicht mehr auf Stromberg war; da wird sich viel verändert haben."

„An Stromberg selbst mit seinen Gütern und Parken nicht viel," entgegnete der junge Mann. „Mein Vater, als er es vor langen Jahren von Ihrer ehemaligen Herrschaft gekauft, änderte gar wenig und unterhielt alles das, was er übernahm, hauptsächlich aus Pietät gegen die frühere Besitzerin, bei der er manche angenehme Stunde verbrachte."

„Ja, der Herr Graf Helfenberg war gern dort, sehr gern," meinte nachsinnend die Großmutter. „Gab er doch für Stromberg, so viel ich mich erinnere, neben einer großen Kaufsumme noch die reizende Besitzung, wohin sich die Gräfin Eller mit ihren beiden Töchtern später zurückzog."

„Dieser beiden Töchter erinnere ich mich auch noch, jedoch ziemlich unbestimmt," sagte der Neffe des Jägers anscheinend mit sehr gleichgültigem Tone, doch warf er einen forschenden, fast lauernden

Blick auf die alte Frau. „Ich war damals in der Pension, selten zu Hause, und wenn mich mein Vater zuweilen zur Gräfin Eller mitnahm, so war es mir am liebsten, wenn ich mit einem kleinen Gewehr in den Gebüschen herumstreichen konnte.“

„Ja, ja, diese beiden kleinen Gräfinnen, ich sehe sie wohl noch vor mir, als wenn es gestern wäre. Als ich den Dienst verließ, waren sie freilich noch sehr jung, die eine neun, die andere sieben Jahre ungefähr, so glaube ich. Ich heirathete dazumal, kam aber freilich darauf noch Jahre lang häufig ins Haus, bis mich endlich mein Leiden an die Stube fesselte.“

„Mir kamen sie gänzlich aus dem Gesichtskreise,“ sprach der junge Mann, „nur so viel erfuhr ich, daß beide sehr früh geheirathet.“

Als er das sagte, hatte er den Kopf auf den Arm gestützt und schaute unbefangen vor sich nieder, so daß er auch nicht den eigenthümlichen Blick der alten Frau bemerkte, mit dem sie ihn ein paar Sekunden lang forschend betrachtete.

„Es waren zwei ganz verschiedene Naturen,“ fuhr die Großmutter nach einer Pause fort; „die Aeltere, von Jugend auf ein stilles, ruhiges Kind, beschäftigte sich viel mit ihren Büchern, lernte fleißig, war der Stolz ihrer Lehrer und, ich kann es wohl sagen, der Liebling der Mutter. Die Jüngere war blendend schön, aber schon als Kind ein Wildfang, wie man sich nur denken konnte. Mit vollem Rechte sagten wir oft, es sei ein Bube an ihr verloren gegangen; Reiten und selbst Fahren war ihre Leidenschaft, und für sie war die alte Gräfin nicht streng genug. So wuchsen Beide heran, und die Jüngere hat ihrer armen Mutter manche schwere Stunde gemacht.“

„Aber ihr Charakter war gut, wie ich gehört?“ fragte der junge Mann.

„Wankelmüthig,“ entgegnete die Großmutter; „jetzt, ihre Fehler einsehend, konnte sie bei den Vorwürfen der Mutter stundenlang weinen, aufs heiligste Besserung geloben, um morgen wieder wilder an-

zufangen, als ſie heute geendigt. So hat ſie auch leider fortgemacht, und es ziemt mir nicht, über Sachen zu ſprechen, die Euer Erlaucht vielleicht beſſer wiſſen als ich ſelbſt."

„In Wahrheit habe ich mich nie beſonders darum gekümmert," verſetzte Graf Helfenberg. „Sie heirathete einen älteren Mann."

„Den Herrn Baron von Braachen."

„Ganz richtig. Und ſo viel erinnere ich mich wohl, daß man viel über dieſe Heirath geſprochen. — Sie hat eine einzige Tochter, die ſehr ſchön iſt; ich habe ſie ein oder zwei Mal geſehen."

Bei dieſen Worten traf derſelbe forſchende Blick der alten Frau abermals das Geſicht des jungen Mannes, der aber auch jetzt wieder, wie früher, anſcheinend gänzlich unbefangen und gleichgültig vor ſich niederſchaute.

„Ja, eine einzige Tochter," ſprach nach einer längeren Pauſe ſeufzend die Großmutter. „Als ſie geboren wurde, hielt ich es für meine Schuldigkeit, dem Kinde meiner ehemaligen Herrſchaft, der ich heute noch zu tiefſtem Danke verpflichtet bin, ſchriftlich in aller Ehrfurcht meinen Glückwunſch zu Füßen zu legen. Die Frau Baronin von Braachen nahm meine Theilnahme ſo freundlich auf, daß ſie ihrer Kammerfrau erlaubte, mit dem kleinen Mädchen hieher in meine beſcheidene Wohnung zu kommen. Es hat mich das denn auch außerordentlich gefreut, und es machte mir auch ſpäter das größte Vergnügen, wenn ich Gutes und Liebes von der kleinen Eugenie erfuhr."

„Alſo ſie erfuhren doch von Zeit zu Zeit, wie es derſelben ging?" fragte der Graf nach einem tiefen Athemzuge.

„Allerdings, und die genaueſten Nachrichten durch meinen Schwiegerſohn, der, wie Euer Erlaucht wiſſen, Jäger bei dem Herrn Baron von Breda iſt und mit ſeinem Herrn häufig nach dem Gute des Herrn von Braachen kam."

„Sehen Sie," ſagte der junge Mann nach einem längeren Stillſchweigen, „wie hübſch Sie mir das alles erzählen! Das hat mich ſo zerſtreut, ich möchte ſagen: erfreut, daß ich mich viel wohler fühle,

und deßhalb komme ich auch so gern zu Ihnen. — Die Tochter der Frau von Braachen ist jetzt hier in der Stadt bei ihrem Onkel, Baron Breda. — — Gleicht sie ihrer Mutter?"

„Man sagt, sie sei sehr schön. Und das wird sie wohl von der Gräfin Henriette haben. Sonst soll sie derselben nicht ähnlich sehen, sondern ein liebenswürdiges, folgsames und sehr gutes Kind sein."

„Ja, ja," meinte nachdenkend der Graf.

„Mein Schwiegersohn erzählt gern von ihr," fuhr die alte Frau fort, „und in seiner Art mit einer wahren Begeisterung. Doch hätte das nicht viel zu bedeuten," setzte sie lächelnd hinzu, „da sie, wie gesagt, sehr schön sein soll und freundlich gegen die Dienerschaft. Aber auch die Kammerfrau der Baronin von Braachen besucht mich hier und da, und daß die nur Liebes und Lobenswerthes von dem jungen Mädchen zu erzählen weiß, ist mir ein viel gültigeres Zeugniß. Es würde mich in der That freuen, sie noch einmal zu sehen, aber das geht nicht an."

Während das die Großmutter sagte, blickte der junge Mann sie mit einer wahren Spannung an, auch wollte er hastig etwas erwidern, doch schien er sich eines Anderen zu besinnen und sagte nach einer Pause in ganz gleichgültigem Tone: „Warum soll das nicht angehen? Ich bin überzeugt, wenn Fräulein Eugenie nach dem, wie sie geschildert, nur eine Ahnung davon hätte, daß Sie Ihnen, der ehemaligen treuen Dienerin ihrer Großmutter, Vergnügen mit ihrem Besuche machen könne, sie würde augenblicklich kommen. Vielleicht ginge es ihr wie mir," setzte er lächelnd hinzu, „daß auch sie sich gern von der damaligen Zeit erzählen ließe, von Stromberg und der Gräfin Eller."

Die Großmutter schüttelte mit dem Kopfe und blickte vor sich nieder, worauf sie sprach: „Wenn das ganz von selbst käme, so muß ich sagen, es würde mich außerordentlich glücklich machen, Fräulein Eugenie zu sehen. Aber eine junge Dame wie sie, schön, gefeiert, der Welt lebend, wird sich viel um eine alte Dienerin ihrer Großmutter bekümmern! — Doch Sie, Herr Graf, sehen sie wohl öfter?" fragte

lich und öde. Von Natur nichts weniger wie schüchtern, hatte das stille friedliche Walkleben mein Gemüth so zart und verletzbar eingehüllt, daß jede Berührung mit der äußern, kalten und fremden Welt mir wehe that.

So kam mein letzter Tag und meine letzte Nacht auf der Mühle, das Geklapper der Räder, das mich sonst in Schlaf gewiegt, ließ mich heute kein Auge zuthun, das Rauschen des Mühlbachs, das bisher mit seinen einförmigen Tönen glanzende Traumbilder in meinen Schlummer zeichnete, war mir heute Nacht das Tosen des Weltstroms, der mich vom friedlichen Ufergestade hinweg in die wilden Wogen des Lebens fortreißen wollte, und zu mir sprach: „Schwimme, oder geh' unter!"

Am andern Morgen nahm Alles den herzlichsten Abschied von mir, der Vetter drückte mir die Hand und sagte: „wenn Du einmal Urlaub bekommst, so besuche uns, es wird uns jederzeit freuen, nur mußt Du vorher in Deinem neuen Geschäft mindestens ein ganzes Jahr ausgehalten haben." Die Nichte konnte nicht viel sprechen und als Sibylle mich zum Abschied herzlich küßte und als ich fühlte, wie ihre warmen Thränen an meinem Gesicht herabliefen, brach meine Standhaftigkeit, die ich bis jetzt bewahrt und unter den heftigsten Thränen eilte ich, so schnell ich konnte, das Thal hinauf. Franz und Elsbeth hatten sich nicht sehen lassen, die feste Natur

die Frau raſch, wobei ſie ihr Geſicht dem jungen Manne ganz zuwandte.

„Ich?“ antwortete einigermaßen verlegen der angebliche Neffe des Jägers, „ich? — nein, ich ſehe ſie nicht häufig. Einige Mal hatte ich wohl das Glück, in ihrer Nähe zu ſein, doch bin ich feſt überzeugt, ja ich möchte darauf ſchwören, daß ſie mich, den Grafen Helfenberg, durchaus nicht kennt. — Sie fragen mich,“ ſagte er nach einer Pauſe, während welcher er ſichtbar über etwas nachgedacht, „weil Sie aus meinen Fragen zu entnehmen ſcheinen, als intereſſire ich mich für das junge Mädchen, und darin haben Sie nicht ganz Unrecht. Doch iſt es nicht ein Intereſſe, welches ich, Graf Helfenberg, an Fräulein Eugenie von Braachen nehme. Ja, ich habe ſie ein paar Mal geſehen, auch geſprochen, und das auf ganz eigenthümliche Art.“

Er lächelte ſtill, faſt traurig in ſich hinein, während ihn die Großmutter mit ihren leuchtenden Blicken ſcharf fixirte.

„Das war da draußen im Walde,“ ſprach er mit leiſer Stimme, während er wie träumend vor ſich hinblickte, „im vergangenen Sommer. Ich fühlte mich damals kränker als jetzt und fuhr zu dem alten Klaus, der ſeine Jagdhütte in einem kleinen, reizenden Waldthale hat. Mir that das Grün und der Duft der Bäume ſo wohl. — Da erſchien auch einmal Fräulein Eugenie; ſie hatte einen Spaziergang gemacht und den alten Klaus aufgeſucht, wie ſie häufig zu thun pflegte.“

„Und war erſtaunt,“ fragte die alte Frau, indem ſie ſehr langſam ſprach, „dort Seine Erlaucht, den Herrn Grafen Helfenberg zu finden?“

„Sie war wohl erſtaunt, jemand Fremdes dort zu finden, aber ſie machte nicht die Bekanntſchaft des Grafen Helfenberg; ich hatte die Idee, das zu ſein, was ich auch hier bei Ihnen bin: der Neffe des Jägers.“

Der Blick der alten Frau verdüſterte ſich, und ſie ſprach zu ſich ſelber: „Er hat viel von ſeinem Vater.“

„Da hatte ich freilich einen andern Beweggrund als hier,“ fuhr

der junge Mann fort. „Sie wiſſen, daß ich Sie gern wieder einmal geſehen und geſprochen hätte. Soll Graf Helfenberg kommen, der ja nie aus ſeinem Hauſe geht," ſetzte er finſter hinzu, „und den Leuten unnöthiges Gerede geben?"

„Das ſehe ich ein, aber warum dort im Walde?"

„O, das iſt noch viel klarer," lachte bitter der Graf. „Sollte Graf Helfenberg, von dem Fräulein Eugenie vielleicht gehört, er ſei ein luſtiger, wilder Menſch, ein toller Reiter und Jäger, nun auf einmal vor ihr erſcheinen ſchwach, elend, krüppelhaft, wie er es wirklich iſt? — Nein, ich ſchämte mich vor meinem Namen. Das iſt ja auch der Grund," ſagte er, nachdem er einen Moment die Lippen feſt zuſammen gebiſſen, „warum ich mich vor der ganzen Welt verborgen in meinem Hauſe halte. Mag man ſprechen über mich, was man will, mag man meinen Zuſtand noch ſchlimmer ſchildern, als er iſt — ich, wie ich war, mag nicht vor den Leuten erſcheinen, wie ich bin."

Bei dieſen Worten war er aufgeſtanden und an das kleine Fenſter getreten, wo er die Stirn an die kalten Scheiben legte und tief und ſchmerzlich aufſeufzte.

Die Großmutter blickte ihm nach, ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe und bedeckte ihr Auge leicht mit der Hand. Es war ein paar Sekunden lang ſo ſtill in dem Zimmer, daß man deutlich eine Stimme vernahm, die auf dem Gange ſprach und in fröhlichem Tone ſagte: „Aber, Judica — Margarethe, das muß ich mir ausbitten, daß nicht die Idee von Gewürz in die Suppe kommt; reiner Gerſtenſchleim, höchſtens mit ein bischen Salz. Sie werden mir zugeben, daß ich das als Arzt am beſten wiſſen muß, item, eine ganz gewöhnliche Krankenſuppe."

Beim Klange dieſer Stimme hatte ſich Graf Helfenberg raſch von dem Fenſter abgewandt, nahm ſeinen Hut und ſprach, indem er der alten Frau die Hand reichte: „Ich muß jetzt gehen, wenn ich wieder komme — und ich darf doch wieder kommen, nicht wahr? — ſo ſprechen wir nur heitere Sachen."

Damit eilte er, ohne eine Antwort abzuwarten, zur Thür hinaus. Er hatte den Hut tief in die Augen gedrückt und wollte gerade zum Wohnzimmer hinaus auf den Gang, als ihm dort an der Thür der Armenarzt, Doktor Flecker, begegnete, der fast gegen ihn angeprallt wäre.

„Bitte um Entschuldigung," sagte höflich, aber nicht ohne Ironie der Doktor; „für uns beide ist die Thür zu schmal. Wenn Sie mir erlauben, warte ich so lange, bis Sie draußen sind."

Darauf brauchte er nicht lange zu warten, denn der Andere schritt mit ziemlicher Schnelligkeit auf seinen Stock gestützt der Treppe zu, nachdem er leicht mit dem Kopfe genickt.

„Wer ist denn das?" wandte sich der Arzt fragend an Margarethe, nachdem Jener verschwunden war.

„Das ist der Neffe des Jägers Klaus."

Worauf der Doktor kopfnickend erwiderte: „So, so, das ist der Neffe des Jägers. Hm, hm!"

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vierzehntes Kapitel.

Polniſcher Punſch 7

Fünfzehntes Kapitel.

In der Schreibſtube 34

Sechzehntes Kapitel.

Burggaſſe Numero Vier 70

Siebenzehntes Kapitel.

Der Bund zum Dolche Rubens 99

Achtzehntes Kapitel.

Eugenie 129

Neunzehntes Kapitel.

Vor fünf Zeugen 157

Seite

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Lichtstrahl 196

Einundzwanzigstes Kapitel.

Alte Bekannte 228

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Neffe des Jägers 247

F. W. Hackländer's Werke.

XXXII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Zweiunddreißigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Offizin in Stuttgart.

Der Neue Don Quixote.

Dritter Band.

der letzteren vermochte es nicht über sich, mich ein feuchtes Auge sehen zu lassen und so schieden wir ohne Gruß und Händedruck, und Caspar schwenkte seine weiße Mütze zum Fenster hinaus.

Es war ein schöner Herbstmorgen und je mehr ich die Thalschlucht hinauf kam, um so klarer schien mir der Himmel, dessen blaues Bild drunten in der Schlucht dichte Nebel verdeckten. Das Moos und Gras zu meinen Füßen glänzte und strahlte in tausend Lichtpunkten, Gesträuche und Bäume waren mit Thautropfen, wie mit unzähligen Juwelen bedeckt. Bei dem alten Kreuze auf der Höhe stand ich still und setzte mich auf den verwitterten Stein. Da lag der Thalkessel vor mir und ich konnte nicht zwei Schritte in ihn hinabsehen, die glänzende klare Sonne, die aufstieg, drückte den Nebel dort hinab und die Schlucht sah aus, wie ein Gebirgs-See mit grauem Wasser, für mich ein Zauber-See, denn dort unten auf dem Grund versenkt lagen die Orte, wo ich seit der frühesten Kindheit wieder einmal fröhliche harmlose Stunden genossen. Mit angestrengtem Ohr hörte ich die Räder klappern, vernahm das Geläute der Kühe, die an der Waldwiese hinaufgrasten, und jetzt in der Ferne zwei schnell aufeinanderfolgende Schüsse; das war Caspar, der auf diese Art noch einmal Abschied von mir nahm. So war ich denn hinausgestoßen aus dem Zaubergrund und stand auf der Höhe ein armes ver-

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Don Quixote und Tiger.

Die sonst so starke Natur des Herrn Larioz war von den ausschweifenden Festlichkeiten, die bei seiner Aufnahme in den Bund zum Dolche Rubens statt gefunden, etwas zu stark mitgenommen worden, was sich, wie Doktor Flecker sagte, durch ein heftiges, wenngleich für den Patienten glücklicherweise nicht gefährliches, Katarrhfieber äußerte. Dem stechenden Kopfschmerz nach, sowie einigen Anwandlungen von Uebelkeit, die den Kranken in der ersten Nacht, sowie auch den folgenden Tag bedeutend geplagt, hatte der Armenarzt etwas Gefährlicheres vermuthet und oft länger neben dem Bette des Schreibers gesessen, das Kinn auf den Elfenbeinknopf des Stockes gestützt und ihn durch die Brillengläser fester betrachtend, als er sonst wohl zu thun pflegte. Denn er mochte ihn leiden, den langen Mann; sprach doch aus allem, was er that, so viel natürlicher Verstand, so viel Herzensgüte, so viel Wohlwollen für alle Menschen, daß man darüber die Eigenheiten und oft seltsamen Ansichten des edlen Spaniers wohl vergessen konnte. Dabei beurtheilte ihn der Doktor ganz richtig, indem er fühlte, daß man es hier mit einem Menschen voll glühender, ja vielleicht ausschweifender Phantasie zu thun habe, mit einem Gemüthe voll Poesie, welche in ihm schon als Kind durch seine eigenthümliche

und abenteuerliche Umgebung geweckt worden war und die seine jetzige, mehr als prosaische Stellung wohl auf Momente zu fesseln im Stande war, aber so wenig unterdrücken konnte, daß sie, den zufälligsten Ausweg benutzend, ihn oft in ganz excentrische Bahnen hinein riß.

Herr Larioz hatte dabei einen unüberwindlichen Abscheu vor aller Falschheit, vor aller Hinterlist. Wie es Jemand möglich sei, seinen Nebenmenschen zu hintergehen, zu betrügen, davon hatte er keine Idee; und da ihm in dergleichen Fällen der Hehler ebenso schlecht wie der Stehler vorkam, so hielt er es für das verdienstvollste Werk, ja, für die Schuldigkeit eines Jeden, unnachsichtlich dem Betrogenen die Augen zu öffnen, wobei er dann aber schon oft in den Fall gekommen war, sich in Dinge zu mischen, die ihn durchaus nichts angingen, und für welche Einmischung er nicht selten den größten Undank erntete, was ihn aber nicht abschreckte, ein anderes Mal wieder gerade so zu verfahren.

Daß er selbst dabei von einer musterhaften Redlichkeit und Treue war, brauchen wir wohl nicht zu sagen — Eigenschaften, die ihm den Doktor Flecker zum Freunde gemacht hatten, und die auch sein Prinzipal, Herr Rechtsconsulent Plager, bedingungsweise an ihm hochschätzte. Wir sagen: bedingungsweise; denn bei den Geschäften des Advokaten, in die auch Herr Larioz mehr oder minder eingeweiht war, kamen zuweilen Dinge vor, die mit des Letzteren Gesinnungsart nicht immer harmonirten, und die hier und da wohl zu unangenehmen Erörterungen zwischen dem Rechtsconsulenten und seinem Gehülfen Veranlassung gegeben hatten. Doktor Plager, der natürlicherweise ganz anders fühlte, konnte es nicht begreifen, wie man sich weigern könne, für eine gut zahlende Partei einen schlechten Prozeß zu übernehmen, und hatte in solchen Fällen die größte Mühe, seinen Schreiber davon abzuhalten, daß er den Parteien erklärte: Laßt das Prozessiren sein, seid geschеidt und spart Euer Geld. Und das war doch schon einigemal zur Verzweiflung des Advokaten vorgekommen, wobei es mitunter in der Schreibstube Scenen gab, die schon öfter beinahe zur Trennung der Beiden

geführt hätten. Gewöhnlich aber lenkte Doktor Plager wieder ein, da es ihm doch darum zu thun war, einen zuverläßigen Mann, wie Larioz, zu behalten.

Daß dieser seinerseits durch die drückenden Verhältnisse, in denen er sich befand, ein halbwegs begütigendes Wort seines Principals bereitwillig entgegen nehmen mußte, stimmte ihn begreiflicherweise nicht milder gegen das hinterlistige und trugvolle Treiben eines leider so großen Theiles der Menschheit und veranlaßte ihn dann noch mehr, sich außerhalb seines Geschäftes um Sachen zu bekümmern, die ihn durchaus nichts angingen. Wie oft hatte er sich bei solchen Veranlassungen auf der Straße oder an öffentlichen Orten einer, wie er glaubte, unschuldigen oder unterdrückten Partei angenommen, zum Beispiel im Wirthshause eines vielleicht nachläßigen Kellners, der von einem erzürnten Gaste mit Schimpfreden bedient wurde, und war vom Letzteren dafür nicht glimpflicher behandelt worden; auf dem Exercierplatze eines geknufften Rekruten, wo es ihm beinahe noch schlechter ergangen wäre als dem militärischen Zöglinge selbst; auf der öffentlichen Promenade, wo er den Dienstmägden wie ein langes Gespenst erschien, das sie mit eindringlichen Worten an ihre Pflichten erinnerte und ihnen bewies, wie unverantwortlich es sei, leichtsinnigerweise zusammen zu sprechen, und die ihnen anvertrauten Sprößlinge während der Zeit der Gefahr auszusetzen, unter die Räder der vorüberrollenden Wagen zu kommen! Er konnte es nun einmal nicht lassen, so zu handeln, und wenn er alsdann von den ungeziemendsten Ausdrücken begleitet, am Ende das Feld räumen mußte, so that er das ingrimmig, mit dem heißen Wunsche nach einem guten Pferde, einer tüchtigen Klinge, sowie für andere Fälle nach einer tüchtigen Karbatsche, um damit zur Besserung der Menschheit beizutragen, den Schuldigen zu bestrafen, dem Leidenden Schutz zu gewähren. In solchen Augenblicken konnte er sich vollkommen in die Gefühle und die Lage seines großen Landsmannes von der Mancha hinein denken und begriff es ganz gut, welches Glück, welche Seligkeit jener sinnreiche Junker darin fand,

als irrender Ritter umherzuziehen, die Starken niederzuwerfen, den Schwachen beizustehen.

Auf Befehl des Doktors hatte Don Larioz schon seit sechs Tagen das Zimmer gehütet; doch war ihm erlaubt worden, sein Bett zu verlassen, und so saß er denn in dem uns wohl bekannten Lehnstuhle vor dem Ofen, angethan mit der Jacke von grauem Baumwollensammt, ein rothes Tuch turbanartig um den Kopf gedreht, über seine Füße einen alten Pelz gebreitet, den wir aus dem Anfang unserer Geschichte zu kennen das Vergnügen haben. Der lange Mann hatte einen kleinen Spiegel in der Hand und strich mit einer Bürste seine kurz geschnittenen Haare in die Höhe, und als das bestens geschehen, legte er Bürste und Spiegel neben sich auf einen Stuhl und drehte seinen gekräuselten Schnurrbart in die Höhe, wobei er häufig einen Blick auf das Bild warf, welches an der Wand über dem Kamine hing.

Es war um die Mittagsstunde und der Tiger im Begriff, ein weißes Tuch über den alten Tisch zu legen und die spärliche Mittagsmahlzeit aufzustellen, welche die alte Magd in einem Korbe gebracht hatte, und die während der Krankheit des Schreibers von dem Tiger und dem kleinen Gottschalk zu gleichen Theilen verzehrt wurde; zu gleichen Theilen können wir eigentlich nicht sagen, denn der Tiger, welcher sich an dem großen Appetit des Knaben erfreute, schob diesem die besten Bissen hin und begnügte sich mit einem kleinen Theile der Gerichte und dem übrig gebliebenen Brode, vermittelst dessen die Magd obendrein die Schüsseln und Teller so rein abputzte, daß von Gemüse oder Sauce auch nicht eine Spur übrig blieb.

Obgleich die Schreibstube schon geschlossen war und der Rechtsconsulent dem Knaben gern erlaubte, manche sonst der Arbeit gewidmete Stunden bei dem Kranken zuzubringen, so war Gottschalk doch noch nicht erschienen, was den langen Schreiber endlich zu der Bemerkung veranlaßte, die er gegen den Tiger aussprach: der Kleine bleibe heute ungewöhnlich lange aus.

„Ja, es hat schon zwölf Uhr geschlagen," antwortete die alte Magd. „Aber es ist auch ziemlich weit von hier bis zum Hause, wo die Eltern des Kleinen wohnen. Und dann ist vielleicht auch die Suppe noch nicht fertig gewesen. Wissen Sie, Herr Larioz, das muß sehr umständlich und genau gekocht werden für so einen Kranken."

„Ja, für so einen Kranken," murmelte der Schreiber. Dann setzte er lauter hinzu: „Ich möchte wohl, der Doktor dispensirte mich von den ewigen Krankensuppen; ich hätte Lust zu was Festerem. — Was habt Ihr heute?"

„Ach, du lieber Gott!" entgegnete der Tiger fast erschrocken, „etwas sehr Unverdauliches: Klöße mit Wurst. Wenn der Herr Larioz sich erlaubte, davon was zu essen, ich glaube, der Herr Doktor Flecker brächte mich um. Ja, er brächte mich wahrhaftig um." — Damit war sie an das Fenster gelaufen und sagte mit sehr freudigem Tone der Stimme: „Sehen Sie, da kommen sie schon; sie sind schon zum Hofthore herein."

„So, sie kommen?"

„Ja, Gottschalk mit seiner Schwester. Was das für ein gutes und liebes Geschöpf ist! Und wie sorgsam sie die Suppe trägt! Ein so braves Mädchen gibts nicht wieder; den ganzen Tag arbeitet sie und besorgt noch die Küche und Alles — So! jetzt will ich Ihnen das Handtuch geben und den Löffel."

Sie trippelte bei diesen Worten hinter einen hölzernen Verschlag, holte die beiden eben genannten Sachen vor, reichte das Handtuch Herrn Larioz, der es auf seine Kniee breitete, und legte den Löffel neben ihn.

In diesem Augenblicke traten Gottschalk und Margarethe in das Zimmer; letztere trug einen kleinen Suppennapf und schien etwas befangen, als sich Don Larioz gegen sie umwandte und ihr freundlich mit dem Kopfe zunickte.

„Gerstenschleim, famos!" sagte lustig der Knabe, und dabei nahm er seiner Schwester das Geschirr ab und trug es zu dem Kranken

hin. „Ohne alles Gewürz, wie es Doktor Flecker befohlen; von Margarethen ſelbſt gekocht, und die verſteht's."

„Daß deine gute Schweſter das verſteht, habe ich ſchon lange mit großem Danke empfunden," entgegnete würdevoll Don Larioz. „Wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?" wandte er ſich an das junge Mädchen, die ſchüchtern näher getreten war und ſich nach einer Handbewegung des langen Mannes auf den Stuhl niederließ, von dem Gottſchalk in aller Eile Haarbürſte und Spiegel entfernte. Den Löffel hatte Herr Larioz in die Hand genommen. Er verſuchte die Suppe, und daß er ſie vortrefflich fand, zeigte ein freundliches Lächeln, welche um ſeine Mundwinkel ſpielte, ſowie ein dankbarer Blick, den er auf Margarethe warf.

Obgleich dieſe ſchon öfter zur gleichen Stunde mit ihrem Bruder hier im Gemache geweſen war, ſo betrachtete ſie dasſelbe doch immer wieder mit neuer Verwunderung, denn es ſah hier ſo ganz anders aus als in den Zimmern, wo ſie bis jetzt ſchon geweſen. Wie es ihrem Bruder am erſten Abend hier geſchehen war, ſo beſchäftigte auch ſie vor Allem das ernſte Bild über dem Kamin, das Don Larioz zu gleichen ſchien und doch wieder ſo viel Fremdartiges hatte; und wenn ſie von demſelben ihre Blicke auf dieſen ſelbſt niedergleiten ließ, ſo kam ihr oft die Idee, wenn der da oben aus ſeinem Rahmen herabſtiege, ſo würde er wohl nicht ſeltſamer erſcheinen als Herr Larioz ſelbſt in ſeinem eigenthümlichen Anzuge, mit ſeinem ſo ganz fremdartigen Geſichte. Ferner beſchäftigten ſie die einfachen hölzernen Stühle, der lange Stoßdegen in der Ecke und heute beſonders eine kleine Laute, welche der Schreiber vor einigen Tagen hervorgeſucht und mit neuen Saiten verſehen hatte.

Unterdeſſen hatte ſich Gottſchalk dem Tiſche genähert, wo der Tiger auf die Klöße und die Wurſt zeigte und dann pantomimiſch zu verſtehen gab, Herr Larioz hätte ſelbſt Appetit darauf bekommen, doch habe ſie ihn ſchlauer Weiſe auf ſeine Krankenſuppe verwieſen. Dabei ſahen die ernſthaften Geberden, welche die alte Perſon machte, ſo ko-

miſch aus, daß Gottſchalk ſich auf die Lippen beißen mußte, um nicht laut hinaus zu lachen. Ein Kichern aber konnte er nicht unterdrücken, und als hierauf ſowohl Don Larioz als Margarethe nach ihm hinblickten, ſagte er, um nicht nach dem Grunde ſeiner Luſtigkeit gefragt zu werden: „Heute, Margarethe, heute mußt du mit uns eſſen; der Herr Larioz wird's erlauben, und wir thun es nun einmal nicht anders.“

Ueber die Züge des langen Mannes fuhr ein leichtes Lächeln, als er entgegnete: „Bei San Jago! mir ſcheint, unſer Mittageſſen ſtammt von den Broden ab, wovon eine geringe Anzahl ausgiebig war zur Speiſung von viertauſend Menſchen. Ja, das muß ſo ſein, es liegt ein beſonderer Segen darauf. Da ſpeiſt die alte Frau und Gottſchalk mit großem Appetit, und nun wollen ſie das Fräulein da auch noch einladen.“

„Nur des Spaßes halber,“ meinte Gottſchalk; „du kriegſt nicht viel, Schweſter, aber du mußt einmal ſehen, wie vortrefflich wir leben. Komm, ich bitte dich.“

Margarethe zögerte, doch ſagte Herr Larioz: „So thun Sie ihm den Gefallen; das iſt ein kleiner, eigenſinniger Menſch, und Ihren Appetit werden Sie ſich bei dem Schmauſe keinenfalls verderben.“

Das junge Mädchen erhob ſich von ihrem Stuhle und ging nach dem gedeckten Tiſche, wohin der Tiger eilfertig einen dritten Teller und einen dritten Löffel holte.

„Was haſt du denn für Ideen?“ ſagte Margarethe zu Gottſchalk ſo leiſe, daß es der Kranke nicht hören konnte; „du kannſt doch nie Ruhe geben! Was werde ich denn mit euch eſſen?“

„Nur verſuchen ſollſt du,“ lachte ihr Bruder; „von eſſen oder ſatt eſſen iſt freilich keine Rede; du ſollſt der Mutter ſagen, daß wir hier auch gut gekocht bekommen.“

Margarethe ſetzte ſich kopfſchüttelnd nieder, ließ ſich eine Gabel in die Hand nöthigen und einen von den Klößen auf den Teller legen. Dann aß ſie, konnte aber dabei nicht unterlaſſen, zuweilen nach Herrn

Lariez zu blicken, der mit seiner Krankensuppe fertig war, den Topf neben sich auf den Stuhl gestellt hatte und mit zusammengelegten Händen nach den Dreien hinüberschaute. Er vertiefte sich dabei in Träumereien über das, was er an jenem Tage auf dem Burgplatze erlebt. Wenn er das schöne, edle Profil des jungen Mädchens dort am Tische sah, besonders aber, wenn sie ihm auf einen Moment die großen, glänzenden Augen zuwandte, so kam es ihm vor, als habe sie eine Aehnlichkeit mit jener unvergleichlichen Schönheit, die er in dem Atelier der Gebrüder Breiberg zu sehen so glücklich und wieder so unglücklich gewesen war. Gleich darauf aber mußte er über einen solchen Vergleich lächeln, denn er sah alsdann ein, daß das Aeußere der Beiden himmelweit verschieden war. Die Spanierin — denn das war sie, die er neulich gesehen — hatte fast blauschwarzes Haar, ihr Auge war größer und glänzender, doch hatte, wie er sich erinnerte, ihr Blick etwas Starres; dagegen war der Teint für eine Südländerin fast zu weiß und durchsichtig gewesen, die Röthe ihrer Wangen beinahe zu scharf abgegränzt. Doch Alles wurde wieder gemildert durch die Lieblichkeit des feingeschnittenen kleinen frischen Mundes. Und wenn er dabei an die weißen Zähne dachte, so mußte er sich gestehen, nie in Wirklichkeit, nie auf Bildern, nie im Traume etwas Reizenderes gesehen zu haben. Dort das junge Mädchen war auch schön, ihr Wuchs untadelhaft und elegant; aber wenn er sie betrachtete, so empfand er nur ein sanftes Wohlbehagen, eine Zuneigung, welche ihm entstanden zu sein schien aus dem lieblichen Glanz ihres Auges, aus ihrem offenen, ehrlichen Blicke, der Zeugniß ablegte für ihre Herzensgüte und Reinheit.

Der Anblick der Anderen aber hatte ihn wie mit dämonischer Gewalt gefaßt, es war ihm, als sei er plötzlich einer leuchtenden Flamme zu nahe gekommen, als sei von derselben sein Herz versengt worden. Er dachte an die Spanierin mit einem glühenden Verlangen, das er bisher nicht gekannt und dessen er sich fast schämte. Unmöglich war es ihm, sich des leicht geöffneten Mundes mit den blen-

denden Zähnen zu erinnern, ohne ſich dabei einen innigen Kuß auf dieſe friſchen Lippen vorzuſtellen. Das glühende Auge konnte er nimmer vergeſſen, es hatte ihn freilich etwas ſtarr angeblickt, aber welchen Ausdruck mußten dieſe Sterne annehmen, wenn ſie zum Beiſpiel bezeichnen wollten: O, Larioz, ich liebe dich mit der ganzen Gluth, die ja nur im glücklichen Spanien zu finden iſt! — Dieſe Augen hatten ihm in den erſten Nächten ſeines Unwohlſeins viel zu ſchaffen gemacht; denn wenn ſie ihm auch anfänglich in der That wie die Sterne an einem glänzenden Nachthimmel erſchienen, ſo hatte doch die Macht des Fiebers dieſen Nachthimmel nach und nach getrübt, und wenn er ſo lange und unaufhörlich hingeſchaut, ſo ſah er vor ſich nichts als ein nebelhafte Finſterniß, als zwei glühende Punkte, die ihn aufſtierten und die ihn, ſich zuletzt ungeheuerlich vervielfältigend, voller Schrecken erwachen ließen.

„Jetzt aber keinen Biſſen mehr!“ ſagte Margarethe mit ihrer ſanften und doch ſo wohlklingenden Stimme.

Und es war dem Spanier angenehm, daß der Ton derſelben jene Phantaſieen verjagte, in die er in der Erinnerung an ſein Fieber wieder zu verfallen Gefahr lief.

„Du haſt gut reden,“ fuhr das Mädchen lachend fort, als ihr Bruder ſie zurückhalten wollte. „Meinſt du, ich hätte zu Haus nichts zu thun? Herr Larioz wird mir Recht geben und es nicht übel deuten, wenn ich mich entferne.“

„Gewiß nicht, mein Kind,“ antwortete freundlich mit dem Kopfe nickend der Spanier. „Und mein herzlicher Dank begleitet Sie. Hoffentlich habe ich auch in den nächſten Tagen nicht mehr nöthig, Ihre Güte in Anſpruch zu nehmen. Denke mir doch, Doktor Flecker werde mich aus ſeiner Kur entlaſſen.“

Der Tiger ſchüttelte mit dem Kopfe, als Don Larioz ſo ſprach, und bemächtigte ſich haſtig des letzten der Klöße, der ſich in der Schüſſel befand, nicht ohne ihn vorher mit einem wehmüthigen Blicke betrachtet zu haben, während Gottſchalk ſeine Schweſter, die dem lan-

laſſenes Kind. Lange blieb ich bei dem alten Kreuze und ſchwankte heftig in meinen Entſchlüſſen, mehrmals war ich im Begriff wieder zur Mühle hinabzuſteigen und den Vetter zu bitten, er möge mich als Müllerburſche annehmen und für immer dabehalten. Was kümmerte mich die geräuſchvolle, glänzende Welt, die draußen lag, ich kannte ſie ja noch nicht und es ſchauerte mich, von dem Strudel derſelben mit fortgeriſſen zu werden. Wenn ich in ſpäteren Jahren weite Länderſtrecken durchflog, und nach langem Fahren, namentlich zur Nachtzeit ein einſames Gehöfte oder einen Thalgrund mit einer Mühle wie dieſe erreichte, ſo begriff ich nicht mehr, wie man ſo abgeſchieden von der Welt zufrieden und glücklich ſein könne; ich begriff es ſo lange nicht, bis die Erinnerung an die heutige Stunde bei dem alten Kreuz wieder lebhaft in mir auftauchte und dann wieder dachte ich ſpäter oftmals im Geräuſch der großen Welt, wie heute an dem ſtillen Herbſtmorgen: wenn Du einmal recht alt geworden biſt und von vielem Schaffen und Arbeiten recht müde, dann gehſt Du zurück, langſam hinab in das Thal und lebſt da vergeſſen und vergeſſend den Reſt Deines Lebens. — — —

Dieſem Entſchluß verdankte ich den ſchnellen Abſchied, den ich von der mir lieb gewordenen Gegend nahm und daß ich ruhig darauf losſchritt, um E. noch bei guter Zeit zu erreichen. Abenteuer wie damals, als ich mit

gen Manne zum Abſchied freundlich die Hand gereicht, bis an die Treppe begleitete.

Als er zurückkehrte, ſetzte er ſich wieder an den Tiſch und theilte mit der alten Magd aufs gewiſſenhafteſte die übrig gebliebene Brühe, die Beide, Jedes mit dem letzten Stücke Brod bewaffnet, aufs eifrigſte vertilgten.

Während der Tiger mit beiden Backen kaute, ſagte er mit einem Male zu dem Knaben, aber mit ſo leiſer Stimme, daß Herr Larioz nichts davon hörte: „Gottſchalk, geſtern Abend habe ich es wieder geſehen.“

„Dummes Zeug!“ entgegnete dieſer. „Was werdet Ihr geſehen haben? Ihr ſeht überhaupt nicht gut.“

„O laß das gut ſein; was ich ſehen will, das ſehe ich doch. Und ich habe es geſtern Abend wieder geſehen. Ich ſage es noch ein Mal: da iſt etwas Unrichtiges dahinter.“

„Ihr meint am Ende, es könnten Diebe ſein?“

„Was Diebe! Haben ſie denn je etwas da unten geſtohlen?“

„Nun, was ſoll es denn ſonſt ſein?“

„Geiſter ſind es, Geſpenſter!“

Bei dieſer Aeußerung des Tigers lachte der Knabe ſo laut auf, daß ſich die alte Magd veranlaßt ſah, ihn mit der Hand an die Schulter zu ſtoßen, um ihn zum Schweigen zu bringen, aus Furcht, Herr Larioz möchte aufmerkſam werden. Auch hatte dieſer das Lachen gehört und fragte: „Nun, was gibt's denn auf einmal?“

Der Knabe wußte nicht recht, ſollte er die geheimen Beobachtungen des Tigers, welche dieſer ihm mitgetheilt, ſeinem Vorgeſetzten Preis geben, oder ſollte er die alte Magd veranlaſſen, das ſelbſt zu thun. Er hielt letzteres für räthlicher und war dabei boshaft genug, zu ſagen: „Das muß Sie eigentlich laut erzählen, es könnte am Ende doch etwas Wahres daran ſein und der Herr Larioz ſich veranlaßt finden, der Sache nachzugehen.“

„Und was gibt es denn?“ fragte dieſer. „Nun laßt hören.“

Halb und halb war der Tiger froh, daß er jetzt mit der Sprache heraus mußte; was er sagen wollte, hatte ihn schon lange auf dem Herzen gedrückt; nur wußte die alte Magd, daß Herr Larioz durchaus nicht abergläubisch war und gar nichts von Hexen, Geistern und Gespenstern hielt. Deßhalb sagte sie auch: „Der Gottschalk ist halt ein Bub, und wenn man ihm das Geringste erzählt, so macht er eine große Geschichte daraus."

„Und was habt Ihr ihm denn erzählt?" fragte ernst Herr Larioz. „Es scheint schwer aus Euch heraus zu gehen."

„Ja, ich habe ihm nur gesagt," entgegnete der Tiger, während er anfing, seine Schürze in kleine Falten zu legen — „und daß es wahr ist, darauf können Sie sich verlassen — es ist mir jetzt nämlich einige Mal Abends passirt, daß ich von hier aus nach Hause gegangen bin."

„Das passirt Ihr wohl jeden Abend?"

„Ja, das passirt mir alle Abend. Wenn ich also nach Hause gegangen bin, so habe ich zuweilen gesehen, das heißt nur in den letzten Tagen, so lange Herr Larioz krank sind, daß in der Schreibstube drunten ein Licht war."

„Nun, was weiter?"

Die Magd schluckte heftig, denn ihre Erzählung, da sie in ihrer Phantasie Geister und Gespenster hinein verwob, erschien ihr natürlicher Weise weit graulicher, als jedem Andern.

„Die grünen Vorhänge waren herabgelassen und doch sah ich das Licht durchschimmern."

„Ist das ein Ereigniß?" meinte Herr Larioz. „Da wird Herr Doktor Plager noch in seinem Zimmer gearbeitet haben."

„Nein, nein, das hat Herr Doktor Plager nicht gethan," sagte eifrig die alte Person und setzte pfiffig lächelnd hinzu: „Wir sind auch nicht so dumm."

„Wie wir aussehen," flüsterte Gottschalk.

„Als ich das Licht zum erſten Mal ſchimmern ſah, ging ich zur Hausthür hinein, nach dem Zimmer des Herrn. Das war aber geſchloſſen, und ich erinnerte mich auch wohl, ihn eine halbe Stunde vorher weggehen geſehen zu haben.“

„Das hätte Sie mir gleich ſagen ſollen,“ verſetzte Herr Larioz ernſt.

„Ja, du mein Gott, das konnte ich ja nicht! Herr Larioz waren ja krank, und der Herr Doktor Flecker hatte befohlen, Sie nicht zu ſtören.“

„Und du haſt auch darum gewußt?“ fragte der Schreiber den Knaben.

„Mir hat es der Tiger erzählt, wie Ihnen ſo eben, aber ich glaube, er hat nicht recht geſehen. Was ſoll das geweſen ſein? Ich dachte freilich Anfangs an Spitzbuben, aber als ich den andern Morgen auf das Bureau kam, da war Alles wie Tags vorher, nichts in Unordnung, nichts fehlte. Und da hätte ich denn beinahe die Anſicht der alten Frau getheilt,“ ſetzte er ſchelmiſch lachend hinzu.

„Welche Anſicht?“

„Es ſeien Geiſter oder Geſpenſter geweſen.“

„Mit eurem dummen Zeuge!“ entgegnete ſtreng Don Larioz. „Ich hätte euch wahrhaftig für klüger gehalten.“

„Ach, du mein Gott, Herr Larioz,“ ſprach ſchüchtern die Frau, „es iſt das hier ein uraltes Haus, in dem ſchon ſo viele Menſchen geſtorben ſind und allerhand paſſirt iſt. Da könnte doch —“

„Halt Sie Ihr Maul, Frau; ſo etwas mag ich nicht hören,“ antwortete der Spanier. „Sprech Sie vernünftiges Zeug. Und das Licht hat Sie jeden Abend geſehen?“

„So lange Herr Larioz zu Bett lag, jeden Abend, zwiſchen ſechs und acht Uhr.“

„Und hat Sie nie etwas gehört? Sie iſt doch gewiß näher geſchlichen, um zu lauſchen.“

„Ein einziges Mal nur,“ verſetzte der Tiger, indem er die Hände aufhob, „und dann gewiß nicht mehr.“

„Und da hörte Sie etwas in der Schreibstube?"

„Ja, es war mir, als flüsterte dort etwas zusammen und lachte auch."

„Nun, da sieht Sie also, Frau," sagte Herr Larioz nach einigem Nachdenken mit großer Ruhe, „daß es keine Gespenster gewesen sind. Gespenster sind, so viel ich weiß, vollkommen stumm und geben nie einen Laut von sich."

„O nein, Herr Larioz," sprach fast ängstlich die alte Person, „das weiß ich besser; ich weiß eine Geschichte von einem flüsternden Gespenst, von einem lachenden Teufel und von einem schmatzenden Todten. Gewiß, die weiß ich ganz genau."

Gottschalk machte ein etwas langes Gesicht, als er die drei fürchterlichen Titel hörte; doch nahm er sich vor, den Tiger bei nächster Veranlassung zu ersuchen, ihm diese schreckliche Geschichte mitzutheilen.

Herr Larioz zuckte mit den Achseln und erwiderte einiger Maßen verdrießlich: „Meinetwegen, es soll schmatzende Gespenster geben."

„Schmatzende Todte, Herr Larioz," sagte demüthig die alte Frau.

„Auch das; aber ich kann Sie versichern, man hat noch nie etwas davon gehört, daß sich Gespenster in der Schreibstube eines Advokaten herum treiben. Dergleichen Wesen können den Papiergeruch nicht vertragen. Verlass' Sie sich darauf: das muß etwas Anderes gewesen sein, und wir wollen schon dahinter kommen. Hat Sie das Licht auch gestern Abend gesehen?"

„Gewiß, auch gestern Abend."

„Nun, so geb' Sie Achtung, ob es heute Abend wieder kommt. Sage Sie aber keinem Menschen vorher etwas davon; auch dem Herrn Doktor Plager nicht, und wenn Sie es wieder sieht, so komme Sie zu mir herauf und geb' Sie mir Nachricht. Hat Sie mich verstanden?"

„Gewiß, Herr Larioz, es soll nicht fehlen."

„Gut, und auch du, Gottschalk, sprichst mit Niemand darüber, das bitte ich mir aus."

„O, ich werde mich hüten," sagte pfiffig lachend der schlaue Knabe, halb gegen die Magd gewandt; „Herr Larioz wird schon wissen, mit Euren Gespenstern umzugehen."

„Ja, ja, das wollen wir schon unternehmen," sprach wichtig der lange Schreiber. „Aber jetzt geh du an deine Arbeit, und die Frau soll den Tisch abräumen."

Beide thaten so, wie ihnen befohlen, und eine Viertelstunde darauf war der Spanier allein in seinem Zimmer.

Er erhob sich von seinem Stuhle, streckte und dehnte sich behaglich, warf etwas Holz in den Ofen und schritt dann händereibend in dem Gemach auf und ab. „Wenn die Frau nicht falsch gesehen hat," sprach er zu sich selber, „so bin ich doch begierig, was es dort mit dem Lichte für eine Bewandtniß hat. Vielleicht ist es der Herr Rechtsconsulent selber, der absichtlich sehen läßt, daß er das Bureau verläßt, um dann wieder zurückzukehren und heimlicher Weise noch etwas zu arbeiten. Aber Herr Doktor Plager pflegt nicht zu flüstern und noch weniger zu lachen."

Unter diesen Gedanken war Don Larioz in die Ecke des Zimmers getreten, wo sein langer Stoßdegen lehnte, eine echte alte Toledoklinge, den er jetzt, in Gedanken versunken, unter den Arm nahm und so seinen Spaziergang fortsetzte. Doch hatte er das Zimmer noch nicht zwei Mal durchmessen und kehrte gerade der Stubenthür den Rücken, als er in seinen Phantasieen durch ein lautes Lachen unterbrochen wurde, das ihn unangenehm berührt haben würde, wenn er die Stimme nicht augenblicklich als die des Armenarztes erkannt hätte.

„Das muß ich sagen," rief derselbe, „unser edler andalusischer Freund, kaum aus dem Krankenbett wieder aufgestanden, scheint irgend einen Kampf bestehen zu wollen, vielleicht ein Gefecht mit Windmühlen oder Riesen. Aber Sie werden mir zugeben, Verehrtester, daß ich eigentlich hätte gefragt werden sollen, ehe man in seinem Zimmer so extravagante Bewegungen macht. Ei! ei! Sie können sich darauf verlassen, daß ich Ihnen diese Bewegungen nicht mißgönne, aber ru-

hig, alter Freund! So etwas Hin- und Herſchlendern im Zimmer, das könnten wir uns am Ende ſchon gefallen laſſen, aber nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Sie da auf und ab rennen ſehe, den Degen unter dem Arm, den Kopf erhitzt von Gott weiß welchen kriegeriſchen Phantaſieen, das kann mir durchaus nicht angenehm ſein. Alſo in den Stuhl geſetzt! Laſſen Sie Ihren Puls fühlen."

Der Schreiber ſtellte den Stoßdegen in die Ecke, nickte dem Doktor zu und entgegnete: „Wieder viel Lärmen um nichts!" ließ ſich aber doch folgſam auf ſeinen Seſſel nieder und ſtreckte dem Armenarzt die dürre Hand entgegen.

Herr Doktor Flecker war im Schlafrock und führte wie gewöhnlich, wenn er zu Hauſe war, die lange Pfeife. Er griff behutſam an den Puls des Patienten und ſchien mit ſeinen Beobachtungen zufrieden zu ſein. Auch das Ausſehen der Zunge befriedigte ihn, worauf er ſich einen Stuhl neben den Seſſel des Herrn Larioz zog, ſich darauf niederließ und dann durch ein paar tüchtige Züge ſeine Pfeife wieder in Brand brachte.

Der Spanier ſchnüffelte nach dem Dampfe und machte dabei ein ſo wohlgefälliges Geſicht, daß Herr Doktor Flecker ſagte: „Mir ſcheint, Sie hätten nicht übel Luſt, das auch einmal wieder zu verſuchen. Geniren Sie ſich gar nicht und ſtecken Sie eine Papiercigarre an, wenn es Ihnen nicht zuwider iſt."

„Ich habe mich darauf gefreut," ſagte Don Larioz freundlich; „Sie kennen aber meine Folgſamkeit, und ich hätte um Alles in der Welt ohne Ihre Bewilligung nicht geraucht. Da Sie aber nichts dawider haben, ſo will ich mit einer wahren Wolluſt die erſten Züge thun."

So geſchah es denn auch. Der Spanier drehte ſeine Papiercigarre ſehr umſtändlich, ja, mit einer gewiſſen Feierlichkeit, zündete ſie langſam an, und als er ſich nun in den Seſſel zurücklehnte, einen langen Zug in ſich hineinſog und dann die Augen ſchloß, ſpielte ein außergewöhnliches Behagen auf ſeinem ſonſt ſo ernſten Geſichte.

Der Doktor ſchaute ihm lächelnd zu, und es dauerte wohl ein paar Minuten, ehe derſelbe ſagte: „Sie werden mir zugeben, Freund Larioz, daß ich nicht neugierig bin, das heißt, nicht neugieriger, als es die Pflicht eines Arztes iſt. Aber jetzt ſagen Sie mir einmal, auf welche Art ſind Sie in den verfluchten Zuſtand gekommen, worin ich Sie vor einigen Tagen fand? Wiſſen Sie wohl, Herr, daß wir ſehr nahe an einem Nervenfieber herumgeſtreift ſind?“

„Ja, ich war recht krank,“ ſprach ernſt der lange Schreiber, „das habe ich wohl gefühlt, weiß auch die Urſache und will ſie nicht vorenthalten. Ich gerieth da zufällig in eine Geſellſchaft luſtiger Brüder, die mich leider zum Trinken nöthigten, und wo ich denn unbegreiflicher Weiſe mehr als ſeit langen Jahren that, ja, mehr, als ich eigentlich ertragen konnte.“

Der Armenarzt nickte mit dem Kopfe.

„Obendrein paſſirte es mir noch,“ fuhr Herr Larioz fort, „daß ich mich ſehr erkältete. Wie das kam, weiß ich nicht genau anzugeben.“

„Ja, ja, die Wirkung zeigte ſich gehörig. Ich wiederhole Ihnen, wir ſind nicht ein Haar breit an einer ſehr ſchlimmen Krankheit vorbeigerutſcht.“

„Gott ſei Dank, daß ſie uns nicht erwiſchte!“ entgegnete lächelnd der Spanier. „Doch kann ich Ihnen verſichern, beſter Doktor, daß es ein unnennbar angenehmes Gefühl iſt, ſich, wenn man mehrere Tage im Bette zugebracht, wieder einmal ſo recht ausſtrecken zu können — Ah!“

Damit hatte Herr Larioz die Füße auf den vor ihm ſtehenden Stuhl gelegt, ſtreckte ſich weit in den Lehnſeſſel zurück und ließ den Dampf ſeiner Cigarre kräuſelnd in die Höhe ſteigen. Den bläulichen Ringen blickte er nach, und die Frage des Doktors vorhin nach den Erlebniſſen jenes Tages hatte ihm ſo recht wieder den Burgplatz mit allem, was er dort erlebt, vor die Seele gebracht. Wenn er auch während ſeiner Krankheit keinen Augenblick verſäumt hatte, des ſchönen und unglücklichen Mädchens zu gedenken, die ihn intereſſirt wie

nie ein weibliches Wesen, so war doch das Unwohlsein schuld daran, daß er wie im Traum, wie in einer Betäubung ihrer gedachte, nicht mit der vollen Kraft seines ziemlich scharfen Verstandes. Jetzt aber verschwanden die Schleier, die seinen Geist gefangen hielten, und nach und nach tauchte alles, was er gehört und gesehen, wieder so klar, in so scharfen Umrissen vor seinem Geiste auf, wie man ferne Berge, durch einen wohlthätigen Regen von ihrem Dunste befreit, nach einem schweren Gewitter zu sehen pflegt. Dabei aber hütete er sich wohl, den Doktor, den er als großen Spötter kannte, von seinen Erlebnissen geradezu in Kenntniß zu setzen, traute sich aber Feinheit genug zu, ihn um Einiges fragen zu können, ohne daß dieser die Absicht merke, warum dies geschehe. Wenn er auch weit entfernt war, zu glauben, daß der Spruch des großen maurischen Weisen zur Errettung jenes unglücklichen Mädchens beitragen könnte — denn wie wir bereits wissen, hielt er durchaus nichts auf Gespenster, Phantome oder Zauberer — so hatte er sich doch schon unsägliche Mühe gegeben, diesen Spruch wieder in sein Gedächtniß zurückzurufen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte; auch hatte er wohl dabei gedacht: vielleicht ist es eine Formel, woran die wunderbar schöne Dame ihren Erretter zu erkennen im Stande ist. Denn daß sie mit dieser Errettung irgendwie zusammen hängen müsse, daran zweifelte er eben so wenig, als daß die Brüderschaft zum Dolche Rubens bereit sein würde, ihm bei der Errettung der Unglücklichen beizustehen.

Der Doktor hatte ruhig seine Pfeife geraucht und warf auch zuweilen einen schlauen, lächelnden Blick auf den Spanier, in dessen Gesichtszügen er wohl las, daß etwas für denselben Wichtiges seine Seele bewege.

„Ich habe," sagte Don Larioz nach einer Pause, „mich neulich wieder einmal mit altspanischer, eigentlich maurischer Literatur beschäftigt und suche schon lange den Namen eines Weisen, von dem viel vortreffliche Sprüche im Munde des Volkes leben; aber ich suche ihn vergeblich."

„Der Teufel mag auch diese mauriſchen Namen behalten," verſetzte lachend der Arzt; „namentlich für uns Deutſche iſt das ſehr ſchwer. Das muß euch Spaniern ſchon leichter werden; das klingt Ben Hamet, Ben Homet oder Ben Humet, Triangeli oder Sperangeli, was weiß ich? Meine Kenntniß eurer ſo ſchönen Sprache beſchränkt ſich leider nur auf ein paar Worte, die ich obendrein von Ihnen habe, vortrefflicher Don, zum Beiſpiel Caracho, was, glaube ich, nichts ſehr Schönes bedeutet."

„Man ſagt das allerdings nicht häufig in guter Geſellſchaft," bemerkte der Schreiber.

„Olla potrida," fuhr der Doktor luſtig fort, „und vor allen Dingen, was ich früher am häufigſten von Ihnen gehört: Carbanzos."

„Ah, Carbanzos!" wiederholte der Spanier, und ſeine Augen leuchteten.

„Ihr Leibgericht, das Wort erweckt Ihnen wohl angenehme Erinnerungen? Ich glaube dicke Erbſen und Speck. Sie ſtrahlen ordentlich."

„Nicht wegen der dicken Erbſen mit Speck," entgegnete Don Larioz feierlich, indem er ſich aufrichtete; „aber warten Sie einmal. Wie kann man ſo ein Wort vergeſſen. Carbanzos, richtig! Carabanzos — Carabanzeros. Das iſt es! Seht, Doktor, wie der Zufall ſpielt, Carabanzeros iſt der Name des mauriſchen Weiſen, der mir gänzlich entfallen war."

„Den Teufel auch!" erwiderte der Doktor und ſah ſeinen Freund mißtrauiſch an; „das muß ein ſehr unbekannter Weiſer ſein, euer Carabanzeros. Ich habe mein Lebtag nichts von ihm gehört."

„Ja, ja," ſagte nachſinnend der Spanier, „ein ſonderbarer Weiſer. Es exiſtiren eigenthümliche Sprüche von ihm, die ſich, namentlich in eure etwas hart klingende Sprache überſetzt, ſeltſam genug, man könnte ſagen: holperig, ausnehmen. Glauben Sie wohl, Doktor," damit wandte er ſich ſehr ernſt an den Nebenſitzenden, „daß es von dem mauriſchen Weiſen Carabanzeros einen Spruch gibt, der anfängt:

Trau, treue Trine —"

„Nein," verſetzte der Armenarzt laut lachend, „das glaube ich nicht."

„Und doch gibt es einen ſolchen," fuhr Don Larioz mit unverwüſtlicher Ruhe und ohne eine Miene zum Lächeln zu verziehen fort: „Trau, treue Trine — ſo beginnt der arabiſche Spruch, in Deutſch überſetzt, aber ich weiß nicht, wie er weiter heißt, und das beunruhigt mich einigermaßen."

Der Doktor glaubte nicht anders, als ſein Gegenüber wolle ſich einen Spaß mit ihm machen; da er aber ſah, daß deſſen Geſichtszüge vollkommen ernſt blieben, ja, ſeine Augen düſter ſinnend auf ihm ruhten, ſo kamen ihm ganz abſonderliche Gedanken, und er vergaß es ein paar Sekunden lang, die Pfeifenſpitze in ſeinen weit geöffneten Mund zu ſtecken.

„Trau, treue Trine" — wiederholte der Spanier, indem er ſchwärmeriſch an die Decke emporblickte, „ſo fängt der Spruch an, und ich gäbe was darum, wenn ich die Fortſetzung wüßte. Daß der Name Trine eine freie Ueberſetzung iſt, glaube ich überzeugt ſein zu dürfen, und vielleicht liegt es auch in dieſem nicht ganz wohlklingenden Namen, daß der Anfang des Spruches uns etwas hart vorkommt. Nehmen wir zum Beiſpiel an, es hieße: Trau, treue Fatme, oder: Trau, treue Mirza, ſo würden Sie nicht läugnen können, Doktor, daß das dann äußerſt angenehm wäre."

„Ja, dem Ohre wäre es allerdings angenehm," ſagte der Doktor kopfſchüttelnd, wobei er es nicht unterlaſſen konnte, leicht den Arm des Schreibers zu faſſen und nach deſſen Puls zu fühlen.

Dieſer hatte ſich gänzlich wieder einmal in ſeine Träumereien und Phantaſieen verſenkt, und während er ſcheinbar in nebelgraue Fernen vor ſich hinausſtarrte, ſagte er: „Das vierte Wort war etwas von Trug: trugvoll oder dergleichen. Aber ebenſo überzeugt, wie ich bin, daß ich den ganzen Spruch mit dem ungeheuerſten Nachdenken nicht ſo auf einmal wieder in mein Gedächtniß zurückrufen kann,

Doktor Burbus aus der Stadt zog, erlebte ich keine, ich ſuchte ſie ja nicht, das einzige, was mir außergewöhnliches aufſtieß, war ein freundlicher Condukteur, der in ſeinem Wagen allein ſitzend, einen langen Berg hinauf fuhr; die Pferde gingen im Schritt, wedelten mit ihren Schweifen die Fliegen von ſich ab und ließen die Ohren hängen. Es war recht warm geworden; der Condukteur aber lud mich ein, zu ihm hinaufzuſitzen und eine Stunde mit ihm zu fahren. Auf mein eingewendetes Bedenken, daß ich nicht viel Geld habe, um ihm zu bezahlen, lachte er mich aus und meinte ich ſolle nur zu ihm hinaufſitzen was ich auch alsbald that und mich in den weichen Kiſſen des Wagens recht wohl befand. Der Conducteur war ſchon ein ältlicher Mann von derbem, gutmüthigem Weſen, ein alter Soldat, hatte als Wachtmeiſter bei den Huſaren gedient und war deshalb ſchon für mich eine hohe und wichtige Perſon. Auf meine Frage nach militairiſchen Verhältniſſen ließ er mich viel Unangenehmes vom Kamaſchendienſt vernehmen und theilte mir aus dem Soldatenleben manches mit, was gerade nicht ſehr reizend war und mich in den feſt gefaßten Vorſätzen beſtärkte, von jetzt an mit allem Fleiß und Aufmerkſamkeit zu arbeiten, um nicht einmal, wie der Vormund angedroht, genöthigt zu ſein, zum Kalbfell zu ſchwören, d. h. Soldat zu werden. Nachdem wir die vor uns liegende Höhe erreicht hatten, ließ mich der Condukteur

ebenso bestimmt weiß ich, daß er mir plötzlich einmal einfallen wird. Das hoffe ich."

„Wenn es Ihnen Freude macht, so will ich mich auch etwas darum bemühen. Also der große maurische Weise — Carabanzeros —"

„Hat ihn gethan, diesen Ausspruch. Und er fängt an: Trau, treue Trine."

„Gut, ich werde das nicht vergessen," erwiderte der Armenarzt; dann setzte er lauernd hinzu: „Und das haben Sie neulich erfahren an dem Tage, ehe Sie unwohl wurden?"

„So ist es; in einem Hause auf dem Burgplatze."

„Auf dem Burgplatze?" fragte der Doktor, indem er seine Brille fester an die Augen drückte und auf den Boden blickend eine kleine Weile nachsann. „Auf dem Burgplatze? Hm, hm? Ah, das ist da unten, ich weiß schon, es wohnen dort viele Künstler, Maler, Bildhauer, Kupferstecher und dergleichen Volk. So! da hinein sind Sie gerathen? Nun, da werden Sie natürlicher Weise viel Gescheidtes erfahren haben."

Der lange Schreiber legte die Hände über einander, nickte bedächtig mit dem Kopfe und erwiderte: „Das habe ich auch; ich kann Ihnen versichern, Doktor, daß dort Leute wohnen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben; ich sage Ihnen, hingebende Charaktere, mit denen man die Welt erobern könnte, Bursche voll Gefühl für die Leiden ihrer Nebenmenschen und zum Helfen bereit, wo es nur angeht. Wenn es mir möglich ist, so werde ich Sie später dort einmal einführen."

„Also eine geschlossene Gesellschaft?" fragte der Doktor, wobei er sehr bedenklich aussah.

„Ja, wenn Sie wollen, es ist so etwas," versetzte Herr Larioz; „eine Verbrüderung, ein Bund zum Schutz und Trutz, sowie zum Frommen aller edlen Menschen, etwas wie gewisse Ritterorden der früheren Zeit."

„O weh, o weh!" sprach der Armenarzt halb laut vor sich hin.

„Der ſcheint mir in gute Hände gerathen zu ſein. Das fehlte noch, daß ihn Spaßvögel an dieſer ſeiner ſo außerordentlich ſchwachen Seite anfaſſen. Es wäre wahrhaftig Schade um dieſes gute und edle Gemüth.“ — Dann ſetzte er laut hinzu: „Ja, ja, das kann ſchon was Rechtes ſein; man muß ſich die Sache in der Nähe anſehen. Alſo eine Verbrüderung? — Und darf man deren Namen wiſſen?“

Herr Larioz wandte ſeinem Freunde mit großem Ernſte das lange und nach ſeinem Unwohlſein außerordentlich ſchmale Geſicht zu, legte den Finger auf den Mund und ſagte: „Unmöglich, der Name darf nur von und vor Eingeweihten genannt werden. Aber ich verſichere Ihnen, Doktor, ich werde Alles daran ſetzen, Ihnen in dieſe vortreffliche Geſellſchaft Eintritt zu verſchaffen, und dann werden Sie ſelbſt ſehen.“

„Ja, ich werde ſehen!“ ſeufzte der Armenarzt, und ſetzte murmelnd hinzu: „Vorderhand habe ich genug gehört. Thun Sie mir aber den einzigen Gefallen und ſtrengen Sie Ihr Gehirn nicht ſo an um den Spruch des großen mauriſchen Weiſen Carabatoxos wieder zu finden; ein Reconvalescent, wie Sie ſind, muß ſich Ruhe gönnen, körperlich und geiſtig. — Nun, leben Sie wohl, ich ſehe auf den Abend nochmals nach Ihnen.“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nadelstiche.

Ehe der Doktor das Zimmer noch verlassen konnte, kam Gottschalk eilfertig hereingelaufen und meldete fast athemlos, der Herr Rechtsconsulent Plager steige eben die Treppe herauf, um dem Herrn Larioz einen Besuch zu machen. Das geschah heute zum ersten Mal, doch war es nicht Mangel an Theilnahme, was den Principal bisher vom Bette seines Gehülfen fern gehalten, vielmehr wirkte hierin der strenge Befehl der Frau Doktorin, eigentlich der der Schwiegermutter, nur durch den Mund ihrer Tochter kund gethan, welche von Schleim- und Nervenfieber und allen möglichen Arten von ansteckenden Krankheiten faselte und versicherte, das Haus augenblicklich verlassen zu wollen, sobald sie erführe, daß der Rechtsconsulent vor völliger Besserung auch nur einen Schritt in das Zimmer des Herrn Larioz gethan. Ach, der gute Doktor Plager wußte, daß das mit dem Davongehen nur eine leere Drohung war, und er hatte schon einmal den kannibalischen Gedanken gehabt, in ein Leintuch seines Schreibers gewickelt, im Zimmer erscheinen zu wollen und zu sprechen: Seht, das habe ich

gethan, um meine werthe Schwiegermutter los zu werden. — Aber es wäre vergeblich geweſen. — Am allertollſten hatte ſich Clementine Weibel gegen einen Beſuch bei dem Schreiber ausgeſprochen und hatte ihren Schwager beſchworen, die Sache nicht leicht zu nehmen. „Wenigſtens vierzehn Tage lang," hatte ſie geſagt, „dürfte mir Herr Larioz, ſelbſt nach vollſtändiger Beſſerung, nicht das Zimmer verlaſſen und noch weniger ins Bureau kommen." Darin hatten Mutter und Schweſter, wie in allen Dingen, dem gefühlvollen Mädchen beigeſtimmt, das noch hinzuſetzte: „Wie mir unſer Arzt geſagt, ſind Rückfälle leicht möglich und am allergefährlichſten."

„Ja, Rückfälle ſind entſetzlich," hatte der Rechtsconſulent mit tiefem Seufzer zu ſich ſelbſt geſprochen. Und daß er nach alle dem ſeinen Gehülfen dennoch vor Ablauf der ihm als Friſt geſtellten vierzehn Tage beſuchte, ſollten wir faſt als Beweis ſeiner hochherzigen Geſinnung anführen.

Der Doktor verſchwand aus dem Krankenzimmer mit einer freundlichen Handbewegung, und der Rechtsconſulent Plager trat herein.

Als ſich die Beiden vor der Thür begegneten, fragte der Rechtsconſulent: „Keine Gefahr mehr, beſter Doktor?"

Worauf dieſer entgegnete: „Nicht die geringſte."

Herr Larioz erhob ſich begreiflicherweiſe von ſeinem Stuhle, um dem Chef einige Schritte entgegen zu gehen.

Doch ſchritt dieſer mit wohlwollender Miene auf ihn zu, und obgleich der Schreiber den Rechtsconſulenten in ſeinen Lehnſtuhl nöthigen wollte, ſo ließ ſich doch derſelbe durchaus nicht dazu bewegen. Ihm ſchwebte dabei das Bild ſeiner guten Schwiegermutter vor Augen, und er dachte: Was würde ſie ſagen, wenn ſie zufällig erfahren ſollte — und bei Gott iſt Alles möglich — daß ich nicht nur gegen ihren Befehl den Kranken beſucht, ſondern ſogar in deſſen durchwärmtem Stuhle Platz genommen?

Dabei dürfen wir dem geneigten Leſer mit einiger Beſchämung nicht verſchweigen, daß Gottſchalk unten an der Treppe aufgeſtellt

worden war, um im Falle irgend ein zudringlicher — Client erſcheinen ſollte, den Principal im Augenblick benachrichtigen zu können.

Wenn auch auf der Stirn deſſelben Wohlwollen für den Kranken, den er mit ſeinem Beſuche beehrte, zu leſen war, ſo ſchien ſich Herr Doktor Plager doch anderntheils wie ſo oft in einer etwas gedrückten Stimmung zu befinden; man ſah das an nicht zu mißkennenden Symptomen; er ſeufzte zuweilen ſtill in ſich hinein, ſpitzte auch häufig den Mund, während er die Augenbrauen finſter zuſammenzog, und verſenkte nicht ſelten ſein Kinn erſchreckend tief in die Halsbinde.

„Freue mich recht ſehr," ſagte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, „daß ich erfahre, Sie befänden ſich wieder auf dem Wege der Beſſerung. Aber Schonung, Schonung! Ein Reconvalescent muß ſich ſehr in Acht nehmen, daß er keinen Rückfall erleidet; Rückfälle ſind ſehr gefährlich." — Dabei ſeufzte er abermals und fuhr dann fort: „Es hat auch gar keine Eile, daß Sie in den nächſten Tagen wieder aufs Bureau kommen; wir haben eine ſtille Zeit, es iſt nicht beſonders viel zu thun."

Herr Larloz dankte für die freundlichen Geſinnungen, ſowie beſonders für die Ehre des Beſuchs, und verſetzte: Gottſchalk habe ihn davon in Kenntniß geſetzt, wie häufig ſich der Herr Doktor nach ſeinem Befinden erkundigt.

„Das iſt meine Schuldigkeit," entgegnete dieſer; „ich wünſchte nur mehr für Sie thun zu können. — Apropos; jetzt bei der Geneſung wird ſich auch der Appetit wieder einſtellen; ich werde mit meiner Frau darüber ſprechen, daß ſie Ihnen zuweilen eine angenehme Speiſe kocht und herſendet."

Er fürchtete ſehr, der arme Rechtsconſulent, der Schreiber möchte dieſes Anerbieten annehmen; doch dankte ihm dieſer beſtens dafür, indem er ſagte, er habe ſich einmal in die Hand des Doktors gegeben, und dieſer beſorge ihm alles, was für ſeinen Zuſtand erträglich und nothwendig. Der Suppenſpenden von Gottſchalks Schweſter erwähnte er abſichtlich nicht.

„Und wie ſteht's mit der übrigen Pflege?“ forſchte der Principal, indem er ſich im Zimmer umſchaute. „Nun, die alte Frau ſcheint ihre Sachen gut zu beſorgen; es iſt recht wohnlich bei Ihnen, wenn auch kein Luxus und Ueberfluß an Möbeln, doch Alles ordentlich und reinlich. Dafür ſchwärme ich.“

Er ſeufzte bei dieſen Worten abermals.

„Was die Bedienung der alten Frau anbelangt, ſo kann ich darüber durchaus nicht klagen,“ ſprach Herr Larioz; „überhaupt beſorgt ſie meine Junggeſellen-Wirthſchaft ſo gut, wie ich es nur verlangen kann. Auch bei dieſem leichten Unwohlſein habe ich wohl nichts zu klagen gehabt. Wie es freilich bei einer längeren Krankheit gehen würde, das weiß ich nicht. In einem ſolchen Falle, ſollte ich denken, müßte ein lediger Menſch doch Manches entbehren.“

„Mit einer tüchtigen Bedienung gewiß nicht, Herr Larioz,“ verſetzte eifrig der Rechtsconſulent. „Ich kann Sie verſichern, man iſt da in manchen Fällen beſſer verſehen, als mit einer ganzen Haushaltung, die um einen herumſchwirrt. Ich habe alles das erlebt; ich bin in Krankheiten von meinem Bedienten verpflegt worden und ſpäter von meiner Frau und Schwiegermutter. Glauben Sie mir, ich gebe in vielen, ſehr vielen Beziehungen einem guten Bedienten den Vorzug.“

Dabei tauchte er erſchrecklich tief in die Halsbinde hinab, und ſeine Augen waren kaum ſichtbar vor den zuſammengezogenen Brauen; auch ſpielte etwas Melancholie um ſeine Naſenflügel.

„Aber die ſorgſame Pflege einer weiblichen Hand,“ ſagte faſt ſchwärmeriſch der lange Schreiber, „muß doch unendlich wohlthuend wirken auf unſer Gemüth und die Heilung befördern.“

„O ja, die ſorgſame Pflege einer weiblichen Hand, wenn ſie von Sanftmuth und Nachgiebigkeit geleitet wird,“ antwortete der Rechtsconſulent. „Wiſſen Sie auch, mein lieber Herr Larioz, was bei Krankheiten eines der beſten Heilmittel iſt? — Gemüthsruhe. O, was die wohlthätig auf uns einwirkt, davon haben Sie gar keine Idee.

Aber es gibt," ſetzte er ſeufzend hinzu, „gewiſſe weibliche Hände, unter denen einmal gar keine Gemüthsruhe gedeihen kann. Ein weiblicher Dienſtbote, ein Bedienter läßt Ihnen Ihren ſtillen Frieden und iſt bei Pünktlichkeit, die ich verlange, wie eine Uhr, wie eine Maſchine, was auch wieder für das erregte Gemüth eines Kranken von außerordentlich wohlthuender Wirkung iſt."

„Aber im anderen Falle," meinte Herr Larioz, „kann auch ein nachläßiger Bedienter von großem Uebel ſein."

„Einen nachläßigen Bedienten," rief der Doktor, während ſeine Finger zuckten und etwas wie Wildheit aus ſeinen Augen hervorbrach, „den ſchicke ich fort, augenblicklich fort, und ſchicke zehn nach einander fort, bis ich einen einzigen guten finde. Können Sie auch zehn nachläßige Frauen fortſchicken, bis Sie am Ende eine finden, die Sie ſorgſam verpflegt? — O nein," ſetzte er wehmüthig lächelnd, faſt abgeſpannt hinzu, „das können Sie nicht, ſelbſt nicht eine Schwiegermutter, die ſich bemüht, Ihre Tage durch ſüße Pflege zu verlängern. — Oh! oh!"

Er tauchte wieder ſo gewaltig unter, daß ſeine Ohren auf den nicht hohen Vatermördern ruhten, worauf er fortfuhr:

„Sie ſehen mich zweifelhaft lächelnd an und doch iſt es ſo, wie ich Ihnen ſage. Ein guter Bedienter ſtellt Ihre Medizin vor das Fenſter, den Löffel in kaltes Waſſer, und er würde glauben, eine wahre Sünde zu begehen, wenn er Ihnen den Trank nicht auf die Sekunde hin alle zwei Stunden darreichte. Dazu hat eine Frau oft keine Zeit; Gott! zehn Minuten früher oder ſpäter, das kann Ihnen unmöglich was ſchaden. — Es würde Ihnen vielleicht auch nichts ſchaden, Herr Larioz, aber der Aerger, den Sie mit jeder Sekunde ſchlucken, wenn der Zeiger über die Stunde hinausrückt, wenn der Perpendikel wie hohnlachend ſagt: ſie kommt — nicht — ſie kommt — nicht, warte nur — warte nur — 's iſt Alles Eins — 's iſt Alles Eins! — Nehmen wir einen anderen Fall. Der Arzt verordnet Ihnen Apfel-Compot; wiſſen Sie, fein zu Brei verkocht, ſehr kühlend

und angenehm. Sie ſollen davon haben, Mittags und Abends; dazu genügt bei einem guten Bedienten der einfache Befehl, in mancher Haushaltung nicht der zwei-, drei- und vierfache; Mittags konnten Sie unmöglich Apfel-Compot haben, es waren keine Aepfel im Hauſe. Ich frage Sie, ob Sie ſich nicht ärgern, daß Sie ſchwarz werden? Nun Abends. Endlich kommt das erſehnte Gericht, aber die Aepfel ſind nicht zu Brei verkocht, ſondern ſchwimmen als ungenießbare Brocken in einer ſauerſüßen Brühe. — Wie Gott will; ſtatt des guten Apfel-Compottes haben Sie einen tüchtigen Aerger im Leibe, und der hat vielleicht auch ſeine Wirkung gethan. Hoffen wir auf morgen, da ſoll es gewiß nicht fehlen. Der Mittag kommt, mit ihm die Schüſſel; es iſt ein breiartiger Compot darin, ſieht auch nicht ſo übel aus, Sie verſuchen es — — es ſind Birnen, gekochte Birnen, ſcheußliche Birnen, und wer kann Ihnen übel nehmen, daß Sie den Löffel etwas gewaltſam von ſich werfen?“

Hier ſchwieg der Rechtsconſulent einen Augenblick, um tief Athem zu holen; dann legte er die Hand auf den Arm ſeines Schreibers und ſagte wehmüthig: „Hat Ihnen das ein Bedienter gethan — es kann auch bei einem ſolchen vorkommen, ich will es nicht läugnen, — ſo wird er ſich am Kopfe kratzen und wird tauſendmal um Verzeihung bitten; er wird einſehen, daß er gefehlt hat, und dabei ſchmilzt Ihr Aerger, und Sie ſagen: So mach' es morgen anders. — Manche Frau aber, Herr — “ das ſchrie der Rechtsconſulent lauter, als gerade nothwendig war, „wird nicht um Entſchuldigung bitten, oder zugeben, daß ſie ſich geirrt hat, namentlich wenn ſie eine Schwiegermutter zur Seite hat. Ja, Herr, ſie wird pikirt ſein, ſie wird die Achſeln zucken, ſie wird mit einem Blick auf die Andere pantomimiſch ausdrücken: Kann man dem Ungeheuer von Mann etwas recht machen? Bin ich nicht ein armes, geſchlagenes, unglückliches Weib? — O, Herr Larioz, man hat in ſolchen Augenblicken oftmals die Geduld eines Engels, hoffend, einen Sturm, der hereinbrechen muß, zu beſchwichtigen. Um-

sonst; je mehr Sie nachgeben, je mehr sind Sie im Unrecht. Halten Sie es für möglich, daß eine Frau in einem solchen Augenblicke zu der anderen, die neben ihr steht, gewendet, sagen kann: Du bist mein Zeuge, daß ihm gestern Abend das Apfel-Compot auch nicht recht war. — Als wenn Brocken mit Brühe Apfel-Compot wäre! — Jetzt bringe ich ihm die vortrefflichsten Birnen; ich weiß nicht, wie ich's anders machen soll.

„Sehen Sie, Herr Larioz, da verläßt Sie alle Vernunft, Sie springen auf, Sie toben und schreien vielleicht mehr, als Sie hätten thun sollen, und wenn Sie nachher todesmüde in Ihren Stuhl oder in Ihr Bett zurückfallen, da hören Sie vielleicht von fern her die Stimme der Schwiegermutter, welche spricht: So sind Sie alle; man muß sich nur nichts daraus machen, und nebenbei bin ich fest überzeugt, daß Compot von Birnen viel gesunder ist als von Aepfeln. — Oh! oh! oh! oh!"

Bei den letzten Worten war der Rechtsconsulent aufgesprungen, hatte die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, so daß seine Finger zwischen den Rockschößen hervorschauten, und lief eilig im Zimmer auf und ab.

Herr Larioz blickte ihm nach, und da er die aufgeregte Gemüthsstimmung sah, in welcher sich sein Prinzipal befand, so wußte er nicht, was er sagen sollte. Als er aber endlich etwas sprach, war es vielleicht die mindest gute Bemerkung, die er machen konnte. Er meinte nämlich: „Da sollte ich mich ja vielleicht glücklich schätzen, bis jetzt noch zu keiner Frau gekommen zu sein."

Auf das hin blieb Herr Plager, mit einem förmlichen Rucke seinen Spaziergang unterbrechend, vor Larioz stehen, streckte wie beschwörend die Hand aus und versetzte: „Wissen Sie, was Paulus sagt: Heirathen ist gut, nicht heirathen aber besser. Wozu wollen Sie heirathen? Um zu Hause mit Frau und Kindern ein behaglich friedliches und vergnügtes Leben zu führen. Wenn Ihnen das aber nicht gelingt, wenn jeder Schritt, den Sie zu Hause thun, jedes Wort,

das Sie ſprechen, von Zank und Widerwärtigkeiten begleitet iſt, da wäre es doch wahrhaftig beſſer, Sie hätten nach Paulus gehandelt. Sie werden mir einwenden, als lediger Menſch habe ich auch Aerger und Unangenehmes in meinem Geſchäft oder mit meinem Bedienten. — Richtig, aber nach den Geſchäftsſtunden können Sie alles Unangenehme hinter der verſchloſſenen Thür laſſen; und dann, einem Bedienten, der Sie ärgert, ſagen Sie die Wahrheit und zeigen ihm, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat. Dann haben Sie wenigſtens für den Augenblick Ruhe. — Kommt dann die Nacht, die ſüße, heilige Nacht," fuhr er mit weicher, ſchwärmeriſcher Stimme fort, wobei er ſeine Hände faltete und an die Zimmerdecke blickte, „ſo legen Sie ſich in Ihr ſtilles Bett, leſen Ihre Zeitung und ſchlafen trotz Widerwärtigkeiten im Geſchäfte, trotz nachläßiger und unverſchämter Bedienten. Aber, Herr —" dabei zitterte ſeine Stimme — „eine böſe Frau läßt Sie nicht einſchlafen. O, Sie können mich nicht verſtehen. Sie wiſſen nicht, was eine Gardinen-Predigt iſt. Sie halten das für eine Phantaſie, für eine Chimäre, von boshaften Schriftſtellern erfunden. Nein, Herr, das iſt Wirklichkeit, ſchreckliche Wirklichkeit, raſende Wirklichkeit! — Gott der Herr hat jedem Geſchöpfe ſeine Nachtruhe gegeben; der Kanarienvogel ſteckt ſeinen Kopf unbeläſtigt unter die Flügel, Storch und Gans ziehen ihr Bein an ſich und ſchlafen in Frieden, ebenſo der Hund in ſeinem Stalle, der Wurm im Boden, der Goldkäfer in der Roſe; jeder Creatur iſt nächtliche Ruhe vergönnt, nur einem armen Ehemanne nicht; er allein weiß, was eine Gardinen-Predigt zu bedeuten hat. — Und ich ſage Ihnen, mein lieber Herr Larioz, dann nicht entfliehen zu können, iſt der ſchrecklichſte aller Schrecken auf Erden. — Wäre ich ein Richter geworden, und hätte ich eine Frau zu verurtheilen, ſo wäre meine erſte Frage: Predigt ſie Gardinen oder nicht. — — Ja, ſie hält Gardinen-Predigten. — Wohlan denn, ſie iſt zu Allem fähig."

Herr Larioz hatte bei der außerordentlich langen und heftigen Rede ſeines Chefs nichts Beſſeres zu thun gewußt, als ſehr bemerkbar

absteigen und zeigte mir nicht weit entfernt die Thürme von E., das Ziel meiner Reise. Ich nahm von dem freundlichen Manne Abschied und schritt rüstig den Berg hinab, meiner neuen Bestimmung entgegen; lustig fuhr der Postwagen voraus, eine Zeit lang sah ich noch die trabenden Pferde und dann nichts mehr, wie eine Staubwolke.

E., eine reiche Fabrikstadt, hatte ein ganz anderes Ansehen, als C. die einzige große Stadt, die ich bis jetzt gekannt. Dort ragten mächtige gothische Thürme und alte schwärzliche Bauwerke aller Art über die Spitzen verschnörkelter Giebeldächer der hohen Bürgerhäuser aus früheren Jahrhunderten empor, hier sah man hohe und spitze Kirchthürme mit grauem Schiefer gedeckt, ungeheure seltsame Schornsteine, große Gebäude mit unzähligen Fenstern und Alles schien jung und neu, Alles mit weißem und hellem Anstrich und frischen grünen Fensterladen. Ueberall stieg Dampf auf, aus den Schornsteinen schwärzlich grau, wie ich es bei den Dampfbooten gesehen und daneben anderer schneeweiß. Und wie das in den Straßen, welche ich schüchtern durchwandelte, summte und wogte! Hier rasselte und klapperte es, dort rauschten große Wasser und als ich zu einem der Häuser hinblickte, sah ich Hunderte von Rädern und Rädchen sich unaufhaltsam und pfeilgeschwind drehend, daß mir fast schwindlich wurde. Dazu hatten die Straßen einen

den Kopf zu schütteln, auch die Achseln zu zucken und jetzt beim Schlusse zu sagen: „Das ist erstaunlich, gewiß ganz erstaunlich. Obgleich ich auch schon Einiges vom Ehestand gehört, so habe ich ihn doch nie so scharf von der Seite der Gardinen-Predigten her auffassen sehen. Es muß außerordentlich viel Wahres in Ihren Bemerkungen sein, geehrtester Herr Doktor."

„Viel Wahrheit?" fragte dieser mit einem Blick des Zweifels auf seinen Untergebenen, wobei sein Kopf aus seiner Halsbinde hervortauchte. „Ich sage Ihnen, meine Bemerkungen sind vollgesogen von Wahrheit, sie sind ganz Wahrheit. O, glauben Sie mir, ich habe genugsam schaudernd das selbst erlebt, wovon ich Ihnen sprach."

Er ließ sich auf seinen Stuhl nieder, wie erschöpft in Erinnerung an entsetzliche Dinge, die er erlebt.

„Und das ist eine Krankheit," fuhr Herr Doktor Plager nach einer Pause fort, „die nicht zu heilen ist, die sich steigert und immer steigert durch alle Stadien der menschlichen Redekunst hindurch bis zu einem Paroxysmus, bis zum Ausbruch völligen Wahnsinns, der im Stande ist, Sie anzustecken, so daß Sie sich unter der Last der Beschuldigungen, die man auf Sie wälzt, erstaunt selbst betrachten, ob Sie denn wirklich das moralische Ungeheuer sind, als das Sie Ihre bessere Hälfte Nacht um Nacht kennzeichnet."

„Das sind freilich vortreffliche und höchst nützliche Lehren, und man sollte sie allen heirathslustigen Männern der ganzen Welt mittheilen," meinte der lange Schreiber. „Es gäbe das eine neue Clausel in einem Ehevertrag: Keine Gardinen-Predigten."

„O ja," seufzte der Rechtsconsulent aus tiefster Brust, wobei sein Kopf herabsank wie die Blume einer geknickten Lilie. „Keine Gardinen-Predigten mehr! Wenn ich dafür ein Mittel wüßte! Wer das mit Wahrheit anpreisen könnte, wie man zum Beispiel liest: Keine Hühneraugen mehr! oder: Fort mit Cravatten! ich sage Ihnen, der Mann müßte in einem Jahre Millionär sein."

Als Herr Larioz die wirklich zerknirschte Miene seines Prinzipals

ſah, dehnte er ſich behaglich im Lehnſtuhl aus, betrachtete die kahlen Wände ſeines Zimmers, ſeine einfachen Möbel, die Medizin im Glaſe vor dem Fenſter ſtehend, den ſilbernen Löffel dabei im kalten Waſſer, den Verſchlag, wo ſein Bett war und wo nächtlich die Stille und der Friede des Paradieſes herrſchte, wenn er nicht zufälliger Weiſe ſchnarchte. Das alles ſchaute er an und drehte darauf freundlich lächelnd ſeinen Schnurrbart in die Höhe, erhob auch friſch ſeine Naſe, während die des Doktor Plager ſchlaff herabhing, ja, während der ganze Mann mit dem Zweige einer Trauerweide zu vergleichen war.

Doch ſchien nicht die Ruhe in ihm zu ſein, welche wir bei dieſem melancholiſchen Baume vorausſetzen, oder fuhr ein neuer Wind ſchmerzlicher Erinnerung durch ſeine Blätter? Denn nachdem er ein paar Mal tief aufgeſeufzt, ſtrich er ſeine Haare in die Höhe, ſchlug die Arme über einander und ſagte mit höhniſchem Lächeln: „Und wenn Sie denn doch jemals die Abſicht haben, ſich zu vermählen, ſo heirathen Sie um Gottes willen in keine Familie, deren Mitglieder, wohlverſtanden ihren Worten nach, wahre Engel ſind; es gibt ſolche Familien, die weder Fehler haben — von Laſtern iſt gar keine Rede — noch auch nur eine Ungeſchicklichkeit begehen, und die alles Unglück, alle Widerwärtigkeiten, die ſie betreffen — und darunter gehört der Mann in erſter Linie — gänzlich unverſchuldet tragen, wie das Lamm Gottes der Welt Sünden. — Ich, Herr Larioz, ich habe es ſo getroffen; meine Schwiegermutter, meine Frau, meine Schwägerinnen gehören zu einer gegenſeitigen Tugend-Verſicherung; es gibt keine edle That, keine Güte und Liebe, deren nicht Eines das Andere für fähig hält, indem es mich dabei ſtets als den grimmigen Sünder betrachtet, der immer Unheil ſchwitzt, das der liebe Gott nur in ſeiner Huld und Gnade für jene reinen Engel nicht zum Ausbruch kommen läßt. Sie kennen meine Frau Schwiegermutter; an ihrer himmliſchen Güte, ihrer Sanftmuth, ihrer Unparteilichkeit zu zweifeln, wäre ein Hauptverbrechen. Sie kennen auch Madame. Es gibt keine Tugend, welche dieſes von mir unterdrückte unglückliche Weib nicht beſitzt. Sie

kennen auch meine Schwägerin, Clementine Weibel, einen Engel der Unschuld, ein fleckenloses Wesen. Und zwischen dieser lichten Familie muß ich, dessen Fehler und Untugenden mir jeden Tag vorgeworfen werden, mir am Ende selbst wie ein wahres Ungethüm erscheinen. Ja, ich fühle es, Herr Larioz, bei so viel Tugend, bei einem solchen Unterschied der Charaktere, könnte man am Ende wirklich ein schlechter Kerl werden."

Der Rechtsconsulent legte die Hände auf die Kniee und ließ den Kopf abermals tief herabsinken. Wohl hatte Herr Larioz dergleichen Anwandlungen auch früher schon an seinem Prinzipal bemerkt, doch meistens nach einer der heftigen Familienscenen, an denen im Plager'schen Hause kein Mangel war. Auch heute oder gestern mußte etwas dergleichen vorgefallen sein, doch war der Schreiber viel zu discret, seinen Prinzipal darum zu befragen, auch wußte er wohl, daß, wenn derselbe einmal anfing, sich Luft zu machen, er nicht mehr viel auf dem Herzen behielt.

Herr Larioz hatte sich auch nicht getäuscht, und nachdem sein Chef ein paar Minuten lang ruhig und nachdenkend gesessen, schien er sich zu ermannen, fuhr abermals durch das Haar, zog seinen Hemdkragen in die Höhe und spitzte den Mund, worauf er sagte: „Es war gestern Freitag, wie Sie wissen. An solchen Tagen gehört es zum Tone, eine kleine Spazierfahrt zu machen, welche jetzt, im Winter, in dem Glas-Salon des öffentlichen Gartens endigt, wo neben langweiliger Musik sehr schlechter Kaffee bei unendlichem Tabaksdampf genossen wird, wo man sieht und sich sehen läßt. Es ist noch ein Glück, daß an solchen Tagen die Frau Schwiegermutter es vorzieht, mit irgend einer guten Freundin zu Hause in stiller Beschaulichkeit einen weit besseren Kaffee zu genießen. Da aber keine Rose ohne Dornen ist," lachte er giftig, „so erfahre ich schon beim Frühstück, welch ungeheures Opfer Mama mir bringt, daß sie von der Partie zu Hause bleibt, wie man es aber noch nie genug gewürdigt hat, was man alles für mich und mein Haus thut, kurz, wie ich auch in diesem

Punkte wieder das gewöhnliche verabſcheuungswürdige Ungeheuer bin. Glücklicher Weiſe aber lief an dem Morgen das alles von mir ab, wie der Regen vom Fell des Hundes; auch beſänftigte man ſich raſcher, als ich gedacht, da ich meine liebe Schwägerin Clementine eingeladen, mit uns zu fahren, mit uns Kaffee zu trinken, mit uns zu ſehen und ſich ſehen zu laſſen. — Sie werden ſich," fuhr Herr Plager nach einer Pauſe fort, „einer unvergeßlichen Soiree bei mir vor einiger Zeit erinnern."

„O ja," erwiderte Herr Larioz mit eigenthümlichem Augenzwinkern; „derſelben Soiree, wo jener polniſche Punſch gebraut wurde, den ich auf ſo ſeltſame Art zu koſten bekam."

„Ja, jener Soiree," ſagte der Rechtsconſulent etwas kleinlaut, „wo Sie die unſchuldige Urſache waren, daß endlich die Verlobung meiner Schwägerin Clementine mit jenem vortrefflichen Herrn Schilder der Geſellſchaft proclamirt werden konnte, worunter ſich einige Damen befanden, die den andern Tag Sorge dafür trugen, daß das freudige Ereigniß in der ganzen Stadt bekannt wurde. — Und man kann ſagen, es war ein freudiges Ereigniß für mich und mein Haus. Wie ſich Herr Schilder ſpäter dabei befinden wird," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „das iſt ſeine Sache. Aber für ein Mädchen, wie Clementine Weibel, mit wenigem Vermögen, iſt der junge Schilder eine Partie, wie man ſie nur wünſchen kann. Glauben Sie aber, Herr, daß das dieſe Familie einſieht? daß man mir dankbar wäre, weil ich dazu kräftig das Meinige beigetragen? — Im Gegentheil, Clementine ſieht ſich als ein Opfer an; ich habe beim Arrangement dieſer Partie Gott weiß welche Nebenabſichten gehabt; ſie iſt ein Werk meines Eigennutzes; ich habe das arme junge Mädchen ſchändlich verkauft. Ja, ſehen Sie, darüber ſollte man eigentlich den Verſtand verlieren; aber ich verlor den meinigen nicht," ſagte er lächelnd, „ich ſchmiedete das heiße Eiſen mit tüchtigen Schlägen, ich veranlaßte meinen Schwager Banquier, dem jungen Manne bereitwillig ſein Haus zu öffnen, und wenn ich wirklich vollkommen ehrlich ſein will, ſo habe

ich, Ihnen im Vertrauen gestanden, allerdings bei dieser Heirath meine Nebenansichten. Wäre es nicht möglich," fuhr er händereibend fort, „daß meine gute Schwiegermutter, welcher der Aufenthalt in meinem Hause so äußerst unangenehm ist, es nicht einmal bei ihrer jüngeren Tochter probirte? —

„Doch das wird die Zukunft lehren; bleiben wir beim gestrigen Tage. Sie können sich denken, daß ich Herrn Schilder in Kenntniß setzte, wohin wir unsere Fahrt richten würden, und daß ich das den Meinigen auch nicht vorenthielt, natürlich aber erst, als wir im Wagen saßen. Ich versichere, es war anfänglich, als wenn Clementine mit einem Kübel Eiswasser begossen worden wäre; sie biß die Lippen auf einander, sah ihre Schwester achselzuckend an, summte einige Takte eines mir unbekannten Liedes und begann ihre kleine Scene mit mir: „Jetzt hätte ich gerade Lust, auszusteigen und direkt nach Hause zu gehen." Wie gewöhnlich gab ein Wort das andere, und wenn wir nicht glücklicher Weise rasselnd auf dem Pflaster gefahren wären, so würde der Kutscher allerlei erbauliche Sachen zu hören bekommen haben. Dabei kennen Sie meine Geistesgegenwart. Wenn ich den beiden auch tüchtig meine Meinung sagte — ein Glück war es dabei, daß die Schwiegermutter zu Hause geblieben, — so that ich das doch wegen der Vorübergehenden äußerlich auf die freundlichste und liebevollste Art von der Welt. Wissen Sie, lieber Herr Larioz, man gewöhnt sich an dergleichen, und da auch meine Frau und Fräulein Clementine gute Miene zum bösen Spiel machten, so erschienen wir den Begegnenden, während wir uns die bittersten Dinge sagten, doch wie eine Familie, die voll Liebe und Eintracht einem harmlosen Vergnügen entgegegen fährt. Es ist das sehr traurig, aber ich kann es nicht ändern.

„Wir kommen also an, wir nehmen einen Tisch, wir trinken Kaffee. Der Friede ist so weit wieder hergestellt, daß meine Frau wenigstens mit mir spricht, wobei sie aber statt meiner irgend ein Fenster oder auch vielleicht die große Baßgeige anblickt. Fräulein Clementine horcht anscheinend aufmerksam auf die Musik, späht aber

dabei im ganzen Saale umher und weiß auch durch allerlei künſtliche Manöver, indem ſie ſich mit den Kindern beſchäftigt, oder ihr Taſchentuch fallen läßt, das zu bemerken, was hinter ihrem Rücken vorgeht. Ich bin ſo glücklich, alles das zu ſehen, thue aber nicht dergleichen, fühle jedoch wohl, daß die Luft noch rein iſt.

„Sie ſehen mich einigermaßen erſtaunt an; aha! ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß Herr Czrabowski, der ſogenannte polniſche Graf weit davon entfernt iſt, ſeit jener für ihn ſo unangenehmen Punſchgeſchichte meine gute Schwägerin in Ruhe zu laſſen. Das heißt, wenn ſie ihm keine Veranlaſſung gäbe, würde er ſchon längſt aufgehört haben, ihr Aufmerkſamkeiten zu erweiſen, von denen er dann wüßte, daß ſie durchaus zu keinem Reſultate führen können. Mir hat die Sache ſchon Kummer genug gemacht; glauben Sie mir, dieſer Menſch iſt ein ganz verwahrlostes Subject. Aber können Sie ſich denken, daß ich, wenn ich in Betreff ſeiner nur die geringſte wohlgemeinte Warnung ergehen laſſe, die Lunte ans Pulverfaß lege? O, ich habe darüber ſchon ſchreckliche Auftritte erlebt!“

Dabei ſeufzte er wieder einmal, blickte an die Zimmerdecke empor und fuhr alsdann fort: „Wie geſagt, anfänglich war die Luft rein; bald aber bemerkte ich, daß die Blicke Clementinens nicht mehr im Saale umherſchweiften, ſondern ſich nach einer gewiſſen Stelle richteten. Dieſe Stelle aber befand ſich hinter meinem Rücken, ſo daß ich, ohne Aufſehen zu erregen, nicht ſehen konnte, was ſich da begab. Aber ich wußte es ganz genau; fing doch das mir wohl bekannte Spiel an. Clementine lächelte ſanft in ſich hinein, fuhr mit ihrem Schnupftuch an den Mund, roch an einem Blumen-Bouquet viel länger als nothwendig war, und wenn ſie den Kopf wenden mußte, um mit ihrer Schweſter zu ſprechen, ſo blieben doch ihre Augen wie feſtgebannt an jener gewiſſen Stelle haften.

Endlich fand ich Veranlaſſung, mich herum zu drehen. Richtig! vielleicht zwanzig Schritte hinter mir an einer Säule lehnte der edle Graf Czrabowski mit einer unbeſchreiblich ſchmachtenden Attitude;

er hatte einen Fuß über den andern gelegt, hielt die rechte Hand auf's Herz und strich sich mit den Fingern der linken seinen dünnen Schnurrbart. Als ich mich aber umwandte, drehte er mir plötzlich den Rücken zu."

„Und was sollte alles das heißen?" fragte Herr Larioz mit größter Unschuld.

Der Rechtsconsulent blickte ihn einigermaßen erstaunt an, dann lächelte er und sagte: „Ja, ja, wie sollten Sie das auch wissen! Sie besuchen weder Theater noch Bälle, noch öffentliche Gärten, haben also auch kein Interesse daran, alle die faden Geschichten zu beobachten, mit denen sich dort ein großer Theil junger unschuldiger Mädchen und nichtsthuender Elegants amusirt. Wären Sie aber verheirathet oder hätten eine Tochter oder dergleichen zu bewachen, so würden Sie diese Zeichensprache wie das Alphabet kennen lernen. Ich kenne sie durch alle Nuancen und habe leider eine solche genaue Kenntniß erlangt, daß ich aus einem Lächeln, aus der Art, wie das Schnupftuch an den Mund geführt wird, mit Gewißheit sagen kann, ob es nur ein vorübergehendes Spiel, ob es eine Neigung, ob es eine Liebschaft ist, — im letzten Falle sogar, in welches Stadium diese Liebschaft bereits getreten.

„Zu meinem Schrecken sah ich nun, mit diesem unheilvollen Wissen ausgerüstet, daß das Lächeln Clementinens, daß die Art, wie sie ihre Blicke hinüber warf, wie sie die Augen niederschlug, schon eine ziemlich weit vorgeschrittene Liebschaft anzeigten. Ich sah das und schwieg vorderhand. Später kam auch Herr Schilder, setzte sich mit dem Rechte, das er als Verlobter hatte, neben Clementine und sprach wie immer verständig und angenehm. Daß er vielleicht seine Worte nicht so zu setzen weiß wie jener Andere, daran habe ich nie gezweifelt; aber, du lieber Gott! man sollte doch denken, ein ruhiges und vernünftiges Gespräch müßte so einem Mädchen besser gefallen, als die überschwänglichen Redensarten voll sogenannter Poesie und beständig gespickt mit Anspielungen über dieses oder jenes Zusammentreffen, diesen

oder jenen Blick, den man genoſſen. Meine Frau war ſo verſtändig, Herrn Schilder freundlich zu empfangen, auch Clementine nicht ſo froſtig als ich erwartet, und deßhalb ſchien Herr Schilder mit der Aufnahme recht zufrieden. Es iſt das wirklich ein genügſamer junger Mann; aber ſo arglos und unbefangen er auch das Leben nimmt, ſo entgieng es ihm doch nicht, daß Clementine einigermaßen zerſtreut war; ja, er mußte bemerkt haben, daß ſie häufig neben ihm vorbei ſah; und dann kam jenes fatale, gefährliche Lächeln zum Vorſchein.

„Wir fuhren zurück," erzählte Herr Doktor Plager nach einem tiefen Athemzuge weiter, „und als wir zu Hauſe angekommen waren, ſprach man von dem verlebten Nachmittag, ein Wort gab das andere, und ich hatte, wenn Sie wollen, die Unklugheit, Clementine vor dem ſogenannten polniſchen Grafen zu warnen, indem ich ihr lächelnd meine Bemerkungen mittheilte. Aber, du lieber Gott, welche Scene hatte ich mir bereitet! Clementine brach ohne alle vernünftigen Gründe in ein lautes Weinen aus, meine Frau zuckte die Achſeln mit jenem nur mir verſtändlichen unbeſchreiblichen Kopfnicken, die Schwiegermutter affektirte einen Augenblick eine völlige Erſtarrung, worauf ſie ihre Naſe erhob und triumphirend ſagte: „Das iſt die alte Geſchichte! Der Mann in ſeinem Haß gegen uns iſt nicht im Stande, uns nur das kleinſte, harmloſeſte Vergnügen zu gönnen." — Ob ich etwas darauf entgegnete, weiß ich nicht genau, ich glaube aber faſt, daß ich mich zu ein paar pikanten Worten hinreißen ließ, worauf denn Clementine etwas furienhaft auf mich losſtürzte, mit einer Leidenſchaft wie ich ſie nie geſehen, und mit einer Zungengeläufigkeit, vor der ich förmlich erſchrak, die exorbitanteſten Dinge ſagte, unter Anderem, ich haſſe ſie und ihre ganze Familie, ich ſuche jedes Mitglied derſelben zu unterdrücken und ihm zu ſchaden, wo es mir möglich ſei; ich fände eine Freude daran, dergleichen Dinge, wie die von dem polniſchen Grafen, den Gott verdammen möge, zu erfinden, um ihr einen ſchlechten Namen zu machen, um Sachen unter das Publikum zu bringen, von

denen ihre reine Seele durchaus nichts wisse, ja vor denen sie förmlich zurückschaudere.

„Ich sage Ihnen, Herr Larioz, der Moment war einigermaßen unangenehm für mich. Sie hätten diese Tugend sehen sollen, neben Mutter und Schwester stehend, sich mit lautem Aufschrei an mich wendend, dann wieder mit ersterbendem Hauch jeden Augenblick bereit, ohnmächtig in die Arme meiner guten Schwiegermutter zu fallen, dabei Unschuld, ganz Unschuld, vollkommene Unschuld, jeder Zoll eine Unschuld; und ich daneben ein Ungeheuer, das diesen fleckenlosen Engel über etwas anklagte, von dem selbiger Engel schon damals bei der Soiree die vollgültigsten Beweise gegeben.

„Daß ich auch nichts weniger als ruhig blieb, brauche ich wohl nicht zu sagen; ich hätte jeden Anderen in diesem Feuer sehen mögen: Clementine mich wie eine wilde Flamme umspielend, Madame sich mit wenigen, aber höchst scharfen Bemerkungen immer mehr steigernd, und die gute Schwiegermutter mit jedem Worte, das sie sprach, einen Tropfen siedenden Oels auf mich träufelnd.

„Endlich entsprang ich. Der Teufel ist gemacht, es so auf die Länge auszuhalten. O, Herr Larioz, wäre ich nur damals statt Ihrer oder des guten Schilder in die Küche getreten, wo der polnische Punsch gebraut wurde, es wäre wahrlich besser! — Aber wer weiß!“ setzte er nach einer Pause achselzuckend hinzu; „ich sage Ihnen, diese drei Frauenzimmer sind im Stande, Sie glauben zu machen, die Sonne sei schwarz und ein Rhinozeros sehe einem Kanarienvogel vollkommen ähnlich. Oh! oh!

„Aber ich mußte hieher kommen, ich mußte mich erleichtern; ich glaube, Zorn und Wuth hätten mir langsam die Kehle zugeschnürt, hätten mich zu einem stillen Manne gemacht; und den Gefallen kann ich ihnen unmöglich jetzt schon thun. — Du lieber Gott!“ setzte er melancholisch hinzu, „diesen ihren Lebenszweck werden sie doch endlich erreichen; aber jetzt hielt ich es wirklich noch für zu früh. Ach, glauben Sie mir, ich fühle wohl, daß man von Eisen sein müßte, um alles das zu er-

tragen; ich kann Ihnen verſichern, mich beherrſchen oft ganz traurige Phantaſien, und manchmal, wenn ich ſo allein ſitze und ſchreibe, ertappe ich mich mit Schrecken beim Summen alter Kirchenlieder, z. B. Im Grab iſt Ruh, oder: Das Grab iſt tief und ſtille."

Bei dieſen Worten ließ der Rechtsconſulent den Kopf wieder tief auf die Bruſt herabſinken und faltete dabei die Hände, ſo daß er ein gar klägliches Bild der Zerknirſchung bot.

Der lange Spanier betrachtete Herrn Plager mit wirklicher Theilnahme, denn er hatte oft die Leiden mit angeſehen, die derſelbe zu erdulden hatte. War er doch ſelbſt ſchon wie der geneigte Leſer weiß, in Mitleidenſchaft gezogen worden; an ſeinem ſchwarzen Frack waren längere Zeit die Spuren davon ſichbar geweſen, — Spuren, die, dem ſpäter gemachten Vertrag zum Hohne, Babette doch nicht vertilgt hatte. Er hielt es deßhalb auch für ſeine Pflicht, dem Prinzipal einigen Troſt zuzuſprechen, und ſagte ihm daher:

„Ei, ei, Herr Doktor, Sie wollen anfangen, den Muth zu verlieren, und wer das thut, gibt ſich ſchon halb verloren. Daß die Verhältniſſe dorten wohl eigener Art ſind, das wird niemand läugnen, der ſie kennt; aber wenn man es am wenigſten erwartet, tritt oft eine Aenderung ein."

„O ja," ſeufzte Doktor Plager; „im Grab iſt Ruh."

„Ach was! daran denken wir nicht. Laſſen Sie vor der Hand die Sachen laufen, wie ſie wollen; bekümmern Sie ſich nicht mehr um den polniſchen Grafen. Fräulein Clementine iſt alt genug, um zu wiſſen, was ſie thut, und glauben Sie mir, was ſie möglicher Weiſe thun könnte, wird ſie vor Ihnen wohl verſteckt halten."

„Leider, leider! Und doch gäbe ich eine Million, den beiden Anderen beweiſen zu können, wie Recht ich habe."

„Da Sie mich einmal in ihr Vertrauen zogen," fuhr Don Lariez fort, „ſo kann ich mir wohl erlauben, Ihnen einen Rath zu geben. Pouſſiren Sie die Sache mit dem Herrn Schilder; auch ich glaube,

ſo eigenthümlichen ſcharfen Geruch, namentlich an dem Fluß, über deſſen Brücke ich dahin ſchritt und wo unter mir viele Menſchen beſchäftigt waren, rothe und farbige Stoffe abzuwaſchen; das Waſſer war ganz gefärbt davon. Große Wagenzüge begegneten mir mit Waarenballen und Kohlen beladen.

Ich war in einer ganz neuen Welt und zog als einzigen Rettungsanker meinen Brief an den Vetter aus der Taſche und befragte um das Haus, wo er wohl wohnen könnte, mit abgezogenem Hut mehrere Leute, die mir begegneten. Die meiſten kannten den Herrn Profeſſor nicht, endlich fand ich aber einen freundlichen Mann, der mich mit ſich nahm durch unendlich lange Straßen, um mir das Haus meines Vetters zu zeigen. Schon hatte ich gefürchtet, er möchte auch in der Nähe einer ſo klappernden und ziſchenden Fabrik wohnen und war um ſo angenehmer überraſcht, als mir mein Begleiter auf einer ſanften Anhöhe vor der Stadt ein kleines gelbes Haus zwiſchen grünen Bäumen zeigte, und mich dort hinauf wies.

Mit klopfendem Herzen ſtieg ich einen kleinen Weg hinan und befand mich in kurzer Zeit vor einer Gitterthüre, wo ich beſcheidentlich die Glocke zog. Eine ältliche Frau mit klugem freundlichem Weſen und ſanften hellen Augen öffnete mir die Thüre und fragte nach meinem Begehr. Mir war, als hätte ich die Frau ſchon

daß im Falle einer Verheirathung Fräulein Clementinens die verehrte Madame Weibel vielleicht in der That vorziehen würde, es einmal bei ihrer jüngeren Tochter zu probiren."

„O, wenn dem so wäre!" seufzte der Rechtsconsulent mit aufgehobenen Händen.

„Bei alle dem," sprach der Schreiber mit einem Tone der Mißbilligung, welche dem Prinzipal gegenüber freilich etwas schüchtern durchklang, „sind Sie doch am Ende der Herr in ihrem Hause, und wenn ich eine Schwiegermutter besäße, die mir das Leben so sauer machte, so —"

„O, daran habe ich auch schon gedacht," versetzte der Andere, indem er sich schüchtern umsah. „Aber, lieber Herr Larioz, es ist nicht Jedermann Lust und Muth gegeben, den Kampf mit dem Drachen zu beginnen. Ich weiß wohl, Sie haben ein eigenes Naturel darin; bis jetzt zwar ist es Ihnen eine Lust, gegen widerwärtige Verhältnisse anzukämpfen. Und doch," setzte er betrübt hinzu, „mußten auch Sie sich damals vor dem Punschglase zu einem hastigen Rückzuge bequemen."

„Das allerdings," sagte Herr Larioz, indem er die Augenbrauen hoch emporzog und seinen Schnurrbart drehte. „Aber ich hatte damals nicht das Recht, als Kämpfer aufzutreten, sonst —"

„O, sie kommt vielleicht noch, diese Zeit," meinte kleinlaut der Rechtsconsulent, „wo ich Sie bitten werde, handelnd aufzutreten, und wo Sie bei mir den Anfang machen können, Ihre Lieblings-Theorie, den Unterdrückten beizustehen, in Ausführung zu bringen. — Was wir aber hier gesprochen," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er sich scheu umgesehen, „bleibt natürlicher Weise unter uns. Sie können mir glauben, man darf vorderhand nicht einmal wissen, daß ich hier bei Ihnen war. O, ich finde mich recht gedrückt, recht in Ketten und Banden."

Damit hatte Herr Plager sich erhoben, ermahnte den Schreiber nochmals, sich recht zu pflegen und ja nicht zu früh in das Bureau

zu gehen, und ihm es vor allen Dingen ſagen zu laſſen, wenn er ſich wieder zur Arbeit einſtellen wolle. So verließ er das Zimmer in ziemlich gebeugter Haltung; ehe er aber die Treppe hinabſtieg, blickte er vorſichtig in dem Gange umher, ob dort nicht vielleicht ein unbequemer Lauſcher ſichtbar wäre.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Ritter und ſein Knappe.

Don Larioz blieb allein in dem Zimmer, nachdem er begreiflicherweiſe ſeinen Chef bis zur Thür begleitet. Auch begab er ſich, als dieſer verſchwunden war, nicht wieder zu ſeinem Lehnſeſſel zurück, ſondern ſchritt, in Gedanken verſunken, im Gemache auf und nieder. Wenn auch dieſe Gedanken anfänglich bei dem verweilten, was Herr Doktor Plager mit ihm beſprochen, ſo fand er doch im Nachſinnen darüber baldigſt Abſchweifungen in andere Phantaſieen. Wohl bedauerte er ſeinen Chef, konnte ihm aber nicht in allem, was derſelbe geſagt, unbedingt Recht geben. Daß mancher Eheſtand mit Unannehmlichkeiten der verſchiedenſten Art verknüpft iſt, daran war eben ſo wenig zu zweifeln, als daß es weibliche Weſen genug gebe, die einem Manne das Leben ſchon ſauer machen können. Aber es konnte doch unmöglich der größte Theil ſo ſein; es mußten ſich doch auch Charaktere unter ihnen finden, die, mit Liebe, Sanftmuth, Herzlichkeit und Güte angethan, alsdann unfehlbar das Glück eines Menſchen zu begründen im Stande ſein würden. Den kleinen ſcharfen Augen der Madame Weibel war allerdings nicht viel Gutes zuzutrauen, ebenſo wenig denen der Rechtsconſulentin, die, von unbeſtimmtem Ausdruck, in allen möglichen Farben ſchillerten. „Ja, auf das Auge muß man

gehen," ſprach der Spanier zu ſich; „in den Augen liegt das Herz." Und als er dabei an ein paar ſchwarze, wirklich ſchöne Augen dachte, fühlte er, wie ſich ſein Herz ſanft erwärmte und wie es heftiger ſchlug, als einen Moment vorher. — Dieſe Augen konnten nicht trügen; die Blicke in ihrer glänzenden Klarheit waren wie das durchſichtige Waſſer eines tiefen, wunderbaren See's: ſie ließen den Grund deſſelben vollkommen überblicken; man ſah deutlich, daß da unten weder Klippen noch Untiefen waren. — Trau treue Trine —!

Herr Carloz machte zwei Schritte gegen einen kleinen Tiſch, auf dem ein Käſtchen ſtand; doch nur zwei Schritte, dann wandte er ſeinen Fuß wieder nach der entgegengeſetzten Seite des Gemachs, wobei er ſeufzend dachte: Warum den Pfeil noch tiefer in dieſes arme Herz drücken? Und dennoch blieb er nicht lange in der eben angegebenen Richtung; ſchon die nächſte Minute brachte ihn dem Tiſche und dem Käſtchen näher. „Warum auch nicht?" ſprach er zu ſich ſelber. „Verleihe ich ihr doch in meiner Phantaſie noch tauſend andere Reize, die ſie in der Wirklichkeit vielleicht nicht beſitzt, und die auch das Bild nicht zeigt. Betrachten wir es darum getroſt; die kalte Malerei wird wie eine Abkühlung auf meine heißen Träume wirken."

Bei dieſen Worten ſtand er auch ſchon an dem Käſtchen, öffnete den Deckel deſſelben und nahm das Bild heraus, welches er von den Gebrüdern Breiberg gekauft. — Ja, ſie war ſchön, ſchöner als das ſchönſte Weib auf Erden. Und was war dieſes Bild immerhin gegen ſie ſelbſt, wie ſie in ſeinem Gedächtniſſe brannte! Es war ſo wenig Zeit zwiſchen jenem ſeligen Augenblicke verſtrichen, als er ſie zum erſten Male geſehen, und doch kam ihm dieſes glänzende Auge ſo bekannt vor. Hatte er ein ähnliches früher in Spanien erſchaut? Hier im kalten Deutſchland konnten doch unmöglich Blicke zu finden ſein, die der Gluth dieſer ähnlich waren. Und doch, was ihm heute früh ſchon aufgefallen war, daran dachte er jetzt wieder und mußte ſagen, daß er ſich nicht getäuſcht. Margarethe hatte etwas von dieſem Blicke, ja, Margarethe,

Gottschalks Schwester. Er bedauerte fast, vorhin das Bild nicht angeschaut zu haben, als das junge Mädchen noch im Zimmer war; er ließ die Hand mit dem Portrait sinken und sah eine Minute in die Höhe, ja, er bedeckte nachdenkend die Augen mit seiner Rechten; doch so viel er auch nachsann, er mußte sich gestehen, daß hier eine Aehnlichkeit obwalte.

Da klopfte es leise und bescheiden an die Stubenthür.

Herr Larioz, mit dem Portrait in der Hand, fuhr zusammen, als habe er etwas Unrechtes begangen, und beeilte sich auch, das Bild wieder einzuschließen, ehe er Herein! rief.

Es klopfte abermals und wieder mit gleicher Schüchternheit.

Der lange Schreiber stützte seine Hand auf den Tisch, hob den Kopf empor und nahm, aus welchem Grunde, war ihm selbst nicht recht klar, eine imposante Haltung an, ehe er sein Herein! ertönen ließ.

Die Thür öffnete sich mit großer Schüchternheit, weßhalb es eine Zeit lang dauerte, ehe der Eintretende völlig sichtbar wurde. Dies war eine kleine, schmächtige Figur mit Beinen, die um so waghalsiger erschienen, als sie mit eng anliegenden Hosen von einem auffallend carrirten Stoffe in grau und grüner Farbe bekleidet waren. Den Oberkörper bis eine Handbreit über das Knie bedeckte ein Radmäntelchen von dunklem Stoff, welches die kleine Figur auf eine leichte Art übergeworfen hatte, so daß man sah, der Besitzer dieses Radmäntelchens sehe mehr auf malerische Formen, als auf Schutz gegen die Kälte. Dazu trug er einen grauen Filzhut in der rechten Hand und hielt sein Spazierstöckchen, den Knopf im Obergewand verborgen, so, daß es wie eine Degenscheide aussah.

Schon an der Thür machte er eine tiefe Verbeugung und näherte sich erst, als der Spanier freundlich seinen Kopf neigte und ihn mit lauter Stimme ersuchte, näher zu treten. Wie er aber näher trat, geschah dies in so eigenthümlich hüpfender oder schwebender Bewegung, daß sich Don Larioz wohl erinnerte, diese Gestalt schon gesehen zu haben. Auch das Gesicht kam ihm bekannt vor, der Mund mit dem

freundlich ſüßen Lächeln, die ſtruppigen Haare emporſtehend wie die Stacheln eines Igels.

„Euer Gnaden kennen mich vielleicht nicht mehr,“ ſagte die kleine Geſtalt, als ſie ziemlich nahe gekommen war und noch eine tiefe Verbeugung vor dem ernſt ausſehenden langen Manne gemacht hatte.

Wir können hierbei nicht umhin, zu bemerken, daß der Fremde im Radmäntelchen vielleicht eine Hand höher war, als der freilich überaus lange Stoßdegen des Spaniers, deſſen Knopf dieſem bis gegen die Mitte der Bruſt reichte.

Da Herr Larioz ſich im erſten Augenblicke vergeblich zu erinnern verſuchte, wo er den kleinen, ſchmächtigen Mann ſchon geſehen, ſo erwiderte er, daß er ſich allerdings nicht recht beſinnen könne, wen er die Ehre habe vor ſich zu ſehen.

„Du lieber Gott! das iſt ja ſo begreiflich,“ ſprach der Andere mit Wärme. „Euer Gnaden, ſo außerordentlich beſchäftigt, ſo wichtig beſchäftigt und gewiß häufig ſo poetiſch beſchäftigt, werden ſich wahrhaftig nicht damit befaſſen können, ſich eines ſo unbedeutenden Menſchen wie ich bin, zu erinnern.“

Damit legte der kleine Mann ſeine Finger, in welchen er Hut und Stock hielt, zierlich zuſammen, neigte ſich vornüber, ſenkte den Kopf etwas nach der linken Seite und liſpelte, während er auf die freundlichſte Art den Mund ſpitzte: „Windſpiel, Euer Gnaden; ja, es iſt Windſpiel, der Kellner aus dem Reibſtein, der ſich die Ehre gibt, Euer Gnaden mit ſeiner geringen Gegenwart zu beläſtigen.“

Ja, ja, es war der kleine tänzelnde Kellner. Jetzt erinnerte ſich Larioz vollkommen deſſelben, welcher ihn in der Stube empfangen und ſpäter bis an die Thür geleitet hatte. Ihm trat lebendig wieder der ganze Nachmittag vor die Seele, er meinte die tiefe Stimme des Kupferſtechers zu vernehmen, er ſah wieder vor ſich den feuchten Verſchlag, wo er ſeine Proben beſtanden, die nothwendig waren zur Aufnahme in den Bund zum Dolche Rubens. Ja, es war ihm deutlich, als hörte er jenen Unſichtbaren wieder ſprechen, und durch alles das

hindurch klang ihm der Anfang jenes räthselhaften Spruches: Trau, treue Trine — ohne daß er aber auch jetzt im Stande gewesen wäre, zu fragen, worauf die treue Trine eigentlich trauen soll.

Hatten sich die Züge des Herrn Larioz bei diesem Nachdenken vielleicht finster zusammengezogen, der leichtfüßige Kellner tänzelte einen Schritt zurück und sagte erschrocken: „Ja, ich fühle, es ist von mir unbescheiden, in die Gemächer Euer Gnaden zu dringen. Tausend Mal bitte ich um Verzeihung; ich will mich schleunig zurückziehen. O, ich war doch so glücklich, zu sehen, wo Euer Gnaden wohnen."

Der lange Schreiber war bei diesen Worten aus seinen Träumereien erwacht, und der Schluß der Rede des kleinen Kellners veranlaßte ihn, nachdem er Windspiel freundlich ersucht, zu bleiben, zu der Frage, woher er denn eigentlich seine Wohnung erfahren?

Bei dieser Frage machte der Andere ein Gesicht, als nehme er sie für Scherz; dann antwortete er: „Euer Gnaden nannten Ihren Namen und bezeichneten auch Ihre Wohnung selbst in dem schönen Augenblicke, als Sie um den Tisch schritten, um mit jedem der Künstlerschaft ein Glas zu trinken. Ich," setzte er mit Stolz hinzu, „war dabei dicht hinter Euer Gnaden und hatte das Glück, Ihnen die leeren Gläser abzunehmen und die gefüllten dafür zu behändigen."

„Was Sie häufiger thaten, als nothwendig war," sagte Larioz lächelnd. „Doch lassen wir das; sagen Sie mir lieber, was verschafft mir die Freude ihres Besuchs?"

„Ja, wenn ich das nur mit kurzen Worten ausdrücken könnte!" entgegnete Windspiel in Ekstase. „O es ist nicht das erste Mal, Euer Gnaden, daß ich es wagte, hier vorzudringen, daß ich ängstlich die Treppe heraufschlich, daß ich — ich gestehe es — mit Herzklopfen zu dieser Thür gelangte, daß ich schon den Finger gekrümmt hatte, um anzuklopfen, und doch wieder schüchtern zurückwich, ein Mal aus freiem Antrieb, ein anderes Mal, weil gerade eine alte Frau aus dem Gemache kam, die mir sagte, Euer Gnaden seien krank und schliefen."

Dies alles hatte der kleine Kellner mit außerordentlicher Geschwin-

digkeit, ja, wie man zu ſagen pflegt, in Einem Athem geſprochen, weßhalb er einige Mal heftig ſchlucken mußte, um fortfahren zu können: „Ach, Herr von Larioz, Herr Don Larioz verzeihen Sie mir meine Zudringlichkeit, denn ich bin ja nur ein armer unbedeutender Kellner; kann ich doch für meine Verwegenheit bloß das zur Entſchuldigung anführen, daß es mich gedrängt hatte, den Mann — verzeihen Sie den trivialen Ausdruck — wieder zu ſehen, der von ſich ſagen kann:

Weit von hier das ſchöne Spanien,
Spanien iſt mein Heimathland.

„Sehen Sie, Herr Don Larioz, ich habe den Tag über ein ſehr anſtrengendes Geſchäft; die Künſtler, die ſich bei uns verſammeln, treiben mich oft gewaltig umher; ich muß vom Keller in die Küche, aus der Küche in das allgemeine Schenkzimmer, von da wieder in den Club der Künſtler, und kann das, um gehörig herum zu kommen, nur in ſchnellen Sätzen thun, weßhalb man mir auch den Namen Windſpiel zugelegt. Ich bin den ganzen Tag eine ſehr proſaiſche, höchſt nüchterne Perſon, aber Abends, Herr Don Larioz, geht es mir, wie ſoll ich ſagen? wie der Eule, die den ganzen Tag geſchlafen, nein, ſagen wir mit Ihrer gütigen Erlaubniß, wie dem Schmetterling der von einer Ecke in die andere gekrochen und mit dem Eintritt der ſtillen Nacht ſeine bunten Schwingen entfaltet.“

Hierbei hatte der kleine Kellner mit beiden Armen ſein Radmännchen etwas auseinander gelüpft, als wollte er auffliegen, was, verbunden mit der Begeiſterung, in welcher er ſeine Reden vorbrachte, einen nicht ungünſtigen Eindruck auf den langen Schreiber machte, weßhalb dieſer ihn wohlwollend anblickte und freundlich erſuchte, Hut, Stock und Mantel abzulegen und ſich zu ſetzen.

Nach mehreren Complimenten und nachdem er ſich nicht um eine Million früher geſetzt, als bis ſich Herr Larioz in ſeinen Lehnſtuhl niedergelaſſen, kam endlich auch Windſpiel zum Sitzen und fuhr nach einem auffordernden „Alſo!“ des langen Mannes fort, indem er einen

ſchwärmeriſchen Blick an die Decke warf: „Abends, Herr Don Larioz. Abends wenn die Nacht eintritt mit ihrem dunklen Schleier, dann zieht es auch mich aufwärts, geiſtig und körperlich zu reden. Iſt das Schenkzimmer einmal verſchloſſen, hat ſich der letzte duſelige Gaſt entfernt, ſo darf auch ich aufwärts ſteigen, in eine kleine Stube, hoch, hoch über dem Treiben der Menſchheit, unter dem Dach gelegen, etwas klein und eng zwar, aber mit einer entzückenden Ausſicht. Und da ich dieſe Ausſicht meiſtens nur beim Mondſchein genießen kann — denn nur Abends bin ich für ihre Schönheit empfänglich, Morgens, Herr Don Larioz, kommt mir dagegen das Leben mit ſeiner Schenkſtube und ſeinem Bier gar zu nüchtern und proſaiſch vor — ſo finde ich alles, was ich ſehe, poetiſch und ſchön in den weißſchimmerſilbernſanftglänzendenmelancholiſchdasherzergreifendentraurigſtimmenden Strahlen der keuſchen Luna. Erſcheinen doch, ſo geſehen, ſelbſt die alten Schornſteine, die Blitzableiter und Wetterfahnen wie verklärt. Blicke ich doch über die Stadt hinweg, bei den Kirchthürmen vorüber, wo im Glanze eben deſſelben Mondenſchimmers die ſchwarzen Tannenwälder nicken."

Wenn auch Herr Larioz fand, daß Windſpiel etwas confus ſprach, ſo lag doch für ihn in ſeinen Reden, namentlich aber in dem aufwärts gerichteten Auge, ein gewiſſes Etwas, das ihn nachſichtig machte für den allenfallſigen Unſinn, der in den Worten des Kellners mit unterlief. Auch hatte er ſeine eigenen Gedanken, als Windſpiel von ſeiner Dachkammer erzählte, und er fragte deßhalb nicht ohne Grund: „Von dem Fenſter Ihres Zimmers ſehen Sie alſo auch in die Nachbarſchaft?"

„O, ich ſehe ſehr in die Nachbarſchaft," entgegnete kopfnickend der Kellner; „und das iſt es ja gerade, Herr Don Larioz, was mich am meiſten hieher trieb und mich veranlaßte, Ihnen von Ihrer koſtbaren Zeit zu ſtehlen. O, Euer Gnaden," fuhr er nach einer Pauſe fort, nachdem er die Hände bewundernd zuſammengeſchlagen, „als Sie damals ſagten, Sie ſeien ein Spanier, ein wirklicher und echter Spanier, da ging es in mir auf — wie — wie — nun ich kann eigent-

lich nicht ſagen, wie — aber es ging in mir auf, das fühlte ich an meines Herzens lauteren Schlägen. Auch — verzeihen Sie mir, ich will Ihnen wahrhaftig keine Schmeicheleien ſagen — Ihr ganzes Weſen, mit dem Sie eintraten, wie Sie Ihren Stock hielten, der Bart — Don Alonſo's —"

„Weſſen Bart?" fragte der lange Schreiber.

„Verzeihen Sie meinen Ausdruck," fuhr Windſpiel fort, „ich dachte an ein Bild, welches ich bei mir draußen geſehen, — Don Alonſo vor dem Fenſter ſeiner Laura Mondoline ſpielend, — ein ſchönes Bild, wo der ritterliche Kopf des jungen Spaniers auch mit einem ſolchen Barte geziert iſt. — Alſo — was wollte ich doch ſagen? Ja, richtig, als ich Sie, Herr Don Larioz, ſo vor mir ſah, da faßte mich eine grenzenloſe Verehrung, und ich wäre ſchon vom erſten Augenblicke an für Sie durch das Feuer gelaufen."

Obgleich ſich der lange Schreiber durch dieſe echte Zuneigung — denn daß ſie echt war, bezeugte die unverkennbare Begeiſterung, mit welcher der Kellner ſprach, ſowie das Leuchten ſeiner Blicke — geſchmeichelt fühlte, ſo ſuchte er doch das Feuer des jungen Mannes zu dämpfen, indem er ihn bat, ruhiger zu ſein und nicht Sachen zu ſagen, die er in der Art, wie ſie vorgetragen würden, doch wohl füglich nicht für Ernſt nehmen könnte.

Windſpiel legte die Hand aufs Herz, ließ ſein Köpfchen wie betrübt ſinken und hob dabei die Augen etwas forcirt in die Höhe, die er dann mit einem ſchmelzenden Ausdruck auf dem Spanier ruhen ließ. Das war ſeine ganze Entgegnung, welche ihre Wirkung auf Larioz nicht verfehlte. Dann ſeufzte der Kellner tief auf und fuhr fort: „Als aber Eure Gnaden ſprachen von da drüben, von den Gebrüdern Breiberg und jener jungen Dame — verzeihen Sie mir, Herr Don Larioz, daß ich dieſen delikaten Punkt berühre, aber es muß ſein, wenn ſich auch mein Herz dagegen ſträubt — da ſah ich gleich die ganze Lage jenes unglücklichen Geſchöpfes ein, denn dieſe Gebrüder Breiberg ſind zu Allem fähig; — es kommt ihnen auf eine kör-

irgendwo geſehen, aber ſo viel ich mich auch bemühte eine deutliche Erinnerung hervorzurufen, wollte es mir nicht gelingen. Ich zeigte meinen Brief, die Frau lud mich ein in den kleinen Garten zu treten, der das Haus umgab und fragte ein junges Mädchen, die beſchäftigt war allerlei Blumen und Pflanzen zu begießen: „wo iſt der Vater?“ Die kleine Perſon ſchaute einen Augenblick von ihrer Arbeit auf und ſah mich befremdend an. Sie hatte dieſelben klaren und freundlichen Augen, wie die alte Frau und antwortete: „Papa iſt in ſeinem Zimmer und ſitzt ſpazieren.“ Dieſes Mädchen war mir ebenfalls nicht unbekannt, doch wo ich ihr begegnet war, wollte mir wie ſchon geſagt nicht einfallen.

Die Frau nahm mir den Brief ab und ging damit ins Haus, kam aber bald darauf lachend wieder, reichte mir die Hand und ſagte freundlich: „ich freue mich recht, Dich zu ſehen, Du gleichſt Deiner Mutter und ich habe im erſten Augenblick in Deinem Geſicht eine Aehnlichkeit erkannt, wußte aber nicht, wo ich ſie hin thun ſollte; nun komm herein zum Vetter und laß Dir Deine Antritts-Predigt geben, er meint's nicht ſo ſchlimm.“ „Emma,“ ſagte ſie zu dem Mädchen, „das iſt der Vetter, von dem ich Dir geſagt und der hieher kommt, um Kaufmann zu werden.“ Emma ſetzte ihre Gießkanne auf den Boden und ſagte zu mir ernſt und trocken: „ſo, ſo, der Vetter, das freut mich, aber,“ ſetzte ſie nach

perliche Mißhandlung nicht an, sogar bei denjenigen, die sich um unterdrückte weibliche Wesen in ihrem Hause bekümmern," setzte Windspiel nach einer Pause wie mit sich selbst redend hinzu; „und obgleich ich das wußte," sagte er mit lauter Stimme, „so beschloß ich doch, Alles anzuwenden, um jenem furchtbaren Geheimnisse auf die Spur zu kommen, — ja, Herr Don Larioz, einem furchtbaren Geheimnisse, wie Sie später hören werden, einem verbrecherischen Geheimnisse, welches auch schon daraus hervorgeht, daß die Gebrüder Breiberg jenes unglückliche Mädchen vor aller Welt so verborgen zu halten wissen, daß Niemand im Hause und in der Nachbarschaft überhaupt auch nur eine Idee von ihrer Existenz hat."

„Also doch!" rief der Spanier. „O, ich las damals schon etwas Kummervolles, etwas tief Unglückliches in dem einigermaßen starren Blicke der wunderschönen Dame. Ich hatte mich also nicht geirrt! Doch fahren Sie fort, geehrtester Herr. Wenn die Nachrichten, die Sie mir geben, auch mein Herz betrüben, so interessiren sich mich doch wieder in hohem Grade. — So viel ich mich erinnere, wohnen Sie in nächster Nachbarschaft der Gebrüder Breiberg."

„Das Hintergebäude, auf dessen luftiger Zinne meine Dachkammer liegt," fuhr Windspiel fort, „stößt fast an jenes Haus und ist so gelegen, daß ich von dort in die Fenster des Breiberg'schen Ateliers sehen kann."

„Und da erblickten Sie —?"

„Mehrere Tage sah ich gar nichts, denn jene Fenster sind von unten auf verstellt, um, wie die Künstler sich ausdrücken, das Licht zu spannen. Wenn ich aber so betrachtend in meinem Zimmer war, so hörte ich zuweilen —"

„Sie hörten also —?" fragte begierig Don Larioz, als der Andere wie nachsinnend einen Augenblick schwieg.

„Ich hörte zuweilen," sprach Windspiel weiter, „Mandolinenklänge, — traurige, melancholische Klänge."

„Wie man sie an den Ufern des Guadalquivir vernimmt," meinte

nachdenkend der Spanier, „oder unter den blühenden Orangen des herrlichen Granada.“

„O mein Gott, ja,“ wiederholte ſchwärmeriſch der Kellner, „wie man ſie am Ufer des Guadalquivir vernehmen mag oder unter den blühenden Granaten herrlicher Lorbeergebüſche.“

„Und Sie hörten dabei nicht den ſüßen Geſang einer weiblichen Stimme?“

„Zuweilen war es mir ſo, doch dann hörte ich deutlicher polternde, harte Worte des groben Jean Baptiſt, und darauf war plötzlich Alles ſtill.“

„Dieſer Barbar!“ rief entrüſtet Don Larioz. „Sogar die kleine Freude, ſich an den ſüßen Klängen der Heimath zu ergötzen, gönnt er dieſem unglücklichen Weſen nicht! Doch fahren Sie fort. Was Sie mir ſagen, intereſſirt mich in hohem Grade. — Und Sie ſahen ſie nie?“

„O ja, ich ſah ſie,“ ſprach Windſpiel mit einem tiefen Seufzer. „Es war am Samstag-Nachmittag,“ fuhr er mit finſterem Stirnrunzeln fort, „als ich von unten entdeckte, daß die Fenſter des Ateliers der Gebrüder Breiberg nicht nur von ihrer Verhüllung befreit waren, ſondern weit offen ſtanden. Einen günſtigeren Moment gab es nicht für mich. Ich eilte in meine Dachkammer und ſah dort, wenn ich mich ſtark hinaus beugte, daß drüben in den Zimmern geputzt wurde. Jean Baptiſt handhabte ſelbſt den Flederwiſch, womit er Möbel und Bilder abſtaubte, und ich hörte ihn fluchen und ſagen: Was man nicht ſelbſt thut, das iſt doch nur halb geſchehen; all dies faule Weibsbildergezeug taugt doch nichts; ſie ſind nicht werth, daß ſie das Leben haben. Fort! eilt euch! — So polterte er immer zu, und zuweilen ſah ich ihn erboßt [illegible] Flederwiſch aufheben und dann ins Innere des Zimmers eilen.“

„Ich will aber doch nicht hoffen,“ fuhr Don Larioz mit tiefſter Entrüſtung auf, „daß Sie den aufgehobenen Flederwiſch und das Zurückeilen ins Zimmer mit jenem zarten Weſen in Verbindung brin-

gen wollen! O, eine ſolche Abſcheulichkeit wäre doch ſogar bei einem Breiberg nicht möglich!"

„Die ſind zu Allem fähig," fuhr Windſpiel fort, indem er ſich durch den Schmerz des Spaniers ſichtlich geſteigert fühlte. „Und ich bin noch nicht zu Ende," ſagte er mit dumpfer Stimme. „Ob dieſer Unmenſch zuſchlug — nein, ich habe es nicht geſehen, aber daß er ſchlug, hörte ich."

„Ich möchte lieber weiter nichts vernehmen," ſprach der lange Schreiber in tiefem Schmerze. „Ja," ſetzte er heftig hinzu, „wenn ich alsdann aus der Ecke dort meinen Stoßdegen nehmen dürfte —"

„Gott, einen Stoßdegen!" ſagte Windſpiel mit bewegter Stimme. „Hineilen, um dieſes Ungeheuer zur Rechenſchaft zu ziehen! Aber ſo bin ich hier rath- und thatlos und vermag nichts zu thun, als mir das heilige Verſprechen zu wiederholen, daß jede Mißhandlung, welche dieſem wunderbaren Geſchöpfe angethan wurde, furchtbar gerächt werden ſoll. Das ſchwöre ich bei meinem Namen, der einen guten Klang hat in Spanien. — Doch jetzt laſſen Sie mich Alles hören."

Windſpiel ſchüttelte ſich. War es das Entſetzen vor dem feierlichen Schwur, den Larioz gethan, oder die Erinnerung an das, was er geſehen? Doch gehorſam der Weiſung, die er erhalten, ſagte er kopfnickend: „Das Schimpfen und das Schlagen — ja, den Tönen nach muß ich das vermuthen — dauerte eine Zeit lang fort, dann bemerkte ich, daß Clemens Breiberg, der ſchleichende, boshafte Clemens — er iſt der Schlimmſte von Beiden — bei dem Fenſter vorüber kam, ſie, jenes unglückliche Mädchen, gewaltſam nach ſich ſchleppend."

„Das ſahen Sie?" rief Don Larioz mit blitzenden Augen. „O, entſetzlich!"

„Ja, er ſchleppte ſie in die andere Ecke des Zimmers, und ſie folgte ihm mit herabhängendem Kopfe, wie aufgelöst vor Schmerz, ein armes, wehrloſes Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit. — So ſah ich ihn bei beiden Fenſtern vorüber kommen, und daß ich aufs angeſtrengteſte lauſchte, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Deßhalb

hörte ich denn auch noch einen schweren Fall, wie wenn Jemand eine Last auf den Boden wirft, und dann vernahm ich die teuflische, höhnende Stimme von Clemens Breiberg, welcher sagte: Jetzt wird die auch für heute genug haben; worauf Jean Baptist hinzusetzte — o, ich vermag das Wort kaum zu wiederholen — aber er setzte hinzu: Genug wird sie freilich haben; die hast du heute wieder einmal tüchtig ausgeklopft."

Dies sprach Windspiel mit leiser, schüchterner Stimme und erhob darauf mit bittendem Gesichtsausdruck seine Hände flehend zu dem Spanier, als wollte er damit den Ausbruch wilden Zornes, der nun folgen mußte, beschwichtigen. Doch hatte sich Larioz männlich gefaßt; das einzige Zeichen der Erregung, welches man an ihm bemerkte, war, daß er seine Lippen fest auf einander biß und seine Finger sich wie krampfhaft öffneten und wieder schlossen. Ja, er erhob sich ziemlich ruhig von seinem Sitze und schritt mehrmals, die Hände auf dem Rücken, in dem Gemache auf und ab, wobei er nur den Kopf bedeutend tiefer sinken ließ, als man das je an ihm gesehen.

Der Kellner folgte ihm aufmerksam mit den Blicken, und so oft der lange Spanier in die Nähe des Stoßdegens kam, glaubte Windspiel, jetzt müsse seine künstliche Ruhe schwinden, er werde auf die Waffe zueilen, sie schwingen, und vielleicht San Jago! rufend, davonstürzen.

Glücklicher Weise aber geschah nichts von alle dem. Wohl seufzte Don Larioz einige Mal tief auf, schluckte auch wiederholt und heftig, wenn er an dem Tische vorüber kam, auf dem das kleine Kästchen stand, aber er schien seine Partie genommen zu haben und von Sekunde zu Sekunde ruhiger geworden zu sein. Jetzt fuhr er sich mit der Hand über seine Augen, legte die Rechte auf die Schulter des Kellners und sagte mit sanfter Stimme: „Sie haben mir ein Gefühl bewiesen, eine Theilnahme bezeigt, wofür ich Ihnen unendlich dankbar bin und das ich Ihnen nie vergessen werde. — Ich habe niedergekämpft, was mir freilich im ersten Augenblicke das Herz zu zerspren-

gen drohte; ich bin ruhig geworden, sehr ruhig; und deßhalb können Sie ohne Scheu mir das Wort wiederholen, welches jener Unmensch, jener Jean Baptist Breiberg, zuletzt aussprach. Sagte er nicht: Die hast du heute wieder einmal tüchtig ausgeklopft? — Wieder — woraus ich entnehmen muß, daß dieses Ausklopfen schon häufig vorkam."

Windspiel bezeichnete durch ein melancholisches Lächeln, daß er der gleichen Ansicht sei.

„O Schmach, einer Spanierin angethan!" fuhr Don Larioz fort; „Entehrung der spanischen Tracht, die das unglückliche Wesen trug! Auch einem Fremden kann es nicht entgangen sein, daß ihre Tracht vollkommen spanisch war. Ist es nicht so, werther Herr?"

Der Kellner schüttelte wehmüthig sein Haupt und entgegnete: „Ich sah nicht viel von jener entzückenden spanischen Tracht, die man auf den Bildern unserer Maler so häufig erblickt; mir schien — ich spreche es schaudernd aus — jenes unglückliche Mädchen eigentlich mit gar keiner Tracht bekleidet gewesen zu sein."

Der lange Schreiber fuhr bei diesen Worten zurück, und seine Augen funkelten seltsam.

„Sie wollen doch mit Ihren Worten nicht ausdrücken," sagte er, einigemal stockend, „daß jene Dame unbekleidet gewesen sei?"

„Das nicht so ganz," erwiderte Windspiel, indem er die Augen zu Boden schlug; „aber wenn ich nicht sehr irre, bestand ihre ganze Kleidung aus einem grauen unscheinbaren Zeuge, und waren die weißen Arme, sowie der blendende Hals unbedeckt."

Herr Larioz nahm seinen Spaziergang durch das Zimmer heftiger wieder auf als vorher und wehrte dabei mit den Händen von sich ab, als wollte er sagen: „Genug, genug des grausamen Spiels!" Er wurde auch wieder ruhiger, nachdem er einigemal auf und ab geschritten war, und versank endlich in tiefes Nachsinnen, aus dem er plötzlich erwachte und mit einem trüben Lächeln sagte: „Glauben Sie mir, Herr, ich fürchte, man hat den Gebrüdern Breiberg die Theilnahme verrathen, die ich, der Spanier, an jener unglücklichen Anda-

lusterin genommen. Ja, ja, es kann nicht anders sein; deßhalb nahmen sie ihr die wundersam kleidsame Tracht, deßhalb hüllten sie sie in ein härenes Gewand, deßhalb — o mein Gott! deßhalb sprach Jean Baptist Breiberg jenes verruchte Wort — nachdem er so Scheußliches begangen. — — Ja, Herr, ich sehe es jetzt schaudernd ein, ich selbst bin vielleicht die unschuldige Ursache von der Pein des armen Mädchens, von der entsetzlichen Behandlung, die ihr zu Theil geworden. — Glauben Sie mir, die beiden Breiberg werden das unschuldige Geschöpf noch in Ketten und Banden legen, damit es mir unmöglich werde, zu ihrer Befreiung in jenes geheimnißvolle Haus zu dringen. — Und doch werde ich eindringen, siegreich eindringen trotz aller Schrecken, die mir dort entgegen treten können! O, wenn ich jenes Tages gedenke, da ich dort die finsteren Treppen empor stieg, so begreife ich es jetzt vollkommen, warum mich ein beklemmendes Gefühl überschlich, das ich mir damals nicht klar machen konnte, als ich alles das sah, was man sonst in keinem rechten Hause antrifft: die an sich wackelige Treppe, mit der kleinen Lichtöffnung, wie das Fenster eines Kerkers, was mir Anfangs fast romantisch erschien; daneben in düsteren Winkeln seltsame Geräthschaften, Kisten und leere Fässer auf einander gethürmt — letztere vielleicht mit Nägeln versehen, als furchtbares Marterwerkzeug dienend," sprach er finster vor sich hinblickend; „dann Ritterhelme mit zerzausten Federn, nicht zu vergessen die rothen Hosen eines Scharfrichters, — alles, alles das, was mir ahnungsvoll und warnend entgegen trat. Doch mögen mir Schrecken erscheinen, welche da wollen, ich werde nicht vor ihnen zurückweichen. — Wie schon gesagt," sprach er, indem er dem Kellner seine Rechte darbot, welche dieser ehrerbietig ergriff, „Ihnen danke ich aufs herzlichste für die Theilnahme, die Sie mir bewiesen, und wenn Sie auch nichts für mich thun können, so werden Sie doch unverbrüchliches Stillschweigen bewahren über das, was Sie mir mitgetheilt."

„Und doch werde ich mehr für Sie thun," rief Windspiel mit Begeisterung aufspringend, „wenn Sie die Hand eines armen schwa-

chen Weſens, wie ich bin, nicht zurückſtoßen. O Gott, wie wäre ich glücklich, wenn ich Ihnen dienen könnte! Warum iſt jene gewaltige Zeit vorüber, wo tapfere Ritter auszogen, um Drachen zu bekämpfen und holde Jungfrauen mit Waffengewalt aus den Händen blutdürſtiger Ungeheuer, wie zum Beiſpiel dieſer Gebrüder Breiberg, zu befreien? Warum iſt es mir nicht vergönnt, einem tapferen Ritter zu folgen, ihm Helm und Schild zu tragen, im heißen Kampf an ſeiner Seite zu ſtehen, wenn er Sieger iſt, ihm den Panzer zu lüften und zu lauſchen den Erzählungen ſeiner reichen Thaten; fällt er aber verwundet, was ja auch vorkommen kann, ihn zu pflegen, ihm die Zeit mit Erzählungen aus der Heimath zu verkürzen, ihm bekannte Lieder zu ſingen, zur Mandoline oder auch zur Guitarre, welches Inſtrument ich leidenſchaftlich verehre; — warum ſind ſie vorüber, jene wunderſchönen, glorreichen Zeiten?“

„So ganz vorüber, wie Sie denken, ſind dieſe Zeiten doch nicht, mein junger Freund,“ ſagte gerührt Don Larioz. „Was freilich den Panzer betrifft und den Helm, ſowie auch Schwert und Lanze, ſo ſind dieſe Embleme der tapferen Kämpen allerdings für die unterdrückte Unſchuld nicht mehr anzuwenden. Aber dieſe unterdrückte Unſchuld exiſtirt immer noch und wartet nur des ſtarken Armes. Leider können wir nicht mehr hoch zu Roß den gefährlichen Drachen niederwerfen, aber darum iſt doch dieſer Drache noch ebenſo vorhanden wie damals, freilich nicht mit langem Schwanze und großen Flügeln und mit dampfendem Rachen und Augen, deren giftiger Glanz das Herz des Tapferen erzittern macht; er hat ſich verwandelt und ſchleicht behutſam. Und ebenſo all die Laſter und böſen Gewalten, gegen welche damals der Rittersmann mit geſchloſſenem Viſir anritt, wuchern heute noch als ebenſo wildes und verderbliches Unkraut, die gute Saat erſtickend wie damals. Ueberall, wohin wir blicken, macht ſich die niederträchtigſte Heuchelei breit, Verſtellung, Bosheit, Verleumdung, Habſucht und Eigennutz, und das ſind gefährlichere Feinde als damals der ſtark gepanzerte Rieſe, der Menſchenblut liebte, und der Jung-

frauen raubende Ritter vom schwarzen Schloß. Denn sie schleichen verborgen umher, sie stellen sich nicht Mann gegen Mann, sie überfallen uns unsichtbar und führen aus dem Dunkeln, und ehe wir uns dessen versehen, einen tödtlichen Stoß. — Gegen sie zu kämpfen, ist heute ebenso ersprießlich und ehrenhaft, wie es damals ruhmvoll war, mit Schild und Lanze den Feind niederzuwerfen."

Nachdem der Spanier so gesprochen, legte er seine Hand auf die Schulter des kleinen Kellners und sagte mit weicher Stimme: „Aber dieser Kampf, mein lieber Freund, ist ein sehr undankbares Geschäft. Zu gewinnen ist sehr wenig Gutes dabei und der Turnierpreis häufig, daß man über uns lacht, daß man hinterlistiger Weise unsere Kleider mit unangenehmen Flüssigkeiten tränkt, der Püffe, Stöße und zerkratzten Nasen gar nicht zu gedenken. Es gehört schon ein besonderes Gemüth dazu, diesen Preis für würdig zu finden, und ihm zu Lieb sich um Sachen zu bekümmern, die, wie die Menschen geringschätzend sagen, Einen durchaus nichts angehen. Und doch —"

„Ja und doch!" rief Windspiel schwärmerisch, „kommen doch gewiß in diesem finsteren Kampfe auch lichte, schöne Augenblicke, die Erkenntlichkeit einer edeln Seele, der Dank aus holdem Munde! Und dann das Gefühl der Poesie, das uns selbst dann belohnt, wenn wir, für das Gute ringend, niedergeworfen oder sogar auf schmachvolle Art beträufelt werden!"

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das geheimnißvolle Licht.

Unter diesen Gesprächen war der Nachmittag verschwunden, und der hereinbrechende Abend warf seine dunklen Schatten in das Gemach. Gottschalk hatte Erlaubniß erhalten, nach beendigten Kanzleistunden zu seinen Eltern zu gehen, und Windspiel, der einen freien Nachmittag hatte, war entzückt, daß ihm der Spanier erlaubte, noch etwas länger in seiner Gesellschaft zu bleiben. Mit gierigem Blicke betrachtete er die für ihn so edle Einfachheit des Zimmers, beschaute mit Ehrfurcht das Portrait über dem Kamin, und schwelgte im Anblick der Mandoline und des langen Stoßdegens. Hatte er es doch der freundlichen Einladung des Schreibers gemäß gewagt, das musikalische Instrument in die Hand zu nehmen und versucht, ein paar Accorde zu greifen. Da aber die Stimmung der spanischen Laute anders war als die der deutschen Guitarre, so brachte er nur einige verworrene Töne zu Wege, was aber Don Larioz nicht zu beachten schien, da er nachdenkend durch das Zimmer schritt und sich zuweilen ans Fenster stellte, wo er alsdann sah, wie hier und da in der Nachbarschaft die Lichter angezündet wurden.

Da wurde die Thür des Gemaches langsam geöffnet, und man vernahm die Stimme des Tigers, welche den Namen des Schreibers

rief. Die alte Frau wäre wohl in das Zimmer gekommen, doch wußte sie, daß Besuch da war, und ersuchte deßhalb Don Larioz, einen Augenblick auf den Gang hinaus zu kommen.

Draußen sagte sie: „Jetzt können Sie sich selbst überzeugen, ob ich Unrecht hatte, wenn ich sagte, daß sich drunten in der Schreibstube, nachdem Alles verschlossen ist und nachdem ich genau weiß, daß Niemand mehr da sein kann, doch ein Licht befindet."

„Und wo ist das Licht?" fragte der Schreiber.

„Mir scheint im Zimmer des Herrn Doktors. Da sind aber innerhalb hölzerne Läden, weßhalb man dort auf der Straße nichts durchschimmern sieht; wenn man sich aber drüben in den Hof stellt, so sieht man an den Fenstern Ihrer Schreibstube, obgleich die grauen Rouleaux herabgelassen sind, doch einen unbedeutenden Schimmer, der aus dem Nebenzimmer herauskommt."

Larioz schüttelte den Kopf und meinte: „So wird es der Herr Doktor selbst sein, der dort noch arbeitet."

„Das ist nicht möglich," sprach die alte Frau mit bestimmtem Tone. „Der Herr Doktor war heute Nachmittags nur einen Augenblick auf seinem Bureau, und als er nach Hause ging, sagte er mir: „Ich komme nicht wieder," und ich mußte ihm einige Papiere, die auf seinem Tische lagen, nach der Wohnung tragen. Wissen Sie, Herr Larioz, ich beeilte mich nicht damit, denn ich wollte sehen, ob er später zu Hause sei. Als ich nun dorthin kam und meine Papiere, wie ich allemal thue, wenn ich was zu bringen habe, auf den Schreibtisch legte, da sah ich, daß der Herr Doktor nicht da waren."

„Nun also, so wird er selbst in seinem Bureau sein."

Die alte Frau schüttelte pfiffig lächelnd mit dem Kopf; dann sagte sie: „Nein, Herr Larioz, er ist nicht drunten, denn die Schlüssel zu der Schreibstube hingen zu Hause an seinem Schreibtische. Wiedergekommen ist er auch nicht, denn Fräulein Clementine, die bei den Kindern saß, sagte mir, der Herr käme heute Abend nicht mehr, er

inem Blick auf meine beſtäubten Stiefel hinzu, „Du iſt zu Fuß gegangen und wirſt hungrig ſein, ich will Dir ein Butterbrod holen.“ Die Frau erwiderte für mich lachend: „ja, thu' das,“ und ging mir voran in's Haus.

ſei in ſeine Geſellſchaft gegangen. Fräulein Clementine war recht freundlich, ſie fragte auch nach Ihnen, ob Sie noch krank ſeien, und darauf antwortete ich, ja noch recht ſehr, Sie würden noch mehrere Tage das Bett hüten müſſen."

„Gut, und als Ihr zurückkamt," fragte der Schreiber, „ſaht Ihr drunten Licht?"

„So deutlich, daß ich darauf ſchwören könnte."

Larioz dachte einen Augenblick nach; dann ſprach er: „Ich will alſo ſelbſt hinabgehen und nachſehen. Aber das ſage ich Ihr: wenn Sie mir Flauſen gemacht hat, und es nichts iſt, als vielleicht der Wiederſchein der Straßenlaterne auf dem Fenſter oder ſonſt ſo etwas, dann iſt es das letzte Mal geweſen, daß ich Ihr überhaupt etwas glaube."

„Darüber bin ich ganz ruhig," erwiderte der Tiger; „aber," ſetzte er ängſtlich hinzu, „Sie werden es doch nicht ganz allein riskiren wollen, Gott weiß welchen Spitzbuben in die Hände zu fallen, wenn nicht vielleicht noch etwas weit Schlimmeres da unten iſt." Das Letztere ſagte ſie mit ganz leiſer Stimme.

Der Schreiber gab hierauf begreiflicher Weiſe keine Antwort; doch ſprach er nach einer Pauſe, mehr zu ſich ſelbſt, als zu der alten Frau redend: „Freilich habe ich den Schlüſſel zu beiden Zimmern; aber wenn ich eines von ihnen öffne, ſo gibt das ein Geräuſch, und wenn wirklich Jemand in unrechter Abſicht im Zimmer iſt, ſo hat er Zeit genug, nach der Straße oder dem Hofe zu entwiſchen."

„Daran habe ich auch gedacht," verſetzte die Frau, „und wenn mir Herr Larioz erlauben wollen, meine Meinung zu ſagen, ſo dächte ich, daß Sie den kleinen Verſchlag öffneten, welcher ſich hinter beiden Zimmern befindet und wo unſer Brennholz liegt — Sie haben ja den Schlüſſel dazu. — Da iſt neben dem alten Kaſten die Tapetenthür, welche ohne alles Geräuſch aufgeht."

Dieſer Vorſchlag des Tigers war nicht zu verwerfen, und Herr Larioz beſchloß, demgemäß zu handeln. Er ſchickte die alte Frau mit

dem Befehle hinweg, auf die Straße zu gehen und dort Thür und Fenster im Auge zu behalten; dann ging er ins Zimmer zurück, wo der kleine Kellner noch immer damit beschäftigt war, melancholische Töne aus der Mandoline hervorzulocken, welche Musik er aber augenblicklich einstellte, als der Spanier zur Thür herein kam und ein Licht anzündete. Auch schien ihm dies ein Zeichen zu sein, daß es Zeit für ihn sei, sich nach Hause zu verfügen, weßhalb er Mantel und Hut nahm und sich mit zierlichen Worten verabschieden wollte. Nicht unangenehm überrascht war er aber, als ihn der Andere ersuchte, noch einen Augenblick zu bleiben, ja, als er ihn um eine kleine Dienstleistung bat.

Herr Larioz ging hierauf hinter seinen Bretterverschlag, und als er zurückkam, hatte er ein Paar Stiefel angezogen, sowie den Mantel umgenommen und den Hut aufgesetzt.

Erstaunt sah der Kellner, daß sich der Kranke bei dem naßkalten Wetter zum Ausgehen anschickte; doch wuchs sein Erstaunen noch, als derselbe nach der Ecke ging, wo der lange Stoßdegen lehnte und diesen zu sich nahm.

„Sie haben gewünscht," sprach der Schreiber, wobei er sanft lächelte, „mir als Knappe oder Schildträger zu dienen, und ich will Sie schneller beim Wort nehmen, als Sie sich wohl gedacht. Es wird sich freilich um keinen Kampf handeln, auch nicht um ernstliche Gefahr, und wenn dem auch so wäre, so will ich Ihren Worten von vorhin trauen, daß Sie Muth genug haben, auch davor nicht zurückzuschrecken."

Der kleine Kellner legte statt aller Antwort die Hand auf das Herz, und nachdem er alsdann bewundernd den langen Stoßdegen betrachtet, fragte er schüchtern, ob er sich zu dem beabsichtigten Unternehmen auch vielleicht mit einer Waffe versehen solle.

„Das ist eigentlich unnöthig," meinte Herr Larioz; „doch da ich aus Erfahrung weiß, daß das Vertrauen zu sich selber wächst, wenn man etwas zur Vertheidigung in der Hand führt, so finde ich es

nicht unangemessen, wenn auch Sie Ihren Arm bewaffnen; an einem anderen Degen oder dergleichen fehlt es nun freilich, doch nehmen Sie dort am Ofen das stark gekrümmte Schüreisen; es ist wenigstens etwas, und wenn Sie es vorkommenden Falles bei dem nächtlichen Dunkel draußen gegen einen Feind schwingen, so wird dieser glauben, Sie führten irgend eine furchtbare Waffe."

Damit gingen beide fort, und als sie langsam die Treppen hinabstiegen, erzählte der Schreiber seinem Begleiter von dem Lichte, das schon seit einigen Abenden drunten in der Schreibstube gesehen werde, und daß er entschossen sei, der Ursache vorsichtig nachzuspüren.

Unten angekommen, führte er den Kellner auf den öden Hof, den wir bereits kennen, und ertheilte ihm seine Instruktion, die beiden Fenster der Schreibstube im Auge zu behalten, und, wenn sich dort etwas Verdächtiges begebe, seiner Einsicht und den Umständen gemäß zu handeln.

Wir müssen eingestehen, daß Windspiel durch das Vertrauen, welches ihm der tapfere Spanier bewies, einen der glücklichsten Momente seines Lebens hatte. Obgleich der Hof sehr dunkel war, so gewöhnten sich doch seine Augen sehr bald hieran, so daß er den Schutthaufen entdeckte, auf den er sich begab, um so das Terrain herum besser im Auge zu haben, und auch weil er gehört hatte, daß man von einer Anhöhe herab mit viel mehr Gewalt über einen Feind, der sich unten befinde, herzufallen im Stande sei. O, wenn doch ein solcher Feind kommen wollte! dachte Windspiel, da er sich von einem gewaltigen Muthe beseelt fühlte, aber ein Feind, der einen ernstlichen Kampf aufnähme! Welches Glück, wenn ich mich dabei vor den Augen eines Mannes auszeichnen könnte, der von Geburt ein Spanier ist, der den schönen Namen Don Larioz führt und der mit Stoßdegen und Mandoline umgeht, als wenn das die allergewöhnlichsten Dinge wären! Erwärmt von diesen Phantasieen, fühlte er nicht, daß der Regen sanft herabrieselte und daß seine Füße in den nassen Schutt und Kehricht sogleich ein paar Zoll einsanken.

Dem Befehle des Schreibers gemäß hatte sich der Tiger von der andern Seite auf die Straße begeben, es aber dabei für klug gehalten, eine befreundete, sehr handfeste Waschfrau aus dem Hinterhause zu sich zu berufen, welche beide Weiber nun abwechselnd Thür und Fenster im Auge behielten, und dann auch wohl auf Augenblicke nach der Nebenseite des Hauses gingen, wo ein weit überhängendes Dach einigen Schutz gegen den Regen gewährte.

Während nun so die Vorposten ausgestellt waren, schritt Don Larioz, wie es auch nicht anders seinem Heldenmuthe geziemte, allein und ohne Furcht und Tadel, dem verborgenen Feinde auf den Leib. Daß er hierbei die Thür des Verschlags aufs geräuschloseste öffnete und dann auf den Fußspitzen näher schlich, geschah nur in der Absicht, um die muthmaßlichen Räuber desto sicherer zu überraschen. Dabei blieb er aber von Zeit zu Zeit stehen und lauschte. Wenn er auch anfänglich gedacht, die ganze Geschichte beruhe auf einem Irrthume der alten Frau, so hatte er doch nur wenige Schritte in dem kleinen Gange gemacht, als er ein Geflüster von Stimmen zu vernehmen glaubte.

Behutsam trat er näher, erreichte die dünne Tapetenthür, welche in die Stube des Rechtsconsulenten führte, und nachdem er einen Augenblick gelauscht, hörte er, daß er sich nicht geirrt. Ja, es wurde in dem Zimmer gesprochen, zwei Stimmen sprachen mit einander, eine männliche und eine weibliche Stimme, und die letztere erkannte er, daran war kein Zweifel. Er richtete sich aufs höchste überrascht auf, und es war ein Glück, daß er sich dabei zeitig des langen Degens erinnerte und ihn in die Höhe nahm, sonst hätte er ihn mit verrätherischem Geräusch auf den Boden niedergestoßen. Auch die männliche Stimme glaubte er schon gehört zu haben, doch konnte er sich nicht gleich erinnern, wo; sie sprach mit einem etwas fremden Accent, und gerade dieser Accent war ihm schon einmal ins Ohr geklungen. — Konnte das möglich sein? Und doch war es nicht anders. Ihm trat mit einem Male jene unvergeßliche Soiree

beim Rechtsconsulenten lebhaft vor die Seele, und als er dabei der Personen gedachte, die dort anwesend waren, da wußte er klar, daß hier kein Irrthum möglich war und daß die Stimme, welche so eben sprach, dem Grafen Czrabowski angehörte.

„O, mei—ne theure Clementine," redete derselbe, „alle Welt sagt es, und ich fühle es bei dem Schmerz, der dieses Herz zerreißt, so oft ich Sie sehe, ohne mich Ihnen nähern zu dürfen, daß es wahr ist, ich werde Sie bald verlieren. — Kann ich dieses Gefühl denken? O, ich kann es mir nicht denken, wie es auch unmöglich ist, daß wir es uns ausmalen können, wie es einmal sein wird, wenn dieses arme Herz nicht mehr schlägt, wenn die Nacht des Todes uns umfängt — o, mei—ne theure Clementine! — Muß ich doch zwei Mal sterben, nein, hundert Mal, tausend Mal. Denn jeder Gedanke, Sie, mein himmlisches Mädchen, zu verlieren, ist tausendfacher Tod."

Dem langen Schreiber rieselte es beim Anhören dieser Worte kalt über den Rücken herab, und gleich darauf fühlte er sich wieder außergewöhnlich warm, als er nämlich Clementine antworten hörte: „O, wie stürmisch Sie sind, bester Graf! so etwas habe ich noch nie erlebt. Nein — nein. Ich glaube, daß Sie mich lieben, ja, ich habe ja Beweise davon; aber diese Leidenschaftlichkeit erschreckt mich."

„O, wie kann Sie meine Liebe erschrecken!" antwortete die andere Stimme. „Kennen Sie sie doch, diese meine ungeheure Liebe; hatte sie doch meine Seele ergriffen, das erste Mal, als ich so himmlisch beglückt war, Sie sehen zu dürfen. Und soll sie jetzt schwächer werden, bei dem mir drohenden Verluste, den ich gewiß nicht überleben kann?"

Darauf vernahm Herr Larioz einen tiefen Seufzer, und dann fuhr die Stimme des polnischen Grafen also fort: „Aber Sie sind kalt, mei—ne Clementine, o kalt, wie Eis! — Und grausam, o grausam! Sie fühlen nicht meine Leiden, meinen tiefen Schmerz. O könnte ich hier zu Ihren Füßen sterben!"

Ei, dachte Herr Larioz, der Phantasie genug besaß, um die Worte,

die er hörte, mit der Situation drinnen in Einklang zu bringen, das muß eine interessante Position sein; es wäre doch vielleicht an der Zeit, die Thür zu öffnen. Er wollte dies schon mit einem einzigen Druck auf die Thürklinke bewerkstelligen, doch hoffte er auf eine gelegene Pause; auch schien es ihm ungalant, gerade die Rede Clementinens zu unterbrechen, welche nun sprach: „Sie nennen mich grausam, o Stanislaus? Sie nennen mich kalt, und wenn ich Eins von Beiden wäre, — würde ich thun, was ich für Sie gethan?“

„O, Verzeihung der Raserei meiner Liebe!“ sagte die andere Stimme, aber sie klang etwas dumpfer als vorher.

„Wie viel wage ich,“ fuhr Clementine fort, „da ich hieher komme, um Sie zu sehen! Und daß ich gekommen — heute nicht zum ersten Mal — ist das nicht ein Beweis, wie gut ich Ihnen bin? — Daß ich es möglich machte, Sie zu sehen, — verdiene ich deßhalb, daß Sie mich grausam nennen und — — kalt — — O, wäre ich — — Beides — wäre ich grausam — und kalt — kalt — mein Stanislaus! — —“

Dies dünkte dem Herrn Larioz ein passender Moment, um die Thür zu öffnen, doch wußte er selbst nicht, welches Gefühl ihn abhielt, dies so plötzlich zu thun, als er sich anfänglich vorgenommen; er ließ die Hand zögernd auf den Griff des Schlosses fallen, und so brauchte er zwei Sekunden, bis die Tapetenthür dem Drucke nachgab.

Er trat in das Zimmer, nicht ohne daß er von einem durchdringenden Schrei einer weiblichen Stimme empfangen wurde; auch hörte er ein Geräusch, wie wenn ein Stuhl zur Erde fällt und Jemand hastig emporspringt. Vorderhand mußte er sich auch mit dem, was er hörte, begnügen, denn obgleich er beim Oeffnen der Thür einen Lichtstrahl gesehen hatte, so war doch dieser augenblicklich verschwunden, und tiefe Dunkelheit herrschte rings umher, die nur in der Nähe der Fenster durch die zwei herzförmigen Oeffnungen unterbrochen wurde, die in den Läden angebracht waren.

Der lange Schreiber, der das Terrain genau kannte und oft in

der Finsterniß hin und her gegangen war, machte ein paar Schritte gegen das Nebenzimmer, sein Bureau, dessen Thür offen stand und wo es nicht ganz so stockfinster war, da dort die abgenutzten Vorhänge und schlechten Rouleaux eine Idee vom Schimmer der Gaslaternen eindringen ließen. Er begab sich nicht ohne Absicht dorthin, um nämlich zu verhindern, daß der, dem die männliche Stimme angehörte, dort hinaus einen Fluchtversuch anstelle. Herr Larioz hatte sehr viel kaltes Blut und war auf Alles vorbereitet.

Nachdem vielleicht eine halbe Minute seit seinem Eintritt vergangen war, sagte er mit großer Ruhe: „Hier in diesen Zimmern, die meiner Obhut anvertraut sind, geht Ungebührliches vor; es ist etwas hier nicht in Richtigkeit. — Vorhin ein Schrei, sowie das Umfallen eines Stuhles zeigt mir an, daß Personen da sind, die durchaus nicht hieher gehören. Wer es aber auch sein mag, ich bin entschlossen, es mit Jedem aufzunehmen. Haltet euch ruhig; bei dem ersten Geräusch, das ich vernehme, schieße ich meine Pistolen aufs Gerathewohl ins Zimmer hinein ab, und darauf wird schon die Wache erscheinen, um mir behülflich zu sein beim Festnehmen von Räubern und Dieben."

Ein unterdrückter Ausruf der weiblichen Stimme war die ganze Antwort, die erfolgte, worauf der Schreiber fortfuhr: „So wollen wir denn Licht machen, um die Sache gehörig zu beleuchten."

„Halt!" rief nun die männliche Stimme, aber ohne männlichen Ton in derselben, vielmehr zitterte sie ein wenig; „das scheint mir durchaus nicht nothwendig zu sein. Wir sind weder Räuber noch Diebe, sondern Personen — die — vielleicht nicht so ganz Unrecht haben, sich hier zu befinden."

„Von solchen Personen kenne ich nur eine einzige," entgegnete kaltblütig Herr Larioz, indem er sein Feuerzeug, das er sorgsamerweise droben zu sich gesteckt, hervorzog; „nur eine einzige, das ist nämlich mein Prinzipal, der Rechtsconsulent Doktor Plager. Doch hat Ihre Stimme mit seiner nicht die geringste Aehnlichkeit; deßhalb —"

Damit zündete er das Streichhölzchen an, und nachdem der Spanier, ohne aufzublicken, den Schwefel hatte abbrennen laſſen, ſchritt er auf das Bureau des Rechtsconſulenten zu, um das dort befindliche Licht, das ſo eben erſt ausgeblaſen worden war, wieder anzuzünden. Darauf lehnte er ſich an den Schreibtiſch, ſtützte die Hand auf den langen Stoßdegen und warf einen langen Blick auf die Beiden, wobei ihn ein ganz ſeltſames Gefühl überſchlich.

Es waren in der That der edle polniſche Graf Czrabowski und Clementine Weibel, die Schwägerin ſeines Chefs, dieſe Unſchuld, dieſe fleckenloſe Jungfräulichkeit. Ihm kam in der Erinnerung an das Geſpräch, welches er heute Nachmittag mit ſeinem Chef geführt, der Gedanke: Wenn Doktor Plager jetzt plötzlich zur Thür herein ſchauen könnte! Es wäre für die Betheiligten ſehr hart, eine gar zu ſchauerliche Nemeſis geweſen.

Die junge Dame ſtand neben dem Sopha, vor ihr befand ſich der umgeworfene Stuhl; ſie hatte ſich abgewandt und ſchien ihr Geſicht in beide Hände zu verbergen. Ein paar Schritte von ihr entfernt befand ſich der polniſche Graf, der es vergeblich verſuchte, eine gleichgültige oder ſogar herausfordernde Miene anzunehmen; er ſchluckte einige Mal heftig, kaute an den Nägeln ſeiner rechten Hand und warf einen ſchüchternen Blick auf Clementine, die leiſe zu ſchluchzen ſchien.

„Alſo Räuber oder Diebe ſind es nicht," ſprach Don Larioz nach einer ſehr langen Pauſe. „Doch kann ich nicht verſchweigen, daß ich ſolche lieber hier gefunden hätte, daß ich dem Anblick, der ſich mir jetzt darbietet, einen Kampf auf Tod und Leben unbedingt vorgezogen haben würde. O, Fräulein Clementine, das ſind ja ganz entſetzliche Geſchichten!"

Statt zu antworten oder ſich umzuſchauen, wehrte dieſe mit einer Hand von ſich, als wenn ſie ſagen wollte: Still, nur ſtill!

Der Graf Czrabowski, nachdem er lange genug an ſeinen Nägeln gekaut, fuhr durch ſein ſpärliches Haar, drehte auch gelinde an ſeinem Schnurrbarte und ſagte mit faſt herausfordernder Stimme: „Nun ja, es

iſt wahr, wir ſind hier, daran läßt ſich nichts ändern. Was ſoll nun weiter geſchehen? Ich hoffe nicht, daß Sie beabſichtigen aus dieſer delikaten Sache einen Skandal zu machen. Was mich anbelangt, für meine Perſon könnte mir das ſehr gleichgültig ſein; aber dieſe junge Dame würde furchtbar darunter leiden — Sie ſind Spanier wie ich weiß, alſo glaube ich überzeugt zu ſein, daß Sie wiſſen, was hier zu thun iſt."

„O, ich weiß das ganz genau," verſetzte ernſt Herr Larioz, „und hoffe auch die Geſetze der Galanterie und Ritterlichkeit nicht nur vollkommen kennen gelernt zu haben, ſondern auch auszuüben.

„Wenn das wirklich der Fall wäre," erwiderte der Andere, der ſicher glaubte, die Ehrfurcht vor den Verwandten ſeines Prinzipals werde den Schreiber ſchon veranlaſſen, gelinde Saiten aufzuziehen, „ſo ſollte ich denken, daß, nachdem Sie ſich überzeugt, Sie haben es nicht mit Räubern und Dieben zu thun, Sie Ihre Pflicht gethan hätten und Ihr Zartgefühl Sie veranlaßte, ſich zurückzuziehen. Ich glaube nicht, daß man ſich in Spanien gewaltſam in die Verhältniſſe zweier jungen Leute drängt."

Don Larioz lächelte, als er den Herrn von Czrabowski ſo reden hörte. Doch entgegnete er mit derſelben Ruhe wie früher: „Nachdem die Verhältniſſe dieſer jungen Leute ſind, miſcht man ſich allerdings hinein."

„Und mit welchem Rechte?" fragte der Graf, der ſich durch einen Seitenblick des jungen Mädchens, den der Schreiber nicht bemerkte, ermuthigt fühlte.

„Vorderhand mit dem Rechte desjenigen," ſagte der Spanier, „dem in Abweſenheit des Prinzipals dieſe Zimmer anvertraut ſind. — Allerdings fuhr er nach einer Pauſe fort, „miſcht man ſich in Spanien höchſt ſelten in die Verhältniſſe zweier Liebenden, und ich würde das auch hier nicht thun, wenn dieſe Verhältniſſe nicht ſo ganz eigenthümlicher Art wären. Träfe ich Sie an einem Orte, wo ich ſelbſt das Recht habe, mich aufzuhalten, wie zum Beiſpiel hier, Gott weiß, durch welches Ungefähr mit einer Dame Ihres Standes, ſo würde ich viel-

leicht die Achseln zucken und Ihnen das Feld räumen. Aber im vorliegenden Falle steht die Partie anders; Sie, ein sogenannter polnischer Graf, haben sich herabgelassen, mit jenem bis jetzt für sehr anständig gehaltenen jungen Mädchen bürgerlicher Abkunft ein Verhältniß einzugehen, das wie die Sachen jetzt stehen, einen mehr als zweideutigen Anstrich bekommt."

„Herr —!"

„O, lassen Sie mich ausreden! — Sie sehen das ganz gut ein, die junge Dame will das nicht einsehen; aber ich, Herr Graf, empfinde die ganze Schmach, die Sie dem ehrlichen Hause meines Chefs anthun, da Sie seine Verwandte mit Ihrer Neigung beehren."

„O, Herr Larioz!" rief Clementine, ohne dabei umzuschauen.

„Die ganze Schmach fuhr der Spanier unerbittlich fort. „Oder wie nennen Sie das vielleicht, wenn Sie ein junges Mädchen mit Ihrer Leidenschaft verfolgen, einer Leidenschaft, die nicht für Sie —" damit streckte er seinen langen Arm aus und berührte mit dem Zeigefinger fast die Brust des Anderen, der vor dieser Bewegung einen halben Schritt zurückwich — „wohl aber für Jene von den entehrendsten und unglücklichsten Folgen sein muß? Sie nennen sich Graf Czrabowski; ob Sie ein Edelmann sind, mag Gott wissen; ich zweifle daran."

„Herr —!"

„Für jedes meiner Worte werde ich Ihnen später Rede stehen," sagte Don Larioz mit einer in der That eleganten und ritterlichen Verbeugung. „Sie haben eine, wie man es nennt, gewählte Toilette, Sie führen den fremd klingenden und deßhalb für Manche interessanten Namen Czrabowski, Sie sprechen mit einem fremden Accent, und das sind leider schon sehr viele Hülfsmittel, um einem Mädchen, das keine Warnung annehmen will, den Kopf zu verrücken, einem Mädchen, das obendrein, wie Sie ganz genau wissen, einen sehr braven Verlobten hat."

Während der Schreiber des Advokaten also sprach, versuchte der edle Graf mehrmals, ihn zu unterbrechen. Doch hob Herr Larioz jedes

II.

Der Vetter — Profeſſor.

Hier ſah es nun ganz anders aus, wie auf der Mühle, vor der Thüre ſtanden ſchöne Bäume und Geſträuche und an denſelben hingen gelbe Früchte, die ich von der Reißmehlſchen Praxis her als Orangen und Citronen erkannte. In den Zimmern, durch die wir gingen, herrſchte durch grüne Fenſtervorhänge, die wegen der Sonne zugezogen waren, eine leichte anmuthige Dämmerung. Endlich kamen wir zum Vetter, er ſaß in einem Zimmer, das mit merkwürdigen Gegenſtänden vollgepfropft war. Eine Seite der Wand nahm ein Büchergeſtell ein und auf den anderen Seiten ſah man ungeheure Fernröhre, eine Electriſirmaſchine, die ich aus der Schule her kannte und andere, blank geputzte meſſingne Maſchinen und ſeltſam ausſehende Dinge, über deren Verwendung ich mir keine Rechenſchaft geben konnte. Der Vetter ſaß in einem großen, braunen, geſchnitzten Lehnſtuhle, hatte das

Mal die Hand mit einer so gebieterischen Geberde empor, daß der Andere verstummte und dann, um dieses Verstummen zu motiviren, mit den Achseln zuckte und verächtlich die Lippen aufwarf, als wollte er sagen: Laßt ihn reden; ich höre nur Worte, die für mich keinen Sinn haben.

Für Clementine schienen sie aber doch verständlich zu sein; denn sie sank langsam in die Ecke des Sopha's und drückte ihr Gesicht in die Kissen desselben.

„Wie das übrigens möglich ist, ist mir für meine Person unbegreiflich," fuhr der Spanier fort, „kommt aber leider nur zu häufig vor. Was ist freilich ein junger braver Mann wie der Fabrikant Schilder mit seinem einfachen Gesichte, seinen gelbblonden Haaren, seinem bartlosen Kinn, gegen die Vorzüge Ihres Kopfes! — gegen die äußeren Vorzüge desselben, unterstützt von gewählten Redensarten, von einer hochpoetischen Anschauungsweise des Lebens, zu der sich ein Geschäftsmann und Fabrikant ja unmöglich aufschwingen kann! Er hat nur ein einfaches bürgerliches Ja, ja! und Nein, nein! Sie dagegen geben Ihr gräfliches Ehrenwort. Er sagt vielleicht recht trocken und prosaisch zu einem jungen Mädchen: Ich bin dir gut, ich liebe dich; Sie aber sprechen wohl: Unendlich, wie der Himmel über uns, ist meine Leidenschaft zu dir; ebensowenig, wie du die Sterne zählen kannst, ebensowenig auch meine Gedanken, die getränkt von meiner heißen Liebe, dich täglich und stündlich umschweben. — Dergleichen Unsinn sprechen Sie vielleicht, und jene denkt: Ach, wie das schön und romantisch ist! ja, das ist die wahre Liebe, die sich in so wunderbar schönen Bildern bewegt. Und was ist Ihre wahre Liebe? — daß Sie diese junge Dame zu einem Schritte verleiten, wie der gegenwärtige, bei dem sie das erfüllt, weßwegen Sie die ganze Bekanntschaft angefangen. — Dann," setzte er hinzu, während er finster die Augenbrauen zusammenzog, „haben Sie gethan, was Sie nicht lassen konnten, und Sie gehen lachend weiter, bis Sie wieder eine ähnliche Liebschaft finden, wieder ein schwärmerisches Gemüth, das Sie un-

widerſtehlich und göttlich findet, weil Sie der Graf Czrabowski ſind, weil Sie mit fremdem Accent ſprechen, Ihr Augenglas vortrefflich zu tragen verſtehen, und untadelhafte Handſchuhe zeigen, und weil Sie im Geruch der Abenteuerlichkeit ſtehen, die leider einer gewiſſen Claſſe von Mädchen ſo außerordentlich wohl gefällt. — So! wenn Sie jetzt meine Worte widerlegen wollen, ſo werde ich Ihnen ein aufmerkſames Ohr leihen, und ich bin überzeugt, Fräulein Clementine ebenfalls."

Der polniſche Graf hatte ſeine Hand unter dem Rocke verborgen, trat mit dem Abſatz des rechten Fußes wiederholt und heftig auf und ſagte mit hoch erhobener Naſe: „Es lohnt ſich wohl der Mühe, Ihre höchſt gemeinen Reden mit anſtändigen Worten zu erwidern! Sie bedienen ſich des Rechtes, welches Ihnen der Zufall über mich gegeben, indem Sie Dinge ſagen, die das Herz dieſes armen Mädchens zerreißen müſſen."

„Und zerreißen werden," ſetzte Don Larioz mit großer Kaltblütigkeit hinzu, „wenn Sie ſich nicht die Mühe der Widerlegung geben wollen."

„O, wie bin ich unglücklich!" rief Clementine und ſetzte hinzu, indem ſie ſich gegen den Grafen wandte: „Ja, mein Herz iſt zerriſſen über jene Reden; ich brauche ein Wort des Troſtes, eine Widerlegung."

„Doch nicht hier — vor dieſem Menſchen?" ſagte zögernd Herr von Czrabowski. „Soll ich die heiligen Verſicherungen, die ich Ihnen in feierlicher Stunde gab, vor dieſem da wiederholen und ſo die ſüßeſten und edelſten Gefühle des Herzens profaniren?"

„Nein, Sie werden meine Reden nicht widerlegen," ſprach kalt der lange Schreiber, „weil Sie fühlen, daß ich Recht habe, weil Ihnen eine Widerlegung unmöglich iſt."

„Unmöglich?" rief der Graf aus, indem er eine etwas theatraliſche Stellung annahm, „unmöglich? Clementine, Sie wiſſen, was ich Ihnen gelobt, und ich werde meine Verſprechungen halten in ganz kurzer Zeit. Nur ſo lange haben Sie Vertrauen zu mir, wie Sie es bis jetzt gehabt, o mein göttliches Mädchen!" — Bei dieſen Worten

genirte er ſich durchaus nicht, ſondern näherte ſich zum größten Erſtaunen für Larioz mit einem raſchen Schritte der jungen Dame und legte ſeinen Arm um ihre Taille, wobei dieſe ſehr ſanft widerſtrebte. „Eine Widerlegung iſt unter meiner Würde; ich könnte ſie leicht mit den eigenen Worten dieſes Herrn geben. Habe ich wirklich Vorrechte, weil ich der Graf Czrabowski bin, weil ich einen fremdartigen Accent ſpreche — von den anderen etwas lächerlichen Eigenſchaften gar nicht zu reden? — Im Gegentheil, gerade deßhalb mißtraut man mir; ja, man mißtraut mir mit großem Unrecht; jener Monſieur Schilder darf die Hand dieſer jungen herrlichen Dame verlangen; man iſt entzückt darüber, man findet das ganz in der Ordnung; aber wenn ich, der Graf Czrabowski, ſage: Geliebte Clementine, willſt Du mein Weib ſein, ſo wagt man es, die Achſeln zu zucken, von Verrath zu ſprechen. Aber man ſoll nicht über einen Verrath meines Herzens ſprechen," ſetzte er affektirt und ſich augenſcheinlich in eine Heftigkeit hineinredend fort; „man ſoll nicht die Achſeln zucken über die künftige Gräfin Czrabowski."

Das Letzte ſprach er mit ſehr hoch erhobener Naſe und glaubte damit einen großen Eindruck auf den Anderen hervorgebracht zu haben. Doch war dieſes nur bei Clementinen der Fall, und der Spanier ſchüttelte mit einem recht ſchmerzlichen Lächeln den Kopf als er hörte, wie Jene ſagte: „O mein Stanislaus! ich habe nie an Ihrer Liebe und Treue gezweifelt."

Dabei wußte aber Larioz für den Augenblick nicht, was er machen ſollte, als Clementine nach dieſen Worten gänzlich unbekümmert um ihn in die Arme des polniſchen Grafen ſank.

Dieſer aber half ihm, indem er das Mädchen ſanft aufrichtete und zu ihr ſprach:

„Ja, vertraue mir. Aber jetzt vor allen Dingen Faſſung; man muß herzloſen Menſchen kein derartiges Schauſpiel geben." Dann wandte er ſich zu dem Schreiber und ſagte mit erhobener Stimme: „Sie haben nun, hoffe ich, geſehen, daß hier nichts Unrechtes vorgeht,

und können es mir überlaſſen, der jungen Dame einigen Troſt zuzuſprechen und ſie nach Hauſe zu geleiten."

Auf das hin lächelte der Spanier ſarkaſtiſch und verſetzte nach einigem Beſinnen: „Wenn ich auch Ihren billigen Wunſch recht gern erfüllen wollte, ſo wäre es mir doch ohne ausdrücklichen Befehl meines Prinzipals, des Herrn Doktor Plager, nicht möglich, Sie noch länger in dieſen Zimmer zu laſſen, wo der Schein der Lichter in ſo ungewohnter Stunde in der Nachbarſchaft Aufſehen erregen könnte, in einer Nachbarſchaft, die viel böſe Zungen hat, welche es vielleicht wagen könnten, herzloſer Weiſe den Ruf der künftigen Gräfin Czrabowski anzutaſten, wenn ſie mit Ihnen zu gleicher Zeit das Haus verließe. — Ich muß deßhalb ſchon dringend bitten," ſetzte er mit feſter Stimme hinzu, während er einen Schritt gegen das Sopha machte, „daß Sie, Herr Graf, das Haus nun recht bald allein verlaſſen."

„Ja, ja," ſagte Clementine, „es iſt beſſer ſo; man muß ſich hier ſo ſehr vor den Leuten in Acht nehmen; iſt doch Niemand vor Verleumdungen ſicher."

„Ehe Sie aber gehen," fuhr Herr Larioz fort, „wäre es mir ſehr angenehm, wenn Sie mir Ihre Wohnung bezeichnen wollten. Ich habe" — dies ſprach er außerordentlich feſt und langſam — „im Anfange meiner Rede vorhin einige Worte fallen laſſen, die ich für nothwendig halte, Ihnen näher zu erklären.

„Meine Wohnung gehört nicht zur Sache," antwortete der Graf mit einem leichten verlegenen Seitenblick auf Clementine. „Ich werde Sie ſchon zu finden wiſſen, und bitte, mir das, was nothwendig iſt, allein zu überlaſſen."

Don Larioz verbeugte ſich, worauf der Graf ſeinen Hut nahm, dem jungen Mädchen mit ausbrechender Zärtlichkeit die Hände küßte und dann dem langem Schreiber folgte, der durch die Tapetenthür in den Verſchlag ging und dann behutſam die Hausthür öffnete, um Jenen hinaus zu laſſen, wobei er ſorgfältig umherſpähte, ob ſich kein Neugieriger oder Unbefugter draußen ſehen laſſe. Doch war hier glück-

licher Weise Alles still, öde und leer; denn der Tiger und die handfeste Wascherin befanden sich in diesem Augenblicke an der Nebenseite unter dem Vordache.

Ehe der Graf Czrabowski das Zimmer verließ, rief er noch einmal mit tiefem Gefühl: „O, meine Clementine!“ und stürmte alsdann zum Hause hinaus, ohne Don Larioz eines weiteren Blickes oder Wortes zu würdigen.

Clementine aber hatte noch einmal dem geliebten Flüchtlinge die Arme nachgestreckt, wobei sie ausrief: „O, mein Stanislaus! — wann werde ich dich wieder sehen?“

Als sie das gethan, warf sie sich auf das Sopha und fing als ein kluges Mädchen an, sogleich über ihre Lage nachzudenken. Wie sollte sie im nächsten Augenblicke den Schreiber ihres Schwagers behandeln? Sollte sie ihm stolz, vornehm entgegentreten, ihn fühlen lassen, wie höchst unschicklich es eigentlich gewesen, die künftige Gräfin Czrabowski in einem Rendezvous zu überraschen? Sollte sie mit gekränkter Miene durchblicken lassen, man wisse zu Hause eigentlich ganz genau um dieses Verhältniß, wobei sie dann aber hinzuzusetzen dachte: dem Rechtsconsulenten, als mit zu wenig Gefühl begabt, sei allein diese Sache verborgen und müsse es auch bleiben, oder der Zorn ihrer Schwester und ihrer Mutter, der Madame Weibel, würde fürchterlich auf das Haupt des unbedeutenden Schreibers niederfallen; sollte sie mit einem Worte die Trotzige und Gekränkte spielen, oder die Bittende, die sich wandte an den ihr wohlbekannten Edelmuth des Herrn Larioz?

Nach schneller Ueberlegung wählte sie das Letztere und nahm demgemäß ihre Haltung. Sie hatte sich in einer vortheilhaften Lage in die Sophaecke geworfen und hielt ihr Taschentuch vor die Augen, nahm es auch nicht weg, nachdem Herr Larioz schon in das Zimmer getreten war, versenkte sich vielmehr aufs Tiefste hinein und affektirte eine völlige Zerknirschung.

Der Spanier schritt nach dem Pulte des Rechtsconsulenten hin und sagte nach einer Pause: „Wenn es Ihnen jetzt gefällig wäre, Fräu-

lein Clementine, so würde ich Sie zur Thür, die nach dem Hofe geht, hinausführen."

„Ich danke Ihnen sehr," sprach sie unter dem Sacktuche hervor.

„Es kann das keinen Verdacht erregen," fuhr er fort; „denn ich setze den Fall, es hätte Jemand den Herrn Grafen Czrabowski das Haus verlassen sehen, so wird diese Person Sie doch nicht erblicken, da das Hofthor nach einer ganz anderen Straße führt."

„Und wenn man auch Verdacht schöpfte," sagte das junge Mädchen mit leisem Schluchzen, „kann es mir doch einerlei sein, ob die Welt einen Tag früher oder später erfährt, was hier vorgefallen."

„Ich meine, die Welt braucht es eigentlich gar nicht zu erfahren," entgegnete der Spanier.

„Aber sie wird es erfahren; o, ich bin fest davon überzeugt, es macht Ihnen, Herr Larioz, das größte Vergnügen, ein armes Mädchen, wie ich bin, um ihren guten Ruf zu bringen."

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen zu diesem Glauben schon Veranlassung gegeben. Es könnte Ihnen ja nur schaden, wenn ich wirklich der Welt Ihre Sache erzählte; aber schaden will ich Ihnen gewiß nicht, Sie höchstens für Andere unschädlich machen."

„Wie verstehe ich das?" fragte ängstlich Clementine, indem sie sich halb aufrichtete, den Kopf auf der Hand ruhen ließ und mit ihren glänzenden Augen emporblickte.

„Das ist ganz einfach zu verstehen," entgegnete Herr Larioz. „Glauben Sie mir, mein Fräulein, es fällt mir nicht ein, die Welt, wie Sie sich vorhin ausdrückten, von diesem Vorfall in Kenntniß zu setzen, nicht einmal Ihren Herrn Schwager, was am Ende meine Schuldigkeit wäre; nur halte ich es für meine dringende Pflicht, den Herrn Schilder, der ein Ehrenmann ist und sich immer freundlich und gut gegen mich benommen, vor der künftigen Gräfin Czrabowski zu warnen."

„O, das werden Sie gerade nicht thun, Herr Larioz!" rief

Clementine ängstlich. „Nein, so entsetzlich werden Sie nicht gegen mich handeln, mich so gänzlich zu Grunde richten in der Meinung des Herrn Schilder."

Sie hatte diese Worte wohl erregt gesprochen, aber doch mit sanfter, schmeichelnder Stimme. Dabei war sie vom Sopha aufgesprungen und hatte ihre Hand auf den Arm des Schreibers gelegt, der unter dem warmen Drucke derselben erstaunt stehen blieb.

„Was kann Ihnen noch an der Meinung Ihres früheren Verlobten liegen?" sagte Larioz nach einem kleinen Stillschweigen. „Die Sache liegt ganz klar vor uns: Sie werfen das von sich, was Ihnen Herr Schilder zu bieten vermag, Sie greifen nach der glänzenden Existenz, die Ihnen der Herr Graf Czrabowski versprochen; aber dabei ist nicht mehr als billig, daß man ehrlich zu Werke geht, und deßhalb halte ich es für meine Pflicht, dem Herrn Schilder so schonend wie möglich zu sagen, wie die Sache steht."

„O nein, Herr Larioz, Sie werden das nicht thun. Sie werden barmherzig gegen mich sein. Ich glaube, daß Stanislaus die besten Absichten hat; ja, ich bin das von seinem edlen Charakter überzeugt; aber so viel ich von ihm erfahren, muß er die Beendigung eines großen Prozesses, der sich um eine bedeutende Erbschaft handelt, erst abwarten, ehe er seiner Neigung folgen und mir seine Hand reichen kann."

„Ah! ich verstehe," sagte verächtlich der Schreiber, „und bis dieser Prozeß gewonnen ist — er kann ja auch verloren gehen — wird der gute Schilder nicht aus dem Netz entlassen, in das er sich muthwillig gestürzt. — Aber sagen Sie mir ums Himmels willen, Fräulein Clementine, glauben Sie denn wirklich an diese Erbschaft und an diesen Prozeß?"

„O ja, ich glaube fest daran," entgegnete das Mädchen; doch war der Ton ihrer Stimme nicht so, wie er hätte sein sollen, wenn man einen unbedingten Glauben ausspricht. — „Aber wozu diese Fragen?" fuhr sie dringender fort. „Seien Sie edel gegen mich,

Herr Larioz.“ — Damit drängte sie sich näher an ihn. — „Geben Sie mir Ihr Wort, mich nicht zu verrathen.“

Der Schreiber schüttelte mit dem Kopfe und blickte mit einem eigenen Gefühl auf das Mädchen nieder, das sich von Angst aufgelöst in seine Arme werfen zu wollen schien; ja, sie ließ ihre Stirn einen Moment auf seiner Schulter ruhen, dann hob sie den Kopf hastig in die Höhe und sah ihn mit ihren dunkeln Augen so flehend an, daß der Spanier ein Herz von Stein hätte haben müssen, um ihr zu widerstehen. Er wußte nicht, warum, aber er rief sich in diesem Augenblick das Bild jener unglücklichen jungen Dame, die einen so großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, mit voller Kraft ins Gedächtniß zurück; es war ihm fast ängstlich zu Muth, als Clementine so gewaltsam in ihn drang, und er fühlte wohl, daß er ihren Bitten baldigst nachgeben müsse.

„Gut denn,“ sprach er nach einer Pause, „ich werde Ihrem Wunsche willfahren, ich werde gegen keinen Menschen von der Scene des heutigen Abends sprechen, doch nur unter der Bedingung, daß sich der Graf Czrabowski innerhalb dreier Tage gegen Ihre Mutter erklärt und Herr Schilder auf diese Art erfährt, daß er von Ihnen nichts zu hoffen hat. Es wird Ihnen ein Leichtes sein, den Grafen dazu zu bewegen, und das zu thun, sind Sie sich selbst schuldig.“

Ob nun Clementine in der That glaubte, den Grafen dazu bewegen zu können, bei ihrer Mutter um ihre Hand anzuhalten, oder ob sie vorderhand mit der Bewilligung eines dreitägigen Stillschweigens zufrieden war, wissen wir nicht genau anzugeben — genug, sie heuchelte eine große Dankbarkeit, sie vergoß ein paar Thränen und sagte mit schimmernden Augen: „Sie haben mir Ihr Wort gegeben, und darauf baue ich fest. Dabei versichern Sie mir aber auch, durch sonst kein Mittel veranlassen zu wollen, daß vor der bestimmten Zeit etwas bekannt werde von dem, was heute Abend hier geschehen? O, Herr Larioz, wie würde ich Ihnen dankbar dafür sein!“

„Ich wüßte nicht,“ versetzte der Schreiber, „auf welche Art von

dem heutigen Abend etwas bekannt werden sollte, wenn Sie nicht selbst darüber sprechen." — Daß der Tiger um das Haus herum schlich, davon hatte er keine Ahnung, daß aber der Kellner, der sich auf dem Schutthaufen postirt hatte, nichts von dem Manne gesehen haben konnte, war selbstredend, da dieser das Haus auf der anderen Seite verlassen.

Clementine athmete sichtbar erleichtert auf, dann sagte sie: „Ich hatte gefürchtet, Sie würden das Haus mit Spähern umgeben haben, mit Jenen, die Ihnen etwas davon verrathen, daß ich so unklug war, den Bitten des Grafen nachzugeben und hieher zu kommen. Denn verrathen wurde ich," setzte sie mit einem leichten Blitz ihrer Augen hinzu. — „Doch was ist das?" rief sie erschrocken aus, indem sie sich hastig einen Schritt zurückzog und horchte.

Auch Herr Larioz fuhr erstaunt empor, denn man vernahm draußen vom Hofe her einen seltsamen Lärmen. Ein paar Weiberstimmen kreischten: „Ah, wir haben ihn! wir haben ihn!" Darauf klirrte im Nebenzimmer eine Fensterscheibe, und man vernahm das heisere Organ des Tigers, welcher schrie: „Kommen Sie geschwind, Herr Larioz, wir haben ihn!"

Die flammende Röthe auf dem Gesichte des jungen Mädchens war mit einem Male einer tiefen Blässe gewichen; die Lippen, welche sie so schmachtend geöffnet hatte, daß man ihre frischen Zähne sah, preßte sie nun fest auf einander, und aus ihren, in der That schönen Augen brach ein böser Blick hervor, der etwas von dem des Basilisken an sich hatte, oder auch von dem ihrer würdigen Mutter, wenn diese einmal durch äußere Verhältnisse gezwungen wurde, eine Widerrede gegen ihren Schwiegersohn zu verschlucken.

„Also das ist Ihr Versprechen?" sagte sie mit leiser, aber doch sehr hörbarer Stimme, wobei sich ihre Brust mühsam hob. „Während Sie mir Ihr Wort gaben, mich nicht zu verrathen, bin ich es schon, und während Sie bedauernd darüber sprechen, was die Welt sagen könnte, daß man mich hier gefunden, treffen Sie alle Anstalten, um meinen Ruf für ewige Zeiten zu vernichten! — Pfui Teufel!"

Daß bei dieſem ſehr ſprudelnd hervorgebrachten Redefluß, welcher von der jungen Dame mit Pantomimen begleitet wurde, in denen Larioz eine beinahe erſchreckende Familienähnlichkeit erkannte, derſelbe ganz erſtarrt daſtand, jetzt in Verwunderung Clementine anſah, dann aufs höchſte erſtaunt nach dem Fenſter horchte, wo man die Stimme des Tigers vernahm, freilich etwas undeutlich, denn das alte Weib hatte ſich bereits heiſer geſchrieen, brauchen wir eigentlich nicht zu ſagen; es war dem Schreiber durchaus nicht eingefallen, Wachen oder Späher auszuſtellen, und was den Kellner anbelangt, deſſen er ſich jetzt wieder erinnerte, ſo hatte dieſer den beſtimmten Befehl erhalten, vorderhand nur zu beobachten, und wenn man deſſen dürftiges Weſen mit den nicht unanſehnlichen Körperformen des Grafen Czrabowski verglich, ſo konnte man überzeugt ſein, daß jener beim größten Heldenmuthe es nicht wagen würde, dieſen feſt zu halten, welcher ja noch obendrein in ganz entgegengeſetzter Richtung das Haus verlaſſen hatte; dazu die Weiberſtimmen, die er vernahm — die des Tigers erkannte er augenblicklich, wie geſagt, er wußte nicht, was das alles zu bedeuten hatte, und dieſer Ausdruck der Ueberraſchung, ja, der Unſchuld, war ſo auf ſeinem Geſichte ausgeprägt, daß ihn jede andere Perſon, als gerade dieſes ſehr aufgeregte junge Mädchen, für völlig ohne Theilnahme an dem Lärmen draußen gehalten hätte. Er verſuchte einige entſchuldigende Worte gegen Clementine, doch ließ ihn dieſe nicht zur Rede kommen, ſondern ſagte, nachdem ſie ihn mit einem gewiſſen verächtlichen Blicke, mit welchem junge Damen ſich aus manchen Verlegenheiten trefflich zu retten wiſſen, von oben bis unten angeſehen:

„Schweigen Sie, halten Sie mich nicht für dumm und leichtgläubig; meinen Sie ja nicht, daß ich ſo leicht zu fangen. O, jetzt erkenne ich dieſes ganze ſcheußliche Spiel, das mein theurer Schwager angezettelt hat" — dabei machte ſie einen nicht ſehr graciöſen Knix — „und das dieſer edle Spanier, der ſich von den Mägden Don Larioz nennen läßt, mit der ganzen Großmuth ſeiner Nation unterſtützt." Dabei knixte ſie zum zweiten Male. „Aber helfen ſoll euch dieſes

rechte Bein über das linke geſchlagen und bewegte die Spitze dieſes Fußes, ſowie den Zeigefinger der rechten Hand taktmäßig auf und ab. Ich fand Zeit genug, mir das Zimmer und den Profeſſor genau zu betrachten, denn auf einem kleinen Tiſchchen vor ſich hatte dieſer ein aufgeſchlagenes Buch, aus welchem er trotz meines Eintritts — die Frau war vor der Zimmerthüre geblieben — ruhig weiter las. Er war ein langer dürrer Mann und ſchon ziemlich bei Jahren, hatte ein blaſſes, aber gutmüthiges Geſicht und trug eine braune Perrücke. In einer Ecke des Zimmers ſtand ein meſſingner Käfig mit einem weißen Papagei, wie ich früher ſchon in Menagerien geſehen und dies Thier war ſchuld, daß der Vetter mich endlich einer Anrede würdigte. Der Vogel ſträubte ſeinen rothen Federbuſch auf, drehte ſeinen Kopf vertraulich nach mir hin und ſagte, als ich natürlicherweiſe ruhig auf meinem Platz ſtehen blieb, ſehr deutlich und laut: „Filou.“

Hierauf klappte der Vetter ſein Buch zu, nahm eine Priſe aus einer vor ihm ſtehenden Doſe und ſagte mit einer ernſten feierlichen Stimme: „ei, ei! Joco begrüßt Dich und kommt mir zuvor, indem er Dich mit Filou anredet, was ſoviel beſagen will, als: Spitzbub; dieſen Ausdruck, der mir jedoch und trotz vielem über Dich von Deinem Vormund Erfahrenen einigermaßen zu ſtark vorkommt, würde ich vielleicht zu einer erſten Anſprache

Spiel nichts, das schwöre ich euch. Und wenn Sie mir etwas Uebeles nachsagen wollen, so sehen Sie sich vor; wir wollen doch sehen, ob Sie im Stande sind, zu beweisen, daß ich oder sonst Jemand da gewesen."

Damit riß sie ihren Hut und Shawl an sich, setzte den ersteren in der Hast etwas schief auf und stürzte nach dem Ausgange gegen die Straße, zu welchem sie die Schlüssel ihres Schwagers in der Tasche hatte, um von dort schleunigst das Feld zu räumen.

Herr Larioz hätte sie wohl zurückhalten können, aber er dachte nicht im entferntesten daran; er blickte ihr achselzuckend nach, sah, wie sie zur Stubenthür hinaus stürmte, welche sie weit aufstehen ließ, hörte, wie sie die wenigen Schritte bis an die Hausthür machte, und dachte bei sich: Es ist am Ende besser; so durch ihr Benehmen entbindet sie dich deines Wortes, und du kannst, ohne Alles zu sagen, dem braven Herrn Schilder einen Wink geben, der ihn vorsichtig macht, ohne das Mädchen gerade zu compromittiren. — Er blieb noch einen Augenblick auf der Stelle stehen, wo er sich befand, um sich zu überzeugen, daß die Hausthür wieder geschlossen würde; doch hörte man nicht einmal, daß sie geöffnet wurde, obgleich Clementine sie schon gewiß seit einer halben Minute erreicht haben mußte. — Er lauschte, — was war das? — Er irrte sich nicht, er vernahm, daß an diese Hausthür leise angeklopft wurde; ja, da war keine Täuschung möglich — jetzt auch an den Fensterladen, als wenn Jemand Einlaß begehre, und dabei wurden die Schläge, wenn auch leise, doch so entschieden geführt, als wenn der da draußen ein Recht habe, Einlaß zu begehren.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Kampf und Niederlage.

Um dem geneigten Leser die plötzlich eingetretene, höchst peinliche Situation pflichtschuldigst zu erklären, müssen wir in unserer Geschichte um eine Viertelstunde zurückgehen, und zwar bis zu dem Augenblicke, wo Windspiel sich auf dem Schutthaufen aufgestellt hatte in der festen Absicht, sich würdig zu zeigen des Vertrauens, das der edle Don Carlos in ihn gesetzt, möge auch kommen, was da wolle. Das Schüreisen hatte er in der rechten Hand und trug es auf der Schulter; mit der linken hielt er den Stock ungefähr so, wie ein tapferer Rittersmann auf Vorposten sein Schwert zu handhaben pflegt. Einige Zeit hindurch aber kam gar nichts, was seinen Muth auf die Probe gestellt hätte; nur zuweilen fuhr ein Windstoß durch das offene Thor des Hofes und jagte ihm dann und wann einen Regenschauer ins Gesicht, dessen Kälte eigentlich nicht dazu gemacht war, seinen Muth zu vermehren.

Die Augen hatte er fest auf die beiden Fenster der Schreibstube gerichtet, er sah, daß sich dort herabgelassene Rouleaux befanden, durch welche er, freilich sehr undeutlich, einen Lichtschimmer bemerkte. Es

dauerte aber nicht lange, so erlosch derselbe, wie dem Leser bereits bekannt. Nach einiger Zeit erschien dieser Schimmer jedoch wieder, und dann war es dem Wachestehenden, als vernehme er, daß im Zimmer gesprochen werde. Alles das gab ihm indeß keine Veranlassung, seinen Posten zu verlassen, und so scharf er auch umher spähte, er sah in dem ganzen Hofe eine Zeit lang durchaus nichts Verdächtiges. Uebrigens war es so dunkel, daß er seine Sehwerkzeuge scharf anstrengen mußte, um die Umrisse der Hintergebäude sowie die Form des Hauses vor ihm zu erkennen. Jetzt blickte er aber schärfer nach der Ecke desselben, ja, er beugte sich erwartungsvoll etwas vornüber, denn es war ihm gerade, als sehe er eine Gestalt dort herum schleichen. Richtig, er hatte sich nicht geirrt, etwas schlich an dem Hause dahin, langsam und spähend — eine menschliche Gestalt.

Wir wollen nicht verschweigen, daß dem tapferen Windspiel das Herz einigermaßen schneller schlug. Das geschah aber natürlicherweise nicht aus Angst, sondern nur weil er sich selbst sagte, daß der entscheidende Augenblick komme, wo es sich zeigen müsse, ob er des in ihn gesetzten erhebenden Vertrauens würdig sei oder nicht.

Die Gestalt schob sich so dicht an dem Hause hin, daß man sie kaum noch sah und daß sie dann erst wieder recht sichtbar wurde, als sie vor die matt erleuchteten Fenster trat. Da blieb sie stehen, da beugte sie den Kopf herab, da schien sie etwas vorzunehmen.

Nun hatte Windspiel oft von Dieben gelesen, die bei ihren Einbrüchen mit einem scharfen Diamant die Fensterscheiben zu zerschneiden pflegten, dann durch die gemachte Oeffnung den Riegel des Fensters zurückschoben und so ihren Einbruch bewerkstelligten. „Verwegene Gesellen, die so handeln," sprach der Kellner zu sich selber, „kräftige Leute, die meistens noch mit gefährlichen Mordinstrumenten bewaffnet sind." — Doch gleichviel; mochte auch die Gefahr, in die er sich stürzte, noch so groß sein, er beschloß, langsam vorzugehen, was er denn auch that. Seinen Stock ließ er oben auf dem Schutthaufen in den weichen Boden eingedrückt; das stark gekrümmte Feuereisen

ſchien ihm eine beſſere Waffe zu ſein, und indem er es mit aller Kraft umfaßte, ſetzte er ſeinen Weg wirklich immer muthiger fort.

Die Geſtalt unten war ſo beſchäftigt, daß ſie die Annäherung Windſpiels durchaus nicht bemerkte, ſogar als dieſer nur noch wenige Schritte von ihr entfernt war, wo dann der Kellner ſeinerſeits mit Erſtaunen ſah, daß der vermeintliche Dieb Weiberkleider trug. Glücklicher Weiſe erinnerte er ſich aber, daß kühne Räuber bei ihren nächtlichen Angriffen ſich nicht nur die Geſichter zu ſchwärzen pflegten, ſondern ſich auch oft, um gänzlich unkenntlich zu bleiben, der Weiberkracht bedienten. Deßhalb beſchloß er, zum Angriff zu ſchreiten, und that dies nach einem tiefen Athemzuge, indem er den Arm mit dem Feuereiſen weit von ſich abſtreckte, um mit der gekrümmten Spitze des letzteren den Nacken des Räubers zu faſſen und ihn auf dieſe Art rückwärts zu Boden zu ziehen. So geſchah es denn auch, und es gelang ihm vortrefflich. Mit einem tüchtigen Rucke brachte er den einbrechenden Dieb auf den Boden nieder und warf ſich dann über ihn hin, um ihn durch Feſthalten der Hände von dem Gebrauch ſeiner Mordwerkzeuge abzuhalten.

Anfänglich ſchien der fürchterliche Räuber überraſcht zu ſein, dann aber ſchrie er: „Ach, Herr Jeſus, heilf, heilf!“ und zu gleicher Zeit fühlte Windſpiel etwas wie ſcharfe Nägel in ſeinem Geſichte.

Leider hatte der tapfere junge Menſch nicht daran gedacht, daß Räuber bei ihren Einbrüchen ſelten allein zu ſein pflegen, ſonſt wäre er vorſichtiger zu Werke gegangen und nicht unterlegen, wie wir leider der Wahrheit gemäß berichten müſſen. Denn im nächſten Augenblick fühlte er ſeine Arme von zwei ſo kräftigen Fäuſten erfaßt, daß er ſich trotz ſeines Ringens nicht loszumachen im Stande war; er mußte einem entſetzlichen Räuber, wenn nicht vielleicht einem erbarmungsloſen Mörder in die Hände gefallen ſein. Wie mit eiſernen Klammern fühlte er ſich zuſammengefaßt und mit wahrer Rieſenkraft in die Höhe gehoben, ja, förmlich in die Höhe gehoben, wie ein ſchwaches Kind, wodurch es dem am Boden liegenden Diebe in Weiber-

kleidern möglich war, aufzustehen, der nun zu seiner großen Verwunderung an zu schreien fing: „Wir haben ihn, wir haben ihn!“ und der darauf, wie wir bereits wissen, so stark an die Fenster schlug, daß eine Scheibe zerbrach, wobei er fortwährend mit heiserer Stimme rief: „Kommen Sie, kommen Sie, wir haben ihn! — Kommen Sie geschwind, Herr Larioz!“

Da wir uns in unserer wahrhaften Geschichte immer der größten Gewissenhaftigkeit befleißigen und es verschmähen, durch unglaubliche Ueberraschungen auf unwürdige Art das Interesse des Lesers zu steigern, dagegen aber pflichtschuldigst erzählen müssen, wie sich eine Sache wirklich begeben, so erlauben wir uns, durch ein paar erklärende Worte zu sagen, woher fast im gleichen Augenblicke, als das eben Erzählte im Hofe geschah, mit sehr sicheren Schlägen an Thür und Fensterläden der Schreibstube des Herrn Doktor Plager geklopft wurde. Wir wollen damit beweisen, daß diese an sich etwas auffallende Thatsache durchaus nicht erfunden wurde, um unsere Geschichte pikant zu machen, sondern daß wir, wie schon oben bemerkt, nur das einfach berichten, was sich begeben und was sich, wie nun einmal der Lauf der Welt ist, stündlich wieder begeben kann.

Die Rechtsconsulentin war mit ihrer Mutter, der Madame Weibel, bei einer Kaffeegesellschaft gewesen und schritt von dort, nachdem die Dunkelheit längst eingebrochen war, ihrem Hause zu. Das ist eine Begebenheit, die durchaus nichts Außergewöhnliches hat, ebensowenig, wie das, was bei anderen Kaffeegesellschaften schon häufig genug vorgekommen, daß der abwesenden Ehemänner in allerlei Empfindungen, selten in Liebe und Güte gedacht wurde. Es ist eigen, daß sich bei solchen Zusammenkünften die Theilnehmerinnen so oft als unglückliche Opfer ihrer ehelichen Verhältnisse ansehen; es muß in der That etwas sehr Aufregendes in dem Genusse des Kaffee's liegen, wobei dann Eine der Anderen selten mit einem soliden Troste unter die Arme greift, sondern vielmehr durch viel Achselzucken, Augenbrauen in die Höhe ziehen und Seufzen all das Schlimme, was sie erfahren,

vollkommen als richtig anerkennt. Darin liegt freilich auch eine Art von Troſt, daß Keine was Beſſeres beſitzt als die Andere, und daß ſich am Schluſſe die ganze Converſation zu einem Seufzerkranze verſchlingt, in dem wie Dornen und Diſteln die Worte eingeflochten ſind: „Sie ſind alle ſo — Keiner iſt beſſer — nein, Keiner — es iſt doch eine wahre Landplage — ich weiß nicht, warum alle Mädchen ſo aufs Heirathen verſeſſen ſind!“

Von einem eigenthümlichen Einfluſſe des Kaffee's auf die Nerven der Thiere leſen wir ſchon bei alten Schriftſtellern, wo Schafe, Ziegen und Böcke nach dem Genuſſe der fremden Bohne vor Vergnügen anfingen zu ſpringen und zu tanzen. Dieſe Kunſt muß ſich nun in der Länge der Zeit dahin modificirt haben, daß ſich die Nervenerregung, nachdem man eine feſte Kaffeegeſellſchaft überſtanden, nur ſelten in vergnüglichen Sprüngen und Tänzen äußert, ſich dagegen jetzt häufiger in geiſtigen Sprüngen zeigt, in einer gewiſſen Gereiztheit, einem blinden Glauben an das, was man Nachtheiliges über ſeinen Nebenmenſchen hört, und einer faſt unglaublichen, krankhaften und unglückſeligen Sucht, längſt vergeſſene Sachen wieder hervorzurufen und friſch aufzuwärmen.

Letzteres war ſehr bei der Rechtsconſulentin, namentlich aber bei deren würdigen Mutter der Fall. Es brauchte ſich nur in einer Kaffeegeſellſchaft eine theilnehmende Freundin etwas umſtändlich nach dem Befinden des Rechtsconſulenten zu erkundigen oder vielleicht, wenn auch noch ſo entfernt, des kleinen Gottſchalk und jener ſeltſamen Geſchichte zu erwähnen, durch welche er auf das Bureau gekommen, ſo hob Madame Weibel ihre Naſe in die Höhe und lauſchte ſo aufmerkſam, daß ſie auch Sachen vernahm, die gar nicht einmal geſprochen wurden. Dabei ſchwebte dieſer reſpectabeln Dame und ihrer Tochter das vom Hauſe entfernte Bureau des Rechtsconſulenten als ein Ort vor, wo ſchlimme Unthaten zu geſchehen pflegen, da er nicht unter ihrer beſtändigen Controle ſtand, und der nothwendiger Weiſe der Schauplatz verbrecheriſcher und höchſt entſetzlicher Thaten ſein müſſe.

Wir sind überzeugt, Madame Weibel hätte sich gar nicht gewundert, wenn man ihr eines Tages erzählt von Jammergeschrei, das man dort vernommen, sowie von schuldlosen Jungfrauen, die dorthin verlockt worden seien und dann nie mehr zum Vorschein gekommen. Sie hatte die Ansicht, das könne gar nicht anders sein, und wenn je zu Hause die Rede auf dieses Thema kam und der Rechtsconsulent sehr entschieden und allen Ernstes seine Meinung dagegen aussprach, so besaß die Madame Weibel statt aller Antwort einen so eigenen Blick und ein so ungläubiges, verächtliches Lächeln, daß ihr Schwiegersohn demselben selbst in den ruhigsten Augenblicken nur ein sehr indignirtes Achselzucken entgegenzusetzen wußte.

Durch dergleichen Aeußerungen indeß stand das Bureau auch wie ein schwarzer Punkt vor der Seele der Rechtsconsulentin, und wenn sie in außergewöhnlichen Stunden von einem Besuche nach Hause ging, namentlich in der Begleitung ihrer Mutter, so scheuten die beiden Damen einen ziemlichen Umweg nicht, um an den verschlossenen Fenstern dieser Mörderhöhle einen Augenblick zu lauschen und endlich einmal eine Bestätigung ihrer schauerlichen Ahnungen zu finden.

Mit welcher Wirkung dies auch am heutigen Abend geschah, als Beide im Begriff waren, von ihrer Kaffeegesellschaft nach Hause zurückzukehren, brauchen wir nach alle dem eigentlich nicht ausführlicher zu beschreiben. Das scharfe Auge der Madame Weibel hatte schon von Weitem einen Lichtschimmer entdeckt, worauf sie triumphirend, ihre Tochter aber mit klopfendem Herzen, näher schritt. Wie ward ihnen nun aber, als sie drinnen Stimmen hörten, von denen es ja genug war, daß sie unterscheiden konnten, es sei eine männliche und eine weibliche Stimme! Dieses Ungeheuer von einem Manne!

Wenn sich auch die Rechtsconsulentin schon längst einen vollen Beweis gewünscht hatte, so knickten ihr doch jetzt, Angesichts dieser vollendeten Untreue, beinahe die Kniee ein, und sie erschrack aufs höchste, als nun Madame Weibel, die nicht mehr an sich halten konnte, den Heuchler zu entlarven, mit fester Hand zuerst an die Thür, dann an

die Fensterläden schlug; auch flüsterte die Tochter, es sei das sehr unklug gewesen, wogegen die Mutter sagte: in einer solchen Sache sei sie gegen alle Halbheit, man müsse wissen, mit wem es dieser schlechte Mann zu thun habe.

So standen die Sachen; im Hofe versicherte der Tiger mit lauter Stimme, daß man ihn habe; an die Fensterläden, die auf die Straße führten, wurde immer heftiger geklopft. Clementine, die gerade den Schlüssel in das Schloß stecken wollte, fuhr entsetzt vor diesem Klopfen zurück und stürzte im nächsten Augenblicke, zitternd vor Wuth und Aufregung, in das Zimmer hinein, wo sich Don Larioz befand. Ihr an sich schon etwas dunkler Teint erschien fast gelblich, die Augen flammten, die krampfhaft geschlossenen Lippen ließen kaum die Worte: „O, Sie Ungeheuer!" durch, und mit den Fingern machte die junge Dame dicht vor der Nase des Spaniers allerlei verdächtige, zuckende Bewegungen, so daß Larioz unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

In diesem höchst kritischen Momente mußte etwas geschehen; der Lärm im Hofe war so toll, daß er nothwendig die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft erregen mußte. Herr Larioz, der jetzt wohl begriff, daß der Tiger ebenfalls das Haus umspäht habe, konnte nicht anders denken, als daß der Herr Graf Czrabowski um das Gebäude herumgeschlichen und dort, so unglaublich dies auch schien, von dem tapferen Windspiel festgehalten worden sei. Um also dem lauten Skandal ein Ende zu machen, eilte er in das dunkle Nebenzimmer, von dort auf den Gang, der zum Hofe führte, und gebot dem Tiger, das Maul zu halten und in die Schreibstube zu kommen. In der Dunkelheit entdeckte er nichts als drei undeutliche Gestalten, von denen die eine, der polnische Graf, sich noch immer heftig sträubte. Auch polterten die Drei ziemlich lebhaft ins Zimmer herein, während der Schreiber in das Bureau seines Herrn eilte, um Clementine durch einen Blick zu befragen, was wegen der Klopfenden draußen geschehen solle.

Die Eile war jedoch vergebens, und auch eine wirkliche Frage umsonst. Das junge Mädchen hatte seine Hände vor das Gesicht ge-

drückt und ließ kein Wort vernehmen; um so deutlicher aber hörte der Spanier eine andere Stimme, die draußen vor dem Laden sprach: „Machen Sie augenblicklich auf, es hilft Alles nichts! Wir haben die Person hinein gehen sehen! Keine Zögerung, und wenn ich klopfen sollte, bis der Nachtwächter kommt!“

Herr Larioz kannte diese Stimme und wußte auch genau, daß die Besitzerin derselben sich nichts daraus machen würde, die halbe Stadt in Aufruhr zu bringen, um ihrer Rache genug zu thun; deßhalb nahm er seinen eigenen Schlüssel, ging an die Hausthür und öffnete.

Wie ein Schwärmer fuhr Madame Weibel durch den Hausgang in das Zimmer. Langsam, aber doch mit entschiedenem Wesen folgte ihre Tochter. Clementine saß in der Ecke des Sopha's, den Kopf noch immer in die Hände gedrückt, theils geduldig erwartend, wie sich Alles entwirren werde, theils nachdenkend, welche Ausrede in diesem Fall am besten zu gebrauchen sein möchte.

Die Schwiegermutter hatte beide Arme in die Seiten gestemmt und den Kopf in den Nacken geworfen, mit welcher Attitude ihr eleganter Hut und Shawl nicht vollkommen harmonirte. Da saß die Verbrecherin, an welche sie ihre Worte wandte, während ihre Blicke an der geöffneten Thür des Ganges hafteten, um den ungleich größeren Verbrecher, sowie er eintreten würde, niederzuschmettern.

„Da ist also das saubere Weibsbild,“ schrie sie, „das sich erfrecht, nächtlicher Weile in Häuser einzudringen, das sich nicht schämt, mit Menschen zu verkehren, deren Aeußeres eher vor der Sünde zurückschrecken sollte als dazu anzureizen! — Doch dieser Person kann man es nicht so übel nehmen.“ — Man hörte, wie sich der Schreiber, nachdem er die Thür wieder verschlossen, langsam näherte. — „Sie thut, was sie nun einmal nicht lassen kann; macht sie doch keine Ansprüche vor der Welt und will nicht mehr scheinen, als sie wirklich ist — ein gemeines Weibsbild! — Aber er — er, — den unsere Familie — die Familie Weibel! —“

„Mama!“ kreiſchte Clementine in dieſem Augenblicke auf und ſchnellte vom Sopha in die Höhe, wobei ſie ſich ſelbſt ihren ſchönen Hut faſt rückwärts vom Kopfe riß. „Mama, um des Himmels willen! ich bin's ja, und es iſt wahrhaftig nicht ſo ſchlimm, wie du glaubſt.“

Wenn in dieſem Augenblicke eine Stimme vom Himmel erſchollen wäre, die gerufen hätte: „Laßt mir meinen Plager in Frieden, es iſt das eine edle Seele!“ ſo hätte Madame Weibel nicht in größeres Entſetzen gerathen, nicht fürchterlicher enttäuſcht und überraſcht werden können als jetzt, da ſie die Stimme ihrer eigenen Tochter vernahm. Doch mochte ſie vielleicht dieſe Erſcheinung für eine Zauberei halten, von dem böſen Geiſte, der unfehlbar dem Rechtsconſulenten dienſtbar ſein mußte, hervorgebracht; oder war es die Begierde, nicht früh genug den Schuldigen unter die Zunge kriegen zu können, — genug, ſie wehrte Clementine mit der Hand von ſich ab und blickte mit einem Ausdruck wahrer teufliſcher Freude nach der Thür, die auf den Hausgang führte, wo nun — der lange Schreiber erſchien.

„Und wo — wo — wo iſt der Andere? Der Andere, ja der Andere?“ rief Madame Weibel, wobei ſie zwiſchen jedem Worte auf eine wahrhaft beängſtigende Art nach Luft ſchnappte.

Dieſes auffallende nach Luft ſchnappen beunruhigte Clementine ſo ſehr, daß ſie ihre Mutter bei der Schulter ergriff und dann ſogleich begann, dieſelbe ſo kräftig als möglich hin und her zu ſchütteln. Dabei ſchrie ſie ihr weinend und wiederholt in die Ohren:

„Welcher Andere denn, Mama? Was willſt du denn von einem Anderen? O Gott, es iſt ja aber gar kein Anderer da!“

„Kein Anderer da?“ antwortete Madame Weibel endlich mit matter Stimme und ſtierte dabei auf eine bedenkliche Art um ſich. „Kein Anderer? Wo iſt denn mein Schwiegerſohn, Doktor Plager?“

Bei der Nennung dieſes Namens ſchaute Larioz hinter ſich in den Hausgang, denn nach dem ſtieren Auge der alten Dame zu urtheilen, welches ſich ſuchend bei ihm vorbei in die Dunkelheit bohrte,

nicht benutzt haben, kann aber nicht umhin, Dich mit dem Namen eines jungen ungerathenen Familien-Mitgliedes zu belegen, denn also hat Dich Dein Herr Oheim bei mir bestens oder vielmehr schlechtens prädicirt."

„Herr Vetter," stotterte ich verlegen und wurde roth wie der Kamm meines unartigen Begrüßers, „ich habe mir gewiß und ernstlich vorgenommen, dem Vormund keine Ursache zum Klagen mehr zu geben;" „schön," entgegnete der Vetter, „daß sich Dein löblicher Vorsatz erfülle, und da es in jedes Menschen Gewalt gegeben ist, sein Inneres zu verbessern, so wird auch Dir dieses an und für sich schwierige Bestreben gewiß so gelingen, aber laß' es nicht mit dem Vorsatz verbleiben, denn merke Dir das Sprichwort: Die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, und auch hier im Leben tritt man gerne auf ihnen herum." Ich versprach mein Möglichstes zu thun, versuchte mich gelinde zu entschuldigen, ohne gerade die Anklage meines Oheims zu verdächtigen und versprach nochmals in meiner neuen Stelle mit Fleiß und Aufmerksamkeit zu arbeiten, worauf ich vom Vetter huldreicher entlassen wurde, als sein Willkommen war. „So geh' denn hinaus," sprach er, „Du wirst müde und hungrig sein, meine Frau soll Dir eine Erfrischung zubereiten, ich muß fortfahren, mich noch eine halbe Stunde zu bewegen, der Blutumlauf des Körpers geht durch regelmäßig andauernde Bewegung rascher von Statten, was der Gesundheit

glaubte er nicht anders, als der Rechtsconsulent sei dort auch auf eine unbegreifliche Art erschienen. Dem war aber nicht so, und als das endlich die Neuangekommenen inne wurden und fühlten, daß das am meisten herbei gewünschte Opfer ihrer Rache vorderhand nicht zu haben sei, da sank die Schwiegermutter in die uns bekannte Sopha-Ecke, schlug die Hände zusammen und rief aus: „Das hat mich über alle Maßen angegriffen!"

Am ruhigsten benahm sich die Rechtsconsulentin; ja, wir müssen als Freunde von jedem häuslichen Frieden mit Freuden gestehen, daß sich im Gegensatze zu ihrer Mutter ihre finsteren Mienen aufklärten, als sie den nicht fand, welchen diese Mutter hier zu finden gehofft hatte. Wir können es nicht verschweigen, daß sie unter einem tiefen Athemzuge: „Gott sei Dank!" sagte, aber so leise, daß es Niemand verstehen konnte, und sich darauf mit großer Verwunderung und einem fragenden Blick an ihre Schwester Clementine wandte, wobei sie die Hände zusammenschlug.

Der lange Schreiber beschloß, nach Verlauf der Umstände zu handeln, und begab sich deßhalb mit leisen Schritten an die Thür des dunkeln Nebenzimmers, wo sich, seiner Meinung nach, der polnische Graf Czrabowski befand, fest gepackt von Tiger und Windspiel. Da lehnte er sich an den Thürpfosten und harrte in majestätischer Ruhe der Dinge, die da kommen sollten.

Ein paar Sekunden lang herrschte jetzt tiefe Stille in beiden Schreibstuben, aber es war jene schwüle Stille, jene unheimliche Ruhe, die wir häufig vor Ausbruch eines großen Gewitters bemerken. Es dauerte auch nicht lange, so fing es an unter den zusammengezogenen Augenbrauen der Madame Weibel zu blitzen, und ihre Stimme klang wie ein ferner Donner, als sie sich gegen ihre Tochter Clementine wandte und sprach: „Aber sage mir, was soll die ganze Geschichte bedeuten? Kommt man denn in dem Hause nie zu seinem bischen Frieden? Gott im Himmel! hätte ich doch Alles eher erwartet, als dich hier zu finden!"

„Ach, Mama," weinte das junge unſchuldige Mädchen, das ſeinen Schlachtplan entworfen hatte, „weiß ich doch eigentlich ſelbſt kaum, wie ich hieher gekommen bin; daß ihr nun aber erſchienen ſeid, o, das macht mich ganz glücklich, und ich bin froh, nun endlich mit euch Beiden wieder von hier weggehen zu können."

„Weggehen zu können?" fragte Madame Weibel und richtete mit einer gewiſſen Majeſtät ihre grauen Augen auf Herrn Larioz, der an der Thür ſtand und dieſen Blick mit einem ſehr gemüthlichen Lächeln aushielt. „Weggehen zu können?" wiederholte ſie; „ich hoffe doch nicht, daß Jemand den Verſuch gemacht hat, dich mit Gewalt zurückzuhalten! — Sprich, mein Kind, wie kamſt du hieher?"

Ehe aber dieſes Kind ſprechen konnte, hob die Mama ihren Zeigefinger in die Höhe und ſagte, indem ſie ſich an die Rechtsconſulentin wandte: „Wir ſind im Bureau deines Herrn Gemahls, Emilie; dort ſteht ſein würdiger Helfershelfer, der Herr Sekretär Don Larioz; die Brut des Jägers wird auch nicht fern ſein, eben ſo wenig wie die alte Bettel, die alle möglichen Commiſſionen beſorgt. Ich ſage dir, das iſt eine tief angelegte Geſchichte, und ich bin feſt überzeugt, man hat Clementine zu irgend einem Zwecke durch allerlei Mittel hieher gelockt."

„Vielleicht, um ſie zu compromittiren," meinte die Rechtsconſulentin. „Es iſt wahr, Plager kann Clementine nie in Ruhe laſſen und hat immer etwas an ihrem Betragen auszuſetzen."

„Um ſie zu compromittiren," ſprach mit großer Entſchiedenheit Madame Weibel. Dann ſagte ſie zu ihrer jüngeren Tochter: „Nun, wie iſt die Geſchichte, mein Kind? — Erzähle uns alles genau und ohne Scheu."

„Ach, Mama," erwiderte ſeufzend das junge Mädchen, „das hat mich ſo angegriffen, daß ich den Zuſammenhang nicht recht werde finden können. Doch ſo war es —" Darauf huſtete ſie ein paar Mal ſehr laut, gerade als wollte ſie zum Grafen Czrabowski im Neben-

zimmer sagen: Gib Achtung, damit unsere Aussagen nöthigenfalls übereinstimmen. Dann fuhr sie fort: „Ich war bei euch, Mama, und ging fort, um nach Hause zurückzukehren, — weißt du, es war schon dunkel — und wie ich auf die breite Straße komme, bemerke ich, daß mir Jemand folgt."

„So! es folgte dir Jemand?" — meinte die Mutter.

„Ja, Mama, es folgte mir Jemand."

„Vielleicht Herr Schilder?" fragte die Rechtsconsulentin ungezwungen.

„Herr Schilder?" that erstaunt das junge Mädchen. „Ach Gott, ja, das dachte ich im ersten Augenblicke auch; kurz, es folgte mir Jemand, weßhalb ich mich sehr ängstigte. Ich hatte schon vor, wieder nach eurem Hause zurückzukehren, doch da wäre ich ja gerade meinem Verfolger in die Hände gelaufen. Deßhalb ging ich rasch vorwärts, und als ich in die Nähe des Bureau's kam, war ich recht froh, daß ich Licht durch den Fensterladen schimmern sah."

„Erlauben Sie!" konnte sich hier der Schreiber nicht enthalten, ihr in die Rede zu fallen.

Doch warf ihm Madame Weibel einen so entschlossenen Blick zu, und seine eigenen Worte: „Erlauben Sie!" welche sie ihm zur Antwort gab, wurden so determinirt ausgesprochen, daß der Spanier beschloß, fürs Erste noch den Verlauf der Erzählung abzuwarten.

„Ja, es schimmerte Licht durch den Laden," fuhr das junge Mädchen einigermaßen zögernd fort; doch da sie nicht mehr zurück konnte, schritt sie muthig auf dem Pfade der Lüge dahin. „Da ich nun dachte, der Schwager sei noch auf seinem Bureau, so klopfte ich heftig an den Laden, worauf derselbe sogleich geöffnet wurde; als ich aber eintrat, sah ich, daß meines Herrn Schwagers Schreiber — der edle Herr Larioz allein in der Schreibstube war."

Abermals erhob Madame Weibel ihren Zeigefinger und sprach zu ihrer älteren Tochter: „Du wirst nicht vergessen, Emilie, daß der Schreiber deines Mannes, obgleich er sich krank gestellt, hier im Bu-

reau war, allein und zu ganz ungewöhnlicher Stunde. — Reden Sie nicht mit uns," wandte sie sich an den Spanier, der sich, auf Clementinens Worte, von neuem aufrichtete und die Lippen zu einer Antwort öffnete; „Sie haben sich bei Ihrem Prinzipal zu verantworten; wir wollen nichts von Ihnen wissen, nicht das Geringste. Verstehen Sie mich?"

Obgleich die Schwiegermutter versucht hatte, den Angeredeten mit Blick und Wort niederzuschmettern, so gelang ihr das doch in diesem Falle nur sehr unvollkommen; Herr Larioz trat vielmehr einen Schritt näher und sagte, indem er sich an die alte Dame wandte: „Nachdem Fräulein Weibel die Sache nach ihrer Auffassung dargestellt, werde ich mich durch kein Geschrei abhalten lassen, die Geschichte zu erzählen, wie sie wahr ist."

„Also wollen Sie sich unterstehen," rief die Schwiegermutter in überlautem Tone, „meine Tochter einer Lüge zu beschuldigen? Sie — Subjekt!"

„Höre ihn nicht an, Mama!" kreischte das junge Mädchen; „höre den Menschen nicht an!" wiederholte sie, indem sie sich, aufgeregt durch Angst und Zorn, mit einer drohenden Bewegung gegen den langen Mann warf. „Das ist eine tief angelegte Geschichte, wie du vorhin sagtest, ein schändliches Complot. Denke nur, der da hat das ganze Haus, uns alle mit Spionen umgeben, um unsere Schritte zu verrathen, um etwas Schlimmes über uns aussagen zu können. Und was er nun sieht und nicht sieht, das rapportirt er treulich seinem Herrn."

„Solch ein Intriguenspiel," sagte Madame Weibel mit Würde, indem sie sich an die Rechtsconsulentin wandte, „sieht deinem Manne ähnlich."

„Ach, Mama, ja," gab Clementine jetzt statt ihrer älteren Schwester sanft weinend zur Antwort. „Intriguen, nichts als Intriguen! Man will nun einmal mit Gewalt etwas auf mich bringen, und da

sind ihnen alle Mittel recht. Wie ich euch gesagt, so ist es die Wahrheit; gewiß so und nicht anders; darauf könnte ich schwören."

„So würden Sie also schwören, mein Fräulein," sagte Don Larioz mit einer großen Ruhe, welche für jeden Unbefangenen hätte vortheilhaft abstechen müssen gegen die Aufregung der Anderen; „so wollen Sie also schwören, daß Sie nicht schon hier im Zimmer waren, als ich herein trat, daß ich Sie nicht überraschte im Zwiegespräch mit einem — Manne?"

„Mit einem Manne?" schrie das junge unschuldige Mädchen, und man sah an der Art, wie sie krampfhaft ihre Hände emporwarf, daß schon dieser Gedanke allein im Stande war, sie außer sich zu bringen. „Ich mit einem Manne? — Haben wir nicht Recht, Emilie," wandte sie sich schluchzend an ihre ältere Schwester, „daß dies ein niederträchtiges Complot ist?"

Madame Weibel hatte sich mit großer Indignation erhoben und schlug mit der Faust so heftig auf das Schreibpult, daß Dintenfaß, Lineal und Siegellack erschreckt in die Höhe hüpften.

„Schweigen Sie!" rief sie Larioz entgegen; „mein Schwiegersohn soll morgen mit Ihnen reden, und ich hoffe, zum allerletzten Male; er wird wissen, wie er sich gegen einen Schreiber zu benehmen hat, der bei Nacht und Nebel die Bureaux aufschließt, um Gott weiß zu welchem Zwecke in den Akten umherzustöbern. Und Sie wollen nun die größten Infamieen, die ausgesuchtesten Schändlichkeiten auf dieses unschuldige Mädchen aussagen, um Ihre eigenen sträflichen Handlungen zu verbergen? — Pfui Teufel! wir hatten Sie für sehr schlecht gehalten, aber doch nicht für so niederträchtig."

Herr Larioz hatte bisher noch immer unbeweglich seinen Platz in der Mitte des Zimmers behauptet und nur bei den letzten schmachvollen Worten seine Hand auf den langen Stoßdegen gelegt. Er fühlte, daß seine Finger zu zucken begannen, auch färbte sich sein bleiches Gesicht mit einer dunkeln Röthe; all das Ungeheure, was man ihm ins Gesicht gesagt, mußte in dem sonst so ruhigen Manne einen

furchtbaren Sturm hervorbringen; doch gelang es ihm, sich zu bezwingen; ja, er war in den ersten Sekunden wieder so weit Herr seiner selbst, daß er, wenn auch mit zuckenden Lippen, lächeln, dann eine Verbeugung machen konnte und, freilich mit bebender Stimme, sagte: „So bin ich denn gezwungen, Zeugen für mich reden zu lassen, und wir wollen sehen, ob Fräulein Weibel es wagt, auch vor diesen ihre Aussagen von vorhin zu wiederholen."

Wohl erschrak das junge Mädchen, doch faßte sie sich im nächsten Augenblicke wieder und sprach: „Siehst du wohl, Mama, er hat Zeugen, das sind seine Spione."

„Und wir wollen sie nicht sehen, diese Spione!" schrie Madame Weibel im höchsten Zorne. „Emilie, du bist die Hausfrau, du hast hier zu befehlen; jage das Gesindel zur Thür hinaus."

Doch es war zu spät. Auf einen Wink des langen Schreibers hatten sich die Drei aus dem Nebenzimmer genähert, und ohne rückwärts zu blicken, sagte Don Larioz gegen Clementine: „So soll denn das Fräulein Angesichts dieses Herrn wiederholen, daß ich sie nicht in einem sehr zärtlichen Zwiegespräch mit demselben hier im Zimmer überrascht. — Sie haben mich zu diesem Verfahren gezwungen," setzte er hinzu, „messen Sie sich die Folgen selber bei."

So standen die Sachen, als die Drei an der Thür erschienen, worauf Clementine einen furchtbaren Schrei ausstieß und, den Anfang einer Ohnmacht affektirend, in die Arme ihrer Mutter stürzte, gleich darauf aber wieder emporschnellte und, fast jubelnd hinaus schrie: „O Mama, rette mich, hilf deinem Kinde! mit diesem Menschen da soll ich ein Rendezvous gehabt haben!"

Danach schloß sie sehr eilig die Augen und fiel mit steifen Gliedern, wie eine hölzerne Puppe, in die geöffneten Arme ihrer Mutter.

Der Schrei, den Clementine ausgestoßen, war in der That so außerordentlich gewesen, daß sich Don Larioz veranlaßt sah, nach der Gruppe, die jetzt im Scheine des Lichtes war, umzuschauen, worauf er nahe daran war, ebenfalls einen Schrei der Ueberraschung auszu-

ſtoßen. War doch da keine Spur von dem polniſchen Grafen Czrabowski zu erblicken; zwei alte Weiber drängten ſich vor; die eine war der Tiger, die andere die früher erwähnte handfeſte Waſcherin aus der Nachbarſchaft, und zwiſchen ihnen befand ſich Windſpiel in allerdings ſehr trübſeliger Geſtalt, ſeine carrirten Beinkleider, ſowie ſein Radmäntelchen, an dem ein abgeriſſener Fetzen tief herabhing, trugen Spuren der verſchiedenen Erdarten, die ſich draußen im Hofe befanden; den Hut hatte er verloren, ſein ſtraffes Haar, das, wie wir uns erinnern werden, immer in die Höhe ſtand, ſah jetzt wirklich aus, als habe es ſich bei dieſer entſetzlichen Scene vor Schrecken emporgerichtet, und ſein bleiches Geſicht war mit ein paar blutigen Schrammen geziert.

„Gerechter Gott!“ rief Madame Weibel, „in welche Geſellſchaft ſind wir gerathen? Emilie, das iſt der Anhang deines Mannes; fühlſt du jetzt, arme Seele, warum man dir in der ganzen Stadt mit ſo wenig Achtung begegnet? — O nein, es kann nicht anders ſein! — Wenn du dir das bieten läſſeſt, wer ſoll dich da noch achten?“

Jetzt erwachte Clementine aus ihrer ſcheinbaren Ohnmacht, und da ſie nach derſelben die Abgeſpannte und Ermattete ſpielen mußte, ſo wandte ſie ſich mit flüſternder Stimme an ihre Schweſter und ſagte zu ihr: „Ich kann nicht mehr, das hat mich vernichtet; auch würde mich jedes Wort reuen, das ich noch mit jenem Menſchen ſprechen müßte. Frage du ihn,“ ſetzte ſie weinend hinzu, „ob er es vor Gott verantworten kann, mich zu beſchuldigen, ich habe mit jenem Subjekte —“ dabei zuckte ihr Körper wie ſchaudernd zuſammen — „als habe ich mit jenem Subjekte, das ich in meinem Leben nicht geſehen — o, ich kann nicht endigen! —“

Sie ſchloß mit einem herzbrechenden Seufzer die Augen und fiel aufs neue zurück.

Nun fühlte ſich Herr Larioz in der That etwas unbehaglich bei der unerwarteten Wendung, welche die Dinge genommen; er wußte, daß er es mit drei Damen zu thun hatte, von denen ſelbſt bei den

vollgültigſten Beweiſen keine von der andern etwas Schlimmes geglaubt hätte. Wenn er ihnen wirklich mit gleichem Maße hätte heimzahlen und, eine Lüge mit der andern vergeltend, behaupten wollen, Windſpiel ſei jener Mann geweſen, ſo ſah doch der arme Kellner in dieſem Augenblicke gar zu trübſelig aus, als daß dieſe Beſchuldigung den geringſten Glauben hätte verdienen können. Auch hatte der Spanier nie gelogen und würde es am allerwenigſten hier gethan haben. So bitter ſchwer es ihm alſo auch wurde, hier die Wahrheit zu geſtehen, ſo konnte er doch nicht anders, obgleich er die Folgen wohl vorausſah, und er ſagte deßhalb achſelzuckend: „Ich muß geſtehen, ich habe mich geirrt, dies iſt allerdings nicht der Mann, den ich hier im Zimmer getroffen.“

Trotz ihrer wiederholten Ohnmacht hörte Clementine ganz genau, was Larioz ſagte, und antwortete mit matter Stimme und ſehr kluger Weiſe: „O, gib nur Achtung, Mama, nun wird er behaupten, es ſei ein Anderer geweſen, den ich hier geſehen. O, ich unglückliches Mädchen!“

„Das wird er nicht behaupten,“ ſprach Madame Weibel mit einer erſchrecklichen Entſchiedenheit, indem ſie, die Naſe hoch erhoben, mit dem Ausdruck eines Racheengels auf die Gruppe an der Thür zutrat. „Glaubt nicht, meine Kinder, daß ich mich vor dieſem Dinge da,“ ſie meinte den Stoßdegen, „oder vor der langen Geſtalt jenes Menſchen fürchte. — In der That eine ſaubere Geſellſchaft!“ fuhr ſie fort, nachdem ſie die beiden Weiber und das klägliche Windſpiel gemuſtert. „Sie kenne ich wohl,“ wandte ſie ſich an den Tiger, „aber Sie ſoll in dieſem Hauſe Ihr letztes Brod gegeſſen haben; dann kann Sie ihre liederlichen Commiſſionen künftig ausrichten, wo man Ihrer Dienſte bedarf, Sie Bettel Sie! Was die Andere anbelangt, ſo kenne ich dies ſchmierige Weibsbild nicht, ſie wird aber auch zum Anhange deines Mannes gehören.“

Die beiden Weiber hatten den armen Kellner losgelaſſen, und während die handfeſte Wäſcherin vor den harten Worten, die ſie ver-

nahm, zurückfuhr, und darauf mit ihren Fäusten zu zucken begann, faßte der Tiger die Waffe des tapferen Lauerpostens, das Schüreisen, welches sie Windspiel abgenommen, etwas fester in die Hand, wobei die alte Frau aber kläglich zu weinen anfing.

„Was Ihn betrifft," fuhr die Schwiegermutter in gesteigerter Wuth fort, indem sie wie zu Anfang dieser Scene abermals die beiden Fäuste auf ihren Hüften ruhen ließ, „so halte ich es für überflüssig, Ihm alles das zu wiederholen, was ich schon einmal gesagt. Glaube Er aber nicht, erbärmlicher Mensch, daß eine Frau meines Gewichtes und meiner Stellung im Leben ungestraft Dinge anhört, wie Er sich erlaubt zu sagen. Was mein Schwiegersohn morgen mit Ihm beginnt, ist mir so weit gleichgültig, als es mir einerlei sein kann, ob er Ihn einfach zum Teufel jagt oder den Gerichten übergibt. Was mich aber anbelangt, so vergesse Er den heutigen Abend nicht und nehme Er das — und theile es mit dem Lump da und den beiden liederlichen Weibsbildern."

Es thut uns außerordentlich weh, erzählen zu müssen, worin das Geschenk bestand, welches die Schwiegermutter dem Herrn Larioz verehrte als Erinnerung an den heutigen Abend. Ehe dieser nämlich zurücktreten oder abwehrend den Arm aufheben konnte, hatte die alte Dame in überraschender Geschwindigkeit ihre rechte Hand erhoben, und auf der Wange des langen Schreibers brannte eine Maulschelle, ähnlich jener aus der Fabel, von der es heißt, daß sie in Ewigkeit nicht versaust sei.

Don Larioz stand entsetzt bei diesem furchtbaren Attentate; er erhob, aufs Aeußerste getrieben, den Arm, doch wandte sich Madame Weibel, welche diese Bewegung gesehen, mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit und fuhr zurück, ehe die Hand ihres Todfeindes sie erreichen konnte. Aber ihrem Schicksal entging sie deßhalb doch nicht. Die handfeste Wäscherin, welche das liederliche Weibsbild nicht verschmerzen konnte, streckte ihren langen Arm vor, erfaßte von hinten den Hut der Madame Weibel, und da diese unaufhaltsam davon

ſtürzte, jene ſich aber mit ihren Fingern in Band, Seide und Blumen feſtkrallte, ſo rißen die ſchwachen Bänder der mißhandelten Kopfbedeckung, und der Hut ſelbſt blieb als Siegestrophäe in den Händen der Wäſcherin zurück; freilich nur einen Augenblick, denn im nächſten flog er ins Zimmer hinein, leider aber ungeſchickterweiſe gegen das Licht auf dem Schreibpult, das dadurch umgeworfen wurde und im Niederfallen erloſch.

Der Spanier hatte den Griff der Wäſcherin nicht hindern können, ſo gern er das auch gethan hätte, wie wir zu ſeiner Ehre eingeſtehen müſſen. In dieſem entſcheidenden Augenblicke aber, wo die Finſterniß zu allerlei dunklen Thaten veranlaſſen konnte, hielt er gewaltſam ſeine Hülfstruppen zuſammen und vernahm dabei zu ſeiner größten Befriedigung, daß ſich eilige Schritte in den Gang verloren, daß draußen die Hausthür geöffnet wurde und wenige Augenblicke darauf wieder ſchallend ins Schloß zurückfiel.

Nach dem, was geſchehen, vor den Anweſenden ein Licht anzuzünden, war ihm nicht möglich; er bat dieſelben deßhalb, das Lokal ſo geräuſchlos als möglich zu verlaſſen, und war dabei edelmüthig genug, den zuſammengebrochenen Kellner mit einigen hochherzigen Worten wieder aufzurichten. Der aufs höchſte alterirte Tiger ſchluchzte in Einem fort, und das Schüreiſen klapperte in ſeiner Hand; die handfeſte Waſchfrau dagegen verſicherte, ihr zittere noch immer vor Wuth Leib und Seele; ſo etwas habe ſie, ſo alt ſie ſei, noch nicht erlebt und von Leuten, welche ihre Naſen ſo hoch trügen, auch nimmer geglaubt.

Trotz dieſer Emotion verließen aber die Drei mit möglichſter Stille die Schreibſtube, und die Weiber halfen ſogar den Hut des armen Windſpiel ſuchen, der unter eine Dachtraufe gerollt war und von Regenwaſſer überlief.

Larioz aber ſammelte ſich einen Augenblick, dann zündete er abermals das Licht an, betrachtete mit einem traurigen Gefühl den

äußerſt zuträglich iſt.“ Ich ſuchte eilig die Thür und ſah an derſelben, wie der Herr Profeſſor mit Fußſpitze und Zeigefinger dieſelbe taktmäßige Bewegung wieder begann, in welcher ich ihn durch meinen Eintritt unterbrochen; mir kam das äußerſt ſonderbar vor, ſowie auch der Schluß ſeiner Rede, er wolle ſich noch einige Bewegung machen. Später, als ich in der Familie genauer bekannt wurde, erfuhr ich denn zu meinem großen Ergötzen, daß der Vetter, der das Spaziergehen für Zeitverſchwendung hielt, überhaupt ſeine Wohnung äußerſt ſelten verließ, der Anſicht war, die geringſte Bewegung des Körpers reiche hin, um den Blutumlauf zu beſchleunigen und ſo ſaß er denn ſtundenlang, blos den Zeigefinger und die Fußſpitze bewegend, und das war es was Emma mit dem Ausdruck: „Papa ſitzt ſpazieren“ bezeichnete. Der Vetter war überhaupt ein ſeltſamer Menſch; in ſeiner Jugend hatte er eifrige und große Studien gemacht, lebte aber beſtändig ſehr abgeſchloſſen und in ſich gekehrt, und war deshalb nie zu großen Reiſen gekommen, wozu er die Mittel beſaß und die er ſich auch vorgenommen auszuführen, er war aber nicht im Stande, ſich aus ſeinen Zimmern und von ſeinen Gewohnheiten wegzureißen. Später wurde er Profeſſor der Mathematik, docirte eine Zeit lang an einer Univerſität, verließ dieſelbe aber aus einer eigenthümlichen Urſache: Der Hörſaal, wo er ſeine Vorleſungen hielt, war unregelmäßig gebaut und hatte dem

Schauplatz entsetzlicher Thaten, die heute Abend hier geschehen, hob den zerknitterten Hut der Madame Weibel auf, der noch am Boden lag, legte ihn schweigend neben sich auf das Schreibpult, nahm Papier und Dinte und fing emsig an zu schreiben, wobei er von Zeit zu Zeit seine brennende Wange befühlte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Eine Mappe voller Pläne.

In den hübschen und eleganten Schreibsalon des Grafen Helfenberg haben wir den geneigten Leser bereits an einem trüben Regentage eingeführt, ihm denselben dann auch wieder Abends bei Beleuchtung und dadurch in viel behaglicherem Lichte gezeigt, und um nun eine Steigerung zu haben, die man so nothwendig bei einer längeren Geschichte braucht, begeben wir uns jetzt nach eben diesem Salon, und zwar an einem klaren, prachtvollen Wintermorgen. Nach dem Palaste des Grafen könnten wir im Schlitten fahren, denn es ist seit einigen Tagen eine gute Bahn vorhanden; ziehen wir einen Wagen vor, so hören wir, wie die Räder bei jedem Umschwunge knirschen und jene eigenthümliche Melodie hervorbringen, die Aehnlichkeit mit der hat, wenn man mit dem nassen Finger auf dem scharf geschliffenen Rand eines Glases hin und her fährt. Gehen wir aber zu Fuß, so werden wir uns beeilen, denn es weht ein ziemlich scharfer Nordostwind, und wenn wir über die bläulichen Schatten dahinschreiten, welche die Häuser auf den Schnee werfen, so empfinden wir die Macht des Winters und erfreuen uns an unserem guten Paletot oder Pelze.

Das Letztere that auch der wohlbeleibte Portier im gräflichen Hause; seine Livree war so dick mit Pelz besetzt, daß ein Nordpolfahrer daran sein Vergnügen hätte haben können, und wenn auch schon im gewöhnlichen Leben die Figur dieses ehrlichen Dieners etwas unbeholfen aussah, so hatte sie jetzt alle menschlichen Formen verloren, und der Portier stellte nun eine blau und schwarze Kugel vor, oben mit einem rothen Knopfe, unten mit zwei Stützen versehen, die aber gegen die ganze Masse so dünn und zerbrechlich erschienen, daß sie der dritten Stütze, des Stabes nämlich, unbedingt nicht entbehren konnten.

Der dicke Portier hatte übrigens im Winter seine schlimmste Zeit; er litt etwas an Engbrüstigkeit, und wenn er lange in seiner kleinen geheizten Loge sein mußte, so verursachte ihm das ein Gefühl, wie wenn ein Fisch sich auf trockenem Sande befindet; ebenso wie ein solcher, pflegte er dann auch nach Luft zu schnappen. Deßhalb hielt er sich bei trockener Kälte am liebsten unter dem Thorbogen oder in dem vom Schnee reingefegten Hofe auf, und da es ihm hier an Unterhaltung gebrach, veranlaßte er auch gern Andere aus der Dienerschaft, ihm hier und da Gesellschaft zu leisten, die aber, weniger beleibt und bepelzt, das warme Zimmer vorzogen. Auch Besuche, an welche der Portier es wagen durfte, ein Wort zu richten, hielt er nicht selten auf der Treppe fest und that dies namentlich am heutigen Morgen, eben sowohl aus der angeführten Ursache als auch aus einer anderen, für ihn noch viel wichtigeren.

Doktor Flecker hatte nämlich eben die Zimmer droben verlassen und sprang mit raschen Tritten, wie er es zu thun gewohnt war, gestikulirend und mit sich selbst redend, die Treppen hinab, um unten von dem dicken Portier augenblicklich angehalten zu werden. Dieses Anhalten bestand indessen nur in einer ehrerbietigen Verbeugung, wobei der alte Mann seinen Hut abnahm und den Doktor mit bittender Geberde ansah.

Dieser war aber augenblicklich in Gedanken vertieft und mit einer Idee beschäftigt, die er sich nicht wollte entschlüpfen lassen, weßhalb

er den Thürhüter von ſich abwehrte, indem er den rechten Arm ausſtreckte und mit den Fingern den dicken Pelzbeſatz von deſſen Ueberrock faßte.

So blieben die Beiden ein paar Sekunden lang neben einander ſtehen, der Doktor aufwärts blickend und dann mit einem Male ſagend: „Ja, ja, es wird und muß gehen; ich kann mich nicht getäuſcht haben; nur langſam, langſam, höchſt langſam!“

Nach dieſen Worten hatte er ſeine Gedanken verabſchiedet und ſchüttelte nun den Portier ein klein wenig, indem er ſprach: „Nun, was iſt's, Meiſter Jonathan? Haben wir abermals Indigeſtionen oder uns vielleicht bei dem Wetter erkältet? In beiden Fällen brauche ich Ihnen nicht zu rathen; Sie wiſſen, wie ich für die betreffenden Hausmittel ſchwärme.“

„Ach ja, Herr Doktor, ich ſchwärme auch dafür, aber — “

„Kamillenthee, Abends ſo heiß Sie ihn trinken können, dann warm zugedeckt und tüchtig geſchwitzt. Haben wir uns aber leicht den Magen verdorben, dann unſere bekannte Mediciu: ein kleines Gläschen Boonecamp of Maagbitter.“

„Danke recht ſehr, Herr Doktor; ich werde dieſe koſtbaren Mittel all mein Lebtag nicht vergeſſen, aber — “

„So, etwas Anderes?“ rief der Armenarzt. „Nun denn geſchwind heraus damit, ich habe noch einen weiten Weg zu machen.“

Statt aber zu antworten, winkte der alte Portier ſo auffallend nach dem erſten Stock hinauf, daß der Doktor unwillkürlich die Treppe hinanblickte, wo aber nichts zu ſehen war als die alten Ritter, die ebenſo unbeweglich ſtanden wie immer, heute aber um Vieles freundlicher ausſahen, da ein ſcharfer Sonnenſtrahl zu dem Fenſter oben hereindrang und einen goldenen Glanzſtreifen auf die grauen Steinfiguren warf.

„Aha, ich verſtehe,“ ſagte der Doktor, nachdem Meiſter Jonathan ſeine Mimik wiederholt. „Wir ſind ein wenig neugierig und möchten erfahren, wie es droben ausſieht. Nun iſt mir das aber ſehr ſchwer zu ſagen, denn Sie werden mir zugeben, daß es höchſt gefährlich iſt,

über das gute Gelingen eines Unternehmens zu reden, wenn dieſes Gelingen noch ſehr zweifelhaft iſt."

„Aber nicht unmöglich?" fragte mit einer bittenden Geberde der alte Mann. „Sehen Sie, Herr Doktor," fuhr er fort, indem er die Hände unterhalb des dicken ſilbernen Knopfes ſeines Amtsſtabes faltete, „ſeit Sie im Hauſe ſind, habe ich die größten Hoffnungen. Früher hatte ich nämlich gar keine, und da mag man ſagen, was man will, ich kenne unſeren Herrn und kann Sie verſichern, Herr Doktor, er iſt in der kurzen Zeit ſchon um ein Gewiſſes beſſer geworden. Sie greifen das Ding aber auch ſo an, wie ich mir gedacht habe, ſo müſſe es angegriffen werden. O, Hausmittel ſind etwas Köſtliches! Ich habe einen wahren Abſcheu gegen die Apotheke."

„Ich auch, ich auch, Meiſter Jonathan!" ſagte eilig der Arzt, indem er fortzukommen ſuchte, was ihm aber nicht ſo leicht gelang, denn der Portier in ſeinem Pelzrocke füllte die ganze Glasthür aus und fuhr, ohne zu weichen, fort: „Ich habe es Allen geſagt: Gebt Achtung, wie der Herr Doktor Flecker ins Haus kommt, geht die Sache anders. Hausmittel, habe ich geſagt, gebt nur Achtung, Hausmittel! Und das iſt ja auch alles, was Sie dem armen gnädigen Herrn verordnen, Bäder und Waſſertrinken und viel Bewegung, und auf das Letztere halte ich namentlich viel. Aber, nicht wahr," fragte er abermals recht dringend bittend, „es geht ſchon etwas beſſer?"

Der Armenarzt ſah wohl, daß ihn der Pelzkoloß nicht eher frei ließ, als bis derſelbe eine Antwort erpreßt. Deßhalb faßte er ihn mit beiden Händen lachend am Kragen und ſagte, indem er den Verſuch machte, ihn auf die Seite zu rücken: „Nun ja denn, Meiſter Jonathan, wir ſind nicht unzufrieden, und ein Anderer würde ſchon ſagen, es gehe beſſer."

Dieſer Ausſpruch wirkte wie ein Zauberwort, der alte Portier gab mit einer tiefen Verbeugung die Thür frei, und der Doktor ſprang behende davon.

Meiſter Jonathan ſetzte ſeinen Hut würdevoll auf den Kopf,

nahm den Stock an die Seite und ſchritt, nachdem er die Glasthür hinter ſich zugezogen, auf den Hof, wo man die Remiſe geöffnet ſah und eine Menge der verſchiedenſten Equipagen ſo weit vorgezogen waren, daß man bequem um ſie herum gehen konnte. Am Ende dieſes Hofes lagen die Stallungen und auch hier ſtanden die Thüren offen, und man bemerkte ſämmtliche Wagen- und Reitpferde in ihren glänzenden Geſchirren, ſowie unter dem eleganten Sattelzeug, daneben Stalleute, welche im Begriffe waren, die Thiere ihres Glanzes zu entkleiden, während die Reitknechte und Vorreiter in großer Livree mit zufriedenen Mienen damit beſchäftigt waren, ſich derſelben wieder zu entledigen.

An der Eingangsthür zum Stalle ſtand der Bereiter des Grafen in gran fiocchi, ein Wachtmeiſter von der ehemaligen Schwadron des Herrn von Breda, und nickte dem würdevoll heranſchreitenden Portier freundlich zu.

„Die Stallparade," ſagte der Letztere, „muß ja außerordentlich gut ausgefallen ſein; ſeine Erlaucht ſummten ein Lied vor ſich hin, als Sie die Treppen wieder hinaufſtiegen."

„Und daran haben Sie hoffentlich nie gezweifelt?" ſagte der Bereiter, ein Mann von kraftvollem Körperbau und ſehr energiſchem Geſichtsausdruck. „Aber, unter uns geſagt, mir war dieſe Stallparade an ſich lieber als jene Paraden, die ich noch mitzumachen das Glück hatte. Es iſt doch ein Zeichen," ſetzte er flüſternd hinzu, „daß der gnädige Herr wieder anfängt, ſich für etwas zu intereſſiren. — Ich, Meiſter Jonathan," fuhr er nach einer Pauſe fort, während der Portier bedächtig, aber zufrieden mit dem Kopfe nickte, „fand nebenbei, daß Seine Erlaucht ſchon ganz andere Bewegungen macht, als noch vor vierzehn Tagen. Hat er mich doch um meine Meinung gefragt, ob, wenn er vielleicht nächſtens einmal ausreiten wolle, der große Rappe nicht noch zu heftig für ihn ſei. — Du lieber Gott! wie Einem das leid thut, Meiſter Jonathan, wenn ein Herr ſo ſpricht! — Zu heftig! Wenn man da an früher denkt; da war ihm nie einer heftig genug."

„Das kann alles wieder kommen," sagte der Portier wichtig und mit so entschiedenem und lautem Tone, daß es die Leute im Stalle ebenfalls verstehen mußten. Er liebte es, seine Aussprüche hören zu lassen. — „Der gnädige Herr ist in den rechten Händen; ich sage Ihnen, Doktor Flecker ist ein Mann, von dem die Stadt leider noch nicht weiß, was sie an ihm hat. Davon wirst du auch zu erzählen wissen?" wandte er sich an einen der Kutscher, der an der Thür erschien und nun grinsend an seinen Hut langte, als er angeredet wurde. „Du lagst komisch in der Brühe, und er hat dich doch so bald wieder herausgerissen."

„Ja, man hört viel Gutes von ihm," meinte der Bereiter; „wenn ich in den Fall käme, so würde ich auch nach ihm schicken."

„Und was das Schönste an der Sache ist," fuhr der Portier fort, wobei er den vergeblichen Versuch machte, seine Hände auf dem Rücken auf bequeme Art zu vereinigen, „er wendet fast nur Hausmittel an. Und über ein Hausmittel geht nichts. Nicht wahr, Kleiner?" rief er einem der Vorreiter zu, der eben einen Sattel von einem der Pferde herunter genommen hatte; „dich haben wir kurirt mit sechs Flaschen Magnesiawasser und vier Tagen Hungern. — Das that ich selbst," sagte er und kniff dabei sein linkes Auge gegen den Bereiter zu. „Hausmittel, habe ich zu Doktor Flecker zuweilen im Vertrauen gesagt, ein Hausmittel ist das Einzige, was allenfalls dem gnädigen Herrn noch helfen könnte. Und sehen Sie, er wendet jetzt Hausmittel an."

Da Meister Jonathan unbestritten das Factotum des Hauses und als wohlwollender Mann bekannt war, so versammelte sich gern die ganze Dienerschaft um ihn, einestheils um seinen weisen Worten zu lauschen, dann aber auch wieder, weil man wußte, daß er zahlreiche Zuhörer liebte, wenn er sprach. Und so dauerte es auch jetzt nicht lange, als ein Kutscher und ein Reitknecht nach dem andern erschien, auch die kleinen Vorreiter sich schüchtern nahten und sich endlich auch ein paar Lakaien vom Hause her zu der Gruppe hinstahlen.

Es war das ein recht bunter glänzender Hauſe, all die Livreen in lebhaften Farben, die Silberſtickerei vom Glanze der Sonne übergoſſen, die am tiefblauen, wolkenloſen Himmel ſtand, und in der Mitte die etwas unförmliche Geſtalt des Meiſter Jonathan im Pelze, ſich gravitätiſch hin und her wendend und ſeine Bemerkungen Preis gebend, die von den Anderen hier und da lebhaft erwidert, meiſtens aber kopfnickend gutgeheißen wurden. Das Ganze hatte Aehnlichkeit mit einer Schaar Hühner: Kutſcher, Reitknechte, Vorreiter und Lakaien in ihren bunten, glänzenden Livreen ſtellten das Geflügel dar, Meiſter Jonathan hatte das würdevolle Anſehen eines wohlgenährten, federreichen Haushahns.

Wir wollen hier die Schaar verlaſſen und uns, wie wir Eingangs dieſes Kapitels verſprochen, nach dem Schreibzimmer des Grafen begeben. Die Vorhänge des einzigen großen Fenſters waren weit aus einander gezogen und ließen ſo viel Licht herein, daß der kleinſte Gegenſtand im entfernteſten Winkel des großen Gemaches jede Verzierung aufs deutlichſte zeigte. Das Fenſter ſelbſt gewährte einen freien Blick über Häuſer und Gärten hinweg in die weite ſchneebedeckte Landſchaft hinaus, nach den fernen Bergen hin, deren jetzt entlaubte Waldungen auf dem weißen, leuchtenden Grunde wie fein hingeworfene Schatten erſchienen in bläulicher und röthlicher Färbung.

Ein wohlthuendes Gefühl verurſachte gegenüber dem Anblicke der Schneelandſchaft der hohe Kamin mit den großen lodernden Holzblöcken, die eine behagliche Wärme ausſtrömten. Im Uebrigen war in dem Zimmer nichts verändert; die rothſeidene Schärpe bedeckte noch immer das Portrait an der Wand und hielt unten in dem verſchlungenen Knoten nach wie vor den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht.

Graf Helfenberg ſaß an ſeinem Schreibtiſche, der mit der ſchmalen Seite faſt an das große Fenſter ſtieß, und hatte eine große Mappe vor ſich, deren Blätter er eines nach dem anderen mit vielem Intereſſe betrachtete. Vielleicht erinnert ſich der geneigte Leſer, daß der Graf

gegen seinen Freund, den Baron von Breda, den Wunsch äußerte, die Pläne und Umrisse von dessen Hause, namentlich vom Wintergarten mit den daran stoßenden Gemächern, zu besitzen. Um nun diesen Wunsch des Kranken so schnell als möglich zu erfüllen, hatte ihm der Baron seine eigenen Pläne überschickt, was dem Grafen um so lieber war, da er auf verschiedenen Blättern Bemerkungen von der Hand seines Freundes eingeschrieben fand, die ihn aufs höchste entzückten. So war in dem Plane des Wintergartens nicht nur die Stelle für den Frühstücks-Tisch bezeichnet, sondern auch an demselben der Name Eugeniens bemerkt. Obgleich George von Breda als fast übertrieben ordnungsliebend und bestimmt in seinen Anordnungen bekannt war, so mußte doch der Graf lächeln, als er sah, daß der Baron seine Genauigkeit so weit getrieben hatte, sogar den Namen der neuen Hausgenossin hinzuschreiben. Und nicht nur am Frühstücks-Tische fand er denselben, auch am Kamin des kleinen Eßsalons, dann im Stalle, wo das Pferd stand, welches das junge Mädchen gewöhnlich ritt. — Ihn machte die eigentlich pedantische Genauigkeit des Freundes glücklich, und er las den Namen des geliebten Mädchens wohl hundertmal. — Wahrhaftig, da stand er auch, kaum leserlich — man hatte versucht, ihn zu verwischen — im Plane der Remise; aber der Graf mit seinem scharfen Auge erkannte ihn augenblicklich. — Der kleine Phaeton, den Eugenie so gern hat — was konnte das für ein Phaeton sein? Am Ende der, dachte der Graf, den Breda nach dem Muster des meinigen hat bauen lassen. Das wäre wunderbar und hübsch. —

Er blickte bei diesem Gedanken zum Fenster hinaus, auf den Hof hinab, wo die Hühnerschaar noch immer um den wackeren Hahn versammelt war; doch begann sich eben die Gruppe zu lösen, da der Bereiter seine Stallleute in ihre Remisen commandirte. — Der kleine Phaeton wurde in diesem Moment hervorgezogen, um ihn dann wieder genau an seine alte Stelle zu bringen. — Und der Herr dieses kleinen Phaetons lächelte vergnügt in sich hinein, als er nun

plötzlich den eleganten Wagen sah, nur für zwei Personen berechnet; er fühlte sein Herz heftiger schlagen, er nahm das für eine glückliche Vorbedeutung und preßte eine Sekunde lang selig träumend beide Hände vor das Gesicht.

Dann blätterte er weiter in den Plänen. Es überschlich ihn ein eigenthümliches Gefühl, als er nun mit den Augen, in Gedanken aber wie in Wirklichkeit, den ersten Stock jenes Hauses betrat, und als er auch hier wieder den Namen Eugeniens fand, ihr Wohnzimmer, ihr Schlafzimmer. Wie war er glücklich, als er gleich darauf diese beiden Pieces in hübschen Aquarellen vollkommen ausgeführt sah, mit dem ganzen Ameublement versehen, das Wohnzimmer einfach, aber zierlich, mit einem einzigen großen Fenster, an demselben einen kleinen Schreibtisch, davor ein eleganter Fauteuil; zum Ueberflusse bemerkte man neben demselben mit fast undeutlichen Bleistiftstrichen abermals den Namen Eugeniens. Ja, das war gewiß ihr Lieblingsplatz; dort saß sie wahrscheinlich Stunden lang, las, schrieb oder blickte in die Gegend hinaus.

Der Graf nahm das Bild dieses Zimmers, indem er es unzählige Mal betrachtete, so fest in seine Seele auf, daß er es in allen seinen Einzelnheiten aufs Deutlichste vor sich sah, wenn er sich nun mit geschlossenen Augen in seinen Stuhl zurücklehnte. Doch ließ es ihn nicht lange in dieser Stellung; er beugte sich wiederholt über das Blatt und versank bei diesem Anblicke in süße Träumereien. War es ihm doch, als träte er eben in dieses Gemach mit leisem, behutsamem Schritte, man hörte ihn nicht kommen auf dem dicken Teppich, der den Boden bedeckte. Und das wollte er gerade. Dort stand der kleine Fauteuil, aber er war nicht mehr leer, wie hier auf dem Blatte, sie selbst ruhte darin, sie, deren Bild seine ganze Seele erfüllte, sie, die er überall sah. O, er kannte die Formen dieser wunderbaren Gestalt wohl, ihr ganzes liebliches und elegantes Wesen, auch wenn er das Gesicht nicht sah, das sie niederblickend mit der Hand bedeckt hielt! — — Leise, leise näherte er sich, — und wie er sich so in Gedanken

Catheder gegenüber zwei vollkommen ungleiche Fenſter, das eine hoch gewölbt, das andere klein und viereckig. Ihm war der Anblick dieſer Fenſter ſo außerordentlich ſtörend, daß er ſeine Gedanken nur beiſammen halten konnte, indem er die Augen feſt auf ſein Manuſcript richtete, ſobald er aber aufſah und dieſe beiden unregelmäßigen Figuren erblickte, die ihm durch nichts in harmoniſchen Einklang zu bringen ſchienen, ſo wurde er verwirrt, mißſtimmt und unmuthig. Statt aber Jemand dieſen Alp, der ihn drückte, zu offenbaren, nahm er plötzlich ſeinen Abſchied mit der verdienten Penſion und zog ſich hierher zurück, ſo gut wie gar keinen Umgang anknüpfend. Anfänglich hatte er Abends eine Geſellſchaft beſucht, wo in großen ſtattlichen Zimmern zur Erholung und Unterhaltung der Mitglieder Alles gethan war. Da gab es Leſe-Cabinette, und Billard-Zimmer, Reſtaurationen und Kegelbahnen und dorthin ging der Profeſſor einige Male Abends in der Woche. Da er aber auch dort wenig Bekanntſchaften machte, ſelten mit Jemand ſprach, ſo war der lange dürre und ſchweigſame Mann beſtändig ein fremdes Element, das einſam und unberührt auf den Wogen der Geſellſchaft dahinſchwamm. Stundenlang konnte er vor dem Billard ſtehen und den Lauf der Kugel, ſowie die Winkel, welche von den anprallenden beſchrieben wurden, aufmerkſam verfolgen und ſich daraus allerlei mathematiſche Figuren zuſammenſtellen. Später

näherte, durchschauerte es ihn süß und geheimnißvoll. Jetzt war er ihr ganz nahe, er beugte sich nieder, er berührte mit seinen Lippen ihr weiches, kühles, duftiges Haar, und als sie nun emporschrak, verwandelte sich ihr Erschrecken, sowie sie ihn erkannte, in laut jubelnde Freude — — Mein Hugo! — — O, meine Eugenie!

Er dachte das so lebhaft, daß die Unruhe, welche ihn dabei befiel, ihm nicht erlaubte, sitzen zu bleiben; so rasch wie möglich erhob er sich und machte einen Gang durchs Zimmer, wobei er denn auch fortfuhr, seinen Träumereien nachzuhängen; doch umdrängten sie ihn nicht mehr so gewaltig, wie einen Augenblick vorher beim Anblick des kleinen Heiligthums, wo das Mädchen schaffte und waltete, das er um so unendlicher und glühender liebte, da er diese Liebe ja vor aller Welt, namentlich vor sich selber, verbergen mußte.

Als die Gluth seiner Gedanken ihren Culminationspunkt erreicht hatte, wurden diese, wie schon bemerkt, ruhiger; er trat ans Fenster, blickte in die schneebedeckte Landschaft hinaus und suchte die ihm wohlbekannte Linie am Horizont, hinter welcher das Thal mit der Hütte des Jägers lag. Da hinaus schickte er mit Hand und Mund unzählige Grüße und dachte an den kommenden Frühling und meinte darauf mit einem unaussprechlichen Gefühl im Herzen, das ihm fast den Athem benahm, es sei am Ende doch noch nicht Alles für ihn vorbei auf dieser Welt, er dürfe wohl noch wieder hoffen.

Hoffen, ja, hoffen! Wie dieses einzige Wort der Phantasie Thür und Thor öffnet, wie es eine traurige Gegenwart verklärt und uns die Zukunft mit süßen Farben malt! Wie es unser Herz schneller schlagen macht, wie es Bilder vor unser inneres Auge führt, wunderbar wechselnd, die in ihrer Reihenfolge immer schöner werden, bis wir zuletzt nichts mehr sehen mögen, nichts mehr hören wollen, nur noch fühlen den süßen Hauch eines geliebten Wesens, das Schlagen eines liebenden Herzens, und dann langsam und selig untergehen in einem Meer von Wonne unter einem langen, langen Kusse. Ja, hoffen, hoffen!

So dachte Graf Helfenberg, und er mußte sich wiederholt gewaltsam losreißen, um nicht in Phantasieen zu versinken, die ihm ja vorderhand noch keinen haltbaren Grund boten, und wo sich seine Träume alle in schwebende Luftgestalten verwandelten, die ihn, wenn er sie erfassen wollte, höhnisch anstarrten und davon flatterten. Aber hoffen, doch noch hoffen! — Er fuhr mit der Hand über die Augen, wie um die duftigen Gebilde, die ihm zu mächtig wurden, gewaltsam zu zerreißen; dann schritt er durch das Zimmer nach dem Kamine, setzte sich dort nieder und wandte einen glimmenden Block, dessen innere Seite verkohlt war, herum, so daß unzählbare Feuerfunken umhersto-ben. „Hoffen, ja, hoffen!“ murmelte er vor sich hin. Aber auch die sprühenden Funken dienten ihm nur dazu, das Bild des lieben Mädchens zu umgeben; sie erschienen ihm wie ein lustiges Freudenfeuer nach seinem glücklichsten Tage.

Als er darauf wieder an seinen Schreibtisch zurücktrat, abermals den Plan betrachtete und leicht mit dem Finger von der Thür des Zimmers nach jenem Stuhle hinfuhr, da sagte er seufzend: Was doch dieser George in aller und jeder Beziehung für ein glücklicher Mensch ist! Das selige Vergnügen, von dem ich soeben träumte, zu ihr ins Zimmer treten, sich ihr nähern zu dürfen, ihren Namen zu nennen, alles das, was ich mir mit so viel Seligkeit ausmalte, kann er sich häufig des Tages erlauben, — vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Kusses auf ihr süßes Haar, setzte er lächelnd hinzu. An so was denkt dieser gute George auch gar nicht; aber glücklich ist er, glücklich über alle Beschreibung. Darf er sich ihr doch nahen, wann er will, sie aufs Pferd heben, ihre Hand berühren, wenn er die Zügel ordnet, ihr gegenüber sitzen zu allen Tageszeiten, ohne Aufsehen in ihr großes, dunkles, seelenvolles Auge blicken — o, schwelgen würde ich bei dem Anblick! — Kann er doch fast stündlich ihre milde und doch so hellklingende Stimme hören! Bedeckt doch ein Dach ihn und sie! — Ja, er ist glücklich.

Dabei rang sich ein tiefer Seufzer aus der Brust des Kranken los.

Und doch nicht so glücklich, als ich mir denke, sprach er nach einer Pause zu sich selber; wo meine Hand zittern würde, wenn ich ihren Arm, ihre Finger berühren dürfte, da hat er wahrscheinlich nicht die geringste Emotion. Wohl hat er das schöne Mädchen gern — das Gegentheil wäre ja auch nicht möglich — aber es ist ein anderes Gefühl als das, welches mich durchbebt. Und auch darin zeigt sich wieder einmal das Glück des wilden George. Er darf in der Nähe dieses wunderbaren Geschöpfes sein, er darf sie sehen, ihre Unterhaltung genießen, das sind lauter Lichtseiten. — Bei ihm fehlen alle Schatten, setzte er hinzu, nachdem er einen Augenblick in tiefes Nachdenken versunken. Ja, er ist gleichgültig, kalt und deßhalb so glücklich. Wenn ich mit meiner rasenden Leidenschaft für das Mädchen an seiner Stelle wäre, wenn ich gleichgültig und förmlich mit ihr sprechen müßte, wo ich vielleicht kaum im Stande wäre, Worte der glühendsten Liebe, die mir auf den Lippen säßen, zurück zu halten, wenn ich mit ruhigem, freundlichem Lächeln ihre Hand ergreifen sollte, wo es mich drängte, zu ihren Füßen niederzufallen, ihre Kniee zu umfassen und mit tausend wahnsinnigen Küssen jeden ihrer Finger zu bedecken, — — ah, das wäre die Hölle auf Erden! Es ist doch besser so.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Gute Freunde.

In diesem Augenblicke fuhr der Graf aus seinen Träumereien auf, da er ein leises Räuspern neben sich vernahm, und sah seinen Kammerdiener, der mit gedämpfter Stimme fragte, ob Seine Erlaucht für Baron Fremont und Herrn von Tondern zu Hause sei?

Der Graf dachte einen Moment nach, dann sagte er laut: „Ich habe gerade nichts Dringendes vor.“ Leise setzte er hinzu: Das Geschwätz der Beiden wird mich zerstreuen; obendrein hat mir Doktor Flecker verboten, mich zu anhaltend und zu innig mit irgend einem Gegenstande zu beschäftigen. Ich war nahe daran, sein Gebot tüchtig zu überschreiten. — „Die beiden Herren sind mir willkommen,“ sprach er hierauf zu seinem Kammerdiener, der alsbald verschwand.

Graf Helfenberg hatte eben noch Zeit, die Mappe mit den Plänen zuzuwerfen, als auch schon die beiden Gemeldeten in das Zimmer traten, Herr von Tondern langsam, scheinbar gelangweilt und mit seinem gewöhnlichen mißmuthigen Blicke, Baron Fremont dagegen heiter und lustig wie immer, über Alles sich freuend, sei es ein wirklich interessanter Gegenstand oder sei es ein ihm unbekanntes Spiel, von ein paar Gassenjungen an irgend einer Straßenecke aufgeführt.

Herr von Tondern reichte dem Grafen nachläſſig die rechte Hand, während er mit der linken einen Fauteuil zum Kaminfeuer ſchob und ſich darauf gähnend in denſelben fallen ließ.

„Wie geht es, Graf?“ fragte er alsdann. „Wie ich mit großem Vergnügen höre, außerordentlich gut,“ ſetzte er, ſeine eigene Frage beantwortend, hinzu und machte es ſich vor dem lodernden Feuer ſo bequem wie möglich.

„Tondern ſagt,“ erwiderte der Kranke lachend, „er habe mit Vergnügen gehört, es gehe mir beſſer, und macht dabei ein Geſicht, als bedaure er dieſe Nachricht aufrichtig, der vortreffliche Freund!“

„Nein, nein,“ ſprach Baron Fremont eifrig, „da thun Sie ihm Unrecht. Er kann nur die Kälte nicht ertragen, der gute Tondern, und da findet er ſich jedes Mal unbehaglich.“

„Daran iſt ſchon etwas Wahres,“ entgegnete der, über welchen geſprochen wurde, beinahe mürriſch. „Wie ſo manches Andere greift die Kälte meine Nerven an; ich leide innerlich. Was das aber heißt, davon hat Fremont freilich keine Idee, denn bei ihm ſpiegelt ſich Alles auf der Oberfläche ab. Ja, ja, Freund, das kannſt du nicht läugnen, die Hitze im Sommer verurſacht dir eine krankhafte, erſchreckende Bläſſe und die Kälte im Winter eine allerliebſte blaurothe Naſe.“

„Dieſer Tondern iſt köſtlich!“ rief Fremont mit einem Tone des Schreckens, wobei er einen raſchen Blick in den Spiegel warf. „Ich hätte eine blaurothe Naſe? das könnte mich in der That derangiren!“

Wenn auch Herr von Tondern übertrieb, ſo zeigte doch allerdings die Naſe ſeines Freundes eine leichte röthliche Schattirung, was demſelben ſehr unangenehm war, denn er hielt viel auf ſein Aeußeres, namentlich auf ſeinen hellen Teint und ſeine weißen Zähne.

„Uebrigens iſt es gar kein Wunder,“ ſagte der Graf „wenn man bei dem Wetter eine rothe Naſe hat. Sie werden aber ſehen, Herr von Tondern, wie bald das bei dem angenehmen Kaminfeuer verſchwindet. — Sie finden es doch behaglich warm hier?“

„Es wird ihm zu heiß ſein,“ entgegnete ſtatt des Gefragten

lachend Baron Fremont, der vor Begierde brannte, die blaurothe Naſe heim zu geben. „Er pflegt bei ſich nur ſparſam einzuheizen.“

Worauf der Andere erwiderte: „Darin haſt du allerdings Recht; wer ſo viel natürliche Wärme beſitzt, wie ich, dem wird ein heißes Zimmer läſtig. Alte Leute, überhaupt entnervte Perſonen müſſen ſchon ein paar Grad mehr für ſich haben; ich brauche das nicht. Hier iſt es mir aber bis jetzt nach der Kälte draußen noch recht angenehm.“

Dabei hob er den Arm auf und langte aus einem Kiſtchen, das auf dem Kamine ſtand, eine Cigarre, die er mit großer Umſtändlichkeit abſchnitt, anzündete und ſich alsdann vor dem lodernden Kaminfeuer wieder behaglich ausſtreckte.

Auch der Graf hatte ſich niedergelaſſen, und Baron Fremont auf eine Handbewegung ebenfalls eine Cigarre genommen, welche er anzündete, es dann aber, wie er ſagte, vorzog, noch eine Zeit lang im Zimmer auf und ab zu ſpazieren.

„Aber in der That,“ nahm Herr von Tondern nach einer Pauſe das Wort, „Sie haben wirklich eine beſſere Miene, als noch vor Kurzem, beſter Graf.“ — Er verſuchte dabei, einige Wärme in den Ausdruck ſeiner Stimme zu legen. — „Iſt es wahr, — man ſagt, Sie hätten ſich einer neuen Kur unterworfen, und zwar bei jenem Arzte, den wir neulich Abends das Vergnügen hatten, hier zu ſehen? — Ich habe nie daran gezweifelt, daß Ihr Leiden nur vorübergehend und daß bei Ihrer kräftigen Conſtitution die Krankheit, wenn wirklich eine vorhanden wäre, am Ende doch unterliegen müßte.“

„Ja, das hat er immer geſagt,“ bekräftigte Fremont, der vor dem Portrait ſtand und den vergeblichen Verſuch machte, unter der rothſeidenen Schärpe auf das durch dieſelbe verdeckte Geſicht einen Blick zu werfen. „Und ich muß mich ſeiner Meinung ausnahmsweiſe anſchließen,“ fuhr er fort, „und habe auch vorgeſtern zu Breda geſagt, daß ich Ihr ganzes Weſen vollkommen und ſehr vortheilhaft verändert finde.“

„Dieſer Doktor — wie heißt er doch?“ — warf Tondern nach-

läſſig ein, „muß ein ausgezeichneter Arzt ſein; ich werde mir ſeine Adreſſe in Fremont's Intereſſe merken. Der liebe Freund kränkelt zuweilen.“

„Mach keine ſo ſchlechten Späſſe!“ entgegnete der Baron; „du kannſt wirklich unausſtehlich ſein. Nebenbei geſagt, gewöhnſt du dir das nicht angenehme Air eines großen Herrn an, der Fragen ſtellt und die Beantwortung gar nicht abwartet.“

„Eine Frage, wie ſie der gute Tondern geſtellt,“ ſagte Graf Helfenberg, „und zwar an einen ewigen Kranken gerichtet, wie ich es nun leider einmal bin, bedingt auch eigentlich keine Antwort und iſt wohl nichts mehr und nichts weniger, als der Ausdruck eines tiefen Mitgefühls.“ — Dies ſprach er mit einem feinen, ſarkaſtiſchen Lächeln. — „Was übrigens meinen Zuſtand anbelangt,“ fuhr er darauf fort, „ſo muß ich geſtehen, ich befinde mich nicht ſchlechter; ich könnte ſogar ſagen: etwas beſſer; doch kenne ich meine Krankheit zu genau, um zu glauben, der Frühling kehre wieder, wenn ich nach langer Winternacht eine kleine, ärmliche Blüthe aufſproſſen ſehe.“

„Das iſt ſehr ſchön geſagt,“ verſicherte Fremont. Und er meinte das in der That ehrlich. Der Baron hatte ein leicht bewegliches Gemüth, und da er eine Zeit lang den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht betrachtet, ſo fühlte er ſich weich geſtimmt.

„Doktor Flecker,“ fuhr der Graf fort, „ſucht meinen Zuſtand durch die einfachſten Mittel von der Welt zu lindern; er räth mir Bewegung an, läßt mich baden, und will vor allen Dingen, daß ich einen guten Humor behalten ſolle.“

„Da müſſen Sie Tondern verbieten, daß er Sie gar zu häufig beſucht,“ rief lachend der Baron, näher kommend, während er ſeinem Freunde auf die Schulter klopfte zum Beweiſe, daß er ſich einen freundlichen Scherz erlaube. „Tondern,“ fuhr er darauf fort, indem er unter dem Klopfen auf die Schulter einen bezeichnenden Druck anzubringen wußte, der natürlicher Weiſe dem Grafen entgehen mußte, „iſt wirklich in der letzten Zeit von einem ſo unangenehmen Humor,

daß ich, der das Glück seiner genauen Bekanntschaft genießt, sehr viel darunter zu leiden habe. — Das kannst du nicht läugnen."

Tondern zuckte statt aller Antwort mit den Achseln, zog die Augbrauen hoch empor und blies den Dampf seiner Cigarre so stark aus dem zugespitzten Munde, daß es war, als habe er dabei einen leichten Seufzer unterdrücken wollen.

„Er hat demnach etwas Unangenehmes gehabt?" fragte der Graf theilnehmend. „Ihr wißt beide, wenn ich irgendwo nützlich sein kann, so stehe ich mit Person und Einfluß zu Diensten."

„Fremont übertreibt, wie gewöhnlich," erwiderte Tondern ärgerlich; „ich hatte wohl eine kleine verdrießliche Geschichte, aber es ist nicht der Mühe werth, so ein Aufheben davon zu machen."

„Es droht ihm ein Prozeß," warf Fremont leicht hin, wieder ins Zimmer hineinschreitend.

„Nicht so ganz," sagte Herr von Tondern, indem er sich gegen den Freund umwandte. „Wenn du etwas sagen willst, so sage es auch richtig. — Ich drohe mit einem Prozesse."

„Nun ja, du drohst mit einem Prozesse," versetzte der Baron begütigend; „das ist in diesem Falle am Ende gleich viel; der Prozeß wird da sein, und da wir einmal davon sprechen, so kannst du den Grafen um seinen Rath bitten."

„Das wird Tondern wohl nicht nöthig haben," sprach lachend Graf Helfenberg, „denn wie er uns oft versichert, ist er selber ein Rechtsgelehrter."

„Da haben Sie vollkommen Recht," entgegnete Jener. „Aber er" — damit nickte er gegen den Baron hin — „kann sich nun einmal nicht daran gewöhnen, sich recht auszudrücken. Allerdings möchte ich Sie etwas fragen, bester Graf, aber Gott soll mich bewahren, Ihnen etwas von einer langweiligen Prozeßgeschichte vorzuerzählen. Da nun aber Fremont einmal diesen Punkt berührt hat, so werden Sie wohl so freundlich sein, mir zu sagen, ob Sie mit Ihrem ständigen Rechtsfreunde, dem Herrn Doktor Plager, vollkommen zufrieden sind."

„Demselben," erläuterte Fremont, „der neulich hier — verzeihen Sie mir, bester Graf — den wahrhaftig ganz unnöthigen Akt vorgenommen."

Dabei grinste er so freundlich und wohlwollend, daß man seine sämmtlichen Zähne sah, und machte mit der Hand eine leichte, ein wenig verächtliche Bewegung.

„Was den Doktor Plager anbelangt," sprach ernst Graf Helfenberg, so kann ich ihn als Rechtsbeistand mit bestem Gewissen außerordentlich empfehlen; er kennt das Recht und alle Gesetzbücher nebst Commentaren aufs Genaueste; er versteht einen Fall richtig aufzufassen und scharfsinnig durchzuführen; er ist dabei gewissenhaft und fleißig, versäumt keine Termine, und was seine Rechnungen anbelangt, so ist er keiner von denen, der die Gebühren für eine Unterredung aufschreibt, wenn Sie auf der Straße zu ihm gesagt haben: Guten Tag, wie geht's? — Kurz, er ist in seiner Art ein vortrefflicher Mann."

„Das ist eine vortreffliche Empfehlung," meinte der Baron, und nachdem Herr von Tondern zustimmend mit dem Kopfe genickt, sagte er: „Wäre es nach alle dem unbescheiden von mir, bester Graf, wenn ich Sie um zwei freundliche Zeilen ersuchte, worin Sie mich dem Doktor Plager als einen Bekannten empfehlen würden, für den —"

„Sie ihn bäten, etwas Außerordentliches zu thun?" ergänzte Baron Fremont, welche Ergänzung übrigens sein Freund mit einem finsteren Blicke belohnte und sich dann mürrisch wieder dem Feuer zuwandte.

„Mit dem größten Vergnügen will ich Ihren kleinen Wunsch erfüllen," versetzte der Graf, „und wenn es Ihnen recht ist, besorge ich das sogleich. Ich kann in der That den Doktor Plager aufs Beste empfehlen."

Damit erhob er sich von seinem Stuhle und setzte sich an den Schreibtisch, wo er ein paar Worte schrieb.

„Und wenn der vortreffliche Graf dich dem Rechtsconsulenten eben so sehr empfiehlt," lachte Baron Fremont, indem er sich an Tondern wandte, „so könnte euch beiden geholfen werden."

Zu gleicher Zeit warf er einen eigenthümlichen Blick auf seinen Freund, worauf ein kurzes Lächeln über dessen mißvergnügte Züge flog.

„So, da haben Sie das Gewünschte," sagte Graf Helfenberg nach einer Pause, während welcher er geschrieben, das Papier in ein Couvert gesteckt, dieses zugesiegelt und die Aufschrift gemacht.

Fremont eilte ihm entgegen, nahm das Billet aus seiner Hand und reichte es Tondern dar, der es mit einem mäßigen Danke in die Brusttasche seines Rockes steckte.

Der Hausherr ließ sich wieder auf seinem Platze am Kamine nieder, während Fremont, jetzt sanft die Hände reibend, wieder anfing, in dem Gemache auf und ab zu spazieren und bald Dieses, bald Jenes zu betrachten. Jetzt trat er ans Fenster und äußerte sich entzückt über die weite, prachtvolle Schneelandschaft; dann warf er einen Blick auf den Schreibtisch und sprach aufs Natürlichste seine Verwunderung aus über die kleinen eleganten Sachen, mit denen derselbe bedeckt war. Alles war aber auch hier in der That bemerkenswerth: Schreibzeug, Lineale, Papierhalter, Briefbeschwerer, Siegellackträger, Oblatenschalen, Petschafte, Falzbeine, kurz, alle die nöthigen und unnöthigen Kleinigkeiten, wie sie auch heißen mögen, waren lauter Kunstwerke, bestehend aus eingelegtem, kostbarem Holz, aus Bronze, Silber, Gold, edlen Steinen und dergleichen.

„Apropos!" rief jetzt mit einem Male der Baron, „neulich sagte mir Frau von Breda, Sie wären im Begriff, Ihrem Palais hier einen Wintergarten anzufügen. Es ist wohl so, lieber Graf? denn an der Aufschrift dieser Mappe sehe ich, daß Sie sich mit den Plänen des Breda'schen Hauses befassen."

Obgleich nun Graf Helfenberg wohl wußte, daß Baron Fremont, der, wie er von sich selbst sagte, diskret bis zum Exceß war, die Mappe nicht aufschlagen würde, was ihm bei seinen Gefühlen als eine Profanation erschienen wäre, so war es ihm doch schon unlieb — weßhalb, wußte er selbst nicht recht — daß dieser auch nur gesehen, er habe die Pläne des besagten Hauses bei sich. Da es nun aber einmal ge-

ſetzte er ſich in eine Ecke des Zimmers, nahm eine Taſſe Thee, ſchlief darüber ein und erwachte erſt wieder gegen 10 Uhr an dem Geräuſche von dem Hin- und Herrücken der Stühle, und Zuſchlagen der Thüren, indem die Mehrzahl der Mitglieder um dieſe Zeit nach Hauſe ging. Hier nun ſpielten ihm einmal mehrere junge Leute einen gar argen Streich, der ſorgfältig überlegt und gut ausgeführt wurde. Eines Abends hatte der Profeſſor ſeinen Thee getrunken, hatte den Kopf zurückgelegt und war eingeſchlafen, da verſchloß man die Thüren zum anſtoßenden Zimmer, löſchte ſämmtliche Lichter aus und nachdem Alles eine Zeit ſchweigſam verharrt war, wurde plötzlich an verſchiedenen Tiſchen mit den Stühlen gerückt, laut mit den Füßen geſcharrt, die Thüren auf und zugemacht und an dieſem Geräuſch erwachte der Profeſſor wie gewöhnlich, mehrere Spiele Parthien aber in demſelben Zimmer hörte er laut und mit vielem Sprechen fortführen, dort hieß es: Coeur iſt Trumpf und die Karten platſchten auf dem Tiſch; an einer andern Stelle klapperten die Domino-Steine und aus dem Neben-Zimmer erſchallte das Klappen der Billard-Kugeln und das Sprechen und Gelächter der Spielenden. Der Profeſſor rieb ſich beſtürzt die Augen, als er erwachte und ſich in tiefer Nacht befand und dazu vernimmt, wie um ihn Alles ſeinen gewöhnlichen Gang geht. Er reißt die Augen weit auf, ſchaut um ſich her, bringt die Hände vor

ſchehen war, ſo ſagte er in gleichgültigem Tone: „Es war eine Idee von mir, die ich neulich gegen George äußerte, und worauf er ſo freundlich war, mir jene Mappe zu ſchicken. Das ſind Gedanken, wie ſie einem Kranken wohl in langweiligen Stunden kommen können, bei denen er aber im gleichen Augenblicke einſieht, daß ſie ſich ſchwerlich realiſiren laſſen.“

„Das wüßte ich doch nicht,“ entgegnete der Andere; „Sie haben Platz genug in Ihrem großen Garten, und in Ihrer glücklichen Lage brauchen Sie Ihrem Baumeiſter nur den Befehl zur Erbauung eines ſolchen Wintergartens zugehen zu laſſen.“

„In meiner glücklichen Lage allerdings,“ verſetzte der Graf mit einem ironiſchen Lächeln. „Ach! mein lieber Fremont, in meiner glücklichen Lage ſind ſolche Bauwerke zu hoch und zu weit für mich; ich werde in den nächſten Jahren weniger Raum brauchen. Glauben Sie mir, ich kenne meine Lage genau.“

Nach dieſen Worten hatte der finſtere Geiſt, der ſo oft ſeine Flügel um den Kranken ſchwang, ihn wieder unſanft berührt, und er ſaß da, zuſammengeſunken in ſeinem Stuhl, düſter vor ſich hinſtarrend.

Herr von Tondern warf einen forſchenden Blick auf den Grafen, worauf er ſeinen Freund flüchtig von der Seite anſah.

Dieſer näherte ſich dem Grafen, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter und ſagte: „O, nicht dieſen Ton! Wenn derſelbe bei Ihnen anklingen will, ſo müſſen Sie ihn mit aller Gewalt verjagen. Sie ſagten ja vorhin ſelbſt, der Arzt habe unter ſeinen Heilmitteln einen guten Humor obenangeſtellt. Der Teufel auch, Verehrteſter! den muß man feſthalten; ja, wer über alles, was uns morgen, übermorgen, übers Jahr, über zehn Jahre treffen kann, finſter und argwöhniſch grübelt, der wird ſeines Lebens nicht froh. Was iſt jeder Menſch für eine ſchwache Maſchine! Ich erkälte mich einfach auf der Straße: ich kann morgen die Schwindſucht am Halſe haben; ich glitſche auf der glatten Treppe aus und bin vielleicht eine Stunde nachher ein ſtiller Mann.“

„Oder du iſſeſt dir eine ſchwere Indigeſtion,“ meinte Herr von

Tondern, „was häufig genug vorkommt, und bekommst den schönsten Schlagfluß, wozu du überhaupt geneigt bist."

„Ja, auch das," fuhr der Baron fort, doch war er auf die Bemerkung seines Freundes etwas kleinlaut geworden. — „Ich versichere Sie, bester Graf," meinte er, nachdem er an das Fenster gegangen und einen Blick hinaus geworfen, „dort hinten wäre ein wunderbarer Platz für einen Wintergarten; ich würde mich wahrhaftig freuen, wenn Sie die Idee ausführten — für Sie eine große Ressource und für Ihre Bekannten, die Sie häufig genug besuchen würden, von einer ungeheuren Annehmlichkeit. Nicht wahr, Tondern?"

Dieser hatte seine Füße auf die Kaminstange gesetzt und schaute ein paar Augenblicke in das spielende Kaminfeuer, ehe er kopfnickend zur Antwort gab: „Ohne einen Vergleich anstellen zu wollen, habe ich für meine Person das Gleiche gedacht, was Fremont eben aussprach, als damals George von Breda Haus und Garten baute. Es ist nicht viel davon in Erfüllung gegangen; wir haben uns verdammt wenig da getroffen. Das müßt Ihr selbst zugeben."

Der Kranke hatte sich gern aus seiner finsteren Laune heraus reißen lassen und schien mit einem leisen Athemzuge alle seine drückenden Sorgen verjagt zu haben. „Es ist wahr," gab er auf die Frage des Herrn von Tondern zur Antwort, „George hat nicht so den zuvorkommenden Wirth seines Hauses gemacht, wie wir alle erwartet. Aber wer kann ihm das übel nehmen, einem jungen Ehemann, der anfänglich an der Gesellschaft seiner Frau vollkommen genug hatte und dieselbe jeder andern vorzog!"

„Na, na!" machte Herr von Tondern; indem er die Augenbrauen emporzog und leicht mit dem Kopfe schüttelte, „so arg mags doch auch nicht gewesen sein."

„Und der sich mit der Zeit daran gewöhnte," fuhr der Hausherr fort, „für sich zu sein, was überhaupt seiner Neigung von jeher zugesagt."

Baron Fremont war hinter den Stuhl des Sprechenden getreten und sagte, mehr zu sich selber als zu den Andern:

„Es ist doch schade, man könnte da schöne Feste feiern. Ein superbes Haus! Aber zu groß für das kinderlose Paar.“

„Ja, es war zu groß,“ sprach Herr von Tondern, indem er einen starken Ausdruck auf das „war“ legte, „aber jetzt ist es vollkommen ausgefüllt.“

„Wie so?“ fragte der Baron.

Auch der Graf blickte aufmerksam in die Höhe.

„Nun, wie so? Das bedarf doch eigentlich gar keiner Frage. Hat Breda nicht eine Nichte seiner Frau zu sich genommen? Und so eine junge Dame standesgemäß lebend, füllt vollkommen die leerstehenden Apartements aus. — Dieser George ist ein speculativer Kopf,“ setzte er nach einigem Nachsinnen hinzu, während er durch eine Handbewegung die Asche seiner Cigarre ins Feuer warf. „Er hat keine Kinder zu erwarten, — nun gut! er findet sich aufs vortrefflichste darein, und um doch nicht allein zu sein, verziert er sein Haus mit dem liebenswürdigsten jungen Mädchen, mit einer Pflegetochter, schön, fein gebildet, die ihm in allen Beziehungen ebenso viel, wenn nicht mehr Ressourcen bietet, als jede wirkliche Tochter.“

In diesen Worten lag an und für sich nichts Verfängliches; doch mochte es der Ton sein, mit welchem Herr von Tondern sie aussprach, genug, Graf Helfenberg fühlte sich wieder unangenehm davon berührt und hätte gern das Gespräch geändert.

„O, es ist höchst angenehm für ihn,“ sagte nun Baron Fremont, den Faden desselben aufnehmend; „es war bis jetzt ein äußerst langweiliges Haus, das Breda'sche, etwas frostig, allen Humor unterdrückend — sie fast den ganzen Tag lesend und nur zum Sprechen geneigt, wenn man auf ihre wissenschaftlichen Themas einging; er in seinen Papieren arbeitend und seine Rechnungen besorgend, wenn er nämlich zu Hause war. Und das gehörte zu den Ausnahmen. Vor ein paar Tagen dinirte ich da, vortrefflich, wie man es bei George

gewohnt iſt, aber das Diner war vortrefflich in jeder Beziehung und wahrhaftig nur durch jenes reizende junge Mädchen; die Unterhaltung animirt, George ſprudelnd von Humor und Liebenswürdigkeit und Eugenie hinreißend in ihren einfachen, aber geiſtvollen Antworten."

„Und die Baronin?" fragte Herr von Tondern, ohne den Blick vom Kaminfeuer zu erheben.

„Selbſt die Baronin war anders als früher. Daß ſie ſich viel in die Unterhaltung gemiſcht hätte, könnte ich gerade nicht ſagen, doch freute ſie ſich ſichtbar über unſeren lebhaften Wortwechſel; ſie ſchaute lächelnd zu und blickte mit ſtillem Wohlgefallen auf George und das junge Mädchen, wahrhaftig gerade ſo, als ſei ſie eine dritte unbetheiligte Perſon, die ſich —"

„An dem Glücke eines jungen Paares erfreute," endigte Herr von Tondern die Rede des Anderen, worauf Baron Fremont erſtaunt bemerkte: „Das habe ich allerdings ſagen wollen; wie wußteſt du das?"

„O, die Harmonie Ihrer Gefühle iſt bekannt," ſprach der Hausherr nicht ohne Schärfe und Bitterkeit, denn ihn hatte die Aeußerung Tonderns tief verletzt.

„Da haben Sie allerdings Recht, beſter Graf," fuhr haſtig der Baron fort; „aber Tondern war gar nicht bei dem Diner und konnte nicht wiſſen, was dort vorging."

„Tondern weiß manches, was er nicht mit eigenen Augen geſehen," ſagte dieſer lächelnd, „und was das Fräulein von Braachen anbelangt, ſo habe ich mich ſtets für das ſchöne und liebenswürdige Mädchen intereſſirt."

„Das habe ich allerdings ſchon bemerkt," verſetzte Fremont, „und wenn ich verſchiedene Aeußerungen, die du in ähnlicher Richtung gethan, zuſammenfaſſe, ſo könnte man wahrhaftig glauben, daß —"

„Ich auf den Baron eiferſüchtig wäre? Wer weiß!"

„Ah, Tondern!" nahm Graf Helfenberg das Wort, wobei er hef-

tiger ſprach, als er gewollt, ſich aber, dies ſelbſt bemerkend, zu einem Lächeln zwang, „ſo dürfen wir über unſere Freunde nicht reden.“

„Aber, beſter Graf,“ erwiderte Herr von Tondern ſcheinbar erſtaunt, „ich habe doch nichts geſagt! Meine eben geſagten Worte könnte ich vor der ganzen Welt wiederholen, ſelbſt vor George und Breda.“

„Doch nicht ſo ganz,“ meinte Fremont; „wenn man ſagt, man ſei auf Jemand eiferſüchtig, ſo muß man doch auch Gründe haben und dieſe Eiferſucht motiviren können.“

„Das Ganze iſt vielleicht nur ein Scherz von Tondern,“ bemerkte der Hausherr mit leiſer Stimme.

„Nehmen wir es als Scherz,“ ſagte Herr von Tondern. „Aber wenn ich mich ernſtlich für Fräulein Eugenie intereſſirte, ſo könnte ich doch vielleicht manches finden, was mir gerade nicht ganz beſonders angenehm wäre.“

Der Graf wollte etwas entgegnen, doch fürchtete er, ſeine Bewegung zu verrathen, und ſchaute deßhalb mit einem fragenden, beinahe auffordernden Blicke auf Fremont.

Dieſer verſtand den Blick und erwiderte ihn mit einem Augenzwinkern, als wollte er damit ausdrücken: Laſſen wir Tondern einmal ſeine Weisheit auskramen:

„Auf deine Gründe wäre ich begierig; du wirſt mir zugeben müſſen, daß George von Breda die junge Dame gerade ſo behandelte, als wenn ſie ſeine Tochter wäre.“

„Zugeſtanden,“ antwortete Tondern, „aber daß ſie nicht ſeine Tochter iſt, darin liegt der große Unterſchied. Er reitet mit ihr allein, er fährt mit ihr in dem kleinen Phaeton ſpazieren.“

Ja, in dem kleinen Phaeton, dachte ſeufzend Graf Helfenberg, den ſie ſo ſehr liebt!

„Und wenn er mit ihr reitet und fährt, hängt ſein Auge mit einem Intereſſe an ihr, das wir an dem wilden George gar nicht gewohnt waren. In allen Dingen iſt er mit dem jungen und ſehr ſchönen Mädchen aux petits soins, und alles das hätte neben jeder

anderen Frau vielleicht nicht das Geringste zu bedeuten, aber nehmen wir Frau von Breda mit ihrer mehr als gewöhnlichen Ruhe, mit ihrer Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit —"

„Halten Sie, Tondern!" rief Graf Helfenberg, der in der That nicht mehr hören wollte.

Doch — wollte der Sprecher den Ernst dieses Ausrufes nicht verstehen, oder verstand er ihn wirklich nicht, genug, er fuhr mit einer gefälligen Handbewegung fort: „Waren wir doch alle bei der Vermählung unseres gemeinschaftlichen Freundes, des Herrn von Breda, überzeugt, daß nie eine größere Convenienz-Heirath geschlossen wurde als diese. Da war doch wahrhaftig von einer gegenseitigen Zuneigung nicht die Rede; sie betrachtete ihren Mann als einen vortrefflichen Verwalter und Rechnungsbeamten, und er sie als eine brave und verehrungswürdige Frau, die ihm zu einer höchst angenehmen und mehr als sorgenfreien Existenz verholfen. Und das ist ein sehr zusagendes Verhältniß, welches vor allen Dingen die Eifersucht ausschließt."

Mochte der Baron Fremont bei diesen Worten seines Freundes vollkommen richtig in den finsteren Blicken des Hausherrn gelesen haben, der die Lippen zusammenbiß und unruhig hin und her rückte, oder mochte er sich denken, der Graf nehme die Worte des Herrn von Tondern nur aus Freundschaft für den Baron übel, und wir glauben das Letztere annehmen zu dürfen — er versuchte, der Unterredung eine minder ernste Wendung zu geben.

„Wie ich Sie vorhin versichert, bester Graf," rief er aus, „so hat Tondern heute seinen schlimmen Tag, und Sie haben jetzt zur Genüge gesehen, daß meine Behauptung vollkommen richtig war. Ich versichere Sie, wenn böse Laune über ihn kommt, so ist seine Zunge so scharf, wie die eines alten keifsüchtigen Weibes, und wir hören dann von ihm Dinge, die er selbst nicht glaubt. — Ja, ja, Tondern, es ist so," fuhr er eifriger fort, als er sah, daß dieser etwas erwidern wollte. „Gib das dieses Mal zu, liebe Seele, du hast ja auch sonst deine guten Eigenschaften und pflegst selbst zu sagen: wo viel Licht ist, findet man

auch Schatten. — Aber, Teufel!“ unterbrach er ſich, vielleicht nicht ohne Abſicht, um das Geſpräch von vorhin gänzlich zu Ende zu bringen, indem er einen Blick auf die Uhr warf, die auf dem Kaminſims ſtand, „ſchon eilf Uhr vorüber! Da müſſen wir gehen, Tondern; du weißt, wir haben um die Stunde ein Rendezvous,“ ſprach er etwas geckenhaft lachend zum Hausherrn, „ſo iſt das ganz ungefährlich.“

Graf Helfenberg hatte ſich ſo raſch als möglich erhoben und ſagte mit ziemlich gleichgültigem Tone: „Das bedaure ich unendlich; ich hatte ſchon gehofft, Sie würden bei mir frühſtücken. Vielleicht das nächſte Mal?“

„Das nächſte Mal gewiß, beſter Graf,“ antwortete Baron Fremont, indem er nach ſeinem Hut langte; „man frühſtückt bei Ihnen deliciös wie nirgends. — Komm, Tondern!“

Dieſer hatte ebenfalls einen Blick auf die Uhr geworfen und ſich dann ſehr langſam erhoben, wobei er ſagte: „Es iſt das hier eine vortreffliche Feuerecke, und es thut mir in der That leid, ſie verlaſſen zu müſſen.“

„Dieſer Tondern iſt doch ein mürriſcher, grober Kerl, wenn er ſeinen ſchlimmen Tag hat,“ lachte der Baron. „Von unſerer Unterhaltung ſpricht er gar nicht. Graf Helfenberg wird froh ſein, deinen Rücken zu ſehen. — Nun, er wird ſich beſſern.“

Bei dieſen Worten zeigte er freundlich grinſend mehrmals ſeine Zähne und reichte dann zum Abſchied dem Hausherrn die Hand.

Auch Tondern ergriff die Rechte des Grafen, welcher ſie ihm beinahe widerſtrebend ließ, dann ſagte er: „Ich bin in der That heute ungenießbar und bitte deßhalb um Verzeihung; wie Fremont ſagt, will ich mich beſſern und hoffe in den nächſten Tagen, wenn wir wieder zuſammen ſind, zur Unterhaltung angenehmer beitragen zu können. — Adieu, Graf Helfenberg. Ich wünſche von Herzen einen guten Tag und die beſten Fortſchritte in der Beſſerung.“

Damit gingen die Beiden hinaus, und als Graf Helfenberg allein in ſeinem Zimmer war und hörte wie die Schritte der ſich Entfernen-

den verklangen, stampfte er heftig auf den Boden und rief aus: „Wie kann ich so thöricht sein und mir das Geschwätz eines solchen Narren zu Herzen nehmen! — Und doch hat mich's tief ergriffen. — Es ist die Stelle, wo ich am sterblichsten bin," sagte er nach einer Pause, nachdem er düster nachsinnend eine Weile in die Gluth des Kaminfeuers gestarrt. O, das wäre entsetzlicher als Alles, entsetzlicher als meine Leiden, entsetzlicher, als wenn ich selbst dem geliebten Mädchen mich nicht mehr nähern dürfte! — Doch nein, nein, Tonderns böse Zunge ist ebenso bekannt, als daß George von jeher ein Weiberfeind war; ein so ruhiger Mensch, ein so fester Charakter. — Ja, fest, wiederholte er träumerisch, und unnachgiebig, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hat, wenn etwas sein Herz bewegt. — Aber er kennt keine Bewegungen des Herzens, vielleicht aber auch erkennen wir die seinigen nicht. Ah, fort, fort mit diesen Gedanken! Bin ich doch, weiß Gott im Himmel, auch ohne dieselben elend genug."

Er ging, indem er dies Letztere halblaut aussprach, hastig auf den Schreibtisch zu und warf die Mappe mit den Plänen auf. — Da steht Eugenie, dachte er alsdann, und hier wieder, und dort steht der geliebte Name abermals; das könnte seltsam erscheinen und ist doch bei George wieder so natürlich. Hat er doch von jeher die Wuth gehabt, Alles zu bezeichnen und zu numeriren; es sollte mich gar nicht wundern, wenn er auf die betreffenden Stühle und Bänke ihren Namen einschrieb. Er ist ein Pedant, und ein Pedant kennt selten die wahren Gefühle der Liebe! —

So dachte der Graf und schlug dann abermals das Blatt auf, auf welchem das Zimmer des jungen Mädchens dargestellt war. Er betrachtete es mit einem tiefen Seufzer, und wieder fuhr er mit dem Finger auf dem Bildchen von der Thür bis zu jenem Fauteuil hin, und dachte dabei vielleicht dasselbe, was wir früher angedeutet. Und doch war's nicht ganz so. Der heitere Ausdruck auf seinem Gesichte war nicht mehr wie vor einer Stunde zu sehen; er biß die Lippen krampfhaft zusammen, und seine Finger zuckten, als er zwischen den

Zähnen murmelte: Und er hat ein Recht, dort einzutreten, so oft er will, und wenn er dort einträte und leise näher ginge zu ihr, sich über sie herabbeugte und seine Lippen auf ihr süßes, duftiges Haar drückte — wenn er das thäte, und wenn sie darauf leicht zusammen führe und den Kopf herumwendend ausriefe: „Ah, George!“ und er vielleicht antwortete: „Meine Eugenie!“ — — dann — verflucht! verflucht! Dann wäre jener Arzt, der mir gesagt, er könne mir vielleicht helfen, mein Mörder, und er würde mich zu einem Leben errettet, das qualvoller wäre als jeder Tod. — Verfluchte Gedanken! — —

„Was soll's?“

Dieser Ausruf galt dem Kammerdiener, der abermals herein getreten war und nun meldete, der Jäger Klaus sei draußen und wünsche Seine Erlaucht zu sprechen.

Eine hastige Handbewegung des Grafen, sowie ein Nicken mit dem Kopfe gab den Befehl, den Gemeldeten augenblicklich eintreten zu lassen.

Klaus erschien in seinem grauen Jägerrocke; er hatte den Hut in der Hand und blieb mit einer demüthigen Verbeugung an der Thür stehen.

Der Graf warf die Mappe zu und eilte, so schnell er konnte, dem treuen Diener entgegen, den er bei der Hand ergriff und hastig gegen das Fenster zog.

„Was ist's, Klaus?“ fragte er dann, „was hast du mir zu sagen?“

Dabei schaute er aber den Jäger nicht an, sondern seine Blicke schweiften durch das Fenster auf die weite Landschaft, nach den fernen Bergen hin, wo er jene Stelle suchte, die ihm so bekannt und lieb war.

„Ich habe das gnädige Fräulein wieder gesprochen,“ sagte Klaus, „und habe ihr auch gesagt, mein Neffe, der Jäger, frage mich oft nach ihr.“

„Gut, gut! Und das nahm sie freundlich auf?“

„Freundlich wie ein Engel, Erlaucht,“ antwortete Klaus; „sie

erkundigte sich nach Ihrem Befinden und sagte alsdann, es solle sie recht freuen, wenn sie im Frühjahr wieder in die Berge komme und Sie dort besser und heiterer sehe, als im vorigen Jahre."

„Weiter, weiter!" drängte der Graf.

„Dann sagte ich ihr auch, mein Neffe, obgleich er nicht ausgehen solle, habe das doch gewagt und sie vor ein paar Tagen zu Pferde reitend gesehen."

„Gut! Und das nahm sie nicht übel auf?"

„O Gott, nein, Erlaucht! sie lächelte und gab mir zur Antwort: Hätte ich das gewußt, so würde ich nach deinem Neffen gesehen haben."

Graf Helfenberg sah sehr bleich aus, preßte die Hand auf das Herz, und seine Lippen zuckten.

„Und das Andere?" fragte er alsdann; „das Wichtigere?"

„Habe ich bestens besorgt," erwiderte der Jäger Klaus. „Das gnädige Fräulein erinnerten sich, von der Kammerfrau der hochseligen Frau Baronin gehört zu haben. O, sie hat ein so gutes Herz, Erlaucht; sie hat mir versprochen, zu überlegen, ob es ihr möglich sei, einen Besuch dort zu machen."

„Und wenn das geschähe, Klaus," rief der Graf hocherfreut, „glaubst du, ich könnte mich dort sehen lassen?"

„Ich glaube, es würde gehen," meinte der Diener: „der Schwiegersohn jener Frau ist ein Bekannter von mir, obendrein der Jäger des Herrn Barons von Breda; da hat es nichts Auffallendes, wenn sich dort zuweilen einmal ein anderer Förster sehen läßt."

„Vortrefflich," entgegnete der Graf. „Ah! ich erinnere mich, das ist der Brenner; ich kenne ihn ja genau. Er wird mich wohl nicht mehr erkennen; habe ich mich doch sehr verändert," setzte er traurig hinzu, „seit er mich nicht mehr gesehen. Doch ist das für unseren Plan um so besser. — Vor allen Dingen aber laß nicht nach und suche genau zu erfahren, wann — sie den Besuch machen wird. Du weißt, Klaus, wie viel mir daran liegt, und du weißt auch, wie dankbar ich dir sein werde."

aus Geſicht, ſieht aber in dem feſtverſchloſſnen Gemach keinen Schimmer und fängt an ängſtlich zu werden; „um Gotteswillen," denkt er, „ich bin ja blind," er erhebt ſich von ſeinem Stuhl und ſtößt einen danebenſitzenden Mitſpieler beinahe über den Haufen; „ei, ei," ſagt dieſer, „beinahe hätten Sie mich umgerannt, Herr Profeſſor" — „aber, theuerſter Herr und Freund," entgegnete dieſer mit unſicherer Stimme, „iſt ein ſolches Anrennen wohl ſeltſam zu nennen, da in dieſem Zimmer die tiefſte Dunkelheit herrſcht?" — „Die tiefſte Dunkelheit?" fragen Mehrere mit erſtaunter Stimme, „es iſt ja heut Abend hier ſo hell, wie immer," — „Sie ſpaßen n in Herr, ich ſehe gar nichts" — ruft der Profeſſor mit lauter Stimme, auf dieſes hin erhebt man ſich von allen Tiſchen und ſtellt ſich in dichtem Kreis um den vermeintlichen Blinden. „Laſſen Sie Ihre Augen ſehen," hörte er die bekannte Stimme eines jungen Arztes ſagen, „ich ſehe nichts Auffallendes in denſelben," fährt er fort und der arme Profeſſor, der ſchon im Begriff ſteht, ſich das namenloſe Unglück ſehr zu Herzen zu nehmen, hört aus der Ecke des Zimmers ein unterdrücktes Kichern und Lachen, raſch entſchloſſen greift er neben ſich an die Wand nach der Klingelſchnur, die, wie ihm wohl bekannt, dort hing und läutete heftig dem Kellner. Dieſer erſcheint, reißt ihn aber nicht aus ſeiner Ungewißheit, indem er ſich anſtellt, als ſehe er nichts Außergewöhnliches, kurz und gut, der Profeſſor

Der Jäger senkte den Kopf tief herab und machte eine so frohe Miene, daß man aus derselben wohl las, wie die Zufriedenheit seines guten Herrn schon an sich sein schönster Lohn war. Dann fragte er, ob Seine Erlaucht sonst noch etwas zu befehlen hätten, worauf der Graf, der gern allein mit seinen Gedanken sein wollte, ihm die Hand reichte und ihn freundlich entließ.

— — Und wenn alles das vergeblich wäre! sprach der Kranke zu sich selber, als er wieder allein war; wenn ich — nicht dieser Tondern — ein Recht hätte, eifersüchtig zu sein! wenn George wirklich in jenes Zimmer träte, — wenn er wirklich — — doch nein, nein! — Hoffen, ja, hoffen!

Dreißigstes Kapitel.

Gespräch zwischen guten Freunden.

Wir wissen aus dem vorigen Kapitel, daß Baron Fremont und Herr von Tondern mit einander die Wohnung des Grafen Helfenberg verlassen hatten. Ohne zu sprechen, stiegen sie die breite Treppe hinab und wurden drunten von Meister Jonathan, der, was seine Verbeugungen und sonstigen Ehrfurchtsbezeigungen anbelangte, außerordentliche Nuancen zu machen verstand, mit einem ziemlich steifen Bückling entlassen. Der alte Thürhüter senkte den Kopf nur wenig und ließ ihn, nachdem ihm die Beiden kaum den Rücken zugewandt hatten, förmlich wieder in die Höhe schnellen, worauf er ihnen mit hoch erhobener Nase und finsterem Stirnrunzeln nachblickte.

Der Baron hängte sich an den Arm des Anderen, und erst als sie eine Strecke Wegs von dem Hause des Grafen entfernt waren, brachte er ihn mit einem gelinden Ruck zum Stehen und sagte: „Aber jetzt laß doch einmal hören, Tondern, weßhalb muß dich denn der Teufel plagen, daß du da Anspielungen auf George Breda machst, die Keiner geduldig hinnehmen würde und am allerwenigsten er, wenn sie ihm zu Ohren kämen! Ist das deine gepriesene Klugheit, oder glaubst du, Helfenberg fühle sich vielleicht aus Liebe zu dir verpflichtet, über die ganze Unterredung reinen Mund zu halten und nicht bei der nächsten Entrevue mit Breda etwas davon fallen zu lassen?“

„Ehe ich dir antworte," verſetzte Tondern, indem er den Baron fortzog, „laß uns weiter gehen. — Du meinſt alſo, ich habe zu viel geſagt?" fuhr er fort, nachdem ſie einige Schritte gemacht. „Und am Ende denkſt du wohl, es ſei mir gegangen wie einer ganz gewöhnlichen Plaudertaſche, die in den Tag hineinplappert, ohne zu wiſſen, was ſie eigentlich ſchwatzt?"

Fremont ſah ſeinen Freund einen Augenblick zweifelhaft von der Seite an; dann ſagte er: „Du hätteſt alſo abſichtlich über Fräulein von Braachen ſo geſprochen?"

„Daß ich des Barons alſo erwähnte, geſchah allerdings, wenn du willſt, mit Abſicht. Du haſt nun einmal, um mich eines gelinden Ausdrucks zu bedienen, ein weiches, nachgiebiges Gemüth. Wer vor dir die Naſe recht hoch hebt, der bringt dich unwillkürlich dazu, deinen Rücken tief zu krümmen.

„Ah, das möchte ich ſehen!"

„Es würde kein erquicklicher Anblick für dich ſein," fuhr Tondern mit großer Ruhe fort; „aber glaube mir, es iſt ſo. Am Ende kannſt du dich auch eher bücken als ich, du biſt nun einmal Baron, rangirſt alſo neben Breda und auch nicht zu tief unter Helfenberg. Ich aber, ein einfacher Adeliger, der ſo ſchon zuweilen beinahe nur geduldet wird, ich muß mich hoch halten, damit Andere mich nicht herunterdrücken, muß meine Zähne zeigen, damit ich nicht von Anderm gebiſſen werde, muß feſt auftreten, daß man bei einem Stoße, den man mir zu geben beabſichtigt, auf eine kräftige Vergeltung rechnen kann. Nebenbei — unter uns geſagt — habe ich dieſen hochmüthigen Breda nie gemocht; er hat eine Manier, die Leute von ſich abzuhalten, die mir unerträglich iſt. Ich haſſe ihn."

„Höre, Tondern," ſagte Fremont leicht lächelnd, aber mit ernſtem Tone, „du biſt in der That eiferſüchtig auf ihn."

„Und wenn dem ſo iſt, ſo wiederhole ich dir hier unter uns, daß ich feſt überzeugt wäre, alle Urſache dazu zu haben."

„Ah, du ſpaßeſt! Breda, dieſer ruhige Menſch!"

„Stille Waſſer ſind tief.“

„Der niemals mit den Weibern etwas zu thun hatte.“

„Was nicht ausſchließt, daß er heute noch anfangen kann.“

„Breda, der ſo kalt iſt.“

„Ja, in ſeinem äußeren Weſen kalt, abgemeſſen, berechnend. Haſt du aber nie geſehen, wie ſein Auge aufflammt, wenn er von etwas ſpricht oder etwas betrachtet, was ihn intereſſirt?“

„Ja, ich glaube das noch neulich bemerkt zu haben.“

„Bei deinem Diner im Breda'ſchen Hauſe?“

„Ja, ja, jetzt fallen mir ſolche Kleinigkeiten ein. Er rückte ihr ſelbſt den Stuhl zurecht, und als ſie dankend umſchaute, bemerkte ich in der That einen eigenthümlichen Blick in ſeinen Augen.“

Bei dieſen Worten blieb Tondern mit einem Male ſtehen, ſchaute ſeinem Freunde feſt ins Geſicht, wobei er langſam den Kopf auf und ab wiegte, und ſagte:

„Nun ſieh, Fremont, was du für ein Kerl biſt! So eben willſt du mich zerreißen, daß ich es gewagt, etwas Compromittirendes über die ſchöne Eugenie zu ſagen, und gleich darauf, da ich dir mit leichter Mühe auf die Bahn helfe, findeſt du ſelbſt, ich könnte vielleicht Recht haben. Du biſt entſetzlich wankelmüthig, und auf deine Geſinnungen kann man ſich niemals verlaſſen.“

„Nun, von meinen Geſinnungen meine ich, hätteſt du Proben genug,“ ſprach der Andere ärgerlich, indem er vorwärts ging und ſo ſeinen Freund veranlaßte, ihm zu folgen; „aber daß deine Grillen oft unausſtehlich ſind, das wirſt du mir hoffentlich glauben. Du biſt wie ein Chamäleon, man weiß in dieſem Augenblicke nicht, welche Farbe du im nächſten zeigen wirſt.“

„O, es iſt oft ſehr angenehm,“ lachte Tondern, „die Flagge zu wechſeln und ſo die Leute irre zu führen. Und welches iſt denn deine richtige Flagge, in Bezug auf dieſe eben berührte Angelegenheit? Biſt du neugierig oder intereſſirt?“

„Beides, wenn du willſt,“ verſetzte der Baron; „Fräulein von

Braachen iſt eine außergewöhnliche junge Dame, für die man ſich ſchon intereſſiren kann. Du glaubſt freilich nicht an reine und edle Geſinnungen und biſt deßhalb auch nicht im Stande, den ſeelenvollen und wunderbaren Blick dieſes herrlichen Mädchens zu verſtehen."

„Kennſt du ihre Mutter?"

„Seltſame Frage! Du weißt wohl, daß ich ſie kenne."

„Nun denn, Eugenie iſt ihre Tochter."

„Hol' dich der Teufel! — Tondern, es iſt gefährlich, mit dir umzugehen; ich verſichere dich, man kann in deiner Geſellſchaft alle ſeine Moral verlieren, wenn man nicht feſte Grundſätze hat. — Doch hier ſind wir an unſerem Café, und wie die Uhr ſagt, früh genug."

„Scherz bei Seite!" bemerkte Tondern, indem er ſeinen Freund, der ins Kaffeehaus treten wollte, am Arme zurückhielt, „ich denke in Wirklichkeit durchaus nichts Schlimmes von Fräulein Eugenie von Braachen; weißt du aber, was mir bei ihrem Anblick ſchon oft eingefallen iſt?"

„Nun, was Gutes ſicherlich nicht."

„Für das junge Mädchen allerdings nicht viel Gutes, aber für dich — du könnteſt keine paſſendere Frau finden als die ſchöne Eugenie."

„Dummheiten!"

„Ein Mädchen mit ſo reinen und edlen Geſinnungen!" ſagte Herr von Tondern, indem er wie unabſichtlich die Worte des Andern von vorhin wiederholte. „Ein ſo wunderbares Geſchöpf mit dem ſeelenvollſten Blick, den man nur finden kann! Und trotz alledem und alledem vortrefflich erzogen. Ich bin überzeugt, die Baronin Fremont müßte überall, wo ſie hinkäme, das größte Aufſehen erregen."

„Was du in deiner Spottluſt ſagſt," entgegnete ziemlich ernſt der Baron, „hat oft, ohne daß du es weißt, Seiten, die zu erwägen ſind. Eugenie iſt allerdings in jeder Beziehung ein vortreffliches Mädchen, und wenn es einmal eine Baronin Fremont geben ſollte, ſo wüßte ich in der That dazu keine paſſendere Perſönlichkeit."

„Ein prachtvolles Paar!“ lachte Tondern ironisch.

„Nun ja, es hat so den Anschein; aber —“

„Ah! ich verstehe dein Aber; du brauchst eine Erbin.“

„Du weißt das am besten, lieber Tondern,“ antwortete Fremont mit einem Anflug von Schärfe in seiner Stimme. Der Andere zuckte lachend die Achseln und schritt voran in das Kaffeehaus.

Es war das ein elegantes, großartiges Etablissement, wo sich Keiner um den Andern bekümmerte, wo man einen Fremden nicht beachtete und wo sogar genaue Bekannte, die nicht mit einander zu sprechen hatten, sich kaum mit einer leichten Handbewegung grüßten.

Tondern, der es zuweilen so machte, schritt durch mehrere Zimmer, bis er an ein kleines, entlegenes Gemach kam, wo sich Niemand befand. Während er und Fremont so durch die Räume des Café gingen, schauten Beide, ohne dabei Aufsehen zu erregen, nach allen Seiten, als suchten sie etwas, was auch in der That der Fall war; denn als sie in dem entlegenen Gemach angekommen waren, sagte Tondern, indem er sich auf einen Stuhl niederließ: „Er ist noch nicht da.“

„Es fehlen auch noch zehn Minuten an der bestimmten Zeit,“ entgegnete Baron Fremont, der ebenfalls einen Sitz nahm und Chocolade bei dem eintretenden Kellner bestellte.

Tondern ließ sich ein Glas Absinth geben und zog eine Cigarre des Grafen Helfenberg aus der Tasche, von denen er einige aus dem Kistchen vom Kamine genommen und eingesteckt hatte. Er bot auch seinem Freunde eine, der kopfschüttelnd dankte, dann aber seinen Arm auf den Tisch stützte, den Kopf darauf legte und nachdenkend die ersten Takte eines Liedes vor sich hin pfiff, ehe er sprach:

„Und du glaubst in der That, daß Helfenberg uns in seinem Testamente bedacht hat?“

„Ich bin davon überzeugt.“

„Es sähe ihm allerdings ähnlich; er hat ein gutes Herz, er kann uns wohl leiden, und was kann es ihm, ohne nahe Anverwandte, bei

ſeinem unermeßlichen Reichthum verſchlagen, wenn er Jedem von uns ſeine vierzig bis fünfzigtauſend Thaler hinterläßt?"

Er verſank abermals in Nachdenken, während Tondern ruhig fort rauchte und dem blauen Dampfe nachblickte, der langſam in das Nebenzimmer zog, um ſich dort mit einer dicken Rauchſchicht zu vereinigen. Erſt nach einer Pauſe fragte Fremont den Andern plötzlich: „Und glaubſt du wirklich, daß der Graf ſehr krank iſt?"

„Daran iſt nicht zu zweifeln," gab Herr von Tondern zur Antwort, „und wenn es auch nicht ſo ſchnell mit ihm geht, wie er ſelbſt in finſteren Augenblicken zu denken ſcheint, ſo iſt doch ſeine Krankheit unheilbar."

„Ein Rückenmarksleiden?"

„Natürlich. Was mich übrigens anbelangt, ſo ſpeculire ich wahrhaftig nicht auf ſeinen Tod; mir wäre es genug, zu wiſſen, ob er mich bedacht hat; denn darauf hin ließe ſich gerade durch den Rechtsconſulenten, der das Teſtament verfaßt, vielleicht eine Anleihe negociiren, die ich ſehr nothwendig gebrauche."

„Das iſt kein ſchlechter Plan. Und deßhalb ließeſt du dir ein Empfehlungsſchreiben des Grafen ſelbſt an ſeinen Rechts-Beiſtand geben?"

Herr von Tondern zog einen zweiten Stuhl heran, auf den er die Füße legte, dann nickte er mit dem Kopfe.

„Ich hatte ſchon geglaubt," fuhr der Andere fort, „du wolleſt, unterſtützt von deiner unwiderſtehlichen Ueberredungskunſt, von dem guten Rechtsconſulenten den ganzen Inhalt des myſtiſchen Teſtaments erfahren."

„So viel habe ich noch nie auf meine Ueberredungskunſt gebaut," entgegnete Tondern kopfſchüttelnd, „was aber nicht heißen ſoll, als habe ich dieſe Angelegenheit, die vielleicht wichtig ſein könnte, aus den Augen gelaſſen; nur war es nothwendig, daß ich mich dazu der Hand eines Dritten bediente."

„Und dieſer Dritte?" fragte Fremont erſtaunt.

„Ist es, den wir erwarten."

„Czrabowski?" rief der Baron, und in seiner Stimme klang etwas wie der Ton unangenehmer Ueberraschung. „Ich weiß nicht, ob du gut thust," setzte er nach einer Pause hinzu, „dich mit ihm so weit einzulassen; ich habe zu diesem Herumtreiber sehr wenig Vertrauen."

„Ich gar keins," bemerkte kaltblütig der Andere. „Aber ich glaube dir vor einiger Zeit gesagt zu haben, daß ich diesen Czrabowski fest habe wie der Fischer den Fisch an der Angel; er zappelt in seinem Wasser, so lange ich mag, und wenn er mich einmal durch sein Betragen dazu auffordert, die Schnur anzuziehen, so lasse ich ihn zu Tode zappeln."

„Aber ehe er sich zu Tode zappelt, kann er auf diese Art schöne Dinge über dich aussagen, am Ende auch über mich, und das wäre mir sehr unangenehm!"

„Du wirst mir doch wohl glauben, lieber Fremont," entgegnete Tondern einigermaßen ungeduldig, „daß ich keine glühende Kohle mit der Hand anfasse. Was ich mit diesem Czrabowski abmache, geschieht alles mündlich, ohne Gegenwart von Zeugen; da soll er nachher sagen, was er will. So oft mich auch dieser Mensch veranlassen wollte, einen seiner Briefe schriftlich zu beantworten, so habe ich mich doch wohlweislich davor gehütet. Es könnte mich schon compromittiren, wenn er nur ein einziges Mal, selbst unter den unverfänglichsten Zeilen, meine Unterschrift vorweisen könnte."

Der Baron nahm einen Schluck von seiner Chocolade, nickte mit dem Kopfe und fragte nach einigem Besinnen: „Und wer ist dieser Czrabowski eigentlich?"

„Vor allen Dingen ein großer Lump," sagte Herr von Tondern in sehr gleichgültigem Tone. „Wie du weißt, nennt er sich Czrabowski — wahrscheinlich, um sich unter dem Klang dieses Namens für einen unglücklichen vertriebenen Polen ausgeben zu können. Eben so gut kann er aber auch Simpelmaier heißen und Gott weiß in welchem Nest in der Nachbarschaft zu Hause sein. Ein abgeriebener Kerl ist

er auf alle Fälle; er war auf den hohen Schulen von Paris und London, spricht beide Sprachen nicht schlecht, und wenn er zufällig gut bei Toilette ist, so kannst du ihn, ohne dich bloßzustellen, in eine ganz gute Gesellschaft, zu einem Diner mitbringen, selbst wenn höchst anständige Damen dabei sind."

„Und sein Graf?"

„Bah! so ein Graf besteht aus vier Buchstaben, und den in ein falsches oder echtes Legitimations-Papier eintragen zu lassen, kostet wenig Zeit und Dinte."

„Aber wie kommst du darauf, ihn bei dieser Testaments-Geschichte benutzen zu wollen? Ich halte doch den Doktor Plager für viel zu gescheidt, als daß er so einem Kerl die geringsten Confidencen machte."

„Deine Meinung unterschreibe ich," antwortete lächelnd Herr von Tondern, „und hätte sich Czrabowski angeboten, vorausgesetzt, daß ich so dumm gewesen wäre, ihn aufzufordern, er wollte sich an den Rechtsconsulenten wenden, so würde ich ihm unter die Nase gelacht haben. Aber, lieber Fremont, du wirst dich erinnern, daß man auch auf Umwegen zum Ziele gelangen kann."

„Ah, ich verstehe. Hat Herr Doktor Plager vielleicht eine hübsche Frau?" fragte der Baron mit unverkennbarem Interesse.

„Ich glaube, sie ist nicht übel," entgegnete der Andere. „Aber nebenbei besitzt er eine Schwägerin, die für den Grafentitel, für die hohe Stirn des Czrabowski, für seine Toilette und für den fremden Accent, den er meisterhaft nachzuahmen versteht, sehr empfänglich sein soll. — Na, diesen Accent hast du auch schon gehört; er hat eine gewisse zischende Aussprache und ein Anstoßen mit der Zunge, das für manche Weiber unwiderstehlich ist."

„Und diese Schwägerin des Doktor Plager ist hübsch?"

„Nicht übel, ein junges, frisches Mädchen. — Hui!" wandte er sich mit komischem Lächeln an seinen Freund, indem er ihm das volle Gesicht zuwandte, „du hättest am Ende die Rolle des Czrabowski

ſelbſt übernommen? Ja, lieber Fremont, man kann in der Welt nicht Alles haben; zu ſolchen Geſchichten fehlt uns Beiden das Zeug."

„Ah, was das anbetrifft," antwortete Baron Fremont, indem er ſich in einem der großen Spiegel betrachtete, mit denen die Wände des Gemaches verziert waren, „ſo ſollte ich meinen, du oder ich könnten es doch in der That mit einem ganzen Dutzend Czrabowski's aufnehmen."

„In unſerer Sphäre natürlicher Weiſe, oder auch dort, wenn du dich in dem Hauſe hätteſt vorſtellen laſſen und deine kleine Cour gemacht, freilich nicht ohne von vorn herein ſolide Abſichten durchblicken zu laſſen."

„Nun, das kann man ja im Nothfalle thun."

„Ja, aber man compromittirt ſich dabei. Wäre es dir zum Beiſpiel gleichgültig, wenn man in der Geſellſchaft erzählte: Haben Sie denn ſchon die große Neuigkeit gehört, Baron Fremont heirathet nächſtens, und wen glauben Sie wohl? — Die Schwägerin eines talentvollen Rechtsconſulenten, des Doktor Plager."

„Ja, von ſo etwas ſpricht man auch nur mit Erwählten unter vier Augen; das behält man für ſich."

„Du wohl; aber das Mädchen im Gegentheil hat alles Intereſſe, die Sache ſo öffentlich als möglich zu machen. Und ſie muß ſie öffentlich machen, um dich entweder zum Heirathen zu zwingen, oder ihren Ruf vor der Welt zu bewahren."

„Das leuchtet mir ein," verſetzte lachend der Baron. „Aber da mir das Terrain am hieſigen Platze für ſolche Experimente verſperrt ſein muß, ſo werde ich nächſtens einmal nach einer anderen Stadt gehen, um dort Gaſtrollen zu geben."

„Es läßt ſich das hören, und ich ſage dir, du wirſt unglaubliche Reſultate erzielen. Es gibt unter dieſen anſtändigen Bürgermädchen welche, die von einer Leichtgläubigkeit ſind, daß ſogar unſer einem die Haare zu Berg ſteigen könnten. Aber, wie geſagt, du mußt dich nicht geniren, mit der größten Oeffentlichkeit zu manövriren. Es läßt

fängt an zu glauben, er ſei erblindet und bittet mit feſter Stimme ihn nach Hauſe zu führen. Doch ſollte es ſoweit nicht kommen, denn in demſelben Augenblick öffnet ſich die Thüre des Zimmers und ein neuer Gaſt, der eben ankommt, fragt erſtaunt, warum es ſo dunkel ſei. Der Profeſſor, ruhig und beſonnen, wie immer, nimmt von dem Platze neben ſich ſeinen Hut und ſein ſpaniſches Rohr, ſagt gelaſſen: „meine Herrn, einem Blinden muß man ſchon zu gut halten, wenn er nicht ſieht, wohin einige wohlangebrachte Schläge, die er auszutheilen für unumgänglich nothwendig findet, eigentlich treffen," und nach dieſen Worten erhebt er ſeinen Stock und beginnt tüchtig auf den vor ihm befindlichen Kreis einzuhauen. Anfänglich wollten ſich Einige widerſetzen, doch die Beſonnenſten, die mit dem ganzen Spaß nie einverſtanden waren, gebieten flüſternd Ruhe und man läßt den Profeſſor ziehen. Am andern Morgen ſchreibt er ein Billet an die Geſellſchaft, worin er ſeinen Austritt anzeigt, und zugleich diejenigen Herrn, welche er geſtern mit ſeinem Stocke getroffen, erſucht, ſich ihm zu nennen, indem er entſchloſſen ſei, ihnen die vollkommenſte Genugthuung zu geben; doch hat ſich keiner derſelben gemeldet und der Profeſſor beſuchte natürlicherweiſe die Geſellſchaft nicht mehr.

So viel von dem früheren Leben des Profeſſors.

In dem netten Gärtchen des Hauſes hatte man einige Erfriſchungen für mich hergerichtet und ich ließ mich behaglich

ſich ein Baron Fremont vorſtellen — wie im vorliegenden Falle ein Graf Czrabowski — du trittſt ſehr frei auf, du umgibſt dich und deine Verhältniſſe mit einem intereſſanten Dunkel."

„Das ſich aber der Vater des betreffenden Mädchens augenblicklich alle Mühe geben wird, aufzuklären; er wird Erkundigungen einziehen und wird bald erfahren, was hinter dieſem Grafen Czrabowski eigentlich ſteckt."

„In dem Falle hätteſt du ſchlecht manövrirt; der Vater muß vorderhand gänzlich aus dem Spiele bleiben; du wendeſt dich an die Mutter, an eine ältere Schweſter oder ſo etwas; aber vor allen Dingen laſſe bei dieſen ſo bald als möglich durchblicken, daß du die ſolideſten Abſichten habeſt, daß du heirathen wolleſt."

„Man wird mir nicht glauben."

„In dem Punkte habe ich erſchreckende Beiſpiele; es iſt das eine ganz eigene Geſchichte. Bewirb dich als Nachbarsſohn, deſſen Herkunft bekannt iſt, und deſſen Ahnen — wenn man das ſo nennen kann — ſich hinter dem Pfluge oder in eine niedrige Handwerksſtätte verlaufen, um die Hand der Tochter eines Mannes, der dem Honoratiorenſtande angehört, der betitelt iſt, der mit Stolz auf die Rangklaſſe blickt, welche ihn zu beſitzen das Glück hat, ſo wird dich die weibliche Sippſchaft mit nicht geringem Naſerümpfen empfangen, namentlich wenn du ſchüchtern auftrittſt und dein Einkommen darlegſt, das geſichert, aber beſcheiden iſt, und wenn du obendrein weder Rang noch Titel aufzuweiſen haſt. Falle aber als Fremder mit der Thür in's Haus, zuverſichtlich, dreiſt, zum Beiſpiel als Graf Czrabowski, und du wirſt ſehen, wie du aufgenommen wirſt. Mutter und Schweſter werden für dich von einem Glauben beſeelt ſein, der wie auf Felſen fundirt iſt. Wie geſagt, ich ſpreche aus Erfahrung und habe Mütter gekannt, die es für nicht unwahrſcheinlich hielten, daß der Herzog A. oder Prinz C., der an ihrer Tochter Wohlgefallen fand, ſie wohl heirathen könnte. Es ſeien ja Vorgänge da, und was bei Ida geſchehen, ſei auch bei Eliſe nicht unmöglich."

„Aber das Ende vom Liede?“ meinte Baron Fremont. „Jede Sache hat doch einen endlichen Ausgang!“

„Das Ende vom Liede,“ erwiderte Herr von Tondern, nachdem er mit großem Wohlgefallen eine gewaltige Dampfwolke aus der unvergleichlichen Cigarre des Grafen Helfenberg gezogen und von sich geblasen, „ist zuweilen ein bischen tragisch; aber mag es für das Mädchen noch so unangenehm auslaufen, ihr guter Name bleibt in gewisser Beziehung vor den Augen der Welt bewahrt; nur der Graf Czrabowski — wir wollen den Namen wie eine X Größe in der Mathematik beibehalten — verschwindet und hat sich natürlicher Weise unverantwortlich schlecht benommen. Das Mädchen trifft ja nicht die geringste Schuld; hat er doch versprochen, sie zu heirathen, hat er sich doch mit ihr öffentlich gezeigt, denn das gehört vor allen Dingen dazu, um der Sache den passenden Mantel umzuhängen. Daß er, nachdem allerlei geschehen, wortbrüchig geworden und verschwunden, das ist ja für sie keine Schande, sondern nur ein Unglück. Im Grunde ist ein solches Mädchen auch wirklich zu bedauern; es hat warmes Blut, es handelt in der Leidenschaft, wogegen oft eine Gans von einer Mutter nicht das Geringste zu ihrer Rechtfertigung anzugeben weiß. — Doch da kommt das lebendige Beispiel meiner Theorie.“

Statt bei diesen Worten dem im andern Zimmer Erscheinenden entgegen zu blicken, wandte sich der Sprecher gleichgültig auf die Seite und stieß die Asche von seiner Cigarre ab, während Baron Fremont sich auffallend lange mit seiner Chocoladetasse aufhielt; ja, er nahm den Löffel zu Hülfe, um das, was von der braunen Masse am Boden saß, nicht zu verlieren, und nachdem dies geschehen, trank er einen guten Schluck Wasser, worauf er sein Battisttuch hervorzog und den Schnurrbart sauber abwischte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Graf Czrabowski.

Während dessen hatte der eben Angekommene Zeit genug gehabt, in das Zimmer zu treten, wo er eine ziemlich devote Verbeugung machte, an den Tisch trat und sich mit den Händen auf die Lehne eines leer stehenden Stuhles stützte, statt sich darauf zu setzen.

Herr von Tondern nahm die Cigarre aus dem Munde, stützte den Arm auf den Tisch und zeigte mit der Cigarre auf den eben Angekommenen, während er mit langsamer Stimme zu Baron Fremont sagte: „Da ist Herr von Czrabowski; du wirst dich seiner wohl noch erinnern."

Fremont nickte steif mit dem Kopfe, während der Pole seine respektvolle Verbeugung von vorhin wiederholte.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" sprach Tondern, wobei er ein lautes Gähnen schlecht zu unterdrücken suchte.

Der Graf Czrabowski setzte sich, doch dauerte es eine Zeit lang, ehe die Unterhaltung auch nur einigermaßen wieder in Gang kommen wollte. Auf den Ruf des neu Hinzugekommenen brachte der Kellner ein Glas Zuckerwasser, worauf Ersterer ein Cigarren-Etui aus der Tasche zog, welches sehr frisch und neu war und auf der einen Seite eine Stickerei von weißen und blauen Perlen zeigte.

Herr von Tondern schielte lächelnd darauf hin, zeigte mit dem Ende seiner Cigarre auf die Stickerei und sagte, indem er Fremont aufmerksam machte: „Da kannst du sehen, welche Eroberungen Herr von Czrabowski seit der kurzen Zeit seines Hierseins gemacht. Du lieber Himmel! Es ist schon lange her, daß wir keine frischen Stickereien mehr gehabt haben."

„Ich habe nie viel darauf gehalten," sprach Fremont mit wegwerfendem Tone.

„O doch," meinte Tondern; und auf den scharfen Zügen seines immer etwas malitiös aussehenden Gesichtes zeigte sich ein beinahe schwärmerisches Lächeln. „Es gab eine Zeit, wo ich eine gestickte Brieftasche für mein höchstes Gut auf Erden ansah."

„Damals mußt du sehr jung gewesen sein."

„Ja, ich war leidlich jung und sie außerordentlich schön, aber schrecklich leichtsinnig. Das brachte uns endlich auch aus einander."

„Armer Tondern!"

„Lieber Freund," erwiderte wichtig der Andere, „solche Liaisons verstehst du nicht; ich sage dir, in den heimlichen Wegen, die man dabei zu machen hat, liegt etwas ungeheuer Reizendes. Da frag' den Herrn von Czrabowski. — Apropos," wandte er sich mit einem Male an diesen, „man kann Ihnen ja gratuliren? — Sie wollen das kleine Mädchen wirklich heirathen? — Nehmen Sie mir nicht übel, da bedaure ich sie."

„Mich?"

„Nein, nein!" lachte Tondern, „das Mädchen."

„Das ist kein Compliment für mich," meinte der Graf etwas geckenhaft, wobei er sein weniges Haar auf dem Kopfe zusammen zu bringen sich bemühte.

„Das soll auch gar kein Compliment für Sie sein," entgegnete Herr von Tondern, der den gewinnenden Ton in seiner Stimme plötzlich fallen ließ und mit jener boshaften Schärfe sprach, die sogar ein gutes Wort von ihm verletzend machen konnte.

Fremont blickte neugierig in die Höhe.

„Wahrhaftig, werther Herr," fuhr Tondern fort, „ich halte es eigentlich für eine Gewiſſensſache, den vielleicht braven Vater dieſes unerfahrenen Mädchens nicht gewarnt zu haben, oder dies nicht heute noch zu thun."

Der Graf Czrabowski war freundlich genug, das ſo eben Geſprochene für einen harmloſen Scherz zu nehmen, obgleich es in einem ganz anderen Tone geſagt war. Daher erwiderte er: „Verzeihen Sie, aber die junge Dame hat gar keinen Vater mehr."

„Aber eine Gans von einer Mutter wird ſie haben," fuhr Tondern fort, „eine gewiſſenloſe Perſon, die es charmant findet, daß ein Graf — Sie nennen ſich ja Graf? — ihrer Tochter den Hof macht und ſich herabläßt, dieſelbe um guten Namen und ſonſt noch allerlei zu bringen."

Baron Fremont hörte mit großem Erſtaunen dieſen Reden zu; er richtete den Kopf in die Höhe und ſagte mit einem verlegenen Lächeln: „Tondern iſt heute ſehr ſpaßig aufgelegt; er hat ſo ſeine Momente."

„O ja, wir haben unſere Momente; nicht wahr, Herr — Graf?" wandte ſich Tondern mit einem ſpöttiſchen Lachen an Czrabowski, „wo wir einander gar nichts übel nehmen; wir kennen uns."

Dieſe Worte waren von einem ſo ſcharfen Blicke begleitet, daß der Graf ſeine Augen auf das Waſſerglas niederſenkte, daraus trank und alsdann verſetzte: „O freilich, Herr von Tondern, wir kennen uns."

„Gut, und da wir uns alſo kennen, ſo möchte ich jetzt wiſſen, wertheſter Herr, wie weit wir in unſeren Angelegenheiten gekommen ſind. — Verzeih', Fremont," wandte er ſich an dieſen, „wir haben da ein Geſchäft, und es wird dich wohl nicht geniren, wenn wir darüber in deiner Gegenwart verhandeln."

Der Graf warf einen mißtrauiſchen, fragenden Blick auf den Sprecher, welchen der Baron bemerkte und ſogleich ſagte: „Wenn ich

dich und dieſen Herrn genire, ſo iſt es beſſer, ich gehe in das Leſezimmer und komme ſpäter wieder, wenn ihr fertig ſeid."

Tondern fuhr mit der Hand an das Kinn, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man über etwas nachdenkt, dann meinte er nach einer Pauſe: „Ja, es iſt beſſer, Fremont, laß uns einen Augenblick allein, aber vor allen Dingen bleibe in der Nähe; ich brauche dich nachher nothwendig."

„Schön," verſetzte der Baron, worauf er ſich langſam erhob und das Zimmer verließ, nachdem er gegen den Grafen leicht mit dem Kopfe genickt.

Dieſer machte es ſich bequemer, als Fremont das Zimmer verlaſſen; er ſchlug ein Bein über das andere, pfiff eine Melodie vor ſich hin und nahm die Miene eines Mannes an, der vollkommen Zeit hat, zu erwarten, was der Andere ihn fragen wird, und der nebenbei durch kein Zeichen der Ungeduld zu verrathen geneigt iſt, daß ihm an jener Frage etwas gelegen iſt.

Tondern überſah die veränderte Haltung des Grafen Czrabowski durchaus nicht, doch that er langſam einen Zug aus der Cigarre und ſagte nach einem längeren Stillſchweigen: „Alſo in unſerer Angelegenheit haben Sie etwas gethan?"

„Sehr viel ſogar, und habe auch reuſſirt."

„Den Teufel auch!" rief Tondern ſich vergeſſend, da aus dieſem Ruf viel Intereſſe und Ueberraſchung zu hören war. „Wenn Ihnen aber Ihr Reſultat viel Mühe gemacht hat, ſo thut mir das in der That leid, denn das Ganze iſt eigentlich nicht viel mehr oder weniger als eine Grille von mir geweſen."

Ueber die Züge des Polen fuhr ein unbeſchreiblich ſchlaues Lächeln; aber es war ein gemüthliches Lächeln, wogegen Herr von Tondern gehofft hatte, auf dem Geſichte des Anderen etwas getäuſchte Erwartung zu leſen.

„Ich habe es eigentlich auch als Grille aufgenommen," ſprach der edle Graf; „aufrichtig geſtanden, machte es mir anfänglich Spaß.

meine Geschicklichkeit zu erproben, die ich übrigens in dieser Angelegenheit nur gering anschlagen darf, denn es wurde mir eigentlich sehr leicht gemacht; Glück und Zufall haben mich begünstigt."

„Da bin ich in der That neugierig," entgegnete Herr von Tondern, indem er sich in den Stuhl zurücklehnte. „Lassen Sie mich hören."

„Das sollte ich eigentlich nicht thun," sprach der Graf unbefangen; „denn wenn die Sache nur eine Grille von Ihnen war, so ist es wohl thöricht von mir, Ihnen etwas mitzutheilen, was für Sie interesselos ist, für mich aber von großem Interesse werden kann."

Obgleich Herr von Tondern vor Begierde brannte, den Andern sprechen zu hören, so war er doch so vollkommen Meister seiner selbst, daß er nicht durch die geringste Miene oder durch ein unbedeutendes Zeichen verrieth, wie gespannt er auf die Mittheilung des Grafen war.

„Das steht natürlicherweise in Ihrem Belieben. Wenn — Sie — sich aber — erinnern, —" er sprach diese Worte sehr langsam, während er sich mit fester Hand ein neues Glas Absinthwasser präparirte, „so habe ich Sie auf die Idee gebracht. Sie handelten eigentlich in meinem Auftrag, und deßhalb könnte ich wenigstens verlangen, daß Sie mir sagen, ob und wie Sie reussirt."

„Es liegt auch durchaus nicht in meiner Absicht, Ihnen das vorzuenthalten," versetzte der Graf. „Es verursacht mir sogar einiges Vergnügen, Ihnen die Geschichte mittheilen zu können, und wenn wir bis zum fraglichen Punkte gekommen sind, so können Sie mir ja immer noch sagen, wie weit die Sache für Sie Interesse hat."

„Natürlich, darin haben Sie vollkommen Recht," sprach Herr von Tondern mit dem wohlwollendsten Lächeln, obgleich er innerlich dachte: Dieser Schuft, dieser miserable, ist im Begriff, mir die schönsten Daumenschrauben anzusetzen!

Zu gleicher Zeit dachte der würdige Graf, indem er auf die harmloseste Art sein Zuckerwasser trank: Warte nur, diese affektirte Gleichgültigkeit sollst du mir theuer und klingend bezahlen!

„Sie wissen," wandte er sich alsdann zu seinem Gegenüber, „daß ich die Bekanntschaft einer jungen Dame machte."

„Ich weiß das, der Schwägerin des Herrn Rechtsconsulenten Plager. Darauf hin beauftragte ich Sie."

„Richtig, darauf hin beauftragten Sie mich," entgegnete der Andere mit großer Kaltblütigkeit und Ruhe. „Eigentlich war es gar nicht meine Absicht, mich an das junge Mädchen zu machen, vielmehr debutirte ich hier, indem ich an die verheirathete Schwester jener Dame — sie hat einen Banquier zum Manne — einen Empfehlungsbrief abgab."

„Einen echten Empfehlungsbrief?"

„Sehr echt und von guter Hand. Aber es war da nichts zu machen; die Frau ist eine harmlose, prosaische Person und er ein engherziger Geldsack, so daß ich bei dieser Bekanntschaft nichts erreichte, als beim Rechtsconsulenten vorgestellt zu werden, wo ich von den Damen freundlich aufgenommen wurde und alsbald auch die Einladung zu einem Thee erhielt."

Bei diesen letzten Worten lächelte der Graf so auffallend in sich hinein, daß Herr von Tondern nothwendig fragen mußte: „Und bei dieser Soiree eroberten Sie im Sturm das Herz der jungen Dame?"

„Das vielleicht nicht," antwortete der Andere, „aber ich fand Gelegenheit, ihr Unterricht zu ertheilen, auf welche Art man einen polnischen Punsch braut."

„So? — Weiter! weiter!"

„Wir wurden darauf näher bekannt, und es war vielleicht ein Glück für meine Angelegenheit, daß ich dem Rechtsconsulenten mißbeliebig wurde —"

„Und daß die Weiber des Hauses Sie deßhalb auf alle mögliche Art protegirten! Wir kennen das."

„Es war in der That so, und einige Zeit nachher gaben Sie mir Ihren Wunsch in Betreff der Testaments-Angelegenheit zu erkennen."

„Das that ich; aber ich hoffte, Sie hätten es verstanden, sich mit dem Rechtsconsulenten selbst gut zu stellen und so als Fremder, der bei der Sache ganz ohne Interesse ist, etwas über das Testament des Grafen Helfenberg zu erfahren."

„Das konnten Sie in Wahrheit kaum denken," sagte der Graf mit einem fast mitleidigen Lächeln, „Jemand, der so die Menschen kennt, wie Sie. In dem Falle, wenn nämlich der Rechtsconsulent so leichtsinnig gewesen wäre, mir Confidencen zu machen, wäre es ja mühelos und ohne alle Gefahr gegangen; während, wie ich die Sache angriff, ich so zu sagen doch viel riskiren mußte, um — Ihnen gefällig zu sein. — — Das junge Mädchen war so freundlich, mir nach einiger Zeit ein Rendezvous zu bewilligen."

„Leichtsinnige Weiber!" brummte Herr von Tondern zwischen den Zähnen, wobei er mit einer Art von Eifersucht das schon ziemlich verlebte Gesicht des Polen flüchtig betrachtete.

„Dieses Rendezvous," fuhr dieser mit großer Ruhe fort, „fand anfänglich in der Dämmerung auf der Promenade statt. Da wir uns aber beide nach einem Obdach sehnten, so fanden wir eines, und zwar in der Schreibstube des Herrn Rechtsconsulenten."

„Das war sehr gut!" konnte sich Herr von Tondern nicht enthalten laut auszurufen.

Der Pole trank etwas Zuckerwasser, dann fuhr er, unbekümmert um jenen Ausruf, fort, während um seinen Mund ein sehr wohlgefälliges Lächeln spielte: „Womit wir unser Rendezvous ausfüllten, ist Ihnen wohl nicht interessant zu vernehmen. Genug, ich wandte meine Zeit in jeder Beziehung so richtig an, daß ich bald wußte, wo der Rechtsconsulent eine Mappe verwahrte, welche die Aufschrift trug: Wichtige Papiere. — Sie werden mir glauben, Herr von Tondern," fuhr der Graf nach einer Pause mit einem geckenhaften Lachen fort, „daß es das kleine Mädchen ungeheuer komisch fand, als ich mich unter Tändeln und Scherzen außerordentlich neugierig stellte auf die furchtbaren Geheimnisse in den wichtigen Papieren eines Rechtsconsu-

leuten. Man ist erfindungsreich, und ich verschwor mich, auf jeden Fall diese Papiere zu durchstöbern, um den vermeintlichen Heirathscontract des jungen Mädchens mit einem Manne aus der Stadt zu finden, von dem es hieß, er sei mit ihr verlobt, und welchen Contract ich, von Eifersucht gestachelt, um jeden Preis finden wollte."

„Und statt dessen fanden Sie —?"

„Mit kurzen Andeutungen den Entwurf zum Testamente des Grafen Helfenberg."

„Den Teufel auch!" rief Herr von Tondern, dessen affektirte Gleichgültigkeit mehr und mehr schwand. „Und dieser Entwurf —"

„Wurde mir nicht schwer, mir anzueignen."

„Im Original?"

„Im Original — den Entwurf von der Hand des Rechtsconsulenten."

„Und Sie haben ihn?"

„Hier in meiner Brusttasche, Herr von Tondern."

„Oh, oh!" machte dieser, indem er sich über den Tisch beugte, „das ist allerdings ein gutes Geschäft."

„Das kann es vielleicht für uns beide werden," erwiderte in gemessenem Tone Graf Czrabowski, „im Falle es, wie Sie vorhin so freundlich waren zu bemerken, nicht bloß eine Grille von Ihnen war, den Inhalt wissen zu wollen. Wenn dies aber der Fall ist, so betrachten wir die Sache als abgemacht. Dieses Papier hier" — damit tippte er mit zwei Fingern auf seine Brusttasche — „ist mir wichtig genug, um es für mich zu behalten, vielleicht selbst zu verwenden, vielleicht es auch irgend Jemand zu überlassen, der mir nicht nur seine Erkenntlichkeit dafür bezeigt, sondern noch obendrein sehr dankbar ist."

„Na, thun Sie nur nicht so verdammt spröde, Czrabowski," gab Tondern mit einem cordialen Tone zur Antwort. „Für wie viel einem Andern dieses Papier wichtig ist, für so viel schätze ich es auch."

„Sie werden eine Grille nicht theuer bezahlen wollen!"

„Und Sie können einen Spaß nicht vergessen, den man gemacht.

nieder bei der freundlichen alten Frau und meiner Nichte der kleinen Emma und ich mußte denſelben von Familien-Mitgliedern erzählen, die ſie kannten und lange nicht geſehen hatten. „Weißt Du auch," ſagte die Profeſſorin zu mir, „daß wir eigentlich alte Bekannte ſind? Nein, Du erinnerſt Dich deſſen nicht mehr." „Doch," ſagte ich erwartungsvoll, „als ich in den Garten trat und Sie plötzlich vor mir ſah, da fiel mir ein, daß wir uns ſchon irgendwo geſehen." „Ich weiß, wo es war," ſagte die kleine Emma, „in einer großen ſchönen Kirche, es iſt noch gar nicht lange her, Du warſt krank, Vetter, und wir fanden Dich am Boden liegen, ein alter Mann hob Dich auf und als wir Dich nach Haus brachten, war das Haus, wo Du wohnteſt, gerade daſſelbe, wo wir hinwollten." „Ich beſuchte meine Tante, Deine alte Großmutter," ergänzte die Profeſſorin, „Du wurdeſt aber darauf ſo bedeutend krank, daß Du uns nicht wiedererkanntеſt, als wir Abſchied nahmen." Mir ging ein freundliches Licht auf. Ganz richtig, ſo war es meine kleine Kirchenbekanntſchaft; „aber dennoch habe ich Euch erkannt," ſagte ich raſch und ſetzte lächelnd hinzu, „nur meinte ich in meinem Fieber, es ſei ein Heiligenbild aus der Kirche, das mit dem kleinen Engelein ſich nach meinem Befinden zu erkundigen komme." Wir lachten herzlich über dem Andenken an dieſe erſte Begegnung und dieſer Vorfall machte uns ſchneller bekannt. —

Wie ſchon geſagt, was die Sache einem Andern werth iſt, iſt ſie es mir auch — vorausgeſetzt, daß Ihre Forderung meine Mittel nicht überſteigt."

„O, Herr Baron von Fremont hat Vermögen und wird ſich gern mit Ihnen aſſociiren."

„Fremont iſt geizig," antwortete Herr von Tondern; „und dann weiß ich auch nicht," fuhr er mit gierigem Blicke fort, „ob der Inhalt des Teſtaments den Herrn von Fremont intereſſiren kann."

„Er wird ihn intereſſiren," entgegnete der Graf Czrabwski in beſtimmtem Tone, wobei er ſchlau lächelte.

„Nun, dann laſſen Sie Ihre Forderung hören!"

„Wenn ich es Ihnen ſage, werden Sie mir zugeben, daß ich zu beſcheiden bin. Faſſen wir unſere Bedingungen kurz: ich übergebe Ihnen den Entwurf von dem Teſtament des Grafen Helfenburg, verfaßt von der Hand ſeines Rechtsbeiſtandes, des Herrn Doktor Plager, ein Papier, auf deſſen Rand noch bemerkt ſteht: Genau ſo vollzogen im Palaſte des Grafen, am 10. December Abends 7 Uhr."

„Datum und Stunde iſt richtig," ſprach Herr von Tondern zu ſich ſelber.

„Zeugen waren," fuhr der Andere fort, indem er jedsmal die Perſonen, wie er ſie nannte, mit einer Bewegung der zwei erſten Finger ſeiner rechten Hand bezeichnete: „Baron George von Breda — Baron Fremont — Herr von Tondern — Doktor Flecker — Rechtsconſulent Doktor Plager."

„Richtig, richtig," murmelte der aufmerkſame Zuhörer.

„Dieſes Papier," ſprach der Graf unbefangen und in größter Ruhe weiter, „gebe ich zu jedem beliebigen Gebrauch in Ihre Hände und erhalte dafür tauſend Thaler."

„Teufel auch! tauſend Thaler! Damit wäre allerdings eine Grille theuer bezahlt!"

„Tauſend Thaler," wiederholte der Pole unerſchütterlich, „und —"

„Was? Noch ein Und?"

„Und Sie sorgen mir dafür, durch Ihre wichtigen Connexionen, daß meine Legitimations-Papiere, die vor einiger Zeit abgelaufen sind, durch meine Gesandtschaft ohne viel Nachfragen nach mir verlängert werden."

„Das ist ja rein unmöglich!" rief Herr von Tondern, nachdem er einen Augenblick nachgedacht.

„Bei Ihren Connexionen?" versetzte der Graf lächelnd.

„Zum Henker, das Geld meine ich! Wo sollen wir tausend Thaler auftreiben? Meinen Sie, wir führen die tausend Thaler nur so in der Tasche mit uns herum?"

„Das nicht; ich bin zufrieden mit einem Wechsel in dem Betrage, den mir Herr Baron von Fremont auf seinen Banquier gibt."

„Oder ich?" fragte listig der Andere.

„So werth mir Ihre Unterschrift zu jeder andern Zeit ist, Herr von Tondern, so muß ich bei vorliegendem Geschäft auf der des Herrn von Fremont bestehen."

„Hol' Sie der Teufel! Ich werde Fremont herein winken."

Der Baron hatte sich nämlich im anstoßenden Lesezimmer so gesetzt, daß er die Beiden im Auge behielt, indem er von Zeit zu Zeit über das Journal hinweg, in welchem er eifrig zu lesen schien, einen Blick hinüber warf.

„Dann noch Eins," sagte Herr von Tondern, „nehmen Sie mir nicht übel, aber man kennt sich genugsam, um in alle Wege sicher zu gehen. Gesetzt den Fall, Fremont entschlösse sich zu einem Wechsel, wie Sie ihn bezeichnet, wer bürgt uns dafür, daß das Papier, welches Sie uns dafür übergeben, echt ist?"

„Dieses Wort könnte mich beleidigen; doch will ich es Ihnen nicht übel nehmen," antwortete der Graf. „Nebenbei, daß Sie aus den angegebenen Notizen: Datum, Stunde und Zeugen, — schon an der Echtheit nicht zweifeln sollten, wird es Ihnen leicht sein, sich einen Brief des Herrn Doktor Plager zu verschaffen und damit die Handschrift zu vergleichen."

„Mittlerweile haben Sie Ihre tauſend Thaler und gehen, wohin es Ihnen beliebt.“

„Sie vergeſſen, daß ich Ihrer Hülfe bedarf, um meinen Paß in Richtigkeit zu bringen, und Herr Baron von Fremont könnte ja auch den Wechſel acht Tage nach Sicht ſtellen.“

Herr von Tondern dachte einen Augenblick nach, dann ſagte er, während er einen lauernden Blick auf den Andern warf:

„Mit einem Wechſel, acht Tage nach Sicht, bezeigen Sie uns wieder ſo viel Vertrauen, daß das gerade im Stande wäre, uns auf den Glauben zu bringen, als habe es mit dem Papier nicht ganz ſeine Richtigkeit. Baron Fremont könnte ja am Tage vor Verfall ſeinem Banquier den Befehl geben, den beſagten Wechſel nicht zu honoriren.“

Der Graf Czrabowski zuckte die Achſeln und erwiderte:

„Darüber habe ich keine Beſorgniß, und auch Sie ſollten keine haben; ich habe es mit zwei Cavalieren zu thun, und was meine Sicherheit gegen Sie betrifft, ſo würde ich bei Nichtbezahlung des Wechſels Seine Erlaucht den Herrn Grafen Helſenberg ganz einfach von dem Hergange dieſer Angelegenheit in Kenntniß ſetzen.“

„Sie ſind gut geſattelt,“ verſetzte Herr von Tondern mit einem finſteren Blicke.

„Was wollen Sie in dieſer ſchlimmen Welt? Man hilft ſich durch, ſo gut man kann.“

„Verlieren wir alſo keine Zeit,“ fuhr Herr von Tondern fort, nachdem er dem Baron Fremont einen Wink gegeben, der ſich alsbald hinter ſeinem Journal erhob und langſam in das Kabinet zurückſchlenderte. — „Laſſen Sie uns einen Augenblick allein, ich will mit meinem Freunde ſprechen, und wenn er geſonnen iſt, für eine — Sache, die uns am Ende nicht viel nützen kann, ſo viel Geld auszugeben, ſo könnten wir den Handel als geſchloſſen betrachten.“

„Und meine Papiere bei der Geſandtſchaft?“ fragte der Graf.

„Ja, den Teufel auch! was iſt da zu thun? Wir können uns doch nicht bei der Geſandtſchaft für Sie verbürgen!“

„Mit leichter Mühe," entgegnete der Pole mit einem außerordentlich freundlichen Lächeln. „Es bedarf ja nicht mehr als ein paar Zeilen von Ihnen, unterstützt von einigen Worten des Herrn Baron von Fremont, und die Sache ist abgemacht."

„Ich will sehen, was zu thun ist, lassen Sie uns nun zehn Minuten allein."

Graf Czrabowski verließ das Zimmer und Baron Fremont trat dafür ein.

Der Letztere setzte sich auf den Stuhl, den er vor einer Viertelstunde verlassen, stützte den Ellbogen auf den Tisch und fragte mit leiser Stimme: „Nun, wie steht's mit der Angelegenheit?"

Herr von Tondern warf einen Blick ins Nebenzimmer und nachdem er sich überzeugt, daß Graf Czrabowski im äußersten Winkel desselben saß und eifrig seine Zeitung zu lesen schien, antwortete er: „Dieser Schuft hat das Concept zum Testament des Grafen Helfenberg richtig in Händen."

„Der Tausend auch? Wo hat er's?"

„Bei sich in der Tasche, wie er sagt."

„Und der Inhalt dieses Testaments?"

„Na, den wird er mir doch nicht auf die Nase binden, ohne sich gehörig dafür bezahlen zu lassen."

„So, so!" gab Fremont zur Antwort, wobei er die Nägel seiner rechten Hand beschaute und seine Unterlippe etwas herabhängen ließ.

Tondern, der die Aenderung in der Physiognomie seines Freundes wohl bemerkte, sagte: „So viel er mich aber den Inhalt errathen ließ, muß derselbe sowohl für dich als für mich von großem Interesse sein."

„Für mich wohl weniger," versetzte der Baron mit angenommener Gleichgültigkeit. „Was nützen mir im besten Falle einige zehntausend Thaler mehr? Ich bin ja so: ich habe zu leben."

„Du bist wohlhabend," antwortete Herr von Tondern, wobei er das Du scharf betonte, und deßhalb bin ich überzeugt, es wird dir auf eine Summe nicht ankommen, um jenes Papier zu erlangen, das

deinem Freunde wahrscheinlich nicht nur für Zeit Lebens helfen kann, sondern ihn auch zu größter Erkenntlichkeit für dich verpflichten wird. Mit einem Worte, Czrabowski verlangt für das Papier tausend Thaler, und zwar in einer Anweisung von dir auf deinen Banquier."

Der Sprecher kannte seinen Freund genugsam, um zu wissen, daß es bei dessen schwankender und nachgiebiger Gemüthsart am besten sei, ihn mit einem Male au kait zu setzen, was er denn auch that, indem er die eben gesagten Worte langsam und mit großer Entschiedenheit aussprach.

Baron Fremont hatte aber gute Lust, vor Schrecken von seinem Stuhle herunter zu fallen; wenigstens that er so, worauf er sehr kleinlaut zur Antwort gab: „Eintausend Thaler — das ist ja ein ganzes Vermögen!"

„Eintausend Thaler!" wiederholte der Andere mit Bestimmtheit. „Darunter thut er es nun einmal nicht. Ich habe mir Mühe genug gegeben, die Forderung dieses Kerls herabzustimmen.

„Er will uns betrügen, dieser Czrabowski!" rief der Baron in komischer Angst. „Ich habe dir immer gesagt, daß das ein ungeheurer Lump ist."

„Woran ich durchaus nicht zweifle," antwortete Toudern mit großer Kaltblütigkeit. „Aber dieses Mal ist von keinem Betrug die Rede; ich habe mich durch seine Aeußerungen überzeugt, daß das Aktenstück in der That der Entwurf des Testaments von der Hand des Rechtsconsulenten sein muß. Auch weiß Czrabowski genau, daß der Inhalt desselben für uns und vielleicht auch für sonst Jemand, was weiß ich? von großer Wichtigkeit ist; denn als ich ihn herabstimmen wollte, meinte er ruhig: er könne den Werth des Papieres vollkommen, und wenn wir nicht Lust hätten, es an uns zu bringen, so werde es ihm durchaus nicht schwer werden, eine andere Person zu dem Kauf zu bewegen."

„Aber tausend Thaler!" versetzte der Baron, indem er seine weißen fleischigen Hände auf dem Tische über einander legte. „Tausend Tha-

ler, die ich obendrein wohl allein zahlen muß! Denn du wirst nicht viel dazu geben können," setzte er mit einem melancholischen Blick auf seinen Freund hinzu.

„Nicht einen Liard," sprach dieser mit großer Ruhe; „ich bin im gegenwärtigen Augenblicke schlecht bei Kasse. — Du mußt eben," fuhr er nach einer Pause fort, „die fünfhundert Thaler, die auf meinen Theil fallen, als eine Anleihe für kurze Zeit betrachten; denn da ich fest überzeugt bin, der gute Graf hat uns in seinem Testamente nicht schlecht bedacht, so brauche ich mich nur zu dem Rechtsconsulenten hin zu begeben, um durch seine Vermittlung einige lumpige tausend Thaler mit leichter Mühe aufzutreiben."

„Und in dem Falle erhielte ich meine fünfhundert Thaler doch wohl nicht zurück?" fragte Baron Fremont im Tone des Zweifels.

„Dann erhältst du sie augenblicklich wieder, auf Ehrenwort. — Aber entschließe dich."

„Nun, so laß denn diesen Kerl in Gottes Namen herein kommen," erwiderte der Baron mit einem tiefen Seufzer. „Aber ansehen mag ich ihn nicht, das kannst du nicht von mir verlangen. Ich hasse den Kerl."

„Es wird ihn sehr unglücklich machen," lachte Tondern, „wenn er keinen einzigen Blick der Liebe von dir erhält. Aber Czrabowski wird sich mit seinen tausend Thalern zu trösten wissen. — Hm, hm!"

Er hustete so laut, daß nicht nur der Pole, sondern auch ein paar Kellner im Nebenzimmer aufmerksam wurden, die aber Tondern durch eine Bewegung mit der Hand zurückscheuchte. Darauf drehte er seinen Schnurrbart und sagte zu dem Eintretenden in nachlässigem Tone, wobei er ihn wie gelangweilt anschaute: „Wir haben uns in die betreffende Sache so weit eingelassen, daß wir denn auch noch den letzten Schritt thun wollen, und daß sich der Baron Fremont entschlossen hat, Ihnen die gewünschte Anweisung auf seinen Banquier zu geben. Aber ich kann Sie versichern, es ist verdammt viel Geld."

Dieses Mal nahm der Graf einen Stuhl und ließ sich nieder,

ohne eine Einladung abzuwarten, wobei er entgegnete: „Ich wäre in der That untröstlich, wenn Sie glauben sollten, einen schlechten Kauf gemacht zu haben, und wäre immer noch bereit, von dem ganzen Geschäfte zurückzutreten.“

Baron Fremont that, wie er vorhin gesagt, und schenkte dem Polen keinen Blick, ja, er wandte ihm zur Hälfte den Rücken zu, zuckte aber jetzt auffallend mit den Achseln, worauf Herr von Tondern sagte: „Die Sache ist abgemacht, sprechen wir also nicht weiter darüber. Fremont, du wirst so gut sein, die Anweisung zu schreiben.

Ein Kellner brachte auf Verlangen Dinte, Feder und etwas Papier, und der Baron ging an einen Nebentisch, um die Schrift aufzusetzen, während Graf Czrabowski langsam seinen Rock aufknöpfte und aus der Seitentasche eine große stark gebrauchte Brieftasche zog, die er vor sich auf den Tisch legte und beide Hände darüber faltete, eine Bewegung, welche Herr von Tondern nicht zu sehen schien, da er in diesem Augenblicke den Rest seines Absinths austrank.

„Hier ist die Anweisung,“ sagte Fremont, indem er seinem Freunde einen schmalen Streifen Papier hinreichte, wovon dieser ablas: „Acht Tage nach heute zahlen Sie an die Ordre des Herrn Grafen Czrabowski —“

Der Pole nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Die Summe von tausend Thalern und stellen mir solche auf Rechnung. Baron Fremont.“

Dieses Papier schob der Leser seinem Nachbar hin, dessen Hände sich aber immer noch nicht von der Brieftasche erheben wollten. Doch blickte er sehr freundlich in die Höhe und sagte: „Und das Andere, Herr von Tondern? Waren Sie so freundlich, das Andere mit dem Herrn Baron von Fremont zu besprechen?“

„Was für ein Anderes?“ fragte der Letztere mit einem sehr unangenehmen Tone der Stimme. „Ich denke, mit dem Papier da wäre es wahrhaftig genug. Du hast mir doch von nichts Anderem gesagt, Tondern.“

„Nun ja," antwortete dieſer, „Czrabowski hat allerdings eine zweite Bedingung geſtellt; er wünſcht ein Wort von mir und dir an die —ſche Geſandtſchaft, damit ſein Paß in Ordnung gebracht werde." „Um mich baldigſt von hier entfernen zu können," fügte der würdige Graf mit ſtarker Betonung hinzu.

Fremont warf den Kopf mißmuthig von einer Seite auf die andere, hatte aber ein Augenblinzeln ſeines Freundes verſtanden und verſetzte deßhalb: „Meinetwegen auch das noch. Wenn du meinſt, Tondern, ſo ſoll es uns auf ein Wort nicht ankommen."

„Aber ein freundliches, Herr Baron," bat der Andere demüthigſt. „Es wäre doch auf jeden Fall höchſt unangenehm, wenn man meiner Abreiſe Hinderniſſe in den Weg legen würde. Nebenbei würde ich es dankbarlichſt für eine große Gefälligkeit anſehen, wenn Herr Baron von Fremont die Güte hätte, ſeinem Banquier, welchem Sie doch die Anweiſung anzeigen werden, ein paar angenehme Worte in Betreff meiner zu ſagen."

„Das iſt nicht bedungen!" rief Tondern kopfſchüttelnd.

„Das iſt allerdings nicht bedungen," ſagte der Pole, indem er ſeinen Nachbar feſt anſah, und ſetzte mit ſehr beſtimmtem Tone hinzu: „Aber ich erlaube mir, es jetzt noch zu bedingen. Ich bilde mir ein, wir, beide Parteien, ſind noch am Unterhandeln und könnten allenfalls zurücktreten, wenn es uns nicht beliebte."

Herr von Tondern, der, wie nicht zu leugnen, auf den Abſchluß der Unterhandlungen ſehr erpicht war, warf ſeinem Freunde abermals einen Blick zu, wobei er ſprach: „Nun denn auch das noch! Du wirſt auch das noch thun, Fremont, nicht wahr?"

„Meinetwegen, um dir einen Gefallen zu erzeigen."

„Ich habe alſo das Wort der beiden Herren darauf?" verſetzte Graf Czrabowski mit langſamem Tone, indem er ſowohl Baron Fremont, als den Herrn von Tondern ſcharf anſah.

Erſterer nickte mit dem Kopfe und der Andere antwortete: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," worauf er gierig nach der Briefſtaſche

blickte, die der Pole nun langsam öffnete, daraus ein zusammengefaltetes Papier hervorzog und es dem Herrn von Tondern mit der einen Hand übergab, während er mit der anderen nach der Anweisung langte.

„Noch einen Augenblick," meinte der Letztere, indem er den Wechsel mit den Fingern festhielt. „Ich will, ohne die Schrift zu lesen, nur eben sehen, ob die Randbemerkungen, die Sie mir vorhin mittheilten, von derselben Hand sind, wie das übrige Concept."

Graf Czrabowski nickte mit dem Kopfe und versetzte lächelnd: „Ich habe nichts dagegen."

Herr von Tondern schlug hastig das Papier aus einander, warf einen prüfenden Blick hinein und sagte dann, indem er es verdeckt auf den Tisch legte: „So weit wäre die Sache in Ordnung, die Randbemerkungen sind von derselben Hand. Wir können unsere Verhandlungen abschließen."

Er zog seinen Finger von dem Wechsel zurück, den der Pole nun an sich nahm, durchlas und dann in seine Brieftasche steckte, die er hierauf sorgfältig in der Brusttasche verbarg. Auch erhob er sich, nachdem dies geschehen, und sprach mit einer anmuthigen Verbeugung gegen beide Herren: „Sie werden meine Gegenwart jetzt nicht mehr verlangen, und erlaube ich mir deßhalb, Ihnen einen guten Tag zu wünschen und mich zurückzuziehen."

Baron Fremont hatte dem Tisch und den Beiden den Rücken zugewandt und machte sich an dem Fenster zu schaffen, während sein Freund dem Grafen sagte: „Ich halte es wohl für überflüssig, Ihnen das strengste Stillschweigen anzuempfehlen, denn ein Sprechen über diese Angelegenheit könnte nur für Sie von üblen Folgen sein."

Graf Czrabowski machte eine abermalige Verbeugung, wobei über seine Züge ein eigenthümliches Lächeln flog, welches ebenso gut heißen konnte: er habe vollkommen verstanden, als auch: es würde für die andere Partei vielleicht ebenso wenig angenehm sein, wenn der eben geschlossene Kauf in der Welt und der Gesellschaft bekannt würde.

Darauf verließ der Pole das Zimmer, man sah ihn durch die

Glasthür des Café verschwinden und gleich darauf bei den Fenstern des kleinen Gemachs vorübereilen.

Baron Fremont hatte sich rasch dem Tische wieder genähert, ließ sich in ziemlicher Aufregung auf einen Stuhl nieder und blickte seinen Freund an, der die Hand auf das Blatt Papier gelegt hatte und ihm diesen Blick sonderbar lächelnd zurück gab, worauf er mit leiser Stimme sagte: „Lesen wir hier oder nehmen wir das Papier mit nach Hause?"

„Lesen wir hier, lesen wir hier!" gab Fremont dringend zur Antwort. „Den Teufel auch! Warum soll man sich martern? Ist es was Gutes, was das Papier enthält, so erfahren wir es nicht zu früh; ist es was Schlimmes, so wissen wir doch gleich, daß wir doppelt betrogen sind."

„Emotion!" sagte Herr von Tondern nach einem tiefen Athemzuge; „ich versichere dich, es ist mir gerade so, als hätte ich meine letzten hundert Gulden auf eine Karte gesetzt. — Rien ne va plus."

„Zieh ab, zieh ab!" rief Baron Fremont in komischer Angst.

Und Herr von Tondern nahm das Papier in die Höhe und fing an mit etwas beklommener Stimme zu lesen, wobei er auch häufiger, als er sonst wohl zu thun pflegte, den Athem in langen Zügen an sich zog. Seine Stimme aber wurde in kurzer Zeit deutlicher und reiner, ja, sie nahm einen freudigen Klang an, und sein Auge leuchtete zufrieden, als er unter den zahlreichen Legaten sich und Fremont jeden mit einer bedeutenden Summe erwähnt fand.

Letzterer hatte den Kopf auf die Hand gestützt, und als er nun den Vorleser unterbrach, indem er sagte: „Er ist doch ein guter Mensch, dieser Graf Helfenberg!" verriethen diese Worte eine Rührung, die auch Tondern affektirte, indem er leicht seufzte und mit dem Lesen inne hielt, während er mit der einen Hand über die Augen fuhr.

Als er aber gleich darauf wieder seinen Blick auf das Papier wandte, malte sich ein solches Erstaunen auf seinem Gesichte, daß der Baron unwillkürlich näher rückte und ein ängstliches: „Nun, nun?" hören ließ.

Die Aussicht von dem Garten auf die Stadt war recht freundlich, frohe Hoffnung öffnete mir das Herz und nachdem ich den beiden Damen mit aller Offenheit meine früheren Schicksale mitgetheilt, worüber sie sehr lachten, namentlich über den Doktor Burbus und dessen Skelett, das eine so große Rolle gespielt, wurden wir ganz gute Freunde und Emma vertraute mir an demselben Abend noch, sie habe mich für einen recht bösen Menschen gehalten — „aber jetzt denkst Du anders von mir," entgegnete ich lachend, „wir wollen sehen," antwortete die kleine Person sehr altklug, „das hängt, wie der Papa sagt, alles von Deiner künftigen Aufführung ab."

Tondern las: „Mein Gut Stromberg, wie es im Güterbuch der Gemeinde Stromberg, Seite 24—26 beschrieben ist, mit allen darauf ruhenden Rechten bestimme ich —"

Der Vorleser machte eine Pause, wobei er seinen Freund lächelnd ansah, der nun in wirklicher und großer Aufregung die Hände über einander legte und fast athemlos ausrief: „Tondern, mache um Gottes willen keine schlechten Späße! — Lies weiter, lies weiter — oder nein, nein! ließ nicht weiter — laß mich selbst hinein schauen."

Und er bog sich hastig über den Tisch hinüber, faßte das Papier mit zitternder Hand, indem er wirklich selbst hineinschaute.

„Bestimme ich," las Tondern trotzdem, „dem Fräulein Eugenie von Braachen als Beweis, wie sehr ich ihr zugethan, wie sehr ich sie geliebt."

Der Baron fiel in seinen Stuhl zurück und ließ seine Hände schlaff am Körper herabhängen.

Tondern betrachtete die Stelle zwei, drei Mal, dann schlug er mit der linken Hand heftig auf das Papier und sagte triumphirend: „Jetzt wirst du zugeben, daß dieses Ding da mit tausend Thalern nicht zu theuer bezahlt ist."

„Wache ich oder träume ich?" rief der Baron, indem er die Hände emporhob; „Graf Helfenberg liebt Fräulein von Braachen und vermacht ihr dieses prächtige Gut Stromberg! — Aber warum heirathet er sie denn nicht lieber?"

Herr von Tondern zuckte mit den Achseln und sprach in wegwerfendem Tone: „Wie kann man aber auch solche Fragen stellen? Wenn man sein Testament macht, denkt man nicht ans Heirathen."

„Wahr, sehr wahr," antwortete der Baron und stützte dabei den Kopf abermals in die Hand, worauf er in tiefes Nachsinnen versank.

Tondern las das Papier wiederholt durch, dann blickte er in die Höhe, während er die Augenbrauen zusammenzog und den Schnurrbart langsam aufwärts drehte.

Fremont fuhr aus seinen Träumereien am ersten wieder auf und

ſagte alsdann: „Dieſe junge Dame iſt jetzt die reichſte Erbin im Lande.“

„Das Gleiche dachte ich eben.“

„Eine vortreffliche Partie. Was meinſt du, Tondern?“

„Was ich meine,“ entgegnete dieſer, nachdem er einen Blick in die vorderen Räume des Kaffeehauſes geworfen, „läßt ſich nicht gut hier an dieſem Orte beſprechen. Ich denke, wir gehen nach Hauſe.“

„Ja, gehen wir nach Hauſe, du dinirſt bei mir?“

„Auf alle Fälle, und nach dem Diner —“

„Betrachten wir aufmerkſam dieſe Angelegenheit.“

„Um zu ſehen,“ unterbrach ihn Tondern mit einem ſehr freundlichen Lächeln, „wie wir unſere tauſend Thaler mit wucheriſchen Zinſen zurückerhalten können.“

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Im Reibstein.

Wenn uns das Gemach in der Kneipe zum Reibstein auf dem Burgplatze, wo wir das Vergnügen hatten, die Verbrüderung zum Dolche Rubens' kennen zu lernen, an jenem regnerischen Tage düster, geheimnißvoll und sehr befähigt erschien, um einem so außerordentlichen Bunde als Versammlungssaal zu dienen, so ist doch nicht zu leugnen, daß dieses Zimmer auch bei klarem Wetter und heiterem Sonnenschein keinen freundlichen Eindruck machte, vielmehr etwas Ernstes, fast Unheimliches enthielt, namentlich wenn es still dalag und seine Wände nicht wiederhallten vom Lärm lustiger Gesellen.

Anderntheils war das Gemach aber auch wieder bei dem jetzigen kalten Winterwetter draußen, angenehm durchwärmt von dem großen braunen Kachelofen, kein gar so unfreundlicher Aufenthalt, und selbst Jemand, der allein hier gesessen hätte, würde sich bei einigem Interesse für Schnitzwerk und Malerei oder bei nur einigermaßen poetischem Sinn eine Zeit lang haben amusiren können. Die Hände der Künstler, welche hier zusammen kamen, hatten Wände und Decke aufs mannig-

faltigſte geſchmückt, und wenn auch nicht alles, was man hier ſah, echt war, ſo hatte es doch täuſchend den Anſchein davon, und man hätte zum Beiſpiel darauf ſchwören wollen, daß jenes rieſenhafte ſechszehnendige Hirſchgeweih in der That einmal den Kopf eines dieſer edlen Thiere in tiefer Waldesnacht geſchmückt habe; daß ferner der Gobelin an der einen Wand eine wirklich prachtvoll erhaltene Weberei mit bunten phantaſtiſchen Figuren ſei; daß der eiſerne Helm an jenem Pfeiler nebſt Schild und Handſchuhen wirklich einmal von einem biderben Ritter geführt worden ſei, und daß die Glasmalereien im Fenſter in früheren Zeiten Mönchsgeſang und Orgelton gehört.

Und doch war alles das nur Täuſchung. Das Hirſchgeweih war aus gebrannter Erde fabricirt, Schild, Helm und Handſchuhe aus Steinpappe; die Gobelins beſtanden aus Sackleinwand, worauf die Maler mit kundiger Hand allerlei Figuren aufs täuſchendſte gemalt, und die alten Kirchenſcheiben hatten ſie ebenfalls aus buntem, ölgetränktem Papier, welches ſie mit Ornamenten verſehen hatten, hergeſtellt; ſelbſt die Verzierungen an der Decke und die ſcheinbar kunſtreichen holzgeſchnitzten Galerien oberhalb der Thür waren Täuſchungen, wie ſo Vieles in dieſer troſtloſen Welt.

Aber trotzdem nahm ſich das Gemach wohnlich aus und hatte, wir müſſen es wiederholen, einen faſt poetiſchen Anſtrich; man ſaß gern darin, ſowohl bei einer luſtigen Geſellſchaft, als ſelbſt im Zwiegeſpräch oder ſogar allein, wenn man ſich veranlaßt ſah, ein wenig zu träumen oder ſeinen Gedanken Audienz zu geben, welche von den dunklen Holzwänden ſo gut bei einander gehalten wurden, und durch die bunten Gläſer viel ſchwerer ins Freie flatterten, als dies bei gewöhnlichen nüchternen weißen Fenſterſcheiben der Fall geweſen wäre.

Durch eben dieſe bunten Gläſer drangen heute Nachmittag die Strahlen der Sonne und ſpiegelten eine farbige Zeichnung auf den Boden, während ſie auch dazu beitrugen, dem düſteren Zimmer ſelbſt einen freundlicheren Anſtrich zu geben. In der Nähe des großen Fenſters — es beſtand eigentlich aus vier kleinen Fenſtern, die, wie

man das bei alten Häusern findet, nur durch ein Kreuz aus altem Eichenholze von einander getrennt waren — stand eine Bank, auf deren einem Ende der Kupferstecher Wurzel, und zwar rittlings saß, während vor ihm ein großes Henkelglas voll Bier stand.

Unser alter Bekannter mit dem rothen, gutmüthigen Gesichte, kolossalem Bartwerke und den kleinen lebhaften Augen hatte ein Stückchen Holz in der Hand, an welchem er mit dem Federmesser herum schnitzelte und diese Arbeit nur unterbrach, wenn er aus dem Glase trank, was häufig genug vorkam und sich darauf langsam und behaglich den Bart wischte, oder wenn er beide Fäuste in die Seiten stemmte, eine Stellung, die er beinahe immer annahm, wenn sein Gegenüber etwas sagte, was seine besondere Aufmerksamkeit erregte.

Dieses Gegenüber aber war Niemand anders als Windspiel, der Kellner, in den gleichen engen carrirten Höschen, in denen wir ihn neulich gesehen, heute aber ohne Radmantel und Hut, nur in rund geschnittener Jacke, wie er sie, seinem Berufe nachhüpfend, zu tragen pflegte.

Windspiel stand vor einem Tische, auf dem sich eine Menge Gläser befanden, die er sich bemühte, mit einer einst weiß gewesenen Serviette zu putzen. Doch betrieb er dieses Geschäft nur mechanisch, und wenn er auch gerade mit dem Kupferstecher nicht sprach, das heißt auf dessen Fragen Antwort gab, so bewegte er doch die Lippen, als rede er mit sich selber, strich zuweilen seufzend sein struppiges Haar, schüttelte mit dem Kopfe oder zog nachdenklich die Augenbrauen so hoch in die Höhe, daß dies ordentlich komisch anzusehen war.

Der Kupferstecher hatte gerade getrunken und sich mit dem Aermelaufschlag den Mund abgewischt, als er seine Holzschnitzerei für den Augenblick ruhen ließ, und mit seiner tiefen dröhnenden Stimme zu dem Kellner sprach:

„Wie ich dir schon oft gesagt, Windspiel, so halte ich es für das größte Unglück, das dir widerfahren konnte, daß du einen Menschen kennen gelernt, der mit oder ohne Absicht — das kann ich vorderhand

nicht beurtheilen — dein bischen ohnehin ſchon verbranntes Gehirn zuſammenrappelt. Oder haſt du dir das Aufſchneiden angewöhnt und willſt mir eine Geſchichte aufbinden, von der du ſelbſt überzeugt biſt, daß ich ſie nicht glaube?“

„O, Herr Wurzel,“ entgegnete der dünne Kellner und ſchüttelte dabei langſam den Kopf, „es iſt da nichts von Zuſammenrappeln meines verbrannten Gehirns, noch weniger von Aufbinden zu reden; was ich Ihnen ſagte, iſt die reine Wahrheit.“

„So hat man dich zum Beſten gehabt.“

„O nein, es war nichts von zum Beſten haben dabei, es war Ernſt — blutiger Ernſt.“

Bei dieſen Worten fuhr er mit der Hand über ſeine Naſe, wo die verdächtigen röthlichen Spuren immer noch deutlich ſichtbar waren.

Der Kupferſtecher hatte ein paar Schnitte an ſeinem Holz gethan, dann meinte er: „Das iſt ja eine ganze Räuber- und Mordgeſchichte, Windſpiel.“

„O ja,“ entgegnete der Kellner, „es hat ſich ſtark von Räubern gehandelt und noch obendrein von Räubern der gefährlichſten Art; ſie hatten ſich als Weiber verkleidet, und ihrer vier griffen mich an und packten mich.“

„Nun, daß man dich geſchopfbeutelt hat wie der Hund den Bettelſack, daran zweifle ich nicht im Geringſten. Aber um was hat es ſich eigentlich gehandelt?“

„O, um ſehr viel, Herr Wurzel; zuerſt um Einbruch, wobei es den Kerlen, die mich gefaßt, auf ein bischen Mord gewiß nicht angekommen wäre; dann um die Entführung einer jungen ſchönen Dame, die aber der tapfere Don Larioz mit ſeinem Degen befreite — ich kann Sie verſichern, das war ſehr ſchön — und alsdann ihren trauernden Verwandten zurückgab.“

„Und der Entführer kam auch vor?“

„Ob er vorkam!“

„Ebenfalls in Weiberkleidern?“ fragte lachend der Kupferſtecher.

„O, ich sehe, Sie glauben mir nicht und wollen mich nur zum Besten halten," sagte Windspiel gekränkt. „Aber ich kann Sie versichern, die Erinnerung an jenen Abend kann mir doch kein Mensch nehmen; obgleich er etwas unglücklich für mich ausfiel, war er doch voll Poesie, und ich denke immer daran."

„Ja, so sehr," entgegnete der Andere, „daß du dein Geschäft grausam vernachläßigst und nicht einmal siehst, wie ich hier seit einer Viertelstunde bei trockenem Glase sitze."

Diesem Fehler war bald abgeholfen; der Kellner warf die Serviette über seine Schulter und brachte im nächsten Augenblicke ein gefülltes Glas, worauf der Kupferstecher einen guten Zug that, den Deckel schallend zufallen ließ und das Gefäß wieder vor sich auf die Bank setzte.

„Ich fürchte," sagte er nach einer Pause, „wir haben mit unseren Geschichten neulich deinen Freund und Gönner abgeschreckt, er wird so bald nicht wieder hieher zurückkehren, und das ist eigentlich schade, denn es ist amusant, ein Original, wie er ist, öfter zu sehen."

Windspiel hatte das Glas, welches er gerade in der Hand hielt, sauber geputzt und hielt es zur Probe gegen das Licht, wobei er mit seiner Arbeit zufrieden zu sein schien; wenigstens lächelte er vergnügt in sich hinein, doch konnte dieses Lächeln auch seinen Worten gelten.

„Ich glaube nicht," erwiderte er nämlich, „daß die Geschichte neulich hier den Don Larioz abgeschreckt hat; es ist das eine höchst eigenthümliche Persönlichkeit, die das Geheimnißvolle liebt, und er sucht wahrscheinlich mehr dahinter, als wirklich zu finden ist."

„Nimm dich in Acht, Windspiel," bemerkte lachend der Kupferstecher, „du sprichst da sehr geringschätzend von unserer anonymen Gesellschaft, welche sich in der That glücklich schätzt, den Herrn Larioz unter die Ihrigen aufgenommen zu haben. Aber Scherz bei Seite! Da du nun einmal der Vertraute dieses edlen Spaniers bist, so wirst du mir vielleicht mittheilen können, was er denn eigentlich damals hat sagen wollen mit seiner Erzählung von der schönen Spanierin,

die er drüben bei den Breibergs geſehen haben will. Ich habe mir alle Mühe gegeben und mich auf Erkundigungen gelegt, und kann dich verſichern, Windſpiel, daß die drüben kein anderes Modell haben, als die wir auch kennen: die Katharine und den Stöpſel."

„Modell, ja, das glaube ich wohl," antwortete der Kellner, indem er die Achſeln zuckte und eine etwas geringſchätzende Miene annahm. „Es handelt ſich hier um kein Modell; ich ſage Ihnen, Herr Wurzel, es iſt ſo, wie der Herr Don Larioz geſagt." Er näherte ſich dem Kupferſtecher und ſetzte flüſternd hinzu: „Die halten da drüben was verborgen."

Herr Wurzel ließ ſeine Arbeit ruhen, ſtützte die Fäuſte auf die Hüften, und ſagte, indem er die kleinen Augen ſo ſtark zudrückte, daß man ſie kaum noch zwiſchen den buſchigen Brauen hervorblitzen ſah: „Was ſollen die da drüben verſteckt haben? Ich glaube, du biſt nicht recht bei Troſt!"

Windſpiel machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er den Andern bitten, leiſe zu ſprechen, dann ſchaute er ſich ſchüchtern in dem leeren Gemache um und erwiderte: „Ich habe ſie ja ſelbſt geſehen?"

„Den Teufel auch! Was haſt du geſehen?" fragte lachend der Kupferſtecher, wobei er aber doch einen aufmerkſamen Blick auf das ernſte Geſicht des Kellners warf, der jetzt dicht zu ihm herangeſchlichen war und haſtig und mit ganz leiſer Stimme ſagte:

„Geſehen habe ich das ſchöne Mädchen drüben bei Breibergs. Wer es iſt, kann ich freilich nicht ſagen, aber — ſie gehen ſchlimm mit ihr um, Herr Wurzel, das dürfen Sie mir glauben. Mißhandelt haben ſie ſie."

„Hol' dich der Henker, Windſpiel!" rief der Kupferſtecher mit einigem Erſtaunen, „du könnteſt Einen am Ende Zeug glauben machen, wovor man ſich ſelber ſchämen müßte. Wie ich früher ſchon ſagte: dein Kopf hat gelitten, denn ein Menſch bei klarem Verſtande könnte in unſerer ruhigen Stadt doch unmöglich verkleidete Räuber

gesehen und Entführungen beigewohnt haben und von einer gefangenen Spanierin wissen, die von den Breibergs mißhandelt wird. O Windspiel, du dauerst mich sehr!"

Der dürre Kellner kratzte sich am Kopfe und schaute einen Augenblick nachdenkend zu den bunten Fensterscheiben empor, bis er endlich entgegnete:

„Und es ist doch so; ich habe Ihnen das anvertraut, Herr Wurzel, weil Sie es besser meinen als all die Andern, wenn Sie auch oft so thun, als ob sie Einen beißen wollten. Und schön muß die Spanierin sein, denn Herr Don Larioz spricht mit Entzücken von ihr, und was ich selbst gesehen," setzte er stockend hinzu, „ist schon der Mühe werth, das kann ich Sie versichern."

„Windspiel, du machst mich wirbelig," sprach der Andere und fuhr darauf sehr ernst fort: „denn ich will nicht hoffen, daß du dir einfallen lässest, einen Spaß mit mir zu treiben."

„Wie können Sie so etwas denken!" versetzte der Kellner fast erschrocken. „Ist es doch wahrhaftig so, wie ich Ihnen gesagt: die Breibergs halten ein wunderschönes Mädchen bei sich versteckt, das kann ich feierlich versichern. — Bei San Jago!"

„Schwör' du lieber bei einem vernünftigen deutschen Heiligen — oder beim Gambrinus meinetwegen!" rief Herr Wurzel. „Also du lügst mich nicht an?"

„Gewiß nicht; aber," setzte der Kellner geheimnißvoll hinzu, „Herr Don Larioz hat sich vorgenommen, die Sache zu untersuchen, und wenn der mit seinem langen Stoßdegen über die Gebrüder Breiberg kömmt, da können sie sich freuen."

Der Kupferstecher hatte das Stückchen Holz, woran er geschnitzelt, sowie das Messer auf die Bank gelegt, dann sein Glas mit einem tüchtigen Zuge geleert, machte aber jetzt eine abwehrende Handbewegung, als Windspiel, eingedenk des Verweises von vorhin dasselbe wieder füllen wollte. Herr Wurzel strich mit der Hand über den vollen Bart und sprach, nachdem er einen Augenblick nachgedacht:

„Den Breibergs würde ich ſchon was Gehöriges gönnen, — aber deine Geſchichte iſt zu toll und zu unwahrſcheinlich. Dem müſſen wir auf die Spur kommen.“

„Aber, Herr Wurzel,“ unterbrach ihn der Kellner mit einer bittenden Geberde, „wenn die daneben erführen, daß ſich der edle Don Larioz für das unglückliche Mädchen intereſſirt, ſo würde es ihr noch viel ſchlechter ergehen.“

„Sei kein Kameel, Windſpiel!“ antwortete barſch der Kupferſtecher; „du wirſt mich doch wohl nicht für eine Plaudertaſche halten! Aber der Sache muß man auf den Grund kommen; ihr zu Lieb will ich vergeſſen, daß Jean Baptiſt ein Flegel gegen mich geweſen, unter einem Vorwande hinüber gehen und dabei ſchon ins Klare kommen.“

„Aber nicht wahr, Herr Wurzel,“ bat der Kellner wiederholt, „Sie nehmen ſich in Acht? Sehen Sie, wie ſollte ich je wieder vor den Herrn Don Larioz treten können, nachdem ich an ihm zum Verräther geworden bin?“

„Was das anbelangt,“ entgegnete der Kupferſtecher, indem er ſich von der Bank erhob, „ſo wäre es vielleicht gar kein Schade für dich, wenn du dieſen Umgang abbrächeſt; aber ſei nur ruhig. Wenn es ſich wirklich ſo verhält, wie du und dein edler Spanier ſagen, ſo will ich wahrhaftig bereit ſein, ſeine Bemühungen zu unterſtützen.“

„Und ich erfahre etwas davon, was Sie geſehen?“ fragte der Kellner.

„Wenn es der Mühe werth iſt, ja. Aber ich bin feſt überzeugt, die ganze Geſchichte läuft auf irgend eine Narrheit hinaus.“

Damit ſetzte Herr Wurzel ſeinen grauen, breitkrämpigen Hut auf, knöpfte den Rock zu und verließ, indem er eine Melodie pfiff und mit dem Stock in der Luft herum fuchtelte, das Gemach.

Als der Kellner nun allein blieb, legte er ſeine beiden Hände vor den dünnen Leib und blickte träumeriſch in die Höhe. Eigentlich wollte er an den Himmel ſchauen, aber da ihm die bunten Scheiben die Ausſicht dorthin verſperrten, ſo blieben ſeine Blicke darauf haften,

III.

Die Einführung ins neue Geſchäft.

In dem Reißmehlſchen Hauſe hatte ich die unterſte Stufe der edlen Kaufmannſchaft betreten und ſollte jetzt, wie mir der Vetter am andern Morgen beim Frühſtück ſagte, etwas höher hinauf, denn das Geſchäft, für welches ich beſtimmt war, eine Modehandlung, hatte zugleich eine kleine Seidenfabrik und ſo konnte ich zugleich mit der Handhabung der Elle auch die Geheimniſſe der Fabrikation erlernen. Dies letztere tröſtete und beruhigte mich einigermaßen, denn es verſprach mir eine angenehme Abwechslung und verminderte meine Abneigung, die ich im Allgemeinen vor dem Kaufmannsſtand hatte. Aber ſo etwas erſchaffen und werden zu ſehen, wie der ſchöne glänzende Stoff aus der unſcheinbaren Seide, wie ihn die Raupe giebt, das ſagte meiner Einbildungskraft ſchon mehr zu, auch muß ich ferner geſtehen, daß der

und seine Phantasie grasete auf den bunten Feldern umher, welche die Maler mit allerlei seltsamen und abenteuerlichen Figuren geschmückt, — Figuren und Situationen, welche wohl dazu geeignet waren, die Gedanken Windspiels fest in der Richtung zu erhalten, in die sie sich zufällig verfahren. Da war der tapfere Drachentödter in stahlblauer Rüstung, wie er dem Ungethüm den Speer in den Leib stößt in dem Augenblicke, als dieses die etwas sehr stark entkleidete Jungfrau verschlingen will; da sah man die Töchter des Cid an ihren Baum gebunden und gleich daneben den Campeador selbst racheschnaubend sein Schwert schwingen. Da sah man viele bekleidete und unbekleidete Jungfrauen, bekannte und unbekannte Ritter, und alle verfolgten eifrig den gleichen Zweck: die Unschuld zu schirmen, das Laster niederzuwerfen und mit starkem Arm jedem Bedrängten beizustehen.

Der gute Kellner seufzte tief auf, als er die geharnischten Figuren und die schönen Damen, mit denen er sich schon so oft im Stillen unterhalten, jetzt aufgeregt, wie er war, betrachtete und dabei dachte, wie er um ein paar hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen sei und eine schöne Bestimmung gänzlich verfehlt habe. Wie war es so unpoetisch, hier Flaschen und Gläser spülen zu müssen, Bier einzuschenken, von den Malern „Windspiel" genannt zu werden, statt vielleicht Fernando zu heißen und, wie der kleine Leibpage dort oben auf dem Glasgemälde, in Diensten jener dicken Prinzessin zu stehen, der er eben vom Pferde zu helfen im Begriff ist.

Während Windspiel so dachte, hatte er seine Serviette auf die rechte Schulter geworfen, den Arm keck in die Seite gestemmt und schaute auf jene Attitude, wobei er sich vorstellte, daß ein kleiner Mantel von weißem Seidenzeuge à la Don Juan außerordentlich kleidsam für ihn wäre. Auf einmal wurde er aber aus seinen Betrachtungen durch ein leises Lachen aufgeschreckt, das hinter ihm erklang. Da er sich eigentlich über dieses Lachen ärgerte, es aber unter seiner Würde fand, sich rasch umzuwenden, so drehte er den Kopf mit einem sehr finsteren Gesichtsausdruck über die rechte Schulter und schien auch

durchaus nicht freudig überraſcht zu ſein, als er in dem Lacher ſeinen Bruder erkannte, den kleinen Reitknecht, wie er ihn mit einiger Geringſchätzung zu nennen liebte, obgleich Friedrich nur um ein ſehr Geringes kleiner war als der Kellner vom Reibſteine.

„So, du biſt es?“ fragte er in lang gezogenem Tone, indem er ſeine Serviette, ohne ſich zu beeilen, vom Arme herabrutſchen ließ, die Hand aber auf der Hüfte aufgeſtützt behielt.

„Ja, allerdings bin ich es,“ entgegnete der Groom, der aber nicht ins Zimmer trat, ſondern an der Thür ſtehen blieb. „Wir ſind hinten in der kleinen Stube, und wenn du uns da etwas Geſellſchaft leiſten wollteſt, ſo wäre es uns angenehm.“

„Wer iſt denn das — wir?“ fragte Windſpiel, indem er den Kopf ziemlich hoch emporhob.

„Lauter reſpektable Leute,“ verſetzte Friedrich mit Betonung. „Thu doch nicht ſo, als wenn du deine Geſellſchaft auswählen könnteſt; freilich ſo langhaarige Künſtler ſind nicht dabei. Na, komm nur und bring vier gute Schoppen mit, das heißt vier, wenn du ſelbſt einen trinken willſt.“

„Du weißt wohl, Friedrich,“ antwortete der Kellner etwas gekränkt, „daß ich das hintere Zimmer nicht bediene; dafür iſt das Schenkmädchen da, und an die kannſt du dich wenden, wenn du drei Schoppen haben willſt.“

„Auch gut, aber komm du nur herüber.“

„Wir wollen ſehen,“ ſagte Windſpiel mit unverkennbarem Stolze, indem er die Serviette ſchwang und aufs Neue anfing, ſeine Gläſer zu putzen.

Friedrich verſchwand durch die Thür, und Windſpiel ſprach zu ſich ſelber: Da wird er wieder welche von ſeinem Bedientenvolk bei ſich haben; man muß das Zeug kurz halten. Die haben eine Art, ſich mit Jedem familiär zu machen, und wenn man, wie ich, an beſſere Geſellſchaft gewöhnt iſt, ſo haßt man das aus Grund ſeiner Seele.

Dabei ließ er einen unterdrückten Seufzer vernehmen und schaute abermals zu den bunten Scheiben empor, wo seine Blicke wieder auf dem kleinen Pagen und der dicken Fürstin hasten blieben, die ihren Fuß ziemlich weit von sich abstreckte und etwas stark schielend herabsah.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Poeße und Prosa.

Friedrich war unterdeſſen nach dem hinteren Zimmer gegangen, einem kleinen Stübchen, wo nur ein einziger Tiſch mit vier Stühlen Platz hatte, weßhalb dieſes Stübchen gewöhnlich von Partieen benutzt wurde, die unter ſich und allein ſein wollten. Zwei Stühle waren ſchon beſetzt, als der Groom eintrat, und zwar der eine durch den Gärtner Andreas, der ſo breit wie möglich vor dem Tiſche ſaß, beide Arme darauf gelegt hatte und mit halb geſchloſſenen Augen vor ſich hin lächelte, wie er gern zu thun pflegte, wenn er ſich in gemüthlicher Laune befand, das heißt bei ihm, wenn es irgend eine Bosheit zu überlegen oder auszuführen gab.

Seinen Nachbar würde der geneigte Leſer ſchwerlich wieder erkennen, obgleich wir ſchon einmal im Verlaufe dieſer wahrhaftigen Geſchichte uns erlaubt haben, denſelben vorzuſtellen. Es war das ein hübſch ausſehender Mann in elegantem ſchwarzem Paletot, einer feinen, untadelhaften Halsbinde, aus der blendend weiße Hemdkragen hervorſahen, und einem Kopfe, den man hätte ſchön nennen können, wenn die Geſichtsfarbe nicht gar ſo bleich und verlebt geweſen wäre, und wenn nicht beſtändig um den Mund ein unangenehmes, malitiöſes Lächeln geſpielt hätte. Der Mann trug einen ſchwarzen Backen-

bart, von der Wange in einer scharfen Linie gegen die Mundwinkel laufend, sein ebenfalls schwarzes Haar war sorgfältig frisirt, an den Händen trug er Handschuhe, und die Art, wie er den rechten Arm auf den allerdings nicht übermäßig sauberen Tisch aufgelegt hatte, zeigte, daß er sich scheue, mit demselben in Berührung zu kommen, und nur ungern seiner Bequemlichkeit dieses Opfer brachte.

Es war François, der Kammerdiener der Baronin von Braachen, und wenn man ihn genau anblickte, so sah man auf seinem weißen Gesichte immer noch eine feine, röthliche Schmarre, die zuweilen mit dem Finger zu befühlen er sich seit jener Zeit zur Gewohnheit gemacht hatte, — eine Berührung, die gerade nicht dazu geeignet war, wohlwollende Gefühle für die Tochter seines Herrn aufkommen zu lassen. Er hatte sich ein Glas Punsch geben lassen, da er Bier oder Wein nicht zu trinken pflegte.

Als der Groom eintrat, hob Andreas seinen Kopf empor und fragte: „Nun, ist dein Herr Bruder zu Haus? Werden wir die Ehre von ihm haben, oder verschmäht er uns?"

„Glücklicherweise verschmäht er uns vorderhand," antwortete Friedrich lachend. „Später schenkt er uns wohl doch auf einen Augenblick die Ehre seiner Gesellschaft."

Er rückte einen Stuhl an den Tisch und setzte sich nieder.

Der Gärtner hob sein Glas empor, hielt es gegen das Licht, wobei er leise vor sich hin pfiff, dann trank er und sagte zu dem Kammerdiener: „Es ist mir unbegreiflich, daß Sie, wie Sie vorhin sagten, kein Bier trinken. Jetzt im Winter kann man es am Ende schon lassen, aber wenn ich Sommers das warme Zeug da in mich hinein gießen müßte, da käme ich vor Hitze um."

„Sommers trinke ich Wasser oder etwas Limonade," sprach der Italiener affektirt, wobei er seinen Backenbart strich und dann mit dem Zeigefinger leicht über jene Schramme fuhr.

„Da hat unser Friedrich dort eine Aehnlichkeit mit Ihnen," sprach der Gärtner lachend, „das heißt, er thut so, als wenn er Bier oder

Wein für ſein Leben gern tränke; aber von dem, was eine Fliege vertragen kann, hat er ſchon einen Rauſch. Ich behaupte, er hat ſo ſchon zu viel Geiſt in ſich, daher macht ein bischen mehr gleich Spektakel bei ihm."

Der Groom trank wohlgefällig aus ſeinem Glaſe, als der Andere ſo von ihm ſprach, und François, ohne ſeinen Kopf im Geringſten zu wenden, warf einen ſpöttiſchen Blick auf ihn.

„Ich ſage Ihnen," wandte ſich Andreas an den Kammerdiener, „das iſt überhaupt ein ganz merkwürdiger Kerl, der Kleine da. Wo es bei ihm ſteckt, das habe ich noch nie ergründen können; aber ſollten Sie glauben, daß alle Frauenzimmer in ihn vernarrt ſind? Da iſt die Nanett, die Kammerjungfer der gnädigen Frau, die hat er völlig unglücklich gemacht."

Der kleine Reitknecht zuckte mit den Achſeln, als wollte er ſagen, er verſtehe wohl die Worte des Gärtners nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen; doch zeigte ſich zu gleicher Zeit auf ſeinem Geſichte ein pfiffig ſein ſollender Ausdruck, der erkennen ließ, wenn man ihn auch zum Beſten habe, ſo wiſſe er doch, was er wiſſe.

„Und warum hat er die Nanett unglücklich gemacht?" fragte François, nachdem er an ſeinem Punſchglaſe genippt.

„Weil er ihr Hoffnungen erregt, die er ſpäter nicht Luſt hatte zu erfüllen."

„Wer doch auch ſo übertreiben könnte, wie Ihr, Andreas!" ſagte nun der Reitknecht. „Ja, es iſt wahr, ich war gegen das Mädchen aufmerkſam, und ſie hat das freundlich aufgenommen, aber dabei blieb's auch," fügte er mit einem ernſten Blicke hinzu, während er leiſe ſeufzte. „Von Unglücklichſein ihrerſeits iſt keine Rede. Ja, ihrerſeits nicht."

Der Gärtner kniff ſein linkes Auge gegen den Kammerdiener zu, der zum Zeichen des Einverſtändniſſes ganz leicht mit dem Kopfe nickte und darauf ſprach:

„Das Ihrerſeits, was Sie zweimal wiederholten, läßt ja faſt

vermuthen, als wenn Jemand anders unglücklich wäre. Friedrich, Friedrich! Sie sind ein feiner Mensch und ein verwegener Geselle."

„Ja, verwegen ist er," sagte Andreas scheinbar mit großem Eifer und großer Aufrichtigkeit. „O, er ist so verwegen, daß man das gar nicht sagen kann."

„Im Grunde hat er Recht," entgegnete der Kammerdiener, nachdem er, wie über etwas ernstlich nachdenkend, vor sich auf den Tisch geschaut. „Wer nicht in die Höhe strebt, der bleibt am Boden kleben, und — wer nicht wagt, der gewinnt auch nicht."

„Da eben liegt der Hund begraben," versetzte der Gärtner mit sehr bestimmtem Tone. „Ich versichere Sie, in seinem Geschäfte hat er einen ungeheuren Muth; im Reiten thut's ihm Keiner gleich, das sagt sogar der Kutscher, der sonst immer Händel mit ihm hat. Aber wo es auf etwas Anderes ankommt, da ist Monsieur Friedrich nicht zu haben."

„Das kann man von mir nicht sagen," entgegnete der kleine Groom gekränkt. „Was Einer wagen kann, das thu' ich auch.

„Man kann sich das nicht geben, wenn man's nicht hat," meinte François. „Aber in dem Falle wäre es schade, wenn er sich durch eine übergroße Scheu vielleicht von seinem Glücke abhalten ließe."

„Ja, was Glück!" sprach Friedrich, wobei er sich am Kopfe kratzte; „das sagt der Andreas nur so, um mich anzutreiben."

„Um dich anzutreiben? — Da seh' einmal Einer!" rief der Gärtner im Tone des größten Erstaunens. „Was habe ich davon, ob du dich antreiben lässest? Und dann will ich dich auch gar nicht antreiben; ich habe nur gesagt: wenn er nicht sieht, daß das Fräulein ihm über alle Maßen wohlgeneigt ist, muß er blind sein, wie ein Maulwurf."

Friedrich blickte erwartungsvoll auf den Kammerdiener, der mit dem Kopfe nickte und nach einigen Sekunden sagte: „Auch mir ist das ganz glaublich, ja, ja, vollkommen erklärlich."

„Siehst du, ungläubiger Thomas?" nahm Andreas abermals das

Wort, wobei er den Andern leicht an den Arm stieß, wie um ihn aufmerksam zu machen. „Auch dem Herrn François ist das glaublich und erklärlich. Und daß der solche Geschichten kennt, das wirst du doch wohl nicht läugnen wollen."

„Es liegt Alles in der Art," fuhr der Kammerdiener fort, „wie das Fräulein ihm ihr Wohlwollen zu erkennen gibt; man kann damit anziehen und abstoßen. Wenn sie freundlich mit ihm ist, so wollte das nicht viel beweisen; man müßte erst wissen, ob sie ihn auf irgend eine Art, und wie, den Andern vorzieht."

„Na, wenn Friedrich nicht wissen sollte, daß sie das thut, so will ich ein Schaf sein!" rief der Gärtner, indem er die Hände zusammenschlug. „Das läßt sich an tausend Kleinigkeiten merken. Will sie bei Tische Wasser haben, so muß es ihr Friedrich präsentiren, tritt sie auf ihren Spaziergängen durch den Garten in den Stall, so thut sie es gewiß nur in dem Augenblicke, wenn er dort ist. — Kannst du das läugnen?" wandte er sich an den Reitknecht. „Und kannst du auch läugnen, daß sie neulich absichtlich ihr Taschentuch fallen ließ, damit du es ihr in die Hand geben solltest?"

„Daß sie es fallen ließ, ist schon wahr," sagte der Groom, „aber eine Absichtlichkeit — nein, daran kann ich nicht glauben."

„Man läßt im Stalle nie ohne Absicht ein Taschentuch fallen," sprach in sehr bestimmtem Tone der Kammerdiener, „ich kenne das."

„Hörst du, Herr François kennt das!" rief Andreas eifrig. Doch fuhr er gleich darauf achselzuckend und mit großem Unmuth fort, wobei er aber, ohne daß es Friedrich sah, einen aufmunternden Blick auf den Kammerdiener warf: „Doch was geht mich die ganze Geschichte eigentlich an? Wenn ich dem Burschen da nicht so gut wäre und es mich freuen würde, wenn er zu seinem Glücke käme, da hätte ich wahrhaftig nie ein Wort darüber verloren. Sieh den Herrn Kammerdiener an, was das für ein Mann geworden ist. Und wie die Sachen stehen, könntest du es noch weiter bringen. — Glauben Sie wohl," fuhr er gegen François gewandt fort, „daß ich für das Fräu-

lein ein Bouquet machen sollte, und daß sie mir sagte, als ich es ihr übergeben wollte: Friedrich kann es auf mein Zimmer tragen! Nun, wenn das nicht deutlich genug ist, dann weiß ich nicht mehr, was deutlich sein soll."

Der Kammerdiener fuhr mit den Fingern leicht und wiederholt über die Schramme in seinem Gesichte, dann sagte er wie zu sich selber: „Ja, ja, es liegt in der Familie."

Obgleich er dies sehr leise sprach, so hatte es doch Friedrich, der gespannt auf seine Worte horchte, wohl verstanden.

„Wenn Jemand freilich," fuhr der Kammerdiener laut fort, „keinen Muth besitzt, so greift er eine Sache falsch an und verdirbt mehr, als er gut macht."

„Ja, Muth muß man freilich haben," meinte auch der Gärtner, indem er verdrießlich die Arme über einander schlug; „aber der ist nicht Jedermann gegeben."

„Ihr habt gut reden, Andreas!" rief der Groom ärgerlich, „was soll ich da meine Haut zu Markte tragen, wo ich doch überzeugt bin, daß Alles nichts ist? Freilich ist sie schön, ach! so schön, daß Einem das Herz aufgeht, wenn man sie nur ansieht; aber auch ebenso stolz; und wenn ich auch Muth genug habe, so muß ich doch sagen, daß ich fast in die Kniee schnappe, wenn sie nur einen ernsten Blick auf mich wirft. — — Dann — ist — auch — — der gnädige Herr —"

François horchte auf, doch trank er im nächsten Augenblicke scheinbar mit großer Gleichgültigkeit aus seinem Glase.

Der Gärtner hatte aber wohl den Blick im Auge des Italieners bemerkt und sagte, indem er sehr künstlich lachte: „Friedrich, du bist doch ein kleines Ungeheuer! Was willst du vom gnädigen Herrn sagen?"

„Ich will nichts von ihm sagen," antwortete mürrisch der Reitknecht. „Aber er hat die Augen so auf alles, was im Hause geschieht, namentlich auf das, was das Fräulein thut, daß ihm nicht das Geringste entgehen könnte."

„Seh' mir einer den Unverstand an!" sagte Andreas. „Als wenn

der gnädige Herr etwas ſehen ſollte, was ſie nicht will ſehen laſſen. Aber ſparen wir unſere Worte: man muß Niemand zu ſeinem Glücke zwingen wollen, der keine Luſt hat, etwas dafür zu wagen."

„Das Gleiche denke ich auch," meinte François, geziert lächelnd. „Da ich meinen Punſch ausgetrunken habe, auch meine Zeit zu Ende geht" — er zog dabei mit großer Abſichtlichkeit ſeine ſchöne goldene Cylinderuhr aus der Taſche, die an einer ſchweren Kette von gleichem Metall hing — „ſo denke ich, wir ſparen unſere Worte und laſſen den Herrn Friedrich thun, was ihm gut dünkt."

Damit erhob er ſich, und der Gärtner folgte ſeinem Beiſpiele; dann ſchlug Letzterer den Groom leicht auf die Schulter, und ſagte ihm: „Ueberlege genau, was wir geſprochen. Ich muß jetzt nach Hauſe, um meine Glashäuſer zuzudecken. Du wirſt wohl noch da bleiben und deinen Bruder erwarten. Geh in dich und faſſe Muth; wahrhaftig, wenn ich an deiner Stelle wäre, du ſollteſt in den nächſten Tagen was erleben."

Damit gingen die beiden würdigen Männer zur Thür hinaus, François mit hoch erhobenem Kopfe, geſpitztem Munde, ohne ſich nach dem kleinen Reitknechte umzuſchauen. Während er durch die vorderen Zimmer der Wirthſchaft ging, liebte er es, ſeine ſchwere goldene Kette häufig um den Zeigefinger zu wickeln.

Vor der Hausthür angekommen, blieben die beiden bei einander ſtehen und der Kammerdiener ſagte: „Nur nicht nachlaſſen! Man muß dem dummen Burſchen jeden Tag einheizen, bis er warm genug iſt. Macht er aber einmal einen dummen Streich, dann verlaſſe ich mich auf Sie, Andreas, daß Sie mich aufs Schnellſte davon in Kenntniß ſetzen."

„Und wenn es am Ende doch nichts nützt?" antwortete der Andere. „Wenn das gnädige Fräulein einfach die Reitpeitſche nimmt und unſeren Freund zum Hauſe hinaus jagt, was dann?"

„Einen Skandal gibt's auf alle Fälle," entgegnete François, nachdem er einen Augenblick nachgedacht. „Und wie ich dieſes wilde,

Gedanke, ein angehender Fabrikant zu ſein, mir ſehr ſchmeichelhaft war.

„Dein neues Haus," ſagte mein Vetter, „iſt das ſehr ehrenwerthe Handlungs-Geſchäft mit der Firma: Stieglitz und Comp. Was dieſe Compagnie anbetrifft, ſo haſt Du mit derſelben nichts zu thun und für Dich exiſtirt nur Herr und Madame Stieglitz; das „Compagnie" iſt dem Namen nur angehängt worden, weil in Amſterdam ein Geſchäft exiſtirt, welches mit Indigo handelt und woran die hieſigen Stieglitz einen gewiſſen Antheil haben. Für mich, der eine Sache gern klar vor ſich ſieht und die unnützen nichts ſagenden Bezeichnungen haßt, ſind dieſe komplizirten Kaufmanns-Firmen nicht gemacht und Du wirſt in hieſiger Stadt auf gar ſonderbare ſtoßen, da ſind oftmals die Voreltern mit hinein gezogen und es heißt z. B.: Jacob, Peter Holzens Sohn; oder die Lebenden betrachten ſich nur als Erben und ſchreiben: Kaspar Friedrich Schnitz ſel. Erben; oftmals ſind auch bei Brüdern ſämmtliche Namen derſelben angeführt und man ſagt: Heinrich Joſeph und Leopold Kreuzweg's Söhne und Erben. Was nun Dein Haus anbelangt, ſo iſt der Prinzipal deſſelben, der Herr Stieglitz ſonſt ein würdiger und braver Mann, doch nicht das Haupt des Geſchäftes, es regiert vielmehr Madame Stieglitz das Ganze und ihre Gunſt zu erringen wirſt Du hauptſächlich bemüht ſein müſſen, was leicht auf dem Weg

trotzige Geschöpf kenne" — bei diesen Worten strich er abermals über seine Wange und biß die Zähne leicht auf einander — „reißt das so tief in ihr Herz, daß da Alles zu erwarten ist. Das Haus muß ihr verhaßt werden. Auch können Sie sich denken, daß ich schon auf andere Weise vorgearbeitet habe. Man hört hier und da etwas, wie auffallend sich der Herr Baron von Breda seiner Nichte annimmt; die guten Leute schütteln begreiflicher Weise den Kopf darüber und finden daran eine ausgesprochene Neigung. Das geradezu bei uns zu sagen, werde ich mich wohl hüten; denn die gnädige Frau ließ schon früher einmal Worte fallen — — aber," unterbrach er sich mit einem Mal, „wie vorhin bemerkt: unterlegt ist die Sache aufs Beste, es braucht nur eines gelinden Anstoßes, und wir rollen von unserer Höhe den Berg hinab."

„Wir hören dann auf, alte Diener des Hauses zu beaufsichtigen und zu chicaniren!" rief triumphirend der Gärtner.

„Und wenn wir darauf wieder sehr enttäuscht in die Heimat zurückkehren, so werden wir uns doch nach und nach entschließen müssen, in manchen sehr sauren Apfel zu beißen."

Dies sagte François, der Kammerdiener, indem er behaglich seinen Backenbart strich, während aber zugleich ein wildes Feuer aus seinen Augen blitzte.

Darauf reichten sich beide die Hände, und Jeder ging seiner Wege, der Eine hierhin, der Andere dorthin.

Der kleine Groom war in dem Hinterstübchen allein geblieben, hatte den Ellbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf darauf gelegt, aber in einer Art, wie man es wohl zu machen pflegt, wenn man eifrig über etwas nachdenkt, das im Stande ist, einem den guten Humor zu verderben. Er drückte nämlich mit seiner Faust die rechte Wange so in die Höhe, daß von dem Auge über derselben fast nichts mehr sichtbar war. Auch hatte er seinen Hut wieder aufgesetzt und ihn recht schief auf ein Ohr gerückt, nicht weil es ihn barhäuptig fror, sondern weil er die Schritte seines Bruders vernahm, und weil er

dachte, er ſehe imponirender aus, wenn er mit dem Hut auf dem Kopfe daſäße.

Was ſein Herz in dieſem Augenblick bewegte, ſind wir nicht im Stande, genau anzugeben, denn er war ſich deſſen ſelbſt nicht recht bewußt. Wenn auch der Gärtner in der betreffenden Angelegenheit durch aufreizende Worte, Schmeichelreden und die handgreiflichſten Lügen aller Art ſeine Phantaſie möglichſt geſteigert hatte, ſo war er dagegen in ruhigen Momenten ſo vernünftig, ſich ſelbſt vor einem Schritte zu warnen, der neben einem ſchönen Ausgange auch verſchiedenes Unangenehme haben konnte und wobei es ſehr ungewiß blieb, welchem dieſer Ausgänge er zufliegen würde. Wir ſagen: in ruhigen, vernünftigen Momenten dachte er ſo; aber leider waren dieſe höchſt ſelten bei ihm.

Der Kellner trat demnach in das Gemach, und da er die Andern nicht hatte weggehen ſehen, ſo blickte er nicht nur einigermaßen erſtaunt um ſich, ſondern ſagte auch:

„Ich glaubte, du ſeieſt in Geſellſchaft. Wo ſind denn die Anderen?“

Friedrich machte, ohne ſeine Stellung zu verändern, eine Handbewegung nach der Thür, worauf ſein Bruder fortfuhr:

„Mir ſcheint, du biſt ſchlecht gelaunt, und da wird wohl unſere Unterhaltung ziemlich ſpärlich ausfallen; vielleicht willſt du auch mit deinen Gedanken allein ſein, und wenn das der Fall iſt, ſo haſt du es nur zu ſagen, ich habe ohnedies noch genug zu ſchaffen.“

Nun war es aber dem Groom in dieſem Augenblicke nicht darum zu thun, allein zu bleiben; denn ſo ſehr er auch nachdachte, brachte er doch nichts Geſcheidtes zuſammen; im Gegentheil, er begann ſich zuweilen vor ſeinen eigenen Gedanken zu fürchten, da ſie mitunter, wie nicht zu läugnen, ziemlich extravagant waren. Deßhalb veränderte er langſam ſeine Stellung, blickte ſeinen Bruder an und bemerkte: „Wenn ich allein ſein wollte, da wäre ich wohl mit den Anderen fortgegangen und nicht hier zurückgeblieben.“

„Aber verdrießlich biſt du?“

„Verdrießlich eigentlich nicht, aber bekümmert.“

Bei dieſen Worten ſtützte Friedrich den Kopf auf die linke Hand und ſeufzte ziemlich auffallend, und zugleich zwinkerte er auf eigentlich komiſche Art mit den Augen.

Windſpiel hatte ſich auf der anderen Seite des Tiſches niedergelaſſen, ſtreckte die zuſammengefaltenen Hände vor ſich aus und drehte mit den Zeigefingern derſelben langſam das Salzfaß herum, welches vor ihm ſtand.

„Wenn du bekümmert biſt,“ ſagte er, „ſo mußt du alſo Kummer haben, und da es für alle Arten von Kummer einen kräftigen Troſt gibt, ſo wäre ich vielleicht im Stande, etwas für dich zu thun, wenn du es nämlich für gut fändeſt, mir die Urſache deines Kummers mitzutheilen.“

Der kleine Reitknecht ſpuckte neben ſich auf die Erde, wobei er ſich bemühte, ein recht melancholiſches Geſicht zu machen; dann entgegnete er:

„Es gibt eine gewiſſe Art Kummer, welchen zu fühlen du aber noch nie Gelegenheit hatteſt“ — dies ſprach er mit Geringſchätzung — „und den nur eine einzige Perſon zu lindern im Stande iſt. Daß du aber dieſe Perſon nicht biſt, das kann ich dir verſichern.“

„Das wäre Liebeskummer,“ meinte Windſpiel, „der ſchlimmſte von allen.“

Er ließ das Salzfaß los und bewegte die Finger, als ſei er gerade im Begriff, die Saiten einer Guitarre zu verarbeiten. „Ja, Liebeskummer.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

— — Und doch ſagt der Dichter:
Glücklich allein iſt die Seele, die liebt.

Es iſt das ſehr ſchön componirt, und ich ſpiele es zuweilen Abends, wenn der Mond ſcheint."

„Was der Dichter ſagt, iſt mir ſehr gleichgültig," verſetzte mürriſch der Groom; „nur ſo viel iſt gewiß, daß, wenn ich liebe, ich das durchaus nicht mit großem Glücke thue."

„So liebſt du alſo unglücklich?" ſprach der Kellner mit einem leichten Anflug von Begeiſterung. „Das iſt um ſo ſchöner."

„Warum um ſo ſchöner?"

„Weil es ſehr poetiſch iſt.

Hangen und bangen in ſchwebender Pein,
Himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt,
Glücklich allein iſt die Seele, die liebt."

Diesmal ſang Windſpiel die Melodie zu den Worten, wobei ihm der Reitknecht zuhörte, mit finſterem Blick und einem unverkennbaren Zug von Verachtung um die aufgeworfenen Lippen. Doch ließ er ſich gleich darauf herab, zu ſagen: „Man kann unglücklich lieben und doch wieder nicht unglücklich."

„O ja, das kann man," antwortete ſchwärmeriſch der Kellner, indem er ſeine Augen gegen die Zimmerdecke erhob. „Man kann zum Beiſpiel eine vornehme Dame lieben, auch von ihr wieder geliebt werden, aber unſerer Verbindung ſtellen ſich unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg. Das iſt noch ſchöner, noch poetiſcher."

Er begleitete dieſe Worte mit einer ausdrucksvollen Bewegung der rechten Hand.

„Und daran findeſt du nichts Unrechtes?" fragte Friedrich.

„Gewiß nicht; wer kann ſeinem Herzen gebieten?"

„Nun, dann freut es mich, daß wir doch einmal einerlei Anſicht ſind — denn ich liebe eine vornehme Dame."

„Oh, oh!" machte Windſpiel mit einem Tone großer Ueberraſchung. „Du? Mach keinen ſchlechten Spaß!"

„Na, ob das wie ein ſchlechter Spaß klingt!" ſprach der kleine

Reitknecht gereizt, ſchob ſeinen Hut noch verwegener auf das Ohr und ſetzte ſich aufrecht hin, um ſeinen Bruder feſt anzuſehen. „Und wenn dir das ſo unglaublich erſcheint, ſo dauern mich die paar Worte, die ich an dich verſchwendet.“

„Bei Gott iſt allerdings nichts unmöglich,“ antwortete Windſpiel kleinlaut. „Aber iſt es wirklich eine vornehme Dame, oder thut ſie nur ſo?“

„Sie thut nicht nur ſo,“ verſetzte der Andere in wegwerfendem Tone, „ſie iſt es in der That.“

„Und ſie liebt dich?“

„Wenn ich nicht irre, ja.“

„Darin kann man ſich ſchwerlich irren,“ meinte der Kellner kopfſchüttelnd. „Aber zu einer Erklärung iſt es zwiſchen euch noch nicht gekommen?“

„Bis jetzt noch nicht,“ ſprach der Groom mit leiſer Stimme, wobei er, offenbar von widerſprechenden Gefühlen bewegt, die Augenbrauen emporhob und ſich an dem Kopfe kratzte. — „Das geht nicht ſo geſchwind; ich bin doch eben nur Reitknecht, und ſie iſt eine vornehme Dame.“

„Kennt denn die Liebe Standesunterſchiede?“ ſagte Windſpiel begeiſtert. „O nein!“

Dabei lächelte er ſüß und machte abermals mit den Fingern eine Bewegung, als ſei er mit ſeiner Guitarre beſchäftigt.

Im ſüßen Traum, bei ſtiller Nacht,
Da kam zu mir, mit Zaubermacht,
Mit Zaubermacht, die Liebſte mein,
Sie kam zu mir ins Kämmerlein.“

„Alſo hältſt du es doch für möglich, daß mich die vornehme Dame liebt?“

Der Kellner warf einen trüben Blick auf ſeinen Bruder und antwortete dann zögernd: „O ja, es iſt ſchon möglich; natürlich wirſt du aber keine Beweiſe haben.“

„Und wenn ich diese Beweise hätte, würdest du mir rathen, eine Erklärung zu wagen?"

„Gewiß!" rief Windspiel, indem er wiederholt mit der Hand agirte. „Eine solche Erklärung soll etwas ganz Köstliches sein; sie allein, wie die Dichter sagen, ist schon im Stande, eine Liebe zur völligen Reife zu bringen, alle Schranken zu durchbrechen. — Ich liebe dich! O, wie das wunderschön klingt! Wahrhaftig, ich muß mich nächstens auch einmal zu einer Leidenschaft verstehen, nur um sagen zu können: Ich liebe dich."

Der kleine Reitknecht pfiff vor sich hin, wie er zu thun pflegte, wenn er Lord, der zuweilen unruhig sein konnte, striegelte und putzte. Dann spuckte er abermals heftig auf den Boden und meinte:

„Es hat doch seine Schwierigkeiten. Wenn ich mich geirrt hätte und die vornehme Dame lachte mich aus, so wäre das sehr unangenehm."

„Unangenehm wohl, das ist nicht zu läugnen," sagte Windspiel, wobei er nachdenkend vor sich hinsah. „Aber poetisch, sehr poetisch. Und dann ist noch kein Baum auf den ersten Hieb gefallen. Wenn sie sich auch von dir abwendet" — dabei machte der Kellner die Bewegung des Abwendens sehr ausdrucksvoll — „so muß die Fürstin doch denken," fügte er schwärmerisch hinzu, „dieser Leibpage ist ein lecker Knabe. Und wenn du ihr das nächste Mal vom Pferde hilfst" — er dachte an das Glasgemälde — „so wirst du vielleicht einen zarten Druck ihrer Hand auf deinem Arm verspüren."

„Ja, vom Pferde hilft ihr der gnädige Herr gewöhnlich selber," sagte Friedrich, der nicht dazu gemacht war, dem poetischen Fluge seines Bruders zu folgen. „Und der Herr Baron ist es auch, den ich am meisten fürchte." — Doch glaubte er bei diesen Worten von seinem Geheimniß schon zu viel verrathen zu haben, denn er trank sein Glas leer, dehnte seine kurzen Glieder, während er aufstand, und sprach: „Also du an meiner Stelle würdest einmal eine Erklärung riskiren? — Natürlich unter vier Augen; denn was Niemand gesehen hat, das kann man, wenn es schief geht, abläugnen."

„Abläugnen würde ich nie etwas," meinte Windspiel sehr ernst. „Muthig würde ich hinstehen und fragen: Ist denn lieben ein Verbrechen? darf man denn nicht zärtlich sein? — Und wenn der alte Fürst seine Trabanten kommen ließe und mich in den tiefen, dunkeln Keller werfen — gut, er thue es! — kann er mir verbieten, an Rosaura zu denken und zum Klange des Saitenspiels zu singen:

Auf Flügeln des Gesanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluthen des Ganges,
Dort weiß ich den schönsten Ort."

„Ja, du weißt den schönsten Ort, aber auch wie es in der Welt zugeht," antwortete der Groom mit vieler Geringschätzung, während er dabei die Achseln zuckte. „Wenn aber der Fürst seine Reitpeitsche von der Wand nähme, dich tüchtig durchwichste und dann zum Hause hinausjagte? — He, Bürschlein!"

„Das soll auch schon vorgekommen sein," meinte der Kellner, indem er die Hände zusammenlegte. „In solchem Falle würde ich den Umständen gemäß handeln und vielleicht einen meiner Handschuhe zurücklassen, denn so ein Handschuh bedeutet —"

„Na, ja, es ist schon gut," unterbrach ihn Friedrich. „Vor allen Dingen bitte ich dich aber, reinen Mund zu halten, über das, was wir hier gesprochen; auch gegen deine Maler da vorne. Nimm dich in Acht, die treiben doch nur Narrheiten und Unsinn mit dir, machen dich doch nur zum Affen und locken aus dir heraus alles, was ihnen gut dünkt."

Windspiel lächelte mitleidig und sagte, nachdem er seinem Bruder aufmerksam ins Gesicht geblickt: „Ich verzeihe diese Worte deinem gereizten Gemüthe, und damit du siehst, daß du mich durchaus nicht beleidigt hast, will ich dir noch obendrein einen Vorschlag machen: schicke mich zu der vornehmen Dame, ich will so eindringlich mit ihr sprechen, daß sie ein Herz von Kieselsteinen haben müßte, wenn sie

nicht ſagte: — Ja, ich liebe ihn, dieſen Friedrich — dieſen verwegenen Knaben.“

„Mit deinem verfluchten Knaben!“ antwortete der kleine Reitknecht erzürnt. „Sehe ich denn aus wie ein Bub? Du haſt doch am allerwenigſten Urſache, über meine Figur zu ſpotten.“

„Ich will auch gar nicht ſpotten,“ entgegnete Windſpiel freundlich; „es iſt nur ſo eine Redeweiſe. Aber was meinſt du zu meinem Vorſchlag?“

„Dazu meine ich gar nichts,“ erwiderte der Andere unwirſch, während er nach der Thür ging. „Aber, wie ſchon geſagt, halte dein Maul und laß dir nichts merken.“

Friedrich zog ſeinen kurzen Livreerock recht ſcharf in die Taille, warf einen Blick in den Spiegel, um zu ſehen, ob der Hut richtig ſitze, und verließ dann mit einem Kopfnicken gegen ſeinen Bruder das Zimmer und ging gleich darauf aus dem Hauſe.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Ein Abenteuer.

Dem Laufe der Stunden nach folgte auch an diesem Tage die eine der andern, der Nachmittag verging, und gemäß dem kurzen Wintertage sank die Sonne schon bald an dem klaren Himmel hinab gegen die fernen Berge zu, mit dem scharfen Lichte ihrer letzten Strahlen noch einmal die Erde küssend, ehe die kalte Nacht ihren winterlichen Schleier darüber breitete.

Windspiel hatte seine Geschäfte besorgt, das Gemach bestens hergerichtet, wo sich in späterer Stunde die Künstler zu versammeln pflegten, und wollte gerade, wie ihm in der Dämmerstunde erlaubt war, für einige Augenblicke in seine bescheidene Dachstube hinaufsteigen, als er, durch den Hausgang gehend, die lange Gestalt seines Freundes und Gönners Don Larioz erblickte, der eben zur Thür herein kam.

Man kann sich denken, mit welcher Freude der Kellner demselben entgegen eilte und ihn nöthigen wollte, in eines der Gastzimmer zu treten, wo sich nur hier und da an irgend einem Tische ein Gast befand und deßhalb Platz genug zu finden gewesen wäre.

Der Spanier aber blieb, dankend für das Anerbieten, im Gange stehen und wollte nicht einmal in das Gemach eintreten, das ihn da-

mals so gastlich aufgenommen und wo sich die Verbrüderung zum Dolche Rubens zu versammeln pflegte.

„Wäre es Ihnen wohl erlaubt," sagte er nach den ersten freundschaftlichen Begrüßungen, „mich für eine kurze Zeit in Ihr eigenes Zimmer zu führen, so würde ich das mit großem Danke annehmen."

Obgleich sich der Kellner durch diese Bitte geschmeichelt fühlte, so hielt er doch seine Wohnung für gar zu bescheiden und ärmlich, um sie einem so hochgeehrten Gaste anzubieten, und machte in dieser Richtung seine Einwendungen.

Doch war Larioz der Mann nicht, der die Wohnung eines Freundes gering geachtet hätte, weil sie nicht im ersten oder zweiten Stocke lag, weil ihre Wände schief unter das Dach hinliefen, und weil die Möbel in derselben von einer fast rührenden Ursprünglichkeit waren. Auch lächelte er so eigenthümlich, als er darauf bestand, in die Dachkammer des Kellners hinaufzusteigen, daß dieser wohl einsah, der Spanier habe seine besonderen Gründe; und diese Gründe lagen ja auch so nahe, daß es nicht des guten Taktes Windspiels in solchen Dingen bedurft hätte, um sie augenblicklich zu erkennen und darauf, dem Wunsche seines Gönners gemäß, diesen sogleich unter das Dach zu begleiten.

Es ging auf einer ebenso dunkeln Treppe aufwärts, wie die im Breiberg'schen Hause war. Doch wurde hier die Phantasie nicht aufgeregt von seltsamen Geräthen und geheimnißvollem Gerümpelwerk, von Helmen mit wehenden Straußenfedern oder sogar von rothen Tricots; hier hatte Alles ein einfaches, offenes und ehrliches Ansehen. Die alten Treppenstufen knarrten freundlich und zufrieden, obgleich sie sehr ausgetreten waren; der Strick, der Einen in die Höhe leitete, war kühl und glatt, und alles vielleicht Außergewöhnliche, auf welches das Auge traf, wenn man die Höhe der Treppe erreicht hatte, bestand in einem halben Dutzend harmloser, strammer Mehlsäcke.

Die Kammer des kleinen Kellners war durch Bretterverschläge dem Dachboden abgerungen, jedoch mit verschiedenen Stücken alter

Rechtens geſchehen kann, denn Madame Stieglitz iſt eine brave und achtbare Dame und" ſetzte er mit ſarkaſtiſchem Lächeln hinzu, „über die Maaßen fromm und gottesfürchtig, ferner iſt im Hauſe und Geſchäft beſonders zu achten und zu bemerken der Buchhalter Herr Specht."

Solchermaßen inſtruirt nahm ich herzlichen Abſchied von meiner Nichte, der kleinen Emma und trat klopfenden Herzens in Begleitung des Vetters meinen Weg in die neue Condition an. Das Stieglitzſche Haus war ein neues und ſchönes Gebäude und der Laden im untern Stock zeigte durch hohe helle Spiegelfenſter, wie ich nie ähnliche geſehen, dem Vorüberwandelnden die herrlichſten Stoffe und Gegenſtände.

Auf meinen äußern Menſchen hatte ich heute Morgen beſondere Sorgfalt verwendet, der Anzug war ſchwarz, mein Haar glatt gekämmt und ſorgfältig geſcheitelt. Letzteres hatte meine Nichte beſorgt und mir dabei zugeflüſtert, ich ſolle der Madame Stieglitz gegenüber recht beſcheiden und ſchüchtern auftreten.

Der Vetter führte mich am Laden vorbei zu der Eingangsthüre des Hauſes, zog dort die Glocke, bald wurde uns von einem kleinen Mann geöffnet, der eine Brille auf der Naſe ziemlich verdrießlich nach unſerm Begehren fragte. Dieſer Mann, eine kleine dürre Figur etwas ſtark auf die Seite gebogen, welche Abhängigkeit er durch die in die Seite geſtemmte linke Hand zu vergleichen

Tapeten bekleidet, die nur leider an vielen Stellen gerissen waren, wo die Trockenheit der Luft nämlich die Bretter nach und nach zusammengezogen. Doch hatte Windspiel hier nachgeholfen, indem er Streifen Druckpapier über die Fugen geklebt, was sehr praktisch war und auch recht artig aussah.

Leider befand sich das Lager des Bewohners noch in etwas unordentlichem Zustande, da das Schenkmädchen keine Zeit gehabt hatte, danach zu sehen; auch lagen hier und da Kleider umher, die aber der Kellner alsbald beseitigte und darauf seinem Gaste den einzigen Stuhl der Kammer anbot. Für den uns schon bekannten poetischen Sinn des Bewohners sprachen ein paar Gedichtsammlungen, die auf einer Kiste lagen, sowie eine Guitarre mit himmelblauem Bande, welche über derselben an einem Nagel hing.

Don Larioz dankte freundlich für das Anerbieten des Stuhles und bat um Erlaubniß, aus dem Fenster sehen zu dürfen, eine Bitte, die Windspiel verstand und welche ihn so rührte, daß er beinahe nicht im Stande gewesen wäre, den rostigen Riegel zurückzuziehen.

Doch gelang dies den vereinten Anstrengungen Beider, worauf sich die wackeligen Flügel aus einander thaten und der edle Spanier hinaus schaute, indem er mit den Schultern an beide Seiten der etwas schmalen Oeffnung anstieß.

Windspiel, dessen Gegenwart zu Beschreibung des Terrains höchst nöthig war, bohrte seinen dünnen Kopf zwischen den Ellbogen des langen Schreibers hindurch und machte denselben alsdann auf die höchst interessante Umgebung aufmerksam.

Beim ersten flüchtigen Blicke gewahrte man freilich nichts als Dächer und wieder Dächer, Schornsteine und abermals Schornsteine, hier und da eine Windfahne oder einen Blitzableiter, dessen goldene Spitze im letzten Strahle des Tagesscheins wie glühend erschien. Auch stieg schon der Duft des winterlichen Abends in die Höhe und füllte die tief liegenden Straßen. Für jeden Andern wäre auch eigentlich nicht viel Interessantes hier zu sehen gewesen; für Larioz dagegen

das Haus, welches ſie verbarg, das Fenſter, hinter welchem ſie ſchmachtete, — genug, um ihn einen ganzen Tag, in ſtille, ſelige Träumereien verſunken, an dieſe Stelle zu feſſeln. Ja, es war das Haus der Gebrüder Breiberg, welches er dort ſo dicht vor ſich ſah, daß er mit ausgeſtreckten Armen die für ihn ſo lieben Mauern faſt hätte erreichen können. Sehr leicht wäre es ihm geweſen, eine Hand zu drücken und zu ſchütteln, die gegenüber ebenfalls in dieſer Abſicht herausgeſtreckt worden wäre. Aber da war von einer Hand keine Spur, da ſah man nichts als die grauen Mauern des Hauſes, oben Dachfenſter mit zerbrochenen Scheiben, ein Stockwerk tiefer verſchloſſene Fenſterläden, zur Wohnung der verruchten Brüder gehörig, die ſich und ihr ſcheues Weſen hier vor den Blicken der Nachbarſchaft abzuſperren bemüht waren.

Noch ein Stockwerk tiefer, da war der Ort, wohin ſich ſeine liebende Seele ſenkte. Dort ſah er die beiden Fenſter, und wenn er ſich das große Zimmer vergegenwärtigte, ſo konnte er ſich ungefähr vorſtellen, wo die ſpaniſche Wand aufgeſtellt war, und dann befand ſich links von derſelben das Lager, wo ſie geruht.

Ja, es waren die Fenſter des Ateliers, das bekräftigte auch Windſpiel ſchaudernd, dieſelben Fenſter, die Letzterer vor kurzer Zeit bei der Samstags-Nachmittagwäſche geſehen, wo er das unglückliche Mädchen erblickt in härenem Gewande, wo er jene unwürdigen Worte gehört, die Clemens Breiberg ausgeſprochen: „Die haſt du heute wieder einmal tüchtig ausgeklopft!“

Die Fenſter des Ateliers waren, wie gewöhnlich der Fall, innen mit einem Carton halb verſtellt, und die Oeffnung, die oben blieb, war zu klein, um hinein zu blicken, ſelbſt wenn ſich der Spanier nicht ſo hoch über denſelben, ſondern mehr gegenüber befunden hätte. Unter den eben genannten Fenſtern befand ſich noch ein weiteres Stockwerk, deſſen Läden aber feſt verſchloſſen waren, und dann ging es auf einen feuchten Winkel hinab, den die Mauern beider Häuſer bildeten, der vorn an der Straße mit einer hölzernen Thür verſchloſſen und an

welchem hinten der Verschlag angebracht war, wo der Schreiber jenen denkwürdigen Abend zugebracht und wo er den Spruch des großen maurischen Weisen Carabanzeros vernommen.

An das alles dachte Larioz, während er hinab blickte, und sein ohnedies empfängliches Gemüth wurde noch weicher, noch poetischer gestimmt; seine Phantasie befand sich in lebhafter Aufregung, und es war ihm, als könne er durch die Mauern des vor ihm liegenden Hauses in das Atelier blicken und sehe das schöne, unglückliche Mädchen, entkleidet von ihrem reichen spanischen Gewande, o, so sehr entkleidet von demselben! — und als erblickte er Clemens Breiberg vor ihr stehend, nicht mit Schlägen drohend, wohl aber mit seiner Liebe.

Als er das dachte, biß er die Zähne fest auf einander und sein Schnurrbart sträubte sich ordentlich empor wie der eines erzürnten Katers. — Ach, verruchte Seele! dachte er, deßhalb jene Mißhandlungen! — Aber glaube nicht, daß du dein verbrecherisches Vorhaben ausführen wirst! Vertrau' ich doch auf ihre Tugend und die Stärke meines Armes — bei San Jago!

Der lange Spanier hatte sich bei diesem Gedanken stark aus dem Dachladen hinaus gebeugt, und seine Blicke bohrten sich ordentlich in die Fenster des Ateliers.

Da war es ihm mit einem Male, als bewege sich der Carton an dem Fenster, welches an der spanischen Wand lag. Hastig zeigte Larioz darauf hin, und Windspiel bestätigte kopfnickend, was der Andere gesehen. Ja, der Carton wurde langsam weggerückt, und dann sah man eine Hand, — Gott! eine kleine, weiße Hand, die sich am Riegel des Fensters zu schaffen machte, denselben zurückzog und dann die Flügel ein ganz klein wenig öffnete.

„Sie gibt ein Zeichen," flüsterte Windspiel.

Larioz lächelte zweifelhaft, wie man wohl mißtrauisch zu lächeln pflegt, wenn uns unverhofft etwas Glückliches begegnet, von dem wir unmöglich glauben können, daß es uns wirklich zu Theil wird. Er that einen tiefen Athemzug und sagte:

„Wenigstens ist das, was wir da unten sehen, keine Täuschung. Das Fenster ist in der That geöffnet worden, und es war mir wirklich, als hätte ich eine weiße Hand blinken sehen."

„Und ich ein glänzendes Augenpaar," meinte der Kellner. „Gewiß, ich habe mich nicht geirrt."

„Stille, stille! — horch!"

Und Beide waren mit einem Male stille; denn von da unten herauf klang unverkennbar das sanfte Vorspiel einer Laute, weiche, melancholische Töne, welche das Herz umstricken und das Auge in den Himmel blicken lassen.

So that auch der Spanier, der entzückt an dem Dachfenster lehnte und aufwärts schaute zum dunkler werdenden Abendhimmel, wo nach und nach tausend leuchtende Funken sichtbar wurden. Und nicht genug an dem Saitenspiele, jetzt vernahm man eine weibliche Stimme, welche leicht und anmuthig sang. Ach, und was sie sang, erfüllte das Herz des langen Schreibers mit Entzücken, denn es war, allerdings, in deutscher Uebersetzung, ein spanisches Lied:

„Tief im Herzen trag' ich Pein,
Muß nach außen stille sein.
Den geliebten Schmerz verhehle
Tief ich vor der Welt Gesicht;
Und es fühlt ihn nur die Seele,
Denn der Leib verdient ihn nicht.
Wie der Funke frei und licht
Sich verbirgt im Kieselstein,
Trag' ich innen tief die Pein."

Windspiel war begeistert; er schloß zuweilen die Augen, und durch sein dünnes Gehirn zuckten Bilder von dem fernen Andalusien, von Goldorangen, von blühenden Granaten, von Serenaden und Mandolinenklängen; er war zu mitfühlend, zu aufgeregt, um wie Larioz dabei ruhiger Zuhörer zu bleiben. Gern hätte er seine Gui-

tarre genommen und mit eingestimmt in das spanische Lied; aber unter den vier Accorden, die er kannte, waren jene leider nicht, die drunten gespielt wurden. Still und wonneschauernd nahm er den Stiefelknecht zur Hand, hielt ihn wie eine Laute an den Busen und griff in gutem, festem Takte auf dem unempfindlichen Holze umher.

„Wohl aus hartem Felsgestein
Sind geschaffen unsre Herzen,
Meins, das aushält so viel Schmerzen,
Deins, das kalt bei meiner Pein."

erklang die Stimme, worauf sich das Saitenspiel in ein leises Geflüster verlor, dann aufhörte und somit anzeigte, daß die Sängerin im gegenwärtigen Augenblicke mehr nicht wagen dürfe.

Wir müssen gestehen, daß sich Larioz wunderbar bewegt fühlte; noch nie in seinem Leben glaubte er eine weichere und lieblichere Stimme gehört zu haben. Und dieses herrliche Geschöpf mußte schmachten und sich winden unter den Mißhandlungen der Gebrüder Breiberg! Was hielt ihn ab, sich eine Waffe zu suchen, ein langes Brett hinüber zu schieben nach dem gegenüber liegenden Dachladen, von dort hinab in das Atelier zu stürmen und das arme Mädchen zu befreien, zu erretten? — Was hielt ihn ab? Ach! nur der Gedanke an die kalte prosaische Zeit, in der er leider, leider lebte, eine Zeit, die kein Verständniß mehr hatte für echte mannhafte Ritterlichkeit, eine Zeit, die ein tapferes Herz, welches Kraft in sich fühlte, für die Geliebte Alles zu wagen, in ähnlichen Fällen kalt und grausam bedroht haben würde mit einem Institut, das Larioz wohl kannte, mit der Polizei nämlich, die von Liebe und Begeisterung nichts versteht und die Ergüsse warmer, gefühlvoller Herzen nicht zu würdigen weiß. O, über diese Zeit, in welcher er geboren!

Diese finsteren Träumereien des langen Schreibers wurden unterbrochen durch Windspiel, welcher seinen Nachbar sanft am Aermel zog und dabei leise, aber hastig sagte: „Schauen Sie hinab!"

Und als Don Larioz in der That hinabschaute, erblickte er, so deutlich es die Dämmerung erlaubte, die feine weiße, blinkende Hand wieder, die sich jetzt zwischen der Spalte der Fensterflügel hindurch stahl und ein Papier fallen ließ, welches um etwas Schweres gewickelt sein mußte; denn es stürzte mit großer Schnelligkeit in den schmalen Raum zwischen den beiden Häusern hinab.

„Sie gab mir ein Zeichen!“ sagte der Spanier entzückt.

Und Windspiel wiederholte schwärmerisch: „Ja, sie gab ein Zeichen; dort unten liegt es.“

Darauf beugten sich Beide so weit hinab, als ihnen möglich war, um der Stelle gewiß zu sein, wohin das Papier gefallen. Denn dasselbe in seinen Besitz zu bekommen, war jetzt der einzige und eifrigste Gedanke, der die Brust des Spaniers erfüllte.

Wenn aber die Beiden nicht gar so eifrig hinabgeschaut hätten, so würden sie vielleicht bemerkt haben, wie sich ihnen gegenüber in der Wohnung der Gebrüder Breiberg ein Fensterladen öffnete und das Gesicht des Herrn Clemens mit hämischem Lächeln zum Vorschein kam. Doch nur einen Augenblick; denn ehe Don Larioz und der Kellner wieder in die Höhe sahen, war der drüben verschwunden und hatte auch den Laden wieder geräuschlos zugezogen.

„Daß dieses Papier da unten für mich ein Zeichen sein soll, unterliegt wohl gar keiner Frage,“ sagte der Spanier nach einer Pause, „und daß es in meinen Besitz gelangen muß, versteht sich von selbst, und wenn mir auch rechts und links alle Gefahren der Erde den Eingang verwehrten, wenn das da unten selbst ein Löwengarten wäre.“

„Das ist nun wohl nicht der Fall,“ meinte der Kellner, nachdem er ein paar Minuten nachgedacht. „Und doch hat es einige Schwierigkeiten, in den Raum da hinab zu kommen; denn den Schlüssel zur Thür nach der Straße hat mein Herr selber und gibt ihn nicht aus den Händen, seitdem neulich Diebe versucht haben, von dort her in den Verschlag einzubrechen, den Sie da unten sehen und der ins Haus führt.“

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20770 / 036

„Aber es wird doch noch ein Mittel geben, dorthin zu kommen?“ entgegnete der Spanier in sehr entschiedenem Tone; „denn Sie werden von mir nicht denken, daß ich vor irgend etwas zurückschrecke, wenn ich ein Billet von ihr in meine Hände bekommen kann, in welchem sie mir wahrscheinlich ihren kläglichen Zustand anzeigt und dringend um meine Hülfe nachsucht.“

Windspiel, der das vollkommen einsah, und der trotz des neulich so unglücklich abgelaufenen Abenteuers doch gleich bereit gewesen wäre, in Gesellschaft des Spaniers ein neues zu unternehmen, kratzte sich nachsinnend mit der einen Hand am Kopfe, während er in der anderen den Stiefelknecht wie ein kurzes Schwert hielt.

„Wollten wir auch den Schlüssel verlangen,“ sagte er, „so gäbe das ein Hin- und Hergerede, ein Fragen, das Sie doch wohl nicht geneigt wären, der Wahrheit gemäß zu beantworten.“

„Gewiß nicht,“ antwortete Larioz mit großer Bestimmtheit; „denn es würde nur jenes unglückliche Mädchen compromittiren.“

Windspiel dachte abermals nach und meinte alsdann: „So gibt es nur eine einzige Art, um dort hinab zu gelangen; aber es ist etwas mühsam, und ich weiß nicht, ob Sie sich dazu verstehen werden.“

„O gewiß,“ entgegnete Don Larioz träumerisch. „Ist doch der Pfad zu jeglichem Glücke rauh und uneben, und es würde mir wahrhaftig weniger Vergnügen machen, wenn ich mich dem schönen, angebeteten Mädchen so ohne alle Schwierigkeiten und Mühen nähern dürfte. Lassen Sie hören.“

„Auf der unteren Treppe,“ sprach Windspiel, „ist ein ziemlich großes Fenster, und daneben befindet sich eine Leiter, die hinab reicht bis auf den Boden. Es wird mir gelingen, hoffe ich, die Leiter ohne Geräusch hinunter zu bringen; Sie steigen hinab, holen das Papier, und die Sache ist abgemacht.“

„Herzlichen Dank für Ihre Freundschaft!“ versetzte Larioz bewegt, indem er dem Kellner seine Rechte bot, die dieser mit beiden Händen

faßte, ſchüttelte und ſich dann eilig fort begab, um die Leiter hinab zu laſſen.

Mittlerweile war es ſo dunkel geworden, daß namentlich der Raum zwiſchen den beiden Häuſern, der von nirgend her mehr Licht empfing, tief ſchwarz da unten lag.

Larioz ſchaute hinab, und es erſchien ihm die Tiefe unheimlich, ſtill und finſter wie ein Grab; aber er fühlte ſeine Bruſt gehoben bei dem Gedanken, für ſie dort hinab ſteigen zu dürfen, dort ein Zeichen von ihr zu erhalten, dort vielleicht ein Mittel für ihre Rettung zu finden.

Daß der Kellner für ihn beſchäftigt war, konnte er bei der Finſterniß unmöglich ſehen; aber er hörte es, da er mit ſcharfem Ohr hinablauſchte; ja, das Fenſter drunten war leiſe geöffnet worden, und jetzt rutſchte wahrſcheinlich die Leiter hinab, denn er vernahm ein Geräuſch.

Der Schreiber hatte ſich nicht geirrt; denn gleich darauf erſchien Windſpiel wieder und meldete, daß die Leiter an ihrem Platze ſei und ſonſt auch wohl keine Gefahr der Ueberraſchung drohe, da der Hausherr ſich im vorderen Zimmer beim Kartenſpiel befinde und die Frau mit viel Spektakel in der Küche umher rumore.

„Wenn Sie hinab geſtiegen ſind," ſagte der Kellner, „ſo drücke ich das Fenſter hinter Ihnen zu und bleibe in der Nähe, bis Sie mir durch ein Wort anzeigen, daß ich wieder aufmachen ſoll. Das Fenſter offen ſtehen laſſen darf ich nicht; denn ein Zugwind könnte uns verrathen."

Nachdem dies beſprochen war, gingen Beide mit einander hinab, erreichten den unteren Stock, ohne daß ihnen Jemand von den Hausleuten begegnet wäre, und Don Larioz ſtieg darauf vermittelſt der Leiter in den finſteren und feuchten Raum zwiſchen den Häuſern nieder. Da er ſich den Platz, wo das Papier lag, genau gemerkt hatte, ſo fand er daſſelbe nach kurzem Umhertappen, bemerkte aber, daß es auf dem ſchlüpfrigen Boden auf unangenehme Art durchnäßt worden war.

Glücklicherweise war es um einen ziemlich großen Stein herum gewickelt, und so konnte er hoffen, daß die innere Seite trocken geblieben sei; denn es wäre ein außerordentliches Unglück gewesen, nach vieler Mühe den ersten Brief der Geliebten zu erhalten und ihn nicht lesen zu können, weil die Schriftzüge verwischt worden. Wie dieselben aber in der Dunkelheit zu erkennen wären, daran dachte der lange Schreiber einen Augenblick, bis ihm ein Feuerzeug einfiel, das er sich auf dem Wege hieher gekauft. Er wickelte das Papier behutsam von dem Steine ab, entfaltete es, und als er hierauf eines der Streichhölzchen entzündet, bemerkte er zu seinem unaussprechlichen Vergnügen, daß die Stelle, wo die Schriftzüge waren, trocken sei und diese selbst unverletzt. Er las — ach! es waren nur wenige Worte, aber da er sie mit seiner regen Phantasie illustrirte, so erschienen sie ihm wie der erste Theil eines angenehmen Romans. Auf dem Papier stand geschrieben: „Ich habe Sie erkannt, warten Sie!"

Ja, sie mußte mich erkennen, sprach der Spanier hoch erfreut zu sich selber; sie konnte den Blick des Mitgefühls, ja, ich möchte fast sagen: der Liebe, mit dem ich sie damals betrachtet, nicht vergessen haben. Aber, daß sie mich erkannt, macht mich dennoch zum Glücklichsten der Menschen. Ruhig, mein Herz, wir sollen warten, du und ich, und das wollen wir Beide redlich thun.

Es ist bei den meisten Liebenden der Brauch, die ersten Zeilen, die man von der Geliebten erhält, an die zitternden Lippen zu drücken. Auch der Schreiber versuchte dies, aber es blieb bei dem Versuche, denn das gewiß noch vor kurzer Zeit süß duftende Papier war an einen gar zu unangenehmen Ort gefallen.

Vor allem aber mußte Windspiel in Kenntniß gesetzt werden, daß Don Larioz, dem Befehl seiner Dame gemäß, hier eine kurze Zeit zu warten habe. Deßhalb trat er an die Leiter zurück und wollte eben ein leises Wort hinauf rufen, als er beinahe erschrocken zurückfuhr, denn er sah an dem Fenster, durch welches er herabgestiegen, mit einem Male hellen Lichterglanz und vernahm eine polternde, grobe

ſuchte, hatte einen braunen bis auf die Füße gehenden Oberrock an, eine weiße etwas gelbe Halsbinde und war der Herr Stieglitz in eigener Perſon. Er öffnete ein Zimmer zu ebener Erde und ließ uns eintreten, worauf mich ihm der Vetter vorſtellte; ich wollte mich gerade mit einem paar paſſenden Worten dem neuen Prinzipal empfehlen, als er mich mit heiſerer Stimme in derſelben mürriſchen Weiſe, mit der er die Thür öffnete, unterbrach und mit den Worten: „ſchon gut, ich will meine Frau rufen" auf großen Pantoffeln, die er an den Füßen trug, davonſchlürfte. Dieſes unfreundliche Weſen meines Chefs hatte einen unangenehmen Eindruck auf mich gemacht, zudem wurde jetzt im Hausflur eine Stimme laut, welche in tiefem Ton und ziemlich heftig die Worte ſprach: „hat denn die Geſchichte ſolche Eile, iſt es nicht möglich, daß man mich einen Augenblick ruhig an meinen Geſchäften läßt, kann denn das neue Subjekt nicht warten?" und die Sprecherin trat gleich darauf ins Zimmer, eine große rüſtige Frau mit einem ſtrengen Geſicht, ziemlich weißem Haar, das unter einer einfachen Haube hervorſchaute. An der Schürze trug ſie ein mächtiges Schlüſſelbund und das Scepter des Ladens die Elle hatte ſie in der Hand. Der Vetter ſtellte mich der Prinzipalin, denn dieſe war es, vor, Madame Stieglitz bot dem Profeſſor einen Stuhl an, die Beiden ſetzten ſich und der Prinzipal und ich, wir blieben ſtehen. Mit aufmerk-

Stimme, welche ſprach: „Was iſt denn das ſchon wieder? Wo iſt die Leiter hingekommen, die immer hier in der Ecke ſteht?“

„Die Leiter?“ hörte er die Stimme Windſpiels ſagen; „ja ſo, die Leiter, die habe ich ſelbſt gebraucht, um ſie da hinaus zu ſtellen.“

„Und wozu?“ fragte die grobe Stimme.

„Es iſt mir eine Serviette hinaus gefallen, und die muß ich doch wieder holen,“ verſetzte der Kellner.

„Aber die Leiter mußteſt du auch ſtehen laſſen!“ hörte man den Andern poltern. „Weißt du nicht, daß ſich immer allerhand Geſindel herum treibt und daß ſo eine Leiter famos einladet, in ein Haus zu ſteigen? — Zieh ſie augenblicklich herein!“

Don Larioz hatte ſich bei den erſten Worten, die er vernommen, feſt an die Mauer gedrückt und ſah nun, wie die Leiter langſam hinauf gezogen wurde. Aber wir müſſen geſtehen, daß ſich ſein edles Herz darüber freute; erſah er doch aus dieſem Umſtande, daß ihn Windſpiel nicht verrathen, daß es alſo noch treue Gemüther in dieſer Welt gebe, auf welche man rechnen könne. Was kümmerte es ihn auch, ob die Leiter im Augenblicke da war oder nicht? Hatte ſie ihm nicht geſchrieben, er möge warten? Hieß das nicht, ſie habe ihm ſpäter noch etwas Dringendes mitzutheilen, vielleicht ihn um Hülfe, um Rettung zu bitten, und wäre es nicht feige von ihm geweſen, jetzt dieſen Ort zu verlaſſen, wo ſie vielleicht oben in Angſt und Kümmerniß lauſchte, bis ſich die Tritte ihrer Peiniger entfernt haben würden und ſie Muße gewänne, um einige genauere Mittheilungen zu machen?

Er ſchlug die Arme über einander, und nachdem er ſeine Augen nach einiger Zeit an die Dunkelheit, die hier unten herrſchte, gewöhnt, war es ihm möglich, die Fenſter in dem vor ihm liegenden Hauſe zu erkennen, was ihm nicht nur Unterhaltung, ſondern auch einigen Troſt gewährte. Und er brauchte Unterhaltung und Troſt; denn wenn er auch mit warmem Herzen, mit glühenden Gefühlen wartete, ſo dauerte dieſes Warten doch lange, ſehr lange, und die winterliche Nachtluft umgab ihn ſo eiſig, daß das Feuer, welches in ihm loderte, ſchon ſehr

bedeutend sein mußte, wie es denn auch in der That war, um nicht allmälig zu erlöschen.

Die Uhr des benachbarten Kirchthurmes hob sehr häufig knarrend aus und schlug Viertel-, halbe und ganze Stunden. Vielleicht wäre ihm die Zeit des Wartens trotz all seiner Liebe doch etwas zu lang vorgekommen, wenn er nicht von Zeit zu Zeit geglaubt hätte, dieselbe nehme jetzt ihr Ende; denn es war unverkennbar, daß sich hinter dem Fenster des Ateliers der Gebrüder Breiberg, wo ihre Hand erschienen war, zuweilen ein Lichtschimmer zeigte, der aber jedesmal schnell wieder erlosch und worauf doch nichts erfolgte.

Den Platz an der Mauer hatte Don Larioz einige Mal verlassen, um in dem engen Raume fröstelnd auf und ab zu gehen; namentlich froren ihm seine Füße ganz erbärmlich, weßhalb er sehr glücklich war, nicht weit von der Eingangsthür einen kleinen Haufen zertretenen Stroys zu finden, den er an seinen alten Platz hintrug und sich darauf stellte, gerade der Stelle gegenüber

Wo das Fenster klang,
Wo die Liebliche sich zeigte,
Wo das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Ja, während er so hinauf schaute, dachte er an den edlen Ritter Toggenburg, jenen treuen Helden, der sein Leben damit verbracht, ihr Fenster anzuschauen, bis er eines Morgens als Leiche erwachte und sich gewiß außerordentlich darüber freute, daß diese sehr betrübte und höchst langweilige Komödie ein Ende genommen. Und den edlen Spanier trieb der Gedanke an den gewiß nicht edleren Toggenburg zu neuem, geduldigem Warten an, denn er dachte: Was sind einige Stunden gegen ein ganzes Menschenleben!

Was die Leiter anbetraf, so war sie bis jetzt freilich nicht wieder herabgesenkt worden; doch hatte Don Larioz einige Mal geglaubt, er

vernehme, wie das Fenſter faſt geräuſchlos geöffnet würde, ſowie die Stimme Windſpiels, der leiſe flüſterte: Bſt! Bſt! Da er aber nicht genau wußte, ob es in der That der Kellner ſei, der ihm dieſes Zeichen gab, ſo hielt er ſich nicht nur ruhig an ſeiner Mauer, ſondern ſtand auch bei ſeinem Umhergehen augenblicklich ſtill, ſobald er etwas hörte, wie das oben erwähnte Geräuſch; denn dieſes Bſt! Bſt! konnte ja auch von der polternden Stimme ausgehen; er hätte ſich alsdann durch eine Antwort verrathen und wäre wahrſcheinlich gezwungen worden, den Platz zu verlaſſen, ehe er dem Befehle der Geliebten gemäß genugſam gewartet hätte.

Da blitzte es in dem Atelier der Gebrüder Breiberg abermals hinter den die Fenſter verhüllenden Cartons auf, und es war gerade, als wenn dort ein Streichhölzchen entzündet würde. Und wenn der Spanier das auch ſchon einige Male am heutigen Abend bemerkt, und wenn er ſich auch jedesmal getäuſcht ſah, ſo ſchlug doch jetzt wieder ſein Herz gewaltſam in der tapferen Bruſt; auch ſah man den Lichtſchein diesmal länger, als es bisher der Fall geweſen war. Dabei kam es dem Wartenden vor, als ziehe der Schatten eines menſchlichen Körpers an dem Carton vorüber — ach, vielleicht ihr Schatten! —

Jetzt verſchwand das Licht wieder, und ein betrübter Seufzer abermaliger getäuſchter Erwartung war im Begriffe, ſeiner Bruſt zu entringen — als mit einem Male

Das Fenſter klang.

Und wenn ſich auch die Liebliche nicht zeigte, ſo ſah er doch jetzt zum dritten Male die feine, weiße Hand hin- und herwinken, als wolle ſie ihn aufmerkſam machen; dann bemerkte er, daß ſie etwas von ſich warf, und hörte gleich darauf, wie ein Stein zu ſeinen Füßen auf das Stroh niederfiel. Daß er ſich beinahe zitternd vor Erwartung danach bückte, verſteht ſich von ſelbſt; daß er auch das Papier — denn ein ſolches war es, abermals um einen Stein gewickelt — an ſeine Lippen brachte, können wir der Wahrheit gemäß bezeugen; denn

es schreckte ihn diesmal kein unangenehmer Duft davon zurück. — O, wie ist das so beseligend, was in der süßen Nähe der Geliebten war! Es scheint für uns mit einem gewissen Leben erfüllt zu sein, es scheint uns zu verstehen, wenn wir die zärtlichsten Worte daran richten; vor allen Dingen aber ein Brief, der von ihrer Hand kommt. Der geneigte Leser wird wahrscheinlich schon empfunden haben, wie es rein unmöglich ist, einen derartigen Brief bei sich zu behalten, ohne ihn zu lesen; wie man in solchen Fällen den Versuch macht, die geliebten Schriftzüge zu entziffern in der allervorgerücktesten Dämmerstunde, beim Leuchten des Blitzes, beim Glimmen einer Cigarre. — Von den eben genannten drei Dingen aber konnte dem edlen Spanier keines behülflich sein, den Brief des unglücklichen Mädchens zu lesen; doch hatte er ja ein Feuerzeug in der Tasche, das er gleich zur Hand nahm, um vermittelst desselben das Papier zu betrachten, nachdem er es vorher sorgfältig von dem Steine abgewickelt, weßhalb er sich also daran machte, eines der Streichhölzchen zu entzünden.

Mochten aber wohl seine Finger steif geworden sein, was bei der herrschenden Kälte sehr begreiflich war, oder spritzte der Phosphor, oder hatte er sich in der Aufregung seines Gemüthes sonst ungeschickt benommen, — genug, statt eines Schwefelholzes loderte im nächsten Augenblicke die ganze Schachtel lichterloh auf und braunte ihn so heftig an die Finger, daß er sich veranlaßt sah, die brennende Schwefelholzbüchse, deren Deckel ihm in der ersten Ueberraschung entfallen war, auf den Boden zu werfen. Leider hatte er aber nicht bedacht, daß sich dort der Hause lockeren Strohs befand, aus dem im nächsten Augenblicke die hellen Flammen empor schlugen.

Es war das ein schauerlicher Moment, als der lange Schreiber nun sah, wie die rothe Gluth an den Wänden des engen Raumes empor schlug und, den schmutzigen Winkel beleuchtend, ihn nun plötzlich zu verrathen drohte; auch dachte er einigermaßen beunruhigt an eine Feuersbrunst, die entstehen könnte, und blickte jetzt nach dem Fenster, von wo er herabgestiegen war, ob sich dort nicht die rettende Gestalt

Windſpiels zeigen würde. Das Papier hatte er, ohne es zu leſen, in die Bruſttaſche ſeines Rockes geſchoben.

Aber das Fenſter, nach welchem er ſehnſüchtig ſchaute, blieb verſchloſſen, wogegen zu ſeinem nicht geringen Schrecken ein Fenſterladen von der Wohnung der Gebrüder Breiberg haſtig aufgeſtoßen wurde und er die Stimme des Herrn Clemens erkannte, der herab rief: „Nachbar! Nachbar! Euer Haus brennt!“

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Rubens Dolch.

Vergebens eilte Don Larioz nach der Thür, die auf die Straße führte. Dieſe blieb feſt verſchloſſen, gab dem kräftigſten Stoße nicht nach und war auch zu hoch, um darüber weg zu klettern. Der tapfere Mann ſah ſich ſchmählich gefangen, vor den Augen der unglücklichen Dame droben gefangen, und zwar in einem ſo feuchten, unſauberen Behältniß, das er keinem Hunde zum Aufenthalt würde angewieſen haben.

Jetzt ließ ſich auch Licht an dem Fenſter erblicken, von wo er auf der Leiter heruntergeklettert war, und er vernahm von dorther eine Stimme, aber nicht die ſanfte ſeines Freundes, des Kellners. Die Fenſterflügel wurden aufgeriſſen, und drohend und grob klang es herab: „Was iſt denn da unten ins Teufels Namen los? Man muß auf die Polizei ſchicken! Das iſt noch Schlimmeres als Diebe, das ſind Mordbrenner, die mein Haus anzünden wollen!“

Darauf antwortete die Stimme des Herrn Clemens Breiberg in dem gewiſſen kalten, heuchleriſchen, jetzt unbegreiflicher Weiſe faſt freundlich klingenden Tone: „Ihr könnt Recht haben, Nachbar; ich ſehe eine Geſtalt, welche im Begriff geweſen, Euch das Haus über dem Haupte

anzubrennen; noch glimmt es, aber da wollen wir ſchon helfen. Macht Ihr nur, daß Euch der Kerl nicht entſpringt."

Und kaum hatte er droben alſo geſprochen, ſo ſprudelte eine gewaltige Waſſerfluth herab, nicht wie aus einem Kübel oder ſonſt etwas, ſondern es war der Strahl einer ſtarken Handſpritze, die ſich immer dahin entlud, wohin ſich der unglückliche Don Larioz vor dem unangenehmen Waſſerbad zu retten ſuchte.

„Der Herr Breiberg hat Geſtalten geſehen," rief die polternde Stimme, „das iſt eine ſchöne Wirthſchaft! Wer weiß, wie die Kerle da unten lauern, um Jedem, der hinabſteigt, den Hals abzuſchneiden! Paßt mir auf," wandte ſich der Mann, der eben geſprochen, an Jemand, der hinter ihm ſtand, „ich will auf die Straße gehen und dort die Thür langſam öffnen."

Don Larioz hatte zu allem dem nicht eine Sylbe geſagt, nicht einen Ausruf der Ueberraſchung oder des Schreckens hören laſſen. Aber wer ſein Geſicht hätte ſehen können, wie ſeine Augen blitzten, wie er ſeine Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmte, wie er unter dem kalten Sturzbad auf und abſchritt, wie er ſeine Finger auf und zu krallte, der hätte wohl bemerkt, wie entſetzlich aufgeregt er war, wie furchtbar es in ihm gährte und kochte. Dabei achtete er aber nicht auf die polternde Stimme und ſchaute auch nicht nach dem Fenſter der Kneipe zum Reibſtein, — was von dorther geſchah, war ihm vollkommen gleichgültig — wohl aber warf er zuweilen einen Blick voll Wuth und Zorn nach der andern Fenſteröffnung hinauf und drohte dorthin mit der geballten Fauſt, von wo Herr Clemens Breiberg noch immer ſeine Waſſerſtrahlen ſpielen ließ und von wo man denſelben zuweilen luſtig rufen hörte: „Ja, ſo ein Feuer iſt hartnäckig! — Hahaha!" lachte er dazwiſchen — „und ſchwer zu bewältigen; hahaha! aber wir wollen es doch löſchen, gänzlich löſchen, gründlich löſchen, hahaha!"

Aus dieſen Aeußerungen entnahm der tapfere Spanier, daß der verruchte Quäler jenes unglücklichen Mädchens auf der Lauer gelegen,

daß er vielleicht mit angesehen — und der Gedanke war ihm am schrecklichsten – daß sie das Fenster geöffnet und ihm einen Brief herabgeworfen. Unglückliches Mädchen! Ihr Loos nach dieser Entdeckung mußte auf alle Fälle ein furchtbares sein.

Es war eigentlich gut, daß ihm keine Zeit mehr blieb, diesen schrecklichen Gedanken mit seiner reichen Phantasie gehörig zu verarbeiten; denn schon wurde die Thür geöffnet, welche von der Straße in den Winkel führte, und beim Schein einer Stalllaterne erblickte man die breite Figur des Wirthes zum Reibstein, der mit einem furchtbaren Prügel bewaffnet war, und hinter welchem sich noch einige andere Gestalten bewegten.

Wäre Don Larioz in diesem Augenblicke in der Verfassung gewesen, rückwärts zu schauen, so hätte er den für ihn sehr tröstlichen Anblick Windspiels gehabt, der, entflohen dem schrecklichen Vorfalle, am Fenster seiner Dachkammer lag und hinabblickte auf seinen unglücklichen Freund und Gönner. Larioz konnte aber jetzt unmöglich daran denken, denn er schritt sehr gefaßt und in ruhiger Haltung nach dem Ausgange des Winkels, wo er sich geduldig in dem hellen Schein der Stalllaterne präsentirte, ja, wo er, um den Skandal nicht zu vergrößern, nicht einmal den geringsten Widerstand leistete, als ihn der Wirth beim Kragen nahm und so unsanft schüttelte, daß die Wassertropfen aus seinen durchnäßten Kleidern wie ein Sprühregen umherflogen. Auch ließ er sich geduldig in das Haus führen, sowie in eine der leeren Schenkstuben, worauf der Wirth eigenhändig die Thür verschloß, damit keine Neugierigen, die sich draußen schon versammelt hatten, eindringen konnten.

Wir können nun nicht verschweigen, daß hier ein förmliches Verhör stattfand, welches von einem Polizeibeamten geführt wurde, der sich augenblicklich eingefunden, sobald der Wirth zum Reibstein den Verbrecher beim Kragen gefaßt und ihn so gefahrlos gemacht. Daß bei diesem Verhör übrigens nicht viel herauskam, müssen wir zur Ehre des Schreibers ebenfalls sagen, denn er hatte sich begreiflicher-

weiſe feſt vorgenommen, nichts von der Abſicht zu verrathen, welche ihn in den Winkel unter die Fenſter des Ateliers der Gebrüder Breiberg geführt.

Der Polizeibeamte hatte ſich am Tiſch niedergelaſſen, ſeine rechte Hand ruhte auf demſelben, während die linke ſich auf den Säbel ſtützte; dabei betrachtete er den Gefangenen mit jenem bekannten Blicke, der den Schulknaben, die verbotener Weiſe auf dem Trottoir ſchleifen, oder den Dienſtmädchen, welche das Verbrechen begangen, die Straße nicht zur gehörigen Zeit zu kehren, ſo furchtbar iſt; auch brachte er durch die Bewegung ſeines Hauptes jenes bezeichnete Nicken hervor, das ſo viel ſagen will als: den kennen wir, den haben wir ſchon lange auf dem Korn, der entgeht uns nicht mehr. Uebrigens war dieſer Diener der öffentlichen Gewalt eine wohlgenährte Perſönlichkeit, mit einem dicken, gutmüthigen Geſichte, welchem es die größte Mühe machte, jenen furchtbaren und ruhigen Ernſt zu zeigen, der zu ſeinem Amte unbedingt erforderlich iſt.

„Vor allen Dingen aber," meinte der Wirth zum Reibſtein, „ſollten wir erfahren, auf welche Art der da eigentlich in den Winkel zwiſchen die beiden Häuſer gekommen iſt; die Thür da vorn iſt immer feſt verſchloſſen, und wenn man von hinten herein wollte, da müßte man die Bretterwand durchbrechen."

„Ja, er ſoll ſagen, wie er hineingekommen iſt," ſprach der dicke Polizeidiener, indem er mit ſeiner Hand auf den Tiſch patſchte, „das ſoll er vor allen Dingen ſagen."

Aber Don Larioz zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Wenn er zur Thür hinein iſt," fuhr der Wirth fort, „ſo hat er vielleicht einen Schlüſſel bei ſich, und das iſt das Gefährlichſte; denn wenn er einen Schlüſſel hat, ſo bin ich ja keine Nacht vor einem Ueberfall ſicher. Das werden Sie am beſten wiſſen," wandte er ſich an den Polizeidiener, „was es für eine Menge von Geſindel gibt, gegen das man nichts ausrichten kann. Und denken Sie nur, wenn das Volk einen Schlüſſel von mir beſäße! Ah! den Teufel auch!"

„Haben Sie einen derartigen Schlüſſel?“ fragte der Polizeidiener, wobei er einen ziemlich gelungenen Verſuch machte, den Verbrecher mit Ernſt und Würde anzuſehen.

Don Larioz hatte dieſe Frage nicht einmal recht gehört, konnte alſo keine Antwort darauf geben. Seine Gedanken waren anderswo beſchäftigt; er dachte an jenen Tag, wo er in eben dieſem Hauſe in den Bund zum Dolche Rubens aufgenommen worden war und wobei die Freunde verſprochen, im Falle der Noth gegenſeitig zu Schutz und Trutz zuſammen zu eilen; auch erinnerte er ſich genau, wie dies zu geſchehen habe; doch war es ihm ja unmöglich, im gegenwärtigen Augenblicke eine ſolche Zuſammenberufung zu bewerkſtelligen; denn erſtens hatte er keinen ſcharfen Dolch bei ſich, und dann befand er ſich ja nicht auf der Straße, um an die Fenſterläden jedes Hauſes zu klopfen, das ſich ihm durch eine abgeriſſene Klingelſchnur als von einem Bundesmitglied bewohnt, repräſentirte.

„Ob ſie einen Schlüſſel haben, frage ich!“ wiederholte der Beamte mit ſo eindringlicher Stimme, daß der lange Schreiber die Frage dieſes Mal vollkommen verſtand und die Antwort gab: „Ich weiß nichts von einem Schlüſſel.“

Der Wirth näherte ſich dem Polizeidiener und ſagte ihm in die Ohren: „Das Beſte wäre, wenn wir den da genau unterſuchten; es ſcheint mir ein gefährliches Subjekt zu ſein.“

Der Polizeibeamte nahm eine ſehr wichtige Miene an und entgegnete ebenſo leiſe: „Hartnäckig auf alle Fälle; das iſt einer von den Verſtockten, die vorher mürbe gemacht werden müſſen, ehe man ſie zum Reden bringt. Laßt uns nur machen. — Das Beſte iſt,“ ſetzte er laut hinzu, „ich nehme den Burſchen mit auf die Polizei, über Nacht ſperren wir ihn ein, und morgen früh wird der Herr Commiſſär ſchon erfahren, was er wiſſen will.“

In dieſem Augenblicke wurde die Thür ein klein wenig geöffnet, und das getreue Windſpiel erſchien, warf einen bezeichnenden Blick auf den Spanier, welcher denſelben mit einem kaum merklichen, aber freund-

ſamem Blick ſah mich Madame Stieglitz an und ſagte zum Vetter: „Der junge Menſch ſieht nicht übel aus, ich hätte mir ihn aber größer und ſtärker gedacht.“ Sie wandte ſich an mich: „Hat Er Luſt, den Kaufmannsſtand zu erlernen?“ fragte ſie barſch und ich antwortete ſchüchtern, daß ich mir alle Mühe geben würde und vorzüglich ſei es die Fabrikation der Seidenſtoffe, welche zu begreifen ich außerordentlich begierig ſei. „Was Fabrikation?“ antwortete Madame Stieglitz, „daran denkt man vor der Hand noch nicht, wer einen Stoff erzeugen will, muß ihn vorher genau kennen lernen, zuerſt ein paar Jahre die Elle in die Hand genommen, die kleinen Bücher geſchrieben und dann ſieht man, ob Fleiß und Betragen darnach ſind, daß man Ihn auf die Wiegkammer gebrauchen kann, ich verlange Ehrlichkeit, Pünktlichkeit, offene Augen und Gehorſam, das andere findet ſich alsdann von ſelbſt.“ — „ja, das findet ſich von ſelbſt,“ wiederholte der Prinzipal.

„Wann wünſchen Sie,“ ſagte der Vetter, „daß der junge Menſch ſeinen Dienſt antrete, vielleicht zu Mitte dieſes Monats und er kann in dieſem Fall die acht Tage bis dahin in meinem Hauſe zubringen.“

Wie dankte ich dem Vetter für die freundliche Ausſicht, die er mir eröffnete, noch acht Tage lang frei und in ſeinem ſchönen Garten ſein zu dürfen, doch warf die Frau Prinzipalin die Luftſchlöſſer, welche ich in Gedanken ſchnell

lichen Lächeln beantwortete und winkte dann dem Wirthe, der hierauf das Zimmer verließ.

Obgleich es hier ziemlich warm war, so fing es doch Don Lariez in seinen durchnäßten Kleidern zu frieren an, und er sehnte sich nach einem Aufhören dieses unbehaglichen Zustandes, weßhalb er sich an den Polizeidiener wandte und ihm mit einer offenen und ehrlichen Miene, die auf jeden Anderen ihren Eindruck nicht verfehlt haben würde, sagte: „Ich bin allerdings unter eigenthümlichen Umständen in jenem Raum zwischen den beiden Häusern getroffen worden, kann mich aber vollkommen legitimiren, wer ich bin, und dadurch wohl beweisen, daß ich in keiner sträflichen Absicht dort gewesen. Mein Name ist Lariez, und ich bin Schreiber bei dem Rechtskonsulenten Doktor Plager, bei dem Sie die genauesten Erkundigungen nach mir einziehen können. Jetzt aber bitte ich, mich nach Hause zu entlassen, denn wie Sie sehen, sind meine Kleider durch die Tücke eines niederträchtigen Feindes durch und durch naß geworden, und ich würde mir den Tod zuziehen, wenn ich länger darin bleiben müßte."

Der Polizeidiener hatte eine Brieftasche hervorgezogen und den angegebenen Namen notirt, worauf er erwiderte: „Wenn Sie der wirklich sind, für den Sie sich ausgeben, so wird sich das morgen finden; auch werden wir auf der Polizei vielleicht einen trockenen Kittel finden, den wir Ihnen für die Nacht umhängen können. Von Entlassen kann keine Rede sein, oder Sie müssen mir Jemand angeben können, der Sie kennt und für Sie gut sagt."

Wohl fielen dem Spanier die Gebrüder Breiberg ein, die ihm vielleicht bezeugen könnten, daß er wirklich der sei, für den er sich ausgegeben. Doch verwarf er diesen Gedanken aus erklärlichen Gründen wieder im gleichen Augenblicke; auch dachte er lebhaft an den Vorsitzenden des Bundes zum Dolche Rubens, doch wenn er den Kupferstecher mit seinem dicken Gesichte und großen Barte auch so lebhaft vor Augen sah, daß er ihn hätte malen können, so wußte er doch seinen Namen nicht, und von der Verbrüderung selbst zu sprechen, hielt er für

eine Indiscretion, und einer solchen hätte er sich nicht aus Furcht vor allen Gefängnissen der Welt schuldig gemacht.

Da trat der Wirth zum Reibstein wieder in die Stube, und der Ausdruck seines Gesichts war jetzt ein ganz anderer geworden; seine Augen hatten den finstern Ausdruck verloren, er lächelte nicht unfreundlich, und sein Mund, der vordem breit auseinander gezogen war, um all die polternden Reden durchzulassen, hatte sich jetzt schalkhaft gespitzt. Er trug seine Ledermütze in der rechten Hand und patschte sich mit der linken einige Mal auf einen unnennbaren Theil seines Körpers, worauf er lachend den Kopf schüttelte und, ohne Don Larioz anzusehen, sich an den Tisch begab, an dem der Polizeidiener saß. Vor diesen trat er mit seiner breiten Gestalt in solcher Weise hin, daß dem Beamten der Anblick des nächtlichen Ruhestörers entzogen wurde.

Hinter dem Wirthe drein schlich Windspiel vorsichtig in das Zimmer, scheu auf den Polizeibeamten blickend, und als er sah, daß dieser durch den Wirth verdeckt, nicht im Stande war, herüber zu blicken, so wandte er sich rasch an den Spanier und sagte ihm eilig und flüsternd: „Eine Botschaft vom Präsidenten des anonymen Bundes! Nehmen Sie geschwind, hier ist der Dolch des großen Meisters Rubens, Sie haben ihn nur heimlich dem Wirthe zu zeigen, und Alles wird klar werden. — Gott, wie habe ich für Sie gezittert!“

Nach diesen Worten schnellte er in die andere Ecke des Zimmers, machte sich da am Tisch etwas zu thun, und summte gleichgültig eine Melodie vor sich hin; aber Don Larioz, der seinen Bewegungen mit dankerfülltem Herzen folgte, bemerkte wohl, wie freudig und ergriffen der Blick des kleinen Kellners war, was ihn ausnehmend rührte.

Man sollte es nicht glauben, wie sich der Spanier gehoben fühlte, als er jetzt die alte rostige Klinge in der Hand hatte; es war ihm gerade zu Muth, wie jenen alten tapferen Rittersmännern, die überwunden in die Gewalt des Siegers gefallen waren und zu denen nun, als sich eben der Schlund des Verließes vor ihnen öffnete, ein Knappe trat, ungefähr also sprechend: „Edler und mannhafter Ritter! Fern ist

es von meinem hochgebietenden Herrn, die Ungunſt des Glückes zu benutzen, um einen ſo tapferen Ritter, wie Ihr ſeid, in Banden zu halten; nehmt Euer Schwert zurück; Euer Feind, der ſich aller Siegerrechte begibt, ſtellt ſich Euch in ehrlichem Zweikampfe.“

Ja, ſo war es ihm, und kein wackerer Kämpe hat je mit größerer Inbrunſt hierauf ſeine Toledanerklinge in die Hand genommen, als Larioz das ſchartige Eiſen, welches ihm Windſpiel ſo geheimnißvoll übergeben. Nicht als ob ſeine Abſicht geweſen wäre, es gegen den Polizeibeamten ſchwingend, ſeine Freiheit wieder zu gewinnen — nein, er vertraute der Macht des gewaltigen Bundes zum Dolche Rubens und war ſicher überzeugt, daß dieſe gefeierte Waffe ihm zum Talisman werden müſſe.

„Er hat mir einen Namen genannt,“ ſagte jetzt der Polizeidiener, „aber Namen nennen kann Jeder, und es fragt ſich nun, wie er zu beweiſen gedenkt, daß er wirklich der iſt, für den er ſich ausgegeben.“

„Ja, das müßte er allerdings beweiſen,“ meinte der Wirth, indem er ſich aufrichtete und am Kopfe kratzte. „Wenn er das beweiſen könnte oder Jemand zum Bürgen ſtellen würde, da hätte ich meiner Seele nichts dagegen, wenn wir die Sache auf ſich beruhen ließen. Unglück iſt keines geſchehen, und der heutige Abend wird ihm eine Lehre ſein, ſich nicht mehr zwiſchen Andermanns Häuſern herumzutreiben.“

Nach dieſen Worten trat er ſo vor den Gefangenen, daß er ihn mit ſeiner breiten Figur abermals vor den Blicken der Polizei verdeckte, worauf Don Larioz dieſen Moment für paſſend hielt, um langſam und feierlich die alte roſtige Dolchklinge empor zu heben, die er bis zu dieſem entſcheidenden Momente in ſeinem Rockärmel verborgen hatte. Er that das aber in geſpannter Erwartung, welche Wirkung der Anblick der koſtbaren Waffe auf ſeinen Gegner ausüben würde.

Und dieſe Wirkung war in der That eine zauberhafte. Zuerſt war es, als traue der Wirth ſeinen Augen nicht, er wiſchte dieſelben ziemlich auffallend und machte dazu ein verblüfftes, einigermaßen dum-

mes Geſicht, dann beugte er den Kopf weit hinab und murmelte wie in tiefſter Ehrfurcht: „Das hat mich überraſcht; ja, wer das hätte vorher wiſſen können! Du lieber Himmel! wie ſoll ich es wieder gut machen, daß ich ein Mitglied des großen und geheimnißvollen Bundes arretiren ließ?“

Der lange Spanier fühlte ſich durch die Kraft, welche der Dolch des großen Meiſters Rubens auf die einfache Seele des Kneipenwirthes ausübte, wahrhaft gehoben; nicht weil er ſah, daß man ihn jetzt werde ungehindert ziehen laſſen, ſondern weil er ſich bewußt war, eben dieſem allgewaltigen Bunde anzugehören. Er hob ſeinen Kopf in die Höhe und machte eine Bewegung mit der Hand, welche ausdrücken ſollte, er werde das Geſchehene als ungeſchehen betrachten, worauf er mit dem Zeigefinger nach dem Polizeidiener wies, — eine Bewegung, welche der Wirth augenblicklich verſtand, denn er trat alsbald wieder zum Tiſche, flüſterte dem Beamten etwas in die Ohren, worauf dieſer ſogleich ſagte: „Ja, wenn Ihr die Bürgſchaft ſelbſt übernehmt, ſo will ich wahrhaftig nichts dagegen ſagen und wünſche einen guten Abend.“

Der Polizeidiener trank hierauf ſeinen Schoppen Wein leer, den ihm der Wirth ſchon früher hingeſtellt, und verließ das Zimmer, aber nicht ohne einen langen prüfenden Blick auf die leicht wieder zu erkennende Geſtalt des langen Schreibers zu werfen.

Sowie der Polizeidiener das Zimmer verlaſſen, wandte ſich der Wirth mit vielen Entſchuldigungen an Don Larioz, verſicherte ihm, er habe ja keine Ahnung davon gehabt, daß er ein Bundesmitglied ſei, und bat, über ihn und alles, was er zu leiſten vermöge, unbedingt zu verfügen.

Nachdem ſich die erſte Aufregung gelegt, bemerkte es der Spanier eigentlich erſt recht, wie ſehr es ihn in ſeinen naſſen Kleidern friere und er ſagte dies zum Wirthe mit dem Bemerken, er fürchte ſich, ſo zugerichtet in die kalte Nachtluft hinauszugehen.

„Davon kann durchaus keine Rede ſein,“ entgegnete dieſer ge-

ſchäftig. „Wenn Sie kein Bett in meinem Hauſe annehmen wollen, ſo werde ich Ihnen augenblicklich für trockene Kleider ſorgen. Die meinigen werden Ihnen allerdings etwas zu weit ſein, aber was thut es — man nimmt eben, was man hat!“

Daß Don Larioz dieſes Anerbieten mit großem Danke annahm, verſteht ſich von ſelbſt. Der Wirth eilte hinaus, und gleich darauf trat der kleine Kellner in die Stube mit einem Arm voll Kleider ſeines Herrn, das Geſicht ſtrahlend vor rührender Freundlichkeit.

Ohne uns in die Einzelheiten des nun ſtattfindenden Umzuges zu verlieren, müſſen wir den geneigten Leſern verſichern, daß derſelbe ſchnellſtens von Statten ging, können aber dabei nicht verſchweigen, daß der lange dürre Spanier in der Hoſe und der Jacke des bedeutend kleineren, aber viel dickeren Wirthes eine recht komiſche Figur darbot.

Bei dem Umkleiden konnte Windſpiel nicht unterlaſſen, von der Angſt zu ſprechen, die er ausgeſtanden von dem Augenblick an, wo man die Leiter weggezogen habe, bis zu jenem entſetzlichen Momente, wo er, der auf der Lauer geweſen, die Flamme aus dem Strohhaufen habe aufleuchten ſehen. Was Herrn Clemens Breiberg anbelangte, ſo verſicherte der Kellner, derſelbe müſſe von Anfang an das unglückliche Mädchen beobachtet haben, und deſſen Bosheit ſei allein ſchuld daran, daß die ganze Sache ſo unglücklich abgelaufen.

„Und doch nicht unglücklich,“ meinte der Schreiber, indem er lächelnd und nachſinnend das Haupt ſchüttelte. „Habe ich doch hier das unſchätzbare Papier, das mich wahrſcheinlich in wenigen Worten für alles das belohnen wird, was ich heute Abend gelitten. Gelitten iſt eigentlich nicht das richtige Wort,“ ſetzte er hinzu, „denn der Ritter, der für ſeine Dame kämpft und ſtrebt, kann die kleinen Widerwärtigkeiten keine Leiden nennen; und wären es auch wirklich Leiden, ſo würde er ſie gern und freudig tragen, namentlich im gegenwärtigen Falle,“ ſprach er mit einem leichten Seufzer, „wo ich faſt fürchten muß, daß der Schritt, den ich für jene unglückliche Dame gewagt,

ihr ſelbſt die größten Leiden verurſachen muß. Vor allen Dingen aber will ich das Papier durchleſen, welches mir jenes holde Geſchöpf anvertraute.“

Er entfaltete den Brief, und da derſelbe glücklicherweiſe nicht von der Näſſe gelitten hatte, ſo ſah er mit großem Entzücken nachſtehende Worte in ſehr deutlichen Schriftzügen:

„Ja, ich habe Sie erkannt; wie wäre es auch anders möglich, da Ihr Anblick, als ich Sie zum erſten Male ſah, einen ſo unauslöſchlichen Eindruck auf mein Herz gemacht, da er mir ſtets gegenwärtig blieb im Wachen und Träumen! O edler Spanier — denn das ſind Sie, ich irre mich nicht — helfen Sie einem unglücklichen Kinde Ihrer Heimat, das in ſchmachvollen Ketten und Banden gehalten wird, das man durch Liſt und Gewalt verderben will, das aber vollkommen rein und Ihrer würdig geblieben iſt. Helfen Sie! Retten Sie! Wie, wo und wann? kann ich Ihnen nicht angeben; aber mir lebt eine treue Freundin, Kathinka Schneller, Entenpforte Nr. 4, in deren Buſen Sie Ihr Herz ausſchütten mögen. Sie ſelbſt dort zu ſehen, iſt vielleicht in nächſter Zeit vergönnt.

Ihrer unglücklichen Dolores.

„Trau, treue Trine, trügriſch trüben Träumen nicht.“

Dies Letztere war als Motto beigefügt, wie es junge Damen in Stammbuchblättern zu machen pflegen, und an dieſen Worten erkannte Don Larioz entzückt eben ſowohl den Anfang des Spruches des großen mauriſchen Weiſen Carabanzeros, wie auch, daß die Rettung der unglücklichen Dame auf geheimnißvolle Art mit dieſem Spruche zuſammenhängen müſſe. Warum hätte ſie ihn ſonſt erwähnt? Wie aber dieſer Zuſammenhang aufzufinden ſei, das war er nicht im Stande, namentlich am heutigen Abend, zu ergründen. Wenn er ſich auch nach Anlegung der friſchen Kleider angenehm erwärmt und körperlich vollkommen wohl fühlte, ſo hatten doch die Ereigniſſe des heutigen Abends, das aufregende Warten am Fenſter, dann die Leiterpartie in den Winkel hinab, ferner das Umherſtehen in der Kälte, vor

allen Dingen aber das Sturzbad, womit ihn der boshafte Clemens Breiberg verſorgt, ſeine Gedanken etwas unruhig gemacht und waren dieſelben mehr als je dazu geneigt, einen etwas kühnen Flug zu nehmen.

„Wie glücklich ſchätze ich mich," ſagte er zu Windſpiel, „durch dieſe kleinen Leiden vorbereitet, ja, ich möchte ſagen: befähigt zu ſein, die Liebe eines ſo wunderbaren Mädchens zu erringen, wie die göttliche Dolores iſt. Und eigentliche Leiden kann man es gar nicht einmal nennen, wenigſtens keine aktiven Leiden, wie ſie ein Rittersmann der alten Zeit erduldet, der, mit Schild und Lanze um ſeine Dame kämpfend, verwundet, oft ſterbend niederfiel. Mich trafen paſſive Leiden, denn ich konnte nichts thun, als ruhig daſtehen und geduldig hinnehmen die polternden Reden des Kneipenwirths, ſowie die kalten Waſſergüſſe, welche aber die Flamme meiner Liebe nicht auslöſchten, ſondern ſie vielmehr noch heftiger auflodern ließen. Aber ein Gemüth, wie das der göttlichen Dolores, wird auch vorderhand mit meinem paſſiven Widerſtande zufrieden ſein und an der Standhaftigkeit, mit dem ich ihn leiſtete, wohl abmeſſen können, was dieſes Herz und dieſer Arm zu vollbringen im Stande ſind, wenn ich, San Jago rufend, mein Schwert zu ihrer Rettung werde ziehen können."

Windſpiel horchte entzückt auf dieſe Reden, denn ihm war zu Muth, als leſe er in einem alten Ritterromane, und als ſchaue er über die Schranken des Turnierplatzes hinweg, wo ſein Herr und Ritter eben im Begriffe war, die ſcharfe Lanze einzulegen.

Freilich hatte Don Larioz in ſeiner jetzigen Tracht nicht viel Ritterliches, was er auch wohl ſelbſt finden mochte; denn als er nun ſeine Toilette beendigt hatte und an ſich hinabſchaute, that er das mit einem kleinen Seufzer, fühlte ſich aber dabei doch zufrieden, als er dachte, daß es draußen finſtere Nacht ſei und er beim Nachhauſegehen von Niemand geſehen, wenigſtens nicht erkannt werden könne.

Was aber dieſes Nachhauſegehen anbelangte, ſo that der kleine Kellner vorläufig dagegen ſanfte Einſprache, indem er ſagte, daß drü-

ben im Künſtlerlokale der Bund zum Dolche Rubens verſammelt ſei, der ſich glücklich ſchätzen würde, Don Larioz einen Augenblick bei ſich zu begrüßen.

Schon die Dankbarkeit erforderte es, ſich der mächtigen Verbrüderung zu zeigen, der er anzugehören das Glück hatte und die ſo freundſchaftlich für ihn geſorgt.

Windſpiel eilte voraus, öffnete jenſeits des Ganges die Thür, und Don Larioz trat in das Gemach.

Es war hier faſt die gleiche Geſellſchaft verſammelt, welche der geneigte Leſer an jenem regneriſchen Nachmittage bereits kennen gelernt. Am oberen Ende des Tiſches ſaß der Kupferſtecher Wurzel, und als der Spanier eintrat, erhob ſich derſelbe mit dem Glas in der Hand, welchem Beiſpiel alle Anweſenden folgten.

Es herrſchte in dem Zimmer eine angenehme, warme Atmoſphäre, welche unverkennbar mit dem Duſte von gutem Punſch geſchwängert war; und dieſes Getränk befand ſich auch in Wahrheit in den Gläſern derer, die zum erhabenen Bunde von Rubens Dolche gehörten und die nun mit feierlicher Geberde auf das Wohl des Eintretenden zu trinken ſchienen. Wohl hätte ein Unbefangener bemerken können, daß über die Züge dieſes oder jenes Mitgliedes ein Lächeln flog, als die ſonderbar ausſehende Geſtalt des langen Schreibers ſichtbar wurde. Der Kupferſtecher mit dem großen Barte aber blickte finſter aus ſeinen ſonſt ſo gutmüthigen Augen, drückte die rechte Hand feſt auf den Tiſch und ſprach mit tiefer Stimme:

„Sei uns zum zweiten Mal willkommen, Don Larioz, hier in unſeres Bundes Haus, ja, zum zweiten Male! Und dieſes zweite Mal wird glänzend eingeſchrieben ſtehen in den Annalen des Bundes zum Dolche Rubens; denn die gefeierte Waffe des großen Meiſters zeigte ſich wieder in ihrer allgewaltigen Kraft und errettete unſer edles Mitglied aus ſehr unangenehmer Bedrängniß. — Feierlich erlaube ich mir, die erhabene Waffe wieder zu mir zu nehmen.“ Er ſagte dies, weil er wohl bemerkte, wie der Schreiber ihm entgegen ſchritt, den

roſtigen Stahl ehrfurchtsvoll in der Hand tragend. „Ja feierlich empfange ich ihn wieder mit den Ceremonien, wie ſie unſer Bundesgeſetz vorſchreibt.“

Bei dieſen Worten ergriff der Vorſitzende die Dolchklinge, drückte ſie an ſeinen dicken Schnurrbart und übergab ſie ſeinem Nachbar zur Rechten, der ſie ebenfalls an ſeine Lippen brachte, worauf ſie auf gleiche Weiſe die Runde um den ganzen Tiſch machte und zuletzt in die Hände des langen Schreibers kam, der ſie als ſeine Erretterin mit wahrer Inbrunſt küßte.

Auch Windſpiel als dienender Bruder, wurde nicht vergeſſen und ihm von dem Vorſitzenden das alte Eiſen einen Zoll weit von der Naſe entfernt gehalten, wo er ſich am Geruche der gefeierten Waffe, wenn dieſe einen ſolchen gehabt, würde haben erlaben können. Darauf ſchob der kleine Kellner eilfertig einen Stuhl herbei, brachte auch ein friſches Glas für den eben Angekommenen, welches der Kupferſtecher aus der auf dem Tiſche ſtehenden Bowle mit Mühe füllte, da dieſes Gefäß beinahe leer war, und dann ſämmtlichen Anweſenden ein Zeichen zum Niederſitzen gab, während er ſelbſt ſtehen blieb.

„Freunde und Mitglieder des Bundes!“ ſprach er alsdann, „wir haben uns hier verſammelt, um durch unſere allgewaltige Gegenwart unſer höchſt ehrenwerthes Mitglied Don Larioz aus drohender Gefahr zu erretten; ja, ihm zu Liebe verſammelte ſich der Bund zum Dolche Rubens; denn unſer Freund befand ſich, wie ſchon geſagt, in großer Gefahr. Aber indem ich ſchweige von dem edlen und ritterlichen Beweggrunde, der unſern Freund in die Gefahr geſtürzt, will ich nur ſagen, daß dieſe der Art war, wie ſie der große Meiſter Rubens nur über ſeine Lieblinge verhängt, eine Prüfung, eine Läuterung durch Feuer- und Waſſersgefahr, wie ſie auch die beiden Liebenden Tamino und Pamina erduldeten — alſo erleben wir es in der Zauberflöte — und aus eben dieſem Grunde empfing ich auch unſeren geehrten Bruder bei ſeinem Eintritte mit den Worten:

Sei uns zum zweiten Mal willkommen,
Don Larioz, hier in unſeres Bundes Haus.

Rings umher folgte dieſen Worten ein Murmeln des Beifalls, und man ſah manches Mitglied ſeine Naſe vor Rührung tief in das Punſchglas ſtecken, andere die Hände vor das Geſicht drücken, als befänden ſie ſich in einer außerordentlichen Gemüthsbewegung.

„Die Veranlaſſung aber zu dem, was unſer Freund erduldet,“ fuhr der Redner im Tone der Entrüſtung fort, „iſt ſo außergewöhnlicher Art, daß ſie wohl im Stande iſt, die Mitglieder des Bundes zu einer geheimen Abſtimmung zu veranlaſſen.“

Die Mitglieder des Bundes ſahen bei dieſer Rede erſtaunt in die Höhe, ſenkten aber gleich darauf wieder ihre Blicke auf die Gläſer und den Tiſch, als ſie bemerkten, wie der Kupferſtecher Wurzel ſeinen Platz verließ, ſehr würdevoll zu jedem Einzelnen ging, ihm etwas in die Ohren flüſterte, auch mit der jedesmaligen Antwort zufrieden ſchien, und darauf ſeine Stelle am obern Ende der Tafel wieder einnahm.

„Wie nicht anders zu erwarten war,“ ſprach er hierauf, „hat der Bund in geheimer Abſtimmung beſchloſſen, die Angelegenheit unſeres treuen Freundes Don Larioz gegen das verruchte Treiben der Gebrüder Breiberg, von dem wir alle gehörige Kenntniß haben, wie ſeine eigene zu betrachten. So verwickelt die Sache ſcheint, ſo einfach iſt ſie in der That. Thu' jeder das Seinige, ſo werden wir bald im Stande ſein, unſerem verehrten Mitgliede die treue Bruderhand zu reichen. Zu dieſem letzten Zwecke und um thatkräftig aufzutreten, berufe ich euch genau von heute über vier Wochen, und müßt ihr erſcheinen, angethan mit Liſt, umgürtet mit Waffen. Ihr wißt, was es gilt, und werdet erſcheinen!“

Worauf die Geſellen murmelten: „Wir wiſſen, was es gilt, und werden erſcheinen.“

Hierauf ſetzte ſich der Vorſitzende auf den Stuhl nieder, ließ ſich von ſeinem Nachbar, dem die feierliche Handlung galt, tiefgerührt die

erbaute, mit einem Male über den Haufen, indem sie sagte: „was Mitte eines Monats, Herr Professor? um etwas Tüchtiges zu lernen, kann man nie früh genug anfangen, und der Kaufmannsstand ist nicht so leicht, wie mancher glaubt, wenn es auch schwerer ist, sich große Wissenschaften anzueignen und gelehrt zu werden, so braucht man doch auch Zeit, um die unzähligen Stoffe, mit denen wir umgehen, kennen zu lernen und ein Hauptbuch gut und sauber zu führen. Lassen Sie mir den jungen Menschen gleich heute da, wir wollen ihn schon beschäftigen" und der Prinzipal setzte hinzu: „ja, wir wollen ihn schon beschäftigen." Achselzuckend nahm der Vetter seinen Hut, empfahl sich dem Hause Stieglitz und Comp. und ging eilig davon, nachdem er mir die Hand gereicht.

Mir war das Weinen näher als das Lachen und ich blieb wie angemauert auf meinem Platze stehen, der Prinzipal wurde mit einem bedeutsamen Wink vor die Thüre geschickt und als wir allein waren, hielt mir Madame Stieglitz eine Antrittsrede, die ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen will: „Junger Mensch," sprach sie, „wir sind allein und das ist gut; denn wenn ich meinen Leuten etwas Unangenehmes zu sagen habe, so braucht es keine weiteren Ohren, als die Meinigen und die, welche meine Worte hören sollen, aber da wir einmal bei den Ohren sind, so bitte ich, das was ich jetzt sage, nicht zum einen hinein, zum andern hinaus-

Hand ſchütteln und ſagte alsdann mit bewegter Stimme zu Windſpiel: „So bringe denn eine neue ſüße und kräftige Bowle, wie es nach einem Hauptparagraphen der Statuten des Bundes zum Dolche Rubens bei ähnlichen Veranlaſſungen der Brauch iſt, auf Koſten unſeres verehrten Freundes, daß wir damit beſiegeln die neue Verbrüderung, ihm zum Schutz und Trutz.“

Don Larioz winkte eifrig dem Kellner, alſo zu thun, wie der Vorſitzende geſagt, und bald nachher ſtand die dampfende Bowle auf dem Tiſch, ſie ſelbſt ſehr groß, ihr Inhalt aber ſüß und äußerſt kräftig.

Gaudeamus igitur
Juvenes dum sumus,
Post jucundam juventutem,
Post molestam senectutem,
Nos habebit humus.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Czrabowski'schen Güter.

In dem Hause des Rechtsconsulenten Plager, oder in den gewissen Kreisen, welche mit demselben häufig in Berührung kamen, hatte sich unterdessen allerlei begeben, was für unsere wahrhaftige Geschich[illegible] wichtig genug ist, um es nicht mit Stillschweigen zu übergehen.

Nach jener abendlichen Katastrophe im Bureau des Advokaten war das Frühstück am andern Morgen zu einer etwas stürmischen Sitzung ausgeartet. Der Rechtsconsulent, als er an dem gleichen Abend nach Hause kam, hatte schon an untrüglichen Vorzeichen einen nahenden Sturm entdeckt, der am nächsten Tage ausbrechen würde. Ein tiefer Seufzer hatte sich nämlich der Brust seiner Gattin entrungen, als er, obgleich äußerst leise und auch nicht allzu spät in das gemeinschaftliche Schlafzimmer getreten; er hatte einen zweiten Seufzer gehört, sowie eine sehr unruhige Wendung, als er sein Licht angezündet, und nachdem dies geschehen und er freundlich einen guten Abend gewünscht, war die ganze Antwort ein unverständliches Gemurmel, sowie ein sehr verständlicher dritter Seufzer.

Herr Rechtskonsulent Plager war sich aber durchaus keiner Unthaten bewußt, mit denen er diese Vorboten eines Sturmes hätte in Zusammenhang bringen können. Während er Hut und Stock ablegte,

ging er in Gedanken nicht nur den heutigen ſondern auch den geſtrigen und ſogar den vorgeſtrigen Tag durch, um vielleicht etwas zu finden, was, wenn auch nur nachwirkend, dieſen ihm ſo wohlbekannten Seufzer hätte hervorrufen können. Aber, wie geſagt, ſein Gewiſſen war rein. Er hatte zu Hauſe nicht gemurrt, als er ſtatt des ſehnlich gewünſchten Sauerkrautes weiße Rüben bekam, deren Geruch er nun einmal nicht ertragen konnte; auch nicht, als er in der Suppe die verbrühten Theile einer Bettfeder gefunden, ja, nicht einmal, als hierauf die Schwiegermutter mit großem Ernſt verſichert, das ſei eigentlich gar keine Bettfeder, ſondern nur etwas ſtark zuſammengelaufenes Eiweiß; er hatte nicht gemurrt, als er gefunden, daß Madame ſeine Haarbürſte zum Abwiſchen ihrer Stiefeletten benutzt, oder als er entdeckt, daß ſein Sprößling Fritzchen des Vaters Raſirmeſſer herabgeworfen, ſo daß zwei der beſten ſchartig geworden waren. Dem Kinde könne man eigentlich keine Schuld beimeſſen, hatte die Großmutter im Nebenzimmer, aber mit ſehr lauter Stimme geſagt, denn Raſirmeſſer gehören nicht auf den Toilette-Tiſch, ſondern müßten unter Verſchluß gehalten werden. Als ob überhaupt der arme Rechtsconſulent etwas eigenes Verſchließbares gehabt hätte!

Aber auch in ſonſtigen Dingen war er ſich keines Fehls bewußt; er hatte von keiner Familie etwas Nachtheiliges geſprochen, welche im Kaffee-Geſellſchaftsverband der Plager'ſchen war; er hatte keine andere gelobt, welche die Schwiegermutter oder eine ihrer Töchter durch, Gott mochte es wiſſen, welche Kleinigkeit vor Jahren einmal aufs tödtlichſte beleidigt; ja, er hatte um des lieben Friedens willen noch mehr gethan; er hatte ſtillſchweigend zugegeben, daß die Weibel'ſche Familie eine ganz vortreffliche Familie ſei, und daß ſich Jedermann glücklich ſchätzen müſſe, der in dieſe Ausnahms-Familie aufgenommen werde.

Die Veranlaſſung zu Letzterem hatte ihm Herr Schilder gegeben, der Fräulein Clementine vorgeſtern auf der Promenade etwas kalt gegrüßt, ein Betragen, das natürlicher Weiſe die gerechte Indignation der ganzen Familie Weibel hervorgerufen. Was denkt dieſer Schilder!

hatte der Rechtsconsulent durch alle Tonarten hören müssen; glaubt er vielleicht, man werde sich eine Ehre daraus machen, von ihm gegrüßt zu werden, daß die Leute mit Fingern nach einem zeigen und alle Welt erfahren muß, daß dieser Mensch Hoffnung hat, in eine so respektable Familie aufgenommen zu werden, wie die unsrige ist? — Da sind ganz andere Leute, die sich um Clementine bemüht haben und noch bemühen.

Der Doktor hatte die Selbstüberwindung gehabt, nicht einmal zu fragen, wer denn eigentlich diese anderen Leute seien; überhaupt war er in den letzten Tagen ein Muster von Sanftmuth und Duldsamkeit gewesen. Und doch dieses Geseufze! Hatte er vielleicht zufällig beim Nachhausegehen etwas lebhafter als gewöhnlich in das gegenüberliegende Haus gegrüßt, wo die blasse Kaufmannswittwe wohnte, von der die Schwiegermutter ohne allen Grund, aber mit großer Entschiedenheit behauptete, es sei nicht viel an dieser Person, man müsse sich vor ihr in Acht nehmen? Nein, auch das hatte er nicht gethan. Und so im Bewußtsein eines vollkommen guten Gewissens dachte er, indem er mit wunderbarer Stille seine Stiefel auszog: Seufze du in Gottes Namen, ich kann dir nicht helfen.

Obgleich aber, wie wir bereits wissen, Doktor Plager und Frau nicht in großer Harmonie mit einander lebten, so hatten die Beiden doch oft, ohne es zu wissen, wunderbare Sympathien in ihren Gedanken. Denn kaum hatte er, wie eben berichtet, gedacht, so patschte sie mit der Hand auf die Bettdecke und sagte unter einem tief herauf geholten Seufzer, der schließlich mit einem Ach ja — a! verbrämt war:

„Uns kann nur der liebe Gott helfen!"

Um eine Million hätte aber der geduldige Ehemann jetzt keine weiteren Fragen gestellt; es wäre das der verwegene Zug an einem furchtbaren Schleusenwerk gewesen, dessen sprudelnde Wasser ihn wahrscheinlich, wie das schon oft vorgekommen war, aus seinem eigenen Schlafzimmer hinausgeschwemmt hätten bis auf das kühle Sopha im Ge-

ſellſchaftszimmer. Er nahm ſich alſo zuſammen, ſo wenig Geräuſch wie nur möglich zu machen; er vermied es, einen Stuhl zu rücken, und als er ſeine Taſchenuhr aufzog, fand er, daß die Feder heute ungewöhnlich knarre. Dann ſchlich er auf den Fußſpitzen an ſein Bett, war aber ſo vorſichtig, ehe er hinein ſchlüpfte, das Licht auszulöſchen, denn er ſah, wie Madame in dieſem Augenblicke ihr Haupt mit der Nachtmütze langſam herum wandte und ihm einen Blick ſchenkte, o, einen Blick, ob dem er die Bettdecke mit der Hand faſt zerdrückte und bei ſich ſelber dacht: O, könnte ich, wie ich wollte!

Solche Blicke ſind gefährlich, geneigter Leſer, und wenn du zufällig eine Leſerin biſt und dich annähernd im gleichen Falle befindeſt, wie die Frau Doktorin Plager, ſo bitte ich dich, da ich es gewiß gut mit dir meine, dich vor häufiger Anwendung ſolcher Blicke zu hüten; ſie rufen eine unendliche Erbitterung hervor: man gedenkt früherer Zeiten, wo dieſe Blicke ganz anders waren, oder wo man überhaupt noch gar keine von dir erhalten; man träumt von vergnügteren, freieren Tagen, von einem ſtillen Schlafzimmer mit harmloſem Bedienten, der uns den Stiefelknecht zurecht rückt und dabei freundlich ſagt: Heute kommen Sie aber ſehr früh nach Hauſe. Man phantaſirt von jener glücklichen Zeit, wo man dich und deinen Blick noch nicht gekannt, theure Leſerin —

wo man noch im Flügelkleide
in die Mädchenſchule ging! —

Danach hatte Herr Doktor Plager ſanft und ruhig geſchlafen, auch geſchnarcht, wie am andern Morgen Madame ihrer Frau Mutter mit großer Entrüſtung erzählte. Doch ging dieſes Vergehen in der allgemeinen bitteren Stimmung unter, welche begreiflicherweiſe die Gemüther der beiden Damen beherrſchte und beim Kaffe zu einem ganz gehörigen Ausbruch kam. Natürlich wurde dabei die Geſchichte von geſtern Abend mit den empörendſten Einzelheiten und genau ſo erzählt, wie ſie Fräulein Clementine Weibel berichtet. Dabei hielt ſich die Schwie-

germutter klugerweise bei der Frage auf, was der Schreiber eigentlich so spät und allein im Bureau zu schaffen gehabt. Daß die Motive dazu höchst unlautere seien, verstand sich von selbst, und wenn Madame Plager mehr der Ansicht war, Larioz habe, Gott weiß zu welchem Zwecke, geheime und wichtige Aktenstücke durchgesehen, copirt, vielleicht auch sogar entwendet, so war die Schwiegermutter vollkommen überzeugt, der nächtliche Besuch habe der Kasse gegolten, und dieser Diebstahl sei durch das kluge und muthige Benehmen ihrer Tochter Clementine zum Glück vereitelt worden.

„Daß Sie nach alle dem," schloß die würdige Dame, „noch immer nicht einsehen wollen, was Sie an uns und unserer Familie haben, begreifen wir vollkommen, machen uns auch weiter keinen Kummer darüber, da wir es doch nicht ändern können, indem wir zu genau mit Ihren Gesinnungen bekannt sind. Ja, wir kennen Ihre Gesinnungen so genau," wiederholte sie mit einem bezeichnenden Blick auf ihre Tochter, „daß wir überzeugt sind, Ihr nobler Spanier, Herr Don Larioz, braucht nur den Versuch zu machen, Ihnen die Begebenheiten von gestern Abend in einem anderen Lichte darzustellen, so werden Sie ihm unbedingt glauben und unsere Angaben für Lügen halten."

Wir müssen in der That eingestehen, daß der Rechtsconsulent wirklich so dachte, obgleich es ihm räthselhaft war, was sein Schreiber, der doch als Kranker in seinem Zimmer hätte sein sollen, am späten Abend im Bureau zu schaffen hatte.

„Ob Herr Don Larioz nun," fuhr die Schwiegermutter fort, indem sie ihre Nase hoch erhob und dabei das Weißbrod, das sie in der Hand hielt, vollständig im Kaffee ersäufte, „den Versuch machen wollte, Akten zu entwenden oder die Kasse zu bestehlen, ist mir und meiner Tochter vollkommen gleichgültig; obendrein aber hat er sich gegen uns so benommen, daß wir verlangen können, müssen und wollen, dieser Mensch solle nicht einen Tag länger in Ihren Diensten bleiben."

Auf das hin lächelte Madame Plager auf eigenthümliche Art und

zuckte leicht mit den Achſeln, als ſie ſagte: „Herr Don Larioz wird nicht entlaſſen, Mama, darauf kannſt du dich verlaſſen, es iſt nur des Anhangs wegen. Was ſind wir gegenüber dieſem vortrefflichen Schreiber? Haſt du überhaupt je erlebt, daß man ſich unſerer Familie annimmt, wenn Jemand uns noch ſo grob und unverſchämt behandelt? — Das haſt du nicht erlebt, nie nie!“

„Allerdings iſt das bis jetzt noch nicht vorgekommen,“ nahm Madame Weibel in ſehr ſpitzem Tone das Wort. „Doch iſt dieſes ein Fall, wo der Herr Schwiegerſohn nicht mehr wird umhin können, einmal Gerechtigkeit gegen uns zu üben. Oder —“

„Oder?“ fragte ſcharf der Rechtsconſulent, der, von den unnöthigen Anſpielungen gereizt, unruhig auf ſeinem Stuhle hin und her rückte.

„Das Oder werden Sie erfahren, wenn es Zeit iſt,“ verſetzte Madame Weibel mit Geringſchätzung. „Jetzt bitte ich, bei der Sache zu bleiben und nicht, wie es gewöhlich Ihre Art iſt, durch ein hingeworfenes Wort Streit anzufangen, und ſo von einem Gegenſtand abzukommen, der Ihnen unangenehm iſt.“

Der Hausherr biß ſich auf die Lippen und ſprach zu ſich ſelber: Ruhe, Ruhe, Geduld! Und daß er es wirklich über ſich vermochte, vollkommen ruhig zu bleiben, ja mit blaſſen Lippen zu lächeln, verurſachte ihm eine aufrichtige Freude, und er konnte in gewöhnlichem Tone ſagen:

„Sie haben ein Wort hingeworfen, Frau Mama, und nicht ich. Doch will ich es fallen laſſen, um Ihnen zu ſagen, daß, wenn ſich die Sachen ſo verhalten, wie Sie mir erzählt — woran ich durchaus nicht zweifle,“ ſetzte er hinzu, als er einem aufflammenden Blicke der Madame Weibel begegnete, „Larioz heute noch entlaſſen wird, aber —“

Madame Weibel und ihre Tochter waren durch eine, nur ihnen verſtändliche Miene übereingekommen, weßhalb die Letztere ſagte: „Aber —? Plager, du haſt doch vielleicht nicht im Sinne, uns deinem Schreiber gegenüberzuſtellen oder ſeine Rechtfertigung anzunehmen, nachdem wir dir bewieſen, wie zweideutig er ſich gegen dich benommen

und wie sehr er Mama, mich und Clementine beleidigt? O, daß er sich gründlich entschuldigen wird, daran zweifle ich ebenso wenig, als daß du unserer Familie gegenüber seine Entschuldigung annimmst."

„Vor allen Dingen, liebes Kind," antwortete der Rechtsconsulent mit erhöhter Stimme, „muß ich dich bitten, die ewigen Pikanterieen bei Seite zu lassen. Allerdings sollte ich Larloz hören; das ist in der ganzen Welt noch nicht vorgekommen, daß man Jemand verurtheilt, ohne ihm Zeit zu seiner Vertheidigung zu lassen; namentlich ich, als ein Mann des Rechtes, sollte nicht so handeln. Um aber der Frau Schwiegermutter den Beweis zu geben, daß ich gern bereit bin, sie und ihre Familie vor jedem Angriff zu schützen, so will ich die alte Magd vornehmen, einen unparteiischen Zeugen, die, wie ich ja von euch hörte, auch zugegen war."

„Und dieses Weibsbild nennen Sie einen unparteiischen Zeugen, Herr Schwiegersohn?" fuhr Madame Weibel auf. „Nehmen Sie mir nicht übel, das ist eine Verhöhnung, wie wir sie freilich gewohnt sind, wie wir aber nicht Lust haben, sie länger uns von Ihnen gefallen zu lassen."

„Madame," sagte hierauf der Rechtsconsulent, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und mit den Fingern auf dem Tische trommelte. Seine Stimme war ruhig, aber etwas schärfer als gewöhnlich. „Madame," wiederholte er, „Sie sprachen da von Gefallenlassen und dergleichen Dingen, die ich freilich schon oft von Ihnen gehört, Aeußerungen, die ich aber durchaus nicht an ihrem Platze finde. Es steht ja eigentlich bei Ihnen, was Sie sich in meinem Hause gefallen lassen wollen oder nicht. — — Das ist Eins," fuhr er mit einer Handbewegung gegen seine Frau fort, die ihm in die Rede fallen wollte; „das Andere, was ich ebenso unbegreiflich finde, ist Ihre Art, im Pluralis zu sprechen. Sagen Sie doch um des Himmels willen: mir sagt Dieses oder Jenes nicht zu, mir gefällt das nicht, und lassen Sie Ihre Tochter, meine Frau, reden und denken, was ihr beliebt."

Der Rechtsconsulent hatte damit ein gefährliches Thema berührt.

und da er mit ſeinem allzu nachgiebigen, etwas furchtſamen Temperamente es doch nicht wagte, daſſelbe weiter auszuführen, ſo lenkte er Angeſichts des flammenden Blickes ſeiner Frau und der offenbaren Kampfbereitſchaft ſeiner Schwiegermutter ein, indem er fortfuhr: „Laſſen Sie uns aber vor Allem bei der Sache bleiben und nicht immer auf andere Dinge abſchweifen. Sie ſehen, wie geneigt ich bin, Ihnen Recht zu geben, da ich nicht einmal Ihren Gegner vernehmen will."

„Dafür aber ein altes, lüderliches Weibsbild zum Zeugen aufrufen, das mit Ihrem ſauberen Schreiber zuſammenhängt und natürlicher Weiſe nur das ſagen wird, was dieſem gefällt. O, Herr Schwiegerſohn," ſetzte ſie mit ſehr bezeichnender Handbewegung hinzu, „machen Sie uns keine Faxen vor; wenn die Familie Weibel auch in Ihren Augen nicht viel gilt, ſo können Sie ſich doch darauf verlaſſen, daß ſie eben ſo geſcheidt iſt, wie ſechs Dutzend Plager."

„Ihre Gemeinplätze, Madame, bin ich gewohnt," erwiderte der Rechtsconſulent, „doch habe ich mir vorgenommen, mich heute nicht von Ihnen in Zorn bringen zu laſſen."

„Aber gemein ſind wir nicht, das muß ich mir ausbitten!" rief Madame Plager, indem ſie ihre Taſſe heftig zurückſtieß. „Das müſſen wir uns alles von ihm ſagen laſſen, Mama!"

Der Rechtsconſulent zuckte mit einem Blick zum Himmel die Achſeln, wobei er die Schultern ſo lange oben behielt, daß man hätte glauben können, er wolle ewig in dieſer Stellung verharren; doch ſchien dies abermals zu ſeiner Beſänftigung beigetragen zu haben; denn er entgegnete mit einer bewundernswürdigen Ruhe: „Ich ſprach von Gemeinplätzen, und damit iſt noch lange nicht geſagt, daß ich euch für gemein halte."

„Er ſagt das nicht," rief die Schwiegermutter mit einem krampfhaften Lachen, „darauf kannſt du dich verlaſſen; aber er denkt es. Ich bin gemein, du biſt gemein, die ganze Weibel'ſche Familie iſt gemein. Und damit Baſta!"

Jede Geduld iſt zerreißbar, namentlich aber eine künſtlich hervor-

gebrachte und auf übermenſchliche Proben geſetzte. Deßhalb zerriß auch die des guten Doktor Plager; er ſprang vom Tiſche auf, und es hätte in dieſem Augenblicke wahrſcheinlich eine der ſchon oft da geweſenen geräuſchvollen Familienſcenen gegeben, wenn ſich nicht zur rechten Zeit die Thür geöffnet hätte und Babette eingetreten wäre, ein Schreiben in der Hand tragend.

Obgleich dieſes Schreiben an den Hausherrn gerichtet war, ſo konnte es doch das würdige Dienſtmädchen nicht über ihr Herz bringen, es dieſem Tyrannen zu übergeben; ſie warf deßhalb den Brief geringſchätzend auf den Kaffeetiſch, wobei ſie ſagte: „Das wurde ſo eben gebracht," und verließ alsdann wieder das Zimmer, während ſie ihren Kopf ſehr auffallend hin und her bewegte.

Der Rechtsconſulent warf mit finſterem Stirnrunzeln einen Blick auf die Adreſſe, und als er die Handſchrift derſelben erkannte, riß er heftig das Couvert ab und durchflog die Zeilen.

Sie waren von Larioz, und derſelbe ſchrieb folgendermaßen:

„Hochgeehrteſter Herr Doktor!

„Seit einer ziemlichen Reihe von Jahren bin ich in Ihren Dienſten, und wenn auch hier und da, wie das unausbleiblich iſt, kleine Differenzen entſtanden ſind, ſo glaube ich doch nicht, daß Ihnen der Tag beſonders haſſenswerth erſcheinen wird, an welchem Sie mich mit einer Anſtellung auf Ihrem Bureau beehrten. Ob ich dort meine Pflichten erfüllt, wiſſen Sie, verehrteſter Herr Doktor, am beſten ſelbſt zu beurtheilen; was mich anbelangt, ſo kann ich wohl ſagen, daß ich die Zeit, welche ich dort verbracht, im Ganzen für eine recht erfreuliche und angenehme halte. Wenn Ausnahmen ſtattfanden, welche den gemeſſenen Gang meines Lebens beunruhigten, ſo kamen dieſelben in ſehr wenigen Fällen oder eigentlich nie von den Arbeiten des Bureau's ſelbſt oder von Ihrer verehrten Perſon her, ſondern ſie tropften aus einer Quelle, die ich wohl nicht näher anzugeben nöthig habe."

Indem der Rechtsconſulent den letzten Satz las, ſchielte er über

gehen zu laſſen und ſich alsdann wohl zu merken, daß ich allen meinen Leuten nur dreimal ernſte Worte ins Gewiſſen ſprechen, das erſtemal beim Antritt, wo es mir wie bei Ihm nothwendig erſcheint, das zweitemal, wenn die Aufführung nicht ſo iſt, wie ich es vermuthe und will und das Drittemal, wenn ich Jemand fortſchicke. Er alſo iſt mir von ſeinem Oheim und Vormund als ein etwas leichtſinniges und unruhiges Subjekt, das gern dumme Streiche macht, geſchildert worden und man hat mich gebeten, ein aufmerkſames Auge auf Ihn zu haben, und den Verſuch zu machen, ob es möglich ſei, Ihn zu einem brauchbaren Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft heranzubilden. Das will ich getreulich thun, aber helf' Er mir; Heiterkeit nach gethaner Arbeit, die anſtändig iſt und Gott dem Herrn nicht beleidigt, iſt auch mir nicht zuwider, aber dummes Spaßmachen haſſe ich in den Tod; arbeite Er fleißig, bete Er fleißig, denn ohne Gottes Hülfe iſt an das Gelingen eines guten Werkes nicht zu gedenken. Ich thue es auch und fange kein Geſchäft an, ohne den Himmel zu bitten, daß er mir Kraft zum Vollbringen deſſelben geben möge, man muß aber aufrichtig fromm ſein und nicht blos ſcheinheilig und den ganzen Tag thun, als wollte man unſern Herrgott bei den Füßen anfaſſen. Halte Er ſich an meinen Buchhalter Sprecht, das iſt ein frommer gottgefälliger Menſch und thut ſeinen Dienſt wie ein redlicher Knecht,

den Brief hinweg nach den beiden Damen hin, die aber mit dem größten Gleichmuthe da ſaßen; die Schwiegermutter ſtrickte an einem Strumpfe, die Frau Doktorin ſetzte einen dunkeln Fleck auf eine helle Nachtjacke.

„Daß es mir" — las Herr Plager weiter — „unter dieſen Verhältniſſen ſo eigentlich nie in den Sinn kam, Ihr Bureau, verehrteſter Herr Doktor, zu verlaſſen, brauche ich Ihnen wohl nicht zu verſichern. Und doch iſt ein Umſtand eingetreten, der mich veranlaßt, meine Entlaſſung aus Ihrem Dienſte und zwar ſo ſchleunig zu verlangen. Welche Urſache dieſer meiner Bitte zu Grunde liegt, darüber wird Sie wahrſcheinlich, noch ehe Sie dieſen Brief empfangen haben, Ihre Frau Gemahlin, auf jeden Fall aber Madame Weibel, aufgeklärt haben, und kann ich nichts Beſſeres thun, als mich der Art zu unterwerfen, in welchen dieſen einen Vorfall von geſtern Abend Ihnen, verehrteſter Herr, mitgetheilt. Eine Berichtigung meinerſeits wird nicht erfolgen, wäre auch unnütz, da mein Entſchluß feſt ſteht, ferner nicht im Dienſte eines ſonſt ſo achtbaren Mannes zu bleiben, deſſen Familie mich, wiewohl mit großem Unrecht, auf's Tiefſte verabſcheut.

„Genehmigen Sie, Herr Doktor, die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung, mit der ich bin

Ihr
ergebenſter Larioz."

Herr Doktor Plager hatte dieſes Schreiben zweimal überleſen, dann legte er die Hände auf dem Rücken zuſammen, ſo daß der Brief ſich nothwendiger Weiſe auch dort befand, und verließ den Kaffeetiſch, den Blick zu Boden geheftet, um im Nebenzimmer mit großen Schritten auf und ab zu gehen.

Madame Weibel zog die Augenbrauen hoch empor, ließ die Hände mit dem Strickſtrumpf in den Schooß fallen und zuckte mit den Achſeln, als ihre Tochter ſie fragend anſah.

Die Rechtsconſulentin lehnte ſich vornüber und meinte flüſternd, das Schreiben müſſe etwas Unangenehmes enthalten, denn ſie habe

ein untrügliches Zeichen zu dieſer Vermuthung auf dem Geſichte ihres Mannes bemerkt. — Aber woher?

Die Schwiegermutter warf verächtlich die Oberlippe auf und ſagte, wobei ſie ſich gerade keine beſondere Mühe gab, ihre Stimme zu dämpfen: „Wer weiß, von welchen vielen ſauberen Geſchichten, mit denen er zu thun hat, dieſe Zeilen handeln!“

Nun war aber Babette eine viel zu vortreffliche und geſcheidte Dienerin, um ihre Damen in der Unwiſſenheit über etwas zu laſſen, deſſen Wiſſenſchaft ihnen von Intereſſe ſein konnte. Sie erſchien deßhalb im Zimmer mit einem gewiſſen Lächeln auf den Lippen, und während ſie das Kaffeegeſchirr mit großem Geräuſch abräumte, ſagte ſie mit leiſer Stimme: „Den Brief hat die alte Magd gebracht, der Tiger, wie ſie ſie nennen. Ich habe auf die Adreſſe geſehen, und links ſtand: Larioz.“

„Aha!“ machte die Rechtsconſulentin, und Madame Weibel huſtete bedeutſam.

Babette verließ das Zimmer mit ihrem Frühſtücksſervice, nicht ohne dem Salon oder vielmehr dem, der dort auf und ab ſpazierte, einen Blick ſtiller Verachtung gewidmet zu haben.

Es erfolgte eine kleine Pauſe, nach welcher die Madame Weibel ihrer Tochter zulispelte: „Mag dieſer Kerl geſchrieben haben, was er will, man muß ihm unbedingt zuvorkommen.“ Worauf ſie laut zu Emilie ſagte: „Du wirſt ſehen, der ſaubere Schreiber wird doch noch Recht behalten. O, ich ſage dir, dieſer Menſch iſt ein Krebsſchaden in deinem Hausweſen. Aber es gibt Fälle, wo man einen ſolchen treuen Diener ſchonen muß.“

Im Nebenzimmer huſtete es leicht, doch entfernten ſich die Schritte, die man dort vernahm, von der Thür.

„Ja, man muß einen ſolchen Kerl ſchonen,“ fuhr die Schwiegermutter lauter fort; „verſtehſt du mich, Emilie? man muß ihn halten trotz den Klagen und dem Jammer einer ganzen Familie. — So ein Diener weiß oft viel von ſeinem Herrn, o, ſchrecklich viel, was eine

arme Frau nicht erfahren darf; und wenn man ihm die Wahrheit ſagt oder ihn gar entläßt, ſo kommen natürlicher Weiſe ſchöne Dinge an den Tag, und davor muß man ſich hüten."

Die Schritte im Salon näherten ſich der Thür des Kaffeezimmers wieder, und der Huſten wurde bezeichnender.

„Hahaha!" lachte die Schwiegermutter. „Erinnerſt du dich noch, weßhalb jener ſaubere Lehrling ins Bureau genommen wurde, der Bruder der Mamſell Brenner?"

Die Schritte hatten ſich ein paar Mal ſehr ſtark der Thür genähert, waren aber alsdann wieder ſchnell verklungen.

„Ein ſchönes Mädchen das!" fuhr Madame Weibel fort: „jung und ſieht feurig aus, freilich etwas gemein, aber was thut das! Das mögen ſie ſchon leiden. Ich verſichere dich, Emilie, ich ließe ihn machen, was er wollte: laß ihn ſeinen noblen Spanier behalten und ſich mit der Familie Brenner einlaſſen, ſo tief er mag; wir haben keine Schande davon, denn Gott ſei Dank, man kennt die Weibels."

In dieſem Augenblicke trat der Rechtsconſulent an die Thür des Kaffeezimmers, aber nicht im Zorn, wie man wohl hätte glauben ſollen, vielmehr war etwas wie Wehmuth erſichtlich an der Art, wie er mit den Augen zwinkerte und wie er ſein Kinn tief in die Falten des Halstuches vergrub.

„Allerdings, Madame," ſagte er ruhig und mit Würde zur Schwiegermutter, „man kennt die Weibel'ſche Familie: es iſt durchaus keine Frage, man kennt ſie. Aber einige Mitglieder dieſer würdigen Familie haben ſich noch nicht die geringſte Mühe gegeben, das Treiben anderer Leute in ſeinem wahren Lichte zu erſchauen; ſie wollen das nicht, denn ſie gehen von dem Grundſatze aus, daß die ganze Welt — ihre eigene Sippſchaft ausgenommen — nicht das Geringſte tauge. — Sei es darum," fuhr er mit erhöhter Stimme und einer befehlenden Handbewegung gegen Madame Weibel fort, als er ſah, daß dieſe ihm ins Wort fallen wollte. „Um Ihnen aber einen kleinen Beweis zu geben, wie voreilig man urtheilen kann, wollen Sie ſich vielleicht

die Mühe nehmen, diesen Brief zu lesen. — Sie werden mir in Ihrer bekannten Manier sagen: Was geht mich der Wisch von jenem Menschen an? während Sie doch vor Begierde brennen, zu sehen, was diese Zeilen enthalten. Da ich das kenne, so lasse ich Ihnen das Schreiben hier, und können Sie später, wenn Sie Lust und Muße haben, es gemächlich durchlesen."

Damit wandte er sich um, ging in sein Schlafzimmer, versah sich mit Paletot, Hut und Stock und schritt einige Minuten nachher abermals durch den Salon, um sich auf sein Bureau zu begeben.

Dem geneigten Leser können wir wohl gestehen, daß Madame Weibel diesen Moment benutzt hatte, um den Brief zu lesen; da sie aber durchaus den Schein vermeiden wollte, als hätte sie das wirklich gethan, so flog das Papier zusammengeballt gerade in dem Augenblicke in den Salon hinaus, als Herr Doktor Plager durch denselben schritt.

Er bückte sich, hob es auf und steckte es seufzend in seine Tasche.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Herr Graf Czrabowski hatte nach jener von uns erzählten Zusammenkunft mit Baron Fremont und Herrn von Tondern ein paar Tage lang ruhig seine Anweisung in der Brieftasche behalten und entschloß sich alsdann erst, sie dem Banquier zu übergeben, als er den ersten der eben genannten Herren kurz vorher auf der Straße gesprochen und dieser ihm nicht gerade unfreundlich angezeigt, er habe dem betreffenden Banquier mit einigen guten Worten die Honorirung der Anweisung bestens anempfohlen. Nun war aber jener Banquier zufälligerweise der uns bereits bekannt gewordene Schwager des Herrn Rechtsconsulenten Doktor Plager, was dem edlen Grafen außerordentlich zu seinen Angelegenheiten paßte.

Er hatte sich nun in untadelhafter, doch nicht zu auffallender Toilette auf dem Comptoir präsentirt und war von Herrn Springer, einem strengen Geschäftsmanne, freundlicher aufgenommen worden, als es das erstemal der Fall gewesen war, wo Czrabowski seine Empfehlungsbriefe präsentirt.

Baron Fremont hatte in der That, und wir können hinzufügen: etwas leichtſinnigerweiſe, weit Beſſeres über den ſogenannten Grafen ausgeſagt, als dieſer es verdiente. Wenn auch der Baron kein großes Vermögen beſaß, ſo hatte er doch immer, um leben zu können, wie Herr Springer wohl bekannt war, und er hatte ſich bei gelegentlichen kleinen Geſchäften mit dem Bankhauſe immer ſo zuverläßig und ſolid benommen, daß der Chef des Hauſes ihm unbedenklich einen ziemlichen Credit eingeräumt hätte. Er hatte nun, wie geſagt, den Grafen Czrabowski beſtens empfohlen, und dieſer benahm ſich mit einer außerordentlichen Klugheit: er hinterlegte bei dem Banquier ſeinen Wechſel, ohne Geld darauf zu nehmen, er übergab ihn, wie man das mit dem techniſchen Ausdrucke zu benennen pflegt, dem Hauſe zur Gutſchrift und eröffnete ſich auf dieſe Art ein Conto bei der geachteten Firma Springer und Compagnie.

Daß der Chef dieſer Firma hierauf den Herrn Grafen Czrabowski zu einem kleinen Diner einlud, wird Niemand, der das Geſchäftsleben kennt, überraſchen; daß dieſes Diner en famille war, dafür ſorgte Clementine Weibel durch ihre Schweſter, die Frau des Banquiers, und daß ſie bei dieſem Diner en famille an der Seite des Grafen ſaß, wird man ebenſo wenig auffallend finden. Auffallend war es gleichfalls nicht, daß der Graf für dieſes Diner en famille in den nächſten Tagen einen Beſuch machte — das verſtand ſich von ſelbſt — auch nicht, daß der Beſucher den Banquier, da es gerade Börſenzeit war, nicht zu Hauſe traf, ſondern von Fräulein Clementine empfangen wurde, — aber daß Czrabowski dieſe Beſuche häufig wiederholte, ohne daß Herr Springer etwas dagegen einzuwenden zu haben ſchien.

Wie ſchon ſo oft kleine Urſachen große Wirkungen hervorgebracht, ſo hatte auch in dieſem Falle eine an ſich unbedeutende Frage des Banquiers an den . . . ſchen Geſandten, die er ganz zufällig über den Grafen gethan, die vortrefflichſte Wirkung für dieſen gehabt. Es war das bei einem Diner geweſen, wo man viele gute Weine getrunken hatte und deßhalb gemüthlich und wohlwollend geſtimmt war. Seine

Excellenz hatten über die Frage einen Augenblick nachgedacht und dann an die Decke blickend, geantwortet: „Czrabowski? Czrabowski? Ach, richtig! kenne ihn ſchon, iſt mir von guter Hand empfohlen; ich glaube, ein ordentlicher und geſcheidter Mann. Von der Familie weiß ich allerdings nicht viel, Czrabowski — natürlicherweiſe polniſchen Urſprungs, der Vater könnte General in der Revolutionszeit geweſen ſein. — Haben Sie nie von einem General Czrabowski gehört?“ hatte ſich darauf Seine Excellenz an einen Ihrer Attachés gewandt, der den Namen neulich allerdings bei Vereinigung der uns bekannten Paßangelegenheiten nicht nur geleſen, ſondern auch geſchrieben, ſich aber darauf nach dem wirklich ſehr guten Diner nicht vollkommen mehr beſann — und der Klang dieſes Namens war ihm im Gedächtniß geblieben — und nun nach dem Grundſatz, daß man einem Vorgeſetzten oder hochgeſtellten Herrn nie eine Antwort ſchuldig bleiben ſoll, mit großer Zuverſicht entgegnete:

„General Czrabowski — o, gewiß, Excellenz; wie Euer Excellenz eben bemerkten, ein bekannter Name — war, wenn ich nicht irre, eine Zeit lang Adjutant von Poniatowski. Haben Güter dieſe Czrabowski in — in — Wo haben doch die Czrabowski ihre Güter?“ wandte er ſich an einen jungen Legationsrath, der eine Zeit lang in Petersburg geweſen war, dort begreiflicherweiſe aufs intimſte mit dem hohen Adel verkehrt, und um alle Schätze Indiens vor den Ohren ſeines hohen Chefs, des Miniſters des Auswärtigen, nicht eingeſtanden haben würde, es gäbe eine Familie Czrabowski, von der ein Mitglied General und Adjutant von Poniatowski geweſen, und von welcher er nicht wiſſen ſolle, in welchem Theile Polens deren Güter lägen. Er erwiderte deßhalb auch, ohne ſich im Geringſten zu beſinnen:

„Die immenſen Güter der Czrabowski liegen an der Weichſel bei Nachow, nicht weit von Lublin.“ Man muß immer eine Sache, von der man nichts weiß, und die man glaubwürdig machen will, mit Nebenumſtänden behaupten, deßhalb ſetzte er auch hinzu: „Dieſe Czra-

bowski haben famoſe Bärenjagden, ich war dort eingeladen, fand aber nicht die Zeit, um hinzugehen."

Hätte der junge Legationsrath in dieſem Augenblicke das ungeheure malitiöſe Lächeln des Herrn von Tondern, der ebenfalls bei dieſem Diner war, verſtehen können, ſo würde er weder von den großen Gütern, noch von den Bärenjagden geſprochen haben. Doch da das einmal erwähnt war, machte ſich Tondern ſelbſt ein Vergnügen daraus, dieſe Angaben zu bekräftigen; denn er ſagte, nachdem er mit großer Ruhe ein Glas Curaçao ausgeſchlürft:

„Allerdings eine große Familie, dieſe Czrabowski, eine weit verzweigte Familie, und da ſie Güter bei Lublin haben, ſo müſſen ſie immens reich ſein. Nicht wahr, es ſind doch Grafen?" wandte er ſich mit großem Ernſte an den Legationsrath, der unbefangen antwortete: „Das will ich meinen — ein altes gräfliches Geſchlecht."

So wußte man nun denn mit einem Male, daß der bis jetzt unbekannte Czrabowski wirklich ein Graf dieſes Namens ſei, ſowie ein Sohn jenes famoſen Generals Czrabowski, der Adjutant und Vertrauter des Fürſten Poniatowski geweſen und bei dem großen Kaiſer ſelbſt einen tüchtigen Stein im Brette gehabt; daß die Familie große Güter an der Weichſel beſaß, bei Rachow in der Nähe von Lublin, und daß ſie auf dieſen großen Gütern oft mit gewaltigen Bären zu thun hatte. Das Letztere hätte unſer Graf Czrabowski in einem ehrlichen Augenblicke am allerwenigſten geläugnet.

Der Banquier Springer war nun gewiß nicht der Mann, der mit vornehmen Bekanntſchaften zu prahlen pflegte. Und doch that es ſeinem Herzen wohl, wenn er zu Hauſe der dicken Gattin erzählen konnte von dem vortrefflichen Diner, dem er ſo eben beigewohnt, wo er zwiſchen dem Baron A. und dem Grafen G., dem franzöſiſchen Geſandten, geſeſſen, und wie er nicht nur von den beiden Herren, ſondern auch von der ganzen Tiſchgeſellſchaft mit großer Aufmerkſamkeit behandelt worden ſei.

Mit einem bezeichnenden Lächeln auf Clementine ſetzte er hinzu:

„Apropos, heute kam ganz zufälligerweise auch die Rede auf Czrabowski. Mehrere kannten ihn ganz genau, und fast Alle sagten Gutes von dieser großen und reichen Familie. Die Grafen Czrabowski sollen weitläufig mit dem Fürsten Poniatowski verwandt sein; der Vater, jener bekannte tapfere General, ein Vertrauter des unglücklichen Fürsten, der in der Elster bei Leipzig ertrank — du wirst dich erinnern, Marianne," wandte er sich an seine Frau, „wir haben den Platz damals à fünf Neugroschen die Person sehen dürfen — war ein genauer Freund Napoleons und soll dem Kaiser sehr werth gewesen sein. Die Czrabowski haben ungeheure Güter bei Lublin, da in der Gegend der Weichsel, wo überhaupt der große polnische Adel stark begütert ist; ihr Stammschloß, glaube ich, heißt Rachow und soll eine prachtvolle Besitzung sein mit reichen Waldungen und Bärenjagden."

Daß jedes Wort, welches der Schwager sprach, wie ein Funke in das Herz des jungen Mädchens fiel, versteht sich von selbst; ebenso, daß dieses Herz von Entzücken schwoll und sein Schlag so heftig wurde, daß sie denselben gewaltsam niederkämpfen mußte, indem sie dachte: O, mein Gott, ja, habe ich doch nie an seiner Größe gezweifelt, habe ich trotz aller boshaften Einreden so sicher gewußt, daß es der Graf Czrabowski ist, daß es in seiner Hand liegt, ein liebendes Gemüth zu sich empor zu heben, ein Herz, das für ihn schlägt, glücklich zu machen. Aber wird er dieses Herz auch vollkommen verstehen? Ist er aufopferungsfähig genug, um sein Wort zu halten? — Werde ich, wie er mir in jener süßen Stunde gelobt, Gräfin Czrabowski sein? — O Uebermaß des Glückes! — Nein, nein! das ist ja unmöglich! Ruhig, mein Herz, nähre keine thörichten Hoffnungen! — Und doch, wer weiß — und doch!

Auch die gemeinschaftliche Schwiegermutter, Madame Weibel, saß dabei, als der Banquier Springer so erzählte, und auch ihr Haupt hob sich vor Stolz und Freude. Im Gegensatz zu ihrer Tochter machte sie auch gar keinen Versuch, den Schlag ihres Herzens zu dämpfen. — Diese Verbindung muß zu Stande kommen — warum

auch nicht? Allerdings iſt er der Graf Czrabowski. Nun, was iſt dabei ſo Großes? Iſt ſie nicht eine Weibel?

Daß die Aktien des Fabrikanten, Herrn Schilder, gegenüber dem Stammſchloſſe Rachow und der Grafenkrone, entſetzlich tief ſanken, brauchen wir wohl nicht zu ſagen; Madame Schilder — und Gräfin Czrabowski! Die Mama konnte ſich nicht enthalten, dieſe beiden Titel ihrer Tochter lächelnd in die Ohren zu flüſtern, worauf Clementine in tiefer, aber affektirter Demuth die Augen zum Himmel erhob und ſchmachtend ſagte: „Wie Gott will! Ich nehme dankend an, was mir dort über den Sternen beſchieden iſt.“

Der Held aller dieſer Wünſche und Hoffnungen ſah wohl aus dem veränderten Benehmen des Banquiers, ſowie deſſen Frau, welche letztere ihn auch bisher ſtets mit einer gewiſſen Scheu und Zurückhaltung behandelt hatte, daß ſich irgend etwas begeben haben mußte, was zu ſeinen Gunſten ſprach. Welches Ereigniß dieſes eigentlich geweſen, darüber hatte der Graf Czrabowski längere Zeit nur ganz unbeſtimmte Vermuthungen, bis er eines Tages den Herrn von Tondern auf der Straße traf, und dieſer ihm lachend zum Vater General, ſowie zu den Gütern bei Rachow, namentlich aber zu den Bärenjagden gratulirte.

Tondern hatte überhaupt eine gewiſſe Zuneigung zu Czrabowski, die er ſich ſelbſt nicht geſtehen wollte; es war etwas in dem abenteuerlichen Leben des vermeintlichen Grafen, was ihm zuſagte, und er hätte ſich mehr mit ihm eingelaſſen, wenn Czrabowski gleich Mittel und Wege gefunden hätte, ſich mit einem gewiſſen Aplomb als Erbe der immenſen Güter an der Weichſel darzuſtellen und ſo ſich in die Geſellſchaft zu lanciren. So aber war er ein bischen ſchofel in die Reſidenz gekommen, man hätte ihm können den Schneider nachweiſen, wo er ſeine ſehr verdächtigen Kleidungsſtücke abgelegt und darauf mit einem eleganteren Anzuge, der freilich beinahe den Reſt deſſen, was er beſaß, verſchlungen, wieder zum Vorſchein gekommen war.

„Es iſt eigentlich ſchade um ihn,“ murmelte Tondern, als er den

Andern verließ, „hätte sich wohl ein bischen höher lanciren können, als da seine Zeit mit einem obscuren Bürgermädel zu vertändeln. Und wohlverstanden seine ganze Zeit; ein paar Stunden, das möchte noch angehen. Nun, Jeder nach seinem Geschmacke.“

Czrabowski also erfuhr nun zum ersten Mal in seinem Leben, daß er der wirkliche Graf Czrabowski sei, welch bedeutender Mann sein Vater gewesen, und daß er prachtvolle Güter in der Nähe von Lublin besitze. Diese kostbaren Notizen über seine eigene Person machte er sich nun bestens zu Nutze und trat in dem Hause des Banquiers Springer nun mit viel größerer Zuversicht auf als bisher. Es ist etwas Eigenes, wenn man zuversichtlich auftritt; kennt man dabei sein Terrain, so kann man mit einiger Routine, die dem edlen Grafen nicht abging, ganz Ungeheures leisten. Und Czrabowski leistete auch in der That das Außerordentlichste, nicht nur, daß er Madame Springer für sich einnahm, auch der Banquier selbst gewöhnte sich so an sein Wesen, welches für den trockenen Geschäftsmann gerade nicht sonderlich sympathisch gewesen war, daß er lächelnd sagen konnte: „Es ist eine seltsame Persönlichkeit, aber diese reichen Polen sind nun einmal nicht anders.“

Das Wesentlichste für den Grafen war aber, daß der sonst so vorsichtige Banquier sich durchaus nicht weigerte, Zahlungen auf Anweisungen des reichen Gutsbesitzers zu leisten, — eine Freundlichkeit, von der Czrabowski für einen Mann, der so ungeheure Güter besaß, allerdings keinen unmäßigen Gebrauch machte.

Doch konnte es nicht dabei bleiben, daß er häufig in dem Banquierhause dinirte, daß er darauf mit Clementinen allein war und dort die glänzendsten Versicherungen tausendmal wiederholte, daß er auch, aber meistens in Stunden, wo der Rechtsconsulent nicht daheim war, dessen Haus besuchte, um der Schwiegermutter und der zukünftigen Schwägerin seine Cour zu machen, — er mußte weiter gehen, das hatte ihm Madame Weibel als besorgte Mutter eines schönen Tages nicht undeutlich zu verstehen gegeben. Und darauf hin ging er denn

der mit seinem Pfunde wuchert und es nicht vergräbt. Komme Er jetzt mit, wir fertigen gerade die Bilanz und da kann Er nach Seinen Kräften helfen."

Voll von der Rede, die mir gehalten und die mir ernst und mahnend, wie die Posaune des jüngsten Gerichts in den Ohren geklungen, folgte ich meiner Prinzipalin in das Waaren-Magazin im obern Stock, wo ich angewiesen wurde, mehrere Stück Merino und ähnliche Stoffe herunter in den Hof zu tragen, dort auf einen Tisch zu legen und mit einem kleinen Stöckchen derb auszuklopfen. Wie das geschehen war, erschien der Prinzipal in höchst eigener Person und zeigte mir, wie man die Elle handhaben müsse; das Stück wurde abgewickelt, gemessen und wieder aufgewickelt; ein höchst angenehmer Zeitvertreib.

Der Hof, in welchem mir so die Anfangs-Gründe des Modewaarengeschäfts beigebracht wurden, war von allen Seiten mit hohen Häusern umgeben, deren hinteren Theil ich mit all' den kleinen Einzelnheiten des Familienlebens vor Augen hatte, an vielen Fenstern flatterte weiße Wäsche, dort zum Trocknen aufgehängt, an andern standen Blumenstöcke, und daß die Pflanzen in denselben hier und da begossen wurden, zeigten lange schmutzige Streifen, die an den Wänden hinabliefen. Die Köchinnen der verschiedenen Leute, welche jene Häuser bewohnten, waren beschäftigt, alle möglichen Sorten von Gemüse zu putzen und Kartoffelschalen und grüne Blätter fielen hie und da in den Hof.

auch weiter, ja, er ging so weit, als es ihm möglich war. Wir meinen das nicht zweideutig, geneigter Leser, wie du vielleicht vermuthen wirst; nein, der Graf Czrabowski, Herr der Güter von Rachow bei Lublin, fuhr an einem schönen Vormittage — schön in Anbetracht dieser feierlichen Gelegenheit, denn der Himmel weinte eben an diesem Vormittage Schnee und Regen durch einander — nach der Wohnung des Rechtsconsulenten, ließ sich bei Madame Weibel melden und bat förmlich um die Hand von deren Tochter Clementine.

So war es denn geschehen, und daß die Welt alsbald dieses große Ereigniß erfahre, dafür sorgte der gütige Himmel, denn drüben am Fenster lehnte die blasse Kaufmannswittwe; sie sah den Grafen Czrabowski in schwarzem Frack und weißer Halsbinde anfahren, sie bemerkte, wie die alte Weibel außerordentlich tief knixte, und hatte darauf nichts Eiligeres zu thun, als ihr Dienstmädchen, die Ricke, heimlich zu Plagers Babette zu senden, wo sie denn alsbald die ganze Geschichte erfuhr. — Das wäre zum Schlagtreffen gewesen, aber die blasse Kaufmannswittwe hoffte auf einen minder glänzenden Ausgang dieser an sich skandalösen Geschichte. Man braucht ja nur an die Punschscene zu denken, sprach sie achselzuckend zu sich selber. Und — Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

„Clementine ist nun also eine glückliche Braut, und daß die Sache endlich declarirt, kann man dem armen Mädchen wohl gönnen," sagte an demselben wichtigen Tage Madame Weibel zu ihrer älteren Tochter, der Frau des Banquiers Springer; worauf sie noch hinzusetzte: „Ja, sie hat in der jüngsten Zeit recht gelitten, die arme Clementine, man sieht es ihr wohl an."

Und das war die Wahrheit, denn die Augen des jungen Mädchens hatten viel von ihrem muntern Glanze und der Schärfe des Blickes verloren; ihre Wangen waren bleich geworden, und zuweilen zuckten ihre nicht mehr wie früher so frischen Lippen eigenthümlich und schmerzlich, wie man das sonst nicht an ihr gewohnt war.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Ecarté und Orangenblüthen.

Daß Herr von Tondern eine Wohnung hatte, verſteht ſich von ſelbſt; auch war dieſelbe ſeinen Verhältniſſen angemeſſen, einfach und beſcheiden und beſtand aus zwei Zimmern. Das eine war ein kleines Schlafgemach, von dem zwei Wände mit allerlei ſeltſamen Lithographieen verziert waren, während man an der dritten eine Anzahl vortrefflicher Jagdgewehre ſah, und die vierte dieſer gegenüber, wo ſich die Thür befand, zeigte eine Sammlung Rehgewichte und Hirſchgeweihe, Alles von ſelbſt erlegtem Wilde.

Das andere Zimmer, der Salon, war dagegen ſehr geräumig, und hier hatte ſich die Kunſtliebe des Herrn von Tondern bis zu Anſichten von Pferden, Reitern und Jagden aller Art verſtiegen. Weiter war in dieſem Gemache nichts Bemerkenswerthes, als drei Spieltiſche, eine etwas große Zahl für einen einzelnen Herrn. Und doch waren es ihrer nicht zu viel, denn die Freunde des Herrn von Tondern hatten hier gern ihre Partieen zu machen, und an manchen Abenden ging es da aus wie in einem Spielklub. Wir wollen dadurch nicht ausdrücken, als ſeien hier Hazardſpiele getrieben worden; meiſtens wurde Whiſt geſpielt, und wenn man ſich zuletzt auch hier und da pour la bonne bouchée zu einem Macao oder Landsknecht verſtieg, ſo war das nicht der Rede werth.

Dabei war aber Herr von Tondern, was dieses Gemach anbelangte, von einer außerordentlichen Hospitalität. Auch wenn er nicht zu Hause war, öffnete die alte Aufwärterin genauen Freunden ihres Herrn das große Zimmer zu einem Spiele, und oft, wenn Letzterer heim kam, fand er unerwartet eine zahlreiche Gesellschaft. So revanchirte sich Herr von Tondern für die vielen Einladungen zu Dejeuners, Diners und Soireen aller Art, die er erhielt; aber es war auch die einzige Revanche, die er gab; denn außer einem Glase frischen Wassers wurde hier nichts angenommen, nicht einmal eine Cigarre, denn die, welche der Hausherr allenfalls für seine Freunde hatte, waren von äußerst mittelmäßiger Qualität, und wenn er sich für seine Person zu einer verhalf, so schloß er ein kleines Schränkchen auf, zu welchem er den Schlüssel immer bei sich führte.

Wir ersuchen den geneigten Leser, diesen Salon an einem Vormittage mit uns zu betreten. Wir finden dort neben Herrn von Tondern den Baron Fremont; Ersterer war beschäftigt, einen Spieltisch aufzuschlagen, nachdem er denselben in die Mitte des Zimmers gerückt, während der Andere mit dem Rücken gegen das Fenster lehnte und mit über einander geschlagenen Armen zusah.

„Also wir spielen eine einzige Partie," sagte Tondern, „Ecarté und wie gewöhnlich zu fünf Points. Und der Gewinner —"

„Hat gewonnen," sprach ruhig der Andere. „Nur möchte ich mir erlauben, dir nochmals zu wiederholen, daß wir eigentlich nicht spielen sollten; denn nimm mir nicht übel, mein lieber Freund — du weißt, ich bin offenherzig — aber wenn du gewinnst, wirst du doch wahrscheinlicherweise verlieren. Lassen wir also lieber die Ceremonie sein und verständigen uns so; das ist doch wahrhaftig weit gescheidter."

Herr von Tondern hatte zwei neue Spiele Karten hervorgeholt, riß die Converts ab und mischte die Blätter mit einer außerordentlichen Fertigkeit; auch nahm er Marken hervor, legte sie auf zwei Ecken des Tisches und schob alsdann ein paar Stühle herbei.

„Wahrhaftig, Tondern, lassen wir das Spiel sein; ich sehe es

als einen Wahnſinn an und kann nicht unterlaſſen, dir das zu ſagen. Eine friedliche Uebereinkunft wäre ſicherlich beſſer."

„Was nützt es mir," entgegnete der Andere, „wenn ich anfange, mit dir auf eine friedliche Uebereinkunft zu unterhandeln? Der Punkt, von dem du ausgehſt und auf welchen du wieder zurückkehrſt, iſt immer der gleiche: du hältſt dich für unwiderſtehlich und biſt nun einmal der Anſicht, daß du auf jeden Fall reuſſiren werdeſt. Verzeihe deßhalb, wenn ich daſſelbe auch von mir denke."

Baron Fremont zuckte verdrießlich mit den Achſeln. Es war ſelten, daß über ſein offenes, ſtets lächelndes Geſicht ein finſterer Schatten flog; aber jetzt war dies der Fall, und es war ſogar eine recht finſtere Wolke, welche ſeine Stirn beſchattete. Er biß die Lippen auf einander und ſchwieg abſichtlich einen Augenblick, wahrſcheinlich um das, was er alsdann ſagte, mit um ſo größerer Ruhe vorbringen zu können.

„Ich habe," meinte er alsdann, „an deiner Unwiderſtehlichkeit nie gezweifelt und bin überzeugt, daß, wenn es ſich einfach darum handelt, ein Herz zu erobern, du gewiß eher zum Ziele kommſt als ich. Aber die bewußte Angelegenheit ſteht nicht ganz ſo, und ich halte es für meine Pflicht, ſie dir nochmals darzulegen."

„Zum hundertſten Mal."

„Sei es darum, zum hundertſten Mal. — Wir erlangen alſo Kenntniß von einem Teſtament des Grafen Helſenberg; dieſe Kenntniß koſtet mir, nebenbei geſagt, tauſend Thaler. — Gut, es iſt eine Waare, die wir gekauft haben, wir wollen ſie nach beſten Kräften wieder verwerthen."

„Du ſiehſt die Sache verflucht proſaiſch an."

„Ich ſpreche aus, was du denkſt, lieber Tondern," fuhr der Baron gleichmüthig fort. „Es iſt alſo die Frage: wie können wir die erlangte Kenntniß am beſten ausbeuten? Wir haben erfahren, daß da eine junge Dame iſt, die, Gott mag wiſſen, aus welcher Urſache, in dem Teſtamente mit einem Legate von ungeheurem Werthe bedacht iſt."

„Und ein ſo ſchönes, liebenswürdiges Mädchen!“ meinte Tondern nachdenkend, indem er ein Spiel Karten gewandt durch die Finger laufen ließ.

„Das iſt dir früher nicht beſonders aufgefallen,“ erwiderte der Andere; „mag's aber ſein, wie es will, du haſt nun plötzlich dieſe Anſicht, und ich will ſie dir nicht beſtreiten. Bleiben wir aber bei der Hauptſache. Die junge Dame, ein, um deine Worte zu gebrauchen, in der That ſchönes und liebenswürdiges Mädchen, iſt mit einem Male eine reiche Erbin geworden.“

„Was wir Beide allein wiſſen,“ ſprach Tondern mit Beziehung.

„Weßhalb denn Einer von uns Beiden,“ fuhr der Baron kopfnickend fort, „ſie zu heirathen wünſcht.“

„Allerdings, Einer von uns Beiden.“

„Und um zu entſcheiden, wer das ſein ſoll —“

„Schlage ich eine vernünftige Partie Ecarté vor.“

„Und ich Vernunft und ruhige Ueberlegung. — Eine gleichzeitige Bewerbung um das junge Mädchen haben wir Beide für unpaſſend gehalten. Wozu uns auch eine Concurrenz machen, die am Ende zu nichts führen kann? Es wurde alſo beſchloſſen: Einer bewirbt ſich um ſie, und der Andere unterſtützt ihn, ſo viel es in ſeinen Kräften ſteht.“

„Das wurde allerdings beſchloſſen; der Glückliche erhält ihre Hand, der Andere wird angemeſſen entſchädigt.“

„So iſt es,“ ſprach ruhig Baron Fremont. „Der minder Glückliche erhält nach der Heirath des Andern ein Kapital von ſechzigtauſend Thalern. Nun entſtand die Frage: wer ſoll ſich um die Hand Eugeniens bewerben? Und da meine ich doch, es wäre ſelbſtredend, daß der es ſein ſollte, der auch einige Chancen des Gelingens für ſich hat. Und das bin ich, um ohne Umſtände zu reden. — Wir ſtehen hier ſo bei einander, daß es bei dem wichtigen Geſchäfte, welches wir vorhaben, durchaus nichts hilft, wenn wir uns Complimente machen.“

„Und das thuſt du auch in der That nicht," ſagte Tondern mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln.

„Der Sache zu Lieb," verſetzte Baron Fremont mit großer Ruhe. „Ich bin in einer unabhängigen Stellung, mein Name iſt bekannt, ſo auch, daß ich ein ziemliches Vermögen beſitze, und du ſelbſt wirſt mir zugeben müſſen, daß, wenn ich, Baron Fremont, heute um die Hand des Fräuleins Eugenie von Braachen anhalte, alle Welt ſagen wird: das Mädchen macht eine gute Partie. — Nun, ſei ehrlich und ſprich dagegen. Wird man daſſelbe von dir auch ſagen können?"

Tondern zuckte die Achſeln und entgegnete: „Du weißt, daß ſich die Sachen geändert haben; allerdings wäre mir mit der Heirath, die ich mit einem armen Mädchen einginge, nicht gedient; aber wir wiſſen, daß Eugenie reich iſt."

„Wir wiſſen das allerdings, aber Niemand anders darf und ſoll das wiſſen," ſprach Baron Fremont und legte auf den letzten Satz eine ſtarke Betonung. „Sei vernünftig, Tondern," fuhr er nach einer Pauſe in wohlwollendem Tone fort; „du weißt, wie gut ich es ſtets mit dir gemeint, wie freundſchaftlich ich dich in jeder Beziehung behandelt habe. Gib nach, laß deinen Eigenſinn fahren, der uns alle Beide nur von dem gewünſchten Ziele entfernen kann."

„Spielen wir, ſpielen wir!" ſagte der Andere unerſchütterlich.

„Wenn du willſt, die Partie um hundert Thaler, aber nicht um das Andere."

„Jetzt biſt du eigenſinnig!" rief Herr von Tondern lachend. „Was Teufel! es iſt das ſo ein bequemes Auskunftsmittel, um allem Streit ein Ende zu machen. Auch weißt du ja ſelbſt, daß du im Ecarté ein unwandelbares Glück haſt. Geh her."

„Nein, ich mag nicht."

„Du wirſt doch: denn ich verſichere dich feſt und theuer, ich nehme keine andere Uebereinkunft an. Wie kannſt du auch verlangen, daß ich ſo leichtſinnigerweiſe mein Glück aus der Hand geben ſoll? Eine

ſchöne Frau und dieſes wunderbare Stromberg! Was ſind ſechzigtauſend Thaler dagegen?"

Als Herr von Tondern dies ſagte, war er ſcheinbar auf's emſigſte mit den Karten beſchäftigt, die er wie zu ſeinem Vergnügen ausgab und dann wieder einſtrich; doch verſäumte er dabei nicht, nach ſeinem Freund hinüber zu ſchielen, der die Lippen zuſammenbiß und mit düſterem Stirnrunzeln ſeine Nägel betrachtete.

Eine Zeit lang wurde weiter nichts geſprochen, und der Hausherr begann eine Melodie zu pfeifen, in der er ſich aber auf einmal unterbrach, um den Andern zu fragen: „Alſo du willſt nicht ſpielen?"

„Um den bewußten Gegenſtand nicht."

„So muß ich meine Karten wieder einpacken."

Baron Fremont dachte einen Augenblick nach, fuhr dann mit der Hand über das Geſicht und verſetzte mit einem leichten Seufzer: „So will ich dir eine andere Partie vorſchlagen. Du überläſſeſt mir die Bewerbung um Eugenie, unterſtützeſt ſie nach beſten Kräften, und ich ſpiele dafür mit dir eine Partie, bei welcher ich baare tauſend Thaler gegen dein Wort ſetze."

„Und was gewinne ich dabei?" meinte Tondern achſelzuckend.

„Wahrſcheinlich tauſend Thaler, da ich — ſehr zerſtreut bin."

Der Andere nahm die vorhin abgebrochene Melodie pfeifend wieder auf, ſtützte beide Hände auf den Tiſch und ſchien zu überlegen. In Wahrheit aber war er im erſten Augenblick entſchloſſen, die angebotene Partie anzunehmen, denn ſeine ganze Weigerung lief auf ein ähnliches Manöver hinaus. Er wußte ſelbſt zu genau, daß es im günſtigſten Falle bei allen Freunden ein außerordentliches Gelächter erregen müßte, ſobald es bekannt würde, Tondern habe ſich um die Hand des Fräuleins von Braachen beworben, ſelbſt da man wußte, daß Eugenie durchaus kein Vermögen beſitze. Wenn Fremont daher nicht von ſo weichem, nachgiebigem Charakter geweſen wäre und nicht die Hartnäckigkeit ſeines Freundes ſo genau gekannt hätte, ſo würde er unbedingt in die Concurrenz gewilligt haben. Auch beſaß der gute

Baron eine Aengſtlichkeit des Gemüthes, die ihn ſchon ſeit lange her vermocht hatte, ſich bei vielen Veranlaſſungen an den ſtarren Charakter Tonderns zu lehnen und deſſen Rath in Anſpruch zu nehmen. Deßhalb ſchrak er auch jetzt vor dem Gedanken zurück, nicht nur allein handeln zu müſſen, ſondern auch obendrein ſeinen würdigen Freund zum Gegner zu haben.

Daran dachte er und proponirte deßhalb, mit den Verhältniſſen Tonderns ſehr genau bekannt, die Partie um tauſend Thaler. Da ihn nun das Stillſchweigen des Andern vermuthen ließ, deſſen lange Ueberlegung laufe darauf hinaus, jenen Vorſchlag anzunehmen, ſo näherte er ſich jetzt dem Tiſche, zog ſeine Brieftaſche heraus und entnahm derſelben zwei Scheine von fünfhundert Thalern, die er nicht ohne einen leichten Seufzer auf den Spieltiſch legte.

Tondern warf flüchtig einen Blick auf die Papiere, ſchaute dann lächelnd zu Fremont in die Höhe und ſagte: „Du meinſt alſo, ich acceptire? Du ſetzeſt wahrhaftig meine Freundſchaft für dich auf eine harte Probe.“

„Darin magſt du Recht haben,“ entgegnete der Baron mit einem Anflug von Ironie in ſeiner Stimme; „aber du weißt auch dagegen, daß ich dir ſchon oft ähnliche Proben von meiner Freundſchaft gegeben.“

„Wir ſpielen alſo —?“ fragte Tondern.

„Ja, unter den eben erwähnten Bedingungen.“

„Das Spiel betreffend oder die andere Angelegenheit?“

„Beides; doch wollen wir uns Eins nach dem Andern klar machen. In ſolchen Fällen ſchadet ein wenig Umſtändlichkeit nicht. Du überläſſeſt mir nicht nur die Werbung um die Hand des Fräuleins von Braachen, ſondern unterſtützeſt dieſe Werbung noch, wie dies ja auch ſchon früher zwiſchen uns in allgemeinen Umriſſen feſtgeſtellt war.

„Natürlich, ich chauffire!“ lachte Tondern, indem er mit dem Kartenſpiel, das er in der Hand hielt, eine kunſtreiche Volte ſchlug.

„Ich laſſe mich zufällig da draußen auf dem alten Eulen- und Fledermaushofe ſehen, gebe dem Baron eine Vaſe aus Pompeji oder dergleichen, bringe das Geſpräch auf dich und entwickle alsdann, was du für ein ungeheuer famoſer Kerl biſt; ich ſchreibe dir Eigenſchaften zu, von denen du nicht denkſt, daß es möglich iſt, wie ein Menſch ſie vereint beſitzen kann. Ich —"

„Ja, ja, wenn du dir feſt vornimmſt, etwas in dieſer Geſchichte zu thun," fiel ihm der Baron Fremont ins Wort, „ſo biſt du allerdings im Stande, mich zu pouſſiren. — Das wäre alſo abgemacht. Nun kommt noch das Spiel, eine Partie Ecarté um tauſend Thaler. Ein unvernünftiges Geld!" ſetzte er ſeufzend hinzu, während er einen Stuhl an den Tiſch zog und ſich darauf niederließ.

„Um dir zu beweiſen," verſetzte Tondern, „wie eifrig ich in deinem Dienſte bin, will ich mir dein Pferd ſatteln laſſen und noch heute zu dem alten Braachen hinausreiten. Ich werde vorher zu unſerem Freunde, dem ewig unruhigen Legationsrathe, gehen und ihm einen alten pompejaniſchen Scherben entwenden. Das wird mich famos empfehlen. Es wäre das alſo abgemacht. Spielen wir. — Wenn ich aber dieſe Partie verlöre?" fragte er darauf mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Bah, du wirſt gewinnen," antwortete der Andere achſelzuckend.

Tondern zog ebenfalls einen Stuhl an den Tiſch, ſetzte ſich darauf hin, und während er ſeinem Freunde das Kartenſpiel zum Abheben, der Beſtimmung der Vorhand wegen, hinſchob, ſagte er mit etwas ernſtem Tone: „mir ſcheint, lieber Freund, du hältſt mich auch für eine Art von Czrabowski." Worauf der Baron mit faſt beleidigtem Tone ausrief: „Ah, Unſinn, Tondern! Ich muß mir dergleichen Bemerkungen alles Ernſtes verbitten. Wir helfen einander, wo und wie wir können. Da — du haſt die Vorhand."

Darauf begann die Partie Ecarté, und wenn man zuſchaute, ſo bemerkte man ſchon bei dem erſten Spiele wohl, daß Baron Fremont entweder zerſtreut war oder abſichtlich verlieren wollte; denn er ſpielte

mit einem unverantwortlichen Leichtsinn, er nahm die Proposition seines Freundes in einer unbegreiflichen Ausdehnung an, selbst dann noch, als er ein festes Spiel in der Hand hatte; ja, er vergaß sogar einmal, den König zu maskiren, und so dauerte es keine Viertelstunde, bis er die Partie verloren hatte. Dann schob er das Geld gelassen seinem Freunde hin, der achselzuckend sagte:

„Wenn ich diesen Gewinnst nehme, lieber Fremont, so benutze ich ihn wahrhaftig nur als Mittel zu dem bekannten Zwecke und brauche ihn dazu sehr nothwendig, denn ich bin so furchtbar abgebrannt, so geld- und kreditlos, daß es mir wahrhaftig Mühe machen würde, einen anständigen Wagen aufzutreiben, um zu Braacheus hinaus zu fahren. — Doch brauche ich das jetzt ja auch nicht, da ich dein Pferd haben kann."

„Sei aber vorsichtig!" bat der Baron, indem er seinen Kassenscheinen, die der Andere gleichmüthig einsteckte, einen Blick des Bedauerns nachsandte. „Ihm kann man schon mit dem Hausthor winken, aber die Baronin ist eine feine Frau."

Tondern zog die Augenbrauen in die Höhe, und sein Gesicht zeigte eine Miene des Mitleids, als er antwortete: „Nun, die Worte hättest du dir ersparen können; du solltest Tondern genugsam kennen, um zu wissen, daß er jeden Schritt, den er in einer so delikaten Angelegenheit thun wird, vorher aufs genaueste prüft und überlegt."

„Nun ja, wir kennen uns freilich," antwortete Baron Fremont begütigend. „Aber wo so viel auf dem Spiele steht, da hält man es nicht für überflüssig, sogar sich selbst, den man doch für am zuverläßigsten hält, eine gute Lehre zu geben. Warum also nicht auch einem Andern? — Doch sage mir jetzt," sprach er in ganz anderem Tone, indem er sich gegen den Spiegel drehte, „sehe ich gut aus? Aber sei ehrlich."

Tondern that ein paar Schritte gegen den Freund und versetzte, nachdem er denselben einen Augenblick von der Seite betrachtet: „Aha, du willst deinen Angriff heute noch beginnen? Ja, ja, du siehst ganz

Mit dem ſchwermüthigen Lied einer Amſel, die wahrſcheinlich in ihrem Käfig ebenſo nach Freiheit ſeufzte, wie ich an meinem Ausklopfſtiſch, erſchallte das Lied aus der Kehle einer muntern Stubenjungfer und ich mußte ihr: „meine Ruhe iſt hin, mein Herz iſt ſchwer" ſehr häufig vernehmen. Ueber meinem Haupte ſah ich ein kleines Stück des Himmels und das tiefe Blau deſſelben blickte mich allein tröſtend und freundlich an.

Unterdeß klopfte ich wacker darauf los und Madame Stieglitz, die einigemal ernſt und feierlich aus dem Comptoir-Fenſter neben mir herausſchaute, ſchien nicht unzufrieden mit meinem Fleiß. Als es zwölf Uhr geſchlagen hatte, rief ſie mich ſelbſt zu Tiſch. Das Mittagsmahl wurde neben dem Comptoir eingenommen und ich erlaubte mir einen ſchüchternen Blick in die Schreibſtube; hier war alles viel vornehmer und ſah reicher aus, wie bei meinem früheren Prinzipal Herrn Reißmehl, es ſtanden da ein paar große ſchöne Pulte, eine Copirmaſchine, an der Wand hingen Landkarten und ein Kalender, große Musterkarten lagen auf den Tiſchen umher, gelbe glänzende Seide in Bündel gebunden war zierlich in einem großen Wandſchrank mit vielen Fächern geordnet, und was mir am merkwürdigſten erſchien, war die Prinzipalin ſelbſt, die vor dem Pult auf einem Drehſtuhle ſaß, eine Brille auf der Naſe und ſo lange ſchrieb, bis die Suppe aufgetragen wurde. Der Prinzipal ſtand in einer Ecke und

gut aus; nur ſind die Knöpfe deiner Weſte etwas auffallend, ich mag das für meine Perſon nicht leiden."

„Es iſt ſo Mode; mein Schneider hat es nicht anders gethan."

„Wer wird ſich von ſo einem Menſchen was vorſchreiben laſſen!" verſetzte Herr von Tondern wegwerfend. „Da muß man immer calmiren; ich für meine Perſon haſſe alles Bunte, alles Auffallende. Apropos, du willſt alſo heute zu Breda's?"

Der Baron nickte mit dem Kopfe.

„Nimm einen Rath von mir an," fuhr der Andere fort. „Mache nicht deine gewöhnliche, etwas auffallende Tournure, benimm dich außerordentlich ruhig und lache nicht zu viel; es thut nichts, wenn die junge Dame deine ſchönen Zähne auch ein paar Mal weniger ſieht. Sie iſt ein geſcheidtes Mädchen, darauf kannſt du dich verlaſſen, von einer geſunden Natürlichkeit, die alles gemachte Weſen ſcheut. — Noch Eins, wenn du mir es nicht übel nehmen willſt."

„Nur zu, nur zu!" lachte der Baron.

„Du haſt eine verfluchte Gewohnheit," ſprach Tondern weiter, „wenn du einmal einen längeren Satz ſprichſt, mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Kette deiner Uhr auf und ab zu wickeln; laß das bleiben, denn wenn man dich öfters darüber ertappt, ſo muß man das unbedingt lächerlich finden. Ferner —"

„Du benimmſt mir meine ganze Sicherheit, Tondern, hör auf, hör auf!" rief der Baron.

„Ich kann dir das Ferner nicht erlaſſen," fuhr der Andere mit großer Ruhe fort, „es iſt das Wichtigſte. Wirf dich anfangs, der jungen Dame gegenüber, nicht zu ſehr ins Zeug; ein Mädchen ihrer Art kann das nicht leiden, und dann halte ich es auch für überflüſſig, unſeren guten George, der dich genau beobachten wird, zu früh au fait deiner Abſichten zu ſetzen."

Er ſprach dieſe letzten Worte ſehr langſam und von einem ſo ſarkaſtiſchen Lächeln begleitet, daß der Andere darauf aufmerkſam werden und ſeinen Freund wohl verſtehen mußte, weßhalb er dem-

ſelben denn auch zur Antwort gab: „Da kommt wieder dein alter Wahnſinn zu Tage, den du uns ſchon bei Graf Helſenberg Preis gegeben. Ich verſichere dich, du thuſt George Unrecht.“

„Verſichere du nichts,“ entgegnete Tondern, „ſondern mache deine Augen auf und beobachte.“

„Darauf kannſt du dich verlaſſen,“ verſetzte Baron Fremont mit vieler Selbſtgefälligkeit, worauf er noch einen Blick in den Spiegel warf und dann ſeinen Hut nahm und ſich empfahl.

Herr von Tondern blieb zurück, öffnete ſein Schränkchen und rauchte die beſte Cigarre, die er beſaß. — —

Wir haben den gleichen Weg mit dem Baron Fremont, halten es aber für angemeſſener, demſelben voraus zu eilen, was uns um ſo leichter wird, da er ſich mit unſerer Schnelligkeit nicht meſſen kann, obendrein auch noch für einen Augenblick nach ſeiner Wohnung zurückkehrt.

In der kürzeſten Zeit erreichen wir das Haus George's von Breda und befinden uns dort im Wintergarten, ohne daß eine Thür geknarrt, ohne daß Jemand dort von unſerer Anweſenheit nur die geringſte Ahnung hätte.

Die Jahreszeit war ſchon ſo weit vorgerückt, daß ein guter Gärtner in der Decoration ſeiner Glashäuſer etwas zu leiſten vermochte; und neben anderen minder lobenswerthen Eigenſchaften konnte man Andreas nicht abſtreiten, daß er wirklich ein guter Gärtner ſei; auch kam ihm, wie vorhin ſchon angedeutet, die Jahreszeit zu Hülfe. Hatte doch die Sonne, wenn ſie jetzt am wolkenloſen Himmel ſchien, ſchon Kraft genug, die Räume des Glashauſes angenehm zu erwärmen, und war im Stande, im Verein mit der Wärme der unterirdiſchen Heizungsröhren, den Pflanzen und Blumen einen Frühling vor zu zaubern, der in Wahrheit noch nicht ſo ganz nahe war. Schon ließen auch die dicken Knospen der Camelien die Farbenpracht ihrer Blumen ahnen, Crocus und Hyacinthen dagegen erfreuten bereits das Auge, in dichten Gruppen zuſammen ſtehend, leuchtend in Weiß, Violet, Roſa,

Blau und einen ſüßen würzigen Duft ausſtrömend, der Gedanken und Träume in uns weckt von belaubten Wäldern, ſaftig grünen Wieſen, murmelndem Waſſer, Nachtigallenſchlag und einem ganz wunderbaren Blüthenmeere. Dabei war es hier in dem Glashauſe, als empfänden auch die anderen Bäume und Geſträuche, ja, ſogar das ſpringende Waſſer den Einfluß der milderen Jahreszeit; überall zeigte ſich ſchon friſches Laub, Orangen und Lorbeer trieben ſchon wie verſtohlen kleine, zierliche, hellgrüne Blättchen; die Granaten waren mit röthlichem Flor überzogen, und wo das friſche Waſſer aus den Baſſins auf die Mooſe und niederen Kräuter hinſpritzte, da zeigten dieſe jetzt ſchon eine leuchtend grüne Farbe, ſtatt daß ſie ſich im Winter bei ähnlicher Begegnung wie ſchaurig und froſtig zuſammenzogen.

Andreas war an ſeinen Kübeln beſchäftigt, wo er die Erde auflockerte, auch hier und da dürre Blätter entfernte, und hätte dieſe Geſchäfte, wie er ſonſt zu thun pflegte, gern mit dem Pfeifen irgend einer Melodie begleitet, machte auch zuweilen ſchon den Anfang dazu, indem er den Mund ſpitzte, ließ ihn aber gleich darauf wieder breit aus einander gehen, ſich wohl erinnernd, daß er nicht allein in dem Wintergarten ſei. Wenn er nämlich durch die Sträucher ſchielte, ſo ſah er auf dem breiten Wege ganz genau Fräulein Eugenie ſtehen, welche ihre rechte Hand leicht auf die Zweige eines Citronenbaumes gelegt hatte und freundlich wie immer mit dem Jäger, Herrn Brenner, ſprach, der ſehr aufrecht in ehrerbietiger Haltung neben ihr ſtand.

Herr Brenner war in ſeiner kleinen Livree, dem grünen Jagdrock, leicht mit Silber beſetzt, und ſchaute bei Weitem ſtattlicher aus als neulich, wo wir ihn zu Hauſe geſehen, noch halb in ſeiner ſchweren Jägerkleidung ſteckend.

Wie das junge Mädchen daſtand mit der vollen und doch ſchlanken Geſtalt, ſo anmuthig an einen Baum gelehnt, hätte ſie ein wunderliebliches Bild gegeben; ſie hielt das edle ſchöne Geſicht etwas er-

hoben, ſo daß ein Strahl der Sonne durch die Blätter des Citronenbaumes hindurch leicht auf ihrem blühenden Teint ſpielte und dort eigenthümliche prachtvolle Lichter erzeugte. Sie trug ein einfaches dunkelblaues Kleid ohne irgend welche farbige Verzierung; ein kleiner weißer Kragen umſchloß ihren Hals, und das dicke dunkle Haar, leicht um ihre Schläfe gelegt, drängte ſich um den ganzen Kopf widerſpenſtig hervor und ſchien bei jeder Bewegung durch die eigene Schwere niederfallen zu wollen.

„Damals war ich noch ſehr klein, mein lieber Herr Brenner,“ ſagte ſie mit ihrer angenehmen, hellklingenden Stimme.

„Klein gerade nicht, gnädiges Fräulein,“ antwortete der Jäger, „aber nicht ſo — vollkommen ausgewachſen.“ Er hatte eigentlich noch hinzuſetzen wollen: nicht ſo gut und liebenswürdig, beſann ſich aber noch zur rechten Zeit, daß ſich das doch wohl nicht ſchicken würde, und ſagte deßhalb: „das gnädige Fräulein waren damals recht lebendig, ſo etwas — wie ſoll ich ſagen?“

„Etwas ausgelaſſen,“ fiel ihm Eugenie mit ihrem gewinnenden Lächeln in die Rede, wobei ſie die friſchen Lippen ſo ſchalkhaft öffnete. „Ja, ja, ich erinnere mich ganz genau, Sie haben damals mit mir gezankt, und ich hatte es gewiß verdient. Wiſſen Sie noch, wie ich alle Hunde losließ und, mein kleines Gewehr auf der Schulter, mit Ihnen in den Wald ging? Da haben wir mit einander gejagt, daß es eine Freude war. Das heißt, für mich, Herr Brenner, für Sie war es keine Freude; denn wie ich vorhin bemerkte, Sie zankten mich aus, als Sie mich nun endlich fanden, und verklagten mich bei Papa.“

„Habe ich das wirklich gethan?“ fragte der Jäger faſt erſchrocken.

„Ja, das haben Sie gethan,“ fuhr das junge Mädchen lachend fort, „und hatten vollkommen Recht, es zu thun. — Sehen Sie Klaus zuweilen?“ fragte ſie plötzlich und näherte dabei ihr Geſicht einem Blatte des Citronenbaumes, wie um den Duft deſſelben einzuathmen.

„Klaus ſehe ich wenig, gnädiges Fräulein,“ ſagte Herr Brenner;

„er kommt ſelten in die Stadt und ich des Winters nicht einmal aufs Revier hinaus, habe auch dort auf den Jagden Seiner Erlaucht des Herrn Grafen Helfenberg nichts zu thun.“

Andreas war von Kübel zu Kübel gegangen, hatte ſich ſo dem breiten Wege genähert und ſchielte zuweilen durch die Zweige nach Fräulein Eugenie, öfter aber bei dem Jäger vorbei nach dem Eingange zum Eßſalon hinauf, wo der kleine Groom unbeweglich ſtand, eine Serviette auf dem linken Arm, mit ſtarren Blicken in das Glashaus hinabſchauend.

Ueber dieſe ſeltſamen Blicke des Reitknechts mußte der Gärtner lächeln; wenn er das aber that, bückte er ſich tief hinab auf den Kübel, an dem er ſich gerade befand, und ſpitzte dabei jedesmal den Mund, als wenn er ſich etwas vorpfeifen wollte; doch blieb es aber auch jetzt bei dieſem Entſchluſſe, und begreiflicherweiſe drang zwiſchen ſeinen Lippen kein Ton hervor.

Eugenie fuhr mit ihrer kleinen Hand über die Blüthen des Baumes und wehte ſich ſo den Duft derſelben zu.

„Ich denke gern an jene Zeit,“ ſagte ſie alsdann ziemlich ernſt, „und freue mich jedes Mal, wenn ich, ſei es auch nur für wenige Stunden, hinaus komme. Jetzt iſt es freilich nicht ſchön in den Wäldern,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe nachſinnend hinzu, „aber jener dunſtige Wind, der durch die Zweige fährt, erinnert mich an das Frühjahr, an Knospen, — an Blüthen.“

Das Letztere ſagte ſie ſehr leiſe und fuhr abermals mit der Hand über die Blätter der Citrone.

Der Gärtner hatte ſich jetzt gerade mit einem prachtvollen Orangenbaum beſchäftigt und brach, ohne daß es Jemand bemerkte, einige Blüthen ab, die er ſich, obgleich etwas ſchüchtern, erlaubte, der jungen Dame anzubieten.

Eugenie ſah ihn mit einem ernſten Blicke an und fragte, indem ſie durch eine leichte Wendung einen halben Schritt zurücktrat: „Sie haben ſie doch nicht abgebrochen? das würde mir leid thun.“

Worauf Andreas, der ſeine Mütze in der Hand hielt, antwortete: „O, gewiß nicht, Euer Gnaden, wie wird ein Gärtner Blüthen abbrechen! Sie ſind abgefallen, und da wollte ich mir nur die Freiheit nehmen, ſie dem gnädigen Fräulein zu geben.“

Es hatte ihn einigermaßen geärgert, daß die junge Dame ſo unbefangen mit dem Jäger plauderte, was ſie mit ihm nie that, und er wollte mit ſeinen Blüthen einen Verſuch machen, ob es ihm vielleicht nicht auch gelingen könne, irgend ein Wort anzubringen. Dabei war ſein Nebenzweck, den kleinen Friedrich zu ärgern, der droben wie auf Kohlen ſtand und ſein Gehirn vergeblich abmarterte, einen Vorwand zu finden, um von der Eſtrade herab in den Wintergarten treten zu können. Dies durfte nur geſchehen, wenn er zu melden hatte, daß das Frühſtück ſervirt ſei. Und ſo oft er ſich auch nach dem kleinen Eßſalon umſah, ſo wollte dort immer noch nichts erſcheinen.

Der Gärtner blieb indeſſen mit ſeinen Orangenblüthen in der einen und der Mütze in der anderen Hand vor Eugenien ſtehen, und jetzt kam höchſt unerwartet für den Groom ein herrlicher Augenblick.

„Die Tante mag dieſen Duft ſo gern,“ ſagte Eugenie, wobei ſie ihre Augen nach der Eſtrade wandte und dann ziemlich laut hinzuſetzte: „Friedrich kann ſie auf den Frühſtücktiſch legen.“

Friedrich, der ſeine Ohren übermäßig anſtrengte, hatte dieſes Wort nicht ſobald vernommen, als er in den Eßſalon ſtürzte, einen Deſſertteller nahm und dann mit großen Sprüngen in den Wintergarten hinab eilte.

„Das gnädige Fräulein haben befohlen?“ ſagte er faſt athemlos; und als ihm hierauf Andreas die Orangenblüthen auf den Teller legte, zitterte ſeine Hand, und er mußte ſich Gewalt anthun, den Blicken des Gärtners nicht zu begegnen, der mit einem Auge blinzelte und auf eine eigene Art lächelte, ehe er ſich wieder an ſeine Kübel begab.

Herr Brenner war auf die Seite getreten, und Eugenie, nachdem ſie freundlich den Kopf gegen ihn geneigt, ſchritt langſam auf dem breiten Wege dem Eßſalon zu.

Friedrich wollte alsbald folgen, doch streckte der Gärtner seine Hand zwischen den Gesträuchen hervor, faßte ihn leicht am Kragen und gab ihm durch einen Wink mit dem Kopfe zu verstehen, daß er einen Augenblick da bleiben solle.

Der Jäger hatte sich ebenfalls entfernt, und so konnte es Andreas schon wagen, wenn auch flüsternd, zu sagen: „Siehst du nun wohl, unverantwortlicher Kerl, daß ich Recht habe? Von mir nimmt man keine Blüthen an, ich darf sie auch nicht ins Eßzimmer hinauf tragen, nicht einmal der Jäger, der doch einen ungeheuren Stein im Brette hat; nein, da muß Herr Friedrich gerufen werden, und Herr Friedrich muß kommen zum gnädigen Fräulein und muß ihr die Blüthen nachtragen, damit sie dieselben von Niemand anders als von Herrn Friedrich empfängt, denn — paß nur auf! — ich will mich henken lassen, wenn sie droben nicht daran riecht. Aber das wirst du mir sagen, Kerlchen, das bitte ich mir aus. Und bei der ganzen Sache kannst du wieder einmal sehen, wie ich nur für dich denke. — Jetzt geh, du Schuft, du glücklicher!“

Nach diesen Worten gab er dem Groom einen leichten Puff in den Nacken, und dieser, den die Worte seines guten Freundes doch etwas verwirrt gemacht hatten, eilte, so schnell er konnte, dem Hause zu.

Droben auf der Estrade war unterdessen Baron von Breda erschienen und blickte mit unverkennbarer Freude dem schönen Mädchen entgegen, das sich ihm rasch näherte, wobei sie das glänzende Auge fröhlich und leuchtend auf ihn heftete.

„Ah, Onkel George!“ sagte sie, „du warst früh aus. Tante und ich haben dich lange erwartet.“

„Ich hatte ein Geschäft in der Stadt; aber du siehst, wie pünktlich ich bin. Es muß gleich elf Uhr schlagen, die Zeit unseres Frühstücks, worauf ich auch nicht eine Minute möchte warten lassen.“

Er beugte sich bei diesen Worten etwas vornüber, als wollte er Eugenien näher kommen, ohne ihr jedoch einen Schritt entgegen zu

gehen, was auch kaum thunlich geweſen wäre: denn mit leichtem, elaſtiſchem Tritt ſprang ſie nun die Treppe hinauf, reichte dem Baron beide Hände hin und ſagte mit einem recht innigen Tone: „Guten Morgen, Onkel George! Haſt du gut geſchlafen?“

„Ja, liebe Eugenie, gut geſchlafen und ſüß geträumt.“

„Doch nicht von der ſchrecklichen Geſchichte,“ entgegnete ſie lachend, „die uns Tante geſtern Abends vorgeleſen, von dem Phantom, das mich ſo erſchreckt?“

„Allerdings war auch etwas von einem Phantom dabei,“ gab er zur Antwort, „aber von keinem ſchrecklichen; es war ein ſchönes Phantom, ein liebes Geſpenſt, das mir erſchienen iſt.“

Er hatte die beiden Hände des Mädchens ergriffen und als nun in dieſem Augenblicke Friedrich mit den Blüthen auf dem Teller an ihm vorüber ging und im Eßzimmer verſchwand, hob er dieſe beiden kleinen Hände, die ſo warm, ſo weich, ſo zutraulich in den ſeinigen lagen, leicht in die Höhe und ſagte lächelnd: „Warte, kleine Diebin! du haſt Blüthen abgebrochen. Leugnen hilft da nichts, meine gute Eugenie, ich rieche den Duft der Orangen hier an deinen Fingern.“

Und dabei brachte der Baron ihre Hände nahe genug an ſeine Lippen, daß er den Duft hätte bemerken können, ſo nah, daß das junge Mädchen den Hauch ſeines Mundes empfand.

Es durchzuckte Eugenie in dieſem Momente ſeltſam wie nie; ſie fühlte ihr Herz zuſammengepreßt, ja, es war ihr, als müßten ihr Thränen in die Augen ſchießen; ihre Bruſt hob ſich ſchneller und tiefer athmend, und ein Lächeln flog über ihre Züge. Dabei war es ihr, als wehe plötzlich ein kalter Wind über ſie hin, denn ſie ſchauderte leicht zuſammen und mußte unwillkürlich ihre beiden Hände zudrücken, um ſich zu halten, denn bei alle dem war es ihr einen Augenblick zu Muth, als bewegten ſich die Steinplatten zu ihren Füßen auf und nieder.

Alle dieſe Gefühle dauerten freilich nicht länger als höchſtens ein paar Sekunden, aber es war ihr, als ſei eine lange, lange Zeit darüber hingegangen. Und als ſie nun nach einem tiefen Athemzuge wie-

der frei um sich blickte, da wunderte sie sich, daß Onkel George noch vor ihr stand und noch immer ihre Hände in den seinigen hielt. Sie schaute zu ihm auf und fand einen seltsamen Ausdruck in seinen Blicken; sie sprachen mit ihr, als wollten sie ihr etwas mittheilen, und doch verstand sie nichts davon; alles, was sie begriff und klar in sich fühlte, war der Gedanke, wie gut es sei, daß die Sprache der Augen sich durch Worte nicht verständlich machen könne, denn es war ihr, als müsse sie im anderen Falle etwas hören, was sie vielleicht beunruhigen könnte.

Sie schlug die Augen nieder; vielleicht hatte sie sich auch geirrt. Ja es mußte so sein, denn als sie nun gleich darauf wieder in die Höhe sah, bemerkte sie den gewöhnlichen ruhigen Blick von Onkel George; auch hatte er ihre rechte Hand losgelassen; nur ihre Linke ruhte noch zwischen seinen Fingern, und nachdem er lächelnd gesagt: „Warte, ich werde dich bei der Tante verklagen," führte er das junge, liebe und schöne Mädchen ins Eßzimmer.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
Dreiundzwanzigſtes Kapitel.	Don Quixote und Tiger . .	7
Vierundzwanzigſtes Kapitel.	Nadelſtiche	28
Fünfundzwanzigſtes Kapitel.	Der Ritter und ſein Knappe .	48
Sechsundzwanzigſtes Kapitel.	Das geheimnißvolle Licht .	64
Siebenundzwanzigſtes Kapitel.	Kampf und Niederlage . .	87
Achtundzwanzigſtes Kapitel.	Eine Mappe voller Pläne . .	107
Neunundzwanzigſtes Kapitel.	Gute Freunde	119
Dreißigſtes Kapitel.	Geſpräch zwiſchen guten Freunden . .	137
Einunddreißigſtes Kapitel.	Graf Czrabowski	148
Zweinddreißigſtes Kapitel.	Im Reibſtein	168
Dreiunddreißigſtes Kapitel.	Poeſie und Proſa.	179
Vierunddreißigſtes Kapitel.	Ein Abenteuer	194
Fünfunddreißigſtes Kapitel.	Rubens Dolch	210
Sechsunddreißigſtes Kapitel.	Die Czrabowski'ſchen Güter .	226
Siebenunddreißigſtes Kapitel.	Ecarté und Orangenblüthen	246

schnitt von verschiedenen Zeugen kleine Musterchen ab; endlich setzten wir uns zu Tische und hier lernte ich auch den Buchhalter Herrn Specht kennen und ich könnte nicht sagen, daß derselbe einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hätte. Obgleich vielleicht erst 30 Jahre alt, hat er eine lange trockene Gestalt und erinnerte mich höchst unangenehm, ich weiß nicht durch was an meinen früheren Ober-Collegen Philipp, doch war der Herr Specht ohne Vergleich viel sauberer angezogen; er trug wie der Herr Stieglitz eine helle Halsbinde, aus welcher das bleiche hagere Gesicht mit schwarzen Haaren recht gespensterhaft herausschaute, auch war der Herr Specht mangelhaft gewachsen, er hatte beinahe gar keinen Oberkörper und sah deßhalb einem aufgesperrten Zirkel nicht unähnlich. Auf seinen Zügen thront ein immerwährendes Lächeln, demüthig gegen die Prinzipalin, vertraulich gegen den Prinzipal, protegirend gegen mich und vornehm gegen die Ladenjungfer. Letztere war ein harmloses, bescheidenes und sehr häßliches Frauenzimmer, welche in ihrer Schüchternheit mit beständig niedergeschlagenen Augen die Anwesenden fortdauernd um Verzeihung zu bitten schien, daß sie überhaupt in der Welt sei. Das Essen war gut und wurde durch ein langes Gebet eingeleitet, welches der Herr Specht mit tief herabgesenktem Haupte sprach. Die Prinzipalin schwang den Vorlegelöffel, sowie das Tranchir-Messer und gab den Grundton zur Unterhal-

F. W. Hackländer's Werke.

XXXIII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Dreiunddreißigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpreſſendruck der J. G. Brandel'ſchen Officin in Stuttgart.

Der Neue Don Quixote.

Vierter Band.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Baron Fremont.

Die Baronin ſaß bei dem Frühſtückstiſche; neben ihrem Seſſel auf einem Tabouret lag ein aufgeſchlagenes Buch, in das ſie noch einen flüchtigen Blick warf und dann den Kopf herum wandte, den Beiden entgegen, die Hand in Hand in das Zimmer traten.

„Es iſt ein Glück," ſagte Frau von Breda lächelnd, „daß du zur Zeit nach Hauſe gekommen biſt. Ich glaube, Eugenie hätte dich heftig gezankt; ſie muß einen abſonderlichen Appetit verſpürt haben, und das ſchon vor einer Stunde, denn damals meinte ſie ſchon, du könnteſt wohl nach Hauſe kommen."

„Habe ich das geſagt, meine liebe Tante?" fragte das junge Mädchen mit dem Ausdrucke der Ueberraſchung.

„Gerade nicht mit denſelben Worten," entgegnete die Baronin, „aber du fragteſt mich, ob Onkel George häufig vor dem Frühſtück in die Stadt gehe, ob er lange auszubleiben pflege, und dann ſahſt du auf die Uhr und meinteſt, es müſſe unbedingt ſpäter ſein, als dieſe anzeige."

„O welche Ungeduld!" ſprach Baron von Breda, laut und unbefangen lachend. Doch warf er mit der Schnelligkeit des Blitzes einen Blick auf ſeine Frau, welche aber ſo gleichgültig wie immer, ohne alle

Erregung daſaß und in dieſem Augenblicke ihr Papiermeſſer zwiſchen die Blätter des Buches legte, um die Stelle nicht zu verlieren, wo ſie in ihrer Lecture ſtehen geblieben. Dabei ſagte ſie:

„Eugenie iſt ein lieber wilder Vogel, der drückend die Mauern des Hauſes fühlt, beſonders da es ſich dem Frühjahr nähert, deſſen Vorboten, die warmen Winde, ſchon den Schnee weggeſchmolzen und die Bäche vom Eiſe befreit haben. Ich glaube, Kind, du beneideſt jeden, der draußen im Freien iſt. — Wahrhaftig, George," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher das junge Mädchen ſich zu ihr hinab gebeugt und der Baronin mit der vollen Hand über das Haar geſtrichen hatte, „wenn es einmal draußen grün iſt, ſo müſſen wir an einen Aufenthalt auf dem Lande denken. Dann thut uns unſer Wildfang hier nicht mehr gut."

„Nein, nein, liebe Tante," erwiderte Eugenie, „Sie thun mir wirklich Unrecht; wo könnte es mir angenehmer ſein, als bei Ihnen! Unſer Haus wird ja mitten im Grünen ſtehen, und wenn ich noch mehr will, ſo kann ich von meinem Fenſter nach den Bergen drüben ſehen und mir ganz gut einbilden, ich ſei dort und eile unter den dichtbelaubten Bäumen hinweg auf dem weichen Mooſe dahin über Berg und Thal."

Die Zwei hatten unterdeſſen Platz genommen und der Baron ſagte: „Ich fürchte faſt, wenn du zu häufig mit deiner regen Phantaſie nach den Bergen hinaus blickſt, ſo wirſt du Heimweh nach ihnen bekommen, und wenn das iſt, ſo müſſen wir allerdings ein bischen mit dir hinaus gehen, damit du auch die Welt zu ſehen bekommſt. Nicht wahr, Julie?"

„O ja," entgegnete Frau von Breda. „Und davon werde ich alsdann auch profitiren. Onkel George iſt ſchwer zu irgend einer Reiſe zu bewegen, und du kannſt dir was darauf einbilden, daß er dir eine verſpricht."

Sie ſagte das mit dem beſten Humor, und ohne irgend einen anderen Ton in ihre Stimme zu legen.

tung. Herr Specht varirte dies Thema vollkommen einstimmend mit den Ansichten von Madame, und der Prinzipal, dessen mürrisches Gesicht sich bei der Suppe aufklärte, wagte hie und da einen kleinen Witz, welchen die Ladenjungfer allein durch ein trauriges Lächeln belohnte. „Wie bekommt Ihm das Austlopfen?" fragte die Prinzipalin und setzte hinzu „man muß mit dem A anfangen und in allen Sachen erst buchstabiren lernen, ehe man zu lesen anfängt," ich versicherte, daß es mir außerordentlich nützlich erscheine, die verschiedenen Stoffe kennen zu lernen. „Er ist zum erstenmal hier?" fuhr die Herrin fort, ich bejahte diese Frage, „nun sagte sie, „das Haus Seines Vetters wird Ihm gefallen haben, schön eingerichtet, ein schöner Garten und eine angenehme Aussicht über die ganze Stadt" „ja, ja," spöttelte der Prinzipal, „wenn man reich ist, kann man sich auf sein Landgut zurückziehen und seine Tage angenehm und in Ruhe beschließen." Ob dieser Aeußerung lachte der Herr Specht mit einem Seitenblick auf mich und die Ladenjungfer kicherte, „ei was?" entgegnete Madame Stieglitz, „Der Herr Professor ist bei allen seinen Eigenheiten doch ein braver Mann, er giebt gerne den Armen und mir sollt' es leid thun, wenn er in seinen alten Tagen doch noch genöthigt wäre, sein Haus und seinen Garten zu verkaufen." Ich verstand diese Aeußerungen damals nicht,

Während deſſen ſervirte der Kammerdiener die einfachen Schüſſeln, aus denen das Frühſtück beſtand, und Friedrich ſtand an der Thür, die ins Haus führte, um die überflüſſigen Teller wegzutragen.

Eugenie wandte ſich nach ihm um, winkte ihm, näher zu kommen und fragte ihn nach dem Teller mit den Orangenblüthen.

Der kleine Reitknecht hatte denſelben auf ein Nebentiſchchen geſtellt und brachte ihn jetzt eilig herbei.

„Siehſt du," ſagte der Baron zu ſeiner Frau, „was Eugenie für Sachen macht! Da bricht ſie mir meine koſtbaren Blüthen ab, und weiß doch, wie ſehr ich mich darüber freue, wenn ſie an den Bäumen bleiben."

Ein plötzlicher Schatten fuhr über die ſo heiteren und glücklichen Züge des jungen Mädchens, blieb aber keine Sekunde dort, und dann ſprach ſie fröhlich wie zuvor: „O, Onkel George, du machſt nur Scherz. Nicht wahr, es war nicht dein Ernſt? Wie ſollte ich etwas thun, was dir unangenehm wäre? Gewiß nicht, gewiß nicht! Nein, die Sache iſt ſo: der Gärtner wollte mir dieſe Blüthen geben, und da rief ich Friedrich, er möchte ſie für die Tante auf den Frühſtückstiſch beſorgen."

Der Groom hatte nicht übel Luſt, ſich ſo weit zu vergeſſen, die Ausſage der jungen Dame zu bekräftigen. Doch begegnete er glücklicherweiſe einem Blicke des Herrn, der zufällig aufſchaute, weßhalb er ſich beeilte, den ſchon aufgeſperrten Mund ſchleunigſt wieder zufallen zu laſſen.

„Ich war im Wintergarten," fuhr Eugenie fort, „und ſprach mit Herrn Brenner; ich erinnerte ihn daran, daß wir uns häufig draußen geſehen, vor Jahren, und daß er mich bei Papa verklagt, als ich einmal die Hunde losgelaſſen und mit ihnen in den Wald gegangen war, um zu jagen; ich denke noch gerne daran."

„Und das hat dir damals Freude gemacht, mein Kind?" fragte Frau von Breda. „Sieh, das begreife ich nun nicht. Ich leſe gern von den Jagden fremder Länder und kann mich dabei für dieſes oder jenes Abenteuer intereſſiren; auch amuſirt es mich, eine gut geſchriebene

Streiferei durch unsere Wälder in einem Buche zu finden; aber selbst dergleichen mitzumachen — ich weiß es wohl, es gibt Damen genug, die das gern thun — das wäre mir unmöglich. Ja, wenn ich einmal im Frühjahr oder Sommer, was zuweilen vorkommt, durch den Wald fahre, oder eine interessante Gegend bereise, so macht es mir das größte Vergnügen, dabei aus einer Lecture zu erfahren, was ein Anderer sich beim Betrachten dieses Waldes, dieser Gegend gedacht."

„Du bist sehr genügsam, Julie," meinte der Baron, „und glücklich in deiner Genügsamkeit."

„Ja, glücklich, weil ich im Grunde wenig Bedürfnisse habe; darin besteht das wahre Glück."

„Wir dagegen," wandte sich Herr von Breda an Eugenie, „möchten lieber mit eigenen Augen erfahren, wie es in der Welt aussieht, und wollen dann meinetwegen später etwas Gescheidtes darüber lesen, um uns dadurch wiederholt alle schönen Momente ins Gedächtniß zurückzurufen."

„Es ist schade," nahm die Baronin nach einer Pause das Wort, „daß du vergangenen Herbst deine Jagden nicht selbst abgehalten hast, wie du das ja sonst zu thun pflegtest. Du hättest ja ein paar Bekannte einladen können, und es würde Eugenie gewiß sehr amusirt haben, einige Zeit da draußen in dem romantisch gelegenen Jägerhause all das Getümmel mit zu erleben."

Der Baron schaute lächelnd auf das junge Mädchen, und als er sah, wie sie ihn fragend anblickte, zuckte er mit den Achseln und antwortete seiner Frau: „Ja, wenn du eine Freude daran gehabt hättest, Julie, so würde mich das allerdings sehr amusirt haben."

„Ich?" meinte Frau von Breda. „Gott soll mich bewahren! Du weißt wohl, daß das vollkommen gegen meinen Geschmack ist. Dazu muß man Neigung haben wie Eugenie. Ich versichere dich, Kind," wandte sie sich an diese, „ein paar Tage lang habe ich es einmal probirt, als hier gebaut wurde und George mich bat; da waren wir draußen auf dem Jägerhause."

George von Breda spielte mit seinem Messer auf dem Teller und versank, während seine Frau sprach, in tiefes Nachsinnen.

„Es war ein kaltes, unheimliches Wetter, fußhoch lag der Schnee auf dem Boden, sowie dick auf den Zweigen der Bäume und drückte sie ordentlich tief herab. Dazu war die Kälte so stark, daß die Fensterscheiben fast den ganzen Tag gefroren waren. Nun denke dir dazu das alte steinerne Haus, in welchem so lange keine Feuer gebrannt hatten — es war unbehaglich über alle Beschreibung. In dem weiten Kamine des großen Salons lagen in Einem fort den Tag über und den Abend die dicksten Baumklötze und flammten und prasselten wie ein Wachtfeuer, und Alles fand sich da schon Morgens früh, namentlich aber bis in die späte Nacht zusammen. Und nicht bloß die Herren Jäger, nein, auch die Hunde hatten da freie Entree."

Der Baron blickte einen Moment in die Höhe und sah, wie die Augen des jungen Mädchens vor Vergnügen leuchteten, als die Tante dieses für sie so abschreckende Bild entwarf.

„Ich mußte die Wirthin machen," fuhr Frau von Breda fort, „und mich auch zuweilen den Gästen zeigen. Dabei danke ich nur meinem Schöpfer, daß ich mich nicht überreden ließ, mit der wilden Jagd hinaus zu ziehen. Weißt du noch, George, wie du und Helfenberg mich mit aller Gewalt überreden wolltet, an jenem Morgen mit euch zu reiten?"

Der Baron nickte mit dem Kopfe.

„Ich sage dir, Kind," wandte sich Frau von Breda abermals an Eugenie, „das hätte dich von all dergleichen Liebhabereien für Zeitlebens curirt. Der Lärm vom frühen Morgen an! Ich war herzlich froh, wenn sie endlich in den Wald hinaus gezogen waren, und war dann erst vergnügt, als ich nach ein paar Tagen die Erlaubniß erhielt, nach Hause zu fahren. — Habe ich übertrieben?" fragte sie den Baron.

Dieser zuckte mit den Achseln und entgegnete: „Jedes nach seinem Geschmack; vielleicht, daß Eugenie doch Freude daran gefunden hätte."

Während seine Frau vorhin dem jungen Mädchen von dem Försterhause erzählt, hatte sich George träumend mit demselben Gegenstande, nur ganz anders, beschäftigt. Auch er hatte sich in Gedanken nach dem alten Jagdschlosse versetzt und sah den großen Saal vor sich mit seinem weiten Kamine, in welchem die mächtigen Holzblöcke prasselten und flammten; auch die Hunde, welche seine Frau so sehr verabscheute, lagen auf dem Boden, den Kopf auf die Vorderpfoten gedrückt, und in ihren großen, glänzenden Augen strahlte der Wiederschein der Flamme. Eugenie hätte mich begleiten sollen, dachte er dabei. — Und nun sah er das schöne Mädchen auf dem alten Stuhle von geschnitztem Eichenholze ruhen, den Kopf in die Hand gelehnt, mit den lebhaften Augen vor sich hinschauend und gern anhörend, was von der heutigen Jagd erzählt wurde.

Und dann trat der andere Morgen vor seine Phantasie. Der Himmel war klar und die Luft kalt; aber sie erschien lachend mit sanftgeröthetem Gesichte auf der Treppe des Schlosses und schwang sich mit seiner Hülfe in den Sattel. Dann zogen sie dahin, aber er war an dem Tage ein schlechter Jäger; sie plauderte so vergnügt und ritt auch so dicht neben ihm, daß es ihr gar keine Mühe machte, ihre kleine Hand auf die Mähne seines Pferdes zu legen; er drückte zuweilen die seinige darauf, um sie vor der Kälte zu schützen, und so ritten sie einen einsamen Waldpfad, plaudernd, lachend, Eins das Andere anschauend.

So träumte er. Und dann krachte es im Gebüsche, so daß sie sich erschreckt an ihn schmiegte, wo er dann nicht anders thun konnte, als seinen Arm schützend um ihre schlanke Gestalt zu legen.

Da sprang der weiße Hirsch vorbei und schreckte ihn aus seinen Träumereien empor. —

„Nächsten Herbst," sagte Frau von Breda, indem sie sich von ihrem Stuhle erhob, „mußt du unbedingt die Sache einmal mitmachen."

„Und dann werden Sie mich begleiten?" fragte schüchtern das junge Mädchen.

„Ich? Nein, Gott ſoll mich bewahren! Wie ſchon vorhin geſagt, habe ich an einem Mal vollkommen genug gehabt.“

Sie griff mit der Hand in die Orangenblüthen, nahm ein paar und roch daran.

„Ein wunderbarer Duft,“ meinte ſie. „Wenn man das riecht und die Augen ſchließt, ſo iſt es gerade, als wenn man in Italien wäre, ruhend am Meere unter einem der prachtvollen Bäume, die dort im Freien wachſen und ihre weiten Aeſte über uns hinſtrecken. Ich leſe ſehr gern darüber.“

„Und ich möchte das gar zu gern ſelbſt erleben,“ ſagte Eugenie, indem ſie ebenfalls eine der Blüthen nahm, ſie zwiſchen ihren Fingern rieb und dann zu Boden fallen ließ.

„Wer weiß,“ meinte der Baron, der an den Kamin getreten war und eine Cigarre anzündete, „ob du das nicht noch alles zu ſehen bekommſt! Du biſt jung, dir ſteht unter gewiſſen Verhältniſſen die Welt offen; wahrhaftig, ich würde mich freuen,“ ſetzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „wenn wir uns ſpäter einmal wiederſehen und du mir alsdann von all dem Schönen erzählen würdeſt, was du erlebt — was dich gefreut.“

„Ich danke, Onkel George, für deinen guten Wunſch,“ verſetzte Eugenie, „aber am ſchönſten wäre es, wenn wir alles das zuſammen erleben könnten. Ich bin überzeugt, die Tante wird ſich auch noch einmal zum Reiſen entſchließen, und, nicht wahr, dann nehmt ihr mich mit?“

Sie warf dabei einen freundlichen Blick auf Onkel George und beugte ſich dann nieder, um ihre Tante auf die Stirn zu küſſen, die ſich in ihren Fauteuil niedergelaſſen und das Buch wieder ergriffen hatte.

Der kleine Reitknecht hatte unterdeſſen den Moment wahrgenommen, wo alle Drei dem Frühſtückstiſche den Rücken wandten, ſich raſch gebückt und die Blüthe vom Boden aufgehoben, welche die junge Dame ſo eben zwiſchen ihren Fingern zerdrückt. Daran wäre nichts Auf-

fallendes geweſen; daß er ſich aber dabei ſcheu umſah und ſie alsdann haſtig in die Taſche ſteckte, hätte beinahe die Aufmerkſamkeit des Barons erregt, der unabſichtlich in dem Spiegel über dem Kamine die Bewegung des Grooms ſah, während er ſich ſeine Cigarre anzündete. Doch dachte er begreiflicherweiſe nicht weiter daran, um ſo weniger, da in dieſem Augenblicke der Kammerdiener eintrat und den Baron von Fremont meldete, der den Damen ſeine Aufwartung zu machen wünſche.

Frau von Breda blickte fragend auf den Hausherrn, der die Achſeln zuckte und dann dem Kammerdiener antwortete: „Es wird uns angenehm ſein.“

Ein paar Minuten darauf wurde die Thür geöffnet, und der Gemeldete trat herein.

Er ſchien ſich den Rath ſeines Freundes, des Herrn von Tondern, zu Nutze gemacht zu haben, denn er trug eine andere Weſte mit weniger auffallenden Knöpfen; auch waren ſeine Bewegungen äußerſt ruhig und ſein Geſicht faſt ernſt, als er ſich nach dem Befinden der Frau von Breda erkundigte. Nur während er Eugenien eine tiefe Verbeugung machte, blitzte es ſo freundlich auf ſeinem Geſichte, daß ſeine weißen Zähne ſichtbar wurden. Dem Baron reichte er die Hand und ließ ſich auf einen Fauteuil nieder, den ihm der kleine Reitknecht auf einen Wink des Herrn von Breda hinſchob.

Nachdem Baron Fremont erfahren, daß ſich ſämmtliche Anweſende des beſtens Wohlſeins erfreuten, auch dagegen verſichert, daß er ſelbſt durchaus keinen Grund zu irgend einer Klage habe, ſagte er: „Beinahe wäre ich vor Ihrem Hauſe wieder umgekehrt, denn ich zog meine Uhr hervor und bemerkte, daß es eben erſt Elf vorbei ſei; ich fürchtete, Sie beim Frühſtück zu überraſchen.“

Er hatte bei dieſen Worten ſchon angefangen, die goldene Kette um ſeinen Finger zu wickeln, ließ ſie aber augenblicklich wieder fahren, da er ſich noch zur rechten Zeit des Geſprächs von heute Morgen erinnerte.

Die Baronin gab auf Fremont's Bemerkung zur Antwort: „Und wenn Sie uns wirklich beim Frühstück überraſcht hätten, ſo ſähe ich darin gerade kein Unglück. Sie hätten vielleicht ein Couvert acceptirt oder ſich nichts daraus gemacht, ſo zu aſſiſtiren. Wir hätten auf jeden Fall dabei gewonnen."

„Gnädige Frau ſind zu freundlich für mich geſinnt," verſetzte Fremont geſchmeichelt. „Doch hätte ich heute auf keinen Fall ein Couvert acceptiren können, da ich noch vor Kurzem bei Ihnen auf ähnliche Art zum Diner kam. Man könnte ja wahrhaftig glauben," ſetzte er lachend hinzu, „ich mache abſichtlich zu gewiſſen Zeiten meine Beſuche."

„Und wenn dem ſo wäre," ſagte George von Breda in freundlichem Tone, „was läge daran? Auch ich war Garçon und weiß mich aus jenen Zeiten zu erinnern, daß ich bei manchen Bekannten lieber à la fortune du pot ſpeiste, als auf eine förmliche Einladung; vorausgeſetzt nämlich, daß mir das Haus angenehm war."

„Dieſe Vorausſetzung kann für mich nirgendwo vollkommener eintreffen, als hier bei Ihnen," ſagte der Baron mit einer Verbeugung gegen Frau von Breda und indem er einen ſchüchternen Blick auf Eugenie wagte, die an der Seite ihrer Tante ſaß und deren Buch in der Hand hielt. „Von allen Häuſern, die ich kenne, gibt es gewiß keines, wo ich mich angenehmer und behaglicher finde, als hier bei Ihnen."

„So beweiſen Sie das durch die That," verſetzte Frau von Breda, „und kommen häufiger als bisher."

Nachdem ſich Fremont abermals und ſehr freundlich verbeugt, wandte er ſich an die junge Dame und ſprach: „Mein verehrtes Fräulein, Sie ſcheinen ja eine eifrige Leſerin zu ſein; kaum vom Frühſtücktiſch aufgeſtanden, haben Sie das Buch ſchon wieder in der Hand! Das gute Beiſpiel Ihrer Frau Tante muß ſehr auf Sie eingewirkt haben!"

„Ich darf dieſes Lob nicht annehmen," erwiderte das junge Mäd-

chen; „es iſt das Buch, in welchem meine Tante geleſen, das ich hier in der Hand halte. Ich möchte aber in der That,“ ſetzte ſie launig hinzu, „daß deren vortreffliches Beiſpiel wirklich mehr auf mich eingewirkt hätte, als es der Fall iſt. Nicht wahr,“ wandte ſie ſich an Frau von Breda, „darin muß ich mich noch recht ändern?“

„Das iſt Sache des Geſchmacks, liebes Kind,“ ſagte dieſe. „Es iſt nicht Jedermann gegeben, ſich ſo anhaltend und unaufhörlich mit Lecture zu beſchäftigen. Ich bin ſogar weit entfernt davon, dies als allzu vortheilhaft für uns ſelbſt, noch weniger aber als angenehm für die Umgebung zu bezeichnen. George hat mich früher oft darüber gezankt.“

„Das iſt wahr, mein Kind,“ miſchte ſich der Hausherr ins Geſpräch; „aber bei den vielen vortrefflichen Eigenſchaften, die du haſt, kann man dir den kleinen Fehler der Leſewuth allenfalls zu Gute halten. Und doch hat es mich anfänglich einigermaßen genirt.“

„O, er ſagt: anfänglich, dieſer gute George!“ lachte Baron Fremont, „das glaube ich wohl. Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, aber es muß auch für einen jungen Ehemann ziemlich fatal ſein, wenn er ſieht, daß ſich ſein beſſeres Ich den Büchern mehr zuwendet, als ſeiner eigenen liebenswürdigen Perſönlichkeit. Hahaha! das würde mich ſehr verdrießen!“

Er ließ bei dieſem Lachen alle Zähne ſehen, wickelte ſeine Uhrkette auf und ab, ohne ſich des Wortes des Herrn von Tondern zu erinnern, und ſetzte luſtig hinzu: „Alſo, Baron, das kann einen anfänglich recht geniren?“

Herr von Breda zuckte mit den Achſeln und entgegnete in etwas trockenem Tone: „Das kommt eigentlich alles darauf an, ob man mit ſehr viel Anforderungen in die Ehe tritt.“

„Nun, das ſollte ich doch meinen,“ ſagte Baron Fremont; „ich für meinen Theil würde, glaube ich, mit ziemlich vielen auftreten, dagegen aber auch die meiner zukünftigen Frau auf ehrliche und redliche Weiſe zu erfüllen ſuchen.“

„Ja, lieber Fremont," verſetzte lachend der Hausherr, „du biſt auch ein ganz vortrefflicher Charakter, eine Ausnahme von jeder Regel, und wie ich dich kenne, könnte dich auch nur die heftigſte Liebe dazu bewegen, eine Frau zu nehmen, obgleich du beinahe alt genug wäreſt, um dieſen vernünftigen Gedanken auch unter etwas weniger Leidenſchaft zu faſſen."

Der Baron ſeufzte ein klein wenig und blickte zu Boden, doch wagte er es nicht, die junge Dame anzuſchauen; denn er fühlte wohl, daß das Auge ſeines Freundes forſchend auf ihm ruhte.

„Bei alle dem bin ich überzeugt," nahm Frau von Breda mit ſehr gutmüthigem Tone das Wort, „daß der Baron ein vortrefflicher Ehemann werden wird; er iſt häuslich, er führt als Garçon ein ſehr geregeltes Hausweſen, und ſeine Aufmerkſamkeit gegen die Damen iſt genugſam bekannt. Wahrhaftig, Herr von Fremont, wenn ich noch viel in die Welt ginge, ſo würde ich mich damit beſchäftigen, für Sie eine Frau zu ſuchen. Ich glaube, man kann Sie mit gutem Gewiſſen empfehlen."

„Und ich bin überzeugt," antwortete ſchnell der Baron, „daß Ihre Hand glückbringend iſt und es für mich vom größten Segen wäre, wenn Sie ſich meiner in der That annehmen wollten."

Er lächelte dabei verbindlich, ſchaute aber die Baronin mit einem ſo eigenthümlichen Blicke an, daß die kluge Frau alsbald verſtand, hinter ſeinen Worten ſtecke etwas mehr als gewöhnliche Galanterie.

„Das brauchſt du ihr nicht ernſtlicher zu ſagen," bemerkte heiter George von Breda; „ich verſichere dir, eine Heirath zu Stande zu bringen, iſt für jede Dame eine der liebſten Beſchäftigungen, und wenn du dir meine Frau zur Unterhändlerin erbitteſt, ſo läßt ſie, wenigſtens für eine Zeit lang, ſelbſt ihre Bücher im Stich und begibt ſich ſogar wieder in die Geſellſchaft."

„Das würde ich auch thun," meinte die Frau vom Hauſe. „Vertrauen Sie mir ganz, Baron," ſetzte ſie lächelnd hinzu, indem ſie ſich in ihren Fauteuil zurücklehnte und die Hände über einander legte.

Eugenie hatte das Buch ihrer Tante geöffnet und las mit großer Aufmerkſamkeit darin.

„Es ſcheint,“ ſprach Baron Fremont etwas verwirrt, „Sie nehmen meine leichte Aeußerung von vorhin für Ernſt. Ja, wenn ich ſo die Sache recht betrachte,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er vergeblich verſucht, in das Auge des jungen Mädchens zu blicken, „ſo iſt es doch ſo allein in der Welt ein zweckloſes Leben. Gewiß, gnädige Frau, ich will dieſe Angelegenheit recht aufmerkſam überlegen, bin aber verſichert, wenn ich eines Tages vor Sie hinträte und Sie um Ihre Hülfe bäte, da würden Sie ſich Ihres halben Verſprechens gar nicht mehr erinnern wollen.“

George von Breda, den dieſes Geſpräch etwas Weniges langweilen mochte, ging an die Thür des Wintergartens, um ſeine ausgebrannte Cigarre in einen auf der Terraſſe ſtehenden Kübel zu werfen.

Das junge Mädchen, bisher ſehr vertieft in ihre Lectüre, hob den Kopf etwas in die Höhe und blickte Onkel George nach, was aber Baron Fremont nicht zu bemerken ſchien; denn er hatte ſich bei den letzten Worten, die er ſprach, gegen die Baronin gewandt, welche ihm jetzt zur Antwort gab:

„An meinem guten Willen ſoll es gewiß nicht fehlen, beſter Baron. Aber ich bemerkte vorhin, daß ich gar nicht mehr in die Welt gehe und deßhalb aus allen Connexionen bin, ſonſt —“

„Dieſes Sonſt,“ unterbrach Baron Fremont die Dame etwas auffallend lächelnd, „iſt mir genug, und nehme ich es als ein Verſprechen Ihrer Hülfe an. Alſo wenn ich einſtens um Ihre Vermittlung nachſuche, und Sie können mir Ihre Hülfe leihen trotz Ihrer wenigen Connexionen, ſo wollen Sie bereit dazu ſein?“

„Mit größtem Vergnügen,“ entgegnete Frau von Breda, „und möchten Sie nur recht bald kommen!“

Obgleich dieſes Geſpräch im Tone ſcherzhafter Converſation geführt worden, ſo war es doch der Frau vom Hauſe, als klinge durch dieſen Scherz etwas Ernſtes, und nach dem letzten Worte, das ſie ge-

und war nur der Prinzipalin dankbar, daß ſie meinen Vetter für einen braven Mann erklärte.

Nach Tiſch ging meine Beſchäftigung wieder an, und ich allarmirte den Staub in den Waarenballen, bis die Sonne ſank, wo ich von der Ladenjungfer angewieſen wurde, die beiden großen Lampen, mit denen Abends der Laden erleuchtet wurde, zu putzen und anzuzünden, was ich auch, da ich einen guten Sinn für alles Practiſche beſaß, leicht begriff und zu ihrer Zufriedenheit ausführte. Um acht Uhr wurde der Laden geſchloſſen und alsdann beſchäftigten wir uns mit den großen Muſterkarten, die ich heute Morgen im Comptoir geſehen, aus welchen die „vergriffenen“ Muſter, d. h. ſolche Stoffe, von denen nichts mehr da war, entfernt und andere eingeklebt wurden. Da früher Papp-Arbeiten aller Art meine Lieblingsbeſchäftigungen waren, ſo hatte ich hiedurch in den nächſten Tagen Gelegenheit, mir die Gunſt der Prinzipalin zu erwerben. Sie wollte ein neues Seidekärtchen anfertigen laſſen und befahl mir das Papier ſowie die bunten Stoffe zu dem Buchbinder zu bringen, damit er ſie kunſtgerecht einklebe und mit einem kleinen Strich von Goldpapier einfaſſe. Ich bat mir die Arbeit zu übertragen und führte ſie ſo zur Zufriedenheit aus, daß Madame Stieglitz mir mit einem freundlichen Lächeln ſagte: „ei, ei, mir ſcheint Er iſt zu gebrauchen.“

Die Muſterkarten-Beſchäftigung, bei welcher abwech-

ſprochen, blickte ſie forſchend auf den Baron, der den Kopf erhoben hatte und augenſcheinlich mit großem Intereſſe nach Eugenien hinblickte, die jetzt, wo die Unterhaltung der Beiden einen Moment ſtockte, das Buch ſinken ließ und zu ihrer Tante ſagte:

„Sie müſſen mir dieſen Band ſpäter einmal erlauben; ich habe da eine wirklich intereſſante Schilderung einer Beſteigung des Aetna angefangen.“

„Alſo laſen Sie dennoch?“ fragte der Baron, und man hätte glauben können, einen etwas pikirten Ton zu vernehmen, wenn ſeine Frage nicht mit einem freundlichen Lachen begleitet geweſen wäre.

„Ich vergaß wahrhaftig, dir eine Cigarre anzubieten,“ ſagte der Hausherr, von der Terraſſe zurückkommend. „Verzeihe mir und mache meinen Fehler wieder gut, indem du ſo ſchnell wie möglich eine nimmſt.“

„Hier bei den Damen nie,“ erwiderte galant der Andere; „wenn du mir aber erlaubſt, einen Blick in deinen Wintergarten zu werfen, ſo acceptire ich mit großem Danke.“

Dabei hatte er ſich erhoben und nahm eine Cigarre, die ihm George von Breda augenblicklich reichte, indem dieſer dabei ſprach: „Das verſteht ſich von ſelbſt, wenn es dir Vergnügen macht; der Garten fängt an, ſich wieder zu beleben, die warme Sonne bricht ſchon mächtig herein und zaubert uns hier einen Vorfrühling.“

„Gib mir mein Buch, liebe Eugenie,“ ſagte die Tante. „Der Baron wird mich entſchuldigen. Du kannſt auch mit den Herren gehen, wenn du willſt.“

Das junge Mädchen ſchaute einen Moment in die Höhe und ihre Augen trafen zufällig einen Blick von Onkel George, worauf ſie der Frau von Breda das Buch reichte, ſie auf die Stirn küßte und dann an der Seite des Hausherrn, der den Baron Fremont voranließ, der Terraſſe zuging. Dabei legte ſie leicht ihre Hand auf ſeine Schulter.

Die Drei traten in den Wintergarten, und Baron Fremont ließ

ſich mit einer bewundernswürdigen Geduld wieder einmal die ganze Einrichtung deſſelben, ſo wie jede neue Pflanze und alles, was in den letzten Tagen empor geblüht war, zeigen.

Es gehört in der That viel Freundſchaft und guter Wille dazu, einem Gartenliebhaber in ſeinem Enthuſiasmus nur halbwegs zu folgen; denn alles das, was dieſer mit dem größten Intereſſe betrachtet und uns zeigt, ſehen wir für etwas ſehr Gewöhnliches und ſchon oft Dageweſenes an. Für uns iſt die Hyacinthe oder die Roſe eines fremden Gartens eben nur eine Blume wie jede andere; wir kennen ja nicht die Geſchichte ihres Lebens, daß zum Beiſpiel das Tiefe, Dunkelblaue der Hyacinthe etwas ganz Abnormes iſt, und daß der Roſenſtock, der jetzt ſo freundlich blüht, kaum von einer langwierigen Krankheit erſtanden iſt, und daß ihm nur durch die ſorgfältigſte Pflege das Leben gerettet wurde. Für den Gartenliebhaber iſt das aber von nicht minderem Intereſſe, als daß jetzt die großen Fenſter des Gewächshauſes hermetiſch ſchließen, und daß der Springbrunnen, deſſen Röhren auf unbegreifliche Art hartnäckig verſtopft waren, nun wieder ſeinen klaren vollen Strahl luſtig in die Höhe wirft. Für uns aber iſt das ebenſo gleichgültig, als wenn wir erfahren, daß der Sand unter unſeren Füßen außerordentlich weit hergeholt werden mußte und daß die Tulpen nicht recht gediehen ſind, weil der Gärtner ſie nachläßiger Weiſe in ein Beet geſteckt, deſſen Erde ſauer geworden.

Der gute Baron Fremont hatte es aber bei ſeinem Spaziergang durch den Wintergarten mit zwei Enthuſiaſten zu thun; denn an all die Sachen, auf die ihn der Hausherr nicht aufmerkſam machte, vergaß Eugenie nicht, dieſen zu erinnern. Und da kamen ganze Geſchichten über eine kränkliche Roſe, über die Farbe der Hyacinthen, über nicht ſchließende Fenſter und alles, was wir vorhin erwähnt, zum Vorſchein. Dabei war es indeſſen ſonderbar, daß ſich Baron Fremont heute all der unbekannten Sachen lebhafter erinnerte, als er je zuvor gethan.

Das junge ſchöne Mädchen war aber auch gar zu reizend in

ihrer Natürlichkeit, in ihrer kindlichen Freude über irgend ein Pflänzchen, zu welchem sie sich niederbeugte, über eine frühe Rose, die sie, Gott mochte wissen, zum wie vielten Male, mit der größten Bewunderung betrachtete und mit ihren frischen Lippen fast berührte, über das klare Wasser des Springbrunnens, in das sie leicht ihre weißen Finger tauchte, kurz, über alles, was sie sah und worauf sie nur irgend die leuchtenden Blicke ihrer schönen glänzenden Augen warf. Und wie anmuthig und elastisch schwebte sie jetzt mit ihrer feinen und doch wieder so vollen Gestalt vor den Beiden dahin; wie war Alles an diesem wunderbaren Wesen so voll Symmetrie! Welch ein Duft der Frische, Lieblichkeit und Unschuld lag um ihre Gestalt, glänzte von ihren Lippen, aus ihren Augen, aus ihrem vollen, dunklen Haare!

Als Baron Fremont sie so betrachtete, sich innig über ihr Wesen freute und dabei dachte, warum er eigentlich am heutigen Morgen den Besuch gemacht, da begriff er nicht, wie ihm früher alle diese Vorzüge, die ganze Lieblichkeit des jungen Mädchens entgangen waren. Wahrhaftig, es verursachte ihm ein gewisses bitteres Gefühl, wenn er an seine Verhandlungen mit Tondern dachte und sich jenes Testamentes erinnerte, durch welches er sich erst veranlaßt gesehen hatte, sich Eugenien zu nähern. Er schämte sich fast bei diesem Gedanken, und zuweilen stieg, wenn auch sehr leise, der Wunsch in ihm auf, er möchte lieber gar keine Kenntniß haben von dem Vermächtnisse des Grafen. — Und gleich darauf machte ihm eben das Vermächtniß wieder zu schaffen, ja, er konnte sich nicht verhehlen, daß er eine kleine eifersüchtige Regung fühlte. Was konnte Helfenberg veranlaßt haben, einer jungen Dame, die er so wenig kannte, den größten Theil des Besitzthums, worüber er disponiren konnte, zu hinterlassen?

Als er so dachte, betrachtete er anscheinend mit großer Aufmerksamkeit einen riesenhaften Camelienbaum, den ihm George gezeigt und der, mit Hunderten roth geschwellter Knospen bedeckt, fast bis an das Dach des Glashauses stieß; in Wahrheit aber schaute er bei den

Zweigen vorbei auf Eugenien, die sich an der anderen Seite befand, ihre Hände zusammengelegt hatte und mit dem Ausrufe: „Das ist doch in der That wunderbar schön!“ das Gesicht erhob und, von einzelnen Lichtern der durch die Blätter hereinbrechenden Sonne übergossen, wie verklärt dastand, wie eine himmlische Erscheinung, wie ein Wesen aus einer anderen, glücklicheren, reineren und besseren Welt.

Bei diesem Anblick beantwortete er sich selbst die Frage, mit der er sich vorhin beschäftigt, und sprach zu sich: Beim Himmel! wenn ich ein so trauriges Loos hätte, wie der arme Graf Helfenberg, und dieses Mädchen einmal so sähe wie jetzt, da würde ich ihr am Ende auch mein bischen Vermögen hinterlassen, um ihr eine sorgenfreie Existenz zu bereiten.

Auch George von Breda hatte Eugenie einen Augenblick lächelnd betrachtet, und bei diesem Lächeln erinnerte sich Fremont an die Vermuthungen Tonderns, die dieser neulich bei Helfenberg ausgesprochen.

Bah! sprach er zu sich selber, Tondern ist ein exaltirter Mensch wie immer, ein Narr. Ich möchte seine Augen sehen, wenn er ein so prachtvolles Mädchen im Hause hätte. Daß man die mit Wohlgefallen anblicken muß, versteht sich doch von selbst, und daß da Einem das Herz warm wird, wenn man sie anschaut, nicht minder. Ja, wahrhaftig, ich traute Keinem in der ganzen Welt, als gerade George von Breda, diesem kalten, theilnahmlosen Menschen. — Was das andere Geschlecht anbelangt, setzte er hinzu, da war er immer ein Klotz, ein Eiszapfen, der wilde George. Ja, wenn man ihn so hoch zu Pferde dahinfegen sah, oder wenn er in eine Gesellschaft trat mit der ritterlichen prachtvollen Gestalt, dem schönen Kopfe mit der hohen ernsten Stirn, da mußte man unwillkürlich denken: das ist ein vollkommener Eroberer, ein ganz gefährlicher Kerl. — Und was hat es ihm genützt? Freilich ging er auch kalt und stolz bei den schönsten Mädchen vorüber und gab sich nicht einmal die Mühe, die bezeichnendsten Blicke der prächtigsten Weiber freundlich zu beantworten. — Es war seine Schuld. — Was hat der Eroberer erobert? Eine Frau,

die ziemlich älter iſt als er. — Allerdings eine brave, charmante Frau — ſehr reich, aber ernſt und unerquicklich. — Und wenn der wilde George in der That nicht ſo ein gefühlloſer Kerl wäre und hier Feuer gefangen hätte, da brauchte man nur das ruhige, ſinnige Auge jenes Mädchens zu betrachten, um aller Beſorgniß enthoben zu ſein. — Nein, Tondern, du haſt eine ſchlimme Zunge, du biſt und bleibſt ein boshafter Kerl. Das iſt ein herrliches, liebenswürdiges, wunderbar prächtiges Mädchen. — O meine zweitauſend Thaler! ſeufzte er nach einem vollkommen verſtändlichen Ideengange.

Wenn auch Baron Fremont in ſolche Gedanken vertieft neben George von Breda und Eugenien ging, ſo verhinderte ihn das doch nicht, der jungen Dame von Zeit zu Zeit ein galantes, liebenswürdiges Wort zu ſagen und die Bemerkungen des Hausherrn mit: „charmant! ſuperb! magnifique!“ zu beantworten und dieſen ſo auf den Gedanken zu bringen, als intereſſire er ſich in der That für Roſen, Hyacinthen, Gewächshaus-Fenſter, ſpringende Waſſer, Sand im Wege und ſaure Erde, was Breda gar nicht erwartet.

Endlich traten die Drei wieder über die Terraſſe in den kleinen Eßſalon zurück, wo Baron von Breda überraſcht war, ſeine Frau noch immer leſend am Kamine zu finden. Gewöhnlich zog ſie ſich gleich nach dem Frühſtück in ihr Zimmer zurück, ſelbſt wenn der Hausherr Beſuch von irgend einem ſeiner Freunde hatte.

Baron Fremont ergoß ſich in Lobeserhebungen über den prachtvollen Wintergarten, über den magnifiquen kleinen Eßſalon, über das ganze Haus, wo man immer etwas Neues und Schönes finde, und ſagte am Schluſſe ſeiner zahlreichen Complimente, während er hartnäckig die goldene Kette um den Zeigefinger herum wickelte und zugleich ſeine Zähne wie die eines Negers blitzten: „Es hat mir aufs Neue wieder ſo wohl bei Ihnen gefallen, gnädige Frau, daß ich, vielleicht nicht zu Ihrer angenehmen Ueberraſchung, recht bald wieder erſcheinen werde. Und dann,“ ſetzte er ſüß lächelnd hinzu, „werde ich

vielleicht in der vorhin erwähnten Angelegenheit von Ihnen Rath, vielleicht auch Hülfe verlangen.“

Die Baronin verbeugte ſich ſehr freundlich, und George von Breda ſagte: „Wenn das dein Ernſt ſein ſollte, lieber Freund, ſo thu mir die Liebe und wähle eine Stunde, wo ich nicht zu Hauſe bin, denn du weißt —“

„O, ich weiß vollkommen,“ fiel ihm der Andere ins Wort. „Dieſe Erinnerung hätteſt du dir ſparen können, ich werde mir alsdann eine Audienz bei deiner Frau erbitten.“

„So iſt es recht, Fremont, ganz allein,“ antwortete der Hausherr.

„Ganz allein,“ ſprach die Baronin. Und da Baron Fremont zu ſeinem Erſtaunen zu finden glaubte, daß etwas wie eine Frage in ihren Worten lag, ſo verſetzte er mit einem Blick auf Eugenie, welcher der Frau des Hauſes nicht entging:

„Auf keinen Fall darf George bei unſerer wichtigen Unterredung zugegen ſein.“

Herr von Breda ſchüttelte ihm lachend die Hand, und Fremont ging fort, nachdem er ſich beſtens bei den Damen empfohlen.

Neununddreißigstes Kapitel.

Eine Leidenschaft.

Eugenie hatte das Zimmer verlassen, und da die Baronin noch keine Miene machte, sich in ihre Appartements zurückzuziehen, so nahm George von Breda eine neue Cigarre und ließ sich seiner Frau gegenüber nieder. Diese hatte ihr Buch auf den Schooß gelegt und blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Es ist ein guter Kerl, dieser Fremont," sagte der Baron nach einer Pause.

„Ich halte ihn auch für einen zuverläßigen und geordneten Mann," gab seine Frau zur Antwort. „Auch hat er Vermögen?" fragte sie.

„Er hat sein anständiges Auskommen, das er durch Sparsamkeit zu vermehren trachtet. — Was um so lobenswerther bei ihm ist," fuhr Herr von Breda nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „da er häufig einen guten Freund um sich hat, der gerade das Gegentheil von dem ist, was man Ordnung und Sparsamkeit nennt."

„Du meinst den Herrn von Tondern? Hoffentlich nimmt er diesen zum abschreckenden Beispiel. Ich halte diesen Tondern für keinen guten Charakter."

George von Breda zuckte leicht mit den Achseln und sagte:

„Tondern iſt einer von den Leuten, die man um ſich duldet, weil ihre Unarten mit der Politur der ſogenannten eleganten Geſellſchaft bedeckt ſind, weil ihr Betragen wohl unangenehme Schärfen, aber keine Ecken hat, weil ſie, wenn auch verwunden, doch nirgendwo anſtoßen, Leute, die Jener erträgt als pikante Säure der Unterhaltung, Dieſer, weil er ſie fürchtet.“

„Und du meinſt nicht, daß er mit dieſen wenig empfehlenswerthen Eigenſchaften einen Einfluß auf den Baron übt?“

„Wenn er auf irgend etwas von dem Baron Einfluß ausübt, ſo iſt es hauptſächlich deſſen Börſe, und ſelbſt da wird dieſer Einfluß ein mäßiger ſein, denn Fremont iſt in der That, wie du vorhin bemerkteſt, ſparſam. Er hat überhaupt ganz gute Eigenſchaften.“

„So wird er alſo,“ meinte Frau von Breda nach einem kleinen Nachdenken, „keinen ſo üblen Ehemann abgeben? Abgerechnet etwas Geckenhaftes hier und da, was ihm eine kluge Frau abgewöhnen kann, iſt ſein Aeußeres nicht übel, und ſein Benehmen in der Geſellſchaft läßt auch nichts zu wünſchen übrig.“

Der Baron warf die Aſche ſeiner Cigarre in den Kamin und antwortete: „Es wäre für Fremont allerdings paſſend, wenn er eine convenable Partie fände, er würde alsdann auch aus den Händen Tonderns kommen. Doch hat er, fürchte ich, zu lange ein unabhängiges Junggeſellen-Leben geführt, um Ketten, wenn auch Roſenketten, zu tragen. Aber immerhin wäre es ein vernünftiger Gedanke, wenn er wirklich einen ſolchen hätte. Aber ich glaube nicht daran. Auch wäre es ſchwer, eine paſſende Partie für ihn zu finden.“

„Hat er viel Vermögen?“

„Er iſt, wie geſagt, nicht übermäßig reich, aber er wird ſo viel haben, daß er ſogar mit einer Frau, die ihm wenig oder nichts zubringt, anſtändig leben kann.“

„Nun, da hätten wir eine große Auswahl,“ ſprach die Baronin. — „Du haſt wahrhaftig Recht, George,“ unterbrach ſie ſich lachend, „daß ſo eine Partie zu arrangiren für jede Frau ein wahres Ver-

gnügen iſt. Da wäre zum Beiſpiel eine der Töchter des Finanzminiſters; zu jung wären ſie nicht mehr für Fremont."

„Nein, wahrhaftig, zu jung wären die nicht," verſetzte George kopfſchüttelnd, „und auch nicht zu hübſch. Mit dieſer Propoſition würdeſt du ihm wenig Vergnügen machen. Fremont iſt in gewiſſer Beziehung ein Geſchäftsmann und ein Kenner, er würde ſich am Ende durch ein immenſes Vermögen einnehmen laſſen; im anderen Falle müßte aber die, welche man ihm vorſchlägt, ein untadelhaft ſchönes Mädchen ſein."

„Was meinſt du zu Fräulein von S.?"

„Die wäre nicht ſo unrecht, aber denke an die Wittwe-Mutter, die müßte er nolens, volens mitheirathen, und das kann man dem guten Fremont wahrhaftig nicht zumuthen. Du mußt ſchon andere Candidaten vorſchlagen. — Ich glaube," fuhr er heiter fort, „daß dieſe Paſſion, Heirathen zu ſtiften, anſteckend iſt; ich fände mich am Ende auch darein. Bleibt es doch obendrein auch etwas Anerkennenswerthes, das Glück ſeiner Mitmenſchen zu beſorgen. Laß alſo weiter hören."

„Emma von W."

Der Baron zog die Augenbrauen in die Höhe, nahm die Cigarre aus dem Munde und pfiff den Anfang eines Parademarſches.

„Nein, nein," ſagte er alsdann, „Fremont iſt Civiliſt und hat durchaus keine militäriſche Neigung."

„Seht, wie ihr Männer boshaft ſeid! Jetzt hat das arme Mädchen eine leichte Liaiſon ohne Reſultat mit einem eurer guten Freunde gehabt —"

„Mit Cavallerie-Offizieren ohne Vermögen," ſagte Herr von Breda mit ſcharfer Betonung; „auch keine leichte Liaiſon, ſondern ein paar ſehr ſchwere Leidenſchaften. Und was die Chronique scandaleuse anbelangt, ſo kennt die Niemand beſſer als Fremont und ſein guter Freund Tondern. Nein, Julie, damit mußt du uns nicht kommen. Blättere um, blättere um."

„Dürfte es keine Wittwe ſein?“

„Das iſt Geſchmacksſache. Wittwen ſind gefährlich. Der Selige einer Wittwe, ſo ſchlimm er auch geweſen ſein mag, iſt in der zweiten Ehe immer ein Engel, und es iſt ſehr unangenehm, hören zu müſſen: Ja, damals war es doch ganz anders!“

Frau von Breda nickte mit dem Kopfe, und ihre Züge überflog ein ſchalkhaftes Lächeln.

„Gut denn,“ ſagte ſie, „ich will zugeben, daß deine Ablehnungsgründe bis jetzt richtig waren. Nun will ich dir aber eine Partie für Fremont vorſchlagen, an welcher du durchaus nichts zu mäkeln haben wirſt, vorausgeſetzt, daß du Mangel an Vermögen nicht als Hinderniß betrachteſt.“

„Das wäre Fremonts Sache.“

„Ich nenne dir ein junges Mädchen von ſeltener Schönheit, gut erzogen, rein wie ein Engel.“

„Wie alt iſt deine Schönheit?“ fragte der Baron.

„Bald neunzehn Jahre.“

„Du verſprichſt ungeheuer viel.“

„Pfui, George! für das Mädchen ſtehe ich ein. Ich ſage dir: jung, ſchön, vortrefflich erzogen, herzensgut, hat noch nie eine Liaiſon gehabt.“

„Neunzehn Jahre alt? — ſo nenne mir dieſes Wunder.“

„Eugenie,“ ſprach die Baronin und blickte ihren Mann lächelnd an.

Kam die Nennung dieſes Namens dem Baron ſo unerwartet oder hatte er ſich die Finger verbrannt — genug, er ließ ſeine Cigarre zu Boden fallen und ſtieß ſie dann, wie erzürnt über ſein Ungeſchick, in die Aſche des Kamins.

„Eugenie?“ wiederholte er fragend und verſuchte dabei zu lächeln; doch wollten ſeine Lippen nicht recht aus einander, vielmehr preßten ſie ſich heftig zuſammen, nachdem er kopfſchüttelnd wiederholt: „Eugenie? — Welche Idee!“

„Iſt ſie nicht jung und ſchön?“

seind bald von Herrn Specht, bald von der Ladenjungfer ein Capitel aus einem Andachtsbuch gelesen wurde, schien dem Principal nicht besonders zu behagen, gewöhnlich empfand er Kopfweh und begab sich auf sein Zimmer, von einem ernsten Blick seiner Frau begleitet. Letztere schien mir wirklich eine fromme Frau zu sein, wurde aber hierin von Herrn Specht übertroffen, dessen Mund von andächtigen lieblichen Redensarten, die Verehrung Gottes betreffend, beständig überfloß. Er begleitete seine Vorlesungen, die er mit gefaltenen Händen und niedergeschlagenen Augen hielt mit den beredsamsten Commentaren und sprach sich alsdann in eine wahre Begeisterung hinein, bis sein erhobenes Auge glänzte und ein leichtes Roth auf seinen blassen Wangen erschien, und die Principalin mit sanftem Ton sagte: „Specht, Er ist ein braver und frommer Christ, aber les' Er nur weiter." Um zehn Uhr wurden die Tagwerke des Hauses beschlossen und wir gingen zu Bette. Mein Zimmer war gelegen zwischen dem des Herrn Specht und der Ladenjungfer. Ermüdet von alle dem, was ich heute gesehen, legte ich mich nieder und hörte noch, wie der Buchhalter neben meinem Zimmer ein geistliches Lied mit lauter Stimme absang.

Herr von Breda blickte ſtarr in die Gluth und nickte faſt unmerklich mit dem Kopfe. Er hatte ſich gewaltſam gefaßt, und als er nun abermals den Verſuch machte, zu lächeln, gelang ihm das wirklich nicht ganz ſchlecht.

„Herzensgut und gebildet?“

„O gewiß, o gewiß!“

„Rein wie ein Engel und hat noch nie eine Liaiſon gehabt,“ fuhr die Baronin fort.

„Ich wollte den ſehen, der anders ſpräche!“ murmelte Herr von Breda zwiſchen den Zähnen.

„Nun denn!“

Nahm der Baron dieſes: nun denn? nicht als Frage auf, oder hatte er es nicht gehört — genug, er ſtarrte vor ſich nieder, nagte an der Unterlippe, und ſeine Augenbrauen zogen ſich finſter zuſammen. „Das kann dein Ernſt nicht ſein, Julie,“ ſagte er auf einmal mit herber Stimme. „Dieſer Fremont, ein alter, verlebter Junggeſelle, ah! du treibſt deinen Spaß mit mir! — Es war ein Vorſchlag, um mich lachen zu machen, nicht wahr, Julie?“

Damit ſah er ſeine Frau fragend, faſt bittend an, während er mit der rechten Hand durch ſein Haar fuhr und einen tiefen Athemzug that.

„Eugenie ſich verheirathen! Welche Idee!“

„Nun, dieſe Idee,“ verſetzte Frau von Breda mit großer Freundlichkeit, „liegt doch bei einem Mädchen von ihrem Alter recht nahe. Ich würde mich wahrhaftig freuen, wenn ſie eine gute Partie machte. Und du gewiß nicht minder, George, du, der ſo vielen und gerechten Antheil an ihr nimmt.“

„Ja — ich — der ich ſo vielen und gerechten Antheil an ihr nehme,“ wiederholte der Baron mechaniſch. „Eugenie ſich verheirathen? — Unſer Haus verlaſſen? — Ich muß dir geſtehen, Julie,“ fuhr er gefaßter fort und mit einem außerordentlich weichen Tone,

„daß ich daran noch nie gedacht habe. Dieſe Idee iſt mir neu, deßhalb hat ſie mich überraſcht — ſehr — ſehr überraſcht.“

Frau von Breda nahm ihr Buch, welches neben ihr aufgeſchlagen auf dem Stuhle lag, legte ihr Papiermeſſer hinein und ſchloß es leiſe. Dann ſagte ſie mit einem herzlichen, freundlichen Blick auf ihren Mann: „Ich weiß wohl, George, du haſt dich an das gute Mädchen gewöhnt; ich gewiß nicht minder, und als ich ihren Namen nannte, that ich es nicht, um etwas zu ſagen, was dir unangenehm wäre. Dabei bleibt es aber immer doch natürlich, auch in der Art von Eugeniens Zukunft zu ſprechen. — Du haſt vorhin alles Mögliche zum Lobe Fremonts geſagt; du haſt ihn ſelbſt für eine gute Partie erklärt.“

„Aber mit Eugenien?“

„Warum nicht mit ihr? Sie hat leider kein Vermögen und wird dankbar dafür ſein, wenn man ihr eine gute Verſorgung arrangirt.“

„Arrangirt, arrangirt! Eine gute Verſorgung!“ murmelte der Baron zwiſchen den Zähnen und ſetzte dann heftig hinzu: „Ob aber Eugenie Fremont lieben kann, danach fragt ihr bei euren Arrangements natürlicherweiſe nicht.“

„Weißt du denn, daß ſie ihn nicht lieben kann?“ fragte die Baronin heiter. „Geh, George! Es war ja ein Vorſchlag wie ein anderer; wie kannſt du das ſo ſchwer nehmen?“

„Ein ſolcher Vorſchlag, von Jemand gemacht, der ſich vorgenommen hat, eine Partie zu arrangiren,“ entgegnete der Baron mit leiſer Stimme, „kann ernſt werden, gefährlich. Wenn du dir das in den Kopf geſetzt haſt, ſo wirſt du Fremont encouragiren — du wirſt gegen Eugenie hier und da ein Wort davon fallen laſſen. Du wirſt ihr beweiſen,“ fuhr er lauter fort, „daß dieſer Fremont eine vortreffliche Partie für ſie iſt; er hat Vermögen, ſie iſt arm, ſehr arm. — Man muß ihr das Letztere gehörig begreiflich machen; man muß ihr dabei ſagen, es ſei ihre Schuldigkeit, für ſich ſelbſt zu ſorgen und ihren

Verwandten nicht immer zur Laſt zu fallen. Das arme Geſchöpf wird das begreifen und am Ende alles thun, was man von ihr verlangt, um gegen uns, ihre Verwandten, nicht gar zu anſpruchsvoll zu erſcheinen. O, ich kenne das!"

„Aber du kennſt mich nicht," ſagte die Baronin mit ſanfter Stimme, während ſie aufſtand, zu ihrem Manne trat und ihm ihre Hand leicht auf die Schulter legte. „Du kennſt mich nicht, George; nein, gewiß nicht, wenn du mir zutrauſt, ich ſei im Stande, ſo mit Eugenien zu ſprechen. — Blicke auf, blicke auf! Sage mir, alles das ſei Scherz geweſen, und ich will dir entgegnen, daß ich im Ernſte nicht daran gedacht habe. Glaubſt du denn, es würde mir ſo leicht, das gute Kind zu verlieren? Nur bin ich ruhiger als du und denke mir oft, es iſt beſſer, ſich nach und nach an etwas Unangenehmes zu gewöhnen, das doch wahrſcheinlich einſtens eintreten muß."

George von Breda machte eine gewaltige Anſtrengung, um einigermaßen heiter in die Höhe zu blicken; der Athem ſtockte in ſeiner Bruſt, er mußte ihn mühſam an ſich ziehen; doch that er das gewaltſam, damit ſein Herz momentan etwas erleichtert würde.

„Du haſt Recht, Julie," ſagte er nach einer Pauſe; „dein Vorſchlag hat mich allerdings überraſcht; und doch iſt es, wie du geſagt: es wird einſtens ſo kommen, man muß ſich daran zu gewöhnen ſuchen. — Aber Fremont," ſetzte er lebhafter hinzu, „Fremont nennſt du mir in dieſer Beziehung nicht wieder." Wenigſtens nicht ſo bald wieder," ſprach er, ſich bezwingend; „man muß das doch vorher genau überlegen."

„Ueberlege du dir das, George," gab Frau von Breda mit einem herzlichen Blicke zur Antwort; „es ſoll deine Sache ſein, und ich erwarte von dir darüber das erſte Wort."

Sie reichte dem Baron ihre Hand, die dieſer an ſeine Lippen drückte, und verließ darauf den Eßſalon, indem ſie zurückſchauend mit ihrem gewöhnlichen ruhigen Tone ſprach: „Du wirſt ausreiten, nicht wahr, Georg? Ich wollte mit Eugenien ſpazieren fahren. — Aber wir ſpeiſen zuſammen?"

„Um fünf Uhr,“ erwiderte der Baron, während er vor dem Kamine ſitzen blieb.

Lange ſaß der Baron da, unbeweglich, und blickte in die ſpielenden Flammen. Zuweilen flog ein unheimliches Lächeln über ſeine Züge, das aber mit einem Male wieder verſchwand, um einem finſteren Ausdruck Platz zu machen, der, ein Wiederſchein ſeiner Gedanken, ſich plötzlich über ſein Geſicht ergoß. Dann biß er die Zähne zuſammen, ſeufzte aus voller Bruſt, und während dies geſchah, neigte ſich ſein Haupt langſam herab, und da er zu gleicher Zeit die Hände erhob, ſo verbarg er gleich darauf ſein Geſicht in denſelben und blieb ſo ziemlich lange, ohne ſich zu rühren, ſitzen.

Es mußten gewaltige, ja ſchreckliche Gedanken ſein, die ihn während dieſer Zeit quälten; denn zuweilen zuckte der ſonſt ſo harte Mann zuſammen, wie ein anderer mit weichem Gemüth wohl zu thun pflegt, wenn er die Thränen nicht mehr zurückhalten kann, die ihm furchtbare Seelenleiden auspreſſen.

Aber das Auge des Barons von Breda war vollkommen trocken, als er nach längerer Zeit wieder den Kopf erhob und abermals ſtarr vor ſich niederblickte.

„So iſt es denn wahr,“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, „ſo iſt denn das nicht mehr zu leugnen, was ich mir ſelbſt ſchon häufig wegzuſcherzen ſuchte, was ich zuweilen lachend verwarf: — ich liebe dieſes Mädchen, nicht wie ein gewöhnlicher Menſch liebt, ſondern mit einer Raſerei, mit einer Leidenſchaft, vor der ich ſelbſt zurückſchaudere. — Ja, ich liebe ſie, und da mir das nun einmal klar geworden iſt, da ich ohne irgend eine Täuſchung den Abgrund vor mir ſchaue, den ich mir mühſam ſelbſt zugedeckt, ſo iſt es trotz allem Elend, das mich erfüllt, als ſei mir eine Centnerlaſt vom Herzen gerollt. — Ja, ich ſehe klar, furchtbar klar, und bin glücklich, daß ich klar ſehe, denn ich haſſe alle Täuſchung. — Eugenie, Eugenie!

Wieder verſank er in düſteres Nachſinnen, und auf ſeinem Geſichte wurden abermals ein trübes Lächeln und finſtere Schatten ſichtbar.

Es iſt etwas Zauberhaftes dabei, ſprach er zu ſich ſelber nach einer langen, langen Pauſe. Das arme Mädchen iſt, ohne es zu wollen, eine böſe Zauberin. Und gegen dieſen Zauber, fuhr er ſchaudernd fort, kann nicht Himmel noch Hölle helfen. Das fühle ich jetzt, wo ich vollkommen klar ſehe. Es iſt eine Liebe, die mich nach und nach überſchlichen und die mich um ſo gewaltſamer gefaßt, da ich, nicht an ſie glaubend, ihr nicht gleich kräftig entgegen trat; es iſt ein Funke, den ich nicht beachtete, den ich mit der Aſche der Vernunft zudeckte, und von dem ich glaubte, er glimme nicht mehr fort, da ich mir ſelbſt vorſpiegelte, die Gluth ſei erſtickt, weil ich ihren Schein nicht mehr ſah, oder es ſei ein ganz anderes, harmloſes Gefühl geweſen. — Ein harmloſes Gefühl? — ich Thor, der ich doch ſchon ſeit langer, langer Zeit froh und entzückt aufathmete, wenn ich ihre wunderbare Geſtalt ſah, wenn ich in ihr göttliches Auge blickte; der ich doch ſo ſeltſam zuſammenzuckte, wenn ich ihre warme Hand berührte, wenn mich der ſüße Hauch ihres Mundes traf! — Ja, ich zuckte zuſammen; ich, dem die kleinſte Hand gleichgültig war, der den ſchönſten weiblichen Körper für eben nichts weiter anſah, dem viele, o ſehr viele glänzende Augen vergeblich gelächelt! — Ich, der ich nie mit irgend einer Innigkeit an ein weibliches Weſen dachte, finde jetzt auf einmal, daß all mein Denken, all mein Thun bei dieſem Mädchen verweilt. Ah, das iſt entſetzlich! Das iſt ein fürchterliches Leiden, und nirgend, nirgend Heilung dafür!

Und doch eine Heilung, fuhr er nach einiger Zeit fort, während welcher er in ſich zuſammen geſunken da geſeſſen, wenigſtens der Verſuch einer Heilung — wie man auch eine Wunde, die der giftige Biß einer Schlange erzeugt, mit glühendem Eiſen ausbrennt. Man hat alsdann das Seinige gethan und erwartet ruhig den Ausgang; ſchlägt das Mittel an, — gut, ſo vegetiren wir weiter, hat es nicht gewirkt, ſo fühlen wir nach einiger Zeit, daß wir verloren ſind. Wir ſpüren das Gift ſtärker als zuvor in unſerem wild ſchäumenden Blute, wir

machen eine kleine Raſerei durch, um dann endlich, vielleicht nach namenloſen Leiden, in der That gänzlich kurirt zu ſein. O Eugenie, Eugenie!

Und dieſes Mittel hat mir Julie gezeigt, arglos wie ſie iſt. — Und warum ſollte ſie nicht arglos ſein? War ich es nicht ſelbſt bis auf dieſen Augenblick? ſagte ich es mir nicht vor einer Stunde noch, als das herrliche Mädchen mir ſo lieb in die Augen ſchaute, als ich ihre beiden Hände ergriff, als ich — thöricht genug war, ſie mit meinen Lippen berühren zu wollen? — Ja, geſagt habe ich es mir freilich, aber gedacht habe ich anders; ich will und kann das nicht leugnen. O, ganz anders! — War mir doch zu Muth, fuhr er nach einem tiefen Seufzer fort, als müßte ich vor ihr niederſinken und ſähe dann, wie ſie, indem ſie auf mich mild herabblickte, immer höher aufwärts ſchwebte, hoch, hoch, weit und unerreichbar, wo wir die himmliſchen Engel zu ſehen wähnen, die mild und verſöhnlich auf unſere namenloſen Leiden niederſchauen. Ja, das Mittel, welches Julie vorſchlug, hat mir endlich die Augen geöffnet, hat mich gezwungen, klar zu ſehen. Aber dieſes Mittel, für mich qualvoller als alle Leiden — nie — nie — nie — nie!

Der Baron fuhr mit der Hand über das Geſicht, ſchaute einen Augenblick um ſich, ſtützte dann den Kopf auf die rechte Hand, wobei er im wachen Zuſtande fortfuhr zu träumen: Ja, ich liebe ſie, ich liebe ſie unendlich, bis zur Raſerei. — Ein Wort, worüber ich oft gelacht habe, und das ich jetzt in dieſer Anwendung ſo ſehr richtig finde. — Sie iſt mir Alles: ich wüßte nicht, wie es mir möglich wäre, ihren Anblick zu entbehren! Meine ſüße Zauberin! — meine Heilige! — Und während ich fühle, wie dieſe Leidenſchaft, dieſe unglückliche Leidenſchaft, dieſe raſende Leidenſchaft mir langſam das Herz zerdrückt und ich doch nicht von ihr laſſen kann und mich wie ein Verbrecher nahen ſoll, einen Blick aus dieſem göttlichen Auge zu erhaſchen, die Berührung ihrer warmen Hand, den duftigen Hauch ihres Mundes, — während alles das für mich ſüße Genüſſe ſind, die ich liſtig

ſtehlen und vor aller Welt verbergen muß, ſoll ein Anderer, ein Fremont, mit dem Rechte des Beſitzes ihre Hand ergreifen, ſie vertraulich an ſich ziehen, ihre Stirn, ihren Mund zu küſſen! — O, dieſe wunderbare Stirn, dieſen friſchen, unausſprechlich ſchönen Mund!

Bei dieſen Gedanken vergrub Herr von Breda ſeine Finger in die Haare, er ſtarrte nicht mehr finſter, ſondern mit einer furchtbaren Wildheit vor ſich nieder, wobei ſeine Augen flammten, ſeine Lippen krampfhaft zuckten; dann ſprang er von ſeinem Sitze in die Höhe, heftig ausrufend: „Nein, nie! Bei allen Teufeln, nein! Nicht dieſer Fremont — nicht er — o Gott, Keiner, Keiner!“

Ein tiefer Seufzer rang ſich aus ſeiner Bruſt los, und man hätte deutlich ſehen können, welche Mühe ſich dieſer harte, gewaltige Mann gab, um die entſetzlichen Gedanken, die ihn quälten, zu verbannen und ſeine gewöhnliche Ruhe wieder zu gewinnen. Er verbarg die rechte Hand auf der Bruſt und ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab. Nach und nach wurde er weicher und dann auch ruhiger; ſeine Züge glätteten ſich wieder; doch konnte man an dem matten Strahl ſeines Auges, ſowie an ſeinen bleichen Lippen ſehen, wie er gekämpft und gerungen, wie er gelitten.

Und ſein Kampf war vergeblich geweſen; er hatte nicht geſiegt. Jetzt trat er an den Kamin zurück, legte den rechten Arm auf das Geſimſe deſſelben und dachte mit einem trüben Lächeln weiter: Wie oft habe ich in früheren Zeiten geſpottet, wenn mir Dieſer oder Jener ſprach von den wunderbaren Augen eines Mädchens, von ihrem Blick, der ihn bezaubert und bethört; von dem Ton ihrer Stimme, deren verwirrenden Klang er nicht im Wachen und nicht im Träumen los werden könne! Wie habe ich faſt verächtlich mit den Achſeln gezuckt, wenn mir irgend Einer mit bebenden Lippen verſicherte, all ſein Glück all ſein Denken und Fühlen liege nur in ihr, nur in dem Mädchen, das er liebe, das er anbete! — Und dieſes Wort anbeten, wie lächerlich erſchien es mir! o, wie ſo lächerlich damals! Und mit welch ſchrecklicher Wahrheit fühle ich jetzt den Begriff dieſes Wortes! Ja, an-

beten, feiernd hinaufſchauen zu ihr, das iſt der richtige Ausdruck. Süß zuſammenfahren beim Klang ihrer Stimme, ohnmächtig ſein wie ein Knabe, wenn ſich ihre Lippen öffnen und ſie weich deinen Namen nennt. Erſchrecken vor dem Blitz ihrer Augen, die eigenen ſchließen, wie um den himmliſchen Glanz länger feſt zu halten. — Ja, anbeten — anbeten! ihr reines Herz, ihr liebendes Gemüth! — Seligkeit, Seligkeit, zu ihren Füßen liegen zu dürfen, lange, lange in ihre Augen zu blicken, fort und fort, unverwandt. Dann ihre Hände zu ergreifen und ſich langſam empor heben zu laſſen an ihr klopfendes Herz, während ihre Blicke ſich in die meinigen verſenken, unſer Denken und Fühlen Eins iſt, unſer Herzſchlag derſelbe, ſich mit jeder Sekunde ſteigernd, bis zu jenem ſeligen Augenblicke, wo ſie ſchamerröthend flüſtert: Ja, ich liebe dich. — Das iſt Anbetung, die zum Himmel führt.

So könnte es ſein, fuhr er fort, indem er ſich aufrichtete und die rechte Hand weit von ſich abſtreckte. Aber es iſt nicht ſo und wird nie ſo werden. Es ſind Träume, denen ich nicht einmal nachhängen darf. O, es iſt doch ſo entzückend, angenehm träumen zu dürfen! — Als ich noch ein junger Menſch war und in die Schwadron trat, da hatte ich auch meine Träume, und deren Endpunkt war, ſpäter einmal an der Spitze eines ſchönen Reiterregiments gegen den Feind fliegen zu dürfen. O, wie glücklich war ich in jenen Träumen! wie malte ich mir mit aller Phantaſie jeden Schritt aus, der mich dem erſehnten Ziele näher führte! Und ich durfte das thun, ich durfte Tage lang daran denken; ich hatte das Recht, mir jedes Mittel zu vergegenwärtigen, das mich meinem Glücke näher bringen könne. Und jetzt, wo mir etwas anderes vorſchwebt, das ich noch weniger erreichen kann, als das, wovon ich in der Jugend geträumt, jetzt habe ich nicht einmal das Recht, daran zu denken. — Ah, wie würden ſie lachen, wenn ſie erführen, der wilde George, der ſo oft über ſie geſpottet, fühle nun ſelbſt ſchaudernd, daß auch ſeine Stunde geſchlagen! er denke fort und fort an ein ſchönes Mädchen, er würde ſich glücklich ſchätzen — was! glücklich ſchätzen? —

er würde ſelig ſein, wenn ein wohl reizendes, aber — würden ſie achſelzuckend hinzuſetzen — an ſich unbedeutendes Geſchöpf ihm die Hand reichte und zu ihm ſpräche: Ich liebe dich! — Wie ſich die Zeiten ändern! —

„Hahaha, wie ſich die Zeiten ändern!“ wiederholte er wild und krampfhaft lachend. „Ja, ſie ändern ſich ſehr; und es iſt mir doch, als ſei nicht nur mein Geiſt verſtört, ſondern als habe das Gift auch meinen Körper ergriffen. Wahrhaftig, ich wanke, ſtatt feſt aufzutreten.“

Dabei fuhr der Baron trübe lächelnd ein paar Mal mit der Hand über die Stirn und nahm ſich alsdann gewaltig zuſammen, um mit feſtem Schritt durch das Zimmer zu gehen und auf die Eſtrade hinaus zu treten.

Da lag der Wintergarten vor ihm mit ſeinem ſaftigen Grün, mit ſeinen Hunderten von Blumen und Blüthen. Aber Alles erſchien ihm anders, beinahe farblos, beinahe grau; es war ihm, als hätte die Hand eines Zauberers den glänzenden Schmelz von all den duftigen Blumen weggewiſcht. Das Grün der Bäume erſchien ihm ſo tief dunkel und ſchwarz, und der Waſſerſtrahl der Fontaine, der bisher ſo luſtig und vergnügt geplätſchert, ſchien jetzt im Niederfallen ein melancholiſches Lied zu ſingen.

Baron Breda ging durch das Gewächshaus hindurch, und Andreas, der Gärtner, der ihn kommen ſah, öffnete die Seitenthür, welche nach dem Platz vor dem Hauſe führte, wohin ſich der Baron in tiefe Gedanken verſunken begab.

Dort führte der Jockey das große geſattelte Pferd umher, und näherte ſich augenblicklich ſeinem Herrn, ſobald er ihn gewahr wurde.

Dieſer trat dicht an Lord hin, fuhr mit der linken Hand ſanft über den glatten Hals, nahm dann mechaniſch die Zügel, und erhob den Fuß, um ihn in den Bügel zu ſetzen.

„Gnädiger Herr,“ wagte der Gröom zu ſagen, indem er ſich ſtatt an den rechten Steigbügel zu hängen, wie er in ſeinem Dienſteifer

sonst wohl zu thun pflegte, zögernd auf der linken Seite des Pferdes stehen blieb; „gnädiger Herr haben Hut und Reitpeitsche vergessen.“

George von Breda fuhr aus seinen Träumereien empor und nickte leicht mit dem Kopfe, worauf Friedrich dem Kammerdiener winkte, der unter dem Hause stand und eilig hinein stürzte und nicht nur das Vergessene, sondern auch Handschuhe und Paletot seines Herrn brachte.

Dieser wies den Letzteren zurück, und nachdem er den Hut aufgesetzt und die Handschuhe angezogen hatte, schwang er sich in den Sattel des Pferdes und lenkte dann dasselbe dem Hofthore zu.

„Onkel George, Onkel George!“ rief hinter ihm eine fröhliche, wohlklingende Stimme.

War es zufällig, daß der Baron in diesem Augenblicke Lord in Galopp setzte und zum Hofe hinaus jagte, oder that er es vielleicht absichtlich, um jene Stimme nicht zu vernehmen — genug, es geschah, und in der nächsten Sekunde waren Pferd und Reiter in der Biegung des Weges verschwunden.

IV.

Das Waaren-Magazin. Etiquetten.

Nachdem das Ausklopfen mehrere Tage auf die beſchriebene Art gedauert und nachdem man genau ermittelt, wie viel Ellen Seide, Band und andere Stoffe ſich vorfand, wodurch die Activen des Handlungshauſes feſtgeſtellt werden konnten, ging man daran, das Waaren-Magazin wieder einzuräumen, wobei ich dem Principal hülfreiche Hand leiſten ſollte und ich fand da ein Geſchäft, das mir weit mehr zuſagte, wie die Beſchäftigung der letzten Tage. Da waren tauſenderlei Artikel, die ich gerne betrachtete und die mir Stoff zum Nachdenken und zu den freundlichſten Phantaſien gaben. Der Prinzipal war, ſo wie er ſich mit mir allein befand, redſeliger und freundlicher, wie ſonſt und belehrte mich gern über das Vaterland und die Entſtehung vieler fremdartiger Artikel. Ueber ſeine Stellung hier im Hauſe konnte ich nicht recht klug werden, ſeine Anſichten ſchienen nicht viel

Vierzigſtes Kapitel.

Der Waldweg.

Der Baron George von Breda ließ ſein Pferd nicht lange galoppiren; nach einigen Minuten zog er die Zügel an, und da er Lord ſcheinbar gehen ließ, wohin dieſer wollte, ſo wandte ſich das Thier einem ihm ſehr bekannten Wege zu und ſchritt die Landſtraße hinauf, von deren Höhe man die Stadt überblicken konnte. Wie es hier faſt immer, ſonſt aber auf eine Bewegung des Reiters, geſchah, ſtand Lord auch dieſes Mal aus Gewohnheit ſtill und wandte ſich halb rückwärts.

Der Baron ſchaute auf; da lag die Stadt im hellen Sonnenglanze, der aber nicht kräftig genug war, um die kalten Dünſte, die überall auf den Straßen aufgeſtiegen waren, niederzudrücken, ſo daß es ausſah, als leuchteten einzelne Dächer und verſchiedene höhere Gebäude aus einem trüben Waſſerſpiegel empor, was um ſo eigenthümlicher erſchien, da die Höhen rings umher, namentlich die fernen Berge, mit Tannen bewachſen, ſich ſo ſcharf und klar von dem hellen Himmel abzeichneten. — Dort lag auch ſein Haus, er ſah aber nichts als die Spitze des Daches, auf derſelben eine hohe Stange, an der eine rothe Fahne flatterte. Das Wrack eines Schiffes, das eben von den gefräßigen Wellen verſchlungen wird! ſo dachte er, als er das ſah, und mur-

melte in ſich hinein: „Dann wäre Alles, Alles vergeſſen, und wir hätten Ruhe.“

Lord ſchritt weiter, dem Thale zu, das wir bereits kennen, und unten im Grunde bog er von der großen Straße links ab, in den verwahrloſten Waldweg, wo ſich Ruheplätze befanden, die keine Ruheplätze mehr waren, und wo die Regenfluten ſich andere Straßen gewühlt hatten; in dieſen Waldweg, der einſtens eine breite Paſſage geweſen, dem aber jetzt nach und nach die Sträucher rechts und links neugierig näher gerückt waren, gewiß in der Abſicht, ſo bald als möglich das ganze Terrain zu überziehen, und ſo den zudringlichen Menſchen dieſen Raum wieder abzugewinnen.

Oft hatte ſich der Baron über dieſen ſchrecklich verwahrloſten Weg geärgert, und hatte zuweilen ſeinem Schwager, dem Herrn von Braachen, darüber Vorſtellungen gemacht, ja, ſich angeboten, für ihn die Straße wieder herſtellen zu laſſen. Doch hatte der alte Herr jedes Mal freundlich mit dem Kopfe geſchüttelt und ſtill lächelnd geſagt: „Laſſen wir den Weg, wie er iſt, beſter Freund; das iſt wie ſo Vieles in der Welt, unverhofft nach und nach gekommen; aber wir haben uns daran gewöhnt, und jetzt iſt mir die Wildniß ſogar lieb geworden. Betrachte ich ſie doch in meiner Einſamkeit wie eine Art Schutz; denn wenn zudringliche Leute von der großen Chauſſee auf dieſen Seitenpfad blicken, da denken ſie achſelzuckend und mit vollem Rechte: Bei den Leuten da drinnen muß nicht viel zu holen ſein. So bleiben Sie mir vom Halſe.“ —

„Man könnte ja das Ganze mit einem feſten Thore abſchließen,“ hatte darauf der Baron entgegnet, der alte Herr ſich aber alsdann mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit auch gegen dieſen Vorſchlag geſträubt. — „Es paßt ſo zum Ganzen,“ hatte er faſt bittend geantwortet, und dann hinzugeſetzt: „ich glaube auch nicht, daß es Eugenien großes Vergnügen machen würde, wenn wir den Weg wieder herſtellten. Seit ſie da iſt, iſt er ſo langſam verfallen, und es war ihr immer ein lieber Spielplatz, ſo lange ich denken kann.“

Daran dachte heute George von Breda, als er im langſamſten Gange des Pferdes, dem er vollkommen die Zügel ließ, durch den vernachläßigten Waldweg ritt.

„Es iſt ein ſeltſames Mädchen,“ hatte der alte Herr, der ſein Kind über Alles liebte, weiter geſprochen. „So ſehr ſie auf Ordnung in ihren Zimmern ſieht und bei meinen koſtbaren Töpfen — denn die hält ſie in Ordnung wie der beſte Gallerie-Inſpektor — ſo macht ihr die Wildniß des Weges Vergnügen. Habe ich ſie doch ſchon ſelbſt wie einen kleinen Kobold lachen ſehen, wenn ſie am Eingang auf die Chauſſee, hinter einem Gebüſche verborgen, zuſchaute, wie Beſucher, die kamen, zweifelhaft waren, ob der Weg auch wirklich zu uns führe. Und dann hat ſie hier ihre Lieblingsplätze, wo ſie halbe Tage mit ihren Büchern war, bald las, bald träumte.“

Auch daran dachte der einſame Reiter, als er bei den zuſammengeſtürzten Ruheplätzen vorüber kam.

„Ich verſichere Sie, Schwager,“ hatte Herr von Braachen oftmals geſagt, der es außerordentlich liebte, von ſeiner Tochter zu reden, „das iſt ein ganz ſonderbares Kind; wenn rechts oder links am Wege ein neues Reis aufſchießt, das pflegt ſie, als wenn es ein koſtbarer Baum wäre.“

George von Breda betrachtete dahin reitend alle Stauden an der Straße mit dem größten Nachſinnen. War es ihm doch, als ſähe er ihre leichte elaſtiſche Geſtalt durch die Stämme ſchlüpfen und bemerkte, wie ihre feinen Finger durch die Zweige führen.

Namentlich hatte Herr von Braachen durchaus nichts von einer Wiederherſtellung der beiden Pfeiler an der kleinen Brücke wiſſen wollen, die am Ende des Waldweges lagen, wo dieſer auf den ehemaligen Park mündete.

„Das hat Eugenie,“ ſagte er lachend, „geradezu verboten; da darf man keinen Stein anrühren, den Platz liebt ſie über alle Maßen. Sie ſagt, es ſei ihr Thurm, ihr Luginsland, wo ſie nach den Freunden ausſchaue, die zum Beſuche kommen. Und das werden Sie ſelbſt

am beſten wiſſen," hatte er hinzugeſetzt, „denn unter zehn Mal, wo Sie kommen, lieber Schwager, ſitzt das Mädchen neun Mal auf der Steinbank an dem Waſſergraben und wartet auf Sie; ſie freut ſich ungeheuer, wenn ſie Ihr Pferd von Weitem galoppiren hört."

An der kleinen Brücke bei den beiden verfallenen Steinpfeilern hielt der Reiter ſein Pferd an und dachte am lebhafteſten an das, was ihm der alte Herr ſo oft über den verfallenen Waldweg geſagt und was er ſelbſt erlebt. Ja, wenn er in ſeinen Erinnerungen Jahre zurückging, und ſich ſeine vielen Ritte hieher vergegenwärtigte, ſo dachte er wieder, was er auch damals immer gedacht: Ob das Kind wohl auf der kleinen Steinbank ſitzen wird? Und darauf ließ er ſein Pferd in vollem Laufe gehen und freute ſich jedes Mal, wenn er ein helles Gewand durch die Zweige ſchimmern ſah.

Das war anfänglich die kleine Eugenie, die in die Hände ſchlug und ihm entgegen jubelte, und wie ſie auch nach und nach empor wuchs und ein ſchönes blühendes Mädchen wurde, ſo ſaß ſie nicht minder auf der kalten Steinbank und rief ihm faſt jedes Mal entgegen: „Onkel George, du warſt lange nicht da!" oder: „Onkel George, du kommſt heute recht ſpät!" Das Kind hatte er alsdann vor ſich aufs Pferd genommen, und wie hatte ſie ſich gefreut, wenn er dann über die hallende Brücke hinweg durch den verwilderten Park im vollen Galopp mit ihr bis vors Haus ſprengte!

Endlich war Eugenie zu groß geworden, um ſie vor ſich aufs Pferd zu nehmen, und da machte er ihr häufig das Vergnügen und ließ auf ihre Bitten den Reitknecht abſteigen, ſaß aber häufiger ſelbſt ab, und dann ritt ſie auf ſeinem Sattel oft ſo wild davon, daß ihm Angſt und bange wurde.

Während der Baron alles dieſes vor ſeinem Geiſte vorüber gehen ließ, war er auch heute wieder von ſeinem Pferde abgeſtiegen, und wie in gänzlicher Vergeſſenheit ſchaute er um ſich her, ob ſie nicht hervortreten würde, den Hals des Pferdes ſtreicheln, und, wie das ſchöne Mädchen in der letzten Zeit oft zu thun pflegte, ihren Arm in

den seinigen schieben, um fröhlich plaudernd mit ihm nach dem Schlosse zu gehen.

Aber sie konnte ja nicht da sein; hatte er doch ihren Ruf vernommen, als er vom Hause weggeritten, und gestand sich jetzt, daß er absichtlich davon gesprengt war, ohne sich umzuschauen. Er setzte sich auf die kleine Steinbank, genau auf denselben Platz, wo sie gewöhnlich gesessen, und da es ihm warm geworden, nahm er seinen Hut ab und lehnte die heiße Stirn an die kühlen Steine des Pfeilers. — Ah! sie mußten wohl feucht sein, diese kalten Steine, denn als sich George von Breda nach längerem Hinträumen mit einem Male wieder aufrichtete, war sein Gesicht naß geworden — natürlicher Weise von den nassen Steinen. — So schien er selbst zu glauben, denn er faßte unwillkürlich mit der Hand dorthin, sagte aber darauf plötzlich, wie sich besinnend, mit einem sehr schmerzlichen Ausdruck in den Zügen: „Es ist das keine Schande; hat doch der harte Stein, an den sie so oft ihr Haupt gelehnt, ebenfalls geweint. Gewiß mit vollem Rechte; denn sie ist lange, lange nicht hier gewesen, und wer kann ihre Abwesenheit ruhig ertragen?“

Hierauf stand er langsam auf, hängte den Zügel von Lord über den Arm und trat über die Brücke in den verwilderten Park. Die Fläche mit einzelnen Partien alter, riesenhafter Bäume kam ihm heute ausgedehnter vor als sonst, was natürlich war, da auch das Unterholz nun seine kahlen Aeste zeigte und so eine weitere Aussicht gestattete. Die Natur schien still zu stehen und sich zu besinnen, ob es jetzt genug mit dem Winter und ob man jetzt so weit auf das Frühjahr hoffen könne, um die zarten Gräser und Knospen aus ihrem Gefängniß zu entlassen. Der Sonnenschein der letzten warmen Tage war verführerisch gewesen, weßhalb man hier und da schon ein vorwitziges Gras sah und selbst in der Entfernung an den Bäumen zu bemerken glaubte, wie ein eigener Schimmer, ein Duft sich um die nackten Aeste gewoben hatte und anfing, deren scharfen Contouren ihre Härte zu nehmen.

Dieſer Duft des Vorfrühlings hat etwas unausſprechlich Angenehmes, ja, Rührendes — das unmerkliche Oeffnen dieſer Tauſende von Knospen, ein Blinzeln der Blätter durch die ſchützende Umhüllung, eine Frage an den Wind, der vorüberſtreicht, ob es jetzt nicht bald genug ſei mit Schnee und Eis. — Und dieſer Flor, dieſer Duft wechſelt bei gnädigem Frühjahr von Tag zu Tag aus leichtem Grau ins Bräunliche, dann in Dunkelviolet, das täglich maſſiger wird und zuletzt einen ſanften, Anfangs unbeſtimmten grünnen Schimmer zeigt. Bis hierhin reichen die erſten ſchüchternen Verſuche der kindlichen Blätter; haben ſie das erſt glücklich überwunden, dann können ſie ſich vor Freude nicht mehr halten, reißen gewaltſam die Knospen aus einander und purzeln ſo vergnügt heraus, daß man oft, namentlich nach einem warmen Regen, in der That glauben möchte, man könne ein fröhliches Juchhei hören.

Der Baron von Breda hatte ſchon oft hier auf dieſem Platze den Winter ſchwinden, den Frühling kommen ſehen. Und jedes Mal hatte er mit der ganzen Natur ſo gern das behagliche Gefühl getheilt, welches durch alles, was da lebt und webt, hindurch zu ſtrömen ſcheint. Heute dagegen war es ihm zu Muth, als ſollte der Herbſt kommen, und das rührte wohl daher, weil er ſich gern eines Tages des letztvergangenen prachtvollen Herbſtes erinnerte, wo er ſich auf derſelben Stelle befunden, wo die Sonne gerade ſo am Himmel geſtanden wie jetzt; wo ſie auch drüben ihre goldenen Lichter auf die mächtigen Stämme der Bäume gezeichnet, wo ſie das gelbe Laub am Boden erglühen ließ wie heute, wo ein ebenſo leiſer Wind die vertrockneten Blätter vor ſich hinflattern ließ und mit den Gräſern ſpielte, deren glatte Fläche dann ſo eigenthümlich im Sonnenlichte glänzte. Ja, die ganze gelbgraue Färbung war an jenem Herbſttage geweſen wie heute, und doch hatte George von Breda damals, wenn auch ſinnend, doch freudig, faſt glücklich den langen Winter mit ſeinen Nebeln, ſeinem Schnee und Eis entgegengeſehen, während er heute, wo ſich Alles

zu einem fröhlichen Erwachen anſchickte, tief betrübt und unglücklich dem kommenden Frühjahr entgegen ſah.

O, warum tragen wir in unſerem armen Herzen die Trauer überall hin und nehmen den Frieden von Wald und Thal durch unſere kleinen und großen Leiden!

Indem George von Breda langſam weiter ſchritt, ſann er darüber nach und ſuchte vergeblich zu ergründen, ob die Unterredung mit ſeiner Frau heute Morgen, Eugenie und den Baron Fremont betreffend, ſo ohne allen Grund aus deren Kopf entſprungen ſei, ob Fremont über dieſes Projekt noch gar nicht nachgedacht oder ob er durch ein Wort, einen Blick, den Frau von Breda aufgefaßt, dazu Veranlaſſung gegeben habe. Er hatte nichts bemerkt und ſagte ſich kopfſchüttelnd: Was mich beruhigt, iſt, daß Fremont ein vortrefflicher Rechner iſt und mir ſchon oft geſagt hat, es würde für ihn nicht angehen, eine Frau ohne Vermögen zu heirathen. — Spekulirt er vielleicht, weit vorausſehend, auf das Geld meiner Frau und denkt, ich würde den gutmüthigen Onkel machen und mich bei Lebzeiten ſchon beerben laſſen? — Für Eugeniens Glück? — — Ah, das iſt ein Gedanke, der mich beim erſten Ergreifen toll machen könnte und doch wieder etwas Tröſtliches hat. — Ich habe von meiner Frau nie etwas erbeten, ſetzte er düſter nachſinnend hinzu, aber wenn eine Heirath mit Fremont das Glück des Mädchens ausmachen könnte, da würde ich ſie auf meinen Knieen anflehen, als Mutter für ſie zu ſorgen. — Ja, wenn Eugenie Fremont liebte! — Bah, Unſinn! ſie kennt ihn nicht. — Das heißt, ſie ſah ihn oft genug, und wer vermag das Herz eines Mädchens zu ergründen! — Dieſer Fremont! weg, weg mit dieſen hölliſchen Gedanken! Denke ich ſo oder denke ich ſo, es iſt für mich Alles gleich entſetzlich. — Wohin ich blicke, finſtere Nacht.

Der Baron hatte bei dieſen Gedanken ſeine Hände erhoben und drückte ſie feſt an ſeine Schläfe, als er mit einem Male, obgleich durch den weichen Grasboden gedämpft, den Galoppſchlag der Hufe eines ihm entgegen kommenden Pferdes vernahm. Raſch blickte er

auf und ſah in demſelben Augenblicke auch ſchon einen Reiter einige Schritte von ſich pariren und hörte eine luſtige Stimme, die ihm zurief:

„Da kann man Jemand ſehen, der ſeine Zeit nach allen Richtungen zu genießen verſteht. Es iſt bei Gott eine vortreffliche Idee, an dieſem herrlichen Tage im milden Sonnenſchein, nachdem man ſich müde geritten, zu Fuß zu gehen. Man kann immer von dir lernen.“

Es war Herr von Tondern, der alſo ſprach und dabei, ungenirt aus dem Sattel rückend, den rechten Steigbügel vom Fuße fallen ließ.

„Es wird Einem faſt zu warm,“ fuhr er fort, indem er ſeinen Hut abnahm; „wenn man ſcharf reitet, ſo ſpürt man wahrhaftig ſchon die Kraft der Sonne. — Aber wo willſt du hin? — doch ich brauche das eigentlich nicht zu fragen,“ meinte er lächelnd; „du biſt im Begriff, deiner liebenswürdigen Schwägerin einen Beſuch zu machen.“

George von Breda nahm ſich zuſammen, nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Um das zu wiſſen, brauchſt du allerdings nicht viel von deinem gewöhnlichen Scharfſinn aufzuwenden. Du ſiehſt mich in den Grenzen des Gutes; dort zwiſchen den Bäumen blickt das rothe Gebäude hervor.“

„Es iſt wahrhaftig ſchade,“ gab Tondern zur Antwort, „daß du nicht früher geritten biſt; wir hätten die kleine Tour zuſammen machen können.“

Er ſchlug dabei, außerordentlich gleichgültig ausſehend, mit der Reitpeitſche nach einem welken Blatte, das den Winter überdauert hatte und nun vor dem Hauche des Frühlings herabflatterte.

„Du warſt auch dort?“ fragte George von Breda.

„Ja, ich habe einen Beſuch gemacht,“ entgegnete Tondern, „was ich leider nur in großen Zwiſchenräumen thue. Und ich ſage jedes Mal: leider! ſo oft ich von dort komme. Deine Schwägerin iſt und bleibt doch eine höchſt intereſſante, eine geiſtreiche Frau. Schade, daß ſie ſich von der Welt zurückzieht. Ich bitte, ihr zu bemerken,“ fuhr er luſtig fort, „daß ich mit Entzücken von ihr geſprochen. Es iſt

das ein Freundſchaftsdienſt, den du mir erzeigen kannſt, und ſtehe ich zu allem Gleichen gern bereit."

„Und wenn ich es thue, was kann es dir nützen?" ſagte der Baron mit einem ernſten Blicke.

„Nützen? nützen?" fuhr der Andere lachend fort. „Den Teufel! du kennſt meine Schwäche, guter George, mit der ganzen Welt auf gutem Fuße zu ſtehen. Und dann, Scherz bei Seite, ich verehre deine Schwägerin!"

„Seit wann?" fragte der Baron von Breda ziemlich kurz, da ihn ein unangenehmes Gefühl bei der Begegnung Tondern's, des vertrauten Freundes vom Baron Fremont, gerade auf dieſem Terrain überſchlichen.

„Seit wann? komiſche Frage! Haſt du je aus meinen Reden oder aus ſonſt etwas entnehmen können, daß ich Frau von Braachen nicht nach Verdienſt verehre? — Aber, Teufel! lieber George, du ſiehſt verdrießlich aus, du biſt ſchlechter Laune — was fehlt dir?"

„Mir? ganz und gar nichts," gab der Baron zur Antwort, indem er mit ſeinem gewöhnlichen, ruhigen Geſichtsausdruck den Andern feſt anſchaute. „Meine Laune bleibt ſich, Gott ſei Dank! immer gleich. Ich ſpazierte langſam dahin und dachte an Dies und Das."

Als er dies geſagt, ärgerte er ſich über ſich ſelbſt, weil ſeine Worte wie eine Entſchuldigung klangen, die er Tondern gegenüber am allerwenigſten nothwendig zu haben glaubte.

„Ja, nachdenkend warſt du," meinte Tondern; „ich ſah dich ſchon lange, ehe du mich bemerkteſt, du gingſt ſehr gebückt und berührteſt mit den Händen deine Stirn. Du haſt vielleicht Kopfweh?"

„Auch ein wenig. — Alſo ich finde meine Schwägerin zu Hauſe?" fragte er nach einer kleinen Pauſe.

Herr von Tondern hatte mit dem rechten Fuß nach ſeinem Steigbügel geangelt und antwortete, indem er ſich darauf wieder in den Sattel zurecht ſetzte: „Alles zu Hauſe; ich habe den alten Herrn mit einem Scherben glücklich gemacht, wodurch ich zweien Menſchen eine

freilich ganz verſchiedene Emotion verurſacht, deinem Schwager, der ſich darüber gefreut, und unſerm unruhigen Legationsrath, der ſich ärgern wird, da ich ihm das Geſchirr entwendet. — Man muß ſich in der Welt zu helfen wiſſen," ſetzte er laut lachend hinzu.

„Jeder nach ſeinem Geſchmack," meinte George von Breda. — „Behüte dich Gott!"

Damit grüßte er mit der Hand und ſchritt neben ſeinem Pferde dem Hauſe zu.

Herr von Tondern blieb noch einen Augenblick halten, um dem Baron kopfſchüttelnd nachzuſchauen, dann galoppirte er davon, indem er zu ſich ſelber ſprach: Was Teufel iſt dem George in die Krone gefahren? Sollte Fremont ein verfluchter Kerl geweſen ſein, ſollte er vielleicht allzu bemerkbar gegen Eugenie den Niedlichen geſpielt haben? Es ſähe ſeiner Dummheit ähnlich. Und wenn dem ſo iſt, hat er vielleicht in aller Einfalt klug gehandelt. — Gott iſt zuweilen ſtark in den Schwachen.

Er ließ ſein Pferd ſo viel wie möglich ausgreifen, um den für ihn ſo langweiligen Waldweg recht bald hinter ſich zu haben.

Als George von Breda dem Hauſe näher kam, blieb er einen Augenblick ſtehen, wandte ſich um und dachte ſeinerſeits: Was hatte Tondern hier zu ſchaffen? Mir ſcheint es wahrhaftig, als wenn Julie nicht ohne Einwirkung von jener Heirath geſprochen. Sollte da nicht am Ende ein kleines Complot beſtehen? — Ah, wir wollen das bald erfahren.

Kurze Zeit darauf hatte er den Hof erreicht und fand François, der ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit eilfertig herbeigekommen war um dem Baron das Pferd abzunehmen. Doch dankte ihm dieſer mit einer kurzen Handbewegung, und da er nicht Luſt hatte, den edlen Lord der Pflege des Italieners zu überlaſſen, ſo brachte er das Thier ſelbſt nach dem Stalle und ſorgte dort für daſſelbe, ehe er in das Haus eintrat.

Der Beſuch war indeſſen ſchon von droben bemerkt worden, und Herr von Braachen bewillkommte ſeinen Schwager an der Hausthür.

Gewicht zu haben und ſeine Frau, wie der Herr Specht ſchienen dieſelben wenig zu beachten, überhaupt ließ man ihn kaum zu Wort kommen. Dafür mochte er aber auch den Buchhalter nicht leiden, wie ich wohl ſchon bemerkt hatte, er ſprach ſelten mit ihm und wenn derſelbe irgend etwas erzählte, ſo horchte er nicht zu und wenn er gar Bibelſtellen oder geiſtliche Lieder recitirte, ging er gewöhnlich mürriſch hinweg.

Hier auf dem Waarenlager war er recht geſprächig, wir legten türkiſche Teppiche zuſammen und ich lobte die ſchönen Zeichnungen und die hellen Farben. „Wiſſen Sie auch, wo das gemacht wird?“ fragte er mich, „das will ich Ihnen erzählen; weit hinein in der Türkei bei der ſchönen Stadt Smyrna fertigen die Leute in den Dörfern dieſes bunte Gewebe und da daſſelbe aus einem Stück beſteht, ſo ſind oft 20—30 Menſchen damit beſchäftigt; in der Mitte fangen ſie an und arbeiten immer weiter auseinander mit Nadel und Faden, bis der Teppich ſo groß iſt, wie ſie ihn haben wollen.“

Bei den ſchweren Sammt- und Seidenſtoffen ſprach er von Genua und Venedig, und namentlich bei dem Andenken an die letzte Stadt ſeufzte er tief auf, als er von der Herrlichkeit dieſer Königin der Gewäſſer ſprach; auf meine ſchüchterne Frage, ob er vielleicht dageweſen ſei, antwortete er lebhaft: „Per Dio, das will ich meinen, das iſt eine Stadt! Statt der Straßen lauter Waſſer

Das Aeußere des alten Herrn war nach dem Winter gerade so, wie es vor demſelben, als wir ſeine Bekanntſchaft gemacht, geweſen war; nur ſchien ſein ziemlich nachläſſiger Anzug noch etwas mehr von der Farbe des Roſtes angenommen zu haben, und ſein Geſicht war faſt noch grünſpanartiger geworden; doch glänzten ſeine Augen in der bekannten Herzlichkeit und Güte. Er hatte ſich gerade mit ſeinem roth carrirten baumwollenen Schnupftuche beſchäftigt, das er nun eilig in eine der Taſchen ſeines Rockes zurückbrachte, um beide Hände dem Gaſte darreichen zu können.

„Freut mich außerordentlich, freut mich recht ſehr, daß Sie wieder einmal kommen, nach uns zu ſehen. Das ſoll aber kein Vorwurf ſein, denn Sie waren vorige Woche noch hier, ſondern ich will Ihnen damit nur anzeigen, wie angenehm für uns es immer iſt, ſobald Eins von euch kommt, vor allen Sie. — Was macht denn Eugenie?“ fragte er darauf mit großer Herzlichkeit, beantwortete ſich aber gleich darauf dieſe Frage ſelbſt, indem er hinzuſetzte: „Sie wird vollkommen wohl ſein; war ſie es doch vorgeſtern, als ſie mit Ihrer Frau da war. Nun, habt ihr noch nicht genug an dem Wildfang? Daß ſie in dem Hauſe, wo ſie iſt, einen gehörigen Lärm macht“ — das ſprach er faſt traurig, obgleich er dabei lächelte — „weiß ich am beſten; denn ſeit ſie nicht mehr da iſt, iſt es bei uns ſehr ſtill geworden, feierlich wie in einer Kirche. — Das macht aber auch der Winter,“ meinte er gutmüthig; „jetzt wird es ja Frühjahr, da kommen mehr Leute zu Beſuch, und dann ſingen die Vögel wieder, das belebt.“

Damit waren die Beiden durch das verfallene Haus die Treppe hinauf geſtiegen und hatten ſich dem Zimmer der Frau von Braachen genähert, die ihrem Schwager entgegen kam, ihm die Hand reichte und ebenfalls ihre Freude ausſprach, ihn zu ſehen.

Dem alten Herrn hatte der Baron auf ſeine Fragen und Reden nicht viele Antworten gegeben, höchſtens dazu mit dem Kopfe genickt, und erwartete derſelbe auch nicht viel Anderes; er liebte es, das, was er dachte, oft ohne gar zu viel Zuſammenhang, in Worten von ſich

zu geben, und Eugenie hatte ihn in dieſer, einigermaßen üblen Gewohnheit noch beſtärkt, da ſie ſich in ihrer Liebe und Güte alle Mühe gab, die laut ausgeſprochenen Gedanken ihres Vaters durch ihre Bemerkungen im Zuſammenhange zu erhalten.

Alle Drei, der Baron, der alte Herr und Frau von Braachen, traten nun in das uns bekannte Zimmer mit dem einzigen großen Fenſter, welches auf die ſchöne Waldpartie und den ſtillen, dunklen See ging.

Sowohl im Zimmer ſelbſt, als draußen in der Landſchaft war Alles beinahe ebenſo, wie wir es damals geſehen: die entlaubten Bäume, heute im gleichen Lichte, mit denſelben phantaſtiſchen Zeichnungen auf ihren weißgefleckten Rinden, die gewundenen Fußpfade, ſich geheimnißvoll in dem Dickicht verlierend, der Nachen, unbeweglich an derſelben Stelle, ſich in dem klaren Waſſer ſpiegelnd, — nur Eines fehlte heute: ihr liebes Auge, ihre ſchöne Geſtalt, ihre helle, klare Stimme mit dem vergnügten Lachen, kurz, das Leben, welches ſie, wie der alte Herr ganz richtig ſagte, in das Haus zu bringen pflegte, wo ſie ſich befand. Es war allerdings ein wenig ſtill und feierlich in dem alten Gebäude.

Frau von Braachen ſetzte ſich vor ihren Kamin, und Baron Breda ließ ſich ihr gegenüber nieder. Sie ſah nicht ſo aus, wie das letzte Mal, wo er da geweſen; ihr Teint war noch durchſichtiger, der Blick müder und der krankhafte Reif um die Augen hatte ſich noch dunkler gefärbt; auch huſtete ſie leicht in das Sacktuch hinein.

George von Breda wandte ſeinen Kopf gegen den alten Herrn, der ſich im Hintergrunde des Zimmers befand, dort aufmerkſam etwas betrachtend, und ſagte: „Was machen die Sammlungen, Schwager? Haben Sie was neues Intereſſantes gefunden?“

„Bis heute nicht,“ gab dieſer zur Antwort. „Sie wiſſen ja, es geht mir wie den Kindern, Sommers ſuchen ſie Steine, aber wenn der Boden zugefroren iſt, müſſen ſie es bleiben laſſen; ich kann mit ihnen ſingen:

Winterzeit — harte Zeit,
Schnee, der liegt da weit und breit.

Aber heute," fuhr er triumphirend fort, „bin ich für langes Darben entschädigt worden. Schauen Sie her."

Er kam aus seinem Winkel hervor und hielt in der Hand einen kleinen irdenen Krug von äußerst zierlicher Arbeit.

„Das ist echt," sagte er mit strahlenden Blicken, „ein etruskisches Gefäß, mit wunderbaren Verzierungen; Herr von Tondern hat es mir gebracht — ein charmanter, angenehmer Mann."

Baron Breda schaute nicht ohne Absicht fragend auf seine Schwägerin, die mit einem sehr gleichgültigen Blicke bemerkte: „Tondern war vor wenigen Augenblicken hier; Sie müssen ihm ja begegnet sein. Er hat das kleine Gefäß mitgebracht."

„In der That etwas Kostbares," sagte der alte Herr mit bestimmtem Tone, indem er seinen Schatz mit großer Aufmerksamkeit in den Händen drehte und von allen Seiten betrachtete. „Aber das Merkwürdigste und für mich Interessanteste an der Sache ist die seltsame Art und Weise, wie Herr von Tondern zu dieser kleinen Vase gekommen."

Der Baron, welcher die seltsame Art und Weise genau kannte, konnte sich nicht enthalten, über die Worte seines Schwagers zu lächeln.

„Wissen Sie," fuhr dieser fort, wobei er leicht mit dem gekrümmten Finger auf das Gefäß klopfte und sich an dem Klange desselben erfreute, „wenn man das von Italien daher schickt, so hat es am Ende für uns kein übermäßig großes Interesse. Aber was glauben Sie wohl? — es ist hier gefunden."

„Hier gefunden?" fragte Herr von Breda.

„Hier gefunden!" wiederholte triumphirend der alte Mann. „Herr von Tondern hat mir das ausführlich erzählt; es war ein reiner Zufall, welcher ihm die kleine Vase in die Hände spielte. Er ist nämlich den Weg durch den Wald hieher geritten; man kommt da bei einer

Niederung vorbei, wo ich ſchon oft die untrüglichſten Spuren einer Römerſtraße geſehen. Da, in dieſer Niederung, befindet ſich eine Lehmgrube, wo gerade Arbeiter beſchäftigt waren, welche dieſes kleine Gefäß ausgruben im Augenblicke, als Herr von Tondern vorbei ritt. Iſt das nicht merkwürdig?"

„Höchſt merkwürdig!"

„Daher iſt mir die Vaſe auch von ſo großem Werth, denn wo ſich das fand, da ſteckt noch viel mehr verborgen, und ich habe mir feſt vorgenommen, nächſtes Frühjahr, ſoweit meine Mittel reichen, dort Nachgrabungen anzuſtellen. Vielleicht ſtößt man auf eine römiſche Niederlaſſung, eine Villa, ein Bad oder etwas dergleichen. Denken Sie ſich nur, wenn ich das Glück hätte, etwas Ordentliches zu finden, einige Statuen, einen prachtvollen Moſaikboden oder ſo etwas."

Baron von Breda ſchüttelte mit dem Kopfe und antwortete, nicht ohne Beziehung, dem alten Herrn, wobei er aber Frau von Braachen von der Seite anblickte: „Nehmen Sie ſich vor dem Tondern in Acht, beſter Schwager, das iſt ein Schalk; wer weiß, ob das Gefäß echt iſt!"

„Was das anbelangt," verſetzte der alte Herr mit einem mitleidigen Lächeln, „ſo bin ich ſehr competent; es iſt echt, wie nur irgend etwas echt ſein kann."

„Zugegeben; aber ich glaube nimmermehr, daß Tondern es in der angegebenen Lehmgrube gefunden hat; der hat ſich einen Spaß machen wollen und Sie zu Nachgrabungen veranlaſſen, an einem Orte, wo Sie in Ihrem ganzen Leben nichts finden. Er hat nun einmal die üble Angewohnheit, überall ſeine Späße zu treiben und die Leute irre zu führen."

Die Dame des Hauſes erhob ihren Blick und ließ ihn eine Sekunde über das Geſicht des Barons ſchweifen, dann nahm ſie ihr Taſchentuch vor den Mund und huſtete leicht hinein.

George von Breda war die Unterhaltung über das kleine Gefäß recht willkommen geweſen; es gewährte ihm Zeit, ſich zu ſammeln, ſeine Emotion zu verbergen, ruhig zu ſcheinen und auch wirklich ruhiger

zu ſein; er fühlte, daß das ſeiner Schwägerin gegenüber nothwendig war.

Der alte Herr hatte ſeine Vaſe hoch empor gehoben, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „daß die echt iſt, darauf will ich mein Leben laſſen. Was das Andere anbelangt, ſo kann es ſein, kann aber auch nicht ſein. -- Ich glaubte," ſetzte er zögernd und mit einem faſt bittenden Blick auf ſeine Frau hinzu, „man ſollte im Frühjahr doch einmal in der Lehmgrube nachgraben laſſen."

„Das würde ich auch thun," meinte dieſe in ſehr ruhigem Tone. „Vielleicht findeſt du doch etwas Intereſſantes."

Auf das hin verließ der Hausherr, eine alte, ſehr unbekannte Melodie ſummend, das Zimmer, um ſeinen Schatz zu anderen ähnlichen Dingen zu bringen, worunter ſich aber ziemlich viele werthloſe Scherben befanden.

Niederung vorbei, wo ich ſchon oft die untrüglichſten Spuren einer Römerſtraße geſehen. Da, in dieſer Niederung, befindet ſich eine Lehmgrube, wo gerade Arbeiter beſchäftigt waren, welche dieſes kleine Gefäß ausgruben im Augenblicke, als Herr von Tondern vorbei ritt. Iſt das nicht merkwürdig?"

„Höchſt merkwürdig!"

„Daher iſt mir die Vaſe auch von ſo großem Werth, denn wo ſich das fand, da ſteckt noch viel mehr verborgen, und ich habe mir feſt vorgenommen, nächſtes Frühjahr, ſoweit meine Mittel reichen, dort Nachgrabungen anzuſtellen. Vielleicht ſtößt man auf eine römiſche Niederlaſſung, eine Villa, ein Bad oder etwas dergleichen. Denken Sie ſich nur, wenn ich das Glück hätte, etwas Ordentliches zu finden, einige Statuen, einen prachtvollen Moſaikboden oder ſo etwas."

Baron von Breda ſchüttelte mit dem Kopfe und antwortete, nicht ohne Beziehung, dem alten Herrn, wobei er aber Frau von Braachen von der Seite anblickte: „Nehmen Sie ſich vor dem Tondern in Acht, beſter Schwager, das iſt ein Schalk; wer weiß, ob das Gefäß echt iſt!"

„Was das anbelangt," verſetzte der alte Herr mit einem mitleidigen Lächeln, „ſo bin ich ſehr competent; es iſt echt, wie nur irgend etwas echt ſein kann."

„Zugegeben; aber ich glaube nimmermehr, daß Tondern es in der angegebenen Lehmgrube gefunden hat; der hat ſich einen Spaß machen wollen und Sie zu Nachgrabungen veranlaſſen, an einem Orte, wo Sie in Ihrem ganzen Leben nichts finden. Er hat nun einmal die üble Angewohnheit, überall ſeine Späße zu treiben und die Leute irre zu führen."

Die Dame des Hauſes erhob ihren Blick und ließ ihn eine Sekunde über das Geſicht des Barons ſchweifen, dann nahm ſie ihr Taſchentuch vor den Mund und huſtete leicht hinein.

George von Breda war die Unterhaltung über das kleine Gefäß recht willkommen geweſen; es gewährte ihm Zeit, ſich zu ſammeln, ſeine Emotion zu verbergen, ruhig zu ſcheinen und auch wirklich ruhiger

zu ſein; er fühlte, daß das ſeiner Schwägerin gegenüber nothwendig war.

Der alte Herr hatte ſeine Vaſe hoch empor gehoben, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „daß die echt iſt, darauf will ich mein Leben laſſen. Was das Andere anbelangt, ſo kann es ſein, kann aber auch nicht ſein. -- Ich glaubte," ſetzte er zögernd und mit einem faſt bittenden Blick auf ſeine Frau hinzu, „man ſollte im Frühjahr doch einmal in der Lehmgrube nachgraben laſſen."

„Das würde ich auch thun," meinte dieſe in ſehr ruhigem Tone. „Vielleicht findeſt du doch etwas Intereſſantes."

Auf das hin verließ der Hausherr, eine alte, ſehr unbekannte Melodie ſummend, das Zimmer, um ſeinen Schatz zu anderen ähnlichen Dingen zu bringen, worunter ſich aber ziemlich viele werthloſe Scherben befanden.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Eugeniens Mutter.

Frau von Braachen beugte ſich gegen das Kaminfeuer, um einen Holzklotz, der auf einer Seite verkohlt war, umzuwenden. Der Baron nahm ihr die Zange aus der Hand und brachte das Feuer wieder in Ordnung.

„Zu Hauſe ſteht wohl Alles gut?“ fragte ſie, nachdem ſie ſich in den Fauteuil zurückgelehnt hatte.

„Alles gut, — Eugenie iſt wohl.“

„Und Julie?“

„Befindet ſich ebenfalls vortrefflich; ſchreibt, lieſt viel —“

„Ja, ja,“ unterbrach ihn die Baronin, „iſt mit ihren Gedanken immer auswärts und kennt deßhalb Indien, oder was weiß ich ſonſt, beſſer als den Fleck Erde, auf dem ſie ſteht und geht.“

„Das würde Ihnen Julie nicht glauben, wenn Sie ihr das ſagten,“ meinte lächelnd Herr von Breda; „ſie behauptet, gerade mit Hülfe ihrer Bücher lerne ſie das Leben und Treiben, das ſie umgibt, am beſten kennen; ſie ſagt, eine gute Lecture ſei wie ein richtig geſchliffenes Glas oder wie ein vortrefflicher Spiegel, der uns alle krummen Linien des wirklichen Lebens augenblicklich zeige.“

„Mir sind meine eigenen Augen lieber," sagte die Dame. „Eugenie war mit meiner Schwester vorgestern da."

„Ich weiß es. — Hatten sie etwas Wichtiges?" fragte er nach einer Pause, während welcher er einen lauernden Blick auf das sich vollkommen gleich bleibende Gesicht seines Gegenübers geworfen.

„Was uns sehr wichtig ist," entgegnete Frau von Braachen mit einem ganz kleinen Lächeln, „darüber zuckt ihr Männer häufig die Achseln."

„Nicht immer; Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß, was Ihnen, beste Schwägerin, in Betreff Eugeniens wichtig erscheint, mir nicht unwichtig sein kann."

„Habe ich denn wirklich gesagt," gab Frau von Braachen nach einem kurzen Stillschweigen zur Antwort, „daß wir etwas Wichtiges verhandelt?"

George von Breda fühlte wohl, daß er lange nicht so vollkommen Herr über sich selbst sei wie sonst, ja, daß er sehr unruhig sei, daß sein Herz von einem heftigen Leiden bewegt, bald langsamer, bald schneller schlage; ja, er glaubte gewiß zu sein, daß zuweilen eine flammende Röthe über sein Gesicht fahre. Er holte hier und da mühsam Athem und preßte jetzt, ärgerlich über sich selber, seine Lippen fest auf einander, indem er dachte: Warum bin ich eigentlich heute hieher gegangen? In der frischen, kalten Luft würde mir wohler sein.

Durch dieses Nachdenken, in welches er versunken war, hatte er die Frage der Baronin nicht beantwortet, was sie als absichtlich geschehen ansah und vielleicht gerade deßhalb fortfuhr: „Uebrigens, bester George, ist es ja immer von größerer oder minderer Wichtigkeit, was eine Mutter ihrer Tochter zu sagen hat, namentlich wenn sie, wie ich, diese Tochter selten sieht und in der Zwischenzeit Muße genug hat, über die Zukunft ihrer Tochter nachzudenken."

Sie hatte das mit einem viel herzlicheren und wärmeren Tone gesagt, als alles, was sie vorher gesprochen, und sich dabei in ihrem Lehnstuhl aufgerichtet, wobei sie ihrem Schwager fest, doch nicht unfreundlich in die Augen blickte.

„Daß Ihnen die Zukunft Eugeniens vor Allem wichtig iſt, begreife ich vollkommen, und iſt es ja bei mir gerade auch ſo der Fall.“

„Davon bin ich überzeugt,“ erwiderte Frau von Braachen mit weicher Stimme, „und deßhalb — — will ich etwas mit Ihnen ſprechen, George.“

Der Baron fühlte, wie ſich bei dieſen Worten ſein Herz krampfhaft zuſammenzog, wie all das Leid, mit dem er heute ſchon ſeit langen Stunden gekämpft, wieder mit erneuter Gewalt über ihn herzufallen drohte. Er beugte ſich zu dem Kaminfeuer hinab und machte ſich dort etwas ſehr Unnöthiges mit der Zange und dem Schüreiſen zu ſchaffen. — Ja, dachte er, Tondern war nicht ohne Abſicht hier. Die Sache iſt furchtbar gut eingefädelt, man hat mich umſtellt, man zwingt mich, ich brauche nur noch Ja zu ſagen. Und ſollte auch Eugenie darum wiſſen und mir verſchwiegen haben? — Entſetzlich, ah!

Er biß ſich die Lippen faſt blutig, und doch mußte das ſchmerzerfüllte Ah! ſeinem Gegenüber hörbar ſein, denn Frau von Braachen ſagte plötzlich: „Sie haben ſich gebrannt, George?“ —

— „O nein, es iſt nichts,“ gab der Baron nach einer Pauſe zur Antwort. „Unbedeutend. — Sie wollten mit mir ſprechen? Laſſen Sie hören?“

Bei dieſen Worten lehnte er ſich in ſeinen Stuhl zurück, machte eine furchtbare Anſtrengung, ruhig zu ſcheinen, was ihm auch ziemlich gelang. Er ſchlug langſam ſeine Arme übereinander.

„Sie wiſſen, George,“ ſagte Frau von Braachen mit einer leicht zitternden Stimme, „daß ich von jeher Ihre gute und treue Freundin war. Könnte es auch anders ſein nach den vielen Beweiſen von Herzlichkeit und Freundſchaft, die Sie uns gegeben, mir und meiner Schweſter, noch ehe wir Eine Familie bildeten? — Daß Sie mich,“ fuhr ſie mit einem trüben Lächeln fort, „für unzuverläſſig, vielleicht für leichtfertig hielten und deßhalb eine gewiſſe Scheu vor mir hatten, weiß ich wohl, kann es Ihnen auch nicht übel nehmen. Dagegen aber glauben Sie mir, George, — glauben Sie es mir um Gottes

und ſtatt in Wagen fährt man in kleinen ſchwarzen Schiffchen, Gondeln genannt und liegt darin in Kiſſen von ſchwarzem ſchönen Atlas, gerade ſolcher Stoff, wie dieſer hier, hätte auch beſſer gethan" ſetzte er mürriſch hinzu, „lieber dort zu bleiben und ſich zum Sitzkiſſen für eine ſchöne Venetianerin gebrauchen zu laſſen, als hier zu einem langweiligen deutſchen Kleid verſchnitten zu werden; „der Stoff nämlich" fügte er hinzu, ſah ſich aber ſcheu um, ob ſeine Rede Niemand gehört. Bei den ſchönen breiten Atlasbändern erzählte er mir allerlei Schnurren von Paris und bei der holländſchen Leinwand zog er ein Papier aus der Taſche, wickelte eine Cigarre heraus, die er anzündete, mir aber vorher befahl, das Fenſter zu öffnen.

Neben den Stoffen ſelbſt machten mir auch die Etiquetten, die an denſelben hingen, angenehmen Zeitvertreib. Hier war ein Schiff zu ſehen mit vollen Segeln, welches gerade in der kleinen Bucht eines fernen Welttheils anlegte. Die Matroſen ſchwenkten ihre Hüte und ſchlanke Palmen und Brodbäume nickten über den Ufer-Rand. Gott wer das einmal in Wirklichkeit anſehen könnte! Wie beneidete ich den Schiffsjungen, der auf dem Verdecke ſtand und das Maul vor Erſtaunen weit aufriß. Hatte ich dort das wirkliche Meer geſehen, ſo erblickte ich auf Zeugen, die von Kameelhaaren gemacht waren, lange Caravanen-Züge, die durch ein unendliches Sand-

willen! — daß ich mich nie mehr zu einem Manne hingezogen fühlte, als zu Ihnen. Ich, eine alte verlebte Frau," ſagte ſie achſelzuckend, „kann Ihnen ohne alle Nebenabſichten wohl etwas wiederholen, was Sie ja längſt ſchon wiſſen, und ich thue es nur aus dem Grunde, um Sie zu überzeugen, daß ich Sie immer noch herzlich verehre, daß ich wahr, offen und ehrlich für Sie denke, daß ich bei jedem Schritte, den ich thue, nur für Ihr Wohl beſorgt bin."

„Das wollten Sie mir ſagen?" fragte der Baron. „Gewiß, daran habe ich nie gezweifelt; ich bin Ihnen dankbar dafür."

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe, indem ſie erwiderte: „Das war nur eine Einleitung."

„Ich dachte es mir," ſprach er kaum hörbar.

„Was ich Ihnen ſagen wollte," fuhr die Frau fort, „betrifft die Zukunft Eugeniens."

„Und dazu hielten Sie die Einleitung von eben für nöthig?"

„Ja, ich hielt ſie für nöthig," verſetzte ſie mit einem feſten Blicke.

„Aha. — So bitte ich, fahren Sie fort."

Die Dame that einen tiefen Athemzug, huſtete darauf leiſe in ihr Tuch und ſprach: „Eugenie iſt kein Kind mehr; ſie iſt in den Jahren, wo man an ihre Zukunft denken muß; und wenn ich mich dabei meiner ſchwachen Kräfte erinnere, ſo fühle ich wohl, daß es eben nur bei dem Denken bleiben wird."

Ein bitteres Lächeln flog bei dieſen Worten über ihre bleichen Züge.

„Ganz richtig," bemerkte der Baron, als ſie einen Augenblick ſchwieg; und wo unſere Kräfte nicht ausreichen, bedienen wir uns der Kraft unſerer Freunde. Ich hoffe, Sie rechnen mich dazu."

„Ja wohl; allein ich habe ſonſt keine Freunde."

— Die Baronin hatte nach dieſen Worten ihr Tuch leicht an den Mund gedrückt, ſich in den Stuhl zurückgelehnt, und es ſchien ihr ſchwer zu werden, das zu ſagen, was ſie ſagen wollte.

George von Breda hatte ſeine Arme, die er bisher auf der Bruſt

gekreuzt hatte, langſam niederſinken laſſen, ſeine Finger drückten die weiche Lehne des Fauteuils zuſammen, und es war ihm lieb, daß er das thun konnte, denn es beruhigte ihn, und er brauchte die Beruhigung, da er an dem Schlage ſeines Herzens fühlte, was die Frau ihm gegenüber im nächſten Augenblicke ſagen würde.

„Eugenie — ſollte ſich verheirathen.“ —

— „Allerdings, ſie ſollte ſich verheirathen,“ gab er mit leiſer Stimme zur Antwort. — „Ich finde das vollkommen richtig,“ hatte er die Kraft, mit einer außerordentlichen Ruhe hinzuzuſetzen; aber —“

„Wo eine paſſende Partie für ſie finden, meinen Sie?“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Sprechen wir ehrlich und offen zuſammen,“ entgegnete der Baron nach einer längeren Pauſe. „Wir ſind ja alte gute Freunde,“ fügte er ſeltſam lächelnd hinzu. „Warum ſollten wir uns alſo falſch behandeln? — Die Partie wird ja bereits gefunden ſein.“

Seine Stimme zitterte hörbar, als er das ſagte, und zu gleicher Zeit fühlte er wohl, daß alles Blut aus ſeinem Kopfe zurück nach ſeinem Herzen ſtrömte.

Frau von Braachen legte, wie es ſchien, abſichtlich den Kopf in ihre rechte Hand und blickte vor ſich nieder, als ſie verſetzte: „Niemand kennt unſere Verhältniſſe beſſer als Sie, George. Sie wiſſen, daß ich nur durch die Hülfe meiner Schweſter eine etwas geſicherte Exiſtenz habe. Wenn ich Ihnen das ſo anſcheinend ruhig ſage, ſo wollte ich, ich könnte Sie dabei einen Blick in mein Herz thun laſſen und Ihnen zeigen, wie es zerriſſen iſt von gerechten Vorwürfen über mein vergangenes Leben. Doch was hülfe es, wenn ich verzweifeln wollte? Was hinter uns liegt, bringt ja kein Schmerz, keine Reue mehr zurück. — Alſo genug davon, ich bin arm; Eugenie iſt ein armes Mädchen, ſie wird zufrieden ſein, eine nur halbwegs erträgliche Exiſtenz zu finden.“

„Und iſt Eugenie ſchuld daran,“ fragte Herr von Breda in kaltem, ſchneidendem Tone, „daß ſie nun ſo in der Welt daſteht, um mit einer halbwegs erträglichen Exiſtenz zufrieden ſein zu müſſen? Hat dieſes

arme Geschöpf nicht auch vielleicht ein klein wenig Recht, zu verlangen, daß man nicht nur für ihre Existenz sorge, sondern auch für ihr Glück? — Und kann es dieses herrliche Mädchen, kann es Eugenie, Ihre Eugenie, unsere Eugenie, mit ihrem warmen Herzen glücklich machen, wenn Sie, die Mutter, eine Partie für sie finden, die Ihnen annehmbar erscheint, da sie ihrer Tochter eine halbwegs erträgliche Existenz sichert? — Sie sollten ja am besten wissen, welches Unglück es bringt, wenn man eine Verbindung eingeht, ohne daß das Herz zustimmt. Sie sollten das wissen!"

„Ja ich weiß es," entgegnete sie, und ihre Worte waren klanglos.

„Und obgleich Sie es wissen," fuhr er heftiger fort, „wollen Sie in Ihrer Tochter Ihr eigenes Leben und vielleicht noch schlimmer wiederholen?"

„Eugenie ist gut und fest."

„O, das ist sie! Bei Gott, das ist sie!" rief er fast leidenschaftlich aus. „Aber es gibt Herzen, die, was Festigkeit anbelangt, von sich glauben, daß sie zu den außerordentlichen gehören, und deren Stunde ebenfalls kommt, die doch in Verhältnisse gerathen können, in Lagen, wo ihr fester Charakter vor dem Hauch eines Mundes dahin schmilzt, — wo ihr starkes Herz nachgeben oder brechen muß."

Er hatte zu viel gesagt, aber er konnte seine Worte nicht mehr zurück rufen. — —

„Ja, es gibt solche Herzen," versetzte die Baronin mit ruhiger, aber ebenso klangloser Stimme wie vorhin, „ja, es gibt dergleichen, George, welche nachgeben oder brechen müssen, welche die Liebe zu spät kennen lernten, und als sie sie erkannten, sich schaudernd in Ketten und Banden fühlten, an die sie früher nicht gedacht, deren Druck sie nicht empfunden."

Sprach die Frau ihm gegenüber, die Frau mit dem glühenden Herzen und dem oft so eiskalten Aeußeren, sprach sie mit Beziehung auf sich selbst oder vielleicht mit Beziehung auf ihn? Es überfuhr Herrn von Breda ein seltsamer Frost, als er das dachte, und er grub

ſeine Finger in die Lehne des Fauteuils, er machte eine faſt übermenſchliche Anſtrengung, um wieder etwas Ruhe zu gewinnen, nur ein wenig, um es möglich zu machen, ihr in das ſehr bleiche Geſicht zu ſchauen und ſie mit ſtockendem Athem zu fragen: „Wozu die Reflexionen, Henriette? Wozu das Hervorrufen von Gefühlen, die jedem, der ſie begreift, ſchrecklich ſein müſſen? — Bah!“ fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen mit einem erzwungenen und doch ſehr trüben Lächeln fort, „laſſen wir Phantaſie und Gefühl aus dem Spiel; bleiben wir bei der Sache — bei dem Geſchäft.“

Frau von Braachen ließ den Kopf auf die Bruſt herabſinken und antwortete nicht.

Es folgte eine lange Pauſe, welche beide Theile dazu anwandten, ſich möglichſt wieder zu ſammeln.

„Sie ſprachen vorhin,“ ſagte alsdann George von Breda, „von der Nothwendigkeit, für Eugenie eine Exiſtenz zu gründen; nun, ich meine doch, die hätte ſie vorderhand und vielleicht auch ziemlich angenehm und ſorgenfrei im Hauſe Ihrer Schweſter gefunden. Betrachten wir ferner Eugeniens Alter, ſo meine ich doch, es ſei durchaus nicht dringend, ſo mit großer Sorge an ihre — Verheirathung zu denken, beſonders nicht an eine Verheirathung, die ihr, wie Sie vorhin ſelbſt ſagten, nur eine halbwegs erträgliche Exiſtenz ſichert. Warum denn eine ſolche überſtürzte Heirath? Ich weiß wohl, man ſagt, es ſei das die Beſtimmung eines jeden Mädchens. — Nun ja, halten wir dieſe Beſtimmung meinetwegen im Auge. Warum aber, — um im Geſchäftsſtyl fortzufahren,“ ſetzte er mit einem ſehr ernſten, faſt feindſeligen Blicke hinzu — „heute Zehn nehmen, wenn ich vielleicht morgen Hundert bekommen kann? Sie ſehen, Frau Schwägerin, auch ich verſtehe zu rechnen. Warum,“ fragte er heftiger, „einem jungen Mädchen, deſſen Herz noch an nichts dergleichen denkt, ſo früh, ſo ſehr früh die harmloſen Freuden der Jugend nehmen und ſie ihr ſchönes Daſein mit einem Leben vertauſchen laſſen, das uns oft neben wenig Freuden eine Menge von Täuſchungen bietet? Täu-

ſchungen, die wir für Wirklichkeit halten, zu denen wir hoffend und freudig aufblicken, wie das Kind zur bunten Seifenblaſe, um uns, wenn eine in leeres Nichts zerſpringt, wieder vertrauensvoll einer anderen zuzuwenden, wobei aber unſer Herz vertrocknet und wir alt werden."

Der Baron ſagte dieſe Worte eben ſo ſehr, um die Mutter Eugeniens zu überzeugen, als auch um ſich mehr und mehr zu ſammeln, während er alſo ſprach. Er hatte auch wirklich einen ziemlichen Theil ſeiner ſonſt ſo unverwüſtlichen Ruhe wieder erlangt, als dieſelbe abermals durch die Entgegnung ſeiner Schwägerin gänzlich zerſprengt wurde.

„Wer zweifelt," ſagte ſie, „an der angenehmen Exiſtenz, die Eugenie in Ihrem Hauſe hat? Ich bin feſt überzeugt, ſie wird ſich dort in jeder Hinſicht wohl fühlen, nur zu wohl. Aber halten Sie es nicht für billig, daß man ſich auch nach ihren Anſichten erkundigt? Wiſſen Sie denn, George, ob ſie den Plan einer Verheirathung ſo weit von ſich werfen wird?"

„Ja, das iſt — etwas Anderes," brachte George von Breda nach einem tiefen Athemzuge mühſam hervor. „Daran habe ich freilich nicht gedacht. Ah! Baronin, Sie manövriren klug mit mir, Sie führen Ihre beſten Truppen zuletzt ins Feld, um mich vollkommen aufs Haupt zu ſchlagen."

Dabei biß er die Zähne krampfhaft auf einander und ſprang ſo heftig von ſeinem Sitze in die Höhe, daß der leichte Fauteuil hinter ihm eine Strecke zurück rollte.

Frau von Braachen blickte empor, und da ſich bei der heftigen Bewegung ihres Schwagers keine allzugroße Ueberraſchung auf ihrem Geſichte malte, vielmehr ſich dort Schmerz und Kummer zeigte, ſo konnte man annehmen, ſie habe wohl gewußt, daß der letzte Streich den ſie geführt, ihn ſo heftig treffen müſſe. Sie huſtete leicht in ihr Tuch und ſagte nach einer Pauſe: „Es iſt das nur eine Vorausſetzung, George, aber —"

„Aber — aber," entgegnete er in leidenſchaftlichem Tone, „es

iſt das eine Sache, die vielleicht heute noch eine Phantaſie, Sie und Julie aber morgen, übermorgen zur Wahrheit machen werden. O, es iſt nicht ſo ſchwer, das Herz eines armen Mädchens, das — ja, in gewiſſer Beziehung allein in der Welt zu ſtehen glaubt, wenn auch nicht umzuſtimmen, doch für etwas zu gewinnen. Man muß das nur klug und umſichtig und mit einer gewiſſen Feinheit anfangen; und darin ſind Sie Meiſterin, Henriette. — Sagen Sie mir um Gottes willen," fuhr er heftiger fort, indem er ſeine Hände über einander ſchlug und ſeine Schwägerin mit einem flammenden Blicke anſah, „glauben Sie denn in der That, daß es möglich ſein wird, Eugenie dahin zu bringen, daß ſie dieſen Fremont liebt? — Nie, nie, nie, nie!"

„Ich ſprach den Namen nicht aus," ſagte die Frau vom Hauſe; „jetzt aber, da Sie ihn genannt, muß ich Ihnen geſtehen, daß ich eine Verbindung meiner Tochter mit Baron Fremont für ein Glück halten würde."

Sie ſagte das in ſehr kaltem und ruhigem Tone, doch zitterte dabei ihre Stimme, obgleich faſt unmerklich.

„Ja, für ein Glück für uns, für das Mädchen, — — für Sie, George."

Die letzten Worte, welche die Dame ſprach, trafen den Baron mit furchtbarer Gewalt; er ſtarrte ſie einen Moment mit weit aufgeriſſenen Augen an, dann wandte er ſich mit einem Male um, trat haſtig ans Fenſter, lehnte den Arm auf eine der Kreuzſtangen deſſelben, drückte den Kopf gegen die kalten Scheiben und blickte, von entſetzlichen Empfindungen zerriſſen, auf die ſtille Landſchaft hinaus, auf den dunklen, unbeweglichen See.

Schon war die Sonne tief hinab geſunken, und wie ſie ſich dem Horizonte zuneigte, hatten ihre Strahlen ſcheinbar an Kraft zugenommen. Das am Mittag ſo hell glänzende Licht war tiefer gefärbt, goldig, glühend; ja, die leuchtende Kugel, die man jetzt von dem Fenſter aus in weiter Ferne zwiſchen den Bäumen hervorblitzen ſah, er-

ſchien wie eine tiefrothe Flamme; das liebe, glühende Weltauge blitzte noch einmal mit verdoppelter Herrlichkeit und Kraft über die Erde dahin, ehe es für heute verſchwand, um der kalten, dunkeln Nacht Platz zu machen.

In dieſen Ausdruck innigſter Zärtlichkeit miſchte ſich etwas wie Trauer, wie Wehmuth des Abſchiedes. Und das ſchien auch die ganze Landſchaft zu empfinden, denn es war, als beeiferte ſich jeder Baum, jeder Strauch, das ſtille Waſſer des See's, — nicht zu vergeſſen ein menſchliches Augenpaar, in dem Thränen funkelten, — ſich dieſem letzten, glühenden Blicke noch einmal zuzuwenden, den letzten Kuß der untergehenden Sonne zu empfangen.

Und ſo glänzte es denn ringsum wie Gold und wieder Gold; es funkelten die Zweige; es war der Boden mit einem prachtvollen Schimmer bedeckt; das Waſſer des See's ſchien röthlich angeſtrahlt, und an den Wänden des vor wenigen Augenblicken noch ziemlich dunkeln Gemaches, auf den Zügen eines ſo ergreifend düſteren Geſichtes ſtieg es mit einem Male auf, leuchtend und ſtrahlend wie eine neue Morgenröthe. — Und doch wollte es Abend werden. Nicht nur draußen in der Natur, nicht nur in dem Zimmer des ſtillen Hauſes, ſondern auch in dem Herzen des Mannes, der am Fenſter lehnte und ſtill und gedankenvoll in die ruhige Landſchaft hinausblickte. —

Aber ſie that ihm wohl, dieſe Ruhe, ſie erweichte ſein hartes, trotziges Herz, ſie überzog es mit tiefer Wehmuth; ſie ließ ihn denken, daß, wenn es auch jetzt Abend werde und dem ſtrahlenden Tage eine kalte, dunkle Nacht folge, auch dieſe ja ihre ſtillen, geheimnißvollen Sternbilder habe, die mit ihrem ſanften Lichte ſo geeignet ſind, das Toben in der Menſchenbruſt zu beruhigen. Und dann — glänzte ihm aus dem goldenen Strahl da unten auch wieder etwas wie Hoffnung entgegen, daß der Nacht abermals ein Tag folgen würde, wenn auch nicht ſo heiter und glückſelig wie der letztvergangene, aber doch wieder mit neuem Lichte, bekannte Gegenſtände erhellend und mitleidig erzählend von geſtern, daß es nicht ſo habe ſein können und daß man

eigentlich froh ſein müſſe, wenn die Nacht erſcheine, um mit ihrem dunkeln, Alles ausgleichenden Schleier unter lieblichen Träumen ein allmäliges Vergeſſen zu bringen.

Das alles dachte George von Breda, als er an dem Fenſter lehnte und ſeine brennende Stirn gegen die kühlenden Scheiben drückte. — Er fühlte, wie ſich eine Hand ſanft auf ſeine Schulter legte, wandte aber deßhalb den Blick nicht ins Zimmer zurück; er vernahm eine leiſe Stimme, welche zu ihm ſprach, aber ſein Kopf blieb an dem Fenſter lehnen.

„George," ſagte Frau von Braachen, die an ſeine Seite getreten war, „es iſt ſchon eine Reihe von Jahren, daß Sie in unſer Haus kommen; damals ein wilder, glänzender Offizier, hielten Sie es für überflüſſig, ſich das Thor öffnen zu laſſen, Sie ſetzten lachend über die Barriere hinweg und erſchreckten mich ein wenig, mich, die ich damals mit der kleinen Eugenie vor der Thüre ſaß, die freudig in ihre Händchen ſchlug über den kecken Reiter, welcher, nachdem er abgeſtiegen war, mit einem Male ſanft und freundlich wurde wie das Kind ſelber, und dann mit ihm ſpielte, fröhlich und unverdroſſen alle ſeine kindiſchen Launen ertragend, der ſich ſo in Kurzem die Gunſt des ziemlich verlaſſenen Mädchens errang, der der Abgott des zuweilen recht wilden Kindes wurde."

Er machte eine kleine Bewegung, blickte aber nicht um.

„Wir ſprachen damals viel von Ihnen," fuhr die Frau mit noch leiſerer Stimme fort, „das Kind und — ich, ſehr viel, ſehr viel. Es war uns ein Feſttag, wenn Sie kamen, und ſo ging das fort mehrere Jahre lang. — Da fingen Sie an, wie ein treuer Freund ſich um die traurigen Angelegenheiten unſeres Hauſes zu bekümmern; Sie gaben mir gute Rathſchläge, Sie halfen meiner Schweſter ihre Sachen ordnen, Sie arbeiteten für uns eben ſo unverdroſſen, ebenſo liebreich in ernſten Stunden, wie Sie ſich in anderen mit Eugenien beſchäftigten. — Hätten Sie das nicht gethan, George, es wäre vielleicht beſſer geweſen. — Aber ich ſah es gern, es freute mich,

wenn ich Sie ſo ſah, jetzt unermüdlich mit dem Kinde ſpielend, jetzt ihm ſeine kleinen Unarten verweiſend; hörte ſie doch auf Niemand ſo wie auf Sie, und wenn ich ihr oft ſagte: es freut mich, Eugenie, daß du das und das nicht mehr thuſt, ſo antwortete ſie mit leuchtenden Blicken: George hat es mir ja verboten; jetzt thu' ich es gewiß nicht mehr."

Ein tiefer Seufzer, der ſich ſeiner Bruſt entrang, war das einzige Zeichen, daß er ihre Worte vernahm, daß er ſie tief fühlte.

„Ich möchte Ihnen noch mehr ſagen, George," fuhr Frau von Braachen nach einer längeren Pauſe fort, „aber ich wage es kaum. Und doch, warum ſollte ich nicht ehrlich gegen Sie ſein? — Da kam die Zeit, wo durch Ihre Hülfe unſere Angelegenheiten geordnet waren; Sie hatten ſich an uns gewöhnt, Sie ſchätzten meine Schweſter, Sie betrachteten unſer Haus als das Ihrige, es war Ihnen nicht unangenehm, in eine nähere Verbindung mit uns zu treten. — Als ich das erſte Mal davon vernahm, war die Sache ſo gut wie abgemacht; Julie war zufrieden. Ich, George — ja, warum ſollte ich es verſchweigen? — ich bebte, als ich die Nachricht erfuhr, mich bewegten Kummer und Schrecken. Dabei brauche ich Ihnen wohl nicht zu wiederholen," ſetzte ſie mit ſtärkerem Tone hinzu, „wie ich Sie ſchätzte, wie ich Sie verehrte. — Aber — ich hatte alles das mit anderen Augen angeſehen. — Ich hatte Unrecht, das weiß ich jetzt ganz genau; aber es war doch ſo. — Ich habe mich nicht leicht über irgend etwas in der Welt getäuſcht. Da aber habe ich mich getäuſcht, o, entſetzlich getäuſcht! — Julie," ſprach ſie kaum hörbar, „hätte nicht heirathen ſollen. Warum auch? Sie iſt ziemlich älter als Sie, ſie lebt für ihre Papiere, ihre Bücher. Das hätte ſie alles noch mit viel größerer Ruhe gekonnt."

Der Baron wehrte mit der Hand von ſich, als wollte er nichts mehr hören.

„Damals," fuhr Frau von Braachen fort, ſprach aber ſo leiſe,

daß es wie ein kaum hörbares Flüſtern klang, und es erſchien, als rede ſie zu ſich ſelber, „damals war Eugenie ſchon vierzehn Jahre. Sie vielleicht dreißig.“

„Henriette!“ rief der Baron mit lautem, ſchneidendem Tone, „halten Sie ein mit Ihrem entſetzlichen Reden! Halten Sie um Gottes willen ein! ich könnte wahnſinnig werden! Wenn Sie denn — ins Teufels Namen! — die entſetzliche Wunde in meinem Herzen ſehen, warum wühlen Sie mit ſo grauſamer Luſt darin herum?“

„Man ſchneidet zuweilen tief, wenn man heilen will,“ ſagte ſie in ruhigem Tone.

„Mich heilen?“ rief er mit wildem Lachen; „mich wollen Sie heilen? O, Sie überaus kluger und verſtändiger Arzt; Sie wußten, daß ich mir ſelbſt Jahre lang das Gift tropfenweiſe einflößte, Sie ſahen, wie es ſich meinem ganzen Körper mittheilte. Sie fühlen wohl, Henriette, wie ich davon ergriffen bin, unrettbar ergriffen — und Sie wollen mich mit Worten heilen!“

„Mit Wort und That,“ ſagte ſie in entſchloſſenem Tone, und dabei ließ ſie langſam ihre Rechte von ſeiner Schulter herabſinken und faßte ſeine Hand, die ſie lange und herzlich drückte. „Ja, George, mit einer raſchen That. Und deßhalb muß Eugenie, und muß — dieſen Fremont heirathen.“

Er wollte ſeine Hand gewaltſam losreißen, ſich gegen die Baronin wenden, doch hielt ihn die ſchwache Frau kräftiger, als man es von ihr hätte glauben ſollen.

„Ach,“ rief er aus, „Sie ſind ein kaltes, hartherziges Weib! Es iſt bei Gott gefährlich, wenn man mit Ihnen zu thun hat!“

Dabei knirſchte er wild mit den Zähnen.

Frau von Braachen trat einen Schritt zurück, ließ ſeinen Arm los und faltete ihre Hände. Ihr Blick war unendlich kummervoll, als ſie zur Antwort gab: „Ich bin nicht kalt, noch hartherzig, George. — Sie ſagen das, weil ich Eugenie aus Ihrem Hauſe fortnehmen will. Iſt ſie denn mit meinem Willen dorthin gegangen?

meer zogen. Hier war ich schon besser bekannt, wie oft war ich dem Kameel durch alle Straßen gefolgt, auf welchem der kleine rothe Affe saß und hatte sehnlich gewünscht, es möge mir nur einmal vergönnt sein, das Land zu sehen, in welchem diese Thiere wild umherspringen. Niederländische Leinwand zeigt in schönem Golddruck einen Holländer, der aus seiner thönernen Pfeife große Rauchwolken blies. Sammte aller Farben hatten Etiquette von Silberfäden, die einen bunten Streifen desselben Stoffs einrahmten und Tücher waren da mit den uns so wohl bekannten langhaarigen Kanten und neben denselben mit großen goldenen Buchstaben gedruckt die Firma des Hauses, das sie angefertigt.

Bei all' diesem Sehen und Nachdenken waren wir recht fleißig und räumten das Magazin mit der größten Geschwindigkeit auf. Der Prinzipal rauchte, erzählte und brachte jetzt eine große Schachtel herbei, von welcher er den Deckel abhob und mir eine Menge bunter Blumen zeigte, die aus farbiger Leinwand, Federn und Klappergold gemacht waren und freundlich und geheimnißvoll rauschten, wenn man sie in die Hand nahm, gleich wie die Zweige des Tannenbaumes mit seinen goldenen Fahnen zur Zeit des Weihnachtsfestes. „Diese Blumen," sagte der Prinzipal, „werden von den Bauern gekauft und gebraucht bei Bittgängen und Prozessionen — weiß Er, was Bittgänge und Prozessionen sind?"

Habe ich ſie freiwillig ziehen laſſen? — Nein, nein, tauſend Mal nein! Ich war klüger als Sie, George, ich ſah heller; ich wußte wohl, daß es ſo kommen mußte; Sie hatten freilich keine Ahnung davon."

„Wovon? beim allmächtigen Gott, Henriette?" rief er außer ſich.

„... Daß Sie damals ſchon das arme Mädchen liebten, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Aber ich, George, ſah das ganz deutlich. Und deßhalb wollte ich ſie nicht von mir laſſen; deßhalb ließ ich mich ſchon damals von Ihnen hartherzig und egoiſtiſch nennen. — O, wenn ich Beides doch damals mehr geweſen wäre."

Das rief ſie mit ſchmerzvollen Tönen und preßte beide Hände vor das Geſicht.

Es dauerte einige Sekunden, ehe ſich die Baronin wieder ſo weit gefaßt, um ſich aufs Neue an George von Breda zu wenden, der abermals am Fenſter lehnte und wieder in die dunkler werdende Gegend hinausblickte. Drüben zwiſchen den Bäumen ſah man noch einen einzigen leuchtenden Streifen, der keine Wirkung mehr auf die Farbe der Landſchaft ausübte. Dieſe war kalt und grau geworden.

Die Dame ließ ihre Hände von dem Geſichte herabſinken, und man ſah auf ihren bleichen, eingefallenen Zügen deutliche Thränenſpuren. Frau von Braachen hatte wohl viel Unglück, viel Jammer erlebt, aber ſie hatte äußerſt ſelten geweint.

„... Das Unglück iſt noch größer, als wir Beide es wiſſen wollen, — der Abgrund, an dem Sie, George, und das arme Mädchen auf ſchlüpfrigem Wege wandeln, tiefer und gefährlicher, als Sie glauben."

Der Baron hatte ſich mit einem heftigen Ruck aufgerichtet und ſtarrte ſie dann mit blitzenden Augen an, wobei der Ausdruck eines jähen Schreckens über ſeine Züge flog, und er ſich raſch nach dem Innern des Zimmers wandte.

„Denn auch Eugenie —!" rief ſie ſchmerzlich aus.

Doch ließ George von Breda ſie ihren Satz nicht beendigen; er ſtürzte zur Thür hin, riß ſie auf und eilte die Treppen hinab nach

dem unteren Veſtibül, wo er, ſtatt ins Freie zu gehen, tief athmend ſtehen blieb, denn er wollte den Leuten des Hauſes ſeine Emotion nicht zeigen, und ſah noch zur rechten Zeit, daß François, der Kammerdiener, mit ſeinem glatten Lächeln im Geſicht an der Hausthür lehnte und jetzt auffallend ehrerbietig zurücktrat, als er Jemand kommen ſah, den er an der hohen Geſtalt wohl für den Baron von Breda erkannte. Glücklicherweiſe war es in dem Veſtibül ſo dunkel, daß man keine Geſichtszüge mehr unterſcheiden konnte.

„Der gnädige Herr befehlen Ihr Pferd?“ ſagte der Italiener ehrerbietiger, als man es ſonſt an ihm gewohnt war. „Darf ich nach dem Stalle gehen, es zu holen?“

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte George von Breda, der ſich gewaltſam gefaßt; „ich will das ſelbſt beſorgen. Wenn Sie mir aber droben Hut und Reitpeitſche holen wollen, die ich vergaß, wird es mir angenehm ſein.“

François flog nach einer tiefen Verbeugung die Treppen hinan, holte das Verlangte und erſchien gerade vor der Stallthür, als Herr von Breda die Zügel Lords, der in die kalte Abendluft hinaus wieherte, ordnete, um aufzuſteigen.

Der alte Herr droben trat wenige Augenblicke nachher in das Zimmer der Baronin und traf ſie vor dem Kamine ſitzend. Sie hatte den Kopf tief auf die Bruſt herabgeſenkt und hielt ihre Hände gefaltet.

„Iſt George ſchon fort?“ fragte er.

Sie erhob ihren Kopf und ließ ihn langſam wieder ſinken.

„Das iſt ſchade,“ fuhr der alte Herr heiter fort, „denn ich verſichere dich, Henriette, er hat dem guten Tondern Unrecht gethan. Als ich die kleine Vaſe ſorgfältig unterſucht und geputzt, fand ich im Innern ein Klümpchen Maſſe, das unzweifelhaft Lehm aus unſerer Gegend iſt.“ Er trat ans Fenſter und ſchaute in den Abend hinaus. „Mich freut das außerordentlich,“ meinte er händereibend, „da will ich, ſobald es die Witterung erlaubt, in der Lehmgrube ſorgfältig nachgraben

laſſen. — Es wird dir auch Vergnügen machen, nicht wahr, liebe Henriette?“

„O ja,“ gab dieſe zur Antwort; aber es klang wie ein tiefer Seufzer.

„Dann kommt auch Eugenie häufiger hieher,“ ſprach er vergnügt, „und das iſt mir ſehr lieb, denn Niemand kann die Sachen, die wir finden werden, ſo aufſtellen wie ſie.“

Hierauf lehnte er ſich an dieſelbe Scheibe, vor welcher auch George von Breda wenige Augenblicke vorher geſtanden, und indem er an eine Menge koſtbarer Krüge dachte, die er zuverſichtlich finden, ſowie an ſeine geliebte Tochter, die ihm beim Aufſtellen und Putzen helfen würde, ſang er mit leiſer zitternder Stimme:

Où peut-on être mieux
Qu'en sein de sa famille!

George von Breda jagte in den dunkeln Abend hinaus über den weiten Raſenplatz vor dem Hauſe, bei den weißen Göttern und Thiergeſtalten vorbei, die ihn ſo geheimnißvoll anzublicken ſchienen. Sein Pferd ſprengte über die kleine Brücke bei der Bank an den Steinpfeilern vorüber, in immer tollerem Laufe. Er dachte nicht daran, die Zügel anzuziehen; er ſah auch nicht die herabgeſtürzten Figuren rechts und links, und bemerkte nicht die Brücke, nicht den Steinpfeiler, an welchen er vor ein paar Stunden ſein Haupt gelehnt, nicht die Raſenbank, wo ſie ſo oft geſeſſen. Sein ganzes Denken und Fühlen war durch zwei Worte ausgefüllt, die er oft halblaut vor ſich hinſprach, und, wenn er ſie dann ſelbſt vernahm, davor ſchauderte und die Hand auf das wild klopfende Herz drückte.

Er bog, ohne es zu wiſſen, in den Waldweg ein, er ließ die zerſtörten Ruheplätze hinter ſich — er dachte nur an die beiden Worte, und wenn er zuweilen an den Himmel empor blickte, auf deſſen dunkler Fläche Tauſende von Sternen hervorſprangen, immer andere, immer neue, ſo war es ihm, als zeigten ihm all die leuchtenden Punkte in

Flammenſchrift die beiden Worte. — Er verließ den Waldweg, erreichte die Höhe der Chauſſee; da lag die Stadt vor ihm, mit einem ſilbernen Schleier bedeckt, auf dem ſich leuchtende Stickerei — die Lichter an den Häuſern und auf der Straße — zeigte.

Lord drängte heftig nach Hauſe, und ſein Herr ließ ihn gewähren; dachte er doch nur an die beiden Worte. — Roß und Reiter erreichten den Hof; jetzt ſah der Letztere das Gewächshaus matt erhellt von dem Lichterſchein, der aus dem Eßzimmer hervordrang.

Der Baron ſtieg langſam vom Pferde, warf dem kleinen Groom die Zügel zu und ſchritt, ohne den Wintergarten zu berühren, nach dem Haupteingange des Hauſes, gebückt, tief nachſinnend, ſchmerzlich bewegt und doch mit klopfendem Herzen.

— Auch Eugenie! —

Wenige Augenblicke darauf meldete der Kammerdiener der Frau von Breda, der gnädige Herr ſei mit heftigem Kopfweh nach Hauſe gekommen und laſſe ſich beim Diner entſchuldigen; es ſei aber durchaus nichts Schlimmes, er bedürfe nur etwas Stille und Ruhe.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Kirche und Wirthshaus.

Für uns gibt es Sonntag-Nachmittage, die wirklich etwas ſehr Langweiliges, ja, Trauriges haben. Worin das liegt, können wir nicht genau ſagen; machen es die geſchloſſenen Läden und in Folge hiervon die Ruhe und Stille auf den Straßen; machen es die Schaaren geputzter Leute, die mit allen Fortbewegungsmitteln — auf ihren eigenen Füßen, zu Wagen, per Eiſenbahn, eben dieſe Straßen ſo eilig zu verlaſſen trachten, als müſſe ihnen irgendwo ein Unglück paſſiren, wenn ſie dablieben; kommt es, weil in dieſen Stunden nirgendwo Muſik und Geſang erſchallt, ſo daß ſelbſt die unermüdliche Klavierſpielerin uns gegenüber keinen Ton hören läßt und wir in dieſen Feierſtunden nichts von dem eben erwähnten vernehmen, als vielleicht vom Hinterhauſe her einzelne quiekende Töne einer Flöte, was um ſo weniger zu unſerer Erheiterung beiträgt, als wir uns wider Willen bemühen müſſen, dieſe einzelnen Töne an einander zu reihen, um ſchaudernd zu erfahren, daß der junge Menſch da im Hinterhauſe — wir kennen ihn wohl, er hat flachsblonde Haare, eine rothe Naſe, nicht vom Trinken, ſondern von einem hartnäckigen Stockſchnupfen, und ſeine zehn bläulichen, dick aufgelaufenen Finger ſind eben ſo viele Exemplare von Froſtbeulen — die Melodie ſpielt:

Mich fliehen alle Freuden.

Ja, und wir glauben, dieſe Melodie kommt aus ſeines Herzens tiefſtem Grunde; zweimal in die Kirche gehen an einem Sonntag und Abends noch eine Betſtunde beſuchen, das iſt zu viel für einen jungen Menſchen, der ſich die ganze Woche auf den Sonntag gefreut, für ein Gemüth, dem die Verführung ſchon nahe trat, indem ſie ihm zuflüſterte von harmloſen Spaziergängen zur Zeit der Betſtunde! — Ihn fliehen alle Freuden; er hat ſich in das kalte Magazin zurückgezogen, wo ihn der Prinzipal, der über der Straße wohnt, nicht hören kann, unter der Angabe, ſein Herz an dem Aeußeren ſüßer Zucker- und Roſinenfäſſer, ſowie träumeriſcher Kaffeeſäcke zu erfreuen.

Wir finden den Sonntag-Nachmittag vielleicht langweilig, weil wir ſehen, wie er ſo wahrhaft auffällig gefeiert wird, weil wir ſo manchem unterdrückten Gähnen begegnen, während der Mund ſpricht: Ach, wie ſind dieſe Feierſtunden ſo köſtlich! Wir finden ihn langweilig, weil man ſich bemüht, ſelbſt die unſchuldigen Freuden der anderen Tage aus ihm zu verbannen, und weil es Leute gibt, die ſich ein Vergnügen daraus machen, an dieſem Tage alle die freundlichen Blüthen niederzutreten, die ſonſt unſer Leben ſchmücken; weil man will, daß der Sonntag nicht mehr ſein ſoll ein Feiertag, an dem wir uns freuen dürfen, wenn wir ſechs Tage ehrlich und rechtſchaffen gearbeitet, ſondern ein Trauertag, an dem wir in uns gehen und mit Schrecken all der Sünden gedenken ſollen, deren wir uns in der ganzen Woche ſchuldig gemacht.

„Ja, ſo ein Sonntag-Nachmittag iſt unſinnig langweilig," ſagte auch der Jäger Brenner, der in ſehr aufrechter Haltung und ſtattlich angethan mit ſeinem dunkelgrünen Jagdrocke an der Seite eines viel kleineren Mannes durch die Straßen ſchritt. „Wahrhaftig, über alle Maßen langweilig, und nicht nur hier in der Stadt, ſondern auch draußen auf dem Lande hat der Tag für unſer einen etwas Melancholiſches. Wenn ich ſonſt durch den Wald gehe, da iſt doch die Stille, die mich traurig machen kann, zuweilen von irgend etwas unterbrochen;

ich höre das Knarren eines Holzwagens, das Knallen der Peitsche, auch zuweilen einen Schuß — bumms dich! und das finde ich angenehm und behaglich."

Der kleine Mann, der neben dem Jäger fortschritt, hatte ein einigermaßen eingefallenes Gesicht, eine sehr lange und spitze Nase, und trug den Kopf gebückt, wobei er aber nicht unterließ, mit seinen lebhaften Augen scharf nach den ihm Begegnenden zu blinzeln, worauf er sich zuweilen veranlaßt sah, sein Haupt noch tiefer herab zu neigen oder ganz auf die Seite zu wenden. Auch eilte er rascher und unaufhaltsamer vorwärts als der Jäger trotz seiner viel längeren Beine, der hier und da stehen blieb, ein Haus betrachtete und alsdann verdrießlich murmelte:

„Auch wieder geschlossen! Ja, das muß wahr sein, sie gönnen einem Christenmenschen, der doch seine Pflicht gethan hat, auch nicht das geringste Vergnügen. Aber Ihr, Schwörer, scheint Euch wahrhaftig darüber zu freuen, daß sämmtliche Wirthshäuser verschlossen sind, und Ihr thut daran sehr unrecht, denn ich habe meinen Theil des Contraktes mit bestem Willen erfüllt und auch mit redlichem Herzen und es ist Eure Schuldigkeit, das nun Eurerseits auch zu thun."

„Es sollte mich freuen, wenn Ihr die Wahrheit sprächet, Herr Brenner, und Ihr in der That mit bestem Willen und mit redlichem Herzen mich in die Kirche begleitet hättet."

„Darauf könnte ich schwören," entgegnete der Jäger in bestimmtem Tone; „und es hat mir wohl gethan."

„Nun, das freut mich," sagte Meister Schwörer, wobei er den Kopf etwas schief auf die Seite neigte, um auf dem Gesichte des neben ihm Gehenden zu lesen, ob dieser wohl die Wahrheit spreche.

Und in der That waren die Züge des Jägers offen wie immer und ohne eine Spur von Ironie.

„Doch habt Ihr den Vertrag nicht ganz richtig eingehalten," sagte der Schneidermeister mit einem feinen Lächeln.

„Wie so?"

„Nun, Ihr ſolltet mich begleiten, und ich habe Euch begleitet.“

„Ah ſo!“ lachte der Jäger. — „Ja, in die Kirche, die Ihr vorgeſchlagen, dahin gehe ich nicht. Was I — —.“ Zum Troſte des Schneidermeiſters verſchluckte er das Wort noch zur rechten Zeit. „Könnt Ihr mir zumuthen, eine Predigt anzuhören, wo ich, ſtatt gute Lehren zu vernehmen, von A bis Z mit Grobheiten bedient werde, von denen ich mir an anderem Orte nicht den hundertſten Theil ruhig gefallen ließe? Ich weiß wohl, daß ich kein Lamm bin und meine tüchtigen Fehler habe, will auch verſuchen, mich zu beſſern; aber ſo läßt man ſich das doch nicht ins Geſicht werfen. Einmal war ich eine Viertelſtunde lang da und hatte mehr als genug. Was habe ich da alles hören müſſen!“

Meiſter Schwörer ſchaute erſtaunt in die Höhe.

„Wenn Ihr wirklich,“ fuhr der Jäger erboßt fort, „Eure Sünden auf dem Gewiſſen habt — es iſt ja wohl Niemand rein davon — nützt es Euch da etwas, wenn Ihr nun ſtill halten müßt und Euch ſagen laſſen, daß Ihr das niederträchtigſte und ſchlechteſte Geſchöpf ſeid, das da auf Erden kriecht und fliegt? Daß ein Affe nicht ſo boshaft iſt, ein Eſel nicht ſo faul, ein Ochs nicht ſo dumm und ein Bock nicht ſo unanſtändig? Ja, das ſagen ſie Euch; aber, wohlgemerkt, ohne Einem Troſt dabei zu geben. Wenn ich einen Jägerburſchen hinter die Ohren ſchlage und ihm ſage: Himmelſakr —“

„O, Herr Brenner!“ bat der Schneider.

„Und ihm alſo ſage: Biſt du ein rechter Kerl, deſſen Gewehr nicht losgeht? ſo ſetze ich gleich darauf auch hinzu: An der und der Schraube wird's fehlen, und da kann der Sache abgeholfen werden. — Aber hört Ihr je von ſo Einem ſagen, an welcher Schraube es Euch eigentlich fehlt? — Gott bewahre! da wird das Kind mit dem Bade ausgegoſſen. Was ſoll ich mir da ſagen laſſen: wenn ich ſpreche, ſpreche der Satan aus mir, und meine Zunge ſei von der Hölle entzündet, und ſoll mir vormalen laſſen, wie die Teufel ausſehen, groß wie ein Berg, blutroth angeſtrichen, mit einem langen

Schweif verſehen, deſſen Ende mir von Jugend auf vertraulich oberhalb der Schulter liegt, wie der Strick um den Hals des Gehenkten. — Nein, Meiſter Schwörer, Hoffnung ſoll man Euch laſſen und Troſt ſollen ſie Euch geben; ſagen ſoll man: Ihr habt freilich das und das gethan, aber wir wollen Manches auf die Umſtände rechnen, unter denen es geſchehen; wer ein rechter Mann iſt und kein altes Weib, läßt's in Zukunft bleiben, und damit baſta!"

Meiſter Schwörer ſah ſeinen Nachbar zuweilen mit ängſtlichen Blicken an, wagte aber keine Gegenrede, denn er fürchtete, und wohl nicht mit Unrecht, daß der Jäger ſich durch einen Widerſpruch veranlaßt ſehen könnte, noch lauter zu ſprechen, als er jetzt ſchon that.

So gingen ſie mit einander fort, und es ſtellten die Beiden im Allgemeinen ein komiſches Paar dar! ja, von den gewiſſen gläubigen Seelen hätte irgend eine ſagen können, es ſei etwas Unheimliches dabei; die dürftige Geſtalt des ängſtlich um ſich blickenden Schneiders, der dem Anderen wie durch moraliſchen Zwang folgte; und dieſer Andere, eine lange, ſtarke Figur im grünen Jagdrock mit dem gewaltigen Bart und den blitzenden Augen, jetzt ſchadenfroh lächelnd- jetzt verächtlich auf die Seite blickend oder gar ausſpuckend, wenn ihm irgend Jemand begegnete, von dem er wußte, er gehöre auch zur früheren Partei ſeines Begleiters. Von dieſen waren es aber welche, die das Paar mit Schrecken vorübergehen ſahen und nicht anders dachten, als der lange Mann ſei der Teufel im Waidmannskleid, wie er ja gern zu gehen pflege, den es nach der armen Schneiderſeele gelüſte.

„Da habe ich neulich in einer Zeitung was geleſen," ſprach Herr Brenner, nachdem er eine Zeit lang ſchweigend dahin gegangen, „was mich ganz fuchsteufelswild gemacht hat. Doch muß ich das Ding nicht recht verſtanden haben. Es war da von der Taufe die Rede und hieß, das kleine Kind, das weder etwas verſtehen noch ſprechen kann, ſoll gefragt werden, ob es dem Satan und ſeinen Werken entſage. — Da würde ich ja zugeben, daß mein armes kleines unſchuldiges Kind ſchon von der Geburt an den Teufel im Leib hätte. Denn man kann

nur dem entſagen, was man beſitzt. — Wie ſagt doch unſer Herr und die Schrift?“ fuhr der Jäger erboßt fort: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich. Und das widerſpricht doch dem Anderen ſchnurgerade, denn der Herr würde ſich ſchon gehütet haben, kleine Teufelsbraten einzuladen, wozu ſie unſere neugeborenen Kinder ſtempeln wollen. Seht, das kann mich ganz wild machen.“

„Sie haben die Sache wahrſcheinlich falſch aufgefaßt, lieber Herr Brenner,“ entgegnete Meiſter Schwörer mit ſanfter Stimme. „Das iſt nur ſo eine Formel, wiſſen Sie.“

„Formel hin und Formel her!“ rief der Jäger heftig. — „Was mich aber am meiſten ärgert, iſt, daß die da die Worte unſeres Herrn in der heiligen Schrift nicht mehr wollen gelten laſſen und ſie geradezu läugnen. Wißt Ihr, Schwörer,“ unterbrach er ſich mit einem Male, indem er wieder ſtehen blieb, „was mir ſchon oft eingefallen iſt? Wenn unſer Herr heute wieder auf die Welt käme und lehrte, was er damals gelehrt, da fände ſich ſchon eine Partie, die ſchlimmer mit ihm umgehen würde, als damals die Judenſchaft von Jeruſalem.“

„Laſſen wir das, lieber Herr Brenner!“ bat ängſtlich der Schneider, „ſprechen wir von was Anderem.“

„Meinetwegen denn,“ entgegnete der Jäger, „aber das müßt Ihr mir doch zugeben, daß wir heute Morgens was recht Gutes gehört haben. Der Mann verſteht's; er hielt uns auch einen gehörigen Spiegel vor, aber indem er ſagt: ſo werdet ihr nicht ſein und auch nicht werden, ſo macht er, daß der, welcher Dreck am Stecken hat, zu ſich ſelber ſpricht: Blitz auch! da muß ich mich in Acht nehmen; denn wenn ich das Ding nicht ablege, ſo könnte es doch am Ende ſchief gehen. — Und dabei blickte er Einem ſo frei und feſt in die Augen, daß, als er davon ſprach, wie durch den Mißbrauch deſſen, was der liebe Gott wachſen ließ — damit meinte er den Wein, Schwörer, das habe ich wohl verſtanden — der Menſch ſich verſündige, daß ich meine Augen niederſchlug, und es war mir gerade, als habe er den Brenner

Da ich aus einer katholischen Stadt kam, obgleich ich ebenso wie das Stieglitz'sche Haus evangelischer Religion war, entgegnete ich ihm, daß ich beides ganz genau kenne und mich namentlich der schönen Prozessionen, die ich in meiner Jugend gesehen, mit großem Vergnügen erinnere. Eifrig erzählte ich von dem Läuten der Glocken, von den tausenden geputzten Menschen, die die Straßen füllten, und von diesen Straßen selbst, wie sie so reich geschmückt waren mit schönen Guirlanden von Tannenreisern, die quer über die Gasse von einem Haus zum andern hingen, namentlich aber traten die schönen Kronen, die an diesen Guirlanden frei in der Luft schwebten, in der Erinnerung lebhaft vor meine Augen; diese Kronen von großen Blumen und weißen Eiern gemacht, waren behängt mit Glasstücken und bunten Bändern und wenn ein leiser Wind ging, so rauschten die Zweige und klingelten die Glasstücke an einander so hell und anmuthig, und dazwischen hörte man die ernsten und feierlichen Töne der Musik, mit der uns die Prozession nahte. Tausende von Menschen füllten die Straßen und es kam zuerst die niedere Geistlichkeit in weißen und violetten Gewändern, dann erschienen diese Kleider immer reicher, bald mit Gold- und Silberstickerei bedeckt und hinter weiß gekleideten Mädchen, die Blumen streuten, wurde der rothsammetne Baldachin getragen, auf seinem Dache prangte das silberne Lamm mit der weißen Fahne und unter

ganz beſonders angeſehen. Ja, ich ſage Euch, der Mann ſpricht wie ein Wald."

„Wie — was?" fragte der Schneidermeiſter verwundert.

„Wie ein Wald," wiederholte der Jäger mit großer Entſchiedenheit; „friſch und fromm, wie es ihm vom Herzen kommt, klingend und wohlthuend, mit einem hallenden Echo, und ſo packt es Euch auch und ſchüttelt Euch mit, wie unter den grünen Bäumen, wenn der Sturmwind durch die hundertjährigen Eichen fährt. — Habt Ihr nie einen Wald predigen hören, Schwörer?"

Der Schneider ſah faſt verwundert in die Höhe und lächelte, als wollte er ſagen: wie kann denn ein Wald predigen?

„Der Wald predigt," fuhr Herr Brenner fort; „das weiß Niemand beſſer, als wir Jägersleute. Nun, Schwörer, Ihr ſollt das genießen, ſobald es einmal ein bischen grün iſt, und dann will ich ein Uebriges für Euch thun, und Nachmittags ſtatt ins Wirthshaus mit Euch in den Wald hinaus gehen. Wir können Frau und Kinder mitnehmen und auch ein paar Flaſchen guten Getränkes. — Alles darf luſtig ſein, und je luſtiger wir da eben ſind, um ſo beſſer predigt der Wald."

„Es gehört aber doch wohl viel Phantaſie dazu, den Wald predigen zu hören," meinte Meiſter Schwörer mit ſeinem vorigen ungläubigen Lächeln.

„Das könnt Ihr freilich nicht begreifen, armer Schneidermeiſter. Sechs Tage zuſchneiden, bügeln und am ſiebenten von der Kirche in die Betſtunde laufen — für ſolche Leute predigt freilich der Wald nicht. Ueberhaupt," ſetzte er hinzu, während er ſtehen blieb, „ich glaube, Ihr wißt nicht einmal, wie ein Wald ausſieht."

„O doch," verſetzte der Andere, indem er weiter ſchritt und ſeinen Freund durch einen kleinen Stoß des Armes veranlaßte, ihm zu folgen. Er fürchtete nämlich, zu viel Aufſehen zu erregen, wenn er mitten in der Straße bei dem langen Jäger halten bliebe. „O ja," wiederholte er danach, „wir ſind auch zuweilen in den Wald hinausgegangen, früher — an Sonntag-Nachmittagen."

„Ach ſo, früher!“ bemerkte Herr Brenner geringſchätzend. „An Sonntag-Nachmittagen — ich verſtehe; Ihr mit den Gläubigen, Lieder eurer Gattung mit lauter Stimme auf dem Wege plärrend, zum Aergerniß aller ordentlichen Chriſtenleute. Ja, ich bin auch einmal früher ſo einer ſauberen Sippſchaft begegnet, und die war ſchuld, daß ich eine große Sünde begangen, denn ich habe an dem Sonntage geflucht, wie lange nicht mehr. — Brrr, ſchrieen die Kerls! ſie hatten mir das Wild auf ſtundenweit weggeſcheucht. — Aber wohin gerathen wir denn eigentlich?“ ſagte er, abermals ſtehenbleibend. „Ich glaube, Schwörer, Ihr habt mich im Eifer des Geſpräches aus den belebten Stadttheilen hinausgeführt, um Euch nicht mit mir vor den Leuten ſehen zu laſſen.“

„Wie könnt Ihr ſo was denken?“ fragte der Schneidermeiſter, wagte es aber nicht, aufzublicken, denn er fühlte wohl, daß der Jäger Recht hatte in dem, was er ſagte.

„Das wäre nicht klug von Euch gehandelt,“ fuhr dieſer fort, „denn wenn die Leute Euch bei mir ſehen, ſo kann das Eurem Kredit nur nützen. Sie werden ſagen: Der Schwörer muß ſich geändert haben, denn wenn er noch eine Fledermaus wäre, wie früher, ſo würde doch der Jäger des Barons Breda nicht mit ihm über die Straße gehen. — Apropos, von meinem Herrn zu reden, ich habe Euch alſo warm recommandirt und hätte beim Teufel beinahe vergeſſen, Euch zu ſagen, daß Ihr Euch morgen früh um zehn Uhr beim Kammerdiener einfinden ſollt, Ihr werdet was zu thun bekommen.“

„Das lohne Euch Gott!“ ſprach der Schneider mit einem dankenden Blicke. „Es iſt nothwendig, daß wieder ein bischen Leben in die Werkſtatt kommt, ich fange bei der Leere dort an, ganz melancholiſch zu werden.“

„Aber, ſagt mir, Schwörer, wo ſind wir eigentlich?“ fragte abermals Herr Brenner. „Ah, richtig! da iſt der Burgplatz; da ſind wir in ein ſchönes Viertel hinein gerathen! Nun, hier iſt auch gut ſein, und da wir einmal da ſind, wollen wir uns nach einer ſtillen Gele-

genheit umsehen. Richtig, da erinnere ich mich einer kleinen Kneipe — es muß dort hinten im dritten oder vierten Hause links sein — die heißt „zum Reibstein" und da haben allerhand lustige Brüder, Maler und solches Zeug, ihre Auflage. Ein guter Wirth," setzte er launig hinzu, „lehnt die Hausthür nur an und hat in den Hof hinaus eine kleine Stube, aus der man draußen weder Gläserklang hört, noch ein lustiges Lied. — Kommt, da ist der Reibstein."

Meister Schwörer blickte mißtrauisch an dem alten, düsteren Hause empor, das ihm nun der Jäger zeigte, und wollte Einwendungen machen: es sei doch eigentlich zu früh, jetzt schon ins Wirthshaus zu gehen, das sei auch gegen die Abrede, und was dergleichen mehr war.

Doch hatte der Jäger schon die Hausthür erreicht, trat eilig ein, winkte seinem Begleiter, ihm zu folgen, verschwand im dunklen Gange, und da er hier genau Bescheid zu wissen schien, so befanden sich die Beiden bald an der Thür des kleinen Zimmers, das wir bereits kennen. Herr Brenner ersuchte den Schneider, einzutreten, während er selbst vorn in die Schenkstube gehen wollte, um ein Glas Guten zu bestellen.

Der Schneider, der sich allein gelassen sah, blieb unschlüssig stehen; das düstere Haus und der finstere Gang mißfielen ihm, und er konnte sich überhaupt eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, da er im Begriffe war, Sonntag-Nachmittags ins Wirthshaus zu gehen und sich so eines sträflichen und gottlosen Benehmens schuldig zu machen. Da er aber anderntheils den Spott seines Freundes fürchtete, öffnete er langsam die Thür des Zimmers, wollte jedoch im nächsten Augenblicke wieder zurücktreten, da er sah, daß sich hier schon ein Gast befand. Dieser Gast saß an dem Tische, hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte vor sich nieder, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Beim Geräusch der Thür hob er aber den Kopf in die Höhe und schaute den Eintretenden an, der nun eine Sekunde wie erstarrt stehen blieb und dann mit einem Ausdrucke des Schreckens wieder zurücktrat.

Er eilte in den dunklen Gang zurück und ſtieß hier an Herrn Brenner, der aus der Schenkſtube kam.

„Wohin? wohin?“ fragte dieſer.

Worauf Meiſter Schwörer mit allen Zeichen der Angſt zur Antwort gab: „Laßt mich aus dem Haus hinaus; es iſt da nicht geheuer; ich habe ja voraus geſagt, daß es nicht gut iſt, an dieſem Tage und zu dieſer Stunde ins Wirthshaus zu gehen. Da drinnen —!“

Während er das ſprach, verſuchte er bei dem Jäger vorbei zu kommen, deſſen große und breite Geſtalt aber die enge Paſſage ſo vollkommen verſchloß, daß ſelbſt für einen dünnen Schneider kein Ausweg blieb.

„Rappelt's bei Euch wieder einmal?“ rief verwundert Herr Brenner aus, als er ſah, daß der Andere mit ſichtbaren Zeichen der Angſt bei ihm vorbei zu kommen ſtrebte. „Was iſt denn da drinnen? Kommt, Schwörer, ſeid kein Narr! Sitzt vielleicht auf dem Tiſche eine ſchwarze Katze und hat Euch mit feurigen Augen angeſehen? Wer wird ſo furchtſam ſein! Und obendrein am hellen Tage!“

Bei dieſen Worten ſchritt er vorwärts, und ſo ſehr auch Meiſter Schwörer widerſtrebte, ſo mußte er doch mit: es war rechts und links kein Ausweg. Aber zuerſt hinein wollte er um keinen Preis. Er machte eine letzte krampfhafte Anſtrengung, und wäre wahrſcheinlicher Weiſe entwiſcht, wenn ihn nicht der Jäger gefaßt und nun hinein in das Zimmer gezogen hätte.

Als der Letztere ſo mit dem zappelnden Schneider eintrat und den Mann ſah, der dieſen ſo erſchreckt, brach er in ein wahrhaft brüllendes Lachen aus, wobei er rief: „Kann doch der Schwörer ſeine albernen Narrenspoſſen nicht laſſen! Hat Sie, Herr Larioz, wieder einmal für den Teufel angeſehen!“

Der Angeredete ſchaute einigermaßen verdrießlich in die Höhe; als er aber Herrn Brenner erkannte, glättete ſich ſein Geſicht ſo weit, daß nur ein würdevoller Ernſt übrig blieb.

„Nehmen Sie es dem da nicht übel," ſagte Herr Brenner, indem er auf ſeinen Begleiter wies, „aber er hat wahrhaftig geglaubt — doch ſprechen wir lieber nicht mehr darüber," unterbrach er ſich ſelber. — „O Schneidermeiſter, wie kann man ſo närriſch ſein! Das iſt Herr Don Larioz, ein ſehr braver Mann, und ich ſchmeichle mir, ein guter Bekannter. — Verzeihen Sie es nur dem Meiſter Schwörer, daß ihm alte Erinnerungen ſo lebhaft in den Kopf geſtiegen ſind. Es iſt ſonſt ein guter Kerl, dieſer Schwörer, hat auch, als er noch nicht frömmer war als andere Menſchen, ſeinen guten Stich genäht und einen vortrefflichen Rock gemacht. Dann kam freilich eine für ihn ſehr betrübte Zeit; jetzt aber ſehen Sie ſelbſt, Herr Larioz, daß er anfängt, ſich zu beſſern. Es hat mir nicht einmal allzu große Mühe gekoſtet, ihn an einem Sonntag-Nachmittage ins Wirthshaus zu bringen."

„Das könnt Ihr eigentlich nicht ſagen, Herr Brenner," antwortete der Schneider etwas kleinlaut, wobei er den langen Spanier immer noch mit ſcheuem Blick von der Seite anſah.

„Es iſt ein gut Ding, was ſich beſſert," ſagte dieſer mit Würde.

Herr Brenner, als ein höflicher Mann, bat um die Erlaubniß, ſich an den Tiſch ſetzen zu dürfen, worauf er einen Stuhl herbeizog und ſeinem Begleiter winkte, ein Gleiches zu thun, was denn auch geſchah, doch nahm Herr Schwörer ſeinen Platz ſo nahe wie möglich an der Thür und ſo weit wie möglich von dem langen Manne entfernt.

Windſpiel, der den guten Wein herein trug, machte ein einigermaßen ernſtes, faſt verdrießliches Geſicht, als er die beiden eben Gekommenen in dem kleinen Zimmer ſah. Doch ſchien er ſich zu beruhigen, als er bemerkte, daß der Eine von ihnen mit Herrn Larioz verkehrte, als ſei er ſchon länger mit ihm bekannt.

„Sie werden mich für undankbar halten, Herr Brenner," nahm Don Larioz nach einer Pauſe das Wort, „daß ich in den letzten Tagen nicht bei Ihnen war, um Ihnen meinen ſchuldigen Dank zu wieder-

holen für die liebreiche Art, mit der man ſich in Ihrem Hauſe meiner bei meinem Unwohlſein erinnert. Ich habe das tief empfunden, und Sie müſſen nicht glauben, daß ich mich Ihnen nicht außerordentlich verpflichtet fühle."

„O, davon ſprechen Sie nicht!" erwiderte der Jäger; „das war nicht der Mühe werth. Es hat Margarethen ein großes Vergnügen gemacht, hier und da etwas für Sie beſorgen zu können."

„Die Suppen waren vortrefflich," verſetzte der lange Mann mit ernſter Stimme, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog; „ſehr vortrefflich und ſchmackhaft."

Meiſter Schwörer hatte angſtvoll gelauſcht, worüber ſich Jener wohl unterhalten würde, und es fiel ihm eine Centnerlaſt von der Bruſt, als er ihn von Unwohlſein und ſchmackhaften Suppen reden hörte. — „Es kann doch nichts Verfängliches dabei ſein," dachte er, „denn ſo viel ich weiß, nähren ſich böſe Geiſter nicht von ſchmackhaften Suppen." — Wir können hierbei nicht verſchweigen, daß der Schneider einen Augenblick vorher vorſichtig unter den Tiſch geſchaut hatte.

„Der Grund übrigens," nahm Herr Lariox abermals das Wort, „warum ich nicht ſchon bei Ihnen war, iſt doch für mich ernſterer Natur. Ich hatte Urſachen halber, die nicht hieher gehören, Differenzen mit dem Herrn Doktor Plager, in deren Folge ich meine Entlaſſung einreichte."

„Oh!" machte Herr Brenner mit einem verwunderten Geſichte.

„Und da mein Weggehen von dem Bureau vielleicht auch auf die Stellung Gottſchalk's Einfluß haben könnte, ſo wollte ich nicht eher darüber ſprechen, als bis die Sache vollkommen geordnet wäre. Herr Doktor Plager will meine Entlaſſung vorderhand nicht annehmen, ich aber nicht bleiben, und ſo befinden wir uns in einer Zwiſchenzeit, die aber in den nächſten Tagen zu Ende gehen muß. Was nun Gottſchalk anbelangt, ſo habe ich, wie Sie wohl wiſſen, den Knaben lieb gewonnen, und werde, ſo Gott will, auch ferner für ihn ſorgen können."

„Es ist das eigentlich ein guter Bube, der Gottschalk," wagte Meister Schwörer sich in das Gespräch zu mischen, fuhr aber doch beinahe zusammen, als ihm hierauf der Spanier seine scharfen Augen zuwandte.

„Ja, und hat Glück gehabt," lachte der Jäger, „als Ihr ihn an jenem Abend so erbarmungslos ausgesperrt."

„Sprechen wir nicht davon," bat der Schneider.

„Und warum nicht?" meinte der Andere. „Glaubt mir, Schwörer, das war auch in Eurem Leben ein wichtiger Wendepunkt. Wo wäre es mit Euch hingekommen! — Sie müssen nämlich wissen," wandte er sich an Herrn Larioz, „daß unser Freund da seit jenem Tage reinen Tisch gemacht hat; er hat seine Werkstatt von all den scheinheiligen Lappen rein kehren lassen, hat ein neues Leben angefangen und wartet nun auf eine frische Kundschaft."

„Aber ich warte schon recht lange und ziemlich vergebens," entgegnete Meister Schwörer mit betrübter Stimme. „Habe auch keine rechte Hoffnung mehr, daß das Ding sich machen werde."

„Ich glaube das Gegentheil," sagte heiter der Jäger. „Und darauf hin wollen wir unser Glas austrinken. Ich fürchte, bei Euch will die Gnade noch nicht recht zum Durchbruche kommen, denn statt einen ordentlichen Zug zu thun, schmeckt Ihr da nur so herum, wie ein verschämtes Frauenzimmer. Und der Wein ist gut, das muß man sagen; ich werde mir den Reibstein merken. — Also auf neues Leben und gute Kundschaft!"

Meister Schwörer hob bei dieser Aufforderung schmermüthig lächelnd sein Glas, stieß mit dem Jäger an und that darauf einen Zug, worüber sich dieser halb zufrieden erklärte.

Unterdessen hatte sich Windspiel über die Schultern des langen Spaniers gebeugt und ihm etwas zugeflüstert, worauf dieser mit dem Kopfe nickte und sich langsam erhob.

Der Jäger blickte in die Höhe und sagte mit einem Tone des Bedauerns: „Sie wollen uns doch nicht schon verlassen? Es ist das

wahrhaftig ſchade, denn Sie hätten mit anſehen können, wie mein Freund Schwörer nach und nach aufthauen wird. Ich will jede Wette machen, er verläßt das Haus heiterer, als er hinein gegangen."

„Das zu erfahren, würde mich ſehr freuen," gab Don Lariot ernſt zur Antwort; „doch habe ich in der That noch etwas Dringendes zu thun, weßhalb ich mich für dieſes Mal Ihrer angenehmen Geſellſchaft entziehen muß."

Zwingen muß man Niemand, dachte der Jäger, indem er mit gewaltigem Zuge ſein Glas leer trank und ſich alsdann halb von ſeinem Stuhle erhob, um die Begrüßung des Schreibers zu erwidern.

Dieſer nahm ſeinen Mantel und Hut und auch das lange ſpaniſche Rohr, und verließ, von Windſpiel gefolgt, das kleine Gemach.

Hierbei können wir nicht unterlaſſen, zu erwähnen, daß Herr Brenner Recht hatte, als er geſagt, Meiſter Schwörer würde das Haus heiterer verlaſſen, als er hinein gegangen. Es war übrigens ſpät am Abend, als dies geſchah, und dabei hatte ſich der kleine Schneider an den Arm des Jägers gehängt, und verſicherte ein Mal über das andere Mal mit ziemlich ſchwerer Zunge, es ſei und bleibe nothwendig für jeden gläubigen Chriſtenmenſchen, jeden Sonntag ein Mal in die Kirche zu gehen; dann aber auch ein gutes Glas Wein im Wirthshauſe zu trinken, ſei wahrhaftig keine Sünde.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Entenpforte Numero Vier.

Don Larioz und der kleine Kellner — Letzterer hatte von dem Wirthe einen Urlaub erhalten, da die Künſtler, zu deren Bedienung er hauptſächlich da war, erſt ſpät zu kommen pflegten — gingen mit einander fort, und als ſie auf die Straße gekommen waren, ſchielte der Spanier über die hölzerne Thür hinweg an dem Nachbarhauſe hinauf, wo die Fenſter des Ateliers der Gebrüder Breiberg wie immer dicht verhängt und mit dem Carton geblendet waren. Dabei war es ihm, als bemerkte er im oberen Stocke den Kopf des Herrn Clemens, der höhniſch auf ihn herablächelte, aber gleich darauf wieder verſchwand. Dann betrachtete er im Weiterſchreiten all die finſteren Häuſer des Burgplatzes und ſeufzte halblaut:

„Ja, die Liebe iſt allgewaltig. Als ich zum erſten Male in dieſe Gegend kam, hatte ſie für mich etwas Abſtoßendes; ich beeilte mich, meine Geſchäfte abzumachen, um die holperige Straße und die in der That unheimlichen Häuſer ſo bald als möglich wieder zu verlaſſen; und jetzt kommt mir alles das ſo ganz anders vor. Ich meine, es gebe keine Stelle auf der ganzen weiten Welt, die ſchöner wäre als der Burgplatz.“

„Ja, das thut die Liebe,“ ſagte ſchwärmeriſch der Kellner.

„Ich finde ſogar eine Aehnlichkeit,“ fuhr Don Lariez fort, „wenn ich den alten Thurm dort betrachte und dabei an den goldenen Thurm in Sevilla denke.“

„Eine allgewaltige Liebe!“ ſeufzte Windſpiel.

„Nur iſt es dort etwas heiterer,“ ſprach der Andere; doch zog er ſtatt bei dieſen Worten freundlich auszuſehen, das Geſicht finſter zuſammen und nahm das Meerrohr, das er in der Rechten trug, leicht und gewandt wie einen Stoßdegen in die Höhe. „Spanien,“ ſagte er, „iſt ein heiteres Land, ein ſchönes, glückliches Land, ein ritterliches Land. Da würden die Gebrüder Breiberg ſchlechte Geſchäfte machen, da kann man nicht ungeſtraft arme, unglückliche Mädchen mißhandeln, die ſich einen Retter erkoren haben.“

„Einen Retter!“ ſprach Windſpiel leiſe vor ſich hin.

„Da nimmt dieſer Retter einen Freund mit ſich und macht ohne viel Bedenken einen Entführungsverſuch.“

„Einen Entführungsverſuch!“ flüſterte der Kellner, und es ſchauerte ihn beinahe vor Wonne.

„Man wirft eine Strickleiter hinauf bei finſterer Nacht.“

„Eine Strickleiter bei finſterer Nacht!“

„Und nun geleitet ſie ſanft hinab beim Klange der Mandoline, die der Freund unten ſpielt, wenn es ihr nämlich möglich iſt, droben allein zu ſein und das Fenſter zu öffnen. Im anderen Falle ſteigt man beherzt hinauf, drückt eine Scheibe ein, öffnet den Riegel und ſpringt auf den Fußboden des Gemachs, indem man ausruft: San Jago! — Hier bin ich! Gott und meine Dame!“

„Gott und meine Dame!“

„Ein ſpaniſcher Breiberg würde ſich uns mit dem Degen in der Fauſt entgegenwerfen; man ſticht ihn nieder und befreit Dolores.“

Bei dieſen Worten zuckte Lariez die Achſeln, warf die Ecke ſeines Radmantels über die Schulter und ſenkte den Stock mit einem Ausdrucke tiefer Verachtung in den Zügen.

„Hier in Deutſchland iſt wenig Poeſie,“ fuhr er ſeufzend fort.

derſelben wankte der alte Biſchoff einher auf dem ſchneeweißen Haar die ſchwere Mütze und vor ihm getragen wurde das Allerheiligſte in einer goldenen Monſtranz.

Eifrig erzählten wir uns dieſe Geſchichten, der Prinzipal und der Lehrling, und hatten uns dabei auf den Waarenballen niedergelaſſen und die Blumen, die wir in der Hand hielten mit ihrem eigenthümlichen Geruch verſetzten mich zauberhaft in jene Zeit zurück. Ich ſah wieder das Getümmel des Volkes in glänzendem Zug, die fallenden Roſenblätter, athmete den duftigen Weihrauch und ganz im Hintergrund ſchwebte der große Kuchen, der Mittags bei ſolchen Gelegenheiten für uns Kinder nie fehlte.

Auch der Prinzipal ſchien in der Erinnerung an vergangene Tage zu ſchwelgen, ſah aber dabei finſter vor ſich nieder; „und die ſchönen katholiſchen Kirchen," fragte er mich, „wie ſind ſie ſo herrlich und anmuthig, die tiefe Dämmerung in denſelben, das zauberiſche Licht, welches durch die gemalten Scheiben hereindringt, hat Er das ſchon Alles geſehen und bemerkt?"

„Ja," entgegnete ich eifrig und mir fielen die Stunden ein, die ich ſpielend und kindlich betend in jenen ſchönen großen Hallen verbracht, ach, ich erinnerte mich noch des Tages, wo ich aus dem Reißmehlſchen Hauſe gelaufen war, wo mich vor dem Muttergottesbild das Fieber angefaßt und darniedergeworfen hatte und wo

„Wenn ich auch glaube, daß Dolores geneigt wäre, die Strickleiter festzuknüpfen und mit mir zu entfliehen, so würde sich doch dieser schurkische Breiberg unbedingt nicht wie ein Cavalier benehmen, er würde die Polizei zu Hülfe rufen, und mit der habe ich nicht gern zu thun. O Dolores! wann wird es mir möglich sein, thatkräftig für deine Rettung zu wirken?“

„Sie ist Ihre erste Liebe?“ wagte schüchtern der kleine Kellner zu fragen.

„Sie ist meine erste Liebe,“ entgegnete Don Larioz mit Bestimmtheit, „und ich glaube, eine wahre Liebe. Ich habe das gefühlt bei ihrem ersten Anblicke, will aber dabei gestehen, daß eigenthümliche Umstände, welche zusammen wirkten, mein Herz so empfänglich machten für diese Liebe. Das finstere Haus hatte mich seltsam gestimmt, ich sah da Geräthschaften, die mich an die alte Ritterzeit erinnerten, ich fühlte eine Atmosphäre, die mich sanft einführte in die süßen Schauer jenes Ateliers. Sie haben sie nie gesehen, die göttliche Dolores?“ wandte er sich fragend an seinen Begleiter.

„Nie,“ entgegnete dieser. „Auch von allen denen, welche ich natürlicherweise aufs geheimnißvollste fragte, wollte Keiner noch ihr Antlitz geschaut haben.“

„Das sind die höllischen Künste dieser Gebrüder Breiberg,“ sagte der Spanier indem er einen Augenblick stehen blieb und seine Hand auf die Schulter Windspiels legte. „Das ist gerade das Entsetzliche, daß sie das unglückliche Mädchen so vor den Augen aller Welt vollkommen verborgen zu halten wissen. Und glauben Sie mir, auch das tiefe Mitleid für die arme Dolores ist schuld daran, daß es mich so mächtig und unwiderstehlich zu ihr hinzieht. Es ist vielleicht viel Unglück in dieser Liebe, aber ich fühle mich erhaben in all diesem Unglücke.“

Der Kellner schaute mit Bewunderung zu dem großen Manne empor.

„Es ist eine Liebe,“ sprach dieser weiter, „wie ich sie brauche, wie

ich mich ſchon lange geſehnt, daß ſie mich erfaſſen möge. — Glauben Sie mir, ich bin nun einmal nicht gemacht für das alltägliche Treiben der Menge. Dabei will ich nicht leugnen, daß ſchon manches glänzende Augenpaar nach mir geſchielt, daß ich auch ſchon zuweilen in der Nähe des Herzens ein Gefühl empfunden, mit dem, wie man ſagt, die Liebe anfangen ſoll. Aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, in ſolchen Augenblicken das alltägliche Leben zu ergreifen, wie es nothwendig iſt. Ich konnte nicht ſprechen: Mein Fräulein, wie geht es Ihnen? Sie werden finden, daß es heute ein außerordentlich ſchönes Wetter iſt. — Und dann, die Umgebung war ſo über alle Beſchreibung proſaiſch; eine lächelnde Mutter, ein zufrieden blickender Vater; Schweſtern, auf deren Geſichtern Freude und Neid beſtändig wechſelten, ein immer gleich freundlicher Empfang, eine ſtets offene Thür, ſo gar keine Schwierigkeiten, ſo gar keine Hinderniſſe."

„Und auch das haben Sie erlebt?" fragte Windſpiel.

„Auch das habe ich erlebt," gab der lange Mann zur Antwort. „Es ſind freilich ſchon Jahre her, ich gab damals noch mehr auf ein geſchniegeltes Aeußere; ich trat als Spanier auf, ich nannte mich mit vollem Rechte Don Lariez, meine Zukunft ſchien ſich gut geſtalten zu wollen, ich fand überall eine gar gute Aufnahme; ich ſeufzte ordentlich nach etwas Schwierigkeit, nach einem finſteren Empfange, zum Beiſpiel nach einem ſtreng blickenden Vater, nach einer Mutter, die ihre Hausthür nur handbreit öffnete, nach einem Mädchen endlich, das mich mit trotzig aufgeworfener Lippe empfing."

„Und das fanden Sie nie?"

„Niemals. Und war das auch mit die Urſache, warum die Liebe, die ich mir erkämpfen wollte, fern von mir blieb. Zwei Fälle waren es, wie ich mir beſtändig dachte, die entzückend ſein müßten, wenn uns in ihnen die Liebe nahte. Und in einem bin ich in ihre Nähe getreten — ein ſchönes, unglückliches Mädchen zu befreien, die in Ketten und Banden ſeufzte und deren erſter Blick mir ebenſo ſagte, daß ſie mich für ihren Retter erkannt, wie ich mich tief getroffen fühlte, als ich zum

ersten Mal in ihr glänzendes Auge sah — Dolores. Der andere Fall wäre mir freilich noch lieber gewesen. Ich träumte nämlich oft von wildem Kampfe, von dem seligen Gefühl, nach errungenem Sieg niederzusinken, mit halb gebrochenem Auge noch meine wehende Fahne zu sehen. — Eine tiefe Ohnmacht umfängt meine Sinne —"

Windspiel schritt neben dem Spanier her, indem er ihm aus lauter Ehrfurcht fast die ganze vordere Seite seines Körpers zuwandte, wodurch der Gang der kleinen, dürren Gestalt mit den carrirten Höschen und dem kurzen Mäntelchen etwas gar Seltsames erhielt.

„Man hebt mich auf und trägt mich fort," sprach Don Carlos weiter. „Aus tiefer Besinnungslosigkeit erwache ich endlich auf einem reinlichen Lager, ich öffne die Augen, sie sitzt vor mir."

„Sie?" fragte Windspiel.

„Ja, sie, die ich meine, die ich in meinen Träumen oft sah. Sie legt mir mit zarten Händen den Verband an, ein Blick ihrer schönen Augen bittet mich, ruhig zu sein, und ich entschlummere endlich mit einem unnennbar beseligenden Gefühl im Herzen. — Das muß ein herrlicher Anfang der Liebe sein."

„In der That herrlich," sagte der Kellner begeistert, und dabei blickte er herausfordernd nach allen Seiten, ob sich nicht vielleicht Jemand finden würde, der so gefällig gewesen wäre, ihn vor den Kopf zu schlagen, damit man ihn vielleicht in jenes Haus dort trage, wo ein paar hübsche blühende Mädchengesichter lachend zum Fenster heraus schauten. Diese Mädchen blickten in der That lachend auf die beiden Spaziergänger herab, welche in der Mitte der Straße hielten und sowohl in ihrem Gange wie in Anzug und Bewegungen etwas Komisches hatten. Die lange Gestalt des Spaniers bewegte sich steif und gravitätisch dahin, und obgleich er lebhaft sprach, wandte sich doch sein hoch erhobener Kopf weder rechts noch links; die linke Hand hatte er in die Seite gestemmt, der Mantel fiel über den Arm, wodurch sich seine Figur sehr seltsam ausnahm; die Rechte mit dem langen spanischen Rohr bewegte er taktmäßig bei jedem Schritte auf und ab.

Neben ihm ſchritt Windſpiel, der ſich vergeblich bemühte, die ernſten und würdevollen Bewegungen des Anderen nachzumachen, und da er dabei nach ſeiner Gewohnheit leicht und hüpfend dahinſchwebte, immer zwei Schritte machend, wo der Andere einen that, ſo ſah es aus, als wenn ein altes Schlachtpferd mit einem Fohlen gleicher Race ſpazieren geht.

Als ſie ſo mit einander durch mehrere Straßen gewandelt waren, unter den angenehmen und lehrreichen Geſprächen, wie wir ſie vorhin zu erwähnen uns veranlaßt ſahen, und als Don Lariez darauf eine Zeit lang ſtill ſchwieg, erlaubte ſich der Kellner die ſchüchterne Frage an ihn, wohin er eigentlich ſeine Schritte richte.

Der Spanier ſchaute einigermaßen verwundert auf Windſpiel herab und gab ihm zur Antwort: „Ich erinnere mich nicht genau, ob ich Sie damals in Kenntniß geſetzt von dem Schreiben, deſſen mich die göttliche Dolores gewürdigt.“

Der Andere nickte mit dem Kopfe und verſicherte, er ſei ſo glücklich geweſen, zu erfahren, welche Mittheilung die Dame aus ihrer Gefangenſchaft gemacht.

„So werden Sie ſich auch erinnern, daß Dolores einer Freundin erwähnt, die in hieſiger Stadt lebt und welche im Stande und geneigt wäre, uns Nachricht von der Gefangenen zu geben, Kathinka Schneller iſt der Name dieſer Freundin, und ich habe ſie ſchon geſehen.“

„So, Sie haben ſie ſchon geſehen?“ verſetzte Windſpiel. „Ah, wahrſcheinlich an dem Tage, als Sie zum erſten Mal auf dem Burgplatze waren. Ja, ja, ich meine, ſie damals auf der Straße erblickt zu haben.“

„Iſt ſie viel auf der Straße?“ fragte Don Lariez ſehr ernſt.

„So — ſo!“ entgegnete der Kellner nach einigem Beſinnen. „In unſerer Gegend ſieht man ſie häufig, denn ſie hat dort, wie Sie wiſſen werden, ihre Geſchäfte. — Aber,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „wollen wir, ehe wir in ihre Wohnung gehen, nicht lieber vorher warten, bis es etwas dunkler geworden iſt?“

„Und warum das?“ fragte der Spanier. „Wir ſind einmal auf dem Wege dahin; ich denke, wir gehen ruhig fort; es drängt mich, je eher je lieber Nachricht von Dolores zu erhalten.“

Windſpiel kratzte ſich gelind am Kopfe und blickte ſchüchtern hinter ſich, hielt ſich auch näher als bisher an dem langen Mann, als ſuche er dort ein Verſteck und ſei es ihm vielleicht nicht angenehm, geſehen zu werden, da Beide nun zu ihrer Rechten in ein Labyrinth von engen Gäßchen einbogen.

„Warum ſollten wir auch warten, bis es dunkel iſt?“ meinte der lange Schreiber, nachdem ſie einige weitere Schritte gemacht. „Sagen Sie mir das aufrichtig, ich habe keine Idee davon, lieber Freund, was Sie zu dieſem Verlangen bewegen konnte.“

Der Kellner blickte zu dem Geſichte ſeines Begleiters empor, um zu ſehen, ob ſich dort nicht irgend eine Spur von Schalkheit bemerken laſſe. Aber die Züge des großen Mannes waren ernſt und würdevoll wie immer.

„Die Entenpforte,“ begann Windſpiel ſchüchtern, „wo wir jetzt hingehen, ſteht gerade nicht in einem außerordentlich guten Ruf; man geniert ſich, dort aus und ein zu gehen, namentlich ordentliche Leute. Es wohnt da allerlei verdächtiges Volk.“

„Sagen Sie: muthloſe, feige Leute geniren ſich, dorthin zu gehen,“ erwiderte Don Lariez mit Entſchiedenheit. „Ich fürchte mich vor keinem verdächtigen Geſindel, auch ſind wir unſer Zwei und nehmen es, hoffe ich, mit Einigen auf, die an uns wollten, um uns zu berauben.“

„Was das Berauben anbelangt,“ verſetzte Windſpiel mit leiſer Stimme, „damit hat's wohl ſeine guten Wege; aber — aber — kennen Sie die Kathinka Schneller nicht genauer? Oder den Stöpſel?“

„Erſtere habe ich, wie geſagt, geſehen, aber von der jungen Dame, welche Stöpſel heißt, weiß ich nicht das Mindeſte.“

„Es ſind zwei gute Freundinnen,“ ſagte Windſpiel kleinlaut, indem er nicht mehr ſo große Anſtrengungen machte, um genau neben

Don Larioz zu bleiben. „Auch wohnen ſie beiſammen. — Haben Sie wohl eine Idee davon, womit ſie ſich beſchäftigen?“

„Wenn ich die Kathinka Schneller ihrem Aeußeren nach auch für keine wohlhabende junge Dame halten kann, ſo ſcheint ſie mir doch guter Leute Kind zu ſein. Der alte würdige Mann, der damals bei ihr war -- er ſah aus wie ein Harfner — möchte wohl ihr Vater geweſen ſein. Wenn ſie kein Vermögen haben, ſo mögen ſie ſich vielleicht von weiblichen Handarbeiten nähren.“

Windſpiel ſchüttelte mit dem Kopfe, und nachdem ſie noch ein paar Schritte gemacht, ſagte er: „Allerdings haben ſie kein Vermögen, beſchäftigen ſich aber auch nicht mit weiblichen Handarbeiten, ſondern die Schneller und der Stöpſel dienen den Malern auf dem Burgplatze als Modelle.“

Er ſprach dieſe Worte ziemlich laut, wobei er hoffte, ſie würden eine große Wirkung auf ſeinen Begleiter nicht verfehlen, worin er ſich aber irrte; denn Don Larioz nickte äußerſt ruhig mit dem Kopfe und erwiderte:

„Ich habe von dieſem Geſchäfte gehört, es hat etwas Poetiſches für ſich, ſo mit einem ſchönen Kopfe oder einer ſchönen Hand der Kunſt dienen zu können.“

„J—a—a— wohl!“ ſagte Windſpiel, „aber —“

„Ich weiß ſehr genau, was Ihr Aber bedeutet,“ fuhr der Spanier fort. „Die Verleumdung, ein großes Laſter, welches leider in der Welt herrſcht, pflegt dergleichen jungen Mädchen, wie den ebengenannten, viel Uebeles nachzuſagen, und ich kann Sie verſichern, man irrt ſich darin. Ich habe einen alten Mann gekannt mit langem weißem Barte, der diente auch den Malern als Modell und war die Rechtſchaffenheit ſelber. Glauben Sie mir, lieber Freund, man muß nicht nach dem Scheine urtheilen. Oder haben Sie vielleicht Beweiſe, daß Kathinka Schneller oder Fräulein Stöpſel einigermaßen leichte Perſonen ſind?“

„Beweiſe habe ich eigentlich keine dafür, aber man ſagt es.“

„Man ſagt viel in der Welt,“ verſetzte Don Larioz, indem er ſeinen Schritt mäßigte, um neben Windſpiel zu kommen, der augen-

ſcheinlich zurückblieb. „Man ſagt von dieſem Böſes, von Jenem Gutes, oft ohne Gründe angeben zu können, warum man Das oder Das ſagt. Der Schein iſt es, der uns meiſtens beſticht. Es gibt Leute, denen Alles zu thun erlaubt ſcheint, von denen man Alles charmant findet, ja, für welche man eine Bemäntelung der gröbſten Vergehen immer bereit hat. Andere aber brauchen nur mit einem Schein von Zweideutigkeit zu handeln, ſo ſind ſie mit allen Vergehen, allen Laſtern befleckt. Das iſt auch bei vielen jungen Damen der Fall. Ich habe ſchon die lehrreichſten Beiſpiele erlebt, wo Töchter aus guten Familien, Honoratioren-Töchter, welche man für die Unſchuld ſelbſt anſah, jungen Leuten, die ſie kaum kannten, ſträfliche Zuſammenkünfte bewilligten; ich habe das erlebt und mit eigenen Augen geſehen, und trotzdem wagte man es, mich der Verleumdung zu bezüchtigen, mich für einen Lügner zu erklären.

„Ja, man hat noch mehr gewagt," ſetzte er nach einer Pauſe mit dumpfer Stimme hinzu, „natürlich eine Weiberhand, von der ich nicht erwarten kann, daß ſie ſich mit dem Degen oder der Piſtole bewaffnen wird. Dagegen habe ich auch wieder Andere gekannt, arme dürftige Geſchöpfe, die, weil ſie in Armuth lebten, weil keine mächtige Verwandtſchaft mit hoch erhobener Naſe für ihre Tugend und Unſchuld gut ſagte, bei der geringſten Veranlaſſung achſelzuckend betrachtet wurden, und von denen man bei einem kleinen falſchen Scheine ſagte: Das war ja nicht anders zu erwarten. — Auch Ihre Aeußerung, mein junger Freund, als Sie vorhin des Geſchäftes der Kathinka Schneller und des Fräuleins Stöpſel erwähnten, Ihr Aber hatte einen ſeltſamen Klang und war mit einer Anklage nahe verwandt. Doch muß man nicht nach dem Scheine urtheilen. Glauben Sie mir, die Tugend iſt in jedem Stande, unter jedem Gewerbe zu finden, und daß Kathinka Schneller ein tugendhaftes Mädchen iſt, dafür will ich mich verbürgen. Würde Dolores ſie ſonſt für ihre Freundin erklärt haben?"

Die Worte des Herrn Larioz, namentlich der letzte Grund, den

dieſer angab, verfehlten in der That ihre Wirkung auf Windſpiel nicht. Er kannte die Entenpforte, ſowie auch die Lebensweiſe der beiden Modelle nur vom Hörenſagen; er hatte allerdings von keiner derſelben je etwas Unrechtes geſehen. Kathinka war ihm immer ſehr ſtill und ruhig erſchienen, und daß der Stöpſel gegen jüngere Maler, die ſich einen Scherz mit ihr erlauben wollten, ungeheuer energiſch verfahren konnte, hatte er ſelbſt ſchon erlebt. Dann war es ja auch wahr, daß Dolores die Erſtere für ihre Freundin erklärt hatte, und den geringſten Verdacht auf die Geliebte ſeines Gönners zu werfen, hätte er um Alles in der Welt nicht gewagt.

So ging er denn etwas beruhigter durch das Labyrinth der Gäßchen der Entenpforte zu.

Dies war eine Sackgaſſe, welche vorn, wo ſie nahe an eine Straße mündete, einen Steinbogen zeigte, der hier von einem Hauſe zum anderen geſprengt war und auf deſſen Schlußſtein in roher Arbeit etwas erhaben gemeißelt war, das man mit einiger Phantaſie für einen Vogel, vielleicht für eine Ente halten konnte, woher denn wahrſcheinlich der Bogen ſelbſt, ſowie die dahinter liegende Sackgaſſe die Entenpforte genannt wurde.

Die Häuſer, die hier ſtanden, ſahen nicht ſehr freundlich und einladend aus; es waren kleine und dürftige Bauweſen, theils mit ſchief ſtehenden Giebeln, theils mit Dächern, die keine gerade Linie mehr zeigten und lange Jahre dem Gebäude, das ſie bedeckten, treu zum Schutze gedient hatten, ſich aber, alt und gebrechlich geworden und hier und da eingeſunken, müde auf die Mauern lehnten. Jemand, dem die gleichmäßigen, geradlinigen Häuſer, Hunderte von Fenſtern in einer ununterbrochenen Linie kalt und nüchtern erſcheinen, konnte es hier in der Entenpforte gefallen, denn da ſah keine Oeffnung der anderen gleich, es war hier außerordentlich viel maleriſche Verſchiedenheit zu finden. Und wo ſelbſt die Fenſter eines Gebäudes gleich weit von einander ſtanden, da hatte Zeit und Zufall dafür geſorgt, daß ſie ſich nicht mehr glichen, wie vielleicht damals im erſten glücklichen Jugend-

alter. Hier waren die Läden feſt verſchloſſen, dort hingen ſie ſchief in den Angeln, die nachgegeben hatten; in einigen ſah man noch die urſprünglichen Scheiben, in anderen an demſelben Gebäude hatte man kleinere eingeſetzt, auch wohl hier und da ein Viertel des Ganzen mit gutem, feſtem Papier verklebt. Von dem Pflaſter konnte man beinahe nur ſagen, daß es ſehr unregelmäßig war, in der Mitte eine Senkung hatte, wo ſich Schnee und Regenwaſſer, mit Kehricht und allerlei ſonſtigem Unrath vermiſcht, gemüthlich anſammelten.

Daß die Entenpforte bewohnt war, ſah man an Gruppen ärmlich gekleideter Kinder, die vor den Hausthüren ſpielten oder ſich ein Vergnügen daraus machten, über die Waſſerlachen in der Mitte der Gaſſe zu ſpringen, was gerade nicht zur Erhaltung der Toilette beitrug. Hier und da an einer Fenſterſcheibe erblickte man das Geſicht eines weiblichen Weſens, neugierig herabſchauend; auch waren in anderen Häuſern ſchon Lichter angezündet, was in der engen Gaſſe bei der vorgerückten Nachmittagsſtunde und der ſich hier ſchon bemerklich machenden Dämmerung ſehr erklärlich ſchien.

„Hier wären wir alſo in der Entenpforte," ſagte Don Lariog, der jetzt wieder um mehrere Schritte vorausging und an den Häuſern hinaufſah, um die Nummer Vier zu finden. Es dauerte übrigens ein paar Minuten, ehe er die gewünſchte Nummer entdeckt hatte, die ſich ganz am Ende der Sackgaſſe auf der linken Seite befand. Das Haus war etwas zurückgezogen, und wenn man an der Thür ſtand, ſo konnte man weder den Eingang der Gaſſe ſehen, noch von dort geſehen werden.

Windſpiel hatte dies ſogleich bemerkt, und es gereichte ihm das — er wollte ſich ſelbſt nicht klar machen, warum — zu einiger Beruhigung; auch drückte er ſich feſt an die Thüreinfaſſung, wogegen Don Lariog mit ſeiner langen Figur faſt inmitten der Straße hielt, um das Gebäude — es ſah am anſtändigſten von allen aus — genau zu betrachten. Es herrſchte hier auch eine Gleichförmigkeit in den Fenſterläden, indem alle feſt verſchloſſen waren und aus einem rechts

geben der Thür durch einen Spalt nicht nur ſchwacher Lichterſchein hervordrang, ſondern auch der Klang einer Guitarre, zu welcher eine Mädchenſtimme ſang:

„Wer will unter die Soldaten
Der muß haben ein Gewehr;
Das muß er mit Pulver laden
Und mit einer Kugel ſchwer.“

Der Spanier freute ſich anſehnend über den Lichterſchein, über den Klang des Saitenſpiels, über den Geſang; er dachte an Sevilla, wo die letzten Häuſer ſtehen, an die Begegänge ſchattiger Paläſte dort, wo man auch nächtlicher Weile den Klang der Mandolinen vernimmt, und er ſagte deßhalb vergnügt zu dem kleinen Kellner:

„Wo man ſingt, da laß dich ruhig nieder,
Böſe Menſchen haben keine Lieder.

Thun Sie mir den Gefallen und ziehen Sie an der Klingel.“

Windſpiel that alſo, und nachdem er ziemlich ſchüchtern geläutet, verſtummte der Geſang, und gleich darauf hörte man ſchlurfende Tritte; die Thür wurde nur ein wenig geöffnet, und eine ſchnarrende Weiberſtimme rief: „Was ſoll's denn?“

Der Kellner ſah ſich nach ſeinem Begleiter um, der ſich ihm nun näherte und mit großer Ruhe ſagte:

„Es iſt am beſten, Sie nennen Ihren Namen, der meinige wird gänzlich unbekannt ſein, und fragen, ob Fräulein Kathinka Schneller zu ſprechen ſei.“

„Nun?“ wiederholte die Stimme hinter der Thür. „Was ſoll's? wer iſt's denn?“

„Der Kellner vom Reibſtein,“ verſetzte dieſer mit ſehr leiſer Stimme, „und wünſcht Mamſell Schneller zu ſprechen.“

Die an der Thür ſchien dieſe Worte ins Zimmer hinein leiſe wiederholt zu haben, denn gleich darauf hörte man eine Mädchenſtimme ausrufen:

„So, es iſt Windſpiel? den laßt nur herein kommen.“

ich meine Nichte Emma, die ich damals noch nicht gekannt, zum erstenmal sah. „Mir gefallen unsere Kirchen eigentlich gar wenig," sagte ich nach einer Pause vorwitzig und altklug, „man sieht nichts in denselben, als weiße Wände, braune Stühle und den Pfarrer in seinem schwarzen Kleid."

„Ei, ei," entgegnete der Prinzipal sonderbar lachend, „das sind ja seltsame Ansichten, nehm' Er sich in Acht, daß dergleichen hier im Hause außer mir Niemand hört, namentlich würde Herr Specht in Krämpfe verfallen, wenn er Ihn mit solcher Begeisterung von den Baalspfaffen sprechen hörte, sage Er nie, daß Ihm eine Prozession gefalle, Niemanden als mir, was mich nämlich anbelangt," setzte er seufzend hinzu, „der so lange in dem schönen Italien war, mir ist es am Ende gleichgültig, ob man betet: „Vater unser" oder „Ave maria."

In diesem Augenblick räusperte und hustete es neben uns sehr bemerklich und als ich aufschaute, stand der Herr Specht vor uns mit gefaltenen Händen, er hatte die Augen erhoben und lispelte: „gehe nicht in's Gericht," den Nachsatz „mit den Gottlosen" verschwieg er wahrscheinlich aus Ehrfurcht gegen den Prinzipal. Dieser saß aber da in zorniger Verlegenheit, eine der Heiligenblumen in der Hand, die Cigarre im Mund.

„Es riecht hier sehr nach Taback," sagte der erste Buchhalter, „die Frau Prinzipalin haben diesen für sie

„Man ſcheint Sie zu kennen," ſagte Don Lariog. „Sehen Sie, wie gut es war, daß Sie ſich genannt."

„Sind Sie allein?" fragte die Stimme an der Thür.

„Nein, ich bin in Begleitung eines Bekannten," entgegnete der kleine Kellner.

„Er ſoll ſagen, wer das iſt," hörte man die Stimme aus dem Zimmer ſprechen.

Und als Windſpiel hierauf, ohne die Frage der Pförtnerin abzuwarten, den Namen des Spaniers zum Beſten gab, lachte es drinnen fröhlich, und man hörte das Mädchen rufen: „Nur herein! nur herein!"

Darauf hin betraten Beide das Haus und kamen aus dem dunkeln Gange in das Zimmer rechts, von dem man Lichterglanz geſehen und Saitenſpiel vernommen.

Es war das ein mäßig großes Zimmer, ſehr ſchmal, dafür aber ziemlich lang. Wie weit es noch rückwärts ging, konnte man nicht genau ſehen, denn dort wies ein Vorhang von dunklem Zeuge den Blick zurück. Dabei war das Gemach anſtändig möblirt: rechts von der Thür ſtand ein Sopha, davor ein Tiſch und an der anderen Seite ein paar gepolſterte Stühle, auf welchen zwei junge Damen ſaßen.

Die Eine davon, welche die Guitarre noch auf dem Schooß hatte, war dem Spanier bekannt; es war Kathinka Schneller, dieſelbe, welche er damals vor der Hausthür der Gebrüder Breiberg mit dem würdigen alten Manne geſehen, daſſelbe hübſche, etwas ſchmachtende Geſicht; nur war der Anzug verſchieden; denn ſtatt des einfachen Kleides und des großen Tuches trug ſie heute, obgleich es Winterzeit war, ein Gewand von hellem Mouſſelin, zierlich mit allerlei Bändern aufgeputzt.

Die andere junge Dame war eine ſtarke, faſt dicke Perſönlichkeit; trotz des ſchwarzen Seidenkleides, welches ſie trug, ſah man ſehr ihre vollen Formen, die hervorgehoben wurden durch eine künſtlich hervorgebrachte ziemlich ſchlanke Taille. Sie hatte den Kopf auf die Hand

geſtützt, ſo daß ihre dunkeln Locken über die Finger herab fielen und ihre ſehr lebhaften Augen halb verdeckten.

Die ſchnarrende Stimme gehörte einer ſehr corpulenten Frau, die in einem ſchwarzen Sammtſpenſer prangte, unter welchem man einen Rock von grünem Seidenzeug ſah. Sie hatte eine Haube mit bunten Bändern auf, und an ihrem Halſe eine goldene Kette, an welcher eine übermäßig große Lorgnette hing. Die dicke Dame ſetzte ſich ſehr breit auf das Sopha.

Windſpiel blieb ſchüchtern vor der Thür ſtehen und wäre wahrſcheinlich nicht vorgetreten, wenn ihn nicht Don Larioz in einem ruhigen, gemeſſenen Tone erſucht hätte, ihn den Damen vorzuſtellen.

Ehe aber derſelbe dieſes Geſchäft verſehen konnte, begrüßte Fräulein Schneller den langen Mann beſtens, indem ſie ihr Vergnügen ausſprach, ſeine Bekanntſchaft zu erneuern, und ihn bat, auf dem Sopha neben der dicken Frau Platz zu nehmen.

Don Larioz wandte ſich jedoch, ehe er dies that, förmlich gegen dieſelbe, machte eine angemeſſene Verbeugung und ſagte: „Wahrſcheinlich habe ich die Ehre, Ihre Frau Mutter zu ſehen — Madame Schneller?“

„J—a—a, j—a—a,“ entgegnete dieſe in etwas gelangweiltem Tone, „ſo wird's ſchon ſein. Hab' ich die Ehre und freu' mich recht ſehr. — Setzen Sie ſich, wenn's beliebt.“

Aber der höfliche Spanier that dies noch lange nicht, er gab durch eine nochmalige Verbeugung ſeinen Wunſch zu erkennen, auch der Dame im ſchwarzen Seidenkleid vorgeſtellt zu werden, wobei er mit einer zierlichen Handbewegung ſagte: „Vielleicht habe ich das Vergnügen, der Fräulein Stöpſel vorgeſtellt zu werden?“

Windſpiel zuckte bei dieſem Worte zuſammen, Fräulein Schneller biß ſich auf die Lippen, die dicke Frau fragte: „wa—as?“ nur Fräulein Stöpſel ſelbſt lachte ſo unbändig, daß ſie ſich noch längere Zeit nachher nicht beruhigen konnte und einen förmlichen Lachkrampf nur mühſam unterdrückte.

Der kleine Kellner hatte auf einen Wink der jungen Dame mit der Guitarre auch Platz genommen, sich aber so entfernt wie möglich von der Gruppe gesetzt. Die im schwarzen Seidenkleide warf ihm lachend einen Blick zu, schien ihn aber keiner weiteren Beachtung werth zu halten, denn sie gähnte nach einiger Zeit und zog ein Buch vor sich hin, das aufgeschlagen auf dem Tische lag.

Don Larioz, der wohl einsah, daß es in Gegenwart der beiden Anderen nicht möglich sei, von dem eigentlichen Zwecke seines Besuches, etwas über das Schicksal der unglücklichen Dolores zu erfahren, anzufangen, hielt es dessen ungeachtet für nothwendig, ein Gespräch zu eröffnen, und sagte deßhalb:

„Vor unserem Eintritt, mein verehrtes Fräulein, hörten wir Sie auf Ihrem Instrumente spielen. Es würde mir außerordentlich leid sein, wenn meine Anwesenheit Ihren vortrefflichen Gesang gänzlich unterbrochen hätte. Es war, wie ich glaube, ein Lied, welches Begeisterung für das Soldatenleben ausdrückt — eine schöne Melodie."

„Ja, man singt es jetzt überall; es ist nicht schwer zu lernen."

„Würden Sie uns nicht vielleicht noch eine Strophe zum Besten geben?" fuhr der Spanier höflich fort, „im Falle es nämlich Ihrer Frau Mutter nicht unangenehm wäre."

Die junge Dame mit dem schwarzen Seidenkleide blickte bei diesen Worten in die Höhe, und wieder zuckte ein Lachen wie früher auf ihrem Gesichte, doch bezwang sie sich, als sie bemerkte, daß die dicke Frau auf dem Sopha ein verdrießliches Gesicht machte, auch auf eine gewisse unbeschreibliche Art mit ihren fetten Schultern zuckte und dann sagte:

„Ach! wozu das Geklimper? Es macht die Leute nur aufmerksam, und die haben in hiesiger Stadt böse Mäuler genug, denen braucht man sie nicht noch apart aufzureißen."

„Das ist wahr," versetzte Don Larioz; „ich muß der Madame Schneller eigentlich darin Recht geben; die Verleumdung wird ins

Großartige betrieben, und man kann ſogar gute Freunde und genaue Bekannte nicht davor ſchützen."

Er warf bei dieſen Worten einen Seitenblick auf Windſpiel, der, um uns eines trivialen Ausdrucks zu bedienen, wie auf Kohlen ſaß und immer fürchtete, ſein Freund und Gönner, deſſen Offenherzigkeit zuweilen allzu groß war, möchte wiederholen, was er von der Entenpforte im Allgemeinen und von Kathinka Schneller und Fräulein Stöpſel insbeſondere geſagt.

„Ihnen aber," wandte ſich der lange Schreiber mit einer ehrfurchtsvollen Handbewegung gegen die dicke Frau, „Ihnen könnte doch gewiß die bösartigſte Verleumdung nichts anhaben. Sie ſcheinen mir ein ſehr ſtilles und behagliches Familienleben zu führen, halten Ihre Fräulein Tochter hübſch zu Hauſe, wie das alle ehrbaren Mütter thun, gönnen ihr den Umgang einer liebenswürdigen Freundin, und ſind für den guten Ruf derſelben ſo beſorgt, daß Sie es nicht einmal leiden wollen, wenn eine an ſich unſchuldige Muſik in Ihrem Hauſe die Aufmerkſamkeit der Nachbarn auf ſich zieht. Und daran haben Sie doppelt Recht; denn die Beſchäftigung Ihrer Fräulein Tochter, ſowie deren ſchöner Freundin, wird von der Welt nur zu oft falſch gedeutet werden. — Ich mache Ihnen dafür mein Compliment. Schade, daß ich keine weiblichen Anverwandten oder ſo etwas beſitze, es würde mir ein großes Vergnügen machen, ſie in Ihr Haus zu bringen."

Windſpiel blickte ängſtlich vor ſich nieder, unterdrückte gewaltſam einen tiefen Seufzer, als er hierauf ſah, wie ſich die Frau vom Sopha aufrichtete, ihre dicke Hand auf den Tiſch legte und in ſehr gedehntem Tone fragte: „Was ſoll denn das eigentlich heißen?" wobei ſie bald Fräulein Schneller, bald Fräulein Stöpſel anſah.

Letztere ſtieß ſie übrigens unter dem Tiſche ein wenig mit dem Fuße an und machte ihr ein Zeichen, worauf ſie ſich brummend wieder in ihr Sopha zurücklehnte.

Larioz hatte von allem dem nichts bemerkt, glaubte ſich vielmehr auf dem beſten Wege, die Gunſt der Madame Schneller zu erwerben,

was ihm wünschenswerth erschien, da er alle Hoffnung auf deren Tochter Kathinka gesetzt hatte, um ihm in seiner Angelegenheit bei der schönen und unglücklichen Dolores behülflich zu sein.

Um denn auch die Unterhaltung nicht ins Stocken gerathen zu lassen, nahm er den Faden derselben wieder auf und bemerkte, sich an Kathinka wendend: „Ihr Herr Vater ist wahrscheinlich ausgegangen?"

„Mein Vater?" fragte das Mädchen im Tone der Verwunderung. „Wen meinen Sie?"

„Verzeihen Sie, wenn ich mich irre," antwortete der Spanier in seiner unverwüstlichen Ruhe; „ich dachte, jener würdige, alte Herr, in dessen Begleitung ich Sie damals auf dem Burgplatz sah, wäre vielleicht Ihr Herr Vater. Er hat in der That etwas Ehrfurchtgebietendes, dieser Greis. Ich würde mich sehr freuen, seine nähere Bekanntschaft machen zu können."

Madame Schneller warf vom Sopha herüber einen finsteren und zugleich fragenden Blick auf Fräulein Stöpsel; da diese aber ihre dicken weißen Schultern auffallend aus dem schwarzen Kleide hervorhob und damit anzeigen wollte, sie habe keine Ahnung von dem würdigen Greise, so fragte die Frau: „Wen meint er denn eigentlich? Was will er denn mit seinem Vater?"

Kathinka Schneller machte ein Zeichen mit den Augen, ehe sie zur Antwort gab: „Ach, der Herr meint den Andreas. Wir standen damals zusammen bei dem Maler Breiberg; er malt ein neues Bild: Der Harfner mit seinem Kinde."

„Richtig," sagte Don Larioz, „wie ein Harfner erschien mir der alte Herr auch, wie ein ehrwürdiger Barde längst vergangener Zeiten, der vor dem lodernden Kaminfeuer in der Trinkhalle eines mächtigen Fürsten von den Thaten der Ahnen singt, belauscht von bärtigen Kriegsleuten, die, auf ihre Schwerter gestützt, ihn mit funkelnden Augen anschauen."

Während er das sprach, blickte er sinnend vor sich nieder und

ſchien ſich in jene alte, längſt vergangene Zeit zurückverſetzt zu fühlen, als Kathinka auf ihrer Guitarre einen Accord leicht anſchlug.

Windſpiel blickte begeiſtert in die Höhe, und in ihm ſtieg der Wunſch auf, auch ſo als alter Barde bei dem flackernden Kaminfeuer zu ſitzen, das aber ziemlich weit von der Entenpforte entfernt ſein möchte.

Die dicke Frau hatte ſich bei den Worten des Spaniers raſch von ihrem Sopha erhoben, wobei ſie: „Oha!“ ſagte, was wie ein tiefer Seufzer der Langenweile klang, und dann mit den Fingern auf ihre Stirn zeigte, wie man zu machen pflegt, wenn man ausdrücken will, man halte Jemand für nicht ganz richtig im Kopfe.

Es war Don Larioz nicht unlieb, als er ſah, wie ſich Madame Schneller erhob; denn er hoffte, ſie würde vielleicht auf eine kurze Zeit das Zimmer verlaſſen und er alsdann im Stande ſein, über die Angelegenheit, welche ihn hieher geführt, und die ihm ſehr am Herzen lag, einige vertrauliche Worte mit Kathinka Schneller zu wechſeln. Aus dieſem Grunde war es ihm denn auch höchſt angenehm, zu ſehen, daß auch Fräulein Stöpſel ihr Buch zuſchlug und ſich erhob. Dabei gähnte ſie ziemlich laut und warf einen Blick auf Windſpiel, der davor — er wußte ſelbſt nicht, warum — einigermaßen zuſammen ſchauerte.

Als ein höflicher und umſichtiger Mann hatte ſich Don Larioz ebenfalls erhoben, um den beiden Damen, die nach dem Hintergrunde des Zimmers gingen, eine tiefe Verbeugung zu machen, zu gleicher Zeit aber auch, um Fräulein Schneller leiſe zu fragen, ob der kleine Kellner ſie in dem vertraulichen Geſpräche, das er mit ihr zu führen gedenke, genire.

Da nun das Mädchen kurz darauf geantwortet: „Ja, er genirt mich,“ ſo trat Larioz zu Windſpiel hin und bat ihn um die Freundſchaft, den beiden Damen einen Augenblick zu folgen, da er fürchte, Fräulein Schneller würde ihm in Anweſenheit eines Dritten nicht gern Mittheilungen machen.

„Wenn es Ihnen gleich wäre," meinte hierauf der etwas ängstliche Kellner, „so könnte ich auch wohl das Haus verlassen und käme in einer halben Stunde wieder, um Sie abzuholen."

„Warum das?" fragte der Spanier mit seinem offenen und ehrlichen Blicke. „Warum sollten Sie in der Nacht herumwandeln, mein lieber Freund, wo Sie sich jedenfalls mit Madame Schneller, die mir in jeder Hinsicht eine respektable Dame zu sein scheint, sowie mit Fräulein Stöpsel angenehm unterhalten können? Glauben Sie mir, ein junger Mann, der sich bilden will, muß den Umgang mit gebildeten Damen aufsuchen, wo es ihm möglich ist; das schleift außerordentlich ab und benimmt alle rauhen Ecken. Leider hatte ich dazu in meinem Leben sehr wenig Gelegenheit."

„Aber ich möchte mich nach Ihnen bilden," sagte der kleine Kellner mit leiser Stimme.

„Im Guten, was ich allenfalls besitze, haben Sie Recht, das zu thun; wenn man aber sein Vorbild zu übertreffen im Stande ist, so muß man das keinen Falls unterlassen."

Ein tiefer Seufzer war die ganze Antwort, welche Windspiel gab.

Unterdessen war Kathinka Schneller ebenfalls von ihrem Stuhle aufgestanden und zu den beiden Damen getreten, die eben hinter dem Vorhang verschwinden wollten.

„Das ist ein langweiliger Narr!" sagte die dicke Frau. „Ich weiß nicht, wie ihr euch mit solchen Leuten einlassen könnt."

„Nun, Sie wissen's ja selbst," flüsterte Kathinka; „die Breibergs haben uns gebeten, und auch Herr Wurzel; man darf den Leuten ihren Spaß nicht verderben. Und denen müssen wir schon was zu Gefallen thun. Aber du," wandte sie sich an den Stöpsel, „nimm Windspiel mit, es ist ein ganz ordentlicher Mensch; plaudere noch eine Zeit lang mit ihm und laß ihn dann, wie wir verabredet, zum Hause hinaus. Vergiß mir auch nichts, wenn ich einen Ton auf der Guitarre angebe; es ist ja ein Spaß, warum sollte man das nicht thun?"

„Der lange, dürre Mensch da," sprach die Frau mürrisch, „sieht

mir aber gar nicht aus, als ob er viel Spaß vertragen könnte. Auch hat er einen tüchtigen Stock bei ſich. Nehmt euch nur in Acht, daß es da nichts gibt."

„Das iſt denn Breibergs Sache; die ſollen alsdann ſehen, wie ſie mit ihm zurecht kommen. — Wollen Sie nicht ſo gut ſein," wandte ſich hierauf Fräulein Schneller an den kleinen Kellner, „mit den beiden Damen ein bischen ins Nebenzimmer zu gehen? Ich habe mit dem Herrn da zu ſprechen. Nur eine Viertelſtunde."

Windſpiel warf einen beſorgten Blick auf ſeinen Herrn und Meiſter, und dann folgte er der jungen Dame im ſchwarzen Seidenkleide mit denſelben Gefühlen, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt werden ſoll, ſeinem Leiter.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Guitarrenklänge.

Der Spanier hatte ſich wieder auf ſeinen Stuhl niedergelaſſen, und Kathinka Schneller, die nun zurückkam, ſetzte ſich auf das Sopha ziemlich nahe an ſeine Seite. Sie hatte die Guitarre neben ſich gelegt, ſo daß ſie mit den Fingern die Saiten erreichen konnte.

„Sie werden mir verzeihen, mein verehrtes Fräulein," ſagte Don Lariez nach einer Pauſe, „daß ich es gewagt habe, Sie in Ihrem Hauſe aufzuſuchen; aber es geſchah das nur auf Veranlaſſung einiger freundlichen Zeilen, die ich von lieber Hand erhalten."

„Ach ja! von der armen Dolores," erwiderte das Mädchen mit einem Seufzer, wobei ſie den Kopf auf die Seite neigte und ihren Nachbar ſchmachtend anſah. — „Die arme Dolores!"

„Dolores," ſprach der lange Mann mit großem Ernſte, „iſt ein ſehr unglückliches Weſen, oder alle Zeichen müßten mich trügen. Ja, ſo unglücklich, daß, wenn ſie auch nicht Ihre Freundin wäre, doch in Ihrer Bruſt, mein Fräulein, das regſte Mitgefühl für dieſelbe auftauchen müßte."

Kathinka wollte antworten, doch berührte der Spanier mit den Fingerſpitzen leicht und reſpektvoll ihren Arm und fuhr fort: „Verzeihen Sie, mein Fräulein! Ehe Sie mir Ihre ſchätzbaren Mittheilungen machen, werden Sie mir ein paar Fragen erlauben. — Iſt es ſchon lange her, daß Sie Dolores kennen?"

„So lange ſie dort iſt.“

„Bei dieſen Gebrüdern Breiberg?“

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Und auf welche Weiſe kam die unglückliche Spanierin ins Haus?“

Das junge Mädchen blickte ihn verwundert an.

„Die unglückliche Spanierin!“ wiederholte er; „ſie iſt doch eine Spanierin?“

„Ganz genau kann ich das nicht ſagen,“ erwiderte Kathinka nach einigem Beſinnen. „Ich habe Dolores immer für eine Franzöſin gehalten; daß ſie wenigſtens von Paris hieher kam, weiß ich ganz genau.“

„Und ſie wurde ſehr heimlich ins Haus der Gebrüder Breiberg gebracht? Wenigſtens ſcheint das ſo der Fall zu ſein, denn es hat ſie wohl Niemand ankommen ſehen; auch würde ſie ſich wohl nicht ſo in ihr hartes Schickſal gefügt haben, wenn ſie Gelegenheit gehabt hätte, die Hülfe guter Menſchen anzuſprechen.“

„Ja, jetzt fällt es mir ein,“ verſetzte Kathinka mit einem leichten Lächeln auf ihren Zügen; „Sie haben vollkommen Recht, ſie wurde aufs allerheimlichſte ins Haus gebracht, es ſah Niemand auch nur ihre Naſenſpitze; ich glaube, man brachte ſie in ſo einer Art von Kaſten.“

„In einem Kaſten!“ rief Don Lariоz mit Entrüſtung, wobei ſich ſeine Augenbrauen hoch empor hoben. „Sie meinen vielleicht in einer Sänfte?“

„Ja, es wird wohl eine Sänfte geweſen ſein; aber ich weiß das nicht ſo genau, da ja Niemand außer den Gebrüdern Breiberg bei ihrer Ankunft zugegen war.“

„Dieſes ſcheue Weſen ſieht den Menſchen ähnlich. Und wann ſahen Sie dieſelbe zum erſten Male?“

„Laſſen Sie mich nachrechnen,“ entgegnete Kathinka, die auf ſo detaillirte Fragen nicht gefaßt ſchien. — „Richtig, es kann jetzt ein halbes Jahr ſein, da kam ich ins Atelier und blickte neugierig hinter die ſpaniſche Wand - -“

ſehr unangenehmen Geruch auch ſchon im Comptoir bemerkt und mich erſucht, nachzuſehen."

Der Prinzipal, dem jetzt erſt der ungeheure Frevel, den er begangen, klar und deutlich wurde, warf die Cigarre auf den Boden und trat ſie mit dem Fuße aus, „Um Gotteswillen," fuhr der Buchhalter fort, und hob ſie wieder auf, „man könnte auf dieſe Art das Haus anzünden," es war aber, wie ich glaube, weniger dieſe Beſorgniß, die ihn veranlaßte, die erloſchene Cigarre mitzunehmen, als um drunten das corpus delicti vorzeigen zu können. Er ging nicht, ohne mir einen mißbilligenden Blick zugeworfen zu haben, und wir blieben allein. Der Prinzipal kratzte ſich verdrießlich am Kopfe und wir beendeten die Aufräumung des Magazins, ohne weiter ein Wort zu ſprechen.

Während des Mittag-Eſſens unterſtand ſich der Prinzipal nicht, wie er ſonſt wohl zu thun pflegte, einen kleinen Spaß anzugeben. Madame Stieglitz ſah ſehr ernſt aus, Herr Specht hob zuweilen die Augen gegen den Himmel, hatte heute auch ein viel längeres Tiſchgebet wie gewöhnlich vorgenommen und dieſes äußerſt beziehend und eindringlich mit ſehr bewegter Stimme geſprochen. Ich verwandte kein Auge von meinem Teller und hatte, namentlich nach Tiſch, als mich die Prinzipalin in das Comptoir citirte, ganz das Anſehen eines armen Sünders. „Hör' Er," ſagte Madame Stieglitz

„Gerade wie ich!“ ſeufzte der Spanier.

„Und ſah etwas mit einem grauen Schleier umhüllt. Auf meine Frage an Herrn Jean Baptiſt Breiberg, was das ſei, gab er mir in ſeiner groben Manier zur Antwort, das ſei ein neumodiſcher Kleiderſtänder. Ich glaubte ihm aber nicht, denn es war mir, als habe ich etwas unter dem grauen Schleier ſich bewegen ſehen. Nun war, wie Sie ſich wohl denken können, meine Neugierde rege, und als ich eines Tages allein im Atelier war, ſchlich ich mich hinter die ſpaniſche Wand und ſah zu meiner größten Ueberraſchung —“

„Die unglückliche Dolores!“ rief Don Larioz ſchmerzlich aus. „Gerade ſo iſt es mir ergangen. — Im reichen ſpaniſchen Coſtüm, den flammenden Blick auf Sie gerichtet —“

„Ja, es war ſo, ihr Coſtüm war ſehr ſchön.“

„Das hat Sie am meiſten intereſſirt?“ ſprach der lange Spanier mit einem ſchmerzlichen Lächeln. „Ich ſah nur das glänzende Auge und das wunderbar ſchwarze Haar. O Dolores! Du trägſt deinen Namen nicht mit Unrecht, armes gefoltertes Mädchen! — Doch weiter!“ fuhr er nach einem augenblicklichen Hinbrüten fort, indem er ſich männlich wieder zuſammenraffte. „Und darauf ſprach ſie mit Ihnen?“

„Wenig, ſo gut wie gar nichts. Sie mußte mich für eine Freundin der Breibergs halten und war längere Zeit vollkommen ſtumm. Namentlich,“ ſetzte das ſchlaue Mädchen hinzu, „um alle weiteren Fragen darüber abzubrechen, was ihre Herkunft und ihre früheren Schickſale anbelangt.“

„Und ſie war ſehr traurig?“

„Natürlich, und nicht ohne Urſache. So immer eingeſperrt zu ſein, Niemand zu ſehen, als dieſe Breibergs, und — ich kann es Ihnen wohl geſtehen — Mißhandlungen aller Art ſtandhaft zu ertragen —!“

Die Augen des Spaniers funkelten.

„Ja, ſtandhaft, denn Dolores iſt das bravſte und rechtſchaffenſte Geſchöpf, welches ich je in meinem Leben geſehen. Weder Drohungen noch Bitten, weder Mißhandlungen noch Verſprechen vermochten ſie

bis jetzt zu erſchüttern. Das weiß ich ganz genau. Ihr Herz iſt rein wie das eines Engels; und welches Herz das ſein muß, welche Standhaftigkeit ſie beſitzt, können Sie ſich ſelbſt denken. So ein armes, wehrloſes Geſchöpf, von zwei gewaltthätigen Brüdern gefangen gehalten, und doch nicht nachgeben, dazu gehört mehr, als jede Andere zu leiſten im Stande wäre."

Fräulein Schneller ſchaute Don Lariez abermals mit einem ſchmachtenden Blicke an, den dieſer aber durchaus nicht bemerkte; denn unfähig, bei dieſen entſetzlichen Mittheilungen ruhig zu bleiben, war er aufgeſprungen und durchmaß das Zimmer mit raſchen Schritten. Doch ſetzte er ſich bald wieder an die Seite des jungen Mädchens, legte dieſes Mal ſeine ganze Hand auf ihren Arm, drückte ihn leicht und ſagte dann mit bewegter Stimme:

„Wie danke ich Ihnen, mein Fräulein, für Ihre gütigen Mittheilungen! Seien Sie aber verſichert, Sie, die Dolores lieben und jedenfalls wieder von ihr geliebt werden, daß Sie Ihr Vertrauen Jemand geſchenkt, der Alles aufbieten wird, um das unglückliche Mädchen aus den Klauen jener Barbaren zu retten."

„Darauf hofft ſie," ewiderte Kathinka Schneller, indem ſie, ungeſehen von ihrem Nachbar, ein leichtes Gähnen unterdrückte.

„Unglückliches Mädchen!" ſprach Don Lariez düſter vor ſich hin.

„Und doch wieder glücklich," verſetzte Fräulein Schneller mit einem leichten Seufzer, indem ſie näher zu dem Spanier hinrückte. „O, ſo geliebt zu werden, wie Dolores es von Ihnen iſt, — was ertrüge man nicht dafür in dieſer verderbenen Welt, wo ſo wenig wahre Liebe zu finden iſt!"

„Und denkt ſie meiner mit einigem Intereſſe?" fragte der Spanier, und in ſeinem Auge blitzte es lebhaft auf.

„Mit Intereſſe?" verſetzte das junge Mädchen; „nur mit Intereſſe? O, ich will es nicht vergeſſen! Als ich ſie zum letzten Male ſah, da lehnte ſie den Kopf an meine Bruſt — ſo ungefähr —"

Während Kathinka das ſprach, drängte ſie ſich dicht an ihren

Nachbar, drückte ihr blondes Haar an seine Schulter und schaute ihm von unten herauf lächelnd in die Augen; ihre sonst etwas bleichen Züge waren sanft geröthet, und ihre Blicke glänzten.

„Ja," fuhr sie mit weicher Stimme fort, „Sie haben einen unauslöschlichen Eindruck auf das Herz der armen Dolores gemacht; und ich finde das begreiflich, sehr begreiflich. Erinnern Sie sich noch des Tages," sprach sie mit einem schalkhaften Lächeln, wobei sie ihre Hand erhob und leicht damit über das struppige Haar des Spaniers fuhr, „erinnern Sie sich noch jenes Tages, als ich Ihnen an der Thür der Wohnung der Gebrüder Breiberg begegnete? Damals hatten Sie Dolores noch nicht gesehen," setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu; „damals betrachtete ich Sie aufmerksam, und es war mir sonderbar zu Muth; ich sagte zum Andreas: — aber was bin ich kindisch," unterbrach sie sich selber, „solches Zeug vor Ihnen zu sprechen! Nein, nein, was werden Sie von mir denken? ich muß mich wahrhaftig von Ihnen entfernen."

Das that sie denn auch, indem sie den Oberkörper von Larioz wegbog, aber nur eine Sekunde lang, denn gleich darauf schnellte sie noch dichter zu ihm hin, lehnte sich sanft an seine Brust und sprach mit einem verführerischen Lächeln: „Und warum soll ich es nicht sagen? Es ist ja keine Gefahr dabei, Sie lieben ja doch eine Andere."

„Ja, ich liebe eine Andere," entgegnete ernst Don Larioz, wobei freilich sein Blick etwas Starres hatte, er aber dennoch versuchte, ein wenig auf die Seite zu rücken, da es ihm eine seltsame Empfindung verursachte, den warmen Körper des jungen Mädchens an seiner Brust zu fühlen. „Ja, ich liebe eine Andere," wiederholte er, „fest, treu, unerschütterlich, wie es einem spanischen Edelmanne geziemt."

„Ach, er liebt eine Andere!" sagte traurig Kathinka Schneller, indem sie den Kopf einen Moment abwandte und zu gleicher Zeit mit der Hand an ihre Augen fuhr.

„Ich liebe eine Ihrer Freundinnen," sagte der Spanier, und

während er das letzte Wort ſtark betonte, machte er einen abermaligen Verſuch, ſich etwas aus ihrer gefährlichen Nähe zu entfernen.

Doch hatte ſich Kathinka zu feſt an ihn hingedrängt und er befürchtete nicht mit Unrecht, daß, wenn er ſich etwas zu gewaltſam erheben würde, ihm das Mädchen noch näher käme, wenn er ſie nicht vielleicht unſanft von ſich abſchütteln wollte. Und Letzteres hatte er doch nicht Luſt zu thun. Wohl ſah er mit Schrecken, daß ſie offenbar ein etwas allzu warmes Intereſſe an ihm nehme. Sollte er deßhalb hart gegen ſie ſein? Nein, ihn dauerte der Zuſtand des jungen, gewiß ſo unſchuldigen Mädchens, und während er ſich mit Ernſt und Würde in ſeiner muſterhaften Haltung behauptete, blickte er zuweilen verſtohlen nach dem Vorhange, ob ſich dort nicht vielleicht die Mutter dieſes unvorſichtigen Kindes ſehen laſſe, was ihm, obgleich er vollkommen ohne Tadel war, doch nicht angenehm geweſen wäre.

„Und doch, ich will Ihnen ſagen, was ich dachte," ſprach Kathinka Schneller, indem ſie ſeine langen, dürren Finger ergriff und ſie betrachtete. „Wiſſen Sie, wenn man, wie wir, ſo viel mit der Kunſt umgeht, ſo wird man ſelbſt für die Poeſie empfänglich und denkt auch oft im wirklichen Leben daran. Im Atelier der Herren Breiberg hatte ich viele ſchöne Bilder geſehen, Ritter in Kampf und Sieg, oder auch zu den Füßen ihrer Damen, hohe Heldengeſtalten mit aufwärts gedrehten Bärten und glänzenden Augen — ach, ſo feurige Augen," fuhr ſie fort und hielt ihre Hand zwiſchen ihm und ſich, die ſeinigen verdeckend, „die man nicht ertragen kann. Und als ich noch daran dachte und mit Andreas darüber ſprach, wie es ſo ſchade ſei, daß das Geſchlecht der Helden ſo gänzlich anfange bei uns zu fehlen, da erſchienen Sie, und Andreas kann mir bezeugen, wie ich zuſammen fuhr und zu ihm ſagte: Schaut, das iſt ein Ritter! Gebt ihm Schild und Lanze in die Hand, und er wird ſo ſchön ſein, wie man in Bildern, ſelbſt auf dem Theater nichts Schöneres ſehen kann. — Ach, wie glücklich Dolores iſt!"

„Nennen wir Dolores nicht glücklich," ſprach Don Larioz mit

ſanfter Stimme. Und dabei betrachtete er mit einem unerkennbaren freundſchaftlichen Intereſſe das junge Mädchen, welches jetzt die Augen niederſchlug und ſich ihrer Worte zu ſchämen ſchien. „Nennen wir ſie nicht glücklich, denn ſie iſt gefeſſelt, von der Willkür roher Menſchen bedroht, während wir uns der goldenen Freiheit freuen.“

„O, ſie iſt glücklich!“ rief Kathinka Schneller mit einem Anflug von Begeiſterung, „ſie liebt und wird wieder geliebt; ſie liebt eine intereſſante und ritterliche Perſönlichkeit, und dieſe ritterliche Perſönlichkeit will das Leben daran ſetzen, ſie zu befreien. Kann man ein glücklicheres Loos haben als ſie?“

„Ich will allerdings zugeben,“ entgegnete der Spanier, „daß es Dolores vielleicht ein nicht unangenehmes Gefühl verurſacht, wenn ſie erfährt, daß ein Mann, der ſie liebt, die feſte Abſicht hat, für ſie nicht nur in den Kampf zu gehen, ſondern auch, wenn es nöthig wäre, den Tod für ſie zu erleiden.“

„Und alles das für ſie, für ſie allein!“ rief ſchmerzlich das junge Mädchen an der Seite des langen Mannes. „O, Himmel! nur für ſie allein! Glückliche Dolores! — Wie kann man ſo edel ſein und doch ein ſo hartes Herz beſitzen?“ ſagte ſie nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, wobei ſie den Kopf etwas zurückbog, um ſein Geſicht in gehöriger Entfernung zu betrachten.

Und dieſes Geſicht zeigte vollkommen die Größe und Ruhe ſeiner erhabenen Seele. Sein Mund war etwas zuſammengezogen, wodurch die Spitzen des Schnurrbarts ſich einander näherten; dabei hing ſeine Unterlippe, wenn auch unbedeutend, herab, und ſeine Augenbrauen waren wie vor Verwunderung hoch emporgezogen.

„Ja,“ fuhr Kathinka heftig fort, „ſie ſoll Alles haben, für ſie ſoll Alles geſchehen. O, grauſamer Ritter meiner Träume! Was würde für mich gethan, wenn ich in Ketten und Banden ſchmachtete? wenn auch ich der Willkür böſer Menſchen Preis gegeben wäre? Ja, für mich gethan? — Für mich, welche dich — o, welche Sie, wollte ich ſagen, inniger liebt als jene Dolores, die Sie ja nur ein einziges

Mal sah, sie nie das Glück hatte, Sie zu sprechen. Nicht wahr, an meinem Elend würde man kalt vorüber gehen? Für mich würde man nicht das Schwert ziehen, für mich nicht in den Kampf gehen, noch viel weniger den Tod erleiden wollen? — O, ich Unglückliche, warum habe ich alles das gesagt?"

Während sie diese Worte sprach, hatte sie sich langsam erhoben und machte eine Bewegung, als wolle sie dem gefährlichen Manne an ihrer Seite entfliehen. Doch schien die Leidenschaft sie zu überwältigen, sie verließ ihren Sitz auf dem Sopha und sank mit einem leisen Ach! noch inniger an seine Brust als früher.

Don Larioz war in Wahrheit aufs tiefste gerührt von dem offenherzigen und leidenschaftlichen Bekenntnisse des jungen Mädchens. Wohl hatte er bemerkt, daß sie ihn damals an der Thür mit einem forschenden Blick angeschaut, aber er hatte nicht im Entferntesten glauben können, daß sein Anblick einen solchen Eindruck auf ihr unschuldiges Herz machen würde. Er fühlte sich von Mitleid bewegt, aufs tiefste ergriffen, und konnte es kaum über sich gewinnen, ihre Hände zu lösen und ihre Arme sanft von seinem Halse zu entfernen, an welchem sie sich, wie einer Ohnmacht nahe, festgeklammert hielt.

Kathinka öffnete die halb geschlossenen Augen und sagte mit einem leisen Seufzer, wobei ihre Stimme außerordentlich weich, ja schmelzend klang: „Nicht wahr, für mich würde nicht der hundertste Theil von dem geschehen, was man für Dolores thun wird?"

„Glauben Sie das nicht, hochgeehrtes Fräulein," versicherte eifrig Don Larioz. „Verfügen Sie über meine Dienste, wenn Sie solche brauchen können, und Sie werden sehen, daß ein edler Spanier nie gezögert hat, einer Hülflosen, einer Bedrängten beizustehen. Aber —"

„O, ich verstehe dieses Aber!" rief sie schmerzvoll aus. „Nur Ihr Edelmuth würde Sie zu meiner Hülfe herbeiziehen; Ihr Herz bliebe kalt bei meinem Jammer, und wenn Sie mich zu Ihren Füßen sterben sähen, so würde doch das Wort Liebe nie von Ihren Lippen tönen."

Der lange Mann kämpfte einen ſchweren Kampf; er blickte mit dem innigſten Mitgefühl auf das arme unſchuldige Mädchen herab, das jetzt, wie ſich ſeiner eigenen Bekenntniſſe ſchämend, das ſanft geröthete Geſicht in den Händen verbarg. — Aber er dachte an Dolores, die unglückliche Gefangene, die er liebte, die er zu ſeiner Dame erkoren, für die er ſich ſelbſt ſein ritterliches Wort gegeben, ihr unerſchütterlich treu anzugehören; er ſah vor ſich die bleichen Züge der Spanierin, das ſeelenvolle glänzende Auge; ſeiner Bruſt entrang ſich ein tiefer Seufzer, und er machte den Verſuch, Kathinka Schneller ſanft von ſich zu ſchieben.

Sie erhob den Kopf aus ihren Händen, ſie ſchaute ihn mit einem flehenden Blicke an, ſie ſagte mit bebender Stimme: „So iſt denn nichts im Stande, dein Herz zu rühren, du harter Mann? Du ſiehſt meine Liebe und ſtößeſt mich dennoch zurück? — Wehe, wehe!“

Larioz war groß in dieſem Augenblicke; er raffte ſich ernſt und ſtreng zuſammen, ſeine Bruſt war von einem tiefen Athemzuge geſchwellt, er ſchob das ſchluchzende Mädchen nun wirklich ſanft bei Seite, dann blickte er in die Höhe und ſprach: „Vermögen wir es, unſerem Herzen zu gebieten? Nein, gewiß nicht; wir können einer Zweiten Liebe heucheln, aber dieſelbe doch nicht wahr empfinden. Laſſen Sie von mir ab, gutes Mädchen; Sie werden mir anſehen, wie ſehr mich Ihr Jammer rührt; aber glauben Sie meiner Verſicherung, daß er nicht mein Herz umwandeln kann. Ich will ihr dienen, ich will ihr Retter ſein; ich will den Verſuch machen, ſie aus Ketten und Banden zu erlöſen, hoffend auf einen ſüßen Lohn, wenn es mir gelingt, will aber auch im anderen Falle ohne Murren untergehen, und ſollte mich bei dieſem Wageſtück der Tod ereilen, ſo ſeien Sie überzeugt, daß mein letztes Wort ſein wird: Sie war meine erſte und einzige Liebe — Dolores, das ſchönſte Weib der Erde!“

„Ha, Barbar!“ rief das ſchrecklich enttäuſchte Mädchen aus und ſtürzte zurück auf das Sopha, wobei ihre Finger krampfhaft die Sai-

an der Guitarre erfaßten und denſelben einige ſchrille Töne entlockten. Gleich darauf fuhr ſie empor, ſtrich ihr blondes Haar von den Schläfen zurück und ſchien angſtvoll zu lauſchen.

Der Spanier, mit ſich ſelbſt zufrieden, konnte nicht darauf achten, da ſeine leuchtenden Blicke ſich nach oben gerichtet hatten und er angelegentlich die Zimmerdecke betrachtete, in deren Mitte ein ziemlich ſchlecht gemalter Amor beſtändig im Begriffe war, auf jeden ſeinen Pfeil loszulaſſen, der ihn zufällig anſchaute.

Jetzt ergriff ihn Kathinka Schneller haſtig beim Arm, rüttelte ihn, bis er aus ſeiner Verzückung wieder zu ſich kam, und ſagte dann, indem ſie mit ängſtlicher Geberde nach der Thür wies: „Horch, haben Sie gehört?“

Obgleich Don Lariez in der That bis jetzt nichts vernommen, blickte er doch ebenfalls nach der Thür, von welcher her er nun auf einmal eine polternde Männerſtimme hörte, die ziemlich deutlich ſagte: „Mir macht man nichts weis, ſie iſt da drinnen; ich habe ihre Stimme gehört. Hölle und Teufel! Ich möchte darauf ſchwören, daß ich mich nicht irre, wenn ich ſage, ſie hat dort ſo eben mit einem Manne geſprochen. — Ah, die Verrätherin!“

Jetzt vernahm man auch die Stimme der Fräulein Stöpſel, welche antwortete: „Wo denken Sie hin? Kathinka iſt hinauf gegangen; es iſt gewiß Niemand im Zimmer; nicht einmal Licht; darauf können Sie ſich verlaſſen.“

„Und Lichterſchein habe ich doch geſehen,“ fuhr die Stimme fort. „Sie vergeſſen, daß draußen ein Spalt im Laden iſt. Ah, ich werde keine Schonung kennen. Sterben muß die Treuloſe und mit ihr der Verräther! Rache, Rache!“

Kathinka hatte ſich bei den letzten Worten, welche man von draußen gehört, vom Sopha erhoben, ohne den Arm des Spaniers los zu laſſen, und zu gleicher Zeit das Licht ausgelöſcht. Geräuſchlos wandte ſie ſich um den Tiſch herum und zog dann den langen Mann, der nicht wußte, was das alles bedeuten ſollte, ſo kräftig ſie konnte, mit ſich

fort. Er folgte ihr, obgleich widerſtrebend, und wagte nicht zu ſprechen, denn bei dem erſten Verſuche, den er hierzu gemacht, hatte ſie ihm die Hand auf den Mund gedrückt. Halb zog ſie ihn, halb folgte er ihr freiwillig, mit der einen Hand um ſich tappend, und fühlte nach kurzer Zeit, daß ſie den Vorhang erreicht, der ſich im Hintergrunde des Zimmers befand.

Dahinter öffnete das Mädchen leiſe eine Thür, zog ihn hindurch, und erſt als er vernahm, daß das Schloß hinter ihm wieder einſchnappte, that ſie einen tiefen Athemzug und ſagte: „Der Gefahr wären wir jetzt entflohen.“

Worauf Don Larioz mit großem Ernſte erwiderte: „Es iſt das erſte Mal, mein Fräulein, daß ich vor einer Gefahr fliehe; auch muß ich um eine Erklärung bitten, wenn ich mich nicht veranlaßt ſehen ſoll, augenblicklich in jenes Zimmer zurückzukehren.“

„Beruhigen Sie ſich,“ antwortete ſie mit einer Stimme, die noch immer vor Aengſtlichkeit zu zittern ſchien. „Daß Sie geflohen, geſchah ja in meinem Intereſſe, und ich danke Ihnen herzlich dafür. Sie haben doch jene ſchreckliche Stimme gehört?“

„Allerdings habe ich ſie gehört, und wer iſt jener Mann?“

„O Gott, es iſt mein Verlobter!“ jammerte das unglückliche Geſchöpf. „Es iſt ein Menſch, dem meine Hand zu reichen man mich zwingen will; ein Mann, der mir früher gleichgültig war, der mir aber ſeit jenem unglücklichen Tage — o, ich brauche Ihnen dieſen Tag nicht näher zu bezeichnen! — verhaßter geworden iſt, als irgend etwas auf dieſer Welt.“

„Und Sie ließen ſich ſeine Bewerbungen gefallen? Sie erklärten nicht offen Ihre Abneigung und Ihren Haß?“

„Konnte ich das, da er mir früher nur gleichgiltig war? O, Sie machen mich grenzenlos unglücklich. Meine Mutter wünſcht dieſe Verbindung, mein Verlobter iſt entſetzlich eiferſüchtig, und wenn er wirklich Ihre Stimme gehört, ſo könnte es ein großes Unglück geben. Sie

ſehen deßhalb wohl, daß Sie mir zu Liebe fliehen mußten; er würde Sie ermordet haben, wenn er Sie geſehen hätte."

„Ich ſtelle meinen Mann," verſetzte ruhig der Spanier, „und wenn das Ihr einziges Bedenken iſt, ſo laſſen Sie uns getroſt zurückkehren, und was mich hieher geführt, will ich ihm alsdann ſagen. Natürlicherweiſe, ſoweit ich das thun kann, ohne Dolores zu compromittiren."

„Und Sie meinen, er würde Ihnen glauben?" ſagte ſie mit einem krampfhaften Lachen. „O, da kennen Sie dieſen wilden Menſchen nicht! Aber," ſetzte ſie ſchluchzend hinzu, „ich weiß ja wohl, daß Ihnen an mir nichts gelegen iſt. So gehen Sie denn hinein, meſſen Sie Ihre Kraft mit der ſeinigen, und wenn Sie unterliegen oder ihn bewältigen, — ich werde unglücklich ſein; denn morgen wird er wieder kommen, und ich bin dann ohne Schutz und Hülfe ſeiner Willkür Preis gegeben. — — Horchen Sie!"

Und wieder vernahm man die polternde Stimme, diesmal aber im anſtoßenden Zimmer.

„Da will ich ein Narr werden," tönte ſie, „wenn hier auf dem Sopha nicht Jemand geſeſſen. Die Stelle iſt noch warm, hol mich der Teufel! Und auch auf dem Stuhl war Jemand. Ach, Kathinka, du kannſt dich freuen, wenn ich finde, daß du mich wirklich verrathen!"

„Seien Sie doch nicht ſo thöricht!" hörte man Fräulein Stöpſel ſagen; „ich verſichere Sie, Kathinka iſt oben und wird gleich herunter kommen."

„Wie habe ich dieſes Mädchen geliebt!" klagte nun die polternde Stimme. „Wie hätte ich auf ihre Tugend und Unſchuld geſchworen! Einer von den verruchten Malern wird bei ihr ſein. Oder am Ende gar jener lange Kerl, der wie eine Vogelſcheuche ausſieht und ſich in neuerer Zeit in der Nähe des Burgplatzes herum treibt. — Ja, jetzt erinnere ich mich, den man heute Abends in der Entenpforte geſehen haben will. Laſſen Sie mich! Blut muß fließen, ihr Blut! ha! die Falſche ſoll erbleichen! — Erblei — chen — chen — chen!"

zu mir, ich habe Ihm neulich schon gesagt, daß ich meinen Leuten nur drei Strafpredigten zu halten pflege, die erste hatte Er zu Anfang genossen und an der zweiten streift Er heute hart vorbei, da ich im Ganzen mit Ihm nicht unzufrieden bin; aber merk' Er sich meine Worte und halte Er sich im Haus außer mir nur an den Herrn Specht, an Niemand Sonsten, hat Er mich verstanden?" Leider hatte ich ihre Rede sehr wohl begriffen und es that mir sehr leid, die Gesellschaft und Unterhaltung des Prinzipals, der mir ein sehr vernünftiger und lustiger Mann zu sein schien, als eine verbotene Frucht ansehen zu müssen.

Es war, als knirſchte der Sprecher mit den Zähnen.

Als derſelbe von dem langen Kerl geſprochen und ſogar von der Vogelſcheuche, hatte es den Spanier durchzuckt, und er wäre vielleicht umgekehrt, wenn ihn Kathinka nicht kräftig am Arme gehalten hätte.

„So ſoll ich vollkommen unglücklich werden?“ klagte ſie. „Und doch iſt es am Ende ja gleichgültig; zerriſſen iſt mein Herz ohnedies, ſo mag es in Gottes Namen brechen.“

„Nein, es ſoll nicht brechen,“ ſagte ernſt Don Larioz. „Fern ſei es von mir, das Unglück einer Dame herbeiführen zu wollen. So will ich mich denn erniedrigen, ich will zum erſten Male in meinem Leben fliehen.“

„Die Hausthür habe ich verſchloſſen,“ brüllte die Stimme, „und alle Zimmer will ich durchſuchen.“

„Hören Sie!“ flüſterte das Mädchen in höchſter Angſt; „an Entfliehen iſt nicht mehr zu denken; ich muß Sie verſtecken. — Aber es gibt noch ein Mittel, mich zu retten,“ fuhr ſie fort, indem ſie Larioz von der Thür, wo ſie ſtanden, hinwegzog. „Entſagen Sie Dolores, erwidern Sie meine Liebe, und ich will vor jenen Wüthenden hintreten, will ihm das ohne Furcht erklären, und damit entreißen Sie ihm ſeine Rechte auf mich; es iſt dann Ihnen gegeben, mich zu vertheidigen, mich vor ſeiner Rache in Schutz zu nehmen.“

„Laſſen Sie ab von mir, Kathinka,“ gab Larioz traurig zur Antwort; „ich will fliehen, um Sie zu retten, und thue damit, was ich für keinen Menſchen thun würde. Aber ſoll ich es Ihnen noch hundert Mal wiederholen, daß mein Herz nur ihr gehört, ſoll ich Ihnen nochmals wehe thun, indem ich Ihnen ſage, daß Dolores, das ſchönſte Weib der Erde, meine Liebe beſitzt? O, glauben Sie mir, ſchonen Sie mich!“

Sie ſtand jetzt in einem engen, dunkeln und kalten Gange; vor ſich in der Höhe bemerkte der Spanier etwas wie eine Fenſteröffnung; er ſah dort einen ungewiſſen Schein.

Man hörte die Stimme des Wüthenden im Zimmer brüllen, auch polterte es dort, als werfe er Stühle durch einander.

„So muß ich Sie denn an einem ſicheren Orte verſtecken," ſagte Kathinka Schneller, „bis er ſich entfernt hat. O, grauſamer Mann! ſo iſt alſo nichts im Stande, Ihr Herz zu rühren?"

Das einzige Wort, welches Don Lariez hierauf zur Antwort gab, war: „Dolores!" worauf er einen wahrhaft herzbrechenden Seufzer vernahm und ſich alsdann bis zum Ende des Ganges fortgezogen fühlte.

Um das junge Mädchen zu retten, ſchien es jetzt die höchſte Zeit zu ſein, denn ſchon hörte man, wie die Thür hinter dem Vorhange geöffnet wurde, bemerkte auch ſogar einen ſchwachen Lichterſchein.

„Geſchwind! geſchwind! um des Himmels willen!" flehte ſie.

Das Ende des Ganges war erreicht, und links von der Mauer befand ſich eine kaum vier Fuß hohe Thür, die das Mädchen haſtig öffnete und den langen Mann bat, dort einzutreten.

„Sie müſſen ſich etwas bücken," flüſterte ſie kaum hörbar mit angſtvoller Stimme. „Sobald der Wüthende fort iſt, komme ich, um Sie augenblicklich in Kenntniß zu ſetzen. O, möchten ſich doch während der Zeit Ihre Geſinnungen ändern!"

Nie! dachte der treue Spanier. Und nun tappte er mit den Händen vor ſich hin, um die Oeffnung des Verſteckes zu finden; doch fand er die Thür zu demſelben ſo niedrig, daß er ſich bedeutend bücken mußte, um hinein zu gelangen.

„Schieben Sie von innen den Riegel vor," ſagte Kathinka, „und laſſen Sie Niemand hinein, man mag klopfen, ſo arg man will. Wenn ich ſelbſt komme, will ich mich durch den Namen der verhaßten Nebenbuhlerin ankündigen."

Das alles ſprach ſie, zu ſeinem Ohr hinabgebeugt, aus Furcht vor dem Wüthenden im Zimmer ſo leiſe, daß Jemand, der nur wenige Schritte davon geſtanden, gewiß nichts vernommen hätte.

Der lange Schreiber kroch hinein; die Thür fiel hinter ihm zu,

und gehorsam dem erhaltenen Befehle schob er von innen einen hölzernen Riegel vor, weßhalb er nicht bemerkte, daß draußen ein Gleiches geschah. Ein stiller Seufzer entrang sich seiner Brust, doch stärkte ihn das Bewußtsein einer guten That. Alles für Gott und die Damen! dachte er, der Einzigen meine Liebe, den Anderen Schutz und Hülfe! — O Dolores!

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Mörder! Mörder!

Wir glauben schon berichtet zu haben, daß Don Lariez, als er in sein Versteck hinein kroch — den Ausdruck *gehen* oder *schreiten* können wir hier unmöglich gebrauchen, da hierzu die Oeffnung viel zu klein war — sich sehr bücken mußte, um mit seinem Kopfe nicht an der Thüreinfassung anzustoßen. Als er nun an dem Orte war, den ihm Kathinka Schneller angewiesen, fand er diesen so dunkel, daß man buchstäblich nicht die Hand vor den Augen sehen konnte. Da er immer noch außerordentlich gebückt dastand und ihm diese Stellung sehr unbequem schien, so machte er einen äußerst vorsichtigen Versuch, sein Haupt zu erheben, was ihm auch gelang, aber nicht so sehr, daß er hätte aufrecht stehen können; vielmehr fand er die Decke des Gemaches, wo er war, so niedrig, daß er wohl einsah, er müsse bis zur Zeit, wo sich jener Wüthende drinnen im Zimmer entfernt haben würde, in einer sehr unbequemen Stellung verharren.

Welches Gemach des Hauses man ihm zum Aufenthalte angewiesen, war er nicht im Stande zu sagen, doch da er sich von jeher daran gewöhnt hatte und auch Muth genug besaß, jedem Außergewöhnlichen keck ins Auge zu blicken, so beschloß er auch jetzt, mit den Händen vorsichtig umhertappend, zu untersuchen, wo er sich eigentlich befinde. Er setzte behutsam einen Fuß vor den anderen, und fühlte

dabei, daß er auf einen eigenthümlich weichen Boden trete; auch war es ihm als sei derselbe feucht, und um sich dessen zu vergewissern, fühlte er mit einer Hand hinab, zog aber die Finger schnell zurück, als er mit einigem Befremden entdeckt, daß er in nasses, zertretenes und durchaus nicht reinliches Stroh gefaßt.

Bei dem nächsten Schritte, den Larioz nun mit größter Vorsicht machte, befand er sich an einer Mauer des Gemaches, ging langsam daran hin, fand eine Ecke des Verstecks und darauf eine andere Wand, die aus Holzwerk zu bestehen schien, und wo ein kleiner Vorsprung war, an dem er empfindlich mit dem Schienbeine anstieß. Mauerwerk und Holzwand aber und nicht minder die niedere Decke über seinem Haupte waren mit einer Feuchtigkeit überzogen, die durchaus nicht angenehm roch, was man indessen auch von dem ganzen Gemache nicht sagen konnte; es herrschte eine sonderbar säuerliche Atmosphäre hier, welche die Nase unangenehm berührte, ohne daß man es gerade einen bestimmt ausgesprochenen Geruch hätte nennen können.

Der tapfere Spanier, vielleicht in der Befürchtung, noch Schlimmeres zu finden, beschloß, seine Untersuchungen nicht weiter fortzusetzen, und tappte bei der feuchten Mauer vorbei an den Eingang zurück, um dort an der Thür in das Haus zu lauschen, indem er hoffte, Kathinka Schneller müsse jetzt jeden Augenblick erscheinen, um ihn aus seinem Verstecke zu erlösen. Aber er vernahm nicht das Geringste von sich nähernden Tritten, alles, was er hörte, war zuweilen ein schallendes Gelächter, das durch mehrere Thüren gedämpft an sein Ohr schlug.

Ah! dachte er, das kluge Mädchen wird jetzt die Treppe herab gekommen sein, um den Wüthenden zu überzeugen, daß sie in der That nicht im Zimmer gewesen sei. O Weiber! Weiber! seufzte er, es ist doch viel Lug und Trug in eurem Thun und Lassen. Es wäre entsetzlich, wenn ich denken müßte, daß Dolores mir es einstens auch so machen könnte! — Aber nein, gewiß nicht! Aus deren seelenvollen Augen spricht ein treues Herz.

Die gebückte Haltung, zu der er genöthigt war, fing indessen an, ihn außerordentlich zu beläſtigen; er hatte ſchon, um einen kleinen Stützpunkt zu finden, und doch nicht ſein Haar mit der ſchmierigen Decke in Berührung zu bringen, zuerſt die eine Hand, dann beide auf ſein Haupt gelegt und ſich gegen oben geſtemmt — eine Haltung, die aber auch in kurzer Zeit ſehr ermüdend wurde; auch waren die gebogenen Kniee ſchuld daran, daß er ſeine Stellung häufig veränderte. Einige Erholung fand er alsdann, wenn er ſeine Handfläche auf die Kniee legte und dadurch dem ſehr gebückten Oberkörper einen Stützpunkt gab.

Wenn ich leide, dachte er bei ſich ſelber — und daß ich in dieſem ſeltſamen Gemache einigermaßen leide, iſt wohl nicht zu läugnen — ſo geſchieht es um Dolores willen; und ich finde einige Erquickung in dieſem Gedanken. Iſt es doch ebenſo verdienſtlich, für die, welche man liebt, körperlich, ja, ſelbſt geiſtig zu dulden und zu leiden, als thatkräftig für ſie zu wirken mit Schild und Lanze, wenn das möglich wäre. — Die alten Ritter, denen es eine Spielerei war, ja, ein Vergnügen, Rieſen niederzuwerfen, Drachen zu tödten und edle Jungfrauen zu befreien, ſie fanden es ſchwerer, ſich in Demuth zu beugen, und es wurde ihnen als größtes Verdienſt angerechnet, wenn ſie, vom Schlachtroß ſteigend, ſolches thaten. — Auch ich könnte von mir ſagen, daß ich hier in Demuth gebeugt ſtehe! auch mir wird man dieſes zu größerem Verdienſt anrechnen, als wenn ich, nicht achtend die Bitten jenes unſchuldigen Mädchens, zurück in das Zimmer geſtürmt wäre, um den Wüthenden zu beſiegen und niederzuwerfen. — Ja, ich finde es, dachte er nach einer Pauſe mit einem unterdrückten Seufzer, in der That ſchwerer und deßhalb auch glorreicher, ſich ſo in Demuth zu beugen, als mit leuchtendem Schwerte drein zu ſchlagen. Aber wenn dieſe Prüfung in der Demuth ſehr lange dauert, ſo könnte ſie doch am Ende etwas unangenehm werden.

Er veränderte ſeine Stellung abermals, und indem er mit der Hand vorſichtig um ſich her fühlte, wandte er ſich wieder gegen die

Mauer, wo er zufällig an einen eisernen Ring streifte, in dem ein naſſer Strick befeſtigt war. — Seltſam! dachte er, daß man in den Häuſern der Entenpforte ſo ſonderbare Gemächer findet!

Wenn man in tiefer Dunkelheit in einer gebückten Stellung [illegible] Don Larioz aushalten muß an einem unbekannten Orte, von dem man nicht weiß und nicht errathen kann, was es eigentlich für ein Ort iſt, wenn man eine ſäuerliche Atmoſphäre einathmet, wenn man mit der Hand an feuchte Mauern ſtreift und dabei eiſerne Ringe und Stricke berührt, ſo kann ſchon eine mittelmäßige Phantaſie veranlaßt werden, allerlei außergewöhnliche Bilder zu gebären.

Da nun aber der lange Schreiber eine mehr als mittelmäßige Phantaſie hatte und dieſe ſich gern mit unheimlichen Häuſern, alten Schlöſſern, düſteren Ritterburgen, Verließen und dergleichen beſchäftigte, ſo war es nicht unnatürlich, daß ihm der Gedanke kam, wie der Theil der Stadt, in dem ſich die Entenpforte befand, mit zum älteſten gehörte und wie die Häuſer hier noch meiſtens aus jenen Tagen ſtammten, wo die harten Zeiten des Mittelalters jedes Haus als eine kleine Burg entſtehen ließen, ebenſo fähig, ſich nach außen zu vertheidigen, als unglückliche Gefangene hinter Schloß und Riegel zu halten. Ja, es konnte nicht anders ſein: das Gemach, in welchem er ſich befand, mußte einmal ein Gefängniß geweſen ſein; die niedere Decke war eine weitere Qual für die armen Eingekerkerten, der Strick an der Mauer hatte vielleicht ſchon manches arme Schlachtopfer gehalten, und der hölzerne Vorſprung, an den er vorhin geſtoßen, war vielleicht der Sitz, deſſen ſich jene Unglücklichen bedienten.

Daß ihm dieſer letzte Gedanke nicht ſchon früher gekommen, hätte er eigentlich belächeln können, wenn ſeine Situation nicht ſo furchtbar ernſt geweſen wäre. Doch beſchloß er, ſich dieſes Sitzes zu bedienen, da er nahe daran war, durch ſeine höchſt unbehagliche, tief gebückte Stellung Krämpfe in allen Gliedern zu verſpüren. Er tappte nach dem Sitze hin, fand ihn, ließ ſich darauf nieder und konnte nun ſeine Beine wenigſtens ausſtrecken, ſtieß auch mit dem Kopfe nicht

mehr an die Decke des Gemaches, da er nachſinnend ſein Haupt auf die Bruſt herabſinken ließ.

Ja, die Entenpforte war der älteſte Theil der Stadt, und jetzt erinnerte er ſich wohl, daß er oft davon gehört, wie hier Leute wohnen ſollten, deren Treiben das Licht des Tages ſcheue. Hatte nicht auch der treue Windſpiel ähnlicher Maßen geſprochen, hatte er ihn nicht gewarnt vor dem Gange hieher, hatte deſſen Fuß nicht ſichtbar ſchüchtern die Schwelle des Hauſes Numero Vier übertreten? — Aber nein, die Veranlaſſung, weßhalb er ſich in dem dunkeln Gemache befand, war ja ſo natürlich, und es hatten ſich die Ereigniſſe ſo richtig vor ſeinem Blicke an einander gereiht. Das Schreiben der unglücklichen Dolores hatte ihn an Kathinka Schneller gewieſen, dieſe ihn freundſchaftlich aufgenommen und liebreich behandelt, bis jener Wüthende kam. —

So dachte Lariez, aber mit einem Male trat das Bild des hohnlachenden Clemens Breiberg vor ſeine Seele und er fühlte ein gelindes Fröſteln. Wie, wenn dieſes Ungeheuer erfahren hätte, daß die unglückliche Dolores ihm geſchrieben? Wie, wenn er gewußt, daß Kathinka Schneller ſich dazu hergeben würde, zur Befreiung der Spanierin mitzuwirken? Wie, wenn die Breibergs dagegen gearbeitet und vielleicht Kathinka Schneller vermocht hätten, ihn in dieſen finſteren Kerker zu verlocken?

Gräßlich! An dieſen Gedanken reihten ſich andere ſo finſterer und wilder Art, daß er unmöglich ruhig ſitzen bleiben konnte, ſondern erregt wie er war, ohne der niedrigen Decke zu gedenken, aufſprang, mit dem Kopfe oben polternd anſtieß, dann auf dem feuchten Stroh ausglitſchte und der Länge nach auf den Boden hinpatſchte. Er fühlte einen heftigen Schmerz am Kopfe und bemerkte zu gleicher Zeit auch, wie klein der Kerker war, in dem er ſich befand; denn während ſein Haupt an den Sitz der Gefangenen ſtieß, berührten ſeine Füße die Eingangsthür.

Mühſam raffte er ſich empor, und die ſäuerliche Atmoſphäre

drang ſtärker als bisher in ſeine Naſe; es war ein ſeltſamer Geruch, etwas wie vom Dunſte der Verweſung dabei. Schaudernd dachte er an gräßliche Urſachen, die denſelben hervorgerufen haben könnten, an Unglückliche, die man vielleicht hier gefeſſelt hielt, bis der Tod ſie von den Qualen des Hungers und Durſtes erlöste, — und dieſer Schauder ſtieg zu einem wahrhaften Grauſen, als er nun mit einem Male neben ſich einen tiefen Seufzer hörte.

Nun iſt es aber in der That etwas Entſetzliches, an einem unheimlichen Orte, wo man ſich allein glaubt, plötzlich ein ſolches Geſeufze zu hören. Es war kein Wunder, daß Don Larioz zu fühlen glaubte, wie ſich die Wurzeln jedes ſeiner Haare bewegten. — In einem ähnlichen Falle wie in dem, wo er ſich befand, pflegen uns zwei Empfindungen zu beſtürmen: die einer furchtbaren Angſt, welche ſich dadurch äußert, daß wir uns krampfhaft, lautlos in uns ſelbſt und in die nächſte Ecke zurückziehen, keines Lautes, keines Gedankens mächtig und mit ſcharfem Ohr hinlauſchend, ob ſich der furchtbare Seufzer nicht wieder hören laſſe — oder ein unnatürlicher Muth, der uns vorwärts ſtreben läßt, dem Orte des Grauſens entgegen, bereit, über das, was wir dort finden, herzufallen, um es, wenn es etwas Feindliches iſt, mit unſeren Händen zu erwürgen.

Von der letzteren Empfindung war der tapfere Spanier beſeelt. So raſch es ihm möglich, tappte er an der Wand hin, fühlte aber mit Schrecken, daß er ſchon beim erſten Schritte an einen menſchlichen Körper ſtieß, neben dem er, ohne es zu wiſſen, ſchon eine Zeit lang geſeſſen. War es ein lebend Eingekerkerter wie er, oder war es bloß eine Leiche? — Nein, das Letztere war nicht der Fall, denn als Don Larioz mit ſeinen langen Fingern zugriff und den Hals des menſchlichen Körpers neben ihm umkrallte, ſtieß dieſer nicht nur abermals einen tiefen kläglichen Seufzer aus, ſondern ſagte auch mit einer Stimme, die den langen Schreiber erbeben machte: „O du mein Gott! was habe ich denn gethan, daß ich hier elend zu Grunde gehen ſoll? Hat man mich doch in meiner Jugend gelehrt, daß treue An-

hänglichkeit und Tugend ſchon dieſſeits zuweilen Belohnung finden. O guter Himmel! und ich bin treu und anhänglich geweſen einem Freunde, den ich ſehr achte, und ich habe meine Tugend bewahren wollen, und deßhalb hat man mich in dieſes ſcheußliche Loch geſteckt."

Don Lariez fuhr zurück, ſo weit es ihm die Mauern des kalten und feuchten Kerkers geſtatteten, dann hob er die Hände empor und ſagte mit einem Tone unbeſchreiblicher Rührung: „Auch du, mein Sohn? — Auch du mußt meinetwegen ſo entſetzlich leiden?" — Er hätte um Alles in der Welt in dieſem wahrhaft ergreifenden Augenblicke nicht das kalte und förmliche Sie anwenden können. — „So ſind Sie es wirklich?" ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, nachdem er ſich einigermaßen geſammelt.

„Ja, ich bin es," erwiderte Windſpiel mit einer Stimme, welche vor Freude zitterte; „ich bin es, o mein Gott! Man hat mich ſchmählich behandelt, man hat mich unter dem Vorwande hier eingeſperrt, ich müſſe durch eine Hinterthür das Haus verlaſſen, um ſchlechten Feinden, die Sie und mich bedrohten, zu entfliehen. Ich wußte nicht, was man mit mir vorhatte; es waren ſchreckliche Gedanken, die mich beſchäftigten; aber jetzt wird Alles gut werden; Sie ſind ja auch da."

„Allerdings bin ich auch da, mein Freund," gab der Spanier jetzt mit einer Ruhe zur Antwort, welche ſeiner Faſſung und ſeinem Verſtande alle Ehre machte. „Leider, möchte ich ſagen, bin ich auch da; aber nun ich weiß, daß ich vielleicht zu Ihrer Rettung mitwirken kann, fühle ich eine Art von Beruhigung darin, daß auch ich in dieſen ſcheußlichen Kerker gerathen."

„Ein ſchöner Kerker!" jammerte Windſpiel. „Ja, wenn es nur ein Gefängniß wäre! Aber ſo, wenn das Jemand erfährt, ſo bin ich Zeit meines Lebens blamirt."

„Gegen Gewalt und Liſt iſt nichts auszurichten," ſprach ruhig der Spanier; „auch helfen da keine Klagen. Vor der Hand muß uns alles daran gelegen ſein, daß wir uns unſere Lage klar machen, daß wir zu entdecken ſuchen, wo wir uns eigentlich befinden."

V.

Prinzipalin und Prinzipal.

Trotz dem, was neulich im Waarenlager vorgefallen war und mir einen ernstlichen Verweis eingetragen hatte, konnte ich doch nicht umhin, dem Leben und Treiben des Herrn Stieglitz so viel es mir vergönnt war, die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Da ich nicht hoffen durfte, von Herrn Specht was Näheres zu erfahren, so wandte ich mich an die häßliche Ladenjungfer, die aber eben so wenig geneigt schien, mich über die Familien-Verhältnisse des Hauses aufzuklären. Was sie mir sagte, waren allgemeine Redensarten in Sachen, die ich schon längst wußte, daß der Prinzipal um die Geschäfte des Hauses sich nicht viel bekümmere, daß er das Regiment gänzlich an seine Frau abgetreten habe, daß er früher große Reisen gemacht und ein entfernter Verwandter seiner Frau sei. Ich beschloß daher meine Neugierde so lange zu bezähmen, bis an dem Tage, dem ich selig entgegensah,

„Nun, dazu braucht es nicht viel Nachdenken," gab der Kellner kleinlaut zur Antwort; „wer das nicht riechen kann, wo wir uns befinden, der muß eine schlechte Nase haben."

„Sollten wir uns nicht in einem Kerker befinden?" fragte der tapfere Spanier angstvoll, dem jetzt erst die säuerliche Atmosphäre anfing verdächtig zu werden, und in dem plötzlich eine Vermuthung aufstieg, die für ihn über alle Maßen verletzend war. „Sollte der hölzerne Block, auf dem Sie sitzen — auf einem ähnlichen saß auch ich vorhin — nicht die Bank eines Gefangenen sein? Sollte der feuchte Strick, den ich gefühlt, nicht dazu gedient haben, arme Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit fest zu halten?"

„O mein Gott, nein! Das ist alles nicht so, wie Sie es sagen."

„Und wo sind wir denn?" fragte Don Larioz mit steigender Angst. „Ich beschwöre Sie, theilen Sie mir Ihre Ansicht mit! Wenn dies kein Kerker ist, was ist es denn?"

„Ein Schweinestall ist es!" jammerte Windspiel kläglich. „Man hat uns in einen Schweinestall gesperrt, und das ist eine Schande, die ich nicht überlebe."

Eine Zeit lang gab der Spanier keine Antwort. Wenn es aber hell gewesen wäre, hätte man sehen müssen, wie er beide Hände vor das Gesicht preßte und noch mehr zusammensank, als es die niedrige Decke bedingte. Dann seufzte er: „Ein Schweinestall? — — eingesperrt? — O, es sind das schreckliche Worte, die Sie aussprechen! — Aber ich setze den Fall, es wäre wirklich ein solcher Ort, wie Sie ihn genannt —"

„Woran nicht zu zweifeln ist," unterbrach ihn Windspiel mit heftiger Stimme. „Ich sitze auf dem Trog, aus dem die Schweine fraßen, und der Strick an der Wand dient dazu, eins dieser unartigen Thiere festzuhalten."

„Entsetzlich! Aber Sie sprechen von eingesperrt. So sollte das ein teuflischer Verrath sein, der uns hieher gebracht?"

„Was Sie hieher gebracht, das kann ich ja nicht wiſſen," fuhr der Kellner kläglich fort, „aber mich hat meine Tugend in den Schweineſtall geführt, von meiner Anhänglichkeit an Sie gar nicht zu reden. Der Stöpſel iſt ein leibhaftiger Teufel. O, das hätte ich Tag meines Lebens nicht gedacht!"

„Was Fräulein Stöpſel mit dieſer Angelegenheit zu ſchaffen hat, weiß ich nicht, aber ſo viel iſt gewiß, wenn ein weibliches Herz im Stande wäre, unſeren Edelmuth auf ſo niederträchtige Art auszubeuten, ſo müßte ihr Blut fließen."

„Das würde uns nichts nützen, lieber Herr Don Larioz," verſetzte der Kellner. „Aber glauben Sie mir, es iſt fürchterlich! — Weder die Schneller noch der Stöpſel werden ihr Maul halten, und dann bin ich vor der ganzen Künſtlerſchaft auf ewig blamirt."

„Ruhig, mein Freund," ſagte Larioz ſo ſanft, wie es die fürchterliche Erregung, in der er ſich befand, zuließ. „Mag die Urſache, welche uns hieher geführt, ſein, welche ſie will, wir müſſen jedenfalls verſuchen, dieſen Ort zu verlaſſen. Ich werde den Riegel zurückziehen und ſehen, ob ſich die Thür nicht öffnen läßt."

Er that alſo, fand aber, daß die Thür deßhalb doch nicht aufging.

„Das habe ich erwartet," ſagte Windſpiel; „der einzige Weg, hier heraus zu kommen, iſt, wenn es uns gelingt, den Deckel des Troges aufzuheben, der doch irgendwo ins Freie führen muß."

„Und ein Fenſter ſcheint nicht da zu ſein?"

„Schweineſtälle haben keine Fenſter."

„Ja ſo, daran dachte ich nicht," gab der Spanier mit einem leiſen Seufzer zur Antwort. „Verſuchen wir alſo, den Trog zu öffnen, wie Sie vorhin ſagten."

Dies ging aber nicht ſo leicht, als ſich Windſpiel vielleicht vorgeſtellt, und Beide bemühten ſich einige Zeit vergeblich, den Deckel zu heben, der von außen durch einen Holzriegel gehalten zu ſein ſchien. Glücklicher Weiſe fand der Kellner beim Umhertappen einen ſtarken Holzprügel, den ſie gegen den Trog ſtemmten, kräftig als Hebel gebrauchten

und damit nach längeren vergeblichen Bemühungen endlich den Deckel aufbrachen.

Wenn sich auch diese Oeffnung zu klein erwies, als daß selbst der dürre Windspiel hätte hinaus kriechen können, so zeigte sich den Beiden doch bei einem geringen Schimmer, den die hellere Nacht draußen hereinsandte, eine viereckige Thür zwischen den Trögen, die sie bis jetzt übersehen, welche sich von außen öffnen ließ und die dazu angebracht war, um den Schweinestall reinigen zu können.

Der Kellner bog sich mit einer verzweifelten Anstrengung zur Oeffnung hinaus und es gelang ihm, diese Thür zu öffnen.

Es war für Beide ein wohlthuendes Gefühl, als nun zugleich mit etwas Helle eine frischere, wenngleich kältere Atmosphäre in das Gemach drang, wo sie sich befanden.

Don Larioz hatte es nicht über sich gewinnen können, den Schweinestall mit seinem wahren Namen zu bezeichnen; er vermied das stets, nannte ihn Versteck, Ort, war überhaupt seit der schrecklichen Entdeckung, wo er eigentlich war, ziemlich still und nachdenkend geworden. Aber es war begreiflicher Weise keine gemüthliche Ruhe, die ihn beherrschte, es war eine gewaltsam unterdrückte Wuth, die ihn so geduldig erscheinen ließ, ein mühsam verhaltener Ingrimm, der sich nur manchmal durch einen tiefen Seufzer kund gab — die Stille vor dem Sturm. Man mußte nur sehen, mit welcher Energie er die viereckige Thür öffnete, nachdem der Riegel von außen gelöst war, und wie er alsdann trotz seiner Länge hindurch schlüpfte und darauf Windspiel mit einem Rucke nach sich zog.

Beide Abenteurer befanden sich nun in einem mit einer hohen Mauer umschlossenen Hofe an der Rückseite des Hauses. Die viereckige Oeffnung ging auf einen Düngerhaufen, der sich an [illegible] Seite des Gebäudes hinzog bis zu einer kleinen Thür, die neben der [illegible]ont des Hauses auf die Straße führte. An dieser Seite bemerkte Don Larioz nach einigem Umherschauen einen schwachen Lichtglanz, der durch

einen Spalt im Fensterladen herausdrang. Er schritt längs der Einfassung des Düngerhaufens vorsichtig hin und kam so an den Fensterladen, von dem wir eben gesprochen und der seiner Berechnung nach in das Zimmer führen mußte, aus dem er vor dem Wüthenden entwichen war. Von dort her klangen Stimmen und Gelächter.

Einen Augenblick besann sich der lange Spanier, ob es seiner würdig sei, zu lauschen; als er aber an den Ort dachte, von dem er eben herkam, biß er die Zähne heftig auf einander und beugte das Ohr zu dem Laden nieder.

Da hörte er denn drinnen sprechen — —

„Ich würde die Geschichte nicht für eine Million geben," sagte der Mann mit der polternden Stimme. Doch hatte diese Stimme jetzt einen gutmüthigen, man könnte fast sagen: lustigen Ton. — „Und ein Königreich gäbe ich dahin, wenn ich solches besäße, um zu sehen, was sie für Gesichter machen. Ritter und Knappe im Schweinestall! Diese Idee ist erhaben. Komm, Kathinka, dafür muß ich dir noch einen Kuß geben."

„Aber Mühe hat es gekostet," hörte der Lauscher jetzt eine weibliche Stimme, welche offenbar dem Fräulein Stöpsel angehörte. „Ich sage euch, der kleine Kellner witterte die Geschichte und wollte gar nicht hinein."

„Nun, es ist kein Wunder, daß er sie witterte," lachte der ehemalige Wüthende, „denn euer Schweinestall wird nicht nach Rosen duften."

„Sollten wir sie jetzt nicht bald herauslassen?" hörte man Kathinka Schneller fragen.

„Nur nicht so eilig, ihr Mädchen! Zuerst bleibe ich noch eine Viertelstunde da, dann laßt mich eine andere Viertelstunde fort sein, und hierauf könnt ihr das Burgverließ öffnen. Ich versichere euch, der Spaß ist mit tausend Thalern nicht bezahlt. Wenn ich das meinem Bruder erzähle, so wird er bedauern, nicht dabei gewesen zu sein."

Don Lariоz horchte fast athemlos; jetzt, wo die Stimme des

Wüthenden ruhiger klang, glaubte er sie zu erkennen. Ja, hier war ein entsetzlicher Verrath gegen ihn verübt worden; es konnte keine Täuschung möglich sein: es war die Stimme des verruchten Clemens Breiberg. Dieser hatte erfahren, daß sich die unglückliche Dolores schriftlich an ihn, den Spanier, gewandt; derselbe hatte es durch seine Ränke dahin gebracht, daß er an den fürchterlichen Ort gesperrt wurde, um ihn vor der Geliebten lächerlich zu machen. Rache! Rache!

Kathinka Schneller schien unschuldig zu sein; sie war gewiß durch entsetzliche Drohungen dazu gezwungen worden, ihn zu verrathen; sie allein hatte von seiner Erlösung gesprochen; ihre Stimme klang sanft und milde, während die des schändlichen Breiberg und des Fräulein Stöpsel höhnisch und lustig war.

Der lange Schreiber hatte genug gehört, er schlich sich hinter das Haus zurück und fand dort Windspiel an der Mauer lehnend, die Hände gefaltet und betrübt zu den Sternen aufblickend. Das Gemüth des jungen Menschen schien sehr ergriffen zu sein, und doch vermochte es Larioz nicht, ihm einen gediegenen Trost zu spenden. Wohl hätte er ihm aus der Geschichte Beispiele großer Männer anführen können, denen es auch nicht viel besser ergangen war, aber ihm fehlte die Sammlung dazu; er war in den Tiefen seines Gefühls beleidigt, empört wie nie, keines ruhigen Gedankens mächtig; er krallte die Finger auf und zu, und seine Augenbrauen waren tief herabgezogen, seine Lippen bebten, er war furchtbar anzuschauen.

Schweigend tappte er in dem kleinen Hofe hinter dem Hause umher, und als er nach einigen Augenblicken zum Kellner zurückkehrte, fragte er mit dumpfer Stimme: „Es ist doch auch Ihre Ansicht, jene Schändlichen zu züchtigen? Sie werden mir muthig folgen?“

„Wie Gott will!“ seufzte Windspiel, und es schauderte ihn einigermaßen, als ihm nun der Spanier eine Mistgabel mit zwei langen Zinken in die Hände drückte und ihm dabei sagte: „Keine Schonung!“ Der Kellner fühlte zagend die langen kalten Spitzen an, und er wurde fast wehmüthig gestimmt, daß er, mit seinem harmlosen, weichen Herzen,

vielleicht in der nächſten halben Stunde ein Mörder ſein werde. Er trug die Miſtgabel nicht ſo feſt in ſeinen Händen, wie es ſich wohl für einen tapferen Kämpen geſchickt haben würde.

Was die Waffe des langen Schreibers anbetraf, ſo beſtand dieſe in einem nicht ſehr langen, aber biegſamen Prügel von feſtem Holze, den er geſenkt in der rechten Hand trug.

So gingen ſie nach der Hofthür des Hauſes, die unverſchloſſen war und einem leichten Drucke nachgab, und traten in den dunkeln Gang, wo die ſäuerliche Atmoſphäre abermals ihre Naſen traf und eine Erinnerung hervorrief, welche nicht dazu geeignet war, ihren Rachedurſt zu löſchen.

Don Lariez ſchritt behutſam vorwärts, Windſpiel folgte ihm herzklopfend.

Dort mußte die Thür ſein, welche hinter den gewiſſen Vorhang führte, doch verſchmähte der tapfere Spanier, den Feind ſo zu ſagen von hinten zu überfallen, weßhalb er geräuſchlos durch den Hausgang vordrang und ſich wenige Augenblicke nachher jener Thür gegenüber befand, wo er zuerſt eingetreten.

Ein paar Sekunden brauchte er, um ſich zu ſammeln, aber nur ein paar Sekunden. Das Gelächter im Zimmer, ſowie auch die Spöttereien, die er jetzt wieder vernahm, trieben ihn zu raſchem Handeln an. Er öffnete die Thür, trat auf die Schwelle, den geſchwungenen Prügel in der Hand, furchtbar anzuſehen, mit einem wilden Blicke das Ganze überſchauend.

Da ſaß Madame Schneller auf dem Sopha, Fräulein Stöpſel neben ihr, gegenüber, etwas zurückgezogen, Kathinka, und behaglich die Hände auf den Tiſch geſtützt, der verruchte Clemens Breiberg, der gerade im Begriffe war, ein Glas duftenden Punſches an die Lippen zu führen.

Man kann ſich denken, daß der Schrecken der Geſellſchaft kein kleiner war. Der vorhin ſo Wüthende ſetzte behende ſein Glas nieder, und ſeine Züge dehnten ſich etwas in die Länge. Doch ſprang er

im nächsten Augenblicke von seinem Stuhle auf, offenbar in der Absicht, hinter dem Vorhange zu verschwinden. Mehr sah Don Larioz nicht, denn Fräulein Stöpsel, die sich ebenfalls rasch erhoben hatte, blies das Licht aus, wodurch sogleich Alles in tiefe Finsterniß gehüllt wurde.

Doch hatte der lange Schreiber genug gesehen. Auf dem geradesten Wege drang er gegen Clemens Breiberg vor und stieß deßhalb so heftig an den Tisch, daß die Punschgläser klirrend durch einander flogen, war aber auch so glücklich, den Verräther am Kragen zu erwischen, worauf er dann nicht säumte, den Prügel mit kräftiger Hand an ihm zu probiren. Doch hatte er erst ein paar Mal herzhaft zugeschlagen, als er fühlte, daß sich ein paar dicke Hände in sein Haar festkrallten und ein schwerer Körper sich so kräftig an ihn hängte, daß er auf die Seite gezogen wurde. Freilich raffte er sich im nächsten Augenblicke wieder auf, doch war mitlerweile der Rockkragen, den er krampfhaft hielt, seinen Fingern entschlüpft, und ehe er denselben wieder ergreifen konnte, erhielt er einen so furchtbaren Schlag mit einer geballten Faust auf die Nase, daß ihm das Feuer aus den Augen fuhr und er sich schütteln mußte, wie der tapfere Stier seiner Heimat, der zufälliger Weise gegen die Bretterwand gerannt.

Es war ein sehr unangenehmer Augenblick, der sich fast zu einem schrecklichen gestaltete, als Don Larioz nun mit einem Male fühlte, daß zwei scharfe Spitzen einen unnennbaren Theil seines Körpers unsanft berührten: der tapfere Windspiel nämlich war, seinem Freunde folgend, ebenfalls in das Zimmer vorgedrungen, die Mistgabel vor sich hingestreckt, in der Idee, seinem Herrn und Meister den Rücken zu decken, brachte aber, statt dieses zu thun, den Spanier in eine höchst unangenehme Lage.

Glücklicher Weise erschien jetzt im Gange der Schimmer eines Lichtes, weßhalb der kleine Kellner, seinen Irrthum einsehend, alsbald seine Mistgabel zurückzog und sich rasch gegen die Thür umwandte, um dort einem neuen Feinde zu begegnen, der in Gestalt einer handfesten

Magd, mit der Schnelligkeit des Gedankens, mit den Nägeln über ihn herfiel und ihm zehn tüchtige Male zur Erinnerung an dieſen verhängnißvollen Abend verehrte. Es war ein Glück für dieſes muthige Frauenzimmer, daß ſie im nächſten Augenblicke wieder in den Gang zurückfuhr, denn Windſpiel erhob ſeine Miſtgabel zu einem neuen Stoße, deſſen Wirkung ſehr traurig hätte werden können. Wie aber ſchon geſagt: die Perſon, welcher dieſer Stoß galt, ſprang behende zurück, warf die Thür zu, worauf die beiden eiſernen Zinken tief in das Holz eindrangen.

Durch dieſen Stoß aber war das ſanfte Windſpiel zu einem wahren Tiger geworden, ſtampfte mit den Füßen und brüllte wie beſeſſen: „Blut! Blut!“

Es iſt aber ungewiß, ob der Kellner wirklichen Blutdurſt beſaß oder ob er ſein eigenes Blut meinte, welches ſanft von ſeiner Naſe und ſeinen Backen herabrieſelte.

Der Spanier, nachdem er ſich von ſeiner Betäubung erholt, griff nach den beiden dicken Händen, die ſein Haar gepackt hatten, von denen eine ihm unterſchiedliche Maſchen ausgeriſſen, während die andere ſich auf unangenehme Art mit ſeinem Ohre zu ſchaffen gemacht hatte. Doch entſchlüpften ihm die Hände, und ſtatt ihrer faßte er ein Stück leichten Zeuges, welches ihm nach einem kräftigen Rucke, den die Beſitzerin that, in den Fingern zurückblieb.

„Ah! ſchmähliche Flucht!“ konnte er ſich nicht enthalten auszurufen, wobei er indeſſen den verruchten Breiberg meinte, welcher ſich durch die Thür hinter den Vorhang gerettet hatte.

„Ja, Flucht! ſie fliehen!“ ſchrie nun Windſpiel mit einer faſt heiſeren Stimme, und dabei hörte man, wie dieſes ſonſt ſo ſanftmüthige Geſchöpf mit einer Berſerkerwuth mit gleichen Füßen auf- und niederſprang. „Aber ſie ſollen nicht fliehen!“ kreiſchte er, wobei ihm die Stimme überſchlug. „Eins muß ich haben, Eins muß ich umbringen! Ha! da fühle ich noch etwas Weiches. Stirb, Verräther!“

Damit hob er ſeine Miſtgabel und ſtieß auf den weichen Gegen-

ſtand, einmal, zweimal, dreimal. Und jedes Mal fühlte er, wie die mörderiſchen Spitzen der Gabel tief in den weichen Gegenſtand eindrangen. Aber ſchon nach dem zweiten Stoße trat ihm der Schweiß auf die Stirn; ſeine Wuth kühlte ſich raſch ab, und nach dem dritten ſagte er mit bebender Stimme:

„Es rührt ſich nicht mehr, ich habe es umgebracht. — Windſpiel, du biſt nun wirklich ein Mörder geworden!“

Danach hörte man, wie das blutige Inſtrument ſeinen Händen entfiel, und vernahm ein leiſes Stöhnen, hierauf einen tiefen Seufzer, dann war Alles ringsum todtenſtill.

Aber dieſe Stille dauerte nur ein paar Sekunden, dann vernahm man, wie die Hausthür geöffnet wurde, wie ſich ſchwere Tritte näherten; die Stubenthür wurde aufgeriſſen. Don Larioz, der ſich umwandte, ſah zu ſeiner Ueberraſchung Lichterglanz in das Zimmer dringen und inmitten dieſes hellen Scheines die Geſtalt eines Polizeidieners, der kopfnickend auf der Schwelle ſtehen blieb. Hinter ihm drängte ſich Madame Schneller mit ſehr zerzaustem Haar, und weiter rückwärts ſah man Fräulein Stöpſel und die handfeſte Magd, welche das unglückliche Windſpiel in ſo unbändige Wuth verſetzt.

„Das ſind mir ſaubere Geſellen!“ ſagte der Polizeiſoldat mit jener herausfordernden barſchen Stimme und dem außerordentlichen Muthe, welcher dieſen Leuten eigen iſt, wenn ſie mit geübtem Blicke ſehen, daß kein Widerſtand mehr zu erwarten. „Ihr habt da ein ſchönes Stück Arbeit gemacht!“

„Mein Kleid haben ſie mir zerriſſen!“ ſchrie die dicke Frau mit gellendem Tone; „mein Haar zerzaust und einen guten Bekannten, der ruhig bei uns ſaß, geprügelt. O, wenn die nicht ins Zuchthaus kommen, dann kommt kein Menſch mehr hinein!“

Damit drängte ſie ſich vor, warf einen Blick in das Zimmer und ſchlug die Hände zuſammen, indem ſie kreiſchend ausrief: „Und ſehen Sie nur, was dieſer Lump da mit ſeiner Miſtgabel angerichtet hat! das iſt ja entſetzlich!“

Windſpiel war auf einen Stuhl niedergeſunken und drückte die Hände vor das Geſicht; er wagte nicht, ſich umzuſchauen, murmelte aber mit bebenden Lippen: „Ja, ich bin ein Mörder.“

Auch der Polizeiſoldat war jetzt näher getreten, doch als er Don Lariez genauer betrachtete, ſagte er mit freudiger Stimme: „Den Vogel da kenn' ich; er hat ſich neulich in den Reibſtein eingeſchlichen, und das unter ſehr erſchwerenden Umſtänden; er war ſtark im Verdacht, als wolle er dort das Haus anzünden. Ah, Vogel! diesmal werden wir dich feſthalten! Ruft mir die Anderen herein!“ befahl er ſehr würdevoll.

Don Lariez hatte ſein Taſchentuch hervorgezogen; er bemühte ſich, das Blut ſeiner Naſe zu ſtillen, würdigte aber den Mann der öffentlichen Gewalt keines Blickes, keines weiteren Wortes, als daß er ſagte:

„Gut, wir gehen mit Ihnen, es wird wohl noch irgendwo für uns Gerechtigkeit zu finden ſein.“

„Ja, Gerechtigkeit!“ ſchrie die dicke Frau; „das hoffen wir auch; und zahlen müßt ihr, zahlen, bis ihr ſchwarz werdet.“

„Alſo ihr wollt gutmüthig mit gehen?“ ſagte der Polizeiſoldat.

Der Spanier wandte ſich ſtumm nach dem Stuhle, wo er vor ungefähr einer Stunde Mantel, Hut und Stock gelaſſen, brachte dieſe Sachen an ſich und trat in den Hausgang.

Windſpiel folgte ihm mit ſchlotternden Knieen, er ließ den Kopf herabſinken, und als der Polizeidiener ihm das bewußte Mäntelchen überwarf, auch den Hut auf den Kopf drückte, zuckte er zuſammen, hatte aber doch noch die Kraft, an der Thür einen ſcheuen Blick rückwärts zu werfen. Da lag das Mordinſtrument, die Miſtgabel, am Boden, und neben den Zinken derſelben bemerkte er ein paar große Blutstropfen. Schaudernd wandte er das Geſicht weg und lispelte abermals: „Ich bin ein Mörder, ein ſchrecklicher Mörder!“

wo es mir vergönnt ſei, das freundliche Haus meines Vetters beſuchen zu dürfen, und die Ladenjungfer hatte mir geſagt, wenn ich einmal vier Wochen im Hauſe ſei, würde mir Madame Stieglitz an einem Sonntag Nachmittag wohl erlauben, meine Verwandten zu ſehen, doch, ſetzte ſie gutmüthig hinzu, möchte ich in der erſten Zeit mich nie unterfangen, die Erlaubniß zum Ausgehen ſelbſt zu erbitten.

Bald war ich denn über vier Wochen im Geſchäft und kann, ohne ruhmredig zu ſein, von mir ſelbſt ſagen, daß ich mir in den Elementen des Modewaarengeſchäfts ſchon einige Kenntniſſe erworben, überhaupt recht fleißig geweſen war, etwas zu erlernen. Dieſes Beſtreben verdankte ich nun neben meinem feſten Vorſatz mich zu einem tüchtigen Kaufmann heranzubilden der Furcht vor dem ſtrengen Geſichte der Madame Stieglitz, das ſie augenblicklich anzunehmen pflegte, ſowie ſie irgendwo die geringſte Unordnung ſah, und ihrem ſcharfen Auge blieb nichts verborgen; war ein Brief nicht ſorgfältig geſiegelt, ſtand die Aufſchrift etwas ſchief oder hatte ſich gar ein Schreibfehler eingeſchlichen, ſo war man ſicher ein ernſtes Geſicht zu ſehen, das ſie mit einem einfachen „ei, ei" begleitete. Im Laden ſelbſt, wo ich jetzt auch zum Aufräumen zugelaſſen wurde, entging ihrem Blick ein ſchiefliegendes Stück Zeug ebenſowenig, wie eine falſch umgelegte Schnur; die Farben der einzelnen Stücke mußten dem Auge wohlthuend geordnet ſein und

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Auf der Polizei.

Es war schon vollkommen Nacht geworden, obgleich noch nicht so spät, daß nicht noch hier und da sich Leute auf der Straße gezeigt hätten. In der Entenpforte war dies freilich nicht der Fall; hier begab man sich früh zur Ruhe, um auch wieder früh aufstehen zu können. Es war dies, wie schon bemerkt, ein ziemlich abgelegenes Quartier, und wenn man hier Jemand begegnete, so huschte er eilfertig vorüber, wie sich vor sich selber fürchtend; auch sah man an den Fenstern nur ausnahmsweise ein Licht: die meisten Bewohner schienen sich schon dem süßen Schlafe zu überlassen.

Als der Polizeisoldat vorhin zur Thür hinaus befohlen hatte: „Ruft mir die Anderen herein!“ machte er es ungefähr wie jener Corporal mit zwei Mann, der Angesichts einer starken feindlichen Patrouille mit lauter Stimme kommandirte: Das sechste Bataillon vor! Die Anderen, die übrigens gehorsam jenem Rufe hereinkamen, reducirten sich auf einen alten Stadtsoldaten, der manchmal zur Aushülfe gebraucht wurde, und der es verstand, von Weitem durch ein großes Maulwerk einen ungeheuren Muth zu entwickeln, welcher Muth aber beim Näherkommen zusammenschrumpfte, und sich, nachdem die lärmenden Parteien auf der Straße waren, häufig in ein sanftes: „Ja,

was iſt denn das, ihr Männer?“ auflöste. Der Stadtſoldat hatte denn auch anfänglich, zurückgeſchreckt vom wilden Geſchrei, nur ſchüchtern das Haus betreten und fand ſich jetzt wieder ermuthigt und zum finſteren Stirnrunzeln bereit, als er ſah, wie der lange Mann, ohne Widerſtand zu verſuchen, mit dem Polizeiſoldaten ging, und wie die kleine dürre Geſtalt ſchwankend vor Angſt hinter ihm drein ſchritt.

„Das,“ ſagte er, indem er die Fauſt drohend erhob, „das iſt euer Glück, ihr Lumpen, daß ihr gutwillig mit geht, denn ich verſichere euch, Himmelſakermenter, wir hätten euch krumm geſchloſſen wie einen Fidelbogen. So eine Bande!“

Der kleine Kellner war gewiß nicht in der Verfaſſung, auf dieſe einſchüchternden Worte irgend eine Widerrede zu wagen. Doch ſchnauzte ihn der Stadtſoldat auf der Straße an:

„Will Er Sein Maul halten, Er —? Glaube Er mir, mit ſo Einem macht man wenig Federleſens.“

So ſchritten ſie dahin, Don Larioz im Gefühle der Unſchuld mit aufrechtem Haupte, der Andere dagegen gebeugt unter dem Bewußtſein, ein ſchrecklicher Mörder zu ſein.

Bei dem Bogen angekommen, der den Eingang zur Entenpforte bildete, blickte der Spanier in die Höhe und dachte: Welcher Unterſchied, als ich vor einiger Zeit hier vorbeiging, und jetzt! Dann verſank er in tiefes Nachſinnen. —

Es iſt lehrreich, mit der Polizei einen Gang durch die nächtlich finſteren Straßen der Stadt zu machen; man kann da ſehen, wie die öffentliche Gewalt gehandhabt wird, mit welcher Unparteilichkeit und aufopfernden Tapferkeit die Diener dieſer öffentlichen Gewalt zu Werke gehen. Wehe dem Handwerksburſchen, der, aus dem Wirthshauſe kommend, in der Freude ſeines Herzens vielleicht ſingt:

Es kann ja nicht immer ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond!

Nein, Unglücklicher, es wird nicht immer ſo bleiben, das lehrt dich die nächſte Minute, wo du von der ſtilllauernden Gerechtigkeit helden-

müthig gepackt und wegen nächtlicher Ruheſtörung die Nacht über eingeſperrt wirſt. Es iſt dabei rührend anzuſehen, wie die Polizei unter Entfaltung all ihrer Schreckmittel, mit klirrendem Säbel, lautem Ruf ꝛc., den ruchloſen Handwerksburſchen ergreift.

Und nicht minder lehrreich iſt es, zu bemerken, wie an manchen Orten die Diener der öffentlichen Gewalt ein den Umſtänden angemeſſenes ganz anderes Verfahren beobachten — dort zum Beiſpiel, wo es in einer dunkeln Gaſſe unter tobendem Geſchrei tüchtige Hiebe ſetzt und wo die Handhaber der Ordnung ſtill vorbei ſchleichen, um den Tumult nicht noch unnöthigerweiſe zu vergrößern.

Es mochte eine kleine Viertelſtunde vergangen ſein, als die Geſellſchaft ſich der Polizeidirektion näherte, um dort für die Nacht in ſicheren Gewahrſam gebracht zu werden. Wenn es Tag geweſen wäre, hätte man bemerken können, wie über die Züge des tapferen Spaniers ein leichtes Lächeln flog, als er unter einem maſſiven Thorbogen in einen von hohen Gebäuden gebildeten Hof geführt wurde, der ſparſam von einer Gaslaterne erhellt war. Windſpiel folgte ſchaudernd; was ſich von ſeinen Sinnen allein in reger Thätigkeit befand, das war das Gehör, und er lauſchte angeſtrengt in der Furcht, jetzt plötzlich das Klirren von Ketten zu vernehmen. Doch hörte er nichts von dieſen Tönen des Grauſens, vielmehr ſchien es im Polizeiarreſt recht luſtig zuzugehen, denn aus den vergitterten Fenſtern auf der anderen Seite des Hofes hörte er eine Stimme herausſchallen, welche in etwas rauhen Tönen ſang:

„So leben wir, ſo leben wir,
So leben wir alle Tage.“

Nach dieſem Orte hin richteten auch die neu Angekommenen ihre Schritte, und als ein herbeigerufener Schließer die betreffende Thür öffnete, verſtummte der Geſang, und Don Larioz ſagte mit leiſer Stimme zu ſeinem Unglücksgefährten:

„Das iſt das Leben, mein lieber Freund; immer wechſelvoll ſchwingt es ſich herum: bald ſind wir oben auf der Höhe der Situation,

bald tief unten im ſehr gewöhnlichen Treiben der Menge. Erinnern Sie ſich, daß wir auch dort vor dem Hauſe Geſang vernahmen. — Welcher Unterſchied!"

„Ja, welch ſchrecklicher Unterſchied!" ſeufzte Windſpiel. „O, du mein Gott! womit habe ich dieſes furchtbare Schickſal verdient?"

Mittlerweile hatte das Polizeiarreſtlokal den Beiden ſeine gaſtlichen Hallen geöffnet, ſie traten ein, wobei ſich der muthige Stadtſoldat nicht enthalten konnte, dem kleinen Kellner noch einen Puff in den Nacken zu verſetzen. Dann ſchloß er die Thür hinter ihnen zu, und ſie befanden ſich in einem Gemache, das durch eine gewaltige Oellampe, die hoch an der Decke hing, aufs ſpärlichſte beleuchtet wurde.

So viel ihnen dieſes Licht zu ſehen geſtattete, bemerkten ſie eine breite hölzerne Pritſche, die ſich an drei Wänden herumzog, und da ſie dieſelbe in der Gegend der Thür, zu welcher ſie hereingekommen waren, noch unbeſetzt fanden, ſo ließen ſie ſich dort nieder mit jenem ſchüchternen Gefühle, das uns jedesmal beſchleicht, ſo oft wir einen für uns bisher ungewöhnlichen Ort betreten, mag dieſer Ort ein fürſtlicher Saal ſein oder ein Polizeigefängniß.

Der kleine Kellner rückte ſo nahe an ſeinen Freund und Gönner hin, als es ihm thunlich erſchien, und Don Larioz, der mit Recht darin ein Zeichen großer Angſt erblickte, fühlte ſich verpflichtet, dem, welchen er, obgleich unfreiwillig, hieher gebracht, einigen Troſt zu ſpenden.

„Sie müſſen das nicht ſo ſchwer nehmen," ſagte der lange, hochherzige Mann; „wir haben freilich eine unangenehme Nacht vor uns, aber morgen früh, wenn man uns, hoffe ich, ein Verhör geſtatten wird, werden wir uns ausweiſen, wer wir ſind, und darauf ſogleich in Freiheit geſetzt. Es iſt allerdings nicht angenehm, auf ſolche Weiſe mit einer hochlöblichen Polizei in Berührung zu gerathen, aber glauben Sie mir, man ſollte eigentlich in der Welt Alles kennen lernen."

„Sie wird man wohl morgen früh in Freiheit ſetzen," gab Windſpiel mit kläglicher Stimme zur Antwort, „aber ich — o, du mein Gott! ich komme von hier aus wahrſcheinlich auf das Criminal-

amt und dann zeitlebens in Ketten und Bande, wenn nicht gar —“ Hier ſchauderte er.

„Sie führen abſonderliche Reden, mein Freund,“ verſetzte Larioz erſtaunt. „Ich glaube, was mich trifft, wird auch Sie treffen. Im Gegentheil,“ fuhr er würdevoll fort, „Sie werden mir zutrauen, daß ich den größten Theil der Schuld, ja, wenn es möglich iſt, das Ganze auf mich nehme und der Wahrheit gemäß ſage, daß Sie faſt unfreiwillig mitgegangen ſind.“

„Sie wiſſen alſo nicht,“ fragte ſtockend der Andere, „daß ich — o, mein Gott! — mit der Miſtgabel —“

„Was ſollte ich wiſſen?“ erwiderte der Spanier; „ich weiß nur, daß Sie mich in einem Uebermaße von Muth faſt mit Ihrer Miſtgabel verletzt hätten. Zum großen Glück aber hat nur mein Beinkleid einigen Schaden gelitten.“

„Das iſt es nicht, das iſt es nicht; ich wurde von hinten angefallen,“ ſprach der kleine Kellner mit einer ſchauerlich klingenden Stimme, „und wurde heftig im Geſichte gekratzt, und da konnte ich mich nicht mehr halten, ſondern bohrte meine Miſtgabel tief in etwas Weiches, das ich neben mir fühlte.“

„Das wäre allerdings entſetzlich.“

„Ich glaube, es hat geſtöhnt und geſeufzt, und dabei war ich Barbar genug, dreimal zuzuſtoßen. Auch ſah ich ſpäter am Boden Blutflecken.“

„Das würde unſere Sache allerdings bedeutend verſchlimmern,“ flüſterte kaum hörbar der Spanier, indem er ſich ſcheu umſah. „Könnte es die im ſchwarzen Seidenkleide geweſen ſein?“

„Das wäre noch mein Troſt,“ fuhr der Andere fort, „wenn ich dem Stöpſel einen tüchtigen Stoß verſetzt hätte, denn der iſt doch an meinem ganzen Unglücke ſchuld. Mich hat meine Tugend ins Verderben geführt. O Gott! wer mir das vorher geſagt hätte! — — Jetzt wäre ich,“ ſprach er mit weinerlicher Stimme, „ſtill und harmlos im Reibſtein; ich hätte meine Lampen hergerichtet, die geputzten Gläſer

auf den Tisch gestellt, und nun kämen sie an, der gute Herr Wurzel und die Anderen, sie sagten mir freundlich guten Abend, sie klopften mir auf die Schulter, sie tränken am Tische ihr Bier, ich das meinige hinter dem Ofen, ich wäre in Freiheit, ich wäre kein Mörder!"

Bei den letzten Worten schluchzte er laut auf und ließ seinen Kopf in die Hände niedersinken.

„Man muß nicht gleich das Schlimmste denken," sagte Don Lariez nach einer Pause mit sanfter Stimme. „Ich setze den Fall, Fräulein Stöpsel hätte sich wirklich auf dem Sopha befunden, was mir aber unglaublich erscheint — denn wenn mich nicht Alles getäuscht, so fuhr sie behend hinter den Vorhang. — Wenn es aber wirklich so gewesen wäre, wie Sie vorhin sagten, und Sie hätten mit der Mistgabel nach dem Mädchen gestochen, so ist es damit noch nicht ausgemacht, daß Sie sie getödtet haben, wenn auch sogar Blut geflossen. Gewiß, mein Freund, trösten Sie sich, Fräulein Stöpsel scheint mir von einer guten Constitution zu sein, die schon etwas ertragen kann, ohne gleich daran zu sterben. Dabei müssen Sie nicht vergessen, wie man uns behandelt, daß es in dem Zimmer dunkel war, lauter Milderungsgründe; vor allen Dingen, daß ich den größten Theil der Schuld auf mich nehmen werde. — Sie wundern sich vielleicht, mich über diese Sache so ruhig, ja, man könnte fast sagen: heiter sprechen zu hören. Auf dem Gange hieher bin ich ruhiger geworden und sehe nun das, was uns passirt ist, mit anderen Augen an. Glauben Sie mir, junger Freund, man ist so oft leicht geneigt, die Mitmenschen ungerechterweise anzuklagen, und es will mich fast bedünken, als hätten wir an diesem Abend der guten Kathinka Schneller, vielleicht sogar ihrer würdigen Mutter und nicht minder Fräulein Stöpsel, ein großes Unrecht abzubitten."

Windspiel schaute nun seinerseits verwundert in die Höhe, denn das, was sein Freund und Gönner sagte, kam ihm so merkwürdig vor, daß er sogar auf Augenblicke den Mord vergaß, der auf seinem Gewissen lastete.

„Ich verstehe Sie nicht," sprach er nach einem momentanen Stillschweigen.

„Ich glaubte wirklich, als ich in das Zimmer trat," fuhr Larioz fort, wobei er nachsinnend auf den Boden blickte, „daß es der verruchte Breiberg gewesen, der am Tische saß, der höhnische Reden ausstieß, lachte und Punsch dazu trank."

„Und der war es auch," sagte eifrig der kleine Kellner, „darauf könnte ich schwören."

„Urtheilen wir nicht zu vorschnell," bemerkte der edle Spanier mit weicher Stimme. „Clemens Breiberg ist der Feind der unglücklichen Dolores; — der am Tische könnte aber auch ein Freund jenes armen Mädchens gewesen sein."

„Ein Freund von ihr?" rief Windspiel im höchsten Erstaunen. „Ein Freund, der es duldet und sich darüber lustig macht, daß man uns in einen Schweinestall sperrt, der lachend Punsch trinkt, während wir im Elende sitzen, der Sie mit der Faust auf die Nase schlägt, daß sie dick angeschwollen ist und so geblutet hat, daß sie im Gesichte ganz dunkelroth gefärbt sind? Wie Sie mir das erklären wollen, das wäre ich wirklich begierig, zu erfahren."

Der lange Schreiber hob seinen Kopf in die Höhe, blickte in das Licht der qualmenden Oellampe, und der Kellner, der ihn ansah, bemerkte, daß seine Augen glänzten, daß er wohlgefällig lächelte, daß Zufriedenheit sich auf seinen Zügen zeigte.

„Es ist wahr, was Sie vorhin sagten," sprach Don Larioz nach einer Pause; „man hat uns an einen Ort verlockt, den Sie für einen Schweinestall halten; man hat über uns gelacht und gespottet; man hat mich mit der Faust auf die Nase geschlagen, sogar sehr bedeutend, denn ich bin noch halb betäubt davon. Aber kann das nicht alles mit Absicht geschehen sein?"

„Mit Absicht allerdings!"

„Mit guter Absicht," fuhr der Spanier in unerschütterlicher Ruhe fort. „Glauben Sie mir," sagte er alsdann mit einem freundlichen

Blick auf Windſpiel, der ihn zweifelnd anſchaute, „ich bin älter als Sie und deßhalb ruhiger in meinem Urtheile. Die Jugend iſt ſchnell und behandelt eine Sache nur unter dem Einfluſſe des Augenblicks. Je mehr ich über die Begebenheiten des heutigen Abends nachdenke, um ſo klarer wird es mir, daß wir, wie ich ſchon vorhin ſagte, jenen guten Leuten, Entenpforte Numero Vier, großes Unrecht gethan haben, daß dieſe aber trotzdem mit uns ſehr zufrieden ſein werden."

Dieſe Rede ſeines Freundes und Gönners erſchien dem kleinen Kellner ſo voller Widerſprüche, daß er mit Beſorgniß dachte, der Fauſtſchlag des Mannes im Zimmer könnte etwas zu hart getroffen haben, und darauf malte er ſich mit ſeiner aufgeregten Phantaſie in aller Geſchwindigkeit die für ihn ſo jammervolle Situation aus, wenn der lange Schreiber plötzlich verrückt würde, und der Himmel mochte es wiſſen, was für Schreckliches alles dann beginnen würde. Er rückte leiſe ein klein wenig auf die Seite, indem er ſeinen Nachbar ſcheu anblickte.

Dieſer ſprach aber in ſehr ruhigem, durchaus nicht exaltirtem Tone alſo: „Sie werden ſich erinnern, daß ich die göttliche Dolores nur ein einziges Mal ſah, und ich habe Ihnen ſchon geſagt, welchen Eindruck das herrliche Mädchen auf mich gemacht. Daß auch ſie mich nicht mit ganz gleichgültigen Augen betrachtet, glaube ich aus der Bereitwilligkeit entnehmen zu können, mit der ſie mich zu ihrem Retter erkoren, mit der ſie mir ihre geliebten Zeilen zukommen ließ, mit der ſie mich an ihre gute Freundin Kathinka Schneller verwies."

„Eine ſchöne Freundin!" ſagte Windſpiel mit einem tiefen Seufzer. „O Entenpforte! an dich will ich denken."

„Sollte aber die ſchöne Dolores mir ſo gänzlich vertrauen, ohne Beweiſe zu haben für die Feſtigkeit meiner Geſinnungen, für meinen Willen, ihr zu dienen? Sollte dieſes kluge Mädchen geneigt ſein, mir, einem gänzlich Unbekannten, zu folgen, wenn es auch gelingt, ſie aus den Klauen der Breibergs zu befreien, ohne von meiner Redlichkeit überzeugt zu ſein? Gewiß nicht. Und deßhalb unterwarf ſie mich

einer Probe, wie es auch in früheren Zeiten alle edlen Damen mit ihren Rittern zu machen pflegten."

Windſpiel blickte wiederholt fragend in die Höhe, und ſeine Züge ſahen recht beſorgt aus.

Der lange Spanier achtete aber nicht darauf und ſchaute immer noch mit einem ſchwärmeriſchen Blicke in das Licht der Oellampe; man hätte glauben können', er ſei, unempfindlich für die Gegenwart, mit ſeinen Gedanken gänzlich in anderen Regionen, wenn man nicht bemerkte, daß er zuweilen leicht mit den Fingern die Stelle über ſeiner Naſe berührt hätte, wohin der Schlag jenes Mannes getroffen. —

„Ja, es war eine Probe," ſprach er endlich, „alles was uns in jenem Hauſe widerfahren; aber ich fürchte, ich habe ſie nicht vollkommen zur Zufriedenheit meiner Dame beſtanden. Es würde ihr lieber geweſen ſein, wenn ich in meinem Kerker geduldiger ausgeharrt hätte, wenn wir uns nicht gewaltſam befreit, wenn wir darauf nicht in jenes Zimmer gedrungen wären."

„So hätten wir alſo ruhig in jenem Schweineſtall ſitzen bleiben ſollen?" fragte der Kellner in höchſter Verwunderung.

„Nach reiflicherer und ruhigerer Ueberlegung würde ich das allerdings gethan haben."

„Bis es der Schneller oder dem Stöpſel gefallen hätte, uns heraus zu laſſen?"

„Ja, mein Freund."

„Und dann hätten wir ruhig abziehen ſollen und Sie nicht jenen Breiberg prügeln, der ſo höhniſch über Sie gelacht?"

„Gewiß nicht, mein Freund, ſelbſt wenn es in der That der Breiberg geweſen wäre."

„O!" rief der Kellner ſchmerzlich aus. Und darauf dachte er: Es kann nicht anders ſein, jener Fauſtſchlag iſt zu heftig geweſen.

Der edle Spanier ſchüttelte in Gedanken verſunken den Kopf, auch zog er die Augenbrauen zuſammen, wie Jemand, der ſich ſelber grollt.

„Dolores wird nicht mit mir zufrieden ſein," flüſterte er leiſe;

„ich hätte ſtandhafter die Probe beſtehen ſollen, die ſie mir auferlegte; ich kann mein Vergehen nur dadurch wieder gut machen, daß ich nicht ein Wort von jenen Unbilden ſpreche, die uns widerfahren, und indem ich alles, was kommen mag, geduldig hinnehme zum Preis und zur Ehre meiner Dame.“

„Und für wen ſoll ich alles das hinnehmen?“ fragte Windſpiel mit einem etwas verdrießlichen Tone. „Soll auch ich vielleicht dulden für eine unbekannte Dame, von der ich nicht einmal glaube, daß ſie Freude an unſerer Duldung hat?“

„Sie ſollen durchaus nicht dulden, mein Freund,“ ſprach Larioz mit ſehr ernſter Stimme. „Denken wir der alten Zeiten, wo der Knappe bei allen ernſtlichen Verwicklungen aus dem Spiele blieb, und wo der Ritter für ihn einſtand und alles, was geſchehen war, auf ſeine ſtarken Schultern nahm.“

„Ja, aber jene Zeiten der Knappenſchaft ſind vorüber, und wenn wir morgen früh vor dem Polizei-Commiſſär ſtehen, ſo wird er ſich wenig darum bekümmern, wenn Sie, hochverehrter Herr Don Larioz, die Sache auf ſich nehmen wollen. Da heißt es: mitgefangen, mitgehangen. Ja, in früheren Zeiten, da war ſo ein glücklicher Knappe, ſo ein Edelpage nur ein willenloſes Werkzeug in der Hand des Ritters oder — der ſchönen Dame, die hoch auf dem Zelter ſaß, und der er gern folgte.“

Dabei ſeufzte der kleine Kellner tief auf und dachte an die gemalte Fenſterſcheibe im Künſtlerzimmer der Kneipe zum Reibſtein.

Hierauf ſchwiegen Beide ſtill, Jeder ſeinen Gedanken nachhängend, und je mehr ſie ſich in Betrachtung der jüngſten Vergangenheit verſenkten, um ſo verſchiedenartiger geſtalteten ſich ihre Gefühle.

Ja, es kann nicht anders ſein, dachte Windſpiel mit tief betrübtem Herzen, morgen früh, wenn die Sonne erſcheint, werde ich wegen Mords angeklagt, wegen Mords unter erſchwerenden Umſtänden, denn ich habe mich einer Miſtgabel ſtatt eines ordentlichen ſchneidenden Inſtrumentes, wie das ſonſt wohl der Brauch zu ſein pflegt, bedient.

ſämmtliche Etiquetten regelmäßig in dem Glaskaſten in einer Linie hängen. Der Lampen, die von der Ladenjungfer etwas vernachläſſigt waren, hatte ich mich eifrig angenommen, Gläſer und Glocken waren ſpiegelblank geputzt und die helle glänzende Beleuchtung, die dadurch entſtand, trug mir hier und da einen freundlichen Blick der Prinzipalin ein.

Das Geſchäft ſelbſt war eines der beſten in der ganzen Stadt, das Haus Stieglitz und Comp. verkaufte theurer, wie alle andern, ſetzte aber ſeinen Stolz darein, dafür auch die beſte ſolideſte Waare zu liefern. Auch hatte Madame Stieglitz einen feinen Geſchmack und die Damen gaben beim Ausſuchen der Mode-Artikel viel auf ihren Rath, obgleich dieſer immer mit kurzen Worten, ja etwas barſch gegeben wurde, wobei ſie das Aeußere ihrer Kunden nicht zu ſchonen pflegte.“ „Verzeihen Sie, Madame X,“ konnte ſie zu einer ſchon älteren Frau ſagen, „in unſeren Jahren trägt man ſo helle Farben nicht,“ oder zu einer andern, die außerordentlich häßlich war: „Mein liebes Fräulein, wenn man ſo blendende Garderobe ausſucht, ſo muß man ſich auch des Rechts bewußt ſein, die Augen der ganzen Welt auf ſich zu ziehen;“ doch gab ſie ihre Meinungen nur dann, wenn man ſie verlangte, betrat überhaupt nur den Laden in ſolchen Fällen, wo ſie von den Kunden gerufen wurde. Sie hatte ſich bei der ganzen Damenwelt hiedurch ein gutes

Don Lariоz aber lächelte in ſich hinein und dachte: Es iſt nicht anders möglich, es war eine Probe, die ſie mich beſtehen ließ. Und wenn ſie auch erfährt, daß ich den mir zum Verſteck angewieſenen Schweineſtall auf gewaltſame Art verlaſſen, ſo kann ſie mir deßhalb doch nicht zürnen, denn ſie wird es ſelbſt finden, daß es mit meiner ritterlichen Ehre unverträglich iſt, an einem ſolchen Orte länger zu verweilen. „Wäre es ein ehrlicher Kerker geweſen," ſprach er ſchwärmeriſch vor ſich hin, „ſo würde ich unbedingt den Tod vorgezogen haben, ſtatt dieſen Kerker gegen den Willen meiner Gebieterin zu verlaſſen."

Daß Keiner von Beiden, ſo gewaltig von ihren Gefühlen bewegt, auf ſeine Nachbarſchaft achtete, iſt leicht begreiflich. Dieſe Nachbarſchaft beſtand in zwei Individuen, von denen eines vorhin jenen Geſang angeſtimmt, jetzt aber in tiefen, ſehr hörbaren Schlaf verſunken war; das andere war auf der Pritſche langſam, aber unbemerkt näher gerückt, und obgleich er ſich jetzt mit leiſer Stimme an die Neuangekommenen wandte, ſo fühlte ſich Don Lariоz unangenehm aus ſeinen Träumereien erweckt.

„O mein Gott!" ſeufzte die heiſere Stimme des Mitgefangenen, „es iſt ein troſtloſer Aufenthalt, ſo ein Polizei-Gefängniß. — Sie ſind wohl zum erſten Male hier?"

Der lange Schreiber beſah ſich den Fragenden etwas genauer, ſoweit das trübe Licht der Oellampe dies zuließ, und bemerkte einen langen, ſchmächtigen Menſchen in einem dunkeln, einfachen Anzuge, mit außerordentlich langem und dürrem Halſe, der zwiſchen etwas, das wie zerknitterte Wäſche ausſah, hervorſtand, und den er mit der Gelenkigkeit eines Vogels hin und her bewegte, wodurch es ihm möglich war, daß er dem Spanier von unten herauf in die Augen ſehen konnte, obgleich er Hals und Kopf tief auf die Bruſt herabgeſenkt hatte. Dazu hielt er die Hände gefaltet auf dem Schooße, und es befremdete Don Lariоz einiger Maßen, dieſelben mit hellen baumwollenen Handſchuhen bedeckt zu ſehen. — „Ja," wiederholte dieſes Individuum,

„es iſt ein entſetzlicher Aufenthalt, namentlich für den, der ihn das erſte Mal und gänzlich unverſchuldet kennen lernt. So iſt es Ihnen auch wohl ergangen?“

„Allerdings,“ erwiderte der Gefragte, „ſehe ich heute zum erſten Mal das Innere dieſes Gemachs, und wenn auch vielleicht nicht ganz unverſchuldet, ſo doch jedenfalls unſchuldiger Weiſe.“

„Es iſt hart,“ ſprach der Andere, nachdem er einen Seufzer ausgeſtoßen, „daß die Polizei ſo gar keine Unterſchiede macht. Man ſollte Leute von ordentlicher Erziehung doch nicht mit Trunkenbolden und allerlei verdächtigem Geſindel einſperren.“

Dabei wies er nach der Ecke des Gefängniſſes, wo der Sänger von früher tüchtig ſchnarchte. „Mir war es deßhalb ein Troſt, als ich Sie vorhin eintreten ſah und an ihrem geſetzten Weſen bemerkte, daß auch noch andere anſtändige und gebildete Leute hieher gebracht werden. Sie haben vielleicht auf der Straße ein bischen randalirt? O mein Gott! das kann leicht vorkommen an einem Sonntag-Abend, wenn man jung iſt und einiges Geld beſitzt.“

„Ich weiß nicht, was Sie unter Randaliren verſtehen,“ erwiderte ernſt der Spanier; „deßhalb kann ich mich dieſes Vergehens auch nicht ſchuldig erklären.“

„O lieber Himmel! man kann ſehr unſchuldig randaliren; man kann ausrutſchen und ein Fenſter einſtoßen; man kann ſeinen Stock etwas zu heftig ſchwingen und ſo eine Gaslaterne zerbrechen; man kann ſtolpern und über Jemand fallen, der uns gerade im Wege iſt; man kann ſich gedrungen fühlen, ein Lied etwas laut vor ſich hinzuſingen. Das alles begreift eine wohllöbliche Polizei unter dem Namen randaliren.“

„Und haben Sie vielleicht auf eine der eben genannten Arten randalirt?“

„Ich? Gott ſoll mich in Gnaden bewahren! Ich bin ein armer Familienvater, ich bin gänzlich unverſchuldet hier.“ — Er ſtieß bei

dieſen Worten einen ſo tiefen Seufzer aus, daß es Larioz ordentlich in das weiche Herz einſchnitt.

„Ein Familienvater?“ fragte er beſorgt. „Und da wiſſen wohl die Ihrigen zu Haus gar nicht, wo Sie heute Abend geblieben ſind?“

„Wegen meiner,“ verſetzte der Andere mit dumpfer Stimme, „befinden ſich in dieſem Augenblicke ſechs arme, hungrige Würmer in troſtloſer Ungewißheit.“

„Das iſt hart. Aber Ihre Frau wird ihnen Troſt geben.“

„Meine Frau? — Ja ſo, meine Frau, richtig! — Aber nein, mein lieber Herr, ſie iſt nicht im Stande, dieſen armen Geſchöpfen Troſt zu ſpenden, denn ſie lebt nicht mehr. — Es ſind jetzt in meiner armen Stube ſechs vater- und ſechs mutterloſe Waiſen.“

„Und was hat Sie hieher gebracht?“ fragte der Spanier mit dem Gefühle des regſten Mitleids.

„Die Noth, mein lieber Herr; ja, die Noth wollte mich zum Verbrechen verführen, vor dem mich die Hand der Polizei eigentlich rettete und hier einſperrte, damit ich wieder zum Bewußtſein meines beſſeren Selbſt, meiner Menſchenwürde komme. — Ich danke eigentlich der Polizei dafür. O mein lieber Herr — Sie kennen wahrſcheinlich die Gefühle eines Vaters?“

„Ich bin unverheirathet.“

„Danken Sie Gott, daß Sie unverheirathet ſind! Vatergefühle ſind etwas Schönes, etwas Erhebendes, wenn man auf geſunde, blühende, geſättigte Kinder blickt. Aber Entſetzliches bewegt den Buſen eines Vaters, wenn er blaſſe, hohläugige, hungrige Geſchöpfe um ſich ſieht, wenn er Brod! Brod! ſchreien hört und nicht im Stande iſt, welches anzuſchaffen.“

„Das iſt allerdings ein entſetzlicher Zuſtand, und ich bedaure Sie aufrichtig. Aber —“

„Sie wollen fragen, wie ich hieher komme? O Himmel! wenn Sie den verzweifelten Zuſtand meiner ſechs Würmer recht ins Auge faſſen, auf die einfachſte Art von der Welt. Ich wankte in halber

Verzweiflung durch die Straßen, das Geschrei meiner Kinder nach Brod tönte in meinen Ohren, alle guten Regungen, die ich mir mühsam bewahrt, fielen zusammen, und ich streckte die Hand aus, um an einem Bäckerladen ein Brod mitzunehmen, als ich von der Polizei gefaßt wurde. — O, dieser Augenblick war der schrecklichste meines Lebens. Sie müssen wissen, es macht sich Mancher nichts daraus, von der Polizei aufgegriffen zu werden; aber ich habe Grundsätze, mein lieber Herr; ich bin von ordentlicher Familie; ich habe trotz meiner Armuth mein Aeußeres so ziemlich anständig zu bewahren gewußt. Und nun so zu enden!"

Bei den letzten Worten zog er seinen Rock etwas in die Taille, betrachtete seine baumwollenen Handschuhe und preßte die Hände alsdann mit einem abermaligen Seufzer vor das Gesicht. Doch hätte ein Unbefangener dabei bemerken können, daß er zwischen den Fingern hindurch nach seinem Nachbar schielte, um zu sehen, welche Wirkung seine Worte auf diesen gemacht.

Wir müssen nun der Wahrheit gemäß sagen, daß sich Don Larioz bei jeder Schilderung menschlichen Elends aufs tiefste gerührt fühlte, und daß er nie unterließ, nach besten Kräften Gutes zu thun, auch daß er hierzu einen ziemlichen Theil seines Einkommens verwandte. Es lag in diesem außerordentlichen Charakter ein Edelmuth und eine Herzensgüte seltener Art; sein Bestreben, den Menschen zu helfen, äußerte sich freilich oftmals in einer solchen Richtung, wie sie mit unseren bestehenden Verhältnissen nicht immer vereinbarlich war; wie er aber auch dies im besten Glauben that, so kam auch das wirkliche und zahlreiche Gute, welches er ausübte, so aus edlem Herzen, daß schon die Art, wie er gab oder überhaupt Hülfe leistete, den Werth der Gabe selbst vielfach überstieg.

Er hatte dem unglücklichen Familienvater neben sich das Gesicht zugekehrt, und ein inniges Bedauern malte sich auf seinen Zügen, als dieser nun sagte: „Und wenn ich aus dem Gefängniß entlassen werde, so habe ich nichts mehr, gar nichts, um den Hunger meiner armen Kinder

zu ſtillen.“ Worauf er in Vorempfindung der ſchrecklichen Stunden, die ſeiner alsdann harrten, vollſtändig zuſammen knickte.

Der lange Schreiber griff in ſeine Taſche, holte ſeine kleine Börſe hervor und nahm einige Geldſtücke, die er mit einer faſt ſchüchternen Bewegung ſeinem Nachbar in die Hand drückte. Anfänglich war es, als zucke derſelbe bei dieſer Berührung zurück, doch faßte er gleich mit ſeinen beiden Händen die Linke des Spaniers, in welcher ſich das Geld befand, drückte ſie innig zwiſchen ſeinen baumwollenen Handſchuhen und ließ zu gleicher Zeit die Silberſtücke mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit in ſeine Finger gleiten.

„Dank, edler Mann!“ ſagte er mit ſolchem Uebermaß von Rührung, daß ſeine Worte wie ein leiſes Schluchzen erſchienen. „Dank Ihnen, Sie haben ſieben Weſen glücklich gemacht!“

Er wollte noch mehr hinzuſetzen, doch wehrte ihm der lange Mann mit der Hand, worauf Jener, achtend das großmüthige Gefühl des Gebers, der ſogar den Dank verſchmähte, leiſe etwas auf die Seite rückte.

Der Spanier fühlte ſein Herz erhoben, daß es ihm möglich geweſen, an dem heutigen verhängnißvollen Abend etwas Gutes zu thun, und dieſes Bewußtſein machte ihm die harte Pritſche weich. Nachdem er noch dem kleinen Kellner einigen Troſt geſpendet, legte er ſeinen biegſamen Hut unter den Kopf, band ſein Schnupftuch um die Stirn, deckte ſich mit dem Mantel und ſeinem Bewußtſein zu, und bald verkündeten regelmäßige lange und tiefe Athemzüge, daß er ſanft entſchlafen war.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Die Unſchuld ſiegt.

Nicht ſo freundlich, wie Don Lariez, nahm der Schlaf das unglückliche Windſpiel in ſeine Arme. Dieſer fühlte recht die Wahrheit des Spruches, den er in ſeiner Kindheit gelernt, daß nämlich ein gutes Gewiſſen ein ſanftes Ruhekiſſen iſt. Ach, er hatte kein gutes Gewiſſen, und wenn er ſich auch zuweilen überreden wollte, er habe vielleicht Niemand mit ſeiner Miſtgabel verletzt, ſo mußte er ſich doch gleich darauf ſagen: „Doch, doch, ich habe zu mörderiſch zugeſtoßen, ich habe Blut vergoſſen, ich bin ein niederträchtiger Todtſchläger!“ In ſolchen Augenblicken war ihm das Weinen recht nahe, und da ihn hier im Polizei-Arreſtlokal Niemand ſah, ſo ließ er endlich ſeinen Thränen freien Lauf.

Da dies aber ein gutes Mittel iſt, um gewaltigen Schmerz zu dämpfen, ja, unſere Nerven zu beruhigen, ſo fühlte ſich auch Windſpiel hiedurch ſo erleichtert, daß er ſeine brennenden Augen ſchließen konnte, worauf denn auch ihn der langerſehnte Schlaf überfiel. Aber es war nicht der Schlaf des Gerechten, der Leib und Seele erquickt, es war ein unruhiger, oft unterbrochener Schlummer, voll ſchrecklicher Träume und blutiger Bilder. Mehrmals ſah er den Teufel in leibhaftiger Geſtalt vor ſich herum tanzen, die verhängnißvolle Miſtgabel in der

Hand, von deren Zinken aber — o Schauder! die Fetzen eines blutbefleckten ſchwarzen Seidenkleides herab hingen. Ein ander Mal ging ein noch viel fürchterlicheres Gebild durch ſeine Seele: er war in einen Stier verwandelt, hatte ſtatt der Hörner große eiſerne Zinken auf dem Kopfe und verfolgte wüthend eine arme ſchwarze Kuh, die ihm irgend ein Leides gethan und die er zu ermorden trachtete. Wenn er ſie aber faſt erreicht hatte, ſo fuhr aus dem Boden herauf eine ungeheure Rieſenfauſt, hielt ihn zurück, und dazu hörte er eine feine Kinderſtimme ſagen — es war aber die Stimme ſeines Schutzgeiſtes —:

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz.

Es war eine furchtbare Nacht, und das unglückliche Windſpiel wälzte ſich ſtöhnend, müde und fröſtelnd auf der harten Pritſche umher.

Endlich dämmerte der mitleidige Tag herauf, drang aber erſt mit ungewiſſem Schein durch die ſtark vergitterten Fenſter des Arreſtlokals zu den armen Gefangenen, nachdem ſich draußen die freien Menſchen ſchon lange ſeines ſüßen Lichtes erfreut.

Auch der Spanier hatte geträumt, und es war ein Traum, der ihn ſanft erquickte. Nachdem er mit Leichtigkeit, natürlich im Traum, eine Menge Drachen und Rieſen überwunden, that ſich ein Saal vor ihm auf, deſſen Decke von weißen, mit Roſenkränzen umwundenen Säulen getragen war. Im Hintergrunde ertönten zwei Flöten, ausnahmsweiſe nicht langweilig, und ein rothes bengaliſches Feuer beleuchtete die ſchöne Dolores, die im reichen ſpaniſchen Coſtüm vor einem doppelten Throne ſtand und mit zauberhaft ſüß klingender Stimme ſagte: „Die Zeit der Prüfung iſt vorüber, komm an meine Seite, Geliebter, zu theilen mit mir das gewaltige Reich, welches mir mein Vater, der große Sparafandeleros, hinterlaſſen, und ſieh hier deinen erſten Miniſter, den berühmten mauriſchen Weiſen Carabanzeros, der dir mit ſeinem Verſtande helfen wird, wo der deinige nicht mehr ausreichen ſollte.“

Hierauf trat er wonneſchauernd näher, umarmte die göttliche Dolores und blickte dabei gerührt in die Höhe zum erſten Miniſter und mauriſchen Weiſen Carabanzeros, der, hinter dem Throne auf einer Eſtrade ſtehend, die Hände ausſtreckte und ſprach: „Trau, treue Trine, trügeriſch trüben Träumen nicht.“

Ja, der Spanier hatte ihn gehört, den verhängnißvollen Spruch, jede Sylbe laut und deutlich. Darauf war freilich das Traumbild zerronnen, und als er gleich darauf aufwachte und ängſtlich nach den eben gehörten Worten haſchte, waren ſie ihm wieder davon geflattert in alle Weiten. Er ſchüttelte ſein Haupt, und es betrübte ihn das eigentlich; denn da er etwas auf Träume hielt, ſo war er mehr als je überzeugt, daß der Spruch des großen mauriſchen Weiſen Carabanzeros zur glücklichen Errettung und Befreiung der unglücklichen Dolores das Meiſte beitragen müßte.

Glücklicher Weiſe entriß ihn das Klirren der Riegel ſeinen finſteren Gedanken, denen er nachzuhängen im Begriffe war. Es trat ein Polizeiſoldat in das Gefängniß und weckte den Schläfer in der Ecke, der geſtern Abends ſo luſtig geſungen und darauf ruhig fortgeſchnarcht hatte. Er rüttelte den Menſchen nun heftig an der Schulter und ſagte: „Er kann jetzt nach Hauſe gehen, aber ich rathe Ihm, ſuch' Er bei allen Wirthshäuſern vorbei zu kommen und geh' Er direkt zu ſeinem Meiſter in die Boudique. Ich werde in einer Stunde kommen und nach Ihm ſehen. Merke Er ſich auch für die Zukunft, daß es Ihm jedes Mal eine Nacht auf der Wache einträgt, wenn Er ſich am Abend beſauft und dann ruhige Leute mit ſeinem Gebrüll aus dem Schlafe weckt. Jetzt geh' Er — aber direkt nach Hauſe.“

Der Angeredete erhob ſich ſchwerfällig von der Pritſche, ſtreckte ſeine Glieder, kratzte ſich im Haar und ſchien ſich zu beſinnen, was denn eigentlich zwiſchen geſtern und heute mit ihm vorgefallen ſei. Als aber der Schließer auf die eben beſchriebene Art ſeinem Gedächtniſſe nachgeholfen, zog er ein langes Geſicht, ſtrich ſich am Kinn und ſprach mit einer rauhen, übernächtigen Stimme: „Ich werde es mir

merken, Herr Polizei, werde auch direkt zum Meister Schwörer gehen; doch wird die Staatsbehörde nichts entgegen haben, wenn ich mir unterwegs einen Frühstückstrunk kaufe; es war hier sehr kalt und trocken."

„Thu' Er, was Er will," lautete die Antwort, „aber in einer Stunde sehe ich nach Ihm, und wenn Er nicht fleißig bei der Nadel ist, sondern einen Blauen macht, so wird Er ausgewiesen. Verstanden?"

Auch Windspiel war bei dem Klirren der eisernen Riegel aus seinem unruhigen Schlummer aufgeschreckt worden; er griff mit den Händen um sich her, und als er die hölzerne Pritsche mit den Fingern berührte, trat die ganze schreckliche Gegenwart wieder vor seine bekümmerte Seele. Er blickte trostlos in den falben Lichtstrahl, der von außen hereindrang, und sprach seufzend vor sich hin: „Der Tag des Gerichtes!"

Als der lustige Schneider das Lokal verlassen, wandte sich der Polizeisoldat an den armen Familienvater, der anscheinend fest schlief, und sagte: „Er, Sträuber, kommt mit hinauf zum Herrn Polizeicommissär. — Ich fürchte fast, wir werden eine längere Bekanntschaft zusammen machen; bei Ihm trifft das Sprüchwort ein: Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. — Nun, nach Wasser ist Er gerade nicht gegangen, aber —"

„Hier bin ich, Herr Polizeiwachtmeister," erwiderte der Mann mit den baumwollenen Handschuhen, indem er aus dem tiefen Schlafe merkwürdiger Weise sogleich zum vollen Bewußtsein erwachte, auf seine Beine sprang, den Rock in die Taille zog und dann that, als betrachte er aufmerksam seine Handschuhe; in Wahrheit aber schielte er zu seinem Nachbar hinüber und schritt zu gleicher Zeit der Thür zu, wobei er einen alten Hut, der dort an einem Nagel hing, hastig herab langte, mit der Handfläche, wie um ihn zu säubern, darüber hin fuhr und dann mit einer tiefen Verbeugung zu den Zurückbleiben-

den ſagte: „Meine Herren, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

„Ich habe ſchon oft davon geleſen,“ ſprach nach einem ſorgenvollen Stillſchweigen der kleine Kellner, „welch ſchreckliches Gefühl es ſein muß, und wie entſetzlich es da den Letzten iſt, wenn ſie einen nach dem anderen ihrer Unglücksgefährten verſchwinden ſehen, um dann endlich ſchaudernd allein zurückzubleiben. Iſt mir doch jetzt faſt ebenſo zu Muthe, und ich kann den Gedanken nicht unterdrücken, für wie glücklich ich mich halten würde, wenn ich jener verſoffene Mann wäre, den man zuerſt entließ, ja ſelbſt, wenn ich mich an die Stelle des unglücklichen Familienvaters mit ſechs hungrigen Kindern verſetzen könnte. O, das Warten in der Angſt möchte einen zur Verzweiflung bringen!“

Don Lariez hatte ſich auf die Pritſche geſetzt und war damit beſchäftigt, ſein buntes Taſchentuch vom Kopfe loszuknüpfen, als er zur Antwort gab: „Es mag ſein, daß es ein unangenehmes Gefühl hervorruft, als der Letzte auf einem Richtplatze übrig zu bleiben. Andererſeits aber behält man auch hierdurch die Hoffnung auf irgend ein glückliches Ereigniß, das uns die Freiheit wieder geben kann. Die Richter können in dem Prozeſſe etwas gefunden haben, das uns der Gnade empfiehlt, und während wir langſam dem Schaffot entgegen gehen, während wir zögernd hinauf ſchreiten — dort blickt ſchon das Richtſchwert —“

„O mein Gott ja! entſetzlich!“ jammerte Windſpiel und verbarg den Kopf abermals in beide Hände.

„Blicken wir nach allen Seiten,“ fuhr der Spanier fort, „und gewahren auf einmal in der Ferne ein weißes Tuch. Gnade! Gnade! — Ein Reiter auf ſchaumbedecktem Roſſe — der Gaul iſt in ſolchen Fällen immer ſchaumbedeckt — ſprengt heran, um, wie das nie anders vorkommt, am Fuße des Gerüſtes niederzuſtürzen. Der Erſchöpfte ſchwingt noch einmal ſein Tuch und fällt dann ohnmächtig in die

Renomé erworben und wer von der Madame Stieglitz ausstaffirt war, konnte gewiß sein, geschmackvoll in der Welt zu erscheinen. Aus diesem Grunde hatte sie auch viele auswärtige Kunden, theils in den kleinen Städten, theils auf den umliegenden Landgütern, die sie nach bestem Ermessen mit Toilette-Gegenständen versah. Natürlich mußte sie die Damen persönlich kennen, weßhalb dieselben genöthigt waren bei Anfang des Geschäfts-Verkehrs unsere Prinzipalin zu besuchen. Ein solcher Besuch war äußerst merkwürdig, denn von einem neuen Kunden wurde ein solch genaues Signalement aufgenommen, woran sich keine Polizeibehörde zu schämen gehabt hätte. Das Buch, worin die Signalements verzeichnet wurden, war das einzige, welches der Prinzipal zu führen hatte. Wenn Niemand als ich zugegen war, nannte er es seinen Harem und trug allezeit die Notizen mit großer Wichtigkeit ein; alsdann legte er seinen Schlafrock ab, zog statt der gewöhnlichen ausgetretenen Pantoffeln ein paar hübsche von grünem Saffian an und war in solchen Fällen recht aufgeräumt und galant. Madame Stieglitz brachte in feingeschliffenem Glas einen guten Wein mit Backwerk und der Prinzipal schrieb in sein Buch:

Madame N., Gemahlin des Gutsbesitzers Herrn N.
Größe: 4′ 4″
Gesicht: oval.

Arme von einem halben Dutzend Umherſtehender, und — Sie ſind gerettet.“

Der Spanier ſchob ſein Tuch langſam in die Taſche, ſtrich dann durch ſein heute ſehr ſtruppiges Haar, machte den Verſuch, die Spitzen ſeines Schnurrbartes in die Höhe zu drehen, und fuhr darauf mit einem ſanften Lächeln fort:

„Es kann auch bei ähnlichen Gelegenheiten vorkommen, daß ſich gerade in dem Moment, wo man Ihnen die Binde um die Augen legt, eine eigenthümliche Bewegung in dem unermeßlichen Volksgedränge kund gibt. Kommt Gnade? fragen Einige. — Nein, antworten Andere mit beſorgten Mienen, aber man hört Schwerter klirren und ſieht Hellebarden blitzen. Es ſind die Freunde des unglücklichen Ritters. Ihr lauter Schlachtruf ertönt, Sie reißen dem Henker die Binde aus den Händen, Sie ſchreien: Noch iſt es Zeit, hier bin ich! und ein ſchwer geharniſchter Ritter auf kohlſchwarzem Schlachtroß macht ſich mit wüthenden Streichen Bahn, und als er, noch auf zwanzig bis dreißig Pferdelängen entfernt, bemerkt, daß der Henker abermals nach Ihnen greift, ſchwirrt ſeine gewaltige Streitaxt durch die Luft, und jener ſinkt blutend zu Ihren Füßen. — Sehen Sie, lieber Freund, das iſt der Vortheil, wenn man bis zuletzt wartet, und ich rathe Jedem, in einem ähnlichen Falle meine Worte zu beachten.“

„Ja, mein Gott!“ ſeufzte der kleine Kellner, „um ſo gerettet zu werden, bedarf es guter und mächtiger Freunde, und die habe ich nicht.“

„O ja, die haben Sie auch,“ erwiderte der lange Schreiber mit Wärme. „Und ſollten Sie je in einen ſolchen Fall kommen, ſo glauben Sie, bei San Jago! daß ich meine Freunde nicht im Stiche laſſe. Es wäre eigentlich intereſſant,“ meinte er nach einer kleinen Pauſe, „wenn ich in den Fall käme, Ihre Ketten und Bande zu brechen, natürlicher Weiſe, nachdem die ſchöne Dolores befreit iſt. Wie Sie wiſſen, gebietet die Galanterie, die Damen vor uns gehen zu laſſen.“

In dieſem Augenblicke klirrten die Riegel abermals, und derſelbe Polizeiſoldat trat herein wandte ſich an unſere beiden Abenteurer und ſagte: „Jetzt kommt die Reihe an euch. Wenn ich euch einen guten Rath geben ſoll, ſo macht eure Sache durch Läugnen nicht ſchlimmer, ſprecht friſch von der Leber weg, ihr wäret ein bischen betrunken geweſen, dann in das verdächtige Haus der Entenpforte Numero vier gerathen —“

„Um Vergebung, mein Freund,“ unterbrach ihn der Spanier, „Numero vier in der Entenpforte iſt durchaus kein verdächtiges Haus: es wohnen dort ſehr anſtändige Leute, die mir befreundet ſind.“

„J—a ſo—o!“ verſetzte der Polizeiſoldat mit einem ſonderbaren Blicke und einem leichten Achſelzucken. „So paßt alſo auf euch das Sprichwort: Pack verträgt ſich, Pack ſchlägt ſich. Na, mir kann's ſchon recht ſein, kommt nur mit hinauf.“

Und die Beiden folgten, nachdem der Spanier ſeinen Mantel und Windſpiel ſein Mäntelchen auf den Arm genommen und beide ihre Hüte aufgeſetzt hatten. Was das ſpaniſche Rohr anbelangt, ſo war es geſtern Abend confiszirt worden.

Sie ſchritten über den Hof nach dem Thorbogen, der ſich ihnen geſtern ſo gaſtlich geöffnet und unter welchem eine Treppe mündete, die ſie jetzt hinaufſtiegen in den erſten Stock und dann in einen Corridor gelangten, wo Polizeiſoldaten auf hölzernen Bänken ſaßen und verdächtige Individuen beiderlei Geſchlechts umher ſtanden.

Windſpiel ſchauderte, als er das Klirren von Ketten vernahm und zwei Gensd'armen bemerkte, die einem Manne die Eiſen angelegt hatten und mit ihm fortgingen, wahrſcheinlich dem Zuchthauſe zu. Dabei warf der unglückliche Kellner einen Blick auf den Hof, wo der freundliche Strahl der Morgenſonne auf den oberen Fenſtern eines hohen Giebels funkelte, und dachte dabei: Wer weiß, ob ich nicht in einer halben Stunde auch ſo zuſammengeſchloſſen von zwei Gensd'armen fortgeführt werde!

Unterdeſſen hatte der Polizeiſoldat, der ſie herauf gebracht, eine

Thür geöffnet und ließ sie in ein Zimmer eintreten, wo sie einen Herren fanden, der sich vor einem Stehpulte befand, und in einem großen Buche blätterte.

„Nummer drei und vier aus dem Arrestlokal B," meldete der Polizeidiener, worauf der Herr an dem Stehpulte seine Brille etwas näher an die Augen rückte, die Beiden scharf betrachtete und dann Nummer drei zu sich befahl.

Auf einen Wink des Begleiters trat der lange Schreiber vor, mußte Namen, Stand und Wohnort angeben, worauf Windspiel vorgerufen und von ihm das Gleiche verlangt wurde.

Die Angaben schrieb der Herr am Stehpulte auf einen Zettel, welchen der Polizeidiener in das Nebenzimmer trug. Da er hierbei die Thür zu diesem Nebenzimmer offen stehen ließ, so vernahmen die Beiden Stimmen von Personen, welche mit einander sprachen. Eine ernste und sehr laute Stimme sagte: „Ich habe Ihn schon oft gewarnt, Sträuber, aber es scheint da keine Ermahnung zu fruchten. Es muß wahrhaftig in der Familie liegen, und statt Euch ein Beispiel an Eurem Bruder zu nehmen, der wohl Zeit seines Lebens keine Veranlassung mehr haben wird, schlechte Streiche zu machen, bemüht Ihr Euch, in seine Fußstapfen zu treten. Und dabei seid Ihr ein eben so feiger Gesell, wie es Euer Bruder gewesen. Erwiesen wäre also, daß Ihr dem kleinen zehnjährigen Buben mit Gewalt die Geldstücke abgenommen habt."

„Wenn das also erwiesen ist, Herr Ober-Polizeicommissär," entgegnete eine andere Stimme in sehr demüthigem Tone, „so kann ich nichts thun, als mich in Geduld fügen. Ich behaupte, daß der kleine junge Mensch lügt, daß er gestolpert ist, und seine Geldstücke verloren hat, die ich alsdann zufällig gefunden."

Der Ton dieser Stimme erregte im höchsten Grade die Aufmerksamkeit des Spaniers. Ja, er konnte sich nicht irren, der, welcher dort sprach, war der unglückliche Familienvater, der ihm erzählt, er

ſei in dem Augenblick ergriffen worden, wo er für ſeine hungernden Kinder ein Brod habe nehmen wollen.

„O Welt, o Welt!“ ſeufzte Don Larioz, „ſtößt man denn bei dir auf Schritt und Tritt auf Heuchelei und Lüge?“

„Es iſt gut ſo,“ hörte man die Stimme des Polizeicommiſſärs. Und dann ſchien er abzuleſen: „Verhandelt den und den, Jonathan Sträuber, vierundzwanzig Jahre alt, ledig, Schuſtergeſelle.“

„Ledig!“ wiederholte der lange Schreiber mit Schrecken.

„Schon vier Mal wegen Diebſtahl beſtraft, wurde geſtern Abends eingeliefert“ — Hier las der Beamte ſchneller, ſo daß ſeine Worte für Larioz gänzlich unverſtändlich blieben.

Darauf dauerte es noch einige Minuten, und aus dem Nebenzimmer trat der angebliche Familienvater Jonathan Sträuber heraus mit einem verächtlichen Lächeln auf ſeinen Lippen. Als er die Beiden im Vorzimmer ſtehen ſah, machte er ihnen eine höfliche Verbeugung und verließ darauf ſo ſchnell wie möglich die Stube.

Don Larioz wandte ſich ab, und wenn ihn auch das reichliche Almoſen, welches er Jenem gegeben, ſeines Werthes halber nicht ſchmerzte, ſo fühlte er ſich doch tief verletzt, und es bekümmerte ihn, in einer Welt leben zu müſſen, wo ſo wenig Wahrheit zu finden. Dabei griff er mechaniſch an ſeine Taſche, wo er gewöhnlich ſeine Börſe verwahrt trug — dieſelbe war verſchwunden und fand ſich auch trotz emſigen Suchens in keinem Theile ſeiner Kleidungsſtücke. Schon war er Willens, mit dem Herrn am Stehpulte über dieſe Angelegenheit zu ſprechen, als im Nebenzimmer abermals eine Stimme laut wurde, die ſeine Aufmerkſamkeit in weit höherem Grade in Anſpruch nahm, als ein Dutzend Sträuber mit ebenſo vielen geſtohlenen Börſen vermocht hätten.

Der Polizeicommiſſär hatte nämlich die Frage geſtellt: „Und Sie haben ſich an Ort und Stelle von dem Thatbeſtand überzeugt und die Verwundung genau unterſucht?“

„Aufs allergenaueſte,“ gab die für den Spanier ſo bemerkens-

Sammeln Sie ſich, es iſt gefährlich, dem Gerichte zerſtreut oder niedergeſchlagen gegenüber zu treten.“

Damit gingen Beide in das Bureau des Polizeicommiſſärs und ſahen dieſen würdigen Beamten jenes Papier in der Hand halten, welches der Herr am Stehpulte geſchrieben und hinein geſandt hatte.

Neben dem Polizeicommiſſär aber befand ſich jemand Anderes, Jemand, deſſen Stimme vorhin den langen Schreiber ſo ſehr überraſcht, Jemand, den auch der geneigte Leſer genau kennt, Jemand, der nun vor Verwunderung die Hände zuſammenſchlug und trotz des ernſten Ortes, wo ſie ſich befanden, in ein lautes Gelächter ausbrach.

Auch um die Mundwinkel des Commiſſärs zuckte etwas wie der Glanz einer ſtillen Freude, und ſelbſt der alte Schreiber am Tiſche riß den Mund auf und vergaß, wie er thun wollte, die Fahne der Feder hinein zu ſchieben.

Die beiden Eintretenden hatten aber auch in der That ein außergewöhnliches Ausſehen. Wenn ſich auch das würdevolle Auftreten des Spaniers gleichgeblieben war, ſo contraſtirte es doch gar zu komiſch mit ſeinem beſchmutzten und zerzausten Anzuge. Er hatte es in ſeinem dunklen Kerker nicht bemerkt, daß der rechte Aermel ſeines Rockes nur noch durch ein paar ſchwache Fäden mit der Schulter verbunden war, daß die Beinkleider mit Stroh und Miſt beklebt waren; vor allen Dingen aber hatte er keine Ahnung davon, daß ſein emporgedrehter Schnurrbart, der in ſonſtigen Zeiten ſeinem ernſten Geſichte wirklich etwas Impoſantes verlieh, jetzt äußerſt komiſch ausſah unter einer Naſe, die zur Dicke einer mäßigen Birne angeſchwollen war und einzelne Stellen von traurig grüner Färbung zeigte. Dabei waren ſeine Wangen, ſein Kinn, ſowie ſein geſtern ſehr rein geweſenes Hemd mit dunkeln Blutflecken beſprengt.

Kläglich war neben ihm die Erſcheinung Windſpiels zu nennen. Dieſer hüpfte nicht mehr, wie er ſonſt wohl zu thun pflegte, er ſchlich matt in das Zimmer, wie eine halbtodte Fliege; er ſchaute ſcheu um

ſich, und ſeine wirren Blicke nahmen ſich faſt unheimlich aus auf ſeinem Geſichte mit den blutigen Nägelmalen, welches überdies durch die Thränen, die darauf gefloſſen und die er mit den Händen überall hingewiſcht, ein blaßröthliches, ſehr ſtreifiges Colorit angenommen hatte.

„Herr Polizeicommiſſär," rief Doktor Flecker luſtig, „Sie werden mir zu Gnaden halten, daß ich ſo unanſtändig gelacht habe, müſſen mir aber zugeben, daß, wenn man einen verehrten Freund und Gönner, den man ehrbar an ſeinem Schreibpulte glaubt, in dieſem Aufzuge auf der Polizei findet, man von Stein ſein müßte, um nicht in ein homeriſches Gelächter auszubrechen. — Was um des Himmels willen hat Sie hieher geführt?"

„Das wollen wir gleich erfahren," nahm der Polizeicommiſſär, der ſeinen vollſtändigen Ernſt wieder gefunden hatte, das Wort, indem er ein anderes Papier von dem Tiſche nahm, an dem er ſtand, und von demſelben ablas: „Larioz, Schreiber bei dem Rechtsconſulenten Doktor Plager. — Das ſind Sie?"

Der lange Mann neigte würdevoll ſein Haupt.

„Und Joſeph Käſer," fuhr der Beamte fort, „Kellner im Wirthshaus zum Reibſtein. Das iſt wohl der Andere?"

„Ja, ich bin's," hauchte Windſpiel.

„Die Sache iſt einfach," ſprach der Beamte achſelzuckend, nachdem er ſein Papier durchflogen. „Die Beiden wurden ergriffen Entenpforte Numero vier."

„Oh — oh!" machte der Armenarzt, worauf er mühſam ein abermaliges Lachen unterdrückte. „Den Teufel auch, Freund! wie kommen Sie in die Entenpforte?"

„Sie wurden ergriffen," las der Polizeicommiſſär weiter, „in dem Augenblicke, wo ſie mit Stöcken und gefährlichen Inſtrumenten die Wirthin des Hauſes, ein paar junge Frauenzimmer und einen anweſenden Herrn bedrohten und mißhandelten."

„Iſt das möglich?" fragte Doktor Flecker, indem er die Hände

zuſammen ſchlug. „Sie werden mir erlauben, Herr Polizeicommiſſär, daß ich darüber meine Verwunderung an den Tag lege.“

„Es kommt noch ärger,“ fuhr ſtreng der Beamte fort. „Dieſe Bedrohungen und Mißhandlungen entſtanden nicht aus einem Streit oder dergleichen, ſondern dieſe beiden Leute überfielen aus unbekannter Urſache die harmlos da Sitzenden, indem ſie in das Zimmer drangen, bewaffnet mit einem Stock und einer Miſtgabel.“

Windſpiel fühlte ſeine Kniee einknicken, es wurde ihm dunkel vor den Augen.

„Mit dieſer Miſtgabel nun,“ ſprach der unerbittliche Mann des Geſetzes, „hat der Eine von ihnen eine gewaltige Verheerung angerichtet.“

Bei dieſen Worten richtete der Beamte ſeinen Blick über das Papier hinweg auf die Beiden, und ſchon wollte der unerſchrockene Spanier, von Edelmuth bewegt, ſich für ſeinen Freund opfern, als Windſpiel mit ſchwankenden Schritten, aber haſtig vortrat, um der furchtbar quälenden Ungewißheit endlich einmal entledigt zu ſein; er patſchte mit der rechten Hand auf die Stelle, wo er ſein Herz vermuthete, er räuſperte ſich, er ſchluckte wiederholt und heftig, er verdrehte gelinde die Augen, während er mehrere Athemzüge that. Dann ſagte er mit einer Stimme, die ihm häufig umſchlug, und während er bedeutende Pauſen machte: „Ja — es iſt wahr — da hilft kein Läugnen — wir ſind gegangen — geſtern Abends in die — Entenpforte — Numero vier — um die Eine — wegen der Anderen — zu ſprechen.“

„Mein Freund!“ bat Don Larioz mit ernſter Stimme.

„Die Eine wegen der Anderen; mehr ſag' ich nicht — und wenn man mich gleich — in Ketten legt. Wir haben ſie auch geſprochen — vielmehr der Herr Don Larioz — während mich der Stöpſel — in ein — anderes — Zimmer führte.“

„Halten Sie einen Augenblick,“ ſagte der Polizeicommiſſär zu dem ſehr aufgeregten jungen Menſchen. Doch ſchien er ſich auf ein leichtes Kopfnicken ſeines Schreibers eines Anderen zu beſinnen und ſprach demnach: „Fahren Sie nur fort.“

„Ja, der Stöpſel," ſprach Windſpiel, nachdem er ein paar Mal wieder heftig geſchluckt hatte. „Darauf wollten ſie mich hinaus laſſen — aber nicht vorn — ſondern hinten — aber ſtatt daß ſie mich wirklich hinaus ließen — ſperrten ſie mich — in — den Schweineſtall."

„Bedenken Sie, mein Freund" unterbrach ihn hier abermals der Spanier.

Aber der Andere warf ihm einen rührenden Blick zu und verſetzte: „O, laſſen Sie mich nur reden, Herr Don Larioz. — Was thut's, wenn ich Armer, Unglücklicher, der auf dieſer Welt — nicht viel mehr — zu ſuchen hat — auch im — Schweineſtall geſeſſen habe! — Sie waren ja — nicht darin, — nein, Sie waren gewiß nicht darin — darauf können ſich die Herren verlaſſen. — Aber nachdem Sie mit der Anderen über — die Andere geſprochen hatten, ſuchten Sie mich, — fanden mich — ließen mich heraus, und dann nahmen Sie einen Stock und ich die — Miſtgabel. — O, Herr Polizeicommiſſär," fuhr er nach einer Pauſe mit lautem Schluchzen fort, „wenn Sie — in einen Schweineſtall geſperrt worden wären — und darauf eine Miſtgabel gefunden hätten — ſo hätten Sie auch — zugeſtoßen — und ich habe — zugeſtoßen — ich kann und will es nicht läugnen, aber erſt — nachdem man mich gekratzt — wie Sie — hier ſehen können — und das iſt — Alles — Gott ſei mir gnädig!"

Während der kleine Kellner ſo ſprach und die Feder des Schreibers über das Papier hinflog, hatte Doktor Flecker mit dem Beamten eifrig geflüſtert, deſſen Mienen nach und nach von ihrer Strenge verloren, ja, faſt wohlwollend wurden und der dann einige Male mit dem Kopfe nickte, ehe er ſagte: „Die Sache ſcheint mir ziemlich klar zu ſein. Das Volk in der Entenpforte wird wohl auch ſeine dummen Streiche gemacht haben; man muß denen ſcharf auf die Finger ſehen. — Notiren Sie mir einmal die Alte," wandte er ſich an ſeinen Schreiber, „und citiren mir auch gelegentlich die Schneller ſowie den Stöpſel. Das ſind ein paar durch und durch nichtsnutzige Frauenzimmer."

Als der edle Spanier dieſe Worte vernahm, räuſperte er ſich gelinde, trat einen halben Schritt vor und ſagte mit ſeiner gewöhnlichen ernſten Stimme: „Erlauben Sie mir, Herr Polizeicommiſſär, eine der eben genannten Damen habe ich die Ehre, genau zu kennen. Ich glaube dafür bürgen zu können, daß dieſelbe keiner nichtsnutzigen Handlung fähig iſt. Dabei muß ich noch ſagen, daß in der Erzählung meines Begleiters einige Lücken auszufüllen ſind.“

Der Beamte hatte bei dem erſten Satze, den der lange Mann ſprach, verwundert auf den Armenarzt geblickt, der die Oberlippe aufwarf und den Sprecher unterbrach, indem er bemerkte: „Laſſen Sie ums Himmels willen das jetzt auf ſich beruhen! Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß der Herr Polizeicommiſſär gewiß ſeine Leute kennt, item, ſchweigen Sie einen Augenblick ſtill, damit jener würdige junge Mann, der noch ſprechen will, endlich auch fertig wird.“

„Das iſt auch meine Anſicht,“ meinte der Beamte, worauf er ſich an den kleinen Kellner wandte und ihn fragte: „Alſo die Miſtgabel hatten Sie?“

„Ich hatte ſie, Herr Polizeicommiſſär,“ antwortete Jener mit einem heftigen Schluchzen, während er ſeine Thränen vergebens zurückzuhalten verſuchte. „Ich hatte ſie, und nachdem ich gekratzt worden — war ich ganz wüthend — und ſtieß vor mich hin — o mein Gott! — ohne zu wiſſen, worauf ich ſtieß. — — Daß aber das — Eiſen tief eindrang — fühlte ich wohl,“ ſetzte er ſchaudernd hinzu.

„Haben Sie alles das aufgeſchrieben?“ fragte der Commiſſär ſeinen Schreiber mit einer entſetzlichen Ruhe. „So können es die Beiden unterzeichnen und wären fertig.“

Windſpiel hatte ſeine Hände gefaltet und erhob ſie flehend zu dem Beamten. „Wollen Sie nicht auch,“ bat er in kläglich rührenden Tönen, „noch beſonders anführen laſſen, wie ſehr ich gereizt worden — daß man mich in einen — Schweineſtall geſperrt“ — hier ſchlug ihm die Stimme abermals um — „daß man mich gekratzt — daß das wohl mildernde Umſtände wären?“

Haare: blond.

Augen: blau.

und so fort bis zu den besonderen Kennzeichen, welches alsdann hieß: „liebt Seide oder wollene Stoffe und hellblau oder rosa."

Jetzt war für die Kunden in alle Ewigkeit gesorgt, das Alter wurde natürlich auch, aber in den meisten Fällen nur annähernd angegeben, und so bei allen Bestellungen nur die bezeichnete Pagina aufzuschlagen und Madame Stieglitz suchte aus, was sie für Sommer und Wintertoilette Passendes erachtete. Der Prinzipal hatte sein Buch in der Schublade des Tisches eingeschlossen und wachte mit der größten Eifersucht darüber, daß sich Niemand außer ihm — lag es einmal zufällig auf dem Tisch — sich unterstand, auch nur den Deckel zu öffnen. Selbst der Herr Specht, der sich im Hause viel herausnehmen konnte, hatte es nur ein einzigesmal gewagt, ein Pagina desselben aufzuschlagen, denn der Prinzipal fiel ihn wie ein gereizter Löwe an und Specht, der auf das Sanfteste opponiren wollte, konnte nur durch die Dazwischenkunft der Prinzipalin vor einer mächtigen Ohrfeige gerettet werden.

Ueberhaupt hatte der Prinzipal hie und da dergleichen Zorn-Ausbrüche wegen meistens unbedeutenden Kleinigkeiten; alsdann entfernte Madame Stieglitz die Leute aus dem Comptoir, ließ ihn austoben und brachte

Der Commiſſär zuckte die Achſeln, dann ſagte er: „Da Sie einmal geſtändig ſind, ſo iſt da nicht viel zu machen. Wir wollen das Geſetz ſo gnädig wie möglich anwenden, aber den Sophaüberzug müſſen Sie wahrſcheinlich bezahlen.“

„Und dann?“ fragte der kleine Kellner in namenloſer Angſt.

„Wollen wir Ihnen Beiden die Nacht im Arreſtlokal als Strafe anrechnen.“

„Zur ganzen Strafe?“ rief Windſpiel, „zur ganzen Strafe? — Und ich käme nicht in's Zuchthaus? — o mein Gott! wache oder träume ich? — So hätte ich den Stöpſel nicht lebensgefährlich verletzt?“

Jetzt konnte ſich der Polizeicommiſſär nicht enthalten, mit dem Doktor zu lachen, und ſelbſt auf dem grämlichen Geſichte des Schreibers wetterleuchtete es ein wenig.

Don Larioz legte dem kleinen Manne die Hand auf die Schulter und ſchaute ihn mit einem unbeſchreiblichen Blicke an. Windſpiel aber hüpfte auf den Polizeicommiſſär zu und rief freudig aus, indem er deſſen Hand zu faſſen ſuchte:

„So werde ich alſo nicht da behalten? — So bin ich kein Verbrecher? — kein Mörder? — ſo habe ich den Stöpſel wirklich nicht verletzt?“

Während ſich der Beamte heftig die Naſe ſchnäuzte, um ſein eigentlich unziemliches Lachen zu unterbrechen, rief der Doktor, der ſich weniger genirte, launig aus:

„Sie werden mir erlauben, zu bemerken, Herr Commiſſär, daß der junge Mann in einem großen Irrthum befangen zu ſein ſcheint. — Was den Stöpſel anbelangt,“ wandte er ſich an den vor Freude Strahlenden, „ſo iſt von einer Verletzung deſſelben, welche vor die Gerichte gehörte, hierorts durchaus nichts bekannt. Der Stöpſel hat nicht geklagt, und müſſen Sie, was demſelben allenfalls geſchehen ſein könnte, mit Ihrem eigenen Gewiſſen abmachen. — Der Herr Commiſſär iſt ſo freundlich, meine Bürgſchaft für die beiden Herren anzunehmen, und ſo wollen wir uns denn mit hoher obrigkeitlicher Bewil-

lligung nach Hauſe begeben, wo ich nach Erfund der Umſtände Umſchläge, vielleicht auch einen Aderlaß anordnen werde."

Dabei kniff er ſein rechtes Auge gegen den Beamten zu, ſchüttelte ihm die Hand und verließ mit den beiden Verbrechern das Zimmer, nachdem er vorher noch dem alten Schreiber auf die Schulter geklopft und ihn ermahnt, ſich möglichſt viel Bewegung in freier Luft zu machen.

Draußen erhielt Don Larioz ſein ſpaniſches Rohr wieder eingehändigt, und nachdem er mit ſeiner dicken blauen Naſe aufrecht und würdevoll wie immer an der Seite des Doktors vorüber geſchritten war, ſagte der Polizeiſoldat, der die Beiden geſtern Abends eingeliefert, zu einem anderen, der neben ihm ſtand, indem er mit dem Finger auf die Stirn tippte:

„Der muß ſchwach auf der Bruſt ſein, ſonſt hätten ſie ihn diesmal feſt gehalten. Ich habe ihn ſchon einmal erwiſcht, da wollte er ein Haus anzünden; es iſt eigentlich gefährlich, ſolche Leute allein herumgehen zu laſſen."

Edler Don Larioz, hätteſt du dieſe Aeußerung gehört, du würdeſt deinem großen Herzen gemäß keinen Zorn gefühlt haben; du hätteſt nur mitleidig gelächelt über eine Welt, die dich nicht zu begreifen im Stande iſt, die deine uneigennützigen Bemühungen für das Wohl dieſer undankbaren Menſchen für Beweiſe von Narrheit erklärt.

Windſpiel hüpfte ſelig die Treppen hinab; er ſprach zu ſich ſelber, als ihm ein Gensd'arme begegnete: „Du wirſt allein gehen, lieber Freund, ich bin frei!" Er blickte abermals den Sonnenſtrahl im Hofe an und flüſterte: „Ich bin kein Mörder, ich habe den Stöpſel nicht verwundet. Frei bin ich!"

Unten vor der Thür winkte der Armenarzt einen Fiaker herbei, um den langen Schreiber, der gar zu ſonderbar ausſah, nach Hauſe zu fahren. Windſpiel aber, in der tollen Freude ſeines Herzens, verſchmähte das Fuhrwerk, und nachdem er ſich herzlich bei Don Larioz verabſchiedet, auch dem Doktor beſtens gedankt, flog er, diesmal ſeines

Beinamens vollkommen würdig, in ſo großen Sätzen dem Reitſteine zu, daß das Mäntelchen im Winde flatterte und die Leute ihm erſtaunt nachblickten.

Als Don Larioz mit dem Doktor zu Hauſe und auf ſeinem Zimmer angekommen war, ſagte Letzterer: „Sie werden mir zugeben, mein verehrter Herr, daß es von mir das Klügſte iſt, wenn ich Sie jetzt Ihrem Schickſale überlaſſe. Heute Abends werden Sie mir, hoffe ich, Ihre Fahrten erzählen. Nehmen Sie jetzt ein Brauſepulver, machen Sie kalte Umſchläge um Ihre dicke Naſe und ruhen alsdann auf dem Bette aus.“ — Damit eilte er hinweg, wandte ſich aber unter der Thür nochmals um und rief zurück: „Apropos, ehe ich's vergeſſe, Seine Erlaucht der Graf Helfenberg will Sie ſprechen. Gehen Sie zu ihm, ſobald Sie wieder menſchlich ausſehen. — Adieu!“

Don Larioz, einigermaßen betäubt von den Vorfällen des geſtrigen Abends und des heutigen Morgens, nickte ſchweigend mit dem Kopfe, dann trat er vor den Spiegel, that beim Anblick ſeines entſtellten Geſichtes einen tiefen Athemzug und murmelte: „Ich ſehe in der That kaum menſchlich aus. — O, ich habe bedeutend gelitten, und faſt möchte es mich bedünken, als müſſe ich mit Trauer auf jene Ereigniſſe in dem Hauſe der Entenpforte blicken. — — Und doch — was iſt eine blaue Naſe, wenn ich ſie dem Bewußtſein gegenüber ſtelle, dieſelbe für dich empfangen zu haben, für dich, Dolores, die du wohl das unglücklichſte, aber auch das ſchönſte Weib auf Erden biſt!“

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Das entwendete Concept.

Wer nur von einem kleinen Theile der Nadelſtiche Kenntniß hatte, mit denen der Rechtsconſulent Doktor Plager von ſeiner Frau Schwiegermutter, häufig auch ſogar von ſeiner Schwägerin bedacht wurde, der hätte glauben müſſen, der arme Geplagte ſchleiche nur trübſelig durch das Leben dahin mit gebogenem Rücken, tiefgeſenktem Kopfe, die Steine betrachtend, hier und da in gänzlicher Selbſtvergeſſenheit ſtolpernd und dann tief aufſeufzend, um mit einem ſchüchternen Blicke gen Himmel weiter zu ſchreiten. Das war aber nicht der Fall, und glücklicher Weiſe war Doktor Plager eines von jenen elaſtiſchen Weſen, die ſich momentan leicht in eine andere Form drücken laſſen, um aber, ſobald der Druck, der auf ſie ausgeübt wird, aufhört, gleich wieder die alte Geſtalt anzunehmen. Sein Geſicht war wie das jener kleinen Gummielaſticum-Männer, die durch Auseinanderziehen unkenntlich gemacht werden, im nächſten Augenblicke aber das alte gemüthliche Antlitz wieder zeigen, das bekannte harmloſe Lächeln, die vergnügt glänzenden Aeuglein.

Der Rechtsconſulent hatte ein glattes Gemüth, er konnte Zorn und Gram davon abſchütteln, wie der Hund den Regen von ſeinem Felle; ja wenn er mit bebenden Lippen und krampfhaft zuckenden Fin-

gern das Zimmer der geliebten Schwiegermutter verließ, so trennte ihn kaum die zufallende Thür von deren nicht immer sehr angenehmen Gesicht, und er that alsbald einen tiefen Athemzug, und während er langsam die Treppe hinabstieg, klärten sich seine Züge auf, und die Lippen, die auf der obersten Stufe noch fest und stramm auf einander gepreßt waren, kräuselten sich auf der untersten schon zu einem freundlichen Lächeln. Wohl warf er dann, vor dem Hause angekommen, noch einen zweifelhaften Blick nach seiner Wohnung empor, aber in diesem Blicke war deutlich zu lesen: ich bin euch glücklich entronnen, jetzt plagt, wen ihr wollt; ich werde mich den Henker drum scheeren.

Merkwürdiger Weise aber waren in den letzten Tagen der Zeit, worin unsere Geschichte spielt, weit weniger Nadelstiche von dem weiblichen Theile des Plager'schen Hauses, Babette einbegriffen, dem Dulder ertheilt worden, als dies früher wohl der Fall war. Madame Weibel befand sich in einer rosenfarbenen Laune, sie zankte wenig mit ihrem Schwiegersohn, sie war sehr friedfertig gestimmt und behauptete nur höchst selten, daß ein runder Tisch vier Ecken habe. Die Rechtsconsulentin war sogar sanft geworden und so entgegenkommend, daß sie ihrem Manne gestand, man müsse Babette in der That zu etwas mehr Ordnung anhalten, und es könne Manches noch anders gehen, als es bisher gegangen; ja, sie that das Uebermenschliche und gab zu, daß die Erziehung von Fritzchen und Louise allerdings noch eines weiteren Schliffes bedürfe, um vorzüglich genannt werden zu können.

Was nun Clementine Weibel anbelangt, so war sie weich und sentimental geworden; sie hatte seit einiger Zeit einen etwas blassen Teint; ihre Augen hatten einen Ausdruck, den man im gewöhnlichen Leben himmelnd zu nennen pflegt; sie seufzte zuweilen und liebte es, wenn sie allein war, allerlei schöne Lieder schwärmerischer deutscher Dichter vor sich hin zu declamiren. Sie war es zumeist, die ihr Betragen gegen den Schwager vollkommen geändert hatte, sie nahm sich, nach allenfalls noch vorkommenden kleinen häuslichen Scenen, sogar

ſeiner an, ſie hatte in letzter Zeit ein Cigarren-Etui für ihn geſtickt, ſie war weich und nachgiebig bei Meinungs-Verſchiedenheiten, kurz, ſie war mit Einem Worte ein Engel, wie ihre würdige Mutter in gerührten Augenblicken zu ſagen pflegte, ein Seraph — das war bei ihr das Engeliſche noch in höherer Potenz — der Stolz der Familie, die künftige Trägerin einer Grafenkrone.

Von den neun Zacken dieſer verheißenen Grafenkrone ſtrahlte denn auch all das gute Wetter aus, welches den Rechtsconſulenten zu Hauſe beglückte. Wir müſſen dabei geſtehen, daß er der lebendigen Urſache dieſes heiteren Himmels durchaus nicht mehr abhold war, ja, daß es Augenblicke gab, wo er, die Hände reibend, ſchmunzelte und zu ſich ſelber und auch wohl zu anderen Leuten ſprach: „Mein künftiger Schwager, der Graf.“

Mochte aber auch Czrabowski ſein, wie er wollte, das mußte man ihm laſſen, Stolz und Hochmuth gegen ſeine künftigen Verwandten kannte er nicht, und nachdem dieſe von des Grafen naher Verwandtſchaft mit dem Fürſten Poniatowski erfahren, von den ungeheuren Gütern bei Lublin, vom Stammſchloſſe Rachow mit ſeinen reichen Waldungen und Bärenjagden, waren ſie in der That tief gerührt von der ungekünſtelten Herablaſſung ihres künftigen Familien-Angehörigen. Czrabowski war wie zu Hauſe bei Plagers und ebenſo bei dem Banquier Springer, er genirte ſich durchaus nicht, des Letzteren Kaſſe in Anſpruch zu nehmen — natürlicher Weiſe die Kaſſe des Geſchäfts — wo er ſich durch ſein leutſeliges Weſen ſogar die Gunſt des alten, mürriſchen Kaſſirers erworben hatte; er diniirte mit der Familie; er war ſo freundlich geweſen, dem Schneider des Banquiers ſeine Kundſchaft zuzuwenden; er verſchmähte nicht die Cigarren des Herrn Springer; er hatte dieſen ſogar veranlaßt, ein Reitpferd zu kaufen, welches nun der Graf zuritt; er fuhr mit Madame Springer und Clementinen in der Equipage des Banquierhauſes ſpazieren, zum koloſſalen Aerger eines Dutzends Regierungs-, Hof-, Kanzlei- und Steuer-Räthinnen mit wenigſtens zwei Dutzend unverſorgten Töchtern, nicht zu erwähnen

der blassen Kaufmanns-Wittwe, dem Plager'schen Hause gegenüber, die zuweilen tief aufseufzend empor blickte und sprach: „Wenn der Himmel in den Hochmuth kein Einsehen hat, so gibt es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden."

Arme unversorgte Töchter verschiedener Räthinnen! unglückliche Kaufmanns-Wittwe! ihr hattet wohl Ursache, tief ergriffen zu sein, waren doch viele von euch an jenem Abend zugegen; hätte doch Jede statt Clementinens den polnischen Punsch mit helfen brauen können; und Jede würde das gern gethan haben, — ein zündendes Wort, etwas mehr süße Augen — ihr habt den Augenblick des Glücks verpaßt.

Der Rechtsconsulent hatte Kaffee getrunken, wie er jeden Morgen zu thun pflegte, und Alles war nett und eben vorübergegangen. Die gute Schwiegermutter hatte sich so geändert, daß sie es sogar über sich vermocht, von Herrn Larioz zu reden, und hatte gesagt, sie sehe wohl ein, wie schwer es für diesen armen Teufel sein müsse, ein ebenso gutes Brod wieder zu finden, wie er bis jetzt auf dem Bureau des Rechtsconsulenten genossen, und es sei fern von ihr, Jemand plötzlich auf die Straße werfen zu wollen. Daß es für die Dauer mit dem Schreiber nicht gehen würde, verstände sich freilich von selbst; denn ihr Schwiegersohn, der Graf, würde bei aller Großmuth doch wohl nicht im Stande sein, die ihm angethane Beleidigung zu vergessen und das Gesicht eines Menschen wieder zu sehen, der sich so gröblich gegen ihn vergangen.

„Was mich betrifft," setzte sie hinzu, „so könnte ich ihm Alles verzeihen, wogegen es mir aber immer verdächtig bleiben wird, was Ihr Schreiber, Herr Sohn, spät am Abend allein auf Ihrem Bureau zu schaffen hatte. Man sieht so etwas nicht gern. — Aber das sind ja Ihre Sachen, die mich eigentlich durchaus nichts angehen. — Wir meinen nur so, nicht wahr, Emilie?" hatte sie mit einem Blick auf ihre Tochter hinzugesetzt, die mit einem Kopfnicken zustimmend versetzte: — „Verdächtig bleibt das immer." —

Madame Weibel hatte dies alles in einem so sanften Tone gesagt, daß es dem Rechtsconsulenten augenblicklich zu Herzen ging und er sich

einredete, diesmal habe die Schwiegermutter in der That nicht ſo ganz Unrecht, und man könnte es dem guten Czrabowski nicht verargen, wenn er grollend an den langen Spanier dächte.

Mit dieſen Gefühlen hatte Doktor Plager ſein Frühſtück beendigt und ſtieg die Treppe ſeiner Wohnung hinunter und dann dem Bureau zu, wobei er im Geiſte die guten Eigenſchaften ſeines Schreibers gegen deſſen unangenehme Seiten, namentlich gegen deſſen oft ſehr ſchroffe und einſeitige Anſichten abwog, und darauf kam er zu dem Reſultate, daß man ja einen Diener doch nicht ewig behalten könne, und daß, wenn Larioz nun einmal feſt entſchloſſen ſei, das Bureau zu verlaſſen, er ihn am Ende nicht lange überreden wolle, dazubleiben.

So betrat der Rechtsconſulent ſeine Schreibſtube, und als er einen Blick in das Nebenzimmer warf, ſah er den kleinen Gottſchalk an ſeinem Pulte ſitzen; der erſte Schreiber aber war nicht da.

„Iſt Herr Larioz vielleicht auf ſein Zimmer gegangen?“ fragte der Principal, und er wiederholte dieſe Frage, als Gottſchalk weder von ſeiner Arbeit aufblickte, noch eine Antwort gab.

„Herr Larioz?“ ſagte der junge Menſch alsdann, als der Rechtsconſulent zum zweiten Male mit ſehr lauter Stimme ſprach. „Ja, er wird wohl auf ſeine Stube gegangen ſein.“

„Ich möchte eine beſtimmte Antwort darüber haben. Hat er etwas geſagt, als er ging?“

„Nein, geſagt hat er eigentlich nichts.“

„Aber Sie haben ihn doch eben geſehen?“

„Hier auf dem Bureau?“ fragte Gottſchalk — „Herr Doktor meinen, ob ich ihn hier auf dem Bureau geſehen habe?“ Er ſprach das ſehr langſam, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, denn er wußte in Wahrheit nicht, was er eigentlich antworten ſollte; hatte er doch Larioz weder geſtern Abend noch heute früh geſehen, da derſelbe, wie wir aus dem vorigen Kapitel wiſſen, nicht nach Hauſe gekommen war. Da aber Gottſchalk einigermaßen verlegen ausſah, ſo blickte der Principal, dem dies nicht entging, auf das leere Pult ſeines erſten

Schreibers und bemerkte, daß dort noch Alles ſtand und lag, wie er es am vergangenen Samstag verlaſſen. Er griff an ſein Kinn, ſchüttelte mit dem Kopfe und zog die Halsbinde etwas in die Höhe, worauf er ſagte: „Nach alle dem ſcheint mir, Herr Larioz iſt heute Morgens noch gar nicht da geweſen. Suchen Sie ihn auf ſeinem Zimmer.“

Gottſchalk ſpritzte bedächtig ſeine Feder aus, erhob ſich zögernd und ging mit großer Langſamkeit nach der Thür.

„Iſt Herr Larioz vielleicht krank geworden?“ fragte der Rechtsconſulent. „In dem Falle laſſen Sie ihn ruhig droben. — Iſt er krank geworden?“ wiederholte er und legte auf das iſt einen ſolchen Nachdruck, daß der junge Menſch unſchlüſſig an der Thür ſtehen blieb und, ohne eine Antwort zu geben, ſeine Fingerſpitzen betrachtete. — „Was ſoll das alles bedeuten?“ ſagte der Principal nach einer Pauſe. „Sie ſcheinen mir da etwas zu wiſſen und nicht mit der Sprache heraus zu wollen. Glauben Sie wohl, junger Menſch, daß ich das vollkommenſte Recht habe, mich nach dem Thun und Laſſen meiner Leute zu erkundigen? — Wo iſt Herr Larioz?“

„Ich weiß es nicht.“

„So! haben Sie ihn heute Morgen noch nicht geſehen?“

„Nicht, daß ich wüßte. Es könnte aber auch ſein, daß er da geweſen wäre und ich ihn überſehen hätte. Ich war ſehr fleißig, Herr Doktor. — Wenn Sie vielleicht meine Arbeit anſchauen wollten.“

Damit ſchritt er eiliger, als er fortgegangen war, wieder ſeinem Schreibtiſche zu.

„Mit Ihrem Ueberſehen!“ ſagte faſt ärgerlich der Rechtsconſulent. „Bleiben Sie bei dem, was ich frage. Sie ſchlafen ja in demſelben Zimmer mit Herrn Larioz.“

„Das thue ich allerdings gewöhnlich.“

„Nun, da müſſen Sie ihn auch heute Morgen geſehen haben.“

Der junge Menſch ſchüttelte mit dem Kopfe und ſprach kleinlaut: „Heute Morgen habe ich ihn nicht geſehen; er iſt vielleicht aufgeſtanden, als ich noch ſchlief.“

„Und geſtern Abend hörten Sie ihn nach Hauſe kommen?“

„Ich habe wohl ein Geräuſch vernommen, aber ich weiß nicht genau, ob es Herr Larioz war, denn ich bin gleich darauf eingeſchlafen.“

„So, ſo, es iſt ſchon gut,“ entgegnete der Principal, wobei er den Mund ſpitzte, die Augenbraunen hoch empor zog und eine große Ruhe annahm. „Gehen Sie hinauf, ſehen Sie, ob Herr Larioz da iſt, und ſagen Sie mir dann die Antwort geradezu ohne viele Weitläufigkeiten — verſtanden? — den Teufel auch!“

Damit warf der Rechtsconſulent die Hände heftig auf den Rücken zuſammen, wie er nur zu thun pflegte, wenn er in Zorn gerieth, und ſchritt haſtig auf und ab.

Gottſchalk ſchielte nach ihm hinüber, ehe er zur Thür hinaus ging, und ſprach, während er ſich am Kopfe kratzte, leiſe vor ſich hin: „Die Woche fängt gut an, ſagte der arme Sünder, als er Montags zum Galgen geführt wurde.“

Doktor Plager blieb noch einige Augenblicke in der großen Schreibſtube, trat dann in ſein Zimmer und ſprach zu ſich: „Bah, was iſt's weiter? unſer Schreiber wird geſtern Abend ein wenig länger aufgeblieben ſein und heute deſto ſpäter aufſtehen. Es iſt eigen, wie man dazu gebracht werden kann, ſeine Anſicht über einen Menſchen zu ändern. Ich würde das früher gar nicht beachtet haben. Aber dieſe Weiber geben keine Ruhe und flößen uns das Gift des Mißtrauens gegen Jemand, den ſie nicht leiden können, tropfenweiſe, aber ſicher ein.“ —

Er ſetzte ſich vor ſein Pult. — „Was habe ich doch heute nicht vergeſſen wollen?“ fuhr er nach einem längeren Nachdenken fort, während deſſen er an die Decke des Zimmers geſehen. „Da auf meinem Notizbogen ſteht ein Notabene mit einem H. Was kann das ſein? — Ja ſo,“ ſprach er endlich mit dem Ausdruck der Befriedigung auf ſeinem Geſichte, den man annimmt, wenn man ſich einer Sache wieder erinnert, die man vergeſſen zu haben glaubte. — „So iſt es: H — Helfenberg. Graf Helfenberg. Die Vernichtung des Teſtaments-Ent-

ihn darauf in seine Zimmer, die zu ebener Erde in den Hof gingen; sie aber bewohnte im ersten Stock ein einziges sehr geräumiges Gemach.

In die Zimmer des Herrn Stieglitz kam Niemand von den Hausbewohnern, auch waren die Fenster nach dem Hof zu beständig mit grünen Vorhängen dicht verhängt. An solchen Tagen des Sturms kam er nicht mehr zum Vorschein und einmal, als ich nach einem ähnlichen Auftritte zufällig über den Hof ging, hatte er eines seiner Fenster halb geöffnet und saß daran in einem großen Lehnstuhle, das bleiche ganz zusammengefallene Gesicht mit einer rothen Mütze bedeckt, wie sie die Türken zu tragen pflegen. Auf den Knieen lag ein großes geschriebenes Buch, in welchem er eifrig las, er bemerkte mich wohl und nickte mir zu, ohne ein Wort zu sprechen. —

Der Sonntag war für uns alle ein höchst angenehmer und ruhiger Tag, alsdann wurde der Laden nicht geöffnet, denn der Tag des Herrn, wie die Prinzipalin zu sagen pflegte, müsse würdig und ohne das Geräusch der Woche gefeiert werden. Morgens ging ich in Begleitung des Herr Specht in die Kirche, Prinzipal und Prinzipalin ebenso, und hier galt es aufmerksam zu sein. Während des Gottesdienstes überwachte der Buchhalter meine Andacht und sagte mir mit seiner sanften Stimme, das Herumschauen in der Kirche während der

wurfs, den ich in meine Mappe gelegt. Wir wollen aber jetzt Helfenberg ausschreiben und ein T. dazu machen, daß uns die Sache nicht wieder entfällt. Oder beſſer, zerreißen wir das fragliche Papier ſogleich."

Der Rechtsconſulent nahm eine Mappe zur Hand, die auf der rechten Seite ſeines Pultes lag und mit einem Stück Marmor beſchwert war; er ſchlug dieſe Mappe auf und wandte die erſten Blätter in derſelben mit der größten Gleichgültigkeit um. Als er aber über die Hälfte der vorhandenen Papiere durchgeſehen, zogen ſich ſeine Augenbrauen langſam zuſammen, ſeine Blicke drückten Erſtaunen aus, und als er nun mit der Durchſicht der ganzen Mappe zu Ende war, ohne das gefunden zu haben, was er ſuchte, ſank ſeine Unterlippe ſchlaff herab, und er ſtarrte vor ſich hin wie Jemand, der erſchreckt iſt und zu gleicher Zeit eifrig über etwas nachgrübelt. Das dauerte ein paar Sekunden, dann ſchlug er die Blätter eifrig von hinten nach vorn um, nahm jedes einzeln heraus, betrachtete es von allen Seiten, und während er immer und immer vergeblich ſuchte, fing er an, ſehr unruhig auf ſeinem Stuhle hin und her zu rücken.

„Das iſt doch ſonderbar!" murmelte er; „ich bin ſicher, das Concept da hinein gelegt zu haben; ja, ich erinnere mich ganz genau, Larioz ſtand neben mir, und ich ſprach noch einige Worte mit ihm darüber. Wenn er nur käme! Er muß ſich deſſen genau erinnern." Herr Doktor Plager blickte unruhig nach der Thür, wo ſich aber nicht das Geringſte ſehen ließ.

„Hm, hm!" machte er nach einem abermaligen vergeblichen Verſuche, in der Mappe das Gewünſchte zu finden; „in das Bureau habe ich es doch auf alle Fälle gebracht; hier kommt ja niemand Fremdes herein, und wenn auch — wen könnte es intereſſiren, Einſicht in das Papier zu erhalten? das heißt — Leute intereſſiren, denen es allenfalls möglich wäre, hieher zu gelangen? — Bah! Vielleicht habe ich es in die große Brieftaſche gelegt."

Nach dieſem Selbſtgeſpräch wurde die große Brieftaſche, die im

Pulte lag, hervorgeholt, und ebenſo genau mit dem gleichen Reſultate unterſucht, wie vorhin die Mappe. Jetzt richtete ſich Herr Plager in die Höhe, ließ die Hände auf ſeinen Beinen ruhen und blickte gedankenvoll zum Fenſter hinaus.

In dieſem Augenblicke vernahm man auch Tritte unter der Thür der äußeren Schreibſtube, und der Rechtsconſulent ſprang lebhaft in die Höhe, um nach dem Eintretenden zu ſehen.

Es war Don Larioz, der von ſeiner Stube kam und ſich nun den mit Recht erſtaunten Blicken ſeines Chefs präſentirte. Waren auch Kleidung, Haar und Bart des langen Mannes wieder in Ordnung gebracht, ſo hatte er doch von ſeinem Geſichte die Spuren des geſtern Erlebten unmöglich verwiſchen können, und dieſe Spuren waren, wie der geneigte Leſer bereits weiß, gräulich genug anzuſchauen.

Herr Doktor Plager trat, bei dieſem Anblicke die Hände vor großer Verwunderung zuſammen ſchlagend, einen Schritt zurück und rief aus: „Aber ſagen Sie mir um Gottes willen, in welche Mörderhände ſind Sie gefallen? Oder haben Sie Händel im Wirthshauſe gehabt?“

Der lange Schreiber zuckte mit den Achſeln und erwiderte mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe: „Das zu erzählen, würde etwas umſtändlich ſein. Es iſt allerdings wahr, ich ſehe heute Morgen nicht beſonders vortheilhaft aus, doch kann von Händeln im Wirthshaus bei mir keine Rede ſein; ich glaube der Herr Doktor kennen in dieſer Richtung meinen Charakter vollkommen.“

Der Rechtsconſulent hob die Naſe in die Höhe, und mochte ihm der kalte Ton nicht gefallen, mit dem ſein Schreiber zu ihm ſprach, dachte er vielleicht an die Worte von Frau und Schwiegermutter, oder an das verlorne Concept, — genug, er legte die Hände auf den Rücken, ſtreckte ſich ſo ſtark als möglich und ſagte mit ſcharfer Stimme, wie er zu thun pflegte, wenn er auf ſeinem Bureau Verweiſe ertheilte:

„Sie werden mir aber erlauben, Herr Larioz, daß ich als Ihr Chef wohl fragen darf, in welchem Wein- oder Biergefecht Sie ſo zu-

gerichtet worden sind, wie Sie sich mir darstellen, wie Sie auf das Bureau kommen, und zwar gegen halb elf Uhr, trotzdem, daß die Kanzleistunden um acht Uhr anzufangen pflegen!"

„Ich bin nicht in der Stellung, Herr Doktor Plager," antwortete der Spanier, ohne eine Miene seines Gesichts zu verziehen, „Ihnen als meinem Chef überhaupt etwas erlauben zu dürfen. Mir aber werden Sie vielleicht dagegen erlauben, über Ereignisse zu schweigen, die — das kann ich Sie versichern — weder Sie noch die Schreibstube betreffen, und die meinem Gesichte einen Anstrich verleihen, der Ihrer Ansicht nach aus einem Wein- oder Biergefecht herrühren muß, was übrigens durchaus nicht der Fall ist. Im Gegentheil, Sie dürfen mir glauben, daß ich mich meiner Verletzung durchaus nicht zu schämen habe."

„Ich muß gestehen," rief der Rechtsconsulent aus, indem er mit affektirtem Erstaunen die Hände zusammenschlug, „Sie führen mit mir eine ganz eigene Sprache, die ich als Prinzipal —"

„Nur so lange zu hören brauchen," unterbrach ihn der Spanier sehr kaltblütig, „wie Sie es für gut finden. Erinnern Sie sich vielleicht meines Schreibens vor weniger Zeit, in welchem ich einen Wunsch aussprach, den Sie zu bewilligen bis jetzt nicht für nothwendig gefunden? Sie werden mich mit allem einverstanden sehen, was Sie beschließen mögen."

Wenn auch Doktor Plager von Natur aus nicht besonders mißtrauisch war, so hatten doch die ewigen Anspielungen über die Bosheit und Schlechtigkeit der Menschen, die er zu Hause tagtäglich verschlucken mußte, sein Vertrauen im Allgemeinen sehr wankend gemacht, und er war endlich dahin gekommen, den Thaten seiner Nebenmenschen gern zweideutige Motive unterzulegen. So fiel es ihm auch jetzt durchaus nicht ein, zu glauben, daß der Schreiber der unwürdigen Behandlung wegen, die ihm zu Theil geworden, seine gute Stellung im Burau aufgeben würde, und da dieser doch zuletzt so entschlossen schien, so mußte ihn ein anderer, gewiß unlauterer Beweggrund dazu treiben.

Ihm fiel das fehlende Teſtaments-Concept ein, er fragte ſich mit den Worten der Schwiegermutter, was Larioz an jenem Abend allein hier zu ſchaffen gehabt, und darauf war er der feſten Anſicht, derſelbe müſſe aus irgend einer Urſache wünſchen, baldigſt die Schreibſtube zu verlaſſen.

Der Prinzipal tauchte ſo tief als möglich in die Halsbinde hinein, zog die Augenbrauen zuſammen und ſagte, da er nun die Gedanken ſeines Schreibers vollkommen zu verſtehen glaubte, mit einem ſarkaſtiſch ſein ſollenden Lächeln: „Es werden ſich dem Herrn Larioz wahrſcheinlich glänzende Ausſichten eröffnet haben, und es ſei fern von mir, dieſen entgegen treten zu wollen, weßhalb ich denn auch gegen eine Trennung nichts weiter einwenden werde, begreiflicher Weiſe, nachdem die laufenden Geſchäfte unter Ihren Händen abgewickelt ſind. Sollte übrigens," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, während welcher er das Geſicht des Anderen aufmerkſam betrachtete, „Ihr körperlicher Zuſtand es Ihnen nicht geſtatten, mit friſchem Geiſte an die Arbeit zu gehen, ſo habe ich nichts dagegen, wenn Sie ſich für heute auf Ihr Zimmer zurückziehen, was vielleicht ſogar wünſchenswerth wäre, da unſere Clienten bei Ihrem Anblicke wohl auf die Vermuthung kämen, als habe es hier in meinem Bureau unterſchiedliche und ſehr ſtarke Prügel geſetzt."

Der lange Schreiber machte ſtillſchweigend eine Verbeugung und wollte ſich aus dem Zimmer entfernen.

„Ehe Sie gehen, noch Eins," ſagte der Rechtsconſulent, indem er den Kopf abermals und ſehr affektirt in die Höhe warf und mit der Hand nach ſeinem Privatzimmer zeigte. „Bitte, einen Augenblick einzutreten."

Er ging voraus, der Schreiber folgte.

Der Prinzipal ließ ſich vor ſeinem Pulte nieder, zog die bewußte Mappe vor ſich hin, öffnete ſie, und während er mit zwei Fingern der rechten Hand auf die Papiere patſchte, ſagte er in anſcheinend ſehr ruhigem Tone: „Erinnern Sie ſich vielleicht noch, daß ich mit Ihnen

vor einiger Zeit über das Teſtament Seiner Erlaucht des Herrn Grafen Helfenberg ſprach?"

„Sehr genau," entgegnete Don Larioz mit feſter Stimme. „Es war an dem und dem Tage, ich werde ihn nicht vergeſſen. Sie ſandten mich zu Seiner Erlaucht, um ihm anzuzeigen, daß Sie ihn Abends um ſieben Uhr beſuchen würden."

Doktor Plager nickte mit dem Kopfe.

„So iſt es," ſagte er. „Und vielleicht erinnern Sie ſich ebenſo genau, daß ich Ihnen den Tag darauf ein Concept zeigte, oder vielmehr mit Ihnen über ein Concept zu jenem Teſtamente ſprach, das ich etwas früher bei Seiner Erlaucht entworfen?"

Larioz dachte einen Augenblick nach, dann gab er zur Antwort: „Es iſt ſo, ich beſinne mich darauf. Sie zeigten mir ein Papier und ſagten, es ſei das Concept zu einem Theile des Helfenberg'ſchen Teſtaments. Von dem Inhalte deſſelben, welcher mich ja nicht intereſſiren konnte, theilten Sie mir jedoch nur Weniges mit."

„Richtig, ich theilte Ihnen nur Weniges davon mit," verſetzte der Prinzipal mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Es konnte Sie allerdings nicht intereſſiren. Nun aber ſahen Sie wohl, daß ich jenes Papier hier in dieſe Mappe legte, wo mehr dergleichen zu finden iſt. — Sahen Sie nicht, wie ich es hinein legte?"

„Ich glaube mich deſſen zu erinnern."

„O, es iſt ſicher, ich irre mich nicht! Ich könnte beſchwören, daß ich es in der Mappe oben auf legte. — Und jenes Papier — ich ſuche es vergebens."

„Wenn Sie es hinein legten," entgegnete der Schreiber mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe, „ſo muß es zu finden ſein. Es hat ſich vielleicht zwiſchen andern Papieren verſchoben."

„So ſehen Sie ſelbſt nach," ſagte Doktor Plager mit großer Befriedigung. „Sehen Sie genau nach; es ſollte mir äußerſt lieb ſein, wenn Sie das Concept fänden."

Er erhob ſich von ſeinem Stuhle, und wenn er auch anſcheinend

in tiefen Gedanken im Zimmer auf und ab ſchritt, ſo ſchielte er doch bei jeder Wendung nach dem Schreiber hin, der Blatt für Blatt des Inhaltes der Mappe umwandte, ohne das Gewünſchte zu finden.

„Es iſt nicht da," ſagte Larioz; „vielleicht aber liegt es bei den Helfenberg'ſchen Papieren."

Der Andere zuckte mit den Achſeln und bemerkte ungläubig lächelnd: „So ſehen Sie nach; es wird aber auch dort nicht ſein."

Und daß es Larioz trotz emſigen Suchens auch dort nicht fand, brauchen wir dem geneigten Leſer wohl nicht zu ſagen.

„Sie ſehen," ſprach der Rechtsconſulent, als ihn der Schreiber fragend anſah, „das Concept iſt verſchwunden."

„Und wo könnte es ſein, wenn Sie es in der That dort hineingelegt haben?"

„Darauf könnte ich einen körperlichen Eid ablegen; hier in dieſer Mappe" — Doktor Plager ſchlug mit der Hand darauf — „hatte ich es aufbewahrt. Wo es ſein kann? — Verſchwunden — entwendet —"

„O, aus dem Bureau?" entgegnete Larioz mit einem ungläubigen Lächeln. „Wer würde ein Intereſſe daran haben, gerade jenes Papier zu entwenden?"

„Wer?" rief der Prinzipal, indem er ſeinem Schreiber näher trat. „Nur Jemand, Herr Larioz, der vom Geſchäfte iſt, der den Werth dieſes Papieres kennt, der zu berechnen verſteht, was es ihm eintragen müßte, wenn er Perſonen in Kenntniß ſetzen könnte, daß ſie nach dem Ableben Seiner Erlaucht mit dieſem und jenem Legate bedacht ſind."

„Das iſt allerdings richtig; aber Jemand, der es unternähme, das Papier auf die Seite zu bringen, müßte doch von dem Inhalte deſſelben Kenntniß haben. Und das haben meines Erachtens nur —"

„Sie und ich," unterbrach ihn Doktor Plager, indem er ſich in die Bruſt warf.

„Ganz richtig," fuhr der Schreiber treuherzig fort. „Und darin liegt ja nach meinem Dafürhalten der beſte Beweis dafür, daß das Papier nicht von Jemand auf die Seite gebracht wurde."

„Von mir allerdings nicht," ſprach der Rechtsconſulent. Doch bereute er vielleicht dieſes raſche Wort, als er ſah, wie bei demſelben ein finſterer, drohender Schatten über die Züge des Spaniers flog. — „Ich will damit auch nicht geſagt haben," ſetzte er einlenkend hinzu, „daß Sie — Gott bewahre! — aber —"

„Dieſes Aber iſt mir genug," erwiderte Larioz wie immer mit großer Ruhe, aber mit ſeltſam gepreßter Stimme. — „Ich kann mir nach Ihren Reden bei meinem Eintritt wohl denken," ſprach er nach einer kleinen Pauſe weiter, während welcher er ſeinen Prinzipal ſcharf betrachtete, „daß Sie eine Urſache ſuchen, um ſich das Scheiden von einem Manne, der Ihnen Jahre lang treu gedient, leicht zu machen. Aber erlauben Sie mir, zu bemerken, daß dieſe Urſache ſo ſchlecht wie möglich gewählt, ja, an den Haaren herbeigezogen iſt, und daß ich vor allen Dingen dieſes Motiv durchaus nicht werde gelten laſſen."

„Sie ſind Rechtskundiger genug," gab Doktor Plager zur Antwort, indem er durch eine anſcheinend ganz zwangloſe Bewegung hinter das Pult getreten war, „um zu wiſſen, daß, um eine Beſchuldigung aufrecht zu erhalten, Beweiſe nothwendig ſind, und begreife ich deßhalb vollkommen, daß Sie in ſolch hohem Tone zu mir reden. Kann aber das Factum geläugnet werden? Sie geben zu: Das Concept war vorhanden und wurde in dieſe Mappe gelegt. Niemand betritt dieſe Zimmer, der den Werth eines ſolchen Papiers kennt, als Sie und ich. Oder," ſetzte er mit einer verächtlichen Miene hinzu, „würden Sie vielleicht auf den kleinen Gottſchalk oder die alte Magd Verdacht haben?"

„Auf Keins von Beiden," erwiderte der Schreiber, der ſich unterdeſſen wieder vollkommen geſammelt hatte. „Was ſollte dem armen Knaben oder jener alten Perſon, überhaupt irgend Jemand, an dem Beſitze des an ſich werthloſen Papieres liegen? — Das war mein erſter Gedanke, als Sie mir ſagten, das Concept ſei nicht mehr zu finden. Wenn Sie aber," fuhr er mit feſterem Tone fort, „ſo ſcharf hervorheben, daß nur Sie und ich in dieſe Zimmer kommen, ſo muß

ich Ihnen dagegen ins Gedächtniß zurückrufen, daß, ſo lange ich krank in meinem Zimmer war, der ſogenannte Herr Graf v. Czrabowski, ſowie Ihre Fräulein Schwägerin hier an verſchiedenen Abenden ihre Zuſammenkünfte hatten. — Ich hätte dieſer Geſchichte nicht erwähnt, wenn Sie mich nicht durch Ihre unverblümte Beſchuldigung dazu gezwungen hätten."

Doktor Plager fuhr empor; er wollte heftig, ja, drohend antworten, doch beſann er ſich eines Anderen und brach in ein lautes, etwas erkünſteltes Lachen aus.

„O, ich kenne dieſe Geſchichte!" rief er; „Sie hätten wahrlich nicht Urſache, mich daran zu erinnern. Nehmen Sie mir nicht übel, gerade die Begebenheit jenes Abends iſt es, die meinen Verdacht gegen Sie begründet. Ich hätte das in meinem ganzen Leben nicht von Ihnen erwartet. Wer war an jenem Abend allein hier im Bureau? — Sie! — ja, Sie, Herr! Und was Sie damals hier machten, darüber hätte ich wohl das Recht, eine Erklärung zu fordern."

Der Spanier blickte lächelnd auf den Rechtsconſulenten, welcher mit der Wuth eines gereizten Hahnes in poſſirlichen Sprüngen hinter dem Tiſche herum hüpfte.

„Verlangen Sie darüber eine Erklärung von den werthen Ihrigen; ich habe mich damals ſchon brieflich ausgeſprochen und halte es unter meiner Würde, die Erzählungen Ihrer Verwandten zu berichtigen. Was Ihr verloren gegangenes Concept betrifft, ſo ſammeln Sie Beweiſe gegen mich und treten dann auf, wo und wie Sie wollen; ich werde auch nicht müßig ſein, denn Ihre Worte, daß Jemand durch den Beſitz deſſelben irgend etwas gewinnen könne, haben einen ſeltſamen Verdacht in mein Herz geworfen. Wahrhaftig, Sie können Recht haben. Das Papier muß entwendet worden ſein. Geben wir uns beiderſeitig Mühe, Herr Doktor Plager, den Thäter ausfindig zu machen und, wenn wir ihn gefunden, ihn ohne Schonung zu nennen."

„Ohne Schonung — ja, ohne Schonung, ohne jede Schonung!"

ſchrie der Rechtsconſulent mit kreiſchender Stimme, aufgeſtachelt durch die unerſchütterliche Ruhe ſeines Gegenübers.

„So ſei es,“ bekräftigte der Spanier mit einem wahrhaft großartigen Anſtande in Wort und Haltung. — „Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

Larioz machte ſeinem bisherigen Prinzipal eine tiefe Verbeugung und verließ dann mit hoch erhobenem Kopfe das Zimmer. In der anderen Schreibſtube angekommen, klopfte er dem kleinen Gottſchalk, der wie betäubt da ſaß, da ihm begreiflicher Weiſe von der Scene in der Nebenſtube nicht ein Wort entgangen war, ſanft auf den Kopf und ſagte ihm: „Nach beendigter Arbeitsſtunde kommſt du zu mir, ich habe alsdann mit dir zu reden.“

Hierauf trat der lange Mann in den Gang hinaus und ſchritt feſten Fußes und ohne die geringſte Bewegung auf ſeinem kalten Geſichte zu zeigen, die Treppen hinauf bei ſeiner eigenen Wohnung vorbei nach der ſeines Freundes des Doktor Flecker. Er klopfte an, und es war ihm hierauf ein angenehmes Gefühl, die bekannte Stimme: Herein! rufen zu hören.

Der Armenarzt hatte ſeinen rothcarrirten Schlafrock an, rauchte wie gewöhnlich aus ſeiner langen Pfeife und ſtand in der Mitte des Zimmers, ſeine Peitſche gegen die kleinen Hunde ſchüttelnd, die ſich wahrſcheinlich eines Verbrechens ſchuldig gemacht hatten. Sie ſaßen neben einander unter des Doktors Bettſtelle und blickten mit den klugen Augen unverwandt auf ihren Herrn hin; man hätte ſie für leblos halten können, ſo ruhig hielten ſie ſich, wenn man nicht von Zeit zu Zeit, wo gerade die Peitſche minder heftig geſchüttelt wurde, ein leiſes Anklopfen ihrer wedelnden Schweife an das Holz der Bettlade gehört hätte.

„Item!“ rief der Doktor, nachdem er den Eintretenden freundlich begrüßt, „ihr müßt mir zugeben, ihr Racker, daß ich von jeher bei euch auf Ordnung gehalten habe, und könnt mir nicht vorwerfen, ich habe eure Erziehung vernachläßigt. Jeder hat ſeine Stunde, wo er

zur Thür hinaus gelaſſen wird, und wer ſich danach nicht richtet, iſt ein unordentlicher Kerl oder, in höherer Potenz, ein Schweinemichel. Du, Nero, haſt deine Prügel verdient, und daß deine Strafe die Anderen mit erſchreckt hat, iſt heilſam für eure Erziehung. — Sie werden mir zugeben, lieber Freund," wandte er ſich an den Spanier, „daß ich nicht zu ſtreng bin, denn ich habe dieſen jungen Leuten da unten eine vortreffliche Erziehung gegeben, bin demnach berechtigt etwas von ihnen zu verlangen. Und Ordnung muß ſein. — Freut mich recht ſehr," unterbrach er freundlich den ſtrengen Ton, mit dem er eben geſprochen, „Sie bei mir zu ſehen."

Damit warf er die Peitſche auf das Sopha, ſetzte ſich auf die Lehne deſſelben, und bat den langen Schreiber, den ihm wohlbekannten Armſeſſel einzunehmen.

Don Lariez that alſo, doch ſtatt ein Geſpräch zu eröffnen, faltete er die Hände zuſammen und blickte gedankenvoll vor ſich nieder.

Der Armenarzt, nachdem er den Andern eine Zeit lang betrachtet, ſchüttelte lachend mit dem Kopfe und ſagte alsdann:

„Sie müſſen die Vorfälle des geſtrigen Abends nicht ſo ſchwer nehmen. Zum Henker! es kann jedem ehrlichen Manne paſſiren, daß er einmal eine Nacht auf der Polizei eingeſperrt wird. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß auch ich ein Lied davon zu ſingen vermag, und Sie werden mir zugeben, daß ich darum nicht beſſer noch ſchlechter geworden bin. Item: den Kopf in die Höhe, und wenn Sie was zu beichten haben, friſch weg gebeichtet! — Schön zugerichtet ſind Sie," fuhr er nach einer Pauſe fort, da Lariez die Achſeln zuckte und ſchwieg. „Aber das hat nichts auf ſich. Haut und Fleiſch erhält man umſonſt wieder, ſagte jener Raufbold, und daß Sie Ihr Blut wie ein biderber alter Ritter für irgend eine außergewöhnliche Unſchuld vergoſſen haben, davon bin ich überzeugt. Aber wie zum Henker geriethen Sie denn nach Numero vier der Entenpforte?"

„Das iſt eine lange Geſchichte, lieber Doktor, und ich bin jetzt nicht in der Verfaſſung, ſie Ihnen genau zu erzählen. Glauben Sie

Predigt sei sehr mißfällig und gebe der Gemeinde ein Aergerniß. Zu Hause aber examinirte Madame Stieglitz über den Text der Predigt und über die Lieder, welche die Gemeinde gesungen hatte. Was das erstere anbetraf, so konnte ich ihr den Inhalt des Vortrags immer genau und zu ihrer Zufriedenheit erzählen, mit den Liedern nahm ich es nicht so genau, was ihr auch nicht von großer Wichtigkeit erschien. —

Im Stieglitzschen Hause wurde recht gut gegessen, namentlich aber kamen Sonntags einige Gerichte mehr, sowie auch an diesem Tage Wein getrunken wurde; der Prinzipal leerte seine Flasche mit außerordentlichem Appetit und ward dabei zusehends munterer und freundlicher. Er erlaubte sich einige Späße über den Herrn Specht und die Ladenjungfer, und wenn er es nicht zu arg trieb, was aber auch nicht oft vorkam, so belächelte selbst die Prinzipalin seine Einfälle. Regelmäßig an diesem Tage erschien zum Nachmittags-Kaffee der Prediger unserer Kirche, ein dicker behäbiger Mann von munterem Aeußeren und was die Frömmigkeit anbelangt, vom reinsten Wasser. Weder in seinen Predigten, noch in seinen Reden donnerte er, wie es sonst bei diesen Herren der Fall ist, von einem eifrigen und strengen Gott, der auf Wetterwolken finster daherfahre den Menschen zu züchtigen für die kleinsten Schwächen, die er sich zu Schulden kommen ließe, nein, der Herr Pfarrer

mir aber, daß ich treu dem alten bekannten Spruche blieb: Arm und Herz der Dame!"

„Ja, aber diese Dame!" lachte der Arzt; „es geht Ihnen, wie in dem neuen, aber ebenso bekannten Liede:

Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht.

Und Sie mögen wohl Ihre Ursache haben, sie nicht zu nennen, Freund! Freund! nehmen Sie mir es nicht übel, aber die sämmtlichen Geschichten der letzten Zeit, die Sie mir brockenweise mitgetheilt, der Bund zum Dolche Rubens, die geheimnißvolle Schöne, jetzt Entenpforte Numero vier, das alles kommt mir einigermaßen verdächtig vor, und wenn Sie auch mit gutem Glauben da hinein gehen, so fürchte ich doch, Sie sind in das Netz falscher Menschen gerathen, die Ihren, ich möchte fast sagen: kindlichen Sinn, Ihren Edelmuth mißbrauchen, wo sie können."

„Es gibt allerdings in dieser Welt falsche und treulose Menschen genug," gab Don Larioz nach einem tiefen Seufzer zur Antwort. „Doch glauben Sie mir, Doktor, ich halte die Augen offen, habe aber in der letzten Zeit nur einiges Unglück gehabt." — Er faltete abermals seine Hände und ließ den Kopf auf die Brust herabsinken, während er mit leiser Stimme wiederholte: „Ja, recht viel Unglück gehabt."

Der Armenarzt betrachtete seinen Freund mit einem fast sorgenvollen Blicke, doch klärte sich sein Gesicht zu einem Lächeln auf als er mit Beziehung sagte: „So gewiß Sie aber der unglücklichste Ritter sind, so gewiß ist Dulcinea das schönste Weib auf Erden."

„Das ist sie, Doktor! bei Gott, das ist sie!" gab der Spanier zur Antwort, indem er den Kopf erhob und sein trübes Auge aufflammte. „Sie ist das schönste, aber auch das jammervollste Weib auf Erden, wenn sie auch nicht gerade Dulcinea heißt."

Als er das Letztere sprach, spielte ein unendlich glücklicher Zug um seinen Mund. Darauf fuhr er mit der Hand über die Stirn, strich sein struppiges Haar in die Höhe und sagte dann mit hellerem Tone:

„Aber laſſen wir das jetzt gut ſein, mein lieber Freund! Es ſind nicht die Vorfälle des geſtrigen Abends, welche mich hieher geführt und die mir Kummer verurſachen, es ſind vielmehr die Vorfälle des heutigen Morgens.“

Doktor Flecker blickte den langen Schreiber erſtaunt und fragend an.

„Ich erzählte Ihnen,“ fuhr dieſer mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe fort, „von dem Briefe, den ich mich veranlaßt ſah, vor einiger Zeit an meinen bisherigen Prinzipal zu ſchreiben; er wollte indeſſen meine Entlaſſung nicht annehmen, und ſo blieb ich denn in ſeinen Dienſten bis vor einer halben Stunde.“

„Und jetzt haben Sie Ihre Schreibſtube wirklich verlaſſen?“ fragte der Armenarzt mit ernſtem Blicke.

„Für immer, — nachdem ich aufs gröblichſte beleidigt worden; — nachdem man mich wie einen Buben behandelt, nachdem man eine entſetzliche Beſchuldigung gegen mich ausgeſprochen.“ — Bei dieſen Worten zitterte ſeine Stimme, und er drückte mit den Händen faſt die Lehnen des Armſeſſels zuſammen, auf welchem er ſaß. „Eine Beſchuldigung gegen mich — Don Larioz, gegen einen Spanier von edler Familie, gegen einen Mann, der — ich kann es mit gerechtem Stolze ſagen — die Treue ſelbſt war, der ſeinem Herrn gedient mit beſten Kräften, mit redlichem Willen, freilich nur mit der Feder, aber ohne Furcht und Tadel.“

Der Doktor ließ ſich langſam von der Lehne des Sopha's auf den Sitz hinab gleiten; ja er ſtellte ſeine Pfeife in die Ecke, ehe er ſagte: Sie ſehen mich aufs höchſte überraſcht, erſtaunt. Ich verſtehe in der That nicht, von welcher Art von Beſchuldigung Sie eigentlich reden.“

„Mein ehemaliger Prinzipal, Doktor Plager,“ verſetzte der Spanier ſehr gemeſſen und langſam, „vermißt ein Papier, das allerdings auf unerklärliche Weiſe verſchwunden iſt, ein Papier, in gewiſſen Händen von Wichtigkeit, mit Einem Worte: das Concept zum Teſtament des Grafen von Helfenberg.“

„Ah!“ machte der Armenarzt.

„Was könnte mir an dieſem Concepte liegen?“ fuhr Don Larioz faſt heftig fort. „Und doch beſchuldigte er mich mit einfachen Worten, von dem Verſchwinden dieſes Papieres Kenntniß zu haben. Iſt das nicht unerhört?“

„Das iſt allerdings unerklärlich und tief verletzend für Sie. Aber Sie werden ihn mißverſtanden haben; er ſprach wohl im Eifer Dies und Das, und Sie, aufgeregt, wie Sie nun einmal waren, entnahmen aus ſeinen Worten das Schlimmſte für ſich.“

„Seine Worte waren klar und deutlich,“ ſprach Larioz, indem er die Augenbrauen finſter zuſammen zog; „ſo deutlich, daß, wenn er bei jener Scene nicht noch mein Prinzipal geweſen wäre, der überhaupt nur die Feder zu führen verſteht, ich auf anderem Wege Rechenſchaft und Genugthuung von ihm verlangt hätte. — Doch davon ſpäter. Glauben Sie mir, lieber Freund, ich war weder aufgeregt noch unaufmerkſam. Er beſchuldigte mich mit deutlichen Worten; in ſeinen Augen bin ich ein gewöhnlicher, ganz gemeiner Dieb.“

Der Spanier ſprang ſo haſtig in die Höhe, daß die kleinen Hunde, welche ſchmeichelnd näher geſchlichen waren, voll Schreck unter das Bett zurückfuhren und von dort her ihren Unmuth durch lautes Gebell kund gaben; dann trat er ans Fenſter, legte die Stirn an die Scheiben und blickte in den ſonnigen Tag hinaus.

„Wollt ihr ſchweigen, verdammte Beſtien!“ rief der Armenarzt, der innerlich froh über dieſe kleine Unterbrechung war, den Thieren zu. „Wollt ihr euer Gekläffe laſſen, ungeregeltes Volk! — Ja, das iſt allerdings über alle Beſchreibung,“ wandte er ſich hierauf an den langen Mann. „Da kann ich Ihnen nicht übel nehmen, wenn Sie die Schreibſtube augenblicklich verließen. Aber was denken Sie von der ganzen Geſchichte? Sollte das Papier in der That nicht verlegt worden ſein?“

„Das iſt unwahrſcheinlich; wir haben auch alle Orte, wo es ſein könnte, aufs Genaueſte unterſucht. Daß er es in jene Mappe gelegt, und ſogar in meinem Beiſein, das muß ich zugeben.“

„Und kannten Sie den Inhalt des Conceptes?“

„Er theilte mir Einiges daraus mit, was aber für mich ohne alles Intereſſe war.“

„Waren es Legate?“

„Ich glaube ſo.“

„Nannte er Namen?“

„Wenn ich nicht irre, ja. Da jedoch, wie ſchon bemerkt, die ganze Sache für mich ohne alles Intereſſe war, ſo achtete ich nicht darauf und habe die Namen, die er mir genannt, völlig vergeſſen.“

Der Doktor war dicht vor ſeinen Freund hingetreten, hatte einen der Knöpfe von deſſen Rock gefaßt und drehte ihn zwiſchen den Fingern, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas ſprach, wofür er große Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen wollte.

„Wenn das verlorene Concept,“ ſagte er, „wie Sie vorhin bemerkten, für Jemand von Intereſſe ſein kann, ſo iſt es nur für eine Perſon, die in dem Teſtamente bedacht war, und deßhalb wäre es von großer Wichtigkeit, wenn Sie im Stande wären, ſich des Namens einer ſolchen Perſon zu entſinnen. Strengen Sie Ihr Gedächtniß an und erinnern Sie ſich irgend einiger Worte des Advokaten, mit denen er Ihnen von dem Concepte redete.“

Don Larioz legte nachſinnend die Hand an die Stirn, während ihm der Doktor mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuſchaute und dabei ſagte: „Sprach er vielleicht von lachenden Erben, von einem entfernten Verwandten oder ſo etwas? Beſinnen Sie ſich, es iſt viel daran gelegen.“

„Das Einzige, was mir erinnerlich,“ verſetzte der Schreiber nach längerem Nachdenken, „iſt, daß er von Freunden des Grafen ſprach, namentlich von einem, bei dem das ausgeſetzte Legat wie ein Tropfen Waſſer auf den heißen Stein ſeiner Schulden fallen werde. — Ja, das waren ſeine Worte. Auch meinte er, die Legatarien würden viel darum geben, wenn ſie von den Legaten Kenntniß erhalten könnten.“

„Nannte er die Namen Fremont oder Tondern?“ fragte haſtig der Armenarzt.

„Ich glaube wahrhaftig, das waren die beiden Namen, die er genannt,“ gab der Andere eifrig zur Antwort.

„Oh, oh,“ rief der Doktor, indem er den Knopf ſeines Freundes losließ, haſtig im Zimmer auf und ab ſchritt und mit den Händen geſtikulirte wie Jemand, der ſeine Augen zu Hülfe nimmt, um ſich eine Sache, über welche er nachdenkt, zurecht zu legen und klar zu machen. „Ja, ja, Tondern und Fremont,“ murmelte er; „die Beiden waren an jenem Abende auch da; ich ſah wohl ihre ſeltſamen Geſichter, als ſich das Teſtament als ein myſtiſches erwies. — Dieſer Tondern, ein lockerer Geſelle, ein anrüchiger Charakter, das weiß Niemand beſſer als ich. Wo habe ich ihn doch neulich geſehen? — Richtig! bei einem Polen, zu dem man mich rief. Ja, bei jenem Polen, der ein ebenſo verdächtiger Kerl iſt wie der Herr von Tondern. — Gleich und gleich geſellt ſich gern; das kann mir Niemand abſtreiten. — Apropos,“ wandte er ſich an Don Lariog, indem er plötzlich vor demſelben ſtehen blieb, „Sie haben doch gewiß von einem Grafen Czrabowski gehört?“

„Ob ich von ihm gehört habe!“ antwortete lächelnd der Spanier.

„Dieſer ſogenannte Graf iſt ein Bekannter des Herrn von Tondern und ſoll ja, wie man hört, die Schwägerin Ihres früheren Prinzipals heirathen. Sie werden mir zugeben, lieber Freund, daß das ein kleiner Lichtſtrahl iſt.“

„Eine ganze Illumination,“ ſagte feierlich der lange Schreiber, während er ſeine Hand gewichtig auf den Arm des kleinen Arztes legte. „Dieſer Czrabowski iſt es, auf den mein Verdacht fiel, ehe ich noch wußte, daß er mit Leuten wie Herr von Tondern, die im Teſtamente bedacht ſind, in Verbindung ſtehe. Sie wiſſen, unſere Bureaux ſind gut verſchloſſen, ein Einbruch hätte bemerkt werden müſſen, und was ſoll auch ein gewöhnlicher Dieb mit den Papieren machen? Dieſer Czrabowski aber,“ ſagte er in ſehr langſamem und

gewichtigem Tone, „war an mehreren Abenden in der Schreibſtube des Doktor Plager unter Umſtänden, welche ihm geſtatteten, ein ganzes Dutzend Concepte mit gehöriger Ruhe auszuſuchen und zu ſich zu ſtecken.“

„Der Teufel!“ ſagte erſtaunt der Armenarzt. „Woher wiſſen Sie das?“

„Ich weiß es und kann es nöthigenfalls beweiſen,“ erwiderte Larioz mit einem Ausdrucke, der dem Anderen deutlich ſagte, er könne oder wolle ſich jetzt nicht näher erklären.

„Sie werden mir zugeben, lieber Freund!“ rief der Doktor händereibend aus, „daß uns das in dieſem Labyrinthe vor uns einen feſten Faden in die Hand gibt. Laſſen Sie mich ihn ergreifen, und ich getraue mir faſt einen Ausweg zu finden. Nicht wahr, Sie wollen mich gewähren laſſen?“

Der Spanier nickte mit dem Kopfe.

„Was Ihre anderen Sachen anbelangt,“ fuhr der kleine Doktor launig fort, „ſo folgen Sie meinem Rath und bemühen ſich, die Dinge um ſich her mit nüchternen Blicken zu betrachten. Ihr Streben, den Unglücklichen zu helfen, den Bedrängten beizuſtehen, iſt jedenfalls ſehr lobenswerth; doch beherzigen Sie die alten vortrefflichen Sprichwörter: Was dich nicht brennt, das blaſe nicht — kehre vor deiner eigenen Thür, und wo es dich nicht juckt, da kratze auch nicht. Es gibt viele Menſchen, die wollen gar nicht, daß man ihnen hilft; auch iſt die Zeit vorüber, wo Sie auf das Geſchrei einer Jungfrau, die eingeſchloſſen in ihrem Kämmerlein ſitzt, mit Schild und Schwert herbeieilen können, um ihre Verfolger zu Boden zu werfen. Leider gibt es in unſeren verderbten Tagen bedrängte Damen genug, denen es gar nicht lieb iſt, wenn man ſie aus ihrer Bedrängniß errettet, und die dem Helfer des Teufels Dank dafür wiſſen. Geben Sie mir zu, daß ich in dieſen Punkten Recht habe, und laſſen Sie ſich auch nicht ſo tief mit jener Rotte Korah ein, die im Reibſtein ihr Weſen treibt.“

Don Lariez ſchaute mit einem ſchwärmeriſchen Blicke zum Fenſter hinaus, und ein mitleidiges Lächeln ſpielte über ſeine Lippen, als der Andere ſo ſprach. — „Sie ſind eine andere Natur, lieber Doktor," gab er alsdann zur Antwort, „und verſtehen den Drang nicht, der in der Bruſt eines ritterlichen Mannes liegt, den Bedrängten und Hülfloſen beizuſtehen, wo es möglich iſt — oder, um mich anders auszudrücken, Sie verſtehen dieſen Drang wohl, wenden ihn aber auf Ihre eigene Art an. Auch Sie ſuchen ja Nothleidende und Kranke auf, pflegen ſie, lindern ihre Leiden und thun daſſelbe, was auch ich mir zum Lebensziel vorgeſteckt, nur mit anderen Mitteln. Sie heilen mit zarten Salben und milden Latwergen, Sie bekümmern ſich um die Wirkungen — ich habe es mit den niederträchtigen Urſachen zu thun; Sie ſpenden den Bedrängten Troſt, ich ſuche den Bedränger ſelbſt zu vernichten, und dabei iſt Ihr Streben gewiß nicht minder groß und edel als das meinige. Ich habe ſchon oft gedacht," ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, „ob es nicht beſſer wäre, in Ihre Fußſtapfen zu treten und, über Ihr Wirken noch hinaus gehend, mich als büßender Bruder und Krankenwärter in irgend ein Lazareth aufnehmen zu laſſen. Auch das wäre eine herrliche Beſtimmung, ein ſchöner Beruf, in dem man viel Gutes ſtiften könnte." —

Als der Spanier ſo ſprach, blitzte ſein Auge, und er blickte mit einem unbeſchreiblich gutmüthigen Ausdrucke über Dächer und Schornſteine hinweg in die weite blaue Ferne, wobei er dann nicht bemerkte, daß ihn der Doktor faſt wehmüthig anſah und mitleidig den Kopf ſchüttelte. — „Leider kann ich ja nicht zu Pferde," fuhr er fort, „wie ich wohl möchte, mit Schild und Lanze, tapfer zerhauen all die Ketten und Bande, womit ein Menſch den anderen zu knechten ſucht."

„Das können Sie in der That nicht," entgegnete der Armenarzt. „Darum iſt es vor der Hand beſſer, Alles beim Alten zu laſſen, und wenn Sie mir wohl erlauben, zu bemerken, daß es überhaupt thunlich iſt, die Träumereien zu laſſen und uns mit der reellen Gegenwart

zu beſchäftigen, ſo werden Sie mir auch Recht geben, wenn ich Ihnen als Arzt ſage, daß es nicht übel wäre, Ihr zerſchundenes Geſicht hier und da mit Bleiwaſſer anzufeuchten. Auch wird ein fleiſchfarbenes engliſches Pflaſter auf Ihrer bläulichen Naſe von ſehr gutem Effekt ſein. Was die Geſchichte mit dem verlorenen Concept anbelangt, ſo macht es mir Freude, dieſelbe in die Hand zu nehmen; es iſt mir gerade, als kämen wir da an ein ganzes Neſt von Schlechtigkeiten. Ich will es aufſuchen und, wenn ich es gefunden, Sie zur Beſtrafung der Schuldigen herbeirufen."

„Ohne Schonung!" murmelte der Spanier, und darauf biß er die Zähne feſt auf einander.

„Wer weiß," ſagte der Doktor, „ob Sie im Verlaufe dieſer Geſchichte nicht ſogar Ihren langen Stoßdegen gebrauchen können!"

„Das bewillige mir Gott und San Jago!"

Beide ſchüttelten ſich die Hände und Don Lariez verließ das Zimmer.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Eugenie und die Freunde.

In den Gärten der Stadt, in welcher unsere wahrhaftige Geschichte spielt, fing man an, die winterlichen Hüllen, womit zahlreiche weiche Pflanzen und sehr viele Bäume vor dem Froste geschützt wurden, nach und nach aufzulockern und wegzunehmen. Rhododendron und Achilleen, auch Magnolien streckten zwischen den halb entfernten Strohdecken ihre schwellenden Knospen in die schon recht warme Luft hinaus und schienen nach langem Schlafe frisch und munter aufzuathmen. Die Fenster der Frühbeete und Glashäuser wurden, wenigstens für die Tagesstunden, überall entfernt, und wo nun der Sonnenstrahl zwischen die grünen Blätter der Geranien, Heliotropen, Betunien und wie all die Pflanzen heißen mögen, behende durchschlüpfte, um auch im hintersten Winkel der Häuser nach seinen Kindern zu sehen, da brachte er zugleich mit einem sanften, angenehmen Luftzuge ein behagliches Flüstern hervor, und die älteren Pflanzen erzählten dem Nachwuchs, daß jetzt bald die Zeit komme, wo sie ihr junges Leben genießen würden, wo man sie nicht mehr hinter Glas und Strohdecken hielte, wo sie in die duftende freie Erde hinaus kämen, um ihre Wurzeln auszubreiten und schöne, farbige Blüthen hervor zu zaubern. Den Jungen schauerte es ordentlich vor Vergnügen, als sie von all

dem Herrlichen erzählen hörten, von warmer, würziger Luft und von friſchem, kühlendem Regen, vom Himmel herab oder aus der Gießkanne, und ſie lauſchten dabei aufs aufmerkſamſte all dieſen Wundern, von denen die Alten erzählten, und hofften auch ſo glücklich zu ſein, wie dieſe, und von ihren farbigen Blüthen abgeben zu dürfen, um den Buſen eines ſchönen Menſchenkindes damit zu ſchmücken.

Aber nicht nur Pflanzen und Bäume warfen ihre Glas- und Strohmäntel ab, auch die Menſchen ſchälten ſich aus den dicken Pelzen und Paletots heraus und waren ordentlich froh, endlich wieder einmal von der natürlich gewärmten Luft gefächelt zu werden.

Mit beſonderer Luſt erfreute ſich der Portier des gräflich Helfenberg'ſchen Hauſes, Meiſter Jonathan, des außerordentlich angenehmen Wetters, das als Vorbote des Frühlings gekommen zu ſein ſchien, die Menſchheit auf künftige beſſere Tage vorzubereiten. Der dicke Mann hatte ſeine ſchwere, mit Pelz verbrämte Umhüllung an den Nagel gehängt und ſtand im leichten, einfachen Livreerock an ſeiner Glasthür, wo er die große Treppe des Hauſes und zugleich den Thorbogen im Auge hatte. Er zog die Luft in vollen Athemzügen an ſich und behauptete gegen den Bereiter Seiner Erlaucht, der neben ihm am Eingange lehnte, er fühle ordentlich, wie ihm das ſtärkend bis ans Herz dringe.

„Begreife einer die Menſchen!“ ſagte er; „da laſſen ſie ſich den Leib vollpfropfen mit allerhand Pulvern, Latwergen, mit des Teufels Mixturen und haben doch die beſten Heilmittel für alle ihre Leiden umſonſt und ungemiſcht, wo ſie nur die Naſe hinſtrecken mögen. Ich kann Sie verſichern, Luft und Waſſer ſollten eigentlich die einzige Medicin ſein, die ein vernünftiger Menſch zu ſich nimmt.“

„Ich für meinen Theil,“ antwortete der Bereiter, indem er behaglich an ſich nieder ſah, dann auf ſeine hochgewölbte Bruſt klopfte, „brauche auch bei einem allenfallſigen Unwohlſein nie etwas Anderes als kaltes Waſſer und friſche Luft. Ein Bad im Fluſſe und darauf ein Bad in freier Luft, das iſt außerordentlich ſtärkend. Sie aber,

Sproßer ſprach nur von der unendlichen Güte und Barmherzigkeit des höchſten Weſens, die im Staube tief anbetend mit zerknirſchtem Gemüth umſomehr verehrend anzuerkennen ſei, als die Verderbtheit des ganzen Menſchengeſchlechts eine ſo hohe Stufe erreicht habe. „Wenige, wenige," ſagte er, „winden ſich aus der finſteren Schaale der Sünde, die Geiſt und Leib befangen hält, hinaus unter Beten und Trachten ans reine Licht, daß ein Strahl der Gnade auf ſie falle." —

Bei dieſen Kaffee's wurden nun vom Pfarrer Sproßer und dem Herrn Specht die lieblichſten Reden geführt, und wie es mir ſchien in beſonderer Beziehung auf mich und die Ladenjungfer, in deren Innerem, ſowie in dem meinen der vorhandene Funke der Gnade unter ſündhafter Aſche zu erſticken drohte. Der Prinzipal zog ſich gewöhnlich nach der Ankunft des Pfarrers in ſein Zimmer zurück und oft ſchaute ihm derſelbe mitleidig nach und ſagte ſeufzend: „ein armer Mann." Die Prinzipalin horchte wohl auf die Reden des Pfarrers und ihres Buchhalters, ſuchte aber das Geſpräch meiſtens ins Praktiſche hinüber zu ſpielen und ſprach von den Verhältniſſen der Gemeinde und von gewiſſen frommen Armen, die reichlich von ihr unterſtützt wurden.

Nachdem ſich der Pfarrer Sproßer entfernt hatte und die Kaffee-Stunde beendigt war, gab mir die Prinzipalin zu meinem größten Vergnügen einen Urlaub bis

Meister Jonathan, nehmen doch schon zu anderen Mitteln ihre Zuflucht, denn häufig habe ich den Winter die Camillen-Theekanne auf Ihrem Ofen stehen sehen, und dem Boonecamp of Maag-Bitter sind Sie auch nicht abhold."

„Das thut unsere verderbte Natur," versetzte der dicke Portier, indem er die Unterlippe vorschob, „besonders aber, daß wir in der Jugend unseren Magen an dergleichen Getränk gewöhnt. Hätte ich Kinder, ich ließe alle ihre Krankheiten mit Luft und Wasser kuriren; darauf können Sie sich verlassen. Am Ende ist Camillenthee und Maag-Bitter auch etwas ganz Ungekünsteltes und unter die Hausmittel zu rechnen, und da mir, wie gesagt, Wasser und Luft leider nicht mehr recht dienen wollen, so kann ich dagegen mit Stolz sagen, daß ich von allem Gebräu der Apotheke gänzlich fern geblieben bin und an mir und an Bekannten schon die glänzendsten Kuren mit Hausmitteln gemacht habe. Ich sage Ihnen, es geht nichts über Hausmittel." — Er dämpfte seine Stimme und legte die rechte Hand an den Mund. „Ja, Freund, ich habe Kuren gemacht und bei Kuren mitgeholfen, wenn ich davon sprechen wollte, Sie würden Ihr blaues Wunder hören. O Hausmittel, nichts über Hausmittel! — Man sollte dem Manne, der das erste Hausmittel angewandt hat, ein Denkmal setzen; ich zahlte gern meinen Thaler dazu. — Was bringt unseren guten Herrn, den Gott erhalten und stärken möge, so wunderbar wieder auf die Beine? — Hausmittel."

„Wozu Sie auch wohl gerathen haben, Meister Jonathan?" sagte der Bereiter mit einem pfiffigen Lächeln.

„Davon spricht man nicht," entgegnete der Portier; „genug, das Resultat ist da und durch Anwendung der einfachsten Hausmittel erreicht. Glauben Sie mir, ich habe einen ungeheuren Respekt vor diesem kleinen Doktor Flecker. Ein Capitalkerl, und gibt sich gar nicht so das Ansehen wie die anderen, als habe er den Verstand löffelweise gegessen und sei es ihm deßhalb ein Leichtes, ihn auch löffelweise wieder von sich zu geben. Der behandelt Sie spielend, ohne über-

mäßig viel an den Puls zu greifen oder Sie jeden Augenblick zur Fratze zu machen, indem er Sie die Zunge herausſtrecken läßt. Er ſagt: Bon jour Meiſter Jonathan, wie geht's? wir ſchlafen nicht ordentlich? — Ja wohl, Herr Doktor, ſage ich. Wir haben keinen Appetit. — Uebelkeiten? — So iſt's. — Pumps dich! habe ich einen Camillenthee, höchſtens etwas Senfteig unter die Füße. Das iſt gerade ſo wie der Weck auf dem Laden; ich ſage Ihnen, der Mann taxirt niemals an Einem herum."

Damit ſtieß Jonathan den Bereiter mit dem Knöchel ſeiner rechten Hand freundſchaftlich auf die Bruſt, wahrſcheinlich um denſelben zu einer Anerkennung der Verdienſte des Doktor Flecker zu vermögen, die auch nicht ausblieb, denn der Bereiter gab kopfnickend zur Antwort: „Ja, ein vortrefflicher Arzt, das iſt nicht zu läugnen. Wenn es bei mir einmal etwas zu flicken geben ſollte, ſo wende ich mich an keinen anderen."

Der dicke Portier hatte ſeine Hände auf dem Rücken vereinigt, ſchob ſeine Unterlippe vor und wiegte den ſchweren Kopf auf und nieder.

„Mit dem gnädigen Herrn," ſagte er alsdann, „war es Matthäi am Letzten; ich ſage Ihnen, man konnte ſehen, wie ſein Lebenslicht immer ſchwächer brannte, und ich dachte oft daran, daß es endlich ganz erlöſchen müſſe. Und was hat der arme Herr nicht alles gebraucht! Welche Medicinen, Bäder, von allen möglichen Aerzten verſchrieben! Und gerade, daß wir damals mit dieſen Aerzten verkehren mußten, iſt wohl daran ſchuld, daß ich das ganze Geſchlecht derſelben haſſen gelernt."

Er ballte bei dieſen Worten ſeine Fauſt und drohte ſtill vor ſich hin. — „Zu Zweien und Dreien waren ſie oftmals droben und hielten für des Herrn Grafen ſchweres Geld Conſultationen. Glauben Sie aber, daß ſie die Wahrheit ſagten, um die Seine Erlaucht ſie dringend bat? Nicht ein Einziger, das kann ich Sie verſichern. Oben in den Zimmern ſprachen ſie voll Hoffnung und voll Ueberzeugung vom

Gelingen einer neuen Kur; auf der Treppe aber, da zuckten sie mit den Achseln und meinten: natürlicher Weise kann da Alles nichts mehr helfen; da geht so ein junger Herr her, vergeudet seine Lebenskraft — so sprachen sie — und meint dann, das ließe sich alles wieder herstellen. So waren Alle einig über den Grund der Krankheit Seiner Erlaucht, lächelten hochmüthig, wenn unser eins sich eine schüchterne Frage oder Einrede erlaubte. Wissen Sie, das hat mich oft geärgert, wenn sie so händereibend vor mir standen, mit hoch erhobener Nase, und mit dem gewissen Lächeln zu einander sagten: es ist das und das Uebel, wir können uns darin nicht irren. — Ja, prosit die Mahlzeit! und sie haben sich doch geirrt."

„Nicht wahr," meinte der Bereiter beistimmend, indem er mit dem Kopfe nickte, „man spricht von einer Vergiftung?"

„Man denkt nur so etwas," versetzte wichtig der alte Portier; „aber man spricht nicht gern darüber. Wenn das Uebel aber da liegt, was ich, unter uns gesagt, zuversichtlich glaube, so ist dem der kleine Armenarzt zuerst auf die Spur gekommen und hat die Krankheit da angegriffen, wo sie allein zu bewältigen ist."

„Durch Hausmittel?" fragte lächelnd der Bereiter.

„Durch Hausmittel!" erwiderte bestimmt der Andere, „Wassertrinken, frische Luft, Kräuterbäder, namentlich das Letztere. Ich sage Ihnen, oft duftet es droben in den Zimmern, wie in einem Walde zur Zeit des gesegneten Monats Mai, wenn es geregnet hat."

„Dem mag nun sein, wie ihm will, so ist das nicht abzusprechen, daß Seine Erlaucht sich seit den letzten Monaten wie durch Zauberkraft geändert hat. Ist er doch gestern wieder im Reithause zu Pferde gestiegen! Meister Jonathan, ich bin ein alter Soldat, aber mir trat das Wasser in die Augen, als mir Seine Erlaucht mit einem so unaussprechlich freudigen Blicke sagte: Ich glaube wahrhaftig, es geht wieder. Und es ging in der That wieder so, daß die Stalleute, die dabei standen, Maul und Nase aufsperrten. Natürlich fehlte noch viel

gegen früher, doch muß ich Ihnen geſtehen, daß ich erſt beim Anblicke des Herrn zu Pferde wieder wirkliche Hoffnung gefaßt habe.“

„Und wie er die Treppen ſteigt!“ meinte der Portier mit leuchtendem Blick; „ja, das iſt was ganz Anderes als im vergangenen Herbſt. Seht, wenn mir unſer Herrgott in meinen alten Tagen noch einmal die Freude gäbe, das erlauchte Haus im alten Glanz und in der alten ſo nothwendigen Pracht erſtehen zu ſehen, nur auf kurze Zeit die Freude ließe, dann wollte ich meinen Amtsſtab mit Freuden für immer in die Ecke ſtellen. — Jetzt aber,“ unterbrach er ſich plötzlich, indem er ſich lauſchend in den Thorweg vorbeugte, „wollen wir ihn zur Hand nehmen, denn mein geübtes Ohr ſagt mir, daß Beſuch kommt.“

Bei dieſen Worten griff er nach ſeinem Stocke, der hinter ihm am Treppengeländer lehnte und der heute ein viel leichterer war als noch vor kurzer Zeit, wo Jonathan bei dem dicken Pelzüberwurfe eine förmliche ſilberne Keule zu tragen pflegte. Er verſtand es, Unterſchiede zu machen.

In Betreff des ankommenden Beſuches hatte er ſich nicht geirrt; denn ſchon nach wenigen Augenblicken ſchoſſen ein paar flüchtige Pferde unter den Thorbogen, und der Kutſcher auf dem Bock des kleinen Broughams, der herein rollte, ließ ſeine Thiere im ſcharfen Trabe gehen bis an die Treppe, um dieſelben dort kurz und elegant zu pariren, wobei er freundlich lächelte, und ſowie der Wagen ſtand, den Knopf ſeiner Peitſche auf den rechten Schenkel aufſtützend, regungslos ſitzen blieb und nur ſein gekniffenes rechtes Auge Meiſter Jonathan, ſowie dem Bereiter einen freundlichen Gruß ſpendete.

Baron von Breda ſprang aus dem Wagen, und das Zurücktreten des Portiers, ſowie deſſen tiefe Verbeugung ſagten ihm ohne Frage und Antwort, daß Graf Helfenberg zu Hauſe ſei. Ehe er aber die Treppen hinaufſtieg, wandte er ſich an den Bereiter mit der Frage, wie die geſtrige Tour im Reithauſe abgelaufen ſei.

Während der Stallmeiſter Seiner Erlaucht dem genauen Freunde

desſelben und trefflichen Reiter und Pferdekenner hierüber einen weit genaueren und umſtändlicheren Bericht erſtattete, als er vorhin Meiſter Jonathan gegeben, erſuchen wir den geneigten Leſer, mit uns die Treppen hinan zu eilen, um einen Augenblick vor dem Baron von Breda im Schreibkabinette des Hausherrn anzukommen.

Hier war das große Fenſter weit geöffnet, und Sonnenglanz drang mit angenehmer warmer Luft in das Zimmer. Graf Helfenberg ſtand an ſeinem Schreibtiſche, auf welchen er leicht die rechte Hand geſtützt hatte, und ſeine ganze Haltung zeigte an, daß es ihm ungleich weniger Mühe mache, ſelbſt ohne Stock ſogar längere Zeit aufrecht zu ſtehen, als noch vor wenigen Wochen. Auch hatte ſein Geſicht einen ganz anderen Ausdruck angenommen; ſeine immer noch etwas ſchlaffen, bleichen Züge drückten nicht mehr gänzliche Hoffnungsloſigkeit aus, ſie ſprachen nicht mehr von dem Ende eines gewaltſam zerſtörten Lebens, ſie zeigten nicht mehr jenes erſchreckende unheimliche Muskelſpiel, deſſen Eindruck noch erhöht wurde durch die fieberhaft leuchtenden Augen — nein, dieſe Züge waren ruhiger geworden, ſie gaben das Bild eines Mannes, der lange an einer ſchweren Krankheit darnieder gelegen, gänzlich aufgegeben, der nun aber auf einmal wieder empfindet, daß doch noch eine Heilung für ihn möglich ſei, und auf deſſen Geſicht ſich dieſes wonnige Gefühl in neu erwachter Hoffnung rührend ausſpricht. Seine Lippen zuckten nicht mehr, wie ſie das früher gethan, ſie waren leicht geöffnet, hatten ſich wieder ſanft geröthet und zeigten, was ihm allein noch von der Friſche und dem Glanze der Jugend übrig geblieben war — ſeine herrlichen Zähne. Auch die Augen hatten, wie ſchon bemerkt, jenen Glanz verloren, der, ein Beweis von fieberhafter Aufregung, erſchreckte und faſt unerträglich wurde, wenn der Graf längere Zeit über etwas mit Intereſſe ſprach. Daß der Stock, auf den er ſich bis jetzt bei jedem Schritte geſtützt, nicht mehr neben dem Tiſche, ſondern in einer entfernten Ecke lehnte, war ebenfalls ein gutes Zeichen.

Der Jäger Klaus ſtand vor ſeinem Herrn und ſchien ihm gerade

etwas berichtet zu haben, was dieſem wichtig genug erſchien, um in geſpannter Aufmerkſamkeit einen Schritt näher zu treten.

„Nun," ſagte er, „wie ich aus Erfahrung weiß, hat es immer etwas ganz Beſonderes zu bedeuten, wenn ſich Herr François bei dir ſehen läßt. Iſt's nicht ſo?"

„Ja, Erlaucht, es war immer ſo — und auch dieſes Mal wieder," ſetzte Klaus zögernd hinzu.

„So laß hören. Viel Gutes wird es nicht geweſen ſein; denn wenn der Italiener redſelig wird, wie du mir ſagſt, daß er geweſen, ſo hat er eine Abſicht dabei. Sonſt iſt dieſer Kerl verſchloſſen wie ein Grab."

„Er kam alſo zu mir," berichtete der Jäger, „erkundigte ſich nach dem Befinden Eurer Erlaucht, ſprach über Dies und Das, erwähnte auch des Hauſes des Barons von Breda, und dabei des gnädigen Fräulein Eugenie."

Die Stirn des Grafen verfinſterte ſich, als er kurz fragte: „Und was wußte er über ſie?"

„Es war eigenthümlich," gab Klaus lächelnd zur Antwort, „daß, ſo redſelig auch François vorher war, er nun mit einem Male zurückhaltend wurde, ſo wie er die junge Dame genannt hatte."

„Maske!" ſagte der Graf. „Und alsdann nahmſt du das Geſpräch auf?"

„Allerdings nahm ich es auf; ich ſagte, wie leid es mir thue, das liebe Fräulein nicht mehr zuweilen zu ſehen; wie alle ſo dächten, die das Glück hätten, in ihrer Nähe verweilen zu dürfen, wie es jetzt bei den Eltern des Fräulein Eugenie ſo einſam ſein müſſe und wie das ſtille Haus des Herrn Baron von Breda jetzt gewiß nicht mehr zu kennen ſei, ſeit ſich das gnädige Fräulein dort befinde."

„Nun?" ſprach faſt ungeduldig der Graf.

„François gab alles das zu, er war des Lobes der jungen Dame voll, und ſagte: Man könnte den Mann in Wahrheit glücklich ſchätzen, der ihre Hand erhalten würde."

„So, so? Und darauf gingst du ein?“

„Natürlicher Weise. Ich meinte, das gnädige Fräulein sei doch noch zu jung, um schon ans Heirathen zu denken. — Euer Erlaucht werden mir verzeihen, aber ich erzähle gerade so, wie es war und wie wir unter uns zu sprechen pflegen.“

„Das hoffe ich,“ gab Graf Helfenberg zur Antwort und setzte dann hastig und augenscheinlich mit großem Interesse hinzu: „Du sagtest also, Eugenie sei noch zu jung zum Heirathen; nun —?“

„Darauf lächelte François auf seine seltsame Weise und meinte, das fänden gewisse andere Leute durchaus nicht.“

„Gewisse andere Leute — wen meinte er damit?“

„Die Namen ließ er mich lange vergeblich errathen.“

„Du wirst sie mir aber hoffentlich in kürzerer Zeit sagen!“

„Er nannte den Herrn von Tondern, der —“

„Bah! was will der Tondern!“ rief der Graf mit Geringschätzung.

„Verzeihen Erlaucht, er nannte den Herrn von Tondern, der im Auftrage des Herrn Baron von Fremont bei der gnädigen Frau von Braachen gewesen sei und —“

„Ah! Fremont, das ist schon etwas mehr, aber auch nicht viel.“ — Der Graf schlug die Arme über einander und wandte sich dem Fenster zu, wo er eine Zeit lang tief nachdenkend in die Gegend hinausblickte, dann schüttelte er mit dem Kopfe und sagte, indem er sich an den Jäger wandte: „Freund Klaus, mir scheint, der listige Italiener hat dir ein Mährchen aufgebunden; ich glaube von der ganzen Geschichte nicht ein Wort. Verstehe mich wohl,“ setzte er hastig hinzu, als er bemerkte, wie ihn der alte Diener erstaunt, fast betrübt anschaute, „ich meine, daß François dir, zu Gott weiß welchem Zwecke, diese gewiß falschen Neuigkeiten mitgetheilt. — Glaubst du nicht auch,“ fragte er dringend, „daß der Kammerdiener seine Gründe haben könnte, von einer derartigen Verbindung zu fabeln?“

„Dazu könnte er vielleicht seine Gründe haben,“ erwiderte der

Jäger nach einer Pauſe; „aber ebenſo gut könnte er einen Zweck damit verbinden, mir von einer wirklichen Thatſache zu ſprechen. Was er in dieſem Falle erreichen will, kann ich nicht errathen; daß aber François mich nicht ohne Abſicht in ſein Vertrauen zog, wiſſen Euer Erlaucht beſſer als ich."

„Das iſt richtig," verſetzte Graf Helfenberg, nachdem er einen Augenblick nachgedacht. „Dieſer Menſch hat noch nie etwas ohne Abſicht gethan. — Du haſt Recht, Klaus, etwas könnte da vorgefallen ſein. Aber Fremont, was ſollte er denken? Meint denn dieſer Fremont," fuhr er heftiger werdend fort, aber wie mit ſich ſelber ſprechend, „er brauche nur zuzugreifen, um dieſe wunderbare Blüthe an ſeine leere Bruſt zu ſtecken? — Und Tondern ſei da geweſen? — Wahrſcheinlich, um das Terrain zu recognosciren. — Dahinter ſteckt irgend eine Schelmerei. — — Gott ſei Dank!" ſprach er mit einem Blicke, den er durch das Fenſter an den blauen Himmel emporſandte, „ich fühle wieder Kraft in mir, um das arme Mädchen noch bei meinen Lebzeiten ſchützen zu können."

Der Graf verbarg die rechte Hand auf ſeiner Bruſt und ging mit ſo raſchen und feſten Schritten im Zimmer auf und ab, daß der alte Jäger die Hände faltete, ihm mit frohem Blicke und einem unendlich glücklichen Lächeln nachſchaute und dann mit der Hand über ſein Geſicht und ſeinen Bart fuhr.

„Die Sache hat bei alle dem keinen rechten Verſtand," ſprach Graf Helfenberg mit halblauter Stimme, als er wieder an das Fenſter getreten war. „Dieſer Fremont — im Grunde ein guter Kerl — iſt ſparſam, in gewiſſen Fällen geizig, dabei ein ſpeculativer Kopf. Wie oft haben wir ihn im Scherze ermahnt, endlich einmal ſeine Junggeſellenwirthſchaft aufzugeben, und beſtändig die Antwort erhalten: Sucht mir ein ſchönes, vor allen Dingen aber ein reiches Mädchen! Und die letzte Bedingung mußte er ſtellen, denn er hat nicht ſo viel, um von dem Seinigen allein mit einer Frau anſtändig leben zu können. — Wenn ich todt wäre," fuhr er mit einem trüben

Lächeln fort, „so begriffe ich wohl, daß er und vielleicht noch mancher Andere sich um die herrliche, schöne und reiche Besitzerin der Stromberg'schen Güter bewerben würde."

Der junge Mann versank in tiefes Nachsinnen, in ein Nachsinnen, das wohl Anfangs peinliche Gefühle in ihm erweckte, denn sein Blick verfinsterte sich, er preßte die Lippen auf einander und drückte die zusammengeballte rechte Hand fest auf die Ecke des Schreibtisches; dann aber klärten sich seine Züge wieder auf, er athmete tief, und um seinen zierlichen hübschen Mund spielte ein, wenngleich wehmüthiges, Lächeln, als er nach einem leichten Seufzer sagte: „Und wenn auch! Ist es nicht meine Absicht gewesen, sie, die ich so innig, die ich so herzlich liebe, glücklich zu machen? Soll ich Neid und Eifersucht bis über das Grab hinaus tragen, und soll ich es ihr nicht gönnen, wenn sie mit ihrem warmen Herzen an der Seite eines Gatten glücklich lebt, nachdem mein Herz, das nur für sie schlägt, erkaltet ist und stille steht? — Ah, ich bin doch ein schwacher Mensch mit widerstreitenden Gefühlen! Fort mit dem Ausmalen von Gedanken, gegen die meine innige, uneigennützige Liebe am Ende doch nicht siegreich ankämpfen könnte! Eugenie, Eugenie! Wie kann man Jemand so lieben, wie ich dich liebe!"

Graf Helfenberg legte beide Hände an seine Stirn, warf dann einen langen, langen Blick hinüber nach den fernen Bergen, wo ein dunkles Tannenholz die Stelle bezeichnete, die ihm die süßesten Augenblicke seines Lebens bei jedem Anblicke so wahr und lebendig ins Gedächtniß zurückrief.

„— Für deine Nachricht danke ich dir bestens, Klaus, und was das Andere anbelangt, so vergiß nicht, mir die Stunde genau und so früh als möglich anzugeben. Du glaubst also wirklich, daß sie kommen wird? Ich kann mir's noch nicht denken. Es würde mich zu glücklich machen," setzte er leise hinzu. — „Aber spare keine Mühe und sei meiner Dankbarkeit gewiß."

Die Thür zum Schreibzimmer wurde geräuschlos geöffnet, und

der Kammerdiener des Grafen meldete den Herrn Baron von Breda, der ſchon auf der Treppe ſei.

„Sehr willkommen!“ ſagte der Hausherr und machte gegen Klaus eine freundliche Handbewegung, worauf dieſer augenblicklich verſchwand.

Graf Helfenberg hatte ſich eben in den Seſſel niedergelaſſen, der vor dem Schreibtiſche ſtand, als George von Breda ins Zimmer trat.

Dieſer ſah etwas bleicher aus als gewöhnlich, und auf ſeinem Geſichte war ein gewiſſer Ernſt zu leſen, den man ſonſt nicht an ihm gewohnt war. Doch klärte ſich ſeine Stirn auf, als er ſah, wie ihm ſein Freund ſo heiter, faſt fröhlich die Hand entgegenſtreckte und ihm mit friſch klingender Stimme einen guten Tag wünſchte.

„Gott ſei Dank!“ ſagte der Baron, nachdem er den Grafen einen Augenblick aufmerkſam betrachtete, „dein Bereiter, mit dem ich drunten ſo eben ſprach, ſcheint nicht übertrieben zu haben. Es geſchehen wahrhaftig Wunder. Du haſt dich in den paar Tagen, in welchen ich dich nicht geſehen, wieder auf merkwürdige Art verändert.“

„Ja, der Himmel ſei gelobt, ich fühle mich in der That wohler. Und wenn das nicht einzig und allein der belebende Hauch des Frühlings iſt oder der Anfang des Endes, wo die Lebensgeiſter, wie man ſagt, ſich noch einmal zum letzten Aufflackern zuſammenraffen, ſo könnte ich in den für mich unerhörten Fall kommen, wieder ein klein wenig Hoffnung zu ſchöpfen.“

„Nicht ein klein wenig,“ gab der Baron mit Wärme zur Antwort, „eine große Hoffnung. Für deine Freunde, die dich lieben, ſpricht ſie aus deinem vollkommen veränderten Blicke, aus deinen wieder gerötheten Lippen. Dein Arzt muß ein Wunderthäter ſein.“

„Das gerade nicht,“ entgegnete lächelnd Graf Helfenberg, „er hat ſich nur die Mühe gegeben, meinen Zuſtand von einer anderen Seite zu betrachten, als es ſeine vornehmeren Collegen bis jetzt gethan.“

„Entgegen deren Anſicht,“ fiel ihm George von Breda ins Wort, „ſchreibt er deine Krankheit einer Vergiftung zu, wie man hört. Haſt du denn deinen früheren Aerzten nie auf eine ähnliche Spur geholfen.“

Abends acht Uhr, um meinen Vetter zu besuchen, zugleich erhielt ich von ihr ein Schreiben an denselben. Man kann sich denken, mit welcher Freude ich die Straßen dahinflog um das freundliche Haus baldigst zu erreichen, die Nichte und Emma waren im Garten und lasen und der Vetter befand sich wie um diese Zeit gewöhnlich in seinem Zimmer und saß spazieren.

Ich überreichte ihm meinen Brief und der Papagei rief: „Bon jour". „Siehst Du," sagte der Professor, nachdem er den Brief gelesen, „wie Dir die Vögel des Waldes heute und mit gutem Recht einen andern Willkomm zu Theil werden lassen, als bei Deinem ersten Erscheinen, ich sage mit gutem Recht, denn Madame Stieglitz Deine Prinzipalin schreibt mir so eben einige freundliche Worte über Dich und daß sie mit Deiner Aufführung bis jetzt vollkommen zufrieden sei. Fahre zu Deinem eigenen Besten so fort und ich werde nicht unterlassen, dem Vormund das Erfreuliche über Dich zu melden; jetzt gehe in den Garten und zeige auch meiner Frau diesen Brief." Ich that gern, wie mir geheißen, und die beiden Damen erfreuten sich sehr an dem Lob, das mir Madame Stieglitz gespendet. Emma machte mir ein freundliches Gesicht, reichte mir die Hand und nannte mich zum ersten Mal ihren lieben Vetter. Jetzt mußte ich erzählen von dem Stieglitzschen Hause und führte die Personen desselben so natürlich vor, daß Alle

„Ich habe ihnen vom Anfange meiner Krankheit," sprach ruhig der Hausherr, „nicht weniger erzählt als dem Doktor Flecker, habe aber wohl ihre Blicke verstanden, mit welchen sie einander anschauten, ihr leichtes Achselzucken, und daraus, wie auch aus den Mitteln, welche man bei mir hartnäckig anwandte, kam es, daß ich am Ende ihrer Ansicht beipflichtete."

„Nun, dieser Arzt kam noch zur rechten Zeit," sprach der Baron und legte dabei seine Rechte mit einem herzlichen Drucke auf die seine Hand des Grafen; „der Himmel sei für das Ungefähr gepriesen, welches ihn dir zugeführt."

„Amen!" sagte Graf Helfenberg mit weicher Stimme; dann hielt er seine Hand ein paar Sekunden lang vor die Augen und schaute, als er sie wieder entfernte, mit einem Ausdrucke stiller Freude abermals nach den fernen Bergen hin.

Der Anblick derselben brachte ihm mit einem Male wieder das Gespräch lebhaft vor die Seele, welches er vorhin mit dem Jäger Klaus geführt und das ihn fast noch stärker beschäftigte als sein eigenes Leiden mitsammt den Hoffnungen, zu denen er wohl berechtigt war. Wenn die Sache von François nicht erfunden war, so mußte George darum wissen; George aber war als sehr schweigsam bekannt und der gewandteste seiner Freunde nicht im Stande, ihm mit den feinsten Redekünsten etwas zu entlocken, das er nicht zu sagen beabsichtigte. — Sprechen wir ihn darüber, dachte der Graf, während sein Freund vor den Kamin getreten war und sich dort eine Cigarre anzündete. Sagen wir ihm gerade ins Gesicht, was ich gehört, vielleicht gesteht er in der Ueberraschung mehr als bei einem leise fühlenden Gespräch.

Der Baron hatte sich einen Fauteuil an den Schreibtisch gerollt, ließ sich darauf nieder und blickte in die sonnbeglänzte Landschaft hinaus.

„Das sind prachtvolle Tage," sagte er, „und wenn uns die nicht betrügen, so werden wir ein unvergleichliches Frühjahr haben."

„Gewiß unvergleichlich," gab der Graf zur Antwort; dann aber richtete er ſich etwas in die Höhe, ſchaute ſeinen Freund mit einem Lächeln an und ſprach, indem er demſelben ſeine Hand darreichte: „Du haſt mir zu meinem veränderten Ausſehen Glück gewünſcht, es iſt nicht mehr als billig, daß ich dir Gleiches mit Gleichem vergelte. Eine Gratulation aber über deine vortreffliche Geſundheit wirſt du nicht von mir erwarten; ich habe dieſe nie anders gekannt, und deßhalb gilt mein Glückwunſch einem frohen Ereigniß, welches nächſtens deinem Hauſe bevorſteht."

Seine Stimme ſchwankte ein wenig, als er ſo ſprach, auch blickte er mit großer Spannung auf die Züge ſeines Freundes, die keine kleine Erwartung zeigten. „Wie man vernimmt," fuhr Graf Helfenberg in langſamem Tone fort, „iſt ja deine ſchöne und liebenswürdige Nichte im Begriff, eine Verbindung mit unſerem gemeinſchaftlichen Freunde, dem Baron Fremont, einzugehen." — Er hatte es nicht über ſich gewinnen können, das Wort Heirath auszuſprechen. Seine Worte aber machten einen gewaltigen Eindruck auf Herrn von Breda.

Mit einem ſtarren Blicke ſchaute dieſer den Grafen an; er zuckte ordentlich zuſammen, worauf er vergeblich zu lächeln verſuchte; er brachte auch kaum mühſam hervor: „Wer ſagt das? Woher haſt du dieſen Unſinn?"

Graf Helfenberg fühlte einen plötzlichen Schmerz in der Bruſt, als er die Erſchütterung ſeines Freundes bemerkte. Ja, es war etwas daran, ſonſt hätte ihm George von Breda unbefangen geantwortet und ruhig lächelnd die Achſeln gezuckt, wie er in ähnlichen Fällen zu thun pflegte.

„Verzeihe mir, wenn ich vielleicht indiscret war und eine Sache zur Sprache brachte, die noch geheim gehalten werden ſoll. Ich kann dir aber verſichern, daß die Quelle, aus welcher ich meine Nachricht habe, ebenſowenig eine ſchlechte iſt, wie ſie auch nicht für mich allein fließt."

„Und dieſe Quelle?" brachte George von Breda mühſam hervor.

„Thut ja nichts zur Sache," antwortete der Graf ausweichend. „Mir schien das Ereigniß wichtig genug, um dir für die schöne junge Dame meine besten Wünsche zu übergeben. — Willst und kannst du sie annehmen?"

Diese letzten Worte waren von einem ängstlichen Blicke begleitet, den aber der Baron nicht zu merken schien. Er warf den Kopf unmuthig auf und sagte nach einer Pause mit rauhem Tone: „Und wenn etwas Wahres an dieser Geschichte sein könnte, würdest du mir und Eugenien gratuliren?"

Ah, es ist so! dachte der Graf mit tiefem Schmerz. Doch zwang er sich zu einem Lächeln, als er versetzte: „Ich würde dir in der That meinen Glückwunsch lieber für etwas Anderes dargebracht haben. Aber," setzte er kaum hörbar hinzu, „des Menschen Wille ist sein Himmelreich."

George von Breda hatte den Fauteuil, in welchem er saß, mit einem kräftigen Ruck auf die Seite gedreht und schleuderte die Asche seiner Cigarre weit von sich. „Thu mir die Liebe, Hugo," sprach er alsdann mit starker Stimme, „und nenne mir deine Quelle; ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht Leute gäbe, die sich ein Geschäft daraus machen, durch Ausbreiten von dergleichen Nachrichten die Betreffenden vorzubereiten, wenn nicht gar zu compromittiren. Ich bitte dich dringend, sage mir, woher hast du diese Nachricht?"

„Ich will — dir daraus — kein Geheimniß machen," erwiderte der Andere, wobei seine Worte durch tiefe Athemzüge getrennt wurden. „Vorher aber erkläre mir, wie ein so wunderbares Mädchen, wie Eugenie sein soll, mit einem Fremont fürlieb nehmen kann."

„Das wäre am Ende zu erklären," gab Baron von Breda mit einem finsteren Blicke zur Antwort; „unerforschlich sind die Launen der Weiber; nicht zu berechnen ihr Geschmack. Doch stehen hier die Sachen anders. Ich will dir nicht läugnen, daß es mir scheint, als wenn Fremont sich in der That um die Hand Eugeniens bemühen möchte. — Aber deine Quelle!"

„Alſo von einer von beiden Seiten projektirten Verbindung,“ gab der Graf, die Frage ſeines Freundes überhörend, zur Antwort, „iſt noch nicht die Rede?“

„Glaube meiner Verſicherung,“ verſetzte George von Breda unmuthig, „was ich ſelbſt weiß, kommt aus einer dritten Hand, welche ſich für dieſe Verbindung leider zu intereſſiren ſcheint. Aber jetzt ſage mir, woher haſt du deine Nachricht?“

„Auch aus einer dritten, vielleicht einer vierten Hand,“ erwiderte Graf Helſenberg mit einem Lächeln, welches Beruhigung ausdrückte. „Mittelbar von dem Kammerdiener der Baronin von Braachen.“

„Ah, dieſer Schurke!“ rief Herr von Breda aus. „Siehſt du, wie wahr es iſt, daß es Leute gibt, welche von einer ſolchen Verbindung ſprechen, um die Betreffenden zu compromittiren!“

„Alſo Alles in Allem genommen, hat Fremont um die Hand deiner Nichte angehalten?“

„Gott ſoll mich bewahren! So weit ſind wir noch nicht,“ ſagte der Baron erſchrocken. „Die Sache liegt einfach ſo: Fremont hat durch Londern anfühlen laſſen, was die Mutter Eugeniens von dieſer Verbindung halten würde, und die Mutter Eugeniens,“ ſetzte er mit einem unheimlichen Lachen hinzu, „ſcheint dieſer vortheilhaften Verbindung nicht abgeneigt zu ſein.“

„Und deine Frau?“

Der andere zuckte mit den Achſeln. „Auch ihr ſcheint es nicht unpaſſend, Eugenie — Baronin Fremont nennen zu hören.“

„Und du?“ fragte Graf Helſenberg mit ſteigender Angſt.

„Ich?“ rief George von Breda, indem er in großer Erregung aufſprang, „nie! nie!“ Dabei warf er ſeinen kräftigen Arm wie abwehrend von ſich, um gleich darauf ſein „nie! nie!“ mit weicherer Stimme zu wiederholen. „Was will dieſer Fremont? Was fällt ihm ein, ſo plötzlich, ohne alle Vorbereitung ſeine Hand zu öffnen, um dieſes wunderbare Geſchöpf an ſich zu ziehen, ſie zu nehmen, wie man irgend eine Waare kauft? — Ich habe mir immer gedacht,“ ſprach er

mit bewegtem Tone, „wer ein Mädchen wie Eugenie die Seinige nennen will, der muß sie leidenschaftlich lieben, der muß sich ihr demüthig nahen, innig und herzlich um sie werben, der muß in namenloser Spannung auf ihre Augen schauen, zusammen schauern bei einem kalten Blick, himmelhoch aufjauchzen, wenn sie ihn liebend ansieht. — So meine ich."

„Ja, das müßte er," pflichtete der Graf trämerisch bei. Er war den Worten seines Freundes gefolgt; dieselben aufs innigste mit empfindend, hatte er die Aufregung nicht bemerkt, mit der George von Breda sprach, nicht dessen flammendes Auge, nicht die ganze wilde Gluth, die in eben diesen Worten lag, namentlich in dem Tone, mit dem der sonst so ruhige Mann sie hervorstieß.

„Und so ein Fremont," fuhr der Baron gemäßigter fort, „der seit Jahren dieses Mädchen sah, ohne so viel dabei zu denken, als ich beim Betrachten dieses herrlichen Frühlingstages, kommt nun daher, um eine Rose an seine Brust zu ziehen, die doch wahrlich nicht für ihn erblüht. — Findest du das begreiflich?" — Er schlug heftig die Arme über einander.

„Bei jedem Anderen wohl," sagte Helfenberg, vor sich niederblickend, „bei Fremont nicht, der ruhig, kalt und berechnend ist."

„Das ist auch meine Idee. — Du wirst dich erinnern, Hugo, wie oft wir diesem Fremont in Scherz und Ernst zusprachen, sich zu verheirathen. Was war seine beständige Antwort? Sucht mir eine Partie, meine Zukünftige — dieser triviale Ausdruck tritt mir immer wieder vor die Seele — muß schön und reich sein."

„Schön ist Eugenie," meinte der Graf.

„Aber reich ist sie nicht," sprach der Andere. „Hätte ihn ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit gewonnen, so müßte er, wie ich vorhin sagte, schon lange demüthig — im Staube um sie geworben haben. — Wahrhaftig, Hugo," fuhr er nach längerem Nachsinnen fort, „wenn ich mir die Sache recht überlege, so ist es mir gerade, als sei diesem Mädchen unverhofft ein ungeheures Vermögen zugefallen, von dem

Fremont plötzlich Kenntniß erhalten. Dann ließe ſich ſeine Handlungsweiſe, wie wir ihn kennen, allenfalls erklären."

Die letzten Worte George von Breda's hatten einen gewaltigen Eindruck auf den Grafen hervorgebracht. Er drückte beide Hände auf die Lehne ſeines Stuhles und wollte ſich plötzlich erheben, ſank aber wieder auf den Sitz zurück, wie Jemand, der, ſtatt zu handeln, eine Sache tief und lange überlegen will; er beugte ſich vornüber, ſtützte den Kopf in ſeine Rechte und blickte gedankenvoll ſchweigend vor ſich nieder.

Der Baron hatte einen haſtigen Gang durchs Zimmer gemacht, und als er nun wieder an den Schreibtiſch trat, fragte er: „Biſt du nicht auch meiner Anſicht, daß Fremont einen uns unbekannten Beweggrund haben muß, ſich um die Hand Eugeniens zu bewerben? Ich für meinen Theil laſſe mir nun das einmal nicht nehmen, vermag aber dieſen Beweggrund trotz emſigen Nachdenkens nicht aufzufinden. — Eugenie hat kein Vermögen."

„Wie man ſagt, hat ſie kein Vermögen," bemerkte Graf Helfenberg, und während er das ſprach, war es ihm vollkommen klar, welcher Beweggrund den Baron von Fremont leitete, wenn er ſich um die Hand Eugeniens bewarb. Er hätte lächeln können, wenn er nicht zu ſchmerzlich bewegt geweſen wäre. Es hatte Jemand von dem Inhalte ſeines Teſtaments Kunde erhalten, und vielleicht, daß der Advokat ſogar ſelbſt geplaudert.

„Daß, wenn es von mir allein abhinge," nahm George von Breda das Wort wieder auf, „ich Fremont eine ſehr kurze Antwort geben würde, brauche ich dir wohl nicht zu ſagen. Aber wenn ich auch ſonſt Herr in meinem Hauſe bin, ſo iſt dies doch ein Punkt, wo ich durchaus nicht frei zu handeln vermag."

„Ich verſtehe," ſagte Helfenberg mit leiſer Stimme, und obgleich er es glaubte, verſtand er doch die Situation ſeines Freundes nicht.

„Da iſt meine Frau," fuhr dieſer fort, „die ſich, wie alle Weiber für dergleichen, auch für dieſe Heirath zu intereſſiren ſcheint, nicht,

weil sie besonders viel auf Fremont hält, sondern, weil es gerade der Erste, der sich gemeldet, und weil es ihr ganz anständig erschien, das junge Mädchen Baronin Fremont nennen zu hören. Dasselbe ist bei der Mutter Eugeniens in viel höherem Maße noch der Fall; man hat ihr Fremont als ziemlich wohlhabend, als anständig, sparsam — was weiß ich! — geschildert."

„Diese Eigenschaften besitzt er auch alle," sagte düster der Graf.

„Meinetwegen!" rief George; „aber das sind doch, bei Gott, keine Eigenschaften, die ihn berechtigen, gerade die Hand dieses Mädchens zu verlangen. Ich werde einen schweren Stand haben."

„Aber du wirst doch einen Widerstand versuchen?" fragte ängstlich der junge Mann.

Ein unbeschreiblich wildes Lächeln fuhr über die Züge des Barons, dann preßte er die Hand vor die Stirn und sprach: „Ob ich ihn versuchen werde! Man hat mir noch nie etwas mit Gewalt entrissen; ich bin in gleichgültigen Dingen fest geblieben, und hier, wo es sich um das Wohl und Wehe — — eines armen, guten und liebenswürdigen Mädchens handelt, sollte ich schwach genug sein, nachzugeben?"

„Was meinst du, George?" fragte der Graf nach einer kleinen Pause, indem er wie zerstreut zum Fenster hinausblickte, „wenn sich vielleicht eine andere, bessere, das heißt reichere Partie zeigte, da würden deine Frau und Schwägerin vielleicht nicht mehr an Fremont denken?"

Der Baron wandte seinem Freunde mit einem Ausdrucke des Schreckens das Gesicht zu, und entgegnete dann: „Da müßte sich ja die ganze Welt verschworen haben, gerade die Hand dieses einen Mädchens zu verlangen. Wie kommt dir diese Idee? — Zum Glück," setzte er sich vergessend hinzu, „sind die guten und reichen Partieen nicht so häufig, als ihr alle wohl glaubt."

„Ah!" machte Helfenberg lächelnd, „mir scheint, guter George, du bist ebensosehr dagegen, daß Eugenie Fremont heirathet, als daß sie überhaupt Jemand ihre Hand reiche."

„Habe ich das gesagt?" fragte der Andere überrascht.

„Oder ſuchſt du als umſichtiger Pflegevater lange und prüfend, um für Eugenie einen vollkommen Würdigen zu finden? Darin haſt du Recht, aber Alles läßt ſich nicht leicht in Einer Perſon vereinigen.“

„Muß denn überhaupt ein junges Mädchen, ſobald es die Kinderſchuhe ausgetreten hat, ſchon gleich aus allen ihren Illuſionen geriſſen werden, um in die graue Wirklichkeit einzutreten?“

„So nennſt du das in die graue Wirklichkeit treten, wenn man ſich mit Jemand, den man liebt, verheirathet?“

„Mit Jemand, den man liebt, das iſt etwas ganz Anderes. Aber Eugenie kennt dieſen Fremont kaum und denkt gewiß nicht daran, nur das geringſte Intereſſe für ihn zu empfinden.“

„Sie liebt überhaupt nicht?“ fragte zögernd Graf Helſenberg. „Das heißt, ich wollte ſagen,“ ſetzte er ſich verbeſſernd hinzu, „ſie ſcheint etwas kalt und unempfänglich zu ſein?“

„Das glaube ich nicht. Das Mädchen hat eine ſtarke und empfängliche Seele, und wenn ſie einmal etwas angreift, ſo wird ſie es mit Gluth und Leidenſchaft feſthalten. Jetzt aber iſt ihr Herz noch eine feſtverſchloſſene Blumenknospe.“

„Glücklich der, dem ſie ſich einſt erſchließt,“ ſprach der Graf ſo leiſe vor ſich hin, daß George von Breda, der obendrein nachſinnend zum Fenſter hinausſah, nichts davon verſtand.

Der Kammerdiener hatte ſchon vor ein paar Sekunden geräuſchlos die Thür geöffnet, und da keiner der beiden Herren im Eifer des Geſpräches auf ihn zu achten ſchien, ſo huſtete er leicht, worauf ihm der Hausherr den Kopf zuwandte und ihn fragend anſah.

„Herr Doktor Flecker,“ ſagte der Diener, „laſſen fragen, ob Euer Erlaucht für ihn zu ſprechen ſeien.“

„Doktor Flecker,“ gab der Graf zur Antwort, „braucht ſich nie melden zu laſſen; wenn ich mich zu Hauſe befinde, weiß er wohl, daß ich immer für ihn ſichtbar bin.“

„Es iſt keine ſeiner gewöhnlichen Stunden,“ erlaubte ſich der Kammerdiener zu bemerken.

„Ich weiß es und bitte ihn, augenblicklich zu kommen. — Du verzeihst mir, George," wandte ſich Graf Helſenberg an ſeinen Freund; „ſei ſo gut und gehe einen Augenblick in meinen kleinen Salon; ich bin gleich wieder für dich."

„Ich ziehe mich lieber ganz zurück," antwortete Herr von Breda, indem er ſeinen Hut nahm und dem Hausherrn die Hand reichte. „Ich habe noch einige Gänge zu machen und wäre auch nicht aufgelegt, mit einem Fremden eine Unterhaltung zu führen."

„Sehe ich dich bald wieder?" fragte dringend der Graf. „Es intereſſirt mich, über die eben verhandelte Angelegenheit etwas Näheres zu erfahren, wenn mein Verlangen keine Indiscretion iſt."

„Gewiß nicht, und obgleich ich ſonſt mit Niemand darüber ſpreche, will ich dich doch benachrichtigen, was ſich in der Geſchichte Neues begeben."

„Morgen vielleicht?"

„So wie ich etwas erfahre."

George von Breda verließ das Zimmer, und wenige Sekunden nachher trat der Armenarzt Doktor Flecker herein.

„Ich freue mich recht ſehr, lieber Doktor," rief der Graf dem Arzte freundlich entgegen, „daß Sie einmal von ihrer Gewohnheit abgehen und mich auch zu anderen Stunden beſuchen. Sie waren bis jetzt wie eine richtig gehende Uhr: Morgens mit dem Schlage Acht und Abends mit dem Schlage Neun öffnete ſich die Thür, und mein lieber Freund und Arzt trat herein."

„Euer Erlaucht werden mir erlauben, Ihnen meinen beſten Dank zu ſagen für Ihre höchſt ſchmeichelhaften Worte, mir aber auch gewiß beipflichten, wenn ich hinzufüge, daß Pünktlichkeit nicht nur die Höflichkeit der Könige, ſondern auch die Schuldigkeit der Aerzte iſt. Dieſes Mal komme ich aber nicht als Arzt, ſondern als Menſch."

„Als ſolcher kommen Sie immer, beſter Freund," erwiderte Graf Helſenberg, indem er dem Anderen freundlich die Hand ſchüttelte und

ihn bat, ſich auf den Fauteuil niederzulaſſen, den George von Breda eben verlaſſen.

„Die außergewöhnliche Stunde, in der ich jetzt hier erſcheine,“ begann der Doktor ohne Umſchweife, „wird Euer Erlaucht ſagen, daß mich etwas Außergewöhnliches bieher getrieben.“

„Und ich wäre glücklich,“ unterbrach ihn der Hausherr verbindlich, „wenn dieſes Außergewöhnliche ein Wunſch wäre, den ich zu erfüllen im Stande bin. Aber Doktor Flecker gibt nur, er verlangt leider nie.“

„Das kann noch ſo ſtark kommen,“ lachte der Armenarzt, „daß es ſelbſt für die bekannte Großmuth Eurer Erlaucht zu viel werden könnte. — Doch zur Sache! Euer Erlaucht werden ſich eines langen, ſonderbaren Menſchen erinnern, der vor einiger Zeit das Glück hatte, Sie in Aufträgen ſeines Principals, des Rechtsconſulenten Doktor Plager, ſehen und ſprechen zu dürfen?“

„Mein Don, mein Spanier!“ rief luſtig der Graf. „Ob ich mich ſeiner erinnere! Sein eigenthümliches, aber treuherziges Weſen hat mir außerordentlich gefallen. Warum kam er nicht wieder zu mir? Ich hatte ihn darum gebeten, und letzthin auch Sie erſucht, ihn mir zu ſchicken. Wahrhaftig, ich mag ihn leiden.“

„Er wäre heute ſelbſt mit mir gekommen,“ lachte der kleine Arzt, „aber er hat ſich bei einem Accident eine blaue Naſe geholt, die ihn hindert, ſich vor Eurer Erlaucht ſehen zu laſſen.“

„Er muß recht komiſch mit ſeiner blauen Naſe ausſehen,“ ſagte der Graf. „Ich weiß nicht, dieſer Mann kommt mir vor wie der verkörperte Don Quixote.“

„Und hat auch Vieles von dem ſcharfſinnigen Edlen der Mancha; er iſt voll komiſcher Einzelheiten, die ein vollkommen nobles, treues und in jeder Hinſicht zuverläſſiges Gemüth bedecken,“ bemerkte Doktor Flecker ernſt. — „Er hatte in den letzten Tagen eine Differenz mit ſeinem Principal, die ſich heute Morgen zu einem förmlichen Bruch geſteigert, als nämlich Doktor Plager beim Durchſehen ſeiner Papiere

lachten, ſelbſt der ernſthafte Vetter, der ſich auch zu uns geſetzt hatte. „Wenn ich nur," ſagte ich am Schluß meiner Erzählung, „über meinen oft ſonderbaren Prinzipal etwas Näheres erfahren könnte; ich weiß wahrhaftig nicht, was ich von ihm zu halten habe."

„Darüber will ich verſuchen, Dich aufzuklären," antwortete der Vetter, „es iſt gut und ſogar unumgänglich nothwendig, daß man die Grundzüge der Verhältniſſe, in denen man lebt, genau kennen lernt. Dein Prinzipal iſt allerdings ein ſonderbarer Kautz, ſehr Genaues weiß eigentlich Niemand von ihm. Als ein entfernter Verwandter ſeiner Frau, der Madame Stieglitz, beſchloſſen die Eltern dieſer Beiden ſie zu verheirathen, um das damals ſchon bedeutende Vermögen zuſammenzuhalten. Der junge Stieglitz wurde zu einem tüchtigen Kaufmann herangebildet und lernte die große Handelswelt kennen, was ihm von Nutzen hätte ſein können. Darauf machte er bedeutende Reiſen, was ihm dagegen nicht von Nutzen war. Er ging nach Italien, Frankreich und Spanien, ja mit einem Schiffe ſeines Hauſes nach Conſtantinopel, Smyrna und brachte in Alexandrien mehrere Jahre zu. Auf dieſen Reiſen muß er aber etwas locker gelebt haben, denn er kam außerordentlich gealtert zurück, ſchwermüthig und ſein ſonſt ſo klarer Verſtand ſchien umdüſtert zu ſein, wenigſtens ſeine Spannkraft verloren zu haben. Bei einem Cara-

ein Concept vermißte, das ihm von Wichtigkeit war und das entwendet zu haben, er Grauſamkeit und Taktloſigkeit genug hatte, ſeinen Schreiber zu beſchuldigen."

„Das iſt ſtark! — Und Don Larioz?"

„Suchte mich auf, erzählte mir die Geſchichte, wobei er zugab, daß dieſes wichtige Concept wirklich auf unerklärliche Art verſchwunden ſei, weßhalb ich mich veranlaßt ſah, mit Euer Erlaucht darüber zu ſprechen."

„Und da werde ich den Doktor Plager kommen laſſen und ihn freundlich erſuchen, ſeinem Schreiber den ungerechten Verdacht abzubitten? — Mit Vergnügen."

„Erlaucht werden mir erlauben, zu bemerken, daß wir ſo weit noch nicht ſind; es handelt ſich vorderhand um ein verloren gegangenes Concept, welches die Geſchäfte Euer Erlaucht betrifft."

„Meine Geſchäfte?" fragte Graf Helfenberg erſtaunt. „Ein Concept in den Händen des Doktor Plager? — Teufel auch!" ſetzte er auf einmal mit der größten Lebhaftigkeit hinzu, „ſollte es ein Concept meines Teſtamentes ſein?"

„So iſt es," antwortete ruhig der Arzt.

„Das Concept meines Teſtaments wäre verloren gegangen! daſſelbe Concept, welches Doktor Plager hier in meiner Gegenwart entworfen, in welchem ich die Güter von Stromberg —"

„Ich kenne den Inhalt nicht," unterbrach Doktor Flecker den Grafen ſchnell und mit Beziehung.

„Ah! dann wird mir Vieles klar. Dieſer Fremont iſt ein Speculant! Saubere Freunde das! Ich verſichere Sie, Doktor, mich intereſſirt dieſe Sache aufs höchſte. Bitte, fahren Sie fort, wenn Sie noch mehr zu berichten haben."

„Vorderhand nicht mehr viel," gab der Armenarzt achſelzuckend zur Antwort. „Das Concept iſt, wie geſagt, verſchwunden, und auch Herr Larioz meint, daß es aus der Schreibſtube entwendet worden ſei."

„Aber wie? auf welche Art? von wem? Es muß nothwendig dabei Jemand die Hand im Spiele haben, den eine Clauſel meines Teſtaments intereſſiren kann.“

„Das iſt auch unſere Anſicht.“

„Und Sie haben keinen Verdacht?“

„Den Lariez wohl; er hat eines Abends unter ſeltſamen Umſtänden einen Mann in der Schreibſtube getroffen, der durch eben dieſe Umſtände Zeit und Gelegenheit hatte, nach einem Papiere, von deſſen Exiſtenz er vielleicht Kenntniß hatte, zu ſuchen.“

„Und wer iſt das?“ fragte Graf Helſenberg in großer Spannung.

„Ein gewiſſer Graf Czrabowski! Ob er Euer Erlaucht bekannt iſt, weiß ich nicht.“

„Czrabowski!“ rief der Graf aus. „Ob er mir bekannt iſt!“ ſetzte er mit einem bitteren Lächeln hinzu. Dann warf er ungeſtüm eine Mappe auf, die neben ihm lag, und reichte dem Doktor einen Brief, worin Czrabowski für eine reiche Unterſtützung dankte, die er vor einiger Zeit von Graf Helſenberg empfangen.

Während der Armenarzt dieſes Papier durchlas, warf der Graf einen faſt triumphirenden Blick auf die fernen Berge und ſprach zu ſich ſelber: „Nichts kann klarer ſein; dieſer Czrabowski iſt mir von Tondern empfohlen: Tondern iſt die rechte Hand Fremonts, ſein vertrauter Rathgeber; mir ſcheint, dieſe Herren haben da einen hübſchen Spitzbubenſtreich unternommen.“

„Ich ſehe,“ ſagte lächelnd Doktor Flecker, indem er das Papier zurückgab, „Euer Erlaucht kennen dieſen ſogenannten Grafen Czrabowski von ſeiner wahren Seite. Ich machte ſeine Bekanntſchaft, weil er mir die Ehre anthat, mich zu einer Conſultation rufen zu laſſen. Ich traf dort einen gewiſſen Herrn von Tondern.“

Dieſe letzten Worte ſprach er abſichtlich mit großer Langſamkeit und ſcharfer Betonung; doch wäre dies nicht nothwendig geweſen, um die Aufmerkſamkeit des Grafen zu erregen, der dem Doktor geſpannt in die Augen blickte und nun ausrief: „Tondern! nicht wahr, Ton-

dern? Er und Baron Fremont haben dieſen Czrabowski veranlaßt, das Concept aus der Schreibſtube des Rechtsconſulenten zu entwenden. Ich verſichere Sie, nichts kann richtiger ſein."

„So glaubt auch Larioz; wie er mir im Vertrauen ſagte, wäre es für die eben genannten Herren von Wichtigkeit, von dem Inhalt des Teſtaments Euer Erlaucht zu erfahren."

„Eine Erfahrung, die ihnen bei Gott im Himmel, nichts nützen ſoll," ſprach bitter der Graf.

„Mein Freund, Don Larioz," fuhr lächelnd der Arzt fort, „iſt begreiflicher Weiſe aufs tiefſte verletzt durch die Beſchuldigung ſeines ehemaligen Principals. Denken ſich Euer Erlaucht dieſen erregbaren Kopf, mit ſeinem Gefühle als ſpaniſcher Edelmann, der er in der That iſt, edel, großmüthig, uneigennützig, voll des romantiſchen Dranges, den Unterdrückten dieſer Welt zu helfen, Trug und Heuchelei, wo er ſie findet, aufzudecken und zu beſtrafen, und nun auf einmal beſchuldigt zu werden, ſeinem Herrn, dem er mit ſeltener Treue anhing, ein werthvolles Papier entwendet zu haben! — Und ein ſolches Papier iſt in den Augen dieſer Leute eine koſtbarere Sache als ein Sack voll Gold. Aus allen dieſen Gründen will nun Larioz nicht ruhen, bis es ihm gelungen, den Entwender des Conceptes zu erforſchen, um ſo ſeine Unſchuld zu beweiſen. Natürlicher Weiſe iſt aber wohl ſeine Kraft zu ſchwach, um gegen die Intriguen der Herren Czrabowski und Conſorten etwas zu vermögen. Und deßhalb habe ich mir erlaubt, die Sache Euer Erlaucht vorzutragen, um von Ihnen für meinen langen Kranken Schutz und Hülfe zu erbitten."

„Die ihm im reichen Maße, nach allen meinen Kräften zu Theil werden ſoll," ſprach der Herr des Hauſes, wobei er ſich lebhaft von ſeinem Seſſel erhob. „Sagen Sie das unſerem theuren Spanier und erſuchen ihn, ſich trotz ſeiner blauen Naſe ſo bald wie möglich bei mir ſehen zu laſſen. Ich muß noch mehr von den näheren Umſtänden erfahren, worauf ich mich dann dieſer Sache mit allen mir zu

Gebot ſtehenden Mitteln — und mir ſtehen einige zu Gebot -- annehmen werde."

Der Doktor hatte ſich ebenfalls erhoben und erlaubte ſich, dem jungen Manne, der nun nahe vor ihn hintrat und den er liebte und verehrte, treuherzig ſeine Rechte zu reichen, die dieſer innig zwiſchen ſeinen Händen drückte, dann wieder los ließ und nun mit ſeinen Fingern leicht an dem Arme des Doktors hinauf fuhr, bis er ſeine rechte Hand auf der Schulter des kleinen Mannes ruhen ließ.

Mehrere Sekunden lang ſprach Keiner von Beiden, und der Armenarzt ſchaute faſt verſtohlen in das offene Geſicht des jungen Grafen, der dem eigenthümlichen Ausdrucke der Augen nach neben ihm hinaus in weite, weite Fernen zu blicken ſchien.

„Doktor," ſprach er nach einer längeren Pauſe mit ſehr weicher Stimme, „Sie werden mir das Zeugniß geben, daß, wie ich aufs vertrauensvollſte Ihren Rathſchlägen folgte, ich Sie auch nie mit unnöthigen Fragen beläſtigte. Vielleicht war es die Furcht, die mich bisher abhielt, etwas Trauriges zu erfahren; vielleicht auch hatte ich bis vor wenigen Stunden nicht das große Intereſſe, eine Frage mit Wahrheit beantwortet zu wiſſen, wie ich es nun habe. Erlaſſen Sie mir, mich jetzt näher zu erklären; ſpäter werde ich dem treuen Freunde nicht vorenthalten, was jetzt in meinem Herzen vorgeht. Aber das iſt ſo gewaltig, daß ich mir, wenn auch widerſtrebend, erlauben muß, eine Frage an Sie zu ſtellen, eine Frage, die ich Sie aber bei allem, was Ihnen heilig iſt, beſchwöre, mir aufrichtig und ehrlich zu beantworten."

Der kleine Arzt, der wohl wußte, um was es ſich bei dieſer Frage handle, blickte dem Grafen offen in das Geſicht und nickte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Ich ſetze keine Allwiſſenheit bei Ihnen voraus," fuhr Graf Helfenberg nach einem tiefen Athemzuge fort, „aber Sie ſollen mir offen und ehrlich ſagen, ob nach menſchlicher Berechnung mein Leiden gehoben werden kann, ob Sie glauben, daß ich meine vollkommene Geſundheit wieder erlange."

Der Blick, mit welchem bei dieſen Worten der junge Mann das Geſicht des Arztes ſtreifte, — nur ſtreifte, war ein unbeſchreiblich banger und rührender; er ſandte ihn auch gleich darauf wieder in die Landſchaft hinaus und bemühte ſich darauf, gleichgültig auszuſehen, während ſein Ohr mit aller Spannung, mit aller Aufmerkſamkeit, deren es fähig war, dem Munde des Arztes ſich zuwandte.

Ueber die Züge des Doktor Flecker flog ein Lächeln, doch war er ſchon im Begriffe, ebenſo ernſt zu antworten, wie ihn der Graf gefragt, als er, ſich eines Anderen beſinnend, heiter den Kopf aufwarf, und, ſein vergnügtes Lächeln wieder aufnehmend, freilich mit etwas gerührter Stimme ſagte: „Wozu dieſe feierliche Frage, beſter Herr Graf? Kann ich ſie Ihnen beſſer beantworten als Ihr eigenes Gefühl, als die wieder erwachende Lebensluſt, die aus Ihrem Auge ſtrahlt? — Sie haben Recht; wir ſind nicht allwiſſend, Gott iſt das allein, und unſer Wiſſen und Können iſt weniger als Stückwerk. Aber," ſetzte er mit ſeltſam zitternder Stimme hinzu, weil er in die erwartungsvollen Augen des jungen Mannes blickte, „wenn ſich nach finſterer Nacht unſer Horizont mit roſigem Lichte bezieht, ſo haben wir einen klaren und glänzenden Tag zu erwarten. Das roſige Licht Ihres Lebenstages ſehe ich deutlich wieder erſcheinen auf Ihren Lippen, die nicht mehr krankhaft zucken wie vor Monaten, auf Ihrem Geſichte, das eine andere Form anzunehmen beginnt. Ja, ich bin feſt überzeugt, Sie haben noch einen langen und heiteren Lebenstag vor ſich; das iſt meine wahre Anſicht: ich ſchwöre es Ihnen feierlich."

Bei dieſen Worten ſtieg ein unnennbar ſüßes Lächeln auf den edeln und nun wieder ſchön erſcheinenden Zügen des jungen Grafen auf.

„Dank, Dank!" flüſterte er; „ich fühle, wie mich Ihre guten Worte gekräftigt. Laſſen Sie mich jetzt, lieber Freund, ich bin in dieſem Augenblicke nur Eines Gedankens fähig — Dank, Dank und tauſend Mal Dank gegen ein gütiges Weſen dort oben, das mir Sie, einen

freundlichen Boten, geſandt, gegen Sie, der mir Troſt und Hülfe gebracht. Dank, Dank, tauſend Mal Dank!“

„Amen!“ ſagte der Arzt und verließ mit leiſen Schritten das Gemach.

Der junge Mann blieb am Fenſter ſtehen, ſtreckte beide Hände weit von ſich, und während er mit ſeinen innigen Blicken unverwandt das dunkle Tannenholz am fernen Horizonte betrachtete, ſprach er mit dem Ausdrucke der glühendſten Liebe:

„So könnte ich vielleicht in dieſem Leben doch noch glücklich werden!“

Fünfzigstes Kapitel.

Selbstquälereien.

Es gibt in der Welt nichts Schrecklicheres, nichts Grausameres als Selbstquälerei; nichts wird schonungsloser betrieben, als in vielen Fällen das Wüthen auf diese Art gegen seine eigene Person. Und dabei wird es uns so leicht, die schwächsten Seiten unseres Opfers aufzufinden, da wir eben dieses Opfer selbst sind und deßhalb auch unsere schwächsten Seiten, unsere verwundbarsten Stellen am besten kennen; und der Selbstquäler treibt dieses Geschäft meist ohne Ruhe und Rast, ohne Aufhören.

Ein anderer Peiniger hat doch Augenblicke, wo er von seinem Schlachtopfer ablassen muß; er kann sich nicht immer bei seinen Quälereien aufhalten, er muß doch sich und dem unglücklichen Geschöpfe, das er quält, zuweilen einige Ruhe gönnen, wäre es auch nur Zeit des Schlafes. Nicht so der Selbstquäler. Läßt dieser sich doch während des langen Tages und während eines großen Theiles der Nacht, wenn er sich ruhelos auf seinem Lager hin und her wirft, nicht eine Sekunde lang aus seinen herz- und gemüth-zerfleischenden Krallen; ist doch sein Ohr auch zugleich das des Unglücklichen; ja, noch

mehr, ſind doch ſeine Gedanken auch die des Anderen, und jeder, den er im Kopfe ſich ſelbſt zur Qual gebiert, macht den Kreislauf durch ſein aufgeregtes Gehirn, durch ſein erhitztes Blut, um wie ein immer neuer Keulenſchlag auf den armen Kopf zurück zu fallen. Und er kennt dabei keine Schonung; für alles, was andere Menſchen ihm gethan oder zu ihm geſagt, hat er die giftigſten Auslegungen; er bemerkt ſogleich die Schlange, die hinter jedem harmloſen Worte lauert; er fühlt, daß das Lächeln ſeines Nebenmenſchen nur Maske iſt, und ſieht als Fortſetzung eines freundlichen Grußes, eines lieblichen Lächelns von ſchönem Munde hämiſches Naſerümpfen, verächtliches Achſelzucken. Und wie ſieht und hört der Selbſtquäler! Sein Ohr reicht meilenweit, und es iſt für ihn eine Kleinigkeit, um die Ecke zu ſchauen.

Nach dieſer unſerer Schilderung, die gewiß nicht übertrieben iſt, ſollte man glauben oder wenigſtens hoffen, die Gattung der Selbſtquäler ſei wenig zahlreich. Aber dem iſt leider nicht ſo: die Selbſtquäler ſind ein zahlloſes, weitverzweigtes Geſchlecht, zu ihnen gehört mancher, der es ſich nicht einmal bewußt iſt, ſie finden ſich in jedem Alter, von jenen kleinen Geſchöpfen an, welche mit Stolz die erſten Höschen tragen, bis zu jenen verlebten Geſtalten, die ohne Stolz die letzten anziehen; dazu in jedem Stande, bei Arm und Reich, bei Vornehm und Gering. Glaube nicht, geliebter Leſer, daß du eine Ausnahme macheſt; auch du biſt Selbſtquäler, wiſſentlich oder unbewußt, vielleicht in dieſem Augenblicke, wenn du anfängſt, dieſes Kapitel zu leſen, und dabei den Gedanken hegſt, es nehme dir einen Theil deiner koſtbaren Zeit und gehöre doch eigentlich nicht zu der Geſchichte, die wir dir erzählen wollten. Auch wir ſind Selbſtquäler, ſehr Selbſtquäler; doch gehört das nicht hieher; wir wollen vielleicht ein ander Mal darüber ſprechen.

Ja, Tauſende und aber Tauſende von uns haben ſich ſelbſt gequält von jener glückſeligen Zeit an, wo ſie noch in die Schule gingen, bis heute, wo, Gott mag es wiſſen, welcher Grund ſie zu ihren Selbſtquälereien veranlaßt. Damals betrachteten wir das Röckchen unſeres

Nachbars oder deſſen Tafel, ſein Federmeſſer, oder was es ſonſt war, fanden das alles viel ſchöner und fragten uns, ohne ihn gerade zu beneiden: Warum ſind meine Sachen nicht ſo neu oder reich? Daran ſchloß ſich eine ganze Kette von Selbſtquälereien, und ſteigerten ſich dieſe bis zum Unerträglichen, wenn wir, auf morgen ein ſtrenges Strafgericht vorherſehend, während des Abends und vor dem Einſchlafen Zahl und Geſchmack der Prügel mit einer ſehr lebhaften Knaben-Phantaſie uns aufs furchtbarſte vergegenwärtigten — Prügel, die vielleicht am anderen Tage gar nicht erſchienen. Oder wenn ſie, für die wir ſchon damals ſchwärmten, an uns vorüberging, ohne uns eines Grußes zu würdigen, unſere Veilchen verſchmähte und dafür die Vergißmeinnicht jenes langen tölpelhaften Schlingels nahm, der mit uns in der gleichen Bank ſaß und beſtändig ein impertinentes Lächeln bereit hatte, wenn wir eine Frage nicht beantworten konnten, die ihm eine leichte war. O ſchreckliche Stunden, die darauf folgten, wo wir uns die Werthloſigkeit der eigenen Perſon mit ſo ſchrecklichen Farben auf feuchten Kiſſen vormalten, wo wir es uns erklären konnten, nachdem wir einen ſchüchternen Blick in den Spiegel geworfen, daß ſie die Vergißmeinnicht dem Veilchen vorzog, wo wir überzeugt waren, es nie zu begreifen, warum das verfluchte Quadrat der Hypothenuſe gleich ſei mit jenem dummen Quadrat der beiden Katheten, wo wir ſelbſt einſahen, das wir nie etwas Rechtes lernen würden und uns alſo wirklich nur die Wahl blieb zwiſchen Tambour und Schneiderlehrling, wie uns unſer Vater prophezeite!

Vorbei! — Die Tage folgen einander, aber gleichen ſich nur in den Selbſtquälereien, die wir nicht laſſen können und welche mit jedem Tage ſtärker werden. Dabei iſt es eigenthümlich, wie ſehr ſie ſich bei manchen Unglücklichen ſteigern, wenn jene Zeit herannaht, wo man in der That verliebt iſt. Da entwickelt ſich aus der gewöhnlichen Selbſtquälerei eine ebenſo furchtbare Schweſter, die Eiferſucht, und was die eine erfährt, oder auch nur erdenkt, das flüſtert die andere hohnlachend

in unſer Ohr. Die Beiden zuſammen aber verwandeln uns vollkommen, und ſind wir ſchon vorher aufgeregter Natur geweſen, ſo werden wir jetzt förmliche Narren; haben wir uns aber bis dahin ein ruhiges Temperament bewahrt, ſo iſt alsdann die Zeit gekommen, wo wir uns ruhelos umhertreiben, wie das perſonificirte ſchlechte Gewiſſen, wo ſich unſer heiterer Blick trübt und wir ſelbſt am hellen Mittage Schatten und Geſpenſter zu ſehen glauben.

George von Breda war einer von den Glücklichen, die früher wenig oder gar nicht unter Selbſtquälereien gelitten; er war eine ruhige harmoniſche Natur, mit Philoſophie genug, um das Leben gerade ſo zu nehmen, wie es ſich ihm darbot, und mit der Kraft eines vollkommen geſunden Gemüthes, welches ſich allen Einflüſterungen heiter entgegenwarf und nicht an Schlangen dachte, wenn es Roſen vor ſich ſah. Auch er hatte ſich in letzter Zeit geändert, auch ihn hatte der Dämon der Selbſtquälerei heimgeſucht. Wie hatte er bis hieher ſo ruhig, ſo vollkommen glücklich das liebliche Mädchen betrachtet, das um ihn ſpielte wie ein heiterer Sonnenſtrahl, das ſein Herz, ſeinen Geiſt erfreute wie ein friſcher Frühlingstag, an dem ja auch er ſeinen Antheil hatte, und den für ſich allein beſitzen zu wollen ja wohl keinem Sterblichen einfallen wird! Wie war ihm alles ſo wunderbar erſchienen, was ihr Blick getroffen, was ihre Hand berührt, eigenthümlich verſchönert, faſt wie geweiht! Die Roſe, deren Duft das junge Mädchen genoſſen, erſchien ihm von einer eigenen, beſonders ſchönen Art; das Waſſer, welches von dem Springbrunnen auf ihre weiße Hand fiel, wenn ſie dieſelbe neckiſch darunter hielt, war für ihn klarer und reiner als alles, was er bis jetzt geſehen; Regentropfen, die ſich in ihrem dunklen Haare feſthängten, erſchienen ihm wie Perlen und Brillanten, und wenn er mit den Fingern leicht darüber fuhr, ſo konnte er ſich ordentlich kindiſch wundern, daß ſie vergingen und nichts davon zurückblieb.

O, er war ſehr glücklich geweſen, ſo glücklich, daß er keine Grenzen ſeines Glücks ahnte. Und als dieſe ſich ihm endlich zeigten, waren ſie ſo ſchroffer und drohender Art, daß er förmlich davor zurückſchauderte

vanenzug, den er mitgemacht hat, hat er ein Gefecht mit den Arabern beſtanden und eine tiefe Kopfwunde erhalten, die wohl an ſeinen Leiden ſchuld ſein mochte. Bald darauf kam er hierher und damals lebte der Vater der Madame Stieglitz noch und dies ſtille Geſchäft, in welches er eintrat, war für ihn ſo wohlthuend, daß er vollkommen genas und ſich ſein früherer Zuſtand nur noch hie und da durch eine Gereiztheit des Gemüths kund gab, ſowie durch auflodernde Heftigkeit. Er heirathete dann ſeine jetzige Frau, die ihn ſehr gut zu leiten verſtand; anfänglich beſuchte er die Kaufmanns-Geſellſchaft, kam in verſchiedene Wirthshäuſer, doch konnte ihn ein zu viel genoſſenes Glas Wein in einen bedenklichen Zuſtand verſetzen, alsdann tauchte die Erinnerung an ſein vergangenes bewegtes Leben vor ihm auf und er wurde lebhaft, geſprächig, konnte zuweilen die Geſellſchaft, die ihn umgab, Nächte lang auf's Beſte unterhalten, konnte aber auch zuweilen in grenzenloſe Heftigkeit ausbrechen, die für ſeine Umgebung unangenehm und gefährlich wurde. So hatte er in Spanien eine ungemeine Fertigkeit erlangt, ſein Meſſer nach einem bezeichneten Punkt zu werfen. Dies producirte er eines Abends eine Zeit lang zum Ergötzen der Geſellſchaft, bis ihm einfiel, es ſolle ihm Jemand das Aß einer Karte an die Wand halten, er wolle es richtig treffen. Lachend weigerte man ſich zu dem gefährlichen Kunſtſtück,

und nur noch die ſchwarzen Schatten ſah, welche ſie auf das bisher unabſehbare Gefilde ſeiner Glückſeligkeit warfen — finſtere, unheimliche Schatten, die ſich um ſein ſchönes, großes Herz legten, es zuſammendrückend, die ſein ſonſt ſo klares Auges mit trüben, garſtigen Schleiern bedeckten. Und durch dieſe Schleier erſchienen ihm begreiflicher Weiſe alle Gegenſtände entſtellt und in unnatürlicher Färbung.

Als die Baronin ihm zum erſten Male von einer Verheirathung Eugeniens ſprach, bebte er zuſammen, weil er einen Verluſt vor ſich ſah, den er bis dahin nicht für möglich gehalten, und weil er durch das entſetzliche Gefühl, welches ihm dieſer drohende Verluſt verurſachte, erſt recht und mit Schrecken einſah, wie er ſein Herz an jenes Mädchen gekettet, wie er es liebte, grenzenlos, unausſprechlich. Schmerzlich hatte er nach dieſem Geſtändniſſe mit ſich ſelbſt gerungen, hatte es verſucht, ſeine Vernunft walten zu laſſen — vergeblich! Es gelang keinem Grunde mehr, in ſein Herz zu dringen, das ganz von ihrem Bilde angefüllt war.

Die bis jetzt ſo ruhige, eiſerne Natur George's hatte gewaltig gekämpft; der heitere Tag ſeines Lebens hatte ſich mit ſchwarzen, drohenden Wolken bezogen, böſe Wetter ſtiegen vor ſeiner Seele auf, deren dumpfen, rollenden Donner er zu hören vermeinte und deren endlicher Ausbruch alles das zu zerſtören drohte, was ihm bisher lieb und theuer geweſen. Zuweilen leuchtete auch ein Blitz durch die Nacht ſeiner Seele, ein Blitz, der in Flammenſchrift die Worte ſchrieb, welche die Mutter des jungen Mädchens zu ihm geſprochen: — Auch Eugenie! Ach, und wenn dieſe auflodernde Flamme ihn auch auf Sekunden klar ſehen ließ, ihn vielleicht erfreute, ſo erſchien ihm doch gleich darauf wieder die Finſterniß, welche ihn umgab, um ſo drückender, um ſo troſtloſer. — Auch Eugenie!

Doch hielt auch dieſes tiefe Leiden nicht an; Stunden und Tage milderten es, und als er ſah, wie ſich Eugenie ſo gleich blieb, wie ſie nach wie vor unbefangen und heiter in dem Hauſe ſchaltete, ſo kehrte — nicht der ſüße Friede, der ihn bis jetzt ſo glücklich gemacht, in

ſein Herz zurück, wohl aber eine Ruhe, wenn auch keine erquickende Ruhe; es war jene nicht mehr, die ihn ſtundenlang heiter und zufrieden an Eugenie denken ließ, wenn ſie abweſend war, oder die ihm beim Anblicke des lieblichen Mädchens ein inneres reines Vergnügen gewährte; — es war vielmehr die Ruhe, die wir uns gewaltſam aneignen, um Körper und Seele zu ſtärken für unabweisbare Kämpfe, jene Ruhe, die eigentlich keine Ruhe iſt, ſondern nur ein fieberhaftes Hinträumen, in welchem wir angſtvoll jede äußere Erſcheinung betrachten, jede Wolke am klaren Himmel argwöhniſch beobachten, ob ſie nicht auf uns einen zerſchmetternden Blitzſtrahl herabſenden werde. — Auch Eugenie! O, dieſes ſchreckliche Wort konnte ſein Herz jetzt freudig erbeben machen, um ihm gleich darauf das tiefſte Weh zu bereiten.

So ging es George von Breda, wenn er ſich bei Eugenien im Zimmer befand und mit düſterem Blicke ihre wunderbare Geſtalt betrachtete, doch dabei nur mit halbem Ohr ihren Worten lauſchend. Der Galoppſchlag eines Pferdes, das Raſſeln eines Wagens ſchreckte ihn empor; es konnte ja Fremont ſein oder die Mutter Eugeniens, oder ſonſt ein Feind, der kam, um ihm ſein Glück zu entreißen. Wie hatte es ihn ſonſt ſo erfreut, dem jungen Mädchen zuzuſchauen, wenn ſie im Wintergarten ſaß, den Kopf in die Hand geſtützt, und nachſinnend dem aufſteigenden Waſſerſtrahle zuſchaute. — Jetzt beunruhigte ihn ein ſolches Nachſinnen. — Was ging durch ihre Seele? Hatte ſie ihre Mutter geſprochen, hatte ſie Briefe von dieſer erhalten, hatte vielleicht Fremont Mittel gefunden, ſich auf irgend eine Art dem Mädchen zu nähern? Dachte ſie vielleicht ſelbſt an eine veränderte Stellung im Leben? — Entſetzlich! Machte ſie vielleicht Vergleiche zwiſchen ſeinem Hauſe und einem eigenen?

In ſolchen Momenten konnte er ſie faſt zitternd fragen: „Woran dachteſt du, Eugenie?“ Und wenn ſie zur Antwort gab: „Ich dachte an das kommende Frühjahr, an unſer kleines Landhaus, an den herrlichen grünen Wald, an all die tauſend Blumen, und an die ſchönen

Tage, wo wir dort Beſuch machen werden," — dann durchſchauerte es ihn einen Augenblick freudig, im anderen aber biß er die Zähne zuſammen, ballte krampfhaft die Hand und murmelte vor ſich hin: „Ah! wohl mag ſie daran denken, aber dabei gewiß auch an einen anderen Begleiter, der ihr zur Seite reitet!"

Ein Wort, eine Anſpielung, der Eintritt des Kammerdieners, um einen Beſuch anzumelden, konnten den Baron unruhig machen; er haßte die ganze Welt, denn Alles ſchien ſich zu beſtreben, Eugeniens Aufmerkſamkeit zu erregen. Früher im unbeſtrittenen, wenngleich vollkommen harmloſen Beſitze des jungen Mädchens, war er glücklich darüber, wenn alle Menſchen ſie bewunderten; jetzt, wo damit ein Verluſt für ihn in Gefahr ſtand, fürchtete er ein bezeichnendes Wort, einen freudig erſtaunten Blick. — O, er war ſehr, ſehr unglücklich! Wenn in ſolchen Augenblicken die Vernunft wieder in ihre Rechte trat, ſo konnte er mit einem tiefen Seufzer den Wunſch hegen, ſie, die jetzt ſein ganzes Herz erfüllte, nie geſehen zu haben.

Wer ſucht, der findet, und wer mit Eifer ſucht, um ſo gewiſſer. Je ängſtlicher ſich der Baron vielleicht bedeutungsloſe Worte und Blicke Eugeniens aus ihrem Zuſammenhange riß und willkürlich an einander kettete, um ſo eher glaubte er zu der Gewißheit zu gelangen, ſie habe irgendwoher von der Werbung des Baron Fremont Kunde erhalten, und ihr Weſen ſei ſeither verändert. Daß er ſelbſt anders geworden war und manchmal ſchroff gegen ſie ſein konnte, einen ihrer aufrichtigſten Blicke finſter erwiderte, ein Wort, das ihm außergewöhnlich erſchien, barſch beantwortete, fiel ihm nicht ein; er dachte nicht an die Urſache — ſondern nur an die Wirkung, und er hatte nicht Unrecht, als er endlich mit Schrecken zu bemerken glaubte, daß das junge Mädchen in ſeiner Gegenwart befangen wurde, daß ſie ihre Augen nicht mehr ſo offen und frei gegen ihn aufſchlug, wie früher, daß ſie ſich mit ihrem zartfühlenden Herzen ſcheu in ſich zuſammenzog, wie gewiſſe Pflanzen und Blüthen bei rauher Berührung.

Wenig verminderte es ſeinen erwachten Argwohn, daß weder die

Baronin, noch ſeine Schwägerin, noch ſonſt Jemand ſeit jenem erſten Male über die Verbindung Eugeniens mit dem Baron Fremont weiter mit ihm ſprach. Man intriguirt im Geheimen gegen mich, dachte er; man wird nächſtens mit der fertigen Sache vor mich hintreten; ich habe alsdann nur noch Ja zu ſagen.

Es war dem Baron früher nie eingefallen, ſich darnach zu erkundigen, wohin ſeine Frau und Eugenie ihre Spazierfahrten richteten, welche Beſuche ſie machten, was ſie überhaupt in dieſer Richtung in ſeiner Abweſenheit thaten. Wie oft war Eugenie in dem kleinen Phaeton allein ausgefahren, hatte eine Bekannte aufgeſucht, oder war in den Umgebungen der Stadt geweſen! Damals hatte es ihn nur gefreut, wenn ſie überhaupt ſeinen kleinen Phaeton benutzte, er war ihm dadurch nur um ſo lieber geworden. Jetzt fand er es nicht mehr ſo recht paſſend, daß ein junges Mädchen allein ausfahre, und er hatte ſchon mit der Baronin darüber geſprochen, ſowie über vereinzelte Fälle, wo Eugenie ohne Begleitung ausgegangen.

Freilich waren es nur Augenblicke, in welchen er ſo dachte, und ein beruhigendes Wort ſeiner Frau, das ſtille, gemeſſene Weſen Eugeniens ließen ihn ſeinen Argwohn gleich darauf wieder belächeln. Aber die Gefühle, welche ihn beherrſchten, wechſelten oftmals ſchneller, als der Pulsſchlag ſeines erregten Blutes; — er ſah am Fenſter ſtehend Eugenie aus dem Hauſe verſchwinden, um einen kleinen Spaziergang zu machen; er erwiderte heiter ihren freundlichen Gruß, um gleich darauf, ein furchtbarer Selbſtquäler, den finſterſten Gedanken Raum zu geben, um vielleicht in der nächſten Minute ſein Pferd zu beſteigen und ruhelos Straßen und Wege zu durchſtreifen. — Gewiß, er war ſehr, ſehr unglücklich.

So geſchah es auch eines Vormittags, daß Eugenie bei klarem, angenehmem Wetter einige Einkäufe beſorgen wollte und allein das Haus zu Fuße verließ. Onkel George befand ſich gerade im Wintergarten und gab für ein neues Arrangement dem Gärtner ſeine Be-

fehle, als das junge Mädchen leicht zu ihm hinſchritt und, von ihm Abſchied nehmend, ihm freundlich die Hand reichte.

„Du gehſt in die Stadt?“ fragte der Baron.

„Ja, Onkel George, ich will einige Einkäufe machen.“

Gewöhnlich pflegte Eugenie alsdann hinzuzuſetzen: „Willſt du mich nicht begleiten, Onkel George?“ oder: „Kannſt du mich irgendwo treffen? ich werde um die und die Stunde da oder dort ſein.“ — Heute ſagte ſie nichts davon.

„Hat ſie es vergeſſen?“ fragte ſich der Baron, dem das nicht entging, „oder wollte ſie es abſichtlich nicht ſagen, wohin ihr Weg ſie führe?“ Ihm ſchwebte es auf der Zunge, ihr ſeine Begleitung anzutragen. Früher hätte er es in unbefangener Weiſe gewiß gethan, heute aber dachte er unmuthig: Warum das? — warum mich hier aufdrängen? mir eine abſchlägige Antwort geben laſſen? Sie wird um einen Grund, meine Begleitung abzulehnen, nicht verlegen ſein. — Und doch! — nein, nein! — Er hielt ihre Hand ein paar Sekunden lang in der ſeinigen, und es war ihm, als könne er ſich nicht entſchließen, dieſe Hand fahren zu laſſen.

Auch Eugenie ſchien durchaus keine Eile zu haben, ja, es war, als ſuche ſie einen Vorwand, bei dem Baron ſtehen zu bleiben, denn ſie fragte Dies und Das, lauter gleichgültige Dinge, und dabei ſchien es ihm, als habe ihre Stimme nicht den gewöhnlichen friſchen Klang, als bebten ihre Finger leicht in den ſeinigen. Er ſagte: „Du ſollteſt vielleicht Friedrich mitnehmen, er könnte dir deine Einkäufe tragen,“ und er ſetzte lächelnd hinzu: „Ihr Damen könnt ja doch nie erwarten, bis man euch eure Herrlichkeiten nach Hauſe bringt.“

„Nein, nein, Onkel George,“ gab Eugenie haſtig zur Antwort, „ich danke. Es iſt nicht viel, was ich einzukaufen beabſichtige, und dann weißt du wohl, ich habe nicht gern einen Diener hinter mir drein gehen.“

Und auch darauf ſagte ſie nicht: „Vielleicht könnteſt du mich begleiten, Onkel George;“ ſie zog ſanft ihre Hand aus der ſeinigen,

und als ſie nun ihren leichten Mantel feſter um ſich nahm und ſich zum Weggehen wandte, ſchien ſie ſeine Blicke zu vermeiden, ſie bog ihr Geſicht zu einer Roſenknospe hinab, die eben daran war, ſich zu öffnen, und ſtreifte mit ihren Fingern leicht über die feinen, rothen, duftigen Blättchen.

Andreas, der Gärtner, der in der Nähe ſtand, öffnete ehrerbietig die Thür des Glashauſes, und dahin ſchritt das ſchöne Mädchen mit dem raſchen elaſtiſchen Gange. Gewöhnlich ſchaute ſie ſich um, ehe ſie das Thor erreichte, um noch einmal freundlich zurück zu grüßen. — George von Breda wartete mit Spannung darauf. Heute that ſie es nicht; dagegen ſchritt ſie zögernder, als ſie dem Ausgange nahe war, und ein paar Mal ſchien es, als wolle ſie ſtehen bleiben, umkehren, wie wenn ſie ſich auf etwas beſänne, das ſie noch im Hauſe ſagen müſſe, oder als wolle ſie eine vergeſſene Sache holen. Dann aber erhob ſie plötzlich den Kopf, den ſie etwas geſenkt hatte, nahm ihren raſchen Schritt wieder auf und war gleich darauf in der Biegung des Weges vor dem Thore verſchwunden.

Der Baron wußte nicht, warum ſich ſein Herz auf einmal ſchmerzlich zuſammenzog, warum er nur mühſam athmen konnte. War es ihm doch gerade, als verlaſſe Eugenie in dieſer Stunde ſein Haus für immer; ja, wenn er auch über dieſen Gedanken lächeln mußte, ſo konnte er ihn doch nicht ganz verbannen. Voll dieſer ſonderbaren Phantaſie, blickte er im Wintergarten umher, und obgleich hier hunderte von Blumen und Blüthen ihre bunten Farben zeigten, ſchien ihm Alles öde, leer, erſtorben. Das war kein friſches Grün mehr, was ihn von allen Seiten umgab; es ſchien kein Frühling werden zu wollen, es kam ihm vor wie ein ſpäter Herbſttag, wie beginnender Winter, ja, es fröſtelte ihn, wie es wohl zu geſchehen pflegt, wenn wir draußen die erſten Schneeflocken herabwirbeln ſehen.

Das iſt ein eigenes Gefühl, ſprach er zu ſich ſelber und verſuchte zu lächeln. Ah, dumme Träumereien! Eugenie wird nach einer Stunde, oder noch früher, dort gerade ſo wieder in den Hof treten, wie ſie ihn

verlaſſen hat. — Und doch, ſollten meine finſteren Gedanken von ſo eben eine Bedeutung haben? Obgleich ich dieſen Augenblick gewiß nicht vergeſſen werde, will ich mir doch ein Zeichen machen, das ihn mir noch lebhafter zurückrufen ſoll.

Bei dieſen Worten brach der Baron die Roſenknospe ab, über welche Eugenie vorher mit der Hand geſtreift, und legte ſie in ſein Taſchentuch. — „Kleine Blumenleiche," murmelte er, „ſollteſt du mir doch etwas Fürchterliches erzählen, wenn ich dich wiederſehe? — — Hinaus, hinaus! ich muß ins Freie!"

Damit ſchritt er eilig durch den Wintergarten in das Haus zurück, wogegen Andreas, ſobald ihm der Herr aus dem Geſichtskreis entſchwunden war, deſſen Stelle an der Thür des Wintergartens einnahm. Er verhalf ſich mit großer Umſtändlichkeit zu einer Priſe, rieb darauf die Achſel an der eiſernen Einfaſſung der Thür und lächelte vergnügt in ſich hinein.

Das macht ſich, ſprach er alsdann zu ſich ſelber; das macht ſich; ich ſehe es deutlich, obgleich ich nur meine Kübel begieße und die Blumen aufbinde. Den Teufel auch! ſolche Geſchichten führen nie zu einem guten Ende; ich hätte es der gnädigen Frau damals ſchon prophezeihen können, ehe ſie noch gnädige Frau war, und wo ich mit der einzigen Beſchäftigung, ihre zwölf Blumenſcherben in Ordnung zu halten, ein Leben hatte wie Gott in Frankreich, wenn mich nicht der Reſpekt daran gehindert hätte. Der verdammte Reſpekt! Na, wenn die Sachen einmal zum Klappen kommen, da werden ihr wohl die Augen aufgehen. Der Geſtrenge wird etwas klein beigeben, und dann kann es ſich auch noch machen. —

Er rieb behaglich ſeine Hände. — Auf alle Fälle aber, fuhr er nach einer Pauſe fort, werden wir die Prinzeſſin los, und das iſt mir vorderhand die Hauptſache. — Hochmuth und Armſeligkeit! — Als wenn es nothwendig wäre, daß ich mich deßhalb vor aller Welt müßte ſchuhriegeln laſſen, weil ich in der Wohnſtube geboren bin und kein ſo glattes Geſicht beſitze oder eine gedrechſelte Figur. Wie ich aber

immer ſagte: Ausdauer. — Er vollendete den Satz nicht, ſondern prallte von der Glasthür zurück hinter einen der Orangenkübel, weil er den Baron von Breda ſo eben aus dem Hauſe kommen ſah.

Dieſer richtete ſeine Schritte nach dem Ausgange des Hofes und verſchwand nach eben der Seite, wohin auch Eugenie gegangen war.

Andreas hatte dies durch die Zweige des Orangenbaumes bemerkt; er lächelte abermals vergnügt in ſich hinein und war im Begriff, ſein Selbſtgeſpräch wieder aufzunehmen, als er fühlte, daß ihm Jemand leiſe auf die Schulter tippte. Raſch wandte er ſich um und machte ein ſehr gleichgültiges Geſicht, als er den kleinen Reitknecht bemerkte, der hinter ihn geſchlichen war und ihn auf die eben beſchriebene Art in ſeinen Betrachtungen ſtörte.

„Ich dachte, es ſei was Rechtes," ſprach der Gärtner achſelzuckend, „das mich da in meiner Arbeit unterbricht. So du biſt es? Ich meine, du hätteſt doch genug in deinem Stall zu thun, um den Miſt auszukehren; zu ſonſt etwas biſt du doch nicht zu gebrauchen. — Was willſt du eigentlich?"

„Bſt!" machte der Groom und legte mit einem ungemein wichtigen Geſicht den Finger an den Mund, wobei er ſich etwas affektirt nach allen Seiten umſchaute.

„Was haſt du denn da zu gaffen? Das möchte ich wiſſen," fuhr Andreas fort, der ſich nun aufrichtete und, ohne den Anderen weiter anzuſchauen, einen kleinen dürren Zweig des Orangenbaumes behutſam wegſchnitt. „Fürchteſt du dich, überraſcht zu werden, armer Kerl? Ja, deine Thaten ſind freilich ſo ungeheurer Art, daß du dich in Acht nehmen mußt, um nicht entdeckt zu werden. Laß mich zufrieden und geh in deinen Stall."

Ohne ſich durch dieſe unfreundlichen Reden verſcheuchen zu laſſen, flüſterte der Reitknecht: „Iſt Niemand mehr in der Nähe?"

„Das weißt du ſo gut wie ich," entgegnete der Andere barſch; „denn wenn Jemand in der Nähe wäre, würdeſt du es ja gar nicht

gewagt haben, hieher zu kommen. Thut dieſer Kerl doch, als wiſſe er nicht, daß das gnädige Fräulein und der Herr ausgegangen ſind."

„Aber Beide allein," ſagte Friedrich mit Beziehung.

„Allerdings Beide allein. Das geſchieht ſo oft, wie ſie auch mit einander ausgehen."

„Heute aber wären ſie nicht mit einander ausgegangen," ſprach der kleine Groom mit einem pfiffigen Lächeln. „Darauf könnt Ihr Euch verlaſſen, Andreas. Das gnädige Fräulein hat allein ausgehen wollen; ich weiß das ganz genau. — Ja, leider weiß ich es," ſetzte er hinzu, indem er affektirt ſeufzte. „O du lieber Himmel! ich bin wirklich ſehr dumm geweſen."

„Nun, das unterſchreib' ich dir vor Zeugen," gab der Gärtner, der anfing, auf die Worte des Reitknechts aufmerkſam zu werden, kopfnickend zur Antwort. „Dumm warſt du von jeher, dumm wie — wie — ich weiß wahrhaftig nichts ſo Dummes." Dabei ſetzte er ſich auf den Kübel des Orangenbaumes, nahm ſeinen einen Fuß auf das Knie und ſcharrte mit ſeinem Gartenmeſſer die Erde vom Stiefel.

„Ich darf mich nicht beklagen," ſprach nun wirklich ſeufzend der Groom, „habt Ihr mir doch oft gerathen, und, wie ich wohl ſagen darf, gut gerathen. Aber jetzt wird wohl Alles aus ſein."

„Du ſprichſt ja wie ein Todtenkopf," erwiderte der Gärtner. „Wer lebt, hat noch nicht verloren. Entweder haſt du heute Morgen einen ſtarken Schnaps getrunken, Bürſchlein, oder dir iſt etwas Abſonderliches begegnet, he!"

„Mir iſt freilich etwas Abſonderliches begegnet," verſetzte der Andere, wobei er melancholiſch den Kopf hängen ließ. „Ach! das hätte ich nimmer gedacht. Nein, nein, das hätte ich nimmer gedacht!"

„Was du denkſt, iſt mir ſehr gleichgültig," ſagte barſch der Gärtner, „denn das iſt nie etwas Geſcheidtes. Wenn ich aber erfahren ſoll, was dir Abſonderliches begegnet iſt, ſo thu gefälligſt dein Maul auf und ſprich. Aus dem Gefaſel könnte ſogar ein Geſcheidter nicht klug werden."

Friedrich ſchluckte ein paar Mal heftig, blickte wiederholt ſcheu um ſich und ſetzte ſich alsdann neben Andreas auf den Rand des Kübels.

„Ihr habt mir anempfohlen," flüſterte er, „genau aufzupaſſen, wenn der Jäger Klaus wieder komme, um, wenn es möglich ſei, zu erfahren, was er mit dem gnädigen Fräulein verhandle. — Heute früh iſt er da geweſen."

„So?"

„Ja ich war glücklicher Weiſe auf dem Heuboden und konnte ihn alſo ſehen, wie er um die Hofmauer herum ſchlich. Er ging zu der kleinen Thür herein, die nach den Stallungen führt und die nur angelehnt war, dann verlor er ſich in die Ecke des Gartens hinter dem Gebüſch von immergrünen Bäumen."

„Oho!" machte Andreas, „das iſt der einzige Platz, um Jemandem insgeheim zu ſprechen. Und du?"

„Ich that, wie Ihr mich geheißen, ging längs der Mauer auf dem weichen Sandwege; Ihr hättet mich ſehen ſollen, wie ich das geſchickt machte."

„Ja, ſchleichen kannſt du; aber ſprich weiter."

„Und kroch dann hinter die Strohdecken, die Ihr dort aufgeſtellt."

„Siehſt du nun, daß ich immer Recht habe," unterbrach der Gärtner den Groom mit einem finſteren Stirnrunzeln. „Dahin mußte der kommen. O, wenn du Kerl nur meinem Rath folgen wollteſt! — Nun?"

„Ich brauchte nicht lange zu warten," fuhr Friedrich fort, „da hörte ich leiſe Tritte und ſah das gnädige Fräulein daher kommen. Sie reichte dem Klaus ſo freundlich ihre beiden Hände, daß es mir einen Stich ins Herz gab."

„Ja, der Klaus iſt auch ein tüchtiger Kerl, der hat Courage; der fürchtet ſich nicht. Aber erzähle weiter, wer weiß, ob nicht bald Jemand kommt und uns ſtört."

worauf er immer ernſter und dringender wurde, und mit Erſchrecken ſahen endlich die Gäſte ein unheimliches Feuer in ſeinen Augen auflodern und hörten ihn endlich mit einem fürchterlichen Schwur bekräftigen, wenn der und der, den er bezeichnete, ihn nicht augenblicklich die Karte halte, ſo würde er ihm das große Tiſchmeſſer, das er in der Hand hielt, augenblicklich in's Herz werfen. Was war zu thun; nach einigem Beſinnen wurde ihm die Karte gehalten und auf zehn bis zwölf Schritte ſchleuderte er das Meſſer ſo geſchickt, daß die Spitze der Klinge das Aß durchbohrte.

Daß ihn auf dieſe Geſchichte hin jeder Menſch ſorgfältig vermied, kann man ſich leicht denken, die Geſellſchaft ſtand auf, wo er ſich ſehen ließ und ſo blieb er nach und nach zu Hauſe. Seine Frau übt mit ihrem ruhigen derben Weſen eine merkwürdige Gewalt über ihn aus und er folgt ihr, wie ein Kind. Es ſoll ihr ſehr viel Mühe gekoſtet haben, ihn ſo beſtändig zu Haus zu halten, denn wenn es Abend wurde, wollte er fort, um ein paar Stunden herumzuſchwärmen und man erzählt ſich," ſagte der Vetter lachend, „was ich aber nicht beſchwören kann, daß man ihm keine Stiefeln zum Anziehen gegeben habe und auch jetzt noch ſoll er dieſelben nur am Freitag Abend erhalten, wo er alsdann ein paar Stunden ausgeht."

„So viel iſt gewiß," ergänzte ich, „daß der Prinzipal

„Zuerſt ſprachen ſie Dies und Das, was mich nicht beſonders intereſſirte.“

„Da iſt Alles intereſſant.“

„Von einer armen Familie, der es nun wieder etwas beſſer geht, von dem kleinen Kinde des Taglöhners, das nicht mehr krank ſei, und dergleichen.“

Andreas zuckte verächtlich mit den Achſeln.

„Dann aber gings's los,“ ſagte triumphirend der kleine Reitknecht. „Klaus ſprach von Jemand, der, wie das gnädige Fräulein wohl wiſſe, ſich ſo ſehr darauf freue, ſie wieder zu ſehen; er ſagte auch bittend, ſie habe ſchon ſo oft verſprochen, der alten Frau einen Beſuch zu machen.“

„Der alten Frau?“ fragte der Gärtner.

„Nun, eine alte Frau kann auch da ſein. Das verſteht ſich am Ende von ſelbſt. Aber auch von ihm war die Rede.“

„Von wem?“

„Von Jemand, der das gnädige Fräulein früher geſehen, der ſehr leidend geweſen, dem es aber jetzt etwas beſſer gehe und der ſeine einzige Hoffnung darauf geſetzt habe, das freundliche Geſicht des gnädigen Fräuleins wieder einmal zu ſehen. — Es iſt ja bei der alten Frau, ſagte Klaus, nachdem er eindringlich gebeten.“

„Das iſt allerdings nicht unwichtig,“ ſprach Andreas, nachdem er eine kurze Weile nachgedacht. „Und die Gnädige?“

„O mein lieber Himmel!“ antwortete Friedrich wehmüthig, „ſie ſagte endlich Ja, ſie werde kommen.“

„Und wann?“ forſchte eifrig der Gärtner.

„Heute noch, um elf Uhr.“

„Das geſchieht dir ſchon recht, Schafskopf,“ ſagte ſcheinbar ärgerlich der Gärtner.

„Was geſchieht denn mir wieder einmal recht?“ fragte verwundert der Andere.

„Nun, wenn du das nicht begreifſt — daß dir da Jemand zu-

vorgekommen iſt! Wie oft habe ich dir geſagt und bewieſen, daß ſie nach dir hinſieht! Wie oft habe ich dich ermahnt, dein Glück zu verſuchen! Ja, dazu gehört Courage, und was das iſt, weißt du gar nicht. — Siehſt du nun ein, wie Recht ich gehabt?"

„Ja, ich glaube, daß ich es einſehe," erwiderte traurig der kleine Reitknecht und kratzte ſich am Kopfe.

„Da hilft kein Kopfkratzen mehr, und wenn ich die Sache bei Licht betrachte, ſo könnteſt du immer noch was unternehmen, wenn du ein rechter Kerl wäreſt. Wer weiß, was es mit Klaus für eine Geſchichte iſt! Du biſt ein junger Menſch, Friedrich, der ſich ſchon kann ſehen laſſen; ich kann dir verſichern, wenn mir das Glück ſo lächelte wie dir, ich würde mich keinen Augenblick beſinnen, es zu ergreifen. Wenn ſie auch irgend wohin gegangen iſt, wo es Niemand wiſſen ſoll, was ſchadet's dir? Biſt du durch deine Hartherzigkeit nicht im Grunde ſelbſt ſchuld daran? — Ja, du biſt es," fuhr er fort, indem er ſich gegen den Groom umwandte und ihn durch einen Blick bannte, wie die liſtige Schlange den armen Vogel. „Dich kann ſie bei alle dem doch nicht vergeſſen. Was war doch vorhin wieder, ehe ſie wegging?" — Er that, als wenn er ſich beſänne. — „Ja, richtig! der Herr Baron ſagte zu ihr: Laß doch den Friedrich mit dir gehen, er kann dir deine Sachen tragen, worauf ſie antwortete, und mit einem leichten Seufzer antwortete: Ach nein, ich mag den Friedrich nicht ſo als Diener hinter mir drein gehen laſſen. — Aha! dachte ich, nicht ſo als Diener! Verſtehſt du das, Burſche?"

„Ich glaube, daß ich es verſtehe," antwortete der Groom mit einem ziemlich dummen Lächeln.

„Nun, Gott ſei Dank, wenn du es verſtehſt. Ich habe es verſtanden. Nicht als Diener — ja, gehorſamer Diener! Nun," unterbrach er ſich, indem er ſeine Schnupftabacksdoſe hervorzog, „was ſoll ich da weiter an dich hin reden? mir kann es egal ſein."

„Aber mir iſt es nicht egal, Andreas," ſagte energiſch der Reitknecht und fuhr ſich mit der Hand über ſein ſtruppiges Haar. „Ich

verſichere Euch, ich habe an allen Gliedern gebebt, als ich das hörte und dabei das gnädige Fräulein anſah, wie ſie ſo außergewöhnlich ſchön iſt. — Ach! ich hätte jetzt auch vielleicht ſo weit ſein können, wie der Jemand, der gewiß nicht beſſer iſt als ich. Wozu ſonſt dieſe Heimlichkeiten?"

„Das ſind die erſten vernünftigen Worte, die ich von dir höre."

„Aber was denkt Ihr denn von der Geſchichte ſelbſt?" forſchte eifrig der Groom. „Sollte denn wirklich etwas daran ſein?"

„Wenn du recht gehört haſt," erwiderte der Gärtner mit ernſter Miene, wobei er ſeine Achſeln ungewöhnlich hoch erhob, „ſo will ich für nichts einſtehen. Aber wenn du ein ordentlicher Kerl biſt, ſo iſt jetzt für dich die Zeit da, um zu handeln. — Wohin ſie auch gegangen ſein mag, — das kannſt du mir glauben, ehe ſie wegging, dachte ſie an dich und ſprach von dir. — Das wäre mir genug."

„Mir iſt es auch genug," gab Friedrich entſchloſſen zur Antwort, wobei er ſein Röckchen feſt in die Taille zog und dann ſeine Haare mit beiden Händen pätſchelte. „Ihr habt Recht, Andreas; ich bin wahrhaftig ſo gut wie der Jemand des Jägers Klaus, und nach den vielen Beweiſen von — Wohlwollen, die ſie mir gegeben, kann ich mir ſchon etwas erlauben. — Andreas, Ihr ſollt von mir hören."

Der Blick, womit nach dieſen Worten der Gärtner ſeinen kleinen Nachbar von der Seite betrachtete, den dieſer aber nicht ſah, da er, in tiefe Gedanken verſunken, den Kopf in ſeiner Hand ruhen ließ, war ein Gemiſch von Bosheit und Schadenfreude. Nach einigen Sekunden ſprach er, indem er dem Groom leicht auf die Schulter tippte:

„Das haſt du freilich ſchon oft geſagt, mein guter Freund, aber wir wollen ſehen, ob man allen Glauben an dich verlieren muß, oder ob du wirklich noch zu etwas Beſſerem auf der Welt biſt, als Pferde zu putzen und den Stall auszumiſten."

„Laßt dieſe Reden jetzt ſein," entgegnete Friedrich gekränkt; „man

muß Einem die ſüßen Gedanken, die man hat, nicht mit ſo proſaiſchen Aeußerungen verderben. — Ausmiſten!“ fügte er verächtlich bei, „das iſt überhaupt nicht meine Beſchäftigung; ich bin Reitknecht, Jockey; mein Bruder, der Kellner, würde ſagen, er ſei Leibpage, wenn er in meinen Stiefeln ſtäke.“

„Ja, dein Bruder, der Kellner, iſt ein anderer Kerl,“ gab Andreas kopfnickend zur Antwort; „der hat Poeſie im Leibe, das will ich meinen. Der hätte nicht ſo lange gefackelt. Nun, ein gut Ding, das ſich beſſert,“ fügte er bei, während er ſich erhob und alsdann dem Anderen auf die Achſeln klopfte. „Laß mich was von dir hören, Bürſchlein, und meine volle Achtung ſoll dir nicht fehlen.“

Der kleine Groom machte eine Bewegung mit dem Kopfe und erhob die rechte Hand, wodurch er ausdrücken zu wollen ſchien: Wir wollen nicht weiter darüber reden, Ihr werdet ſchon ſehen. Dann ſtand er auf, klopfte ſorgfältig die Erde von ſeinen Reithoſen ab und begab ſich in den Stall.

Als der Gärtner allein war, ſtützte er den Arm auf einen Stamm des Orangenbaumes, legte den Kopf darauf und ſagte: „Ei, ei, ſo weit wären wir alſo! Nun, wenn ich jetzt nicht gewonnenes Spiel habe und nicht Eins ums Andere in die Luft ſpringt, da will ich doch Scheerenſchleifer werden. Das geht über alle meine Erwartungen. O, wenn der Geſtrenge, der dort eben hinter der Gnädigen drein ſchoß, ſie erreichte oder ſie irgend wohin gehen ſähe, wo ſie nicht hin gehört — das wäre nicht mit Geld zu bezahlen. Auf jeden Fall muß es Mittel und Wege geben, es ihm beizubringen. Dazu iſt François auf der Welt. Wenn der es weiß, ſo weiß es auch die gnädige Frau Mutter, und dann wird es auch uns hier im Hauſe nicht lange mehr verſchwiegen bleiben. — Was aber jene dumme Beſtie anbelangt“ — damit wandte er die Augen nach der Richtung, in welcher der kleine Reitknecht verſchwunden war — „ſo glaube ich, iſt ihm genug eingeheizt und der Kerl wirklich im Stande,

den heilloſeſten Streich zu machen, den ſich je ein Reitknecht zu Schulden kommen ließ. Na, viel Glück! Es iſt mir gerade," ſetzte er händereibend und mit dem uns bekannten freundlichen Lächeln hinzu, „als wenn die Luft doch noch einmal hier rein werden könnte. — Friſch ausgeſpielt, Herzen iſt Trumpf!"

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Ein Miethwagen.

George von Breda hatte ſein Haus in der Abſicht verlaſſen, ſich in der friſchen, angenehmen Luft ein wenig zu zerſtreuen, und wenn er vor dem Thore ſeines Gartens der Richtung folgte, nach der auch Eugenie verſchwunden war, ſo können wir verſichern, daß dies anfänglich völlig abſichtslos geſchah. Gute, vertrauensvolle Gedanken hatten ſich ſeines Herzens wieder bemächtigt; er verlachte ſeine Träumereien, er begriff nicht, wie man ſich ſelbſt ſo quälen könne, das ganze Weſen Eugeniens — an ſie dachte er leider ausſchließlich — lag ja offen vor ihm; man brauchte nur in ihr glänzendes Auge zu ſehen, um ſich zu überzeugen, daß in dem Herzen, welchem jenes zum Spiegel diente, etwas Falſches oder Unerlaubtes unmöglich Platz ergreifen könne.

Doch während er ſo grübelnd durch die Straßen der Stadt ſchritt und ſich immer mehr in ſeine Träumereien vertiefte, war öfters ſeine heitere Laune in Gefahr, wieder zu verſchwinden, und düſtere Wolken des Mißtrauens drohten aufzuſteigen. Er kämpfte jedoch gewaltſam mit ſich und war endlich ſo weit gekommen, ſein ganzes Treiben der letzten Zeit, gelinde geſagt, für lächerlich zu halten, wobei er ſich all' die kleinen Zeichen und Worte ins Gedächtniß zurückrief, die ihm doch

genugsam Zeugniß geben konnten von der völligen Unbefangenheit des jungen Mädchens, von der Unschuld ihres Herzens.

Aber — — und doch! — —

— — Er hatte eine Straße erreicht, die bei den inneren, wenig eleganten Quartieren der Stadt, welche an seiner linken Seite lagen, vorbeiführte, und wollte gerade eine Quergasse, die dort hineinlief, passiren, als ein rasch vorüberrollender Miethwagen ihn zum Halten zwang. Dieser war bedeckt und völlig geschlossen; der Baron blickte unwillkürlich hinein und — nein, das war unmöglich — und doch, der Anblick hatte ihn so heftig gepackt, daß er hätte laut aufschreien mögen. Aber nein! nein! es war nicht Eugenie, wie er zuerst sicher geglaubt, die, in die Ecke des Wagens gedrückt, dort hinfuhr. Einen Augenblick lächelte er über seine komische Phantasie und fand es unbegreiflich, daß er das junge Mädchen, deren Bild beständig vor ihm gaukelte, überall sah. In welcher Absicht sollte sie bei diesem herrlichen Wetter in einem verschlossenen Fiaker fahren? Sie hatte ja den kleinen Phaeton ganz zu ihrer Verfügung. — Bei dem Gedanken an den kleinen Phaeton schien sich sein Herz schmerzhaft zusammen zu ziehen; in dem Wagen hatte er so oft neben ihr gesessen, sie unzählige Male von der Seite betrachtet, und — er mochte noch so sehr darüber lächeln — gerade so wie Eugenie ruhte auch dort die Dame in die Ecke des Fiakers geschmiegt. Und wenn ihn sein gutes Auge nicht täuschte, so trug diese Dame einen grauen Mantel mit weißen Quasten und ein dunkelblaues seidenes Kleid. —

Warum sollte es unmöglich sein? dachte er, und damit knirschten seine Zähne zusammen. Gewiß, es ist möglich, fuhr er gemäßigter fort; vielleicht drängt es sie, baldigst wieder nach Hause zu kommen, und um den Weg abzukürzen, nahm sie einen Miethwagen. Aber was hätte sie in jenem Viertel zu schaffen? Dort sind keine Gewölbe, wo sie ihre Einkäufe macht, dort wohnen keine ihrer Bekannten. Oh! oh! Er drückte die Hand an die Stirn und befand sich nun am Ende der Straße, wo der Fiaker rechts um die Ecke verschwunden war.

Dort mündeten aber drei Gaſſen nach verſchiedenen Richtungen, und jede lief in ſolchen Schlangenlinien, daß man keine mehr als auf wenige Schritte überſehen konnte.

Der Baron blieb ſtehen, und zwar, um kein Aufſehen zu erregen, vor einem kleinen Laden, wo er gemalte Pfeifenköpfe zu betrachten ſchien, in Wahrheit aber nicht das Geringſte davon ſah, ſondern nur mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit lauſchte, ob er nicht das Rollen des Wagens vernähme, das ihm vielleicht den Weg verriethe, welchen derſelbe genommen. — Aber er hörte nichts; ringsum war alles ſtill und faſt menſchenleer; nur ſelten tauchte in einem der Gäßchen eine Frau oder ein Kind auf, welche ſich in einen Laden begaben, um dort Einkäufe zu machen.

Schon wollte der Baron aufs Gerathewohl eine der Straßen einſchlagen, als er deutlich das Rollen eines Wagens vernahm, der ſich zu nähern ſchien. Sollte das vielleicht derſelbe Fiaker ſein? dachte er und ging ein paar Schritte in die mittlere Gaſſe hinein, in welcher das Raſſeln und der Hufſchlag der Pferde deutlicher und immer deutlicher ertönte. Der Wagen, der vorhin bei ihm vorbei gefahren, war eine blaue Caleſche, mit Schimmeln beſpannt. Er fühlte ſein Herz gewaltſam ſchlagen, als ſich jetzt in der Biegung der Straße vor ihm zwei helle Pferde zeigten, ein blauer Fiaker — ja, er täuſchte ſich nicht, derſelbe Wagen, den er vorhin geſehen. Der Baron ſtellte ſich ſo dicht an der Stelle der ſchmalen Gaſſe auf, wo der Wagen vorüber mußte, daß er im Stande war, das Innere deſſelben zu überſehen und daß er zu gleicher Zeit dem Kutſcher winken konnte, anzuhalten. Dieſer kam näher, fuhr aber langſamer als vorhin; jetzt hatten die Köpfe der Pferde den Wartenden erreicht. Er blickte in den Wagen — derſelbe war leer. Der Kutſcher, der in der Meinung war, der Herr am Wege wolle mit ihm fahren, hielt an und wandte ſich deßhalb mit einer höflichen Frage an den Baron.

George von Breda trat dicht an den Fiaker hin, nahm haſtig

einen Thaler aus der Tasche und fragte; „Willst du das mit leichter Mühe verdienen?“

Der Kutscher schmunzelte.

„Nicht wahr, du bist vor wenigen Augenblicken denselben Weg gefahren?“

„Das bin ich wohl,“ antwortete zögernd der Kutscher, welcher erstaunt in das Gesicht des fremden Herrn blickte, der ein paar ganz curiose Augen machte.

„Du hattest eine einzelne Dame im Wagen?“

„Ja, das hatte ich,“ lautete die Antwort, die aber erst nach einigen Sekunden Ueberlegung kam.

„Nun gut, du wirst deinen Thaler erhalten, doch sage mir, an welches Haus führtest du diese Dame?“

„Das kann ich wahrhaftig nicht sagen,“ meinte der Kutscher. „Dort unten am Blumenmarkte ließ sie mich halten; wo sie von da hin ging, weiß ich nicht.“

„Die Dame war groß und schlank?“ forschte der Baron weiter.

„Ja, so ziemlich.“

„Sie hatte ein blaues Kleid und einen grauen Mantel?“

Der Kutscher nickte mit dem Kopfe.

„Ihr Gesicht?“

„Ja von dem kann ich nichts sagen,“ unterbrach hastig der Andere den Frager; „sie trug einen dichten dunkelgrünen Schleier.“

Einen dunkelgrünen Schleier! dachte der Baron. Einen solchen habe ich bei Eugenie nie gesehen. Auch bin ich sicher, daß sie gar keinen Schleier trug, als sie heute das Haus verließ. — Ihm kam ein anderer Gedanke. „Was bezahlte sie dir für deine Fahrt?“ fragte er.

„O, etwas über die Taxe,“ meinte der Kutscher, indem er sich wie über die vielen Fragen verdrießlich auf seinem Sitze hin und her wiegte.

„Du hast deinen Thaler verdient; hier ist er. Wenn du aber

noch einen dazu haben willſt, ſo haſt du mir nicht nur zu ſagen, was die Dame dir gegeben, ſondern auch das Geldſtück zu zeigen, womit ſie dich bezahlt."

Der Kutſcher ließ das Erhaltene in ſeine Taſche gleiten und dachte: Zwei Thaler verdiene ich für meinen Herrn in einem halben Tage, wenn ich viel Glück habe; von denen aber, die ich hier erhalten kann, weiß er nichts; die ſind für mich. Was geht mich die fremde Mamſell an! — Er ſteckte die Peitſche in das Lederfutteral neben dem Bock, nahm die Zügel zwiſchen die Kniee und holte dann aus ſeiner unendlich tiefen Hoſentaſche eine Hand voll Münze heraus, ſehr viel Kupfer und Scheidemünze, unter denen ſich ein funkelnder neuer Thaler ſogleich bemerkbar machte.

„Das Stück hat dir die Dame gegeben!" rief haſtig der Baron. „Nicht wahr, es iſt ſo?"

„Ja, ich glaube, daß Sie Recht haben; aber ich habe natürlicher Weiſe viel darauf herausgeben müſſen."

„Gleichviel, hier iſt ein zweiter Thaler und dann noch ein dritter, für den ich das andere Stück einwechſle."

„Ich wäre ſchon zufrieden," ſagte der Kutſcher lächelnd, indem er ſich am Kopfe kratzte, „aber was bekomme ich für das Wechſeln?" Da er aber auf dieſe Frage ſelbſt keine Antwort zu erwarten ſchien, ſo nahm er Zügel und Peitſche wieder an ſich, fuhr mit letzterer grüßend an ſeinen Hut und ſagte, indem er davon fuhr: „Droſchke Numero acht, halte mich beſtens empfohlen."

George von Breda achtete nicht weiter auf ihn; er hatte ſein Taſchenbuch hervorgezogen, um den neuen Thaler, den er vom Kutſcher ausgewechſelt, dort hinein zu legen; ſeine Lippen umſpielte ein trauriges Lächeln, als das blanke Geldſtück mit der kleinen Roſenknoſpe zuſammen kam. Darauf ſchritt er langſam durch die mittlere Gaſſe nach dem Blumenmarkte hin. Den neuen Thaler, den er ſo eben bekommen, kannte er, daran war nicht zu zweifeln, wenn er ſich auch mit Gewalt überreden wollte, als irre er ſich in der ganzen Sache;

immer in Pantoffeln geht, ich habe ihn nie anders gesehen."

Ich verbrachte recht vergnügt einen angenehmen Abend bei meinen Verwandten und verließ das freundliche Haus genau um die Zeit, daß ich gegen acht Uhr an der Thür des Stieglitzschen Hauses anlangen konnte. Emma begleitete mich bis an den Fuß des Hügels, reichte mir die Hand und ermahnte mich mein Möglichstes zu thun, daß ich bald wieder kommen dürfe.

er hatte ihn selbst als ein noch seltenes Stück neuen Gepräges vor einigen Tagen gegen andere Münze Eugenien ausgewechselt. Es müßte ein seltener, unerhörter Zufall sein, wenn eine ähnliche Dame, die ziemlich groß und schlank, mit grauem Mantel und blauem Seidenkleide das gleiche Geldstück einem Kutscher als Fahrpreis gegeben hätte.

So sehr er sich jetzt bemühte, die Handlungsweise der jungen Dame sich selbst als nicht beachtenswerth, als gänzlich verdachtlos darzustellen, so fielen doch die Zweifel wie mit Keulenschlägen über ihn her, und hohnlachende Teufel zischten ihm ins Ohr: „Das ist das gute, unschuldige Mädchen, haha! Was hat sie in diesem Stadtviertel zu machen, haha! in einem geschlossenen Miethwagen, hahaha! Ein Rendezvous! juchhe, ein Rendezvous!“ Und darauf lachte er selbst grimmig mit und sprach zähneknirschend zu sich selber: „Auch Eugenie, haha, auch Eugenie!“

Während der Baron so dachte, hob sich seine Brust heftig, seine Finger öffneten und schloßen sich krampfhaft, und er schritt dahin mit tief gesenktem Kopfe. Es war gut, daß sich hier vor den Häusern keine Leute zeigten, und da, wo sich vielleicht Jemand auf der Straße sehen ließ, dieser eilig den eigenen Geschäften nachging, ohne sich viel um die zu bekümmern, die neben ihm wandelten.

George von Breda hatte so den Blumenmarkt erreicht, einen kleinen Platz, von alterthümlichen Häusern umgeben, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befand, der das beste Wasser der Stadt hatte, und um welchen herum Obst- und Gemüseverkäufer zur Sommerzeit ihre farbigen, duftigen Waaren ausgestellt hatten. Jetzt lag derselbe öde und verlassen, nur belebt von spielenden Sonnenstrahlen, die mit dem Wasser kosten und sich vielleicht von zukünftigen glücklichen Tagen unterbielten.

Der finstere, schweigsame und nachdenkende Mann schritt aufs Gerathewohl in eine der Gassen hinein, welche auf den Blumenmarkt mündeten, und erhob dann den Blick, um die Häuser rechts und links zu mustern, welches von ihnen für seine Phantasieen am passendsten

erſcheine. Die aber waren faſt alle gleich alt, gleich trübe, man hätte ſagen können: gleich hinfällig; denn oben neigten ſich die ſchwarzen Giebel mit den vielen Fenſtern ſo gegen einander, daß man nur ein ſchmales Stück des tiefblauen Himmels bemerken konnte, einen kleinen unbedeutenden Streifen, zu wenig für Jemand, deſſen Herz betrübt iſt, um ihn heiterer zu ſtimmen, gerade genug, um ihm zu ſagen, daß es über und neben ihm klare Luft und Sonnenſchein genug gebe, daß ihn aber ein trübes Geſchick davon abſperre. Der Baron, im höchſten Stadium der Selbſtquälerei, gefiel ſich darin, ein Haus ſich auszuſuchen, in dieſem ein paar geheimnißvoll verhängte Fenſter, und ließ nun die trübſten und wildeſten Phantaſieen mit einer wahren Luſt über ſich hereinbrechen.

Als wahrheitsliebender Erzähler können wir dem geneigten Leſer nicht verſchweigen, daß Eugenie wirklich in dem verſchloſſenen Wagen geweſen war; glücklicher Weiſe aber für ihre Ruhe hatte ſie den Onkel George nicht bemerkt, ſo nahe er auch neben der Caleſche geſtanden; hatte ſie doch erſt nach langer Ueberlegung darein gewilligt, die alte Kammerfrau ihrer Großmutter zu beſuchen, die ſich ſo ſehr nach ihr geſehnt und die ihr das durch den Jäger Klaus ſo oft hatte ſagen laſſen. Sie hatte lange geſchwankt, ob ſie Onkel George oder die Tante davon in Kenntniß ſetzen ſolle; doch hatte ſie Eines davon abgehalten, und dieſes Eine war es auch, was, wenn ſie daran dachte, wie ein leiſer Vorwurf in ihr Herz klang. Klaus hatte geſagt: ſein Neffe, jener arme Jäger, dem ſie ja mehrere Mal draußen in der Waldhütte begegnet, freue ſich ſo ſehr, ſie wiederzuſehen.

Oft war das junge Mädchen im Begriff geweſen, ſelbſt das dem Onkel George zu erzählen und ihn um ſeine Begleitung zu bitten; aber er war in letzter Zeit ſo ſeltſam gegen ſie geweſen, oft ſo unerklärlich hart, daß, wenn ſie daran dachte, ſie einen Schmerz in ihrem Herzen fühlte und oftmals kaum ihre Thränen zurückhalten konnte. Was hatte Onkel George eigentlich gegen ſie? Sie konnte es ſich nicht erklären; war ſie ſich doch vollkommen gleich gegen ihn geblie-

ben; wußte ſie doch Niemand auf der Welt, in deſſen Geſellſchaft ſie ſich lieber befand, mit dem ſie angenehmer und herzlicher ſprechen konnte, als mit Onkel George. Wie lauſchte ſie, wenn er aus war, auf das Knirſchen der Räder ſeines Wagens im Sande, oder auf den Galopp ſeines Pferdes, wenn er in den Hof ſprengte! Wie wäre ſie ihm in ſolchen Augenblicken gern über Treppen und Gänge entgegen geflogen, fühlte aber dagegen auch wieder, daß ſie ruhig warten mußte, bis er hinauf kam und ſie ihm dann nur eine Hand reichen durfte, während ſie ihm doch gern beide gegeben hätte.

Vergeblich hatte Eugenie ſich lange bemüht, zu finden, was für eine Urſache es ſein könne, daß der Onkel ſein Betragen gegen ſie geändert. Sie wußte genau den Tag, wo dies geſchehen war, und nachdem ſie alle Ereigniſſe dieſes Tages genau durchdacht, ſo blieb ſie bei Einem ſtehen, das aber am Ende auch nicht ſo eingewirkt haben konnte. Es war, als ſie die Orangenblüthen der Tante hatte bringen wollen, als er ihre beiden Hände gefaßt und ſie ſo nahe, ſo ſehr nahe an ſeine Lippen geführt. Daß es ſie damals ſeltſam durchzuckt habe, erinnerte ſie ſich wohl; jener Augenblick ſtand vor ihr, als wenn das eben erſt geſchehen wäre; ihr Herz war wie zuſammengepreßt, ja, es war ihr geweſen, als ſolle ſie weinen, und doch hatte ſie wieder lächeln müſſen, während ſie tief und mühſam athmete; ſie glaubte es noch zu fühlen, wie damals der Boden unter ihren Füßen gewankt, und wie es ſie geſchauert, als habe ſie ein kalter Wind berührt.

Sollte es das geweſen ſein? — Wenn ſie ſich auch ſagen mußte, daß Onkel George ſeit jenem Tage anders gegen ſie geworden, ſo konnte ſie doch darin und in dem Anderen keinen Zuſammenhang finden. Hatte er ihr vielleicht gezürnt, daß ſie ihm ihre Hände nicht raſch entzogen? Sie hätte es damals gern gethan, aber ſie fühlte heute noch, wie ſeine flammenden Blicke ſie gebannt.

In dieſen Träumereien war das junge Mädchen durch das Anhalten des Wagens geſtört worden; man hatte den Schlag raſch geöffnet, und Klaus, den ſie neben ſich ſtehen ſah, bot ihr mit freundlichem

Blick die Hand zum Ausſteigen; dann ſchritt er ihr voraus in eine enge Gaſſe hinein und darauf durch einen hohen Thorbogen in ein altes finſteres Haus. Sie ſtiegen eine Treppe hinauf, die unter jedem Schritte ächzte, bei Fenſtern vorbei, die trotz des klaren Wetters draußen gar trübſelig ausſchauten; ſie ließen den erſten Stock hinter ſich und den zweiten, und je höher ſie ſtiegen, deſto mehr ſchlug dem jungen Mädchen das Herz und deſto mühſamer holte ſie Athem, ſie, die ſonſt die ſteilſten Berge mit der Flüchtigkeit und Ausdauer einer Gemſe hinauf ſprang.

Im dritten Stocke angekommen, öffnete Klaus eine Thür und ließ Eugenie in ein helles, reinliches Zimmer eintreten, wo am Fenſter ein Kanarienvogel in ſeinem Bauer luſtig ſchmetterte, vor welchem auf einem Stuhle eine Frau ſaß, die alſobald aufſtand und der ſchönen Dame mit einem freundlichen Gruße entgegen trat. Ein kleiner Bube, der an einem Faden ein hölzernes Pferd ohne Beine nach ſich zog, ſchlich ſich in einem weiten Bogen hinter den fremden Beſuch und befühlte leicht mit ſeiner Hand die weißſeidenen Quaſten an dem grauen Mantel.

„Das iſt das gnädige Fräulein," ſagte der Jäger Klaus, deſſen Augen vor Stolz und Vergnügen ſtrahlten. „Wir können wohl zur Großmutter hinein, Frau Brenner, nicht wahr?"

„O mein Gott, ja," antwortete die Frau mit ihrer ſanften Stimme; „ſie freut ſich wie ein Kind darauf; und auch wir, gnädiges Fräulein, ſind ſo froh, Sie einmal zu ſehen. Wenn man ſo viel Gutes und Liebes von Jemand hört, ſo möchte man auch gern das Geſicht dazu kennen. Und Ihres, gnädiges Fräulein, paßt ſo vollkommen zu all dem Herzlichen und Freundlichen, was mir mein Mann beſtändig von Ihnen erzählt, daß ich es gar nicht ſagen kann."

Klaus, der dem fragenden Blicke des jungen Mädchens begegnete, ſprach ſogleich: „Es iſt die Frau des Jägers Brenner; wir ſind ja in ſeiner Wohnung."

Eugenie ſchien das vergeſſen zu haben, und jetzt, wo ſie ſich

daran erinnerte, kam es ihr völlig wie ein Troſt vor, in dem Hauſe des Mannes zu ſein, den ſie gerne hatte und der auch ihr ſeit früheſter Kindheit ſtets eine große Ergebenheit und Anhänglichkeit bezeigt. Sie reichte der Frau ihre kleine Hand, welche dieſe mit einer tiefen Verbeugung berührte; dann wandte ſie ſich gegen das Bübchen, das ſie bewunderungsvoll betrachtend daſtand, und ſagte, daſſelbe freundlich anſehend: „Das iſt wohl Ihr Sohn — wie heißt er?“

„Der Vater nennt mich Palmarum,“ entgegnete der Kleine luſtig,“ „ſonſt heiße ich aber auch Franz.“

„Ja, er heißt Franz,“ verſetzte die Mutter; „Brenner macht zuweilen ſeine Späße mit den Kindern und gibt ihnen ſo komiſche Namen.“

„Namen aus der Jägerei,“ bemerkte Klaus lächelnd, „Palmarum — Tralarum;“ worauf er gegen die Thür des Nebenzimmers ſchritt, dieſe öffnete und durch ſeine laute Meldung, das gnädige Fräulein ſei da, Eugenie veranlaßte, ihm zu folgen.

Die Großmutter ſaß, wie immer, in ihrem Stuhle, und obgleich ſie anſtandshalber den Verſuch machte, ſich zu erheben, ſo gelang ihr das doch begreiflicher Weiſe nicht, weßhalb ſie mit einer tiefen Neigung des Kopfes ſagte: „Das gnädige Fräulein müſſen ſchon mit einem guten Willen fürlieb nehmen. Wenn die Freude, Sie zu ſehen, mir neue Kräfte verleihen könnte, ſo würde ich Ihnen an der Thür entgegen eilen; aber ſo —“ Sie ſchloß mit einem leichten Seufzer und einem wehmüthigen Lächeln.

Die junge Dame, welche von der Lähmung der Kammerfrau ihrer Großmutter und Mutter durch Klaus unterrichtet war, eilte raſch auf ſie zu und bot ihr freundlich die Hand, indem ſie ihr ſagte: „Sie haben ſich ſo oft für meine Großmutter und Mutter bemüht, daß es nicht mehr als billig wäre, wenn Sie auch freiwillig auf Ihrem Stuhle blieben. So aber kann ich Ihnen nur mein herzliches Bedauern ausſprechen, daß es nicht anders iſt; und um Ihnen ſo wenig wie möglich Mühe zu machen, will ich mich recht dicht zu Ihnen hinſetzen.“

Klaus hatte eilig einen Stuhl herbeigerückt, auf den ſich Eugenie niederließ und dann eine der Hände der alten Frau ergriff und dieſelbe zwiſchen ihre beiden nahm. Das glänzende Auge der Großmutter ruhte nun eine Zeit lang feſt auf den lieblichen Zügen der jungen Dame, und dann ſagte ſie: „Sie müſſen mir ſchon verzeihen, daß ich Sie aufmerkſam betrachte; es iſt das gerade ſo, als leſe ich in einem Gedenkbuche und finde da zwiſchen allerlei Blättern das Bild einer Roſenknoſpe, die mir eine glückliche, ach! ſo ſehr glückliche Zeit ins Gedächtniß zurückruft. — Wenn ich Sie aber länger anſehe, ſo verſchwindet für mich die Aehnlichkeit, welche Sie, gnädiges Fräulein, wie man im erſten Momente meint, mit Ihrer Frau Mutter haben, und aus Ihrem Auge, namentlich aus dem Blick, aus Ihrem Munde, ja, aus dem ganzen Schnitte Ihres Geſichtes tritt mir ſo lebhaft das Bild der Frau Großmutter entgegen, daß ich es Ihnen gar nicht ſagen kann.“

„Das meint mein Vater auch, er ſagt, ich gleiche ſehr meiner Großmutter.“

„Der gute Herr Baron!“ ſprach die Kammerfrau. „Es geht ihm wohl, wie ich höre? — Und auch der gnädigen Frau Baronin?“ ſetzte ſie nachdenkend hinzu, „wonach ich mich eigentlich zuerſt hätte erkundigen ſollen.“

„Vater und Mutter geht es wohl,“ antwortete Eugenie. „Sie werden wahrſcheinlich wiſſen, daß ſie draußen wohnen. Mein Vater kommt eigentlich nie in die Stadt, meine Mutter höchſt ſelten, ſonſt würde ſie auch gewiß häufiger nach Ihnen ſehen.“

Die Großmutter lächelte, ob ſchmerzlich oder freundlich, war nicht recht zu unterſcheiden; vielleicht flog etwas von Beidem über ihre Züge, doch behielt der freundliche Ausdruck die Oberhand, als ſie erwiderte: „Es würde mich in der That recht gefreut haben, zuweilen die gnädige Frau Baronin zu ſehen; aber welch großes Vergnügen mir Ihr Beſuch macht, Fräulein Eugenie — Sie verzeihen, daß ich Ihren Vornamen gebrauche — kann ich Ihnen unmöglich ausdrücken; ich habe

Sie ein einziges Mal geſehen, das ſind aber ſchon manche Jahre her; die Kammerfrau der gnädigen Baronin begleitete Sie zu mir; man trug Sie auf einem weißen Kiſſen, das mit Roſaſchleifen beſetzt war. O, ich werde das nie vergeſſen! Es war, als wenn ein kleiner Engel in meine Wohnung käme. — Und darin haben Sie ſich gewiß nicht verändert," ſetzte die Frau leiſer hinzu, nachdem ſie Eugenie wieder einmal lange betrachtet. „Sie haben in der That ein gutes, liebes, ein glückliches Geſicht."

„Sie haben meine Großmutter genau gekannt?" verſetzte die junge Dame und ſchlug erröthend und lächelnd ihre Augen nieder. Die Worte der alten Frau hatten ſie gefreut, wenn ſie ſich das auch nicht eingeſtehen mochte. „Bitte, erzählen Sie mir was von ihr! Sieht meine Mutter ihr nicht ähnlich?"

„Damals wenig; ich weiß nicht, ob ſie ſich mit den Jahren verändert hat. Die Gräfin Eller war bis in ihr Alter eine ſchöne ſtattliche Frau mit lebhaften Augen, entſchloſſen in ihren Worten und Handlungen, energiſch in ihrem ganzen Weſen."

Dann gleicht meine Mutter ihr nicht ſehr," erwiderte Eugenie. „Sie iſt nicht lebhaft; ſie iſt kränklich und klagt häufig, und wenn man ſie betrachtet, ſo muß Jeder ſehen, daß ſie mit ihren Klagen nicht Unrecht hat. Meine arme Mutter leidet zuweilen und ſieht meiſt recht bleich und fatiguirt aus."

„Ihr Charakter war auch eigentlich nie wie der der hochſeligen Gräfin; wohl war die Gräfin Henriette lebhaft, konnte auch mit Energie einen Entſchluß faſſen, aber ſie war ſo — gut und weich, daß ſie ſich zuweilen überreden ließ, Anderen gefällig zu ſein. Es lag das ſchon in ihrem Blicke, ſie hat, wie ich ſchon vorhin bemerkte, nicht die Augen der Gräfin Eller; das waren leuchtende, eigenthümliche Augen, und man ſah aus ihnen, daß die Dame, der ſie angehörten, ſich nie dazu bewegen laſſen würde, einen einmal gefaßten Entſchluß zu ändern. Gewiß, gnädiges Fräulein, Sie haben denſelben Blick, Sie

haben ſehr viel auch in Ihrem übrigen Weſen von Ihrer hochſeligen Frau Großmutter."

Indem die alte Frau ſo ſprach, wurde leiſe angeklopft, worauf ſich ihr Auge etwas verfinſterte und ſie forſchend nach der Thür ſchaute. Eugenie ſah fragend empor.

„Das iſt Niemand von den Meinigen," ſagte die Großmutter; „ſie würden es nicht wagen, mich in dieſem Augenblicke zu ſtören. Das kann nur ein thörichter junger Menſch ſein, den wir aber abweiſen wollen. — Wahrſcheinlich der Neffe des Jägers Klaus," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, als ſie bemerkte, wie die glänzenden Augen der jungen Dame forſchend auf ihr ruhten.

„Er kommt zuweilen hieher," meinte ſie achſelzuckend; „ein armer Kranker, mit dem wir alle ſehr ſchonend umgehen, der das Glück gehabt hat, Sie, gnädiges Fräulein, ein paar Mal draußen zu ſehen, und der behauptet, das allein ſei ſchuld daran geweſen, daß er einen leidlichen Winter verlebt."

Während ſie das ſagte, hatte die Großmutter ihre ſcharfen Blicke etwas gedämpft, indem ſie ihre Augenlider ein wenig herabſinken ließ, dabei aber das junge Mädchen forſchend betrachtete, auf deren Zügen ſich bei der Erwähnung des Neffen des Jägers eine ganz leichte Röthe zeigte, während ſie aber dabei gänzlich unbefangen den Blick der alten Frau erwiderte. Der Gedanke, daß ſie bereits um den Beſuch wiſſe, welcher der Großmutter ſo ganz unerwartet zu kommen ſchien, war es, was das Blut in ihre Wangen trieb.

„Ach ja, ich erinnere mich des Mannes," ſagte Eugenie nach einem augenblicklichen Stillſchweigen. „Als ich ihn ſah, war er recht krank, und ich glaubte faſt ſeinen traurigen Worten, als er von einem baldigen Tode ſprach. Er that mir recht ſehr leid; ich hatte herzliches Mitleiden mit ihm. — Alſo es iſt ihm im vergangenen Winter beſſer ergangen?"

„Er hat ſich faſt wunderbar verändert," antwortete die alte Frau, nicht ohne Beziehung. „Aber nicht wahr, ich will ihn abweiſen?"

„Die Großmutter verſchließt mir ihre Thür?“ hörte man jetzt draußen eine Stimme halb ernſthaft, halb launig ſagen. „Das iſt recht hart, und ich werde jetzt gar nicht wieder kommen dürfen.“

Eugenie ſchrak faſt beim Tone dieſer Stimme zuſammen; es war allerdings die des Neffen des Jägers, aber der Klang war doch wieder ganz anders. Sie richtete ihren Blick auf die alte Frau, und da dieſe zu glauben ſchien, derſelbe gebe ihr die Erlaubniß, den draußen nicht abzuweiſen, ſo rief ſie: „Herein denn!“

Darauf wurde haſtig die Thür geöffnet, und der Neffe des Jägers trat ein.

Ja, es war derſelbe junge Mann, den Eugenie vergangenen Sommer im Walde geſehen; es war derſelbe, bis auf ſeine Kleidung, und doch wieder ein ganz Anderer. Die alte Frau hatte vollkommen Recht; er hatte ſich wunderbar verändert; er, der ſich damals mühſam an ſeinem Stocke fortbewegte, der ermattet auf die Bank niederſank, der vor ihrer Erinnerung ſtand mit den fieberhaft brennenden Augen und den zuckenden Lippen, den leidenden Zügen, der ganzen zuſammengebrochenen Geſtalt, er trat jetzt vor ſie hin mit leichtem, faſt elaſtiſchem Schritt, mit einem glücklichen Lächeln auf dem heiteren, wohl noch bleichen, aber nicht mehr krankhaft entſtellten Geſichte, mit einem leuchtenden Blicke, mit der ganzen Haltung eines Menſchen, der ſehr krank geweſen, jetzt aber im Bewußtſein der Geneſung fröhlich, ja glücklich wieder in die Welt eintritt.

Dem jungen Mädchen war faſt ängſtlich zu Muth, als ſie den Neffen des Jägers ſo wieder ſah; ſie ſchaute beinahe verlegen auf die alte Frau an ihrer Seite, die mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke in ihren Zügen dabei lächelnd bald den jungen Jäger anſchaute, bald das liebliche Mädchen.

Die Freude, welche ſich im Auge des Erſteren, ſowie in ſeinem Auftreten zeigte, machte tiefer Ehrfurcht Platz, als er die junge Dame vor ſich ſah, und er ſchien einen Augenblick wie unſchlüſſig, ob er die Thür hinter ſich zumachen oder durch dieſelbe wieder zurück in das

Wohnzimmer treten ſolle. Doch half ihm die Großmutter über dieſe Ungewißheit hinweg, indem ſie ſagte: „Kommen Sie jetzt nur herein; vielleicht verzeiht Ihnen das gnädige Fräulein, daß Sie unſere Unterhaltung geſtört.“

Eugenie nickte mit dem Kopfe, und der junge Mann an der Thür that einen tiefen Athemzug, worauf er langſam näher kam und ſprach: „Ich habe leider kein Recht, mein gnädiges Fräulein, mich gegen Sie zu entſchuldigen und Ihre Verzeihung zu erlangen; denn wenn ich aufrichtig und wahr ſein will, ſo muß ich bekennen, daß ich mit Abſicht Ihre Unterhaltung geſtört, da ich draußen erfahren, daß Sie hier im Zimmer ſeien. — Wenn Sie mir aber noch ſo ſehr zürnen ſollten, ſo müßte ich Ihnen doch geſtehen, daß ich nicht anders gekonnt, als hier herein zu treten, um Sie nach langer, langer Zeit wieder zu ſehen.“

Das Mädchen ſenkte den Kopf, und da ſie nicht antwortete, fuhr der Neffe des Jägers fort: „Um Ihnen zu danken, mein gnädiges Fräulein, für das Mitleiden, das Sie dem faſt Sterbenden bezeigt, eine Theilnahme, deren ich mich wohl nicht rühmen dürfte, wenn ich nicht gar ſo leidend vor Ihnen erſchienen wäre.“ — Da er fühlte, daß er faſt zu viel geſagt, ſo ſetzte er raſch hinzu: „Sie werden die Worte eines Menſchen nicht übel deuten, der vom Rande des Grabes zurückkehrt, der ſich dabei aber gern der vergangenen bitteren Stunden erinnert, noch lieber jedoch einzelner lichter, herrlicher Augenblicke gedenkt.“

Der gute Neffe des Jägers hätte aus übervollem Herzen vielleicht noch eine Stunde ſo fortgefahren, ohne zu Ende gekommen zu ſein, und hätte dabei wahrſcheinlich ſehr, ſehr viel mehr geſagt, als es ſeiner Stellung nach paſſend geweſen wäre, und wenn er das auch ſelbſt fühlte, ſo verwirrte ihn dagegen wieder die liebliche Geſtalt des jungen Mädchens ſo vollkommen, ließ ſein Herz ſo heftig ſchlagen, brachte ſein Blut in ſolche Aufregung, daß er am liebſten gar nichts mehr geſagt, ſondern ſtumm und ſelig zu Eugeniens Füßen niedergeſtürzt wäre, ihr ſeine glühende Liebe geſtehend.

VII.

Bekehrungs-Verſuche des Herrn Specht.

Ueber unſern vortrefflichen Buchhalter, vortrefflich in den Augen der Prinzipalin, und als Kaufmann, wie mir ſchien ohne Tadel, habe ich eigentlich noch gar nichts geſagt. Er war die Seele des Geſchäfts und ſah ebenſo auf Ordnung, wie Madame Stieglitz, nur gab er ſein Gefallen oder Mißfallen auf ganz andere Art zu erkennen. Jene machte bei einem vorkommenden Fehler ein ernſtes Geſicht, ſagte: „ei, ei“ und ſah ſich wohl veranlaßt, bei größeren Nachläſſigkeiten der Ladenjungfer und mir einige ernſte derbe Worte zu ſagen, dieſer dagegen brauchte nie einen heftigen Ausdruck, hatte ich ein Etiquett verzeichnet, zu welchem wichtigen Geſchäft ich nach und nach gebraucht wurde, ſo faltete er die Hände, machte mich mit leiſer Stimme auf meinen Fehler aufmerkſam und konnte hinzuſetzen: „Der Herr möge Sie erleuchten.“

Mit der Ladenjungfer ſchien er nie recht zufrieden

Die kluge alte Frau, welche beſorgt in ſein leuchtendes Auge blickte, mochte wohl etwas Aehnliches befürchten, und um dem zuvorzukommen, ſagte ſie: „Laſſen Sie das nur gut ſein; das gnädige Fräulein iſt ſo lieb und freundlich, daß ſie es wohl begreift, in welche Freude es Sie verſetzen muß, daß Sie ſich um ſo Vieles beſſer befinden, und ich muß geſtehen, Sie haben ſich in der letzten Zeit wieder auffallend verändert.“

Dieſe Worte, deren Nebenbedeutung der Neffe des Jägers wohl verſtand, verfehlten auch auf ihn ihre Wirkung nicht, und er gab ſich alle Mühe, das wirklich zu ſcheinen, was er vorſtellte: ein armer, eben geneſener Kranker, der es in tiefſter Unterwürfigkeit dankbarſt anerkennt, daß eine ſo vornehme Dame, wie Fräulein Eugenie, ihn ihres Mitleids, ja, man könnte beinahe ſagen, ihrer Aufmerkſamkeit, gewürdigt.

So ſehr er ſich aber auch bemühte, in ſeiner Rolle zu bleiben, wozu auch gehörte, daß er es ſtandhaft ablehnte, ſich in Gegenwart des gnädigen Fräuleins zu ſetzen, wozu ihn die Großmutter einlud, ſo hatte doch ſein freilich etwas eigenthümliches Weſen beim Eintritt ins Zimmer einen, wenn auch noch unbeſtimmten, Argwohn in die Seele des jungen Mädchens geworfen, welcher ſie anders ſein ließ, als ſie vielleicht ſonſt draußen im Walde, in der Hütte des Jägers Klaus, geweſen wäre. Auch betrachtete ſie den Neffen, ſobald ſie ſich fragend an die Großmutter wandte, wenn auch flüchtig, doch ſehr genau, und glaubte ſogar, in ſeiner Art zu ſprechen, in ſeinen Bewegungen, ja, in der einfachen und doch wieder gewählten Kleidung manches zu entdecken, was nicht zu ſeinem Stande zu paſſen ſchien; beſonders fielen ihr ſeine Hände auf; da er als einfacher Jägerburſche keine Handſchuhe trug, ſo konnte Eugenie ſeine Rechte, in der er den überaus feinen Caſtorhut hielt, gar deutlich ſehen. Es waren zierliche weiße Finger, und wenn man den Umſtand, daß deren Farbe nicht ſo war, wie die der gewöhnlichen Jäger und Waldſchützen, vielleicht auch auf

ſein langes Krankſein, ſowie die hiedurch bedingte Unthätigkeit ſchreiben konnte, ſo war doch die Form derſelben ſo fein, wie man ſie bei Leuten, die an harte Arbeit gewohnt ſind, nicht leicht ſieht. Auch einen ſchmalen goldenen Reif bemerkte man am kleinen Finger der rechten Hand, was an ſich vielleicht nicht verdächtig war; doch als er ſich während des Sprechens umwandte, und ſich zufällig ſo drehte, daß ein Sonnenblick, der ins Zimmer ſpielte, das Innere ſeiner Hand berührte, blitzte es dort plötzlich auf, nur eine Sekunde lang, in buntfarbigen, ziemlich verdächtigen Strahlen.

Der Neffe des Jägers wagte nach ſeiner erſten, viel zu langen Rede nur einige Worte an die junge Dame zu richten; dagegen munterte ſein Blick die alte Frau auf, Eugenie mehr ins Geſpräch zu ziehen, und als dies geſchah, zog er ſich ehrerbietig ans Fenſter zurück, um beſcheiden zuzuhorchen, in Wahrheit aber, um ſie ungeſtört betrachten zu können; er fühlte ſich zufrieden, faſt glücklich in dieſem Augenblicke. Er dachte an den vergangenen Herbſt, wo er ſo tief und innig in dieſes wunderbar liebliche und gute Geſicht geſehen, wo er mit namenloſem Schmerze gefühlt, wie allein dieſes Mädchen im Stande ſei, ihn glücklich zu machen, wenn es überhaupt für ihn noch ein Glück auf der Welt gab. Ach! er dachte ſchaudernd an jene Zeit, wo er, ein armer Schiffbrüchiger, in Sturm und Nacht gehüllt, auf den ſchäumenden Wogen des Meeres allein ſchwamm, angeklammert an ein zerbröckelndes Wrack, unter ſich den gewiſſen Tod, über ſich den mit ſchwarzen Wolken bedeckten Himmel. Und dabei dachte er auch, wie er ſchon im Begriffe war, ermattet die Hände ſinken zu laſſen, um hinabzuſtürzen in einen entſetzlichen Abgrund, als mit einem Male am umnachteten Horizont jener klare, mildglänzende Stern emporſtieg, jener Stern, der, nachdem er ihn eine Zeit lang traurig betrachtet, ihm endlich Muth und Hoffnung einflößte, deſſen Strahlen ihm die Augen zu öffnen ſchienen und ihn endlich das längſt verloren geglaubte Land wieder erblicken ließen.

Dann nach manchem Ringen und Kämpfen hatte er den feſten

Boden aufs Neue betreten, das Leben lächelte ihn wieder an; die finstere Nacht war gewichen, die Wolken hatten sich zertheilt, ein junger freundlicher Tag stieg rings um ihn empor, aber mit seinem Licht war auch der milde, traulich blinkende Stern verschwunden; er hatte sich in die Sonne verwandelt, in die strahlende, vornehme Sonne, die jetzt vor ihm aufgegangen war und deren Feuer sein Herz verzehrte, wenn er es jetzt wagte, sie in ihrem Glanze anzublicken. O diese Sonne, wie sie so schön war! zu schön, zu reich für ihn! Seine Sonne -- Eugenie! Wie konnte dieses so herrliche Wesen unter Tausenden, die gewiß anbetend zu ihr emporblickten, ihn vorzüglich bemerken, ihm zulächeln? — Gewiß nicht!

Es gab Augenblicke, wo er den Wunsch hegte, wieder allein auf dem wild empörten Meere zu treiben, dem Tode nahe, aber vor sich jenen wunderbaren Stern, seinen Stern, der ihn so mild, so traurig, so theilnehmend anblickte.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
Achtunddreißigſtes Kapitel.	Baron Fremont	7
Neununddreißigſtes Kapitel.	Eine Leidenſchaft	25
Vierzigſtes Kapitel.	Der Waldweg	39
Einundvierzigſtes Kapitel.	Eugeniens Mutter	54
Zweiundvierzigſtes Kapitel.	Kirche und Wirthshaus . . .	71
Dreiundvierzigſtes Kapitel.	Entenpforte Numero Vier . .	85
Vierundvierzigſtes Kapitel.	Guitarrenklänge	105
Fünfundvierzigſtes Kapitel.	Mörder! Mörder!	120
Sechsundvierzigſtes Kapitel.	Auf der Polizei	137
Siebenundvierzigſtes Kapitel.	Die Unſchuld ſiegt	152
Achtundvierzigſtes Kapitel.	Das entwendete Concept . . .	171
Neunundvierzigſtes Kapitel.	Eugenie und die Freunde . .	195
Fünfzigſtes Kapitel.	Selbſtquälereien	223
Einundfünfzigſtes Kapitel.	Ein Miethwagen	242

F. W. Hackländer's Werke.

XXXIV. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Vierunddreißigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Offizin in Stuttgart.

Der Neue Don Quixote.

Fünfter Band.

sie war eine arme gutmüthige Person aus einem Dorf in der Nachbarschaft und hatte ein unbeholfenes, ja etwas bäurisches Wesen nie recht ablegen können. Auch schien die Gnade des Herrn, wovon der Buchhalter so viel sprach, nicht bei ihr zum Durchbruch kommen zu können und selbst die frömmsten Reden desselben machten keinen Eindruck auf sie; wenn sie auf ein ernstes Wort der Prinzipalin einen begangenen Fehler augenblicklich und mit dem besten Willen verbesserte, so konnte sie bei ähnlicher Gelegenheit einen frommen Wunsch des Herrn Specht, sie möge Gott um Kraft bitten, ihre Geschäfte mit mehr Pünktlichkeit besorgen zu können, mit einem recht bösen Lächeln beantworten und ich hatte oft schon bemerkt, wie dann aus den sanften Augen des Buchhalters ein giftiger, unheimlicher Blick zuckte. Obgleich sie nichts weniger wie schön war, so erschienen dagegen die Formen ihres Körpers nicht unangenehm, sie war stark und kräftig und handhabte die schwersten Stoffe mit der größten Leichtigkeit.

Den Buchhalter zu necken, war ihr größtes Vergnügen und da auch mir der süßliche, schleichende Mensch mißfiel, so freute ich mich über alle Streiche, die sie ihm spielte. Waren keine Fremden im Laden, so konnte sie einen schweren Pack Zeug ihm vor der Nase auf den Ladentisch niederfallen lassen, daß die Scheiben klirrten und der Buchhalter erschrocken zusammenfuhr. „Gott im

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Vor dem Spielwaarenladen.

Während ſich Eugenie und der Neffe des Jägers im Zimmer der Großmutter befanden, Beide mit eigenthümlichen Gedanken beſchäftigt, und Beide ſo ſchweigſam, daß die alte Frau die Koſten der Unterhaltung faſt allein zu tragen hatte, ging der Armenarzt, Doktor Flecker, neben der langen Geſtalt des tapferen Don Larioz über den Blumenmarkt nach derſelben Gaſſe, in der ſich das Haus befand, wo wir den geneigten Leſer eben verlaſſen.

Der Doktor, lebhaft und beweglich wie immer, focht mit ſeinem Stocke in der Luft herum und ſagte: „Sie werden mir zugeben, mein lieber Freund, daß dieſes der Weg iſt, auf dem Sie ſich edelmüthig und glänzend an Ihrem ehemaligen Prinzipal rächen können und nebenbei feurige Kohlen auf die Häupter ſämmtlicher Angehöriger der Familie Weibel zu häufen im Stande ſind, indem ſie dieſen Gzrabowski entlarven und ihn zur Anerkennung zwingen, daß er es geweſen iſt, der das Concept des Teſtamentes entwendet und damit ſeine Allotria getrieben.“

Don Larioz ſchritt würdevoll wie immer einher, und auf ſeinem ruhigen Geſichte ſah man während der Rede des Anderen keinen Muskel zucken; er blickte tief nachdenkend gerade vor ſich hin, und ſprach, als der Armenarzt ſchwieg: das alles iſt nur durch einen ehrlichen Zweikampf zu erreichen.“

„Auch das, wenn Seine Erlaucht damit einverſtanden ſind,“ erwiderte haſtig Doktor Flecker. „Im Falle des Gelingens aber werden Sie mir zugeben, daß man ſich in dieſer Sache genau nach den Wünſchen des Herrn Grafen richten muß. Das iſt ein mächtiger Herr mit einer langen Hand, der allein im Stande iſt, den Weg zu ebnen, auf dem Sie zu jenem theuren Czrabowski gelangen können, um ihn — ſo — nun, Sie verſtehen mich ſchon.“

Der kleine Mann machte bei dieſen Worten auf höchſt komiſche Art einen ſo kräftigen Ausfall mit ſeinem Stocke auf einen unſichtbaren Gegner, daß er einen ſolchen, wenn er wirklich da geweſen wäre, nothwendiger Weiſe durch und durch gebohrt haben würde.

„In früheren glorreichen Zeiten,“ ſagte der edle Spanier, nachdem ſie ein paar Schritte weiter gegangen waren, mit wahrhaft heldenmäßiger Ruhe, „hätte ein einfacher Gotteskampf die Sache ſo ſchön arrangirt, als man es nur wünſchen könnte.“

„Ja, in früheren glorreichen Zeiten!“ warf der Armenarzt ungeduldig dazwiſchen. „Aber jetzt iſt das was Anderes!“

„Damals,“ fuhr Don Larioz fort, ohne ſich im Geringſten beirren zu laſſen, „hätte man die Schranken aufgerichtet, und wir wären eingeritten, der Graf Czrabowski und ich, Beide unter Vortragung unſerer reſpectiven Wappenſchilder.“

„Ja, damals, beſter Larioz!“ ſprach dringender der Doktor und ſchaute faſt ängſtlich in das unbewegliche Geſicht ſeines langen Freundes.

„Allerdings damals,“ fuhr dieſer fort. „Wir hätten mit einander gekämpft, wahrſcheinlich höchſt glorreich gekämpft, und wenn ich dieſen Czrabowski niedergeworfen hätte, ſo würde ich ihm die Spitze meines langen Schwertes auf die Gurgel geſetzt und zu ihm geſprochen haben: Unglücklicher, gib der Wahrheit die Ehre!“

„Sie werden mir zugeben, wenn ich Ihnen ſage,“ verſetzte der Andere ungeduldig, „daß das damals alles ſehr ſchön, ſehr nobel und ſehr rittermäßig war, aber —“

„Andere Zeiten, andere Sitten, wollen Sie ſagen,“ fiel ihm Don

Larioz kopfnickend in die Rede. „Bleiben wir alſo bei dem gewöhnlichen Zweikampf.“

„Nach Umſtänden, ſehr nach Umſtänden, lieber Freund; vor allen Dingen dagegen, wenn Sie uns und ſich nützlich ſein wollen, müſſen Sie ſich ſtreng den Anordnungen Seiner Erlaucht fügen. Sie werden einſehen, daß das nothwendig iſt. Item nur ſo kommen wir zum Ziele.“

Bei dieſer Unterredung waren die Beiden dem Hauſe nahe gekommen, und während der lange Schreiber gleich darauf mit einem großen Schritte unter den weiten Thorbogen trat, blickte der bewegliche Armenarzt nach allen Seiten um ſich, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, ehe er in ein Haus ging. Da ſah er denn, nicht viele Schritte entfernt, vor einem kleinen Laden einen Herrn ſtehen, welcher die dort aufgeſtellten Waaren zu betrachten ſchien, in Wahrheit aber bald die Gaſſe hinauf, bald hinunter blickte. Dabei wäre nun an ſich für den Doktor nichts Auffallendes geweſen; doch als er dieſen Mann genauer betrachtete, erkannte er in ihm den Herrn Baron George von Breda, und wunderte ſich nicht wenig, denſelben in dieſer abgelegenen Gaſſe zu ſehen. Ohne aber weiter darüber nachzudenken, ſtieg er in Geſellſchaft des Spaniers die krachenden Treppen hinauf, und Beide erreichten in kurzer Zeit ohne irgend ein Abenteuer die Wohnung des Jägers Brenner, klopften dort an die Thür der großen Stube und betraten dieſelbe, nachdem von innen „Herein!“ gerufen worden.

In dem Zimmer war die Frau des Jägers, der kleine Palmarum mit ſeinem hölzernen Pferde, und gegenüber von Madame Brenner ſaß der Jäger Klaus, dem der Doktor auch ſchon Hülfe geſpendet und der ſich nun ehrerbietig erhob, um dem freundlichen Arzte eine Verbeugung zu machen.

„Ich dachte, wir würden Vater Brenner hier treffen,“ ſagte der Doktor, nachdem er die Frau und den Jäger mit der Hand gegrüßt, Palmarum auf den Kopf gepätſchelt, und um Keines zu vergeſſen, auch an die Stäbe des Käfichs geklopft hatte, worin ſich der Kana-

rienvogel befand. „Wir kamen in der Abſicht her,“ fuhr er fort, „den würdigen Jägersmann nicht nur zu begrüßen, ſondern auch Einiges mit ihm zu beſprechen über die Zukunft des kleinen Gottſchalk, den wir wohl nicht beim Herrn Plager wiſſen wollen, nachdem unſer Freund Larioz das Bureau verlaſſen.“

„Das Kind hat doch rechtes Unglück,“ ſprach Frau Brenner betrübt, wobei ſie kopfſchüttelnd von ihrer Näherei in die Höhe ſah.

„So großes Unglück — das wüßte ich gerade nicht,“ entgegnete der Armenarzt. „Der Bube hat ſich im Schreiben recht vervollkommnet, rechnet unter Anleitung unſeres edlen Freundes wie ein alter Mathematicus, und muß nothwendig was Rechtes werden, wenn er zwei ſolche Helfer an ſeiner Seite hat, wie Don Larioz und meine Wenigkeit. Sie werden mir zugeben, Frau Brenner, daß das wahrhaftig keine Kleinigkeit iſt.“

„Gott ſoll mich bewahren, das nicht anzuerkennen,“ erwiderte die Frau mit ihrer ſanften Stimme; „das iſt auch ein rechtes Glück für den Gottſchalk, wogegen es aber gewiß nicht gut iſt, daß er wieder ſein Geſchäft wechſeln ſoll, und das wird er doch wohl thun müſſen, wenn er die Schreibſtube des Herrn Doktor Plager verläßt. — Ich hatte mir das ſchon ſo ſchön vorgeſtellt,“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „da wäre er ein Schreiber geworden, hätte was gelernt, viel Geld verdient und könnte alsdann den Kindern etwas von ſeinem Wiſſen abgeben.“

„O, lieber Gott, Frau Brenner,“ antwortete der Armenarzt, „nur keine Luftſchlöſſer! Vorderhand muß der Gottſchalk lernen, und daß er etwas Tüchtiges lernen ſoll, dafür will ich ſchon ſorgen. Und über den Punkt hätte ich gern mit dem Vater Brenner geſprochen.“

Die Frau ſchüttelte mit dem Kopfe und ſprach mehr vor ſich hin als zu den Anderen: „Ihnen wird er alles thun, was Sie wünſchen, und es iſt mir auch ſchon recht, wenn Sie nur nicht die Abſicht haben, einen Jäger oder ſo etwas aus dem Gottſchalk zu machen. Das ertrüge ich nicht; der Knabe ſoll was Rechtes werden.“

„Wenn das Vater Brenner hörte!“ meinte lächelnd der Doktor. „Doch Scherz bei Seite! Sie werden mir zugeben, daß ich, der Doktor Flecker, freilich nur Armenarzt, dafür bekannt bin, daß, wenn ich einmal A gesagt, ich fortbuchstabire bis zum Z; und das wollen wir auch redlich mit Gottschalk thun. Verlassen Sie sich darauf, Frau Brenner, wenn der Junge selbst will, so soll er, wie Sie sagen, was Rechtes werden. Da nun aber Vater Brenner nicht zu Hause ist, worüber ich in diesem Falle auch nicht besonders traurig bin, so will ich hinein zur Großmutter und mit ihr ein paar Worte über den Jungen sprechen; Großmutter versteht mich und ist eine resolute Frau, die ihre Ansichten schon geltend zu machen weiß. — Don Lariox, thut mir den Gefallen und unterhaltet Euch ein bischen mit unserer guten Frau Brenner; ich werde gleich wiederkommen.“

Damit wollte der Arzt ins Nebenzimmer hinein, doch trat der Jäger Klaus an seine Seite, indem er sagte: „Verzeihen Sie, Herr Doktor, würden Sie nicht die Güte haben, noch ein paar Augenblicke zu warten, es ist Jemand da drinnen, der —“

„So, so,“ machte Doktor Flecker mit einem pfiffig lächelnden Gesichte, „es ist Jemand da drinnen, der — am Ende der — der — den — den — nun Sie werden mich schon verstehen, theurer Freund Klaus.“

„Ich verstehe Sie in der That nicht,“ gab dieser sehr ernst zur Antwort. „Gewiß, Herr Doktor, ich verstehe Sie nicht.“

„Es ist am Ende gar Ihr Neffe drin, he!“ lachte der Armenarzt, indem er sein linkes Auge gegen den Jäger zukniff, „der schmucke Neffe im grauen Rocke und im Jägerhute. Habe ihn schon einmal hier gesehen, den Neffen, und wenn dem so ist, so muß ich schon einen Augenblick warten. Aber lange nicht, dazu habe ich keine Zeit. Oder ich kann ja auch wieder kommen; das ist am Ende besser, denn Sie werden mir zugeben, daß es mir nicht einfallen kann, Seine Er — den Neffen, wollte ich sagen, zu stören.“

„Woher vermuthen aber der Herr Doktor, daß mein — Neffe da ist?“ fragte schüchtern der Jäger.

„Woher ich das vermuthe? Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß das ungeheuer einfach iſt Erſtens ſah ich Ihren Neffen ſchon einmal hier, und es hat mich recht ſehr gefreut, daß ich ihn hier geſehen, denn er kann von der Frau Großmutter nur Vortreffliches lernen; und da nun Sie, mein theurer Klaus, mir ſo eifrig ſagen, es ſei Jemand da drinnen, ſo braucht's keine große Combinationsgabe, um ſich zu denken, was das iſt; dann aber auch wartet ja da unten wenige Schritte von hier ein Freund Ihres — Neffen auf Hochdieſelben."

„Ein Freund meines Neffen wartet da unten auf ihn?" fragte beſtürzt der Jäger. „O, Sie machen einen Spaß, Herr Doktor; es iſt gewiß kein Freund von ihm da unten, der auf ihn wartet."

„Doch, doch!" ſagte laut und beſtimmt der kleine Armenarzt. Dann faßte er den Jäger vertraulich am Ohrläppchen, zog ihn näher zu ſich und ſprach ſehr leiſe: „Es iſt der Herr Baron George von Breda, der da unten rechts an dem kleinen Spielwaarenladen auf Seine Erlaucht wartet. He, mein Freund?" ſetzte er fragend hinzu.

Kaum hatte der Doktor den Namen des Barons von Breda ausgeſprochen, ſo fuhr Klaus im höchſten Erſchrecken zurück. „Um Gottes willen, Herr Doktor!" ſagte er, „iſt das wahr? ſcheint der Herr Baron wirklich da unten auf etwas zu warten? — Das wäre mir entſetzlich! Oder ſpaziert er nur ſo zufällig am Hauſe vorbei?"

„Vom zufälligen Vorbeiſpazieren habe ich gar nichts bemerkt, lieber Klaus," verſetzte Doktor Flecker, indem er mit Verwunderung die erſchreckten Züge des Jägers betrachtete; „er hat vielmehr in der Nachbarſchaft dieſes Hauſes, wie man zu ſagen pflegt, Poſto gefaßt und ſcheint ſehr auf etwas zu warten."

„Dann müſſen Sie uns helfen, Herr Doktor, augenblicklich helfen!" rief der treue Diener in höchſter Angſt.

„Teufel auch! wer iſt denn krank?"

„Niemand, Niemand!" gab der Jäger haſtig zur Antwort. „O, hören Sie mich einen Augenblick ruhig an." — Damit zog er den

kleinen Mann ohne Umstände in eine Ecke des Zimmers und fing nun an, gegen seine sonstige stille Art recht lebhaft in denselben hinein zu sprechen.

Der Doktor zog, nachdem er die ersten Sätze vernommen, seine Augenbrauen hoch empor, legte die Hände auf den Rücken und drehte seinen Stock wie die Flügel einer Windmühle zwischen seinen Fingern; er ließ verschiedene Oh und Ah! hören, auch: „der Tausend! — nicht so übel! — das gefällt mir!“ — worauf er, nachdem er viele Donnerwetter passirt hatte, seine Ansicht dahin aussprach, „das sei eine verfluchte Position und schwer, einen Ausweg zu finden.“

„Man muß den Herrn von Breda von der Straße zu entfernen suchen,“ sagte Klaus.

„Kennen Sie den Herrn von Breda?“ fragte der kleine Mann mit einem bedeutungsvollen Kopfnicken; „das ist keiner, der sich von einem Platz entfernen läßt, wo er sich einmal vorgenommen hat, stehen zu bleiben.“

„Ich weiß, ich weiß; aber, Herr Doktor, Ihnen ist viel möglich.“

„Ja, wenn ich mein College Figaro wäre,“ lachte der Doktor, „und er ein Basilio, da könnte ich ihm allenfalls weiß machen, er habe das gelbe Fieber, und ihn so nach Hause schicken. Aber dem da — da weiß ich kein Mittel.“

„Es muß aber eins geben,“ sprach der Andere dringender. „Gewiß, Herr Doktor, Sie müssen eins auffinden, es gibt sonst das größte Unglück. — Das arme, arme Fräulein! — Und ich, der sie überredet! Und die beiden Herren, sonst so gute Freunde, die, wie die Sachen stehen, Todfeinde werden müßten! O Herr Doktor!“

„Ja, da hat sich was, o Herr Doktor! nehmen Sie sich eine Lehre daraus, Freund Klaus, schießen Sie ihre Rehe und Füchse und lassen Ihre Neffen thun, was sie wollen. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Neffen schon manchem Onkel graues Haar gemacht haben.“

„Aber — —“

Der Armenarzt war in tiefes Nachdenken verſunken und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, worauf der Jäger plötzlich verſtummte. Darauf hatte Erſterer ſeinen Stockknopf zwiſchen die Lippen genommen, und wenn er auch, ſich über etwas beſinnend, ſeine Blicke auf den Boden heftete, ſo erhob er ſie doch zuweilen, um einen Moment den edlen Spanier zu betrachten, der in harmloſem Geſpräche mit der Frau Brenner begriffen, für nichts Anderes Augen und Ohren hatte.

Der Jäger blickte in größter Spannung auf den kleinen Arzt, der nach einem, ihm unendlich lange ſcheinenden Stillſchweigen endlich mit den Achſeln zuckte und dann mehr zu ſich ſelber als zu dem Anderen ſagte: „So könnte es vielleicht gehen; es iſt aber ein verzweifeltes Mittel, muß dagegen, wenn es gelingt, den Grafen zur größten Dankbarkeit gegen Larioz verpflichten. Verſuchen wir es in Gottes Namen.“

Damit ließ er den Jäger ſtehen, trat mit raſchen Schritten an die Seite ſeines langen Freundes und bat denſelben, einen Augenblick mit ihm das Zimmer zu verlaſſen. Vor der Thür angekommen, ſprach der Doktor zu Larioz: „Sie müſſen mir einen Gefallen erzeigen, bei dem es Muth und Entſchloſſenheit gilt; es iſt alſo vollkommen Ihre Sache.“

Der Spanier machte eine leichte Neigung mit dem Kopfe.

„Sie ſetzen Ihren Hut recht verwegen auf, drapiren ſich wie gewöhnlich maleriſch in Ihren Mantel und nehmen Ihren Stock ſo in die Hand, daß man deutlich ſehen kann, es ſei Ihnen etwas Gewohntes, mit einem Stoßdegen umzugehen. — Verſtehen Sie mich?“

„Bis jetzt — ja,“ antwortete der lange Mann nach einigem Beſinnen.

„Gut. Sie gehen die Treppen hinunter, wenden ſich vor dem Hauſe rechts und ſehen da an einem Spielwaarenladen einen großen und ſchönen Herrn ſtehen, den Baron von Breda. Kennen Sie ihn zufällig?“

„Nein, ich kenne ihn nicht.“

„Auch gut. Mit dem Herrn ſuchen Sie ein Geſpräch anzuknüpfen und ihn auf irgend welche Weiſe zu vermögen, die Straße zu verlaſſen.“

„Wenn er aber hierzu keine Luſt bezeigen ſollte?“

„So müſſen Sie — ſo müſſen Sie — ja, was denken Sie ſelbſt, was Sie thun müſſen?“

„Hat der Mann kein Recht, da unten in der Straße zu ſtehen?“ fragte ernſt der Spanier. „Oder iſt es Jemand, deſſen Anweſenheit Ihnen Schaden bringen kann?“

„Allerdings iſt es ſo. Ich ſehe, Sie verſtehen mich. Mir kann es Schaden bringen, wenn er da bleibt, namentlich aber jenem liebenswürdigen Grafen Helfenberg, der Sie ſo freundlich aufnahm. — Lieber Larioz, zu einem geſcheidten Manne wie Ihnen, der in ritterlichen Händeln wohl bewandert iſt, braucht man nur mit halben Worten zu ſprechen. Graf Helfenberg, der eine junge Dame liebt, befindet ſich hier im Hauſe; der da unten will ihn erwarten, um ihn und die junge Dame zu compromittiren.“

„Alſo ein Eiferſüchtiger?“

„Wohl möglich; Graf Helfenberg iſt unſer Freund; was man in Spanien in ähnlichen Fällen thun würde, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen.“

„Gewiß nicht,“ erwiderte Don Larioz mit beſtimmtem Tone. „Sie ſollen ſehen, wie ich für die geliebte Dame eines Freundes handle; Sie werden mit mir zufrieden ſein.“

Damit hob er den Stock gegen ſein Geſicht, als grüße er mit dem Stoßdegen den Feind auf der Menſur, und ſchritt der Treppe zu. Auf der erſten Stufe aber blieb er ſtehen, wandte ſich rückwärts und ſagte mit feierlicher Stimme: „Es könnte vielleicht ſein, werther Freund, daß wir hart aneinander kämen, wer weiß, ob der fremde Cavalier nicht unter dem Mantel ein paar Degen führt, von denen er mir galanter Weiſe einen anbietet. Es iſt das bei ähnlichen Ver-

anlaſſungen ſchon häufig vorgekommen. In dem Falle nun wäre es möglich, daß mir etwas Menſchliches begegnete, und habe ich alsdann nur eine Bitte auf dem Herzen. Sie werden in einem braunen Käſtchen auf meinem Tiſche ein weibliches Portrait finden mit der Adreſſe einer Dame; ſtellen Sie derſelben in einem gewiſſen Falle dieſes Bildniß zu und ſagen ihr, Don Lariox ſei aus der Welt gegangen mit dem Gedanken im Herzen und dem Worte auf den Lippen, daß Dolores das ſchönſte Weib auf dieſer Erde ſei."

Mit dieſen Worten ſchritt der lange Mann die Treppen hinab, und der Doktor, der ſich über das Geländer gebeugt hatte, blickte ihm lange nach, wobei ſein Geſicht einen ſehr ernſten Ausdruck annahm. „Es iſt eigentlich Unrecht von mir," murmelte er, „aber es gab kein anderes Mittel, und ich will ſchon auf der Lauer liegen, um im allerſchlimmſten Falle mit einem ärztlichen Atteſte, das in gewiſſer Beziehung leider nur zu viel Wahres hat, dazwiſchen zu treten."

George von Breda war unterdeſſen in der engen Gaſſe mehrmals hin und hergeſchritten; wenn er ſich auch in Ungewißheit befand, ob Eugenie dieſelbe betreten, ſo war es ihm doch nicht möglich, den Ort zu verlaſſen, es hielt ihn mit einer unerklärlichen Gewalt hier zurück. Schon oft hatte er ſich Mühe gegeben, ſich das Ganze wie einen Traum vorzuſtellen; wenn er ſich aber mit allen Künſten der Ueberredung ſo weit gebracht hatte, ſo brauchte er nur die Hand auf ſein Taſchenbuch zu drücken, wo er jenes Geldſtück verwahrt hielt, um beinahe laut hinaus zu rufen! „Nein! nein! es iſt ſo, ſie hat mich verrathen, ſie iſt hier, vielleicht dicht in meiner Nähe!" Darauf wallte alsdann ſein Blut ſo heftig empor, daß ihm die Augen ſchmerzten; er vertieſte ſich in die wahnſinnigſten Grübeleien, Gegenwart und Vergangenheit betreffend, und endete gewöhnlich damit, daß er mit den Zähnen knirſchte und hohnlachend ausrief: „Auch Eugenie! ja auch Eugenie!"

Glücklicher Weiſe war die Straße gänzlich menſchenleer und die Leute in ihren Häuſern ſo beſchäftigt, daß ſie dem unruhig hin und her Gehenden wenig oder gar keine Aufmerkſamkeit widmeten. Jetzt

Himmel," ſeufzte er, „werden Sie denn nie lernen eine Sache ſanft anfaſſen, und Ihr wildes Weſen laſſen — es iſt doch gar nichts Sanftes, nichts Wohl- und Gottgefälliges an Ihnen" — „ich will aber auch nicht wohlgefällig ſein," lachte die Ladenjungfer höhniſch, „das wiſſen Sie ganz wohl Herr Specht," und darauf zuckte der gewiſſe Strahl aus ſeinen Augen, doch faßte er ſich, faltete die Hände und ſeufzte: „vergieb uns unſere Schulden." Das Mädchen aber ſprang lachend davon und ſagte: „ich habe Ihnen ja lange vergeben, Herr Buchhalter," Die Hand deſſelben zuckte nach der Elle, er nahm ſie krampfhaft vom Ladentiſch, ſchluckte heftig und — — hing das Inſtrument ruhig an ſeinen Platz.

Zwiſchen dieſen beiden herrſchte überhaupt ein merkwürdiges Verhältniß, doch war es kein freundliches und ſolche Scenen, wie die eben erzählten, kamen öfters vor. Eines Abends aber ſah ich noch mehr, denn als ich etwas ſpäter, wie die Beiden in mein Schlafzimmer ging und leiſe ohne Licht die Treppen hinaufſtieg, bemerkte ich den Herrn Buchhalter und die Ladenjungfer, die eben auf dem Gang zuſammen ſprachen, ſie lachend, er mit leiſer Stimme in heftiger Bewegung. „Verſuchen Sie es" ſprach er „thun Sie ſich Zwang an, den himmliſchen Funken, der auch in Ihrer Bruſt wohnt, zur hellen freundlichen, gottgefälligen Flamme anzublaſen, laſſen Sie zerſchmelzen die rauhe Schaale, ſo ihr Herz umgiebt, laſſen

war er wieder einmal bis auf den Blumenmarkt gegangen, und kehrte nun zurück, um seine Stelle bei dem kleinen Spielwaaren-Magazin wieder einzunehmen.

Wenn sich aber die Bewohner der Straße um das sonderbare Benehmen des fremden Herrn nicht kümmerten, so war doch ein anderer Fremder in einem der Häuser hinter einem Fenster versteckt und schaute nicht nur neugierig, sondern auch sorgfältig beobachtend auf die Straße. Dieser Fremde aber war Niemand anders als der Kammerdiener François, von dem wir nicht genau wissen, ob er sich zufällig oder absichtlich hier befand. Doch glauben wir das Letztere annehmen zu können.

In dem Hause, wo er sich aufhielt, war eine kleine Restauration, in der er ein bescheidenes Frühstück eingenommen hatte und darauf, die Zähne stochernd, verdaulich und beschaulich am Fenster stand. Leider hatte er von hier aus alle bemerkt, welche sich in die Wohnung des Herrn Brenner begaben: den Jäger Klaus mit Fräulein Eugenie, kurze Zeit darauf den Grafen Helfenberg, und nun sah er den Baron von Breda, ihn, den er nach der jungen Dame am bittersten auf dieser Welt haßte, in gewaltiger Aufregung da unten auf und ab gehen. François, der genau wußte, um was es sich handelte, verstand alle Bewegungen, alle Mienen und Geberden des Herrn von Breda, und freute sich über alle Maßen, als er aus der entsetzlichen Unruhe desselben abnehmen konnte, wie sehr dieser sonst so ruhige, kalt scheinende Mann leiden müsse.

Nachdem der Kammerdiener außergewöhnlich lange in seinen Zähnen gestochert, ließ er sich hinter den Fenstervorhängen nieder, doch so, daß ihm nichts auf der Straße entging, wobei es ihm gerade vorkam, als befände er sich in einem Schauspiel, dessen Ausgang er gewissermaßen in Händen hatte; konnte er doch ein Lustspiel oder ein Trauerspiel daraus machen. Wenn er das Letztere wollte, so brauchte er nur auf die Straße zu gehen und dem Herrn Baron von Breda zuzuflüstern, wer sich alles da oben in dem Hause befinde. Aber er

verwarf dieſen Gedanken als unüberlegt und voreilig und dachte bei ſich: Je mehr das Gift im Herzen des ſtarken Mannes da unten um ſich frißt, um ſo verderblicher wirkt es und verurſacht zuletzt eine unheilbare Wunde, in welcher dann mit ruhigen, kalten Worten herumzuwühlen für mich ein außerordentliches Vergnügen ſein wird. — Warten wir alſo ab.

Und er wartete geduldig.

Auch Herr von Breda wartete, aber mit wenig Ruhe und Geduld: er preßte vielmehr die Lippen heftig aufeinander; er ballte ſeine Hände; er trat hart auf den Boden vor dem Spielwaarenmagazin, wo er, ohne Aufſehen zu erregen, am längſten bleiben konnte, deſſen Gegenſtände er aber ſchon alle der Reihe nach angeſtarrt und dies, ſich unbemerkt glaubend, immer wieder von Neuem thun zu können dachte.

Um ſo unangenehmer war es ihm daher, als er mit einem Male einen Mann bemerkte, der aus einem der Häuſer der Straße kam, ſich neben ihn ſtellte und die Spielſachen ebenfalls zu bewundern ſchien. Herr von Breda wandte dem Unbekannten den Rücken zu und war im Begriff, abermals die Straße hinab zu gehen, als ihn der Andere mit den Worten anredete:

„Es iſt in der That erſtaunlich, was alles zur Unterhaltung dieſer kleinen Kinder geſchaffen wird. — Finden Sie das nicht auch, mein Herr?“

Der Baron blickte den Frager an und hätte zu jeder anderen Zeit über das ſeltſame Ausſehen deſſelben unfehlbar gelächelt. Die Verwundungen und Quetſchungen im Geſichte des guten Don Lariog waren nämlich in jenes Stadium getreten, wo ſich die trübe, dunkelblaue Farbe derſelben in ein mattes Grün verwandelt mit graugelben Rändern, die ſich weit über ſeine eingefallenen Wangen verbreiteten. Aus dieſen Schattirungen, die etwas an einen Regenbogen erinnerten, drohte ſeine Naſe, zur doppelten Dicke angeſchwollen, faſt unheimlich hervor; die Verzerrung des ganzen Geſichtes wurde nicht gemildert durch den Glanz der ſonſt guten, ehrlichen Augen, da eines derſelben roth unterlaufen war und auf dieſe Art einen tückiſchen Aus-

druck angenommen hatte. Hierbei können wir nicht verschweigen, daß der edle Spanier seinen zugespitzten Hut ziemlich stark auf das rechte Ohr gesetzt und seinem Mantel eine Drapirung gegeben hatte, welche etwas verwegen, ja, man könnte sagen, fast händelsüchtig erschien.

Herr von Breda schaute den Unbekannten von oben bis unten an und gab ihm alsdann ruhig zur Antwort: „Es gibt allerdings seltsame Dinge in dieser Welt, sowohl in einem Spielwaaren-Magazin, als im wirklichen Leben. Ich habe die Ehre." – Damit faßte er an seinen Hut und wollte sich entfernen.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sprach die seltsame Gestalt, indem sie dem Baron fest in den Weg trat, „Sie haben, wie mich dünkt, diese Sachen so aufmerksam betrachtet, daß ich von Ihnen ein gediegenes Urtheil über dieselben erwarten kann, und da ich einige Einkäufe zu machen beabsichtige, so —"

„Thun Sie am besten," versetzte der Andere barsch, „wenn Sie in den Laden treten und sich auswählen, was Ihrer Phantasie zusagt."

„Das wird mir allerdings Niemand verwehren können," erwiderte der Spanier mit großem Ernste; „ich habe mir aber sagen lassen, daß eine höfliche Frage auch eine höfliche Antwort bedingt und daß es Schuldigkeit zwischen angenehmen Leuten ist, sich mit einem guten Rath an die Hand zu gehen."

„So gehen Sie denn zu angenehmen Leuten und lassen sich von diesen rathen, ob Sie einen Bären oder einen Affen kaufen sollen; ich für meine Person würde Ihnen unbedingt zu dem Letzteren rathen." — Damit machte der Baron eine Wendung in die Straße hinein, um dem zudringlichen langen Manne zu entgehen.

Dieser aber ließ sich nicht so leicht abweisen, trat vielmehr an die Seite des Davoneilenden und bemerkte, immer noch mit der größten Artigkeit in Haltung und Ton der Stimme: „Für den freundlichen Rath in Betreff des Affen bin ich sehr dankbar und werde mir ihn gewiß zu Nutze machen."

George von Breda blieb einen Augenblick stehen, warf dem

Manne einen blitzenden Blick zu und ſagte, indem er ſich mühſam zur Ruhe zwang: „So gehen Sie denn ins Teufels Namen hin und kaufen Sie Ihren Affen! Mir aber erlauben Sie, mich zu entfernen, denn ich habe nicht länger Luſt, die Ehre Ihrer Geſellſchaft zu genießen.“

Er machte abermals einige raſche Schritte vorwärts, ohne aber Don Lariez entgehen zu können, der mit ſeinen langen Beinen gleichen Schritt mit ihm hielt und dabei freundlich ſprach: „Es iſt traurig, daß unſere Wünſche und Neigungen öfters mit denen unſerer Nebenmenſchen ſo wenig harmoniren. Sie eilen mit nicht ſehr liebenswürdigen Worten von mir weg; ich dagegen werde mir das größte Vergnügen machen, Sie zu begleiten.“

Bis jetzt hatte der Baron von Breda den Unbekannten für einen zudringlichen Menſchen gehalten; nun aber kam es ihm auf einmal vor, als habe er einen Narren an ſeiner Seite oder Jemand, der darauf ausgehe, Händel zu ſuchen. Beides erſchien ihm im gegenwärtigen Augenblicke begreiflicher Weiſe ſehr unerwünſcht, und wenn es ihm auch ein Leichtes geweſen wäre, einen Unberufenen von ſich abzuweiſen, ſo war der Ort, an welchem er ſich befand, durchaus nicht dazu geeignet, durch ein auffallendes Verfahren die Bewohner der umliegenden Häuſer aufmerkſam zu machen. Deßhalb ging er mit raſchen Schritten die Gaſſe hinab bis auf den Blumenmarkt, trat dort an die einſam liegende Fontaine und drehte ſich hier plötzlich gegen ſeinen Begleiter um, indem er mit barſchen Worten ſagte:

„Ihr Zweck, Herr, warum Sie mich bis hieher verfolgen, iſt mir unbekannt; daß aber Ihr aufdringliches Betragen nicht ohne Abſicht war, glaube ich zu erkennen. Was Sie ſind, weiß ich nicht; ich aber bin der Baron George von Breda und genugſam dafür bekannt, daß es nicht zu meinen Unterhaltungen gehört, mit fremden Leuten, die mit braun und blau angelaufenen Geſichtern aus Gott weiß welchem Wirthshauſe kommen, auf öffentlicher Straße zu ſprechen. Hier von dieſem Platze führen vier Wege in die Stadt, gehen Sie, welchen

Sie wollen, und ich werde so vernünftig sein, mir einen anderen zu wählen. Sie müssen doch selbst einsehen, daß es für mich keine Ehre ist, in Ihrer Gesellschaft zu wandeln. Sollten Sie es aber vorziehen, mich noch weiter zu belästigen, so werde ich den ersten, besten Polizeisoldaten anrufen und Sie irgend wohin bringen lassen, wo man untersuchen wird, ob sie ein zudringlicher Mensch oder ein Narr sind."

Während Beide mit einander die enge Gasse hinabgegangen waren, hatte Don Larioz rückwärts geschaut und den kleinen Doktor wohl bemerkt, der oben zum Fenster hinaus sah, um Achtung zu geben, ob sich der eifersüchtige Aufpasser entferne. Dies war nun allerdings geschehen, und derselbe befand sich hier an dem Brunnen auf dem Blumenmarkte so weit von jenem Hause entfernt, wobei obendrein die Gasse, die dorthin führte, noch eine solche Biegung machte, daß es unmöglich war, die Hausthür von hier zu überwachen. Die Aufgabe des edlen Spaniers war demnach erfüllt, und dieser überlegte eben, ob es nicht räthlicher sei, über den zudringlichen Menschen oder Narren hinweg zu gehen, um weiter kein Aufsehen zu erregen, oder ob es nothwendig oder ehrenvoller wäre, über die beiden Ausdrücke eine Erklärung zu verlangen.

Nach einem augenblicklichen Ueberlegen entschloß er sich zu dem Letzteren und that dies, indem er sprach: „Da Sie, mein Herr Baron, mir die Wahl gelassen haben zwischen einem Narren und einem zudringlichen Menschen, so will ich den letzteren für mich in Anspruch nehmen und Ihnen so lange zudringlich erscheinen, bis Sie mir über diese verletzenden Worte eine Erklärung gegeben. Sie sind der Herr Baron George von Breda; ich nenne mich Larioz, Don Larioz, ein Spanier von altadeliger Familie."

Bei diesen letzten Worten streckte sich der Sprecher um ein paar Zoll länger und machte ein so würdevolles Gesicht, daß es bei den sonderbaren Farben auf demselben unwiderstehlich komisch aussah.

Der Baron zuckte einfach mit den Achseln und zog, ohne ein Wort zu erwidern, sein Taschenbuch hervor, woraus er eine Karte

nahm und ſie dem Anderen einhändigte. „Laſſen Sie ſich,“ ſagte er alsdann, „durch einen mir bekannten unbeſcholtenen Menſchen bei mir einführen, und ich werde Ihnen alle Erklärungen geben, die ich für nothwendig und paſſend halte.“

Damit wollte er ſich entfernen, doch rollte in dieſem Augenblicke ein leichtes Coupé aus einer der Straßen, aber nicht aus der, in welcher der Baron ſo lange auf und ab gewandelt, auf den Blumenmarkt und hielt nicht drei Schritte von ihm in der Nähe des Brunnens. George von Breda blickte nach dem Wagen hin und erkannte den Grafen Helſenberg, der ihm freundlich zurief, näher zu treten, und ihm ſagte: „In welcher Geſellſchaft biſt du denn da? Wie kommſt du mit dem edlen Don zuſammen?“

„Weiß der Henker, was dieſer Narr von mir will!“ verſetzte der Baron verdrießlich. „Ich ging zufällig durch jene Gaſſe dort, und da hängte dieſer Menſch ſich an mich. Kennſt du ihn?“

„O ja,“ erwiderte lachend der Graf; „er iſt oder war der Schreiber eines hieſigen bekannten Advokaten, deſſelben Doktor Plager, den du dich erinnern wirſt, bei mir an einem gewiſſen Abend geſehen zu haben.“

„Und dieſer Schreiber,“ ſprach der Baron finſter, „iſt hier nicht ganz richtig?“ Damit zeigte er auf ſeine Stirn.

„Er hat allerdings ſeine eigenthümlichen Seiten, ohne darum ein Narr zu ſein,“ gab Helſenberg zur Antwort, „iſt aber dabei ein ſehr nobler und anſtändiger Charakter. Ich protegire ihn.“

„Nun, wenn du ihn protegirſt, ſo kannſt du ihn bei mir einführen. Er benahm ſich gegen mich zudringlich, ich ſagte ihm einige paſſende Worte, worüber er eine Erklärung verlangte.“

„Das iſt echt ſpaniſch und ſieht ihm ganz gleich. Sieh, wie er dort hin wandelt, das lange ſpaniſche Rohr haltend wie einen Stoßdegen, den Mantel umgeworfen wie ein Hidalgo.“

„Ich habe mit ſolchen Leuten nicht gern zu thun,“ verſetzte George von Breda.

„Und doch versichere ich dich, es ist schade um diesen Menschen; er ist, wie ich dir schon vorhin sagte, ein zuverlässiger und sehr anständiger Charakter. Ich fürchte nur, er wird an seinen Grillen zu Grunde gehen."

„Meinetwegen. — Wohin fährst du?"

„Nach meinem Hause, und das ist auch ein Grund, warum ich halten ließ, als ich dich vorhin bemerkte. Du mußt mir den Gefallen thun, mich zu begleiten."

George von Breda hatte die Hand auf den Schlag des Wagens gelegt und dachte einen Augenblick nach. Sollte er noch länger hier bleiben? Es hatte ihn nach der Begegnung mit dem langen Manne das richtige Gefühl überschlichen, als sei es unwürdig für ihn, hier einen Aufpasser zu machen. Was konnte es ihn am Ende auch nützen, wenn er länger da blieb? War Eugenie wirklich fähig, Wege zu gehen, welche für sie so wenig passend waren, so hatte sie auch ihre Maßregeln getroffen, um unerkannt zu bleiben. Dieser Gedanke peinigte ihn so entsetzlich, daß er seine Finger krampfhaft in die weiche Polsterung des Wagens vergrub, wobei er aber nicht den fast erschreckten Blick bemerkte, welchen Graf Helfenberg auf ihn warf. Ja, der Ort war ihm verhaßt, wo er sich befand, die Gasse, durch welche er gekommen, gähnte ihn so dunkel, so trübselig, so unheimlich an, das Geplätscher des Wassers aus dem Brunnen, neben dem er stand, schien schadenfroh über ihn zu lachen, und dazwischen tönte es in seinem Herzen immer und immer fort: Auch Eugenie, auch Eugenie!

Hastig riß der Baron den Wagenschlag auf und warf sich neben seinem Freunde in die Kissen, wobei er zu diesem sagte: „Führe mich, wohin du willst."

„Nach Hause!" rief Graf Helfenberg dem Kutscher zu, und der Wagen rollte dahin.

„Es thut mir leid," sagte der Graf nach einer Pause zu seinem Nachbar, „daß du, wie ich sehe, verdrießlich bist; ich hatte vor, dich um eine kleine Gefälligkeit zu bitten."

„Um was du willſt,“ verſetzte Herr von Breda. „Da ich aber allerdings einigermaßen verdrießlich bin, ſo wirſt du nicht von mir verlangen, daß ich mit dir lachen oder tanzen ſoll.“

„Im Gegentheil, es handelt ſich um ein ernſtes Geſchäft.“

„Dazu bin ich der Mann.“

„Und du haſt eine Stunde für mich übrig?“

„Mehrere Stunden,“ erwiderte der Baron, und als er hinzu ſetzte: „ich wüßte nichts, was mich in dieſem Augenblicke nach Hauſe zöge,“ fühlte er ein tiefes, ſchneidendes Weh in ſeinem Herzen.

Sie hatten das Palais des Grafen Helfenberg erreicht; ein Lakai öffnete den Schlag, während der dicke Portier in beſter Haltung unter der Glasthür ſtand. Dieſe Glasthür wurde übrigens in letzter Zeit nicht mehr ſo ängſtlich verſchloſſen gehalten, wie das früher der Fall geweſen war; ſie ließ ungehindert die Bekannten des Grafen aus und ein gehen, ebenſo die warme Luft des anbrechenden Frühlings, welche das weite, kalte Treppenhaus erobert hatte; ein paar Streifen hellen Sonnenlichts beglänzten die alten Ritter deſſelben.

Oben an der Treppe empfing der Kammerdiener die beiden Herren und öffnete voranſchreitend die Thüren, nachdem er dem Grafen zugeflüſtert, daß Baron Fremont und Herr von Tondern im Schreibzimmer warteten.

So war es auch. Dieſe beiden würdigen Herren hatten es ſich bequem gemacht; Tondern ruhte auf einem Fauteuil, in welchem er lang ausgeſtreckt war, hatte den Kopf hintenüber gelegt und blickte ſinnend den blauen Rauchwolken nach, die er der vortrefflichen Cigarre des Hausherrn entlockte. Fremont ſaß in einem Lehnſtuhl und blätterte in einem Journale, das er vom Tiſche genommen; doch ſchien er nicht darin zu leſen, wenigſtens nicht im gegenwärtigen Augenblicke, ſondern er rollte das Heft zuſammen, hielt es unter ſein Kinn und ſprach: „Du magſt mich ſo viel beruhigen, wie du willſt, ſo habe ich doch eine Ahnung, daß wir mit dieſem Czrabowski ein ſchlechtes Geſchäft gemacht haben.“

„Bah! du siehst immer Gespenster," versetzte der Andere; „ich bin das an dir gewohnt. Auch ich schenke dem Polen wahrhaftig kein übermäßiges Zutrauen; aber was hätte er davon, uns einen Streich zu spielen? Der Art Menschen sehen nur auf den Gewinnst, der für sie bei irgend einem Geschäfte heraus springt."

Fremont schüttelte ärgerlich mit dem Kopfe und wollte etwas erwidern, doch ließ ihn sein Freund nicht zum Worte kommen, sondern fuhr fort, mit großer Ueberzeugung zu sprechen, wobei er gemessene Bewegungen mit der Hand machte, in welcher er die Cigarre hielt.

„Ueberdies," sagte er, „ist das Geschäft, welches der Pole mit uns abgeschlossen, im Augenblicke Nebensache für ihn; er will ein junges Mädchen heirathen von ganz anständiger Familie und sich auf diese Art eine sorgenfreie Zukunft sichern. — Obendrein ist es ein hübsches Mädchen — o, er ist nicht so ganz dumm, dieser edle Polake. — Wenn du also —"

„Du hörst dich wieder einmal gern sprechen," unterbrach ihn Fremont ärgerlich, „und wenn du so mit der allergrößten Sicherheit und Gewißheit perorirst, so sollte man glauben, du habest dich in deinem ganzen Leben noch nicht geirrt. Und doch —" setzte er hinzu, endete aber diesen Satz mit einem großen Seufzer.

„Was willst du denn eigentlich?" fragte Tondern, wobei er den Kopf so weit herum bog, daß er zu seinem Freunde hinüber blinzeln konnte. „Wenn ich dir sage: wir sind des Polen sicher, so kannst du es mir glauben; ich habe Lebenserfahrung genug, um so einen Kerl zu beurtheilen."

„Dein Pole geniert mich weniger!" rief ungeduldig der Baron. „Mir liegt etwas Anderes auf der Seele; aber du lässest Einen ja nie zu Worte kommen. Ich sagte vorhin, mich quäle eine Ahnung, als hätten wir mit Czrabowski ein schlechtes Geschäft gemacht."

„Nun?"

„Dabei will ich diesen Menschen nicht verdächtigen; er kann

vielleicht gegen uns redlicher handeln, als es ſonſt ſeine Gewohnheit iſt, aber — mir gefällt Helfenberg nicht, oder eigentlich er gefällt mir zu gut."

„Wie?"

„Spare dein Nun und Wie; was ich denke und fühle, darüber haſt du auch ſchon nachgedacht. Du mußt mir nicht weiß machen wollen, daß dem nicht ſo iſt; ich fürchte, ich habe mich da in etwas eingelaſſen, das mir mein ſchönes Geld koſtet und mich am Ende noch gar ridicul macht. Dann aber verſtehe ich keinen Spaß, Tondern, darauf kannſt du dich verlaſſen."

Ein verächtliches Lächeln zeigte ſich auf den Zügen des Angeredeten, machte aber gleich darauf einem finſteren Ausdrucke Platz, der ſich jedoch bald wieder in das gewöhnliche gleichgültige Geſicht des Herrn von Tondern verwandelte, als er ſich gegen ſeinen Freund wandte und dieſem zur Antwort gab: „So ruhig und beſonnen du zu ſein ſcheinſt, ſo gehen deine Gedanken in Wahrheit doch immer mit dir oben hinaus. Du brauchſt dich nicht deutlicher zu erklären; ich weiß ganz genau, worauf du losſteuerſt, finde es aber von dir unverantwortlich, dem armen Grafen das letzte Aufflackern ſeiner Lebenskraft zu mißgönnen. Es iſt das auf Ehre, im höchſten Grade undankbar von dir. Helfenberg iſt im Begriff, dir zu einer ſchönen und liebenswürdigen Frau zu verhelfen, wobei du als Ausſteuer eine der prachtvollſten Beſitzungen des Landes erhältſt, und du mißgönnſt es ihm, daß er ſich in den letzten Tagen ſeines Lebens etwas beſſer befindet. Pfui Teufel, Fremont, das hätte ich nicht von dir erwartet! — Spar' deine Gegenreden, glaube mir, du irrſt dich, der arme Graf iſt übler daran als je. Sage mir lieber, was du in den letzten Tagen in unſerer großen Angelegenheit gethan, ob du Fortſchritte in der Gunſt Eugeniens gemacht und wie dich Frau von Braachen aufgenommen."

Der Baron murmelte unwillig etwas in ſich hinein und ſchien Luſt zu haben, das Geſpräch von ſo eben fortzuſetzen; da er aber die

Sie mich mit ſanfter Freundeshand die helle Leuchte -wahren Chriſtenthums in Ihnen entzünden, daß das liebliche Licht unſer Beider Leben mit roſigem Schein beleuchte.“ Das Mädchen lächelte, eifriger fuhr der Herr Specht fort und ſchluchzte bedeutend. „Ihr Herz, Ihr Gemüth iſt kalt, weil es finſter iſt, ohne belebendes Sonnenlicht, o könnten Sie einmal die Wonne der ſanften Wärme genießen, die durch mein Inneres bebt, Sie würden alsdann auf dem Roſenpfade der chriſtlichen Liebe fort und fort wandeln, bis ich Sie einführen dürfte in den grünen Schatten der duftigen Hütten, wo das geläuterte Herz, nachdem es ſeine Prüfungen beſtanden, ſanft gegen einen gleichgeſinnten Buſen ſchlagen darf.“ Er hatte bei dieſen letzten Worten die Hand des Mädchens ergriffen und küßte ſie eifrig, worauf ſie ängſtlich lächelnd erwiederte: „Laſſen Sie Ihre Reden, Herr Specht, ich verſtehe Sie nicht und es wird mir ängſtlich dabei.“

„Dieſe Aengſtlichkeit,“ antwortete der Buchhalter und küßte feuriger „dieſe Aengſtlichkeit entzückt mich, der böſe Feind in Ihnen iſt erſchüttert, es wankt das Fundament Ihres Unglaubens, öffnen Sie die Fenſter Ihres Herzens und laſſen Sie hinein das junge roſige Morgenlicht.“ Er umſchlang ihren Leib und ſagte dringender: „Kommen Sie Thereſe, laſſen Sie uns gemeinſam beten, o wie ſind die Lippen ſo holdſelig, wenn ſie bewegt von milden chriſtlichen Worten freundlich einem gläubigen Freunde,

erhobene Hand ſeines Freundes ſah, bereit, in dieſem Falle abwehrende Bewegungen zu machen, ſo fügte er ſich, wenngleich empört, in das Joch, das er ſich ſelbſt auferlegt, und ſagte, indem er die Worte heftig herausſtieß: „Was Frau von Braachen anbelangt, ſo bin ich ihr höchſt willkommen, das kann ich dich verſichern; aber das Mädchen iſt ein lächerlicher Fratz, bei dem es ſich wahrhaftig der Mühe nicht verlohnt, die man ſich um ſie gibt.“

„Ja, ſie iſt kalt,“ ſprach Tondern, „hochfahrend, eigenſinnig, übermüthig, — aber ſchön,“ ſetzte er boshaft lächelnd hinzu, „ſehr ſchön, ein ſeltener Geiſt und kann über alle Begriffe liebenswürdig ſein. Eine ſolche Eroberung wiegt hundert andere auf, nicht zu gedenken, daß in ihrer kleinen Hand das wunderbare Stromberg ruht.“

„Wenn du mir glauben wollteſt, —“ entgegnete Fremont kleinlaut mit einem tiefen Seufzer.

„Was ſoll ich dir glauben? Graf Helfenberg iſt ein kranker, verlorener Menſch; das glaube mir.“

„Stille, Tondern! dort kommt dein kranker, verlorener Menſch.“

Und wirklich hörte man in dieſem Augenblicke ſich von draußen Schritte nähern, und eine klangvolle Stimme, welche den Refrain eines luſtigen Liedes ſang.

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Die letzte Roſe.

Die Thür öffnete ſich, und George von Breda trat mit dem Hausherrn ein.

Fremont erhob ſich von ſeinem Stuhle, nicht ſo Tondern, der ſich noch länger ausſtreckte, als bisher, und laut gähnte.

„Verzeiht mir, daß ich habe warten laſſen," ſagte Graf Helfenberg; „ich wäre aber zur Zeit da geweſen, wenn ich mich nicht hätte unterwegs aufhalten müſſen, um dieſen theuren George aufzuleſen, den mich ein glückliches Ungefähr finden ließ."

„Doktor Flecker!" meldete der eintretende Kammerdiener.

„Iſt mir ſehr willkommen," ſprach der Hausherr, und als hierauf der kleine Armenarzt eintrat, ging er demſelben entgegen und reichte ihm mit einem vielſagenden Blicke die Hand.

Hinter dem Doktor war indeſſen noch eine andere Figur ins Zimmer geeilt, der bewegliche Legationsrath von S., welcher, dem Hausherrn ſeine Rechte reichend, eilig wie immer ſagte: „Ich habe Ihren Brief erhalten, lieber Graf, und eine wichtige Sitzung geſchwänzt, um hieher zu kommen. Möge es Seine Excellenz, unſer Gewaltiger, mir nicht gelegentlich ins Wachs drücken! Ah, bon jour, Breda! wie geht dir's? — Sieh da, Fremont und Tondern, die Unzertrennlichen. Ich verſichere euch, Oreſtes und Pylades waren gegen euch

ein paar unverträgliche, zänkiſche Kerle. — Das nenne ich Freundſchaft!“ Er war bei dieſen Worten ſchon wieder in die Mitte des Zimmers zurück geeilt, wandte aber plötzlich wieder um und tänzelte an den Stuhl zurück, auf dem Fremont ſaß, wobei er die Hände unter ſeine Rockſchöße ſteckte und freundlich ſprach: „Apropos, Fremont, man kann dir ja —“

Weiter aber brachte er ſeinen Satz nicht, denn Tondern warf ſeinen Fauteuil ſo heftig herum, daß er mit den Fußſpitzen die Schienbeine des Sprechers berührte und dieſem dabei mit einem höchſt unwilligen Geſichtsausdrucke einen verſtändlichen Wink gab.

Der Legationsrath wandte plötzlich wieder um und ſchoß in die Mitte des Zimmers zurück, wo er dem Doktor Flecker ſein Compliment machte, der einige gleichgültige Worte mit George von Breda ſprach.

Fremont huſtete leiſe, aber ſo auffallend, daß Herr von Tondern ihm den Kopf zuwandte, worauf jener ein Zeichen mit den Augen machte, welches dieſer mit einem Achſelzucken und einem gleichgültig ſein ſollenden Geſichte beantwortete. In Wahrheit aber blitzten ſeine Augen lebhaft, und er blickte aufmerkſam auf den Hausherrn, der dem Kammerdiener ein paar Worte ſagte, und darauf zu der Gruppe in der Mitte des Zimmers trat.

„Du!“ ſagte Fremont flüſternd.

„Was ſoll's?“

„Das gefällt mir ganz und gar nicht.“

„Was denn?“

„Die Einladung des Grafen an uns, um dieſe Stunde hier zu erſcheinen.“

„Aus welchem Grunde mißfällt dir das?“ fragte Tondern, wobei ſeine Blicke aber unruhig nach der Mitte des Zimmers ſchweiften.

„Wir Beide ſind da,“ fuhr der Baron mit leiſer Stimme fort, „George von Breda, der Legationsrath, der kleine Doktor, gerade wie an jenem Abend; es fehlt nur noch —“

„Der Herr Rechtsconſulent Doktor Plager!“ ſagte der Kammer-

diener, indem er die Thür weit öffnete, und der Angemeldete mit der unvermeidlichen weißen Halsbinde, die er bei feierlichen Gelegenheiten trug, trat mit einer tiefen Verbeugung ins Zimmer.

„Tondern —“

„Laß mich jetzt ins Teufels Namen!“ gab dieſer flüſternd, aber ſehr verſtändlich zur Antwort. Dann ſprang er von ſeinem Fauteuil in die Höhe und begab ſich ebenfalls in die Mitte des Zimmers.

Baron Fremont folgte mit einem etwas bleichen Geſichte.

Graf Helfenberg hatte den Rechtsconſulenten freundlich bewillkommt und ſchaute nun heiter die guten Freunde an, welche ihn umgaben. „Es iſt zum zweiten Male,“ ſagte er, „daß ich von euch einen Dienſt in der gleichen Angelegenheit verlange, der aber noch müheloſer iſt, da es ſich nicht einmal wie damals um eure Namensunterſchrift handelt, ſondern nur um eine kleine Viertelſtunde Gehör für Herrn Doktor Plager, meinen Geſchäftsmann.“ Er machte bei dieſen Worten eine Handbewegung gegen den Rechtsconſulenten, welche dieſer mit einem ehrfurchtsvollen Compliment rings umher beantwortete, worauf der Graf hinzuſetzte: „Bitte einen Augenblick Platz zu nehmen.“

Der Kammerdiener hatte mit einem Lakaien einige Stühle und Fauteuils im Kreiſe geſtellt, welche aber von keinem der Anweſenden benutzt wurden.

Der Hausherr trat etwas zurück und lehnte ſich mit der Hand an eine Seite des Kamines; das Gleiche that George von Breda auf der anderen Seite. Der Legationsrath umſchlich den Kreis der Stühle, auf den Zehen ſchreitend, aufmerkſam lauſchend, wie der Schäferhund ſeine Heerde, und ebenfalls wie dieſer, wenn das möglich geweſen wäre, mit geſpitzten Ohren.

Tondern, dem es mit einem Male klar wurde, worauf dieſe Verhandlung ziele, hatte einen Augenblick gute Luſt, in auffallender Weiſe das Zimmer zu verlaſſen; doch bedachte er ſich eines Beſſeren, trat an den Schreibtiſch und flüſterte mit etwas verſtörten Geſichtszügen

dem erschrockenen Fremont zu: „Du hast Recht — das ist eine Teufelei! Laß dir aber um Gottes willen nichts merken!“

„Darin gehst du mir mit schlechtem Beispiel voran,“ antwortete der Baron in kläglichem Tone. Du ziehst selbst eine Grimasse, wie ein armer Sünder; wirf nur einmal einen Blick in den Spiegel und dann fasse dich. Ich müßte mich sehr irren, wenn Helfenberg und nicht minder dieser verfluchte kleine Doktor zuweilen lauernde Blicke auf uns werfen.“

Der Rechtsconsulent hatte unterdessen ein bekanntes Couvert aus der Tasche gezogen, mit sieben Siegeln versehen, welches er emporhielt, um die Anwesenden sich überzeugen zu lassen, daß sämmtliche sieben Siegel unverletzt seien. Dann legte er das Couvert auf einen kleinen Tisch, den der Kammerdiener vor ihn hingeschoben, und zog ein anderes zusammengefaltetes Papier aus der Tasche.

„Sollte es sich vielleicht um ein Codicill handeln!“ fragte Fremont seinen Nachbar mit tonloser Stimme.

„Um den Teufel wird es sich handeln!“ entgegnete dieser. „Gib nur Achtung.“ Dann trat er ein paar Schritte vor, legte die Hände auf dem Rücken zusammen und stellte sich mit gespreizten Beinen dem Hausherrn gerade gegenüber.

Doktor Plager war mit einem ernsten und feierlichen Gesichtsausdruck in die Tiefe seiner Halsbinde hinab getaucht, während er langsam das Papier, welches er in den Händen hielt, entfaltete. Jetzt erhob sich sein Gesicht wieder und nahm, wie es über den Rand der Cravatte emporstieg, einen freundlichen und lächelnden Ausdruck an. Man sah deutlich: er hatte etwas Angenehmes zu verkünden. Darauf las er: „Nachdem Seine Erlaucht, der hier gegenwärtige Graf Hugo Helfenberg, vor einiger Zeit den Unterzeichneten ersucht, seinen letzten Willen in Gestalt eines Testamentes in mystischer Form aufzunehmen und vor den hier anwesenden Herren, welche bei diesem Akt als Zeugen dienten, zu beglaubigen und zu versiegeln, wurde besagtes Testament bei dem betreffenden Gerichte bis heute deponirt, wo mich, den Unter-

zeichneten, ein Befehl Seiner Erlaucht beauftragte, das Teſtament zurückzuziehen, um es dem Willen des Herrn Grafen gemäß vor den Augen der anweſenden Herrn zu vernichten."

Baron Fremont zuckte etwas zuſammen, wogegen Tondern jetzt feſt da ſtand in unerſchütterlicher Ruhe, mit einem freundlichen Lächeln auf ſeinen Zügen, welches eine Erklärung erhielt durch eine Handbewegung, mit der er dem Grafen wie gratulirend zuwinkte.

„Ja, vollſtändig zu vernichten," wiederholte der Rechtsconſulent, nachdem er ſich mit unverkennbarer Rührung rings im Kreiſe umgeſchaut, „was demnach hiermit vor Aller Augen geſchehen ſoll."

Er nahm eine große Scheere zur Hand, die der Kammerdiener zugleich mit einem brennenden Wachslichte auf einer ſilbernen Schale vor ihn hingeſtellt, ſchnitt das verſiegelte Teſtament in mehrere Stücke, von denen er jedes einzeln an dem Lichte anzündete, ehe er es in die Schale warf. Darauf faltete er ſeine Hände und blickte mit hoch emporgehobenen Augenbrauen nachſinnend in die aufzüngelnden Flammen.

Auch Graf Helſenberg ſchaute wie träumend in die Gluth, die hoch emporflackerte, dann aber ſchnell in ſich zuſammenſank. Ein tiefer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt, worauf er ſich raſch gegen George von Breda wandte, ihm beide Hände auf die Schultern legte und den ernſt, faſt finſter blickenden Mann mit einem unausſprechlich innigen Ausdrucke eine kleine Weile betrachtete.

„Da brennen Stromberg und unſere Legate," flüſterte Herr von Tondern dem faſt zuſammen knickenden Fremont zu; aber aus den Flammen, die dort eben gelodert und mir allerlei beleuchtet, ging mir ein abſonderlich klares Licht auf; nur wer ſelbſt ſeine Partie aufgibt, hat ſie verloren."

Nach dieſen Worten drängte er ſich raſch vor, reichte dem Grafen ſeine Hand und ſagte ihm ſo herzliche Worte über die angenehme Fortſetzung des traurigen Teſtaments-Aktes, daß jeder, der ſie hörte, hätte glauben ſollen, es freue ſich Niemand ſo darüber, wie gerade Herr von Tondern.

Auch der Legationsrath hüpfte gratulirend auf den Hausherrn zu, und endlich auch Fremont mit einem erträglich freundlichen Gesichte. Der dicke Baron konnte sich nicht so verstellen, wie sein guter Freund, und er wandte sich deßhalb auch so bald wie möglich von dem Kamine nach dem Schreibtische zurück, wo er gedankenvoll in die sonnbeglänzte lachende Ferne hinausblickte.

„Vielleicht habe ich voreilig gehandelt," sprach Graf Helfenberg, nachdem er die herzlichen Glückwünsche seiner Freunde herzlich erwidert. „Aber in diesem Falle schiebe ich alle Schuld auf unseren guten Doktor, wie ihm nach dem barmherzigen Gott im anderen Falle auch alles Verdienst an dieser Aenderung meiner gewiß trostlosen Lage zukommt. Auf seine Verantwortung habe ich beschlossen, jenes Testament zu vernichten, da er mir in einer glückseligen Stunde die Hoffnung auf ein längeres Leben wiedergegeben."

Hier hielt es der Rechtsconsulent für passend, das Wort zu Beschließung dieses Aktes abermals zu ergreifen, weßhalb er von seinem Papier herunter las: „Daß die Vernichtung des fraglichen Testamentes auf Befehl Seiner Erlaucht geschehen, beurkundet Herr Graf Hugo Helfenberg durch seine eigenhändige Unterschrift, und ist darüber gegenwärtige Urkunde entworfen und auch von mir unterzeichnet worden."

Nachdem dies also geschehen, blieben die Freunde des Hausherrn nur noch sehr kurze Zeit bei einander. George von Breda, der ziemlich theilnahmlos und offenbar mit anderen Gedanken beschäftigt an dem Kamin gelehnt, nahm seinen Hut und empfahl sich zuerst. Ihm folgte der kleine Armenarzt und der eilige Legationsrath von S., der die Hoffnung aussprach, noch den Schluß seiner wichtigen Sitzung genießen zu können. Baron Fremont und Herr von Tondern verabschiedeten sich mit dem Rechtsconsulenten zuletzt und stiegen, von diesem gefolgt, schweigend die breiten Marmortreppen hinab. Unter dem Thorbogen angekommen, faltete Baron Fremont die Hände und

blickte ſeinen Freund mit einem ſeltſamen Geſichtsausdruck an. Es war eine Miſchung von Zorn und Ueberraſchung, welche ſich auf ſeinen Zügen gelagert hatte; dabei zwinkerte er mit den Augen, wie er nur in ſehr ſeltenen Fällen zu thun pflegte, wenn ſein Phlegma ſich zu einem Zornausbruche bewegen ließ; er biß die Lippen auf einander und wollte gerade ſeinem Unmuthe in heftigen und lauten Worten Luft machen, als ihm der immer beſonnene Tondern ruhig die Hand auf den Arm legte und dabei ſagte: „Gib dem da hinter uns kein Schauſpiel; du wirſt nachher Zeit genug finden, dich auszulaſſen.“

Bei dieſen Worten trat Baron Fremont ſelbſt etwas auf die Seite, damit der Rechtsconſulent bei ihm vorbeigehen könnte, und faßte auf die ſehr verbindliche Verbeugung deſſelben mit zwei Fingern leicht an den Rand ſeines Hutes. Herr Doktor Plager aber, anſtatt vorüber zu ſchreiten, machte eine Viertelswendung gegen Herrn von Tondern und erſuchte ihn um die Vergünſtigung, gefälligſt zwei Worte von ihm anhören zu wollen.

Fremont trat augenblicklich einen Schritt von ſeinem Freunde weg, worauf dieſer mit ſehr hoch erhobener Naſe und herabgeſenkten Augenlidern vor dem Advokaten mit einem nachläßigen „Was beliebt?“ ſtehen blieb.

„Ich wollte mir nur erlauben, den Herrn von Tondern zu fragen,“ ſprach der Rechtsconſulent demüthig, „zu welcher Stunde in den nächſten Tagen ich dem gnädigen Herrn zu einer kleinen Unterredung nicht unpaſſend käme. Es handelt ſich um ein paar kleine Papiere, die ich in Händen habe und zu deren Berichtigung oder einem anderweitigen Arrangement wohl die höchſte Zeit wäre.“

„Das erſcheint Ihnen heute mit einem Mal ſo dringend?“ erwiderte Herr von Tondern mit finſterem Blick; „heute, jetzt, nachdem Sie droben den fatalen Akt vollzogen? Ah, ich verſtehe Sie ſchon; Sie haben ſich ſeit vorgeſtern ſtark geändert.“

„Es iſt mir ſehr lieb, wenn mich Euer Gnaden vollkommen

verstehen; es ist leider wahr, wir und die Zeiten ändern uns. — Wann darf ich Euer Gnaden belästigen?"

„Wann Sie wollen," entgegnete der Andere in sehr hochmüthigem Tone; „nur nicht zu früh und nicht zu spät." — Er wandte dem Rechtsconsulenten den Rücken und trat zu Fremont, um mit diesem nach Hause zu gehen.

Herr Doktor Plager schritt ebenfalls von dannen, aber wie in tiefe Gedanken versunken, so außerordentlich langsam, daß er eine Aeußerung Baron Fremonts hören mußte, eine Aeußerung, die den Rechtsconsulenten sehr unangenehm berührte. Der Baron sagte nämlich: „Nun gut, ich will mich mäßigen; ich will über diese verfluchte Geschichte hier auf der Straße kein Wort verlieren. Aber Eins laß mich sagen; ich könnte daran ersticken, wenn ich es bei mir behielte: Dieser elende Pole, dieser Czrabowski hat uns verrathen. O, wenn ich diesen Kerl vergiften könnte! Gib mir wenigstens zu, Tondern, daß dies einer der niederträchtigsten Schufte ist, die ungehenkt umherlaufen."

„Zugestanden," versetzte Tondern, „aber sei ruhig, dieser Kerl entgeht mir nicht."

So sprachen die Beiden von dem Herrn Grafen Czrabowski, künftigem Schwager des Rechtsconsulenten Doktor Plager, was diesem Letzteren Einiges zu denken gab. — —

George von Breda hatte langsam das Palais des Grafen Helfenberg verlassen und war so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er den überaus freundlichen Gruß des dicken Portiers nicht einmal wahrnahm, ja, daß er vor dem Hause einen falschen Weg einschlug, einen Weg, der ihn von seiner Wohnung noch weiter abgeführt hätte, und doch wollte er dorthin zurück, da es an der Zeit war, wo man ihn zum Diner erwartete. Als er seinen Irrthum gewahr wurde, lächelte er still in sich hinein und dachte: Es wäre am Ende besser, wenn ich jetzt nicht nach Hause zurückkehrte; ich fürchte, nicht ruhig genug zu sein, um ihren Anblick ertragen zu können, ohne in Vorwürfe, ja, in Klagen auszubrechen, was beides ebenso nutzlos als lächerlich

wäre. Und doch, fuhr er ſtrenger fort, was ich ernſtlich gewollt, habe ich immer noch durchgeſetzt, und es ſoll und muß mir auch dieſes Mal gelingen, nichts von dem Sturme zu verrathen, der mein Herz bewegt und martert.

Obgleich er nicht ſehr raſch ging, erreichte er doch ſein Haus in unglaublich kurzer Zeit. So kam es ihm wenigſtens vor; ja, wenn er noch ſo langſam dahinſchritt, ſo ſchien es ihm, als verkürze ſich der Weg von ſelber. Und er ging ſehr langſam, als er die Bäume ſah, die ſein Haus umgaben, als er jetzt das Dach deſſelben erblickte und die glänzende Glasdecke des Wintergartens, von welcher die Strahlen der ſinkenden Sonne wie in lodernden Flammen abprallten. —

Jetzt hatte er den kleinen Garten erreicht, jetzt betrat er das Glashaus, und als er die Thür öffnete, lauſchte er angeſtrengt, ob er nicht ihre helle Stimme vernehme, die ſo oft, ſo ſehr oft durch dieſe Räume geklungen war, wenn Eugenie ihn erwartend auf der kleinen Bank ſaß, die ſich in der Laube hinter dem Springbrunnen befand. —

Alles war ruhig und ſtill, nur das Waſſer plätſcherte einförmig, melancholiſch; ſein Fuß betrat den kniſternden Sand der verſchlungenen Wege, und nachdem er ein paar Schritte gemacht, blieb er horchend ſtehen. Wenn es ihm auch noch vor kurzer Zeit peinlich erſchienen war, das junge Mädchen wieder zu ſehen, ſo ſehnte er ſich doch jetzt nach ihrem Anblicke. Er hätte viel, ſehr viel darum gegeben, wenn ſie ihm jetzt — wie ſonſt ſo oft — entgegen geeilt wäre, heiter, unbefangen, lachend, wenn er ihren luſtigen Ruf vernommen hätte: „Onkel George, biſt du da? — Onkel George, du kommſt ſehr ſpät!“

Aber er vernahm nichts dergleichen; ringsum war Alles ruhig und ſtill, nur das niederſtürzende Waſſer machte einen faſt unausſtehlichen Lärmen — ja, unausſtehlich; denn er bildete ſich ein, es ſei ihm wohl wegen dieſes Geräuſches nicht möglich, den leichten Tritt ihres Fußes zu vernehmen, wenn ſie ihm vielleicht ſchweigend entgegen eile.

während das Herz dem Herzen geöffnet iſt, ein begeiſtertes Hallelujah jauchzen" — der Buſen des Mädchens hob ſich heftig, als er fortfuhr zu ſprechen „und wie würde ſich unſer äußeres Leben freundlich und gottgefällig geſtalten, wenn wir im Glauben vereint des Tages Laſt und Mühe gemeinſchaftlich trügen". — —

Jetzt huſtete ich auf der Treppe und trat eilig herauf.

„Verzeihen Sie, Mamſell Thereſe," ſagte da der Herr Specht in ganz anderem Tone wie vorhin „mir iſt meine Lampe erloſchen, ich wünſchte ſie an Ihrem Licht anzuzünden," die Beiden wurden mich anſichtig, da ich die Treppe ganz hinaufſtieg, ich wünſchte eine geruhſame Nacht und ging in mein Zimmer.

Es war noch früh und obgleich in meiner Stube ziemlich kalt, ſetzte ich mich hin, etwas zu leſen, doch trat gleich darauf der Buchhalter zu mir und war äußerſt freundlich und geſprächich, „ſchön, ſchön," ſagte er, „daß Sie ſich in Ihren Feierſtunden beſchäftigen, doch ſollten Sie, ſtatt die Zeit mit unnützen Schriftſtellern zu verderben, eine fromme geiſtliche Lectüre erwählen und Ihr Herz durch die herrlichen Lehren der heiligen Schrift ſtählen gegen die Verſuchungen der Welt, kommen Sie zu mir herüber, mein Zimmer iſt durch die unverdiente Freundlichkeit der Frau Prinzipalin erwärmt und da iſt es angenehmer, denn die Kälte iſt nicht geeignet, das Herz empfänglich zu ſtimmen."

Vor dem Rosenbäumchen, dessen Knospe er vorhin genommen, nachdem sie mit ihren Fingern leicht darüber gestreift, blieb er einen Augenblick stehen, und wieder kam ihm der Gedanke von vorhin, als sei sie zum letzten Male hier gewandelt, als sei es, ihr wohl selbst unbewußt, der Abschiedsgruß gewesen für alle die lieben Blüthen und Blumen, da sie mit der Hand diese Rose berührte. Dann aber ärgerte er sich über seine weiche Stimmung, und Schmerz und Groll erfüllten seine Brust. Sie wird mir heute nicht entgegenkommen, sprach er zu sich selber mit einem traurigen Lächeln. Ah! sie weiß, warum, und wenn ich es genau überlege, so muß ich sie noch darum achten, daß sie nicht kommt. Heuchelei ist alsdann doch diesem starren Charakter fremd. Aber daß sie nicht kommt, ist mir ein Zeichen ihrer Schuld; sie scheut meinen Anblick. Nun gut, wir werden uns drinnen wieder sehen, und an dem Blick deiner Augen will ich erkennen, ob ich Recht oder Unrecht hatte.

Der Baron machte wieder ein paar Schritte, dann blieb er abermals stehen und zog seine Uhr hervor. Es ist wohl noch früh, dachte er; man erwartet dich noch nicht. Ja, ja, so wird es sein. — Aber es war nicht so, die unerbittliche Uhr zeigte schon eine Viertelstunde nach Fünf. — Vielleicht bin ich auch, fuhr er nach einer Pause fort, gegen meine Gewohnheit sehr leise und unhörbar in das Gewächshaus eingetreten. Ja, so muß es sein. — Und als er das gedacht, kehrte er wieder um, öffnete noch einmal die Glasthür und warf sie hinter sich laut schallend ins Schloß. Das hohe Gewölbe des Wintergartens gab den Ton der zufallenden Thür laut hallend wieder, worauf George von Breda athemlos lauschend stehen blieb. Aber Alles blieb still wie vorher; nichts regte sich, nichts war hörbar, als der geschwätzige Strahl des Springbrunnens; er vernahm keinen Gesang, keinen heiteren Ruf: „Onkel George! Onkel George!“ keinen Schall ihrer Fußtritte. — —

— — „Ich Thor!“ rief er jetzt überwältigt aus; „wie kann ich so verblendet sein und an das Wahre der Geschichte zuletzt denken!

Sie wird noch nicht zu Hauſe ſein. O," ſetzte er zähneknirſchend hinzu, „es muß ſie Intereſſantes feſſeln, wo ſie ſich eben befindet; ja, ja, das iſt es. Was kümmert ſie die Ordnung des Hauſes, die Stunde, wo ich zurückkehre? — Die Zeiten ſind vorbei! Gut, es ſei darum!"

Er that noch einen tiefen Athemzug und ſchritt dann raſch dem Eßzimmer zu. Wie ſchmerzlich berührte es ihn aber, als er jetzt vor ſich die kleine Terraſſe ſah, wo Eugenie ſo oft ſtand und auf ihn wartete, von wo ſie ihm neckiſch zurief und ihn ausſchalt, daß er ſo ſpät komme! Was hätte er jetzt um ihre Vorwürfe gegeben! — Aber ſie war auch dort nicht, auch von dort her vernahm er nicht ihre liebe, helle Stimme; er ſah auch nicht ihre ſchöne Geſtalt, ihr glänzendes Auge.

So gut es ihm möglich war, ſuchte er ſeine Faſſung zu gewinnen, und betrat äußerlich ruhig den Eßſalon. Der Tiſch war gedeckt; es ſtanden da drei Couverts wie gewöhnlich; aber Eugenie fehlte; die Baronin war da, aber gegen ihre Gewohnheit ſaß ſie nicht mit ihrem Buch beſchäftigt in dem kleinen Fauteuil, ſondern ging mit ungewöhnlich haſtigen Schritten in dem Zimmer auf und ab; auch ſah ſie etwas bleich aus, und als Herr von Breda eintrat, ſagte ſie zu dem Jäger Brenner, der an der Thür ſtand, welche in das Wohnhaus führte: „Es iſt gut, bringen Sie die Suppe."

Der Baron legte ſeinen Hut auf den Nebentiſch, und ſprach, indem er einen Blick auf die Uhr warf: „Ich bitte um Entſchuldigung, daß ich eine Viertelſtunde zu ſpät komme; Graf Helfenberg traf mich auf der Straße, als ich hieher wollte, und bat mich, ihm eine Gefälligkeit zu erzeigen. Ich halte es für meine Pflicht, dir dieſen Grund meines ſpäten Kommens zu ſagen; denn ich weiß ſelbſt, wie unangenehm es iſt, auf ſich warten zu laſſen."

„Es iſt wahr, fünf Uhr iſt vorüber," antwortete die Baronin, nachdem ſie ebenfalls die Uhr angeſchaut. „Ich hätte es in der That nicht einmal bemerkt, denn du biſt gewöhnlich von einer Pünktlichkeit, die uns gar an dem Schlage der Uhr irre werden läßt."

Sie sprach das zu dem Baron mit einer freundlichen Miene, doch bemerkte sein scharfes Auge, daß sie sich zwang, heiter zu scheinen. Früher wäre seine erste Frage nach Eugenien gewesen; jetzt fürchtete er sich, sie zu thun; er schob seiner Frau den Stuhl etwas vom Tische zurück, und als diese sich niedergelassen, setzte er sich auch.

Der Jäger brachte die Suppe, die Baronin legte für zwei Couverts vor, und selbst beim Anblick des leeren dritten Tellers wagte es Herr von Breda nicht, nach Eugenien zu fragen, sondern sagte: „Es ist wirklich wunderbar, wie sich Helfenberg besser befindet; der kleine Doktor, den er so zufällig genommen, hat ein Meisterstück an ihm gemacht."

„So, so?" versetzte die Baronin, nachdem sie mit der Hand leicht ihre Stirn berührt, in einem Tone und mit einem Ausdrucke ihres Gesichtes, welcher offenbar anzeigte, daß ihre Gedanken mit etwas Anderem beschäftigt waren.

George von Breda that einen tiefen Athemzug; er hustete leicht vor sich hin, und wollte gerade einen Löffel Suppe nehmen, als er, wie sich jetzt erst an die Fehlende erinnernd, lebhaft fragte: „Wo ist denn Eugenie? Warum fehlt sie bei Tische, sie, die sonst doch so pünktlich ist?"

Da war seine Frage heraus, und er beugte sich tief auf den Teller hinab, um bei der Antwort, die er erwartete, sein Gesicht nicht sehen zu lassen.

Und doch hatte er sich geirrt. Die Baronin führte ihr Taschentuch leicht an den Mund, dann versetzte sie: „Eugenie ist unwohl, sie läßt sich entschuldigen; sie hat sich auf ihr Zimmer zurückgezogen."

Diese Worte drangen wie ein Dolchstoß tief verletzend in sein Herz, seine Fassung war dahin; er richtete sich hastig auf und schaute seine Frau mit einem flammenden Blicke an. Schon wollten wilde, unerhörte Worte seinen Lippen entströmen, doch besann er sich glücklicher Weise eines Besseren, preßte heftig die Zähne auf einander und fragte nach einer Pause, als er die bestürzten Züge der Baronin be-

merkte: „Es iſt etwas vorgefallen, Julie; ich ſehe es an deinen Mienen. Ums Himmels willen, ſprich, was iſt's mit Eugenien?“

Frau von Breda zuckte mit den Achſeln, dann entgegnete ſie: „Beruhige dich, George: allerdings iſt etwas vorgefallen, und doch im Grunde wieder nichts. Es hat mich heute auch ein wenig alterirt; morgen werden wir vielleicht darüber lachen.“

„Und wo iſt Eugenie?“

„Wie ich dir ſagte, auf ihrem Zimmer; ſie iſt in der That unwohl.“

„Aber heute Morgen war ſie heiter und geſund!“

„Das war ſie.“

„Sie verließ das Haus vor Mittag.“

„Und kehrte vor einer ſtarken Stunde hieher zurück.“

„Alterirt? unwohl?“ fragte der Baron mit einem leichten Beben der Stimme.

„O nein, ſie kehrte heiter und ruhig zurück, wie ſie gegangen war; etwas bleicher fand ich ſie allerdings.“

„Ah!“

„Sie ſagte mir, ſie ſei etwas ſchnell gegangen, da ſie gefürchtet, zu lange von Hauſe wegzubleiben und mich dadurch in Unruhe zu verſetzen. Es iſt ein ſo gutes, liebes Geſchöpf, dieſes Mädchen.“

„Ja, das war ſie,“ ſprach Herr von Breda wie zu ſich ſelber. „Und wo war ſie?“ fragte er alsdann haſtig.

Die Baronin antwortete lächelnd: „Sie hat einen Beſuch eigener Art gemacht; ſie hat es mir gleich geſagt, als ſie zurück kam, und mich gebeten, es auch dir mitzutheilen.“

„Einen Beſuch eigener Art?“ wiederholte George in namenloſer Spannung. „Wen hat ſie beſucht? Bitte, Julie, es iſt mir intereſſant, das zu erfahren.“

„Sie hätte es vorher ſagen ſollen, aber ſie hat geglaubt, du würdeſt nicht gut dazu ſehen.“

„Vielleicht hätte ich Recht gehabt. — Wen hat ſie beſucht?“

„Es war eine Grille von dem Mädchen. Vielleicht wirst du dich einer Kammerfrau meiner Mutter erinnern, einer guten, treuen und sehr braven Person. Sie war so unglücklich, durch einen Sturz aus dem Wagen gelähmt zu werden, weßhalb sie den Dienst verlassen mußte. Henriette und ich haben sie früher einige Mal besucht, und als Eugenie ein halbes Jahr alt war, ließ meine Schwester das kleine Mädchen einmal zu der alten Kammerfrau bringen, um was diese bat und worüber sie eine außerordentliche Freude hatte."

„Ah so!" machte der Baron, und in sein Herz zog ein Gefühl wie von innigem Danke für das Wiederfinden eines scheinbar Verlorenen.

„Die alte Frau," fuhr die Baronin fort, „hatte sich immer darnach gesehnt, Eugenie, von der sie viel Gutes und Liebes gehört, wieder zu sehen; anstatt aber geradezu ihren Wunsch gegen uns oder gegen meine Schwester auszusprechen, wandte sie sich durch den alten Jäger Klaus direkt an Eugenie, und das gute Mädchen that jenen vielleicht unüberlegten Schritt, ohne dich oder mich davon in Kenntniß zu setzen. Es hat ihr aber recht leid gethan, und sie wird dir ihre Entschuldigung machen."

Der Jäger Brenner war eingetreten, um die Teller zu wechseln, und blieb wartend hinter dem Stuhle des Barons stehen, welcher nun mit sichtlichem Behagen einen Theil seiner kalt gewordenen Suppe aß. Allerdings, dachte er, hätte Eugenie sagen können, daß sie jenen Besuch vorhabe; hätte ich mir doch selbst ein Vergnügen daraus gemacht, sie dorthin zu begleiten. Aber ich weiß wohl, sie hat ihren eigenen Sinn. Jetzt ist mir alles erklärlich; und daß sie einen Wagen nahm, was mir ein Beweis ihrer Schuld schien, finde ich jetzt so begreiflich und danke ihr dafür. Sie konnte ja doch in jenem unbekannten Stadtviertel nicht zu Fuß gehen. O, ich fange an, mich wieder glücklich und zufrieden zu fühlen. — „Und diese Kammerfrau," sagte er zu seiner Frau, „wohnt sie nicht in der Nähe des Blumenmarktes?"

Die Baronin blickte auf den Jäger Brenner, welcher mit dem Kopfe nickte.

„Ja, ja, in der Nähe des Blumenmarktes," fuhr Herr von Breda fort, „dort in einer kleinen unscheinbaren Gasse."

„So ist es," sagte die Baronin, nachdem sie abermals den Jäger angeschaut.

„Ich möchte das Haus wissen," fuhr der Baron fast heiter fort, „ist nicht in seiner Nähe ein kleiner Spielwaaren-Laden? Ja, ein Spielwaaren-Laden mit vielen Bären und Affen. Weißt du nicht, Julie, was es für ein Haus ist?"

„Es ist das Haus, wo meine Familie wohnt, gnädiger Herr," gab der Jäger Brenner mit ruhiger Stimme zur Antwort. „Die alte Kammerfrau, welche so glücklich war, Fräulein Eugenie sehen zu dürfen, ist die Mutter meiner Frau."

„Ei, ei, Herr Brenner, was vermitteln wir in unserem Hause für Sachen!" sprach der Baron lachend. „Wahrhaftig, jetzt erinnere ich mich, schon früher von der Kammerfrau unserer hochverehrten Gräfin Eller, deiner Mutter," wandte er sich wieder an seine Frau, „gehört zu haben. Sie wird meiner wohl noch gedenken."

„O, sehr oft, gnädiger Herr," erwiderte der Jäger, „und meine Schwiegermutter spricht gern von ihrer glücklichen Zeit auf Stromberg, wo sie häufig Gelegenheit hatte, den Herrn Baron zu sehen."

„Jetzt erinnere ich mich deutlich; es war eine große Frau mit ernsten, schönen Augen; sie hat uns oft gewehrt, wenn wir in unseren Spielen gar zu unartig waren. — Ich muß sie wieder sehen, ich will mit ihr über die vergangenen glücklichen Zeiten auf Stromberg sprechen."

„Ja, das waren glückliche Zeiten," sagte Frau von Breda mit einem leichten Seufzer, worauf sie dem Jäger einen Wink gab, der mit dem Service das Zimmer verließ.

„Aber schelten muß man Eugenie doch ein wenig," meinte der Baron nach einem längeren Nachdenken. „Ein junges Mädchen muß

vorsichtig sein. Wenn nun Jemand sie gesehen hätte! Wer kann es wissen, daß in dem finsteren Hause jener entlegenen Gasse eine Kammerfrau ihrer Großmutter wohnt, die sie besucht! — Aber bei alle dem vergaß ich fast," sprach er, mit einem Male den Strom seiner Gedanken unterbrechend, „daß du mir gesagt, Eugenie sei unwohl, sie leide. Es ist ihr doch nichts passirt, Julie? Du sagtest, sie sei heiter nach Hause zurückgekehrt und habe sich alterirt. Doch hoffentlich nicht in meinem Hause?"

„Wie ich dir vorhin schon sagte," versetzte Frau von Breda „werden wir vielleicht morgen über diese Geschichte lachen. Beruhige dich, ich werde es dir nach Tisch erzählen."

„Aber sie ist nicht bedeutend krank?"

„Krank wohl nicht, aber sie will Niemand sehen."

„Niemand sehen? So kann ich mich später nicht nach ihrem Befinden erkundigen?"

„Es ist viel besser, man läßt sie allein. Du weißt wohl, George, das Mädchen hat einen eigenen Sinn, und so heiter und entschlossen sie auch ist, so ist doch das Geringste im Stande, ihr feines Gefühl schmerzlich zu berühren, sie tief zu verletzen."

„Du spannst mich auf die Folter! Bitte, sprich, was ist geschehen?"

„Nach dem Essen, George."

„Gut denn, wenn du darauf beharrst; aber ich kann dir versichern, mir wird kein Bissen schmecken. Und siehst du," rief er laut, indem er auf den Teller seiner Frau zeigte, „dir geht es gerade so. Du lässest alle Speisen unberührt und die vollen Teller hinaustragen."

Und so war es in der That; die Baronin schien selbst zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, um dem Diner zusprechen zu können. Da es nun Herr von Breda fast ebenso machte und der Jäger so schnell wie möglich servirte, so war in Kurzem das ganze Mahl beendigt; der Baron legte seine Serviette auf den Tisch und erhob sich alsdann mit den Worten: „Nun denn, Julie, so laß mich jetzt endlich deine Geschichte hören."

Der Jäger verließ das Zimmer und zog die Flügelthüren leiſe hinter ſich zu.

Die Baronin hatte ſich in ihren Fauteuil am Kamine niedergelaſſen; ſie huſtete leicht in ihr Sacktuch und ſprach alsdann: „Wie ich dir vorhin ſagte, kam Eugenie von ihrem Beſuche heiter zurück; wenigſtens erſchien ſie mir ſo, als ſie in mein Zimmer trat. Auch erzählte ſie mir aufs genaueſte die Ergebniſſe des heutigen Tages, that dabei ziemlich bekümmert, ob du es ihr auch wohl ſehr verübeln würdeſt, daß ſie dieſen Beſuch gewagt, lachte darauf herzlich über ihre Angſt, als ſie in den Miethwagen geſeſſen und in ein fremdes Haus gegangen ſei; kurz, ſie war offen, munter, allerliebſt, wie immer.“

„Ja,“ ſagte Herr von Breda kopfnickend.

„Darauf nahm ſie ein Buch und ging in den Wintergarten. Sie wollte dich erwarten, ſagte ſie. Das mochte nach vier Uhr geweſen ſein. — Nun ja,“ fuhr die Baronin ſtockend fort, „es iſt eigentlich ſchwer, dir zu erzählen, was ſich dort unten im Wintergarten begeben, recht ſchwer, und doch wieder ſo leicht, es iſt höchſt ernſt und wieder ſehr komiſch.“

„Alſo im Wintergarten begab ſich etwas?“ fragte der Baron geſpannt. „Etwas, das Eugenie alterirte? das ſie krank machte? Teufel auch!“

„Nun, ich will es dir erzählen, George,“ nahm Frau von Breda nach einer kleinen Pauſe das Wort, „genau ſo, wie ich es von Eugenien nach und nach erfuhr. Aber du mußt nicht jetzt ſchon ſo unruhig und zornig blicken. Verſprich mir, ruhig zu ſein.“

„Nun ja, ich verſpreche es dir.“

„Eugenie ſaß alſo auf der kleinen Bank hinter dem Springbrunnen und las in einem Buche, blickte auch vielleicht träumend über die Blätter hinweg, denn ſie ſagte mir ſelbſt, ſie habe nicht gehört, daß ſich Schritte näherten. Auf einmal fiel etwas auf die Blätter ihres Buches, — eine Orangenblüthe, die aber nicht zufällig herabgefallen ſein konnte, denn über ihr befand ſich nur Lorbeer; es mußte Jemand

mit der Orangenblüthe nach ihr geworfen haben. Eugenie sagte mir, sie habe gedacht, du seiest es gewesen; sie blickte empor und wollte gerade fragen, wer da sei, als Jemand neben der Bank hervorstürzte, auf die Kniee fiel und dem armen Mädchen eine der unsinnigsten Liebeserklärungen machte, die je vorgekommen."

„Ah!" rief George von Breda, indem er mit der linken Hand emporzuckte. „Wer war es, der sich auf solche Art in meinem Hause aufführte?"

„Du hast mir versprochen, ruhig zu bleiben," bat die Baronin. „Denke dir das Entsetzen des armen Mädchens. Sie wollte emporspringen, davon eilen, der Rasende hielt sie fest, bemächtigte sich ihrer Hand und wagte es, dieselbe zu küssen."

„Und Eugenie rief nicht um Hülfe?" fragte der Baron mit einem seltsamen Ausdrucke in den Augen. „Es mußten doch Leute in der Nähe sein, Brenner oder der Gärtner! — Warum rief sie nicht um Hülfe? — — Wollte sie vielleicht keine Hülfe gegen diesen Jemand? Ich möchte in der That wissen, Julie, wer es gewesen ist, der solches gewagt. Ah! was zu toll ist, ist zu toll." — Er preßte heftig die Lippen auf einander und wiederholte alsdann seine Frage. „Ich bitte dich, Julie, wer hat sich unterstanden? Nenne mir ihn ohne Scheu."

„Später, George. Eugenie war so furchtbar erschrocken und überrascht, daß sie ein paar Sekunden wie gelähmt vor dem Verwegenen stehen blieb. Endlich aber warf sie ihn kräftig von sich, stieß einen lauten Schrei aus und konnte alsdann davoneilen, da der Jäger in diesem Augenblicke herbeikam und den Unverschämten packte."

„Er packte ihn?" fragte Herr von Breda, und dann fuhr er mit der Hand über Stirn und Augen, als wolle er sich auf etwas besinnen, das ihm nicht gleich klar wurde. „Er packte ihn? — Nun, Brenner hat ganz gut daran gethan; wer sich einen solchen schmählichen Ueberfall zu Schulden kommen läßt, vergibt jedes Recht, das ihm Rang und Stand verleiht. — Aber wer war es? ich will es wissen, Julie."

„Von Rang und Stand war bei ihm nicht sonderlich die Rede,"

gab die Baronin ſehr langſam zur Antwort und legte, um nicht aufblicken zu müſſen, das Taſchentuch auf ihrem Schooße in kleine Falten zuſammen.

„Du marterſt mich; es war keiner unſerer Bekannten?“

Frau von Breda ſchüttelte mit dem Kopfe, worauf ſie in die Höhe ſchaute und ruhig ſagte: „Ich habe nicht ohne Grund gefürchtet, mit dir darüber zu ſprechen, George; ich wußte, es würde dich ſehr aufregen. Aber ſei verſtändig, die Sache iſt ſchlimm, und doch nicht ſo ſchlimm. Wir thun am klügſten, ſie von der komiſchen Seite zu nehmen. — Die Perſon, welche ſich ſolches unterſtand, iſt an ſich höchſt ridicul, und wenn ich mir dieſe Perſon denke,“ fuhr ſie mit einem wohl erzwungenen Anfluge von heiterer Laune fort, vor das arme Mädchen hintretend, auf die Kniee niederfallend und dann gräßlichen Unſinn redend, ich verſichere dich, George, ich könnte darüber lachen. Und du auch, wenn du dir mit etwas ruhigem Blute die ganze komiſche Situation vergegenwärtigſt. Denn dieſer Jemand war — dein kleiner Reitknecht — Friedrich.“

Der Baron hatte mit ungeheurer Spannung ſeiner Frau zugehört, er beugte ſich auf ihren Stuhl herab und ſuchte ihren Augen zu begegnen, die ſie aber niedergeſchlagen hielt. Als er aber jenen Namen hörte, da flog ein Ausdruck von Bitterkeit, von Verachtung über ſeine Züge; er zuckte, obgleich faſt unmerklich zuſammen; er ſtarrte einen Augenblick vor ſich nieder, dann ſtieß er die Worte hervor: „Das iſt ſchlimmer als ich gedacht, das iſt entſetzlich!“

Jetzt ſchaute Frau von Breda fragend zu ihm empor und blickte ihm beſorgt nach, als ſie ſah, daß er ſtumm mit über einander geſchlagenen Armen im Zimmer auf und ab ſchritt, längere Zeit, die Augen auf den Boden geheftet, keine Bewegung im Geſichte, als ein Zucken der Unterlippe, welche er zuweilen zwiſchen ſeine Zähne nahm.

„Obgleich die Sache für uns wohl ihre komiſchen Seiten hat,“ fuhr Frau von Breda nach einem längeren Stillſchweigen fort, „ſo kannſt du dir doch denken, wie ſehr ſie das arme Mädchen erſchüttert.

War mir der Buchhalter auf der Treppe in seinen Reden sonderbar, ja lächerlich, vorgekommen, so mußte ich mir bei seinem Anblick gestehen, daß ich nie früher diesen seltsamen Gesichtsausdruck an ihm bemerkte, sein Auge glänzte, seine Wangen glühten und über sein ganzes, sonst so melancholisches Gesicht lagerte der Schein einer wilden Lustigkeit. Ich folgte ihm und es war das erstemal, daß ich sein Zimmer betrat; das erste, was ich bemerkte, war eine starke Punsch-Atmosphäre, welche sich aus einem großen, halbgefüllten Glase, das auf dem Tisch stand, entwickelte. In der Stube fanden sich etwas bessere Möbel, wie in der meinigen, auch hatte er ein Sopha und einen Ofen, von welchem eine behagliche Wärme ausströmte. Diese Wärme war um so wohlthuender, da wir schon Ende November hatten und es in den Zimmern, namentlich Abends schon recht kalt war. Obgleich es die Prinzipalin Niemand von uns verwehrte, bis 10 auch 10½ Uhr in dem geheizten Speise-Zimmer zu bleiben und dort bei einer Lampe zu lesen, so zog ich es doch vor, Abends für mich allein auf meinem Zimmer zu sein, wo ich denn trotz der Kälte noch etwas schrieb oder las.

Unserem Hause gegenüber war der größte Gasthof der Stadt und ich konnte stundenlang an meinem Fenster sitzen und dem Leben und Treiben drüben zuschauen. Wenn so alles drüben hell erleuchtet war und in jedem

Ich versichere dich, sie stürzte leichenblaß in mein Zimmer, sie erschreckte mich aufs höchste; denn sie stammelte anfänglich nur Worte, deren Sinn ich nicht verstand. Erst, als sich ihr Schmerz in lautes Weinen aufgelöst hatte, erfuhr ich den Hergang der ganzen Geschichte."

„Und das konnte in meinem Hause geschehen?" sprach der Baron mit dumpfer Stimme, und darauf klopfte er sich mit der geballten Rechten auf die Brust. „In meinem Hause? Ah! das ist schrecklich! Julie, du begreifst vielleicht nicht, wie so sehr fürchterlich das ist."

Frau von Breda lächelte trüb in sich hinein, ehe sie sagte: „O, ich begreife das sehr wohl; ich fühle es genau, bemühe mich aber, etwas Linderndes in der ungeheuren Lächerlichkeit dieser Geschichte zu finden."

„Aber hat er es nicht gewagt, ihre Hand zu berühren?" rief der Baron mit wild ausbrechendem Zorne. „Hat sich dieses Thier nicht unterstanden, ihre Hand zu küssen? — O, schlimmer als ein Thier; denn ein solches legt sich auch zu unseren Füßen, aber um seine Treue und Anhänglichkeit zu bezeugen, während er es that, um mit seinem schmutzigen Geifer zu besudeln. — Schade," setzte er zähneknirschend hinzu, „daß ich nicht zufällig auf dem Jagdschlosse mitten im Walde bin. Es sollte mir nicht darauf ankommen, ein Stück Mittelalter aufzuführen. — Dieses elende Geschöpf, dem man nur Gutes erwiesen, das ich trotz seiner vielen Fehler und Untugenden um mich geduldet, wie einen drolligen Affen, der zuweilen durch seine komischen Sprünge ergötzt!"

„Sieh es von der Seite an, und du wirst ruhiger werden," sagte Frau von Breda.

Der Baron machte eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe, als er zur Antwort gab: „Alles hat seine Grenzen. — Aber wo ist er?"

„Er ist fort; Brenner hat ihn vorgenommen und ihn auf meinen Befehl vom Hause weggeschickt."

„Du hättest ihn da behalten sollen, bis ich ihn verhört," entgegnete Herr von Breda nach kurzem Besinnen. „Ich hätte wissen mögen, was diesen frechen Burschen zu solch unverantwortlicher That getrie-

ben. — Und glaubſt du," fragte er nach einer abermaligen Pauſe, „daß Eugenie von dieſem Vorfall ernſtlich erkranken könne? Sollte man nicht nach einem Arzte ſchicken?"

„Ich glaube, das iſt unnöthig; ein paar Tage Ruhe wird Alles ſein, was ſie braucht. Du kannſt dir wohl denken, George, daß es ihr nach dem, was geſchehen, am ſchmerzlichſten ſein muß, dir vor die Augen zu treten. Es iſt das vielleicht eine falſche Scham, aber du wirſt ſie achten. — Eugenie ſprach ſogar davon, zu ihrer Mutter zurück zu kehren; das hätte ich doch ungern zugegeben, George."

Er nickte mit dem Kopfe und trat alsdann ſchweigend an die Thür des Eß-Salons, von wo er in den Wintergarten hinabblickte. — Sie hat zu ihrer Mutter zurückkehren wollen, dachte er, und ein Sturm von Gefühlen durchdrang ſeine Bruſt. — Vielleicht wäre das für uns beide beſſer. — Ich werde ſie alſo ein paar Tage nicht ſehen und will erwarten, wie mir dabei zu Muthe ſein wird. — — O ſchreckliche, verzehrende Gedanken! Könnte ich mit zehn Jahren meines Lebens all die Erinnerungen auslöſchen, die meine Seele erfüllen, die mich jetzt glücklich machen und gleich darauf wieder ſo namenlos elend! Könnte ich nur zwei Worte vergeſſen, zwei Worte mit ihrem wilden, hohnlachenden Gefolge von Luſt und Qual, zwei wunderbar ſüße und doch wieder ſo ſchreckliche Worte — — Auch Eugenie!

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Durch Piſtole und Degen.

Die Wohnung des Herrn Grafen von Czrabowski war für den muthmaßlichen Erben des Stammſchloſſes Rachow mit großen Gütern in der Weichſelgegend, reichen Waldungen mit Bärenjagden ſehr einfach, faſt allzu beſcheiden; ſie beſtand aus einem einzigen Zimmer, welches durch einen finſteren Alkoven, in dem das Bett ſtand, zum Salon erhoben wurde. Die Wände dieſes Zimmers waren mittels Anſtrichs von Kalkfarbe in einem mattröthlichen Tone gehalten und ſchienen ſich vollkommen ſelbſt genug zu ſein, denn nirgendwo ſah man die Prätenſion, ſich durch Bilder, Kupferſtiche oder dergleichen ſchöner machen zu wollen. Da der edle Pole einen harmoniſchen Zuſammenklang liebte, ſo beſtanden die Möbel ſeines Appartements aus dem Allernothwendigſten, und dieſes Allernothwendigſte war aus gewöhnlichem Tannenholz gearbeitet. Das einzige Geräthe, welches die Aufmerkſamkeit des Beſchauers auf ſich zog, und welches allein in gediegener Solidität glänzte, war ein neuer Reiſekoffer, der auf zwei Stühlen in einer Ecke ſtand, deſſen Decke geöffnet war und der einen ganz hübſchen Inhalt von Kleidung und Wäſche zeigte. Neben ihm auf dem Boden befand ſich eine Hutſchachtel; an dem Bettpfoſten

am Alkoven bemerkte man eine ziemlich angeſchwollene Reiſetaſche, und auf dem Tiſche lag ein ſechsläufiger Revolver.

Um auf die für einen reichen polniſchen Großen faſt ärmliche Wohnung zurückzukommen, ſo hatten die zukünftigen Schwäger des Herrn Grafen, ſowohl der Banquier als auch der Rechtskonſulent, zu verſchiedenen Malen ihr Erſtaunen darüber nicht verbergen können, daß Czrabowski ſich kein beſſeres Appartement ſuche. Doch hatte dieſer geantwortet: „Es macht mir nun einmal Vergnügen, ſo mit einem Male aus dieſem in der That ärmlichen Zimmer bei meiner Verheirathung in eine glanzvolle Wohnung überzugehen. Es klebt mir immer noch etwas von dem Kriegerſtande an, in dem die Czrabowski's ſeit undenklichen Zeiten excellirten; heute den freien Himmel über ſich oder unter der durchnäßten Zeltdecke, morgen im prachtvollen Palaſte; dieſe Abwechslungen ſind es, welche dem Leben einen ſo eigenthümlichen Reiz verleihen."

Zu Clementine Weibel hatte er geſagt, als ſie ihn einſt mit ihrer Mutter beſuchte und dieſelbe Frage an ihn ſtellte: „Glaubſt du nicht, theures Mädchen, daß mir dieſe einfache Wohnung unendlich lieber iſt als die reichſten Gemächer? Hier ſpricht mir jeder Winkel, jedes Möbel von den glücklichen Stunden, die ich hier zugebracht in liebender Erinnerung an dich, mein ſüßes Herz." Darauf hatte ſie ihren Kopf an ſeiner Bruſt verborgen, zitternd im Vorgefühl ihres künftigen Glücks, und Madame Weibel ſtand triumphirend dabei, neben ihrem zukünftigen gräflichen Schwiegerſohn, und ihr fettes Geſicht glänzte wie ein gelber Kürbiß durch ein Gewinde rankender Roſen oder anderer zierlicher Schlingpflanzen.

Jetzt aber befand ſich der Graf Czrabowski allein in ſeinem Zimmer; er ſtand an einem Fenſter, hatte einen Brief in der Hand, und da wir im Intereſſe unſerer Geſchichte befugt ſind, ihm über die Schultern zu ſchauen, auch obendrein bemerken, daß der Zettel gedruckt iſt, ſo hindert uns nichts, denſelben zu leſen. Auf ihm ſtand: „Madame Weibel gibt ſich die Ehre, Herrn . . . (der Name war ausgelaſſen)

zu einem Frühſtück auf Montag den 16. dieſes einzuladen. U. A. w. g."

Das las auch der polniſche Graf, ihm war von der Familie dieſes Blatt zur Begutachtung zugeſchickt worden; worauf er die Hand mit demſelben ſinken ließ, den rechten Arm gegen das Fenſterkreuz ſtützte und den Kopf darauf legte.

Ich kann's nicht ändern, ſprach er zu ſich ſelber. Den Teufel auch! warum iſt die Familie ſo erpicht darauf geweſen, mich abſolut zu heirathen? habe ich doch von Anfang an nie daran gedacht. Hätte ſich das Mädchen nicht mit einer freundlichen Liebſchaft begnügen können? Die Sache wäre viel länger gegangen und hätte ohne Eclat abgebrochen werden können. Hol' der Kukuk dieſe Sucht, einen Mann zu bekommen! Es iſt das wahrhaftig wie eine anſteckende Krankheit, wie ein Delirium, in welchem ſie nicht mehr hören noch ſehen. Habe ich mir doch noch kürzlich alle Mühe gegeben, ſo unliebenswürdig wie möglich zu ſein; habe ich doch und mit voller Wahrheit von meinem eigenen Ich aufs unſchmeichelhafteſte geſprochen. — Du wirſt bei mir anders werden, hieß es, oder ich liebe dich auch mit allen deinen Fehlern. — Ja, meinen armen Grafen liebt man, ſetzte er höhniſch lachend hinzu.

Das iſt auch eine Art Betrug, den man an mir verübt, ſprach er nach einer Pauſe, indem er in die Höhe fuhr. Warum ſollte ich mich geniren, es ihnen ebenſo zu machen? Ich wollte, daß die Stunde dieſes Frühſtücks vorbei wäre; ich werde mich in weiter Entfernung alsdann eines gewiſſen unheimlichen Gefühles nicht erwehren können, wenn es mir auch anderntheils Vergnügen machte, das Geſicht der alten Weibel zu ſehen; ich bin überzeugt, dieſe Perſon würde ſich nicht das Geringſte daraus machen, mich zu vergiften oder ſonſt auf eine Art umzubringen. — U. A. w. g. Um Antwort wird gebeten. Ja, ſie werden alle antworten und werden kommen mit Neid im Herzen, daß es nicht noch ein paar Dutzend Grafen Czrabowski's für ſich oder für die lieben Ihrigen gibt. — U. A. w. g. Und aus wär's

geweſen. Ich kann mir nicht anders helfen; wär' ich wirklich ſchlecht genug, noch ſchlechter zu ſein und dazubleiben, ſo müßte die Herrlichkeit doch in Kurzem über mir zuſammenbrechen und mich und ſie unter den Trümmern begraben.

Aber, Teufel! wo bleibt dieſe alte Perſon? Ich Narr, daß ich mich genirte, gleich ſchon für die letzten zwei Tage, wo ſo viel zu beſorgen war, den Bedienten mit ſeinen zwei flinken Füßen hier einziehen zu laſſen! Man ſollte ſich nie um das Gerede der Welt kümmern. Schon zwei Uhr. Auf Vier habe ich einen Wagen beſtellt, und jetzt fehlt mir noch dieſes einzige verfluchte Paßviſa. — Ah, endlich! Dort ſchleicht ſie die Treppen herauf. Alte Schnecke! Wie gern möchte ich ihr entgegen eilen und ihr das koſtbare Papier auf der Treppe entreißen! aber ich darf meine Thür nicht eher öffnen, als bis ich durch das verabredete Zeichen überzeugt bin, daß Niemand anders davor ſteht. — Wie ſatt habe ich dieſe Irrgänge und Unheimlichkeiten!

Einmal, zweimal, drei-, viermal, zählte er das leiſe Klopfen, welches man jetzt an der Zimmerthür vernahm. — So, das wäre in Ordnung. Jetzt noch einen Stoß mit dem Fuße unten hin — es iſt richtig, ſie iſt's. Er ließ das Papier aus ſeiner Hand auf den Boden fallen und eilte raſch nach der Thür, um die Riegel zurückzuſchieben; auch drehte er den Schlüſſel um und öffnete ſelbſt.

— Wie war ihm aber zu Muthe, als er ſtatt der erwarteten alten Frau nun auf einmal dicht vor ſich das kalte, entſchloſſene Geſicht des Herrn von Tondern erblickte, über welches bei der augenſcheinlichen Beſtürzung des edlen Grafen ein leichtes Lächeln wie ein flüchtiger Sonnenſtrahl hinzog.

„Sie hatten ſich ſo feſt bei ſich verſchloſſen, verehrter Herr von Czrabowski," ſagte der Eintretende, dem Baron Fremont auf dem Fuße folgte, „daß ich alle Liſt anwenden mußte, um zu Ihnen zu gelangen. Laſſen Sie es die arme Perſon übrigens nicht entgelten, daß ſie uns die verabredeten Zeichen verrieth. Ich zwang ſie dazu," fuhr

er mit einem ſehr langſamen und malitiöſen Lächeln fort, „indem ich ihr ſagte, Sie ſeien ein ungeheurer Spitzbube, und wenn ſie uns nicht Zutritt zu Ihnen verſchaffte, ſo würde das in ſehr kurzer Zeit eine hochlöbliche Polizei mit viel weniger ſanften Mitteln thun.“

Während Herr von Tondern alſo ſprach, waren er und der Baron vollſtändig eingetreten, worauf der Erſtere als ein ſehr vorſichtiger Mann die Thür verſchloß und den Schlüſſel im Schloſſe umdrehte.

Bei allen ſchlechten Eigenſchaften, welche der Pole beſaß, konnte man ihm übrigens Geiſtesgegenwart nicht abſprechen. Wenn er auch nach dem Oeffnen der Thür erſchrocken zurück gefahren war, ſo überſchaute er doch, nachdem Herr von Tondern geſprochen, das Gefährliche ſeiner Lage, wenn er auch nicht wußte, worauf dieſe Reden eigentlich abzielten. Er trat deßhalb rückwärts an ſeinen Tiſch und wußte den Revolver, der dort lag, unvermerkt unter den Rock und in eine ſeiner Taſchen zu bringen. Er that das, um für alle Fälle gerüſtet zu ſein.

„Sie werden ſich wundern,“ ſprach Herr von Tondern, „uns bei ſich zu ſehen. Ich wundere mich ſelbſt darüber, und ich hätte nicht geglaubt, daß es uns ſo bald gelingen würde, eine Audienz bei Ihnen zu erlangen. Da wir nun aber einmal ſo freundſchaftlich bei einander ſind, ſo wollen wir auch nicht länger zögern, eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung zu beginnen. Sie werden erlauben, daß wir Platz nehmen.“

„Ich bitte darum,“ ſagte der edle Graf verbindlich und beeilte ſich, zwei Stühle an den Tiſch zu rücken, auf die ſich die Beiden niederließen, während der Graf ſich ihnen gegenüber an der untern Seite des Tiſches ſetzte.

Herr von Tondern blickte in dem Zimmer umher, wobei ſeine Augen mit dem Ausdrucke der Befriedigung an dem wohlgefüllten, unverſchloſſenen Koffer und an der rundlichen Geldtaſche hängen blieben. Dann begann er: „Wie ich aus den verſchiedenen Anſtalten hier ſehe, ſo ſcheinen Sie mir gerade im Begriff zu ſein, von uns ſcheiden zu wollen. Ich finde das Ihrerſeits außerordentlich praktiſch, bedaure

aber nur, daß ich Ihrem gerechten Wunsche, diese Stadt so bald wie möglich zu verlassen, etwas hinderlich in den Weg treten dürfte. — — O, ich kenne Sie," fuhr er fort, als er bemerkte, wie der Pole mit einer nicht zu mißdeutenden Geberde emporfuhr, „weiß auch ganz genau, daß Sie mir zu Liebe nicht bleiben werden. Wir müssen Sie also zwingen, und zu diesem Ende erlaubte ich mir, der alten Dame, die sich durch Drohungen veranlaßt sah, uns den Weg zu Ihnen zu erläutern, ein gewisses Papier abzunehmen, welches Sie, wie ich mir denken kann, sehnlich erwarteten." — Dabei tippte er leicht mit zwei Fingern auf die Brusttasche seines Rockes.

Graf Czrabowski zuckte verächtlich mit den Achseln, worauf er zur Antwort gab: „Mit welchem Rechte Sie also gehandelt, will mir nicht ganz klar werden, wie ich überhaupt nicht begreife, aus welchem Grunde Sie belieben, sich in mein Thun und Lassen einzumischen. Es ist wahr, wir haben ein Geschäft zusammen abgeschlossen, ich erfüllte bei demselben gewissenhaft meine Bedingungen, Sie die Ihrigen; was wollen Sie also noch weiter von mir? Nehmen Sie mir nicht übel, Herr von Tondern, daß ich, was diesen Ueberfall in meiner Wohnung anbelangt, meine absonderlichen Gedanken habe."

„Und wenn wir wünschten, dieselben kennen zu lernen?" fragte der Andere spöttisch.

„Sie sollen Ihnen nicht vorenthalten sein." Als er das sagte, steckte er die rechte Hand unbemerkt in die hintere Tasche seines Rockes. „Vielleicht," fuhr er alsdann fort, „gereut es Sie, einen gewissen Vertrag mit mir abgeschlossen, das heißt, mir den Preis dafür bezahlt zu haben, und jetzt, wo Sie das Geheimniß, welches ich Ihnen verkauft, wohl gehörig ausgenutzt, wollen Sie den Versuch machen, mit Güte oder Gewalt die mir bewilligte Summe zurück zu erhalten. — Ich glaube, wir kennen uns."

Für einen Augenblick entschwand die Ruhe zugleich mit dem malitiösen Lächeln vom Gesichte des Herrn von Tondern; er beugte sich über den Tisch gegen den Polen hin, um ihm scharf in die Augen zu

ſchauen, dann aber lehnte er ſich wieder in den Stuhl zurück, warf einen Blick auf Baron Fremont, der während des ganzen Geſpräches mit affektirter Gleichgültigkeit an die Decke emporgeſchaut hatte, und ſagte hierauf, wobei er die rechte Fauſt vor ſich hinſtemmte: „Wir kennen Sie freilich und kannten Sie bereits, ehe wir jenes Geſchäft, wie Sie es nennen, mit Ihnen abſchloſſen. Doch war ich unbefangen genug, einen Menſchen wie Sie für fähig zu halten, wenigſtens eine ſchlechte That conſequent durchzuführen, das heißt, ich hielt Sie nicht für ſo gering, ſich von uns einen Preis für irgend eine Sache bezahlen zu laſſen, und dieſe uns alsdann durch eine unerhörte Verrätherei wieder aus den Händen zu reißen."

„Herr von Tondern!" rief der Pole überraſcht.

„Nennen Sie nicht meinen Namen," ſprach der Angeredete; „es kann mich vollſtändig wild machen, ihn in Ihrem Munde zu hören. Pfui der Erbärmlichkeit! Sie verkauften uns den Teſtamentsentwurf des Grafen Helfenberg, um gleich darauf den Grafen von dieſem Handel in Kenntniß ſetzen zu laſſen. — Er hat ſein Teſtament annullirt, wir ſind betrogen — durch Sie betrogen."

„Betrogen," wiederholte Baron Fremont, ohne den Blick von der Decke des Zimmers abzuwenden.

Czrabowski fuhr bei dieſen Worten von ſeinem Stuhl in die Höhe; ſein Auge flammte, ſein Mund öffnete und ſchloß ſich krampfhaft; doch fuhr es gleich darauf wie ein düſterer, trauriger Schatten über ſeine Züge, man hörte ihn mühſam Athem holen, dann ſtützte er beide Hände vor ſich auf den Tiſch und ſtieß mit leiſer, aber vor Wuth zitternder Stimme die Worte hervor: „Was Sie da ſagen, iſt erlogen, ja, erlogen — erlogen! Ich habe meine Verbindlichkeit gegen Sie vollkommen erfüllt, ich handelte gegen Sie ehrlich, was aber Ihre Abſicht iſt, verdient vielleicht einen anderen Namen. Glauben Sie nicht, daß ich ein Kind bin oder wehrlos; nein, Herr von Tondern, machen Sie immerhin den Verſuch, mit Ihrer bekannten Frechheit gegen mich aufzutreten, Sie werden mich gerüſtet finden."

Man hätte glauben ſollen, Czrabowski's Worte würden eine ſehr unangenehme Scene herbeiführen; doch blieb Herr von Tondern ruhig auf ſeinem Platze ſitzen; ja, er wandte ſich mit einem kalten Lächeln an Baron Fremont und ſagte alsdann: „Es iſt im Grunde lehrreich, ſolche Menſchen kennen zu lernen. — Glauben Sie aber nicht," wandte er ſich darauf mit einem finſtern Blick an den Polen, „daß wir hieher gekommen ſind, um uns durch Rodomontaden einſchüchtern oder uns gar aufbringen zu laſſen. Die Waffe, die man führt, richtet ſich immer nach dem Feinde; es war uns darum zu thun, uns mit Ihnen möglicher Weiſe zu vergleichen. Gut, Sie wollen das nicht, halten wir alſo die Sache vorderhand für abgemacht. Ihr Paß wird bei der Polizei deponirt, und wir Beide, Baron Fremont und ich, haben dann nichts Einfacheres zu thun, als gerichtlich Ihren Verkauf des Teſtaments-Concepts zu erzählen — o, ich weiß, was Ihr Lächeln bedeutet — den Ankauf unſererſeits, zu dem wir durch den Grafen Helſenberg ſelbſt ermächtigt waren."

Der Pole hatte ſich bei der Rede des Herrn von Tondern außerordentliche Mühe gegeben, ſeine Ruhe wieder vollkommen zu erlangen, und es ſchien ihm das gelungen zu ſein. Er ließ ſich auf ſeinen Stuhl nieder, er ſtrich mit der linken Hand durch ſein dünnes Haar, während er ſeine rechte unter dem Tiſche verborgen hielt.

„Ich fange an, Sie vollkommen zu verſtehen," ſagte er nach einer Pauſe; „Sie ſind der Anſicht, ich hätte den Grafen Helſenberg von dem bewußten Handel in Kenntniß geſetzt und ſo den Nutzen, den Sie daraus zu ziehen gedacht, vereitelt. Welcher Grund aber hätte mich zu dieſer Handlung bewegen können?"

„Ein ſehr nahe liegender," lachte Herr von Tondern; „Sie verkauften dem Grafen Helſenberg damit ein Geheimniß, welches für ihn ſchon von Wichtigkeit war und das er Ihnen theuer bezahlt haben wird."

„Man könnte bei Ihnen in die Lehre gehen," erwiderte der Pole nach einem augenblicklichen Nachdenken. „Es iſt wahrhaftig ſchade,

Zimmer andere Scenen ſpielten, denen ich öfters in der Dunkelheit zulauſchen konnte, das war für mich ein eigenthümlicher Genuß.

Auf dem Tiſch des Herrn Specht lag eine aufgeſchlagene Bibel und ich ſah an der Ueberſchrift, daß es das hohe Lied Salomonis ſei, worin der Buchhalter geleſen. Er rückte mir einen Stuhl an den Ofen und wir ſetzten uns, der Herr Specht war ſo freundlich mir von ſeinem Leben zu erzählen und ich bemerkte dabei, daß er gern in der Erinnerung verweilte, die ihm aus den Jahren, wo er bei dem Hauſe Stieglitz und Comp. in Amſterdam conditionirt, in ſeinem Innern aufſtiegen. „Ja, mein Freund," ſagte er, „ein großes Geſchäft iſt und bleibt immer ein großes Geſchäft und nur dadurch, daß ich hier die Procura beſitze, alſo eigentlich Mitchef bin, kann mir den Verluſt meiner ſchönen Reiſen einigermaßen erträglich machen. Auch," ſetzte er mit frommem Blick gen Himmel hinzu, „kommt man endlich in die Zeit, wo man ein ſtilles beſchauliches Leben dem geräuſchvollen Treiben der Welt vorzieht und ich habe geräuſchvoll und vergnügt gelebt, mein Lieber, ich reiste für das Haus Stieglitz und Comp. in Indigo, in blauem Indigo und reiste mit zwei Pferden und einem Kutſcher, unſer Haus war berühmt, ich brauchte blos zu ſagen: Mein Name iſt Specht vom Hauſe Stieglitz und Comp., ſo füllte ſich meine Schreibtafel augenblicklich mit Beſtel-

daß ich zu ehrlich war, es ſo zu machen. Aber wozu dieſe Reden?“ fuhr er mit Erbitterung fort. „Kommen wir zu Ende. Meine Zeit drängt; ſagen Sie mit kurzen Worten, was wollen Sie von mir? und ich will alles Mögliche thun, um — Sie los zu werden.“

„Sie fangen an, vernünftig zu ſprechen,“ verſetzte Herr von Tondern mit eiſiger Kälte. „Da es uns im Grunde kein Vergnügen macht, Sie in hieſiger Stadt zu halten, ſo geben Sie einfach die Verkaufsſumme für das Teſtamentsconcept wieder heraus, wogegen Sie Ihren Paß erhalten, und dann mögen Sie abreiſen und ſich hängen laſſen, wo es Ihnen beliebt.“

Baron Fremont nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Wenn ich Ihnen aber die feierliche Verſicherung gebe, daß ich unſern Vertrag in keiner Weiſe gebrochen, daß ich weder den Grafen Helſenberg, noch ſonſt irgend Jemand von demſelben in Kenntniß geſetzt; wenn ich bereit bin, Ihnen darüber einen körperlichen Eid abzulegen; ſo ſollten Sie doch faſt meinen Worten Glauben ſchenken, und dann wäre es ein förmlicher Raub, mir meinen wohl verdienten Preis wieder abzunehmen — mit Gewalt abzunehmen. Zwei gegen Einen,“ ſetzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

„Sie haben unſer letztes Wort gehört,“ gab Tondern zur Antwort, indem er ſeine Hände gemüthlich vor ſich auf dem Tiſche faltete.

„So hören Sie denn nun auch mein letztes Wort,“ ſprach jetzt der Andere mit vollkommen verändertem Geſichtsausdruck und hierzu paſſendem, ſehr entſchloſſenem Tone der Stimme. „Ob unſere beiderſeitige Handlungsweiſe ehrlich oder nicht ehrlich war, das gehört nicht hieher; die Sache iſt abgemacht; Sie erhielten die Waare, ich das Geld, und ich habe gute Luſt, mit dieſem wohl erworbenen Gelde der Stadt den Rücken zu kehren. Sie wollen mich daran hindern, indem Sie ſich mit Gewalt in Beſitz meines Paſſes ſetzen. — Gut denn. Wie Sie vorhin ſelbſt ſagten, danach der Feind iſt, danach wählt man die Waffen. Ueberredung durch Worte hilft bei Ihnen nichts; ich muß mich alſo einer andern Ueberredung bedienen.“

Er hatte, während er ſo ſprach, ſeine rechte Hand langſam erhoben und zeigte nun mit einem Male den erſtaunten, faſt erſchrockenen Blicken der beiden Herren ihm gegenüber die ſechs drohenden Mündungen ſeines Revolvers von ſehr ſtarkem Caliber. — „Sie ſehen in mir einen Menſchen," fuhr er darauf mit tiefer Stimme fort, „der aufs Aeußerſte gebracht und darum entſchloſſen iſt, ſich ſeine Freiheit, die Sie ihm nehmen wollen, wenigſtens theuer bezahlen zu laſſen. Es iſt wahr, Sie haben meinen Paß in Händen. Dieſer Paß iſt der Schlüſſel, der mir die Thore dieſer Stadt, der mir ein angenehmes, freies Leben öffnen ſoll. Hören Sie mich alſo und halten Sie das, was ich ſage, zu Ihrem eigenen Beſten nicht für Scherz oder, nach Ihrem Ausdrucke von ſo eben, für Rodomontaden; entweder Sie legen meinen Paß hier auf dieſen Tiſch nieder, oder Sie verlaſſen dieſes Zimmer nicht lebend; Sie beide nicht, ich alsdann vielleicht auch nicht; doch was thut's! ich mache dann eine Reiſe in ſehr guter Geſellſchaft. — Keine Bewegung, Herr von Tondern!" ſchrie er mit ſchrecklicher Stimme, als er ſah, daß dieſer ſich raſch erheben wollte; „keine Bewegung, oder, beim Teufel, es iſt Ihre letzte!"

Vielleicht ſah Baron Fremont, der erſchrocken auf die Seite gefahren war, daß ſich die Finger des Polen, mit denen er den Revolver umſpannt hielt, zuſammenzogen, — genug, er faßte ſeinen Freund an den Schultern und zog ihn heftig auf den Stuhl zurück. Dieſe Bewegung entſchied zu Gunſten des Herrn Grafen von Czrabowski.

Tondern's Geſichtsfarbe hatte ſich eine Sekunde lang verändert; doch biß er entſchloſſen die Lippen aufeinander, und unerſchrocken, wie er war, wäre er ohne die Gegenwart ſeines neben ihm ſitzenden weichmüthigeren Freundes ſeinem erſten Gedanken gefolgt, hätte er, ſich plötzlich niederbückend, den Tiſch auf den Polen geworfen und dann mit ihm auf alle Gefahr hin gerungen. Das wäre aber nur im erſten Momente möglich geweſen; jetzt war es zu ſpät.

„Es ſind deine tauſend Thaler," ſagte er mit einem Tone des bitterſten Vorwurfes zu Fremont," die uns dieſer Schuft abermals

ſtiehlt. Warum haſt du mich gehalten? ich wäre mit ihm fertig geworden," ſetzte er voll Unwillen hinzu. „Sei denn das Spiel verloren, hier iſt das Papier."

Mit großer Ruhe knöpfte Herr von Tondern ſeinen Rock auf, zog ein zuſammengefaltetes Blatt hervor und wollte daſſelbe gerade auf den Tiſch werfen, als draußen vernehmlich an die Thür geklopft wurde.

Jetzt wechſelte Czrabowski die Farbe, als er ſah, wie Herr von Tondern das Papier wieder an ſich zog, ſich nach der Thür umwandte und Miene machte, aufzuſtehen.

„Sie bleiben ſitzen!" rief ihm der Graf mit heiſerer Stimme zu. „Mag kommen, wer will, mag mein Verderben entſchieden ſein, ich reiße Sie mit hinein, das ſchwöre ich Ihnen zu."

Es klopfte ſtärker.

„Herr Baron von Fremont wird mir den kleinen Dienſt erzeigen, meine Thür zu öffnen, wird aber dabei die Gewogenheit haben, das Zimmer nicht zu verlaſſen."

Tondern hatte ſich mit affektirt gleichgültiger Miene in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, und ſeine Finger ſpielten mit dem Papier, welches vor ihm auf dem Tiſche lag.

Baron Fremont erhob ſich langſam, öffnete die Thür und ſah einen ihm gänzlich unbekannten, ſehr langen Mann eintreten.

Beſſer als die Anderen ſchien aber Graf Czrabowski dieſen Mann zu kennen; denn er zwinkerte mit den Augen und ein halb unterdrückter Fluch entfuhr ſeinem Munde.

Don Larioz trat mit gemeſſenen Schritten ins Zimmer; den uns wohlbekannten Mantel hatte er ſo um ſich geſchlungen, daß man von ſeinem linken Arme durchaus nichts ſah, den der tapfere Spanier ſteif und ohne alle Bewegung hielt. Er machte den beiden ihm fremden Herren eine förmliche Verbeugung und zog alsdann ein Schreiben aus der Taſche, mit welchem er Miene machte, ſich dem Grafen Czrabowski zu nähern.

Dieſer aber rief ihm ein gebieteriſches Halt! entgegen und ſagte mit einem Anflug von Ironie: „Sie bemerken vielleicht, mein Herr, daß wir hier in einem etwas ſeltſamen Spiele begriffen ſind. Laſſen Sie uns dieſe Partie beendigen, und ich ſtehe alsdann ganz zu Ihren Dienſten. — Herr von Tondern," wandte er ſich darauf mit ſcharfer Betonung an dieſen, „Sie hätten vielleicht endlich die Güte, auszuſpielen."

„Gib ihm ins Henkers Namen ſein Papier!" flüſterte Fremont ſeinem Freunde ins Ohr. Ich ſage dir, dieſer Kerl hat ganz die Augen einer eingeſperrten Katze. Lieber will ich mein Geld gutwillig verlieren, als die Zinſen einer blauen Bohne mit erhalten."

Tondern ſchnellte das Blatt über den Tiſch hin, wo es der Pole mit der linken Hand begierig aufgriff, es raſch entfaltete und alsdann ſobald er ſeinen Paß erkannt, ruhig den Revolver in die Taſche ſteckte.

„Nun zu Ihnen," ſagte er hierauf, indem er aufſtand, ſich dem langen Spanier näherte und das Schreiben in Empfang nahm, welches ihm Don Larioz mit den Worten überließ: „Von Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen Helſenberg. Ich werde eine Antwort erhalten."

Tondern warf einen wilden Blick auf Fremont, der ſich achſelzuckend auf ſeinen Stuhl niederließ.

Der Pole hielt den Brief leicht zwiſchen den Fingern, betrachtete Aufſchrift und Siegel, und ſagte alsdann, indem er ein paar Schritte gegen Herrn von Tondern machte: „Im gegenwärtigen Augenblicke, nach dem, was ſo eben zwiſchen uns vorgefallen iſt, könnte mich die Leſung dieſes Schreibens vor Ihnen compromittiren, und ich wünſche in der That, daß Sie mit einer guten Meinung von mir ſcheiden. Ich erſuche Sie deßhalb ergebenſt, das Couvert zu öffnen und uns den Inhalt vorzuleſen."

Da Tondern durch vollſtändige Unbeweglichkeit anzeigte, er habe keine Luſt, den Willen des Polen zu erfüllen, ſo wandte ſich dieſer an Baron Fremont, der nach einigem Zögern das Schreiben annahm, öffnete und las.

Graf Helſenberg ſchrieb:

„An den Herrn von Czrabowski!

„Durch meinen Geſchäftsmann, den Herrn Rechtsconſulenten Doktor Plager, wurde ich in Kenntniß geſetzt von dem räthſelhaften Verſchwinden eines Entwurfes zu meinem Teſtamente. Der Verdacht, dieſen Entwurf entwedet zu haben, fiel auf einen Mann, von dem ich eben ſo ſehr überzeugt bin, daß er unſchuldig iſt, wie ich durch Umſtände, die mir bekannt geworden, annehmen zu können glaube, daß Sie dabei die Hand m Spiele gehabt. Ich bedarf darüber einer Gewißheit und erſuche Sie, mir die Wahrheit zu ſagen. Daß ich dafür nicht undankbar ſein werde, hoffe ich Ihnen zu beweiſen. Bitte aber, mir zu glauben, daß andernfalls nach Verlauf einer Stunde die nöthigen Schritte geſchehen werden, um ein Geſtändniß von Ihnen zu erlangen. Wählen Sie klug, da ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß die Worte, welche Sie mir ſchreiben, nicht zu Ihrem Schaden benutzt werden ſollen."

Nachdem Baron Fremont dies zu Ende geleſen, ließ er das Schreiben auf den Tiſch fallen und warf einen forſchenden Blick auf Herrn von Tondern, der aber einen Augenblick unbeweglich da ſaß und dann mit geringſchätzendem Achſelzucken ſagte: „Eine abgeredete Sache! Wir ſind nun einmal überliſtet!"

Man ſah wohl, daß nach dieſen Worten die Röthe des Zornes in das bis jetzt bleiche Geſicht des polniſchen Grafen aufſtieg. Ein unheimliches Zucken flog um ſeinen Mund, als er ſagte: „Gut denn, denken Sie, was Sie wollen, und mag auch für mich und Andere daraus folgen, was will, ich werde Seiner Erlaucht die gewünſchte Erklärung geben. Der Herr Graf Helſenberg," ſetzte er nach einer Pauſe mit ſcharfer Betonung hinzu, „hat ſtets gegen mich gehandelt als ein vollkommener Cavalier, als ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes. Ich gebe mich in ſeine Hand, mag er mit meiner Erklärung thun, was er will."

„Ich glaube, wir ſind ferner hier überflüſſig," meinte Baron Fre-

mont halblaut, indem er ſich an ſeinen Nachbar wandte. „Gehen wir, Tondern.“

„Ich ſchlage vor, noch einen Augenblick zu warten,“ ſagte Herr von Tondern mit derſelben Ruhe wie vorhin. „Der Herr Graf Czarkowski wird wohl nichts dagegen haben, uns einen Blick in das fragliche Papier zu erlauben, nachdem er es geſchrieben hat.“

„Gewiß nicht,“ erwiderte der Pole, der aus ſeiner Reiſemappe Papier und Feder nahm und ſich an den Tiſch ſetzte. „Vielleicht finden ſich die beiden Herren ſogar bewogen, meine Erklärung als unparteiiſche Zeugen zu unterſchreiben.“ — Darauf beugte er ſich auf den Tiſch nieder und fing an, emſig zu ſchreiben.

Während dieſer ganzen Zeit ſtand Don Lariox unbeweglich in der Mitte des Zimmers. Wenn er auch die beiden Herren früher nie geſehen hatte, ſo war er doch nicht lange unſchlüſſig, in ihnen den Baron Fremont und den Herrn von Tondern zu erkennen. Und dabei erinnerte er ſich der Worte des Doktors, daß ſie es ſeien, die mit Legaten im Teſtament bedacht worden und für die es deßhalb von großer Wichtigkeit geweſen, das Concept zu erhalten. Der Dickere, gutmüthiger Ausſehende von den Beiden war ohne allen Zweifel Baron Fremont, der Andere, mit dem finſteren Blick, der ſo unbeweglich ſaß und der nur von Zeit zu Zeit an ſeiner Unterlippe nagte, war gewiß jener Herr von Tondern, bei dem, nach dem Ausdrucke des Rechtsconſulenten, das ausgeſetzte Legat wie ein Tropfen Waſſer auf den heißen Stein ſeiner Schulden falle. — Gut, dachte der Spanier bei ſich, es iſt ein Verdienſt, das ich mir um die ganze Menſchheit erwerbe, wenn ich dieſen Beiden zeige, daß ich ſie kenne und mich nicht vor ihrem Anblick ſcheue. Er faßte darauf mit der rechten Hand bedeutſam an ſeinen linken Arm, wandte alsdann den Kopf nach dem oberen Ende des Tiſches, wo die Beiden ſaßen, und fixirte ſie anhaltend mit ſeinen ſcharfen grauen Augen.

Unterdeſſen hatte der Pole geſchrieben, überlas das Blatt noch

einmal und reichte es dann mit einem eigenthümlichen Lächeln dem langen Manne.

Dies war der Augenblick, wo den Herrn von Tondern ſeine Unbeweglichkeit verließ.

„Erlauben Sie," ſagte er aufſpringend, „daß ich mir das Recht nehme, einen Blick in die Schrift jenes Menſchen zu werfen."

Don Larioz, der gemeſſen einen Schritt zurücktrat, ſchaute auf den Polen, welcher ihm ſagte: „Leſen Sie es gefälligſt dem Herrn vor."

Und der Spanier las:

„Der Unterzeichnete erklärt Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen Helſenberg auf ſein Verlangen, daß er ein Concept zu deſſen Teſtamente heimlicher Weiſe aus der Mappe des Rechtsconſulenten Dokter Plager genommen, und daß er dieſes Concept dem Herrn Baron von Fremont ſowie dem Herrn von Tondern um die Summe von tauſend Thalern verkauft, daß er aber nicht weiß, was aus dem Papiere geworden.

Czrabowski."

„Dieſes Blatt werden Sie eben ſo wenig mit hinweg nehmen, als es dem Grafen Helſenberg übergeben!" rief Tondern, indem er den Verſuch machte, dicht an den langen Mann heran zu treten, welcher aber einen Schritt rückwärts gegen das Fenſter that und lächelnd fragte: „Wer will mich daran hindern?" Zu gleicher Zeit ſchob er das Papier raſch unter ſeinen Mantel, warf dieſen alsdann von der linken Schulter zurück und ließ zwei überaus lange Stoßdegen ſehen, die er bis jetzt unter demſelben verborgen gehalten. — „Was man mir übergeben," fuhr er mit leuchtenden Blicken fort, „werde ich treu bewahren und es mir nur dann nehmen laſſen, wenn das Glück der Waffen gegen mich entſchieden. Wählen Sie einen von dieſen Degen, wenn es Ihnen gefällig iſt, ſie ſind beide gleich lang und ausgezeichnet zugeſpitzt."

„Ich glaube, wir ſind in eine Mörderhöhle gerathen," ſprach Herr von Tondern, indem er ſich an Fremont wandte und zu lächeln

verſuchte. „Haſt du je etwas Närriſcheres geſehen, als dieſes lange Geſpenſt mit ſeinen beiden Degen?“

„Hier iſt weder von einer Mörderhöhle die Rede, noch von langen Geſpenſtern,“ gab Don Lariog zur Antwort, indem er den Kopf erhob und ſeine Waffen vorſtreckte. „Ich will ſo freundlich ſein, Sie für einen Cavalier zu halten,“ fuhr er fort, „mögen Sie auch, was dieſes Papier anbelangt, nicht gerade wie ein Edelmann gehandelt haben. Da Sie nun wahrſcheinlicher Weiſe den Brauch zwiſchen Cavalieren kennen, ſo biete ich Ihnen einen ehrlichen Zweikampf an, bei welchem, wie es von jeher Sitte und Brauch war, der Sieger Recht behalten ſoll. Falle ich, ſo haben Sie ſich an Herrn von Czrabowski zu halten, ob er ſeine Erklärung Ihren Händen anvertrauen will; ſtoße ich Sie aber nieder, wie ich zuverſichtlich von der Gerechtigkeit Gottes erwarte, ſo iſt die Sache ohnehin zu Ende, und ich gehe ruhig meiner Wege.“

Herr von Tondern hatte bei dieſer Anrede einen Augenblick unſchlüſſig geſtanden, dann aber ſagte er, nicht ohne einen ſichtbaren Kampf mit ſich ſelber: „Ein geſcheidter Mann kann nichts Beſſeres thun, als ſolcher Narrheit das Feld zu räumen. Laß uns gehen, Fremont; mag dieſer Czrabowski geſchrieben haben, was er will, Helfenberg kennt uns und ſoll den wahren Sachverhalt durchaus erfahren.“

„So närriſch iſt das Anerbieten dieſes Herrn nicht,“ meinte der Pole, der mit über einander geſchlagenen Armen lächelnd am Tiſche ſtand. „Wir ſind zufälliger Weiſe zu Vier: Zwei ſchlagen ſich, Zwei dienen als Sekundanten, und wenn der erſte Gang gemacht iſt, ſtehe ich dem Herrn Baron Fremont ebenfalls mit Vergnügen zu Dienſten.“

Der gute Baron war aber nicht der Mann, der eine auf ſich gerichtete ſpitzige Klinge leidenſchaftlich geliebt hätte. Um dies jedoch nicht kund zu geben, nahm er die Miene tiefer Verachtung an und ſagte, wobei er auf den langen Mann zeigte: „Weder Tondern noch ich haben das Vergnügen, jenen Herrn zu kennen. Sollte uns dieſes Glück ſpäter durch eine gehörige Vorſtellung zu Theil werden, ſo werde ich

nach Befund der Umſtände auf jede gebräuchliche Art und Weiſe recht gern Rede ſtehen.“ — Bei dieſen Worten hatte er ſeinen Hut genommen, öffnete die Thür und verſchwand ziemlich eilig in dem dunkeln Gange draußen.

Tondern blieb noch einen Augenblick unſchlüſſig in der Mitte des Zimmers ſtehen, dann ſprach er mit einer heiſeren, ſeltſam klingenden Stimme: „Wir werden uns wiederſehen,“ und folgte ſeinem Freunde.

Der Pole beeilte ſich, die Thür zu ſchließen, dann zog er ſeine Uhr hervor und wandte ſich, nachdem er einen Blick darauf geworfen, mit den Worten an Larioz: „Uebergeben Sie meine Erklärung dem Grafen Helſenberg, und wenn ich Sie bitten darf, ſagen Sie ihm dazu: ich bedauere recht ſehr, in dieſer Angelegenheit gewirkt zu haben. Was Sie betrifft, mein Herr, ſo danke ich Ihnen für Ihre freundliche Unterſtützung gegen jene beiden Herren. — Leben Sie wohl!“

Don Larioz war ruhig an ſeiner Stelle ſtehen geblieben; nachdem der Andere alſo geſprochen, drehte er leicht ſeinen aufwärts ſtehenden Schnurrbart und ſagte: „Ihr Lebewohl kann ich noch nicht ſogleich annehmen; meine Geſchäfte im Auftrage des Herrn Grafen Helſenberg ſind abgemacht; jetzt kommen meine eigenen.“

„Der Teufel auch! was wollen Sie von mir?“

„Ich bin der Mann, der Sie, wie Sie nicht vergeſſen haben werden, an jenem Abend in der Schreibſtube ſprach und den Sie ſich unterſtanden, ziemlich unwürdig zu behandeln. Ferner bin ich jener Mann, der durch Sie in den Verdacht kam, das bewußte Concept entwendet zu haben, und der nun gekommen iſt, dafür eine vollſtändige Genugthuung zu verlangen, eine Genugthuung, die —“

„Ich Ihnen ja im vollſten Umfange durch meine Erklärung gegeben habe. Kann man ehrlicher verfahren, als ich es gethan?“

„Allerdings haben Sie dieſe Erklärung gegeben,“ verſetzte Don Larioz mit feierlicher Stimme; „aber wie Sie ſelbſt wiſſen werden,

war es von jeher der Brauch, daß der Sieger eine ſolche Erklärung nur alsdann entgegen nahm, wenn der Beſiegte blutend am Boden lag und die Spitze des Schwertes an ſeiner Kehle fühlte. Ich für meine Perſon möchte nicht gern von dieſen altehrwürdigen Gebräuchen abgehen."

„Sind Sie des Teufels?" rief Czrabowski im höchſten Grade erſtaunt. „Ich gab Ihnen freiwillig, was Sie verlangt; was kann es Ihnen nützen, ob Sie vorher mit Ihrer Degenſpitze an meinem Halſe herum kitzeln?"

„Obgleich das vielleicht im Ganzen keinen Unterſchied macht, ſo kann mir ſolch ein regelrechtes Verfahren allerdings nützen. Sie haben, indem Sie mich eines Diebſtahls beſchuldigten, nicht nur mich allein beleidigt, ſondern auch begreiflicher Weiſe eine Perſon gekränkt, der ich mit glühender Liebe anhänge und für welche ich ebenfalls eine Genugthuung fordern möchte."

Der Graf Czrabowski blickte den langen Mann, der ſo eigenthümliche Sachen mit erſchreckender Feierlichkeit und Ruhe ſprach, mit höchſter Verwunderung an; doch war dabei auf ſeinen Zügen eine gewiſſe Aengſtlichkeit zu leſen, auch ſenkte er ſeine Hand langſam in die Rocktaſche.

„Was wollen Sie alſo noch?" fragte er darauf.

„Ich bäte, einen Zweikampf mir freundlich zu genehmigen. Iſt Ihnen das Glück günſtig, ſo werde ich mit der Reſignation eines Chriſten und Edelmannes ſterben; bleibe ich aber Sieger, ſo werde ich Ihnen mit großem Vergnügen das Leben ſchenken, wenn Sie mir die Verſicherung geben, daß Sie geneigt ſind, Dolores für das ſchönſte Weib der Erde zu erklären, und wenn Sie mir feierlich ſchwören wollen, dieſer Dame vorkommenden Falles zu geſtehen, daß ich Sie im ehrlichen Kampfe überwunden und daß Sie ſich, wie es Brauch iſt, als ihrem Dienſt geweiht betrachten."

Einen Moment ſchaute Czrabowski den Sprecher zweifelhaft an, ob er in Ernſt oder Scherz rede. Als er aber die ruhigen, unbeweg-

lungen. Ah, das war ein Leben, junger Freund!“ er nahm das Glas vom Tiſche, that einen großen Zug daraus und bot auch mir zu trinken an, ich ließ mich nicht lange nöthigen und fand einen recht guten Punſch. „So ſtrenge ich,“ fuhr der Buchhalter fort, „in meinem gewöhnlichen Leben bin, und ſo ſehr ich eigentlich den Genuß geiſtiger Getränke haſſe, ſo giebt es doch Augenblicke, wo ich meinen Geiſt, der bleiern und ſchwer das Dieſſeits nicht verlaſſen will, aufhelfe, damit er fröhlich emporflattere. Der Menſch iſt ein ſchwaches Geſchöpf und das, was wir Körper nennen, muß hie und da aufgeſtachelt werden, damit es ſich aufraffe und den jubilirenden Lerchenſchlag der Seele nicht widerſtrebe, die aus den ſchweren Banden nach der himmliſchen Höhe ſtrebt.“

„Mir ſchien, der Herr Specht habe ſich ſchon bedeutend aufgeſtachelt, denn aus ſeinem flammenden Auge ſprach eine außerordentlich jubilirende Seele und er führte Redensarten, die für einen wenig Erleuchteten wie ich unverſtändlich waren, doch ging ich in ſeine Ideen ein und verſprach auf ſeine dringende Bitte alles Mögliche an mir zu thun, damit das Licht in meinem Innern, welches ebenfalls durch ſündige Aſche verdeckt ſei, zu einem hellen Aufflackern gelangen könne.

Meine guten Vorſätze rührten den Herrn Specht und da ich ſehr viel Punſch dazu trank auch ihm das Glas

lichen Züge deſſelben ſah und den ſtarren Blick der Augen bemerkte, ſagte er mit entſchiedenen Zeichen der Ungeduld: „Zu alle dem, meine ich, bedarf es keines Zweikampfes; ſo gut wie ich Ihnen die Erklärung für den Grafen Helſenberg freiwillig gab, ebenſo gern erkläre ich Ihnen auch alles, was Sie ſonſt noch wollen.“

Nach einigem Nachdenken gab Don Larioz hierauf zur Antwort: „Mag es denn nach Ihrem Wunſche geſchehen; doch werden Sie mir erlauben, daß ich Ihnen die Spitze meines Degens auf die Gurgel ſetze, während Sie dieſe Erklärung von ſich geben.“ — Kaltblütig präſentirte er hierauf die eine Waffe ſeinem Gegner, während er die ſeinige zog und die Spitze des langen Rappiers gegen den Hals des Grafen richtete.

Dieſer ſchien einen Augenblick unſchlüſſig, ob er ſeine Klinge ebenfalls entblößen ſolle oder den bewußten Revolver hervorziehen; doch begnügte er ſich damit, ſeine rechte Hand in Bereitſchaft zu halten, um den langen Stoßdegen bei der erſten verdächtigen Bewegung auf die Seite ſchlagen zu können.

„Sie erklären alſo,“ ſagte hierauf Don Larioz mit etwas bewegter Stimme, „daß Sie Dolores für das ſchönſte und vortrefflichſte Weib auf Erden halten?“

„Gewiß, und für das Vollkommenſte, was es unter den Sternen gibt.“

„Sie erklären ſich ferner für überwunden und geloben, dies der Dame Dolores zu beſtätigen und derſelben Ihre Dienſte anzubieten?“

„Auch das gelobe ich. Und die Dame Dolores ſoll mit mir zufrieden ſein. Sind wir jetzt fertig?“

„Wir ſind fertig,“ verſetzte der lange Spanier mit gerührter Stimme, „und ich danke Ihnen.“

„So nehmen Sie mein Lebewohl an?“ fragte der Andere haſtig dagegen.

„Ich nehme es an und werde mich entfernen, nachdem ich mir vorher werde erlaubt haben, Ihnen ferner einen guten Rath zu geben.“

„So ſprechen Sie denn ins —"

Man hörte drunten einen Wagen vor das Haus rollen, was den Grafen Czrabowski veranlaßte, einen Blick zum Fenſter hinaus zu werfen.

„Sie ſind ein Pole," ſagte Don Larioz mit unerſchütterlicher Ruhe, „und deßhalb halte ich Sie für katholiſch."

„Wenn ich aber ein Jude wäre?"

„Treiben Sie keinen Scherz," fuhr der Spanier ſehr ernſt fort. „In dieſem Falle würde ich, wie es früher bei ähnlichen Veranlaſſungen der Brauch war, verlangen müſſen, daß Sie ſich, als von mir, einem chriſtlichen Edelmann, überwunden, vor meinen Augen taufen ließen."

„Hol' Sie der Teufel, ich bin katholiſch."

„Ich habe es mir gedacht. So hören Sie alſo ſchließlich meinen Rath. So jung Sie zu ſein ſcheinen, ſo haben Sie doch ſchon Thaten begangen, die ſchwer auf ihrem Gewiſſen laſten müſſen. Um dieſem Erleichterung zu verſchaffen, müſſen Sie Ihrem rechtloſen und ſündhaften Lebenswandel entſagen und Buße thun."

„Ja, ich thue Buße!" rief der Andere mit den Zeichen der größten Ungeduld. „Ich ſei verdammt, wenn ich nicht Buße thue!"

„Allerdings würden Sie in dieſem Falle verdammt ſein; da es aber etwas Schönes iſt, eine Seele zu retten, ſo beſchwöre ich Sie, büßen Sie gewiſſenhaft, und zwar in Sack und Aſche, gehen Sie in ein Kloſter."

Der Pole that einen tiefen Athemzug und biß ſich heftig auf die Lippen.

„Wollen Sie mir die Freundſchaft erzeigen und in ein Kloſter gehen?" fragte Don Larioz mit warmem Tone, wobei er ſeine Rechte dem Anderen darreichte.

„Wenn Sie es wollen, mit dem größten Vergnügen."

„Sie geloben es?"

„So feierlich als alles Andere."

„Nun denn, ich danke Ihnen,“ gab der lange Mann zur Antwort und richtete ſeine Augen mit einem frohen Blick in die Höhe. „Ich fühle es, Ihre guten Eigenſchaften ſind noch wieder zu erwecken; Buße und Kaſteiungen werden Wunder bei Ihnen verrichten. Und da nun Ihr Entſchluß, in ein Kloſter zu gehen, feſt zu ſtehen ſcheint, ſo wählen Sie eines fern von den Menſchen, in einem wilden, romantiſchen Thale gelegen. Vielleicht daß Sie eines Tages, am Fenſter Ihrer Zelle lehnend, einen Reiter aus dem Grün der Bäume hervorkommen ſehen, einen Reiter mit tiefgeſenkter Lanze, den Kopf herabgebeugt. Eilen Sie ihm entgegen, und wenn er zu Ihnen ſpricht: Das Leben hat meine Erwartungen betrogen, Dolores war das ſchönſte Weib der Erde, ſo reichen Sie dieſem Reiter, wie ich jetzt Ihnen, die Bruderhand. — Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ wiederholte der Pole, indem er die dargebotene Hand ſchüttelte, und dann mit eigenthümlichen Gefühlen dem langen Manne zuſchaute, wie er die Klinge ſeines Degens auf dem Aermel abwiſchte, als ſei ſie blutig geweſen, dann dieſelbe in die Scheide ſteckte und mit einem ſteifen Kopfnicken das Zimmer verließ.

Der Zurückbleibende fuhr mit der Hand über die Augen, that einen tiefen Athemzug, nahm ſeinen Paß aus der Taſche, und murmelte, nachdem er einen Blick in denſelben geworfen: „Es iſt alles richtig — Finis Poloniae!“

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Im Reibſtein.

Obgleich Don Lariez ſeit jenem denkwürdigen Morgen die Schreibſtube ſeines ehemaligen Principals nicht wieder betreten hatte, obgleich er ſeine Geſchäfts-Verbindungen mit demſelben als gänzlich gelöst betrachtete, ſo hatte er doch ſeine Wohnung in dem alten Hauſe, wo ſich unten das Bureau des Advokaten befand, nicht verlaſſen.

Es war dieſes aber weniger aus Anhänglichkeit an eben dieſes Bureau geſchehen, als weil er einen gewiſſen Termin abwarten mußte, ehe er ſein Quartier wechſeln, das heißt ein anderes beziehen konnte. Auch wollte er vor den Augen der Welt nicht ſo Knall und Fall davon gehen, um böswilligen Gerüchten, die ſich über die Urſachen ſeiner Verabſchiedung ohnedies ſchon verbreitet hatten, nicht noch mehr Vorſchub zu leiſten.

Der edle Spanier hatte geglaubt, es ſei ſeiner Nachbarſchaft durchaus gleichgültig, ob er bleibe oder gehe, und dieſe würde ſich nicht im Mindeſten darum bekümmern. In dieſer Anſicht aber hatte er weit gefehlt, und Leute, mit denen er durchaus keinen Verkehr hatte, die er nie geſprochen, welche ihm früher nicht den geringſten Antheil ge-

widmet, beſchäftigten ſich jetzt aufs eifrigſte mit der Urſache, mit der Art und Weiſe des Zerwürfniſſes zwiſchen ihm und ſeinem ehemaligen Principal.

Es war der Tiger, welcher dergleichen Mittheilungen an Gottſchalk machte, der aber verſtändig genug war, das Meiſte für ſich zu behalten, und ſich nur hie und da veranlaßt ſah, eine oder die andere Aeußerung ſeinem väterlichen Freunde mitzutheilen.

Don Lariog zuckte gleichgültig mit den Achſeln, wenn er erfuhr, wie freundlich man ſich in Kreiſen, die er durchaus nicht kannte, mit ſeinem Wohl und Wehe beſchäftigte.

Nicht ſo der Tiger, der zuweilen in eine gelinde Wuth ausbrach, was bei der alten Frau immer etwas Komiſches hatte. Denn ſie pflegte alsdann zu weinen, mit der Rechten auf die linke Handfläche zu klopfen, und auszurufen: „Daß dich — daß dich — daß dich!“ Und das that ſie in den verſchiedenſten Tönen, ſo lange, als Jemand den Verſuch machte, ſie zu beruhigen.

„Da habe ich geſtern in einem Hauſe gewaſchen,“ ſagte ſie, „wo mir die Magd erzählte, jetzt wiſſe ſie ganz genau, warum Herr Don Lariog nicht mehr bei dem Herrn Doktor Plager bleibe; er habe eine Liebſchaft angefangen mit Mamſell Emilie, und da ſei man dahinter gekommen, man habe ſie ertappt. O, daß dich, daß dich! — Und doch hätte ich nichts dagegen geſagt, aber die alte Frau Stiefel, die auch da gewaſchen hat, erzählte, ſie ſei geſtern bei Kanzleirath Denker geweſen, da war vorgeſtern eine Kaffeevisite, wo die Frau Hofrath Reibeiſen und die Regierungsräthin Pfeffer mit klaren Worten geſagt hätten, man wiſſe ganz genau, weßhalb der Schreiber des Herrn Doktor Plager weggeſchickt worden ſei, er habe wichtige Schreibſachen — wiſſen Sie, Herr Gottſchalk, Sie verſtehen mich ſchon — ſo — auf die Seite gebracht. O, daß dich, daß dich!“

In ſolchen Fällen tröſtete der kleine Schreiber die alte Frau, indem er ihr verſicherte, es gehe einmal in dieſer Welt nicht anders, als daß man von ſeinen Nebenmenſchen Böſes rede. Auch ſie müſſe ſich

nicht einbilden, daß es ihr anders ergehe, er habe ſchon die ſchrecklichſten Dinge gehört.

„Ueber mich? du lieber Gott!“ rief alsdann die alte Frau. „Was kann man über ſo ein miſerables Weſen, wie ich bin, ſagen? Das möchte ich wahrhaftig wiſſen.“

Der kleine Schalk zog ſeine Augenbrauen in die Höhe, nickte auffallend mit dem Kopfe und antwortete: „Glaubt Sie wohl, Frau, daß es den Leuten nichts zu denken gebe, wenn ſie hören, daß man Sie nur ſchlechtweg den Tiger nennt? O, darüber habe ich ſchon Entſetzliches vernommen.“

„Herr Gottſchalk, machen Sie keine Geſchichten! Was kann man mir nachſagen?“

„Nichts als Verleumdungen, Frau, das weiß ich wohl, aber man kann Niemand das Maul ſtopfen. Sie ſagen zum Beiſpiel, Sie ſei früher eine wilde, blutdürſtige Perſon geweſen; Sie habe einen Mann gehabt und ſechs Kinder, die Sie alle Sieben ums Leben gebracht. Und davon habe man Ihr den Namen „der Tiger“ gegeben.“

„Daß dich, daß dich! Herr Gottſchalk!“ gab die alte Frau betrübt zur Antwort. „Sehe ich wie eine blutdürſtige Perſon aus, wie Jemand, der ſieben Menſchen ums Leben bringen könnte, ich, die ich ſelbſt froh bin, wenn man mir mein bischen Leben läßt?“

Und das Aeußere des Tigers hatte allerdings nichts an ſich, was dieſen Namen rechtfertigen konnte; namentlich jetzt nicht, wie ſie daſtand, den Kopf auf die Seite geſenkt, die Unterlippe herabhängend, die eine Hand unter der Schürze in ihrer Taſche verborgen haltend.

„Im Allgemeinen kann man nicht behaupten,“ ſagte der kleine Schreiber, nachdem er die Frau ein paar Sekunden aufmerkſam betrachtet, „daß Sie etwas auffallend Wildes an ſich hat; aber zuweilen iſt es mir doch ſchon ſo vorgekommen, als würde ich mich fürchten, Sie böſe zu machen. Ich glaube, alsdann könnte Sie erſchrecklich ſein.“

In dieſem Augenblicke wurde die Unterhaltung plötzlich unterbrochen, da ſich vor der Thür die Tritte des Spaniers hören lieſſen, worauf der Tiger ſich wieder daran begab, die Stühle im Zimmer abzuwiſchen und an ihren Platz zu ſetzen. Gottſchalk aber nahm einen Brief vom Tiſche, als ſei er ſo eben erſt herauf gekommen, um dieſen zu übergeben.

Don Lariog trat in das Zimmer, er hatte den Hut auf dem Kopfe, den Mantel umgehängt, weßhalb die alte Frau dienſteifrig herbei eilte, um ihm letzteren abzunehmen, wobei ſie nicht wenig erſchrack, als ſie ſah, daß ihr Herr zwei lange Degen unter dem Arme trug, von denen er dem Tiger ebenfalls einen in die Hand gab, den anderen aber ſorgfältig neben dem alten Kamin in die Ecke ſtellte.

Der Tiger brachte das Zimmer ſo ſchnell wie möglich in Ordnung und verließ es alsdann, nicht ohne Gottſchalk zuzuflüſtern, daß der Herr Don Lariog wahrſcheinlich ein Unglück angerichtet habe, denn er ſehe gar erſchrecklich und wild aus.

Dies war aber nicht der Fall, vielmehr hatte der edle Spanier ganz das Ausſehen eines Mannes, der vollkommen ruhigen Gemüthes iſt, mit ſich ſelbſt zufrieden, im Bewußtſein, eine gute und gerechte That verübt zu haben. Er nahm den Brief aus den Händen Gottſchalk's und bedeutete dieſen, indem er ſich auf einen Lehnſtuhl niederließ, ihm gegenüber Platz zu nehmen; dann betrachtete er das Siegel des ziemlich großen Schreibens, deſſen Ausprägung übrigens undeutlich war; man bemerkte, freilich nur mit Mühe, einen etwas verſchobenen Kopf mit unleſerlicher Umſchrift; es konnte ein altes Sigill ſein. Dafür hielt es auch der Spanier, wogegen ein Unbefangener, vielleicht nicht ohne Grund, auf die Vermuthung gekommen wäre, als habe man ein älteres Thalerſtück abſichtlich etwas undeutlich auf das Siegellack gedrückt. Die Aufſchrift lautete: „An den ſehr ehrenwerthen Edelmann und Ritter Don Lariog von la Mancha; dahinter: M. d. B. z. D. R. Und darunter: Derzeit hier.“

Was die Buchſtaben zu bedeuten hatten, wollte dem Leſer im

erſten Augenblicke nicht recht klar werden; er erinnerte ſich, daß er eigentlich ganz ohne Titel ſei, und wenn er auch etwas der Art beſäße, er doch keinen wüßte, der mit den angeführten Buchſtaben in Verbindung zu bringen wäre.

Wie es aber oft zu geſchehen pflegt, daß wir, uns im Dunkeln befindend, plötzlich durch eine ſcheinbar fern liegende Urſache erleuchtet werden, ſo auch Don Larioz, als er zufälliger Weiſe auf dem Kamingeſimſe ein Brodmeſſer bemerkte, das ſich mit ſeinem dicken Griff und langer ſpitzer Klinge in ſeiner Einbildung augenblicklich zu einem Dolche umformte und ihn an jene Verbrüderung erinnerte, der er das Glück hatte anzugehören und deren Botſchaft er ſtündlich mit groſſer Sehnſucht entgegenſah. Jetzt wurde ihm mit einem Male die Bedeutung jener Buchſtaben klar, und er las mit einiger Genugthuung nochmals die Aufſchrift: Dem ꝛc. Don Larioz von la Mancha, Mitglied des Bundes zum Dolche Rubens. Ja, er hielt es in ſeiner Hand, worauf er lange gewartet, die Botſchaft, welche ihm unfehlbar die verſprochene Hülfe zuſagte zur Befreiung ſeiner geliebten Dolores, der unglücklichen und ſchönen Spanierin.

Vor den Augen des ihm gegenüberſitzenden jungen Menſchen war es ihm indeſſen unmöglich, das Couvert zu erbrechen, und wenn es ihm auch Ueberwindung koſtete, ſo legte er das Schreiben doch bei Seite, bis dieſer das Zimmer verlaſſen haben würde.

Gottſchalk machte jedoch keine Miene hierzu; er ſchien etwas auf dem Herzen zu haben; er ſprach Dies und Das über gleichgültige Dinge, wahrſcheinlich in der Hoffnung, ſein Freund und Gönner würde ein Geſprächsthema berühren, das ihm Veranlaſſung gäbe, mit ſeinen Wünſchen oder Fragen herauszurücken.

Da aber Don Larioz einſylbig blieb, auch zuweilen auf die Uhr ſchaute und zuletzt die Frage that, ob der Prinzipal dem kleinen Schreiber einen längeren Urlaub bewilligt, ſo ſah dieſer ſich zu einem tiefen Seufzer veranlaßt und knüpfte an letzteren die Bemerkung, der Herr Doktor Plager würde es gewiß nicht einmal ſehen, wenn er

auch noch ſo lange ausbliebe, denn einestheils ſei er im Bureau faſt gar nicht mehr anweſend, anderentheils bekümmere er ſich in der letzten Zeit durchaus nicht mehr um ſein, des Lehrlings, Thun und Laſſen.

„In den nächſten Tagen," ſagte Gottſchalk, „kommt ohnedies ein neuer Schreiber, und dann wird es dem Herrn Doktor wahrſcheinlich am liebſten ſein, wenn ich ganz aus dem Bureau wegbleibe."

„Und woher vermutheſt du das?" fragte Larioz einigermaßen beſorgt. „Ich hoffe nicht, daß du Streiche gemacht haſt, welche deinen Prinzipal veranlaſſen, dich zu entfernen?"

„Streiche habe ich gar keine gemacht," verſetzte Gottſchalk, „und fleißig bin ich geweſen wie immer."

„Du könnteſt eben ſo gut ſagen: faul wie immer, denn du wirſt dich erinnern, wie oft ich mein großes Lineal in Bewegung ſetzen mußte, um dich zur nothwendigſten Thätigkeit anzuhalten."

Der Knabe ſtieß einen kläglichen Seufzer aus, dann ſagte er: „Das iſt wohl wahr, aber da, ſeit Sie fort ſind, das große Lineal nicht mehr gedroht hat und ich einſah, daß ich von ſelbſt fleißig ſein müßte, ſo habe ich mich in dieſem Punkte auffallend gebeſſert, obgleich mir das keine kleine Mühe gekoſtet hat."

„Und warum war dir das ſo mühſam?"

„Weil ich von Tag zu Tag mehr fühlte," antwortete der Knabe kleinlaut, „wie wenig Luſt und Talent ich eigentlich zu der ganzen Schreiberei habe. — So lange Sie noch da waren," ſetzte er haſtig hinzu, als er den ſehr ernſten Blick des Spaniers bemerkte, „da war es was ganz Anderes, da nahm ich Sie zum Vorbilde und dachte auch einſt ſo zu werden, wie Sie. Seit ich aber geſehen, daß Sie ebenfalls die Schreiberei verlaſſen —"

„Wer ſagt dir, daß ich die Schreiberei verlaſſen?"

„Mein Vater hat es mir geſagt," verſetzte Gottſchalk ſtockend.

„So, dein Vater?"

„Ja, er hat geſagt, Sie hätten endlich auch eingeſehen, daß nicht

viel dabei herauskomme, und er hat mir ferner geſagt, ich ſolle Sie bitten, freundlichſt für mich überlegen zu wollen, ob Sie wirklich glauben, daß ich Talent zur Schreiberei habe."

„An Talent dazu wird es dir nicht fehlen," entgegnete Don Larioz, nachdem er ein paar Augenblicke nachgedacht; „mir ſcheint aber, dir iſt die Luſt vergangen, ſo Tag ein, Tag aus an dem Schreibtiſche zu ſitzen, und wenn das iſt, ſo erſuche ich dich, mir das geradezu zu ſagen."

„Die Luſt iſt mir eigentlich nicht vergangen," erwiderte ſchalkhaft lächelnd der Knabe, „denn ich habe wohl nie viel Luſt dazu gehabt. Wie ich Ihnen ſchon vorhin ſagte, ſo lange auch Sie da waren, hatte ich nichts gegen die Schreiberei einzuwenden; aber jetzt, wo ich ſo allein da unten ſitze, möchte ich oft in das Dintenfaß weinen, wenn ich nicht fürchten müßte, es laufe über."

„Es iſt mit der Schreiberei allerdings ſo eine Sache," ſprach gedankenvoll der Spanier; „ich konnte mich freilich auch ſchwer daran gewöhnen, was aber wohl daher kommen mochte, daß ich meine erſte Jugend in ungebundener Freiheit, im Umherſtreichen durch Gebirg und Thal zubrachte; wenn ich, wie du, in einer Schneider-Werkſtätte geweſen wäre, ſo glaube ich faſt, daß mir die edle Schreiberei ſchon Anfangs beſſer behagt hätte."

„Ach ja wohl, Herr Larioz, das iſt freilich wahr, aber mein Vater meint, in der Schreiberei hätte ich ſo gar keine Zukunft, und ſtellte Sie ſelbſt mir zum Beiſpiele auf. Er ſagte: Siehſt du, der Herr Don Larioz, der hat doch wahrhaftig was gelernt und iſt lange genug dabei geweſen, und der wird auch noch umſatteln, darauf kannſt du dich verlaſſen."

„Umſatteln ſchwerlich," verſetzte träumeriſch der edle Spanier. „Aufſatteln möchte ich wohl, wenn das möglich wäre. Aber die Zeiten ſind vorüber, wo ein gutes Pferd, ein ſcharfes Schwert, ein feſter Arm und ein geſunder Muth alles war, was man bedurfte, um eine glänzende Carriere zu machen. — Was dich anbelangt, mein

häufig hinreichte, ſo wurde er ganz glückſelig und jubilirte ſchluchzend und dankte ſeinem Schöpfer, daß es ihm gelungen ſei, abermals eine Seele auf den richtigen Weg zu führen. Dieſes Jubiliren artete aber zuletzt in merkwürdige Redensarten und Ausrufungen aus, daß es mir nicht mehr möglich war, einen Sinn darin zu finden. Ich beurlaubte mich deshalb und ging in mein Zimmer zurück, wo ich meinem Vorgeſetzten noch lange zuhorchte, wie er Bibelſtellen recitirte und mit unſicherer Stimme Verſe aus dem Geſangbuch ableierte. Endlich ſchlief ich ein und verſäumte am andern Morgen zum erſtenmal die Stunde des Aufſtehens, was mir einen ſehr ernſten Blick der Madame Stieglitz zutrug.

Im Allgemeinen war es mir aber wirklich gelungen, die Gunſt der ernſten finſteren Frau zu gewinnen. Sie erlaubte mir häufig meine Verwandten zu beſuchen, und nach jedem Brief, den ich dem Profeſſor bei ſolcher Gelegenheit übergab, wurde ſein Geſicht freundlicher und der Empfang bei ſeiner Frau und der kleinen Emma herzlicher. Wenn ich von der kleinen Emma ſpreche, ſo war dieſes Prädikat durch ihr Aeußeres gar nicht gerechtfertigt, Emma, obgleich erſt vierzehn Jahre, war ſchon ziemlich ausgewachſen und wenn wir uns zuweilen durch einen Strich an die Thür maßen, ſo behauptete ſie immer, ich habe ſie übervortheilt und ſei wenigſtens einen halben Zoll kleiner.

Sohn Gottſchalk," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ſo biſt du jung und kannſt es deßhalb in der Schreiberei noch zu etwas Tüchtigem bringen, wenn du fleißig biſt und den guten Muth und die Hoffnung nicht verlierſt."

„Ja, Muth und Hoffnung ſind gut, um ſich ſelbſt etwas weiß zu machen, wie es auch dem Maurer ergangen iſt, als er vom Thurme fiel."

„Und wie iſt es dem Maurer ergangen, wenn ich fragen darf?"

„Als der Maurer im Fallen war, dachte er: Das iſt noch lange ſo ſchlimm nicht; vielleicht bleibe ich unterwegs irgendwo hängen oder unten fährt gerade ein Wagen mit Heu vorüber, auf den ich zu fallen komme."

„Dieſer Maurer hatte einen guten Glauben, von dem man ſich ſchon etwas wünſchen könnte; und wenn du jetzt in deine Schreibſtube hinunterfieleſt und im Fallen dächteſt: vielleicht hält mich unterwegs Jemand auf und ſchlägt mir eine andere Laufbahn vor, oder du fällſt unten in einen Sack von zwanzigtauſend Thalern hinein, die dir Jemand zum Geſchenk macht, ſo biſt du beſſer daran als jener Maurer, denn er ſtarb wahrſcheinlich eines kläglichen Todes, während du vor dir haſt, das vergnügliche Daſein eines Schreibers zu führen."

Gottſchalk erhob ſich langſam von ſeinem Stuhle und ſagte kleinlaut, während er ſich am Kopfe kratzte: „Ich denke wie mein Vater; der hat einen Abſcheu vor aller Schreiberei.

Das Denken wird dir Niemand verwehren, und wenn du ein folgſamer Knabe biſt und keine dummen Streiche machſt, ſo will ich auch für dich denken. Was ſoll man aber mit dir anfangen? Zum Schneider haſt du keine Luſt, zur Schreiberei auch nicht, wenigſtens jetzt nicht mehr; denn du wirſt dich erinnern, daß du damals recht froh warſt, die Nadel mit der Feder vertauſchen zu dürfen. — Was iſt es denn eigentlich, womit du vollkommen einverſtanden wäreſt?"

„Ich möchte Jäger werden," ſagte Gottſchalk, ohne ſich zu beſinnen.

„Wie dein Vater?“

„Das gerade nicht; dagegen hat meine Mutter einen Widerwillen und was die Mutter will, das will ich auch. Ich möchte nicht Jäger werden wie der Vater, um dabei in einem herrschaftlichen Hause zu dienen, sondern ich möchte was Rechtes lernen in der Jägerei, von dem Wild und den Bäumen im Walde, um das recht zu verstehen und immer im Freien sein zu dürfen.“

„Ah! ich begreife, du möchtest Förster werden oder dergleichen. Kein übles Geschäft, ist noch ziemlich frisch geblieben aus jener alten ritterlichen Zeit. Es sind das die einzigen Leute, die seit damals ihre Beschäftigung nicht geändert haben. Der Rittersmann auf gepanzertem Rosse mit Schild und Lanze ist verschwunden, den frommen Pilgrim sieht man nicht mehr mit seinem Muschelgewand durch die Länder ziehen; alle die abenteuerlichen und so edlen Gestalten, welche damals die Welt bevölkerten, sind im Strudel der Alltäglichkeit zu Grunde gegangen; nur allein der Jägersmann streift heute noch wie damals durch die Wälder, tödtet den Eber und beschleicht den Hirsch. — Ich muß sagen,“ fuhr er nach einem tiefen Nachsinnen fort, „wenn ich nicht zu alt dazu wäre, so könnte es mich noch dazu verlocken, ein Jägerbursch zu werden; ich wüßte mir nichts schöneres, als unter den grünen Bäumen zu leben, von alter Zeit zu träumen und dabei den entfernten Schlag der Axt zu vernehmen oder das Halloh der fröhlichen Jagd, wie es damals gewesen ist. Bei Gott, das müßte ein lustiges Leben sein.“

Die Augen des Spaniers flammten auf, doch senkte er gleich darauf den Kopf in die Handfläche und sprach in traurigem Tone:

„Was mich anbelangt, so bin ich, wie gesagt, wohl zu alt zu einem Jägerburschen. Wenn das nicht wäre, so sollte mich nichts vom grünen Walde abhalten. — Und doch wäre es am Ende möglich, mir dort eine beschauliche Existenz zu gründen, wie büßende Ritter vor mir gethan, nicht als ehrwürdiger Einsiedler — leider ist deren Zeit ebenfalls vorüber — aber ich stelle es mir als ebenso würdig, als

ebenſo romantiſch vor, fernab im wilden Walde zu hauſen, als frommer Köhler in beſcheidener Hütte zu leben, ein Hort der Verirrten und der müden Reiſenden, ein gewiſſenhafter Aufbewahrer alter geheimnißvoller Sagen, ein Erzähler jener lieblichen Märchen, die von edlen Köhlern am rauchenden Meiler erdacht ſind, die mit goldenen Sprüchen untermiſcht von ihrem Munde kommen und die darauf fortleben im Munde des Volkes von Jahrhundert zu Jahrhundert."

„O, das wäre herrlich, Herr Larioz!" rief fröhlich der Knabe aus. „Wenn ich dann ein Jägersmann wäre und mit Büchſe und Hirſchfänger zu Ihnen träte —"

„Während ich gedankenvoll am rauchenden Meiler ſitze."

„Ich erzählte Ihnen, was es Neues in der Welt gäbe."

„Und ich würde dir dafür ein Märchen mittheilen."

„Ja, und vielleicht ſagte ich auch eines Tages, daß draußen Krieg entſtanden ſei, zu dem auch wir Jäger mit hinaus ziehen müßten, um das Land zu retten."

„Und alsdann," rief Don Larioz begeiſtert, „ſammelte ich die Köhler und Köhlerburſchen der Umgegend, bewaffnete ſie mit Schwertern und Armbrüſten, und zöge mit ihnen hinaus in das Gefecht, und käme zur rechten Zeit, um es glorreich zu beendigen."

„O, Herr Larioz, das wäre ſo ſehr ſchön! Der Vater ſagte, Sie hätten ſo vornehme und reiche Freunde und könnten ſchon was für mich thun. O, denken Sie daran! Es wäre ſo ſchön, wenn ich ſpäter einmal auf einem Jagdſchloſſe mitten im Walde wohnte."

„Ja, das wäre allerdings höchſt angenehm; und ich käme eines Abends auf müdem Roß und klopfte an die Pforte und ſpräche alsdann: Sagt mir, Pförtner, wie weit iſt es zum nächſten Kloſter?"

„O, dann dürften Sie in kein Kloſter gehen," ſprach Gottſchalk luſtig. „Dann würden wir beiſammen bleiben und Rehe und Hirſche ſchießen. Hurrah, das wäre ein Leben. Nicht wahr, Herr Larioz, Sie denken an mich?"

„Ich werde dich nicht vergeſſen," erwiderte der Spanier, nachdem

er einige Augenblicke nachgedacht. „Aber nur dann, wenn du deine Geſchäfte drunten ſo pünktlich beſorgſt, als hätteſt du vor, dein ganzes Leben beim Herrn Doktor Plager zu bleiben. Die geringſte Klage, die ich über dich höre, wird mich veranlaſſen, mit keinem jener mächtigen Gönner zu reden, die ſich mir zu Liebe vielleicht entſchließen könnten, etwas für deine Zukunft zu thun. — Jetzt laß mich allein."

„Tauſend herzlichen Dank, Herr Larioz, dafür, daß Sie ſich meiner annehmen wollen!" rief der Knabe. „Gewiß, Sie ſollen keine Klage über mich hören; im Gegentheil, der Herr Doktor Plager ſoll ſehr betrübt darüber ſein, wenn er erfährt, daß ich ihn verlaſſe."

„Gut, gut!" ſagte der lange Mann gelaſſen; „ſei du nur aufmerkſam und fleißig; was die Betrübniß des Herrn Rechtsconſulenten anbelangt, ſo wird dieſelbe auf alle Fälle mäßig bleiben.

Gottſchalk verließ das Zimmer, und kaum ſchloß ſich die Thür hinter ihm, ſo nahm Don Larioz den bewußten Brief zur Hand, öffnete das Couvert und vertiefte ſich in den Inhalt des Schreibens. Er hatte richtig geahnt; es war vom Vorſitzenden des Bundes zum Dolche Rubens und enthielt die Worte:

„Die Zeit iſt da, wo wir handeln werden. Der Bund hat über Euch gewacht und iſt bereit, Euch, edler Ritter, in Eurem Unternehmen zu helfen. Muth und Verſchwiegenheit! Wenn die achte Stunde anſchlägt auf dem Thurme jener alten Kirche, die nicht entfernt liegt vom Hauſe, das zum Schild einen Reibſtein führt, werden ſich dort die Brüder verſammeln zur helfenden That. Waffen ſind vorräthig. Den Zehrpfennig für fremde arme Pilgrime erſucht man den edlen Ritter nicht zu vergeſſen.

„Der Vorſitzende des Bundes zum Dolche Rubens."

Don Larioz ließ die Hand mit dem Blatt Papier auf ſeine Kniee niederſinken und blickte träumeriſch an die Decke empor. Der Inhalt des Briefes war ihm nicht vollkommen klar. Wohl erinnerte er ſich jenes Abends, wo der Bund in geheimer Abſtimmung beſchloſſen, die Angelegenheit gegen das verruchte Treiben der Gebrüder Breiberg als

ſeine eigene zu betrachten und dem neuen Mitgliede helfend die Bruderhand zu reichen. In wie fern dieß aber geſchehen könne, wollte ihm nicht recht klar werden. Hatte Herr Wurzel, der edle Vorſitzende, vielleicht nähere Nachricht über das Schickſal der unglücklichen Spanierin? war es ihm gelungen, Verbindungen mit ihr anzuknüpfen? Die treuen Freunde hatten wohl ſo weit vorgearbeitet, um ihre Entführung erleichtern zu können?

Larioz zitterte bei dieſem Gedanken. Nicht aus Furcht, wer könnte ſo etwas glauben! — gewiß nicht, ſondern er zitterte vor Freude und gewaltiger Aufregung, daß jetzt endlich vielleicht der Augenblick gekommen ſei, wo er zu ihrer Befreiung ſein Leben einſetzen dürfe; wo ihm möglicherweiſe dieſe Befreiung gelingen könne, wo es ihm, und zwar in nächſter Zeit, vergönnt ſei, die unglückliche und ſo ſehr geliebte Dolores an ſein treues, ritterliches Herz zu drücken.

Es duldete ihn nicht mehr auf ſeinem Stuhle; er erhob ſich, trat zu dem kleinen Tiſche, wo das Käſtchen ſtand mit ihrem Portrait, öffnete daſſelbe und blickte in ihre geliebten Züge. Dann ging er mit langſamen Schritten vor den Kamin, über welchem jenes Bild hing, das dem edlen Spanier ſo ähnlich ſah, ſtellte das Portrait der unglücklichen Dolores unterhalb deſſelben auf, nahm den langen Stoßdegen aus der Ecke, entblößte die Klinge und hielt ſie hoch gegen das Bild empor, indem er den Griff mit beiden Händen faßte.

„Edler Don Manuel,“ ſprach er mit bewegter Stimme, „tapferer Ahnherr des Geſchlechts der Larioz! endlich darf ich es wagen, vor deinem ſtrengen Angeſicht dieſe noch nie mit Schmach bedeckte Toledaner Klinge zu erheben, nachdem ſie heute durch mich aufs Neue geweiht worden. Ja, ſie zwang einem kühnen Verräther das Bekenntniß ſeiner Schuld ab, der ſich unterſtanden, Einen deines erhabenen Namens mit dem Schimpf einer gemeinen Anklage zu beſudeln; ſie zwang ihn zum Wiederruf; ſie nöthigte ihn, feierlich zu erklären, daß jenes holde, aber unglückliche Mädchen, deren Schönheit und Tugend das Herz deines Ur-

enkels gerührt hat, zu den Vorzüglichſten ihres Geſchlechts gehöre, daß Dolores das ſchönſte Weib auf Erden ſei. Ehe mir dieſes durch die Kraft meines Armes gelang, durfte ich es nicht wagen, das Bild ihrer Schönheit vor dein ſtrenges Antlitz zu bringen. Jetzt aber thue ich es mit Stolz, indem ich zu gleicher Zeit um deinen Schutz für ſie bitte, edler Ahnherr, und indem ich dein unbeflecktes Schwert erhebe und feierlich gelobe, in dem Verſuche, das theure Mädchen aus unwürdigen Banden zu befreien, zu ſiegen oder unterzugehen."

Darauf hob er den Degen hoch empor zu dem ernſten Kopfe mit dem ſpitzen, aufwärts gedrehten Barte, ſteckte die Klinge langſam in die Scheide, lehnte ſie darauf in die Ecke des Kamins, verſchloß das Portrait der ſchönen Dolores wieder in das kleine Käſtchen und ging alsdann nachdenkend, die Hände auf den Rücken gelegt, im Zimmer auf und ab. Doch war er augenſcheinlich zu bewegt, um es in den engen Mauern des Zimmers aushalten zu können; er nahm deßhalb ſeinen Mantel um, ſetzte den Hut auf und verließ ſeine Wohnung, nachdem er einiges Geld zu ſich geſteckt für fremde arme Pilgrime; dieſe Stelle des Schreibens hatte er wohl verſtanden.

Es war übrigens noch ſo früh am Tage, daß vor Verlauf einiger Stunden nicht daran zu denken war, die Glocke jenes bezeichneten Thurmes die achte Stunde ſchlagen zu hören. Don Larioz wandelte deßhalb, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, durch die Straßen der Stadt, und da er den Weg, der nach dem Hauſe des Jägers Brenner führte, häufig zu machen pflegte, ſo kam er dieſes Mal faſt willenlos auf den Blumenmarkt und befand ſich kurze Zeit darauf in der engen und finſteren Gaſſe, wo er an einem kleinen Spielwaaren-Magazin vor einigen Tagen mit jenem fremden Herrn zuſammen getroffen war.

Er blieb an dem Fenſter ſtehen, um ſich die Bären und Affen zu betrachten, die ihm zum Vorwande hatten dienen müſſen, und wollte gerade wieder kopfſchüttelnd weiterſchreiten, als er neben ſich leiſe ſeinen Namen nennen hörte. Raſch wandte er ſich um und ſah zu ſeinem Erſtaunen ein junges Mädchen, in welchem er augenblick-

lich Kathinka Schneller von der Enteupforte erkannte. Leider war es ihm unmöglich, sie trotz seines Wohlwollens für alle Menschen mit einem freundlichen Blicke anzuschauen; sie vergegenwärtigte ihm zu sehr jenen ganzen unglücklichen Abend mit seiner tiefen Erniedrigung. Ja, durch die Aeußerungen, welche er auf der Polizei gehört, hatte er doch ein gewisses Mißtrauen nicht nur gegen das Treiben in jenem Hause gefaßt, sondern auch gegen die, welche ihm Dolores als ihre Freundin empfohlen.

Natürlich war er weit davon entfernt, zu glauben, daß hiedurch der mindeste Schatten auf die unglückliche Gefangene fallen könne; denn er konnte sich zu lebhaft vorstellen, daß ebenso, wie der Ertrinkende nach jedem Strohhalme greife, auch Jemand in der Nacht des Kerkers nicht lange wählen dürfe in dem Gegenstande, der ihm Hülfe bringen konnte.

Der edle Spanier wollte sich mit einer einfachen Neigung des Kopfes von den Bären, den Affen und von Kathinka Schneller entfernen, als Letztere mit einem tiefen Seufzer sagte: „Ja, jetzt gehen Sie stolz an mir vorüber, jetzt, da ich eigentlich durch Sie ins Unglück gekommen bin."

Diese Worte änderten augenblicklich den Ideengang des langen Mannes; Kathinka befand sich im Unglücke, also war es Pflicht von ihm, anzuhören, was sie zu sagen habe.

Obgleich dieser Vorsatz gewiß ein edler war, so blickte Larioz doch einige Mal verlegen die Gasse auf und ab; er dachte an seinen Freund, den Armenarzt, in dessen Revier er sich befand, und es wäre ihm gerade nicht angenehm gewesen, von demselben im gegenwärtigen Augenblicke gesehen zu werden.

Kathinka mochte seine Gedanken errathen; sie zeigte auf ein kleines Haus, dem Spielwaarenladen gegenüber, indem sie sprach: „Dort wohne ich jetzt; es ist eine anständige Restauration, Sie können, ohne Aufsehen zu erregen, eintreten und ungestört mit mir reden, da niemand Fremdes im Gastzimmer ist."

Don Larioz nickte mit dem Kopfe, worauf das junge Mädchen in den kleinen finſteren Hausgang ſchlüpfte, dort an einer ſehr engen Treppe ſtehen blieb und dem Spanier die Hand reichte, um ihm in dem gänzlich dunklen Raume beim Emporſteigen behülflich zu ſein.

Oben angekommen, öffnete ſie die Thür zu einem niedrigen und ziemlich unreinlichen Zimmer, wo man ein paar hölzerne Tiſche ſah, einige wackelige Stühle und außer einer alten Frau, die aus einem Nebengemache erſchien, um den verlangten Wein zu bringen, niemand Fremdes.

Der Spanier ließ ſich an einem der Tiſche nieder, Kathinka ſetzte ſich ihm gegenüber, ſenkte den Kopf in die Hand und ſagte tief aufſeufzend: „Ja, ich bin recht unglücklich!“

„Wenn ich Ihnen in etwas helfen kann,“ ſprach der Spanier mit nicht unfreundlichem Ernſte, „ſo will ich das recht gern thun, obgleich —“

„O, ich weiß, was Sie ſagen wollen,“ klagte das Mädchen, „und Sie können mir glauben, jener Abend liegt mir heute noch ſchwer auf der Seele. Ach! ich war ebenſo unwiſſend und unſchuldig wie Sie ſelber. Clemens Breiberg hatte das Alles angeſtiftet, und der Stöpſel, die ſchlechte Perſon, ihm geholfen, mich zu überreden. O, ich bitte Sie herzlich, mir zu verzeihen, denn wenn Sie das nicht thun, ſo habe ich keine ruhige Stunde mehr.“

„Wenn Ihnen an meiner Verzeihung wirklich etwas gelegen iſt, ſo werde ich Ihnen dieſelbe nicht vorenthalten. Ich ſehe, daß Sie einiges Unrecht, welches Sie mir gethan, bereuen, und damit iſt die Sache nicht nur abgemacht, ſondern ich biete Ihnen wiederholt meine Dienſte an.“

„Vorderhand können Sie mir in nichts helfen,“ gab Kathinka zur Antwort, „und ich würde mich auch ſchämen, von Ihnen, gegen den ich unrecht gehandelt, irgend eine Hülfe zu verlangen oder anzunehmen. Sie ſind ſehr gut, Herr Don Larioz, recht ſehr gut, und deßhalb thut mir nicht nur das leid, was ich gegen Sie gethan, ſon-

dern ich möchte Sie auch warnen, damit Andere Ihnen nicht noch Schlimmeres zufügen.“

„Sprechen wir nicht von mir,“ ſagte der Spanier mit einer abwehrenden Handbewegung; „ich habe ein feſtes Ziel vor Augen, von dem ich gewiß bin, daß es ein edles Ziel iſt, dem ich nachſtrebe aus allen Kräften, und von dem mich nichts zurückſchrecken kann, keine Drohungen, keine Warnungen. Sagen Sie mir lieber, wie kommen Sie hieher, warum haben Sie die Entenpforte verlaſſen?“

„Das geſchah in Folge jenes Abends,“ verſetzte Kathinka Schneller, indem ſie die Augen niederſchlug. „Ich weiß, daß Sie auf die Polizei gebracht wurden; ah, ich verlebte in Trübſal und Weinen eine ſchreckliche Nacht. Den andern Tag mußten auch wir dort erſcheinen.“

„Auf der Polizei? Sie und Ihre Frau Mutter?“

„Ja, ich und — die Anderen. Man ſagte uns dort allerlei ſehr unangenehme Dinge, man drohte mir insbeſondere und nöthigte mich, die Entenpforte zu verlaſſen.“

„Ihre Mutter zu verlaſſen? Das kann man allerdings ein Unglück nennen.“

„O, gewiß ein Unglück!“ klagte Kathinka mit leiſer Stimme; „denn da führte ich ein recht angenehmes und zufriedenes Leben, während ich hier ein ganz unglückliches Geſchöpf bin.“

„Es iſt das freilich hier kein ſehr wohnlicher Aufenthalt,“ ſprach Larioz, nachdem er aufmerkſam um ſich her geblickt.

„Ach, das wäre noch das Wenigſte!“ fuhr das junge Mädchen fort, indem ſie ihre Hand auf den Arm des langen Mannes legte und denſelben leicht drückte; „aber es kommen ſo arge Menſchen hieher, die ein armes, unerfahrenes Mädchen, welches ohne Beſchützer daſteht — ach, ich brauche Ihnen nicht mehr zu ſagen, Sie kennen die ſchlechte Welt genug, um mich zu verſtehen.“

Don Larioz verſtand ſie allerdings, und es ſchauderte ihn einigermaßen, wenn er an die Lage von Kathinka Schneller dachte und dieſe

ſich vorſtellte, tugendhaft wie ſie war, allen Verführungen ausgeſetzt. Wenn es auch vielleicht möglich war, daß ſie hier und da einen Beſchützer fand, ſo kannte er doch die Welt im Allgemeinen als ſo ſchlecht, daß das Mädchen wohl Urſache hatte, über ihre Lage zu ſeufzen. Deßhalb gab er ihr den wohlgemeinten Rath, wieder zu ihrer Mutter zurückzukehren, ſich dort vor den böſen Einflüſterungen des Herrn Clemens Breiberg ſowie der Fräulein Stöpſel in Acht zu nehmen, ein ſtilles und ruhiges Leben zu führen; dann könnte ſie wohl überzeugt ſein, daß die Polizei trotz ihrer väterlichen Fürſorge ſich in Kurzem nicht mehr um ſie bekümmern werde.

Kathinka dankte für dieſen Rath und verſicherte, ihn ausführen zu wollen, ſobald es ihr möglich ſei.

„Sie haben ſich vertrauensvoll an mich gewandt," fuhr der Spanier fort, „und Sie können überzeugt ſein, daß ich Ihnen meinen Schutz, wo immer möglich, nicht vorenthalten werde. Wenden Sie ſich an mich, ſo oft ich Ihnen dienen kann; und was die frechen Angriffe junger, leichtſinniger Menſchen anbelangt, denen Sie, wie Sie ſagen, hier zuweilen ausgeſetzt ſind, ſo geben Sie denſelben zu verſtehen, daß Sie einen Beſchützer beſitzen, dem es auf ein paar Degenſtöße mehr oder weniger nicht ankommt."

„Wie ſoll ich Ihnen für dieſe Großmuth danken!" ſprach das Mädchen wirklich ergriffen; man ſah das an dem ernſten, faſt traurigen Blicke, mit welchem ſie den langen Mann betrachtete. Sie dachte auch: Wie jammerſchade iſt es, daß ein ſonſt ſo verſtändiger und angenehmer Mann ſo confuſe Ideen haben kann und daß er ſich mit Leuten wie Wurzel und den Anderen einläßt! Sie konnte nicht umhin, dieſen ihren Gedanken Worte zu leihen, und ſagte deßhalb:

„Ach, Herr Don Larioz, Sie benehmen ſich gegen mich armes Geſchöpf ſo außerordentlich anſtändig und nobel, daß ich Sie nochmals bitten muß, ſich mit dieſen Gebrüdern Breiberg und den Anderen nicht einzulaſſen. Die meinen es doch nicht ehrlich mit Ihnen."

Der tapfere Spanier drehte ſeinen Schnurrbart in die Höhe, ehe

Ich war damals 16 Jahre alt und begann aus allen Kräften zu wachsen: daß ich auf diese Art von Woche zu Woche faſt merklich größer wurde war mir nun recht lieb, dagegen kümmerte es mich seh, daß meine Kleidungsſtücke mich treuloserweiſe stecken ließen und nicht mit mir in die Höhe und Breite wuchsen. Der Vormund hatte erklärt, es seien keine Mittel vorhanden mir vor Ablauf eines Jahres irgend etwas an neuer Garderobe zu verschaffen und wenn mir die Großmutter nebſt eines eindringlichen Briefes nicht das Geld zu einem Mantel geschickt, so hätte ich schon im Spätherbſt bedeutend frieren mäſſen. Um mein einziges Tuchbeinkleid einigermaßen dem Körper paſſend zu erhalten, wurden durch die dickſten Steege unter den Stiefeln und ein furchtbares Anschnallen der Hosenträger das Uebermögliche gethan, wodurch die Knöpfe schon mehreremal abriſſen waren, die ich aber Abends immer Zeit fand, wieder zu befeſtigen. Doch hat Alles in der Welt seine Gränzen, auch die Dehnbarkeit eines abgetragenen Beinkleides und so geſchah es mir eines Tages, daß, als ich einige Stücke ſchweren Stoffs an ſein Stelle haben wollte, ſämmtliche Anhalts-Punkte meiner Hoſe mit einem Male unerbittlich ihren Dienſt aufkündigten und mir ſogar der Stoff des linken Beines in der Gegend des Knie's rund herum abriß. Verzweiflungsvoll eilte ich auf mein Zimmer und überlegte mit tiefem Schmerz, was nun zu thun

er mit dem ihm eigenen Lächeln zur Antwort gab: „Daß die es nicht gut mit mir meinen, davon bin ich vollkommen überzeugt, mein Fräulein; aber glauben Sie mir, ich vergelte ihnen Gleiches mit Gleichem.“

„Das können Sie nicht, Herr Don Lariez,“ antwortete das Mädchen, „denn Sie ſind geradeaus und ehrlich, während die Anderen nur mit Ränken und Schwänken umgehen. Ach, wenn Sie wüßten, wie ſie Sie mit der Geſchichte zum Beſten haben!“

„Mit welcher Geſchichte, mein Kind?“

„Nun, mit der ſogenannten Spanierin bei den Gebrüdern Breiberg.“

Don Lariez ſchaute Kathinka mit einem mitleidigen Lächeln an, dann ſagte er: „Daß die bewußte Unglückliche eine Spanierin iſt, das weiß ich genau.“

„Ach, wenn Sie es nur genau wüßten,“ fuhr das Mädchen fort, „oder wenn ſie mich nur nicht in der Hand hätten, daß ich nichts ſagen darf! Da ſollten Sie erfahren, wie es mit Ihrer Spanierin ausſieht.“

„Daß man die edle Dolores zu verleumden trachtet, daran zweifle ich nicht im Geringſten, und daß auch Sie das heute gerade abſichtlich thun, finde ich begreiflich. Es iſt das in früheren Zeiten ebenfalls häufig vorgekommen, daß man tapferen Rittern, ehe ſie das Schlachtroß beſtiegen, um für ihre Dame zu kämpfen, alles erdenkliche Schlimme von ihren Gebieterinnen zuflüſterte. Ich könnte mehrere Beiſpiele davon anführen, begnüge mich aber, Ihnen den Wahlſpruch zu wiederholen, für den ich ſiegen oder ſterben werde: daß Dolores nicht nur das ſchönſte, ſondern auch das vortrefflichſte Weib auf Erden iſt.“

„Aber wenn Sie nun dieſe Dolores,“ ſprach dringend das junge Mädchen, „ganz anders fänden, als Sie ſich dieſelbe vorſtellen? — ganz, ganz anders?“

„Wie wäre das möglich? Ich habe ſie geſehen, und ſo, wie ich ſie ſah, ſteht ſie feſt in meinem Herzen eingegraben. Worin könnte ſie

ſich geändert haben? In ihrem Aeußeren etwa? Werde ich ſie vielleicht abgehärmt finden aus Kummer, Noth und vielleicht auch ein wenig Sehnſucht? O, wenn das wäre, ſo würde ich glücklich ſein über ihre bleichen Wangen und würde das Möglichſte thun, den Schimmer der Zufriedenheit und Geſundheit wieder über ihre Züge hinzuzaubern."

Kathinka Schneller ließ darauf mit einem tiefen Seufzer ihre Hände in den Schooß fallen, als wolle ſie dadurch ausdrücken: Da iſt nicht zu rathen und nicht zu helfen. — „Denken Sie aber an mich," ſagte ſie mit wehmüthigem Tone, „daß ich es geweſen bin, die Sie gewarnt."

„Ich werde an Sie denken," erwiderte beſtimmt der edle Spanier, „und hoffe Ihnen in den nächſten Tagen viel Neues und Großes mittheilen zu können."

„Das gebe Gott!"

„Amen!" ſagte Don Larioz. „Für Ihr Mitgefühl bin ich Ihnen dankbar und werde wohl noch Gelegenheit finden, Ihnen dieſe meine Dankbarkeit zu beweiſen. — Leben Sie wohl!"

Er erhob ſich bei dieſen Worten, bezahlte den Wein, den er übrigens nicht angerührt, und reichte dem Mädchen ſeine Hand, worauf er Zimmer und Haus verließ.

Obgleich es bereits ſtark dunkelte, ſo hatte doch der edle Spanier Zeit genug, um aufs langſamſte nach dem Burgplatze hinzuſchlendern, wo er trotzdem immer noch zu früh an die Thür des Reibſteins gelangte. Das Zimmer, wo ſich der Bund zum Dolche Rubens zu verſammeln pflegte, war noch unbeleuchtet, weßhalb Don Larioz durch den matt erhellten Hausgang nach dem hinteren kleinen Stübchen ſchritt, wo er ſich ſchon zuweilen aufgehalten und wo um dieſe Zeit ſelten Gäſte anzutreffen waren.

Auch dieſes Mal befanden ſich nur zwei Perſonen dort, von denen die eine, das getreue Windſpiel, freudig empor ſprang und dem Ankommenden entgegen lief, um ihn herzlich zu begrüßen. Die andere

Perſon blieb am Tiſche ſitzen, den Kopf auf beide Ellbogen geſtützt, ein unberührtes Glas Wein vor ſich. Näher tretend, erkannte Larioz den kleinen Reitknecht, deſſen Aeußeres ſich aber bedeutend und nicht vortheilhaft verändert hatte. Verſchwunden war der Stolz des Grooms, die glänzenden Stiefel, die anliegende Reithoſe und die blanke Livree mit den coquetten Achſelſchnüren. Der bunte flatternde Schmetterling war nicht mehr; er hatte ſich eingeſponnen in ein graues unſcheinbares Gehäuſe, das, von groben Stoffen und überall zu weit, wenig mehr ahnen ließ von der eleganten Figur des unwiderſtehlichen Friedrich.

So ſehr Don Larioz auch ſeine Gedanken auf die ihm bevorſtehenden wichtigen Ereigniſſe gerichtet hatte, ſo entging ihm doch dieſe Verwandlung nicht, und er blickte fragend auf den ehemaligen Reitknecht, der einen Augenblick trübſelig emporſchaute, dann aber wie verdrießlich über die Ankunft des eben Eingetretenen ſeinen Kopf mit einer heftigen Bewegung noch tiefer hinab ſenkte.

„Du brauchſt dich vor dem Herrn nicht zu geniren," ſagte Windſpiel begütigend. „Herr Don Larioz wird deine Trauer zu würdigen verſtehen und iſt Keiner von denen, die kalt bei dem Unglücke ihrer Nebenmenſchen vorüberziehen. — Bitte, nehmen Sie Platz," wandte er ſich an den langen Mann; „es iſt noch Niemand im Lokale," ſetzte er flüſternd hinzu.

Der Spanier ſetzte ſich und blickte mitleidig auf Windſpiels Bruder.

„Ja, es iſt ihm ſchlecht ergangen," ſagte der kleine Kellner achſelzuckend. „Schau mich nur nicht ſo grimmig an," ſprach er zu ſeinem Bruder, „du biſt hier unter guten Freunden, und wir ſind gewiß bereit, dir mit Rath und That an die Hand zu gehen. — Nicht wahr?"

„Allerdings."

„Ich brauche weder Rath noch That," murmelte tückiſch der Groom.

„Er hat," fuhr Windſpiel gegen Don Larioz fort, „Differenzen mit ſeiner Herrſchaft gehabt.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei."

„Ich wollte, daß du deine Verſe und deine Reden für dich behieltest," ſprach Friedrich, indem er, wie um ſeinen Aerger niederzuſchlucken, das vor ihm ſtehende Glas Wein auf Einen Zug austrank.

„Es ſcheint mir alſo etwas von Liebe dabei zu ſein," meinte Larioz mit einem mitleidigen Blick auf den kleinen Mann.

Windſpiel zwinkerte mit den Augen, worauf der edle Spanier ſeine Hand auf den Arm des geweſenen Reitknechts legte und zu ihm mit herzlichem Tone ſagte:

„Wenn dem ſo iſt, wie ich vermuthe, wenn eine unglückliche Liebe Ihr Herz bewegte, wenn Sie ihretwegen Ihre Stellung im geſellſchaftlichen Leben aufgegeben, ſo iſt es im höchſten Grade lobenswerth, und ich kann nicht unterlaſſen, Ihnen meine Achtung zu bezeigen."

Friedrich ſchielte mißtrauiſch auf die Seite nach dem langen Manne hin, um zu ſehen, ob dieſer nicht ſeinen Spaß mit ihm habe; als er aber in deſſen ruhiges, ernſtes, ja, wir müſſen mit Recht ſagen: würdevolles Geſicht ſah, als er ſeinen Bruder erblickte, der mit gefalteten Händen, das magere Köpfchen geneigt, mit wehmüthigem Blicke vor ihm ſtand, da brach der Groll und die Wuth, welche ſein ſtörriſches Herz mit einer Eiskruſte umgeben hatte; er ließ den Kopf auf den Tiſch niederfallen und weinte mit der gleichen Anſtrengung, wie man es wohl bei ungezogenen Kindern ſieht, wenn man von ihnen ſagt, der Bock ſtoße ſie.

Auch in Windſpiels ſanftem Auge glänzte eine Thräne, und Don Larioz, der tapfere Ritter mit dem weichen Herzen, griff mit zwei Fingern an ſeine lange Naſe, wie um auf dieſe Art die überſtrömende Quelle der Rührung zuzuhalten.

„Ja es iſt wohl recht ſehr traurig,“ ſprach der kleine Kellner nach einer Pauſe, und darauf ſchluchzte der Groom: „Du — kannſt — Alles ſagen — o, es iſt — mir zu ſchlecht gegangen.“

Darauf fing der Bock bei ihm wieder ſo heftig an zu arbeiten, daß er ordentlich in die Höhe ſchnellte und alsdann den Kopf wieder ſinken ließ.

Don Larioz faltete die Hände auf dem Bauche und blickte bewegt zu Windſpiel hin, welcher fortfuhr: „Es war ein Complot, ein verabſcheuungswürdiges, ſchändliches Complot. Natürlicher Weiſe war die junge Dame ſchön wie der Tag, hold wie ein Engel, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß ſie meinen Bruder Friedrich liebte. Nicht wahr, unglücklicher Bruder, das haſt du auch vermuthet?“

„Ja, ich habe es vermuthet,“ heulte Friedrich. „Und der Gärtner und der François haben es immer geſagt. O—o—h!“

„Das Letztere kann ich bezeugen,“ ſprach Windſpiel; „ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört. Wie oft haben ſie ihm geſagt, das gnädige Fräulein liebe ihn und —“

„Es war alſo ein gnädiges Fräulein?“ fragte Larioz mit Intereſſe.

„Allerdings, o ja! Das verſteht ſich,“ erwiderte ſtolz der kleine Kellner, wobei er die Hand in ſeinen Rock ſteckte und die Naſe etwas Weniges erhob. „Es war ein gnädiges Fräulein, und ſie gab meinem Bruder Friedrich häufig Beweiſe ihrer Zuneigung. Iſt es nicht ſo?“

„Ja, es iſt ſo. Sie ſah mich immer an; ſie lachte ſo gern über mich; ſie ſagte, ſo komiſch wie ich ſei Niemand auf der Welt. Ich mußte ihr Alles beſorgen, Alles, Alles, und wenn ich gerade nicht da war, dann wartete ſie, bis ich kam. O, wenn ich nur an die Orangenblüthen denke, dann könnte ich ein völliger Narr werden.“

„So, es war auch etwas von Orangenblüthe dabei?“ fragte der Spanier.

„Ja wohl, auch ſo eine Tändelei. Genug, endlich kam es zu

einer Erklärung, und ſie war hart und grauſam genug, den armen Friedrich ſchmählich zu behandeln."

„Das kann man gerade nicht ſagen," ſprach der kleine Groom mit einem ſanften Schluchzen; „ſie hat mich eigentlich gar nicht behandelt, ſie ſprang nur in die Höhe und ſtürzte davon, indem ſie ausrief: Unerhört! — Aber der Jäger —"

„Ja, der Jäger," ſagte Windſpiel —

Darob entbrennt in Roberts Bruſt,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längſt von böſer Schadenluſt
Die ſchwarze Seele ſchwoll,"

declamirte er träumeriſch vor ſich hin.

„Und ein eiferſüchtiger Jäger überraſchte Sie?" fragte Don Larioz. „Er klopfte Ihnen wahrſcheinlich leicht auf die Schulter, winkte Ihnen nach einem ſtillen Gebüſche und ſprach: Die Gewalt der Waffen ſoll entſcheiden."

Windſpiel ſchüttelte traurig mit dem Kopfe, als er ſagte: „O nein, ſo ſprach dieſer Jäger nicht, ſo nobel benahm er ſich nicht; er, der Stärkere, fiel über meinen armen Bruder Friedrich her, wammste ihn tüchtig durch und warf ihn zum Hauſe hinaus. Nicht wahr, lieber Friedrich?"

„Ja," heulte dieſer, „er wammste mich; ich mußte meine ganze Livree ausziehen."

„Geſchah Letzteres vor oder nach dem ſogenannten Wammſen?" fragte der edle Spanier mit mißbilligendem Blicke.

„Allerdings nachher, aber kurze Zeit vorher, ehe er mich aus dem Hauſe warf."

„Und wer gab dem Jäger ein Recht zu ſolch ſchändlichem Thun?"

„Wer?" entgegnete Windſpiel achſelzuckend, „die Macht des Stärkeren."

„Und das in unſerem Jahrhundert!“ rief Don Carlos entrüſtet, indem er mit der Hand auf den Tiſch ſchlug; „in einer Zeit, wo man von Aufklärung ſpricht, von Gerechtigkeit! Beruhigen Sie ſich, junger Mann, Sie haben mir nicht umſonſt Ihr lehrreiches und trauriges Schickſal erzählt, Ihr Zuſammentreffen mit jener ſchönen Dame und dem grauſamen Jäger. Ihre Sache werde ich zu der meinigen machen. Es iſt meine Beſtimmung, die Unſchuldigen zu beſchützen, keine Gewaltthat zu dulden. Ich werde meinen Stand für kurze Zeit vergeſſen, um dieſem rohen Jäger zu beweiſen, daß es ihm nicht ungeſtraft hingehen ſoll, zwei liebende Herzen mit empörender Gewalt aus einander zu reißen. Nehmen Sie meine Verſicherung und verzweifeln Sie nicht daran, noch glücklich zu werden.“

Er ſtreckte einen ſeiner langen Arme über den Tiſch hinüber und ſchüttelte die Rechte des ehemaligen Reitknechts, wobei er in dieſen Händedruck ſo viel Gefühl wie möglich zu legen ſuchte.

„Was die Liebe anbelangt,“ meinte Windſpiel kopfnickend, „ſo hat die wohl ihr Ende erreicht. Friedrich verläßt das Haus auf immer und wird die Undankbare vergeſſen.“

„Ja, ich habe das Haus verlaſſen, nachdem mich der Jäger hinausgeworfen,“ ſprach der geweſene Groom mit entſchloſſenem Tone, wobei er nur zuweilen krampfhaft aufſchluchzte. „Ich habe bereits eine andere Stelle angenommen und werde mit meinem neuen Herrn die Welt durchziehen.“

„Eigentlich hat ſich mein Bruder verbeſſert,“ ſagte Windſpiel mit großer Wichtigkeit. „Sein neuer Herr iſt ein edler und ſehr reicher polniſcher Graf, und Friedrich wird heute noch abreiſen, um in G., wohin ſich der Herr Graf begeben, ſeinen Dienſt anzutreten.“

„Dazu wünſche ich Ihnen von Herzen Glück,“ meinte der Spanier, indem er dem Groom abermals die Hand reichte. „Was die Geſchichte mit dem Jäger anbelangt, ſo iſt ſie in den beſten Händen. Ich habe,“ ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „noch eine eigene wichtige Angelegenheit zu vereinigen; ſowie das vorüber iſt, werde ich

mich an Ihren Bruder wenden, um mit deſſen Hülfe jenen Mann aufzuſuchen, der Sie ſo unwürdig behandelte."

Nach dieſen Worten blickte er auf die Uhr, und als er geſehen, daß es ſtark auf Acht ging, erhob er ſich und verließ das Zimmer mit einem herzlichen Lebewohl.

Auch Friedrich ſtand gleich nachher von ſeinem Stuhle auf und reichte ſeinem Bruder die Hand, indem er ſagte: „Es iſt Zeit, ich muß gehen. Was ich dir von meinen Sachen gebracht, hebe gut auf — auch das kleine Papier mit den Orangenblüthen," ſetzte er mit einem melancholiſchen Zucken der Mundwinkel hinzu, „und wenn du," fuhr er hierauf mit drohendem Tone fort, „in den nächſten Tagen den verfluchten Andreas ſiehſt oder jenen Kerl, den François, ſo ſage ihnen nichts weiter, als ich hätte geſagt: Berg und Thal begegneten ſich nicht, wohl aber die Menſchen."

„Das werde ich thun, lieber Bruder Friedrich," ſagte Windſpiel mit bekümmerter Miene.

„Meine Adreſſe weißt du?"

„Gewiß, und ich werde ſie nicht vergeſſen — Adreſſe: Herr Graf von Czrabowski in E. poste restante."

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Der Bund zum Dolche Rubens.

Die Uhr hatte Acht geschlagen auf dem Thurm jener alten Kirche, die nicht entfernt liegt vom Hause, das zum Schild einen Reibstein führt, als Don Larioz das Lokal betrat, wo der Bund zum Dolche Rubens zu tagen, eigentlich zu nachten pflegte und wo die Mitglieder dieser sehr anonymen Gesellschaft schon in feierlichem Schweigen beisammen saßen. Draußen hatte sich ein schwacher Abendwind aufgemacht, einzelne leichte Wolken verschleierten hier und da den Mond, der erwartungsvoll emporstieg, sein mildes Licht über Berg und Thal ausgießend, über weite Halden, wo das Rietgras sich flüsternd bewegt und wo der furchtsame nächtlich Wandelnde auf der weiß beschienenen Fläche mit Entsetzen einen einzigen schwarzen Punkt bemerkt, der, von einem verdächtigen Hügel herabkommend, direkt auf ihn zuzuschreiten oder ihn zu verfolgen scheint, er mag sich wenden, wohin er will.

Der Wind, der sich aufgemacht hatte, war ein dünstender, Regen verkündender frühlingsartiger Hauch, einer von den willkommenen Gesellen, welcher die Erde sehnsuchtsvoll erwartet, damit er ihr helfe, die Fesseln des fliehenden Winters zu brechen. Abends aber, wenn wir im verschlossenen Zimmer sitzen, verfehlt so ein Wind seine unbe-

hagliche Einwirkung auf uns nicht; wir fühlen den Grimm, mit dem er um das Haus ſaust und, mit Fenſterſcheiben klappernd, vergeblich Einlaß begehrt.

So wehte es denn auch um das Haus, wo ſich die Kneipe zum Reibſtein befindet, an jenem denkwürdigen Abend, nachdem es voll und deutlich acht Uhr geſchlagen.

Don Larioz wurde von dem Vorſitzenden des Bundes, dem Kupferſtecher Wurzel, freundlich und feierlich empfangen und zu dem für ihn beſtimmten Stuhle geleitet. Es waren außer dieſen Beiden noch neun andere Mitglieder anweſend, ſo daß die Zahl Sämmtlicher, mit Einſchluß Windſpiels, der ebenfalls erſchienen war, ein gutes Dutzend ausmachte. Auf dem Eichenholztiſche ſtand eine große Bowle, aus welcher die Gläſer zu füllen, der Kellner eifrig beſchäftigt war. Der Dolch des großen Meiſters Rubens lag, mit einem rothen Tuche verdeckt, vor dem Platze des Präſidenten.

Auf einen Wink des letzteren nahmen ſämmtliche Mitglieder, von denen die meiſten bisher plaudernd auf und abgegangen waren, ihre Plätze ein, nachdem ſie vorher mit dem edlen Spanier einen feſten Handſchlag ausgetauſcht. Darauf erhob der Präſident ſein Glas und leerte es, nachdem er vorher bedächtig: „Eins! — Zwei! — Drei!“ geſagt, auf Einen Zug, und ſämmtliche Mitglieder des Bundes zum Dolche Rubens, Don Larioz nicht ausgenommen, ſprachen ebenfalls: „Eins! Zwei! Drei!“ und tranken ihren Punſch aus.

Der Vorſitzende nahm nun das rothe Tuch weg, zeigte den Verſammelten den alten roſtigen Dolch und ließ ihn darauf die Runde machen, damit Jeder nach üblicher Weiſe die Klinge mit ſeinen Lippen berühre. Windſpiel mußte ſich, wie auch früher, mit dem Heft begnügen, welcher Unterſchied ſeiner ſichtbaren Rührung übrigens keinen Eintrag that.

Nachdem der kleine Kellner hierauf die Gläſer wieder gefüllt, ſtand der Kupferſtecher Wurzel von ſeinem Stuhle auf, ſtützte die rechte Hand auf den Tiſch, räuſperte ſich ein paar Mal und ſprach:

ſei, denn der Schaden war augenblicklich nicht zu erſetzen.

So eifrig ich auch meine Garderobe, die in einer Ecke des Zimmers ſich hinter einem baumwollenen Vorhange befand, durchmuſterte, da war kein Erſatzſtück zu finden, als eine nicht mehr neue graufarbige Sommerhoſe. Ich entſchloß mich kurz und gut, ſie anzuziehen, warf einen wehmüthigen Blick auf die Eisblumen am Fenſter und litt während ich hinunterging mehr von dem Gefühle meiner Armuth als von der Kälte. Herr Specht ſchüttelte den Kopf, die Ladenjungfer lächelte und die Prinzipalin winkte mir ins Speiſe-Zimmer.

„Nehme Er mir nicht übel," ſagte die Frau ernſt, „aber in ſolchem Anzug geht man nicht in den Laden!" Ich ſchwieg. „Ei, ei" fuhr ſie fort, „wie kann man ſich ſo vergeſſen, oder" ſagte ſie zögernd und ſah mich mit einem gutmüthigen Blick an, der ſich in einen herzlichen und freundlichen verwandelte, als ſie bemerkte, daß ſich mein Auge mit Thränen füllte, „oder iſt Seine Garderobe vielleicht ſo ſchlecht beſtellt?" ich nickte ja und ſetzte mit unſicherer Stimme hinzu, da mein Vormund ſich geweigert habe, mir binnen Jahresfriſt anderes machen zu laſſen, ſo ſei ich nicht im Stande, dieſelbe zu verbeſſern. „Es thut mir unendlich leid, ſo zu erſcheinen, aber ich habe nichts anderes."

„Hm, hm," ſagte die Prinzipalin, „das geht aber

„Mitglieder des Bundes zum Dolche Rubens! werthe Freunde! Es iſt die Zeit gekommen, wo wir unſerem ſehr ehrenwerthen Verbündeten, dem tapferen Don Lariez von la Mancha, beweiſen wollen, wie ſegensreich eine Verbindung wie die unſrige iſt. Ihr alle, die Ihr hier mit ahnungsvollem Herzen um mich geſchaart ſeid, werdet mir beiſtimmen, wenn ich euch ins Gedächtniß zurückrufe, wie ſchwer es iſt, Mitglied dieſes höchſt anonymen Bundes zu werden. — Aber, werthe Freunde und Mitglieder, welche immenſe Vortheile bringt er auch jedem Einzelnen! Wie ſchützend ſchlingt er ſeine Bande um Alle! wie iſt er auch der Inbegriff von jedem Erhabenen, Schönen und der höchſten Tapferkeit, gleich den edlen Ritterorden des Mittelalters! — Wer nicht vollkommen meiner Anſicht ſein ſollte," fügte er mit finſterem Stirnrunzeln hinzu, „den erſuche ich, dies bemerkbar zu machen und dem Ritual des Bundes gemäß unter den Tiſch zu kriechen. — Gott ſei Dank!" fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er mit leuchtenden Blicken ſich rings umgeſchaut hatte, „wir ſind alle vollkommen einig. Und zu Ehren dieſes, wenn auch nicht unerwarteten, aber immer erfreulichen Ereigniſſes erhebe ich mein Glas und leere es bis auf die Nagelprobe. Eins! — Zwei! — Drei!"

Und „Eins! Zwei! Drei!" erſcholl es in tiefem Baſſe, wonach zehn leere Gläſer hart auf den Tiſch geſetzt wurden.

Windſpiel, der im Schatten des Ofens ſtand, wiſchte ſich nach dieſer feierlichen Begrüßung nicht die Augen, ſondern den Mund, woraus wir abnehmen, daß er ſich bei gewiſſen Veranlaſſungen ebenfalls als ſtimmberechtigtes Mitglied betrachtete.

„Mitglieder und Freunde!" hob der Kupferſtecher mit dem großen Barte nach einer Pauſe wieder an. „Wir haben die höchſt traurige, aber ſehr lehrreiche Angelegenheit unſeres verehrten Mitbruders Don Lariez von la Mancha zu der unſrigen gemacht und ſind bereit, ihm zu helfen. Nicht wahr, alle ſind wir bereit?" ſetzte er fragend hinzu.

„Alle!" vernahm man.

„Da wir aber nicht von den Leuten sind, die sprechen, ohne zu handeln, so erfahre unser verehrter Freund, was wir bis jetzt geleistet. Bruder Christian, ich gebe dir das Wort.“

Darauf erhob sich Bruder Christian, strich sein langes, blondes Haar mit einer weißen, mageren Hand von der Stirn, zog den grünen Flausrock in die Taille, und sprach also zur Versammlung:

„Wenngleich — sobald der Bund den Beschluß gefaßt hatte, die Angelegenheit zu der seinigen zu machen, sich Mehrere anboten, das Terrain drüben zu untersuchen, so wurde doch mir dieser höchst ehrenvolle Auftrag zu Theil. Es gelang mir, Eingang zu erhalten in das Atelier der Gebrüder Breiberg: nachdem ich aber mehrere Tage, ohne zu einem Resultate zu gelangen, dorthin gegangen war, hatte ich endlich das Glück, die schöne Spanierin zu sehen.“

Man vernahm rings umher ein Gemurmel der Freude und der Bewunderung.

„Stille!“ gebot der Präsident, wobei seine Stimme unverkennbar vor Rührung etwas bewegt war. Dann fuhr er mit der Hand über sein Gesicht herab und vergrub ein paar Sekunden lang die Finger in seinem dichten Barte.

Der tapfere Spanier blickte mit gespannter Aufmerksamkeit auf Bruder Christian, der ihm freundlich zuwinkte und dann fortfuhr: „Ja, ich sah es, das schöne, unglückliche Mädchen, schöner noch als die Schilderungen unseres ehrenwerthen Freundes, unglücklich unter der schonungslosen und gewaltthätigen Behandlung dieser verruchten Breibergs.“

Ein auffallendes Scharren mit den Füßen bekundete unzweifelhaft die Theilnahme der Anwesenden.

Windspiel schluchzte.

„Diese Gebrüder Breiberg,“ sprach der Redner weiter, „müssen in Erfahrung gebracht haben, daß die edle Dolores ihr Herz dem tapferen Landsmanne zugewandt, und seit jener Zeit ist ihr Loos noch trauriger geworden; sie wird in den Mörderhänden, in welchen sie sich befindet, schauerlich gemißbraucht, sie wird —“

„Erſpart Euch," fiel ihm der Präſident mit bewegter Stimme in die Rede, „uns das zu melden, was wir ſchaudernd ſelbſt erlebt."

„Weiter, weiter!" murmelten die Mitglieder.

„Was ſoll ich weiter ſagen!" fuhr Bruder Chriſtian nach einem kleinen Stillſchweigen mit einem traurigen Lächeln fort. „Ohne euch Complimente machen zu wollen, wißt ihr alle ſelbſt, was ein armes Mädchen zu erdulden im Stande iſt, wenn ſie ſchutz- und wehrlos in die Hände blutdürſtiger Mörder fällt."

„Schutz- und wehrlos?" rief Don Lariez mit funkelnden Augen, indem er ſich von ſeinem Stuhle erheben wollte. Doch drückte ihn der Kupferſtecher Wurzel ſanft auf ſeinen Stuhl zurück, indem er ſagte:

„Ruhig, mein Freund! der Bund hat über dieſes theure Mädchen gewacht. — Bruder Chriſtian, wir danken dir für deinen Bericht; du haſt dich, wie wir daraus erſehen, über alle Verhältniſſe aufs Genaueſte unterrichtet. Küſſe den Dolch des großen Meiſters Rubens und beantworte mir eine Frage frei und ohne Rückhalt."

Alle blickten geſpannt in die Höhe.

„Glaubſt du," fuhr der Präſident in feierlichem Tone fort, „daß die Seele dieſes jungen Mädchens noch wohl erhalten und rein iſt?"

Bruder Chriſtian führte die roſtige Dolchklinge, welche ihm der Meiſter darreichte, an ſeine Lippen und ſagte mit einem Tone der Ueberzeugung, der in allen Herzen wiederklang: „Ja, ich bin deſſen gewiß."

„Für dieſes Wort ein volles Glas!" rief der Kupferſtecher freudig erregt.

Und Alle leerten ihre Gläſer, wobei ſie mit unverkennbarer Freude ſich gegen den Spanier wandten.

Dieſer erhob ſich hierauf, und nachdem er den Präſidenten um die Erlaubniß gebeten, einige Worte zu ſagen, ſprach er gerührt: „Wie ich Ihnen danken ſoll für den Antheil, den Sie dieſer traurigen Angelegenheit und mir widmen, weiß ich bis jetzt ſelbſt noch nicht. Glauben

Sie mir aber, daß des Spaniers Herz tief empfänglich iſt für alles Freundliche, was man ihm erzeigt, und daß ich nie vergeſſen werde den Edelmuth und die Ritterlichkeit, mit dem Sie ſich jenes gefangenen Mädchens, das, ich will es nicht läugnen, mein Herz gerührt, ſo heldenmüthig annahmen. Was dieſer Arm vermag, hoffe ich Ihnen bei der Befreiung der theuren Dolores zu beweiſen; wie aber dieſes Herz für Sie fühlt, das wird ſich erſt im Laufe der Zeiten zeigen, wo es bis zum letzten Schlage dem Dienſte treuer Freunde gewidmet ſein ſoll."

Er erhob ſein Glas, welches ihm Windſpiel wieder gefüllt hatte, gegen die Verſammlung, worauf Alle tranken, nachdem man von ihrem Lippen ein Murmeln der Zufriedenheit vernommen.

„So wären wir denn ſo weit gekommen," ſprach der Kupferſtecher Wurzel, als ſich die Verſammlung wieder beruhigt, „daß wir in Kürze die Maßregeln feſtſtellen können, welche noch am heutigen Abend zu ergreifen ſind, um die arme Gefangene zu befreien. Und zu dieſem Zwecke wollen wir den Bericht Bruder Jakobs hören."

Mit großem Geräuſche ſprang hierauf der dicke Maler mit dem wenigen Haar in die Höhe, that einen tüchtigen Zug aus ſeinem Glaſe und ſagte, nachdem er die Verſammlung lächelnd überſchaut:

„Was ein guter Kerl für ſeine Freunde zu leiſten vermag, das kann ich auch, und ſei es das Schwerſte. Nach der Weiſung unſeres ehrenwerthen Präſidenten knüpfte ich im Hauſe der Gebrüder Breiberg eine Bekanntſchaft an, die es mir und meinen Freunden möglich macht, zu jeder Zeit unvermerkt in das Haus zu dringen. Es koſtete mir einige Ueberwindung, aber ich kam zum Ziele. Verlangt keinen Namen zu wiſſen; ſeid jedoch überzeugt, auf ein gegebenes Zeichen wird ſich drüben die Hausthür öffnen."

„Du haſt Großes für unſeren Freund geleiſtet," nahm der Kupferſtecher mit einem leichten Zwinkern der Augen wieder das Wort. „Und da der Zweck die Mittel adelt, wir auch überzeugt ſind von deinen raſtloſen Bemühungen zum Beſten des Bundes, ſo beantrage ich den Dank deſſelben für Bruder Jakob."

Hierauf blickte er, Aufmerksamkeit fordernd, rings umher im Kreise, und auf ein Zeichen mit der Hand ertönte es aus allen Kehlen in tiefem Basse:

„Bruder Jakob, Bruder Jakob,
Schläfst du noch — schläfst du noch?
Hörst du nicht die Glocke? Hörst du nicht die Glocke?
Bumm, Bumm, Bumm!"

Don Larioz fühlte sich durch diesen kräftigen Männergesang aufs Tiefste bewegt, und es hätte wenig daran gefehlt, daß Thränen der Rührung seine Augen befeuchtet hätten. Doch drängte er dieselben männlich zurück, als er bedachte, daß in nächster Stunde die Zeit des kräftigen Handelns kommen würde. Er blickte deßhalb auch mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Präsidenten, der dieses Mal, ohne sich zu erheben, der Versammlung sagte: „Alle Maßregeln sind demnach aufs beste getroffen, und ich werde euch den Plan zur Befreiung jenes unglücklichen Mädchens in wenig Worten mittheilen. Vor allen Dingen dürft ihr nicht vergessen, daß es unserem edlen Freunde Don Larioz von la Mancha allein zukommt, seine Auserwählte aus ihrem Kerker zu befreien. Unser edler Freund wird euch selbst sagen, daß dies zu allen Zeiten ritterlicher Brauch war."

„So war es und so ist es!" rief der tapfere Spanier begeistert. „Gebt mir Waffen, zeigt mir den Weg zur Höhle jener Ungeheuer, und Ihr werdet sehen, was ein furchtloses Herz und ein starker Arm auszurichten vermag."

„So würde es allerdings geschehen können," gab der Kupferstecher freundlich zur Antwort, „wenn wir noch in jenen glorreichen Zeiten *lebten, wo ein gutes Schwert und ein tapferer Arm eine ganze Welt* aufwog. Don Larioz von la Mancha würde allein in die Wohnung der tückischen Breibergs dringen, nicht scheuend die Ueberzahl sichtbarer Feinde, sich nicht fürchtend vor jenen geheimnißvollen Dingen, welche man sieht auf den Treppen des finsteren Hauses, alte phantastische

Ritterhelme, geſpenſtige rothe Tricots, — er würde ſie niederwerfen, die Peiniger der unglücklichen Dolores; ihre letzte, ihre blutige Stunde wäre gekommen."

Larioz nickte ſchweigend mit dem Kopfe, wobei er die Lippen aufeinanderbiß und ein Lächeln im Vorgefühl der ſüßen Rache über ſeine ſanft gerötheten Wangen flog.

„Wenn wir aber," fuhr der Präſident nach einer Pauſe fort, „bei der Befreiung jener Unglücklichen ſicher zu Werke gehen wollen — und dazu ſind wir ja feſt entſchloſſen — ſo gilt es Liſt mit Gewalt, um ſie mit Tapferkeit zu paaren. Meine Idee wäre alſo: Von Bruder Jakob geführt, ſchleichen wir Anderen uns in das Haus, überfallen die Breibergs und knebeln ſie, während unſer Freund Don Larioz von la Mancha mit San — mit Windſpiel wollt' ich ſagen — auf einer Leiter zum Fenſter emporſteigt, um auf dieſer nach alter Ritterſitte die Schöne zu befreien. Daß heute Abends ihre glückliche Stunde ſchlägt, davon iſt Dolores benachrichtigt worden, und ein Guitarrenklang unter ihren Fenſtern, welchen das des Spielens kundige Windſpiel effektvoll anſtimmen wird, ſoll ſie benachrichtigen, daß ihre Erretter, ihre Rächer da ſind. Ich bitte um ein Gemurmel des Beifalls oder der Mißbilligung."

Darauf wurde mit den Füßen geſcharrt, mit den Gläſern auf den Tiſch getrommelt, und man vernahm unarticulirte Töne; auch wollte hier und da der erſte Takt eines Liedes losbrechen, welche beginnenden Allotria der Meiſter übrigens mit einem ſtrengen Blick zur Ruhe verwies.

„Genug!" rief er, „ich habe eure Zuſtimmung erfahren; Ruhe jetzt, das Uebrige wird ſich finden."

Der edle Spanier hatte mit ſeinen mageren Fingern auf den Tiſch getrommelt, während er die Augenbrauen finſter zuſammenzog und ſich dazu die Bemerkung erlaubte: „Der vom Vorſitzenden dieſer achtbaren Verſammlung uns ſo eben dargelegte vortreffliche Plan hat etwas, das mir, frei und offen geſprochen, nicht ſo ganz gefallen will.

Daß ich nach alter Ritterſitte die unglückliche Dolores durch Erſteigung des Fenſters befreien ſoll, hat etwas Romantiſches und Hochpoetiſches; ich fühle mich glücklich bei dieſem Gedanken, ebenſo, daß das treue Windſpiel mich unterſtützen ſoll. — Und es wird mich nicht verlaſſen," ſetzte er hinzu, indem er rückwärts den Kopf dem kleinen Kellner zuwandte, der tiefgerührt zur Betheurung mit ſeiner rechten Hand ſich auf die linke Bruſtſeite patſchte. — „Nur finde ich es nicht ganz würdig, daß die Gebrüder Breiberg vorher der Knebelung unterworfen werden ſollen. Wenn es auch niederträchtige Feinde ſind, ſo bleiben ſie doch einmal Feinde, die ich niederwerfen will; aber gegen einen geknebelten Feind wäre ich nun einmal nicht im Stande, das Schwert zu ziehen."

„Das iſt auch gerade der Punkt, der vermieden werden ſollte," verſetzte der Präſident, nachdem er einen Blick auf die Verſammlung geworfen. „Und Ihnen, tapferer Don, dürfte es nur geſtattet ſein, in einem ganz verzweifelten Falle von Ihrer Waffe Gebrauch zu machen. Und eben dieſe Waffe hat der Bund zum Dolche Rubens wohlweislich erwählt, es iſt nämlich die Wehr des großen Meiſters ſelbſt, welche wir Ihnen hiermit zu Ihrer ausgezeichneten That allerfeierlichſt übergeben." Bei dieſen Worten nahm er den Dolch, der vor ihm lag, in die Höhe, küßte die Klinge, und gab ſie ſeinem Nachbar zur Linken, wobei er die Worte murmelte: „Möge nie ungerecht vergoſſenes Blut an dir kleben!"

Und die gleichen Worte murmelten alle Geſellen, bei denen die roſtige Waffe die Runde machte, und als ſie zuletzt in die Hände des Spaniers kam, ſetzte dieſer hinzu: „Sieg oder Untergang!"

„Ja, Untergang der Lügenbrut!" rief enthuſiaſtiſch der Kupferſtecher Wurzel, „der Wahlſpruch unſeres tugendhaften Bundes. — Nun, füllt eure Gläſer friſch bis zum Rande, trinkt aus und ſtimmt an das erhabene Lied, einfach in Melodie und Worten für den Uneingeweihten, aber unerſchöpflich tief für den, der mit den Augen der Sonne ſieht, mit den Ohren des Windes hört:

„Zieh, Schimmel, zieh
Im Dreck bis an die Knie'!"

Und:

„Zieh, Schimmel, zieh
Im Dreck bis an die Knie'!"

jauchzten ſämmtliche Mitglieder des edlen Bundes in unerhörtem Jubel nach.

„Morgen wollen wir Hafer dreſchen,
Soll der Schimmel Spreuer freſſen.
Zieh, Schimmel, zieh
Im Dreck bis an die Knie'!"

Nach Abſingung dieſes tief gedachten Liedes ſchien für eine Zeit lang die feierliche Haltung, deren ſich alle Mitglieder bis jetzt befleißigt, etwas auseinander zu fließen. Auge und Ohr war nicht mehr wie bisher auf den Präſidenten gerichtet, jeder Einzelne beſchäftigte ſich mit ſeinem Nachbar oder mit der Punſchpowle, aus der Windſpiel nicht fleißig genug einſchenken konnte. Hier vernahm man ſchallendes Gelächter, dort das Zuſammenklingen der Gläſer, dazwiſchen zuweilen die Worte: „Tod den Breibergs!" oder: „Untergang der Lügenbrut!" Ein paar, die ſich am ingrimmigſten zeigten, machten gegenſeitig den Verſuch, ſich, wie ſpäter jene Verräther, zu knebeln, was aber nicht recht gelingen wollte und damit endete, daß Beide unter den Tiſch fielen, wie es ſchien, freiwillig, denn ſie machten keine ſonderlichen Verſuche, von ſelbſt aufzuſtehen, ſondern mußten mit vieler Mühe von den Nebenſitzenden wieder hervorgeholt werden.

Don Lariog brütete ſtumm über ſeinem Glaſe und verband ſeine Gedanken mit dem wilden Lärmen rings umher. Das Gläſerklingen, das wilde Toben heimelte ihn ordentlich an; ihm war es wie vor einer Schlacht, wo er fernab vor einem Zelte ſaß, wo die Lichter des Lagers wie in trübem Nebel zu ihm herüber ſchimmerten, wo der Geſang der kraftvollen Krieger nur gedämpft an ſein Ohr ſchlug. Er

lebte in ſeinen Träumen raſch die Nacht hindurch; es tagte, die Knappen kamen, ihn zu rüſten; er ſetzte den Helm auf, nahm Schild und Lanze und gedachte beim aufſteigenden Licht der Sonne an die Dame, die er liebte.

Horch ein Trompetenſtoß!

Nein, es war kein Trompetenſtoß; es war die Stimme des ehrbedürftigen Meiſters, der laut und kraftvoll Silentium! in das wilde Getreibe rief. Und darauf legte ſich daſſelbe, alle die erwartungsvollen Geſichter, die glänzenden Augen, die lachenden Lippen wandten ſich dem Vorſitzenden zu, der mit gewaltiger Fauſt auf den Tiſch ſchlug und ſprach: „Laßt genug ſein des grauſamen Spieles. Endet dieſes lyriſche Intermezzo; die Stunde der Rache naht.“

Und als das die Geſellen hörten, verſtummten ſie plötzlich, und man ſah es ihnen an, wie ſehr ſie ſich auf den bevorſtehenden Augenblick freuten. Einer klopfte dem Anderen lächelnd auf die Schultern; noch einmal mußte Windſpiel die Gläſer füllen, noch einmal zählte der Vorſitzende „Eins, Zwei, Drei!“ und darauf goſſen Alle den Reſt des Punſches in ihre Kehlen hinab.

„So hört mich denn noch einmal,“ ſprach der Meiſter, der ſeinen Sitz verlaſſen hatte und in den Kreis der Mitglieder trat, die ſich erwartungsvoll um ihn ſchaarten. „Jeder von euch kennt ſeine Stellung, kennt ſeine Pflicht. Bruder Jakob du ziehſt voran, um uns die Thür jener Mörderhöhle zu öffnen. Und der tapfere Freund Don Carlos von la Mancha und das getreue Windſpiel begeben ſich in den ihnen wohlbekannten Raum zwiſchen beiden Häuſern, dieſes Mal mit Genehmigung unſeres Kneipenwirthes, der ebenfalls entzückt iſt, ſeine ſchändlichen Nachbarn in ihrem unheilvollen Treiben geſtört zu ſehen. Sie werden dort eine Leiter finden, welche ſie an das Fenſter des Ateliers lehnen, und dort den Augenblick erwarten, wo wir durch ein Zeichen die Nachricht geben, daß wir die Gebrüder Breiberg unſchädlich gemacht. — Es wäre Sünde, unſeren edeln ſpaniſchen Freund zu fragen, ob er auf ſeinem Vorhaben beſteht. Ich will nur hinzufügen, er möge

in jeder Hinsicht vertrauen der theuren Waffe, die wir ihm übergeben; sie wird ihn führen und leiten und ihm sogar beistehen bei Anfechtungen hölliſcher geheimnißvoller Scharen, denen er bei ſeinem Unternehmen ausgeſetzt ſein könnte. — Auf denn, meine Freunde — ans Werk!"

„Auf denn, ans Werk!" ſprach jeder Einzelne, und Alle verließen in feierlichem Schritte das Gemach, nachdem Jeder vorher noch einen Handſchlag mit Don Lariez gewechſelt.

Dieſer blieb mit dem Kellner allein zurück und ſteckte den Dolch des großen Meiſters Rubens mit unbeſchreiblichen Gefühlen in ſeinen Buſen. Windſpiel ſtand wenige Schritte von ihm und hatte die Hände gefaltet, und der Blick, mit welchem er den Abziehenden nachſchaute und dann an ſeinem Freunde emporſah, war nicht ganz ſo zuverſichtlich, als er der Lage der Dinge nach eigentlich hätte ſein ſollen. Auch erlaubte er ſich einen gelinden Seufzer; ja, er kratzte ſich etwas Weniges am Kopfe, als er die erhabene Haltung des Spaniers bemerkte und den entſchloſſenen Schritt, mit dem derſelbe das Gemach nach allen Seiten durchmaß.

Jetzt blieb Lariez neben dem kleinen Kellner ſtehen, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter und ſagte:

„So iſt denn der Augenblick gekommen, nach dem ich mich lange und innig geſehnt. Dem Gelingen wird für mich ein ſüßer Lohn folgen, für Sie aber, treuer Gefährte, das Bewußtſein, ſich einen Freund ewig verpflichtet zu haben. Ehe Sie ſich aber zum Kampf und wahrſcheinlichen Sieg rüſten, befragen Sie nochmals ihr Herz, ob es nicht zurückſchrickt vor den Gefahren, denen wir allenfalls entgegen gehen können."

Windſpiel ſammelte ſich einen Augenblick ehe er zur Antwort gab: „Nein, mein Herz ſchrickt nicht zurück; wir werden glücklicher ſein als die vorhergehenden Male."

„Das hoffe ich zuverſichtlich. Und nun ans Werk!"

Der tapfere Spanier nahm ſeinen Mantel um, holte aus dem-

nicht und ich werde mich darum bekummern. Schau Er, mein Freund, ich habe mit Vergnugen bemerkt, daß Er Seine Kleidungsstücke recht sauber ausputzt, aber ebenso ist es mir nicht entgangen, daß dieselben nicht waren, wie sie hätten sein müssen, glaub' Er mir aber, es ist für mich ein delikater Punkt, und wenn man auch behauptet, die Frau Stieglitz sei eine derbe verdrießliche Frau die kein Gefühl habe, so ist es doch nicht wahr, ich bin hart und gefühllos gegen schlechte Subjekte, aber für Leute, die sich gut aufführen, wie Er bis jetzt gethan, sorge ich mit großem Vergnügen. Er kann," fuhr sie fort, „ein paar Tage aus dem Laden wegbleiben und anfangen das neue Hauptbuch einzurichten und während der Zeit läßt Er sich machen, was Er braucht."

„Aber," entgegnete ich gerührt durch die freundlichen Worte der ernsten alten Frau, „ich weiß nicht, ob der Vormund —" „Was aber, was Vormund," fuhr sie mich hart an, „thu' Er, wie ich ihm geheißen und sei Er nicht naseweis, auch schenken will ich Ihm nichts, da kann Er ruhig sein, es wird schon die Zeit kommen, wo ich mit Ihm Abrechnung halte, pack' Er droben Seine Garderobe und Seine Wäsche aus, ich will die Geschichte einmal nachsehen; trotz dem Er ein langer großer Mensch ist, ist Er noch wie ein kleines Kind, Er hätte früher schon offenherziger gegen mich sein sollen, nur keine falsche Schaam, jetzt geh' Er."

ſelben noch eine kleine Blendlaterne, die er anzündete und in die Taſche ſteckte; dann ſetzte er ſeinen Hut auf.

Ebenſo rüſtete ſich Windſpiel und ergriff, als er fertig war, dem Anderen zu folgen, nicht eine Waffe, ſondern ſeine Guittarre mit dem blauen Bande, die er ſich um die Schultern hängte.

So zogen beide dahin, durch die Hausthür hinaus in den kleinen Raum neben an, den ſie geöffnet fanden.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Dolores!

Es war eine kühle Nacht, denn der Wind hatte sich gelegt, und es war hell und klar geworden; der Mond stand so hoch am Himmel, daß er die eine Seite der Häuserwand beschien und die Schatten der gegenüber liegenden mit ihren unregelmäßigen Linien, Einschnitten und Schornsteinen deutlich darauf abspiegelte.

Don Larioz und sein Begleiter hielten sich dicht an der Mauer des Breiberg'schen Hauses, um von oben nicht gesehen zu werden. Bald stießen sie an die Leiter, von welcher ihnen der Kupferstecher gesagt, die sie nun behutsam aufrichteten und von der sie mit Vergnügen sahen, daß sie bis zu den Fenstern des Ateliers reiche. Unten am Fuße dieser Leiter stellten sich die Beiden auf und versanken in tiefe Betrachtungen.

Es ist eigenthümlich, daß man es liebt, in sehr spannenden Augenblicken mit einem Anderen sich zu unterhalten, es ist das eine Ableitung des allzu vollen Herzens; deßhalb brach denn auch der edle Spanier nach kurzer Pause sein Stillschweigen und sagte:

„Wenn ich den jetzigen Augenblick mit jenem vor einiger Zeit vergleiche, wo ich ebenfalls nächtlicher Weile hier ſtand, ſo muß ich geſtehen, daß mich heute ganz andere Gefühle beherrſchen als damals. Das Ungewiſſe, Bedrückende iſt aus meiner Seele gewichen; die Stunde des Kampfes, der Gefahr, die nächſtens ſchlagen wird und deren Vorgefühl mein Blut beſtändig durch die Adern treibt, hat etwas Erhebendes, wenn ich jenes troſtloſen Abends gedenke. Glauben Sie mir, junger Freund, ich fühle es, wie innig ich dieſes unvergleichliche Mädchen liebe, ſie, die ich nur einmal ſah, von der mich Hinderniſſe und Gefahren aller Art trennten, und die nun vielleicht im nächſten Momente liebeglühend an meiner Bruſt ruhen wird. O, es iſt das ein Gefühl, deſſen Süßigkeiten Sie noch nicht zu würdigen im Stande ſind. Doch hoffentlich kommt die Reihe hierzu auch einſtens an Sie, und dann wünſche ich Ihnen vor einem ſchönen Gelingen die gröſtmöglichen Schwierigkeiten, denn je gewaltiger das Mühen, deſto ſüßer der Lohn. — Haben Sie etwas gehört?“

„Es iſt mir gerade, als hätte man droben ein Fenſter geöffnet.“

Nach dieſen Worten traten Beide einen Schritt von der Mauer hinweg und blickten in die Höhe. Aber alle Fenſter waren und blieben verſchloſſen, an keinem regte ſich etwas; auf den oberen glänzte das Mondlicht, die unteren lagen in tiefem Schatten, an deſſen gezackter Form man jetzt einen kleinen dunkeln Körper vorübergleiten ſah.

„Ein Kater,“ ſagte Windſpiel ſeufzend.

„Das Treiben dieſes Thieres,“ gab Don Larioz frohſinnig zur Antwort, „hat einige Aehnlichkeit mit dem unſrigen; auch er ſchleicht mit Gefahr zum Liebchen.“

„Hat aber eigentlich nichts zu befürchten,“ ſprach nachdenklich der kleine Kellner. „Er wandelt ſicherer auf der ſcharfen Kante des Daches, als wir auf den Sproſſen einer Leiter. Auch weiß er, daß er willkommen iſt, er braucht keine Gebrüder Breiberg zu ſcheuen.“

„Vergeſſen Sie nicht, daß auch die Kater Nebenbuhler beſitzen,“ verſetzte der Spanier. „So ein Thier auf ſeinen nächtlichen Wegen

iſt auch nicht immer des Gelingens ſicher. Oft auch erſcheint ihm das rohe Schickſal in Geſtalt eines Beſenſtiels, der von kräftiger Hand gegen ihn geführt wird. — Warum ſchaudern Sie zuſammen?"

„Es iſt froſtig hier unten; auch dachte ich, es müßte ein höchſt unangenehmes Gefühl ſein, ſo auf der Dachrinne ſpazieren gehend, unvermuthet mit einem Beſenſtiel zuſammen zu gerathen."

„Das kann Einem auf den Sproſſen einer Leiter auch paſſiren."

„Auch daran dachte ich. Sie, Herr Don Larioz, bereiten ſich zu einem Geſchäfte vor, das viel Aehnlichkeit mit der Erſteigung einer feindlichen Wallmauer hat."

„Gewiß, wo uns der Sieg winken kann, aber auch der kalte, blutige Tod. Glauben Sie, mein Freund, auch das habe ich überlegt, und um Ihnen zu beweiſen, daß ich nicht leichtſinnig in den Kampf gehe, will ich Ihnen anvertrauen, daß ich meinen letzten Willen ſelbſt aufgeſchrieben habe und hier in meiner Bruſttaſche verwahre."

„O du mein Gott!" ſeufzte Windſpiel leiſe vor ſich hin.

„Sollte ich im glorreichen Kampfe fallen," fuhr der edle Spanier träumeriſch fort, „ſo bemächtigen Sie ſich dieſes Papieres, und Sie werden mich kennen lernen. Alles für Gott, für meine Dame und für meinen Freund!"

Der kleine Kellner faßte in tiefſter Rührung mit ſeinen beiden Händen die Rechte des Anderen und drückte ſie innig.

Aber jetzt täuſchten ſich Beide nicht wieder; ſie hörten droben ein Fenſter öffnen, und als Don Larioz haſtig emporſchaute, bemerkte er, daß es daſſelbe Fenſter war, an welchem damals die kleine weiße Hand des geliebten Mädchens erſchienen und wo ſich auch jetzt etwas Weißes hin und her bewegte. — „Das iſt das Zeichen! Nehmen Sie Ihr Saitenſpiel und laſſen Sie, um unſer Daſein anzuzeigen, ein paar leiſe Accorde ertönen."

Und Windſpiel hob ſeine Guitarre vor die Bruſt, beſann ſich eine Sekunde und gab dann zart und ſinnig die Accorde zum Beſten, mit welchen er das wunderbare Lied zu begleiten pflegte:

Dein gedenk' ich, röthet sich der Morgen,
Dein gedenk' ich, sinkt die schwarze Nacht.

„Bst! bst! hörte man von oben, worauf sich der Spanier so gefühlvoll wie möglich räusperte.

„Bist du es wirklich, Licht meiner Augen, Stern meiner Gedanken?" klang eine zarte Stimme aus dem Fenster; „bist du es wirklich, der da unten wandelnd steht im Schatten und Mondlicht, umfangen von tiefer Stille der Nacht bei tönendem Saitenspiel?"

„Ja ich bin es, Geliebte meines Herzens," gab Don Larioz entzückt zur Antwort; „ich bin es, der gekommen ist in Wehr und Waffen, um dich zu befreien, dich zu retten. Wirst du mir folgen?"

„O, sprich leise!" klang die Antwort; „meine Peiniger, obgleich sie von deinen tapferen Freunden überwältigt sind, könnten doch vielleicht ihre Bande brechen, und dann wehe mir und dir! Wehe! wehe!"

„Habe Dank, edle Dolores, für deine Warnungen; stumm werde ich das mir vorgesteckte Ziel erreichen. Noch zwei Augenblicke, und — ich liege zu deinen Füßen."

„A—a—h!" vernahm man die Schöne am Fenster aufseufzen, gewiß vor Entzücken über ihre baldige Rettung, doch war es gerade, als klinge ein Ton des Schmerzes durch dieses lang gezogene „Ah!" Windspiel wenigstens erfüllte dieser Ton mit einigem Grausen.

Doch es war keine Zeit mehr, um über den Klang irgend eines Tones nachzugrübeln; der Spanier hatte bereits die Leiter bestiegen und eilte, so rasch er konnte, aufwärts, weßhalb ihm Windspiel, der seine Guitarre auf den Rücken geschoben hatte, so schnell wie möglich folgte.

Noch immer fürchtete der edle Spanier allerlei Tücken des Schicksals, wie ihm ja in der letzten Zeit so viele widerfahren waren; vor seinem Gedächtnisse zog jener Abend vorüber, wo er hier auf derselben Stelle wegen Mordbrennerei gefangen genommen und beinahe dem Gerichte überliefert worden wäre; dann trat ihm jener schmutzige

Stall vor die Seele, den er ſich bemühte, mit aller Kraft ſeines Geiſtes trotz alledem für einen geheimen Kerker in dem Hauſe Numero vier der Entenpforte zu halten. Sollte ihm auch dieſes Mal etwas Aehnliches widerfahren? — O, es wäre ſchrecklich! — Doch nein, waren ihm nicht treue Freunde behülflich? hatte nicht Dolores troſtreiche Worte zu ihm geſprochen? lächelte nicht der Mond, der Beſchützer der Liebenden, ſo ſanft ſelig auf ihn herab? — Nein, dieſes Mal mußte es gelingen, das große Werk; die unglückliche Jungfrau mußte befreit werden — o, er fühlte die Gewißheit, daß ſie ſchon im nächſten Augenblicke an ſeinem liebeklopfenden Buſen ruhen werde.

Er hatte das Fenſter erreicht; es gab dem Drucke ſeiner Hand nach, und bei den langen Beinen, womit ihn die Natur beſchenkt, war es ihm ein Leichtes, den Boden des Zimmers zu erreichen. Doch hielt er hier einen Moment, an das kleine Windſpiel denkend, das hinter ihm drein geklettert kam, und reichte dieſem die Hand, um ihm ebenfalls herein zu helfen. Der Kellner plumpste etwas ſchwer von der Fenſterbank herab, wobei ſeine Guitarre einen unheimlich kreiſchenden Ton von ſich gab.

Allen Vorgängen nach, von denen Don Larioz geleſen oder gehört, wie im gleichen Falle edle Jungfrauen gethan, wenn der geliebte Erretter endlich am Fenſter oder gar im Zimmer erſchienen war, — allen Vorgängen nach mußte Dolores jetzt im Uebermaße des Glückes und der Sehnſucht in Thränen ausbrechen, dann an ſeine Bruſt ſinken, um gleich darauf wieder im plötzlich erwachten Gefühle mädchenhafter Schüchternheit von ihm hinweg zu ſchnellen und vielleicht auszurufen: „Nein, nein! ich kann dir nicht folgen, ewig Geliebter, die Sitte, der Anſtand — o Gott! was ſoll ich thun?“

Aber der tapfere Spanier wartete auf alles das ein paar Sekunden lang vergebens; ſie ſchnellte weder an ihn hin, noch von ihm zurück; ſie weinte nicht, ſie ſprach nicht; rings umher herrſchte eine furchtbare Todtenſtille. Ob man nur, wie bei ähnlichen Gelegenheiten, das Picken des Holzwurmes, auch Todtenuhr genannt, vernahm, ſind

wir nicht im Stande, genau anzugeben; genug, es herrſchte eine tiefe Stille, welche beängſtigend auf Don Lariez, ſehr beängſtigend auf Windſpiel wirkte.

„Dolores," ſprach der erſtere mit ſanfter Stimme, „ich bin da, dein Retter, Alles iſt zur Flucht bereit; laß uns nicht lange zögern."

Statt aller Antwort vernahm man einen tiefen Seufzer, der aber — von Windſpiel ausging, dem es ſehr unheimlich zu werden anfing.

„Dolores, ſprich!"

Keine Antwort.

„Hier iſt nicht Alles, wie es ſein ſollte," flüſterte der edle Spanier ſeinem Begleiter zu. „Wenn mich eine finſtere Ahnung nicht betrügt, ſo —. Doch auf die Gefahr hin, entdeckt zu werden, muß Licht in dieſem finſteren Zimmer und in dieſer furchtbaren Angelegenheit werden."

Er zog bei dieſen Worten die kleine Blendlaterne hervor, doch war das Licht derſelben begreiflicher Weiſe längſt erloſchen. O, nur ein Streichhölzchen, nur ein einziges! Beide hätten ſehr viel für ein einziges dieſer ſonſt ſo werthloſen Dinger gegeben; aber ſie hatten keines, und es mußte deßhalb ein anderer Entſchluß gefaßt werden.

Zum Glück verließ die Kaltblütigkeit, welche Lariez beſtändig bewahrte, ihn auch in dieſem wichtigen Augenblicke nicht. Er reichte dem kleinen Kellner die Blendlaterne und ſagte ihm: „Eilen Sie den Weg zurück, den wir gekommen ſind, zünden Sie das Licht an, und bringen zum Ueberfluß noch Streichzündhölzchen mit."

„Aber dann ſind Sie allein," erlaubte ſich Windſpiel kleinlaut zu ſagen.

„Allein — mit Gott, meinem Recht und dem Dolche Rubens, was kann mir geſchehen?" war die große Antwort, welche der Andere gab.

Windſpiel verſchwand auf der Leiter, eilte hinab, und da er,

unten angekommen, ſehr ſchnell lief, ſo hörte man die Guitarre auf ſeinem Rücken ſeltſam klingen.

Dann war wieder Alles ſtill.

Wer vermag die beängſtigenden Gefühle zu beſchreiben, welche das tapfere Herz des edlen Don Larioz durchſtrömten! Er lauſchte aufmerkſam, ob er nicht einen Seufzer, einen Athemzug vernehme, und während er ſo lauſchte, ſchritt er, mit den Händen um ſich tappend, vorwärts. — Nichts regte ſich, er vernahm nur den Ton der eigenen Tritte. Wohin war das unglückliche Mädchen entſchwunden? Daß ſie vorhin mit ihm am Fenſter geſprochen, darüber konnte kein Zweifel walten. —

Larioz ſtieß an einen Stuhl und fuhr zurück bei dem Geräuſch, welches er dadurch verurſachte. In der nächſten Sekunde aber ſchritt er wieder vorwärts, und jetzt griffen ſeine Hände an die Tapetenwand, welche, wie er ſich genau erinnerte, das Atelier der Gebrüder Breiberg in zwei Hälften ſchied, wo ſich in der kleineren das Ruhebett befand, auf dem er die wunderbare Dolores an jenem unvergeßlichen Tage geſehen. Mit unwiderſtehlicher Gewalt zog es ihn zu jenem Ruhebette hin; er fühlte ſein Herz heftig klopfen und ſein Blut wallen vor Kampfluſt und Aufregung. Behutſam forttappend hatte er jetzt die Oeffnung erreicht, die in die andere Abtheilung des Zimmers führte. Er that einen halben Schritt hinein; flüſterte noch einmal mit inniger Stimme den geliebten Namen und — blieb dann plötzlich ſtehen, angefeſſelt vor Entſetzen.

„Halt, Barbar!“ vernahm er eine Stimme, — o Gott! nicht in den ſüßen Tönen des geliebten Mädchens — eine wilde, unheimlich gellende Stimme. Und dann flammte mit Einem Male in der Ecke des Gemaches ein ſcharfes, intenſives Licht auf, eine grauenhafte Gruppe hell beleuchtend, bei deren Anblick dem tapferen Manne das Haar ſchaudernd emporſtieg und er ſich ſchwach wie ein Kind an der Scheidewand halten mußte. — —

Vor ihm ſtand der verruchte Breiberg, der heuchleriſche Clemens,

mit wild verzerrtem Geſichte; ſeine boshaften Augen leuchteten wie die einer erzürnten Katze; ſein zuckender Mund ließ hier und da die Zähne ſehen, welche er ein paar Mal ſchallend zuſammen klappte, wie man das wohl bei grauſenhaften Automaten erblickt. — In ſeinem Arm aber hielt er die unglückliche Dolores, deren Haupt hintenüber fiel, deren ſonſt ſo ſchöne, glänzende Augen jetzt furchtbar in die Höhe ſtarrten, deren langes Haar aufgelöst über die weißen Schultern flatterte, deren rechter Arm ſchlaff herab hing, während ſie die linke Hand krampfhaft auf die ſchöne entblößte Bruſt gedrückt hatte, aus welcher hervor das — Heft eines Dolches ragte.

Don Lariez fühlte, wie ſeine Kniee unter ihm zuſammen brechen wollten; er hielt ſich mühſam an der Tapetenwand, die unter dem Griff ſeiner mächtigen Fauſt ſchwankte, er wollte auf das grinſende Ungeheuer losſtürzen — er vermochte es nicht; er fühlte ſeinen ganzen Körper ſtarr und gelähmt bis zu ſeinen Augen, die er nicht einmal im Stande war, von dem Gräßlichen, das er ſah, auch nur eine Sekunde abzuwenden. Nur ſeine Bruſt vermochte ſich in tiefen Athemzügen zu bewegen und aus ſeinem halb geöffneten Munde mit heiſerem, pfeifendem Tone die Worte hervorzuſtoßen: „Ah, Mörder! Mörder! feiger Mörder!“

„Ja, Mörder!“ rief ihm der Andere entgegen, „Mörder um deinetwillen! — Glaubſt du, Verräther, uns wären deine Schritte unbekannt geblieben? Glaubſt du, wir hätten nicht ſchon lange deine Abſichten auf dieſes von mir ſo heiß geliebte Mädchen entdeckt? Ach!“ — dieſes Ach! ſtieß er mit einem wilden Schrei heraus — „ich kümmerte mich wenig um das, was du gegen uns beginnen würdeſt, bis — Hölle und Teufel! — wir aus dem Munde dieſes verrätheriſchen Geſchöpfes erfuhren, daß ſie dich liebe, ja, liebe wie man nichts ſonſt auf dieſer Welt liebt. — Ja, blick hieher auf dieſe ſtarren und doch ſo ſchönen Züge, auf dieſen wunderbaren Körper, auf dieſes ganze [illegible]liche Mädchen. Ja, ſie liebte dich mit Raſerei, ſie wollte dein ſein, ſie wäre es in der nächſten Stunde geworden, wenn nicht mein

ſcharfes Eiſen die Bänder der Brücke gelöst hätte, die euch zu einander führen ſollte. Jetzt ſteht ihr verzweifelnd am Abgrunde; ſie iſt hinein geſtürzt, du wirſt ihr folgen."

Erſt bei den letzten Worten, die der Verruchte ſprach, löste ſich das krampfhafte Erſtarren, welches den unglücklichen Spanier befallen. Er riß den Dolch des großen Meiſters Rubens aus ſeinem Buſen und wollte, wie der Jäger auf ſeine Beute, auf den feigen Mörder losſtürzen, als das helle Licht ebenſo plötzlich, wie es erſchienen war, jetzt wieder erloſch und Don Lariez darauf durch die dichte Finſterniß die ihn abermals umgab, die hohnlachenden Worte vernahm:

„Blöder Thor, du wirſt mich nicht erreichen! Da nimm ſie hin, die herrliche Dolores, nimm es hin, dein kaltes, ſtarres Liebchen! Hahaha!"

Und hahaha! klang ein hölliſches Gelächter rings umher vor den Ohren des unglücklichen Mannes. Aber er hatte keine Zeit, darauf zu horchen; es war ihm, als vernehme er zwiſchen dem gräßlichen Lachen hindurch einen tiefen erſterbenden Seufzer. Dann fühlte er etwas gegen ſich fallen, und als er die Arme danach ausſtreckte, erfaßte er mit Schauder den Körper des armen Mädchens. Willenlos ſank er auf das Ruhebett nieder, an dem er gerade ſtand, und zog mit haſtigem Griff das Schlachtopfer, welches auf den Boden niedergeſtürzt war, näher an ſich. Sie lag mit dem Kopfe auf dem Ruhebett, er faßte nach ihrer Hand, um ſie empor zu ziehen.

Dieſe kleine Hand war kalt und ſteif. Schaudernd ließ er ſie los, und ſie rutſchte in ihre frühere Lage zurück; er legte ſeine Hand auf ihre Stirn, dieſe fühlte ſich eiſig an und war dabei von entſetzlicher Glätte; er betaſtete ihr langes, dickes Haar, das allein war weich und beweglich; er wagte es ſchaudernd, ihre Schulter zu berühren und dann mit ängſtlicher Haſt nach dem Griffe des Dolches zu ſuchen, den er mit einem Gefühl des Schmerzes aus der Wunde zog; er legte ſeine Finger auf dieſelbe, er fühlte nach quellendem Blut — aber vergebens. Der feige Mörder hatte Dolores in ihr warmes,

Ich ſtieg die Treppe hinauf und wußte nicht, ob mir der eben gehabte Auftritt angenehm oder unangenehm war; inſofern ich in der Sorgfalt der Prinzipalin einen Beweis ihrer Zufriedenheit entdeckte, fühlte ich mich ſchon etwas beruhigt, andererſeits war es mir nicht lieb, wie ein kleines Kind behandelt zu werden, doch war ich am Ende froh, daß meine Verlegenheiten, die täglich größer wurden, auf dieſe Art ihr Ende erreichen ſollten. — Und hatte mir nicht die Prinzipalin zu gleicher Zeit einen Beweis großen Vertrauens gegeben, indem ſie mir das Hauptbuch übergab?

Meine Garderobe lag oben auf dem Tiſch und nahm nicht viel Platz ein und nachdem ich das kittere Geſchäft, meine Armuth auszulegen beſorgt, ging ich wieder in das Comptoir hinab, nahm das neue wichtige Hauptbuch vor und malte die Zahlen der Pagina, ſowie Soll und Haben nebſt den Namen der Kunden kalligraphiſch ſchön auf das dicke weiße Papier, ich fühlte wirklich, daß ich eine neue Stufe erklommen und gab mir die außerordentlichſte Mühe, das Eintragen der Conti's genau und richtig zu beſorgen. Der Prinzipal gratulirte mir, der Herr Specht ſagte mir leiſe: „fahren Sie ſo fort, junger Mann, vergeſſen Sie aber ja über Ihre äußere Ausbildung die wichtigere Innere nicht.“

Nach Tiſch kam der Schneider und maß mein Aeußeres nach allen Richtungen.

liebendes Herz getroffen und hatte sie augenblicklich getödtet, es floß kein Blut mehr.

Mit einer erschreckenden Geschwindigkeit war ihr vor Kurzem noch so lebensfrischer Körper jetzt kalt und starr geworden; sogar von den Lippen war alle Wärme verschwunden, sie waren unheimlich kalt anzufühlen. Ja, fast seltsam kalt, und ebenso der ganze Körper so höchst eigenthümlich starr und doch dabei wieder so beweglich, daß den unglücklichen Don Larioz fast ein Entsetzen anwandelte, nicht ein Entsetzen, wie es wohl begreiflicherweise durch die Nähe eines Todten hervorgerufen werden kann, nein, ein Entsetzen, ein Zurückschaudern wie vor einem Gespenste, einem Phantom, das uns plötzlich überfällt, vor einer gänzlich unerklärlichen, unheimlichen Entdeckung.

Hastig fühlte der Spanier auf dem Gesichte des Mädchens umher, dessen Kopf er in seinen Schooß genommen. Die Augen standen weit offen, aber er war nicht mehr im Stande, sie zu schließen; er drückte an ihre feinen Lippen — sie waren ohne alle Bewegung; er versuchte ihren Mund zu öffnen — vergebens.

O nur ein einziger Lichtstrahl! dachte er in höchster Bestürzung mit einem bisher nicht gekannten Weh im Herzen. Abermals hob er ihren Arm und ihre Hand empor; er versuchte es, den ersten zu biegen, es gelang ihm das nicht nur mit leichter Mühe, sondern der Arm blieb auch in der Biegung stehen. Jetzt fuhr er erschreckt zur Seite; er wollte aufspringen, als im Nebengemache eine tiefe Stimme laut wurde, welche zu ihm sprach:

„Unglücklicher Sterblicher! Vergeblich ist dein Bemühen, das Leben dieses armen Mädchens zurück zu rufen. Du konntest sie nicht erretten trotz der geweihten Waffe des edlen Meisters Rubens, welche du bei dir trägst und die sonst ein Talisman ist für jegliche Gefahr. Ja, Unglücklicher! du konntest sie nicht erretten, weil du meine Lehren, meine Vorschriften vergessen."

Larioz war bei dem Klange dieser Stimme zusammengefahren, er

biß ſeine Zähne über einander, er hielt krampfhaft den Dolch des großen Meiſters Rubens in der Rechten.

„Und wer biſt du?“ fragte er hierauf nach einem tiefen Athemzuge mit ſanftem Tone, „der du zu mir, dem unglücklichſten der Sterblichen, alſo ſprichſt?“

„Ich bin der Geiſt des großen Zauberers Carabanzeros,“ war die Antwort; „ich muß dir unſichtbar bleiben, aber du ſollſt mich hören.“

„Ich höre dich,“ verſetzte der Spanier, wobei er die rechte Hand mit dem Dolche langſam erhob und aufmerkſam horchend jene Stellung annahm, die man an dem Andaluſier ſieht, wenn er in Wuth geſetzt, die Navaja zum tödtlichen Wurf bereit hält.

„Erinnere dich,“ fuhr die Stimme fort, „daß ſchon in den älteſten Zeiten die Werke der tapfern Ritter häufig durch Künſte böſer Geiſter vereitelt wurden, weßhalb ſie auch einen Gegenzauber ſtets bereit hatten, den ſie nicht, wie du, vernachläßigten, wenn ſie zur Rettung ihrer Damen auszogen. Du aber haſt den Zauberſpruch vergeſſen, der dich allein befähigen konnte, die unglückliche Dolores zu erretten, und den dir, da es zu ſpät iſt, nun die böſen Geiſter hohnlachend wiederholen werden.“

„Trau, treue Trine, trügriſch trüben Träumen nicht —“

tönte das Gemurmel vieler Stimmen aus der Dunkelheit hervor. —

„Treib trotzig triumphirend fort das tolle Traumgeſicht,
Trockne die Thräne tragiſchen Trübſals tröpfelnd auf,
Trink trauten Traubentrankes Troſtes-Tropfen drauf.“

Doch war es dieſer feierlichen Situation nicht angemeſſen, und durchaus nicht im Charakter eines hölliſchen Rachechors, daß einer der Geiſter plötzlich ausrief: „Herrgott! ich bin getroffen! Platz! das iſt ernſtlich.“

Und es war in der That ziemlich ernſtlich, denn der Spanier hatte beim letzten Worte des Zauberſpruches ſeinen Dolch mit ſolcher Gewalt in das Nebenzimmer geſchleudert, daß derſelbe einem der Geſellen draußen eine tüchtige Fleiſchwunde am Arme beibrachte und dann noch mit der Spitze in die Thür hinein fuhr, wo er zitternd ſtecken blieb.

Lariоz hatte aber nicht ſobald jenen Ausruf des Schreckens gehört, als er nun ſeiner Sache vollſtändig gewiß, um ſich her tappte, um irgend eine Waffe zu finden, die ihm dazu dienen könnte, einem zweiten Saul gleich über die Philiſter herzufallen. Er ergriff auch einen langen Malerſtock und war eben im Begriff, in das Nebengemach zu ſtürzen, als er vor dem Fenſter Licht aufdämmern ſah und Windſpiel bemerkte, der mit der brennenden Blendlaterne die Leiter emporſtieg. Beim Scheine dieſes Lichtes, der ſich im ganzen Gemache ausbreitete, ſah er dort weder den weiſen Magier Carabanzeros, noch Einen von der hölliſchen Schaar — das Zimmer war leer, die Thür verſchloſſen und verſchwunden der Dolch Rubens, welcher in derſelben geſteckt.

Die Gefühle des Spaniers nach allem, was vorgefallen, ſind ſchwer zu beſchreiben. Wenn er ſich auch in den Tiefen ſeines Herzens empört fühlte von dem trügeriſchen Spiel, welches Freunde mit ihm getrieben, ſo war es ihm doch anderntheils zu Muth, als ſei ein finſterer Bann von ihm gewichen, — ihre, des unbekannten Mädchens, Gewalt über ihn; ja, er fühlte, daß alle die ſüßen Regungen, welche ihn bei dem Gedanken an ſie begeiſtert, nun von ihrer Perſon gelöst erſchienen und ſeinem Herzen zurückgegeben ſeien, um vielleicht ein anderes, minder zweifelhaftes Weſen zu beglücken.

Und doch blickte er faſt ſchaudernd bei dem Schein des Lichtes, mit dem nun der kleine Kellner erſchien, rückwärts, wo es aber auch in der That grauſenhaft genug ausſah, wie ſie mit dem aufwärts gekehrten Geſichte auf dem Ruhebette lag, wie die langen, ſchwarzen Haare ihr über Schulter und Bruſt fielen, und wie ſie dabei mit ſtarren,

glänzenden Augen so unverwandt in die Höhe schaute und mit den kalten und doch so rothen Lippen unaufhörlich lächelte.

Beim Anblick Windspiels zog Don Larioz die Augenbrauen finster zusammen; tiefer Groll, Haß, Zorn regten sich in ihm, wenn er bedachte, daß auch der Kellner, dem er so freundlich sein Inneres erschlossen, fähig gewesen sei, ihn zu verrathen. Doch war die Bestürzung desselben beim Anblick seines Herrn und Meisters so ungekünstelt und der Schrei des Entsetzens, den er ausstieß, als er im Nebenzimmer die vermeintliche Leiche sah, zu wahr, als daß der Spanier hätte länger im Zweifel bleiben können, auch Windspiel habe geholfen, ihn zu mystificiren. Larioz nahm die Blendlaterne in seine Hand, hob sie über seinem Haupte empor und ersuchte den Anderen, näher an das Ruhebett zu treten.

Windspiel gehorchte zitternd, und der Spanier, der ihm zur Seite schritt, betrachtete sorgfältig den Ausdruck seines Gesichtes. Dieser steigerte sich bis zum Entsetzen, als nun der kleine Kellner den leblosen Körper der unglücklichen Dolores vor sich sah, und es dauerte ein paar Sekunden, ehe sein Auge einiges Mißtrauen zeigte beim Anblick des frischen Gesichtes der eben erst Verstorbenen. Dann aber lösten sich seine straff angezogenen Gesichtsmuskeln mit wunderbarer Schnelligkeit, er beugte sich rasch nieder, faßte eine von Dolores kleinen weißen Händen, strich ihr über die Stirn und rief dann laut aus:

„Alle Wetter, das ist ja eine Gliederpuppe!"

Don Larioz schaute bitter lächelnd nieder, als er kopfnickend wiederholte: „Ja, das ist freilich eine!" Dann setzte er finster und fragend hinzu: „Und Sie wußten nichts davon, junger Mensch?"

„Ich? — Gott soll mich bewahren!" rief erschrocken der Andere. „Herr Don Larioz, Sie werden mir so etwas nicht zutrauen! Aber," fuhr er nach einer Pause mit leiser Stimme fort, „ich bin doch froh, daß es eine Gliederpuppe ist."

„Ja," gab der lange Mann zur Antwort, „wenn ich bedenke, daß der Dolch jenes doppelt heuchlerischen Bösewichts, jenes Breiberg,

auch die weiße Brust eines lebenden Wesens nicht verschont haben würde, so will sich mir auch der Gedanke aufdrängen, als erscheine es mir angenehmer, mit diesem Wesen hier zu thun zu haben. — Armes Ebenbild eines schönen Mädchens," sagte er darauf mit betrübter Stimme, „das du hättest lebend sein können, das du, wenn deine körperliche Hülle nicht falsch wäre, gewiß ein edles Herz, eine fühlende Seele in deinem weißen Busen trügest, ich will deiner nicht vergessen. Wenn es auch größtentheils schmerzliche Stunden waren, die ich im Andenken an dich verlebte, so gab es doch auch Augenblicke, wo in der Erinnerung an dich eine nie gekannte Seligkeit mein Herz durchströmte."

Bei diesen Worten hatte er sich mit einem Knie auf das Ruhebett niedergelassen, und eine ihrer feinen Hände ergriffen. „Lebe wohl, Dolores! ich will an dich denken wie an eine theure Verstorbene, und will jene feige Rotte, die es gewagt, mir, einem spanischen Edelmann, diese Schmach anzuthun, wie deine Mörder halten und verfolgen. Bei San Jago! das will ich. Und wenn ich Einen derselben niederwerfe, so soll er mir, ehe seine schwarze Seele zur Hölle fährt, feierlich eingestehen, daß er dich, Dolores, dennoch für das schönste Weib dieser Erde halte. Du ohne Herz bist immer noch ein gefühlvolles Wesen gegen jene herzlosen Burschen — Friede sei mit dir!"

„Amen!" sprach Windspiel mit wehmüthigem Tone, und da er sah, wie der tapfere Spanier die schöne Puppe sanft an den Schultern faßte, um sie auf das Ruhebett zu legen, so hob er die Füße derselben nach und kreuzte ihr die Arme auf der Brust.

Don Lariоz nahm darauf ein großes Stück rothen Damast's, welches auf einem Stuhle hing, deckte es über den Körper, der nun, also verhüllt, mit der kennbaren menschlichen Form, ungleich schauerlicher aussah. Hierauf zog er sein Taschenmesser hervor, ging in das Nebengemach und schnitt dort aus der Zimmerthür drei Späne, welche er sorgfältig auf den Damast legte, womit der Körper verhüllt war.

Dann verließ er mit dem kleinen Kellner das Zimmer, warf aber an der Thür noch einen Blick rückwärts und sprach:

„Jetzt wüßte ich mir nichts Grauenhafteres zu denken, als wenn die leblose Puppe unter ihrer Hülle auf einmal zu zucken anfinge und sich langsam aufrichtete.“

Bei dieser Bemerkung schauderte Windspiel sichtbar zusammen, und ohne daran zu denken, dem Anderen den Vortritt zu lassen, kletterte er mit komischer Behendigkeit über die Fensterbrüstung auf die erste Sprosse der Leiter, während er sagte:

„Ach, Herr Don Larioz, lassen Sie um des Himmels willen Ihre grausamen Reden! So etwas bewegt und plagt mich entsetzlich! Obgleich ich weiß, daß es nur eine Puppe ist, so bliebe ich doch um nichts in der Welt in dieser Stube allein; ja, ich werde in meiner Kammer kein Auge zuthun können, sondern immer hinabblicken nach dem Fenster in der grauseligen Erwartung, die da lasse sich mit ihrem rothen Tuche sehen und winke mir drohend hinauf. O, mein Gott! ich will nie mehr auf Abenteuer ausgehen.“

Er rutschte förmlich die Leiter hinab und war schon lange unten, ehe ihm Don Larioz folgte.

Es war spät geworden und rings umher Alles still. Die Beiden verließen den jetzt ganz dunklen Raum zwischen den Häusern, und als Windspiel an der Thür des Reibsteins seinen Hut abzog, um ehrerbietig eine gute Nacht zu wünschen, blieb der Spanier noch einen Augenblick vor ihm stehen, schlug die Arme über einander und sagte:

„Wissen Sie auch wohl, lieber Freund, daß an dem heutigen Abend doch irgend etwas fast auf den Tod verwundet worden ist?“

„Nein, das weiß ich nicht!“ rief erschrocken der kleine Kellner. „Um Gottes willen! wer war es, der einen Todesstoß erhalten?“

„Mein Glaube an die Menschheit,“ entgegnete ernst Don Larioz. „Sie ist es im Allgemeinen nicht werth, daß man für sie kämpft und duldet. Ich fange an zu glauben, daß die Drachen der Heuchelei, der Lüge, des Hasses, der Verleumdung in unserem Zeitalter ein noth-

wendiges Uebel ſind, um die Schlechtgeſinnten mit eben den Waffen zu peinigen, mit denen ſie ihre Nebenmenſchen verwunden; es will mich faſt bedünken, es ſei ein undankbares Werk, gegen dieſe Drachen zu ſtreiten und ſie nicht ruhig ihre Opfer wählen zu laſſen. Aber was ich nie gedacht, fühle ich jetzt — es muß ein ſüßes Gefühl ſein um befriedigte Rache."

Damit ging er die dunkle Straße hinab, nicht ſo aufrechten Hauptes wie gewöhnlich, vielmehr trug er den Körper etwas gebeugt, wie zuſammengedrückt von der Laſt ſchwerer Gedanken.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Ein unterbrochenes Opferfest.

An jenem Tage, an welchem zugleich mit Baron Fremont und Herrn von Tondern der Rechtsconsulent Doktor Plager das Palais des Grafen Helfenberg verließ, hatte der Advokat mit Hülfe seiner scharfen Ohren wohl die Aeußerung Fremonts vernommen, daß der polnische Graf Czrabowski einer der niederträchtigsten Schufte sei, die ungehenkt umherlaufen. Daß es ihm höchst unangenehm war, solches über einen Mann zu hören, der nächstens mit seiner Familie in enge Verbindung treten sollte, ist leicht begreiflich. Wenn er auch bei sich überlegte, daß der Baron in einem gereizten Zustande war und man daher dessen Worte nicht so genau nehmen dürfe, so wurde doch ein schlummernder Argwohn gegen den Grafen unwillkürlich in seiner Brust geweckt. Und als ein Mann, dessen Geschäft es war, Thatsachen mit Hülfe von Worten, Blicken, ja, selbst von Winken zu einem erfreulichen oder unerfreulichen Ganzen zusammen zu stellen, konnte er auch in diesem Falle von der eben genannten Gewohnheit nicht lassen und flickte sich aus manchem, was ihm an seinem künftigen Schwager im Laufe der Zeit mißfallen, ein Gewand zusammen, mit dem man wohl Jemand bekleiden konnte, dessen Thun und Treiben zu Aeußerungen, wie die des Herrn Baron von Fremont, berech-

tigten. Sein alter Argwohn, der siegreich niedergekämpft worden war durch die Reden seiner Frau, der Madame Weibel, nicht zu vergessen des Vertrauens, welches der sonst so vorsichtige Schwager Banquier dem Polen bewies, vor Allem aber durch die Zuversichtlichkeit Clementinens, mit der sie überzeugt war, durch Vereinigung mit diesem edlen Charakter glücklich zu werden, fing jetzt wieder an, hohnlachend sein verzerrtes Haupt zu erheben und ihm zuzuflüstern: Die Sache ist faul, faul, sehr faul!

Auf dem ganzen Wege nach Hause beschäftigten ihn diese Gedanken, und als er die Treppen seiner Wohnung langsam hinaufstieg und, droben angekommen, aus dem Zimmer seiner Frau den Gesang Clementinens vernahm, welcher der Welt verkündigte, daß glücklich allein sei die Seele, die liebt, hätte ein wehmüthiges Gefühl sein Herz beschleichen können, wenn er nicht gleich darauf die harte Stimme der Schwiegermutter vernommen hätte, welche zur fröhlich Singenden sagte:

„Höre auf, Clementine, er kommt; wenn er dich so guter Laune hört, so wird er nothwendig etwas Unangenehmes für dich haben müssen, um den Uebermuth, wie er es nennt, zu dämpfen. Mag der Himmel wissen, warum es diesem Mann unmöglich ist, unserer Familie etwas Gutes zu wünschen."

Wir setzen den Fall, der Rechtsconsulent hätte wirklich unter dem Einflusse seiner eben erwähnten Gedanken einige Worte über den Grafen Czrabowski fallen lassen, so würde er dieses sicher in angenehmer, weicher, mitfühlender Art gethan haben, kaum als eine leichte Warnung, eher noch als eine sorgliche Frage, — ob denn Clementine auch in der That hoffe, mit ihrem Erwählten glücklich zu werden? Ja, er war unerklärlicherweise zur Wehmuth geneigt, die Kammern seines Herzens standen weit offen, harrend eines freundlichen Wortes, das von ihm mit Rath und That vergolten worden wäre. Aber nun bei der scharfen Aeußerung der geliebten Schwiegermutter, einer Aeußerung, die für ihn berechnet war und wovon er keine Sylbe

verlor, klappten dieſe geöffneten Kammern ſeines Herzens heftig zu, ſeine Gefühle verwandelten ſich in Haß und Groll, er tauchte mit dem Kopfe in die ſchützende Halsbinde hinab und erſchien vor der Familie mit einem majeſtätiſchen Stirnrunzeln.

Zu gleicher Zeit trat auch Babette mit einem Briefchen an Fräulein Clementine Weibel, das ſo eben außen abgegeben worden war, in das Zimmer. Von wem dieſer Brief kam, ſah man deutlich an dem Farbenwechſel auf dem Geſichte der jungen Verlobten. Was in demſelben ſtand, würde unfehlbar für den Herrn des Hauſes Geheimniß geblieben ſein, wenn er nicht, dies voraus wiſſend, auf ſeine Art manövrirt hätte, da es ihm begreiflich nicht unintereſſant war, zu wiſſen, was der edle Graf ſchrieb.

Nachdem er alſo gefragt, ob vielleicht Jemand da geweſen ſei, der ihn zu ſprechen verlangt, ſagte er zu Clementinen: „Ich komme eigentlich, dir zu ſagen, daß ich einen Gang zu Czrabowski thun muß, und wollte mich nur bei dir erkundigen, ob du nicht irgend einen Auftrag an ihn habeſt.“

Clementine hatte den Brief geleſen, ließ ihn darauf mit der Hand, die ihn hielt, in den Schooß ſinken und blickte nachſinnend zum Fenſter hinaus. Sie hatte wohl die Frage ihres Schwagers verſtanden, aber es dauerte eine kleine Weile, ehe ſie eine Antwort gab, und auch dann nur indirekt, denn ſie wandte ſich an ihre Mutter und ſagte ihr: „Stanislaus ſchreibt mir ſo eben, daß er auf zwei Tage verreiſt.“

Madame Weibel blickte erſtaunt in die Höhe; da ſie aber bemerkte, daß ihr Schwiegerſohn ebenfalls ein verändertes Geſicht zeigte, ſo änderte ſie augenblicklich den Ausdruck des ihrigen und ſprach lächelnd: „Er wird ſeine Gründe haben; laß' mich doch ſehen, was er ſchreibt.“

„Da, meine Mama,“ verſetzte das junge Mädchen und reichte den Brief hinüber.

Madame Weibel durchlas denſelben, auf ihrem Geſichte zeigte

Seit jenem Abend auf ſeinem Zimmer hatte mich der Buchhalter lebhaft protegirt, gab mir alle möglichen Anleitungen und Erleichterungen beim Buchführen, nahm mich ſogar eines Tags auf die Wiegkammer und zeigte mir, wie die Seidenſtücke zuſammengelegt wurden. Auch gegen ſeine ewige Zielſcheibe die Ladenjungfer war er auffallend freundlich geworden und wirklich ſchienen die Beiden, wie der Herr Specht an jenem Abend geſagt: „im Glauben vereint des Tages Laſt und Mühen freundlich und gemeinſchaftlich zu tragen“ — ich fand damals nichts Arges hierin.

Mich ging das ja auch weiter nichts an und ich bekümmerte mich nicht darum. Auch in das Zimmer des Buchhalters ging ich nur auf ſeine Einladung und bekam da oftmals einen guten Punſch zu trinken. Doch nahm er ſich auch meines inneren Menſchen eifriger als je an und füllte meinen Kopf ſo mit myſtiſchen Redensarten, machte mir ſolche Angſt vor dem Böſen, das in uns beſchäftigt ſei Seele und Leib zu verderben, daß ich eifrig ſeine Mittel dagegen benutzte. Dieſe beſtanden in eifrigem Leſen ſonderbarer Bücher, die er mir mittheilte, und beſtändigem Gebet und mit wiederholtem Auswendiglernen von Liedern aus dem Geſangbuch, die er mir förmlich aufgab.

Dieſe Uebungen an und für ſich wären nun nicht ſo übel geweſen, doch lag etwas in denſelben, welches die

ſich ein freundliches Schmunzeln, und ſie ſagte mit Salbung, nicht ohne einen Seitenblick auf den Rechtsconſulenten zu werfen: „Ein nobler Mann, ein gefühlvoller Mann; es muß ihm gut gehen auf Erden, denn er ächtet und verehrt die Mitglieder ſeiner Familie.“

„Herr Graf Czrabowski iſt alſo verreist?“ erlaubte ſich der Hausherr zu fragen. „So nützt es demnach nichts, wenn ich gehe, ihn aufzuſuchen.“

„Es wäre in der That überflüſſig,“ erwiderte Madame Weibel mit erhobener Naſe. „Du lieber Gott, mein Herr Schwiegerſohn, Sie hätten früher ſo häufig Gelegenheit gehabt, Ihre Beſuche zu machen, und dachten nicht daran. Der gute Graf wird ſich ſchon daran gewöhnt haben, von Ihnen als Bagatelle behandelt zu werden, oder wird das, was noch wahrſcheinlicher iſt, nicht einmal bemerken.“

„Auf Ihre freundliche Rede,“ ſprach lächelnd der Rechtsconſulent, „werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß ich den ſehr edlen Grafen von Czrabowski nie en bagatelle behandelt; ich habe nicht mein Mißtrauen verhehlt, ſo lange ich ſolches für gerechtfertigt hielt, und bin ihm freundlich entgegen gekommen, ſobald ſich — die Familie für ihn entſchieden.“

„Die Familie,“ wiederholte achſelzuckend Clementine.

„Ich habe nicht geſagt, die Familie,“ gab der Hausherr zur Antwort, ſondern ich ſagte die Familie. Aber laßt uns nicht über Worte ſtreiten. Alſo ich kann meinen Beſuch beim künftigen Herrn Schwager ſparen?“

„Vollkommen,“ meinte würdevoll die Schwiegermutter. „Die Familie erläßt Ihnen das; und Graf Stanislaus wird auch nicht untröſtlich darüber ſein, daß wir Sie zurückgehalten. — Er iſt doch ein feiner, gebildeter Mann, Czrabowski, voll Aufmerkſamkeiten gegen uns alle; wenn du auch nicht Frau Gräfin würdeſt, Clementine, ſo müßteſt doch du und wir alle durch dieſe Verbindung glücklich werden und den Glanz empfangen, welcher der Familie Weibel eigentlich zukommt.“

Jetzt hielt es der Rechtsconſulent für angemeſſen, an ſeinen Rückzug zu denken, weßhalb er ſich in ſein Zimmer begab, worauf alsbald die Damen den Brief des edlen Grafen einer ziemlich genauen Beſprechung unterwarfen.

Stanislaus ſchrieb an Clementine:

„Geliebtes Mädchen! Mein Onkel, Graf Wladimir Czrabowski, will uns bei unſerer Vermählung durch ſeine Gegenwart erfreuen. Er reist zu dieſem Zwecke den weiten Weg von Warſchau hieher, weßhalb ich nicht weniger thun kann, als ihm eine Tagereiſe entgegen zu fahren.

„Es iſt eine Pflicht der Dankbarkeit, von der ich dich hätte mündlich in Kenntniß ſetzen ſollen; aber ich fürchtete deine ſüßen Augen, deine verlockenden Worte.

„Verzeihe mir, Geliebte; nebenbei habe ich noch immer etwas überflüſſige Romantik an mir, und habe es mir ſo reizend ausgemalt, dich ein paar Tage nicht zu ſehen, um dann mit einem Male zu jener ſeligſten Stunde meines Lebens vor dir zu erſcheinen und mein Glück in Empfang zu nehmen.

„Fünf Schläge der Uhr darfſt du an jenem Morgen zählen, beim ſechsten wird an deine Bruſt ſinken

Dein Stanislaus.“

Madame Weibel fand dieſe kleine Trennung von ein paar Tagen reizend, Clementine verſicherte, ſie wiſſe nichts Poetiſcheres, als daß er mit dem ſechsten Schlage der Uhr an ihr Herz ſinken werde. Die Rechtsconſulentin allein ſchien mit ihrer hausbackenen Natur nicht vollkommen befähigt zu ſein, die ganze ungeheure Romantik in dem Schreiben des ſehr edlen Grafen von Czrabowski zu erfaſſen; ja, ſie erhob ſich gedankenvoll von ihrem Stuhle, ging in das Zimmer ihres Mannes, that, als wenn ſie dort etwas zu ſuchen hätte, und fragte nur ſo nebenbei und in gleichgültigem Tone: „Wenn er verreist iſt, gehſt du wohl nicht in ſeine Wohnung?“

Doktor Plager rieb ſich ein paar Sekunden lang die Stirn mit

der Hand und verſetzte alsdann: „Ich werde doch vielleicht nach ſeiner Wohnung gehen, um zu erfahren, wann er abgereist iſt. Es könnte ja ſein,“ ſetzte er mit Betonung hinzu, „daß er irgend einen Auftrag an uns zurückgelaſſen hätte.“

Die Rechtsconſulentin blickte ihren Mann an, doch war auf deſſen Geſichte nicht ſonderlich viel zu leſen, er hatte den Mund geſpitzt, als pfeife er irgend eine Melodie und ließ dabei die Augenlider niederfallen, wie wenn er ſeine Gedanken von den Eindrücken der Umgebung frei erhalten wollte.

„Dieſer Graf von Czrabowski,“ ſagte er, als er ſeinen Hut nahm, um wegzugehen, „iſt, wie mich deine Mutter unzählige Male verſichert hat, einer der ehrenhafteſten Charaktere, die in der Welt zu finden ſind, und wenn er etwas thut, was wir anderen, minder hoch begabten Menſchen augenblicklich nicht zu deuten verſtehen, ſo hat er gewiß ſeine guten Gründe dafür, die wir auf alle Fälle achten müſſen.“

„Das iſt recht gut geſagt,“ meinte etwas pikirt Madame Plager; „aber du denkſt anders, das ſehe ich dir an.“

„Und wenn dem ſo wäre?“ verſetzte der Rechtsconſulent. „Bin ich nicht leider ſeit langer Zeit in dieſem Hauſe gezwungen, meine Gedanken zu verheimlichen, als ob jeder derſelben ein Verbrechen wäre? Dieſen Kriegszuſtand verdanke ich deiner Mutter.“

Madame Plager ſeufzte gelinde auf, und ob es nun nur die Neugierde war, die Gedanken ihres Mannes in Bezug auf ihren künftigen Schwager zu erfahren, oder ob wirklich die vernünftige Idee bei ihr zum Durchbruch kam, ihre Mutter dominire etwas zu viel und miſche ſich in Angelegenheiten, die ſie eigentlich nichts angehen — genug, die Rechtsconſulentin fuhr mit ſanfter Stimme fort: „Du haſt darin nicht unrecht, aber ich, als deine Frau, könnte doch eigentlich verlangen, deine wahren Gedanken in wichtigen Dingen zu erfahren.“

„Du, als meine Frau?“ rief faſt erſtaunt der Hausherr. „Aller-

dings, wenn du das sein wolltest, hättest du nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, nach meinen innersten Gedanken und geheimsten Wünschen zu forschen. Aber, liebe Emilie, bis jetzt hast du noch keine Neigung gezeigt, dich auf jene Stufe zu erheben, die du eigentlich im Hause einnehmen solltest; du warst bisher nicht die Gebieterin desselben, du stelltest weniger die Frau deines Mannes vor, als die Tochter deiner Mutter; du gabst die Herrschaft aus deinen Händen, du ließest dieselbe listiger Weise mir entwinden, um deiner geliebten Mutter ein schweres Scepter in die harte Faust zu drücken, mit welchem sie sich das kindliche Vergnügen macht, Jedem von uns auf den Kopf zu schlagen, der sich erlaubt, die Nase etwas selbstständig zu erheben. O, das ist unerträglich, Emilie, und führt zu bösen Händeln."

Obgleich Madame Plager eifrig an ihrer Schublade zu kramen schien, hatte sie doch aufmerksam den Reden ihres Mannes gelauscht; man bemerkte das an ihrem freilich kaum sichtbaren Kopfnicken, sowie an einem beistimmenden Blicke, den sie zuweilen seitwärts empor sandte; ja, sie entfernte sich jetzt von ihrer Commode, nicht um das Zimmer zu verlassen, vielmehr um die Thür desselben in Betracht der Nachbarschaft zu schließen.

„Es ist wahr, viel könnte anders sein," sagte sie alsdann.

„O, viel, sehr viel, außerordentlich viel!" gab der Hausherr in stiller Freude zur Antwort. „Bei uns allen könnte Manches anders sein; nicht nur bei dir, sondern auch bei mir, — gewiß, bei mir nicht minder. Die Aufgeregtheit, mit welcher ich manche Sachen zu beurtheilen pflege, würde weniger hervortreten, und sich nicht so scharf äußern, wenn ich nicht zum Voraus wüßte, daß in euren Augen das Unrecht stets auf meiner Seite ist und daß alles, was ich rechtmäßiger Weise auszusetzen habe, von euch aus Grundsatz nicht anerkannt wird. — Du hast gute Eigenschaften, liebe Emilie," setzte er mit weicher Stimme hinzu, „vortreffliche Eigenschaften; aber statt auf meine wohlgemeinten Rathschläge und Ermahnungen zu hören, lässest

du dir von deiner Mutter in den Kopf ſetzen, du ſeieſt, wie alle Mitglieder deiner Familie, von einer rührenden Vollkommenheit, und alles, was ich mir erlaube dir zu ſagen, geſchehe nicht in der Abſicht, Dies oder Das in unſerm Haushalte zu beſſern, ſondern nur, um dir das Leben durch Vorwürfe und Plackereien unerträglich zu machen. Wir haben alle unſere Schwächen, meine liebe Emilie, aber ich kann dich verſichern, daß ich es in jeder Beziehung mit dir und den Kindern redlich und gut meine."

„Ach, wenn ich das gewiß wüßte! wenn ich daran glauben könnte!" ſprach Madame Plager mit leiſer Stimme, wobei ſie ihrem Manne die rechte Hand ließ, die dieſer ergriffen hatte und freundlich zwiſchen ſeinen Fingern drückte.

„Den Glauben hatteſt du, aber du haſt ihn gewaltſam unterdrückt," erwiderte der Rechtsconſulent. „Warum ſollteſt du auch den Glauben nicht haben, da du aus meinen Handlungen ſehen mußt, wie gut ich es mit dir und den Kindern meine? Aber dein Vertrauen zu mir ſtand auf ſchwachen Füßen, es war untergraben worden durch die freundſchaftlichen Worte deiner lieben Mutter, welche dir einredete, du habeſt in allen Dingen Recht, und daher kamſt du auch nicht zu einer Erkenntniß deiner Fehler. Es ſind überhaupt zu wenige Menſchen dazu geneigt, ihre Mängel einzuſehen, und wenn man ſie noch darin beſtärkt, ſie hätten wirklich keine, ſo nehmen ſie das aufs bereitwilligſte auf, und wo die Selbſterkenntniß fehlt, da iſt auch eine Aenderung ganz unmöglich." —

„Emilie!" hörte man aus dem Nebenzimmer die laute Stimme der Madame Weibel und die gehorſame Tochter wollte augenblicklich von ihrem Manne fortſpringen, zu welchem Ende ſie die hervorgeſuchten Chemiſetten, Aermel und dergleichen ſo ſchnell und unordentlich wie möglich in die Schublade hineinſtopfte. Der Rechtsconſulent aber hielt ſie ſanft zurück, indem er ſagte:

„Beginne jetzt, das deinem Manne zu ſein, was du ihm ſein ſollſt; räume deine Sachen gehörig auf; ich will deiner Mutter ſagen,

wo du biſt.“ Damit öffnete er die Thür, und da der Ruf der Madame Weibel zum zweiten und dritten Male immer ſchriller erſcholl, rief er durch den Salon hinüber: „Emilie iſt bei mir, ihrem Manne, ſie hat etwas hier zu thun und wird zu Ihnen kommen, ſobald ſie fertig iſt.“

„Sie iſt bei ihm!“ vernahm man die Stimme der Schwiegermutter mit einem eigenthümlichen Lachen. „O Gott! Clementine, hörſt du es? ſie iſt bei ihm — das glückliche Weib! Hahaha! das iſt wirklich ungeheuer komiſch.“

„Ja, bei mir,“ antwortete der Hausherr mit lauter Stimme. Und es wäre wahrſcheinlich wieder eines der gewöhnlichen Wortgepläukel entſtanden, wenn Madame Plager ihren Mann nicht ſanft zurückgezogen, alsdann die Thür geſchloſſen und mit weicher Stimme geſagt hätte:

„Ja, ich bin bei dir, und bleibe auch da, ſo lange du es wünſcheſt. Deßhalb laß das Andere gut ſein, ich verſichere dich, daß ich unendlich froh wäre, wenn die Streitigkeiten einmal aufhören wollten.“

„Für dieſes Wort danke ich dir!“ verſetzte der Rechtsconſulent mit wirklicher Rührung. — Es war das ſeit Jahren nicht mehr vorgekommen, daß ſeine Frau der Mutter gegenüber auf ſeine Seite trat; er fühlte wie die Erbitterung, die ſein Herz umlagerte, ſo oft er ſich dem Hauſe näherte, plötzlich aufthaute, und wenn er den in der That jetzt guten Blick ſeiner Frau betrachtete, ſo war es ihm, als verheiße derſelbe noch eine Reihe von ſchönen und glücklichen Tagen.

„O, wenn es möglich wäre,“ ſagte er, „daß dieſe Streitigkeiten in unſerem Hauſe wirklich ihr Ende erreichten! Und warum ſoll ich nicht darauf hoffen, da du ſo freundliche Geſinnungen zeigſt, und da ja vielleicht deine Mutter, der ich übrigens alles Gute wünſche, geneigt iſt, unſer Haus mit dem der künftigen Gräfin Czrabowski zu vertauſchen?“

„Dazu gebe der Himmel ſeinen Segen!“ erwiderte die Frau mit einem leichten Seufzer. „Verlaß dich darauf, ich will das Meinige thun, damit ich wieder Ruhe und Frieden bekomme. Was das An-

dere anbelangt, ſo thu mir den Gefallen und geh in ſeine Wohnung; ich weiß nicht, ich habe ſo meine eigenen Ahnungen, und es iſt mir immer, als ſollte aus der Heirath doch nichts werden."

„Das wäre entſetzlich!" meinte der Rechtsconſulent, dem bei dieſer Vermuthung ſeiner Frau das glänzende Luftſchloß zuſammenſank, das er ſich bei dem Gedanken an die Entfernung ſeiner Schwiegermutter aufgebaut.

„Das wäre entſetzlich!" wiederholte er mit um ſo ſchmerzlicheren Empfindungen, da er, den künftigen Schwager betreffend, Aehnliches ſchon gedacht hatte und da ihm jetzt wieder die Aeußerung Baron Fremonts einfiel. „Aber ſage mir um Gottes willen," fuhr er nach einer Pauſe fort, „wenn dir der Charakter des Herrn Grafen nicht ganz richtig vorkam, warum haſt du denn früher deiner Mutter oder Clementinen gegenüber nie etwas darüber fallen laſſen? Da wäre vor einiger Zeit noch Manches gut zu machen geweſen, während man jetzt der Sache ihren Lauf laſſen muß."

„Das iſt ein Punkt," entgegnete Madame Plager, „über welchen es unmöglich iſt, mit einer der Beiden unumwunden zu ſprechen. Clementine verlangt zu ſehr darnach, ſelbſtſtändig zu werden, wie ſie es nennt, als daß es möglich wäre, Vernunftgründe bei ihr geltend zu machen, und was die Mutter anbelangt, ſo weißt du, wie ſüß ihr der Gedanke iſt, durch die Verbindung mit einem vornehmen Herrn den Glanz des Familiennamens zu erhöhen."

„Wäre denn Clementine nicht auch durch den guten Schilder ſelbſtſtändig geworden, ja, ſelbſtſtändiger, als ſie es dort vielleicht wird? Schilder hätte ſich ein Vergnügen, eine Ehre daraus gemacht, in unſere Familie aufgenommen zu werden, während der Herr Graf der Anſicht ſein wird, und in gewiſſer Beziehung vielleicht nicht mit Unrecht, er hebe Clementinen zu ſich empor. — Ich fürchte, ich fürchte, Emilie, da ſind noch andere Gründe, welche Clementine neben ihrer ungeheuren Liebe Alles daran ſetzen laſſen, daß jene Heirath zu Stande kommt."

Madame Plager ſchlug eine Sekunde die Augen nieder, ſie zuckte leicht mit den Achſeln, ehe ſie erwiderte: „Geh in ſeine Wohnung, thu mir die Liebe und erkundige dich ſo genau wie möglich nach ihm.“

„Dir zu Liebe auf alle Fälle, meine gute Emilie,“ verſetzte der Hausherr freudig bewegt, indem er einen Arm um ſeine Frau legte und ſie freundlich an ſich zog. — „O du mein Gott!“ fuhr er herzlich fort, „auf ein angenehmes Wort von dir, welches ich ſo lange entbehrt, würde ich ja Alles thun. Ach, das wäre erſchrecklich, wenn dieſe Heirath nicht zu Stande käme!“

Nach dieſen Worten nahm er ſeinen Hut, um ſich nach der Wohnung des Herrn Grafen Czrabowski zu begeben. Als er durch den Salon ſchritt, hörte er die Schwiegermutter im Nebenzimmer ſagen: „Herzlos wie immer und fortwährend gegen unſere Familie intriguirend.“

Worauf Clementine verſetzte: „Ja, Mama, herzlos und voller Intriguen.“

Der Rechtsconſulent ging in der That zur Wohnung ſeines zukünftigen Schwagers; er fand die Thür derſelben offen ſtehen und eine alte Frau im Begriff, das beſcheidene Zimmer mit dem Beſen zu reinigen. Auf ſeine Frage nach dem Bewohner gab ſie zur Antwort, ſie wiſſe es nicht anders, als daß der Herr Graf auf ein paar Tage verreist ſei. Der Doktor begab ſich hierauf zu ſeinem Schwager, dem Banquier Springer, der nicht viel wußte, aber, als vorſichtiger Geſchäftsmann ſchon eher zum Argwohn geneigt, ein verlängertes Geſicht zeigte, als ihm der Advokat von der plötzlichen Abreiſe ſprach und dabei einige düſtere Vermuthungen nicht unterdrücken konnte.

„Das wäre der Teufel!“ ſagte der Mann des Geldes, indem er in ſeinem geheimen Buche das Conto Czrabowski's aufſchlug, deſſen Soll ein ſehr ſtarkes Uebergewicht zeigte. „Was iſt da zu machen?“

„Vorderhand ruhig abwarten,“ erwiderte der Advokat, „was uns der übernächſte Tag bringen wird. Jetzt ſchon Schritte zu thun, die Aufſehen erregen könnten, das würde die Sache noch ſchlimmer machen.“

„Aber Alles iſt zur Hochzeit vorbereitet; deine Einladung zum Dejeuner nach der Trauung ſchon gemacht.“

„Auf Verlangen der Schwiegermutter; ich habe daran nichts ändern können.“

„Der Teufel, das gäbe einen unangenehmen Scandal!“ bemerkte der Banquier auf und ab gehend. „Man ſollte wahrhaftig gegen Clementine ein Wort fallen laſſen.“

„Wenn du das wagen willſt, thu es, ich habe zu neuen Scenen keine Luſt.“

„Ich will mit meiner Frau darüber ſprechen.“

„Und ich mit der meinigen. — Auf Wiederſehen!“

Beide thaten alſo, und ſowohl die Frau Doktor Plager als auch Madame Springer hielten es für das Beſte, gegen ihre Mutter und Clementine ſo zart wie möglich dieſer delikaten Angelegenheit zu erwähnen.

Madame Weibel aber erhob ihre Naſe darauf äußerſt drohend und ſah in den Worten ihrer beiden Töchter nichts als das ruchloſe, intriguante Treiben ihres Schwiegerſohnes, des Rechtsconſulenten Doktor Plager, wogegen Clementine einige Krämpfe affektirte und die Erklärung abgab, ihr etwas Derartiges zu wiederholen, ſei gerade ſo gut, als ihr ein Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen.

Dabei blieb es denn auch; doch lagerte über den Häuſern Springer und Plager etwas wie eine ſchwere Gewitterwolke; der Rechtsconſulent glaubte ferne Blitze zu ſehen, und daß ein dumpfer Donner nicht mangelte, dafür ſorgte die Schwiegermutter.

So kam denn der Morgen heran, an dem der edle Graf von Czrabowski beim ſechsten Schlage an das Herz ſeiner Auserwählten ſinken wollte, um ſie darauf zur Trauung zu führen. Vergeblich hatte ſich ſelbſt Madame Plager bemüht, die Einladungen zum Kirchgange und zum darauf folgenden Dejeuner auf die vertrauteſten Freunde des Hauſes zu beſchränken. — Madame Weibel hätte dagegen proteſtirt. „Wir brauchen uns nicht zu ſchämen,“ hatte ſie geſagt, „nicht dieſe

glänzende Verbindung meiner Tochter zu verbergen und unser Licht unter den Scheffel zu stellen; die Familie Weibel hat ein Recht, sich sehen zu lassen, und wird dieses Recht und den Glanz ihres Namens zu wahren wissen, wenn auch intrigante Persönlichkeiten sich bemühen, diesen wohlverdienten Glanz zu verdunkeln."

Und so erschien denn Madame Weibel geschmückt, wie man sie seit Jahren nicht mehr gesehen. Ein Kleid von schwerer brauner Seide umfloß ihre majestätische Gestalt, sie hatte eine Uhr mit Kette angelegt, verschiedene Armspangen aus den dunkeln Gefängnissen ihrer Etuis befreit, worin dieselben lange geschmachtet, und das Bild des seligen Weibel trug sie in ziemlicher Größe als Broche gefaßt vor dem Busen. Eine etwas kleine Haube, aber mit kolossalen farbigen Bändern saß wie hingeweht auf ihrem Hinterkopfe.

Daß sich Clementine in weißem, fleckenlosem Atlaß befand, verstand sich von selbst; auf dem Kopfe trug sie einen reichen Spitzenschleier, der durch den jungfräulichen Myrtenkranz zusammengehalten war. Aber sie sah sehr bleich aus, die arme Clementine, äußerst bleich; ihre Lippen zuckten zuweilen so ängstlich und auffallend, und wenn an diesem Morgen die Uhr schlug, so fuhr sie erschreckt zusammen.

Die Eingeladenen kamen pünktlich gegen neun Uhr, Verwandte, gute Bekannte und Freunde des Hauses. Da war schon früher erschienen die blasse Kaufmanns-Wittwe von gegenüber; sie hatte als Frau, welche den schönsten Theil dieses armen Erdenlebens schon praktisch durchgemacht, in das Ankleidezimmer kommen dürfen und dort der Braut flüsternd einige vortreffliche Rathschläge ertheilt. Da betrat die dürre Justizräthin mit feierlichem Gesichte und einem steifen Knix den Salon; sie war heute nicht so ganz anzusehen wie das Sinnbild der Gerechtigkeit; um ihren Mund erblickte man einige freundliche Falten, und nur zuweilen schoß ein scharfer Blitz aus ihren Augen; sie sah etwas leidend aus, denn sie hatte zu Hause eine kleine Scene gehabt mit ihren drei sehr heirathsfähigen Töchtern, welche sie mit einigen schrecklichen Warums gequält hatten. Warum bekommt die

Phantaſie reizte und im Innerſten des Herzens Bilder wiederſpiegeln ließ, von denen ich früher keine Ahnung hatte. Seine Vorträge, die er mir öfters hielt, waren glatt und wie verhängt mit dunklen Reden, ſo daß der Sinn in dieſem ungewiſſen Umherſtreifen gerne einen Schimmer erfaßte, den er zuweilen hineinfallen ließ.

„Man kann nichts lieben," ſagte er, „von dem man ſich keinen Begriff machen kann, ich liebe Gott, ich liebe die Kirche, doch trage ich dieſe Neigung auf ein Bild über, das ich in meines Herzens Innerſtem aufſtelle — was iſt Gott? — Gott iſt Alles um uns her — iſt aber unſer Begriffs-Vermögen groß genug, um Alles um uns her mit der glühenden Liebe zu erfaſſen, die wir unſerm Schöpfer ſchuldig ſind? nein, und-ebendeshalb iſt es uns erlaubt, unſere Andacht vor einem Bilde zu begehen, das wir uns gläubig entwerfen, indem wir doch nur das Höchſte lieben. Der ſchwache Menſch," fuhr er fort, „iſt nun einmal bloß im Stande, ſein beſtes Gefühl nur dem zuzuwenden, was er begreifen kann und er begreift nur das, was er ſieht."

So ungefähr ſprach der Buchhalter mit mir und warf meine Begriffe fürchterlich durcheinander; daß man nur etwas Körperlichem zugethan ſein könne, das begriff ich vollkommen, konnte aber keine Vereinigung finden zwiſchen der Liebe, die man zu Gott haben ſoll und zwiſchen der Liebe zu einem Bilde, das ich in mir auf-

Clementine Weibel ſo bald einen Mann? Warum ſogar einen Grafen? Warum iſt noch Keine von uns verheirathet? Warum haben wir noch nicht einmal hoffnungsvolle Verhältniſſe? Der Sprößling des Juſtizrathes, ein zarter Gymnaſiaſt, hatte die Schweſtern zu tröſten geſucht, indem er ſehr unpaſſend recitirte:

„Fragt die Luft, warum ſie ſäuſelt."

Ferner erſchien auch die Regierungsräthin mit dem lauten Organ, welche ſchon draußen beim Ablegen ihres Shawls ihre ungeheure Freude über das glückliche Ereigniß gegen Babette laut werden ließ, die ihrem neuen Kleide und den vielen in Ausſicht ſtehenden Trinkgeldern zu Liebe jetzt ſchon Thränen der Rührung weinte.

Auch Wagen rollten vor das Haus, der Arzt der Familie mit ſeiner beſſeren Hälfte, Banquier Springer mit Frau, nicht zu vergeſſen den guten Schilder. Ja, auch Schilder kam, um der Braut mit zierlichen Worten zu ſagen, wie es ihn in gewiſſer Beziehung freue, daß ein beſſerer Mann das erreicht, wonach er ſelbſt einſtens getrachtet.

Madame Weibel, deren Rührigkeit wir bereits aus den früheren Kapiteln zur Genüge kennen gelernt haben, hatte es heute bei der Verheirathung ihrer jüngſten Tochter für paſſend erachtet, die alte Frau darzuſtellen, das Familien-Oberhaupt, welches fühlt, daß nun ſeine Zeit gekommen iſt, um endlich von den langjährigen Sorgen und Arbeiten auszuruhen. Sie ſaß in ihrem Lehnſeſſel, aus dem ſie ſich nur etwas erhob bei der Gratulation der älteren Damen, in welchem ſie aber ihr Aufſtehen nur eben andeutete, wenn ihr Einer aus der jüngeren Generation ſein Compliment machte.

Clementine hielt ſich neben ihrer Mutter; ſie hatte die Hand auf die Rücklehne des Stuhles gelegt, und nahm die Glückwünſche freundlich entgegen; ſie lächelte, aber ihr Lächeln hatte etwas Eigenthümliches etwas Erſchreckendes. Dabei athmete ſie tief und ſchwer, und wenn draußen ein Wagen rollte, ſo zuckte ſie mit dem Kopfe, ohne umzublicken.

Nahe bei ihr in einer Vertiefung des Fenſters befand ſich Madame Plager und ſchien in großer Aufregung zu ſein. Ein paar Mal ſchon hatte ſie ſich an ihre Schweſter gewandt und ihr geſagt: „Ermüde dich nicht ſo ſehr, Clementine, du ſiehſt etwas blaß und angegriffen aus. Es wird dir Niemand übel nehmen, wenn du dich jetzt, nachdem du Alle begrüßt, bis zur Kirchfahrt auf dein Zimmer zurückziehſt. Was meinſt du, Mutter?“

„An einem ſolchen Tage muß man ſich ſchon etwas gefallen laſſen,“ hatte Madame Weibel mit ſtrenger Miene entſchieden.

Es war ein Viertel vor zehn Uhr.

Und Clementine blieb alſo neben dem Seſſel ihrer Mutter ſtehen; ſie hielt mit der Hand krampfhaft die Lehne deſſelben, ſie fuhr fort, eigenthümlich zu lächeln und ſchwer und tief zu athmen.

Begreiflicherweiſe war bis jetzt noch keine Frage nach dem Bräutigam laut geworden; man kann ſich denken, daß ſo ein Mann in einer Stunde, wie die gegenwärtige, viel zu thun und zu beſorgen hat. Er wird gleich nach neun Uhr kommen, dachten die jüngeren Damen. Wenn er nur vor zehn Uhr kommt! meinten die älteren.

Aber der Zeiger der Uhr ging unaufhaltſam vorwärts und warf eine Minute nach der anderen hinter ſich in die Vergangenheit. Wer am meiſten dieſes Zifferblatt zu Rathe zog, war unſtreitig der Hausherr Doktor Plager. Wenn es ihn auch nicht eine Sekunde lang ruhig auf einer Stelle ließ, ſo wandte er doch beſtändig den Kopf nach der Uhr, ſelbſt wenn er eine Frage beantwortete, ſelbſt wenn er Jemand händereibend verſicherte, er als älterer Herr freue ſich ungeheuer auf ein gutes Frühſtück nach vollbrachter Trauung. Doch bemerkte man von dieſer Freude durchaus nichts in ſeinen Geſichtszügen, vielmehr hatten ſeine Augen etwas unheimlich Stieres, ſeine Naſe ſchien ſpitzer als gewöhnlich, und daß ſeine Unterlippe ſchlaff herabhing, daran war kein Zweifel.

„Gleich iſt es zehn Uhr,“ ſagte die blaſſe Kaufmannswittwe mit einem ſüßen Geſichte zur Regierungsräthin; „ich bin begierig, ob der

Graf Czrabowski mit allen ſeinen Orden kommt — er ſoll ſehr viele haben."

So war der Name genannt, den Niemand bis jetzt auszuſprechen gewagt, und die Regierungsräthin warf einen ſonderbaren Blick auf die Juſtizräthin, welche ihre dürren Achſeln emporzog und flüſternd ſprach: „Es wäre Zeit, daß er überhaupt jetzt käme."

„Ja, es wäre Zeit," meinte auch eine ältliche Honoratioren-Tochter, die bis jetzt in ſchmerzlich ſüßen Träumereien verſunken dageſtanden, und ſie war es zuerſt, die in herzlichem Mitgefühl den furchtbaren Gedanken: „Wenn er gar nicht käme!" nicht nur faßte, ſondern auch gegen ihre Nachbarin leiſe ausſprach.

„Wenn er nicht käme!" das flog, in Worten ausgedrückt oder durch Mienen bezeichnet, wie ein Lauffeuer durch den Salon, drehte ein paar Dutzend Augen gegen das Zifferblatt und ließ einige Herren unvermerkt ihre Taſchenuhr hervorziehen.

„Wenn er nicht käme — entſetzlich — ſchauderhaft!" Alle Converſation ſchwieg mit einem Male vor dieſem furchtbaren Gedanken; man hörte nur leiſes Huſten und Räuſpern der Damen, einige Oh's und Hm's der Herren, dann legte ſich auch dieſes Geräuſch, und es flog ein ſtiller Engel durchs Zimmer.

Draußen ſchlug die Thurmuhr mit dumpfem Tone die zehnte Stunde, und die kleine Uhr im Salon that gellend die gleichen Schläge.

Ob Clementine Weibel die feſte Ueberzeugung hatte, mit dem ſechſten Schlage werde ihr Geliebter wirklich an ihr Herz ſinken, oder ob eine Ahnung furchtbaren Unglücks in ihrer Seele aufſtieg, wer kann das mit Beſtimmtheit ſagen? Ihr ſtarres, faſt lebloſes Auge ließ das Letztere vermuthen; man ſah an ihren bebenden Lippen, daß ſie die Schläge der Uhr nachzählte: Eins — zwei — drei — vier — fünf, und daß ſie dabei ihre Finger immer krampfhafter in die Lehne des Seſſels vergrub.

Da rollte ein Wagen durch die Straße herauf und hielt vor dem Hauſe.

Wie ein Zauberſchlag verwandelte dieſes Geräuſch den Ausdruck aller Geſichter. Manche wandten ſich nach den Fenſtern, um hinaus zu ſehen, Andere erklärten ihren Nachbarn oder Nachbarinnen, man könne das ungeheuer pünktlich nennen, Clementine that einen Athemzug, als wolle ſie ihre Bruſt zerſprengen, und der Rechtsconſulent warf einen fragenden Blick auf ſeine Frau.

Was hatte aber Madame Weibel während all der Zeit gethan? — Sie war ruhig und unbeweglich auf ihrem Seſſel ſitzen geblieben, die Naſe hoch erhoben, den Mund ein wenig eingeklemmt, auf ihren Zügen nicht zeigend, ob auch ihr felſenfeſter Glaube wankend geworden ſei.

Da öffnete ſich die Thür, und den erſtaunten Augen ſämmtlicher Anweſender zeigte ſich die lange Geſtalt des ehemaligen Schreibers des Advokaten.

Don Lariez hatte draußen den Mantel abgelegt, und als er ſo die Blicke Aller fragend und erſchreckt auf ſich gerichtet ſah, blieb er einen Moment unſchlüſſig an der Thür ſtehen. Das iſt eine härtere Aufgabe, dachte er bei ſich, als mit blinkender Waffe blutdürſtigen Löwen entgegen zu treten, die von grimmigen Feinden auf mich los gelaſſen werden. Aber ich habe mir gelobt, mein Geſchäft zu Ende zu bringen, und ich werde es thun.

Clementine war emporgefahren, als ſich die Thür geöffnet, hatte eine Sekunde den Eintretenden angeſtarrt und ſtürzte, als dieſer im Begriffe war, vorzutreten, mit lautem Aufſchrei ihrer Mutter an die Bruſt.

Alles drängte ſich mit Blicken des Erſtaunens und der Frage nach der Thür, den Anderen voraus aber der Rechtsconſulent, der dicht auf ſeinen ehemaligen Schreiber zutrat und kaum die Worte hervorzubringen vermochte: „Was treibt Sie in mein Haus? Wen ſuchen Sie hier?“

„Ich ſuche Niemand,“ entgegnete der Spanier, der ſeine ganze Ruhe wieder gefunden hatte, indem er ein Papier aus der Taſche zog.

„Nach langem Zaudern kam ich hieher, dieſes zu übergeben, und da ich mir feierlich gelobt, dies zu thun, ſo war ich nicht im Stande, es zu unterlaſſen.“

„Von wem iſt das Papier?“

„Es betrifft den Herrn Grafen Czrabowski.“

Mit ängſtlicher Haſt bemächtigte ſich der Hausherr des verhängnißvollen Schreibens, während alle Umſtehenden im Gefühle der Scheu und der Erwartung zurücktraten. Clementine hatte ſich erhoben, unterſtützt von ihrer Mutter, die ebenfalls aufgeſtanden war und mit einem wahrhaft erſchrecklichen Blicke die Gruppe an der Thür anſtarrte.

Herr Doktor Plager hatte geleſen, ließ die Rechte mit dem Briefe ſinken und fuhr ſich mit der Linken unter einem tiefen Seufzer über das Geſicht. Wenn auch die ſtärker bebenden Lippen der unglücklichen Braut keine Worte ausſprachen, ſo entnahm man doch aus ihrem ſtieren Auge die Frage nach dem, was vorgefallen.

Auch die nächſten Bekannten des Hauſes, vor allen Dingen der Schwager Banquier, drängten ſich an den Rechtsconſulenten, und man hörte ſchon hier und da eine ſchüchterne Frage laut werden, während es rings umher verſtohlen flüſterte: „Eine ſchreckliche Geſchichte! — Was wird's mit Czrabowski ſein?“

Unterdeſſen hatte ſich der Hausherr ſo gut wie möglich gefaßt; er ſchluckte einigemale heftig, tauchte auch ein paar Mal in ſeine weiße Halsbinde unter und ſagte, nachdem er einen feſten Blick auf ſeinen ehemaligen Schreiber geworfen: „Es iſt allerdings richtig, dieſer Brief iſt von dem Herrn Grafen Czrabowski; er iſt leider verhindert, im Augenblicke hier zu erſcheinen.“

„Und wo iſt er?“ ſchrie Clementine, alle Rückſicht bei Seite ſetzend. „Warum kommt er nicht, wie er verſprochen? Ich will Alles wiſſen, ſtoßt mir den Dolch vollends ins Herz!“ — Sie ſtürzte vor, griff mit der Hand nach dem Schreiben, das ihr aber Doktor Plager nicht gab, vielmehr ſanft ihren Arm zurückhielt.

„Gebt mir den Brief!“ ſchrie ſie mit gellender Stimme; es muß

Entſetzliches darin ſtehen, da ihn dieſes Ungeheuer von einem Menſchen gebracht hat." — Sie machte mit ihrer rechten Hand eine heftige Bewegung gegen den Spanier, der feſt und ruhig da ſtand wie ein Fels in der ſchäumenden Brandung.

Und es brandete bedenklich um ihn her, denn auch die Schwiegermutter hatte ſich ihm genähert, blickte ihm aus ſehr kurzer Entfernung in die Augen und ſprach vor Wuth zitternd: „Er Abſchaum der Menſchheit! das iſt Sein Werk!"

„Das Schreiben habe ich allerdings veranlaßt," gab der Spanier zur Antwort, dem bei den grauen umherrollenden Augen der Madame Weibel die Erinnerung an jenen Abend im Bureau wieder ſo lebhaft auftauchte, daß es ihm unmöglich war, vollkommen ruhig und gelaſſen zu bleiben, — „veranlaßt, um meine Unſchuld zu beweiſen in Dingen, die man mir ungerechter Weiſe aufgebürdet. Ich bin kein Dieb, Madame, ich habe das bewußte Concept nicht entwendet."

„Und wo iſt er? — wo iſt er?" — kreiſchte Clementine. — „O Emilie! — o Mutter! — o Schwager Springer, wo iſt er? Sagt mir Alles, nur Gewißheit, ſelbſt die entſetzlichſte Gewißheit!"

„Die wird dir am beſten dein theurer Schwager Plager geben können!" rief Madame Weibel ſich vergeſſend. „O, das iſt eine ſchlecht abgekartete Intrigue gegen unſere Familie!"

Der Hausherr wollte heftig etwas zur Antwort geben, doch warf ſich die Doktorin zwiſchen ihren Mann und die Mutter, Beide mit leiſen Worten und Mienen beſchwörend, den Scandal nicht zu vergrößern.

„Wenn in dem Briefe nicht ſteht, wo ſich der Graf von Czrabowski augenblicklich befindet," ſprach der Banquier Springer mit beſorgter Miene, „ſo iſt vielleicht jener Herr" — er zeigte auf Larioz — „im Stande, uns einige Auskunft zu geben."

„Ja, er ſoll Auskunft geben!" ſchluchzte Clementine am Buſen ihrer Mutter, „er ſoll Alles ſagen, Alles! — Wo iſt der Verräther?"

„Er iſt abgereist, ſo viel ich weiß," gab der lange Mann zur Antwort.

„Das wissen wir alle; aber ist er nicht zurückgekommen?"

„Er wird nie mehr zurückkommen," versetzte Don Larioz.

„Er wird nie mehr zurückkommen! Hörst du es, Mutter?"

„Der Teufel soll ihn holen!" rief der Banquier Springer. „Aber wohin hat er sich gewandt? Man muß ihm nachsetzen!"

„Ja, wohin hat er sich gewandt?" fragte Madame Weibel mit dumpfer Stimme. „Beruhige dich, Clementine," setzte sie leiser hinzu, „man muß ihm nachsetzen; man wird ihn finden."

„So sprechen Sie doch, wenn Sie es wissen; wohin ist er?" sagte dringend der Hausherr.

Don Larioz fühlte in diesem Augenblicke trotz allem Unangenehmen, das sich vor seinen Augen begeben, eine gewisse Beruhigung, indem er die Antwort bedachte, die er auf diese verschiedenen Fragen zu geben hatte. Sein gutes Herz war glücklich, in den Jammer, der ihn in der That betrübte, etwas lindernden Balsam gießen zu können. Wie tief hätten seine Worte jenes unglückliche Mädchen verwunden müssen, wenn er auf ihre Frage zur Antwort gegeben: „Czrabowski ist in die Welt gegangen, und ungerührt von den Thaten, die er verübt, wird er sein wildes Leben wahrscheinlicher Weise da oder dort fortsetzen." Wenn dem wirklich so gewesen wäre, so hätte er es wohl nicht über sich vermocht, das auszusprechen; so aber fühlte er sich beruhigt, ein Wort des Trostes sagen zu können.

Er wandte sich deßhalb mit einem Achselzucken an die Fragenden, und sprach mit einer Stimme, der man eine gewisse Rührung wohl anhören konnte: „Ja, jener Mann, der sich Graf Czrabowski nennt, ist abgereist, um nimmer wieder zu kehren; er ist abgereist, wie es mir schien, in tiefer Reue über die Thaten, so er begangen. Auch bin ich überzeugt, daß diese Reue andauernd sein wird, denn er sprach gegen mich seinen festen Entschluß aus, der Welt zu entsagen und in ein Kloster zu gehen. Ich selbst," fügte Larioz stolz hinzu, „habe ihn zu diesem heilsamen Entschlusse bestimmt."

Geliebter Leſer, raube mehreren Löwinnen ihre Jungen und ſinge ihnen alsdann unter Guitarre-Begleitung:

An eurem Schmerz will ich mich weiden,
Lachen eurer Todesqual!

und du wirſt keinen ſchrecklicheren Anblick haben, als den, der ſich unſeren Augen darbietet, nachdem der tapfere Spanier alſo geſprochen.

Sprühend vor Wuth erhob ſich die Schwiegermutter gegen ihn; Clementine zuckte mit ihren Fingern, ſprang gewaltſam in die Höhe und konnte nur durch die vereinte Kraft ihrer beiden Schweſtern gehalten werden, um nicht an dem, der ihrem Bräutigam das Kloſter empfohlen, die thätlichſte und ſchrecklichſte Rache zu nehmen. Zum Glück befand ſich der beſonnene Herr Schilder an ſeiner Seite und deckte ihn mit ſeinem eigenen Körper gegen den Angriff der Madame Weibel, während der Banquier raſch die Thür öffnete, den langen Mann bei den Rockſchößen ergriff und ihn gewaltſam auf den Gang hinaus zog.

Der Spanier befand ſich wie im Traume, that einen tiefen Athemzug und blickte ſeinen Retter alsdann fragend an.

„Iſt es denn wahr, was Sie eben ſagten?“ ſprach dieſer, indem er die Hände zuſammen ſchlug. „Das Scheuſal iſt in ein Kloſter gegangen?“

„Er hat es mir verſprochen.“

„O meine Gelder!“ ſeufzte der Banquier. „So iſt denn Alles, Alles verloren.“

„Wahrſcheinlich Alles,“ erwiderte Don Larioz, „bis auf ſeine Seele, die vielleicht durch eifrige Bußübungen noch gerettet werden könnte.“

„Hol' der Henker ſeine Seele und Sie meinetwegen dazu, der ihm dieſen Rath gegeben! — O meine ſchönen Gelder!“ Der Geſchäftsmann vergrub bei dieſen Worten die Finger in ſeine Haare und zauſte ſich ein wenig, als wolle er ſich ſelbſt beſtrafen für den Leichtſinn, mit dem er gehandelt.

Don Larioz nahm ſeinen Mantel, ſtieg die Treppen hinab und ſchüttelte unten an der Hausthür den Staub von ſeinen Füßen.

Kehren wir noch auf einen Augenblick in den Salon zurück, wo ſich ſo Entſetzliches begeben. Clementine war von ihrer Mutter bei Seite geſchafft worden, und ſämmtliche Eingeladene mit Ausnahme der Familien-Mitglieder, verließen ſo ſchnell, wie es ihre delikate Lage geſtattete, dieſes unterbrochene Opferfeſt. Die Thüren ſchloſſen ſich hinter ihnen, die Wagen rollten davon, und das Zimmer, das wenige Minuten vorher noch ſo viele Leidenſchaften umfaßt, zeigte jetzt Ruhe und Stille — die Stille des Grabes. Nur die Standuhr unter dem Spiegel pickte gleichförmig und gefühllos fort, und meldete klingend die Stunden, ohne ſich im Geringſten um den fünften und ſechsten Schlag zu bekümmern. —

Ehe wir aber dieſes Haus für immer verlaſſen, müſſen wir unſerer Geſchichte ein paar Tage voraus eilen und den geneigten Leſer nochmals in das Schlafzimmer des Rechtsconſulenten führen, wie an jenem Morgen, als wir dieſe Räume zum erſtenmal betraten. Doktor Plager ſteht abermals vor dem kleinen Handſpiegel, der am Fenſter aufgehängt war, und iſt wieder im Begriff, ſeine ſchwarze Halsbinde umzulegen. Er hat die beiden Enden derſelben erfaßt, zieht ſie rechts und links von ſich ab und iſt im Augenblicke mit dem künſtlichen Knoten fertig; ſeine Mienen zeigen ein wenig Wehmuth, ſind aber ſonſt nicht unfreundlich; er hat den Schlafrock abgeworfen und iſt in ſeinen Rock geſchlüpft.

So tritt er in den Salon, als Madame Plager gerade zur anderen Thür deſſelben hereinkommt. Dieſe drückt ihr Sacktuch an die Augen, eilt alsdann nach einem Fenſter, das ſie öffnet und hinaus blickt. Der Rechtsconſulent ſchaut über ihre Schulter, und wir bemerken unten vor dem Hauſe einen Reiſewagen, mit Koffern und Hutſchachteln beladen, der ſich eben in Bewegung ſetzt.

In demſelben befindet ſich Madame Weibel, welche das Haus

ihres Schwiegerſohns verlaſſen, um mit ihrer Tochter Clementine, welcher Aerzte und andere verſtändige Perſonen — Luftveränderung angerathen, eine längere Reiſe anzutreten.

Als der Wagen um die nächſte Ecke verſchwunden iſt, zieht Madame Plager ſeufzend ihren Kopf in das Zimmer zurück und ſagt: „Das wäre überſtanden! — Draußen iſt auch das andere Dienſtmädchen, welches für Babette eintritt. Wenn du ſie ſehen willſt, ſo kann ſie herein kommen.“

Worauf der Rechtsconſulent die Hände ſeiner Gattin ergreift und mit weicher Stimme zur Antwort gibt: „Wenn ſie dir gefällt, mein Kind, ſo bin ich auch damit zufrieden.“

ſtellte und ihm doch nicht glich. Ich bemerkte dieſe Zweifel meinem Lehrer und ſagte ihm offenherzig, daß ich gegen ein höchſtes Weſen nach einem Bilde, wie man es gewöhnlich von ihm macht, ein alter ernſter, ja zorniger Mann, mit langem Bart, der auf den Wetterwolken einherfährt, unmöglich eine Neigung faſſen könne, wie er ſie in dieſem Falle verlange. Herr Specht lächelte ſanft, erhob den Blick gen Himmel und ich mußte ihm das Hohe Lied Salomonis vorleſen.

„Er küſſe mich mit dem Kuß ſeines Mundes, denn Deine Brüſte ſind lieblicher, denn Wein.“

Der Buchhalter lehnte ſich in ſeinen Stuhl zurück und ſchloß die Augen, während ich ihm vorlas, mir machte aber dieſe Lektüre viel zu ſchaffen und wenn ſie auch ſonderbare Blitze in mein Blut warf, ſo leuchteten ſie mir doch nicht auf dem dunkeln Pfade, den ich betreten. Bei vielen Stellen nickte der Herr Specht mit dem Kopfe und manche mußte ich ihm zweimal leſen:

„Siehe meine Freundin, Du biſt ſchön, ſchön biſt Du, Deine Augen ſind wie Taubenaugen.“

„Wie eine Roſe unter den Dornen, ſo iſt meine Freundin unter den Töchtern.“

„Komm meine Braut vom Libanon, komm vom Libanon.“

„Du haſt mir das Herz genommen meine Schweſter,

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Der Anfang des Endes.

Don Larioz hatte, wie wir im letzten Kapitel bemerkten, auf der Schwelle des ungastlichen Hauses den Staub von seinen Füßen abgeschüttelt, und sein Herz war tief bewegt, gekränkt, man hätte sagen können: zerrissen. Welche Täuschungen hatte er nicht in der letzten Zeit erfahren! Wie schmählich war sein guter Glaube nicht belohnt worden! Wie undankbar hatten sich nicht fast Alle, mit denen er in Berührung gekommen, dafür gegen ihn benommen, daß er, in redlichster Absicht, seiner Meinung nach nur das Gute gewollt, daß er schützend aufgetreten war, wo rohe Gewalt die Unschuld zu verderben gedachte!

Jener furchtbare Abend im Breiberg'schen Hause hatte in seiner Brust eine gewaltige Oede zurückgelassen; wenn er auch überzeugt war, welch schändliches Spiel man mit ihm getrieben, so blieb doch die schöne Dolores wie das Bild einer geliebten Verstorbenen, einer ruchlos Ermordeten vor seinem inneren Blicke stehen, und wenn er an jenen Abend dachte, so überkam ihn ein glühender Rachedurst, ein Haß, nicht nur gegen die Gebrüder Breiberg, sondern auch gegen die

Gesellen des Bundes zum Dolche Rubens, die ihm Vertrauen geheuchelt und ihn dann so entsetzlich betrogen.

Er hatte schon gestern den Versuch gemacht, die Verbündeten in dem bewußten Lokale zu treffen, aber die Thür desselben war verschlossen, und das getreue Windspiel, das vor dem ernsten Blicke des Spaniers zagend erschienen war, hatte ihm kleinlaut die Versicherung gegeben, der Bund habe sich auf unbestimmte Zeit vertagt, und die Mitglieder desselben seien für länger verreist. Als der Spanier das vernommen, drang er auch nicht weiter in den kleinen Kellner, da er vernünftig genug war, einzusehen, dieser habe seine Weisungen erhalten und könne gegenüber seinem Brodherrn nicht anders handeln.

Don Larioz hatte ihm freundschaftlich die Hand gereicht und ihm die Versicherung gegeben, er hoffe ihm zu beweisen, daß er beständig dankbar bleiben werde für die Anhänglichkeit, welche Windspiel ihm bewiesen, und daß er sogar verzeihen würde, wenn Umstände denselben bewegen sollten, auf die Seite seiner Feinde zu treten. Dagegen hatte nun freilich der kleine Kellner feierlich protestirt, doch entging dem edlen Spanier nicht, daß er dies mit einem scheuen Blicke auf die Thür des Gastzimmers gethan, hinter welcher man die grobe Stimme des Wirthes vernahm, der darüber sprach, daß mit dem beständigen Schwatzen über unnöthige Sachen so viel Zeit verloren gehe.

Larioz hatte darauf, nicht ohne einen schmerzlichen Blick auf die Fenster des Breiberg'schen Hauses zu werfen, den Reibstein verlassen und legte sich noch am selben Tage auf Erkundigungen nach dem Vorsitzenden des Bundes, dem dicken Kupferstecher Wurzel, dessen Aufenthaltsort er denn auch ohne große Schwierigkeiten erfuhr. Denselben zu Hause zu treffen, war aber schon schwieriger, und hatte er dies im Laufe des Tages mehrmals vergeblich versucht. Die einzige Zeit, wo der Künstler in seiner Stube sei, wäre von Nachts zwölf oder ein Uhr bis den anderen Morgen gegen Neun, hatte ihm die Hauswirthin gesagt. Doch nehme er in diesen Stunden keine Besuche an; worauf Don Larioz einen Zettel mit den Worten hinterließ, er

wünsche ihn morgen zur Zeit der Dämmerung zu sprechen und hoffe von ihm als einem Ehrenmanne, er werde ihn keinen vergeblichen Gang machen lassen.

Nach diesen gestern gethanen Schritten war der Spanier fest überzeugt, er werde heute den Vorsitzenden des Bundes zu Hause treffen und denselben gebührend zur Rechenschaft ziehen können. Er schritt in tiefes Nachdenken versunken durch die Straßen, und wer sich seiner erinnerte, wie er noch vor Kurzem so aufrechten Hauptes gewandelt war, der mußte sich eingestehen, daß mit ihm eine große Veränderung vorgegangen: er blickte nicht mehr wie sonst mit seinen klaren Augen forschend umher; er schien im gegenwärtigen Augenblicke durchaus nicht geneigt zu sein, sich um die Angelegenheiten anderer Leute zu bekümmern, indem er den Schwächern gegen den Stärkeren in Schutz nahm oder indem er sich bei einem Auflauf auf die Seite der mißhandelten Person schlug, wenn er zwei Buben trennte, die im Begriff waren, sich die Nasen blutig zu schlagen; er setzte sogar seinen Stock nicht mehr so scharf und bestimmt auf das Straßenpflaster, und sein umgehängter Mantel zeigte ein paar melancholische Falten, die man früher nicht an demselben gesehen.

Diese Bemerkung hatte der Schneidermeister Schwörer später gemacht, der am heutigen Tage dem ehemaligen Schreiber an der Straßenecke begegnete. Beide erkannten sich augenblicklich, und auf dem Gesichte des Spaniers zeigte sich ein trübes Lächeln, während Meister Schwörer ehrerbietig den Hut zog. Und er hatte dazu alle Ursache, denn Don Larioz hatte den Anstoß gegeben, ihn aus dem faulen Pfuhl, in dem er versunken war, herauszujagen, und war der Hauptgrund davon, daß er sein Beten und Singen in Beten und Arbeiten verwandelte, mit anderen Worten, daß er der Theorie des Herrn Brenner gemäß Sonntagmorgens in die Kirche ging und alsdann nicht verschmähte, am Abend nach gethaner Arbeit ein oder auch mehrere Gläser Wein im Kreise lustiger Freunde zu leeren.

Und man sah es dem Aeußeren des Schneidermeisters an, daß

er sich außerordentlich wohl dabei befand, seit er die Heuchelei an den Nagel gehängt und nun wieder Fräcke und Hosen zuschnitt, statt Betstunden zu besuchen. Waren doch wieder eine Menge seiner ehemaligen Kunden zu ihm zurückgekehrt, und gab es doch vornehme Häuser genug, wo er nicht bloß im Bedientenzimmer, sondern auch in der Garderobe des Herrn zu schaffen hatte. Danach wurde auch sein äußerer Mensch geändert, und es dauerte nicht lange, so stellte Meister Schwörer, der bis jetzt nur im grauen Rocke herumgeschlampt war, und den seine Gesellen nie anders als mit niedergetretenen Pantoffeln gesehen, nach dem jeweiligen Modejournal eine elegante Erscheinung dar. Der lange Hals stak in einer Cravatte nach neuestem Schnitt, sein struppiges Haar bedeckte ein untadelhafter glänzender Hut; und um seine eingefallenen Wangen, denen er keine Umhüllung geben konnte, einigermaßen in Einklang mit dem Ganzen zu bringen, ließ er dort einen Backenbart wuchern, der wie Gesträuche über einem Abgrunde die tiefen Stellen mitleidig verdeckte.

Ja, die Beiden, denen wir im Anfang unserer wahrhaftigen Geschichte begegnet, hatten sich freundlich begrüßt und gingen darauf wieder von einander, der Eine hierhin, der Andere dorthin. Der Schneider blieb alsdann übrigens einen Augenblick stehen, schaute sich mit prüfendem Blicke um, und hier war es, wo er die Bemerkung machte, daß ihm das Aeußere des langen Mannes durchaus nicht mehr gefalle. Verschwunden sei die stramme aufrechte Haltung, und am Mantel zeigen sich ein paar melancholische Falten, die von gebeugtem Rücken und von gebeugtem Gemüthe sprächen.

Don Larioz, der natürlicher Weise nichts ahnte von den Beobachtungen des Schneidermeisters und sich auch wahrscheinlich wenig darum bekümmert hätte, ging seiner Wohnung zu, stieg aber, dort angekommen, statt nach seinem Zimmer zu gehen, zu dem des Doktors empor. Doch war die Thür desselben verschlossen. Er klopfte an, erhielt aber nichts zur Antwort, als das Gekläff der kleinen eingesperrten Hunde.

Darauf ſchritt er die Treppe wieder hinab, um bei ſich einzutreten; er warf Hut und Mantel von ſich, legte die Hände auf dem Rücken zuſammen und ging mit großen Schritten auf und ab. Es war ihm ſo ſeltſam zu Muthe, er vermochte nur mit Mühe einen vollkommen klaren Gedanken zu faſſen. Was ihm in letzter Zeit begegnet, drängte ſich in mehr oder minder verzerrten Bildern vor ſeinen Geiſt, und wenn er laut mit ſich ſelber ſprach oder auch in großem Ernſte die Geſtalten anredete, welche bei ihm vorüber gaukelten, ſo war er doch nicht im Stande, ſie in beſtimmten Umriſſen vor ſich erſcheinen zu laſſen. Wenigſtens ſprachen ſie zu ihm ganz anders, als er es wohl erwartet hatte. So erinnerte er ſich des Auftrittes im Hauſe des Rechtsconſulenten und war vollkommen überzeugt, daß er Clementine Weibel ohnmächtig neben ſich geſehen, aber ebenſo klar tönten die Worte ſeines ehemaligen Prinzipals wiederholt in ſeinen Ohren: Bemühen Sie ſich nicht, meine Herren und Damen, das iſt gar kein lebendes Weſen, das da vor Ihnen liegt, das iſt nichts mehr und nichts weniger als eine künſtlich gearbeitete Puppe. Sehen Sie nur die ſtarren gläſernen Augen, die harten glänzenden Wangen, die trotz der Ohnmacht ſo friſchen Lippen mit dem immerwährenden unangenehmen Lächeln.

„Ja, dieſes Lächeln," ſprach Don Larioz mit dumpfer Stimme und drückte beide Hände vor die Stirn, „dieſes Lächeln kann ich ihr nicht verzeihen; es war das ſehr, ſehr überflüſſig. Wenn ſie auch eine Puppe war, ſo hätte ſie doch nicht lächeln ſollen, als ſie mich ſo in Schmerz aufgelöst an ihrer Seite ſah. — Darin mußt du mir Recht geben, ehrwürdiger Ahnherr," wandte er ſich gegen das Bild; „dieſes Lachen war in der That ſehr verletzend, und es hat mir am meiſten weh gethan. — Woher erſchallte es doch dieſes Lachen?" fuhr er nach einer längeren Pauſe fort. „Richtig! aus dem Nebenzimmer; da war jener mauriſche Weiſe — wie hieß der Kerl auch? — Caraba-Carababinbabunceros glaube ich; er iſt an Allem ſchuld, und wie ich erfahren habe, wohnt er auf dem Burgplatze und heißt im gewöhnlichen Leben Kupferſtecher Wurzel. — Ihn unſchädlich zu machen, iſt

die schönste Aufgabe, die sich ein tapferer Ritter stellen kann. Es ist das Geschäft dieses Weisen, arme Jungfrauen zu bethören und sie unglücklich zu machen; auch bin ich überzeugt, daß ich keinen kleinen Kampf mit ihm werde zu bestehen haben. — Doch gleichviel; er komme als gewaltiger Riese oder als schuppiger Drache; er trete mir entgegen mit Eisen oder Feuer, unschädlich werde ich ihn machen, zur Ruhe werde ich ihn bringen mit der Hülfe Gottes, meines starken Armes und dieser vortrefflichen Toledaner Klinge."

Sein Gesicht hatte einen finsteren, unheimlichen Ausdruck angenommen, als er so und ziemlich laut zu sich selber sprach. Zuweilen blieb er mitten im Zimmer stehen und schaute sich wie verwundert rings um; dann aber spielte plötzlich ein Lächeln um seine Züge, und er sagte: „Ah, richtig! jene Tage sind vorüber, wo mich hohe Bogenfenster umgaben, wo mit dem entzückenden Duft der Orangen das Geräusch des plätschernden Springbrunnens zu mir herein drang in mein maurisches Gemach. — Pfui über diese Mauren! Es war eine große und edle Nation, ehe Amora jene Fledermaus zur Welt brachte, aus welcher sich später der garstige Zauberer entwickelte. — Und doch waren sie schön, jene Zeiten, o, so schön! Bewahre ich doch aus ihnen noch ein herrliches Andenken, das Bild der göttlichen Semire, das sie mir in jener Nacht gab, am Fuß der uralten Cypresse, im Lorbeergarten der Generalife. Sie sagten zwar, es sei ein Abencerage gewesen, und brachten sie auf Anstiften des Zauberers vor diese verfluchten Zegri's, aber ich allein bin entronnen, um sie Alle zu rächen. Fluch dir und wehe, Carabunzeleros!"

Larioz war an den Tisch getreten, hatte das Kästchen geöffnet und jenes Portrait heraus genommen, welches er aufmerksam und mit innigem Blicke betrachtete. — „Ja, sie ist es," sprach er kopfnickend, „ja, ja, sie ist es, und mich wollten sie überreden, dieses göttliche Gebilde habe nicht Fleisch und Blut, es sei eine kalte, leblose Puppe! — Doch ich weiß ihre Absicht, es geschah nur, um mich von der richtigen Spur abzulenken, um die süße Prinzessin jenem schändlichen

Weisen zu überlassen. Aber wehe dir, Bursche, wehe dir! Wo ich dich treffe, in welcher Gestalt ich dich finde, du sollst verdammt sein, du sollst die Kraft meines Armes fühlen. Große Fürstin Mirza, verzeihe mir; wie es Brauch war in alten Zeiten, muß ich abermals den schwarzen Schleier über dein Haupt werfen und es in Dunkel und Trübsal hüllen, bis dein schändlicher Verfolger gefallen ist, bis der Klang meines Hüfthorns dich aus dumpfem Hinbrüten erweckt."

„Wer ist da?" unterbrach er hastig den Strom seiner pathetischen Rede. „Wer wagt es, mich zu stören, mich, den König von ganz Spanien? Carracho, Senor! Euer Kopf scheint mir Lust zu haben, von den Schultern herab zu fliegen. Bei San Jago! — Ah!" setzte er freundlich hinzu, „Ihr seid es, edle Dame!"

Es war der Tiger, welcher schüchtern in das Zimmer trat, schüchtern, weil die alte Frau geglaubt hatte, es sei außer ihrem Herrn noch sonst Jemand da, mit dem dieser sich so laut unterhalte. Verwundert blickte sie um sich her, und als sie Niemand sah, schlug sie in ihre Hände und rief aus:

„Ach Herr je! der Herr Don Larioz haben mit sich selber gesprochen!"

„Mit mir selber gesprochen?" erwiderte der Spanier im Tone tiefer Verachtung; „alte Bettel! man nennt das einen Monolog, und wenn Könige und große Herren sonst nichts zu thun wissen, so pflegen sie aus Langweile dergleichen zu halten. Du kannst das in der Komödie häufig genug sehen. — Wiehert mein Schlachtroß drunten am Thore?"

Der Tiger machte ein sehr dummes Gesicht, da er aber glaubte, es sei schicklich, eine freundliche Antwort zu geben, so kicherte er und sagte: „Ich habe in der That nichts wiehern gehört."

„Auch wohl möglich," versetzte Larioz, indem er die Hand auf der Brust verbarg und mit langsamen Schritten nach dem Kamin zuging, wo sein langer Stoßdegen lehnte. „Ich habe es hier mit Zauberern und Weisen zu thun, lauter niederträchtigen Kerls, die sich

kein Gewissen daraus machen, meinen edlen Andalusier in einen alten Besenstiel zu verwandeln. — Sei es darum, ich werde zu Fuß in der Halle erscheinen, majestätisch groß, ein Held vom Wirbel bis zur Sohle. Und beim Blinken meines Schwertes werden sie sich bis zur Erde niederbeugen, die Wachen, und werden Löwen und Drachen in ihre Schweineställe kriechen wie — wie — Oh, oh!" fuhr er tief aufseufzend fort, „das ist ein jammervolles Bild, und Ihr mögt sagen, Prinzessin, was Ihr wollt, es war nicht das Gemach, welches man boshafter Weise Schweinestall benennt, es war ein ritterlich Gefängniß in dem alten Thurm gegen Westen, wo ich allabendlich die Sonne erlöschen sah, wenn ich in der engen Spalte träumend lag. Dabei aber sah ich auf der Wiese gegenüber Schweine grasen; viele Schweine, entsetzlich viele. Und das ist für einen edlen Mann immer ein jammervoller Anblick. — Oh, daher kam die ganze üble Nachrede."

Er preßte die rechte Hand einen Augenblick an die Stirn, dann machte er eine heftige Bewegung mit derselben und sprach: „Wohlan, die Zeit drängt; ich habe einen weiten Weg zu thun und muß in der Dämmerung vor des Verruchten Antlitz erscheinen." Er warf den Mantel um die Schultern, nahm den langen Stoßdegen unter den Arm, und machte gegen den Tiger, der mit gefalteten Händen und offenem Munde dastand, eine achtungsvolle Verbeugung.

„So lebt denn wohl, Dame!" sagte er, „der Himmel sei meinen Waffen günstig, und wenn dem so ist, werde ich Euch als Turnierpreis allerlei Schnupftabaksdosen mitbringen, denn ich weiß, Ihr liebt das Schnupfen sehr, und —" setzte er geheimnißvoll flüsternd hinzu, indem er dicht an die Frau trat und ihr in das Ohr sprach — „das Schnupfen ist eine heilsame Erfindung zur Betäubung der Nase; denn es gibt Gerüche, die man nie mehr vergessen kann. — Lebt wohl, Donna Bramvilla, einstens sehen wir uns wieder."

Darauf ging der Spanier mit hoch erhobenem Haupte zur Thür hinaus, wobei er nach rechts und links freundlich mit dem Kopfe

nickte, als befänden sich noch mehr Leute im Zimmer, von denen er Abschied zu nehmen habe.

Die alte Frau schlug höchst erstaunt die Hände zusammen, blickte ihrem Herrn mit aufgerissenen Augen nach und rief ein Mal über das andere: „O, daß dich — daß dich — o, daß dich! — Damit eilte sie, so schnell sie konnte, ebenfalls zur Thür hinaus und die Treppen hinab, ohne eigentlich recht zu wissen, was sie wollte.

Don Larioz befand sich noch im Hause, und jetzt vernahm die Frau droben seine Stimme, als er sprach:

„So, endlich kommst du, kleiner Page, nachdem du dich, Gott weiß wo, mit deiner Mandoline herum getrieben und vergessen, deinen Herrn und Meister zu wappnen?"

„Er spricht mit Gottschalk," sagte der Tiger zu sich selber, während er eilfertig die Treppen hinabstolperte.

„Es ist aber eigentlich besser so," fuhr der Spanier fort, „dein Arm dürfte noch zu schwach sein zu diesem ernsthaften Kampfe. Warte deßhalb auf mich am Thore der feindlichen Burg, und wenn du drinnen die Siegesfanfare hörst, so hebe meine Banner und lasse alle Welt wissen, daß ich die Feinde geschlagen. — Sehr viele Feinde. Laß einmal sehen, sechs Riesen, die boshaften Zwerge gar nicht mitgerechnet, acht Drachen, ein Dutzend Ritter, vielleicht auch ein paar darüber, zwei Stück heuchlerische Buben und ähnliches Zeug. Viel, sehr viel Arbeit! Doch, bei San Jago! sie wird gelingen. — Lebt wohl, ihr Großen meines Reichs, noch eine kurze Weile, und ihr sollt eure schöne erhabene Gebieterin begrüßen." — Er neigte ein wenig sein Haupt und ging auf die Straße.

„Jetzt will ich Euch was sagen," sprach eilig der bestürzte junge Mensch; „seht Ihr, ob der Doktor zu Hause ist, sagt ihm, Herr Larioz sei recht krank geworden, und wenn Ihr ihn nicht droben finden solltet, so sucht ihn in der ganzen Stadt. Ich will schauen, wo Herr Larioz bleibt, und es dann dem Doktor hier sagen, oder noch besser,

er soll in die Wohnung meiner Eltern kommen, vielleicht, daß er dorthin geht. Lauft, lauft, was Eure Beine vermögen!"

Die alte Person stieg eilig die Treppen hinauf, während Gottschalk seine Mütze aus dem Bureau holte und dann dem Spanier auf die Straße nachsprang.

Dieser war ruhig dahin gegangen, den Kopf tief gesenkt und anscheinend gleichgültig, wohin ihn sein Weg führe. Doch schien er genau zu wissen, wo er sich befand, denn als er an die Straße kam, in welcher sein ehemaliger Prinzipal wohnte, wandte er sich mit einer Geberde des Abscheues nach einer entgegengesetzten Richtung. In Kurzem hatte er alsdann den Blumenmarkt erreicht, und sah nun vor sich die Gasse, in welcher das ihm wohl bekannte Haus der ihm befreundeten Familie Brenner lag. Dorthin wollte er, stand aber mit einem Male still und wandte sich nach dem Brunnen in der Mitte des Platzes, auf dessen Brüstung er einen Arm stützte und so wartend stehen blieb.

„Hier war es," murmelte er nach einer kleinen Weile, „wo ich jenen stolzen und verrätherischen Baron traf, dem ich meinen Handschuh hinwarf und ihn hieher zum Zweikampf lud. Aber die Zeit ist vorüber," setzte er hinzu und schaute gedankenlos auf das Zifferblatt der benachbarten Thurmuhr; „er kommt nicht mehr. Vielleicht hat ihn auch das Schicksal ereilt, und er ist anderswo gefallen im gerechten Kampfe. — Weiter, weiter also! ich will mich bei jenem glorreichen Gottesgericht, zu dem mich die Stunde ruft, nicht vergebens erwarten lassen."

Er raffte sich auf und schritt in die Gasse hinein, welche gerade vor ihm lag. Bald hatte er das alte Haus erreicht, in welchem die Familie Brenner wohnte, und wollte gerade eintreten, als er sich mit einem Male an etwas zu erinnern schien, sich umwandte und in das gegenüber liegende Haus ging, wo sich die ärmliche Restauration befand, in welcher Kathinka Schneller diente.

Bedächtig stieg er die Treppen hinauf, beschleunigte aber plötzlich

liebe Braut, mit Deiner Augen einem und mit Deiner Halsketten einer.“

Als ich zu Ende geleſen hatte, erlaubte ich mir die ſchüchterne Frage, die mir viele Zweifel klar machen ſollte, hat denn König Salomon mit der Liebe, von der er in ſeinem Hohen Liede von einer Freundin und Braut ſpricht, die Liebe zu Gott und der Kirche gemeint, eine Frage, die mir der Buchhalter nicht geradezu beantwortete.

„Leſen Sie,“ ſprach er mit ſeltſamem Lächeln, „leſen Sie dieſes vortreffliche Lied häufig durch, ſprechen Sie in dieſen ſchönen glühenden Strophen zu einem Bilde, das Sie verehren wollen und das andere wird ſich finden.“

„Ich that, wie mir Herr Specht anbefohlen und obgleich ich in der erſten Zeit nicht viel von dem verſprochenen Lichte merkte, ſo gewann ich doch durch die geheimnißvollen Worte, die mir freundlich anklangen die Lehren des Buchhalters lieb und folgte mit gläubigem Vertrauen durch die Irrgänge ſeiner unverſtändlichen Reden.

seinen Schritt, als er von droben die Stimme des jungen Mädchens hörte, welche ausrief:

„Ich will mich aber von Euch nicht herum zerren lassen, ich habe keine Lust dazu, trinkt Euren Wein in Frieden und laßt mich in Ruhe!"

Diese Worte fielen wie glühende Funken in das aufgeregte Gehirn des tapferen Spaniers; er faßte seinen Degen fest unter den Arm, und wie ein Blitz durch die dunkle Nacht leuchtete mit einem Male der Gedanke in ihm auf, daß er jenem verfolgten Mädchen versprochen, ihr Schutz und Hülfe zu sein.

Hastig eilte Don Larioz die Treppen vollends hinauf, und da die Stubenthür halb offen stand, so konnte er mit einem Blicke das Gemach überschauen. An einem der Tische saßen zwei Männer, von denen der eine beide Ellbogen aufgestützt hatte und den Kopf auf den Händen ruhen ließ; er zeigte etwas stiere Augen und lachte über die Bemühungen des Anderen, der ihm gegenüber saß und im Begriff war, das widerstrebende Mädchen an sich zu ziehen. Der, welcher sich mit Kathinka Schneller beschäftigte, hatte ein glattes, feines Gesicht mit schwarzen Haaren und wohldressirtem, ebenfalls schwarzem Backenbarte; seine blassen Wangen waren momentan etwas geröthet, und er lachte gleichfalls über die Worte, welche Kathinka so eben ausgestoßen.

„Warum so spröde, mein Schatz?" sagte er. „Das war doch sonst nicht deine Art, wie eine Menge deiner Bekannten wissen."

„Ihr doch wohl nicht!" antwortete das Mädchen mit einer auffallenden Geberde der Verachtung. „Oder doch?" fragte sie. „Könnet ihr vielleicht mit Recht verlangen, ich sollte fortfahren, wie ich angefangen? Oder habe ich nicht erst in den letzten Tagen das Unglück gehabt, Euch zum ersten Mal zu sehen?"

„Das ist allerdings richtig, aber da wir uns hier zum ersten Male gesehen, so wirst du dir schon von mir etwas gefallen lassen."

„Nicht das Geringste!" rief zornig das Mädchen, „und wenn

Ihr mich nicht gleich in Frieden laßt, so soll das Eurem glatten Gesichte übel bekommen."

„Das wollen wir einmal sehen," gab der Italiener François zur Antwort, indem ein unheimlicher Blick aus seinen Augen zuckte. „Helfen Sie mir doch einmal, Andreas, das widerspenstige Geschöpf halten."

„Das versteht sich," entgegnete dieser und ergriff mit der Faust das Handgelenk des Mädchens.

Da aber Kathinka Schneller die eine Hand frei behielt und aufs höchste gereizt war, so stieß sie den Kammerdiener mit ihrer Faust so derb ins Gesicht, daß er mit einem lauten Fluch zurück taumelte.

„Ah, Canaille!" sagte er, „so behandelst du die Gäste des Hauses? Schließen Sie die Thür, Andreas, und sagen Sie der Frau Schwarz, sie solle sich nicht unterstehen, uns zu stören. Jetzt wollen wir dich einmal züchtigen, wie du es verdienst." Er haschte nach der frei gebliebenen Hand des jungen Mädchens und hielt sie fest, während Andreas sich schwerfällig erhob, um der Weisung gemäß die Thür zu schließen.

Doch prallte er dort befremdet zurück, als auf einmal eine lange Gestalt schweigend eintrat und sich mit untergeschlagenen Armen in der Mitte des Zimmers aufpflanzte.

„So, so?" sprach diese, „ihr zwei Buschkleppr wollt eine arme, schutzlose Jungfrau züchtigen? Ah, ihr habt nicht bedacht, wie plötzlich ein Rächer erscheinen kann. Zieht eure Schwerter, Ihr Schurken! An euch ist die Reihe, eine Züchtigung zu empfangen."

„Was ist denn das?" fragte François erstaunt, indem er scharf nach dem Eingetretenen blickte. „Hol' mich der Teufel!" rief er nach einer Pause, „das ist derselbe Mensch, Andreas, der neulich Ihren Herrn hier auf der Gasse entführte, wo dieser so schöne Sachen hätte sehen können."

„Der da?" sprach der Gärtner mit einem unbändigen Gelächter;

„das iſt ja der verrückte Schreiber, mit dem ſie neulich im Reibſtein ihre Poſſen hatten. Mir hat es der Wirth erzählt.“

„Oh, oh, er iſt's, der ſich in die Gliederpuppe verliebt hat und ſie entführen wollte! Was hat der Kerl hier zu ſchaffen?“

Bei dieſen Worten hatte François das junge Mädchen losgelaſſen, welches alsbald auf Larioz zutrat, ihre Hand auf ſeinen Arm legte und ihm ängſtlich in das Geſicht ſchaute.

Wie dieſes Geſicht aber auch im gegenwärtigen Augenblicke ausſah, konnte es Angſt und Schrecken einflößen. Die bleichen Wangen waren eingefallen, die Lippen zuckten ſeltſam, und aus den tief liegenden Augen ſtrahlte ein unheimliches Feuer. Der Spanier ſchob das Mädchen ſanft auf die Seite und trat einen kleinen Schritt näher zum Tiſche.

„Ja, ich bin der, von welchem ihr geſprochen,“ ſagte er mit hohler Stimme; „man nahm mich freundlich auf im Bunde zum Dolche Rubens, man verſprach mir, zu helfen, um ein unglückliches Mädchen zu retten, das dann durch die Macht eines böſen Zauberers in eine Gliederpuppe verwandelt wurde. O, ich weiß das alles ebenſo genau, wie ich dich unter deiner jetzigen glatten und heuchleriſchen Larve erkenne.“

Damit ſtreckte er den rechten Arm mit einem gewaltigen Ruck gegen den Kammerdiener aus.

„Neulich hatteſt du einen großen wilden Bart, aber beſſere Augen. Ja, glotze mich nur ſo an, die Zeit der Rache iſt gekommen, verfluchter Zauberer! aber deine Künſte ſollen dir nichts mehr nützen, mein Degen iſt geweiht in der heiligen Kathedrale von Toledo.“

Mit dieſen Worten warf der Spanier langſam ſeinen Mantel von der rechten Schulter zurück und zog bedächtig den langen Stoßdegen.

„Frau Schwarz!“ ſchrie entſetzt das junge Mädchen, „Frau Schwarz, kommen Sie geſchwind, um Gottes willen!“

Don Larioz ſchüttelte ſein Haupt und ſprach mit ruhiger Stimme:

„Es ſoll dir nichts nützen, wenn ſelbſt die Unſchuld für dich bittet; du haſt zehnfach den Tod verdient durch deine Zaubereien gegen mich und dadurch, daß du unter deiner jetzigen Geſtalt arme verlaſſene Jungfrauen zu mißhandeln gedenkſt."

„Das iſt ein verrückter Menſch!" rief François auf's höchſte erſchrocken, indem er aufſtand und einen Stuhl zur Abwehr erhob. „Schlagt ihn nieder, Andreas, wie einen tollen Hund!"

Der Gärtner, der etwas unſicher auf ſeinen Beinen zu ſtehen ſchien, faßte einen der ſchweren zinnernen Leuchter, die auf dem Tiſche ſtanden, und ſchwang ihn gegen den Spanier, der, dieſe drohende Bewegung wohl ſehend, rückwärts ſtoßend, den Gärtner mit dem Knopfe ſeines Degengefäſſes ſo heftig auf die Fauſt traf, daß derſelbe aufſchrie und dann ſeine Waffe zähneknirſchend in die andere Hand nahm.

Kathinka Schneller wollte ſich zwiſchen die Beiden werfen, ſchrak aber zurück vor der blinkenden Degenklinge, welche in der Hand des Spaniers einen Bogen beſchrieb, gerade in dem Augenblicke, als ihm der Italiener den gewichtigen Stuhl auf den Leib warf und dann vorwärts ſtürzte, um die Thür zu erreichen.

Doch hatte François nicht die Bewegung der Klinge berechnet, oder war er in dem Glauben, der Andere werde von dem Anprallen des Stuhles zurückgeworfen werden? Don Lariоz aber blieb trotz des gewaltigen Schmerzes feſt auf ſeinen Füßen ſtehen, und da er im gleichen Moment ſeinen Arm mit der langen Klinge ausſtreckte, ſo rannte der Kammerdiener ſo furchtbar in dieſelbe hinein, daß die Spitze auf ſeinem Rücken wieder herausdrang. Er ſtürzte mit einem gellenden Schrei zu Boden.

Auch der Spanier wankte in dieſem Augenblicke; er öffnete krampfhaft ſeine rechte Hand, den Griff des Degens fahren laſſend, während er mit der linken unter einem matten Aufſchrei an ſein Haupt griff. Seinen Körper durchflog ein convulſiviſches Zittern, dann ſank er in die Kniee, und gleich darauf ſchlug ſein Kopf auf die Dielen des Fußbodens.

Andreas ſchleuderte einen ſchweren Leuchter, mit dem er einen entſetzlichen Schlag auf den Unglücklichen geführt, jetzt ſchaudernd von ſich und verſchwand in größter Schnelligkeit auf der dunklen Treppe.

Das junge Mädchen rang weinend die Hände, und die Wirthin des Hauſes, welche durch den Lärm herbeigerufen worden war, erhob ein furchtbares Jammergeſchrei.

„O Unglück! Unglück!“ kreiſchte ſie; „das bringt mich ins Verderben. Lauf' auf die Straße, auf die Polizei, rufe die Nachbarn herbei und erzähle ihnen, wie Alles gegangen iſt; du haſt es ja geſehen. Oder nein, ich will auch mit, ich will nicht hier allein bleiben!“

Nach dieſen Worten liefen Beide zur Stubenthür hinaus, waren aber noch nicht die Hälfte der Treppe hinab geeilt, als ihnen ein Mann, von einem Knaben gefolgt, athemlos entgegen ſprang.

„Wo? wo?“ ſchrie derſelbe, „wo iſt das geſchehen? wo iſt er? Bleibt bei der Hand, ihr verfluchten Weibsbilder! — So rennt man nicht davon! Hier ſchafft man Hülfe, und dann erſt könnt ihr meinetwegen fort ſpringen, um die Nachbarſchaft mit eurem Geſchrei zuſammen zu rufen.“

So ſprach der Armenarzt Doktor Flecker, trieb die erſchrockenen Weiber in die Stube zurück und eilte ihnen nach.

„Ah!“ ſagte er, nachdem er ſchnell einen Blick auf die beiden am Boden Liegenden geworfen. „Gottſchalk, ſpring hinüber und ſieh, ob dein Vater da iſt. Gott gebe, daß du ihn findeſt; er ſoll augenblicklich hieher kommen und noch einen Mann mitbringen.“

Jetzt keuchte auch der Tiger die Treppe herauf und blieb laut weinend unter der Zimmerthür ſtehen.

Der Doktor war raſch zwiſchen die Beiden hingekniet, warf einen prüfenden Blick nach rechts und links, und als er gehört, wie Larioz mühſam und tief athmete, rief er den Weibern zu, demſelben ein

Kissen unter den Kopf zu schieben. Dann wandte er sich an den Italiener, riß ihm die Weste auf und zog ihm mit fester, sicherer Hand den Degen, seiner Lage wegen nicht ohne Mühe, aus der Brust, — ein paar Tropfen stockenden Blutes quollen hervor. Hierauf betrachtete er ihn eine Sekunde, hob eines seiner Augenlider auf, und während er mit der einen Hand nach dem Pulse griff, legte er das Ohr auf die Stelle des Herzens, worauf man ihn murmeln hörte: „Da ist jede Hülfe vergeblich — todt! — Ein furchtbarer Stoß, wahrscheinlich mitten durchs Herz."

Jetzt fing die Wirthin des Hauses, die dem Doktor mit gefalteten Händen angstvoll zugeschaut hatte, laut an zu jammern. — „Daß sich Gott erbarm'!" schrie sie, „meinen besten Kunden, einen solch nobeln Herrn hier in meinem Gastzimmer zu erstechen! Und das von einem Schnapphahn, der nur hereinstürzt, vom Leder zieht und fertig macht! Wenn da keine Gerechtigkeit mehr geübt werden soll, da weiß ich nicht, wofür es überhaupt noch Galgen in der Welt gibt."

„Ja, ja, Gerechtigkeit vor Allem, Frau Schwarz," sagte der Doktor, indem er zornig in die Höhe blickte; „aber Ihr werdet mir zugeben, daß ich als Arzt vorderhand hier zu befehlen habe, und wenn ich Euch also sage, Ihr sollt Euer Maul halten, so hoffe ich, von Euren ungewaschenen Reden keine mehr zu vernehmen. — Verstanden?"

„Verstanden habe ich wohl," gab das Weib giftig zur Antwort, „aber der da —" sie zeigte mit einer verächtlichen Geberde auf Don Larioz, „soll mir vor das Criminalgericht, und ich will selbst einen Advokaten bezahlen, damit er sicher gehenkt wird. — O der arme Herr François!" rief sie schluchzend; „wer ihm das vor einer Stunde vorausgesagt hätte!"

„Ja, wenn es möglich wäre, vorauszusagen," entgegnete der Armenarzt, „so würdet Ihr jetzt etwas Unangenehmes wissen, was Euch widerfahren kann, wenn Ihr nicht augenblicklich stille seid."

Man hörte Tritte auf der Treppe und sah gleich darauf den Jäger Brenner mit ein paar anderen Männern eintreten, die eine Tragbahre

hatten. Nach der Anweisung des Doktors wurde eine Matraze darauf gelegt und der Spanier behutsam hinaufgehoben. Der Jäger wischte sich die Augen, als er den treuen Freund seines Knaben so regungslos, leise athmend, mit blutendem Haupte da liegen sah. Gottschalk selbst, der gefolgt war, kniete neben die Tragbahre hin und hatte die herabhängende Rechte ergriffen.

„Wohin bringen wir ihn?" sprach einer der Männer. „In das Spital?"

Der Arzt blickte fragend auf den Jäger Brenner und gab zur Antwort: „Wenn wir ihn in das Spital schaffen, so kann ich mich nicht weiter um ihn bekümmern; ich habe da nichts zu sagen. Und doch wäre es mir lieb, ihn unter der Hand zu haben; seine Verwundung ist sehr gefährlich, es wird Mühe haben, ihn durchzubringen, und wenn wir ihn anderswo pflegen könnten, wäre es für sein Gemüth zuträglicher."

„Wo könnten wir ihn besser hinbringen, als zu mir?" sprach rasch der Jäger. „Ich habe es meiner Frau auch schon gesagt, und sie wird die kleine Hinterstube bereits zugerichtet haben. — Also angefaßt!" wandte er sich an die Männer, „ihr Beiden nehmt die Tragbahre, und ich will ihn auf der steilen Treppe schon halten, daß nichts geschieht."

„Aber die Polizei!" rief eifrig die Wirthin. „Wenn die Polizei kommt und ihn nicht findet?"

„So sagt der Polizei, ich, Doktor Flecker, habe für gut befunden, ihn fortzuschaffen; er sei da drüben in der Wohnung des Jägers Brenner, — wo er nicht entwischen wird," setzte er traurig hinzu. „Angefaßt, Leute!"

Kathinka Schneller hatte während des ganzen Auftrittes in einer Ecke neben dem Ofen gesessen, die Hände vor das Gesicht gedrückt, und erhob sich jetzt erst, als die Männer die Tragbahre aufhoben. Sie trat dicht an Lariox heran, beugte sich über ihn, legte ihre Hand auf seine Brust, und ein paar Thränen fielen aus ihren Augen auf

ſein bleiches Geſicht. Darauf trat ſie ans Fenſter, und wartete, bis die Träger mit den ſchwer Verwundeten auf der Straße erſchienen und dann im gegenüberliegenden Hauſe verſchwanden. Sie ſeufzte tief auf und ſetzte ſich wieder auf ihren Stuhl neben dem Ofen.

„So," ſagte ſie alsdann, „hier will ich warten, bis die Polizei kommt, und ihr Alles genau ſagen; der da am Boden liegt, hat angefangen, es war das überhaupt ein bösartiger Menſch, was Ihr auch ſagen mögt, Frau Schwarz; und den Namen des Gärtners, welcher mit ſeinem Leuchter ſo furchtbar zugeſchlagen, will ich bei Gott im Himmel nicht vergeſſen."

„Unterſtehe dich, den über deine verfluchten Lippen zu bringen!" ſchrie die Wirthin und trat mit geballten Fäuſten vor das Mädchen hin.

„Ich werde mich unterſtehen," erwiederte kalt Kathinka. — „Den ſie da eben fortgetragen haben, das war ein braver Herr, ein armer, braver Herr; er hat mich vertheidigen wollen und iſt dabei ins Unglück gekommen."

Sie preßte ihre Hände laut ſchluchzend vor das Geſicht.

— — In dem Hauſe des Jägers hatte man den Verwundeten in einer leer ſtehenden Hinterſtube auf ein gutes Bett gelegt, und während der Armenarzt beſchäftigt war, ſeine tiefe Wunde zu unterſuchen, ſtand mit Ausnahme der Großmutter, die ganze Familie in tiefer Rührung mit gefalteten Händen um den beſinnungslos Daliegenden. Das Stübchen war klein, aber freundlich; es wurde von der Sonne geliebt, welche es Vormittags begrüßte und dann ſpät am Nachmittage, ehe ſie verſchwand, nochmals durch eine Häuſerlücke einen letzten leuchtenden Blick darauf warf.

Das that ſie auch gerade in dieſem Augenblicke, und obgleich man das Fenſter mit einem Stücke Zeug verhängt hatte, ſo ſtahl ſich doch ein kleiner glühender Strahl herein und zuckte über das bleiche Geſicht des Kranken. Es war gerade, als ſpüre er dieſen letzten Gruß und rufe derſelbe ſeine Beſinnung zurück; er that einen tiefen Athemzug,

ſeufzte ein paar Mal, bewegte die Lippen und öffnete dann weit ſeine Augen. Sein erſter Blick fiel auf den Armenarzt, der an ſeinem Kopfe beſchäftigt war und ſich nun über ihn beugte mit der Frage, wie es ihm gehe. Neben dem Doktor ſtand Margarethe Brenner, ſie hielt Stücke weiße Leinwand in der Hand, und in ihren dunkeln Augen, die ſie auf den Kranken gerichtet hatte, funkelten Thränen.

Lariоz wandte ſeine Blicke von dem Arzt auf das junge Mädchen, und ein freundliches Lächeln zeigte ſich auf ſeinen Lippen.

„Fühlen Sie Schmerzen?“ fragte wiederholt der Doktor, worauf der Verwundete nach einer längeren Pauſe zur Antwort gab:

„Es kann wohl nicht anders ſein, als daß ich einige Schmerzen ſpüre; er hat mich mit ſeiner Streitaxt hart getroffen, gegen alle Kampfregeln. Von rückwärts fiel er über mich her, während ich mit dem anderen Ritter beſchäftigt war. — — Aber es war ein glorreicher Kampf, ſo viel ich mich erinnern kann; ich habe den Zauberer beſiegt und bitte nur den edlen Herrn dieſes Schloſſes, um Verzeihung, daß ich ihm Ungelegenheit mache, indem man mich hieher gebracht, um meine Wunde zu pflegen. — Welche Burg,“ fragte er nach einem kleinen Stillſchweigen, „hat mir nach altem Brauch ihre gaſtlichen Thore geöffnet?“

Er athmete tief auf und ſchloß alsdann die Augen wieder.

Der Armenarzt ſchüttelte betrübt mit dem Kopfe und ſagte leiſe zu dem Jäger: „Er iſt ſchwer verletzt.“

Nach einer Weile öffnete der Kranke haſtig die Augen wieder, blickte das junge Mädchen lange und ſchweigend an und ſprach: „Verzeiht, hohe Dame, daß ich nicht im Stande bin, mich zu erheben, um Euch meinen Dank zu ſagen für dieſe freundliche Aufnahme. Erlaubt mir auch, edle Herrin dieſes Schloſſes, daß ich länger in Euer wohlwollendes Antlitz blicke, als es ſich vielleicht mit der Schicklichkeit verträgt. — Eure Augen haben etwas unendlich Wohlthuendes, etwas Beruhigendes, und ich kann es nur als ein hohes Glück annehmen, vor den Mauern Eurer Burg ſo ſchwer getroffen worden zu ſein. Es iſt

das aber ſchon häufig vorgekommen, und Gott fügt es oft ſo, daß, wo tapfere Ritter verwundet werden, edle Damen in der Nähe ſind, um ſie zu pflegen. — Der Himmel lohne es Euch! — — Aber nicht alle edlen Damen ſind im Beſitze ſo guter Augen, vor denen kein böſer Zauber beſtehen kann. — Ah!“ machte er, und ſchaute mit einem Blick der Befriedigung rings umher, ehe er wieder das Auge nach Margarethen wandte. „Hier herein kann keines der Phantome, die mich in letzter Zeit ſo unſäglich geplagt.“

„Wenn ihr zur Thür hinausſchauen wollt,“ fuhr er mit einem ſtarren Blicke dorthin fort, „ſo werdet ihr Alle, Alle unten an der Treppe ſehen, wie ſie ſich vergeblich bemühen, herauf zu klettern. — Aber die Stufen derſelben ſind glatt wie der Rücken einer Schlange, und neben meinem Lager ſteht eine der himmliſchen Heerſchaaren, deren Anblick ſie erzittern macht. — Ja, Alle, Alle zittern vor ihnen, denn es ſind Gebilde böſer Geiſter — alle Geſellen des Bundes, der Zauberer mit ſeinem langen wirren Barte — und auch ſie — ſie — die ſchlottrige Gliederpuppe, die für einen Augenblick Leben erhielt, um ſich an mich anzuklammern und mein Herzblut zu trinken, damit ich ihr gleich werde. — War ſie doch nahe daran, ihren Zweck zu erreichen, denn ich fühle wohl, wie ſchwer und unbeholfen meine Glieder herabhängen; ich glaube, bis nahe zum Herzen bin ich ihr ſchon gleich geworden. — Aber du wirſt mich retten, edle Herrin dieſes Schloſſes.“

Während er ſo ſprach, ließ er zuweilen ſeine Augenlieder zufallen, ohne aber ſeine Rede zu unterbrechen.

Der Doktor hatte dem Kranken einen leichten Verband angelegt, faßte nun ſeinen Puls, und während er die Schläge zählte, ſah man ihn mit geſpannter Erwartung auf Carlos blicken.

Dieſer zuckte mit einem Male heftig zuſammen, richtete ſich gewaltſam in die Höhe und ſtarrte mit unheimlich leuchtenden Augen um ſich her.

„Oh!“ rief er alsdann mit lauter Stimme, „von Neuem entbrennt der Kampf, gebt mir den Schild und mein gutes Schwert! Haltet

VII.

Das Bild meiner Andacht.

Ich war nun, Dank der Freundlichkeit meiner Prinzipalin, vollkommen und auf's Beste ausgestattet und konnte mich überall sehen lassen, es war ein ganzer Tisch voll Sachen, die mir der Schneider und die Näherin gebracht hatten, und als ich gegen Madame Stieglitz meinen Dank aussprach, konnte ich mich nicht enthalten, zu bemerken, daß ich doch mit einiger Angst dem Moment entgegensehe, wo mir die Rechnungen all der Gegenstände vorgelegt wurden. „Denk' Er nicht daran," antwortete die Frau ernst und bestimmt, „nehm Er sich vielmehr mit allem Fleiß, wie bisher, seines Hauptbuches an, und vergesse Er es nie, daß ich es Ihm an demselben Tag übergeben."

So verging der Winter, das Frühjahr kam, es wurde Sommer, wieder Herbst und ich konnte mir mit Stolz gestehen, in dem verflossenen Jahre etwas Tüchtiges ge-

mich nicht; da hilft keine Schonung, sie oder ich! Dort kommen sie heran. — Gott und San Jago! — Das ist ein schreckliches Gemetzel!" sagte er stöhnend und machte mehrmals den Versuch, von seinem Lager aufzuspringen, wobei er kräftig mit den Männern rang, die ihn hielten. „Die Uebermacht ist groß," seufzte er alsdann, „doch Muth, Muth! die Kraft meines Armes wird uns den Sieg verschaffen! — Ah! er hat mich schwer getroffen," sprach er nach einer Weile, indem er tief aufathmete und dann matt zurücksank; „aber das Andenken an sie, die schützend neben mir steht, wird mich wieder aufrichten."

Ein paar Mal bewegte er hierauf seine Lippen, ohne daß man ein Wort vernahm.

Der Jäger richtete tief betrübt einen so fragenden Blick auf den Doktor, wobei er leicht dessen Arm berührte, daß dieser ihn anschaute, dann mit dem Kopfe schüttelte und leise zur Antwort gab:

„Er stirbt noch nicht. Wir werden dergleichen Anfälle noch mehrere haben — das ist ein kräftiger, gesunder Körper, bei dem noch nicht alle Hoffnung verloren ist. Ich werde jetzt selbst in die Apotheke gehen und Einiges für ihn besorgen; laßt Margarethen bei ihm, wenn Ihr sie entbehren könnt, Frau Brenner, und einen der Männer. Fahrt mit Umschlägen fort, wie ich gethan; ich komme bald wieder."

„Aber Herr Lariez wird nicht sterben?" sagte Gottschalk, der dicht neben seinem Freunde stand und aus dessen Augen eine Thräne um die andere tropfte.

„Haben Sie wirklich Hoffnung, Herr Doktor?" fragte auch der Jäger.

Und der Armenarzt erwiederte: „Die Hoffnung ist etwas so Wohlthuendes für uns, daß wir sie gewaltsam in unserem Herzen behalten müssen, wenn auch unser Verstand sie verjagen möchte. Wer will hier sagen, was die nächsten Tage bringen werden? Der Zustand unseres armen Freundes ist sehr schlimm, und wenn wir mit Gottes Hülfe wirklich im Stande sind, seine Wunde zu heilen, wer bürgt

uns dafür, daß alsdann nicht noch etwas Schrecklicheres eintritt als der Tod?"

„— Schön war der vergangene Tag," murmelte der Kranke; „ich habe sie gefunden, die ich lange gesucht. — Hilf mir, du mit den guten, frommen Augen, wehre das schlottrige, wankende Gespenst von mir ab. — So — so ist es gut, habe Dank — Dank — Dank."

Sechzigstes Kapitel.

Ein Spazierritt.

Baron von Breda ritt langsam die Anhöhe hinauf, einen Weg, den wir bereits kennen und den wir schon ein paar Mal mit ihm gemacht. Er hielt die Zügel seines Pferdes nachlässig in beiden Händen, die er vor sich auf den Sattelknopf stützte, sein Kopf war tief hinabgebeugt und er so in Gedanken versunken, daß Lord es allein übernehmen mußte, allen Begegnenden auszuweichen, was denn auch das kluge Thier gerade so gut that, als würde es von einem aufmerksamen Reiter gelenkt.

Seit längerer Zeit vermochte der Baron nur einem einzigen Gedanken nachzuhängen, einem süßen und doch wieder so schmerzlichen Gedanken, der nach und nach sein ganzes Wesen erfüllte, den er wohl auf Augenblicke verjagen konnte, der aber dann wieder mit der Gewalt einer wilden Wasserfluth alle die Schutzdämme zerriß, welche seine Vernunft mühsam aufgebaut, alle die guten Pläne zerstörte, die er zum eignen Heil und zu dem eines anderen geliebten Wesens gefaßt, — glühende, wilde Gedanken, von denen er wohl fühlte, sie müßten sein Herz zerstören, seine Sinne abstumpfen, ihn selbst zum bedauernswerthesten der Menschen machen. — Vergebens; er, sonst so starren und unbeugsamen Sinnes, vermochte dem Eindringen dieser Gedanken nicht zu widerstehen, und es schien ihm eine Lust zu sein,

ihren wilden Fluthen zuzuschauen, die Zerstörungen zu betrachten, die sie in seinem Inneren anrichteten.

Eugenie hatte sich seit zwei langen Tagen nicht vor ihm sehen lassen; er hatte es über sich vermocht, sie, wie er wohl gekonnt hätte, nicht aufzusuchen. — Vielleicht beruhigt es mich, sie ein paar Tage nicht zu sehen, hatte er gedacht; aber er hatte das achselzuckend gedacht, denn er fühlte im selben Augenblicke, daß jetzt um so mehr all sein Denken, all sein Fühlen sich mit ihr, der Abwesenden, beschäftigen werde.

Und so war es auch. Früher, nachdem sie mit ihm gesprochen, nachdem sie ihm zugelächelt, nachdem sie ihm ihre liebe Hand gereicht, hatte er gern sein Haus verlassen, sich schon beim Fortgehen auf das Wiederkommen freuend, auf ihren lustigen Ruf: Ah, Onkel George! mit dem sie ihm entgegen flog. Jetzt, wo er sie nicht mehr sah, hielt es ihn gewaltsam fest in der Nähe seines Hauses, ja, so viel es ihm möglich war, in der Umgebung ihrer Zimmer. Freilich hatte er sich vorgenommen, diese nicht zu betreten, aber es konnte ja möglich sein, daß sie dieselben verlassen würde, daß sie ihm plötzlich entgegen träte oder daß er vielleicht ihre Aeußerung vernähme: Onkel George könnte mich wohl besuchen.

Aber sie that das nicht, sie blieb still auf ihrem Zimmer, sie saß viel an ihrem Fenster, von wo man nach den Bergen blicken konnte, hinter denen das alte Landhaus ihres Vaters lag. So sagte Frau von Breda und setzte hinzu: „Die arme Eugenie leidet; sie sieht bleich aus, und leicht trocken ihr die Thränen in die Augen, was man sonst nicht an ihr gewohnt ist."

Wir müssen gestehen, daß den Baron diese Nachricht nicht schmerzlich berührte; er athmete tief auf und fand eine Beruhigung darin, daß Eugenie nicht heiter sei; es bestärkte ihn in seinem Vorsatze, noch eine Weile zu warten, ehe er sie aufsuchte; ja, er vermochte es über sich, das Haus zu verlassen. Und so sehen wir ihn denn langsam und in tiefe Gedanken versunken nach der bewußten Anhöhe reiten.

Oben angekommen, ſtand Lord einen Augenblick ſtill und wandte, wie er hier gewöhnlich that, ſeinen Kopf nach der Stadt zurück. Es war ein wundervoller klarer Nachmittag, die erſte Frühlingszeit, welche ſich rings umher in Jubel und Luſt ankündigte. Die feinen Zweige und Aeſte der niederen Bäume und Geſträuche zeigten nicht mehr ihre kahlen, eckigen Formen; ſie waren mit jenem uns ſo wohl bekannten duftigen Flor umſponnen, der jetzt ſchon anfing, aus dem Violetten ins Grüne überzugehen. Ein freudiges Aufathmen, ein inniges Sehnen nach der nächſten herrlichen Zeit ſchien die ganze Natur zu beleben, und was lange geſchlummert unter Schnee und Eis im ſtarren Schooß der Erde, ſchickte ſich jetzt an, überall an das Tageslicht hervorzubrechen. Wohin das Auge blickte, drangen die feinen grünen Blätter aus dem Boden hervor, zeigten ſich die erſten Frühlingsblumen. Und nicht bloß das Auge allein bemerkte die herannahende entzückende Zeit, ſah dieſes neue, ſchöne, regſame Leben, auch jedes Herz fühlte in dieſem Augenblicke den Drang, wenn es in ſtarrem Schlafe befangen war, ſeine Feſſeln zu brechen und ſehnſuchtsvoll aufzublühen, ſei es in glücklicher Liebe, in herrlicher Blumenpracht, ſei es im hoffnungsreichen Grün, ſei es im Glanze fließender Thränen.

Da lag die Stadt vor dem einſamen Reiter, glänzend im Strahl der Sonne, umwallt von flimmernden Nebeln und vergoldetem Rauche. Deutlich ſah er ſein Haus vor ſich liegen, das Dach mit der rothen Fahne, über welcher die vergoldete Spitze wie ein funkelnder Stern ſtand. Unter dieſem Sterne war das Fenſter, an welchem ſie jetzt wohl ſaß und vielleicht nach dem Berge blickte, wo er ſo eben hielt. Ja, es war ihm, als wiſſe er beſtimmt, daß ſie ſich jetzt dort befinde, daß ſie ihre ſüßen Augen hieher richte, daß ſie an ihn denke, herzlich und lieb. Es konnte nicht anders ſein; ſo kann ein Gefühl nicht lügen, ein Gefühl, das ihm zauberhaft mit einem Male nicht nur ihr Bild, ſondern ihr inneres Weſen, ſelbſt wenn er die Augen ſchloß, ſo unerklärlich nahe brachte, daß es ihm war, als ſpüre er den Hauch ihres Mundes, als höre er ihre Worte: O Onkel George!

Doch auch diese liebliche Phantasie flatterte vorüber, und als sie dahin gezogen war und er sein Herz wieder ruhiger schlagen fühlte, da erkannte er deutlich, daß es mehr als ein Traum gewesen, was ihn eben umgaukelt; da wußte er genau, daß ihre Gedanken den seinigen in diesem Momente wirklich begegnet waren.

Er wollte eben sein Pferd umwenden, um nach der Stadt zurückzukehren, als er den Berg herauf einen anderen Reiter in starkem Trabe sich nähern sah. Sein scharfes Auge erkannte Fremont, der ihm schon von Weitem mit der Hand zuwinkte. George von Breda hielt sein Pferd zurück, und der Andere war in einigen Minuten bei ihm.

„Ich dachte es mir doch," rief ihm Fremont zu, „dich hier auf deinem gewöhnlichen Wege zu treffen. — Wenn es dir nicht unlieb ist, so reiten wir eine Strecke zusammen."

„Wie soll mir das unlieb sein?" fragte Herr von Breda. „Reiten wir. Welcher Zufall führt dich hieher?"

„Eigentlich kein Zufall; ich suchte dich in deinem Hause, und als mir deine Frau sagte, du seiest ausgeritten, dachte ich mir gleich, dich hier zu finden."

„Du sahst meine Frau?"

„Ja, sie war im Wintergarten mit Fräulein von Braachen. Letztere aber," setzte Fremont mit etwas spöttischem Tone hinzu, „hatte ich nicht das Glück zu sprechen; deine Frau sagte, die junge Dame wäre leidend, und diese zog sich, als ich das Glashaus betrat, auf ihr Zimmer zurück."

So war sie doch an ihrem Fenster! dachte aufathmend der Baron, den die Nachricht, Eugenie sei im Wintergarten gewesen, schmerzlich berührt hatte.

Die Beiden ritten im Schritt den Abhang hinunter.

„Ein herrlicher Tag!" sprach Fremont, „ein entzückender Tag! Man fühlt ordentlich mit den Pflanzen und Gräsern; man möchte auch ausschlagen, wenn man nicht schon zu alt dazu wäre. Was meinst du, guter George?"

Er ſagte das mit einer Munterkeit, die aber etwas Forcirtes an ſich hatte, wobei er ſeinen ernſthaft ausſehenden Freund mit einem ſcharfen Blicke von der Seite betrachtete.

George von Breda nickte mit dem Kopfe und erwiderte: „Es iſt wirklich ſehr ſchön, und man iſt erfreut, den langen Winter hinter ſich zu haben.“

„Wo ſteckſt du denn eigentlich?“ fuhr der Andere nach einer kleinen Pauſe in demſelben munteren Tone wie früher fort. „Was treibſt du? Man ſah dich ja in den letzten Tagen nirgendwo. Ich wette, daß ich eine ganze Menge Neuigkeiten für dich habe. — Apropos! weißt du auch, daß dieſer famoſe Czrabowski abgereist iſt? — weißt du? verſchwunden, ohne daß er ſeine Abſchiedsbeſuche gemacht hat. — Ein pfiffiger Schuft! Er hat manches ehrlichen Mannes Beutel leichter gemacht.“

„Und auch wohl den deinigen,“ gab Herr von Breda zur Antwort; „ich habe dir das voraus geſagt. — Aber du warſt in meinem Hauſe, wie du ſagteſt?“ ſetzte er mit einem faſt ängſtlich forſchenden Blicke hinzu. „Hätteſt du mit mir etwas Beſonderes zu ſprechen?“

„O — ja, ich hätte ſchon Einiges auf dem Herzen,“ verſetzte Fremont zögernd, „doch hat das noch Zeit.“

„Wie du willſt,“ ſprach der Baron mit einem ſcheinbar gleichgültigen Tone.

„Ich wollte,“ fuhr der Baron fort, „dir nur von dieſem Czrabowski ſagen, daß er mich auch einiger Maßen daran gekriegt hat. Aber daran iſt Niemand ſchuld, als der verdammte Tondern.“

„Dein intimſter Freund.“

„Hol' ihn der Teufel! ich hielt ihn für einen noblen Kerl, und ich geſtehe es, er war mir zuweilen angenehm.“

„Er gab dir gute Rathſchläge.“

„Die ich beſſer nicht befolgt hätte. Aber über geſchehene Dinge ſoll man nicht klagen.“

„Namentlich nicht,“ erwiderte George von Breda mit einem trü-

den Lächeln, „wenn man eine gute Lehre für die Zukunft empfangen hat.“

„Die habe ich empfangen; ſie war etwas theuer, hat mich jedoch curirt.“

„Und iſt Tondern mit deiner Heilung zufrieden?“

„Ich werde das nicht genau ſagen können,“ meinte Frémont nach einer Pauſe; „auch er iſt abgereiſt.“

Dabei beugte er ſich nieder und ſchien die Zügel ſeines Pferdes ordnen zu wollen.

„Ah, er iſt abgereiſt?“ fragte verwundert Herr von Breda. „In der Art wie Czrabowski?“

„Faſt ebenſo, nur mit mehr Glanz und mehr Uebermuth. Du kennſt ihn ja. Die vielen Opfer, die ich ihm gebracht, bezahlte er mir auf ſeine Weiſe mit Grobheiten —“

„Und negociirte dabei eine neue Anleihe?“

„Den Teufel auch! er wäre ſchön bei mir angekommen! Meine Kaſſe iſt nicht unerſchöpflich wie die Seiner Erlaucht des Herrn Grafen Helſenberg, dem es auf Zehntauſend mehr oder weniger nicht ankommt, um ſeine Plane durchzuſetzen.“

Das ſagte er mit einem ſehr ſarkaſtiſchen Tone, wobei er abermals einen ſcharfen beobachtenden Blick auf ſeinen Nachbar warf.

„So? Helſenberg hat ihm geholfen, ſich mit ſeinen Gläubigern zu arrangiren?“

„Was willſt du? Manus manum lavat, ſagt der Lateiner; du ſiehſt, ich bin nicht umſonſt in die Schule gegangen. — Reiten wir den Waldweg zu Braachens?“ fragte Frémont, indem er ſein Pferd anhielt.

„Wenn es dir egal iſt, ſo reiten wir auf der Chauſſee weiter,“ gab George von Breda zur Antwort, ohne den Blick nach links zu wenden.

„Wie du willſt. — Ja, dieſer Helſenberg iſt ein glücklicher Kerl.“

„Ich gönne ihm sein Glück, vor Allem aber seine wieder hergestellte Gesundheit. Es war doch ein gar zu entsetzliches Loos, das ihn betroffen. Mit welch freudigem Blicke der das Frühjahr betrachten muß!“

„Man sagt, er wolle eine größere Reise antreten.“

„Ich hörte nichts davon.“

„Und sich vorher verheirathen!“ lachte Arement mit einem boshaften Blicke.

„Bah! Stadtgeschwätz! — So viel ich weiß, hat Helfenberg durchaus keine Liaison.“

„Das weißt du so genau?“ fragte der Andere lauernd in langsamem Tone.

„Mir ist wenigstens nichts bekannt.“

Arement fuhr spöttisch lächelnd mit den Fingern durch die Mähne seines Pferdes, worauf er dasselbe einen Sprung vorwärts thun ließ. Dann sagte er: „Wird dir noch bekannt werden, guter Breda, sehr bekannt werden; darauf kannst du Gift nehmen.“

„Und wenn auch — du thust ja gerade, als müsse mich das außerordentlich interessiren. Mir kann es wahrhaftig gleichgültig sein, wer Gräfin Helfenberg wird; ich habe weder eine Schwester, noch eine Tochter, die danach trachtet.“

„Nein — aber eine Cousine, der das vielleicht gefallen könnte, aber —“

„Ah, Arement!“ rief der Andere, indem er sein Pferd anzog; „das ist ein Scherz, den ich von dir am allerwenigsten erwartet hätte.“

„Und warum gerade von mir nicht?“ rief Arement in sehr übermüthigem Tone. „Wohl gar, weil die Leute sagten, auch ich trachte nach der Hand des Fräulein von Braachen?“

„Du warst so eben in meinem Hause?“ fragte Herr von Breda in sehr ernstem Tone.

„Zum Teufel! ja, das war ich.“

„Und wolltest mich sprechen?“

„Allerdings.“

„So sprich denn! Ich will dir aufmerksam zuhören.“

„Ich war eben dabei, als du mich unterbrachst,“ sagte Baron Fremont mit einiger Heftigkeit. „Es scheint, du willst mich nicht zu Worte kommen lassen. Und doch habe ich Sachen zu berichten, die dich ebensowohl interessiren werden wie mich, die vielleicht dein ruhiges Blut in einige Wallung bringen könnten.“

George von Breda biß sich auf die Lippen, als der Andere so sprach; er fühlte den heftigen Schlag seines Herzens und gab sich gewaltige Mühe, ruhig zu scheinen, was ihm auch gelang. Dann erwiderte er: „So rede denn, Fremont! Aber erlaube mir, dir zu bemerken, daß ich gerade nicht in der Laune bin, um mich von Stadtgerede unterhalten zu lassen.“

„Was will ich von Stadtgerede!“ versetzte Fremont, der mit einem Male sehr aufgeregt erschien. „Wer bekümmert sich darum? Ich sage nur, was ich und gute Freunde gesehen.“

„So, du hast etwas gesehen?“ fragte der Baron in ziemlicher Spannung.

„Gesehen und gehört. Wo soll ich mit meinen Berichten anfangen?“

„Wo du willst,“ sprach Herr von Breda anscheinend mit großer Ruhe. Darauf faßte er die Zügel von Lord fest mit der linken Hand, stemmte die rechte in die Seite und ließ den Kopf niedersinken, als betrachte er aufmerksam die frischgrünen Ränder des Chausseegrabens und die aufbrechenden Knospen der Gesträuche.

„So will ich denn bei dem anfangen, was ich gehört. Es ist auch älter als meine eigenen Wahrnehmungen und bildet eigentlich das Fundament dieser höchst merkwürdigen Geschichte. — Du wußtest wohl nicht einmal,“ unterbrach sich Fremont, seinen Freund befragend, „daß Fräulein Eugenie von Braachen den Herrn Grafen von Helfenberg schon seit längerer Zeit kennt?“

„Sie kennt ihn nicht,“ gab Baron von Breda leise zur Antwort.

lernt zu haben. Der Prinzipal war während dieser Zeit noch ernster und mürrischer geworden, wie früher, und zuletzt kam er nur noch des Morgens eine Stunde auf das Comptoir bis zu dem Mittagsessen und alsdann verschwand er für diesen Tag. Meine Besuche beim Vetter setzte ich fleißig fort und brachte alle meine Freistunden in dem lieben Hause zu. Der Professor war so artig und freundlich mit mir, als es seine ernste Natur erlaubte, seine Frau behandelte mich wie einen Sohn und die kleine Emma hatte sich in dem vergangenen Jahre merkwürdig geändert, wie es in dem Liede heißt:

„Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie ist es nicht mehr, wahrlich nein."

So war auch Emma aus dem Kinde zu einer Jungfrau aufgeblüht, ohne daß es Jemand bemerkt hätte, ihr ruhiges verständiges Wesen war sich gleich geblieben, als Kind war sie nicht ausgelassen lustig und brauchte sich deßhalb als Jungfrau nicht anders zu benehmen. Aber schön war das Mädchen, das mußte ihr Jeder eingestehen, namentlich hatte sich ihr klares fast übergroßes Auge mit dem sanften sinnigen Ausdruck noch herausgebildet und war mit dem übrigen Gesicht in ein richtiges Verhältniß getreten. Frühr dominirten diese Augen, jetzt waren sie nur noch eine angenehme Zugabe zu dem lieben Ausdruck des Gesichts. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen, als wenn wir mit der Mutter Abends im

„Ob ſie ihn kennt! — Schon ehe ſie in dein Haus kam, hatte ſie Zuſammenkünfte mit ihm.“

„Das iſt nicht wahr!“

„Wenn du mich auf dieſe Art unterbrichſt, lieber George, ſo iſt es am Ende beſſer, ich behalte das für mich, was ich dir mittheilen wollte.“

„Du haſt Recht; ich will dir ganz ruhig zuhören.“

„Die Zuſammenkünfte zwiſchen Beiden fanden in dem kleinen Förſterhauſe Statt, welches der Jäger Klaus in der Nähe des Gutes des Herrn von Braachen bewohnt. Dort ſah Eugenie den Grafen.“

„Sie ging oft dorthin,“ murmelte Breda. „Vielleicht traf ſie ihn zufällig,“ ſetzte er lauter hinzu.

„Nehmen wir an, ſie habe ihn zufällig getroffen, wenn es dir Vergnügen macht, ſo zu glauben. Mir verſchlägt es wenig, da ich meiner Sache gewiß bin und dir den Beweis geben kann, mit welch überraſchendem Intereſſe Graf Helfenberg für die junge Dame nicht nur dachte, ſondern handelte. Du wirſt dich erinnern, daß er vor einiger Zeit ein Teſtament machte. Wir hatten die Ehre, als Zeugen dabei zu ſein. Es war, wie die Rechtsgelehrten ſagen, ein myſtiſches Teſtament; doch erhielt ich zufällig Kenntniß von einigen Legaten.“

„Nun — — Frement?“

„Eines derſelben beſtimmte Fräulein Eugenie von Braachen nach dem Ableben des Grafen das große Schloß Stromberg mit allen Ländereien und Einkünften. — Konnte er einen größeren Beweis von Intereſſe, ja, ich wage zu behaupten, von glühender Liebe für Eugenie geben?“

„Wenn das wahr wäre,“ ſagte Baron von Breda mit dumpfer, klangloſer Stimme.

„Wovon du dich gleich überzeugen ſollſt,“ fuhr Frement eifrig fort und zog ein Papier aus ſeiner Rocktaſche. „Sieh das gefälligſt durch.“

George von Breda ließ die Zügel ſeines Pferdes fallen, griff haſtig nach dem, was ihm ſein Freund darreichte, und entfaltete das uns wohlbekannte Concept. Während er las, biß er die Lippen auf einander, ſeine Wangen entfärbten ſich mehr und mehr, und das Papier zitterte auffallend in ſeinen Händen. — „Wie kamſt du dazu?“ fragte er alsdann, indem er es, ohne aufzublicken, zurückgab.

„Ich erhielt es durch einen Zufall.“

„Ah!“ machte Breda, indem er ſeine Hand an die Stirn drückte und einige Augenblicke über etwas nachdachte. Dann zuckte es verächtlich um ſeinen Mund, und er ſagte: „Dir war alſo bekannt, daß Eugenie eine reiche Erbin werden würde — und darauf fandeſt du es für gut, dich um ihre Hand zu bewerben? — Pfui, Fremont!“

„George!“

„Das Pfui mußt du nicht auf dich beziehen, mein lieber Fremont,“ fuhr Herr von Breda nach einer Pauſe mit ſonderbarem Lächeln fort; „es war ein Ausruf des Bedauerns, welches der Blindheit galt, mit der deine Augen geſchlagen waren. Alſo“ — er betonte jedes Wort aufs ſchärfſte — „du mußteſt dieſes Mädchen erſt mit Geld umgeben ſehen, ehe du ihren Beſitz für wünſchenswerth hielteſt? Ich bedaure dich aufrichtig. — Und wie Recht hatte ich!“ — Dieſes Letztere murmelte er vor ſich hin.

„Du biſt ſehr aufgeregt,“ verſetzte der Andere achſelzuckend, „deßhalb will ich deine Worte nicht genau nehmen. Auch möchte ich gern mit deiner Erlaubniß in meinem Berichte fortfahren.“

„Thu das.“

„An dem Intereſſe, welches der Graf an Eugenien nimmt, iſt alſo nicht mehr zu zweifeln, ja, ich möchte behaupten, auch daran nicht, daß er ſie leidenſchaftlich liebt. Wie ſehr dieſe Liebe von der jungen Dame erwiedert wird, kann ich begreiflicherweiſe mit Beſtimmtheit nicht ſagen, doch ſpricht dafür eine Zuſammenkunft, welche Beide vor wenigen Tagen in der Stadt hatten.“

„Eine Zuſammenkunft — in der Stadt?“

„In der Stadt, und zwar in einem alten, unscheinbaren Hause in einer engen Gasse."

„In der Nähe des Blumenmarktes?" fragte George von Breda fast unhörbar, und es schien, als müsse er die Worte fast gewaltsam hervorpressen.

„Du weißt darum?"

„Vielleicht. Doch fahre fort."

„In jenem alten Hause also," sprach Fremont, nachdem er einen Blick des Erstaunens auf seinen Nachbar geworfen, „traf der Graf Helfenberg mit Fräulein von Braachen zusammen. Was sie da —"

„Halt, Fremont!" rief Baron von Breda in diesem Augenblicke mit lauter Stimme, indem er den Arm des Anderen faßte und stark drückte; „habe die Freundschaft für mich und sprich keine Dinge, die du nicht beweisen kannst — denn ich will das bewiesen haben," setzte er zitternd vor Aufregung hinzu. „Wer sich unterfteht, so etwas zu sagen, soll den Beweis gegen mich zu führen im Stande sein, oder er oder ich hätte das letzte Wort auf Erden gesprochen."

„Was ich sagte, kann ich beweisen," gab Fremont kalt zur Antwort, „du wirst aber am besten einen Beweis erhalten, wenn du dir die Mühe nimmst, Fräulein von Braachen in dieser Angelegenheit zu befragen."

„Wenn sie es mir eingestände!" rief George von Breda in schmerzlicher Bewegung.

„Will sie diese Geschichte verheimlichen, so werde ich mich bemühen, dir die besten Beweise beizubringen. Sollte mir das indessen nicht gelingen können, so wirst du mich zu allen deinen Wünschen bereit finden." — Aber dieses hochmüthige Mädchen wird nicht läugnen, dessen bin ich sicher, dachte er, indem er anhielt und sich mit einer entschlossenen Miene gegen seinen Nachbar wandte.

Dieser aber schien nichts davon zu bemerken; er ließ sein Pferd noch einige Schritte ausgehen, dann wandte er es und ritt ein paar Minuten im langsamsten Schritte gegen die Stadt zurück, indem er

beide Hände wie früher fest auf den Sattelknopf drückte und den Kopf tief herabsinken ließ.

Fremont blickte ihm erstaunt nach.

Auf einmal zeigte sich eine andere Bewegung in dem davoneilenden Rosse und seinem Reiter. George von Breda hatte sich hoch aufgerichtet, und einen Moment darauf flog Lord in einem rasenden Galopp dahin.

Die Strecke zurück zu messen, zu welcher er vorhin eine ziemliche Zeit gebraucht, dauerte nur wenige Minuten, und erst auf der Anhöhe, von wo man auf die Stadt hinabsah, mäßigte er einen Augenblick den Lauf des Thieres. Er schaute ein paar Sekunden wie gedankenlos auf die Häusermassen unter sich. Die Physiognomie derselben hatte sich in der kurzen Zeit geändert; die Sonne war hinter einem leichten Gewölk verschwunden, welches den Horizont umsäumte; Dunst und Nebel, der auf der Stadt lag, war kalt und farblos geworden; die Fernen, die vorhin so kräftig und violet leuchteten, sahen frostig aus, wie zum Einschlafen bereit.

Der Reiter warf einen Blick auf sein Haus — der Stern, der vorhin so schön über demselben gefunkelt, war ausgelöscht, verschwunden.

Es dauerte noch eine kleine Viertelstunde, da lenkte George von Breda sein Pferd in den Hofraum bis zur Haupttreppe des Hauses, wo er anhielt und abstieg. Er war so in Gedanken vertieft, daß er nicht einmal bemerkte, wie eine Menge neugieriger Leute sich an die Einfahrt drängte und das Gebäude betrachtete: er sah nicht einmal die beiden Polizeisoldaten, welche am Eingange des Wintergartens standen und ihn ehrerbietig begrüßten. Bei dem Hufschlage seines Pferdes lief einer der Stalljungen eiligst herbei und machte ein gar bestürztes und sonderbares Gesicht. Aber der Herr des Hauses achtete nicht darauf.

Der Jäger Brenner öffnete die Thür, und erst als derselbe sagte: „Es passirt eben hier eine sehr unangenehme Geschichte" — denn er

glaubte nicht anders, als der Baron habe die Leute am Thor und die Polizei am Glashause bemerkt — fuhr dieser aus seinen Träumereien empor und fragte: „So, was gibt's denn? Es ist doch — nichts passirt?“ Er sprach glücklicher Weise den Namen nicht aus, der sich ihm gewaltsam aufdrängte.

„Die Polizei ist im Hause,“ versetzte der Jäger, „um den Gärtner Andreas in Verhaft zu nehmen.“

„Ah so! — weiter nichts?“ gab der Baron mit einer Gleichgültigkeit zur Antwort, die den treuen Diener ins höchste Erstaunen setzte.

„Andreas,“ fuhr derselbe nach einer kleinen Pause fort, „hat heute, glaube ich, Streit in einem kleinen Wirthshause gehabt und dort mit einem Leuchter Jemand auf den Kopf geschlagen, der nun gefährlich verwundet, man könnte sagen, sterbend, darniederliegt.“

„Gut, gut!“ versetzte eilig der Baron, „sage das meiner Frau.“

„Die Frau Baronin sind ausgegangen.“

„Nun, so melde es ihr, wenn sie zurückkommt.“

Damit ließ er den Jäger stehen, und eilte in flüchtigen Sätzen die Treppe des Hauses hinan. Doch nur die erste Hälfte erstieg er so rasch, dann faßte er das Geländer mit der Hand, blieb stehen und sprach zu sich selber: Ruhig, ruhig! was könnte es wohl nützen, wenn ich wie ein Rasender, der ich freilich bin, in ihr Zimmer stürzte! Gelassen — ruhig! Es wird mir viel kosten, es nur zu scheinen, aber ich will. — Ja, ich will, setzte er hinzu und lächelte trübe vor sich hin. Wo ist der starke Wille geblieben, den ich früher zu haben wähnte? — Ja, früher, früher, das war eine glückselige Zeit, und wenn ich mir vornahm, an etwas nicht zu denken, nicht unter quälenden Gedanken zu leiden, so sagte ich einfach: ich will! und dann geschah es. — Und auch jetzt möchte mein guter Wille sein altes Recht behaupten, aber er kann nicht, er kann gewiß nicht. Wenn mir auch das Herz zerspringen möchte — ich kann nicht eine Sekunde leben, ohne an sie zu denken, und wenn ich mich zwingen will, so zuckt es mir in meinen Augen. — O des Unglücks!

Der Baron knirſchte mit den Zähnen und ſtieg alsdann nach einiger Zeit die Treppe vollends hinauf, langſam, oft ſtehen bleibend, Stufe um Stufe.

Aber ſo zögernd ſein Schritt auch war, er hatte jetzt den erſten Stock erreicht, er wandte ſich links — er ſtand vor ihrem Zimmer noch ein paar Sekunden mit ebenſo tiefen Athemzügen, und er klopfte leiſe an.

„Herein!“

Einundsechzigstes Kapitel.

Erklärungen.

Seit zwei unendlich langen Tagen hatte Baron von Breda den Ton dieser Stimme nicht mehr gehört. Bei dem lieben Klange derselben schrak er ordentlich zusammen, und es dauerte ein paar Augenblicke, ehe er öffnete.

Er trat in das kleine Vorgemach, welches sich zwischen Eugeniens Schlaf- und Wohnzimmer befand. Sie stand an der Thür des letzteren, sie streckte ihm beide Hände entgegen und rief fröhlich aus:

„Ah! Onkel George! Du kommst mich zu besuchen.“ Doch plötzlich wiederholte sie das Onkel George mit ganz anderer, trüber, leiser Stimme und setzte ebenso hinzu: „Du willst nach mir sehen.“ Dabei ließ sie ihre Hände niedersinken, ehe die seinigen dieselben erfaßt hatten, wandte sich um und trat an ihren Schreibtisch zurück, der an dem Fenster stand, welches George von Breda droben von der Anhöhe gesehen, an demselben Fenster, welches Graf Helfenberg in den Plänen des Hauses so eifrig betrachtete, und von welchem dieser so süß und doch wieder so schmerzlich geträumt. Eugenie saß viel an diesem Fenster, und sie ließ sich auch jetzt wieder neben demselben auf ihren kleinen Fauteuil nieder. Dann sprach sie: „Es ist schön von dir, Onkel George, daß du nach mir siehst.“

Der Baron hatte vorhin mit einem unnennbaren Schmerze bemerkt, daß ſie ihre Hände ſinken ließ, ſtatt ſie ihm, wie ſonſt, darzureichen. O, er hatte ſich darauf gefreut, dieſe lieben Hände wieder berühren zu können, er hatte auf dem Wege hieher viel darüber nachgedacht. Er wollte ſie freundlich an ſich ziehen, er wollte in das klare, glänzende Auge blicken und ſie dann haſtig ohne Vorbereitung fragen: „Nicht wahr, Eugenie, das haſt du nicht gethan, was mir Fremont erzählte? Du hatteſt mit dem Grafen Helfenberg keine Zuſammenkünfte, du ſahſt ihn nicht dort in dem kleinen Hauſe in der Gaſſe am Blumenmarkte? — Nein, nein, gewiß nicht, ich glaube es nicht!“

So hatte er zu ihr ſprechen wollen, ſanft, innig, herzlich, und er war überzeugt, ſie würde alsdann lächelnd mit dem Kopfe ſchütteln, ihn mit ihren wunderbaren Augen anſchauen und dann ſagen: „Nein, Onkel George, gewiß nicht. Wie kannſt du ſo etwas glauben?“

O, es waren wilde, glühende Träume, die durch ſein Gehirn zuckten, die aber nun mit einem Male hohnlachend davon flatterten, als ſie ſich von ihm abwandte und eine tödtliche kalte Leere in ſeinem Herzen zurückließen, — eine Leere, die ſich gleich darauf mit grauſamen Geſpenſtern bevölkerte, welche ihm triumphirend zuriefen: „Vorüber iſt die Zeit, wo ſie ſich dir vertrauensvoll, wo ſie ſich dir liebend genähert; jetzt weicht ſie von dir zurück, ſie ſcheut deinen Blick, — das iſt die Schuld — die Schuld.“

„Willſt du dich nicht ſetzen, Onkel George?“ ſagte das junge Mädchen nach einer Pauſe, worauf der Baron ſtillſchweigend einen anderen Fauteuil herbeirollte und ſich ihr gegenüber niederließ.

Beide ſchauten ſich eine Sekunde lang an, und Eines fand, daß das Andere blaß und angegriffen ausſehe.

„Es iſt doch ſchrecklich,“ unterbrach Eugenie das Stillſchweigen wieder, „was mit Andreas vorgeht, Nanette hat es mir ſo eben erzählt. Es hat dich gewiß alterirt, Onkel George.“

„Was denn? — Ah ſo! der Gärtner. — Ja, es paſſiren ſeltſame Sachen hier im Hauſe.“

Das junge Mädchen wandte ihren Blick dem Fenster zu, worauf der Baron fortfuhr: „Du warst leidend, Eugenie? Deine Tante hat es mir gesagt. Man sieht es dir auch an. Doch ich hoffe, das ist sehr vorübergehend.“

„Ja, es wird vorübergehen,“ antwortete sie mit einem leichten Seufzer. „Ich danke dir, Onkel George, daß du endlich einmal nach mir siehst.“

„Daß du endlich einmal nach mir siehst,“ hatte sie gesagt, und diese Worte ließen das Herz des Mannes ihr gegenüber schneller schlagen. Hatte es sie vielleicht geschmerzt, daß er sie zwei lange Tage vergessen? Hatte sie sich vielleicht deßhalb von ihm gewandt und ihm nicht ihre Hände gereicht, wie sie sonst immer zu thun pflegte?

„Wenn ich auch nicht nach dir gesehen, meine gute Eugenie,“ sagte er warm, „so war ich doch in Gedanken oft bei dir.“

„O, in Gedanken,“ entgegnete sie träumerisch, wie mit sich selber sprechend. „Du hattest doch freundliche Gedanken über mich, Onkel George?“

Sie hatte ihren leichten Sessel so nahe an das große Fenster gerückt, daß sie den Arm auf die Brüstung desselben legen konnte, was sie auch that, worauf sie den Kopf in die Hand legte und nun ihr Gesicht vom Wiederscheine des Abendhimmels leuchtend angestrahlt wurde.

„Gewiß in freundlichen Gedanken,“ gab der Baron zur Antwort, „wie immer, wenn ich mich mit dir beschäftige. Mögen auch diese Gedanken anfänglich oft ernst, fast trübe sein, so ändern sie sich doch fast jedes Mal, wenn sie dich zum Gegenstande haben; denn ich kenne dich, mein gutes Mädchen. Nicht wahr, Eugenie, ich habe dich immer gekannt, wie du bist?“

Er hätte in diesem Augenblicke viel darum gegeben, wenn sie ihm ihr Gesicht zugewandt und ihn vertrauensvoll angeschaut hätte. Aber sie that das nicht, sie blickte in die Landschaft hinaus, vielleicht in den dämmernden Himmel, der immer mehr erblaßte und seine trüberen Töne ebenso auf ihren Zügen wiederspiegelte.

Es wollte Abend werden.

George von Breda bewegte ſich unruhig auf ſeinem Fauteuil; er fühlte, vorüber flog, und vielleicht unbenutzt, einer der günſtigſten Momente, um mit Eugenien zu ſprechen.

„Ich war ausgeritten," ſagte er, „meinen alten, gewöhnlichen Weg. Dort hinaus, wo es zum Gute deiner Eltern geht. Von der Höhe ſieht man mein Haus und, wenn ich nicht irre, auch das Fenſter, an dem du gerade ſitzeſt."

„Ja, man wird es ſehen, Onkel George," erwiderte das Mädchen mit leiſer Stimme, „denn durch die faſt noch kahlen Zweige der Bäume erblicke ich von hier aus jene Anhöhe."

Der Baron nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: „Dort oben traf ich mit Fremont zuſammen, oder vielmehr er kam mir nach. Dann ritten wir eine Strecke mit einander."

„Das war wohl angenehm für dich, Onkel George, denn der Herr Baron von Fremont kann recht unterhaltend ſein."

„O ja, recht unterhaltend!" verſetzte George mit einem ſo auffallenden Lachen, daß das junge Mädchen den Kopf herumwandte und ihn erſtaunt anblickte. „Sehr unterhaltend! Denke dir nur, Eugenie, in dieſer unſerer Unterhaltung war auch von dir die Rede. Wie kann das für mich anders als ſehr amuſant geweſen ſein?"

„Du biſt in einer eigenthümlichen Laune, Onkel George," ſprach ängſtlich das Mädchen. „Solche Worte habe ich noch nie von dir vernommen, und es macht mich faſt erſchrocken, wie du ſie ausſprichſt."

„Du haſt Recht, ich bin ein wenig aufgeregt," gab er zur Antwort, indem er ſich mühſam bezwang, ruhig zu ſcheinen. „Das kommt aber daher, Eugenie, weil ich mich fürchte, mit dir über etwas zu reden, was mir ſchwer auf der Seele liegt."

„O, ſprich darüber, Onkel George! Auch mir iſt es gerade zu Muthe, als ſollte ich von dir etwas erfahren, was mich tief bekümmerte."

„Du haſt ganz richtige Ahnungen."

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20744 / 010

„Sehr richtige Ahnungen," wiederholte Eugenie mit faſt tonloſer Stimme.

„Nun gut denn! — Ehe ich dir aber ſage, Eugenie, was mich betrübt — o, betrübt iſt nicht das rechte Wort," ſetzte er leidenſchaftlich hinzu — „was mich niederdrückt, was mir das Herz zerreißt, ſpreche ich meine Hoffnung aus, daß du mir ein paar Fragen mit deiner gewöhnlichen Offenheit und Wahrheitsliebe beantworten werdeſt. Ich weiß, daß du nicht fähig biſt, eine Unwahrheit zu ſagen, daß dein Ja ein wirkliches Ja, dein Nein ein wirkliches Nein iſt. Und deßhalb zittere ich in Erwartung deiner Antwort."

„Ich werde dir in Allem die Wahrheit ſagen, Onkel George," entgegnete Eugenie mit feſter Stimme.

Es war unterdeſſen in dem Zimmer ſo dämmerig geworden, daß Keines der Beiden die Geſichtszüge des Anderen mehr recht unterſcheiden konnte. Der Baron ſah gegen das hellere Fenſter abgezeichnet die Geſtalt des jungen Mädchens in dunkeln Umriſſen, während er ſelbſt im tiefen Schatten ſaß.

„Kennſt du den Grafen Helſenberg?" fragte er mit leiſer Stimme.

„Nein, Onkel George, ich kenne ihn nicht."

Er athmete tief auf und ſagte dann: „So lange du draußen auf dem Gute wohnteſt, warſt du zuweilen in dem Hauſe des Jägers Klaus. Sahſt du dort nie Jemand, der dir unbekannt war, der dort nicht hinzugehören ſchien, der ſich mit dir unterhielt?"

„Niemand, als einen Neffen des Jägers Klaus."

„Ein Neffe des Jägers?" fragte der Baron in großer Spannung. — „Wer war das?"

Seine Worte mochten etwas heftig ſein, denn das junge Mädchen wandte abermals den Kopf in das Zimmer hinein und ſchwieg eine Weile, ehe ſie zur Antwort gab: „Der Neffe des Jägers war ein armer kranker Menſch; er erregte mir das tiefſte Mitleiden, und ich hielt es für ein Werk der Barmherzigkeit, freundlich mit ihm zu ſprechen, wenn ich ihn ſah."

George von Breda war haſtig von ſeinem Stuhle emporgeſprungen und ſchien mit Heftigkeit entgegnen zu wollen, doch beſann er ſich eines Anderen und preßte die Lippen auf einander; dann ſprach er, aber erſt nach einer Pauſe: „Und du ſollteſt nicht gewußt haben, daß jener arme kranke Menſch, der in ſo hohem Grade dein Mitleid erregte, an dem du durch freundliche Reden Werke der Barmherzigkeit übteſt, der Graf Helſenberg geweſen iſt?“

„Was ſagſt du, Onkel George?“ rief das Mädchen erſchrocken — „O, meine Ahnung!“

„Ah, du hatteſt alſo Ahnungen?“ fuhr der Baron bitter fort. „Aber deine Ahnungen waren nicht klar genug, um dir, wenn wir von dem kranken Grafen ſprachen, die hübſchen Scenen im Jägerhauſe ins Gedächtniß zurück zu rufen und dich auf die Idee kommen zu laſſen, als ſei der Neffe des Jägers und Graf Helſenberg eine und dieſelbe Perſon. Es fehlt dir doch ſonſt nicht an Phantaſie.“

„Ich verſtehe deine Vorwürfe, Onkel George,“ erwiderte Eugenie, ſchmerzlich bewegt, „o, ich verſtehe ſie ſehr, ſehr! Aber ich kann dir ſagen, daß ſie ungerecht ſind.“

Der Baron lachte laut auf und machte, um ſich zu ſammeln, einen Gang durch das Zimmer. Wie angenehm war es ihm in dieſem Augenblicke, daß er die Geſichtszüge Eugeniens nicht erkennen konnte, daß er nicht ihr glänzendes Auge ſah mit dem ſo lieben und offenen Blicke! Für das, was er zu ſagen hatte, war ihm die Dunkelheit gerade recht, und deßhalb erregte es in ihm ſogar ein unbehagliches Gefühl, als er einen Blick durch das Fenſter auf die Landſchaft warf und bemerkte, wie drüben der Mond aufgegangen ſein mußte und mit ſeinem bleichen Scheine die Bäume vor dem Fenſter, ja, dieſes ſelbſt ſtreifte. Nur Eugenie ſaß noch in tiefem Schatten und regte ſich nicht.

„Gut,“ nahm er nach einer Pauſe wieder das Wort, „du kannteſt ihn alſo nicht, als du damals mit ihm an dem erwähnten Orte zuſammen kamſt? — Nehmen wir an, es ſei ſo. Doch muß das Mit-

leiden, welches du dem Grafen Helfenberg bewieſen, und die Freundlichkeit, mit der du ihn behandelt — auffallender Art geweſen ſein. — Ja, auffallender Art," wiederholte er, als er ſah, daß das junge Mädchen am Fenſter zuſammen zuckte oder ein wenig ihre Haltung veränderte; „denn den Grafen brachten dein Mitleiden und deine Freundlichkeit dazu, dich leidenſchaftlich zu lieben."

„O, Onkel George!"

„Dich ſo zu lieben," fuhr dieſer mit erhöhter Stimme fort, „daß er dich in einem rechtskräftigen Teſtamente zur Erbin eines großen Theiles ſeines Vermögens eingeſetzt. — Dazu gratulire ich dir. Uns aber, Eugenie, die wir dir mit ſo viel Offenheit und Liebe entgegen kamen, kann ich zu deinem heimlichen Weſen nicht gratuliren."

„Gott iſt mein Zeuge," ſprach das Mädchen mit zitternder Stimme, „daß ich nicht daran gedacht, Heimlichkeiten gegen dich zu haben. Du ſagteſt vorhin, mein Ja ſei Ja, mein Nein Nein. So glaube denn auch meiner Verſicherung, Onkel George, ich habe nichts davon gewußt, daß ich mit dem Grafen Helfenberg ſprach."

„So galten alſo deine Freundlichkeiten dem Neffen des Jägers? — O laß mich das nicht glauben, Eugenie!"

„Ich will den Sinn deiner Worte nicht verſtehen," gab Eugenie mit erkünſtelter Ruhe zur Antwort. „Aber wenn ich dir etwas werth bin, Onkel George, ſo fahre nicht fort, mir ſo wehe zu thun."

„Wenn du es wünſcheſt, werde ich ſchweigen," ſprach der Baron in kaltem Tone.

„O nein, ſo ſollſt du nicht ſchweigen!" rief ſie leidenſchaftlich aus. „Dann ſprich lieber; ich will alles geduldig anhören, und wenn es die härteſten Worte ſind. — Rede, Onkel George, ich bitte dich darum!"

Der Baron ging mit großen Schritten auf und ab; er kämpfte mit ſich ſelber, er ſchien unentſchloſſen; er war ſchon im Begriff, das Zimmer zu verlaſſen, als ihn das Andenken an die vielen ſchmerzlichen Stunden, die er in der letzten Zeit verlebt, an die höhniſchen Reden Fremonts zurückhielt und ihm die Worte auspreßte:

„Gut denn, bei deinen Zuſammenkünften im Hauſe des Jägers kannteſt du alſo den Grafen nicht? — Wer war es denn, Eugenie, dem du vor zwei Tagen, nachdem ich dich unten im Wintergarten zuletzt geſehen, in einer unſcheinbaren Gaſſe der Stadt, nahe bei dem Blumenmarkte ein Rendezvous gabſt? — Galt dieſes Rendezvous nicht dem Grafen Helfenberg? — Oder fand ſich Fräulein von Braachen dort mit dem Neffen des Jägers Klaus zuſammen?“

„Onkel George!“ rief das junge Mädchen heftig erregt aus; „du ſagſt mir da entſetzliche Dinge, Dinge, an die du ſelbſt nicht glaubſt!“

„Ich werde nicht daran glauben, wenn du mir die Verſicherung gibſt, es ſei nicht ſo geweſen. Kannſt du das, Eugenie?“

Sie antwortete nicht, und der Baron wiederholte heftig ſeine Frage, indem er näher trat und mit ſeiner Hand die Lehne des kleinen Fauteuils, auf welchem er geſeſſen, faßte.

„Kannſt du das, Eugenie? kannſt und willſt du?“

Das Mädchen blickte ſchweigend in den Abend hinaus, in das Mondlicht, welches jetzt nicht nur auf das Fenſter ſchien, ſondern auch ihr Geſicht mit ſeinem hellen Schimmer übergoß. Sie ſah entſetzlich bleich aus und ihre Augen ſtanden voll Thränen.

„Sage mir ein einziges Wort, Eugenie!“ bat der Baron dringend und mit bebenden Lippen; „ein einziges Wort, es ſei nicht ſo, und ich will glücklich ſein.“

Eugenie bewegte die Lippen und er horchte athemlos auf ihre Worte.

„Was wahr iſt, werde ich nie läugnen,“ ſprach ſie leiſe, aber beſtimmt. „Ich war dort in einem Hauſe jener unſcheinbaren Gaſſe, aber ich ging zu keiner Zuſammenkunft, Onkel George.“

„Und du trafſt dort nicht den Grafen?“

„Ich traf dort den Neffen des Jägers, den ich nur als ſolchen kannte.“

„Alſo dem Neffen des Jägers Klaus,“ rief der Baron in leidenſchaftlicher Heftigkeit ausbrechend, „gab Fräulein Eugenie von Braa-

chen ein Rendezvous! Einem Menſchen zu Lieb, den du nicht kannteſt, ſetzteſt du deinen Namen, deinen Ruf aufs Spiel! Einem Unbekannten opferteſt du dies alles! Und du dachteſt nicht an den entſetzlichen Schmerz, den du uns — mir damit bereiten würdeſt? — einen Schmerz, der nur darin eine Linderung findet, indem ich mir ſage, daß ich mich in dir geirrt, daß du — daß du . . .“

„Onkel George!“ bat Eugenie flehend, denn ſie ahnte, daß ſie etwas Furchtbares hören würde.

„Daß du —“ ſtieß er mühſam hervor, denn die Schläge ſeines Herzens drohten ihn zu erſticken — — „daß du,“ rief er mit bebenden Lippen, „eine würdige Tochter deiner Mutter biſt!“

Das unglückliche Mädchen preßte die Hände vor das Geſicht, ſie wollte aufſchreien — ſie brachte keinen Ton heraus; ſie verſuchte es, ſich von ihrem Stuhle zu erheben — ſie vermochte es nicht.

Es vergingen ein paar qualvolle Sekunden, ehe ſie die Worte hervorbrachte: „Onkel George, das hätteſt du nicht ſagen müſſen, das iſt ein Unglück!“

O, wenn er in dieſem Moment ihr offenes, ehrliches Auge hätte erblicken können, die guten, lieben Züge ihres Geſichtes, deren Anblick ihn ſo oft beruhigt, beglückt! — Aber er ſah nichts vor ſich, als ihre zuſammengebrochene Geſtalt, einen ſchwarzen Schatten, deſſen Spiegelbild in ſeinem zerriſſenen Herzen ſtand, bereit, ſein ganzes künftiges Leben kalt und nächtig zu umziehen.

„Ich habe es geſagt,“ ſprach er mit kaltem Tone; „ich habe geſagt, was mich mit Qualen der Hölle erfüllt, und werde fortan ſchweigen. Aber du haſt die Worte hervorgerufen, die du vorhin gehört, du haſt dir ſelbſt zuzuſchreiben, was du in den letzten Tagen Furchtbares in meinem Hauſe erlebt. Rechne du mit der Welt ab; ſie iſt einmal nicht anders. Und wenn der geringſte meiner Diener es gewagt, dich zu beleidigen, ſo hat er vielleicht gedacht, er ſei nicht ſchlechter als der angebliche Neffe des Jägers. — O des Unglücks!“

fuhr er mit gebrochener Stimme fort, „o des Unglücks! ich kann den Gedanken nicht ertragen, er könnte mich wahnſinnig machen!“

Eugenie hatte ſich von ihrem Stuhle erhoben, langſam und anſcheinend ruhig; daß ſie das aber nicht war, ſah man an der leidenſchaftlichen Haſt, mit der ſie jetzt wieder ihre beiden Hände vor das Geſicht preßte, nachdem ſie den, welcher ſo zu ihr geſprochen, während ſeiner letzten Worte mit einem angſtvollen Blicke betrachtet. Der Schluß deſſen, was er ſagte, fiel mit einem ſchmerzlichen gellenden Aufſchrei zuſammen, den das gequälte Mädchen ausſtieß, während ſie vorwärts ſtürzte bei dem Baron vorüber, und dann, als werde ſie von jähem Schrecken gejagt, in dem dunkeln Vorzimmer verſchwand.

George von Breda ſtarrte ihr nach, er drückte ſeine Rechte vor die Augen, er athmete tief und ſchwer; er erwachte wie aus beängſtigendem Traume.

Ja, ſie war fort, ſie ſaß nicht mehr vor ihm am Fenſter; der helle Schein des Mondes drang jetzt in das Gemach und zeigte den nun leeren Fauteuil, auf welchem ſie noch ſo eben geſeſſen, glänzte auf dem Papier ihres Schreibtiſches, den gerade noch ihre Hand berührt, zeigte das weiße Taſchentuch, das ihr entfallen war und auf dem Boden lag. Ihm war einen Augenblick zu Muth, als habe er all das Furchtbare, was ſich hier begeben, wirklich nur geträumt. —

Und doch — nein, nein, es war nicht ſo! Dort war ſie hinaus geſtürzt aus dem Zimmer; ihr Gewand hatte ihn geſtreift; es war ihm, als habe er den kleinen Theil einer Sekunde lang den ſüßen Hauch ihres Mundes geſpürt, als ſie jenen ſchmerzlichen Schrei ausgeſtoßen. — Dann war ſie verſchwunden. — Ja, verſchwunden war ſie; er befand ſich allein in ihrem Zimmer, allein mit dem Mondlichte, das, gefühllos und kalt, doch mitleidiger als er geweſen war, denn es hatte ſanft ihre Wangen berührt, hatte die Thränen ihres Auges geküßt, während er unbarmherzig, ohne Mitleid ihr Herz zerriſſen. — Ah, Fluch dieſer entſetzlichen Stunde!

Raſch eilte er an die Thür des Zimmers, dann auf den Gang,

an die Treppe; er horchte in das Haus hinab -- tiefe Stille herrſchte überall; doch nur einen Augenblick. Im nächſten vernahm er den Geſang einer weiblichen Stimme, der gedämpft an ſein Ohr ſchlug. Es war das Kammermädchen Eugeniens, die zu ihrer Arbeit ſang.

Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein!

Der Baron eilte nach dem Corridor, nach dem Zimmer ſeiner Frau —

Wie wollt' ich tief im Herzen
Nur tragen dich allein!

Er öffnete den Salon der Baronin; dort brannte ein Licht, mit dem er durch das ganze Appartement ſchritt. Es war Niemand da. Dann eilte er die Treppen hinab, um ſich in den Wintergarten zu begeben; unten ſtand der Jäger Brenner an der geöffneten Hausthür.

„Iſt meine Frau nicht zu Hauſe?"

„Die Frau Baronin iſt noch nicht zurückgekehrt," antwortete der treue Diener und betrachtete mit einem eigenthümlichen Blicke die verſtörten Züge ſeines Herrn.

„Haſt du," fragte dieſer zögernd, „Fräulein Eugenie geſehen?"

„Vor wenigen Minuten; das gnädige Fräulein gingen hier zum Hauſe hinaus."

„Vielleicht nach dem Wintergarten?"

„Ich glaube nicht, denn ich ſelbſt habe die Thüren, die ins Freie führen, verſchloſſen."

„Und wohin ging ſie?" fragte der Baron, und ein furchtbarer Gedanke überfiel ihn mit ſo niederſchmetternder Gewalt, daß er unwillkürlich ſeine Hand auf das Schloß der Thür legte.

„Ich kann mich irren," entgegnete der Diener, „aber es war, als eilten das gnädige Fräulein zum Hofthor hinaus."

„Bei dunkler Nacht? — Biſt du wahnſinnig?"

Herr von Breda biß ſich die Lippen blutig und ſetzte nach einer Pauſe, ſich bezwingend, hinzu: „Ah! es iſt möglich. Vielleicht hat ſie der ſchöne Abend ins Freie gelockt; ſie wird meiner Frau ein paar Schritte entgegen gegangen ſein. — Laß mir ein Pferd ſatteln!“ rief er nach einigem Nachdenken plötzlich mit groſſer Heftigkeit. „Aber ſchnell, ſchnell!“

„Soll ich Lord vorführen laſſen?“

„Welches du willſt, nur ſo raſch wie möglich.“

Während der Jäger nach dem Stall eilte, den erhaltenen Befehl auszurichten, und dann als ein umſichtiger Diener den Hut ſeines Herrn aus dem Eßzimmer holte, lehnte George von Breda an der Thür ſeines Hauſes mit Gefühlen und Gedanken, die in ihrem furchtbaren blitzähnlichen Erſcheinen und Verſchwinden ſchwer zu beſchreiben ſind. Zuweilen raffte er ſich auf und machte ein paar Schritte gegen die Treppe, wo er aber auf der oberſten Stufe ſtehen blieb und ſcharf in die Nacht hinaus ſchaute, als ſei es ihm möglich, durch Häuſer und Mauern hindurch etwas von ihr zu erblicken. Aber ſo emſig er auch ſpähte, es blieb Alles rings umher ſtill und ohne Bewegung. Auf das Glasdach des Wintergartens warf das Mondlicht helle Strahlen und caricirte die Formen deſſelben auf den Kies des Hofes in langgeſtreckten Schattenbildern.

Jetzt kam einer der Reitknechte um das Glashaus herum, ein Pferd im Trabe herumführend. Lord war es nicht; Lord hatte einen ſeiner Hufe geſchont, als man ihn vor einer Stunde in den Stall zog. Es war ein kleineres braunes Pferd, welches Eugenie zu reiten pflegte. George von Breda ſchwang ſich in den Sattel, nachdem er aus den Händen des Jägers ſeinen Hut genommen, den dieſer darreichte, und ritt hierauf abſichtlich im Schritt zum Hofe hinaus.

Vor demſelben wandte er ſich rechts und trabte dann die uns bekannte Anhöhe ſcharf hinauf, wobei er aufmerkſam vor ſich hinſpähte; er konnte die breite Straße, die in dem weißen Mondlichte ſo hell

vor ihm lag, bis oben überſehen — er bemerkte jedoch nicht das Geringſte.

Zuweilen hielt er ſein Pferd an und zwang es, Momente lang ruhig zu ſtehen, wobei er angeſtrengt in die Nacht hinaus horchte, um irgend etwas zu vernehmen, was er doch wohl nicht hätte vernehmen können — umſonſt; es herrſchte tiefe Stille, es rauſchten nicht einmal die Zweige, es flüſterte nicht das alte erſtorbene Gras, denn es ſpielte nicht das leiſeſte Lüftchen über Berg und Thal. Dem Reiter kam es in ſeinen wilden Träumereien vor, als halte die Natur erwartungsvoll ihren Athem an ſich.

Der Baron hatte die Anhöhe erreicht, und als er abwärts blickte, wo ſich links der Waldweg abzweigte, da war es ihm, als ſehe er dort in die Schatten hinein eine helle Geſtalt verſchwinden. So raſch ſein ſchwaches Pferd den Abhang hinab zu laufen vermochte, ging es dahin, und es dauerte nicht lange, ſo bog er von der breiten Straße ab in den bekannten verwahrloſten Pfad ein. Hier betraten die Hufe ſeines Roſſes weiches Moos und hervorſprießendes Gras, wodurch der Schall derſelben ſo gedämpft wurde, daß er ſelbſt kaum etwas davon vernahm und es ihm faſt unheimlich erſchien, ſo wie ein Schatten dahin zu gleiten.

Das Mondlicht drang hier und da durch die noch wenig belaubten Zweige, warf auf die Straße ſelbſt und an die angrenzenden Gebüſche ſeltſame Schatten und Lichter, und zuweilen ſtreifte der kalte glänzende Schein das Geſicht des Reiters. Aber er merkte nicht darauf, er ritt vorwärts, ſo raſch es nur immer gehen wollte, und ihm voraus drangen ſeine unruhig ſpähenden Blicke, Schatten und Buſchwerk durchdringend.

Jetzt — ja, er täuſchte ſich nicht — dort vor ihm auf der linken Seite des Weges ſchwebte eine helle Geſtalt; bei der nächſten Biegung des Pfades verſchwand ſie, um gleich darauf wieder zum Vorſchein zu kommen. Doch befand ſie ſich nicht auf dem Waldwege; er ſah ſie jenſeits des ziemlich breiten und tiefen Grabens, welcher denſelben

begrenzte; ſie ſchien nicht zu fliehen, ſie wandelte oder ſchwebte vielmehr ruhig dahin. Er wußte ſelbſt nicht, warum ihn ein eigenthümliches Grauſen erfaßte, als er die weiße Geſtalt vor ſich erblickte; es war ihm zu Muthe, als ſei er ſelbſt mit dem ſchnellſten Pferde nicht im Stande, ſie zu erreichen, obgleich ſie anſcheinend ohne große Geſchwindigkeit dahin glitt; er fühlte, wie ein Schauder ſeinen Körper durchflog; er verſpürte ein ſeltſames Fröſteln; er ſah ſich unwillkürlich genöthigt, eine Anſtrengung zu machen, um feſt im Sattel zu bleiben. Es flatterte wie ein Nebel vor ſeinem Geſicht, und wenn er auch verſuchte, über ſich ſelbſt zu lächeln, ſo bedeckte er doch für ein paar Sekunden lang die Augen mit der rechten Hand. —

Dort war die weiße Geſtalt, wie er ſie vorhin geſehen, und er bemerkte, daß er ſich ihr jetzt raſch nähere. Bald war er im Stande, die Umriſſe ihrer Figur zu erkennen — ja, es war Eugenie, die lautlos und ohne aufzublicken, auf wenige Schritte Entfernung neben ihm wandelte. Er verſuchte es, ihren Namen auszuſprechen, und wenn auch derſelbe laut und deutlich in ſeinem Herzen wiederklang, ſo ſchien ſie ihn doch nicht gehört zu haben; wenigſtens bemerkte man an ihr keine Bewegung, ſie ſetzte auch ruhig ihren Weg fort, den Kopf auf den Boden geſenkt, die Hände herabhängend.

Wieder erfaßte ihn der ſeltſame Schauder wie vorhin, doch verſuchte er es, zu lächeln und näherte ſich dem Graben ſo viel wie möglich. Wohl kannte er denſelben von ſeinen häufigen Ritten; er wußte, wie tief und breit er war, und jetzt maß er ihn noch einmal beim zweifelhaften Lichte des Mondes mit langſam prüfendem Blicke. Lord hätte ihn hinübergetragen; ob auch das ſchwächere Pferd?

Nochmals rief er ihren Namen, und damit das geringe Geräuſch, welches die Hufe ſeines Pferdes machten, ſeine Worte nicht übertönen ſollte, zog er die Zügel an und bog ſich, ſo weit es ihm möglich war, zu ihr hinüber.

„Eugenie," ſagte er, „ich beſchwöre dich, ſetze deinen Weg nicht ſo kalt und theilnahmlos fort; laß mich einen Augenblick zu dir

Garten ſaßen und der helle Strahl des Mondes das dunkle Blau ihrer Augen mit Silberglanz erfüllte. Die Mutter pflegte zu ſagen: „Emma hat Taubenaugen“ und dieſer Ausdruck fuhr einſtens zündend in mein Inneres und ich murmelte halblaut: „Siehe meine Freundin, Du biſt ſchön, ſchön biſt Du, Deine Augen ſind wie Taubenaugen.“ Ich war darauf den ganzen Abend zerſtreut und durch die ſeltſamen Bilder und Gedanken, mit welchen der Buchhalter meinen Kopf vollgepfropft, flammte ein heller Stern und ich glaubte das Bild, in welchem ſich alle unſere heiligen und guten Gedanken ſammeln ſollen, gefunden zu haben. Eine unerklärliche Scheu hielt mich ab, dem Buchhalter dies Geſtändniß zu thun, ich verſchloß dies Bild in das Innerſte meines Herzens und beſchloß meine Andacht vor allen Augen geheim zu halten.

Ich hatte um ſo weniger Luſt, dem Herrn Specht in dieſer Beziehung den Namen meiner Nichte Emma zu nennen, als derſelbe ſchon mehrmals den Wunſch ausgeſprochen, meinen Vetter und ſeine Familie kennen zu lernen und gerade jetzt erſuchte er mich dringender darum, als je. Ich konnte nicht mehr entkommen und verſprach ihm, meinen Vetter hiervon in Kenntniß zu ſetzen.

Dieß that ich bei meinem nächſten Beſuch und da meine Verwandten glauben mochten, es könne mir von Nutzen ſein, wenn ſie das Factotum des Hauſes freundlich

ſprechen, laß mich dir ſagen, wie mein Herz gelitten, wie mich Andere gequält haben, und ich mich ſelbſt, ehe ich jene unglückſeligen Worte ſprach, die dich begreiflicherweiſe ſo ſchwer verletzen mußten."

Die weiße Geſtalt glitt neben ihm dahin, ohne aufzublicken, ohne das geringſte Zeichen einer Bewegung.

„O Eugenie!" rief der Baron leidenſchaftlich. „Und weiß ich doch nicht einmal, ob du es wirklich biſt, du läſſeſt mich dein Geſicht nicht ſehen, du ſchwebſt dahin wie ein Phantom. O, bei Allem, was dir heilig und theuer iſt, wende deinen Blick gegen mich, ſage mir nur ein einziges Wort, ſei es das härteſte; nur ein Wort, nur eine Silbe! laß mich den Klang deiner Stimme hören!"

Und fort glitt die weiße Geſtalt, ohne aufzuſchauen, ohne Zeichen des Lebens.

„Biſt du es nicht, Eugenie, die ich da vor mir ſehe? — Ah, thörichte Gedanken! — ja, du biſt es! — ich erkenne deine Geſtalt, ich erkenne deinen Gang, wie könnte ich mich täuſchen! — Aber ich flehe dich an, Eugenie, ſage mir ein einziges Wort. Wie kann ſich dein Herz ſo plötzlich verhärtet haben! Bedenkſt du nicht, wo du wandelſt, mein armes, liebes Mädchen? kennſt du dieſen Weg nicht mehr? — O, ſprich mit mir bei den freundlichen Erinnerungen, die er auch in dir hervorrufen muß! — Ich geſtehe es dir ein, ich habe entſetzliche Reden gegen dich ausgeſtoßen — ich war im Wahnſinn. Aber laß mich dir ſagen, was ich gelitten, wie namenlos elend ich war, und du wirſt, du mußt mir verzeihen. — Ah," fuhr Herr von Breda erſchrocken fort, als er ſah, wie unbeirrt durch ſeine Reden die weiße Geſtalt vor ihm dahin ſchwebte, „es iſt nicht gut von dir, Eugenie, ſo zu handeln; du fühlſt nicht, wie wild mein Herz ſchlägt, wie mein Blut tobt. Gib mir ein Zeichen, daß du mich hörſt, ſei es ſelbſt ein Zeichen, das mich noch unglücklicher macht, als ich es ſchon bin, eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Ich will derſelben folgen, ich will umkehren und es deiner Güte, deiner Barmherzigkeit überlaſſen, was du thun willſt. O, nur ein Zeichen — ein Zeichen!

— du kannſt es mir geben, du ſollſt es mir geben, du mußt es mir geben!“

Und als die weiße Geſtalt hierauf ihren Gang nicht hemmte, ſondern ruhig wie bisher dahin glitt, faßte er in furchtbarer Aufregung die Zügel ſeines Pferdes feſter, nahm das ſchwache Thier zuſammen, und nachdem er es ein paar Schritte von dem Graben zurückgezogen, zwang er es zu einem Sprung über denſelben. — —

— — Da war es, als ſtürze der Himmel auf ihn herab und habe ihn unter ſeinen Trümmern begraben, oder als ſinke er in einen tiefen Abgrund, der ſich langſam über ihm ſchlöße. Es umgab ihn finſtere Nacht, in welcher mit einem Male unzählige Sterne raſtlos umherzuckten; lange, lange rollten die glänzenden Körper wie leuchtende Blitze über ihn dahin, ſie ſtrebten ſichtbar nach Vereinigung, doch wenn ſie ſich näherten, um in einander zu fließen, ſo ſtießen ſie ſich wieder ab und begannen aufs Neue ihren wahnſinnigen Kreislauf. Dann, nachdem er in tiefer Betäubung lange darauf gewartet, floſſen zwei in einander, dann drei und vier und bildeten eine dämmerige Helle in der tiefen Finſterniß, die ihn umgab. Er athmete wieder ſehnſüchtig aufblickend nach dem Schimmer, der ſich über ſeinem Haupte mehr und mehr vergrößerte. Endlich zuckten matte Strahlen von ihm aus; dieſe Strahlen riſſen in zackige Gebilde aus einander; die Finſterniß um ihn her verſchwand mehr und mehr, und es war ihm, als ſchwebe er aus einer tiefen Kluft empor an die Oberfläche der Erde, und er bemerkte, wie die kühle Nacht ſeine Stirn fächelte, wie das bleiche Mondlicht in ſeine halb geöffneten Augen drang.

In dieſem Momente fühlte der Baron deutlich, daß er nicht mehr, wie er bisher zu thun geglaubt, ſanft aufwärts ſchwebe, ſondern daß ihn eine rauhe Wirklichkeit erfaßt und ihn unſanft empor reiße. Doch führte dieſe Erſchütterung ſeine Beſinnung raſch zurück; er hielt etwas krampfhaft zwiſchen ſeinen Händen, was ihn gewaltſam empor zog; er öffnete die Augen, er konnte ſich erinnern, wo er war, was ihn hieher geführt; er hatte mit ſeinem Pferde über den Graben ſetzen

wollen, das ſchwache Thier war geſtürzt und hatte ihn heftig zu Boden geworfen. Wie lange er ſo gelegen, wußte er nicht, jetzt aber bemerkte er, daß es ſein Pferd war, welches ihn empor geriſſen, und deſſen Sattel er niederſtürzend mit den Fingern erhaſcht und krampfhaft feſtgehalten.

Ah, der heutige Abend! — Dieſer trat nun wieder mit all dem Entſetzlichen, was er an demſelben erlebt, vor ſeine Seele; er fühlte wieder, was er vorher empfunden, aber nicht mehr ſo wild und ſchmerzlich wie bisher; es lag wie ein Schleier über ſeinem Gedächtniß, und wenn er an Eugenie dachte, an die furchtbaren Worte, die er ihr vor Kurzem geſagt, an ihr Verſchwinden, an ſeinen nächtlichen Ritt, an den Waldweg und die weiße Geſtalt, ſo kam ihm das alles vor, als habe er es vor Jahren erlebt, ſo wollte es ihm nicht das Herz zerbrechen, wie eben noch, ſo berührte es ihn wie ein ſanftes Weh. Es war ihm, als ſinge ihm Jemand ein trauriges Lied von dem, was er gelitten, und was ihn dabei am heftigſten erſchütterte, war der Klang der Stimme, welche das melancholiſche Lied ſang — o, eine Stimme, deren Ton ihn ſchmerzte und ihm doch wieder ſo wohl that, — ihre Stimme.

„Onkel George!“ tönte es neben ihm; „ich mußte dich verlaſſen; bei Gott! ich konnte nicht anders; ich mußte den Ort fliehen, wo ich ſo glücklich, o ſo ſehr glücklich geweſen bin, und dann wieder ſo namenlos elend. Ich durfte dir auch vorhin nicht antworten, als ich dich an meiner Seite ſah, — während deſſen habe ich innig gebetet, um deine Worte nicht zu hören, um ſie von meinem Herzen abzuwehren. O, ſie wollten immer eindringen, und wenn ſie das gethan, ſo hätte ich umkehren müſſen und dir entgegen fliegen, wie in ſchönen, glücklichen Tagen, was ja doch nicht ſein kann nach dem, was du mir geſagt. Deine Worte haben den Schleier zerriſſen, der meine Sinne befangen hielt; ich ſehe klar und deutlich in dein Herz, in das meinige. — O Onkel George, ſtarre nicht ſo entſetzlich vor dich hin;

jetzt flehe ich dich an, wende dein Auge zu mir, ich bin es ja, die zu dir ſpricht, ich, Eugenie — — — deine Eugenie."

„So, du biſt es wirklich?" ſagte er leiſe, wie aus einem tiefen Traum erwachend, „es iſt kein Geſpenſt, keine weiße Geſtalt, die vor mir dahin ſchwebte und mich verlockend nach ſich zog? — — Ja, ich erkenne deine Stimme, deine ſüße Stimme. — Und — — da biſt du wirklich." Er ſchaute empor und ſah das geliebte Mädchen vom Mondlicht umfloſſen vor ſich ſtehen; er ſah ihr bleiches, ſo liebes Geſicht, er ſah ihre wunderbaren Augen. „Ja, ja, du biſt es, Eugenie," fuhr er fort, nachdem er das Geſicht einen Moment mit der Hand beſchattet. „Du biſt zurückgekommen, um — — Abſchied von mir zu nehmen."

„Ja, Onkel George," rief das Mädchen haſtig und leidenſchaftlich, „um Abſchied von dir zu nehmen! Das fühlſt du wohl."

Bei dieſen Worten reichte ſie ihm beide Hände, die er zögernd ergriff, dann aber, als er deren warmen Druck fühlte, krampfhaft feſthielt.

„Ich fühle es," gab er leiſe zur Antwort, „daß du mich fliehen mußt; aber der Grund, warum du mich fliehſt, iſt ſo ſchrecklich für mich, und doch wieder ſo ſüß — — du fliehſt mich, weil du mich liebſt, Eugenie. — — O, beſtätige meine Worte nicht!" ſetzte er haſtig hinzu, „um alles nicht, was dir heilig iſt! Denn wenn du es thuſt, wirſt du mir im nächſten Augenblick entſchwinden wie eine herrliche Phantaſie, wie ein ſüßer Traum, wie ein Engel, der in ſeinen Himmel zurückkehrt."

„So wird es ſein — es muß ſich ſo erfüllen, und ich danke Gott für dieſen Augenblick. Ja, ja," rief Eugenie mit einer furchtbaren Leidenſchaftlichkeit, „ja, ja, George, ich liebe dich, wie man auf dieſer Welt etwas lieben kann! ich habe dich lange geliebt und nur in dir gelebt, unbewußt geliebt und ſo gelebt. Und als es mir endlich klar geworden, hat mich ein Schauer überflogen, ein Schauer des tiefſten Schmerzes und doch wieder der höchſten Luſt und Selig-

keit! — O mein George, und wie gut iſt es, daß Alles ſo gekommen! Es konnte nicht anders kommen; wir hätten uns beide noch unglücklicher, noch elender gemacht, als wir es ſo ſchon geworden ſind. — Laß mich nicht dieſen tiefen Schmerz auf deinem Geſichte leſen! O, glaube mir, auch ich fühle dein und mein Unglück, aber ich fühle auch wieder, daß wir jetzt einen Augenblick durchleben, einen ſüßen, ſeligen Augenblick, der eine Reihe von traurigen Jahren werth iſt; das iſt mein Gedanke, und in ihm will ich leben und wohl lange Jahre mich damit begnügen."

Sie hatte ſich ihm genähert, ſo mit ihrer weichen, angenehmen Stimme ſprechend, er zog ſie ſanft an ſich, und als das junge Mädchen an ſeine Bruſt ſank, fühlte auch er, daß er einen ſüßen, ſeligen Augenblick verlebte, der im Stande ſei, ſein Leben eine lange, lange Zeit hindurch freundlich auszuſchmücken. Er beugte ſein Haupt auf ihr Geſicht nieder, da berührte er mit dem Munde ihr duftendes Haar, ſie zuckte leicht zuſammen, aber ſie ſchmiegte ſich feſter an ihn. Er küßte ihre Stirn und Augen und preßte ſeine Lippen auf die ihrigen, lange, lange, — eine Ewigkeit des Glücks und doch wieder ein ſo kurzer Moment.

Darauf richtete ſich Eugenie in ſeinem Arme empor, nicht zurückfahrend, nicht erſchreckt, nein, ruhig und mild, und als er vor innerer Aufregung und gewaltigem Schmerze faſt weinend ausrief: „O meine Eugenie, ſo gefunden und verloren!" und als er ſie aufs Neue an ſein klopfendes Herz zog, entwand ſie ſich ihm nicht; ihre Lippen fanden ſich wieder und ruhten abermals auf einander im herrlichen Rauſche einer kurzen Seligkeit.

Dann ließ ſie ſanft ihren Arm herabſinken, welchen ſie vertrauensvoll auf ſeine Schulter gelegt, und ihre Hand in die ſeinige gleiten, worauf er ſprach: „So müſſen wir uns alſo trennen, Eugenie; aber noch nicht ſo bald, aber noch nicht in nächſter Sekunde. Du mußt mir ſchon geſtatten, daß ich dich geleite bis ans Haus deiner Eltern. Dort will ich von dir Abſchied nehmen."

„Das habe ich erwartet, George," erwiderte das junge Mädchen, „und ich freue mich, dieſen Weg nochmals mit dir zu machen."

Und ſo gingen ſie dahin, Hand in Hand; das Pferd des Barons, deſſen Zügel er um den Arm geſchlungen, folgte.

„Es iſt nicht das erſte Mal, daß wir im Mondſchein dieſen Weg machen," ſagte Eugenie, nachdem ſie ein paar Schritte gegangen. „Weißt du, George, ich habe dich früher oft bis zur kleinen Brücke begleitet, als ich noch ein kleines Mädchen war und dich mit meinen ſeltſamen Fragen quälte. — Siehſt du dort jenen Baum, deſſen Zweige von allen Seiten wie Schleier herabhängen und den Stamm faſt verdecken, ſo daß ihn nur hier und da ein feiner Strahl des Mondlichtes treffen kann? — Der Baum ſtand damals gerade ſo wie heute, und ich fragte dich: Warum hängen die Zweige ſo herab? — Erinnerſt du dich?"

„Ob ich mich erinnere!" verſetzte George traurig.

„Auf meine Frage gabſt du mir zur Antwort: Die Zweige drängen ſich ſo dicht um den Stamm, damit ihnen nichts von den Erzählungen deſſelben verloren gehe, die er ihnen im Mondſchein hält; ſie lauſchen aufmerkſam ſeinen Worten, wie Kinder und Enkel auf die Worte der Großmutter, die ſich auch ſo um ſie her ſchaaren."

So gingen ſie dahin, Hand in Hand, und das Pferd folgte.

„Später bin ich einmal allein zu dem Baume gegangen," fuhr Eugenie fort, „und ſchlich mich hinter die Zweige, um von ſeinen Erzählungen zu vernehmen; aber er war ſtumm für mich, ich verſtand nichts von dem Geflüſter ſeiner Blätter und Aeſte."

„Das kommt daher," verſetzte gedankenvoll der Baron, daß dein Herz damals noch nicht im Stande war, die Sprache all der ſcheinbar lebloſen Gegenſtände zu verſtehen. Du hatteſt noch nicht gelitten, du hatteſt noch nicht die Sprache des Leides, die Sprache getäuſchter Hoffnungen gelernt. Betrachte dir jetzt den Baum, mein gutes Mädchen; ſpricht er nicht zu dir?"

„O, ich verſtehe dich, George," erwiderte Eugenie mit bebender

Stimme. „Ja, jetzt erzählt er mir von jenen vergangenen glücklichen Stunden, wo ich ihn zuerst gesehen."

„Und nun, nachdem du seine Sprache gelernt, wird er dir immerfort erzählen, so oft du ihn siehst, Angenehmes und Trauriges, vielleicht mehr des Letzteren. Mir hat er schon oft mit dem Geflüster seiner Zweige das Herz zerrissen, und wenn ich ihn noch häufig sehen müßte, ich glaube, es wäre mein Tod — und mein Glück," setzte er mit dumpfem Tone hinzu. „Aber nicht er allein erzählt mir so Furchtbares, auch dort die beiden halb zertrümmerten Thorpfeiler, die Bank, wo du so oft gesessen, Eugenie, der Weg, den wir häufig gegangen, alles das erfüllt mich mit wildem Schmerz, denn es ruft mir dein Bild zurück."

„So denke an mich, George, wie ich an dich denken werde, gern, herzlich und ruhig."

„O, ich habe nicht dein Gemüth!" rief er schmerzlich. „Dein Herz ist groß, gut und rein; ich werde deiner gedenken nicht sanft und ruhig, sondern mit wilder Leidenschaft; ich werde dein Bild sehen bei Tag und Nacht, im Strahl der Sonne und des Mondlichtes, am blauen Himmel, unter dem Grün der Bäume, im glänzenden Thautropfen, in jeder aufblühenden Rose. Und alles, alles das wird mir sagen, daß ich dich verloren."

„So komme dem zuvor," gab das Mädchen mit weicher Stimme zur Antwort; „sage es dir selber, George, fest und bestimmt, daß es ja doch nicht anders sein kann. Und nun — lebe wohl! Dort sehe ich Licht zwischen den Bäumen hervorschimmern, es ist im Salon meiner Mutter."

„Aber deine Ankunft wird sie erschrecken."

„Gewiß nicht, George," erwiderte Eugenie kopfschüttelnd; „sie ist darauf vorbereitet; sie sagte mir vor Wochen etwas Aehnliches, was mich damals mit Schrecken erfüllte, da ich sie nicht vollkommen verstand. Jetzt verstehe ich sie; meine Mutter wird glücklich sein, mich wiederzusehen."

„Und ich soll dich nicht wiedersehen, Eugenie?“ rief der Baron in wildem Schmerze, indem er das Mädchen fest an sich drückte.

„Wer sagt das, George? — Das zu denken, wäre mir fürchterlich. — Wir werden uns noch oft wiedersehen, ruhiger, heiterer.“

„Vielleicht auch glücklicher, Eugenie!“ sprach George von Breda leidenschaftlich.

Sie hob das Gesicht empor und blickte nach den Sternen, die in ihrer milden, beruhigenden Pracht am Himmel funkelten.

„Laß mir meine Fassung,“ bat sie alsdann, „die ich mir so mühsam errungen. — Gute Nacht, George!“

„Gute Nacht, meine Eugenie! — Gott sei mir gnädig! Gute Nacht!“

Damit schieden sie, und als Beide den Platz verlassen, wo sie zu einander gesprochen, flüsterte das Gras geheimnißvoll, vom Nachtwinde bewegt, das Mondlicht zitterte darüber hin, die Sterne blickten traulich und gleichmüthig herab, als sei dieser Platz, wo zwei Herzen so unsäglich gelitten, gerade wie jeder andere auf der weiten, weiten Welt.

Zweiundſechzigſtes Kapitel.

Der Neffe des Jägers.

Wie Eugenie die Nacht verbracht, das wußte ſie eigentlich ſelbſt nicht, obgleich ſie wenig geſchlafen. Sie hatte ein Traumleben geführt, ihr Inneres hatte ſich mit Träumen beſchäftigt, die, wie ſie entſtehen, wieder verſchwinden und jetzt tiefen Schmerz, dann unendliches Wohlbehagen in uns zurücklaſſen.

Wie das junge Mädchen ſo plötzlich ins Haus gekommen, war Alles höchſt überraſcht, aber der alte Baron vergaß dieſe Ueberraſchung recht bald wieder in der Freude ſeines Herzens, ſeine Tochter um ſich zu haben, und lachte ſo heiter und vergnügt, als ihm ſeine Frau ſagte, es ſei doch eine eigene Grille von Eugenie, ſo beim Einbruch der Nacht anzukommen und das väterliche Haus für ein paar Tage mit ihrer Gegenwart zu beglücken. Dieſer Ausdruck kam ihm außerordentlich ſpaßhaft vor, und als er vom Lachen darüber kaum wieder zu ſich ſelbſt gekommen, fing er aufs Neue an, über das Geſicht, welches Onkel George morgen früh machen würde, wenn Eugenie nicht zum Frühſtück käme, ſich zu beluſtigen.

Das arme Mädchen litt nicht wenig unter den Ausbrüchen dieſer Heiterkeit, und um ihr zu entgehen, hätte ſie ſich, ſo ſpät es auch bereits war, doch noch in das bewußte Zimmer ihres Vaters führen

laſſen, um die alten Scherben zu bewundern, mit welchen die Sammlung während ihrer Abweſenheit vermehrt worden war. Doch that Frau von Braachen hiergegen Einſpruch; ſie hatte ihre Tochter, erſchreckt von deren plötzlichem Erſcheinen zu ſo ſpäter ungewohnter Stunde, forſchend angeblickt, und ihrem geübten Auge war es nicht entgangen, daß das Lächeln auf deren Lippen ein ſchwacher Verſuch war, ein tiefes Weh nicht ſehen zu laſſen, welches ihr Herz erfüllte.

Die Zeit, bis ſich der Baron zur Ruhe begab, däuchte ihr eine Ewigkeit, und als dies endlich geſchehen und ſie mit ihrer Tochter allein war, faßte ſie deren beide Hände, zog ſie ſanft an ſich, und um Eugenien das Reden zu erleichtern, ſagte ſie ihr, ohne daß ſie von dem Vorgefallenen etwas gewußt hätte, doch alles das, was ſich begeben haben mußte und was ſie ahnungsvoll lange vorher gefühlt, daß es ſich ſo begeben würde.

Unter wohlthätigen Thränen fügte Eugenie Einzelheiten bei, und bald hatte Frau von Braachen das vollſtändige troſtloſe Bild deſſen, was wir uns bemüht, dem geneigten Leſer im vorſtehenden Kapitel anſchaulich zu machen.

Lange ſprachen Mutter und Tochter mit einander, lange und ernſt, wobei zuweilen Eugenie, in Thränen ausbrechend, flehentlich bat, von ihr nicht zu verlangen, was ſein und ihr Herz brechen müſſe, und wo auch wiederum Frau von Braachen das junge Mädchen weinend an ſich drückte und ſie beſchwor, einen Schritt zu thun, der vielleicht im Stande ſei, in das zerrüttete traurige Haus Ruhe und Frieden zu bringen.

„Und wenn ich dir jedes Opfer brächte, Mutter,“ ſagte Eugenie, — „und ich weiß wohl, es iſt meine Pflicht, mich für dich und den Vater zu opfern, — würde es unſerem Familienleben, das du mir eben in ſo ſchöner Geſtalt vor Augen gezaubert, etwas nützen können? Wird nicht,“ ſetzte ſie mit ganz leiſer Stimme hinzu und erhob die gefalteten Hände an ihre Stirn, „ein Schatten bleiben, traurig genug für dich, grauſenhaft für uns Andere?“

behandelten, ſo wurde mir erlaubt, ihn mitzubringen. Der Vetter war bei dieſem Beſuche ernſt und gemeſſen, ſeine Frau artig, wie es ſich gehörte und Emma beſchäftigte ſich wie gewöhnlich mit mir.

„Sie ſind ein glücklicher Vetter,“ ſagte der Herr Specht auf dem Heimwege zu mir, „ich muß Ihnen geſtehen, ich habe lange nicht ein ſo ſchönes Mädchen geſehen, wie Ihre Nichte Emma iſt.“

Von da an machte der Buchhalter mit und ohne mich häufige Beſuche in dem Hauſe meines Vetters, was mir inſofern angenehm war, als er mich nun zu Hauſe auf's eifrigſte protegirte.

Um von mir ſelber zu reden, das heißt von meinem Fühlen und Denken, ſo muß ich geſtehen, ich war nicht mehr der harmloſe fröhliche Menſch, ich blickte nicht mehr frei in die Welt und ſah nicht mehr wie ſonſt, alles, was mir in die Augen fiel, als freundliche Bilder an. Als ich noch harmlos war, lag ein ewiger Sonnenſchein auf allen meinen Stunden und mein Auge ſchweifte nur in angenehmen und freundlichen Fernſichten, die mir das unbekannte Leben gewähren ſollte. Ich hielt die Welt und alle Menſchen für gut und wenn es auch hier und da böſe Seelen gäbe, ſo ſeien das Ausnahmen, dachte ich mir.

Die Lehren des Herrn Specht aber hatten mich eines andern belehrt, ich ſah dichte dunkle Nebel aufſteigen,

Frau von Braachen machte bei dieser Aeußerung ihrer Tochter einen Gang an den Schreibtisch, nahm aus einem Fache einen Brief, und sagte, indem sie denselben Eugenien darreichte: „Ein Schatten wird es allerdings bleiben, aber nur für mich.“ Und dann setzte sie hinzu, nachdem Eugenie einen Blick in das Papier geworfen und es ihrer Mutter schaudernd zurückgegeben: „Laßt die Todten ruhen.“

„Amen!“ sprach das unglückliche Mädchen, und „Amen!“ wiederholte sie innig, während sie ihre Hände in wildem Schmerze vors Gesicht preßte; „Amen! laßt die Todten ruhen.“ Sie schluchzte laut und gewaltsam, wobei ihre Thränen zwischen den Fingern hervorquollen.

Sie hatte doch lindernde Thränen, die einem Anderen versagt waren, einem Anderen, der auf müdem, stolpernden Pferde einsam in der Nacht durch Feld und Wald ritt, in einem weiten Bogen um die Stelle auf dieser Erde, die sein einziges Glück barg.

Als Mutter und Tochter von einandergingen, hatte die Baronin wie segnend die Hände auf das Haupt ihres Kindes gelegt und dann, als Eugenie sprach: „Ich will so thun, wie du es wünschest,“ dankend empor geblickt.

Dann war das junge Mädchen schwankend auf ihr Zimmer gegangen, und als sie dort die alten bekannten Gegenstände so unverändert wieder sah, nach jenem kurzen Zeitraume, der so viel Glück und Elend über sie gebracht, sank sie am Fenster auf die Kniee nieder, verbarg das Gesicht in ihre Hände und betete lange und inbrünstig. Sie war gefaßter, als sie sich wieder erhob und an dem Fenster lehnend in die Nacht hinaus blickte.

Es schwebte eine feierliche Ruhe über dem Spiegel des See's, über dem Rasen des Bodens, über dem Gipfel der Bäume. Sie stand da lange, lange; sie sah die Scheibe des Mondes auf dem glatten Wasser glänzen, und alsdann dieses nur geheimnißvoll leuchten, da das Gestirn der Nacht hinter den Bäumen verschwand. — Einmal fuhr sie erschreckt zurück, denn als sie in die Dunkelheit hinausstarrte,

war es ihr, als ſehe ſie am Ende einer Waldlichtung einen einſamen Reiter langſam geſpenſterhaft vorüber ziehen. Sie ſchauderte bei dieſer Phantaſie, ſie ſchloß die Vorhänge und ſuchte ihr Lager.

Als ſie nach tiefem, wenngleich unruhigem Schlummer erwachte, ſtrahlte das helle Licht eines klaren Frühlingsmorgens in ihre Augen; ſie erhob ſich, kleidete ſich in ein einfaches Gewand von dunklem Zeug, das ſie früher getragen, und begab ſich nach dem Zimmer ihrer Mutter, wo ſie die Eltern beim Frühſtück antraf. Darauf mußte ſie des Vaters Seltenheiten bewundern, unter denen der verhängnißvolle Krug des Herrn von Tondern noch immer die erſte Stelle hatte; dann nahm ſie bebend in tiefem Leide Abſchied von der Mutter, die zu ihrer Schweſter nach der Stadt fuhr, und dann war ſie für einige Zeit frei und eilte in den Wald hinaus.

Wie athmete ſie tief auf, als ſie wieder unter die alten ernſten Bäume trat! wie ſchien jeder der Stämme ſie gleich einem alten Bekannten zu empfangen! wie glänzte ihr der See zum Willkommen ſo freudig entgegen! wie murmelte grüßend das Schilf an ſeinen Ufern! — Ach, ſie fühlte ſich ſo verlaſſen und traurig: ſie war um ſo ſchmerzlicher bewegt, als ſie ſich des letzten Males erinnerte, wo ſie ebenfalls ihren Weg hieher genommen, an jenem Tage, wo ſie ſich von dem alten Klaus verabſchiedet, einem Morgen, der mit all ſeinen Einzelheiten ſo erſchreckend lebendig vor ihre Seele trat. Sie erinnerte ſich, wie ſie die Hände rechts und links ausgeſtreckt, um auf Augenblicke zu erfaſſen, was zu erfaſſen war zum herzlichen Abſchied: die Rinde alter Bäume, dürre Blätter und nackte Zweige, die ſie grüßend durch ihre Finger gleiten ließ.

Heute war ſie wiedergekommen, aber das Waſſer des See's ſchien ſie befremdet anzuſchauen, die alten Bäume, die kleinen Sträucher ihr kein freundliches Willkommen entgegen zu rufen. Alles, Alles — die hervorſproſſenden Gräſer, die ſchwellenden Knospen, einzelne Frühlingsblumen, die zu ihren Füßen neugierig die bunten Köpfchen emporhoben, blickten ſie erſtaunt und fragend an und ſchienen ihr zu ſagen:

Warum bist du so wieder gekommen mit einem traurigen Herzen, du, die doch sonst so fröhlich und heiter an uns vorbei eilte, jubelnd, glücklich? Warum bist du geflohen aus einem Hause, wo man dich so sehr geliebt? Warum hast du ein Herz gebrochen, das dir ganz angehört? — Warum? — Warum?

So schienen der See, die Bäume, die Sträucher und die kleinen Blumen zu fragen. Und da sie alle ihre alten Spielkameraden waren, ihre Vertrauten, die ein Recht hatten, diese Fragen an sie zu stellen, so bemühte sich auch das junge Mädchen, während sie so dahin schritt, ihnen aufs umständlichste Antwort zu geben; sie erzählte ihnen Alles, sie verhehlte ihnen nicht das Geringste; sie sagte, wie sie draußen so sehr glücklich gewesen, wie dieses Glück mit jedem Tage größer und schöner geworden sei, wie sie geliebt habe, herzlich, innig, unbewußt, und wie sie ebenso wieder geliebt worden sei; wie sie dadurch einen süßen, unvergeßlichen Traum geträumt und dann so furchtbar unglücklich geworden, als sie nun endlich erwacht.

Ja, so sprach sie zu ihren alten treuen Bekannten, dahin schreitend über frisch sprossende Gräser, unter schwellenden Knospen, umweht von Frühlingsluft, beglänzt von Sonnenlicht, umduftet von dem wunderbaren Hauche, den die nun wieder jungfräuliche Erde in den ersten Tagen ihres Frühlings ausströmte. Dabei hatte Eugenie die Hände gefaltet, und aus den offenen klaren Augen perlte eine Thräne um die andere. Sie ließ die bekannten Wege, die kleinen Hügel, wo sie so gern verweilt, hinter sich, immer erzählend, immer gewissenhaft darlegend, was sie im Innersten ihres Herzens barg.

Und so erreichte sie die Waldvertiefung, in der die kleine Jägerhütte lag, vor welcher der alte Klaus auf einer Bank saß. Und als sie dort hinab eilte, waren ihre Worte: Das habe ich alles gefühlt und gelitten; ich habe mich losgerissen von ihm, den ich über Alles — o, so unendlich geliebt — und nun bin ich wieder bei euch und weiß nicht, wie das alles so schnell gekommen. — Hierauf war sie

auf die Bank neben dem Jäger niedergesunken, lehnte ihr Haupt an seine Schulter und weinte laut und bitterlich.

Eine lange, lange Weile gab dieser nichts zur Antwort, und zwar aus dem Grunde, weil sein Herz zu voll war, nicht weil er nicht mit ihr fühlte; denn daß er das doch that, merkte sie an dem leichten Drucke seiner rauhen Hand, die er sanft auf ihre weichen Finger gelegt hatte; und endlich sagte er mit leiser Stimme: „O, es ist gut, gnädiges Fräulein, daß Sie wieder da sind; Alles freut sich darüber, Alles."

„Nicht Alles, Klaus," versetzte das Mädchen, indem sie traurig mit ihrem Kopfe schüttelte. „O, ich weiß Jemand, den es tief schmerzt, daß ich jetzt hier bin."

„Ja, das ist wohl möglich," sagte der Jäger; „die Sie nicht mehr täglich sehen, denen wird das recht traurig sein. Aber Sie haben das Glück, gnädiges Fräulein, daß, wo Sie hinkommen, Aller Augen vor Freuden leuchten. Sie haben die Gabe des guten Gesichtes, und Alles fühlt sich wohl und glücklich in Ihrer Nähe. Sehen Sie, sogar die unvernünftigen Geschöpfe, der alte Hund, wie er vor Freude wedelnd vor Ihnen steht, und selbst die Katze erkennt Sie wieder, denn da mag sonst kommen, wer will, sie begrüßt Niemand als mich und Sie. — Sie haben Verstand, diese Geschöpfe," meinte er nachdenklich.

Eugenie hatte sich von der Bank wieder erhoben, drückte die Hand auf ihr Herz und blickte tief aufathmend rings umher. Da lag das stille Häuschen so friedlich zwischen seinen Bäumen, und keiner fehlte, ebensowenig wie eine von den Planken an dem Gehege. Auf den kleinen Fenstern glänzte der Sonnenschein breit und behaglich, denn das Rebgewinde, welches sie umgab, war noch vollkommen kahl, und die neidischen Blätter konnten die Strahlen noch nicht abhalten. Sie schritt um die Hütte herum, wobei ihr der alte Jäger und der Hofhund folgten. — Alles war an seinem Platze wie damals, wo sie es verlassen.

Darauf ging Eugenie in das Haus hinein, und als ſie die Stube wiederſah, preßte es ihr wohl das Herz ſchmerzlich zuſammen, denn ſie hatte gedacht, wenn ſie einmal wieder hieher käme, ſo würde es ſie recht innig und herzlich freuen, daß ſie wieder da ſei.

Und doch war es anders gekommen, ach! ſo ganz anders. Sie ſuchte mit Gewalt ihre finſteren Gedanken zu verjagen und redete ſich ein, ſie habe nichts Schmerzliches erfahren, ſeit ſie zum letzten Male hier geweſen. Und dabei war ihr der kleine Ort, ſo traulich und voll Ruhe, gern behülflich.

Hier in dem Stübchen war Alles ſo feierlich ſtill; die Schwarzwälderuhr pickte, die Sonnenſtrahlen legten einen goldenen Streifen auf den Fußboden hin oder ſpielten im Reflex von dem Bache draußen wie lauter leuchtende Punkte an der Decke. Dazu murmelte das Waſſer ſo geheimnißvoll, und zuweilen, wenn ſich ein leichter Wind erhob, rauſchten die Zweige der mächtigen Bäume, welche das Häuschen umſtanden, und erzählten wie von wunderthätigen Waldblumen und Märchengold.

Ja, es war hier in der alten einſamen Jägerhütte wieder ſo märchenhaft wie ſonſt, und wenn Eugenie, wie ſie jetzt wieder that, das Spinnrad der alten Frau Klaus vor ſich hinſtellte, die Bilderbibel vom Geſimſe nahm und aufgeſchlagen über ihre Kniee legte, wenn Hund und Katze wedelnd und ſchnurrend zur Thür hereinkamen und ſich am Boden zu den Füßen des jungen Mädchens hinſchmiegten, und wenn man ſie dann ſo traurig lächelnd da ſitzen ſah mit dem klaren, leuchtenden Auge vor ſich hinblickend, den Mund leicht geöffnet, um die tiefen Athemzüge durchzulaſſen, die von gewaltigem Weh und Herzeleid erzählten, — ſo war das alles wie die wunderbare Illuſtration zu dem Ende eines trüben Märchens: Es war einmal ein alter Jäger, der hatte eine wunderliebliche Tochter.

Sie hatte viel Kummer und Schmerz erfahren, da geſchah es, daß ſie, als ſie lange an ihre traurige Vergangenheit gedacht, ſich ermattet niederließ und vom Geſang der Vögel und vom Rauſchen des

Kindes sanft in den Schlaf gewiegt wurde. Die Katze schlief mit ihr, nicht so aber der große starke Hofhund. Wie das Mädchen die Augen schloß, öffnete er die seinigen, hob den Kopf, schaute, so weit er konnte, um sich und horchte fern, fern in den Wald hinaus, ob sich dort nichts Ungewöhnliches rege. Eugenie träumte von Sternen und Waldblumen, die mit einander in Streit gerathen waren, wer von ihnen das Schönste und Glücklichste sei. Ja, sie wandten sich an das junge Mädchen, und dieses wollte schon zur Antwort geben: daß im Walde die Blumen, am Himmel die Sterne Jedes an seinem Platze das Schönste und Glücklichste sei, weil Keines von ihnen leiden müsse, unter einer traurigen und unglücklichen Liebe, — da war es ihr, als höre sie Knurren und Murren vor sich, und wie sie schlaftrunken die Augen öffnete, sah sie den großen Hofhund aufrecht an der Wand stehen, die beiden Tatzen an die Fensterbrüstung gelegt, und, wie sie im Traume gehört, knurrend und murrend.

Wahrhaftig, sie meinte sie träume noch fort, denn vor dem Fenster sah sie den Kopf eines Pferdes, das in die Stube blickte, und dann anfänglich die Hand des Reiters, der das Rebengewinde aufhob und nun, hell von der Sonne bestrahlt, erstaunt und lächelnd das traurige Kind hier in der einsamen Jägerhütte fand. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr dem Reiter, und dieser Ausruf ließ Eugenie plötzlich aufspringen und staunen und horchen. Sie strich über ihre Stirn, als wolle sie sich vergewissern, daß sie nicht mehr schlafe, und fühlte sich erst beruhigt, als sie die Stimme des alten Klaus vernahm, der draußen mit dem Reiter sprach. Dieser hatte sein Pferd von dem Fenster zurückgezogen und dasselbe gegen den alten Jäger gewandt; aber wenn er auch auf dessen Reden hörte, so drehte er doch den Kopf von ihm ab, senkte ihn tief herab und schaute forschend in das Zimmer.

Das alles sah Eugenie mit einem raschen Blick, und daß der Reiter so hereinsah, scheuchte sie in den fernsten Winkel des Zimmers zurück.

Der Reiter konnte sie nicht mehr sehen, sie ihn aber wohl, denn der Strahl der Sonne lag leuchtend auf ihm; sie erkannte ihn und zitterte; sie vernahm seine Stimme und preßte ihre beiden Hände vor das Gesicht. Entfliehen konnte sie nicht; denn das Häuschen hatte nur einen Ausgang, und zu diesem trat nun ein junger Mann herein, der an der Thür stehen blieb, ehrerbietig seinen Jägerhut vom Kopfe nahm, sich vor dem Mädchen verneigte und alsdann sagte: „Es ist nicht ganz der Zufall, der mich hieher führt, mein Fräulein. Sind Sie vielleicht geneigt, mich freundlich anzuhören?"

„Hier nicht! o mein Gott, hier nicht!" rief ängstlich das Mädchen, wobei sie mit verstörten Zügen um sich schaute. „Gewiß hier nicht, Herr Graf."

Sie eilte ihm hastig entgegen, und da er sah, wie sie die Thür gewinnen wollte, trat er auf die Seite, um sie vorbei zu lassen. Mit raschen Schritten erreichte sie das Freie; vor der Hütte aber schien sie sich einen Augenblick zu besinnen, ob sie die Anhöhe hinan nach Hause eilen solle oder anhören, was ihr Jener zu sagen habe.

Graf Helfenberg war ihr rasch gefolgt, und da er die Unschlüssigkeit auf ihrem Gesichte las, sagte er bittend: „O Fräulein Eugenie, erlauben Sie mir nur wenige Worte. Womit habe ich es verdient, daß Sie diesen Ort verlassen wollen, ehe Sie mich gehört?"

„Ich darf Sie nicht hören," gab sie im Tone einer rührenden Bitte zur Antwort, „jetzt nicht hören! Weiß ich doch, wer Sie sind. Ja, wenn es noch der Neffe des Jägers wäre, der zu mir spräche — aber Sie, Graf Helfenberg —"

„Und hat sich Graf Helfenberg gegen Sie verfehlt? — Verdient er es nicht, daß man ihm einen Augenblick Gehör schenkt?"

„O, wenn Graf Helfenberg," erwiderte Eugenie mit bebender Stimme, „als solcher vor mich hingetreten wäre, Alles wäre ganz anders gekommen, einfacher — besser. — Der Neffe des Jägers hat viel Unglück über mich, über uns gebracht."

Sie ließ sich, wie von ihren Gedanken überwältigt, auf die Bank

vor der Hütte nieder. Der große Hund kam wedelnd herbei, legte ſeinen Kopf auf ihren Schooß und ſah ſie mit den großen Augen zutraulich an.

„Ich erlaubte mir, Ihnen vorhin zu ſagen," ſprach der junge Mann, der an Eugeniens Seite getreten war, „daß es nicht der Zufall iſt, der mich heute Morgen hieher geführt. Was mich übrigens zu jeder Stunde antreiben würde, Ihre Nähe zu ſuchen, Fräulein Eugenie, wird Ihnen nach dem, was vorgefallen, nach dem, was Sie erfahren, wohl nicht unbewußt ſein. Sie ſehen, ich ſpreche ohne Rückhalt; ich ſpreche wie Jemand, der im Begriffe iſt, Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren. — O, laſſen Sie mich ausreden," ſetzte er hinzu, als er ſah, wie ſie haſtig die Hand erhob; „es iſt mit guten Reden wie mit Thränen: ſie beruhigen das Herz, ſie führen oft zum Heile. — Sie ſagten vorhin, es wäre Ihnen lieber, wenn der Neffe des Jägers noch zu Ihnen ſpräche, und ich verſichere Sie, Fräulein Eugenie, auch mir wäre das nicht unerwünſcht, denn der kranke Neffe des Jägers von damals war nicht ſo unglücklich als ich, wie ich jetzt vor Ihnen ſtehe. Nicht leben zu können, wenn man auch durch Jugend ein Anrecht darauf hat, iſt allerdings hart, aber unglücklich leben zu müſſen, wenn uns das Glück nahe, erreichbar, das iſt wohl mehr, als ein Menſchenherz zu ertragen im Stande iſt. In dieſem Falle bin ich; deßhalb aus Mitleid hören Sie mich an."

Das Mädchen neigte ihren Kopf und ſagte mit kaum vernehmlicher Stimme: „Ich werde Sie hören; reden Sie."

„So muß ich denn Ihr Gedächtniß um einige Jahre zurückführen," ſprach Graf Helfenberg. „Es war ein heißer Sommertag, als ich Sie zum erſten Male ſah, Fräulein Eugenie, hier auf dieſer Stelle ſah; ich kam auf flüchtigem Pferde mit leichtem, heiterem Sinn, ich eilte im frohen Muth der Jugend, geſund, vergnügt, eine angenehme Zukunft vor Augen, durch das Waldrevier, wo ich ſo oft fröhlich gejagt.

„Bei jenem Ritte war es mir ſeltſam zu Muth; ich hatte weite

Reisen vor mir, ich dachte mir: Wirst du auch hieher zurückkehren, froh und glücklich? Ich wollte die erste Begegnung an dem Morgen, sei sie freundlich, sei sie traurig, für eine gute Vorbedeutung nehmen. Aber der Wald war stille wie ein Kirchhof; es huschte kein Reh an mir vorüber, es begegnete mir nichts, was den Jäger hätte unangenehm berühren können; heiß drückte die Sonne auf Berg und Thal, alle lebenden Wesen hatten den wohlthuenden Schatten gesucht. Da kam ich dort jenen Hügel herunter, und da ich Niemand bei der Hütte sah — auch hier war Alles so feierlich, so märchenhaft still — so ritt ich dort ans Fenster, bog die Ranken des Rebgewindes aus einander und sah — Sie, Eugenie, ein verkörpertes Märchen.

„O, verzeihen Sie mir, daß ich nicht anders kann, als Ihnen meine Gedanken so lebhaft darzulegen; jener Augenblick ist mir unvergeßlich. Ihr Anblick traf mich tief; ich schaute dem lieblichen Bilde, das sich mir darbot, mit Entzücken zu, bis der Hund anschlug, bis Sie sich erschreckt emporrichteten, dann verschwanden, bis Alles in einander verschwamm und verging, wie es vorkommt in jenem Märchen, dem die richtige Lösung fehlt.

„Ich wandte mich an Klaus mit der Frage, wen ich gesehen; der alte Jäger, der mich, einen wilden jungen Menschen, kannte, hielt es für passend, mir zu sagen, die kleine Fee, welche ich in seinem Zimmer gesehen, sei die Tochter einer armen Anverwandten.

„So ritt ich meines Weges, die liebe und freundliche Erscheinung für nichts weiter nehmend als eine gute Vorbedeutung, die ich gesucht. Aber sie selbst," setzte er leiser hinzu, „vergaß ich deßhalb nicht, die kleine liebe Fee — Dornröslein; und wenn mir ihr Bild vor die Seele trat, — und das geschah so oft, ach, so sehr oft, Eugenie! — so ließ ich in meinen Träumereien dichtes Rankengewinde, blühende Schlingrosen rings um Sie her zusammen wachsen, eine undurchdringliche Wand bilden, die Sie vor den Augen der Welt verbarg, an einer Stelle, welche nur dem Glücklichen bekannt war, der Sie einstens aus tiefem Zauberschlafe erwecken solle. — —

„— — Ich war nicht jener Glückliche, denn als ich zurückkehrte waren alle Poeſie, alle Blüthen von meinem Leben abgeſtreift. Im Frühlinge deſſelben war ich erſtorben und verdorrt, und ſo trat ich plötzlich wieder vor Sie hin, ich dem Grabe nahe, Sie eine friſche und aufblühende Knoſpe. Da erfuhr ich auch, wer Sie ſeien, und was ich damals gelitten, Eugenie, als ich ſo einen ganzen ſchönen Lebenskranz, deſſen Zierde Sie vielleicht geworden wären — o, laſſen Sie mich zu Ihnen reden, wie es mir mein Herz eingibt — zerpflückt und zerriſſen vor mir liegen ſah, iſt mir unmöglich Ihnen zu ſagen. Sie würden es nicht begreifen."

„O doch, o doch!" ſeufzte ſie leiſe in ſich hinein.

„Da durchlebte ich Stunden, gegen welche die Qualen der Verdammten Seligkeit ſein müſſen. Ich war nur glücklich in dem Gedanken, daß Sie in mir nur den kranken Neffen des Jägers ſahen, daß das Mitleid, welches Sie mir ſchenkten, meiner traurigen Perſon galt."

Eugenie legte ihre Hände zuſammen, — ſie nickte leicht mit dem Kopfe.

„Wenn es gekommen wäre, wie es den Anſchein hatte, daß es kommen ſollte, ſo wäre ich jetzt ruhig, wohl glücklich. Sie hätten vielleicht auf dieſer Stelle einen Kranz gewunden und ihn auf mein Grab gelegt, Sie hätten vielleicht meinem Andenken hier und da eine freundliche Erinnerung geſchenkt."

„Ich hätte Ihr Andenken geſegnet," gab das junge Mädchen, ohne aufzublicken, zur Antwort; „auch wenn es nicht ſo gekommen wäre, wie Sie edelmüthig genug waren, meiner zu gedenken. — Ich weiß das alles."

Der Graf machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und fuhr alsdann fort: „Da ſchien ſich mein Schickſal ändern zu wollen, freundlich, ſelig ſich zu geſtalten; vom tiefſten Leid wagte ich es, aufzublicken zum höchſten Glücke, und dieſes höchſte Glück, Eugenie, lag für mich in Ihrem Herzen, in der Hoffnung Ihrer Liebe, wenigſtens Ihrer Zuneigung zu mir."

wo ich bis jetzt nichts erblickt, wie ſonnenbeglänzte Thäler, und nichts gehört, wie frommes Glockengeläute. Er lehrte mich verzweifeln an der Güte der Menſchen und führte ſeinen Lieblings-Spruch:

„Das Dichten und Trachten der Menſchen iſt böſe von Jugend auf"

in unzähligen Variationen aus. Bei ihm war die Zahl der Böſen vorherrſchend, die der Guten gering und wenn er mir einen Spiegel vor mein eigenes Ich hielt, ſo mußte ich geſtehen, daß ich obgleich mir keiner großen Sünden bewußt, noch tief unter den mittelmäßigen ſtand, von ſich ſelbſt ſprach er eigentlich auch nicht viel beſſer doch verſicherte er, daß ihm im lichteſten Augenblicke klar würde, wie der Gnadenfunke bei ihm allmählig zum Durchbruch komme. „Jeder Menſch," lehrte der Buchhalter, „iſt mit dieſem Gnadenfunken verſehen, die meiſten aber tödten ihn durch den Schlamm der Sünde und fühlen den Verluſt nicht, wir aber wiſſen das unſchätzbare Gut zu erkennen: das Gefühl eines Menſchen, wenn bei ihm die Gnade zum Durchbruch gekommen iſt, ſoll ein beſeligendes ſein, die Sünde kann ihn ferner nicht verderben und wenn er wirklich ſündigt, ſo thut er es unter dem Schein dieſer Gnade und ſeine Sünden werden ihm nicht angerechnet."

„Aber" fragte ich ihn, „giebt es denn kein Merkmal, woran man erkennt, daß die Gnade zum Durchbruch gekommen ſei?"

Gewaltsam zwang er sich, ruhig zu bleiben, er drückte seine Rechte vor die Augen, er blickte an den blauen Himmel empor; er biß die Lippen auf einander, als er den glänzenden Sonnenschein sah, der heute wie damals um das Häuschen spielte.

„Ich glaubte meinem Ziele, meinem Glücke, dem strahlendsten Lichte nahe zu sein, da warf mich das Schicksal zurück in wilde finstere Nacht."

Eugenie zitterte, sie verstand seine Worte nicht ganz, aber sie ahnte, was er sagen wollte. Und diese Ahnung wurde ihr zur furchtbaren Gewißheit, als der junge Mann nun mit fast tonloser Stimme und einer erschreckenden Ruhe fortfuhr: „Heute Nacht erschien George von Breda unerwartet bei mir, ich erschrak, als ich in sein verstörtes Gesicht blickte, aber ich fand sein Aussehen gerechtfertigt, als er mir mit furchterregender Ruhe seinen Zustand geschildert, die Geschichte der letzten Tage berichtet."

Das Mädchen machte eine gewaltsame Bewegung, als wolle sie empor springen; doch legte der Graf die Hand sanft auf ihren Arm, indem er sagte: „Bleiben Sie, Eugenie, seien Sie stark und muthig, hören Sie mich bis zum Ende. — George von Breda hatte ja erfahren, wie unendlich ich Sie geliebt; er mußte daraus abnehmen, welchen entzückenden Hoffnungen ich mich hingäbe, und er war mir die ganze Wahrheit schuldig. — — — Lassen Sie mich einer Sache erwähnen, Eugenie, wovon ich gern nicht gesprochen hätte, welche Sie aber vorhin berührt. George von Breda wußte es, wie uneigennützig meine Liebe zu Ihnen war, wie ich Sie, auch ohne alle Hoffnung für mich, glücklich zu sehen wünschte. Deßhalb war er mir einen klaren Blick in die Verhältnisse schuldig; er wußte, daß er sich in mir nicht irren würde. — Schon früher sagte ich Ihnen, es sei nicht der Zufall, der mich hieher geführt — George war es selbst, der mich veranlaßt, Sie aufzusuchen."

„O George!" rief Eugenie auf's tiefste erschüttert. „Sprechen

Sie nicht weiter," wandte sie sich weinend an den Grafen; „ich bin jetzt nicht stark genug, Sie zu hören."

„Und doch muß ich gerade in diesem Augenblicke zu Ihnen reden, kalt und vernünftig zu Ihnen reden, und Sie müssen mich gerade so anhören. — O Eugenie," fuhr er mit einer Leidenschaft, die seine Worte Lügen strafte, fort, „wüßten Sie, wie ich Sie liebe, wüßten Sie, wie das schon allein meine größte Seligkeit ist, Sie sehen, den Blick in ihr gutes Auge senken zu dürfen, den Ton Ihrer Stimme zu hören, Sie würden mir behülflich sein, ruhig und vernünftig zu Ihnen zu sprechen, wie es der Ernst des Augenblickes verlangt.

„Wenn auch Alles gekommen wäre, wie es vor einem halben Jahre den Anschein hatte, daß es kommen müsse, mein Tod hätte Sie nicht glücklich machen können. Aber mein Leben kann es vielleicht, wenn ich es Ihnen nach alle dem, was vorgefallen, weihen dürfte, wenn Sie mir gestatten, als treuer Freund an Ihrer Seite zu gehen, wenn Sie sich auf diesen Arm stützen wollen, Ihre Hand in die meinige legen, damit ich Sie sanft durch das Leben führen kann, von der Vergangenheit mit Ihnen sprechend bis zu dem für mich so seligen Momente, der gewiß einstens kommen wird, wo Sie mir vielleicht Dank sagen für die heutige Stunde und hinzusetzen: sie war hart und schmerzlich, aber sie hat, wenn auch nicht unser Aller Glück, doch unser Aller Frieden gegründet. — George hat mich beauftragt, so mit Ihnen zu sprechen."

Sie saß unbeweglich da, den Kopf in ihre Hände gesenkt.

„Und nun bin ich zu Ende," sprach Graf Helfenberg nach einer Pause mit weicher Stimme. „Nun liegt unser Aller Schicksal in Ihren Händen; — darf ich noch hinzusetzen," fuhr er mit bebenden Lippen fort, „daß für mich Glück und Elend an Ihrem Ausspruche hängt? Darf ich es noch einmal wagen, Ihnen, Eugenie, ins Gedächtniß zurückzurufen, daß ich auch ohne Ihren Besitz in Frieden gestorben wäre bei dem Gedanken, Ihr Glück begründet zu haben, daß

Sie mir schon darum vertrauen dürfen, daß ich, ohne Sie der unglücklichste Mensch auf Erden bin, daß ich Sie nicht verlassen kann und traurig und elend immer wieder Ihre Nähe suchen werde, wenn Sie mich auch hundert Mal zurückstoßen?. Ja, Eugenie, ich liebe Sie, ich kann nicht von Ihnen lassen."

Er schwieg, in gewaltiger Aufregung ängstlich eine Antwort erwartend. Doch da sie unbeweglich saß wie vorhin, ohne aufzublicken, ohne einen Ton ihrer Stimme hören zu lassen, so ward es rings um die Hütte des Jägers so still, so entsetzlich still, daß der junge Mann das Klopfen seines Herzens deutlich vernahm und daß ihm der leiseste Lufthauch der über die Gräser strich, wie ein mächtiges Sausen ertönte. — —

— — Da mit einem Male hörte man ein lauteres Geräusch, den Schall herannahender Fußtritte auf dem dürren Laub, das vom vergangenen Winter übrig geblieben war. Graf Helfenberg blickte tief aufseufzend in die Höhe und sah Jemand den kleinen Abhang herabkommen, der den Stock, welchen er in der Hand trug, nicht zum Aufstützen gebrauchte, sondern um damit allerlei Figuren in der Luft zu beschreiben. Es war ein älterer Mann in einem ziemlich abgeschossenen braunen Rock, der jetzt seine Stimme erhob und laut und heiter ausrief:

„Da finde ich dich endlich, nachdem ich den halben Wald nach dir durchforscht."

Kaum erkannte Eugenie den Ton dieser Stimme, so sprang sie empor, flog dem Ankommenden entgegen und warf sich in seine Arme.

„Ei mein Kind," sagte Herr von Braachen, nachdem er mit väterlicher Zärtlichkeit ihren Kopf an seine Brust gedrückt, wobei er leicht mit der Hand über ihr volles Haar strich, „thust du doch gerade, als flieheſt du vor etwas Entsetzlichem. Und doch sehe ich so gar nichts Erschreckliches hier," setzte er mit einem launigen Blicke auf den Grafen hinzu, der sich mühsam gefaßt hatte und grüßend näher trat. „Sollten Sie wohl glauben," wandte sich der alte Mann an ihn, „daß

dieses Mädchen, meine liebe Eugenie, ein kleiner toller Flüchtling ist? — Aber wie ich mit Vergnügen sehe, hat ihr die Flucht nichts genützt. — Nun, mir ist es nicht nur recht, Herr Graf, sondern ich will ehrlich sein und Ihnen nur gestehen, daß Sie in mir einen der glücklichsten Väter der ganzen Welt sehen. Wir wollen uns da kein Air geben. Was wahr ist, ist einmal wahr, und auch Eugenie — nicht wahr, mein Kind?"

Aengstlicher als vorher drückte diese ihren Kopf an die Brust des Vaters, und ein convulsivisches Zittern flog durch ihren Körper.

„Sie hat nicht ein Wort davon gesprochen," fuhr Herr von Braachen mit einem glückseligen Lächeln fort, „nicht einmal zu ihrer Mutter, die nach der Stadt fuhr und gleich darauf heim kehrte mit der großen Neuigkeit, die ihr Onkel George mitgetheilt."

Bei Nennung dieses Namens zuckte Eugenie zusammen; doch litt sie es geduldig, als Graf Helfenberg dicht an Vater und Tochter hintrat und sanft die Hand der letzteren von der Schulter des alten Mannes nahm.

„Onkel George," fuhr dieser fort, „hat mir auch in Ihrem Auftrage geschrieben, Herr Graf. Ich hatte freilich keine Ahnung," setzte er lachend hinzu, „daß Sie selbst so schnell da sein würden. Doch wo ist der Brief? — Ja, Kind, wenn du mich so umklammert hältst, so kann ich unmöglich diesen wichtigen Brief hervorholen.

Eugenie richtete sich auf mit halb geschlossenen Augen; sie sah entsetzlich bleich aus; doch duldete sie es, daß Graf Helfenberg sie sanft von ihrem Vater entfernte und liebreich unterstützte.

„Ja, hier ist er," sprach der alte Herr, indem er ein Papier entfaltete und daraus las: „Mein bester Freund, Graf Helfenberg — und so weiter," murmelte er, „und so weiter, Eugenie, was dir der Herr Graf selbst wohl gesagt haben wird. Schließlich schreibt Onkel George noch, er freue sich außerordentlich über diese Verbindung, sie erfülle alle Wünsche, die er haben könne und dürfe. — Und das sage ich auch von ganzem Herzen. — Und du, Eugenie — unartiges Kind,

das also schon wieder Lust hat, mich zu verlassen, — willst du Gräfin Helfenberg werden?"

Sie preßte heftig die Lippen aufeinander, sie athmete tief und erhob ihren Blick von der Erde zu der Bank, wo sie eben gesessen, dann zu dem Fenster des kleinen Häuschens, wo sie ihre schönen Märchen geträumt, endlich empor an den Himmel, dessen dunkle Bläue sich in zwei Thränen wiederspiegelte, die ihre Augen füllten.

„Eugenie!" sprach Jemand neben ihr in bittendem Tone; und sie erwiederte leise:

„Du hast es gesagt, Vater."

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Das Ende.

Die Liebe und Sorgfalt, mit welcher Doktor Flecker einen schwer verwundeten Freund behandelt, hatte wohl vermocht, dessen Schmerzen zu lindern und ihm erträgliche Stunden zu machen; doch war die Kunst des Arztes nicht im Stande, das Leben des edlen Spaniers zu erhalten, und er mußte den Bekannten desselben eingestehen, daß seine Tage nicht nur gezählt, sondern daß ihrer auch nicht mehr vilele sein würden.

Der Kranke hatte übrigens zuerst diese Vermuthung ausgesprochen, und die Aussicht, eine Welt voll Trug und Heuchelei verlassen zu müssen, schien ihm nicht im Geringsten schmerzlich zu sein, besonders wenn er sich in der Verfassung befand, ruhig überlegen zu können. Zwischen diesen leichteren und für ihn und seine Umgebung angenehmeren Stunden kamen aber auch jene traurigen Episoden, wo er nach Schwert und Schild rief und wo man ihn kaum mit Gewalt abhalten konnte, sein Lager zu verlassen, um das Schlachtroß zu besteigen und die Dame seines Herzens aus den Klauen blutdürstiger Wüthriche und entsetzlicher Phantome zu befreien. Eigenthümlich war es dabei, daß er sich in den anderen ruhigen Stunden jener Rasserei ziemlich bewußt war, nicht nur darüber sprach, sondern auch in der

Erinnerung an seine vergeblichen Mühen und Kämpfe lächeln konnte. Aber nicht bloß seine eingebildeten Thaten beschäftigten ihn in solchen Augenblicken, auch seine Abenteuer, die er in gutem Glauben bestanden, gingen alsdann an seinem Geiste vorüber, und er sprach häufig mit dem Armenarzt über diesen Gegenstand.

„Glauben Sie nicht, lieber Doktor," pflegte er zu sagen, indem er diesem die Hand drückte, „daß es mir den geringsten Kummer macht, was ich in den traurigen Mienen, mit denen Sie mich oft betrachten, über meinen Zustand lese. Meine Zeit, die schon lange vorbei war, ist nun wirklich dahin geschwunden, und ich bin vergnügt darüber, denn ich sehe es wohl ein, daß ich auf eine Art zu wirken versuchte, die nicht mehr für unser Jahrhundert paßt, und die, statt Nutzen zu bringen, nur Verwirrung für meine Freunde und mich erzeugte. Es ist schlimmer mit uns geworden," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „denn unsere Verhältnisse sind so gestaltet, daß es nicht mehr möglich ist, dem Unrecht, das um uns her geschieht, mit offenem Visir entgegen zu treten. Kampf und Waffen haben sich geändert, und wo wir sonst dem wuthschnaubenden Drachen gerade auf den Leib gingen und ihm im glücklichen Falle das Schwert ins Herz stießen, müssen wir uns jetzt, um ihn zu bekämpfen, einen anderen Drachen abrichten, äußerlich jenem vollkommen ähnlich, oder uns selbst in einen solchen verwandeln, der ihn in seinem Schlupfwinkel aufsucht, da er sich nicht mehr ans Tageslicht wagt, und ihn dort, wo er im Finstern schleicht, bekämpfen. Dazu bin ich aber nicht der Mann und mußte deßhalb unter allen Umständen zu Grunde gehen. Wer wagt heut zu Tage noch einen Angriff Mann gegen Mann, Faust gegen Faust? — Wenige mehr. Man greift uns an mit den vergifteten tödtlichen Waffen der Heuchelei, der Lüge, der Verläumdung, und wer sich auf diesem Terrain nicht zu wehren versteht, ist bei aller Ehrlichkeit ein verlorener Mann. Schwert und Lanze waren zu gebrauchen gegen Schild und Rüstung; gegen die Waffen der Schlechtdenkenden aber, die heute mit uns kämpfen, müssen wir uns in den Schafpelz der Scheinheiligkeit, der Heuchelei

hüllen und statt der ehrlichen Lanze zur Ab- und Gegenwehr unserem Gegner ein glattes, falsches Wort entgegen schleudern. Es ist das traurig, aber wahr."

Was den Unfall anbelangt, der den tapferen Spanier betroffen, so schien es ihm unmöglich, sich desselben genau zu erinnern, und dieses war der Moment, wo sich, wenn er darüber sprechen wollte, seine Gedanken zu verwirren anfingen. Daß er einen Feind niedergeworfen, wußte er alsdann ganz genau, wer aber dieser Feind gewesen, das wollte ihm nicht mehr klar werden. Für ihn war dies alsdann in seinen Phantasieen keine bestimmte Gestalt mehr, sondern es war das verkörperte Unrecht, der Inbegriff alles Bösen, dem er eine tödtliche Wunde beigebracht, und wenn er mit halb geschlossenen Augen davon sprach, so konnte er lächelnd sagen: „Das war keine schlechte That, die ich begangen."

Die still lauernde Gerechtigkeit sah dies aber anders an, und wenn Don Larioz nicht so hoffnungslos darnieder gelegen, so würde man sich um ihn ebenso angelegentlich bekümmert haben, wie um den Gärtner Andreas, der hinter Schloß und Riegel im Vorgeschmack einer sehr ernstlichen Untersuchung sich oftmals seufzend darüber befragte, warum er nicht bei seinen Blumen geblieben.

Das Zimmer, in welchem Don Larioz lag, war ein freundliches und sonniges Gemach, und er liebte es außerordentlich, sich in ruhigen Stunden in seinem Bette aufrichten zu lassen, um über die Dächer der Nachbarhäuser hinweg nach den fernen Bergen zu schauen, die anfingen, sich mit dem frischen Grün des jungen Frühlings zu bekleiden. Dem Kranken that Gesellschaft außerordentlich wohl, und es war ihm lieb, wenn es an seinem Lager nie leer wurde. Die Breuner'sche Familie mußte sich förmlich bei ihm installiren, und wenn die Mutter und Margarethe sich ausschließlich seiner Pflege widmeten und diese mit der liebevollsten Sorgfalt versahen, so verbrachte auch der jüngste Sprößling des Jägers alle seine Zeit, die nicht gerade für das Essen und Schlafen bestimmt war, in dem Zimmer des Spaniers. Dabei

war es bemerkenswerth, wie namentlich zu gewiſſen Stunden die Phantaſie des Mannes und des Kindes zuſammentraf und wie es den Erſteren beruhigte, wenn der Kleine in ſeine Erzählungen von Rieſen und Drachen ſo bereitwillig einging und dieſelben noch furchtbarer darſtellte, als ſie Larioz ſich ausmalte.

Aber nicht nur ſeine näheren Bekannten und Freunde kamen häufig, um nach ihm zu ſehen, ſondern auch Andere, die ihm in den letzten Tagen ferner geſtanden oder die vielleicht Urſache hatten, ſich ihm zögernd zu nahen. So ſein ehemaliger Chef, der Rechtsconſulent, der mit den ſichtbarſten Zeichen von Rührung an ſein Lager trat, einen freundlichen Händedruck mit ihm wechſelte, und, indem er erſchrecklich tief in ſeine Halsbinde niedertauchte, mit einer verzweifelten Anſtrengung, freundlich auszuſchauen, die Hoffnung ausſprach, den Kranken bald hergeſtellt und dann wieder auf ſeinem Bureau zu ſehen.

Don Larioz antwortete darauf durch ein mattes Lächeln und ein leichtes Schütteln mit dem Kopfe. „Wenn ich Ihnen auch für dieſen Beweis des Wohlwollens erkenntlich bin," ſagte er, „ſo werde ich doch dafür danken müſſen. — Ich habe mein letztes Wort geſchrieben, möchte aber Ihre Freundlichkeit für jene arme alte Perſon in Anſpruch nehmen. Bei dieſen Worten wandte er ſeine Augen gegen den Tiger, der hinter der Thür ſtand und mit ſeiner Schürze das Geſicht bedeckt hielt.

Doktor Plager ſchluckte heftig, nickte ein ſtummes Ja und verließ das Zimmer.

Auch Graf Helfenberg kam ein paar Mal bald mit dem Arzte, bald allein, und ſein Beſuch gewährte dem immer ſtiller werdenden Kranken eine der glücklichſten Stunden. Der Graf ſprach die Hoffnung aus, Larioz bald wieder hergeſtellt zu ſehen, ſtellte ihm aber alsdann nicht wie Doktor Plager die traurigen Mauern einer Schreibſtube als angenehme Zukunft in Ausſicht, ſondern bot ihm aufs freundlichſte einen Aufenthalt auf einem ſeiner Schlöſſer an, wo er

in der Eigenschaft eines Rechtskundigen seinen Neigungen und Wünschen leben könne, nämlich die Guten beschützen und die Schlechten mit der Schärfe des Gesetzes verfolgen.

In dem Blicke des Spaniers leuchtete auf Momente jenes Feuer wieder, das man in anderen, besseren Tagen an ihm bemerkt hatte, wenn er sich lebhaft für etwas interessirte; er ergriff die Hand des Grafen und drückte sie in stummer Rührung.

„Ich habe mir das genau überlegt," sagte Helfenberg, der alle Kraft aufwenden mußte, um heiter zu scheinen, besonders da er die sonderbar glänzenden Augen des Armenarztes sah; „und damit Sie im Kreise Ihrer Freunde bleiben, die ich so liebreich um Sie beschäftigt sehe, so habe ich mit dem Baron von Breda die Uebereinkunft getroffen, daß der Jäger Brenner, in dessen Hause Sie sich befinden und der Ihnen mit seiner Familie lieb und werth ist, die Försterstelle auf meinem Gute Stromberg übernimmt. Sie werden sehen, wie angenehm sich Ihre Zukunft gestalten wird im Kreise von Leuten, die Sie achten und lieben."

„Ja, ja," gab der Spanier nach einer Pause mit seltsamem Lächeln zur Antwort, „ich werde in ihrem Kreise leben, das heißt im Kreise ihrer guten und lieben Erinnerungen. Dessen bin ich gewiß." Er schloß eine Sekunde lang seine Augen, dann öffnete er sie plötzlich wieder und fragte mit lauterer Stimme: „Und Gottschalk, was wird mit ihm?"

„Doktor Flecker hat mich von seinem Wunsche in Kenntniß gesetzt," erwiderte Graf Helfenberg, „und ich verspreche Ihnen, daß ich mich seiner aufs treulichste annehmen werde."

„Ihn zu einem ordentlichen und braven Menschen zu erziehen," sagte der Spanier, wobei er die Hand auf den Kopf des Knaben legte, der still weinend sein Gesicht in die Kissen des Bettes vergrub. „Ich wollte das auch thun," fuhr er fort, „fing es aber verkehrt an, indem ich ihn in die Mauern der Schreibstube einschloß, die seine ohnehin lebhafte Phantasie durch den äußern Druck, den sie auf die-

„Ein bestimmtes, nein“ antwortete er, „dieß Gefühl ist bei Jedem verschieden, es giebt selige Momente, wo man aufgelöst in das Bild, das auf dem Altar des Herzens aufgestellt, das höchste Wesen vertritt, genau und deutlich fühlt, wie süße heilige Flammen allmählig die Seele durchdringen; in solchen Augenblicken,“ setzte er mit seinem bekannten seltsamen Lächeln hinzu, „ist man Begnadigter und zwei Seelen durch innige Hingebung sind in heißem Gebet vereinigt eher im Stande, die vollkommene Gnade zu gewinnen, wie eine einzelne.“

Ich war durch solche Lehren und Reden auf dem besten Wege, ein ausgemachter Kopfhänger zu werden, das Lesen der Bücher, die er mir gab, das Studiren des unverständlichen alten Testaments brachte mich in eine tiefe Finsterniß, die mir zu gleicher Zeit schrecklich und doch lieb war. Ich träumte von einer unbekannten Kirche und befand mich alsdann in einem hohen prächtigen Gewölbe, süße Musik erschallte und im Hintergrund einer dunkeln Kapelle entzündete sich langsam ein rosiges Licht, in dessen Mitte zugleich mit der anschwellenden Musik sich nach und nach eine Gestalt abzeichnete, die, wenn sie mir klarer wurde, die schönen Züge meiner Nichte Emma trug. Mein Herz konnte sich auflösen in die klaren Wolken, die das Bild umgaben und ich konnte fühlen, wie mich eine feurige Lohe durchzuckte, wenn ich mich so in Gedanken an meine Heilige anschmiegte.

ſelbe ausübte, noch mehr entflammte und ihm dadurch ſchädlich geworden wäre. — Ich habe ihn ſehr, ſehr geliebt, meinen kleinen Freund, und ich bin glücklich über das Verſprechen Eurer Erlaucht. Laſſen Sie ihn hinaus aus der dumpfigen Stube, aus der engen Stadt in die weite, herrliche Natur, dort ſeinen Sinn und ſein Herz erſtarken, damit er kräftig allen Stürmen des Lebens, die auch ihm nicht fehlen werden, widerſtreben kann.“ — —

Schon oft hatte ſich eine unbekannte Perſönlichkeit draußen in der Küche aufs angelegentlichſte nach dem Befinden des Herrn Larioz erkundigt. Es war das ein unterſetzter Mann mit ſtarkem Haar, krauſem, wirrem Barte, lebhaftem Blicke und einer tiefen Baßſtimme. Bei den Nachrichten, die täglich ſchlechter lauteten, war er häufig mit ſeinen Fingern an die Augen gefahren, hatte ſich auch heftig in ſeinem Barte gekratzt und ſeltſame Ausrufe gethan, als: „Oh! — den Teufel auch! — kann's nicht begreifen! wehe! wehe!“

Gewöhnlich wurde dieſer Mann von einem anderen, kleineren und ſchmächtigeren begleitet, der ein kurzes Radmäntelchen trug, einen grauen Hut zwiſchen ſeinen Fingern zerknitterte und unter blonden ſtruppigen Haaren ein blaſſes und eingefallenes Geſicht zeigte. Dieſer kleine Mann war immer mit den Zeichen bedeutender Angſt und Aufregung an der Treppe ſtehen geblieben, hatte auf die Thür hingeſtarrt, hinter welcher Larioz lag, und wenn der mit dem grauſen Bart in der Küche ſein Oh! und Weh! ertönen ließ, ſo floßen dieſem die hellen Thränen über das blaſſe Geſicht, was dann, wenn der Andere wieder heraus trat, dieſen gewöhnlich zu der Bemerkung veranlaßte:

„Ich ſage dir, Windſpiel, es iſt, hol' mich der Teufel, das letzte Mal, daß ich dich mitnehme. Wenn du, der ſein Freund war, wie ein Schooßhund flennſt, was ſoll dann ich machen, der mit an dem ganzen abſcheulichen Handel die Schuld trägt? Ich ſage dir, ich bin in der letzten Zeit wie geändert, und wenn ich meinen Grabſtichel in die Hand nehme, ſo habe ich, ſtatt auf dem Kupfer herum zu kratzen, die entſetzlichſten Selbſtmordgedanken.“

Dieſen Beiden begegnete Doktor Flecker eines Tages auf der Treppe, und ihr Benehmen erſchien ihm ſo auffallend, daß er mit ihnen ſprach und ſie, als er erfahren, was ſie hieher treibe, mit ſich hinauf nahm.

Dem Kupferſtecher Wurzel ſchlug das Herz bedeutend, als der Arzt in das Zimmer ging und ihm zu folgen winkte. Er trat mit zögernden Schritten ein, und ſein ſicheres Auftreten, wodurch er als Vorſitzender des berühmten Bundes ſo außerordentlich geglänzt, ließ ihn hier gänzlich im Stiche. Mit niedergeſchlagenen Augen näherte er ſich dem Bette, in welchem der Kranke lag, und als ihm dieſer ſeine Rechte entgegen ſtreckte, ergriff er ſie mit beiden Händen, beugte ſein Haupt nieder und brach in ein lauteres Weinen aus, als das war, welches er dem armen kleinen Kellner ſchon ſo häufig vorgeworfen.

„Grüßen Sie mir die Mitglieder des Bundes zum Dolche Rubens," ſagte der Spanier mit einem matten Lächeln, „und wenn Sie nächſtens eine Verſammlung halten, ſo gedenken Sie meiner dabei in herzlicher Zuneigung und verfügen irgend etwas zum Beſten eines Armen oder Bedrückten; dann will ich hier oder dort mit Freuden der Stunden gedenken, die ich in Ihrem Kreiſe verbrachte."

„O traurige Stunden!" ſprach der Kupferſtecher mit einer Stimme, die ihm häufig vor Rührung überſchlug; „ſehr traurige Stunden! Aber ſeien Sie verſichert, Don Lariоz, die edelmüthige Andeutung, welche Sie mir ſoeben gegeben, iſt auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen. Wir wollen den Bund zum Dolche Rubens, der bis jetzt nur in der Einbildung beſtand, in eine feſte Verbrüderung umwandeln zum Nutzen und Frommen und zu einem Aſyl junger und alter Künſtler durch heiteres, nutzbringendes Zuſammenleben im Austauſche guter Ideen."

Der kleine Kellner hatte ſich bis jetzt hinter der Thür gehalten und den Rand ſeines Hutes in den Mund geſtopft, um das ihn krampfhaft überfallende Schluchzen zu unterdrücken. Bei einem neuen

gewaltigen Ausbruche aber wandte Don Larioz sein Gesicht nach ihm hin, erkannte ihn augenblicklich, und ein seltsames Lächeln flog über seine Züge. Er richtete sich, von dem Armenarzte unterstützt, mühsam in dem Bette auf, und in seinen Augen zeigten sich auch jetzt wieder Spuren des früheren Feuers.

„Ah!“ sagte er mit einem eigenthümlichen Zucken der Finger auf der Bettdecke hin und her, „mein Knappe und Schildträger! Willkommen am Lager des sterbenden Ritters!“

Doktor Flecker beugte sich hinab und blickte besorgt in die Augen des Kranken, doch war der Glanz in denselben schon wieder verschwunden und hatte einem Ausdruck der Heiterkeit und des herzlichsten Wohlwollens Platz gemacht.

Der Spanier fuhr mit seinen zitternden Händen über den Arm des jungen Menschen herab, faßte seine Hand und sagte nach einem längeren Stillschweigen: Ich wußte wohl, daß ich meinen treuen Gefährten wiedersehen würde, ehe Alles vorbei ist. Es war das von jeher der Brauch, daß der Knappe mit Wehr und Waffen zum Bette seines Ritters trat, ehe dieser die Augen für immer schloß. — So auch — jetzt. — Ohne zu wanken, hast du — an mir gehangen — und hast mir beigestanden — in den gefährlichen — Lagen meines vergangenen Lebens. — Auf dich — vererbe ich meinen Degen, nicht zum Gebrauch — denn die Zeit — ist vorüber — sondern um ihn aufzubewahren — als Erinnerung an — einen treuen Freund. — Als Symbol der Kraft — im Dulden, denn das — ist die beste Waffe in unserer — armen Zeit. — Wenige Auserwählte — — — —“

— — Sein Haupt sank zurück, und Doktor Flecker machte, nach einem neuen prüfenden Blick in das Gesicht des edlen Spaniers, mit thränenden Augen den Freunden ein Zeichen, sich zu entfernen. Er selbst blieb mit Gottschalk und der übrigen Familie des Jägers bei dem Sterbenden.

Einige Stunden darauf, als Larioz ruhig und sanft entschlafen war, verließ der Armenarzt das Gemach, und er war in so tiefen

und traurigen Gedanken, daß er nicht einmal daran dachte, ſeinem kleinen Hunde, der ſeine Freude über das endliche Erſcheinen des Gebieters in höchſt unmanierlicher Lebhaftigkeit kund gab, die durchaus nothwendige Zurechtweiſung angedeihen zu laſſen. Er ſtieg vielmehr, ohne um ſich zu ſchauen, die knarrenden Treppen hinab und ſah erſt empor, da drunten an der Hausthür plötzlich die Stimme des Grafen Helfenberg fragte: „Wie ſteht es dort oben, Doktor?“

Der Armenarzt ſchüttelte leiſe den Kopf. „Euer Erlaucht werden mir zugeben,“ verſetzte er, „daß ich in dieſem Fall ein Recht habe, zu ſagen: aufs beſte! wenn ich mich als Arzt und Menſch auch anders ausdrücken und ſprechen muß: es iſt vorbei — item, er iſt todt.“

„Sie haben recht, lieber Freund,“ bemerkte der Graf und drückte die Hand des Andern, die er ergriffen, herzlich in der ſeinen; „wie der Spanier einmal war, ſo allein, wie er ſeinen wunderlichen Weg ging, mußte der Tod für ihn das beſte ſein, ſo ſchmerzlich wir den Mann auch vermiſſen werden.“

Das Auge des Doktors war inzwiſchen auf ſeinen vierbeinigen Begleiter gefallen, der eben nicht abgeneigt ſchien, mit einem vorübertrabenden Pudel eine flüchtige Bekanntſchaft anzuknüpfen, nun aber, da er bei einem Seitenblick die Stirn des Gebieters gerunzelt und den Arm mit dem Stock drohend erhoben ſah, klüglich zurückeilte. „Das wollte ich dir auch gerathen haben, du Kreatur!“ murmelte der kleine Mann, und indem er jetzt erſt das Geſicht wieder zum Grafen Helfenberg erhob und deſſen Worte aufnahm, ſagte er: „Euer Erlaucht wollen mir verzeihen, daß ich ausſpreche, was ich im Sinn habe, — es klingt nicht fein, — aber Sie werden mir zugeben, daß es richtig iſt. Ich dreſſire nun an der Kreatur da ſeit einigen Jahren ſchon herum und kann ihr noch immer nicht die alte Natur, den Eigenſinn und Eigenwillen abgewöhnen — item, die Kreatur bleibt eine Beſtie. Unſer todter Freund dort oben,“ fuhr er, die Achſeln zuckend, fort, „war freilich ein Menſch, aber die alte Natur, die verwünſchten Gewohnheiten, die abenteuerlichen Einfälle ſteckten ſo tief in ihm, wie in der

keinen Bestie hier die ihren, und spotteten seiner eigenen bessern Einsicht und des Raths und der Ermahnungen seiner Freunde. Ich habe ihn lange gekannt, Euer Erlaucht, ich verkehrte viel mit ihm, denn er interessirte mich, ich nahm Theil an ihm, item, ich hatte ihn lieb, den thörichten Gesellen. Sie glauben nicht, welche Mühe ich mir mit ihm gegeben, wie ich auf ihn eingeredet, wie ich versuchte, ihn Vernunft und Mores zu lehren, ihm all den vertrakten Unsinn aus dem Kopf zu schaffen, den er sich hineingesetzt. Wie oft hab' ich ihm gesagt: „Verehrter Don, Ihr seid, salva venia", obstinat, item, wie eins von Euren andalusischen Maulthieren! Item, Ihr werdet nichts als Unannehmlichkeiten und Noth von all diesen Dingen haben!" — und Euer Erlaucht werden mir zugeben, daß ein Mensch mit Fug und Recht aus der Haut fahren könnte, wenn nach all seinen vernünftigen Reden und Vorstellungen der Andere dann seine große Nase stolz erhebt, die ächte Don-Miene aufsetzt und ernst zur Antwort gibt: „Die alten Ritter haben auch nicht an ihr Glück und ihre Ruhe gedacht, Doktor, sondern nur an Ehre, Ruhm und Recht. Das hat man vielfältig erlebt."

Sie waren von der Thür fort getreten und gingen langsam die schmale Straße entlang, wo sich in der jetzigen Stunde kein anderer Mensch sehen ließ; der Graf mochte noch nicht den ihm so lieb gewordenen Arzt verlassen, hinter dessen aufgeregten und barschen Worten er ohne Mühe die tiefe Erschütterung erkannte, welche derselbe vom Sterbelager seines langen Freundes mit sich davon trug.

„Und das Verwünschteste ist," sprach jetzt plötzlich Doktor Flecker heftig, und blieb stehen und stieß hart mit seinem Stock aufs Pflaster, so daß der Hund erschreckt von einem Kehrichthaufen hinter seinem Herrn zurückflog, „das Verwünschteste ist, daß in all dem Unsinn dennoch eine Art von Sinn steckt, daß der obstinate, todte Gesell dort oben für all seine Hartnäckigkeit doch einen Grund hatte, bei all seinen vertrakten Ansichten und Extravaganzen in einem gewissen Recht war. Man möchte des Teufels werden!" setzte der cholerische Mann mit einem neuen Aufstoßen

des Stocks hinzu, und fuhr dann ebenso lebhaft fort: „Euer Erlaucht müssen mir schon zugeben, daß ich in meiner Stellung allerlei zu sehen kriege, wovon ihr anderu Menschenkinder euch nichts träumen laßt, gräßliche Noth, gräßliches Elend, Laster und Schlechtigkeit, so daß man die Menschen verachten und hassen möchte. Denn sie toben gegeu sich selbst und gegen einander wie die Thiere und ärger als dieselben. Man möchte krank werden vor Ekel — selbst unser Einer — und vor Verdruß uud Verzweiflung aus der Haut fahren, wenn man sieht, wie sie leben, wie sie ringen, wie sie zu Grunde gehen oder zu Grunde gehetzt werden. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich es treiben möchte wie Don Larioz, unser edler Ritter — und anstatt gegen die leibliche Noth, gegen die geistigen Schäden, gegen das innere Elend der Menschen ankämpfen müßte. Das ist der Krebsschaden, Euer Erlaucht, der reine Krebsschaden, item unheilbar! — Und wenn ich an all die Formen denke, unter denen er auftritt, von denen die eine immer gräßlicher als die andere! Die Unredlichkeit und Falschheit, die Treulosigkeit und Unbarmherzigkeit, die Frechheit und Selbstüberhebung, Mißgunst, Verleumdung, Heuchelei, Neid, Eigennutz — Schmutz, nichts als Schmutz, was ich nenne, wohin ich sehe, greife! Es kann Einem die Haut schauern! Da thäte uns freilich ein Ritter noth, der mit Schwert und Lanze unerbittlich darauf einstürmte, oder ein Arzt, dessen Messer schonungslos hineinschnitte in das wilde Fleisch. Das wär' ein ander Amt, da wär' ein anderer Lohn zu verdienen, als für unser Einen! — Aber der Arzt schreibt nicht auf einem Bureau, der sitzt nicht im Grafenschloß, noch auf dem Königsthron, noch in der Welt. Item, der haust dort oben im Himmelreich und heißt unser Herrgott und steuert den Erdenbäumen, daß sie nicht zu ihm emporwachsen. Und nun wirst du das auch schon wissen, tapferer Don!“ setzte er abbrechend mit einem seltsamen Lächeln hinzu.

Sie waren jetzt auf dem Blumenmarkt angelangt und der Arzt blieb stehen, fuhr sich, nachdem er den Hut abgenommen, über die

Stirn und sagte: „Euer Erlaucht wollen mir all das Geschwätz verzeihen. Aber diese Narrheiten haben das Ueble, daß in ihnen stets etwas Ansteckendes ist. Wie käme ich sonst dazu, mir wie Don Larioz Gedanken über das zu machen, was mich Gott sei Dank nichts angeht?"

Der Graf drückte ihm die Hand. „Sehe ich Sie heute noch, Doktor?" fragte er herzlich.

„Ja — ich werde wie immer kommen," erwiderte der Armenarzt, und nach einem freundlichen Gruß gingen sie auseinander.

— — — — — — — — — —

Wenige Tage später schritt Jemand langsam, stumm und in sich gekehrt durch die enge Gasse, in welcher das Haus lag, das wir verlassen. Dieser blieb vor dem kleinen Laden stehen, an dessen Fenster die gleichen Spielwaaren aufgestellt waren, deren wir schon vor einiger Zeit gedacht, und betrachtete einen Moment die bunten hölzernen Figuren, die Bären und die Affen, die mit ihren stieren Augen in ewiger Verwunderung auf die Straße blickten, die gestern und heute so hinaus schauten, wie sie es nach Jahren noch eben so machen werden, wenn sie unterdessen nicht verkauft und zerbrochen worden sind. „Das bleibt sich alles gleich!" seufzte der Mann vor dem Laden; „nur in unserem Leben der ewige, traurige Wechsel! Es wäre wahrhaftig ein Glück, wenn man auch so einige Jahre, alles vergessend, in die Welt hinaus starren könnte und dann wieder erwachen ohne alle Erinnerung."

Er wandte sich um, warf einen Blick an die Häuser hinauf und trat in einen weiten Thorbogen, der unseren Lesern bekannt ist; er ging die alte knarrende Stiege hinauf, bei den staubigen, halb erblindeten Fenstern vorüber in den zweiten und dritten Stock; dort blieb er stehen, blickte fragend umher und trat endlich in ein kleines Zimmer, dessen Thür halb geöffnet war. Hier, in dem ärmlichen Gemache, fand er eine alte Frau; sie hatte ein paar hölzerne Stühle und einen alten Tisch an die Wand gerückt; auf letzterem lagen Kleidungsstücke:

ein großer Mantel, ein Hut, neben dieſem ein langes ſpaniſches Rohr. Obgleich das Zimmer, wie ſchon geſagt, klein und ärmlich war, ſo machte es doch keinen unfreundlichen Eindruck, denn das einzige große Fenſter war weit geöffnet und ließ einen ganzen Strom von Sonne und Licht hereinſtrahlen.

Der Fremde trat ein, als ſich die alte Frau gerade damit beſchäftigte, ein Portrait, welches umgekehrt an der Wand geſtanden, abzuwiſchen und alsdann zu betrachten. Um ihre Aufmerkſamkeit zu erregen, huſtete er leicht, worauf ſie ſich raſch umwandte und dann ausrief: „Das hat mich erſchreckt! ich hätte beinahe das Portrait fallen laſſen.“

„Hier wohnt die Familie Brenner?“ fragte der Fremde; worauf die alte Frau erwiderte: „Ja wohl, aber eigentlich da drüben, hier wohnt Niemand mehr. Daß dich! — du lieber Gott! — der, welcher vor ein paar Tagen hier war, iſt dahin gegangen, von wo man nicht wieder kehrt.“

„So bin ich im Zimmer eines kürzlich Verſtorbenen?“ fragte düſter der Fremde. „Wohnte hier vielleicht jener Mann, deſſen Portrait Sie in der Hand halten?“

„Ob es ſein Portrait iſt, weiß ich nicht, aber geglichen hat es ihm ſehr.“

Der Mann, der eben eingetreten, näherte ſich dem Tiſche und betrachtete das Bild.

„O ja,“ ſagte er nach einer Pauſe, „ich habe ihn geſehen, vor kurzer Zeit noch. — Er iſt todt? — Ihm iſt wohl!“

„O ja, es wird ihm wohl ſein, denn er war ein braver Mann,“ entgegnete die Frau, wobei ſie ſich keine Mühe gab, ihre Thränen zurück zu halten, die ihr über die eingefallenen Wangen floßen. „Eigentlich iſt er umgebracht worden,“ fuhr ſie nach einem kurzen Stillſchweigen fort, „von dem Gärtner eines vornehmen Herrn. Der wird aber auch ſeinen Lohn noch bekommen.“

„Wer? der Gärtner oder der Herr?“

„Meinetwegen Beide; doch wäre es mir lieber, sie hätten ihren Lohn früher erhalten, dann lebte vielleicht der arme Mann noch.“

„Der Ansicht bin ich auch,“ sprach der Fremde, worauf er mit dem Kopfe nickte und hinzufügte: „Also da drüben wohnt die Familie Brenner?“

Er ging auf die bezeichnete Thür zu, klopfte an, und als man Herein! rief, trat er in das Zimmer.

Frau Brenner saß in der Fensternische unter dem Kanarienvogel, der lustig schlug. Sie hatte ein schwarzes Kleid an, und vor ihr stand das kleine Bübchen, welches sich vergeblich bemühte, das uns wohlbekannte alte hölzerne Pferd, dem nun aber alle vier Füße fehlten, zum Stehen zu bringen. Die blasse Frau fuhr fast erschrocken von ihrem Sitze empor, als sie den Eintretenden erblickte, der sich ihr aber freundlich näherte und die Hand reichte, indem er sprach: „Ich muß Sie doch zum Abschied begrüßen, um Ihnen zu sagen, daß ich mich recht sehr über die Veränderung freue, das heißt: freue für Sie, denn mir thut es aufrichtig leid, einen treuen Diener, wie mir Brenner seit langen Jahren war, zu verlieren.“

„Ach, auch ihn hat es recht geschmerzt, gnädiger Herr,“ sagte die Frau, „und uns alle. Wir konnten uns nur darein finden, als mein Mann sagte, Sie wollten vielleicht ein paar Jahr abwesend sein und deßhalb Ihre Dienerschaft anderweitig versorgen.“

„So ist es,“ gab George von Breda zur Antwort. „Wie ich schon vorhin bemerkte, so ist dieser Wechsel für Brenner ein angenehmer. Sollte es ihm je einmal nicht gefallen, was ich aber nicht glaube, oder sollten Sie sich nach der Stadt zurücksehnen, so steht ihm mein Haus später immer wieder offen. Das verspreche ich Ihnen.“

„O, wie gut Sie sind, gnädiger Herr!“ rief die Frau aus, und darauf wandte sie sich rasch nach dem Fenster, wobei sie mit der Hand ihre Augen verdeckte, — ihre Augen, mit denen sie in das so sehr ernst gewordene bleiche Gesicht des Barons forschend geblickt.

„Ich möchte auch gern Ihrer Mutter einen guten Tag ſagen,“ ſprach dieſer. „Kann ich zu ihr eintreten?“

Frau Brenner nickte ſtumm mit dem Kopfe und ging alsdann voran nach der Thür des Nebenzimmers, die ſie öffnete, und dabei ſagte: „Der Herr Baron von Breda kommt, nach dir zu ſehen, Mutter.“

Die ehemalige Kammerfrau der Gräfin Eller ſaß wie immer in ihrem Stuhle, machte aber beim Eintreten des Barons eine Bewegung, als ob ſie es verſuchen wollte, ſich zu erheben; doch legte ihr Herr von Breda ſanft ſeine Hand auf die Schulter, indem er ſie bat, mit ihm, dem langjährigen Bekannten, keine Umſtände zu machen. — Eigentlich ſollte ich ſagen,“ fuhr er fort, während er einen Stuhl nahm und ſich der Frau gegenüber niederließ, „Ihren Bekannten vor langen Jahren, denn es iſt eine tüchtige Zeit her, daß wir uns nicht mehr geſprochen.“

Wenn auch der Baron bei dieſen Worten lächelte, ſo war dieſes Lächeln doch ein ſehr erzwungenes. Er blickte in der kleinen Stube umher und dachte dabei an ſie, die vor Kurzem erſt hier geweſen, und dann erinnerte er ſich aufs lebhafteſte jenes Tages, wo er drunten auf- und abgegangen, während es ſich hier oben begeben, ſo ganz anders, als er gefürchtet, und doch in ſeinem Reſultate wieder trauriger für ihn, als es ſich die regſte Phantaſie nur hätte ausmalen können. — Da hatte ſie geſeſſen, vielleicht auf derſelben Stelle, wo er ſich befand; hier hatte ſie in die ſchönen klaren Augen der alten Frau geblickt und des Grafen Worten gelauſcht. — Aber nicht mit der Liebe, ſprach er zu ſich ſelber, wobei ſich ſeine Bruſt unter tiefen Athemzügen hob, mit welcher ſie an mich gedacht. Ich hätte nicht geglaubt, daß mir das einen ſolchen Troſt gewähren würde.

Die Fenſter ſtanden der angenehmen Witterung wegen offen, und als George von Breda nach einer langen Pauſe aus ſeinem tiefen Nachdenken erwachte, zeigte er auf einen Kaſtanienbaum vor dem Fenſter, der in geſchützter Lage ſchon anfing, ſeine friſchen grünen Blätter zu entrollen, und ſagte: „Ihnen wird die Veränderung angenehm

Aber in der Wirklichkeit ging es mir durch dieſe Träumereien nicht gut und ich hatte bei meinen Verwandten manches deshalb auszuſtehen. Der Vetter hatte mir ſchon mehreremale geſagt, es ſei recht ſchön und lobenswerth, gottesfürchtig und fromm zu ſein, aber beſtändig davon zu ſprechen, wie ich es thäte, müſſe in meinen Jahren lächerlich erſcheinen. „Du beſuchſt," ſprach er, „Vor- und Nachmittags die Kirchen und ich werde es noch erleben, daß Du mit Deinem Herrn Specht in den Betſtunden umherziehſt."

Mehreremal hatte ich auch verſucht, wenn ich bei Emma allein war, derſelben einige von den Reden des Buchhalters mitzutheilen, doch mußte ich zu meinem Bedauern bemerken, daß das Mädchen für die Gnade gar nicht empfänglich ſchien: „höre, Vetter," ſagte ſie, „Du biſt nicht böſe und ich auch nicht, was thuſt Du denn Sündhaftes? ich wüßte nicht, Du arbeiteſt auf Deinem Comptoir, Du haſt die Gunſt Deiner Prinzipalin, einer braven Frau, und es ſtände Deinen Jahren viel beſſer an, luſtig und munter zu ſein, wie Du früher auch geweſen biſt, und Dich Deines Lebens zu freuen. Ich erkenne Dich in der letzten Zeit nicht mehr und wünſche nur Dein Doktor Burbus, von dem Du früher ſo viel erzähltеſt, ließe ſich einmal hier ſehen und ſetzte Dir den Kopf zurecht. — Was brauchſt Du Dich für einen ſchlechten

sein, die der Familie bevorsteht; Sie werden auf dem schönen Stromberg wohnen zwischen freundlichem Grün, umgeben von Blumen, in angenehmer Erinnerung der glücklichen Tage einer früheren Zeit. — Denken Sie auch zuweilen daran?"

„Ob ich daran denke!" entgegnete die alte Frau. „Was bliebe mir in der Einsamkeit so vieler Stunden, wenn ich sie nicht mit freundlichen Gestalten bevölkerte! — Neulich war ich glücklich," setzte sie lebhaft hinzu. „Da trat die Vergangenheit aufs lieblichste verkörpert hier in mein kleines Stübchen."

„Ja, ja, Eugenie war hier," sprach der Baron, wobei er vor sich niederblickte.

„Und sie ist so glücklich geworden, wie ich mit großer Freude gehört."

George von Breda biß die Lippen zusammen, dann sagte er mit einer Stimme, die sehr ruhig klang: „Ich glaube und hoffe so. Sie hat erreicht, was für ein junges Mädchen das Wünschenswertheste scheint; sie hat, wie man so sagt, eine vortreffliche Partie gemacht; sie ist seit gestern Gräfin Helfenberg."

Der Baron sprach das anscheinend sehr gleichgültig, ja, vergnügt, doch schien er den Blick der alten Frau nicht ertragen zu können, denn er hob die Augen zum blauen Himmel empor und seine Stimme zitterte ein wenig, als er den Namen seines Freundes aussprach. — Ein furchtbares Geschick! klang es in seinem tiefsten Innern; aber da ich es über mich vermocht, das ruhig zu sagen, was ich eben gesagt, so wird es mir auch wohl gelingen, nach und nach das Gleichgewicht wieder zu finden.

„Sie werden den Grafen und die — Gräfin auf Stromberg sehen," sagte er nach einer Pause; „sie wollen nach einer längeren Reise dort leben."

„Und Sie, gnädiger Herr, Sie werden auch häufig hinaus kommen?" fragte die alte Frau. „O, wenn es mir erlaubt wäre, zu sagen, daß es mich glücklich machen würde, dort alle wieder vereinigt

zu sehen, deren ich mich aus den Zeiten der hochverehrten Gräfin Eller mit so vieler Liebe erinnere!"

„Vorderhand muß ich darauf verzichten," gab der Baron zur Antwort. „Ich bin im Begriff, eine größere Reise zu machen, die mich vielleicht ein volles Jahr von hier entfernt halten wird. Schon lange trug sich meine Frau mit dem Wunsche, fremde Länder zu sehen, weßhalb wir heute auf länger die Stadt verlassen."

Bei diesen Worten erhob sich der Baron rasch und reichte der alten Frau die Hand.

„Auf Wiedersehen also nach einiger Zeit!" sagte er, „Gedenken Sie meiner freundlich, wenn Sie auf Stromberg die Orte sehen, wo ich als Kind gespielt. Wenn ich zurückkomme, werden Sie mir hoffentlich viel Schönes und Angenehmes zu erzählen wissen."

Er drückte hastig ihre Hand und verließ das Zimmer, worauf er nach einem freundlichen Gruße gegen Frau Brenner die Treppe gewann und das Haus verließ.

Es war einer jener duftreichen Frühlingsvormittage, wo man die Spitzen der hohen Häuser und die Kirchthürme Morgens leicht verschleiert gesehen, bis der schon kräftige Strahl der Sonne alle Nebel hinabdrückte und diese als Thau das Straßenpflaster benetzten. Die Luft war so würzig und wohlthuend, daß man sie gern in vollen Zügen einathmete; der Himmel glänzte so klar, wie man ihn selten sah: Schatten und Licht waren aufs schärfste abgegrenzt.

George von Breda ging die enge Gasse hinab und trat auf den Blumenmarkt, der heute, namentlich rings um den alten Springbrunnen, seinen Namen rechtfertigte. Da sah man die ersten Kinder des Frühlings: Veilchen, Maiblumen, ja, selbst schon Rosen, glänzend im Morgenthau, süße Wohlgerüche ausströmend. Da herrschte auf dem Platze, den der Baron noch vor kurzer Zeit so öde und leer gesehen, ein reges Leben. Er blieb einen Augenblick bei der Fontaine stehen, und als er an das dachte, was er vor Kurzem hier erlebt, so freute er sich der heutigen Veränderung; es war ihm, als habe er seine Liebe

begraben und sehe nun ihren Grabhügel mit lieblichen Blumen bedeckt; er freute sich innig, den Platz, wo sich sein Leben gewendet, so wieder gesehen zu haben; in diesem milden Gewande sollte ihm derselbe in Erinnerung bleiben — —

Der Baron wollte gerade den Blumenmarkt verlassen, als er eines Bekannten ansichtig wurde, der ihm entgegen kam und schon auf einige Schritte Entfernung an den Hut langte, um ihn zu begrüßen. Es war der Armenarzt Doktor Flecker, der ganz in seiner alten Weise daher kam.

„Verehrter Herr Baron, ich wünsche Ihnen einen guten Morgen!" rief ihm dieser entgegen. „Wie ich vernommen, sind Sie im Begriffe, abzureisen, und Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß ich es für ein glückliches Ungefähr halte, Sie hier zu finden, um Ihnen meine besten Wünsche zu sagen."

Beide reichten sich die Hände, worauf Herr von Breda sprach: „Sie sind ein Wundermann, Herr Doktor, und Ihnen in dem Augenblicke zu begegnen, wo man im Begriffe ist, eine längere Tour anzutreten, muß als gute Vorbedeutung betrachtet werden. Wenn es Sie nicht zu sehr aus Ihrem Wege entfernt, so würde ich Sie bitten, mich ein paar Schritte zu begleiten. Ich muß nach Hause, denn ich habe schon mit allerlei Gängen meine Zeit versäumt."

„Gewiß nicht," entgegnete der Doktor; „meine Wege führen mich überall hin, denn in allen Theilen der Stadt warten meine armen Freunde auf mich. — Item, gehen wir."

Sie verließen den Blumenmarkt, und im Weiterschreiten sagte Baron von Breda: „Ich war eben in einem Hause, wo ich zufällig vom Tode eines Mannes hörte, der Ihnen näher befreundet war, und mit dem ich neulich auf eigenthümliche Art zusammentraf."

„Ah ja! ich erinnere mich," versetzte lächelnd der Armenarzt. Doch verschwand dieses Lächeln wieder, als er hinzusetzte: „Da ist uns ein edler Freund gestorben, sonst eine sonderbare Persönlichkeit, die viel Gutes hätte wirken können, wenn sie nicht in dem Wahne be-

fangen geweſen wäre, es ſei ihre Schuldigkeit, allen Menſchen zu helfen.“

„Und das können wir doch nicht, beſter Herr Doktor,“ ſagte George von Breda mit Betonung. „Was dem Einen zum Glücke ausſchlägt, führt oft das Unglück eines Anderen herbei.“

„So iſt es, Herr Baron. Hängen wir doch mit unſeren Nebenmenſchen in Art einer Wage zuſammen: was dieſen erhebt, drückt Jenen hinab.“

„Ja, das iſt richtig,“ meinte Herr von Breda mit leiſer Stimme.

„Bah!“ rief der Armenarzt achſelzuckend, „man muß darüber nicht nachgrübeln. Das hab' ich neulich an mir ſelbſt geſpürt — item, es iſt Unſinn! Heute ſinkt die Wagſchale unſeres Lebens, morgen ſteigt ſie wieder.“

„Und zu dem Steigen kann man das Seinige beitragen.“

Der Doktor blickte den Baron fragend an.

„Man entledige ſich ſo viel thunlich des Ballaſtes, der unſere Seele niederdrückt; man werfe alle thörichten Hoffnungen und Wünſche über Bord.“

„Wer das kann.“

„Ja, wer das kann!“ ſprach ſeufzend George von Breda. „Apropos,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher Beide ſtillſchweigend fortgeſchritten waren, „man ſagte mir, auch Sie würden die Stadt verlaſſen, um ganz bei Helfenberg zu bleiben. Iſt denn ſo?“

Der Doktor ſchüttelte mit dem Kopfe. „Ich kann meine ‚Armen‘ nicht verlaſſen,“ ſagte er. „Den Teufel auch! Sie werden mir zugeben, daß das nicht ſo leicht geht. Wenn meine Kranken reiche Leute wären, ſo würde ich mir nichts daraus machen, ihnen ein zierliches Circular zuzufertigen: Ihr bisheriger Hausarzt, Doktor Fiecker, ſieht ſich veranlaßt u. ſ. w. u. ſ. w. Aber meinen Patienten darf ich nicht ſo kommen; item, wir ſind lauter gute Freunde mit einander, wir bilden, ſo zu ſagen, eine einzige, wenn auch mitunter etwas traurige, Familie, deren Oberhaupt ich zu ſein die Ehre habe; und

dieſe Ehre iſt mir viel zu groß, als daß ich ſie ſo leichtſinnig wegwerfen ſollte. Ich verſichere Sie, Baron Breda, meine armen Kranken, namentlich die Kinder, ſind meiſtens ein dankbares Volk; ſie ſchauen zu mir wie zu etwas recht Hohem empor, und das ſchmeichelt."

„Ich beneide Sie um Ihre Beſchäftigung und um Ihren Humor, Doktor," verſetzte Herr von Breda. „Und Sie haben vollkommen Recht; Helfenberg bedarf ja, Gott ſei Dank, Ihrer Hülfe jetzt nicht mehr."

„Nein, er bedarf ihrer jetzt nicht mehr," antwortete der Armenarzt in eigenthümlichem Tone. „Gott hat mir gnädigſt geſtattet, ihn herzuſtellen; aber —"

„Leben Sie wohl, Doktor!" rief haſtig der Baron; „meine Zeit drängt. — Auf fröhliches Wiederſehen!"

Damit verließ er den einigermaßen erſtaunten Arzt und hatte in Kurzem ſeine Wohnung erreicht, wo ein bepackter Reiſewagen ſtand, an den ſo eben die Pferde geſpannt wurden.

George von Breda hatte nur noch wenig in ſeinen Zimmern zu thun. Mit einem unausſprechlich traurigen Gefühle nahm er ſeine Briefſtaſche hervor, in der ſich jene Roſe und das Geldſtück befanden, legte das alles in ein Käſtchen, und als er dieſes zuſchloß, ſprach er leiſe zu ſich ſelbſt: Welche Gedanken werden mich bewegen, wenn ich es wieder öffne?

Vierundsechzigstes Kapitel.

Zwei Jahre später.

Zwei volle Jahre später als jene Zeit, in der unser letztes Kapitel schließt, sah man des Morgens gegen 10 Uhr auf der Landstraße die nach der Stadt zuführte, eine fremd gewordene und dadurch fast seltsame Erscheinung; es war ein schwerer, aber eleganter Reisewagen, und er nahm sich um so eigenthümlicher aus, als neben der Straße, auf der er fuhr, freilich mehr in der Tiefe, gerade ein Eisenbahnzug desselben Weges brauste. Der Postillon, der auf dem Sattelpferde des Gespanns saß, welches diesen Reisewagen zog, — er war festlich gekleidet, trug eine saubere Uniform, auf dem Hute einen Federbusch und an der Brust einen mächtigen Blumenstrauß — hatte seine Peitsche auf den linken Arm herübergelegt und blickte sinnend auf die schnelle, riesenhafte, gelenkige, feuerspeiende Schlange, welche da unten durch das Thal hinschoß, fort und fort auf der langen Eisenspur, eingehüllt in Rauch und Qualm. — „Das schneidet allerdings unser Grundwasser ab," sprach er kopfnickend, „aber man mag sagen was man will, mir soll kein Mensch weis machen, daß nicht nach langen, langen Jahren alte Leute von heute sprechen werden und es bedauern, daß die lustigen Extraposten nimmer zu sehen sind. —

Ja, pfeif nur! — Für einen vornehmen Herrn muß es doch ein jämmerliches Vergnügen sein, so eingepfercht zu sitzen. Und dann, wenn sie ankommen, das Gewühl, der Lärm — pfui Teufel!"

Und als wollte er sich beruhigen, steckte er die Peitsche in seinen Stiefel, machte das Horn aus der Schnur auf dem Rücken los, brachte es an seine Lippen und blies, vielleicht angeregt durch den grünen dichten Wald, der nun die Chaussee auf beiden Seiten einrahmte, die Melodie des bekannten Liedes:

Der Jäger von Churpfalz,
Der stolpert über'n Haselstrauch
Und bricht beinah' den Hals.

Angenehm für den Virtuosen war es, daß es gerade bergauf ging, was auch die vier Pferde benutzten, um schweifwedelnd im langsamsten Schritt zu gehen. Wie aber Alles auf dieser Welt ein Ende nimmt, so auch das Blasen des Postillons und der ziemlich lange Berg. Auf der Höhe desselben sah man die Stadt vor sich liegen, weiterhin die Häusermassen, näher einzelne Gebäude, unter diesen hervor erblickte man ein ziemlich hohes Dach mit einer rothen Fahne.

In diesem Momente legte sich eine junge Dame ein klein wenig aus dem Wagenschlag, schaute dort hinab und sagte dann zu Jemand, der neben ihr saß:

„Ich habe das Haus gesehen mit seiner rothen Fahne."

Der Postillon that jetzt einen lauten Zungenschlag, seine lange Peitsche berührte mit einem Zickzackhieb fast zu gleicher Zeit alle vier Gäule, und da nun der Wagen rasch abwärts flog, so verschwand auch die Stadt wieder und ebenso das Haus mit der rothen Fahne. Unten angekommen, wo die Landstraße wieder aufstieg, erhob sich einer der Bedienten, die hinten auf saßen und rief dem Postillon zu: „Jetzt mußt du rechts fahren, aber thu's langsam, der Weg ist dort nicht ganz sauber."

„Er ist ja gemacht worden," sagte der andere Bediente mit einem

bedeutſamen Kopfnicken, „und wie gemacht worden! Ihre Erlaucht wird ſich wundern.“

Und Ihre Erlaucht, die junge und ſchöne Gräfin Helfenberg, die neben dem Grafen im Wagen ſaß, wunderte ſich in der That, als nun der Reiſewagen von der Chauſſee weg in den ihr wohlbekannten, früher ſo verwilderten Weg einlenkte und da ſanft fortrollte.

Wie war das hier anders geworden! eine breite, mit weichem Sand bedeckte Straße zog ſich wie unter einer Laube dahin, denn wenn auch Gräben und Einfaſſungen rechts und links wieder hergeſtellt waren, ſo hatte man doch Bäume und Sträucher geſchont, und dieſe berührten ſich von beiden Seiten und bildeten ein breites Schattendach.

Eugenie ſah den Grafen an, der mit dem Ausdrucke innigſter Liebe ihren Blicken begegnete, dann legte ſie ihre Hand in die ſeinige und verbarg einen Augenblick das Geſicht an ſeiner Bruſt. Als ſie wieder aufſchaute, lächelte ſie durch Thränen und ſagte:

„Wie dankbar bin ich dir, lieber Hugo, daß du Alles das hier ſo werden ließeſt! Weißt du wohl, daß ich mich vor dem öden Wege, den umgeſtürzten Bänken, der halb verfallenen Brücke und namentlich vor den Steinfiguren im Graſe gefürchtet habe? Erſchien mir doch alles das in der Erinnerung wie ein geſpenſterhafter Traum, und ich zitterte faſt, wenn ich daran dachte, nun ſeine Wirklichkeit durchleben zu müſſen.“

„Das fühlte ich für dich, mein Kind,“ erwiderte der Graf, indem er mit der Hand leicht über ihr glänzendes Haar ſtrich und, da er einmal ſo beſchäftigt war, ihren Kopf ſanft umwandte und ſie auf die Lippen küßte. „Sage mir ehrlich,“ fuhr er alsdann fort, „erſcheint dir wirklich Manches von der Vergangenheit wie ein geſpenſterhafter Traum, den du weit hinter dir wünſcheſt? — Wenn dem ſo iſt, du liebe Träumerin, ſo ſage mir, wann biſt du eigentlich erwacht, und verkünde mir ohne Rückhalt, ob dein Erwachen wirklich ein fröhliches war.“

Der Blick, mit dem ſich die junge Frau nach dieſen Worten an ihn ſchmiegte, hatte etwas Verſchämtes; auch dauerte es eine kleine Weile, ehe ſie zur Antwort gab:

„Um ganz ehrlich zu ſein, will ich dir nicht verſchweigen, daß, als wir zum letzten Mal dieſen Weg fuhren — wir hatten uns von Mutter und Vater verabſchiedet — ich in dem böſen Traum noch ziemlich befangen war. Dabei will ich noch hinzufügen, daß das Erwachen ſogar ſehr langſam von Statten ging. — — Nie, mein guter Hugo," ſetzte ſie alsdann mit vor Rührung zitternder Stimme hinzu, „werde ich aber dabei vergeſſen, wie liebevoll, wie zart du die Schläferin, die Träumerin, die Nachtwandlerin behandelteſt, wie du ſie nie durch ein lautes Wort erſchreckt, wie du ruhig zuſahſt, als ſich ſo nach und nach ein Band um das andere löſte, die ihr Gemüth, ja, warum ſoll ich's läugnen, auch ihr Herz gefangen hielten."

„Das war ja meine Schuldigkeit, liebes Kind; ich war Egoiſt, weiter nichts."

„Verkleinere nicht das, was du gethan, Hugo!" bat ſie mit dem herzlichſten Tone ihrer Stimme. „Wußte ich doch damals, wie innig du mich liebteſt, und wie es dir durch die Seele ſchnitt, daß ich noch eine Zeit lang ſo düſter fortträumte."

„Und als du erwachteſt?" fragte Hugo mit einem treuherzigen Lächeln.

„O da fühlte ich mich glücklich, ſelig wie eine Gefangene es nur ſein kann, deren Feſſeln ſich löſen, die aus dumpfigem Kerker nun mit einem Male an die friſche, freie Himmelsluft, an den hellen, glänzenden Tag tritt."

„Und dieſer Tag, Eugenie?" ſagte der Graf nach einer kleinen Pauſe, während welcher er ihre Hand an ſeine Lippen gedrückt hatte, „erſchien er dir glücklich? Dachteſt du wirklich nicht mit einer kleinen Sehnſucht an die Vergangenheit?"

Statt aller Antwort ſchlang ſie haſtig ihre beiden Hände um

seinen Hals, drückte sich fest an ihn und versetzte erst nach einer längeren, süßen Pause:

„Du böser, böser Mensch! Wenn du noch einmal solche Fragen stellst, so schließe ich die Augen und schlafe ein, um nichts von alle dem zu sehen, was du hier gemacht. — — — Aber nein, nein," fuhr sie darauf lustig fort, indem sie wie ein tolles Kind von ihrem Sitze emporsprang, und sich dann wieder tief in die Kissen des Wagens fallen ließ, „damit wäre ja nur ich gestraft, und zur Strafe für dich will ich recht lustig sein. — Nicht wahr," sprach sie scheimisch lächelnd, „ich sollte wohl hier ganz still und nachdenklich sein? — O Gott! das kann ich ja nicht," rief sie aus, indem Thränen ihre Augen füllten, „komme ich ja hier in meine Heimat zurück, in meine gute, liebe Heimat, in meine süße Heimat — da den Baum kenne ich wieder — und den auch! Was, sogar Blumen hinter den alten Steinbänken? — Dort ist auch die früher so verfallene Brücke! — — Ah! das ist lieb, Hugo, daß das graue Gemäuer mit Schlingpflanzen verziert wird. O wenn du nur fühlen könntest, wie in diesem Augenblicke mein Herz schlägt!"

„Ich fühle es, meine Eugenie."

Nun sprach sie nichts mehr; sie beugte sich vornüber, sie schaute mit starrem, eigenthümlich funkelndem Auge hinaus und man sah, daß ihre Gedanken den Blicken weit voranflogen.

Jetzt rollte der Wagen über die Brücke, kurze Zeit darauf bog er links und nun hatten sie die Avenue erreicht, wo vordem die herabgestürzten Steinfiguren gelegen. Diese waren verschwunden, und das Ganze hatte sich ein wenig verändert; rechts und links sah man Gebüsche und einzelne Bäume weggenommen und so, was stehen geblieben von dem anderen isolirt, daß nun das Buschwerk in zierlichen Gruppen auf der Ebene vertheilt war. Der Boden war mit einem saftig grünen Rasen bedeckt, und der ehemalige Fußpfad hatte sich in einen breiten, sanft geschlungenen Fahrweg, mit weichem Sande beschüttet, verwandelt.

Menſchen zu halten, überlaß das dem Herrn Specht, der mag ſeine Gründe dafür haben.“

Dieſe Worte des Mädchens, das ich unbewußt anbetete, warfen ſchreckliche Zweifel in meine Seele, ſie riſſen ein Fenſter meines Herzens auf und ließen in das Dunkel, das dort herrſchte, einen hellen Sonnenſchein fallen, der mir außerordentlich wohl that und den ich doch nicht ertragen konnte. So viel war gewiß, daß ich mich in ruhigen Augenblicken nicht für ſündhaft hielt, wie mir der Buchhalter ſagte und daß ich nach dem Durchbruch der Gnade nur verlangte, weil ich in dem Augenblick durch ein unbekanntes herrliches Gefühl belohnt werden ſollte.

Ich erzählte dem Buchhalter von der Unterredung meiner Nichte und er lächelte ſtill vor ſich hin und ſagte mit erhobenem Blick: „Laſſen Sie das gut ſein, und fahren Sie fort, gläubige Geſpräche mit ihr zu führen, auch dies Mädchen wird einſtens anfangen, ſich nach der Gnade zu ſehnen.“ Ein unheimlicher Glanz füllte bei dieſen Worten ſeine Augen.

Von meiner Familie vernahm ich während dieſer Zeit nicht viel, die Großmutter hatte mir einigemal geſchrieben und jedesmal war alsdann ein Poſtſcriptum von der guten Schmiedin angehängt, aus welchem ich deutlich erſah, daß ſie ihre traurige Gewohnheit des beſtändigen Weinens noch nicht abgelegt hatte, denn die Zeilen, die

Das alles bemerkte Eugenie wohl, aber sie gab durch kein Zeichen zu erkennen, daß sie es sah; ihre Blicke bohrten sich zwischen die Bäume hinein, und jetzt zuckte es in wehmüthiger Freude auf ihrem Gesichte auf. — Da in einiger Entfernung wurde ja das kleine Schloß sichtbar, in dem sie ihre Jugend verlebt; da sah man seine rothen Mauern durch das Grün der Gebüsche hervorglänzen; da erblickte man die spitzen Dächer der Erker auf den Seiten stolz über dieselben emporragen. Und die Dächer hatten recht, stolz zu sein, denn nachdem sie Jahre lang sehr vernachlässigt worden, hatte man ihnen jetzt ein neues Kleid von glänzenden grünen und blauen Ziegeln angezogen. — Und was für stattliche Wetterfahnen sie trugen! — — —

Auf dem weichen Weg und unter dem angenehmen Schatten der Bäume trabten die vier Pferde munter dahin, und der Postillon wickelte abermals sein Horn los und blies, diesmal aber nicht den Jäger aus Churpfalz, sondern:

Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn i wiederum komm,
Kehr' i ein, mein Schatz, bei dir.

Dann warf er eilig sein Horn auf den Rücken, nahm die Zügel kürzer, die Peitsche sauste über das ganze Gespann, und er that sein Mögliches, um mit einem recht flotten Zuge vor die beiden Obelisken hin zu gelangen, die heute noch wie damals den Eingang zum Hof bildeten.

Aber auch die Obelisken sahen freundlicher aus; aus ihren nachgemachten Hieroglyphen hatte man Staub und Moos entfernt, und sie standen stattlich da und würdig des nicht nur reinlich hergestellten, sondern auch zierlichen Hofes. Hier bildete ein neues Pflaster eine glatte Fläche, und in der Mitte bemerkte man ein großes Rondel, freundlich eingehegt und mit einer Gruppe prachtvoll blühender Blumen versehen.

Zwischen den Obelisken stand ein kleiner, alter, gebückter Mann, der beim Herannahen des Wagens seine beiden Hände erhob und eifrig

mit dem Kopfe nickte. So ſchnell ſich auch in dieſem Augenblicke die Bedienten vom Bock herabgeſtürzt hatten, um den Schlag zu öffnen, ſo war ihnen doch Graf Helfenberg zuvor gekommen. So leicht und gewandt wie nur in früheren Zeiten ſprang er auf den Boden, nahm alsdann Eugenie in ſeine Arme und ließ ſie erſt wieder dicht vor dem alten Vater auf den Boden. Es war dies eine rührende Scene des Wiederſehens, und der alte Herr betrachtete ſein Kind, nachdem er es innig abgeküßt, von allen Seiten, worauf er mit einigem Stolze meinte, Eugenie ſei viel ſchöner geworden.

„Ein Compliment," ſagte lachend Graf Helfenberg, „für das auch vielleicht ich ein klein wenig Urſache habe, mich zu bedanken, aber —"

„Wo iſt denn Mama?" fragte die junge Gräfin mit einer etwas beſorgten Miene.

„Vollkommen wohl," erwiderte der alte Herr; „aber ihr wißt wohl, Kinder, wie ſie ſich bei allen Dingen aufregt; heute Morgen — nun ihr könnt euch denken, daß wir ſeit vierzehn Tagen von eurer Ankunft ſprechen — da hatte ſie mit der größten Entſchloſſenheit alle möglichen guten Vorſätze; zuerſt wollte ſie auf die Eiſenbahnſtation fahren, um euch dort in Empfang zu nehmen; dann meinte ſie, es ſei beſſer, wenn ſie ſich erſt am Ende unſeres Waldweges zeige, aber," — unterbrach ſich der Baron eifrig, „was ſtehen wir hier auf dem Hofe? Kommt geſchwind herein! Mama wird es mit Recht für unverzeihlich halten, daß wir nicht zu ihr eilen." — Damit faßte er den Grafen mit ſeinem rechten und die Tochter mit dem linken Arm und ſchritt mit ihnen, ſo ſchnell es ihm möglich war, dem Hauſe zu. — „Ja, was habe ich vordem ſagen wollen?" ſprach er währenddem. — „Richtig! Je näher es gegen Mittag kam, um ſo kürzer beſtimmte ſie den Weg, den ſie euch entgegen gehen wolle, nicht aus Mangel an Freude — nun, das denkſt du auch nicht, Eugenie, aber weil ſie ſich vor einer heftigen Aufregung fürchtete. Nun alſo, vor einer Stunde noch, da wollten wir euch bei der Brücke empfangen, dann unten am

Hofe — aber wie ich vor kurzem oben am Fenſter ſtehend das Rollen des Wagens und das Klatſchen der Peitſche vernahm, da trieb ſie mich allein hinunter. Ich wette, ſie ſitzt droben in ihrem Stuhle und weint, aber aus purer Freude," ſetzte er mit glückſeligem Blick hinzu; „wie könnte das auch anders ſein!"

Eugenie flog die wohlbekannte Treppe hinan; oben aber mäßigte ſie tief athemholend ihren Schritt und trat leiſe in die Thüre des Boudoirs ihrer Mutter, wo ſie dieſelbe wirklich auf ihrem Fauteuil ſitzen ſah.

„Mama, ich bin wieder hier."

Nach dieſen Worten ſank ſie vor der Mutter auf den Boden nieder und drückte einen Augenblick ihr Geſicht in deren beide Hände, aber nur einen Augenblick, dann hob ſie ihr Haupt empor, blickte ihre Mutter durch die herabſtürzenden Thränen lächelnd an und ſagte: — —

„— — Mama, ich bin ſehr — — ſehr glücklich."

Dieſe paar Worte ſchienen mit belebender Kraft auf die Baronin zu wirken, denn ſie erhob ſich plötzlich, umſchlang heftig ihr Kind mit beiden Armen, küßte ſie auf die Stirn, auf die Augen, auf das Haar und rief zu wiederholten Malen aus:

„Gott ſei gelobt! ſo viel Segen habe ich nicht erwartet."

Graf Helfenberg, der dieſe Scene nicht ſtören wollte, that dem alten Herrn den Willen, ſich in ein Zimmer zu ebener Erde nöthigen zu laſſen, wo dieſer mit leuchtenden Blicken am Eingange ſtehen blieb und mit einer Handbewegung ſagte:

„Sind Sie mit der Aufſtellung zufrieden?"

Was hier aufgeſtellt war, kann ſich der geneigte Leſer, der unſerer wahrhaftigen Geſchichte mit einiger Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, wohl denken. So ſehr ſich auch der Graf freundlicher Weiſe das Anſehen gab, Alles dies ſcheinbar aufs höchſte überraſcht zu bewundern, ſo kannte er doch einen großen Theil dieſer Vaſen, Krüge, Lampen aufs allergenaueſte, denn er hatte ſie dem eifrigen Sammler durch allerlei

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20771 / 037

Zwiſchenträger zukommen laſſen, offizieller Sendungen nicht zu gedenken, die er ihm hatte aus Italien ſchicken laſſen.

Nachdem die Sammlung gehörig bewundert war, ſtiegen auch ſie die Treppen hinauf, wo ſie oben auf dem Gange die Baronin fanden, die ſich jetzt wieder ſo weit gefaßt hatte, um ihren Schwiegerſohn zu bewillkommnen. Sie that das mit wenig Worten, aber als ſie mit vor Rührung zitternder Stimme hinzuſetzte: „Wie iſt Eugenie ſo froh, ſo glücklich zurückgekehrt!“ Da wallte ihm das Herz auf, er preßte ſeine Lippen heftig auf einander, und aufgeregt, wie auch er war, mußte er unwillkürlich mit den Augen zwinkern.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Drunten hatte unterdeſſen der Poſtillon ausgeſpannt, ſein reichliches Trinkgeld empfangen, auch noch einen kühlen Labetrunk aus einem dickbäuchigen irdenen Kruge, den er wiederholt an die Lippen ſetzte, um ihn gänzlich zu leeren, was ihm als am heutigen feſtlichen Tage unumgänglich nothwendig vorgeſtellt wurde und wozu es auch nicht vieler Ueberredungskunſt bedurfte. Zum Danke dafür half er dem Kutſcher des Grafen den prächtigen Viererzug Brauner einſpannen, welcher die Herrſchaft von hier nach Stromberg führen ſollte. Daß er von den edlen glatten Thieren hinweg, die mit den Hufen ungeduldig im Sande ſcharrten und mit den Köpfen ſchüttelten, faſt mitleidig zu ſeinen müden Gäulen hinüberſchaute, welche ihre Häupter hängen ließen, iſt wohl begreiflich; doch miſchte ſich nicht die Spur von Neid in dieſe Betrachtungen. Als er ſich von den Stallleuten verabſchiedet hatte und in den Sattel ſprang, ritt er zufrieden durch den duftigen Wald der Landſtraße zu und dachte an ſein kleines Haus mit der Bank davor, wo er heute Abend ſitzen werde, die Beine weit ausgeſtreckt, ſeine Pfeife rauchend und dabei den Kindern erzählend von dem nobeln Herrn und der wunderſchönen Dame, die er heute Nachmittag gefahren.

Als der Reiſewagen des Grafen eingeſpannt war, erſchien einer der Bedienten, mit der Meldung: Seine Erlaucht wollten mit der

Gräfin nach Stromberg fahren in dem kleinen Phaeton, der für den Baron und die Baronin beſtimmt ſei, dieſe aber würden ſich in den Reiſewagen ſetzen.

Ob der feine Hieb, den der Kutſcher nach Anhörung dieſer Botſchaft dem Vorläufer-Handpferd, das allerdings ein wenig ungeduldig hin und her trat, mit der äußerſten Spitze der langen Peitſche verſetzte, wirklich dieſer Unart galt oder ob der Unmuth, die Herrſchaft an dieſem wichtigen Tage nicht führen zu dürfen, ſeinen Arm gelenkt hatte, laſſen wir dahingeſtellt ſein, — genug, die Sache wurde ausgeführt wie vorhin befohlen.

Wenige Augenblicke nachher erſchien Graf Helfenberg, die Baronin führend, und trat an ſeine Pferde, nachdem er den Kutſcher freundlich gegrüßt, und klopfte jedem der Thiere wohlgefällig auf den ſchlanken Hals.

„Wie geht's, Joſeph? — immer wohl geweſen?“

„Danke, Erlaucht, ja, ja, freuen uns Alle auf den heutigen Tag; hatte ſehr gehofft —“

„Hm! hm!“ machte einer der Bedienten, der hinter dem Kutſcher ſtand, wobei er ihn freundſchaftlich in die Rippen ſtieß.

Der alte Herr folgte nun mit Eugenien, und wir müſſen ſchon geſtehen, daß die ſämmtliche, hier verſammelte Dienerſchaft mit noch größerem Intereſſe auf ihre neue Herrin blickte, als ſie vorhin den Grafen betrachtete.

Der Baron und die Baronin beſtiegen den Reiſewagen; ehe der Kutſcher aber davon fuhr, wandte er ſich um und ſagte mißmuthig zu den Bedienten: „Wir haben da droben verabredet, daß, wenn die Herrſchaft im Wagen iſt, einer von euch ſchon von weitem mit einem weißen Tuch winken ſoll. Das unterbleibt nun natürlicher Weiſe — verſtanden?“

Da keine Widerrede erfolgte, nahm der Kutſcher ſeine Zügel kunſtgerecht zuſammen, ließ einen leichten Zungenſchlag hören und dahin rollte der Wagen auf dem weichen Waldwege mit dumpfem

Geräuſch; ein paar Sekunden lang galoppirte jedes der vier ungeduldigen Thiere, bis ihnen der verdrießliche Kutſcher auf ſeine Weiſe zu verſtehen gab, was ſich für ein wohlgeſittetes herrſchaftliches Pferd gezieme.

Einige Minuten nachher folgte der leichte Phaeton mit zwei ſehr raſchen, aber vertrauten Pferden aus dem Stalle des Grafen beſpannt, weßhalb dieſer nach dem Einſteigen lächelnd die Zügel der Gräfin reichte und ihr ſagte:

„Liebe Eugenie, du mußt mir ſchon den Gefallen thun, wenigſtens eine Zeit lang den Wagen zu führen, erſtens kenne ich deine Liebhaberei, und dann will ich dir auch geſtehen, was ich damals, als ich noch ſehr, ſehr unglücklich war, ſchon für eigenthümliche Phantaſien erfand, um mich zu quälen. Dazu aber mußt du den Weg rechts nehmen.“

Eugenie ergriff Zügel und Peitſche und lenkte mit einer außerordentlichen Sicherheit in den ſchmalen Weg ein, der an dem ſtillen See vorbeiführte, welcher hinter dem Hauſe lag.

„Siehſt du dort, Eugenie, dicht am Waſſer jenen umgeſtürzten Stein? Dort ſaß einſt — der Neffe des Jägers und dachte natürlicher Weiſe an dich; du warſt damals in der Stadt, und quälte ſich und träumte und phantaſirte, bis er zuletzt weinend vor tiefem Schmerz ſeinen Kopf in die Hände verbarg und dann — — — — ſehnſüchtig nach dem ſtillen, verlockenden Waſſer blickte. Da war es dem Neffen des Jägers, als ſteige ein leichter Dunſt über dem Waſſer auf und trennte den glänzenden Spiegel deſſelben. Und als er den Kopf erhob und darauf hinblickte, meinte er, ſich ein Bild im Waſſer wiederſpiegeln zu ſehen — das Bild eines leichten Wagens wie dieſer, die Geſtalt zweier Pferde wie jene, und in dem Wagen die eine, die er überall ſah, ſelbſt die Zügel lenkend, da neben ihr, wie jetzt hier, ein Müſſiggänger ſaß, deſſen ganzes, ſeliges Geſchäft darin beſtand und beſteht, ihr in die lieben, guten, ſüßen Augen zu blicken. — O Eugenie, mein Weib, hätte ich denken können, daß jener Traum in Erfüllung gehen werde!“

„Ich danke dir für die allerliebſte Geſchichte,“ verſetzte die junge Gräfin nach einer Pauſe. „Aber ich bitte Seine Erlaucht jetzt dringend, ſich ruhig zu verhalten, denn der Weg iſt hier ſehr ſchmal,“ und bei der geringſten Unvorſichtigkeit liegen wir beide in dem vielfach geprieſenen See. — Alſo Ruhe, Herr Graf.“

„Gewiß, Frau Gräfin, Ruhe, und wenn Sie erlauben, mit Hintanſetzung aller Poeſie — — eine Cigarre.“

„Zugeſtanden. — Dorthin,“ ſagte die Gräfin nach einer Pauſe, — „weißt du auch, was dort hinaus liegt?“

„Ob ich es weiß, Eugenie! Gerne hätte ich dich vorüber geführt, aber ich habe mir gedacht, wir fahren in den nächſten Tagen dahin und bleiben einen Tag da — der Neffe des Jägers und ſein Weib.“

„Das iſt prächtig, Hugo; ich beſorge die Küche, nach dem Eſſen ſchlafe ich in dem alten Stuhle ein und du erſcheinſt wie damals am Fenſter.“

„— Der Neffe des Jägers.“

So fuhren die Beiden dahin, glücklich, ſelig. Es war ordentlich, als wenn der Wald lauſchte bei ihrem fröhlichen Lachen und als ob das Echo ſich ein wahres Vergnügen daraus mache, dieſes Lachen immer weiter und weiter unter die alten Stämme zu bringen.

— — — Das Schloß Stromberg lag an einem Abhange, deſſen Plateau ein prächtiger Wald bedeckte mit uralten Bäumen, der mit dem feinſten Geſchmack und der größten Sachkenntniß zu einem der herrlichſten Parke umgeſchaffen war, den man nur ſehen kann. Klares, kühles, reichliches Waſſer ſtrömte von einer anſtoßenden, höher liegenden Bergkette herab, bildete hier einen Waſſerfall, der ſchäumend über die Felſen in einer wilden Waldpartie herab toſte, um ſich dann langſam durch eine Wieſe zu ſchlängeln, die mit dichtem Gebüſch umgeben war, an deren Saume zuweilen ein mächtiger Edelhirſch erſchien, um, wenn rings Alles ruhig und ſtill war, ſeine Kühe auf die ſaftige Weide zu führen.

Das Schloß war ein mächtiges Gebäude, aber im heiteren Styl

erbaut; auch wurde das Strenge ſeiner Maſſen gemildert durch Säulengänge unten, Balkons und Terraſſen oben. Vor dem Hauptthor befand ſich eine ſo koloſſale Veranda, daß ſie weit über die Rampe, wo die Wagen auffuhren, hinüber auf eine weite Terraſſe reichte, die mit Steingeländer eingefaßt war und von der aus man eine wunderbare Ausſicht auf den in der Tiefe vorbeifließenden breiten Strom, ſowie auf und abwärts auf das Donauthal ſelbſt hatte, welches hier mit maleriſch geformten, wenn auch ziemlich flach anſteigenden Bergen begrenzt war, die an verſchiedenen Stellen Kapellen, kleine Dörfer, Schlöſſer oder auch alte Burgruinen zeigten.

Auf der Terraſſe, von der wir eben ſprechen, ſtand ein großer, etwas ſtarker, aber dabei wohl gewachſener Mann neben einem Lehnſtuhle, in welchem eine Dame ſaß, die ein aufgeſchlagenes Buch auf den Knieen liegen hatte. Sie las aber nicht in demſelben, ſondern blickte zu dem Herrn auf, der den Hut abgenommen hatte, ſich mit der Hand durch das blonde Haar fuhr, dann an ſeinem horizontal abſtehenden Schnurrbarte drehte und hierauf langſam ſeine Uhr hervorzog.

„Sie werden," ſagte er darauf mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme, „die Eiſenbahn bis zur Station D. benutzen und kommen dort um zehn Uhr an; dorthin hat Hugo ſeinen Reiſewagen beſtellt, fährt alsdann zu deiner Schweſter, was mit dem Aufenthalt dort mindeſtens zwei Stunden wegnimmt; von da hierher brauchen ſie wieder zwei Stunden, können alſo um zwei Uhr anlangen. Jetzt iſt es ein Uhr."

„Du wollteſt ihnen ja entgegen reiten, George."

„Ja, ich wollte wohl, doch weiß ich nicht recht; aber du weißt, Julie, daß ich dergleichen Ueberraſchungen nicht liebe."

„Das iſt aber keine Ueberraſchung," entgegnete die Dame. „Du kannſt dir denken, daß meine Schweſter Alles aufs umſtändlichſte berichtet, von unſerem Hierſein, von der Art, wie du alle Verbeſſerungen, die Helfenberg gewünſcht, unter deinen Augen machen ließeſt, wie ſehr

du dich freuest, Beide wiederzusehen, und nach alle dem würden sie es seltsam von dir finden, wenn du ihnen nicht entgegen kämst."

„Ich denke fast, du hast Recht," sagte George von Breda, während er langsam seinen Hut aufsetzte. Der Baron hatte in den vergangenen Jahren ein klein wenig gealtert; man hätte sagen können, er halte sich nicht mehr so außerordentlich aufrecht wie früher. Doch zeigte sein Gesicht einen angenehmen Zug von Zufriedenheit und seine Augen blickten ruhig und heiter. — „So will ich denn reiten," sagte er; „wenn ich nur genau wüßte, welchen Weg ich nehmen soll; ich kann mir nicht recht denken, daß Hugo vom Gute deiner Schwester nach der Chaussee einbiegen läßt; ich glaube immer, er fährt den Waldweg."

„Mit dem schweren Reisewagen? — wo denkst du hin!"

„Ich habe für Henriette einen Phaeton hinausgeschickt; du wirst sehen, den benutzt er selber mit Eugenien."

Er sprach diesen Namen freundlich, ruhig und wohlwollend aus, ohne daß sich ein Zug in seinem Gesichte geändert hätte. Dann beugte er sich über das Geländer hinab und rief: „Lassen Sie Lord vorführen!" Er reichte seiner Frau die Hand, stieg die Treppen der Terrasse hinab, schwang sich unten auf sein Pferd und ritt langsam auf der breiten Straße dem Thale zu.

Wie wir vorhin das Schloß Stromberg flüchtig beschrieben, so sah es zu gewöhnlichen Zeiten aus, heute aber bemerkte man an seinem Aeußeren, daß sich hier etwas ganz Absonderliches begab. Da war am Fuße des Berges, wo der Weg sich bog, aus grünem Laub eine Triumphpforte gebaut; da sah man die Straße entlang bis zum Schlosse zu beiden Seiten hohe Stangen, an denen lustige Flaggen in Weiß und Blau, den Farben des Helfenberg'schen Hauses, prangten; da waren die Fenster oben mit Blumenguirlanden geschmückt, über die Ballustrade des breiten Balkons herab hingen buntfarbige Teppiche, und hoch oben auf dem Dache war die große Fahne mit dem Wappen aufgezogen.

sie schrieb und in welchen sie jammerte, daß ich so fern sei und sie mich so lange nicht gesehen, waren meistens durch ihre Thränen halb ausgelöscht; von dem Doktor Purbus erfuhr ich nie etwas — auch auf der Königsbronner Mühle schien man nichts von ihm zu wissen — wo war mein Freund geblieben?

Von meinem Vormund dagegen erhielt ich eines Tags ein längeres Schreiben, worin er seine Zufriedenheit aussprach, daß ich endlich Raison angenommen habe und einsehen gelernt, wie man etwas Tüchtiges lernen müsse, um durch die Welt zu kommen. „Deine Prinzipalin," schrieb er, „hat mir alles mögliche Gute von Dir gesagt, und mir sogar die angenehme Hoffnung gemacht, daß sie durch die Kenntnisse, die Du Dir erworben, und den Nutzen, den Du ihrem Geschäft brächtest, sich wohl entschließen könne, Dir schon für die letzten Jahre Deiner Lehrzeit ein mäßiges Salair auszusetzen. Ich danke Dir, daß Du meinen Ermahnungen endlich Folge geleistet und bin vollkommen zufrieden mit Deiner Aufführung. Dagegen," hieß es in dem Schreiben weiter, „hat mir der Vetter Einiges über Dich mitgetheilt, welches ich nur mißbilligen kann und was mich sehr betrübt. Du seist, behauptet der Vetter, gänzlich in die Hände Deines pietistischen Buchhalters gefallen und auf dem besten Wege selbst ein Heuchler zu werden. Ja, ein Heuchler mein Freund, ich kenne jenes Volk und weiß genau, daß viele

Vor der Terrasse dehnte sich eine Strecke weit den Berg hinab eine weite Rasenfläche mit den verschiedensten Blumenpartieen, in deren Mitte sich ein großes Bassin befand, aus dem ein dicker Wasserstrahl hoch empor sprühte. An dem Wasserbassin sah man neugierige kleine Mädchen stehen in weißem Anzuge und Knaben im Sonntagsstaate — die Schuljugend des zur Herrschaft gehörigen Dorfes, welche, den Lehrer an der Spitze, gekommen war, den Grafen und die Gräfin gehörig zu begrüßen.

Unterhalb dieses Rasenplatzes sah man Zurüstungen zu allerlei Feuerwerk gemacht, auch führte von dort ein kleiner geschlängelter Pfad nach einer Art Bastei, die sich zur Seite befand, wo der Berg ziemlich steil in das Donauthal abfiel. Diese Bastei war mit kleinen Kanonen und Böllern besetzt; in der Mitte erhob sich eine Stange, ebenfalls mit weiß und blauer Fahne, und an der kleinen Mauer, welche das Ganze hier umgab, lehnte ein Mann mit dichtem Barte und brummte in tiefem Baß vor sich hin:

„Ihr Constabler auf der Schanze,
Spielet auf zu diesem Tanze
Mit Karthaunen groß und klein.

„Ja, ja," unterbrach er darauf sein Lied, „wenn es nur bald einmal losginge! Es ist nichts langweiligeres, als hinter einem so geladenen Ding zu stehen, und eine Ewigkeit warten zu müssen. Wie ist's denn eigentlich mit Ihm?" wandte er sich an eine kleine dünne Person, die neben ihm stand, und mit zusammengelegten Händen auf den stillen Fluß hinabschaute und dabei ein Mal um das andere Mal ausrief: „Ach wie schön, wie außerordentlich schön und poetisch; fast unerträglich schön!"

„Wie steht's denn eigentlich mit der Schießcourage, Windspiel? Können wir darin etwas leisten, oder fallen wir beim ersten Schuß um, wie eine ohnmächtig gewordene Fliege?"

„Wir sollten uns doch lange genug kennen, Herr Wurzel, als daß Sie nöthig hätten, an meinem Muthe zu zweifeln. Ich denke, ich

habe Ihnen bewiesen — damals — es war eine harte, eine poetische Zeit, es war eine traurige Zeit."

„Allerdings," gab der Kupferstecher zur Antwort, indem er mit der Hand über das Gesicht fuhr und sich dann in dem dichten Barte zauste, „reden wir nicht davon, ich muß so oft genug daran denken."

„Ja, ja," seufzte der kleine Kellner, „das hätte er noch mit erleben sollen, hier der schöne Tag auf der Schanze, das Schießen mit den Kanonen, es hätte ihn unsäglich gefreut — Gott hab' ihn selig."

„Das wird er, ohne alle Frage," meinte der Andere, „es wäre sonst keine Gerechtigkeit da oben; er war eine gute, treue und ehrliche Seele; so vom Schlage der alten, biedern Ritter."

Während unsere beiden Freunde dieses kleine Zwiegespräch hielten und dabei fleißig nachspähten, ob sich auf dem Wege nichts sehen ließe, stand am Fuße der Terrasse, von der wir oben gesprochen, ein großer Mann, im Anzug eines herrschaftlichen Försters. Er war stattlich anzusehen in seinem grünen Rocke, der mit silbernen Knöpfen und eben solchen Litzen versehen war. Er hatte einen Hirschfänger umgeschnallt und hielt seinen Hut in der Hand. Es macht uns einige Mühe, den Herrn Brenner wieder zu erkennen, denn er hatte seinen vollen Kinnbart abgeschnitten und, wie sich für einen herrschaftlichen Förster geziemte, nur den Schnurrbart stehen lassen. Die kleinere Persönlichkeit neben ihm erkennen wir augenblicklich, denn in dessen Gesichte hatte sich außerordentlich wenig verändert; Gottschalk war indessen ziemlich gewachsen und sah außerordentlich gut aus in der Kleidung, wie sie die Zöglinge der königlichen Forstakademie trugen.

Die beiden eben Erwähnten standen vor einem Dritten, der auf einem Steine am Fuße des Berges saß und jetzt seine Brille fester an die Augen schob und dabei nach der kleinen Schanze hinabblickte.

„Sie werden mir zugeben, lieber Brenner," sagte der Mann mit der Brille, „daß es durchaus nichts schaden kann, wenn wir den beiden sonderbaren Artilleristen da unten noch Jemand vom Fache zu-

geben — der Kupferſtecher, ſonſt ein braver Mann, er hat bei der Decoration im Schloſſe auf's Allerbeſte geholfen, und der kleine Kellner ſind mir nicht genügend, um ihnen da unten die Kanonen allein anzuvertrauen. — Sie werden mir erlauben, daß ich dieſe Bemerkung gegen Sie ausſpreche, item Sie bitte, noch Jemand dahin abſchicke."

„Gewiß, Herr Doktor, es ſoll geſchehen, wie Sie ſagen, Klaus kann hinab und Gottſchalk auch."

„So iſt's recht," erwiderte der Armenarzt, „Sie werden mir die Bemerkung nicht verübeln, daß ich gar keine Luſt habe, heute mein Verbandzeug auszupacken. Ich bin zu etwas ganz Anderem daher gekommen, das werden Sie mir zugeben."

„Der Kupferſtecher iſt ſonſt ein ganz gewandter Mann und außerordentlich gefällig und bereitwillig. Iſt er doch mit ſeinem Hauswirthe, dem Zimmermaler Klein, ohne alle Aufforderung hergegangen, um mitzuhelfen. Hat er doch den kleinen Kellner mitgebracht, der ebenfalls Alles gethan, um ſich nützlich zu machen. Heute früh," fuhr Herr Brenner mit leiſer Stimme fort, wobei er ſich gegen den Doktor niederbeugte, „haben ſie drunten in dem Saale, wo die Dienerſchaft ſpeiſen ſoll, das alte Bild des Herrn Larioz aufgehängt und außerordentlich ſchön mit Grün decorirt."

„Ah, das alte Bild aus ſeinem Nachlaſſe?"

„Daſſelbe, iſt aber doch wohl ſein Portrait; die Geſellſchaft im Reibſtein hat es angekauft, und mir erklärte der Kupferſtecher, mit Bewilligung ſeiner Erlaucht wolle er es hieher auf's Schloß ſtiften, und am heutigen Tage dürfe es nun einmal keinenfalls fehlen."

„Ja, ja, er hat ſchon Recht!" meinte der Doktor kopfnickend, „und da es ſich nun doch einmal nicht anders wird thun laſſen, als daß ich häufig hier oben bin, ſo werde ich es mir auf mein Zimmer hängen laſſen, und wenn mich dann der Gottſchalk da beſucht, um mir," ſetzte er mit einem gewiſſen Blinzeln der Augen hinzu, „von ſeinen Fortſchritten zu erzählen, item, ſeine guten Zeugniſſe vorzulegen, ſo kann ich mich dann dabei einer Zeit erinnern, die ich mit zu der

beſten meines Lebens rechnen darf — ja, mit zu der glücklichſten, wenn der Schluß deſſelben einestheils nicht ſo traurig geweſen wäre."

P—r—r—r—danz! — knallte es jetzt unten auf der Schanze, und man ſah den Kupferſtecher, ſowie das Windſpiel umherſpringen, als wenn beide närriſch geworden wären.

P—r—r—r—danz, bum, bum, krachte es wieder und Alles gerieth in Bewegung.

Gottſchalk eilte mit dem alten Jäger Klaus, der aus dem Nebengebäude herankam, nach der Schanze hinab, um dort die beiden Künſtler zu unterſtützen, welche darauf losknallten, als müßten ſie einen toll heranſtürmenden Feind abwehren. Die Kinder, die um das Baſſin ſtanden, kamen in Bewegung, ſtellten ſich in Reih' und Glied und ordneten ihre Blumenguirlanden, während ihnen der Lehrer in aller Eile noch einige Inſtruktionen gab.

Aus den Nebengebäuden kam die Dienerſchaft zahlreich herbei in der großen Galalivree und ſtellte ſich am Eingange der Terraſſe auf. Der Haushofmeiſter, die Kammerdiener, der wohlgenährte Portier, Leibjäger und Lakaien; Herr Brenner ſtand mit den übrigen Beamten auf der Terraſſe ſelbſt. — Zwiſchen den glänzenden Livreen bemerkte man ein mageres Männchen mit unverkennbaren Zeichen großer Unruhe im Geſichte, eilig hin- und her rennend, um dort einen Rock ſchärfer in die Taille hinabzuziehen, hier einer Troddel oder Quaſte ihren richtigen Platz anzuweiſen, dort die Maſchen einer weißen Halsbinde auszubreiten, um dadurch dem ganzen Anzug des Betreffenden mehr Glanz zu verleihen — es war Herr Schwörer, der ſich alſo bemühte, und der nun zurücktretend und das Ganze mit Kennerblicken überſchauend, ſich ſelbſt eingeſtehen mußte, daß er mit Kunſt, Geſchmack und Eleganz gearbeitet!

P—r—r—r—danz — bum — bum.

„Die haben doch unter der Schanze nicht recht aufgepaßt," ſagte Herr Brenner mit beſorgtem Blick; „der Reiſewagen ſeiner Erlaucht fährt dort freilich herauf, aber keiner von den Bedienten gibt ein Zei-

chen. Die Kerle sitzen so steifsteif da, als wenn sie angefroren wären; was ist nun das schon wieder?" Drunten sah man indessen Gottschalk auf der Mauer der Bastei stehen und nun ein Zeichen geben, eifrig mit dem Schießen fortzufahren.

P—r—r—r—danz, bum, bum, P—r—r—r danz — bum.

Jetzt war der Wagen unten an die Terrasse gefahren und der alte Herr von Braachen mit seiner Gemahlin ausgestiegen, beide freundlich grüßend, worauf der erstere eifrig hinter sich wies.

Da wurde denn auch, jetzt schon über dem Triumphbogen der leichte Phaeton sichtbar, der sich in raschem Lauf der Pforte näherte; neben der linken Seite desselben, wo jetzt die junge Gräfin saß, ritt der Baron von Breda.

Die Begrüßung der neuen Gutsherrschaft ging nun vor sich, wie das bei ähnlichen Veranlassungen zu geschehen pflegt. Die Schuljugend sang so richtig, als es nur möglich war, irgend einen beliebigen Choral. Dann überreichte eines der Mädchen den gewissen Blumenstrauß, der Lehrer selbst das unvermeidliche Gedicht, die Beamten machten ihre Verbeugungen, wurden einzeln der jungen Gräfin vorgestellt und von seiner Erlaucht mit freundlichem Handschlag begrüßt. Herr Brenner, als er das junge glücklichaussehende Paar vor sich sah, konnte sich nicht enthalten, in diesem feierlichen Momente zu sich selbst zu sagen: Schäme dich, alter Narr! Dabei mußte er unwillkürlich die Lippen zusammenbeißen und es war ihm gerade, als sei ihm etwas ins Auge geflogen, das ihn sehr incommodirte.

Der Baron George von Breda hatte sich während des Empfangs in den anstoßenden Park verloren, und kam erst einige Zeit später wieder zu der Gesellschaft, als diese schon zu dem kleinen Familiendiner im Saale des ersten Stockes, wo man vom Balkon die wunderbare Aussicht hatte, versammelt war. Dort draußen an der Ballustrade lehnte Eugenie und sah mit feuchtem Blick und einem milden Lächeln auf den Zügen in die herrliche Fernsicht, die sich von hier oben weit weit ihrem Blicke öffnete. Als der Baron neben sie

trat, legte ſie zutraulich ihre Hand auf ſeine Schulter und ſagte ganz im herzlichen Tone früherer Zeiten: „Onkel George, wie es hier ſo ſchön iſt! — — — —“

Der Kupferſtecher und Windſpiel hatten ſich in eine wahre Wuth hineingeſchoſſen, und man mußte ſie, als es nun auch für alle die Eingeladenen Zeit zum Eſſen war, faſt gewaltſam von ihren Kanonen und Böllern wegziehen. Der kleine Kellner hatte das Krachen der Geſchütze und das Hinziehen des kräuſelnden Rauches über alle Beſchreibung poetiſch gefunden, und als er in dieſer weichen, gerührten Stimmung in das Gemach trat, wo er das Portrait ſeines Freundes und Gönners nun mit friſchem Grün bekränzt, wieder erblickte, da fing er an zu ſchluchzen, und Herr Wurzel mußte ihn derb ſchütteln, um ihn wieder zur Beſinnung zu bringen und in eine gehörige Verfaſſung zu ſetzen.

Bei dem Mahle, das hier unten ſtattfand und wozu ſich die Köche keine ſchlechte Mühe gegeben hatten, da es galt, ihre Collegen zu bewirthen, führte der Haushofmeiſter, — eine würdige und ernſte Perſönlichkeit in untadelhafter weißer Halsbinde, — er ſchlug häufig die Augen nieder und ſtieß leicht mit der Zunge an, — den Vorſitz. Es war ein großes allgemeines Diner, zu welchem ſich Herr Wurzel und Herr Brenner, ſowie noch ein paar andere Kunſtgenoſſen, die hier oben beſchäftigt waren, freiwillig und mit großer Luſt geſellt, obgleich für ſie ein Extradiner befohlen war.

Gegen das Ende der Mahlzeit erſchienen der Graf und die Gräfin und gingen rings um den Tiſch, um jedem der Anweſenden ein paar freundliche Worte zu ſagen. Ihnen war der kleine Armenarzt gefolgt, der aber zurückblieb, nachdem der Herr des Schloſſes mit ſeiner Gemahlin das Gemach verlaſſen, gefolgt von jubelndem Lebehochruf und Klirren der Gläſer.

Als es wieder ſtille geworden war und die eifrig beſchäftigten Küchenjungen und Stallbuben die Gläſer wieder gefüllt hatten — wir können hierbei nicht umhin, zu bemerken, daß in Windſpiels Gliedern

häufig die heftigste Begierde zuckte, ihnen zu helfen — erhob sich Meister Jonathan, der dicke Portier, nachdem er vorher pflichtschuldigst den Vorsitzenden um Erlaubniß gefragt, hielt sein Glas vor das rechte Auge und sagte alsdann: „So viel ich mich erinnere, meine Herren und Collegen, ist es noch nie vorgekommen, daß man auf den lieben Herrgott einen Toast ausgebracht; wenn er aber Dinge thut die an's Wunderbare grenzen, und wir dürfen ihn denn doch selbst nicht leben lassen, so müssen wir uns dafür an die halten, die er auserwählt, seinen göttlichen Willen zu erfüllen. Da ist nun in erster Reihe zu nennen" — hier verdrehte der Portier beinahe seinen dicken Hals, um den Armenarzt anzuschauen, der sich bei beginnendem Trinkspruch scheu zurückgezogen hatte — „der würdige Herr Doktor Flecker, den ich zu meinem Leibmedicus machen würde, wenn ich König wäre — ein braver Mann, ein weiser Mann, denn er besorgt seine Wunderkuren nicht mit den scheußlichen Tropfen aus der Apotheke, sondern mit Hausmitteln; ja, verehrteste Herren, Freunde und Collegen —" hier zitterte seine Stimme vor Rührung — „mit den einfachsten Hausmitteln — und deßhalb soll er leben" — — brüllte er nun mit aller Kraft seiner immensen Lungen — „leben — der Herr Doktor Flecker und alle Hausmittel — hoch — hoch — und abermals hoch!"

Der Doktor konnte mit der Ovation, die ihm dargebracht wurde, zufrieden sein, denn ihm gellten die Ohren davon und die Fenster klirrten ordentlich darnach.

Um seinen Dank auszusprechen, trat er nah zum Tische, ließ sich ein volles Glas reichen und sagte, nachdem er einen Augenblick die Brillenstange mit dem Daumen- und Zeigefinger gefaßt:

„Meine verehrten, lieben Herren und Freunde, da wir einmal bei dem Kapitel sind, um den Ursachen nachzuspüren, die mithelfen, um, wie sich mein verehrter Vorredner schmeichelhaft für mich ausdrückte, ein Wunder zu bewirken, so werden Sie mir erlauben, daß ich allerdings die Hausmittel gelten lasse. Ich muß aber in vorliegendem Falle, werden Sie mir zugeben, noch weiter zurückgreifen, um

eines Mannes zu gedenken, der es mir möglich machte, der, wollte ich ſagen, mich in den Fall ſetzte, Hausmittel anwenden zu können; mit einem Worte eines Mannes, der mir, wenn auch als willenloſes Werkzeug diente, die Bekanntſchaft mit dem Herrn Grafen von Helſenberg zu machen, item eines braven Mannes, den manche unter euch gekannt, geſchätzt, geliebt.“ —

Herr Wurzel blickte mit einer finſteren Schwermuth vor ſich nieder; Windſpiel wurde, wie man im gewöhnlichen Leben ſagt, vom Bocke geſtoßen, und Herr Brenner, der Portier und manche Andere nickten zuſtimmend mit dem Kopfe.

„Dieſer Mann,“ fuhr der Doktor fort, „unſer geliebter Freund, iſt todt, und da Sie mir zugeſtehen müſſen, daß es ſich nicht ziemt, ein Lebehoch auf einen Todten auszubringen, ſo will ich mir nur erlauben, ſeiner hier, vor dem Bild dorten, das Freundeshand mit Grün geſchmückt, beſtens zu gedenken, und bitte Sie, darauf Ihre Gläſer zu leeren. — Es war ein Mann, der gekämpft und gelitten, der das Gute gewollt mit redlichem Herzen, aber zur Vollbringung deſſelben nicht immer die richtigen Mittel anwandte, er focht mit begeiſtertem Worte, mit kräftigem Arme gegen Phantome und Geſpenſter, gegen Sünden und Lächerlichkeiten, die ihm im Leben entgegentraten und die er, anſtatt ſie mit gleichen Waffen bekämpfen zu wollen, mit Schwert und Lanze zu vertilgen hoffte — — ein anderer Don Quixote — — ein ungleicher Kampf! — — gegen eingebildete Rieſen. Sie werden mir zugeben, daß er gegen den Schatten ſauſender Windmühlen, item gegen ungreifbare Dinge unterliegen mußte — der neue Don Quixote; aber in dem Herzen ſeiner Freunde, die ihn gekannt, geliebt und verehrt, möge er fortleben, möge ihm bewahrt bleiben eine gute, eine freundliche, eine herzliche Erinnerung.“ — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Denkt vielleicht der geneigte Leſer ebenſo? —

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
Zweiundfünfzigstes Kapitel.	Vor dem Spielwaarenladen .	7
Dreiundfünfzigstes Kapitel.	Die letzte Rose	28
Vierundfünfzigstes Kapitel.	Durch Pistole und Degen . .	49
Fünfundfünfzigstes Kapitel.	Im Reibstein	70
Sechsundfünfzigstes Kapitel.	Der Bund zum Dolche Rubens	95
Siebenundfünfzigstes Kapitel.	Dolores!	108
Achtundfünfzigstes Kapitel.	Ein unterbrochenes Opferfest .	124
Neunundfünfzigstes Kapitel.	Der Anfang des Endes . .	147
Sechzigstes Kapitel.	Ein Spazierritt	169
Einundsechzigstes Kapitel.	Erklärungen	183
Zweiundsechzigstes Kapitel.	Der Neffe des Jägers . . .	205
Dreiundsechzigstes Kapitel.	Das Ende	222
Vierundsechzigstes Kapitel.	Zwei Jahre später	242

von ihnen ihre fromme Redens-Arten und ihr Thun vor der Welt nur dazu gebrauchen, ſchlechten Lüſten und wohlbekannten Sünden den Deckmantel umzuhängen — nimm Dich in Acht, jener Herr Specht, der mir ein unſauberer Zeiſig zu ſein ſcheint, hat etwelche Abſichten auf Dich, überwache Deine Handlungen und thue nur das, was Du mit dem Gewiſſen eines redlichen Mannes und nicht mit dem Gewiſſen eines pietiſtiſchen Heuchlers vereinigen kannſt.

Apropos, bald hätt' ich vergeſſen, Dir zu ſagen, daß Dein früherer Prinzipal, der Herr Reißmehl geſtorben iſt. Der Herr Philipp führt das Geſchäft auf ſeine Rechnung fort und iſt Vater eines geſunden Knaben."

Mit dieſem Brief ſaß ich an demſelben Abend lang auf meinem Zimmer und dicke Thränen fielen auf das Papier; hatte der Vormund Recht, was konnte aber der Buchhalter von mir wollen? daß mir an ſeinem Betragen manches räthſelhaft erſchien, geſtand ich mir wohl, ſo ſchrieb er auf ſeinem Zimmer viele Briefe an auswärtige Handlungs-Häuſer, namentlich an unſer Amſterdamer Haus und dieſe Briefe copirte er ſelbſt und ich mußte ſie ihm in letzterer Zeit auf die Poſt tragen, nachdem ich ihm das Verſprechen gegeben, Niemanden davon zu ſagen, auch erhielt er viele Briefe mit ſeinem Namen und dieſe mußte ich auf der Poſt, wo ich die ganze Correſpondenz täglich abholte, ausſondern und ihm insge-

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Fünfunddreißigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

[illegible]

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Tag und Nacht.

Eine Geſchichte in 24 Stunden.

Mit Illuſtrationen

von

C. Scheuren.

Erſter Band.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Nach Mitternacht.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn man nächtlicher Weile über Feld oder durch den Wald geht und plötzlich vor oder neben sich, zwischen den Bäumen hindurch oder aus einem Thale herauf, ein einsames Licht schimmern sieht. Haben wir dieses Licht vor uns, das heißt, scheint es in unserem Wege zu liegen und könnte möglicher Weise den Ort erhellen, nach dem wir unsere Schritte lenken, so werden wir uns augenblicklich ein Bild entwerfen von den Bekannten oder Freunden, die uns dort erwarten — ein Bild, das wir um so behaglicher uns ausmalen.

je finsterer und wilder die Nacht ist, die uns umgibt. Bei dem milden Lichte des Mondes sind wir nicht so geneigt, den Schein dort vor uns freundliche Gegenstände, heitere Gesichter beleuchten zu lassen; da ist unsere Seele getheilt und möchte ebenso gern in der lauen Abendluft verweilen wie eindringen in die Mauern des Hauses. Ja, da würden wir am Ziele einer nächtlichen Wanderung es nicht ungerne sehen, wenn der Lichtschein eine Laube vor dem Haus phantastisch erhellen würde, die Zweige der Bäume vergolden, die Blätter zu Smaragden verwandeln, und wenn uns alsdann draußen im Freien ein freundlicher Handschlag willkommen hieße. Aber Jemanden, der an einem heiteren, duftigen Abend in seinem Zimmer sitzt, in den Schein des Lichtes blickend, dem können wir, ohne großes Unrecht zu begehen, nachdenkliche, vielleicht wohl gar kummervolle Züge geben.

Wenn wir also in der Nacht so dahinwandeln, vor uns spähend, ob sich das ersehnte Ziel nicht mit Lichterglanz oder dem dumpfen Brausen der Stadt anzeigen will, und wir schon im Voraus beim ersten Strahl, der sich uns zeigt, den traulichen uns so wohlbekannten Kreis zu überblicken glauben, so erweckt ein Licht, das plötzlich aus irgend einem Thale aufblitzt, an dem wir entfernt vorüberschreiten, das wir hinter uns lassen, ganz andere, meistens ernste, ja häufig traurige Phantasieen; wir möchten wissen, wessen Züge es bescheint, wem es leuchtet, was es beleuchtet. Daß es dort aus der Dunkelheit einsam herüberblickt, läßt in uns schon die Idee des Allein- und Verlassenseins auftauchen. Bleibt es doch hinter uns in der finstern Nacht, während wir jenem Sammelplatz von Licht und Glanz, von Menschenstimmen, Wagengerassel, Musik, Lachen und Plaudern entgegenschreiten; während wir uns dem Orte nähern, wo uns Freunde willkommen heißen, wo vielleicht ein herzlicher Händedruck, ein unaussprechlicher Blick uns sagt, daß man uns lange erwartet.

Seitwärts blickend nach dem einsamen Licht ist es uns, als

leuchte es auch einem einsamen Wesen, das vor ihm sitzt und vielleicht mit gefalteten Händen in die Flamme starrt, — einem Wesen, das zuweilen tief seufzend um sich schaut und vergeblich Jemanden sucht, dessen glänzende Augen wohl noch gestern in eben diese Lichtflamme blickten und heute schon weit, weit dahin von seiner Seite gerissen ist. Auch können wir uns beim Betrachten eines solchen Scheines des Gedankens nicht erwehren, er leuchte einem stillen Krankenlager und sei zugleich der Umgebung draußen, Wald und Feld, den träumenden Blumen vor dem Hause, dem nickenden Rebenlaub am Fenster, ein Zeichen, daß sie, wenn auch schwer und kurz athmend, die schöne Erde noch nicht verlassen habe, sie, die in Wald und Feld wandelte, die schönste Rose unter ihren Rosen.

So denkend schreiten wir weiter und blicken währenddem wahrhaft ängstlich nach dem Lichtschein zurück, immer fürchtend, er lösche aus und wir müssen es alsdann mitempfinden, wie die Blumen vor dem Hause, das Rebgewinde am Fenster zusammenschauern, da sie in diesem Augenblicke gestorben ist, weil nun ihre weiße Hand nie mehr zwischen den Ranken sichtbar werden, weil nun ihr leuchtendes Auge nie mehr auf den bunten Blumen verweilen wird. — Vorbei! vorbei! — wir selbst oder unsere Gedanken vor dem traurigen Bilde, das uns unsere Phantasie erschaffen.

Warum soll denn dort unten gerade Trauer und Schmerz eingekehrt sein? Warum soll des Todes unerbittliche Hand jetzt gerade eine Blüte abgestreift haben? Sind wir doch im Frühling und hat der finstere Schnitter doch eigentlich kein Recht dazu, jetzt schon seine trostlosen Herbstgeschäfte vorzunehmen. — Sind wir doch im Monat Mai

Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in ihrem Herzen auch
Die Liebe aufgegangen.

Spielt doch ein warmer, weicher Hauch um unſere Wangen; duftet es doch rings um uns her, aus der Luft, aus den Büſchen, aus dem Graſe, ja aus der Erde ſelbſt, die neben uns friſch aufgeriſſen worden iſt, und einen eigenen, nicht zu verkennenden Hauch ausſtrömt, — einen Hauch, der vor uns, wenn wir die Augen ſchließen, die erſten Tage des Frühlings hinzaubert, der uns mahnt an ſprießende Gräſer und keimende Knoſpen, an dunkle Wolken, die gewitterhaft den eben noch tiefblauen Himmel überziehen; an warme, dunſtige Regentropfen, die uns und die Erde erfriſchen, — einen Regenſchauer, dem wir mit Wonnegefühl entgegenſehen, wenn er durch das Thal heranzieht, ein grauer, tief herabwallender Schleier, und ebenſo drüben wieder verſchwindet, gejagt von den heißen Strahlen der Sonne und verfolgt von dem ſpöttiſchen Lachen all' der Tauſende von Gräſern, Blumen und Blüten, ein undankbares Volk, das nun plötzlich im Brillantſchmuck prangt, nicht mehr der fruchtbringenden Spenderin gedenkt und ſich den heißen Sonnenſtrahlen zuwendet, die ſie doch noch raſtens verzehren werden, — das Bild manches Lebens.

Ja, wir ſind im Monat Mai, und zwar, leider ausnahmsweiſe, eines wundervollen, warmen Monats Mai. Deßhalb fort mit dem finſteren Kreis, den unſere Phantaſie vorhin um jenes Licht gezogen. Wenn es nur ihrer mehrere wären, der Lichter. Wenn wir eine Reihe Fenſter erleuchtet ſähen, um mit einigem Fug und Recht auf ein glänzendes Feſt ſchließen zu können, das dort gegeben wird! Das Rauſchen des Baches und das Concert der Fröſche würde ſich vor unſerem Ohr willig in eine luſtige Muſik verwandeln. — Aber es iſt ein einſames Licht, ein ſtilles, unbewegliches Licht; es blitzt ſo gleichförmig aus dem Thale herauf; es wird nicht heller noch dunkler.

Schauen wir einigermaßen ſternkundig an den Himmel empor; wenn wir unſere Taſchenuhr nicht zu Rathe ziehen wollen, ſo werden wir finden, daß die Nacht ſchon weit vorgerückt iſt, Mitter-

nacht vorüber; wir ſchreiten der erſten Stunde des neuen Tages entgegen. Sind doch rings umher, mit Ausnahme der ewigen da oben, alle Lichter längſt erloſchen; warum zögerſt du dort unten, ein Gleiches zu thun? Welches Recht haſt du, die Nacht zu ſtören und unſere Gedanken zu beunruhigen? — Ah! wir ſind im wunderſchönen Monat Mai, wo alle Knoſpen ſprangen; vielleicht iſt unten auch ein Herz, in dem die Liebe aufgegangen; vielleicht erhellt das Licht nur ein einſames Zimmer. Es war ein Zeichen, weithin ſichtbar, wurde weithin geſehen und übte gewaltige Anziehungskraft. Die Beſitzerin des Lichtes, die Bewohnerin des jetzt ſo einſamen Zimmers wandelt zur Stunde im nächtlich dunkeln Garten, wo die Lilas duften, wo Büſche und Blumen auf und nieder nicken, unter dem Auge der ewigen Sterne ihren mitternächtlichen Gottesdienſt feiern, einen Dienſt des Entzückens und der Liebe, der mitgefeiert wird von zwei liebenden Weſen, welche die Soloſtimmen flüſtern in dem allgemeinen Nachtconcert — ich liebe dich! — o wie ich dich liebe! Die Lilas haben etwas Berauſchendes, ſie laſſen uns ſo gern vergeſſen der engen Grenzen, die wir Menſchen ſo beengend um unſer Thun gezogen; und dazu blicken die Sterne ſo beruhigend herab, ſo beredt ohne Worte, ſo ſtill und verſchwiegen, ſo mild und verſöhnlich, daß es — daß es nach gewöhnlichen Begriffen nicht wohlgethan iſt, wenn ſich zwei junge liebende Weſen um die erſte Stunde der Nacht allein im Garten finden, wo die Lilas duften, wo die Blumen discret ihre Augen geſchloſſen, und wo ihnen Niemand zuſieht als der Sternenhimmel droben. — Nicht zu vergeſſen der Lichtſchein, auch der hat verrätheriſch um die Ecke des Hauſes gelugt, und als ſie nun wieder allein im Zimmer iſt, tief aufathmend und eigenthümlich lächelnd, während das junge Mädchen ſinnend in die Flamme blickt, wobei ſie beruhigt auf die Todtenſtille lauſcht, die über dem ganzen Hauſe liegt, da ſcheint es ihr auf einmal einzufallen, daß der Schein ihres Lichtes ja auch draußen ſichtbar war —

heim übergeben. Einmal hatte ich auf ſeinem Tiſch ein Schreiben liegen geſehen, worin ihm ein Bekannter anzeigte, er habe den Wechſel im Betrag von ſo und ſo viel richtig erhalten und ihm gut geſchrieben. Doch war an allem dieſem auch nichts Verdächtiges, der Herr Specht hatte ja die Procura des Hauſes und konnte wohl auf Befehl der Prinzipalin einzelne Geſchäfte, die im Comptoir nicht bekannt werden ſollten, auf ſeinem Zimmer abmachen.

Nur etwas war mir eines Abends, als wir beiſammſaßen, aufgefallen, daß nämlich der Buchhalter mir einen Brief mit der Unterſchrift der Madame Stieglitz vorlegte und dazu ſagte: „unſere Prinzipalin hat eine eigene, krizliche Handſchrift, halb Männer- halb Frauenhand, die Schriftzüge derſelben haben mit Ihrer Schreibart eine merkwürdige Aehnlichkeit, ſchreiben Sie mir doch des Spaßes halber einmal die Unterſchrift nach;“ ich that, wie mir geheißen und brachte ſie täuſchend ähnlich hervor. Er warf das Blatt in eine Mappe und wir ſprachen nicht mehr davon.

Lange Zeit war ich unſchlüſſig, was ich mit dem Briefe meines Vormunds anfangen ſollte, ich ſchwankte, ob es beſſer wäre, ihn der Madame Stieglitz vorzulegen oder ihn vertrauensvoll dem Buchhalter zu übergeben. Ich entſchied mich für das Letztere, der Herr Specht dankte mir herzlich für meine Anhänglichkeit an ihn und

und o der Grauſamkeit dieſes jugendlichen Herzens! — ſie iſt Tyrannin genug, die Lampe zu löſchen.

Verſchwunden iſt des Lichtes Glanz, Nacht überall, erloſchen der helle Schein; und das hat das junge Mädchen gethan. — Aber, vergiß nicht, Kind mit dem klopfenden Herzen in der vollen Bruſt, daß morgen die Sonne aufgeht und dein Haus beſcheinen wird, die Flieder, unter der du geruht, dich ſelbſt dann nicht mehr beſchützt von dem geſtirnten Himmel, der ſich mit geſchloſſenen Augen von dir abwenden wird.

Neben uns an der Thalwand raſchelt und rauſcht es, zuerſt in der Entfernung leiſe, dann kommt es näher, und von der Stille der Nacht begünſtigt unterſcheiden wir bald die Schritte eines Mannes, der gerade aus geht, ohne ſich darum zu bekümmern, ob er dem richtigen Pfade folgt, der quer durchbricht, nicht Graben, Hecken, noch Gebüſche achtend, mit einem Worte eines Mannes, der auf verbotenen Wegen geht. Eine ziemliche Strecke vor uns erreicht er die Straße, bleibt dort angekommen einen Augenblick ſtehen; vielleicht blickt er nach dem Hauſe zurück, wo eben das Licht erloſchen, vielleicht horcht er auch auf unſere Schritte. Aber nur wenige Sekunden ſteht er ſtill, dann eilt er dorthin mit leichtem, elaſtiſchem Gange, und dazu ſingt er ein Lied ohne Worte.

Unſer freundlicher und geneigter Leſer, der uns mit gutem Glauben, geduldig, beharrlich und ausdauernd ſchon ſo oft gefolgt iſt, der mit uns durchlebte die verſchiedenſten Verhältniſſe der verſchiedenſten Menſchen, wird uns hoffentlich nicht zutrauen, daß wir uns erlauben werden, eine unſerer neuen Geſchichten anzufangen mitten in dunkler Nacht auf freiem Felde, einen Lichtſchein erblickend, der unter ziemlich eigenthümlichen Verhältniſſen erloſch. Wir ſind offenherzig genug zu erklären, daß dieſe Einleitung von Jedem, den ſie langweilt, unbedingt überſchlagen werden kann; ja, wir ſetzen hinzu, daß wir ſelbſt nicht ganz genau wiſſen, wie wir eigentlich zu dieſer Einleitung gekommen ſind. Mit kurzen

Worten wollten wir nämlich ſagen, das Erblicken eines Lichtſchimmers in dunkler Nacht im freien Felde beſchäftige unſere Phantaſie nicht minder, als wenn wir durch die nächtlich ſtillen Straßen der Stadt wandelnd aus einem geöffneten Fenſter die Klänge einer Muſik vernehmen. Hier aber richten ſich unſere Phantaſieen ſehr nach der Art der Muſik; den melancholiſchen Tönen einer Flöte hört man mit einem mitleidigen Gefühle zu; man bedauert, daß der Virtuos, der ſich und ſeine Nebenmenſchen alſo quält, nichts Beſſeres als gerade das zu thun weiß; man iſt geneigt, die unglückliche Flöte für ein fühlendes Weſen zu halten, das ſtöhnt und klagt unter den ſie umkrallenden Fingern ihres unbarmherzigen Peinigers. Glücklicher Weiſe tönen die Flöten nächtlicher Weile aus den vierten Stockwerken herab, in einer Entfernung, in der es ſelbſt einer kräftigen Lunge nicht möglich iſt, ſich allzu bemerklich zu machen; auch ſind wohl ſtille, finſtere Höfe die Orte, wo Flötenconcerte gedeihen, zuweilen aber auch der Zwiſchenſtock irgend eines anſehnlichen Hauſes, in dem ſich unten ein Spezereiladen befindet. Und das iſt alsdann für die Nachbarn eine Flötenkrankheit mit gefährlichen und beängſtigenden Symptomen.

Der Dichtung Flamm' iſt alle Zeit ein Fluch

ſingt Freiligrath. Und er hat ſehr Recht, denn das poetiſche Gemüth, die lebhafte Einbildungskraft ſehen die gewöhnlichſten Dinge meiſtens auf eine peinliche Art illuſtrirt; was für einen anderen Menſchen blos unerquickliche Flötentöne ſind, ſtellt ſich uns dar als das Bild eines blaſſen jungen Menſchen in niederer Kammer, der mit geſpitztem Maule in die unglückſelige Flöte hineinbläst, während ſeine langen, dünnen, Winters mit Froſtbeulen verſehenen Finger unheimlich wie Spinnenfüße auf den Löchern des Holzes herumkriechen.

Auch Guitarrenklänge machen aus den eben angeführten Gründen keine angenehme Wirkung auf uns. Das Geſchnarr der Saiten,

die vielen falſchen Töne, die mit unterlaufen, und dann die Lieder, die wir hören müſſen, die alten bekannten Lieder, die uns ſo Vieles in's Gedächtniß zurückrufen, — alles das vergegenwärtigt uns zu lebhaft und zu grauſam eine Zeit, wo wir noch halb im Flügelkleide ſteckend das Schönſte auf den Fluren ſuchten und nach der Mädchenſchule gingen, um der Erkorenen unſeres Herzens einen Strauß Roſen und Vergißmeinnicht zuzuſtecken, und das ſehr heimlicher Weiſe, denn wehe unſerer aufkeimenden Liebe, wenn ſie vom Mädchenſchullehrer entdeckt oder von einem mißgünſtigen Nebenbuhler verrathen wurde. Das war jene flegelig-bummelige Zeit, wo wir uns im erſten Schmerz unerwiderter Liebe den erſten Rauſch tranken, um alsdann beim erſten Katzenjammer die erſte Guitarrelection zu nehmen. Wollten doch auch wir mit Saitengekreiſch das berühmte Lied ſingen können:

Dich verlieren, — ſoll ich dich verlaſſen,
Dich, die meine Seele ganz erfüllt?

das gefühlvolle Lied, dem die Flamme unſeres Freundes, wie er uns „auf Cerevis“ verſichert, nicht widerſtanden habe. Wir glauben, ſo gut wie jeder gefühlvolle Menſch in ſeinem Leben einen Vers gemacht, ſo hat er auch in einer Zeitperiode die Guitarre an ſeinen Buſen gedrückt und die jammervollen Töne, die er den Saiten entlockt, mit ſeinem Innern im Einklange gefunden.

Die erſte Stunde.

So laſſen wir denn alſo Feld und Wald hinter uns in nächtliche Schleier gehüllt, beachten nicht die aufblitzenden und verlöſchenden Lichter, und wandeln durch die ſtillen Straßen der Stadt, an den Häuſern vorüber, deren Fenſter meiſt dunkel ſind, aber oft weit geöffnet, wo es dann gerade iſt, als athmeten die ſtillen Gebäude in vollen Zügen die nach dem heißen Tage ſo wohlthätig kühle Nachtluft ein. Langſam ſchreiten wir dahin, und beſchleunigen nur unſere Schritte, wo wir den Ton einer Flöte oder Guitarren-Seufzer vernehmen, bleiben dagegen gerne ſtehen, wo zu uns heraus ſo klar und deut-

lich durch die Stille der Nacht die volltönenden Klänge eines guten Flügels dringen, den eine kundige Hand ſpielt, — eine kundige Hand, die vom Herzen geleitet wird. Nicht die Lieder feſſeln uns, die gerade Mode ſind, es müßte denn ſein, ſie würden ſo vorgetragen, daß man mit dem Componiſten und Sänger fühlen kann, daß wir mit ihm das Leid und die Freude empfinden, welche ſeine Weiſe ausdrücken ſoll, daß wir mit ihm ziehen ſehnſüchtig nach fernen Ländern, oder daß wir wehmüthig rückwärts blicken auf unſere dahin geſchwundene Jugendzeit.

Da haben wir vor uns ſo ein Fenſter, aus dem Pianoforteklänge dringen, wie wir ſie gerne hören; es iſt im zweiten Stock eines anſehnlichen Hauſes, die Jalouſieläden ſind geſchloſſen, doch ſtehen die Glasflügel der Fenſter offen; das ergibt ſich aus der Deutlichkeit des Tones, wie er zu uns herausdringt. Es ſind dort oben mehrere Fenſter erhellt, vier neben einander, und wenn wir aufmerkſam lauſchen, ſo iſt es uns gerade, als vernehmen wir auch lachende und plaudernde Stimmen und zuweilen das Klingen eines Glaſes; dazwiſchen aber ertönt das Piano, und nicht in ſolchen Weiſen, wie ſie wohl zum freudigen Aneinanderſtoßen der Gläſer paſſen. Hier würde es uns gar nicht wundern, wenn wir auf einmal eins der alten Trink- und Geſellſchaftslieder hörten:

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſere Reben

oder:

An des Rheines kühlem Strande
Steh'n viel Burgen hoch und hehr.

Es würde das ganz gut paſſen zu der lauen Mondſcheinnacht, zu den fröhlichen Stimmen, zu dem ſo bezeichnenden Klingen der Gläſer.

Aber die Muſik tönt ernſt dazwiſchen; die Meiſterhand, welche aus den lebloſen Taſten dieſelbe hervorzaubert, läßt ſie daherbrauſen in gewaltigen, wilden, wie ſchmerzerfüllten, ungeduldigen

Accorden, und wenn wir je zuweilen ein Piano vernehmen, ſo iſt es eine leiſe Klage, ein Ausdruck der Schwermuth, wenigſtens der Unzufriedenheit.

Sollten die vier erleuchteten Fenſter zwei Wohnungen bilden? Dann wäre es uns erklärlicher, dort den Scherz, die Luſtigkeit, hier Ernſt, ja Trauer walten zu hören. Aber das ſcheint nicht ſo zu ſein; jetzt bemerken wir einen Schatten beim erſten Fenſter, der nun nach einer kleinen Pauſe am zweiten, dann am dritten und vierten ſichtbar wird. Weßhalb uns das Treiben der Leute da oben intereſſirt, wiſſen wir im Augenblick nicht anzugeben. So könnten wir ſprechen, wenn wir minder aufrichtig wären, da wir uns aber nie mit derartigen Verſtellungen abgegeben, ſo erklären wir dem geneigten Leſer einfach, daß dort oben hinter den vier erleuchteten Fenſtern unſere wahrhaftigen aber ſehr einfachen Geſchichten beginnen, und laden ihn ein, uns dort hinauf zu folgen. Sollte aber Jemand nach unſerem gemeinſchaftlichen Spaziergange bis hieher unſere fernere Bekanntſchaft nicht fortzuſetzen wünſchen, ſo können wir nichts thun, als ihm oder ihr bedauernd eine gute Nacht und einen ſanften Schlaf wünſchen.

Droben hinter den vier erleuchteten Fenſtern befinden ſich Geſellſchaftszimmer und Salon des Commerzienrathes Duvallet, eigentlich Zimmer der Frau Commerzienräthin; denn er, ſonſt des Hauſes Gebieter, war in dieſen Räumen, die bei feſtlichen Gelegenheiten geöffnet wurden, nur geduldet. Die Frau Commerzienräthin verwahrte die Schlüſſel dieſer Appartements bei ſich, hüllte am andern Morgen nach irgend einer großen Geſchichte eigenhändig Sopha und Stühle in Ueberzüge von weißem Baumwollenſtoff, umhing den Kronleuchter mit einem ſogenannten Fliegengarne, ſchloß die Jalouſieläden und pflegte dann zu ſagen, nachdem ſie wohlgefällig ringsum geſchaut: „So, jetzt ſind die Zimmer auch wieder, wie ſie ſein ſollen.“ Man muß aber aus dieſer Aeußerung nicht den Schluß ziehen, als ſei Madame Duvallet eine Feindin

der geſelligen Vergnügungen oder öffne ihr Haus Bekannten und Freunden nicht gerne. — Im Gegentheil; ſo wie ſie bei andern Leuten gerne geſehen war, ſo ſah ſie auch gern andere Leute bei ſich, und neben den nothwendigen, ſich nicht in chronologiſcher Ordnung folgenden Einladungen zum Thee oder Kaffee trank die Commerzienräthin ihren Kaffee in einem Montagskranz und ihren Thee in den drei wöchentlichen Abendſitzungen des Vereins für alte hülfsbedürftige Jungfrauen, für verwahrloſte Kinder von Taglöhnern und in der anonymen Geſellſchaft zur Erzielung ordentlicher Dienſtboten weiblichen Geſchlechts, bei welch' letzterer Geſellſchaft ein Tugendpreis geſtiftet worden, der aber in den letzten Jahren verſchiedener Umſtände halber nicht mehr ausgetheilt werden konnte.

Die Commerzienräthin war eine große und ſehr corpulente Frau; unter ihrem breiten, offenen und freundlichen Geſichte zeigte ſich ein behäbiges Doppelkinn; ihre Taille war im Lauf der Jahre ſo ziemlich verſchwunden, und nur, wenn die gute Frau herzlich und laut lachte, was ſehr häufig geſchah, konnte man allenfalls mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſagen, wo ſie in der Jugend ihre Gürtelbänder getragen. Wie es mißvergnügte und finſtere Menſchen gibt, deren üble Laune anſteckend iſt und bei deren Erblicken einem die ganze Atmoſphäre mit Eſſig geſchwängert zu ſein ſcheint, oder die uns einen zuſammenziehenden Geſchmack wie von Alaun zurücklaſſen, ebenſo gibt es auch Leute, deren Heiterkeit und frohe Laune ſich auf's Angenehmſte allen den hiefür empfänglichen Seelen mittheilt, welche mit ihnen umgehen. So eine Natur war Madame Duvallet; ſie ſtrahlte ordentlich Vergnügen und Wohlwollen aus; ihre lebhaften und einſt ſehr hübſchen Augen leuchteten immer heiter und ſchalkhaft; um ihre Mundwinkel ſpielte ein unausſprechliches Behagen und wetterleuchtete es bei jedem freundlichen Gruße, ſo daß man bei der kleinſten Aufforderung, bei einem einigermaßen anregenden Worte eines herzlichen Lachens gewiß ſein konnte. Es

gab ſchalkhafte Freunde genug, ältere Bekannte des Hauſes, die ſtets ein Wort in petto hatten, welches Madame Duvallet zum Lachen brachte, wobei dann nichts komiſcher war, als wenn die wohlbeleibte Dame den ſtets mißlungenen Verſuch machte, ſich über ihre eigene Luſtigkeit zu ärgern und ihr Geſicht finſter zu verziehen.

Herr Duvallet war von Geburt ein Franzoſe; ſein Vater, aus Frankreich emigrirt, hatte ſich in der deutſchen Reſidenz niedergelaſſen, und um ſich fortzubringen ſowohl Sprach- als Tanzunterricht gegeben. Der jetzige Commerzienrath war zu Anfang des Jahrhunderts in Deutſchland geboren, lernte mit Leichtigkeit ſowohl die Sprache ſeiner neuen wie die ſeiner alten Heimat; der Vater unterrichtete ihn ſelbſt, beſtimmte ihn zum Handelsſtande und fand auch für den munteren, aufgeweckten Knaben eine Lehrſtelle in einem angeſehenen Kaufmannshauſe.

Sowohl im Aeußern wie im Innern war der Commerzienrath das vollkommenſte Gegentheil von ſeiner Frau; eher klein als groß, war er mager und hatte ſchwarzes Haar, während Madame Duvallet in ihrer Jugend auf ihre ſchönen blonden Locken ſtolz geweſen war. Wenn der Commerzienrath auch gerade keine finſtere Gemüthsart hatte, ſo ſah man ihn doch nicht allzuhäufig lächeln, lachen eigentlich nie; dagegen war er ſehr mittheilſam, ſprach gut, klar und beſtimmt, und ebenſo waren auch ſeine Befehle im Haus und auf dem Comptoir. Die Bewegungen ſeines Körpers paßten vollkommen zu der Energie, mit der er ſeine Anordnungen traf und darüber wachte, daß dieſe ausgeführt wurden. Was das letztere anbelangte, ſo traute er nur ſeinen eigenen, ſehr ſcharfen Augen, weßhalb denn auch die Commis, Lehrlinge und Knechte in keinem Magazin des weitläufigen Hauſes ſicher waren, Herrn Duvallet nicht plötzlich vor ſich ſtehen zu ſehen und zu bemerken, daß ihm ein einziger Blick genügte, um irgend eine kleine Unordnung zu finden, habe ſich dieſelbe auch in die entfernteſte Ecke des Gewölbes zurückgezogen.

Die Ehe des Commerzienrathes war erſt nach Verlauf von mehreren Jahren mit einer Tochter geſegnet worden, welches Kind Vater und Mutter grenzenlos liebten. Freilich hatte Herr Duvallet bei ihrer Geburt achſelzuckend geſagt: „es hätte auch ein Bube ſein können," und auch ſpäter zuweilen, als Jahr um Jahr verſtrich, und ſie das einzige Kind blieb, hatte er dies Wort bei ſich wiederholt und mit der ſtillen Bemerkung: „es wäre Schade, wenn das Geſchlecht der Duvallet mit mir ausſterben ſollte. Dieſer Name hatte einen guten Klang in Frankreich; les Duvallets," ſprach er alsdann in tiefem Nachdenken vor ſich hin, und konnte wohl leiſe hinzufügen: „les Seigneurs Duvallets. — Ah! wer kann das Schickſal ändern; es iſt doch vielleicht gut ſo."

Daß aber der Commerzienrath ſeine ganze Sorgfalt, all' ſeine Zärtlichkeit auf die einzige Tochter concentrirte, zeigte er in der Liebe, in der Umſicht, mit welcher er die Spiele des Kindes zuerſt beaufſichtigte und ſpäter Sorge trug für die Erziehung des heranwachſenden Mädchens.

Alice Duvallet war jetzt ſechzehn Jahre alt und ein auffallend ſchönes und dabei gutes und freundliches Mädchen von tiefem, weichem Gefühl und großer Herzlichkeit. Sowohl das Innere wie das Aeußere von Vater und Mutter war in ihr zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigt; an ihr ſah man des Vaters feine, ſchlanke Figur, ſeine kleinen, ariſtokratiſchen Hände und Füße, angenehm verbunden mit den runden Formen der Mutter. Von der Letzteren hatte ſie die wunderbarſten hellblonden Haare, während ihr dunkles, feingeſchlitztes Auge, ſowie die zierlich gewölbten, ebenfalls dunklen Brauen an den Vater und deſſen Heimath erinnerten. Auch ihr Inneres hielt auf's Glücklichſte die Mitte zwiſchen beiden Eltern; man konnte ſagen: ein gutes Schickſal theilte ihr von den Eigenſchaften jedes derſelben ſo viel mit, um ihr Gefühl und ihr Herz ſo zu bilden wie es war — ein wunderliebliches Ganze, wohlthuend, beglückend für ihre Umgebung.

Alice hatte den Ernst, die Energie ihres Vaters, welche aber gemildert waren durch die Heiterkeit ihrer Mutter. Wie diese lachte sie gern, doch bedurfte es schon einer in der That komischen Veranlassung, oder, wo diese sich nicht ergab, die vor Glückseligkeit funkelnden Augen der Commerzienräthin, um die Tochter ebenfalls zu einem Ausbruch von Lustigkeit mit fortzureißen, welche dann aber gleich wieder gehemmt wurde durch einen ernsten Blick des Herrn Duvallet oder ein leise ausgesprochenes: „Aber Alice!"

Daß der Commerzienrath bei gelungenen Speculationen sowie bei langjährigem Fleiße ein wohlhabender, vielleicht ein reicher Mann geworden sei, vermutheten Bekannte und Geschäftsfreunde. In seinem Leben, in seinen Ausgaben sah man nichts davon; er hatte seit langen Jahren die gleiche Wohnung im zweiten Stocke des elterlichen Hauses seiner Frau inne, ein mäßiges Appartement, das wohl den Bedürfnissen der Familie entsprach, das aber durchaus in keinem Verhältniß stand zu dem Vermögen, das man berechtigt war ihm zuzuschreiben. Wenn Herr Duvallet auch sein Geschäft den Anforderungen der Zeit gemäß von Jahr zu Jahr vergrößerte, so geschah das doch nicht in dem Maßstabe, daß er dazu seine bereits erworbenen Capitalien hätte aufbrauchen können; wo er seine übrigen Fonds placirte, wußte keiner seiner Geschäftsfreunde, und wenn er auch hie und da mit Sachkenntniß und sicherem Blick in Staats- und anderen Papieren spekulirte, so war das doch nur vorübergehend zu gewissen und meistens für ihn günstigen Zeitpunkten, die ihm dann auch wieder neue Capitalien machten, über deren Verwendung aber, wie schon vorhin bemerkt, Niemand, nicht einmal die Commerzienräthin die geringste Kenntniß hatte.

Was indessen Madame Duvallet anbelangte, so machte ihr diese Ungewißheit nur insofern zu schaffen, als sie es lieber gesehen hätte, wenn der Commerzienrath geneigt gewesen wäre, auch einen Theil dieses wohlerworbenen Reichthums vor den Augen der Welt

verſprach dieſelbe nach ſeinem beſten Willen zu belohnen. „Sehen Sie," ſagte er mit aufgehobenen Augen, „der Unſchuldige muß viel leiden" und ſetzte mit feierlicher Stimme hinzu: „Herr ſchaffe mir Recht, denn ich bin unſchuldig, ich hoffe auf den Herrn, darum werde ich nicht fallen."

„Ihre Offenheit," fuhr er mit ſanfter Stimme fort, „hat mir bewieſen, daß ſie auf dem wahren Wege des Heils der ſüßen Gnade entgegenwandeln. Es iſt an der Zeit, daß ich einen Schritt weiter thue und ſie einführe in jene gottgefälligen Verſammlungen, wo mit warmem Herzen und mit heißem Munde das Lob des Herrn verkündet wird, lieblich und wohlgefällig der Seele. Halten Sie ſich deßhalb bereit, nächſten Freitag Abend mit mir auszugehen, für die Erlaubniß hierzu werde ich ſchon ſorgen.

Gute Nacht mein Lieber, Hoffnung und Vertrauen!"

„Mein Fuß geht richtig, ich will Dich loben Herr! in den Verſammlungen."

zu zeigen, sei es durch eine größere Wohnung im ersten Stocke, durch ein elegantes Ameublement, durch eine eigene Equipage oder dergleichen, — Wünsche, deren Erfüllung Herr Duvallet freundlich aber bestimmt von der Hand wies, so oft Madame auf direktem oder indirektem Wege, vielleicht durch eine gute Freundin, etwas davon zur Sprache brachte, und man mußte schon gestehen, daß, so hartnäckig der Commerzienrath an seiner Wohnung im zweiten Stocke festhielt, er eben so wenig dazu zu bringen war, die alten Möbel, welche seine Frau von den Eltern ererbt, gegen neue umzutauschen, deren Vorzug, wie er nicht mit Unrecht behauptete, eben nur darin bestand, daß sie neumodischer und vielleicht unbequemer waren.

So sah man denn in der Wohnung bei Duvallets lauter alte, ehrwürdige Geräthe, gut erhalten und mit schönen Stoffen bezogen, aber von einer Form, wie wir sie uns nur aus der Kindheit erinnern. Daß sie unbequem seien, konnte man gerade nicht sagen, und so ein altmodisches Sopha mit seinen weit geöffneten, gut gepolsterten Armen hatte schon seine Vorzüge gegen einen seiner jungen Nachkommen, bei denen nur zu oft äußerer Glanz und Schein die inneren Vorzüge ersetzen muß.

Da nun aber der Commerzienrath zweckmäßige Erfindungen der neueren Zeit nicht ausschloß, und man zum Beispiel auf einem altmodischen Tischchen neben dem ehrwürdigen Kachelofen die neuesten Pariser Carcellampen sehen konnte, so gewährte die ganze Einrichtung einen etwas wunderlichen Anblick, worüber die gute Madame Duvallet bei ihren Kaffeekränzchen und Theegesellschaften manchen kleinen Stich von in diesem Punkte bevorzugteren Freundinnen hinnehmen mußte, dies aber auch in ihrer unverwüstlichen Heiterkeit mit dem besten Humore that, indem sie sogar mit der größten Selbstverleugnung in den Neckereien da fortfuhr, wo die Bekannten aufhörten.

Daß aber dergleichen Neckereien vor den Ohren des Herrn

Duvallet nicht laut werden durften, glauben wir nicht erſt erwähnen zu müſſen; er hing mit aufrichtiger Pietät an ſeinen alten Möbeln, die ihm, wie er ſagte, ein Bild der vergangenen Zeit gaben, einer Zeit der Arbeit und Mühen, welche ihn aber zum Segen und zum Glücke geführt.

Er liebte es überhaupt, die Tage der Vergangenheit auf ſeine eigene Art zu feiern, und wenn er auf Namenstage, Geburtsfeſte und dergleichen im Allgemeinen nicht viel hielt, ſo hatte er ſich doch einen eigenen Kalender componirt, deſſen wichtige Tage mit unſern großen Feſten von ihm hochgehalten wurden. Wie zum Beiſpiel bei ihm der Tag, an welchem ſeine Eltern das ſchöne Frankreich verlaſſen, nie ohne eine ernſte Erinnerung vorüber ging, ſo gedachte er fröhlich des Tages, an welchem damals die Auswanderer die deutſche Reſidenz betreten. Von allen wichtigen Tagen aber wurde keiner feſtlicher von ihm begangen als der, wo er zum erſten Male das Haus ſeines Principals und ſpäteren Schwiegervaters betreten.

Der kleine Franzoſe mochte damals ſechzehn Jahre alt geweſen ſein, und wurde von ſeinem Vater, der, ebenſo an alten Gebräuchen hängend, bis zum Ende ſeiner Tage nie ohne Zopf geſehen wurde, in ſteifer Förmlichkeit in das ſehr achtbare Kaufmannshaus begleitet. Der Sohn war eine Copie des Vaters, trug wie dieſer eine weiße ſteife Halsbinde, und hatte ſeinen ſehr niedrigen Hut in förmlichſter Haltung unter dem Arme. Dieſer Anblick mochte ſehr komiſch auf die kleine Tochter des Handelsherrn eingewirkt haben, denn das achtjährige lebhafte Mädchen, die nachherige Madame Duvallet, brach, als ſie des neuen Lehrlings mit der weißen Halsbinde, dem aufwärts friſirten Haar und dem Hute unter dem Arme anſichtig wurde, in ein ſo unauslöſchliches Gelächter aus, daß ſie aus dem Zimmer gebracht werden mußte.

Nach erfolgter Annahme des Sohnes zu Hauſe wieder ange-

langt, hatte der alte Herr Duvallet in ſeinen Kalender geſchrieben, daß am beſagten Tage ſein Sohn François bei Monſieur So und So präſentiret worden, bei welcher Occaſion die Demoiſelle Tochter eine große Hilarité bezeiget, was als ein gutes Omen zu regardiren ſeie.

Der alte Herr hatte vollkommen Recht gehabt, ſofern der Eintritt ſeines Sohnes in das Haus des Handelsherrn der Anfang des Glücks für den jungen Menſchen geweſen war. François Duvallet hatte es auch nie an Fleiß und Strebſamkeit fehlen laſſen; er betrachtete ſich nicht als Arbeiter, deſſen eifrigſtes Geſchäft nach beendigten Comptoirſtunden es iſt, die Thüren zu ſchließen und ſeiner Wege zu gehen, ſondern er ſorgte wo er konnte für das Intereſſe des Hauſes, als ob es ſein eigenes wäre, und war beſchäftigt früh und ſpät, auf dem Comptoir und im Zollhauſe, in den Kellern ſowie in den Magazinen. Dabei hatte der Sohn des Tanzmeiſters ein ſehr artiges, abgeſchliffenes, ja elegantes Weſen, und wo andere junge Leute ſeines Alters ſteif und blöckiſch waren, da war ſein Benehmen ſo, daß, wenn in Abweſenheit des Prinzipals irgend ein feiner Kunde kam, der auf denſelben wartete, François Duvallet zu ihm geſandt wurde, ihn zu unterhalten, oder auch in Geſchäften mit ihm zu reden, was er alsdann mit ſeltener Umſicht und Geſchicklichkeit that.

Daß ihm hierbei die vollkommene Fertigkeit in der franzöſiſchen Sprache von außerordentlichem Nutzen war, iſt ſelbſtredend; und dieſe Kenntniß veranlaßte den Prinzipal, François Duvallet, ſelbſt als er noch Lehrling war, auf Reiſen zu ſchicken. — Genug, er blieb auch als jüngſter Commis im Hauſe, er avancirte zum erſten Commis der Magazine, zum Buchhalter, zum Procuraführer und endlich zum Schwiegerſohn, als er die gern lachende und einzige Tochter des Hauſes zur Frau erhielt.

Wir haben ſchon früher bemerkt, daß Herr Duvallet mit außergewöhnlichem Glücke gearbeitet; daß er das Vermögen ſeines

Schwiegervaters, beziehungsweise seiner Frau, beträchtlich vermehrt, daran war kein Zweifel. Herr Duvallet mußte ein sehr reicher Mann sein, das versicherten einstimmig alle Banquiers der Residenz, und wenn auch keiner unter ihnen war, der behaupten konnte, er habe Capitalien für Herrn Duvallet angelegt oder bedeutende Gelder des Hauses in Händen, so war doch ebensogut keiner unter den Geldleuten, der ihm nicht einen unbegrenzten Credit gegeben hätte.

Der Tag, dessen wir soeben erwähnt, der Eintritt François Duvallets in das Haus seines künftigen Schwiegervaters, war es, welcher heute Abend gefeiert wurde; ihm zu Ehren waren die beiden Zimmer festlich beleuchtet, und wenn auch an diesem Abende keine Damen zugegen waren, so hatte Madame Duvallet der Wichtigkeit des Festes willen doch ihre Möbel von den weißen Ueberzügen befreit.

Die weiblichen Bekannten seiner Frau bei solchen Gelegenheiten einzuladen, liebte der Commerzienrath nicht. „Die verstehen es nicht und finden keinen Geschmack daran, wenn man von der Vergangenheit spricht," pflegte er zu sagen; „ja die meisten der an sich sehr würdigen Damen würden es übel nehmen, wenn ich, was die Zeit vor zwanzig Jahren anbelangt, an ihr Gedächtniß appelliren wollte."

Da Madame Duvallet dagegen nichts einwenden konnte und wollte, so hatte der Commerzienrath auch am heutigen Abend die Einladungen selbst besorgt und nun saßen sie da um den runden Familientisch, seine langjährigen Bekannten und erprobten Freunde, einstens als Schul- und Spielkameraden lustige, oft übermüthige Burschе, jetzt natürlicher Weise gesetzte und höchst ehrbare Geschäftsmänner, ernsthafte Beamte und würdige Väter der Stadt.

Aus den Resten des Soupers, welche man noch auf dem Tische stehen sah, konnte man entnehmen, daß dieses ein außerordentlich gutes, ja feines gewesen sein mußte. Was das Service

anbelangte, ſo gehörte es ſowohl wie die übrigen Mobilien einer längſt vergangenen Zeit an und nahm ſich in ſeinen eigenthümlichen Formen, mit den ſchnörkelhaften Verzierungen und der bunten Malerei, ſeltſam genug aus, hätte aber dem Auge eines Kenners wohlthun können, wenn Teller, Gläſer und das Uebrige nur einigermaßen zuſammengepaßt hätten. Wo aber irgend eins der alten Stücke zerbrochen war, da fiel es dem Commerzienrath nicht ein, es durch eins der gleichen Gattung erſetzen zu laſſen; er hätte es nicht über ſich vermocht, dieſe Auslage zu machen, und der gewöhnlichſte Teller, das einfachſte Glas mußte die Stelle ſeines reich verzierten Vorgängers vertreten.

Die Herren befanden ſich im Wohnzimmer, und auf dem Tiſche, an dem ſie plaudernd und rauchend ſaßen, ſtanden alte beſtaubte Weinflaſchen, ebenfalls Zeugen einer längſt vergangenen Zeit, die aber mit ihrem Inhalte dem feinſten Kenner willkommen geweſen wären. Daß dieſer Inhalt kräftig und erheiternd war, ſah man an den leuchtenden Blicken der Umſitzenden, hörte man aus ihrem animirten Geſpräch, ſowie aus abgebrochenen Melodieen uralter bekannter Lieder, die plötzlich wie eine Rede illuſtrirend ohne beſondere Veranlaſſung ertönten.

Es mochten mit dem Hausherrn acht der Freunde hier verſammelt ſein, zwiſchen denen man als einzige Frau Madame Duvallet mit ſehr heiterem Geſichtsausdrucke bemerkte. Neben ihr ſaß der Stadtrath Scheidel, der ein ſeit vielen Jahren bekanntes Geſprächsthema auf gerade nicht neue Art variirte; er unterhielt nämlich ſeine langjährigen Bekannten zum Gott weiß wie vielſten Male von den Gefühlen, die ſein Herz, das eines jungen, der Schreiberei befliſſenen Menſchen, berührt hätten, als er damals mit den ſcharfen Augen eiferſüchtiger Liebe entdeckt, wie François Duvallet der erkorene Glückliche ſei.

„Die Schreibſtube im Rathhauſe," ſeufzte der alte Stadtrath, „wüßte davon zu erzählen; es waren finſtere Gedanken, die mich

beschäftigten, fast Selbstmordideen, und wer weiß, was geschehen wäre —"

„Wenn Sie nicht glücklicher Weise zu jener Zeit," erwiederte lachend die Commerzienräthin, „gegenüber Ihren Fenstern der Schreibstube des Rathhauses die künftige Madame Scheidel entdeckt hätten."

„Ja, aber deren erster Anblick mich eigenthümlich traurig machte," versetzte der Vater der Stadt, nachdem er mit sehr gespitztem Munde und halb geschlossenen Augen einen langen Zug aus seinem Kelchglase gethan. „Neben ihr stand nämlich dazumal ein junger Mann, den ich nicht kannte und der vertraulichen Stellung nach für einen begünstigten Nebenbuhler halten mußte.

Alles fühlt der Liebe Freuden,
Alles tanzt und lacht und küßt,

dacht' ich und zerbiß meine beste Schreibfeder."

„Und du sollst die Liebe meiden,
Weil ein Schwarzer häßlich ist,"

fiel ihm sein Nachbar, ein wohlgenährter Fabrikant in die Rede.

„Schwarz war ich allerdings," erwiederte der Stadtrath; „ob ich aber gerade häßlich genannt werden konnte, darüber bitte ich unsere liebenswürdige Nachbarin zu vernehmen."

„Nein, häßlich war der Scheidel gerade nicht," nahm ein Anderer der alten Herren das Wort, einer, der sehr bedächtig sprach und zwischen jedem Satze einen Zug aus seiner Cölner Pfeife that. „Häßlich gerade nicht, er ging so mit. Der gute Scheidel war ein mageres, schwarzes Ding, von dem man glaubte, es äße sich nie recht satt, oder es mache sich allzuviel Bewegung. Er hatte etwas von einem schwarzen Rattenfänger an sich und war überall zu sehen. — So sagten nämlich damals alle Mädchen meiner Bekanntschaft."

„Ja, in dem Punkt war er ein verfluchter Kerl," meinte der

Fabrikant, „und,“ ſetzte er hinzu, indem er die Hand an den Mund hielt, als wolle er etwas im Vertrauen mittheilen, dabei aber nicht im Geringſten leiſe ſprach, „unſere verehrungswürdige Freundin dort kann ſich gratuliren, daß ihr Herz nicht von den Pfeilen ſeiner glühenden Augen verletzt wurde, als er am Rathhausfenſter vor ſeinem Schreibpulte ſtand, denn er ſoll ſich, was das Herumſchnüffeln anbelangt, noch nicht ſtark gebeſſert haben.“

Herr Scheidel wollte in die Höhe fahren, um zu einer großen Rechtfertigung anzuſetzen; doch hatte ſein Blick etwas Triumphirendes, was immer bei ihm ſichtbar wurde, wenn man ihn in Abweſenheit ſeiner Frau für einen Don Juan, Lovelace oder ſonſtigen berühmten Verführer ausgab.

„Laß' gut ſein, Scheidel,“ ſprach der Hausherr, „wir, Deine genauen Freunde, wiſſen, daß dieſe Beſchuldigung ungerecht iſt. Seit Du bei Deiner Liebſten und nachherigen Frau Erhörung fandeſt, biſt Du ein exemplariſcher Ehemann geweſen, und ich bin überzeugt, wenn Du ſelbſt einmal in Gedanken gefehlt hätteſt, würdeſt Du das beim nächſten Buß- und Bettag Deiner Frau gebeichtet haben.“

Zwiſchen dieſen Reden, die beim Klingen der Gläſer und dem fleißigen Zuſprechen der ſtaubigen Flaſchen um den Tiſch flogen, drangen aus dem Nebenzimmer die Töne des Pianoforte, wie wir ſie vorhin ſchon auf der Straße gehört, jetzt in kräftig angeſchlagenen Accorden, dann in leiſen Klängen, die ſchmerzlich zu klagen und von tiefen Leiden zu ſprechen ſchienen, zuweilen aber in greller Luſt wie in erzwungener Heiterkeit emporloderten, um dann für den Augenblick mit einer Diſſonanz zu ſchließen.

Der alte Herr, der ſo bedächtig ſprach und aus der Cölner Pfeife rauchte, ein Steuereinnehmer, hatte ein dickes wohlgenährtes Geſicht, und der Fabrikant daneben pflegte von ihm zu ſagen, er habe einen merkwürdigen Kopf, denn er könne ſich an die Stirne treffen, wenn er mit der Hand auf ſein Hinterhaupt ſchlage. In

der That beſaß er eine ſtattliche Glatze von einer faſt komiſchen Glätte und Politur, welche an beiden Schläfen mit wucheriſchen, drohend emporſtehenden, ſtruppigen Haaren bekränzt war. Er that einen bedächtigen Zug aus ſeiner Pfeife, zeigte dann mit dem Kopfe derſelben auf die Thüre des Nebenzimmers und ſagte:

„Was der jetzt wieder, ſo lange er am Clavier ſitzt, zuſammentrommelt! Findet Einer von euch Sinn und Verſtand darin? Das weiß der liebe Gott, wie die heutige Jugend Muſik treibt!“ fuhr er fort, indem er die Achſeln ſehr hoch emporzog; „das iſt ein Gallimathias und ein kunterbunter Durcheinander, daß Einem der Kopf ebenſo wirbelig davon werden muß, wie er den jungen Leuten, die ſich Muſiker ſchimpfen laſſen, ohnehin ſchon iſt.“

„Allerdings, er hat Recht,“ nahm Herr Stadtrath Scheidel das Wort. „In unſerer Jugend haben wir auch Muſik getrieben, und wie man uns verſichert, ſpielten wir gerade nicht ſchlecht; aber dergleichen Faxen, wie man ſie heute machen hört, haben wir ſo einem unglückſeligen Clavier nicht zugemuthet. Wir ſpielten Lieder, aber Lieder, die Jemand ſingen konnte, ohne ſich die Zunge zu verrenken, eine anſtändige Sonate, ein ruhiges Menuett, überhaupt gelaſſene Melodieen, wobei ſich ein vernünftiger Menſch auch etwas Vernünftiges denken konnte.“

„Da eben liegt's,“ ſagte der Mann mit der hohen Stirne in beſtimmtem Tone, „die Gedanken von damals und jetzt. Unſere Phantaſien waren ruhig und ehrbar.“

„Höchſtens blickten wir ſehr anſtändig nach den Töchtern unſerer Nachbarn,“ meinte der Fabrikant mit einem Seitenblick auf Herrn Scheidel.

„Ja, ja,“ ſprach Herr Duvallet; „und wenn wir ſangen:

Du, du liegſt mir im Herzen,
Du, du liegſt mir im Sinn,
Du, du machſt mir viel Schmerzen,
Weißt nicht, wie gut ich dir bin,

ſo ſprachen wir eben unſere Meinung aus und verriethen unſere Gedanken.“

„Was für Gedanken könnt ihr denn aber aus dem Miſchmaſch errathen, den der da ſpielt?“ nahm der Steuereinnehmer wieder das Wort. „Hört doch einmal einen Augenblick zu und ſagt mir ehrlich, wie es euch vorkommt.“

„Mir klingt es gerade,“ ſagte der Stadtrath, „als wenn unſere ſtädtiſchen Muſikanten in der Neujahrsnacht aufſpielen wollten und ſtimmten vorher ihre Inſtrumente.“

„Es iſt ganz natürlich ſo,“ ſprach der Fabrikant, „als wenn man die Spinnmaſchine anlaufen läßt, und Riemen und Räder ſchnurren durcheinander und klappern und rauſchen ohne Sicherheit, bis endlich einmal Alles im Gange iſt.“

„Ja, das iſt der Lauf der Welt,“ meinte kopfnickend Herr Duvallet, „die Zeichen der Zeit: Ueberſtürzen und raſtloſes Jagen, einem glänzenden Ziele zu, das anfänglich hie und da trügeriſch auftaucht und am Ende weder mehr zu erblicken, noch viel weniger aber aufzufinden iſt.“

„Es iſt doch ſonſt ein ordentlicher Menſch, der Victor,“ ſagte der Fabrikant.

„O ja,“ erwiederte der Commerzienrath, „bis auf ſeine Marotte, Muſiker, Componiſt zu werden.“

„Aber er ſoll doch recht viel Talent haben,“ miſchte ſich Madame Duvallet etwas ſchüchtern in das Geſpräch. „Sein alter Lehrer ſagt das, und auch der Kapellmeiſter des Hoftheaters, den ich neulich vertraulich gefragt.“

„Der Kapellmeiſter des Hoftheaters!“ ſprach achſelzuckend der Steuereinnehmer; „daß ſo Einer ſich natürlicher Weiſe freut, wenn wieder einmal ordentlicher Leute Kind zu ihnen übergeht, das finde ich ſo begreiflich wie nur was. Was iſt aber Muſikant und Componiſt? Ich ſage mir immer und habe mich ſelten geirrt: je ordentlicher und ſolider der Staatsbürger, um ſo mehr Steuern

zahlt er. Nun aber frage ich euch, wie steht's in dem Punkt mit den Musikanten und allem dem, was drum und dran hängt?"

„Schon die alten Folianten
Warnten uns vor den Schnurranten,
Komödianten, Musikanten,"

recitirte der Stadtrath. „Und was das Volk Einem auf dem Rathhause für Mühe macht, davon habt ihr gar keine Idee. Heirathsgesuche ohne Nachweis eines genügenden Nahrungszweigs, denn die paar tausend Gulden, die so Einer oder so Eine verdient, die sollte man eigentlich von Rechtswegen gar nicht gelten lassen."

„Bei Victor ist es obenhin das Traurige, daß er ein recht hübsches Vermögen besitzt," bemerkte der Hausherr, „und ich fürchte sehr, das ist auch der Grund, weßhalb seine Lehrer und sogenannten Freunde Talent bei ihm entdecken wollen. Ich kann das ja leider Gottes nicht beurtheilen, und das beunruhigt mich. Hätte er wirklich große Fähigkeiten," setzte er achselzuckend hinzu, „so würde ich mich allenfalls darein finden."

„Vorderhand aber arbeitet er noch auf Deinem Comptoir?" fragte der Fabrikant.

„Er läßt sich dort zuweilen sehen, weil es sein Vater, mein langjähriger Geschäftsfreund, vor seinem Tode so bestimmt und sein Ausschreiben aus dem Kaufmannsstande von meiner Einwilligung abhängig gemacht hat. — Aber was thut er im Geschäfte? Statt einen Brief zu schreiben oder Waaren zu untersuchen, blickt er zerstreut zum Fenster hinaus, summt eine Melodie vor sich hin, oder treibt zum Scandal der Commis und Lehrlinge noch Schlimmeres. Hat er doch neulich zwischen die Linien des Hauptbuches eine ganze Reihe Noten geschrieben. Mein erster Buchhalter wurde bei dem Anblick fast vom Schlage getroffen.

VIII.

Die Betſtunde.

In einem der entlegenſten Theile der Stadt, am Ufer des kleinen Fluſſes, der an der Hauptſtraße jenes Viertels vorbeifließt, lag ein kleines Haus, aus welchem der Vorüberwallende oftmals, beſonders des Freitags Abends geiſtliche Lieder erſchallen hörte, die darin geſungen wurden. Dieſes Haus gehört einem Färbermeiſter, einem von der Gnade vollkommen durchdrungenen Manne, der ſein Geſchäft nicht mehr fortſetzte, da er den ganzen Tag Viſionen hatte, deren Glanz und Pracht ſein Auge ſo verdunkelte, daß er nicht mehr im Stande war, irdiſche Farben zu erkennen, und alſo zu ſeinem Geſchäft vollkommen untauglich war. Der Mann hatte ſich einen kleinen Weinſchank zugelegt, und böſe Zungen behaupteten, er ſei ſelbſt ſein eifrigſter Kunde, deßhalb den ganzen Tag betrunken, aus welchem Zuſtand auch ſeine Viſionen ſtammten. Dem ſei nun, wie ihm wolle, die

Ja, wenn ich genau wüßte, daß er wirklich große Talente hat!“ ſetzte Herr Duvallet faſt kummervoll hinzu.

„Es iſt eigentlich Schade,“ bemerkte der Stadtrath nach einer Pauſe, und während er ſprach, blickte er aus ſeinen Augenwinkeln lauernd auf die Commerzienräthin, „daß ſich der junge Menſch nicht mächtig nachgezogen fühlt von dem großen kaufmänniſchen Genie unſeres hochverehrten Freundes Duvallet; denn da unſer hochverehrter Freund ſelbſt keinen männlichen Sprößling beſitzt, ſo hätte ſich in dem angegebenen Falle, daß nämlich Victor eine Zierde des Comptoirs geworden wäre, die gleiche glorreiche Geſchichte wiederholen können, welche unſern hochverehrten Freund — dieſen unermüdlichen Arbeiter, dieſen — dieſen treuen Hüter —“

„Der gute Scheibel ſcheint mir zu einer Rede auszuholen,“ meinte der Steuereinnehmer leiſe gegen den Fabrikanten.

Auch Herr Duvallet ſchien das zu ahnen, und da er ein Feind aller Toaſte war, weil er nicht die Gabe beſaß, ſie zu erwiedern, ſo fiel er ſeinem würdigen Freunde in die Rede, indem er ſagte:

„Ach! ich verſtehe Dich; ja, ich will nicht leugnen, daß ich es vielleicht gerne geſehen hätte, wenn Victor den Kaufmannsſtand mit Liebe und Talent ergriffen hätte. Da dem aber leider nicht ſo iſt, ſo freut es mich in der That,“ — dies ſprach er mit leiſerer Stimme, — „daß die beiden jungen Leute ſich völlig wie Bruder und Schweſter betrachten, ja, daß Victor eine Theilnahmloſigkeit für Alice zeigt, die mich bei den angegebenen Verhältniſſen glücklich macht.“

Der Stadtrath ſchien durch das eben Gehörte recht befriedigt zu ſein; er tauchte ſein Kinn behaglich in die Halsbinde; ein freundliches Lächeln umſpielte ſeinen geſpitzten Mund, und nachdem er ſein Glas erhoben und ſeine Blicke feſt auf den Hauswirth gerichtet hatte, ſprach er:

„Ich habe da vorhin einen glorreichen Moment in dem Leben unſeres hochverehrten Freundes berührt, auf den zurückzukommen

ich nicht unterlaſſen kann; da ich aber weiß, daß unſer hochverehrter Freund und Hauswirth ein Feind vieler Worte iſt, ſo faſſe ich mich auf's Allerkürzeſte, bitte euch aber, die Gläſer zu füllen und ſie mit dem Wunſche auszutrinken, daß wir, die treuen Freunde des Hauſes, noch lange Jahre im Stande ſein mögen, mit unſerem liebenswürdigen Wirthe die Erinnerung des heutigen Abends feſtlich und froh zu begehen."

Damit ſtand der Stadtrath würdevoll auf, faßte zierlich ſeinen Kelch zwiſchen Daumen und Zeigefinger und ſtieß unter einer freundlichen Verbeugung mit der Commerzienräthin an, worauf ſich auch die übrigen Herren erhoben und einen Moment lang das Klingen der Gläſer ſo ſtark war, daß es ſogar die Muſik aus dem Nebenzimmer übertönte.

Dort erſchien in dieſem Augenblicke Alice Duvallet, — in der That eine liebliche Erſcheinung. Man konnte nichts Eleganteres ſehen, als ihre ſchlanke und doch volle Geſtalt, hervorgehoben durch das einfache weiße Hauskleid; ihre elaſtiſchen Bewegungen hatten etwas ungemein Weiches, ja Hingebendes, das aber mit dem ganzen Eindruck, den dieſe prächtige Geſtalt machte, wieder verwiſcht wurde durch die freie, entſchloſſene Haltung des Kopfes und durch den Ausdruck ihres Geſichtes ſelbſt, in welchem aber auch das Weiche und das Harte ſich auf eine liebliche Art miſchten. Die hohe weiße Stirn, das volle blonde Haar und der feine Mund kennzeichneten die Sanftmuth, die lieblichſte Hingebung ſelbſt, namentlich wenn Alice, was aber nicht zu häufig vorkam, den Kopf ſenkte und die Augenlider träumeriſch herabfallen ließ, wobei alsdann ein reizendes Lächeln um ihren Mund ſpielte. Verſchwand aber dieſes Lächeln, um aus irgend einem Grunde einem ernſten Ausdrucke Platz zu machen, ſo öffneten ſich unwillkürlich ihre Lippen, man ſah die ſchneeweißen Zähne hervorblitzen, und wen in einem ſolchen Momente der Blick des ſchwarzen glühenden Auges feſt und ausdrucksvoll traf, der fühlte ſich ergriffen, aber nicht

ſelten auch zurückgedrängt von der Gewalt und Hoheit, welche in dieſem Blicke lag.

Das junge Mädchen blieb unter der Thüre ſtehen und ſchaute lächelnd auf die Gruppe der alten Herren, die nach dem Zuſammenſtoß mit den Gläſern beſchäftigt waren, dieſe zu leeren.

„Unſer Toaſt," rief ihr der galante Stadtrath entgegen, „oder vielmehr der Wunſch, der in ihm lag, iſt jedenfalls über den Sternen erhört worden; denn im Augenblicke, wo ich ihn ausſprach, erſcheint uns ein Engel, um die Gewährung unſerer Bitte zu verkündigen."

„Dieſer alte Scheidel wird nie anders," ſagte der Steuereinnehmer zum Commerzienrath; „man ſollte ihm wahrhaftig das Haus verbieten; er gibt den jungen Leuten ein gar zu ſchlechtes Beiſpiel."

„Laßt ihn nur," ſprach begütigend der Fabrikant, der dieſe Worte vernommen; „es iſt ein wunderſchöner Abend, dieſer Abend, und Jeder ſoll nach beſten Kräften froh ſein. Ich möchte gar zu gerne Eins ſingen, weißt du, Duvallet

Reich' mir, o Knabe, den Becher,
Füll' ihn mit funkelndem Wein,

das hat uns die kleine Alice vor Jahren geſungen; aber die erwachſene —"

„O die erwachſene," fiel ihm das ſchöne Mädchen lachend in die Rede, „würde es noch ebenſo gerne thun, wenn —"

„Nicht ſchon Mitternacht vorüber wäre," unterbrach ſie der Steuereinnehmer kopfſchüttelnd. „Alles hat ſeine Zeit, du alter, luſtiger Knabe. Das hat ja ſchon der hochweiſe und höchſtſelige König Salomo geſagt, obgleich er auch ein flotter Burſche war."

„Ja, eben deßwegen," ſprach der Hauswirth mit einem leichten Lächeln, „weil nämlich Alles ſeine Zeit hat, ſo glaube ich, es wäre jetzt der richtige Moment, ein luſtiges Lied zu ſingen."

„Bravo! Duvallet, so ist's recht!“ rief der Stadtrath, „wenn nur der Victor zu was zu brauchen wäre und uns eins aufspielte!“

„Man muß es ihm sagen,“ meinte bedächtig der Steuereinnehmer. Und darauf erhob er seine Stimme und rief: „He! Victor!“

Das junge Mädchen hatte in diesem Augenblicke ihr Gesicht dem Nebenzimmer zugewandt; sie preßte ihre Lippen auf einander und schaute forschend dorthin.

Dieses Nebenzimmer war der Salon der Commerzienräthin, und auch hier herrschte die eigenthümliche Möbelwirthschaft wie im ganzen Appartement; man hätte sagen können: hier war dieselbe am schönsten ausgeprägt, da sich in der Mitte des ziemlich geräumigen Zimmers, umgeben von lauter altväterischen Geräthen, Stühlen mit hohen, verschnörkelten Lehnen, Armsesseln mit Leder bezogen, Sophas groß und weit, wie zur Aufnahme einer ganzen Familie bestimmt, — da sich zwischen diesen Möbeln eines vergangenen Jahrhunderts, die aber mit einem guten Stoffe überzogen waren, einer der elegantesten, neuesten Flügel befand, von prachtvoller Arbeit und mächtigem Tone, dessen schwere, wenn auch gefällige Formen, der geschweifte Kasten von dunklem Palissanderholz mit den dicken stämmigen Füßen, so sonderbar contrastirten mit den leichten der ganzen übrigen Einrichtung, mit den fein geschwungenen Armen der Sophas und Sessel und den förmlich spinnenbeinigen Füßen derselben.

Was ebenfalls nicht hieher zu passen schien, das war ein großes, prachtvolles Bild an der einen Wand, eine Landschaft von Girardet, ein Meisterwerk des berühmten Malers, eine eigenthümliche landschaftliche Ansicht darstellend; man blickte durch einen halb verfallenen, aber reich, kühn und elegant construirten Thorbogen, der oben am Schlußstein ein halb verwittertes Wappen zeigte, in einen vernachlässigten und gänzlich verwilderten Park;

kaum war hier die Form der Wege noch ſichtbar, überall hatten wuchernde Pflanzen von ihnen Beſitz genommen, während mächtige Bäume ihre Zweige ſo tief herabſenkten, daß ſie oft förmliche Barrieren bildeten. Die Landſchaft war im Hochſommer aufgefaßt, hie und da verſuchte die Sonne durch die dichten Laubmaſſen einzudringen, färbte dieſelben goldig und glänzend grün und warf grelle, ordentlich zitternde Lichtpunkte auf den theilweiſe bemoosten Boden. Der Hauptweg am Eingange führte gegen eine Brücke, deren Wölbungen, feſt aus Quadern gebaut, allein erhalten waren, während Marmorfiguren, die an beiden Enden geſtanden, herabgeſtürzt waren und von fußhohem Graſe faſt verdeckt wurden. Ein breites Bergwaſſer ſtürzte unter der Brücke dahin, und ſeine wilden, ſchäumenden Wellen zeigten an, daß es von einer Anhöhe herabkomme. Dieſe Anhöhe bemerkte man auch zwiſchen den Baummaſſen und ſah, daß ſie ein Landhaus trug, ein kleines Schloß, an dem auch einiges Zerſtörte und Ruinenhafte zu bemerken war.

An dem Flügel ſaß der Neffe des Commerzienrathes, Victor Barring. Er hatte die Lichter, womit Madame Duvallet nie vergaß das Inſtrument zu erhellen, auf den Nebentiſch geſtellt und fand es angenehmer, ſo in leichter Dämmerung ſeinen muſikaliſchen Phantaſieen nachhängen zu können, die er gewandt und geiſtreich dem prächtigen Inſtrumente zu entlocken wußte.

Victor war ein junger Mann von vielleicht vierundzwanzig Jahren, ziemlich groß, ſchlank gewachſen; er hatte blaue Augen, dunkelblondes, ſtark gelocktes Haar, ſeine regelmäßigen und angenehmen Züge hätten ſchön genannt werden können, wenn ſie nicht auffallend bleich geweſen wären, und wenn nicht ſeinen Mund ein Zug des Mißmuthes, ja des Trotzes entſtellt hätte, der auf ſeine Stirne frühzeitige Falten zu zeichnen drohte.

Im Gegenſatz zu Allem, was wir bis jetzt in der Wohnung des Commerzienrathes geſehen, war Victor mit ausgeſuchter Eleganz gekleidet; er trug einen blauen Frack, eine weiße Weſte, und

wenn auch sein ebenfalls weißes Halstuch nach Künstlerart etwas locker umgebunden war, so zeigte doch die Farbe desselben an, daß Victor heute Abend absichtlich eine gewählte Toilette gemacht.

Ob er das zum Familienfeste des Herrn Duvallet gethan, sind wir nicht im Stande anzugeben; er hatte freilich auf eine ähnliche, von einem Lächeln begleitete Frage der Commerzienräthin ziemlich erstaunt, doch etwas spöttisch zur Antwort gegeben, daß sich das doch wohl von selbst verstünde, da er wisse, wie sehr sein hochverehrter Onkel und Vormund es liebe, wenn ein wichtiger Abend wie der heutige in bestmöglichstem Glanze und mit sichtbarer Verehrung von den Angehörigen der Familie begangen werde. Auch hatte er hinzugesetzt: „Es ist Schade, daß dieses Fest nicht in die Carnevalszeit fällt, ich würde mich alsdann schon längst bei Onkel durch ein richtiges Costum der damaligen Zeit bestens recommandirt haben."

„Pfui, Victor!" hatte ihm darauf Madame Duvallet geantwortet, „ich weiß nicht, warum Du Dich immer herzloser bezeigst, als Du eigentlich bist." — Er hatte aber die gute Frau wieder zu beschwichtigen gewußt, indem er ihr mit Humor, der ihm nicht fehlte, vor Augen geführt, wie er sich wohl in kurzen Beinkleidern, mit Haarbeutel oder Zopf ausnehmen würde, worauf sie dann unter herzlichem Lachen Frieden mit ihm geschlossen.

Alice dagegen, dem Kinde, wie er sie wohl zu nennen pflegte, hatte er denn doch nicht gewagt, eine Antwort wie der Tante zu geben. — „An meinem Anzuge ist gar nichts Außergewöhnliches," hatte er achselzuckend gesagt; „ihr seid eine elegante Kleidung nun freilich am Herrn Steuereinnehmer oder dem alten und jungen Scheidel nicht gewöhnt; es war nun einmal meine Idee, mich ein bischen festlich anzuziehen, aber man kann es euch nie recht machen."

Darauf hatte er sich gleich zu Anfang der kleinen Soirée, obschon gegen den Willen des Herrn Duvallet, an den Flügel ge-

ſetzt und ſchon nach den erſten Tönen die gute Alice nicht nur verſöhnt, ſondern auch an ſich gezogen. Es war überhaupt eigenthümlich, daß das junge Mädchen, das ſelbſt recht gut ſpielte, ſo zu ſagen den Tönen folgte, welche unter Victor's Hand hervorquollen. Daß im gewöhnlichen Leben die beiden Verwandten in allzu großer Harmonie zuſammen gelebt, hätte man gerade nicht behaupten können; im Gegentheil, es fehlte da nicht an kleinen Neckereien, und wenn Alice auch geſcheidt genug war, um nicht nach Art mancher Mädchen über Alles empfindlich zu ſein, ſo machte ſie doch hievon bei Victor eine Ausnahme, und ein Wort von ihm über den altmodiſchen Stoff ihres Kleides oder über eine Façon an demſelben, die vor zehn Jahren Mode geweſen ſei, konnte ſie veranlaſſen, ihre reizenden Lippen zu öffnen, nicht um zu ſprechen, ſondern um unwillkürlich ihre feſt auf einander gepreßten Zähne zu zeigen, und um aus ihren dunkeln Augen einen Blick zu entſenden, der nie ohne Eindruck auf ihn blieb und der ihn einmal zu dem Ausdrucke veranlaßt hatte: „In dieſem Augenblick, Alice, verhüllte ſich dein guter Engel.“

Wenn er ſich aber an das Inſtrument ſetzte und unter ſeinem meiſterhaften Spiel die gewaltigen Klänge, bald wild verlockend, bald grollend und murmelnd, emporſtiegen an das Herz ſeiner aufmerkſamen Zuhörerin, wenn dann zwiſchen den hohnlachenden Accorden leichte, klagende Laute anklangen, weich und ſchmelzend, hingebend und verſöhnend, dann ſetzte ſie ſich leiſe neben ihn, näher, ganz nahe, legte auch wohl die Hand auf ſeine Schulter, zuweilen auch ihre Stirne, und fing nicht ſelten an, ihm mit ſolcher Phantaſie die Tonfiguren ſeiner muſikaliſchen Schwärmereien in begeiſterten Worten vorzuführen, daß er erſtaunt lauſchte, bereitwillig auf ihre Bilder einging, und es ſpäter häufig aus tiefer Seele bedauert hatte, daß es ihm nicht möglich geweſen, den Flug ihrer Gedanken niederzuſchreiben. — „Das iſt ſehr einfach,“ hatte ſie alsdann mild lächelnd geſagt, „ſchreibe

nieder, was du gespielt, und Jeder, der ein fühlendes Herz hat, muß dasselbe empfinden, was ich vorhin ausgesprochen."

Dann aber hatte sich oft mit einem Male ihr ganzes Wesen verändern können; sie erwachte wie aus einem Traume, verzog ihren so lieblichen Mund zu einem fast verächtlichen Lächeln und sagte, indem sie achselzuckend den Kopf warf: „O Victor, was bist Du leichtgläubig! Denkst Du wirklich, es sei mir ernst mit dem, was ich da eben gesagt? Fühlst Du nicht, daß ich mir einmal herausgenommen habe, mich ein klein wenig über den hohen Herrn lustig zu machen, der so geringschätzend auf meine tägliche Beschäftigung herabzusehen gewohnt ist? — Und meinst Du denn wirklich, es sei so schwer, Worte an einander zu reihen, die sich anhören, als stecke etwas ganz Besonderes dahinter?"

In solchen Augenblicken hatte er sie erstaunt angeschaut, hatte seine Hand zurückgezogen, die er eben im Begriffe gewesen mit Herzlichkeit, ja mit Innigkeit auf die ihrige zu legen, und er hatte sich nicht enthalten können, alsdann zu antworten: „Das sind aber nicht nur Worte, willkürlich an einander gereiht, das sind Gedanken, Gefühle, und wenn Dein Herz nicht durch sie bewegt worden wäre, so wärest Du nicht im Stande gewesen, sie auszusprechen."

„O über Deine Einbildung!" lachte sie dann laut und fröhlich. „Was mein Herz anbelangt, so habe ich dort noch keine Bewegung gespürt, mein Sinn aber, lieber Victor, wird nur, wie Du oft Gelegenheit hattest zu bemerken, von etwas Praktischem eingenommen und bewegt; was darüber hinaus liegt, ist mir ja zu hoch und läßt mich kalt."

Dann hatte der junge Mann nach einem längeren Stillschweigen eingelenkt und zu ihr gesagt, während unter seinen Händen sanfte, melodische Klänge aus den Saiten ertönten:

„Sei nicht so hart, Alice! Thu' mir nicht den Schmerz, auf die schroffen Ansichten Deines Vaters einzugehen; ihn läßt alles

das kalt und gleichgültig, was Kunſt heißt, um mich nicht noch härter auszudrücken; er liebt die Proſa des Lebens und findet ſich nur dann wohl, wenn er Alles, worin man Spuren von Geſchmack und einer regen Phantaſie erblicken kann, aus ſeiner Nähe entfernt hat."

„Und das hat er gethan?" hatte Alice halb fragend, halb beiſtimmend geſagt, indem ihre Augen eigenthümlich auf den jungen Mann blitzten. „Deiner Anſicht nach hat er das gethan, und deßhalb findeſt Du unſer ganzes Leben und Treiben ſo alltäglich, ſo ohne Poeſie, ſo ohne Phantaſie, ſo geſchmacklos. — Ah!"

Das Ah! hatte ſie ziemlich heftig herausgeſtoßen und dabei eine ungeduldige Bewegung nicht unterdrücken können.

„Daſſelbe habe ich ſchon oft von euch hören müſſen, Du haſt es mir mit Bitterkeit geſagt, Dein Vater mit einer gewiſſen Art von Mitleiden —"

„Und wir Beide mit großem Rechte," hatte das junge Mädchen entſchieden erwiedert, gleich darauf aber mit ſehr weicher Stimme hinzugeſetzt: „Gib zu, Victor, daß ich Recht habe. Du fühlſt Dich hier bei uns unbehaglich, nicht zu Hauſe; Du kommſt aus Gewohnheit, und biſt glückſelig, wenn die kurze Zeit, die Du glaubſt uns widmen zu müſſen, wieder vorbeigegangen iſt. Hier bei uns langweilſt Du Dich, biſt zerſtreut; Du denkſt an die andern Cirkel, die Du beſuchſt, oder an die vornehmen, glänzenden Kreiſe — ich weiß das wohl, — und ſtellſt Vergleichungen an, bei denen wir natürlicher Weiſe ſehr zurückſtehen müſſen."

Darauf hatte Victor gewöhnlich mit einem Achſelzucken geantwortet, vielleicht, weil er tief bei ſich fühlte, daß das junge Mädchen Recht habe.

Sie hatte ihre Hand leicht zuſammengedrückt und fuhr dann fort, indem ihre dunklen Augen weit, weit, in unabſehbare Fernen zu blicken ſchienen:

„Da betritt Dein Fuß weiche Teppiche, wie ſie aus dem

Orient kommen, und wie ſie in großen Ballen im Speditions-magazine drunten liegen. Da iſt Dein Auge geblendet von unzähligen Wachskerzen, von jenen feinen, duftenden Kerzen, die der Vater aus Frankreich bezieht und von denen er ſchon oft geſagt hat, er begreife nicht, wie Jemand ſo verrückt ſein könne, den theuren Stoff in Rauch aufgehen zu laſſen. Da läſſeſt Du Dich nieder zwiſchen blühenden Büſchen und ganzen Maſſen der herrlichſten Blumen, auf weichen Fauteuils, die freilich ganz anders ausſchauen als die unſrigen, — da endlich ſchwillt Dein Herz auf, das bei uns wie zuſammengeſchnürt war; es öffnet ſich, es fühlt, es lebt bei den anerkennenden Worten, mit denen man Dich, den Künſtler, empfängt."

„Das Letzte iſt das einzig Wahre von dem, was Du geſagt," hatte er darauf zur Antwort gegeben, indem er das ſchöne, glühende Mädchen betrachtete, deren Augen bei ähnlichen Reden flammten, und deren leicht geöffnete Lippen die blendenden Zähne durchſchimmern ließen. „Glaube mir, Alice, ich vermiſſe hier bei euch weder Teppiche, noch Wachskerzen, noch weiche Fauteuils: aber was ich vermiſſe, iſt ein anerkennendes Wort über die Kunſt, die meine ganze Seele erfüllt, und der ich mich, mag man auch noch ſo viele Achſeln darüber zucken, mit Leib und Seele hingegeben. Wenn ich komme, und Du, die wohl weiß, daß es mir nun einmal unmöglich iſt, mit Deinem Vater über Kaffee und Zucker zu reden, öffneſt mir freundlich den Flügel, ſo ſehe ich ſchon die mitleidige Miene des Herrn Duvallet, und wie es ihm mit einigem Wohlwollen für mich ein wahres Bedauern einflößt, daß ein junger Menſch, der doch von der Natur nicht ſo gar vernachläſſigt iſt, ſeine koſtbare Zeit damit hinbringt, auf dem Fortepiano zu ſpielen und gutes, reines Papier mit ſchwarzen Noten zu beſudeln. — Es iſt wahr," hatte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fortgefahren, „alles das verſtimmt mich und macht mich fremd hier im Hauſe. Ja, wenn Du nicht wärſt, Alice,"

Gemeinde der Auserwählten hielt ihn für ein erkornes Rüſtzeug und da der Mann trotz ſeines Weinſchanks täglich mehr zurückging, ſo miethete man, um ihn einigermaßen unter die Arme zu greifen, den obern Stock ſeines Hauſes und ließ dort ein paar große Zimmer zu Bet-Verſammlungen einrichten.

Wer in jenem Stadt-Viertel keine Geſchäfte hatte, ließ ſich, namentlich des Abends, dort nicht ſehen; über den ziemlich breiten Fluß drang nicht Klang noch Geſang ans andere Ufer und dort hinaus befand ſich ein zweiter Betſaal, wohin ſich die Gemeinde ſpäter zurückzog, damit profane Ohren auf der Straße nichts von dem Jauchzen des Hallelujahs vernähmen.

Der Färbermeiſter hatte, um keine Gäſte aus der niedern Klaſſe in ſeinem Lokal zu haben, für ſehr guten und theuren Wein geſorgt und ſo ſaßen in ſeinem Hauſe nur ausgewählte und feine Leute, oben nach dem lebendigen Born himmliſchen Waſſers, unten nach dem goldenen Born guten Weins trachtend. Letztere beſtanden aus alten Kaufherrn, aus üppigen Commis, Handlungs-Reiſenden und jungen Beamten, doch war die Anzahl der Gäſte immer klein, da man von einem Stammgaſt eingeführt ſein mußte. In die Wirthszimmer gelangte man von Seiten der Straße auf einer dunklen Hausflur, in die Betzimmer aber über eine kleine Altane an der Seite des Fluſſes, welche auf die Treppe zum erſten Stock

hatte er dann leiſer geſprochen, verſchwieg aber den Nachſatz, da ſie fragend und traurig zu ihm aufſchaute. — „Und Du weißt das alles," hatte er nach einer Pauſe leidenſchaftlich hinzugeſetzt, wobei er mit einem mächtigen Allegro über die Taſten ſtürmte, „alles das weißt Du, und ſtatt mich zu ermuthigen, lachſt Du über mich, und wo Deine Phantaſie einmal ſiegreich durchbrechen will, da preß'ſt Du die Hand auf Dein Herz und befiehlſt, daß es in dem ruhigen, hausbackenen Takte fortſchlagen ſoll, den der Herr Commerzienrath nun einmal als Norm aufgeſtellt hat. — Und es wird Dir leicht, das zu thun, denn Du biſt kalt und theilnahmlos, wie — wie —"

„Wie? — wie? —" war ſie ihm lachend in's Wort gefallen. „Wiederhole es nur, wie Du es ſchon oft geſagt: wie Alle, die blondes Haar haben."

Nach dieſen Worten, mit welchen ſchon häufig ein ähnlicher Streit der Beiden geendet hatte, flog das junge Mädchen empor, und wenn ſie auch lachte, ſo brauchte man doch nur auf ihre ſeltſam zuckenden Lippen zu blicken, um zu ſehen, daß dieſes Lachen ein ſehr unnatürliches und höchſt erzwungenes war. Auch überließ ſie alsdann den „unartigen Menſchen," wie ſie ihn nannte, nicht ſich ſelbſt, wie er es ihrer Anſicht nach wohl verdient hätte, ſondern Madame Duvallet wurde von Alice gezwungen, herbeizukommen, um dem Uebelthäter tüchtig ihre Meinung zu ſagen.

Dazu war aber die Commerzienräthin nicht im Stande, und es dauerte gewöhnlich nicht lange, ſo befand ſie ſich vollkommen auf Victors Seite, der ſie damit zu fangen wußte, daß er von ſeiner Zukunft ſchwärmte und darſtellte, wie dieſelbe ſein könnte, wenn man ihn mit Luſt und Liebe ſeiner Kunſt nachhängen ließe.

Je weniger die gute Frau Gelegenheit bekam, das Theater zu beſuchen, um ſo mehr war ſie für dieſes Vergnügen eingenommen. Und dahin führte ſie Victor — natürlicher Weiſe nur in Gedanken — indem er ihr lebendig ausmalte, wie es ſein

würde, wenn einmal seine erste Oper, versteht sich unter rauschendem Beifall, gegeben würde, hundertmal nacheinander, immer bei ausverkauftem Hause, Madame Duvallet in der Prosceniumsloge, freudig angestaunt von dem erregten Publikum, sie, die Verwandte, die zweite Mutter des jungen Compositeurs; neben ihr, sagte er alsdann mit einem seltsamen Lächeln, die gewesene Alice Duvallet, jetzt die Gemahlin irgend eines reichen Handelsherrn, welche diesem begreiflich machte, daß es nach solchem Erfolg vielleicht der Ehre des Hauses nicht zuwider wäre, den jungen Künstler wieder anzuerkennen.

Ueber diese Schilderung hatte Madame Duvallet auf's Herzlichste gelacht, während sich Alice auf die Lippen biß, den Kopf empor warf und mit geringschätzendem Tone sagte, Victor könne sich beruhigen, die gewesene Demoiselle Duvallet würde wohl nicht in den Fall kommen, wegen seiner ungeheuren Erfolge den Herrn Victor Barring anzuerkennen.

Einige Male war es vorgekommen, daß das junge Mädchen nach ähnlichen Aeußerungen zur Thüre hinausgegangen und in das Privatcomptoir ihres Vaters hinabgestiegen war, wo Victor sie später sitzen sah mit übergezogenen Schreibärmeln, die Feder in der Hand und so emsig copirend, als gäbe es für sie auf der Welt nichts Angenehmeres als dieses Geschäft.

Am Abend des heutigen Tages hatte Victor ziemlich lange auf sich warten lassen, so daß Alice ihrer Mutter gesagt hatte: „Du wirst sehen, Mama, er kommt nicht." — Und als er endlich doch erschien, in der gewählten Toilette, in Frack und weißer Halsbinde, da zuckte es dem jungen Mädchen seltsam durch's Herz, und es regte sich in ihr der Wunsch, er möchte lieber zu Hause geblieben sein, um ihr, wie er schon oft gethan, am andern Morgen zu erzählen, er habe den größten Theil der Nacht vor seinem Flügel gesessen und gearbeitet. Warum sie das wünschte, wußte sie sich selbst nicht genau anzugeben; es war ihr gerade, als habe

ſich Victor einen Zwang angethan zu kommen und als zähle er die Minuten, wo er wieder davon eilen könne, vielleicht jenen Kreiſen zu, wo man unter zahlreichen Wachskerzen auf weichen Teppichen wandelte.

„Und wenn es wirklich ſo iſt, was kümmert's mich denn eigentlich?“ hatte ſie darauf trotzig zu ſich ſelber geſagt. Später hatte ſie ſich wohl neben den Flügel geſetzt, doch nicht neben den Spielenden; ſie konnte mit ſeinen Phantaſieen nicht recht ſympathiſiren; es klang ihr aus den Tönen etwas Fremdes, Abſtoßendes entgegen, etwas Feindſeliges, vor dem ſie zurückſchauerte und das ſie aus dem weichſten und melodiſchſten Thema herausfühlte, ein greller unheimlicher Ton, wenn Victor ihn auch noch ſo künſtlich mit leichten Ranken zu umſpinnen ſuchte.

Auch war noch ein anderer Zuhörer anweſend, deſſen verſchwenderiſches Lob den Künſtler gewiß nicht erfreute, ſondern vielmehr veranlaßte, baroke, disharmoniſche Sätze in ſein Spiel zu verweben.

Dies war Herr Kohler, ein Kaufmann, der ſich ſelbſt penſionirt, und bei ſich ſelbſt zur Ruhe geſetzt hatte. Nach den mühevollſten, unermüdlichſten Arbeiten hatte er genau mit dem fünfzigſten Lebensjahre ſo viel verdient, daß er ſehr anſtändig davon leben konnte. Verheirathet war Herr Kohler nie geweſen, fand auch durchaus keinen Beruf, jetzt noch in den Stand der heiligen Ehe zu treten; er wollte, wozu er früher die Mittel nicht gehabt, nun anfangen ſeine Jugend recht zu genießen. Dies betrieb er als verſtändiger Mann ſyſtematiſch und hatte vorſichtig genug ſeinen Hausarzt um Rath gefragt, welche Lebensweiſe er nunmehr ergreifen ſolle. „Vor allen Dingen aber,“ hatte er dabei hinzugeſetzt, „will ich es mir gut ſein laſſen.“

Herr Kohler, der ziemlich wohl beleibt war, ſehr an Echauffement litt, was ſich an ſeinem etwas zu rothen Geſichte und dem beſtändigen Pruſten kund gab, war hierauf von ſeinem Arzte vor

den Spiegel geführt und von ihm eingeladen worden, gefälligst einmal aufmerksam sein, des Herrn Kohlers, Gesicht zu betrachten. Dann hatte der Aeskulap gesagt: „Wenn Sie unter dem ‚es sich wohl sein lassen' verstehen, sich nun auf die faule Haut zu legen und zu essen und zu trinken, was Gutes in Sie hineingeht, so können Sie auch zehn Ihrer Lebensrenten in zwölf Monaten verzehren, und wenn Sie das zweimal thun, sind Sie fertig; Ihnen hilft kein Gott mehr, wir erleben an Ihnen den schönsten Schlag, den sich ein Arzt nur wünschen kann. Wollen Sie aber Ihr Errungenes noch lange Jahre genießen, so leben sie verständig, essen gut, aber nicht zuviel, trinken nicht schlecht, aber mäßig; und vor allen Dingen machen Sie sich die größtmöglichste Bewegung."

Das Letztere war dem Herrn Kohler am unangenehmsten; er, der sein ganzes Leben in einem ewigen, unaufhörlichen Kreislauf verbracht, der von Morgens sechs bis Abends acht, oft aber bis zehn und eilf Uhr auf dem Comptoir, auf der Post, auf der Straße, von einer Fabrik zur andern rennend — denn er war früher Geschäftsreisender, später Makler gewesen — zugebracht hatte, glaubte es nun als das höchste Glück betrachten zu können, wenn er von jetzt ab mit der langen Pfeife den ganzen Morgen unter den Fenstern seiner Wohnung liegen und mit einem gewissen Schadenfreude seine ehemaligen Collegen sehen könnte, wie diese als lebendige Preiscourante und Musterkarten Straße auf und Straße ab liefen, so viel Dutzend ewiger Juden. Ja, Herr Kohler hatte sich durch diese Idee poetisch gestimmt gefühlt, er hatte die schwarze Tafel, die so lange Jahre hindurch, zur Notirung von Aufträgen bereit, vor seiner Wohnung gehangen, nun hereingenommen, sie ebenfalls feierlich pensionirt, und mit Beziehung auf sein strapaziöses Leben und Treiben als Handelsreisender darauf geschrieben: „Das Eichhörnchen hat so lange mühsam sein Futter gesucht, daß es nun ausruhen darf im Schatten des errungenen Baumes."

Was nun dieſes Ausruhen anbelangt, ſo hatte ſich Herr Kohler gewaltig verrechnet, nicht nur dem Ausſpruche des Arztes folgend, ſondern da er fand, daß es ihm ſchlechterdings unmöglich ſei, ſeine Stunden in ruhiger Beſchaulichkeit hinzubringen. Schon mit dem langen Schlafen wollte es ihm nicht gelingen; um fünf Uhr wachte er auf, und da er ſich in der erſten Zeit einbildete, er müſſe um ſechs Uhr auf die Poſt, um wichtige Briefe ſelbſt in Empfang zu nehmen, ſo war es ihm ſchon ein paarmal geſchehen, daß er erſt am Schalter zur Beſinnung gekommen, als ihm der dienſtthuende Sekretär auf ſeine Frage lächelnd zur Antwort gegeben hatte: „Die Firma J. H. C. von Gottlob Kohler's ſelige Wittib und Sohn iſt eingegangen.“

Auch war es ihm ſchon häufig paſſirt, daß er, beim Kaffee ruhig die Zeitung leſend und die Nachricht von einer verheerenden Krankheit unter den Seidenraupen findend, augenblicklich davon lief, um befreundeten Firmen noch ſeine bedeutenden Reſte der vorjährigen Ernte anzubieten.

Als ſich nun Herr Kohler gewaltſam zur Ruhe zwang, Morgens bis ſieben Uhr im Bette blieb, dann bis zehn Uhr Kaffee trank und die lange Pfeife rauchte, wurde er nachdenklich, melancholiſch, hatte [redacted]dlungen von Lebensüberdruß und ſtreifte hart an der furch[redacted]ppe vorbei, ſich dem Pietismus in die Arme zu werf[redacted]ſuchte einſame Orte bei ſeinen Spaziergängen, und Bekan[redacted], die ihn ſo langſamen Schrittes dahinſchleichen ſahen, behaupteten, er ſuche nach einer zweckmäßigeren Coconhaſpelmaſchine, oder er denke darüber nach, wie die rohe Seide am unparteiiſchſten für beide Theile zu ſtationiren wäre.

Dem war aber nicht ſo; Herr Kohler dachte wohl über etwas nach, aber es war über die Art ſeiner Beſchäftigung, die ihn in der nothwendigen Anſtrengung erhielt, die ihm erlaubte, den ganzen Tag thätig zu ſein und doch ſein eigener Herr zu bleiben. Endlich hatte er dies Räthſel gelöst zu ſeiner eigenen Genugthuung, zur

Zufriedenheit seines Arztes, zum Staunen seiner Freunde. Herr Kohler beschloß, ein Geschäft daraus zu machen, das Thun und Treiben seiner Mitmenschen zu beobachten, zu überwachen, nicht in böswilliger Absicht, um sich an ihren Fehlern oder Schwächen zu erfreuen — Gott bewahre! nur um seine Zeit nützlich hinzubringen. Es war dies ein Gedanke, auf den er stolz sein zu dürfen glaubte und den er auf's Umfassendste in's Werk setzte. Hatte er nun doch wieder einen Grund, Morgens um fünf Uhr aufzustehen, seinen Kaffee hinunter zu schlingen, um rechtzeitig vor sechs Uhr auf der Post erscheinen zu können, nicht um seine Briefe in Empfang zu nehmen, denn die Firma J. H. C. von Gottlob Kohler's selige Wittib und Sohn existirte ja nicht mehr, nein, um die Abfahrt von zwei Eilwagen und zwei Journalièren zu beaufsichtigen, welche um diese Stunde den Posthof verließen. Darin war Herr Kohler gewissenhafter als der Conducteur und der verlesende Sekretär; nicht nur, daß er wissen mußte, ob sämmtliche Wagen besetzt waren, ob Jeder seinen richtigen Platz inne habe, so war es ihm nebenbei auch durchaus nicht wie jenen Beamten gleichgültig, ob Nummer vier zum Beispiel nicht eintraf, sondern Herr Kohler mußte alsdann in seine Erfahrung zu bringen suchen, warum der betreffende Passagier nicht erschienen war.

Dabei nahm der ehemalige Makler den innigsten Antheil an allen schmerzlichen Abschiedsscenen, sowie an den freudigen Bewillkommnungen; bei letzteren fühlte er mit, schüttelte wildfremden Menschen zu ihrem großen Erstaunen freundschaftlich die Hand; im ersteren tröstete er Wittwen und Waisen, gab schutzlos abreisenden Jungfrauen heilsame Rathschläge mit auf den Weg und erwies sich ebenso angenehm als nützlich.

Da der Mensch aus lauter Gewohnheiten zusammengesetzt ist, so schien nach einiger Zeit die Anwesenheit des Herrn Kohler auf dem Posthofe für Sekretäre, Conducteure, Postillone und Postklepper zur Nothwendigkeit geworden zu sein, und es kam der Fall

vor, daß die Eilwagen ihre Abfahrt um ein paar Minuten verzögerten, weil Herr Kohler sich verspätet hatte und nicht zur rechten Zeit mit seiner Visitation fertig geworden war. Hierauf ging er aber auch stolz im Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, von dannen, um seine Uhr genau nach der der Hauptkirche der Stadt zu richten.

Hatte er alsdann die Märkte inspicirt, um sich zu überzeugen, daß in keinem Artikel ein Mangel zu befürchten war, hatte er auch erfahren, um wie viel die Preise der einzelnen Victualien seit gestern gestiegen oder gefallen waren, so ging er nach den verschiedenen Schulen der Stadt, um sich vom richtigen Besuche derselben zu überzeugen, wobei wir nicht umhin können zu bemerken, daß ihm die pünktlichen sowie die faulen Schüler besser bekannt waren als dem Lehrer selbst, und daß er es hier an Lob oder eindringlichem Tadel zur Ermunterung oder zur Strafe nicht fehlen ließ.

Nachdem die Schulkinder alle in ihren verschiedenen Lokalen versammelt waren, fand Herr Kohler etwas Muße, nach Hause zu eilen, um zu sehen, ob Briefe für ihn angekommen seien, und eine halbe Stunde in seinen Zimmern zu verweilen, welche Zeit dazu bestimmt war, Geschäftsleuten oder Freunden, die ihn dringend zu sprechen wünschten, eine Audienz zu ertheilen.

Mochte aber auch diese Audienz noch so wichtig sein, so gab es etwas, was Herrn Kohler veranlassen konnte, mitten in der besten Unterhaltung zerstreut zu werden, an das Fenster zu eilen, und die Besprechung möglichst rasch abzubrechen. Dies war der Klang einer Militärmusik oder auch nur das Wirbeln von ein paar einfachen Trommeln, welche anzeigten, daß Militär zu irgend einer Parade oder zum Exerciren ausziehe. Dies zu versäumen würde Herr Kohler für eine unverantwortliche Gewissenlosigkeit gehalten haben, und es war das eines seiner vielen wichtigen Geschäfte, denen er sich mit wahrer Liebe, ja mit wirklichem Enthusiasmus

hingab. Da ſah man ihn mit geſchultertem Stock und angezogenem Regenſchirm, die Naſe hoch erhoben, den kleinen Finger an der Hoſennaht — denn ſo war es ihm noch gelehrt worden, als er einſtens bei der Infanterie gedient — und ſehr auswärts gebogenen Füßen, ſtramm und ſtraff, in einer Linie mit dem Tambourmajor einherkommen. Es that ſeinem Herzen wohl, nach dem Klang des vaterländiſchen Kalbfells zu marſchiren, er fühlte ſich um dreißig Jahre zurückverſetzt und dachte ſich ſo lebhaft in jene glorreiche Zeit zurück, daß er den Stock auf die Schulter nahm, wenn dies Commando in Bezug auf die Gewehre erſchallte, und daß er auf das Commando: rührt euch! verwegen mit ſeinen Armen ſchlenkerte.

Herrn Kohler's Vergnügen, dem Exerciren oder der Parade zuzuſchauen, konnte übrigens dadurch geſchmälert werden, wenn vielleicht gerade zur ſelben Stunde ein bedeutender Eilwagen abging oder ankam; da ſah man ihn denn oft ſchweißtriefend und mit erhitztem Geſichte und beſtaubten Brillen — er trug welche mit blaßblauen Gläſern — auf die Poſt rennen, nachdem er drüben ſeine Pflicht genügend gethan.

Indeſſen gab es auch eine Zeit, wo ſowohl das Exerciren als der Abgang und die Ankunft einiger Eilwagen verſäumt werden mußte, aber das bei einer Gelegenheit, wo ſich der ehemalige Makler tröſtend ſagen konnte, ihn rufen höhere Pflichten, er opfere das Geringere dem Wichtigeren. Dies war nämlich zur Zeit der großen vierteljährigen Aſſiſenſitzungen, wo Herr Kohler ſchon vorher ſo viel zu thun hatte, daß er beim Beginn derſelben ſichtlich abgemagert war. Er mußte nämlich die Bekanntſchaft des Präſidenten des Aſſiſenhofes machen, mußte Veranlaſſung nehmen, mit den Geſchwornen einen freundſchaftlichen Händedruck zu wechſeln, wobei er es für nothwendig hielt, auch noch nebenbei perſönlich die Hauptdiebe und Mörder kennen zu lernen.

So ausgerüſtet konnte es nicht fehlen, daß Herr Kohler im

Stande war, den Verhandlungen mit unglaublichem Nutzen zu folgen, und ſich ſein Blick in dieſen Angelegenheiten ſo verſchärft hatte, daß er häufig im Stande war, den Ausgang einer Verhandlung vorauszuſagen.

Wir können nicht umhin zu bemerken, daß Herr Kohler in ſeiner politiſchen Meinung rechts überhing, daß er das conſtitutionelle Leben aus voller Seele haßte und dies ohne alle Frage aus dem einzigen Grunde, weil es ihm nicht möglich war, die nöthige Zeit zu finden, um den Kammerverhandlungen beizuwohnen.

Da nun unſer Freund alle ſeine vielen Geſchäfte mit Umſicht, Sorgfalt und Ausdauer betrieb, und da er dabei raſtlos von einem Ort zum andern eilte, ſo kann man ſich leicht denken, daß er für Fremde wie für ſeine Freunde eine höchſt ungemüthliche Erſcheinung abgab. Man war nur im Stande, flüchtig im Vorbeirennen einen Händedruck mit ihm zu wechſeln; beim Eſſen im Gaſthofe mußte er meiſtens nacherercirer, und ſchlang er Alles, was er erhielt, in fieberhafter Haſt hinunter. Die einzige Ruhe, die er ſich gönnte, und der einzige Moment, wo ſeine Freunde allenfalls im Stande waren, von ihm etwas über die Tagesereigniſſe zu erfahren, war, wenn er Abends in die geſchloſſene Geſellſchaft kam, die ihn zu beſitzen das Glück hatte, wenn er ſich ermüdet in ſeinen Stuhl niederließ, nachdem ihm der Kellner den brennenden Fidibus an den großen Porzellankopf gehalten, den er vermittelſt eines ſehr langen Rohres rauchte. Aber auch hier kam er zu keiner gemüthlichen Ruhe, denn der größte Theil des Abends ging damit hin, daß er die vielerlei Fragen beantwortete, die man ihm ſtellte, oder ſein ſchiedsrichterliches Urtheil über Vorfälle des Tages gab.

„Herr Kohler!“ rief Einer vom Spieltiſche herüber, „iſt es wahr, daß der Schneidermeiſter Bunz ſeine Frau umgebracht hat?“

„So iſt es, Herr Springer; wir hielten die Legal-Inſpection

heute Nachmittag um drei Uhr. — Ein schauderhafter Fall, der Unmensch hat seine Gattin gezwungen, die Elle zu schlucken."

„Entsetzlich!"

„Ja freilich entsetzlich."

„Waren Sie zugegen, Herr Kohler," fragte ein Anderer, „als die Geschichte mit dem Tambour vom achtzehnten Regimente passirte?"

Der Gefragte nickte stumm mit dem Kopfe.

„O bitte, wie war das eigentlich?"

„Es war, wie ich nie etwas gesehen. Der Tambour, im unerklärlichen Haß gegen seinen Offizier, sprang plötzlich vor die Front, setzte sich auf seine Trommel und erlaubte sich vor dem ganzen Bataillon etwas, was noch nie dagewesen ist, so lange es Tambour und Trommeln gibt."

„Das wird schwer bestraft werden."

„So etwas wie vier Wochen Latten."

„Herr Kohler, wann geht der Eilwagen nach X?"

„Der Eilwagen nach X geht um halb acht Uhr; ein Zweispänner, hat vier Sitze und kostet einen Thaler, zwölf und ein halb Silbergroschen."

Daß bei diesen vielen Beschäftigungen Herr Kohler glückselig war, wenn er seine Nachtruhe finden konnte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen, müssen aber hinzufügen, daß diese Nachtruhe höchst problematisch war, denn es schien, als ob sich in der Residenz, wo unsere wahrhaftige Geschichte spielt, die Feuersbrünste das Wort gegeben hätten, nur in der Nacht auszubrechen.

Natürlicher Weise fehlte unser Freund bei keinem solchen Ereignisse, und wenn er nach überstandener Gefahr todtmüde und pudelnaß nach Hause zurückkehrte, so konnte ihn nur das Bewußtsein aufrecht erhalten, daß er dem Brande sowie den Löschversuchen mit Ausdauer und Unerschrockenheit zugesehen.

So lebte Herr Kohler „still und harmlos"; er war auf dem

führte und auf diese Art war hinlänglich dafür gesorgt, daß die Kinder Israel von jenen Genossen des Weins und der Sünde nicht gesehen wurden.

Was den Freitag Abend anbelangt, so hatte der Färbermeister die strengste Weisung, alsdann seine Gaststube geschlossen zu halten und durfte derselbe keine Kunden empfangen, doch umging er dieses Gebot, indem er seinen Stammgästen ein kleines Gemach nach dem Flusse hin einräumte wo sie sich ruhig verhalten mußten.

Nachdem ich dem Herrn Specht das feierliche Versprechen geleistet, keinem aus der Familie meines Vetters etwas davon zu sagen, daß ich begnadigt worden sei, die Versammlungen der Frommen zu besuchen, nahm er mich den nächsten Freitag Abends gegen 7 Uhr mit sich. Wir kamen in jenes, für mich bis dahin ganz unbekanntes Stadt-Viertel und es dunkelte bereits, als wir über die Altane schritten, unter welcher das stille trübe Wasser des Flusses melancholisch dahinrauschte.

Ich weiß nicht, warum ich mit klopfendem Herzen und ängstlichen Gefühlen in die Versammlung trat. Da saßen die Begnadigten auf einfachen Stühlen und Bänken, Männer von jedem Alter, sowie alte und junge Frauen. Da ich in der Stadt überhaupt wenig Bekanntschaften hatte, so sah ich nur ein einziges Gesicht, das mir nicht fremd war, dasjenige meines Schusters, der mich freundlich blinzelnd von der Seite ansah und fast unmerklich

Poſthofe, vor der Schule, auf dem Exercirplatz, bei den Aſſiſen-Verhandlungen, kurz beinahe überall, wo ſich müßige Menſchen einfanden, unentbehrlich geworden; er war ſeinen Freunden ein lebendiges Adreßbuch, ein Wegweiſer, ein Tagblatt, ein Preis-courant.

Da geſchah etwas, was beinahe die ganze Lebensrichtung unſeres Freundes verändert, ihn ſelbſt auf Wochen ja Monate in düſterem Hinbrüten erſcheinen ließ, in einem finſtern Nachdenken, durch das er lange nicht zu einem Reſultate kommen konnte. — Es wurden Eiſenbahnen gebaut, es wurden Bahnhöfe errichtet, und das begreiflicher Weiſe nicht im Mittelpunkt der Stadt, ſondern vor verſchiedenen Thoren, ſo daß von einem zum andern eine gute Strecke Weges war.

„Wie wird das gehen, Kohler?“ hatte wohl einer oder der andere ſeiner Bekannten zu ihm geſagt: „Die Poſten werden an die Bahnhöfe verlegt und von dort gehen jeden Augenblick Züge nach allen Richtungen ab.“

Kohler hatte mit einem unglaubigen, etwas matten Lächeln geantwortet. „Das geht nicht ſo ſchnell,“ hatte er geſagt; „die Poſt iſt und bleibt doch der Mittelpunkt für allen Verkehr.“

Aber dem war nicht ſo:

Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch bläst man dort einmal.

Die Poſt blieb nicht der Mittelpunkt des Verkehrs; die Haupt-eilwagenrouten ſchmolzen gleich bei Eröffnung der Eiſenbahn zu einem ſehr obſcuren Nachtdienſt zuſammen; die Poſthalterei wurde mehr als decimirt; ein Poſtillon in ſeinem bunten Anzuge und mit luſtigem Federbuſch fing an ein Ereigniß zu werden; die großen Wagenſchuppen ſchloßen ſich einer nach dem andern, um nicht mehr geöffnet zu werden, und Herr Kohler ſah das mit Ent-ſetzen. Es war rührend anzuſchauen, wie er und der Portier der

Post in wahrer Herzensangst den Hof durchschritten, wo schon an verschiedenen Stellen Gras zu keimen begann.

Endlich fing es auch an, im Hauptgebäude trostlos und unheimlich zu werden; die Briefkasten sowie die Behälter mit dem allgemeinen Postreglement verschwanden von den Außenwänden, und Herr Kohler konnte ein leises Schluchzen fast nicht unterdrücken, als er an der Wand die viereckigen Flecke sah, die sich an der alternden Mauer gebildet, und wahrhaft melancholisch von vergangenen schöneren Tagen zu sprechen schienen.

Da an einem schönen Morgen — es war ein Frühlingsmorgen mit brillantem Sonnenschein — da fand Herr Kohler, als er zur Post ging, zum ersten Mal, so lange er sich denken konnte, das große eiserne Gitterthor verschlossen. Ihn schauerte. — Auf dem Pflaster des Hofes lag Stroh umher, ebenso hing solches aus den trostlos geöffneten Fenstern. Herr Kohler war wie betäubt. Der Tradition nach soll er von außen seine glühende Stirne an das kalte Gitter gedrückt haben, während der ehemalige Postportier es von innen so gemacht. Dann hätten sich — heißt es weiter — Beider Hände zu einem leisen Druck vereinigt, zwei Paar Thränen seien geflossen, und Beide seien von dannen gegangen mit verhüllten Angesichtern. — Wehe!

Die Spinne verrichtet Thürsteherdienste in des Kaisers Hallen,
Die Eule stimmt das Feldgeschrei in Afrasiab's Palast an.

Glücklicher Weise waren Geist und Körper unseres Freundes elastisch genug, um diesen Schlag nicht nur auszuhalten, sondern ihn auch zu verschmerzen. Es mußte ein kühner Entschluß gefaßt werden, und Herr Kohler faßte ihn. Da es nicht möglich war, die Eisenbahn gleich den Kammerverhandlungen zu ignoriren, so mußte er sich diesem neuen Element anpassen und er that es mit Erfolg. Daß er bei der Abfahrt jedes Zuges gegenwärtig gewesen, wollen wir nicht behaupten, aber er that sein Mögliches,

um die Courier- und Schnellzüge nicht zu verſäumen, und brachte es auch hier wie auf der Poſt in Kurzem ſo weit, der Menſchheit nützlich zu werden.

So ſah man ihn häufig in den Warteſälen ſtehen, und den eilig Heranſtürzenden den Weg zum Gepäckbureau oder zur Einſteigehalle zeigen. Wie es ihm dabei ſchon vorgekommen war, daß ihm ein dankbarer Reiſender einen Silbergroſchen in die Hand zu drücken verſuchte, erzählte er mit Stolz als einen Beweis, wie ſehr er ſich bemühe, der Menſchheit nützlich zu ſein. — Dieſe Perſönlichkeit nun, die wir im Gefühl der Verehrung und Freundſchaft dem geneigten Leſer vielleicht etwas zu weitläufig geſchildert, lehnte, wie früher ſchon bemerkt, an dem Flügel in dem Hauſe des Commerzienrathes Duvallet und war für Victor Barring ein ſehr dankbares Publikum. Herr Kohler, der faſt nie in Geſellſchaft ging, verſäumte dagegen auch wieder nicht die jährlich wiederkehrende heutige Soirée ſeines alten treuen Freundes, den er ſich in der weißen Halsbinde, friſirt à la Igel, mit dem kleinen Hute unter dem Arme, noch ſehr wohl denken konnte.

„Famos," ſagte Herr Kohler zwiſchen dem Spiele Victors. „Ganz delicios! namentlich das Letztere; ganz recht, das da! — Rumibumidibibumbumbumbum! Es iſt gerade, als hörte ich marſchiren; wenn ich die Augen ſchließe, könnte ich verſucht werden mitzulaufen. — — Das da gefällt mir ſchon weniger," fuhr er nach einer Pauſe fort; „es iſt auch wunderbar geſpielt; gewiß aus Ihrer Oper?"

Victor ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Aber es könnte daraus ſein," ſprach der Andere mit Beſtimmtheit. „Wiſſen Sie, ſo eine Liebesſcene begleitend; er ſitzt rechts von ihr abgewendet, ſie links von ihm abgewendet. Dibodibo — So, jetzt nähern Sie ſich. Ich verſichere Sie, Victor," ſagte er nach einem kurzen Stillſchweigen ſeufzend, „daß ich einige

Anlage zur Dichtkunst in mir verspüre. Ich glaube, es sollte mir gelingen, einen Operntext zu machen."

„So versuchen Sie es einmal."

„Ich wüßte auch einige pikante Titel. Was meinen Sie z. B. dazu: der letzte Postillon —? Er verläßt das Geschäft, weil man ihm sein schönes Gespann verkauft hat; er fühlt sich zu gut, eine ganz gemeine Journalière zu führen. Der Posthalter, der ihn entläßt, bittet ihn, das verkaufte Gespann einem Gutsbesitzer zu bringen, der dort hinten drüben in dem Wald wohnt. Er reitet fort unter irgend einem melancholischen Gesang.

O ho ho ho!
So jung, so froh,
Der Postillon von Longjumeau.

Wissen Sie, gerade so könnte er singen, nur ganz anders. — Er kommt in den Wald und findet dort eine Chaise im Dreck stecken, worin eine wunderschöne junge Dame sitzt.

„In der Chaise hoffentlich."

„Versteht sich von selbst. Da haben Sie das Schwerste an der ganzen Oper, die Exposition. Ueberlegen Sie sich das einmal."

„Ich will mir's überlegen," erwiederte Victor lächelnd, indem er, auf die Gedanken des Herrn Kohler eingehend, Töne hervorrief, die unsere Phantasie uns erklingen läßt, wenn wir durch den aufhorchenden, so seltsam summenden Wald dahinschreiten, ein liebes Bild im Herzen.

„Aber nicht wahr, Victor," fragte Herr Kohler nach einer Pause, „Sie schreiben an einer Oper? Eine Dame meiner Bekanntschaft hat es mir gesagt," setzte er wichtig hinzu, „die Baronin von Molitor."

„Die Baronin Molitor?" fragte erstaunt der Clavierspieler, indem seine Finger und musikalischen Gedanken einen Seitensprung machten, während dem er rasch aufblickte und mit Vergnügen zu

ſehen ſchien, daß Alice im Nebenzimmer ſich zu ihrer Mutter herabgebeugt hatte und mit derſelben ſprach.

„Sie ſelbſt," antwortete Herr Kohler, wobei er ſeinen Mund ſpitzte und die blaßblaue Brille mit großer Selbſtgefälligkeit feſt auf ſeine Naſe drückte. „Die Baronin kam vorige Woche von ihrem Gute; ich war zufällig an der Eiſenbahn und hatte das Glück, ihr beim Ausſteigen behülflich ſein zu dürfen."

„Nun, und dann?" fragte Victor dringend, während er ſcheinbar gleichgültig ſeine Finger über die Taſten hinlaufen ließ.

„Nun, die Baronin ſprach von Dieſem und Jenem; Sie wiſſen, daß ſie einiges Zutrauen zu mir beſitzt, denn eine Zeitlang — damals, nun Sie verſtehen mich? — vermittelte ich zwiſchen ihr und dem Banquier ihres Gemahls. Sie ſprach alſo von Ihnen, ſich wohl erinnernd, daß wir Beide genau bekannt ſind, und lobte Sie und Ihre Talente, na, wie man nur was loben kann; ſie redete von einer Oper, welche Sie geſchrieben, und erwähnte dabei einiger Sachen, die Sie ihr vorgeſpielt, — etwas Meiſterhaftes, etwas Unvergleichliches!"

„Sie iſt zu gut für mich," entgegnete der junge Muſiker zerſtreut.

„Und darauf können Sie ſich etwas einbilden," verſetzte Herr Kohler. „Eine Frau, die in ihren Kreiſen den Ton angibt!"

„Ja," ſagte Victor kopfnickend.

„Eine geiſtreiche Frau."

„Gewiß."

„Eine wunderſchöne Frau. Ah! in der That, gewiß wunderſchön!" ſprach Herr Kohler enthuſiaſtiſch, nachdem er ſeine Fingerſpitzen an die Lippen geführt und die Geberde eines Kuſſes gemacht.

„Das iſt Alles wahr," entgegnete Victor träumeriſch, „und ich muß mich glücklich ſchätzen, daß ſie meiner freundlich gedenkt."

„Parole! — auf's Allerfreundlichſte," ſagte der Andere. Dann warf er einen Blick in das Nebenzimmer, lehnte ſich über den

Flügel vertraulich zu Victor hinüber, und ſprach mit leiſerer Stimme: „Apropos! ich hätte nicht gedacht, Sie hier zu finden, heute Abend iſt eine große Soirée bei der Baronin.“

„So?“ fragte Victor im gleichgültigſten Tone der Welt.

„O Sie junges Krokodil!“ erwiederte Herr Kohler lächelnd; „mir wollen Sie weiß machen, Sie wüßten nichts davon? Und ſehe ich doch an Ihrem Anzuge, daß Sie wenigſtens die Abſicht hatten, anders wohin zu gehen. Kommt man vielleicht hieher in einer weißen Halsbinde?“

„Bin ich nicht da mit einer ſolchen?“

„Nun ja, das wundert mich auch genug. Es iſt eine Soirée, wie ich gehört, welche die Baronin veranſtaltet, Tableaux und dergleichen. Was weiß ich? Es iſt immer irgend ein Amuſement los für die, welche ſich amuſiren wollen.“

„Und Sie?“

„Nun, ich zwinge mich auch, mich zu amuſiren. Aber es will mir nicht immer gelingen. Deßhalb gehe ich ſo ſpät wie möglich.“

Victor zuckte bei dieſen Worten mit den Achſeln, und unter ſeinen Fingern quollen aus den Saiten wilde, trübe, lang nachhallende Accorde hervor.

„Da hätte ich geglaubt,“ fuhr Herr Kohler fort, „daß Sie nicht fehlen dürften. Bei dieſen Tableaux muß doch Jemand am Clavier begleiten, und wer könnte das beſſer thun als Sie mit Ihrem Talente und Ihrer Phantaſie?“

„Die Boronin weiß, daß ich bei ſolchen Veranlaſſungen nie ſpiele,“ ſagte ruhig der Künſtler; „vor allen Dingen nicht in großer Geſellſchaft.“

„Hm! Hm!“ huſtete Herr Kohler etwas auffallend, und als er gleich darauf in ſehr animirtem Tone ſagte: „O bitte, Victor, ſpielen Sie das noch einmal!“ blickte dieſer auf und ſah, daß Alice wieder in das Zimmer getreten war.

Sie ſetzte ſich neben den Flügel hin, ſtützte ihren Arm auf

denſelben, und legte den Kopf in die Hand, ſo einige Augenblicke dem Spiel des jungen Mannes lauſchend. Aber wie ſchon vorhin bemerkt, konnte ſie heute Abend gar nicht mit ſeinen Phantaſieen ſympathiſiren; es klangen Töne hindurch, die ſie zurückſtießen; was er vortrug, war wie ein düſteres Thal voll unheimlicher Schatten, das nur zuweilen von einem grell leuchtenden Blitze erhellt wird, wo man dann Weſen gewahrt, die einander erſchreckt anſtaunen und von denen eins vor dem andern zu fliehen ſcheint.

Das war der Zeitpunkt in unſerer wahrhaftigen Geſchichte, wo draußen der Herr Stadtrath Scheibel ſeinen Toaſt ſprach, wo die Gläſer zuſammen klangen, wo ſich Alice raſch erhob und in's Nebenzimmer ging, und wo man bald darauf die Stimme des Steuereinnehmers vernahm, welcher ſehr laut nach Victor rief.

Dieſer hörte anfänglich den Ruf nicht oder wollte ihn nicht hören, und wir glauben berechtigt zu ſein, das Letztere annehmen zu dürfen, denn beim zweiten ähnlichen nur lauteren Rufe ſah man ihn finſter ſeinen Blick erheben, und erſt beim dritten gab er zur Antwort:

„Was iſt gefällig, Herr Steuereinnehmer?“

„O nicht viel,“ antwortete dieſer wie immer bedächtig, aber mit ſehr lauter Stimme; „wir möchten Sie nämlich ſammt und ſonders gebeten haben, uns etwas Genießbares aufzuſpielen, das heißt für uns Genießbares. Sie haben doch nun wahrhaftig lange genug geſtimmt.“

„Und das nennen dieſe Vandalen ſtimmen!“ ſagte Herr Kohler kopfſchüttelnd, aber leiſe. „Es ſind doch wahrhaftig Burſche ohne alle Poeſie.“

„Wiſſen Sie, lieber Victor,“ vernahm man jetzt die Stimme des Stadtraths, „was Luſtiges. Tradiridirulala: Meinetwegen das:

Wir, wir wollen zum Zi — Za — Zimmermann ſchicken,
Zimmermann ſoll den Tanzboden flicken;
Tanzboden hat ein Loch.“

„Nein, nein,“ hörte man den Steuereinnehmer ſagen, „das ſind keine Lieder, die ſich für den heutigen Abend ſchicken. Nicht wahr, Duvallet? Mit Deiner Erlaubniß wollen wir unſer bekanntes und beliebtes Lied vornehmen, wenn es dem Herrn Victor vielleicht gefällig wäre.“ Und alsdann begann er mit ſeiner rauhen, etwas zitternden Stimme:

„Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſere Reben,
Geſegnet ſei der Rhein; geſegnet ſei der Rhein; —
Da wachſen ſie am Ufer hin und geben
Uns dieſen Labewein; uns dieſen Labewein.“

„Uns dieſen Labewein,“ ſangen die andern alten Herren in jubelndem Chor kräftig mit.

Anfänglich hatte Victor trotzig ſeine Weiſen fortſpielen wollen, da das aber namentlich in der Nähe des Flügels ſeltſam genug klang, ſo hatte ihm Herr Kohler zugeflüſtert: „Der Klügſte gibt nach.“ Auch war Alice näher getreten, hatte ihre geſchloſſene Hand auf das Inſtrument geſtützt und mit einem etwas finſteren Blicke geſagt:

„Mein Vater ſingt auch mit, Victor, und die Mutter; ich dächte faſt, Du könnteſt ihnen wohl den Gefallen thun, einzuſtimmen. Du haſt überhaupt lange genug Deinen Phantaſieen nachgegeben.“

„Viel zu lange, willſt Du wohl ſagen, Alice,“ erwiederte der junge Mann bitter. „Ich weiß wohl, daß ich mit meinen Phantaſieen euch Allen ein Dorn im Auge bin. Ja, wenn ich Menuetts oder Walzer oder alte Geſellſchaftslieder herunterleiern wollte, da wäre ich ſchon der rechte Mann. Ich weiß das wohl.“

Sie zuckte die Achſeln, öffnete ein klein wenig ihre ſchönen Lippen und ſagte, indem ſie den Kopf emporwarf:

„Du weißt, wie ſehr ich Deine Phantaſieen, überhaupt Deine Kunſt ſchätze und achte. Aber Alles hat ſeine Zeit; Du könnteſt

mir zu lieb dem Wunſche unſerer Gäſte nachkommen; wenn Du aber nicht willſt, ſo laß mich an den Flügel.“

„Dir zu lieb thu' ich, was in meinen Kräften ſteht,“ verſetzte Victor. Darauf trat er an das Pedal, lauſchte eine Sekunde auf den Geſang, und dann fiel er mit lauten und gewaltigen Accorden in der Tonart, welche den alten Herren beliebte, ſo ſicher in die herrliche Weiſe ein, daß ihn augenblicklich ein lauter Applaus dafür belohnte. Auch executirten die Sänger alle Verſe des Liedes und hätten noch mehrere geſungen, wenn deren noch da geweſen wären.

Am Schluſſe des Liedes konnte ſich der Steuereinnehmer nicht enthalten, noch einmal wie zum Danke laut und heftig in die Hände zu klopfen, wobei er den Kopf ſeiner kölniſchen Pfeife auf den Tiſch ſtellte und dieſelbe mit den Zähnen feſthielt.

„Bravo! Bravo!“ rief der Stadtrath; „da kann man doch ſehen, wie angenehm das Clavierſpiel iſt, wenn es auf die rechte Weiſe angewendet wird. Beſten Dank, Monſieur Victor,“ rief er in das Nebenzimmer hinüber.

Herr Kohler hatte ſich indeſſen mit ſehr ſpöttiſchem Geſichtsausdrucke über das Inſtrument gebeugt, als Alice das Zimmer wieder verlaſſen hatte, und ſtellte in dieſem Augenblicke den böſen Geiſt vor, wie er im Fauſt hinter Gretchen ſteht und ihr zuflüſtert: Wie anders war Dir's?

„Wie anders muß es Ihnen doch zu Muth ſein,“ ſagte der ehemalige Makler, „wenn Sie ſich in den feinen ariſtokratiſchen Kreiſen bewegen, zum Beiſpiel bei unſerer ſchönen Baronin, wo ringsum Todtenſtille herrſcht, wenn Sie einige Ihrer göttlichen Phantaſieen ſpielen, und Sie auch nicht Gefahr laufen, dadurch in Ihren ſchönen Träumen geſtört zu werden, daß ſo ein alter Philiſter verlangt, Sie ſollen: Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben! — ſpielen. Es iſt ein ganz poeſieloſes Volk, — ich bin überzeugt, unſer guter Duvallet, ſo eine brave Haut er auch

iſt, thut doch, als habe er auf Sand gebiſſen, wenn Sie den Flügel öffnen. — Man verſteht Sie nicht hier im Hauſe, es iſt doch traurig. — Die brave Nichte kann nun einmal nicht begreifen, wie man ſo thöricht ſein kann, ein gutes Brod, wie der Kaufmannsſtand bietet, zu verſchmähen, um ein Muſikant zu werden. — Muſikant, wiſſen Sie, Victor, das iſt bei denen der Ausdruck für Alles, vom Schnurranten auf der Gaſſe bis zum Hofkapellmeiſter im Theater. Die kennen keinen Unterſchied."

„Das iſt ſchon wahr: ſie kennen keinen Unterſchied," murmelte der junge Mann ergrimmt zwiſchen den Zähnen.

„Alice iſt bei weitem die Beſte," fuhr Herr Kohler fort; „Alice hätte anders werden können und müßte anders werden, wenn ihre Umgebung nicht gar zu hausbacken wäre."

„Alice fühlt tief, ſie hat ein poetiſches Gemüth," ſagte Victor nachſinnend.

„Das will ich Ihnen durchaus nicht leugnen, aber was kann aus einem poetiſchen Gemüth werden, wenn man alles Mögliche dazu thut, daſſelbe recht alltäglich zu machen! Blicken Sie um ſich; muß die Marotte des alten Duvallet, — ſonſt ſo eine brave ehrliche Seele, — immer um fünfzig Jahre zurück zu ſein, nicht auf das Mädchen einwirken? Und nicht blos ſeine Möbel ſind ſo, oder er ſelbſt hat einen Rock an, wie er zu Anfang des Jahrhunderts Mode war, nein, auch die gute Frau und Alice müſſen ſich tragen, daß man ſich oft kaum des Lachens erwehren kann."

„Und doch ſieht Alice vortrefflich aus."

„Nun, das iſt kein Wunder; nehmen Sie aber auch einmal den vollkommen tadelloſen Wuchs des Mädchens und das bischen Geſicht. Na, da muß ich ſchon bitten! Aber laſſen Sie das angezogen ſein, wie es jetzt Mode —" dabei pfiff er ſelbſtgefällig — „die Taille bis hier, und die Röcke, daß ſie kaum zum Zimmer herein können — nun, was denken Sie?"

begrüßte; man überreichte mir ein Geſangbuch, ich ließ mich an der Seite des Herrn Specht nieder und auf ein gegebenes Zeichen ſing die Gemeinde an zu ſingen:

„Es iſt noch Raum,
Mein Haus iſt noch nicht voll,
Mein Tiſch iſt noch zu leer,
Der Platz iſt da, wo jeder ſitzen ſoll,
O bringt doch Gäſte her
Und nöthigt ſie auf allen Straßen;
Ich habe viel bereiten laſſen,
Es iſt noch Raum.

Es iſt noch Raum,
Seht meinen Schaafſtall an,
Wie breit die Wände gehen,
Wie weit gegrünt, ſo weit man ſehen kann,
Da große Hürden ſtehen;
Mein Scepter und mein Buch des Lebens
Hat nicht ſo vielen Platz vergebens,
Es iſt noch Raum.

So ging das Lied fort und wurde mit gefaltenen Händen in tiefer Andacht abgeſungen. Einige lehnten ſich über ihr Buch, andere blickten begeiſtert zum Himmel, ich wußte nicht, in mir ſchien ſich die Gnade nicht regen zu wollen. Ich konnte mich nicht hineindenken und befreunden mit den ſeltſamen ſchwülſtigen Bildern dieſer Lieder, mir erſchienen jene unſeres Kirchengeſanges ſchon innig und herzlich genug. Einige Verſe des Geſanges wurden von der Gemeinde mit liſpelnder

„Ja, ich gebe das zu," ſagte Victor zerſtreut, während er pianiſſimo eine chromatiſche Tonleiter abwärts ſtieg.

Herr Kohler legte ſeine Rechte auf die Schulter des jungen Mannes, während er mit Daumen und Zeigefinger der Linken ſeine Brille faßte — er pflegte das nur zu thun, wenn er etwas mit großer Beſtimmtheit ausdrücken wollte — und ſprach dann mit ſehr langſamer Stimme:

„Setzen Sie Alice, angezogen wie es ſein muß, in den glänzendſten der Salons, die Sie zu beſuchen pflegen, wo die ſchönſten Damen ſind, und wir wollen ſehen, ob eine von ihnen neben ihr beſtehen kann."

„Jetzt aber iſt es wahrhaftig genug!" hörte man den Fabrikanten laut und fröhlich rufen.

„Laßt uns noch einmal die Gläſer füllen!" tönte darauf die Stimme des Herrn Duvallet.

„Meinetwegen," ſprach der Steuereinnehmer, „und um anzuſtoßen mit dem Wunſche, daß wir uns nächſtes Jahr am heutigen Abend wieder froh und heiter zuſammenfinden."

„Ja, ja," antwortete der Commerzienrath mit ſehr vernehmlicher Stimme. „Daß wir uns nächſtes Jahr am heutigen Abend wieder froh und heiter zuſammenfinden. Hier oder anderswo."

„Wie ſo anderswo?" riefen ein paar der alten Herren.

„Nun, nun, beruhigt euch," verſetzte der Hausherr, „ich meine nicht das Jenſeits. In unſeren Jahren! ich hoffe, das hat noch lange Zeit. Aber ich habe geſagt: anderswo, weil es mir doch auch einmal einfallen könnte, eine andere Wohnung zu beziehen. Ihr ſelbſt habt mich ja ſchon oft dazu drängen wollen. Wer weiß," ſetzte er mit einem Pathos hinzu, das ihm ſehr komiſch ließ, „vielleicht kaufe ich nächſtens ein Rittergut und bewirthe euch dort über's Jahr am heutigen Abend."

„Ah! das ließe ſich hören!" meinte der Steuereinnehmer.

„Vortrefflich!" jubelte der Stadtrath. „Auf ein ſolches

Anderswo ſtoße ich mein Glas an, daß es in —“ er ſchluckte bei dieſem Worte etwas ſchwerfällig — „lauter — Sche — Scherben zuſammenbricht. Und wenn Du wirklich ein Rittergut kaufen willſt, Bruderherz, ſo hat es nichts zu ſagen, — wenn — wir — Dir vorher — all' Deinen alten K — K — Kram zuſammen ſchlagen.“

„Das ſollſt Du thun dürfen,“ ſagte Herr Duvallet mit gutem Humor, „aber morgen, Bruderherz. Heute in der ſtillen Nacht macht es zu viel Spektakel.“

„Alſo,“ rief der Fabrikant, „darauf angeſtoßen und ausgetrunken.“

„Bis zur — Na — Nagelprobe,“ ſprach ſehr ſchwer ſchluckend Herr Scheidel.

„Und jetzt kommt das allerbeſte Glas,“ ſagte luſtig Herr Duvallet. „Ihr wißt wohl, zu welchem Lied, das zu Ehren des Wirthes ja nicht fehlen darf. Das heißt, wenn euch meine Weine geſchmeckt.“

„Ob ſie uns geſchmeckt, Bruderherz!“ erwiederte der Stadtrath mit tiefer Rührung, wobei er Herrn Duvallet umarmte und auf beide Wangen ſchmatzte. — „Ka — pital — kapi — tal waren ſie; wer das läugnet, iſt ein Phariſäer.“

„Dann iſt es aber auch Zeit zum Aufbruch,“ meinte der bedächtige Steuereinnehmer.

„Die Gläſer ſind gefüllt,“ ſagte der Fabrikant. „Fang' an Scheidel, aber nicht zu hoch.“

Der Stadtrath wandte ſich etwas ſchwerfällig gegen das Nebenzimmer und ſprach mit ſchwerer Zunge:

„Herr Victor, Sie wiſſen, was man noch zum Abſchied ſingt. Fangen Sie an und geben Sie aber Achtung, daß Sie uns nicht daraus bringen.“

Dann begann er mit etwas zitternder Stimme zu ſingen:

„Jetzt ſchwingen wir den Hut“

und

„der Wein, der Wein war gut“

fiel der Chor der alten Herren ſelig und vergnügt ein.

„Der Kaiſer trinkt Burgunderwein.
Sein ſchönſter Junker ſchenkt ihm ein.
Und ſchmeckt ihm doch nicht be—e—e—e—ſſer.“

Alice war wieder in das Nebenzimmer getreten und hatte ſich lächelnd neben den Flügel geſtellt. Victor hatte ohne Weiteres die Weiſe, welche draußen geſungen wurde, aufgenommen, und während er ſie nun variirte, blickte er in die dunklen Augen des ſchönen Mädchens und vertiefte ſich unwillkürlich in den Gedanken, den Herr Kohler vorhin ausgeſprochen. Und dieſer hatte Recht: wenn er ſich die herrliche Geſtalt dachte, die ſchon ſo wunderbar in dem einfachen, altmodiſchen Hauskleide erſchien, mit all' dem Glanz, all' der Pracht umgeben, welche wohl im Stande iſt, eine Schönheit wenn auch nicht zu ſchaffen doch zu erhöhen, wenn er ſie ſich ſo vorſtellte, umgeben von Spitzen und Blumen, von leuchtender Seide und blitzenden Brillanten, ſo mußte er ſich ſchon geſtehen, daß ſich gewiß Jedermann nach ihr wenden, um ſie ſich bemühen müſſe.

Die alten Herren draußen hatten nun ſingend wirklich den Hut geſchwungen, bei welchem Liede, da es ja dem Wirthe galt, auch Herr Kohler mitgewirkt hatte, und waren dann abgezogen in höchſt vergnüglicher Stimmung und ſich geſtehend, daß ſie einen heiteren, koſtbaren Abend verlebt.

Victor ſchloß den Flügel, trat in das Nebenzimmer, und der Commerzienrath gähnte etwas Weniges, als der junge Mann Abſchied nehmend zu ihm trat.

„Wir werden Dich wohl morgen nicht ſehen,“ ſagte er.

„O doch, ich werde jedenfalls vorbei kommen, ſei es auch nur, um mich zu erkundigen, wie ihr Alle geſchlafen habt.“

„Bei uns ist das, Gott sei Dank! eine überflüssige Frage," erwiederte lachend die Commerzienräthin. „Heute ist es freilich ein bischen später als sonst geworden, aber dafür werden wir auch desto fester schlafen. Die Ruhe des Gemüthes ist dabei die Hauptsache, und aus der kommen wir nicht heraus. Nicht wahr, Alice?"

„Ja, so ist es," versetzte das junge Mädchen mit etwas leiser Stimme. Zu gleicher Zeit bückte sie sich aber auch, um eine Serviette aufzuheben, die auf den Boden gefallen war.

Der Commerzienrath war an eins der Fenster getreten, hatte in die stille Nacht hinausgeblickt und sagte, als er nun wieder an den Tisch zurückkehrte:

„Es war das ein schöner Abend, ein gelungener Abend; ich glaube auch, daß sich unsere Freunde recht sehr amusirt haben. Ihr Beide," wandte er sich an Frau und Tochter, „habt etwas Last davon gehabt, namentlich bei unserer einigermaßen beschränkten Wohnung."

Er sprach das, indem er einen lauernden Blick auf seine Frau warf.

„Darin hast Du Recht," antwortete diese. Die beschränkte Wohnung macht, daß jede Gesellschaft für uns mit größeren Kosten, jedenfalls mit größeren Mühen verbunden ist. Hätten wir zwei oder drei Gesellschaftszimmer, — wie es sich gehörte," setzte sie mit leiserer Stimme hinzu, „so ließe man Alles stehen und liegen bis morgen früh; so aber, wo das Wohnzimmer bei guter Zeit wieder gerichtet sein muß, heißt es jetzt noch aufräumen."

„Das thätest Du auch, wenn Du sechs Gesellschaftszimmer hättest," sagte launig Herr Duvallet; „Du hältst es mit dem Sprüchwort Deiner seligen Mutter:

Was Abends nur ein Tast,
Ist Morgens eine Last.

„Gib das zu, gute Seele. Draußen steht das Spülwasser

ſchon parat, und wenn ich zu Bette bin, und Victor aus dem Hauſe iſt, ſo fangt ihr an zu wirthſchaften, daß es ein Vergnügen iſt. — Was, Alte, habe ich Unrecht?“ Er tippte lächelnd mit dem Finger auf den dicken Arm ſeiner Gattin. „Bleib einmal ernſthaft, wenn es nicht ſo iſt.“

Das war aber nun der guten Madame Duvallet platterdings unmöglich: ſie machte freilich ein paar krampfhafte Verſuche, ihre hin und her zuckenden Mundwinkel zu beruhigen, aber es wollte ihr das nicht gelingen; ſie platzte in lautes Lachen aus, wobei ſie rief:

„Jetzt ſollte ich doch beim lieben Gott weinen über den Undank von dem Manne! Statt mich zu tröſten, verſpottet er mich noch. Aber ſiehſt Du, Alice, das iſt unſer Loos, nichts als Mühe und Arbeit und keinen Dank dafür.“

„Nun, ich wünſche euch beſte Unterhaltung,“ ſagte Herr Duvallet; „gute Nacht, Victor!“ Er küßte ſeine Tochter auf die Stirne, nahm vom Nebentiſch einen Handleuchter und ging in ſein Schlafzimmer.

Victor blickte verſtohlen auf ſeine Uhr, was jedoch Alicen nicht entging.

„Wenn ich euch noch etwas helfen kann,“ ſagte er, „ſo thue ich es mit Vergnügen.“

„Geh' Du nach Hauſe und zu Bett,“ verſetzte gutmüthig die alte Frau. „Ein Menſch von Deinen aufgeregten Nerven muß ſeine Nachtruhe haben. Oder haſt Du ſonſt noch etwas vor?“

„Ich wüßte nicht,“ erwiederte der junge Mann zögernd, „und wenn ihr meine Gegenwart wünſcht —“

„Nein, nein,“ ſprach die Commerzienräthin, „Du ſtörſt uns nur.“

Alice ſagte nichts; ſie war zu der verſchnörkelten Standuhr getreten, die auf der altmodiſchen Kommode ſtand, und während ſie das Werk aufzog, was ſie jeden Abend zu thun pflegte, blickte ſie auf das Zifferblatt. Es war faſt ein Uhr.

„Alſo gute Nacht, Tante!“ ſagte Victor, „gute Nacht Alice! Gute Nacht! ſchlaft wohl!“

Er reichte Beiden die Hand und verließ das Zimmer; gleich darauf hörte man ihn die Hausthüre vernehmlich ſchließen.

Wie es der Commerzienrath prophezeit, erſchien nun das Dienſtmädchen des Hauſes mit einem großen Kübel voll Spülwaſſer, und Madame Duvallet und die Magd begannen emſig die gebrauchten Gläſer und übrigen Gefäße zu reinigen, während Alice den Tiſch abräumte, die Stühle auf ihren Platz rückte und die überflüſſigen Lichter auslöſchte.

„Man arbeitet in der Nacht, wenn es ſo ſtill um uns her iſt, ſo leicht und angenehm,“ ſagte das junge Mädchen nach einer Pauſe. „Ich glaube, jetzt ſchläft faſt Alles in der Stadt.“

Bei dieſen Worten blickte ſie ihre Mutter fragend an.

„O nein,“ erwiederte dieſe, „bei den vornehmen Herrſchaften geht das Leben erſt recht an. Jetzt, während wir uns zur Ruhe legen, beginnen Ihre Geſellſchaften eigentlich erſt.“

„Alſo kann man noch um dieſe Stunde in ihre Soiréen gehen?“

Die alte Frau warf einen Blick auf die Uhr, dann verſetzte ſie: „O ja, es ſoll ſogar recht vornehm ſein, ſehr ſpät zu kommen.“

„Vielleicht,“ ſagte das junge Mädchen nach einer Pauſe, während welcher es ſich ſehr eifrig mit dem Kryſtall beſchäftigt hatte, „geht man auch dann ſo ſpät in dieſe Soiréen, wenn man ſich dort nicht beſonders intereſſirt, und doch nicht ganz wegbleiben mag, um nicht unhöflich zu erſcheinen.“

„Nein, nein, Kind,“ entgegnete die Commerzienräthin, „ich glaube, wer in eine ſolche Geſellſchaft geht, nur um ſich zu zeigen, der iſt ſo früh wie möglich da.“

„Aber weßhalb denn?“

„Mir erzählte Dein Vater davon, der ſich ja auch Anſtandshalber ein paar Mal im Winter im Salon des Miniſters zeigen muß. Leider hat er an ſo etwas gar keine Freude,“ ſprach ſie

mit einem leichten Seufzer, „und da geht er alsdann hin ſo früh wie möglich, macht ſein Compliment und bleibt recht nahe an der Eingangsthür ſtehen, um wieder hinaus zu können, ſo bald dort Niemand ſichtbar iſt, der ihn beobachten könnte. Papa ſagte mir auch, daß, als er einige Mal da bleiben mußte, weil ihm der Herr Miniſter geſagt, er müſſe ihn ſpäter etwas fragen, die genauen Freunde und Bekannte des Hauſes ſehr ſpät gekommen ſeien.“

Alice that einen tiefen Athemzug und trat an's Fenſter, um die Jalouſieläden zu öffnen.

„Es iſt ſo dunſtig und warm hier im Zimmer,“ ſprach ſie. — „Ach, die ſchöne, kühle, klare Nacht draußen! Jetzt ſollte man ſpazieren gehen können.“ Sie lehnte ihren Kopf ſeitwärts an die Fenſterſcheiben, ſo daß ihre heiße Stirne die friſche Fläche berührte, und blickte nachdenkend, träumend auf die ſtillen Straßen. Heller Mondſchein ruhte auf dem Pflaſter und zeichnete die eine Reihe der Gebäude in dunkeln ſchattigen Umriſſen: aller Lärm, alles Geſumme des täglichen Lebens war verſtummt, eine tiefe, feierliche Stille lag auf den Häuſern, war ausgebreitet in der kühlen Nachtluft.

Nur von den Glockenthürmen herab wurde jetzt die allgemeine Ruhe geſtört: — es ſchlug die erſte Stunde.

Die zweite Stunde.

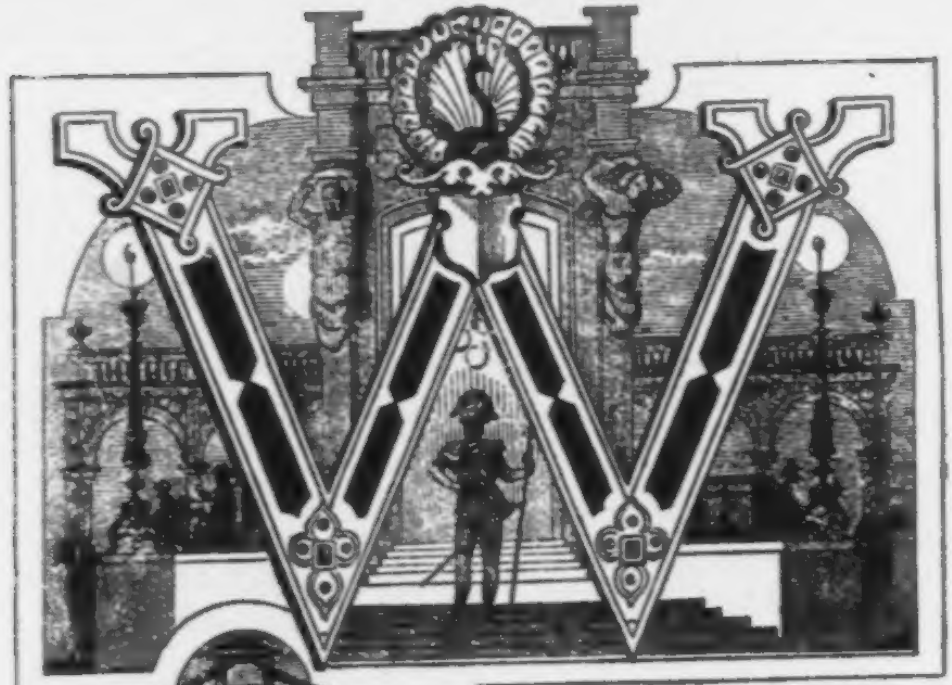

Wenn man um die erste Stunde durch einen großen Theil der Straßen der Residenz ging, so mußte man sich schon gestehen, daß die Nacht hier ihr strenges Recht übte. Da sah man nur höchst selten an den Fenstern der Häuser den Schein eines trübseligen Nachtlichtes, welche hinter herabgelassenen Vorhängen vielleicht einem Kranken leuchtete, oder sonst einem unruhig Schlummernden; da hörte man auf dem Pflaster nur selten Tritte, oder wo diese erklangen, waren sie begleitet von dem Aufstoßen eines

eisenbeschlagenen Stockes, einem der Insignien des Nachtwächters, der verdrossen und schlaftrunken umherschlenderte, um die Stunden abzurufen.

Es gab aber dagegen auch wieder andere Theile der Stadt, wo man um diese Zeit noch erleuchtete Fenster sah, wo man plaudernde und lachende Spaziergänger bemerkte, wo man auch das Rollen der Equipagen hörte; es waren das Straßen, wo sich große Café's befanden, oder wo die Aristokratie wohnte, bei deren Festen und Soiréen es, wie Madame Duvallet vorhin gesagt, zum guten Tone gehörte, recht spät zu kommen.

Vor uns, am Ende jenes kleinen Platzes, sehen wir ein Haus mit erleuchteten Fenstern, dessen Thor weit offen steht und auf einen ebenfalls glänzend erhellten Hof führt, von wo der Eingang in's Haus durch eine breite Treppe mit weit überstehendem Glasdach bezeichnet ist, welches letztere eigenthümlich funkelt und strahlt bei dem Glanze zweier mächtiger Gascandelaber, deren weiße Flammen in die Höhe sprühen und nicht nur das Glasdach über ihnen, sondern auch ein Netz von Schlingrosen, die an den Seiten und in der Höhe eine förmliche Laube über der Thür bilden, auf's Phantastischste beleuchten.

Auf der Treppe des Hauses steht ein wohlbeleibter Portier, in großer Livrée, angethan mit dem breiten Bandelier, in dem der unbedeutende Degen steckt, in den Händen den Stock haltend mit dem dicken silbernen Knaufe, auf dem Kopfe den goldbordirten Hut, und die ganze Persönlichkeit übergossen und aufgeblasen von der Würde, die dem Thürsteher eines vornehmen Hauses nothwendiger Weise zukommt.

In dem Hofe halten über ein Dutzend herrschaftlicher Equipagen, alle mit hellstrahlenden Lichtern in den Laternen, eine kleine feierliche Illumination bildend, die so vortrefflich paßt zu dem wohlgenährten bunten Portier und zu dem Lichtmeer, in welches der Vestibul des Hauses gehüllt ist. Diese Lichtmasse coquettirt mit den glänzenden

Equipagen, mit den ſtattlichen Pferden, und ſtrahlt wider in den großen, leuchtenden Augen der edlen Thiere, in den reich mit Gold und Silber beſchlagenen Geſchirren.

Die Roſſelenker haben es ſich bequem gemacht; während die linke Hand mit dem Zügel nachläſſig auf dem Knie ruht, hält die rechte die lange Peitſche mit der zuſammengewickelten Schnur; der Knopf des Griffes iſt auf den Schenkel aufgeſtützt. Andere haben ſich auch wohl leicht hintenüber gelehnt, halten die Zügel unter einem Beine, während ſie mit über einander geſchlagenen Armen behaglich ruhend an der Converſation Theil nehmen.

Die Lakaien der betreffenden Equipagen ſtehen theils bei ihren Wagen, theils umgeben ſie den Portier auf der Treppe, wieder andere halten ſich mit Mänteln und Shawls auf dem Arme im Veſtibul auf.

Ein junger Mann erſcheint jetzt unter der Einfahrt, nähert ſich der Treppe, und als ihn der Portier erkennt, nimmt dieſer ſeinen Stock bei Seite und macht dem Angekommenen eine Verbeugung, nicht ſehr tief, mit einer leichten Miſchung von Vertraulichkeit und Ehrerbietung.

„Sind wir ſchon ſehr ſpät daran?“ fragte der Angekommene; worauf der Thürſteher erwiederte:

„Sie werden immer noch nicht der Letzte ſein, Herr von Barring.“

Dieſer antwortete mit einem leichten Kopfnicken und trat alsdann in eine Garderobe neben dem Veſtibul, wo er ſeinen leichten Sommerpaletot in die Hände des Lakaien warf, und ſich dann vor dem Spiegel Haar und Bart und ſein weißes Halstuch ein wenig ordnete.

Unmittelbar hinter ihm war ein Coupé im vollen Laufe der Pferde in den Hof gerollt, und der Kutſcher parirte ſo geſchickt vor der Treppe, daß die Thüre des Wagens genau in der Mittellinie derſelben hielt. Ein Lakai riß den Schlag auf und eine junge Dame

Stimme vorgetragen, andere mit lautem Gesang, mit glänzenden Augen und erhobenen Händen.

Es ist noch Raum,
Ach wären Augen da,
O tiefer Liebesgrund,
Kommt, seht hinein und singt Hallelujah
Und macht es Allen kund,
Erzählt das mächtige Erwarmen
Und die weiten offenen Liebesarmen,
Es ist noch Raum.

Nach dem letzten Verse, ich glaube, es war der sechs und dreißigste, wurde ein Augenblick stiller Andacht gepflogen und darauf trat ein junger Mann schwarz gekleidet, ein angehender hoffnungsvoller Candidat in die Versammlung, er hatte ein eingefallenes hageres Gesicht, lange, blonde, flatternde Haare und seine Augen glänzten von einem wilden Feuer; er warf mit seiner weißen mageren Hand die Haare hinter seine Ohren, während er sprach: „Selig sind, die zum Hochzeitmahle des Lammes berufen sind — was für ein Jauchzen und Freudengeschrei wird da gehört, die Stimme einer großen Schaar, wie das Rauschen vieler Wasser, wie das Rollen starker Donner ertönt es: Lasset uns freuen und frohlocken, denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen, seine Braut ist geschmückt zur Hochzeit — und wie geschmückt! in glänzender Seide, eine Seide nicht vom Seidenwurm — doch

glitt auf den reichen Teppich, der die steinernen Stufen und noch ein Stück des Pflasters bedeckte.

Die Dame, rauschend in ihrem unendlich weiten Kleide von schwerem Seidenstoff, hielt ein übermäßig großes Blumenbouquet in der Hand; sie betrat das Vestibul in dem Augenblick, als der vor ihr Angekommene aus der Garderobe kam und sie mit einer tiefen Verbeugung bei sich vorübergehen lassen wollte.

„Bon soir! Herr von Barring," sagte die Dame, indem sie lächelnd mit der Hand winkte und einen flüchtigen Blick aus ihren kokett schläfrigen dabei aber schönen Augen auf den jungen Mann warf. „Gehen Sie oder kommen Sie erst?"

„Ich komme so eben, gnädige Gräfin."

„Gut, dann können Sie mich begleiten. Geben Sie mir Ihren Arm."

Victor glitt gewandt auf die linke Seite, um der Dame seinen rechten Arm anzubieten.

So schritten beide durch das Vestibul, an dessen Ende ein Bedienter beide Flügelthüren öffnete und das Paar, welches sich so zufällig zusammen gefunden, eintreten ließ.

„Die gnädige Gräfin kommen aus einer andern Gesellschaft?" fragte Victor, während sie ein elegant möblirtes aber leeres Vorzimmer betraten.

„O nein," erwiederte die Dame, „ich fühlte mich heute Abend entsetzlich unwohl; ich legte mich früh nieder, war aber nicht im Stande einzuschlafen, und ließ den Grafen allein hieher gehen. Was sollte ich mich aber in meinem langweiligen Schlafzimmer mit beängstigenden Phantasieen plagen? Ich bemerkte an der Luft, welche durch die geöffneten Fenster drang, daß es draußen göttlich sein müsse; auch war es noch sehr früh, und da ich nicht wußte, was ich machen sollte, so fragte ich bei meinem Orakel um Rath."

„Und wie so das, gnädige Gräfin?"

„Nun, halb und halb hatte ich wohl Lust hieher zu gehen,"

entgegnete sie leicht, „wogegen ich anderntheils auch fast ebenso gerne zu Hause geblieben wäre. In solchen Fällen nun befrage ich eins meiner Orakel. Stehen Rosen auf meinem Tische, so zähle ich an den Knospen Ja und Nein; zuweilen lasse ich mir auch Karten bringen, und wenn das erste Aß links fällt, so bleibe ich zu Hause. Auch zähle ich manchmal, wenn ich gerade nichts bei der Hand habe, das: soll ich? oder soll ich nicht? an den Schnüren meines Kleides ab. — Ich kann Sie versichern, Herr von Barring, es ist das eine sehr empfehlenswerthe Methode, über Unschlüssigkeiten hinwegzukommen, und ich rathe Ihnen dazu.“

„Das kann man aber nur bei sehr gleichgültigen Dingen thun, und nicht bei etwas, wo das Herz mitempfindet.“

„Das Herz?“ erwiederte die Gräfin spöttisch fragend. „Gerade da ist es gut, wenn wir einen unparteiischen Rathgeber haben.“

„Und Sie folgen demselben jedenfalls?“

„Wenn ich einmal anfrage, unbedingt. Ohne indiscret zu sein, kann ich Ihnen sagen, daß es mir zum Beispiel heute Abend nicht gleichgültig gewesen wäre, wenn mein Orakel mir befohlen hätte, zu Haus zu bleiben; aber ich hätte ihm unbedingt gefolgt in der Ueberzeugung, daß das vielleicht besser sei.“

„So bin ich dem Orakel dankbar,“ sagte galant der junge Mann, „daß es so und nicht anders gesprochen.“

Die Gräfin lachte laut auf, ehe sie antwortete:

„Das sind Redensarten, Herr von Barring; Sie sagten das nur, weil es Ihnen gerade in den Kopf kam. Es ist aber auch gut, daß nichts hinter diesen Worten steckt, sonst wäre es schlimm für —“ Sie sah ihn mit einem schalkhaften Lächeln an.

„Für mich, gewiß für mich! gnädige Gräfin.“

Worauf sie ziemlich trocken erwiederte: „O nein, für Jemand anders.“

Sie betraten jetzt einen reichen, ziemlich großen Salon, in dem sich Herren und Damen befanden; von den ersteren standen mehrere

hie und da zusammen mit einander plaudernd, andere saßen in den verschiedenartigsten Fauteuils oder lehnten an die Sophas, mit den Damen lachend und plaudernd, von denen immer zwei, drei oder auch vier einen Mittelpunkt bildeten, der von den jüngeren und älteren Herren umschwärmt und häufig mit neckenden Worten angegriffen wurde. Selten sah man zwei oder drei Damen in irgend einer Ecke allein, oder wo dies vorkam, waren dieselben in so eifriger Conversation begriffen, daß sich ein Unberufener wohl aus diesem Grunde nicht zu nahen wagte. In diesem Fall schienen aber auch die wichtigsten Themata verhandelt zu werden und auffallender Weise entweder mit vergnügt lächelndem Munde, mit heiter glänzenden Augen, oder mit zusammengezogenen Lippen und finsteren Blicken — Frieden oder Krieg. Aus diesem Salon führte eine breite Thüre auf eine Terrasse, über die ein Zelt gebaut war, und welche vermittelst grünender und blühender Bäume, unzähliger Blumen, phantastischer Lampen und reizender Sitze, die auf's Zierlichste zwischen den Gebüschen eingepaßt waren, zu einem wirklich feenhaften Gemache umgestaltet worden.

Im ersten Salon hatte man den Eintretenden gerade nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt; nur hie und da winkte ein Fächer grüßend aus einer der Damengruppen hervor, was die Gräfin mit ihrem Blumenstrauß erwiederte. Wohl hätte man auch einen fragenden Blick bemerken können, der unwillkürlich auf Victor fiel und von einer Andern mit einem leichten Achselzucken beantwortet wurde.

Nur ein paar Herren näherten sich mit ziemlich langsamen Schritten von einer Fensternische her, und der Eine, eine lange, trockene Figur — er mochte hoch in den Vierzigen sein, hatte wenig Haar, trug seinen Schnurrbart stark emporgedreht, war aber sehr gewählt und äußerst elegant gekleidet — schritt auf die Gräfin zu, blieb eine Sekunde nachläßig vor ihr stehen, und sagte im gleichgültigsten Tone von der Welt:

„So, es geht Dir besser, Du bist noch gekommen?“

„Wie Du siehst,“ entgegnete sie; „es war wahrhaftig zu langweilig allein zu Hause.“

„Und Sie hatten Recht,“ sprach der andere der beiden Herren, „uns noch mit Ihrer Gegenwart zu beglücken.“

Die Gräfin neigte ihren Kopf mit einem freundlichen Lächeln gegen den, der so eben gesprochen, und als sie gleich darauf ihr Haupt wieder erhob und ihre Züge wieder völlig ernsthaft geworden waren, sagte sie zu ihrem Gemahl, welcher seinen langen Schnurrbart zwischen den Fingern drehte: „Wo ist denn Camilla?“

„Sie wird draußen auf der Terrasse sein,“ antwortete der Graf. „Soll ich nachsehen?“

„Danke, ich will Dich nicht stören. Ich muß doch selbst nachschauen.“

Damit verließ sie den Salon und trat unter das Zelt, wo vielleicht acht Damen waren, die in einer malerischen Gruppe im Kreis umher auf niederen Fauteuils und Causeusen bei einander ruhten, während von vier Herren zwei auf Taboureten zwischen den Damen saßen und die andern vor der Gruppe standen.

Es war ein vollkommenes und reizendes Bild, diese acht schönen Mädchen und Frauen in ihren eleganten Toiletten, anmuthig lehnend in den weichen Kissen, die vollen Schultern und Arme so blendend hervorleuchtend, so förmlich glänzend unter dem hellen Lichte, das gerade auf die Gruppe fiel und sich dort so gern und bereitwillig zu lagern schien.

Rings umher nickten die grünen Zweige herab und bildeten mit den sanften Farben der Blumen — sanft gegen die hellen Töne der glänzenden seidenen Stoffe, gegen den leuchtenden Schimmer der Arme und Hände, gegen das Blitzen der Augen und der Brillanten — eine der zierlichsten Einfassungen, die man sich nur denken kann.

Aus der Mitte der Damen erhob sich eine schöne, stattliche

Frau, eine prächtige Gestalt, in der sich die Formen des Weibes mit der elastischen Weichheit des Mädchens vereinigten, — die Herrin des Hauses, die Baronin Molitor. Sie gab der eben Angekommenen die Hand und reichte dann dem jungen Manne die Fingerspitzen, die dieser innig küßte, worauf sie der Gräfin einen Sitz neben sich anwies.

Beide waren sehr schöne Frauen, aber ganz verschiedener Art. Während Alles an der Baronin, ihre Gestalt, ihre vollen Formen, ihre klaren, herrlichen Augen, ihre frischen Zähne, die Röthe auf ihren Wangen, der unaussprechliche Schimmer, der auf ihrem Nacken und ihren Armen lag, ihr volles dunkles Haar, ja alle ihre Bewegungen, selbst der Ton ihrer Stimme das vollkommenste Bild der Gesundheit darstellte, einer üppigen Blüte, dabei aber eines jugendlich heiteren Gemüthes, einer vergnügten Natur, eines Wesens voll Herzensgüte und Edelmuth, kurz einer Schönheit, von der man sagen könnte, sie sei die Schönheit eines Engels, hätte man die Schönheit der Gräfin als eine teuflische Schönheit bezeichnen müssen.

Diese war schlank, ohne mager zu sein, und in ihrem Wesen außerordentlich elastisch, gewandt, ruhelos. Sie hatte die zierlichsten Hände und Füße, die man sehen konnte, eine außerordentlich feine Taille, die sie zu halten wußte wie Wenige. Was aber die Männer theils anzog, theils abstieß, und was unsern Vergleich: eine teuflische Schönheit, vielleicht rechtfertigen könnte, war dee Ausdruck ihres Kopfes, ihres Gesichtes, von einer antiken regelmäßigen Schönheit, von einer kalten Schönheit, zu urtheilen nach der Ruhe, die gewöhnlich auf ihren Zügen lag, nach der Bläße ihres Teints, aber nicht nach dem Glanze ihrer Augen, wenn sie dieselben aufschlug und hervorleuchten ließ das Erglühen eines Vulkans unter seiner Schneehülle.

Diese Augen aber hatten etwas Reizendes, etwas unwiderstehlich Anziehendes; in der Art der Spanierinnen öffneten sie sich nur selten vollkommen, um in ihre ganze Glut schauen zu lassen,

gewöhnlich wurden sie wie schläfrig von den Lidern zugedeckt — glänzende Nattern unter den überhangenden dichten Ranken des Urwaldes, gefährlich dem sich unbedachtsam Nähernden.

Schon als die Gräfin den ersten Salon betreten, hatte sie ihre Blicke aus den halb geschlossenen Augen rings umher gesandt, von Allen unbemerkt, ohne den Kopf dabei zu wenden. Auch hier unter dem Zelte schaute sie um sich, wobei sie, um keine Absicht merken zu lassen, damit freundliche Grüße an die anwesenden Damen und Herren verband.

„Schade, daß Du nicht früher gekommen bist," sagte die Baronin, „das Concert und unsere kleinen Tableaux sind vortrefflich gelungen. Hat Dich etwas zurückgehalten?" setzte sie nach einer Pause mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

„Meine Migräne, sonst nichts," erwiederte die Gräfin, „und ich wäre auch nirgend anders wohin gegangen, als gerade zu Dir, meine liebe Camilla, wo man so ungenirt sein kann. An der Thüre traf ich Herrn von Barring," fuhr sie mit einem so gleichgültigen Tone fort, daß dieser Ton fast wie absichtlich erklang. „Ich mußte ihn aber bitten, mir seinen Arm zu geben, sonst hätte er mich allein gehen lassen. — So, ihr habt also probirt?" Bei diesen Worten blickte sie abermals forschend rings umher. — „Und es ist gut gegangen?"

„Wie ich Dir sagte, vortrefflich. — Ei, Herr von Barring," wandte sich die Baronin an Victor, „seien Sie so gut, Ihren Freund aufzusuchen; er hat nach Ihnen verlangt; Sie werden ihn im großen Saale finden, er hat die Tableaux mit einer wahren Aufopferung geleitet."

Victor hatte sich auf ein Tabouret so dicht hinter den Fauteuil der Frau des Hauses gesetzt, daß ihr weites, bauschiges Kleid von weißer Seide sein Knie berührte, und daß, als sie sich nun umwandte, ihr schönes klares Auge unmittelbar vor seinem Gesichte erschien; er fühlte den Hauch ihres Athems, und als er sich dadurch

faſt verwirrt, betäubt erhob, legte er unwillkürlich ſeine Hand auf die Rücklehne ihres Seſſels, wodurch ſeine warmen Finger mit ihrer kalten, glatten Schulter in Berührung kamen. Daß ſie nicht zuſammenzuckte, ließ ihn tief aufathmen.

Er verließ die Terraſſe, trat in den Salon zurück und ging durch denſelben nach dem großen Saale, zu dem man durch ein kleines Zimmer gelangte. Dieſes war ziemlich dunkel, und auch in dem anſtoßenden großen Gemache brannten nur wenige Lichter.

Hier war noch die ganze Einrichtung zur Concert-Vorſtellung geblieben; im Hintergrunde war eine kleine Bühne aufgeſchlagen, deren emporgezogener Vorhang ein mittelalterliches Zimmer ſehen ließ, deſſen man ſich beim letzten Tableau bedient. Vor der Bühne ſtanden in mehreren Reihen, von einer Seite des breiten Saales bis zur andern, ein paar hundert Seſſel, die das ausgewählte Publikum eben verlaſſen.

Jetzt aber ruhten hier ein paar Lakaien von des Tages Laſt und Hitze, jeder ſehr bequem über drei Fauteuils ausgeſtreckt, Zähne ſtochernd aus. Beim Anblick des jungen Mannes ſprangen ſie in die Höhe, und auf ſeine Frage nach Herrn Stifter eilte einer der Lakaien voran über die Bühne hinweg nach dem Hintergrunde des Saales, wo ſich, von einem dicken Vorhange bedeckt, große breite Glasthüren befanden, die auf einen geräumigen Balkon führten.

„Da finde ich Dich in ſtiller Einſamkeit!“ rief Victor, nachdem ſich der Lakai entfernt und der Vorhang hinter ihm zugefallen war, einer Geſtalt zu, die bei dem ungewiſſen Lichte der Nacht nur undeutlich zu erkennen war, und auf einem Stuhle ſitzend Arme und Kopf auf der Brüſtung des Balkongeländers ruhen ließ.

„Ah!“ rief Herr Stifter, indem er ſich umwandte, „Du biſt es? Kommſt ſo ſpät noch? — Du warſt bei Deinen Verwandten?“

„Natürlich, ich war bei dem Commerzienrath; ein Familienfeſt. Wie hätte ich da fehlen können!“

Der am Geländer machte eine heftige Bewegung; er seufzte tief auf, dann gab er mit gepreßter Stimme zur Antwort:

„Danke Gott, daß Du nichts in Deinem Herzen fühlst, was Dich veranlaßt, bei einem Familienfest der Deinigen zu fehlen, um hieher zu kommen, — hieher, wohin wir nie gehen sollten."

„Ei, ei, Du scheinst mir in einer trüben Laune zu sein, und hast doch keine Ursache dazu," sprach Victor. „Von der Baronin hörte ich doch so eben, die Aufführung eurer lebenden Bilder sei ganz außerordentlich gelungen vorüber gegangen. Damit kannst Du doch wohl zufrieden sein, denn Du hast gerade so in Deinem Berufe gearbeitet, als wärest Du ein paar Stunden vor der Staffelei gesessen."

„Wir sollten nicht hieher gehen," wiederholte der Andere mit dumpfer Stimme, „nie in diese Kreise gehen."

Bei diesen Worten legte er seine heiße Stirne, wie um sie abzukühlen, auf die eiserne Brüstung des Balkongeländers.

Den jungen Musiker, der leicht achselzuckend seinem Freunde zusah, schienen dergleichen Aeußerungen desselben nicht zu befremden, denn er entgegnete:

„Das hast Du Dir und mir schon oft genug gesagt; mich haben Deine Reden nicht überzeugt, und Du selbst hast nie nach Deinen Worten gehandelt."

„Das ist gerade das Entsetzliche," sprach der Maler, indem er emporfuhr, „daß ich den Abgrund vor meinen Füßen sehe und doch nicht anders kann, als am Abhange desselben gedankenlos hinzuschlendern. Was Dich anbetrifft, so ist das etwas ganz Anderes; Du bist ein freier Mensch, Du hast Niemanden als Dir selbst von Deinem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben, und Dein Inneres wird Dich nicht verdammen, wenn Du hieher kommst, angezogen von den schönen und doch so furchtbaren Augen eines schrecklichen Weibes. O, es liegt in ihrem Blicke etwas Dämonisches, und was sie einmal gefaßt hat, das läßt sie nicht fahren, sie hält es fest,

wie die Spinne ihr Opfer, bis ſie ihm wie dieſe das Herzblut ausgeſogen."

„Du biſt für mich ein Räthſel," entgegnete Victor; „Du haſt mir nie einen Namen genannt, und darnach unaufgefordert zu rathen, wäre ſelbſt für einen ganz genauen Freund indiscret."

„Ah, furchtbar!" rief der Andere, und dabei ſchüttelte er die langen dunkeln Haare aus ſeiner Stirne, wandte ſich haſtig gegen ſeinen Freund um und ſprach dann mit flehender Stimme:

„Victor, Du biſt ſtärker als ich, Du haſt mehr Willenskraft, Du haſt mir ſchon oft geſagt, Du meineſt es gut mit mir, mit Thereſe und mit meinen armen Kindern. Wenn dem ſo iſt, wenn Du etwas für uns thun willſt, ſo nehme mich von dieſem Orte fort, reiß mich nöthigenfalls mit Gewalt hinweg. Ja, Du wirſt Gewalt brauchen müſſen," ſetzte er finſter lachend hinzu, „eine Gewalt, die Du gar nicht anwenden kannſt und willſt."

„Du biſt wieder einmal ſehr aufgeregt," verſetzte der Muſiker, nachdem der Andere ein paar Augenblicke geſchwiegen. „Aber nimm mir nicht übel, wenn Du Dich von hier fortſehneſt — und ich glaube auch, es iſt beſſer, daß Du gehſt — ſo thue das in Gottes Namen. Was haſt Du überhaupt hier im Dunkeln auf der Altane zu ſitzen? Miſch Dich in die Geſellſchaft drüben, wo man Dich gern ſieht, wo Du freundlich aufgenommen biſt. Geh' nach Hauſe."

„Zu ihr und zu den kleinen Kindern," ſagte Herr Stifter nachdenkend. „Ja, wenn ſie mich jetzt freundlich empfinge, wenn ſie mir ſagte: erzähle mir, wie es dort geweſen iſt, wo Du herkommſt, wenn ſie ſich freuen würde an der Schilderung, die ich ihr ſo lebhaft machen könnte von dem ſchönen Concerte, von den herrlichen Tableaux, die wir geſtellt."

„Ja, ja, und von den ſchönen Mädchen und Weibern, die mitgewirkt," fiel ihm Victor kopfnickend in die Rede. „Du kannſt am Ende nicht von ihr verlangen, daß ſie ſich das ruhig von Dir ſoll

erzählen lassen und ein Vergnügen dabei empfinden. Ich weiß, daß sie es nicht gern sieht, wenn Du in diese Gesellschaften gehst."

„Aber ich muß hingehen," erwiederte der Maler heftig; „ich thue es der Kunst zulieb und meiner Existenz. Von all' den guten Freunden und Freundinnen meiner Frau, die, wie ich wohl weiß, achselzuckend sprechen, daß ich mich in diesen Kreisen bewege, und die durch ihre hämischen Aeußerungen Thereſe gegen mich eingenommen haben, von all' denen fällt es Niemand ein, sein ordinäres Gesicht von mir malen zu lassen. Oder wenn das je einmal geschieht, so wird vorher mit mir bis zum Ekel gehandelt, und dann muß ich mich noch all' diesen hausbackenen Launen fügen. O wie bist Du zu beneiden, der es nur mit der göttlichen Harmonie zu thun hat!"

„Ja, ich und meine Frau," sprach lächelnd Victor, „wenn ich einmal eine haben werde; denn, um meine Kunst auszuüben, dazu brauche ich nicht stundenlange Têtes à Têtes mit den schönsten Weibern, brauche auch nicht lebende Bilder zu arrangiren im verführerischen Halbdunkel einer Bühne. O ich kann es Thereſe nicht übel nehmen, daß sie eifersüchtig ist."

„So sprichst auch Du gegen mich!" rief der Andere aufbrausend. „Da ist wahrhaftig Keiner, Keiner, Keiner, der es ehrlich mit mir meint, der mir die Wahrheit sagt unumwunden, — gerade zu — meinetwegen verletzend."

Er machte mit der rechten Hand eine heftige Bewegung, als wolle er nach etwas Unsichtbarem einen gewaltigen Stoß führen. Dann aber vergrub er seine Finger in den Haaren, um sie gleich darauf an seinem Gesichte herabfahren zu lassen.

„Du bist wirklich höchst eigenthümlich," sprach Victor kopfschüttelnd, „fast komisch. Im selben Augenblick, wo ich Dir meine Herzensmeinung sage, machst Du mir Vorwürfe, daß ich keine Wahrheit für Dich hätte. Nun gut denn, ich will Dir nochmals schonungslos meine Ansicht wiederholen. Du bist Künstler, Maler, nebenbei

vom Baum, der ſie am Holze des Kreuzes wirkte und ſprach: ich bin ein Wurm und kein Menſch, in deſſen Seide, in deſſen Gerechtigkeit gekleidet, erſcheint die Braut bei ſeinem Hochzeitmahle. Sie wird ihr gegeben und ſie nimmt ſie und zieht ſie an und erſcheint in ſeinem Schmucke. Wie herrlich wird die Braut des Lammes daſtehen! Wie ſelig, wer dazu berufen iſt, und wer dabei erſcheinen wird in der glänzenden Seide ſeiner Gerechtigkeit, im Hochzeitkleide! denn der Schmarozer, der kein Hochzeitkleid anhatte und deswegen wieder hinausgeworfen ward, iſt ohne Zweifel der Patron derer, die ſich die Gerechtigkeit Chriſti nur ſo zurechnen, ohne ſie anzuziehen und in ihrem glänzenden Schmucke wirklich zu erſcheinen. Wenn es heißt: es war der Braut gegeben, daß ſie ſich kleide in glänzender Seide, die Seide aber iſt die Gerechtigkeit des Heiligen, ſo iſt Beides wohl zu merken; erſtens, daß dieſes Kleid gegeben, geſchenkt, umſonſt dargereicht werden muß, daß es ſich kein Menſch ſelber aus eigenen Kräften wählen kann und zweitens: daß aber die Heiligen es annehmen, ſich zueignen, anziehen und darin wandeln. Darum heißt denn die Gerechtigkeit Chriſti auch die Gerechtigkeit der Heiligen, weil ſie Jeſum Chriſtum ſeinen Sinn und Geiſt angezogen, ſich eigen gemacht haben, und weil das ihr eifriges Beſtreben auf Erden iſt, daß ſie ſich ſtets mit dieſer

aber auch Familienvater, und das sind zwei Eigenschaften, die, wie ich Dir zugeben will, sich für Manchen nicht gut vereinigen lassen. Du hast eine charmante, liebenswürdige Frau — eine sehr hübsche Frau, Ferdinand, und das würde ich Dir rathen nicht aus den Augen zu verlieren, — Du malst ein famoses Porträt, Du bist darin berühmt, gesucht, und Du würdest ein Narr sein, wenn Du nicht die schönen Weiber da drüben, entourirt von all' ihrem reizenden Modeluxus, der ihnen so gut steht, der Dir pikante Bilder verschafft, malen wolltest. Nach der Sitzung aber schließe Deinen Farbekasten zu und ebenso Dein Herz, was Du eigentlich gar nicht geöffnet zu haben brauchtest, und wie Du die Farben von der Palette wegwischest, so vertilge auch alle Erinnerung an die Sitzung, die Du soeben gehabt."

„Das habe ich lange gethan und war glücklich dabei, o sehr glücklich!" sagte der Maler mit bewegter Stimme.

„Wenn Du nun in einem Hause, wo man Dich freundlich aufgenommen hat, lebende Bilder zu stellen hast, — gut, so thue das, und wenn Du fertig bist wie jetzt, so begib Dich heim, erzähle Deiner Frau von dem, was Du gethan, aber ehrlich, ohne Rückhalt."

„Das habe ich lange gethan, aber sie hat mir nie geglaubt, sie wußte in meinen offenherzigsten Erzählungen immer etwas zu finden, wo ich, wie sie sagte, Geheimnisse zu verdecken hätte; sie hat über meine Sitzungen, über meine Theilnahme an den lebenden Bildern und dergleichen, dies und das von guten Freundinnen gehört."

„Ah! von guten Freundinnen. Es ist doch ein verdammt wahres Sprüchwort: beschütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden."

„Es verdroß mich, daß sie meinen Worten nicht glaubte, und um sie einigermaßen zufrieden zu stellen, mußte ich, da sie die

gute Wahrheit nicht ertragen konnte, die unschuldigsten Thatsachen verdrehen.

„Und darüber kamen dann Aufklärungen, welche die Sache noch unangenehmer machten.“

„So war es. Therese, in allen andern Sachen das Muster einer Frau, der Engel meines Hauswesens, machte mir durch ihre Eifersucht sich selbst zuwider und das letztere förmlich zur Hölle; ich litt lange Zeit vollkommen unschuldig, und ich will mir das gerade nicht als Verdienst anrechnen; denn wie Du mir vorhin gesagt, daß ich thun sollte, so that ich: ich schloß meine Sitzungen, mich freuend über die Erfolge in meiner Kunst. Da — ah! es ist wie ein böser Zauber, der mich umstrickt hat und dem ich erliegen werde.“

Er erhob sich rasch von seinem Sitze, strich das Haar aus der Stirn und that einen tiefen Athemzug, wobei er in den Garten hinab blickte, dessen Bäume und Sträuche so geheimnißvoll und träumerisch undeutlich im Mondlichte erschienen; nur hie und da bezeichnete der zauberhafte Schein des nächtlichen Gestirns kleine Lichtungen zwischen tief dunkeln Schattenpartieen, beglänzte hell die geschlungenen Kieswege, versilberte die Spitze eines Wasserstrahls, die sich so hoch erhob, daß sie vom Schein des Mondes unbehindert erreicht werden konnte.

„Laß uns einen Augenblick da hinab gehen,“ bat der Maler seinen Freund. „Laß mich Dir mein Herz öffnen; es ist mir so entsetzlich zu Muthe, daß ich mir eine Erleichterung verschaffen muß. Und die habe ich, wenn ich Dir sage, was ich Dir sagen darf.“

„Gut denn, gehen wir,“ erwiederte Victor; dann warf er einen Blick hinüber nach der Terrasse mit dem Zelte, dessen gelb und weißer Stoff so eigenthümlich durch die Nacht leuchtete, und dessen Inneres — man konnte durch eine Oeffnung, die auf eine Treppe nach dem Garten zu führte, hinein schauen — mit seinen

Blumen, seinen Wachslichtern, den Teppichen am Boden, die über die Gartentreppe herabhingen, so feenhaft erschien, so phantastisch schimmerte.

Die beiden jungen Männer stiegen auf einer Wendeltreppe in den Garten hinab, und nachdem der Maler ein paarmal tief und heftig wie mit Entzücken die kühlere Nachtluft eingeathmet, warf er sich auf eine Bank in der Nähe des oben erwähnten Springbrunnens und sprach:

„Hast Du auch zuweilen das Gefühl, als müsse Dir im nächsten Augenblicke etwas Entsetzliches begegnen? Hast Du auch Stunden, wo Dein Herz zusammengepreßt ist, so daß es Dir möglich wäre, ohne eigentlich zu wissen warum, Thränen zu vergießen? — Augenblicke, wo Dich jetzt ein fallendes Blatt erschreckt zusammenzucken läßt, und wo Du gleich darauf vollkommen gesammelt im Stande wärest, einem furchtbaren Feinde entgegen zu treten; — Momente, wo Du die stürmischen Schläge Deines Herzens fühlst, wo es Dir in der weiten Natur zu enge wird, wo Du in der Luft nach Luft rufen möchtest?“

Victor hatte sich neben seinen Freund gesetzt und blickte kopfschüttelnd zu diesem empor, der nun wieder aufgesprungen war und bei den letzten heftig ausgesprochenen Worten seinen Rock weit geöffnet hatte.

„Schildere mir nicht Deine Gefühle, Ferdinand,“ sagte er mit ruhiger Stimme. „Vergiß nicht, daß ich mich nicht in Deine Geheimnisse dränge; aber wenn Du mir etwas mitzutheilen hast, oder meinen Rath willst, so werde ich Dir ihn gewiß nicht vorenthalten.“

„Höre mich nur an,“ bat der Andere flehend, „und sage mir nicht mit so harten Worten, daß ich ein Narr, mehr noch, daß ich ein Verbrecher bin. Du weißt, daß ich sie malen mußte. Nicht wahr, Du weißt das?“

„Du haſt manche Dame unſerer Bekanntſchaft gemalt. Wie kann ich wiſſen, wen Du meinſt!“

„Habe ich Dir keinen Namen genannt?“ rief Ferdinand wie verwundert. „Wozu auch einen Namen? wozu auch ſie näher bezeichnen, die Einzige, die Wunderbare, bei deren Anblick man keine Andere mehr ſieht? Sie, die herrliche, feine Geſtalt! das ernſte, ſo unausſprechlich regelmäßige, ſchöne Geſicht! Ach! und das Auge? Man ſchaut nicht ungeſtraft hinein, das heißt, man empfängt keinen ihrer Blicke, keinen ihrer liebenden Blicke, ohne ihr anzugehören mit Leib und Seele.“

„Beruhige Dich, Ferdinand,“ bat der Muſiker ziemlich ernſt, indem er die Hand auf die Schulter ſeines Freundes legte. „Sei ein Mann, bedenke was Du biſt, wo Du biſt, — und erlaube mir, Dir alsdann zu bemerken, daß ich Dich durch meine Gegenwart nicht zu excentriſchen Kundgebungen verleiten, aber recht gerne ruhig hören will, was Du mir ruhig ſagen wirſt.“

„Ja, Du haſt Recht,“ ſprach der Andere nach einer Pauſe, während welcher er ſeine Hand vor ſeine Stirne gepreßt hatte. „Ich habe Dich ja auch um einen Blick in mein trauriges Innere thun laſſen wollen, damit Du nicht zu hart über mich urtheilen ſollſt. Ich malte ſie alſo, ich ſaß ihr gegenüber, wie ich ſchon manchem ſchönen Weibe gegenüber geſeſſen bin, aber das waren keine Sitzungen, wie man ſie gewöhnlich gibt, welche dieſe wunderbare Frau mir geſtattete: ich arbeitete in ihrem Boudoir, malte wie ganz zufällig ihre Züge, während ſie vor mir ſaß, nachläſſig in ihrem Fauteuil ruhend, nicht wie um gemalt zu werden, ſondern wie um mich zu unterhalten Ich hatte noch nie ſo leicht gearbeitet; ihr prachtvolles Auge nahm meine Sinne gefangen, ihre Erzählung mein Herz. Während ſie einen Kranz von Blumen wand, ſprach ſie mir von Spanien, ihrem Heimathlande, gab mir Nachricht von ihren vielen Reiſen, und das ſo einfach und doch wieder lebendig, daß ich glaubte mit ihr zu ziehen durch die weite,

herrliche Welt. Dabei blickte sie mich, den Maler, nur dann an, wenn ich auch von dem Bild hinweg nach ihr hinüberschaute. Es machte mir anfänglich Spaß, sie in einem Augenblick zu überraschen, wo sie auf ihre Blumen, auf ihr Buch, auf ihre Stickerei sah, kurz auf das, was sie gerade in der Hand hatte, aber es wollte mir nie gelingen; und daß es mir nicht gelingen konnte, da sie es zu ahnen schien, wenn ich ihre Blicke suchte, das ließ mein Herz schneller schlagen. O laß mich schweigen von diesen Sitzungen; ich, der ich davor gewarnt worden war, ich, der ich diese Warnung verlacht, der ihr übermüthig gegenüber getreten war, lag nach kurzer Zeit besiegt zu ihren Füßen. Ich zitterte jeden Morgen, befürchtend, man möchte mir die Sitzung absagen, und wenn ich mein Bild aufgestellt hatte, so bebte ich wieder vor dem Augenblicke, wo sie in's Zimmer treten würde, und sah entsetzt die Möglichkeit, meine künstliche Ruhe könne mich verlassen und ich ihr zu Füßen sinken, mit dem Geständniß der glühendsten, der wil[illegible]n Liebe."

„Weiter!"

„Ja weiter! Mein Bild wurde vollendigt; ich hatte die letzte Sitzung; sie war liebenswürdig, bezaubernd wie immer, ihre Blicke ruhten länger in meinem Auge, sie schien nachdenklich, erregt. Endlich that ich den letzten Pinselstrich, ich hatte lange genug damit gezögert, und als ich ihn gethan, konnte ich mich in einem Anfalle von Wehmuth, daß ich sie nun nicht mehr so oft sehen solle, nicht enthalten, den Pinsel, den ich gerade in der Hand hielt, zu zerbrechen. ‚Ist das so der Brauch bei den Künstlern?' fragte sie mich. ‚Nicht immer,' entgegnete ich; ‚wie man aber ja oft auch ein Glas, aus dem man eine werthe Gesundheit getrunken, zertrümmert, daß es zu keinem andern profanen Zwecke mehr dienen soll, so glaubte ich es auch mit diesem Pinsel halten zu müssen.' Sie lächelte, und nachdem sie das Bild lange betrachtet, sagte sie: ‚Es ist sehr schön; was die

Belohnung für den Künſtler anbelangt, ſo wird der Graf das Nöthige beſorgen.'"

„Der Graf?" fragte Victor.

„Ja, ihr Gemahl," verſetzte der Maler, indem er eine ungeduldige Bewegung mit der Hand machte. „Ah! hatte ich die Kühnheit darauf auszurufen," fuhr er nach einer Pauſe fort, — ‚ich hatte gehofft, von Ihnen, gnädige Gräfin, ſelbſt belohnt zu werden.' — Darauf blickte ſie mich an mit einem Ausdruck in ihren Augen, der mein Inneres erbeben machte. Sie lächelte leicht, aber auf eine unbeſchreibliche Art. Dann ging ſie an ein Nebentiſchchen, auf welchem in einer Vaſe ein prachtvolles Blumenbouquet ſtand; ſie griff mit beiden Händen hinein, und während ſie in den duftigen Blumen förmlich umherwühlte, wandte ſie langſam das Geſicht nach mir hin, ihre großen dunkeln Augen blitzten mich einen Moment in voller Glut an, dann ſchaute ſie lächelnd vor ſich nieder, und gleich darauf hörte ich einen leichten Schrei von ihren Lippen tönen. Ich eilte hinzu, ſie hob ihre kleine, feine Hand empor; am Zeigefinger derſelben, zwiſchen welchem und dem Daumen ſie eine kaum aufgeblühte Roſe, meine Belohnung, hielt, ſtand ein Tröpfchen Blut. ‚Das iſt nun einmal leicht geſchehen,' ſagte ſie, ‚wenn man in Roſen wühlt.' Nun, ich weiß nicht, reichte ſie mir ihre Hand oder nahm ich dieſelbe ſtürmiſch, gewaltſam, ich drückte ihre Finger an meine Lippen, ich ſaugte den kleinen Blutstropfen begierig auf. ‚Das verſüßt den Schmerz,' ſprach ſie. ‚Aber es iſt gefährlich, von meinem Blute zu verſuchen; nehmen Sie ſich in Acht: es bindet Sie feſt an mich.'

„Daß ich ihr zu Füßen fiel und ihr ſagte, ich wüßte für mich kein höheres Glück, iſt ſo verſtändlich für Jeden, der einmal gefühlt wie ich; aber ich hätte vor dem Worte zurückſchaudern ſollen; ſie hatte Recht, furchtbar Recht. Der Blutstropfen und die Belohnung — — — jene Roſe, die ſie mir gab, haben mich unausſprechlich an ſie gekettet."

Er drückte den Kopf heftig in seine Hand, die er auf die Lehne der Bank aufgestützt hatte, und schwieg stille, nachdem er einen tiefen, schmerzlichen Athemzug gethan.

„Und diese Ketten," fragte Victor, „sie fangen an, Dich zu drücken? Du möchtest sie gerne zerbrechen?"

„Ich möchte wohl, aber ich kann nicht!" rief der Andere schmerzlich aus. „Ich habe ihr die Ruhe meines Herzens geopfert, mein häusliches Glück, die Liebe meines Weibes, das sanfte Lächeln meiner guten Kinder; — Alles dies, was mich sonst beglückte, existirt für mich nicht mehr. — Meine Kunst, Frieden, Ruhe, Alles ist emporgelodert in der Glut ihrer Blicke, im verzehrenden Hauch ihres Mundes; ich will sie fliehen, und wenn sie sich von mir abwendet, bin ich grenzenlos unglücklich; ich will sie nicht wieder sehen, und wenn sie sich einmal bei einer Zusammenkunft um Sekunden verspätet, so fühle ich mich unglücklich und meine Liebe zu ihr schlägt mit aller Kraft empor. — So heute Abend."

„Wie?" rief Victor, „heute Abend? Sie ist also hier?"

„Bis jetzt nicht; ich weiß nicht, ob sie kommt; sie sagte nicht Ja, sie sagte nicht Nein. Sie thut das oft, um mich zu quälen, um mich an sie zu fesseln."

„So benutze den günstigen Moment und zerreiße diese Fesseln, die ja entsetzlich sind, die Dich und andere arme, unschuldige Wesen in's Verderben stürzen müssen."

„O du weißt nicht, welch' eine Seligkeit es ist, von ihr geliebt zu sein!" erwiederte der Maler mit leiser Stimme. „Wenn sie sagt: ‚erwarte mich', so ist es mir, als sei ich mit Ketten an den Ort geschlossen, wo ich sie wiedersehen solle."

„Und das sagte sie Dir für heute?"

„Für heute Abend."

„Und Du hattest nicht die Kraft, diesen Ort vor der bezeichneten Stunde zu verlassen?"

„Ich hatte nicht die Kraft.“

„Aber wenn ſie ſelbſt nicht käme?“

„O, ſie kommt, ſie kommt!“

„Deine Geſchichte macht mich ganz verwirrt!“ rief Victor heftig aus; „es iſt wie ein Zauberkreis, in den Du gerathen; verlaſſ' ihn, thu' einen beherzten Schritt gerade aus, und Du biſt errettet, vielleicht von ſchwerem Unglück errettet. — Wenn ſie nicht käme! — Nehmen wir an, ſie wird nicht kommen. Hoffſt Du das oder fürchteſt Du Dich davor?“

„O, ich hoffe es,“ verſetzte der Maler mit leiſer Stimme; „habe ich mich doch ſo weit wie möglich von der Geſellſchaft zurückgezogen, denkend, ſie findet mich nicht ſogleich, wenn ſie kommt; ſie glaubt, ich ſei nicht da, ſie verläßt mich vielleicht. Da iſt mir, als bräche ſolchergeſtalt in der Zauberkette, die ſie um mich geſchlungen, ein Ring, als fände ich eine Möglichkeit, vor ihr zu fliehen, ſie nie wiederzuſehen.“

Victor blickte kopfſchüttelnd auf ſeinen Freund, der in ſich zuſammengeſunken da ſaß, während er den Arm auf die Lehne der Bank ſtützte und die Finger krampfhaft in ſeinen Haaren vergraben hielt.

„Wenn Du aber nach Erlöſung ſchmachteſt, wenn Deine innere Stimme — und gewiß mit Recht — Dich vor großem Unglück warnt, ſo reiß Dich los, fliehe ſie, vermeide alle Gelegenheit, ſie wieder zu ſehen.“

„Das werde ich auch thun, wenn —“

„Wenn ſie heute nicht kommt,“ fiel ihm Victor mit einem etwas harten Tone in's Wort.

„O ich fühle wohl,“ fuhr der Maler fort, „Du findeſt mein Betragen unbegreiflich, unverantwortlich. Aber Du haſt nicht geliebt, wie ich dies Weib liebe, mit Leidenſchaft, mit Raſerei. Du weißt nicht,“ ſetzte er leiſer hinzu, „wie ſie verdient geliebt zu werden. Du fragſt mich, ob in mir keine Warnungsſtimme laut geworden

ſei? — O, nicht eine, aber tauſende, gellende, ſchreiende, die Stimme meines Gewiſſens, die Stimme meines armen Weibes, — die furchtbaren Stimmen, die aus den unſchuldigen Augen meiner Kinder zu mir reden. — Aber vergebens. — Sie hat mir's angethan," flüſterte er ſchaudernd. „Glaube mir, Victor," — bei dieſen Worten faßte er den Arm ſeines Freundes und blickte ſcheu um ſich — „glaube mir, ſie hat ſolche Gewalt über mich, daß es mir oft iſt, als müſſe ich ihre Nähe ahnen, als fühlte ich es, wenn durch die dunkle Nacht ihre ſchrecklich ſchönen Augen auf mich gerichtet ſind."

„Komm' hinweg! komm' hinweg!" ſagte Victor dringend, „Du haſt lange genug gewartet."

Von einem Thurme der Stadt hörte man den Schlag einer Uhr, ſie gab zwei Viertel an — halb Zwei.

„Komm'!" ſprach der junge Muſiker dringend und zum dritten Male. „Sehe es als eine neue Warnung an, als eine Weiſung Deines Schickſals, daß ſie bis jetzt nicht gekommen iſt. So gern ich ſelbſt bleibe, verlaſſ' ich doch den Garten, wir brauchen nicht durch die Salons zu gehen! die offene Thüre dort hinten im Pavillon läßt uns in's Freie. — Komm'!"

„Noch einen Augenblick!" bat der Maler. „Nur noch eine halbe Stunde!" murmelte er leiſe in ſich hinein. Wie erregt er war, ſah man an dem unſteten Zucken ſeiner rechten Hand, mit der er häufig an die Stirne fuhr und die er alsdann auf der Bruſt verbarg; man hörte es an ſeinen tiefen und ſchnellen Athemzügen. — „Gleich folge ich Dir; bei Gott, ich folge Dir; ich will das Band zerreißen, das mich mit dämoniſcher Gewalt an ſie kettet. — Aber Du fragteſt mich vorhin, ob mich nicht eine innere Stimme gewarnt hätte?"

„Davon ſpäter, morgen."

„Ich muß Dir von einem Traum ſagen," fuhr der Maler fort, „den ich, ſeit ich ſie kenne, öfters hatte."

„Du willſt Zeit gewinnen."

„Nein, nein, gewiß nicht. Was verſchlägt auch eine Viertelſtunde

mehr oder weniger? — Mir träumte also in manchen Nächten, ich sähe sie vor mir, ein weißes Marmorbild, züchtig in starre, aber wunderbar gearbeitete Schleier gehüllt. Ich bin entzückt von dem tadellosen Bau der durchschimmernden Glieder; ich schaue sie an, aber wenn ich ihr entgegenfliegen will, beginnt eine Disharmonie in den Linien ihrer Gestalt, die mich, den Künstler, verletzt, zurückstößt. Es ist, als wende und drehe sie sich, als verrenke sie ihre Glieder gewaltsam und schmerzlich. Ihr ganzes Bild erscheint in einem solchen Chaos von weißen Flächen, Strichen, Linien vor mir, daß ich an meinen Kopf fasse und mit aller Kraft meine Gedanken sammeln muß, um zu verhüten, daß sich mein Verstand nicht auch in solch' tolle Fäden und Fasern auflöst und nicht denselben Wirbeltanz beginne, wie vor mir die marmorne Figur. — Ich kann nichts thun, als ihren Kopf fest im Auge behalten, meine Blicke in ihre versenken; und da fühle ich dann, wie ihre Augen in dem weißen Stein anfangen sich gespensterhaft zu beleben, wie sie dunkel, glänzend, leuchtend werden. Und wie das geschieht, beruhigt sich allmälig die übrige Figur; aber der Anblick derselben wird dadurch unheimlicher, gespensterhafter; die lebendigen Augen, die mich mit wilder Glut anschauen aus dem kalten, weißen Marmorgesicht. Ich bebe davor zurück, dann aber wendet sie die Blicke von mir und winkt mir zu folgen; sie schwebt voran, ich eile ihr nach, schwach, willenlos. So geht es fort mit der Schnelligkeit des Traums über weite Länderstrecken hinweg, sie scheint vor mir zu fliehen; ich kann sie nicht erreichen, — lange, lange nicht. Endlich thut sich das weite Meer vor unsern Blicken auf; bei einer Klippe, die senkrecht hinab in die Fluten geht, hält sie an, nicht mehr lebloser Stein, sondern sie selbst, ihre weiche, warme Gestalt winkt mir, in ihre Arme zu eilen, und ich, betäubt von den Schrecknissen, die mich gejagt, fliege entzückt auf sie zu, schlinge meine Arme um ihren Leib, dicht am Rande des ungeheuren Abgrundes, auf dem Gipfel des senkrechten Felsen, an dem unten die wilden Wogen

Seide der Braut des Lammes schmücken auf den Tag des Bräutigams, um ihm zu gefallen.

Ja, meine Freunde, süß und lieblich ist das Begehen der Hochzeit des Lammes, süß mit dem Genossen und der Genossin, in deren Innerem verwandte Flammen schlagen, die im sanften Bunde emporleuchten gleich himmlischen Hochzeitkerzen, das Lamm ist in uns und ist die Gnade, der wir theilhaftig geworden sind. O nähere Dich mir, Genossin, die Du im Geist und in der Wahrheit die Hochzeit meines Lammes mit mir begehen willst, wirf von Dir alle Eitelkeit dieser Welt, wirf von Dir alle Zurückhaltung und folge demüthig und bereitwillig der Stimme in Deinem Innern, fühlet ihr Geliebte, wie warm und anmuthig die Gnadenflamme euer Herz durchglüht, ja ihr fühlet es und fühlt auch, wie holdselig es ist, wenn sich der Genosse und die Genossin des Lammes zum Jauchzen des Hallelujah vereinigen. Seht, wie die Flammen des Opfertisches sich einander nähern und lieblich durcheinander flackern, ein gemeinsames erfreuliches Opfer.

O Genossin des Lammes, Du, die Du von mir erwählt bist, Du bist das Kleid, das sich zur Feier um mein Inneres schlingt, höre und merke Dir, dieß Kleid muß gegeben, geschenkt, umsonst dargereicht werden."

So sprach der junge Mensch und wenn er auch Worte sagte, die ich verstand, so war mir doch der Sinn sei-

zerſchellen. Da Entſetzen! verwandelt ſie ſich auf einmal wieder in ein lebloſes Marmorbild; eiſig kalt und glatt iſt ihr Leib; umſonſt verſuche ich, mich an ihr zu halten; vergebens flehen meine Blicke um Hilfe, ſie hebt langſam die Arme empor und ich gleite an ihr hinab und ſtürze, an die Felſenwand anprallend, in das brauſende Meer."

Damit ſchwieg Herr Stifter, und als der Muſiker, in tiefe Gedanken verſunken, nichts darauf erwiederte, fuhr er fort:

„Und das habe ich nicht nur einmal geträumt, ſondern häufig, immer ganz daſſelbe Traumbild, immer das Gleiche mit all' ſeinen fürchterlichen Einzelnheiten."

„So folge dieſer Warnung," ſagte Victor erſchüttert, indem er aufſtand. „Komm hinweg, ohne zurückzuſchauen. — Brich die Feſſel, die Dich an ſie, an Dein Unglück kettet. — Sei ein Mann, Ferdinand!"

Er legte ihm die Hand auf die Schulter, er ſprach freundliche Worte in ihn hinein; er zerriß ſein Inneres, indem er ihm mit wenig Zügen das Bild der Seinigen zu Haus entwarf, wie jeder Schlag der Uhr gleich einem Dolchſtoß das Herz ſeiner Frau treffen müſſe; er ſagte: „Blicke um Dich in die wundervolle Nacht; ſieh den hellen, prachtvollen Himmel, den entzückenden Mondſchein, athme den Duft der Blüten, lauſche dem einförmigen und doch ſo melodiſchen Plätſchern des Springbrunnens und laß in Dein Herz einziehen dieſe gewaltige wunderbare, tröſtende Harmonie der Ruhe, laß ſie über Dich hinwehen, nehme ſie freundlich auf, und zum Lohn dafür wird ſie Dich beruhigen. Du biſt ein fühlender Menſch, ein Künſtler, zerreiß das unnatürliche Gebäude, welches Dich von den Deinigen trennt; wirf Dich in die Arme der Natur. Komm', wir wollen die Nacht durch wandeln, wohin Du willſt, über Berg und Thal, vorüber am rauſchenden Fluſſe, durch die tiefen Schatten des duftigen Waldes; ſei ein Mann, zerbrich das Band, welches Dich hält, folge mir. — Und wenn der neue Tag erſcheint, kehre ich mit

Dir in Dein Haus zurück, und es soll für mich ein entzückender Morgen sein, wenn ich sehe, wie Thereſe dem Wiederkehrenden freudig die treue Hand reicht, wie Deine Kinder aus ihrem ſüßen Schlaf, aus ihren unſchuldigen Träumen erwachend, Dich freudig begrüßen werden. — Komm', komm', ehe es zu ſpät wird!"

— „Es iſt zu ſpät!" rief der Maler ſchmerzlich aus, indem er in die Höhe ſprang, ſeine Augen einen Moment mit den Fingern bedeckte und dann mit zitternder Hand den Arm ſeines Freundes faßte. — „Es iſt zu ſpät!" wiederholte er mit tonloſer Stimme, „o ich ſagte Dir, ſie kommt, ſie läßt mich nicht entfliehen."

Er wandte ſich raſch gegen die Treppe, die unter das hellerleuchtete Zelt führte, und zeigte mit der Hand dorthin — —

Dort erſchien, grell angeſtrahlt von dem Lichte, das zwiſchen den Vorhängen herausbrach, die Gräfin Follange, ſtützte ihre Hand auf das Geländer und blickte in den Garten hinaus; dann hörte man ſie lachend ſagen:

„So ſind nun dieſe Künſtler einmal; ſtatt ſich in der Geſellſchaft liebenswürdig zu machen, ſitzen ſie dort im Dunkeln und ſind Egoiſten genug, in der wunderbaren Nacht allein zu ſchwärmen. Es iſt aber auch entzückend da draußen; wer geht einen Augenblick mit?" fuhr ſie fort, ohne den Kopf umzuwenden.

Da dieſer ſehr ſchwachen Aufforderung begreiflicher Weiſe Niemand Folge leiſtete, ſo ſchritt die Gräfin allein die Treppen hinab in den Garten.

Victor, der ſie kommen ſah, trat mit einem ſchmerzlichen Gefühl von ſeinem Freunde zurück, welcher willenlos an der Bank ſtehen blieb. Um der Gräfin nicht zu begegnen, ging der junge Muſiker auf einem Umwege nach der Treppe zu, die unter das Zelt führte, und von wo ihm lautes Lachen und Plaudern entgegenſchallte. Ehe er aber hinaufſtieg, konnte er ſich nicht enthalten, einen Blick rückwärts zu werfen, und bemerkte die Gräfin in der Nähe des Platzes, wo er geſtanden und den er ſo eben verlaſſen.

Sie ſprach mit ſeinem Freunde, wobei ſie aufwärts gegen den Himmel blickte und ſich ſo geſtellt hatte, daß ein Strahl des Mondes ihr Geſicht ſtreifte.

O ſie war ſchön in dieſem Augenblicke, ein verführeriſches, reizendes Weib! Mit einem eigenthümlichen weißen Glanze ſtrahlte der Mondſchein in ihren Augen wieder; dazu das helle Gewand, die ruhige Haltung, der zufällig erhobene Arm — Victor ſah das entſetzliche Marmorbild aus dem Traume ſeines Freundes. Ja, die Beiden ſtanden auf einer Klippe, zu ihren Füßen gähnte ein ſchauerlicher Abgrund; ihm war, als höre er das Meer dumpf murrend ſein Opfer fordern. — — — —

Lächerliche Gebilde ſeiner Phantaſie! Wo konnte hier Klippe, wo Abgrund, wo brauſendes Meer ſein? — Dort in dem Zelte hörte man helle Stimmen laut und fröhlich lachen; der Park vor ihm war ein ſtiller, gefahrloſer Aufenthalt, in dem ein Springbrunnen friedlich plätſcherte, in welchem die Orangenbäume harmlos dufteten, wo der kühlende Nachtwind flüſternd durch die Zweige und Blätter der Bäume ſtrich. — Sonſt ringsum tiefe Ruhe, feierliche Stille, von nichts unterbrochen als vom Schlage der Uhr.

Es war die zweite Stunde nach Mitternacht.

Die dritte Stunde.

Victor trat unter das Zelt zurück. Die Gesellschaft, die er vorhin verlassen, befand sich nicht nur noch auf demselben Platze, sondern sie hatte sich noch durch Andere vermehrt, die sich aus dem innern Salon hieher begeben hatten. Sein Erscheinen wurde von der Frau des Hauses bemerkt, die ihm freundlich, doch für jeden Andern fast unmerklich zulächelte, ihm auch durch eine leise Pantomime zu verstehen gab, wie sehr es ihr leid thue, daß der Platz neben ihr, den er vorhin inne gehabt, nicht unbe-

ſetzt geblieben. Dort hatte ſich ein junger Offizier niedergelaſſen, der in den niedrigen Fauteuil zurückgelehnt lag, den Kopf ſo weit er konnte, hintenüber hielt und unter einem finſteren Ragen an ſeinen Lippen an die Decke des Zeltes empor ſah.

Zwiſchen den Gäſten gingen Bediente des Hauſes umher, welche farbige, ſorbettähnliche Eiswaſſer und Gefrorenes darboten; mit ihnen zugleich ſah man einen kleinen Herrn mit etwas bräunlichem Teint, ſchwarzen Haaren und dunklen, ſehr lebhaften Aeuglein ebenfalls bald hier, bald da erſcheinen. Er war fein und elegant gekleidet, und ſeinem würdevollen Weſen hätte nur eine allzugroße Beweglichkeit Eintrag thun können, wenn dieſe nicht durch eine zierliche und ungezwungene Art gemildert worden wäre.

Der kleine, lebhafte Mann war der Marquis Fontana, Legationsrath bei der ſpaniſchen Geſandtſchaft; er wohnte ſchon lange Jahre ununterbrochen in der Reſidenz, war überall bekannt und befreundet, und galt für einen Vertrauten der Baronin Molitor. Nicht ſelten machte er die Honneurs hier im Hauſe derſelben, wo ſie ohne ihren Gemahl lebte; zu gleicher Zeit beſorgte er ihre Geſchäfte, ſollte, wie die Welt ſagte, ihre eigenthümliche Lage ſowie Geheimniſſe, die ſie betrafen und von denen Niemand genau unterrichtet war, auf's Allerbeſte kennen, und benahm ſich bei allem dem ſo taktvoll und vorſichtig, daß es noch nie Jemand in den Sinn gekommen war, darüber, daß Herr von Fontana zu allen Zeiten bei der Baronin geſehen wurde, irgend ein verletzendes oder auch nur pikantes Bonmot zu machen.

Der Marquis bot den Herren und Damen Cigarren an; für die Letzteren hatte er kleine ſpaniſche Cigaritos, die er ſelbſt zu machen pflegte und welche, wie er ſagte, von einer Weichheit des Geſchmacks waren, daß die feinſten Lippen beim Rauchen derſelben nicht viel mehr Wirkung verſpüren, als wenn ſie den Duft einer Roſe oder ſonſt eines Odeurs einſaugten.

Beim Erſcheinen der Cigarren hatte einer der Diener die

Flügelthüren geschlossen, welche in den angrenzenden Salon führten, worauf die Wirthin des Hauses einige von ihren Gästen, welche sich, die Cigarre in der Hand, fragend an sie wandten, auf's liebenswürdigste aufmerksam machte, indem sie sagte:

„Sie sehen, die Thüren meines Appartements sind geschlossen, wir befinden uns hier im Zelte wie im Freien. Und damit Ihnen," setzte sie lächelnd hinzu, „jeder Vorwand, sich zu geniren, fehle, will ich mit gutem Beispiel vorangehen."

„A los pies de usted," sagte der Marquis, indem er der schönen Frau mit einer zierlichen Verbeugung das hübsche Körbchen bot, worin die Papiercigarren waren.

Sie nahm eine davon leicht zwischen Daumen und Zeigfinger, öffnete gewandt die kleine Hülse unten und oben, und brachte die eine Seite, nachdem die andere entzündet war, an ihre feinen Lippen.

„So ein Zelt ist doch eine wunderbare Erfindung," sprach ein älterer Herr, nachdem er sich vermittelst des Wachsstockes eines der Bedienten ebenfalls zu Feuer für seine Cigarren verholfen hatte.

„Das Zelt allerdings gehört mit dazu," meinte der Offizier mit dem mürrischen Gesichtsausdruck. Aber ohne die ganze eminente Liebenswürdigkeit der verehrten Dame des Hauses wäre so ein Zelt wie — wie —"

„Wie ein schöner Körper ohne Seele, wolltest Du sagen," ergänzte ein nicht weit von ihm stehender junger Mann, an dem nichts besonderes Merkwürdiges war, als ein sehr eleganter Frack und eine übermäßig große, weiße Halsbinde.

„Es ist möglich, daß ich das habe sagen wollen," versetzte der Offizier, „oder was Aehnliches, was aber auf jeden Fall meinen Gedanken ebenso genau bezeichnet hätte; — den Grundgedanken, gnädige Frau," wandte er sich an die Baronin, „der Jeden bewegt, welcher das Glück hat, sich bei Ihnen zu befinden, daß man, auf Ehre! nirgendwo angenehmer sein kann als hier."

Frau von Molitor lächelte freundlich und dankte grüßend mit ihrem Fächer nach allen Richtungen für die vielerlei Bestätigungen deſſen, was der junge Offizier ſo eben ausgeſprochen.

„Die große Kunſt eines vortrefflichen Wirthes," ſagte der Marquis, welcher aufrecht zwiſchen den Damen ſtand — er ſetzte ſich nicht gern, um nicht gar zu klein zu erſcheinen — „iſt, das, was man ſeinen Gäſten zu bieten hat, ihnen in richtiger Folge mit einer gewiſſen Steigerung zu bieten, und ich muß ſchon geſtehen, darin iſt Frau von Molitor unübertrefflich."

„Aber, mein beſter Freund," ſprach dieſe lachend, „wenn auch Sie anfangen, mir unverdientes Lob gerade in's Geſicht zu ſagen, ſo weiß ich wahrhaftig nicht mehr, wohin ich blicken, geſchweige denn, was ich antworten ſoll."

„Die Sache ſpricht für Sie," meinte der alte Herr, der vorhin geredet. „Betrachten Sie die Liſte Ihrer Einladungen und ſehen Sie, wie viele Prozente Ihnen daran fehlen. Gewiß ſehr wenige. Das macht, man kommt gern zu Ihnen, man findet angenehme Geſellſchaft, man amuſirt ſich auf's Vortrefflichſte. Jetzt möchte ich zum Beiſpiel wahrhaftig in ein Entzücken ausbrechen über dieſe wunderbare Cigarre, welche uns der Marquis präſentirte. Wo er das auftreibt, mag Gott wiſſen."

„Wenn das nicht leicht zu beantworten iſt, ſo iſt es nichts mehr," verſetzte Herr von Fontana. „Spanien, das ſchöne Land —"

„Des Weins und der Geſänge," unterbrach ihn der Offizier.

„Daran haben Euer Durchlaucht," erwiederte der Marquis, „freilich nicht ganz Unrecht; das heißt, man bekommt in Spanien auf gewöhnlichem Wege faſt nur außerordentlich ſchlechte Cigarren. Wer aber Connexionen in den Colonien, bei den Miniſterien oder gar bei Hofe hat, der raucht Aehnliches, wie ich die Ehre hatte zu präſentiren."

„Und das iſt in der That ſo vortrefflich, daß man es — verzeihen Sie, gnädige Frau — eigentlich im ſtrengſten Nichtsthun

genießen ſollte, nachdenkend wie die Orientalen, ohne zu plaudern, nur ſtill für ſich phantaſirend."

„Das iſt auch meine Idee," ſagte die Frau des Hauſes auf's Verbindlichſte und Liebenswürdigſte, indem ſie ſich weit in ihren Fauteuil zurücklehnte und ihren feinen Lippen behaglich ein zierliches Wölkchen blauen, gekräuſelten Rauches entſteigen ließ.

„Was wäre hiezu paſſender als die tiefe Stille der Nacht, rings umher," ſprach der Marquis, „die uns ſo geheimnißvoll umgibt, nur angenehm unterbrochen von dem leichten Rauſchen der Bäume und von dem Plätſchern des Springbrunnens?"

Die Baronin ſuchte mit ihren Augen den jungen Muſiker, der, tief nachdenkend über das, was er vorhin im Garten gehört, ſich etwas zurückgezogen hatte. Doch trafen ſich ihre Blicke, dann ſah man ein leichtes Lächeln um den Mund des ſchönen Weibes ſpielen, ehe ſie ſagte:

„Wenn ich eine Zauberin wäre, ſo wollte ich meinen Stab ſchwingen und mit einem Male ſüße Muſik vor Ihren Ohren ertönen laſſen. Aber ich bin nur eine ſchwache Sterbliche."

Victor, der den Blick ihrer ſchönen Augen verſtanden hatte, und der glücklich war, ihr etwas Angenehmes erzeigen zu können, und um zugleich ſeine finſteren Träume zu zerſtreuen, glitt bei der Zeltwand vorbei an den Flügel, welchen ihm einer der Bedienten bereitwillig öffnete. Er ſetzte ſich nieder und bei den erſten leiſen Tönen, die unter ſeinen Fingern in die allgemeine Stille flatterten, hörte man ein freudiges Ah! und Alles lehnte ſich behaglich zurück, um dem meiſterhaften Spiele des bekannten Künſtlers zu lauſchen.

„Da ſieht man es wieder recht," ſagte der junge Offizier mit der finſteren Miene, „daß unſere Wirthin eine vollkommene Zauberin iſt."

Victor ſpielte hinreißend; er legte die Gedanken, die heiteren und finſteren Phantaſien, die ihn heute Abend beſchäftigt, in ſeine

Töne und bezauberte seine Zuhörer. Wäre Alice Duvallet da gewesen, so würde sie eigenthümliche Tonfiguren aus seinem oftmals sehr wilden Spiele emporschweben gesehen haben. Ihm, der so nach und nach mit rechtem Behagen an dem Flügel saß und aus sich herausströmen ließ die verworrenen Gedanken, die ihn den ganzen Abend gequält, der Liebeslust und Liebesleid, von dem er genugsam vorhin gehört, in den Klängen erscheinen ließ, welche aus den Saiten hervorzitterten, ihm erschien das Bild des jungen Mädchens im einfachen, weißen Hauskleide öfter, als dies sonst wohl der Fall war. Er gedachte der Worte des Herrn Kohler, daß sie selbst in diesem Kreise eine außerordentliche Erscheinung sein würde, und wenn er sich ihr reizendes, gerade mit dem ernsten Ausdruck so liebliches Gesicht vorstellte, ihren leichten, schwebenden Gang, so nickte er zufrieden lächelnd mit dem Kopfe, so tönte es wie Befriedigung aus seinen Weisen, so konnte er, obwohl mit einem leichten Seufzer, zu sich selber sagen: es ist Schade, daß die Verhältnisse ihres Hauses so sind, wie sie sind. Und wenn er daran dachte, so sah er mit einem Male vor sich die ganze altmodische Wirthschaft des Herrn Commerzienrathes, diesen selbst mit dem braunen Rocke, der so unendlich lange Schöße hatte, die seltsam verschnörkelten Möbel, die alten Porzellangeschirre, und dazwischen Alice mit ihrem steifen Knix, wie er im vorigen Jahrhundert Mode war, — sie durfte keinen andern machen, der Vater hatte ihn vom Großvater ererbt und ihr beigebracht.

Unwillkürlich bewegten diese Phantasieen seine Fingerspitzen, sprangen in einfachen Sätzen auf den Tasten umher, und eingerahmt von lustigen, hin- und herspringenden Tönen vernahm man die einfache Melodie:

Und als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater der Bräutigam

aber meisterhaft, fugenartig behandelt, seltsam verschlungen in an-

deren Weisen, wie ein einfacher, gediegener Goldfaden, der sich zwischen allerlei flitterhaftem Werk durchschlängelt und siegreich seine Existenz behauptet.

Victor hätte dieses einfache, aber schöne Thema in's Unendliche variiren können, wenn er nicht plötzlich dicht neben seiner Hand einen warmen Hauch gespürt hätte, den süßen Athem des schönen Mundes, der ihm vorhin so anmuthig gelächelt. Ohne sich umzusehen, wußte er, daß die Baronin hinter ihm stand, sich halb über ihn beugte; ja, es war ihm, als fühle er das Zurückweichen und Vordringen ihres Athems. Und doch war eine leise Berührung mit ihr nur vermittelt durch die leicht wogenden Spitzen, die ihren Busen umgaben, sowie durch die flatternden Enden einer Bandschleife, die von einem leichten Luftzug gehoben um seine Wangen spielte.

„Bleiben Sie noch, wenn die Andern gehen," flüsterte die Dame des Hauses dem jungen Manne zu.

Er nickte leicht mit dem Kopfe, und seine Hände änderten unbewußt das Thema seines Spiels. Es trat keine ausgesprochene Melodie mehr hervor, es war ein Hin- und Herirren der Töne, ein abgerissenes Kommen und Gehen der verschiedenartigsten Klänge. Sie sprangen kühn hervor, um sich gleich darauf wieder scheu zu verbergen; sie schwebten auf, schwebten ab — neigten sich, beugten sich — eine Hexenzunft, vorbei! vorbei! Nur allein der Baß benahm sich etwas consequent; er schien zu grollen über die lächerliche Tändelei seiner sanfteren Geschwister, über das weichliche Nachgeben, das leichtsinnige Sichgehenlassen. Doch während er so brummte und schalt, schien er, obgleich widerstrebend, weicher zu werden; ein warmer Hauch schien seine starren Formen zu schmelzen; nur noch in einzelnen Tönen klang er ernst, ermahnend, mindestens zur Klugheit rathend. Dann verlor er sich, harmonisch zusammenstimmend mit den weichen leichtsinnigen Tönen, die ihn umsponnen, die ihn verführt; er war so nachgiebig geworden, der ernste Tadler;

ner Reden gänzlich unverſtändlich, ich konnte mich eines eigenen Schauders nicht erwehren, wenn ich all' die glühenden Blicke um mich her bemerkte, die lechzend an ſeinem Munde hingen, ihnen ſchien der Sinn ſeiner Rede nicht zu entgehen, warum denn mir? Sollte das das Werk der Gnade ſein, die mir noch abging und jenen ſchon zu Theil geworden war; ich dachte an die Lehre des Buchhalters, in meinem Herzen ein Bild aufzuſtellen, das mir das Unverſtändliche ſchon klar machen würde. Unter den Reden des Theologen träumte ich wieder von der dunkeln Kapelle, von der großen Kirche, und die glühenden Worte, die er ſprach, tanzten rothe Blumen und zitternde vielfarbige Streifbilder um das Bild meiner Nichte Emma, das nach und nach in mir aufdämmerte. Doch ſchauten mich die großen, klaren Augen ſo ernſt und geiſterhaft an, daß ich erſchrocken zurückfuhr und alles wieder in Nacht und Finſterniß unterging.

Der Redner hatte aufgehört zu ſprechen und ſank ermattet in ſeinen Stuhl, ein neues Lied wurde geſungen und darauf erhob ſich der Herr Specht von ſeinem Stuhle und ging, von meinem Bekannten dem Schuhmacher gefolgt, an den Reihen der begnadigten Kinder Iſraels vorbei. Der Schuſter trug auf einer ſilbernen Platte einen großen ſilbernen Krug und eben ſolchen Becher, welchen der Herr Specht vollſchenkte und jedem der

er floß gezähmt dahin, ein kühler Waſſerfaden unter einer Laube von duftigen Roſen.

Auch dieſe ſangen und klangen bald nicht mehr; ruhiger ward es in den Zweigen und Blüten; die Töne unter der Hand des jungen Muſikers ſchienen müde zu werden und ſich einzeln allmälig langſam, erſterbend zu verlieren. Endlich rauſchte es nur noch leiſe durch die Saiten und

Man vernahm nur wie verſtohlen
Das Geflüſter kluger Myrthen
Und der Blumen Athemholen.
— — — — — —

„Bravo! bravo!“ rief Herr von Fontana, als Victor mit dem letzten Klange, welcher durch die Nacht davongezittert, vom Flügel aufſtand und ſich mit einer leichten Verbeugung nach der Treppe zu verlor, die in den Garten führte. — „Bravo!“ wiederholte der Marquis entzückt; „das war eine meiſterhafte Phantaſie, ſo paſſend für dieſe Stunde der Nacht.“

„Eine Ermahnung für uns,“ meinte der junge Mann mit der ungeheuren weißen Halsbinde, „daß die Zeit gekommen iſt, wo auch Ruhe und Schlaf ihre Rechte verlangen.“

„Das wird Dir Herr v. Barring wenig Dank wiſſen,“ bemerkte der Offizier, „wenn Du ſein Spiel einſchläfernd gefunden haſt. Es war wunderbar, deliciös, aber man ſagt, eine ſolche animirte, aus dem Moment entſpringende Phantaſie könne nicht feſtgehalten werden, und der Künſtler ſei ſelbſt nicht im Stande, heute oder morgen das Gleiche zu ſpielen. Wie ſchade!“

„Darin haben Euer Durchlaucht Recht,“ gab Herr von Fontana zur Antwort; „dergleichen Phantaſieen ſind für den Muſiker ſelbſt ſehr ſchwer feſtzuhalten, es müßte denn ſein, daß Jemand dabei ſtünde, der Note für Note aufzeichnete.“

„Das wäre bei allem dem ein ſehr langweiliges Geſchäft,“

versetzte die Durchlaucht, und als sie sich bei diesen Worten erhob, gähnte sie unter der vorgehaltenen Hand ein klein wenig.

Das Aufstehen des jungen Offiziers war für die übrige Gesellschaft ein Zeichen, es ebenso zu machen; man erhob sich, man rückte die Fauteuils und Sessel zurück, Fächer klappten zu, die schweren seidenen Kleider rauschten, man hörte die an der Thüre stehenden Lakeien so leise als möglich die Riegel der großen Doppelthüre öffnen.

Victor stand auf der Treppe, die in den Garten hinab führte und blickte dort hinaus. Da unten war es so still und ruhig, es lag ein so wohlthätiger Friede auf den regungslosen Zweigen, daß es dem jungen Manne ordentlich weh that, wenn er die Hand auf sein Herz legte und nun an den eiligen Schlägen spürte, wie sehr seine Nerven erregt, wie sehr sein Blut in Wallung war. — Die paar Worte, welche die schöne Frau ihm vorhin zugeflüstert, hatten ihn aus dem Gleichmuthe hinausgeschleudert, in den er sich durch sein Spiel mühsam gewiegt.

„Bah!“ murmelte er nach einer Pause unmuthig, „was ist's auch mit ihrem Wunsch, ich möchte noch ein paar Augenblicke da bleiben! Wer weiß, was sie mir Gleichgültiges zu sagen hat.“

Aber der stockende Athem in seiner Brust ließ ihn, seltsam lächelnd, diese Auslegungen verwerfen; er preßte die Lippen zusammen, er legte die Hand an die Stirn, er dachte: bin ich jetzt nicht fast in demselben Falle wie Ferdinand vorhin? warum kann ich mir nun selbst nicht rathen, die offene Thüre dort unten zu benützen? — O nein, tröstete er sich im nächsten Augenblicke, mein Fall ist ein ganz anderer. Er dachte an die Frau seines Freundes, an dessen Kinder, und wenn er jetzt die Augen schloß, um sich so recht zu vergegenwärtigen, daß er ein vollkommen freier Mensch sei, daß er Niemand von seinem Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen habe, da mußte er fast lächeln, als er bemerkte, wie ohne seinen Willen mit einem Male Alicens Bild so

klar und deutlich vor ihm aufstieg, ja, so deutlich, daß er jeden ihrer Züge erkannte, den stolz emporgehobenen Kopf mit den dunkeln, lebhaften Augen, die Lippen etwas trotzig aufgeworfen, und unter ihnen die schimmernden Zähne.

Es war aber nur ein kurzer Moment, daß er die Züge des jungen Mädchens vor sich sah; ein anderes Bild trat vor seine Seele und machte sein Herz wieder heftiger schlagen. Wie oft hatte er sein Auge entzückt auf diesem herrlichen Weibe ruhen lassen; wie unzählige Mal waren ihm die Formen ihrer Gestalt bei Liedern, bei Phantasieen vorgeschwebt; wie oft hatte er Worte der Begeisterung, einer jugendlichen Berauschung an sie gerichtet, wenn er ihr ferne war, wie hatte er gebebt, wenn er in ihre Nähe kam, wenn der Hauch ihres Mundes sein Haar streifte, wenn er ihre Hand küssen durfte, wenn ihr Arm so warm, so glühend in dem seinigen lag!

Und jetzt?

Es gibt Luftschlösser, an denen unsere Phantasie gern und beharrlich baut, an denen wir mit emsiger Lust Steine auf Steine fügen, die wir ausschmücken mit allem Süßen und Schönen, was wir nur zu erdenken vermögen; — es gibt Hoffnungen, von denen wir uns sagen, daß, wenn sie einstens sich verwirklichen, sie uns zu namenlosem Glück führen müßten; stehen wir aber auf einmal vor dem fertigen Schlosse, winkt uns der Augenblick der Glückseligkeit, so treten wir oft schwindelnd zurück, sei es auch nur, um uns selbst die süße Qual der Erwartung zu verlängern. — Ist es doch wie an einem heißen Tag die wallende, kühlende Flut. Wir ahnen die Seligkeit, die wir beim Untertauchen in die klare Welle empfinden werden, und doch sträubt sich der Fuß sekundenlang vor dem ersten Sprunge da hinab — ein selbstquälerisches Sträuben, denn wir wissen wohl, daß wir nicht mehr zurück können. Das Murmeln des Wassers bethört unsere Sinne, der frische Hauch kühlt so wonnig unsere Brust. — O wie wundervoll

iſt das erſte Eintauchen, das herrliche Niederſinken in der Flut, die im erſten Augenblicke zurückweicht, um uns gleich darauf mit ihren weichen Armen deſto feſter zu umſchlingen!

Victor ſuchte ſich an der wunderbaren Stille der Nacht zu beruhigen; er verjagte gewaltſam alle wilden Gedanken; er ſenkte ſeine Sinne in die beruhigende Pracht der mondbeglänzten Blumen und Bäume; er legte dem Murmeln des Waſſerſtrahls ein paar einfache Worte unter, ſo daß es wie ein Wiegenlied klang; er folgte mit ſeinen Augen dem Monde ſelbſt, der wie ſchlaftrunken tief am Horizonte ſchwebte und eben im Begriffe ſchien, der ſchlummerbedürftigen Erde eine gute Nacht zu wünſchen.

„Wir ſind die beiden Letzten," hörte er hinter ſich ſagen, und der Marquis Fontana trat mit dem Hute in der Hand unter den Ausgang des Zeltes. — „Sie erfreuen ſich auch wohl noch an der wunderbaren Nacht; es iſt wahr, wenn man an die eingeſchloſſene dumpfe Luft unſerer Schlafzimmer denkt, ſo kann man aus dem Freien gar nicht fortkommen. Nun, ich habe noch einen ordentlichen Weg nach Hauſe."

„Sie wohnen vor der Stadt?"

„Während des Sommers, ja; eine kleine Viertelſtunde vor dem Thore. Und den Weg will ich zu Fuß zurücklegen; hier durch den Garten kürze ich ein paar ſtaubige Straßen ab. — Sie gehen nach der andern Seite?"

„Ja, Herr Marquis."

„Apropos, lieber Barring," ſagte Herr von Fontana, als er ſo nahe getreten war, um ſeine Hand auf den Arm des jungen Muſikers legen zu können; „ich glaube, daß Sie es wiſſen, ja vollkommen davon überzeugt ſind, wie außerordentlich gut wir es mit Ihnen meinen. Ja, wir haben Sie gern, bei San Jago! Wir betrachten Sie als zum Hauſe gehörig. Erlauben Sie mir deßhalb eine indiscrete Frage, eine ſehr indiscrete Frage. — Wollen Sie?"

„Gewiß, Herr Marquis," entgegnete Victor. „Und ich verſpreche Ihnen, in keiner Frage, die Sie an mich ſtellen wollen, eine Indiscretion zu ſehen."

„Bon! Alſo gerade darauf los. Sie erſchienen heute Abend noch mit der Gräfin Follange. War das zufällig oder abſichtlich? Sie ſehen, ich bin immer indiscret."

Victor lächelte „Es geſchah das ſo zufällig," ſagte er, „wie in der Welt nur etwas vorkommen kann. Ich traf die Gräfin draußen im Veſtibul, ſie verlangte meinen Arm, und ſo führte ich ſie in den Salon."

„Aber ohne Urſache kam ſie nicht ſo ſpät hierher, das kenne ich."

Der junge Muſiker ſah mit zweifelhafter Miene auf den Frager; doch war der Ausdruck des Geſichtes deſſelben ganz unbefangen.

„So viel iſt ſicher," wiederholte derſelbe, „ohne Urſache kam ſie nicht ſo ſpät. Dieſe Frau iſt wie ein böſer Geiſt, ein Vampyr, ein ſchreckliches Weſen; wen ſie einmal umſchloſſen hält, der kommt ſo leicht nicht mehr von ihr los, bis ſie ihn ſelbſt wegwirft. Glauben Sie mir, lieber Barring, bei dem Antheil, den wir an Ihnen nehmen, hat mich Ihre Antwort auf meine indiscrete Frage außerordentlich beruhigt Im anderen Falle hätte ich es für meine Pflicht gehalten, Sie zu warnen."

„Ein anderer Fall iſt aber gar nicht denkbar," verſetzte Victor mit beſtimmtem Tone.

Der Marquis ſchaute ihn einen Augenblick mit einem eigenthümlichen Lächeln an, dann drückte er ſeine Hand und ſagte:

„Unſerer heiligen Schutzpatronin ſei dafür gedankt! Es würde uns das in der That recht weh gethan haben. Und glauben Sie mir, cher monsieur Victor, ſo ganz indiscret, das heißt ohne Nutzen für Sie in dem angegebenen Falle, wäre doch meine Frage nicht geweſen. Ich kenne die Gräfin ziemlich genau —"

„Haben Sie Macht über ſie?"

„Vielleicht auch das, wenn es gälte, einem Freund zu dienen."

„Intereſſirt es Sie in der That zu erfahren, was ſie hier gewollt?“

„Außerordentlich.“

„Und würden Sie,“ fuhr Victor dringend fort, „im Falle ich Sie darüber aufklären kann, Ihre Macht zu Gunſten eines meiner Freunde anwenden, der von der Gräfin in den traurigſten Feſſeln gehalten wird?“

„Eines ihrer Freunde?“ rief erſtaunt der Marquis. „Ah! jetzt flammt mir eine ganze Beleuchtung auf. Sah ich ſie doch ſchon vor längerer Zeit mit unſerem Profeſſor“ — er ſchaute fragend auf den jungen Muſiker — „Blicke wechſeln. — Teufel auch! iſt der Aermſte dem Lichte zu nahe gekommen?“

„Leider!“

„Ja, ja,“ fuhr Herr von Fontana in entſchiedenem Tone fort, „er war ja hier, um die Tableaux zu leiten. Nachher aber ſah ich ihn nicht mehr.“

„Er war mit mir im Garten.“

„Ah! deßhalb wollte ſie Nachtluft athmen, Mondſcheingeflimmer genießen! — Herzlich danke ich Ihnen für dieſe Auskunft, und will, ſo bald Sie es wünſchen, meine freilich nur geringe Macht über dieſes gefährliche Weib zu Gunſten Ihres Freundes verwenden.“

„Und mir erlauben Sie wohl noch eine Frage?“ ſagte Victor. „Haben Sie, Herr Marquis, eine Idee davon, wo die Gräfin blieb? Ich ſah ſie nicht hieher zurückkehren.“

„O Niemand ſah ſie hieher zurückkehren!“ lachte Herr von Fontana, „aus dem einfachen Grunde, weil ſie nicht hieher zurückkehrte. Sie befahl ihren Wagen an's Ende des Gartens da drüben, und war grauſam genug,“ ſetzte er ironiſch hinzu, „nicht einmal ihren Gemahl mit nach Hauſe fahren zu laſſen. Der gute Graf hat ſich aber auch vorgenommen, ihr morgen früh eine hübſche Familienſcene zu machen.“

„Und könnte das ein Scandal werden?“ fragte der junge Mann besorgt.

„Pas du tout!“ gab Herr von Fontana mit lautem Lachen zur Antwort. „Der Herr Graf Follange werden morgen früh eine Stange Cire à moustache zur drohenden Haltung seines Schnurrbarts mehr verwenden, werden nach dem Frühstück ziemlich aufgeregt erscheinend in das Boudoir seiner Gemahlin treten, dort einigemal hastig auf- und abschreiten und auf die Bemerkung seiner Gattin, daß sein langweiliges Auf- und Abgehen ihre Nerven errege, entgegnen: er habe sich nur erkundigen wollen — wie sie geschlafen. Damit wird er abziehen, seinem Hunde einen Fußtritt geben, und dem Kammerdiener mit einer Maulschelle drohen. — — Doch, verzeihen Sie mir, lieber Freund,“ sagte der kleine bewegliche Mann in seinem gewöhnlichen hastigen Tone, — er hatte das Vorhergehende mit großem Pathos gesprochen, — ich plaudere da und plaudere, und bedenke nicht, wie spät oder eigentlich wie früh es ist. Cuerpo de Dios!“ rief er, nachdem er seine Uhr hervorgezogen und auf das Zifferblatt geschaut, „schon drei Uhr! — Leben Sie wohl, ich werde der Sache Ihres Freundes nachspüren und an sein Bestes denken. Da unsere Wege nicht die gleichen sind, so nehme ich Abschied von Ihnen. — Auf baldiges Wiedersehen denn! — Buenas noches!“ Der Marquis verlor sich mit leichten Schritten im Dunkel des Gartens.

Es war die dritte Stunde der Nacht.

Die vierte Stunde.

Die Baronin war verſchwunden und hatte ſich auch nicht wieder ſehen laſſen.

Victor, draußen auf der Treppe ſtehend, blickte in das Zelt zurück, wo er ein Geräuſch hörte und ſah, daß die Bedienten beſchäftigt waren, Fauteuils und Seſſel an ihren Ort zu rücken, die Oeffnungen, die hie und da im Zelte waren, zu ſchließen und die Lichter auszulöſchen. Er fühlte die Nothwendigkeit, ihnen aus dem Wege zu gehen und ſchritt langſam die Treppe hinab in den Garten.

Hatte er auch recht gehört, was ſie ihm

zugeflüstert? Hatte nicht am Ende seine lebhafte Phantasie, unterstützt von gewaltiger Eigenliebe, ein harmloses Wort mißdeutet? Und wenn dem so war, spielte er nicht gar, allein zurückbleibend, eine lächerliche Rolle?

Bei diesem peinlichen Gedanken, den er grausam genug war, sich genau auszumalen, fühlte er seine Leidenschaft für die schöne Frau mit verdoppelter Heftigkeit emporschlagen, empfand er es, welch' unsägliches Glück es sein müsse, noch eine Stunde in stiller, verschwiegener Nacht bei ihr sitzen, nur mit ihr plaudern zu dürfen, stolz auf den Vorzug, den sie, die vornehme Dame, der Niemand etwas Nachtheiliges nachsagen konnte, die sich aber von allen Seiten umschwärmt, angebetet sah, ihm, dem einfachen Künstler, einräumte.

„Wenn ich mich wirklich geirrt hätte!" murmelte er zwischen den fest zusammengebissenen Zähnen, „so wäre das eine gerechte Strafe für die wilden Gedanken, die vorhin durch mein Herz gestürmt. — — Doch nein, ich habe mich nicht geirrt."

Er vernahm von der Seite des Hauses her den Schall leichter Tritte, die sich durch den Garten näherten; er eilte darauf zu: eine Gestalt löste sich von den dunkeln Partieen des Laubwerks ab und trat ihm entgegen. Es war die alte Kammerfrau der Baronin, die, sobald sie seiner ansichtig wurde, sich mit einer leichten Verbeugung umwandte, und ihn, voranschreitend, an eine kleine Seitenthür brachte, hinter welcher sich eine mäßig erhellte Wendeltreppe befand, die ihn seine Führerin ersuchte zu ersteigen. — Sie folgte ihm schweigend.

Oben angekommen, öffnete die Kammerfrau eine Glasthüre, die auf einen schmalen Gang führte, durch den Victor nach wenigen Schritten in ein kleines Boudoir gelangte, wo ihm die Baronin lächelnd entgegen trat.

„Sie werden sich seltsame Gedanken über mich gemacht haben," sagte sie, indem sie dem jungen Manne die Hand reichte, welche

dieſer an ſeine Lippen führte, „mein Verlangen, Sie noch zu ſprechen, und dann, daß ich Sie ohne weitere Benachrichtigung allein unten ließ. Wie ich aber aus meinem Fenſter bemerkte, traten Sie, um alles Aufſehen bei meinen Leuten zu verhüten, in den Garten. Ich danke Ihnen dafür und muß Ihnen die Verſicherung geben, daß Ihr Betragen das Vertrauen, welches ich ohnedies zu Ihnen habe, ſehr vermehrt hat. — Setzen Sie ſich.“

Sie ließ ſich auf einen kleinen Fauteuil nieder und wies dem jungen Manne einen Sitz dicht in ihrer Nähe an.

„Ich ſehe wohl an Ihren Mienen,“ begann die ſchöne Frau nach einer Pauſe wieder, „daß Sie überraſcht ſind, ſich zu ſo ſpäter Stunde bei mir allein zu finden, eigentlich überraſcht durch den von mir ausgeſprochenen Wunſch. Auch finde ich dieſe Ueberraſchung ganz natürlich. Schmerzlich aber wäre es mir, wenn Sie mir durch dieſe Zuſammenkunft ein Opfer gebracht hätten.“

„Ein Opfer, gnädige Frau?“ ſagte Victor haſtig. „Wie könnte man das ein Opfer nennen? Ich ſinne hin und her, um zu ergründen, durch welches Verdienſt ich zu der Gunſt, hier bei Ihnen ſein zu dürfen, gekommen bin.“

„Ah! da ertappe ich Sie auf einem falſchen Gedanken, Herr von Barring!“ rief die Baronin. „Sie fragten eben bei ſich ſelber an: wann habe ich mich dieſer Frau gegenüber ſo weit vorgewagt, daß ſie ſich berechtigt fühlen kann, mir um dieſe Stunde mit kurzen Worten zu ſagen: bleibe noch da. Aber ſeien Sie ganz ruhig, davon ſpreche ich Sie los,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während das liebenswürdige, wunderbare Lächeln, das ſie um ihre Lippen zu zaubern wußte, wieder ihren Mund umſpielte, — ein Lächeln, bei dem ſie ihre Augen halb zuſchloß, bei dem ſie ſich gewöhnlich leicht in den Fauteuil zurücklehnte, was gerade ſo ausſah, als denke ſie über etwas Köſtliches nach, das ihr geſtern oder heute begegnet. „Gewiß nicht,“ ſprach ſie nach einer Pauſe, „Sie haben mir mit Ihrem ſtillen, beſcheidenen Weſen keine Veranlaſſung

Anweſenden zum Austrinken gab. Auch ich erhielt meinen Theil und trank den ſüßen Wein, auf eine befehlende Miene des Buchhalters heftig hinunter. Wunderbar erwärmte mich das Getränk und mein Gehirn durchkreuzten leuchtende Punkte.

„Laſſen wir jetzt," ſprach der Candidat mit tiefer zitternder Stimme, „laſſen wir jetzt zur ſtillen Betrachtung ſchreiten. Die Verſammelten erhoben ſich, mehrere der anweſenden Weiber ſchlugen die Augen nieder, andere blickten wild und verlangend um ſich. Der Schuſter, welcher mir der Diener der Gemeinde zu ſein ſchien, öffnete die Thür des Nebenzimmers, wo von der Decke eine Art Alabaſterlampe hing, deren Gehäus aber ſo dick war, daß kaum ſo viel Licht durchfiel, um die Geſtalten der Hineinwandelnden zu ſehen, ohne ſie erkennen zu können. Mich erfaßte eine unbeſchreibliche Angſt und das geheimnißvolle Dahinſchreiten erſchien mir grauſenhaft, ja geſpenſterartig. Die Thür ſchloß ſich, die Lampe ſchien zu erlöſchen und durch die dünnen Vorhänge der Fenſter drang vom andern Ufer des Fluſſes her das ungewiſſe Licht der Gasflammen; unten rauſchte das Waſſer und man hörte in der Verſammlung nichts wie Flüſtern. Nach einiger Zeit erhob der Theolog ſeine Stimme und ſprach:

„Siehe, meine Freundin, Du biſt ſchön, ſiehe ſchön biſt Du, Deine Augen ſind wie Taubenaugen zwiſchen

gegeben, Victor. Und gerade, da ich Sie mir gegenüber immer gleich, immer ruhig, immer, wenn ich so sagen darf, interesselos gesehen, hatte ich den Muth, Sie um eine kleine Unterredung zu bitten und Ihnen in dieser kleinen Unterredung eine große unbescheidene Bitte vorzutragen."

„Halten Sie einen Augenblick, Baronin!" rief der junge Mann erregt, indem er seine recht Hand gegen sie ausstreckte. „Sie sagten so eben, mein stilles, ruhiges Wesen — nennen wir es beim rechten Namen — mein gleichgültiges Wesen veranlasse Sie, mich mit Ihrem Vertrauen zu beehren. Lassen Sie mich gegen Sie wahr sein, ehe Sie weiter reden; lassen Sie mich nicht Ihr Vertrauen empfangen unter der Voraussetzung, Sie gewährten es einem gleichgültigen Menschen, Einem, der nicht das wärmste Interesse an Ihnen nimmt. Gewiß, nein, nein!" setzte er heftiger hinzu, „unter der Voraussetzung kann und will ich Ihr Vertrauen nicht annehmen."

Sie hatte ihren Fächer vor dem Gesichte entfaltet und wandte hinter demselben ihre Blicke empor nach dem kleinen silbernen Hängeleuchter in der Mitte des Zimmers, dessen Licht sich lebhaft in dem feuchten Glanze ihrer Augen reflectirte. Sie preßte heftig ihre Lippen auf einander, und man hätte sehen können, wie ihr Füßchen unter dem Kleide gewaltsam gegen den Parquetboden des Gemaches trat, so daß sich ihr Sitz um ein paar Zoll von dem seinigen entfernte.

„Nehmen wir also an, sagte sie nach einer Pause langsam und stockend, „daß meine Voraussetzung falsch gewesen sei; — und, die Wahrheit zu gestehen, es freut mich, das annehmen zu können, denn das Gemüth eines Freundes, Jemandes, der es gut mit uns meint, ist geneigter, auf unsere Klagen zu hören, unsere Leiden mit zu fühlen."

Weßhalb ihre Worte ihn heftig ergriffen, sein Herz zusammenpreßten und ihn mühsam athmen ließen, davon konnte sich Victor im gegenwärtigen Augenblicke nur unklar Rechenschaft geben. Sein

Auge hing ängstlich an ihren Lippen, und abermals hob er die Hand empor, als sie wieder anfangen wollte zu sprechen, und noch einmal sagte er mit flehender Stimme: „Halten Sie noch einen kleinen Augenblick Ihre Bitte zurück; glauben Sie nicht, daß ich überlegen, daß ich mich im geringsten besinnen werde, Alles an die Erfüllung eines Wunsches von Ihnen zu setzen; aber" — das Nachfolgende sprach er sehr leise — „Sie haben Ihre Bitte so seltsam eingeleitet, Sie haben sie an einen Gleichgültigen, im höchsten Falle an einen Freund zu richten gemeint — ja, das sagten Sie," fuhr er lebhafter fort, als er eine Bewegung ihrerseits sah, „und doch darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß ich unter dieser Voraussetzung Ihre Worte nicht anhören kann."

Die Baronin besann sich ein paar Sekunden, dann war sie klug genug, wenigstens den Versuch zu machen, die Unterredung in's Komische zu spielen, weßhalb sie laut und herzlich lachte und alsdann entgegnete:

„Was seid ihr Künstler doch für sonderbare, unergründliche Menschen! da halte ich namentlich Sie, Victor, weil Sie ein gesetztes ruhiges Betragen haben, für gescheidter als viele andere junge Leute; ich sage das mit kurzen Worten, und meine damit, ich habe Sie nie so — nun ja, nie so lächerlich gefunden wie so Viele, die stets mit gewählten Redensarten bei der Hand sind, die gleich außer sich gerathen, überall ihr Herz mit in's Spiel bringen und dadurch glauben machen, daß sie wirklich keines besitzen. Ich sage Ihnen das, ich will Ihnen ein Compliment damit machen und Sie depreciren vollständig und sagen: ich bin gerade wie die Andern. O das ist mir leid!"

Sie ließ ihren Fächer auseinander rauschen und fächelte sich Kühlung zu, während sie sich ganz in ihren Stuhl zurücklehnte.

Der junge Mann blickte nachdenklich, mit einer fast traurigen Miene auf die Baronin, die ihm so nahe saß, daß er seine Hand auf ihren vollen Arm hätte legen können, die er sich so nahe glaubte,

da ſie ihn um eine Unterredung in dieſer Stunde gebeten, und die nun bemüht war, mit ihren Worten eine künſtliche Kluft zwiſchen ihm und ſich herzuſtellen. Am Ende aber hat ſie vollkommen Recht, dachte er. O es iſt ein kluges Weib; wer weiß, was ſie mir zu ſagen hat; wer weiß, ob ihre Gründe nicht triftig ſind, daß ſie ihren Wunſch nur einem Unbefangenen, ruhig ſie Anhörenden mittheilen will. Jedenfalls, ſprach er zu ſich ſelber nach einem tiefen Athemzuge, iſt es dieſer ebenſo ſchönen als entſchloſſenen Frau gegenüber beſſer, wenn auch nur ſcheinbar, auf ihre Anſichten einzugehen.

„Gut denn, gnädige Frau," ſagte er entſchloſſen, „reden Sie unter der Vorausſetzung, die Sie vorhin ausgeſprochen. Ich will Ihnen als Unparteiiſcher, als ruhiger Freund, wenn Sie wollen, als vollkommen Gleichgültiger zuhören."

Sie ließ ihren Fächer zufallen und ſah ihn feſt an.

„Vorher aber muß ich Ihnen noch ſagen," fuhr er fort, indem er ſich zu einem Lächeln zwang, „daß ſchöne Redensarten, Ekſtaſen, dazu gehören, um Ihnen zu beweiſen, daß man tiefer und wärmer für Sie fühlt als Andere, die ſich begnügten, Ihnen dies durch ein Wort, durch einen beredten Blick, durch den Ton eines Liedes bekannt werden zu laſſen. Gewiß, es war mir das nicht bekannt," ſetzte er faſt ſchmerzlich hinzu.

Die Baronin trat abermals mit dem Fuße auf den Boden, doch jetzt ſo, daß ſie ihren Fauteuil ſeinem Sitze etwas näher brachte. Sie neigte ſich etwas vorüber, ſie blickte ihn mit ihren klaren, beredten Augen an; ſie bezauberte ihn wie die Schlange den kleinen Vogel, denn ſie kam ſeinem Geſichte ſo nah, daß er den ſüßen Hauch ihres Mundes ſpürte. Dabei legte ſie ihre Hand auf ſeine Schulter und ließ ſie auf ſeinem Arm langſam niedergleiten.

Er zitterte bei dieſer Bewegung; er bebte bei jedem Zoll, den ihre warmen Finger mehr herabglitten. Er hatte die Kühnheit

zu hoffen, ſie würden die ſeinigen berühren, er würde ſie dort einen Augenblick feſthalten können. Vergebliches Hoffen! er fühlte ihre warme Hand auf ſeinem Arme feſt liegen; er fühlte einen heißen glühenden Druck, der ihm das Blut zum Herzen trieb.

„Sind Sie nicht ein Kind, Victor?“ ſagte Frau von Molitor, „ein unverſtändiges eigenwilliges Kind? Statt mich zu verſtehen, ſtatt es zu achten, daß ich jetzt mit einem Freunde ſprechen will —“

„Jetzt?“ rief der junge Mann leidenſchaftlich und zuckte mit ſeinem Arm. Doch die warme Hand blieb unbeweglich liegen.

„Jetzt,“ fuhr ſie ruhig fort, „denn ich habe etwas Wichtiges zu verhandeln, das es nicht erträgt, wenn es — verſtehen Sie mich wohl — unter andern Verhältniſſen tändelnd beſprochen würde, darum bat ich Sie, mir zuzuhören, wie das ein Gleichgültiger, ein Unbefangener thun würde.“

„Ich ſollte das aber nicht nur ſcheinen,“ gab Victor mit bewegter Stimme zur Antwort; „Sie ſetzten voraus, ich ſei das; ja, Sie ſetzen das noch voraus.“

Seine Augen ſuchten die ihrigen, während er ſo ſprach, wogegen ſie bemüht war, leuchtende verrätheriſche Blicke mit dem Fächer zu verdecken.

„Sie ſind ein thörichtes Kind,“ ſprach ſie mit leiſer Stimme; „Sie hätten verſtändig ſein ſollen und uns Beiden das erſparen.“

„O wenn Sie wüßten,“ flehte der junge Mann, „wie verſtändig ich ſein kann, wie verſtändig ich ſein würde, wenn —“

„Davon ſehe ich leider nicht viel,“ verſetzte die Baronin mit einem tiefen Seufzer.

„Jetzt nicht, ich gebe das zu, aber nachher.“

„Nachher iſt ein ſchlimmes Wort; man muß meine Gunſt verdienen.“

„O nur ein Goldkorn von all' dem Reichthum!“ flehte er, wobei ſein Arm wiederholt zuckte. „O nur ein Goldkorn zum Beweiſe, daß man ſpäter die Anhänglichkeit belohnen wird.“

„Von dieſen Goldkörnern," ſprach ſie ſtockend, und dabei bebte ihre Stimme ein wenig, „fließt ſelten eins allein, wenn ſie einmal anfangen zu rollen. Wer will da ein Halt gebieten!"

Während ſie ſo redete, war ihre Hand langſam herabgeglitten von ſeinem Arm, und mit fieberhafter Haſt umfaßte er ihre weichen Finger. Er drückte ſie unzählige Mal an ſeine Lippen, er legte ſie an ſeine Stirn, an ſein Herz, und darauf zu ihren Füßen niedergleitend und den Kopf auf ihre Kniee beugend, drückte er ihre Finger in ſein volles Haar.

Dadurch hatte er ſich vollkommen in ihre Gewalt gegeben; denn indem ſie mit ihrer Hand in ſeinem Haar wühlte, drückte ſie ihn ſanft aber mit ſtarkem Arm von ſich weg, hob ihn jedoch ſogleich darauf, wenn auch wie widerſtrebend und betäubt, zu ſich empor, und ſchien erſt wieder zur gänzlichen Beſinnung zu kommen, als ſie ſeine Lippen auf den ihrigen fühlte. Einen kurzen Moment erlaubte ſie, duldete ſie, dann aber trat ſie feſt auf den Boden, warf ihren Fauteuil herum, ſprang in die Höhe und ging raſch an das Fenſter, wo ſie, die impoſante Geſtalt, mit abwehrender Hand ſtehen blieb. Langſam ließ ſie ihren Arm herabſinken und ſagte nach einer für den jungen Mann qualvollen Pauſe, die ſie aber ſo freundlich war durch ihr ſüßes Lächeln zu mildern:

„Hatte ich nicht Recht, wenn ich nur einem Gleichgültigen, einem Unbefangenen, einem ruhigen, vernünftigen Freunde trauen wollte! O Victor!" bat ſie gleich darauf mit einer ſchmelzenden Stimme, „wollten Sie das nicht für mich eine kleine halbe Stunde ſein?"

Der junge Muſiker hatte ſich unterdeſſen wieder gefaßt, er ſtrich ſein Haar aus der Stirne und drückte darauf ſeine Finger feſt und krampfhaft an die Augen. Es ſchwindelte ihm, wenn er daran dachte, was er ſo eben erreicht; er fühlte ſeine Liebe zu ihr heftiger empoklodern, nachdem er ſie vor ſich ſtehen geſehen, die

ſchöne, prachtvolle Geſtalt mit gebietender Haltung und abwehrender Hand.

„Gewiß," ſagte er nach einem kurzen Stillſchweigen, „gewiß will ich jetzt hören als ein treuer, ruhiger, unparteiiſcher und doch redlicher Freund. O Camilla!" ſetzte er ſchwärmeriſch hinzu, „will ich doch Alles thun, was Sie mir gebieten, da ich glaube und hoffe, daß es für mich eine Zukunft gibt."

„Gut denn," erwiederte ſie und näherte ſich ganz unbefangen, ja, ſie reichte ihm ihre Hand, die er achtungsvoll an ſeine Lippen führte. Dann ließ ſie ſich wieder in ihren Fauteuil nieder und er ſetzte ſich ihr gegenüber.

Einen Moment hatte ſie ihren Kopf in die Hand geſtützt, dann blickte ſie empor und ſagte:

„Ich ſpreche alſo zu einem Freunde, zu einem Manne, der bereit iſt für mich zu handeln, ſei ſelbſt das, was er für mich thun muß, mit Mühe, mit Gefahr verknüpft."

„So iſt es bei Gott! Camilla. Ich verſtehe jetzt die heiße Luſt, mit der einſt die Ritter für ihre Damen in Kampf und Tod gingen."

„So höre alſo, mein treuer Ritter, ſagte lächelnd die ſchöne Frau. „Meine Verhältniſſe ſind Ihnen genugſam bekannt, daß ich Ihnen darüber keine Erklärung zu machen brauche, die mir unangenehm wäre. Sie wiſſen, daß ich von meinem Vormunde veranlaßt wurde, mich noch ſehr jung zu verheirathen; ich will dabei nicht ſagen, daß irgend eine Art von Zwang ſtattfand. Ich, ein junges, unerfahrenes Mädchen, in ſtrengen Penſionen erzogen, wurde plötzlich in die Welt eingeführt, und das heitere, glänzende Leben, was mich da mit einem Male ſtatt dem ernſthaften Treiben in der ſtillen Zelle umgab, beſtach meinen Sinn und gefiel mir außerordentlich wohl. Mein nachheriger Gemahl, obgleich zwanzig Jahre älter als ich, war ein angenehmer und unterhaltender Mann, eine ritterliche Figur; er erzählte gern von ſeinen Reiſen

und wußte in gewiſſer Richtung das junge Mädchen an ſich zu feſſeln, verſtehen Sie mich wohl, in gewiſſer Richtung, denn ich hätte eher an Alles gedacht, als daß er meine Hand fordern würde. Er ſei früher von ſehr finſterer Gemüthsart geweſen, — ein Menſchenfeind, ſagte mir meine Tante, bei der ich lebte, die Schweſter meines verſtorbenen Vaters. Auch war der Unterſchied unſeres Alters ſo bedeutend, daß ich mit ihm umging wie mit einem älteren Freunde.

„Er kam viel in unſer Haus, er fuhr uns ſpazieren, er ritt mit mir, und dabei vernahm ich einſtmals eine Aeußerung von ihm, welche mich, wenn doch zuweilen leiſe Zweifel in mir aufſtiegen, wieder vollkommen beruhigte. Es begegnete uns auf einem Ritte in eine abgelegene Gegend ein Bekannter, dem der Baron Molitor auf ſeine Bemerkung, er gratulire ihm, ihn in ſo angenehmer Geſellſchaft zu finden, lachend die Antwort gab: ‚Es iſt das kein Compliment für mich; Du ſiehſt, für wie ſehr alt und ungefährlich man mich hält.‘

„Aber es kam mit einem Male anders, ſchnell, unerwartet. Eines Tages ſagte mir meine Tante, der Baron habe um meine Hand angehalten, und ſie für ihre Perſon ſehe eigentlich keinen vernünftigen Grund, dieſe Verbindung nicht einzugehen. Mein Herz war frei, Victor,“ fuhr die Baronin nach einer Pauſe fort, während ſie mit dem Taſchentuche leicht ihre Stirne berührte. „Ich hatte wohl in verſchiedenen Büchern über die Liebe geleſen, aber ich hatte ſie bis dahin nicht kennen gelernt.“

Dies einfache: ‚bis dahin‘, begleitet von einem Blitz aus ihren ſchönen Augen, machte den jungen Mann ihr gegenüber erbeben.

„Von allen Seiten berathen und doch ohne wirklich guten und treuen Rath ließ ich mich nach und nach an die Idee gewöhnen, die Frau des Barons zu werden. Er benahm ſich während dieſer Zeit aufs Klügſte; er warb nicht um mich, er blieb ſich gleich in ſeinem chevalereſken, achtungsvollen Betragen. Alles,

was er in Beziehung auf unser künftiges Verhältniß that, war, daß er mich auf's Genaueste von der Einrichtung seines bisherigen Lebens sowie von den Bequemlichkeiten unterrichtete, die sein Wohnort, ein prächtiges Schloß auf seinen Gütern — er wohnte nur ausnahmsweise in der Stadt — darbot. —

„Ich wurde seine Frau. — —

„Wir reisten nach Frankreich und Italien; unsere Reise dauerte mehrere Monate; darauf kehrten wir nach seinem Schlosse zurück und — nach Ablauf eines Jahres," — hier stockte die Baronin, fuhr abermals mit dem Tuche über ihr Gesicht und erzählte dann weiter: „nach Ablauf eines Jahres war ich die Mutter eines reizenden Mädchens. O, meine kleine, süße Isabella!"

Diesen Namen stieß sie mit einem schmerzlichen Rufe hervor, dann bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und verharrte so ein Paar Minuten lang regungslos. Victor blickte sie erstaunt an; er mochte auch diesen Blick des Befremdens noch nicht geändert haben, als sie ihre Hände langsam niedersinken ließ. Sie faßte sich gewaltsam und fuhr alsdann fort, indem sie ihr Auge rings umherschweifen ließ:

„Ich weiß wohl, was Ihre Miene sagen will; Sie sehen bei mir rund umher Alles öde und leer; Sie haben in diesen Räumen, die Sie so oft betraten, nie den frischen Ton einer Kinderstimme gehört, nie das herzliche Lachen eines jener lieblichen Wesen. Und doch ist es, wie ich Ihnen sage. Die Bekannten meines Hauses, die es gut mit mir meinen, sprechen nicht darüber, und mit denen, welche so gern geneigt sind, über mich und meine Vergangenheit hämisch die Achseln zu zucken, verkehren Sie ja nicht, mein Freund."

Sie reichte ihm ihre Hand, die er innig an seine Lippen drückte.

„Ja, ich hatte eine Tochter, ein reizendes, liebliches Wesen. O, wie war ich glücklich bei ihr, mit ihr! Wie liebte ich sie, wie

war sie mir anhänglich, wie tief fühlte ich, daß jetzt zu meiner gänzlichen Zufriedenheit nichts mehr fehle, daß meine Bestimmung erfüllt sei! Was den Baron anbelangt, so schien auch er in seinem jetzigen Leben recht glücklich zu sein; er hatte mich, seitdem wir verheirathet, mit einer achtungsvollen Zärtlichkeit behandelt; er hatte mich in einzelnen Fällen, wo ihm das nothwendig schien, freundlich ermahnt und belehrt, er hatte über mich gewacht, ich kann wohl sagen mit väterlicher Aufmerksamkeit. Von den finsteren Launen, die ihn früher unerträglich für seine Umgebung gemacht haben sollen, hatte ich bis jetzt nichts bemerkt. Wohl liebte er es, Aeußerungen zu thun, wie zum Beispiel: es ist doch seltsam, wie sich das vollkommenste Glück, das Menschen genießen, oft durch Kleinigkeiten in's grenzenloseste Unglück verkehren läßt; oder: es ist eigentlich traurig, daß das hellste Licht auch den dunkelsten Schatten wirft. O," sagte die Frau seufzend, nachdem sie einige Augenblicke nachdenkend vor sich niedergeschaut, „ich sollte bald in diesen Schatten treten!

„Auf der Reise nach unserer Verheirathung waren wir ziemlich für uns geblieben. Der Baron schloß sich nie an andere Reisende an, die wir zufällig trafen, oder wenn das geschah, nur auf ganz kurze Zeit, vielleicht für eine kleine Partie, für ein einzelnes Diner und dergleichen. Ich hielt das für zufällig, ich gab nicht darauf Acht; mich beschäftigte alles Neue, was mich umgab, so sehr, daß ich sonst Nichts vermißte; all' die beständig wechselnden Bilder, verbunden und erklärt durch die wirklich gediegenen Belehrungen meines Mannes, füllten meine Seele aus.

„Nachdem wir zurückgekehrt, hatte ich eine Zeit lang zu thun ehe ich das ungeheure Material zu unserer Einrichtung, theils das, was sich vorfand, theils was der Baron mit einer fast an Verschwendung grenzenden Freigebigkeit für mich angeschafft, so wie die zahlreichen Geschenke meiner Freunde und meiner Familie bewältigen, ordnen konnte. Daß dies nicht vorher geschehen war

fand ich eine vernünftige Anordnung des Barons und ſehr dankenswerth; denn wie viel Schönes und Zweckmäßiges hatten wir auf unſern Reiſen geſehen, in uns aufgenommen und dabei Vieles gelernt, was wir nun Gelegenheit fanden, bei uns wieder anzuwenden.

„O es war das eine vergnügte Zeit, eine herrliche Zeit, ſo dabei thätig zu ſein, wie ſich Zimmer um Zimmer aus dem Chaos von Kiſten und Ballen zu einem wohnlichen Ganzen herausbildeten. War mir doch zu Muth, wie dem Vogel, der ſein Neſt baut. Aber warum dieſe Details erzählen!“ unterbrach ſie ſich ſchmerzlich lächelnd. „Sie verbittern meine Laune, ſie ſind durchaus unnothwendig zur Darſtellung deſſen, was ich Ihnen zu ſagen habe.“

„Ich hätte gern noch mehr davon aus Ihrem Munde gehört,“ ſagte Victor, „aber ich verſtehe auch, daß es für Sie ſchmerzlich iſt, dieſe angenehmen Zeiten der Vergangenheit ſo lebhaft hervorzurufen, wie Sie es in Ihrer Erzählung thun.“

Die Baronin warf einen Blick auf die Standuhr über dem Kamine, dann fuhr ſie fort:

„Ich bin ſchon zu weitläufig geweſen; aber Sie werden verſtehen, mein Freund, daß, wenn man einmal anfängt über eine vergangene Zeit zu ſprechen, die für uns von ſo großem Intereſſe war, an die unſer Herz noch unauflöslich gebunden iſt, wir uns gerne in Einzelnheiten verlieren, die einem Andern, Unbefangenen gleichgültig ſind.

„So blieben wir ziemlich ſtill für uns, bis nach der Geburt meiner Tochter, wo ſich der Baron veranlaßt ſah, den verſchiedenartigſten Fragen und Anſpielungen nachzugeben und ſein Schloß dem Adel der Umgegend, mit dem er früher in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden, wieder zu öffnen. So angenehm mir einestheils dergleichen kleine geſellſchaftliche Zerſtreuungen waren, ſo war es mir doch ſeltſam zu Muth, als eines Tags die erſten der

Deinen Zöpfen, Dein Haar iſt wie die Ziegenheerden, die beſchoren ſind auf dem Berge Gilead."

Er ſchwieg und nach einer Pauſe ſagte eine andere Stimme:

„Deine Zähne ſind wie die Heerden mit beſchnittener Wolle, die aus der Schwemme kommen, die allzumal Zwillinge tragen, und iſt keine unter ihnen unfruchtbar."

Eine dritte Stimme fuhr fort:

„Deine Lippen ſind wie eine roſenfarbene Schnur und Deine Rede lieblich, Deine Wangen ſind wie der Ritz am Granatapfel zwiſchen Deinen Zöpfen."

Ein Vierter ſprach jetzt leiſe und murmelnd:

„Deine zwei Brüſte ſind wie zwei junge Rehzwillinge, die unter den Roſen weiden."

„Bis der Tag kühl werde," flüſterte eine Weiberſtimme, „und der Schatten weiche, ich will zum Myrrhenberge gehen und zum Weihrauch-Hügel."

Jetzt erkannte ich die Stimme des Buchhalters, der ſprach:

„Du haſt mir das Herz genommen, meine Schweſter, liebe Braut, mit Deiner Augen einem und Deiner Halskette einer."

„Wie ſchön ſind Deine Brüſte, meine Schweſter, liebe Braut; Deine Brüſte ſind lieblicher denn Wein und der Geruch Deiner Salben übertrifft alle Würze."

So ſummte und murmelte es um mich her in ſon-

glänzenden Equipagen in den Schloßhof fuhren, deren Beſitzer kamen, uns ihre Gegenbeſuche zu machen. Es war mir, als ziehe ein fremdes, unfreundliches Element in unſere bis jetzt ſtille und glückliche Einſamkeit.

„Laſſen Sie mich ſchnell hinweggehen über eine Zeit, wo ich mit Schrecken, mit Entſetzen bemerkte, wie ſich die Gemüthsſtimmung meines Mannes veränderte, wie er launiſch, finſter, abſtoßend wurde, wie er ſich von mir, ja von ſeinem Kinde zurückzog, wie er für mich ſtatt freundlicher, gemüthlicher Worte, wie bisher, nur ſcharfe, pikante Redensarten hatte, — kurz, wie ich bemerkte, daß ihn die eingebildetſte und furchtbarſte Eiferſucht quäle. Den Gegenſtand derſelben konnte ich lange nicht ergründen, ſein Benehmen ließ mich auf Dieſen und Jenen rathen.

„O hätte nur ich allein die unglückſelige Leidenſchaft meines Gemahls entdeckt," fuhr die Baronin fort, „ich hätte mich gern wieder in meine frühere Einſamkeit zurückgezogen, nur um ruhig für meine arme kleine Tochter leben zu können. Aber auch für Andere war es nicht ſchwer, den Grund ſeiner ſo finſteren Mienen, ſeines abſtoßenden, verletzenden Weſens zu errathen. Unberufene miſchten ſich hinein, es gab Reibungen in der Geſellſchaft; bösartige Menſchen — ſogenannte gute Freunde — machten ſich kein Gewiſſen daraus, unſchuldige Vorfälle zu verdrehen und mit den ſchlimmſten Zuſätzen verſehen zu ſeiner Kenntniß zu bringen. —

„Ihnen die Einzelnheiten dieſer entſetzlichen Zeit mitzutheilen, bin ich nicht im Stande. Da es Sie aber vielleicht intereſſirt, ſo wenden Sie ſich an den Freund unſeres damaligen Hauſes, an den Freund meines jetzigen Hauſes, an den Marquis Fontana. Er ſoll Ihnen einmal Einzelnheiten geben. —

„Ich wünſche das, Victor," ſagte die Baronin dringend, als ſie eine abwehrende Handbewegung des jungen Mannes ſah; „ich wünſche es, ja ich verlange es; es iſt für mich nothwendig, daß Sie durch eine dritte Perſon von allen Details in Kenntniß geſetzt

werden. Iſt es doch nicht die Plauderhaftigkeit eines Weibes, was mich veranlaßt, Ihnen, mein Freund, von meiner Vergangenheit zu ſprechen; thue ich es doch nur als Einleitung zu einer ungeheuren Bitte, die ich an Sie richten werde."

„Ich hoffe nicht," gab ihr haſtig der junge Mann zur Antwort, „daß Sie glauben, mich durch eine Einleitung geneigt machen zu müſſen, Ihnen irgend einen Wunſch, den Sie mir ausſprechen, zu erfüllen. — Sie haben mich zu Ihrem Sclaven gemacht, Camilla," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, indem er ſich niederbeugte und ſeine heißen Lippen einen Augenblick mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit auf das Spitzengewebe drückte, welches ihren Arm umgab. Dann ſtrich er langſam die Haare aus der Stirne und fuhr mit ernſtem Tone fort, als er ſich wieder emporrichtete: „Wenn Sie, gnädige Frau, es für nothwendig halten, mir um Ihretwillen etwas mitzutheilen — gut, ſo höre ich es an; was mich aber betrifft, ſo glaube ich einem einzigen Ihrer Worte, glaube an Sie, Camilla, unerſchütterlich, und bin zu Ihrem Dienſt bereit, wo Sie ihn, wo Sie mich benutzen wollen."

Sie hatte den Kopf in die Hand geſtützt, und als ſie nach längerem Stillſchweigen ihr Haupt emporrichtete, ihr Geſicht wieder ſehen ließ, konnte man bemerken, daß ihre Züge bleich, ihre Augen feucht waren.

„Wenn ich Ihnen ſage," fuhr ſie alsdann fort, „daß der wirklich finſtere Geiſt meines Gemahls mich zu quälen begann, als Iſabella kaum ein Jahr alt war, und daß ich um des Kindes willen Alles ertrug — pſychiſche, ja ſelbſt körperliche Mißhandlungen, daß ich bei ihr blieb bis zu ihrem vollendeten ſechsten Jahre, ohne in der Zeit andere frohe Augenblicke gehabt zu haben, als die wenigen, in denen er mir vergönnte, mein Kind zu ſehen; wenn ich hinzufüge, daß ſeine Liebe zu mir gänzlich erloſchen war, daß er Alles that, um unſere Trennung zu Stande zu bringen, die ich auf's Beſtimmteſte verweigerte, — wenn Sie ſich alles das vorſtellen,

eine zuſammenhängende Kette von Quälereien jeder Art, Beleidigungen, Anſchuldigungen, Mißhandlungen, ſo können Sie ſich denken, daß ich zuletzt gezwungen war, ſein Haus zu verlaſſen — mein Kind zu verlaſſen."

Bei dieſen Worten drückte die Frau heftig ihre Hände vor das Geſicht, ſprang in die Höhe und rief leidenſchaftlich aus, indem ſie einen raſchen Gang durch das Zimmer machte:

„Ja, ich mußte mein Kind verlaſſen, mein einziges, geliebtes, mein kleines, ſchönes Kind! Ich mußte es in ſeinen Händen laſſen, in den Händen eines Wüthenden, eines Mannes, den ich nie geliebt, nie, nie!" Sie warf heftig ihre rechte Hand empor, als wollte ſie die Finger wie ihre Worte beſchwörend gen Himmel ſtrecken. — „Ja, ich wiederhole es," rief ſie mit bebender Stimme, „den ich nie geliebt, den ich nur anfänglich um mich zu dulden vermocht, weil er unter der Maske des ruhigen Wohlwollens, einer väterlichen Freundſchaft mein Herz einzuſchläfern wußte.

„Ja, Victor, ich habe eine Tochter; Iſabella iſt jetzt acht Jahre alt; ſie ſoll reizend und liebenswürdig ſein, wie man ſich nur ein kleines Kind zu denken vermag. — So ſagen Leute, die ſie ſahen und die mir davon wieder erzählten. — Ja," fuhr ſie leidenſchaftlich fort, „es gibt Leute, die ſie ſehen, die ihre lieben Händchen faſſen dürfen, — ich nicht! — denen es geſtattet iſt, in ihr klares, kindliches Auge zu ſchauen, ihre ſchöne Stirne zu küſſen, ihren lieblichen Mund, — mir iſt das nicht geſtattet," ſprach die Baronin mit ſteigender Heftigkeit — „die meine Tochter, mein Kind, — meine Iſabella an ihr Herz drücken, die ihr weiches, duftiges Haar berühren dürfen. — Ich durfte das nicht, — nicht mehr ſeit zwei unendlich langen Jahren. Ja, Victor!" rief ſie, indem Thränen ihren Augen entſtürzten, „ſeit zwei Jahren habe ich mein Kind nur ein einzigesmal geſehen, es nur verſtohlen in der Entfernung geſehen. Nicht habe ich ſeine Stirne, ſeinen Mund, ſeine Hände mit Küſſen bedecken dürfen, nicht habe ich den Ton ſeiner Stimme ge-

hört, mit dem es mir zugerufen hätte; denn sie kennt mich noch, meine kleine Tochter, sie denkt an mich, sie spricht von mir. Ich weiß das von ihrer Kammerfrau, mit der ich nach langer, vergeblicher Mühe mich endlich in Verbindung gesetzt, — das ist aber auch Alles," setzte sie traurig hinzu, während sie ihre Hände fest in einander schloß, „was mir möglich war, um mich meinem Kinde zu nähern. — O," sagte Frau von Molitor nach einer längeren Pause laut weinend, „wäre ich damals, als ich Sie wiedersah, nicht ganz allein, ganz schutzlos — wäre ich selbst ein Mann gewesen! Mich hätten nicht die Mauern des Parks geschreckt, hinter denen er sie verborgen hält; ich hätte Sie in meine Arme genommen und mit mir fortgetragen."

Sie bedeckte einen Moment ihre Augen mit der rechten Hand, und als sie diese wieder sinken ließ, sprach Sie mit einem tiefen Seufzer:

„Sie werden mich fragen, warum ich mein Kind verlassen oder warum ich es damals nicht heimlicher Weise mit mir genommen? — Dies war bei seiner Wachsamkeit ebenso unmöglich, wie bei seiner Rohheit, noch länger in seiner Nähe zu bleiben. Er verlangte eine gesetzliche Scheidung, die ich mit Abscheu verwarf, darauf setzte er, als Preis meiner Einwilligung hiezu, die Rückgabe meiner Tochter fest. Es waren das entsetzliche Verhandlungen, und Freunde, die es gut mit mir meinten, riethen mir, bis zur gänzlichen Auseinandersetzung sein Haus zu verlassen. — Aber die Unterhandlungen führten nicht zu einem Resultate. Als ich, wie ich eben sagte, endlich in eine Scheidung willigte, um dadurch mein Kind zu erhalten, schrieb er mir einen insolenten Brief, worin er seine Beschuldigungen gegen mich wiederholte und als deutlichen Beweis, wie recht er gehabt, sich nicht entblödete anzuführen, daß ich eine Scheidung verlange, um frei zu werden, und thun und lassen zu können was mir beliebe. — Das aber — hören Sie, Victor, so schrieb er mir, — werde er Zeit seines Lebens zu ver-

hindern wissen, ebenso, daß Isabella von Molitor — er sagte nicht seine Tochter — in die Hände einer Frau käme, die ihr nothwendiger Weise die eigenen schlechten Grundsätze einflößen müßte.

„Als ich diesen Brief erhalten, setzte ich mich in eine Ecke meines Zimmers und las ihn während einiger Stunden durch, unaufhörlich, von Anfang bis zu Ende, und als ich jedes Wort auswendig wußte, warf ich das Papier zu Boden und trat es unter meine Füße. Dann dachte ich an mein vergangenes Leben, an die entsetzlichen Jahre, die ich bei ihm zugebracht, und grübelte in mich hinein, träumte, phantasirte, sprach mit mir selber, vergegenwärtigte mir alle Leiden, die ich unschuldiger Weise getragen, und kam zu dem glücklichen Resultate eines glühenden Hasses gegen ihn, eines gänzlichen Vergessens aller der guten Eigenschaften, die ihn mir einstens werth gemacht. Und als ich so ein furchtbares Fundament gelegt, als ich heiße Thränen des Schmerzes und der Verzweiflung geweint, da sandte mir Gott einen Lichtstrahl in meine Seele — den Wunsch, den Willen, den Vorsatz, mein Kind wieder zu erlangen, alle Mittel anzuwenden, es ihm zu entreißen.

„Können Sie diesen Vorsatz tadeln, Victor? Werden Sie einer Mutter, die Sie mit aufgehobenen Händen anflehte, ihr zur Seite zu stehen, daß sie ihr Kind wieder erlange, Hülfe versagen? Werden Sie zurücktreten, wenn ich Ihnen hier ausspreche: das ist meine Bitte an Sie, Victor, meine glühende Bitte, helfen Sie mir, mein Kind wieder zu erlangen, leihen Sie meiner unermüdlichen Phantasie Ihren kräftigen Arm und dann — Victor, mein Freund, gebieten Sie über mich."

Das schöne, leidenschaftliche Weib hatte in diesem Augenblicke, wie sich in ein unabänderliches Schicksal ergebend, ihre Hände wehrlos ausgebreitet, den Kopf herab gebeugt und sank, nachdem sie die letzten Worte, sich von ihrer Leidenschaftlichkeit herabstimmend, mit leisem Tone gesprochen, zu den Füßen des jungen Mannes nieder, der erschrocken näher sprang und sich be-

mühte, sie empor zu heben. Als sich bei diesem Versuche ihr Gesicht seinen Händen näherte, fühlte er die Thränen, welche ihren Augen entflossen. Dabei hatte sich ihr volles dunkles Haar aufgelöst und ringelte sich über Nacken und Schultern herab, die Weiße derselben wunderbar hervorhebend. — Es war ein zauberhaftes Bild, was sich seinen umschleierten Blicken zeigte, es war ein Augenblick, der ihm das Blut wild durch seine Adern strömen machte. — Und dabei flackerte das Licht in der silbernen Lampe so ängstlich, warf zuckende Schatten an den Wänden rings umher und drohte gänzlich zu erlöschen.

Victor beugte sich zu der prächtigen Gestalt hinab, die in seinen Armen ruhte, und während er sie langsam emporhob, richtete sie ihr Haupt auf; ihre feuchten Augen trafen wie fieberhaft glühend seine leuchtenden Blicke, und als gleich darauf ihre Augenlider langsam zusanken, hatte sie ihre geöffneten Lippen fest auf die seinigen gedrückt.

Nur einen Augenblick ruhte sie wie leblos an seiner Brust, nur einen kurzen, für ihn so seligen Augenblick; dann zuckte sie wie mit sich selbst und gegen eine fremde Gewalt ringend, erst schwächer, dann stärker zusammen und entwand sich endlich, ihn sanft zurückdrängend, seinen umschlingenden Armen.

„Nicht so, Victor," sprach sie, „um Gotteswillen! nicht so. Lassen Sie unser Verhältniß ein freundschaftliches bleiben, wie es war, wie es meinem Herzen so wohl that, rein und edel, fürchten wir uns vor der Zukunft, vor einer Stunde, in der wir auf den jetzigen Augenblick als einen vergangenen, unwiederbringlichen zurückblickend, vielleicht händeringend beklagen würden, wenn es anders gekommen wäre. — Wenn es gekommen wäre," setzte das schöne Weib mit leidenschaftlich zitternder Stimme hinzu, „wie es unsere Herzen wünschen, wie es Dich und mich namenlos glücklich gemacht hätte. — Und nach diesem Wort fliehe, um Deiner selbst

willen, wie ich Dich verlaſſen muß, um mich vor mir ſelber zu retten."

„Ah! Camilla, ich laſſe Dich nicht; es gilt die Reue."

Sie war verſchwunden.

Draußen vor den Fenſtern in den dichtbelaubten Bäumen verſuchte ein Vogel ſchüchtern den erſten Ton zu ſeinem Morgenliede; es war nur ein leiſer, zwitſchernder Anfang, ein ſchläfriger Verſuch aus dem kleinen Schnabel hervor, der ſich vielleicht gleich darauf noch einmal unter dem Flügel verbarg. Sah man doch im Oſten eben erſt einen hellen Streifen, den jungen Morgen verkündigend; war doch eben erſt die Nacht im Begriff, auf leicht rauſchendem Winde zu entfliehen. — — — —

— — War es doch erſt die vierte Stunde.

Die fünfte Stunde.

enn man gegen Morgen aus der kühleren Nachtluft in ein Schlafzimmer tritt, ſo bemerkt man recht den Unterſchied der Temperatur, namentlich wenn ein ſolches Schlafzimmer etwas klein und niedrig iſt. Im Verlaufe unſerer wahrhaftigen Geſchichte müſſen wir den geneigten Leſer bitten, uns in ein derartiges Gemach zu folgen. Es liegt dieſes im zweiten Stocke eines beſcheidenen, freundlichen Hauſes, an deſſen Giebelwand ſich wilde Reben in maleriſchen Windungen emporſchlingen. Blätter dieſer wilden Reben nicken auch in das Schlafzimmer herein, deſſen beide Fenſter

offen ſtehen und nur mit einfachen weißen Vorhängen verſehen ſind. Das Zimmer iſt nicht ſehr groß, namentlich nicht beſonders hoch, weßhalb auch die Temperatur hier etwas heiß und gedrückt iſt. Doch befinden ſich vier Betten in demſelben; neben einander an der einen Wand in's Zimmer hinein ſtehen zwei große, während man in der einen Ecke zwei kleine bemerkt.

Das Bettwerk in einem der größeren Betten iſt unberührt und zeigt an, daß der Beſitzer daſſelbe nicht benützt; das andere ſieht ſo aus, als ob Jemand, der dort geſchlafen, plötzlich aufgeſprungen, denn Kiſſen und Decke befinden ſich in Unordnung; letztere hängt auf den Boden herab.

Was dagegen die beiden Kinderbettlädchen anbelangt, ſo ſind ſie ſo vollſtändig beſetzt, als man das zu ſehen ſich nur wünſchen kann. In dem einen liegt ein geſund ausſehender, prächtiger Bube, ſo gut wie gar nicht bekleidet, denn ſein unentbehrlichſtes Kleidungsſtück hat ſich ihm bei einigen heftigen Bewegungen, die er während des Schlafes, wahrſcheinlich der Hitze wegen, gemacht, auf's Bedenklichſte verſchoben; ſein lockichtes Haar iſt feucht und hat ſich in einzelnen Spitzen in die Höhe geſtellt; ſeine Augenlider ſcheinen ſo leicht auf die Augen herab gefallen, daß man glaubt, das Summen einer Fliege, deren beim erſten Grauen des Tages genug im Zimmer umher ſchwirren, müßte ihn erwecken. Und doch hört man an den regelmäßigen und tiefen Athemzügen, wie feſt und ſanft er ſchlummert.

Komiſch iſt es anzuſehen, mit welch' eigenthümlichem Schlafkameraden er ſein Bettchen theilt. Ein großer Hampelmann, mit buntem Tuch bekleidet, deſſen Nähte mit ſilbernen Litzen beſetzt ſind, der vorn und hinten mit einem großen Höcker begabt iſt, und der eine ganz koloſſale Naſe hat, liegt neben ihm auf dem Rücken, und ſein Geſicht mit den hellen aber ſtarren Augen und dem höhniſch lachend zuſammengekniffenen Mund contraſtirt ſeltſam mit der wunderbaren Ruhe auf dem Geſichte des ſchlafenden

Kindes. Nur zuweilen ändern die Beiden ihre Rollen, wenn nämlich eine Fliege den Knaben beläſtigt und er ſie von ſich blaſend einen Augenblick mit dem Kopfe ſchüttelt; wogegen das unverſchämte Inſekt, mit der ſchamloſeſten Zudringlichkeit ſich auf die ſpitzige gebogene Naſe des Hampelmanns ſetzend, nicht im Stande iſt, deſſen ewiges, unvergängliches Lächeln zu verſcheuchen. — Der kleine Knabe mag ungefähr vier Jahre alt ſein.

In dem andern Bettchen befindet ſich ein ſchon etwas älteres Mädchen, beſſer verhüllt, in einer ungleich weniger trotzigen und herausfordernden Lage. Sie hat die rechte Hand unter ihr Haupt gelegt und lächelt im Schlafe, — ein Lächeln, das nicht einmal aufhört, wenn ſich eine der ſummenden Fliegen nähert. Höchſtens bewegt das kleine Mädchen ein wenig ihren hübſchen Mund oder erhebt ihr eines Händchen, um die Zudringliche zu verjagen.

Das ganze Gemach mit den beiden ſchlafenden Kindern und dem nickenden Rebenlaub an den Fenſtern, ja ſelbſt mit den ſummenden Fliegen und dem ewig lächelnden Hampelmann würde uns ein höchſt angenehmes, liebliches Bild von Ruhe und Frieden gewähren, wenn nicht unſere Blicke beſorgt an den beiden großen Betten hängen blieben, an dem einen, von dem die Decke unordentlich herabhängt, beſonders aber an dem andern, welches ganz unberührt erſcheint. Wenn wir weiter um uns blicken, ſo ſehen wir die Thüre in's Nebenzimmer nur angelehnt und bemerken durch die ſo entſtandene Spalte, daß es dort ſchon etwas heller iſt. Wahrſcheinlich haben die Fenſter keine Vorhänge.

Treten wir ein und ſchauen nach.

Es iſt ein größeres Gemach, recht hübſch und wohnlich eingerichtet, wenn gleich einfach und bürgerlich; wir ſehen da einen guten Sopha mit ſechs Stühlen, auch ein paar Lehnſeſſel, ziemlich feine Vorhänge, an der Wand unter ein paar Aquarellen ſowie einigen werthvollen Kupferſtichen das meiſterhaft und effektvoll gemalte Bild einer jungen ſchönen Frau. Die Fenſter dieſes

derbar zitterndem Tone und mit eindringender haſtiger Stimme. Durch das Zimmer wehte ein eigener Wohlgeruch und mir war zu Muth als hörte ich „den Nordwind und fühlte den Südwind, der durch den Garten wehte, daß ſeine Würze trieſe.“ Ich hatte nicht gewagt niederzuſitzen, ſondern mich an das Ende einer Bank geſtellt und obgleich meine unerklärliche Bangigkeit immer zunahm, ſo hielt es mich doch auf dem Platze, ſo lange die ſummenden Stimmen nicht in meiner nächſten Nähe ertönten, jetzt aber flüſterte dicht neben mir eine Frauenſtimme:

„Ich ſchlafe, aber mein Herz wacht, da iſt die Stimme meines Freundes, der anklopft: komm herauf, liebe Freundin, meine Schweſter, meine Taube, meine Fromme, denn mein Haupt iſt voll Thaues und meine Locken voll Nachttropfen.“

Entſetzt wollte ich auf die Seite fahren, doch faßte eine Hand die meinige, und zog mich nieder auf die Bank. Mir ſauste es vor den Ohren, mein Herz pochte gewaltig, ich wollte davon und konnte nicht. Eine Zeit lang herrſchte ringsum tiefe Stille, dann vernahm ich die Stimme des Candidaten, der leiſe ſprach, ſo leiſe, daß ſeine Worte ein faſt unhörbares Geflüſter waren und doch verſtand ich ſie: „Mein Freund iſt hinabgegangen in den Garten,“ ſagte er, „zu den Würzgärtlein,

Zimmers ſtehen offen, und der aufdämmernde Morgen im Verein mit einem tief herabgebrannten Lichte erlaubt uns, alle Gegenſtände genauer zu erkennen und zu betrachten, als dieß aus dem anſtoßenden Schlafgemache uns möglich war.

Unſer Eintritt in dieſes Zimmer gewährt uns aber einen eigenthümlichen Anblick; auf dem Boden bemerken wir ein paar große Körbe mit verſchließbaren Deckeln, die mit Wäſche angefüllt ſind; daneben ſteht ein alter Reiſekoffer, halb voll mit Kleidungsſtücken, und das, was hier noch zu fehlen ſcheint, ſehen wir auf den Stühlen nebenan ſowie auf dem Tiſche liegen, auf welchem auch das herabgebrannte Licht ſteht.

Was uns aber am meiſten überraſcht, iſt die Geſtalt einer Frau, die auf ihren Knieen vor einem der Stühle liegt, den Kopf in die Hände gedrückt hat und dieſe auf dem Sitze ruhen läßt. Die Frau trägt einen einfachen Morgenüberrock; von ihrem Haar, das ſehr locker um den Kopf geheftet zu ſein ſcheint, iſt eine dicke ſchwarze Flechte losgegangen, die über ihren Nacken herabhängt. Zuweilen zuckt der Körper dieſer Frau zuſammen, als ob ſie Schmerzen fühlte oder ein heftiges Weinen gewaltſam unterdrücken wollte.

Das Letztere ſcheint der Fall geweſen zu ſein, denn als ſie ſich nach kurzer Zeit langſam aufrichtete, wiſchte ſie mit der Hand Thränenſpuren von ihren Wangen. Es war dieſelbe Frau, die wir oben im Porträt geſehen, dieſelben Züge, daſſelbe ſchwarze Haar, dieſelben dunklen Augen. Und doch wie verſchieden von einander Bild und Original! Dort blickte das Letztere heiter und froh, faſt übermüthig in die Welt, die Augenlider waren halb herabgeſenkt und ließen auf dem Beſchauer einen ſchalkhaften Blick ruhen, zu welchem die leicht emporgezogene Oberlippe, von einem anmuthigen Lächeln gekräuſelt, ſo außerordentlich paßte. Auf dem Bilde trug die Frau ein anſchließendes, etwas phantaſtiſches Gewand von ſchwarzem Atlaß, prall anliegend, volle runde Formen

verdeckend; man hätte glauben können, dieſe Bruſt im glücklichen Uebermuthe der Jugend athmen zu ſehen.

Wie anders ſtellte ſich heute das Original dar! Der Blick durch Thränen gedämpft, das Haar eilig und nachläßig um den Kopf befeſtigt, der Mund ſchmerzlich verzogen, zuweilen ein leichtes Zucken um denſelben oder ein krampfhaftes Einklemmen der Unterlippe zwiſchen die Zähne; ſtatt des ſorgfältig gewählten Anzuges ein weiter Morgenüberrock, eilig zugehakt und davon die Spuren tragend.

Die Frau hatte ſich, wie geſagt, von den Knieen erhoben, aber langſam, mit ſichtlicher Anſtrengung, dann legte ſie die Hand auf die Stirne, drückte dieſelbe einen Augenblick heftig und ſchüttelte dann den Kopf. Nachdem ſie zum Tiſche getreten und auf eine Taſchenuhr geſehen, die dort lag, ſagte ſie mit leiſer Stimme:

„Schon vier Uhr vorüber! Und ich habe da ein gutes Stück koſtbarer Zeit verträumt; nun raſch wieder an die Arbeit, ich will zu Ende kommen! — O mein Gott, ja, zu Ende kommen!“ wiederholte ſie mit ſchmerzlichem Ausruf, indem ſie in die Höhe blickte. „Nun zum Ende kommen, damit dies arme Herz nicht ganz niedergedrückt wird und noch etwas guter Glaube an die Menſchheit übrig bleibt. — Muth!“

Sie horchte an die Thüre des Nebenzimmers, und wie wurde ihr Blick ſo weich, ſo ſanft, welch' liebliches Lächeln ſpielte um ihren eben erſt noch ſo krampfhaft geſchloſſenen Mund, als ſie zurückkehrend ſprach:

„Sie ſchlafen ſo ſanft, Gott ſei Dank! ſie fühlen nichts von all' dem Elend, was meine Bruſt zerreißt. Aber vorwärts! Das Schwerſte zuerſt.“

Dann ſetzte ſich die Frau an den Tiſch, ſtützte den Kopf auf den linken Arm und begann mit fieberhafter Haſt zu ſchreiben. Dabei war es, als ſchrecke ſie häufig zuſammen, und wenn man

genauer hinsah, so bemerkte man, wie eine große Thräne um die andere auf das Papier fiel.

Endlich war sie fertig; sie schien das Geschriebene überlesen zu wollen, doch nach dem ersten Versuche warf sie das Blatt heftig von sich und wandte sich dem Koffer zu, um ihn mit den Kleidungsstücken zu füllen, die auf den Stühlen und Tischen umher lagen. Beim Betrachten der einzelnen Sachen, größtentheils wohl Zeugen einer vergangenen glücklichen Zeit, hielt sie zuweilen in ihrer Arbeit inne und preßte dann auf Augenblicke dies und das zwischen ihre gefalteten Hände, drückte es auch wohl heftig an ihre Lippen. Gleich darauf aber war es wieder, als schäme sie sich ihrer Schwäche, und dann warf sie das Ergriffene hastig von sich und deckte es eilig mit anderen Sachen zu. Als sie sich nun sichtlich ermattet vom Boden erhob, mußte sie sich mit der Hand auf den Koffer stützen; sie schwankte dann durch das Zimmer gegen eines der offenen Fenster hin, dort ließ sie sich auf einen Stuhl nieder, vergrub ihre rechte Hand in ihr dichtes schwarzes Haar und blickte mit aufgestütztem Arme in den dämmernden Morgen hinaus.

Das Haus, in welchem sie sich befand, lag ziemlich am Ende der Stadt auf einer kleinen Erhöhung; von dem Fenster aus, an dem sie saß, erblickte man nur wenig von den Häusermassen, nur rechts und links ein paar schmale Streifen, wo sehr verlängerte Straßen in das Land hinaus führten. Die unmittelbare Umgebung des kleinen Gebäudes waren Gärten und andere Wohnungen, die ebenfalls hier zerstreut lagen; von dem zweiten Stocke, wo die Frau am Fenster saß, schaute man weit hinweg über diese einzelnen Wohnungen, die mehr in der Tiefe lagen, über dichtbelaubte Bäume, über saftig grüne Grasplätze, über verschiedenartige Blumen und Gebüsche, auf einen munter daherschießenden Bach, und wenn man über denselben hinweg das Auge wieder erhob, so sah man dort die Gegend sanft ansteigen bis zu einem Höhenzuge, welcher mit dichtem Wald bedeckt war, zwischen dem man an der höchsten

Stelle die grauen Mauerreste eines zertrümmerten Schlosses bemerkte.

Auf der ganzen weiten Natur, die man von hier überschaute, lag jener feine Duft, flimmerte jenes unbestimmte Licht, das vor dem Sonnenaufgange erscheint, ihn einleitet. — An dem fast gänzlich klaren Himmel stiegen im Osten einzelne Wölkchen auf, nicht von dem Ansehen, als bärgen sie Regen und trübes Wetter in ihrem Schooße, — es waren leicht geschwingte, weiße, bewegliche Wolken, flatternde Bänder, von der Erde emporgesandt, um das Gestirn nicht so ganz kahl und ohne Gefolge auf der Höhe erscheinen zu lassen. Anfänglich zeigten sich diese Wolken grau und farblos am Horizonte, getrieben vom leichten, kühlen Morgenwind, der die Blätter der Bäume fröstelnd sich bewegen machte, und der das erste Lied der erwachenden Vögel zuweilen unterbrach; bald aber färbten sie sich heller und wärmer, wie Strahlen schossen andere aus der ursprünglichen Schicht empor, da hinten im Osten wimmelte es von prachtvollen, immer wechselnden Schleiern und Bändern. Auch der Duft, der nun langsam herabzusinken schien, nahm die vielerlei Farben in sich auf, die nach und nach auf den Höhen sichtbar wurden. Es war Bewegung, Wechsel der Schatten, aufdämmerndes Licht und Leben überall. Und alles das steigerte sich von Sekunde zu Sekunde; es war, als rollte die Erde in diesem Augenblicke gewaltiger, rascher im ungeheuren Weltall, oder als fühle man eine vermehrte Luftbewegung durch den freudigen Umschwung derselben, eine Bewegung, die man bei der allgemeinen feierlichen Stille rauschen hörte durch die Zweige der Bäume, murmeln in dem fließenden Wasser, tönen in dem nun schmetternd erklingenden Gesang der Vögel. —

— — So eingeleitet, so sehnlich erwartet, sieht man es nun hinter dem Wald, der den Horizont im Osten krönt, wie in gewaltiger Feuerlohe aufflammen. Jeder Stamm, jedes Zweiglein wird sichtbar auf dem glänzenden Goldgrund, mit dem sich dort

der Himmel überzieht. Noch ein Paar Sekunden, und die Poesie der Erwartung ist vorüber, der Aufgang der Sonne hat stattgefunden, und mit glänzendem, verzehrendem Feuer blitzt der erste Strahl des mächtigen Gestirns über die Berge herüber. — —

Die junge Frau am Fenster fährt heftig zusammen, als er ihr Auge trifft, sie aus ihren Träumereien aufschreckt, sie blendet. Wie wohl hat ihr die Dämmerung gethan, die melancholische Dämmerung, mit der Alles so sanft bekleidet war, Alles was jetzt vor ihren Augen wie mit einem Schlage verwandelt erscheint, und nun in jeden Farben, in Gold, Silber, in stäubenden Thaubrillanten prangt, strahlt, glänzt, blendet. Goldschimmer überall, auf dem grünen Rasen, auf den Blättern der Bäume, auf den Gipfeln des großen, mächtigen Waldes, auf dem emporwirbelnden Rauche, auf den Flügeln der aufsteigenden Lerchen, — Goldschimmer an dem ganzen weiten Himmelsraume. —

— — — Hastig zieht die Frau die Fenstervorhänge zusammen und athmet wieder ruhiger auf, als nun das grelle Sonnenlicht, das auf die Zerstörung im Zimmer, auf die Körbe und Koffer am Boden geglänzt, ausgeschlossen ist.

Gleich darauf verschwindet sie im Nebenzimmer.

Treten wir geschwinde an den Tisch und werfen einen Blick auf das geschriebene Blatt Papier, welches noch da liegt. Es ist dies eine Indiscretion, die wir unsern Lesern schuldig sind.

„Wenn Du diese Zeilen liest, Ferdinand, so wird Dein Auge wahrscheinlich von den Dir wohlbekannten Schriftzügen hinweg mit Erstaunen durch die leeren Zimmer Deiner Wohnung schweifen. Vielleicht aber auch, daß Du bei Deiner jetzigen Gemüthsstimmung nicht einmal unsere Abwesenheit sogleich bemerkst, und ich möchte doch damit anfangen, Dir zu sagen, daß Du von jetzt ab kein Weib, keine Kinder mehr hast, die Dein nunmehriges Leben hindern, Deine Schritte hemmen. — Lächle nicht, wenn Du in diesen Zeilen die richtigen Folgerungen vermissen solltest; mein Kopf ist

so wüst und leer, daß ich nicht einmal weiß, ob ich Dir sage, was ich Dir sagen will. Verzeihe mir deßhalb, wenn ich Dir ein paarmal wiederhole, — daß ich meine Kinder nehme und Dich verlasse, daß ich mit meinen Kindern in die Welt hinaus gehe — nicht um ihnen oder mir ein Leides anzuthun — da sei Gott vor! — nur um Dich zu verlassen, der Du uns lange verlassen hast, und um nicht das Entsetzliche erleben zu müssen, daß die Kinder mich noch ferner fragen: wo ist unser Vater? warum sehen wir ihn nicht? — Und es haben doch die Kinder ein Recht, das zu fragen; denn sie können verlangen, daß ihr Vater nicht Tage, Nächte lang von Hause wegbleibt, aus welch' entsetzlichen Gründen — das weißt Du — und ich weiß es auch. Vorwürfe will ich Dir keine machen, Vorwürfe macht man nur, um das Andere eines Besseren zu belehren; die Zeit ist vorbei, ich habe das lange vergebens versucht. Auch will ich vor der Welt keinen öffentlichen Skandal machen und mich von Dir trennen auf eine Art, wie das ja öfters geschieht und wie Du auch schon in einer Anwandlung böser Laune angedeutet hast. — Ich will dich verlassen, Ferdinand, für immer und ewig. Gott wird mir Kraft geben, daß es mir möglich ist, jede meiner Spuren, sowie ich Dein Haus verlassen habe, für immer zu verwischen. — — Du sollst nie wissen, was aus Deinem Weib, was aus Deinen Kindern geworden ist."

Diese Stelle war durch Thränen etwas unleserlich geworden.

„Die armen Kinder sind noch klein und werden Deinen Verlust verschmerzen, und um ihnen das zu erleichtern, werde ich ihnen sagen, daß Du — nicht mehr seiest, daß Du gestorben, für Deine Familie verloren wärest. — Wie denn das ja auch in Wirklichkeit der Fall ist. — Und so, Ferdinand, nehme ich denn auch von Dir Abschied. Es zerreißt mir das Herz, das niederzuschreiben — auf Nimmer-, Nimmerwiedersehen. Ich will an Dich wie an einen Verstorbenen denken, und dadurch wird es mir möglich sein, mich mit den Gefühlen Deiner zu erinnern, die uns Beiden die

erſten Jahre unſerer Ehe ſo glücklich machten. — O ſo glücklich! warum ſoll ich Dir das verſchweigen? warum ſoll ich Dir in dieſem Augenblick nicht auch ſagen, Ferdinand, wie ſehr ich Dich geliebt, wie ſehr ich Dich gehaßt, und daß ich jetzt fühle, wie, nachdem ich Dich verloren, die alte, innige, treue Liebe zu Dir wiederkehren wird. So ſcheide ich von Dir mit der Verſicherung, daß es meine heilige Pflicht ſein ſoll, Deinen armen Kindern die Erinnerung an ihren unglücklichen Vater rein zu erhalten. — Möge Gott Dir und uns helfen! „Thereſe."

Als die Frau des Malers wieder in ihr Wohnzimmer trat, war ſie völlig angekleidet und zwar gänzlich ſchwarz. Wer in ihr abgehärmtes, kummervolles Geſicht ſah, deſſen tiefe Bläſſe durch das dunkle Haar noch mehr hervorgehoben wurde, der mußte es gänzlich im Einklange mit dem Traueranzuge finden. Sie legte den Morgenrock, den ſie eben getragen, in den Koffer, ſchloß dieſen wie die beiden Körbe zu, verſiegelte alsdann das Schreiben auf dem Tiſche und machte die Adreſſe darauf. Dann that ſie ein paar Schritte gegen das Schlafzimmer, blieb aber vor der Thüre tief aufathmend ſtehen, und wie ſie ihre beiden Hände auf das Herz preßte, rollten ihr langſam Thräne um Thräne über die bleichen Wangen.

„Mit den Kindern zu ſprechen, das iſt die härteſte Aufgabe," ſagte ſie zu ſich ſelber; „aber Faſſung! es muß ſein. Vielleicht ſündige ich in dieſem Augenblicke, vielleicht frevle ich an den Herzen der Kleinen, aber ich kann nicht anders — Gott wird mir verzeihen."

In dem Schlafzimmer hatte ſich nicht viel verändert; das Mädchen lag noch immer ruhig ſchlafend mit dem Kopfe auf dem rechten Arm, der kleine Bube hatte ſich herumgewälzt und ſein ſchwitzendes Geſicht in die Kiſſen verborgen, wogegen der Hampelmann noch immer auf dem Rücken lag und mit ſeinen unbeweg-

lichen, weit offenen Augen sowie dem höhnischen Lächeln auf den Lippen unverwandt an die Decke starrte.

Die Mutter weckte ihr Töchterchen, indem sie sich über deren Bett beugte und einen Kuß auf ihre Stirne drückte. Die Kleine schlug die Augen auf, hätte sie aber wahrscheinlich gleich wieder zufallen lassen, wenn ihr nicht an der Mutter etwas aufgefallen wäre, der schwarze Anzug und die niederstürzenden Thränen, welche gerade jetzt reichlicher flossen. Dies sehend, wischte das Mädchen ihre Augen mit den Händen, öffnete sie dann weit und setzte sich sogleich aufrecht in ihr Bett.

„Mama," sprach sie mit einem Ausdrucke des Erstaunens, „warum weinst Du denn eigentlich? Es ist ja noch so früh, daß noch gar nichts geschehen sein kann. Wir haben noch nicht einmal Kaffee getrunken und die Lene kann noch keine Tasse zerbrochen haben."

„Ueber so was weine ich auch nicht, Bertha," erwiederte die Mutter, „sondern ich bin über etwas ganz Anderes betrübt, und ich will es Dir nachher sagen, wenn Du angezogen bist. Später, viel später." — Sie hatte nicht den Muth, sich weiter zu erklären.

„Dein Bruder schläft noch," fuhr die Mutter nach einer Pause fort; „ich habe Dich zuerst geweckt, weil Du ein gescheidtes Mädchen bist, das nicht gleich anfängt zu weinen." Die Frau sagte das mit Beziehung auf ein sehr verständliches Zwinkern in den Augen der Kleinen. — „Weißt Du, Bertha, der Ferdinand ist noch ein kleiner, unverständiger Bube, den habe ich nicht zuerst wecken dürfen, denn er würde augenblicklich anfangen zu schreien, was Du nicht thust. Nicht wahr, mein Kind?"

„Nein, Mama, ich weine nicht," entgegnete entschlossen das Mädchen und wischte sich die Augen heftig mit den Händchen. Dann wieder aufblickend sagte es: „Du bist aber auch so schwarz angezogen, Mama, wie ich Dich nie gesehen habe."

„Das iſt ebenfalls, weil ich ſehr betrübt bin," erwiederte die Mutter.

„Du biſt ſo ſchwarz angezogen," ſprach das Mädchen altklug, „wie Tante Locher hier im Hauſe, als ihr kleines Kind geſtorben war, weißt Du, das Bübchen, mit dem Du ſo gern geſpielt. Dir iſt doch nichts geſtorben, denn wir ſind ja Alle da, ich, Du und der Ferdinand. Sieh, dort liegt der dumme Bub' mit dem Hampelmann neben ſich. Ich glaube, er hat Angſt, allein zu Bett zu gehen. — Du Ferdinand!" rief ſie mit lauter Stimme.

„Laß ihn noch einen Augenblick ſchlafen," ſagte die Mutter. Und dann fuhr ſie fort, indem ſie ſich gewaltſam faßte: „Du biſt mir ein rechtes Mädchen, Bertha, Du ſagſt, wir ſeien Alle da, und haſt doch Jemand vergeſſen."

Das Kind ſchaute ſie mit großen Augen an.

„Denkſt Du denn gar nicht an deinen Vater, Bertha?" fragte die Frau mit weicher, ſchmerzerfüllter Stimme, „an Deinen Vater, der Dich doch ſo lieb gehabt hat?"

„Ach ja, an den Vater!" verſetzte das Kind, wobei es ſeine Händchen übereinander legte. „Ja, er hat mich recht lieb gehabt; er malte mir ſo nette Bilder und machte ſo ſchöne Schiffe und Schlitten aus Papier. — Das war aber früher; in der letzten Zeit hat er mich nicht mehr ſo lieb gehabt. Er kam ja gar nicht mehr nach uns zu ſehen, machte uns auch keine Bilder und Schlitten mehr."

„Dein Vater war krank," ſprach die unglückliche Frau, wobei ihre Thränen den weit geöffneten Augen unaufhaltſam entfloſſen. „Er war ſehr krank, zum Sterben krank!"

„Und iſt er geſtorben?" fragte plötzlich das Mädchen, „und kommt er gar nicht wieder? — Deßhalb trägſt Du ein ſchwarzes Kleid und weinſt?"

Die Frau des Malers hatte nicht die Kraft, eine Antwort darauf zu geben, Ja oder Nein zu ſagen; ſie ſenkte ihren Kopf

tief herab und bemühte ſich, dem Kinde die Strümpfe anzuziehen.

„Ja, Mutter, da weine ich doch, da mußt Du mich mit weinen laſſen; denn wenn der Vater todt wäre, ſo käme er gar nicht wieder, und das wäre arg, ſehr arg.“

„Das iſt es auch, mein Kind, und wenn Du weinen willſt, ſo thu' es nur. Aber wecke mir den Knaben nicht auf, und wenn er ja aufwacht, ſo mache Deine Augen zu, damit er Deine Thränen nicht ſieht. Später haben wir noch Zeit genug zum Weinen,“ ſetzte ſie unter einem tiefen, ſchmerzlichen Seufzer hinzu.

Damit hob ſie das Mädchen aus dem Bette, trug es zum Waſchtiſch und machte auf's Sorgfältigſte ſeine kleine Morgentoilette, währenddem ſie alles Mögliche that, um das Kind auf andere Gedanken zu bringen.

„Weißt Du, Bertha,“ ſagte ſie, „Du biſt nun faſt erwachſen, und mußt recht verſtändig, lieb und artig ſein; Du mußt Deinem kleinen Bruder mit einem guten Beiſpiele vorangehen, und deßhalb darfſt Du auch nicht weinen. Wir gehen jetzt fort aus dieſer Stube, aus dieſem Hauſe, ja aus der Stadt.“

„So, machen wir eine Reiſe, Mama?“ fragte das Mädchen ſchon halb getröſtet.

„Ja, mein Kind, wir machen eine Reiſe.“

„Mit der Eiſenbahn?“

„Wahrſcheinlich mit der Eiſenbahn.“

„Und wohin?“

„Das weiß ich noch nicht; das muß ich mir erſt überlegen. Ueberhaupt habe ich viel zu überlegen und nachzudenken, und deßhalb mußt Du mich nicht ſo viel fragen. Aber ſieh,“ fuhr die Mutter ermahnend fort, „jetzt willſt Du ſchon wieder anfangen zu weinen und ich habe Dich doch gebeten, das nicht zu thun.“

„Du weinſt ja auch, Mama.“

„O nein, ich weine nicht mehr,“ entgegnete die Frau des

daß er ſich weide unter den Gärten und Roſen breche. — Hallelujah!“

„Hallelujah!“ ſummte die ganze Verſammlung und ich, der die Augen feſt geſchloſſen hatte, fühlte auf meinem Munde ein paar warme Lippen, die mich innigſt küßten. — — —

Erſchreckt ſprang ich empor, riß mich los, ſtolperte über Einige, die mir im Wege ſaßen und ſprang ſo heftig gegen die Thür, daß das Schloß aufſprang und ich hochaufathmend die Helle des Vorzimmers wieder ſah. Hinter mir entſtand Geräuſch und allgemeiner Aufbruch, ich eilte auf die äußere Thüre und ſtürzte durch dieſelbe auf die Treppe, da ich eilige Schritte hinter mir hörte. Den mich Verfolgenden zu entgehen, ſprang ich die Stufe in großen Sätzen hinab, als ich mich von hinten gefaßt und feſtgehalten fühlte. Ich wandte mich um und erblickte das blaſſe, verſtörte Geſicht des Herrn Specht, der mich am Arme feſthielt. „Wohin?“ rief er mit heiſerer Stimme und jener gewiſſe Strahl aus ſeinen Augen blitzte unheimlicher, als je auf.

„Fort, fort!“ rief ich ihm zu, „laſſen Sie mich gehen!“

„Er wird uns verrathen,“ flüſterte eine andere Stimme und ich erblickte neben mir den Candidaten, deſſen Augen häßlich durch die Nacht leuchteten. „Unbeſonnener Menſch,“ fuhr er zähneknirſchend zu dem Buchhalter gewandt fort,

Malers, mühsam unter Thränen lächelnd; „es ist nur der Sonnenstrahl, der zum Fenster herein kommt und der mich in die Augen beißt."

Sie machte sich hierauf wieder eifrig daran, das kleine Mädchen anzuziehen, zu welchem Zwecke sie ein dunkles Kleidchen zurecht gelegt hatte. Da es nicht schwarz war, so knüpfte sie ein kleines Lilatuch darüber und band dem Kinde ein Schürzchen von derselben Farbe vor.

„So, jetzt bist Du fertig."

„Wenn der Vater aber gestorben ist," sagte das Mädchen, nachdem es eine Zeitlang nachgedacht, „so kommt er also niemals wieder. Das ist doch arg, Mama."

„Ja, es ist sehr arg," erwiederte diese mit leiser Stimme. „Aber nicht wahr, jetzt sprichst Du auch nicht mehr darüber? — Nur jetzt nicht, später soviel Du willst. Geh' zu Ferdinand, er will wach werden."

Und wirklich machte der kleine Sohn in diesem Augenblicke hiezu einige Anstalten. Er wälzte sich wieder herum, so daß er nun auf den Rücken zu liegen kam und seine erhitzte Wange an die kalte Nase des Hampelmanns stieß, was ihn veranlaßte, schlaftrunken mit den Augen zu blinzeln. Dann streckte er sich lang aus, gähnte tüchtig und öffnete darauf die Augen, zuerst seinen Nachbar mit Verwunderung anschauend; dann aber den guten Freund erkennend, begrüßte er ihn mit einem Lächeln, nahm ihn in den Arm, wobei er sagte: „Komm' her, Du dummer Kerl!" und wollte hierauf den unterbrochenen Morgenschlaf wieder fortsetzen, als das kleine Mädchen seine Hand nahm und zu ihm in weinerlichem Tone sprach:

„Ferdinand, Du sollst aufstehen. Der Vater ist gestorben und wir müssen gleich mit der Eisenbahn fortfahren."

Glücklicher Weise übte dies schreckliche Wort keine so gewaltige Wirkung auf den schläfrigen Knaben; auch eilte die Mutter herbei,

um durch ihre Gegenwart und eine vernünftige Rede das abzuschwächen, was das Mädchen unbedachtsam gesprochen. Etwas aber mußte doch in das Ohr des Kleinen gedrungen sein, denn er öffnete rasch seine Augen wieder, und als er die Mutter in schwarzer Kleidung vor seinem Bette stehen sah, auch Thränenspuren auf ihren Wangen, das Letztere auch bei der Schwester, die sich in diesem Augenblicke durchaus keine Mühe gab, ihr Weinen zu verbergen, so verzog er sogleich sein Gesicht und schluchzte laut auf, ohne eigentlich noch recht zu wissen, um was es sich handle.

Die Mutter schickte Bertha in's Nebenzimmer, nachdem sie sich während des Anziehens des kleinen Buben alle Mühe gegeben hatte, seine Gedanken zu zerstreuen und diese auf etwas Anderes, namentlich auf das Vergnügen der bevorstehenden Reise und obendrein mit der Eisenbahn, zu lenken, wobei eine Hauptbedingung war, daß der Hampelmann gleichfalls mitgehen dürfe; und so verstand sich denn Ferdinand dazu, nicht mehr zu schluchzen, vorausgesetzt, daß die Schwester das auch nicht mehr thue, denn im andern Falle müsse er ebenfalls mitweinen.

Mit Mühe und Noth wurde unter diesen Hin- und Herreden und Versprechungen der Kleine angezogen, ebenfalls mit einem Lila-Halstuch versehen, und dann in das Wohnzimmer geschickt. Die Frau nahm von den Bettchen die Nachtkleider der Kinder, steckte sie in einen Reisesack und ging dann hinauf, die Magd zu wecken.

Als diese herunterkam und die schwarzen und dunkeln Anzüge der Mutter und Kinder sah, blieb sie begreiflicher Weise erstaunt an der Thüre stehen, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre die Frau des Malers, die doch selbst des Trostes so sehr bedurfte, zum dritten Male genöthigt gewesen, auch hier welchen zu spenden.

Es war ihr schmerzlich, in das Gesicht des Dienstmädchens zu blicken, an sie die letzten Worte zu richten, wenn sie bedachte,

daß dieſe es ſein werde, welche ſo zu ſagen eine letzte Vermittlung zwiſchen ihr und ihrem Manne herſtelle, — eine Vermittlung, wie das erklärende, nicht beruhigende Wort eines Augenzeugen, der beim Dahinſcheiden einer Perſon zugegen war. Sie merkte an dem thränenfeuchten Blick, mit welchem ſie das Mädchen anſah, wie ſich ihr ganzes Fühlen in ihre Augen drängte; ſie empfand wohl, wie ihre Hand zitterte, als ſie dieſelbe ausſtreckte, um ſie zum letztenmal der Dienerin zu reichen. So viel es ihr möglich war, bezwang ſie aber ihren Schmerz, und als ſie ſich nach dem Fenſter gewendet, um dort irgend etwas Gleichgültiges aufzuheben, trat ſie wieder vor das Dienſtmädchen hin und ſagte ihr:

„Wir haben während der Nacht einen Brief erhalten, der uns gemeldet, daß ein naher Verwandter meines Mannes geſtorben iſt. Der Herr iſt darauf ſchon vor einer Stunde ausgegangen, und ich will jetzt mit den Kindern auf die Eiſenbahn, wo er uns erwartet. Wir fahren alsdann um ſechs Uhr dort ab; richte Deine Zimmer in Ordnung, mach' die Betten, thu' überhaupt Alles gerade ſo, als wenn ich da wäre; das nöthige Haushaltungsgeld für einige Tage habe ich Dir geſtern ſchon gegeben."

Die alte Magd nickte ſtumm mit dem Kopfe, doch warf ſie dabei einen ſo ſeltſamen Blick auf die Frau des Hauſes, daß dieſe kaum im Stande war, denſelben auszuhalten.

„Da drinnen ſind die Kinder," ſagte Letztere mit einem Tone ſo gleichgültig, wie er ihr nur möglich war. „Du kannſt ihnen für die paar Tage Adieu ſagen, aber mach' ſie mir nicht weich, denn wenn Du anfängſt zu weinen, ſo machen ſie es gerade ſo."

Drinnen im Wohnzimmer unterſuchte das kleine Mädchen mit altkluger Miene die Schlöſſer an Körben und Koffer, um zu ſehen ob ſie auch feſt ſeien; Ferdinand ſaß auf dem letzteren, den er als Pferd behandelte, mit den Abſätzen ſtieß und mit einer kleinen Peitſche ſchlug. Als die Magd hereintrat, rief er ihr zu:

„Lene, wir verreiſen, aber ich hoffe, daß wir vorher Kaffee bekommen.“

„Den nehmen wir auf der Eiſenbahn,“ ewiederte die Mutter, welche der Magd beſorgt gefolgt war, denn ſie fürchtete ſich vor der Plauderhaftigkeit des kleinen Mädchens. — „So,“ fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort, „jetzt gebt der Lene eine Hand und einen Kuß und ſagt ihr Adjeu. Sie geht dann ſogleich und wird mir einen Wagen holen.“

Die alte Magd, die ſchon mehrere Jahre im Hauſe war, die Vieles hier mit angeſehen und Manches von guten Freunden und geſchäftigen Nachbarn gehört haben mochte, ſchüttelte leicht mit dem Kopf und hatte ihre ganz eigenthümlichen Gedanken. Aber ſie liebte ihre Frau und hatte ſo viele Beweiſe von deren verſtändigem Weſen, ihrer Redlichkeit, ſowie davon, daß Alles, was ſie that oder angab, einen vernünftigen Grund hatte, daß ſie auch bei dieſem Verfahren daſſelbe vorausſetzte und ſich einfach anſchickte zu gehorchen. Dabei konnte es aber die Lene nicht ändern, daß es in ihrem Auge zu funkeln begann, als ſie nun die Kinder küßte und von ihnen auf's Herzlichſte Abſchied nahm.

Die Mutter hatte ſich weggewandt und blickte zum Fenſter hinaus.

Es war nur ein Glück, daß der kleine Bube in dieſem Augenblick ſagte:

„Ich werde Dir was Schönes mitbringen, Lene; aber dem Hampelmann mußt Du auch eine Hand und einen Kuß geben, der geht auch mit.“

Das war doch etwas, worüber man, wenn auch mit widerſtrebendem Herzen, lächeln konnte. Und Lene war ſo gutmüthig, das zu thun.

„Alſo einen Wagen ſoll ich holen?“ ſagte ſie darauf mit halb erſtickter Stimme zu der Frau des Malers.

„Ja, und beeile Dich ein wenig, ich möchte ſonſt zu ſpät

kommen. Auch ist es mir am liebsten, wenn Du einen verschlossenen Wagen bringst."

Lene eilte davon und auf der Treppe dachte sie allerlei hin und her, dies und das; es war ihr, als sage ihr eine innere Stimme: „Hol' keinen Wagen, Lene, — hol' keinen Wagen. Laufe was Du kannst auf's Atelier Deines Herrn und sage ihm Alles. Da wird er sein, wie schon oft um diese Zeit. Lauf schnell! lauf schnell! es ist besser so." — Und wie sie sich auf der Straße befand, war sie schon im Begriff, den Weg zum Atelier einzuschlagen, da dachte sie wieder: „Nein, ich thue es doch nicht; die Frau hat mir immer nur Gutes und Verständiges befohlen und es hat mich nie gereut, wenn ich ihr gefolgt. Auch diesmal will ich es so machen. Das Einzige, was ich mir erlauben kann, ist, so geschwind es meine alten Beine gestatten, einen Umweg zu machen bei dem Atelier vorbei, und wenn ich ihn da zufällig sehe, da ist es mir nicht verboten, ihm Alles zu sagen. O möchte er nur dies eine Mal daher kommen!"

Mit diesem Wunsch rannte sie davon und zwar so schnell, daß ihr die ihr Begegnenden erstaunt nachsahen. So viel sie sich aber auch umschaute, so erblickte sie nichts von ihrem Herrn. An dem Fenster des Zimmers, wo er zu arbeiten pflegte, waren die Vorhänge herabgelassen. — „Am Ende habe ich doch diesmal unrecht vermuthet," dachte die Magd, „und er ist wirklich schon voraus auf die Eisenbahn gegangen. Der liebe Herrgott möge es gnädig gestatten, daß es nicht anders ist. Amen!" — Damit ging sie dem Platze zu, wo die Miethwagen standen.

Die Frau des Malers hatte unterdessen aus dem Schreibtisch eine kleine Börse genommen, die sie mit einem trüben Lächeln zu sich steckte. — „Als ich die Goldstücke hier nach und nach hinein that," sprach sie zu sich selber, „dachte ich nicht, welchen Gebrauch ich einstens davon machen müßte. — O mein Gott, wie verschieden ist die Wirklichkeit von unsern Phantasieen!"

Darauf ſuchte ſie einige Briefe und ſonſtige Papiere zuſammen, doch während ſie das that, konnte man eine größere Unruhe als vorher an ihr bemerken. Häufig eilte ſie an's Fenſter des Schlafzimmers und blickte hinaus auf die Straße, um alsdann zurückkehrend eiliger in ihren Papieren zu ſuchen.

„Bis jetzt iſt heute Morgen Alles nach meinen Wünſchen gegangen," ſagte ſie leiſe vor ſich hin; „es wäre entſetzlich, wenn er nun nach Hauſe käme. — Aber ich kann ruhig ſein," ſetzte ſie bitter lachend hinzu, „er kommt nicht; wie könnte er es auch über ſich gewinnen, aus den glänzenden Kreiſen, wo er gefeiert iſt, wo man ihm ſchmeichelt, hieher in dieſe Alltäglichkeit zu kommen, in dieſe hausbackene Wirthſchaft, wo er mich ſieht mit meinem einfachen Anzuge, wo er die Kinder lachen und plaudern, vielleicht auch einmal weinen hört. — Und doch," fuhr ſie heftiger fort, „iſt es ſeine Frau, ſind es ſeine Kinder!"

Sie lauſchte abermals, denn es war ihr, als vernehme ſie bekannte Tritte auf der Straße. Doch ſchüttelte ſie gleich darauf mit dem Kopfe, wobei ſie aber ihre Zähne feſt auf einander biß. — „O er kommt nicht! — —" Sie fuhr mit der Hand ſo heftig über das Geſicht, daß es war, als wolle ſie ein entſetzliches Bild verjagen, das vor ihrem innern Auge erſchien. — „Ich kann ruhig ſein, nach ſolcher Nacht kommt er nie nach Hauſe. Was ſoll er auch hier die finſtere Miene ſeiner Frau ertragen? vielleicht ihre Vorwürfe hören? ſich ſo häßlich in ſeinen Erinnerungen ſtören laſſen? — Den Erinnerungen an ein harmoniſches Zuſammenleben mit ihm ähnlich fühlenden Weſen."

Die Frau lachte ſchrecklich und laut, dann ſchaute ſie einen Augenblick ſtarr vor ſich hin, nickte mit dem Kopfe und ſprach mit einer zitternden Stimme, die aber mit jedem Worte weicher wurde: „Gegen Mittag wird er kommen, um nach den Kindern zu ſehen, wenn ich — die ſie ihm unter Schmerzen geboren — nicht da bin. — Darum wird er ſich kaum bekümmern; aber die Kinder,

nach den Kindern wird er verlangen. — — Und wird sie nicht finden!“ rief sie mit Heftigkeit, „wird sie nicht finden! — Auch mich nicht! auch die Kinder nicht! — Niemand! — Niemand! nie — nie mehr, in alle Ewigkeit!“

Die letzten Worte schrie sie, von gewaltigem Schmerze gefaßt, so laut hinaus, daß das kleine Mädchen erschrocken unter der Thüre des Wohnzimmers erschien. Rasch faßte sich die unglückliche Frau, trat in das anstoßende Gemach und schaute dort noch einmal um sich her, jetzt mit trockenen, heißen Blicken. Da hing ihr Bild und unter demselben das seinige, klein auf Elfenbein gemalt. Fast willenlos trat sie näher, hob die Hände zu ihrem Porträt empor und rief sich noch einmal mit ganzer Kraft der Seele jene glückselige Zeit zurück, in der es unter seiner Hand entstanden. Dann fielen ihre Blicke auf die ehemals so geliebten Züge; sie schien einen Augenblick mit sich selbst zu kämpfen, dann warf sie hastig ihr Taschentuch über das Miniaturbildchen, nahm es so verdeckt von der Wand, wobei sie sagte: „Ich bin das den Kindern schuldig.“

Drunten rollte ein Wagen an das Haus. Lene eilte die Treppen hinan, trug die Körbe und den Koffer hinab und machte dabei die verzweifeltsten Anstrengungen, ihre Thränen zurückzuhalten. Dies gelang ihr auch so lange, bis sich Alles im Wagen befand, bis sie Jedem noch einmal die Hand gedrückt, bis der Wagen davon fuhr. Dann brach die alte Magd in ein convulsivisches Weinen und Schluchzen aus, und da sie sich vor den Leuten auf der Straße schämte, so sprang sie in's Haus hinein, schlug die Thüre hinter sich zu, eilte hinauf in's Zimmer, sank zwischen den noch warmen Bettchen der lieben, lieben Kinder auf einen Stuhl nieder und weinte in richtiger Ahnung lange und bitterlich.

Es war um die fünfte Stunde.

Die ſechste Stunde.

s gibt nichts Undankbareres und Vergeßlicheres als das Herz eines kleinen Kindes. Und es iſt ein Glück, daß dem ſo iſt, denn wenn wir ſchon von Jugend auf alle Leiden, die uns treffen, ſo feſt in uns aufnehmen wollten, wie wir es ſpäter wohl zu machen pflegen, ſo wäre unſer ganzes Leben von früheſter Jugend an bis zum Tode eine Kette von Schmerz und Trübſal. So hatten denn auch die Kinder im Wagen, als

kaum das Haus, wo sie bisher gewohnt, ihrem Auge entschwunden, gänzlich vergessen, warum die Mutter schwarz gekleidet war und weßhalb sie selbst noch vor Kurzem bitterlich geweint.

Die Mutter dagegen saß, ein Bild des Jammers, in eine Ecke gedrückt und starrte mit thränenlosen Blicken dieselben Straßen und Häuser mit ganz anderen, schmerzlichen Gefühlen an. — Mit einem Male fuhr sie in die Höhe, schaute eine Sekunde starr vor sich hin und warf sich alsdann, die Kinder mit Heftigkeit an sich ziehend, so weit es ihr möglich war, in das Innere des Wagens zurück.

Ja, er war es, der dort vorüber ging; an der Ecke blieb er einen Augenblick stehen, scheinbar unschlüssig, sollte er die Schritte seiner Wohnung oder dem Atelier zuwenden. Sie zitterte, daß er das Erstere thun werde, — aber nein, nur einen kurzen Moment sann er nach, dann wandte er sich nach der Straße, wo sein Atelier lag.

Obgleich sie etwas frei aufathmete, war doch dieser Anblick das Fürchterlichste, was ihr am heutigen Morgen begegnen konnte. Glücklicher Weise hatten ihn die Kinder nicht bemerkt; sie waren wohl erschrocken über die heftige Bewegung ihrer Mutter, doch da sie nur fürchteten, die Reise werde durch irgend etwas Unvorhergesehenes unterbrochen, so beruhigten sie sich bald wieder, als sie sahen, daß der Wagen seinen Weg ungehindert fortsetzte.

Bald war der Bahnhof erreicht; geschäftige Hände hoben die schwarzgekleidete, dichtverschleierte Frau sowie die Kinder aus dem Wagen und nahmen das Gepäck mit der Frage in Empfang, wohin es befördert werden solle? Das war aber eine Frage, an welche die Frau bei dem Drängen, aus dem Hause fortzukommen, noch nicht gedacht hatte und die sie auch jetzt nicht so schnell zu beantworten wußte. Sie bat, Körbe und Koffer in die Packkammer zu bringen, sie selbst wolle in den Wartesaal gehen, wo sie von Jemand aufgesucht werden würde. In Wahrheit wollte sie dort

nachdenken, wohin sie ihre Schritte lenken solle. Verwandte hatte sie keine im ganzen Lande; sie war die einzige Tochter eines Beamten, der sich einer langdauernden Krankheit halber mehrere Jahre in der milden Luft Roms aufgehalten hatte. Dort war sie mit ihrem Manne bekannt geworden, hatte ihn noch bei Lebzeiten ihres Vaters geheirathet und war nach dem Tode desselben nach Deutschland zurückgekehrt. Von ihrem kleinen Vermögen war das meiste bei dem theuren italienischen Leben gebraucht worden, und was noch übrig blieb, hatte sie in den ersten Jahren ihrer Ehe, bevor sich ihr Mann Namen und Geld erworben, zugesetzt. Eine kleine Summe, die sie, wie wir vorhin gesehen, zu sich gesteckt, hatte sie sich mühevoll erspart, und sie mußte nun daran denken, den Lebensunterhalt für sich und die Kinder zu erwerben. Doch machte ihr das die geringsten Sorgen, und sie war fest überzeugt, wenn die tiefen Wunden ihres Herzens aufhören würden, ihre ganze Denk- und Thatkraft in Anspruch zu nehmen, wenn eine Heilung derselben begönne — und sie hoffte bei dem großen Unrecht, das ihr zugefügt worden, darauf — so würde sie bald im Stande sein, durch ihre Sprach- und andern Kenntnisse sich eine unabhängige Existenz zu verschaffen.

Es war noch früh am Tage und wenig Fremde in dem großen Wartesaal. Ein Kellner, mit der Serviette auf dem Arm, schlenderte von dem Buffet, an welchem eine starke, etwas verschlafen aussehende Dame in halbem Negligée saß, — sie hatte nämlich aufgewickelte Haare und eine Kopfbedeckung, die ein Zwitterding war von Tag- und Nachthaube — nach den verschiedenen Fremden, die sich hier und da postirt hatten, um sie durch seinen Anblick zu irgend einer Erfrischung zu veranlassen. Dieser Anblick des schmierigen Kellners wäre aber höchstens geeignet gewesen, einen innigen Wunsch nach frischem Wasser und Seife zu erregen. Ferdinand, der es jedoch, Dank seiner Jugend, nicht so genau nahm,

„Jemand in unſere Verſammlungen zu bringen, deſſen man nicht ſicher iſt.“

„Er ſoll einen feierlichen Schwur leiſten,“ entgegnete der Buchhalter, „einen fürchterlichen Schwur, auf daß er uns nicht verrathe.“

„Ich ſchwöre nicht!“ ſchrie ich laut und entſchloſſen.

„Du mußt!“ antwortete giftig der Candidat, „oder, bei Gott, wir werfen Dich in's Waſſer.“

Die Beiden packten mich an der Schulter, ich aber faßte krampfhaft die Lehne der Altane und ſchrie um Hülfe. Einen Augenblick waren die Beiden unentſchloſſen, da öffnete ſich der Fenſterladen der Wirthsſtube, es ſchaute Jemand heraus und als dieſer bemerkte, daß die Beiden mich beim Kragen hatten, rief laut eine mir bekannte Stimme: „laßt den Burſchen los, Ihr Nacht-Eulen oder ich werf' Euch mein Meſſer in die Rippen, daß keiner von Euch das Tageslicht wieder ſehen ſoll. Fort Hallunken, ich komme ſchon!“

Ich erkannte zu meinem höchſten Schrecken die Stimme meines Prinzipals, Herrn Stieglitz, riß mich los, ſprang auf die Straße und eilte davon, ſo ſchnell mich meine Beine trugen.

verlangte dringend nach ſeinem Kaffee, der nun auch für ihn und ſeine Schweſter beigebracht wurde.

Madame Stifter hatte ihren Platz in einem Winkel hinter der Thüre gewählt, ſo daß ſie nur Wenige, die den Warteſaal betraten, wenn man ſie nicht etwa aufgeſucht haben würde, bemerkt hätten. Ueberhaupt ſind ja die Paſſagiere der Eiſenbahn nicht mehr ſo geneigt, mit ihren Mitreiſenden bekannt zu werden. Haben ſie doch auch keine Zeit dazu, und nehmen ſich öfters ſelbſt alle Gelegenheit; die, welche eine lange Tour machen, denken begreiflicher Weiſe nur an ihre Bequemlichkeit, ſuchen ſich wo möglich ein leeres Coupé und reſerviren die Plätze gegenüber, ſo lange das gehen will, durch Anhäufen von Nachtſäcken, Mänteln und dergleichen; müſſen ſie endlich dieſe Sitze den neu Angekommenen einräumen, ſo geſchieht dies mißmuthig, man iſt verdrießlich, man hält es für unnöthig, mit dem eingedrungenen vis-à-vis eine freundliche Unterhaltung anzuknüpfen. Leute dagegen, welche nur die Kleinigkeit von zehn oder zwanzig Meilen mit uns durch die Welt dahin ſauſen, exiſtiren eigentlich gar nicht, man ſieht ſie ohne alles Intereſſe einſteigen und wieder verſchwinden.

Wie ganz anders war das früher! Da betrat man in aller Gemüthsruhe die alten, rauchigen Poſtpaſſagierſtuben gewöhnlich eine gute Stunde vor Abfahrt des Eilwagens, man ſtürzte nicht nur ſo von der Kaſſe, wo man mit Mühe ſein Billet errungen, an den Warteſaal, ohne rechts oder links zu ſchauen, an die gewiſſe Glasthüre, die der davor poſtirte Beamte verſchloſſen hält, bis die eilige, durſtige Locomotive nach Waſſer ſeufzt, bis die Glocke eilig ertönt, bis die Conducteure eilig die Wagenthüren öffnen, und bis nun der ebenerwähnte Beamte eilig die Flügelthüren aufreißt, um den eiligen Paſſagier hinaus zu laſſen, der keuchend vor Eile ſeinen Platz in einem Coupé erobert, eilig ſeine ſieben Sachen irgendwo unterbringt, wo ihm dies eben möglich iſt, und wenn er nicht daran verhindert wird von einem andern

eiligen Paſſagier, der verdrießlich iſt, weil er in der Eile ein Sechskreuzerſtück verlor, als er am Buffet der Reſtauration eilig ein Butterbrod bezahlte, bis die unterdeſſen getränkte und geſpeiste Locomotive eilig und ruckweiſe den Convoi hinter ſich dreinzieht, eilig zum Bahnhofe hinaus, an Telegraphenſtangen vorbei, eilig über Brücken hinweg, eilig hinaus in die weite, weite Welt.

Ja, ſelige Erinnerung dagegen, die ernſte, beſcheidene Paſſagierſtube mit ihrem matronenhaften Anſtrich, grau mit grauen Verzierungen, mit dem alten, abgerutſchen und fettig glänzenden Lederſopha, den ditto Stühlen, mit dem finſteren Beſchwerdebuch und ſeinem Dintenfaß, in welchem die Feder gewöhnlich eingetrocknet war, wenn du ſie brauchen wollteſt, mit der großen Poſtkarte der ganzen Monarchie an der Wand, rechts von derſelben das Portrait des Landesfürſten, links das des Generaloberpoſtmeiſters. — Glückſelige, ſtille, vergängliche Zeit! Wie war es ſo ruhig in dieſen Räumen! Höchſtens vernahm man das Rollen eines Wagens oder den luſtig ſchmetternden Klang eines Poſthorns. Und erſt die Paſſagiere! Wie freute man ſich, deren Bekanntſchaft nach und nach zu machen, zu erfahren, wer Nummer Eins und wer Nummer Zwei habe, wer an unſere Seite zu ſitzen komme, wer uns gegenüber. O namentlich dieſe Gegenüber waren damals — ſehr damals! von großem Intereſſe für uns. So ein Gegenüber konnte uns die ganze Reiſe verſüßen, die Stunden nur ſo dahinfliegen machen. Wir denken oft und gern an unſere verſchiedenen Gegenüber in den alten, ehrwürdigen Poſtkutſchen des geſammten deutſchen Vaterlandes.

Aber auch mit unſern Nachbarn wußten wir uns zu befreunden, und wenn wir erſt die Stadt, von der wir ausfuhren, einmal hinter uns hatten, wenn der auf dem Pflaſter raſſelnde ſchwere Eilwagen nun auf einmal mit ſo leichtem, behaglichem Dröhnen auf der weichen Chauſſee dahinfuhr; wenn der Conducteur draußen anfing, ſeine Briefſchaften zu ordnen und das für's nächſte Dorf

bestimmte Paket herauslangte, um es dem wartenden Bauernbuben in blauer Blouse recht gewandt in die aufgehaltene weiße Nachtmütze zu werfen, wobei der Bauernbursche gewöhnlich ein leichtes, blödsinniges Lächeln auf seinen dummen Zügen sehen ließ —; wenn alsdann der Postillon im Sattel auf- und abhüpfend seinen Hut lüftete und sich am Kopf kratzte, während er denselben rückwärts wendete und dem Conducteur von den gestrigen vierspännigen Extraposten erzählte, die unsinnig viel Trinkgeld gegeben und worin zum mindesten ein Prinz gewesen sei; — wenn wir, im Innern des Wagens, natürlich nie ohne Erlaubniß der Damen, unsere Pfeifen und Cigarren angezündet, so fingen wir an, Reisezweck und Reiseziel gemüthlich gegenseitig auszutauschen. In Kurzem wurden wir gute Freunde, Nummer Zwei gab uns von seiner Braunschweiger Wurst, wir theilten dieser freundlichen Nummer von unsern Brezeln mit, Nummero Drei spendete Aepfel und dergleichen, und Nummero Vier half mit einer gewaltigen Branntweinflasche aus.

Es war vom allerbesten
Ulrichsteiner Franzbranntwein,
Den setzt' er vor den Gästen.

Und so rollten wir dahin, geduldig, gemüthlich, behaglich. — Und doch, wie flogen nach unsern damaligen Begriffen die Häuser bei uns vorüber, wenn der Schwager, um sich sehen zu lassen, durch das Dorf, wo seine Liebste wohnte, im gesammelten Trab der Pferde fuhr, in einem Trabe, der fast Galopp war, wie unser Nachbar, der zum Fenster hinausschaute, uns besorgt versicherte. Wie verging uns oftmals Hören und Sehen, wenn es so anhaltend bergab ging, unter knirschendem Radschuh dem Thurme im tiefen Thal entgegen, der zuerst klein und fernabliegend zusehends immer höher wuchs, — die Station, wo uns der kluge Conducteur, als wir nach dem Aussteigen in's Wirthshaus

wollten, bei Seite nahm und sagte: „Wenn Sie jetzt da die Berge hinauf ein Bischen gehen wollen, so führt hier rechts der Fußweg; da kommen Sie eine halbe Stunde vor dem Postwagen auf die Höhe. Droben aber steht ein Wirthshaus mit einem Bier — mit einem Bier“ — dabei schnalzte er wohlgefällig mit der Zunge. — Also frisch den Fußweg hinauf! Der Conducteur hat seinen Zweck erreicht; wir lassen ihn nicht auf der Station warten, der erleichterte Eilwagen fährt rasch den Berg hinauf, und droben müssen wir ihn für den guten Rath doch unbedingt zu einem Glase Bier einladen.

Diesen Schoppen aber hat er auch durch seinen Rath verdient; wenn der Weg auch ein wenig steil ist und wir zuweilen eine Baumwurzel zu Hülfe nehmen müssen, um aufwärts zu kommen, auch etwas schwer Athem holen und warm werden, so langen wir doch auf der Höhe an, ehe der Eilwagen noch die Hälfte des Wegs zurückgelegt hat. Das Wirthshaus ist klein und ländlich, es steht am Abhange des Berges, hat vor sich einen schattigen Platz mit grob gezimmerten Bänken und Tischen, auf welche alsbald die schäumenden Gläser gesetzt werden. Welch' famoser kühler Trank! Da heißt es austrinken und einschenken. Und dazu die Aussicht, die wir rings umher haben! Magnifique, auf Ehre! Wie die Berge sich langsam abstufen bis zu einer weiten Ebene, durch welche wir einen Fluß wie einen silbernen Faden dahin ziehen sehen! Vor uns im Thale sind sorgfältig angelegte Felder, Getreidestücke, Krautäcker, kleine Wäldchen, einzelne Buschpartieen, und weiterhin verschwindet alles das in einen unbestimmten Duft. Dort aber will Einer mit sehr gutem Auge mehrere Thürme und eine große Stadt entdecken. „O ja,“ sagt die Wirthin, „man sieht die Hauptstadt von hier.“ Diese Gewißheit macht uns ein unbeschreibliches Vergnügen, und wir behalten sie als eine Notiz für unser Tagebuch.

Drunten auf der Chaussee, die sich in einer großen Schlangen-

linie den Berg hinauf windet, erſcheint der Eilwagen und ſieht aus wie ein Kinderſpielzeug. Die Schellen der Pferde hören wir ganz leiſe klingeln, die Thiere ſelbſt ſehen wir in einem leichten Trabe kopfnickend daher kommen und an der nächſten Ecke wieder verſchwinden. Bald ertönt das vorhin gehörte Klingeln ſowie das Raſſeln des Wagens näher und näher, und jetzt erſcheint auch der Conducteur, der nun ſehr durſtig ebenfalls das vortreffliche Bier verſucht. Er iſt hier ſehr bekannt, er nennt den Hausthund beim Namen, er kneift das Dienſtmädchen in die Backen, und nachdem er dies alles beſorgt, treibt er zum Aufbruch.

Dann geht es wieder abwärts, aber unterdeſſen iſt es heiß geworden, wir Alle in dem Eilwagen legen unſere Häupter in die Ecken und entſchlafen ſammt und ſonders.

Aehnliche Phantaſieen und Bilder zogen auch an dem Geiſte der Frau des Malers vorbei. Auch ſie hatte die glücklichſten Reiſen ihres Lebens im traulichen Eilwagen gemacht; ſie war auf dieſe Art durch das herrliche Italien gezogen; ſie war an einem heißen Tage mit Ferdinand nach der Reſidenz gekommen, nachdem ſie, gerade wie vorhin beſchrieben, um die Mittagsſtunde auf einem Berge im Schatten hochſtämmiger Buchen geraſtet, er ihr die fernen Thäler gezeigt und dabei geſagt: „Dort werden wir wohnen — und glücklich ſein.“

Wenn ſie daran dachte, ſo war es ihr faſt lieb, daß ſie die Stadt mit ihren Kindern nicht wieder in einem Eilwagen verlaſſen mußte; es hätte ſie zu bitter an jene Zeit erinnert, am Ende wäre ſie gar auf ihrem Wege wieder auf eine Höhe gekommen, von wo ſie rückwärts blickend die Stadt noch einmal geſehen hätte, die Stadt, wo er ihr verſprochen, daß ſie glücklich ſein ſolle. — — —

Viel angenehmer war ihr dagegen das kalte, man könnte faſt ſagen herzloſe Treiben in dem Warteſaal der Eiſenbahn, wo Einer beim Andern theilnahmlos vorüber treibt, kaum ſeinen Mitreiſenden flüchtig betrachtend, ſich nur um ſich ſelbſt und ſein Gepäck

bekümmernd, in einer ewigen Unruhe vorwärts drängend, nur sein Ich im Auge, selbst einen genauen Freund nur flüchtig grüßend, ohne Rücksicht auf alle Andern, die mit ihm nach dem gleichen Ziele streben.

Wir haben schon vorhin bemerkt, daß Madame Stifter sich absichtlich neben die Thüre des Wartesaals gesetzt hatte, so daß sie im wahren Sinne des Wortes von Niemand beachtet wurde. Der schmierige Kellner hatte ihr den Kaffee gebracht, hatte dann das empfangene Goldstück bei der verschlafenen Dame des Comptoirs wechseln lassen, die sich hierauf veranlaßt gesehen, einen flüchtigen Blick auf die Frau in Trauerkleidern zu werfen; — das war alle Aufmerksamkeit, die man ihr widmete, und von dem Augenblicke an, wo der Kellner die leeren Tassen mit den Löffeln wieder holte, bekümmerte sich Niemand mehr um sie.

Um den kleinen Buben zu unterhalten, nahm Bertha den Hampelmann vor sich und kleidete ihn aus, um ihn gleich darauf wieder anzuziehen. Madame Stifter hatte ein Zeitungsblatt in die Hand genommen und las aufmerksam die Anzeigen durch — sie war ja jetzt in dem Falle, sich um Anerbietungen, die ihr passen könnten, zu bekümmern. Da war wohl Manches, was sie interessirt hätte; da wurden vortheilhafte Stellen der verschiedensten Art ausgeschrieben, von denen sie die meisten hätte ausfüllen können, doch waren fast alle an irgend eine Bedingung geknüpft, welche zu erfüllen sie nicht im Stande war, oder mit Voraussetzungen verbunden, die bei ihr nicht zutrafen. Bald wurde eine ledige Dame für eine Stelle gewünscht, oder eine Wittwe ohne Kinder, oder auch vielleicht hie und da einmal eine Frau in reiferem Alter.

Endlich aber traf sie auf eine Anzeige, die der eigenthümlichen Fassung wegen ihre Aufmerksamkeit erregte und welche also lautete:

„Man sucht — wenn wir sagen: man sucht, so ist dieser Mann der Vater eines legitimen Kindes von circa acht Jahren, eines

gut erzogenen Mädchens, — man ſucht alſo für dieſes Mädchen eine Gouvernante, welche Sprachen und Handarbeiten verſteht; welche nicht unter achtundzwanzig Jahren alt ſein darf und am liebſten eine Wittwe ſein ſollte. Dabei wäre es faſt gleichgültig, ob dieſe Wittwe eins oder am Ende auch zwei Kinder hätte, nur müßte ſie ſich mit guten Zeugniſſen ausweiſen können und ſich darauf gefaßt machen, am Orte ihrer Beſtimmung zurückgezogen wie in einem Kloſter zu leben. Alle Gegenbedingungen ſind auf's Glänzendſte geſtellt und wollen ſich hierauf Reflektirende und ſich Eignende unter A. B. 4 an die Expedition dieſes Blattes wenden."

Ein freundlicher Leſer, der in der Langeweile des Wartens dieſes Zeitungsblatt geſtern ebenfalls durchgeſehen haben mochte, hatte mit Bleiſtift dahinter geſetzt: „Das iſt ein Narr, der eine ſolche Anzeige ſchreibt."

So eigenthümlich nun auch der Ton derſelben war, ſo wußte doch Madame Stifter nicht, was ſie gerade an ihr anſprach, wahrſcheinlich die Forderung, die vielleicht eine Andere zurückſchreckte, am Orte der Beſtimmung wie in einem Kloſter leben zu müſſen, ſowie auch, daß ſelbſt eine Wittwe mit ein oder zwei Kindern nicht verſchmäht würde. Sie ließ die Hand mit dem Zeitungsblatte in ihren Schooß ſinken und verſank in tiefes Nachſinnen, wobei ſie den Schritt, den ſie heute Morgen gethan, nochmals von allen Seiten beleuchtete. Sie bereute ihn nicht, ſie würde in dieſem Augenblicke wieder ſo gehandelt haben; nur konnte ſie ſich nicht verhehlen, daß ſie damit gänzlich losgeriſſen von ihren bisherigen Verhältniſſen, losgeriſſen von allen ihren Freunden, mit ihren Kindern ganz allein in der Welt ſtehe. Denn ſollte dieſer Schritt, den ſie gethan, nicht vor den Augen ihres Mannes lächerlich erſcheinen — und ſie zitterte, wenn ſie hieran dachte — ſo mußte ſie ſich ſo zu verbergen wiſſen, daß er, ſelbſt mit Hülfe der Behörden, die er anzurufen nicht unterlaſſen würde, unmöglich eine Spur von ihr finden konnte. Dazu bedurfte ſie eines

Asyles, wo sie mit ihren Kindern zurückgezogen wie in einem Kloster leben konnte — das versprach gerade jene Zeitungs-Anzeige; das bedingte aber entweder eine Flucht in ferne Länder oder einen mächtigen Schutz; und war der, welcher unter A. B. 4 zu erfragen war, auch wohl im Stand, ihr einen solchen Schutz zu gewähren? — Sie schüttelte unglaubig, hoffnungslos den Kopf, den sie darauf tief herabsinken ließ.

Da hörte sie mit einem Male dicht vor sich eine nicht unangenehme Stimme, welche zu ihr sprach:

„Madame werden mir verzeihen, aber Sie sollten sich etwas mehr der Ausgangsthüre nähern, damit Sie und die Kleinen da einen guten Platz erhalten. Der Zug geht ein Viertel vor Sechs und ist meistens stark besetzt."

Madame Stifter blickte erstaunt in die Höhe und sah einen schon älteren Herrn vor sich stehen, sehr anständig gekleidet, mit einem etwas röthlichen Gesichte, dem die blaßblauen Brillen ein beinahe seltsames Ansehen gaben, mit starr hinaufgekämmten Haaren, deren Frisur oben nach Art eines Hahnenkammes zugeschärft war. Dieser Herr hatte Hut und Stock in der rechten Hand, während er die linke unter dem Schooße seines Rockes verborgen hielt.

„Es kommen hier auf dem Gepäckbureau zuweilen sehr starke Confusionen vor," fuhr er mit einer wichtigen Miene fort; „namentlich Damen, die hier nicht so bewandert sind, finden oft zu ihrem Schrecken, daß von ihren Sachen zurückbleiben oder anderswohin dirigirt werden. Ich würde Ihnen also rathen, Madame — Sie verzeihen mir — den betreffenden Schein mit der Anzahl Ihrer Stücke genau zu controliren. — Sie reisen nach C.?"

„Ich glaube das nicht, mein Herr," gab Madame Stifter einigermaßen verlegen zur Antwort.

„Ah! Madame, Sie glauben das um halb sechs Uhr noch nicht, während der Zug um drei Viertel geht?" entgegnete der

Herr mit der blaßblauen Brille in einem Tone der Ueberraſchung, der faſt wie der der Entrüſtung klang.

Die Frau des Malers, welche nicht anders denken konnte, als der vor ihr ſtehende Herr ſei ein Bahnbeamter, der es unmöglich dulden könne, daß ſie ſich hier aufhalte, wenn ſie den nächſten Zug nicht benütze, ſprach ziemlich verwirrt von Jemand, den ſie erwarten müſſe und daß ſie mit dem nächſten Zuge gehen werde.

„Mit dem nächſten Zuge? — Ah! Madame," verſetzte der Herr mit einem mitleidigen Lächeln, „der nächſte Zug iſt ein Güterzug mit Perſonenbeförderung in dritter Claſſe, eine außerordentlich langſame Gelegenheit, an Hauderer und poſtantidiluvianiſche Zeiten erinnernd."

„Ich bedaure das unendlich," gab Madame Stifter ſchüchtern zur Antwort, „aber ich darf, ich kann doch nicht wohl —"

„Jemand vergeblich hieherkommen laſſen! O ich verſtehe das vollkommen," erwiederte der Herr mit einem ſehr zuvorkommenden Weſen. „Wenn es Sie aber drängt, um drei Viertel auf Sechs abzureiſen und Sie vielleicht der bis dahin nicht gekommenen Perſon ein Lebenszeichen hinterlaſſen wollen, ſo ſtehe ich gern zu Befehl, es für Sie befördern zu laſſen."

„Verzeihen Sie, mein Herr," fragte ſchüchtern die Frau, indem ſie das Zeitungsblatt in ihrer Hand leicht erhob, „Sie ſind wahrſcheinlich Beamter der Bahn, und in dieſem Falle würde ich mir erlauben, Sie zu fragen" — — Sie ſagte das nur, um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben.

Der Herr mit der blaßblauen Brille war einen kleinen Schritt zurückgetreten und unterbrach ſie mit einem faſt ſchmerzlichen Lächeln:

„Bitte recht ſehr, Madame; ich habe nicht das Glück, Eiſenbahnbeamter zu ſein. Dieſe Herren ſind kenntlich an einem

IX.

Ein Stern in dunkler Nacht.

Es mochte ungefähr zehn Minuten dauern, als ich das entlegene Stadtviertel, aus welchem ich herkam, wo die Straßen ſo öde und leer waren, hinter mir hatte; ich ging langſamer, denn ich hörte, daß ich nicht verfolgt wurde, auch ſah ich hier in den volkreicheren Straßen noch viele Menſchen; es mochte neun Uhr ſein. Sollte ich nach Hauſe gehen? es ſchien mir ſchon ſpäter zu ſein, als es wirklich war und ich fürchtete mich vor dem Empfang der Madame Stieglitz, denn was ſollte ich ſagen, ſollte ich den Buchhalter verklagen, mir wurde wahrſcheinlich nicht geglaubt, und dann hatte derſelbe auch Mittel genug an der Hand, mir das Böſe, das ich von ihm ausſagte vielfach zu vergelten. Im Innerſten meines Herzens wünſchte ich dem Herrn Specht alle möglichen Strafen, denn ich fühlte deutlich, daß er mich einen falſchen Weg geführt, auch ſchwebte mir der Brief des

Bayerische Staatsbibliothek München

Hutes gegen ſeinen Bauch hielt, unterbrach ſich ſelbſt, wie eine freundliche Antwort demüthig erwartend.

Madame Stifter lächelte faſt verlegen, als ſie entgegnete:

„Es iſt nur eine Grille von mir; ich las da eine Anzeige, die mich intereſſirt.“

„Dürfte ich ganz ergebenſt bitten?“

Die Frau des Malers reichte dem Herrn Kohler das Zeitungsblatt, indem ſie auf die Annonce hinwies, worauf der freundliche Herr eine Sekunde lang noch freundlicher ausſah, dann aber mit einem Male ſeine Stirne finſter zuſammenzog.

„Es iſt das, wie ſich nicht leugnen läßt,“ ſagte er mit großer Entſchiedenheit, „eine ſehr ſchöne und würdevolle Anzeige, eine Anzeige, deren Styl man einer verſtändigen Feder zuſchreiben muß, und die es nicht verdient, daß ſie von unberufenen Händen mit ſchnöden Randbemerkungen verunziert wird.“

„Sie meinen die Worte in Bleiſtift? Allerdings, mein Herr, ich finde das ſehr unpaſſend.“

„Auf's Allerunpaſſendſte,“ ſprach Herr Kohler; „aber dieſe Randbemerkung,“ ſetzte er hinzu, indem das frühere freundliche Lächeln wieder ſein röthliches Geſicht verklärte, „darf durchaus nicht zwiſchen Ihre Frage und meine Antwort treten. Wenn es Sie intereſſirt, etwas Näheres über dieſe Anzeige zu erfahren, ſo brauchen wir uns deßhalb durchaus nicht auf die Expedition des Blattes zu bemühen. Ich ſelbſt bin im Stande, Ihnen etwas darüber mitzutheilen.“

Wir müſſen hier unſerer Geſchichte ein wenig vorgreifen und dem geneigten Leſer ſagen, daß Herr Kohler, allerdings im Auftrage, der Verfaſſer dieſer wohlſtyliſirten Anzeige war, weßhalb man es begreiflich finden wird, daß ihn die unbefugte Randbemerkung mit gerechter Indignation erfüllte.

Madame Stifter blickte erſtaunt in die Höhe, und da ſie an eine höchſte Hand glaubte, die unſer Schickſal lenke, ſo ſchien ihr

das Lesen dieser Anzeige und darauf das Zusammentreffen mit diesem Herrn nicht zufällig.

„Soviel ich Ihnen mittheilen kann und darf," fuhr Herr Kohler nach einer kleinen Pause fort, „verhält sich Alles so, wie es hier geschrieben ist. Ein reicher und vornehmer, etwas älterer Herr sucht eine Erzieherin für seine Tochter, und am liebsten wäre ihm eine Wittwe — verzeihen Sie, wenn ich eine vielleicht noch nicht geheilte Wunde Ihres Herzens berühre — eine Wittwe also, sogar wenn dieselbe von zwei so allerliebsten Kindern wie diese da begleitet wäre."

Herr Kohler machte bei den letzten Worten eine elegante Verbeugung, die von einer so ausdrucksvollen Handbewegung gegen Bertha und Ferdinand begleitet war, daß man sogar hätte glauben können, das Zucken seines kleinen Fingers gelte noch obendrein dem sehr liebenswürdigen Hampelmann.

„Und wenn man den Versuch machen würde, sich um diese Stelle zu bewerben?" fragte mit einer ängstlichen Hast die Frau des Malers. Doch faßte sie sich geschwind wieder und setzte hinzu: „Das heißt, wenn Jemand — Sie verstehen mich wohl, mein Herr?"

„Ich verstehe Alles," gab Herr Kohler mit einem feinen Lächeln zur Antwort. Er resumirte sich in seinen Gedanken den ganzen Stand der Angelegenheit, die er denn auch, wenn gleich nicht vollkommen, doch ziemlich annähernd traf. Eine junge Wittwe, welche die Stadt verlassen wollte, um sich anderswo ein anständiges Unterkommen zu suchen, fühlt sich ergriffen von seiner wunderbar stylisirten Anzeige, und eine innere Stimme befiehlt ihr, darauf zu reflektiren. Da erscheint ihr ein Schutzgeist mit blaßblauer Brille in Gestalt des Herrn Kohler. Und daß er in diesem Augenblicke erschienen, darüber fühlte der ehemalige Makler ein außerordentliches Vergnügen und Wohlbehagen. Er hatte schon viele junge Damen, auch hübsche Wittwen gesehen und ge-

sprochen, aber noch keine kennen gelernt, bei deren Anblick er sich so — wie sollen wir sagen? — merkwürdig betroffen fühlte, wie in dem Augenblicke, wo er Madame zum ersten Male angesehen. — Es sei ihm gerade gewesen, erzählte er später, wie wenn ihm Jemand mit der flachen Hand auf sein Herz gepatscht hätte, so daß er beinahe ordentlich zusammengeknickt wäre. Dann habe er ein wuseliges Wohlbehagen empfunden, und wenn er die schönen Augen der Wittib betrachtet, sowie ihre Trauerkleider, so sei es ihm gerade zu Muth gewesen, als flimmere es ihm höchst sonderbar vor dem Gesichte.

Mochte nun die Frau des Malers von diesem Flimmern oder überhaupt etwas von Rührung im Blicke des Herrn Kohler bemerkt haben, — genug, sie faßte sich ein Herz und sagte:

„Unser Zusammentreffen hier, mein Herr, und die Unterredung, die wir geführt, ist so eigenthümlicher Art, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, dieselbe abzubrechen, ohne Ihnen zu sagen, daß ich selbst wirklich nicht abgeneigt wäre, eine Stelle unter den Bedingungen anzunehmen, wie sie hier in dieser Anzeige bezeichnet sind."

Herr Kohler brachte beide Hände mit Hut und Stock auf dem Rücken zusammen, neigte seinen Kopf etwas auf die Seite und versetzte mit freundlichem Schmunzeln:

„Ich bin überzeugt, meine werthe Frau, daß Sie fast alle geforderten Bedingungen zu erfüllen im Stande sind, vielleicht alle — bis auf eine. Es wird, wie Sie sich erinnern werden, von der Erzieherin eine Zurückgezogenheit verlangt, wie sie sonst nur bei einem klösterlichen Leben zu finden ist."

„Das ist es ja gerade," fiel ihm Madame Stifter hastig in's Wort, „was mich hauptsächlich anlockt, diese Stelle anzunehmen. In meinen Verhältnissen gewährt es einen Trost, sich von dem Treiben der Welt zurückziehen zu können. — Dürfte ich Sie also

bitten, mein Herr, mir freundlichst zu sagen, auf welche Art ich die nähere nothwendige Auskunft erhalten kann."

Herr Kohler nickte bedächtig und sehr wichtig mehrmals mit dem Kopfe, ehe er erwiederte:

„Sie sind zufällig an den rechten Mann gekommen. Einer meiner Freunde, der Herr Commerzienrath Duvallet — vielleicht haben Sie seinen Namen schon gehört?" —

Madame Stifter verneinte mit einiger Verlegenheit.

„Ein charmanter Mann," fuhr der ehemalige Makler fort, „redlich und bieder in jeder Hinsicht. Er ist es, welcher von jenem vornehmen Herrn beauftragt wurde, ihm für eine passende Erzieherin seiner Tochter zu sorgen. Sie sehen demnach, Madame, daß Herr Duvallet diese ganze Angelegenheit in seiner Hand hält, und da ich nun ein genauer Bekannter von ihm bin, — ich kann wohl sagen, Jemand, auf den er etwas hält, so werden Sie es vielleicht annehmbar finden, wenn ich Sie um die Erlaubniß bitte, Sie meinem Freunde, dem Commerzienrathe Duvallet, präsentiren zu dürfen."

Madame Stifter dachte einen Augenblick nach, und da ihr das Zusammentreffen mit diesem Herrn immer wunderbarer, wie von ihrem guten Engel eingeleitet, vorkam, so sagte sie nach einem kurzen Stillschweigen:

„Ich nehme Ihren freundlichen Vorschlag dankbar an, mein Herr, und wenn Sie mir die Stunde bestimmen wollen, wo ich dem Herrn Commerzienrath meine Aufwartung machen kann, mir auch die Wohnung desselben angeben, so werde ich nicht ermangeln, mich daselbst einzustellen."

„O was die Stunde anbelangt, Madame, so ist jede gleich. Es ist ein Geschäft und das kann man nie zu früh beginnen."

Er wandte sich rasch, um auf die Uhr im Wartesaale zu blicken, und als er das gethan, sagte er eilig mit einer flüchtigen Verbeugung:

„Sie werden mich einen Augenblick entschuldigen, Madame, ich bin in der Sekunde wieder da."

Damit eilte er gegen die Ausgangsthüre, und seine Schritte wurden wahrhaft geflügelt, als jetzt die Glocke, das dritte und letzte Zeichen zur Abfahrt des Zuges gebend, gellend erklang.

Herr Kohler kam fast zu spät; er hatte kaum noch so viel Zeit, dem Ober-Conducteur flüchtig mit der Hand zu winken und einen scharfen Blick den Convoi hinauf und hinab zu werfen, um zu sehen, daß da Alles in Ordnung sei. Der Maschinist stand hinter der Locomotive, der Heizer beugte sich über den Rand des Tenders, die Thüren der verschiedenen Wagen waren gehörig verschlossen, und als besonderes Kennzeichen des heutigen Tage bemerkte Herr Kohler hinten zwei Wagen angehängt, mit herrschaftlichen Reiseequipagen besetzt.

„Fertig! — fort!"

Herr Kohler machte ein höfliches Rundcompliment: — seid umschlungen, Millionen, einen Kuß der ganzen Welt! — Die Locomotive stieß einen gellenden Pfiff aus, und fing darauf, als habe sie sich zu sehr angestrengt, heftig zu keuchen an, wobei sie erst langsam, dann immer geschwinder auf den vor ihr scheinbar bis in's Unendliche dahinlaufenden Schienen fortrollte.

Während Herr Kohler in den Wartesaal zurückkehrte, dachte er über die Präsentation der schönen Wittwe nach und hielt es für das Beste, derselben keine spätere Stunde zu bestimmen, sondern sie gleich zu Herrn Duvallet zu führen. Er wußte, daß dieser Geschäftsmann selbst zu einer so frühen Stunde, wie die gegenwärtige, gewöhnlich schon und allein auf seinem Comptoir war, und daß er es liebte, Privatgeschäfte um diese Zeit abzumachen. Auch bedachte der Makler händereibend, wenn es denn doch um diese Zeit noch etwas früh sei, um seinen Schützling dem Herrn Duvallet vorzustellen, so könne er denselben ja in einem passenden Miethwagen auf einem sehr weiten Umwege um die Stadt herum führen und

so bei recht langsamem, angenehmem Fahren ein gutes Theil Zeit hinbringen. Er machte der Fremden diesen Vorschlag, und obgleich sie Anfangs einwandte, es sei wohl nicht ganz thunlich, um diese Zeit Jemand zu belästigen, so schienen ihr doch die Gründe, die Herr Kohler vorbrachte, triftig genug, um sich seiner Leitung anzuvertrauen. Der Hauptgrund, weßhalb sie sich bestimmen ließ, war, daß sie ein längeres Verweilen hier auf dem Bahnhofe nicht für räthlich hielt. Sie fürchtete von Jemand erkannt zu werden, und nahm auch aus eben diesen Gründen, und um nicht durch die Stadt fahren zu müssen, den Vorschlag des freundlichen Herrn an, auf einem Umwege zum Hause des Herrn Commerzienraths zu gelangen.

„In Gottes Namen denn!“ sagte sie nach einigem Besinnen, „ich will Ihnen dankbar für die Freundlichkeit sein, mich dem Herrn Commerzienrathe vorzustellen.“

„So darf ich denn wohl um Ihren Namen bitten?“ sprach Herr Kohler mit angenehmem Lächeln.

„Frau Nicolai, die — Wittwe eines Musikers,“ gab Madame Stifter nach einem kurzen Zögern zur Antwort.

„Nicolai — Musiker? Mir nicht bekannt,“ versetzte der ehemalige Makler, wobei er seine Augen hinter der blaßblauen Brille zur Decke erhob. — „Ich kenne sonst sehr viele Leute, — thut aber durchaus nichts. Nicolai — ein sehr angenehm klingender Name. — Gewiß nicht von hier.“

„Nein, nicht von hier.“

„Das dachte ich mir gleich, thut aber durchaus nichts — im Gegentheil. Wenn es Ihnen demnach gefällig ist, so treten wir unsere Wanderung an. — Indem ich mir nun erlaube, mich selbst vorzustellen, habe ich die Ehre zu sagen, daß ich Kohler heiße, ziemlich bekannt in hiesiger Stadt bin, und ich darf wohl sagen, geschätzt von angenehmen Familien.“

Madame Stifter machte eine Verbeugung und sagte dann mit

einem begreiflichen Schrecken, wenn sie bedachte, sie müsse vielleicht in ihren eigenthümlichen Verhältnissen mit einem fremden Manne und den beiden Kindern zu dieser Stunde durch die Straßen der Stadt wandeln:

„Mit den Kindern wird es etwas beschwerlich sein, zu Fuß zu gehen."

„Ah! wo denken Sie hin!" rief erstaunt der freundliche Herr mit den blaßblauen Brillen. „Wir haben einen ziemlich weiten Weg, und wenn das auch nicht wäre, so würde ich es mir doch nicht nehmen lassen, Ihnen einen Wagen anzubieten. Ihr Gepäck werden wir wohl hier lassen können?"

„Gewiß, Herr Kohler."

Die beiden kleinen Kinder, die von dem Sinne der Unterredung ihrer Mutter mit dem fremden Herrn nicht viel verstehen mochten, schienen nicht eher Neigung oder Interesse zu haben, sich in das Gespräch zu mischen, als bis sie nun sahen, daß Mama im Begriffe war, den Bahnhof wieder zu verlassen, ohne mit ihnen eine Reise gemacht zu haben.

Bertha sah einigermaßen erstaunt aus, und Ferdinand verzog das Gesicht zu einer seltsamen Grimasse, die der Vorbote jenes krokodillartigen Weinens ist, wodurch die harmlose Jugend nicht selten ihre Zwecke zu erreichen pflegt. Der würdige Hampelmann dagegen blieb sich auch in dieser Lage des Lebens vollkommen gleich und sein Gesicht bewahrte jenes ausdrucksvolle Lächeln, welches ebensowohl Zeuge eines zufriedenen Gemüthes sein konnte, als Verachtung ausdrücken gegen mangelhafte Zustände einer verkehrten Welt, in die er ohne sein Verschulden gerathen war.

Obgleich Herr Kohler mit Kindern nicht viel Umgang gehabt hatte, so bemerkte er doch an dem unverkennbaren Zucken um die Mundwinkel des kleinen Buben, daß hier wohl ein versöhnendes Mittel angewandt werden müsse, weßhalb er sich von der verschlafenen Comptoirdame, die aber etwas mehr aufgewacht zu sein

schien, denn sie forschte nach der schwarzgekleideten Fremden, — eine Frage, die aber von Herrn Kohler durch ein einfaches Achselzucken beantwortet wurde, — eine große Düte voll Bonbons geben ließ, die er den Kindern einhändigte und ihnen, als er den Grund ihrer Klagen vernommen, die Versicherung gab, die Reise werde in kürzester Frist und dann mit einem Aufwande von Vergnügen fortgesetzt werden; auch würden sie jetzt noch eine gute Strecke um die Stadt herum fahren, was bei einem so prachtvollen Morgen kein geringes Amusement sei. Er gab sein Wort darauf, reichte Madame Nicolai galant den Arm und trieb die Kinder vor sich her, indem er ihnen leicht auf den Kopf pätschelte.

Als nun gleich darauf alle Fünf in dem Miethwagen waren, die schwarzgekleidete Dame und Herr Kohler auf dem Rücksitze, Bertha, Ferdinand und der Hampelmann auf dem Vordersitz, und als der ehemalige Makler dieses Familienbild lächelnd überschaute, wobei er viel länger als im Verhältniß war auf den Zügen der schönen Frau verweilte, da kam ihm zum ersten Male der Gedanke, es würde sich doch nicht unangenehm machen, wenn er so mit seinem Eigenthum von oder zur Eisenbahn fahren könnte. Es wurde ihm ganz warm bei diesem früher noch nie angeregten Gedanken an eine einstige Madame Kohler; ja er fühlte sogar beim Betrachten der beiden hübschen Kinder seinen Busen von einem allerdings sehr unmotivirten Stolze geschwellt. Dieser Stolz aber war einmal vorhanden und ließ ihn freundlich herausfordernde Blicke auf die Begegnenden werfen; er hätte nur gewünscht, daß es seine reizende Nachbarin ebenso machen möge, welche jedoch fest in ihre Ecke gedrückt verharrte.

„Jedem Menschen schlägt gewiß eine Stunde, wo seine Ansichten einen förmlichen Umschwung erleiden," dachte Herr Kohler; „warum soll nicht auch mir diese Stunde einmal schlagen? Einen Umschwung fühle ich bereits stark sich in mir regen. Es ist eigenthümlich — bei diesem Gedanken lächelte er still in sich hinein,

— daß ich bis jetzt immer eine Averſion vor Wittwen gehabt. Konnte ich ſie doch nie von der Idee des Scheltens und Keifens trennen, hatte immer die Marotte, man müſſe ihnen auf unangenehme Art die Spuren des erſten Eheſtandes anmerken. Und wie Unrecht hatte ich! Eine Wittwe hat auch ihre Vorzüge; ſie quält uns nicht mehr mit einer läſtigen Unerfahrenheit, ſie tritt ſo fertig ein in's Leben. Und wenn ſie, wie die holde Erſcheinung an meiner Seite, gleich zwei allerliebſte Kinder mitbringt, ſo hat man ohne Mühe und Noth ein Hausweſen, das ſich ſehen laſſen kann. — Ja, ja, meine Stunde hat geſchlagen," ſchloß Herr Kohler ſeine Betrachtungen mit einem gelinden Seufzer, wobei er ſeine Augen unter ſüßem Ausdrucke gegen Madame Nicolai verdrehte. — Und es war in dieſem Augenblicke, als wolle die Eiſenbahnuhr ſeine Gedanken beſtätigen, denn als der Miethwagen zum Hofe hinaus fuhr, ſchlug es die ſechste Stunde.

Die ſiebente Stunde.

Die Frau Stadträthin Scheidel führte eine ſehr geordnete Wirthſchaft; ſie war, was man im gewöhnlichen Leben eine rechte Hausfrau nennt. In ihren vier Pfählen hatte ſie eine vollkommene Autokratie eingeführt, in der ihr Mann, der Herr Stadtrath, nicht einmal als ſanft berathende Behörde zugelaſſen wurde. Ja ihre einzige Tochter, welche dem Alter nach ſchon einige Einſicht in die Haushaltung verdient hätte, — ſie gab ſich ſelbſt für ſechsund-

Vormunds vor Augen und ich fing an zu begreifen, wie Recht er gehabt, indem er mich vor dem Buchhalter warnte, ebenso meine Nichte Emma und der Vetter mit seinem sarkastischen Lächeln; der kannte sie vielleicht genau, jene Heuchler mit Honig auf den Lippen und Gift im Herzen. Gott, wenn er mich auch zu jenen rechnete, und die kleine Emma? Es wurde mir jetzt klar, daß mich letztere schon seit längerer Zeit mit andern Blicken betrachtete, wie früher und nicht mehr so offen und freundlich gegen mich war. Dieser Gedanke schlug mich vollends darnieder, denn ich fühlte deutlich, ohne mir das Warum bewußt zu sein, welchen Antheil der Beifall meiner Nichte auf meinen Fleiß und auf meine Aufführung gehabt. Wie herzlich drückte sie mir die Hand, als ich bei meinem ersten Besuch den ersten Brief der Madame Stieglitz überbrachte, und obgleich ich später viele größere Zeichen meiner guten Aufführung vorlegte, so entlockten ihr dieselben doch nicht mehr das frohe herzliche Lächeln, wie an jenem Tage. — Ich war recht unglücklich. —

Unter diesen Gedanken kam ich in die Nähe der Post und sah dem Treiben auf dem Hofe derselben einige Augenblicke gedankenlos zu. Der Eilwagen einer der größeren Routen fuhr so eben schwankend in den Hof, der Postillon blies, die Pferde schlichen daher, dampfend und mit gesenkten Köpfen, neugierige Blicke

zwanzig Jahre, doch behaupteten kundige Freunde, daß vor dieser Zeit Friederike schon ein kleines Mädchen von wenigstens vier Jahren gewesen sei — hielt sie vom Betrieb des Hauswesens fern, indem sie behauptete, es sei für ein junges Mädchen ersprießlicher, aufmerksam mit anzusehen, wie es seine erfahrene Mutter mache, als schon in so zartem Alter selbstständig in Küche und Keller herumpfuschen zu wollen.

Was überhaupt die Selbstständigkeit anbelangt, so wurde Alles, was von dieser guten Eigenschaft im stadträthlichen Hause zu finden war, von Madame Scheidel gänzlich aufgebraucht, welche, wie wir schon vorhin andeuteten, eine vollständig unumschränkte Regierungsgewalt in ihrem Hause begründet hatte. Wenn auch Herr Scheidel schwache Versuche gemacht zur Brechung der Knechtschaft Bande, so hatte ihm das doch nicht gelingen können, denn er, damals ein obscurer Schreibereigehülfe, hatte in das Haus hineingeheirathet; er hatte die Wittwe Federbach zuerst zur simplen Madame Scheidel und erst lange nachher zur Stadträthin gemacht. Die Tochter Friederike war ein Zeuge erster Ehe und die Stadträthin betrachtete sie in Gegenwart ihres Mannes häufig mit einem tiefen Seufzer; nicht als ob sie sich in Betreff des Daseins dieser Jungfrau irgend einen Vorwurf zu machen gehabt hätte, sondern weil das Kind die Mutter an eine bessere und jedenfalls glücklichere Zeit erinnerte.

Madame Scheidel war eine Freundin aller Ueberraschungen; sie liebte es, ihren Mann auf seinem Wege zur Kanzlei zu überraschen oder um die Stunde, wenn er von dort erlöst wurde; auch in dem Wirthshause, wo er zuweilen seinen Schoppen zu trinken pflegte und wo sie ihn plötzlich durch den Kellner herausrufen ließ. Sie überraschte ihre Magd im heimlichen Zwiegespräch mit Nachbars Lene, oder des Morgens in ihrer Kammer, wenn die benachbarte Kirchenuhr eben aushub, Fünf zu schlagen. Die Einzige, welche sich nicht überraschen ließ, war ihre Tochter Frie-

derike; denn ganz im Vertrauen müssen wir sagen, daß diese vom Temperamente ihrer Mutter so viel geerbt hatte, um ziemlich selbstständig zu thun und zu lassen, was ihr gut dünkte, woher es denn auch kam, daß Mama sie, so viel als nur immer möglich, von den Haushaltungsgeschäften fern hielt.

Der zwanzigjährige Eduard dagegen, der Sohn ihrer zweiten Ehe, war, als seinem Vater allzuähnlich, häufigen Ueberraschungen ausgesetzt. Auch seine Schritte überwachte sie so viel als thunlich; sie las die ankommenden Briefe, indem sie dieselben entweder sehr kunstreich auseinander bog, oder indem sie solche unter dem Vorwande öffnete, sie habe gemeint, die Adresse sei an sie gerichtet gewesen. Sie liebte es, Rock und Weste ihres Sprößlings Nachts, wenn er schlief, von dem Stuhle an seinem Bette zu holen, um — — etwa fehlende Knöpfe anzunähen. Daß sie dabei auch zufälliger Weise sämmtliche Taschen visitirte, war ihr nicht so übel zu nehmen.

Diese Ueberraschungen dehnte sie auch auf die Morgen aus, wo der Stadtrath am vorhergehenden Abend etwas länger in seiner Gesellschaft geblieben war, und zwar dadurch, daß sie den Kaffee, der sonst im Frühjahr und Sommer um sieben Uhr servirt wurde, schon vor halb Sieben auftragen ließ, und dabei mit den Tassen und Löffeln ein solch' überraschendes Geklapper anstellte, daß der Stadtrath wirklich auf's Höchste überrascht aus seinem Schlafe aufschreckte.

Auch heute thronte die Stadträthin schon um die eben bezeichnete sehr frühe Stunde an ihrem Kaffeetische, strickte an einem sehr großen baumwollenen Strumpfe und sprach dazwischen mit sehr lauter Stimme gegen die offen stehende Thüre des Nebenzimmers. Von dort hörte man Wassergeplätscher untermischt mit einem gelinden Stöhnen.

„Du magst uns sagen was Du willst," sprach Madame Scheibel, „so finde ich es nun ein- für allemal unpassend, daß der Commer-

zienrath alte verheirathete Männer zu Garçon-Soiréen einladet. — W — a — s?" fuhr sie nach einer Pause noch lauter fort, als sie ein Paar Worte, in brummigem Tone gesprochen, zwischen dem Wassergeplätscher zu vernehmen geglaubt hatte. „Was sagst Du? Es sei keine Garçon-Soirée gewesen? — In der That nicht? — — Ah! das müßte ich mir ausbitten! Also waren vielleicht andere Damen da, und Du bist, da Deine rechtmäßige Frau nicht eingeladen, nicht alsogleich nach Hause zurückgekehrt? — O ein solches Betragen sähe Dir schon ähnlich; eine solche Vernachlässigung müßte ich mir schon gefallen lassen, wie Vieles, was ich in der Art schon erlebt."

Daß der Stadtrath hierauf etwas zur Antwort gab, müssen wir unbedingt annehmen, die Worte aber, die er prustend und kollernd herausstieß, waren nur für Madame, die an dergleichen gewöhnt schien, verständlich.

„Also war es doch eine Garçon-Gesellschaft?" fuhr sie nach einem solchen, für uns unverständlichen Murmeln fort. „Nun, dann wirst Du mir erlauben, das von Madame Duvallet ziemlich taktlos zu finden. Denn sie war natürlich doch dabei, und auch Fräulein Alice. — —

„W — a — as? Du begreifst nicht, wie ich über eine Sache sprechen mag, die alljährlich einmal vorkommt, und weil ich die Eigenheit des Commerzienraths kenne. — Nun, was gehen mich seine Eigenheiten an? — ich will auch meinethalben zugeben, es könne einmal vorkommen, daß ein verheiratheter Mann Garçon-Soiréen gibt — dann aber frage ich Dich — und darauf wirst Du mir keine Antwort geben können — warum ladet er Deinen Sohn nicht auch mit ein? — — So, weil es ein junger Mensch ist! — Aber war der Barring nicht da? — Allerdings, sagst Du. Ja, der paßt freilich besser in eure Gesellschaft: der kann schon einen Puff aushalten, und von dem habt ihr nicht zu befürchten, daß er zu Hause wieder erzählt, was er dort von euren saubern Jugend-

erinnerungen gehört. — — Hahaha! Die kann Jeder hören, meinst Du! — schöne Geschichten, die da ausgekramt werden, das muß ich sagen! Dein Kopf war recht voll von dergleichen, denn wenn ich auch that, als ob ich schliefe, so habe ich doch gehört, wie Du vor Dich hinsangest:

Wir, wir wollen zu ihr — ja ihr hinschicken —

— Das hättest Du nicht gesungen?"

Der geneigte Leser, welcher zufällig das Lied kennt, auf welches die würdige Madame Scheidel anspielte, oder sich desselben aus dem ersten Kapitel her erinnert, muß es begreiflich finden, daß die gerechte Entrüstung den Stadtrath in sehr mangelhafter Toilette aus dem Schlafzimmer trieb. Er war eben im Begriff gewesen, seine Halsbinde umzuknüpfen, und erschien nun, dieselbe in einer Hand schwingend, während er mit der anderen ein Paar frisch gewaschene Vatermörder hielt.

„Ich muß Dir bemerken," sprach er in sehr bestimmtem Tone, „daß Du, wenn Du etwas sagen willst, Dich bemühen solltest, den Leuten nicht Worte und Lieder im Munde zu verdrehen. Es wird kein vernünftiger Mensch beim Nachhausegehen singen:

Wir, wir wollen zu ihr, ja ihr hinschicken.

Ich kenne auch ein solches Lied gar nicht."

„Du hättest also gar nicht gesungen?"

„Das will ich nicht leugnen, aber wenn ich etwas gesungen habe, so war es das bekannte Lied:

Wir, wir wollen zum Zi — Za — Zimmermann schicken,

und nur Du, nach Deiner bekannten Manier Alles zu verdrehen und mit Mißtrauen anzuhören, hast wieder etwas ganz Anderes verstanden."

Damit wandte er sich auf dem Absatz um und schritt in das Schlafzimmer zurück, in gerechtem Zorn Vatermörder und Halsbinde schwingend.

Madame Scheidel klapperte in ihrer Kaffeetasse lauter, als gerade nothwendig gewesen wäre; dabei zuckte sie mit den Achseln und brummte vor sich hin: „Wenn Du auch wirklich: ‚zum Zi — Za — Zimmermann‘ gesungen hast, so wette ich doch hundert gegen eins, das ist nur eine verblümte Redensart, bei der ihr ganz andere Dinge denkt. Das muß mir ein sauberer Zimmermann sein, nach dem man Zi — Za — hinschickt. Man sollte euch beschicken, ihr alten —“

„Statt Dir den Kopf über Sachen zu zerbrechen,“ schallte die Stimme des Stadtraths aus dem Nebenzimmer heraus, „die Dich, gelinde gesagt, eigentlich gar nichts angehen, solltest Du Dir lieber denselben bei einander halten, damit Du meine Wäsche auch gehörig nachsiehst. Habe ich da wieder einen Kragen erwischt,“ fuhr er ingrimmig fort, „dessen einer Bendel nur noch an einem Faden hängt und dessen obere Kante wie eine Säge aussieht.“

Bei diesen Worten ihres Gemahls sah Madame Scheidel gar nicht verdrießlich aus; vielmehr zuckte es freundlich über ihre Züge, als sie nun zur Antwort gab:

„Habe ich Dir diesen Kragen vielleicht hingelegt? — Gewiß nicht. Dann wäre er untadelhaft gewesen. — Aber Du treibst in letzter Zeit eine solche Verschwendung mit Hemden und Krägen, daß das eine brave Hausfrau in Geduld nicht mehr ansehen kann. Hast Du nicht gestern noch einen frischen Kragen umgebunden?“

„Allerdings!“ rief Herr Scheidel mit dem Muthe der Verzweiflung, „weil ich in eine Soirée ging, wo es mir sehr wohl gefallen. Und heute ziehe ich einen an, weil ich Stadtrathssitzung habe.“

„So, Du hast Stadtrathssitzung?“ rief Madame Scheidel mit lautem Lachen. „Ist das auch wohl einen frischen Kragen werth? Ich glaube nicht. — Du lieber Gott! Stadtrathssitzung. Wenn ich der nur einmal anwohnen könnte, ich würde euch Allen sagen, wo ihr her wäret. — Apropos, wegen der Stadtrathssitzung,“

fuhr sie nach einer Pause fort, — man sah nun in der That eine gewisse Gereiztheit in ihren Zügen, — „werdet ihr endlich einmal Zeit zu der Entscheidung bekommen, ob es meinem Bruder erlaubt wird, mit seinem Stall in die Straße vorzurücken? Du weißt, wie er mich quält, mit Dir davon zu sprechen, und wie ich ihm jedesmal zur Antwort gebe, er könne sich in Geduld fassen, denn da es meine Familie anginge, so würdest Du sehr wenig Lust haben, Dich darum zu bekümmern."

„Die Sache liegt vor und wird seiner Zeit zur Entscheidung kommen," hörte man den Stadtrath mit großer Ruhe sagen. „Allerdings bin ich nicht wohl im Stande, das Gesuch meines Herrn Schwagers zu bevortworten, und fürchte ich nur —"

„Was fürchtest Du?" unterbrach ihn rasch seine Frau. „Ich fürchte gar nichts; ich weiß ganz bestimmt, daß ihm sein Gesuch abgeschlagen wird. Und wenn ihr damit nur einmal vorwärts machen wolltet. Du lieber Gott! man kann nicht von euch verlangen, daß ihr es treffen sollt, für das Wohl der Stadt zu rathen, aber Füße wollt' ich euch machen, wenn ich was zu sagen hätte; darauf könnt ihr euch verlassen. Schleppt sich der arme Jakob schon ein halbes Jahr auf dem Rathhause hin und her; jetzt hat er Hoffnung seinen Stall vorrücken zu dürfen, da keine Hauptstraße dort hinten projectirt ist — auf einmal ist Alles wieder anders, da fällt Einem der hochweisen Stadträthe ein, daß Einer aus der Sippschaft dort einen Garten liegen hat. Nun soll's plötzlich wieder Hauptstraße werden, damit Grund und Boden dort im Preise steige. — Doch ich will mich nicht über Sachen ereifern, die doch kein Mensch ändern kann; aber man sollte jedes Mädchen warnen, einen Stadtrath zu heirathen."

Herr Scheidel gab hierauf nichts zur Antwort; nur hörte man ihn zuweilen einen Stuhl rücken, auch war es, als stoße er einen tiefen Seufzer aus.

„Apropos!" fuhr seine unermüdliche Gattin fort, „man sagt

ja, bei der ſchönen, warmen Witterung, die draußen herrſcht, ſoll das Brod wieder aufſchlagen. Jetzt weißt Du, ich bekümmere mich nie um eure Angelegenheiten, aber ich gäbe doch etwas darum, zu erfahren, welche Gründe ihr habt, das Brod aufſchlagen zu laſſen. Steht nicht draußen Alles ſo ſchön, daß es ſogar das Herz eines Kornwucherers erweichen ſollte? — Ja, eines ſolchen wohl, aber nicht eines Stadtrathes, der zugleich Bäckermeiſter und Getreideſpekulant iſt. — Ich ſollte nur einmal etwas zu ſagen haben!"

„Das wäre erſchrecklich für die Stadt," ſagte Herr Scheidel, der nun völlig angekleidet, in das Zimmer trat und an's Fenſter ging, ehe er ſich an dem Kaffeetiſch niederließ.

„Ein wunderbarer Morgen!" ſprach er hinausblickend. „Wie die Sonne ſo warm und wohlthuend über Berg und Thal ſcheint!" Er ſchloß ſeine Hände ein paarmal krampfhaft auf und zu, dann wandte er ſich entſchloſſen um; er ſchien etwas Außerordentliches im Sinne zu haben, ſchluckte hierauf einige Male heftig und ſagte dann zu ſeiner Gattin mit einem ſehr freundlichen Tone:

„Wie haſt Du eigentlich geſchlafen, mein Kind?"

Madame Scheidel zuckte mit den Achſeln, nahm eine trübſelige Miene an und gab zur Antwort:

„Was kann man da von gutem Schlafe ſagen, wenn man gegen drei Morgens ſo heftig aufgeſchreckt wird."

„Gegen drei Uhr Morgens?"

„Nun ja, frage nur nicht ſo erſtaunt. Haſt Du nicht im Schlafzimmer einen Lärm gemacht, als käme ein halbes Dutzend Koſaken zur Einquartirung.?"

„Welchen Lärmen ein halb Dutzend Koſaken, die zur Einquartirung kommen, anzuſtellen pflegen, bin ich nicht im Stande zu ſagen, was mich aber betrifft, ſo weiß ich, daß es nicht drei Uhr, ſondern ein Viertel nach Eins war, als ich nach Hauſe kam. Und um von dem Lärmen zu ſprechen, deſſen Du erwähnſt, ſo ſtieß ich allerdings heftig gegen einen Stuhl; mein rechtes Schienbein weiß

noch davon zu erzählen. — Es war gerade, als habe sich dieser Stuhl nicht ganz ohne Absicht mitten in meinem Wege befunden."

„Am Ende willst Du wohl gar sagen," fuhr Madame auf, „man habe Dir absichtlich Stühle in den Weg gestellt! Das muß ich mir doch alles Ernstes ausbitten!"

„Laß das gut sein," erwiederte der Stadtrath, indem er mit der Hand abwehrte. „Wozu diese ewigen, unangenehmen Erörterungen! Der Morgen ist wirklich zu schön dazu, — ferner höre ich Deine Tochter kommen, und möchte auch mein Bischen Kaffee in Ruhe trinken."

„Nun, wenn Du diese große Tasse voll ein Bischen nennst, so ist es freilich am besten, man schweigt stille," versetzte Madame Scheidel, der es nur um das letzte Wort zu thun war.

Dies blieb ihr auch, denn der Stadtrath verhalf sich zu seiner gewöhnlichen Portion Zucker und fing darauf an, denselben mit dem Löffelchen herumzurühren. Auch öffnete sich in diesem Augenblick die Thüre, und die Tochter der Stadträthin, Friederike, trat herein.

Dieselbe trug einen weißen, etwas koketten Morgenanzug, der mit dem gewöhnlichen Kattunkleide ihrer Mutter, und wir können nicht verschweigen, auch mit ihrem eigenen Gesichte, einen ziemlichen Contrast bildete. Am Arme hatte die junge Dame ein zierlich geflochtenes Körbchen, worin die Utensilien zu einer Weißstickerei sowie neue Miniatur-Ausgaben deutscher Dichter zu sehen waren, reich gebunden, mit Stahlstich und Goldschnitt, der Stolz der Verlagshandlung und des glücklichen Poeten. Fräulein Friederike trug keine Haube; sie haßte eine solche als Attribut des verheiratheten Standes und pflegte mit einem Seufzer, welcher der süßen Jugendzeit galt, zu sagen: „Wenn mich das Verhängniß einmal fortreißt aus dem Mädchenkreise und ich mich dem kalten Ehestand opfern muß, dann will ich auch mein Haupt verhüllen und mein Haar fürder nicht mehr sehen lassen." —

Es iſt keine Verläumdung von uns, wenn wir Friederike Federbach dieſe Worte in den Mund legen. Sie liebte es, ſo zu ſprechen, und in ihren Briefen waren ſogar zwiſchen ein Paar Zeilen Proſa jedesmal zwei poetiſche Citate von mehreren Strophen eingeklemmt, und meiſtens Verſe, die von verfehlter Jugend, von verſcherztem Glück, von Luſt in Leiden, drohendem Verhängniß und dergleichen mehr ſprachen.

Was nun ein derartiges drohendes Verhängniß anbelangt, ſo war es allerdings in letzter Zeit dem Fräulein Friederike Federbach nahe getreten, und zwar in der Geſtalt eines in reiferem Alter ſtehenden, übrigens wohlerhaltenen Mannes, der harte Lehrjahre durchgemacht hatte, im Handelsſtande etwas verknöchert war und jetzt, nach Verluſt ſeiner Haare und ſeiner obgleich mäßig verlebten Jugend, nur mit Hülfe des Vermögens der ſtadträthlichen Tochter ſeinem eigenen Herd eine größere Ausdehnung zu geben hoffte.

Wenn der große Schiller ſagt, daß es nur da einen guten Klang gebe, wo ſich das Spröde mit dem Weichen verbindet, ſo mußte das oben erwähnte Paar vortrefflich zuſammenpaſſen. Denn größere Verſchiedenheit des Charakters als zwiſchen den Beiden war nicht leicht zu finden; ſie, wie ſie ſelbſt ſagte, ein tief poetiſches Gemüth, immer abgeſchreckt, von der rauhen kalten Außenwelt ſich verletzt zurückziehend in ein inneres, wunderbares Gefühlsleben, nur im duftigen Hauche der Phantaſie mit der äußeren, groben und gemeinen Welt zuſammenhängend; er dagegen eine nüchterne, hausbackene Natur mit vom Strudel des Lebens nicht abgeſchliffenen, ſonder abgebrochenen Kanten und Ecken, und ſo ſehr aller Poeſie und Kenntniß deutſcher Dichter bar, daß er Einiges von Göthe und Schiller nur aus einer Makulatur-Ausgabe kannte, die er ſich mühſam als Spezereiladenlehrling aus ganz unſcheinbaren Bruchſtücken angelegt, und daß er dagegen von dem

geringern Federvieh — so unehrerbietig drückte er sich über den deutschen Schriftstellerstand aus — gar keine Ahnung hatte.

Zuerst hatte Friederike in allem Ernst geschaudert, als Herr Weller bei der Mutter um ihre Hand angehalten. — Sie war in ein Gelächter der Verzweiflung ausgebrochen und wäre wohl gar in Ohnmacht gefallen, wenn der Stadtrath und die Stadträthin in diesem entscheidenden Augenblicke nicht zufällig auf dem etwas schmalen Sopha gesessen hätten. Dann aber raffte sie sich auf, flog mit einer kleinen Verzweiflung im Busen auf ihr Zimmer — zu einer großen fühlte sie keinen Platz — und rief in stummem Schmerze gen Himmel:

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtsbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Dann wurde sie elegisch und erinnerte sich einer Zeit vor verschiedenen Jahren, wo in einem Stübchen ihr gegenüber ein junger, hübscher Hauslehrer gewohnt, der beziehungsweise oder nicht beziehungsweise Abends zur Guitarre gesungen:

Und stürzte die Welt zusammen,
Aus ihren Trümmern brächen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

Noch lange nachher, als der Hauslehrer längst verschwunden war und Gott weiß wo in Italien oder Frankreich conditionirte und dort wahrscheinlich ebenso wie hier fühlte, daß seiner Liebe Flammen für irgend einen Gegenstand selbst unter den Trümmern der Welt hervorbrechen würden, bildete sie sich ein, ihn geliebt zu haben, und von ihm wieder geliebt worden zu sein.

Mit diesem Gefühl machte die Resignation der zarten Klage des Mädchens Platz. Sie stützte den Kopf auf die Hand, zerzauste

der Reiſenden an den Fenſtern des Wagens betrachteten die dunklen Häuſer der Stadt und ich ſah deutlich jedes Geſicht, als der Eilwagen bei den Gaslampen des Eingangs vorbeifuhr.

Jetzt hielt der Poſtillon mitten im Hofe, der Conducteur ſprang heraus, öffnete den Schlag, die eingeſperrten Paſſagiere ſtiegen aus, froh des Reiſeziels und der wiedergewonnenen Freiheit.

Es war von jeher eines meiner größten Vergnügen, die Ankunft des Eilwagens abzuwarten, die Reiſenden zu betrachten und mir alsdann allerlei Phantaſien zu machen. Wie viel Wünſche, Hoffnungen, Erwartungen waren nicht ſchon in dieſen Kaſten eingeſperrt und wie verſchiedenartig geberdeten ſich die Ausgeſtiegenen, gemäß dieſer Erwartungen und Hoffnungen.

Hier ſtehen mehrere Leute, die einen lieben Bekannten erwarten und ſchon, indem der Wagen hereinfährt, wird für und wider geſtritten, ob der, welcher ankommen ſoll, wirklich darin iſt. „Im Cabriolett iſt er nicht," ſagt eine ältliche Frau — „ich glaube doch, Mama" entgegnet ein junges Mädchen, „ich habe eine graue Reiſemütze geſehen, wie ſie mein Schwager trug als er zum letztenmale bei uns war." „Geh doch" ſagt eine Dritte, „der mit der grauen Mütze war ein alter dicker Herr" und zwei kleine Buben meinen, „der Schwager würde wahrſcheinlich im Wagen ſelbſt ſitzen." Die ganze Ge-

etwas Weniges ihre breiten Bandeaux und seufzte, das Auge vom Weinen getrübet:

Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie dem Wunsche nichts mehr.
Du Heilige rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!

Nachdem ihr hierauf die gewesene Madame Federbach in einem passenden Augenblick, wenn gleich ruhig doch sehr unpoetisch, gesagt, sie sei eine kolossale Gans, deren Zeit vorüber sei, wo sie nur zu wählen habe, und der Herr Weller werde von Jedermann für eine äußerst achtungswerthe Persönlichkeit gehalten, da hatte sie den furchtbaren Entschluß gefaßt, sich ihrem Schicksale zu ergeben und war Heldin genug, dies dem glücklichen Bräutigam selbst anzuzeigen, hatte aber eine Bedingung an die Erlangung ihrer Hand geknüpft, im Sinne der Ritterfräulein einer früheren biderben Zeit, wenn sie zu ihrem Erwählten sprachen: Ich will die Deine sein, doch bringe mir vorher die Köpfe von ein halb Dutzend Riesen und die Schwänze einiger furchtbaren Drachen, welche die Gegend umher unsicher machen.

Thatsache ist, daß Herr Weller nach Anhörung dieser Bedingung sehr erstaunt war und sich kopfschüttelnd hinweg begab. Friederike hatte von ihm verlangt, er solle irgend eine That begehen, daß man von ihm spreche, die ihm einen Namen mache.

Lange hatte er über diese Forderung nachgedacht, und hatte den Sinn derselben nicht zu fassen vermocht; sich bei einem seiner älteren Freunde Raths zu erholen, davon hielt ihn ein richtiges Gefühl, die Furcht ausgelacht zu werden, ab. Endlich aber hatte er beschlossen, sich einem jüngeren Freunde anzuvertrauen und erwählte hiezu Victor Barring, den er im Hause des Commerzienraths sowie auch bei der Familie Scheibel öfters gesehen, der ihm

gesetzt und verständig genug vorkam und der auch mit den Gebräuchen der jetzigen Welt wohl bekannt war. Doch wußte auch der junge Musiker augenblicklich keinen guten Rath zu geben; freilich schlug ihm derselbe vor, sein neu zu errichtendes Handlungshaus mit einer ganz absonderlichen Firma zu schmücken und auf diese Art Aufsehen zu erregen, oder sich Mühe zu geben, etwas zu erfinden, etwa unfehlbare Hustenbonbons oder eine vortreffliche, hautreinigende Kräuterseife, und dies in allen Zeitungen bekannt zu machen; ein anderes, vielleicht für den gegenwärtigen Fall nicht unpassendes Mittel, Aufsehen zu erregen, möchte auch wohl sein, wenn er seiner Erwählten den halben Korb, den er erhalten, mit einem ganzen vergelte.

Zu allem dem aber konnte sich das ruhige Gemüth des Herrn Weller nicht entschließen; er gründete, hoffend auf die Aenderung ihres Sinnes, sein neues Haus, hoffend miethete er eine größere Wohnung, hoffend vergrößerte er seinen Hausstand, hoffend engagirte er eine Magd, die gut kochen konnte, und hoffend erschien er, so oft es ihm möglich war, vor der Erkorenen seines Herzens, die aber durchaus nicht geneigt schien, von der einmal gestellten Bedingung abzulassen.

Friederike trat also in das Zimmer, wo die Eltern beim Frühstück saßen. Sie bot beiden einen guten Morgen, stellte das Armkörbchen neben sich und nahm eine kleine Tasse Kaffee, wozu sie eine zierliche Brezel eintauchte.

„Wie war es gestern Abend bei Duvallets?“ fragte sie darauf den Stadtrath, der ihr zur Antwort gab: es sei das gewöhnliche alljährliche Fest gewesen und er müsse schon sagen, daß man sich recht gut amusirt habe.

„Und Alice war natürlicher Weise auch da?“ fragte sie dann weiter.

„Allerdings; sie sorgte mit ihrer Mutter für die Gäste, sie ging ab und zu.“

„Und Herr Barring?“

„Befand sich im Nebenzimmer und spielte auf seinem Clavier. Er thut das gewöhnlich, wenn die ältern Freunde des Commerzienraths zur Gesellschaft da sind. Ein charmanter junger Mann, das kann ich euch versichern, mit einem außerordentlichen Talente.“

Madame Scheidel rührte hastig in ihrer Kaffeetasse umher, dann sagte sie in etwas wegwerfendem Tone:

„Worin seine Haupttalente bestehen, weiß man so ziemlich.“

„Wenn das nicht in der Musik ist,“ meinte unschuldig der Stadtrath, „so weiß ich in der That nicht —“

„O daß Du nicht siehst, was dicht vor Dir liegt, wundert mich gar nicht,“ versetzte seine Gattin, „bist Du doch Stadtrath; die ganze Welt weiß aber, daß dieser gute Herr Barring unter der Maske der Unbefangenheit und mit dem naiven Sichgehenlassen eines Künstlers seiner Cousine Alice die Cour macht. Und er hat Recht, ist sie doch die einzige Tochter des Commerzienraths, der, wie man sagt, fabelhaft reich sein soll.“

„Man sagt,“ mischte sich Friederike mit einem leichten Achselzucken in das Gespräch.

„Ja freilich, man sagt,“ fuhr die Mutter entschieden fort; „aber es ist auch so. Nun, Scheidel, hast Du kein Wort für uns? Habe ich Recht oder Unrecht?“

„Worin, mein Schatz?“

„Nun, daß sich dieser Barring an Alice macht. — Das ist Dir freilich außerordentlich gleichgültig; und doch hast Du einen Sohn, der sich auch ganz gut betten könnte, wenn ihm sein eigener Vater ein Bischen Vorschub leisten wollte.“

Der Stadtrath blickte nach diesen Worten seine Frau so zerstreut oder vielmehr ungewiß an, daß man hätte denken können, er besinne sich, welchen seiner unzähligen Söhne Madame Scheidel wohl meinen könne.

„Was starrst Du mich denn so an?“ fragte diese verwundert. „Habe ich Dir nicht schon öfter gesagt, daß man Eduard auf den Gedanken hinleiten müsse, verständig zu werden.“

„O ja, daran habe ich selbst oft gedacht,“ unterbrach sie der Stadtrath, „und mir auch viel vergebliche Mühe gegeben.“

„Um zu sehen,“ fuhr Madame Scheidel mit einem Blick auf ihre Tochter fort, „ob es nicht möglich sei, sich der jungen Duvallet angenehm zu machen. Alice ist ein einfaches Mädchen, häuslich erzogen, da kann er sich wohl blicken lassen.“

„Eduard!“ sprach der Stadtrath nach einem kleinen Besinnen, und man sah an diesem Morgen zum erstenmal ein kleines Lächeln über seine Züge gleiten. Er hatte in diesem Artikel gestern Abend zu viel verausgabt. „Eduard!“ wiederholte er kopfschüttelnd; „ich weiß doch nicht recht, ob man diese Sache ernstlich ansehen kann. Ich will über unseren Sohn gewiß nichts Schlimmes sagen, aber Du wirst mir zugeben, er hat noch zu wenig gesetzte Manieren; es ist noch so etwas — wie soll ich mich ausdrücken? — Schlankelhaftes in ihm, auch hat er durchaus noch keine Position, ist erst Volontair in seinem Bankhause und der Commerzienrath ist ein sehr strenger Geschäftsmann.“

„Er soll ja nicht den Commerzienrath heirathen,“ sprach die Stadträthin mit einem finsteren Stirnerunzeln.

„Aber Alice gleicht in vielen Dingen dem Vater. Habe ich sie doch schon manche Stunde auf dem Comptoir sitzen und Briefe copiren sehen.“

„Mit Schreibärmeln,“ sagte Friederike naserümpfend und in sehr geringschätzendem Tone.

„Allerdings mit Schreibärmeln,“ erwiederte der Stadtrath mit einiger Entrüstung, „denn wenn sie die Feder in die Hand nimmt, so blickt sie nicht an die Decke empor, um vielleicht einen Reim auf Seligkeit zu finden — wie es Andere zu machen pflegen.“ —

Dieſes: ‚wie es andere zu machen pflegen,‘ hätte der gute Stadtrath ſich ſparen können, denn ſchon bei der Anſpielung auf einen Reim hatte ſich Friederike auf die Lippen gebiſſen und mit einiger Heftigkeit ihre Taſſe vom Tiſch zurückgeſchoben. Wir können nicht unterlaſſen zu ſagen, daß Fräulein Federbach nicht nur ein poetiſches Gemüth beſaß, nicht nur Gedichte gemacht hatte, ſondern ſogar auch ſchon gedruckt worden war.

„Was Eduard anbelangt,“ fuhr der Herr des Hauſes in begütigendem Tone fort, „ſo ſteht ſein Alter auch in keinem Verhältniß zu dem Alicens. Er iſt Zwanzig und ſie vielleicht Sechzehn. Der Mann ſollte in allen Fällen zehn Jahre älter ſein als die Frau.“

„Und wo das zufälliger Weiſe nicht zutrifft,“ ſagte die Madame Scheidel ſcharf, denn in ihrer Ehe fand beinahe das umgekehrte Verhältniß Statt, „ſollte ſich der Mann mindeſtens bemühen, für zehn Jahre älter an Verſtand zu ſein.“

Aus dieſen an ſich harmloſen Worten hätte ſich vielleicht ein etwas leidenſchaftliches Zwiegeſpräch entwickelt, wenn ſich in dieſem Augenblick nicht die Thür geöffnet hätte und der junge Herr Scheidel eingetreten wäre, etwas langſam in ſeinen Bewegungen und augenſcheinlich ziemlich verdrießlich.

Es war das einer jener hochaufgeſchoſſenen, mageren, hellblonden jungen Leute, bei denen man, wenn man ihre ſchlankelhaften Bewegungen ſieht, ſich der Idee nicht erwehren kann, es ſei in ihrem Körper ein Faden, der alle Glieder verbinde, noch nicht feſt genug angezogen und wackele noch Alles ziemlich unſelbſtſtändig an ihm herum. Man findet dieſelbe Erſcheinung bei jungen hochbeinigen Jagdhunden, die mit einem verwunderungsvollen Anglotzen gern und häufig ein herausforderndes Bellen verbinden, hinter dem aber durchaus nichts beſonderes zu finden iſt, und dem meiſtens ein ſchüchternes Einziehen des Schwanzes folgt.

Herr Eduard war modiſch, faſt elegant gekleidet; er trug etwas

auffallend carrirte Beinkleider mit breiten andersfarbigen Galons, eine Weste, die durch eine schwere goldene Kette verziert war, und einen leichten dunkeln Rock; um den Hals hatte er eine jener neumodischen schauderhaften Binden, die gerade so aussehen, als habe der Betreffende ein Stück alten, schwarzen Schleiers gefunden und dieses sich um den Hals gewickelt.

Er rauchte schon zu so früher Morgenstunde eine Cigarre, und, nachdem er eingetreten war, murmelte er etwas vor sich hin, was vielleicht „guten Morgen" heißen konnte; dann schlenderte er an den Kaffeetisch, zog mit dem Fuße einen Stuhl unter seine Sitzgelegenheit und griff darauf mit der einen Hand recht tief in die Zuckerbüchse hinein, während er mit der andern seinen Cigarrenstumpen auf den Tischrand legte.

Ohne vorderhand ein Wort zu sprechen, rührte er seinen Kaffee um, tauchte eine Brezel ein, welche ihm die Mutter hinschob, und starrte dabei mit ziemlich nüchternem Blick zum Fenster hinaus.

Endlich nach der zweiten Tasse, und nachdem er wieder nach seiner Cigarre gelangt und sie noch brennend gefunden, klärte sich sein Gesicht etwas auf und er sagte, ob zu sich selber oder zu den Gegenwärtigen ist nicht genau anzugeben:

„Ein famoses Blatt! Upman Regalia. Das Einzige, was ein gescheidter Mensch rauchen kann." Dann wandte er sich an seine Mutter und fuhr gähnend und in verdrießlichem Tone fort: „Ich glaube, man wird jetzt bei euch jeden Tag um eine Stunde früher geweckt; man kann ja gar nicht mehr ausschlafen. Ihr könnt euch das schon gefallen lassen, denn Du und die Ricke —"

„Friederike," verbesserte ihn seine Schwester, indem sie ihre auf das Buch geheftete Augen ein klein wenig gegen ihn erhob.

„Ihr geht mit den Hühnern zu Bett," fuhr Herr Eduard fort, ohne sich im geringsten um die eben gemachte Einrede zu bekümmern. „Aber Unsereins —"

„Und wo war denn Unsereins?“ fragte der Stadtrath mit einer Miene, die streng aussehen sollte.

„Ich?“ sprach etwas verwundert der junge Herr Scheidel. „Ich war natürlicher Weise bei den Kunstreitern, es war gestern die zweite Vorstellung. Sie sind ganz famos, namentlich Mademoiselle Elise und Laura Rawison. Ausgezeichnet!“

Friederike hustete leicht vor sich hin, und die Stadträthin sagte in entschiedenem Tone:

„Daß Du, wie andere junge Leute Deines Alters, an dergleichen Vergnügungen Theil nimmst, dagegen haben wir gewiß nichts einzuwenden, aber ich halte es denn doch für überflüssig, daß Du, der Sohn einer anständigen Familie, Kenntniß davon hast, wie Kunstreiterinnen mit ihrem Vornamen heißen.“

Der Sadtrath hatte seine Augenbrauen etwas herabgedrückt und nahm von der Mutter das Wort, indem er fortfuhr:

„Auch habe ich gehört, daß Du schon in den Nachmittagsstunden auf dem Kaffeehaus zu sehen seist. Ich weiß nicht, ob das Deinem Principal angenehm sein wird.“

„Nun, Kaffee muß er übrigens trinken,“ sagte Madame Scheidel, worauf Herr Eduard einigermaßen indignirt zur Antwort gab:

„Ja, Papa, wenn Du nicht einsiehst, daß ich Nachmittags Kaffee trinken muß, so thust Du mir recht leid.“

„Ueberhaupt nahm die Stadträthin nach einer Pause das Wort, „habe ich durchaus nichts gegen dergleichen Vergnügungen einzuwenden, vorausgesetzt, daß Du sie in anständiger Gesellschaft genießest.“

„Das versteht sich von selbst, Mama,“ erwiederte der junge Herr Scheidel; „ich habe mir von jeher etwas darauf eingebildet, nur mit Leuten umzugehen, mit denen man sich kann sehen lassen. Gestern Abend im Circus war ich mit dem alten Weller.“

„Mit wem?“ fragte Friederke in spitzigem Tone.

Herr Eduard wollte schon das Prädikat wiederholen, doch fing er einen Blick seiner Mutter auf, weßhalb er sagte:

„Nun, mit Herrn Weller, Herrn Christian Weller, Firma: Christian Weller und Compagnie, meinem zukünftigen Schwager, wie die Leute sagen, — ein ganz famoser, brauchbarer alter Bursch.“

Friederike rückte unmuthig auf ihrem Stuhle hin und her.

„Wenn Du mit Herrn Weller gehst,“ sprach die Mutter, „so hat gewiß Niemand etwas dagegen einzuwenden, denn da können wir versichert sein, daß Du alle Vergnügungen in gehörigem Maß genießest.“

„Ich kann nur sagen,“ fuhr der junge Herr fort, ohne auf die Worte der Mutter viel Achtung gegeben zu haben, „daß ich mich in Weller eigentlich geirrt habe, er hat Anlage zur Fidelität, nur muß man ihn erst einmal aus dem Schlamm seiner verdrießlichen Laune herausgerissen haben. — Apropos,“ wandte er sich an seine Stiefschwester, „Du mußt gestern wieder einmal guten Humors gewesen sein. Ja, reiß' nur die Augen auf und schau' mich an, weißt Du, Schatz, ich genire mich vor dem Henker nicht, ja nicht einmal vor Dir.“

Der Vater Stadtrath war in das Nebenzimmer gegangen, um sich eine Pfeife zuzurichten und anzuzünden. Als er nun so, den kräuselnden Dampf behaglich vor sich hinblasend, wieder in's Zimmer trat, schienen sich die Wolken auf seiner Stirne etwas zerstreut zu haben und er fragte schmunzelnd:

„So, Weller hat sich bei den Kunstreitern amusirt?“

„Ja, nachdem ich ihn mit großer Mühe losgeeist,“ erwiederte Eduard, „denn der arme Kerl saß wie festgefroren an seinem Pulte, Abends um sieben Uhr noch, wo doch jedes rechtschaffene Comptoir geschlossen ist. — Er schrieb nicht — las auch nicht; er hatte den Kopf in die Fäuste gelegt und drückte seine Backen so hoch hinauf, daß man von seinen ohnehin kleinen Augen gar nichts mehr sah. — Er war schauderhaft verdrießlich,“ fuhr Eduard mit einem Sei-

tenblick auf ſeine Stiefſchweſter fort; „ich will nicht ſagen: denn er war hier geweſen, ſondern nur: er war hier geweſen.“

„Mama, ich muß Dich bitten,“ ſagte Friederike, ohne übrigens von ihrem Buche aufzublicken, „daß Du dem da dieſes nichtsſagende Geſchwätz verbieteſt; er hat ſich durchaus nicht in meine Angelegenheiten zu miſchen; ich werde ihn gewiß nicht zum Vertrauten machen.“

„Aber Herr Weller hat mir ſein Vertrauen geſchenkt,“ verſetzte Eduard mit affektirtem Hochmuth, und machte um ſo mehr eine komiſche Geberde und theatraliſche Handbewegung gegen ſeine Schweſter, als er bemerkte, wie ſich ein leichtes Lächeln verſtohlen über die Züge des Stadtraths dahin ſchlich. „Ja, er machte mich zu ſeinem Vertrauten,“ fuhr der junge Mann fort, indem er die rechte Hand auf ſeiner Bruſt barg. „Als ich ihm durch's Fenſter zurief: ‚He! was iſt denn da los?‘ knurrte er ſtatt aller Antwort. Es ſollte das freilich einen Seufzer vorſtellen, aber kein Menſch hätte es dafür genommen. — Gut denn, ich gehe hinein und frage: ‚Weller, was fehlt Ihnen in's Teu —‘“

„Laß das Fluchen,“ unterbrach die Stadträthin ihren Sohn.

„Meinetwegen. — Und darauf ging er los, und ſagte, er ſei hier bei uns geweſen, aber die Behandlung laſſe er ſich nun und nimmermehr gefallen.“

Friederike erhob ſich langſam von ihrem Stuhle und ſchien den Familientiſch verlaſſen zu wollen, ohne den Bruder eines Wortes der Erwiederung für würdig zu halten, und ohne nur die Blicke von ihrem Buche zu verwenden.

Die Stadträthin dagegen hatte ſehr aufmerkſam zugehört, auch machte ſie ein langes Geſicht bei den Worten ihres Sohnes, es ärgerte ſie am meiſten, daß er vor ſeinem Vater ſo ſprach. Dann ſagte ſie zu Friederike gewendet:

„Du weißt, ich habe immer Deine Partie genommen, aber einmal müſſen dieſe Dummheiten aufhören. Du biſt bei Gott kein

junges Mädchen mehr, das ſich Anſtandshalber ein Paar Jahre Bedenkzeit ausbitten muß. Auch biſt Du geſcheidt genug, um einzuſehen, daß die Zeit vorüber iſt, wo man ſo wähleriſch ſein kann. Was haſt Du an dem Charakter und der Perſon des Herrn Weller auszuſetzen?"

„Gar nichts," erwiederte Friederike ſo gleichgültig, als ſpräche man von einem Flecke im Mond oder einer neu entdeckten Inſel.

„Iſt er Dir ſonſt zuwider oder haſt Du etwas Auffallendes, etwas Nachtheiliges über ihn erfahren?"

„O nein," verſetzte ſie in einem Tone, der ſich anhörte, als wolle ſie ſagen: leider nein.

„Er hat Vermögen; im Verhältniß der Jahre ſeid ihr nicht ſo gar ungeheuer auseinander."

Friederike zuckte leicht zuſammen.

„In Allem genommen," fuhr die unerbittliche Mutter fort, „ſollteſt Du froh ſein, noch einen Mann zu bekommen, der dem Herrn Weller ähnlich ſieht. — Haſt Du eine Idee davon," wandte ſie ſich an den Stadtrath, „was dieſe Dame für Prätenſionen macht? Ich bin doch, weiß Gott! viel beſcheidener geweſen. Ja, wenn mir Jemand ſagen könnte, was ſie an dieſem armen Weller ausſetzt, was ſie eigentlich von ihm verlangt?"

„Das kann ich ſagen," ſprach der junge Herr Eduard außerordentlich ſchadenfroh.

„Und ich will das nicht anhören," ſagte Friederike in entſchiedenem Tone, indem ſie auffuhr.

Doch glaubte die Stadträthin in dieſem Augenblicke zeigen zu müſſen, wer denn eigentlich Herr im Hauſe ſei. Mit majeſtätiſcher Geberde wandte ſie ſich an ihre Tochter und ſagte: „Du bleibſt!" und darauf befahl ſie ihrem Sohne Eduard: „Du ſprichſt!"

Der eigentliche Herr des Hauſes ließ ſich behaglich rauchend

ſellſchaft trippelt in den Hof, die Mutter fragt den Conducteur nach ihrem Schwiegerſohne, welcher mit ſeinen Briefpaketen beſchäftigt, nicht Zeit hat, nach dem Erwünſchten zu ſehen und die Achſeln zuckt.

Der Mann mit der grauen Reiſemütze iſt wirklich ein dicker alter Herr und nicht der Erwartete. Er iſt mit allen Reiſe-Requiſiten verſehen, trägt unter dem linken Arm ein Sitzkiſſen, unter dem rechten einen Fußſack und raucht gleichmüthig ſeine Cigarre, er hat keine Eile, denn er will in einer Stunde weiterfahren. Da er aber ein höflicher Mann iſt, ſo ſagt er zu der alten Frau: „Madame, es kommen noch einige Beichaiſen, vielleicht iſt dort die Perſon, welche Sie ſuchen.“

„Es kommen noch Beichaiſen,“ ſagen die kleinen Buben und die hoffende Familie bleibt auf's Neue.

Jetzt ſind auch ein paar Damen dem Wagen entſtiegen, jede hat unter jedem Arm eine große Schachtel und jede hat in jeder Hand extra eine andere Schachtel, ſie ſtellen dieſe acht Schachteln auf den Boden und ziehen noch erſchrecklich viel Gegenſtände ans Licht der Laterne. Aus den Wagentaſchen, auf dem Sitz und unter dem Sitz haben ſie Nachtſäcke, Sonn- und Regenſchirme, Shwals, Mäntel, Taſchen und noch zwei ganz kleine Schachteln. Wenn man alle dieſe Gegenſtände vor dem engen Wagen liegen ſieht, mit den Paſſagieren daneben, ſo begreift man in der That nicht, wie eine ſolche Menge

nieder, denn es kam gar so selten vor, daß, wo einmal mit Heftigkeit gesprochen wurde, er nicht das Object gewesen wäre.

Eduard sprach so breit und langsam wie möglich; ja, er unterließ es nicht, vorher noch eine frische Cigarre anzuzünden, dann hob er an:

„Der gute und sehr brave Herr Weller, Mama, ein Mann, vor dem man auf jedem Comptoir die größte Achtung hat — ich weiß das nicht nur von uns — er würde die Zierde jeder Familie sein, sagte mir mit zusammengeschlagenen Händen, er wisse nicht, was Friederike an ihm auszusetzen habe, und da sie es ihm mitgetheilt, verstände er es doch noch nicht recht."

„Also hat sie es ihm gesagt?"

„So etwas der Art," versetzte Eduard, nachdem er ein Paar Züge aus seiner Cigarre gethan.

Friederike schien ordentlich von ihrem Stuhle emporgerissen zu werden; aber ein strenger Blick der Mama bannte sie wieder an ihren Platz.

Es war eigentlich komisch anzusehen, welche Attitude und Sprache der junge Herr Eduard nun annahm, ehe er in seinem Berichte fortfuhr. Er drehte den Arm und streckte die fünf Finger der gespreizten rechten Hand von sich, wie es schlechte Schauspieler zu machen pflegen, wenn sie einen vornehmen Herrn oder einen affectirten Menschen darzustellen haben. Dabei spitzte er den Mund, ließ die Augenlider tief herabfallen und lispelte mehr als er sprach, wobei er die Schwester außerordentlich carikirte: „Sü hatte nömlich gemeunt, eunen Gatten zu erhalten, dessen Löben nücht so in ganz gewöhnlicher Stülle und Langweiligkeut dahin fleußt."

„Sprich, wie Dir der Schnabel gewachsen ist," unterbrach ihn heftig die Mutter.

„Es ist auch bequemer," meinte Eduard. „Also um mich kurz zu fassen: unsere gute Friederike hat an Herrn Weller aus-

zuſetzen, daß er nur ein ganz gewöhnlicher Kaufmann iſt, der noch durchaus nichts von ſich reden gemacht, der auch wohl nie dazu kommen wird, irgendwie einen berühmten Namen zu erlangen. Weißt Du, Mama, ich kann nicht ſagen, ob ich mich recht ausdrücke, aber meine Bekannten würden mich ſchon verſtehen; der Weller iſt zu ruhig, wenn Du willſt zu langweilig; er ſollte mehr verfluchter Kerl ſein."

„Du mußt ſchöne Bekannte haben," ſprach ſtreng die Stadträthin.

„Weller ſchien auch einzuſehen, daß er bis jetzt zu ruhig gelebt," fuhr Eduard fort, ohne auf die Einwendung der Mutter zu antworten, „und er meinte im Jammer ſeines Herzens, ja, er habe es jetzt ſatt, nur zu büffeln, ohne was davon zu haben, er wolle auch einmal leben wie andere Menſchen; und darin beſtärkte ich ihn natürlicher Weiſe. Was nütze alles eingezogene Leben? ſagte er, es werde das doch nicht anerkannt."

Die Stadträthin ſchaute mit einem Blicke des Vorwurfs auf ihre Tochter. Doch ſaß dieſe nicht ſo zerknirſcht da, als man wohl hätte erwarten können; vielmehr leuchtete etwas in ihrem Blicke wie ein ſchwacher Ausdruck der Zufriedenheit.

„Es iſt eigentlich jammervoll zu ſehen," nahm Eduard affectirt ärgerlich wieder das Wort, „wie ſich der Weller ein ſchönes Vermögen erworben hat und es eigentlich gar nicht genießt. Morgens nimmt er ein erbärmliches Frühſtück in einem ganz obſcuren Kaffeehauſe; Mittags läßt er ſich für zwölf Kreuzer Eſſen tragen und dann raucht er Cigarren, um die Ratten damit zu vergiften — ächte Stinkadores."

„Welche Sorte?" fragte der Stadtrath.

„Canalleros Regalia," gab der leichtſinnige Sohn zur Antwort, dann ſprach er weiter: „Ich habe mich Weller's angenommen und wir wollen ihn ſchon auf den rechten Weg bringen. Zuerſt

kaufte ich ihm eine immenſe Cigarre, Upman, von der ich hier rauche —"

„Und was koſtet die?" erkundigte ſich Herr Scheibel.

„Ich weiß nicht ganz genau; ich helfe eben dem vortrefflichen Weller rauchen, er hat ein ſo gutes Gemüth. Dann gingen wir alſo aus ſeinem dumpfigen Comptoir hinaus, nahmen in der friſchen Luft etwas Maitrank und kamen ziemlich animirt in den Circus. Mama, da hätteſt Du ſehen ſollen, was der alte Weller für Augen machte; es hat ihm das ſo vorzüglich gefallen" — bei dieſen Worten blinzelte er aus ſeinen Augenwinkeln zur Schweſter hinüber — „daß er ſich ein Abonnement für zwölf Vorſtellungen genommen hat. Namentlich die Kunſtreiterinnen haben einen außerordentlichen Effect auf ihn hervorgebracht; er iſt früher nie zu dergleichen hingegangen. Unſereins, der das ſchon mehr gewöhnt iſt —"

„Ich möchte, Du wäreſt was Anderes gewöhnt," unterbrach der Stadtrath ſeinen Sohn, indem er ſich mit einem Blick auf ſeine Frau ein ſehr würdevolles Anſehen zu geben wußte. „Man ſieht es nicht gern, wenn junge Leute dort ſehr häufig hingehen, namentlich der Kunſtreiterinnen wegen."

„Ja, es taugt das nicht für jüngere und nicht für ältere Leute," meinte Madame Scheibel.

„Es fällt mir auch nicht ein," erwiederte Eduard, „daß ich für meine Perſon dieſen Reiterinnen zu lieb in den Circus gehe. Du lieber Himmel!" — er zuckte mit einem Ausdruck außerordentlicher Gleichgültigkeit im Geſicht die Achſeln — „ich beſuche die Vorſtellungen nur, weil uns unſer Stallmeiſter dazu ermahnt und uns geſagt, es ſei das eine vortreffliche theoretiſche Schule, um gut reiten zu lernen."

„Und da gehſt Du auch wohl hinter die Couliſſen?" fragte der beſorgte Vater mit einem eigenthümlichen Blinzeln der Augen.

„Es hat dort keine Couliſſen," verſetzte Eduard ſehr unſchuldig.

„Na, Du weißt ſchon, was ich meine, wenn ich Couliſſen ſage: die Räume hinter dem Circus, wo die Reiter und Reiterinnen ſich anziehen und aufſitzen.“

„Auf dem Terrain ſcheinſt Du ſehr bekannt zu ſein,“ meinte die Stadträthin.

Herr Scheidel ſchmunzelte und ſchien eine Antwort geben zu wollen, die eine kleine Scene hätte nach ſich führen können. Doch beſann er ſich in Anbetracht ſeines Sohnes eines Beſſeren und ſagte:

„O nein, ich weiß alles das nur vom Hörenſagen.“

„So ging es mir auch bis geſtern,“ ſagte Eduard, „aber der verfluchte Weller“ — dabei warf er abermals einen Blick wie vorhin auf ſeine Schweſter — „der hatte keine Ruhe, und wollte Alles ſoviel möglich en détail ſehen.“

Friederike wandte kein Auge von ihrem Buche, doch hätte man gerade nicht ſagen können, daß ihre Mienen Unzufriedenheit oder Spannung ausgedrückt hätten.

„Ich ließ mich alſo durch einen Bekannten einführen und vorſtellen und produzirte dann meinerſeits den alten Weller. Dabei hatte ich geglaubt, es würde was Rechtes zum Lachen geben; aber ich kann euch verſichern, er benahm ſich auf's Allervernünftigſte.“

„Nun, das freut mich,“ ſprach die Stadträthin mit Würde.

„Es iſt da eine kleine Italienerin, Signora Marietta, mit der unterhielt er ſich auf's Lebhafteſte in ihrer Landesſprache; er ſpricht vortrefflich italieniſch und dadurch wurde er in der einzigen Zwiſchenpauſe ſo bekannt mit ihr, daß wir Andere ordentlich ei— daß wir uns ordentlich darüber verwunderten. Ich kann euch verſichern, der alte Weller thaute auf, daß es eine wahre Freude war.“

„Genug, genug davon!“ ſagte Madame Scheidel. „Ich bin feſt überzeugt, daß Du, wie immer, übertreibſt. Halte uns aber

nicht für ſo leichtgläubig, um Deiner Erzählung zu trauen. — Der arme Weller iſt verdrießlich geſtimmt, und er hat ſeine Urſache dazu," fuhr ſie mit einem finſtern Blick auf ihre Tochter fort; „da iſt ihm ſo eine kleine Zerſtreuung erwünſcht. Was Du uns aber da vom Vorſtellen, vom Italieniſchreden, von Signora Marietta aufbinden willſt, ſo kannſt Du Dir dafür ein anderes Publikum ſuchen."

Herr Eduard zuckte lächelnd mit den Achſeln, dann ſtieß er die Cigarrenaſche am Tiſchrande ab und entgegnete:

„Ich übertreibe nie, ich erzähle nur Facta; ja ich würde das Aergſte verſchwiegen haben, aber Mama fordert mich heraus. Was ſagſt Du denn dazu, wenn ich durch Augenzeugen beweiſen kann, daß der alte Weller nicht nur wie ein Raſender applaudirt, ſondern daß er ſogar einen ſchönen Blumenſtrauß gekauft und ihn der Signora Marietta in den Schooß geworfen?"

„Oh!" machte die Stadträthin und ſchaute bedenklich ihren Mann an.

Dieſer, der ſich für einen Augenblick ſeiner thörichten Jugendzeit oder dem, was er in dieſer Alles gethan haben wollte, erinnerte — er pflegte in vertrauten Kreiſen heute noch über intime Bekanntſchaften mit den verſchiedenartigſten Künſtlerinnen zu renommiren — der Stadtrath, wollten wir ſagen, lächelte pfiffig in ſich hinein, doch nur eine halbe Sekunde lang; denn ſowie er das ſehr ernſte Auge ſeiner Frau erblickte, verdüſterte ſich ſein Geſicht augenblicklich und er meinte, das ſei allerdings ein wenig ſtark.

Friederike, die das eigentlich am meiſten hätte berühren ſollen, las mit einer bewundernswerthen Aufmerkſamkeit in ihrem Buche, ſie blickte nicht auf, noch um; ja, was ihre Mutter am meiſten verwunderte, ſie gab nicht das geringſte Zeichen von Unzufriedenheit. Ein genauer Beſchauer, der es vermocht hätte, ihr in die Augen zu blicken, würde dort ſogar eine Spur des Gegentheils

geleſen haben. Der Stadtrath erhob ſich, ſtieß die Aſche ſeiner Pfeife zuſammen und begab ſich kopfſchüttelnd in's Nebenzimmer, um ſeinen Rock anzuziehen und Hut und Stock zu nehmen. Er hatte als Mitglied der Bau-Commiſſion einen Augenſchein vorzunehmen.

Herr Eduard ſtand ebenfalls auf, zog ſeine Uhr hervor und blickte gähnend auf das Zifferblatt. „Es iſt wirklich zu arg, Mama," ließ er ſich hierauf mit finſter zuſammengezogenen Augenbrauen vernehmen, „da wird man vor ſechs Uhr geweckt, wenn man müde wie ein Hund iſt, und gar zu gern noch ſchlafen möchte."

„Morgenſtund hat Gold im Mund," erwiederte die Mutter, „und wenn man Deinen engliſchen Sprachmeiſter hört, ſo erfährt man, wie wohlthuend es für Deine Lectionen wäre, wenn Du Dich Morgens ein wenig mit dem Lernen abgeben wollteſt. Es iſt nur Schade um all' das viele Geld, was ſo hinausgeworfen wird. — Doch ich will mich jetzt darüber nicht auslaſſen," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ſie mit ihrem Kaffeelöffel die Brodkrumen auf dem Tiſche heftig zerdrückt hatte. — „Was das Andere dagegen betrifft, ſo bitte ich mir aus, daß Du Deine Hand künftig nicht mehr zu ſolchen Geſchichten bieteſt, wie die ſehr unpaſſende, die Du vorhin von Herrn Weller erzähleteſt. Du ſollteſt nicht vergeſſen, daß Herr Weller ſo gut wie der Bräutigam Deiner Schweſter iſt."

„Er ſagt aber, ſo weit ſei er noch lange nicht." — Die Stadträthin blickte ihre Tochter abermals ſcharf an, und als dieſe ruhig weiter las, bewegte ſie ſich unmuthig auf ihrem Stuhle hin und her. — „Was vermag ich auch über Weller," fuhr Herr Eduard fort, „der iſt ſein eigener Herr und wird ſeine zwölf Abonnementskarten auch nicht vergebens gekauft haben wollen. Was die Signora Marietta anbelangt —"

„Davon will ich nichts wiſſen!" fiel die Stadträthin ihrem

Sohn entrüſtet in die Rede; „es ſollte mir noch fehlen, daß in meinem Hauſe über dergleichen — Damen geſprochen wird.“

Nachdem Herr Eduard mit großer Ruhe an ſein Kinn gegriffen hatte, wo er die erſten Anfänge eines Bartes vermuthete, trat er an das Fenſter, eine Melodie pfeifend, welche in dem munteren Tempo ſehr viel Aehnlichkeit hatte mit denen, die man im Circus zu hören bekommt.

Madame Scheidel hob die Kaffeeſitzung auf, indem ſie ſich ziemlich geräuſchvoll erhob, auf alle Fälle erwartend, ihre Tochter werde es ebenſo machen, wo ſie dann dieſen günſtigen Moment ergriffen hätte, ihr einige paſſende Worte zu lanciren. Friederike aber blieb ruhig ſitzen und blickte nicht einmal in die Höhe, als nun Eduard ihr die Hand auf die Schulter legte und ſagte:

„Du mußt auch einmal mit zu den Kunſtreitern gehen; ich möchte das Geſicht von Weller ſehen, wenn er Dich auf einmal erblickte, nachdem er der ſchönen Italienerin ſo recht mit vielem Geräuſch applaudirt.“

Darauf verließ er pfeifend das Zimmer.

Die Stadträthin ging ein paarmal heftig auf und ab, dann trat ſie an den Tiſch, an dem ihre Tochter ſaß, ſtemmte ihre rechte Hand ſehr dicht neben das Buch, in welchem die Letztere las, und ſagte mit entſchloſſenem Tone:

„Wenn man zu meiner Zeit einen Bräutigam oder Verlobten gehabt hätte, von dem die Stadt erzählt, daß er ſich bei Kunſtreiterinnen herumtreibt, daß er Blumen wirft — und wie ein Narr — wie ein alter Narr,“ ſetzte ſie mit großer Entrüſtung hinzu — „applaudirt, ſo würde das Unſereins nicht wenig alterirt haben. Wir waren aber auch dazumalen vernünftige Perſonen und keine Gänſe; wir wußten es zu ſchätzen, wenn ein Mann bei der Stadt uns zu ſeiner ehrbaren Hausfrau machen wollte. Wir hörten auf unſere Eltern; wir hätten uns nicht unterſtehen dürfen,

dazumal bei früher Morgenstunde allerlei flumbrige Bücher zu lesen. — Hast Du mich verstanden?"

„O ja, Mama, sehr genau," sagte Friederike mit dem Tone stiller Resignation.

„Wir," fuhr Madame Scheidel fort, augenscheinlich gereizt durch diesen Ton stiller Resignation, „lernten dafür etwas Tüchtiges; wir gaben auf die Ermahnungen unserer Mütter und betrugen uns darnach; wir standen nicht stundenlang am Fenster und gafften hinaus und ließen uns angaffen; wir — dazumal — wußten ganz genau, wozu der liebe Gott an einem Tage, wo er gerade nicht viel zu thun hatte, zweierlei Tuch erschaffen; wir aber" — sprach sie mit steigender Heftigkeit weiter — „kannten keine Reunionen und Landpartieen; wir fegten nicht alle Ballsäle rein und waren nicht überall zu finden, wo eine Fidel gestrichen wurde. Wir aber," schloß sie, indem sie sich tief aufathmend in die Brust warf, „wir waren gesuchte Waare — wir heiratheten — so lange es Zeit war, wir — wir verscheuchten anständige Männer nicht von uns durch übertriebene Narrheiten, und wir wurden deßhalb keine alten Jungfern."

Friederike hatte alles das mit großer Ruhe, ja fast mit Freundlichkeit angehört bis zu den letzten schrecklichen Worten. Diese aber raubten ihr für Augenblicke den Gleichmuth und ließen sie emporschnellen, als sei neben ihr der Blitz eingeschlagen. Doch faßte sie sich bald wieder; sie blickte an den Himmel, zuckte darauf mit einer rührenden Gelassenheit die Achseln und gab zur Antwort:

„Unsere Gemüther sind eben verschieden, Mama; Du hast keinen Begriff von Poesie."

„Gott sei Dank, daß ich den nicht habe!" fuhr die Frau leidenschaftlich fort. „Was Poesie! Ich hätte meiner Mutter mit Poesie kommen sollen. Die gute Frau hätte gar nicht einmal gewußt, was das bedeutet. — — Aber kurz und gut," sprach sie

nach einem längeren Stillschweigen, während sie stark und mühsam geathmet hatte, „ich gebe Dir noch vier Wochen Zeit" — damit patschte sie mit ihrer breiten Hand auf den Tisch — „noch vier runde Wochen, Dich mit Herrn Weller zu arrangiren. Läßt Du bis dahin von Deinen Narrheiten nicht — gut, so weiß ich schon, was ich thue. — Und ich thue etwas, was Dir nicht gefällt, darauf kann sich die Mamsell Tochter mit sammt ihrer Poesie verlassen."

Nach diesen Worten zog sie heftig an den Bändern ihrer Haube und rauschte zur Thür hinaus, wobei sie unter derselben fast ihre Magd überrannt hätte, die zufälliger Weise dort stand, gewiß nur in der Absicht, das Kaffeegeschirr zu holen.

Friederike hatte sich wieder ruhig auf ihren Stuhl niedergelassen; sie stützte den Kopf in die Hand, sie blickte durch das Fenster hinauf an die blaue Himmelsdecke, und da neben einem etwas kummervollen Zuge um ihre Lippen ein unverkennbarer Strahl von Zufriedenheit in ihren Augen glänzte und vor ihr das Buch aufgeschlagen lag, so hätte man nur noch die Kaffeetasse für einen Todtenkopf ansehen dürfen, um das Bild einer büßenden Magdalene zu haben, in einer Haltung, wie man diese häufig abgebildet sieht.

„Wenn das wahr wäre," flüsterte sie nach einer Pause zu sich selber, „daß er in den Circus gegangen ist, daß er nach einer schönen Italienerin geblickt, daß er ihr Blumen zugeworfen, so wäre doch in dem Manne vielleicht noch ein Funken von Poesie, der sich bei richtiger Behandlung entwickeln ließe."

Darauf versank sie in stille Träumereien. „Wenn er täglich dorthin ginge," dachte sie, „wenn er mit der Signora Marietta italienisch spräche, wenn er ein kleines Verhältniß mit ihr anfinge, wenn ihn die Italienerin erhörte, wenn sie aber unter den Kunstreitern selbst einen heimlichen Liebhaber hätte, wenn dieser Liebhaber eifersüchtig würde, wenn es eine Scene gäbe, einen kleinen

Scandal, wenn man in der Stadt davon ſpräche, von Herrn Weller und der italieniſchen Kunſtreiterin, wenn die Leute fragen würden: welcher Weller iſt das? und wenn man darauf antwortete: jener Weller, der Friederike Federbach heirathen will — das wäre doch etwas!“ ſchloß ſie tief aufſeufzend, „eine leichte poetiſche Aufregung, ein kleiner erregender Anfang zu einem wahrſcheinlich ſehr langweiligen und proſaiſchen Leben.“

So flog es durch ihre Phantaſieen wohl um die ſiebente Morgenſtunde.

von Menſchen und Effecten in einem ſolchen Raume Platz hatte. Beide Damen ſchauten ſich erwartungsvoll auf dem Poſthof um und ſehen betrübt, daß noch Niemand für ſie da iſt. Sie ſind nicht mehr in der erſten Jugendblüthe und deßhalb des Wartens ſchon gewöhnt — „Gott" ſagt die eine „ich weiß in der großen Stadt keinen Weg und wenn man uns nicht abzuholen kommt, ſo ſind wir wahrlich in Verlegenheit."

„Ja," ſagt die andere, „ſehr in Verlegenheit."

Ein Dienſtmädchen kommt eilig daher und leuchtet Jedem der Anweſenden mit einer großen Laterne unter die Naſe, auch ſie hat nicht gefunden, wen ſie ſucht und wartet nun ebenfalls geduldig auf die Beiſchaiſen. Die eine der alten Damen mit den vielen Schachteln ſeufzt und ſpricht zur andern: „habe ich doch gewiß geglaubt, das Mädchen ſei zu uns geſchickt, wenn man uns nur nicht vergißt." Der höfliche, dicke, alte Herr fühlt ſich auch hier wieder berufen, ein Wort des Troſtes zu ſpenden, indem er ſagt: „unbeſorgt meine Damen, der Eilwagen iſt heute Abend außergewöhnlich früh gekommen, man wird Sie nicht ſo bald erwarten."

Jetzt blaſen in der Entfernung die Beiwagen und das Geklatſch der Peitſchen ſchallt durch die nächtlich ſtillen Straßen, auf dem Poſthof geräth Alles in Bewegung, ja die Frau eilt mit ihrer Geſellſchaft ans Thor, die erſte Beichaiſe kommt herein, ein Wagen ſo

Die achte Stunde.

ie Zimmer, welche Victor Barring bewohnte, lagen im ersten Stock einer der Hauptstraßen der Stadt. Doch hatte er die hintere Seite des Hauses gewählt, wo er fern vom Geräusch der Straße die Stille einer Einsamkeit dadurch hatte, daß die Fenster dieser Wohnung in einen großen Garten gingen, der wenig oder gar nicht besucht wurde. Gerade daß diesem Garten nach keiner Richtung hin von dem Eigenthümer

besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde, war es, was den jungen Musiker so sehr ansprach. Das Ganze da unten, parkähnlich angelegt, bildete eine dichte Wildniß aus Gebüschen und Bäumen, zwischen deren Zweigen man kaum im Stande war, mit den Augen die Spuren eines Weges zu verfolgen. Waren doch diese selbst nach und nach fast ganz verschwunden, und das Gras der anstoßenden Rasenplätze, sowie rankende Pflanzen und wuchernde Moose hatten sich brüderlich in dies neue Eigenthum getheilt und es mit der Zeit ganz überzogen. Nur eine lichte Stelle konnte man oben deutlich unterscheiden, und das war ein größerer freier Platz, den einstens Steinfiguren umstanden hatten, die aber jetzt größtentheils herabgestürzt waren, hier, auf dem Gesichte liegend, zu schlummern schienen, dort aber mit den starren, weit geöffneten Augen empor blickten, vielleicht über ehemals und jetzt nachdachten und in ihrer Lage alsdann gewiß nicht zu Gunsten der gegenwärtigen Zeit.

In der Mitte des Platzes befand sich ein schöner Springbrunnen, der einen dicken Strahl hoch über die Zweige der umherliegenden Gebüsche warf; und da sich dieses Wasserwerk fast allein noch der Sorge des Besitzers zu erfreuen schien, so sandte es fort und fort unvermindert seinen plätschernden Strahl in die Höhe und diente durch seine Abflüsse dazu, die Ueppigkeit der Wildniß rings umher zu erhöhen.

Was in diesem weiten und öden Garten außer Pflanzen und wilden Blumen von der freundlichen Natur noch besonders gehegt und gepflegt wurde, das waren unzählige Schaaren Singvögel, die hier ein ungestörtes Asyl fanden, die herrlichsten und ruhigsten Plätze zum Bauen ihrer Nester, murmelndes Wasser und Nahrung genug.

Dieser Garten stieß an ein altes, palastähnliches Gebäude, von dem nur einige Zimmer im ersten Stock bewohnt waren, von wem? das wußte die Nachbarschaft nicht, bekümmerte sich auch nicht

darum. Am Thore ſtehend oder auf der Straße ſah man nur zuweilen einen alten mürriſchen Bedienten, der knurrig war wie ein böſer Hund, denn alle Antworten, die er gab, ſtieß er heraus mit einem Herumfahren des Kopfes, welches ſein Verlangen kundzugeben ſchien, einen unberufenen Frager lieber zu beißen als ihm Rede zu ſtehen. Zuweilen, erzählten die Nachbarn, fahre ein dichtverſchloſſener Wagen in den Hof und alsdann ſei Andreas, der alte Bediente, rein wie vom böſen Geiſte beſeſſen und ſpringe ſchon aus der kleinen Oeffnung in dem ſchweren eiſenbeſchlagenen Hofthore mit grimmigen Geberden hervor, wenn Jemand Miene machen wollte, ſich nur auf zwanzig Schritte dem Gebäude zu nähern. — Dieſer Wagen bleibe dann höchſtens vier Tage im Hauſe oder vielmehr im Hofe deſſelben und fahre ebenſo verſchloſſen und verhängt wieder von dannen.

Victor, der ſich früher einmal nach dem räthſelhaften Bewohner erkundigt, hatte dieſe Einzelnheiten erfahren, ohne großes Gewicht auf die Erzählung von dem verſchloſſenen Wagen zu legen. Einmal aber, als ein Bekannter von ihm ging, der in der andern Straße wohnte und ihm davon geſagt, ſchaute er gleich nachher zufälliger Weiſe aus dem offenen Fenſter in den verwilderten Park hinab, und da er ſeine Blicke durch das dichte Grün über den freien Platz mit der plätſchernden Fontaine hinſtreichen ließ, war es ihm gerade, als bemerke er jenſeits derſelben das Kleid einer Dame, wenn gleich ziemlich undeutlich, da dieſes Kleid von dunkler Farbe war und die Trägerin raſch über einen der kleinen Wege traverſirte, die auf den freien Platz mündeten. Bald nachher glaubte er, obgleich ziemlich entfernt, das fröhliche Lachen eines Kindes zu vernehmen. Doch achtete er ebenſowenig darauf wie früher auf die Erſcheinung des alten Bedienten, der zuweilen in den verwilderten Gängen umherſtrich, eine Doppelflinte im Arm trug, mit finſterem Blick nach allen Seiten lauſchte und von ein

Paar großen Fanghunden begleitet war, die auch häufig allein, hie und da, wie auf etwas lauernd, zu sehen waren.

Wenn des Winters unerbittliche Hand auch hier die Tausende und Tausende von frischen grünen Blättern grimmig überfuhr, sie roth und gelb werden, dann verdorren ließ und sie endlich auf den Boden niederschüttelte, so öffnete sich wohl in dem bis jetzt undurchdringlichen Parke eine freiere Aussicht, aber nur bis in die Nähe des Hauses, nicht bis zu diesem selbst; denn dort erblickte man große, immergrüne Tujawände und dichte Tannenpflanzungen, durch welche hindurch an einigen Stellen ein kunstreich verschnörkeltes Eisengitter, welches den Garten von dem Wohnhause schied, sichtbar wurde. Was man von dem Gebäude selbst über die Gipfel der Tannen hervorragen sah, war nur eine feste Mauer und verschlossene Fensterläden; beim Herannahen der strengen Jahreszeit schien dort drüben Alles in einen tiefen Winterschlaf zu fallen, und die Nachbarn auf der Straßenseite wußten Monate lang nicht einmal, ob der alte Andreas noch in dem Hause existire oder nicht; selbst die Hunde ließen sich alsdann weder sehen noch hören.

Daß Haus und Garten seit undenklichen Zeiten der Familie Molitor gehöre, wußte Jedermann, auch vermuthete man, daß es noch im Besitze des gegenwärtigen Hauptes der Familie, des Barons Maximilian von Molitor, war; denn man hatte nie etwas vom Verkaufe desselben gehört, ebensowenig aber war der muthmaßliche Besitzer seit langen, langen Jahren hier gesehen worden; man wußte, daß er meistens ein großes Gut, in einem andern Theile des Landes gelegen, bewohne, und daß er zuweilen nach einer Besitzung in Frankreich gehe, welche der Familie durch Erbschaft zugefallen war. In die Residenz kam er nie, und selbst wenn wichtige Geschäfte oder eine Zusammenkunft mit andern Mitgliedern der großen Familie dies dringend nothwendig machten, so ließ er sich durch Krankheit entschuldigen und durch einen Bevollmächtigten vertreten.

Während des Vormittags lag die warme Sonne auf dem Parke vor den Fenstern Victors und auf diesen selbst, weßhalb er vor denselben Marquisen hatte anbringen lassen. Hier war sein Lieblingsplatz, wo er zu arbeiten pflegte, er hatte den Flügel so gestellt, daß, während seine Finger über die Tasten glitten, die Blicke über das dichte Grün der Bäume dahinschweifen konnten; er liebte es, sein Auge in die sanft wogenden Blättermassen zu versenken, während ihn die Klänge, die er hervorzauberte, umtönten, und wenn er alsdann eine Pause machte, so schien es, als nehme die prachtvolle Natur da unten die Melodie auf und führe sie fort im leisen Säuseln der Blätter, im melodischen Geplätscher des Springbrunnens.

Oft konnte er dergleichen Pausen lange, lange andauern lassen; er konnte den Kopf in die Hand stützen und in tiefe Träumereien versinken. Dann dachte er an ein kleines Eigenthum, das er wohl einstens besitzen möchte, einen schattigen reizenden Garten vor dem Fenster seines Arbeitszimmers und weit geöffnete Thüren, die auf eine breite Treppe führten, auf denen es hinab ging in den kleinen Park — sein Eigenthum.

Wenn er sich zurückbog, sah er Stellen der Kieswege glänzen, bestreut mit duftenden Blüten und hin und her zitternden Sonnenstrahlen. — Horch! auch Geräusch vernahm er, ein Geräusch, das ihn leicht lächeln machte, das ihn seltsam erschauern ließ; nicht das Plätschern des Springsbrunnens, nicht das Lispeln der Zweige, nein es war das leichte Knirschen eines niedlichen Fußes auf dem Sande. Dann kam es näher, er hörte ein Gewand rauschen — Camilla. — Wohl dachte er einen Augenblick an sie; doch verblaßte das Bild der schönen Frau augenblicklich; es schien zu zerfließen im brennenden Sonnenlichte; in dem frischen, kühlen Schatten, auf der grünen Blätterwand, welche er durch die offene Thür erblickte, war es ihm alsdann, als sähe er ein anderes Bild — Alice, bestrahlt von einzelnen Lichtpunkten, welche sich durch das dichte

Laub geschlichen, um ihre Wangen, um ihr glänzendes Auge zu küssen, — Alice, frisch und duftig wie die Orangenblüte, die über ihrem Haupte herabnickte, die ihre Hand berührte.

Unmuthig fuhr er aus diesen Träumen auf und seine Hände stürmten über die Tasten dahin, daß es in den Saiten rauschte wie wilde, höhnende Luft, wie ein teuflisches Lachen, wie ingrimmiger Spott. Vor seinem innern Auge gestalteten sich alsdann die engen Räume, in denen sie lebte, die seltsame Umgebung, in der sie sich gern zu bewegen schien, und wenn er auch dagegen fühlte, wie sein Herz gewaltsam zu ihr hingezogen wurde, so wehte es ihn doch auch erkältend an aus den prosaischen Ueberbleibseln vergangener Zeiten, unter denen sie sich ausnahm wie eine kostbare Blume in einem altmodisch verschnörkelten Porcellangefäße.

Ein andermal machte er sich dergleichen Gedanken zum Vorwurf. „Was schadet's dir denn?" konnte er sich selbst sagen, „daß sie sich so geduldig in die seltsamen Launen ihres Vaters fügt! Es ist im Gegentheil ein Beweis ihrer Nachgiebigkeit, ein gutes Zeichen für spätere Zeiten. — Aber nein," klang es dann in ihm, „sie hat sich so in die Prosa hineingelebt, daß ihr eine andere Umgebung nicht mehr gefallen würde. Schwellende Teppiche, weiche Fauteuils, den Glanz zahlreicher Wachskerzen würde sie für Verschwendung erklären, für Dinge, die zum Glücke des Lebens durchaus nicht nöthig sind. — Und eigentlich hat sie Recht," träumte er weiter und zog die Augenbrauen finster zusammen. — — „Aber ich bin nun leider für die Einfachheit verdorben; mich reizt nun einmal eine üppige Verbrämung des täglichen Lebens; es stachelt meine Phantasie, es gibt meinem Geiste Nahrung, es erfindet die neuen Melodieen, von denen die Leute sagen, daß sie ihnen angenehm seien. Wer das in mich gelegt hat, mag es verantworten. — Warum fühlt sich mein Auge befriedigt, wenn es, statt über die kahlen Wände eines Zimmers mit dürftigen Gardinen und einfachen Möbeln über eine Sammettapete dahin gleitet,

auf dem Glanze goldener Rahmen, die vortreffliche Gemälde umgeben, verweilt, sich in die weichen, faltigen Seidenstoffe eines schweren Vorhangs verliert, und mit einem behaglichen Gefühl auf den schwellenden Formen der verschiedenartigsten phantastischen Fauteuils ruht? Ist es meine Schuld, daß mich das Rauschen eines seidenen Kleides aufmerksam macht, das Krachen eines Atlaßgewandes entzückt? — Bah!" rief er aus, indem er aufsprang, nachdem er eine Zeitlang tief nachsinnend die Augen mit der Hand bedeckt, „das Leben ist kurz, und besser die vielfarbigen Wellen desselben mit ein Paar tüchtigen, durstlöschenden Zügen zu trinken, als sie langsam, Tropfen für Tropfen, in einem ewigen Schmachten aufzehren, — sich verzehrend."

Es war noch sehr früh am Tage. Victor hatte erst vor Kurzem sein Frühstück genommen und sein Bedienter war eben daran, das reiche, silberne Kaffeegeschirr zusammenzuräumen und wegzutragen, als er seinen Herrn fragte:

„Haben Sie auch die Karte gefunden, die ich neben Ihre Tasse gelegt? Herr Professor Stifter war schon vor anderthalb Stunden da, Sie schliefen noch, ich mochte Sie nicht wecken. Er will später kommen."

Victor nahm die Karte, betrachtete sie von allen Seiten, und da er nichts darauf geschrieben fand, gab er sie kopfnickend dem Diener zurück, der sie in eine kleine Alabasterschaale warf, welche zu diesem Zweck auf einem Nebentische stand. Hierauf nahm der Musiker eine Cigarre, zündete sie an und setzte sich in einen kleinen sehr niederen Lehnstuhl, der neben einem Flügel und einem orientalischen Tische mit sehr kurzem Fuße und breiter, runder Platte sich befand, auf welchem Notenhefte und Schreibmaterialien lagen. Er nahm eines der ersteren in die Hand, blickte aufmerksam hinein, las die hier verzeichneten Noten und wandte sich dazwischen an die Claviatur des Flügels, um einen Accord zu greifen oder eine Passage zu spielen.

Ruhig nieder
Sinkt die Nacht;
Meine Lieder
Auf, erwacht!

declamirte er leiſe vor ſich hin; dann ſchüttelte er mit dem Kopfe und ſagte halb mißmuthig: „So geht das nun fort, durch ſechzehn Strophen, freilich mit wechſelndem Rythmus, aber der Henker mag das für dieſe Situation componiren. Ich ſchäme mich wahrhaftig, den armen Dichter nochmals zu plagen; und doch kann ich nicht anders! Die Sache iſt ſo einfach: es treibt ihn Nachts vor ihr Fenſter, dort oben befindet ſie ſich nicht mehr, ſie iſt entflohen, wahrſcheinlich mit dem verhaßten Nebenbuhler. Zum Henker auch! da kann er doch unmöglich anfangen zu ſingen:

Ruhig nieder
Sinkt die Nacht;

Da hole der Teufel die elegiſche Stimmung, womit er ihr und dem Publikum zu ſagen gedenkt, wie ſehr er ſie geliebt, wie furchtbar ihn die vermeintliche Untreue ſchmerzt! — Dieſer gute Dichter glaubt, ſie würden ungeheuer rührend an das Herz der Zuhörer dringen, die melancholiſchen Klagen verſchmähter Liebe."

Er erhob ſich raſch von ſeinem Sitze, trat an den Flügel und ſpielte eine weiche, ſchmelzende Melodie. — „Das wäre ein Thema," fuhr er fort, „Nacht, Mondſchein, das Plätſchern eines Springbrunnens, die verhallenden Klänge einer abziehenden Serenade, ihr ſo eben von dem glücklichen Geliebten gebracht — es paßt mir in alle Ewigkeit nicht." Abermals griff er in die Taſten und eine wilde, gewaltig klingende Weiſe tönte aus den Saiten hervor. — „Noch einmal — reißt es mich hieher," declamirte dann Victor in den Rythmus hinein. „Zum letzten Mal — den Ort zu ſehen, — wo ſie weilte. Ha! dieſe Töne! — Er meint die abziehende Serenade — — — — Ja, ja, ſo geht's und ich kann ihm

nicht helfen, er muß mir das nochmals abändern. — Ein undankbares Geschäft," setzte er hinzu, indem er sich in seinen Fauteuil warf, „für einen Componisten einen Opernstoff zu erfinden; über alle Beschreibung undankbar aber, ihm denselben zurecht zu machen. Notiren wir geschwind den Gedanken von eben, der läßt sich anwenden und prächtig durchführen."

„Du dum — du dum!" sang er noch einmal,

Es wurde stark an die Thüre geklopft.

„Du — dum — reißt es mich hierher. — Herein denn!"

Die Thüre wurde schnell geöffnet und Stifter trat in's Zimmer.

Victor, der ihm auf seinem Stuhle sitzend, den Rücken zukehrte, winkte ihm mit der Hand und rief: „gleich! gleich! verzeihe mir einen Augenblick," darauf nahm er das Notenblatt in die Höhe und schrieb hastig darauf.

Der Maler, welcher durch diesen Empfang durchaus nicht überrascht schien, warf seinen Hut auf einen Divan an der Thüre, strich sich mit der Hand das lange Haar aus der Stirne und trat, ohne ein Wort zu sagen, an's Fenster, wo er den Arm hoch gegen die Einrahmung stützte und seinen Kopf darauf lehnte. Vor seinen Augen wogte das wunderbare, prachtvolle, saftige Grün der Gebüsche und Bäume, die unter einem leichten Wind ordentlich zu athmen schienen, die wie in freudiger Bewegung waren unter dem herrlichen Glanze des schönen Tages. An sein Ohr schlugen dagegen wilde Töne, eine schmerzliche Klage ausdrückend; — es flimmerte ihm vor den Augen, er klemmte seine Unterlippe so heftig zwischen die Zähne, daß sie blutete.

„So kann's gehen!" rief erfreut der Musiker, „ganz famos! Willst Du einen Augenblick hören?"

„Ja, ja," gab der Andere zerstreut zur Antwort.

„Denke Dir die Situation."

Stifter nickte mit dem Kopfe.

„Sie, die er liebte, ist so eben entflohen.“

„Wer hat Dir das gesagt?“ rief Stifter, wie aus einem Traume emporfahrend. „Woher weißt Du das?“

„Das ist doch sehr einfach: werde ich es doch wissen, da es das ganze Publikum bereits weiß. — Der Chor hat es ja gesungen im Finale des zweiten Akts.“

„Ja so,“ versetzte der Maler, indem er sich über die Augen fuhr, „Du sprachst von Deiner Oper?“

Der junge Musiker blickte bei diesen Worten in die Höhe und erschrak, als er seinem Freunde in das bleiche Gesicht schaute. Die Haare hingen diesem wild um die Stirn, seine Blicke waren matt, erloschen, und auf den Lippen zeigten sich Spuren von Blut; am seltsamsten aber nahm sich alles das zu seinem Anzuge aus; er war wie gestern Abend im schwarzen Frack, doch war dies Kleidungsstück heute staubig, beschmutzt, und die weiße Cravatte hing ihm aufgelöst, locker um den Hals.

„So, so,“ wiederholte der Maler, langsam mit dem Kopfe nickend, „Du sprachst also von Deiner Oper? Ich glaubte, Du wüßtest es schon.“

„Was ist Dir geschehen, Stifter?“ rief Victor, indem er näher trat. „Was sollte ich schon wissen?“

„O es paßt zur Situation, von der Du mir gerade erzählst,“ sagte der Maler mit einem seltsamen Lächeln. Und dann setzte er mit einer eisigen Kälte hinzu: „Meine Frau nämlich —“

„Um Gotteswillen! Was ist mit Deiner Frau?“

„Sie ist heute Morgen entflohen.“

„A — a — ah!“

„Entflohen — und nicht allein.“ — Seine Stimme fing an zu zittern.

„Sprich nicht so abgebrochen, Ferdinand! Da hinter Dir ist ein Stuhl, setz' Dich, erzähle mir das im Zusammenhange. Ah! ah! das ist ja fürchterlich.“

groß wie der Hauptwagen und die beiden Buben müſſen von einem Poſtoffizianten bei Seite gezogen werden, denn ſie bezeichnen durch ihr unbändiges Freudengeſchrei, daß der erwartete Schwager im Wagen ſitzt, und ſpringen beinahe unter die Pferde. — „Julius, Wilhelm!“ kreiſchte die Mutter, „wollt Ihr gleich herkommen!“ „Der Schwager!“ ruft das eine der Mädchen und dieſer ſchreit aus dem Wagen „Guten Abend!“ Der Poſtillon flucht und klatſcht, der Hund des Condukteurs bellt und die beiden alten Damen ſchreien entſetzt auf, da der ankommende Beiwagen ihre Schachtel-Pyramide geſtreift hat und die koſtbaren Stücke im Hof umherrollen. Es iſt eine allgemeine Verwirrung, die Beichaiſen entleeren ſich ihres Inhaltes, der Schwager wird von der überglücklichen Familie, nachdem ſich alle geküßt, im Triumph fortgeſchleppt. Julius und Wilhelm erliegen faſt unter der Laſt eines koloſſalen Mantelſackes und einer rieſenhaften Hutſchachtel, die ſie aber eigenhändig nach Haus zu ſchleppen für eine große Ehre halten.

Aehnliche Scenen wiederholen ſich auf dem ganzen Poſthof, hier ein herzlicher Empfang, dort ein ziemlich kühler. Die Magd mit der großen Laterne leuchtet nochmals ſämmtlichen Ankommenden in das Geſicht und will davoneilen. Alles hat ſein Theil gefunden, bis auf die unglücklichen alten Damen, die inmitten ihrer Schachteln verzweiflungsvoll das Schlachtfeld behaupten. „Du,“

„Ja, sie ist fort," sagte Stifter, mit dem sichtbaren Bemühen sich zu fassen; doch bebten seine Lippen so, daß man seine Zähne zusammenschlagen hörte. „Fort — und nicht allein, nein! nein! — — Meine Kinder!" schrie er plötzlich laut auf, „meine Kinder hat sie mitgenommen! Ah! verflucht!" Er schlug in wildem Schmerz die Hände vor das Gesicht und warf sich dann auf den Sitz, den Victor eilig hinter ihn geschoben hatte.

Dieser blieb neben ihm stehen, legte ihm die Hand auf die Schulter, und sprach so gut als möglich tröstend in ihn hinein, wie er sich vielleicht geirrt, wie sie nur ausgegangen sei, und wenn sie wirklich mit den Kindern das Haus absichtlich verlassen habe, sie wohl nur einen Besuch in der Nähe mache und in ein paar Stunden oder doch im Laufe des Tages oder wenigstens morgen zurückkehren werde.

Stifter hörte das kopfschüttelnd an, ließ hierauf seine Hände langsam vom Gesicht herabgleiten, legte sie zusammengefaltet auf seine Kniee, und es war dem Musiker nicht unangenehm, als er nun bemerkte, wie aus den roth unterlaufenen Augen des Andern schwere Thränentropfen über seine blassen Wangen herabrollten. Dabei fing er an zu sprechen, indem er starr vor sich hin blickte, als sei dort Jemand, an den er seine Worte richte. — „Das hätte sie nicht thun sollen, so fort zu gehen, um nimmer, nimmer wieder zu kehren. — Und dann die Kinder mitzunehmen, — meine Kinder, meine armen Kinder! mir zu entfliehen — und ich hatte keine Ahnung, daß sie das thun würde!" Er schien sich auf etwas zu besinnen. — „O doch," fuhr er nach einer Pause fort, „ich mußte wohl eine Ahnung davon haben; hat sie es mir doch vorher gesagt, einmal, mehrmal, öfters. Aber ich habe ihr nicht geglaubt. — Wie konnte ich wissen, daß sie so fürchterlichen Ernst machen würde? Wie konnte sie so schlecht sein, mich zu verlassen! Und ich — und ich auch!" Er vergrub sein Gesicht abermals in beide Hände, dann rief er schmerzlich stöhnend aus: „O fort! fort mit

diesen verfluchten Phantasieen! — Wenn nur der Gedanke nicht so entsetzlich wäre, daß ich mein Unglück selbst verschuldet, daß sie Recht hatte zu thun, was sie gethan!"

Er sprang in die Höhe, er schritt einige Mal im Zimmer heftig auf und ab, dann stellte er sich wieder an das Fenster, biß heftig an seinen Nägeln und sagte alsdann:

„Ich will Dir Alles erzählen. Es ist freilich nicht viel, und das Resultat weißt Du. — Ich kam also nach Hause — Du siehst mich fragend an — ah! Du hast Recht! Ich erzähle zu unverständlich für Dich. — Richtig! wir sahen uns gestern Nacht. Ah!" machte er, wie schauernd, „dort im Garten. O Victor, wenn ich Dir gefolgt wäre! Wenn ich nicht gewartet hätte bis um die zweite Nachtstunde. — O diese Stunde!" Es blitzte etwas wie Zorn und Haß in seinem Auge auf, so daß ihn Victor fragend anschaute.

„Diese Stunde, Du weißt, mit welchen Seelenleiden — ja mich vor mir selbst schämend — ich sie erwartete, wie ich fliehen wollte und nicht konnte — in dieser Stunde sagte sie mir mit ziemlich ruhigen Worten, mit einem fast kalten Lächeln, sie sei in der That erfreut, mich noch hier zu sehen. Dann reichte sie mir leicht ihre Hand und ehe ich — überrascht, erstaunt, ihr noch ein Wort zu sagen vermochte, war sie im Dunkel des Gartens verschwunden.

„Ich trieb mich herum Stunden lang, ich hoffte immer noch auf ihre Rückkehr, aber sie kam nicht. Endlich ging ich nach Hause. Aber da war es zu spät, um den Hahn krähen zu hören, zu früh, um zu Bett zu gehen," sagte er mit gräßlicher Ironie. „Aber," setzte er düster hinzu, „mit matter Seele, mit entsetzlich matter Seele. Ich wollte nach meinem Atelier, um mich umzukleiden, ich hatte auch schon eine halbe Straße dorthin zurückgelegt, als es mich auf einmal nach Hause zog; so lebhaft wie nie, erschreckend lebhaft trat das Bild Theresens und meiner Kinder vor meine

Seele. Und doch konnte ich meine Schritte nicht beſchleunigen; es war mir zu Muthe, wie Jemand, der Kirchenbuße thun ſoll und der langſam dahinſchreitet, zwiſchen den gaffenden Häuſern hindurch unter dem erdrückenden Sonnenſtrahl, Schritt vor Schritt und dabei immerfort ſeine Schuld bekennend. — — Und das that ich auch, ich glaube, ich habe es ziemlich laut gethan; denn ein paarmal war es mir, als ob mir Begegnende mich ſeltſam anſchauten. Und wenn ich es auch nicht laut vor den Ohren der Menſchen gethan, ſo erkannte ich doch in meinem Innern tief und ſchmerzlich mein Unrecht. — — O Victor, bei Gott im Himmel!“ rief er ſchmerzlich aus, „wenn ſie mir ruhig entgegen getreten wäre, ſie hätte all' dem Entſetzlichen, was ich ihr zugefügt, nicht Worte zu geben gebraucht; ich hätte es in einem einzigen ſtummen Blick geleſen; aber wenn ſie da geweſen wäre, wenn ſie mich nicht einmal angeſchaut hätte, nur da geweſen mit meinen Kindern, ich wäre jetzt ein geretteter Mann. — Aber ſo, nun ſie mich verlaſſen,“ fuhr er mit neu ausbrechender Heftigkeit fort, „nun ſie davon gegangen, mich allein zurückgelaſſen hat, nun werde ich wohl nicht anders können, als dorthin zurückkehren, wo ich herkam, oder — — — —“ Er ſchaute bei den letzten Worten, die er ſehr leiſe ſprach, in das offene Auge ſeines Freundes, der den Blick feſt auf ihn gerichtet hatte, der darauf an das Fenſter trat, ſeine Cigarre in einem weiten Bogen auf die Bäume ſchleuderte und dann ſich umwendend ſagte:

„Du wirſt Dich erinnern, wie ich geſtern mit Dir ſprach. Ich ſagte, wie ich dachte, und würde heute Morgen daſſelbe wiederholen, wenn es nicht überflüſſig und zu ſpät wäre. Ehe ich aber mit Dir überlegen kann, was hier zu thun iſt, theile mir ruhig den ganzen Verlauf der Sache mit.“

„Du weißt ihn bereits,“ erwiederte der Maler, „ohne ein Paar an ſich unwichtige Nebenumſtände, die ich Dir auch nicht vorenthalten werde. Ich trat alſo in's Haus, in das ſtille, kleine

Haus. Wie bereitwillig hätte ich zehn Jahre meines Lebens dahin gegeben, wenn ich damit die Erinnerung eines Jahres gänzlich hätte auslöschen können. -- O wie erfrischte mich der Schatten der Laube vor der Thür, wie wohl that mir die einfache Treppe; wie lieb erschienen mir die reinlichen Vorhänge, mit denen die Fenster des Schlafzimmers verhüllt waren und hinter denen sie und meine Kinder ruhten. — So wagte ich zu hoffen, ich Thor! ich Narr! Ich kam hinauf; in dem kleinen Vorzimmer saß die alte Magd auf einem Stuhl und weinte. Als sie mich sah, rief sie aus: ‚O, es ist so, wie ich mir gedacht!' — — — Da wußte ich Alles, Victor, Alles. Und darauf trat ich äußerlich ruhig in das Schlafzimmer und sah das Bett, wo sie gewiß nur wenig Stunden gelegen, und die Schlafstelle meiner Kinder, die Bettchen waren beide noch warm. — O diese Wärme that mir weh, entsetzlich weh! ich hätte laut aufschreien mögen. Dann fand ich im Wohnzimmer auf dem Tische dies Schreiben an mich."

Er überreichte den Brief seinem Freunde, der ihn schweigend durchlas und indem er ihn achselzuckend zurückgab, die Frage that:

„Und was sagte die Magd? Konnte oder wollte sie Dir keine Auskunft geben?"

„O ja, sie sprach mir von einem Bahnhofe, wohin Therese mit den Kindern gefahren, aber nach welchem? das wußte sie nicht. Ich warf mich in eine Droschke, nachdem ich leider zu oft aus dem Schlafzimmer in das Wohnzimmer und umgekehrt gegangen war — ich konnte mich von den warmen Bettchen nicht trennen," setzte er düster hinzu; — „dann fuhr ich nach dem Südbahnhofe. — Keine Spur von ihnen. Von dort machte ich den weiten Weg nach dem Nordbahnhofe und forschte lange vergeblich."

„Nun und dann?"

„Wie können sich auch die Leute um die Tausende von fremden Menschen bekümmern, die dort ein- und ausgehen? — Sie

kann es doch gewesen sein." — Das sprach er gedankenvoll vor sich hin. „Endlich fand ich einen Kellner, der mir von einer Dame in Trauer sagte, die mit zwei Kindern hinter der Thüre des Wartesaals gesessen."

„Von einer Dame in Trauer?" fragte der Musiker.

Der Andere nickte mit dem Kopfe, indem er die Zähne zusammenbiß. „Allerdings in Trauer," sprach er darauf; „soll ich doch für sie todt sein; und daß ich in der That gestorben, hat sie den Kindern gesagt. — O ich kenne das!"

„Darnach scheint sie freilich sehr entschlossen zu sein," meinte Victor. — „Reden wir offenherzig, Ferdinand," fuhr er nach einer Pause fort. „Wenn wir die Sache genau betrachten —"

„So können wir ihr durchaus nicht Unrecht geben," unterbrach der Maler seinen Freund. „Ja, ja, darin hast Du Recht, und das sehe ich auch ein. Gebe ich ihr denn Unrecht?" sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit zitternder Stimme. „Nur hätte sie in Erinnerung an die schönen Tage, die wir zusammen verlebt, offener, ehrlicher mit mir verfahren sollen. Sie hätte mir ihren festen Willen kund thun müssen, ihren unwiderruflichen Entschluß, mich mit den Kindern zu verlassen, wenn" — Er sprach den Satz nicht aus, weßhalb der Musiker, nachdem er einen Augenblick gewartet, ihm erwiederte:

„Und wenn sie Dir das gesagt hätte, Du würdest ihr nicht geglaubt haben. Es ist gerade so, als wenn uns irgend ein Unglücklicher um zehn Louisd'or bittet, die ihm das Leben retten werden; erhält er sie nicht, so muß er sich erschießen. — Du würdest sie ihm gegeben haben, wenn Du vorher gewußt, daß er in der That Ernst machte. — Nein, nein, Ferdinand, Du hast mir gesagt, daß sie es an ähnlichen Andeutungen nicht fehlen ließ."

„Ja das ist wahr," versetzte der Maler, dumpf vor sich hin-

brütend; „aber ich konnte nicht loskommen. Sie hielt mich mit Zaubergewalt fest, und sie hält mich noch.“

„Denke an gestern Nacht.“

Der Andere sah ihn mit einem fragenden Blicke an, dann zuckte er zusammen, preßte die Lippen auf einander und entgegnete hastig:

„Das war eine ihrer Launen, ihrer allerdings furchtbaren Launen. Aber ist es nicht entsetzlich, wenn ich Dir sagen muß, daß sie, die doch daran Schuld ist, daß mich Weib und Kind verlassen, mir trotzdem nicht zum Abscheu werden kann — nein, daß sie jetzt, wo ich Alles verloren, fast tröstlich vor mir steht wie ein heller, schöner Stern in dunkler Nacht?“

Victor machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung mit der Hand. — „Und wenn Dir auch dieser Stern verbleicht und entschwindet?“ sagte er alsdann mit ernster Stimme.

„Wie meinst Du das?“ fragte der Maler erschreckt. — „Doch soll ich mich über eine Sache ängstigen, die mir gewiß ist? Jener Stern, dem ich so viel geopfert, wird mir nicht verschwinden, er wird mich leiten in trostloser Finsterniß, er wird mich führen nach einer stillen Bucht, nach einem sichern Hafen und sich dort in eine helle Lebenssonne verwandeln.“

Er sprach das hastig, wie um andere Gedanken zu unterdrücken, zu verscheuchen, die sich ihm gewaltsam aufdrängten.

Victor hatte ihn kopfschüttelnd betrachtet, dann sprach er:

„Soll ich Dir noch einmal wiederholen: denke an gestern Nacht? — Doch Deine Nerven sind furchtbar aufgeregt; setz' Dich nieder, suche Dich zu beruhigen, denke um des Himmelswillen nicht an Dinge, wie die eben ausgesprochenen, die noch trostloser sind als das, was Du mir gerade erzählt.“

Der Maler setzte sich nieder, und als er hierauf zu seinem Freunde aufschaute, that er das mit einem sehr traurigen Blicke. „Meinst Du wirklich,“ fragte er, „daß jene Aussicht so trostlos sei?“

„Gewiß, auch wenn sie richtig wäre.“

„Und warum sollte sie nicht richtig sein?“

„Wer kann einem Gefühl Worte geben, das mächtig in uns spricht und von dem wir überzeugt sind, daß es uns die Wahrheit sagt?“

„Und was sagt Dir Dein Gefühl?“ fragte der Maler fast lauernd.

„Es sagt mir,“ erwiederte Victor, indem er dem Andern voll in das Gesicht schaute, „daß Dein Stern in finsterer Nacht ein trügerischer Stern ist, ein Irrlicht, das plötzlich erlöschen wird, wenn es Dich so verlockt hat, daß für Dich keine Rückkehr mehr möglich ist. — Und das ist ja bereits geschehen,“ fügte er mit leiserer Stimme hinzu. Du hast Dich unbedachtsam der Flamme genähert und bist, statt sie zu umkreisen, hineingeflattert. Freilich hast Du Dir jetzt kaum die Flügel versengt, aber bist Du klüger geworden? Nein, nehme mir nicht übel, Ferdinand, statt Phantasieen nachzuhängen, wie Du sie eben ausgesprochen, würde ich mit aller Kraft darnach streben, mein Verlorenes wieder zu erlangen.“ — —

„Ja, Du hast Recht, Du hast Recht, o Gott! ich fühle wie Du Recht hast; aber während ich dorthin lange, verliere ich hier Alles. — Sieh' mich an, Victor, Du hättest alle Ursache, mich für den elendesten, den miserabelsten aller Menschen zu erklären, mir schonungslos in's Gesicht zu schlagen, wenn ich im Stande wäre, mich hier so leicht loszureißen, als Du es wohl für möglich hältst. O dieses Weib, dieses schöne, wilde, süße Weib hat mich an sich gezogen mit Zaubermacht! Nenne es wie Du willst, nenne es Unrecht, Sünde, Ehrlosigkeit, Feigheit, selbst bei dem Furchtbaren, was mich betroffen, kann ich nicht von ihr lassen, kann ich die Kette nicht brechen, die mich an sie fesselt.“

„So muß sie selbst diesen Bann lösen,“ sagte der Musiker ruhig, wobei er auf das leicht bewegte Blättermeer vor den Fen-

ſtern ſchaute, „und — mir ſagt es ein richtiges Gefühl, ſie wird das wollen.“

„Und wie ſollte ſie das wollen? — Sie hängt an mir, wie ich an ihr hänge!“

„Zum dritten Male wiederhole ich Dir: denke an geſtern Nacht!“ — Bei dieſen Worten ſchlug Victor einen leichten Accord auf dem Flügel an. „Du bildeſt Dir ein,“ fuhr er alsdann fort, indem er ſeine Worte mit eigenthümlichen Klängen begleitete, „ſie — ſie liebe Dich, wie uns ein weibliches Weſen lieben ſoll. — Ja, laß mich es ausſprechen, wie Dich Thereſe geliebt, — wie Thereſe Dich noch liebt.“ — Die Melodie, die er ſpielte, klang unendlich weich und verfehlte ihre Wirkung auf den andern nicht, denn er ließ den Kopf langſam herabſinken und verbarg ſeine glühende Stirne in beide Hände. — „Aber dieſes Weib,“ fuhr Victor fort, „fühlt nicht ſo, die liebt anders, wohl leidenſchaftlich und gewaltſam wie dies rauſchende Allegro, aber ebenſo unbeſtändig, bald und ſchnell erlöſchend.“

„Nein, nein,“ ſeufzte der Maler, „nur mit ihrem Leben.“

„Sie hat viele Leben, ſie hat ein ſüßes Leben für Dich, ſie wird ein ſüßes Leben haben für den, der Dir folgt.“ —

„Victor!“

„Für den, der Dir heute, morgen, übermorgen folgt, was weiß ich?“ — — — — Der Muſiker endete ſein Spiel in mehreren faſt disharmoniſch klingenden Accorden und wandte ſich um, als er hörte, wie ſein Freund ſich raſch und heftig erhob. „Du unterbrichſt mich da in einer höchſt gelungenen Phantaſie, in einer Phantaſie, die für Dich eine richtige Prophezeiung war.“

„Eine falſche, eine entſetzlich falſche.“

„Jene Frau,“ ſagte Victor mit ſehr entſchiedenem Tone, „liebt Dich nicht, wie Du Dir einbildeſt. Es hat ihr geſchmeichelt, einen Künſtler von ſo gutem Namen, einen Mann, dem man bis dahin nichts nachſagen konnte — Dich mit Deiner nicht unangenehmen

Persönlichkeit, zu ihren Füßen zu sehen. Es hat ihr geschmeichelt, es hat ihr wohl gethan, Deine Leidenschaft wachsen zu sehen. Sie nahm Deine stürmischen Huldigungen hingebend auf, sie schien Deine Gefühle zu erwiedern, weil diese enthusiastischen phantasiereichen Gefühle eines jungen, feurigen Künstlers ihr pikant, jedenfalls neu waren; sie hatte sich, wie ich weiß, in letzter Zeit an kältere, wenn gleich aristokratischere Hingebungen gewöhnt. — Du warst ihr ein neues Feld, und wie sie Deine Liebe cultivirt, sehe ich mit Erschrecken an dem entsetzlichen Wahn, von dem Du befangen bist."

Der Maler war auf seinem Spaziergange durch das Zimmer bei dieser Rede seines Freundes plötzlich stehen geblieben, er stemmte die Hand auf einen Tisch, neben dem er gerade stand und seine Lippen zuckten. „Ich verstehe Dich wohl, Victor," sprach er, „und was Du da sagst, habe ich mir schon hin und wieder selbst vorgehalten, aber ich irrte mich wie Du; es ist eine wahre, eine hingebende Liebe, die sie für mich empfindet. — Wenn es ja wirklich so wäre, wie Du vorhin behauptet, wenn ich ein Spiel ihrer Launen gewesen, wenn ich, nur um ihrer Leidenschaft zu dienen, Alles, Alles verloren hätte, wenn sie nicht bereit wäre, mir ebenfalls ihre Existenz, ihr Alles zu opfern, — oh!" setzte er mit schrecklichem Lachen hinzu, „dann hätte ich keinen Augenblick zu verlieren, um mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen."

„Oder," fiel ihm Victor kalt und ruhig in die Rede, „dem Schicksal zu danken, das Dir endlich die Augen geöffnet."

„Wenn Alles zu spät, Alles verloren wäre!"

„O ja, so würde es sein, wenn Du Dir feiger Weise eine Kugel durch den Kopf jagen wolltest. — Glaubst Du," fragte Victor nach einer Pause, „daß ich Dein Freund bin, Dein wahrer, aufrichtiger Freund?"

Der Maler nickte mit dem Kopfe.

„Biſt Du überzeugt, daß ich Dir mit jeder Aufopferung helfen werde?"

„Gewiß, Victor, ich habe Dich ſo erkannt."

„Nun denn, ſo folge meinem Rath und ſei verſichert, daß er heilſam für Dich iſt, daß er Dich retten wird. — Geh' zu ihr hin, ſo bald Du kannſt, ſage ihr, was Dir widerfahren, daß Du jetzt frei ſeieſt, ihr ganz angehören werdeſt. Sei leidenſchaftlich, wie Du es leider eben bei mir warſt, ſprich mit Ueberzeugung und wenn Du ihr Dein ganzes Innere dargelegt, ſo verlange von ihr — kein Opfer, was ſie Dir bringen ſoll, nur die Verſicherung ihrer dauernden, unwandelbaren Liebe. Vergiß aber nicht, ihr zu ſagen, daß Du ihr jetzt ganz zu eigen ſeieſt. — Dann gib weniger auf ihre Worte als auf ihre Mienen Acht. Es wird Dir nicht ſchwer ſein, mit eiferſüchtigem Argwohn — denn der wird ſich bei Dir gleich entzünden — zu fühlen, ob der Druck ihrer Hand ſo aufrichtig und warm iſt wie geſtern, ob ſich ihre Lippen Dir ſo hingebend nähern werden wie ſonſt."

„Und dann?"

„Nun, und dann magſt Du erfahren, was Du willſt — Du gibſt mir Dein Wort, mich ſogleich aufzuſuchen und ehrlich mit mir zu reden, Du wirſt dazu geneigt ſein, denn Du haſt dann eingeſehen, wie vortrefflich mein Rath war. Willſt Du?"

Der Maler hatte ſeinen Gang durch das Zimmer wieder aufgenommen, und wenn er an das Fenſter kam, während ſein Freund ſprach, blieb er dort einen Augenblick tief aufſeufzend ſtehen.

„Rede noch länger ſo zu mir," ſagte er nach einer Pauſe; „Deine Worte treffen mein Herz, und wenn auch ſchmerzlich, wie mit Keulenſchlägen, ſo rüttelt doch jeder dieſer Schläge an einem ſtarken Bande, das mich feſt eingeſchnürt hielt. Was Du mir ſagſt, erhellt mein Gehirn, und wenn die Glut, die mein Blut durchtobt, mir auch jetzt noch wie eine Alles verzehrende Feuers-

ſagt die eine, „fragen wir die Jungfer mit der Laterne, ob ſie nicht das Haus unſeres Bruders weiß," geſagt, gethan; die andere hält die Davoneilende feſt und nennt den Namen ihres Bruders.

„I Du mein Gott," ſagt das Mädchen, „das iſt ja meine Herrſchaft, der Herr Kanzleirath ſind unwohl und haben mich abgeſchickt Sie zu holen, ich habe Sie wahrhaftig nicht gekannt;" — neues Erſtauenn, ſeliges Entzücken. Die Magd wird mit den Effekten der beiden Damen beladen und ſieht aus, wie eine wandernde Schachtelhandlung, die eine der Damen trägt die Laterne und ſo ziehen ſie dahin, die lange Erwarteten und endlich Gefundenen. Was zurückbleibt, iſt nicht der Rede werth, es ſind entweder Leute, wie der höfliche, dicke alte Herr, die weiter reiſen oder ledige Menſchen, die ihre Effekten dem Hausknecht anvertrauen und im Weggehen überlegen, was ſie zu Nacht ſpeiſen wollen.

Auf dem Poſthof wird es leer und ſtill, die Lichter der Wagen und die Stalllaternen der Poſtoffizianten werden ausgelöſcht, die Fenſter der Bureau's verfinſtern ſich bis auf eines, wo der wachthabende Sekretair ſitzt, die Schritte der davoneilenden Paſſagiere verhallen allmählig in der Straße, der alte Herr mit der grauen Reiſemütze ſteckt ſich eine andere Cigarre an und klettert in den abfahrenden Wagen. Der Poſtillon bläst: „Noch iſt Polen nicht verloren," die Uhr ſchlägt zehn, der Con-

brunſt erſcheint, ſo iſt es mir doch, als ſeien es keine Flammen, was mich erſchreckt, ſondern, als ſähe ich, wandelnd in finſterer Nacht, das Anbrechen einer neuen Morgenröthe, — als ſei langſam über mich dahin gezogen ein verſengendes Meteor, unter dem ich mich wohl gefühlt, ſo lange es meine Sinne gebannt, deſſen fürchterlichen Druck ich aber jetzt erſt recht empfinde, da es anfängt von mir zu laſſen, und da ich, ſeinem glühenden Hauche folgend, lindernde, kühle Lüfte zu verſpüren glaube. Deßhalb ſprich zu mir."

Er warf ſich in einen Fauteuil und ſtützte den Kopf in ſeine Hand.

„Wenn ich vorhin ſagte," fuhr der Muſiker fort, „Du habeſt die Flamme nicht nur umſpielt, ſondern Dich auch hineingewagt, ſo hatte ich darin vollkommen Recht, ohne Dir auf Deinem Standpunkte übrigens Vorwürfe darüber machen zu wollen. Was Dich in die gefährliche Welt trieb, wo Du Deine Ruhe gelaſſen, war die leicht begreifliche Neugierde, ein Leben kennen zu lernen, das dem Künſtler nicht unbekannt bleiben ſoll. Es gibt aber zweierlei Wege, um dies ungeſtraft doch vielleicht mit einigem Erfolg thun zu dürfen: entweder Du wirfſt Dich, ein rüſtiger Schwimmer, in jenes glänzende, trügeriſche Meer, ſchwimmſt mit den Uebrigen um die Wette, auf's Gerathewohl, wohin es gehen mag, wirſt vielleicht von einem ſtolz vorüberſegelnden ſtattlichen Schiffe als unbedeutend überfahren oder an Bord genommen, wo Du dann wohl in einer behaglichen oder unbehaglichen Abhängigkeit, je nach Deiner Gemüthsart, auf andere arme Schwimmer herabſchauſt und ſo Dein Leben damit verbringſt, Dich nach jedem Winde zu richten oder die Zeichen und Flaggen aufzuziehen, die Dir gerade befohlen werden. — Vielleicht auch entdeckſt Du irgend ein verzaubertes Eiland, eine wunderbare Fee, die Dich aus den Wellen zu ſich emporzieht, Dir die Krone auf's Haupt drückt, Dich zu ihrem Herrn und König macht, was auch ſchon geſchehen

iſt, aber höchſt ſelten. Endlich kann es Dir gehen, wie es Vielen ergeht: Du ſchwimmſt, ſo lange Deine Kraft dauert, um endlich, wenn Dich nicht vielleicht ein günſtiger Wind zurück an das Ufer führt, das Du leichtſinnig verlaſſen, unbeachtet unterzugehen. Es wäre möglich, daß Dich ein ſolches Ende befriedigte, daß Du bethört von all' dem trügeriſchen Glanz, der Dich umgibt, die Hoffnung nicht fahren ließeſt und ſelbſt dann noch das Glück zu erblicken glaubteſt, das ſich Dir roſig näherte, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne Deine brechenden Augen blenden."

Dieſe Worte hatte Victor mit leichten Accorden begleitet, doch unterbrach er ſich jetzt und ſagte lächelnd:

„Meine Phantaſie führt mich zu weit, das heißt, ich werde zu weitläufig."

„Für mich nicht, gewiß für mich nicht, Victor."

„Gut denn, ſo wollen wir alſo den zweiten Weg beleuchten, den man einſchlagen könnte, um Nutzen aus jener Welt zu ziehen, die ſich mit einer ziemlichen Portion von Uebermuth ‚die Geſellſchaft' zu nennen beliebt. Du betrachteſt ſie einfach wie jedes Andere, was Dir zum Vorwurf ihrer Studien dienen kann, als ein Blumenbeet, meinetwegen auch als ein Feld voll wucheriſchen Unkrautes, zierlich in ſeinen Formen, aber im Ganzen von zweifelhaftem Nutzen. Sie dient Dir wie eine Partie herrlichen Baumſchlags, wie ein verwitterter Stamm, der mit Schmarotzerpflanzen umgeben iſt, wie die ſanfte Glut der ſcheidenden Sonne, wie der trotzige, blutrothe Schein eines Nordlichts. Du tangirſt dieſe Kreiſe kaum, da Du gewöhnlich beobachtend bei Seite ſtehſt; Du füllſt Deine Phantaſie, Deine Mappen mit Licht und Schatten, mit dem blendenden Schein, der dort auf dem gewaltig einherſchießenden Waſſer liegt, mit der trügeriſchen ſchwankenden Decke, welche jenen Sumpf überzieht, der als Rahmen dient einiger wenigen, in lockenden Farben prangenden Waſſerroſen. — Das war Dein Weg, den Du hätteſt einſchlagen ſollen. Du nahteſt

aber unbedachtſam dem abſchüſſigen Ufer, obgleich gewarnt, Ferdinand, — vergiß das nicht — und erſt, als Du mitten in der Strömung warſt, fiel es Dir ein, daß Du nicht frei und unabhängig ſeieſt, um dem erſten der angegebenen Wege zu folgen; da merkteſt Du wohl, daß es Dir unmöglich ſei rüſtig mitzuſchwimmen, um etwas zu erringen oder unterzugehen, und da wähltеſt Du einen Seitenpfad, der am verderblichſten war, der Dich mit Dir ſelbſt, mit Deiner Vergangenheit und Zukunft zerfallen machte. — Wie man nicht ungeſtraft unter Palmen wandelt," fuhr der Muſiker nach kurzem Stillſchweigen fort, „ſo kann man auch jenes Leben nicht ungeſtraft genießen, ohne ſich ihm ganz hinzugeben. Das verſuchteſt Du zu thun und die Strafe folgte Dir auf dem Fuße."

„Ich verſtehe, ich verſtehe."

„Wenn Du aus dem rauſchenden Leben der großen Welt in Dein ſtilles, friedliches Haus zurückkehrteſt, ſo erkaltete Deine Phantaſie, voll von glänzenden Bildern, als Dein Fuß, der eben noch weiche Teppiche betreten, jetzt auf dem Holzboden Deiner Treppe, Deiner Zimmer klang. Nicht blos der Künſtler hatte mit in der Geſellſchaft gelebt, auch der Menſch. Und das warſt Du nicht im Stande, von einander zu trennen; Du verglichſt die einfachen Wände Deines Zimmers mit jenen glänzend verhängten Räumen, die Du eben verlaſſen; der Schein der Lampe, der Dir bis jetzt ſo friedlich geleuchtet, verblaßte gänzlich, wenn Du an die ſtrahlenden Lichter dachteſt, die ſich dort, wo Du herkamſt, in Gläſern, in Brillanten, vor allem in gefährlichen ſchwarzen Augen widerſpiegelten. Du verglichſt die treuen Blicke Deiner Frau mit jenen verzehrenden, die wir kennen; ihre einfachen, herzlichen Worte mit jenen ſchmeichleriſchen, verführenden Reden, die dem Künſtler galten, und die der Menſch, eitel wie wir Alle ſind, auf ſich bezog."

„Wahr, ſehr wahr."

„Was Dir am längſten friſch und jedem Vergleiche Stand hielt, das waren Deine Kinder. O ich kann mir das denken, das urſprüngliche Weſen dieſer friſchen, liebenswürdigen Naturen iſt ja wie der Thautropfen auf dem Blatt einer Roſe, in jeder Stimmung begehrenswerth, genügend, erquickend, mit Nichts vergleichbar und deßhalb allen Vergleich ſiegreich aushaltend.“

„Gewiß, gewiß.“

„Aber nur eine Zeitlang erſchien Dir das ſo; ich finde es, wenn nicht verzeihlich, doch begreiflich. Dann traten in Deiner befangenen Seele ſelbſt die lieben, friſchen Geſichter nach und nach in den Hintergrund vor den kleinen, unangenehmen Zufälligkeiten, welche das tägliche Leben nun einmal begleiten, die, ich gebe das zu, der Natur eines Künſtlers zuwider ſind und die —“

„Thereſe ſich nie die Mühe gab, mir ſo viel es ihr möglich war zu verdecken. — Es iſt wahr,“ rief der Maler ſchmerzlich erregt, „ich trug das Unrecht in mein Haus, ſie aber that nicht, was ſie thun ſollte, um mich im engen Kreis meiner Wände die andere Welt vergeſſen zu machen. Du mußt mir zugeben, Victor, daß ich gearbeitet habe, wie ein Menſch nur arbeiten kann. Und meine Arbeit wurde belohnt, ſie und mein Name mir reichlich bezahlt. Ich konnte nicht nur ſorgenlos leben, ja ich hätte für meine Verhältniſſe ſehr anſtändig leben können. Und was das anbelangt, ſo rang ich vergebens mit dem ſtarren Sinne meiner Frau. Ich will Dir geſtehen, jenes glänzende Leben, in das mich meine Kunſt hineintrieb, ſagte meiner Phantaſie mehr zu. Biſt Du doch im gleichen Falle, und was Du von Anfang an thun konnteſt, beſchloß auch ich zu thun: in meinem Hauſe nämlich ein Stückchen Umgebung zu zaubern, die mich draußen entzückte; ich wollte bei mir ſtatt des einfachen Holzbodens, um Deine Worte zu gebrauchen, den Teppich wieder finden, den mein Fuß dort verließ; ich wollte die kahlen Wände meines Zimmers ebenfalls reich verhängen mit jenen Sachen, die freilich zum gewöhnlichen

Leben unnöthig ſind, die aber den Sinn eines Künſtlers erfriſchen. — Auf dieſe Art gedachte ich anfänglich mit jener anderen Welt fortzuleben, die mich, ich geſtehe es, in ihren Formen ſo mächtig anzog. — Aber das — ein rettender Ausweg, ſcheiterte an dem — Widerſpruch meiner Frau, die mich nicht begriff. Sie konnte oder wollte es nicht verſtehen, daß es meinem Auge wohl thun müſſe, irgend einen geſchmackvollen Seſſel, vielleicht ein reiches Möbel in meinem Zimmer zu ſehen, an der Wand einen Spiegel, eingerahmt mit dunkel geſchnitztem Eichenholz oder auch eine alte Waffe, auf dem Tiſche ſonderbar geformte Krüge, ein Paar alte hohe Trinkgläſer, bei deren Betrachten ich mir ſo leicht jene Zeit vergegenwärtigte, wo dieſe Gläſer, angefüllt mit funkelndem Wein, zwiſchen bärtigen Männern ſtanden, die über das dunkle Wamms den breiten, feinen Spitzenkragen hinausgelegt hatten, die auf dem Kopf den breitkrämpigen Hut trugen mit lang herabhängender Feder, während Schwert und Handſchuhe neben der dickbäuchigen Flaſche ſtanden — oh! — Thereſe verſtand mich nicht, wenn ich ein Stück ſchweren, alten Seidenſtoffes mit nach Haus brachte von irgend einer leuchtenden Farbe und wenn ich dabei nicht beachtet, daß dieſer Stoff fleckig war, — ſie begriff nicht, wie man für ſo verlegene Waare, wie ſie es nannte, ſein gutes Geld ausgeben könne; ſie vermochte es nicht zu faſſen, wenn ich ein ſolches Stück Damaſt über einen Stuhl warf, daß es auf den Boden herab rollte, wobei ich mich ſo ſehr an dem Faltenwurf und dem Spiel der Farben ergötzte."

„Ich verſtehe das," ſagte der Muſiker ſeinerſeits.

„Ich verſichere Dich, Victor, nicht einmal in meinem Atelier, ſo lange ich es in meiner Wohnung hatte, konnte ich es durchſetzen, daß nicht eine ſogenannte Ordnung meine mir ſo nothwendige maleriſche Unordnung tagtäglich zerſtörte. Dadurch wurde ich verdrießlich, mißmuthig, und alle die kleinen Verſchönerungen des Lebens, die ich auswärts ſah und die ich mir auch hätte

verſchaffen können, erſchienen mir um ſo begehrenswerther, je mehr ich kämpfen mußte, ſie zu beſitzen. — Und einen vergeblichen Kampf," ſetzte er düſter hinzu. — „Stelle mich dazu an," fuhr er nach einer Pauſe fort, eine ſteile Felſenwand zu erklimmen, wo ich im Stande bin, meine Kraft zu gebrauchen, wo mein Muth mit dem Widerſtande wächst, wo ich, mich mit Händen und Füßen anklammernd, durch den kalten, mir widerſtrebenden Stein förmlich ermuthigt werde, — glaube mir, ich werde nicht nachlaſſen und den Gipfel erreichen. Aber kämpfe einen Kampf gegen ein Terrain, wo Wort und That keine Federkraft fühlt, die ihr entgegengeſtellt wird, wo Alles, was Du ſagſt und thuſt, nicht von dem Gegner friſch zurückprallt oder Dir wieder zugeworfen wird, ſondern wie in einer weichen Fläche ſtecken bleibt, wo Du auf einem Sumpfe wandelſt, bei jedem Schritte bis an die Knöchel einſinkſt, und dann, wenn Du den Fuß zurückziehſt und glaubſt, wenigſtens einen Eindruck gemacht zu haben, gewahr wirſt, wie der momentan nachgebende Boden wieder aufſchwillt und die alte langweilige Fläche ſich wieder auf's Neue darſtellt. — — Doch verzeihe mir, Victor," ſprach der Maler, unmuthig die Hand emporhebend, „ich ſpreche Worte, deren Sinn Dir vielleicht unverſtändlich iſt, den ich aber tief und ſchmerzlich fühle."

„O nicht doch," erwiederte der Muſiker; „ich glaube zu verſtehen, was Du ſagen willſt."

„Ich kehre in mein Haus zurück," fuhr der Andere nach einem minutenlangen, gedankenvollen Stillſchweigen fort, „erfreut über Worte der Anerkennung, die ich draußen erhalten, ich wiederhole ſie beglückt in der Hoffnung, daß man ſie mit mir empfindet. — O nein, und wenn ich dann ſehe, wie ich mich geirrt, ſo fühle ich mich plötzlich abgeſtoßen, erkältet. Und wenn es nur unbedingte Theilnahmloſigkeit ihrerſeits geweſen wäre, die mich nicht verſtehen konnte und wollte, ſo hätte ich mich am Ende tröſten müſſen. — Aber nein, es war oft wie eine böſe Luſt, meinen

Enthuſiasmus zu dämpfen und mir achſelzuckend zu ſagen: ‚Wie könnte ich mich auch über das Urtheil von Leuten freuen, die ja doch nur ſo ſprechen, um etwas Angenehmes zu ſagen!‘ — Zum Teufel! Ich bin nicht der, der über jeden Pinſelſtrich gelobt ſein will, aber ohne Anerkennung, ohne ein belobendes Wort arbeiten iſt gerade, wie mit verbundenen Augen auf einer Landſtraße den Karren ziehen. — Doch laß mich ſchweigen davon, obgleich ich Tage lang und gewiß nicht ohne Grund fortfahren könnte. Was ich geſagt, ſoll nicht dazu dienen, das, was ich gethan, zu entſchuldigen, ſondern es ſoll Dir nur begreiflich machen, in welcher Gemüthsſtimmung ich mich befand, als ich mich vielleicht dadurch in etwas verzeihlich jenen Schlingen nahte, die mich nun feſt umgarnt halten, als ich mich, um Dein Bild zu wiederholen, in jenes Meer ſtürzte, das mich — ich fühle es wohl — in ſeine Tiefen reißen wird.“ — —

— — „Vergiß nicht,“ gab Victor, nachdem der Maler eine Zeitlang geſchwiegen, zur Antwort, „daß ich am Ufer ſtehen werde, ja daß ich mich ſelbſt in die Wellen begeben möchte, um Dir helfend die Hand zu reichen und zu Deiner Rettung zu thun, was in meinen Kräften ſteht.“

„Ich danke Dir, Victor, ich wußte wohl, daß mein Vertrauen zu Dir mich nicht täuſchen werde.“

Der Maler erhob ſich von ſeinem Stuhle und reichte dem Freunde die Hand, welche Victor herzlich drückte, und dann ſprach:

„Vor allen Dingen ſchweige gegen Jedermann über das, was ſich in Deinem Hauſe begeben, und forſcht Jemand nach Thereſen und Deinen Kindern, ſo haben ſie eine kleine Reiſe gemacht und werden bald zurückkehren. Theile den wahren Sachverhalt keinem Menſchen mit; es wäre das für Neugierige ein willkommener Scandal; ich muß dies Wort gebrauchen, — und ſie würden dieſen Vorgang ſo lange breit treten und vergrößern, bis er zu

einer genügenden Kluft würde, Dich von Deiner Familie auf ewig zu trennen."

Stifter hatte sich gegen das Fenster gewendet und sagte, ohne umzublicken: „Glaubst Du wirklich und gewiß daran, Victor, daß ich sie — wiederfinden werde? O Du kennst nicht die Härte ihres Charakters."

„Und hoffst Du darauf?" sprach Victor, ohne die Frage des Freundes zu beantworten.

„Ja, ich hoffe darauf," rief der Maler, indem er sich umwandte. Man sah sein Auge eigenthümlich funkeln. — „Ob ich darauf hoffe! Und deßhalb will ich Deinem Rathe folgen; ich will hin zu ihr, ich will ihr mittheilen, wohin mich diese unselige Leidenschaft gebracht; ich will forschend in ihr Auge blicken, ich will den Schlag ihres Herzens fühlen, während ich ihr sage, daß ich nun ganz frei sei, daß ich ihr angehören wolle bis zum Schluß meiner Tage, daß ich ihr folgen werde bis an's Ende der Welt."

„So sprich — ja, so mußt Du sprechen."

„Und ich fange selbst an zu fühlen, daß es entsetzlich wäre, wenn sie sich darauf an meine Brust werfen würde, wenn ich aus dem Druck ihrer Hand, wenn ich aus dem Glühen ihrer Wangen ersehen müßte, daß sie entzückt von dieser Nachricht ist. — Und doch," setzte er leise, wie mit sich selber sprechend hinzu, „ist sie berauschend, hinreißend, wenn ihre Wangen glühen, wenn ihr Blut fieberhaft durch die Adern rast. — Ah! weg mit diesen entsetzlichen Bildern!" Er fuhr hastig mit der Hand über die Stirne.

Der Musiker legte dem Freunde seine Rechte auf die Schulter und sagte in sehr bestimmtem Tone:

„Ja, Ferdinand, verjage diese Bilder; sprich offen mit ihr, und ihre Wange wird erglühen, jedoch nicht von der Lust, in

Deine Arme zu ſtürzen. — Aber ehrlich Spiel! das verſprichſt Du mir."

„Ehrlich Spiel — ſo wahr mir Gott helfe!"

Es war, als wollte die kleine Uhr, die auf dem Kamin ſtand, in dieſe Betheuerung mit einſtimmen, denn ihr Räderwerk ſurrte, — ſie ſchlug die achte Stunde.

Die neunte Stunde.

Er Maler hatte ſich entfernt, nachdem er ſeine weiße Halsbinde zurückgelaſſen und ſich aus der Garderobe ſeines Freundes mit einer ſchwarzen verſehen. Victor ſetzte ſich an ſein Inſtrument, doch wollte es ihm nicht recht gelingen, die richtige Stimmung wiederzufinden. Er dachte an das Geſpräch, was er eben mit dem Freunde geführt, und es war ſo Manches darin, das auf ihn ſelbſt hätte

dukteur ruft; „Fort!“ und der Wagen fährt in die Nacht hinaus. —

Da ſtand ich denn wieder allein an meinem Eckſtein und für mich hatten die ankommenden Wagen nichts gebracht, „hätte ich nur ein einziges bekanntes Geſicht geſehen, die Großmutter, ſelbſt der Vormund, ja ſogar die Schmiedin wäre mir willkommen geweſen.

Mit einem tiefen Seufzer ging ich davon und ſo kleine Schritte ich auch machte, immer näher kam ich dem Stieglitz'ſchen Hauſe. Ich hatte mich an der andern Seite der Straße gehalten und erreichte ſo das offenſtehende hellerleuchtete Portal des Gaſthofes, der unſerem Hauſe gegenüber lag. In der Flur deſſelben ſtanden Kellner mit den Servietten auf dem Arm und Lichtern in der Hand um einen großen Haufen von Reiſeeffekten und der Oberkellner handhabte die große Glocke und rief die Nummern der Zimmer ab, welche den Gäſten angewieſen wurden.

Ich ſtarrte in das Gewühl, als plötzlich, wie ein Stern in dunkler Nacht, eine Stimme mein Ohr traf, eine tiefe Baßſtimme, welche die Worte ſprach: „Theuerſter Hausknecht, laden Sie meinen Koffer auf, ich habe jetzt lange genug unter dem Hauſe geſtanden.“ Ich trat auf den Sprecher zu und als ich ſeinen Namen rief, als ich ſagte: „Herr Doktor Burbus!“ traten mir die dicken Thränen in die Augen.

passen können, so viel Aehnliches mit seinen eigenen Verhältnissen, wenn er — einstens doch noch Alice zur Frau bekäme.

„Pah," sagte er, den Kopf aufwerfend, „wie kann ich nur plötzlich wieder auf den Gedanken an Alice kommen! Und doch ist es eigenthümlich, wie oft ich mich auf einem ähnlichen ertappe; daß ich aber vollkommen ruhig dabei, ohne irgend welche Aufregung bin, ist mir ein Zeichen, daß bei dergleichen Phantasieen durchaus keine Gefahr ist. Aber wenn sich eine solche Phantasie einmal verwirklichen würde, dann bin ich fest überzeugt, es ginge mir in manchen Beziehungen so, wie diesem armen Ferdinand. — Auch Alicen, fürchte ich, wären dicke Teppiche, weiche Fauteuils und ein eleganter Anzug fast ein Greuel. Oh, es ist das sehr traurig! — Warum?" fragte er sich selbst lächelnd, „was geht es mich an? — Nun ich dachte nur so, wenn der Mann, welcher das Glück hat, Alice einmal zu besitzen, auch in solchen Ideen befangen wäre — mir wäre es zum Beispiel ein Horreur, wenn ich nach Hause käme und meine Frau in Schreibärmeln — — Schade, daß man niemals vereinigt findet ein edles Herz, ein reines Gemüth, vollendete Schönheit, was Alice Alles besitzt, und eine elegante Tournure, die Kunst, das Leben durch alle die kleinen Finessen zu verschönern, eine Kunst, die Camilla in so hohem Grade besitzt."

Er war an das Fenster getreten und blickte auf die Blättermassen des Parkes, die sich dort vor ihm ausbreiteten. — Camilla! — Wenn ihm auch bekannt war, daß der Garten, den er hier überschaute, daß das Gebäude, dessen Dach über den Bäumen emporragte, ihrem Mann, dem Baron von Molitor gehörte, so war es ihm doch nie in den Sinn gekommen, in seinen Phantasieen ihre herrliche Gestalt hieher zu versetzen; wußte er doch, daß sie nie diesen Platz, weder Garten noch Haus, betreten hatte, daß der Baron dieses Besitzthum nie geliebt hatte und selbst seit langen Jahren fern davon geblieben war. Die Ver-

wilderung des Parkes, die finstere Ansicht des Vorderhauses erschienen ihm auch durchaus nicht einladend und ließen wohl erkennen, daß der beständig abwesende Besitzer sich um Haus und Garten durchaus nicht bekümmerte und dasselbe völlig seinem Schicksal überließ.

Als er so am Fenster lehnte und seine Blicke über das Grün hinweg nach dem freien Platz schweifen ließ, wo die Fontaine ihren Wasserstrahl lustig emportrieb, da mußte er unwillkürlich aufhorchen, denn es war ihm gerade, als höre er heute wieder, wie schon früher ein paar Mal, das laute lustige Lachen eines Kindes. Ja, ja, es war nicht anders möglich, er konnte sich darin nicht irren, das Lachen der frischen jugendlichen Stimme drang zu klar und hell durch die brütende Stille, die auf dem weiten Parke lag. — Glaubte er doch fast, einzelne Worte zu vernehmen. Es war, als spiele Jemand mit dem Kinde, das dort so herzlich lachte, necke es, laufe ihm nach, fange es oder werde von ihm gefangen, denn von Zeit zu Zeit hörte man einen lauten Jubelschrei.

Jetzt — dort hinter dem freien Platze, flatterte etwas wie ein helles Gewand durch die Büsche; mehr konnte er nicht sehen. Es war nur ein kurzer Augenblick, dann erschien der Weg dort wieder ebenso öde wie vorher. Auch das Lachen, welches noch zuweilen hörbar wurde, klang ferner und ferner und verlor sich endlich ganz gegen das Haus zu.

Dicht unter seinen Fenstern hörte der junge Musiker jetzt rasseln und es war, als bräche Jemand mitten durch die dichten Gebüsche, welche dort die kaum mehr sichtbaren Wege einfaßten. — Ah, es waren die beiden kolossalen Hunde, die er früher auch gesehen und die nun zum Vorschein kamen, und am Boden schnuppernd kreuz und quer den Garten durchstrichen. Ihnen folgte der alte mürrische Bediente mit seinem Doppelgewehr auf der Schulter, der, aufmerksam hin und her spähend, über den

Weg heran kam, und in die Höhe blickend den jungen Muſiker an ſeinem Fenſter bemerkte.

In dieſem Augenblick machte der Alte eine Bewegung, als habe er Luſt nach ſeiner Flinte zu greifen, ſchien ſich aber wieder eines Beſſern zu beſinnen; er brummte einen kräftigen Fluch in den Bart und ließ etwas vernehmen, wie von unbefugter Neugier, verſteckten Lauſchern, denen man beſſer thäte, ein Stück Blei in den Hirnkaſten zu jagen.

Dieſe Bemerkungen des alten Mannes, halb und halb gegen das Fenſter emporgerichtet, klangen ſo außerordentlich brutal und herausfordernd, daß ſie wohl dadurch einen komiſchen Effect hervorbringen mußten.

Victor konnte ſich deßhalb nicht enthalten, beim Anblick des verdrießlichen Haremwächters, — denn ſo kam ihm der Alte in dieſem Augenblicke vor, — laut aufzulachen, was der da drunten aber ſo übel zu nehmen ſchien, daß er alles Ernſtes ſein Gewehr von der Schulter nahm und einen der Hahnen knacken ließ. Jetzt aber lehnte ſich der junge Muſiker, ſoweit er konnte, aus dem Fenſter und rief dem Alten ſehr ruhig zu: „Wenn Ihre ſehr verſtändlichen Pantomimen in der That mir gelten ſollen, ſo warten Sie einen Augenblick, bis ich mir auch Schießbedarf herbeigeholt, und dann wollen wir in Gottes Namen ſehen, wer am beſten treffen kann. — — Was fällt Ihnen übrigens ein!“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher ihn der Alte ſtarr angeſchaut, — „geht es Sie im Geringſten etwas an, oder kann es Sie geniren, wenn ich, der ich doch wohl das Recht habe, zu meinem Fenſter hinauszuſchauen, von dieſem Rechte Gebrauch mache? — Und was das Spioniren anbelangt, ſo könnte man Ihr Umherſchleichen, wobei Sie bis an die Zähne bewaffnet ſind, viel eher ſo nennen und hätten wir alles Recht, uns darüber zu beklagen, daß man vor unſerer Naſe in einer friedlichen Stadt mit geladenem Gewehr herumzieht. — Ich werde mich übrigens

gehörigen Orts nach Ihrem Rechte, dies zu thun, erkundigen, darauf können Sie sich verlassen."

Das Wort „erkundigen" schien auf den Wächter von Allem dem, was der junge Mann gesprochen, den größten Eindruck gemacht zu haben, denn er schulterte sein Gewehr und brummte in den Bart: „Was erkundigen! Wir lassen nichts über uns erkundigen. Zum Erkundigen muß man in unsere Nähe kommen, und wir möchten wissen, wer dazu Lust hat."

„Ich wahrhaftig nicht," erwiederte launig der junge Mann, dem die Unterhaltung mit dem Währwolf anfing Spaß zu machen. Schon der nähere Anblick desselben war eigenthümlich; als er so tückisch hinausschielte, sah man seine Augen kaum unter den langen, dichten, überhängenden Brauen, seine Stirn war stark gefurcht, und um den trotzigen Mund spielte etwas wie Trauer und Schmerz.

Er schien unschlüssig, ob er eine Antwort geben oder die Unterhaltung abbrechen oder aber ob er noch dableiben solle; endlich pfiff er jedoch den Hunden, warf sein Gewehr auf die Schulter und sagte, indem er noch einen wilden Blick an das Fenster hinauf warf: „Hoffen wir für uns Beide, daß wir uns nicht einmal näher und noch unangenehmer begegnen." Damit verschwand er in dem Gebüsche.

Victor blickte ihm kopfschüttelnd nach und beschäftigte sich in seinen Gedanken damit, einen möglichen Zusammenhang zu finden in dem, was er heute Morgen hier gehört und gesehen, dem verwilderten Garten, dem Lachen der frischen Kinderstimme und der fast komischen Wuth dieses alten Wächters da unten. Es kam ihm fast vor wie ein Märchen der alten Zeit, das in unsern aufgeklärten Tagen spielt.

Da fühlte er, daß ihm Jemand leise auf die Schulter klopfe, und als er sich rasch umwandte, sah er Herrn Kohler vor sich stehen.

„Verzeihen Sie," ſagte der vortreffliche Makler, ich habe zweimal angeklopft, aber Sie waren ſo vertieft bei Ihrem Hinausſchauen, daß Sie mich nicht hörten und ich mir ſchon ohne ein freundliches Herein die Erlaubniß nehmen mußte, Ihre Thüre zu öffnen. — Werden Sie mir verzeihen?"

„Ohne alle Frage," erwiederte freundlich der Muſiker; „ſeien Sie mir beſtens willkommen! Es iſt nur Schade, daß Sie nicht einige Augenblicke früher kamen, Sie hätten eines der merkwürdigſten Zwiegeſpräche mit anhören können."

„Ein Zwiegeſpräch von dieſem Fenſter in jenen Garten hinab?" entgegnete Herr Kohler mit einer Miene ſo voll Verwunderung, daß ihn Victor fragend anſah. „Mit Jemand, der da unten in dem Parke war?"

„Allerdings mit Jemand, der da unten im Parke war," gab Victor ziemlich erſtaunt über das ſeltſame Geſicht des Herrn Kohler zur Antwort.

Dieſer neigte ſeinen Kopf hin und her, beugte ſich etwas aus dem Fenſter hinaus und ſagte, nachdem er eine Weile umgeſchaut: „Ich habe immer geglaubt, es weile nie Jemand in dem Parke."

„Und da haben Sie recht, wenn Sie an Jemand denken, über den es ſich der Mühe verlohnt zu ſprechen; ſo einſam, wie Sie indeſſen glauben, iſt der Park auch nicht."

„Nicht?" fragte Herr Kohler mit einem außerordentlich erſtaunten Geſichte.

„O nein," erwiederte der junge Muſiker, der unwillkürlich lächeln mußte über die ſeltſame Miene des ehemaligen Maklers. „Da hat's, wie Sie ſehen, wunderſchöne Bäume mit einer Menge von Singvögeln, da giebt's eine prachtvolle Fontaine, da ſieht man zuweilen helle Damenkleider." —

„Ah!" machte der Andere, mehr und mehr erſtaunt.

„Gewiß," fuhr Victor fort, „da hört man das fröhliche Lachen

einer luſtigen Kinderſtimme, da ſieht man manchmal einen Wächter mit zwei gewaltigen Hunden, und dieſer Wächter iſt mit einem Doppelgewehr bewaffnet, womit er Leuten droht, die harmlos unter ihrem Fenſter liegen, um friſche Luft zu ſchöpfen."

„Ah, der alte Andreas," ſagte Herr Kohler.

„Sie ſcheinen ihn zu kennen?"

„Oh, oh, oben hin, nur ein klein wenig," verſetzte der Maler mit einer gleichgültig ſein ſollenden Miene, deren Unwahrheit dem jungen Muſiker aber nicht entging. „Kinderſtimmen hört man im Garten?" fragte darauf Herr Kohler.

„Wenigſtens die Stimme eines Kindes," ſagte Victor, worauf er in gewöhnlichem Tone fortfuhr: „aber das iſt Ihnen ſo genau bekannt, wie mir ſelbſt, lieber Kohler; ſpielen Sie gegen mich den Verſchloſſenen; Sie wiſſen, wie ich Sie kenne. Jemand, der ſo den ganzen Tag damit verbringt, unter Beihülfe eines außerordentlichen Scharfſinns in alle möglichen Verhältniſſe einzudringen, hat doch Kenntniß von dieſem verwilderten Parke mit ſeinem alten Zauberſchloſſe."

„Da wird der Scharfſinn nicht viel nützen," gab der ehemalige Maler, der ſich geſchmeichelt fühlte und deßhalb erweicht wurde, mit wichtiger Miene zur Antwort. „Da hinein," — er ſtreckte die Hand gegen Park und Gebäude aus, — „bringt nur Jemand, der das Zauberwort kennt, durch welches ſich doppelt verriegelte Thüren öffnen."

„Und Sie kennen ja das Zauberwort — ich weiß es beſtimmt," ſprach Victor in zuverſichtlichem Tone.

Der Andere ſchien unſchlüſſig, was er zur Antwort geben ſolle; ſtatt aber überhaupt eine Antwort zu geben, ließ er ſich in den Seſſel nieder, der noch an dem Fenſter ſtand, zog ſeine Cigarrendoſe heraus und ſprach in einem wehmüthigen, faſt leidenden Tone: „Sie erlauben doch, Herr Barring, daß ich mir eine anzünde?"

„Verſteht ſich von ſelbſt, wenn Sie nicht lieber vorziehen, eine von den meinigen zu nehmen.“

„Sie ſind mir zu ſtark,“ erwiederte Herr Kohler, dann ſetzte er mit einem Seufzer hinzu: „namentlich zu ſtark, um ſie heute Morgen zu rauchen; meine Nerven ſind ohnedies ein wenig aufgeregt.“ Er fuhr bei dieſen Worten mit der Hand über ſeine emporſtehenden borſtigen Haare, als ſpüre er irgend einen Druck auf dem Gehirn.

Victor ſpielte gleichgültig eine flüchtige Paſſage auf ſeinem Flügel, dann wandte er raſch den Kopf um, blickte den ehemaligen Makler ſcharf an und ſagte in beſtimmtem Tone: „Sie ſind leidend, man ſieht es Ihnen an; nun, wo fehlt es Ihnen?“

„Mir,“ fragte der Andere mit einer affectirten Ueberraſchung, „was ſollte mir fehlen? Ich bin nicht leidend, ich bin körperlich ſehr geſund.“

Er hatte das „körperlich“ ſo beſonders betont, daß Victor nothwendig fragen mußte: „Aber geiſtig ſind Sie leidend? Geſtehen Sie es nur, Ihnen iſt Etwas zugeſtoßen, was Ihre Nerven außerordentlich afficirte.“

Statt aller Antwort ließ Herr Kohler den Kopf hängen und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

„Sie werden mich genugſam kennen,“ ſprach der junge Muſiker, „um zu wiſſen, daß es nicht meine Art iſt, mich in anderer Leute Geheimniß zu drängen. Andererſeits aber kennen Sie auch meine Freundſchaft für Sie und werden mir zugeben, daß ich Ihnen ſchon manchen nicht gerade ſchlechten Rath ertheilte.“

Der geweſene Makler war haſtig aufgeſtanden, hatte die Hände unter die Rockſchöße gelegt und ſchritt im Zimmer auf und nieder mit einem finſteren Geſichte, das gerade dadurch etwas ſehr Komiſches erhielt. Endlich blieb er mit einem förmlichen Rucke in der Gegend des Flügels, vor dem Victor ſaß, ſtehen, verbarg die rechte Hand unter ſeinem Rocke auf der Bruſt und ſprach in

feierlichem Tone: „Ja, Victor, mir ist etwas Absonderliches heute Morgen geschehen. Sie kennen meine Art, über das Frauenzimmer im Allgemeinen zu denken, Sie wissen, wie ich allen Fesseln entging, die mir im Verlauf so vieler Jahre häufig drohten, ich habe Ihnen oft gesagt," fuhr er elegisch fort, „wie ich der Liebe spottete, wie sie fern von mir blieb — endlich —"

„Ah! mein lieber Herr Kohler, so — endlich hat doch Ihre Stunde geschlagen, und da Sie das mit einem so betrübten Gesichte sagen, so muß ich fast annehmen, Ihre Neigung sei auf arge Hindernisse gestoßen."

„Das ist es nicht, was mich betrübt," meinte Herr Kohler, nachdem er seine Cigarre auf's Neue angezündet, „wohl aber, daß mich, einen alten Praktikus, das so plötzlich überfallen konnte. O ich sage Ihnen, Victor, sie sehen, sie sprechen und die Leidenschaft sich bei mir festsetzen war eins."

„Das sind die gefährlichsten Symptome. Und solches geschah schon heute Morgen?"

„Schon heute Morgen, allerdings," sagte Herr Kohler mit einem tiefen Seufzer, „auf der Eisenbahn — nach sechs Uhr beim ersten Schnellzug nach D. — O diese Eisenbahn!" fuhr er zum Himmel aufblickend fort; „ich wußte wohl, daß mir da einmal etwas zustoßen würde, es hat so was Nervenaufregendes, so was Verwirrendes, das ganze Getreibe da; wie anders, wenn ich an die stillen Freuden meines harmlosen Posthofs denke. Doch genug davon; ich kann Sie versichern, Victor, es war gerade wie in der famosen Oper. Wie heißt sie doch? Ah! das Nachtlager von Granada. — Ta — a — dum — ta — a — dum — ta — a — da — a di — dum," sang Herr Kohler, „ihr Blick mir zugewendet —"

„War Blitz und Schlag zugleich," fiel der junge Musiker ein, indem er auf dem Flügel dazu accompagnirte.

„Ja wohl," ſeufzte der Andere, „war Blitz und Schlag zugleich."

„Und darf man fragen," nahm Victor das Wort, nachdem er eine Zeitlang auf ſeinem Inſtrument phantaſirt hatte, „wer die Erkorene iſt? ob Hoffnungen da ſind, oder was Sie anzufangen gedenken?"

„Darüber habe ich mir noch ſelbſt keine Gedanken gemacht," entgegnete der ehemalige Makler; „doch, lieber Barring, will ich Ihnen nicht verſchweigen, daß es mich mächtig gepackt hat; ob die Zeit Roſen oder Dornen bringt, wer kann das wiſſen! Vorderhand fühle ich mich ihr auf's Innigſte nachgezogen und vermag nur dann froh zu athmen, wenn ich mich ſo ſehr, als es thunlich iſt, in ihrer Nähe aufhalten kann."

„Und hier —" fragte Victor, indem er verwundert umherſchaute, „hier ſind Sie in Ihrer Nähe?"

Herr Kohler trat auf den jungen Mann zu, legte die Hand auf ſeinen Arm und ſagte, indem er ihm feſt in das Geſicht blickte: „Vertrauen denn um Vertrauen — Offenheit gegen einen guten Rath, den ſie mir für ſpäter nicht vorenthalten werden. Victor, Sie ſind ein Mann von Welt, ich glaube mich in Ihnen nicht zu täuſchen. — — Ja — ſie, die ich meine, o Gott noch nicht die Meine! — wird in kurzer Zeit hier in unſerer Nähe ſein, wenn auch nur für wenige Augenblicke — dort," ſprach er, indem er ſeinen Freund an das Fenſter zog, mit der Hand auf das Haus zeigte, das über den Bäumen hervorragte — „dort in jenem alten Gebäude."

„Spaſſen Sie, Kohler?" rief Victor überraſcht. „Alſo hatte ich doch Recht, wenn ich vorhin ſagte, ich ſei verſichert, daß Sie Kenntniß hätten von dem verwilderten Parke da unten mit ſeinem Zauberſchloſſe! Reden Sie die Wahrheit," fuhr er dringender fort, „es intereſſirt mich, darüber etwas zu erfahren."

Einen Augenblick ſchwieg der Andere, dann ſprach er mit affectirt tiefer Stimme, wobei er über die Brillengläſer hinweg in

die Augen ſeines jungen Freundes blickte: „Es iſt ein Geheimniß, Victor.“

„A—a—a—h,“ erwiederte der Muſiker mit kaltem Tone und während er, ſeinen Mann kennend, eine ſehr förmliche Verbeugung machte, „ein Geheimniß, ein Geheimniß! Natürlicher Weiſe wäre es höchſt indiscret von mir, die Mittheilung eines ſolchen zu verlangen.“

„Gewiß nicht, Herr Barring, wenn es das meinige wäre —“

„Laſſen wir es gut ſein,“ gab Victor zur Antwort, indem er mit der gleichgültigſten Miene einige Töne auf ſeinem Flügel anſtimmte. „Was geht es mich eigentlich an, ob irgend wer oder was hinter jenen alten Mauern ſteckt!“

„O ja, es ſteckt Manches dahinter,“ ſagte Herr Kohler, der unglücklich geweſen wäre, wenn er in dieſem Augenblicke wirklich hätte ſchweigen müſſen; „da ich Sie aber als einen verſtändigen jungen Mann kenne,“ fügte er mit zutraulichem Tone bei, „und da Sie doch zur Familie gehören —“

„Zu welcher Familie?“ fragte der Muſiker, indem er ſich Mühe gab, ſein Erſtaunen zu verbergen.

„Nun, zur Familie des Herrn Commerzienraths.“

„Was hat mein Onkel mit jenem Hauſe zu thun?“

„Das iſt gerade das Geheimnißvolle, ich handle in ſeinem Namen und Auftrag.“

„Wo?“

„Dort!“

„Ah!“ machte Victor; „alſo wiſſen Sie auch, wer das alte Haus bewohnt?“

Herr Kohler legte den Finger auf den Mund, wobei er vorſichtig nach allen Ecken des Zimmers ſchaute. „Das iſt gerade das Geheimniß,“ ſagte er, „wer dort wohnt, das heißt, wer ſich dort zuweilen aufhält.“

„Nun denn?“

„Gott ſteh' mir in allen Gnaden bei!" rief der Doktor, denn er war es, „lieber Freund, ſind Sie es wirklich, woher des Weges in ſo ſpäter Nacht? ich freue mich aber in der That und recht ſehr, Sie zu ſehen, gehen wir hinauf."

Er faßte ſeine Hand in der meinigen und bald waren wir in ſeinem Zimmer angekommen. Dort nahm er mich bei den Schultern, küßte mich herzlich und blickte mir kopfſchüttelnd in's Geſicht. „Theuerſter Buchhalter," ſprach er nach einer Pauſe, „hoffnungsvoller angehender Seidenfabrikant, wie geht es Ihnen? mir ſcheint nicht zum Beſten, denn Ihr Geſicht iſt blaß und verſtört und wenn ich Ihren Puls ergreife, ſo deutet mir ſein heftiges Pochen einigermaßen auf bedeutende Gemüths-Bewegung."

„Lieber Doktor," entgegnete ich ihm beruhigter, denn da ich den alten Freund gefunden, war mir eine Centnerlaſt von der Seele gefallen, „mir geht es gut und ſchlecht."

„Das wollen wir," ſagte Burbus, „in einer ausführlichen Erzählung erfahren, haben Sie ſchon zu Nacht gegeſſen?"

„Nein," entgegnete ich und alsbald beſtellte er ein kleines Soupé und ſchon das erſte Glas eines guten Weines löste mir die Zunge und ich erzählte ihm zuerſt, was ſich ſeit ſeinem räthſelhaften Verſchwinden auf der

„Der Baron von Molitor," erwiederte Herr Kohler mit flüsternder Stimme.

Victor fuhr zurück, als habe er etwas Entsetzliches gehört, doch faßte er sich gleich darauf wieder, preßte die Lippen auf einander und sagte nach einer längeren Pause: „Ah richtig, ihm gehört ja Haus und Garten."

„Allerdings, ihm gehört Haus und Garten, dem Freiherrn von Molitor, — Sie wissen, dem Gemahl jener wunderschönen Dame."

„Ja, ich weiß, ich weiß," gab Victor aus einem tiefen Nachdenken heraus zur Antwort. Er war überrascht, erschüttert durch diese Nachricht; tausend Bilder drängten sich ihm gewaltsam auf und drohten seinen ruhigen Sinn zu überfluten. Wie ein düsterer Schatten zog die vergangene Nacht an ihm vorüber, wobei ihm Camilla wie ein leuchtender Blitz erschien, und er gedachte schauernd des Versprechens, welches er ihr gegeben. Dabei blickte er hinab auf die Bäume des Parks, deren Zweige unter einem leichten Winde hin und her schwankten, ihre Häupter gegen ihn zu schütteln schienen, und es ertönte in seinem Ohre wiederholt jenes Lachen der lustigen Kinderstimme, jener jubelnde Ruf, der sich aber mit einem Male in einen Schrei der Furcht, in einen Ruf nach Hülfe zu verwandeln schien. Dann erblickte er in seinen Träumereien wieder den alten Wächter, mit seinen Hunden aus dem Gebüsche tretend, er glaubte zu sehen, wie Jener das Gewehr nun wirklich auf ihn anlegte, er hörte die Schüsse knallen, er fühlte sich von der Kugel getroffen und sagte, während er seine Rechte langsam über Stirn und Augen herabgleiten ließ: „Er hätte Recht, er wäre mir zuvorgekommen." Mit einem tiefen Athemzuge fuhr er empor und schaute, wie um sein Hinbrüten zu entschuldigen, mit einem etwas erkünstelten Lächeln auf Herrn Kohler, der zu ihm sprach:

„Was der Herr Baron für eine Absicht hat, seine kurzen Auf-

enthalte hier so gar geheim zu halten, davon hab' ich keine Idee, aber Factum ist, daß ich behaupten möchte, außer den Leuten in seinem Hause wußten bis vor diesem Augenblicke nur zwei Menschen um seine Anwesenheit — jetzt wissen es drei," setzte er in einem sehr wichtigen Tone hinzu, „Sie — Herr Duvallet, sowie meine Wenigkeit."

„Und die Baronin?" fragte Victor, wie mit sich selbst redend.

„Hat keine Idee davon," entgegnete der Andere; „sie am allerwenigsten. Glauben Sie mir, bester Herr Barring, ich schätze die Baronin, ich verehre sie gründlichst, ich möchte ihr gerne stets Angenehmes erweisen; nicht das Angenehmste aber für sie wäre, wenn man sie davon in Kenntniß setzte, daß der Herr Gemahl schon mehrere Tage hintereinander hier gewesen und mit ihm —" hier stockte Herr Kohler.

„Nun und mit ihm?"

Der ehemalige Makler deutete mit dem Kopfe nach dem Parke hin, dann streckte er die Hand aus, ungefähr drei Fuß über dem Boden, als wolle er so pantomimisch die Größe eines kleinen Wesens anzeigen.

„Ah," meinte der junge Musiker, „die frische Kinderstimme, die ich gehört!"

„Aber bei Gott, Victor, ich habe nichts gesagt, vergessen Sie das ja nicht und überhaupt seien Sie um des Himmels willen nicht leichtsinnig; lassen Sie die Baronin nicht ahnen, daß er sich zuweilen hier befindet, daß die Kleine auch da ist. Sie kennen noch besser als ich diese entschlossene Frau, sie wäre im Stande, einen vergeblichen Versuch zu machen — nun, Sie wissen schon was, und das könnte das allergrößte Unglück geben. — Nicht wahr, Sie versprechen mir auf Ihr Wort, gegen die Baronin von dieser Angelegenheit zu schweigen, überhaupt gegen Jedermann. Darauf müssen Sie mir feierlich Ihr Ehrenwort geben,"

„Und wenn ich das nicht thäte und wenn ich es nicht thun könnte? wenn ich von dieser Nachricht Gebrauch machen müßte?"

„So versprechen Sie mir wenigstens, dies nur im allerdringendsten Nothfalle zu thun und weder ihren Onkel noch mich zu nennen."

„Nun gut, das Versprechen kann und will ich Ihnen geben, nur im höchsten Nothfalle davon zu reden und unter keiner Bedingung die Quelle erfahren zu lassen, aus der ich diese Nachricht habe. — Sind Sie damit zufrieden? Nur müssen Sie mir dafür ein Paar Fragen beantworten."

„Zugestanden; wenn ich kann mit Vergnügen."

„O Sie können, lieber Kohler! Nicht wahr, Sie waren schon in dem Hause drüben, zu einer Zeit, wo der Baron da war?"

Herr Kohler zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann aber sagte er: „Ja — freilich, ich war schon dort."

„Und Sie sprachen den Freiherrn?"

„Ich sprach ihn, aber nur im Auftrag Ihres Onkels."

„Welche Art von Geschäften hat denn mein Onkel mit ihm?"

„Mancherlei, eigentlich nichts Besonderes, er nimmt Gelder für ihn in Empfang, macht Zahlungen für ihn und besorgt ihm auch sonst kleine Geschäfte."

„Und wenn Sie für Herrn Duvallet dort drüben einen Besuch machen, so braucht es wohl Formalitäten, — oder haben Sie einfach nur nöthig, sich melden zu lassen?"

„Und welcher Formalitäten bedarf es!" gab lachend der ehemalige Makler zur Antwort. „Ich kann Sie versichern, eine belagerte Festung macht nicht mehr Umstände, einen Parlamentär einzulassen. Zuerst muß mich der Herr Commerzienrath schriftlich anmelden, daß ich in seinem Auftrag komme, dann wird mir eine Zeit bestimmt, wo ich da und da, immer weit genug vom Hause entfernt, mich einfinden soll. Dort treffe ich einen der alten brummigen Bedienten des Freiherrn, der beschaut mich, und wenn er

sieht, daß ich unzweifelhaft der Kohler bin, — denn sie kennen mich," fügte er mit Wichtigkeit hinzu, — „so gehen wir mit einander nach dem Hause da, und nur in der Begleitung des bekannten Bedienten werde ich eingelassen."

„Und kommt es oft vor, daß Sie Geschäfte mit dem Baron haben?"

„Fast jedes Mal, so oft er in der Stadt ist; Sie können sich denken, lieber Victor, daß der Commerzienrath keine Lust und keine Zeit hat, sich zu solchen förmlichen Audienzen herbeizulassen. Man kennt mich seit geraumer Zeit," — bei diesen Worten warf er sich in die Brust, — „man ist mit meiner Umsicht und mit meiner Art, delikate Geschäfte zu traktiren, vollkommen zufrieden."

„Aber schlägt Ihnen nicht das Herz, Kohler," sagte der junge Musiker lächelnd, „wenn nun die schöne Baronin so freundlich und liebenswürdig mit Ihnen spricht, wie neulich am Bahnhof, — Sie erzählten mir davon! — und wenn Sie Ungeheuer bei sich selbst jetzt sagen müssen, daß Sie im Besitze eines Geheimnisses sind, dessen Mitwissenschaft die arme Frau glücklich machen könnte?"

„Das könnte sie nicht glücklich machen!" entgegnete der Makler kopfschüttelnd; „im Gegentheil, es würde sie zu einem neuen vergeblichen Versuche antreiben, der wieder ebensowenig gelingen könnte."

„Und zu was für einem Versuche?" fragte Victor in anscheinend gleichgiltigem Tone. „Vielleicht zu einem Versuche mit ihrem Manne eine Unterredung zu haben? Darin sehe ich nichts so Schlimmes."

Herr Kohler zog die Augenbrauen zusammen und pfiff leise ein Lied vor sich hin, wobei er den jungen Mann so scharf anschaute, daß dieser fast seinen Blick niedergeschlagen hätte. Dann sagte er: „Mein lieber Freund, es ist besser, wir treiben ein ehrliches Spiel mit einander, Sie sind mit Frau von Molitor sehr bekannt, außerordentlich bekannt, auf's Genaueste liirt, wie sich

die sogenannte Gesellschaft ausdrückt — wollen Sie mir nun weiß machen, Sie wissen nicht, daß die gnädige Frau nie einen Versuch machen wird, ihren Herrn Gemahl wieder zu sehen, dagegen aber sehr viele Versuche — ihre Tochter zurück zu erhalten. Wollen Sie mir das vielleicht leugnen? Nach diesen Worten blickte er fast triumphirend auf den jungen Musiker, der ihm lachend entgegnete:

„Sie haben immer Recht, lieber Kohler, Ihrem Scharfsinn entgeht nichts; nun denn, um also offen mit einander zu sprechen, sollte es denn der Baronin nicht möglich sein, ihren Zweck zu erreichen?"

„Schwerlich — ja ich möchte sagen, es ist unmöglich."

„Nicht wahr, Sie sprachen von Versuchen, die gemacht worden sind? Wer unternahm denn diese Versuche?"

„Wahrscheinlich irgend ein enthusiastischer Verehrer der schönen Frau, um ihr gefällig oder dankbar zu sein."

Victor biß sich auf die Lippen.

„Fast vor Kurzem," fuhr der Andere fort, „wurde wieder ein ähnlicher vergeblicher Versuch gemacht, die kleine Baronesse zu entführen. Der Plan war nicht schlecht angelegt, man hatte die Gouvernante des Kindes in's Verständniß gezogen, es soll sich ein hoher Herr dabei interessirt haben; soviel wir indessen wissen, erwarb er sich einen Streifschuß in den Arm und die Gouvernante erhielt ihren Abschied."

„Und wo ging das vor sich?"

„Auf Klippenberg, dem Schlosse des Freiherrn. — Ja," setzte Herr Kohler mit einem leichten Seufzer hinzu, die Gouvernante erhielt ihren Abschied und jetzt wird eine neue angenommen werden."

„Ah!" machte Victor, indem er tief aufathmete; „und diese neue Gouvernante," sagte er fast zögernd, „haben Sie vielleicht dem Freiherrn zu präsentiren?"

„So ist es," entgegnete der ehemalige Makler, doch machte

er dabei ein seltsam wehmüthiges Gesicht, spitzte auf komische Art den Mund, schloß seine Augen und öffnete sie wieder, so daß der Andere nothwendig aufmerksam werden mußte.

„Diese Gouvernante," sagte Herr Kohler mit einem abermaligen Seufzer — „die Gouvernante nämlich, die wir präsentiren werden, — ist eben diejenige — warum soll ich es nach Allem dem, was wir schon zusammen gesprochen, verschweigen? — ist diejenige, welche mein Herz geraubt."

„Alle Teufel!" rief Victor, „das trifft sich außerordentlich schön."

„Vorderhand sehe ich nichts außerordentlich Schönes darin," antwortete der Makler in sehr traurigem Tone, „ich fand sie, um sie gleich wieder zu verlieren, denn was einmal auf Klippenberg sitzt, das ist für die übrige Welt so gut wie verloren. — Von der Erzieherin," deklamirte er, „wird eine Zurückgezogenheit verlangt, wie sie nur bei dem klösterlichen Leben zu finden ist."

Der junge Musiker hatte seinen Gast am Fenster stehen lassen und ging nachdenkend im Zimmer auf und ab. Ja, durch eine seltsame Verkettung von Umständen schien sich ihm ein Pfad zu zeigen, der ihn bei Erfüllung des Versprechens, das er der Baronin gegeben, leiten konnte. Wenn die neue Gouvernante, für welche sich Herr Kohler so angelegentlich interessirte, auch von einigem Interesse für diesen würdigen Mann beseelt war, so war es möglich, hier einen Anknüpfungspunkt zu finden, von dem sich etwas erwarten ließ. — „Und die Gouvernante?" fragte er rasch, indem er plötzlich am Fenster stehen blieb, „wann wird sie dem Freiherrn vorgestellt?"

„Heute Morgen noch."

„Wer stellt sie vor?"

„Ich," sagte Herr Kohler, worauf er leicht mit der Hand über sein Gesicht fuhr.

„Wenn Sie einige Freundschaft für mich besitzen," fuhr Victor

heftig fort, „so werden Sie mir einen großen Gefallen thun. Veranlassen Sie meinen Onkel, daß er mich statt Ihrer zum Freiherrn von Molitor schickt, um demselben die neue Erzieherin vorzustellen. — — Man könnte dem Baron ja sagen," fuhr er dringender fort, als er das Kopfschütteln des Andern bemerkte, „diese Erzieherin sei meine Verwandte, meine Schwester, was Sie wollen, nur —"

„Wenn ich Sie auf's Bestimmteste versichere," unterbrach ihn Herr Kohler, „daß es rein unmöglich ist, Ihr Verlangen zu erfüllen, so könnten Sie am Ende glauben, ich sei von einer Art von Mißtrauen, von — von Eifersucht bewegt, aber dies ist nicht der Fall; die Dame, die ich dem Freiherrn vorzustellen die Ehre habe, ist von so ruhigem, stillem, nachdenklichem Charakter, daß —"

„Ich ihr auf keinen Fall gefährlich werden kann," lachte Victor. „Ich danke Ihnen für das Compliment, aber wenn es nicht angeht, daß ich Sie dem Baron vorstellen darf, so könnten Sie mir wenigstens dazu behülflich sein, diese Dame, ehe sie nach Klippenberg in die klösterliche Einsamkeit geht, meinetwegen in Ihrem Beisein zu sprechen."

„Sehen Sie, lieber Victor, ich bin wirklich ganz unglücklich, Ihnen sagen zu müssen, daß auch das nicht angehen wird. Diese Dame ist kürzlich von einem schmerzlichen Ereigniß betroffen worden, ein herber Verlust hat ihr Herz erschüttert; sie flieht die Menschen, sie hat sich kaum herbeilassen wollen, mit mir zu gehen — was doch unumgänglich nothwendig war," setzte er im Geschäftstone hinzu — „denn Sie müssen wissen," fuhr er dann wieder ziemlich wehmüthig fort, „sie ist Wittwe; vor der Hand flieht sie, wie gesagt, die Menschen."

Der junge Musiker schüttelte unmuthig mit dem Kopfe, dann sagte er: „Ich sehe schon, mit Ihnen ist heute nichts anzufangen, lieber Kohler; diese erste Liebe, welche Ihr Herz bewegt, macht Sie unempfindlich für alle gerechten Forderungen der Freund-

ſchaft. Nun gut, ich will für jetzt nicht weiter in Sie dringen, aber verſprechen Sie mir, wenn Sie mit Ihrer Wittwe in Relationen bleiben, woran ich nicht zweifle, dieſelbe für Etwas, um was ich ſie vielleicht ſpäter einmal zu bitten hätte, günſtig zu ſtimmen."

„Victor, Victor," verſetzte der ehemalige Makler in ernſtem Tone, wobei er den Zeigefinger der rechten Hand bedeutungsvoll in die Höhe hob. „Sie ſind ein leichtſinniger junger Menſch! Wenn die arme Alice, die Ihnen im Grunde ihres Herzens ſo wohl will, es wüßte, in welche gefährliche Unternehmung Sie Luſt haben ſich zu ſtürzen. — Oh, läugnen Sie mir nicht," fuhr er in komiſchem Pathos fort, indem er nun beide Hände mit ausgeſpreizten Fingern empor hob, „läugnen Sie mir nicht, daß Sie bis über die Ohren im Netze der gefährlichen Frau ſtehen. Das iſt eine zweite Maria Stuart, — wahrhaftig ich thu' mir auf dieſe Idee etwas zu gute; wie ſagt doch der alte Kerl da — nun wie heißt er?" ſetzte er hinzu, indem er mit den Fingern ſchnalzte.

„Ich weiß wohl, was Sie meinen, lieber Kohler," erwiederte der Andere, „aber das ſagt kein alter Kerl, es iſt die ſchöne ſchottiſche Königin ſelbſt, die ſich herabläßt, den Mortimer zu warnen."

„Meinetwegen," gab der ehemalige Makler zur Antwort, „aber was ſie ſagt, paßt ganz vortrefflich hieher, ich habe es zufällig im Theater noch gehört." Dann deklamirte er:

„Mir fliegt ein böſes Ahnden durch das Herz.
Was unternehmt ihr? Wißt ihr's? Schrecken euch
Nicht Babington's, nicht Tichburn's blutige Häupter,
Auf Londons Brücke warnend aufgeſteckt?

Nicht wahr, ich weiß meinen Schiller auswendig?" ſchloß er triumphirend.

„Vortrefflich, lieber Freund, aber ich kann Ihnen nur darauf

zur Antwort geben wie Mortimer, daß mich nicht Babington's, nicht Tichburn's blutige Häupter, auf Londons Brücke warnend aufgesteckt, schrecken werden, selbst nicht ein Streifschuß in den Arm. — Aber Scherz bei Seite, die Freundschaft werden Sie für mich übrig haben, um mir behülflich zu sein, gelegentlich eine Mittheilung an Ihre schöne Wittwe gelangen zu lassen."

Herr Kohler war nachdenklich geworden. „Daß sie nach Klippenberg kommt," sprach er zu sich selber, „ist vorderhand wichtig, denn nur auf diese Art kann ich sie im Auge behalten. Daß sie aber ewig dort bleibt, ist unnöthig, denn so lange sie dort ihr klösterliches Leben führt, ist sie für die ganze Welt, also auch für mich verloren. Helfen wir diesem jungen Menschen bis zu einer gewissen Grenze bei Ausführung seiner verrückten Ideen, so wird sie unbedingt ihre Stelle verlieren, und dann wäre Kohler da, und Kohler würde sprechen: warum diesem alten närrischen Baron dienen, warum ein klösterliches Leben führen, da ein anderer Sie liebender Diener zu Ihren Füßen liegt, der vor Begierde brennt, Sie zu bedienen, Ihr Sclave zu sein und das Leben Ihnen so angenehm wie möglich zu machen! — Bei dem Allem würden wir uns dem jungen Menschen da auf's Höchste verpflichten."

„Sie überlegen recht lange," sagte Victor, „es muß Ihnen schwer werden, einen Entschluß zu fassen."

„Schwer wohl, aber Sie sollen doch sehen, wie uneigennützige Freundschaft zu handeln vermag."

„So kann ich auf Sie rechnen?"

„Wenn Sie einmal auf einem so gefahrvollen Unternehmen beharren, — ja — ich will für Sie thun, was in meinen Kräften steht."

„Und die schöne Wittwe?"

„Hoffentlich auch," sprach Herr Kohler mit einem leichten Seufzer, wobei er schwärmerisch über die blaue Brille hinweg an die Zimmerdecke blickte.

„Mit solch' einer Hülfe," sagte Victor nach einer Pause, „muß das Schwerste gelingen."

Der Andere schüttelte mit dem Kopfe.

„Jedenfalls," fuhr der junge Mann fort, „haben Sie mich durch Ihr Versprechen vielleicht von einer Tollkühnheit abgehalten. Was meinen Sie, wenn ich mich an dem Fenster hinabgelassen hätte und so den Versuch gemacht, die Kleine, die ich im Garten lachen gehört, zu entführen?"

„Das wäre am Ende für Sie nicht einmal mit einer Gefahr verknüpft gewesen, Sie hätten sich vielleicht nur lächerlich gemacht."

„Teufel auch! noch schlimmer."

„Sie wären dem alten Andreas in die Klauen gefallen, oder wahrscheinlich vorher noch den beiden Hunden, die Sie jedenfalls tüchtig zerzaust hätten. Dann wären Sie vor den Herrn geschleppt worden, und der hätte Sie als Friedensstörer und wegen unbefugten Eindringens in sein Eigenthum auf die Polizei bringen lassen."

„Dafür danke ich; einen Streifschuß hätte ich mir noch eher gefallen lassen."

„Um damit vor Ihrer Dame zu erscheinen und einen süßen Lohn dafür verlangen zu können."

„Was den Lohn anbelangt," meinte Victor, — doch schwieg er plötzlich, ohne den Satz zu vollenden, und versank dafür in tiefes Nachsinnen, woraus er erst nach einem minutenlangen Stillschweigen zu erwachen schien und dann wie zu sich selber sprach: „Man sollte sich nie für etwas zum Voraus belohnen lassen; ein ehrlicher Mann ist dadurch verflucht gebunden."

Der ehemalige Makler hatte seine Uhr hervorgezogen, und nachdem er einen Blick darauf geworfen, sagte er im Tone der Ueberraschung: „Fast Neune. Da habe ich geplaudert und geplaudert und das, was mich eigentlich hieher geführt, darüber zugleich vergessen. Ich hätte eine Bitte an Sie. Herr Weller, —

Mühle begeben, dann meinen Eintritt in das Haus Stieglitz und Comp. und vertraute ihm mit aller Umständlichkeit Alles, was sich dort mit mir begeben, meine gute Aufführung im Geschäft, das Wohlwollen der Prinzipalin, die Bekehrung durch Herrn Specht bis zu den Scenen von heute Abend.

Der Doktor war während meiner Erzählung aufgestanden und ging, die Hände auf dem Rücken, mich aufmerksam anhörend auf und nieder. „Das sind ja," sagte er, als ich geendet, „ganz merkwürdige und höchst verfluchte Geschichten. Die Sache hat etwas Reißmehlisches und der Herr Specht scheint mir ein Philipp in der schlimmsten Potenz. Wir müssen genau überlegen, was da zu thun ist. — Verklagen Sie den Buchhalter bei der Prinzipalin, ohne vollgültige Beweise gegen ihn zu haben, so läugnet er Ihnen nicht nur Alles rund von der Nase hinweg, sondern er stellt Zeugen auf und sagt, er habe Sie heute Abend in einem verdächtigen Stadt-Viertel in einer schlechten Kneipe gesehen, habe Sie ermahnt, nach Hause zurückzukehren und Sie seien ihm entlaufen, e ich kenne solche schlechte Kerle — wo wohnen Sie eigentlich, Beflissener der edlen Modewaarenhandlung?"

„Dort gegenüber," sagte ich und trat mit dem Doktor ans Fenster.

„Ei, ei," lachte Burbus, „mir gegenüber, gerade wie

Sie kennen ihn ja, den ſchon etwas ältlichen, freundlichen Herrn und glücklichen Bräutigam, — will Sie dieſen Morgen beſuchen und müßte der Zeit nach ſchon da ſein. Er hat ein kleines Anliegen und möchte gern Ihren Rath darüber hören, da er großes Vertrauen in Sie ſetzt."

„Meinetwegen," gab Victor einigermaßen ungeduldig zur Antwort. „Was will er eigentlich?"

„Das ſoll er Ihnen ſelbſt ſagen," erwiederte lachend der Andere, „aber," ſetzte er hinzu, indem er ſich raſch umwandte und an der Thüre horchte, es iſt gerade wie im Sprichwort, wenn man den Wolf nennt, ſo kommt er gerennt. An dem Scharren vor der Thüre und — dieſem beſcheidenen Klopfen erkenn' ich unſern Mann. Ich laſſe Sie allein, lieber Victor, aber was ich Ihnen anvertraut," — dies ſprach er in einem feierlichen Tone — „bleibt unter uns."

„Gewiß, beſter Kohler, und ebenſo das Andere, wozu ich Ihrer Hülfe und der der ſchönen Wittwe bedarf."

Der ehemalige Makler nickte mit dem Kopfe, dann nahm er raſch ſeinen Hut, eilte an die Thüre, und indem er ſie weit öffnete, ſagte er zu Jemand, der davor ſtand: „Nur herein, Herr Weller, Sie ſind beſtens annoncirt und dürfen ohne Rückhalt mit unſerem gemeinſchaftlichen Freund reden."

Die zehnte Stunde.

Es war ein etwas ältlicher, aber sehr freundlich und behäbig aussehender, ziemlich wohlbeleibter Mann, der nun in das Zimmer trat, nachdem er vorher den Herrn Kohler vorbeigelassen und ihm freundlich dankend mit dem Kopfe zugenickt. Herr Weller war mehr als sorgfältig, er war fast elegant gekleidet, das heißt seine Kleidungsstücke waren nach neuestem Schnitte gemacht, und erreichten eben dadurch bei der etwas corpulenten Gestalt ihres

Trägers nicht vollkommen ihren Zweck; so hätte jeder Unbefangene für die nicht ganz geraden und sehr stämmigen Beine eine weniger enge Hose gewünscht, auch hätte der Rock füglich weiter sein können, um eine zu auffallend gelbe Weste mehr zu verdecken. Alles das aber, wie auch die sehr schmale Halsbinde und die perlgrauen Handschuhe, in denen er einen Panamahut mit breitem Rande und eine zierliche, sehr verdächtig neu aussehende Reitpeitsche trug, wurde neutralisirt, wir meinen, das Komische wurde ihm fast benommen durch das freundlich lächelnde Gesicht des Herrn Weller, von welchem ein wahrer Ueberfluß von Gutmüthigkeit dem Beschauenden entgegen glänzte. Man konnte in der That nichts Harmloseres und Gewinnenderes sehen, als den Blick dieser kleinen freundlichen Augen, als den liebenswürdigen Zug um den Mund, als den heitern Glanz von dieser etwas sehr verlängerten Stirne. Wenn Herr Weller lächelte, so strahlte sein ganzes Gesicht; wenn er sprach, so mußte man ihn liebgewinnen, wenn er in glückseliger Aufregung, Andern nützlich zu sein und ihnen dienen zu können, in eiligem Laufen schwitzte, so sahen diese Schweißtropfen aus wie lauter Perlen von Behagen und Gutmüthigkeit.

Herr Weller näherte sich schüchtern und sanft lächelnd dem Bewohner des Zimmers. Es war das ein Lächeln, das aussah, als wolle er für irgend eine That sich Verzeihung erbitten. Hier hätte es aber wegen der Absicht sein können, einen Besuch zu machen, oder wegen der Thatsache, daß Herr Weller überhaupt in der Welt sei. Denn etwas nur halbwegs annähernd Unangenehmes hatte der gute dicke Herr weder Victor noch sonst irgend Jemand auf der weiten Erde überhaupt je zugefügt.

Deßhalb reichte ihm auch der junge Musiker wohlwollend seine Hand, und als er ihn betrachtet, konnte er sich eines sehr heitern Lächelns nicht erwehren beim Anblick des so gänzlich veränderten Aeußern des guten Spezereihändlers. Trug derselbe doch sogar

sorgfältig gemachte Zeugstiefeletten, und hatte er nicht am oberen Ende seines Panamahutes jene gewisse Falte angebracht, die dieser Art von Kopfbedeckung ein so elegantes, man könnte fast sagen verwegenes Aussehen gibt. Vor Allem aber erregte das, was Herr Weller in der Hand trug, die ganz besondere Aufmerksamkeit des jungen Musikers. Herr Weller war mit einem fast leichtsinnigen Satze über sämmtliche Stadien der Spazierstöcke hinweggehüpft und bei der Reitpeitsche angekommen, — ein Instrument, das er seinem unschuldigen Gesichtsausdruck nach gewiß, ohne die tiefen und gefährlichen Bedeutungen desselben zu kennen, arglos zwischen seinen Fingern drehte, wie das unschuldige Kind ein scharfes Messer.

Victor Barring bot seinem Gaste einen Stuhl an, auf welchen sich dieser etwas mühsam niederließ; sowie er aber zum Sitzen kam, schnellte er seine Beine in den unsinnig engen Hosen mit einer außerordentlichen Behendigkeit von sich. Er schien ihnen durchaus keine Zeit zum Aufplatzen lassen zu wollen. Dann warf er seinen Panamahut leicht und gewandt auf den Boden hin — er hätte so etwas Unerhörtes in früherer Zeit nicht um alle Welt gethan — legte die Reitpeitsche auf den Clavierstuhl, rieb sich die Hände und blickte alsdann mit einem Gesichtsausdruck zum Andern empor, als wollte er sagen: „ich merke wohl, daß Du gerade so erstaunt bist, mich so zu sehen, wie ich selbst es bin, wenn ich mich betrachte oder befühle.“ Doch ließ er gleich darauf seine Unterlippe etwas herabhängen, neigte auch den Kopf ein klein wenig, und es fuhr ein Schatten über seine Züge.

„Lieber Herr Weller,“ nahm der Musiker endlich das Wort, „wenn mich nicht Alles trügt, so bin ich berechtigt, Ihnen meinen besten Glückwunsch darzubringen. Sie kommen, mich zu Ihrer Hochzeit einzuladen?“

Diese Worte vergrößerten den finsteren Schatten auf dem Gesichte des guten, dicken Mannes, und seine Augen schauten fast traurig, als er nach einem Blicke auf sich selber sagte:

„Würde ich denn in diesem Aufzuge vor Ihnen erscheinen? — in diesem Aufzuge, der, an andern Leuten vollkommen passend, bei mir doch nichts ist als die Livree der Verzweiflung!“ — Aller Morgen-Sonnenglanz war jetzt von der spiegelglatten Stirne des Herrn Weller verschwunden, alle heiteren Töne, die seine Züge umspielten, veränderten sich plötzlich in kaltes Grau, wie die Lichter in der Landschaft, nachdem des Tages Gestirn verschwunden. Er, der vorhin noch in den Farben des Regenbogens schillerte, erschien jetzt trübe und fahl wie ein todtes Chamäleon.

„Ja mein bester Herr Barring,“ fuhr er nach einer längeren Pause fort, „zu Ihnen, den ich als einen treuen Freund kenne, als Jemand, der es gut mit mir meint und der dabei die Welt mit ihren Ränken und Schwänken genugsam kennt, komme ich nun, um nochmals Ihren Rath zu erbitten.“

„Meinen Rath?“ fragte der Künstler; dann setzte er achselzuckend hinzu: „Natürlich in der gewissen Angelegenheit?“

„Dies Achselzucken verstehe ich,“ bemerkte Herr Weller, und muß Ihnen trotzdem zur Antwort geben: ja, in derselben Angelegenheit. Frage ich mich doch oft selbst;“ sagte er tief aufseufzend, „warum ich von dieser — Angelegenheit nicht lassen kann. Habe ich mir doch schon tausendmal gesagt: es gibt schönere, angenehmere und liebenswürdigere Persönlichkeiten als sie ist, als Friederike Federbach. — Und doch! — und doch! O sagen Sie's mir, Herr Barring, worin liegt es, daß diese Grausame, die mich foltert und quält, mein Herz gefangen hält, mich selbst zu ihren Füßen gefesselt — ein wehrloser Sclave — — Sie hören,“ fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „ich spreche schon fast ebenso unsinnig, wie ich mich im Aeußern darstelle. — O Friederike, wie kann Dein Name Friedensreiche bedeuten! — Aber ich bitte Sie, lieber Herr Victor, ich beschwöre Sie, lösen Sie mir dieses Räthsel: Was kettet mich an jene Grausame?“

Der junge Musiker hatte die Arme verschränkt, blickte in den

benachbarten Garten hinaus, und wenn sein Ohr auch die Worte des Andern gehört hatte, so hatten seine Gedanken dieselben doch auf einen andern Gegenstand übertragen. Die Frage aber, die Jener gethan, tönte in seiner Brust wieder und ließ ihn nachdenken. — „Ja, was ist es, das uns zu ihr hinzieht, mächtig, unwiderstehlich, obgleich ihre Hand uns gebieterisch zurückweist, obgleich ihr Auge uns fast verächtlich hinwegblitzt? — Eben das — eben das ist es," wiederholte er lauter, „was uns anzieht."

„Ah! die Grausamkeit selber," entgegnete Herr Weller, „ja, ich habe es auch gedacht, denn wenn sie einmal lieb und freundlich mit mir ist, so fühle ich wohl, daß mich die gewisse gereizte Spannung verläßt und dafür ein angenehmes Wohlbehagen in mein Herz zieht. — Aber Ihren Rath, lieber Herr Barring — geben Sie mir einen guten Rath."

Victor fuhr aus seinen Träumereien auf, strich sich mit der Hand über das Gesicht und rief beinahe launig, nachdem er wieder einen Blick auf die Gestalt des Andern geworfen, der mit gefalteten Händen und krampfhaft ausgestreckten Beinen dasaß: „Ja, betrachten wir die Situation genau, vor Allem aber, lieber Herr Weller, scheint es mir, als hätten Sie — auf diese Idee bringt mich die Aenderung Ihres Aeußern — schon den Rath von irgend Jemand befolgt. Wenn es keine Indiscretion von mir ist, so lassen Sie mich etwas darüber wissen."

„Warum soll ich Ihnen meine Schwächen verbergen!" erwiederte der dicke Kaufmann nach einem verlegenen Lächeln. „Ja, ich folgte dem Rathe meines zukünftigen Schwa— besser ausgedrückt, dem Rathe ihres Bruders."

„Ah! der junge Eduard hat sich Ihrer angenommen!"

„Finden Sie das nicht ganz passend?" fragte Herr Weller demüthig.

„Ich will das nicht sagen — aber weiter!“

„Er behauptete, die weiblichen Herzen im Allgemeinen zu kennen. Daß er das seiner Schwester verstehe, mußte ich am Ende schon glauben Er versicherte mich, alle mehr oder minder hätten Lust an etwas Außergewöhnlichem, etwas Excentrischem, ja sogar die wild verlebte Jugend ihres Zukünftigen bringe bei ihnen durchaus keine Abneigung hervor, — natürlicher Weise, wenn ein dergleichen Lebenswandel nicht fortgesetzt wird.“

„Ah! ich verstehe. Und so veranlaßte er Sie, ein verfluchter Kerl zu werden? — Brauchte er nicht diesen Ausdruck?“

„Er brauchte ihn allerdings,“ entgegnete etwas kleinlaut der Kaufmann, „und er meinte auch, ich hätte Anlagen dazu, ein verfluchter Kerl zu werden.“

Als Herr Weller bei diesen Worten an sich hinabblickte, konnte sich Victor eines leichten Lächelns nicht erwehren.

„Ich veränderte also meine Kleidung; ich begleitete ihn in's Wirthshaus, ich rauchte wie eine Locomotive, ich abonnirte mich bei den Kunstreitern “

„Sie kauften sich eine Reitpeitsche.“

„Ja, auch zu dieser Thorheit ließ ich mich verleiten. Und heute Morgen — in diesem Aufzuge — vor einer Stunde — stellte ich mich Mamsell Federbach vor.“

„Ah!“ machte Victor. „Und Sie wurden nicht freundlich empfangen?“

„Von ihr auch gerade nicht unfreundlich; doch mußte ich von ihrer würdigen Mutter, Madame Scheidel, einige scharfe und ich muß gestehen, nicht ganz ungerechtfertigte Aeußerungen ertragen. Unter uns, Herr Victor, es gab eine kleine Familienscene, welche damit endigte, daß die Stadträthin, sonst eine gescheidte Frau, einige — unpassende Bemerkungen fallen ließ, wie: daß Narrheit ansteckend sei; das Schlimmste, was Einem begegnen könne, sei die Lächerlichkeit, und dergleichen mehr. Sie wandte alle diese

Reden an ihre Tochter, aber — nun, Sie verstehen mich schon! Man schlägt auf den Sack und den Esel meint man. — Dann ließ sie uns allein."

„Darauf bin ich begierig."

„Ich war es auch, das heißt, ich bebte ein wenig und mein Herz schlug ziemlich heftig. — ‚Herr Weller,' sagte sie alsdann — Friederike nämlich — ‚Sie haben Alles gehört, was meine Mutter gesagt hat, und ich kann Sie versichern, ich selbst fühle tief, wie sehr sie in ihren Bemerkungen Recht hat. Aber' — dabei schlug sie ihre Augen gen Himmel, und sie hat schöne Augen, Herr Victor," setzte er seufzend hinzu — „was kann ich dafür, daß ich nicht bin wie Tausende meiner Mitschwestern, daß ich ein Herz habe, das nach Poesie schmachtet und das sich nimmermehr zufrieden geben kann im unpoetischen Kreislauf dieses Lebens.' — So ungefähr sagte sie und fuhr dann fort: ‚Ich hatte mir immer gedacht, daß der — Jüngling' — hier schluckte Herr Weller — ‚der mich einstens heimzuführen bestimmt sei, um mich werben würde mit zarter Liebe, mich verdienen durch eine kühne That. Und wenn ich auch sah' — das Alles sagte sie noch, ich habe mir Mühe gegeben, es zu behalten — ‚wie viel nach und nach von dem duftigen Glanze meiner Jugend entschwand, wie der Blütenkranz meiner Tage nur noch langsam zunahm, ja endlich in seinem Wachsthum still zu stehen drohte, so habe ich doch noch die Kraft behalten, um fest auf dem Wunsche zu bestehen, daß wer mich einmal heimführt, eine That gethan haben soll, die ihn emporhebt über das Niveau der gewöhnlichen Menschen.'" — Während dies Herr Weller erzählte, war es außerordentlich komisch zu hören, wie er, vielleicht ohne es zu wollen, den klagenden, wehmüthigen Ton seiner Geliebten angenommen hatte, was um so schärfer auffiel, da er nun wieder in seine gewöhnliche Redeweise kam, als er sagte:

„Sehen Sie, Herr Victor, so ungeheuerlich spricht dieses

extravagante Frauenzimmer. Ich soll eine That thun!" setzte er mit einem traurigen Lachen hinzu, „eine That — ich! Als wenn es überhaupt nicht schon That genug wäre, sie zu heirathen! — — Und als wenn ich nicht schon für sie" — er schaute mit schmerzerfülltem Blick an sich hinab — „mehr gethan hätte, als sich mit der Vernunft eines gewöhnlichen Menschen vereinbaren läßt! — Eine That! — Was will sie für eine That?" rief er fast zornig aus; „ich versichere Sie, Herr Victor, ich bin ein harmloses Geschöpf, aber —"

Hier streckte er seine kleinen Beine fast horizontal von sich ab, verschränkte die Arme in einander und ließ den Kopf tief herabhängen, wobei sein so gutmüthiges, klares, freundliches Gesicht einen fast unheimlichen Ausdruck dadurch annahm, daß Herr Weller seine Unterlippe auf eine erschreckende Art vorschob.

„Eine That!" rief er nach einer längeren Pause — „eine That! Hätte ich sie vielleicht umbringen müssen? — Hätte ich sie — — hätte ich Feuer unter ihr Dach werfen sollen? Wäre es eine That gewesen, eine Schachtel Phosphorzündhölzer unter ihren Kaffee zu rühren? — Sie sehen, Herr Victor, es fehlt mir an gräßlichen Ideen nicht. O ich kann Sie versichern, ich verließ jenes Haus mit einer Wuth, wie sie vielleicht der Berserker haben kann, wenn er in seiner Berserkerwuth mit einem andern ihm begegnenden Berserker furchtbar berserkert."

Herr Weller befand sich augenscheinlich in außerordentlicher Aufregung, da er sich so entsetzlicher Ausdrücke bediente. Er zog seine Beinchen ein paarmal krampfhaft an sich, und dann, als er einige vergebliche Versuche zum Aufstehen gemacht, schnellte er plötzlich von seinem Stuhle in die Höhe, verbarg die linke Hand unter den Schößen seines Rocks und eilte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, nachdem er vorher nicht unerheblich über Panamahut und Reitpeitsche gestolpert war.

„Verzeihen Sie, liebwerthester Herr Victor," sagte er nur so

im Vorbeirennen mit hochgeröthetem Antlitz, wobei er mit der rechten Hand heftig gestikulirte, „Sie sind Musiker, ja Künstler, Sie haben ein fühlendes Herz, Phantasie, Empfindung; Sie können sich in meine Lage hineindenken. Ja," rief er mit erhobener Stimme, „ich liebe jenes Frauenzimmer; aus welchem Grunde ich sie liebe, das mag der Teufel wissen, aber ich liebe sie; ich habe um sie angehalten, die Welt weiß das; ich habe eine größere Wohnung bezogen, habe in derselben vier Zimmer auf gemeinschaftliche Kosten mit meinem Hausherrn tapeziren lassen, habe mir einen Lehrlings-Commis zugelegt, damit ich nicht schon gleich in früher Morgenstunde" — setzte er fast verschämt hinzu — „in's Comptoir abgerufen werde; von meiner bevorstehenden Vermählung habe ich gesprochen, — ich habe das Alles gethan, die Welt hat es erfahren, ich habe mich lächerlich gemacht, wenn ich nicht heirathe, und nun verlangt man von mir, ich soll noch vor der Hochzeit eine That thun. O das ist unerhört!"

Bei diesen Worten blieb er mit einem förmlichen Rucke vor dem Musiker stehen, legte demselben die Fingerspitzen seiner rechten Hand sanft auf die Brust und fuhr dann mit einem wehmüthigen Tone fort:

„O Herr Victor, es fehlt mir, wie gesagt, nicht an Phantasie, eine That zu erfinden, und nicht an Muth, sie auszuführen. Ich dachte schon daran," setzte er flüsternd hinzu, wobei seine Augen seltsam zu rollen begannen, „meinen Lehrlings-Commis, eine dürre, überhaupt sehr traurig aussehende Persönlichkeit mit sehr wenig Verstand, so an die vier Wochen lang bei Wasser und Brod in meinen Keller einzusperren, um eine Art Kaspar Hauser aus ihm zu machen. Oder es kam mir auch schon der nicht minder schreckliche Gedanke, meinen Essig Nro. 4., den die geringen Leute kaufen, mit Bittersalz zu vermischen. Kennen Sie die Wirkung von Bittersalz, Herr Victor? — Nun gut! Eine solche Handlungsweise hätte mich auf die Polizei gebracht, vielleicht vor das Schwurgericht,

damals im Reißmehl'ſchen Hauſe," er lehnte ſeinen Kopf an die Scheiben und ſagte ernſt und nachdenkend: „das war eine trübe Zeit, Gott ſei Dank, ſie iſt vorüber," und lachend fügte er hinzu, jener Zeiten gedenkend: „wenn Sie mich heute Abend verlaſſen, ſo müſſen Sie ſchon den Weg durch die Thür nehmen, denn da hinüber reicht keine Planke."

Auch ich vertiefte mich in das Andenken früherer Tage und dachte jenes nächtlichen Luftritts, doch war ich heute wieder, freilich auf ganz andere Art, in ähnlicher Lage, dort drüben lag das Haus meines Prinzipals nächtlich finſter, kein Fenſter erleuchtet und ich wußte ebenſo wenig wie damals, auf welche Art ich mich hineinſchleichen ſolle.

Auf einmal ſah ich unten an der Thür des Stieglitzſchen Hauſes Jemand vorbeiſchleichen, die Geſtalt ſah hinauf, ging bei der Thür vorüber und kehrte wieder um. Richtig! es war der Buchhalter Herr Specht, ich zeigte ihn dem Doktor, der in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, „ah, ah, nächtlicher Kamerad," ſprach er, „Sohn der Finſterniß, ſehen Sie, wie das böſe Gewiſſen dort umzieht, ein Geſpenſt, das ſich ſelber fürchtet und nicht zur Ruhe kommen kann, eine richtige Ahnung ſagt ihm, daß Sie noch nicht daheim ſind und nun lauert er auf Sie, um Ihnen ein paar paſſende Worte zu ſagen und ſich ſicher zu ſtellen, daß Sie ihn nicht ver-

hätte aber vielleicht zu gleicher Zeit auch die entsetzlichen Launen jenes unbegreiflichen Mädchens" — er sagte das mit einem schwärmerischen Seufzer — „befriedigt. Und eine solche Befriedigung ist es, wornach ich lechze."

Bei dieser heftigen Rede des Herrn Weller hatte sich Victor an seinen Flügel niedergelassen, und nachdem er, wenn gleich pianissimo, die Bässe seines Instrumentes wie grollend hatte ertönen lassen, fuhr er in leichten, zierlichen Passagen über das Instrument dahin, wobei er zuerst in einzelnen verklingenden Tönen, dann aber in faßlicher Folge eine weiche, versöhnende Melodie anklingen ließ, die, wie er es sich auch wohl gedacht, ihre Wirkung auf das gute Gemüth seines unglücklichen Bekannten nicht verfehlte. Ein tiefer Seufzer rang sich aus dessen Brust empor; er faltete die Hände auf seinem Bäuchlein zusammen, seine Augen vergruben sich in die Blätterpracht des nachbarlichen Gartens, flimmerten dabei ganz eigenthümlich, und er sagte mit weicher Stimme, während der Andere fort und fort spielte:

„Als ich so über die Straßen dahin flog, Groll und Haß im Herzen, begegnete mir Kohler, unser Freund Kohler, auf dem Wege hieher. Ich legte ihm mein Herz offen dar, ich klagte ihm mein Leid, er wußte mir keinen Rath; aber er munterte mich auf mit ihm hieher zu gehen zu Ihnen und sagte, wenige Menschen kennten so das menschliche Herz und wüßten sich so leicht zurecht zu finden in allen Verhältnissen des Lebens, wie Sie; auch seien Sie gut und freundlich — und das wußte ich ja schon von mir selber — und deßhalb kam ich hieher und bin nun da und habe Ihnen Alles ehrlich und offen gesagt."

Victor schloß sein Spiel mit einem wie hingehauchten Laufe durch mehrere Octaven abwärts, dann blickte er empor und gab lächelnd zur Antwort:

„Ich danke Ihnen recht sehr für Ihr Vertrauen, mein lieber Herr Weller, und während Sie mir erzählten und während ich

aufmerksam zuhörte, war ich mit Ihrer Angelegenheit beschäftigt, das können Sie mir glauben. Aber nehmen Sie mir nicht übel, Sie verlangen eigentlich etwas Unmögliches von mir, ich soll Ihnen zu einer That rathen, — sehen wir meinetwegen davon ab, daß ich das ganze an Sie gestellte Verlangen wirklich komisch finde — durch die Sie Aufsehen erregen, ohne sich lächerlich zu machen. Denn," setzte er ernster hinzu, „an der Klippe der Lächerlichkeit müßte unfehlbar Ihr ganzes künftiges Glück zerschellen. Die Zeiten aber, wo wir auf derlei Thaten ausgehen konnten, die Zeiten der alten Ritter, wo uns auf jedem Kreuzweg, an jeder Straßenecke irgend ein Abenteuer begegnete, sei es ein Riese, sei es eine Windmühle, diese glorreichen Zeiten sind vorbei, und wenn Fräulein Federbach die Marotte hat, ihre Hand nur zur Belohnung einer That zu geben, die Aufsehen erregt, die Ihnen Gott weiß welchen Namen macht, so ist der einzige vernünftige Rath, den ich zu geben vermag, wenn Sie nämlich — und das wäre das Allergescheidteste — zu Entsagung dieser Hand nicht die Kraft in sich fühlen, in Gottes Namen abzuwarten, bis Ihnen ein glückliches Ungefähr etwas in den Weg führt, woraus sich irgend eine nennenswerthe That formuliren ließe. — Doch was ist das?" unterbrach sich Victor selbst und blickte nicht minder erstaunt auf die Seite, als Herr Weller, der ordentlich mit dem Kopf zurückgefahren war, denn durch das noch immer offenstehende Fenster war etwas mit ziemlicher Gewalt hereingeflogen, zwischen Beiden hindurch, etwas wie ein Stein oder dergleichen, das ziemlich heftig auf dem Fußboden ricochettirte und alsdann in der entferntesten Zimmerecke liegen blieb.

„Was war denn das eigentlich?" wiederholte der junge Musiker, indem er die Augen dorthin richtete.

„Mir schien es ein derber Steinwurf zu sein," meinte der Andere; „es hätte mich um ein Haar auf meine Nasenspitze getroffen."

Kopfschüttelnd stand Victor von seinem Platze auf und holte das Wurfgeschoß — denn etwas dergleichen war es auf alle Fälle — herbei. Bei näherem Betrachten ergab es sich als ein Stein von der Größe einer starken Wallnuß, um welchen Papier herumgewickelt und mit Bindfaden befestigt war.

Nachdem der junge Mann diesen abgelöst, entfaltete er den Papierstreifen mit einiger Bewegung, was man ihm im Grunde nicht verdenken kann; denn mit Briefen umwundene Steine in's Zimmer geschleudert haben immer etwas Romanhaftes, in gewisser Beziehung etwas Abenteuerliches, und dienten schon oft zum Anknüpfungspunkte ganz eigenthümlicher Geschichten.

Hier aber mochte nichts der Art vorliegen, denn Victor hatte nicht so bald den Zettel entfaltet und gelesen, als seine Züge ein Lächeln überflog und er das Blatt kopfschüttelnd Herrn Weller hinreichte.

„Es hat Sie fast näher angegangen, als mich," sagte er lachend, indem er auf die Nase des Andern deutete, „weßhalb ich es unbillig finde, Ihnen ein Geheimniß daraus zu machen, selbst wenn es eines wäre."

Herr Weller brachte das Blatt vor seine Augen, und nachdem er es überlesen, sagte er achselzuckend:

„Mein lieber Herr Barring, das könnten Sie allenfalls drucken lassen; es würde es doch Niemand verstehen." Dann las er laut:

‚Wenn man Ihnen auch nicht verbieten kann, zu Ihrem Fenster hinauszuschauen, so rathen wir Ihnen doch wohlmeinend, sich in Acht zu nehmen. Wir handeln auf Befehl und sind geschützt.'

„Es ist bei alle dem nicht uninteressant," meinte Victor, während er die Arme übereinanderschlug und sich an das Fenster lehnte, um in den Garten hinabzuschauen. Dann wandte er sich an den Andern und sprach: „Sie sind ein Ehrenmann, Herr Weller,

und halte ich es für meine Schuldigkeit, Ihnen kurz zu sagen, was die Worte auf dem Papier bedeuten sollen, die für Sie und Jeden unverständlich, für mich aber leicht erklärbar sind."

Herr Weller machte discreter Weise eine abwehrende Handbewegung, doch fuhr der Musiker mit etwas zusammengezogenen Augenbrauen fort, wobei er die rechte Hand plötzlich wie drohend gegen die Gebüsche erhob:

„Nein, nein, ich bin es mir auch fast selbst schuldig, Ihnen, der Zeuge dieses Steinwurfs war, davon zu sprechen. Ueberhaupt ist das Volk da unten zu Allem fähig. — Haben Sie," fragte er nach einer Pause, „je von dem Hause des Freiherrn von Molitor gehört?"

Der Kaufmann besann sich eine kleine Weile, dann sagte er:

„O ja, es ist, wenn ich nicht irre, jenes alte Haus dort in der andern Straße, dessen Garten an Ihre Wohnung stößt."

Victor nickte mit dem Kopfe.

„Ein charmantes altes Haus," fuhr Herr Weller fort. „Ich sage Ihnen, Herr Barring, es sind darunter Keller, die ihre fünfhundert Stück Faß beherbergen können. Wahre Labyrinthe, diese Keller, und wegen eben dieser Keller hatte ich einmal die Ehre und das Vergnügen einer Unterredung mit dem Freiherrn von Molitor. Wenn ich sage: das Vergnügen, so ist das nur so eine Redensart, denn in der That war wenig Vergnügen dabei; der Herr Baron waren sehr kurz angebunden, fast grob. Wenn es Sie nicht langweilt, das zu erfahren, so —"

„Bitte, sprechen Sie; es interessirt mich sogar."

„Nun denn," fuhr der Kaufmann fort, „dazumal wollte mein Associé Spindler und ich ein großes Weingeschäft machen. Es war ein vortrefflicher Herbst gewesen, und hatten wir enorme Einkäufe im Sinn. Begreiflicher Weise aber sahen wir uns vorher nach einem passenden Lagerplatz um, und dazu waren die Keller unter dem Molitor'schen Hause wie geschaffen. Ich wandte mich

also durch einen guten Bekannten — richtig, durch Ihren Onkel Duvallet — an den Baron Molitor: er besorgte damals schon Geschäfte für ihn. Kurze Zeit darauf sagte mir aber Duvallet ganz familiär und unter uns, eigentlich gar nicht im Geschäftsstyl: ‚Sie, Weller, Sie wollen die Keller unter dem Molitor'schen Hause miethen? Lassen Sie das Project fallen, der Baron gibt sie nicht gern her.' — Gut! dachte ich im ersten Augenblicke und sagte es Spindler. Der aber, mißtrauisch, wie er immer war, gab mir zur Antwort — Sie müssen verzeihen, lieber Herr Victor, aber als Kaufmann, wo es sich um eine Speculation handelt, traut Keiner seinem Bruder über den Weg —: ‚das wird dem Duvallet nicht recht sein; Du dauerst mich, wenn Du das nicht einsiehst. Dem hast Du auf eine Idee verholfen; gib Acht, der miethet die Keller selbst und legt sie voll Wein. Ein alter schlauer Fuchs das!' — Ich brauche genau seine Worte. — Nun gut, Spindler überredet mich, nochmal an den Freiherrn zu schreiben; ich thue das und bitte ihn freundlich, die Sache mit uns, Mann gegen Mann abmachen zu wollen. Ich bekam denn auch bald eine Antwort, etwas kurz abgemessen zwar, doch ersuchte er mich in derselben, mich am gleichen Tage um die und die Stunde bei ihm einzufinden."

„Nun?" fragte Victor neugierig, als Herr Weller einen Augenblick schwieg.

„Nun, ich fand mich denn auch ein, zog die Glocke an dem großen Thor, und dann ging drinn ein Riegelgeklirr und Kettengerassel los, als komme man in ein Staatsgefängniß, auch öffnete mir ein Kerl, finster und bärbeißig anzuschauen wie ein Kerkermeister, aber so, wie man sich derart Leute im Mittelalter bei Schlangenthürmen und krötenangefüllten Burgverließen vorstellt. Er schaute lauernd um mich herum, namentlich so unheimlich hinter mich, ob sich nicht dort vielleicht noch Jemand mit mir einschleiche. Es wurde mir ordentlich ängstlich zu Muthe. Dann riegelt und

ſchließt und kettet er das alte Hofthor wieder zu und ein anderes, nicht viel freundlicher ausſehendes Subject bringt mich die Treppen hinauf, und wenn dies Subject huſtet, ſo hält es die Hand dicht vor den Mund, um in dem öden Hauſe kein Echo wach zu rufen. — So ein Echo," ſetzte Herr Weller treuherzig hinzu, „würde mich auch wahrhaftig erſchreckt haben; denn einmal losgelaſſen, hätte ich gefürchtet, es käme gar nicht mehr zur Ruhe und würde in dem alten Hauſe forthuſten, immer heftiger und heftiger, bis dieſes von der gewaltigen Erſchütterung über ihm zuſammenſtürzte."

„Das muß ich ſagen," lachte Victor, „Ihre Schilderung iſt ſo, daß Einem alle Luſt vergehen könnte, das Molitor'ſche Haus zu beſuchen."

„Kommt noch beſſer," gab Herr Weller zur Antwort, indem er ſanft mit dem Kopfe nickte, „noch viel beſſer. — Ich werde alſo von dem Subject, welches das Echo nicht ertragen kann, durch mehrere Zimmer geführt, finſtere, unheimliche Zimmer; überall waren die Vorhänge herabgelaſſen, und wo ſich durch ſo eine alte wehende Gardine irgend ein Lichtſtrahl hereinſchlich, da fiel er auf die Vergoldung eines alten Möbels, und das blitzte Einen an wie mit wirklichen Augen, ſo wie irgend ein fabelhaftes böſes Thier, welches langſam hinter uns drein ſchleicht, um uns in die Waden zu beißen. Auch roch es in den Zimmern ſo altmodiſch und vermufft, man hätte glauben ſollen, hierher habe ſich ſeit hundert Jahren keine friſche Luft mehr verirrt. — Endlich kamen wir an ein Cabinet, wo es etwas behaglicher ausſah, das heißt es wäre da behaglicher geweſen, wenn ſich nicht gerade hier der Währwolf des ganzen Anweſens befunden hätte, der Freiherr ſelbſt, der mit verſchränkten Armen an einem Tiſche ſtand, — eine überlange dürre Geſtalt mit einem rothen Geſichte, wild ausſehendem weißem Haar und ſtruppig gewachſenem Barte. Seine blitzenden Augen ſchienen mich durch und durch ſehen zu wollen und die

Lippen hatte er feſt auf einander gepreßt. Das wäre nun gerade nichts Beſonderes geweſen; aber merkwürdig war es, daß, als er nun ſprach, dieſe Lippen ſich ſo gut wie gar nicht von einander bewegten; daher grollte und murmelte auch Alles, was er ſagte, wie hinter einer Tapetenwand hervor.

„‚Sie ſind Herr Weller?‘

Während der Kaufmann ſo ſprach, verſuchte er den murrenden Ton des Freiherrn nachzuahmen, was einigermaßen komiſch klang.

„‚Zu dienen, Herr Baron.‘

„‚Sie wollen meinen Keller miethen? — Die Keller unter dieſem Hauſe?‘ Dabei ſtampfte er mit dem Fuße ſtärker als gerade nothwendig war auf den Boden.

‚Ich oder vielmehr wir, mein Compagnon und ich, die Firma Spindler und Weller, hatte dieſen Wunſch.‘

„Darauf betrachtete er mich einen langen Augenblick mit recht böſer Miene, beſchaute mich von oben bis unten und ebenſo von unten bis oben und murmelte dann — ja, es war gemurmelt,“ bekräftigte Herr Weller ſeine eigene Rede, — „aber,“ ſetzte er hinzu, „er murmelte ſo ausdrucksvoll, daß ich jede Sylbe gerade ſo verſtand, als wenn ſie mir ein Anderer in die Ohren hineingeſchrien hätte — ‚Sie, Monſieur Weller,‘ ſagte er, ‚oder Ihre Firma, oder wer ſonſt Luſt hat, ſoll ſich in's Teufels Namen um ſich ſelber bekümmern und nicht um meine Keller! — Haben Sie mich verſtanden, Herr? Was gehen Sie meine Keller an? Laſſen Sie meine Keller unberührt, ſogar mit Ihren Blicken. Nehmen Sie ſich in Acht, vor meinem Hauſe vorbeizuſchleichen und nach meinen Kellern hinabzuſchielen. Ich ſage Ihnen, nehmen Sie ſich in Acht. Lernen Sie nicht den Freiherrn von Molitor genauer kennen. — Meine Keller! — was gehen irgend Jemand meine Keller an? Und wenn Sie mir die Keller geſtrichen voll Dukaten böten, ſollten Sie doch keinen Fuß hinein ſetzen.‘

„Nach dieſen Worten nickte er heftig mit dem Kopfe auf und ab und zwar ſo ruckweiſe, als zöge ihn hinten Jemand an einem Strick, dann warf er die rechte Hand in die Höhe und wies mit dem Zeigefinger nach der Thüre.“

„Ah! das finde ich über alle Beſchreibung grob und unartig!“ meinte Victor.

„Nicht wahr?“ verſetzte Herr Weller. „Mir kam das auch ſo vor; aber ich nahm ihn wie einen Menſchen, bei dem es nicht richtig im Kopfe iſt. Dagegen bin ich überzeugt, daß ihm mein Achſelzucken ebenfalls nicht unverſtändlich blieb. Und wie habe ich die Achſeln gezuckt! Ich wollte, Sie hätten das ſehen können. Pah! Unſereins läßt ſich auch nicht Alles bieten!“

„Ja, ja, es muß das ein eigener Herr ſein,“ ſagte Victor, nachdem er einen Gang durch das Zimmer gemacht. „Um alſo nicht gegen Ihre Offenheit zurückzubleiben,“ fuhr er fort, indem er vor dem kleinen Mann ſtehen blieb, „ſo will ich Ihnen nur ſagen, daß man mir, vielleicht der Freiherr von Molitor ſelbſt, mit dieſem Zettel will verbieten laſſen, hier zu meinen eigenen Fenſtern hinauszuſchauen.“

„Das iſt aber ungeheuer naiv.“

„Allerdings, aber was wollen Sie machen, wenn da unten Kerle mit geladenen Gewehren vorbeiſpazieren, denen ſo ein Gewehr, während Sie harmlos im Fenſter liegen, zufällig, — verſtehen Sie mich recht — zufällig losgeht? Was können die dafür, wenn ich zufällig getroffen werde?“

„Aber dieſes wahnſinnige Benehmen muß doch einen Grund haben?“

„Es hat auch ſeinen Grund, mein lieber Herr Weller,“ ſprach der Muſiker nach einer Pauſe, „und da wir uns durch Zufall auf dieſem eigenthümlichen Terrain gefunden haben, ſo halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu ſagen was ich weiß. Daß ich

dabei auf die Verſchwiegenheit eines rechtlichen Mannes baue, brauche ich wohl nicht zu ſagen."

Mit der feierlichſten Miene von der Welt und einem Blick gen Himmel hob der Kaufmann ſeine rechte Hand empor, und ſagte mit bewegter Stimme: „Beim Anubis!" Es war das ein Schwur, den er ſich Gottweiß wo angewöhnt hatte, den er aber, wie alle ſeine Bekannten wußten, als außerordentlich bindend erachtete.

„Vielleicht erfuhren Sie zufällig, daß der Freiherr von Molitor verheirathet iſt."

„Ob ich das weiß?" rief der kleine Kaufmann. „Kenne ich ja doch die Gemahlin des Freiherrn, die Baronin Molitor, wenn auch nicht perſönlich, doch von Anſehen. Stehe ich ja ſelbſt in Geſchäftsverbindung mit dieſer liebenswürdigen und hochgeehrten Frau, bin Lieferant ihres Hauſes. — Eine charmante Dame! und ſchön, bei Gott! ſchön."

„Das iſt wahr," ſagte Victor mit einem leichten Seufzer, wobei ſich ſein Auge auf eine Sekunde lang eigenthümlich umflorte, — „ſchön und gut. — Sie lebt ſeit Jahren getrennt von ihrem Manne; die Urſachen gehen uns nichts an. — Aus dieſer Ehe iſt eine Tochter da, welche der Freiherr von Molitor bei ſich hat, und dieſe Tochter — ein Mädchen von acht Jahren, iſt daran Schuld, daß der Freiherr ſeine Thüre mit Ketten, Schlöſſern und Riegeln verwahrt, daß er mich an meinem Fenſter mit Schüſſen bedrohen läßt, daß er Sie, verehrteſter Freund, damals über alle Beſchreibung grob behandelte, als Sie ihm ſeine Keller abmiethen wollten."

„Ah!" machte Herr Weller, und obgleich er die Verhältniſſe genau aufgefaßt zu haben ſchien, ſo ſah man doch, daß um ſeine eigenthümlich lächelnden Mundwinkel noch allerlei Zweifel ſpielten.

„Der Freiherr von Molitor," fuhr der Muſiker fort, „lebt nämlich in der Beſorgniß, es laſſe die Baronin kein Mittel unverſucht, um wieder in den Beſitz ihrer kleinen Tochter zu gelangen,

und ich glaube nicht, daß dieſe Beſorgniß gerade ungerechtfertigt iſt."

„Und darin hätte die gnädige Frau vollkommen Recht!" rief eifrig Herr Weller. „Wenn ich mir denke, ein kleines hübſches Mädchen hinter jenen Schlöſſern und Riegeln, bei dem grollenden und murrenden Ungeheuer von einem Vater. Ah! da wäre das Kind doch wahrhaftig beſſer aufgehoben bei ſeiner liebenswürdigen Mutter, in einem ſo charmanten, freundlich vornehmen Hauſe."

Ob Herr Weller als Kaufmann in dieſem Augenblicke die nothwendige Vergrößerung dieſes freundlich vornehmen Hauſes berechnete, ſind wir nicht im Stande genau anzugeben. — „Deßhalb alſo," ſprach er nach einer Pauſe wieder, „hatte er Angſt, mir die Keller zu vermiethen? — Ah! bei Gott! dann hatte er nicht ſo ganz Unrecht. Hätte es mir doch wahrhaftig einmal in den Sinn kommen können, den Verſuch zu machen, das kleine Mädchen zu entführen, es mit mir zu nehmen und im Triumphe in die Arme ſeiner Mutter zu legen. — Das," ſetzte er nachdenkend hinzu, „das wäre eigentlich ſehr ſchön geweſen; — das — ja das" — ſeine Blicke, die er bei dieſen Worten feſt vor ſich auf den Boden richtete, nahmen einen ſeltſamen Ausdruck an; ſeine Naſe ſchien ſich zu verlängern, ſeine Mundwinkel zuckten ſo ſonderbar; — „das," wiederholte er nochmals, aber kaum hörbar, „ja das wäre eine That geweſen."

Eine innere Unruhe, die ſich durch ein Geſtikuliren mit den Armen, ſowie durch ein Zucken in ſeinen kurzen Beinen offenbarte, ließ ihn nicht ruhig auf ſeinem Stuhle ſitzen; er ſprang in die Höhe und ſtellte ſich neben Victor, der in den Garten hinabblickte.

„Und das da," ſprach Herr Weller mit einigermaßen gepreßter Stimme, „das iſt jener Garten, der zum Hauſe des Freiherrn von Molitor gehört?"

Der junge Muſiker nickte mit dem Kopfe. „Dies iſt der Garten," entwortete er, „in den hinabzuſchauen es bald lebensgefährlich wird."

rathen. Aber warte Kamerad! nachher begleite ich Sie an die Hausthür und dann wollen wir dem Phantom Bedingungen machen. Vorab ſoll er aber warten, bis es uns gefällig iſt, ſetzen wir uns, trinken wir unſern Wein, ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen iſt."

Man kann ſich denken, wie begierig ich darauf war, des Doktors Erzählung zu vernehmen, das Bild der guten Sibylle ſchwebte mir vor und ich hatte ſchon ihren Namen auf den Lippen, als der Doktor aus ſeiner Briefſtaſche ein Schreiben nahm und es mir zum Leſen gab. Das Schreiben war vom alten Müller und lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Herr Doktor!

Erſt heute hat mir meine Tochter Sibylle die Briefe vorgelegt, welche Sie ihr ſeit einem Jahre geſchrieben und ich erſehe daraus, daß Sie Ihre Studien zu Ende gebracht und ſich nach gut beſtandenem Examen in E. als Arzt niederlaſſen wollen. Zugleich hat ſie mir das Schreiben an mich gegeben, worin Sie um die Hand meiner Tochter anhalten; Sie wiſſen, daß ich nicht viel Worte mache und ſage deßhalb: Ja und Amen! auch die Mutter iſt einverſtanden und wir erwarten Sie, um das Nähere mit Ihnen zu beſprechen."

Nachdem ich dieſen Brief geleſen, reichte ich dem Doktor gerührt die Hand, wir nahmen die Gläſer und ſtießen herzlich an. „Ich komme nun ſo eben von der

„Und — ſieht man — dort — zuweilen — etwas?"

„O ja, bisweilen die kleine Dame, namentlich dort hinten an dem großen Baſſin."

„Und wenn man ihr — zuriefe — etwas näher zu kommen?"

„Da würde ſie wahrſcheinlich erſchrocken davon laufen, und die Wächter, die zuweilen unvorſichtiger Weiſe nach Sperlingen ſchießen, könnten Sie leicht treffen, mein lieber Herr Weller."

„Aber es wäre ruhmvoll, etwas zu thun, um der Mutter ihr Kind wieder zu verſchaffen. Es wäre das — eine That." Dies letzte Wort dachte der Kaufmann blos, ſprach es aber nicht aus. Eine Scheu, die er ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte, hielt ihn davon ab.

„Daran dachten auch andere Leute ſchon," meinte Victor träumeriſch.

„Von hier aus könnte man einen ſolchen Verſuch wagen," ſprach beſtimmt der kleine Kaufmann. — „Wenn auch Gefahr dabei wäre."

Wirkliche Gefahren würden Manchen nicht abhalten," antwortete Victor; „aber es gibt eine Gefahr, die fürchterlicher iſt, als ſelbſt der gefährlichſte Schuß, die Gefahr nämlich, ſich bei einem ſolchen Abenteuer lächerlich zu machen."

„Und was wäre am Ende auch daran ſo Schlimmes?" meinte Herr Weller treuherzig. „Nehmen Sie mir nicht übel, mein lieber Herr Barring, wenn die Abſicht gut und edel iſt, ſo nimmt man am Ende ein bischen Lächerlichkeit mit in den Kauf. Sie werden mir dagegen zugeben, daß, wenn es gelänge, die kleine Dame ihrem tyranniſchen Vater zu entreißen, dies eine That wäre, — nun, eine glorioſe That."

Victor hatte ſich nach dieſen Worten raſch zu dem kleinen Manne herumgewandt, ihn aufmerkſam, aber lächelnd betrachtet, dann ſagte er mit Betonung:

„Ah! Herr Weller, eine That — verſtehe ich Sie recht? — Den Teufel auch! Mir ſcheint, Ihre Ideen von vorhin wollen an-

fangen fruchtbar zu werden. Nehmen Sie ſich in Acht, auf das hin muß ich Ihnen unfehlbar meine Wohnung verbieten."

„Nun, nun, nicht ſo ungeſtüm!" erwiederte der kleine Mann mit komiſchem Ernſte. „Geht man ſo mit einem alten Bekannten um? Ich habe Ihren Rath verlangt, Sie wußten mir keinen zu geben; dagegen läßt ſich nichts einwenden, aber mir Ihre Wohnung verbieten, das wäre in der That eine Beleidigung, für die ich Genugthuung fordern müßte. — Doch Scherz bei Seite," ſetzte er auf einmal in ganz verändertem Tone hinzu, während er ſich abmühte, ſeine Uhr hervorzuziehen, „ich habe genug von Ihrer koſtbaren Zeit geſtohlen. Wahrhaftig, ſchon zehn Uhr! Welche Menge von wunderbaren Gedanken ſtänden jetzt ſchon auf dem Papier da, wenn ich Sie mit meinen Schwätzereien nicht aufgehalten hätte. Doch mir war es eine Erleichterung, und ich bin Ihnen Dank dafür ſchuldig."

„Auch mir war Ihre Gegenwart nicht unangenehm, mein lieber Herr Weller," ſprach freundlich der Muſiker. „Es gibt Stunden, wo man ſich nicht zum Arbeiten aufgelegt fühlt und doch aus Pflichtgefühl arbeitet. Da iſt es denn immer beſſer, man wird abgehalten, als daß man was Schlechtes zu Tage bringt. Und damit Sie ſehen, daß ich die Wahrheit ſpreche," fuhr er fort, indem er Hut und Handſchuhe nahm, „ſo werde ich mit Ihnen gehen und Sie durch ein Paar Straßen, ſo weit unſere Wege zuſammen führen, begleiten."

„Was mir eine beſondere Ehre ſein wird," verſetzte der kleine Kaufmann geſchmeichelt, worauf er Panamahut und Reitpeitſche vom Stuhle nahm und es alsdann aus einem richtigen Gefühl nicht unterließ, die letztere ſachte in ſeinen weiten Aermeln verſchwinden zu laſſen.

Dann gingen Beide mit einander fort.

Die eilfte Stunde.

Da die würdige Madame Duvallet, Jahre langem Gebrauche gemäß, auch dieses Mal wieder ihre Gesellschaftszimmer nach beendigter Soirée, soweit dies überhaupt thunlich war, in Ordnung gebracht hatte, so fand sie denn auch am andern Morgen zu ihrer großen Bequemlichkeit nicht mehr viel hinwegzuräumen und wäre damit sicher ganz gut vor dem Frühstück fertig geworden, wenn sie nicht, als sie eben in aller Morgenfrühe beginnen wollte,

durch ein außerordentlich seltsames Ereigniß abgehalten und gestört worden wäre. Kaum hatte sich nämlich — es war eben erst sieben Uhr vorüber — Alice bei ihr eingefunden, kaum hatte sie mit wahrem Stolze ihre Tochter auf die offene, frische und heitere Stirn geküßt, und kaum hatte sie gesagt: „Nun wollen wir machen, daß wir fertig werden, ehe er zum Vorschein kommt" — er war nämlich der Commerzienrath — und kaum hatte sie hinzugesetzt, indem sie sämmtliche Fenster weit öffnete: „Stärkt ein solch' wunderbarer, prachtvoller Morgen nicht Herz und Sinne, und sollte man sich nicht versucht fühlen, mit all' den lustigen Vögeln hinauszujubiliren zu Gottes Preis und Ehre?" — kaum hatte sie, wie gesagt, diesen anmuthigen und guten Gedanken Worte verliehen, dazu eine Schürze von grobem Leinen umgebunden und ein halb Dutzend Wasch-, Spül- und Trockenlappen in die Hand genommen, als draußen auf der Straße das Rollen eines Wagens hörbar geworden war.

Dies war nun zu so früher Morgenstunde an sich in diesem Stadtviertel ein Ereigniß, wohl im Stande, die Aufmerksamkeit der Commerzienräthin auf sich zu ziehen. Wie überrascht aber war die gute Frau, als sie nun hörte, wie der Wagen dicht an das Haus anfuhr und hielt, und wie traute sie kaum ihren Augen, als sie, zum Fenster hinausblickend — diese Fenster standen ja ohnedies offen — bemerkte, daß drunten Herr Kohler aus dem Wagen sprang, Herr Kohler, der ledige Herr Kohler — Herr Kohler, der oft mit einem Gemisch von Stolz und Wehmuth versichert, er glaube nicht, daß er auf der ganzen Welt irgend eine weibliche Anverwandte habe — und der sich nun sanft lächelnd gegen den Wagen verneigte, die Hand ausstreckte und nicht nur einer schwarzgekleideten Dame aussteigen half, sondern auch zwei Kindern, von denen das kleinste, ein Bube, noch obendrein einen Hampelmann im Arme trug. Auch ein Paar Koffer waren auf den Wagen gepackt, die ebenfalls in's Haus gebracht wurden, was begreiflicher Weise das Erstaunen der Commerzienräthin noch vergrößerte.

Darauf war Herr Kohler eilfertig die Treppen hinaufgesprungen, hatte angeklopft und dann mit aufgeregten Zügen und ziemlich schwer athmend einen guten Morgen geboten und hastig nach dem Commerzienrath gefragt, dann in der Geschwindigkeit, als er zur Antwort erhalten: Herr Duvallet werde bald erscheinen, um Erlaubniß gebeten, die Dame, welche unten warte, in den Salon führen zu dürfen, und war hierauf mit einer furchtbaren Eilfertigkeit die Treppen wieder hinabgestürzt, um diese gleich darauf fast athemlos wieder hinaufzuhüpfen, der schwarz gekleideten Dame voran, die mit ihren Kindern in den Salon trat. — In den Salon, den Madame Duvallet noch nicht einmal vollkommen aufgeräumt hatte, gerechter Gott! wo sich noch Gläser und Flaschen befanden, wo die Möbel noch nicht abgewaschen, wo auf dem Fußboden noch Brodkrumen zu sehen waren, wo vielleicht in einer Ecke ein übrig gebliebener Flaschenpfropfen verrätherisch lungerte. — Und eine Fremde zu bringen in dieses Chaos! Und eine Fremde einzuführen bei Duvallet's Morgens bald nach sieben Uhr, wenn der Salon noch nicht aufgeräumt war! — Kohler mußte noch von gestern her einen gelinden Rausch haben oder Kohler mußte übergeschnappt sein. Die Commerzienräthin hätte gern krampfhaft hinauslachen mögen. Aber die Sache war zu ernst. — Dieser Kohler! ein Freund des Hauses, und eben dieses Haus so zu compromittiren!

Was aber die gute Madame Duvallet bis jetzt erfahren hatte, war am heutigen Morgen noch nicht Alles; es sollte noch besser kommen. Kohler blieb bei der Fremden im Salon drüben und kam nicht einmal, um Aufklärung zu geben oder um sich zu entschuldigen; ja der Commerzienrath selbst machte es nicht viel besser. Kohler hatte Letzterem in seinem Schlafzimmer die Meldung dieses Besuchs gemacht, und darauf war er zu der Fremden gegangen und hatte mit ihr gesprochen lange, unendlich lange. Es schlug acht Uhr, es schlug halb Neun, — die Geduld der guten Commerzienräthin ward auf eine harte Probe gestellt. Wenn es

ihr auch am Ende vollkommen gleichgültig war — und das hatte sie sich ein Dutzendmal gesagt — wen dieser Kohler gebracht habe, wer dort im Salon sei, mit wem der Commerzienrath verkehre, so war es ihr dagegen durchaus nicht gleichgültig, die schöne Morgenstunde und — Gott mochte wissen durch was — gehindert zu sein, ihr Hauswesen in Ordnung zu bringen. Endlich setzte sie sich mit Alice zum Frühstück nieder.

„So was sollte ich mir eigentlich ausbitten," hatte sie verdrießlich vor sich hin gesprochen, und es wäre beinahe möglich gewesen, daß die gute Frau seit langen Jahren zum ersten Male wirklich böse geworden. Glücklicher Weise fehlte an dem Silber, welches sie mehrmals überzählte, nicht das kleinste Löffelchen oder Dessertmesser; auch war beim genauesten Nachsehen nirgendwo ein Fleckchen zu entdecken. Nichts war gestern Abend zerbrochen worden, die feinen Damasttischtücher zeigten keine Weinflecken, kurz, es war gar nichts vorhanden, woran sich der Verdruß der Hausfrau hätte emporranken können, um zur feurigen Zornesblüte zu erwachsen.

Da endlich war der Commerzienrath erschienen und hatte seiner Frau, wie er es gewohnt war, auf seine ruhige Art einen guten Morgen gewünscht, dann in Betreff des Besuchs im Salon ein Paar Worte zu ihr gesprochen und sie gebeten, mit hinüber zu kommen.

Alice ging auf ihr Zimmer.

Dort war das junge Mädchen so gern, dort hatte sie ihre kleine Welt für sich; dort konnte sie ihren Träumereien leben, dort konnte sie die ganze Stadt überschauen bis die fernen Berge hinan, und dort auf den Höhen ließ sie ihr inneres Auge weiter und immer weiter schweifen mit einer gewaltigen Liebe und Innigkeit, mit einer unaussprechlichen Sehnsucht. Da tauchten Hügel und Berge nach einander auf; da sah sie in weiten, mit Duft gefüllten Thälern leuchtende Flüsse ziehen, da verfolgte sie deren Lauf, bis das Land in malerischen Buchten, in zackigen Vorgebirgen endete und eine große, silberglänzende, spiegelglatte Fläche vor ihr lag.

Warum ſie ſich dorthin ſehnte? — ſie wußte es ſelbſt kaum; vielleicht war es der begreifliche Drang nach einer Wendung ihres bisherigen, wenn auch glücklichen, aber doch ſo einförmigen Lebens; vielleicht waren es aber auch die Nachklänge jener muſikaliſchen Phantaſieen Victors, denen ſie ſo gern zulauſchte und die gerade vor ihr aufzurollen er eine ſo wunderbare Fertigkeit hatte. — „Komm', Alice," konnte er ſagen, „jetzt wollen wir zuſammen reiſen." Und bei dieſen Worten hatte es ſie ſchon häufig ſo eigenthümlich durchſchauert, daß ſie unwillkürlich zuſammengefahren und mit einem ſonderbaren Blick von ihm weggerückt war. Recht wehe that es ihr aber alsdann, wenn er auf das hin ärgerlich die Achſel zuckte und ſie ein lächerliches Kind ſchalt.

Aber mit einander gereist waren ſie denn doch faſt immer.

„Siehſt Du, Alice," konnte er während ſeines ausdrucksvollen Spieles ſagen, „jetzt rollen wir auf der langweiligen Chauſſee dahin; es iſt heiß und ſtaubig; ah! wie ſind wir ſo glücklich, daß uns der Wald aufnimmt, der ſchöne, duftige, liebe Wald.

Wer hat dich, du ſtolzer Wald,
Aufgebaut ſo hoch da oben!

„Ruhen wir träumend unter einer mächtigen Eiche, oder nein! — ich weiß was Beſſeres, Alice. Hörſt Du die Fanfare der luſtigen Jagd; komm', ich bin Dein Stallmeiſter und helfe Dir Deinen Zelter beſteigen. Wohlauf! hoch zu Roß' halloh! ſchöne Jägerin, halloh! bei Peitſchenklang und Hörnerſchall."

Oder er hatte in tremulirenden Tönen vor ihr ausgebreitet das weite, weite glänzende Meer, ſilberleuchtend mit dem zitternden, hüpfenden Mondesſtrahl; am Ufer lag das Boot und ſchaukelte leicht auf den Wellen. Da hinein ſtiegen ſie Beide, ganz allein in ſtiller, verſchwiegener Nacht, und die Berge und Inſeln rings umher ſchienen heimlich und discret langſam zurückzutreten oder ſich zum Schlafen in ihre nächtlichen grauen Schleier zu hüllen.

Aber das Boot fuhr dahin, leiſe, faſt geiſterhaft, und wo es

die Wellen durchschnitt, ließ es einen leuchtenden Streifen zurück, einen Streifen, der sich erst weit von dem Fahrzeuge in tausend tanzende Sternchen auflöste, in kleine, leuchtende Sternchen, die geschwätzig den Wellen zu erzählen schienen von den Beiden, welche dort in dem Nachen dahinglitten, von dem, was sie gesprochen, und die ganz, ganz leise hinzusetzten: daß sich so eben in der kühlen Flut zufällig ihre Hände berührt hätten.

O wie wahr ist es, daß man nirgends vor Spähern sicher ist! Wie wahr ist der Gesang des Dichters:

Da Nachts wir uns küßten, o Mädchen,
Hat Keiner uns zugeschaut;
Die Sterne, die standen am Himmel,
Wir haben den Sternen getraut.

Es ist ein Stern gefallen,
Der hat dem Meer uns verklagt;
Da hat das Meer es dem Ruder,
Das Ruder dem Schiffer gesagt.

Da sang derselbe Schiffer
Es seiner Liebsten vor,
Nun singen's auf Straßen und Märkten
Die Mädchen und Knaben im Chor.

Die Zimmer, die Alice bewohnte, lagen auf der hintern Seite des Hauses, und der Vater hatte sie für seine Tochter gewählt, weil vor ihrem Wohnzimmer eine kleine Terrasse war, die sie zu einem Blumengarten umgewandelt hatte. Alice liebte ihre Blumen und lebte so gern unter ihnen. Dies kleine künstliche Gärtchen mit seinem freundlichen Grün, mit seinen mannigfaltigen Blüten war ihr auch wieder ein Stückchen Welt, und seine engen Grenzen dehnte ihre lebhafte Phantasie nach allen Seiten unendlich weit aus. Am liebsten saß das junge Mädchen auf einem kleinen Stuhle so tief unter ihren Blumen, daß sie von

denſelben rings eingeſchloſſen war und ſo am beſten ihren Gedanken nachhängen konnte, ſie befände ſich in einem weiten Walde, der voll der ſeltenſten Blüten prangte. Da lauſchte ſie denn ſo gern auf bekannte Töne, die fern anklingen ſollten und jetzt ihr Ohr erreichen, auf die weichen, faſt traurigen Töne eines leiſe erſchallenden Waldhorns.

Heute Morgen aber träumte ſie nicht auf dieſe Art! ſie ſtand vielmehr an der Brüſtung der Terraſſe und ſchaute in den glänzenden, ſtrahlenden Morgen hinein, der ſo feierlich über der weiten Stadt ſchwebte, der mit goldſtrahlenden Flügeln auf den Berghöhen rings umher ruhte, während er ſich noch mit weichem Dufte in die Straßen hinabſenkte und auf den Dächern der Häuſer flimmerte; ſchüchtern an manches noch dicht verhängte ſchattige Fenſter ſtrich, und dagegen wieder breit, ſonnig und behaglich auf jenem weiten Platze ruhte, wo jetzt ſchon lachende Kinder ihr lärmendes Weſen trieben. Sie wußte wohl ſelbſt nicht, weßhalb ſie bei dieſem Hinausträumen das Geſicht ſo gern nach einer und derſelben Gegend hinwandte; es war da eigentlich nichts Beſonderes zu ſehen; vor der hohen Terraſſe, auf der ſie ſtand, dehnte ſich eine ſcheinbar wirre Häuſermaſſe aus, zwiſchen der man erſt in einiger Entfernung ein Paar Straßen zu unterſcheiden vermochte. Eine von ihnen lief gegen einen kleinen Platz, und dann ſah man, umgeben von den Gebäuden der Stadt, einen grünen, dicht mit Bäumen beſetzten Garten, an deſſen Ende ſich ein hoher, zackiger Giebel erhob.

Dorthin folgten den Gedanken des jungen Mädchens die hellen, glänzenden Augen; da an dem Grün des Gartens hingen ſie eine gute Weile, bis Alice endlich, wie unmuthig, ihren Kopf auf die Seite warf und ſich ein ungeduldiges Ah! zwiſchen den feinen Lippen hervordrängte. Faſt wäre ſie mit ihrem Fuß heftig auf den Boden getreten, doch begnügte ſie ſich damit, ihren Kopf aufzuwerfen und ihn dann auf den Arm zu ſtützen, mit dem ſie ſich an die Seitenwand der Terraſſe gelehnt hatte; dabei fielen

ihre Augen auf ein Glas Waſſer, das auf der Brüſtung ſtand und worin ſich ein Bouquet Blumen befand, welches Victor geſtern Abend mitgebracht. Das junge Mädchen hatte ſie ſorgfältig in die Nachtkühle hinausgeſtellt, doch war trotzdem der friſche Schimmer der Blüten ſchon dahin, und hie und da hing eine das Köpfchen welk herab.

„Es mag über Nacht mancher Blumenſtrauß verwelkt ſein," dachte Alice, und dabei erſchienen vor ihrem Auge die glänzenden, ſtrahlenden Hallen, von denen ſie ſchon oft reden gehört, ſchöne Damen in den eleganteſten Roben, Blüten im duftigen Haar, Blumen, kunſtreich zu ungeheuren Bouquets zuſammengebunden, in der Hand.

Wenn ſie bei dieſen Bildern verweilte — und ſie that das häufig, nachdem ſie ſich von Victor, der dieſe Zirkel zuweilen beſuchte, davon hatte erzählen laſſen, — ſo überſchlich es ſie nicht wie Neid, ſondern nur wie ein bitteres Gefühl, daß ſie auch nicht ein einziges Mal zuſchauen durfte, wenn er ſich in dieſen glänzenden Kreiſen bewegte. Gewiß, nur ihn wollte ſie ſehen, nicht um ihrer ſelbſt willen — o gewiß nicht! ſprach ſie zu ſich ſelber mit einem zweifelhaften Lächeln — ſondern nur, wie er, der ja auch in ihr ſtilles, beſcheidenes Haus kam, ſich dort in der großen Welt ausnehme.

„Vortrefflich!" hatte Herr Kohler geſagt, den ſie einmal lachend darüber befragte. „Ich verſichere Sie," hatte ſich der ehemalige Makler mit Enthuſiasmus ausgeſprochen, „Victor iſt dort ungeheuer gern geſehen; man verwöhnt ihn; er macht Furore mit ſeinem wunderbaren Talent, und wenn er ſpielt, ſo lauſcht Alles entzückt zu, und Herren und Grafen müſſen in dem Augenblick, wo der erſte Ton erklingt, vollſtändig verſtummen."

Dieſen Worten war die lebhafteſte Phantaſie des jungen Mädchens gefolgt und ſie ſah Victor, wie er am Flügel ſaß, und ſah, wie eine andere ſchönere, ſtrahlendere Dame den Platz an ſeiner Seite einnahm, den Platz, den ſie, Alice, hier im Hauſe ſchüchtern als den ihrigen betrachtete. Sie hörte, wie man ihm

Mühle" ſagte Burbus heiter, „und habe dort erſt erfahren, daß Sie hier ſind. Die Mutter und Sibylle, Elsbeth, Franz und Caspar haben mir tauſend Grüße an Sie mitgegeben, ſich aber zugleich beklagt, daß ſie weder geſchrieben, noch ein einzigesmal zum Beſuch gekommen ſeien. Der Vater dagegen meinte, er habe mit Vergnügen gehört, daß Sie fleißig ſeien und Ihrem Prinzipal zum Danke leben, zugleich habe er aber vernommen, daß Sie," ſetzte der Doktor lachend hinzu, „Spechtianer geworden, und wenn das wahr ſei, ſo wäre es ihm nach allen Seiten hin recht, wenn Sie die Mühle mit Ihrem Beſuche verſchonten."

Das that mir wehe, und der Doktor hatte alle Mühe, mich zu tröſten. „Sie werden," fuhr er fort, „aus dem Briefe des Vaters erſehen, wie ich meine Zeit nach dem Verſchwinden aus der Mühle angewandt; ich kann Sie verſichern, daß ich fleißig war und furchtbar gearbeitet habe, auch dabei höchſt erbärmlich gelebt, meine Kammer gegenüber dem Reißmehlſchen Hauſe war ein Staatsgemach gegen die Appartements, welche ich wegen Ueberfluß an Geldmangel genöthigt war, zu bewohnen. In der Univerſitäts- und Reſidenzſtadt B. habe ich promovirt und, einem alten Collegen aushelfend, practicirt, und mir dort ſo viel gewonnen, daß ich hier im Stande bin, ſo wie Sie mich vor ſich ſehen, anſtändig aufzutreten und mich beſcheiden häuslich einzurichten. Die

Beifall zurief, wie Spitzen um ihn wehten, Brillanten rings umher funkelten, und wie glänzende Augen, in ihren Blitzen die Edelsteine überbietend, ihn herzlicher, liebender anblickten, als sie das zu thun im Stande war. Auch sah sie ihn diese Blicke erwiedern, freundlich und gewinnend, nicht mit jenem eigenthümlichen, fast traurigen Lächeln, womit er sie betrachtete, wenn sie einmal aus dem Grunde ihres Herzens ausrief: „Ah, Victor! das war schön.“

Fast hätte Alice Duvallet sich darüber ärgern können, daß sie sich am heutigen Morgen, so ohne es eigentlich zu wollen, mit ihm beschäftigte: er hatte das gestern Abend wahrhaftig nicht verdient. War er doch spät genug gekommen, hatte er ihr doch kaum eine Hand gereicht und dazu gesagt: „Guten Abend, mein Kind!“ und über dieses: „mein Kind!“ hatte sie sich recht geärgert, wie das immer war, wenn er sie so ansprach. — Mein Kind! War sie denn wirklich noch so ein kleines Kind? — Sie war es nicht mehr; das sagte sie sich still, leise und verschwiegen, wenn sie bei sich ganz allein war. — Nein, sie war es nicht mehr, — jetzt nicht mehr, seit einem halben Jahre nicht mehr, als er einmal neben ihr am Flügel gesessen, als er wieder mit ihr auf den Schwingen der Töne in weite Länder gereist war, als sie ihre rechte Hand leicht auf die Tasten des Instruments gelegt und angefangen, ihm leise und schüchtern zu accompagniren. Da hatte er sich verwundert zu ihr gewendet, da hatte er sie angeblickt, so seltsam, daß es sie durchschauert hatte, da hatte er seinen Arm nur einen kleinen Augenblick um sie geschlungen und hatte gesagt: „Das stimmt ja wunderbar, meine gute Alice.“ — Ja, seit dem Momente war sie kein Kind mehr, das fühlte sie wohl, und deßhalb verdroß es sie so sehr, wenn gerade er: „mein Kind!“ sagte. Da konnte sie verstohlen in den Spiegel blicken und unmuthig die Lippen auf einander pressen, wenn sie ihren einfachen glatten Anzug sah, der ihr so recht unbedeutend vorkam, wenn sie an die glänzenden, rauschenden Roben jener Damen dachte, bei denen er nun später seine Abende zubrachte, nachdem er sich hier in ihrem

Hauſe gründlich gelangweilt. Und das war ihr ein ſo bitteres Gefühl, daß ſie oft Sekunden lang beide Hände auf ihr Herz preßte und dabei nur gewaltſam ihre Thränen unterdrücken konnte — „Thränen, von denen er nicht eine einzige werth iſt!“ ſagte ſie gleich darauf, wobei ſie den Kopf trotzig in die Höhe warf.

Und doch wollte er es nie eingeſtehen, daß er nur halb gezwungen hieher in's Haus ſeiner Verwandtin komme, daß er das nur thue, weil er nicht anders könne, und daß er, der Neigung ſeines Herzens folgend, lieber ganz wegbleiben würde. — Unter dieſem peinigenden Gefühl hatte das junge Mädchen ſchon unbeſchreiblich gelitten; es war ihr das zuweilen ſo unerträglich, daß ſie öfters im Begriffe geſtanden, offen mit ihm darüber zu ſprechen, und ſie hatte ſchon hie und da eine Anſpielung gewagt. Aber wenn er dann anſcheinend ſo herzlich lachte und einen Gedanken, der ihr die Bruſt ſchmerzlich zuſammenpreßte, ſo luſtig verwarf, da verſtummte ſie und war nicht im Stande, mit ihm weiter zu reden. Und doch, wenn ſie ihn anblickte, ſah ſie wohl, daß bei ihren Worten ein leichter Schatten momentan den Blick ſeiner Augen trübte, oder daß ſeine Mundwinkel ſonderbar zuckten. Seine Antwort: „Du biſt ein närriſches Kind,“ kam ihm alsdann auch nicht vom Herzen; das fühlte ſie wohl, und wenn er in ſolchen Augenblicken rauſchende, wilde Töne aus dem Inſtrument hervorklingen ließ, dann rückte ſie ſcheu zur Seite, und ſein Leben und Treiben kam ihr faſt unheimlich vor; er erſchien ihr alsdann wie ein Weſen, dem etwas Schweres, Finſteres auf der Seele ruht, wie Jemand, der ein zweifaches, gänzlich verſchiedenes Leben führt, und der am Tage nicht heiter und glücklich ſein kann, weil ſeine nächtlichen, düſteren Träume ihm trotz Tagesglanz und Sonnenlicht in geſpenſterhaften Geſtalten erſcheinen.

Dieſe Gedanken, die ahnungsvoll und doch unbewußt ihr Gemüth durchzogen, ließen ihr Betragen ihm gegenüber ihr oft ſo eigenthümlich erſcheinen. Zuweilen war es ſichtbar, daß ſie ihn mied, vor ihm zurückzuweichen, zu fliehen ſchien. Ein anderes

Mal mußte man es bemerken, wie ihr dunkles, glänzendes Auge ſo feſt, ſo innig an ihm hing, wie es ſie langſam zu ihm hinzog, bis ſie ſich an ſeiner Seite niederließ, bis ſie den Kopf an ſeine Schultern lehnte, bis ſie ihre Hand auf ſeinen Arm legte, als wolle ſie ihn zurückhalten und nicht mehr hinaus laſſen in jene wilde, entſetzliche Welt.

So ſtand Alice auf ihrer kleinen Blumenterraſſe, und ſolch' finſtere Gedanken durchzogen ihre Träume trotz des prachtvollen, glänzenden Morgens. O hätte ſie hinausgekonnt in die Weite! — ſo dachte ſie ſeufzend und drückte ihre warme Stirne an die kalte Mauer des Hauſes, — hinaus über jene fernen Berge in den grünen, ſchattigen Wald hinein, bei jedem Schritte vergeſſend ihre kleinen Leiden, bei jedem Schritte ruhiger, glücklicher werdend, bei jedem Schritte fühlend, wie ſich ihr Herz erweitere, wie es lichtvoll und klar in ihm wurde, wie es ſo empfänglich ward zur Aufnahme all' der freundlichen Bilder, welche der tiefblaue Himmel im Verein mit der grünenden, blühenden Erde vor ihrem Auge entſtehen ließ! O hätte ſie hinaus gekonnt, ſtill und ſinnend niederſitzen an das Ufer eines murmelnden Baches, die zitternden Sonnenſtrahlen verfolgen, die hin und wieder auf dem glänzenden Waſſer umherſprangen; das Murmeln der Flut, die beweglichen Lichter auf derſelben hätten ihr allerlei Schönes erzählt und hätten ihr Gemüth beruhigt, ſie ſtill und glücklich gemacht.

So aber konnte ſie nicht in Feld und Wald hinaus, ſie konnte ſogar nicht einmal fortträumen auf ihrer kleinen, ſonnigen Terraſſe, denn ſie mußte dem Rufe der Mutter folgen, die ſie bat, hinein in's Zimmer zu kommen, in den Salon auf der andern Seite des Hauſes, wo es im Gegenſatz zu der hellen Sonnenſeite hier ſo ſchattig und düſter war, wo obendrein noch die ſchweren, altmodiſchen Vorhänge die Fenſter halb verhüllten, und wo Alice eintretend faſt wieder zurückſchreckte, denn ſie ſah auf dem Sopha eine Frau in tiefer Trauer ſitzen und neben ihr ſtehend zwei kleine, ebenfalls dunkelgekleidete Kinder.

Die Commerzienräthin stellte der Fremden ihre Tochter vor, und bezeichnete Jene alsdann als Madame Nicolai mit ihren beiden Kindern.

Weßhalb das junge Mädchen, kaum in's Zimmer getreten, schwer und mühsam athmete, darüber konnte sie sich selbst keine Rechenschaft geben; aber es war ihr gerade, als habe man ihr mit dem glänzenden Sonnenlicht auch die Luft entzogen. Und doch sei es hier recht behaglich kühl, versicherte Madame Duvallet, gerade so, wie man es an einem heißen Tage wie der heutige nur wünschen könne.

Alice hatte sich, nachdem sie die Fremde freundlich begrüßt, still neben ihre Mutter gesetzt, und es war ihr zu Muth, als dürfe man nicht laut reden, der Trauer wegen, welche die schwarzgekleidete Fremde in's Haus gebracht. Diese saß da so einsylbig und unheimlich, mit dem bleichen Gesichte und dem fest zusammengezogenen Mund. Ihr Gesicht war regelmäßig schön, aber es lag etwas Hartes in den Zügen derselben; auch die großen, schönen Augen blickten kalt und strenge; ein Zucken um ihre Lippen, das jedesmal erschien, wenn sie sprach, war auch nicht im Stande, einen angenehmen Eindruck hervorzubringen.

Das dachte Alice Duvallet, nachdem sie die Fremde theilnehmend betrachtet.

„Madame Nicolai ist Wittwe," sagte die Commerzienräthin nach einer Pause, „sie hat das Unglück gehabt, ihren lieben Mann zu verlieren."

„Und dies Unglück hat Sie vor Kurzem betroffen?" fragte Alice mit bewegter Stimme.

Madame Nicolai seufzte tief, dann nickte sie mit dem Kopfe und erwiederte:

„Ja, mein Fräulein; das schwere Unglück ist ganz vor Kurzem über mich hereingebrochen; — doch sah ich es längst kommen," setzte sie mit einem eigenthümlichen Tone hinzu, und dabei zuckten ihre Mundwinkel wieder auf die eben erwähnte kalte, unangenehme Art.

„So, war Herr Nicolai längere Zeit krank?" sagte Madame

Duvallet, „und Sie haben ihn erſt verloren, nachdem er viel gelitten?“

„So iſt es, Frau Räthin,“ entgegnete die ſchwarzgekleidete Frau. „Wir Beide haben viel gelitten.“ — Sie öffnete die Augen weit, und blickte zum Fenſter hinaus an den tiefblauen Himmel. — „Viel haben wir gelitten, — Beide; ich vielleicht am meiſten.“

Die Kinder hatten ſich in Ermanglung eines andern Spielzeugs mit dem bunten Hampelmann abgegeben; das ältere Mädchen ließ ihn Marionetten ſpielen, worüber der Bube luſtig lachte. Eben hatte Hampelmann mit ſeinen ſteifen hölzernen Armen den Knaben auf beide Wangen gepätſchelt und darauf ſeine große Naſe an deſſen rechtes Ohr gelegt, womit ein Ruhepunkt im Spiel der Kinder eingetreten war, als das kleine Mädchen plötzlich ihren Kopf gegen das Sopha wandte, Madame Duvallet feſt anſah und mit lauter Stimme ſagte:

„Papa iſt gar nicht krank geweſen, nicht wahr, Ferdinand? Geſtern Mittag war er noch ganz geſund und heute Nacht iſt er geſtorben, wie Mama ſagt.“

Als das Kind ſo ſprach, fuhr die Mutter ſichtlich zuſammen, doch preßte ſie gleich darauf ihre Lippen einen Moment feſt auf einander, und ein trauriges Lächeln zuckte über ihre Züge, ehe ſie zu Madame Duvallet gewendet mit etwas unſicherer Stimme ſprach:

„So ſind die Kinder einmal; ſie mengen Alles durch einander, Zeit und Ort, ſie ſind eigentlich glücklich, eine lange Zeit des Leidens geht an ihnen ſpurlos vorüber.“

Das Mädchen ſchaute ſeine Mutter mit großen Augen an, dann fuhr es hartnäckig, wie Kinder zu ſein pflegen, fort:

„Papa war gar nicht krank, Mama. — Nicht wahr, Ferdinand?“ Sie fuhr mit ihren kleinen Fingern durch die dichten Haare ihres Bruders. — „Wenn man krank iſt, ſo legt man ſich zu Bette und dann kommt der Doctor und bringt eine große Flaſche voll Medicin mit Goldpapier dran und einen großen Zettel. — Nicht wahr, Ferdinand?“

„Ja," sagte der Knabe, „und da muß man seine Zunge zeigen und bekommt lange nichts zu essen. — Ist es nicht so, Mama?"

Madame Nicolai hatte sich wieder vollkommen gefaßt und antwortete mit großer Ruhe, während sie das Mädchen an sich zog:

„Gewiß ist es so, und so war es auch bei uns; das habt ihr aber Alles vergessen."

„Nein, Mama, ich habe nichts vergessen; der Doctor ist nicht gekommen und Papa hat auch nicht zu Bett gelegen. — Nicht einmal heute Nacht."

„Wer auch so glücklich wäre, wie diese Kinder!" erwiederte die Fremde, indem sie ein paarmal mit dem Kopf nickte und ihre kleine Tochter fest an sich zog. „Freud und Leid hält nicht bei ihnen und sie mengen Alles durch einander — es könnte Einem das Herz zerreißen. — Ja, ja, Du hast Recht, Bertha," fuhr sie nach einer Pause fort, „gestern Nacht hat Dein Vater freilich nicht mehr in seinem Bette geschlafen." — Ein Schauer schien bei diesen Worten ihren Körper zu durchfliegen. — „Er konnte es nicht, weil er da schon todt war. Aber jetzt sei ein gutes Kind und sprich nicht weiter davon; Du thust Deiner Mutter so sehr weh, wenn Du noch mehr darüber sagst."

Sie beugte sich bei diesen Worten nieder und küßte ihr Kind herzlich auf die Stirne. Als sie sich wieder emporrichtete, sah man ihre Augen voll Thränen stehen, und Bertha, die sich bei diesem Anblicke fest an ihre Mutter schmiegte, versprach jetzt ganz still zu sein und nichts mehr zu reden.

Hierauf entstand im allgemeinen Gespräche eine etwas längere Pause. Die Fremde zog dem Knaben sein Jäckchen etwas herunter und ermahnte ihn dabei, ruhig zu sein; denn Ferdinand zeigte viele Neigung, ein kleines Lied zu singen, das ihn zu Haus die Magd vor Kurzem gelehrt hatte.

Die Commerzienräthin that, wie man in solchen Augenblicken zu thun pflegt: sie zog an ihren Haubenbändeln, strich auch wohl mit der rechten Hand über das Sophakissen und sagte darauf:

„Ja, ja, ſo geht's in der Welt; es iſt traurig, daß es ſo geht, aber wer kann es anders machen? Man muß Alles in Geduld hinnehmen."

Es ſind das Ausſprüche, die unbeſchreiblich allgemein klingen, die man aber, um ein Geſpräch einzuleiten oder den Riß einer Converſation auszufüllen, ſehr wohl gebrauchen kann, und deßhalb nicht ohne Wichtigkeit.

Alice hing ihren eigenen Gedanken nach, die heute — ſie wußte ſelbſt nicht warum? — recht trübe, recht drückend waren. Sie hatte auf dem Rande des Sophas den Kopf in die Hand geſtützt und blickte zum Fenſter hinaus. Erſchien ihr doch das dunkle, ſchattige Zimmer mit den ſtark zuſammengezogenen Vorhängen wie ein Gefängniß, aus dem heraus man vergeblich nach Luft und Licht ſchmachtet. Und Luft und Licht, namentlich das letztere, lag ſo verlockend draußen auf der Straße und ſpielte in goldenem Sonnenglanze an den Mauern des gegenüberliegenden Hauſes. Da glänzte der helle Schein neben tief dunkeln Schatten; da drüben funkelte, blitzte und ſtrahlte es, während hier Alles ſo düſter und traurig erſchien, ſo paſſend zu der ſchwarzgekleideten Fremden mit ihrem bleichen Geſicht, mit den großen, geſpenſterhaften Augen.

„Madame Nicolai will eine Stelle annehmen," ſprach nun die Commerzienräthin, nachdem die drei Damen eine gute Weile geſchwiegen. Sie ſagte das zu Alice gewendet und offenbar in der Abſicht, die Converſation nicht ganz einſchlafen zu laſſen. „Ja," wiederholte ſie, „Madame Nicolai will die Stelle annehmen, die im Hauſe des Freiherrn von Molitor zu beſetzen iſt; Dein Vater wird Madame Nicolai vorſchlagen, und ich zweifle nicht, daß der Herr Baron auf dieſen Vorſchlag bereitwillig eingehen wird. — Sie kennen den Herrn Baron?" fragte ſie die Fremde.

Dieſe ſchüttelte mit dem Kopfe, ehe ſie entgegnete:

„Nein, ich habe ihn nie geſehen; doch glaubte ich," ſetzte ſie hinzu, nachdem ſie wie verlegen an ihrem Halstuch gezupft, „ich habe von ſeinem Hauſe ſchon reden hören."

„Nun, das wird gerade nicht das Empfehlendste gewesen sein," meinte die Commerzienräthin. „Ueber das Haus ist schon sehr viel gesagt worden, und die Leute, die oben hinaus urtheilen, sind meistens geneigt, dem Herrn von Molitor in Allem Unrecht zu geben. Das kommt wohl daher, weil er, und das ist nicht zu leugnen, ein harter, ja unangenehmer Charakter ist und weil die Welt so gern bereit ist, einer schönen Frau unbedingt Recht zu geben."

„Ja sie soll schön sein — sie soll sehr schön sein, diese Frau Baronin von Molitor," sagte die Fremde mit niedergeschlagenen Augen.

„Sehr schön — eine reizende, elegante Dame, das ist nicht zu läugnen," versetzte Madame Duvallet; „ich begreife wohl, daß sie vielen Männern die Köpfe verrückt hat."

Alice wußte nicht, weßhalb ihr gerade dies Gesprächsthema peinlich war und weßhalb es sie jedesmal schmerzlich berührte, so oft der Name dieser Frau von Molitor genannt wurde; und doch wieder war es ihr so interessant, etwas über diese Frau zu hören, und doch war sie schon in den Straßen der Stadt lange vor einem Laden stehen geblieben, um diese Dame aus ihrem Wagen steigen zu sehen, wobei sie dann zugeben mußte, daß es allerdings ein schöne, interessante Erscheinung sei.

„Wenn man, wie ich schon vorhin bemerkt, nicht läugnen kann," fuhr die Commerzienräthin fort, „daß der Freiherr von Molitor ein Herr ist, von außerordentlich schroffer Außenseite, — ich kann Sie versichern, mein Mann, der doch mit allen Leuten umgehen kann, hat genug zu thun, um mit dem Baron in Frieden zu bleiben — so soll dagegen, wie Alle sagen, die ihn näher kennen, sein Charakter von einer außerordentlichen Festigkeit und Ehrenhaftigkeit sein."

„Wornach also alle Schuld auf Seiten der Baronin läge," sprach Madame Nicolai; „und was mich anbelangt," setzte sie mit Bitterkeit hinzu, „so bin ich sehr geneigt, fest daran zu glauben."

„Man muß ihm wenigstens lassen," versetzte Madame Duvallet,

„daß er vor der Welt zeigt, die eigenthümlichen Verhältniſſe, welche ſein Hausweſen zerriſſen haben, gehen ihm zu Herzen. Er hat ſich ſeit jener Zeit von Allem zurückgezogen. Wie ſelten kommt er hieher! gewöhnlich lebt er auf ſeinem einſamen Schloſſe, wo er keinen Menſchen ſieht und wo er ſich nur der Erziehung ſeiner Tochter widmet."

„Aber trotz allem dem iſt es für eine Mutter hart, ihr Kind nicht bei ſich haben zu können," meinte Alice, indem ſie, wenn gleich widerſtrebend, die Partei der Baronin nahm. „Es muß ſie das ſehr unglücklich machen; es muß das ihr Herz zerreißen."

„Wovon man aber ſehr wenig bei ihr bemerken ſoll," ſprach die Commerzienräthin achſelzuckend. „Sie verlebt in Luſt und Freude ihre Tage, macht trotzdem, daß ſie eine Frau ohne Mann iſt, ein großes, glänzendes Haus, gibt die größten Geſellſchaften, bei denen es ſehr luſtig zugehen ſoll, und wo man gewiß ſehr wenig davon merken wird, daß die Herrin eigentlich einen tiefen Kummer im Herzen tragen ſollte und graugekleidet Buße thun. — Aber was gehen uns dieſe Verhältniſſe eigentlich an?" fuhr ſie gleich darauf heiterer fort; „die Baronin Molitor lebt von ihrem Manne getrennt, alſo werden Sie, meine beſte Madame Nicolai, nicht mit ihr zuſammen kommen, und kann es Ihnen gleichgültig ſein, wie ſie iſt. Was den Freiherrn anbelangt, ſo iſt er allerdings eine eigenthümliche Perſönlichkeit, wenn man aber ſeinen klar ausgeſprochenen Willen befolgt, ſo ſoll es durchaus nicht ſchwer ſein, mit ihm zu leben und ſeine Zufriedenheit zu erlangen."

„Aber Mama," ſagte Alice, „Du wirſt doch zugeben, daß Mamſell Schulz Alles gethan, was in ihren Kräften ſtand?"

„Mamſell Schulz," erläuterte die Commerzienräthin, „war Ihre Vorgängerin, und dieſelbe hat ſich gewiß, was ihren Dienſt betrifft, die Erziehung des kleinen Mädchens nämlich, durchaus nichts zu Schulden kommen laſſen. Aber wie wir erfahren, hatte es Mamſell Schulz nicht verſchmäht, mit der Baronin Molitor in Verbindung zu treten. Ich für meine Perſon möchte ihr das ge-

rade nicht so hoch anrechnen, denn die Baronin hat es gewiß an keinem Mittel fehlen lassen, um sich die Erzieherin ihrer kleinen Tochter geneigt zu machen. Das war die Klippe, an der Mamsell Schulz gescheitert ist, und wohl die Einzige im Hause, vor der man sich in Acht zu nehmen hat und die auch gewiß nicht so schwer zu vermeiden ist."

„Und warum versuchte es die Frau von Molitor, sich durch die Erzieherin ihrer kleinen Tochter zu nähern?" fragte die Fremde. „Hat sie nicht auch ohne das ein Recht dazu?"

„Man kann einer Mutter dieses Recht wohl nicht absprechen," entgegnete Madame Duvallet. „Aber das sind gerade die eigenthümlichen Verhältnisse in jenem Hause, daß der Herr desselben — und er wird wohl seine triftigen Gründe dazu haben — seine Frau, die von ihm getrennt lebt, durch alle Mittel, die ihm zu Gebot stehen, von ihrer Tochter fern zu halten sucht."

„Das ist hart," sagte die Wittwe, indem sie ihre eigene Tochter fester an sich zog. „Er sollte der Mutter nicht verbieten, zuweilen ihr Kind zu sehen. — Ich habe gewiß nicht Ursache," fuhr sie nach einer Pause fort, „diesen Damen das Wort zu reden, aber es ist hart, einer Mutter den Anblick ihres Kindes zu versagen."

„Wozu Sie aber aus allen Kräften mitwirken müssen, meine beste Madame Nicolai," bemerkte achselzuckend die Commerzienräthin. „Es ist dieß wohl die erste und Hauptbedingung, die Ihnen von Seiten des Freiherrn gestellt werden wird."

„Und die ich mit dem Dienste auch werde annehmen müssen," versetzte die Wittwe, indem ein bitteres Lächeln über ihre Züge flog. „Seien Sie aber dagegen überzeugt," fuhr sie, sich verbindlich gegen Madame Duvallet verneigend, fort, „daß ich die Kraft haben werde, eine Bedingung, die ich einmal eingegangen, auch zu halten, und daß ich in diesem Punkte der Empfehlung Ihres Herrn Gemahls alle Ehre machen werde."

Bei diesen Worten hatte sie sich emporgerichtet, und dasselbe starre, kalte Lächeln zeigte sich wieder auf ihren Zügen.

gute Sibylle iſt keine vornehme Dame und wird mit dem vorlieb nehmen, was wir haben."

Herzlich wünſchte ich dem Doktor Glück, daß er endlich einen ſicheren Hafen erreicht und herzlich freute ich mich über das Glück meiner guten Sibylle: wir tranken auf eine glückliche Zukunft, die Burbus auch mir prophezeihte, unſere Gläſer leer und der Doktor meinte, es ſei jetzt Zeit, das fromme Geſpenſt drunten zu erlöſen.

Wir gingen hinunter, rings war es finſter und öde und ein veränderliches Herbſtwetter herrſchte in den Straßen, ein heftiger Wind peitſchte einzelne Regenſchauer durch die Stadt, dichte Wolken bedeckten den Himmel und die Gasflammen flackerten angſtlich auf und nieder.

Richtig es war der Buchhalter, der die Straße auf- und abſtrabend vor dem Hauſe hin und wieder ging. Wir wollten ihm gerade entgegengehen, und mir war bei der Unterredung, die wir vor uns hatten, gerade nicht angenehm zu Mute, als wir durch die Stille der Nacht einen unſichern ſchlürrenden Schritt hörten und bald darauf eine zweite Geſtalt ſahen, die unſicher hin und herwankend, ſich ebenfalls dem Stieglitz'ſchen Hauſe näherte.

Zu meinem größten Schrecken erkannte ich den Prinzipal und hielt den Doktor am Arme zurück. Der Buchhalter ſtand gerade an der Hausthüre und der Herr Stieglitz, der ihn wohl zu bemerken ſchien, mochte glau-

Draußen hörte man in dieſem Augenblicke raſche Schritte, welche ſich der Salonthüre näherten. Es wurde leicht angeklopft und ohne noch das Herein! der Frau des Hauſes gehörig abgewartet zu haben, öffnete ſich ſchon die Thür, und Victor Barring erſchien auf der Schwelle.

Die ſchwarzgekleidete Fremde ſaß vom Fenſter abwärts gekehrt, auch hatte ſie ihren Hut mit dem Schleier aufbehalten, und war es Zufall, daß ſie ihr Geſicht in dem Augenblick, wo der junge Mann eintrat, tiefer zu den Kindern hinabbeugte, oder that ſie es abſichtlich, um ihren Schleier herabfallen zu laſſen, der ihre Züge nun gänzlich bedeckte? Ein aufmerkſamer Beobachter hätte aber ſehen müſſen, wie ihre Hand zitterte und wie ſie mit einer wahren Angſt ihre Kinder ſo zu ſich herzog, daß ſie bei einer Wendung, die ſie machen mußten, dem Eintretenden ihren Rücken zudrehten.

Victor eilte auf Madame Duvallet zu, und während er ſich nach ihrem Befinden erkundigte, ſtreckte er ſeine rechte Hand mit einem freundlichen Kopfnicken gegen Alice aus, welche dieſe Hand, aber nur ganz leicht, mit ihren Fingerſpitzen berührte.

„Ich wollte mich nur erkundigen," ſprach heiter der junge Muſiker, „wie Tante und meine ſchöne Couſine geſchlafen. Es war ſpät geſtern Abend und —"

Er ſtockte in ſeinem Sprechen, denn nachdem er einen Blick auf die dicht verſchleierte Fremde geworfen und nun begreiflicher Weiſe auf die beiden Kinder hinabſchaute, hatte das kleine Mädchen ihren Kopf herumgewandt, und zwei leuchtende Augen blickten ihn aus einem friſchen Kindergeſichte an, das ihm außerordentlich bekannt vorkam.

„Und," wiederholte er machaniſch, indem er forſchend wieder nach der ſchwarzgekleideten Dame hinüberblickte — „und — ja es war recht ſpät — und ich dachte mir, Sie würden heute Morgen ſehr ermüdet ſein."

Die zwölfte Stunde.

Die Commerzienräthin hatte wohl das Erſtaunen Victors beim Anblick der Fremden bemerkt, da ſie aber natürlicher Weiſe glaubte, daſſelbe habe einzig und allein ſeinen Grund darin, daß der Verwandte und Freund des Hauſes hier Jemand ſehe, dem er nicht ſogleich vorgeſtellt wurde, ſo beeilte ſie ſich das zu thun, indem ſie, zu der Fremden gewendet, ihren Neffen als Herrn Victor Barring nannte und dann umgekehrt die ſchwarze Dame als die Frau Wittwe Nicolai präſentirte.

Dieſe Präſentation hätte vielleicht die gleichen Folgen gehabt, welche bei fremden Leuten, die ſich zum erſten Mal ſehen, gewöhnlich ſind: eine ſtumme Verbeugung, ein Paar verbindlich klingende Worte oder etwas Aehnliches, — wenn ſich nicht in dieſem Augenblicke die kleine Bertha aus den Armen ihrer Mutter losgewunden und laut und freudig ausgerufen hätte: „Herr Barring!“ und wenn ſie nicht darauf zu ihrem Bruder geſagt hätte: „Siehſt Du, Ferdinand, der Herr Victor, der immer mit Papa kam und mit uns ſo gern gelacht hat.“

„Ja,“ gab der Knabe trotzig zur Antwort, „ich kenne ihn wohl, aber er iſt auch lange nicht mehr da geweſen; ich mag ihn nicht mehr ſo gut leiden.“

Der junge Muſiker, ohne auf die Ueberraſchung ſeiner Tante und Alicens zu merken, eilte raſch ein Paar Schritte auf die ſchwarzgekleidete Fremde zu, blickte ſie ſcharf an, und rief dann laut:

„Ah! ſind Sie es wirklich, Thereſe! — Gott ſei Dank! daß Sie es ſind. — — Verzeihen Sie, Madame Nicolai,“ ſetzte er alsdann mit einem bittern Lächeln hinzu, „daß mich die Ueberraſchung zwang, Sie, die vielleicht von mir nicht gekannt ſein wollten, hier vor dieſen Damen zu erkennen.“

Ein Paar Sekunden lang ſaß die Fremde regungslos da und gab durch keine Bewegung zu verſtehen, daß ſie auf die Begrüßung Victors eingehen wolle; doch ſchien ſie ſich plötzlich beſonnen zu haben, ſie hob langſam ihren Schleier empor, ſie zeigte dem Erſtaunten ihre bleichen, entſchloſſenen Züge mit dem kalten Blicke, und nachdem ſie ihn eine lange Weile feſt angeſehen, ſagte ſie mit leicht zitternder Stimme:

„Ja, ich bin es, Herr Barring, die unglückliche Frau Ihres Freundes.“

Daß die Commerzienräthin dieſer Erkennungsſcene mit höchſter Ueberraſchung beiwohnte, brauchen wir eigentlich nicht zu ſagen; da aber ihre Neugierde hiedurch mächtig angeregt wurde, ſo ver-

ſchwand neben dieſer jedes andere Gefühl und ſie blickte der Entwicklung mit großer Spannung entgegen.

Nicht ſo Alice; was ſie eben geſehen und gehört, berührte ſie ſchmerzlich. Sie ſah wohl, daß das Erkennen der Beiden kein freudiges war; es konnte ihr unmöglich der finſtere drohende Blick aus den Augen der Fremden unbemerkt bleiben, mit dem dieſe Victor anſtarrte, als ſie ihm Antwort gab. Sie hätte ſo gern das Zimmer verlaſſen: ſie wollte ſich von ihrem Sitze erheben und legte ihre rechte Hand auf den Arm der Mutter, wobei ſie dieſe fragend anſah. Als ihr dagegen Madame Duvallet ein Zeichen machte, ruhig zu bleiben, ließ ſie ihren Kopf niederſinken — ſie wollte es vermeiden, in die eigenthümlich glänzenden Augen der ſchwarzgekleideten Frau zu blicken.

„Ich bin wirklich hoch erfreut, Sie hier zu finden," ſprach Victor, indem er ſich der Dame näherte und zutraulich ihre Hand zu faſſen ſuchte, die ſie ihm aber mit einiger Heftigkeit entzog. „Aber ſagen Sie mir, Thereſe, welch' glückliches Ungefähr brachte Sie gerade hieher zu meinen Verwandten?"

„Das iſt mein Geheimniß," erwiederte Madame Nicolai mit einem ſcharfen Tone der Stimme, den ſie aber gleich darauf milderte, als ſie, zu Madame Duvallet gewendet, bittend hinzuſetzte: „Nicht wahr, Frau Räthin, das iſt unſer Geheimniß? — Ich wußte gewiß nicht," ſprach ſie gleich darauf weiter und betonte jedes Wort hart und ſchneidend, „daß ich hier bei Verwandten von Ihnen bin, Herr Barring. — — Ich wäre alsdann wahrſcheinlich nicht hieher gegangen."

Der junge Mann zuckte mit den Achſeln und verſetzte:

„Ich ſehe wohl, Sie ſind in einer Gemüthsverfaſſung, die ich leider an Ihnen kenne, und die es unmöglich machen wird, ein ruhiges Wort mit Ihnen zu reden."

„Das kannſt Du doch wahrhaftig der Madame Nicolai nicht übel nehmen," ſprach die Commerzienräthin mit herzlicher Stimme

und einem Ausdrucke der Rührung in ihren Zügen. „Die arme Madame Nicolai hat vor ganz Kurzem ihren Mann verloren.“

Bei dieſen Worten ſah man eine Sekunde lang ein bitteres Lächeln auf den Zügen Victors. Er hob ſeine rechte Hand empor, während ſich ſeine Lippen haſtig öffneten; doch als ob er fühlte, es ſei hier nicht am Platze, etwas vielleicht Unüberlegtes zu ſprechen, fuhr er mit der Hand über das Geſicht und ſagte mit einer verbindlichen Verbeugung gegen die Fremde:

„Vielleicht geſtattet Madame — Nicolai, daß ich ein Wort allein mit ihr rede.“

Alice erhob ſich raſch von ihrem Sitze und die Commerzienräthin blickte fragend auf die Fremde, welche aber mit einer ängſtlichen Geberde beide Hände erhob, und die Damen dadurch zu bleiben bat, worauf ſie dem jungen Manne kalt und ruhig erwiederte:

„Ich wüßte nicht, was ich mit Ihnen zu reden hätte.“

„Nun gut denn,“ ſprach dieſer nach einer Pauſe in ſehr entſchloſſenem Tone. „Wenn Sie das, was ich Ihnen zu ſagen habe, nicht allein hören wollen, ſo werde und muß ich mir erlauben, vor meinen Verwandten zu ſprechen. Ich bin das meinem Freunde ſchuldig; ich bin das dieſen armen Kindern ſchuldig, ich bin das Ihnen ſchuldig, Madame.“

Die Angeredete zuckte leicht zuſammen, ſie faltete ihre Hände und ließ ihr Haupt tief auf die Bruſt herabſinken. Da ſie aber hierbei auf ihre Kinder blickte, fuhr ſie plötzlich in die Höhe und rief mit ſchmerzlicher Bewegung:

„Reden Sie meinetwegen, Herr Barring; ſagen Sie, was Sie wollen, aber nicht vor dieſen da.“ Sie zeigte auf die Kleinen. — „Dieſe ſollen das Andenken an ihren verſtorbenen Vater rein und gut erhalten.“

„Wenn Sie ſolche Rückſichten immer gekannt hätten,“ erwiederte Victor mit einer Verbeugung, „ſo wäre Manches beſſer. Daß ich dieſelben vollkommen achte, werden Sie von mir überzeugt ſein.“

„Ich will die Kinder mit mir nehmen,“ ſagte Alice ſchnell, worauf ſie tief Athem holen mußte. — „Nicht wahr, Kinder, ihr geht mit mir?“ wandte ſie ſich an Bertha und Ferdinand, indem ſie ſich tief zu ihnen herabbeugte.

„Ich gehe nicht," versetzte der Knabe, „ich bleibe bei der Mama."

„Du sollst ja auch nicht weit von mir gehen," sprach diese, „nur dort in's Nebenzimmer, wo das schöne Fräulein Dir etwas zeigen wird. — Sei Du artig, Bertha, und befolge hübsch, was ich Dir sage."

Das kleine Mädchen reichte Alice die Hand, und nach einigem Zögern ließ sich auch Ferdinand bewegen mitzugehen, doch unter der Bedingung, daß er im Nebenzimmer bleiben dürfe und daß man die Thüre nicht schließe, er wolle seine Mutter sehen. Alice hatte gehofft, die beiden Kinder auf ihre sonnige Terrasse führen zu können; sie fühlte wohl, daß drinnen etwas Eigenthümliches verhandelt werden solle. Dem wäre sie so gern entgangen und jetzt mußte sie dableiben, und wenn sie auch noch so eifrig mit den Kindern sprach und es ihr gelang, deren Aufmerksamkeit abzulenken, so war es ihr doch selbst unmöglich, ihr Ohr vor dem Gespräche drinnen gänzlich zu verschließen; Worte und Sätze drangen herüber, manchmal im Zusammenhang, manchmal zerrissen, und dann um so bedeutungsvoller — schmerzlicher anklingend.

„Ehe ich mir erlaube," sagte Victor, „zu Ihnen zu reden, wie ich es für meine Schuldigkeit halte und wie es dringend nothwendig ist für Ihre Zukunft, für die meines Freundes, für die der Kinder, muß ich die feierliche Erklärung vorausschicken, daß ich nicht nur die ganze Größe des Unrechts, welches Ihnen geschehen, fühle, sondern daß ich auch noch vor Kurzem ihm mit den Worten der Ueberzeugung dies Unrecht vor Augen führte und ihn durch die Gewalt der Wahrheit zwang, dasselbe einzugestehen, was er auch der Hauptsache nach that. — Dabei aber werden Sie mir erlauben, daß ich Madame Duvallet, die unseren Worten voll Verwunderung zuhört, von der eigenthümlichen Lage in Kenntniß setze, in der Sie sich befinden, — eine Lage, die mich zu Ihrem eigenen Besten zum Reden zwingt."

Die Fremde preßte ihre Lippen aufeinander, that einen tiefen Athemzug und zuckte alsdann leicht mit den Achseln, als wenn sie sagen wollte: „Was kann ich machen? ich muß über mich ergehen lassen, was da kommt."

So sehr sich auch Alice im Nebenzimmer bemühte, mit den

Kindern zu sprechen, und nur auf ihre Antworten hörend ihr Ohr allem Andern zu verschließen, so war es doch, als herrsche rings umher die tiefste Stille, und als wäre in der ganzen weiten Welt nichts hörbar als die Worte Victors, die laut und klingend an ihr Herz schlugen, und die sie ihres seltsamen Inhalts wegen tief durchschauerten. „Madame — Nicolai," sagte der junge Mann mit einer Handbewegung auf die Fremde: „ist nicht Madame Nicolai, sondern Madame Therese Stifter, die Frau eines meiner Freunde, der nicht vor Kurzem gestorben ist, sondern den ich noch vor wenigen Stunden gesprochen, wo er bei mir war, sich verzweiflungsvoll beklagend, daß seine Frau mit ihren beiden Kindern ihm — entflohen." — Bei diesen Worten ging auf dem Gesichte der schwarz gekleideten Fremden allmälig eine gewaltige Veränderung vor; ihre Lippen, die sie fest aufeinander gepreßt hatte, fingen an zu zittern und zogen sich dadurch immer weiter von ihren glänzenden Zähnen zurück, die fest auf einander liegend ihrem Gesichte etwas furchtbar Entschlossenes, Wildes gaben, wozu der unheimliche Glanz in ihren großen, weit aufgerissenen Augen erschreckend paßte. Ihre Finger zuckten, als sie nun mit lautem Tone ausrief:

„Ah! er war bei Ihnen, Herr Barring! Bei Ihnen, seinem Freunde, seinem Begleiter, seinem Rathgeber, seinem Vertheidiger! — Ah! er und Sie! — — Doch — verzeihen Sie meine Heftigkeit," wandte sie sich in unzusammenhängenden Worten, denn der Athem stockte ihr in der Brust, an die Frau des Hauses; — „verzeihen Sie — einer Unglücklichen, die von der Erinnerung überwältigt, kaum noch weiß, was sie sagt, wie sie es sagt. — — Ja," fuhr sie nach einer Pause mit erzwungener Ruhe fort, „es ist wahr, was dieser Herr gesagt: ich habe mit meinen Kindern mein Haus verlassen, um einem Manne zu entfliehen, der für mich so gut wie gestorben ist. Das ist Alles, Alles wahr. — Aber," sprach sie mit erhobener Stimme, indem sie ihre Rechte drohend emporhob und dann auf Victor wies, „der da, welcher sich einen Freund meines Mannes nennt, soll sagen, was mich zwang, mein Haus, meine Heimat zu verlassen. — Wissen Sie es vielleicht nicht, Herr Barring?"

„O ich weiß es, entgegnete dieser mit großer Ruhe; „ich weiß,

was Sie Ihre Gründe nennen zu solch' verzweifeltem Schritt, wie Sie ihn gethan. Ob aber diese Gründe triftig und haltbar sind, das ist eine andere Frage."

Alice erzählte den Kindern im Nebenzimmer in wahrer Seelenangst ein altes, bekanntes Märchen: sie hatte sich auf ein Tabouret weit von der Thüre gesetzt und die Kinder an sich gezogen, die dann auch mit Auge und Ohr aufmerksam an ihrem Munde hingen und begierig dem bekannten: „Es war einmal ein reicher König, der hatte eine sehr schöne Tochter, die konnte zaubern" — zulauschte. Dabei war es aber selbst wie ein Zauber, daß das junge Mädchen, obgleich sie so eifrig erzählte, doch immer und immer jedes Wort aus dem Nebenzimmer so deutlich vernahm, als würde es ihr in's Ohr geflüstert.

„Meine Gründe," sagte die schwarz gekleidete Frau in schneidendem Tone, — „o Gott! meine Gründe! Sie wissen es am Besten, ob meine Gründe haltbar sind oder nicht. Es ist grausam, von Ihnen das hören zu müssen. Wer hat besser als Sie die genaueste Kenntniß von dem Thun und Lassen meines Mannes? Wer sah ihn Schritt vor Schritt immer tiefer hinabstürzen von leichten Fehlern zu schwereren Vergehen, von diesen zu Lastern und Verbrechen? Wer anders als Sie bestärkte ihn durch das eigene Beispiel in dem wilden Leben, wodurch sein häuslicher Friede, das Glück seiner Kinder zu Grunde ging? — Wer trägt einen großen Theil der Schuld?"

„Wer? fragen Sie mich? wer anders als ich soll an all dem Unheil, das ich allerdings kommen sah und dem ich mit Ermahnungen und Warnungen vergeblich entgegen zu arbeiten suchte, Schuld sein? — Meinetwegen denn Vorwürfe um Vorwürfe! Nur daß die meinen haltbar sind. Wer, fragen Sie, trägt mit die Schuld, daß es so weit kommen mußte? — Nun denn: Sie selbst mit ihrem harten, verschlossenen Wesen!"

Die schwarzgekleidete Frau schlug ein schreckliches Lachen auf, und Madame Duvallet, ängstlich geworden durch die Heftigkeit der Beiden, sagte in bittendem Tone: „Aber, Victor!"

„Sie haben Recht, Tante, ich ließ mich hinreißen. Doch wenn ich mein Wort von eben auch etwas zu hastig und unvorsichtig

herausstieß, so kann ich es doch nicht zurücknehmen, ja ich muß es wiederholen. Wenn Sie" — damit wandte er sich an Madame Stifter — „Manches anders aufgefaßt hätten, geneigt gewesen wären, kleine Dinge zu vergleichen, und große, wichtige wirklich verletzende zu vermeiden, so wäre Alles anders gekommen."

Man sah es der Frau an, welch' gewaltsame Anstrengungen sie machte, um ihrer Heftigkeit Meister zu werden. Es gelang ihr auch insoweit, daß nur ihre Stimme noch ein wenig bebte, als sie, sich zu der Frau des Hauses wendend, mit gefalteten Händen sprach:

„Es war eine Zeit, wo ich so glücklich war, wie es eine Frau nur sein kann, die ihren Mann herzlich und innig liebt und ebenso von ihm wieder geliebt wird. Wir lebten still, zurückgezogen und dadurch um so glücklicher. Wir erhielten die beiden Kinder, die Sie eben gesehen, und unsere sorgenfreien, wenn auch bescheidenen Verhältnisse genügten mir und meinem Mann. Konnten sie uns nicht auch genügen, konnte er nicht auch fortwährend glücklich darin sein?" — Da sie bei diesen Worten ihren Blick auf Victor richtete, so zuckte dieser leicht mit den Achseln. Dann fuhr sie fort: „Es sollte aber nicht so bleiben; nachdem wir ein Paar Jahre still und zufrieden gelebt, bemerkte ich wohl, daß unsere kleinen, bescheidenen Verhältnisse meinem Manne hie und da drückend waren."

„Erlauben Sie," nahm der Musiker das Wort, „Sie bemerkten das; ich erinnere mich ganz genau, wie Sie mir es damals sagten; ich kann Ihre eigenen Worte wiederholen. ‚So oft Ferdinand von einem Besuche seiner Bekannten oder aus dem Atelier eines Freundes zurückkommt, so oft ist er verstimmt und hat etwas an unserem Hauswesen auszusetzen.' — Das waren Ihre Worte, und als ich Sie fragte: ‚Was hat er auszusetzen?' — da entgegneten Sie mir: ‚Wer kann all' die Launen eines Künstlers behalten? Unser Hauswesen, ich selbst, — wir sind ihm zu alltäglich und einfach; — wer kann all' diesen sonderbaren Wünschen nachgeben?' — Und wenn das wirklich sonderbare Wünsche waren, so wäre es Ihnen damals ein Leichtes gewesen, denselben wirklich nachzugeben und ihm nach und nach ein Interieur zu schaffen, wie er es gewünscht und wie es dem Auge eines

Künſtlers wohl thut, ja unentbehrlich iſt. An den Mitteln dazu fehlte es Ihnen nicht, aber ich erinnere mich aus der Zeit, Kleinigkeiten —"

„Ja, Kleinigkeiten," ſagte die Frau mit Bitterkeit, „unbedeutende, erbärmliche Kleinigkeiten!"

„Allerdings, jedes Einzelne war eine Kleinigkeit, aber Alle zuſammen bildeten eine Kette, die ſich um Ihr häusliches Glück wand und es tief hinabzog. Wie oft verſuchten wir es ſcherzhaft, Ihre Einwilligung zu erlangen, ſein Atelier auszuſchmücken, wie das andere Künſtler thun, irgend ein altes, maleriſch ſchönes Geräthe aufzuſtellen, die Wand mit einer Waffe zu verzieren, mit einer Statuette, hier oder da eine Draperie anzubringen! Wie nannten Sie dergleichen Sachen, die ihm Freude machten — begreiflicher Weiſe Freude machen mußten? — Unnützes Zeug nannten Sie es, und wollten nicht begreifen, wie ein vernünftiger Menſch dafür ſein Geld ausgeben könne, ebenſowenig wie Sie es zu faſſen vermochten, daß er das Bedürfniß hatte, ſeine Wohnung reicher und behaglicher einzurichten, als Sie das von jeher gewohnt waren, und als Sie ſich einmal vorgenommen hatten, daß es bei Ihnen ſein und bleiben ſolle. Von Ihrem Standpunkte aus hatten Sie vielleicht Recht, daß ſich's nämlich auf einem altmodiſchen, unſchönen Stuhle ebenſo bequem ſitzt, wie auf einem neuen in gefälliger Form, und daß das einfache Sopha dieſelben Dienſte thue, wie der phantaſtiſch geſchweifte Fauteuil auf ſeinen Meſſingrollen, die Ihnen ein Gräuel waren."

Alice im Nebenzimmer verlor nicht ein Wort, nicht ein einziges Wort.

„Aber," fuhr Victor mit erhobener Stimme fort, „der Sinn eines Künſtlers iſt nun einmal, vielleicht leider, nicht gemacht, wie der anderer Menſchen. Wie die Pflanze belebenden Thau und Sonnenſchein, ſo braucht er, vor Allem der Maler, eine behagliche angenehme Umgebung; ſein Auge muß ausruhen, muß wieder friſche Kräfte gewinnen an maleriſchen Gegenſtänden, die ihm neue Gedanken bringen und ſeine Phantaſie anregen, — er geht langſam zu Grunde in einer alltäglichen, proſaiſchen, hausbackenen Umgebung; es kann ihm dort nicht behaglich ſein; ſeine Gefühle erkalten."

Alice, die alles das hörte, preßte ihre Hände vor's Geſicht

ben, es mache ſich dort ein Dieb etwas zu ſchaffen und ſchlich ſich leiſe näher, um ihn zu überraſchen.

Er kam dicht an dem Portal des Gaſthofes vorbei, in welches wir uns augenblicklich zurückzogen und als er ſeinem Hauſe gegenüber angelangt war, ſprang er auf den vermeintlichen Dieb mit einem ſolch ungeheuren Satze los, wie ich ihn dem alten Manne nicht zugetraut.

Der Buchhalter, welcher ſich unvermuthet gefaßt und krampfhaft feſtgehalten fühlte, ſtieß den Angreifer von ſich und wollte entfliehen, plötzlich hörten wir ein heiſeres Gelächter, ſahen einen glänzenden Punkt wie einen falben Blitz durch die Luft fahren, ſahen den Buchhalter wanken und mit dem Ausruf: „Jeſus Chriſtus im Himmel!“ zuſammenſtürzen. Das heiſere Gelächter wiederholte ſich, der Prinzipal öffnete haſtig die Hausthür und als ſie aufflog, ſahen wir den Hausflur hell erleuchtet und Madame Stieglitz ſtand darin, ein Licht in der Hand

Was iſt geſchehen? rief die ernſte Frau mit zitternder Stimme, als ſie den Prinzipal mit wilden verſtörten Zügen ins Haus ſtürzen ſah, doch ſtarrte ſie derſelbe mit einem entſetzlichen Ausdruck an, ſpreitzte die Hände von ſich und ſagte mit troſtloſer Stimme: „ich hab' mein Meſſer nach einem Diebe geworfen, er liegt draußen.“ Bei dieſen Worten ſah ich, wie das Licht in der Hand der ſtarken Frau zitterte, doch gefaßt, wie ſie war, riß ſie an der Schelle der Dienerſchaft und führte den Prin-

und ließ die Kinder warten an der spannendsten Stelle ihres Märchens.

„Und was Sie eben sagten," nahm nun die Fremde das Wort, und ihr Auge flammte wieder und ihre Lippen hoben sich zitternd, „wenn es wirklich so wäre, das wollen Sie als Entschuldigung gelten lassen für das Unglück, das mich durch ihn betroffen! O ich begreife das in Ihrer Stellung, o ich finde es so natürlich, daß Sie die Schuld meines Unglücks auf mich selbst wälzen wollen."

„Das will ich bei Gott nicht!" rief Victor, ebenfalls in bewegtem Tone; „das will ich nicht. Ich möchte nur seine schwere Schuld in Ihren Augen einigermaßen abschwächen, um Sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen, um Sie von dem unglücklichen Entschluß abzubringen, den Sie gefaßt und schon theilweise ausgeführt, — einen Entschluß," setzte er entschieden hinzu, „der in Ihrem leider oft so harten Gemüthe gereift ist, den aber schwerlich eine andere Frau und Mutter begreifen wird. — Glauben Sie mir, Thereſe, ich nenne Sie bei diesem Namen, um Sie daran zu erinnern, daß Sie mich früher als einen treuen Freund betrachteten, — glauben Sie mir, daß ich ihm vor wenig Stunden härtere Dinge gesagt, als er je von einem Menschen gehört hat, daß ich ihn von seiner tiefen Schuld überzeugte; eigentlich unnöthiger Weise, denn er sah sie selbst ein, so daß er nun sein Unrecht genug kennt, um vor jedem Rückfall bewahrt zu sein, wenn —"

„Wenn ich," rief die Frau mit leidenschaftlicher Heftigkeit, indem sie emporsprang, „wenn ich auch ferner über mich ergehen ließe, was ich bisher über mich ergehen ließ; wenn ich fortan duldete und litte. Nicht wahr, Herr Barring? — so will es Ihre Freundschaft für mich. O ich habe Ihre Worte verstanden, Sie so wenig wie er begreifen es, daß man in einer stillen, geordneten Häuslichkeit glücklich sein kann. Ja, ihr seid Künstler und glaubt mit diesem Worte alle Schranken niedertreten zu können. Was ist euch das Glück eines still zufriedenen Weibes, das Lächeln armer Kinder, die selig sind bei ihren harmlosen Spielen, wenn der Vater sie zuweilen mit ihnen theilt. — Was ist euch Alles das? — langweilig, prosaisch, gegenüber den andern Freuden,

die euch draußen erwarten, wenn ihr die beengenden Räume eures Hauses hinter euch habt! — Dort ist eure Welt, wo weiche Teppiche jeden Schritt, jede Bewegung dämpfen, wo man flüsternd sprechen muß, um sich nicht durch laute Worte zu verrathen, wo hell glänzende, strahlende Lichter nur um so tiefere Schatten bilden, wo ihr gefeiert seid, angestaunt durch euer Talent, durch eure hinreißende Unterhaltungsgabe, die ihr dort zu entwickeln versteht, wo euer Auge durch nichts Alltägliches verletzt wird, wo ihr, in weichen, schwellenden Fauteuils ruhend, die reizendsten, gefälligsten Frauen um euch seht. — — O ich begreife das vollkommen, das ist ein anderes, herrlicheres Leben."

Das junge Mädchen im Nebenzimmer, jede Sylbe selbst gegen ihren Willen verstehend, hatte sich, als die fremde Dame also sprach, von ihrem Tabouret erhoben und die Kinder, welche das Ende ihres Märchen haben wollten, angstvoll von sich abgewehrt. Sie legte ihre rechte Hand an die Stirne, während sie mit starrem Blick auf die offene Thüre des Nebenzimmers schaute und so gebannt war durch die schrecklichen Worte, welche von dorther ertönten, daß sie es nicht einmal bemerkte, wie schon vor einer guten Weile ihr Vater eingetreten und erstaunt über das höchst Eigenthümliche, was er hörte und sah, an der Thüre stehen geblieben war.

Ob Victor auf die hastig hervorgestoßenen, die größte Leidenschaft athmenden Worte der Fremden etwas erwiedert, konnte man hier nicht hören; wenn er etwas gesagt, so mußte es mit sehr leiser Stimme geschehen sein — wahrscheinlich hatte er, den Moment begreifend, geschwiegen, um die Frau, die sich in ihrer Heftigkeit selbst nicht zu kennen schien, nicht noch mehr zu reizen, doch wenn er deßhalb geschwiegen, hatte er doch nicht die gewünschte Wirkung hervorgebracht, denn wenn sie auch den Ton ihrer Stimme etwas dämpfte, so stieß sie doch jedes ihrer Worte mit solcher Deutlichkeit, solcher Energie hervor, daß man wohl hörte, ihre Reden waren darauf berechnet, es solle auch nicht eine Sylbe davon verloren gehen.

„Warum sage ich Ihnen das alles eigentlich?" sprach sie; „wie kann ich mich unterstehen, etwas gegen Sie auszusprechen, das wie ein Vorwurf klingt? Haben Sie Jemand Rechenschaft

von Ihrem Thun und Laſſen zu geben? O nein, gewiß nicht! Haben Sie nicht vollkommen Freiheit, Ihre Schritte dahin zu lenken, wohin es Ihnen beliebt? Gewiß, Sie haben dieſe Freiheit. Aber er hatte ſie nicht," ſetzte ſie lauter hinzu, — „er nicht, aber Sie. Doch wäre es Ihre Pflicht geweſen, als Freund unſeres Hauſes, wie Sie ſich genannt, ihn zurückzuhalten, ſtatt ihn tiefer hineinzuführen in jenes verderbliche Treiben. — Aber Ihnen war es angenehm, einen Ihrer Bekannten neben ſich zu haben, ſich ihm zu zeigen in der glänzenden Stellung, die Sie dort einnehmen, wie man ſagt, im Kreiſe jener ſchönen, intereſſanten Weiber, Sie, der Geſuchte, der Gefeierte, — ihm als beneidenswerthes Vorbild dienend — Sie — Sie — ja Sie — der — der — Geliebte der gefährlichſten jener Weiber — der Baronin Molitor."

Alice war einen Schritt zurückgewichen, als die Fremde wieder zu reden angefangen; dann aber hatte ſie ihre Hände erhoben und ſich vorgeneigt, um mit offenem Ohr jedes — jedes der ſchrecklichen Worte aufzufangen. — Sylbe um Sylbe ſchien ſie aber auch ſchwer und gewaltig zu treffen, denn ſie beugte unter der Wucht derſelben langſam ihr Haupt; ihr Körper neigte ſich immer tiefer herab, und bei den letzten ſchrecklichen Worten, welche Jene ausſprach, ſtieß das junge Mädchen einen ſchwachen Schrei aus, preßte die Hände vor ihre Stirn und ſank dann mit dem Kopf auf das Tabouret nieder, vor dem ſie ſtand.

Herr Duvallet ſprang hinzu, um ſie in ſeinen Armen aufzufangen, und neben Victor, der mit bleichem Geſichte und zuſammengepreßten Lippen unter der Thüre erſchien, eilte die Commerzienräthin vorbei, um ihr geliebtes Kind aufzurichten und auf ihr Zimmer zu bringen.

Madame Duvallet konnte ſich die Urſache dieſes Unfalles nicht gleich ſo vollſtändig und ſo deutlich erklären, wie der Vater Alicens, der dem jungen Mädchen kopfſchüttelnd nachblickte, während er mit einem ſchmerzlichen Geſichtsausdrucke die Achſeln zuckte und vor ſich hinmurmelte: „Mein armes Kind! Es mußte ſo kommen und es iſt vielleicht gut, daß es ſo gekommen iſt."

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Sechsunddreißigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Brandel, in Stuttgart.

Tag und Nacht.

Eine Geſchichte in 24 Stunden.

Mit Illuſtrationen

von

E. Scheuren.

Zweiter Band.

Nach Mittag.

Für die Drei, welche im Zimmer zurückblieben, waren die nächstfolgenden Augenblicke mehr als peinlich. Die Fremde, von der es schien, als habe sie bei der eben entwickelten Heftigkeit ihre ganze Kraft verbraucht, saß zusammengesunken da, hatte den Kopf in ihre Hände gelegt und ihre Thränen quollen zwischen den Fingern hervor.

Daß die beiden Kinder es hierin wie ihre Mutter machten, brauchten wir eigentlich nicht zu erwähnen, doch können wir nicht ver-

zipal nach ſeinem Zimmer. Der Dokter Burbus hatte den Buchhalter nicht ſobald niederſtürzen ſehen, als er auf ihn zuſprang, ihn aufrichtete und ins Haus führte. Ich ſprang hinter ihm drein, warf die Hausthür hinter mir zu, denn ich hatte bemerkt, daß ſich zwei Nachtwächter näherten; in dem allgemeinen Tumult aber, der in dem Hauſe entſtand, bei dem Rennen des Hausknechts und der Ladenjungfer, ſchlüpfte ich eilig auf mein Zimmer, brachte meine Kleider etwas in Unordnung, als ſei ich eben erſt dem Bett entſprungen und eilte zitternd ob all' dem Schrecklichen, das ich geſehen, wieder die Treppe hinab.

ſchweigen, daß ſie von ihrem unbeſtreitbaren Rechte, zu ſchreien und zu weinen, einen recht mäßigen Gebrauch machten, was wohl daher kommen mochte, daß ſie durch die eben vorgefallene Scene verſchüchtert waren. Genug, ſie hatten ſich in die Ecke des Sophas gedrückt, wobei ſich das kluge Mädchen bemühte, das Geſicht ihres Bruders von den Perſonen im Zimmer abzuwenden, was ihr auch nach einigen vergeblichen Verſuchen gelang. Da nun der Knabe mit ſeinem Hampelmann Naſe an Naſe ſtand, ſo ſchien es, als ob die Wangen dieſes edeln Hausfreundes von eigenen Thränen benetzt wären.

Victor war in dem Nebenzimmer geblieben, aus dem Alice ſo plötzlich verſchwunden, dann an das Fenſter getreten und blickte mit übereinandergeſchlagenen Armen auf die Straße hinaus. Er hatte wohl beſſer als alle Uebrigen den ſchwachen Aufſchrei des jungen, ſchönen und lieben Mädchens verſtanden; ihm hatte es ein entſetzliches Gefühl verurſacht, als vor ihren Ohren ſo ſchonungslos über ſein Leben und Treiben geſprochen wurde; er hatte wohl die Bedeutung des ernſten und ſchmerzlichen Blickes begriffen, den Herr Duvallet im erſten Augenblicke der Ueberraſchung auf ihn geworfen. Es war das, wie bemerkt, nur ein einziger Blick geweſen, aber er war für ihn verſtändlicher, als hundert Worte, hundert Vorwürfe es geweſen wären.

Der Commerzienrath ſchritt einige Mal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor der Fremden ſtehen und ſprach mit ruhiger Stimme:

„Madame, Sie hatten die Abſicht, eine Stelle im Hauſe des Freiherrn von Molitor anzunehmen; ich habe durch Herrn Kohler, der Sie mir vorſtellte, die ſehr nothwendigen einleitenden Schritte thun laſſen und erwarte den eben genannten Geſchäftsfreund jeden Augenblick, um dann das Weitere beſorgen zu können.“

Die Fremde antwortete nicht, ſchien aber durch ein tiefes Neigen mit dem Kopfe ihren Dank ausdrücken zu wollen.

„Da ich hoffe, Madame, daß mein Fürwort genügt," fuhr Herr Duvallet nach einer Pause fort, „so zweifle ich also nicht, daß wir jene Stelle für Sie erhalten werden, wenn — Sie überhaupt noch geneigt sind, solche anzunehmen. — Verzeihen Sie mir, ich war, ohne es zu wollen, Zeuge ihrer etwas lebhaften Unterhaltung mit meinem Neffen, Herrn Victor Barring. — Ich habe viel in der Welt erfahren, gesehen, gehört, und wenn ich auch nicht von Anfang an bei dem eben erwähnten Gespräch zugegen war, so wird es mir doch nicht schwer, aus den Bruchstücken, die ich gehört, ein Ganzes zusammenzusetzen. — Madame, verzeihen Sie einem Manne, der einiges Interesse für Sie fühlt, der Ihr Vater sein könnte, wenn er Ihnen sagt, daß Sie ein schweres Unternehmen begonnen haben, ein Unternehmen, welches durchzuführen gewöhnliche menschliche Kraft nicht hinreicht, — ein Unternehmen, dessen Verantwortung ich diesen beiden Kindern gegenüber um Alles in der Welt nicht auf mich nehmen wollte. — Sie haben gelitten, Madame, gewiß viel gelitten, und — wahrscheinlich unverschuldet gelitten. Dafür wollen Sie Ihre Rache haben, Ihre volle Rache an dem, der Sie beleidigt. Ah! Madame, das ist hart; Sie wollen Ihren Haß in die Ewigkeit hinüber schleppen, Sie wollen dem, der gegen Sie gefehlt, die Gelegenheit abschneiden, seinen Fehler wieder gut zu machen, ihn in die Unmöglichkeit versetzen, Ihnen das Glück wieder zu geben, das er Ihnen geraubt. — Bedenken Sie wohl, Madame, was Sie thun. Kann es mir doch jetzt gleichgültig sein, welchen Entschluß Sie fassen, obwohl mir — Sie verzeihen einem Vater," — setzte er mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu — „eine etwas versöhnlichere, weichere Stimmung Ihrerseits sehr willkommen gewesen wäre. — Ich will Ihnen gewiß keine Vorwürfe machen, Madame, aber ich möchte Sie nur bitten, um Ihrer selbst willen meine Worte ein klein wenig zu beherzigen. — Uebrigens," fuhr er gleich darauf im vollkommen

ruhigen, gleichgültigen Tone des Geſchäftsmannes fort, „wird Herr Kohler alsbald erſcheinen und ganz zu Ihren Dienſten ſtehen.“

Dabei machte der Commerzienrath eine höfliche, tiefe Verbeugung nach altem Styl und ging dann in's Nebenzimmer, wo Victor immer noch am Fenſter ſtand.

„Ich möchte Dich nachher einen Augenblick ſehen,“ ſagte Herr Duvallet zu ſeinem Neffen, worauf dieſer entgegnete:

„Gewiß, Onkel, ich werde ſpäter nicht verſäumen, zu Ihnen zu kommen.“

Dann verließ der Herr des Hauſes das Zimmer.

Einige Minuten darauf wollte ihm der junge Mann folgen und, bei dem offenſtehenden Nebenzimmer vorübergehend, hatte er ſchon beinahe die Thüre erreicht, als er heftige Schritte und das Rauſchen eines Kleides hinter ſich vernahm. Er wandte ſich um und ſah die Frau ſeines Freundes, die ihren Sitz verlaſſen hatte, haſtig und in großer Aufregung auf ſich zukommen und hörte wie ſie ihn bat, noch einige Augenblicke dazubleiben. Er folgte ihr in den Salon, und dort angekommen, wandte ſie ſich raſch von ihm ab und gegen das Fenſter zu, drückte ihre rechte Hand mit dem Taſchentuch vor die Augen und brach in ein lautes, heftiges Weinen aus, wobei ihr Körper zuckte.

Mehrere Male machte die Frau vergeblich den Verſuch, mit Victor zu ſprechen, denn jedesmal erſtickte ein neues, ſtärkeres Weinen ihre Worte. Endlich aber ſchien ſie alle ihre Kraft zuſammennehmen zu wollen, ſie preßte beide Hände mehrere Sekunden lang vor das Geſicht, und als ſie dieſelben nun herabſinken ließ, ſah man, welche Anſtrengungen ſie machte, ihre Lippen auf einander zu preſſen und ihre Züge zu beruhigen.

„Victor,“ brachte ſie darauf mühſam hervor, — „Sie lieben jenes junge und ſchöne Mädchen, welches ſo freundlich gegen mich und die Kinder war. Sagen Sie mir um Gottes Barmherzigkeit willen, ob Sie ſie lieben?“

Der Muſiker zuckte faſt verächtlich mit den Achſeln, als er erwiederte:

„Was ſoll ich Ihnen darauf antworten? Ich — der Geliebte der Frau von Molitor? — Ah! bei Gott!“ fuhr er heftiger fort, indem er die Hand gegen ſie ausſtreckte, „ich könnte faſt ſagen, ich erzeige meinem Freunde einen Gefallen, wenn ihr Beide todt für einander ſeid.“

Sie ſchaute den jungen Mann mit weit aufgeriſſenen Augen an, aus denen aber ihre Thränen unaufhaltſam floſſen. Sie verſuchte ihm eine Antwort zu geben, aber die Stimme brach ihr beim erſten Laut, den ſie ausſprach. — „Laſſen Sie das,“ brachte ſie endlich mühſam hervor; „wenn Sie wüßten, Victor, wie ich leide“ — ſie drückte ihre Hand auf das Herz — „ſo würden Sie mir viel von meiner Heftigkeit verzeihen. Aber beantworten Sie mir meine Frage. — Oder nein, nein, beantworten Sie mir dieſelbe nicht!“ rief ſie plötzlich leidenſchaftlicher. „Was hilft es mir auch, zu wiſſen, ob Sie, Victor, jenes junge und ſchöne Mädchen lieben! Hat mir doch jener Aufſchrei deutlich genug geſagt, daß Sie von ihr geliebt werden. — O Jammer über meine Worte! Jammer über dieſen Tag und auch Jammer über Sie, Victor!“

„Gut,“ entgegnete er ruhig, „ich will Ihren Ruf des Jammers über mich geduldig hinnehmen: aber vergeſſen Sie ſich ſelbſt nicht, Sie, die an ſo vielem Jammer Schuld ſind.“

„Bin ich das denn wirklich?“ gab ſie haſtig zur Antwort und ſchaute mit verwirrtem Blick um ſich, wobei ſie ihre Haare aus der Stirne ſtrich. „Habe ich wirklich Schuld daran? Hätte ich Manches anders machen können und ſollen? — O ſprechen Sie, Victor! Sprechen Sie!“ wiederholte Sie mit Heftigkeit, „Glauben Sie mir, ich fühle, daß mein Herz weicher geworden iſt, daß ich empfänglich bin für jedes gute, für jedes verſöhnliche Wort. Darum ſprechen Sie, ich beſchwöre Sie darum!“

„Was ſoll ich Ihnen alles das wiederholen, Thereſe, was ich

Ihnen schon so hundertmal gesagt? — Und doch würde ich es mit Freuden thun, wenn ich denken könnte, daß Sie mir wirklich mit anderen Gedanken zuhören würden."

„Gewiß mit andern Gedanken," sagte sie rasch, „gewiß! gewiß!"

Ein helles Licht schien auf den bisher so finsteren Zügen des jungen Mannes zu leuchten; er trat der weinenden Frau näher, er faßte sanft ihre Hand und sagte ihr mit weicher Stimme:

„So glauben Sie mir vor allen Dingen, Therese, daß er gewiß ebenso unglücklich ist wie Sie, daß er mindestens ebenso viel gelitten, daß er schaudernd auf einem Boden gewandelt, wo er fühlte, wie er ihm Tag um Tag, Stunde um Stunde immer mehr unter den Füßen schwand. Glauben Sie mir, daß er lange, lange Zeit hoffend auf Sie blickte, eines guten, freundlichen Wortes gewärtig, das Sie aber nicht für ihn hatten, auf eine rettende Hand harrend, die Sie ihm aber nicht darreichten, die Sie gen Himmel erhoben, wenn Sie schwere Anklagen gegen ihn vorbrachten. — Lassen Sie mich ausreden, Therese," setzte er in erhöhtem Tone hinzu, als er bemerkte, daß sie etwas entgegnen wollte. „Sie haben ihn nie verstanden, Sie wollten ihn nie verstehen, und um endlich Ihrer Unduldsamkeit die Krone aufzusetzen, erfinden Sie die furchtbarste Rache, die das Herz eines Weibes nur auszudenken vermag, und nehmen, um ihn zu strafen, sich selbst den Gatten, Ihren Kindern den Vater. — Wie dann?" setzte er nach einer Pause hinzu, „wenn er das nun nicht einmal als Strafe ansähe? Wenn er sich glücklich fühlte über ein gelöstes Verhältniß, das ihn bis jetzt in drückenden Fesseln hielt? — Wie dann?"

„Ach! das wäre entsetzlich!" brachte die Frau mühsam hervor. — — — „Helfen Sie mir, Victor! retten Sie mich und ihn! — ich sehe — mein Unrecht — ein. O möge — er — ebenso denken! — — —"

Sie sprach das Letzte abgebrochen mit ganz leiser Stimme und einem so seltsamen Lächeln auf den zitternden Lippen, daß

der junge Mann sie erstaunt ansah, und als er mit Schrecken bemerkte, wie ihre Hände sich eigenthümlich bewegten und wie ihre Züge plötzlich mit einer tiefen Bläſſe überzogen waren, fing er die Niedersinkende rasch in seinen Armen auf und ließ sie sanft auf dem Fauteuil nieder, vor dem sie gerade glücklicher Weise stand.

Es war in der vergangenen Nacht und am heutigen Tage zu viel auf die arme Frau eingestürmt, so daß ihre starken Nerven davon angegriffen wurden, und ihre sonst so feste Constitution darunter leiden und endlich zusammenbrechen mußte. Doch dauerte glücklicher Weise dieser Anfall nur ein Paar Sekunden, und sie erholte sich so rasch und vollständig, daß sie in Kurzem schon ihren Kopf erhob und mit einem freundlichen Lächeln zu Victor emporschaute, der sich theilnehmend auf sie niedergebeugt hatte.

Daß mittlerweile an die Thüre des Nebenzimmers geklopft worden war, hatten Beide nicht bemerkt, ebensowenig, daß diese Thüre geöffnet worden und näher kommend Herr Kohler auf der Schwelle des Salons erschien, wo er mit dem unzweideutigsten Ausdrucke des Erstaunens auf seinen Zügen, Hut und Stock in der rechten Hand haltend, stehen blieb. Wie er oft zu thun pflegte, wenn er etwas genauer betrachten wollte, so machte er's auch jetzt — er schob nämlich seine blaßblauen Brillengläser näher an die Augen und konnte sich darauf, als die eigenthümliche Stellung der Beiden sich nicht löste, eines gelinden Räusperns nicht enthalten.

Der junge Musiker blickte empor, und wenn die vorhergehenden Augenblicke nicht so gar ernst und ergreifend gewesen wären, so hätte er sich schwerlich beim Anblick des ehemaligen Mallers eines Lächelns erwehren können.

Er trat übrigens rasch von dem Fauteuil, auf dem die Dame saß, gegen Herrn Kohler, nahm ihn unter dem Arm und führte ihn in's Nebenzimmer zurück, wo er ihm mit leiser Stimme sagte:

„Sie bemerken dort eine Dame, bester Freund, die meinem

Onkel von guter Hand empfohlen, sich plötzlich etwas angegriffen fühlte, und ich sah schon mit wahrem Schrecken dem höchst fatalen Augenblick einer völligen Ohnmacht entgegen. Sie hat sich aber glücklicher Weise wieder erholt."

„Ja—a," gab Herr Kohler mit einem mißtrauischen Blick zur Antwort, „sie scheint sich allerdings wieder erholt zu haben. Aber sagen Sie mir, mein lieber Herr Victor" — er zog bei diesen Worten seine Stirne finster zusammen — „was Teufels treibt sie schon um diese Stunde hierher in's Haus Ihres Onkels? — Und erlauben Sie mir die Ihnen vielleicht seltsame scheinende Frage: was machen Sie hier allein im Salon bei — bei jener Wittwe, die ich unter meinen Schutz genommen und hieher in das Haus Ihres Onkels gebracht, wo ich wahrhaftig am allerwenigsten gewünscht hätte, Sie, theuerster Freund, um sie beschäftigt zu finden?"

„Diese Dame," antwortete Victor im Tone des höchsten Erstaunens, „diese Dame dort im Salon ist die Wittwe, von der Sie mir heute Morgen sprachen und die kennen zu lernen Sie mir die größten Schwierigkeiten machten? — O das ist eigentlich komisch!"

„Ich finde aber durchaus nichts Komisches darin," gab Herr Kohler zur Antwort. Und dabei warf er sich in die Brust, indem er seine rechte Hand, in der er noch immer Hut und Stock trug, mit der linken auf seinem Rücken vereinigte. — „Allerdings ist dieses die Wittwe, welche ich so glücklich war mit ihren beiden Kindern auf der Eisenbahn zu finden, der ich meine Dienste anbot, und welche die Freundlichkeit hatte, dieses mein geringes Anerbieten anzunehmen."

„Und es ist dieselbe," fragte Victor mit höchstem Interesse weiter, welche Sie dem Freiherrn von Molitor empfohlen haben? welche jene Stelle bei der kleinen Tochter des Freiherrn annehmen will?" —

„Annehmen will und wird, mein lieber Herr Victor," erwiederte der ehemalige Makler mit vielem Selbstgefühl. Dabei schob

er abermals seine Brillengläser fest an die Augen und blinzelte in's Nebenzimmer hinein. „Ehrlich gesagt," fuhr er nach einer Pause fort, „war es durchaus nicht meine Absicht, Sie zum Mitwisser im vollen Umfange des Worts in diesem kleinen, für mich angenehmen Geheimniß zu machen."

„Ich danke Ihnen," versetzte der Musiker trocken.

„Wozu auch?" fragte Herr Kohler achselzuckend. „Was kann Sie diese Wittwe interessiren? — Lieber Victor," fuhr er vertraulich fort, wobei er einen Rockknopf des Andern faßte und dabei schelmisch zu lächeln versuchte, „Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich mich nie im Geringsten bemühte, in Ihr Gehege zu kommen. — Na, machen Sie kein so sonderbares Gesicht; Ihr Leben und Treiben blieb mir nicht verborgen. Also, wie Du mir, so ich Dir. — Bitte Sie recht dringend, nehmen Sie mir kein Interesse an meiner Wittwe."

„Ich kann Sie versichern, lieber Kohler, daß mich Ihre Wittwe als solche durchaus nicht interessirt, und wenn sie mir einigermaßen von Bedeutung erscheint, so ist es nur, indem ich sie mit jener Stelle in Zusammenhang bringe, zu welcher Sie dieselbe empfohlen. Ich sagte Ihnen das Gleiche aber schon heute Morgen und bat Sie dringend, mir die Bekanntschaft Ihrer Schutzbefohlenen zu gönnen. Sie hätten sich meinen großen Dank verdienen können, aber Sie waren — was soll ich sagen? — mißtrauisch, vielleicht eifersüchtig, und nun sehen Sie, was Sie für mich nicht thun wollten, that der Zufall."

„Sei Einer ein Narr!" brummte Herr Kohler, „und glaube in dergleichen Sachen bei Ihnen an einen Zufall. — Aber ehrlich Spiel, Victor."

„Ich verspreche Ihnen das und gebe meine Hand darauf, aber unter Einer Bedingung: bleiben Sie einen Augenblick hier im Zimmer und lassen Sie mich noch zwei Worte mit Ihrer Wittwe reden."

„Und wozu?" fragte Herr Kohler mißtrauisch.

„Das werde ich Ihnen ſpäter erklären," entgegnete Victor ſehr ernſt; „aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß das, was ich mit der Dame zu ſprechen habe, gänzlich geſchäftlicher Natur iſt. Ja, um Ihnen noch mehr zu ſagen, ich will ihr den Rath geben, die Stelle, welche Sie für ſie geſucht und gefunden, aus Ihrer Hand dankbar anzunehmen."

„Wahr?" fragte einigermaßen zweifelhaft der Makler.

„Ich habe Ihnen mein Wort gegeben, und daran werden Sie, hoffe ich, nicht zweifeln."

Herr Kohler zog ſich discret an ſein Fenſter zurück, und Victor trat in den Salon, wo er zu Madame Stifter mit leiſer Stimme aber haſtig ſagte:

„Was haben Sie beſchloſſen, Thereſe? — Was kann und darf ich ihm ſagen, wenn er mich fragt? — Sie werden begreifen, daß es von mir an einem Freunde ſchlecht gehandelt wäre, ihn in ſeiner traurigen Hoffnungsloſigkeit zu laſſen."

Sie blickte ihn mit einem ſchmerzlichen Lächeln an.

„Bedenken Sie, Thereſe," fuhr der junge Mann inniger und herzlicher fort, „daß Sie mit der Verfolgung jenes Schrittes, den Sie gethan, Ihre ganze Zukunft und die Ihrer Kinder mit Füßen treten. Verſprechen Sie mir milder zu ſein, nicht ſchwach und nachgiebig, nur empfänglich und vor allen Dingen zum Vergeſſen geneigt."

„Ich kann nicht nach meinem Hauſe zurückkehren," ſagte ſie nach einem längeren Nachdenken. „Bei Gott! das kann ich nicht; ich müßte mich vor mir ſelber ſchämen. Der erſte Schritt iſt gethan; ich kann ihn nicht ungeſchehen machen."

„Aber Sie haben die Macht und die Kraft, Ihre künftigen Schritte nach einem andern Ziele hinzulenken. Und das müſſen Sie."

„So bezeichnen Sie mir den Weg, den ich gehen ſoll. Ich will Ihnen vertrauen, Victor, da ich rath- und thatlos einſam in der Welt ſtehe. Aber Eins verlangen Sie nicht von mir: ich kann

jetzt nicht in mein Haus zurückkehren — nicht zu ihm, der ja mich, die Entflohene, mit einem mitleidigen Lächeln empfangen könnte. — Ah! das ertrüg' ich nicht. — Glauben Sie mir, Victor," setzte sie nach einer Pause hinzu, „es ist besser, wenn wir uns nach dem, was vorgefallen, eine Zeit lang nicht sehen. — Ich will jene Stelle annehmen."

„Und er — soll es wissen, wo Sie sind?"

„Ja," sagte die Frau nach einem längeren Zaudern, „wenn er Ihnen verspricht, sich mir dann erst zu nähern, wenn ich wünsche, ihn wieder zu sehen."

„Das sind harte Bedingungen."

„Meine letzten," sprach Madame Stifter entschlossen. Und ich fühle, es ist besser so, Victor. Ein scharfer, tiefer Schnitt ist vielleicht allein im Stande, eine versteckt gelegene Wunde zur Heilung zu bringen."

„Aber mir werden Sie erlauben, Therese," sagte der junge Mann, indem er ihre Hand faßte, „mich hie und da nach Ihnen zu erkundigen? — Sie versprechen, mir zuweilen Mittheilungen zu machen, wie es Ihnen geht?"

„Wenn dies möglich ist, ohne mich und meine neue Stellung zu compromittiren, ja"

„Gut denn und ich werde Ihnen beweisen, daß Sie an mir einen Freund haben, der für Ihr Bestes sorgen wird. — Das Weitere in Ihren Angelegenheiten überlasse ich Herrn Kohler, einem Ehrenmann, dem Sie völlig vertrauen können."

Er drückte der Frau herzlich die Hand, winkte den Kindern freundlich zu und verließ mit einem kurzen Worte des Abschiedes gegen Herrn Kohler das Zimmer.

Draußen der Corridor war tief schattig, still und kühl; heute besonders kam es Victor hier so außerordentlich dunkel vor. Er blieb einen Moment stehen, drückte seine Hand vor die Augen, und alle Erlebnisse von gestern und heute jagten in einem wilden

X.

Ruhe ſanft!

Unten im Hauſe herrſchte die gränzenloſeſte Verwirrung, die Prinzipalin, ſchon entſetzt durch den Gedanken, der Gemahl habe einen Dieb mit ſeinem Meſſer niedergeſtreckt, rang die Hände, als ſie entdeckte, daß dieſer vermeintliche Dieb Niemand anders, als der Buchhalter Herr Specht ſei. Die ſonſt ſo ruhige Frau war außer ſich, und dicke Thränen rollten unter ihren grauen Wimpern hervor. Der Verwundete lag in dem Zimmer an der Thüre, in demſelben, wo ich durch den Profeſſor vorgeſtellt worden war. Den Hausknecht, der gerade zum Doktor ſtürzen wollte, hielt ich noch zu rechter Zeit auf, indem ich ihm bedeutete, eben der Herr, welcher den Buchhalter hereingeführt, ſei ein Arzt. Madame Stieglitz war durch dieß ſonderbare glückliche Zuſammentreffen beruhigt, denn ſie war überzeugt, daß es noch mehr Aufſehen gegeben hätte, wenn man den Kreis-Phyſikus,

Reigen an ſeinem Gedächtniß vorüber. — „Es koſtet mich viel, ihr mein Wort zu halten," murmelte er leiſe vor ſich hin. — „O es iſt gefährlich, entſetzlich, einen Dank vor geſchehener That anzunehmen." Er ging der Treppe zu, nicht ohne einen beſorgten Blick nach rechts zu werfen, wo ſich die Zimmer Alicens befanden. Wie gerne hätte er nach ihrem Befinden geforſcht — er wagte es nicht; wenn er an die vergangene Stunde dachte, ſo ſchauerte es ihn, da er ſich jenen Schrei in's Gedächtniß zurückrief, den ſie ausgeſtoßen. Kannte er doch ihre ruhige, ſchöne und feſte Seele; fühlte er doch ganz genau, welch' furchtbare Erſchütterung dazu gehört, Alice Duvallet, dem ſtarken Mädchen, jenen Schrei auszupreſſen. — Ah! er konnte ihn nicht vergeſſen, jenen Laut des Schmerzes; er ſchlug immerfort an ſein Herz, und jetzt, wo er ſich hier im Dunkel befand, wo das Andere, was ihn beſchäftigt, raſch in den Hintergrund ſchwand, wo nichts vor ihm ſtehen blieb als das Bild Alicens, als jener entſetzliche Laut, da wankten ſeine Schritte ordentlich und es kam ihm vor, als müſſe er ſich mit der Hand an die Mauer ſtützen. — Wenn ihn auch einestheils jener Ruf aus ihrem Munde entzückt hatte, — ihm konnte es nicht entgehen, was er bedeutet — ſo klang er ihm doch anderntheils wieder wie der ſchrille Ton einer zerriſſenen Saite — einer Saite, die bisher ſüß und harmoniſch geklungen, die aber jetzt wohl nie mehr zuſammenzuknüpfen war.

Es ſchlich Jemand die Treppen herauf und kam ihm in dem finſteren Gang entgegen. Es war Alicens Mädchen, welches auf einem Teller Eiswaſſer trug und einen kühlenden Früchteſaft. Kaum erkannte ſie in der Dunkelheit den Neffen des Hauſes, und dann ſagte ſie ihm auf ſeine Frage: „es geht ſchon beſſer mit dem guten Fräulein; ſie hat ſich recht ordentlich erholt."

„Du gehſt in ihr Zimmer?" fragte Victor und ſetzte dringend hinzu: „Laß' die Thür ein wenig offen, ich will Alice nicht ſtören, möchte ſie aber einen Augenblick ſehen."

„Wenn es möglich ist, gewiß, Herr Victor," entgegnete das umsichtige Mädchen und verschwand in dem Zimmer, dessen Thüre sie hinter sich in's Schloß drückte, aber gleich darauf wieder zu einem kleinen Spalte öffnete.

Victor stand da in dem dunkeln Gange und blickte durch die kleine Oeffnung in stille, heitere, freundliche Räume, die mit warmer Luft und Sonnenglanz angefüllt waren. Hier tiefes, trauriges Dunkel, dort wohlthuende Helle. Er wußte selbst nicht, warum ihn hier dieser Unterschied so unendlich schmerzlich berührte — Tag und Nacht. Sein Herz fühlte ein Weh, wie er nie zuvor gefühlt, wie er nie geglaubt, daß es möglich sei, es zu empfinden; es war ihm, als sähe er in seine Zukunft, er sich selber unglücklich tief im Dunkel, sie dagegen glücklich auf den strahlenden Höhen des Lebens. — Und hatte er doch bis jetzt immer in dem Glauben fortgeträumt, sein und ihr Schicksal laufe noch einmal schön und friedlich neben einander hin in süßer Harmonie. — Da war mit schrillem Schmerzenslaut die Saite zerrissen! —

Und doch konnte er nicht fortgehen von hier; es hielt ihn an der Stelle gebannt; wo er zu ihr hineinblicken konnte, wo er sie sah auf ihrem kleinen Lehnstuhle sitzend, auf der glänzenden, sonnigen Terrasse unter Grün und Blumen. — Das junge schöne Mädchen hatte ihren Kopf erhoben und blickte empor an den tiefblauen Himmel, wie es schien, zarten duftigen Wolkenstreifen nach, die gleich Schleiern langsam gegen Westen flatterten. Auf ihren Zügen lag ein unbeschreiblich schöner Glanz des Friedens und der Ruhe; sie bewegte leise ihre Lippen, als spräche sie, versunken in den Anblick des wunderbaren Tages, dankbar für die schöne, weite, gewaltige Schöpfung, in der sie athmen durfte, ein Gebet vor sich hin, oder vielleicht, was ja doch gleich bedeutend ist, die begeisterten, tief fühlenden, anerkennenden und dankbaren Worte des Dichters.

— O Alice war wunderbar schön in diesem Augenblicke —

wunderbar, unbeſchreiblich ſchön. Wie ſie da ſaß, halb verſteckt zwiſchen ihren Blumen in dem einfachen, weißen Gewand, das leuchtende Auge emporgerichtet, war ſie keine irdiſche Erſcheinung mehr, man hätte ſie für einen der lieben Engel halten können, die zuweilen zu uns niederſchweben, deren Nähe aber nur von beſonders dazu Gewürdigten geahnt und bemerkt wird.

Er, der mit klopfendem Herzen einen Augenblick in all' den Glanz ſchauen durfte, gehörte nicht mehr zu jenen Würdigen, denn die Thüre ſchloß ſich, ließ ihn in um ſo tieferem Dunkel zurück und ſperrte ihn unerbittlich ab von allen ſeinen Himmeln.

Die erſte Stunde.

achdem Herr Weller den jungen Muſiker an einer Straßenecke, wo ſich Beider Wege trennten, verlaſſen, war der kleine Kaufmann in tiefem Nachdenken weiter geſchlendert; wir ſagen geſchlendert im Gegenſatz zu ſeinem gewöhnlichen feſten und eiligen Geſchäftsgange. Wenn früher nur ſehr Weniges im Stande war, auf der Straße ſeine Auf-

merksamkeit zu erregen, höchstens ein bedeutender Kunde, mit dem er einige ergebene Worte wechselte, so war es dagegen heute gerade so, als suche er sich durch alle möglichen Geschichten zu zerstreuen. Er blickte bald rechts, bald links, bald an den Himmel empor, bald wieder auf seine Fußspitzen, jetzt blieb er vor einem Modewaarenlager stehen, dann sogar vor einem Bilderladen, — Etablissements, die ihm sonst ein Gräuel waren; aber wenn man ihn bei diesem Stehenbleiben genau betrachtete, so bemerkte man an der vollkommenen Leere seines Blickes, mit dem er alle Gegenstände rings umher beschaute, daß seine Gedanken ausschließlich anderswo beschäftigt waren. Und darin täuschte man sich auch nicht. Was kümmerten ihn Modewaaren und Bilder? was Himmel und Erde? War ihm doch zu Muthe, wie einem tapferen Ritter der guten alten Zeit, war doch all' sein Sinnen auf eine That gerichtet, groß und würdig, um die Dame seines Herzens zu gewinnen. — Sah er doch nach langem vergeblichen Dichten und Trachten endlich diese That vor sich schimmern, und nicht einmal in weiter nebelgrauer Ferne, sondern dicht vor sich, erreichbar. — —

In diesem Augenblicke stolperte er heftig über einen Waschkorb, den die ausruhenden Trägerinnen auf das Trottoir gesetzt und den er allerdings hätte sehen müssen, wie ihm auch die Betreffenden mit einigen unzarten Worten zu verstehen gaben; — er stolperte heftig, und wäre wahrscheinlich in die großen Spiegelscheiben eines Ladens gestürzt, wenn er sich in diesem höchst gefährlichen Momente nicht an den Rockkragen eines älteren, sehr würdig aussehenden, aber stämmigen Herrn angeklammert hätte, der ihn mit begreiflicher Indignation so derb abschüttelte, daß der ohnedies erschütterte Herr Weller von dem Trottoir hinabflog und fast unter die Räder einer vorüberrollenden Equipage gerathen wäre. Das Alles folgte sich so blitzschnell und auffallend, daß ein Paar alte Damen, die den kleinen Kaufmann kannten, erstaunt stehen blieben und sich fragten: „Ist dies Herr Weller, der ruhige Kauf-

mann, der mit einer unerschütterlichen Ruhe Cocosnußölsodaseife einwickelt und mit so vieler Würde Schnupftabak abzuwägen versteht?"

Er war aber auch dadurch aus seinen Träumereien ziemlich in die Wirklichkeit zurückgeschreckt worden, und um allem ähnlichen Ungemach künftig zu entgehen, bog er in eine schmale Seitengasse, wo es weder Spiegelfenster, Wäscherinnen, noch vorüberrollende Equipagen gab, wo sich aber ein kleiner versteckter Laden befand mit Seilerwaarn aller Art, den der Kaufmann schüchtern und ängstlich betrat. Mochte sich diese Aengstlichkeit vielleicht auf seinem Gesichte aussprechen, — genug, der Herr des Ladens betrachtete den Eingetretenen mit begreiflichem Mißtrauen, als dieser einen langen und soliden Strick verlangte, stark genug, wie er unvorsichtig hinzusetzte, um einen ziemlich schweren Mann zu tragen. Da aber der Seiler keinen Grund fand, die Abgabe eines solchen Strickes zu verweigern, so händigte er ihn dem Käufer in verlangter Länge und Stärke, wenn gleich kopfschüttelnd, ein, glaubte es aber dem öffentlichen Wohle schuldig zu sein, sobald Herr Weller weggeeilt war, seinen gewiß gegründeten Verdacht einem zufällig vorüberschreitenden Polizeidiener mitzutheilen, der denn auch nicht unterließ, dem rasch Davoneilenden in einiger Entfernung zu folgen.

Die Seitengasse führte Herrn Weller auf den Weg zurück, von dem er hergekommen war, zu der Straße nämlich, in welcher das Haus lag, wo Victor Barring seine Zimmer hatte, und wo er ein paarmal schüchtern vorbeischlich, ehe er es wagte, klopfenden Herzens die Treppe hinan zu steigen und droben die Klingel zu ziehen. — Wie, wenn auch der Diener ausgegangen, wenn Niemand in der Wohnung wäre, der ihn einlassen könnte, wenn er alle die grenzenlosen Emotionen, die ihn ruhelos umhergetrieben, umsonst ausgestanden hätte! —

Doch nein, das Glück war ihm günstig, der Diener Victor's

öffnete die Thüre, betrachtete den Beſuch einigermaßen erſtaunt, glaubte aber den Worten des Herrn Weller, er ſei zurückgekehrt, um Herrn Barring, der bald nach Hauſe kommen werde, hier zu erwarten, und nahm deßhalb auch durchaus keinen Anſtand, ihn in das Appartement einzulaſſen.

Herr Weller ſchaute, als er ſich nun allein ſah, tief aufathmend einen Augenblick unruhig umher, er wagte es nicht, ſogleich an das Fenſter zu treten, weniger aus Furcht vor dem zu beſtehenden Abenteuer, als weil ſich in ſeiner Phantaſie die Idee feſtgeſetzt hatte, wenn er hinaus ſchaue, bemerke er drunten unfehlbar irgend ein fabelhaftes Ungeheuer oder dergleichen, einen Drachen zum Beiſpiel mit Schwanz, Flügeln und furchtbarem Rachen, der zu ihm herauf blicke, ſanft mit den Augen zwinkere und in Erwartung des fetten Bratens die Lippen ablecke. Woher es kam, daß ein ſolches Bild durch ſeine Seele ſchritt, war er nicht im Stande ſich klar zu machen; am glaubwürdigſten ſchien ihm ſelbſt, daß ſein Blut durch den raſchen Lauf ſchneller pulſire und daß ſeine Nerven aus begreiflichen Urſachen erregt ſeien.

Endlich trat er behutſam an's Fenſter und ſchaute hinaus. Und da mußte er über ſeine Träumereien lachen, wenn er in den ſtillen Garten hinab blickte, wo die heiße Mittagsſonne auf den Blättern der Bäume lagerte, die ruhig und regungslos auch nicht von dem leiſeſten Luftzuge in Bewegung geſetzt wurden. Man hörte nichts als das Plätſchern des Springbrunnens, und ſo ſehr ſich auch Herr Weller anſtrengte, irgend einen fremdartigen Gegenſtand zwiſchen den Bäumen zu entdecken, einen einſamen Spaziergänger oder das Leuchten eines Damenkleides, ſo war doch von allem dem nichts zu ſehen; glücklicher Weiſe aber auch nichts von dem gefürchteten Drachen, der allein im Stande geweſen wäre, den heldenmüthigen kleinen Kaufmann an der Ausführurg ſeines wahnſinnigen Projectes zu hindern.

Ja, wir sind nicht im Stande, dem Herrn Weller das eben ausgesprochene Prädikat zu erlassen, und müssen leider zugestehen, daß der Held unserer ersten Stunde im Begriffe war, wenigstens in den Augen aller ruhig Denkenden, etwas Tolles zu unternehmen. Dabei können wir aber nicht verschweigen, daß das Extravagante dieses Unternehmens allerdings dadurch etwas gemildert wurde, daß sich Herr Weller nun einmal vorgenommen, irgend eine auffallende That zu verrichten, ohne dabei vom Gelingen dieser That auch nur im Mindesten überzeugt zu sein.

Genug, der Garten war still und öde, der Drache, der die Lippen nach dem fetten Opfer leckte, nicht vorhanden, und wer weiß, ob es nicht möglich war, daß die kleine Dame, deren Befreiung es galt, zufällig im Garten promenirte, zufällig ihrem Befreier begegnete, zufällig ihm an den Hals hüpfte, dabei zufällig ausrufend: „Rette mich!“ und alsdann auf's Allerzufälligste von Herrn Weller wirklich gerettet wurde. — Dann aber! — Er konnte sich nicht enthalten, bei diesem Ideengange sanft zu lächeln und wohlgefällig einen Moment die Augen zu schließen! —

Und nun an's Werk!

Zuerst schlich er leise auf den Zehen nach der Thür des Zimmers und schob langsam den Nachtriegel vor; dann ging er ebenso leise an's Fenster zurück und zog den Strick, den er vorhin gekauft, aus der Tasche, wobei er ihn aufmerksam betrachtete, ob nicht vielleicht irgendwo eine defecte Stelle sei, die ihm beim Herablassen aus dem Fenster gefährlich werden könnte. Als er sich überzeugt hatte, daß der Strick glatt und fest sei, blickte er prüfend im Zimmer umher nach einer Stelle, wo er das eine Ende befestigen könne. Oben an der Decke befand sich allerdings ein Haken, der ihm die meiste Sicherheit versprach; denn es schien ihm etwas gewagt, das Ende seines Seiles an eines der Möbel zu befestigen, die unbedingt der schweren Last nachgeben müßten. Er rückte

behutſam einen Tiſch in die Mitte des Zimmers, ſtellte noch einen Stuhl darauf, und ſo gelang es ihm, eine vorher gemachte Schleife in die Krümmung des Hakens zu werfen, worauf er die Feſtigkeit ſeines Halters dadurch probirte, daß er ſich einen Augenblick mit dem ganzen Gewichte an den Strick hing, hiebei aber etwas herumgewirbelt wurde, und bei dieſer Veranlaſſung mit ſeinen erſchreckt auseinander ſtehenden Beinen den Stuhl von dem Tiſche herabſtieß, was ein ziemliches Gepolter verurſachte.

War es ihm doch, als hörte er jetzt draußen vor der Thüre einen Ruf des Schreckens, und als verſuche Jemand das Schloß aufzudrehen. —

Einen Augenblick hing Herr Weller da mit angſtvoll verzerrten Zügen und lauſchte. Da aber Alles ruhig blieb, ſo rutſchte er im nächſten auf den Tiſch hinab, kletterte auf den Boden nieder und ſchwang das Seil zum Fenſter hinaus.

Der Garten lag da ebenſo ſtill und ruhig wie vorher.

Herr Weller dachte noch einen Moment an ſie, deren eigenthümliche Laune ihn zu dieſem Schritte gezwungen; er ſprach mit einem tiefen Seufzer noch einmal ihren Namen aus — Friederike Federbach, und dann —

Ehe die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling ſich Gott befiehlt.
Und ein Schrei des Entſetzens ward rings gehört.

Und nachdem Herr Weller ein paarmal mit hervorſtehenden Zweigen an der Mauer des Hauſes auf unangenehme Art zuſammengetroffen war, erreichte er etwas taumelnd den Erdboden und ſchaute mit einem blödſinnig zu nennenden Lächeln an dem Fenſter empor, von wannen er ſo eben niedergefahren.

Den Schrei des Entſetzens, von dem wir vorhin ſprachen, glaubte Herr Weller wirklich zu vernehmen, als er aus dem

Fenster hüpfte. Und daß er sich darin nicht getäuscht, darüber sind wir dem geneigten Leser eine Erklärung schuldig.

Der Diener Victor Barring's war nämlich zufälliger Weise an der Zimmerthür vorbeigegangen, als Herr Weller von innen den Riegel vorgeschoben, was Jenen begreiflicher Weise stutzig machte und ihn veranlaßte, durch eines der kleinen Löcher in's Zimmer zu sehen, die ein vorsichtiger und treuer Diener zu ähnlichen und andern Zwecken beständig in Bereitschaft hat.

— Da sah er denn, wie Herr Weller den Hut abgelegt hatte, wie derselbe mit erhitztem Gesichte, schweißbedeckter Stirn und irrem Blicke scheu um sich her schaute, wie er darauf ein langes Seil aus der Tasche zog und einen Haken suchte, um dasselbe daran anzuknüpfen.

Der arme Diener, der es gar zu gräßlich fand, daß ein Fremder daher komme, um sich im Zimmer seines Herrn zu erhängen, empfand wie sich sein Haar langsam emporlüpfte und war wie von einem Starrkrampf befallen, der ihm keine selbständige Bewegung erlaubte. Er fühlte nur, wie seine Zähne schauerlich klappernd auf einander schlugen, — aber sonst ging es ihm, wie es uns im Traume zu geschehen pflegt — er konnte ein Paar Augenblicke lang kein Glied rühren, keinen Ton aus der Kehle bringen.

Ah! — entsetzlich! Jetzt stieß der im Zimmer drinnen den Stuhl um — er hing an seinem Strick — grauenhaft! und der entsetzte Zuschauer war nicht im Stande, ihm eine Hülfe zu bringen.

Da wich der Starrkrampf, der ihn befangen hielt, da schrie er laut auf, da versuchte er das Schloß zu öffnen, und als dies nicht gelang, stürzte er die Treppen hinab, um irgend woher Hülfe zu bringen. Glücklicher Weise stieß er an der Hausthür auf einen Hülfespender in Gestalt eines lauernden Polizeidieners, dem er mit beflügelten Worten das Schreckliche, welches sich oben be

den alten Hausarzt, mitten in der Nacht hätte wecken müssen. Auch benahm sich der Doktor Burbus mit solcher Umsicht und Ruhe, daß er das Vertrauen der Madame Stieglitz gewann; glücklicherweise hatte er auch sein Verbandzeug in der Tasche und nachdem die laut schluchzende, untröstliche Ladenjungfer und der Hausknecht entfernt war, begab er sich ans Geschäft; auch mich wollte die Prinzipalin wegschicken, doch meinte Burbus, der junge Mensch könnte ihm das Wasserbecken halten, und so durfte ich dableiben.

Die Verwundung des Herrn Specht war nicht gefährlich, das Messer, von sicherer Hand, aber in Dunkelheit geworfen, hatte sein Ziel um wenige Zoll verfehlt und die linke Seite etwas stark zerschnitten, es war mehr der Schrecken, verbunden mit der Aufregung, in der sich der Buchhalter ohnehin befand, welche ihn niederwarf. Bald war der Verband kunstgerecht angelegt, der Kranke bekam ein niederschlagendes Pulver und somit wäre alles in Ordnung gewesen.

Doktor Burbus erzählte der Prinzipalin, wie er zufällig an der Thüre des Gasthofes gewesen, als die Scene in der Straße vorfiel, „Madame," setzte er hinzu, „ich brauche Ihnen nicht die Versicherung zu geben, daß ich eine Hauptpflicht des Arztes, Verschwiegenheit, genau kenne und befolge. Die Sache ist ein Unglück, ein Versehen und man braucht darüber vor der Welt keine Ge-

geben, mittheilte und der nun mit einem Lächeln der Befriedigung auf seinen Zügen eilig Jenem nach die Treppen hinaufstolperte.

Mit einem Gefühle von Neugier mit Grausen vermischt blickte der Beamte der öffentlichen Sicherheit durch das Schlüsselloch, während der Andere sich der oben erwähnten, ihm zu Gebote stehenden Oeffnung bediente. — Dann schauten Beide einander an mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens in den Zügen.

Da war allerdings der Strick an dem Kronleuchterhaken festgemacht, aber es hing Niemand daran; auch sonst sah man von einem Gehenkten keine Spur. Doch erschien es den Beiden fast noch unheimlicher, daß das Seil straff angezogen zu dem weit geöffneten Fenster hinaus hing.

„Ich habe ihn gestört," flüsterte der Bediente dem Polizeidiener zu, wobei seine Zähne wieder hörbar auf einander klapperten — „er hat sich zum Fenster hinaus gehenkt. — So was ist noch nicht passirt, so lange die Welt steht."

Die Thüre war und blieb aber verschlossen, und um den so nothwendigen Eingang zu erzwingen, mußte man im Bedientenzimmer einen schweren Schrank wegrücken, der eine Thüre maskirte, die in das Schlafgemach Victor Barring's führte.

Dies gelang den vereinten Anstrengungen Beider; sie betraten das Schlafzimmer, dann schüchtern den Salon mit dem offenstehenden Fenster, vor welchem der arme kleine Kaufmann nothwendiger Weise mausetodt hängen mußte; Beide räusperten sich, husteten sehr verständlich, zuckten mit den Achseln, lächelten auf ganz seltsame Art einander zu, aber lange hatte Keiner den Muth, an das offene Fenster zu treten. — Wenn er zufällig mit dem Kopfe schief hing und zu ihnen hinauf schielte! — Ah! das wäre schrecklich!

Endlich zwang sich der Bediente, mit einem Sprung der Verzweiflung an das Fenster zu eilen; er blickte hinaus — da hing Niemand; er schaute hinab — da sah man am Boden keine lebende

Seele. Daß aber Jemand vor Kurzem da gewesen sein mußte, das bezeugten abgeknickte Zweige, sowie Fußstapfen auf dem Boden.

Ja, Herr Weller war, wie wir wissen, hier unten gewesen, hatte sich aber nach seiner Rutschpartie nur so lange aufgehalten, um einen Augenblick die Mauer des Hauses zu betrachten, wo er mit vielem Vergnügen das Gitterwerk eines ehemaligen Obstspaliers entdeckte, welches ihm die Möglichkeit eines Rückweges verhieß. — Nachdem er einmal unten war, dachte er an einen Rückweg und sprach zu sich selber: „Auch wenn ich nicht gefunden, was ich gesucht, werde ich doch nicht mit leeren Händen zurückkehren; ich werde mit einem Wahrzeichen, das ich aus dem Garten mitgenommen, dort wieder hinaufklettern; ich werde dieses Wahrzeichen vor Herrn Barring hinlegen und zu ihm sprechen: „Wenn ich auch ohne Resultat zurückkehre, so habe ich doch eine That gewagt, gib mir darum Zeugniß vor ihr — vor Friederike Federbach."

Dieser kleine Monolog, den er wirklich halblaut gehalten, hatte ihn wunderbar gestärkt und ihn vermocht, mit festen, wenn auch leisen Tritten jenes Gebüsch zu verlassen, um einen der breiten Sandwege zu erreichen, die ihn auf einer sanften Biegung in den Garten hinein führten.

Es war hier so außerordentlich still und feierlich ruhig, fast beängstigend in dieser Stille und Ruhe. Herr Weller hätte wirklich etwas darum gegeben, wenn aus der Nachbarschaft irgend ein angenehmes Geräusch zu ihm herüber gedrungen wäre, vielleicht das Klopfen eines Hammers, das Knirschen einer Säge oder dergleichen. Aber man vernahm durchaus nichts der Art; es lag eine so lautlose, drückende Hitze auf dem ganzen Garten, daß sich der kleine Kaufmann schon nach den ersten Schritten um so mehr echauffirt fühlte, als diese, so leise er auch seine Füße aufsetzte, ordentlich in dem Garten wiederhallten.

Das war unangenehm; aber trotzdem ging er entſchloſſen weiter. Er folgte den Biegungen des Sandweges, wo ihm rechts und links ſtehende dichte Gebüſche längere Zeit nicht die geringſte Ausſicht verſtatteten; er wandelte wie in einem Labyrinth, ohne zu wiſſen wohin, wobei ihn einzig und allein der Gedanke beängſtigte, er könne bei einer plötzlichen Biegung auf einmal mit irgend etwas unerhört Schrecklichem Naſe an Naſe zuſammentreffen.

Aus dieſem Grunde blieb er denn auch häufig ſtehen, aufmerkſam lauſchend. Aber Alles, was er vernahm, war das Plätſchern des Springbrunnens, das immer deutlicher an ſein Ohr ſchlug. Begreiflicher Weiſe, denn er näherte ſich dem Baſſin und trat nach einigen Schritten auf den freien Platz hinaus, wo ſich dieſes befand.

Hier athmete er etwas leichter auf, denn er konnte von der Stelle, wo er ſich befand, weiter um ſich ſchauen. Ja, dort vor ſich erblickte er ſogar deutlich das Haus des gefürchteten Freiherrn mit ſeinem hohen verſchnörkelten Giebel, mit dem eiſernen Stangengeländer um den Hofraum, mit den ſtark vergitterten Fenſtern.

Herr Weller war nicht ohne Phantaſie und bedachte wohl die Schwierigkeit ſeines Unternehmens, dort einzudringen. „Aber,“ träumte er, wobei er ſich mit ſeinen Aermeln den Schweiß von der Stirne wiſchte, „wenn ich Glück haben ſollte, ſo würde die Kleine jetzt in dem Garten umherſpazieren, ſie würde mir begegnen, ſie würde Zutrauen zu mir faſſen, ſie würde mir die Hand reichen, mit mir gehen und —“

Was war das für ein eigenthümliches Geräuſch dort in dem Gebüſche? Herr Weller konnte ſich den ſo eben vernommenen Ton nicht recht erklären, fühlte aber, trotz der Hitze, daß ein kalter Schauer ſeinen Rücken hinabzog.

Er blickte ſchüchtern um ſich her, ja er verſuchte es, zu lächeln; er überredete ſich, jetzt müſſe die kleine Dame dort irgendwo hervortreten. —

Aber es änderte sich durchaus nichts rings umher; er sah weder die kleine Dame, noch das Leuchten ihres Kleides zwischen dem Grün. Dort war das Haus mit seinen Giebeln und seinen Eisengittern, hier die Fontaine mit ihrem Wasserstrahl, zu seinen Füßen der breite Sandweg mit den seltsam geformten scharfen Sonnenlichtern neben tiefem Baumschatten.

Dabei lag dieselbe monotone Stille und Schwüle auf dem Garten.

Halt! jetzt bemerkte er etwas. — Sein Herz that sechs, acht verzweifelt schnelle Schläge, dann mußte er über sich selber lächeln. Es war ja nichts Lebendiges, was er sah, es war ja nur ein helles Etwas, das neben der Steinbank und der Fontaine lag. Leisen Schrittes ging er näher, blickte mit lange angehaltenem Athem, an der Bank angekommen, um sich her und hob dann das leuchtende Etwas auf. Es war ein kleines Täschchen von feinem Leder mit einem Stahlschlosse und einer ebensolchen Kette zum Anhängen; es fühlte sich weich an, es war noch ein kleines Taschentuch darin.

Herr Weller sah es durchaus nicht als Diebstahl an, dieses Täschchen zu sich zu nehmen und hastig in die Brusttasche zu schieben. —

Ah! er athmete leichter, das war das Wahrzeichen, dessen er bedurfte, mit dem er kühn vor ihre Augen treten konnte, das ihn glücklich machen mußte. Hatte er doch eine edle That gewagt, wenn sie ihm auch nicht gelungen war.

Jetzt behutsam den Rückweg angetreten.

Er wandte sich um, da waren zwei dichte Laubgänge neben einander, sich vollkommen ähnlich sehend, nur getrennt durch eine kleine Steinfigur, welche den Finger auf den Mund legte.

Einen Augenblick war Herr Weller unschlüssig, welchen der beiden Wege er einschlagen sollte. Dort sah er in der Entfernung das Haus Victor's; er hätte nur durch ein Paar niedrige Gebüsch-

partieen zu bringen gebraucht, dann über eine weite Raſenfläche zu gehen, um zurück zu gelangen. Aber eben dieſe weite Raſenfläche, die man auch vom Hauſe aus deutlich überſah, war ihm gerade deßhalb angenehm: er zog den Laubgang vor, der ihn faſt vollkommen gedeckt unter das Fenſter mit dem Stricke führen mußte.

Er trat leiſen Schrittes zurück auf den Gang zwiſchen den Gebüſchen, die kleine Steinfigur zu ſeiner Linken laſſend, und dabei denkend: „Du brauchſt mir kein Stillſchweigen anzuempfehlen, ich werde mich ſchon hüten, hier zu ſingen oder zu pfeifen.“ Behutſam ging er vorwärts, und es kam ihm ſo vor, als ſei er auf dem rechten Wege, denn auch hier hatte er an beiden Seiten dicht verſchlungenes, undurchdringliches Buſchwerk, auch hier bog ſich ſein Pfad in eigenſinnigen Windungen bald links bald rechts. — Jetzt ging er faſt wie im Kreiſe herum und dann — — Herr Weller ſah mit Grauſen, daß er den falſchen Weg eingeſchlagen! — dann trat er auf einen kleinen runden Platz, in deſſen Mitte ſich auf zierlichem Piedeſtal eine wunderbare Marmorfigur erhob. Es war ein wenig bekleidetes Weib von ſchönen weichen Formen, die mit der rechten Hand ihr bischen Gewand emporhielt, während ſie ihren Kopf unendlich zierlich über die linke Schulter wendete und auf ihren eigenen Rücken und faſt noch tiefer hinabzublicken ſchien.

Herr Weller ſtand erſtarrt, nicht über das ſchöne Weib, das er vor ſich ſah oder über das, was dieſes ſchöne Weib zu betrachten ſchien, — o nein! ſondern ein Entſetzen faßte ihn über zwei rieſenhafte Hunde, die neben dem Marmorbild in dem weichen Raſen ausgeſtreckt lagen und die, ohne einen Laut von ſich zu geben, ohne aufzuſpringen, den Ankömmling mit einer Aufmerkſamkeit, mit einer Intelligenz, mit einem Intereſſe zu betrachten ſchienen, die ihm das Haar emporſträuben machte.

Wenn die gütige Natur nicht den Hunden im Allgemeinen die Gabe des Lachens verſagt hätte, ſo würde er geglaubt haben, dieſe beiden Beſtien lächelten bei ſeinem Anblick; — daß ſie ihn

mit einer entsetzlichen Behaglichkeit anschauten, darüber konnte kein Zweifel herrschen.

Was mancher Andere an seiner Stelle gethan haben würde, das that nun auch Herr Weller. Er erinnerte sich wohl, gehört zu haben, wie gefährlich es sei, bösartigen Hunden oder anderen reißenden Thieren durch eine plötzliche Flucht seine Angst zu zeigen, daß man sich vielmehr durch ein sicheres Auftreten, durch ein ungezwungenes Betragen vertraut machen müsse, vor allen Dingen thun, als ob man sie gar nicht sehe.

Und so machte es auch Herr Weller; er lächelte freundlich und furchtlos, obgleich ihm der Angstschweiß heftig ausbrach und von seiner Stirne herabzurieseln begann; er benahm sich den Hunden gegenüber, als sei er mit voller Ueberzeugung und Absicht in das Rondel getreten; er trat als Kunstkenner auf, stellte sich der Statue gegenüber mit gespreizten Beinen hin und hob seinen Kopf in die Höhe, um alle hervortretenden Theile des schönen Marmorbildes auf's Genaueste, mit Ruhe und Gründlichkeit zu studiren, ja er spitzte sogar seinen Mund und that, als ob er pfeifen wolle. Daß er aber keinen Ton hervorbrachte, darauf kann sich der geneigte Leser verlassen, und können wir hierbei nicht verschweigen, daß er auch von der Statue nicht besonders viel sah, denn er konnte es keine Sekunde lang unterlassen, aus den Augenwinkeln auf die beiden furchtbaren Bestien hinzublinzeln, um ihre Mienen zu studiren.

Die Hunde betrugen sich nun ganz harmlos; sie hatten wohl den Kopf erhoben, als der Fremde vor ihre Augen getreten war, dann aber fuhr der eine fort, sich behaglich im Grase zu wälzen, während der andere seinen Kopf auf die Vorderpfoten legte und einzuschlafen schien. Wir sagen: schien, denn Herr Weller, als sehr aufmerksamer Beobachter, bemerkte wohl, wie zuweilen die dunkeln Augen des Thieres mit eigenthümlichem Funkeln einen Moment auf ihm ruhten.

Da nun Alles in dieſer wandelbaren Welt ein Ende nehmen muß, ſogar das Betrachten einer Statue, mag ſie auch noch ſo ſchön ſein, ſo ſah ſich auch endlich der kleine Kaufmann veranlaßt, ſchaudernd an einen Rückzug zu denken. Mußte es ſich doch im nächſten Augenblicke entſcheiden, ob die Hunde wirklich ſo harmloſer Natur waren, wie ſie zu ſein ſchienen, oder ob ſie voll ſchändlicher Verſtellung nur auf einen günſtigen Moment warteten, um den Fremden anzugreifen.

Dieſer machte das freundlichſte Geſicht von der Welt, als er ſich ſachte zurückzog, ja er lächelte ſogar, und im engſten Vertrauen können wir dem geneigten Leſer verſichern, daß er Abſchied nehmend wie zum Danke ſeinen Hut lüpfte, ob vor der Statue oder vor den beiden Hunden, darüber kann nie mit Gewißheit entſchieden werden.

Als er aber bei dieſem Gruße einen ſtarken Schritt rückwärts that und ſeinen Hut wieder aufſetzen wollte, wäre ihm dies beinahe nicht gelungen vor ſeinem ſich entſetzt emporſträubenden Haare. Denn wie auf Commando erhoben ſich in dieſem furchtbaren Augenblicke die beiden Ungeheuer von Hunden, traten, als müſſe das ſo ſein, rechts und links an ſeine Seite und begleiteten in nach dem Laubgange.

Wir ſind es hier dem Herrn Weller ſchuldig, ſeiner Kaltblütigkeit und ſeinem Verſtande das höchſte Lob zu ſpenden. Dem heftigen Drange ſeines Herzens gemäß hätte er mit einem wahnſinnigen Satze Reißaus ergreifen müſſen, oder wie er geleſen, daß zuweilen auf der Tigerjagd geſchieht, behende den nächſten beſten Baum erklettern. Er that das aber nicht; er ſchritt mit ruhiger Ueberlegung den ſchattigen Gang hinab, bei der verfluchten Steinfigur mit dem Finger auf dem Munde abermals vorüber und bog dann in den richtigen Weg ein, der ihn zu dem Fenſter führen mußte, wo der rettende Strick herab hing.

Schritt vor Schritt ging er ſo dahin, an ſeiner Seite die

beiden Hunde. Herr Weller athmete schwer, er fühlte, wie ihm der Schweiß von der Nase auf seine Weste herabtropfte, seine Kniee zitterten einigermaßen und waren schon ein paarmal im Begriff gewesen einzuschnappen; aber trotzdem wandelte er nicht nur ruhig vorwärts, ohne Uebereilung, sondern er schnalzte auch hie und da mit der Zunge oder schnippte mit den Fingern gegen die Hunde, was aber von diesen mit einem bösen Blicke beantwortet wurde. Auch glaubte der kleine Kaufmann bei dieser Veranlassung ein gelindes Knurren zu vernehmen.

Jetzt bog sich der Weg gegen das Nachbarhaus zu und Herr Weller bemerkte nun an seiner linken Seite, was er vorhin übersehen, daß sich dort ein kleines Thor befand, das auf die vorüberlaufende Straße zu führen schien. „Wenn dieses zufällig offen wäre!“ dachte er bei sich, „wenn ich vielleicht dort hinaus entschlüpfen könnte!“

Es galt einen Versuch. —

Er nahm seine unbefangenste Miene an, er legte seine Hände unter den Rockschooß, er spitzte nicht nur den Mund, sondern er pfiff wirklich:

„So leb' denn wohl, du theures Haus.“

Er war nur noch zwei Schritte von der Thüre entfernt, da sprang eine der Bestien leicht und gewandt vor dieselbe hin, wandte sich alsdann um, hob sich vorn etwas in die Höhe und zeigte unter einem nicht zu verkennenden furchtbaren Knurren zwei Reihen großer, weißer und spitzer Zähne.

O—o—oh! — — Herr Weller fühlte es eiskalt seinen Rücken hinabrieseln.

Hätte er nur eine Idee gehabt über die Namen dieser beiden verfluchten Bestien. Er hatte schon vorher seinen ganzen Vorrath von Hundenamen erschöpft, er hatte sich sogar in die menschliche Nomenclatur verstiegen, ohne zu einem andern Resultat zu gelangen, als daß ihn die Hunde brummend von der Seite betrachteten.

Dort war die rettende Thüre; Herr Weller mußte zurück, um nicht von jenem unvernünftigen Vieh gepackt zu werden. Wankenden Schrittes setzte er seinen Weg fort; da erblickte er das offene Fenster, von dem er hinabgerutscht, ja er erkannte sogar schon den Strick, der noch immer dort hing. Diesen zu erreichen, sich mit einer gewaltigen Anstrengung gleich so hoch hinaufzuschwingen, daß ihn die Hunde nicht mehr fassen konnten, das war, was er wollte: das allein konnte ihn retten. Da auch dort an der Mauer keine Thüre war, so hoffte er denn auch, das Attentat von vorhin werde sich nicht wiederholen. Unmöglich konnten doch die Bestien eine Ahnung von dem Strick haben, der von dem Fenster herabhing und nach welchem er jetzt schon mit einem ängstlichen Lächeln schielte.

Statt aber gerade auf diesen Rettungsanker loszugehen, schlenderte er ein Paar Schritte weiter, und um die Hunde zu täuschen, traf er hierauf alle Anstalten, sich den Anschein zu geben, als habe er irgend etwas in dem Gebüsche zu thun. Dies gelang ihm auch insoweit, als keines der beiden Ungeheuer knurrend oder zähnefletschend ihm vorausſprang, wie so eben geschehen, sondern daß sich beide auf den Weg hinlegten und sich damit zu begnügen schienen, allen seinen Bewegungen aufmerksam zu folgen.

Da stand er nun mit gewaltigem Herzklopfen, vor sich das offene Fenster und den rettenden Strick, hinter sich die Rachen seiner beiden Verfolger. Aufmerksam nahm er sein Augenmaß, wie hoch er seinen Strick zu greifen habe, und streckte zu diesem Ende seinen Arm, so lange es ihm möglich war; dann blickte er auf das ehemalige Obstspalier und merkte sich die Sprosse des Gitterwerkes, die er mit dem ersten Sprunge erreichen mußte, um sich alsdann außer dem Bereich seiner Verfolger schwingen zu können.

Jetzt mußte es sein, jede Sekunde, die er verlor, konnte die beiden Ungeheuer bestimmen, in das Gebüsch zu springen, dem sie bis jetzt nur aus einem fast unbegreiflichen Schicklichkeitsgefühl

fern geblieben waren. — Eins! — zwei — zählte er, und dabei dachte er an sie, deren seltsame Laune ihn in dies Unglück hineingeführt, aber nicht, als ob er es bedauert hätte, die That versucht zu haben. Dann holte er noch einmal tief Athem, maß mit einem raschen Blicke die Höhe, die er mit einem Sprunge erreichen mußte — und bei drei! sprang er wirklich mit aller Kraft der Verzweiflung, stieß aber im nächsten Augenblicke ein gellendes Schmerzgeschrei aus, denn er fühlte sich mit scharfen Zähnen an jenem Theil des Körpers gefaßt, den er bei jener verfluchten Statue am meisten bewundert.

Daß er im nächsten Momente den Strick los ließ, daß sein zuckender Fuß nicht mehr das ehemalige Obstgeländer suchte, daß er mit einem starken Plumps zwischen die Gebüsche niederstürzte, können wir nicht verschweigen; es war dies auch das Gescheidteste, was er thun konnte; denn nur so entledigte er sich seiner hinterlistigen Angreifer, die bei seinem Fall zurücksprangen, um ihn alsdann zähnefletschend zu betrachten.

Es gibt Augenblicke, wo sich selbst ein Lamm zum Heldenmuth zu erheben vermag, wo der Wurm zu stechen versucht, wenn er getreten wird, wo sogar ein harmloses Kaninchen die Zähne weist, wenn man es unsanft angreift. Bei dieser Höhe der Empfindung war auch Herr Weller angelangt; während er mit einer Hand an den verletzten Theil griff, raffte er mit der andern einen alten Prügel vom Boden auf, der hier zufällig lag, und stürzte aus dem Gebüsche hervor, entschlossen zu einem Kampf auf Leben und Tod, und in so zuversichtlicher Haltung, daß die beiden Bestien zurückwichen, leider aber unter einem furchtbaren Gebell. Es schien, als ob überall in den Gebüschen, namentlich aber im Hofe des ziemlich fernen Hauses, eine Unzahl von Hunden versteckt läge, so vielfach warf das Echo jenes tolle Gebell zurück. — Vielleicht hätte Herr Weller nach dieser Einschüchterung einen zweiten und wohl auch gelungeneren Versuch machen können, sich an dem Stricke

ſchichte zu machen, und wenn Sie," ſagte er leiſe und deutete auf mich," in jenen jungen Menſchen vollkommenes Vertrauen ſetzen, ſo ſchicken Sie ihn auf die Straße und laſſen ihn jenes unglückſelige Meſſer holen."

„Ganz recht," entgegnete Madame Stieglitz, gab mir den Auftrag und ich ſprang auf die finſtere Gaſſe. Emſig mit Augen und Händen ſuchend, hatte ich bald ein Inſtrument entdeckt: es war das gewöhnliche Taſchenmeſſer des Prinzipals, das er Abends, wenn er auszugehen pflegte, einſteckte, es hatte eine ungefähr vier Zoll lange Klinge, und ich ſchauderte, als ich es in die Hand nahm, mir ſchien das Eiſen feucht, weßhalb ich es an meinem Taſchentuch abwiſchte und alsdann ſorgfältig zuſammenlegte. Mir kamen die Vorfälle des heutigen Abends wie ein wirrer geſpenſtiger Traum vor, jene Altane, auf welcher mir der Buchhalter und der Candidat gedroht, mich ins Waſſer zu werfen, dann die Worte des Prinzipals, der uns nicht kannte und um mich von meinen Verfolgern zu retten, meinem Angreifer das Meſſer in die Rippen zu ſchleudern verſprach, was nun ſpäter, wenn auch durch ganz andere Veranlaſſung wirklich geſchah.

Ich eilte ins Haus zurück, händigte der Prinzipalin das Meſſer ein, ohne daß es der Buchhalter bemerkte, der gerade im Begriff war, über ſein ſpätes Nachhauſe-

hinaufzuſchwingen, wenn nicht jetzt von der Seite her, wo ſich das Baſſin befand, ein Mann, mit einem Gewehr bewaffnet, ſich eiligen Laufes dem Kampfplatze genähert hätte, und wenn nicht bei dieſem Anblicke und bei dem lauten Zurufe jenes Mannes die Hunde hitzig zum Angriff übergegangen wären.

So aber konnte Herr Weller mit ſeinem Prügel ſich der beiden Beſtien kaum ſo lange erwehren, bis er ſich durch den Mann mit dem Gewehre am Kragen gefaßt fühlte, in dieſem Falle zu ſeinem wahren Troſte, denn die Hundeungeheuer ließen dann augenblicklich von ihm ab.

Der fremde Mann hatte ein unangenehmes Geſicht, trug eine Livree und war ſchon ziemlich bei Jahren. Er blickte den kleinen Kaufmann recht unverſchämt an und ſagte:

„Aha! haben wir endlich einmal einen der Vögel erwiſcht! — Und das Geſicht ſollte ich kennen. Ja, wahrhaftig, wir ſehen uns nicht zum erſten Male. — Nun, das wird ſich Alles finden," fuhr er nach einer Pauſe fort. „Jetzt vorwärts, marſch!"

„Und wohin?" fragte Herr Weller, nachdem er vergebens einen Verſuch gemacht hatte, die Fauſt des Andern von ſeinem Kragen zu entfernen. Leider konnte er hierzu nicht beide Hände gebrauchen, denn ſein Schamgefühl verbot ihm, die Linke von dem zerfetzten Theile ſeines Anzuges zu entfernen. Er hatte das furchtbare Gefühl, als handle es ſich dort nicht um einen Riß in ſeinen Beinkleidern, ſondern als ſei durch die Zähne der Hände eine förmliche Oeffnung entſtanden, die — eine weit klaffende Oeffnung, welche — kurz im hinterliegenden Falle eine entſetzliche Oeffnung.

Um von dem eiſenfeſten Griff des Andern erlöst zu werden, legte ſich der Unglückliche auf's Parlamentiren und ſprach achſelzuckend:

„Ich bin in Ihrer Gewalt — gut! führen Sie mich, wohin Sie wollen, dort wird ſich Alles finden. Aber laſſen Sie meinen

kragen los, denn es wird Ihnen doch einleuchten, daß ich Angesichts Ihrer Waffe und dieser beiden infamen Bestien keinen Versuch machen werde, anders wohin zu gehen, als wohin es Ihnen beliebt."

Dies schien auch der finstere Mann einzusehen, denn obgleich brummend ließ er doch den Kragen des Herrn Weller los, nicht ohne diesem durch einen derben Puff anzudeuten, daß er vorwärts gehen solle.

Dies geschah denn auch, und so zogen sie dahin, voran der unglückliche Weller, an seinen Seiten die beiden Hunde, jetzt schweifwedelnd und sehr freundlich ausschauend, hinten der alte Bediente mit seinem Doppelgewehr im Arm, — wieder durch den dunklen Laubgang, bei der Steinfigur mit dem Finger auf dem Mund vorüber, dann um das Bassin herum, wo der arme Gefangene das Ledertäschchen gefunden. Als er bei der Bank vorüber kam, wo es gelegen, faßte er verstohlen an seine Brusttasche und gelobte sich feierlich, sich dieses Zeichen der That, die er habe begehen wollen, nur nach hartnäckigem Kampf entreißen zu lassen.

Dah sah er auch wieder vor sich das alte finstere Haus liegen mit seinem gezackten Giebeldach, seinen vergitterten Fenstern und den drohenden Eisenstangen, die den Hof umschlossen. Jetzt öffneten sie sich freilich vor ihm, aber es war ihm nicht ganz wohl zu Muth dabei, und ehe er in den öden, unheimlich ausschauenden Hofraum trat, konnte er sich nicht enthalten, noch einen Blick rückwärts zu werfen auf den stillen Garten, den er durchschritten, auf das Haus, aus dessen Fenstern er hinabgehüpft. — Ja, sein Blick täuschte ihn nicht, da oben, an eben jenem Fenster standen ein Paar Personen und schienen angelegentlich nach ihm hinzuschauen; die Eine war Herr Victor Barring — das war unzweifelhaft. Hätte er nur vermocht, ein Zeichen —

In diesem Augenblick fühlte sich Herr Weller heftig an den Schultern gefaßt und gegen den Hofraum gedreht. Er mußte der

brutalen Gewalt weichen und dem Manne mit dem Gewehr vorangehen, der darauf das Gitter sorgfältig verschloß und dann mit einem barschen Worte nach einer kleinen Thür zeigte, die man nach Durchschreitung des öden, hallenden Hofes bald erreichte.

Daß der alte, finster aussehende Bediente hier im Hofe seinen Gefangenen gleichgültig hinter sich ließ, hatte seine guten Gründe; sah man doch ringsum nichts als Mauern oder mannshohe Eisengitter und gingen obendrein die beiden freundlichen Hunde Herrn Weller nicht von der Seite.

Der Alte öffnete die Thür und ließ den kleinen Kaufmann eintreten. Fast aber wäre dieser wieder zurückgeprallt, wenn die Hunde nicht hinter ihm gewesen wären, vor deren Berührung er sich scheute. Und so trat er denn in ein unheimliches Gewölbe, in dem er kaum aufrecht stehen konnte, und das nun, nachdem die Thüre verschlossen war, fast ganz finster erschien, denn nur oben in der Mauer befand sich eine kleine, wenige Zoll große Oeffnung, durch welche kaum so viel Helle eindrang, um das Gefängniß in einem schwachen Dämmerlicht erscheinen zu lassen.

War es das Umdrehen des schweren Schlüssels, oder das Vorschieben von Riegeln, oder vielleicht die kühle Luft, was den Gefangenen tief erschauern machte — genug, es zog ein empfindliches Frösteln durch seinen ganzen Körper, vom Scheitel bis zu den Fußspitzen, und darauf verschränkte er die Arme, lehnte sich mit der Schulter an die Mauer seines Kerkers, und ihm kam ein Bild in das Gedächtniß, das er einstens mit tiefem Mitgefühl betrachtet: ein unglücklicher Gefangener, wie er jetzt, lehnte an dem triefenden Gestein, und unter diesem Bilde las man: Die erste Viertelstunde von zwanzig Jahren. — A—a—h!

Während sich dies im hintern Hofraume des alten Hauses begab, hielt auf der vorderen Seite desselben ein Wagen, dessen Kutscher von seinem Bocke herabstieg, die Thür öffnete und Herrn Kohler aussteigen ließ, man hätte fast sagen können: herausspringen

ließ; denn der ehemalige Makler versuchte wirklich einige leichtfüßige, elegant sein sollende Bewegungen, welche indeß gewiß keine andere Wirkung hatten, als daß sich seine Brille etwas auf die Nase herabsenkte. Er rückte die blaßblauen Gläser lächelnd wieder an ihren Platz und reichte dann unter fortgesetztem Lächeln einer schwarzgekleideten Dame die Hand, welche jetzt ebenfalls ausstieg, einen flüchtigen Blick auf das alte Gebäude warf und dann mit ihrem Begleiter hinter dem schweren Thore, das sich ein klein wenig geöffnet hatte, verschwand.

Der Fiaker fuhr an die Ecke der Straße und hielt dort.

In dem dunkeln und sehr kühlen Vorplatz des Hauses empfing der alte Bediente, den wir vorhin im Garten gesehen, die Beiden, und Herr Kohler überreichte demselben sodann ein Papier, das der Bediente sorgfältig betrachtete und dann brummend sagte:

„Es ist richtig, Handschrift und Siegel des gnädigen Herrn."

Der ehemalige Makler nahm eine joviale Miene an und sprach, indem er einen mißlungenen Versuch machte, dem alten Bedienten auf die Schulter zu klopfen:

„Nun, mein guter Sebastian, auch ohne Handschrift und Siegel würden wir uns kennen; sind wir doch ein Paar alte Bekannte."

Worauf der Andere mit einem finstern Blick den Kopf schüttelte, den Sprecher ein Paar Sekunden anstierte und dann in einem fast unverschämten Ton zur Antwort gab:

„Nein, kenne Niemand, als wenn es der Herr befiehlt; dort ist die Treppe, oben ist der Andreas."

Herr Kohler lächelte seine Begleiterin abermals an, wie um ihr Muth zu machen, doch schien er in dieser Umgebung alles unnöthige Geräusch vermeiden zu wollen, denn er flüsterte ihr leise zu:

„Nicht wahr, ein sonderbares Haus? — Ein eigenthümlicher Empfang. Ja, so ist es immer und gestaltet sich auch keineswegs freundlicher, je näher wir zu dem Herrn selbst kommen. Nur

Muth, meine verehrte Madame Nicolai, nur Muth; blos die Außenſeite iſt ſo rauh und unangenehm, der Kern iſt ſchon beſſer, wahrhaftig, viel beſſer. — Würden wir Sie ſonſt wohl hieher geführt haben?"

Er ſagte das Letztere in einem ſchwunghaften Tone, indem er mit einer zärtlichen Miene den Verſuch machte, ſeiner Begleiterin in's Auge zu ſchauen.

Doch blickte dies Auge kalt und ruhig vor ſich hin und paßte ſo genau zu dem ganzen Ausdruck des Geſichtes, zu der Bläſſe der Wangen, zu dem harten entſchloſſenen Zug, der um die feſt zuſammengepreßten Lippen lag.

„Seien Sie unbeſorgt," gab Madame Nicolai zur Antwort; „ich für meine Perſon fürchte mich nicht."

Und ſo ſtiegen Beide mit einander die Treppen hinauf, auf deren Mitte ſie das unfreundlich ausſehende Subject erwartete, von dem der unglückliche Herr Weller erzählt, daß es die Hand vor den Mund gehalten, wenn es gehuſtet, um in dem öden Hauſe kein Echo wach zu rufen.

Dieſes unfreundlich ausſehende Subject machte eine ſteife Neigung mit dem Kopfe, worauf es auf die Thüre wies, durch welche die beiden Fremden in ein Zimmer eintraten, das in der That finſter und unheimlich war, da ſchwere, herabgelaſſene Vorhänge den Tag faſt vollſtändig abſperrten und nur hie und da einem ſcharfen Streiflicht den Eintritt geſtatteten.

So kamen ſie durch mehrere Gemächer und gelangten endlich in ein helleres Cabinet, wo ſie ihr finſterer Führer zu warten erſuchte und dann hinter einer andern Thür, die mit einem ſchweren Vorhang behängt war, verſchwand.

Herr Kohler wußte nicht, ob er ſeiner Begleiterin einen Sitz anbieten dürfe, doch überhob ihn dieſe aller Verlegenheit, indem ſie ſich auf einen Stuhl an der Thüre niederließ.

Der ehemalige Makler affectirte das Gefühl außerordentlicher

Sicherheit, fern von jeder Beklemmung, blickte im Zimmer umher und dabei blies er zuweilen ohne alle Veranlassung seine Backen auf.

Jetzt vernahm man hinter dem Vorhange laute, seltsame Töne, welche selbst die schwarzgekleidete Frau aus ihrem tiefen Nachdenken aufstörten und sie nach der Thür blicken ließen. Es klang wie ein höhnisches Lachen, und dazwischen hörte man Ausrufe: „gut! gut! vortrefflich! — Hahaha!“ Und so lachte es abermals hinter dem Vorhang, als dieser rasch auf die Seite geworfen wurde und der Freiherr von Molitor erschien.

Madame Nicolai, so ruhig und gefaßt sie auch war, konnte doch eine kleine Bewegung des Erstaunens, fast des Schreckens nicht unterdrücken, als diese eigenthümliche Gestalt vor sie trat. Der Freiherr, außerordentlich lang und mager, trug ein kurzes, schwarzseidenes, abgenähtes Gewand, das auf der Brust offen stand und ein weißes Hemd zeigte, welches unter dem Kragen von einem rothen Halstuch zusammengehalten wurde. Aus den weiten Aermeln seines Gewandes blickten die langen, dürren Finger hervor, welche beständig und ganz sonderbar zuckten, wenigstens die der linken Hand, denn die der rechten konnten nicht so viele Bewegungen machen, da er in ihnen ein seltsames Instrument hielt. Es war eine Keule oder Streitaxt mit einem vielleicht zwei Fuß langen und faustdicken zackigen Knopfe. Was aber hauptsächlich an ihm erschreckend erschien, war sein Kopf; mit breiter Stirne, unten scharf zugespitzt, stand er auf einem langen, dünnen Halse, seine Schläfe waren mit weißen, flatternden Haaren umgeben, und während sein Schnurrbart von gleicher Farbe drohend nach beiden Seiten abstand, dehnte sich der Knebelbart bis auf seine Halsbinde herab. Vor Allem eigenthümlich aber war der Ausdruck des Gesichtes, mit dem der Freiherr von Molitor die Beiden empfing. Jetzt sah man zwischen den langen und scharfen Zügen ein wildes Lächeln der Befriedigung hervorblitzen; seine Augen

flammten, ſeine Mundwinkel zogen ſich vergnügt in die Höhe. Dann mit einem Male wieder verſchwand jeder Ausdruck der Zufriedenheit; ſeine Brauen ſenkten ſich tief auf die ſcharfen Augen herab, und während ſich die Spitzen ſeines Schnurrbartes emporhoben, drückte er ſeine Unterlippe ſtark hervor.

So war es auch, als er in barſchem Tone fragte: „Wir ſind alſo Herr —“

„Kohler —“ ſagte der ehemalige Makler mit einer verbindlichen Verbeugung.

„Und dies iſt Madame —“

„Madame Nicolai,“ antwortete Herr Kohler, wobei er eine gefällige Handbewegung machte und hinzuſetzte: „Wittwe.“

Auf dieſes Wort hin warf der Freiherr von Molitor dem Sprecher einen ſo wilden Blick zu, daß dieſer mit ſeiner Hand an den Mund fuhr und leiſe und verlegen zu huſten begann.

„So? Alſo Wittwe?“ — Dann zeigte ſich wieder jenes wilde Lachen, und der Freiherr fuhr fort: „Gratulire Ihnen, Madame, zur Wittwe. Das iſt eine gute Stellung, nicht wahr? — O ich weiß viele, die gern Wittwe ſein möchten. Aber der Himmel hat ein Einſehen. — Doch zur Sache!“ ſprach er nach einer Pauſe, während welcher er die Keule neben ſich auf den Tiſch legte und dann, die Arme verſchränkend, Frau Nicolai lange und forſchend betrachtete. „Sie wiſſen, Madame, um was es ſich handelt,“ ſagte er darauf mit einem Tone, der vielleicht milder ſein ſollte, aber dennoch grollend und murrend erklang, da er die Lippen feſt aufeinander gepreßt hielt.

„Ich weiß es,“ entgegnete die ſchwarzgekleidete Dame ſehr ruhig und feſt.

„Ah ſchön! — Sie wiſſen es, — Sie wollen alſo meiner Tochter eine Lehrerin ſein, eine ſorgfältige Begleiterin? Sie wollen vor allen Dingen dieſes Kind niemals aus den Augen laſſen — verhindern, daß es die Mauern meines Parkes je über-

ſchreitet oder daß Jemand mit ihm verkehrt, der nicht zu meinem Hauſe gehört? — Zu dem Zwecke," ſetzte er haſtiger hinzu, „werde ich Ihnen alle meine Leute ſelbſt vorſtellen, lauter treue, vertraute Leute, und werde Ihnen dagegen andere Perſonen namhaft machen, vor denen Sie ſich in Acht zu nehmen haben, wie vor dem böſen Geiſte ſelber." — Hier flammte es wieder unheimlich in ſeinem Auge auf. — „Ich belohne fürſtlich für gute Dienſte," ſagte er alsdann, „wogegen Verrath von mir entſetzlich beſtraft wird."

Herr Kohler fühlte eine unangenehme Regung an der Stelle, wo er ſein Herz vermuthete.

„Wollen Sie wiſſen, wie ich beſtrafe?" ſprach Herr von Molitor nach einer längeren Pauſe, wobei er mit der Hand an eine Glocke griff, die neben ihm auf dem Tiſche ſtand und heftig klingelte. „Sie ſollen es zu Ihrer Warnung erfahren."

Der Bediente, welcher die Beiden zur Treppe herauf begleitet hatte, trat mit einer tiefen Verbeugung hinter dem Vorhange hervor. Man hörte jedoch kein Knarren der Thür und konnte ſo wohl auf die Vermuthung kommen, er habe von dem im Zimmer geführten Geſpräche kein Wort verloren. Da ihm aber in dieſem Augenblicke der Baron den Rücken zukehrte, ſo blickte er ſcharf nach Herrn Kohler hin und mit einem ſo ſonderbaren Geſichtsausdruck, daß ſelbſt dieſer ſonſt ſo argloſe Geſchäftsmann aufmerkſam wurde und mit ſeiner Begleiterin einen fragenden Blick wechſelte, worauf Madame Nicolai, die ebenfalls aufmerkſam den Diener angeſchaut, einen Moment lang ihre Augen ſchloß und tief Athem holte.

„Gebhard," ſagte der Freiherr, „wie beſtrafte ich die verrätheriſche Erzieherin meiner Tochter?"

Der Gefragte zuckte mit den Achſeln, wand ſich hin und her, und da ihn ſein Herr auch bei dieſer Frage keines Blickes gewürdigt hatte, zog er ſeinen Zeigefinger empor und fuhr damit in der Luft hin und her, ehe er zögernd zur Antwort gab:

„Die verrätherische Erzieherin, gnädiger Herr wurde in den östlichen tiefen Keller gebracht.“

„So ist es,“ murmelte der Freiherr.

„Dort wurde sie auf Befehl des gnädigen Herrn angekettet —“

„Mit siebenfachen Ketten,“ bekräftigte dieser. „Und dann —“

„Ihrem Schicksale überlassen,“ sprach Gebhard nach einigem Zögern, wobei er abermals mit dem Finger hastig in der Luft hin und her fuhr.

Der Baron bewegte nicht im Geringsten seine Lippen, als er hierauf murrend und grollend sagte:

„Sie ist verschmachtet, die Verrätherin. Das ist die Art, wie ich strafe, Madame.“

Herr Kohler, welcher die Pantomime des Dieners so auffaßte, als wolle ihm derselbe sagen: ihm, Kohler nämlich und seiner Begleiterin, würde kein Leid geschehen, war entsetzt über das, was er vernommen, und er fühlte eine gelinde Schwäche in seinen Beinen.

Madame Nicolai dagegen schaute dem Freiherrn klar und ruhig in's Gesicht, wobei sich nur während eines ganz kurzen Augenblickes ein beinahe verächtliches Lächeln auf ihrem Gesichte zeigte.

„So wird bei mir jeder Verrath bestraft. — Und wollen Sie wissen, was ich Verrath nenne? — Alles, was im Widerspruche mit meinen Befehlen geschieht. — Haben Sie auf diese Bedingungen hin Lust, die Ueberwachung meiner Tochter zu übernehmen?“

Eine kleine Weile schwieg Madame Nicolai, dann sagte sie in kaltem, ruhigem Tone:

„Gut, ich will die Bewachung Ihrer Tochter übernehmen, und verspreche es, Ihre Befehle auszuführen, — so lange diese Befehle ausführbar und — vernünftig sind.“

Herr Kohler zuckte erschreckt zusammen, als er die Rede seiner Begleiterin vernahm, und der Bediente, der noch immer hinter dem Rücken seines Herrn stand, starrte mit einem Ausdrucke des Schreckens in seinem Gesichte zu ihr hinüber.

Wohl eine Minute lang arbeitete es ganz eigenthümlich und durchaus nicht angenehm anzuschauen in den Zügen des Freiherrn von Molitor. Zuerst riß er die Augen weit auf, und zum ersten Mal öffneten sich seine Lippen und ließen die Zähne sehen. Sein Bart sträubte sich ordentlich in die Höhe, während die Finger seiner rechten Hand mit dem Griff der Keule spielten. Dann aber schien mit einem Male ein neuer Gedanke in ihm aufzusteigen; er blickte voll Verwunderung auf die Frau, die gewagt, so mit ihm zu sprechen, dann fuhr er mit dem Kopfe ruckweise auf und ab, wandte sich hierauf rasch nach seinem Diener um, der bei dieser plötzlichen Bewegung nach Art eines Taschenmessers zusammenknicken zu wollen schien, und sagte ihm flüsternd, aber doch so laut, daß es auch die beiden Andern verstanden:

„Beim Teufel! Gebhard, sie hat Recht. Es ist die Person, an die ich lange gedacht, eine Frau mit der Seele eines Mannes, während ihr Alle, Gebhard, Du und die Anderen, Männer mit Weiberseelen seid. — — Sie auch, mein Bester," wandte er sich nun plötzlich gegen den ehemaligen Makler, indem er sich hoch aufrichtete und seine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger gegen ihn wandte, — „Sie auch."

Herr Kohler hatte vorhin mit einer wahren Beruhigung gelächelt; jetzt aber sank auch er fast zusammen und schaute mit einem Blicke unaussprechlicher Verlegenheit vor sich nieder.

„Setzen Sie sich, Madame," sprach hierauf der Freiherr mit großer Würde, indem er auf einen Lehnsessel wies, und dann fortfuhr: „Ich werde meine Tochter holen lassen, und darauf sollen Sie Zeuge eines strengen Gerichtes sein."

Gebhard verschwand hinter dem Vorhang und Herr von

kommen eine artige, aber recht fromme Lüge vorzubringen, die auch der Doktor mit dem gläubigsten Gesichte der Welt anhörte. „Ich nehme" sagte der Herr Specht, „diese leichte Verwundung aus der Hand meines verehrten Prinzipals als eine Züchtigung Gottes für begangene Sünden, ach, es ist ja kein Mensch fehlerfrei und mein größter Schmerz ist, daß ich Ihnen, geschätzte Frau Prinzipalin, eine unruhige Stunde bereitet, sowie jenem fremden guten Arzte und meinem kleinen Freunde da." Er sah mich mit einem forschenden Blick an und war sichtlich beruhigt, als ich ihm erwiderte: „was mich anbelangt, verehrter Herr Buchhalter, so versichere ich Sie, daß es mir ein aufrichtiges Vergnügen macht, Ihnen einen kleinen unbedeutenden Dienst leisten zu können. Ich bin überzeugt, daß Ihre Wunde in wenig Tagen geheilt ist und dann," setzte ich mit Betonung hinzu, „denkt gewiß kein Mensch mehr an die Vorfälle dieser Nacht." —

„Amen," sagte der Buchhalter gerührt, Burbus lächelte ein klein wenig und Madame Stieglitz nickte mir freundlich zu.

Von Burbus und mir unterstützt, erhob sich der Herr Specht, um zu Bette zu gehen. Madame Stieglitz vollkommen zufrieden, daß die Sache nicht schlimmer abgelaufen sei, rückte ihre Haube zurecht und ermahnte mich, mit einem innigen Gebete dem Höchsten zu danken, daß er vom Haus ein schlimmes Unglück abgewendet und

Molitor fing an, in dem Cabinete auf und ab zu schreiten, wobei er jedesmal Herrn Kohler scharf anblickte, so oft er in dessen Nähe kam, welchen Blick mit einem freundlich sein sollenden Lächeln zu beantworten der ehemalige Makler nicht unterlassen konnte, ein Lächeln, das aber nach und nach und in Folge stattgehabter Gemüthsbewegung zu einem sonderbaren Grinsen ausartete, worauf der Baron es ebenso machte, was für einen Dritten, Unparteiischen ein gar komischer Anblick sein mußte.

Madame Stifter sah indessen nichts davon; sie hielt ihre Hände auf dem Schooße gefaltet und blickte nachdenkend vor sich nieder; sie dachte an ihre Unterredung mit Victor, sie fühlte wohl, daß das Verhältniß zu ihrem Manne sich nicht so plötzlich anders und besser gestalten könne, namentlich nicht, wenn sie so nach wenigen Stunden Anwesenheit wieder umgekehrt wäre in ihre Wohnung. — Sie mußte schon — das sagte sie sich selber — in die eigenthümlichen Verhältnisse eintreten, die sich ihr so plötzlich wie eine Schickung des Himmels darboten, und sie fühlte wohl, daß sie nur in einer ganz fremden Umgebung ruhiger und nach und nach glücklicher werden könne.

Daß diese Verhältnisse, in welche sie zu treten im Begriffe war, etwas ganz Sonderbares hatten, das war von ihr bei der eben stattgehabten Unterredung und Scene auf's Klarste bemerkt worden; sie hatte den wilden, unsteten Blick des Freiherrn, seine sonderbaren Geberden und Worte richtig zu deuten verstanden, und wenn es ihr auch ein unangenehmes Gefühl verursachte, in solcher Umgebung bleiben zu müssen, so hatte sie doch die Kraft, einen einmal gefaßten Entschluß auszuführen. Auch war von ihr, der klugen Frau, nicht unbemerkt geblieben, welche Wirkung ihr so außerordentlich freies Wort von so eben auf den Baron ausgeübt, wornach sie richtig schloß, daß er einer von denen sei, die bei der schroffsten und gewaltthätigsten Außenseite durch

ein entschlossenes Wort, an richtiger Stelle angebracht, zu lenken seien.

„Hier bin ich, Papa," sagte eine frische Kinderstimme, worauf der Baron von Molitor auf seinem Spaziergange augenblicklich einhielt, Herr Kohler jetzt tief Athem holend mit einem freundlichen Lächeln wirklich lächelte und Madame Nicolai aus ihren Träumereien auffuhr. — „Hier bin ich, Papa!" wiederholte das kleine Mädchen, wobei es sich aber etwas schüchtern in der Nähe von Gebhard hielt.

Das Kind mochte ungefähr acht Jahre haben, und wer die Mutter desselben kannte, sah die angenehmen, guten und schönen Züge der Frau von Molitor, hier in frische, liebe Kindlichkeit übertragen, auf's Deutlichste wieder vor sich. Es war eines jener Kindergesichter mit großen sinnenden Augen, die sich gern schließen, während der kleine Mund ein freundliches Lächeln zeigt. Die Gestalt der Kleinen hatte etwas ungemein Zierliches bei sehr raschen, zuweilen fast heftigen Bewegungen; überaus niedlich waren ihre Hände und Füße, und dabei hatte ihr ganzer Körper etwas wohlthuend Rundes, wozu die frische Farbe des Gesichtes und die hellblonden starken Haare, die sich unter einem einfachen, hellblauen Netze verbargen, vollkommen paßten.

Das Mädchen hatte alle Anwesenden mit seinen großen lebhaften Augen der Reihe nach betrachtet, wobei es am längsten bei der schwarzgekleideten Frau verharrte; dann that es einen Schritt vor gegen den Vater, der sich etwas zu ihm herabgebeugt hatte, und legte seine kleine runde Hand in dessen lange und dürre Finger.

„Du weißt, daß ich Dir versprochen," sagte der Baron, „im Falle Du nämlich sehr gut sein würdest, Dir eine recht angenehme und freundliche Begleiterin zu geben. Das ist nun diese Dame da. Und denke Dir nur, Isabella, sie bringt zwei kleine Kinder zu

Geſpielen für Dich mit, ein Mädchen faſt ſo alt wie Du, und einen Knaben, der etwas jünger iſt."

Das Kind blickte Madame Nicolai, welche ihm freundlich zunickte, mit großen Augen an, worauf der Freiherr mit ſeinem ſonderbaren Lächeln und ſo leiſe murmelnd fortfuhr, daß es außer ſeiner Tochter faſt Niemand verſtand:

„Daß die da ſchwarz gekleidet iſt, Iſabella, daran mußt Du Dich nicht ſtoßen; Du weißt wohl, ſie hat gedacht, in dies düſtere Haus dürfe man nur ſchwarz gekleidet kommen. — Wie iſt mir doch?" fuhr er auf einmal mit lauter Stimme fort, nachdem er ſich hoch empor gerichtet. „Iſt der da drunten, der in Ketten und Banden in meinem Verließe ſitzt, auch ſchwarz gekleidet, wie es ſich gehört für einen armen Sünder, der vor ſeinen Richter und zum Tode geführt wird?"

Das kleine Mädchen war bei dieſen Worten erſchrocken zurückgefahren, und da ſie, Gebhard und Herrn Kohler anblickend, nur ängſtliche Geſichter ſah, in den Augen der ſchwarzgekleideten Frau aber einen Blick voll Herzlichkeit und Liebe, ſo eilte ſie auf dieſe zu, verbarg den Kopf an deren Bruſt und ſagte:

„Du biſt gut und lieb, bei Dir will ich bleiben."

Der Freiherr, welcher ſeine Frage von ſo eben vergeſſen zu haben ſchien, lächelte beinahe behaglich, und nickte dann ſo ſteif mit dem Kopfe, daß einem unwillkürlich die Worte des armen Herrn Weller einfielen: „Herr von Molitor bewege ſeinen Kopf ſo ſonderbar auf und ab, als ziehe hinten Jemand an einer Schnur." Dann ſprach er:

„Iſabella, komm hieher, ich will Dir noch etwas ſagen."

Das Kind ſchüttelte mit dem Kopfe und blickte Madame Nicolai fragend an.

„Geh' zu Deinem Vater," ſagte dieſe mit ernſtem Tone, „ich bin ja auch da."

Darauf that die Kleine einen Schritt auf den Freiherrn

zu, der ſich abermals auf ſie herabbeugte und wieder flüſternd ſagte:

„Daß ſie ſchwarz gekleidet iſt, muß Dir nicht Angſt machen; das iſt nur für dieſe verfluchte Stadt; ſobald wir draußen ſind auf unſerem Schloſſe, da trägt ſie grüne und rothe, gelbe und weiße Kleider, ganz wie es Dir beliebt. — Aber ſage vorderhand Niemand etwas davon," ſetzte er in ernſtem Tone und mit aufgehobenem Zeigefinger hinzu, „auch ihr ſelbſt nicht, das iſt bis jetzt noch ein tiefes Geheimniß. — Nun geh!"

Das Kind flog zu Madame Nicolai zurück, und der Baron von Molitor, der ſich wieder ſtolz erhoben hatte, trat an den Tiſch, ergriff ſeine Keule und ſprach mit murrendem und grollendem Tone:

„Man bringe mir jetzt den Delinquenten."

Gebhard verſchwand in der Thüre, durch welche er vorhin die Beiden hereingeführt hatte, und die im Zimmer Zurückbleibenden beobachteten ein tiefes Schweigen. Madame Nicolai, während ſie das kleine, hübſche Mädchen an ſich zog, ihre Wangen ſtreichelte, ihr Haar mit der Hand glättete und ſie auf die ſchöne, freie Stirne küßte; Herr Kohler dagegen, indem er Alles anwandte, um durch angelegentliches Betrachten der Wände, des Fußbodens, der Zimmerdecke, der Vorhänge und anderer Sachen den Blicken des Freiherrn zu entgehen, die ſich um ſo auffallender und mißtrauiſcher auf ſeinem Geſichte concentrirten, je mehr ſich die Augen des ehemaligen Maklers bemühten, unruhig von einem Gegenſtand zum andern zu irren. Dabei war es dem Letzteren durchaus nicht behaglich zu Muthe; er hatte ſo eben hier ſo viel Sonderbares und Unerklärliches erfahren, daß ihm mit einem Male die Worte Victors einfielen und er unter den wilden, forſchenden Blicken des Baron Molitor nun auf einmal fühlte, wie ihm ein leichter Schweiß auf die Stirne trat.

Da erklang im Vorzimmer Kettengeraſſel, wirkliches unheim-

liches Kettengerassel, das näher und näher kam, jetzt dicht vor der Thüre sich hören ließ und gleich darauf im Zimmer selbst; denn der Delinquent, welchen der Freiherr von Molitor richten wollte, war eingetreten.

Herr Kohler, der ihn anblickte und der in dem recht jammervoll Auftretenden seinen Freund, den Herrn Weller, erkannte, mußte alle Kraft aufbieten, um einen lauten Aufschrei, der ihm beinahe entfahren wäre, unter einem sehr künstlichen Husten zu verbergen.

Ja es war Herr Weller, derselbe Herr Weller, der als ein so ruhiger und solider Geschäftsmann bekannt war, den er, Kohler nämlich, heute Morgen im zierlichsten Anzuge zu Herrn Victor Barring geführt, und der nun hier vor ihm stand, die Hände mit einer Kette gefesselt, zerzaust, bleich und niedergeschlagen ausschauend und — o Gott! — hinten mit klaffenden, aufgerissenen Kleidungsstücken; man sah einen halben Rockschooß, man erblickte eine Oeffnung im Beinkleid — man — — nein, das war gar zu fürchterlich!

Glücklicher Weise hatte sich der arme Gefangene nicht gegen Herrn Kohler gewendet; so daß ein Erkennen für den Augenblick wenigstens verhindert war. Auch trat ihm der Freiherr, seine Keule in der Hand, jetzt einen Schritt näher und sagte plötzlich mit sehr lauter Stimme!

„Ich kenne ihn wieder; es ist derselbe Spion und Frevler, der vor einiger Zeit meine Keller miethen wollte. Ah! damals dachte er, auf eine leichte Art von unten herauf in mein Haus zu dringen und mir mein einziges Kind und meine Schätze zu stehlen. Da ihm das aber nicht gelang, so verwandelte sich der Kellerwurm in einen offenbaren Einbrecher und Räuber; er ist aber von der Gerechtigkeit ereilt worden und soll nun, wie es sich gebührt, von uns, dem Freiherrn von Molitor, gerichtet werden. — Hat er aber etwas Triftiges zu seiner Entschuldigung vorzubringen, so

ſoll er es ſagen," fuhr der ſeltſame Richter fort, indem er auf verdächtige Art ſeine Keule ſchwang.

Die ſchwarzgekleidete Frau hatte mit großer Spannung dieſe Scene mit angeſehen, ſie hatte das kleine Mädchen an ihre Seite genommen, und wenn man bemerkte, wie feſt ſie ihren rechten Arm auf die Lehne des Seſſels ſtützte, ſo konnte man aus dieſer Bewegung wohl errathen, daß ſie im Begriffe ſei, im nächſten Moment aufzuſpringen. Auch hing ihr dunkles Auge aufmerkſam an den Zügen des Freiherrn, der aber ihren Blick zu vermeiden ſchien und ihr wie abſichtlich den Rücken zuwandte.

Herr Weller, der ſeine Geiſtesgegenwart, ſowie das, was er von Muth beſaß, wieder gefunden zu haben ſchien, zuckte mit den Achſeln und antwortete: Er ſei allerdings in der Lage, ſich über das, was er gethan, nicht genügend verantworten zu können; er habe den ſchönen, ſchattigen Garten vor ſich geſehen und habe der Verſuchung nicht widerſtehen können, einzudringen. Wenn das ſtrafbar ſeie, ſo möge man ihn bei den betreffenden Behörden dafür belangen, er proteſtire aber gegen die ſchändliche Behandlung, die ihm zu Theil geworden ſei und wolle ſich dafür ſchon ſein Recht verſchaffen.

Der Freiherr hatte ihn ruhig ausreden laſſen, dann aber nahm ſein Geſicht einen recht böſen Ausdruck an, und er ſagte, indem er ſich an Gebhard wandte:

„Das iſt ein recht gefährlicher Kellerwurm; aber ihm ſoll widerfahren, was er verdient. — So iſt mein Urtheilsſpruch — und ſo ſoll er vollzogen werden. Da er Begierde nach meinen Kellern trug, ſo führe man ihn nach dem tiefſten Theil derſelben, wo weder Mond noch Sonne hinſcheint, dort ſchließe man ihn feſt und laſſe ihn langſam verſchmachten. So will es das Recht, und ſo ſoll es geſchehen."

Herr Weller wußte nicht, wie ihm geſchah; er war doch heute Morgen noch Bürger eines wohlgeordneten Staates geweſen, der

seine Grund- und Klassen-, Einkommen- und Häusersteuer, und wie sie sonst noch heißen mögen, bezahlte, der ein Recht hatte auf den Schutz der Gesetze, und jetzt sah er sich auf einmal hier als erbärmliches, gefesseltes Wesen, auf dem Wege, nach der schrecklichsten Willkür des Faustrechts gerichtet zu werden. — War denn das möglich? War ihm alles das heute Morgen wirklich passirt oder träumte er blos? — Von der That, die er hatte begehen wollen, von dem schattigen Garten, von der Steinfigur mit dem Finger auf dem Munde, von dem schön geformten Marmorbilde — oh! oh! von den beiden Hunden — entsetzlich! Nein, ihm träumte nicht, denn wie er die Hände bewegte, klirrten seine Ketten. — Aber angstvoll fragend blickte er im Kreise der Anwesenden umher und stieß einen lauten Ruf des Erstaunens aus, denn er hatte Herrn Kohler erkannt, der fast zusammensank bei dem wilden Blicke, den in diesem Moment der Freiherr von Molitor auf ihn schleuderte.

Wer weiß, was diesem Blicke gefolgt wäre, — doch öffnete sich nun plötzlich und hastig die Thüre, und der Bediente, den wir vorhin im Garten gesehen, trat eilig in das Cabinet, ging rasch auf seinen Herrn zu und sagte ihm einige Worte, welche dieser mit einem sehr bösen Lächeln beantwortete. Dann nickte er ein paarmal auf die früher erwähnte, seltsame Art mit dem Kopfe, faßte seine gewichtige Keule fester und sprach mit zusammengebissenen Lippen, indem er dicht vor das arme, gefesselte Schlachtopfer hintrat:

„Da drunten sind welche, so meldet man mir eben, die sich von der Polizei nennen und Deine Auslieferung verlangen, Kellerwurm. Aber die Freiherren von Molitor haben nie Gefangene ausgeliefert, es sei denn nach freiem Willen oder der Gewalt weichend. Da aber Beides hier nicht vorhanden ist, und der Frevel eines Einbruchs in mein Gebiet nicht hart und plötzlich genug gestraft werden kann, so wollen wir unsern Urtheilsspruch

dahin abändern, daß wir selbst und energisch die Bestrafung dieses Schuldigen übernehmen."

Er erhob seine zackige Keule mit raschem Schwunge, so daß der arme Weller den Versuch machte, entsetzt zurückzuweichen, Herr Kohler laut und verzweifelnd aufschrie und die Thür suchte. Gebhard aber seinem Herrn in den Arm fallen wollte, worin ihm jedoch schon die entschlossene Frau zuvorgekommen, die rasch von ihrem Sitze aufgefahren war und so gewaltig die Keule ergriffen hatte, daß die lange Gestalt des Freiherrn wankte und er, um nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen, einen Schritt zurücktreten mußte.

Auf den Zügen Gebhards zeigte sich eine ängstliche Erwartung dessen, was folgen würde; er erhob beide Hände und trat einen Schritt näher. Einen Augenblick zogen sich die Mienen des Freiherrn in gewaltiger Wuth zusammen, wobei seine Lippen zitterten, seine weißen Haare ordentlich emporsträubten und seine Augen wilde Blicke auf die Frau warfen, die es gewagt, ihn zu berühren. Als er aber in deren ruhiges, kaltes, entschlossenes Gesicht schaute, als er sah, daß sie sich erkühnte, jetzt noch eine wegwerfende Handbewegung zu machen, und als er seine kleine Tochter bemerkte, die sich dicht an die fremde Frau drängte, da hörte man statt des gefürchteten Wuthausbruches ein heiseres Lachen; er ließ die Hand mit der Keule niedersinken und sagte nach einer längeren Pause, während welcher er abwechselnd Herrn Weller und Herrn Kohler angeschaut:

„So übergebt sie denn der Polizei, aber Beide, denn Der verdient es ebensowohl wie Jener; man sieht sein schlechtes Gewissen an seinen unruhigen Blicken."

Er richtete sich hoch empor, schaute ein Paar Sekunden nicht ohne Würde auf die Anwesenden und sprach sodann:

„Thut nach meinem Befehl — nach dem Befehle des Freiherrn von Rokitor."

Damit wandte er sich um und trat hinter den schweren Vorhang zurück.

Gebhard eilte auf die schwarzgekleidete Frau zu und sagte mit zusammengefalteten Händen:

„Sie hat uns der liebe Gott gesandt; wenn Sie da bleiben, wird Manches, vielleicht Alles besser werden."

So viel Entsetzliches, wie heute Morgen über den armen Weller hereingebrochen war, hatte ihn doch am Ende erschöpft. Er hielt sich mit der einen Hand an dem Drücker der Thüre, vor welcher er stand, und faßte mit der andern Herrn Kohler am Arm, der aber einen raschen Schritt vortrat gegen seine schöne Wittwe und ihr in schmerzlichem Tone sagte:

„Und bei solch' einem Verrückten wollen Sie bleiben? — O Gott im Himmel! — Und dazu soll ich die Hand geboten haben? — O nein — sagen Sie nein, erlösen Sie mich von meiner grenzenlosen Angst um Ihr theures Leben."

Statt zu antworten, blickte Madame Nicolai auf das kleine Mädchen an ihrer Seite, das sie mit seinem offenen, freundlichen und lieben Gesichtchen so bittend, ja flehend ansah, beugte sich rasch zu der Kleinen hinab, um sie auf die Lippen zu küssen, und sprach dann zu ihrem Begleiter:

„Ich danke recht sehr für Ihr Mitgefühl; wollen Sie aber diesen Dank doppelt verdienen, so eilen Sie nach dem Hause des Herrn Duvallet und lassen meine Kinder und meine Sachen hieher bringen. — Ich bleibe."

Herr Kohler fühlte sein tief bewegtes Herz heftiger schlagen; er befreite sich von Herrn Weller, faßte die Hand der schönen Wittwe und wollte sie an seine Lippen führen, was diese aber verhinderte. Dann sagte er mit etwas schluchzender Stimme:

„Ich darf mich aber von Zeit zu Zeit nach Ihnen erkundigen?"

Worauf die Dame mit dem Kopfe nickte und dem vergnügt

voranſchreitenden Gebhard folgte, welcher die künftige Erzieherin der kleinen Fräulein von Molitor nach den für ſie beſtimmten Gemächern führte.

Auch die beiden Andern verließen das Cabinet, und vor der Thüre fanden ſie den alten brummigen Bedienten aus dem Garten, der Herrn Weller die Ketten abnahm und dabei Einiges murmelte, was aber durchaus nicht wie eine Entſchuldigung oder auch nur im geringſten verſöhnlich klang. Herr Weller war dagegen ganz anders geſtimmt; mit der günſtigen Wendung der ſchlimmen Sache ſehr zufrieden, hätte er die ganze Welt umarmen können, beſorgte dies indeſſen nur in der Perſon des Herrn Kohler; dann faßte er an ſeine Bruſttaſche, wo er das Täſchchen verwahrt hatte, dachte dabei an Friederike Federbach und konnte ſich ſelbſt ſagen, er habe eine famoſe That gewollt, und es ſei nicht ſeine Schuld, daß er ſie nicht bis zu einem glücklichen Ende habe führen können.

Drunten im Hauſe war allerdings die Polizei, von Victor Barring hergeſandt, die ſich indeſſen vor der Hand damit begnügte, Herrn Weller in Empfang zu nehmen, das heißt in ganz freundſchaftlicher Weiſe, ihn nach dem Fiaker zu begleiten, der noch immer an der Straßenecke hielt, und ihn mit Herrn Kohler, welcher ſich ſehr erſchöpft fühlte, dann ſeinem ferneren Schickſale zu überlaſſen.

Wenn auch einige Neugierige näher zu dem Wagen getreten waren, als die Polizei zwei ſo bekannte Perſönlichkeiten, wie die Herren Kohler und Weller, dorthin begleitete, ſo lagen doch im Allgemeinen die Straßen der Stadt im gegenwärtigen Augenblicke ziemlich öde und leer, denn es war an einem ſo heißen Tage wie der heutige für Menſchen und Thiere die Stunde des Mittageſſens oder des Ausruhens — ein Uhr nach Mittag.

bat den Doktor Burbus, doch morgen nach ſeinem Kranken zu ſehen — da öffnete ſich langſam die Thür und herein trat der Prinzipal, angethan mit einem braunen, ſonderbar ausſehenden, Schlafrock, die rothe Mütze auf dem Kopf, in einer Hand trug er ein Licht, in der andern einen türkiſchen Säbel. Ich, der zunächſt der Thür war, fuhr bei dieſem Anblick zurück und der Doktor, der dieſe ſeltſame Geſtalt erſtaunt betrachtete, ließ den Buchhalter auf einen Stuhl niederſitzen, Madame Stieglitz faßte die Tiſchecke, denn die arme Frau ſchien zu ahnen, was ſich begeben würde.

Man mußte den Prinzipal genau kennen, um in dieſem langgezogenen leichenblaſſen Geſicht ſeine Züge wieder zu finden, ſtarr blickte er uns an und ſeine Augen glänzten von einem unheimlichen Feuer.

„Es iſt mein Mann, der Herr Stieglitz," ſagte die erſchütterte Frau mit kaum vernehmbarer Stimme zu dem Doktor, der ſie fragend anſah.

„Ja, Madame," ſagte der Prinzipal mit einer Stimme, deren Ton mir durch's Herz drang, „es iſt vielmehr Ihr Herr, deſſen ſtarke Hand die Räuber und Mörder von dem Eingange Ihres Gezeltes abwehrte, ſie darniederſtreckend mit mächtiger Hand. Mir aber ſagte die Stimme in meinem Innern, daß man den Verbrecher hineingezogen in meine geheiligten Wände und wenn ich auch gerne Barmherzigkeit übe an Jedermann, ſo kann

Die zweite Stunde.

ictor Barring war durch seinen Diener aufgesucht worden, und dieser hatte mühsam Worte gefunden, all' das Schreckliche zu berichten, was sich in dem Zimmer seines Herrn begeben: von dem Selbstmordversuch des kleinen dicken Mannes, der mit zuverlässiger Miene gekommen war und um Einlaß gebeten hatte, dann wie derselbe zum Fenster hinaus in den anstoßenden Garten verschwunden sei. Und das Alles hatte er mit Zusätzen erzählt, die darauf berech-

net waren, der Zuhörer solle noch weit mehr Entsetzliches glauben, was er aus Schonung mitleidig verschweige.

Der junge Musiker war darauf rasch nach Hause geeilt, hatte die Sache fast so gefunden, wie ihm sein Diener gesagt, und da ihm der Zusammenhang augenblicklich klar wurde, so hätte er lachen können, wenn ihm der düstere Garten da unten mit seinen unheimlichen Bewohnern nicht Stoff zu sehr ernstem Nachdenken gegeben hätte. Da Victor den Polizeibeamten noch in seiner Wohnung fand, so klärte er ihm die Sache auf so viel als nothwendig war, und vermittelte auch in der Geschwindigkeit bei einem höheren Beamten, den er von der ganzen Sachlage in Kenntniß setzte, das Einschreiten im Hause des Freiherrn von Molitor.

Daß Herr Weller den jungen Musiker in seiner, Weller's, Wohnung traf, als er von seinem abenteuerlichen Zuge heimkehrte, versteht sich von selbst. Der kleine Kaufmann erzählte so ausführlich wie möglich, was ihm begegnet, wies auch seine negativen und positiven Trophäen auf, den fehlenden Rockschoß mit ditto einem Theile des Beinkleides und was sich darunter befindet, sowie auch das Ledertäschchen, welches er Barring feierlich mit der Bitte übergab, es der Mutter des kleinen Mädchens zuzustellen und dabei, wenn es möglich sei, seinen, Wellers, Namen zu nennen.

In der Erzählung der überstandenen Gefahren verweilte er mit besonderer Vorliebe bei dem letzten, wenn gleich für ihn schrecklichsten Moment, wo der lange, dürre Freiherr, der mehr einem Gespenst als einem Menschen ähnlich gesehen, die Keule gegen ihn erhoben, und wo er, Weller nämlich, an dem irren Blick desselben gesehen, daß er es mit Jemand zu thun habe, der wenigstens momentan an Geistesstörung leide. — „Was ich Ihnen damals sagte," fuhr er gegen Victor in überzeugendem Tone fort; „glauben Sie mir, unsereins, der mit so vielen Leuten umgeht, lernt die

Menſchen kennen. Und die Grobheiten, die ich anhören mußte, während ich ſeine Keller miethen wollte, die wurden mir nur an den Kopf geworfen, weil er auch damals von einem periodiſchen Wahnſinn befallen war."

Auf Victor machte dieſe Erzählung des kleinen Kaufmanns einen ſeltſamen Eindruck. Wenn dem wirklich ſo war, wenn der Freiherr von Molitor ſich zuweilen in einem Zuſtande befand, wie der eben geſchilderte, wußte die Baronin davon, hatte ſie — der Gedanke war ſchrecklich — eine Mitſchuld an dieſem Wahnſinn, oder war ſie unſchuldig und dann ein doppelt beklagenswerthes, unglückliches Weib? —

Herr Weller war in's Nebenzimmer gegangen, um ſich umzukleiden, konnte ſich aber nicht enthalten, in ſehr mangelhafter Toilette an die Thüre zu kommen, um mit Herrn Kohler einen warmen, dankbaren Händedruck zu wechſeln, da dieſer ſagte:

„Lieber Freund, ich habe mit Euren Geſchichten da ſchon ſo viel Zeit verloren, daß es eine wahre Sünde iſt. Wißt Ihr wohl, daß ich mir eine Gewiſſensſache daraus mache, heute morgen noch gar nicht auf dem Bahnhofe geweſen zu ſein? — Und bei Gott im Himmel! ich habe nicht gekonnt. — O dieſe Wittwe!" ſeufzte er; „Sie haben gut lachen, Weller, Sie begreifen freilich nicht, wie mein Herz für das allgemeine Wohl ſchlägt, Sie ſind ein ſo grober Egoiſt, daß ich für Sie deutlich genug hinzuſetzen muß: ich werde nach dem Dreiuhr-Zug zu Federbachs gehen, um Sie von meiner allgemeinen Menſchenliebe zu überzeugen."

Dies war die Stelle von Herrn Kohlers Rede, bei welcher, wie wir vorhin angedeutet, Herr Weller aus dem Nebenzimmer hervor kam, um ſeinem Freunde warm und erkenntlich die Hand zu drücken.

Victor Barring hatte ſchon ein paar Augenblicke früher die Wohnung des Herrn Weller verlaſſen und ſchritt ganz langſam

durch die ſtillen, heißen Straßen; nur hie und da, wenn er aus dem grellen Sonnenlichte plötzlich in den Schatten eines Hauſes trat, fuhr er aus ſeinen Träumereien auf, ja er blieb alsdann ſtehen und dachte lebhaft an den tiefen Schatten auf der Treppe des Duvallet'ſchen Hauſes, von wo er ſo hoffnungslos — ja, das war der richtige Ausdruck — Alice in dem hellen, glänzenden Schein erſchaut, der auf ihrer weißen Stirne ſo wunderbar reflectirte und dann wieder ſo mild und wohlthuend gedämpft wurde durch die Umgebung von Blättern und Blumen.

Alles das lag hinter ihm, weit, weit hinter ihm; ihre offene, reine Stirn, ihr liebes, klares, treues Auge, Blumen und Blüten — weit hinter ihm und trat bei jedem Gedanken noch weiter und weiter zurück.

Vor ihm lag dagegen eine heiße, ſtaubige Straße, die er gehen mußte, und nicht einmal der Gedanke an den kleinen, ſchattigen Garten am Ende derſelben — er ſah ſchon die Bäume deſſelben über die gelbe Mauer herübernicken — nicht die Erinnerung an einen Ruheplatz unter flüſternden Bäumen vor einem kleinen, plätſchernden Brunnen, ja nicht das Bild der ſchönen Herrin dieſer Räume, die er dort finden würde, die ihn freudig begrüßen werde, die ſeiner Ankunft ſehnſüchtig entgegenſah, — einer reizenden, eleganten Frau, umgeben mit allem Comfort des Lebens, und die es obendrein wie keine verſtand, dieſen Comfort für ſich in Anſpruch zu nehmen und Andere damit zu blenden — alles das konnte ihn nicht vergeſſen machen jene einfache kleine Terraſſe mit ihren beſcheidenen Sträuchern von Blumen, einfach im Vergleiche mit dem blendenden Zelte dort, das in den kleinen, aber wunderbar angelegten Garten hinabführte, und zu deſſen Ausſchmückung die fernſten Länder, die tropiſchen Urwälder ihre phantaſtiſch gebauten Gewächſe, ihre duftenden, ſchillernden Blüten geſandt hatten. Alles das konnte ſeine Gedanken nicht abwenden von

jenem bleichen, rührenden Gesichte, welches er dort einen Augenblick gesehen.

Und je mehr er sich dem Garten näherte, um so langsamer ging er; er schaute in die Läden, er betrachtete die Häuser, die er hundertmal gesehen, er fürchtete sich ordentlich, in jenen Zauberkreis zu treten, wo es einer bis jetzt unwiderstehlichen Gewalt gelungen war, geheimnißvolle Fäden um sein Herz zu ziehen, Fäden, die, wenn sie ihn auch nicht gänzlich fesselten, ihn doch momentan betäubten und jedes Widerstandes unfähig machten.

Da gedachte er mit einem Male des Talismans, den er bei sich trug, jenes kleinen Täschchens, das ihm Herr Weller gegeben, und als er hastig gefühlt, daß es auf seiner Brust ruhe, athmete er leichter auf.

Victor Barring war so bekannt im Hause der Baronin Molitor, daß der Portier, welcher im Schatten desselben auf seinem Stuhle saß und mit Lesen beschäftigt war, freundlich lächelnd mit dem Kopf nickte, als der junge Musiker nach der Herrin gefragt, und dann, etwas mühsam aufstehend, hinzusetzte: „Im Garten."

Victor hatte das erwartet; er wußte, die Baronin liebte das Licht und hielt es nicht lange aus in den Räumen ihrer Zimmer, deren Fenster jetzt alle dicht verhängt waren, um jeden Sonnenstrahl auszuschließen. Es war hier fast ganz dunkel, und um so blendender drang dem nun näher Kommenden die Glanzmasse in die Augen, welche um das gelb und weiß gestreifte Zelt ausgebreitet lag und in zahlreichen blitzenden Lichtern spielend einzudringen versuchte, hie und da einen goldenen Streifen oder schillernden Punkt auf den Boden warf und sich dort behaglich auf den für uns fremden, dem Sonnenlichte aber so bekannten Blättern wiegte, Blätter und Blüten mit einem glühenden Dufte überziehend.

Auf den Treppen, die von dem Zelte abwärts in den Garten

führten, blieb Victor einen Augenblick stehen und schaute auf den kleinen schattigen Platz hinab. Nicht als ob er in Ungewißheit gewesen wäre, wo er die Baronin suchen solle — nein, er dachte an gestern Nacht und an den heutigen Tag, an trügerisches Mondscheinlicht und hellen Sonnenglanz. — Dann stieg er leicht seufzend die Treppen vollends hinab, umging den plätschernden Springbrunnen und trat hinter demselben in ein schattiges Rondell. Die Wände desselben waren von Tuja und dicht stehenden duftigen Fichten gebildet, während eine Linde, die in der Mitte stand, ihre Zweige nach allen Richtungen hin schützend darüber ausbreitete und so eine förmliche Laube bildete.

Hier war die Baronin, sie saß in einem Schaukelstuhle neben einem niederen orientalischen Tischchen, auf welchem einige Bücher lagen. Doch schien sie jetzt gerade nicht gelesen zu haben; sie hatte sich in ihrem Stuhle stark zurückgelehnt und ihr Taschentuch über die Stirne ausgebreitet. Sie träumte oder schlief.

Wohl das Erstere, das Letzte nicht, denn bei dem Knirschen der Fußtritte auf dem Sande vor der Laube schüttelte sie leicht ihren Kopf, so daß das Taschentuch herabfiel. Die Baronin war schön, wie immer — reizend, unwiderstehlich, wenn das in ihrer Absicht lag. Ihre Wangen waren leicht geröthet, als sei sie wirklich eben erst aus einem leichten Schlummer erwacht, und ebenso blickten ihre schönen Augen mit dem gefährlichen Ausdrucke jener Schläfrigkeit unter den herabfallenden Augenlidern hervor. Das reiche blonde Haar war einfach, aber seinen Reichthum nur um so mehr zeigend, um ihren Kopf herumgeschlungen, und der einzige Schmuck desselben bestand in einer kleinen, eben geöffneten Granatblüte, die so leicht und willkürlich zwischen den Flechten saß, daß man hätte glauben können, sie sei nur so darauf hingefallen. Die Toilette der schönen Frau war so einfach wie möglich:

weiß, mit einfachen weißen Verzierungen, weißen Knöpfen und hie und da einer weißen Schleife.

„Es iſt recht gut," ſagte ſie zu dem Herantretenden, indem ſie mit einer anmuthigen Bewegung in ihrem Stuhl ſich etwas erhob, „daß Sie mich hier im Freien aufſuchen, wo es mir unmöglich iſt, mit Ihnen ſo laut und heftig zu ſprechen, das heißt, mit andern Worten, zu zanken, wie Sie es doch verdient. Nehmen Sie mir es nicht übel, Victor," ſetzte ſie mit weicher Stimme hinzu, „daß ich Ihnen ſage, es iſt von Ihnen nicht recht, ſich ſo wenig um mich zu bekümmern, ſo lange Zeit vergehen zu laſſen, ehe Sie nach mir ſehen, ſich nach meinem Befinden erkundigen."

Der junge Mann blickte ſie erſtaunt und überraſcht an.

„Ja, ja," fuhr ſie fort, indem ſie ihr Geſicht erhob und aufwärts blickte, wo ſich zwiſchen den Blättern der Linde hie und da ein kleines Fleckchen blauer Himmel ſehen ließ, „hätte ich doch in all der Zeit geſtorben ſein können und begraben — wenigſtens verreist, und Sie wären vor eine verſchloſſene Wohnung gekommen, wo der Portier Ihnen wohlverdienter Maßen und achſelzuckend geantwortet hätte: Wohin? Das kann ich nicht ſagen. — Ja, wohin? wohin? wer das wüßte!" ſetzte ſie ſchwärmeriſch hinzu.

„Aber gnädige Frau," ſagte Victor eigenthümlich berührt, „hatte ich nicht das große Glück, Sie geſtern noch zu ſehen."

„Geſtern?" rief die Baronin im Tone der wahrſten Ueberraſchung. — „Ah, Victor! Herr von Barring wollte ich ſagen, — die Entſchuldigung kann ich bei Ihnen nicht gelten laſſen. Geſtern," fuhr ſie nach einer Pauſe lachend fort, „wo war ich geſtern?"

„Abends dort im Salon."

„Gewiß nicht."

„Gnädige Frau!"

„Gewiß nicht, Herr von Barring, gestern nicht und vorgestern nicht, was weiß ich? wie lange nicht. Gewiß nicht, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe.“ Das sagte sie in so bestimmtem Tone und richtete sich in ihrem Schaukelstuhle mit einem so ernsten Gesichtsausdruck in die Höhe, daß der Musiker nichts anderes thun konnte, als sich schweigend vor ihr verneigen.

Nach einer Pause aber sprach er, nicht ohne die Idee von einem Lächeln auf seinen Lippen:

„Sie werden mir jedoch zugeben, gnädige Frau, daß ich Sie einmal und zum letzten Male gesehen haben muß. Aber Sie haben Recht, es ist schon sehr lange her.“

„Nicht wahr?“ rief sie in freudigem Tone. „Gott sei Dank! daß Ihnen Ihr vortreffliches Gedächtniß wieder kommt. Ich sehe, Victor, man kann sich auf Sie verlassen.“

Sie ließ den Kopf auf ihren vollen weißen Arm sinken, den sie auf die Lehne des Schaukelstuhles gelegt hatte, und war unbeschriblich schön in diesem Momente. Ihre Augenlider sanken wieder schläfriger herab und ihre frischen Lippen hatten sich mehr geöffnet, so daß abermals die weißen Zähne durchschimmerten. Dabei aber fuhr aus ihren Augenwinkeln ein rascher Blick auf Victor, ein Blick, nur das kleinste Theilchen einer Sekunde lang, aber sprechend, verrathend, verheißend. Auch hätte man darauf schwören sollen, ein leichtes Lächeln spiele um ihren schönen Mund.

Victor fühlte sein Herz heftiger schlagen, sein Blut wallte auf, er athmete mühsam, er warf einen raschen Blick rings um sich her.

Da sah er aus dem Dunkel der Laube, in welcher sich die Beiden befanden, durch eine kleine, von Blättern umspielte Oeffnung in die Sonnenglut des Gartens hinaus, auf hellbestrahlte Sträucher, Blumen und Blüten, und es trat mit einem Male

auf's Lebhafteſte ihr Bild vor ſeine Seele: es war ihm, als ſchwebe ſie vorüber, als blicke ſie ihn wehmüthig lächelnd an aus den guten treuen Augen; er fühlte ſich plötzlich wieder gefaßt und ſtark und vermochte es, ſich nach ein Paar Sekunden der ſchönen Frau gegenüber niederzulaſſen und ihr mit ruhigem Lächeln zu ſagen:

„Wenn ich mich lange nicht vor Ihnen habe ſehen laſſen, gnädige Frau, ſo tragen Sie ſelbſt die Schuld davon. Als ich das letzte Mal — allerdings es muß ſchon ziemlich lange her ſein — das Glück hatte Sie zu ſprechen, gaben Sie mir Aufträge, und Sie wiſſen wohl, daß ſich in den alten biedern Zeiten ein Ritter oder Knappe vor der Dame, die ihn mit Aufträgen beehrte, nicht eher durfte ſehen laſſen, als bis er dieſe erfüllt hatte, oder in ſehr ſchwierigen Fällen die Erfüllung wenigſtens zu hoffen war."

Frau von Molitor hob bei dieſen Worten ihren Kopf etwas in die Höhe, ihre Lippen ſchloſſen ſich plötzlich und ihre Züge verriethen große Aufmerkſamkeit.

„Ja, ja!" rief ſie erwartungsvoll.

„Wenn ich mich auch," fuhr Victor abſichtlich etwas gedehnt fort, „nicht als Knappe oder Ritter betrachten kann, ich, ein armer Muſiker, ſo habe ich doch vielleicht das Recht, mich durch die Theilnahme der ſchönen Dame, die mir befohlen, als ein klein wenig geadelt zu betrachten."

„Gewiß, Victor, gewiß!" rief dieſe aus und ihr Auge blitzte ungeduldig, wobei ſie ihren Stuhl mit einer heftigen Bewegung gerade ſtellte und dann hoch aufgerichtet ihrem vis à vis aufmerkſam in die Augen blickte.

„Was der arme Knappe zu berichten weiß," fuhr Victor fort, „iſt freilich wenig für die lange Zeit, die ihm zur Ausführung ſeiner Befehle blieb."

„Spotten Sie nicht, Victor, das iſt grauſam!" rief die

schöne Frau ungeduldig. „Ich bitte Sie! haben Sie etwas erfahren? Sehen Sie irgend einen Weg, um zu unserem Ziele zu gelangen?“

„Ich habe Einiges erfahren,“ erwiederte ruhig der junge Mann, „und für hoffnungsreiche Augen öffnet sich vielleicht auch eine Aussicht. Aber herzlichst bitte ich Sie, gnädige Frau,“ setzte er rascher hinzu, als er ihre große Spannung bemerkte, „hoffen Sie nicht zu viel, hören Sie mich ruhig an.“

„Ja, ja, das will ich,“ versetzte die Frau mit etwas unsicherer Stimme, schien sich aber dadurch ein Ansehen der Ruhe geben zu wollen, daß sie ihren Kopf in die Hand stützte und den Arm auf der Lehne des Stuhls ruhen ließ.

„Ich erfuhr,“ sagte Victor, „daß der Freiherr von Molitor in diesem Augenblicke in der Stadt ist.“

„Mit ihr?“ fragte rasch die Baronin, „mit meiner Tochter? Er muß erst gestern gekommen sein.“

„Wohl möglich; aber er ist da mit der kleinen Baronin.“

„Weiter! weiter!“

„Er sucht eine Erzieherin für dieselbe, da er mit der andern unzufrieden war und sie entlassen zu müssen glaubte.“

„Unzufrieden war!“ fuhr die Baronin auf, „weil das arme Geschöpf eine menschliche Regung fühlte und es nicht begreifen wollte, daß man einer Mutter verbieten könne, ihr Kind zu sehen, ihr eigenes kleines Kind — ihr einziges Kind. — Doch ich will ruhig bleiben,“ fuhr sie nach einer Pause fort, während sie ihr Taschentuch einen Augenblick an Stirn und Mund drückte, „Ihnen ruhig zuhören — fahren Sie fort, Victor.“

„So erlauben Sie mir vorher eine Frage.“

„So viele Sie wollen!“

„Hat Ihnen die entlassene Erzieherin nichts über eigenthümliche Verhältnisse im Hause des Freiherrn, oder, wenn Sie wollen über Eigenthümlichkeiten desselben berichtet? — — Seien Sie

ich doch nimmermehr zugeben, daß der Miſſethäter, den mein Schwert niederwarf, mit ſeinem Blut meine reine Schwelle beſudle. — Wo iſt der Todte?"

Nach dieſer Anrede faßte ſich der Doktor zuerſt und entgegnete: „Verehrter Herr, Sie ſind im Irrthum, Sie warfen Ihr Meſſer und glaubten einen Räuber zu treffen und verletzten Ihren eigenen Buchhalter, der im Begriff war, nach Hauſe zurückzukehren."

„Wo iſt der Todte?" fragte auf's Neue der Prinzipal und ſchaute ſich im Kreiſe ringsum.

Der Buchhalter erhob ſich mühſam von ſeinem Stuhle und ſein Geſicht war faſt ſo bleich, wie das ſeines Chefs, „ich bin nicht todt," ſagte er weinerlich, „nur eine leichte Verwundung, Herr Prinzipal."

„Nicht todt?" entgegnete dieſer ſchrecklich lachend, „ei, ei, Spechtlein, Spechtlein, meine Hand iſt alt geworden oder Du haſt ein zähes Leben, ſchade darum, doch fliehe mein Haus, Räuber."

„Um Gotteswillen!" ſchrie Madame Stieglitz und faßte die Hand ihres Mannes, in der er langſam und feierlich ſeinen Säbel erhob, „was ſoll das Alles bedeuten? — es iſt ja Herr Specht, unſer getreuer und guter Buchhalter, den Du in unverantwortlicher Wuth verwundet."

Der Prinzipal ſchüttelte lächelnd den Kopf, „unſer getreuer Buchhalter," ſagte er, „ſchau, ſchau, meine Hand

aufrichtig gegen Ihren Verbündeten. Glauben Sie mir, es ist das nothwendig."

Die Baronin hatte einen Moment ihre Lippen fest aufeinander gepreßt, auch den Kopf erhoben und beide Hände auf die Lehne ihres Sessels gestützt. Es hatte den Anschein, als wolle sie aufstehen; dabei blickte sie den jungen Mann starr an. Auch öffnete sie schon ihre Lippen, um seine Fragen zu beantworten, da flog plötzlich ein schmerzliches Lächeln über dieselben und sie versetzte:

„Was kann sie mir sagen, was kann mir überhaupt Jemand über die Eigenthümlichkeiten dieses unglückseligen Hauses sagen, was ich nicht schon längst gewußt?"

„Was sie nicht schon längst gewußt?" fragte Victor erschrocken. — Alles, gnädige Frau?"

„— — Alles," gab sie zur Antwort, wobei sie mit einem tiefen Seufzer gen Himmel blickte.

„Ah! das ist entsetzlich."

„Ja, es ist entsetzlich — es ist mehr als das: es ist schlimmer als Worte auszudrücken vermögen."

„Und Sie wußten das Alles?" fragte Victor nach einer Pause. „Warum — verzeihen Sie mir die Fragen — warum, als Sie mich gestern — neulich wollte ich sagen — zu Ihrem Vertrauten machten, warum erwähnten Sie nichts von diesem Zustande des Freiherrn?"

„Weil ich beschlossen hatte," entgegnete sie mit Stolz, „diesen Zustand vor der Welt nie zuzugeben, weil ich lieber Alles ertragen wollte, alles Unrecht auf mich nehmen, als eingestehen, daß die Schwester meines Vaters, meine leibliche Tante — mich, damals ein junges, schönes Mädchen, unabhängig, reich, glänzend, würdig der ersten Partie des Landes, an — einen Mann verhandelt, der damals schon an periodischem Wahnsinn litt."

Diese letzten Worte stieß sie laut und heftig hervor, worauf

ſie ihr Geſicht ein Paar Sekunden lang in den Händen verbarg und dann fortfuhr:

„Ob ſie jenen Zuſtand wirklich gekannt, das vermag Gott allein zu entſcheiden, ſie gab mir freilich die heiligſten Verſicherungen, im guten Glauben für mein Glück gehandelt zu haben. — Warum ich Ihnen, Victor, einem treuen, lieben Freunde, ebenfalls ein Geheimniß aus dem Zuſtande meines Gatten machte, iſt kurz geſagt und entſcheiden Sie alsdann ſelbſt, ob ich zu tadeln bin, daß ich Ihnen nicht Alles mittheilte. Ich ſah voraus, daß Sie mir bei vollkommener Kenntniß aller Verhältniſſe zu Schritten rathen müßten, um meine Tochter wieder zu erlangen, die zu thun mir aus den oben angeführten Gründen unmöglich war. Nennen ſie es Schwäche, wenn Sie wollen, ich will Ihnen nicht Unrecht geben, ja ich will Ihnen obendrein geſtehen, daß ich im Stande bin, dem Unglücke aufrechten Hauptes zu begegnen, daß ich aber dem Spotte, der nicht ausbleiben würde, und einem gewiſſen mitleidigen Lächeln unmächtig erliegen müßte."

Bei den letzten Worten, die ſie ſprach, war ſie heftig aufgeſprungen, hatte ein paarmal das Rondel durchſchritten und lehnte ſich dann an den Stamm einer Tuja, um ſinnend in den glänzend beleuchteten Garten hinauszublicken.

Es war eine prachtvolle Erſcheinung, dieſe Frau, namentlich jetzt, bewegt, aufgeregt, wie ſie ſich nun heftig umwandte, auf Victor zuſchritt und ihre Hand auf ſeine Schulter legte, als ſie fortfuhr:

„Und glauben Sie denn, daß ich einem vernünftigen Manne gewichen wäre — nur ein Haar breit gewichen wäre? — daß ich ſein Haus verlaſſen hätte, ohne mein Kind mit mir zu nehmen? — O nie! — nie! — nie! — Wenn Sie das wirklich von mir gedacht hätten, Victor, ſo mußten Sie einen eigenthümlichen Begriff von mir haben. — Und doch vielleicht. — — Ah!" ſtieß ſie

wie einen Ausruf tiefen Schmerzes zwiſchen den zuſammengepreßten Lippen hervor.

Einen Augenblick blieb ſie ſo ſtehen, ſtarr vor ſich hinaus wie in weite Fernen ſchauend, dann fuhr ſie plötzlich zuſammen, faßte mit den Fingern ihr Haar und ließ ihre Hand leicht über Stirne und Geſicht herabgleiten.

„Denken Sie ſich nun," ſagte ſie nach einer Pauſe, nachdem ſie einen tiefen Athemzug gethan, „was ich in dieſer entſetzlichen Ehe gelitten. Stellen Sie ſich meine Lage vor, als ich dieſen Zuſtand meines Gatten zum erſten Mal entdeckte, verſtand. Dabei muß ich allerdings geſtehen, daß dieſer Zuſtand anfänglich faſt unmerklich in leichten Symptomen auftrat; ja daß bis zu dieſem erſten deutlichen Auftreten eine lange Zeit vergangen war. Bald aber wiederholten ſich dieſe Zufälle häufiger, heftiger. Was ſollte ich thun? Meine Tante, zu der ich flüchtete, und bei der ſich auch eine Schweſter meines Gatten zur Berathung einfand, beſchwor mich, im Verein mit dieſer, des Namens der beiden Familien wegen zu ſchweigen und zu dulden!"

„Arme Frau!" ſprach Victor leiſe vor ſich hin.

„Ich duldete alſo und ſchwieg," fuhr die Baronin fort, und während ſie ſo redete, hatte ſie langſam ihre Hände gefaltet und blickte mit einem unausſprechlich rührenden Ausdruck gen Himmel. „Ich duldete meines Kindes wegen, das ich überwachte Tag und Nacht, und gegen das er ſelbſt im Zuſtande ſeines eigenthümlichen Wahnſinnes von einer faſt rührenden Zärtlichkeit war. — Endlich," ſprach ſie nach einer kleinen Pauſe, „war ich gezwungen, das Haus zu verlaſſen. Nicht als ob ich gegenüber den Ausbrüchen ſeiner Wuth für mein Leben gefürchtet hätte — gewiß nicht, Victor; aber ich war gezwungen, mein Kind zu verlaſſen, meine kleine Iſabella, um ſie dem eigenen Vater gegenüber nicht in die ſchrecklichſte Gefahr zu bringen. Er fing ſchon an, das Kind minder zu lieben,

weil er mich, deſſen Mutter, haßte, glühend haßte, unverſöhnlich haßte. —

„Mit welchen Gefühlen ich das Schloß verließ, ich vermag nicht, Ihnen das zu ſchildern, Sie vermögen nicht, mich zu verſtehen. Freilich gewährte es mir einen kleinen Troſt, daß die Frauen meiner Tochter, daß ſeine alten Diener mir in feierlichen Schwüren die Verſicherung gaben, über die Wohlfahrt des Kindes wachen zu wollen und mir es anzuzeigen, ſowie ſich in ſeinem Benehmen gegen dasſelbe etwas ändern würde. Darin hielten ſie auch getreulich Wort, während ſie andern Theils, um ſeine Wuth nicht zu Ausbrüchen zu veranlaſſen, die Orte, wo er ſich mit meiner Tochter befindet, mit einer ängſtlichen Sorgfalt zu hüten ſich verpflichtet glaubten.

„Und nun," ſagte die Baronin nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, „wiſſen Sie Alles, Victor, und nun, nachdem ich durch Hervorrufen der ganzen ſchrecklichen Vergangenheit mein Herz in ſeiner tiefſten Tiefe aufgeregt, ſagen Sie mir etwas Tröſtliches, wenn Ihnen das möglich iſt."

Sie hatte ihm ihre Hand gelaſſen, die er ergriffen und nun lange an ſeine Lippen drückte. Dann entzog ſie ihm dieſelbe ſanft, nicht ohne daß er einen herzlichen Druck ihrer weichen Finger empfunden, worauf ſie ſich auf ihren Stuhl niederließ und das Geſicht in beide Hände verbarg.

„Was ich Ihnen jetzt noch ſagen kann," ſprach der junge Mann, „wird Ihnen wenig genug erſcheinen und iſt doch wieder etwas." — Er hatte bei dieſen Worten das Täſchchen hervorgezogen, und als er ſich darauf der Baronin näherte, blickte dieſelbe empor und griff haſtig darnach.

„Ja, ja," rief ſie aus, unter Thränen lächelnd, „das iſt von ihr! O ich kenne es wohl, Sie müſſen wiſſen, Victor — Lieber Gott!" unterbrach ſie ſich ſelbſt, „mir fällt immer etwas ein, was ich Ihnen ſchon hätte mittheilen ſollen. Durch Beſtechungen aller

Art — wenn Sie das Wort für richtig finden — gelingt es mir nämlich, alle kleinen Bedürfnisse für mein Kind durch meine Hände gehen zu lassen. Ich besorge die Garderobe meiner Isabella, ihre Bücher, ihre Spielsachen — Alles, Alles, was sie braucht. Und mit welcher Lust ich das thue, davon können Sie sich mit Ihrem fühlenden Herzen vielleicht einen kleinen Begriff machen, aber nur einen ganz kleinen Begriff. O wenn Sie es sehen könnten — und Sie sollen es einmal sehen," sagte sie treuherzig, „wie ich all die lieben Sachen, die ja künftig ihr angehören sollen, so lange wie möglich in meiner Umgebung behalte, wie ich ihre kleine Garderobe betrachte, ja sie oft eigenhändig ergänze, bald hierhin, bald dorthin bringe, aber immer dicht in meiner Nähe behalte, wie ich mit ihren Spielsachen spiele, wie ich dabei zuweilen an denselben muthwillig etwas zerbreche, wie ich ihre Bücher durchlese und hie und da ein Paar Blätter umbiege! Und es ist mir dann, als hörte ich sie mit ihrer lieben Stimme fragen: wer hat das gethan? — — O vielleicht ahnt sie die Hand ihrer Mutter, die sie so innig liebt! — Andere Zeichen als diese darf ich ja meinem Kinde nicht zukommen lassen; sie könnten mich verrathen und dann würde mir ja auch die grenzenlose Freude, daß all die kleinen Sachen, die sie benützt, zuerst durch meine Hände gegangen sind, auf immer abgeschnitten — durch ihn. Denn er ist entsetzlich mißtrauisch und argwöhnisch.

„— — Ja, dies Täschchen kenne ich, laßt uns sehen, was es enthält!" — Damit öffnete sie eilig das Schloß und nahm Alles, was die kleine Ledertasche enthielt, heraus. — „Ein kleines Tuch," sagte sie während dem, „von ihr, hier ist das J. — Ich habe es selbst gestickt. — Ein Paar Blumen, die sie gepflückt, einige Steinchen, womit sie gespielt, und hier ein Buch, in das sie geschrieben. — O das sind werthvolle, kostbare Geschenke, die Sie mir da gebracht. Wie dank ich Ihnen dafür, Victor! — — Und Sie müssen sehen, wie sie schon artig und hübsch schreibt. Sehen Sie hier

ihren Namen: Isabella Molitor-Klippenberg. Ja, dort hat sie es geschrieben. — Nun, ich muß alles das ruhig anschauen und während ich das thue, erzählen Sie mir, wie dieses Täschchen in Ihren Besitz gekommen ist."

Das der vollen Wahrheit gemäß zu erzählen, ward dem jungen Manne unmöglich, die Baronin war nicht im Stande, etwas von der That des sonst so braven Herrn Weller zu begreifen, und sie hätte ihn, Victor nämlich, jedenfalls für indiscret halten müssen, was ja keineswegs der Fall war. Auch schien ihm der Versuch des kleinen Kaufmanns selbst unter dem vorgehabten Zweck hier der Mutter des kleinen Mädchens gegenüber unwesentlich, weshalb er über die That des Herrn Weller leicht hinweg ging und von ihm als einem Bekannten sprach, der zufälliger Weise in den Garten des Freiherrn von Molitor gekommen, dort das Täschchen am Boden liegend gefunden, der es vergessen abzugeben, und dann ihn, Victor, gebeten, es der kleinen Besitzerin wieder zuzustellen. „Was aber von Wichtigkeit ist," fuhr Victor fort, nachdem er das eben Angedeutete der Baronin erzählt, die so vertieft war in ihrem Spiele mit dem kleinen Tuche, dem Schreibheft, den Blumen und Steinchen, daß sie etwas unaufmerksam schien, „könnte wohl das sein, daß ich jene Frau, welche jetzt als Erzieherin der Kleinen eingetreten ist, ziemlich genau kenne."

„Das ist allerdings sehr wichtig," entgegnete die Baronin jetzt mit großer Aufmerksamkeit, indem sie die Hände in ihrem Schooß ruhen ließ. „Und wer ist das? Bitte, Victor, sagen Sie mir etwas Näheres über diese Frau. Können wir uns auf sie verlassen? wird sie uns — in einem Falle — zu Diensten sein?"

„Das hoffe ich zuversichtlich."

„Nun, wer ist das?"

„Das ist einfach gesagt," erwiederte Victor, „doch —"

„Doch," wiederholte die Baronin, „scheint es Ihnen fast schwer zu werden, ihren Namen auszusprechen."

„Schwer allerdings, weil ich bei Nennung deſſelben im Voraus Ihrer Verwunderung gewiß bin.“

„Sie machen mich in der That neugierig.“

„Das iſt gewiß nicht meine Abſicht. — Sie, welche dem Baron Molitor in der Eigenſchaft als Erzieherin, Begleiterin ſeiner Tochter vorgeſtellt wurde, iſt die Frau meines Freundes Stifter.“

„Des Malers Stifter!“ rief die Baronin mit Verwunderung; „das überraſcht mich allerdings, obgleich mich dieſe Fügung freudig erſchreckt hat. Davon ließe ſich freilich ungeheuer viel hoffen. — Aber wie kam das? — ſie hat Kinder?“ —

„Allerdings hat ſie Kinder; doch ſcheint der Freiherr eingewilligt und ihr die Erlaubniß gegeben zu haben, auch dieſe mit nach Klippenberg zu nehmen.“

„Eigenthümlich; entweder er ſcheint weicher geworden zu ſein, oder dieſe Frau übt eine unbegreifliche Herrſchaft über ihn aus.“

„Er ſah ſie nie bis zu der Stunde, wo er ihr die Stelle gab und auch die Erlaubniß, ihre Kinder mitnehmen zu dürfen.“

„Das iſt möglich,“ ſagte die Baronin nach einem augenblicklichen Nachdenken. „Zur Ausübung einer ſolchen Herrſchaft über einen Charakter, wie der des Barons, iſt ein einziger Moment genügend, ein Blick, ein Ausdruck deſſelben, das faßt zuweilen wie mit Zaubergewalt. — Iſt die Frau von heiterer Gemüthsart?“

„Das kann man nicht ſagen, man könnte ſie eher ernſt verſchloſſen nennen.“

„Sie hat ein dunkles Auge?“

„Außerordentlich dunkel, faſt ſchwarz, mit einem Ausdruck der Strenge und Feſtigkeit.“

„O es iſt ſchon ſo,“ ſprach Frau von Molitor, indem ſie die gefalteten Hände erhob. „Sie wird ihm feſt und entſchloſſen ent-

gegen getreten ſein, was ich nie vermocht; ſie hat eine Herrſchaft über ihn erlangt — o, wenn ſie dieſelbe nur zu unſerem Beſten anwenden wird! — — Aber ſehen Sie, Victor," fuhr die Baronin nach einer Pauſe mit einem trüben Lächeln fort, „welch' graſſer Egoismus mich bewegt. So ſind wir aber einmal. — Da denke ich nur an mich, aber nicht an den armen Stifter. — Sagen Sie mir um Gotteswillen, Victor, welches Motiv konnte denn die Frau bewegen, eine Stelle als Erzieherin anzunehmen, ihn zu verlaſſen? Sie ſagten mir doch früher einmal, ſie befinden ſich in ganz guten Vermögensverhältniſſen. Alſo von der Seite ſehe ich keinen Grund."

Der junge Muſiker ſah der ſchönen Frau eine Zeitlang in's Geſicht, ohne zu antworten. Er hätte lächeln können, doch lag ihm das Gefühl einer tiefen Trauer näher. — „Warum ſie ihn verlaſſen?" ſagte er, „oh! gnädige Frau, ſie behauptet, er habe ſie zuerſt verlaſſen." — —

„— — Ah, ich verſtehe."

Die Baronin packte langſam die kleinen Sachen auf ihrem Schooße wieder in das Täſchchen zuſammen, wobei ſie begreiflicher Weiſe ihre Blicke darauf wenden mußte. Doch ſah man ſie ein paarmal mit dem Kopfe nicken und dann ſprach ſie mehr zu ſich ſelber und ihren Gedanken folgend, als um dieſen einen Ausdruck zu geben. — „Arme Frau!" Auch fuhr ſie ein klein wenig zuſammen, als Victor dieſes Wort wiederholte und hinzuſetzte:

„Ja, Camilla, dieſe Frau hat unſäglich gelitten; Sie müſſen wiſſen, ſie lebt in Kreiſen, wo man manches weit Unſchuldigere ſchon als einen Fehltritt, ein Verbrechen betrachtet, was auf der andern Seite unſerer Geſellſchaft als zur feinen Lebensart, zum guten Ton gehörig, nicht weiter beachtet wird, ohne Folgen bleibt."

Die Baronin hatte längere Zeit geſchwiegen, ja ſie hatte ihren Kopf tief herabgeſenkt und ihre Stirne in beide Hände gelegt.

Als sie ihr Gesicht wieder erhob, blickte sie fest auf Victor und sagte kopfschüttelnd:

„Wir hätten uns nicht freuen sollen; unsere Hoffnungen waren voreilig. Ich glaube jetzt die Lage der Dinge von der richtigen Seite zu sehen. Jene Frau muß die Kreise hassen, in denen sich ihr Mann bewegt, wo sie ihn verloren; sie haßt — und mit vollem Recht — die Gräfin Follange; — sie haßt — auch mich. — O Victor," setzte sie mit schmerzlich bewegter Stimme hinzu, „diese Ideenverbindung ist schrecklich für mich, und doch wahr. — Schütteln Sie nicht Ihre Hand gegen mich."

„Dazu habe ich ein Recht!" rief der junge Mann leidenschaftlich. „O Camilla, Sie dürfen sich und die Gräfin Follange nicht in einem Augenblicke nennen!"

„Das ist eine sehr elegante Frau," erwiederte die Baronin in beinahe hartem Tone. „Sie und Frau von Molitor — so sagt die Welt — geben in ihren Kreisen den Ton an. Und was es heißt, in diesen Kreisen Tonangeberin zu sein, das wissen Sie ebensogut wie ich, Victor. — Pah!" fuhr das schöne Weib fort, indem sie trotzig und verächtlich ihre Oberlippe aufwarf, „zwei elegante, zwei galante Frauen!"

„O Camilla! Wie reizend Sie in Ihrem Zorn erscheinen," sagte Victor flüsternd, indem er sich verneigte, um seine Hand auf die ihrige zu legen, die sie aber sanft zurückzog.

„Sie erinnern mich daran, wie Unrecht ich hatte," sprach Frau von Molitor. „Ich danke Ihnen dafür. Lassen Sie mich meinen Satz vollenden. Jene Frau muß den Kreis hassen, in dem ihr Alles genommen wurde, was sie besaß. Selbstverständlich haßt sie die Gräfin, haßt sie mich. Sie weiß, was sie mir in ihrer neuen Stellung Gutes erzeigen, was sie mir Schlimmes zufügen kann. Und sie wird das letztere thun. Sie hält mich ja doch, wenn auch in weitem Begriff, für eine Mitschuldige der Gräfin; sie hat sich selbst den Augen ihres Mannes entzogen, sie hat ihren

Kindern den Vater genommen. — Gut denn, Auge um Auge, ein Blutstropfen für den andern, sie wird mein Kind von mir abwenden. — Ah! das ist schrecklich!"

Die Baronin preßte in wildem Schmerz ihre beiden Hände vor das Gesicht.

Victor war aufgesprungen, er ergriff ihre Hände und versuchte es, sie sanft zu entfernen.

„Aber Camilla!" sagte er, „beruhigen Sie sich. Wie kann man so exaltirt sein, wie kann Ihr ruhiges, reiches Gemüth so plötzlich von all' den finsteren Gedanken überwältigt werden! Sie rechnen falsch, Camilla, bei Gott! Sie rechnen falsch. Ich versichere Sie, ich schwöre es Ihnen zu! Ich kenne jene Frau, ich habe ihr Wort, für uns zu handeln. Ich sage: für uns, denn sie rechnet mich auch in jenen Kreis. Sie weiß allerdings," fügte er mit leiserer Stimme hinzu, indem er sich auf die schöne Frau herabbeugte, „daß Sie mir theuer sind; aber sie weiß auch, wie ich, der Freund ihres Mannes, über jenes Verhältniß gesprochen. Jene Frau verdankt mir Manches, sie wird dafür erkenntlich sein, Camilla."

Langsam hatte er die Hände von ihren Augen entfernt, eine entzog sie ihm sanft, ihre Rechte aber ließ sie in der seinigen ruhen.

„Sie will erkenntlich sein," sagte die Baronin, indem sie ihren Kopf gegen Victor erhob; „sie will für uns handeln — aber was erwartet sie dafür? Worauf hofft sie?"

„Allerdings hofft sie auf etwas, Camilla," erwiederte der junge Mann.

„Und sind wir im Stande, zu Erfüllung ihrer Hoffnungen beizutragen? — — Verzeihen Sie der Wichtigkeit des Gegenstandes halber meine eilige Frage."

„Vielleicht können wir etwas dazu beitragen, vielleicht erfüllen auch die Verhältnisse allein ihre Hoffnungen. Meinem Zureden

zuckte niemals nach einem Getreuen und Gerechten, mein Meſſer iſt ein verſtändiges und fühlendes Meſſer, und wo ich es nach einer menſchlichen Bruſt warf, und das kam ſchon mehrmals vor, meine Liebe, ſo war dieſe menſchliche Bruſt falſch und treulos, wie dieſe." Das letztere ſtieß er mit gellendem Ton hervor, der Doktor faßte ihn mit ſtarker Hand und hielt ihn an der Thür zurück. „Geben Sie ihm aus den Augen," flüſterte er eilig dem Buchhalter zu, und dieſer, der bei einer begreiflichen Angſt vor allen ſcharfen Inſtrumenten in der Hand ſeines Prinzipals nun plötzlich allein gehen konnte, entfloh eiligſt durch eine Seitenthür: wir Alle ſprangen vor den Herrn Stieglitz, um ihn nöthigenfalls mit Gewalt zu halten, da wir fürchteten, er werde dem Verwundeten nacheilen. Doch ruhig, faſt groß blickte er einen Augenblick auf die Thür, durch welche der Herr Srecht verſchwunden und ſagte: „er fliehe, ſein Schickſal ereilt ihn doch, mir komme er aber nie mehr vor's Angeſicht." Er reichte mir die Waffe, die er in der Hand trug. „nimm dies Schwerdt, mein Page," ſprach er, „folgt mir in mein Gezelt." Darauf wandte er ſich um und ging nach ſeinem Zimmer, den Doktor hatte er bei der Hand gefaßt und zog ihn mit ſich, ich folgte der Prinzipalin, den Säbel in der Hand, die mit gefalteten Händen und wankendem Schritt hinter ihnen drein ging.

ist es gelungen, von ihr die Versicherung zu erhalten, daß sie zu ihrem Manne zurückkehren werde, sobald jenes unselige Verhältniß zur Gräfin Follange gelöst ist. Dazu müssen wir das Unsrige beitragen, Camilla."

Die schöne Frau blickte erschrocken in die Höhe. — „Um Gotteswillen, Victor," sagte sie, „die Gräfin kenne ich: da würde jedes Hineinmischen von unserer Seite die entgegengesetzte Wirkung haben. O mein lieber Freund, bei der Frau kann man nicht vorsichtig genug zu Werke gehen. Geben Sie ihr eine Ahnung davon, mir oder Ihnen oder sonst Jemand sei etwas daran gelegen, daß sich jenes traurige Verhältniß löse, so wird sie es um so fester zu knüpfen suchen. Oh! Sie kennen diese Follange nicht! — Ein merkwürdiger Geist des Widerspruchs; ich bin fest überzeugt, Victor, sie führt ihre Eroberung, die ihr einige Mühe gekostet, nur noch mit sich, weil sie gerade noch keine Lust hat sie fahren zu lassen; ihre Theilnahme schwindet gänzlich dahin, weil sie sich sicher im Besitze glaubt. Werfen Sie aber das kleinste Hinderniß in den Weg oder lassen sie ihn den geringsten Versuch machen seine Ketten zu brechen, so wird sie ihn mit neuen, festeren Banden umschlingen."

„Aber wenn er vor sie hinträte, wenn er ihr sein ganzes Verhältniß klar darlegte, wenn er ihr sagte: ich liebe Dich, Du weißt es, und ebenso weiß ich, daß auch Du mich geliebt; aber sieh' die Verhältnisse an, wie sie sich gestaltet. Ich muß mich von Dir trennen; ich kann Dir wohl mein Leben opfern, aber nicht das Wohl, nicht die Zukunft armer Wesen, deren Beschützer ich sein sollte, deren Verderber ich aber bin. Sei deßhalb barmherzig und löse die Bande, welche mich an Dich halten; Du kannst es, wenn Du willst. Liebe mich nicht mehr, wolle mich nicht mehr lieben — laß mich frei."

Victor hatte diese Worte mit wachsender Leidenschaftlichkeit gesprochen, wahr, hinreißend, überzeugend; denn während er sprach,

hatten sich unwillkürlich in seiner Seele die Figuren verschoben, um welche es sich anfänglich gehandelt: nicht mehr sollte sein Freund so zur Gräfin Follange reden, Victor Barring sprach so zu dem schönen, verführerischen Weibe, neben dem er stand, und während er so sprach, blickte er wieder aus dem Dunkel der Laube in das glühende Sonnenlicht hinaus, und zwischen Ranken und Blättern, zwischen Blumen und Blüten, eingehüllt von dem glänzenden Lichte, sah er abermals ihr bleiches Gesicht, ihre klaren, treuen Augen.

Hatte die Baronin vielleicht eine Ahnung von dem, was in seinem Herzen vorging? — Möglich, der Blick, mit dem sie ihn betrachtete, war eigenthümlich umflort; es spielte ein Zug von leichter Trauer um ihren schönen Mund. Doch blieb sie fest bei der Situation, und als er geendet, sagte sie:

„Ein solches Wort, eine solche Rede an die Gräfin würde das Gegentheil bewirken. O glauben Sie mir, Victor, sie würde entzückt darüber sein, ihren Kampf auf's Neue beginnen zu müssen; und sie würde ihn nicht nur beginnen, sondern auch siegreich beendigen; darauf können Sie sich verlassen. — — Doch halt!" rief sie nach einem kurzen Nachdenken, „das ist ein Schimmer der Hoffnung. Mir fällt ein Wort ein, das mir gestern Abend Fontana zugeflüstert hat. Die Gräfin war eine Zeit lang unter dem Zelte und machte ihre Zeichen gegen den jungen Fürsten D. — Ah! Sie haben das nicht bemerkt, Sie waren zu beschäftigt."

„Ja, Camilla," gab Victor mit einem innigen Blicke auf die schöne Frau zur Antwort.

„Nein, nein," sprach diese lächelnd, — „so nicht! Sie waren zerstreut. Aber unterbrechen Sie mich nicht beständig. Daß der Fürst schon lange auf allen ihren Wegen zu finden ist, werden auch Sie schon bemerkt haben, und wenn Sie, wie gesagt, gestern Abend nicht so zerstreut gewesen wären, so müßten Sie bemerkt haben, wie sein Auge flammte, wie erregt er war, wie er Minuten lang keinen

zusammenhängenden Satz mehr hervorbrachte, als sie darauf mit ihrer nonchalanten Art in dem Garten verschwunden war. — O sie kennt ihr Terrain."

„Ja, ja!" rief Victor eifrig, und dabei beugte er sich schnell herab, um mit seinen Lippen verstohlen ihr kühles, duftiges Haar zu berühren, ehe er fortfuhr: „Wie sind die Herzen der Menschen, die Charaktere doch so verschieden! Hier in Ihrem Herzen so viel Größe, Wärme, so viel Edelmuth und wahre Liebe, dort eine wilde, dämonische Macht, an sich ziehend, was in ihre Nähe kommt, mit entsetzlichem Erfolge, um es in ihrem Netze elend zu Grunde gehen zu lassen, oder wegzuwerfen, wenn es ihr nicht mehr reizend erscheint — Tag und Nacht! Ich weiß nicht," sprach er weiter, indem er sich abermals herabbeugte, „auch ehe ich Sie gesehen, Camilla, hat mich jener blitzende Stern, wie er prächtig bald sichtbar ist, bald sich hinter undurchdringlichen Wolken verbirgt, abgestoßen; — ich," setzte er wie berauscht von der Nähe der wunderbaren Frau mit unendlich weicher Stimme hinzu, „ich habe immer den Tag geliebt, den sonnigen, heiteren, warmen Tag, der die Blumen unter seinen Küssen erstehen läßt, der Gold und Blüten streut auf alle Meisterwerke der Schöpfung, — wie eben hier." Er näherte sein Gesicht abermals ihrem blonden Haar, auf dem jetzt durch das Laub hindurch ein Paar lichte Sonnenblicke glänzten; er drückte seine Lippen so hastig auf dasselbe, daß sie zusammenschauerte, und dann wagte er es, seinen Mund ein Paar lange Augenblicke dort ruhen zu lassen, wie in fieberhafter Erregung einathmend den unaussprechlich süßen Duft dieses Haares.

Sie aber hatte rasch ihren Arm erhoben und ihre Hand auf sein Haupt gelegt. Er empfand einen leichten Druck, der ihn fast betäubte, dann aber legte sie ihre warme Hand auf seine Stirne und er fühlte, wie sie sich langsam von ihm entfernte.

„Halt, Victor!" sagte sie lächelnd, nachdem sie einen tiefen Athemzug gethan, „ich muß mich in Ihren Augen so schlimm dar-

ſtellen wie ich bin. Sie appellirten vorhin an mein Herz; Sie meinten, in einem Falle wie der oben angegebene würde auch ich Jemand, den ich geliebt, mit einem einzigen Worte frei laſſen, indem ich ihm ſagte: Gehe hin, ich halte Dich nicht mehr.“ — Sie ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Ich fürchte, ich würde das nicht thun,“ ſetzte ſie hinzu.

„In dem angegebenen Falle, wo es ſich um das Wohl und Wehe zweier Menſchen handelt, gewiß!“ entgegnete Victor raſch.

„In einen Fall wie der, von dem wir ſprachen, würde ich nicht kommen,“ ſprach die Baronin; „Sie trauen mir das zu, Victor. Aber wenn — ſo muß ich Ihnen wiederholen, ich glaube nicht, daß ich ſo leicht dazu gebracht würde, das: Zieh hin! auszuſprechen.“

„Und doch, Camilla!“ ſagte der junge Mann dringender, „Sie würden es gewiß thun; Sie würden auf ſolche Art eine Feſſel löſen, die bis dahin ein ſüßes Band geweſen, dann aber entſetzlich ſchwer werden müßte. — Was könnte es auch die Gräfin nützen, ihn feſtzuhalten? — Ihre Liebe iſt doch nur eine aufflackernde Flamme, die ebenſo ſchnell in ſich zuſammenſinkt wie ſie emporgeſtiegen iſt.“

„Die ihre, ja,“ ſprach die ſchöne Frau, „aber die meinige, Victor,“ ſetzte ſie mit ſehr weicher Stimme hinzu, „iſt etwas ganz Anderes; ſie lodert nicht in flackernder Flamme empor, um Ihren Vergleich zu gebrauchen, aber ſie würde ſich auch in glühende Tropfen verwandeln und in das Herz deſſen fallen, der dieſe Liebe verrathen würde.“

„Hier iſt ja von keinem Verrath die Rede, Camilla,“ entgegnete Victor, „nur einfach von der Löſung eines Verhältniſſes, das, für beide drückend, zum Wohle armer, unſchuldiger Weſen doch nun einmal gelöst werden muß.“

Sie wandte ihren Kopf raſch herum und ſchaute ihn lange und forſchend an, mit einem Blicke, den er kaum ertragen konnte

und der ein kleines, verlegenes Lächeln auf seinen Zügen hervorrief. „Also hast Du, mein Freund," sagte sie in so sanftem Tone, daß ihre Worte unfehlbar zu Herzen dringen mußten, „schon an die Lösung solcher Verhältnisse gedacht? — Zucke nicht mit Deinem Auge, Victor, gib mir keine unwahre Antwort. Deine warme Fürsprache für den Freund hat mich in Dein Inneres sehen lassen, und ich habe dort etwas erblickt, dessen Du Dir, gebe es Gott! wohl selbst unbewußt warst. Auch in Deinem Herzen hat sich, vielleicht erst ganz leise, leise, der Gedanke geregt, Rosenketten, wie Du es nanntest, könnten einstens zu Fesseln werden. — Ja, und in dem Falle sind das entsetzliche Fesseln," sprach sie, und dabei flammte ihr Auge auf. „Ich habe das Letztere erfahren, ich! — ich! obgleich sanftere Bande für mich so gut wie gar nicht bestanden." — Sie preßte ihre Lippen fest aufeinander und berührte ihr Gesicht leicht mit dem Taschentuche.

„Aber Camilla!"

„Laß mich ausreden, Victor; ich will Dir nur zeigen, daß Du Dich in mir nicht getäuscht; vorhin war ich unwahr, als ich Dir sagte, ich würde handeln wie die Gräfin Follange. — O nein," setzte sie mit einem trüben Lächeln hinzu, „mein Benehmen wäre ein ganz anders; bei mir braucht es auch keiner Bitte, keiner Ueberredung; — mir genügt ein Wort, ein Blick. Du hast es vorhin gesehen, Victor; — bei mir bedürfte es nur der leisesten Anspielung, und von da müßten sich unsere Wege trennen."

Der junge Mann hatte mit Schrecken gesehen, wie es auf ihrem schönen, ruhigen Gesichte schmerzlich aufzuckte, wie sie während ihres Sprechens zuweilen die Lippen fest aufeinander drückte, wie sich ihr Auge langsam umflorte. Er fühlte sich von diesem Anblick überwältigt, er sank zu ihren Füßen nieder und ergriff ihre Hände, die er mit wilden Küssen bedeckte.

„Camilla!" rief er alsdann leidenschaftlich, „ja, ich will ehrlich gegen Dich sein, wie ich es immer gewesen. Du hast richtig

in meinem Herzen, in meinem Auge geleſen, Du haſt richtig etwas Fremdes geahnt, was im Begriffe war, ſich zwiſchen Dich und mich zu ſchieben; Du ſahſt das Bild eines Mädchens —"

„Das Du liebſt, Victor."

„Bei Gott! noch nicht" — entgegnete er und hob dabei die Hand in die Höhe; „aber es könnte ſo kommen," ſetzte er leiſer hinzu, denn dieſes Mädchen — o Camilla, wenn Du ſie ſehen könnteſt, Du müßteſt ſie liebgewinnen."

„Ich werde ſie ſehen," ſprach die Baronin zu ſich ſelber.

„Dieſes Mädchen liebt mich mit aller Kraft und Glut der erſten Jugendliebe — ſie hat mich wenigſtens ſo geliebt bis vor ganz Kurzem, bis ſie —" Er neigte ſein Geſicht auf ihre Hand und fuhr flüſternd fort: „bis ſie erfahren, daß ich zu Deinen Füßen liege, daß ich Dein ſei."

„So hat ſie um mich gelitten?" ſagte die ſchöne Frau, und ihre Augen, welche ſie eine Sekunde in die Höhe richtete, ſtrahlten in einem unbeſchreiblichen Glanze. — „So habe ich ihren Frieden geſtört? — So hat ſie ſich von Dir abgewandt, mein armer Freund? — — Doch beruhige Dich, Victor," fuhr ſie nach einer längeren Pauſe fort, während welcher ſie ſich zu ihm hinabgebeugt hatte und ihre Hand einen Augenblick auf ſein Haupt gelegt. „Beruhige Dich, das wird vorübergehen, ſie wird ihr Köpfchen erheben wie die Blume, die das ihrige niederſinken ließ vor der Wucht eines raſch vorüberziehenden Unwetters. — Stehe auf, Victor, dorthin ſtehe vor mich," fuhr ſie in lauterem Tone fort.

Und als er ſich darauf langſam in die Höhe richtete und vor ihr ſtehen blieb, erhob auch ſie ſich von ihrem Stuhle, nahm ſeine Hände in die ihrigen und ſprach wieder:

„Als wir uns vor längerer Zeit zum letzten Mal ſahen, da verſprachen Sie mir Ihre Hülfe, und ich hoffe, Sie werden Ihr Wort halten. Was Banden und Ketten anbelangt," — das ſagte ſie mit einem leichten, etwas traurigen Lächeln — „ſo muß ich

Sie wohl Ihres Bannes entlaſſen, aber nicht eher, bis ich ſie geſehen und bis ich entſchieden, ob ich, ohne mir etwas zu vergeben, zurücktreten kann. Für heute aber leben Sie wohl, Victor! Für Ihren Bericht danke ich Ihnen herzlich; trachten Sie darnach, mich in dieſem Punkte auch ferner zu verpflichten."

„Und ſo ſchicken Sie mich fort?" fragte der junge Mann mit einem Gefühl des Unmuthes, über das er ſich ſelbſt nicht vollkommen Rechenſchaft geben konnte, „nachdem Sie Scherz und Ernſt, liebe Worte und bittere Bemerkungen durcheinander gemiſcht?"

„So ſchicke ich Sie fort," gab die Baronin zur Antwort, „weil es jetzt ſo ſein muß, Victor. — Was ſehen Sie mich grollend an? Habe ich Ihnen verboten, wieder zu kommen?"

Victor fühlte einen ſanften Druck ihrer Hand, dann wandte ſie ſich raſch um und ging mit einer leichten Neigung des Hauptes an ihm vorüber, und als er der prachtvollen Geſtalt nachblickte, wie ſie jetzt in den grell beleuchteten Sonnen- und Zauberkreis trat, in welchem er vorhin ein anderes Bild zu ſehen geglaubt, da biß er die Zähne zornig auf einander und murmelte:

„Der Druck ihrer Hand und die ſtolze Neigung ihres Kopfes! — Welcher Widerſpruch! Ah! verflucht!" Er legte einen Augenblick ſeine Hand heftig an die Stirne. „Mit welchen Entſchlüſſen kam ich her?" fuhr er ingrimmig fort, „und wohin hat ſie mich mit ihren einfachen Worten wieder gebracht! — Gäbe ich nicht einen Theil meines Lebens darum, wenn ich ihr folgen dürfte! Ah! verflucht!"

Eine Zeit lang ſtarrte er noch in die grünen Büſche, da es ihm immer war, als ſähe er dort ihr weißes Kleid ſchimmern; dann wandte auch er ſich ſeufzend zum Fortgehen, indem er zu ſich ſelber ſprach:

„Armer Stifter! Mögen Deine Ketten beſſer und gründlicher reißen als die meinigen.

Er eilte so rasch die Treppen hinauf in das helle Zelt und von diesem in die dunkleren Zimmer des Hauses, und war dabei so in Gedanken vertieft, daß er fast einen kleinen Herrn umgerannt hätte, der ihm an einer Thür entgegentrat, wenn ihn dieser nicht noch zu rechter Zeit am Aermel ergriffen und ihm zugerufen hätte:

„Bei San Jago! Herr von Barring, ich glaube, es brennt hinter Ihnen. Wo wollen Sie so eilig hin?"

„Ich? — ich —" versetzte Victor, indem er sich zu einem Lächeln zwang, „ich habe eigentlich keine Eile, ich wollte nur der Hitze entgehen, die dort unter dem Zelte herrscht. Deßhalb war mein Schritt etwas rascher als gewöhnlich."

„Ja, ja, und deßhalb warfen Sie mich fast zu Boden," gab der Marquis Fontana lachend zur Antwort. „Nun gleichviel, ich verzeihe Ihnen das anderer guter Eigenschaften willen. Wenn Sie aber jetzt eine Viertelstunde Zeit für mich haben, ist mir's recht. Sie verlangten heute Nacht einen Dienst von mir —"

Victor sah den Marquis zweifelhaft an.

„Nun ja, bei der Gräfin Follange à cause eines Freundes von Ihnen."

„Richtig, Herr Marquis! O ich bitte tausendmal um Verzeihung; ich bin heute etwas mehr zerstreut, als selbst ein Musiker das Recht hat es zu sein. Deßhalb Verzeihung!"

„Zugestanden, weil ich Sie leiden mag. Aber kommen Sie jetzt eine Viertelstunde mit; in der schattigen Allee, wo es zu mir hinausgeht, läßt sich ganz prächtig plaudern. Sie wünschen Ihren Freund aus den Händen jenes schönen Dämons zu erlösen?" fuhr der Marquis fort, während Beide durch das Haus auf die Straße gingen. „Ich glaube, der Zufall hilft Ihnen dazu. — Sie sagte ihm dort im Garten doch nur ein Paar flüchtige Worte und ließ ihn stehen."

„So ist es," entgegnete Victor.

„So, Sie wiſſen das ſchon? — Nun auch gut. Aber erinnern Sie ſich, daß ich Ihnen geſtern Abend ſagte: Ohne Abſicht komme die Gräfin ſo ſpät nicht hieher. Die Abſicht glänzt mir jetzt ſo klar wie das Sonnenlicht oder wie der Brand eines Hauſes, wenn Sie wollen. Sie hat ihre Netze wieder ausgeworfen."

Victor nickte mit dem Kopfe.

„Vor der Hand ein Netz, deſſen Maſchen die Eiferſucht feſt zuſammenziehen ſoll. — Verſtehen Sie mich?"

„Ich glaube ſo, Herr Marquis."

„Nun gut, jetzt kommt es darauf an, was Ihr Freund für ein Charakter iſt, ob er Stärke genug hat, ſich von dieſer entſetzlichen Frau loszureißen. Sie wird ihn nicht mehr halten, darauf können wir uns verlaſſen."

„Das gebe Gott!" ſagte der junge Muſiker.

„Aber hier iſt unſere ſchattige Allee," ſprach der kleine Marquis.

„Kommen Sie mit mir, plaudern wir noch ein wenig. Sie können doch unmöglich jetzt etwas vorhaben. „Um dieſe Stunde — zwei Uhr Nachmittags."

Die dritte Stunde.

Vielleicht erinnert ſich der geneigte Leſer, namentlich bei dem Orte, an dem wir uns in der vorhergehenden Stunde befanden, daß der Marquis Fontana eine kleine, unbedeutende Familienſcene im Hauſe des Grafen Follange vorausgeſetzt, und wir müſſen geſtehen, daß er ſich darin nicht ganz getäuſcht. Was den Grafen anbelangt, ſo hatte er ſchon oft hiezu den Anlauf genommen, hatte aber trotz dieſes

In seinem Zimmer angekommen, war der unglückliche Mann still und folgsam. Der Doktor brachte ihn zu Bett, ließ ihm zur Ader, verordnete ihm Umschläge und erklärte, die Nacht bei dem Kranken bleiben zu wollen. Madame Stieglitz kannte ich nicht wieder, sie hatte sich im Vorzimmer auf einen Lehnstuhl niedergelassen und saß da regungslos und nachdenkend, den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Bald entschlief der Kranke und auf einen Wink des Doktors ging ich auf mein Zimmer.

Den andern Tag durfte Niemand zu dem Prinzipal und selbst der Kreis-Physikus, der von dem Apotheker etwas von dem Unfalle gehört hatte, wurde nicht vorgelassen und nur von der Prinzipalin empfangen, welche ihm sagte, gestern Abend sei der Herr Stieglitz von einem Schlaganfalle getroffen worden und da ihn zufälligerweise ein junger Arzt, der sich seit Kurzem hier niedergelassen, nach Hause begleitet, so wolle er Niemand anders als diesen um sich sehen. „Sie kennen ja," setzte die Frau hinzu, „die sonderbare Gemüthsstimmung meines Mannes und wissen wohl, daß da nichts zu machen ist."

Der Kreis-Physikus, ein alter aber gutmüthiger Mann, kinderlos und sehr reich, der die besten Häuser der Stadt nur noch so aus alter Gewohnheit beibehielt, und, weil er als starker Schnupfer, in fast jedem derselben eine große Schnupftabacksdose stehen hatte, auch

Anlaufes nie einen bedeutenden Schritt vorwärts thun können. Die Gräfin hatte eine ſo entſchloſſene Art, trat ihm mit einer ſolch' furchtbaren Sicherheit entgegen, daß er ſelbſt mit dem beſten Vorſatze und bei der vollen Berechtigung, einen häuslichen Sturm zu erregen, ſich doch meiſtens achſelzuckend hatte zurückziehen müſſen, entweder weil er in der vorgehabten Angelegenheit nicht zu Wort hatte kommen können, oder weil ſie ihn vollſtändig verwirrt hatte — und das war bei dem Herrn Grafen nicht gerade ſchwer — indem ſie bei Vorwürfen der ernſteſten Art mit einer Entſchloſſenheit, die faſt an's Unglaubliche grenzte, ihm zur Antwort gab: „Und wenn auch! was weiter?"

Mochte es nun ſein, daß ſcharfe Zungen, wie es deren in der Welt in allen Kreiſen der Geſellſchaft genug gibt, in letzterer Zeit etwas laut vor den Ohren des Grafen geziſchelt, oder hatte er es wirklich ein wenig zu ſtark gefunden, daß ſeine Gemahlin geſtern Abend ſo ohne alle Rückſicht auf ihn gehandelt, ſo plötzlich aus dem Cirkel verſchwunden war, wo er ſich doch befand und wo er ſich und ſie auf's Höchſte compromittirt, da er — und das war ihm doch durchaus nicht übel zu nehmen — mehrere Male nach ſeiner Gattin gefragt hatte — genug, er beſchloß ihr eine Scene zu machen.

Ob er, wie der Marquis Fontana vorausgeſetzt, wirklich eine ganze Stange cire à Moustache zum Arrangement ſeines Schnurrbartes gebraucht, könnte allein ſein Kammerdiener der Wahrheit gemäß angeben; daß aber dieſer Schnurrbart ſich drohend genug emporbäumte, als ſich der Graf Follange nach den Zimmern ſeiner Gemahlin begab, können wir als wichtig zur Bezeichnung ſeiner Gemüthsſtimmung nicht verſchweigen.

Das Kammermädchen der Gräfin ſaß im Vorzimmer, beinahe unſichtbar gemacht durch eine Wolke von Seide und Spitzen, und ſchien in dieſer Maſſe von Stoff emſig nach einem verborgenen Fehler zu ſuchen.

„Meine Frau iſt auf ihren Zimmern?“

„Ich glaube ſo, gnädiger Herr,“ tönte es hinter dem Kleiderhaufen hervor, „aber ſo außerordentlich beſchäftigt, daß die Frau Gräfin ausdrücklich befohlen, Niemand in ihr Appartement zu laſſen.“

„Pah! Niemand? Natürlich Niemand Fremdes. — Sie iſt alſo zu Hauſe?“

Der Graf machte dabei ein Paar raſche Schritte gegen die Thüre des Appartements ſeiner Gemahlin.

Jetzt wogte und wallte es heftig in dem Haufen von Seide und Spitzen; dieſer kleine Berg öffnete ſich, und das erſchrockene Geſicht des Kammermädchens blickte daraus hervor. Sie hätte ſich gern dem Grafen in den Weg geworfen, doch ſiegte ihre Furcht, bei einem raſchen Schritte, der hiezu nöthig war, ihre Stoffe noch mehr zu verwirren oder gar zu zerreißen, weßhalb ſie erſchrocken ihre Hände emporſtreckte und mit lauter Stimme ſagte: „Allerdings iſt die gnädige Gräfin zu Haus, aber entſchieden bei der Toilette.“

„Und dabei fehlſt Du?“ fragte Graf Follange mit einem ſo ſonderbaren Lächeln, wie man es bis jetzt noch nie an ihm bemerkt. Die Spitzen ſeines Schnurrbartes neigten ſich förmlich gegen die Naſe.

„Ich fehle allerdings dabei, gnädiger Herr,“ erwiederte das Kammermädchen, das ſeine Geiſtesgegenwart vollkommen wieder erlangt hatte, „weil ich hier dringend beſchäftigt bin. Auch iſt die Frau Gräfin“ — dies ſagte ſie mit ſehr ſcharfer Betonung — „bei dem Theil der Toilette, wo ſelbſt ich für einen Augenblick entbehrlich bin — ich warte hier bis man mich ruft.“

Dieſes „ich“ war ſo außerordentlich deutlich betont, daß der Graf unmöglich anders konnte als zur Antwort geben:

„Nun, in dem Falle werde ich auch einen Augenblick warten,

bis die Toilette so weit sein wird, daß Dich die Klingel hineinruft. Dann gehen wir mit einander."

Das Kammermädchen lächelte sehr auffallend auf eine unbeschreibliche Art, wobei sie ihren Herrn und Gebieter mit einem leichten Achselzucken betrachtete. Dieses Lächeln aber war in die Worte zu übersetzen: So ist es denn möglich, daß es einen Mann auf der ganzen weiten Welt und noch darüber hinaus gibt, der sich einbilden kann, er habe in der That das Recht, zu gleicher Zeit mit dem Kammermädchen seiner Frau und ohne vorherige Meldung in jenes Heiligthum einzutreten, wo der complicirte Cultus der Mysterien einer Toilette ausgeübt wird!

Nach diesem Lächeln, dem aber auch wie ein bitterer Nachgeschmack ein entschieden verächtlicher Gesichtsausdruck folgte, hatte das Kammermädchen sich langsam aus dem Spitzenhaufen herausgewickelt, zog alsdann die Taille ihres Kleides etwas herunter — Kammermädchen pflegen dies in gewissen Fällen nicht zu versäumen — dann strich sie leicht über ihr Haar, und sagte in einem Tone, der so entschieden klang, daß man dagegen die Haltung des Herrn Grafen Follange mit sammt seinem drohend emporstehenden Schnurrbarte hätte schlaff nennen können:

„Ich werde der Frau Gräfin die Meldung machen, daß der gnädige Herr so eben im Begriff sind, in ihr Cabinet zu kommen."

Der Graf besann sich einen Augenblick, und als er bemerkte, wie entschlossen sich die Zofe vor der Thüre ihrer Gebieterin aufgepflanzt hatte und daß sie ihm ordentlich herausfordernde Blicke zuwarf, da besann er sich, daß es jetzt entschieden sein Ansehen untergraben heiße, wenn er so im Vorzimmer seiner Gemahlin warte. Er machte deßhalb auch nach kurzer Ueberlegung ein Paar gemessene Schritte gegen die Thüre, — zu welcher er hereingekommen, und sprach im Weggehen in sehr drohendem Tone:

„So sage meiner Frau, ich wünsche sie gleich zu sprechen.“

Nachdem er hierauf das Vorzimmer verlassen, wiegte das Kammermädchen ihren Kopf auf und nieder, indem sie ihm nachsah und dann zu sich selber sprach:

„Ja, wenn man Glück hat; da wäre nun bei mancher Andern Alles verloren gewesen, namentlich bei einer, wo ich nicht im Vorzimmer gewesen.“

Im Gefühl dieses Werthes, vielleicht auch anderer Ursachen halber, öffnete sie sehr entschieden und mit vielem Geräusch die Thüre, welche in die Zimmer der Gräfin führte, wartete aber alsdann in einem kleinen Gemache, bis von der andern Seite die Gräfin Follange hastig hereintrat und die Botschaft ihrer Kammerfrau in Empfang nahm, welche ihr diese mit wenigen, aber ausdrucksvollen Worten zuflüsterte.

Die Gräfin biß sich auf die Lippen, schüttelte heftig mit dem Kopfe und gab dann zur Antwort:

„In zehn Minuten melde dem Grafen, ich sei bereit, ihn zu sehen. Sage ihm auch dazu, Du habest Dich geirrt, er hätte ohne Weiteres eintreten können; ich sei nicht bei der Toilette gewesen. Es sei, wie er wohl wisse, die Zeit meiner Zeichenstunde, in der ich mich nicht gerne stören lasse. Ganz in seinem Belieben stände es aber, wenn er doch kommen wolle.“

„Ich habe die Toilette so wichtig dargestellt,“ sagte das Kammermädchen mit einem schlauen Blick, „daß ich dieselbe jetzt kaum noch durch die Zeichenstunde werde verdrängen können.“

„So mach' was Du willst, aber geh'. — In zehn Minuten!“

Die Zofe trat in das Vorzimmer hinaus, wobei sie sorgfältig die Thüre hinter sich zuzog; die Gräfin Follange ging in ihr Arbeitszimmer zurück, welches sie so eben verlassen.

Sie war sehr aufgeregt; gewöhnlich schon von einer außerordentlichen Lebendigkeit, schien jetzt jede Muskel ihres Körpers zu beben, ihr Gang war hastig und unstät, und wenn sie eine Hand

erhob oder ihren Kopf aufrichtete, so nahmen sich alle diese sonst bei ihr, wenn auch raschen, so doch graziösen Bewegungen jetzt wie lauter Zuckungen aus. Dabei biß sie die Lippen fest auf einander; dabei athmete sie schwer; dabei waren ihre Wangen ge röthet; dabei blitzte ihr schwarzes, glänzendes Auge, nicht in Freude oder Lust, vielmehr in Zorn und Haß; sie machte einen raschen Gang durch das Zimmer, wobei sie ein Taschentuch in ihren Händen nicht nur krampfhaft zusammendrehte, sondern auch kleine Stücke davon abriß, die rechts und links auf den Teppich flogen. Dann blieb sie plötzlich in der Mitte des Gemachs stehen und wandte sich in entschlossener Haltung gegen einen Mann, der dort an einen Tisch gelehnt stand, der die Arme düster über die Brust verschränkt hatte, — gegen einen uns wohlbekannten Mann der sehr bleich aussah, der sie mit glühenden Blicken betrachtete und der so jeder ihrer Bewegungen folgte.

„Das ist eine Drohung!" rief sie leidenschaftlich aus, „ein furchtbare Drohung, der ich mit aller Kraft begegnen muß und — werde." Nachdem sie das letzte Wort scharf herausgestoßen, war es gerade, als hörte man ihre Zähne knirschen.

„A — a — h! das ist also eine Drohung?" sagte der Mann mit einer fast klanglosen Stimme. „Was wir Beide oft gewünscht was wir uns in anderen Augenblicken schön und herrlich ausgemalt: ungetrennt bei einander sein zu können — das ist jetzt ein Drohung!"

„In unseren Verhältnissen ja — ja — ja."

Er that einen sehr tiefen Athemzug, dann strich er mit der Hand über seine feuchte Stirn und sprach:

„O wer mir das vor Wochen, vor Monaten gesagt hätte"

Sie zuckte heftig mit den Achseln, indem sie ihren aufgeregten Spaziergang durch das Zimmer fortsetzte. — „Wer hat die Ver pflichtung, uns so etwas zu sagen?" warf sie hin. — „Niemand — So was sagt man sich selbst."

„Das ist allerdings richtig," entgegnete er mit einer merkwürdigen Ruhe, „darum muß man aber gleich schon beim Anfang an das Ende denken und das kann nicht sein."

„Nichts währt ewig," sagte die Gräfin. „Aber wir wechseln da Worte," fuhr sie fort und dabei trat sie heftig mit dem Fuß auf den Boden, „wir wechseln Ansichten, als hätten wir Stunden vor uns, während uns doch eine Sekunde kostbar ist. Der Graf wird sogleich hier sein. Er ließ so eben fragen, ob ich zu Haus sei."

„Er soll kommen."

„Allerdings wird er kommen; aber wird er nicht unsere Aufregung sehen und seine Gedanken darüber haben?"

„Er hat schon oft einem Theil unserer Zeichenstunde beigewohnt, ohne sich viel um Aufregungen zu bekümmern."

Die Gräfin war in der Nähe eines Fensters stehen geblieben, sie hatte einen Augenblick hinausgeschaut und ihre zusammengeballte Hand fest gegen die Stirn gedrückt. Als sie nun dieselbe langsam wieder herabsinken ließ, blitzte es eigenthümlich in ihrem Auge auf und man sah einen lauernden, fast lächelnden Zug um ihre Mundwinkel.

„Das war damals," sagte sie mühsam Athem holend, „vor Kurzem noch, die vergangene Woche meinetwegen. Aber seit der Zeit hat sich Vieles verändert."

Die Ruhe, mit welcher der Maler am Kamin stand, war offenbar eine erkünstelte, oder er zwang sich wenigstens mit aller Kraft ruhig zu scheinen; denn zuweilen, wenn er einen Blick zu ihr hinüberwarf, sah man in diesem Blicke seine ganze Leidenschaft auflodern. Dabei bemerkte man auch wohl, wie seine Finger zuckten und wie er die Nägel derselben fest in seine Aermel vergrub, wie er sich gewaltsam zurücklehnte, um nicht zu ihr hinzustürzen, während er in kurz abgestoßenen, aber tiefen Athemzügen an seiner Unterlippe nagte.

„Ja, ja," sprach er jetzt mit dumpfer Stimme, „es hat sich

in Kurzem Vieles geändert; hier bei Dir, Clariſſa, in unſerem Verhältniſſe, vor Allem bei mir. — Ah!“ fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, während dem er ſie finſter betrachtet, „ich würde Dir gern noch einmal auseinanderſetzen, wie gräßlich ich in der vergangenen Nacht gelitten, nachdem die Frau Gräfin mich bis zwei Uhr Nachts hatte warten laſſen und dann gnädig verabſchiedete. O ich möchte noch einmal erzählen, ausmalen mit allen Qualen der Verzweiflung jenen Moment, als ich in mein Haus trat.“ —

Sie zuckte leicht mit den Achſeln.

„Ja, Madame, ich hatte bis dahin ein Haus oder wenn Sie wollen, eine Wohnſtätte, eine Heimat. Jetzt habe ich alles das nicht mehr, ich bin frei wie die Wolke in der Luft, frei wie der Vogel auf dem Zweig — meine Verhältniſſe,“ ſetzte er mit bitterer Ironie lächelnd hinzu, „haben ſich ſo geordnet, wie wir Beide es ja oft gewünſcht. — Entſetzlich! Jetzt ordnen Sie auch die Ihrigen.“

Er knirſchte laut und heftig mit den Zähnen.

„Ja, Clariſſa,“ preßte er gewaltſam hervor, „es muß und ſoll ſo ſein. Ordne Deine Verhältniſſe und halte, was Du mir verſprochen. Glaube nicht, mich leichthin wie geſtern Nacht abfertigen zu können. — Du haſt es mit einem halb Wahnſinnigen zu thun. — Und wenn Du mich ſo anſiehſt,“ ſagte er nach einer Pauſe, während welcher er ſie mit einem wilden Blicke betrachtet, „ſo ſiehſt Du Dein Werk vor Dir, ſo ſiehſt Du, was Du aus mir gemacht. — O Clariſſa,“ rief er nun mit einem Male leidenſchaftlich, aber mit weicher Stimme, indem er ſeine bisherige Stellung verließ, ihr entgegeneilte und zu ihren Füßen niederſank, „o Clariſſa, obgleich ich fühle, wie namenlos elend Du mich gemacht, ſo kann ich doch nicht von Dir laſſen; — obgleich ich fühle, daß Du ein böſer Geiſt biſt, der mich immer tiefer mit ſich hinabreißt, der mich endlich in troſtloſer Oede allein laſſen wird, ſo

kann ich mich doch nicht von Dir losreißen. Und," setzte er dringend hinzu, nachdem er ihre Hand ergriffen und sie mit heißen Küssen bedeckt, „auch Du willst Dich ja nicht von mir losreißen. O gewiß nicht, Clarissa. Du hast mit mir wieder einmal gespielt, wie Du schon einmal scherzhaft versucht. — Nicht wahr, auch jetzt wieder?"

Er hatte sanft ihren Arm ergriffen, und während er sich langsam aufrichtete, legte er seine Hand auf ihren Kopf, um diesen herum zu wenden, denn sie blickte trotzig von ihm weg. — „O Clarissa," fuhr er nach einer Pause fort, „was mich so unendlich zu Dir hinzieht — ich weiß es nicht; könnte ich an Mährchen glauben, so würde ich sagen, Du habest mir einen Zaubertrank gegeben. Denn," setzte er mit zitternder Stimme hinzu, „ich will es Dir nur gestehen, ich habe auch Augenblicke, wo ich Dich hasse, glühend hasse, tödtlich hasse, wo ich fühle, daß das Band, welches mich an Dich fesselt, nur lose in der Luft flattert, so daß jeder Hauch es zerreißen könnte. — — Soll ich Dich wirklich verlassen, Clarissa, auf immer verlassen? — Nein, nein, Du willst das selbst nicht, denn Du schweigst. O Du seltenes, wildes, glühendes Weib! Du hast wieder einmal Deine Laune an mir ausgeübt. — So gib mir nur eine Antwort, so sprich wenigstens zu mir!"

Der Maler hatte sie endlich vermocht, ihm ihr Gesicht zuzuwenden; ja, man hätte glauben können, es leuchte in ihren Augen ein milder, versöhnlicher Strahl. Doch nur einen kleinen Moment, dann hob sie ihren Kopf wieder trotzig in die Höhe, versuchte es, ihre Hand aus der seinigen loszumachen und sagte in kaltem Tone:

„Habe ich nicht genug gesprochen? Habe ich nicht seit einer halben Stunde alle Gründe der Vernunft erschöpft? Ist es möglich, Ihnen etwas begreiflich zu machen?"

„Und was will man mir begreiflich machen?"

„Daß — o mein Gott! daß — daß es Verhältnisse gibt, die nicht dauern können, die sich lösen sollen, die sich lösen müssen.

— Doch ich rede da in den Wind," ſagte ſie ängſtlich, fuhr aber gleich darauf heftig fort: „Und das kann mich zur Verzweiflung bringen. Ich rede, und Minute um Minute eilt dahin, die Zeit vergeht, ich ſagte Ihnen ſchon einmal, daß ich im nächſten Augenblicke den Grafen erwarte."

„Pah! den Grafen," gab der Maler mit einer verächtlichen Miene zur Antwort. „Iſt es das erſte Mal, daß Sie ihn während unſerer Zeichenſtunde erwarten?"

„Das nicht, mein Herr, entgegnete ſie in eiſigkaltem Tone; „aber damals war es mir gleichgültig, ob er kam oder wegblieb. — Das iſt es mir heute nicht mehr."

Bei aller Geiſtesgegenwart und der Gabe, ſich in den ſchwierigſten Lagen ſogleich wieder faſſen zu können, war die Gräfin doch nicht im Stande, dem Manne ihr gegenüber in dieſem Moment in das Auge zu ſehen, ſondern ſie ſchaute wie erwartungsvoll nach der Thüre. Bei den Worten aber, die ſie eben geſprochen, war er ſichtlich zurückgefahren; die flammende Röthe auf ſeinem Geſichte wich augenblicklich einer tiefen Bläſſe und er ließ ihre Hand los, die ſie haſtig an ſich zog.

„Was war das?" ſagte er nach einer Pauſe. „Was ſollte das heißen? — O nein," fuhr er mit einem ſeltſamen Lächeln fort, „ſo kann das nicht gemeint ſein. Der Gegenſtand Ihres Haſſes, Ihrer wohlverdienten Verachtung, die Zielſcheibe Ihrer beſtändigen Spöttereien, der Graf Follange —"

„Mein Gemahl," gab ſie ſtolz zur Antwort, mit einer Würde im Geſichte, die einer beſſeren Veranlaſſung werth geweſen wäre — „Er hat doch wohl das Recht, in meinem Zimmer zu erſcheinen wenn es ihm gut dünkt?"

Der Maler legte ſeine Hand an die Stirn, wie man wohl thut, wenn man ſich klar machen will, ob eine Sache, von der es Einem iſt, als habe man darüber geträumt, wirklich exiſtire. — „Ah! Frau Gräfin," ſagte er alsdann, „Sie ſcherzen eigenthümlich."

„Weit entfernt davon, zu scherzen," entgegnete sie mit einem sehr gut geheuchelten Erstaunen. „Und da ich Ihnen bestimmt wiederholen muß, daß es mir ernst ist mit dem, was ich sagte, so muß ich Sie dringend ersuchen, unsere Unterredung unterbrechen und mich verlassen zu wollen."

Er konnte sich hierauf nicht enthalten, laut und wild aufzulachen. — „Sie erwarten den Grafen, Ihren Gemahl hier? — Erlauben Sie mir, daran zu zweifeln, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß dem nicht so ist. — Gewiß, das kann nicht sein, Clarissa. Nein, nein, das ist unmöglich — — Ja," setzte er mit starrem Blicke hinzu, „wenn es so wäre — das könnte mir das Scheiden erleichtern."

Die Gräfin machte eine Bewegung der Ungeduld, worauf sie aber mit einem Male in ein tiefes Nachdenken verfiel. Nach einigen Sekunden aber fuhr sie empor und sagte:

„Gut denn, ich will Sie überzeugen. Sie verweigerten mir vorhin den kleinen Schlüssel, den Sie haben und welcher die Thüre öffnet, die dort aus meinem Cabinete auf die kleine Treppe führt."

Der Maler fuhr mit der Hand an die Brust und ließ dort mit einem entschlossenen Gesichtsausdrucke die Finger einen Augenblick zusammengeballt ruhen. Seine Bewegung entlockte ihr ein trauriges Lächeln, das aber wie ein Blitz entschwand, und dem ein leichter Seufzer folgte.

„Behalten Sie denn diesen Schlüssel — heute noch," sagte sie. „Treten Sie in das Cabinet, damit Sie sich überzeugen, wer im nächsten Augenblick in mein Zimmer kommt!"

„Clarissa!"

„Ich hoffe, daß Sie den Muth haben, denn es gehört allerdings einiger Muth dazu, unter gewissen Verhältnissen von einem andern Manne nur durch eine Thüre getrennt zu sein."

„Den Muth, den Sie hoffentlich meinen, habe ich," gab er

bei einer ſchwachen Geſundheit des Nachts kaum zu bewegen war, ſeine Patienten zu beſuchen, hielt ſich deshalb mehrere junge Aerzte zur Aushülfe und war aus dieſen Urſachen auch über den neuen Eindringling im Stieglitz'ſchen Hauſe nicht ungehalten. Der Verwundung des Buchhalters wurde gar nicht erwähnt, und nachdem ſich der Kreis-Phyſikus eine halbe Stunde mit der Prinzipalin unterhalten, die aber ſeinen luſtigen Geſchichten nur ein halbes Ohr lieh, entfernte er ſich wieder.

Nicht ſo leicht abzuweiſen war der Pfarrer Sproßer, welcher ſeinen geiſtlichen Beiſtand mit aller Gewalt auf- und mit ſalbungsvollen Worten in das Krankenzimmer eindrang. — „Iſt auch unſer Wort," ſagte er mit ſiegreichem Lächeln zur Madame Stieglitz, „bitter für manche Herzen und will nicht eindringen in manches Ohr, ſo iſt es doch für die Seele geſund und ſtärkend, und muß dem Kranken wie oftmals eine widerwärtige Arznei mit Gewalt eingeflößt werden, namentlich iſt mein theurer Freund, der verehrte Chef dieſes Hauſes," ſetzte er liſtig hinzu, „ſchon längere Zeit kränker an der Seele, wie er es an ſeinem Leibe je werden kann." Die Prinzipalin zuckte die Achſeln und ließ ihn ſein Heil verſuchen. Es dauerte aber nicht lange, ſo kam der Geiſtliche wieder zurück, etwas blaß und verſtörten Angeſichtes. Der Doktor Burbus war gerade bei der Prinzipalin, „ich muß," ſagte Sproßer ſonderbar lächelnd,

ihr mit zitternden Lippen und flammendem Auge zur Antwort. „Ob aber ein anderer Muth mich nicht im entscheidenden Moment verließe — aber nein, nein, Clarissa! Sie halten mich nur zum Besten, Sie machen sich ein grausames Vergnügen daraus, sich in meinen Augen zu verdächtigen."

„Wenn ich mit dem Grafen hier allein in meinem Zimmer bleibe —"

Er wehrte heftig mit der Hand von sich ab; man sah ihm an, daß er sich in einer fieberhaften Aufregung befand.

„So sei es denn!" rief er; „ich will Alles thun, was Sie verlangen."

„Und mir auch morgen jenen Schlüssel zurückschicken?"

„Auch das, wenn — es mir möglich ist."

„Noch eins!" sprach die Gräfin, als er schon im Begriffe war, nach einer Verbeugung in das Cabinet zu treten. „Ich habe immer Ihren Worten geglaubt und bin auch jetzt überzeugt, daß Sie ein Versprechen, welches Sie mir geben werden, unverbrüchlich halten."

„Gewiß, wenn ich dieses Versprechen einmal gegeben."

„Und Sie werden es mir geben; Sie werden mir versprechen," sagte sie, nachdem sie einen raschen Blick auf die Uhr über dem Kamin geworfen, „das Cabinet durch die kleine Thüre geräuschlos zu verlassen, sowie Sie hier aus diesem Zimmer, dort von jener Pendule die dritte Stunde schlagen hören. — Sie sehen, ich verlange nicht viel."

„Nach Umständen sogar wenig. — Wenn aber —"

„Hier gilt kein Wenn und kein Aber — nur Eile!" fuhr sie hastig fort, „die Zeit drängt. Sie geben mir Ihr Ehrenwort, das Cabinet um die dritte Stunde geräuschlos zu verlassen. — Nun?"

„Gut, ich gebe Ihnen meinen Ehrenwort."

„Sie schwören mir feierlich, Ihr Versprechen zu halten?"

„Mein Ehrenwort genügt."

„So leben Sie wohl!

Er blieb noch einen Moment ſtehen, ſie mit einem traurigen Blicke betrachtend, und ſie mußte dieſen Blick fühlen, ohne daß ſie ihn anſchaute, denn ſie reichte ihm ihre Hand, auf die er noch einmal wild und innig ſeine Lippen drückte und dann in das Cabinet eilte.

Noch ein Paar Sekunden lang blieb die Gräfin Clariſſa von Follange auf demſelben Flecke ſtehen, ſcheinbar ohne alle Erregung; dann aber ſchien es ſie eigenthümlich zu durchſchauern, ein leichtes Zucken überflog ihren Körper, worauf ſie tief aufſeufzte, dann aber ihren Kopf raſch empor warf und nach dem Vorzimmer eilte, wo ſie dem Kammermädchen eine Frage ſtellte.

Dieſe gab zur Antwort: „Gewiß, Frau Gräfin, ich habe gemeldet, wie Sie befohlen; der Herr Graf werden gleich erſcheinen.“

„So komm' Du vorher einen Augenblick herein.“

Das Kammermädchen gehorchte alsbald, und als es den Salon betreten und einen aufmerkſamen Blick um ſich her geworfen, bückte es ſich nieder, um die Stückchen von dem zerriſſenen Taſchentuch aufzuheben, die auf dem Boden zerſtreut lagen.

„Gut,“ ſprach die Gräfin; „thu' das nachher. Sieh geſchwind hieher.“

Sie hatte ſich auf einen kleinen Stuhl niedergelaſſen, und die Kammerjungfer legte die Hand an die Friſur ihrer Dame, fand aber, daß daran nicht viel zu corrigiren ſei.

In dieſem Augenblick hörte man Schritte im Vorzimmer, die Thüre wurde mit ziemlichem Geräuſche geöffnet, und der Graf Alfons von Follange trat mit demſelben drohend emporgerichteten Schnurrbart, den wir ſchon vorhin an ihm bewundert, in den Salon ſeiner Gemahlin.

Der Graf, eine lange, ziemlich dürre Geſtalt, hatte wenig von dem an ſich, was man im gewöhnlichen Leben ein ariſtokratiſches Aeußere zu nennen beliebt, und doch, wie der vorliegende Fall beweist, ausſchließlich zu nennen nicht das Recht hat; denn

Ariſtokrat war der Graf Follange, einer Familie von ſo viel Ahnen angehörig, daß ſich dieſe in's graueſte Alterthum verloren und dort erſt zweifelhaft wurden. Denn zwei würdige Männer, ein Grobſchmied, der bei ausbrechendem Kriege zuerſt ſein Schwert geſchmiedet, dann es aber tapfer geſchwungen, ſowie ein kühner Räuber, der klein anfing und groß endigte, hatten beide ſehr gegründete Anſprüche, die Wurzel des ſpäter ſo blühenden Stammbaumes der Follange geweſen zu ſein.

Vom damaligen kühnen Räuber war im Aeußern des jetzigen Herrn der reichen Beſitzungen der Follange nicht viel zu entdecken; doch hatte der Grobſchmied einige Spuren hinterlaſſen. Der Graf hatte etwas in ſeiner Figur, was man bei einem bürgerlichen Manne „ungeſchlacht" genannt hätte; ſeine Bewegungen waren ſehr linkiſch und erſchienen um ſo eckiger, da er mit Armen und Füßen gern auffallende Curven beſchrieb, und da obendrein dieſe Arme und Beine mit ſehr großen und plumpen Händen und Füßen verſehen waren. Wenn er zufällig neben ſeiner kleinen zierlichen und höchſt eleganten Frau ſtand oder ging, ſo erſchien er wie ein Rieſe, der ſich ein wunderſchönes, niedliches Feenkind zum Spielzeug erkoren. Was ſeinen Verſtand anbelangt, ſo ſagten ſeine Feinde — und er hatte deren ebenfalls wie jeder andere Chriſtenmenſch — die Pflege des Schnurrbartes nehme dem Grafen Alfons von Follange zu viel Zeit weg, um daran denken zu können, ſeine Geiſteskräfte vor der Mitwelt glänzen zu laſſen, und wegen dieſes betrübten Umſtandes haben dieſelben auch noch niemals geglänzt.

Das Kammermädchen hatte gerade mit einer claſſiſchen Ruhe nicht nur die Stücke des Taſchentuches zuſammengeleſen, ſondern auch, ohne irgend eine übereilte Bewegung, einen Handſchuh aufgehoben, der zufällig neben dem Kamine lag, als der Graf eintrat, ſeine Frau mit einem ſteifen Kopfnicken begrüßte, nachdem er ſie einen Moment mit finſter zuſammengezogenen Augenbrauen

betrachtet, worauf er dem Kammermädchen einen sehr verständlichen Wink gab, sich zu entfernen.

Diese näherte sich aber der Gräfin mit der Frage, ob ihre unmittelbare Gebieterin nichts mehr zu befehlen habe.

„Gib mir ein anderes Taschentuch," sagte diese mit großer Ruhe.

Die Zofe wandte sich nach dem Cabinet; doch fuhr die Gräfin fort: „Nicht von dort; Du kannst eins aus meiner Garderobe draußen nehmen."

Dieser Befehl wurde alsbald erfüllt, worauf der Graf mit seiner Gemahlin allein blieb.

Letztere saß auf einem kleinen Sessel in der Nähe des Fensters und blickte an den schmalen Streifen blauen Himmels hinauf, der zwischen den zusammengefallenen Vorhängen sichtbar blieb. Der Graf hatte seine großen knochigen Hände auf dem Rücken zusammengelegt, ging mit weiten Schritten auf und ab, wobei er nicht unterließ, im Vorüberspazieren seine Gemahlin mit finsterem Blicke so lange anzuschauen, als ihm dies möglich war, ohne seinen Hals gar zu sehr zu verdrehen.

„Madame!" sagte er endlich mehr in einem Tone des Ausrufes, als in dem einer beginnenden Anrede Er wußte von früheren Veranlassungen her, daß sie darauf entweder heftig oder lachend antworten würde: „Der Herr Graf befehlen?" und in solchen Fällen hatte er dieses „Madame!" mehrere Male wiederholt, wie um sich selbst Muth zu machen oder einen gehörigen Anlauf zu nehmen über die Hindernisse ihrer sehr herausfordernden Augen oder über jenes verächtliche Achselzucken, das ihn leicht aus der Fassung brachte, kühn hinwegzusetzen.

Heute aber ließ die Gräfin auffallender Weise keinen Laut hören.

„Madame!" wiederholte er kühner, indem er sogar eine halbe Sekunde auf seinem Gange durch's Zimmer anhielt, als er in ihre Nähe gekommen war.

Die Gräfin hatte ihren Kopf in die Hand gelegt und ſchien in den Anblick des ſichtbar gebliebenen blauen Himmelsſtreifens ganz vertieft zu ſein.

„Madame!“ ſagte der Graf Follange jetzt zum dritten Male, während er jetzt wirklich vor ſeiner Gemahlin ſtehen blieb, und nachdem er eine Minute auf irgend eine Erwiederung ihrerſeits gewartet, fuhr er fort: „Das von geſtern Abend, Madame, überſteigt doch wirklich alle Begriffe! Sie verweigern es, in meiner Begleitung, in der für Sie allein paſſenden, eine Geſellſchaft zu beſuchen; Sie haben Migräne, ſagen Sie, und bleiben auf Ihrem Zimmer. Ich erzählte das Jedermann, der nach Ihnen fragt, ich nehme einiges Bedauern für Sie in Empfang; ich mache Ihr Leiden noch ſchlimmer, als es mir ſelbſt vorkam; es war das ein ergiebiger Stoff für verſchiedene Unterhaltungen — und was geſchieht? — Auf einmal — ich traue meinen Augen kaum — fallen Sie wie eine Bombe mitten in den Salon der Frau von Molitor hinein. Heißt das nicht einen Mann und ſich ſelbſt compromitiren?“

Die Gräfin hatte langſam ihr Haupt herumgewandt. „Darauf würde ich Ihnen entgegnen,“ ſagte ſie mit ſolch' ruhiger Stimme, daß der Graf ordentlich davon frappirt war, „es ſei in meinem Betragen allerdings etwas Auffallendes geweſen — ja, das würde ich zugeſtehen, wenn Ihr Vergleich von vorhin, mein Erſcheinen in dem Salon betreffend, nicht ſo ganz und gar unpaſſend geweſen wäre. — Ich wäre eingefallen wie eine Bombe! — Ah, Herr Graf, das kann nicht Ihr Ernſt ſein! Hätten Sie geſagt: ich wäre in die Geſellſchaftszimmer geſchwebt ungefähr wie eine Blüte, die der Nachtwind hereinweht, ſo würde ich Ihnen vielleicht Recht gegeben haben.“

„A — ah, Madame!“ erwiederte der Graf im Tone großer Verwunderung, „Sie ſpotten, ſtatt ſich zu rechtfertigen.“

„Ich ſpotte nicht,“ verſetzte ſie mit dem weichen, melodiſchen

Ton ihrer Stimme, den sie so vortrefflich anzunehmen verstand, wenn das in ihrer Absicht lag. „Sagen Sie mir, worin ich gefehlt, und ich werde mich zu rechtfertigen suchen. Aber mit Vergleichungen, die so unpassend sind, sollten Sie mich nicht zu kränken suchen."

Der Graf Follange wußte eigentlich gar nicht wie ihm geschah, denn in einem solchen Tone hatte die Gräfin, seine Gemahlin, noch nie mit ihm gesprochen, entschieden noch nie, selbst nicht in jener Zeit, welche man ihrer Süßigkeit halber: „Honigmonat" oder „Flitterwochen" zu nennen pflegt.

„Ist denn überhaupt etwas so Besonderes dabei, daß ein heftiges Kopfweh, welches mich vor Mitternacht plagt, nach Mitternacht aufhört, und daß ich es alsdann unerträglich finde, so allein in meinem Zimmer zu sein? — Ja, so allein, Herr Graf! Kann man es mir verdenken, daß ich mich anziehen lasse, um noch einige Stunden einer langen Nacht hinwegzuplaudern? — O," sagte sie kopfschüttelnd nach einem tiefen Seufzer, „man kann uns das Leben wirklich unerträglich machen!"

Bei diesen letzten Worten hatte sie sich rasch erhoben und sich so an das Fenster gelehnt, daß ihr Kopf auf den Armen ruhte, daß ihr Gesicht, ihre glänzenden Augen, ihre blendend weißen Zähne, ihre frischen, feuchten Lippen scharf von dem einfallenden Lichte erhellt wurden, und daß sich ihre feine, aber dabei doch so volle und elegante Figur in wahrhaft malerischen Umrissen auf dem dunklen Vorhange abhob.

Der Ausdruck des Zorns auf dem Angesichte des Grafen schwand sichtlich dahin, ja seine Augen erschienen fast freundlich und sein ganzes Gesicht würde etwas Wohlwollendes angenommen haben, wenn das bei den so entsetzlich drohend hinaufgedrehten Schnurrbartspitzen möglich gewesen wäre. Das mochte auch der Besitzer derselben fühlen; denn als er mit seiner breiten Hand von der Stirne abwärts über sein Gesicht fuhr, verschonte er

ſelbſt dieſe Schnurrbartſpitzen nicht, und nöthigte ſie, offenbar nicht ohne Abſicht, zu einer demüthigeren und verſöhnlicheren Haltung.

„Gut," ſagte er alsdann, nachdem er die Gräfin mit einem langen Blicke betrachtet und während er einen etwas haſtigeren Athemzug als gewöhnlich that. „Zugeſtanden alſo, daß mein Ausdruck von vorhin nicht ganz paſſend war, und daß ich am Ende auch begreifen kann, wie ein Kopfweh nach Mitternacht zu vergehen im Stande iſt, ſo war es doch höchſt auffallend, daß Sie ebenſo plötzlich, wie Sie gekommen, nach kurzem Aufenthalt wieder verſchwanden."

„O ich fühlte, daß mein Kopfweh wieder zunahm," ſagte ſie mit weicher Stimme.

„Auch das iſt möglich; aber dagegen werden Sie mir nicht läugnen, Frau Gräfin, daß es in dieſem Falle unbedingt paſſender geweſen wäre, wenn Sie Ihren Gemahl — mich nämlich, Madame, — ich heiße doch ſo vor der Welt —"

Man hörte die Gräfin einen Seufzer ausſtoßen und ſah, daß ſie tief Athem holte.

„Vor der Welt, ja, Madame," ſprach der Graf weiter, nachdem er einen Augenblick geſchwiegen, da ihm nicht die geringſte Bewegung ſeiner Gemahlin entgangen war und er geglaubt hatte, ſie würde ihm eine Antwort geben. — „Wenn Sie mich alſo erſucht hätten, Sie nach Hauſe zu begleiten; ſtatt deſſen aber rauſchten Sie bei mir vorüber, verbargen Ihr Geſicht hinter einem der koloſſalſten und lächerlichſten Blumenſträuße, die ich je in meinem Leben geſehen, und thaten ſo, als ſei ich gar nicht vorhanden. Ein ſolches Betragen ſollte mich eigentlich nicht mehr befremden, aber, Frau Gräfin, man wird am Ende jedes Dinges überdrüſſig; ſelbſt das weiteſte Maß läuft bekannter Weiſe endlich über, und ich muß Ihnen geſtehen, daß ich nicht länger mehr Luſt habe, eine ſolche Aufführung zu dulden."

Nach Beendigung dieſer Rede, die er wirklich in der eben angegebenen Faſſung vorgetragen, legte der Graf ſeine Hände abermals auf dem Rücken zuſammen und ſchritt dann im Zimmer auf und ab. Auch ſchielte er wieder nach der Gräfin hinüber, diesmal jedoch nicht mit gleicher Gereiztheit wie vorhin; es war vielmehr in ſeinen Zügen etwas Erwartungsvolles zu leſen, und nicht ohne Urſache, denn er konnte wohl begierig ſein, die Antwort ſeiner Frau auf eine Rede zu hören, wie ſie nie eine aus ſeinem Munde vernommen.

Zu ſeiner größten Ueberraſchung war dieſe Antwort ſo ganz anders, als er erwartet. Sie verließ ihre Stellung am Fenſter, ſie glitt langſam auf einen niedrigen Divan, der ſich nicht weit davon befand, ſie lehnte ſich zurück in die Kiſſen dieſes Divans und ſagte alsdann, während ſie die Gürtelquaſten ihres Kleides langſam durch die Finger gleiten ließ:

„Ihre Worte ſind hart, aber ich muß leider geſtehen, daß etwas Wahres in Ihren Vorwürfen liegt. Glauben Sie aber nicht, daß eine Vertheidigung mir allzu ſchwer wird. Es iſt wahr — um Ihren Ausdruck zu wiederholen — ich rauſchte bei Ihnen vorüber mit meinem koloſſalen Blumenſtrauße; es iſt ebenfalls wahr, ich hielt dieſen höchſt lächerlichen Blumenſtrauß ſo, daß Sie mein Geſicht nicht ſehen und daß ich unter dem Schutze deſſelben ſtumm vorbeigehen konnte; — aber ich, Herr Graf, hatte ihr Geſicht deutlich genug erſchaut; ich bemerkte wohl die finſteren Blicke, die Sie auf mich warfen; ich ſah ganz gut, wie Sie Ihre Lippen zuſammenpreßten und mir entging auch die Bewegung Ihrer Hand nicht," ſetzte ſie mit einem Anflug von Humor hinzu, „mit der Sie die Spitzen Ihres Schnurrbartes ſo hoch wie möglich aufrichteten — ein untrügliches Zeichen von Ungewitter und Sturm. — Was nun mein Verſchwinden anlangt, ſo iſt es ſo harmlos und unſchuldig, wie in der Welt was ſein kann; das ſchwöre ich Ihnen, darauf könnte ich einen körperlichen Eid ab-

legen. Ich hatte meinen Kräften zu viel zugemuthet; wie ich Ihnen vorhin ſagte, ich fühlte mein Kopfweh zurückkehren, deshalb trat ich aus dem hellen Zelte, wo mir die Lichter weh thaten, in den dunkeln Garten, athmete dort eine ganz kurze Zeit die köſtliche Nachtluft ein und fuhr alsdann nach Hauſe. — Das ſind meine Abenteuer der geſtrigen Nacht," ſprach die Gräfin mit einem kleinen ironiſchen Lächeln. „Nicht mehr und nicht weniger." — Sie hob betheuernd ihre Hand empor.

Die Ruhe, ja die Herzlichkeit, mit der die Gräfin das Vorhergehende geſprochen, hatten offenbar das Gemüth ihres Gemahls erweicht; ja, als ſie vorhin ſeines Schnurrbartes erwähnte, flog nicht nur einen Augenblick ein freundlicher Strahl über ſeine bis dahin noch ſo finſteren Züge, ſondern er bemühte ſich auch, mit einem Drucke ſeiner Finger den ſchon einmal gedemüthigten Spitzen eine wahrhaft unterwürfige Stellung beizubringen. Dann verließ er die Mitte des Zimmers, nicht direct gegen ſeine Gemahlin ſchreitend, ſondern wie er früher auf ſeinem Spaziergange eine vollkommen gerade Linie beſchrieben hatte, ſo machte er jetzt einen leichten Bogen, der ihn nach zweimaligem Gange durch's Zimmer in die Nähe ſeiner Gemahlin brachte, wo er ſtehen blieb.

Er huſtete leicht vor ſich hin, er ſteckte die rechte Hand unter den Rock, während er mit den Fingerſpitzen der linken die Rückwand des Divans berührte, auf dem die Gräfin ſaß.

„Ihre Rede," ſagte er alsdann, „hat mich merkwürdig beruhigt; der Inhalt derſelben, mehr noch aber der Ton, in welchem Sie zu mir geſprochen. Dieſer iſt von der Art, mit der Sie ſonſt auf meine oft ſo gerechten Klagen antworteten, ſehr verſchieden, außerordentlich verſchieden, — ich möchte faſt ſagen, auf eine verſöhnliche Weiſe verſchieden."

„Das war auch meine Abſicht," erwiederte Clariſſa von Follange und hob ihren Kopf in die Höhe, um einen nicht unfreundlichen Blick auf ihren Gemahl zu werfen. Sie that das mit

einer Art, lächelnd die Augen zu öffnen und zu schließen, so reizend, so pikant, die nur ihr eigen war, daß sie in Jedem das unwiderstehliche Verlangen erregte, noch einen solchen Moment des Auf- und Niederschlagens der Augen zu erhaschen. Es war in Wahrheit gefährlich, der Zielpunkt eines solchen Blickes zu sein.

Der Graf fuhr mit der Hand über das Gesicht, dann sagte er nach einer längeren Pause, während welcher seine Gattin dreimal ihr dunkles Auge auf ihn gerichtet und sogar ein klein wenig dabei geseufzt hatte:

„O — Clarissa, wenn es wirklich in Ihrer Absicht läge, Ihr zuweilen eigenthümliches Betragen ein wenig zu ändern, namentlich aber meine oft gerechten Bemerkungen mit einer Sanftmuth, — einer Liebenswürdigkeit wie heute hinzunehmen, so könnte Manches noch anders, besser werden."

Sie hatte sich eine Zeitlang nachdenkend in ihre Divanecke geschmiegt; sie unterstützte den Kopf leicht mit der Hand; sie erschien so sorglos, so ruhig, so milde und versöhnlich, und doch wogten und kämpften in ihrem Innern die verschiedensten Leidenschaften mit einander. Trotz ihres Gleichmuthes, trotz ihrer unglaublichen Selbstbeherrschung wagte sie es doch kaum, einen flüchtigen Blick nach der Thüre jenes Cabinetes zu werfen. Sie spielte ein gefährliches, gewagtes Spiel; es konnte gelingen, Ihre Berechnung konnte richtig sein, sie von Jemanden befreien, der ihr anfing lästig zu werden; ihre Combinationen konnten aber auch entsetzlich fehlschlagen, sie mußte jeden Moment befürchten, ihn an der Thüre des Cabinets erscheinen zu sehen, sie mit sich in's Verderben reißend. Sie gab einem Kranken ein heilsames Gift zur Genesung, wohl mit Vorbedacht; aber konnte sie sich nicht in der Körper-, hier in der Seelenstärke desselben getäuscht haben? —

Während ihr Herz fieberhaft schlug, hielt sie auf ihrem Ge-

„eine günſtigere Zeit abwarten, dann aber mit aller Kraft dabintergeben, eine Seele, die kräftiglichſt gefaßt iſt von den Krallen des Böſen, vom ewigen Verderben zu erretten. O Frau," ſetzte er mit erhobenem Blick hinzu, „ich habe gotteslästerliche Reden gehört und wäre faſt ein Opfer meines Berufs geworden, die Hand des Böſen regierte den Kranken und eine ſilberne Gabel, mit welcher derſelbe eingemachte Früchte verſpeiste, warf er nach meinem Haupte. Doch der Schirm des hohen Gottes, der beiſteht den Gerechten, lenkte ſie von mir ab. Laßt uns beten meine Freunde."

Ein Lächeln zuckte über das Geſicht des Doktors, um aber gleich darauf dem grimmigſten Ernſt Platz zu machen. „Man hat Ihnen Hochverehrteſter bemerkt," ſagte er, „daß der kranke Mann heute nicht zu ſprechen iſt und wenn man zu Jemand eindringt, der geſtern beinahe einem heftigen Schlaganfall unterlag, ſo muß man ſich nicht wundern, wenn die aufgeregten Nerven dem unwillkommenen Beſucher nicht gerade angenehme Dinge ſagen, der Herr Stieglitz ſelbſt hat befohlen, Niemand vor ihn zu laſſen."

Erſtaunt ſah der Prediger auf den Sprecher und wandte ſeinen Blick auf die Prinzipalin, dieſe zuckte abermals die Achſeln.

„Ich bin der Arzt," ſagte Doktor Burbus, „und

ſichte gewaltſam den Ausdruck einer ſorgloſen Ruhe feſt. Um das Zittern ihrer Hand zu verbergen, ſpielte ſie unaufhörlich mit den Quaſten ihres Kleides.

Jetzt wandte ſie ein wenig den Kopf, um auf die Uhr zu blicken, die ihr gegenüber auf dem Kamine ſtand. — Der Zeiger hatte kaum noch eine Viertelſtunde bis drei Uhr.

„Ja, Clariſſa," fuhr der Graf fort, „ich will Ihnen geſtehen, daß die Unterredung, die wir eben hatten, im Stande iſt, mich auf's Verſöhnlichſte zu ſtimmen, daß der Ausdruck der Sanftmuth, der Freundlichkeit, den ich jetzt in Ihren Augen leſe, mich glücklich machen kann, — daß es wahrhaftig nur an Ihnen liegt, wenn unſer Leben ſich für die Zukunft beſſer, angenehmer, ja ich möchte faſt ſagen, glücklicher geſtalten wird. Gewiß, Clariſſa, heiterer, beſſer, glücklicher."

Sie legte ihren Kopf noch weiter in die Kiſſen zurück, ſo daß ſie ihm nun von unten herauf in die Augen ſchaute, und ein freundliches Lächeln ſpielte um ihre Lippen, als ſie erwiderte:

„Und warum ſoll ich das nicht wollen? — Gewiß, Alfons, auch ich habe dieſes unangenehme Leben ſatt, auch ich verabſcheue dieſe ewigen Scenen, dieſe immerwährenden Auftritte, die uns Tag um Tag verbittern, die uns — warum ſoll ich es läugnen? — zum Gerede der Geſellſchaft machen und derſelben Veranlaſſung geben, durch eingeſtreute bittere und hämiſche Worte die Kluft zu vergrößern, die uns leider bisher getrennt."

„Und wir könnten ja glücklich und zufrieden ſein," ſagte er dringend, indem er ſich ein klein wenig auf ſeine Gemahlin herabbeugte. — „Du biſt ſo vernünftig, ſo gut, wenn Du willſt, ſo liebenswürdig — wie ſchön. Gewiß, Clariſſa, nur Deine Launen, Deine eigenthümlichen Launen waren Schuld daran, wenn es zwiſchen uns nie zu einem Verſtändniß kam, wie es eigentlich hätte ſein ſollen. Du wirſt ſehen, daß bei einer Aenderung dieſes

ſo unangenehmen Verhältniſſes auch für Dich Manches anders werden wird. Ich bin ja kein Tyrann, ich laſſe Dir gewiß ſo gern Deine kleine Freiheiten, — aber Clariſſa, meine liebeswürdige Clariſſa“ —

Sie lächelte eigenthümlich, wobei ſie ihre Augen faſt geſchloſſen hielt. — — Niemand hätte dieſem Lächeln angeſehen, wie mühſam, unter welchem Seelenkampf es hervorgebracht war; Niemand hätte bemerken können, wie unter den ſcheinbar ſorglos geſchloſſenen Augen ihr Blick unruhig hervordrang, ſich bald gegen die Thüre des Cabinets wandte, bald das Zifferblatt der Uhr überflog.

Die Gräfin hatte ihre beiden Hände wie ſcherzhaft erhoben und gegen ſeine Bruſt gedrückt, als wollte ſie ihn neckend zurückdrängen; aber der Graf Follange, welcher der Stärkere war, faßte leicht ihre feinen Hände und hielt ſie ſanft nieder, während er auf den Rand des Divans niederkniete und ſich tiefer auf ſie herabbeugte.

— — Da hob die Uhr über dem Kamine aus und ſchlug drei Mal hell klingend an.

Die Gräfin that einen ſo tiefen Athemzug, daß man hätte glauben können, ihr müſſe die Bruſt zerſpringen. Sie fühlte, wie ein kalter Schweiß ihr auf die Stirne trat; denn kaum hatte die Uhr geſchlagen, ſo vernahm man ein Geräuſch aus dem Cabinete. Niemand konnte es überhören, der Graf hob ſich raſch empor uud horchte. —

— „Was war das?“

Clariſſa von Follange mußte in dieſem entſcheidenden Augenblicke alle Kraft ihres Geiſtes und Körpers zuſammen nehmen, um eine Faſſung zu zeigen, die ſie nicht hatte. Sie that das — es gelang ihr vollkommen. Sie warf ſich leicht in die Kiſſen des Divans zurück, ſie lächelte, und anſtatt, daß ſie wie bisher den

Gemahl zurückgedrängt hätte, legte sie jetzt ihre Hand auf seinen Arm, um ihn sanft näher zu ziehen.

„Was wird es gewesen sein!“ sagte sie mit weicher, schmeichelnder Stimme. „Gewiß nichts der Mühe werth zu einer Störung. — Oder glaubst Du, mein Freund, es könnte etwas Anderes sein?“ fuhr sie nach einer Pause fort, als sie sah, wie der Graf seine Augen forschend auf die Cabinetsthüre gerichtet hielt.

Ihr Herz schlug schneller, sie nahm alle ihre Kraft zusammen.

„Gut denn,“ sagte sie in nachlässigem Tone, „gut denn, so sehe nach — mißtrauischer Mann. Ja, ja, es ist mir lieb, wenn Du nachsiehst; Du wirst finden, daß Du einen Luftzug im Verdacht gehabt hast, einen armen Luftzug, der mit einem Vorhange gespielt.“

„Nein, nein,“ versetzte der Graf, „es war so, als wenn eine Thüre zufiele.“

„Das ist auch sehr leicht möglich,“ bemerkte die Gräfin; „vielleicht hat Erneſtine die Thür zur kleinen Treppe aufstehen lassen, und die ist nun bei dem erwähnten Luftzuge in's Schloß gefallen. — Weiter nichts. Aber geh, geh, Du langweilst mich.“

Dabei lehnte sie sich ganz in die Kissen zurück und ihre Augenlider schienen zufallen zu wollen. — „Aber weißt Du was, Alfons,“ sprach sie in schläfrigem Tone, „thu' mir den Gefallen und sieh im Cabinete nach, damit wir beruhigt sein können.“

„Ja, ja, das will ich,“ erwiederte er in gleichgültigem Tone; „so ein Geräusch nebenan genirt.“

Darauf schritt der Graf gegen die Thüre des Cabinets, öffnete dieselbe und trat in das kleine Gemach.

In diesem Augenblicke konnte die Gräfin trotz ihrer Macht

über ſich ſelbſt nicht in ihrer gleichgültigen Lage verbleiben. Sie hob ſich raſch empor, ſie horchte in ängſtlicher Erwartung. — Jetzt — dachte ſie — müſſe der Ton aufſchreiender, ſtreitender Stimmen ihr ſagen, daß für ſie Alles — Alles verloren ſei. — Jetzt — doch nein, es blieb ruhig in dem Cabinet. Ein Paar Sekunden darauf trat der Graf wieder heraus; er hielt einen kleinen Schlüſſel in der Hand.

Die Gräfin that, als habe ſie ſich langſam aufgerichtet. — „Nun?“ fragte ſie.

„Es wird ſo ſein, wie Du geſagt, Clariſſa: die kleine Thüre, welche nach der Treppe führt, ſtand wahrſcheinlich offen, ſie fiel bei einem Luftzug in's Schloß und ſchnellte den Schlüſſel auf den Boden.“ Er hielt ihr denſelben entgegen und ſetzte alsdann mit leiſer Stimme hinzu: „Und ſoll ich ihn noch nicht mein nennen dürfen, Clariſſa?“

Worauf ſie haſtig entgegnete:

„Doch, doch — in kurzer Zeit.“

„Sicher ſind wir wenigſtens — Clariſſa, daß nun Niemand mehr in unſerer Nähe iſt,“ ſprach der Graf und legte alsdann den kleinen Schlüſſel ſorgfältig in ihren Schooß nieder. Dort blieb derſelbe ein Paar Augenblicke; ſie ſchien ihn nicht anrühren zu wollen und doch wandte ſie ihre Augen nicht von ihm ab. Dann bedeckte ſie dieſe mit der rechten Hand und ſprach zu ſich ſelber: „So iſt er alſo fort, wie er verſprochen, wohl auf Nimmerwiederſehen, — und er ging, wie er mir gelobt, genau um die dritte Stunde. — — O ich bin entſetzlich elend!“

Die vierte Stunde.

er Marquis und Victor Barring waren in der kleinen ſchattigen Allee hinter dem Hauſe der Frau von Molitor eine Weile auf und ab ſpaziert, und Erſterer hatte viel und mit großer Freimüthigkeit über die Verhältniſſe der Baronin geſprochen. Er war als ihr enthuſiaſtiſcher Verehrer wohl bekannt, trotzdem aber trug Alles, was er ſagte, ſo ſehr den Stempel der Wahrheit, daß der junge Muſiker, der ja auch ſo ziemlich

in die Verhältniſſe des Hauſes eingeweiht worden war, ihm vollkommen beipflichten mußte.

„Sie iſt ein ſeltenes Weib,“ hatte der Marquis geſagt, „untadelhaft ſchön, ihr Aeußeres wie ihr Inneres — Körper und Seele. Darauf will ich die Hand in's Feuer legen. Wohl Niemand wie ich weiß, was ſie in ihrem traurigen Eheſtande gelitten. Bei San Jago! es iſt das keine Kleinigkeit, einen Mann zu haben, den man nicht liebt, — und geliebt hat ſie ihn nie, ſie iſt ſträflich überredet, überliſtet, gezwungen worden, — und nun nach kurzer Zeit zu finden, daß dieſer Mann verrückt iſt, dann gezwungen zu ſein, ihr Haus zu verlaſſen, ihr einziges Kind, um eben dieſes Kind vor Unannehmlichkeiten aller Art, ja vor Mißhandlungen zu bewahren. Soviel wir gehört haben,“ hatte der Marquis weiter geſagt, „ſoll der Freiherr etwas milder geſtimmt ſein, ſeine krankhaften Anfälle ſchwächer erſcheinen, wohl länger dauern, er aber milder und verſöhnlicher ſein. Wir wiſſen, daß ſein alter Kammerdiener, der uns ſehr ergeben iſt, ihm neulich einmal den Namen der Baronin genannt hat. Er habe darauf lange vor ſich hingeſtarrt und man hätte ſehen können — ſo ſagte mir der Kammerdiener — wie er ſich bemüht, einen Gedanken zuſammen zu bringen und dann habe er plötzlich geſagt: ‚Ja, ja, wenn ſie nicht geſtorben wäre!‘ Schon hätte er — der Kammerdiener nämlich — ihm ſagen wollen, die Baronin lebe und ſei vollkommen wohl, da hätte ihn der Freiherr am Arm genommen und in großer Erregung zu ihm geſagt: ‚Ja, ſie iſt todt, und wenn ſie mir plötzlich erſchiene, ſo müßte ich raſend werden vor Entſetzen.‘

„Ich weiß,“ hatte der Marquis fortgefahren, „daß Sie Alles [illegible] werden. Seien Sie klug und verſtändig; vor Allem darf nichts Auffallendes geſchehen; man muß durch die Umgebung auf den Freiherrn einwirken, daß er anfängt, freundlich an ſeine Gemahlin zu denken, und ihn dann nach und nach zu

überzeugen ſuchen, daß ſie lebe. — Ich für meine Perſon zweifle nicht daran, daß ſich eine Art von Ausſöhnung herſtellen läßt, was dann immerhin beſſer iſt, als zu extremen Mitteln zu greifen."

„Und in welcher Art," hatte darauf Victor gefragt, „könnte eine ſolche Ausſöhnung wohl zu Stande kommen?"

„Ei, in welcher Art?" gab der Marquis dann etwas erſtaunt zur Antwort, „auf die einfachſte und natürlichſte Art. Glauben Sie mir, dieſe ſeltene Frau würde ſich mit ihm auf's Neue vereinigen, um ihr Kind wieder zu haben, und würde ihn dabei pflegen bis an ihr ſeliges Ende."

Victor ſchämte ſich faſt, daß er ſich eingeſtehen mußte, die Worte des Marquis berühren ihn ſchmerzlich, ja er glaubte, der Gedanke, den dieſer ſo eben ausgeſprochen, müſſe aller Wahrſcheinlichkeit entbehren; konnte er doch leider im gegenwärtigen Augenblicke dieſen eigennützigen Wunſch nicht unterdrücken. Er war auch hierauf nicht zu einer weiteren Unterhaltung aufgelegt, und da jetzt den beiden Spaziergängern die Villa des Marquis zwiſchen den Bäumen ſichtbar wurde, ſo verabſchiedete ſich Victor von demſelben und ging in die Stadt zurück. Dort warf er ſich in den erſten Fiaker, der ihm begegnete, und fuhr nach dem Hauſe des Commerzienraths.

Herr Duvallet war in ſeinem Comptoir und allein, wie der Buchhalter mit einem ſeltſam freudig erregten Geſicht ſagte.

Victor klopfte an und auf das laute: Herein! ſeines Oheims trat er in das Gemach. Der Commerzienrath hatte eine Menge Papiere vor ſich liegen, die er durchgeſehen hatte, und welche er nun von einander ſchied und in ſtarke Ledermappen ſortirte, die vor ihm auf dem Pulte lagen. Er blickte Victor nicht unfreundlich an, wie dieſer wohl gefürchtet hatte; er nickte ihm vielmehr wohlwollend zu und ſagte, indem er in ſeiner Beſchäftigung fortfuhr:

„Du wirſt mich entſchuldigen, wenn ich mich nicht ſtören laſſe.

Sprich nur immerhin; trotzdem ich hier wegräume, kann ich Dir doch meine ganze Aufmerksamkeit zuwenden."

Nun war das gerade keine angenehme Aufforderung für den jungen Mann und hatte er nicht Lust, das Gespräch mit dem Commerzienrathe durch eine Anspielung auf einen Vorfall zu eröffnen, der ihm so schmerzlich war. Er trat deßhalb an's Fenster und sprach erst nach einer kleinen Pause:

„Ich komme eigentlich, Onkel, weil Sie mir heute Morgen sagten, Sie wollten mich sprechen."

„Ja so! nach der unangenehmen Geschichte."

Victor nickte stumm mit dem Kopfe.

„Es ist doch ein wahres Wort," sagte hierauf Herr Duvallet, indem er eine kleine Weile seine Arbeit ruhen ließ und seine Hände auf die Papierhaufen legte, — „der Mensch denkt und Gott lenkt. Du wirst mich nicht für so kurzsichtig halten, Victor — oder für so blind, — ich spreche jetzt ohne Rückhalt, wie es sich für Männer geziemt — daß ich nicht schon länger bemerkt hätte, welches Interesse meine Alice für Dein Kommen und Gehen an den Tag legte. — Interesse, verstehe mich wohl; daß in ihrem unbefangenen Herzen so schnell ein anderes Gefühl Platz greifen würde, das hatte ich in der That nicht erwartet."

„Laß mich ausreden, Victor," fuhr Herr Duvallet fort, als er sah, wie sich sein Neffe mit einer heftigen Bewegung gegen ihn wandte und ihm antworten wollte. „Ich kann mir denken, was Du erwiedern willst, und ich glaube, daß ich ganz dasselbe sagen wollte, daß Du nämlich durch Dein Betragen nicht jenes Gefühl hervorgerufen, daß Du nicht Schuld daran seiest. Es wäre ein großes Unrecht, das zu läugnen, und daß ich ganz dieser Ansicht bin, siehst Du aus der offenen Art und Weise, mit der ich Dir davon rede. — Noch mehr: ich will Dir sogar gestehen, daß es mich — wie soll ich sagen? — gerade nicht unangenehm berührt hätte, wenn eure Neigungen zusammengetroffen wären."

Er ſchob den einen Haufen Papiere, den er vor ſich liegen hatte, in die größte der Ledermappen, ſchloß dieſelben mit einem kleinen Schlüſſel und ſprach dann, indem er ſeine hellen, klaren Augen feſt auf den jungen Muſiker richtete:

„Weißt Du, Victor, ich kann das Dir gegenüber wohl ausſprechen, Du kennſt meine gute Alice."

„O ja, ich kenne ſie," verſetzte der junge Mann mit einem ſchmerzlichen Klang der Stimme. „Es gibt wohl kein zweites Herz, kein beſſeres und tieferes Gemüth als das ihrige."

„Ja, ja," ſagte der Commerzienrath in faſt gleichgültigem Tone. „Das muß man ſich eingeſtehen. Und daß ſie dabei vortrefflich erzogen iſt, das wird Jeder mit vollem Rechte ſagen, der ſie näher kennen lernte. Doch, um wieder auf meine Aeußerung von vorhin zu kommen, Dich und Alice betreffend, wenn ſich nämlich eure Neigungen gefunden hätten, ſo würde mir Niemand ſelbſtſüchtige Abſichten unterlegt haben. Denn wenn Du, Victor, auch ein kleines Vermögen beſitzeſt, ſo iſt doch Deine Zukunft bei dem Stande, den Du Dir nun einmal erwählt, nicht ſo, daß ich — Du mußt mich recht verſtehen! — es gerade für ein großes Glück oder für eine beſondere Nothwendigkeit gehalten hätte, eure Vereinigung zu wünſchen. — Alice," fuhr er fort und hob den Kopf ein klein wenig in die Höhe, „die einzige Tochter des Commerzienrathes Duvallet, der letzte Nachkomme der großen und vornehmen Familie der Duvallet's — ich kann das mit Stolz ſagen, gültige Papiere ſprechen darüber;" er ſchlug mit der Hand leicht auf die Ledermappe — „Alice Duvallet iſt, wollte ich ſagen, wohl eine der reichſten Erbinnen des Landes. — Alſo — doch ich will das nicht weiter ausführen. Du biſt klug genug, Victor," ſprach er nach einem kurzen Stillſchweigen mit einem launigen Lächeln, „um Dich nicht dadurch hinter's Licht führen zu laſſen, daß ich lange Jahre im zweiten Stock dieſes Hauſes ein kleines, beſcheiden möblirtes Appartement bewohnt. Ich that das in einem gewiß

nicht unrichtigen Gefühl und auch gemäß einem Versprechen, das ich meinem Vater, dem in Gott ruhenden Herrn Duvallet, gegeben und welches darin bestand, so lange als ein bescheidener Handelsmann zu leben, bis ich Glücksgüter genug erworben hätte, um auftreten zu können mit einem dem Namen der Familie Duvallet zustehenden und wohl berechtigten Glanze."

Er schloß die zweite Ledermappe und schob sie leicht vor sich hin.

„Dieser Augenblick ist nun gekommen, Victor; ich hätte ihn vielleicht noch eine Zeitlang hinaus geschoben, aber der Gemüthszustand Alicens verlangt, daß ich sie in andere Umgebung bringe. Und so ist denn die Firma: François Duvallet mit ihren Activen und Passiven am heutigen Tage an meinen ersten Buchhalter übergegangen. Daß ich Dich nicht in das Geschäft hinein zog, darin wirst Du eine Zartheit erkennen, die Du mit Deinem feinen Gefühl zu würdigen verstehst, und um Dich von einer Fessel zu befreien, die Dir peinlich sein muß, habe ich hier" — er reichte seinem Neffen ein Papier — „die von Deinem seligen Vater für nothwendig erachtete und vorgeschriebene Einwilligung zu Deinem gänzlichen Ausscheiden aus dem Kaufmannsstande gegeben. — Dich, mein lieber Victor," — hier klang die sonst so feste Stimme des Commerzienrathes etwas bewegt — „Dich treibt es in andere Kreise, Dir schweben Ideale vor, die nicht mit Strazza und Hauptbuch zu vereinigen sind. Du mußt in das Leben hinaus, Dich der Kunst, die Du nun einmal für Dich erkoren, ganz widmen. Dein Vermögen reicht dazu aus, und wenn nicht," — jetzt klang seine Stimme gerührt — „wirst Du nicht vergessen, Victor, daß Du immer, wenigstens in einer Beziehung, als der mit Alice gleichberechtigte Sohn des Hauses betrachtet wirst." Victor machte eine hastige, abwehrende Bewegung mit der Hand. „Meine Gründe hierzu sind," fuhr der Commerzienrath ruhig fort, „weil ich Dich gern habe und weil Du der Nachkomme eines Hauses

muß bitten, daß Niemand mehr zu dem Kranken gelaſſen werde, bis ich es erlaube."

Herr Sproßer faltete die Hände und ſagte mit bitterem Tone: „ei, Madame Stieglitz, in Ihrem Hauſe macht ſich ein ſonderbarer Geiſt bemerkſam — in dieſem Hauſe, das bis jetzt der Sitz der holdſeligſten Frömmigkeit war! — — Wie ich höre," ſetzte er lauernd hinzu, „liegt auch mein theurer, gottgefälliger Freund, der Herr Specht, an einer ſonderbaren Verwundung darnieder."

„Allerdings," verſetzte der Doktor, „Verwundung ja — ſonderbar nein, doch darf derſelbe Beſuche annehmen und ſich der Gegenwart Euer Hochwürden ſo lange erfreuen, als es ihm beliebt;" damit öffnete er die Thüre und da die Prinzipalin, deren Geiſt ſehr beſchäftigt war, in ihrer Sophaecke ſitzen blieb und den Geiſtlichen mit keinem Worte aufzuhalten verſuchte, ſchoß derſelbe mit einem Giftblick zur Thür hinaus und ſchritt nach dem Gemach des Buchhalters.

Indeſſen ging im Laden und Geſchäft ſowie in der Wiegkammer alles ſeinen gewohnten Gang fort, obgleich das Factotum des Hauſes, der Herr Specht, außer Thätigkeit war. Ich gab mir alle Mühe und war ungeheuer fleißig, bis ſpät in die Nacht hinein ſaß ich über den Büchern, trug ein, correſpondirte, machte im Auftrag der Prinzipalin Beſtellungen und hatte das ganze Geſchäft in der Hand. Der kranke Prinzipal hatte mir

biſt, dem es die Familie Duvallet verdankt, daß ſie wieder zu Glanz und Ehre kam."

Nachdem er ſo geſprochen, trat der Commerzienrath an das Fenſter, faßte die Hand des jungen Mannes und wandte dieſen ſanft gegen ſich, um ihm in das Auge ſehen zu können.

„Victor," ſagte er alsdann in feierlichem Tone, „Du biſt alt und verſtändig genug, um Deinen eigenen Weg zu gehen. Aber laß dieſen Weg ſo ſein, daß auch wir uns über denſelben freuen können. Es iſt ein altes, wahres Sprichwort: Jugend hat nicht Tugend, und wenn auch letztere einmal im Drange der Leidenſchaft ein wenig vernachläſſigt wird, wenn auch hoffentlich nicht ganz verlaſſen, ſo iſt doch etwas Anderes, für was die Jugend ſchwärmen ſoll — die Ehre. Und wenn ſie das thut, ſo wird die Tugend nach und nach auch wieder in ihre Rechte eintreten. Du haſt einen guten Namen, auf den Deine Eltern und Ureltern ſtolz waren — ſei Du es auch und bewahre ihn ſo unbefleckt, wie ſie ihn Dir hinterlaſſen. — Barring, ein braver Name!" ſetzte er wie in tiefen Gedanken hinzu, „ich hatte ihn gern, dieſen Namen — Doch das iſt nun vorüber," ſprach er mit der alten Heiterkeit, „So laß uns denn für eine Zeitlang ſcheiden, Victor. Du weißt, ich überlege lange und genau, aber wenn ich einmal überlegt, ſo handle ich raſch. — Wir reiſen morgen. — Wohin? das kannſt Du in einiger Zeit auf dem Comptoir erfahren."

Victor hatte wie betäubt an dem Fenſter geſtanden; er hatte wohl alle Worte gehört, welche ſein Onkel zu ihm geſprochen, aber ſie waren, ſich in eigenthümliche Bilder verwandelnd, wie in dichtem Nebel vor ihm vorübergezogen. Er ſah weite Fernen vor ſich mit grauem unſicherem Hintergrunde, in dem nach und nach Alles verſchwand, an was ſein Herz gehangen, was er geliebt — Er ſah ſich wie auf einer öden Haide, ein kalter Luftzug wehte ihn an und ließ ihn bis in ſein tiefſtes Innere er ſchauern.

— „Und Alice?“ rief er plötzlich schmerzlich aus. „Auch sie geht fort? — Und ich soll sie nicht wieder sehen?“

„Später,“ sagte Herr Duvallet, „gewiß, Victor, später.“ Er legte ihm sanft die Hand auf die Schulter. „Laß ihr aber heute ihre Ruhe; nehme nicht Abschied von ihr. Es ist das ein eigenthümliches Mädchen,“ setzte er traurig lächelnd hinzu; „sie hat mich gebeten, Dir in ihrem Namen ein freundliches Adieu zu sagen. — Ja, richtig, sie hat mir noch etwas für Dich gegeben, das närrische Kind.“ — Er trat an den Tisch zurück und überreichte dann Victor einen kleinen Zweig Orangenblüten, wobei er sagte: „Nimm es nur, das Kind hat es gewiß gut gemeint.“

Victor kannte diesen Zweig, er hatte ihn in ihrer Hand gesehen, als sie vor Stunden droben saß, *sie* auf ihrer lichterfüllten Terrasse, *er* in tiefem Dunkel stehend. — O dieses Dunkel nahm zu auf eine erschreckende Weise!

„Und es ist Ihnen lieber, wenn ich keinen Abschied von ihr nehme?“ sagte er nach einer langen Pause.

„Ich halte das wirklich im Moment für besser, Victor,“ erwiederte Herr Duvallet. „Die Zeit ändert Alles.“

„Ja, Alles — Alles.“

„Nach einiger Zeit besuchst Du uns, ich hoffe sehr darauf, und da werden wir nach wie vor freundschaftlich mit einander leben können. Jetzt aber laß mich, ich habe heute noch mancherlei zu ordnen. — Adieu, Victor.“

„Adieu, mein Onkel.“

„Laß bald von Dir hören.“

„O gewiß. — Grüßen Sie mir Alice auf's Herzlichste. Auch an sie werde ich nächstens ein Paar Zeilen schreiben.“

„Aber verständig.“

„Gewiß.“

Noch einen Augenblick ruhten die Hände Beider in einander, während der Commerzienrath seinen Neffen leicht auf die Wange

küßte, worauf er ſich aber ſehr raſch abwandte und nach einem Kopfnicken ſeine ganze Aufmerkſamkeit den beiden Ledermappen zuzuwenden ſchien. — Schien, ſagen wir, denn kaum hatte Victor das Gemach verlaſſen, ſo ſah er demſelben mit einem ſchimmernden Blicke nach und ſagte mit eigenthümlich klingender Stimme:

„Es iſt doch traurig, daß es ſo hat kommen müſſen. — Nun, Gott wird wiſſen, daß es ſich ſo beſſer für uns ſchickt.“

Der junge Mann war durch das große Comptoir gegangen, er hatte dort dem erſten Buchhalter freundlich zugenickt, als wolle er ihm auf dieſe Art ſeine Gratulation machen, was derſelbe auch nicht anders aufnahm, denn er beugte ſich ſo tief auf ſeinen Pult herab, daß ſeine Stirne beinahe das Circular berührte, worin er den Geſchäftsfreunden anzeigte, daß er künftig nicht mehr zeichnen werde: Per Procura: François Duvallet.

Draußen blieb Victor einen Moment ſtehen, machte einen Schritt gegen die Hausthüre, wandte dann aber plötzlich um und trat in ein kleines Gemach, welches ſich neben der Treppe befand, da er von dort die Stimme der Commerzienräthin gehört hatte.

Hier ſtand denn auch die würdige Dame zwiſchen zwei koloſſalen Haufen aufeinander geſchichteter Leinwand, umgeben von vier weiblichen Dienſtboten, denen ſie Befehle ertheilte, doch nicht mit ihrer gewöhnlichen Klarheit und Schärfe.

„Ah, Victor,“ rief ſie aus, „was ſind das für Geſchichten in dem Hauſe!“

„Nun, Tante, ich denke, ſo unangenehme gerade nicht, Sie reiſen und das iſt ſchon lange Ihr ſehnlicher Wunſch geweſen.“

„Ja, allerdings, — aber ſo ſchnell, wie das gekommen iſt! Das iſt's, was mich zur Verzweiflung bringt. Hätte man das ruhig vorher ein halbes Jahr überlegen können und dann —“

„Ein anderes halbes Jahr behaglich einpacken,“ ſagte Victor;

„ja, allerdings, liebe Tante, wer ſich in der Welt Alles ſo zurecht legen könnte!“

„Du haſt gut reden; Dein Bedienter packt Dir Deinen einzigen kleinen Koffer mit ſechs Hemden und einem halben Dutzend Schnupftücher —“

„Ja, ja, ſo was.“

„Trägt ihn auf die Eiſenbahn, und Du biſt fertig. Aber wir — Du ſiehſt hier die geplagteſte Frau der ganzen Welt. Alice unwohl — Apropos, Victor!“ ſprach die gute Frau auf einmal, indem ſich ſtatt des Ausdrucks der Aufregung auf ihrem Geſichte der eines leichten Kummers zeigte, „Du hätteſt das vermeiden ſollen, was wir da ſo unerwartet gehört. Ich habe mir oft ſo was gedacht, aber es doch nicht recht glauben wollen.“

„Laſſen Sie es für heute gut ſein, liebe Tante; es iſt wahrhaftig nicht halb ſo ſchlimm.“

„Sieh, das hab' ich auch geſagt, Victor,“ entgegnete die Commerzienräthin treuherzig; „aber es kam mir gleich ſo vor heute Morgen, als der Kohler die ſchwarze Frau brachte, daß das nichts Gutes zu bedeuten habe.“

„Die ſchwarze Frau hat keine Schuld daran.“

„Das will ich Dir zugeben; aber wenn man Morgens früh Jemand ſo plötzlich im Traueranzuge ſieht, das bedeutet nie etwas Gutes. Und iſt die Vorbedeutung hier nicht eingetroffen? Alice krank, wir ſollen reiſen von heute auf morgen, und deßhalb das Haus in einer Confuſion, wie ich noch nie was erlebt. Und eigentlich, Victor, biſt Du an Allem Schuld, — ja poſitiv an Allem.“

„O liebe Tante, laſſen wir das heute gut ſein.“

„Nein, Victor, 's iſt in der That unrecht von Dir; Du weißt, wie lieb wir Dich alle gehabt haben. Und nun ſolche Geſchichten! ich kann Dir ſagen, es hat Deinen Onkel ſehr angegriffen. — Und die arme Alice. Dabei will ich es der ſchwarzen Frau

wahrhaftig nicht verzeihen, daß sie so herausgeplatzt ist; das war im höchsten Grade unpassend. — Aber nicht wahr, Victor, es war Uebertreibung, was sie gesagt? — Doch da stehe ich und plaudere mit Dir und habe alle Hände voll zu thun, und wenn ich Dich auch fortschicken muß, so würde ich doch lieber mit Dir noch eine halbe Stunde fortplaudern. Ich hätte noch so viel auf dem Herzen, Victor."

„Ich auch, Tante."

Auf dem wohlwollenden Gesichte der guten Frau zuckte es wehmüthig, als sie nun ihrem Neffen in das Auge blickte, in das Auge, welches, wie sie sagte, dem ihrer eigenen seligen Mutter, der Großtante Victor's, so ähnlich sah. Ihr eigenes Auge füllte sich dabei mit Thränen, und nachdem sie ein paarmal sehr rasch nach einander geathmet, konnte sie sich nicht enthalten, ihren Kopf an seine Schulter zu lehnen, und bitterlich zu weinen.

„Liebe Tante," bat der junge Mann, „beruhigen Sie sich: Sie werden finden, bald sehen wir uns heiter und fröhlich wieder."

„Ja, — ja, das glaube ich auch," entgegnete Madame Duvallet, „Du kannst Dir jedoch denken, wie furchtbar aufgeregt meine Nerven sind. Aber nicht wahr, Victor," sagte sie nun und sah ihn groß an, „Du bist nicht so schlimm, wie die schwarze Frau behauptet? Ich sage Dir, das hat die arme Alice entsetzlich angegriffen. — Sie ist freilich ein dummes Ding, aber was kann sie dafür? sie hat einmal ein weiches Herz, ganz das Herz einer Barring, dabei aber viel von dem unbeugsamen Kopfe ihres Vaters. — Nun, Gott gebe das Beste! Hinaufgehen darfst Du jetzt nicht, Duvallet hat es verboten; aber ich werde Dir bald Nachricht von uns geben. Ich würde Dir gerne sagen, wohin wir gehen," setzte sie hinzu, indem sie um sich blickte, „aber er hat es strengstens untersagt. Weißt Du, Victor, droben das Bild über dem Flügel, das alte Schloß, geh' morgen hinauf, wenn wir fort sind, und sieh' es Dir genau an, — doch da komme ich

wieder in's Plaudern hinein und habe doch so entsetzlich viel zu thun. — Nun, so geh' denn mit Gott, lieber Victor, und denke freundlich an uns."

„Und ihr ebenso an mich. Nicht wahr, liebe Tante? — Auch die gute Alice."

„Mehr als Du verdienst. Wenn ich nur nicht bei all' Deinen Untugenden eine so große Schwäche für Dich hätte. Aber Du verdienst sie wahrhaftig nicht."

„Ich bin gewiß nicht so schlimm, liebe Tante, als man Ihnen gesagt. Sehen Sie mich zum Abschied noch einmal freundlich an."

„Geh, geh!" rief die Commerzienräthin aus, und auf ihrem guten Gesichte zuckte es wie die Anfänge eines Lächelns. „Geh, geh nur; ich habe wahrhaftig keine Ursache, fröhlich zu sein. Adieu, Victor, ich will Alice von Dir grüßen."

Der junge Mann küßte ihr herzlich die Hand, worauf sie hinter den großen Haufen Wäsche eilte, sich abwandte und ihre Schürze hastig an die Augen drückte.

Victor verließ das Gemach und gleich darauf das Haus. Er schritt träumend durch die Straßen, er seufzte zuweilen tief auf; er dachte an seine Vergangenheit, an seine Zukunft, aber weder die eine noch die andere konnte er sich in recht klaren Bildern vergegenwärtigen. Er mochte auch wohl nicht; er befand sich in jenem Zustande, wo uns ein verworrenes Bild unserer Verhältnisse lieber ist als eine klare Einsicht in dieselben. Können wir uns doch aus dem ersteren allerlei angenehme, schöne Träume entstehen lassen, während uns die andere ein so kaltes, frostiges, trostloses Bild zeigt.

Die fünfte Stunde.

In Kurzem hatte der junge Mann ſeine Wohnung erreicht, er ſtieg in tiefe Gedanken verſunken die Treppen hinauf, ſein Diener ſagte ihm etwas, das er überhörte, obgleich er demſelben voll in das Geſicht ſchaute. Er trat in ſein Zimmer, in dasjenige, wo ſein Flügel ſtand, wo auch Herr Weller vor einiger Zeit geweſen, wo das Fenſter noch immer offen war, obgleich man den verhängnißvollen Strick entfernt hatte. Victor warf ſeinen Hut auf einen Divan,

der ſich an der Thüre befand; er trat einen Augenblick an jenes Fenſter und blickte mit verſchränkten Armen in den Garten hinab. Dieſer lag ſtill, ruhig und geheimnißvoll da, wie immer, und doch nicht ſo ganz ruhig. Im nächſten Augenblicke war es ihm, als vernähme er eine helle Kinderſtimme — ja, und er hatte ſich nicht getäuſcht. Dort an dem Baſſin mit dem Springbrunnen lachte es laut und jubelnd, und als er ſich vorbeugte und ſchärfer hinblickte, glaubte er etwas Helles durch die Büſche ſchlüpfen zu ſehen, er vernahm jetzt auch deutlich lachende Kinderſtimmen und bemerkte gleich darauf eine ſchwarze Geſtalt, die aber nur eine Sekunde ſichtbar war und die zwiſchen dem leuchtenden Grün bei dem im hellen Sonnenlichte glitzernden Waſſerſtrahle völlig geſpenſterhaft erſchien.

Der Muſiker wandte ſich von dem Fenſter ab und erſchrak faſt, als er in ſein Zimmer hinein blickte, denn jetzt erſt bemerkte er, daß Jemand bewegungslos auf dem Sopha ſaß, Jemand, der ſich auch jetzt noch nicht bewegte, Jemand, der Hände und Arme auf ſeinen Knieen ruhen ließ, deſſen Oberkörper vorn übergebeugt war und deſſen Kopf tief herab hing.

Einen Moment betrachtete Victor die regungsloſe Geſtalt mit einem gemiſchten Gefühl des Schreckens und des Erſtauens; dann als er ſie erkannte, trat er ihr langſam näher, legte ſeine Hand auf die Schulter des Mannes, der dort ſaß, und ſagte:

„— Ah! Du biſt es?“

„Ja, ich bin es,“ gab dieſer zur Antwort, ohne indeſſen dabei ſeine Stellung zu verändern; nur nickte er mit dem Kopfe und man vernahm gleich darauf einen tiefen Seufzer, der aus ſeiner Bruſt hervorſtieg. — „Ja, ich bin's.“

„So?“

„Ja, ich bin's.“

Victor machte einen Gang durch das Zimmer, und als er auf demſelben wieder in die Nähe ſeines Freundes kam, blieb

er vor ihm ſtehen, was dieſen bewog, langſam ſeinen Kopf zu erheben.

Hatte das Geſicht des Malers ſchon heute Morgen bleich und verſtört ausgeſehen, ſo bot daſſelbe jetzt einen beinahe erſchreckenden Anblick dar; man hätte ſagen können, ſeine Züge haben im Laufe des Tages um zehn Jahre gealtert; ſeine Wangen waren eingefallen, ſein ſonſt ſo lebhaftes Auge erloſchen, und um ſeine Lippen zuckte es häufig und unheimlich. Dazu hing ſein Haar wirr um den Kopf, und ſein ſonſt ſo wohl gepflegter Bart war zerzaust und unordentlich. Er ſah ſeinen Freund mit einem troſtloſen Blicke an, worauf er abermals den Kopf niederſinken laſſen wollte. Doch rief ihm Victor ein lautes Halt! entgegen.

„Ich will Dir was ſagen, Ferdinand," ſagte er nach einer Pauſe in entſchloſſenem Tone, „Du nimmſt heute ſchon zum zweiten Male Deine Zuflucht zu mir, was mich als Beweis Deines Vertrauens freut; Dir iſt draußen Schreckliches begegnet, wiederholt Schreckliches, was man Deinem Aeußern anſehen kann, ohne gerade ein Hexenmeiſter zu ſein. Ich finde Dich in meiner Wohnung, hier in eine Ecke verkrochen, zuſammengeſunken, mit einem Geſichtsausdrucke, der mich auf die Vermuthung bringen muß, Du ſeiſt auf dem Wege, ein Verzweifelnder oder ein Narr zu werden. — So Schlimmes aber auch geſchehen iſt und geſchehen ſein mag, ſo iſt es, weiß Gott im Himmel, nicht nothwendig, ein ſolches Ziel zu erreichen. Und um das zu vermeiden, laß Dein entſetzliches Hinbrüten, ſprich zu mir, nimm meinen guten Rath, wenn ich Dir einen zu geben vermag, und laß uns hoffend in die Zukunft ſchauen. Die Welt iſt groß, und auch wir werden noch einmal froh werden können."

Der Maler ſchüttelte mit dem Kopfe, dann hob er dieſen empor, ſtrich mit der Hand die wirren Haare aus der Stirne, und ſagte:

„Froh werden? Warum das? Das iſt ja auch gar nicht

nothwendig. — Ah! Victor," rief er mit gewaltig ausbrechendem Schmerze, mit einem ſchneidenden Ton des Wehes, „ich habe vorhin Entſetzliches ausgeſtanden, Schlimmeres als geſtern Abend, als heute Morgen, wirklich das Furchtbarſte, trotz der Schläge, die mich heute ſchon betroffen."

„Ja, ja, Du haſt Dich in ihr getäuſcht," erwiederte der Andere, nachdem er eine Zeit lang nachdenkend vor ſich hingeblickt, und ſich für ſeinen Freund erleichtert fühlte, denn die gefürchtete Kataſtrophe ſchien den Ausbrüchen dieſes tiefen Leidens nach glücklich vorübergegangen zu ſein; „es wurde ihr leicht, Dich ziehen zu laſſen, armer Freund, leichter als Du erwartet."

„So iſt es," ſagte der Maler mit dumpfer Stimme. „Und ich war ſchon erſetzt, ehe ſie mich verabſchiedet."

„Ich glaube, daß ich Dir heute Morgen ſo etwas Aehnliches ſagte, Ferdinand," entgegnete Victor.

„Ich kann mich nicht erinnern. — Aber dieſer Erſatz — und doch kein Erſatz! das iſt's gerade, was mich toll machen könnte."

„Man ſagt, ſie habe in der letzten Zeit mit dem Fürſten D. verkehrt."

Der Maler hatte abermals den Kopf in die Hand geſtützt und wühlte mit den Fingern in ſeinem Haar, wobei er mit finſteren Blicken vor ſich niederſtarrte.

„Bah!" ſagte er alsdann nach einer Pauſe, „der junge Fürſt iſt ein intereſſanter Mann, ein ſchöner Mann, und ein ſolches Verhältniß, das ſie angeknüpft, würde mir das Scheiden erleichtert haben."

„Ja," warf Victor dazwiſchen, „aber ohne Dich vollſtändig zu heilen. Mag da vorgefallen ſein was will, je ſchrecklicher, je beſſer. Die Zerſtörung Deines ganzen Weſens könnte mir ein Bürge dafür ſein, daß Du den vergifteten Pfeil vollſtändig aus Deinem Herzen geriſſen."

„Ja — a — a," gab der Maler mit einem ſchweren Athem-

ſogar den Schlüſſel zu der Schublade eingehändigt, in welcher ſich ſein Buch, ſein Harem, befand, und welches er mir dringend auf die Seele band. Auch mußte ich ihm alle paar Tage Vorträge darüber erſtatten und ſah ihn auf dieſe Weiſe hier und da.

Sein Anfall von jenem Abend, jener eigentlich unbedeutende Rückfall des Wahnſinns, an dem er früher gelitten, war durch die Kunſt des Doktor Burbus niedergehalten worden, doch konnten die Spuren deſſelben nicht mehr ganz verwiſcht werden. Sein Geſicht war und blieb dicht umflort und wenn auch ſelten heftige Auftritte vorkamen, ſo waren doch die lichten Stunden, die er oft hatte, beſtändig ſchattirt mit einer tiefen Schwermuth oder mit einem verwirrten Andenken an ſeinen Aufenthalt im Morgenlande. Alsdann war ich ſein Page und mußte ihm häufig ein Capitel aus dem Koran vorleſen, der Doktor ſein Leibarzt, Ibrahim Efendi, und zum großen Entſetzen der Prinzipalin, die ſich allmählich wieder gefaßt hatte, verlangte er die Damen ſeines Harems zu ſehen.

Ibrahim Efendi, welcher einen Theil des Tages um den Kranken ſein mußte, war klug und taktvoll genug, um ſchon den erſten Tag nach jenem traurigen Ereigniſſe den Kreis-Phyſikus aufzuſuchen, ihm über den Zuſtand des Kranken genau zu referiren und dem alten Manne zu ſchmeicheln, indem er ſeinen Rath verlangte.

zuge zur Antwort. Dann richtete er ſich auf einmal raſch in die Höhe und verſchränkte haſtig ſeine Arme, indem er ſich raſch in die Kiſſen des Sophas zurücklehnte. — „Nenne mir," rief er alsdann aus, „unter den Leuten, die zu jenem Kreiſe, den wir leider tangirt, dieſer ſogenannten Geſellſchaft gehören, die langweiligſte, gewöhnlichſte, geiſtesärmſte, hölzernſte Creatur, einen Menſchen, der, wenn er ſich in unſerem Stande befände, von der ganzen Welt unter die Füße getreten würde, der dort aber etwas gilt, eine Stellung hat, weil er mit ſeinem hochadeligen Wappen ſeine grenzenloſe Dummheit, ſeine unausſtehliche Arroganz verdeckt."

„Halt ein! halt ein!" rief Victor. „Du treibſt zu pünktlich Dein Handwerk, Du malſt ein Portrait, das nicht zu verkennen ſein würde, wenn die Aehnlichkeit möglich wäre, Du ſprichſt ja vom Manne der Frau."

„Von dem ſpreche ich auch."

„Unmöglich, — eine Ausſöhnung?"

Der Maler nickte mit dem Kopfe.

„Eine Ausſöhnung mit ihm, den ſie, wie ſie ſich nie ſcheute, auszuſprechen, mehr als Alles haßt, verachtet — von dem ſie förmlich gekauft wurde. — Das ſind ihre eigenen Ausdrücke. Von dem — von dem — es läßt ſich kein Jota davon wegläugnen."

„Eine Comödie!" rief Victor im Tone des höchſten Erſtaunens, „gewiß, eine Comödie."

Der Andere knirſchte mit den Zähnen laut und vernehmlich; dann ſagte er ſehr langſam und ausdrucksvoll:

„Ja, ein Schauſpiel, bei dem ſich das Haar emporſträubte, bei dem ein Zuſchauer, der an dieſem entſetzlichen Weibe gehangen, hätte wahnſinnig werden können."

„Ah!" ſprach Victor beſorgt und doch ängſtlich, aber in angenommenem, gleichgültigem Tone. „Wer war da Zuſchauer?"

„Ich! ich " rief der Maler, indem er emporſprang, — „ich! Fluch des entſetzlichen Augenblicks! Fluch über meine Schwäche! Fluch über Alles, was ich gethan, ja über mich ſelber!"

Er eilte raſch durch das Zimmer, und indem er die rechte Hand heftig vor die Stirne preßte, ſchüttelte er mit dem Kopfe, als wolle er Bilder gewaltſam zerſtören, die in ſeinem Gehirne aufſtiegen. — „Und doch," ſagte er dann, indem er mit einem Male vor Victor ſtehen blieb, „dringt zuweilen ein, wenn auch nur ſchwacher Klang der Beruhigung durch die wilden Stimmen der Verzweiflung, die mein Herz verhöhnen und zerreißen, — und doch iſt mir oft, als ſchöben ſich die finſteren, drohenden Wolken, die bis jetzt meinen Himmel bildeten, und die nur zuweilen von einem zuckenden Blitzſtrahl zerriſſen wurden, der mir ihr Bild im verheerenden Feuer gezeigt, langſam auseinander, und als zeige ſich hie und da tröſtend eine lichtere Stelle, wie eine Verheißung auf ein kleines Stückchen blauen Himmels, das noch einmal über mir ſtrahlen ſoll. Iſt mir doch zu Muthe, wie einem, der in Fieberträumen befangen war, oder der in den Feſſeln des Wahnſinns lag, und auf den nun mit einem Male ein Strahl ſcharfen, ſchmerzenden Lichtes, ein Vorbote der Geneſung, oder der wiederkehrenden Vernunft glänzt."

„Und es iſt ſo, Ferdinand," ſagte der Muſiker mit bewegter Stimme, wobei er ſeinem Freunde näher trat und deſſen Hand ergriff. „Wenn auch Dein Schmerz tief und gewaltig war, ſo hat er doch dafür Dein ganzes Weſen heilſam erſchüttert und wird es klären, wie auch ein ſchweres Gewitter die Luft bewegt und reinigt. Danke Deinem gütigen Geſchick, daß ſich Deine finſteren Wolken zu verziehen ſcheinen, daß Dich kein verzehrender Blitzſtrahl traf, ſo Deine Rückkehr verhindernd."

Der Andere ſeufzte tief auf, er hielt ſeine Augen mit der Hand bedeckt und ſprach, ohne ſeinen Freund anzuſchauen:

„Und kommt dieſe Rückkehr nicht viel zu ſpät? hat mich nicht

ſchon ein vernichtender Blitzſtrahl getroffen? Stehe ich nicht da wie ein Abgebrannter, dem von einem wohnlichen, freundlichen Hauſe, dem von einer blühenden Familie, von einer armen, bekümmerten, unglücklichen Frau, von lieben, lieben Kindern nichts übrig geblieben iſt, als die ſchreckliche Erinnerung an das tiefe Leid, das er ihnen zugefügt? — O Victor, ich fühle mich entſetzlich elend. Sie, die mir angehörten, die mein waren, ſind von mir gewichen, und da ich nun aus dem Zauberbanne jener ſchrecklich ſchönen Frau getreten bin, ſo durchſchauert es mich unheimlich, ich fühle mich wie ſchwebend zwiſchen Himmel und Erde, ich bin ſo namenlos elend und verlaſſen! Es iſt Alles, Alles verloren!"

„Glaube das nicht," gab ihm Victor mit dem herzlichſten Tone zur Antwort, „ſuche feſten Fuß zu faſſen, es wird Dir nicht an einem ſicheren Grunde fehlen. Erlange Dein Gleichgewicht wieder, indem Du Dich hüteſt, rückwärts zu ſchauen, wo noch um die Zacken maleriſch geformter Berge mit ihren verführeriſchen Thälern, mit ihrer lockenden Einſamkeit das abziehende Gewitter ſchwebt, immer noch prächtig anzuſehen mit ſeinen wilden Wolkenmaſſen, mit ſeinen leuchtenden Blitzen, die Dich glücklicher Weiſe nur geſtreift, nicht niedergeſchmettert; laß Dir den dumpf rollenden Donner eine Warnung ſein für die Zukunft; laß hinter Dir jene ſchrecklich ſchöne Nacht, blicke hinaus in den vollen, glänzenden Tag; — blicke forſchend hinaus. Wenn auch jetzt noch Nebel die Ausſicht verhüllen, glaube mir, wenn Du muthig vorwärts ſtrebſt, ſo werden dieſe Nebel allmälig ſchwinden, ſchöne Fluren werden ſich vor unſerem Blicke enthüllen, eine lachende Gegend mit friedlichen, kleinen Dörfern, mit ſchattigen Wäldern, wo an ſtillen Seen, an murmelndem Waſſer gewaltige Schlöſſer liegen, an deren verſchloſſenem Thor wir anklopfen werden, wir, zwei müde Wanderer, und wo wir am Ende wieder finden, was wir ſehnſuchtsvoll ſuchen."

„Verstehe ich Dich recht? — Glaubst Du wirklich, daß für mich ein Wiederfinden möglich ist?"

„Gewiß, Ferdinand. — Dein Suchen wird nicht vergeblich sein."

„Du betonst das: Dein so eigenthümlich und scharf, — doch natürlich! Was hättest Du auch in der Ferne zu suchen, da Du bereits Alles in der Nähe gefunden, was Dein Herz begehrt."

„Hätte finden können," entgegnete der junge Musiker traurig. „Ja, Du hast Recht: ich hätte nur mein Herz, das oft mahnend geklopft, sprechen lassen sollen. Aber ich achtete nicht der wunderbaren Rosenknospe, die sich so lieblich duftend neben mir entfaltete — es ging mir wie Dir, ich umflatterte ein glänzendes Licht, das mich versengen mußte, so wie ich es erreicht. Ich bin mit Dir im gleichen Falle."

„Du?" erwiederte der Andere ungläubig lächelnd, „Du, frei und unabhängig?"

„Das hatte ich auch von mir geglaubt, und habe ein Band, das mich süß fesseln konnte, dann erst bemerkt, als ich es gewaltsam zerrissen. — Und es ist zerrissen, ich bin frei, heimatlos wie Du, und bereit mit Dir in die Welt hinaus zu ziehen. Nicht bildlich gesprochen, sondern es ist ernstlich gemeint," fuhr er bestimmt fort, als er sah, wie ihn sein Freund ungläubig betrachtete. „Weißt Du noch, Ferdinand, wie wir vor Jahren einmal, ein Paar frische, muthige Knaben, allerdings mit Bewilligung der Eltern, die Mauern der Stadt hinter uns ließen, um gleich zwei irrenden Rittern — das wollten wir sein — auf Abenteuer auszuziehen? Erinnerst Du Dich noch jener glücklichen, zufriedenen Tage?"

„Ob ich mich ihrer erinnere," erwiederte der Maler träumerisch. „Wie wir dahin zogen durch Feld und Wald, Abenteuer suchend und findend."

„Nun denn," sagte Victor in entschlossenem Tone, „wir wollen

jene Zeit wiederholen, wir wollen hinter uns laſſen die Erinnerung an eine trübe Vergangenheit, wir wollen ſuchen — vielleicht finden."

Der Maler betrachtete forſchend ſeinen Freund, dann verſetzte er mit leuchtendem Blicke:

„Ja, laß uns ein neues Leben beginnen; ich folge Deiner Leitung, Victor. Du weißt von dem, was mir heilſam iſt, was mir allein wieder zum Glücke verhelfen kann, mehr als Du mir im gegenwärtigen Augenblicke ſagen willſt. Davon bin ich überzeugt und deßhalb folge ich Dir. — Du wirſt mich zum Wiederfinden führen — gib mir eine ſchwache Hoffnung.

Der Muſiker war gegen das Fenſter geſchritten und blickte abermals in den Garten hinab: ſeine Augen ſuchten jene Stelle, wo er vorhin geglaubt hatte eine ſchwarze Geſtalt zu ſehen. Doch jetzt bemerkte er ſie nicht mehr, wohl aber war es ihm, als höre er entfernt den Klang der fröhlich lachenden Kinderſtimmen. Sein Freund war neben ihn getreten und hatte ſeine Frage dringend wiederholt, worauf Victor nach einer Pauſe zur Antwort gab: „Wenn es Dir gelingt, die finſtere Vergangenheit nach und nach, aber vollſtändig, aus Deiner Erinnerung auszulöſchen, ſo glaube ich wohl, daß ich Dir einige Hoffnung zu geben vermag."

Der Maler hatte ſich neben ſeinen Freund an die Einrahmung des Fenſters gelehnt, ſein Auge vertiefte ſich ebenfalls in das Grün der Bäume und Büſche da unten, und er ſagte, bewegt von einem ſchmerzlich ſüßen Gefühl, von einem Gefühl, das ihn erfaßte, wenn er Monate überſpringend an vergangene Tage dachte:

„Ja, ja, ich fühle es, der Schlag, der mich vorhin getroffen, hat mich wohlthätig heilſam erſchüttert. Du weißt wohl, wie man von jenen Verzauberten erzählt, welche der Klang des erſten Glockentones nach Mitternacht auf einmal von ihren Zauberbanden erlöst. So iſt mir jetzt zu Muthe," fuhr er tief aufathmend fort;

„führe mich, Victor, Du thust ein unaussprechlich gutes Werk. O wie ich jetzt plötzlich so lieb und deutlich die Züge meiner Kinder vor mir zu sehen glaube! o wie ich ihre frischen Stimmen zu hören meine!"

Victor, der in den Garten hinausschaute, hörte wiederholt das herzliche Lachen von vorhin. Der Andere vernahm nichts davon, denn er wandte sich gerade in das Zimmer hinein, faltete seine Hände und sprach zu sich selber in herzlichem, bittendem, beschwörendem Tone:

„Mein armes Weib — Therese, meine Therese!"

O wenn er diesen Namen doch laut hinausgerufen hätte, laut — sehr laut!

— — — — — — —

Herr Kohler hatte seinen Freund verlassen, wie der geneigte Leser bereits weiß, in dem großen Augenblick, als dieser sein zerfetztes Beinkleid mit einem andern vertauschte. Dann war er glühend in seiner allbekannten Menschenliebe zu Stadtrath Scheidel's geeilt, wo er gerade zum Nachmittags-Kaffee kam, nicht zu einem ostensiblen Kaffee, wo das feine Damastgedeck und die vergoldete Kanne aufgesetzt wurden, wo Körbe voll Backwerk zum Genuß einluden, wo Mutter und Tochter in ihrem großen Putze so unbefangen da saßen, als gingen sie mit demselben zu Bette und stünden eben so bekleidet wieder auf — nein, es war der Familien-Kaffee, wo eine alte zerbrochene Kaffeekanne eine aufgewärmte braune, ziemlich geschmacklose Brühe enthielt, wo bläuliche Milch in einem irdenen Topfe aufgetragen wurde, wo das gewöhnliche Hausbrod ohne besondere Unterlage auf dem Tische lag und wobei sich Madame Scheidel und Friederike Federbach befanden, beide noch sehr mangelhaft frisirt, da noch keine Veranlassung gewesen war, sich festlicher und sorgfältiger zu kleiden, und da die Hitze, namentlich jetzt in den Nachmittagsstunden, so niederdrückend erschien, daß man, wie die Stadträthin sagte, lieber gar nicht hätte

angezogen ſein mögen. Die Läden der Fenſter waren bis auf kleine Spalten geſchloſſen; durch dieſe Spalten aber drang das Sonnenlicht herein, bildete lange, glänzende Streifen, in denen ſich die zahlreichen Fliegen gütlich thaten und in deren Schein, wenigſtens im Scheine von einer derſelben, Friederike Federbach ſaß, deren poetiſchem Gemüthe die Dunkelheit zuwider war, und die es nicht ertragen konnte, wenn ſie nicht von einem Schimmer des göttlichen Lichtes berührt wurde.

Der Stadtrath hatte ſeine Pfeife geraucht und war dann ſeinen Geſchäften nachgegangen, ſo daß nun die beiden Damen allein blieben, denn der junge Eduard pflegte zu dem aufgewärmten Nachmittagsgetränke nicht zu erſcheinen und nahm ſeinen Kaffee mit Alters- und Standesgenoſſen im Kaffeehauſe.

Hier nun erſchien Herr Kohler, ſchwitzend vor Aufregung und Geſchäftseifer, denn es ſei ferne von uns, dieſen geplagten Mann verdächtigen zu wollen, indem wir ſagten: er ſei auf geradem und directem Wege hieher gekommen. — O nein, er hatte ſich unter Weges über Nachmittagsbeſuche von ein Paar Schulen zu unterrichten, mußte unter Anderem auch ungebührlich lange an einer Straßenecke warten, wo die Omnibuſſe der größeren Gaſthöfe von der Eiſenbahn heimkehrend vorüber kamen, um ſo durch die Menge und Form des Gepäcks auf die Zahl, Verhältniſſe und Nationalität der verſchiedenen Reiſenden ſchließen zu können. Dann hatte er auch noch höchſt nothwendiger Weiſe ein großes Bauweſen zu inſpiciren gehabt, wo das Geſimſe aus mächtigen Quadern beſtand und wo er es für unverantwortlich gehalten hätte, ſich nicht täglich an Ort und Stelle zu erkundigen, ob das Hinaufwinden der Steine gut von Statten gegangen, und ob nicht irgendwo ein kleines Malheur geſchehen ſei.

Daß Herr Kohler nach allem dieſem Rennen und Laufen und bei einer Hitze von 22 Grad Reaumur ſehr echauffirt bei der Stadträthin ankam, bedarf kaum der Erwähnung. Da er hier

auch sehr bekannt und wohl gelitten war, so konnte er sich schon erlauben, sich in einen Stuhl niederfallen zu lassen, um sich mit seinem Schnupftuche Kühlung zuzufächeln, ehe er sich nach dem Befinden der beiden Damen erkundigte.

Dies geschah aber natürlicher Weise dennoch und da erfuhr er, daß sich Madame Scheidel „so, so" befinde, wogegen ihm Friederike Federbach einen lang gezogenen Seufzer zur Antwort gab, den er sich selbst übersetzen mochte.

Es sei nun ferne von uns, den geneigten Leser, dem wir schon manche schöne Stunde geraubt, noch damit langweilen zu wollen, daß wir ihm ausführlich erzählen, auf welche wirklich taktvolle und geschickte Art Herr Kohler über das Abenteuer seines Freundes Weller berichtete, wie er die That desselben als eine wirklich famose That darstellte, deren Beweggründe die gleichen waren, wie die der alten biderben Ritter: allgemeine Menschenliebe und der Wunsch, ihrer Dame zu gefallen, Drachen zu bekämpfen und zu erkämpfen. —

Mochte nun die klare und ungeschminkte Rede des ehemaligen Maklers auf das Herz der ältlichen Jungfrau ihm gegenüber wirklich einen Eindruck gemacht haben, oder mochte dieselbe von der Mutter Wort erschüttert sein, ein Wort, das, durch irgend eine Veranlassung hervorgerufen, vor dem Kaffee ausgesprochen wurde und die Tochter mit dem Prädikate einer unerhörten Gans belegte, da sie so blind sei und nicht einsehen wolle, wie in der jetzigen männerarmen Zeit — genau der Ausdruck der Stadträthin — Herr Weller für eine ausgezeichnete Partie gelten müsse, — genug, sie blickte zur Fensterspalte hinauf an den blauen Himmel, wobei ihre Augen vergnüglich zwinkerten, sie seufzte wieder, aber in einer ganz anderen Tonart; sie nannte Herrn Weller einen vortrefflichen Herrn Weller; sie erlaubte sich endlich die schüchterne Frage, ob Herr Kohler wohl überzeugt sei, daß sein Freund, als er sich in jene ungeheure Gefahr gewagt, wohl ihr Bild in seinem

Herzen getragen habe. Was Herr Kohler darauf zur Antwort gab, können wir uns denken, und auch, daß hierauf die ganze Sache, welche als eine Art Freiwerberei betrachtet werden konnte, ihren gehörigen und glücklichen Fortgang nahm. Wir entnehmen dies auch aus einer schließlichen Aeußerung der Stadträthin, als Herr Kohler schon fortgegangen war, die sie ihrer Tochter gegenüber that und die ungefähr lautete: daß es ein wahrer Segen sei, wenn der Mensch nur endlich einmal anfange vernünftig zu werden.

Wäre unsere neue unbedeutende, obgleich sehr wahre Geschichte ein altes bedeutendes aber unwahres griechisches Heldengedicht, so würden wir jetzt zu berichten haben, daß sich nun auf des Olympos Höhen, wo die Götter in ewiger Klarheit thronen, der boshafte Amor vor Lachen seinen kleinen Bauch hielt, während Hymen mit seinem sehr verdrießlichen Gesichte den Rest einer alten, schon oft gebrauchten Hochzeitsfackel anzündete.

Herr Kohler aber eilte von dannen, erhoben, beseligt durch das Bewußtsein, ein gutes Werk gethan zu haben, und begab sich, einigermaßen vor Hitze keuchend, nach seiner Wohnung.

Die sechste Stunde.

In den Zimmern des Herrn Kohler war es so ruhig und still, so schattig und kühl, daß sich der vielgeplagte Bewohner derselben seufzend darin umschaute. Wie stand dort in der Ecke der große lederne Lehnsessel so einladend und seine weichen Arme weit geöffnet, als wolle er sagen: ei so komm' doch! Wie lehnte in demselben so verführerisch

Der Alte ein jovialer Mann, gewann den offenherzigen und geſchickten jungen Arzt bald außerordentlich lieb und da ihm ein guter Operateur abging, ſo benutzte er ihn bald zu den ſchwierigſten Geſchäften und verhalf ihm um ſo lieber zu einer guten Kundſchaft, als der Pfarrer Sproßer, den er mit ſeiner ganzen frommen Richtung bis in den Tod haßte, alles anwandte, um dem Doktor Burbus das Zutrauen der Leute zu entziehen.

Der Buchhalter aber genas ſchnell von ſeiner Wunde und es trieb ihn um ſo ſchneller von dem Krankenzimmer ins Geſchäft zurück, als er wohl bemerkte, wie ich von Tag zu Tag mehr in der Gunſt der Prinzipalin ſtieg und wie es mir nicht ſchwer wurde, die Geſchäfte des Hauſes auch ohne ihn zu führen. — — — —

Der Prinzipal dagegen ging langſam dem Grabe zu und ſeine Krankheit, eine ſchnell fortſchreitende Auszehrung, erlaubte ihm nicht mehr ſein Zimmer zu verlaſſen; der Name des Buchhalters durfte nie vor ihm genannt werden und auch er ſprach ihn nur noch ein einziges Mal aus, das war nämlich an ſeinem letzten Lebenstage, wo er mit klarem Geiſte eine lange Unterredung mit ſeiner Frau hatte. Dabei bat er, ſie möge ihm nicht nachtragen das Unrecht, das er ihr zugefügt und ihm verzeihen den Kummer, den er ihr während ſeines Lebens oft gemacht, dagegen warnte er ſie vor dem Buchhalter und ſtarb mit der Verſicherung, derſelbe ſei ein ſchlechter und heuchleriſcher Menſch! — — — —

anzusehen die lange, schon gestopfte Pfeife, die gewöhnlich Abends noch geraucht wurde, ehe sich Herr Kohler, ermüdet von des Tages Last und Hitze, zu Bette begab.

Welch' eine Wonne, jetzt ausnahmsweise hier einmal zu schwelgen in süßer Ruhe und Tabaksduft, in dem kühlen behaglichen Winkel, sich doppelt glücklich fühlend in dem Gedanken an die brennende Sonne draußen auf dem glühenden Pflaster.

Doch nein, Herr Kohler konnte sich diese Ruhe nicht gönnen, am allerwenigsten im gegenwärtigen Augenblicke. Wir müssen gestehen, daß er einen fast schmerzlichen Blick auf die Uhr warf; doch wurde, als er dort den Zeiger zwischen fünf und sechs bemerkte, das Bewußtsein seiner Pflichten so mächtig in ihm rege, daß er fast mit Verachtung auf Lehnsessel und Pfeife blickte. Er änderte etwas sehr Nothwendiges an seiner Kleidung; dann ließ er stolz in dem Gefühle, eine kleine Schwäche überwunden zu haben, die ihn angewandelt, seine freundlichen, schattigen Zimmer hinter sich und betrat frohen Muthes abermals die brennend heißen Straßen.

Hätte der ehemalige Makler einmal beim Vormittagsschnellzug an der Eisenbahn gefehlt, es würde ihm das ein bitteres Gefühl verursacht haben, aber er hätte sich am Ende diese Nachlässigkeit verziehen. Würde er eine der Hauptschulen zur Zeit des Anfangs des Unterrichts nicht mit seiner Gegenwart beglückt haben, — ein nur halbwegs triftiger Abhaltungsgrund hätte ihn beruhigt. Wäre die Wachparade auch einmal ohne ihn nach dem Schlosse marschirt, er hätte sich daraus am allerwenigsten etwas gemacht, denn hier war Pflicht und Vergnügen gemischt, und wenn er sich das Letztere entzog, so konnte er es vor sich selbst verantworten, daß der Ersteren nicht vollkommen Genüge geschehen.

Aber die fünfte Stunde war die wichtigste für Herrn Kohler's vielseitige Thätigkeit. Da gingen draußen auf der Eisenbahn drei Schnellzüge mit oder als Anschluß an durchgehende Hauptzüge

nach allen Richtungen ab, weßhalb natürlicher Weiſe um dieſe Zeit auch ebenſoviele Züge ankamen.

Welch' ein Feld für Herrn Kohler's Geſchäftigkeit! Wie thätig konnte er nicht dabei ſein, wie nützlich ſich der Menſchheit erweiſen. Wenn man ihn da ſtehen ſah, bei Ankunft irgend eines Hauptzuges — er hatte ſich durch ſeine unermüdliche Ausdauer ſtillſchweigend das Recht erworben, vor allen Wartenden den inneren Bahnhof zu betreten — wenn er wie geſagt ſo daſtand, häufig mit dem Hut in der Hand, freundlich lächelnd, aufmerkſam all die Geſichter betrachtend, die ſich an die Wagenfenſter drängten, um den harrenden Verwandten ſogleich begrüßen zu können, ihm herzlich zuzunicken, ſo war Herr Kohler, der nie einen ſolchen Gruß unerwiedert ließ, ſchon oft für den unbekannten Vetter Müller oder Onkel Fiſcher gehalten worden, der daſtand, die angekommenen, ſehnſüchtig erwarteten Verwandten in Empfang zu nehmen.

Auch wenn ſich ein ſolcher Irrthum aufklärte, wenn Herr Kohler ein Paar heranſtürzenden jungen Damen recht bedauernd aber auf's Liebreichſte verſicherte, er ſei nicht der Vetter Müller oder Onkel Fiſcher, ſo konnte ihm doch Niemand gram ſein, ſelbſt nicht im Gefühle getäuſchter Erwartung; denn er wußte ſich ſo verbindlich den näher bezeichnenden Vornamen von Müller oder Fiſcher auszubitten, er wußte dann regelmäßig ſo genau Beſcheid, daß er den neugierig Fragenden nicht nur Straße und Hausnummer angeben konnte, ſondern auch gewöhnlich mit den Verhältniſſen des Hauſes ſo bekannt war, um ihnen ſagen zu können, ob Tante Nickele angekommen ſei oder Vetter Joſeph ſchon abgereiſt.

Den reiſenden Engländern ging Herr Kohler hartnäckig aus dem Wege. Zuerſt hatte er auch die Angehörigen dieſer Nation mit ſeiner allgewaltigen Liebe umfaßt, bei ihnen aber barſches, abſtoßendes Weſen gefunden und ſogar ſchon ausgeſprochene Grob-

heiten dafür in Empfang genommen; ja es war ihm begegnet, daß ihm ein langes, dürres Exemplar dieſer Inſulaner ſtillſchweigend ſeinen Nachtſack übergeben, um ihn zu halten, während er ſeinen Gepäckcoupon hervorſuchte.

Im Allgemeinen liebte es Herr Kohler, ſich auf dem Gepäckbureau nützlich zu machen. Wie oft hatte er hier ſchon Differenzen zwiſchen Paſſagieren und Beamten geſchlichtet, wie oft ſchon den Bahnhof-Inſpector vermocht, nach irgend einem verloren gegangenen Koffer zurück telegraphiren zu laſſen!

So ſah man ihn in der Einſteighalle hin- und herellen, emſiger und gewiſſenhafter als die Beamten ſelbſt nach noch leeren Plätzen in den Coupé's ſpähend oder nach einer nicht ſorgfältig geſchloſſenen Thüre. Dieſe aber, denen er ſchon häufig genützt, betrachteten ihn faſt wie Ihresgleichen und freuten ſich über die Gewiſſenhaftigkeit, mit der er einen vollen Wagen durch einen weiteren Paſſagier überfüllte. Die Letztern dagegen hielten ihn in ſeinem immer höchſt anſtändigen Anzuge für einen höheren Eiſenbahnbediensteten in Civil und vertrauten ihm häufig ihre kleineren oder größeren Klagen, worauf Herr Kohler mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Stange ſeiner Brille anfaßte, die blauen Gläſer näher an die Augen ſchob und mit ſehr würdigem Geſichtsausdruck ſagte: Im Augenblicke laſſe ſich in dieſen leider vielleicht gerechten Klagen keine Abhilfe treffen, man werde aber die Sache beſtens vormerken, man werde ihr auf die Spur zu kommen ſuchen und man werde gewiß eine Abänderung treffen, daß man zufrieden ſein könne. Darauf verbeugte man ſich höflich vor einander, Herr Kohler ſpitzte ſüß lächelnd ſeinen Mund und der Paſſagier verſicherte ſeinen Mitreiſenden, er habe da einmal einen ſehr höflichen Eiſenbahnbeamten getroffen.

Für die Freunde des Herrn Kohler, welche reisten oder ankamen, war die Anweſenheit deſſelben hier auf dem Bahnhofe von dem allergrößten Nutzen, ja man verließ ſich förmlich auf ihn und

konnte ſeinen Bekannten zum Beiſpiel bei der Abfahrt ſagen: „Nun ja, ich will mir's noch überlegen und laſſe Dir durch Kohler eine Antwort ſagen," oder: „ich ſchreibe im Warteſaal zwei Zeilen, Kohler wird ſie Dir bringen." Und das that denn auch Kohler mit einer Pünktlichkeit, mit einer Gewiſſenhaftigkeit, die rührend war; er übernahm Briefe, Aufträge und Grüße an Verwandte und Bekannte, er berichtete den ankommenden Freunden über den Stand ihrer Familienangelegenheiten, er rief die Droſchke Numero Vier oder Sechs, die noch keine Ladung hatte, er beſorgte das Gepäck, wenn der Ankommende eilig noch Jemanden ſprechen wollte oder ſonſt ein dringendes Bedürfniß hatte, — Kohler war bald hier, bald da, man ſah Kohler vorn und hinten am Zuge; Kohler ſchien ſich vervielfältigen zu können, und wenn Kohler hier einem Abreiſenden warm die Hand gedrückt, ſo reichte er einem Ankommenden faſt im gleichen Augenblick ſeine Rechte und hatte dabei noch Zeit übrig, einen Gepäckträger zurecht zu weiſen, der die Unverſchämtheit hatte, von einem Fremden einen Gulden zu verlangen, wo er nur dreißig Kreuzer anſprechen konnte.

Mit einem Worte: Kohler war überall.

So erblicken wir ihn denn auch an dem heutigen denkwürdigen Tage draußen auf der Eiſenbahn, bemerken wie er zuerſt durch die Warteſäle geht, um zu ſehen, ob dort Alles in Ordnung iſt, ob die Fenſter nach Vorſchrift geöffnet ſind, ob ſich in den Karaffen auf den Tiſchen friſches Waſſer befindet. Einen Augenblick bleibt er in Gedanken verſunken an der Eingangsthüre ſtehen, ſchaut hinter dieſelbe und malt ſich in ſeiner Phantaſie den Platz aus, wie er heute Morgen beim Frühzug geweſen. Dort hatte ſie geſeſſen, die ſchwarzgekleidete Wittwe mit ihrem ernſten, ſchönen Geſichte, hier hatte ſie mit ihm geſprochen, von hier hatte er ſie weggeführt, an die Droſchke Numero ſechzehn — o Gott! hier hatte er leider viel zu tief in ihr dunkles Auge geſehen. Wie ſtimmte ihn dieſe Erinnerung faſt wehmüthig, wenn er an die

Scenen im Molitor'schen Hause dachte. Welche Wahrheit liegt doch in dem alten Sprüchworte: die Stunden folgen einander, aber sie gleichen sich nicht. Er wendet sich seufzend ab und dann sehen wir ihn an das große Buffet treten, wo der diensthuende Kellner seinen scharfen Blick fürchtet und allzu alte Butterbrode und allzu bestaubte Stücke Kuchen, die von vergangener Woche übrig geblieben sind, eilfertig auf die Seite schiebt. Auf allenfallsige Schreibfehler in der Speisekarte, das heißt, wenn irgend eine Portion Braten plötzlich um so und so viel höher notirt erscheint, deutet Herr Kohler stillschweigend mit dem Finger, und der Kellner beeilt sich in den meisten Fällen, die Zahl zu ändern, um nicht eine kräftige Rüge von der Eisenbahnverwaltung zu erhalten.

Hat sich nun nebenbei der ehemalige Makler unter den Passagieren umgeschaut, ob sich nicht unter denselben eine verlassene Wittwe oder hilfsbedürftige Jungfrau befinde, deren beredter Blick ihm deutlich sagt, eine Ansprache mit Hilfeleistung verbunden werde sehr erwünscht sein, — hat er stillschweigend einen Passagier, der mit der brennenden Cigarre in den Wartesaal zweiter Classe tritt, auf das Plakat an der Wand aufmerksam gemacht, das uns in drei Sprachen sagt: Hier darf nicht geraucht werden, hat er nebenbei noch einige Kinder, die gar zu viel Lärmen machen, mit einem sehr ernsten Gesicht zur Ruhe verwiesen — hat er alles das gethan, so begibt er sich nach der Einsteighalle, deren Thüre ihm der Portier ohne Weiteres aufschließt.

Hier schüttelt Herr Kohler dem Bahnhof-Inspector die Hand, nickt ein Paar andern Beamten freundlich zu, klopft an das Fenster der Telegraphisten und grüßt diese, wenn sie von ihrer Arbeit aufsehen, wohlwollend, aber discret, und dann erst findet er Zeit, auszuschauen, ob an der großen Stange am Eingange des Bahnhofes der rothe Ballon noch nicht aufgezogen sei, welcher anzeigt, daß sich der Zug nahe.

Jetzt klettert dieser rothe Ballon langsam in die Höhe — noch eine kleine Meile und man sieht, wie bei den Gipfeln der grünen Gebüsche, welche die Bahn dem Auge verdecken, dort bei dem Thaleinschnitt weißer Dampf stoßweise aufsteigt. Jetzt pfeift die Locomotive, an den Fensterscheiben der Wartesäle erblickt man viele ängstliche erwartungsvolle Gesichter, und als die Thüren endlich geöffnet werden, strömt Alles mit solcher Hast heraus, daß selbst Kohler, der doch ziemlich fest auf seinen Beinen steht, schon oft in Gefahr gekommen ist, mit fortgerissen zu werden.

Der Zug, der eben ankam, hat hier einen Aufenthalt von einer halben Stunde. Es werden Wagen angehängt, noch ein Coupé erster Classe, ferner ein Lastwagen, auf welchem eine herrschaftliche Equipage steht. Es ist dies eine große viersitzige Reisekalesche mit einem adeligen Wappen. Während dieselbe auf ihrem Untergestell angestoßen wird, ist ein Bedienter beschäftigt, die zahlreichen Koffer aller Art nachzusehen, ob sie an dem Wagen gehörig befestigt sind.

Wer kann der Besitzer dieser Kalesche sein? Herr Kohler betrachtet das Wappen genau, ohne sich aber der Familie, der es angehört, erinnern zu können, weßhalb er beschließt, diesen Theil des Zuges, namentlich aber das neu hinzugekommene Coupé erster Classe, zu welchem der herrschaftliche Wagen zu gehören scheint, nicht aus den Augen zu verlieren.

Inzwischen bietet der Bahnhof das geräuschvolle Bild, das der geneigte Leser gewiß schon oft gesehen, — eine halbe Stunde Aufenthalt, die aber meistens wegen zu späten Ankommens zu einer Viertelstunde verkürzt wird, in welcher aber alsdann schon wieder nach ruhig abgelaufenen fünf Minuten die lärmende Glocke das erste Zeichen zum Einsteigen gibt, wornach uns vor Aufregung und Angst jeder Bissen im Munde aufquillt, und ehe wir noch mit der Hälfte der vor uns stehenden Portion fertig sind, gellt uns schon drohend das zweite Zeichen in die Ohren.

Dies ist der Moment der allergrößten Confusion auf dem Bahnhofe. Passagiere, alle Hände voll, lauend, gesticulirend, rufend, Beamte mit dem gewissen, unausstehlichen Achselzucken, wenn sie gefragt werden, große Karren voll gewichtiger Bagagestücke, dröhnend auf dem Pflaster, — Alles durcheinander, dazwischen zuweilen ein Pfiff der Locomotive, welche die Kraft ihrer Lunge probiren zu wollen scheint, — das Rufen und Winken der Passagiere, der Lärm der Glocke, welche das dritte Zeichen mit verdoppelter Kraft gibt, das Schreien der Conducteure, die zum Einsteigen drängen, — Alles das bildet ein solch' tolles Chaos, daß man mit zugehaltenen Ohren davon laufen möchte.

Nicht so Herr Kohler. Wie das Getöse der Schlacht dem Feldherrn angenehm ist und seine Brust erweitert, ebenso wohlthuend wirkt dieser entsetzliche Spektakel auf die Nerven des Maklers. Ja, er fühlte sich in solchen Augenblicken so erhoben, daß er ruhig, fast theilnahmlos in diesem Strudel stand, daß er, wenn all' seine Geschäfte pünktlich besorgt waren, hier zurückblieb, ein Fels im Meere, an dem die wogende Flut unaufhörlich vorüber gepeitscht wird.

So stand er an dem oben erwähnten Coupé erster Classe und lächelte still vergnügt in sich hinein, wenn er in das Treiben vor sich blickte. — Im nächsten Augenblicke aber lächelte er nicht mehr, denn er fühlte sich ziemlich unsanft an die Schulter gestoßen, und als er sich rasch umwandte, sah er in das mürrische Gesicht des ihm wohlbekannten Bedienten aus dem Molitor'schen Hause, der ihn, wahrscheinlich boshafter Weise, mit einem gewaltigen Koffer gestreift hatte, welchen derselbe nun, ohne um Entschuldigung zu bitten, in das Coupé schob.

Dem guten Kohler gab es, wie man so zu sagen pflegt, einen Stich in's Herz, als er diesen Bedienten sah, das Coupé erster Classe und die Reisekalesche, deren Wappen er nun sofort erkannte. „Ach!" seufzte er in sich hinein, „schon heute verläßt dieser gräß-

liche Tyrann mit ſeiner Beute die Stadt, um ſich auf ſein Räubernest zurückzuziehen. — Und bin ich nicht ſelbſt die Urſache, daß er die liebenswürdige Wittwe, die mein Herz gerührt, mit ſich fort nimmt? — Was nützt es mich, daß ich mir wohl denken kann, er gehe auf ſein Schloß Klippenberg? Das wird er noch feſter umſchanzt und verwahrt haben, als hier Haus und Garten. Und nebenbei fühle ich auch gar keinen Beruf in mir, Weller's That nachzuahmen und mich lächerlich zu machen. — O trauriges Verhängniß!"

„Kohler!" riefen ein Paar Bekannte, die auf dem Tritte eines Eiſenbahnwagens ſtanden und augenſcheinlich noch einen Auftrag zu geben hatten. „He! Kohler!" — Aber Kohler wollte nicht hören — nein, er hörte in der That nicht; ſeine Blicke hingen mit ſchmerzlicher Luſt an dem Warteſaal erſter Claſſe, der jetzt von dem Portier geöffnet wurde. Heraus traten drei ſchöne Kinder, die ſich bei den Händen gefaßt hielten. O er kannte ſie ganz genau alle drei, es verurſachte der Anblick dieſer blühenden Geſichter ihm ein eigenthümliches Gefühl. Aber jetzt fühlte er ſein Herz ſich ſchmerzlich zuſammenziehen, als nun ſie hinter den Kindern zum Vorſchein kam, ſie in ſchwarzem Anzug, den Schleier zurückgeſchlagen, ſchöner noch als heute Morgen, denn die tiefe, troſtloſe Trauer war von ihrem Geſichte gewichen; in ihrem vordem ſo ernſten Auge glänzte es faſt freudig wie der Schimmer einer Hoffnung.

Sollte —? — O nein, ſo eitel war Herr Kohler nicht. — Und doch, ſollte ſie ihn vielleicht geſehen haben! — Nein, nein, vergebliche Hoffnung! — Bis dahin noch nicht; aber jetzt erblickte ſie ihn, und der Ausdruck ihres Geſichtes änderte ſich nicht, das heißt, man ſah in demſelben nicht das Geringſte von größerer oder freudiger Erregung. Aber ſie blickte ihn mit Wohlwollen an, und als ſie näher gegen ihn kam und die kleine Baronin in den Wagen hob, — Herr Kohler hatte tief gerührt das andere Mäd-

chen genommen, während der mürrische Lakei den kleinen Buben auf seinen Arm nahm — sprach sie leise zu ihm:

„Nochmals danke ich Ihnen herzlich für Ihre Dienste und werde sie nicht vergessen."

Ihr Kleid hatte ihn gestreift, als sie in den Wagen stieg; dann hatte sie auch gesagt: „ich werde Sie nicht vergessen." — Hatte sie das: sie auf die Dienste bezogen, die sie nicht vergessen wolle, oder hatte sie damit seine Person — Kohlers Person nämlich — gemeint? O gewiß das Letztere, denn noch einmal nickte sie ihm freundlich zu, ehe sie an der andern Seite des Coupé's Platz nahm.

Der ehemalige Makler hätte sich jetzt zurückgezogen, um in keine Berührung mit dem Freiherrn von Molitor zu kommen, der nun, von seinem Kammerdiener begleitet, aus dem Wartesaal kam. Aber die scharfen stechenden Augen des langen Mannes hatten ihn schon erfaßt und hielten ihn zauberhaft fest, wie der Blick der Schlange das kleine unschuldige Vögelein.

Wie konnte dieser Mann so höhnisch und häßlich lächeln! Wie funkelten seine Augen so unheimlich! Jetzt legte er die dürre Rechte auf die Schulter seines Kammerdieners und murmelte durch die fest auf einander liegenden Zähne: aber er murmelte so laut, daß Herrn Kohler kein Wort entging, wobei der Baron auch nicht eine Sekunde seine unheimlichen Blicke von dem Makler abwandte:

„Es ist gut, Gebhard, daß Ihr mir den da zum Mitnehmen eingefangen habt. Laßt ihn aber ja nichts merken; es ist das ein gefährliches Subject, dessen man sich sicher entledigen muß. — Einen guten, schweren Stein an seinen Hals, und dann in den See hinter dem Schlosse mit ihm. — Plumps!" — Dann lächelte er freundlich gegen den Kammerdiener, schloß bedeutungsvoll seine Augen und sagte noch: „Nur keinen Argwohn erregt," worauf er grinsend an den Wagen und zu Herrn Kohler trat, ihm

mit einigen Worten seine Freude zu erkennen gab, daß er so pünktlich Wort gehalten, und ihn höflich ersuchte, gefälligst einsteigen zu wollen.

Herr Kohler war jedoch, wie aus Ehrfurcht, einen großen Schritt zurückgetreten, in Wahrheit aber, um aus dem Bereiche dieses mörderisch gesinnten Wahnsinnigen zu kommen. Es schauderte ihn, wenn er daran dachte, in welcher Lebensgefahr er hätte gewesen sein können, wenn ihm der lange Freiherr unbemerkt nahe getreten wäre, ihn vielleicht gepackt hätte, erwürgt oder unter die Räder der Wagen geworfen, während sich der Zug gerade in Bewegung gesetzt.

Seine Weigerung einzusteigen schien auf den Baron indessen keine große Wirkung hervorzubringen; es begnügte sich dieser, laut aufzulachen und in das Coupé zu steigen.

In wirklich unaussprechlicher Angst betrachtete Herr Kohler alle Bewegungen des Wahnsinnigen; er fürchtete irgend etwas Schreckliches, was vielleicht der schönen Wittwe geschehen könne, und fühlte sich ein wenig beruhigt, als er bemerkte, daß Herr von Molitor dieselbe ehrfurchtsvoll grüßte und sich dann in einer andern Ecke des Wagens niederließ.

Die Zeit zur Abfahrt war da, das letzte Zeichen gegeben, die Conducteure schwangen sich auf die Tritte ihrer Wagen, die Locomotive pfiff und brauste, und Herr Kohler trat zurück an die Thüre des Wartesaals zweiter Classe, wo er plötzlich eine bekannte Stimme hörte, die laut ausrief: „Zu spät!"

„Ja, zu spät!" antwortete eine andere Stimme; „ich weiß nicht, mir ist das sehr unangenehm; ich hätte was darum gegeben, gerade mit diesem Zuge zu fahren."

„Bah! es ist der einzige nicht, der nach dieser Richtung geht. — Lesen wir den gedruckten Fahrtenplan. — Doch nein." —

Herr Kohler hatte sich rasch umgewandt.

„Wozu," setzte der Sprecher heiter hinzu, „einen gedruckten

In dem Geſchäft änderte ſein Tod vor der Hand nichts, wenigſtens nichts, das mir zum Vortheil gereicht wäre, wohl aber zum Nachtheil. Die Prinzipalin zog ſich mehr und mehr zurück und überließ dem Buchhalter, von deſſen Redlichkeit und Frömmigkeit ſie überzeugt war, alle Anordnungen. Ich wurde auf ein paar unbedeutende Bücher und die Wiegkammer beſchränkt. Der Pfarrer Sproßer kam mehr, wie je in's Haus und ich dagegen — den die Prinzipalin ſchon ſeit längerer Zeit mit „Sie" anredete, auch hatte ſie mir ein kleines Salair ausgeſetzt, von dem ich meine nothwendigſten Bedürfniſſe beſtreiten konnte — beſuchte jetzt mit ihrer Erlaubniß faſt jeden Abend das Haus meines Vetters. Daß ich den Doktor Burbus dort eingeführt, und daß er bald Freund des Hauſes und Hausarzt war, kann man ſich leicht denken, das Stieglitz'ſche Haus dagegen hatte er verloren, denn nach dem Tode des Prinzipals ſandte ihm der Buchhalter Herr Specht im Namen der Prinzipalin ein bedeutendes Honorar und bemerkte ihm dazu, man würde ſich erlauben, es ihn wiſſen zu laſſen, ſobald man ſeiner Kunſt wieder bedürfe. Der Kreis-Phyſikus ſchnupfte bei dieſer Nachricht eine halbe Doſe leer und ſchwur zornig, er wolle gehenkt werden, wenn auch er je wieder, in dies Pietiſtenhaus ginge.

Fahrtenplan, da wir hier einen besseren lebenden vor uns haben?"

„Ah! Herr Victor! — Sie wollen verreisen und haben den Zug verfehlt? Und Herr Süfter ebenfalls?"

„Wie Sie sehen, lieber Freund. Doch werden Sie uns wahrscheinlich die beruhigende Versicherung geben können, daß in kurzer Zeit ein anderer Zug abgeht."

„Und wohin, Herr Barring?

„Nun in der gleichen Richtung wie dieser, nach D., nach C., nach B., wie Sie wollen."

„So haben Sie keinen besonderen Reisezweck?"

„Ja und nein," entgegnete der junge Mann achselzuckend. „Zuerst wollen wir eine gute Entfernung zwischen uns und die Stadt bringen und dann auf irgend einer Station sehen, wohin wir unsere Schritte lenken."

„Sie sind glücklich," sagte der ehemalige Makler, indem er seinen Kopf auf und ab wiegte, „ein freier Mann, durch nichts gebunden. Gefällt es Ihnen einmal plötzlich nicht mehr hier, so packen Sie Ihren Koffer, kaufen sich ein Fahrbillet und —"

„Verfehlen den Zug wie so eben," unterbrach Victor die Rede des Herrn Kohler.

„Das sind Kleinigkeiten," fuhr dieser fort. „Wie ich Ihnen schon sagte, haben Sie in zehn Minuten einen andern. Aber so frei zu sein, so unabhängig! das ist ein beneidenswerthes Loos!" setzte Herr Kohler mit einem tiefen Seufzer hinzu, wobei er dem enteilenden Zuge sehnsüchtig nachblickte.

„Obgleich ich zum Scherzen nicht recht aufgelegt bin," erwiederte Victor, „so könnte mich doch Ihre Bemerkung, Ihr tiefer Seufzer, der mir nicht entgangen ist, lachen machen. — Wer ist freier, wer ist unabhängiger als Sie?"

„Als ich?" sprach der Makler im Tone höchster Verwunderung. Und während er das sagte und dazu den Kopf schüttelte, mußte

er sich eingestehen, daß er an die Möglichkeit der Freiheit für sich in seinen kühnsten Träumen noch nicht gedacht. Eine solche Möglichkeit war ja auch gar nicht denkbar; denn jetzt, wo zum ersten Male dieser Gedanke angeregt wurde, sah er blitzähnlich eine solche Kette der traurigsten Verwickelungen vor sich, die nothwendig erfolgen mußten, wenn er sich wirklich einmal einer solchen Freiheit bedienen wollte, daß es ihm ordentlich schwindelig wurde. Seine Obliegenheiten waren so riesengroß, daß er sich begnügte, mit einem Lächeln der Befriedigung zu sagen:

„Lieber Herr Victor, scheinbar ohne Geschäfte kann ich Ihnen doch die Versicherung geben, daß ich mit den wichtigsten aller Art so überhäuft bin, daß für mich an keine Erholung zu denken ist. — Aber geben Sie mir Ihre Billete," setzte er gutmüthig hinzu, „ich will sie Ihnen für den nächsten Zug umstempeln lassen."

Victor nahm dies Anerbieten dankbar an und begab sich zu seinem Freunde, der an's Ende der Einsteighalle gegangen war, dort an einem Pfeiler lehnte und augenscheinlich mit trüben Gedanken beschäftigt dem fortdampfenden Zuge nachschaute. Die Wagenreihe selbst war nicht mehr zu erblicken, nur zwischen den ziemlich fernen Ausläufern der Bergkette, die mit ihrem Höhenzuge den Horizont abschloß, stiegen leichte weiße Dampfwolken auf; dort lagerte auch noch ein Streifen tiefgrauen Rauches, und jetzt vernahm das Ohr, wenn auch schwach und gedämpft, den Pfiff der Locomotive, welcher anzeigte, daß der Convoi so eben in einen Tunnel eingefahren war.

„Ich weiß nicht," sagte der Maler, „was ich darum gegeben hätte, wenn wir gerade mit diesem Zuge hätten fahren können. Ich kann die Blicke von den letzten langsam vergehenden Spuren desselben, dem leichten Rauche dort nicht abwenden, und in meinem Herzen drängt es mich, ein stummes Lebewohl um das andere nachzusenden."

„Ich finde das begreiflich," versetzte Victor; „Deine Seele

beschäftigt sich mit der Entflohenen, und daß Du gerade bei einem forteilenden Eisenbahnzuge an sie denkst, ist natürlich. Möglich auch, daß sie diesen Weg gemacht hat oder ihn noch macht, hoffentlich sogar; denn auch wir ziehen ja nach dieser Richtung."

„Herzlich danke ich Dir, — o wenn ich mich Dir nur früher rücksichtslos anvertraut hätte! wenn ich Deinem wohlgemeinten Rath gefolgt wäre! Wie Manches würde anders gekommen sein!"

„Wer weiß aber, ob besser; ihr hättet vielleicht in einer schwülen, unheimlichen Luft fortgelebt, sie ihrer Meinung nach duldend, Du still vergleichend, ohne daß sich im Ganzen viel geändert hätte. Ich versichere Dich, ein solches Ungewitter ist oft sehr heilsam, es reinigt die Luft, klärt den Horizont, verjagt die giftigen Nebel und schenkt uns heitere Tage. Laß uns darauf vertrauen."

In diesem Augenblick brachte Herr Kohler die umgestempelten Billets und ermahnte die Freunde, näher zu den Wartesälen zu gehen, um den Zug, der eben von den Passagieren bestiegen würde, nicht abermals zu versäumen.

Die Beiden befolgten seinen Rath, und der ehemalige Makler war ordentlich erstaunt, mit keinen Aufträgen belastet zu werden; ja, er konnte das so wenig begreifen, daß er ein paarmal im Begriffe war, den Namen seines Freundes, des Herrn Duvallet, zu nennen und andeutend zu sagen: er, Kohler, werde nicht ermangeln, der Familie von der Abfahrt Victor's zu berichten. Doch schwieg er, da es ihm zu eigenthümlich vorkam, daß Victor nicht aus freiem Antrieb von seinen Verwandten sprach. Discretion war eine Haupttugend im Charakter des Herrn Kohler, und in diesem Punkte fühlte er mit einer rührenden Feinheit.

So ward denn in kurzer Zeit auch für diesen langsamen Zug, der dem Schnellzuge folgte, das dritte Zeichen gegeben. Die beiden Freunde waren eingestiegen, und Herr Kohler, vertraut mit jeder Bewegung des Waggons, stand Abschied nehmend auf dem Tritt, um Victor und dem Andern seine Hand zu reichen.

„Geben Sie Acht," sagte ihm der Erstere noch, der die Bahnhofbeschäftigungen des ehemaligen Maklers kannte, „Sie werden in den nächsten Tagen so vielen Bekannten hier Lebewohl zu sagen haben, daß Sie es am Ende auch mächtig nachzieht und wir uns drüben, das heißt jenseits der Berge, wieder finden. — Also, auf baldiges Wiedersehen!"

Herr Kohler schüttelte ungläubig sein Haupt, und darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Er begleitete denselben mit langsamen Schritten bis an's Ende der großen Halle, dann wandte er um, legte die Hände auf dem Rücken zusammen, und aus dem ungläubigen Kopfschütteln ging er in tiefes Nachdenken über. — „Wenn dem wirklich so wäre," dachte er bei sich selbst, „wie unser Freund da gesagt, daß es auf einmal aller Welt, das heißt allen Bekannten, einfiele, die Stadt zu verlassen und ich, Jedem mein Lebewohl sagend, am Ende ohne Freunde allein hier zurückbliebe! Es läge darin etwas vom ewigen Juden, und zuletzt ware doch ein solcher Zustand geeignet, auch in mir eine Sehnsucht nach jenen blauen Bergen zu erwecken, wo ja auch sie zu finden ist."

Bei diesen Worten drehte er abermals um und trat an dieselbe Stelle, wo so eben noch der Maler gestanden. Auch sah er das Gleiche, was dieser gesehen; ja um eine Aehnlichkeit in Beider Zustand anzudeuten, so empfand auch er ein kleines Verlangen, mit auf dem davon eilenden Zuge zu sein, eine Lust, zu erfahren, was es denn eigentlich weit, weit hinter jenen blauen Bergen gebe. Dabei müssen wir gestehen, daß Herr Kohler noch keine großen Reisen gemacht hatte, ja eigentlich noch nie gereist war; denn sein Besuchen der benachbarten Städte — eine lebendige Musterkarte — konnte man füglich nicht reisen nennen, behaglich reisen, so zu seinem Vergnügen reisen. Darin müsse doch etwas Entzückendes liegen, sprach der ehemalige Makler zu sich selber, anzuhalten, wo es Einem beliebe, die schöne Natur zu be-

wundern, Merkwürdigkeiten zu beſehen, ſtatt den ganzen Tag wiederholen zu müſſen, daß die nächſte Seidenernte gar keine Hoffnungen errege, und daß gute Waare in kurzer Zeit außerordentlich ſteigen müſſe.

Warum konnte aber Herr Kohler nicht ebenfalls dort hinaus eilen? — Er lächelte über ſeine eigene Frage, und es war ihm faſt ein Troſt, ſich den Zuſtand der Stadt zu vergegenwärtigen, wenn er, Kohler, einmal nicht mehr da wäre, wenn die Schulen inſoweit verwaist wären, daß Niemand mehr vor der Thüre derſelben erſchiene, um einigermaßen auf den pünktlichen Beſuch zu achten und darauf zu ſehen, daß die kleinen unartigen Lümmel beim Ausgange nicht gar zu viel Spektakel machten; wenn die Steinverſetzer an den großen öffentlichen Bauten nicht mehr zur Vorſicht angetrieben würden, indem ſie wüßten, daß nicht noch ein Paar Augen außer denen des Baumeiſters da ſeien, die genau Achtung gäben auf jede Umdrehung der Hebemaſchine; wenn die Militärkapellmeiſter vergeblich jene behäbige Geſtalt ſuchen würden, die, mit feſt angezogenem Stocke oder Regenſchirm taktmäßig marſchirend, jeden Mittag in der Nähe der großen Trommel zu ſehen war. — Herr Kohler war feſt überzeugt, daß die ganze Muſikbande völlig außer Takt kommen müſſe, und daß man endlich aufhören würde zu ſpielen aus Schmerz über ſeine Abweſenheit und aus Furcht, ſich gründlich zu blamiren.

Und erſt die Eiſenbahn! Daran mochte Herr Kohler faſt gar nicht denken, und wenn er dieſen Gedanken doch wagte, ſo erregte er bei ihm ein mitleidiges Lächeln, indem er bedachte, wie hier Alles drunter und drüber gehen würde. Dabei können wir nicht läugnen, daß es ihm gewiſſermaßen ein wohlthuendes Gefühl war, ſich den Schmerz der ſämmtlichen Beamten, vom Bahnhof-Inſpektor bis zum letzten Wagenſchmierer, zu vergegenwärtigen. — „Kohler hat ſich ſchon ſeit drei Tagen nicht ſehen laſſen, was iſt da um Gotteswillen zu machen?“ — Dann die Verwunderung, den

Schmerz der Passagiere! — „Wo ist Herr Kohler? — Um Gotteswillen! hat denn Niemand den Herrn Kohler gesehen? — Kohler! Kohler!“ — Bleiche verstörte Gesichter. — „Kohler! Kohler!“

Keine befriedigende Auskunft; nur das Echo von dem alten Wagenschuppen gegenüber würde melancholisch antworten: „Kohler! — Kohler!“ — Und dieser Gedanke erhob und stärkte ihn in seinen schwierigen Berufspflichten; so wie er heute um die sechste Stunde auf dem Bahnhofe war, so sah man ihn den folgenden Tag um die gleiche Stunde wieder.

Wie erstaunte aber Herr Kohler, als er, den Schnellzug inspicirend, seinen Freund den Herrn Commerzienrath Duvallet fand, ebenso Madame Duvallet und Alice, ja die ganze befreundete Familie mit einiger Dienerschaft, die sich zur Abreise anschickte. Der ehemalige Makler traute seinen Augen fast nicht und konnte den Mund vor Verwunderung kaum schließen, als ihm nun der Commerzienrath herzlich die Hand schüttelte und um Verzeihung bat, daß er ihm im Drang der Geschäfte die so plötzlich projectirte Reise nicht noch eigens persönlich habe anzeigen können. Das Circular des Hauses werde er aber erhalten haben. — Aber Herr Kohler hatte nichts erhalten, Herr Kohler war wie aus den Wolken gefallen.

„Ein Circular des Hauses?“

„Nun ja, die längst beschlossene Uebertragung des Geschäfts an meinen ersten Buchhalter.“

„So werdet ihr also lange ausbleiben?“ stammelte Herr Kohler in höchster Ueberraschung.

„Voraussichtlich ja; jetzt erinnere ich mich, dem Circular ein Paar Worte angefügt zu haben, eine dringende Einladung, uns baldigst auf längere Zeit zu besuchen. Wir bleiben kurze Zeit in S. und gehen dann auf das Gut, in der Nähe der Stadt, welches ich, wie Du weißt, schon vor längerer Zeit angekauft.“

Auf dem Gesichte des Herrn Kohler zeigte sich dasselbe Lächeln wie gestern, als Victor ihn zum Nachkommen ermuntert.

„Sie müssen kommen," sagte dringend die Commerzienräthin; „Sie versprechen mir das, lieber Kohler!" Dabei reichte sie ihm ihre Hand.

Das Lächeln des Herrn Kohler war fast ein verlegenes zu nennen.

Alice, die daneben stand, sprach nichts, sie sah etwas bleich aus, und ihre Blicke irrten suchend unter der Menge der Passagiere umher; auch sie reichte Herrn Kohler die Hand.

„Grüßen Sie Victor herzlich von mir," sagte der Commerzienrath, indem er einstieg.

„Auch von mir," fügte Madame Duvallet bei.

Und jetzt blickte das junge Mädchen tief in die Augen des Herrn Kohler und bat mit leiser Stimme:

„Auch recht, recht sehr von mir."

Der ehemalige Makler war so voll von Verwunderung — es war fast mehr ein Gefühl der Bestürzung — daß er bei diesen freundlichen Grüßen zu sagen vergaß, Victor sei gestern schon abgereist; auch hatte er nicht mehr die Zeit dazu, denn die Locomotive pfiff und der Zug setzte sich gleich darauf in Bewegung. Abermals schritt er nun nebenher, der befreundeten Familie noch mit der Hand zuwinkend.

Der Commerzienrath blickte noch einmal sehr ernst auf die Stadt, Madame Duvallet seufzte, und Alice allein schaute den Freund des Hauses innig und herzlich an, und bewegte dabei die Lippen, als wolle sie ihm noch etwas sagen.

Dann verschwanden Alle, die lieben, bekannten Gesichter wie die Köpfe der andern Passagiere, sämmtliche Coupé's erster, zweiter und dritter Classe, darauf die schweren Packwagen mit dem letzten Conducteur hinten auf, und wieder lehnte Herr Kohler an dem bewußten Pfeiler, und wieder blickte er in die Gegend hinaus,

bis die Wagenreihe verschwunden war, bis man in der Entfernung nur noch hie und da weißen Dampf aufsteigen sah und eine dunkle Rauchschichte bemerkte, und bis man schwach und schwächer den Pfiff der Locomotive hörte, als der Zug in den Tunnel hinein bog. Dahinter erstreckten sich weite, lachende Ebenen, da lagen Dörfer bei prachtvollen Schlössern, und im Parke eines derselben wandelte ja auch sie, vielleicht an ihn denkend.

Darauf verschwand wieder ein Tag, und um die sechste Stunde sah man Herrn Kohler wieder auf dem Bahnhof. Auch lehnte er wiederholt an dem bewußten Pfeiler und hatte seine eigenen, nicht gerade sehr heiteren Gedanken, als er den Eilzug verschwinden sah, dort hin, wo auch sie weilte.

Und so verging Tag um Tag, es reihte sich eine Woche an die andere, das schöne, außergewöhnlich heiße Frühjahr neigte sich seinem Ende zu und versprach in der Beständigkeit des klaren Wetters einen prachtvollen Sommer.

Um die sechste Stunde war Herr Kohler auf seinem Posten. Die Passagiere, die ankamen, waren bepackt mit prachtvollen Blumen und den ersten reifen Früchten; auch sah man schon Schaaren von jungen Leuten zurückkehren aus den Sommerferien, die kamen vom Gebirge her, Sträuße von Alpenrosen und Edelweiß auf ihren Hüten, lange Stäbe in den Händen, deren Spitzen gewöhnlich mit Gemshörnern besetzt waren. Sie grüßten den bekannten Herrn Kohler und Herr Kohler grüßte sie wieder.

Denn um die sechste Stunde war er auf seinem Posten.

Und dieser sechsten Stunden waren so nach und nach eine Menge vorübergegangen. Eigenthümlicher Weise hatte es dem ehemaligen Makler geschienen, als verlassen alle seine Freunde und Bekannten die Stadt, und als kehre Niemand von denselben zurück. Er kam sich jetzt wahrhaftig oft so vor wie der ewige Jude, der allein zurückbleiben müsse, und in seinen Träumereien spiegelte sich dieser fürchterliche Gedanke oftmals in den wildesten und phan-

taſtiſchſten Bildern wieder. Da ſah er ſich auf dem Bahnhofe ſtehen, gelähmt wie man es im Traume zu ſein pflegt, wenn man etwas Schrecklichem nicht entfliehen kann, und da mußte er zuſchauen, wie Alles jubelnd in die Weite zog, Alles was ihm lieb und theuer war — nur er allein mußte zurückbleiben. Da ſauste die ſämmtliche Schuljugend auf Eiſenbahnwagen bei ihm vorüber; die Kleinen machten lange Naſen und lachten ihn aus, wenn er ihnen nachſchaute — entſetzlich! — da wurde er faſt umgeworfen von gewaltigen Gebäuden, die auf Walzen daherzogen, auch dem Schienenwege folgend, und ihnen nach hüpften die Muſikbanden ſämmtlicher Regimenter, die luſtigſten Weiſen wie ihm zum Hohn ſpielend. Und nicht nur alle Bekannten ſah er in dieſen Traumgeſichtern bei ſich vorüberziehen, auch ſeine ehemaligen Geſchäftsfreunde mit ihren Commis und Lehrlingen und Weibern und Kindern, Dienſtboten beiderlei Geſchlechts und deren Freunde, abermals mit den ganzen Haushaltungen, — ein zweiter Auszug der Kinder Iſraels; aber hier blieb kein Pharao zurück — Alles, Alles zog davon außer ihm. Zuletzt ſprangen auf dem Bahnhofe die Thore der Schuppen auf, die vorräthigen Locomotiven rollten daher, an ſie hängte ſich Alles, was ſich an Packwagen dort befand, und dann — o Graus! ſtürzten ſämmtliche Gebäulichkeiten zuſammen, aber Steine und Holzwerk — kurz Alles, Alles — fiel in zauberhafter Weiſe gerade auf die Packwagen und fuhr mit dieſen unter lautem Halloh davon. — Er blieb allein zurück, und wenn er bald darauf aus dieſem fürchterlichen Traume in Schweiß gebadet erwachte, ſo war ihm doch noch eine unangenehme Empfindung zurückgeblieben.

Trotzdem war er um die ſechste Stunde auf dem Bahnhofe zu finden.

Und als wollte der Traum wahr werden, ſo ſah er eines Tages mehrere Schulen zu einer kleinen Gebirgsexcurſion ausziehen, und das Militär in langen Eiſenbahnzügen mit klingendem

Spiel, freilich nur zu den Manövern, davon dampfen. Aber wer konnte wissen, ob das nicht schon der Anfang jenes Spukes war. Dabei schien es immer, als ob der ganze Zug mit Leuten besetzt sei, die Herr Kohler kannte, denn wohin er sich zufällig wandte, fast überall nickte ihm irgend ein Gesicht freundlich zu. Früher hatte ihn das gefreut, jetzt fing es ihm an schmerzlich zu werden; früher war er so bereit gewesen, allen Abreisenden seine kleinen Gefälligkeiten zu erzeigen, jetzt dachte er nur immer: auch wieder Einer, der die Stadt und mich verläßt! Er machte es den Leuten fast zum Vorwurf, daß sie Erholungsreisen machten oder in die Bäder gingen. Hatte er doch selbst vor ein Paar Tagen trübe gelächelt, als ihm eine Frau, die er hoch verehrte, die Baronin Molitor, ihre kleine Hand reichte und mit freundlichen Worten Abschied von ihm nahm. Hatte sie auch gleich zu ihm gesagt: „Auf baldiges Wiedersehen!“ so wußte er doch, daß das nur eine Redensart war. Und wie glücklich und zufrieden hatte diese Dame aus ihren schönen Augen geblickt; — auffallend heiter und glücklich, was bei ihr früher nicht immer der Fall gewesen war; auch hatte sie dabei eine so liebenswürdige Ungeduld gezeigt: sie konnte es nicht erwarten, bis sich endlich der Zug in Bewegung setzte. Alsdann grüßte sie noch einmal flüchtig Herrn Kohler und warf sich darauf fest in ihre Wagenecke, um ihren augenscheinlich nicht unangenehmen Gedanken nachzuhängen.

Eine andere Begegnung hier auf dem Bahnhofe war dem ehemaligen Makler in seinem damaligen trüben Gemüthszustande schon sympathischer gewesen. Er wurde eines Tages von dem Portier ersucht, in den Wartesaal erster Classe zu kommen. Als er dort eintrat, bemerkte er eine schwarz gekleidete Dame, die hastig auf und ab schritt. Schon klopfte sein Herz in freudiger Erregung, doch sagte ihm seine Vernunft, sie, die sich in weiter Ferne befinde, könne es ja doch nicht sein. Und das bestätigte ihm auch gleich darauf sein Auge, denn als die Dame sich rasch umwandte und auf ihn

XI.

Auf der Wiegkammer.

Die Wiegkammer ist für die Fabrikation, was das Comptoir für das Handlungshaus ist, die Seele des Geschäfts, in der alle Lebensfäden zusammenlaufen. Um vom Urstoff anzufangen, so wird die rohe Seide, welche durch einen Mäkler von den großen Seidehändlern erkauft ist, alsbald in das Magazin gebracht, die Bücher hierüber sind aber auf der Wiegkammer, wo sich auch Muster von allen vorräthigen rohen Seiden befinden. Von der Wiegkammer erhält der Färber die Stoffe zugleich mit den Farbenmustern und dorthin wird die gefertigte Seide wieder eingeliefert. Der Name „Wiegkammer" zeigt schon an, daß hier alles genau abgewogen wird, es ist auch mit der Seide nicht anders möglich. Der Kettenscheerer, das ist der Mann, welcher zum Stoff die Kette zurichtet, erhält sein Quantum zugewogen und muß die fertige Kette nach Abzug des ange-

zutrat, ſah er die Gräfin Follange vor ſich, die, ihn eilig grüßend, einen ſcheuen Blick hinter ſich an die Glasthüre warf und ihm dann ein Briefchen übergab, das ſie aus dem Buſen zog und das ſie ihn raſch zu verſtecken bat.

„Es iſt an einen Ihrer Bekannten," ſagte ſie dringend; „Sie werden einer Dame, die Ihnen dafür ihren herzlichen Dank ſagt, den Dienſt nicht verſagen, dies Schreiben ſo ſchnell wie möglich zu beſorgen. — Sie ſehen mich überraſcht an, Sie werden finden, daß auf der Adreſſe der Ort fehlt, wo er ſich aufhält. Sie wiſſen ihn: meine Kammerfrau brachte mich auf den glücklichen Gedanken, Ihnen, den ich hier finden würde, zu vertrauen."

Darauf legte ſie ihre beiden Hände leicht zuſammen, hob ſich etwas in die Höhe und fuhr fort, während ſie aus ihren reizenden dunkeln Augen einen gefährlichen Blick auf Herrn Kohler ſandte, und während ihr Geſicht durch einen leichten Anflug von Angſt noch verſchönert wurde: „Herzlich bitte ich Sie. — Doch ſtill, man kommt."

Und man kam wirklich, nachdem Herr Kohler ſich entfernt hatte. Es war ein langer, hagerer Mann mit ſtark aufgedrehtem Schnurrbart, der mit der Gräfin ſo vertraut that, wie es einem Ehemann zukommt, woran ſie aber kein ſo außerordentliches Wohlgefallen zu finden ſchien, denn ſie wandte ſich kurz ab, warf ihren Kopf empor, und um ihren feinen Mund ſpielte ein verächtlicher Zug, der ſich erſt draußen auf dem Trottoir wieder in ein freundliches Lächeln verwandelte, als ſie dort Herrn Kohler erblickte, welcher ſich ehrfurchtsvoll verneigte. Als ſie einſtieg grüßte ſie, ohne daß es Jemand außer dieſem geſehen hätte, noch einmal ihren neuen Vertrauten, wobei ſie ihre wunderbaren Augen ſo gefährlich ſchloß und wieder öffnete, daß Herr Kohler, trotz ſeiner treuen Anhänglichkeit an die ſchöne entſchwundene Wittwe, dieſen Blick lange nicht vergeſſen konnte.

Der Brief trug die Aufſchrift: An Monſieur Ferdinand Stifter durch Vermittlung des Herrn Victor von Barring.

„Dieſe Schelme!“ konnte ſich der ehemalige Makler nicht enthalten zu ſagen, wobei er nicht ohne etwas Neid dem davondampfenden Zuge nachblickte. — — — —

Und welche Menge von näheren Bekannten immer mit dieſem elenden Sechsuhrzuge auf Reiſen ging! Selbſt genaue Freunde. So Herr Weller, der eines Tages anfuhr, als Kohler eben in das Bahnhofgebäude trat; Herr Weller kam in keiner gewöhnlichen Droſchke, Herr Weller ſaß in einem großen vierſitzigen Stadtwagen, auf dem ſich vorn ein Kutſcher, hinten ein Bedienter befand, beide in ſchwarzen, ſaubern Anzügen, mit etwas gerötheten Naſen, dafür aber mit ſehr bleichen und weißen baumwollenen Handſchuhen.

Herr Kohler grüßte mit einem wehmüthigen Gefühl den kleinen Kaufmann, der behende aus dem Wagen ſprang, dann mit freudeſtrahlendem Geſichte hinein griff und ſeine nunmehrige Gattin, die ehemalige Friederike Federbach, zum Vorſchein brachte. Sie nahm ſich gut aus mit dem gewiſſen würdigen und doch vielſagenden wohlgefälligen Zug um den Mund, den alte Jungfern anzunehmen pflegen, wenn ein gütiges Geſchick ſie noch zu jungen Frauen gemacht hat. Sie reichte dem Hausfreunde die Hand, während der galante Schwiegerſohn ſich bemühte, auch die Stadträthin, Mutter Scheidel, aus der Hochzeitskutſche zu befreien.

Der junge Eduard ſtieg allein heraus und meinte mit verdrießlichem Geſicht: jetzt endlich werde es ihm doch einmal erlaubt ſein, eine vernünftige Cigarre zu rauchen.

„Ich ſage Ihnen,“ wandte er ſich an Kohler, „was das heute für eine langweilige Wirthſchaft war, davon haben Sie, Gott ſei Dank! keine Idee. Wie freue ich mich, daß dieſe Geſchichte vorüber iſt!“

Und Alle ſchienen ſich ſehr darüber zu freuen. Herr Weller,

daß er durch ſeine heroiſche That eine Braut errungen, die ehemalige Friederike Federbach, daß ſie Madame Weller geworden, und Mutter Scheidel, daß ſie nicht mehr die ihr unverſtändlichen lamentablen Phantaſieen ihrer alt gewordenen Tochter anhören mußte.

Und Vater Scheidel? — Er raſſelte ſo eben heran mit einer Droſchke, welche das Gepäck der Neuvermählten und des Sohnes Eduard trug. Denn dieſer Letztere, welcher eine Stelle in einem Handlungshauſe in P. erhalten hatte, begleitete das junge Paar bis nach S., wo ihre Wege ſich trennten.

Madame Weller freute ſich aber durchaus nicht über dieſe Begleitung. Der junge Eduard hatte etwas ſo unendlich Schlankelhaftes und zeigte ſo gern ſeine rüden Manieren. Hatte er doch ſchon beim hochzeitlichen Mahl Cigarren rauchen wollen, und hatte er doch ſchon während der Fahrt hieher mehrmals zu pfeifen angefangen und zwar die Melodie des Liedes:

Heinrich ſchlief bei ſeiner Neuvermählten.

Es war in dieſem jungen Menſchen keine Spur von Zartgefühl und guter Erziehung zu finden.

„Den werden ſie ſchon noch hobeln," hatte Vater Scheidel geſagt. Und dieſer Mann ſah prophetiſch in die Zukunft.

Aber die Zeit verrann, die unvermeidlichen drei Zeichen wurden gegeben, Weller und Kohler drückten einander noch einmal zärtlich die Hände, während Madame Weller ſchon eingeſtiegen war, und Eduard einen Streit anfing mit einem ungeſchliffenen Geſellen Seinesgleichen, der ſeinen Nachtſack nicht von der Bank entfernen wollte.

Und abermals ſetzte ſich der Zug in Bewegung, und abermals blieb Herr Kohler allein — wohl um die ſechste Stunde.

Und wieder eine ſechste Stunde kam, und wieder und wieder eine, und es war dem ehemaligen Makler, als ſähe er nur lachende,

vergnügte Gesichter hinwegziehen, so ihre Freude ausdrückend, daß es ihnen endlich gelungen sei, den Mauern dieser Stadt zu entfliehen.

Er aber kehrte immer wieder dahin zurück.

Da sagte ihm eines Tages ein Freund, der ebenfalls hinaus zog in die weite, herrliche Natur:

„Aber Kohler, wenn ich Deine Zeit hätte und Dein Geld, wie wollte ich Sommer um Sommer in der dumpfigen Stadt bleiben. Alles macht sich eine Erholung; die Schulen sind geschlossen, sogar das Militär manövrirt draußen im Freien — wahrhaftig, wer nicht muß, der bleibt gewiß nicht hier."

Aber mußte er nicht bleiben; konnten die großen Bauwesen der Stadt ruhig ihre Arbeiten fortsetzen, wenn er sie nicht zuweilen inspicirte? Mußte nicht auf der Eisenbahn die greulichste Verwirrung eintreten, wenn sein Auge nicht mehr wachte? — Und doch, und doch! Es war ein fremder Geist in sein Herz geschlichen, ein spottender Geselle, der ihn höhnte und auslachte, wenn er so in der Hitze des Nachmittags zum Bahnhofe schlich, wenn er bekümmert dem Eilzuge nachschaute, bis derselbe zwischen den grauen Bergen verschwand. — „Bist Du nicht ein Narr," sagte dieser böse Geist zu ihm, „daß Du hier zurückbleibst, während es Dir doch das größte Vergnügen machen würde, ein Stückchen Welt zu sehen, etwas frische Luft einzuathmen!" Selbst in seinen Träumen erschien ihm dieser Kobold, und er sah sich davon fliegen, hinaus, hinaus, die Reisemütze auf dem Kopfe, einen Nachtsack in der Hand, auf einem Extrazuge — es war ein ungeheures Vergnügen.

So nach und nach mürbe gemacht, suchte Herr Kohler schüchtern und verstohlen einen Koffer hervor, den er sich einstens angeschafft. Bei angezündeten Lichtern und verschlossenen Fensterladen packte er ihn heimlicher Weise, und als er ihn zugeschnallt und darauf geschrieben: „Passagiergut für Christian Kohler," floh

er davon, als habe er etwas Entsetzliches begangen. Doch gewöhnte er sich in kurzer Zeit so sehr an den Anblick dieses Koffers, daß er es bald über sich vermochte, einen kleinen Handreisesack zu kaufen und sich eine Paßkarte geben zu lassen. Dabei hatte er beschlossen, morgen zu reisen, morgen die Stadt zu verlassen, die ihm nach dem Weggang so vieler Freunde und Bekannten öde und leer vorkam. Wohl lächelte er ungläubig in sich hinein, wenn er bedachte, daß er, der bis jetzt nur dazu da gewesen, andere Leute bis an den Wagen zu begleiten, um dort, von ihnen Abschied nehmend, zurückzubleiben, jetzt selbst reisen wolle. — Es mußte doch nothwendiger Weise Jemand da sein, der seine Stelle einnahm, und dieser Jemand mußte vorkommenden Falles wieder einen Stellvertreter haben, und so fort, und so fort. Doch war dies ein Gedanke, der ihn völlig schwindelig machte, mit dem er nicht zu Ende kam, und den er nicht anders zerreißen konnte, als durch einen muthigen Sprung in den Eisenbahnwagen.

So beschloß er und so führte er es aus. Er bat einen Bekannten, ihm ein Billet zu kaufen auf den Sechsuhreilzug. Wohin? das war ihm gleichgültig. Darauf schlich er sich mit seinem Nachtsacke und seinem Reisesack scheu in den Wartesaal, den er sonst im stolzen Bewußtsein seiner wichtigen Lebensaufgabe betreten hatte. Er trat hinter die Thür, theils um sich dort vor Aller Augen zu verbergen, theils aber auch, um noch einmal, zum letzten Male an jenem Orte zu schwelgen, wo er *sie* gesehen, der er sein Herz zugewandt, die ihm entschwunden und von der er nichts mehr gehört hatte.

Da, auf demselben Stuhle, wo sie gesessen, die schöne Wittwe, wartete er geduldig, bis das dritte und letzte Zeichen erscholl. Dann stürzte er vor, ohne rechts und links zu schauen, bei der Dame du Comptoir und den Kellnern vorbei, von denen er überzeugt war, Erstere würde in Ohnmacht fallen, wenn sie

ihn im Reiseanzuge erblickte, die Andern aber verzweiflungsvoll aufschreien, — hinaus auf das Trottoir, um ungesehen von den Wagenschmierern, den Packern, den übrigen Beamten bis hinauf zum Bahnhof-Inspector in eine stille Wagenecke zu gelangen. Mußte er nicht fürchten, bei dem entsetzlichen Rufe: „Kohler reist fort! Kohler verläßt uns!“ werden allerlei der furchtbarsten Unglücke geschehen! einige Schmierer werden zwischen die Räder stürzen, ein Paar Packer sich zerquetschen lassen, und der Bahnhof-Inspector, statt den Zug fortfahren zu lassen, werde ein schreckliches „Halt!“ rufen.

Aber Gott sei Dank! es geschah nichts von allem dem, Kohler hatte seine Wagenecke glücklich erreicht. Wohl saß er zitternd da, erwartend, daß jetzt plötzlich irgend eine fabelhafte Confusion eintreten müsse, weil er nicht mehr da sei, seine leitende Hand fehle — aber es passirte nichts dergleichen. Die Locomotive pfiff wie gewöhnlich, der Zug setzte sich in Bewegung wie immer, die Passagiere hatten ihre Plätze gefunden wie täglich. „Die Geschäftsmaschine,“ so tröstete sich Herr Kohler, „läuft ihren alten, geregelten Gang; Gott gebe, daß nichts Ungewöhnliches eintritt!“ — Da kamen sie an dem Pfeiler vorbei, an welchem er so oft gelehnt, und an die Ferne und sie gedacht. Dann schienen sich die Bahnhofgebäude still und geräuschlos zurückzuziehen. Herr Kohler schaute rückwärts; er hatte immer ein unbestimmtes banges Gefühl, es müsse bei seiner Abreise irgend etwas außerordentlich Ungeheures geschehen, die Locomotive vor Schmerz zurückdampfen, die Glocke da drinnen einen gellenden Weheruf ertönen lassen, da sich der Bahnhof-Inspector in seiner Verzweiflung über Kohler's Abreise dort aufgehängt; — die große Einsteigehalle würde einstürzen oder so etwas Aehnliches.

Doch geschah, wie bemerkt, nichts von dem Gefürchteten; Alles blieb in gewohnter, ruhiger Ordnung. Die Bahnhofgebäude schwanden immer mehr, der Zug dampfte dem Thalein-

ſchnitt zu, begleitet von ſeinem Schlagſchatten, der auf den Un
ebenheiten des Terrains allerlei hüpfende Bewegungen machte
die Paſſagiere richteten ſich behaglich ein, und Herr Kohler, vo
ſeltſamen Gedanken bewegt, zog ſeine Reiſemütze tiefer über di
Augen.

— Wohl um die ſechſte Stunde.

Die siebente Stunde.

orin die Annehmlichkeiten eines sommerlichen Landaufenthaltes bestehen, erfährt man erst recht, wenn man aus dem betäubenden Getreibe staubiger Straßen, aus dunstiger Zimmerluft, wie sie selbst bei sorgfältigster Ventilation eine Stadt nicht anders zu bieten vermag, auf einmal wie mit einem Zauberschlage in den Duft des frischen Wiesengrases unter schattigen Zweigen am

murmelnd dahin fließenden Bache verſetzt wird. Dabei iſt es aber auch nothwendig, daß man alle Sorgen hinter ſich laſſen kann und ſo das offene Herz empfänglich machen für das Schöne, was uns draußen im Freien jeder Luftzug bringt, was uns vom Zweige jedes Baumes, ja von der Spitze jedes Grashalms entgegen nickt, was uns das Waſſer flüſtert, was uns der Vogel in der Luft ſingt, was uns die ruhig dahinziehende Wolke berichtet, was uns jeder Sonnenſtrahl erzählen will, wenn er uns freundlich zublinzelt.

Ja! wenn man ſich ſo recht an's Herz der Natur wirft, ſo muß man fühlen, wie ſich jeder herbe Schmerz, Haß und Zorn ohnedies, nach und nach auflöſen in eine wehmüthige Trauer, die endlich auch einem ſtillen, nachdenklichen Behagen Platz macht. Welche Zauberkraft liegt im Dufte des friſchen Graſes! Wie führt er uns hinweg in einem raſchen Sprunge über die längſt entſchwundenen Jahre nach den Tagen der Kindheit, wo wir auch ſo im ſüßen Heu lagen, an den Himmel hinauf blickten, dem Geſang der Vögel lauſchten und uns unbeſchreiblich glücklich fühlten.

Dieſes ſtille Glück kann man ſich, wie ſchon geſagt, wieder herbeizaubern, ſelbſt mit einem betrübten und traurigen Herzen, wenn man ſich mit dem Rücken in's Gras legt — es iſt das ein Hausmittel, kräftig und wohlthuend wie alle dieſe. Aber man muß ſich eine Stelle im Graſe auswählen, wo dieſes recht hoch und dicht ſteht, wo die Halme um uns wachſen, wenn wir ſo mit dem Kopf am Boden liegen, wie große Bäume einer fremden Zone. Etwas Phantaſie gehört allerdings dazu; damit begabt ſieht man aber ſo wunderliche Gebilde, daß ſich ſelbſt die finſterſten Gedanken allmälig in Staunen auflöſen über die Pracht deſſen, was der liebe Gott in einem ſolchen Graswalde geſchaffen. Was ſind dagegen alle Palmen, Bananen, Schlinggewächſe, Orchidäen, und wie dieſe wunderlichen Pflanzen der Tropen alle heißen mögen?

Was ist das schönste Exemplar derselben, wenn man einen kräftigen Grashalm von unten herauf betrachtet und staunend sieht, wie unendlich schön seine sich herabbiegenden Zweige geformt sind, wie da harmonisch eins nach dem andern hervorwächst, welche Mannigfaltigkeit in Blättern, Blüten und Samen herrscht. Und dazwischen das üppige Moos in den abenteuerlichsten Formen, schwer und massig wie Cactuspflanzungen, und doch dabei wieder unendlich zierlicher und feiner. Wir betrachten es mit Bewunderung und Stauren, und wenn wir weiter blicken, erschrecken wir fast über die riesenhaften Dimensionen der röthlichen Kleeblumen, die mit ihrem runden Haupte so schwer hin und her wiegen zwischen den schlanken Gräserpalmen. Aber da ist wieder etwas anderes, was in unserem Auge ihre Wucht mildert: zierliches Mauseohr und kletternde Wicken.

In einem solchen Gras- und Kräuterwalde lag ein Mann auf dem Rücken, gerade wie wir es oben beschrieben; um ihn sproßten die Pflanzen mit einer wahrhaft tropischen Ueppigkeit; das Gras war so hoch, daß, wenn er den Arm ausstreckte, seine Finger nicht über dasselbe emporragten. Wenn er gerade emporblickte, so sah er durch die Spitzen der Pflanzen nur den tiefblauen, klaren Himmel schimmern, und bemerkte, mit welch' prachtvollem Effect die Streiflichter der sinkenden Sonne all' die Gipfel dieses Graswaldes vergoldete.

„Wer die gehörige Phantasie hätte," sprach er, „sollte Wanderungen einer Heuschrecke oder eines Käfers in ihren heimatlichen Urwäldern beschreiben. Es wäre dies das dankbarste Feld für das poetische Gemüth eines Touristen, und auch an Abenteuern würde es ihm nicht fehlen. So sah ich vorhin zum Beispiel dem grimmigen Kampfe einer Schlange mit einem Panzerthiere zu, hier Käfer und Regenwurm. Man kann nichts Groteskeres schauen, als die Wendungen des Wurms und die wilden Angriffe seines grimmigen, grün und goldschimmernden, schwer geharnischten

nommenen Verluſtes in derſelben Schwere abliefern; die Einſchlag-Seide wird nach Gewicht von der Wiegkammer zum Spulen gegeben und kommt dorthin zurück.

Dies Gemach hat nun ein recht freundliches Ausſehen, an den Wänden befinden ſich große Realen, in welchen die geſpulte Seide auf zierlichen Röllchen gehaſpelt zu Tauſenden aufgeſtellt iſt; da glänzen alle möglichen Farben durcheinander und wieder von dieſen Farben ſtehen die feinſten Schattirungen von der hellſten bis zur dunkelſten ſchön geordnet nebeneinander. Ich glaube nicht, daß ein Maler ſo feine Nüancen beobachten muß, wie der Seidenfabrikant. Hier iſt z. B. ſchwarz nur ein ſehr allgemeiner Ausdruck, und es giebt vielleicht einige Dutzend Schwarz, blauſchwarz, rothſchwarz und wie ſie alle heißen mögen. Ebenſo iſt der Unterſchied in Weiß ſehr groß und nach den verſchiedenen Zwecken, wozu die Stoffe beſtimmt ſind, iſt das Weiß ganz weiß, oder mehr gelblich, mehr bläulich, mehr röthlich u. ſ. w.

Auch die geſchorenen Ketten liegen, auf Rollen von ſchönem hartem Holz gewickelt, neben einander und mit ſauber geſchriebenen Etiquetten verſehen, worauf zu leſen iſt, von wem die Seide gekauft wurde, wie viel ſie in der Station verloren, wer ſie gefärbt und geſchoren. Ebenſo iſt hier viel rohe Seide zu ſehen, nach ihren verſchiedenen Gattungen geordnet, denn rohe Seide iſt nicht blos rohe Seide, ſondern hier giebt es auch viele

Feindes. — Schade, daß ich das nicht beschreiben kann. — In Musik setzen läßt es sich unmöglich. — Meine Kunst ist schön," setzte er seufzend hinzu, „aber in zu enge Grenzen gebannt."

„Du bist undankbar," hörte man eine andere Stimme antworten; und um in unserem Urwaldvergleich fortzufahren, klang sie gerade wie von einem benachbarten Gebirge herab. Und doch war der, welcher so sprach, nur wenige Schritte entfernt; er saß auf einem umgehauenen Baumstamme, hielt auf seinen Knieen eine Mappe und zeichnete. „Allerdings ist Deine Kunst beschränkt, aber wo sie einmal wirken kann, da sind ihre Wirkungen groß und gewaltig. Ein Buch, das Du gelesen, bewegt Dich für Augenblicke; der Eindruck eines Bildes, das Du gesehen, schwindet meistens schon in der nächsten Sekunde, aber ein Lied, das Dir zu Herzen gegangen, tönt Jahre lang nicht nur in Dir selbst fort, sondern verbreitet sich auch mit gewaltiger Schnelligkeit in fast tausend und aber tausend Herzen.

Aus dem Grase tönte ein tiefer Seufzer empor.

„Bücher," fuhr der Sprecher fort, „sperrt man, meinetwegen zierlich eingebunden, in ein verglastes Gefängniß, Bilder hängt man an die Wand, Zeichnungen kommen in die Mappe, aber ein Lied bewahrt man im Herzen, und mag man traurig oder fröhlich gestimmt sein: unwillkürlich tritt es auf die Lippen und erinnert an den, der es gemacht.

„Ich will Dir zugeben," sagte der im Grase, „daß daran etwas Wahres ist. Aber kann ich mit einer Unmasse von Tönen das erreichen, was Du mit wenig Strichen kannst? — ein Bild vor mich hinzaubern, es meinem Auge vergegenwärtigen? — Nein, nein," sprach er nach einer Pause, während welcher er sich emporgerichtet und aufrecht hingesetzt, „Deine Kunst ist mächtiger als die meinige."

„Meinetwegen, so will ich Dein Lied singen und Du sollst Dich an meinen Zeichnungen erfreuen."

„Wie ich schon so oft schmerzlich gethan," seufzte der Musiker.

„Vereinigung macht stark und glücklich, lieber Victor," erwiederte der Maler. „Ich habe das erst recht gefühlt in der Zeit, seit welcher wir hier zusammenleben. Wie schwach, wie traurig war mein Gemüth, als wir zum ersten Mal die Thurmspitze jenes freundlichen Kirchleins sahen; wie gestärkt fühle ich mich jetzt, und wenn auch nicht vollkommen glücklich, so doch mit einer gewissen Beruhigung in die Zukunft blickend."

„Das macht die Hoffnung, die Dir lächelt; — ich habe keine mehr."

Der Maler warf einen Blick über das Papier nach seinem Freunde hin, dann gab er zur Antwort:

„Du hast keine mehr, weil Du sie leider mit aller Gewalt aus Deinem Herzen verbannt hast. Ich hätte Dich bei Gott nicht für so eigensinnig gehalten, Victor. Für mich — was meine Zukunft, mein Wohl anbelangt, ziehst Du Erkundigungen ein, gibst Dir alle mögliche Mühe, schreibst Briefe, lässest Dir welche schreiben, und bist glücklich, mir ein Wort des Trostes sagen zu können. Für Dich selbst aber thust Du keinen Schritt. Hast Du Dich ein einziges Mal nach der Stadt gewendet, um die Adresse Deiner Verwandten zu erhalten? — Nein, Du willst nicht, sagst Du. Hast Du nur wenigstens dort fragen lassen, ob nicht, wie ich fest überzeugt bin, eine Menge Briefe für Dich bereit liegen? — Du willst keine Briefe, ist Deine Antwort, o ich habe sie oft genug gehört, und kann Dir darauf nicht oft genug wiederholen, daß ich das sehr unrecht von Dir finde."

„Darüber habe ich meine eigenen Ansichten," entgegnete finster der Musiker, „und gewiß die richtigen. Was ich nach dem, was vorgefallen, aus jenem Hause erfahren kann, das erfahre ich in einem Jahre eben so gut wie heute. — Das Andere ist entzwei gerissen und können es Briefe und Botschaften nicht wieder vereinigen.

— Im Uebrigen," ſetzte er nach einer längeren Pauſe hinzu, „haſt Du mir ſchon öfter verſprochen, dieſe Angelegenheit nicht zu berühren, und brichſt Dein Verſprechen, ſo oft Du eine Gelegenheit dazu findeſt. Die Stadt mit ihren finſteren Straßen liegt hinter uns; laß alle Erinnerungen an ſie im Frieden ruhen; blick' vorwärts, dort hinaus. Haſt Du was Wunderbareres, ja ich möchte ſagen Rührenderes geſehen, als dieſen ſonnbeglänzten Abend, die prachtvolle Landſchaft, die ſich unſern Augen darbietet? Zieht es Dich nicht ordentlich empor, daß Du mit dem leiſen Hauche der Luft, der mein Geſicht kühlt, dahin ſchweben möchteſt über Berg und Thal, mit der Sonne fliegen, die Dir immer Neues, immer Schöneres zeigen wird?"

„Ja, wir ſind hier oben wie auf einem Throne," ſagte der Maler; „man kann ſich keinen reizenderen Platz auswählen, als dieſe kleine Hochebene mit der unendlichen Ausſicht ringsumher. Wie viele Stunden bin ich ſchon hier geſeſſen, nach wie vielen Richtungen hinaus habe ich ſchon Skizzen aufgenommen! Eine große Mappe voll, zu Bildern ausreichend für ein ganzes Leben."

„Wer wollte aber immer die langweilige Natur malen!" verſetzte Victor mit einem leichten ironiſchen Lächeln. „Ich bin feſt überzeugt, Ferdinand, es zieht Dich oft nach anderen Gegenſtänden, nach Sammet und Seide, nach flatternden Spitzen und ſchönen Augen."

Der Maler zuckte mit den Achſeln, ehe er zur Antwort gab:

„Gott ſei Dank, ich bin ſo geheilt, ſo gänzlich erwacht aus jenen finſteren und wilden Träumen, daß ich an ſie zurückdenke mit demſelben unbehaglichen Gefühl, ja einer Art von Schauder, mit dem wir einer ewig langen Nacht gedenken, in welcher wir uns in ſchweren Träumen ruhelos umhergewälzt. Was iſt jenes glühende Gold gegen die weiche balſamiſche Luft, die aus dem Thale zu uns heraufdringt, die wir begierig einathmen? — Glaube mir, Victor, ich habe nur noch einen Wunſch, und wenn der er-

reicht ist, so werde ich ganz glücklich sein, hier glücklich sein, am Herzen der Natur, und mich — bei Gott! nie mehr zurücksehnen nach dem Funkeln der Brillanten und Augen, nach dem trügerischen Glanze der Lustre."

„Du sprichst meine Gedanken aus, Ferdinand," bemerkte der Musiker. „Wie in so kurzer Zeit eine gänzliche Umwandlung eigentlich möglich ist — ich begreife es nicht recht und fühle doch, daß es so ist. Aber ich bin unglücklicher als Du; Du hast einen Wunsch, Dir schwebt etwas Erreichbares vor — mir nicht; Du hast einen Lebenszweck, — ich nicht. Verzeihe mir," rief er schmerzlich aus, „daß ich noch einmal schonungslos der Vergangenheit gedenke, aber Du selbst hast das Gespräch darauf gebracht. Hätte ich sie verrathen und betrogen, sie könnte, sie würde mir verzeihen; — ich aber vergalt ihre innige, glühende Liebe, ihre erste Liebe gewissermaßen mit Hohn und Geringschätzung. Das hat uns auseinander gerissen — für immer. — O ich Thor! ich lächerlicher Thor, der ich den Diamant, welcher mir vor die Füße gelegt wurde, nicht beachtete, weil seine Einfassung unscheinbar, und der ich mich dagegen an falschen Edelsteinen erfreute, weil sie glänzend umgeben waren. — Doch nein, nein, dieser Vergleich paßt nicht — die Andere war auch kein falscher Edelstein. O wäre sie das gewesen, ich könnte viel eher Ruhe finden. — Doch fort, fort mit diesen Gedanken! Ist es doch gerade, als wollten die Geister der Vergangenheit emportauchen mit jenen Abendnebeln dort im Thal, die sich hie und da in leichten grauen Schleiern zeigen.

„Sieh' Dich um, Ferdinand," sprach der Musiker weiter, „ist es nicht unnennbar schön hier oben, am Vordergrunde angefangen, den Abhang hinab über die Wiesen hinweg, dort an den Gebüschen vorüber, die zuerst vereinzelt, dann in Massen stehen als Vorposten des dunkeln Waldes, der dort im Thal beginnt, sich dann breit über die Höhen legt, dieselben mit einem weiten, grünen Mantel bedeckend, — einem Mantel mit einer prachtvollen

Agraffe: dem Schloſſe dort drüben, von deſſen Thurm die ſtolze Fahne flattert.“ — Er ſtand mit verſchränkten Armen da und blickte in die Gegend hinaus. — „Früher hätte ich gefragt,“ ſprach er dann, „wem gehört das? wer wohnt dort? — Jetzt aber will ich es nicht wiſſen und vermeide jede Frage, die mir mit einem Namen beantwortet werden könnte. Ein Name würde meine Phantaſie in gewiſſe Feſſeln drängen; ſo kann ich ſie frei walten laſſen und kann jene ſtolzen Räume mit Geſtalten bevölkern, wie ich ſie im Herzen trage.“

Victor ſagte das mit einem leichten Seufzer, und wie um trübe Gedanken gewaltſam zu zerſtreuen, wandte er ſich plötzlich ein wenig um, und fuhr im früheren Tone fort: „Und da und dort, Ferdinand, — ſieh' das wunderbare Leuchten des Waſſers, hier eine ſpiegelnde Fläche, dort in langer Linie eigenſinnig verſchlungene Silberfäden. Und hinter uns das kleine Dörfchen, unſere Heimat.“

„Ja, ja,“ beſtätigte der Maler, der dorthin gewendet ſaß, „mit ſeinem alterthümlichen Kirchthurme. Ich ſage Dir, das gibt eine ſchöne Skizze. Doch muß ich für heute endigen; die kleine Glocke wird uns bald an unſere Pflicht mahnen.“

„Du haſt doch heute Abend nichts mehr zu thun?“

„In der Schule nicht,“ entgegnete Schilder, indem er das Blatt Papier, auf dem er gezeichnet, weit von ſich abhielt und dann noch einige Striche machte. „Aber muß ich dem alten Manne nicht in ſeinen Wirthſchafts-Angelegenheiten helfen? — Du, Victor,“ meinte er lachend nach einer Pauſe, „wer uns von den früheren Bekannten ſo ſehen könnte! Dich — kleinen Bauernbuben und Mädchen einen Canon oder Choral einſtudirend, mich die gleichen Schüler Striche machen lehrend und in meinen Freiſtunden thätig in der Wirthſchaft eingreifend.“

„Mißfällt Dir dieß Leben?“

„Mir ganz und gar nicht, wenigſtens für jetzt nicht. Ob ich

mich für alle Zeiten damit begnügen könnte, das wage ich heute nicht zu entſcheiden. Es iſt mir, wie wenn man nach einer langen und ſchweren Krankheit zur völligen Heilung auf Milch und Waſſerſuppe geſetzt wird. — Und ich fühle, daß das vortrefflich anſchlägt."

„Ich," ſagte Victor aus tiefem Nachſinnen heraus, „glaube, was mich anbelangt, mein Leben hier beſchließen zu können."

Der Andere konnte ſich eines Lächelns nicht enthalten. „In Dir," ſprach er, „ſteckt noch das Gefühl der Krankheit; für Dich muß erſt noch der rechte Arzt, der richtige Trank gefunden werden. Aber," fuhr er heiterer fort, „eines mußt Du mir verſprechen, Victor: wenn wir Beide einmal wieder recht glücklich werden ſollten, daß wir dann hieher zurückkehren auf dieſen Platz, wo wir damals mühſelig und beladen ausgeruht, daß wir ihn beſuchen, um ihm zu danken für Alles, was er mit ſeiner prachtvollen Umgebung an unſerem Gemüthe gethan."

„Gewiß, gewiß," verſetzte Victor, aus ſeinen Träumen auffahrend; „ich werde mit Dir gehen, wenn Du wieder glücklich geworden biſt."

Der Maler packte ſeine Geräthſchaften zuſammen.

„Wie ich mich jenes Abends ſo deutlich erinnere!" ſprach der Muſiker. „Hier ruhten wir aus, dort auf dem Steine ſaß der Knabe, der unſere Nachtſäcke trug." —

„Und der uns an der kleinen Eiſenbahnſtation ſo ſcharf betrachtet hatte und uns gleich geſagt, der Weg zum Dorfe führe über die Wieſe rechts."

„Ja, der ſich uns dann zum Führer anbot und unterwegs ſagte: Einer von uns ſei ſchon lange erwartet worden."

„Vom alten Schulmeiſter, der ſich einen Gehülfen verſchrieben, welcher nicht kommen wolle."

„Du warſt der Erſte," ſagte Victor, „welcher das als einen

Fingerzeig des Schicksals ansah, und so beschlossen wir denn, die Rolle zweier Schullehrergehülfen zu spielen."

„Und in unseren Forderungen so mäßig zu sein, daß man uns annehmen müsse."

„Der alte Mann hatte aber doch einiges Mißtrauen, als er uns bei Licht besah, und erst als wir ihm der Wahrheit gemäß berichtet, ich habe mich hauptsächlich auf Musik verlegt, Du auf das Zeichnen, und als wir ihm Proben von unserer Geschicklichkeit ablegten —"

„Ließ er sich herbei, uns die Handhabung seines Scepters anzuvertrauen," ergänzte launig der Maler die Rede seines Freundes, sagte dann aber plötzlich in anderem Tone, während er in das Thal vor ihnen hinabschaute: „Sieh', dort reiten sie wieder, die ich schon oft gesehen, wenn ich hier oben saß. Ich habe sie neulich einmal auf's Papier skizzirt — eine hübsche Cavalcade. Gewiß die Herrschaft vom Schlosse drüben."

„Mir gleichgültig," versetzte Victor.

„Es sind zwei Damen dabei," fuhr der Maler fort, nachdem er die Hand vor die Augen gelegt, um diese vor den schräg fallenden Sonnenstrahlen zu schützen. — „Elegante Gestalten, wie es scheint. Doch blendet so ein Reitkleid, überhaupt die Gestalt einer Dame im Sattel außerordentlich; da sieht fast jede schön und elegant aus. — Hinten galoppiren zwei Bediente. — Ja, ja, sie werden vom Schlosse da drüben sein."

Darauf gingen die beiden Freunde ihres Weges und hatten bald die ersten Häuser des Dorfes erreicht, worauf sie durch die Hauptstraße desselben schritten, nicht ohne von allen Seiten freundliche Grüße zu erhalten und Beweise herzlicher Aufmerksamkeit. Wo einer der Bauern seine Pfeife rauchend im Fenster lag — und heute als an einem Feiertage sah man viele so ausruhend — da nahm er die Mütze ab und nickte grüßend; vorbeieilende Weiber sagten ein freundliches Wort, und die kleinen Kinder unterbrachen

ihre Spiele, um herbei zu kommen und den Beiden ihre Händchen zu reichen.

Dort am Ende der Straße lag die Schule mit der Wohnung des Lehrers, kein neues oder ſtattliches Gebäude, aber von ihrem Gründer oder Erbauer in ihrer Lage ſo wunderbar gewählt, wie man ſich nur etwas ausdenken konnte.

Der Hügel, an welchen das Dörfchen ſo geſchmiegt lag, daß ſeine oberen Häuſer auf die Höhe reichten, zeigte die Ruine eines alten Schloſſes, und obgleich von demſelben nichts mehr übrig war als ein alter Thurm und eine von ſtarken Mauern getragene oder umgebene Terraſſe oder Plattform, ſo war der Thurm und die einſt zahlreich vorhandenen Steinhaufen zur Erbauung des Schulhauſes benützt worden. Neben und in dieſem Thurm waren Schule und Wohnung des Lehrers, und die Terraſſe, deren Theil zunächſt den Gebäulichkeiten eine weite Laube von Weinreben zeigte, war ein herrlicher Spiel- und Tummelplatz der Jugend. Und welche Ausſicht hatte man von hier! — Weit, weit über das ſchöne Thal mit ſeinem Fluſſe, ſeinen Dörfern, Kirchen und Landhäuſern, nach den blauen, zackigen Bergen hin, die ſich von hier aus in einer ſchönen maleriſchen Linie zeigten. Während man von dem Hügel, wo wir die beiden Freunde gefunden, die Landſchaft in großartiger Stille ſah, den weiten Wald, ruhige Waſſerflächen, das dahinſchleichende Flüßchen, überhangen, oft verdeckt von Buſchwerk, an ſeinen Ufern vielleicht einen leeren Nachen, der die Einſamkeit noch vermehrte, erblickte man hier von der Terraſſe des Schulhauſes den regen Verkehr des öffentlichen Lebens. Dort bemerkte man die große Heerſtraße mit ihrer ſtets wechſelnden Staffage; Schiffe zogen den Fluß hinab, von den ruhenden Hirtenbuben forſchend betrachtet, während ſich drüben die Heerde mit allen Zeichen der Angſt vor der dampfenden Locomotive entfernte, die aus einem Tunnel hervorkommend eiligen Laufes in Kurzem wieder hinter der Hügelreihe verſchwand.

Der Schullehrer, ein ſchon ſehr alter Mann, ſaß unter der Laube vor dem Hauſe in einem grob geſchnitzten aber bequemen Stuhle, behaglich ausruhend, was jetzt, ſeit er die beiden wackeren Gehülfen erhalten, ſeine Hauptbeſchäftigung war. Auf dem Schooße hatte er ein rothcarrirtes Sacktuch ausgebreitet, und die linke Hand, die auf dem Knie ruhte, hielt eine mächtige Schnupftabaksdoſe, von deren Inhalt er einen ſo häufigen und verſchwenderiſchen Gebrauch machte, daß er ſich anderntheils wieder zu einiger Oekonomie genöthigt ſah, welche darin beſtand, daß er den freigebig umhergeſtreuten Tabak in dem rothcarrirten Taſchentuch zuſammenſchüttelte.

Wer die beiden Gehülfen des alten Schullehrers früher nicht ſehr genau gekannt, konnte ſie jetzt in der überaus einfachen Kleidung kaum wieder erkennen. Um jeden Verdacht zu beſeitigen, paßte ihr Anzug von den groben Reiſeſchuhen an bis zu der leichten Mütze auf dem Kopfe vortrefflich zu ihrem Amte; dabei wollen wir aber eingeſtehen, daß Beide der kurze, einfache graue Rock ſehr gut kleidete, und daß das locker um den Hemdkragen geſchlungene ſchwarze Tuch ebenſo gut ausſah wie früher die beſtgemachte Halsbinde.

Der alte Schulmeiſter war ein Original, ähnlich jenem ſeiner Collegen, der ſeinen Landesherrn in der Schule herablaſſend grüßte und nachher demüthig um Verzeihung bat, bemerkend, daß er ſich die Achtung ſeiner Schüler nur ſo erhalten könne, indem dieſe glaubten, es gäbe Niemanden in der Welt, der höher ſtehe als er, der Schulmeiſter. Auch dieſem hier war ſein Stock ein förmliches Scepter, indem er nicht nur die widerſpenſtigen Bauernbuben in Ordnung hielt, ſondern auch das ganze Dorf regierte. Den Einfluß des alten Mannes erkannte der Schultheiß und Gemeindevorſteher gebührend an, und auf dieß Anſehen war der junge Pfarrer eiferſüchtig. Waren doch ſchon ein Paar Generationen neben ihm emporgewachſen, ſeit er in der alten Schloßruine reſi-

dirte; gab es doch im Dorf ſchon geſetzte Männer genug, die ſich noch ganz genau erinnerten, von ihm mit dem ſpaniſchen Röhrchen bearbeitet worden zu ſein. Dabei hatte er ſich von jeher theilnehmend bewieſen gegen die kleinen Leiden ſeiner Untergebenen und Pflegebefohlenen, und war ſo nach und nach, wie wir auch ſchon oben angedeutet, zu einem allgemeinen Rathgeber und Schiedsrichter geworden, bei deſſen Ausſpruch an keine Appellation mehr zu denken war. Er war verheirathet geweſen, hatte auch Kinder gehabt, doch waren dieſe wie auch ſein Weib vor ihm geſtorben, und ſo war er denn, wie er ſich oft halb im Scherze, aber doch mit einem traurigen Gefühl auszudrücken pflegte, wieder ebenſo geſtellt wie dazumal vor langen Jahren, wo er zum erſten Mal hier auf der Terraſſe ſtand und voll kühner Pläne und hochfliegender Hoffnungen den Untergang der Sonne betrachtete.

Auch jetzt neigte ſie ſich wieder dort an dem ſteilen Rande des Waldſaumes hinab, das ganze Thal mit einem röthlich violetten Schimmer erfüllend, und die Spitzen des dunklen Tannenwaldes drüben ſo beleuchtend, daß es ausſah, als ſei Goldſtaub oben auf die faſt ſchwarzen Nadeln geſtreut worden.

Die Terraſſe, an deren Ende der alte Schulmeiſter ſaß, wurde jetzt nach und nach belebt, nicht von den Schulkindern, — dieſe benützten ihren Feiertag in Wald und Flur und kehrten erſt mit der ſinkenden Nacht heim — am heutigen Abend fanden ſich vielmehr die erwachſenen Burſche und Mädchen ein, um, wie früher unter der Leitung des Schullehrers, jetzt unter der des neuen Gehülfen, Lieder und leichte Chöre zu ſingen; denn ſeit dieſer da war, hatte er mit Freuden die Führung dieſes ländlichen Geſangvereins übernommen, und es war ihm eine der liebſten Beſchäftigungen, die friſchen, kräftigen Stimmen, ſo gut es gehen mochte, zu einem harmoniſchen Ganzen zu verſchmelzen, und er gab ſich alle Mühe, ſie zu etwas Tüchtigem heranzubilden. Auch die gelehrigen Schüler fühlten bald, daß ſie jetzt von einem ganz ande-

Racen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, von der groben Filetſeide an bis hinauf zum feinſten Turiner Organzin. Nicht nur jedes Land, jede Stadt liefert verſchiedene Seide, ſondern auch ein einzelner Cocon von der äußern grauen Umhüllung an bis zum innerſten Gewebe, das wie ein battiſtenes Schlafhemd die eingeſponnene Raupe umgiebt.

Daß ein Comptoirtiſch und mächtige Bücher in der Wiegkammer nicht fehlen, iſt natürlich, ebenſowenig mächtige Folianten, in welchen Tauſende von Muſtern eingeklebt ſind; in der Mitte des Zimmers ſteht ein langer Tiſch mit einer ſchönen meſſingenen Waage, fein gearbeitet, denn ſie muß das kleinſte Gewicht richtig angeben und dieſelbe iſt blank und ſauber gepntzt. Jeder Fabrikant, der nur einigermaßen auf Ordnung und Sauberkeit ſiebt, ſetzt ſeinen Stolz darein, daß dieſes Gemach hell und freundlich und ſchön geordnet ausſieht, und meiſtens hat der Herr des Geſchäfts ſelbſt oder bei großen Fabriken ein vertrauter Geſchäftsführer ſeinen Sitz auf der Wiegkammer Hier ſind die ſchärfſten Augen verſammelt und die genaueſten, ja unbarmherzigſten Commis prüfen die Waaren, welche der Weber einbringt. Große Strenge iſt nothwendig, denn bei der Seidenweberei iſt die kleinſte Nachläſſigkeit im Stande, ein ganzes Stück zu verderben. Dieſe Strenge nun war namentlich in früheren Zeiten und bei manchen Fabrikanten,

ren Geiſte geleitet wurden, und gaben ſich deſshalb alle Mühe, welche denn auch in kurzer Zeit von einem hübſchen Reſultate gekrönt wurde.

Während ſich ſo Victor am ſpäten Abende noch mit ſeiner Kunſt beſchäftigte, hatte Ferdinand um dieſe Zeit mit dem praktiſchen Leben zu thun, ſah in den angrenzenden Feldern nach, unterſuchte auch wohl die Ställe, Keller und Küche: da er aber Alles mit dem Auge des Künſtlers betrachtete, ſo erzählte er ſpäter ſeinem Freunde von allerlei wunderbaren Farbentönen auf der Erde und in der Luft, und von den effektvollſten und ſeltenſten Miſchungen bei verſchwindender Sonne und anbrechender Dämmerung.

Auch jetzt ging er ſo ſeinen Beſchäftigungen nach, während Victor ſeine Schüler in einem großen Kreiſe aufſtellte, in deſſen Mitte er ſtand und nach ein Paar einfachen Worten, mit welchen er zur Aufmerkſamkeit ermahnte, mit dem Geſange beginnen ließ.

Wie klang das ſo friſch und froh, ſo volltönig und warm von der Höhe der Terraſſe in das Thal hinab bei der Ruhe der abendlichen Landſchaft, unter dem reinen ungetrübten Himmel, der ſich über dieſelbe ſpannte —

So klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen ſich.

Wenn auch zuweilen von weit her eine Glocke klang in den Chor der Stimmen hinein, ſo ſtörte das nicht, es war vielmehr wie eine Beifallsbezeugung, es tönte wie ein Gruß, und wenn alsdann das Geläute aufhörte, ſo blickten ſich die Zuhörer, die ſich am Fuße der Terraſſe eingefunden, um, als vermißten ſie etwas. Es paßte das hier Alles ſo wunderbar zuſammen: der ſchöne, ruhige Abend die weichen Menſchenſtimmen, der Klang der fernen Glocke.

Das empfanden die einfachen Herzen der ländlichen Zuhörer; wie aber ergriff erſt dies alles das ſo empfängliche und poetiſche

Gemüth des jungen Muſikers; jetzt doppelt zugänglich für dieſe äußeren Eindrücke, da die Trauer, welche ſein Herz erfüllte, ihn ſo geeignet machte, in ſich aufzunehmen alle verwandten Töne, wie ſie ein ernſtes Lied, am Abend geſungen, ſo bereitwillig ſpendet.

Jetzt ſchwiegen die Sänger, und der alte Schulmeiſter trat unter ſie, ihnen, vor Allem aber dem Gehülfen, aus vollem Herzen Lob ſpendend. Victor ging alsdann für einige Augenblicke an den Rand der Terraſſe und blickte in die Landſchaft hinaus, die jetzt in der That in wunderbarem Glanze vor ihm lag, ein Bild der ſeligſten Ruhe, des vollkommenſten Friedens, welches gerade durch den Gegenſatz mit ſeinem Herzen dieſes bewegte und heftiger ſchlagen ließ. Er dachte innig, wie lange nicht, an vergangene Tage; Alicens Bild trat mit einer Lebendigkeit vor ſeine Seele, die ihn erſchreckte und eine gewaltſame Anſtrengung machen ließ, es zurückzukämpfen. Aber er unterlag in dieſem Kampfe; ein tiefer Athemzug bewegte ſeine Bruſt, ſeine Lippen zuckten und ſein Auge verſchloß ſich ein Paar Sekunden lang vor dem mächtig eindringenden Flimmern der untergehenden Sonne.

Da riß ihn ein ſchon lange nicht mehr gehörter Ton aus ſeinen Träumereien — der Hufſchlag galoppirender Pferde auf dem alten Pflaſterweg am Fuß der Terraſſe. Victor blickte hinab, doch ſah er an der Mauerecke nur noch etwas flattern wie ein Stück blauen Schleiers und etwas vom Reitkleid einer Dame — wahrſcheinlich die Cavalcade, von welcher der Maler früher geſprochen. Ja, ſo mußte es ſein, denn dort erſchienen auch die beiden Reitknechte, deren Ferdinand erwähnt. Einer derſelben, ohne Zweifel einem Rufe der Herrſchaft Folge leiſtend, ließ nun plötzlich ſein Pferd ausgreifen, verſchwand dann ebenfalls an der Ecke der alten Terraſſenmauer, erſchien aber in Kurzem ſelbſt auf der Plattform vor dem erſtaunten und ihm eilig Platz machenden Sängerchor. Dieſer hatte ſeinen Kreis geöffnet und ſo befand ſich der Bediente vor dem alten Schulmeiſter, den er, höflich

grüßend, von dem Wunsche seiner Herrschaft in Kenntniß setzte, hier oben eines der schönen Lieder hören zu dürfen, die sie vorhin drunten im Thale vernommen hätte.

Der alte Mann fühlte sich durch dies Verlangen geschmeichelt, sagte dies auch in ein Paar Worten dem Reitknecht, der alsdann sein Pferd umwandte und die Terrasse verließ. — „Seht ihr, Kinder," sprach darauf der Schulmeister lustig, „wie gut es ist, wenn man sich Mühe gibt, etwas Ordentliches zu lernen. Nun wollen die, welche unstreitig schon sehr viel Schönes gehört haben, euch in der Nähe hören. — Stellt euch, Kinder, kommt! kommt! — Singen wir das Lied von so eben noch einmal. Was meinen Sie?" rief er Victor zu. „Ah, Sie haben wohl nicht verstanden, was der Bediente gesagt?"

Victor hatte es nur zu gut verstanden, aber es hatte ihm dies Verlangen — er wußte selbst nicht weßhalb — ein unangenehmes Gefühl erregt. Hatte er doch nie in seinen Lehrstunden daran gedacht, seine Schüler vor fremden Leuten singen zu lassen, und so lieb es ihm auch gewesen, wenn er durch den herzlichen Beifall der Nachbarn, überhaupt der Bewohner des Dorfes, belohnt wurde, so konnte er sich und seine Schüler doch durch ein gnädiges, herablassendes Wort der Anerkennung nicht geehrt fühlen.

Aber hier war nicht viel zu überlegen, hier gab es keine Wahl. Victor in der nun einmal angenommenen Stellung mußte sich dem Wunsche des alten Mannes fügen und sagte näher kommend: „Wenn denn einmal vor den fremden Leuten gesungen sein soll, so wäre das Lied von vorhin das beste." Zu gleicher Zeit aber bat er leise den Schulmeister, selbst die Stelle des Dirigenten einzunehmen, was auf alle Fälle den Herrschaften gegenüber passender erscheine.

Der Schulmeister, der sich geschmeichelt fühlte, machte auch durchaus keine Schwierigkeiten, ließ den Kreis formiren, und bat nur noch Victor, den Ton anzugeben, was dieser auch that, und

ſich alsdann hinter einen Pfeiler zurückzog, der von dem alten Schloſſe noch ſtehen geblieben war und jetzt als Hauptſtütze der großen Weinlaube diente.

Schon ſprengte auch die glänzende Schaar der Reiter auf die Terraſſe. Es waren zwei Herren und zwei Damen, ſowie die beiden früher erwähnten Reitknechte. Einer der letzteren ſprang, eben angekommen, raſch von ſeinem Pferde, warf den Zügel desſelben dem Kameraden zu und ſtellte ſich neben das Pferd einer der Damen, welches augenſcheinlich ein unruhiges Thier war. Es hatte in einer weiten Lancade auf die Plattform geſetzt und trat auch jetzt unruhig hin und her, dabei öfters heftig den Kopf in die Höhe werfend, als wolle es den Verſuch machen, ſich zu bäumen.

Victor hatte, für einen Augenblick ſeine Umgebung vergeſſend, mit Intereſſe der Reiterin zugeſehen, die von der heftigen Bewegung ihres Pferdes nicht im mindeſten alterirt ſchien, nicht eine Sekunde lang in ihrem eleganten Sitze wankte, die Zügel und Reitpeitſche ſo graziös hielt, wie er nie was geſehen, und die der Neigung ihres Kopfes nach — ihr Geſicht konnte er nicht erblicken — augenſcheinlich bei dem tollen Sprunge des Pferdes gegen ihren Begleiter gelächelt hatte, welcher ſich beeilte, an ihre Seite zu kommen.

Dieſer Begleiter war ein junger, hübſcher Mann, der ebenfalls ſein Pferd zu führen verſtand, eine elegante Geſtalt, einfach, aber vornehm gekleidet, von ruhigen, einnehmenden Geſichtszügen.

„Ich mache Ihnen mein Compliment,“ ſagte er zu der ſchlanken Reiterin, indem er ſich vor ihr verneigte; „Yeddah kann unartig ſein. Ich bewundere Sie, daß Sie nach ſo kurzer Zeit ſchon die Herrſchaft über ſie gewonnen haben.“

Der andere Herr — ein ſchon ältlicher Mann — er hatte weißes Haar und ein etwas röthliches Geſicht — hielt ſich von den beiden Erſterwähnten in ſo ehrerbietiger Entfernung, daß

man ſah, er bilde nur eine Begleitung derſelben. Das Gleiche konnte man ebenfalls von der andern Dame vermuthen, denn dieſe, welche ein äußerſt ruhiges Thier zu reiten ſchien, hatte daſſelbe außerhalb der Plattform umgewandt, den Zügel in die rechte Hand genommen, dann die Linke auf das Mauerwerk gelegt und ſchien in die Gegend hinabzublicken.

Victor hatte im erſten Augenblicke auf alles das Achtung gegeben, dann aber beſchäftigte ihn ausſchließlich die erſte Dame, und ſein Blick folgte mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit jeder noch ſo kleinen Bewegung, die ſie machte, wenn ſie auf ihrem Sattel ein wenig hin- und herrückte, wenn die Finger ihrer linken Hand mit dem Zügel ſpielten oder wenn ſie, wie ſie jetzt that, ihre Rechte erhob, wahrſcheinlich um an ihr Haar zu faſſen.

Der junge Muſiker athmete tief und ſchwer. Sah er dieſe elegante, ſchlanke Geſtalt von ſo wunderbaren Formen, wie ſolche das knapp anliegende Reitkleid deutlich zeigte, zum erſten Mal, oder war er früher ſchon in ihre Nähe gekommen? Bald glaubte er das Letztere, wenn er irgend eine Bewegung beobachtete, ein Wenden der Schultern, ein Aufheben des Kopfes, das ihm bekannt vorkam. Gleich darauf aber verlachte er wieder dieſen Gedanken, wenn er ihre ganze, ſichere Haltung überblickte, wenn er darin die vortreffliche Reiterin erkennen mußte, die vornehme Dame, des Befehlens und Gehorchens gewöhnt, — das Erſtere für ſich, das Andere für ihre Umgebung, ſelbſt wenn dieſe aus eleganten Cavalieren beſtand, wie der war, welcher an ihrer Seite hielt; — wenn er ihr ſchönes Pferd betrachtete mit dem einfachen und doch ſo reichen Sattelzeug, ihr Reitkleid nach dem neueſten Schnitt, den feinen, grauen Caſtorhut mit blauem Schleier — kurz in Allem eine Dame erkannte, die ſich mit Sicherheit in den Kreiſen der ſogenannten großen Welt bewegt.

Und doch! und doch!

Der Geſang unter der Leitung des Schulmeiſters hatte be-

gonnen, und da sich die ländlichen Sänger Mühe gaben, so ging der Chor schöner als je. — Und inniger als je ergriffen die einfachen Worte Victor's Herz, das heftiger schlug, so oft sein Blick auf der Gestalt der fremden Dame ruhte, von der er nicht im Stande war ein Auge abzuwenden.

Diese schien aufmerksam den Tönen zu lauschen, sie hatte ihr Haupt etwas herabgesenkt, sie machte eine Bewegung, als wolle sie die rechte Hand auf ihre Brust legen. Jetzt hob sich ihr Hut ein wenig, sie schien aus tiefen Gedanken erwachend ihre Umgebung zu betrachten, sie wandte ihr Gesicht mehr und mehr nach dem Pfeiler, hinter welchem Victor stand, und mehr und mehr preßte sich sein Herz zusammen, mehr und mehr stockte ihm der Athem in der Brust.

Alice!

Ja, sie war es, nicht mehr wie vor wenig Wochen, ein ängstliches, schüchternes Kind, dem man es ansah, daß ein Blick, ein Wort hinreichend waren, es in sich zusammenschauern zu machen, nicht mehr dieselbe Alice, wie er sie gesehen in ihrem einfachen, weißen Kleidchen, an seiner Seite sitzend, träumerisch auf die Tasten blickend, aus denen er damals so reiche Tonmassen hervorgelockt — nein, nein, eine andere Alice, keine gänzlich verschlossene Blüte mehr, sondern eine schwellende Knospe, die nur auf Sonnenschein und Regen wartet, um sich prächtig zu entfalten.

Aber nein, das war eine Täuschung — es mußte ein Traum sein. Er legte die Hand an seine brennende Stirne. Im nächsten Augenblicke mußte er erwachen; war er nicht eingeschlafen, mit ihrem Bilde beschäftigt, waren es nicht Gebilde eines neckenden Traumes, daß er sie verloren, daß er die Stadt verlassen, daß er mit dem Freunde hieher gekommen auf dies einsame Dorf, und daß sie — sie nun mit einem Male vor ihn trat, so unverkennbar, so lebendig und doch wieder so kalt abgegrenzt mit ihrer

dunkeln Gestalt auf dem glühend bestrahlten Abendhimmel, der sich vor seinen Blicken ausspannte? —

Und doch, — nein, nein! es war kein Traum. Er drückte seinen Kopf eine Sekunde lang an den Pfeiler, er fühlte die Kälte des Steins, dann öffnete er seine Augen wieder. — Das Bild vor ihm war geblieben, es hatte sich nur ein wenig geändert. — — Der Gesang war verstummt, der Schullehrer nahm die freundlichen Worte der Herrschaft in Empfang. Darauf verbeugte er sich und sprach etwas, aber was er sprach, verstand Victor nicht, er lebte nur in ihrem Anblick; alles Uebrige war für ihn jetzt ein wirres Gemisch von Tönen und Farben. — Und doch war ihm nicht alles Uebrige gleichgültig. Mit einem Male trat das Bild des jungen Mannes, der neben ihr hielt, scharf aus allen Uebrigen hervor; er sah, wie sich derselbe lächelnd und angelegentlichst sprechend zu ihr hinüberbeugte; er bemerkte die freundliche und verbindliche Neigung ihres Hauptes gegen ihn; er mußte es sehen, wie die Rechte desselben die Zügel ihres Pferdes zu ordnen schien und dabei ihre Hand berührte. — Das Blut strömte gewaltsam durch seine Adern — er mußte — —

Unter all' diesen ihn so heftig bestürmenden Gedanken, die ihn sich selbst vergessen ließen, hatte sich Victor einen Schritt von der schützenden Säule entfernt und sah, wie sich plötzlich Aller Augen nach ihm richteten; doch geschah dies nicht in Folge seines Hervortretens. — Der alte Schulmeister, doch zu bescheiden und zu uneigennützig, um die gespendeten Lobsprüche für sich allein zu behalten, hatte seinen jungen Gehülfen als den bezeichnet, dessen Bemühungen man zum größten Theil den schönen Gesang zu verdanken habe. Dem hatten die jungen Sänger kopfnickend, bereitwillig und gern beigepflichtet und sich rasch und auffallend nach ihrem Lehrer, den sie Alle wohl leiden mochten, umgewandt.

Da stand denn der gute Musiker — mit welchen Gefühlen läßt sich schwer beschreiben. Vor ihm rechts und links war Alles

auf die Seite gewichen und ließ ihm freie Bahn bis vor die Pferde des jungen Herrn und der ſchönen Dame — er mußte vortreten, und nach einem kurzen, wenn gleich ſchweren Kampfe mit ſich ſelbſt, trat er auch vor, äußerlich ruhig und gefaßt, den Kopf erhoben, ſchon von Weitem Alice anſchauend, aber ehrfurchtsvoll, ohne durch ein Zucken ſeiner Mienen zu verrathen, daß er ſie ſchon geſehen, wie genau er ſie kenne.

Und war ſie es denn in der That? war es Alice, die ihn ſcheinbar ſo ruhig und unbefangen anſchaute, — ſie, der jede Verſtellung bis jetzt fremd geweſen? — Nicht einmal ihre Augen ſenkten ſich, ſeinen Blick vermeidend. Die Gefühle ihres Herzens, wenn ſich ſolche noch für ihn regten, zeigten ſich vielleicht allein in einer leichten Röthe, die plötzlich ihre ſchönen Züge überflog. — Doch nein, es war gewiß nur der Widerſchein der glühenden Abendröthe, welche ſich dort am Himmel zu zeigen begann.

So trat er denn vor, gefaßt und ruhig, und ebenſo ließ ſich auch der junge Gehülfe von dem alten Schullehrer den Fremden vorſtellen. Der Herr griff leicht an ſeinen Hut und ſagte ihm ein Paar lobende Worte; vielleicht hätte auch die ſchöne Dame mit ihm geſprochen, doch ſchien der Reitknecht, der bei ihrem Pferde ſtand, auf daſſelbe nicht gehörig Acht gegeben zu haben — genug, es bäumte ſich auf einmal hoch empor und warf ſich alsdann in einer Viertelswendung auf den Hinterfüßen herum. Doch machte das edle Thier dieſe Bewegung ſo leicht und ſchön, und dabei ſaß die ſchlanke Reiterin ſo ſicher und elegant im Sattel, daß man hätte glauben können, das Pferd habe ſich nicht ohne ihren Willen gewandt. Es beruhigte ſich augenblicklich wieder. Der junge Herr nahm grüßend ſeinen Hut ab, die Dame neigte freundlich ihren Kopf und dann verließen Beide die Terraſſe im langſamſten Schritte ihrer Pferde auf dem alten Pflaſterwege, den ſie herauf gekommen und der in das Thal hinabführte.

Victor war wie betäubt ſtehen geblieben; er konnte alles das,

was er in dieſem für ihn ſo furchtbaren Augenblicke erlebt, noch nicht recht faſſen. Er wollte in's Haus zurückgehen, Ferdinand aufſuchen, in der nächſten Sekunde aber zog es ihn mächtig auf die Terraſſe hinaus, über deren Rand Alle hinabſchauten, dem davonziehenden Reiterzuge nach. Auf der andern Seite der Plattform war Niemand, dorthin eilte nun Victor, lehnte ſich an ein ſtehen gebliebenes Stück der zertrümmerten Mauer und blickte nun ebenfalls den Reitern nach. So langſam wie möglich gingen ihre Pferde den Berg hinab, voraus die beiden jungen Leute, dann folgte die Dame, die außerhalb der Plattform geblieben war, und der alte Herr mit dem weißen Haar. Die Beiden ſchienen angelegentlich mit einander zu ſprechen, namentlich jetzt bei einer Biegung des Weges, wo die Dame, die ihren Schleier herabgelaſſen hatte, ſich ganz zu dem alten Herrn hinüberbeugte. — Da neben dieſer Biegung ſah der junge Muſiker ſeinen Freund ſtehen, der in das Thal hinabgeſtiegen war, um nach einem Heuwagen zu ſehen, welcher noch vor Abend hinaufgeführt werden ſollte; da ſtand Ferdinand, er hatte des warmen Abends wegen ſeine Jacke ausgezogen, ſie über die Schulter gehängt, und nahm nun ſeinen Hut ab, um als höflicher Mann die vorbeireitende Herrſchaft ehrerbietig zu grüßen. Dann blickte er derſelben nach und legte die Hand über ſeine Augen, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas ſehr genau ſehen wollte, ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und ſetzte, wie es ſchien, zögernd ſeinen Weg den Berg hinan fort, nicht ohne einige Male ſtehen zu bleiben und zurückzuſchauen, ſo lange ihm die Reitenden ſichtbar blieben.

Victor, der ſich über das Geländer der Terraſſe gelehnt hatte, behielt ſie noch länger im Auge. Er ſah ſie unten längs dem Fuße der Mauer ziehen, halb verdeckt durch überhängende Sträucher und dann deutlicher wieder zum Vorſchein kommen, als ſie etwas rechts bogen und den nächſtliegenden Hügel hinanritten, immer im langſamſten Schritt der Pferde. — Wie ihr Begleiter ſich ſo

nahe bei Alicen hielt! Der junge Muſiker biß feſt die Zähne übereinander und ſeine Bruſt hob ſich mühſam. Auch machte ſich jener Zudringliche mit ſeiner Hand immer etwas an ihrem Zügel zu ſchaffen; wie es ſchien, neigte er auch ſeinen Kopf angelegentlichſt gegen ſie. Alice ſchien nachdenkend zu ſein — o gewiß nur des ſchönen Abends wegen; ſie ſtützte ihre linke Hand auf den Sattelknopf, ſie blickte links hinüber, wohl nur in die Gegend, nicht hinauf nach der alten Terraſſe, wo Jemand ſtand, der mit ſeinen Fingern krampfhaft das zerbröckelte Mauerwerk umfaßte, der ſich auf die morſchen Steine geſchwungen hatte, der ſeine ſtarren Blicke auf einen einzigen Punkt, ihr Geſicht, richtete, der ſich ängſtlich aber vergebens abmühte, zu entdecken, ob ſie nur in die Gegend ſchaue, nur in die Gegend.

Vergebliches Bemühen! Die Reitenden zogen von dannen; jetzt hob ſich das Pferd Alicen's zu einer leichten Courbette und galoppirte darauf den Hügel hinan.

„Dahin! dahin!“ ſeufzte Victor. „Verloren für immer! Und bei dem tiefen und gerechten Schmerz, der mein Herz erfüllt, habe ich nicht einmal das Recht zu klagen. — Zu klagen? — und worüber? — Daß ſie dort hinzieht, begleitet von jungen Leuten, die ihren Werth anerkennen, die ſie verehren, begleitet von Jemanden, der ſie ohne allen Zweifel liebt, und der ihr das gewiß ſo oft als nur möglich deutlich zu erkennen gibt. — Oder ſoll ich mich darüber beſchweren, daß ſie mich hier nicht gekannt, nicht kennen wollte? — Ich hatte das früher nicht für möglich gehalten,“ ſetzte er mit einem ſchmerzlichen Seufzer hinzu; „aber die Zeiten ändern ſich. Sie hatte Recht, ſie ehrte mein Incognito.“ — Es war ihm, als müßte er wild auflachen, — aber nein, er biß ſich lieber dafür auf die Lippen, daß ſie bluteten. — „Dahin! dahin!“ — Der Reiterzug hatte die Spitze des Hügels erreicht, — o er ſah ſie ſo deutlich, ihre ganze Figur, — ſie erhob die Hand mit der Reitpeitſche und zeigte vor ſich hin. Jetzt wandte ſie ihr

die bei dem armen Arbeiter einen Fehler und ein Unglück nicht als möglich zugaben und ſich nur ſelbſt für unfehlbar hielten, oft über alle Maßen hinausgetrieben, und dadurch wurde ſelbſt dem geſchickten, ſauberen und fleißigen Weber dieſer Ort oft zur Qual und Verzweiflung. Da wurde ein kleiner Fehler in der Kette, der einen falſchen Punkt vielleicht von der Größe eines Nadelknopfes hervorbrachte, ein unbedeutender Irrthum im Deſſin oder Verluſt einiger Loth an Seide, der ſich bei dem Abwiegen des Stücks herausſtellte, auf's fürchterlichſte mit großen Abzugen geahndet; dann herrſchte noch, namentlich in kleineren Landſtädten, der fluchwürdige und ſchändliche Gebrauch, daß der arme Weber genöthigt war, für einen Theil ſeines ſauer verdienten Lohnes Lebensbedürfniſſe, als: Kaffee, Zucker, Seife, Oel, von dem Fabrikanten ſtatt baares Geld anzunehmen, zu welchem Zweck ſich neben der Wiegkammer eine Art Spezereiladen befand. Die erſte Einführung dieſes Gebrauchs mag vielleicht in einer guten Abſicht geſchehen ſein, und der Fabrikant, welcher väterlich für ſeine Arbeiter ſorgte, mag hiedurch ſeinen Leuten gute und billige Lebensmittel haben verſchaffen wollen, doch artete das ſehr aus, iſt aber jetzt glücklicherweiſe faſt gänzlich wieder verſchwunden; ein rechter Fabrikant gab ſich auch nie mit dieſem Geſchäfte ab.

Es iſt Morgens acht Uhr, die Wiegkammer wird

Pferd — — es war ihm, als müsse er den Himmel anflehen um eine Zauberkraft, um die Macht, sie zu halten, sie zurückzuführen, wo er ihr dann reuig zu Füßen sinken wolle, ihre Hände mit unzähligen, glühenden Küssen bedecken und zu ihr sprechen: „Verlaß mich nicht, Alice, ich weiß ja jetzt erst, wie ich Dich liebe, ich fühle, daß ich ohne Dich nicht leben kann. — O Alice! Alice!“

Victor hatte in gewaltiger Erregung die Arme ausgestreckt, als Alice eben im Begriffe war, hinter dem Hügel zu verschwinden. Doch hielt sie noch einen Augenblick ihr Pferd an, nur ein Paar Sekunden, dann hob sie die Hand empor, gewiß um etwas deutlich zu bezeichnen, was sie ihrem Begleiter zeigte, worauf Alle hinter der Anhöhe verschwanden.

Als sie nun abermals drüben im Thal zum Vorschein kamen, im vollen Laufe ihrer Pferde, lustig im letzten Strahl der sinkenden Sonne dahin galoppirend, waren es für ihn, der noch immer nachblickte, fremde, unbekannte Menschen, eine andere Alice; denn die, welche er gekannt, nicht die einzige Tochter des reichen Duvallet, der nun sein Schloß bezogen, sondern die Alice, welche im einfachen, weißen Hauskleide so oft neben ihm gesessen, so oft seinen musikalischen Phantasieen gelauscht, — sie näherte sich ihm jetzt in seinen Gedanken wieder, als er da saß, das Gesicht in beide Hände gedrückt, freundlich und tröstlich erschien sie ihm, und wollte mit ihm plaudern wie ehemals. Aber scheu wich sie zurück, die Augen traten ihr voll Thränen als sie in sein kummervolles Gesicht blickte.

Der Maler trat auf die Terrasse und störte den Freund auf aus seinen Träumereien. „Wer war denn das eigentlich?“ fragte er und sprang auf die Mauer, um in das Thal hinabzublicken. „Ein Paar schöne Gestalten, die beiden Frauen. — Ich weiß nicht — bah!“ unterbrach er sich nach einer Pause, „wie kann man denn so lächerlich sein! Ehemals fand ich in jedem schönen Auge, in jeder schlanken Gestalt eine Aehnlichkeit mit ihr, — damals in

der schönen Zeit vor meinem wilden Traume. — Aber Du," wandte er sich an seinen Freund, „wie kommt es, daß Deine Gesangschule schon zu Ende ist? Wahrscheinlich haben sie sich vor den Fremden producirt, und sind dann, berauscht von dem Lobe, das ihnen zu Theil geworden, davon gelaufen."

„Ja, ja, so ist es," gab der Andere einsylbig zur Antwort. „Auch ist ja meine Zeit für heute Abend vorüber."

„Schon so spät?"

Statt Victor, der wieder in tiefes Nachdenken versunken war, übernahm es eine kurze Weile nachher die Uhr der alten Dorfkirche, eine Antwort zu geben, denn sie zeigte in tiefen Klängen, welche langsam und feierlich in das Thal hinabtönten, die siebente Abendstunde an.

Die achte Stunde.

Erſt nach und nach und nur langſam hatte ſich Herr Kohler an den Gedanken gewöhnen können, daß er nun wirklich auf Reiſen ſei und alſo die Stadt verlaſſen habe. — Ja, die Stadt, aus deren Umkreis er ſeit einer Reihe von Jahren keinen Fuß mehr geſetzt, und die verlaſſen zu haben ihm auch jetzt noch wie ein Traum vorkam. Zuweilen wollte er alles Ernſtes auf irgend einer beliebigen Station aus-

steigen, um mit dem nächsten Zuge zurückzukehren. Er sah alsdann im Geiste auf's Neue wieder all' die grenzenlosen Konfusionen vor sich, welche seine Abwesenheit verursachen mußte: den gestörten Eisenbahnverkehr, verzweifelnde Schulkinder, falsch blasende Militär-Musikanten, selbstmordversuchende Maurer und Steinhauer. Diese Gedanken, die sich oft in seinem Kopfe auf schreckliche Weise anhäuften, ließen ihn blaß aussehen und trieben ihm obendrein einen leichten Schweiß auf die Stirne, so daß ein ihm gegenüber sitzender freundlicher, ältlicher Herr ihn theilnehmend fragte, ob er sich vielleicht nicht ganz wohl befände, und sich bei dieser Erkundigung als den Arzt eines von der Eisenbahn seitwärts liegenden Städtchens zu erkennen gab, der seine gewöhnlichen Besuche in der Umgegend machte.

Herr Kohler dankte auf's Beste, versicherte, er befinde sich im Ganzen vollkommen wohl, obgleich ihn das Fahren zuweilen etwas angreife; doch sei das vorübergehend, und jetzt, wo die pfeifende Locomotive anzeige, daß der Zug nächstens an der Station halten werde, fühle er sich schon bedeutend erleichtert.

Dies war auch wirklich der Fall, hing aber mit dem Getriebe auf dem Bahnhofe selbst zusammen, indem das Läuten der Glocke, welches die Ankunft des Zuges anzeigte, ungefähr denselben Eindruck auf Herrn Kohler machte, wie die Trompete auf das Gemüth des ehemaligen Cavalleriepferdes. Er spitzte förmlich die Ohren bei dem gewohnten Klang; er konnte unmöglich in dem Wagen sitzen bleiben, er mußte aussteigen, wenigstens auf dem Trottoir umhergehen, um so von fern her die Funktionen der Bahnbeamten zu überwachen. Ach, er sah nur zu deutlich, wie der Dienst an all' diesen kleinen Zwischenorten durchaus nicht mit jener Correctheit gehandhabt wurde, wie früher in der Residenz unter seiner Leitung.

Ja, früher — aber jetzt! — Doch fort, fort mit diesen Gedanken! — Er mußte sie gewaltsam verdrängen und rief dazu

das Bild der ſchönen, ernſten Wittwe ſich in's Gedächtniß zurück, die ja auch über dieſe Schienen gerollt, dieſelbe Landſchaft betrachtet, die vielleicht an ihn denkend — zu dem gleichen Fenſter hinausgeſchaut, am Ende ſogar auf demſelben Kiſſen geſeſſen. — Doch nein, Letzteres war unmöglich, denn ſie hatte ſich ja in der erſten Claſſe befunden. Er freute ſich, daß es ſo war — das Gegentheil hätte vielleicht ſein Gemüth beunruhigt.

Und ſo fuhr er in der angenehmen warmen Abendluft raſch auf den glatten Schienen dahin, an Felswänden, Bäumen und Sträuchern vorüber, jetzt mitten durch belebte Dörfer hindurch, die ſich vor Erſtaunen und Schrecken im Kreiſe zu drehen ſchienen oder deren Häuſer ſich tief niederduckten vor dem heranbrauſenden Ungeheuer. Dann ging es donnernd über Brücken hinweg, eine Zeitlang am Ufer eines Fluſſes vorüber, den bewimpelnde Schiffe ſo langſam und gemächlich hinabglitten, ſich ſpiegelnd in der hellglänzenden Flut — ein Bild der alten, behaglichen Zeit, während uns die neue, hölliſche Kraft brauſend und ziſchend über glattes Eiſen hinweg ſchleift, jetzt über thurmhohe Viaducte, dann durch rieſenhafte Terrain-Einſchnitte, endlich gar mit unheimlichem, wie Hohn klingendem, gellendem Pfeifen in die Erde hinein reißt.

Ein eigentliches Ziel hatte ſich der ehemalige Makler bei ſeiner Reiſe nicht vorgeſteckt, wie wir wiſſen, und da er ſich vollkommen dem Zufall überlaſſen wollte, ſo hatte er dem Caſſier in der Reſidenz ein Geldſtück hingelegt und dazu etwas geflüſtert, worauf der Eiſenbahnbeamte den Namen einer Station dicht an der nicht fernen Grenze genannt, der alsdann von Herrn Kohler mit einem Kopfnicken bekräftigt wurde.

So war er denn eine gute Stunde und darüber gefahren, als der Zug hielt und er den Namen der Station rufen hörte, welche ihm das Schickſal zum heutigen Endziel ſeiner Tour beſtimmte. Er verabſchiedete ſich von dem gegenüberſitzenden Arzte, der, wie er ſagte, noch eine Station weiter fuhr, morgen aber hieher zu-

rückkehren werde, grüßte auch als höflicher Mann die andern im Wagen Sitzenden und betrat dann das Trottoir. Da es eine kleine, unbedeutende Station war, so machte auch der Zug durchaus nicht viel Umstände mit ihr, hielt nur einige Sekunden, die Locomotive räusperte sich alsdann wie unwillig und rollte hierauf eilig weiter, murrend und grollend, als wollte sie sagen: lohnt sich auch wohl der Mühe, — so ein erbärmliches Nest kh — eh — kheh. Da zu halten — kheh! kheh! und für einen einzigen erbärmlichen Passagier — kheh! kheh! — kheh! kheh! Dann pfiff sie noch zu guter Letzt höhnisch, ehe sie drüben in dem Einschnitte verschwand.

Herr Kohler stand da, einsam und allein, umgeben von Koffer, Hutschachtel und Nachtsack, die sich wie ängstlich zusammendrängten, und kam sich vor wie ein anderer Robinson, der auf ein für ihn gänzlich unbekanntes Eiland geschleudert worden ist.

Der Bahnhof hier war noch sehr provisorisch, — eine einfache Bretterhütte, die Gegend umher ihm vollkommen fremd, und was er von lebenden Wesen sah, beschränkte sich — der Bahnhof-Beamte hatte sich schon längst zurückgezogen — auf einen schielenden Packknecht, der gar nicht that, als sei überhaupt ein Passagier angekommen, und dessen Augen überall hinzublicken schienen, nur nicht nach Herrn Kohler.

„He da, guter Freund!“ rief dieser endlich, „könnt Ihr meinen Koffer besorgen? Ich wollte nach —“

„Aha! nach Klippenthal!“ entgegnete der Packknecht, indem er näher kam, statt aber auf seinen Weg oder Herrn Kohler zu sehen, die Giebelspitze des gegenüberstehenden Schuppens zu betrachten schien. „Wenn aber der Herr,“ fuhr er fort, „im Städtchen selbst keine Geschäfte hat, und es ihm nur um die schöne Gegend zu thun ist, so würde ich ihm hier nahbei den neuen Gasthof ‚zur bunten Katze‘ empfehlen — eine brave Wirthschaft, obgleich sie nur von einer Wittfrau gehalten wird.“

Da dieſe Bezeichnung der Eigenthümerin des Gaſthofes zur „bunten Katze“ dem Reiſenden nicht gerade unangenehm klang, er auch, wie wir wiſſen, in dem Städtchen durchaus keine Geſchäfte hatte, ſo folgte er dem voranſchreitenden Packknecht, und wurde von dieſem in ein freundliches und hübſches Haus geführt, wo ihm das beſte Zimmer eingerichtet wurde, ein großes, faſt elegant möblirtes Gemach mit Balkon, von welchem man eine herrliche Ausſicht in die wirklich ſchöne Gegend genoß.

Es war eines jener maleriſchen Thäler, die bisher unbeachtet zur Seite der Heerſtraße gelegen, das nun aber mit einem Male durch die eigenſinnig gerade durchfahrende Eiſenbahn dem Blick des Beſchauers geöffnet wurde. Von den Hügeln auf einer Seite erſtreckten ſich dichte Waldungen bis beinahe zur Bahnlinie, während die Anhöhen auf der anderen Seite Feldculturen zeigten und nur hie und da Gebüſche und Baumgruppen. Dort durch einen natürlichen Einſchnitt blickte man in die Ferne und ſah ein weites Thal, hie und da Dörfer und Kirchthürme. Aus dem Walde links kam ein munteres Waſſer hervor, das den Schienen eine Zeitlang folgte, dann unter denſelben durchfloß, rückwärts in den grünen Wieſen noch hie und da hervorleuchtete und ſich dann zwiſchen den Hügeln verlor.

Herr Kohler fühlte ſich recht behaglich und angenehm bei der bunten Katze und Wittwe. Letztere ſchien in gewiſſer Beziehung keine friſche Wittwe mehr zu ſein, denn ſie trug kein ſchwarzes Gewand, vielmehr ein helles, knapp anſchließendes Kleid, das ihre vollen, rundlichen Formen außerordentlich gut erkennen ließ. Sonſt aber hätte man die Wittwe der „bunten Katze“ gewiß eine friſche Wittwe nennen können; ſie mochte vielleicht dreißig Jahre alt ſein, hatte ſehr muntere, lebhafte Augen, ein Paar Grübchen in den Wangen, wenn ſie lachte, und zeigte alsdann auch eine Reihe ganz vortrefflicher weißer Zähne.

Für ihren neuen Gaſt ſchien ſie von größtmöglichſter Sorg-

falt; sie hatte ihn selbst in sein Zimmer geführt, wobei sie ihre Ansicht aussprach, sie müsse Herrn Kohler schon irgendwo gesehen haben, was diesem indessen nicht glaublich erschien, — sie präsentirte ihm die wirklich geschmackvolle Einrichtung des Zimmers, sie zeigte ihm sein breites Bett, sie öffnete die Thüren des Balkons, und während sie dort hinaus trat und sich über das Gitter lehnte, machte sie ihn bald auf dies bald auf das in der Umgegend aufmerksam.

Sie hatte etwas Einschmeichelndes an sich, diese Wittwe, und trotz ihrer vollen Formen doch wieder etwas Zierliches und Bewegliches, und wenn Herr Kohler, der nicht ohne Poesie war, so über ihre Schulter hinweg auf das Schildzeichen des Gasthofes, das bunte Kätzchen blickte, welches so gemüthlich an einer seiner Vorderpfoten leckte, so fand er einige Aehnlichkeit zwischen diesem und seiner Wirthin, so daß er lächelnd annahm, die Wittwe habe nicht ohne Beziehung den Namen ihres Gasthauses gewählt.

Nicht lange übrigens hielt es den Reisenden in seinem Zimmer; der schöne Abend lockte ihn in's Freie, und die Wittwe der „bunten Katze" gab ihm höchst freundlich die gründlichsten Anleitungen zu einem angenehmen Spaziergange. — „Sie gehen dort dem Waldsaume entlang," sprach sie, „bis wo der Bach eine Krümmung macht; da finden Sie einen Fußweg, der Sie den Wald aufwärts auf einen breiten Weg führt, dem Sie nach rechts folgen, dann kommen Sie in's Freie und sehen links das alte Schloß, rechts das neue Schloß vor sich — ein sehr hübscher Anblick, und haben Sie die Wahl, nach welchem von Beiden Sie Ihre Schritte lenken wollen. Die Parkanlagen Beider sind zugänglich, auch die des alten Schlosses wieder — die bis vor Kurzem noch so zugesperrt waren, daß kein Hase hinein konnte, ohne vorher untersucht zu werden. Sowie Sie aus dem Walde treten, kommen Sie an die Grenze des Landes, brauchen sich aber

durchaus nicht zu geniren, dieſelbe zu übertreten, da uns hier in jeder Richtung der freieſte Verkehr geſtattet iſt."

Sie knixte recht freundlich lächelnd, die Wirthin der „bunten Katze", und ſagte, ſie würde ſich ſelbſt das Vergnügen gemacht haben, ihrem Gaſte den Weg zu zeigen, doch müſſe er ſie für heute beſtens entſchuldigen. „Morgen oder übermorgen," ſetzte ſie hinzu, und dabei leuchtete ihr Auge, zwei Grübchen wurden ſichtbar, und die weißen Zähne zeigten ſich, „da ſtehe ich ganz zu Befehl."

Herr Kohler verabſchiedete ſich und ſchritt nachdenkend weiter. — „Wie iſt doch Alles in der Welt ſo verſchieden von einander!" dachte er; wie wenig gleichen ſich die Menſchen; ſelbſt die Wittwen haben oft ſo gar keine Aehnlichkeit mit einander." — Er dachte an Jene mit den ernſten, faſt kummervollen Zügen, mit dem großen, ruhigen und dunklen Auge, ſo ſtill in ihrem Weſen, ſo gemeſſen in allen Bewegungen. Darauf bewegte ſich die Andere wieder in ſeinen Gedanken vorüber, ſo freundlich und zuthunlich, ſo ſchmeichelhaft und gefährlich. — Zu gefährlich, ſo daß Herr Kohler der ſchwarzen Ernſten vor der luſtigen Bunten in ſeinem Innern unbedingt den Vorzug gab. Letztere hatte ihn in dieſem Augenblick geblendet, Jene aber hob ſich im nächſten wieder ſtolz und ernſt in der Erinnerung empor, vielleicht unerreichbar, dafür aber um ſo begehrenswerther.

Wie ihm übrigens die Wirthin geſagt, ſo fand er den ſchmalen Fußpfad, der an dem murmelnden Bergwaſſer hinaufführte, anfänglich durch dichtes Gebüſch, das überhängend einen förmlichen Laubgang bildete, dann aber lichter wurde, als der Spaziergänger auf den breiten Fahrweg kam. Hier ſtanden freilich mächtige Eichen und Buchen, aber das Unterholz fing an dünne und durchſichtig zu werden, und nachdem Herr Kohler dem breiten Wege ein Paar hundert Schritte gefolgt war, trat er aus dem Walde hervor und blieb überraſcht ſtehen vor der ſchönen Ausſicht, die

ſich ſeinem Blicke zeigte. Unter dem letzten der Bäume, einer alten Linde, die ihre Zweige wie ein Schattendach ausſtreckte, befand ſich eine Steinbank, auf die ſich der Spaziergänger niederließ. Wie ihm die Wirthin geſagt, ſo ſah er an den hier aufgerichteten Wappen der beiden Länder, daß er ſich an der Grenze befand.

Zu ſeiner Linken ſetzte ſich der Wald fort, indem er in einen weiten Bogen zurücktrat, an deſſen Ende aus Bäumen und Buſchwerk die Zinnen des alten Schloſſes emporragten, von dem die Wirthin geſagt. Die Lage dieſer Bauwerke, ſowie ſie ſelbſt in ihren ſchweren Formen, hatten etwas Majeſtätiſches, Imponirendes. Ueber einem langen, ſtattlichen Gebäude, deſſen Fries einr reiche Krönung hatte und an dem man eine Reihe mächtiger Fenſter erblickte, erhob ſich ein einzelner Thurm, hoch oben mit zierlichen Schießſcharten umgeben, auf welchem an hohem Flaggenſtocke eine Fahne in weiß und blau flatterte, — die Farben des Beſitzers, ein Zeichen, daß derſelbe anweſend ſei. Sonſt ſah man nicht viel von dem Schloſſe wegen der dichten Maſſe von Bäumen, die es umgaben, und obgleich die Gebäude auf einem Hügel zu liegen ſchienen, ſo reichten doch die Kronen dieſer uralten Bäume ſo hoch hinauf, daß man nur durch ihre Spitzen das eben Angegebene erblickte.

Zur Rechten des Herrn Kohler lag das, was ihm von der Wirthin als das neue Schloß bezeichnet worden war, weiter von ihm entfernt als das andere. Es befand ſich ebenfalls auf der Spitze eines Hügels und zeigte auf der Rückſeite dichten Wald, — ein dunkler Hintergrund, auf dem ſich das helle, ſtattliche Schloß deutlich und freundlich abhob. Herr Kohler blickte lange und forſchend hin, und es war ihm, als habe er die Form dieſes Gebäudes ſchon einmal geſehen. Wo? konnte er ſich aber augenblicklich nicht erinnern. Hieher war er nie gekommen, denn wenn er auch ſchon von der Stadt aus dieſe Richtung beſucht, ſo hatte er

geöffnet und vor der Thüre haben ſich ſchon eine Menge Weber verſammelt, die abgefertigt ſein wollen. Einige wohnen in der Stadt, andere auf dem Lande und dieſe machten ſchon in der Frühe einen Marſch von einigen Stunden, um zur rechten Zeit da zu ſein. Der Prinzipal des Hauſes — ich ſpreche nicht von dem unſrigen — eine kleine, dicke Geſtalt mit rothem Geſicht, eine Brille auf der Naſe, kam eben von ſeinen Zimmern und die Art, mit der er brummend guten Morgen ſagt und die Heftigkeit, mit welcher er ſein Buch aufſchlägt, zeigt den Commis und Lehrlingen an, daß der Chef äußerſt ſchlechter Laune iſt und man ſich ſehr zuſammenzunehmen habe. Er ſchlägt einige Pagina nach, ſchielt aber während deſſen nach ſeinen Leuten und das erſte Ungewitter bricht los. „Herr Block," ſagt er zu einem der Lehrlinge, „ſind Sie nicht im Stande, Ihre ewige Luſt zu Kindereien zu bändigen, oder glauben Sie, es gehöre zum Geſchäft die Waage ewig auf- und abtanzen zu laſſen? nehmen Sie ſich zuſammen, Herr!" „Und Sie, Herr Braun, laſſen Sie die Leute hereintreten." Der Herr Braun iſt ein alter Commis, viel älter wie der Prinzipal, mit einem langen dürren Geſicht, einer röthlichen Haartour, einer Habichtsnaſe und mit Augen wie ein Falke, ein wahres Vogelgeſicht, denn er hat gar kein Kinn und wenn er ißt, glaubt man, er ſchiebe die Speiſen in die Naſenlöcher; bei der Anrede des Prinzipals

doch damals die große Heerſtraße bereist, war überhaupt früher nie über die Grenze des Landes gegangen. Und doch, je mehr er hinſchaute, um ſo bekannter erſchien ihm das Gebäude. Auf der Vorderſeite deſſelben ſah man eine weite Graspartie mit einzelnen Baumgruppen beſetzt, ſowie mit Blumenpartien, die ſich bis unter die Treppen des Schloſſes zu ziehen ſchienen. Dieſe Grasflächen reichten hinab bis zum Fuß des Hügels, wo derſelbe von einem breiten Waldſtreifen eingefaßt war. Da wo dieſer endigte, im Thale drunten, nach der Richtung zu, in der ſich die Eiſenbahn befand, ſah man auch das Bergwaſſer wieder, was um den Hügel herum ſtrömte und unter einer mächtigen Brücke hinweg eilte, die, aus ſtarken Quadern gebaut, die graue Farbe des Alters zeigte. An ihrem Ende, am Saum des oben erwähnten Waldſtreifens, erhob ſich ein reich, kühn und elegant conſtruirter Thorbogen, wahrſcheinlich den Eingang zum Schloſſe auf dem Hügel bildend.

Nachdem Herr Kohler ſich ſo die Einzelnheiten der beiden Schlöſſer eine Zeit lang genau betrachtet, entſchloß er ſich, ſeinen Spaziergang weiter fortzuſetzen, und da es ihm eigentlich gleichgültig war, wohin er ſeine Schritte richtete, ſo wollte er den Verſuch machen, den Park des ihm zunächſt gelegenen alten Schloſſes anzuſehen. Hatte ihm die freundliche Wirthin doch geſagt, derſelbe ſei ſeit Kurzem ebenfalls zugänglich.

Der breite Pfad, welcher an der Stelle, wo der Spaziergänger geruht, aus dem Walde trat, führte von hier aus über einen flachen Hügel ziemlich gerade nach der dichten Waldpartie, welche das alte Schloß verdeckte. Herr Kohler folgte ihm, und ſobald er auf die Höhe des ebenerwähnten flachen Hügels gelangt war, ſah er, daß ſein Weg gerade auf ein mächtiges Thor zuführte, das ihm bis jetzt nicht ſichtbar geweſen war. Er näherte ſich langſamen Schrittes und nahm ſich dabei Zeit, ſeine Umgebung in's Auge zu faſſen. Rechts und links an das Thor ſchloſſen ſich mächtige Mauern, denen man ihr hohes Alter anſah, lange Strecken

waren mit uralten Epheustämmen bekleidet; dort senkten sich über den Rand Schlinggewächse herab, und in der Nähe des Thores war aus einer Spalte sogar ein Baum aufgewachsen, dessen knorrige Wurzeln und ziemlicher Umfang am besten für die lange Zeit sprachen, die verflossen war, seit ihn ein Windstoß oder der Schnabel eines Vogels als Samenkorn dorthin gepflanzt.

Die schweren Eisengitter des Thores standen offen, — sie waren nicht nur zweifelhaft geöffnet, nein, völlig weit, wie zum Eintritt ladend.

Herr Kohler schritt über eine kleine Brücke, unter welcher sich ebenfalls ein murmelndes Wasser hinzog, und trat, nachdem er vergeblich die Felder eines im Thorbogen befindlichen halb verwitterten Wappenschildes zu enträthseln versucht, in den Park, der hier, was den Wuchs der stärksten Bäume sowie die Dichtigkeit der Gruppen anbelangte, völlig einem Walddickicht ähnlich sah. Nur dem Wege, der sich hindurch schlängelte, sah man an, daß hier schaffende Hände walten; denn er war sorgfältig geebnet, rechts und links mit kleinen Abzuggräben versehen; kein Grashalm wuchs auf demselben, und eine feine Sandschicht breitete sich gleichförmig über ihn aus.

Der Spaziergänger fühlte sich recht behaglich in dieser stillen Einsamkeit. Wie ruhig und friedlich war es hier, wie angenehm schattig und kühl! Und wie wunderbar färbte die schon tief stehende Sonne Baum und Strauch! Wie leuchteten die Stämme unter ihren glühenden Strahlen, wie freigebig streute sie Gold zwischen den zitternden Blättern; wie zauberte sie lodernde Wunderblumen dahin, funkelnde Smaragde, wo ohne ihren Kuß nichts zu sehen gewesen wäre als Blätter und einfache Blüten an hohen Stielen, wie sie im Walde emporwachsen.

Herr Kohler war nicht unempfänglich für die Schönheiten der Natur, für die Wunder eines klaren Sommerabends, und genoß diesen um so mehr, als er sich nicht erinnerte, seit langer Zeit

etwas Aehnliches erlebt zu haben. Wenn er jetzt so an die Stadt dachte, an die mit Staub durchdrungene Atmosphäre, an das brennende Pflaster, an die langweiligen Häuserreihen, so holte er tiefer Athem und schlürfte mit Vergnügen die würzige Waldluft. Auch die Stille, welche ihn umgab, that ihm so wohl, und selbst das Läuten der Eisenbahnglocke, das Pfeifen der Locomotive und der freundliche Ruf der Conducteure: „fertig! fort!" klang in seiner Erinnerung nicht mehr so angenehm wie früher, und er mußte sich gestehen, daß es doch möglich sei, alles das zu vergessen, namentlich, dachte er, — momentan düster gestimmt, — bei diesem undankbaren Menschengeschlechte, das langjährige Sorgfalt und Mühe durch augenblickliches Vergessen belohnt. — „Ja, auch ich werde vergessen sein, morgen, vielleicht bin ich es heute schon, und wer weiß, ob sich in wenigen Tagen noch ein einziges von all' den Schulkindern, die ich so oft beaufsichtigt und freundlichst ermahnt, meiner erinnert!"

Bei diesem Gedanken lächelte Herr Kohler recht schmerzlich, doch schritt er achselzuckend weiter. Der Abend war zu schön, das Gefühl des Friedens in der Landschaft zu überwältigend, um eine Verstimmung lange andauern zu lassen. So erheiterte sich auch bald wieder die Stirne unseres Freundes, seine Lippen spitzten sich und es dauerte nicht lange, so pfiff er gemüthlich die Melodie des schönen Liedes:

O wie wohl ist mir am Abend,
Wenn zur Ruh' die Glocken läuten.

Ja, er ließ sich sogar behaglich nieder, als sich ihm eine Bank am Wege präsentirte, und nahm dann auf ein Paar Momente seine blaue Brille ab, um das Grün der Blätter besser auf seine Augen einwirken zu lassen. — Doch nur auf ein Paar Sekunden entwaffnete er so seine Augen; hörte er doch plötzlich, wenn auch entferntes, doch herzliches Lachen munterer Kinderstimmen und lautes

Halloh, wie man es in den Wald hinein ſchreit, um das lauernde Echo zu necken.

„Halloh! — Halloh!“ erklangen die friſchen Stimmen, und „Halloh!“ tönte es leiſe aus dem Walde zurück.

Herr Kohler hatte ſich wieder mit ſeiner Brille bewaffnet, drückte die Gläſer feſt gegen ſeine Augen, worauf er ſich von der Bank erhob und abermals vorwärts ſchritt. Es erſchien ihm nicht paſſend, hier in fremdem Eigenthum vielleicht ſorglos ausruhend angetroffen zu werden; es dünkte ihm ſchicklicher, ſich dem Beſitzer mit freundlicher Miene zu nähern, dann ſeinen Hut abzuziehen und zu ſprechen: „Ich heiße Kohler, und die offen ſtehende Thür des ſchönen Parkes bewog mich einzutreten. Bitte tauſendmal um Entſchuldigung und gütige Nachſicht.“

So denkend folgte er dem Wege, der ſich jetzt langſam aufwärts zog, wobei der Spaziergänger ſah, daß ſich der Wald vor ihm mit jedem Schritt mehr und mehr lichtete. Jetzt wand ſich der Pfad um einen mächtigen Felsblock herum, der auf ſeiner rechten Seite lag, und zwiſchen deſſen Spalten ein klares Waſſer hervorſprudelte, das in eine natürliche Mulde ſtrömte, über deren Rand es herabfloß und dann wieder im Boden verſchwand, — ein artiger Anblick, der den ehemaligen Makler um ſo mehr erquickte, als er von dem friſchen Waſſer trank und ſich geſtehen mußte, ſeit langer Zeit nichts Erfriſchenderes genoſſen zu haben.

Seinen Weg wieder aufnehmend, ging er noch etwa fünfzig Schritte weiter, beſtändig und zuletzt ziemlich ſteil aufſteigend, und blieb dann plötzlich ſtehen, erſtaunt, angenehm überraſcht durch den Anblick, der ſich ſeinen Augen darbot. Das Walddickicht hörte hier mit einem Male auf, und zwar wie abgeſchloſſen durch einen gewaltigen grünen Bogen, den zwei mächtige Eichen, welche rechts und links am Wege ſtanden, bildeten. Dieſſeits des Bogens bemerkte man das Licht der Sonne kaum, da es gedämpft und gebrochen ward durch die dichten Laubmaſſen; jenſeits aber ſtrahlte

es voll und glänzend über die Lichtung hin, vergoldete die Mauern des Schlosses, spiegelte sich lustig in den Fensterscheiben desselben, und zeigte dem erstaunten Herrn Kohler eine Dame, die, obgleich selbst im Schatten sitzend, von ihm auf's Deutlichste gesehen werden mußte, da sie sich mitten in der Lichtung befand. Sie hatte Blumen und Blätter auf ihrem Schooße und schien einen Kranz oder einen Strauß daraus zu winden.

Jetzt hörte auch der Spaziergänger wieder das lustige Lachen der Kinderstimmen näher und näher kommen, und sah zwei kleine zierliche Mädchen, von einem jüngern Knaben etwas schwerfällig gefolgt, drüben aus dem Gebüsche hervorspringen. Sie trugen in den Händen Waldblumen und kleine Zweige, welche sie der Dame in den Schooß legten, um dann unter lautem Halloh wieder davon zu springen.

Und diese Dame! Das Erstaunen des ehemaligen Maklers wuchs, je länger er sie betrachtete. Diese Haltung, — dieser Wuchs — wäre sie schwarz gekleidet gewesen, er hätte keinen Augenblick gezweifelt, daß sie es sei, die schöne, ernste Wittwe, der er damals auf dem Bahnhofe jenen kleinen Dienst geleistet, und deren Bild sich jetzt wieder durch Waldeinsamkeit, durch malerische Schatten, durch glänzende Sonnenlichter, durch bunte Katzen und Gott mochte wissen durch was sonst Alles noch mächtig empor arbeitete und immer klarer vor sein inneres Auge trat. Und je mehr dies geschah, um so ähnlicher wurde es auch der Gestalt jener Dame, die dort oben saß mit ihren Blumen beschäftigt. Jetzt bückte sie sich herab, um etwas Grün vom Boden aufzulesen. Dadurch kam ihr Kopf in den Sonnenschein, und da sie auch zu gleicher Zeit ihr Gesicht etwas gegen Herrn Kohler wandte, so erkannte dieser — ja, da konnte kein Zweifel sein — die schöne Wittwe vom Bahnhofe.

Es würde der Wahrhaftigkeit unserer Geschichte schaden, wenn wir nicht gestehen wollten, daß Herr Kohler, nachdem sein erstes

Staunen, seine grenzenlose Ueberraschung sich etwas gemildert hatte, mit einigen sehr anstrengenden Sätzen aufwärts sprang, daß die Dame, von dem Geräusch erschreckt, aufblickte und eine Bewegung machte, als wolle sie fliehen, sich aber durch Herrn Kohler dadurch beschwichtigen ließ, daß er plötzlich stehen blieb und heftig athmend seine Arme über die Brust kreuzte, wie er es in der Oper, namentlich aber im Ballet von Sclaven gesehen hatte, die schon aus der Ferne ihre völlige Unterwürfigkeit der Gebieterin anzuzeigen beflissen sind.

Zugleich schien auch die Dame ihren Beschützer vom Wartesaal wieder erkannt zu haben, denn sie lächelte ein klein wenig, ließ sich wieder ruhig auf ihren Sitz nieder, den sie schon halb und halb verlassen, ja sie winkte freundlich mit der Hand.

Daß Herr Kohler schnell näher trat, versteht sich von selbst, ebenso daß er von dem raschen, unbedachtsamen Aufwärtssteigen bei seiner Corpulenz noch so außer Athem war, daß er nur unzusammenhängende Worte hervorbringen konnte, als: Vergnügen, — Ueberraschung — unverhofft — herrlicher Spaziergang — mit schönstem Ziel.

In diesem Augenblicke näherten sich auch die Kinder wieder, und der Knabe und das Mädchen der Madame Nicolai erkannten augenblicklich den freundlichen Herrn, der sich ihrer damals so liebreich angenommen hatte und ihnen sogar das Vergnügen einer Fahrt im Wagen verschafft. Das andere Mädchen, Blumen und Blätter in beiden Händen haltend, blieb ein Paar Schritte entfernt stehen, — wie konnte sie sich auch des Fremden erinnern, den sie nur einmal und zwar unter sehr seltsamen Umständen gesehen. Mußte doch selbst Herr Kohler genau nachsinnen, ehe es ihm klar wurde, wann und wo er dies liebliche Gesichtchen bemerkt, diese leuchtenden Augen, die ihn damals wie jetzt erstaunt und fragend angeblickt.

Und als sich der ehemalige Maller nun darauf besonnen und

ſich klar gemacht, daß er die kleine Baronin Molitor vor ſich habe, da fühlte er, wie ſich ſein Geſicht unwillkürlich verlängerte, wie trotz des warmen Abends ein gelinder Froſt ſeinen Rücken überflog, da erinnerte er ſich des ſchrecklichen Augenblicks bei dem Freiherrn von Molitor und ihm fiel mit einer unangenehmen Lebhaftigkeit ein, was man ſich Alles davon erzählt, wie der edle Baron Leute zu empfangen und zu mißhandeln pflege, die ſein Eigenthum betreten. Er blickte ſogar ſchüchtern rückwärts nach der Richtung, wo er das Thor vermuthete, von dem er aber überzeugt war, daß es ſeine ſchweren Eiſengitter langſam und geräuſchlos geſchloſſen, nachdem er ſo leichtſinniger Weiſe den gefährlichen Park betreten.

O Wittwen! Wittwen!

„Ich muß wirklich recht ſehr um Verzeihung bitten," ſprach Herr Kohler, nachdem er eine ziemlich lange Pauſe zum kräftigen Athemholen benützt, „hier eingedrungen zu ſein, hier — wo — wenn — ſich' Fräulein von Molitor befindet — auch der Herr Baron nicht ferne ſein wird und wahrſcheinlich ſehr unangenehm vermerken die Freiheit, die ich unwiſſend mir genommen."

Der ehemalige Makler ſah ſchon im Geiſte in der nächſten Sekunde einige handfeſte Kerle aus den Gebüſchen hervorſpringen, ihn faſſen, in die tiefſten Keller ſchleppen und anketten vielleicht an der Seite jener unglücklichen, wahrſcheinlich vor Hunger und Durſt wahnſinnig gewordenen Gouvernante, die ſich unbedingt an ihm vergreifen würde. — Wie eine ſüße Muſik klang es deßhalb in ſeine Ohren, als ihm die ſchöne Wittwe ſagte:

„Seien Sie unbeſorgt, Herr Kohler, hier hat ſich Manches und auch auf erfreuliche Art geändert. Dieſer Park iſt nicht mehr verſchloſſen wie früher, man beläſtigt gewiß keinen fremden Spaziergänger, und wird ſich ſogar freuen, Sie wiederzuſehen, da Sie ja ſchon mehrere Male mit dem Herrn Baron zu thun hatten, alſo ein Bekannter des Hauſes ſind. Nehmen Sie Platz, ruhen Sie

aus und erzählen Sie mir, woher Sie so unvermuthet kommen, was Sie hieher geführt."

Als sie sagte, er sei ein Bekannter des Hauses, hatte sie ihn sanft angeblickt, und ihrer Aufforderung, Platz zu nehmen, konnte er nur dadurch entsprechen, daß er sich zu ihren Füßen auf dem weichen Moose niederließ. Er that das denn auch so malerisch, als es ihm möglich war, wobei er seinen rechten Arm auf den Baumstamm legte, auf dem sie saß. So konnte er von unten herauf in ihre Augen blicken, was in gewissen Fällen äußerst vortheilhaft ist, und dann berichtete er, wie ihn ein gewisses Etwas von der Stadt weggetrieben, wie ihn dieses Etwas in die Ferne gezogen, wie er drunten in der „bunten Katze" abgestiegen, wie es ihn dort nicht habe ruhen lassen, sondern hieher gedrängt, wie man dem Zuge seines Herzens nie widerstehen könne, und wie ihn dieser glücklich geführt an den schönsten Platz zu ihren Füßen.

Sie hatte ihm aufmerksam zugehört, sie hatte sogar während seiner Erzählung kopfschüttelnd gelächelt, und hatte, was ihm ein sehr günstiges Zeichen schien, die Kinder abermals in das Parkdickicht geschickt, um noch mehr Grün und noch mehr Blumen zu holen. Sie schien ihm auf eine angenehme Art antworten zu wollen; ja ihre Lippen öffneten sich schon, da vernahm er plötzlich über seinem Haupte eine Stimme, die in scharfem, wenn auch nicht unfreundlichem Tone sagte:

„So hat er sich endlich eingefunden? — Das ist er also, Frau Therese?"

Die Dame blickte schnell in die Höhe, worauf sie lachend mit dem Kopfe schüttelte, und der erschrockene Kohler, der mit einem Satze auf seinen Beinen war, sah den Freiherrn von Molitor vor sich stehen, um dessen Mund ein seltsames Lächeln spielte.

Sie schüttelte mit dem Kopf. „Frau Therese," fuhr dieser nach einer kleinen Pause fort, „nun, ich konnte mir fast selbst denken, daß dieser es nicht ist. Aber doch ein bekanntes Gesicht

— ja, ich glaube mich zu erinnern. Wir ſahen uns vor einiger Zeit in der Stadt, denke ich. Und jetzt," ſprach er, nachdem er mit ſeinem dürren Zeigefinger Herrn Kohler faſt berührt, „iſt er wohl gekommen, Ihnen gute Nachrichten zu bringen. Seien Sie nicht eigenſinnig," ſagte er leiſer; „denken Sie daran, wie oft Sie mich zum Frieden ermahnt, wie ich Ihnen glaubte, wie ich Ihnen gefolgt bin und wie ich mich jetzt wohl und glücklich dabei befinde. — Ah' Sie ſind ein Kind, Frau Thereſe! Ich muß mich Ihrer annehmen." Er hob hierauf den Kopf etwas ſtolz in die Höhe und ſprach weiter, indem er ſich direct an Herrn Kohler wandte: „Sagen Sie ihm, er ſoll nur kommen, es ſei Alles hier vergeben und vergeſſen. Uebrigens heiße ich Sie willkommen auf Klippenberg."

Der ehemalige Makler, welchem bei dem ſo unerwarteten Anblick des Freiherrn unwillkürlich wieder allerlei Schauerliches eingefallen: Burgverließe, gefeſſelte Gouvernanten, Keulen, grimmige Fanghunde und zerriſſene Hoſen, zeigte ein einigermaßen einfältiges Lachen, als der Freiherr von Dingen ſprach, die ihm völlig unverſtändlich waren.

„Nun?" fuhr Jener etwas ungeduldig fort, „kamen Sie nicht, um Frieden zu ſtiften? — Ich hoffe ſehr."

Herr Kohler, der wohl wußte, daß man in ähnlichen Fällen am beſten thue, Allem ſehr bereitwillig beizuſtimmen, beeilte ſich, dies mit einem außerordentlich freundlichen Lächeln zu thun, ja, er grinſte förmlich vor Vergnügen, als er zur Antwort gab:

„Allerdings bin ich hieher gekommen, um Frieden zu ſtiften. O Frieden ſtiften iſt ein ſchönes Werk? — Aber —"

Die Dame wollte etwas bemerken, doch legte ihr der Freiherr ſanft ſeine Hand auf die Schulter und ſagte: „Ruhig, Frau Thereſe, Sie haben mir feierlich gelobt, mich Ihre Sache ordnen zu laſſen. Wiſſen Sie, damals, als Klippenberg auf allen Seiten geöffnet wurde, als ich, weil Sie es ſo wollten, ſelbſt zur Eiſen-

bahn fuhr, — ah! — ja — ah!“ setzte er mit einem eigenthümlich gedehnten Tone hinzu, „damals — und Sie — hatten Recht, und jetzt berufe ich mich auf Ihr Versprechen, ihn“ — darauf wandte er sich gegen Herrn Kohler — „zu holen, ihn — den Mann dieser so braven und guten Frau.“

„Trauriger Wahnsinn!“ dachte der Makler, „wie dies Wort die arme Wittwe verletzen muß!“

Verletzt sah diese nun gerade nicht aus, obgleich sich eine tiefe Röthe auf ihrem Gesichte zeigte, auch senkte sie einen Moment ihre Blicke zu Boden, um gleich darauf ihren Freund vom Bahnhofe voll und fest anzuschauen, worauf sie sagte:

„Ja, lassen wir alles vergangene Traurige vergessen sein. — Vergessen auch Sie,“ setzte sie mit einem leichten Lächeln und einer Verbeugung gegen Herrn Kohler hinzu, „daß es eine Wittwe war, der Sie Ihre freundlichen Dienste leisteten.“

„So wären Sie keine Wittwe?“ fragte dieser mit einem etwas herabgestimmten Tone und einem komischen Hängenlassen seiner Unterlippe. „A — a — ah! — Trau' der Teufel diesen Weibern!“ setzte er in Gedanken hinzu. „Wer weiß, wenn ich zur ‚bunten Katze‘ zurückkehre“ — seine Ideen beschäftigten sich sogleich mit dem freundlichen Wirthshause — „ob sich mir nicht da auch irgend ein vierschrötiger Bengel als Gemahl der runden Wittwe präsentirt. O Welt voll Trug und Schein!“

„Es scheint Ihnen in der That nicht angenehm zu sein, daß ich meinen Wittwenschleier abgelegt,“ nahm die Dame das Wort, als sie bemerkte, wie sich die Züge des ehemaligen Maklers finster überzogen hatten. „Zürnen Sie mir aber deßhalb nicht,“ fuhr sie bittend fort, „und wenn Sie sich als Freund beweisen wollen, so —“

„Eilen Sie nach Klippenberg,“ unterbrach sie der Freiherr, „begeben sich dort zum Schullehrer des Ortes, Sie werden da

fährt er erschrocken zusammen, denn er hat höchst verbotener Weise eine Prise genommen.

Der Herr Block öffnet die Thür und der erste Weber tritt ein, dieser hat blos einen Einschlag zu verlangen, der Herr Braun schlägt das Conto auf und sagt mit erschrecklicher Fistelstimme: „es ist dem Meister zu wenig mitgegeben worden, der Herr Block hat die Seide eingeschrieben."

„Wieder der Herr Block," entgegnet der Prinzipal, „ist denn mit Ihnen gar nichts anzufangen? — doch hätte ein alter Meister, wie Er," wandte er sich an den Weber, „auch eigentlich schon wissen können, was er braucht." Dieser erhielt seine Seide und trat in das Nebenzimmer, wo ein solcher Laden eingerichtet war, von dem wir vorhin sprachen.

Diesem Filial-Geschäft stand die Schwester des Prinzipals vor und Fräulein Pfeffer, so hieß dieselbe, verdiente sich hier im Schweiße ihres Angesichts und dem der Weber ein kleines Nadelgeld. Von diesem Laden ging eine Blechröhre, eine Art langes Sprachrohr bis zum Pult des Prinzipals und kaum war der Weber drüben eingetreten, so schallte die Stimme der Fräulein Pfeffer, welche ihren Bruder fragte, wie viel der Mann noch zu bekommen habe.

„Sobald er abliefert," war die Antwort, „noch circa fünf Thaler" — „wovon er mir" - schallte es

Herrn Stifter finden, ſagen Sie ihm, was ſich hier begeben und bringen ihn hieher."

Bei dem Namen „Stifter" erinnerte ſich Herr Kohler der Adreſſe eines Briefes, der ihm von jener fremden ſchönen Dame auf der Eiſenbahn mit der Bitte übergeben worden war, ihn durch Vermittlung Victors an ſeine Adreſſe gelangen zu laſſen. — Er beugte ſich tief herab, was aus der Pantomime in's Genießbare überſetzt ſo viel ſagen wollte, als: Fordere, befiehl, ich folge — der Sclave harrt auf ſeiner Herrin Wink.

Darauf nahm der Freiherr von Molitor eine kleine ſilberne Pfeife aus der Rocktaſche, pfiff zweimal laut ſchallend gegen das Haus, worauf ſich von dorther ein Reitknecht in vollem Trabe näherte und ſchon von Weitem ſeinen lakirten Hut abzog, um in gehöriger Verfaſſung die Befehle des geſtrengen Herrn entgegen zu nehmen.

„Es iſt nach Klippenberg eine halbe Stunde," ſagte dieſer nachdenkend, „kürzer noch, wenn man ſcharf reitet. Sind Sie Reiter?" wandte er ſich plötzlich an Herrn Kohler, der ordentlich zuſammenſchrak und dieſe Frage ſo eifrig verneinte, daß ſich ein kurzes Lächeln wie unwillkürlich auf den Zügen des Barons zeigte. — „So laß' denn hurtig einen leichten Jagdwagen einſpannen und fahre dieſen Herrn nach Klippenberg. — Kommen Sie, Herr —"

„Kohler," ſagte der ehemalige Makler mit einer verbindlichen Verbeugung. Dann warf er einen Blick auf die geweſene Wittwe, einen vielſagenden Blick, und nach einem tiefen Seufzer beeilte er ſich, dem Freiherrn von Molitor nachzukommen, der mit großen Schritten über die Wieſe gegen das Schloß ging. Der Jagdwagen war zum Erſtaunen ſchnell eingeſpannt; Herr Kohler mußte die Pünktlichkeit des Dienſtes hier bewundern. — Er ließ ſich auf dem weichen Sitze nieder und zog ehrfurchtsvoll

ſeinen Hut vor dem Beſitzer des Schloſſes, der zum Kutſcher ſagte:

„Dieſer Herr wird ſich nicht lange in Klippenberg aufhalten und dann mit einem andern Herrn hieher zurückkehren. In einer Stunde kannſt Du wieder hier ſein, merke Dir das. Es iſt jetzt acht Uhr.“

Die neunte Stunde.

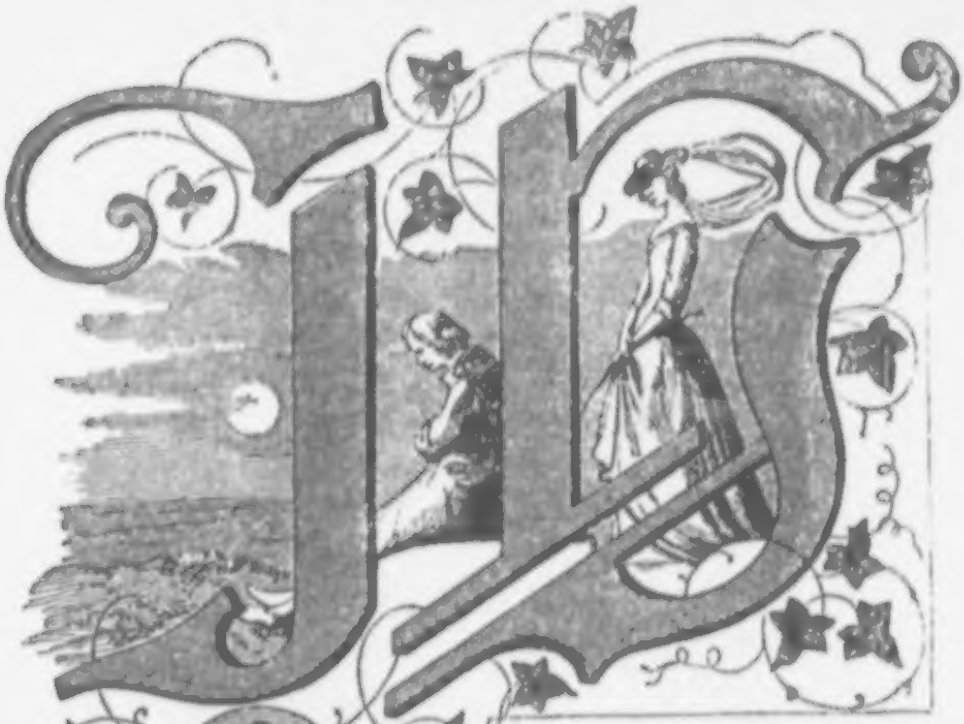

Die lange Victor auf der alten Terraſſenmauer geſeſſen, nachdem der Reiterzug drüben verſchwunden war, das wußte er nicht; er ſaß da und träumte, ſprang auch zuweilen in die Höhe, ſchritt auf der Plattform umher, lehnte auch wohl an dem Mauerreſte und blickte in die Gegend hinaus, deren Färbung ſich langſam aber ſichtlich veränderte und die, wie man aus Allem ſah, ſich anſchickte, nächtliche Ruhe und Frieden behaglich über ſich ergehen zu laſſen.

FEUERMANN.

Ruhe und Frieden! Wem sie doch auch zu Theil würden bei bewegtem Gemüthe, wenn sich der Abend niedersenkt! Wenn aber das geräuschvolle Treiben des Tages vielleicht im Stande ist, trübe Gedanken zu übertönen, so treten diese doch wieder in ihr volles Recht bei der Stille des Abends. Da blicken wir in schmerzlicher Sehnsucht hinaus in die Ferne und denken lebhafter an das, was wir verloren. Wird es auch in diesem Augenblicke nicht mehr umhergetrieben von dem Strudel des Tages, ruht es doch vielleicht jetzt, an die kalte Mauer gelehnt oder an den Stamm eines Baumes, und schaut herzlich denkend hieher, mit den Augen des Geistes weite, weite Strecken durchfliegend.

Ja, die Ruhe des Abends berührt uns schmerzlich, wenn wir einen Verlust zu beklagen haben. Das Einschlummern der Natur, das Größerwerden der Schatten, das Verschwinden des Lichtes und jener rothen, warmen, duftigen Färbung, die langsam in Violett, dann aber plötzlich in kaltes Grau übergeht, macht uns erschauern und erinnert uns an das Ende aller glückseligen Tage, die wir verlebt, an jene Stunde, wo auch der Glanz unseres Lebens verblichen, wo ein trübes, kaltes Grau unsere Zukunft umschleiert.

Der junge Musiker blickte unter solchen Gedanken in das Thal hinab und sah mit schmerzlicher Freude, wie dort ein Lichtstreifen um den andern verschwand, sich auflöste in Abendluft oder in Nebel unterzugehen schien, wie sich aller Glanz, der übrig geblieben war vom scheidenden Tage, langsam und doch deutlich sichtbar die Bergwände hinauf zog, unaufhaltsam gefolgt von dem tiefen Schatten der Nacht, die Schluchten und Thäler schon finster und trotzig erfüllten, als noch droben die Spitzen der Berge vom letzten Strahl der scheidenden Sonne übergossen waren.

Und wie sich drunten die Wohnungen der Menschen so sehr beeilten, die Herrschaft der Nacht anzuerkennen! Wie aus zahllosen Schornsteinen der blaue Dampf emporwirbelte, so die Abend-

nebel verdichtend! Wie zwischen diesen hindurch nun hier ein Licht aufblitzte, dann dort ein anderes, drüben wieder eins, immer neue, gerade als wollte die Erde mit dem Himmel wetteifern, auf dessen dunkelgewordener Fläche nun ebenfalls leuchtende Punkte erschienen, zuerst nur einzeln hie und dort, dann mehrere, ganze gewaltige Gruppen, mit dem Blicke nicht mehr zu umfassen.

Aber die Sterne leuchteten am heutigen Abend matt und unbestimmt, denn der Mond erschien beinahe voll am Himmel. Schon vor einbrechender Dämmerung hatte man ihn gesehen, in Gestalt eines weißen, runden Flores, der an Dichtigkeit und Glanz zunahm, wie das Licht der Sonne schwächer wurde, und jetzt hell und klar am Himmel leuchtete, über Alles da unten auf der weiten Erde, über Glückliche wie über Traurige seinen milden köstlichen Schein ausgießend.

Ja, das Licht des Mondes hat etwas Tröstliches, und wenn wir mit gefalteten Händen in die Dämmerung hinaus schauen, fühlen wir alle glücklichen Träume enttäuscht zu uns zurückkehren und sich, wie Schutz suchend, um unsere schmerzlich bewegte Brust lagern; wenn wir im Tone tiefsten Kummers einen Namen ausrufen möchten, fragend, warum das Wesen, das diesen Namen trägt und das uns glücklich machte, uns entrissen wurde; wenn wir finster dahin brüten, machtlos gegen unsere wilden Gedanken, die zugleich mit den Schatten der Nacht rings um uns empor steigen, uns umlagern, uns zu bedecken drohen — da ist es mit einem Male, als hörten wir den bekannten Ton einer lieben Stimme, als vernähmen wir in der Einsamkeit einer Wildniß plötzlich den weichen, zitternden Klang eines Waldhorns, wenn drüben zwischen den schwarzen Tannen des Waldes der erste Mondstrahl in unser Auge bringt. Athmen wir doch freier und freudiger, immer freier, fast glücklich, je höher die leuchtende Scheibe emporsteigt — es ist die ewige, herrliche Versöhnung nach durchlebter finsterer Nacht. O wir klammern uns fest an das

glänzende Gestirn; wir fühlen uns von ihm emporgetragen, erhoben über das kleinliche Getreibe, das wir tief unter uns lassen, — vereinigt endlich wieder mit den Wesen, die wir lieben, deren Gedanken ja auch aus weiter Ferne vom Monde empor getragen werden und dort oben am klaren Himmelsgewölbe sich mit unsern Wünschen und Hoffnungen selig vereinigen. —

Jetzt hörte Victor das Rollen eines Wagens, das in der Stille der Nacht von fernher an sein Ohr drang. Er achtete nicht darauf, nicht einmal als das Geräusch näher und näher kam, ja nicht einmal, als er es jetzt unten an der Terrassenmauer vernahm und gleich darauf die Hufe der Pferde und das Knarren der Räder auf dem Pflasterwege, der zum Hause des Schullehrers führte.

Ferdinand Stifter hatte sich längere Zeit damit unterhalten, auf der Terrasse hin- und herschreitend sich in seine Gedanken zu vertiefen, denn eine Unterhaltung mit seinem Freunde, mit dem er mehrmals versuchte, ein Gespräch anzuknüpfen, wollte ihm nicht gelingen. Victor gab nicht unfreundliche, aber kurze Antworten; er vermochte es nicht, am heutigen Abend auf die Ideen Ferdinands einzugehen, die ausnahmsweise besonders freudiger Natur waren und gute Hoffnungen für die Zukunft aussprachen, von denen Victor nicht das Geringste in seinem Herzen fühlte. So blieb denn auch der Maler für sich allein, ging auf und ab, genoß den schönen Abend nicht ohne hie und da den Versuch zu erneuern, seinen Freund zum Sprechen zu bewegen, obwohl immer vergeblich.

Da vernahm auch er das Rollen des Wagens, und als es näher und näher kam, als er hörte, wie die Pferde auf dem steilen Pflasterwege schnaubten, da trat er an den Eingang der Terrasse und sah einen Jagdwagen halten, aus dem ein ihm unbekannter Herr langsam herauskletterte.

Dieser unbekannte Herr lüpfte seinen Hut, machte dem ihm

Entgegentretenden eine Verbeugung und ſagte: „Ein wundervoller Abend, dieſer Abend da! So außerordentlich angenehm zum Fahren; nur muß es bei ſchlechter Straße nicht ſo ſchnell gehen, wie bei uns eben jetzt. Mir ſind meine Beine einigermaßen ſteif geworden. — Sie entſchuldigen.“ Darauf fing der unbekannte Herr an, einige heftige Kniegelenkbewegungen zu machen, nach deren Beendigung er fortfuhr: „Sie erlauben mir eine Frage: habe ich vielleicht die Ehre, den Herrn Schullehrer des Ortes vor mir zu ſehen?“

„Das nicht, ich bin aber ein Gehülfe deſſelben,“ lautete die Antwort.

„Hm, hm!“ machte Herr Kohler und überlegte einen Augenblick, ob er nach Stifter fragen ſolle. Da er ſich aber der angenehmen Hoffnung hingab, daß ſein guter Freund Victor, der ja mit dem Maler zuſammengereist war, ebenfalls hier ſein müſſe, ſo nannte er, obwohl etwas zögernd, deſſen Namen, wobei er den Wunſch ausdrückte, denſelben, wenn es möglich ſei, ſogleich zu ſprechen.

Wir müſſen geſtehen, daß die Anhänglichkeit des ehemaligen Malers an ſeinen jungen Freund, den Muſiker, ſo groß war, daß er eine große Erregung in ſich verſpürte, ja ein freudiges Herzklopfen, als ihn der Gehülfe des Schullehrers bat, ihm zu folgen.

Beide ſchritten nun eilig über die Terraſſe, und als Herr Kohler die Geſtalt Victors erblickte, der noch immer nachdenkend auf der Mauer ſaß — er erkannte ihn im hellen Mondlichte ſogleich — ſprang er auf ihn zu, faßte den höchlich Ueberraſchten bei den Schultern, ſchüttelte ihn etwas Weniges, aber ſehr kräftig und rief laut und fröhlich:

„Was ſind das für Geſchichten, mein theurer Victor! Iſt das nicht ein ungeheures Glück zu nennen! — Für mich nämlich, — natürlicher Weiſe nur für mich. — Fahre ich da auf's Gerathe-

wohl in die Welt hinaus, lasse so viel Wichtiges dahinten, werde auf einer vortrefflichen Station bei der ‚bunten Katze' abgesetzt, finde da eine außerordentlich charmante Wirthin, mache mit ihr einen Spaziergang — nein, nein!" unterbrach er sich selbst, nachdem er Athem geschöpft — „nicht mit ihr, sondern nur nach ihrer Anleitung, gerade in den Park des fürchterlichen Freiherrn hinein, finde die schwarzgekleidete Wittwe wieder, die aber nicht mehr schwarz gekleidet ist, auch keine Wittwe mehr, werde in einen Jagdwagen gepackt und hieher spedirt, um Sie — nein, den Mann jener Wittwe zurück zu bringen. — Stifter, ja Stifter heißt er. Auch habe ich einen Brief an ihn. Doch das muß ich Ihnen Alles ausführlich erzählen." Hier schöpfte Herr Kohler abermals tief Athem, dann schlug er seine Hände zusammen und rief aus: „Gerechter Gott! was das alles für Streiche sind!"

Der junge Musiker, der sich überrascht erhoben hatte und dabei vergebens versucht, den Redestrom seines guten Bekannten zu unterbrechen, mußte diesem seine beiden Hände lassen, die derselbe ergriffen und zuweilen herzlich schüttelte, und er kam auch nicht einmal zu einer Antwort, als Herr Kohler nun endlich schwieg, denn der Gehülfe des Schullehrers, welcher bescheidener Weise ein Paar Schritte zurückgetreten war, näherte sich nun mit einem Male und sagte mit bewegter Stimme:

„Sie nannten so eben meinen Namen; darf ich bitten, mir zu sagen, in welchem Zusammenhang derselbe oder vielmehr ich mit einem Briefe stehe, dessen Sie ebenfalls erwähnten — einem Briefe, der mich, wenn ich nicht irre, zurückrufen soll?"

„Aha! Also Ihren Namen habe ich genannt!" versetzte lustig Herr Kohler, wobei er sein Gesicht dem Frager zuwandte, was einen eigenthümlichen Effect gab, da die blauen Brillengläser im Schein des Mondes seinen sonst so harmlosen Augen einen katzenartigen Schimmer verliehen. — „Also Ihren Namen? richtig! Herr Stifter! richtig! — Allerdings soll ich Sie zurückrufen; man

erwartet Sie mit Sehnsucht. Und der Brief" — hier ließ er Victors beide Hände los und fuhr mit der Rechten nach der Brusttasche — „ja, wo haben wir diesen Brief? — richtig, da ist er, hier!" Er händigte dem Gehülfen des Schullehrers das Schreiben der Gräfin Follange ein, und da er glaubte, seinen Auftrag auf's Allerbeste erfüllt zu haben, ließ er den Maler ohne Weiteres gehen, der nach dem Hause eilte, um die empfangenen Zeilen zu lesen.

Herr Kohler setzte sich nun auf die alte Mauer neben Victor, wandte den Kopf nach der vom Mond so wunderbar klar beglänzten Ebene und that ein Paar tiefe Athemzüge, wobei er sich mit der Hand Luft zufächelte, um, wie er sagte, den würzigen Duft des Abends einzuziehen. Er fühlte sich ganz poetisch gestimmt, und man konnte ihm das nach den sich überstürzenden Ereignissen, von denen er heute Zeuge gewesen war, nicht übel nehmen.

Diese Ereignisse in möglichster Kürze und so klar wie möglich Victor vorzutragen, bemühte sich der ehemalige Maler vergeblich; es kam da alles bunt durch einander, er erzählte so vielerlei von schwarzen Katzen und bunten Wittiben, daß der junge Musiker häufig Herrn Kohlers Redestrom unterbrechen und ihm mancherlei Querfragen stellen mußte, ehe er mit ihm, und gewiß auch zu Victors höchstem Erstaunen, in den Park des Freiherrn von Molitor gedrungen war und dort zu den Füßen der vermeintlichen Wittwe so grausam enttäuscht wurde.

„Dafür aber," sagte Herr Kohler in elegischem Tone, „bleibt mir wenigstens das Bewußtsein, an einer guten That, an der Vereinigung zweier Wesen, die sich lieben, mitgewirkt zu haben." Worauf ihm Victor entgegnete:

„Gewiß, lieber Kohler, und über diese Wiedervereinigung, die eine dauernde sein wird, werden sich die Engel im Himmel freuen und Ihnen ein gutes Haben in Ihr Conto des himmlischen Hauptbuchs schreiben."

„Amen!“ sagte Herr Kohler, den seine Erzählung selbst gerührt hatte und der es als eine besondere Fügung des Schicksals anzusehen begann, daß er die Stadt verlassen und so der Schutzengel der beiden Leute geworden war.

„Aber eins sagen Sie mir noch, Kohler,“ forschte dringend der Andere, „man sagt, der Freiherr solle sich besser befinden.“

„Mir erschien er in der That von außerordentlicher Gesundheit: sein Wesen war rasch und entschlossen wie immer, doch glänzten seine Augen nicht mehr so unheimlich, und unter uns gesagt, er sprach wie jeder andere vernünftige Mensch, sehr gescheidt — namentlich zu der Frau Stifter, die, wie ich auch schon früher hörte, eine große Gewalt über ihn ausüben soll.“

„Ja, ja,“ erwiederte Victor zerstreut, dann setzte er leiser hinzu: „Sie soll auch hauptsächlich die Schuld daran sein, daß eine Wiedervereinigung stattgefunden zwischen dem Baron und seiner Frau.“

„Pah!“ machte Herr Kohler erstaunt, „so wäre die Baronin auf Klippenberg?“

„Es muß so sein. — — — Doch jener Brief?“ fragte Victor nach einer kleinen Pause plötzlich, um das Gesprächsthema zu ändern; „schrieb sie ihn so lange Sie drüben waren oder —“

„Ich bin grausam getäuscht,“ vernahmen die Beiden den Maler, der leise aus dem Hause gekommen und neben sie getreten war. „Ich Thor, der ich glauben konnte, Fesseln, die wir uns selbst angelegt, seien auch durch unseren eigenen Willen nur so leicht wieder abzuschütteln! Nein, nein, das hält uns fest, fest — unerbittlich fest.“

„Was hast denn Du? Wie soll ich Deine Worte verstehen?“

„Hattest Du nicht auch geglaubt, es sei Therese, die mir endlich das lang erwartete Zeichen zukommen lasse, die mich zur Rückkehr auffordere, indem sie mich ihren Aufenthaltsort wissen ließ?“

zurück, ſchon drei Thaler ſchuldig iſt, kann ihm nichts mehr geben.“ Gleich darauf kam der Weber traurigen Angeſichtes zurück und es war zu bemerken, wie er das Seiden-Paquet, das er in der Hand trug, feſt umklammerte. „Herr Pfeffer,“ ſagte der Mann, „es iſt allerdings wahr, daß ich ſchon für drei Thaler Waaren bekommen habe, aber ich habe weiß Gott nicht mehr geholt, wie ich nothdürftig brauchte.“

Der Prinzipal zuckte die Achſel und ſagte kalt: „liefere er ab.“

„Aber Herr Pfeffer,“ entgegnet ſchüchtern der Arbeiter, ich muß doch leben, damals wollt' ich ja nur für einen Thaler kaufen, aber man drang mir Waaren für drei Thaler auf.“

Der Prinzipal fuhr in die Höhe, „was ſagt' Er, wer drang auf? ſieh' einer an.“

„Nun ja,“ antwortete der Weber, „ich nahm freilich für drei Thaler, aber heute brauch' ich wieder Oel und Mehl und Sie können ſich denken, daß ich jetzt in einem anderen Spezereiladen auch keinen Credit bekomme.“

„Kann nichts dafür,“ entgegnet der Prinzipal, „liefere Er ab und Er kann wieder Waaren bekommen.“

„Auch mein Geld?“ fragte der Weber gereizt.

„Zwei Drittel Waaren, ein Drittel Geld, wie es bei mir der Brauch iſt,“ ſagte kalt der Herr Pfeffer. Der Weber verließ das Zimmer.

„Nun ja, es ist auch so.“

„Es ist eine Täuschung; ich las den Brief, den mir dieser Herr überbrachte. O Victor, er kommt von ihr!“

„Von Therese?“

„Nein, von der Gräfin. Sie hat die Stadt verlassen, zwischen ihren Zeilen liest man, daß dies unfreiwillig geschehen; sie mußte dem Grafen auf seine Güter folgen, sie hofft von dort erlöst zu werden, rechnet auf mich und beschwört mich, zu ihr zurückzukehren. Ist es nicht entsetzlich, so getäuscht zu werden?“

„Allerdings, aber es ist ein Glück, wenn Dir die Täuschung wirklich entsetzlich vorkommt. Auch ich bin überrascht, fühle aber sogleich, daß hier ein Mißverständniß zu Grunde liegt. Dieser Herr — unser vortrefflicher Freund Kohler — ist gewiß nicht von der Frau Gräfin Follange abgeschickt; darauf kannst Du Dich verlassen. Laß mich nur eine Frage an ihn thun. — Wo erhielten Sie den Brief, den Sie eben übergaben?“

„Von einer schönen Dame im Wartesaal des Bahnhofs der Residenz.“

„Und wo fanden Sie Ihre schöne Wittwe?“

„In der bunten Katze,“ erwiederte Herr Kohler etwas gedankenlos, verbesserte aber diesen Fehler gleich darauf hastig, indem er hinzusetzte: „Verzeihen Sie meine Zerstreutheit; die schöne Wittwe, die Sie meinen, die eigentlich keine Wittwe ist, fand ich im Park des Freiherrn von Molitor sammt ihren beiden Kindern.“

„Mit ihren beiden Kindern!“ sagte eine tiefe Stimme in bebendem Ton.

„Und sie und der Freiherr beauftragten mich, schleunigst hieher zu fahren, den Herrn Stifter aufzupacken und nach Klippenberg zu bringen. Darin besteht meine eigentliche Commission, meine diplomatische Sendung könnte man sagen, die ich auch erfüllen werde. — Was den Brief anbelangt,“ setzte er in gut-

müthigem Tone hinzu, „so schwor ich, ihn abzugeben, und ein Schwur ist heilig, sagt sogar der verrückte Herzog von Ferrara in der Oper.“

Der Maler hatte sich Herrn Kohler genähert, legte ihm eine Hand auf die Schulter und sagte in leisem, aber bewegtem Tone:

„Gott weiß, wie ich Ihnen danke, Herr Kohler! Aber lassen Sie uns keine Minute zögern. — O wie ich mich mit einem Male so unaussprechlich glücklich fühle! — Kommen Sie, ich eile meinen Hut zu holen und bin im Augenblicke zurück.“

Er wollte davon eilen, blieb aber plötzlich stehen und sprach zu seinem Freunde: „Und Du, Victor? — Du kommst doch natürlich auch mit? Was wolltest Du allein hier!“

„Das kann ich Dir allerdings nicht sagen,“ erwiederte der junge Musiker in sehr ruhigem Tone. „Darum werde ich Dir aber doch nicht folgen. Man hat Dich gerufen; man wartet Deiner Rückkehr mit offenen Armen; — wer bekümmert sich um mich? — Vielleicht,“ setzte er mehr zu sich selber als zu den Andern sprechend hinzu, „sagt man heute Abend beim Souper: ‚da drüben habe ich Jemand gesehen, der sah dem — nun, wie heißt er gleich? — richtig, dem Victor außerordentlich ähnlich. — Soso‘ — Dann rollt die Conversation eine andere Woge über mich und meinen Namen; ich verschwinde spurlos und man erinnert sich vielleicht dann wieder meiner, wenn ich später einmal mit stolzer Flagge in irgend einen Hafen einlaufe oder von den empörten trügerischen Wellen des Lebens an's Ufer geworfen werde, — ein zu Grunde gegangener Schiffbrüchiger. — Aber Du,“ sprach er in dringendem Tone zu seinem Freunde, „eile Dich, fasse das Glück, wenn es Dir lächelt; es ist nicht lange bereit, sich umarmen zu lassen.“

„So kehre ich morgen zurück,“ sagte der Maler und eilte in's Haus.

Herr Kohler hatte sich erhoben und beugte sich zu Victor hinüber, wobei er sprach: „Und ich, mein lieber Victor, werde morgen meine Entdeckungsreisen wieder beginnen; ich bin überzeugt, auch für Sie eine stille, glückselige Insel zu finden.“ —

„Ja, ja, wo alle Plätze bereits besetzt sind!“ rief Victor in bitterem Tone; „überlassen Sie mich meinem Schicksal, lieber Freund; bringen Sie Stifter nach Klippenberg und lassen sich morgen bei mir sehen; dann wollen wir von vergangenen Zeiten plaudern, — lustig und heiter,“ setzte er mit Anstrengung hinzu. — — — —

Nach einer kleinen Weile vernahm man, wie der Wagen langsam den Berg hinab fuhr; man hörte die Eisen der Pferde auf dem schlechten Pflaster klappern, die Räder zuweilen an einzelnen Steinen schrammen, worauf dann die Achsen und das ganze leichte Gebäude des Wagens krachten.

Victor horchte aufmerksam hin, und es war ihm zu Muthe, als müsse er, so oft es eine Sekunde still war, den Namen seines Freundes rufen, ihn bitten anzuhalten, und als treibe ihn eine unerklärliche Gewalt, dem Wagen nachzueilen.

Und doch konnte er nicht von der Stelle. Wohin sollte er auch? — Wenn auch seine Phantasie jenem glänzenden, eleganten Reiterzuge folgte, und wenn er sie, begleitet von den Dienern in glänzender Livree, über die verschlungenen Wege eines Parkes sprengen sah, dann vor einem prachtvollen Landhause halten, einem Landhause, passend zu den kostbaren Pferden, ihrer einfachen und doch so reichen Beschirrung, passend zu der schönen, schlanken Herrin — wenn sich alsdann das Innere des Schlosses vor ihm aufthat, geschmackvolle Räume, glänzend erhellt, — wenn er sich im Geiste dort eintreten sah, so überlief es ihn kalt und unheimlich, indem er sich die Blicke des Erstaunens und einer ganz begreiflichen Verwunderung vorstellte, mit denen er empfangen werden würde. —

Der Wagen rollte jetzt am Fuß der Terrassenmauer, doch hörte man immer noch an dem Klappern der Hufeisen, daß die Pferde im Schritt gingen. Der Weg da unten war gar zu schlecht und ausgefahren.

Freilich beschäftigte wohl im nächsten Augenblicke ein anderes Bild Victors Träume; er sah jetzt die schlanke Figur der schönen Reiterin vor sich; dort stand sie an einem Fenster ihres Landhauses und blickte zu demselben Mond empor, der auch sein mildes Licht über ihn auf der hier einsamen Terrasse ausgoß. Sie schien einem Geräusche von Tritten zu lauschen, die näher kamen; und dann war er es selbst, der aus dem dunkeln Gebüsche trat und unter einem Ausruf der Freude von ihr erkannt wurde, so wie er in das helle Mondenlicht trat.

Soweit gekommen, zerriß plötzlich der Faden seiner Phantasie wieder und es war ihm, als klinge ein leises, höhnisches Lachen in seine Ohren. Doch hatte er sich auch darin getäuscht: was er vernahm, war das nun gleichförmige und rasche Rollen der Räder auf dem Kiese des Feldweges, den Pferde und Wagen jetzt erreicht, und auf dem erstere lustig davonritten.

Er sah auch jetzt auf derselben Straße, auf dem sie vor Kurzem dahingeritten, den Wagen wieder. Rasch eilte dieser die Höhe hinan, jetzt war er oben; man bemerkte ihn noch einmal, sich dunkel von dem hellen Nachthimmel abhebend, Victor glaubte sogar die Gestalten der beiden Freunde sehen zu können, — noch eine Sekunde, und er war verschwunden, spurlos in der Nacht verschwunden.

Victor athmete tief auf und ihn überkam ein entsetzliches Gefühl des Alleinseins; er war so ganz verlassen, so ganz allein; es schauerte ihn ordentlich vor der tiefen Stille der Nacht, die rings umher in ihr Recht getreten war, — einer Stille beinahe so tief, daß sie das leiseste Flüstern eines leichten Luftzuges über

die Gräſer der Wieſen, durch das Laub der Bäume vernehmen ließ.

Und was nützte ihn in ſeiner Einſamkeit die unzählige, glänzende Bevölkerung des Himmels, die Sterne, welche ſo gleichmüthig, in ihrer heiteren Ruhe faſt verletzend auf ihn herabblickten? — Der Mond, mit dem er vielleicht hätte Gedanken austauſchen können über vergangene Tage, ihm erzählen von den vielen, vielen Augenblicken, wo Victor es nicht beachtet, wenn ihr Auge, unter jenem ſanften Strahle glänzend, ſo ausdrucksvoll auf ſeinen, auf Victors geruht — ſelbſt der Mond hatte ihn verlaſſen und erfreute dort einen langen, phantaſtiſch zerriſſenen Wolkenſchleier mit ſeiner anſcheinend ſo unmittelbaren Gegenwart, ſo daß der Wolkenſchleier vor Entzücken hell aufleuchtete.

Es war um ihn her ſo nächtig, ſo troſtlos dunkel wie in ſeinem Innern, und er ſenkte ſeinen Kopf in beide Hände, um mit aller Kraft des Geiſtes freundlichere Bilder der Vergangenheit vor ſeinem innern Auge erſtehen zu laſſen, was ihm auch gelang; und nach und nach wie aus wallenden Nebeln, Anfangs ſchwach und undeutlich, dann aber hell und klar, trat Alicens Bild vor ſeine Seele und blickte ihn aus ihren lieben Augen wie damals ſo treu und innig an, auch ſprach ſie mit ihm, nachdem ſie ihn lange ſo gut, ſo lieb betrachtet, und dadurch den finſtern Bann gelöst, der ſein Herz umfloſſen; aber ſie ſprach nicht mit Worten, nur durch ihre klugen, ſeelenvollen Blicke: „Kennſt Du mich ſo wenig, Victor," ſagte ſie, „daß Du glauben konnteſt, ich hätte Dich, an dem meine ganze Seele hängt, vergeſſen? ich könnte Dich verlaſſen, ohne Dich nicht geiſtig zu umſchweben, ohne nicht in meinen Gedanken bei Dir zu ſein, ohne nicht zu Dir zurückzukehren, um Dir zu ſagen, daß ich es nicht ertragen kann, Dich nicht zu ſehen, Deine Stimme nicht zu hören?" — Das und tauſendmal mehr las er in ihrem klaren Auge, ohne eine Sylbe zu vernehmen, und er, dem es noch vor wenigen Sekunden geſchienen, als gäbe

es für ihn keine glückliche Zukunft mehr, fühlte ſich auf einmal wieder von einer ſeligen Hoffnung erfüllt. — Und ſo wahr, ſo deutlich, ſo lebhaft ſah er ſie vor ſich, daß er, ſchwer aufathmend, ihren leichten, elaſtiſchen Tritt zu vernehmen glaubte, mit dem ſie ihm früher ſo oft genaht, daß er ihre Nähe zu empfinden wähnte, ja, ſo lebhaft, daß es ihn plötzlich durchſchauerte, denn es war ihm, als lege ſie, ſanft wie ſie oft gethan, ihre Hand auf ſeine Schulter. — — — — War es möglich, das mit einer noch ſo aufgeregten Phantaſie ſo wahr zu fühlen, oder war er eingeſchlummert, und es träumte ihm, er fühle, wie ſie an ſeiner Seite ſtehe, daß ſie ihm die Hand wirklich auf die Schulter lege, daß ſie weich und innig ſeinen Namen ausſpreche: „Victor, ich bin's."

Da richtete er ſich langſam in die Höhe, er ließ die Hände von ſeinem Geſichte herabgleiten, er blickte auf, und noch erfüllt von dem, was er ſo eben gedacht, noch ſelig geſtimmt von ihrem lieben, guten Blicke, ſchrak er nicht zuſammen, wie dies ſonſt wohl geſchehen wäre, als er nun wirklich das geliebte Mädchen neben ſich ſtehen ſah, als er nun deutlich ihre Hand auf ſeiner Schulter ruhen fühlte, als er ihre unvergeßlichen Augen erkannte, und als ſie nun in Wirklichkeit ſo zu ihm ſprach, wie er ſo eben geträumt. —

Doch fühlte er ſich ſo bewegt, ſo ergriffen, daß er nicht im Stande war, eine Sylbe zu antworten; auch klang ihm ihre Stimme ſo neu, ſo ſüß, ach ſo entzückend, als ſie nun fortfuhr:

„Nachdem ich Dich heute Abend hier geſehen, Victor, und Deine Stellung achtend, Dich nicht erkennen durfte, was mir tiefen Schmerz verurſacht, mußte ich noch einmal zu Dir zurückkehren. Nichts auf der Welt hätte mich zurückgehalten; doch bin ich nicht heimlich zu Dir gegangen; mein Vater weiß es und er hat mich auch mit keinem Worte davon abgehalten, vielmehr hat er mir theilnehmend von Deiner jetzigen Lage erzählt, und das trieb mich doppelt an, zu Dir zu eilen, um Dir zu ſagen, daß — daß — o

Victor!“ unterbrach ſie ſich mit einem ſchmerzlichen Beben der Stimme, „es iſt nicht Recht von Dir, daß Du uns gar keine Nachricht gegeben.“

Der junge Mann hatte ihre Hand ſanft von ſeiner Schulter genommen und hielt ſie zwiſchen den ſeinigen. — „O mache mir keine Vorwürfe, Alice!“ bat er innig; „ich habe genug unter einem eigenthümlichen Schickſale gelitten, das mich zwang, euer Haus zu meiden, das mir grauſam verbot, Dich wieder zu ſehen, und gerade in einem Augenblicke, wo Deine neuen Verhältniſſe eine Annäherung meinerſeits unmöglich machten.“

„Recht, Victor,“ ſagte ſie mit ganz, ganz leiſer Stimme. „Und deßhalb, mein lieber Freund, wußte ich ja auch im Voraus, daß Du Dich wieder nähern würdeſt, und deßhalb kam ich ja zu Dir, Victor. Konnte ich Dir beſſer beweiſen, wie ſehr ich mich darnach geſehnt, Dich wieder zu ſehen?“

„Und Dein Vater, Alice?“

„O er gab mir Recht, Victor; er ſagte, da ſich ſo Vieles geändert, wolle er es mir nicht verbieten, daß ich zu Dir gehe, um mit Dir freundlich zu ſprechen. Einem Unglücklichen, meinte er, müſſe man bereitwilligſt Troſt bringen — und Hülfe,“ ſetzte das Mädchen leiſe hinzu.

„Und er nannte mich einen Unglücklichen?“

„Ja, Victor, — aber Du mußt ihm das nicht übel nehmen; Du kennſt ja ſeine Anſichten von geſellſchaftlicher Stellung. — — Biſt Du denn wirklich ſo unglücklich?“ fragte ſie nach einer Pauſe, während welcher es ihm Vergnügen zu machen ſchien, in der Dämmerung, welche Beide umgab, ihre lieben Züge zu ſtudiren. — „Biſt Du es wirklich, Victor?“ wiederholte ſie darauf.

„Ja, Alice,“ ſagte er nach einem tiefen Athemzuge, „ich war es, — o ſehr, ſehr unglücklich! Und ich bin es erſt vor Kurzem geworden, vor ein Paar Stunden oder ſo etwas, als eine ſtolze,

elegante Reiterin dieſe Terraſſe verließ, mit einem vornehmen Gruße den armen Schullehrergehülfen begnadigend."

„Ja, ja, Victor," gab Alice eifrig zur Antwort, „das war, weil Du es ſo wollteſt und ich Deine Stellung, Deinen Willen achtete. Hätte ich denn," ſetzte ſie mit einer rührenden, kindlichen Leidenſchaft hinzu, „ausrufen ſollen, ich bin's ja, Victor, ich — ich Alice! — wie ich ſo gerne gethan hätte?" —

„Wie Du ſo gerne gethan hätteſt? — gewiß Alice?" unterbrach ſie der junge Mann entzückt.

„Gewiß; ſahſt Du denn nicht, daß ich mein Pferd abſichtlich einen Sprung machen ließ, um meine Verlegenheit zu verbergen?"

„Ach ja!" erwiederte er mit einem Seufzer, worauf er zerſtreut fortfuhr: „Du biſt in der kurzen Zeit eine vortreffliche Reiterin geworden, Alice, eine vollendete vornehme Dame. — Ja, wenn man ſo ausgezeichnete Lehrmeiſter hat," ſetzte er nicht ohne Bitterkeit hinzu. — „Der arme Schullehrergehülfe hat das ſchmerzlich empfunden, als er vorhin vor Deinem bäumenden Pferde ſtand und Dir alsdann nachblickte, wie Du im glänzenden Gefolge dahin zogſt."

„Haſt Du mir wirklich nachgeblickt, Victor?" rief ſie in heiterem Tone. — „Ich ſah Dich wohl hier oben ſitzen. — Da mußt Du auch bemerkt haben, wie ich Dir von der Höhe drüben herüber winkte; ich konnte nicht mehr an mich halten," plauderte Alice mit einer reizenden Natürlichkeit weiter. Es war recht auffallend, und mein Begleiter fragte mich auch darüber aus."

„So, Dein Begleiter? — wer war denn das?"

„O, ein benachbarter Gutsbeſitzer," entgegnete ſie in gleichgültigem Tone, „der zuweilen zu meinem Vater kommt, ſehr höflich und ergeben iſt und gerne mit mir ausreitet."

„Das glaube ich wohl," ſprach der junge Muſiker mit dumpfem

Tone, — worauf er nach einer ziemlich langen Pause fortfuhr: „Und nun, Alice?“

— „Und nun, Victor?“ wiederholte sie schüchtern seine Frage.

Es lag etwas Fremdes, etwas Störendes zwischen diesen beiden jungen Herzen, die sich, wenngleich unbewußt, schon seit längerer Zeit in inniger Liebe angehörten; es wehte ein erkältender Hauch zwischen ihnen hindurch; sie waren bei einem Moment angekommen, der entscheidend für ihre Zukunft wirken mußte, der im Leben der meisten Menschen einmal eintritt, der Herzen zusammenführt, oder sie auf immer scheidet.

Den Beiden hier, die es nicht wagten, sich ihre innige Liebe zu gestehen, ja die fast bereit waren, im nächsten Augenblicke mit einem kalten Händedruck zu scheiden, kam ein alter guter Freund zu Hülfe, ein lieber und treuer Freund, zu dem wir schon so oft sehnend emporgeblickt, der uns auch nie ohne irgend einen tröstlichen Gedanken läßt — der leuchtende Mond nämlich, der jetzt zur rechten Zeit hinter seinem Wolkenschleier hervorglitt, wohl sein volles glänzendes Licht über Berg und Thal ausgoß, aber ganz insbesondere die Beiden auf der Terrasse mit lächelndem Munde zu fragen schien: „Aber, Kinder, wie kann man so thöricht sein?“

Und Beide blickten zu dem alten, guten Freunde empor, Beide hatten denselben Gedanken, dann schaute Eins in des Andern Auge mit jener Innigkeit, die so unwiderstehlich anzieht und wieder zusammenbindet, was sich lösen wollte.

„Alice, meine Alice!“

Ein gleiches Wort sprachst Du gewiß auch schon aus, freundlicher Leser, und Dich durchzuckte das Gefühl der seligsten Wonne, als Du im gleichen zitternden Tone der Stimme eine Antwort erhieltest.

„O Victor!“

Darauf fand der nächste Augenblick die Beiden neben einander auf der alten Mauer sitzen. Victor hatte seinen Arm um ihren schlanken Leib gelegt, Alice lehnte ihren Kopf auf seine Schulter, und zuweilen schauerte sie zusammen, aber nur leicht und vorübergehend; denn er erzählte ihr mit den Worten herzlicher Liebe, wie er hiehergekommen, was er gethan und gedacht, was er gefühlt und gelitten, und wiederholte ihr, wie namenlos unglücklich er vor wenigen Stunden gewesen.

Und als er geendet, legte sie ihre Hand an sein Haar und sagte ihm, wie der Vater schon längst gewußt, daß er, Victor, hier im Dorfe sei; wie er ihr davon in ganz gleichgültigem Tone gesprochen, wie sie darauf gefühlt habe, daß sie glühend roth werde und wie sie, um ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen, in den Garten geeilt sei. Da habe ihre Mutter sie gefunden und auf freundliche Art getröstet. — „Heute nun," sprach sie weiter, „als ich heimkehrte, begegnete ich meinem Vater, der, wie er immer thut, mir entgegengekommen war; ich erzählte ihm, daß ich Dich gesehen, vielleicht etwas hastig und aufgeregt, denn ich sah meinen Begleiter lächeln, und der Vater sagte ebenfalls lachend: ‚ich sei ein närrisches Mädchen und mir sei nicht zu helfen.' — Aber er schien nicht böse, und deßhalb wagte ich es, ihn dringend nach Dir zu fragen und da erfuhr ich denn die ganze für Dich so traurige Wahrheit."

„Und welche traurige Wahrheit, mein liebes Herz?" fragte Victor erstaunt.

„Nun, daß Du Dein Vermögen verloren und so arm geworden seiest, daß Du hier im Dorfe die Stelle eines Schullehrergehülfen habest annehmen müssen."

Victor schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, doch unterbrach er sie nicht; sie sprach so lieb, so erregt.

„Als ich das hörte, konnte ich mich nicht mehr halten und sagte zu meinem Vater, es möge nun Alles sein, wie es wolle,

Es trat ein anderer ein, ein kleiner, gut aussehender Mann, aber mit tief bekümmertem Gesicht, er hat ein großes Stück Seide abzuliefern und der Prinzipal, der ihn freundlicher wie den ersten begrüßte, trat an den Tisch, um es mit Herrn Braun durchzumustern. „Schon fertig?“ kreischte dieser, „Ihr seid sehr fleißig, Meister Haase.“

„Habe mehrere Nächte durch gearbeitet,“ antwortete seufzend der Weber, „mein Weib wird immer kränker, und da muß ich des Nachts wachen und webe unterdessen.“

„Das ist mir nicht lieb,“ sagte der Prinzipal, der unterstützt von den scharfen Augen des Herrn Braun Elle um Elle mit der größten Genauigkeit durchsah, „das ist mir gar nicht lieb, Meister Haase, das schadet der Waare, sieht Er, hier fangen die Nachtwachen an,“ dabei bezeichnete er eine Stelle des Stoffs, wo der Herr Braun ein kleines Knötchen entdeckt hatte. „Ja, ja,“ hier fangen die Nachtwachen an,“ wiederholte er, „das ist schlechte Arbeit und da wieder ein Knoten.“

„Schlechte Arbeit,“ sagte der Weber, „habe ich noch nie gemacht.“ —

„Sehen Sie da,“ fistelte der Herr Braun, „da ist ein Oelflecken, um Gotteswillen ein Oelflecken!“

„Wahrhaftig ein Oelflecken!“ bekräftigte der Prinzipal, „da müssen wir bedeutende Abzüge machen.“

Du seiest einmal mein Verwandter, und ich wolle nicht leiden, daß Du so hier im Dorfe seiest. Er zuckte die Achseln und versetzte: ‚Gut, wenn Du das nicht willst, Alice, so laß Dich zu Victor begleiten, um ihn daran zu erinnern, daß ich ihm versprochen, er werde mir später zu jeder Zeit willkommen sein.‘ — Darauf wandte ich mein Pferd um, nahm einen der Leute mit mir, und als ich davon galoppirte, glaube ich noch gehört zu haben, daß mein Vater und der Andere lustig hinter mir drein lachten. Das hat mich aber gar nicht bekümmert," setzte sie mit komischem Ernste hinzu. — „Und nun bin ich hier, Victor, und Du sollst nun sogleich mit mir hinüber reiten. — O ich hatte mich auf dem Wege hieher so gefreut, es ist so schön bei uns drüben."

Victor hatte aufmerksam ihrer Erzählung zugelauscht; er hatte wohl begriffen, warum Alicen's Vater, der das treue liebende Herz seiner Tochter kannte, ihr eine kleine Unwahrheit gesagt, er fühlte sich doppelt glücklich, er hob leicht das Gesicht des schönen Mädchens empor, er küßte sie auf ihr volles blondes Haar, auf ihre Stirn, auf ihre lieben Augen.

Sie athmete tief und mühsam und sagte mit gepreßter Stimme: „Daran dachte ich nicht, Victor — Gott ist mein Zeuge. Ich wollte Dich nur täglich wieder sehen, ich wollte mit Dir plaudern, mit Dir lachen, mich mit Dir zanken."

„Alles das, alles das, meine süße Alice; ich weiß wohl, daß Du so dachtest. — Aber," fuhr Victor entzückt fort, indem er ihre beiden Hände ergriff und sie innig an seine Lippen führte, „bist Du unzufrieden darüber, daß es jetzt so gekommen ist, und willst Du nicht, daß ich es Deinem Vater und Deiner Mutter glücklich und reuig sage?"

Statt aller Antwort neigte sie sich rasch gegen ihn; ihre Lippen fanden sich zum ersten Male, worüber droben am Himmel der Mond so wohlgefällig lächelte, daß sich etwas davon in seine Strahlen mischte und diese sich in einem Gefühle des Wohlbeha-

gens rings um das glückliche liebende Paar ausbreiteten, so daß selbst die alte verfallene Terrasse ein freundliches Ansehen gewann.

Und wieder schlug die Uhr der Dorfkirche. — Diesmal aber that sie neun Schläge. O mit welchen anderen, mit welch' seligen Gefühlen lauschte jetzt Victor den tiefen Klängen, welche die neunte Stunde anzeigten.

Die zehnte Stunde.

Die Beiden hatten sich Arm in Arm erhoben und Alice sagte: „O wie ich mich darauf freue, Victor, wenn die Mutter Dich wieder sieht! Auch der Vater — gewiß er meint es so gut mit Dir. — Und das Glück, das mich erfüllt, wenn ich Dir morgen früh das Haus und den Park zeigen kann, und wenn wir dann hinaus in den Wald fahren, kann ich gar nicht auch nur annähernd ausdrücken.“

„Gute Alice! und ich will mich freuen wie ein Kind.“

„Jetzt wollen wir aber nach Hause, Victor. Sage Deinem alten Schullehrer gute Nacht — auf Nimmerwiedersehen!“ setzte sie mit Laune hinzu. — „Doch nein, Victor, ich scherzte nur, das weißt Du wohl; morgen gehen wir zusammen herüber und lösen, wie es gut und recht ist, Deine Verbindlichkeiten. — Nicht wahr, mein Freund?“

Statt aller Antwort küßte ihr Victor die Hand, dann eilte er in's Haus. Alice trat an den Eingang der Terrasse, blickte in die Straße des Dorfes und schlug drei Mal ihre Hände zusammen. Gleich darauf hörte man ein leises Geräusch und vernahm alsdann das Klappern der Hufeisen auf dem Pflaster. Das vorsichtige Mädchen, welches Victor überraschen wollte, war einen andern Weg zurückgeritten und hatte die Pferde in dem tiefen Schatten der Kirche stehen lassen, woher es denn auch kam, daß sie sich mit ihrem leichten, elastischen Schritt ungehört der Terrassenmauer nähern konnte.

Dem Bedienten, der die Pferde führte, sagte sie einige Worte, worauf dieser kopfnickend den Hut lüpfte und zur Antwort gab: „Ich thue das sehr gern, gnädiges Fräulein. Auch ist der Fußweg gar nicht so weit. Ich gehe durch's Dorf zurück, vor demselben über den Hügel, bei der bunten Katze und Eisenbahnstation vorüber, und bin vielleicht noch vor dem gnädigen Fräulein zu Hause.“

Victor war zurückgekommen und half Alice in den Sattel. Dann schwang er sich auf das Pferd des Dieners, und Beide ritten schweigend den steilen Berg hinab. Victor horchte auf das Klirren der Hufeisen auf dem Pflaster, und er versetzte sich in jenen Augenblick zurück, wo er droben auf der alten Mauer sitzend denselben Ton gehört, so allein, so unglücklich, während er jetzt so überglücklich, so selig war.

Auch das junge Mädchen dachte Aehnliches, denn als sie ihn

darauf mit ihren leuchtenden Augen anblickte, sagten Beide wie aus einem Munde:

„Wie eine kleine Spanne Zeit so viel ändern kann!“

Und das Gleiche dachten Beide wieder, als sie sanft die Höhe hinan galoppirten, das eine der Pferde so dicht neben dem andern, daß Victor Alicen's Hand ergreifen konnte; daß er, sich zu ihr hinüberbeugend, es fühlte, wie ihr Haar, vom scharfen Ritte etwas gelöst, um seine heißen Wangen spielte; daß er den süßen Hauch ihres Mundes spürte, als sie sich lebhafter athmend auch etwas zu ihm hinüber neigte.

Und rings um das einsame glückliche Paar glänzte das Mondlicht auf Thal und Hügel, überzog Alles mit seinem phantastischen Scheine, jede Unebenheit angenehm-ausgleichend, Busch und Wald mit flimmerndem Duft überziehend und dadurch überall eine weiche, träumerische Stimmung hervorbringend. Schweigend ritten sie dahin, Hügel auf, Hügel ab, ohne mit Worten viel zu sprechen, desto mehr aber mit ihren Blicken, die Keines von dem Andern abwandte.

So waren sie angelangt auf der letzten Anhöhe, wo es hinabging in das Thal, in welchem das kleine Bergwasser floß, von dem wir früher Veranlassung nahmen zu erzählen und neben welchem sich das Geleise der Eisenbahn hinzog.

Hier hielten Beide einige Augenblicke und schauten hinab, denn drunten eilte gerade ein Zug vorüber, voran die funkelnde Locomotive, so falsch nach beiden Seiten hinausschielend mit ihrem weißen und rothen Auge; hoch über den schwarzen Schornstein den hellbestrahlten Dampf wie das Panier irgend einer bösen Geisterschaft schwingend, und hinter sich dreinreißend die vielgliedrige Wagenschlange wie glänzend gefleckt durch den Schein der erleuchteten Fenster — ein unheimliches Bild ging es durch ihre stillen Träume.

Alice hatte sich auf den Hals ihres Pferdes niedergebeugt,

und als nach einigen Augenblicken das Rauſchen und Sauſen ſchwächer geworden war, fragte ſie ſchüchtern aufblickend:

„Iſt es vorüber? — Du wirſt mich auslachen, Victor, wenn ich Dir ſage, daß ich, die ich doch ſonſt nicht ängſtlich bin, ſo einen vorüberraſenden Zug nicht ohne ein geheimes Grauen anſehen kann. Wenn ich ſelber mitfahre, weiß ich nichts davon.“

„Und ich,“ gab Victor zur Antwort, „denke bei dieſem Anblicke immer an die vielerlei Gefühle, an die ſo verſchiedenen heiteren und traurigen Gedanken, mit denen ſich jeder der Mitfahrenden beſchäftigt. Als ich zum Beiſpiel neulich hierher fuhr, da dachte ich nur an ein wunderbares Mädchen, das ich zuletzt auf einer Terraſſe ſitzen ſah, umſpielt von Sonnenglanz — eine weiße Roſenknoſpe zwiſchen andern Blüthen. — Kennſt Du die weiße Roſenknoſpe, meine Alice?“

Sie legte ihm ihre Hand auf den Arm und ſtatt ſeine Frage zu beantworten, ſagte ſie:

„Meine Gedanken bei der Fahrt hieher will ich Dir ſpäter einmal mittheilen; ſie waren recht trübe, und jeden Augenblick entſtrömten mir Thränen. Ich durfte ſie aber meinen Vater nicht ſehen laſſen, denn er machte ein gar ernſthaftes Geſicht und hatte ſich ſchon einmal mißbilligend darüber ausgeſprochen. — Aber jetzt —“

„Weinſt Du nicht mehr, meine Alice.“

„Und Du ſollſt keine blaſſe Roſenknoſpe mehr ſehen.“

„Und alles Ungewitter,“ ſagte Victor, was uns bedrohte, ſoll, ſo wollen wir zu Gott hoffen, mit dem funkenſprühenden Zuge davongeeilt ſein.“

„Amen!“ ſprach Alice mit leiſer Stimme, dann athmete ſie tief auf und ſagte nach einer Pauſe: „Weißt Du was, Victor, wenn es Dir recht iſt, ſo gehen wir von hier zu Fuß nach Hauſe.

Die letzte Strecke bergauf, bergab, ist zum Reiten doch nicht angenehm. Meinst Du nicht?"

„Ein vortrefflicher Vorschlag," antwortete der junge Mann. Er schwang sich leicht aus dem Sattel und fing alsdann Alice in seinen Armen auf, worauf er sie langsam zur Erde niedergleiten ließ.

Sie legte ihren Arm in den seinigen, Victor nahm die Zügel der Pferde, welche langsam folgten, als die beiden jungen Leute den Berg hinabgingen.

Unten überschritten sie die Bahnlinie, dann führte sie ihr Weg noch eine Strecke bei dem schäumenden Bache vorbei, und darauf gelangten sie auf dieselbe breite Straße, welche Herr Kohler, vielleicht eine halbe Stunde entfernt, weiter oben verlassen hatte, um nach dem alten Schlosse zu gehen.

Alice und Victor gingen sehr langsam; sie hatten sich so viel zu erzählen, sie mußten so oft stehen bleiben, um in die mondbeglänzte Gegend zu blicken oder hinauf an den klaren Himmel.

Und doch näherten sie sich endlich der alten Brücke, unter welcher der Bach dahinfloß, jener Brücke, an deren anderer Seite sich ein kühn und elegant construirter Thorbogen erhob, — der Brücke, bei deren Anblick Victor überrascht stehen blieb und ausrief: „O Alice! Das ist das Original jenes Bildes, welches in der Stadt über dem Flügel hing, weißt Du, welches wir hundertmal betrachteten."

„Und bei dessen Anblick wir unserer kindischen Phantasie den Lauf ließen," versetzte das junge Mädchen. „Ich wähnte hinter dem alten Thorbogen die gute Fee zu finden, die mir von ihren köstlichen Geschenken mittheilen würde; Du wolltest — ein kühner Ritter — die kleine Prinzessin befreien, die dort von dem Riesen gefangen gehalten werde, die Du alsdann zu Deiner Gemahlin machen wolltest und Dich zum König. — O ihr lieben Träume der Jugend!" setzte sie mit weicher Stimme hinzu.

„Träume, die zur Wahrheit werden: Du bist meine Prinzessin, Du machst mich zu einem glücklichen König. O wenn sich nur noch ein Riese fände, mit dem ich vorher kämpfen und Dich verdienen dürfte!“

Sie waren wieder einmal stehen geblieben und Alice schaute den lieben Freund an, während sie ihre beiden Hände auf seinen Arm drückte. — Hinter ihnen schüttelte sich eines der Pferde, daß das Sattelzeug klang und klirrte, riß sie solchergestalt aus ihren Träumereien und ließ sie in den Park eintreten.

Geneigter Leser, wenn wir sagen, daß es kurze und lange Stunden gibt, so wirst Du uns trotz des Widerspruchs, der scheinbar in diesen Worten liegt, beipflichten. Es gibt deren von sehr verschiedener Länge, wenn wir sie mit dem Maße unserer verschiedenen Wünsche und Hoffnungen messen. Wie oft sagen wir: die Stunde hat eine Ewigkeit gedauert! und ein anderes Mal wieder: wie geschwind ist diese Stunde entflohen! — Hier hätten wir nun eine von denen, die mit unbegreiflicher Schnelligkeit vorüberrauschen. Du, geneigter Leser, oder Du, verehrte Leserin, hast gewiß schon ähnliche erlebt oder wirst sie noch erleben und es alsdann begreiflich finden, warum nicht nur Alice und Victor, sondern wie wir hoffen wollen auch Dir selbst so rasch vorüberflog — diese zehnte Stunde.

Die eilfte Stunde.

Je mehr ſich Herr Köhler auf dem Jagdwagen, an der Seite des Malers ſitzend, dem Parke des Freiherrn von Molitor näherte, um ſo höher ſtieg die Bewegung ſeines Herzens und verwandelte ſich dieſelbe in förmliche Rührung, wenn er bedachte, daß der Himmel ihn zum unmittelbaren Werkzeug auserkoren, zwei Herzen, die ſich getrennt, wieder vereinigen zu helfen, um das Glück von ein Paar Mitmenſchen wieder her-

zuſtellen. — Während er ſo dachte, blickte er links hinüber, wo, wie ihm der Kutſcher ſagte, die Eiſenbahnſtation lag, und wo ſich auch — das ſetzte ſein Herz hinzu — das Wirthshaus zur „bunten Katze" befand. Aber es war eigenthümlich, daß der Gedanke an die freundliche, runde Wirthin ſeine Rührung noch erhöhte. Ja, das ging ſo weit, daß, wenn er ſich verſchiedene, mögliche Vereinigungen ausdachte, ſeine Lippen ordentlich zitterten und ſich jener komiſch-melancholiſche Zug um den Mund zeigte, der einem Thränengeträufel voranzugehen pflegt. Um aber ſeinen Nachbar von dieſem Seelenzuſtande nichts merken zu laſſen, ſpitzte der ehemalige Makler ſeine zitternden Lippen faſt gewaltſam, und da er gerade in die hellbeſtrahlte Landſchaft hinaus ſah, ſo pfiff er vor ſich hin:

Guter Mond, du gehſt ſo ſtille
Durch die Abendwolken hin.

So fuhren ſie dahin, und wenn auch die raſchen Pferde im ſcharfen Trabe vorwärts gingen, ſo däuchte es doch dem Maler, als wollte ſich der Waldſaum dort drüben, wo der Park des alten Schloſſes anfing, durchaus nicht nähern. Und doch ſtiegen die dunklen Baummaſſen, die im zweifelhaften Mondlichte anfänglich wie niedere Sträucher ausgeſehen, immer höher und höher auf. Dort ſah Herr Kohler auch ſchon den breiten Weg, auf dem er nach ihrer Anordnung gewandelt; da waren auch die beiden Grenzpfähle — noch ſchärfer trabten die Pferde vorwärts, und jetzt erſchien auch das Gitterthor am Eingang des Parkes, von hinten röthlich angeſtrahlt durch die Glut der Flamme einer Pechpfanne, deren Schein den Kutſcher auf dem verſchlungenen und finſteren Pfade zurecht wies.

Wie erfreute ſich das Auge des Malers an dieſer phantaſtiſchen Beleuchtung! Wie beobachtete er die wilden, glühenden Lichter, da einen wehenden Glutmantel um den uralten Stamm eines

„Abzüge, Herr Pfeffer?“ ſagte ernſt der Weber, „das kann Ihr Ernſt nicht ſein, haben Sie mir je einen Fehler nachweiſen können? ich habe den Flecken auch geſehen, aber er läßt ſich ja ganz gut herausbringen, o dieſer Flecken Herr Pfeffer iſt vorgeſtern Nacht in das Stück gekommen, das war für mich eine ſchreckliche Nacht! die Frau im Bett, ich denke ſie ſtirbt jeden Augenblick und ich mußte beſtändig vom Webſtuhl zu ihr hinlaufen, die Arbeit ſtehen laſſen und der kranken Frau bald zu trinken geben, bald ſie zurecht legen.“

„Dieſe Unterbrechungen ſieht man wohl an der Arbeit,“ ſagte kalt der Prinzipal.

„Auch,“ fuhr der Weber ruhig fort, „auch mein kleines Kind iſt krank, es konnte nicht ſchlafen und warf die Lampe vom Webſtuhl um, daher kommt der Flecken, wofür Sie wohl diesmal Nachſicht haben können, ich brauche mein Geld ſo nothwendig.“

„Thut mir leid,“ ſagte der Prinzipal und ging an ſein Buch zurück, „notiren Sie die nothwendigen Abzüge, Herr Braun. Der Meiſter Haaſe bekommt acht Thaler ſechs Groſchen, davon was macht der Abzug? — alſo davon zwei Thaler ſechs Groſchen Abzug für ſchlechte Arbeit, bleibt ſechs Thaler. Zwei Drittel hievon werden dem Meiſter auf Waaren-Conto gut geſchrieben, bekommt Er baares Geld zwei Thaler.“

Bei dieſer Abrechnung zuckte ein wilder Schmerz über

Baumes werfend, hier jedes Steinchen des Bodens hell bestrahlend, dort in unzähligen Lichtern und Funken zwischen dichtem Laubwerk hervorbrechend.

Während sie so aufwärts fuhren, erzählte Herr Kohler mit leiser Stimme die Einzelnheiten seines nachmittäglichen Spazierganges und illustrirte diese Erzählung, indem er die verschiedenen Stellen zeigte, wo er sich niedergesetzt, wo er von dem Halloh des Echo's aufgeschreckt worden, — wo er das fröhliche Lachen der Kinderstimmen vernommen. —

Ah! der Kinderstimmen!

Wo er den klaren Brunnen betrachtet, — ja dort war es — und das herabfließende Wasser schimmerte röthlich im Glanze einer neuen Pechpfanne, deren Flammen an der Biegung des Weges loderten. — Von hier aus hatte er auch sie gesehen.

Ja sie, — sie.

Daß der Maler ein aufmerksamer Zuhörer gewesen, können wir nicht behaupten, finden es aber auch begreiflich; nur zuweilen war er mit seinen Gedanken bei den Worten seines Nachbars; dann aber blickte er ungeduldig auf die Pferde, die den steilen Weg hier langsamer hinauf gingen. — Wie gern wäre er dem Wagen entsprungen und vorausgeeilt, sie zu suchen! Aber er war wie in einen Zauberkreis getreten, den er nach strenger Vorschrift durchwandern mußte, und Alles in demselben war so eigenthümlich, so sonderbar, so ehrfurchtgebietend. — Zuerst die rasche, nächtliche Fahrt durch die klare, mondbeschienene Gegend, jetzt der Contrast des finsteren Parkes in der Beleuchtung der grelllodernden Flammen; droben das alte, imposante Schloß, welches nun mit hellen Fenstern hervortrat und sich schwarz auf dem glänzenden Nachthimmel abzeichnete.

Noch einmal zogen die Pferde scharf an; die Räder, welche bis jetzt dumpf gerollt, knirschten auf einem Kieswege, dann hielt der Wagen vor einem erleuchteten Portal, an welchem zwei Diener

die Aussteigenden ehrfurchtsvoll begrüßten, worauf einer derselben Herrn Kohler meldete, daß ihn der Freiherr von Molitor erwarte, und der andere Herrn Stifter bat, ihm zu folgen.

Der ehemalige Maler konnte es nicht unterlassen, ehe sie von einander schieden, seinem Gefährten gerührt die Hand zu drücken.

Der Lakai schritt dem Maler voran durch ein Vestibul, dann durch einen hellerleuchteten Gang, sowie eine kleine, gewundene Treppe hinan von äußerst eleganter und zierlicher Construction, deren Stufen mit Teppichen bedeckt waren. Im ersten Stock angekommen gieng der Bediente quer über einen ziemlich großen Ruheplatz, öffnete eine breite Flügelthür und ersuchte Herrn Stifter mit einer Verbeugung einzutreten.

Dieser folgte dem Winke und befand sich im nächsten Augenblick in einem Vorzimmer, worauf er hörte, daß sich die Thüre hinter ihm schloß.

Der Maler blieb erstaunt stehen und blickte ein Paar Sekunden lang forschend in dem leeren Zimmer umher, er hatte sich seinen Empfang hier auf dem Schlosse des Freiherrn etwas anders vorgestellt, — angenehmer wohl gerade nicht — und doch anders. Hatte er doch geglaubt, Therese sogleich zu sehen, was ihm lieb gewesen wäre, um die erste, vielleicht etwas trübe Unterredung, so rasch wie möglich mit einem freundlichen Wort, mit einem herzlichen Händedruck zu beendigen. Andererseits dagegen verursachte es ihm ein wohlthuendes Gefühl, daß man ihn auf so vornehm ruhige Art, ohne alles Aufsehen empfangen und hier sich selbst überlassen. — Hilf dir weiter.

Das leere, einfach möblirte Zimmer, die tiefe Stille, die ringsum herrschte, die Abgeschlossenheit von der Außenwelt, die durch nichts gestört wurde, — denn die Fenstervorhänge waren zugezogen und man sah nichts von der mondbeglänzten Gegend, — alles das gewährte ihm Zeit genug, sich vollkommen zu sam-

meln und dem in der That nicht angenehmen Augenblick, der ihm bevorstand, entgegen zu gehen. Gewissermaßen bangte ihm davor, so sehr er sich auch anderntheils freute, Therese wieder zu sehen, und ob er gleich überzeugt war, daß auch sie freundlich gesinnt sei. — War sie aber Herrin eines Wortes, einer Miene? — wollte sie es sein? Wollte sie ihn in der Absicht empfangen, Alles zu vermeiden, was einen peinlichen Eindruck würde hervorrufen können? — würde sie das ohne ein Wort des Vorwurfs thun? — In diesem Falle müßte sie sich sehr geändert haben. Das beunruhigte ihn; nicht als ob er gefürchtet hätte, daß ein vorwurfsvolles Wort ihrerseits vielleicht ein bitteres von seiner Seite nach sich ziehen werde — nein, er hatte sich gelobt, Allem aufzubieten, damit diese erste Unterredung, wenigstens soweit es an ihm liege, einen wohlthuenden Eindruck hinterlasse. — O wenn sie auch so dachte! — Aber wie oft schon war er mit ähnlichen Gesinnungen vor sie hingetreten, mit offenem versöhnlichem Gemüth, in der Hoffnung, ein ehrliches Wort, gerade ausgesprochen, zu hören, — sogar ein Wort des Vorwurfs, aber in herzlichem, gewinnendem Tone. Er hätte das Bitterste der Art ertragen, aber nicht in jener kalten, höhnischen Weise, mit jenem finstern, unheimlichen Blick, der ihn zurückschreckte, so oft er ihm entgegenblitzte.

Doch warum sich durch solche Gedanken aufregen! wozu neue Schatten in die heitere, freudig erregte Stimmung bringen, in der er sich befand, mit welcher er dem nächsten Augenblick entgegensah!

Die Thüre des Nebenzimmers war nur angelehnt; er öffnete sie und trat in ein ebenso großes Gemach wie das war, aus welchem er soeben gekommen. Die Einrichtung aber war hier eine so ganz andere, eine so außergewöhnliche, daß er im höchsten Erstaunen auf der Thürschwelle stehen blieb. Er war in das Atelier eines Malers getreten, aber in ein Atelier, wie es seine erregteste Phantasie entworfen, wie er sich wohl zu Zeiten ausgemalt, daß ein solches zu besitzen ihn glücklich machen würde. Wohin er

ſeine ſtaunenden Blicke ſandte — überall ſah er jene maleriſche Unordnung, welche die Gedanken erfriſcht, welche neue Ideen entſtehen läßt. Wo ſollte er anfangen, um Alles genau zu betrachten? — Dort an dem hohen, breiten, jetzt ebenfalls verhängten Fenſter, neben dem eine koloſſale Staffelei ſtand, auf derſelben ein großer Rahmen mit ſo einladend weißer Leinwand, daß ihn ein Gelüſte anwandelte, den Hut auf die Seite zu werfen und irgend eine Figur zu ebauchiren? — Wenn es nur nicht Nacht geweſen wäre! — Neben der Staffelei war auch der Malkaſten zu ſehen mit Stock und Palette. Nun aber erſt die andern Umgebungen! Das Möbel von dunklem, geſchnitztem Eichenholz, mit Leder bezogen, ſo wohlgefällig, ſo lieb, gediegen und doch nicht die Harmonie ſtörend; dazu hie und da die ſhawlartigen Teppichvorlagen, hin und wieder am Boden auch ein Bärenfell. — Die Wände ein dunkles Braunroth mit einigen gewiß guten Bildern; in den Ecken ein Paar Statuen mit Blumen umgeben; — dort aber eine ganze Seite des Zimmers, eine vollſtändige reiche Sammlung der maleriſchſten und phantaſtiſchſten Waffen, zierlich und geſchmackvoll geordnet, glänzend in Gold, Silber und Stahl, durchwoben mit Schnüren und Quaſten in allen Farben, hoch überragt von ein Paar ächten, verblichenen Standarten, und dieſe wie es ſchien rechts und links bewacht von einer Ritterfigur, in ihr koſtbar eingelegtes Eiſenkleid gehüllt, mit geſchloſſenem Viſir und heraldiſch ächtem Helmzeichen.

So war im Allgemeinen die Einrichtung dieſes Gemaches, welches erhellt wurde von drei Lampen mit matt weißen Kugeln, die in der Mitte des Zimmers zierlich vereinigt an einer ſtarken broncenen Kette herabhingen. Der Maler hatte alles das mit immer größerem Erſtaunen betrachtet und konnte dabei nicht fertig werden, auf die vielfachen einzelnen Gegenſtände: Vaſen, ſeltſame Krüge, muſikaliſche Inſtrumente, ſchwere Stoffe, welche hier auf den Tiſchen lagen oder an Seſſeln und Sopha's lehnten, einen

raſchen Blick zu werfen. — Er wußte nicht, was er davon denken ſollte, er ſchien einer verzauberten Welt nahe zu ſein und das um ſo mehr, als rings um ihn her eine Stille herrſchte, die beinahe etwas Beängſtigendes hatte.

Noch einmal hielt er beim Durchſchreiten des Gemachs eine flüchtige Rundſchau auf alle die Gegenſtände ſeiner Sehnſucht, die hier aufgeſtellt, angehäuft waren, dann trieb es ihn vorwärts, der andern Thüre zu, hinter welcher er endlich eine Löſung ſo vieler Räthſel zu finden hoffte.

Und doch fand er ſie auch hier noch nicht ſogleich; denn er kam in ein kleines, ſchwach erhelltes Gemach, deſſen andere Thür aber nur angelehnt war und welcher er ſich nun mit klopfendem Herzen näherte.

Er öffnete dieſe Thüre, er trat in ein einfach aber elegant möblirtes Wohnzimmer, deſſen ganze Einrichtung etwas außerordentlich Behagliches und Anmuthiges hatte, wie er mit einem einzigen Blicke ſah. Nur mit einem einzigen Blicke, denn alsdann blieben ſeine Augen gleich auf einem kleinen Fauteuil haften, in welchem ſie ruhte, die er geſucht, die er nun wieder gefunden — ein Wiederfinden, dem er mit begreiflicher Aufregung und Spannung entgegen geſehen. Daß Thereſe ruhig da ſaß in dem kleinen Fauteuil, mit einem Buche in der Hand, daß ſie bei ſeinem Eintritt freundlich aufblickte, ihm heiter zulächelte, das erſchien ihm ſo außergewöhnlich, ſo befremdlich, daß ihm im erſten Moment der Gedanke kam, er träume vielleicht ſeit ein Paar Stunden einen ſchönen Traum, aus dem er nächſtens erwachen werde in dem kleinen Schulmeiſterhauſe zu Klippenberg.

Und doch — es konnte kein Traum ſein; es war ihre Stimme, welche herzlich zu ihm ſprach: „Guten Abend, Ferdinand! Biſt Du da?“ — Ja es war ihre Stimme, wie ſie in guten, lieben Augenblicken geklungen. Ach! er hatte dieſen Ton beinahe vergeſſen, — und ihre ganze Erſcheinung. Hatte es nicht etwas

Fremdartiges — aber etwas so angenehm und lieb Fremdartiges, die wohnliche Einrichtung des Zimmers, Theresens wenn gleich einfacher, so doch fast eleganter Anzug, dazu ein Buch in ihrer Hand, Herzlichkeit in ihren glänzenden Augen, Heiterkeit auf ihrer schönen Stirne, die er so oft finster zusammengezogen gesehen, wenn er nach Hause kam und sie fand, trotz seiner Bitten und trotz seiner Versicherung, daß eine solche Sparsamkeit keine Sparsamkeit sei und ihren Verhältnissen nicht angemessen, sitzend bei einem herabgebrannten Lichtstümpchen, nähend, als gälte es einen Tagelohn zu verdienen, ihn und seinen „guten Abend" alsdann kaum beachtend, oder vielleicht, was noch schlimmer war, ihre Näharbeit bei Seite werfend, um mit erhobenem Kopfe und einem sehr kalten Gruß in das Nebenzimmer zu eilen.

War es denn in der That dieselbe Frau, die sich jetzt mit strahlendem Angesichte erhob, ihm schnell entgegen trat, seine beiden Hände ergriff, dann in seine Arme sank und seinen herzlichen Kuß ebenso innig erwiederte! — Ja, sie war dieselbe, und doch eine so andere, daß es ihm vor Glück und Freude schwindelte.

Wie athmete Ferdinand so selig auf, so von einem schweren Druck befreit, wie Jemand, der aus einer dumpfigen Tiefe plötzlich in eine reine, klare Luft emporsteigt, die er nach überstandenen traurigen Stunden jetzt in vollen gierigen Zügen einsaugt.

„Und die Kinder?" fragte er nach einer seligen Pause.

„Sie schlafen schon," gab Therese zur Antwort, „und nach dem Umherspringen in der frischen Luft hier außen so fest, daß sie uns nicht hören werden, wenn wir an ihre Bettchen treten. Komm' nur."

Und damit gingen sie Arm in Arm in ein anstoßendes Schlafzimmer, wo die beiden Kinder ruhten. Diese lagen da, wie wir sie schon einmal gesehen, — dort der gesund aussehende prächtige Bube, auch diesmal der Wärme wegen sehr wenig Gebrauch von seinem unentbehrlichsten Kleidungsstücke machend, mit feuchtem,

lockigem Haar, mit regelmäßigen Athemzügen, die anzeigten, wie tief und fest er schlummere, während dagegen wieder die Augenlider so leicht über seinen Augen lagen, daß man hätte glauben können, das Summen einer Fliege müsse ihn erwecken; — hier das ältere Mädchen, schon besser verhüllt, die Hand unter das Haupt gelegt und im Schlafe lächelnd.

Wie hätte sich da der Vater enthalten können, die beiden Kinder auf ihren frischen, blühenden Mund zu küssen, worauf Bertha einen tiefen Athemzug that, der kleine Ferdinand aber sich herum warf, jedoch nicht erwachte, trotzdem er mit seinem Kopfe an die lange Nase des unvermeidlichen Hampelmanns stieß, der auch diesmal wieder sein Lager theilte.

Die beiden Eltern waren wieder mit leisen Schritten in das Wohnzimmer zurückgegangen und Therese sagte:

„Du hast Dein Atelier gesehen?"

Worauf ihr Gatte erstaunt und mit einiger Verwirrung zur Antwort gab:

„So? — mein Atelier? — Gewiß! gewiß! — Aber ich bitte Dich, Therese, sage mir —"

„Das wirst Du Alles seiner Zeit erfahren," unterbrach sie ihn lächelnd; „vorderhand handelt es sich um zwei lebensgroße Portraits des Barons von Molitor und seiner lieben und vortrefflichen Gemahlin, die Du hier malen sollst und wozu Dein Atelier, wie Du gesehen, bereits eingerichtet ist. Dann später, wenn wir nach der Stadt zurückkehren" —

„O davon sprich nicht, Therese," entgegnete er eifrig und küßte sie herzlich auf ihr duftendes Haar. „Warum der Dunkelheit erwähnen, wenn man im Licht wandelt! — O es wird hier — bei Dir unbeschreiblich schön sein."

„Gewiß, Ferdinand?" sagte sie mit fragendem Ton, und dieser fragende Ton war das Einzige, was wie ein Anklang an vergangene traurige Zeiten erschien.

„Gewiß, Thereſe," erwiederte er, wobei er die Hand auf ſeine Bruſt legte, und wobei ſeine Blicke ſo wahr und ehrlich ſtrahlten, daß ſie mit ſchwimmenden Augen beglückt an ſeine Bruſt ſank.

Ein leichtes Klopfen an der Thüre ging dem Eintritt eines Dieners des Hauſes voraus, welcher die Baronin anmeldete, die demſelben auf dem Fuße folgte. Daß die vollendete Weltdame den Maler gerade ſo empfing, als habe er ſie geſtern in der Stadt unter den gleichen Verhältniſſen verlaſſen, verſteht ſich von ſelbſt; die ſchöne Frau ſah heiter, zufrieden, nicht unglücklich aus, ja ſie verſicherte mit ſtrahlendem Auge, daß ſie ſich glücklich fühle hier auf dem Lande, im Beſitze ihrer kleinen, geliebten Tochter. „Wir Alle," ſetzte ſie nicht ohne Beziehung, aber in ihrem leichten, gefälligen Tone hinzu, „wir Alle, die wir hier und drüben wohnen, haben das Recht und werden die Kraft haben, in angemeſſener Heiterkeit und gegenſeitigem, freundſchaftlichem Verkehr die Zeit unſeres Aufenthaltes hier zu verleben. Es hat ſich ja auch Alles ſo wunderbar glücklich geſtaltet, daß es Unrecht wäre, wollten wir vergangener Tage anders gedenken, als mit dem Gefühle des Dankes gegen ein gütiges Geſchick, das Alles zum Beſten gelenkt. — Nach dieſen, wenn Sie wollen feierlichen Worten," ſetzte ſie launig hinzu, „kann ich Ihnen nur ſagen, daß man Ihnen für jetzt noch keine Ruhe gönnen wird. Der gute Duvallet hat unſern Beſuch verlangt und die Wagen ſind eingeſpannt, um hinüber zu fahren. Heute Abend müſſen wir ihm ſchon den Gefallen thun. Kommen Sie alſo."

„Und meine Toilette!" fragte Thereſe.

„Vortrefflich," erwiederte die Baronin, „es iſt ein Familienfeſt."

„Aber die meine!" ſagte der Maler, indem er auf ſeinen Rock von allerdings etwas ſeltſamem Schnitte blickte.

„Wird ſo paſſend ſein zu andern, die Sie dort finden ſollen, daß es eine Sünde wäre, etwas daran zu ändern," lachte die

ſchöne Dame, worauf ſie mit freundlichem Gruß zur Thüre hinaus rauſchte.

Nachdem es hierauf die Frau des Malers nicht unterlaſſen hatte, noch ſo viel an ihrem Anzuge zu verbeſſern, als in der Geſchwindigkeit möglich war, und nachdem ſie einen leichten Shawl und Hut genommen, verließen Beide ihre Wohnung, dabei die Kinder unter der Obhut der alten Magd laſſend, die ebenfalls aus der Stadt herüber gekommen war, und jetzt erſchien, um ihren Herrn freundlich zu begrüßen.

Auf einer andern breiten Treppe ſtiegen ſie alsdann zum Veſtibul hinab, wo der eben davon rollende Wagen des Freiherrn von Molitor, in dem ſich auch die Baronin befand, dem kleinen Coupé Platz machte, das nun vorfuhr, um ſie aufzunehmen.

Mit einem außerordentlich angenehmen und behaglichen Gefühl ſchmiegte ſich Ferdinand in die Kiſſen des Wagens, und während er abermals denſelben Weg durch den Park fuhr, bei den lodernden Pechpfannen vorbei, ſprach er ſeiner Frau herzlich und liebevoll von den Empfindungen, die ihn beſtürmt, als er vor Kurzem dieſelbe phantaſtiſche Beleuchtung geſehen. „Mir erſcheint das Ganze wie ein ſchöner Traum," ſagte er, „und da mir alles das ſchon jetzt, eingehüllt in nächtliches Dunkel, ſo reizend und ſchön vorkommt, wie muß es erſt morgen beim Licht des Tages ſein, eine angenehme Arbeit vor mir, die ich in der herrlichſten Umgebung mit Luſt und Liebe ſogleich beginnen werde."

„Und wie vergnügt die Kinder ſind!" ſagte Thereſe, während ſie ihre Hand auf ſeinen Arm legte. „Du wirſt Dich freuen, lieber Ferdinand, zu ſehen, wie gut ihnen die vortreffliche Landluft bekommt und wie brav ſie bei dem Hauslehrer lernen." —

„Und dieſes ganze Leben im Schloſſe," fragte der Maler zögernd, „gefällt Dir alſo wirklich, meine gute Thereſe? Du fühlſt jetzt, daß von allen den an ſich unbedeutenden Aeußerlichkeiten doch welche nothwendig ſind, unſer Leben auszuſchmücken?"

„Ja, bei einer Phantaſie wie die Deinige.“

„Gott ſei gedankt dafür, mein gutes Weib!“ rief er entzückt aus, „Du ſollſt erfahren, —“

„Siehſt Du dort auf der Anhöhe,“ unterbrach ſie ihn mit lauter Stimme, „die erleuchteten Fenſter? Das iſt das neue Schloß, das Haus des Herrn Duvallet.“

Er küßte ihr freundlich und dankbar die Hand, welche ſie in der ſeinigen ruhen ließ, worauf Thereſe fortfuhr:

„Früher ſtand dort ein ruinenhaftes Gebäude, welches vor langen langen Jahren von einem aus der Familie Duvallet erbaut worden. Nachdem aber dieſe Familie während der Revolution verarmte und die wenigen Ueberlebenden derſelben auswandern mußten, ging es in andere Hände über, und erſt der Commerzienrath kaufte das ganze Terrain wieder zuſammen und ließ das neue Schloß erbauen, wie es jetzt daſteht. Es wird Dir gefallen, Ferdinand, obgleich es eine ganz andere, neuere, ja man könnte ſagen freundlichere Einrichtung hat als der Landſitz des Freiherrn von Molitor. — Gleich ſind wir da; jetzt ſenkt ſich ſchon der Weg, dann erreichen wir eine Brücke mit einem alten Thorbogen, der von der frühern Zeit noch übrig geblieben iſt und hinter welchem ſogleich der Park anfängt.“

So war es denn auch; noch einige Minuten und die Hufe der Pferde klirrten auf dem Pflaſter, womit die alte Brücke bedeckt war. Aber nur wenig Augenblicke, dann hörte man den Wagen dumpf unter dem breiten Thorbogen rollen, worauf die Räder ſo ſanft über weichen Sandboden dahin glitten, daß ſich der Wagen auf ſeinen Federn ordentlich angenehm ſchaukelte. Schon die Anlage hier zeigte, wie auch Madame Stifter vorhin geſagt, daß das neue Schloß in einem ganz andern Style angelegt ſei als die nachbarliche Beſitzung. Hier waren es breite Wege, wohl auf beiden Seiten mit Gebüſch beſetzt, doch keine düſteren Laubgänge bildend, welche den Wagen aufnahmen und

das Geſicht des Webers und ſein ſonſt gutmüthiges Geſicht wurde ernſt, ja drohend. „Herr Pfeffer," ſagte er, „Sie wollen alſo keine Barmherzigkeit mit mir haben und wollen mir, der Ihnen ſchon ſeit langer Zeit untadelhafte Waare geliefert, einen Abzug wegen eines Fehlers machen, der, ich ſage es offen, unbedeutend iſt und den zu verhüten, weiß Gott nicht in meiner Macht lag; nun gut, ziehen Sie mir zwei Thaler ſechs Groſchen ab, ich will nicht vor das Fabrikgericht gehen, aber zahlen Sie mir ſechs Thaler baares Geld, weiß Gott, ich kann keine Ihrer Waaren gebrauchen," hier ſeufzte der Mann, „denn die Waaren, welche ich um dieſes Geld für meine Kranken kaufen muß, haben Sie ja doch nicht." —

Der Prinzipal hob ſeine Brille auf und ſagte kalt: „was ausgemacht iſt, bleibt ausgemacht, zwei Drittel Waaren, ein Drittel baares Geld; hier ſind zwei Thaler, ein ſo fleißiger Mann wie Sie wird den kleinen Verluſt bald wieder eingebracht haben. Herr Braun, notiren Sie für den Meiſter Haaſe die Roſa-Kette dort und Sie, Herr Block, geben Sie weißen Einſchlag dazu Nummer 4."

Der Weber kämpfte während dieſer Zeit mit ſich ſelbſt, doch trat er nach einer Pauſe ruhig vor den Prinzipal und ſagte: „bemühen Sie ſich nicht mit der Roſa-Kette, Herr Pfeffer, ſchließen Sie mein Conto und zahlen Sie mir meine ſechs Thaler, ich arbeite nicht mehr für Sie."

ſanft, faſt unmerklich aufwärts führten. Obgleich das Mondlicht ziemlich hell eindrang, ſo war doch auch hier für Beleuchtung geſorgt, aber ſtatt des lodernden Pechs in alten Eiſenpfannen ſah man auf ſchlanken Kandelabern zierliche, hellſtrahlende Gaslaternen. Mehrmal wand ſich der Weg im Zickzack die Anhöhe hinan, und je näher man dem Schloſſe kam, deſto deutlicher erblickte man die blitzenden Lichter deſſelben. Jetzt ließ der Wagen die Bäume hinter ſich und fuhr im Bogen um einen weiten mit Blumenbeeten bedeckten Grasplatz, die in zierlicher Anordnung einen Springbrunnen umgaben, deſſen Waſſer in einem hohen, breiten Strahle rauſchend und ſpritzend in die Luft flog — eine wunderbare Lichtbildung darſtellend, wenn man auf Augenblicke durch die feine Waſſergarbe die Lichter im Schloſſe oder die helle Mondſcheibe durchleuchten ſah.

Der Wagen hielt vor einer breiten Treppe, die auf eine durch herabhängende Lampen hell erleuchtete Veranda führte. — Da war auch ſchon Herr Duvallet ſelbſt, welcher den beiden Ankommenden aus dem Wagen ſteigen half und ſie unter Bezeugung herzlicher Freude die Treppen hinaufführte. Oben wurden ſie von der Commerzienräthin empfangen, in deren an ſich ſchon beſtändig heiterem Geſichte es heute Abend ſo vergnüglich zuckte, daß Jeder, der ſie anſchaute, unwillkürlich mitlachen mußte. Da erſchien auch Herr Kohler, mächtig gerührt; man hörte das an der Art, wie er ſich räuſperte, und ſah es an ſeinen Bemühungen, ſeine Brille, deren blaue Gläſer ſo ſeltſam im Mondlicht funkelten, feſt an die Augen zu drücken. Er ergriff beide Hände des Malers, ſchüttelte ſie herzlich und ſagte:

„Iſt das nicht ein prächtiger Abend, ſo ein Abend wie aus einem Märchen, wo die wunderthätige Fee ihren Zauberſtab mit aller Macht gebraucht! O ich bin ſo glückſelig, — beinahe gar nichts mehr fehlt.“ Bei dieſen letzten Worten blickte er in die

mondbeglänzte Gegend hinaus, aber nach der Richtung hin, wo sich die „bunte Katze“ befand.

Der Maler hatte sich unterdessen von den Händen des Herrn Kohler losgemacht und war mit dem lauten Ausrufe: „Victor! Du bist es!“ auf seinen Freund zugeeilt, der aus dem Schatten des Hauses trat, um die Angekommenen ebenfalls zu begrüßen.

„Jetzt aber in's Haus!“ sprach Herr Duvallet mit einer Lustigkeit in Ton und Haltung, wie man sie nicht an ihm gewohnt war. „Wie kann ich,“ setzte er lächelnd hinzu, „für mein Souper einstehen, wenn es um eine Stunde verspätet aus der Hand des Künstlers kommt.“

Damit eilte er voran bis zur Hausthüre, wo er mit komischer Behendigkeit seine Gäste nöthigte, einzutreten. Nur vor Alice, die sich neben Victor gestellt hatte, ihre linke Hand auf dessen Schulter legte und träumend in die klare Nacht hinaus blickte, schlüpfte er, ungeduldig geworden, in's Haus, wobei er sogar die Baronin Molit... hinter sich zurückließ, die an der Ballustrade der Veranda stand und nun zu den beiden jungen Leuten trat. Das junge Mädchen veränderte seine Stellung nicht, nur reichte sie die Rechte der Herantretenden, während sie den Kopf erhob und die schöne Frau mit einem innigen Blick der Zuneigung betrachtete.

„Alice,“ sagte diese, „meine gute, süße Alice! Gott, der mein Herz sieht, weiß, wie ich mich über den heutigen Abend freue. Und wie will ich zum Himmel flehen, daß die Folgen desselben für Dich segensvoll sind.“ — Sie berührte mit ihren Lippen die reine Stirne des schönen Mädchens, wobei sie mit so leiser Stimme sprach, daß es Alicen war, als habe sie selbst diesen Gedanken: „Du hast meinethalb gelitten, ich will es Dir vergelten, so wahr mir Gott helfe!“

Damit ging sie rasch in's Haus, wohin ihr die beiden jungen Leute folgten.

Wie war aber die Einrichtung dieses Hauses so verschieden von der der Zimmer, welche der Commerzienrath in der Stadt bewohnt! Wie zeugte schon die Disposition der Gemächer von Eleganz und feinem Geschmack. So der große, in seiner Einfachheit so vornehme Speisesaal, welcher durch ein Vorzimmer, das nach dem Treppenhaus und der Küche führte, mit der oben erwähnten Veranda durch weite Flügelthüren in Verbindung stand. Wie passend war dazu das gediegene Ameublement im neuesten Geschmack, das reich verzierte Buffet, die geschnitzten Stühle, die Tafel selbst, beladen mit Silber und Krystall, in dessen schweren, eleganten Formen sich die zahlreichen Lichter wiederspiegelten.

Wir müssen dabei gestehen, daß sich der Commerzienrath an dem Erstaunen Victor's förmlich weidete und daß Madame Duvallet sich die größte Mühe gab, ihr Lachen zu mäßigen, es wenigstens scheinbar auf ganz unbedeutende Dinge zu übertragen. So zum Beispiel auf den freilich etwas sehr bescheidenen Anzug ihres Neffen oder auf die Frisur des Herrn Kohler, die, wie sie versicherte, am heutigen Abend doch ein wenig gar zu herausfordernd in die Höhe starrte.

Endlich nahm man Platz an dem Tisch in einer bunten Reihe; so saß der Freiherr von Molitor neben der Commerzienräthin und der Frau Therese, was ihm ganz besonders zu behagen schien. Ueberhaupt hatte sein Gesicht einen ganz andern Ausdruck angenommen: der seltsam stechende Blick seiner Augen erschien auffallend gemildert; auch hielt er die Zähne nicht mehr fest übereinander gepreßt, vielmehr öffnete er den Mund wie andere Menschen, wenn er sprach. Und das, was er sprach, klang jetzt ganz anders als die Reden, welche man noch vor we-

nigen Monaten von ihm vernommen. Wenn auch Jemand, der in die Verhältniſſe uneingeweiht war, in den Ausdrücken des Freiherrn von Molitor unbedingt noch manch' Seltſames finden mußte, ſo kamen doch jetzt die finſteren Anſichten, mit denen er früher ſeine Umgebung geplagt, höchſtens noch als ſeltſame Erzählungen zum Vorſchein, in denen es allerdings von Verließen, Ketten, Wachen, Keulen und Spießen wimmelte. Doch brauchte es nur eines feſten Blickes der Frau Thereſe, welche, wie wir bereits wiſſen, vom erſten Augenblicke an eine eigenthümliche Macht über ihn ausgeübt, oder auch eines freundlichen Wortes der Baronin, um ihn plötzlich abbrechen zu machen, was er dann meiſtens mit den Worten that: „So beſagt das letzte Capitel der Rittergeſchichte, wie ſie uns die Chronik aufbewahrt."

Nachdem wir nun die Perſonen unſerer wahrhaftigen Geſchichte, für welche der geneigte Leſer ſich vielleicht intereſſirt, bei einem vortrefflichen Souper vereinigt ſehen, in einer Stimmung, deren Behaglichkeit uns wohl Bürge ſein kann für künftige glückliche und gute Tage, die denn auch nicht ausgeblieben, ſo wollen wir nur noch hinzufügen, daß der Commerzienrath gegen eine Verbindung Victors mit Alicen unter bewandten Umſtänden nicht viel einzuwenden hatte, wogegen er aber das vernünftige Verlangen ſtellte, der junge Muſiker ſolle vorerſt noch ein Jahr in der Hauptſtadt des Landes, der großen Weltſtadt, wohin auch er ſpäter ſich zu begeben gedächte, ſeiner Kunſt leben, um den Namen Barring in einem guten Klange bekannt zu machen.

Verſchiedene Tiſchreden, bei denen ſich namentlich Herr Kohler mit einem Aufwande von gerührter und rührender Beredſamkeit auszeichnete, glauben wir übergehen zu dürfen und wollen nur noch hinzufügen, daß, als endlich die Stühle gerückt wur-

den und Alle ſich auf die Veranda begaben, um noch eine Weile die köſtliche Nachtluft zu genießen, fernher durch die Stille der Nacht die tiefen, uns wohlbekannten Klänge der Dorfuhr herüberſchallten, welche die eilfte Stunde anzeigten.

Die zwölfte Stunde.

err Duvallet, in allen Theilen ein vortrefflicher und aufmerksamer Wirth, unterließ, in Anbetracht des ihm bekannten, aufregenden

und ermüdenden Tagewerks der meisten seiner Gäste, alle freundschaftlichen Einwendungen, als der Freiherr von Molitor bald darauf nach seinem Wagen verlangte. Und so sah man denn in kurzer Zeit die beiden Equipagen mit dem zitternden Schein ihrer Laternen durch den Park davon fahren, ja man hörte die Räder bald nachher auf der Brücke drunten rollen, und dann erblickte man drüben wieder einzelne leuchtende Punkte, die sich hüpfend zu entfernen schienen, Irrlichtern gleich.

Victor stand mit Alicen am Eingange der Veranda und schaute dem verschwindenden Wagen nach. „Wenn wir dann zurückkommen," sagte das junge Mädchen nach einer Pause, wobei sie ihren Kopf auf Victors Schulter lehnte, „so werden wir alsdann hier bleiben. O es ist da reizend! Du wirst sehen, welch' stilles und glückliches Leben man hier führen kann."

„Und wie ich mich darauf freue, meine süße Alice! Ich finde es eigentlich recht traurig, noch einmal in die Welt hinaus zu müssen. — Nicht so, mein Herz?"

„Ja — a," erwiederte sie stockend; „aber der Vater meint, es müsse so sein, und er hat gewiß Recht."

„Wohl hat er in gewisser Beziehung Recht; und was mich allein vollständig zu trösten vermag, ist der Gedanke an den Augenblick, wo wir hier wieder einkehren werden."

„Wird es gewiß ein solch' schöner Augenblick sein?"

„Gewiß, Alice," versetzte der junge Mann aus vollem Herzen.

Und als sie hierauf ihren Kopf erhob, um in seine Augen zu schauen, und seinen Blicken folgte, die an dem klaren Nachthimmel hafteten, sahen beide dort oben zu gleicher Zeit einen Stern herabschießen — das untrüglichste Zeichen, daß das, was sie so eben gedacht, in Erfüllung gehen werde.

Und es ging auf's Allerschönste und auf's Allerbeste in Erfüllung.

Daß Herr Duvallet sowie auch die Commerzienräthin ihrem

langjährigen Freunde und Bekannten, Herrn Kohler, eines von den vielen Gastzimmern des Landhauses für die Nacht anboten, versteht sich von selbst. Doch müssen wir zu gleicher Zeit gestehen, daß der ehemalige Makler dieses freundschaftliche Anerbieten mit einer Hartnäckigkeit ausschlug, die unerklärlich gewesen wäre, wenn — wenn — so sagte wenigstens Herr Duvallet lachend, er nicht fest überzeugt wäre, Herr Kohler habe in der „bunten Katze", von der er unvorsichtiger Weise etwas zu häufig gesprochen, der hübschen runden Wirthin allzutief in ihre gefährlichen Augen gesehen.

Vergeblich zog der ehemalige Makler seine Achseln so hoch empor, als ihm dies möglich war, und wollte sich mit der unschuldigsten Miene von der Welt das Ansehen geben, als habe er die Wirthin der „bunten Katze" durchaus nicht beachtet, sondern nur einen Hausknecht gesehen, der ihm seine Sachen auf's Zimmer besorgt. — Der Commerzienrath drohte ihm mit komischem Ernste, indem er seinen Zeigefinger erhob und sagte:

„Kohler! Kohler! nehme Er sich vor den Wittwen in Acht! absonderlich vor der da drunten. Er ist noch immer ein recht präsentabler Mann, Kohler, hat auch ganz den Anschein, wie ein Mann von gutem Vermögen, der Er denn auch ist, und nach solch' einem wirft die da drunten ihre Angeln aus. — Es sollte mir wahrhaftig leid sein, Ihn einmal noch als gebeugten Kreuzträger zu sehen. Wie gesagt, nehm' Er sich in Acht!"

Kohler machte dabei ein Gesicht wie Jemand, der sich zu einem Spaziergang mit der Geliebten anschickt und dem man beim heitersten Himmel ein Donnerwetter prophezeit. Er lächelte ungläubig und mit der bekannten, selbstzufriedenen Miene sprach er: „Ich meine bewiesen zu haben, daß ich es verstehe, wie man mit Wittwen umgehen muß. Ja, ja, mein lieber Duvallet, wer den alten Kohler auf seinem Neste einfangen will, der muß früh aufstehen."

Darnach suchte Herr Kohler seinen Hut, und da er ziemlich

erheitert war, so nahm er von Alice und Victor Abschied, indem er ihnen noch eine große Rede hielt, und zwar eine Rede, welche Vater Duvallet gewaltsam endigen zu müssen glaubte, und dies auf die angenehmste Weise von der Welt that, indem er nämlich seinem Freunde eine vorzügliche Cigarre in den Mund steckte. Hierauf ließ es sich der vortreffliche Hauswirth nicht nehmen, seinen scheidenden Gast bis zur Grenze des Parks, der Brücke am Fuße des Hügels, zu begleiten, wozu sich auch Madame Duvallet anschloß und dabei so außerordentlich zum Lachen aufgelegt schien, daß sie und der alte Hausfreund auf ihrem Wege mehrmals stehen blieben, um ein herzliches Gelächter gründlich austoben zu lassen. Selbst der sonst so ernsthafte Commerzienrath fühlte sich heute Abend so freudig erregt, daß er unwillkürlich mitschmunzeln mußte und seine Ermahnungen zur Ruhe und zu gesetztem Betragen blos in den Worten bestanden: „Frau, Frau! bei Deinem Lachen bin ich nur froh, daß uns Niemand Fremdes hört."

Und so war es ja auch; rings umher herrschte tiefe Stille, man vernahm höchstens einmal in einer Pause das Rauschen eines leichten Nachtwindes zwischen den schlummernden Blättern und das verstohlene Murmeln des Wassers unter der alten Brücke.

Hier trennte sich Herr Kohler von seinen freundlichen Wirthen, nachdem ihm der Commerzienrath den Weg bezeichnet, um zu den beiden Grenzpfählen zu gelangen, denn von da an wußte der scheidende Freund schon weiter zu finden.

Jetzt schwingen wir den Hut,
Der Wein, der Wein war gut,

sang er, wie er auch damals in der Stadt beim Abschiednehmen gethan, wobei sich Madame Duvallet nicht enthalten konnte, ihm ein helles Lachen nachzuschicken, denn die Stimme des Sängers klang etwas heiser; auch sang er ziemlich falsch, und dabei sah es so äußerst komisch aus, wie er mit geschwungenem Hut davon

hüpfte, neben ihm sein langgestreckter, ebenfalls mithüpfender Schatten.

„Gute Nacht, Kohler!"

„Gute Nacht, Duvalle — e — e — t!"

Bald waren die Grenzpfähle erreicht, und der nächtliche Wanderer konnte sich nicht enthalten, einen Augenblick auf die Bank niederzusitzen, um noch einmal zurückzuschauen nach den beiden Landhäusern, wo er die Freunde gelassen. Dort, wo das alte Schloß lag, schimmerte ein einsames, mattes Licht; vom neuen aber sah man noch deutlich die erhellte Veranda und vom Mondlichte angestrahlt das Gebäude selbst.

„Das war ein merkwürdiger Tag," sprach Herr Kohler zu sich selber, indem er seinen Hut aufsetzte, den er bis jetzt in der Hand getragen. „Wie sich aber Alles da bei den braven Leuten so prächtig gefügt hat! Man könnte glauben, es wäre ein Roman, wenn wir nicht selbst Alles das miterlebt hätten. — Nun, der Himmel möge ihnen auch für die Zukunft seinen Segen geben, möge sie so glücklich machen, wie sie es verdienen, und füge es dabei auf's Schönste, daß sie ihres treuen Freundes, dieses guten, rechtschaffenen Kohler's, immer mit herzlicher Liebe gedenken mögen."

So beschäftigte sich Herr Kohler eine kleine Weile mit der Vergangenheit, sowie mit dem ferneren Geschick seiner Freunde, in welches er wohl das seinige ein wenig mit verflocht, um dann aber im Weiterschreiten ganz zu der eigenen Zukunft überzugehen. Die Gedanken hieran führten ihm begreiflicher Weise das Bild der „bunten Katze" vor Augen, und der Schild dieses vortrefflichen Wirthshauses floß so mit der runden Wirthin zusammen, daß es ihm oft war, als sähe er bald die „bunte Katze," seinem Pfade in zierlichen Courbetten folgend, dann wieder, als leuchteten die munteren Augen der runden Wirthin selbst aus den dunkeln Gebüschen am Wege hervor.

Erſtaunt blickte der Prinzipal auf und Herr Braun wollte einige begütigende Worte ſagen.

„Sparen Sie Ihre Rede," ſagte der Meiſter Haaſe, „ſo behandelt man keinen Menſchen, es wird ſchon noch die Zeit kommen, daß überhaupt kein ordentlicher Weber mehr in Ihre Wiegkammer kommt."

Der Prinzipal kämpfte einen Augenblick mit ſich ſelber, ob er ſeinen beſten Arbeiter wegen dieſer Kleinigkeit ſolle ziehen laſſen, doch ziſchelte es in dieſem Augenblick aus dem Sprachrohre an ſein Ohr und Fräulein Pfeffer ſprach die Worte: „laß den Kerl laufen, er bekommt ſo viel mehr bezahlt, wie jeder andere und hat an meinen Waaren immer etwas auszuſetzen, hat neulich ſogar geſagt, ich habe zu leicht gewogen und mein Zucker ſei naß, der Schlingel." Dies entſchied. Von ſeinen ſechs Thalern mußte der Weber die Hälfte ſtehen laſſen, bis er die hölzernen Spulen, die dem Fabrikherrn gehörten, und die vielleicht einen Werth von zehn Silbergroſchen hatten, abliefern würde, alsdann verließ er mit einem unterdrückten Fluch das Zimmer.

Solche Scenen folgten eine der andern. Herr Braun ſpürte an den Seidenzeugen umher und ſeinem Blick entging nicht das Geringſte. Die Zunge der Waage mußte mit einer Schärfe einſpielen, die unglaublich war, Abzüge wegen fehlender Seide oder wegen kleinen und großen Fehlern wurden unzählige gemacht und je größer

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.
3-598-51038-1
FNr. 20772 / 038

„Dieſer alte Duvallet," fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, „hat gut reden mit ſeinen Warnungen. Hat er doch keinen Begriff davon, daß einem andern ehrlichen Menſchen das beſtändige Alleinleben auch nachgerade langweilig werden kann. — Dieſer Commerzienrath ſcheint es freilich vergeſſen zu haben, daß auch er einſt der Liebe Seligkeiten empfunden. — Mich zu warnen, indem er dieſe harmloſe Wittwe verdächtigt! Ja, wenn ich meine Augen auf irgend ſo ein junges, naſeweiſes Ding geworfen hätte, da hätte er ein Recht mit ſeinen ſogenannten freundſchaftlichen Vorſtellungen. Aber dieſe Wittwe, eine geſetzte und doch höchſt angenehme Perſon — wahrhaftig, wenn ich mir das recht überlege, ſo ſind doch dieſe Leute rechte Egoiſten und keiner wahren Freundſchaft fähig. — Oder iſt es ihnen vielleicht unangenehm, wenn ſie in ihren ſogenannten Schlöſſern Anſtands halber doch noch an ihren Freund, den kleinen Kohler, denken müſſen, der freilich nicht ſtolz und vornehm auf der Höhe wohnt, ſondern tief im Thale, im Hauſe zur „bunten Katze". — O daß dieſe arme Welt ſo wenig Reelles hat!" ſeufzte der ehemalige Makler, dann aber blieb er plötzlich erſtaunt ſtehen, denn indem er zufällig neben ſich hinabblickte, ſah er unten in der Tiefe einen ſeltſam roth leuchtenden Punkt. Im nächſten Augenblick aber mußte er lachen über ſeine eigenen Phantaſieen von Gott weiß welcher fabelhaften Erſcheinung, die dem leuchtenden Punkt zu Grunde liege, denn es fiel ihm glücklicher Weiſe ein, daß ſich dort ja die Eiſenbahn befinde, und daß das, was er ſah, das Licht eines Weichenwärters ſein müſſe.

So war es auch. Nachdem er ein paar hundert Schritte gemacht, ſah er vor ſich die Eiſenbahnſtation hell erleuchtet und gegenüber derſelben das Ziel ſeines heutigen Spazierganges, die „bunte Katze".

Jetzt ſtieg er den Weg abwärts, den er heute Nachmittag in entgegengeſetzter Richtung gewandelt, kam wieder an den rauſchen-

den Waldbach, und sah nun auch, daß das rothe Licht die Eisenschienen erhellte und sich neben einem Bahnwärter befand, der ihm zurief: „Wenn Sie noch mit dem Courierzug fort wollen, so müssen Sie sich eilen, auf den Bahnhof zu kommen."

Diese Voraussetzung traf nun nicht zu, doch machte das Wort: „Courierzug" die Schritte des Herrn Kohler beschleunigen. Sollte er das für ihn so große Vergnügen, die Passagiere aus- und einsteigen zu sehen, namentlich bei so malerischer nächtlicher Beleuchtung, versäumen? — Gewiß nicht, er wäre dies nie im Stande gewesen, namentlich aber am heutigen Abend nicht, wo sein Herz von sanften Gefühlen erwärmt war.

Bald hatte er den Bahnhof erreicht, und da er, wie der geneigte Leser weiß, in diesen Lokalitäten sehr zu Hause war, so gelangte er in kurzer Zeit, natürlich mit Vermeidung des geschlossenen Wartesaals, auf die andere Seite des Stationsgebäudes, und wollte eben an die Schienen treten, um nach dem erwarteten Courierzuge auszuspähen, als er dicht am Hause eine lachende Stimme vernahm, die ihm bekannt vorkam, und deren Klang ihn rasch in den Schatten des Gebäudes zurücktreten ließ.

Herr Kohler, der von Natur nicht neugierig war, fühlte hier plötzlich die Lust, den Grund jenes lauten Lachens zu erfahren. Und er brauchte sein Gehör nicht zu sehr anzustrengen, um zu vernehmen, daß zwei weibliche Stimmen hier in einer für ihn nicht uninteressanten Unterredung begriffen waren. Das Lachen der bekannten Stimme hatte aufgehört, dann sagte eine andere ihm unbekannte:

„Ich kann Sie versichern, Frau Wirthin, ich sah Sie heute Nachmittag mit dem fremden Herrn auf dem Balkon stehen, und dachte mir gleich: was das für ein Paar wäre! — Hat er gute Koffer bei sich?" —

„O ja, gut und recht schwer. Aber laß' Sie Ihre Reden,

Frau Steffen. Ich kann Sie versichern, der paßte kaum für mich."

„Freilich nicht mehr jung, aber das hat nichts zu sagen, der Selige war noch älter."

„Ich sage Ihr, der paßt nicht für mich, das scheint so ein Herumtreiber zu sein; es ist elf Uhr vorüber, und er ist noch nicht einmal zu Haus."

„Und da hätten Sie noch Angst," sagte Frau Steffen lachend, „wenn Sie den scharf in Zucht nehmen? — O Frau, darüber muß ich' lachen."

„Meint Ihr?"

„Ja, ja," fuhr die Andere vergnügter fort; „es wäre eine Freude zu sehen, wie Sie den zurecht brächten. — Kenne ich doch Ihre Hand."

Und nun lachten die beiden Weiber so laut und mit so außerordentlichem Behagen, daß dem Horcher die Haut schauderte. Fast hätte er sein Hiersein verrathen, ja er war schon im Begriffe, mit einem sehr freundlichen: „Guten Abend!" hervorzutreten, — da brauste der Courierzug pfeifend und schnaubend um die nächste Biegung der Bahn hervor, die Glocke des Bahnhofs fing an zu lärmen, die Thüren der Wartesäle wurden geöffnet, und auf dem Trottoir erschienen die Reisenden, welche den raschen Zug benutzen wollten, um noch in kurzer Zeit in die Stadt zu gelangen. Und als Herr Kohler nun um die Hausecke herümtrat, sah er, daß die Wirthin zur bunten Katze verschwunden war. Daß er ihrem Gespräche zugelauscht, kam ihm beinahe wie ein Traum vor, und doch fühlte er fast schmerzlich in seinem Herzen, daß es Wahrheit gewesen, — eine bittere Wahrheit. Doch blickte er dankbar zu den Sternen empor, daß sie an sein Ohr gedrungen.

Der ehemalige Makler schien aber am heutigen Abend durch den Klang bekannter Stimmen überrascht werden zu sollen. Denn

jetzt riß ihn eine aus seinen Träumereien, die in ziemlich unangenehmem und kreischendem Tone ausrief:

„Aber Wasser wird doch hier zu bekommen sein! Man muß sich nur Mühe geben wollen und nicht zu lahm sein."

Und nun sah er den, der nicht zu lahm sein sollte, wie ein gescheuchtes Reh dem Stationsgebäude zuhüpfen, und er erkannte den kleinen Mann mit den kurzen Beinen und dem behäbigen Körperumfange. — „Weller! was Teufel! wo kommen Sie her?"

„Ach, Kohler, Gott sei Dank! daß ich Sie finde. Die Frau will Wasser haben, und ich, der ich die Bahnhöfe so schlecht kenne, weiß hier keines zu finden. Helfen Sie mir, Kohler."

„Weller! mit wem sprichst Du?" rief die kreischende Stimme aus einem offenen Fenster des Waggons.

„Mein Gott! mit unserem guten Kohler, er ist erfreut, Dich zu sehen."

„Hast Du Wasser?"

„Nein, noch nicht," erwiederte Herr Weller ziemlich laut, indem er zusammenschrak, dann setzte er leiser hinzu: „Ich bitte Sie, lieber Freund, gehen Sie einen Augenblick in den Waggon, der Zug hält ja gewiß noch einige Zeit, und sagen Sie ihr, man könne hier unmöglich Wasser bekommen. Ihnen glaubt sie, von mir sagt sie immer," sprach er seufzend, „es sei böser Wille und ich wolle ihr auch nicht das Geringste zu Gefallen thun. Ja, von mir sagt sie das, Kohler, von mir, der doch so viel für sie gethan."

„So, so," gab der ehemalige Makler zur Antwort. Um aber seinem Freunde gefällig zu sein, wie er es immer war, trat er auf den Wagen zu, aus dem die kreischende Stimme sich hatte vernehmen lassen. — Ja, da saß sie, Madame Weller, geborene Friederike Federbach, und als er, der alte Bekannte, näher trat, that sie als ob sie sich freue, ihn wiederzusehen, und bat ihn, einen Augenblick hereinzukommen. Der Conducteur an der Treppe des Waggons sprach von ein Paar Minuten, die der Zug noch halten

würde, und ſo glaubte es denn Herr Kohler wagen zu können, der jungen Neuvermählten einen flüchtigen Gruß zu ſagen.

Als er ſich ihr gegenüber geſetzt und etwas Poetiſches geſagt von den flüchtig dahingeſchwebten, ſüßen Wonnen der Flitterwochen, antwortete ſie mit einem unterdrückten Seufzer, und meinte, es ſei eigentlich Unrecht, ein zartes Gemüth, wie das ihre, in den Drang und Sturm rauher Wirklichkeit hineinzureißen. Dabei war ihre Stimme nicht mehr ſo kreiſchend wie vorhin, als ſie nach ihm rief, der ihres Lebens Schirm und Hort war, vielmehr hatte ſie wieder jenen ſchmachtend weinerlichen Ton angenommen, mit dem ſie in ihren poetiſchen Stunden damals im väterlichen Hauſe zu ſagen pflegte: wünſchen Sie noch etwas Kaffee? was aber der Stimmung eben dieſes Tones nach ebenſo gut hätte heißen können: wann werde ich ausgelitten haben? — Sie hatte ihren Arm auf das Fenſter des Waggons geſtützt und blickte nach dem Monde, der am heutigen Abend ſchon ſo Vieles hatte mit anſehen müſſen, und der auch jetzt nicht einmal ſein Geſicht verzog, als ſich Madame Weller wahrſcheinlich mit der Frage an ihn wandte: warum ſie denn eigentlich geboren ſei?

Waſſer brachte ihr Ungeheuer von Mann immer noch keines, und wie er ihre Seele verſchmachten ließ, ſo war es ihr auch gewiß, daß er den Verſuch machen werde, ihren Körper verdurſten zu laſſen. Sie war feſt davon überzeugt, wenn ſich drüben bei dem Bahnhofgebäude ein ganzes Dutzend Brunnen, jeder mit vierzig Fuß Waſſerhöhe befände, Herr Weller würde ſie alle ausſchütten, wenn ihm das möglich wäre, ehe er nur einen Tropfen zu ihrer Erquickung herbei brächte.

Das dachte die geweſene Friederike Federbach, und Aehnliches ſprach ſie aus, freilich nicht wie wir in gemeiner Proſa, ſondern in Citate berühmter Dichter gekleidet und dabei wurde ihre Stimmung ſo elegiſch, daß ſie, als nun die Stationsglocke das

erſte Signal gab, förmliche Grabgedanken hatte und mit ſtarr aufwärts gerichteten Augen ſprach:

„Schwermuthvoll und dumpf erſchallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab.“

Der ehemalige Makler wäre ſo gerne dieſer elegiſchen Stimmung der alten Neuvermählten und dem Waggon entflohen, denn er wußte, daß mit einem Courierzuge nicht zu ſpaſſen iſt. Aber Madame Weller hielt ihn feſt, theils mit Worten, theils aber auch mit Anwendung wirklicher Gewalt; denn wenn der wie auf Kohlen ſitzende Kohler einleitende Abſchiedsworte ſprach, wie unter Anderem: Wenn ich alſo in nächſter Zeit — oder: beim flüchtigen Aufenthalt auf einer Eiſenbahnſtation iſt es unmöglich — oder: ausgeruht von den Beſchwerden einer Reiſe bin ich überzeugt — vielleicht auch: die Zeit drängt, aber bei meiner Rückkehr — ſo ging ſie auch zu Thätlichkeiten über, indem ſie ihre Hand auf ſeinen Arm legte, und vielleicht erwiederte: Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder — oder auch:

Ich habe die Jugend verträumt.

Dergleichen nun unter gewöhnlichen Verhältniſſen anhören zu müſſen, iſt ſchon ſehr langweilig; wenn man aber Aehnliches genießen ſoll, untermiſcht mit Klagen über mangelndes Waſſer bei brennendem Durſte und geſpickt mit allerlei ſonſtigen Seufzern, nachdem eine unerbittliche Eiſenbahnglocke ſchon lange zum zweiten Mal geläutet hat, ſo iſt dies eine peinliche, ja ſchweißtreibende Situation, namentlich an einem warmen Sommerabend wie der heutige.

Vergeblich hoffte Herr Kohler, daß der Conducteur eintreten würde und ſich mit fragendem Blicke umſchauen; vergeblich ſpähte er ſogar nach der Wirthin zur „bunten Katze“, und obgleich er ſie zu haſſen begann, ſo wäre ihm doch ihr Anblick im jetzigen Mo-

mente sehr erwünscht gewesen; er hätte ausgerufen: hier bin ich, retten Sie mich! und sie, deren Hand bekannt war — daran dachte er schaudernd — wäre mit der dünnen Friederike Federbach fertig geworden und hätte ihr die gute Beute nicht gelassen.

Jetzt kam Herr Weller athemlos vom Stationsgebäude her; er trug etwas in seiner Hand, und seine Gemahlin, die gierig hinausschaute, fing schon an, die Lippen abzulecken. Da — so kann ein hartes, unerbittliches Schicksal oft mit den süßesten Gefühlen der Menschen auf tückische Art spielen — traf kurz vor dem Waggon ein ebenso wohlgenährter Reisender, wie Herr Weller war, in ebenso hastigem Laufe mit diesem zusammen: der Zusammenstoß war furchtbar, und in der nächsten Sekunde hörte man ein Glas auf dem Boden klirren. — Die einstige Friederike Federbach sank mit einem leichten Aufschrei in die Kissen ihres Sitzes zurück, wobei sie wie ohnmächtig that und dabei ihre rechte Hand krampfhaft an Herrn Kohlers Rockkragen legte, der gerade im Begriff war, diesen passenden Moment zum Entfliehen zu benutzen.

„Steigen Sie ein! steigen Sie ein!" rief draußen der Conducteur. Und das galt offenbar dem Herrn Weller, der nun in sehr gebeugter Haltung unter der Thüre des Wagens erschien.

„Fertig! — fort!"

„Um Gottes willen, Madame! ich gehöre ja nicht auf den Zug, — ich — ich — — Zu spät!" rief Herr Kohler; denn zu dem Fenster hinausblickend sah er, wie sich scheinbar das Stationsgebäude rechts, der Gasthof zur „bunten Katze" links langsam zurückschoben, — langsam aber unaufhörlich. Auch hörte er, wie jetzt die Eisenbahnglocke das dritte Zeichen gab. — Zu spät nach dem Reglement, — viel zu spät. — Und: „Zu spät!" rief auch der Conducteur, an den sich Herr Kohler mit einer dringenden Aufforderung zum Anhalten wandte.

„Vom Anhalten eines Courierzuges kann unter gar keinen

Verhältniſſen die Rede ſein," meinte der Beamte. „Wir halten aber noch einmal, ehe wir zur Reſidenz kommen, und zwar in Miſtbach. Wenn Sie dort ausgeſetzt zu ſein wünſchen" —

Der ehemalige Makler hätte die Nennung dieſes an ſich ganz unſchuldigen Ortes in ſeiner Aufregung faſt für eine Beleidigung genommen, doch begnügte er ſich, haſtig die Achſeln zu zucken und dem Herrn Weller in einem nicht freundſchaftlichen Tone zu ſagen: „Das habe ich Ihnen zu verdanken." Es war dies eigentlich hart von Kohler, denn der arme Weller befand ſich ſo in keiner beneidenswerthen Lage. Seine Gattin, nachdem ſie aus ihrer ſcheinbaren Ohnmacht erwacht, hatte ihm einen niederſchmetternden Blick zugeworfen und that dann, als ſei er durchaus nicht mehr in der Welt. Sie hüllte ſich in das Bewußtſein ihres Elends, verbrämt mit Poeſie, und ſprach zum armen, geduldigen Mond ſo viele unſinnige Worte hinauf, daß dieſer gern früher untergegangen wäre, wenn er nur gekonnt hätte.

So riß denn das Schickſal den Herrn Kohler hinweg von der „bunten Katze," von der runden Wittwe, hinweg aus dem Kreiſe ſeiner Freunde. Und wenn ihm auch alles das anfänglich wie ein ſchreiendes Unrecht, ihm vom Schickſal zugefügt, wenn ihm auch in ſeinen Träumereien das Rollen der Räder, das Sauſen der Locomotive, das Raſſeln des ganzen Zuges wie ein hölliſches Hohngelächter erſchien, ſo dauerte es doch nicht gar zu lange, und die gleichförmige Bewegung der Wagen ebnete langſam die ſtürmiſche Flut ſeiner Gedanken. Nur zuweilen, wenn die Locomotive einen gellenden Pfiff ausſtieß,. oder wenn der Zug raſſelnd und dröhnend durch einen Tunnel flog, oder krachend und polternd über eine Brücke hinweg, da wallte es wieder heftig in ihm auf, und das gellende Pfeifen, das Raſſeln, Dröhnen, Krachen und Poltern ſchien ihm hohnlachend erzählen zu wollen von dem ſüßen Aufenthalt in der „bunten Katze," von der angenehmen runden Wirthin, die ihm ja mit ihren lebhaften Augen nur beziehungs-

weiſe gefährlich werden konnte, und die ihm unſchädlich war, wenn er ſich nur vor ihrer Hand in Acht nahm. Und das Schickſal hatte ihn vor dieſer Hand gewarnt — gewarnt — gewarnt. — Wie gut war es dagegen für ſeinen Gemüthszuſtand, daß ſeine weiche, träumeriſche Stimmung ſogleich wieder die Oberhand gewann, ſobald Brücke und Tunnel wieder hinter ihnen zurückblieben und ſie auf gerader Bahn durch die vom Mond beſchienene Ebene ſanft dahinflogen. Da klang das Rollen der Räder ſo eigenthümlich, ſo in einem beſtimmten Takte, ſo ganz im Rythmus eines bekannten Liedes, daß es war, als tönten aus dieſem ſo regelmäßig ſich wiederholenden Klirren und Rauſchen auch die Worte jenes Liedes hervor, und er vernahm ſie ſo außerordentlich deutlich, wenn es auch gurgelnde Stimmen waren, die aus ihm unſichtbaren Kehlen zuflüſterten:

Schlaf, Kohler'chen ſchlaf,
Deine Mutter hütet die Schaf,
Dein Vater hütet die Lämmelein,
Schlaf, mein liebes Kohler'chen, ein,
Schlaf, Kohler'chen, ſchlaf!

— — Dabei hatte ſich Herr Weller an ſeine Seite geſetzt und erzählte ihm in murmelndem Tone von der Liebe Leid und Luſt, wie das Erſtere wohl in dieſem armen Leben überwiegend ſei, und wie ſo manches beim näheren Unterſuchen anders erſcheine als beim erſten flüchtigen Betrachten.

Schlaf, Kohler'chen, ſchlaf.

Wie ſchon Paulus geſagt: daß Heirathen gut ſei, aber nicht Heirathen beſſer, und daß, wer bis zu einem gewiſſen Alter gewartet, auch ſich künftig enthalten ſolle, an der Hand einer Gattin das Leben zu durchſchreiten, denn man könne nicht immer genau voraus wiſſen, wie der Gemüthszuſtand dieſer Gattin ſei.

die Liſte derſelben wurde, je eifriger rieb ſich der Prinzipal die Hände. In dem Sprachrohr ziſchelte es hin und her und auch Fräulein Pfeffer machte glänzende Geſchäfte. Dieſelbe, über die Blüthenjahre längſt hinaus, war lang und hager, äußerlich ein vollkommener Gegenſatz ihres Bruders, im Innern aber harmonirte das Geſchwiſterpaar auf's Vollkommenſte. Hatte man auf der Wiegkammer dem armen Weber abgezogen, was nur möglich war, ſo ſchraubte ihn Fräulein Pfeffer auf's allerentſetzlichſte, indem ſie ihm für das Guthaben auf dem Waaren-Conto ſchlechten Zucker und noch ſchlechteren Caffee gab oder den armen Leuten Sachen aufhängte, die ſie oftmals gar nicht brauchen konnten.

Dieſe würdige Dame trug ein altes, verſchoſſenes, hochgelbes Seidenkleid und hatte auf zwei mächtigen falſchen Locken eine große Blondenhaube mit verknitterten Blumen, dabei war es komiſch anzuſehen, wie ſie in dieſem prachtvollen Anzuge Kaffee und Zucker wog und Butter und Seife auf blaues ſchmutziges Papier ſtrich.

In der Wiegkammer klapperten die Spulen, klirrte die Waage, ſiſtelte der Herr Braun und dazwiſchen rumorte der Herr Block mehr, wie nothwendig ſchien und der Prinzipal annoncirte ſeiner Schweſter die unglücklichen Schlachtopfer, welche aus dem Regen in die Traufe kamen.

Deine Mutter hütet die Schaf.

Wie ſich aber jeder Chriſtenmenſch unter gewiſſen Bedingungen vor alten Jungfern und Wittwen in Acht nehmen ſolle.

Sie ſeien keine Lämmelein.

Wie es eigentlich unbegreiflich wäre, daß ſo Mancher der Zerſtörer ſeiner eigenen Ruhe werde; denn ſich einmal in die Pflege gegeben irgend einem Gemüthe, wie Unzählige das irdiſche Daſein verſchönern, — ſo liebevoll, ſo aufmerkſam, ſo heiter, ſo froh, ſo verträglich, ſo zu keinem Mißtrauen geneigt, ſo ruhig, ſo verſöhnend, — ſei ein harter Riegel vorgeſchoben zu dem ſüßen

Schlaf, mein liebes Kohler'chen, ein.

Wie — ferner vergebliches Zurückbleiben — Thaten gethan — zur Erringung — all' des Glückes — aber die ſchwerſten Thaten — mit unglaublicher Freude thun wollen — wenn — — wenn — jene Erringung — o wenn wenn — wenn —

Schlaf, Kohler'chen, ſchlaf.

Und damit war Herr Kohler wirklich eingeſchlummert und ihm träumte ein furchtbarer Traum. Er ſei auf einmal der Selige geworden der „bunten Katze" und ſie verſuchte an ihm ihr ſanftes, krallenbewachſenes Pfötchen. „So, Kohler'chen, Du willſt ſchlafen? So, mein Schatz, Du willſt ausgehen, wenn es Dir beliebt? — Ei, mein Engel, und nach Haus kommen, wenn es Dir gut dünkt? — ſo, Du haſt noch immer nicht verlernt, Dich unter den Töchtern des Landes umzuſchauen? — Du willſt heiter ſein, da es mir einfällt zu trauern, und verſuchſt zu lachen, wenn ich Kopfweh habe? — Ja, Kohler, Du haſt's gewollt, Du zarte Blüte? Hahaha! Kohler! Rüttele Du nur an Deiner Kette. Der bunten Katze biſt Du verfallen mit Leib und Seele!" — O es war ein entſetzlicher Traum, und dazwiſchen hörte er höhniſches Lachen, hölliſches Ge-

johle, und dann war ihm plötzlich zu Muthe, als würde er von der ganzen Welt ausgepfiffen.

— — Und es pfiff wirklich so laut und gellend, daß der ehemalige Makler darob erwachte, — — — — aber freudig, mit einem entzückenden Gefühle. Dort vor sich sah er im Mondschein glänzen die bekannten Thürme der Stadt, und nun gleich darauf hier bei dem Fenster vorübergleiten Häuser, Mauern, ja einzelne Bäume, die er so oft geschaut. Er war nicht der bunten Katze verfallen, sein Schauder war Täuschung gewesen, dagegen entsetzliche Wahrheit ein tiefer Seufzer seines Nachbars Weller. Als nun der Zug anhielt, wie froh erhob er sich von seinem Sitze, während der Andere zu ihr hinschlich, die ihn noch immer keines Blickes würdigte. Wie trat Herr Kohler nach einem flüchtigen Gruße so munter in die klare Nachtluft hinaus. Ja, da lag er vor ihm, der so wohlbekannte, heimlich trauliche Bahnhof! Wie schienen ihn so freundlich zu begrüßen die grünen und rothen Augen der verschiedenen Weichen, die weißen flackernden Lichter der Gaslampen! Wie war es, als sagten ihm Willkommen die erleuchteten Fenster der verschiedenen Bureaus und der Restauration, ja sogar die geöffneten Thore der Locomotivschuppen! — Und erst die lebenden Wesen! Das Bahnhofpersonal vom Inspector bis zu den Gepäckträgern hinab, winkten sie ihm nicht Alle zu so herzlich, so freudig, als sei er nach einer jahrelangen Abwesenheit zurückgekehrt! — Gewiß, Kohler fühlte sein Herz von einem unnennbaren Gefühl geschwellt, als er sich wieder hier sah mitten im Kreise aller Getreuen. — Und jetzt blickte er rasch in die Höhe, denn es war ihm, als rufe eine bekannte Freundesstimme, da er nun den unvergeßlichen Klang der Eisenbahnuhr hörte, welche die zwölfte Stunde schlug.

Ja, die zwölfte Stunde.

Darauf ging Herr Kohler nach Hause, ohne den neuen Nachtsack, ohne den neuen Koffer; — das alles war in der „bunten Katze"

geblieben, aber wenn auch seine Hände leer waren, so war sein Herz um so voller, bewegt von einem freudigen Gefühl, wenn er an das Glück seiner Freunde dachte, als die Bilder der verflossenen Stunden in bunter Reihe wieder vor sein inneres Auge traten.

Und wenn nun der geneigte Leser auch mit einem freundlichen Gedanken der vierundzwanzig Stunden unseres Buches gedenkt, so wünscht ihm der ergebene Verfasser aus dankbarem Herzen für diesmal eine gute Nacht, jetzt — in der zwölften Stunde.

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Siebenunddreißigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Der Tannhäuser.

Eine Künstlergeschichte.

Erster Theil.

Erſtes Kapitel.

Straßenwanderung.

Es iſt eigenthümlich, daß trotz des längſt aufgehobenen Wohnungs- und theilweiſe auch Zunftzwanges doch ſelbſt in unſern größern deutſchen Städten die gleichbeſchäftigten Handwerker ſo häufig um und neben einander wohnen, mit ihren Straßen Gruppen bildend, wie damals, als noch die Schuſter, Schreiner, Schloſſer, Schwertfeger, Sattler und alle dergleichen Gewerbe in der nach ihnen benannten Gaſſe hausten. Man ſollte glauben, heutzutage, wo nicht mehr jeder Handmerker nach althergebrachter Form und dem Modell arbeitet, das ihm vom Vater und Großvater überkommen, ſondern wo es jeder dem Andern zuvor thun will und muß, wo in mancher kleinen Werkſtatt eine Erfindung auftaucht, die des Nachbarn Staunen und Aerger erregt, — heutzutage, wo die Concurrenz, der Feind aller, jeden ſich abmühen läßt, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zu ziehen, würde ſich der Schloſſer vom Schloſſer, der Sattler vom Sattler ſo weit als

möglich entfernen. Und doch iſt das, wie oben ſchon erwähnt, nicht immer der Fall.

Wir reden hier nicht von den Gewerken, die an gewiſſe Oertlichkeiten gebunden ſind; ſo zum Beiſpiel finden wir es ganz natürlich, daß drunten in den Gaſſen am Kai die Schiffer hauſen, und dort das dritte und vierte Haus ein Seiler- oder Segeltuchladen iſt, oder eine Eiſenhandlung, und daß ſich dort die zahlreichen Magazine befinden, eines neben dem andern, wo der Schiffer ſeine Bedürfniſſe findet. — Daß man um den Marktplatz herum in jedem Hauſe Bänder und bunte Stoffe heraushängen ſieht, verſteht ſich ebenfalls von ſelbſt; dort kaufen die Bauern ein, wenn ſie den Inhalt ihrer Säcke und Körbe zu Geld gemacht haben. Daß auch weiter in die Stadt hinein — ein ſcharfer Geruch bringt uns entgegen, ſowie wir uns dort einem zahlreich überbrückten Bache nähern — die Gerber bei einander hauſen, und weiter oberhalb, wo das Waſſer des Baches noch klarer iſt, die Schönfärber, finden wir auch ſehr natürlich; daß wir aber auf unſerem Gange durch die Straßen in einigen derſelben andere Gewerke, die durchaus von keiner Oertlichkeit abhängig ſind, beiſammen und ſo zahlreich vertreten finden, kann einigermaßen unſer Staunen erregen. Und doch iſt es ſo, wie jeder ſich überzeugen kann, der ſich die Mühe nimmt, durch eine unſerer mittelgroßen deutſchen Städte aufmerkſam zu flaniren.

Daß daneben die ganze Handwerkerſchaft wieder einen beſonderen Theil der Stadt ausmacht, ſich namentlich, wie ſeit unvordenklichen Zeiten, um Marktplatz und Rathhaus herum ſchaart, iſt ebenfalls noch ganz genau erſichtlich. Da, in den ſchmalen Häuſern mit den ſpitzen, verſchnörkelten Giebeln, die ſich nicht ſelten altersmüde vornüberbeugen, drängt ſich ein Laden, eine Werkſtatt an die andere. Hier hört man immer noch das Klopfen des Hammers, das Knirſchen der Feile; hier ſind auch größere Magazine, die ſo viel wie möglich in erweiterten Räumen, in großen

„Die Frau Müller," ſchallt es in den Laden herüber, „hat gut drei Thaler," und ſo angekündigt, erſchien die Weberfrau vor der Fräulein Pfeffer. „Nehme Sie ſich einen Stuhl," ſagt dieſelbe herablaſſend und kritzelt in ihr Buch. „Sie hat zwei Thaler gut geſchrieben, was wünſcht Sie, liebe Frau?"

Die Frau Müller zieht ein Papier heraus und legt es auf den Tiſch; da ſind verzeichnet: Kaffee und Zucker, Salz und Pfeffer, Baumöl und Brennöl, wollener Stoff zu einem Unterrock, wollenes Garn zu Strümpfen für den Mann und baumwollenes Zeug zu Hemden für die Kinder. Das Ganze macht einen Thaler und vierundzwanzig Silbergroſchen.

„Was legen wir hinzu für die ſechs Silbergroſchen, die noch fehlen?" ſagt Fräulein Pfeffer, „ißt Sie gerne Stockfiſch, ein ſehr geſundes Eſſen, und weiß Sie was, thue Sie Ihrem Manne etwas zu gut und nehme ein Pfund Taback zu zwei Sibergroſchen."

„Aber mein Mann raucht nicht," ſagt die Frau, „den Stockfiſch würde ich ſchon nehmen."

„Stockfiſch macht zwei Silbergroſchen," entgegnet die Schweſter des Prinzipals, „dazu legen wir zwei Ellen Band, um Ihre Sonntagshaube aufzuputzen, macht fünf Silbergroſchen, und" ſetzt ſie mit einem Lächeln hinzu, das gutmüthig ausſehen ſoll, „wenn man ſo weit gegangen iſt, kann man ſchon ein Schnäpschen trinken

Spiegelfenstern sich der Zeit angepaßt haben, dadurch aber bei der Beschränktheit der Lokalitäten den Kaufmann selbst, der früher im dunklen Stübchen hinter dem Laden mit seiner Familie gehaust, jetzt zum Auszug zwangen in die benachbarten Straßen, wo es luftiger, heller, wohnlicher ist. Haben es doch auch größere Handwerker so gemacht; die Werkstätten im alten engen, winkligen Theile der Stadt sind geblieben und nun schuld daran, daß jene Stadttheile des Abends, wo der Hammer ruht, wo der Laden geschlossen ist, ein so trübes, ödes, fast unheimliches Ansehen haben. Da sieht man nicht mehr wie früher die Familie des Meisters oder des Ladenbesitzers, während er selbst auf der Rathstube seinen Schoppen trinkt, auf der Bank vor der Hausthür sitzen, lachend, singend oder mit den befreundeten Nachbarn plaudernd.

Das ist vorbei. Ein helles Gaslicht beleuchtet verschlossene und verriegelte Thüren und Fenster, und wir müssen schon ein Paar Straßen weiter gehen, um in belebtere Gegenden zu kommen, wo große Handwerker oder Ladenbesitzer ihre comfortableren Wohnungen haben. Aber auch hier ist die Bank vor der Hausthür verschwunden, es wäre sehr gegen den Anstand, wenn dort die Töchter des Hauses sitzen würden und wenn der Danziger oder der Berliner sich unterstehen wollte, ihnen etwas von seiner Heimat zu erzählen. — Vorbei alles das! Droben ist ein Fensterflügel geöffnet, und wir hören die Töne eines Pianoforte. Es ist das Fräulein Miene oder Fräulein Friederike, und wenn wir uns etwas länger aufhalten, so können wir sie vielleicht auch singen hören:

„Du kleines, blitzendes Sternlein!“

Weiter! Wir entsteigen dem Kreis der innern Stadt, wir kommen aus dem Dunste der winkligen Gassen und Häuser in hellere breitere Straßen und finden hier in den Häuser- und

Stadtvierteln wieder dasselbe Princip. Sehen wir die breite Straße hinab, die wir vor uns haben; ein stolzes, palastähnliches Gebäude reiht sich an das andere, vor einigen dieser Häuser bemerken wir breite Anfahrten oder gewaltige Hofthore, die sich leicht und geräuschlos öffnen, um die heranrollende schwere Equipage ohne die geringste Mühe zu verschlingen, an andern reiche, breite Glasdächer, weit in die Straße hinein, um den aus dem Wagen Steigenden Schutz zu verleihen. Etwas Stilles, Oedes, man möchte sagen etwas Langweiliges hat diese Straße — sie ist ziemlich leer, man sieht da keine Kinder spielen, auch keine Hunde balgen sich herum; was man von dieser vierbeinigen Staffage allenfalls sieht, ist vielleicht ein prächtiger Neufundländer oder ein edler Jagdhund, die sich dort im Sonnenschein auf der Rampe dehnen und strecken, oder vielleicht auch ein kleiner Wind- oder Wachtelhund, den ein Diener in Livree an einem Schnürchen neben sich führt. Aber sie scheinen hier ihre eigentliche Hundenatur verloren zu haben, wenigstens der Windhund; denn er läßt seine Ohren hängen, zieht den Schweif ein und schreitet so bedächtig, wie wir es von Seinesgleichen nicht gewohnt sind.

Manche der großen Einfahrten neben den Häusern haben alte, verwitterte, schweigsame Wappenschilder. Die Löwen, Adler, Bären, Wölfe in ihnen schauen so griesgrämig drein, daß wir überzeugt sind, sie würden plötzlich ihre steinernen Mäuler aufreißen und Ruhe gebieten, wenn sich irgendwo einmal ein ungebührliches Geräusch breit machte. Aber das hat hier in dieser Straße keine Noth; was von Klavieren und dergleichen vorhanden, ist in die Hinterzimmer nach den Gärten zu verwiesen; vorne wird nur gelispelt, hie und da auch gegähnt, im Ganzen sehr leise gesprochen. Seine Erlaucht begnügt sich häufig damit, seine Gedanken und Meinungen durch Geberden und Blicke auszudrücken, Ihre Erlaucht versteht man nicht auf zwei Schritte, und dem sich anpassend schlendert die ganze Dienerschaft wie körperlose Wesen

umher. Allenfallſige Streitigkeiten hebt man ſich auf, um ſie an andern, beſſer paſſenden Orten auszugleichen. Im Stalle pfeift der Reitknecht den Pferden gedämpft etwas vor, damit ſie nicht in unanſtändiges Schnauben und Wiehern ausbrechen, und wenn der Koch ſich genöthigt ſieht, dem Küchenjungen eine Ohrfeige zu verabreichen, ſo umwickelt er zuerſt die Hand mit einer Serviette, damit es nicht klatſche.

Wer in dieſer vornehmen Straße wohnt, brauchen wir dem geneigten Leſer wohl nicht zu ſagen. Eilen wir lieber hindurch zu kommen; die ruhige und langweilige Größe dieſer Häuſer könnte uns die gute Laune verderben.

Unten am Ende angekommen, biegen wir links in eine andere, nicht minder breite Straße, die ebenfalls mit ſtattlichen und ſchönen Gebäuden beſetzt iſt. Aber hier hat alles einen neueren, wenn man will, glänzenderen Anſtrich. Hinter dem Haupthauſe ſieht man viel Grün, und durch die eleganten Gitterthore blickend Statuen und Springbrunnen, auch Glashäuſer, hie und da beſpannte Equipagen, die des Befehls zum Vorfahren harren. Aber dieſe Equipagen ſind ſehr verſchieden von denen der anderen Straßen. Dort ernſte, einfache Livreen und Karoſſen, nur die Wappenſchilder hervortretend, hier die Letzteren Nebenſache, ſehr verſchwindend unter dem Golde der Geſchirre und Stickereien der Livreen. Iſt doch auch der Mann, der in derſelben ſteckt, hier ein ganz anderer. Dort unter der neunzackigen Krone ſteht er ruhig da, ſteif, mit einer bezeichnenden Gleichgültigkeit in ſeinen Mienen gegen alles, was um ihn her vorgeht. Er, der Kutſcher und die alten, vornehmen Pferde halten da, faſt ebenſo unbeweglich wie die Schildhalter am Wappen, während hier der bewegliche Lakai mit dem pfiffigen Geſicht — er zerkaut den Stiel einer Roſe, die er ſo eben abgepflückt — neben dem Kutſcherbocke ſteht, ſeinem Collegen etwas ungeheuer Komiſches erzählt und dazu hin und her tänzelt, während der Roſſelenker ſeine Peitſche leicht und gewandt

auf und ab wickelt. Auch Muſik ſchlägt hier wieder an unſer Ohr; wir vernehmen gutgeſpielte Paſſagen auf einem Inſtrument von prachtvollem Tone, vielleicht auch eine Phantaſie von Chopin, ja wir hören auch ſingen, aber nicht das kleine, blitzende Sternlein, ſondern

„Ah je veux briser ma chaîne
disait le bel Ivan.“

Wenn wir langſamer gehen, werden wir auch vielleicht das Glück haben, die Sängerin zu erblicken. Dort tritt ſie auf den Balkon, friſche Luft athmend nach den Anſtrengungen ihres Geſanges und dabei gelegentlich die Straße auf und ab blickend. Es iſt eine junge Dame in ſehr reicher und ſehr eleganter und ſehr leuchtender Toilette. Ihr Teint iſt etwas bleich, der Geſichtsſchnitt ſüdlich ſcharf, Augen und Haare ſchwarz. Sie bleibt auf dem Balkon ſtehen, bis ſich die Hausthüre öffnet und durch dieſelbe ein kleiner dicker, lebhafter Mann auf die Straße tritt. Dieſer hat im Hausgange ſein Taſchentuch benutzt, aber vergeſſen, es einzuſchieben, und ſchwenkt es nun in der Hand hin und her. Offenbar iſt ſein Geiſt mit etwas beſchäftigt, gerade ſo, wie der andere kleine dicke und bewegliche Mann, der drüben im gleichen Augenblicke aus dem Hauſe tritt, und wie ein Dritter und Vierter, welche die Straße hinab gehen im eifrigſten Geſpräch über Krieg und Frieden — ob ſie ſteigen werden oder fallen — nicht die Heere des Vaterlandes, ſondern die koſtbaren Papierchen.

Weiter! Wie ſich in allem die Extreme berühren, ſo auch hier. Wir biegen abermals links um die Ecke und haben hier die Grenze des faſhionablen Quartiers plötzlich überſchritten; wir ſind in einer ganz andern Region angelangt. Zwei Reihen gleicher, vierſtockiger Häuſer mit unendlich vielen Fenſtern zeigen ſich unſern Blicken. Aber trotz der Höhe dieſer Gebäude haben ſie ein ärmliches und dürftiges Aeußere, die Dächer haben ſehr viele und

unregelmäßig ſtehende Schornſteine; die Fenſteröffnungen ſind klein, meiſtens ohne Läden, und den vielen ganz verſchiedenartigen Vorhängen nach zu urtheilen, die wir an ihnen ſehen, ſind dieſe Häuſer durch all' ihre Stockwerke von ebenſo verſchiedenartigen Partieen bewohnt. Merkwürdig viele ältere Frauen und ältere Jungfrauen ſieht man an dieſen Fenſtern; die Erſteren blicken meiſtens ſehr melancholiſch auf die Straße, und bei den älteren Jungfrauen — eine größere Anzahl derſelben hat wegen Ohren- und Zahnſchmerzen den Kopf verbunden — ſieht ein ſcharfer Beobachter häufig einen gewiſſen Zug freiwilliger Entſagung, der ſich aber bei den geringfügigſten Veranlaſſungen immer noch in einen Schimmer der Hoffnung verwandelt. Und auch hier vernimmt man Muſik, und viel Muſik durcheinander, unten Violine, in der Mitte Klavier, oben Geſang.

„Ach, wenn Du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollſt Du mir ſein!"

Wenige Männer bemerkt man in dieſer Straße, und alle, die wir ſehen, haben ein gedrücktes, gebeugtes, penſionirtes Ausſehen, die Mehrzahl unter ihnen trägt gelblich gewordene weiße Halsbinden, und kann es immer noch nicht laſſen, zuſammengefaltete Papiere, die wie Akten ausſehen, im Rockſchooße oder unter dem Arme zu tragen. Alle aber, obgleich ſie gar nichts mehr zu thun haben als Morgens aufzuſtehen und Abends ſich zu Bette zu legen, werden doch bei gewiſſen Tagesſtunden von einer quälenden Unruhe befallen; ſo Morgens um acht Uhr, beim Beginn der Kanzleiſtunde, wo ſie kaum in ihrem dürftigen Zimmer zu bleiben vermögen, namentlich aber Mittags um zwölf, wo ſie jeder noch ſo ſehr nach einer andern Richtung hin unternommene Spaziergang vor jenes große Gebäude führt, welches in einer der Hauptſtraßen liegend, für Kanzleien erbaut iſt, und wo ſie ſich unter die Schaar ihrer ehemaligen Collegen miſchend, ſich noch ſo zu

betrachten vermögen wie damals, als auch noch auf ihren Schultern mit das Wohl des Staates ruhte.

Aber auch noch eine andere Klaſſe von Leuten wohnt in dieſer Straße mit den vierſtockigen Häuſern. Es ſind das Männer über die guten Lebensjahre hinaus, oft von Alter und Strapazen gebeugt, die aber in ihrem Auftreten, in ihrer Art zu gehen, in der Haltung des Körpers, wenn das irgend möglich iſt, noch etwas Strammes zur Schau tragen, ſei es auch nur in der Haltung des Kopfes oder in der abgemeſſenen Bewegung des Ellenbogens. Man könnte viele von dieſen Leuten mit dem Ausdrucke: Geſpenſter des Tages bezeichnen; denn wie die wirklichen Phantome ſich nur in der mitternächtigen Stunde zwiſchen Zwölf und Eins öffentlich ſehen laſſen, ſo dieſe nur zu Mittag, wenn die Militärparade aufzieht. Da erſcheinen ſie plötzlich, aus den verſchiedenſten Seitenſtraßen auftauchend, entweder mit der Muſik marſchirend oder die Truppe mit einer Geberde der Zuſtimmung oder einem Zeichen des Mißfallens an ſich vorüber ziehen laſſend.

Im Gegenſatz zu den penſionirten Beamten tragen dieſe Herren eine hohe, ſteife, ſchwarze Halsbinde und meiſtens eine Mütze mit der Farbe ihres früheren Regiments und einer kleinen Coccarde verſehen. Ob ſie bei der Infanterie oder Kavallerie gedient, erkennt man leicht am Schnitt des Bartes; der Infanteriſt trägt ihn klein, oft zu ein Paar unbedeutenden Punkten zuſammenraſirt, der Kavalleriſt dagegen lang, herabfallend oder wenn er ſich noch zu Anſprüchen berechtigt hält, keck hinaufgedreht. Am beſten aber unterſcheiden ſich beide Waffengattungen in ihren Penſionären durch die verſchiedene Gangart; während der ehemalige Infanteriſt etwas darauf hält, daß immer noch ſeine Fußſpitzen zuerſt den Boden berühren und daß ſich das Bein ſo geſtreckt wie möglich präſentirt, befleißigt ſich der Andere einer ausgeſuchten Nonchalance, geht ziemlich breitſpurig und ſchlenkert bedeutend mit dem linken Fuße, wenn er Huſar geweſen iſt. Eigenthümlich

iſt, daß beide Arten häufig und gern Sporen tragen, wobei denn der ehemalige Hauptmann gewiß nicht ohne Sprungriemen erſcheinen wird, der alte Rittmeiſter zu Fuß aber darauf durchaus nichts hält und es ganz natürlich findet, wenn ſeine weiten Beinkleider ſich angenehm und bequem in die Höhe ziehen.

Aber weiter auf unſerem Spaziergange! Die Straße, die wir eben durchwandert, verbindet in ihrer Dürftigkeit zwei beſſere Quartiere; denn drüben iſt wieder eine breite Straße, ebenfalls mit hohen Häuſern beſetzt; doch haben dieſe Häuſer größere Fenſter und Eingangsthüren, kurz einen wohnlicheren Anſtrich. Das weibliche Dienſtperſonal, welches man hier ſieht, erſcheint beſſer gekleidet, rennt auch nicht ſo in größter Eile an einander vorbei, ja überläßt ſich an Haus- und Ladenthüren ſchon einem behaglichen Plaudern oder wechſelt ein Paar Worte mit irgend einem Bedienten, die hier ſchon wieder, wenn auch in einfacher Livree, ſichtbar werden, hält doch auch ſchon hier und dort vor den Häuſern eine Equipage; freilich iſt eine davon nur ein Fiaker, aber die andere, jene ſchwere, grüne Kaleſche mit dem alten brummigen Kutſcher auf dem Bocke, beſpannt mit ziemlich ſteifen Mecklenburgern, iſt Eigenthum des Herrn Präſidenten des Obertribunals. Und dieſe Kaleſche wird ſchon von weitem ehrfurchtsvoll gegrüßt von all' den Dienern in grauer Livree, die wir hier mit großen Aktenſtößen beladen von einem Haus ins andere wandern ſehen.

Doch ſetzen wir unſern Weg fort. Wir kommen in ein Stadtviertel, wo ſich Eleganz und Armuth die Hand zu reichen ſcheint, wo wir aus all' den Straßen, die wir bisher durchwandert, etwas vereinigt finden. Dort halb zurückgezogen in die Seitengaſſe bemerken wir einige der einfachen und eleganten Equipagen mit hochadeligem Wappen, nicht weit davon vor einem anſehnlichern Hauſe hält einer jener glänzenden Wagen mit den reich geſchirrten Pferden, Kutſcher und Bediente in ausgeſuchter Livree, ja wir

meinen ſogar jenen alten dicken Herrn wiederzuſehen, der drüben vergaß, ſein Sacktuch in die Taſche zu ſtecken und der nun hier aus der Hausthüre tritt, behaglich ſchmunzelnd. Es kann aber auch ein Anderer ſein; ſie gleichen ſich alle; iſt auch für uns gleichgültig, denn der Wagen rollt mit Oſtentation davon. Aber hie und da an den Fenſtern erſcheinen Köpfe, meiſtens weibliche, friſirte und unfriſirte, um ihm lächelnd nachzuſchauen. Aber die Art dieſes Lachens iſt ſo verſchieden, wie die Lacherinnen ſelbſt und ihre Toilette, und luſtig oder hämiſch, ſpöttiſch oder boshaft, ganz darnach, ob ſich das dichte volle Haar in zierlichen Buckeln und Locken zeigt, oder ſich unter einem grauen Tuche verbirgt, oder ob der Buſen rund und voll ein ſeidenes Kleid hebt oder gänzlich unſichtbar iſt unter einem wollenen, buntkarirten Umſchlagtuch.

Außerordentlich belebt iſt dieſe Straße, dieſes Stadtviertel. Wenn man alle die vielen glänzenden Reiter ſieht, meiſtens junge Offiziere, wie ſie lorgnettirend und höchſt eigenthümliche Bewegungen mit der Reitpeitſche machend, hin und her taracolliren, ſo könnte man zu dem Glauben kommen, das Galoppiren auf dem Pflaſter ſei für Vieh und Menſchen ein außerordentliches Vergnügen. — Aber neben dieſen Berittenen, die von ihren vielen Freiſtunden ein Paar hier oft ohne allen Nutzen vertrödeln, ſieht man auch ganz ſonderbare Fußgänger, alte und junge Herren, hier, um Aufſehen zu erregen ſich inmitten der Straße haltend, dort wie ſcheu und verſtohlen an den Häuſern hinſchleichend. Neben ihnen ſchlendern Lakaien dahin, laut Adreſſen austauſchend, in den Händen kleine Billets, die in gar keinem Verhältniß ſtehen zu den koloſſalen Blumenbouquets, denen ſie als Begleitſchein dienen. Auch Muſik hören wir hier, viele Muſik, verſchiedenartige Muſik.

„An jenem Tag, wo Du mir Liebe geſchworen,
Als ich in Wonn' und Schmerz zu Deinen Füßen lag!“

Wir würden ſtehen bleiben, aufmerkſam lauſchend, ja überraſcht, wenn wir uns nicht beſännen, wo wir ſind und daß wir das heute Abend noch viel ſchöner hören werden. Auch ſtört uns einigermaßen das Solfeggiren, das faſt gellend aus dem andern Hauſe an unſer Ohr ſchlägt.

Weiter, weiter! Laſſen wir hinter uns die Bettler und Könige, die Prinzeſſinnen und all' die unſchuldigen Landmädchen; ziehen wir dahin durch einige Straßen, von deren Eigenthümlichkeiten, das heißt von den Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner, wir wohl einiges ſagen könnten, wenn wir nicht fürchten müßten, den freundlichen und geneigten Leſer zu ermüden, und nähern wir uns ſo allmälig dem Ende der Stadt, jener Gegend

„dort, wo die letzten Häuſer ſtehen."

Das ſind eigenthümliche Häuſer und ſie haben noch eigenthümlichere Bewohner; — eine ganze Straße hier aufzufinden, hält eigentlich ſchwer, denn wo einmal drei oder vier Häuſer neben einander ſtehen, da folgt alsdann wieder eine Reihe von Gärten, an deren Ende, aber nach einer ganz andern Richtung hin ſich dann wieder ähnliche Gebäude erheben, aber auch wieder nur zu zwei oder drei; dann folgen wieder Gärten oder Bauplätze, und ſo geht es fort, eine weite Strecke über die Grenzen der eigentlichen Stadt hinaus, faſt bis zum nächſten Dorfe, das am Fuß der Berge liegt, jenſeits der Wieſenfläche, die ſich noch zwiſchen ihnen und den zerſtreuten Häuſern einſchiebt.

So willkürlich nun die Lage dieſer Häuſer iſt, ſo hat doch die Bauart faſt eines jeden derſelben etwas Beſonderes, etwas Verſchiedenes von der übrigen Stadt; an jedem der Gebäude hier, mag es noch ſo unbedeutend ſein, ſehen wir, nach Norden gerichtet, irgend ein Fenſter von ſo unverhältnißmäßiger Höhe und Breite, daß es durchaus nicht zum Uebrigen paßt; oft ſogar haben

dieſe Fenſter eine ſolche Ausdehnung, daß man glauben könnte, man habe ein Treib- oder Gewächshaus vor ſich; ja es ſcheint uns von weitem, als ſähen wir wirklich bunte Blumen an denſelben. Kommen wir aber näher, ſo bemerken wir alsbald, daß das, was wir für Pflanzen oder Blüthen gehalten, bunte Farbenkleckſe ſind, womit die Fenſter ſtellenweiſe, aber ohne allen Zuſammenhang, bemalt ſind.

Paſſend zu dieſen ſonderbaren Häuſern haust aber auch hier ein ſeltſamer Menſchenſchlag; meiſtens ſind es junge Leute, die wir ab- und zugehen ſehen, mit lang herabwallenden Haaren, mit großen Bärten, wo die Natur dergleichen beſcheert, mit Kopfbedeckungen vergangener Jahrhunderte oder freier Phantaſieen, breitkrämpige, zugeſpitzte Hüte oder barettähnliche Mützen von Tuch oder Sammt. Den letzteren fehlt nur die Agraffe und aufſtehende Feder, um den Kopf eines Edelknaben der ehemaligen maleriſchen Zeit fertig zu machen. Auch in der Kleidung vieler dieſer jungen Leute iſt ein Uebriges gethan, um ſie ſo verſchieden als möglich zu machen von dem ſpießbürgerlichen Anzug unſerer jetzigen proſaiſchen Zeit.

Zwiſchen dieſen Leuten, die wir häufig mit Mappen unter dem Arme erſcheinen ſehen, bemerken wir aber auch ganz von ihnen verſchiedene Geſtalten, die ebenfalls dort aus den Häuſern kommen oder hineingehen: alte Männer mit langem weißem Haar und dichten, graumelirten Bärten, Köpfe von ſo ehrwürdigem Aeußern, daß man ſie augenblicklich und vollkommen paſſend auf die Statue eines Apoſtels ſetzen könnte; ihr Geſichtsausdruck iſt feierlich, ja ehrwürdig, oft tragen ſie lange Hirtenſtäbe in den Händen, in der Art, wie die alten hochſeligen Patriarchen, und wenn ſie ſtatt des ſchäbigen, dürftigen Röckchens, das ſie anhaben, mit einem faltigen Talar bekleidet wären, ſo würden uns nur noch Palmbaum und Brunnen fehlen, um eine altteſtamentliche Geſchichte beieinander zu haben, — Bilder voll Licht

und eine Brezel eſſen, macht zuſammen ſechs Silbergroſchen. Ein Thaler vierundzwanzig und ſechs macht zwei Thaler.“ Wie der Blitz ſind die zwei Ellen verſchoſſenes, für die Frau ganz unbrauchbares, Band abgeſchnitten, der Kümmel, der ſich in einer Flaſche befand, welche ſo voll mit Fliegen iſt, als habe man einen Fliegen-Liqueur zubereiten wollen, iſt eingeſchenkt, eine harte Brezel daneben gelegt und die arme Frau muß es hinnehmen. Der Schnaps verderbt ihr den Magen und zu Hauſe angekommen, duldet ſie ſehr von einer unglücklichen Familien-Scene, denn der Meiſter Müller kann bei ſeiner ſitzenden Lebensweiſe keinen Stockfiſch vertragen und tobt mit vollem Recht, als er die zwei Ellen Band bemerkt, die höchſt unnöthig ſind und drei Silbergroſchen gekoſtet haben.

Wie aber oft ſchon hier in der Welt Vergeltung für Gutes und Böſes den betreffenden Thaten auf dem Fuße folgt, werden wir zu unſerer beſonderen Genugthuung auf der Wiegkammer des Herrn Pfeffer zu ſehen Gelegenheit haben. Herr Block flüſterte dem Herrn Braun einige Worte zu und dieſer meldete dem Prinzipal, der Färber Brand ſei draußen. „Was will der Kerl?“ fragte der Prinzipal, „ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen.“

„Aber ich mit Ihnen,“ ſagte eine tiefe Stimme, und ohne die Erlaubniß abzuwarten, tritt der Angemeldete in's Gemach. Der Meiſter Brand iſt eine große kräftige

und Schatten; denn während wir hier den Kopf eines ſolchen fürſtlichen Hirten in vollem Glanze zu erblicken wähnen, bemerken wir neben ihm ein Geſicht mit ſo falſchem, widerwärtigem Ausdrucke, daß wir den Träger deſſelben nur etwas gebückt dahin ſchleichen zu laſſen brauchen, den Dolch im Gewande, um den prachtvollſten Mörder fertig zu haben, den man ſich nur denken kann.

Aber neben einem ſolchen ſtechenden Dorne der menſchlichen Geſellſchaft erſcheinen uns auch hier blühende Roſen, welche das Leben verſchönern, prachtvolle weibliche Köpfe, zarte und üppige Geſtalten, die wir mit Erſtaunen ebenfalls kommen und gehen ſehen. Stolz und aufrecht ſchreiten ſie daher, und man könnte glauben, eine Schaar von Fürſtinnen und Heldinnen aller Zeiten hätte ſich das Vergnügen gemacht, hier einmal im halben Incognito unter gewöhnlichen Menſchenkindern umher zu wandeln. Wir ſagen im halben Incognito; denn oft verräth uns eine leuchtende Granatblüthe im blauſchwarzen Haar, trotz dem langen, verhüllenden Shawl, daß wir es eigentlich mit einer granadiſchen Prinzeſſin zu thun haben; oder es erzählt uns jene weiße Roſe dort in den blonden Locken, daß die Dame, welche ſich ſo beſcheiden in ihr kurzes dünnes Mäntelchen hüllt, eigentlich ein geborenes Burgfräulein iſt, welches wir ſchon ſahen, ſchmachtend niedergebeugt zum ſpiegelnden See, wo die weiße Waſſerlilie blüht, oder Schwäne fütternd, oder Vergißmeinnicht pflückend, oder Gänſeblümchen zupfend, oder einen Liebesbrief leſend, oder dem entſchwindenden Taucher nachſchauend in dem Augenblick, wo die Waſſer alle zurückkommen, ihn aber keines wiederbringt, oder — oder — oder — doch genug des grauſamen Spiels!

Treten wir lieber in eines dieſer kleinen Häuſer, nicht in das erſte beſte, — dazu iſt uns die Geſellſchaft des geneigten Leſers zu lieb, ſondern in eines, wohin wir ihn ſchon zu Anfang dieſer

wahrhaftigen Geschichte zu führen willens waren und es nur auf diesem Umwege mit Absicht gethan, da wir uns schmeicheln, viel zu gut erzogen zu sein, um fremden Leuten so geradezu mit der Thüre in's Haus zu fallen.

Zweites Kapitel.

Im Atelier.

Das kleine Gebäude, dem wir uns nähern, besteht eigentlich aus zwei Häusern, die in einem Garten durch einen Zwischenraum von vielleicht dreißig Schritten entfernt liegen; dieser Garten ist eingefaßt mit einer Hecke von Weißdorn, und da wir die Thüre nur angelehnt finden, so wollen wir ohne viele Ceremonien eintreten. Da wir heute einen sehr warmen Frühlingstag haben, so stellt sich uns der kleine Garten in seiner anmuthigsten Gestalt dar. Nicht als ob er künstlich angelegt gewesen wäre, mit verschlungenen Wegen, Rasenflecken, Gebüschpartieen und dergleichen — von alle dem sah man hier nichts; ein Paar unbedeutende Obstbäume, die neben dem Thore standen, warfen dort ein klein wenig Schatten; sonst war von Bäumen und Sträuchern nichts da, was die liebe Sonne gehindert hätte, das Fleckchen Land hier mit recht hellem, glänzendem Sonnenschein zu übergießen. Für diese warme Zuneigung bezeigte sich aber auch die Erde hier äußerst dankbar; man roch ordentlich, wie fruchtbar sie war. Und dabei

ſah ſie ſo wohlgearbeitet aus; die Feuchtigkeit des geſtrigen Mairegens war wohl noch hie und da erſichtlich, aber ſchon hatte die Hitze auf dem dunkleren Boden eine hellere Kruſte angeſetzt. Und angepflanzt war dieſer kleine Garten, daß es ein Vergnügen war: hier erſchien ſchon ein ganzes Beet voll der wolligen Blätter der Kartoffelpflanze; dort ſah man lange Reihen friſchgrüner Erbſenblätter und daneben die runden Rücken keimender Bohnen, wie ſie vorſichtig und leiſe mit denſelben winzige Erdſchollen aufhoben, um zu ſehen, ob es draußen anfange hübſch und ſauber zu werden.

Blumen fehlten gerade auch nicht, obgleich die frühe Jahreszeit noch wenig Knoſpen wach geküßt hatte. Roſen waren ziemlich vertreten, aber durchaus nicht in feinen Sorten mit allerlei confuſen Namen; hier herrſchte allein nur die Centifolie, dafür aber, wie um ſich dankbar zu beweiſen, in großen üppigen Büſchen.

Der eine gerade Hauptweg, der vom Eingangsthor nach dem vordern Hauſe führt und von dem wir rechts und links in die gradlinigen rechtwinkligen Beete ſchauen, iſt ſo ſchmal, daß es uns unmöglich iſt, zu Zweien zu gehen. Wir wollen durch dieſe Bemerkung gewiß nicht auf die heutige Mode der Crinoline anſpielen: dieſe iſt ja vergänglich, wie hunderte ihrer Vorgängerinnen, und wenn wohl ſchon lange kein vernünftiger Menſch an die unförmlichen Reifröcke denkt, wird vielleicht der Weg hier immer in derſelben ſchmalen Einfachheit beſtehen.

Das Haus, zu dem wir nun gelangen, hat nur ein, aber ziemlich hohes Parterreſtockwerk, und in demſelben auch wieder eines jener außerordentlich hohen Fenſter; doch iſt dies Fenſter verhängt, und da wir näher treten, ſehen wir, daß es bis auf den Boden herunter geht und eigentlich eine breite Glasthüre iſt.

Da wie drüben die Gartenthüre, jetzt auch hier die Hausthüre offen iſt, ſo treten wir in einen kleinen Gang und ſehen an einer

Thüre rechts einen weißen Zettel angeklebt, auf dem in ziemlich steifen Schriftzügen zu lesen ist: Luigi Pisani, Scultore. An der andern Thüre gegenüber ist eine Visitenkarte angeklebt, auf welcher, aber in feiner, zierlicher Schrift, dasselbe steht. Da es aber nicht der Signor Pisani ist, dem unser Besuch gilt, so verlassen wir hinten das Haus wieder und sehen nun, getrennt durch jenen Zwischenraum, dessen wir oben erwähnt, das andere Häuschen vor uns liegen.

Diesem Zwischenraume aber sind wir schuldig einen flüchtigen Blick zu schenken. Es ist auch wieder eine Art von Garten, aber ganz anders als der erstere, den wir so eben durchschritten. Was wir dort vermißten: kleine Rasenflecke, ein Paar verschlungene Wege, etwas Gesträuch, finden wir hier. Dazu dehnt sich über unserem Kopfe — wir stehen immer noch auf der Schwelle der Hinterthür des vorderen Hauses — eine Veranda aus, von Baumästen, Stangen, Stützen und dergleichen ziemlich roh gearbeitet aber gerade in dieser natürlichen Einfachheit so außerordentlich malerisch. Wilde Rebe schlingt sich durch das dürre Sparrenwerk und überzieht es mit frischem, angenehmem Grün. Unter dieser Veranda steht eine kunstlose hölzerne Bank, ein ähnlicher Tisch, und an der Wand des Hauses unter dieser grünen Laube sehen wir allerlei höchst seltsame Verzierungen. Da sind Arme und Beine von Stein und Gyps, auch kleinere und größere Statuen, aus dem letztgenannten Material bestehend, aber fast alle mehr oder minder beschädigt; dort ist ein Torso der mediceischen Venus mit dem bärtigen Kopf Gott weiß welches Patriarchen oder Apostels; der Apoll von Belvedere streckt freilich hier noch immer seinen Arm aus, aber — entsetzlich! — auf demselben hängt eine rothcarrirte Schürze, die sich so unendlich behaglich im Hauch der warmen Frühlingsluft hin und her bewegt. Dort der farnesische Herkules stützt sich statt auf seine Keule auf ein kleines Grabscheit; und so könnten wir noch eine Menge Sachen aufzählen, manche

davon zufällig entstanden, manches aber auch, wie es sich hier befindet, durch ausgelassenen Muthwillen kompdnirt. So unter Anderem das freilich zerbrochene, aber in seinen Trümmern noch so edle, wenn gleich furchtbar anzuschauende Medusenhaupt mit der schwarzen, freilich nur gemalten Binde über dem rechten Auge und dem kleinen Pfeifenstummel zwischen den Lippen.

Der Boden der Veranda und der untere Theil des Hauses sind mit weißem Staube und kleinen Brocken gewöhnlichen Steines, sowie unbedeutenden Marmorresten bedeckt. Neben der Bank sehen wir noch ein schönes korinthisches Kapitäl aus grauem Stein gehauen, aber unfertig, auf dessen oberem Theil ein Brettchen liegt und das als Stuhl zu dienen scheint. Auf dem oben erwähnten Tische liegt ein Zeitungsblatt, daneben eine ausgerauchte Kölner Pfeife, und nah am Rande steht ein Krüglein mit zinnernem Deckel.

Wir nähern uns jetzt dem zweiten Hause, das ebenfalls nur aus einem Stockwerke besteht und um das wir herumgehen müssen, um an seine vordere, belebtere Seite zu gelangen — belebt durch die unvermeidlichen hohen und breiten Fenster, die wir hier abermals sehen und die hier wieder stark mit allen möglichen Farben bekleckst sind. Ja, wir unterscheiden verschiedene Gegenstände, die bunt auf ihnen dargestellt sind, und mitunter Gegenstände der seltsamsten Art; denn während wir uns hier fast freuen könnten über einen edlen weiblichen Kopf, der, wenn auch in schwachen Umrissen, uns deutlich entgegen tritt, so erschrecken wir doch, wenn wir neben und über ihm eine Menge der lächerlichsten Affengesichter bemerken. Ja, für dieses Thier scheint der hier wohnende Künstler eine besondere Vorliebe zu haben, und er entwirft dabei die verzierten Köpfe desselben in unverkennbarer Meisterschaft. Da braucht es nur ein Paar Pinselstriche auf der Glasscheibe, um auf's deutlichste irgend einen Theil dieses komischsten aller Thiere darzustellen.

Von den Bewohnern der beiden Häuser haben wir bis jetzt noch nicht das geringste gesehen. Während wir uns aber dem zweiten Hause nähern, hören wir in dem Atelier desselben eine laute Stimme fröhlich singen. Singen sollten wir eigentlich nicht sagen, es sind nur lustige Töne, die dort erschallen, ohne Worte und Melodie: „Tralerala! — Hoh — Johdo! Jubivaleralara!“ oder dergleichen. Auch hören wir das nur mit Pausen vermischt, und dann klingt auf einmal ein lustiges Pfeifen dazwischen, den Schlag einer Amsel nachahmend, das Zirpen eines Sperlings oder das Locken eines anderen beliebigen Vogels.

Treten wir aber näher — in das Haus hinein; mit zwei Schritten sind wir an der Thüre, hinter der Gesang und Pfeifen erschallt. An dieser Thür ist ein Zettel, der uns in großen, kräftigen Schriftzügen sagt, daß wir vor dem Atelier des Malers Richard Tannhäuser stehen. Doch halt! er wohnt hier nicht allein; von dem Zettel abwärts geht ein Strich mit rother Farbe in Form einer Schönheitslinie, die sich unten scharf aufwärts krümmt, so eine Ranke bildend, auf der sich ein vortrefflich gemalter Affe wiegt, an dessen Kopf eine Visitenkarte angeklebt ist, als wenn er sie zwischen den Zähnen hielte, und auf der man liest: Friedrich Wulf.

Diese Thüre wie jede andere öffnet sich vor uns, ohne daß wir anklopfen und ohne daß wir gesehen werden; führen wir auch den geneigten Leser ebenso unsichtbar in das ziemlich große Gemach.

Es ist ein Maleratelier, wie wir schon oft gesehen. Dort vor uns nach Norden zu das hohe und weite Fenster, oben mit einem Vorhang versehen, den man nach Belieben aufziehen und herablassen kann; unten sind mit Papier bezogene Rahmen, ebenfalls um das Licht zu spannen und nach Belieben zu dämpfen. Die Wände dieses Ateliers waren ursprünglich von grauer Farbe, von der man aber nicht viel mehr sieht, denn theils sind sie be-

deckt, hier mit fertigen und unfertigen Bildern, mit Studien, Kupferstichen, Lithographien, dort mit Stücken alten Damastes in den verschiedensten Farben, und wo diese Sachen noch einen freien Platz übrig ließen, da sehen wir mit Kohle und mit Farbe, wie früher auf den Fensterscheiben, gemalte menschliche Köpfe und Affengestalten; namentlich sind die letzteren in fast erschreckender Anzahl vorhanden, glücklicherweise aber nur in Einem Theile des Ateliers. Dorthin fällt auch zuerst unser Blick, denn der andere Theil des, wie schon früher bemerkt, größern Gemaches ist durch eine Art spanischer Wand von diesem abgetrennt.

Welchen von den zwei Malern wir hier an der Staffelei vor uns haben, darüber kann kein Zweifel herrschen. Das dort aufgestellte mäßig große Bild zeigt uns wie die Visitenkarte draußen, im Munde des Affen hier sogleich den Herrn Friedrich Wulf, der zusammengebückt dasitzt und an einer Darstellung seiner Lieblingsgeschöpfe arbeitet. Aber es ist ein ganz eigenthümlicher Theil derselben, den er sich hier zum Vorwurf eines Gemäldes gewählt; es ist uns nicht möglich, denselben beim ersten Anblick zu verstehen; oben auf dem Bilde sehen wir ein Brett gemalt, das an zwei Schnüren aufgehängt scheint; auf diesem Brette sitzen vielleicht sechs bis acht Affen, von denen wir aber nur die äußersten Partien sehen, deren Schwänze jedoch in allen möglichen Windungen über drei Viertel des ganzen Bildes herabhängen. — Ah! beim nähern Betrachten bemerken wir, daß das Ganze eine Fensteröffnung darstellt, auf deren Brüstung sich ein untersetzter Mann lehnt, der ein viereckiges grobes Gesicht hat und aus einem kurzen Pfeifenstummel raucht, während er zu den Affenschwänzen aufblickt, die wie ein Gitterwerk vor ihm herabhängen.

Wenn wir aber so vor dem Maler und seinem Bilde stehen, so flößt uns der Erstere fast noch mehr Interesse ein, als der überaus sonderbare Vorwurf des Letzteren. Herr Friedrich Wulf ist eine kleine Persönlichkeit, die sehr gebückt vor der Staffelei sitzt,

mit einem kurzen grünen ſ. g. Flaus bekleidet iſt und auf dem dunkeln ſehr krauſen Haar ein winzig kleines Käppchen von rother Farbe trägt. Dabei ſcheint er uns von einer außerordentlichen Lebhaftigkeit zu ſein, er rückt auf ſeinem Stuhle bald hierhin, bald dorthin, beugt ſich nah an das Bild, entfernt den Oberkörper wieder von demſelben, und während ſich dieſer vor- und rückwärts, nach rechts und nach links dreht und windet, ſind auch die Beine des Künſtlers in einer beſtändigen Bewegung; bald ſtreckt er ſie aus, bald zieht er ſie zuſammen; jetzt ſetzt er den rechten Fuß auf den Malkaſten, der neben ihm ſteht, gleich darnach zieht er den linken auf die oberſte Sproſſe ſeines Stuhles.

Wahrhaftig, wir wollen Herrn Friedrich Wulf nicht wehe thun, aber wir können uns des Gedankens nicht erwehren, daß er ſelbſt in ſeinen Bewegungen eine frappante Aehnlichkeit hat mit den komiſchen Thieren, die er darzuſtellen ſo ſehr liebt.

Jetzt erhebt er ſich von ſeinem Sitze, das heißt er hüpft in die Höhe, um ſich mit der linken Hand unterhalb ſeines linken Knies zu kratzen und mit einem Finger der Rechten, worin er auch Palette und Malerſtock hält, ſein rothes Mützchen mit einer ſeltenen Gewandtheit von dem rechten Ohr auf das linke hinüber zu dirigiren.

Ja, auch jetzt behält er in unſern Augen die nicht weniger als angenehme und ſchmeichelhafte Aehnlichkeit, wie er vor- und zurücktänzelt, rechts und links ſpringt, und wie er ſich jetzt, nachdem er Palette und Malſtock abgelegt, nach einer Ecke des Gemaches begibt, wo an ein kupfernes Kettchen gefeſſelt ein wirklicher lebendiger kleiner Affe ſitzt, der aber ziemlich ſchläfrig dreinſchaut und bei der Annäherung ſeines Herrn und Meiſters nur ein Auge langſam und verdroſſen öffnet. Hier tritt uns dieſe Aehnlichkeit wahrhaft erſchreckend entgegen, da ſich der kleine Maler bemüht, durch allerlei Capriolen, wie er ſie bei ſeinem ſchläfrigen Pfleglinge gewiß oft geſehen, dieſen aufzumuntern, was ihm auch

zu gelingen scheint, wobei aber der Affe keine große Freundlichkeit an den Tag legt, vielmehr mit den Vorderpfoten nach seinem Herrn und Meister schlägt und dazu die Zähne blöckt. Solche Bewegungen und Grimassen wiederholt dieser alsdann so täuschend, daß sich sein sonst gerade nicht unschönes Gesicht förmlich zu einer Affenfratze verzieht. Das Thier kreischt nun eigenthümlich auf, was der Maler ebenfalls nachahmt, nur lauter, und dann ein lustiges: „Hussa ho!“ dran hängt, worauf der kleine Affe erschreckt zurückfährt und sich, furchtsam umherblickend, erschreckt zusammenkauert.

„Bist du wieder einmal ganz des Teufels?“ hört man nun eine laute, wohlklingende Stimme aus dem andern Theil des Ateliers ertönen. „Wenn du auch selbst keine Ruhe halten kannst, so laß doch wenigstens das arme Thier zufrieden. Ich kann dich versichern, das Gekreisch thut Einem nicht nur in den Ohren weh, sondern dringt durch Mark und Bein.“

Herr Friedrich Wulf ließ zur Antwort ein lustiges Lachen erschallen, worauf er sich dreist dem leise knurrenden Thiere näherte und ihm über Kopf und Rücken strich, indem er sagte: „Gelt du, Joco, wir zwei nehmen das nicht so genau; das sind uns bekannte, liebgewordene Töne. Ja, wir Beide!“

„Hol' euch der Teufel mit einander!“ hörte man von drüben die Stimme wieder sagen; „ich möchte den Maler und Freund wissen, der so zwei Kreaturen, wie ihr Beide seid, in seinem Atelier duldete!“

„Duldete?“ lachte der Andere. „Das könnte mich allenfalls verdrießen, wenn ich nicht wüßte, wie nothwendig dir meine gute Laune ist. Ja, wahrhaftig, Richard, ich hätte dich schon lange im Stich gelassen, aber Du thust mir leid, und ich bin ein viel zu guter Kerl. Lachen ist Dir wie jedem vernünftigen Menschen gesund, und wenn ich Dich nicht zuweilen mit Gewalt dazu brächte, so würdest Du wahrhaftig keine Zeit zum Lachen finden.“

Statt zu antworten, pfiff der drüben eine heitere Melodie

und verſetzte erſt nach einer längeren Pauſe, während welcher Herr Wulf ſein Affenbild genau betrachtet: „Du biſt ein unverbeſſerlicher Kerl; mit Dir iſt nicht zu ſtreiten. Ich erlebe es gewiß noch, daß Du ſagſt, wenn Du die Wände mit Deinen ſcheußlichen Affengeſichtern bekleckſeſt, ſo geſchähe das mir zu Liebe, um mein äſthetiſches Gefühl zu wecken und um meinen Schönheitsſinn zu ſchärfen.“

„Und wenn ich das ſagen würde, ſo hätte ich gewiſſermaßen vollkommen recht. Ohne die geſunde, urwüchſige und kräftige Natürlichkeit in meinen Schöpfungen wären deine Malereien ſchon lange verzuckert und verhimmelt. Erinnerſt Du Dich noch, wie Du damals Deinem „Mädchen im Ehrenfelde“ jene verfluchte Neigung des Kopfes gabſt, nach der rechten Seite hinüber, und ſie dabei links an den Himmel hinauf blinzeln ließeſt? — Pfui Teufel! Du wirſt nicht leugnen wollen, — oh Richard, oh mon roi! — daß es damals Joco war, der dieſelbe Bewegung machte und Dich aus Deiner Verhimmelung wieder auf die proſaiſche Erde brachte.“

„Wie geſagt, ein unverbeſſerlicher Kerl!“ tönte es hinter der ſpaniſchen Wand hervor, und dann ſang es:

„Du haſt die ſchönſten Augen,
Mein Liebchen, was willſt du noch mehr?“

„Ja, ja, auch was die ſchönen Augen anbelangt,“ lachte der kleine Maler, „ſo haſt Du Dich an meinen Vorbildern erholt, guter Freund. Früher brachteſt Du es nie über ſo mattes, fahles Blau hinaus. Weißt Du, Vergißmeinnicht in Milch gekocht, — die Farbe der Frömmigkeit und Keuſchheit — ich bedanke mich dafür! Und wenn Du einmal über alle Maßen natürlich und friſch ſein wollteſt, ſo nahmſt Du etwas hellbraune Farbe — Mondſcheinaugen!“

„Du biſt ein ganz unverſchämtes Subjekt!“ hörte man den

Geſtalt, nichts wie Muskeln und Sehnen, welche ein außerordentlich ſtarkes und kräftiges Knochengebäude zuſammenhalten, eine Geſtalt, wie ſie ſich für einen Färbermeiſter paßt. Das Geſicht hat einen braunen Anſtrich, die Merkmale der friſchen Luft und des Waſſers, in welch' beiden Elementen ſich der Meiſter den Tag über bewegt, doch zeigt die Naſe eine verdächtige Röthe, welche deutlich beweist, daß der Färber das letztere Element nur äußerlich anwendet und daß er zur innern Erwärmung und Auffriſchung andere Mittel anwendet. Seine Hände, die unverhältnißmäßig groß und lang ſind, ſpielen in verſchiedenen Farben, doch iſt violett und ſchwarz vorherrſchend. Er hat bei ſeinem Eintreten die Mütze mit ſichtlichem Widerſtreben abgenommen und drückt ſie in der Hand zuſammen.

„Was will Er," fährt ihn der Prinzipal an, „wir ſind geſchiedene Leute, gehe Er mir aus den Augen, denn mir läuft die Galle über, wenn ich an die ſchöne Parthie Schwarz denke, die Er Meiſter Brand durch Seinen ewigen Brand mir verbrennt." Es zuckte bei dieſen Worten eine kaum merkliche Heiterkeit über einen gelungenen Witz über das Geſicht des Prinzipals und der Herr Block und der Herr Braun lachten pflichtſchuldigſt.

Der Färber ſchien aber nicht geneigt, dieſen Spaß ſo ruhig hinzunehmen, obgleich er ebenfalls ein klein wenig

hinter der spanischen Wand lachend sagen; „aber ich freue mich, das von Dir zu hören, denn das spricht doch nur der Neid aus Dir. Wenn ich jetzt dunkle, glühende, blitzende Augen male, so weißt Du wohl, was mein Vorbild ist und bist nur deßhalb ergrimmt, weil Du den grünen katzenartigen Schimmer in den Augen Deiner Schöpfungen nun einmal nicht entbehren kannst."

„Gut, gut! Aber sie selbst, deren dunkle, glühende, blitzende Augen Dich begeistern, hat weit mehr Gefallen an meinen Schöpfungen. Bleibt sie nicht vor meinen Bildern mit dem Ausdrucke des innigsten Wohlbehagens stehen, schlägt sie nicht ihre kleinen Hände zusammen und nennt mich ihren caro Wulfo? — Das ist der Beweis, daß ein natürliches, reines, unverdorbenes Gemüth auch nur an natürlichen, reinen, unverdorbenen Naturen, wie meine Schöpfungen sind, Geschmack findet."

„Ja, ja, wie alle Kinder sich freuen, wenn man sie in die Affenbude führt."

Der kleine Thiermaler hatte während dieses Gesprächs einen seiner Pinsel ergriffen und mit dem Holze desselben einen der Affenschwänze schraffirt. Dabei schien er mit seiner Arbeit zufrieden, denn er nickte wohlgefällig mit dem Kopfe und trat mehrmals einen Schritt zurück, um sein Werk befriedigt aus einer gewissen Entfernung anzuschauen.

„Du, Friedrich!" vernahm man da abermals die Stimme von der spanischen Wand.

„Nun?"

„Komm' einen Augenblick herüber."

„Gleich; siehst Du, Du kannst wieder ohne meine Hülfe nicht fortkommen."

Drittes Kapitel.

Träume.

Der andere Theil des Ateliers, in welchen wir uns nun, dem kleinen Maler folgend, begeben, hatte, da hier alle die wunderlichen Thiergestalten fehlten und sich dafür ernste Studienköpfe an den Wänden befanden, ein ganz anderes Aussehen. Diesen Raum zierten ferner ein paar alte malerische Lehnsessel; ein ähnlicher Tisch, aus Eichenholz geschnitzt, stand in der Ecke, von ihm herab hing eine buntfarbene Decke, auf der eine Mandoline lag und ein Paar mittelalterliche Stoßdegen. Die hierzu gehörende Eisenhaube, sowie ein Paar Stahlhandschuhe lagen auf einem neben dem Tisch stehenden Tabouret und dienten dort, um durch ihre Schwere ein Stück rothen Damastes festzuhalten, das in breiten schönen Falten auf den Boden herabhing. Ueber den Studienköpfen hing ein größeres, unfertiges Bild, ein Fenster darstellend, aus welchem ein schönes Mädchen dem Beschauer entgegensah; ihr Gesicht zeigte unverkennbar einen südlichen, italienischen Schnitt, wozu aber die Umgebung durchaus nicht paßte; denn statt daß man vor dem Fenster Aloe, Lorbeer, Orangenbüsche oder dergleichen gesehen hätte, bemerkte man hier eine einfache Veranda mit den abgestorbenen, herabfallenden, dunkelrothen, theils verschrumpften Blättern der Jungfernrebe, auf denen, sowie auf dem dünnen Geflecht der Aeste der erste, flockige Schnee lag, rein, weiß, jungfräulich anzusehen, wie die Augen, die Stirne, die Wangen des reizenden italienischen Mädchens.

Wenn wir näher hinblicken, so kann es uns nicht entgehen, daß wir in der Veranda hier auf dem Bilde eine Aehnlichkeit mit

jener Veranda entdecken, die wir vorhin draußen im Hofe sahen und die sich jetzt dort mit ihren grünen Blättern über die Fenster des kleinen Hauses wölbte. Blicken wir nun aber von diesem Bilde an der Wand auf das ebenfalls noch nicht ganz fertige, welches die Staffelei des Malers im gegenwärtigen Augenblicke trägt, so finden wir den schönen, blühenden Mädchenkopf wieder, die gleichen Augen, die dort verwundert zum Schnee emporblicken, hier dem Beschauer mit einer rührenden Offenheit und Herzlichkeit entgegensehend. Es ist dies ein Bild, drei Viertel Lebensgröße, wohl ein Portrait. Das junge schöne Geschöpf auf demselben sitzt hier umgeben von südlicher Pflanzenpracht auf einem Marmorkapitäl in dem malerischen Costüm von Albano. Prachtvoll heben sich auf dem blauschwarzen Haar, das in dicken Flechten das jugendliche frische Gesicht umgibt, die bauschigen rothen Bänder ab und die blitzenden silbernen Nadeln. So klar und glänzend die großen tiefbraunen Augen sind, so strahlt doch aus ihnen etwas unbeschreiblich Liebes und Mildes, und wird noch erhöht durch ein, wenn gleich kaum merkliches Lächeln um die frischen, rothen Lippen des kleinen Mundes.

„Was soll's?" sagte der Thiermaler, nachdem er sich mit verschlungenen Armen an die Wand neben dem Fenster gelehnt und das liebliche Bild eine Zeitlang betrachtet.

„Nicht viel," entgegnete der Andere lachend; „ich wollte Dich nur wieder auf bessere, menschliche Gedanken bringen. Man ist Dir wahrhaftig schuldig, Dich zuweilen Deinem Thierkreise zu entreißen und Dich etwas Wohlthuendes sehen zu lassen. Schau Dir diese Augen genau an und gestehe, daß es eigentlich ein Unglück ist, wenn man ein Thiermaler geworden."

Der kleine Maler zuckte mit einem gutmüthig lächelnden Gesichtsausdruck die Achseln und versenkte sich, statt augenblicklich eine Antwort zu geben, mit beifälligem Kopfnicken in den Anblick des reizenden Mädchengesichtes, so daß wir Zeit finden, auch den Schöpfer

dieſes Bildes genau zu betrachten, der eben zurückgetreten war, ſich auf ſeinen langen Stock ſtützte und ebenfalls mit einem Ausdruck der Befriedigung auf ſein Bild ſchaute.

Es iſt ein junger Mann von vielleicht vierundzwanzig Jahren, groß, ſchlank, kräftig, vollkommen untadelhaft gewachſen; alle Bewegungen ſeines Körpers haben etwas Sicheres, Elaſtiſches und doch dabei ſo viel Weiches und Elegantes, daß ſeine Figur, wie er ſich ſtellt, wie er ſich dreht und wendet, immer ein angenehmes Bild der Sicherheit gewährt und dabei genau paßt zu dem, was er ſagt, ja zu dem, was er mit einem Achſelzucken, mit einem leichten Lächeln, mit einem unmerklichen Neigen oder Hin- und Herwiegen des Kopfes bezeichnen will. Und dieſer Kopf paßt vortrefflich zu dieſer vollkommenen jugendkräftigen Geſtalt; nur iſt er — zu ſchön. In dieſen gut geformten, vom Glanze der Geſundheit überſtrahlten Zügen liegt, wenn wir uns ſo ausdrücken können, eine zu weiche Harmonie; es paßt hier alles ſo genau zu einander, daß wenn wir auch im erſten Augenblicke ausrufen: welch' ſchönes Geſicht! wir im nächſten nach irgend einem Schatten ſuchen, der uns dieſen Kopf weniger harmoniſch, ja, und eben dadurch weniger flach erſcheinen ließe.

Dabei kann man aber nicht ſagen, daß die Züge des Malers geiſtlos zu nennen wären; die hohe und offene Stirn ſcheint vielmehr das Gegentheil andeuten zu wollen, ebenſo die lebhaften, etwas ſchwärmeriſchen, dunkelblauen Augen von einem ſeltenen Glanze. Da das Haar des jungen Mannes hellblond iſt, ſo finden wir auch den Teint weiß, klar und durchſichtig; er trägt dieſes Haar aber nicht nur in reicher Fülle, ſondern ſo kraus und dabei ſo auffallend reich gelockt, daß man wohl ſieht, er brauche die gewählte Friſur, die man an ſeinem Kopfe bemerkt, d. h. dieſen ſcharf ausgeprägten Scheitel, um es nur einigermaßen zu bändigen. Ein kleiner Bart ſitzt auf ſeiner feinen Oberlippe, die ſich, wenn er lächelt, eigenthümlich zuſpitzt, und dann erheben ſich ſeine

Mundwinkel auf so angenehme Art, daß Herr Wulf zu sagen pflegt, der Tannhäuser lache nur, damit man seinen sonderbaren Mund sehe, der in seiner komischen Form gar nicht zwischen andern vernünftigen Mäulern zu registriren sei.

Dies sagte er aber nur, um den Andern auf harmlose Weise zu necken, den Neid gegen seinen schönen Freund weder in dessen Eigenschaft als Mensch, noch als Maler, kannte er nicht, vielmehr gestand er ihm seine körperlichen Vorzüge vollkommen zu, wobei er hinzusetzte, daß darin gerade so wenig Beneidenswerthes liege, als wenn Jemand, wie der hochselige Midas, alles in Gold verwandle, was er anfasse.

„Siehst Du, Richard," pflegte er zu sagen, „das ist freilich nicht Deine Schuld, daß Du ein Beau bist, wie die Leute sagen; aber Du hast nun einmal das Unglück, und ein redlicher Freund kann nichts Ehrlicheres thun, als Dich von Zeit zu Zeit warnen, oder Dich vielmehr über Dein Schicksal zu trösten. Als wirklicher Beau bist Du ein Mittelding, eine eigenthümliche Gattung zwischen Vornehm und Gering, zwischen Reich und Arm, zwischen Verstand und Dummheit. Deine Schönheit flößt allen Damen Argwohn ein; nähere Dich einem reichen Mädchen, so wird sie sagen: „es ist nicht rathsam, er ist zu schön;" eine Arme flieht Dich von vorneherein: „ein gefährlicher Mensch!" sagt sie oder ihre Mutter, „er ist viel zu schön." Eine Verständige denkt: das ist nichts für mich, trop beau, um Verstand zu haben; eine Dumme spricht zu sich selber: „ich wäre nicht recht gescheut, einen so schönen Mann für meine Freundinnen zu heirathen!" — Und daraus siehst Du nun, mein armer Richard, daß Du in der Welt auf gewöhnliche Weise schwerlich fortkommen wirst, weil Du zu schön dazu bist. Du mußt schon einmal eine exceptionelle Stellung einnehmen, und die hat auch ihre Gefahren. Ich an Deiner Stelle würde die Götter zu versöhnen suchen, ließe mir einen recht wilden Bart wachsen und würde es so einzurichten suchen, daß mich irgend ein

böſes Thier, ein Affe oder dergleichen tüchtig in die Naſe biſſe. Ich will Dir dazu meine Hülfe recht gern leihen. Wahrhaftig, guter Richard, Du mußt meine Worte nicht zu gering anſchlagen, es iſt ein gefährliches Geſchäft, zu ſchön zu ſein. Und da unſere lieben Mitmenſchen immer, nachdem ſie etwas Gutes oder Angenehmes von uns zugeſtehen mußten, mit einem Aber bei der Hand ſind, ſo würde es bei Dir beſtändig heißen: ſchön — aber dumm, unbedeutend, ein ſchlechter Maler oder dergleichen — während es mir gerade iſt, als hörte ich von mir ſagen: ein häßlicher Kerl, das muß wahr ſein, aber verflucht geſcheut, eine geiſtreiche Beſtie und ein ganz immenſer Viehmaler."

Wenn die Beiden ſo zuſammen ſprachen, oder vielmehr wenn der Eine ſo ſprach, da wollte ſich der Andere vor Lachen ausſchütten, und es war ihm alsdann kaum möglich, einen vernünftigen Strich auf die Leinwand zu machen.

Daß Herr Wulf bei dergleichen Vorleſungen äußerſt komiſch war, iſt nicht zu läugnen; er ſetzte ſich alsdann oder hüpfte vielmehr auf die oberſte Stufe einer Leiter, die ſich im Atelier befand, um auch den obern Theil der Fenſter blenden zu können, und wenn er dort oben ſaß, ſo machte er vielleicht unwillkürlich, aber mit einer erſchreckenden Wahrheit die Bewegungen ſeiner Lieblingsthiere nach, wobei es faſt grauenhaft anzuſehen war, bis zu welcher Fertigkeit er es darin gebracht hatte, ſich mit der Spitze ſeines Fußes am Kopfe zu kratzen. Es war einmal vorgekommen, daß dies eine fremde Dame, welche es zufällig im gegenüber hängenden Spiegel ſah, ſo außer ſich brachte, daß ſie mit einem Ausruf des Schreckens plötzlich das Atelier verließ.

Auch ſonſt beſaß Herr Wulf allerlei ähnliche Fertigkeiten; er warf zum Beiſpiel einen Pinſel, den er gebrauchte, ſo hoch in die Luft, daß er ihn erſt dann wieder auffing, wenn er ſchon einen andern wieder vorgezogen hatte. Bei dieſem Spiel bedauerte er häufig, nicht die Mittel zu beſitzen, ſich einen Lehrjungen zu halten,

dem er, wie der berühmte Maler von Siena, nur über den eigenen Kopf hinweg die Pinsel zuwerfen könnte. Hatte er sich doch schon unsägliche Mühe gegeben, den kleinen Affen zu diesem Dienste abzurichten; aber das war ihm nicht gehörig gelungen, denn wenn auch Joco die Pinsel wirklich auffing, so war er doch nicht zu vermögen, sie ruhig bei sich zu behalten, sondern er zerbiß oder zerbrach sie.

„Ich glaube, mein neues Bild wird Aufsehen machen," sprach Herr Wulf nach einer längeren Pause, wobei er mit einem Auge in die Höhe schielte und sich mit ganz losem Handgelenke hinter dem rechten Ohre kratzte. „Der alte Avers war gestern wieder da und lobte es so, daß ich fast schamroth geworden wäre."

„Fast, — ja," gab der Andere ruhig zur Antwort; „aber wirklich schamroth zu werden, brauchst Du keine Angst mehr zu haben. Nun, und was meinte der alte Avers über den Ankauf?"

„Nun, er meinte, er wüßte einen Narren, dem es gefallen könnte."

„Das müßte aber schon ein rechter Narr sein!"

„Was willst Du? Es ist von mir eine edle That, mit meinen Meisterwerken auch für dergleichen bedauernswerthe Leute zu sorgen. Aber Scherz bei Seite! Der alte Avers ist geistreich genug, um die tiefen Ideen, sowie die wunderbare Technik an meinem Bilde zu begreifen."

„So, der alte Avers ist geistreich?"

„Ja, weil er kein Beau ist. — Dabei gab er sich auch die Mühe, — wozu ein Beau freilich keine Zeit hat — das Bild Deines Freundes mit all' der Aufmerksamkeit zu betrachten, die es verdient. Hast Du das je gethan?" wandte er sich mit einem so plötzlichen Rucke gegen seinen Freund, daß jeder andere Mensch dabei unfehlbar von der Leiter herabgestürzt wäre, er aber nicht nur ruhig sitzen blieb, sondern auch während der Umschwingung sein linkes Bein über sein rechtes schlug und darauf, als sei nichts

vorgefallen, mit ſeiner rechten Hand den linken Knöchel des Fußes anfaßte.

Der Tannhäuſer, der dergleichen equilibriſtiſche Kunſtſtücke ſchon gewohnt ſein mochte, ſchaute gar nicht um, ſondern malte ruhig am Gewande ſeiner Italienerin fort. Jetzt aber trat er wieder einen Schritt zurück, wandte ſeinen Kopf ein wenig auf die linke Seite und ſagte alsdann: „Weißt Du, Wulf, mir geht vielleicht der Sinn ab für Deine Thierfiguren. Du wirſt Dich erinnern, daß mir Deine Affen, lebendige und gemalte, anfänglich ein wahres Grauen verurſachten; ich mußte mich erſt nach und nach daran gewöhnen, und bei dieſen Umſtänden wirſt Du es begreiflich finden, daß ich es wahrhaftig nicht verſtehen kann, welch tiefer Sinn oder auch nur welch' meiſterhafte Technik man in einem halben Dutzend herabhängender Affenſchwänze zu entdecken vermag. — Ah, geh' weiter!“ ſetzte er lachend hinzu, „Du biſt ſonſt ſo ein guter Kerl!“

„Nein, nein,“ gab der Andere eifrig zur Antwort, „der Streit muß einmal ausgefochten werden, und Du mußt mir wenigſtens zugeben, daß der Vorwurf meines Bildes nicht verrückt iſt, wie Du ſchon oft geſagt. Sei nur wenigſtens gerecht, mein ſchöner, junger Menſch; ich bin es ja auch gegen Dich. Habe ich Dir nicht zugeſtanden, daß das Bild, welches Du dort malſt, Aufſehen erregen muß, daß der Kopf Deiner Italienerin, wenn er auch nicht ſchöner iſt, als das Original, doch einen ſanften Zug um den Mund hat, der dem wilden Urbild vollkommen abgeht? Daß auch an der Zeichnung der Figur nichts auszuſetzen iſt, als die Haltung des linken Fußes, die mir nicht ganz natürlich erſcheint; es müßte denn ſein, daß ſie mit der Fußſpitze das Blümchen zertreten will, welches vor ihr wächst. Aber dergleichen mörderiſche Tendenzen traue ich Deinem weichen Gemüthe nicht zu. — Alſo wenn ich gerecht gegen Dich bin, ſo ſei Du es auch gegen mich; laß Dir mein Bild erklären.“

„Aber ich verderbe meine Augen daran," sprach Tannhäuser mit einem leichten Achselzucken; „ich sehe mich so in die garstige Physiognomie Deiner Affen hinein, daß —"

„Dir darauf der schöne Kopf Franceska's um so wohler thun wird," fiel der Thiermaler seinem Freunde in die Rede, worauf er von der Leiter herab sprang, aber nicht in der Art, wie es jeder andere vernünftige Mensch gethan haben würde. Er legte vielmehr seine beiden Hände auf die Stufe, auf der er bis jetzt gesessen, hob dann seinen Körper langsam in die Höhe, streckte die Füße einen Augenblick horizontal von sich ab, und gelangte alsdann vermittelst dieses großen Umweges auf den Boden.

„Deinem Griffe entkommt Niemand," sagte Richard lachend, warf noch einen langen Blick auf sein Bild und folgte dann dem Thiermaler, welcher schon voraus nach dem Theile des Ateliers gegangen war, das er inne hatte und welches er „die Menagria" nannte.

Gleich darauf standen Beide vor seinem Bilde.

„Daß nun Jemand sagen sollte, namentlich Jemand, der selbst Künstler sein will," fing der kleine Thiermaler eifrig an, „er sei nicht im Stande, dies Bild ohne eine Erklärung zu verstehen, ist mir rein unfaßlich. Allerdings läßt es, wie jedes bedeutende Kunstwerk, dem geistreichen Beschauer" — hier kratzte er sich leicht am Halse — „mehrerlei Deutungen zu. Es ist zum Beispiel der Kampf der rohen Gewalt durch den vierschrötigen Kerl da unten repräsentirt, gegen List und Schlauheit: die Affenschwänze da oben. Doch wollen wir in dergleichen seine Intentionen nicht weiter eingehen, wogegen Du mir aber zugeben wirst, daß man auf den ersten Blick sehen muß, das da unten ist der Menageriebesitzer, der seine Morgenpfeife raucht, dabei behaglich zu einem halben Dutzend Affen aufschauend, die durch den Blick ihres Herrn gebannt sich so anständig wie möglich verhalten. — Verstehst Du das?"

„Ich glaube, daß ich das allenfalls verstehe. Warum Du aber nichts sehen läß'st als sechs Affenschwänze, Du, mit Deiner enormen Fertigkeit im Malen dieser Thiere, das ist mir nicht ganz begreiflich."

Der Thiermaler warf seinem Freunde einen fast verächtlichen Blick zu, dann antwortete er: „Weil ich mich bemühe, alle möglichen Schwierigkeiten der Kunst aufzusuchen und siegreich zu bezwingen. Es ist wahrhaftig keine Kunst, in einer ganzen Affenfigur die augenblickliche Gemüthsstimmuug dieses Thieres auszuführen, ob es lustig ist, traurig, zutraulich oder tückisch, ob es wirklich langweilt oder nur in affektirter Gemüthsruhe über einen auszuführenden Streich nachdenkt. Wie gesagt, es ist leicht, dergleichen innere Bewegungen in einer ganzen Figur auszudrücken. — Aber ich habe versucht, das durch die Haltung der verschiedenen Schwänze zu zeigen, und ich glaube, es ist mir gelungen."

„Laß mich aus — laß mich aus!" rief der Andere, komisch eine Angst affektirend, wobei er nach seinem Haar fuhr und that, als wenn er sich die Ohren zuhalten wollte. „Ich versichere Dich, Wulf, ich vergesse Deine Affenschwanztheorie, die Du mir schon öfters auseinandergesetzt, den ganzen Tag nicht mehr."

„Du hast sie noch nie gehört," fuhr der Thiermaler ruhig fort, „sie wenigstens nie gründlich in Dich aufgenommen. Kannst Du läugnen, daß dieser ohne Biegung herabhängende Affenschwanz mit glattem Haar einen langweiligen Kerl anzeigt, und jener daneben, der sich unten so schelmisch krümmt, davon erzählt, daß sein Besitzer an eine vielleicht unangenehme Ueberraschung für den Nachbar denkt? daß dort der andere, der sich so energisch aufbäumt, von einer emporgehobenen Pfote und einem leichten Grinsen spricht, und daß dort der in der Ecke, der sich zusammenschlingt und dessen Haare förmlich gesträubt sind, eine boshafte Bestie anzeigt, die im nächsten Augenblicke über jenes gemüthlichschweifwedelnde Wesen an seiner Seite tückisch herfallen wird?"

lachte, „das ſind," ſagt er mit ſeiner tiefen rauhen Stimme, „abgemachte Sachen und davon ſpricht man nicht weiter, die Seide war verbrannt, ſo haben Sie nämlich vor dem Fabrikgericht ausgeſagt, obgleich der Meiſter Steffens eine Waare davon geliefert hat, eine Waare, nun die nicht ſchlechter iſt, wie Ihre übrigen. Dabei haben Sie aber vergeſſen, daß ich den Auftrag hatte, die Waare ſchwerer zu färben, als es eigentlich möglich war, weßhalb die Seide verderben mußte, was ich Ihnen auch im Voraus geſagt."

„Und was wollt Ihr eigentlich?" entgegnete Herr Pfeffer, „wir ſind im Reinen, das Gericht hat Euch den Abzug für die verbrannte Seide zuerkannt, Ihr habt ihn bezahlt und damit Punktum."

„Noch lange nicht Punktum," entgegnete der Färber ruhig, „es hat ſich in der Abrechnung ein kleiner Fehler ergeben, das haben mein Advokat und ich herausgebracht und hier iſt der Nachweis darüber." Er legte ein Papier auf den Comptoirtiſch und der Chef des Hauſes, während er es entfaltete, ſagte gereizt: „das iſt unmöglich, ich irre mich nie."

„Zu Ihrem Nachtheil, ganz richtig, das kommt wohl ſelten vor, aber zum Nachtheil der armen Leute, die für Sie arbeiten, zuweilen."

„Was, Ihr wollt mir auf meiner Wiegkammer In-

Tannhäuſer, der ſchon ein paarmal Zeichen der Ungeduld gegeben hatte, erhob nun wie flehend ſeine Hände und ſagte: „Ich will Dir alles zugeben, was Du willſt; ich will ſogar Deine Bilder auch zuweilen betrachten und mein Urtheil darüber ausſprechen, aber dann laß mich auch mit Deinen Erklärungen zufrieden. Ich verſichere Dich alles Ernſtes, Wulf, die machen mir ein ſo unangenehmes Gefühl, als wenn ich auf ein Sandkorn biſſe, oder als wenn — mich ſchaudert ordentlich — Jemand mit einem Nagel über eine Glasſcheibe fährt. Ich habe nun einmal für dergleichen Sachen kein Gemüth, es iſt mir unheimlich.“

Der Andere zuckte die Achſeln ſo hoch als möglich war. „Es iſt wirklich ſchade,“ gab er zur Antwort, „daß Du kein Theelöffel geworden biſt, um Deine Tage in einem Sammetfutteral zubringen zu können. — Wirklich ſchade!“

„O ja, das thäte mir wohl,“ meinte Tannhäuſer; „ſo ſeine Tage zu verbringen als glänzendes Silber in Sammet gehüllt, oder zwiſchen den weichen Fingern einer ſchönen Frau! — Es iſt traurig, daß man ſich ſeine Exiſtenz nicht wählen kann!“

Während die Beiden ſo ſprachen, hatte der kleine Affe anfänglich ſchläfrig zugehorcht, abwechſelnd das eine oder das andere Auge ſchließend. Plötzlich aber öffnete er beide und ſchaute aufmerkſam in die Höhe; dann bewegte er ſeinen Schweif leicht und wie es ſchien, wohlgefällig hin und her, hob auch ſeine Oberlippe auf und grinste freundlich mit den Zähnen. Aber ſowohl der Tannhäuſer, als der kleine Thiermaler waren zu eifrig in dem Austauſche ihrer Ideen begriffen und ſprachen zu laut, um das zu bemerken, oder um ein leiſes Geräuſch hinter ihrem Rücken zu vernehmen.

Joco gab indeſſen immer größere Zeichen der Theilnahme, ja einer freudigen Theilnahme zu erkennen; er grinste häufiger, ja er lachte förmlich, er richtete ſich in die Höhe und neigte dann ſeinen Körper behaglich von einer Seite auf die andere, ſprang

auch jetzt in die Höhe, daß seine kupferne Kette klirrte, so daß der kleine Maler einen Blick auf seinen Liebling warf, sich rasch herum wandte und dann rief: „Habe ich mir doch gedacht, daß Du es seiest, wildes Mädchen! — Bravo, mein Kind! Bravo, Franceska! Sind das reizende Bewegungen! Da sieh hin, Tannhäuser, und wenn Dir das nicht die Idee zu einem ganz wunderbaren Bilde gibt, so wird überhaupt nie mehr etwas im Stande sein, Dich zu begeistern. — Warum hörst Du auf, Kleine?" fuhr er nach einer Pause rasch fort, als er sah, wie das junge Mädchen, zu dem er sprach, plötzlich stille stand und mit der Hand über ihr dunkles, schwarzes Haar fahrend und dabei tief athmend die frischen Lippen öffnete.

Es war das Original des Bildes, das wir vorhin beschaut, — eine Italienerin von vielleicht sechszehn Jahren, die leicht in das Zimmer getreten war und sogleich angefangen hatte, hinter dem Rücken der beiden Künstler den kleinen Joco, dessen besonderer Liebling sie war, durch besondere Bewegungen zu necken und ihn, indem sie ihm mit ihrem gewandten Körper die seltsamsten, ja wildesten Windungen vormachte, zu ähnlichen Stellungen zu ermuntern suchte, was schon oft geschehen, worüber dann Herr Wulf seine außerordentliche Freude bezeugt hatte und bei einem solchen Duett oder vielmehr Pas de deux ein dankbares, begeistertes Publikum bildete. Nicht so der Tannhäuser; für ihn lag in diesen wilden und blitzschnellen Biegungen des zuweilen recht tollen Mädchens etwas Unheimliches, Dämonisches, und wenn er nach Hause kommend an dem lauten Lachen des kleinen Thiermalers hörte, daß im Atelier eine ähnliche Scene aufgeführt werde, so ging er nicht in das Gemach, sondern blieb so lange draußen, bis er denken konnte, das lustige Spiel sei vorüber.

Franceska wußte das wohl, und auch ihr wäre es nicht möglich gewesen, vor den Augen des Herrn Tannhäuser ihrer heiteren Laune den Zügel schießen zu lassen, weßhalb sie auch jetzt, wo er

ſich herum wandte, mit einem Male ruhig ſtand, die Finger unter ihre dichte Haarflechte ſteckend, aber immer noch mit lächelnd zuckendem Mundwinkel. Es war ein ſchönes Mädchen, dieſe kleine Italienerin, wie ſie der Tannhäuſer nannte, der mit ſeiner hohen Figur allerdings bedeutend über ſie hinausragte. Doch war ſie von einer guten Mittelgröße, und wenn der Thiermaler die Benennung „klein“ ebenfalls gebrauchte, ſo geſchah das nur, weil dies Prädikat ſich freundlich und ſchmeichelnd ausſprach und weil Franceska, ſo oft Herr Wulf ſie ſo anredete, herzlich lachend auf deſſen in der That unbedeutende Figur ſchaute.

Wir ſagten ſchon, ſie ſei ſechzehn Jahre alt, aber dabei war ſie, wie alle Südländerinnen, für ihr Alter vollkommen entwickelt. Was allein in ihrem Aeußern in dieſer Hinſicht zurückgeblieben, war der Ausdruck ihres Geſichtes, der etwas außerordentlich Kindliches hatte. Das paßte aber auch vollkommen zu ihrem heiteren, ja luſtigen Gemüthe; ihre großen glänzenden Augen ſchauten ſo unbefangen, ſo natürlich und unſchuldig umher, daß man in dieſelben blickend, es vollkommen verſtand, wenn ſie durch die geringfügigſten Sachen angeregt, in das herzlichſte Lachen ausbrach, oder wenn man ſie mit andern Mädchen, die gegen ſie vollkommene Kinder waren, die harmloſeſten Spiele treiben ſah.

Der Vater Franceska's war der Bildhauer Piſani, an deſſen Atelier wir vorhin vorbei gegangen — ein ernſter Mann an die fünfzig Jahre, Wittwer, wie es ſchien ohne viel Vermögen, und leider bei alle dem kein ſo guter Künſtler, um mit ſeinem Meißel ein reichliches Auskommen ſich verdienen zu können. Er war vor einigen Jahren aus Italien gekommen und damals — ſo erinnerten ſich ſeine Freunde — waren die Arbeiten, die er machte, wirklich ſchülerhaft geweſen. Durch unabläſſigen Fleiß aber und eifriges Studium hatte er es ſo weit gebracht, daß er jetzt für einen ordentlichen Arbeiter galt, dem man zur Noth ſelbſt ein

ſchwieriges Ornament in Marmor auszuführen anvertrauen konnte. Höher verſtieg er ſich auch nicht, und wenn er auch zuweilen an Sonn- und Feiertagen zu ſeiner Beluſtigung ein Stück Thon vornahm, um daraus einen Kopf zu formen, ſo blieb es doch bei dieſen ſchwachen Verſuchen, und er nahm es durchaus nicht übel, wenn geſchicktere, obgleich jüngere Genoſſen ſeine Arbeit mit ein Paar Griffen zur ſchauerlichſten Fratze umgeſtalteten.

Herr Piſani war, wie bemerkt, Wittwer und nach Deutſchland gekommen mit der kleinen Franceska und einer alten deutſchen Magd, die er in Rom, ſeiner Vaterſtadt, angenommen hatte, und welche nun hier die Wirthſchaft führte und das junge Mädchen aufs gewiſſenhafteſte erzog. Den größeren und wichtigeren Theil der Erziehung freilich leitete der Vater ſelbſt, der, ſo unbedeutend er auch als Künſtler war, doch in andern Fächern die vielſeitigſten und gediegenſten Kenntniſſe beſaß. Er ſprach Franzöſiſch und Engliſch mit einer für einen Italiener außerordentlich guten Ausſprache; er war ein ſo vortrefflicher Rechner und Mathematiker, daß von den polytechniſchen Schülern, die ebenfalls in dieſem Stadtviertel wohnten, die meiſten zu ihm kamen, um ſich bei ſchwierigen Aufgaben hie und da ſeine Anweiſungen zu erbitten; er zeichnete und malte vortrefflich, wenn auch gerade nicht mit künſtleriſcher Meiſterſchaft; vor allem aber betrieb er Botanik ganz leidenſchaftlich, und nicht ſobald hatte er Nachmittags Hammer und Meißel weggeworfen, als er mit Franceska den nicht fernen Bergen zueilte, um von dort Abends mit einer ganzen Ladung Wald- und Feldblumen, Mooſen und allen möglichen Kräutern heimzukehren. Dabei verſtand er auch ein klein wenig von der Arzneiwiſſenſchaft, und die Arbeiter und jungen Künſtler gingen bei kleinen Verwundungen und dergleichen lieber zu ihm, als zu einem Doctor in der Stadt.

An ihm war aber etwas Anderes noch beſonders merkwürdig: ſo ſchwach er als Bildhauer, überhaupt als ausübender Künſtler

war, so groß, ja ordentlich erstaunlich war er als Kenner alles dessen, was in irgend ein Fach der Kunst einschlug; mochten es Zeichnungen, Gemälde, Sculpturen sein, Aelteres oder der neueren Zeit Angehörendes, Herr Pisani erkannte seinen Werth oder Unwerth beim ersten Beschauen und sagte auch in dieser Hinsicht, wenn er gefragt wurde, seine Meinung ohne Ansehen der Person. Aeltere Sachen classificirte er meistens vollkommen richtig nach Zeit und Schule, und dabei konnte er sich für ein schönes Bild, für eine meisterhafte Zeichnung so sehr interessiren, daß man ihm das größte Vergnügen machte, wenn man ihm erlaubte, ein solches Werk eine Zeit lang bei sich aufstellen zu dürfen. Und das that jeder gern, denn der italienische Bildhauer war von aller Welt geehrt und geachtet. Wie schade, hieß es oft, daß dieser Mann mit seinen enormen Kenntnissen so wenig Talent besitzt!

Ueber seine Vermögensverhältnisse wußte man nichts Genaues; doch mußte er eigene Mittel besitzen, denn von dem Wenigen, was er mit der Bildhauerei verdiente, hätte er nicht so leben können, wie er lebte, obgleich dieses Leben auf das sparsamste eingerichtet war. Seine Wohnung war klein, dabei aber sehr anständig eingerichtet; man speiste in seinem Hause bescheiden, aber es war immer so viel da, daß Einer oder der Andere seiner Bekannten, der gerade um die Mittagszeit kam, an dem einfachen Mahle mit Theil nehmen konnte; und Sonntag Abends hatte er immer einige seiner Freunde bei sich, die sich Winters um die dampfende Theekanne in dem kleinen Stübchen versammelten, Sommers aber mit Früchten, Brod und einem Glase Landwein unter der Veranda bewirthet wurden.

Was nun die Tochter des Bildhauers anbelangte, die schöne Franceska, die sich mit jedem Tage reizender entwickelte, so hätte man vielleicht glauben sollen, der Vater, dessen Umgang doch fast ausschließlich aus jungen Männern bestand, von denen die meisten obendrein noch Künstler waren, hätte das heranwachsende Mäd-

chen davon möglichſt fern gehalten, was aber durchaus nicht der Fall war, im Gegentheil ließ er ſie im Hauſe, unter der Veranda, in ſeinem Gärtchen, ja in dem anſtoßenden Atelier der beiden jungen Leute ſo viel und ungenirt verkehren, wie ſie nur wollte. Und bei dem Charakter ſeines Kindes hatte er vollkommen Recht darin; denn ſo gewiſſermaßen auf ſich ſelbſt angewieſen, entwickelte ſich in Franceska eine Feſtigkeit und Selbſtändigkeit, die ſie, ohne irgendwo anzuſtoßen, immer den richtigen Weg erkennen ließ. Und dabei war ſie gegen alles Verletzende hinreichend gedeckt durch die Reinheit ihres Herzens, die ſichtbar aus ihren Augen ſtrahlte und die jedem imponirte, ſowie auch durch die Energie und Feſtigkeit ihres Weſens, welche allgemein bekannt war und die man in dem Kinde ſchon öfters ſcherzhaft herausgefordert hatte.

Noch etwas Anderes aber war es, was das junge und ſchöne Mädchen vor jeder, auch noch ſo ſchwachen Beleidigung ſchützte: die Furcht vor dem bekannten heftigen und in gewiſſer Beziehung unverſöhnlichen Charakter ihres guten Freundes, des kleinen Thiermalers Wulf. Es war ein einziges Mal etwas vorgekommen, wo ein unbeſonnener junger Menſch, ein Maler, der Franceska zum erſten Male ſah und irgend eine etwas kecke Aeußerung that, nur durch haſtiges Dazwiſchentreten Tannhäuſer's vor dem kleinen Maler gerettet wurde, der im Begriffe war, wie ein wildes Thier über den Schwätzer herzufallen.

Daß aber Wulf nach gewöhnlichen Begriffen in das ſchöne Mädchen verliebt geweſen wäre, und der Schutz und die vielen Aufmerkſamkeiten, die er Franceska bewies, in einer eiferſüchtigen Regung ihren Grund gefunden hätten, muß man durchaus nicht glauben. Wohl fühlte er eine zärtliche Zuneigung zu dieſem prachtvollen und reinen Geſchöpfe; wohl ſprach er gern von ihr mit ſeinem Freunde Tannhäuſer und lobte dabei in enthuſiaſtiſchen Aeußerungen ihren Wuchs, ihre Augen, ihr Haar, ihre glänzenden Zähne, was ihn aber nicht abhielt, gerade in dieſen Ge-

ſprächen häufig zu ſagen: „Siehſt Du, Kerl“ — damit meinte er ſeinen Freund Tannhäuſer — „wenn Du Dich recht plagſt und Dein enormes Talent, das Dir von der Natur verliehen iſt, gehörig anwendeſt, wenn Du Dir einen Namen machſt und Bilder malſt, die Dir mit Tauſenden bezahlt werden, ſo daß Du eine geſicherte Exiſtenz haſt, ſo wäre einmal die Franceska eine Frau für Dich. Und das würde mich wahrhaftig freuen, denn wenn Du auch ein lächerlicher Beau biſt, ſo biſt Du doch im Grunde ein guter Kerl, dem ich ein ſolches Glück wohl gönnen möchte. Aber ich fürchte, Du biſt zu ſchön, um geſcheut zu ſein, um zu wiſſen, was Dir gut iſt.“

Dazu hatte denn der Tannhäuſer gelächelt und die Antwort gegeben: „Darin haſt Du Recht, zuerſt wollen wir etwas Geſcheutes malen und dann weiter ſehen.“

War dann hierauf Franceska in das Atelier getreten, um dem Tannhäuſer zu einer Kopfſtudie zu ſitzen oder ihre feine, weiche Hand von ihm zeichnen zu laſſen, ſo hatte er ſich wohl häufig nicht enthalten können, ſie ſo lange und innig zu betrachten, bis auf ihrem eigenthümlich tief gefärbten Teint eine leichte Röthe erſchien und ſie dann lachend ſagte: „Wenn Du nicht bald anfängſt zu malen, ſo gehe ich hinaus und ſpiele mit Joco; das iſt überhaupt viel amuſanter.“

Daß ſie die beiden jungen Künſtler mit „Du“ anredete, hatte ihr der Vater nicht abgewöhnen wollen, und ſagte einmal zu dem kleinen Thiermaler: „Das kommt auf einmal von ſelbſt; an irgend einem ſchönen Morgen wird ſie Euch mit „Sie“ anreden, und dann thut mir den Gefallen und macht es ohne weitere Erörterung gerade ſo. Hoffentlich aber bleibt es noch eine gute Zeit lang bei dem kindlichen und vertraulichen Du.“

Es war eigenthümlich, daß ſich Franceska im Allgemeinen dieſſeits der ſpaniſchen Wand bei Herrn Wulf, „auf Erden,“ wie dieſer lachend zu ſagen pflegte, wohler und behaglicher zu fühlen

ſchien, als jenſeits „in den himmliſchen Regionen“ unter Göttern und lauter tadelloſen Menſchengeſtalten. Waren ihre Sitzungen bei Tannhäuſer beendigt, ſo eilte ſie nach flüchtigem Betrachten deſſen, was er gemacht, zu ihrem kleinen Freunde hinüber, kauerte ſich nicht ſelten neben ihn auf deſſen Stuhl, lehnte oftmals ihre Schulter an die ſeinige und ſah mit unverkennbarem Intereſſe zu, wenn er ſeine lächerlichen Affengeſtalten malte. An heißen Sommertagen verbrachte ſie oft alle ihre Freiſtunden in dem kühlen Atelier und hielt alsdann nicht ſelten dort ihre Sieſta, zu der ſie, wie alle Italienerinnen, eine große Neigung hatte. Mochte ihr aber bei ſolchen Gelegenheiten, wenn es in ihren Augen anfing, ſchläfrig zu zwinkern, Tannhäuſer noch ſo oft ſeinen alten großen Lehnſtuhl anbieten, ſie ſchlüpfte zu ihrem Freunde Wulf, legte ſich dort auf einen Teppich am Boden, und erſt, wenn ſie recht behaglich lag, mit dem Kopfe auf einem zuſammengewickelten Bärenfell, rief ſie hinüber: „Jetzt darfſt Du mir etwas ſingen, Tannhäuſer.“ Und dann nahm dieſer auch in den meiſten Fällen ſeine Mandoline zur Hand, die er mit Fertigkeit ſpielte, und ſang ihr, was ſie ſo gern hörte:

„O ſenke ſüßer Schlaf dich nieder.“

Dabei gab dann Wulf keinen Laut mehr von ſich; er wagte nicht den leiſeſten Huſten hörbar werden zu laſſen, und wenn drüben der Geſang verſtummte und ihre tiefen regelmäßigen Athemzüge anzeigten, daß ſie wirklich eingeſchlafen, ſo herrſchte hierauf längere Zeit eine ſo tiefe Stille in dem Atelier, daß man den ſummenden Flug jeder Mücke vernahm, und durch die offenen Fenſter deutlich das Rauſchen und Sauſen der nahen Stadt hörte.

Viertes Kapitel.

Ein Beſuch.

Franceska ſtand alſo hinter den beiden Freunden, und als ſich Tannhäuſer ebenfalls herumdrehte, hielt ſie, wie ſchon bemerkt, plötzlich in ihren Bewegungen inne und blickte mit geröthetem Wangen tiefathmend, aber mit lächelnd zuckenden Mundwinkeln vor ſich nieder.

„Sie hat eigentlich Recht,“ ſagte der kleine Thiermaler zu ſeinem Freunde, „daß ſie vor Dir nicht forttanzt; Du verſtehſt das doch nicht zu würdigen; aber ich ſage Dir, es war wunderbar ſchön, und ich ſelbſt könnte auf die Idee kommen, darnach eine Skizze zu verſuchen, wenn — wenn ja zum Henker, wenn ich es überhaupt könnte.“

Der Andere hatte ſich wieder nach dem Affenbilde umgewandt und meinte lächelnd: „Jetzt wirſt Du mich wohl für einige Zeit in Ruhe laſſen; ich kann mich viel zu wenig in Deine Intentionen finden, um Dir was Nützliches oder auch nur Angenehmes ſagen zu können. — Haſt Du Zeit, Franceska, ſo komm mit mir,“ wandte er ſich an das junge Mädchen.

„Ja,“ verſetzte dieſe, ohne aufzublicken, ſo lange nämlich der Tannhäuſer noch dieſſeits des Verſchlages war. Als ſie ihn aber nicht mehr ſah, lachte ſie luſtig gegen Wulf hin, nickte haſtig mit dem Kopfe und ſprang dann auf ein Paar Augenblicke zu dem kleinen Affen hin, der durch freundliches Knurren ſein Wohlgefallen an den Tag legte, als ſie ihn mit ihrer kleinen Hand auf den Kopf pätſchelte. Darauf grüßte ſie mit beiden Händen und ſprang dann hinter die ſpaniſche Wand.

Wulf war in dieſem Augenblicke komiſch anzuſchauen; er rich-

tete ſich in die Höhe und nahm in Carricatur die Haltung ſeines Freundes Tannhäuſer an — er hielt, wie dieſer, den Kopf etwas hoch, beſchaute ſein eigenes Bild mit einem halben flüchtigen Blick und ſagte dann mit affektirter Stimme: „Ich kann mich viel zu wenig in Deine Intentionen finden, um Dir was Nützliches oder auch nur was Angenehmes zu ſagen. — Natürlich!“ ſetzte er murmelnd hinzu, „das beſieht ſich in ſeinem Spiegel und hält ſich ſelbſt ſchon für eine Art Halbgott. — Komm, Franceska, wenn Du Zeit haſt. — Sie hätte ihm ſagen ſollen: nein, ich mag nicht, aber — doch was geht's mich an?“

Wahrſcheinlich hatte der kleine Thiermaler, wie er oft zu thun pflegte, ſein Selbſtgeſpräch ſo laut geführt, daß der Andere etwas davon verſtanden; oder hatte ihn dieſer auch nur brummen oder murren gehört — genug, Tannhäuſer rief jetzt herüber: „Du, Wulf, welche Krümmung gibſt Du einem Deiner Affenſchweife, wenn Du ausdrücken willſt, daß derſelbe über die Bemerkung eines Freundes erboßt iſt?“

Der kleine Maler gab aber keine Antwort, ſondern ſeinen Stuhl näher zur Staffelei rückend und ein Lied pfeifend, fing er wieder an zu arbeiten.

Franceska hatte ſich auf den Platz geſetzt, wo ſie ſchon ſo oft geſeſſen — hinter ſeiner Staffelei, hell beſtrahlt von dem hereinfallenden Lichte. Es dauerte eine Zeitlang, ehe ſie vollſtändig zur Ruhe kommen konnte; von ihrer heiteren Luſt und dem Tanze aufgeregt, leuchteten ihre Augen ungewöhnlich, ihre Lippen zuckten und lächelten abwechſelnd, und dabei hob ſich ihre Bruſt, von tiefen Athemzügen geſchwellt.

„So geht's nicht,“ ſagte Tannhäuſer; „plaudern wir zuerſt ein bischen, ehe ich anfange zu malen. Du biſt ein recht tolles Kind. Wie mag man ſich ſo ohne Grund echauffiren und plagen!“

„Ohne Grund?“ fragte verwundert das Mädchen. „O nicht

jurien ſagen?“ entgegnete der Prinzipal, „Herr Block, Herr Braun, Sie ſind Zeugen.“

„Ja,“ entgegnete der Färber lachend, „dies Papier zeugt auch und wenn es Ihnen lieber iſt, ſo kann ich es auch beim Fabrikgericht vorzeigen.“

Der Herr Pfeffer hielt das Papier in zitternder Hand und las es heftig durch, der Zorn ſtieg ihm blau und roth ins Geſicht, dann ſprang er ans Hauptbuch und jagte die Pagina herum, daß Staub und die eingelegten Blätter von ſeinem Papier in die Höhe wirbelten, dann rechnete er emſig, zerſtieß ein paar Federn, notirte aus dem Buch und verglich die Zahlen alsdann mit der Abrechnung des Färbers, wurde ganz blaß, als er zum Endreſultat kam und ſchnappte mühſam nach Athem. Der Färber hatte dieſer Scene lächelnd zugeſehen, einen Stuhl an den Tiſch gezogen, und ſich ruhig niedergeſetzt.

„Wer hat,“ fragte jetzt der Chef des Hauſes, und die Wuth erſtickte faſt ſeine Stimme, „wer hat jene Abrechnung für das Fabrikgeſchäft ausgezogen? Herr Braun, ich will nicht hoffen?“

„Herr Prinzipal,“ entgegnete der dünne Mann ſchüchtern, „ich war, wie Sie wiſſen damals einige Tage unwohl und, wie ich glaube, hat der Herr Block — —“

„Der Herr Block alſo?“

Dieſer junge Menſch hatte dem Auftritt mit großer

ohne Grund! Joco ſaß ſo ſchläfrig und mißvergnügt da, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn ein wenig aufzuheitern."

„Und wenn Du Jemand aufheitern willſt, ſo kannſt Du es," verſetzte freundlich lächelnd der junge Mann.

„Den Joco?"

„O nicht nur den Joco, auch Andere vermagſt Du heiter zu ſtimmen, wenn ſie traurig ſind."

„Aber Dich doch nicht?" fragte das Mädchen. Und darnach unterbrach ſie plötzlich einen tiefen Athemzug und ließ einen ihrer leuchtenden Blicke mit der Schnelligkeit des Blitzes auf ihn fallen.

„Und warum mich nicht?"

„Nun, weil Du nie traurig biſt, nicht einmal verdrießlich; wenigſtens ſieht man nichts davon — das iſt ganz eigenthümlich," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „und ich habe meinen Vater einmal darum gefragt. Ich habe ihm geſagt: woher mag das wohl kommen? Wir alle ſind einmal verdrießlich oder traurig, ich ſehr oft, und wenn mich alsdann Einer lachend anſieht, ſo fühle ich, daß ich weinen könnte, und wenn er mich ernſt und traurig beſchaut, ſo wird mir das Herz noch ſchwerer. Dem Wulf geht es gerade ſo — nicht wahr, Wulf?" rief ſie mit lauter Stimme.

„Ja wohl, mein Kind, alles, was Du willſt," gab dieſer, der ihre Worte nicht verſtanden hatte, zur Antwort zurück.

„Der Joco hat viele betrübte Stunden," fuhr Franceska fort, „wo er ein Auge zuſchließt und mit dem andern melancholiſch um ſich ſchaut. Auch unſere alte Magd und mein Vater. — Ja richtig, und den letzteren fragte ich, wie es doch wohl komme, daß Du immer heiter und glücklich ſeieſt."

„Und was ſagte er Dir?"

„Nun, er meinte, Du hätteſt auch gar keine Urſache, Dich über irgend etwas in dieſer Welt zu beklagen; Dir verliefen Deine Tage unter lauter Sonnenſchein; Du wäreſt in einer guten Stunde auf die Welt gekommen."

„Es kann ja nicht immer ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond!“

ſang der kleine Thiermaler, der ſich wahrſcheinlich ſeit der Frage des jungen Mädchens bemüht hatte, etwas von dem Geſpräch zu vernehmen.

„Hörſt Du, wie der Wolf heult?“ ſprach lachend der Tannhäuſer. „Und er hat Recht,“ ſetzte er ernſter werdend hinzu, „es kann ja nicht alles ſo bleiben hier unter dem wechſelnden Mond. Wer weiß, Franceska, ob Du mich nicht noch einmal traurig, recht traurig ſiehſt!“

Das ſchöne Mädchen blickte auf den Boden nieder, dann ſagte ſie nach einer Pauſe mit leiſer Stimme: „O ich möchte wohl.“

„Was, mein Kind?“

„Dich auch einmal traurig ſehen.“

„Und warum das, Franceska?“

„Um den Verſuch zu machen, ob es mir möglich wäre, Dich aufzuheitern.“

Sie ſprach das langſam, mit ſtockender Stimme, und es war, als ob ſie fühle, daß ſeine Blicke auf ihrem lieben Geſicht ruhten; ſie vermochte nur langſam ihre Augen aufzuſchlagen und auch nur einen kleinen Moment ſeinem Blicke zu begegnen, worauf er lächelnd ſagte: „Du wirſt mich ſchon noch einmal ſo ſehen, Franceska.“

„Wer weiß, wo ich dann längſt ſchon bin, wenn Du einmal anfängſt traurig zu werden.“

„Ich glaube nicht, daß wir ſo bald getrennt werden, mein Kind.“

„O doch, o doch, ich fühle es!“

„Nun gut,“ ſagte Tannhäuſer mit einem leichten Lächeln; „vielleicht wäre das ein Mittel, Deinen Zweck zu erreichen.“

Sie ſchaute ihn fragend mit ihren großen, glänzenden Augen an.

„Mich nämlich traurig zu ſehen.“

„O nein,“ erwiederte ſie, „das wird Dich nicht betrüben.“

„Aber wenn es doch der Fall wäre? Denke Dir, Franceska, es geſchähe, wie Du eben ſagteſt: wir würden nämlich getrennt, Gott weiß durch welchen Zufall, und zwiſchen uns, die wir uns jetzt ſo hübſch und freundlich die Hand reichen können, legten ſich weite Länderſtrecken.“

„Ja, Berg und Thal, weite, weite Strecken,“ ſprach ſie in tiefe Gedanken verſunken.

„Und nun käme über mich, was Ihr, wie Du ſagſt, an mir vermiſſet — Leid und Traurigkeit. Und ſo träte ich vor Dich hin — mühſelig und beladen,“ fuhr er mit einem Ernſte fort, der eigentlich nicht zu der heiteren Situation paßte. „Würdeſt Du Dich alsdann Deines Wortes von vorhin erinnern und mich mit einem freundlichen Blick, einem guten Worte aufheitern — oder würdeſt Du ſagen, und ich fürchte faſt das Letztere: — den traurigen, verdrießlichen Mann kenne ich nicht; das iſt nicht der Tannhäuſer, der ſo oft meine Augen gemalt. — Ich glaube faſt, ſo würdeſt Du ſprechen, denn wie mein heulender Wolf ſagt:

Es kann ja nicht alles ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond.“

„Und darin hat er Recht,“ rief Wulf; „es wird eine Zeit kommen, ſchöner junger Menſch, wo auch Deine Sonne ſich abwärts neigt, wo auch um Dich her die feuchten, kalten Nebel aufſteigen, wo Du Dich ſehnen wirſt nach der treuen Bruſt eines Freundes, ſelbſt wenn dieſer Freund auch nur Affenſchwänze malt.“

„Du ſprichſt ja gerade wie ein prophetiſcher Rabe,“ gab Tannhäuſer zur Antwort, „der jeden ſeiner Sprüche mit: wehe, wehe! ſchließt. Sollte man, wenn man Euch hört, nicht glauben,

bei mir wäre nur Luſt- und Freude zu finden, ich kannte bis jetzt keine Schattenſeiten des Lebens."

„Du kennſt auch keine," verſetzte der Thiermaler.

„Und Du," — wandte ſich Tannhäuſer nach einer kleinen Pauſe an das junge Mädchen, „Du haſt mir auf meine Bemerkung noch keine Antwort gegeben. Glaube mir, mein Kind, ich habe Recht; die Stunden folgen einander, aber ſie gleichen ſich nicht; heute würdeſt Du Dir vielleicht einen Spaß daraus machen, mich, wenn ich traurig wäre, aufzuheitern; nächſtens aber fragſt Du vielleicht: Tannhäuſer? — Wer iſt das?" —

„O nie, nie!" rief Franceska leidenſchaftlich, und wenn auch nicht aus dem Ton ihrer Stimme die Wahrheit ſo überzeugend heraus geklungen hätte, ſo würde ihr Blick dafür gezeugt haben; ihr leuchtender Blick, offen, klar, ihr heißes Gefühl offenbarend, ihr Blick, der während einer langen Pauſe auf ſeinem Geſichte ruhte. — Dann fuhr ſie ſich mit der Hand über die Augen, wie um das Feuer deſſelben, das ſie wohl fühlen mochte, zu dämpfen, und ſagte hierauf mit leicht zitternder Stimme: „Ich hoffe nicht, daß es ſo kommen wird, wie Freund Wulf geſagt, daß die Sonne Deines Glückes ſich umziehen wird mit kalten traurigen Nebeln, oder daß ich Dich nach langer Trennung wiederſehen werde, wie Du vorhin ſprachſt: mühſelig und beladen. Sollte es aber doch ſo kommen, dann ſollſt Du erfahren, ob Franceska den Verſuch machen wird, Dich zu erfreuen, Deinen traurigen Sinn aufzuheitern. — Da," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe mit leiſerer Stimme fort, „nimm!"

Man ſah in ihren glänzenden Augen, an den heftigen Bewegungen ihres Körpers, daß ſie gewaltig erregt war. Sie tauchte ihre rechte Hand in das Mieder, welches ihre Bruſt umſchloß und zog einen kleinen Ring von Achat hervor, den ſie dort an einem Schnürchen verwahrt trug, das ſie nun mit einer raſchen Bewegung von ihrem Halſe ſchlang und es mitſammt dem

Ring dem Tannhäuſer einhändigte, „das nimm,“ wiederholte ſie dringend; „und ſo oft Du es anziehſt, ſoll es Dich an mein Verſprechen erinnern, das ich Dir gewiß halten werde.“

Der junge Mann, etwas überraſcht, faſt verwirrt, nahm das Geſchenk Franceska's entgegen — es war an ihrem Herzen gewärmt — und hielt es einen Augenblick zwiſchen ſeinen beiden Händen.

„Dafür danke ich dir innig!“ ſagte er nach einem kleinen Stillſchweigen mit bewegter Stimme, „für Deine guten freundlichen Worte, für Dein liebes Geſchenk! Ich will es als Talisman bei mir tragen, und ſchwöre Dir zu, es ſoll nie von meiner Bruſt kommen, bis ich es Dir ſelbſt bei irgend einer Veranlaſſung zeigen oder wieder geben werde.“

Ihre Augen funkelten von Thränen, und er nahm ſanft ihre rechte Hand, welche ſie auf die Stuhllehne gelegt, und fuhr fort: „Du biſt ein gutes, närriſches Kind; ſiehſt Du, Franceska, jetzt muß ich den Verſuch machen, Dich aufzuheitern.“

„Und es ſoll Dir gelingen,“ gab ſie mühſam lächelnd zur Antwort; „aber unter einer Bedingung: Du darfſt mich heute nicht malen; ich kann jetzt nicht ruhig und ſtill ſitzen. Laß mich hinaus, ich will zu meinem Freunde Wulf gehen und ihm zuſchauen.“

In dieſem Augenblicke vernahm der kleine Thiermaler draußen im Gang Schritte und gleich darauf wurde an die Thür des Ateliers geklopft. „Herein!“ rief Herr Wulf, ohne aber darauf nachzuſehen, welchen Erfolg ſein Ruf wohl haben mochte.

„Meine Gnädige,“ rief eine trockene Stimme in den Gang hinaus, „mir ſcheint, wir ſind hier gänzlich fehlgegangen; wollen Sie die Gnade haben, einen Augenblick zu warten? — Erlauben Sie Herr —rr —“

Da dieſes ‚Herr‘ ſehr nahe am Ohre des kleinen Thiermalers erklang, ſo mußte er nothwendig aufſchauen und bemerkte neben ſich einen ſchon ältlichen, elegant gekleideten Herrn mit ſehr freund-

licher lächelnder Miene, der seinen Hut ein klein wenig aufgelüpft hatte und dessen Miene und Haltung so genau wie ein Fragezeichen aussah, daß er nur die Worte: Herr Tannhäuser, auszusprechen brauchte, um von Wulf die Antwort zu erhalten: Herr Tannhäuser male im selben Atelier, sei aber augenblicklich beschäftigt, er, Wulf, wolle jedoch die Gefälligkeit haben, ihm die Wünsche des fremden lächelnden Herrn vorzutragen, wenn man ihm diese Wünsche anvertrauen wolle. Der kleine Thiermaler in seiner uns schon bekannten Eifersucht hätte selbst nicht einmal den Landesherrn zu einer Sitzung der kleinen Italienerin zugelassen; schon der Gedanke, man könne sie nur so für ein Modell nehmen, hätte ihn wüthend gemacht. Auch Tannhäuser dachte so, und da er seinen Namen aussprechen hörte, trat er aus der spanischen Wand hervor, worauf sich Wulf wieder unbekümmert seinen Affenschwanzphantasieen überließ.

Der freundliche ältliche Herr stellte sich dem Maler mit sehr ausgesprochener Herablassung als Graf Portinsky vor und lenkte mit einem vielsagenden Blick die Aufmerksamkeit des jungen Mannes auf die offenstehende Thüre des Ateliers, wo sich im Gange etwas rauschend näherte und gleich darauf eine Dame sehr elegant, aber dabei mit ausgesuchter Einfachheit gekleidet, erschien, die sich aber, ehe sie eintrat, umwandte und zu einer zweiten Dame, die ihr folgte, lächelnd sagte: „man muß ihm folgen, sonst läuft man Gefahr, in diesem Labyrinth den Weg vollständig zu verlieren. — „Ah da ist er!“ fuhr sie darauf fort, indem sie überall anstreifend durch die übrigens nicht allzuschmale Thüre des Ateliers trat. „Aber horreur!“ setzte sie dann hinzu, indem sie sich rings umschaute, „das ist ja wie das Vorzimmer zu einer Menagerie! Wohin sind wir gerathen?“

„Die Fürstin Lubanoff,“ flüsterte der freundliche Herr dem Maler zu, wobei er ihn lächelnd betrachtete, um den Ausdruck des Glückes und der furchtsamen Ueberraschung zu genießen, welche unbedingt

auf den Zügen des jungen Mannes erſcheinen mußten bei Nennung des Namens jener vornehmen und reichen Frau, die als eine mächtige Beſchützerin der Kunſt bekannt war. Tannhäuſer that übrigens nicht beſonders dergleichen; er verbeugte ſich beſcheiden, aber nicht allzu ſtark und hielt gleich darauf ruhig den einigermaßen erſtaunten Blick der Fürſtin aus, als er dieſer von dem ältlichen Herrn vorgeſtellt wurde.

„Herr Tannhäuſer, jener junge und talentvolle Künſtler, von dem Sie“ — dabei verbeugte er ſich lächelnd vor der fremden Dame, „auf den erſten Blick jenes hübſche Bild entdeckt, obgleich es ſich auf der großen Ausſtellung etwas verſteckt hält.“

„Es iſt doch von Ihnen?“ fragte die Fürſtin, nachdem ſie nochmals einen zweifelhaften Blick auf all' die Affen geworfen, die ſich hier auf Leinwand, auf Papier, auf den Fenſterſcheiben und auf allen Wänden befanden.

Der Graf Portinsky hatte währenddem einen Katalog aus der Taſche gezogen, darin geblättert und ſagte jetzt: „Numero vierhundertſechzehn.“

Tannhäuſer verbeugte ſich leicht und verſetzte: „Eine junge Mutter mit ihrem Kind auf dem Schooß; das iſt allerdings von mir.“

„Sie gaben einen Preis bei der Ausſtellungs-Commiſſion an?“ fragte der ältliche, beſtändig lächelnde Herr; „ich habe ihn wahrhaftig vergeſſen. Dürfte ich Sie vielleicht bitten, uns dieſen Preis zu nennen? Die Frau Fürſtin haben außerordentlichen Gefallen an Ihrem Bilde gefunden und wünſchen es, glaube ich, zu beſitzen.“

„Gewiß — es iſt charmant, ich möchte es gern haben.“

„Ich glaube, daß ich bei der Ausſtellungs-Commiſſion den Preis auf vierzig Louisd'or ſtellte,“ ſprach Tannhäuſer mit einer leichten Ungeduld, denn es war ihm von jeher peinlich geweſen, über dergleichen, namentlich mit fremden Leuten, zu ſprechen.

Die Fürstin hatte einen mächtigen Fächer entfaltet und gebrauchte ihn mit jener wunderbaren nachlässigen Geschicklichkeit, die einer Andalusierin alle Ehre gemacht haben würde. Wenn man auch durch dieses Spiel des Fächers, den sie jetzt auf die rechte, jetzt auf die linke Seite ihres Kopfes brachte, den sie im nächsten Momente dazu anwandte, das stark hereinfallende Licht des sonnigen Frühlingstages von ihren Augen abzuhalten, um ihn darauf zuklappen zu lassen und ein paar Sekunden später wieder rauschend zu entfalten, — wenn auch die Nebenstehenden durch diese blitzschnellen Bewegungen gehemmt waren, der Richtung ihrer Blicke zu folgen, so konnte es doch dem jungen Maler, der vor ihr stand, nicht entgehen, daß ihre Augen, so oft sie solche anderswohin gewandt, gleich wieder zu ihm zurückkehrten, um ihn mit Wohlgefallen zu betrachten.

Und die Fürstin Lubanoff hatte schöne Augen, gefährliche Augen! seufzten ihre zahlreichen Verehrer. Es war ein dunkles, sinnendes Auge, etwas umflort erscheinend, sowie es nicht ganz geöffnet war; und sie liebte es, mit jener so reizenden Schläfrigkeit ihre Augenlider ein wenig herabfallen zu lassen, um alsdann, wenn sie es für passend hielt, die ganze Glut ihrer Blicke mit unerwarteter Gewalt auf ihr Opfer schleudern zu können. Dabei aber hatte dies halbgeschlossene Auge etwas dämonisch Anziehendes; wenn es gleich wie etwas erschien, das zu fürchten war, so konnte man doch nicht unterlassen, hinein zu schauen, sich Anfangs fürchtend, nach und nach dreister werdend und zuletzt mit einer Art von schauerlichem Wohlbehagen den so eigenthümlichen, erregten und doch wieder so ruhig scheinenden Blick in sich aufnehmend.

Gerade so dachte der Tannhäuser, als er vor ihr stand, sie anblickte, während sie dies und das mit ihm sprach und während er sich dabei gestehen mußte, daß der Kopf der schönen Fürstin eine der prachtvollsten Studien wäre, die sich ein Maler nur

wünſchen könne. Ihr Geſicht war oval, eher noch von runder Form, die Naſe grade und fein gezeichnet, mit wenig, aber erſichtlicher Bewegung, wenn ſie erregt ſprach oder tiefer athmete. Der Mund hatte friſche, ſchwellende, etwas ſtarke Lippen, die ſich auch, wenn ſie nicht ſprach, ſo viel geöffnet zeigten, um die weißen Zähne durchſchimmern zu laſſen; ihre Geſichtsfarbe war von jener eigenthümlichen, etwas gelblichen Bläſſe, wie man ſie bei Frauen aus dem äußerſten Süden, aber auch bei ſolchen aus dem äußerſten Norden häufig findet. Bei der Fürſtin aber wich dieſe Bläſſe, ſowie ſie animirt ſprach, vor dem ſchnell erregten Blut, welches dann mit leichter Röthe auf der feinen, durchſichtigen Haut erſchien. Ueberhaupt, wenn ſie ſchon im gewöhnlichen, ruhigen Dahinleben eine ſchöne Erſcheinung war, ſo mußte man ſie entzückend, hinreißend finden, wenn ſie ſich über etwas enthuſiasmirte, wenn ſie lebhaft ſprach, wenn ihre Augen blitzten, wenn ihr dunkler Teint dem Pfirſich gleich von einem ſanften Roth angehaucht erſchien. Ihr Haar war dunkelbraun, faſt ſchwarz, doch ohne den blauen Glanz, den man zum Beiſpiel an dem Haar Franceska's ſah. Die Fürſtin war über Mittelgröße; ſchlank und doch voll zeigte ſich ihre Geſtalt in tadelloſen Formen, und trotz ihrer ſichern Haltung und ihres feſten, ſich ſelbſt bewußten Auftretens hatten doch ihre Bewegungen zuweilen etwas Mädchenhaftes, etwas Scheues, Schüchternes und dadurch etwas unendlich Anziehendes.

Die Fürſtin Lubanoff, jetzt vielleicht 26 Jahre alt, war die Wittwe ihres Vetters, des Generals Lubanoff, eines alten Herrn, der nur geheirathet hatte, um das koloſſale Vermögen der Lubanoff nicht in fremde Hände kommen zu laſſen, ſondern ſeiner wenig bemittelten Couſine zuzuwenden, wofür er wahrſcheinlich im Himmel ſeine Belohnung finden wird; denn hier auf Erden war ihm nicht mehr viel Zeit vergönnt, die Früchte ſeiner edlen Handlung zu genießen, da ihm bald nach ſeiner Hochzeit die unangenehme Ueberraſchung zu theil wurde, durch ein Avancement zur Armee des

Kaukasus versetzt zu werden, wo er kurze Zeit darauf bei Erstürmung eines feindlichen Aul's in einem furchtbaren Handgemenge fiel, in mancher Beziehung vielleicht ein Glück für ihn, denn er war ein vortrefflicher Soldat, wäre aber, wie seine Freunde vermutheten, ein weniger guter Ehemann geworden.

Von der Fürstin aber fand man es damals sehr gerechtfertigt, daß sie ihre Heimat verließ, um längere Zeiten auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, Italien auswärts zu bleiben. Im Besitze ihres alten Namens und eines ganz außerordentlichen Vermögens, wie schon oben angedeutet, ward sie in hohen und höchsten Kreisen mit der größten Zuvorkommenheit empfangen, hatte nebenbei einen eigenen kleinen Hof um sich und war bei ihrem feinen Geschmack, sowie bei ihrer Liebe für alle Künste bald überall die Tonangeberin. Dabei glänzte sie durch eine gediegene Einfachheit; ihr Haus mit seiner Einrichtung, ihre Equipagen, die Livreen ihrer Dienerschaft, alles war von einer ausgesuchten Bescheidenheit, alles glänzte, weil die kostbarsten Stoffe jeder Art so angebracht waren, daß sie nicht glänzen konnten.

Am heutigen Morgen hatte die Fürstin ein einfaches Kleid von perlfarbener Seide, einen weißen Burnuß und einen grauen Hut, und wenn dabei alles mit einer solchen Zierlichkeit gearbeitet war, daß die reichen Stoffe vollkommen als Nebensache erscheinen konnten, so kam doch wieder die sorgfältige Arbeit derselben nur dadurch zur Geltung, weil sie von der reizenden Figur der schönen, eleganten Frau getragen wurden. Ihren Fuß hatte ihr Pariser Schuhkünstler für das feinste und tadelloseste Modell erklärt, und für ihre Hand sah sich Jouvin gezwungen, eine neue Nummer zu erfinden.

„Vierzig Louisd'or," hatte Tannhäuser mit einiger Zurückhaltung gesagt, sei der Preis für sein Bild Nr. 416, eine Mutter mit ihrem Kinde. Und darauf betrachtete ihn die Fürstin kopfschüttelnd und so eigenthümlich lächelnd, daß dem guten Maler, der nicht

Seelenruhe zugesehen und entgegnete kaltblütig: „allerdings habe ich den Auszug gemacht und ihn dem Herrn Prinzipal zur Unterschrift vorgelegt, doch stand ja ausdrücklich darunter: Irrthum vorbehalten.“

„Herr Block also,“ sagte der Prinzipal, majestätisch und groß und schlug das Hauptbuch zu, daß es krachte, „Herr Block, Sie sind aus meinen Diensten entlassen, gehen Sie nach Haus, ich werde mit Ihrem Vater über Sie sprechen.“

Herr Block sah den Prinzipal einige Augenblicke ruhig an und es schien, als habe der Abschied keinen großen Eindruck auf ihn gemacht, lachend sagte ihm der Färber: „es thut mir leid, Herr Block, aber machen Sie sich nichts daraus, Sie finden überall eine solche Stelle, wie gesagt, machen Sie sich nichts daraus.“ Der Lehrling schien diesen guten Rath auch vollkommen zu befolgen, er nahm seine Mütze von der Wand, klopfte den Staub heraus, und sagte, indem er gegen den Prinzipal eine Verbeugung machte: „Adieu, Herr Pfeffer, der Papa hat mir gesagt, als ich hierher kam, daß sei ein Glück für mich, ich bekäme einen wohlwollenden freundlichen Prinzipal, könne was Rechtes hier lernen, und das habe ich auch so geglaubt, aber, Irrthum vorbehalten. Guten Morgen, Herr Pfeffer!“ Damit ging er zur Thür hinaus.

„Und meine Abrechnung“ sagte der Färber, „nicht

anders glaubte, als man finde ſeinen Preis zu hoch, das Blut in den Kopf zu ſteigen begann und ſeine Augen ſich zuſehends belebten.

„Vierzig Louisd'or?“ wiederholte die ſchöne Frau und drehte ihren Fächer ſo, daß er eine förmliche ſpaniſche Wand bildete zwiſchen ihr und den Uebrigen, die ſich im Zimmer befanden. „Vierzig Louisd'or — ich finde, das iſt ein ſehr mäßiger Preis.“ Dabei öffnete ſie ihre Augen und blickte dem jungen Mann ein paar Sekunden feſt ins Geſicht, wobei ihre Bruſt von einem tiefen Athemzuge geſchwellt wurde. Gleich darauf ließ ſie aber ihre Augenlider wieder langſam niederfallen und fuhr fort, nachdem ſie den Fächer zuſammengeklappt: „Darf ich das Bild mein nennen? — Darf ich?“ wiederholte ſie haſtig und erhob ihre Blicke abermals zu dem Maler.

Dieſer verbeugte ſich mit wahrer Erleichterung; es hätte ihn geſchmerzt, wenn man den Preis für ſein Bild zu hoch gefunden hätte; wahrhaftig, es hätte ihm das gerade dieſer Frau gegenüber, die er heute zum erſtenmale ſah, einigermaßen wehe gethan. Deßhalb ſprach er auch mit belebterer Stimme: „Ich ſchätze mich glücklich, Madame, dies Bild, das ich gern und mit Fleiß gemalt, in Ihren Händen zu wiſſen.“

Die Fürſtin wandte ſich raſch herum, und nachdem ſie abermals einen fragenden Blick rings um ſich her geworfen, ſagte ſie: „Aber wo iſt denn eigentlich Ihr Atelier?“

„Gleich nebenan,“ gab der Tannhäuſer zur Antwort; doch ſetzte er mit der ihm eigenen ruhigen, ja vornehmen Haltung hinzu: „Ich bedaure unendlich, die Frau Fürſtin in dieſem Augenblicke nicht dorthin führen zu können, da ich gerade eine Sitzung habe, die ich ſelbſt durch den verehrteſten fremden Beſuch nicht unterbrechen darf.“

Bei dieſer Antwort erhob die ſchöne Dame leicht ihren Kopf und ſagte: „Vielleicht ein andermal denn.“ Dabei erſchien ſie

ebenſo ruhig und freundlich wie vorher, denn der leichte Schatten, der über ihre Züge flog, war ſo unmerklich, daß er ſelbſt dem ſchärfſten Beobachter entgehen mußte, umſomehr dem Maler, welcher vor ihr ſtand und mit der Luſt des Künſtlers dieſe intereſſanten Züge ſtudirte.

„Da fällt mir ein," wandte ſie ſich an den ältlichen Herrn, „daß ich Herrn Tannhäuſer bitten könnte, mein Portrait zu malen; — die Zeichnung Ihres Bildes, die Behandlung der Farben hat mir außerordentlich gefallen, und wenn Sie ſich überhaupt mit Portraits abgeben," ſagte ſie zu dem Maler, „ſo werden Sie mir vielleicht meine Bitte nicht abſchlagen. — Aber ehe Sie ſich dazu entſchließen," fügte ſie raſch hinzu, „ehe Sie vielleicht ſo freundlich ſind, Ihre Zuſtimmung zu geben, muß ich eine kleine Bedingung ſtellen, die Ihnen vielleicht läſtig iſt, die ich aber deßhalb vorher ausſpreche. Es iſt mir nämlich unmöglich, zu den Sitzungen hieher in Ihr Atelier zu kommen. Ich würde auch das thun," ſchloß ſie verbindlich, „wenn ich nicht einem andern, ebenfalls renommirten Künſtler, der mich früher gemalt — Sie werden ſein Bild bei mir ſehen — dieſelbe Bedingung geſtellt hätte und ſie auch feſthielt."

Da es nun dem guten Tannhäuſer, der ja die erſten, wenn auch gelungenen Schritte auf der dornenvollen Künſtlerlaufbahn that, niemals in den Sinn gekommen wäre, auch von einer viel minder vornehmen Dame zu verlangen, ſie ſolle ſich hieher an's Ende der Welt begeben, um ihr Portrait malen zu laſſen, ſo verſicherte er auf's Bereitwilligſte, er fühle ſich durch den erhaltenen Auftrag geehrt und bitte nur, ihm die Zeit beſtimmen zu wollen, er werde ſich dann einfinden. Er ſagte das freilich ſo verbindlich, als es ihm möglich war, und er fühlte ſich auch in der That durch dieſen Auftrag geehrt, doch da er dabei keine allzutiefe Verbeugung machte, wie die Fürſtin bei ähnlichen Veranlaſſungen ſonſt' wohl gewohnt war, auch die Worte von ſeinem

tiefen, klingenden Organ ausgeſprochen, ziemlich ernſt klangen, ſo war es gerade, als erweiſe er der vornehmen Dame eine Gunſt — ein Gedanke, den dieſe ebenfalls durch jene ganze Haltung beſtätigt fand, der ſie im erſten Augenblick überraſchte, der aber gleich darauf ein wohlwollendes und ſehr freundliches Lächeln auf ihren Zügen hervorrief.

„Das wäre alſo abgemacht," ſagte ſie heiter; „ehe wir aber die Sitzungen beginnen, möchte ich Ihnen wohl das Zimmer mit ſeinem Lichte zeigen, um Ihre Anſicht zu hören, ob es Ihnen tauglich erſcheint. Wann könnten Sie zu mir kommen, um es zu ſehen? Ich möchte Ihre koſtbare Zeit nicht unnütz in Anſpruch nehmen."

Während ſie ſo ſprach, war es natürlich, daß ſie ihn aufmerkſam anſehen mußte, was ſie denn auch that. „Hätten Sie vielleicht heute Zeit?" fragte ſie.

„Gewiß, Madame," verſetzte Tannhäuſer; „ich bitte nur eine Stunde zu beſtimmen, die Ihnen angenehm iſt."

Sie dachte einen Augenblick nach, ſie ſchien etwas zu überlegen, dann ſprach ſie lächelnd: „Sie werden es vielleicht komiſch finden, wenn ich Ihnen ſage, daß meine Zeit ſehr in Anſpruch genommen iſt. Und doch iſt dies der Fall, namentlich heute, wo ich nur zwiſchen Vier und Sechs für mich habe."

Tannhäuſer zeigte durch eine leichte Verbeugung an, daß ihm dieſe Zeit vollkommen genehm ſei.

„Es iſt dies aber gerade die Stunde meines Diners," fuhr ſie fort, „und ich würde mich nur dann ungenirt mit Ihnen berathen können, wenn Sie ſo freundlich wären, bei mir ſpeiſen zu wollen."

Obgleich dieſer Vorſchlag dem jungen Maler einigermaßen unerwartet kam und ihn überraſchte, ſo fand er doch nicht gleich einen triftigen Vorwand, um ihn abzulehnen, und ſagte deßhalb, was man bei ſolchen Veranlaſſungen zu ſagen pflegt, er mache ſich

eine Ehre daraus, um vier Uhr zu erſcheinen. Dabei verwirrte es ihn doch einigermaßen, als er, vor ſich hinausſchauend, mit ſeinen Blicken auf das Geſicht ſeines Freundes Wulf traf, der ſich wieder an die Arbeit geſetzt hatte und an ſeinen Affenſchwänzen fortmalte, als gäbe es um ihn her keine fremden Beſuche oder dergleichen. Jetzt aber hatte er ſeinen Kopf herum gewandt, den Freund mit einem recht ſarkaſtiſchen Lächeln angeſchaut und dann, wie er es zu thun pflegte, wenn er eine ſeiner Lieblingsbemerkungen von ſich gegeben, die er aber jetzt begreiflicher Weiſe nur dachte: was geht's mich an? — ſeinen Mund geſpitzt, als wolle er ſich oder den Anweſenden etwas vorpfeifen.

Die Begleiterin der Fürſtin, die wir bis jetzt noch nicht genau betrachtet — ſie hielt ſich auch in beſcheidener Entfernung — war eine ſchon ältere Dame und hatte das Anſehen einer geſetzten Geſellſchafterin, die, vielleicht aus gutem Hauſe, es wahrſcheinlich vorzog, im Hotél Lubanoff ſich bei angenehmem Leben in einem dienenden Verhältniß zu befinden, als ſelbſtändig ihrer vollen Freiheit bei geringem Brode froh zu werden.

Frau von Bauvallet, die Gattin eines franzöſiſchen Bergbeamten — er hatte das Unglück gehabt, ſich in den Goldminen am Ural zu verirren, das heißt, er war eines Tages eingefahren und darauf ſpurlos verſchwunden — war von einem angenehmen, heiteren Charakter; ſelbſt ziemlich ſorglos, hatte ſie die Gabe, mit anſcheinenden Vernunftgründen auch andere Leute davon zu überzeugen, daß es am beſten ſei, man laſſe ſich vom Strom des Lebens, ohne viel zu ringen und zu kämpfen, dahintragen, ſuche ſich dabei ſo behaglich wie möglich einzurichten, pflücke die Blumen am Ufer, die man erreichen könne, und hoffe immer darauf, vom lieben Gott an eine Inſel geführt zu werden, die viel Aehnlichkeit mit dem Schlaraffenland der Kinder habe. Für ein ſolches Schlaraffenland ſchwärmte Madame Bauvallet überhaupt, den Goldberg und die Diamantenfelder hätte ſie dabei andern Leuten

überlaſſen und wäre ſchon mit dem Thal zufrieden geweſen, wo der Mandelberg thront, wo die fetteſten Faſanen umherfliegen und wo die geſpickten Rehe inſtändigſt bitten, ihren Ziemer gefälligſt abſchneiden zu wollen. Im Vertrauen geſagt, war die würdige Franzöſin eine Art Haushofmeiſter, und wo es galt, die Ehre des Hauſes zu zeigen, hätte ſich der Chef der Küche, ein berühmter Landsmann, nicht einmal unterſtanden, das Menü ohne ihren Rath zu entwerfen.

Frau von Bauvallet hatte ſich hinter den Stuhl des Thiermalers gezogen, betrachtete deſſen Bild mit unverkennbarem Intereſſe und that einige Fragen, welche ſo ſehr davon zeugten, daß ſie von einer oberflächlichen Neugier hervorgerufen waren, daß ſich Wulf veranlaßt ſah, der alten Dame eine leichte Erklärung ſeines Werkes zu geben, welche von derſelben mit den Ausrufen: „außerordentlich! deliciös! charmant!“ belohnt wurde, — Ausrufungen, welche ſie ſo laut betonte, daß dieſe nothwendig die Aufmerkſamkeit der Fürſtin erregen mußten, welche ſich denn auch einige Augenblicke, nachdem der Tannhäuſer die Einladung zum Diner angenommen, mit der Frage, was es denn dort eigentlich gebe, dem Stuhle des Thiermalers näherte. Frau von Bauvallet gab die Erklärung des Bildes in einer ſo launigen Art, daß auch die Fürſtin darüber lächelte und dann einige Worte in ruſſiſcher Sprache zu ihrer Geſellſchafterin ſagte, worauf dieſe eifrig und ſehr heiter mit dem Kopfe nickte.

Herr Wulf blieb ruhig auf ſeinem Stuhle ſitzen und beugte ſich nur ſo viel auf die Seite, als nöthig war, um den Damen die Ausſicht auf ſein Bild frei zu laſſen. Kein Gefühl der Ehrfurcht vor denſelben hätte ihn gezwungen aufzuſtehen, und es war etwas ganz Anderes, was ihn im nächſten Augenblicke vermochte, ſeinen Sitz zu verlaſſen, mit der Behendigkeit und Eilfertigkeit einer Schlange zwiſchen den Damen hindurchzuſchlüpfen.

Er hatte nämlich mit ſeinem ſcharfen, beſtändig umherirren-

den Auge bemerkt, daß sobald Tannhäuser und die beiden Damen hinter seinen Stuhl getreten waren, der ältliche, beständig lächelnde Herr sich der Oeffnung in der spanischen Wand näherte, dort einen Augenblick stehen blieb, listig um sich schaute und dann mit einem Male in dem Atelier des jungen Malers verschwand. Er war aber nicht zwei Sekunden dort gewesen, so befand sich Wulf, ohne draußen durch sein Verschwinden irgend ein Aufsehen erregt zu haben, neben ihm, legte die Hand auf seinen Arm und sagte ihm mit seiner rauhen, aber festen Stimme: „Man tritt hier nicht herein, mein Herr, und wenn man das doch thut, so bleibt man wenigstens nicht da. — Darf ich bitten?" Er zeigte mit der andern Hand nach dem Eingange,

Und doch wäre der alte freundliche Herr so außerordentlich gern dageblieben. Er schien erstaunt, überrascht, entzückt von der Schönheit des jungen Mädchens, welches still und schweigend in dem großen Lehnstuhl saß und den Eintretenden einen Moment mit ihren großen, glänzenden Augen anschaute und dann ihren Kopf in die Hand niedersinken ließ. Wie wohlwollend und freundlich, wie süß und angenehm lächelnd war in diesem Augenblicke das Gesicht des alten Herrn anzusehen. Der überhaupt nicht allzu große Raum zwischen Nase und Kinn verminderte sich fast zusehends, und um den dazwischen sehr in der Tiefe liegenden Mund spielten eine Menge feiner, beweglicher Falten und gaben den dünnen, blassen Lippen das Ansehen, als beschäftigten sie sich mit dem Vorgeschmacke von irgend etwas besonders Köstlichem.

Welch' angenehme und höchst unerwartete Ueberraschung! hatte er sagen wollen, war aber nicht über das „welch" hinausgekommen, als er schon den zudringlichen Menschen an seiner Seite sah, der es obendrein noch wagte, seine plebejischen Malerfinger auf seinen vornehmen russischen Grafenärmel zu legen. „Baschol durak!" wollte er mit begreiflicher Indignation sagen; doch begnügte er sich mit der ersten Silbe und schlenkerte dabei

mit ſeinem Aermel, wie man es zu machen pflegt, wenn man eine läſtige Fliege entfernen will. Aber der kleine Thiermaler war bei Veranlaſſungen, wie die gegenwärtige, eine ſehr zudringliche, ja wie Graf Portinsky dachte, eine freche Fliege, denn er pflanzte ſich ruhig zwiſchen den ältlichen, freundlichen Herrn und das ſchöne junge Mädchen, das Geſicht gegen den Erſteren gekehrt, ſteckte ſeine Hände in die Hoſentaſchen und erhob ſeine Naſe mit wahrer Inſolenz um drei bis vier Zoll.

Daß der Graf Portinsky den freundlichen Wunſch hegte, dieſen angenehmen deutſchen Maler ſtatt hier in ſeinem eigenen Atelier, wenn auch nur für ein Paar kleine Tage auf einem ſeiner Güter vierhundert Werſt hinter St. Petersburg zu beſitzen, finden wir ebenſo begreiflich wie natürlich, kennen auch ähnliche Gelüſte, die aber ebenſowenig in Erfüllung gingen, wie dieſes, und wo der Betreffende ebenfalls mit langer Naſe abziehen mußte, was aber der alte freundliche Herr hier nach dem erſten Moment unangenehmer Ueberraſchung mit einem wahren Aufwand von Bonhommie that.

„Ah, dieſe Maler!“ ſagte er grinſend; „wir müſſen ihnen da für ihre Kopieen, allerdings nach der Natur, unſer ſchönes ruſſiſches Geld bezahlen, während ſie die koſtbaren Originale für ſich behalten. O dieſe Egoiſten! — Doch vederemo!“

Es war gut, daß in dieſem Augenblicke die Frau von Bauvallet draußen ziemlich laut den Namen des Grafen rief und ihn ſo zu einem ſchnellen Rückzuge nöthigte, denn der Thiermaler war ſchon im Begriff, ihm eine recht grobe Antwort zu geben, die vielleicht zu unangenehmen Erörterungen hätte führen können. Nachdem demnach der alte freundliche Herr bei Wulff vorbei einen langen Blick auf das ſchöne Mädchen geworfen hatte, das aber natürlicher Weiſe darauf nicht achtete, wandte er ſich um und verließ das Atelier, um die Damen aufzuſuchen, die das Haus ſchon verlaſſen hatten und, von Tannhäuſer begleitet, durch den kleinen

Krautgarten des guten Bildhauers Piſani nach ihrem Wagen gingen, der auf der Straße draußen hielt.

Herr Wulf hatte ſich eine Zeit lang nachdenkend am Kopfe gekratzt, dann zuckte er mit den Achſeln und ſetzte ſich wieder vor ſeine Staffelei, wo er auch ruhig ſitzen blieb, nachdem Tannhäuſer wieder eingetreten war, der ſogleich zu Franceska ging, ſeine Hand auf den Kopf des jungen Mädchens legte, denſelben etwas aufrichtete, um ihr in die Augen ſehen zu können und dann zu ihr ſprach: „Was ſagſt Du dazu, mein Kind?“

Sie blickte ein Paar Sekunden zu ihm empor mit ruhigem, doch nicht ganz ſo heiterem Auge wie vorher. Dann gab ſie zur Antwort: „Es hat mich recht gefreut, daß die ſchöne fremde Dame Dein Bild gekauft hat. Sie war doch ſchön?“ ſetzte ſie haſtig fragend hinzu. „O ja, dem Klange ihrer Stimme nach muß ſie ſchön ſein,“ gab ſie ſich ſelbſt zur Antwort. „Und iſt jener alte häßliche Mann, der zu mir hereingeſchaut, ihr Gemahl?“

„Nein, mein Kind,“ antwortete Tannhäuſer lachend, „ſie iſt Wittwe.“

„So, ſie iſt eine Wittwe? — Und Du ſpeiſeſt heute bei ihr? — Da mußt Du Dich ſchwarz anziehen und nimmſt eine weiße Halsbinde, wie damals, als Du zu dem Fürſten gehen mußteſt. Nicht wahr, Du nimmſt wieder wie damals die weiße Halsbinde von meinem Vater. Ich habe ſie ſelbſt gewaſchen, gebügelt und zurecht gemacht.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ſprang ſie heftig auf und eilte durch die Oeffnung der ſpaniſchen Wand. In dem vordern Atelier angekommen, blieb ſie aber mit einem Male ſtehen, preßte heftig die Lippen zuſammen, fuhr mit der Hand über ihre Stirn und that einen tiefen Athemzug. Dann ging ſie zu dem Thiermaler, kauerte ſich neben ihn hin auf eine kleine Ecke von ſeinem Stuhle, legte ihren Kopf auf ſeine Schulter und ſagte mit leiſer aber inniger Stimme: „Du — Wulf, Dein Bild iſt auch ſchön,

und gib nur Achtung, es wird es nächſtens auch Jemand haben wollen. Aber thu' mir den Gefallen und verkauf es nicht an ſo fremde, ſtolze, übermüthige Damen."

„Gewiß nicht, mein Kind."

„Lieber behalte es für uns, und wir haben dann unſere Freude daran."

„Ja, meine Koſtbarkeit."

„Nenne mich nicht ſo, auch nicht im Scherz. Was habe ich Koſtbares? — Aber Dein Bild behalten wir, nicht wahr, Wulf?"

„Gewiß, gewiß, Franceska."

Es ſchien, als wolle das junge Mädchen noch mehr ſagen, doch verſchloß ſie alles in einem Seufzer, als ſie aufſtand. „Ich hole die weiße Halsbinde," ſagte ſie darauf und verließ das Atelier.

Der kleine Thiermaler legte hierauf einen Augenblick beide Hände auf ſeine Knice, er blickte vor ſich nieder, dann auf ſeine Affen, hierauf in die Höhe, fuhr plötzlich mit ſeinem Kopfe wieder hinab und ſtieß darauf halblaut die Worte hervor: „Ich Narr, ich dummer Kerl, ich ſelbſt ein Affe! — Zum Teufel mit allem, was ſchön iſt!"

Und wie um dieſen Worten mehr Nachdruck zu geben, ſchleuderte er den Pinſel, den er in der rechten Hand hielt und mit dem er eine Roſe auf dem Fenſtergeſims angelegt hatte, hoch empor an die Decke, daß er, dort gegenſtoßend, einen kleinen blutrothen Flecken zurückließ.

Herr Wulf ſchien ſehr verſtimmt, der Tannhäuſer aber ganz und gar nicht; denn hinter ſeiner ſpaniſchen Wand hörte man ihn ganz gemüthlich ſingen:

„Schöne Minka, ich muß ſcheiden."

Fünftes Kapitel.

Bei der Fürstin.

Der Tannhäuser hatte seinen Frack hervorgesucht, der, wenn er auch gerade nicht mehr vom letzten Jahre war, noch immer stattlich genug aussah, sobald ihn der auffallend schöne junge Mann angezogen. Er hatte auch seine Toilette mit der weißen Halsbinde von Franceska's Vater, welche ihm dieselbe freundlich und bereitwillig gebracht, vollendet, und war zur bestimmten Stunde nach der Stadt gegangen, wo er sich zu dem Opfer entschloß, in einem der zahlreichen Läden sich ein Paar neue Handschuhe zu kaufen, worauf er sich nach dem ihm wohlbekannten Hause der Fürstin Lubanoff verfügte. Der junge Maler hatte etwas Außergewöhnliches, etwas Vornehmes in seinem Wesen; er hätte fast für einen der Ihrigen gelten können, weßhalb denn auch das sonst so geübte Auge des alten Portiers einigermaßen getäuscht wurde und er, vor seiner Loge stehend, jene Verbeugung machte, die er auszuführen pflegte vom einfachen Adeligen aufwärts durch die Klasse der unbetitelten Barons hindurch bis hinauf zu den Legations-Sekretären der fremden Mächte.

Im Vestibul traf Tannhäuser mit dem ältlichen freundlichen Herrn zusammen, der von einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit für den Künstler war; er drückte dem jungen Mann nicht nur die Rechte mit beiden Händen, sondern er zog ihn sogar an sich, als wolle er ihn als Ausdruck seiner freundschaftlichen Gefühle umarmen; er näherte seine lange spitze Nase und seinen fast zahnlosen Mund mit grinsender Freundlichkeit dem offenen und edlen

wahr, wir können auch rechnen, ich bekomme demnach noch ſechs Thaler."

Der Chef würdigte ihn keiner Antwort, wollte aber vollkommen ruhig ſcheinen, doch als er die Kaſſe aufſchloß, klirrten die Schlüſſel bedeutend in ſeiner Hand und er zählte die ſechs Thaler zitternd auf den Tiſch.

Ein boshaftes Lächeln überflog die Züge des Färbers, indem er ſagte „ei, wo denken Sie hin, Herr Pfeffer, ich bekomme freilich ſechs Thaler, aber wie es immer in Ihrem wehrten Hauſe der Brauch war, ein Drittel in Baarem, zwei Drittel in Waaren. Ich kann es wahrhaftig nicht unterlaſſen, der Fräulein Pfeffer einen Abſchiedsbeſuch zu machen."

Das war zu viel für den Prinzipal, er ſprang von ſeinem Stuhl auf und wollte hitzig werden; aus dem Sprachrohr ziſchelte es: „laß mir dieſen Kerl um Gotteswillen nicht in den Laden" und der Herr Pfeffer hatte darauf allerhand Entwürfe, doch was war zu thun, als Fabrikherr auftreten in Würde und Hoheit, das machte keinen Eindruck auf den Färber, nach der Polizei ſchicken, das widerrieth die Fiſtelſtimme des Herrn Braun, vor das Fabrikgericht gehen, war nicht thunlich, denn er hätte dort Unrecht bekommen und wäre von ſeinen Collegen ausgelacht worden, er hatte einmal den Contrakt mit ſeinen Arbeitern gemacht und was dem einen recht iſt,

Gesichte des Malers, wobei der alte Herr aber etwas Lamaartiges an sich hatte, so daß sich Tannhäuser genöthigt sah, sein Gesicht abzuwenden, um einem förmlichen Sprühregen zu entgehen. Dazu sprach der Graf Portinsky mit einem wahren Entzücken von der angenehmen Fahrt von heute Vormittag; mit welchem Behagen er so ohne alle Ceremonie ins innerste Heiligthum der Kunst gedrungen sei und wie er es sich nicht nehmen lassen werde, so häufig, ohne alle Anmeldung, seine Besuche zu machen, schwelgend in den harmlosen Freuden des einfachen Künstlerlebens.

„Aber, Freundchen," setzte er hinzu, wobei er einen Rockknopf des jungen Malers faßte und ihn mit steifem Arm ein wenig von sich abdrückte, als wolle er ihn etwas genauer von der Ferne betrachten, ehe er ihn wieder an sein Herz zöge, „Sie müssen mich bei meinen Besuchen ganz wie einen der Ihrigen betrachten; nicht so ängstlich Ihr Atelier verschließen, wie heute Morgen, — nicht so eifersüchtig sein, junger Mensch," fuhr er mit einem Lächeln fort, das sich zu bemühen schien, seine Nase und das spitze Kinn zu vereinigen. „Ja, ja," sprach er in lustigem Tone weiter, als er bemerkte, wie ihn der Maler ernst und fragend anblickte, „ja, ja, heute Morgen. Daß Sie die Damen fern hielten, begreife ich wohl, aber Unsereinem, einem Kenner — ich versichere Sie, einem Kenner der feinsten Art, hätten Sie schon sagen müssen: treten Sie ein, s'il vous plait. Wissen Sie, Freundchen, eine Hand wäscht die andere in dieser Welt. Ja, sehen Sie mich nur so verwundert an; Sie sind ein Schalk, ich habe es der Fürstin gleich gesagt, aber ein gefährlicher Schalk. Ob sie es gehört hat, weiß ich nicht. Sie schlug ihren Fächer auf und blickte zum Wagen hinaus. — Aber das beiseite! Um wieder auf Ihr Atelier zu kommen, die Kleine da —"

„Welche Kleine, wenn ich bitten darf, Herr Graf," fragte der Maler in ernstem Tone.

„Lieber Freund, Sie machen mich lachen," erwiederte der alte Herr, ohne im Geringſten ſeine heitere Miene zu verändern; „wer die Kleine iſt mit dem ſchwarzen Haar und dem feurigen Blick? — Nun die, welche Sie gemalt; da kann von einer Andern nicht die Rede ſein. Das reizende Geſchöpf, das im hintern Atelier ſaß — Ihr Modell."

„Ach, ich verſtehe, Herr Graf!" verſetzte Tannhäuſer und fuhr dann in ſehr trockenem Tone fort: „das junge Mädchen iſt kein Modell, wie Sie es zu nennen belieben; es iſt die Tochter eines Freundes, die uns erlaubt, die in der That wunderbaren Formen ihres Kopfes zuweilen mit einigen Strichen zu benutzen."

Währenddem waren ſie langſam die Treppen hinaufgeſtiegen, wozu ſie einige Zeit gebraucht, da der alte Herr im Eifer ſeines Geſprächs häufig ſtehen blieb und den jungen Mann durch eine Wendung des Armes zwang, ſich gegen ihn zu drehen. Er that das, um eindringlicher mit ihm zu reden.

„O—o—oh!" ſagte er jetzt, indem er oben ſtehen blieb; „was ſeid ihr Künſtler für ein merkwürdiges Volk! So was von Eiferſucht und Mißtrauen kann ſich Unſereins, der in Parentheſe geſagt, gegen ſeine Freunde und Bekannte nach allen Richtungen hin gefällig iſt, nicht vorſtellen. Dem ſei aber, wie ihm wolle, in den nächſten Tagen werden Sie mich wieder bei ſich ſehen. — Lieber Freund und Herr, Ihre finſtere Stirne ſchreckt mich nicht; ich komme, ſobald ich kann, zu Ihnen, ich, der alte Portinsky. Wenn ich daran denke, könnte ich jetzt ſchon lachen, hahaha!" — Und während er das ſprach, brach er wirklich in ein lautes Gelächter aus, wobei er ſich ordentlich vor Vergnügen ſchüttelte. „Ich komme zu Ihnen mit der Mappe unter dem Arm, wie ein junger Kunſtſchüler, und zeichne ebenfalls nach den wunderbaren Formen des Kopfes dieſer kleinen reizenden Perſon. — Dieſe Idee iſt ekklatant, ſie wird die Fürſtin außerordentlich amuſiren."

Der Maler fühlte sich durch diese ausgelassene Lustigkeit des alten Herrn etwas verletzt; es wehte ihn aus diesem Gespräche kalt und unheimlich an, er kam sich fast selbst nicht mehr wie der vor, der noch vor wenigen Augenblicken stolz gegen das Haus der Fürstin geschritten war, mit dem Bewußtsein eines Künstlers, den sein Talent adle, oder, was freilich nicht ganz dasselbe ist, den sein Talent über die gewöhnliche Menschheit erhebe. Bei diesen Worten fühlte er sich herabgedrückt, weßhalb er sich nicht enthalten konnte, dem alten, so übermäßig heitern Herrn zur Antwort zu geben: „Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß ich nicht begreifen kann, wie sich die Frau Fürstin über Ihre eben ausgesprochene Idee so außerordentlich werde amusiren können.“

Sie waren in ein Vorzimmer getreten, an dessen Thür ein reich gallonirter Bedienter stand, welcher sich vor dem Grafen tief verbeugte.

„Sie werden das sehen und hören,“ sagte der alte Herr, wobei er zu lächeln fortfuhr, „ich mit einer Mappe unter dem Arm. Wenn ich nur gleich eine bei der Hand hätte, um so in den Salon treten zu können. Meinen Sie in der That, daß das nicht amusant wäre?“

„Komisch gewiß,“ entgegnete Tannhäuser; „es ist wirklich schade, Herr Graf, daß keine Mappe zur Hand ist, ich würde alsdann mit Ihnen, meinem Schüler, eintreten, einem Schüler, von dem aber der Meister noch sehr viel lernen könnte.“

„Das könnten Sie auch, junger Mann, ich versichere Sie; Sie werden das sehen, wenn ich erst ein paarmal mit Ihnen gezeichnet habe.“

So waren sie durch mehrere Zimmer geschritten, und als sie abermals vor eine Thür kamen, zog der Graf seine weiße Halsbinde ein wenig in die Höhe, fuhr leicht mit der Hand über die Lichtung seines ehemaligen Haares und trat alsdann voran in den Salon der Fürstin, wobei er laut und lustig auflachte.

Es war das ein Gemach mit Raffinement und Luxus ausgestattet; auf dem Boden lagen die feinsten, indianischen Matten, wie das feinste Gewebe, wie ein Seidenstoff aussehend, während tatarische Decken, die wirklich von Seide gemacht waren, aber buntgefärbten, glänzenden Vließen ähnlich sahen, sich überall als Vorlagen vor den verschiedensten Möbeln befanden. In den Ecken des Zimmers waren Blumenpartieen aufgestellt, mit duftenden, buntfarbenen Blüthen; dem Eingange gegenüber führte eine vielleicht sechs Fuß breite Oeffnung in ein kleines Gemach, wo man zwischen grünen Gebüschen eine marmorne Brunnenschale sah, die murmelndes Wasser von allen Seiten überströmen ließ. Eine leichte Bewegung desselben, sowie der Blätter, die sich hin und her wiegten, zeigte an, daß dort, wahrscheinlich um eine erfrischende Kühle zu behalten, die äußere Luft ungehindert eintreten könne.

Der ganze Anblick dieses Salons hatte etwas eigenthümlich Unordentliches und doch dabei Reiches und Malerisches. Kein Fauteuil, kein Tisch stand an dem Platze, wo man allenfalls befugt gewesen wäre, ihn zu suchen; dabei waren an allen diesen Möbeln die kostbarsten, aber verschiedenartigsten Stoffe verwendet, in den buntesten Farben, oft mit Gold durchwirkt, aber in den eigenthümlichsten und doch wieder geschmackvollen Zusammenstellungen. Dazu kam noch, daß die reichen und schönen Tischdecken mit einer naiven Willkürlichkeit hier hoch, dort tief herab hingen, daß sich auf ihnen alle möglichen Geräthe befanden: Krüge, Schüsseln, Schalen, kostbare Majoliken, oder Sachen aus getriebenem Silber und Gold, mit Emaille und Edelsteinen besetzt und incrustirt. Auch Bücher sah man hie und da aufgeschlagen, prachtvolle Kupferwerke, und dazu seltsamer Weise bemerkte man welche am Boden liegen, häufig über einander, auf dem obersten ein kleines gemaltes Brevier, und vor diesen kostbaren Schätzen der Literatur sah man drei, vier türkische Teppichvorlagen auf einander liegen, darüber vielleicht eine buntseidene Decke aus Brussa, so daß das

Ganze aussah wie ein kleiner Divan, den irgend Jemand benutzte, um hier ruhend in jenen Kupferwerken zu blättern. Dort auf der einen Seite neben diesem Divan, auf der Matte stand eine prachtvoll emaillirte Schaale, auf derselben ein einfaches Krystallglas, halb mit Wasser gefüllt. Daneben lag ein kleines, mit Spitzen besetztes Batisttuch.

In der Mitte des Salons war ein ähnlicher Divan wie der eben beschriebene, nur höher und breiter, ebenfalls mit einem seidengewirkten Teppich bedeckt, und auf diesem saß oder ruhte vielmehr liegend die Fürstin. Sie war mit einer ausgesuchten, man hätte sagen können raffinirten Einfachheit gekleidet. Sie trug ein Kleid von weißer Seide ohne alle bunte Verzierung, aber mit unzähligen ebenfalls weißen Knöpfen und Quasten bedeckt; ihr dunkles volles Haar war in einfachen Flechten um den Kopf befestigt, und ausgenommen zwei immense Perlen, die in Nadeln befestigt und ihr Haar zu tragen schienen, sah man weder an ihrem Halse noch an ihren Armen das Geringste irgend einer Art von Schmuck.

Wie wir vorhin bemerkten, trat der alte Graf mit einem sehr lauten, etwas affektirten Lachen in das Gemach, überzeugt, daß die Dame des Hauses ihn mit einer Frage über seine außergewöhnliche Heiterkeit empfangen werde. Doch schien er sich diesmal geirrt zu haben, denn die Fürstin erhob sich ein wenig von ihrem Divan und sagte in einem mehr ernsten, als scherzhaften Tone: „Ich möchte in der That wissen, Graf Portinsky, wo Sie immer Ihre scheinbar unverwüstliche Laune herbringen. Jeder Mensch sollte doch Momente haben, wo er im Stande ist, etwas ernsthaft auszusehen, ernsthaft zu denken, ernsthaft zu sprechen. Da könnten Sie von unserem jungen Freunde lernen. — Guten Tag, lieber Herr Tannhäuser!“ wandte sie sich an diesen. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß der Graf ein guter Freund unseres Hauses ist, aber daß, wenn Sie nur das geringste

Beſtreben haben, mir zu gefallen, Sie ſich durchaus nicht nach ihm richten müſſen."

„Und doch habe ich die Ehre," ſprach der alte Herr mit ſeiner unverwüſtlichen Laune, „der Fürſtin in manchen Dingen ſo ähnlich zu ſehen."

„Ah!" machte der junge Maler unwillkürlich, worauf die Dame einen Moment ihre ſchönen Augen empor wandte, als wolle ſie damit andeuten, ſie wünſche von da oben einige Erleuchtung für ihn.

„Ich meine nur," plauderte der Graf unermüdlich fort, „was die ewig heitere Laune anbelangt und die beſtändige Luſt zu ſcherzen."

„Ich habe aber gar nicht geſcherzt!" rief die Fürſtin, wobei ſie wie aus Ungeduld mit dem Fuße zuckte. „Sie können wahrhaftig von einer ruhigen Geſellſchaft noch ſehr viel Gutes lernen."

Und wiederum lachte der alte Herr, und als hierauf die ſchöne Frau die Achſeln zuckte, konnte er es nicht unterlaſſen, ſeine Idee mit der Mappe zu erzählen, wie er mit derſelben unter dem Arm nöchſtens in das Atelier des Herrn Tannhäuſer hinaus pilgern werde, um dort das außerordentlich ſchöne Mädchen zu zeichnen, das er hinter der ſpaniſchen Wand entdeckt.

Die Fürſtin drückte ihre Lippen ein wenig auf einander, dann ſchlug ſie ihre Augen langſam auf und blickte wie fragend auf den Maler. Doch ehe dieſer noch etwas zur Antwort geben konnte, warf ſie unmuthig ihren Kopf herum und ſagte zu dem alten Herrn: „Wahrhaftig, Portinsky, Sie ſind von einer ausgeſuchten Indiscretion. Hatte uns Herr Tannhäuſer, als wir in ſeinem Atelier waren, nicht geſagt, er habe eine Sitzung, und mußte Ihnen das nicht genug ſein, um Ihre Neugierde unbefriedigt zu laſſen? — Wie nun, wenn man Sie verdienter Maßen auf eine wenig feine Art zurückgewieſen hätte?"

„Das ist ja auch geschehen!“ lachte der Graf, der durch nichts aus seinem Gleichgewicht zu bringen war. „Haben Sie nicht den kleinen finsteren Collegen unseres vortrefflichen Freundes hier gesehen, der im Atelier die Affen malte? — Nun ja, der schoß mit der Behendigkeit einer wilden Katze hinter mir drein und sagte mir einige, wahrscheinlich nach seiner Meinung passende Worte; sein Gesicht strahlte von Eifersucht.“

„Wohl nicht von Eifersucht,“ nahm der Maler ruhig das Wort; „mein Freund Wulf ist, wie ich glaube, von dieser Leidenschaft nicht beseelt; er hält es nur für seine Pflicht, das junge Mädchen — die Tochter meines Freundes —“ wandte er sich an die Fürstin, „zu schützen vor allen —“

„Sagen Sie: lächerlichen Zudringlichkeiten,“ warf diese mit gleichgültigem Tone dazwischen. „Und nun lassen Sie ihn sprechen und setzen sich zu mir. — Wissen Sie wohl, sagte sie im nächsten Augenblicke zu dem alten Herrn, der höchst zufrieden lächelnd und händereibend auf und ab ging, „daß die Frau von Bauvallet schon ein paarmal nach Ihnen gefragt hat? Sie will einen Rath von Ihnen.“

„Meine verehrungswerthe Freundin,“ rief der Graf, indem er plötzlich stehen blieb, umwandte und dann mit den Worten der Thür zueilte: „ich möchte sie um alles in der Welt nicht auf mich warten lassen, ich bin sogleich wieder da.“

„Setzen Sie sich zu mir,“ sprach die Fürstin gütig, wobei sie auf den Divan zu ihren Füßen zeigte.

Der Maler näherte sich und ließ sich dort nieder, doch hatte die Fürstin so wenig Platz gelassen, daß er selbst bei dem besten Willen, sich in anständiger Entfernung zu halten, doch beinahe ihr Gewand berühren mußte. Sie war dem alten Herrn mit den Augen gefolgt, preßte einen Moment die Lippen auf einander und sagte dann, während sie den Mund rasch, fast zuckend öffnete: „er kann recht unausstehlich sein; nehmen Sie sich überhaupt vor ihm

in Acht, und wenn Sie ihn je um Rath fragen sollten, was Sie indessen besser unterlassen können, so thun Sie wenigstens beständig das Gegentheil von dem, was er Ihnen anräth."

Diese Worte stieß sie ziemlich heftig heraus, worauf ihr der junge Mann, um etwas Versöhnliches zu sagen, zur Antwort gab: „Mir scheint der Herr Graf ein harmloser, jovialer alter Herr zu sein."

Die Fürstin machte eine Bewegung mit der Hand, wie um das Gegentheil von dem, was er gesagt, anzudeuten und sprach dann mit einem kleinen lauernden Blick: „Nehmen Sie sich vor ihm in Acht; was hat er doch vorhin von einem jungen Mädchen gesprochen, das er bei Ihnen gesehen haben will? — Wer ist sie? — Wenn sie Ihnen irgend werth ist — und überhaupt, es wäre dies das Beste —" unterbrach sie sich selbst, indem sie den Ton ihrer Stimme änderte, „verbitten Sie sich ein für allemal die Besuche des Grafen."

„Das Mädchen, von dem die Rede ist," erwiederte Tannhäuser mit einem leichten Lächeln, „ist ein erwachsenes Kind, die Tochter eines meiner Freunde, vielleicht sechszehn Jahre alt."

Die Fürstin richtete sich rasch etwas in die Höhe. „Und das, glauben Sie," gab sie hastig zur Antwort, „würde jenen — alten Herrn abhalten, Ihr Atelier zu besuchen, oder das Haus dort, wo er das junge Mädchen zu sehen hofft? — O glauben Sie mir, er kommt bald und so oft er kann, und wenn er es nur thut, um sie vor ihren Nachbarn zu compromittiren. — Doch was mischen wir ihn in unser Gespräch?" fuhr sie sanfter fort, indem sie sich zurücklehnte und den Kopf auf ihre Hand stützte. „Aber sagen Sie mir, ist das junge Mädchen wirklich schön? — Ah! sie wird eine Aehnlichkeit haben mit dem schönen frischen Kopf auf Ihrem Bilde, — auf Ihrem Bilde, das nun mein gehört. Nicht wahr, da haben Sie den Kopf des jungen Mädchens benutzt?"

„Ja, etwas, gnädige Fürstin; ohne aber den Ausdruck ihres

Gesichtes wieder zu geben, habe ich mich nur im Allgemeinen an die wirklich schönen Formen ihres Kopfes gehalten."

„Gut, — entweder ist die Kleine sehr schön oder Sie haben eine außerordentliche Gewandtheit, etwas, was Ihnen tauglich erscheint, zu benutzen. Der kleine Kopf, den Sie gemalt, ist reizend. — Glauben Sie," fragte sie darauf hastig, „auch von mir ein hübsches Bild machen zu können?"

„Wenn mich meine Kunst dabei nicht im Stich läßt," gab der junge Maler zur Antwort, „so hoffe ich, soll mir das glänzend gelingen. Ich brauche ja nur mit einigem Geschick wiederzugeben, was ich — vor mir sehe."

„Und doch," versetzte die Fürstin lachend, „sagen Sie mir das mit abgewandtem Gesichte. Ich glaube, so recht angeschaut haben Sie mich überhaupt noch nicht. — Ehe wir anfangen zu malen," sprach sie nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit langsamer Stimme, „werde ich Ihnen ein paar Sitzungen geben, in denen Sie nichts zu thun haben sollen, als mich anzusehen. — Fest, unverwandt, — Auge in Auge."

Ihre Lippen zuckten ein wenig, als sie das sagte, und dabei sanken ihre Augenlider schläfriger als je herab. Sie hatte sich ganz zurückgelehnt, und während sie mit dem Kopfe auf einem kleinen gestickten Kissen ruhte, deren mehrere hie und da auf dem Divan umherlagen, hatte sie mit ihren beiden Händen die weißseidene Gürtelschnur ihres Kleides emporgehoben und ließ die Quasten derselben zwischen ihren Fingern umher wirbeln.

„Diese Sitzungen," wagte der junge Mann zu sagen, „würden für mich die glücklichsten sein, die ich je erlebt."

Unwillkürlich hatte sich sein Blut erregt, er fühlte das wohl; es mußte die Wirkung sein der eigenthümlichen Umgebung, in der er sich befand. War doch der Anblick des Gemaches schon so sonderbarer Art, wie man es auf orientalischen Gemälden sieht, wie es vor uns gaukelt, wenn wir Tausend und eine Nacht lesen,

wie es uns im Traume erſcheint, wenn wir die letzten Stunden des Abends ſchönen glänzenden Augen gegenüber verbracht. Dabei war die Luft von einem ſo berauſchenden Dufte geſchwängert; es war kein ausgeſprochenes Parfum, kam auch nicht von einem beſtimmten Orte her; es ſchien von überall zu duften: aus dem Holz der Möbel, aus den Kiſſen der Divans, aus dem Waſſer des Springbrunnens, aus den Blüthen der Pflanzen, welche dieſen umgaben. Und wenn der junge Mann dabei vor ſich auf die ſchöne Frau blickte, die ſo ungenirt auf ihrem Divan lag, jetzt heiter lächelnd nach ihrem Spielzeug, der Quaſte, emporblickend, wobei ſich ihr glänzendes Auge zwiſchen den halbgeſchloſſenen Lidern nur durch ein zeitweiliges Leuchten verrieth, während durch die lachenden friſchen Lippen hindurch die weißen Zähne glänzten, wenn er dabei um ſich blickte auf die wahrhaft aſiatiſche Pracht, die ihn umgab, oder auf das einſchläfernde Plätſchern des Brunnens lauſchte, ſo kam es ihm vor, als ſei er unter dem Leſen irgend einer phantaſtiſchen Erzählung unter ſeiner Veranda eingeſchlummert und habe einen ſeltenen und ſchönen Traum.

Die Fürſtin ſchleuderte ihre Quaſte weit von ſich, und ehe dieſe auf das weite, bauſchige Gewand niederfiel, fing ſie ſolche mit der Spitze ihres Fußes wieder auf, um ſie abermals in die Höhe zu werfen, — ein höchſt gefährliches Spiel für einen jungen Mann von zwanzig Jahren, der auf dem Divan zu ihren Füßen ſaß. —

Glücklicher Weiſe ließ ſie endlich die Quaſte ruhen und erhob ſich mit dem Oberkörper aus ihrer liegenden Stellung, ſo daß ſie in aufrechter Haltung neben dem Maler ſaß, dem ſie lächelnd mit einem leichten Erröthen ſagte, während ſie ihre zierlichen Fingerſpitzen anſah: „Recht ſehr will ich mich freuen auf dieſe vorbereitenden Sitzungen, — Auge in Auge, und wir können alsdann machen, wie die Kinder zu thun pflegen: uns ſcharf anblicken, um zu ſehen, wer zuerſt lacht. — Nein, nein!“ fuhr ſie haſtiger fort,

iſt dem andern billig. „Ich kann nichts thun“ ſagte er in die Sprachröhre, „gieb' dem Kerl, was er verlangt.“ Damit ſetzte er ſeine ſchwarze Sammtmütze auf und ſtürzte aus der Wiegkammer, indem er die Thür hinter ſich zuwarf, ohne den Färber anzuſehen.

Dieſer ſchritt lachend in den Laden und hielt an der Thür die Fräulein Pfeffer auf, die ebenfalls eben im Begriff war zu entfliehen. „Iſt das auch eine Art,“ ſagte er, „wenn man ſein Geld ſauer verdient hat, daß man Umſtände macht, einem die Waaren dafür zu geben?“

Was wollte die Ladenſitzerin machen, es war die herbſte Stunde ihres Lebens, aber ſie mußte ſich in Geduld fügen. Der Färbermeiſter theilte ſeine Einkäufe in ſehr kleine Portionen, das Geſchäft dauerte über eine halbe Stunde, auch bekrittelte er die Waaren und wog die Sachen häufig ſelber nach, da ihm hie und da ein halbes Loth zu fehlen ſchien. Alsdann machte er ſeine Rechnung mit mehreren Gläſern Schnapps voll, zu welchem Zweck er aber den Fliegenliqueur verwarf und dann ging er geiſtig erheitert und ſtolz ſeines Sieges von dannen.

Dieſer Zuſtand war wohl ſchuld, daß er dem Herrn Braun in Gegenwart von ein paar Webern einige höchſt unpaſſende Worte ſagte und ihn ermahnte, doch ja zu

„es wäre das für mich ein gefährliches Spiel; müßte ich nicht fürchten Ihnen gegenüber leicht zu unterliegen? Und doch," setzte sie rasch hinzu, indem sie ihren Kopf empor warf, „versuchen wir es einmal. Sehen Sie mich an."

Sie öffnete ihre Augen und heftete ihren dunklen, sinnenden, etwas umflorten Blick, in dem zuweilen eine wilde, unheimliche Gluth zuckte, auf den Tannhäuser, der diesen Blick ein Paar Sekunden ruhig aushielt, dessen Wangen sich aber leicht zu röthen begannen und dessen Augen sich zusehens animirten. — —

„Ah, nicht so!" rief das leidenschaftliche Weib nach einer längeren Pause; „so dürfen Sie mich nicht betrachten; wissen Sie wohl, daß das perfid ist? Ich darf Ihnen nur erlauben, Ihre Blicke auf mich zu richten, wenn Sie mich anschauen wollen mit den Augen des Künstlers."

Sie nahm mit einem Male eine ernstere Miene an, dämpfte mit den herabfallenden Augenlidern das Feuer ihrer Blicke und bemerkte alsdann mit sanfter und leiser Stimme, während sie ihre Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte: „ich bin überzeugt, Sie werden ein gutes Bild von mir machen; Ich freue mich kindisch darauf. — Sagen Sie mir aufrichtig, war Ihnen der Auftrag, mich zu malen, willkommen? Werden Sie ihn gern ausführen, oder thun Sie es nur, um der Fürstin Lubanoff keine abschlägige Antwort zu geben?"

Sie sagte das außerordentlich ruhig, im Tone des alltäglichen Gespräches und schien fast überrascht, als der junge Maler, der seine Gefühle nicht so in der Gewalt hatte, ihr mit unsicherer Stimme etwas verwirrt, aber doch fast zu stürmisch für einen Ton gewöhnlicher Conversation zur Antwort gab: wenn ihm bei dem so schönen Auftrage Ruhe genug bleibe, sich seiner ganzen Kunst bedienen zu können, so hoffe er ein Bild zu geben, dem man es ansehen müsse, daß es mit Begeisterung gemalt sei.

Bei dieser Antwort ließ die schöne Frau einen langsamen

Blick über das Geſicht des jungen Mannes gleiten, einen Blick mit wohlgefälligem und doch ruhigem Ausdruck. Dabei nickte ſie leicht mit dem Kopfe, als wolle ſie ihre Zufriedenheit ausdrücken über die Gelehrigkeit ihres angenehmen Schülers. Im nächſten Augenblicke aber ſprang ſie raſch in die Höhe, that ein paar Schritte in den Salon hinein und hob das Batiſttuch vom Boden auf, welches neben den Büchern lag. Nicht als ob ſie es zu etwas hätte brauchen wollen, vielmehr ſah Tannhäuſer, der mit Wohlgefallen ihren raſchen und elaſtiſchen Wendungen gefolgt war, und die weichen Formen ihres Körpers in allen Bewegungen bewundern mußte, mit Erſtaunen. daß unter dem Tuche am Boden eine goldene Kette auf dem Teppich glänzte, an der ſich eine kleine mit Brillanten beſetzte Uhr befand.

Dieſe hob ſie nun empor, aber noch ehe ſie einen Blick darauf warf, ſagte ſie, ſich gegen den jungen Mann umwendend, mit lachender Miene: „Sie müſſen mich für ſehr unordentlich halten, und wenn Sie das thun, haben Sie vollkommen Recht. Ich kann nun einmal nicht anders; ich finde einen eigenen Reiz darin, die Sachen dort liegen zu laſſen, wo ich ſie gerade gebraucht habe. Was will ich machen?“ ſetzte ſie achſelzuckend hinzu, „man hat mich ſo erzogen. Von Natur bin ich gewiß nicht ſo ſchlimm, wie ich mich zuweilen gebe.“ Das ſprach ſie mit einem eigenen Tone und fuhr gleich darauf, denſelben gänzlich verändernd, fort, nachdem ſie die kleine Uhr betrachtet: „aber ſeh' Einer Frau v. Bauvallet, da wird ſie mit dem Grafen plaudern und mich und mein Diner ganz vergeſſen.“

Raſch ging ſie auf einen der kleinen Tiſche los, die in der Ecke des Gemachs ſtanden, nahm einen zierlichen Hammer, der dort lag, und ſchlug damit auf eine Glocke, welche die bronzene Figur eines Negers mit beiden Händen hielt.

Es dauerte ein paar Sekunden, dann ſah man den Kammerdiener in ſchwarzem Frack und weißer Halsbinde unter der Oeff-

nung erscheinen, die in das Kabinet führte, wo sich der Springbrunnen befand. „Mein Diner!“ rief ihm die Fürstin entgegen.

„Ist soeben servirt,“ erwiederte der Kammerdiener mit einer tiefen Verbeugung gegen seine Herrin.

„So wollen wir gehen,“ sagte diese, indem sie sich gegen den jungen Maler wandte. „Geben Sie mir Ihren Arm.“

Rasch erhob sich Tannhäuser, trat an die Seite der Fürstin, indem er sich ein klein wenig verneigte. Die schöne Frau hing sich fest an seinen Arm und dann gingen die Beiden nach dem Hintergrunde des Gemachs bei dem murmelnden Springbrunnen vorbei durch eine hinter demselben befindliche Doppelthür, die sich bei ihrem Näherkommen wie von selbst öffnete, durch ein paar Zimmer in einen kleinen Speisesaal, dessen Tisch mit vier Couverts besetzt war. Hier war auch der alte Graf, der mit Madame Bauvallet plaudernd auf und ab ging. Die Fürstin ließ sich sogleich an dem Tische nieder und lud den jungen Mann ein, sich an ihre Seite zu setzen; ihm gegenüber nahm der alte Herr Platz, und vis à vis der Dame vom Hause die Frau von Bauvallet.

Das Speisezimmer, welches der Maler mit einem forschenden Blick betrachtete, zeigte eben solchen Reichthum, eben solche Pracht, namentlich in dem kolossalen Silbergeschirr, welches ein Buffet auf einer Seite des Gemaches von dem Fußboden bis zur Decke anfüllte, wie die andern Appartements; nur schien die Laune der Fürstin, alles in Unordnung zu bringen, hier für diesmal nicht geherrscht zu haben; vielmehr war die ganze Einrichtung eine systematisch geordnete und richtige, alles hier an seinem gehörigen Platze, die Möbel auf's passendste zusammengestellt, und was das Diner selbst anbelangt, wurde es unter den Augen des alten Kammerdieners, der nur hie und da einen Wink gab, mit einer Ruhe und Präcision servirt, welche einen hohen Begriff von der Ordnung und der Solidität des Hauses gab.

Wie das Diner an sich war, bedarf eigentlich gar keiner Er-

wähnung, denn der Koch der Fürstin Lubanoff war von Kennern als ein Künstler ersten Ranges geschätzt und verehrt. Nebenbei brauchte man ihn und Madame Bauvallet nur einmal in einem Gespräche über seine Kunst im Allgemeinen oder das Arrangement eines kleinen feinen Diners belauscht zu haben, um überzeugt zu sein, daß wo solche Kräfte zusammen wirkten, etwas ganz Ausgezeichnetes zu erwarten sein mußte. Das Einzige, was hierbei vielleicht außergewöhnlich war, bestand darin, daß gegen die Mitte des Diners vor die Fürstin eine ziemlich große flache Krystallschaale gestellt wurde, die auf einem goldenen Fuße ruhte. Diese Schaale war offenbar vorher gewärmt worden, denn als der Kammerdiener den außergewöhnlich stark frappirten Champagner hinein goß, stieg an den Rändern ein leichter Rauch auf, worauf die schöne Fürstin die Schaale hastig an ihre Lippen brachte, daraus schlürfte und sie alsdann ihrem jungen Gaste zum Trinken reichte.

Der Graf und Madame Bauvallet hatten ihre eigenen Gläser. Das Diner zeichnete sich sowohl durch Feinheit als auch durch Kürze aus; es dauerte nicht über eine halbe Stunde, worauf zwei Bediente eintraten, von denen der Eine nach orientalischer Art Kanne und Becken von Silber trug und während er das Letztere unterhielt, aus der Ersteren Wasser über die Hände der Fürstin goß, worauf der Andere ihr ehrerbietig ein feines Tuch überreichte.

„Man muß aus den Gewohnheiten aller Länder das Beste nehmen," sagte die schöne Frau, indem sie sich lächelnd an ihren Gast wandte. „Versuchen Sie einmal, wie angenehm das ist." Sie winkte mit den Augen, worauf die Bedienten vor den jungen Maler hintraten. „Aber Sie müssen Ihre Hände so halten, daß der Wasserstrahl ihre Pulsadern trifft; das kühlt und erfrischt wunderbar. — Habe ich nicht Recht?"

Tannhäuser verbeugte sich lächelnd, während er mit dem Tuche seine Hände abtrocknete. „Es ist allerdings ein eigenes Gefühl," sagte er, „und man muß den Orientalen das Verdienst

zuerkennen, durch dieses Waschen der Hände nach Tisch etwas namentlich für sie sehr Nützliches eingeführt zu haben."

„Ja, für die Orientalen selbst," lachte der alte Herr, „das gebe ich zu; denn wenn man sich mit den höchsteigenen Fingern aus der Schüssel zu seinem Pillau und seinem Hammelfleisch verholfen hat, da braucht man allerdings ein bischen Händewaschen."

„Auch ohne das halte ich es für sehr angenehm," sagte die Fürstin; „es erfrischt so eigenthümlich."

Der alte Herr zuckte mit den Achseln. „Vor zwanzig Jahren, meine Gnädige," meinte er, „hätte ich Ihnen wohl noch beigepflichtet; aber jetzt ist mir nach einem so guten Diner wie das, welches man das Glück hat, bei Ihnen zu genießen, die hieraus entstehende sanfte Wärme zu angenehm, um sie mit kaltem Wasser abzuschrecken. Bei Ihnen ist das freilich etwas ganz Anderes, und auch unserem Freunde da wird das kalte Element nicht unangenehm vorkommen."

„Von Ihnen, Graf Portinsky," versetzte die Fürstin, „der so alles Raffinement liebt, sollte man so etwas nicht aussprechen hören. Und dann haben Sie ganz unrecht mit Ihrer Behauptung. Das Wasser kältet nicht, es erfrischt nur. Ich habe mir schon oft überlegt, wie außerordentlich angenehm es sein müßte, so während der Siesta hie und da einen ganz feinen Strahl kalten Wassers auf sich herabrieseln zu lassen. Es müßte das ein unnennbar wohlthuendes Gefühl hervorbringen. — Ich muß das einmal versuchen."

Sie wandte dem Gaste ihre vollen glänzenden Blicke zu, dann legte sie ihre Fingerspitzen leicht auf seinen Arm, und da sie sich im gleichen Augenblicke erhob, so mußte er einen schwachen Druck ihrer Hand fühlen. Dann nahm sie seinen Arm und kehrte mit ihm in den Salon zurück, wo sie vor dem Diner gewesen. Hier wurde der Kaffee auf türkische Art aus kleinen Porzellanschaalen getrunken, deren Zarva's aus goldener, ächt Damascener Filigran-

Arbeit bestand. Dazu servirte einer der Bedienten in mehreren Flacons Liqueure von den verschiedensten und schillerndsten Farben.

„Nehmen Sie grüneu Chartreuse," sagte der alte Herr zu dem Maler; „dieser wunderbare Tropfen hat die Eigenthümlichkeit, daß er für alle Menschenalter paßt. Mich wird er sanft erwärmen, während er vielleicht bei Ihnen leicht dämpfend wie das kalte Wasser vorhin wirkt."

Die Fürstin hatte sich wieder auf ihren Divan niedergelassen und sagte zu einem der Bedienten: „Vassil, bringe das kleine Kästchen und Licht. Sie rauchen doch?" wandte sie sich an den Maler.

„Zuweilen wohl, gnädige Fürstin," entgegnete dieser. „Doch bin ich keiner von den starken Rauchern, die ohne eine Cigarre nach Tisch nicht sein können. Wenn Sie mich fragten, um mir hier eine anzubieten, so darf ich vielleicht dafür danken."

„Sie haben recht — es ist auch so gut, gab die schöne Frau zur Antwort, wobei sie mit der Hand das dargebotene kleine Kästchen leicht zurückstieß. „Geben Sie dem Grafen," setzte sie hinzu. „Aber nicht wahr, Sie rauchen discret?"

„Diskretissime! Ich werde mich an den Springbrunnen zurückziehen," versetzte der alte Herr, „dazu noch oben ein Fenster öffnen und mit Madame Bauvallet plaudern, auch den Vorhang schließen, wenn Sie es wünschen."

„Nein, nein, das können Sie bleiben lassen," sagte die Fürstin in gleichgültigem Tone. Darauf winkte sie mit der Hand und die Diener zogen sich zurück. Sie nahm unbefangen ihre liegende Stellung auf dem Divan wieder ein und bat den jungen Mann, einen kleinen Fauteuil, der nicht sehr entfernt stand, herbeizurollen und sich darauf niederzulassen. —

„So," sprach sie alsdann nach einer Pause, während welcher sie ihn zwischen den schläfrig herabgefallenen Augenlidern hindurch träumerisch betrachtet; jetzt erzählen Sie mir etwas von Ihrem

gewöhnlichen Leben und Treiben. Alles, was Sie wollen, die für Sie gleichgültigsten Sachen, es interessirt mich das Geringste. Sprechen Sie mir von Ihren Eltern, von Ihren Verhältnissen, von dem Hause, in dem Sie geboren wurden, wie sich Ihr Talent entwickelte, schildern Sie mir Ihre jetzige Situation, alles, alles so genau wie möglich. Es interessirt mich sehr, sehr, recht sehr. Wenn ich auch einmal die Augen zufallen lasse, so glauben Sie deßhalb ja nicht, daß ich einschlafe; ich thue das oft, wenn ich — etwas mit voller Seele erfassen, in mich aufnehmen will. — Gewiß, mein Freund. Und nun sprechen Sie zu mir mit Ihrer so angenehm klingenden Stimme, alles, was Sie wollen."

Daß sich der junge Mann in einer eigenthümlichen Aufregung befand, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen. Wirkte doch hier alles so mächtig auf seine Sinne, auf seine Phantasie: die verschwenderische Pracht in allen Räumen des Hauses, der eigenthümliche Duft, den er einathmete, das kleine feine Diner, dem er gehörig zugesprochen, die berauschenden Weine, die er getrunken, noch mehr aber die berauschenden Worte der schönen Frau, vor allem aber der Anblick derselben, wie sie jetzt so zwanglos ruhend auf dem Divan vor ihm lag, er neben ihr sitzend, und auf ihren Wunsch so nah, daß bei jeder Bewegung, die sie machte, ihr weißes, seidenes Kleid an seiner Schulter und seinem Arme streifte. Dabei rauschte dasselbe so seltsam, so gefährlich, so verlockend.

„Und nun erzählen Sie mir," sagte sie wieder, und mit halb geschlossenen Augen.

Das that denn auch der arme Tannhäuser, so gut er es vermochte; er sprach von seiner Kindheit, von seinem väterlichen Hause, wie er seine Eltern frühe verloren, wie er gänzlich allein in der Welt gestanden und wie sich ein Freund seines Vaters, der ein Lithograph war, seiner angenommen und ihm im Zeichnen Unterricht gegeben, wie er diesen fleißig benutzt und darauf Talent an sich bemerkt, wie er — —

Die schöne Fürstin ruhte mit dem Kopfe auf einem der kleinen Kissen und blinzelte unter den Augenlidern nach dem jungen Maler hin; zuweilen öffnete sie ihre Augen vollständig und schaute ihn mit einem glänzenden Blicke an, wobei ein leichter Seufzer ihre Brust hob. Dann ließ sie aber ihre Augenlider langsam wieder herabfallen, tiefer und immer tiefer, bis zuletzt das Auge geschlossen erschien, bis ihr Athem ganz gleichförmig hörbar wurde, bis ihre frischen Lippen leicht aufsprangen und feucht und glänzend die weißen Zähne sehen ließen. Dann war es, als sei sie fest eingeschlafen, und wie im Traume lächelnd erhob sie ihre Hand und legte sie leise auf das blonde, lockige Haar des jungen Mannes, den diese Berührung tief durchschauerte. —

„Ah!“ rief sie alsdann aus, indem sie wieder um sich blickte, „denken Sie nicht, daß ich eingeschlafen, gewiß nicht, gewiß nicht; ich habe alles gehört, alles vor mir gesehen. O bitte, erzählen Sie weiter.“

Und das that er denn auch, aber mit seltsam bewegtem und gepreßtem Tone der Stimme. Wie er dann ein Maler geworden und glücklich gewesen sei, sein erstes kleines Bild zu verkaufen; wie er hinausgezogen, wo er jetzt wohne, nachdem sein väterlicher Freund und Beschützer gestorben, und von da selbständig zu arbeiten, wie er — —

Sie hatte ihre Hand von seinem Kopfe langsam heruntergleiten lassen auf die Schulter, von da an seinem Arme entlang, bis in seine Hand, wo sich ihre kleinen Finger fest eindrückten und sich zwischen den seinigen verschlingend liegen blieben.

Er athmete tief und schwer auf, und es war ihm unmöglich, auf seinem Stuhle sitzen zu bleiben. Langsam erhob er sich, er wollte einen Gang durch das Zimmer machen, er wollte zu dem Springbrunnen hin — er wußte nicht recht, was er wollte. Da aber ihre Finger zwischen den seinigen verschlungen waren, so konnte er nicht von der Stelle, und es wäre besser gewesen, wenn

er ruhig sitzen geblieben wäre; denn da er aufstand und doch nicht von der Stelle konnte, so mußte er neben ihrem Lager stehen bleiben, auf sie herabgebeugt, in ihr feuchtes, blitzendes Auge schauend, auf ihren leichtgeöffneten frischen und lächelnden Mund.

Hätte er nur nicht den kostbaren Tropfen von dem grünen Chartreuse getrunken! Denn nur dieser konnte es sein, der sein Blut erhitzt und es so wild und toll durch seine Adern rasen ließ. —

Das schöne Weib bemerkte wohl, daß er einen unruhigen Blick nach dem weit geöffneten Nebenzimmer warf, wo der Springbrunnen rauschte, wo ja an dem offenen Fenster der alte Herr mit Madame Bouvallet saß. Sie schüttelte mit einem unwiderstehlichen Lächeln ihren Kopf ein wenig, und im nächsten Augenblicke ruhten seine Lippen fest und durstig auf den ihren. — Aber nur einen kleinen Augenblick; dann löste sie ihre beiden Finger rasch aus den seinigen, vergrub ihre beiden Hände in sein dichtes Haar und drückte ihn sanft von sich; und nun war sie es, die einen besorgten, fast ängstlichen Blick auf das Nebenzimmer warf.

Als er aber rasch emporfuhr, lachte sie hell auf und sagte wie absichtlich mit lauter Stimme: „Jetzt muß ich Sie entlassen, so leid mir das auch thut; meine Zeit ist vorüber, aber," setzte sie mit einem unendlich weichen Blicke hinzu, „ich darf doch hoffen, Sie morgen wieder zu sehen, damit wir unsere Sitzungen beginnen?"

Während sie das sprach, hatte sie sich rasch erhoben, stand nun neben dem jungen Manne, legte einen Augenblick ihre beiden Hände auf seine Schultern, schmiegte sich eine Sekunde lang fest an seine Brust und sagte mit zitternder Stimme: „Verschwender! Die Erwartung glücklicher Stunden ist etwas zu Kostbares und Süßes, um sie so mit einemmale zu vergeuden. O laß mich noch ein Paar Tage tropfenweise davon schwelgen!" —

Nach dieſen Worten wandte ſie ſich raſch ab und reichte dem jungen Mann ihre Hand, welche dieſer mit heißen Küſſen bedeckte und dann auf ihren Wink verwirrt und betäubt das Gemach und das Haus verließ.

Sechstes Kapitel.

Stimmungen.

Nachdem der junge Maler das Haus der Fürſtin verlaſſen, ging er nicht auf geradem Wege hinaus nach der Vorſtadt, wo ſein Atelier war und wo er wohl wußte, daß ihn ſein Freund, der kleine Thiermaler, ſowie auch Franceska erwarten und ihn dies und das über das Diner, ſowie den erhaltenen Auftrag fragen würden. Er ſchlenderte vielmehr noch umher, planlos durch die Straßen der Stadt, und erſt als die Sonne tief herab ſank, ja als ſie ſchon faſt den Horizont berührte, ſchlug er langſam den Weg nach ſeiner Wohnung ein. Dabei hatte er eigenthümliche Gedanken — Gedanken konnte man es eigentlich nicht nennen; es waren vielmehr Träume, die ihn beſchäftigten, oder Luftſchlöſſer, die er baute. Dabei aber ganz verſchiedener Art: das einemal redete er ſich ſelbſt ein, er wolle bei der ſchönen und vornehmen Frau, die er ſoeben verlaſſen, weiter nichts erreichen, als ein Paar Aufträge, die es ihm möglich machten, durch gelungene Arbeiten ſeinen Namen bekannt — berühmt zu machen. Dann werde er ſich — ſo träumte er — eine behagliche Künſtlerwohnung einrichten mit einer Menge von Phantaſieen, die begreiflicherweiſe dazu gehörten, mit prächtigen alten Stoffen, Waffen, kunſtreich geſchnitzten

bedenken, daß der Färber und der Weber eigentlich auch Menſchen ſeien.

Herr Pfeffer kam an dieſem Tage nicht mehr auf die Wiegkammer und Fräulein Pfeffer mußte ſich heftiger Krämpfe halber zu Bett legen.

Möbeln und dergleichen, ein Atelier von der Größe einer mäßigen Kirche, wo er bequem komplicirte Pferdegruppen im Modell könne ſtehen laſſen, wo auch Platz ſei für zahlreiche Schüler, die er dann nach und nach heranbilden werde.

Auch eine Veranda hatte die Wohnung ſeines Traumes, ähnlich der am Hauſe des Bildhauers Piſani, aber noch größer und zierlicher. Und da ſaß er Abends, während die Sonne ihre letzten Strahlen herüberſchoß und dieſe durch das Laubwerk ſpielten und in allen möglichen Farben flimmerten und flammten.

Er ſah jetzt gerade ſo ein vom letzten Strahl der Sonne beglänztes Gebüſch vor ſich, und das unterſtützte mächtig ſeine Einbildungskraft. Aber das Schönſte, wovon er nun weiter träumte, war die blühende, glühende Franceska, jetzt ebenfalls angeſtrahlt von der Sonnenglut, die lieblichſte, duftigſte Blume, die nur im Lichte erblühen konnte und die ſelbſt im tiefen Schatten noch fortleuchtete. — Ja, Franceska war dann ebenfalls unter der Veranda, ein klein bischen eigenthümlich gekleidet: ſie trug die rothen, farbigen Bänder der Römerinnen, auch die ſilbernen Nadeln im ſchwarzen Haar und hatte dazu ein dunkles Mieder mit glänzenden Ketten. Sie ſetzte die dreiarmige Florentiner Lampe auf den Tiſch, ſchob einen alten gefüllten Krug neben ihn und blickte ihm alsdann fragend in die Augen in Erwartung deſſen, was er ihr erzählen werde. — Oder ſie erzählte ihm etwas von allem, was ihr gerade einfiel, von all' den Kleinigkeiten des Hausweſens, denn ſie ſah deutlich an ſeiner ernſten Stirn und ſeinen etwas matten Augen, daß er müde war, — müde vom Arbeiten.

Ja, das Gefühl hatte er in Wirklichkeit ſchon gehabt, dieſe Abſpannung des Geiſtes und Körpers nach anhaltender tagelanger, wenn gleich gelungener Arbeit. Und wenn er ſich jetzt dahinſchreitend einen ſolchen Zuſtand vergegenwärtigte, ſeines alsdann müde gewordenen Blickes dachte, vor dem ſich die Farben unwillkürlich vermiſchten, der Erſchöpfung, mit welcher er heute den Pinſel wegwarf, um

ihn morgen für dieſelbe Arbeit wieder zu ergreifen, — eine Arbeit, die er oft nur machte, weil er des Lohnes für dieſelbe benöthigt war, — wenn er ſich das vergegenwärtigte, ſo ging — ein anderes Bild durch ſeinen Traum.

Dann ſah er ſich die Kunſt betreiben, wie er es ſich mit ſeinem Freunde Wulf ſchon ausgemalt, daß es auch nicht ſo übel wäre. Er hatte alsdann ein prachtvolles Atelier neben einer Enfilade von Zimmern, die mit dem raffinirteſten Luxus geſchmückt waren; er betrat dieſes Atelier zuweilen ein Paar Stunden des Vormittags, um dort ein kleines Bildchen oder irgend einen Kopf zu vollenden, der ihm beſonders viel Vergnügen machte, um irgend eine Skizze zu ebauchiren, einen ſchönen Gegenſtand, der gerade ſeine Phantaſie beſchäftigte, bildlich zu formen; vor allen Dingen aber, um hier mit ein paar guten Freunden, die das Schöne erkannten und ſchätzten wie er, ſich mit einer vortrefflichen Cigarre in Geſprächen weiter auszubilden, oder um die koſtbaren Schätze der Kunſt alter und neuer Zeit im Original — denn dazu war er in dieſen glücklichen Träumereien reich genug — oder in den gelungenſten Nachbildungen zu ſtudiren.

Ermüdet von dieſen Beſtrebungen, ſich ſelbſt weiter auszubilden, änderte er mit Hülfe ſeines Kammerdieners die Toilette, ſtieg zu Pferde und galoppirte über Berg und Thal, um auch im Studium der Natur nicht zurückzubleiben. Daß er hievon etwas fatiguirt nach Hauſe kam, verſtand ſich von ſelbſt, und er fand es deßhalb ſehr behaglich, ſich in ſeinen Fauteuil zu ſchmiegen und freundlich, faſt gnädig den Beſuch einer reizenden Frau zu empfangen, die es ſich zur Aufgabe ihres Lebens gemacht zu haben ſchien, ihm mit allem Aufwand ihres Geiſtes das Daſein tragen zu helfen. Ja, wenn die beiden Freunde draußen im gemeinſchaftlichen Atelier an ihrer Arbeit waren, ſo wurden ebenfalls häufig dergleichen Luftſchlöſſer gebaut und ausgeſchmückt, wobei Wulf ſich mehr für die erſtere Art eines künſtleriſchen Lebens entſchied,

Tannhäuſer aber wohl Neigung zeigte, die Kunſt als großer Herr zu betreiben und das durch ſie verſchönerte Leben in vollen Zügen zu genießen.

Bis jetzt hatte er dieſen Phantaſieen nur eine allgemeine Geſtaltung gegeben; es war eben nur ein Traum von Luſt und Glanz, wie ihn eine friſche, jugendliche Einbildungskraft ſo gern erſtehen läßt. Heute aber, als er einſam dahinſchritt, erſchienen in dieſem Traume zum erſten Mal beſtimmte erkennbare Umriſſe, die ſein Herz ſchneller ſchlagen machten und die er ſich vergeblich bemühte, wieder in eine allgemeine körperloſe Phantaſie aufzulöſen. Er zog das Bild Franceska's gewaltſam vor ſein inneres Auge, — vergebens, es war ihm unmöglich, daſſelbe auch nur auf Augenblicke feſtzuhalten, — es erblaßte und ſank zurück, während ſich eine andere Geſtalt heiß und glühend an ihn drängte, während andere, faſt nicht minder friſche Lippen durſtig die ſeinigen ſuchten.

Wo befand er ſich plötzlich, als er ſo denkend für einen Moment aus ſeinen Träumen aufſchreckte? — Nicht in der Nähe ſeiner Wohnung, wohl aber in der Straße, ja faſt ſchon gegenüber dem Hauſe der Fürſtin. Er ſchämte ſich ordentlich vor ſich ſelber; er war erfreut über die Dämmerung, die ſchon ſo ſtark hereingebrochen war, daß er auf mehrere Schritte Entfernung unmöglich erkannt werden konnte. — Und ſelbſt wenn ſie am Fenſter geweſen wäre — lächerlicher Gedanke! Hatte man da drinnen wohl einen Gedanken an ihn, der ſich mit wildbewegtem Herzen hier unten ruhelos umhertrieb? Der wie von einem Bann gehalten, das Quartier nicht verlaſſen konnte? — Schwerlich ahnte man etwas davon; denn das Haus lag da ſo finſter und ſtill, ſo ohne irgend ein Zeichen des Lebens, daß es ihm ordentlich davor graute, daß er mit der Hand heftig über ſeine Stirn wiſchte und ſich nun ernſtlich auf den Weg nach Hauſe machte.

Er athmete ordentlich leichter, als er die Straßen der Stadt hinter ſich hatte, als ſich vor ihm die Gärten zeigten mit den zerſtreut liegenden kleinen Häuſern, von denen auch eins ſeine Heimat war. — Dort lag es; er kam von der Seite her, ſein ſcharfes Auge erkannte das Gebäude, wo der Bildhauer wohnte und auch der Thiermaler mit ſeinem Atelier. Zwiſchen beiden glänzte ein helles Licht, und dieſes Licht erregte ihm ſo liebe und doch wieder ſo wehmüthige Empfindungen. Es war die Lampe Franceska's, die ſie an warmen, duftigen Abenden, wie der heutige, unter die Veranda brachte, und um welche dann alle herum ſaßen: der alte Bildhauer Piſani, neben ihm die Tochter, ihm gegenüber der kleine Wulf, er, Tannhäuſer, und auch hie und da wohl noch irgend einer der andern Künſtler aus der Nachbarſchaft. Da wurde denn auf die harmloſeſte Art von der Welt zu Nacht geſpeist; an Sonntag Abenden beſorgte dieſes Souper meiſtens der Bildhauer allein, und dann waren die Anderen ſeine Gäſte; gewöhnlich aber legten alle zuſammen, um den großen Krug mit Bier füllen zu laſſen und Brod und Butter anzuſchaffen, worauf denn jeder die Zuthaten: friſche, ſaftige Rettige oder irgend eine beliebte Art von Wurſt, die er hier oder dort gekauft, herbeibrachte.

O was waren das immer für glückliche Mahlzeiten! Wie hatte man dabei ſeine Ideen über die Kunſt ausgetauſcht; wie gern und freudig hatte man ſeine Hoffnungen für die Zukunft dargelegt, und wie angenehm war es an dieſen Abenden, den Bildhauer Piſani von Rom erzählen zu hören, von Italien, dem gelobten Lande der Künſtler, nach welchem doch jeder, der Pinſel und Meißel ergreift, einmal zu kommen hofft.

Tannhäuſer ſchritt gegen das ſchimmernde Licht, aber er ging langſam, zögernd; es war ihm, als fühlte er, daß man in dieſem Augenblicke von ihm ſpreche, oder daß vielleicht Jemand dort ſich in Gedanken innig mit ihm beſchäftigte. Obgleich er aber ſo

langsam ging, so sehr langsam, so kam er doch immer näher und näher, und bald war er im Stande, das Blätterdach der Veranda zu unterscheiden, in dem flimmernden Scheine, welchen das Licht der Lampe von unten dagegen warf.

Es hatte so etwas unendlich Heimliches und Trauliches, ringsum der schöne stille Abend, gefeiert vom Lobgesang der Frösche und vom Schnarren der Cicaden, hoch oben der leuchtende Himmel mit flimmernden Sternen, und dort vor sich im Freien in der weiten Natur zusammensitzend die drei Menschen, die an ihn dachten, die von ihm sprachen, die ihn als den Ihrigen betrachteten, während er — das fühlte er fast schaudernd — im Begriffe war, in eine andere Lebensbahn einzulenken. Es ergriff ihn das so mächtig, daß er sich auf einen Stein am Wege niederließ, daß er den Kopf in seinen Händen verbarg, daß ihm mit einem Male plötzlich und ohne Vorbereitung gewaltsam die Thränen aus den Augen schossen. Doch war es ihm eine Erleichterung und darauf raffte er sich zusammen und sprach zu sich selber, während er sein Taschentuch an die Augen drückte: wie kann man so kindisch sein! Bin ich nicht mein eigener Herr, kann ich nicht einen Entschluß fassen, welchen ich will? Wer kann mich zwingen, morgen nach der Stadt zu gehen, um diese gefährlichen Sitzungen zu beginnen? — Niemand! — Er athmete leichter auf, als er das zu sich selber gesagt, sich solchergestalt getröstet. Dann dachte er weiter: heute Abend noch will ich mit Wulf über die ganze Sache sprechen; das ist ein ruhiges, verständiges Gemüth, und den Rath, welchen er mir gibt, werde ich befolgen.

Unter dem Einflusse dieses guten Vorsatzes ging er dann hastig näher und war in Folge desselben im Stande, mit einem freundlichen Lächeln unter die Veranda zu treten. Der Tannhäuser bedachte nicht, daß man von der Hölle sagt, sie sei mit unausgeführt gebliebenen guten Vorsätzen gepflastert.

„Endlich, endlich!“ sagte der Bildhauer Pisani; „wir hatten

ſchon geglaubt, Sie werden gar nicht mehr zurückkehren. Nun erzählen Sie uns aber auch Ihre Abenteuer, alles ganz genau.“

„Das wird er nicht thun, unſer junger Freund,“ bemerkte der kleine Thiermaler, indem er den Kopf ſcharf auf die rechte Seite wandte. „So viel ſchlechte Eigenſchaften Tannhäuſer auch hat, mit Lügen gibt er ſich nicht ab. Hat er alſo keine Abenteuer erlebt, ſo erzählt er uns auch keine; iſt ihm aber wirklich etwas vorgekommen, was ſich wie ein Abenteuer anläßt, ſo erzählt er es wieder nicht; darauf könnt ihr euch verlaſſen. — Habe ich Recht oder nicht?‘

Der Tannhäuſer hatte Franceska, die ihm ruhig mit ihren großen Augen entgegenblickte, die Hand gereicht und ſich dann auf den Stuhl niedergelaſſen, der an der Stelle ſtand, wo er immer zu ſitzen pflegte.

„Diesmal haſt Du Recht,“ gab er ſeinem Freunde Wulf zur Antwort; „ich kann Dir in der That kein Abenteuer erzählen, da ich, wie Du vorhin angedeutet, keines erlebt habe. — Es ging alles ſeinen gewöhnlichen Gang, wie es bei vornehmen Leuten zu gehen pflegt. Vor dem Diner wurde geplaudert; es waren nur wenig Perſonen da, eigentlich niemand Fremdes außer mir; denn den alten Herrn, der mit der Fürſtin hier im Atelier war, kann man auch als Angehörigen des Hauſes betrachten.“

„Als Anhängſel wenigſtens,“ meinte der Thiermaler, indem er mit dem kleinen Finger die Aſche in ſeinem Porzellanpfeifenkopf zuſammendrückte.

„Es wurde vor Tiſch etwas Weniges geplaudert,“ fuhr Tannhäuſer fort, „dann ſehr gut gegeſſen, nachher Kaffee getrunken und wieder geplaudert. Darauf empfahl ich mich und machte noch einen Spaziergang um die Stadt. — Es iſt ein wunderbarer Abend.“

„Wie war die Fürſtin angezogen?“ fragte das junge Mädchen

nach einer Pauſe. „Gewiß ſehr ſchön. Was trug ſie für ein Kleid?“

Ein weißes, ohne alle farbige Verzierung, nur mit Quaſten und Bändern beſetzt.“

„Das muß ſchön ſein,“ ſagte Franceska; „ſo ein weißes Kleid muß außerordentlich gut ſtehen.“

Lag in dieſem Momente im Klange ihrer Stimme etwas Eigenthümliches oder leuchtete ihr Auge nicht ſo klar und heiter wie gewöhnlich — genug, ihr Vater ſchaute ſie mit einem innigen Blicke an, legte ſanft ſeine Rechte auf ihr Haupt und ließ dieſelbe auf dem glatten, vollen Haare hinabgleiten bis zu ihrer Wange, wo ſie alsdann mit ihren Fingern die Hand des Vaters umfaßte und innig an ihr Geſicht drückte. Dabei zwang ſie ſich zu einem Lächeln, aber es war kein Lächeln, wie es aus einem heiteren oder glücklichen Herzen kommt.

Nach einer Pauſe ſagte der Bildhauer: „Und was das Geſchäftliche anbelangt, haben Sie etwas mit der Fürſtin ausgemacht?“

„Ueber die Sitzungen?“

„Ja. Und über das Zimmer, wo Sie das Portrait malen ſollen?“

Tannhäuſer mußte geſtehen, über das Zimmer nichts Näheres vernommen zu haben; es ſei wahrſcheinlich von der Fürſtin vergeſſen worden, darüber zu ſprechen. Da ſie ihn aber gebeten, morgen früh zu ihr zu kommen, ſo würde das ja in kurzer Zeit abgemacht ſein.

Der kleine Thiermaler nickte auffallend mit dem Kopfe; er hatte ſeine kurze Pfeife aus dem Munde genommen und zeichnete mit der Spitze des Porzellanwaſſerſacks Figuren in die Tabaksaſche, welche vor ihm lag.

„Ja, ja — hm, hm!“ ſagte er nach einem längeren Stillſchweigen der ſämmtlichen Anweſenden, während welchem man das

Concert der benachbarten Frösche auf's Deutlichste hörte. „Dann wird Dein Atelier wohl für längere Zeit leer stehen. — Ich an Deiner Stelle," setzte er in etwas scharfem Tone hinzu, „würde es lieber jemand Anderem vermiethen. Da ist Krauß, der sucht eines, oder Becker."

Franceska hatte etwas an der Lampe gestochert und diese, gewiß ganz zufällig, so gedreht, daß tiefer Schatten auf ihr Gesicht fiel.

„Du thust gerade," entgegnete Tannhäuser seinem Freunde, „als ob ich im Begriffe wäre, aus der Welt zu gehen. Wie lange werde ich denn brauchen, bis ich jenes Portrait gemalt habe? — Acht bis zehn Sitzungen, meinetwegen vierzehn Tage. Und es wird sich wohl der Mühe verlohnen, für diese Zeit ein so angenehmes Atelier wegzugeben, so in der nächsten Nachbarschaft meiner besten Freunde! Aber Du scheinst wieder einmal Lust zu haben, mir meinen Abend zu verderben."

Wulf that gar nicht, als ob er die letztere Aeußerung vernommen, sondern sagte in Beziehung auf den ersten Theil der Antwort seines Freundes: „Freilich, darin hast Du Recht. Wegen einer Abwesenheit von vierzehn Tagen Dein Atelier aufzugeben wäre allerdings thöricht; selbst nicht wegen vier Monaten. Aber," fuhr er in sehr langsamem Tone fort, „ich hatte nur gemeint, wenn Du es vielleicht voraussichtlich längere Zeit nicht benutzen würdest, — in dem Falle —"

„Weißt Du was, Wulf," unterbrach diesen hier Tannhäuser in einem ärgerlichen Tone, „ich kenne Deine Meinungen so ziemlich. Du hast wieder einmal Deine unangenehmen Stunden, wo es Dir ein Vergnügen macht, Deine Umgebung, seien es nun Menschen oder Affen, zu reizen."

„Die letzteren reize ich nie," entgegnete der Thiermaler mit großer Kaltblütigkeit, „denn sie geben mir keine Veranlassung dazu."

„Nun ja, nun ja," ſagte der Andere unmuthig; „Du ſollſt ja Recht haben. Aber ſprechen wir von was Anderem."

Und das geſchah denn auch; die Bekannten blieben noch eine Zeitlang hier beiſammen ſitzen und ſprachen über die maleriſche Wirkung des Lichtes auf die Blätter der Veranda, ſowie auf die feinen Stämmchen und Ranken der wilden Rebe, die überall umherkletterte, über den eigenthümlichen Duft der warmen Nacht, und daran knüpfte der Bildhauer Piſani Erinnerungen aus ſeinem ſüdlichen Vaterlande und erzählte noch lange von Rom, namentlich von der wunderbar gefärbten Campagna

Später ſah man dann aus der Veranda drei Lichter nach drei verſchiedenen Richtungen ſich fortbewegen, der Bildhauer ging mit Franceska ins Haus, Wulf noch zu ſeinem kleinen Affen, um ihm das Lager zu bereiten, der Tannhäuſer aber ſtieg in ſein Schlafzimmer hinauf.

Warum ſetzte ſich das junge Mädchen, als ſie in ihre Kammer gekommen, an ihren Tiſch, legte den Kopf auf die Hände und weinte lange und bitterlich? Wußte ſie es denn ſo ganz genau, daß ſie heute Abend mit dem Tannhäuſer zum letzten Male unter der Veranda geſeſſen?

Siebentes Kapitel.

Ein Modell.

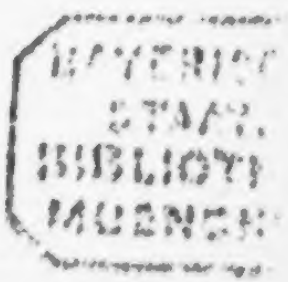

Als der Tannhäuſer am andern Morgen etwas früher als gewöhnlich aufgeſtanden war, arrangirte er ſogleich ſeinen Malkaſten; er ordnete alles darin ſo ſauber wie möglich, erſetzte die

ſtark gebrauchten Farbenblaſen durch neue, ſuchte die nöthigen Pinſel zuſammen, putzte die Palette auf's ſorgfältigſte und packte dann alles in einen kleinen hölzernen Kaſten. Hierauf machte er ſeine Toilette, nicht gerade beſonders ſorgfältig wie geſtern zum Diner, vielmehr heute mit einer etwas koketten Nachläßigkeit.

Der kleine Thiermaler war ebenfalls aus ſeinem Bette herausgerollt — er pflegte dieſe Art des Aufſtehens jeder andern vorzuziehen — dann ſtreckte und dehnte er ſich auf dem Teppich, welcher auf dem Boden lag, um ſich ſo, wie er ſagte, auf ſein ſtrapaziöſes und mühſames Tagewerk vorzubereiten, und zog alsdann eines ſeiner unentbehrlichſten Kleidungsſtücke an, um hierauf an ſeine erſte Morgenbeſchäftigung, die Bereitung des gemeinſchaftlichen Kaffees zu gehen. Er that das abwechſelnd pfeifend und ſingend, wie gewöhnlich, nachdem er aber zuvor die beiden Fenſter des Schlafzimmers weit geöffnet, um die liebe Sonne hereinſpazieren zu laſſen. Dieſe ſchien aber auch heute ſo golden und prächtig über Berg und Thal, daß Einem das Herz nicht nur im Leibe lachen, ſondern ſich auch unwillkürlich auf den Zügen wiederſpiegeln mußte, wenn man in den klaren, herrlichen Morgen hinausſchaute. Und dabei war es ein bischen kühl, aber es herrſchte jene angenehme Kühle, die uns wohl thut, wenn wir dabei an die Wärme des Mittags denken. Draußen zitterten die Blätter der Bäume ordentlich vor Wohlbehagen, die Blumen neigten verſchämt ihre Köpfe vor dem Kuß der Sonne, wie junge Mädchen beim Pfänderſpielen, Häuſer und vor allem die Fenſterſcheiben glänzten wie gediegenes Gold und der Raſen, ſoweit man ihn erblickte, war bedeckt mit Milliarden von Brillanten, — eine koloſſale Verſchwendung. Der kleine Thiermaler hatte nicht genug daran, daß er mit weit aufgeſperrtem Munde die friſche Morgenluft einathmete, er ſuchte ſich auch noch mit den ausgeſpreizten Händen ſo viel davon zuzuwedeln, wie nur möglich. Das war

XII.

Veränderungen.

Auf unſerer Wiegkammer kamen nun dergleichen Scenen nicht vor, denn Madame Stieglitz, die das Verderbliche jenes Syſtems, nach welchem der Arbeiter ſeinen ſauer verdienten Lohn an Waaren empfangen ſollte, wohl einſah, hatte ſich ein- für allemal dagegen ausgeſprochen und es durfte nie eingeführt werden. Doch war auch hier nicht alles, wie es hätte ſein können. Der Herr Specht, der das ganze Fabrikgeſchäft leitete, nahm nur ſolche Weber an, die von der Gnade durchdrungen waren, oder die wenigſtens durch Gebet und Geſang dahin ſtrebten, derſelben nahe zu kommen, auch hatte ich wohl bemerkt, daß der Buchhalter nebenbei noch ein kleines Geſchäft betrieb, das darin beſtand, daß er den dringenden Geld-Verlegenheiten der Weber durch kleine Vorſchüſſe abhalf, wofür die Leute ſchwere Zinſen erlegen mußten. Natürlich betrieb er dies Geſchäft nicht

ſein geiſtiges Vorfrühſtück, wie er es nannte. Sodann ging es an die Zubereitung des wirklichen.

„Wenn mein Vater eine weite Reiſe machte,“ ſprach er, indem er den Kaffee in die Blechmaſchine that, „ſo pflegte meine Mutter, die eine ſparſame Hausfrau war, eine Bohne mehr in die Mühle zu thun, und das geſchah, um meinen Erzeuger daran zu erinnern, daß es nicht blos in den Wirthshäuſern einen guten Kaffee gebe. — Unter dem Wenigen, was ich von meinen Eltern geerbt, befindet ſich auch dieſe koſtbare Erinnerung, und die werde ich nun hier praktiſch anwenden.“

„So willſt Du verreiſen?“ fragte Tannhäuſer in einem etwas affektirt gleichgültigen Tone.

„Ich?“ gab der Andere verwundert zur Antwort. „Ich bin der Zurückbleibende; Du gehſt in die Welt hinaus.“

„Schon wieder die alten abgedroſchenen Späße. Ich kann es nicht faſſen, wie man ein Vergnügen daran haben kann, andere Menſchen immer zu necken und zu plagen.“

Der kleine Thiermaler hielt ſeine beiden Hände auf das Blechgefäß und ſchaute mit einem langen Blicke nach ſeinem Freunde herüber. Dieſer Blick hatte anfänglich etwas Komiſches; nach und nach aber wurde er ernſter, düſter, wehmüthig.

„Und ich kann es nicht faſſen,“ ſagte er dann nach der ſo entſtandenen langen Pauſe, „wie ein ſonſt ſo verſtändiger Menſch über ſich ſelbſt ſo verblendet ſein kann. Oder biſt Du es wirklich, Richard? Wandelſt Du in der That ſo förmlich arglos dem Abgrunde zu, den Deine Blicke nicht ſehen wollen, weil ihn Deine eigene Einbildungskraft mit bunten üppigen Blumen zudeckt? — Ich ſpreche da wie ein Buch,“ ſetzte er ſich ſelbſt perſiflirend hinzu, indem er die Achſeln zuckte, „und ſehe ſchon, es macht auf Dich nicht die geringſte Wirkung.“

„Was ſollte es auch!“ entgegnete der Andere unwillig.

„Glaube mir, ich habe es endlich einmal satt, so von euch allen wie ein kleines Kind behandelt zu werden, jeden meiner Schritte bekritelt zu sehen und immer zu hören: Tannhäuser, Du mußt das nicht thun, und das nicht, und das nicht. — Teufel auch! das wird langweilig. Und doppelt lächerlich ist es von Dir, aus dieser an sich einfachen Geschichte ein solches Leben zu machen. Ich gehe dahin, male eine vornehme Dame, weil sie mich bittet, die Sitzungen in ihrem Hause zu halten; dabei scheint es euch ein großes Unglück, daß die Dame jung, schön und reich ist. — Im Gegentheil, das halte ich für ein Glück; ich werde ein Bild malen, das Aufsehen erregt, ich werde gut bezahlt werden — also Ehre und Geld, was will ich mehr?"

„Namentlich des letzteren recht viel," gab der kleine Thiermaler gelassen zur Antwort; „daran zweifle ich nicht. Aber was die erstere anbelangt, so wollen wir später vielleicht wieder darüber sprechen. — Ich wasche meine Hände." Er strich seine beiden Handflächen einen Augenblick gegen einander.

„Nein, Wulf," fuhr Tannhäuser nach einer längeren Pause in weicherem Tone fort; „laß Deine Neckereien sein. Ich versichere Dich, Du hast vollkommen Unrecht; in vierzehn Tagen ist, so Gott will, das Bild vollendet, und dann wirst Du über Deine eigenen Worte lachen."

„Ich werde nicht darüber lachen," sagte kopfschüttelnd und auffallend ernst der Thiermaler. „Aber Andere werden darüber weinen, und das thut mir jetzt schon recht weh. Ich bin einmal ein so närrischer Kerl, der sich gern um Andermannsleiden und Schmerzen bekümmert. Ich könnte was von Deinem Leichtsinn gebrauchen, Tannhäuser."

Dieser wollte zornig auffahren, doch schien er sich eines Bessern zu besinnen, er zuckte die Achseln und sagte dann nach einer Pause mit großer Ruhe: „Wulf, Du bist unverbesserlich; aber es wäre eine Sünde, wenn man sich über Dich ärgern wollte.

Wenn Du mich jedoch noch ein wenig lieb haſt, ſo verdirb mir den Morgen nicht mit Deinen prophetiſchen Sprüchen. Es kann ja das doch alles nichts nützen."

Der kleine Maler ging auf ſeinen Freund zu, legte die Hand auf deſſen Arm und ſprach: „Daß es leider nichts nützen kann, weiß ich nur allzu gut; aber es gibt etwas, das man Freundespflichten nennt, und die erkenne ich an, und deßhalb habe ich ſo zu Dir geſprochen. Ja, um noch einmal prophetiſch zu reden, will ich Dir jetzt ſagen, — und vergiß es nicht," ſetzte er mit erhöhtem Tone hinzu — daß eine Zeit kommen wird, wo Du mich vielleicht am Kragen nimmſt und mich derb ſchüttelſt und dazu ſprichſt: Kerl, miſerabler! Damals warſt Du zehn Jahre älter als ich, Du kannteſt meine Verhältniſſe und — — Franceska genau, Du mußteſt mir damals ſagen: ein — Elender, wenn Du, der Beau, der Du biſt, Du, der gute, leichtſinnige Menſch, zu jener Lubanoff gehſt, um ſie zu malen!"

„Wulf!" —

Der kleine Maler ſtreckte die Rechte von ſich ab und fuhr in gewöhnlichem Tone fort: „Schrei nicht ſo, Tannhäuſer, ich ſage Dir nichts; Du haſt nur von mir gehört, wie Du einſtens zu mir reden wirſt. — Ja, einſtens, ſo wahr die Sonne ſcheint; Du wirſt ſo zu mir ſprechen. — Aber jetzt kein Wort mehr davon.

Ihr Freunde, ſeht, es ſtrahlt der Morgen.

Und unſer Kaffee iſt auch fertig."

„Man muß Dir ſchon recht viel zu Gute halten," meinte Tannhäuſer, und zu dieſen Worten wollte er lachen, brachte es aber nur zu einem leichten Lächeln, und auch dieſes ſah melancholiſch genug aus.

Wulf hätte, wie er ſich auch eben ausgedrückt, nicht mehr von dem Bilde angefangen, das ſein Freund zu malen hatte, noch von den Folgen, welche es für dieſen haben konnte; doch konnte

es der Tannhäuser selbst nicht lassen, während sie, wie schon so sehr oft, bei ihrem Kaffee saßen, heute am geöffneten Fenster, anscheinend mit aller Gleichgültigkeit davon zu sprechen.

„Ich kann Dich versichern," sagte er, „das muß ein ganz famoses Bild werden, und es soll dem Namen Tannhäuser einen guten Klang beifügen."

„Ja, ja," brummte der kleine Thiermaler vor sich hin, dann fuhr er nach einer Pause fort, ohne seinem Freunde auf die vorhin gethane Aeußerung eine Antwort zu geben: „Weißt Du, was ich allein fürchte und was mir so lebhaft vorschwebt, daß es geschehen werde? — Ich meine immer der alte Herr, der gestern mit Deiner Fürstin da war, wird Veranlassung nehmen, sich hier herum viel zu schaffen zu machen. Es könnte das aber Unannehmlichkeiten für ihn herbeiziehen: deßhalb glaube ich, es wäre gar nicht übel, wenn Du ihn ein bischen davor warntest, sich hier außen allzuviel umherzutreiben."

„Du siehst wie immer alles schwarz," entgegnete der Andere; „wenn er auch einmal käme, was thut's? Ich bin ja auch da."

„So, Du bist auch da?" sagte Wulf in ganz eigenthümlichem Tone. „Ja, wenn Du da bist, ist es freilich etwas ganz Anderes. Nun, wir wollen sehen, bakulum! wie der Türk sagt. Das Wort gefällt mir, weil es mit sonst was eine so angenehme Aehnlichkeit hat. Auf alle Fälle aber kann ich Dich versichern, daß ich da sein werde, — und fest. — Nimmst Du noch ein wenig Kaffee?" setzte er darauf in gleichgültigem Tone hinzu: Du mußt ihn nicht verschmähen, ich habe eine Bohne mehr dazu gethan, als gewöhnlich. Du weißt schon weßhalb. — Und nun wollen wir für heute die Abschiedspfeife rauchen. Willst Du eine irdische oder nimmst Du meine türkische?"

„Ich werde heute Morgen gar nicht rauchen," versetzte Tannhäuser; „man muß doch ein wenig Rücksicht nehmen, wenn man eine Dame malt."

„Da wird es Dich am Ende auch geniren, wenn ich rauche?“

„Bei offenen Fenstern ganz und gar nicht.“

„Nun, das ist mir recht lieb.“ —

Darauf fing der kleine Thiermaler an zu rauchen und zwar aus einer langen irdenen Pfeife, wobei er sich dicht an's Fenster setzte, nicht wegen des Anzuges seines Freundes, sondern weil es ihm Vergnügen machte, den blauen Rauch so fein gekräuselt vor sich aufsteigen zu sehen und ihn mit den Augen zu verfolgen, wie sich seine Ringe langsam verschoben, immer weiter sich auseinander zogen und dann in Nichts vergingen. Er konnte dabei so gut seinen wachen Träumereien nachhängen.

Der Tannhäuser ging im Zimmer auf und ab, nachdem er seinen Malkasten zugeschlossen, und bald darauf griff er nach seinem Hute und reichte seinem Freunde die Hand. „Adieu, Wulf, — bis heute Abend!“

„Bis heute Abend, Tannhäuser.“

Der Letztere ging zur Thür hinaus, der kleine Thiermaler aber blieb am Fenster sitzen und war einen Augenblick nachher so in tiefe Gedanken versunken, daß er es nicht zu bemerken schien, wie die irdene Thonpfeife seinen Fingern entglitt, aus dem Fenster fiel und drunten in kleine Stücke zerschmetterte.

Im Hofe traf Tannhäuser Franceska, die im Schatten ihrer Veranda saß und einige Veilchen zusammenwand. Ihr Gesicht war wie gewöhnlich, nicht heiter, nicht betrübt, aber ruhig und freundlich.

„Die Blumen sind für Dich,“ sagte sie, „aber behalte sie, gib sie nicht weg.“

„Wie sollte ich sie weggeben, Franceska, da ich sie von Dir erhalten! Sind sie mir nicht lieb und werth?“

Sie hob ihre rechte Hand leicht gegen ihn empor, wobei sich jetzt in ihr Lächeln nur für eine Sekunde lang etwas Trübes

miſchte; dann wiederholte ſie ihre Worte von vorhin: „Gib ſie nicht weg, mehr kann ich ja nicht verlangen.“

„Ich verſichere Dich, Franceska, daß ich ſie gut aufbewahren werde,“ gab Tannhäuſer ihr zur Antwort, während er ihr ſeine Hand entgegenſtreckte, in welche ſie zögernd die ihrige legte. Dabei ſah ſie ihn mit einem tiefen, innigen Blicke an, ſo daß es ihm ſo ſonderbar ſchwer um's Herz wurde.

„Gewiß, Franceska,“ ſagte er, „ich werde Deine lieben Blumen aufbewahren, ich werde ſie Dir ſpäter wieder zeigen.“

„Wie Gott will!“ flüſterte das Mädchen, aber ſo leiſe, daß er es nicht verſtand. Dann nickte ſie dem jungen Manne zu und ging in das Haus.

Tannhäuſer ſchritt durch den kleinen Gemüſegarten dahin, mußte aber hier noch einmal halten, denn zwiſchen den ſchnurgeraden Reihen der friſchgrünen Erbſen, die eben aus dem Boden hervorgebrochen waren, ſah er den Vater Piſani gebückt ſtehen, wie er emſig die Pflänzchen betrachtete und ſich an dem kräftigen Wachsthum derſelben freute. Er rauchte eine ſeiner langen dünnen italieniſchen Cigarren und als er den jungen Maler in dem mittleren breiten Wege ſtehen ſah, winkte er dieſem freundlich mit der Hand und rief ihm zu: „Macht ein ſchönes Bild, Tannhäuſer, und macht alles ſo, daß wir uns darüber freuen. Ihr habt Euer Glück in der Hand, ſo glaube ich. Addio — caro!“

Der junge Maler winkte dem alten Manne freundlich mit der Hand, dann beeilte er ſich, ſeinen Weg fortzuſetzen, und ließ gleich darauf den Garten hinter ſich. Ihn aus den Augen zu laſſen, ſowie auch die zwei beſcheidenen Häuschen, in denen heute Morgen die Fenſter ſo golden im Strahl der Morgenſonne glänzten, wollte und konnte er nicht ſogleich. Bei einer leichten Biegung des Weges — es befand ſich da eine Linde und eine ſteinerne Bank, auf der die Bauernweiber ausruhten, wenn ſie Gemüſe zur Stadt brachten — blieb Tannhäuſer ſtehen und blickte rückwärts. Er lehnte

den Arm an den Stamm der Linde und ſtützte ſeine Stirn auf die Hand. Hatte er früher alle Worte des kleinen Thiermalers verlacht, wirklich verlacht oder nur ſo gethan, ſo mußte er ſich jetzt eingeſtehen, daß ſie ihm doch ſchwer auf das Herz gefallen waren und er ſich nun derſelben auf's lebhafteſte erinnerte; es war ihm gerade zu Muth, als nehme er für längere Zeit Abſchied von dem Orte, wo er ſo gute, ſo glückliche Stunden verlebt hatte.

Er fühlte ſein Herz bewegt, gedrückt, ja, ein paarmal war es ihm, als thäte er beſſer daran, wieder umzukehren und den Auftrag, der ihm geworden, nicht auszuführen. Dann aber verlachte er, und wie er glaubte, mit vollem Recht, einen ſolchen Gedanken, nannte ihn und ſich ſelbſt kindiſch und raffte ſich gewaltſam auf, um ſeinen Weg fortzuſetzen. Aber dies ging nicht ſo ganz leicht. Noch einige Mal blickte er ſehnſüchtig zurück, und ſein freundliches Atelier trat lebhaft vor ſein inneres Auge: ſein angefangenes Bild, ſeine Geräthſchaften, ſeine Waffen, an denen er lange geſammelt, und dann öffnete ſich die Thür und Franceska trat herein mit ihrem munteren Eccolo! Es war ihm, als ſollte er dies alles nicht wieder ſehen, und wenn dieſes Wiederſehen auch nicht buchſtäblich zu verſtehen war, ſo fühlte er doch ſelbſt auf Augenblicke, ſein Leben werde ſich von heute an ändern.

„Und wenn auch! iſt es nicht vielleicht mein Glück?“ ſagte er trotzig, und dann riß er ſich los und ſchritt der Stadt zu. Aber es war noch ein anderer Gedanke, der ihn dorthin zog, der, wenn er ihn ſich ausmalte, ſein Herz ſchneller ſchlagen machte, ſeinen Athem erſchwerte.

Der Thiermaler konnte und wollte aber am heutigen Tage nicht arbeiten. Er war wie gewöhnlich in's Atelier hinunter gegangen, er hatte ſich vor ſeine Staffelei geſetzt, ſein Bild betrachtet, fand aber an den Schwänzen ſämmtlicher Affen heute ſo viel auszuſetzen, daß er ſich mißmuthig erhob und in den Hof ging,

wo Franceska wieder unter der Veranda saß mit einer Näharbeit beschäftigt.

„Heute thätest Du mir einen rechten Gefallen," rief er ihr zu, „wenn Du ein bischen in's Atelier kämest und mir bei der Arbeit zuschautest. Ich glaube, dann könnte es allenfalls gehen."

Sie schüttelte mit dem Kopfe und dann gab sie zur Antwort: „Nein, ich mag nicht gern; ich war so eben darin und habe dem Joco etwas gebracht: aber es ist dort heute so kühl, es hat mich ordentlich gefröstelt."

„Ja, kühl ist es dort," sagte Wulf, „das habe ich auch gefühlt, und deßhalb bleibe ich lieber in der Sonne. Ich will ein Paar Besuche in der Nachbarschaft machen."

Und so that er auch: er zog seinen schwarzen, sehr kurzen Sammtrock an, setzte eine Mütze auf, die wie ein Barett aussah, und ging, die Maler Krauß und Becker zu besuchen.

Diese hatten sich in einem der Häuser nicht weit von dem seinigen, und wie dieses ebenfalls in einem Garten gelegen, ein provisorisches Atelier auf einem Heuboden eingerichtet, der einen sehr großen Dachladen hatte, welcher zufällig gegen Norden ging. Es waren ein Paar fleißige Landschafter, die Beiden, die sich schon etwas verdienten und gern die größere Miethe für ein besseres Atelier bezahlt hätten, wenn nur ein solches in der Nachbarschaft zu bekommen gewesen wäre.

„Wer weiß!" sagte der Thiermaler, der es sich auf dem Bette des einen der Freunde wie auf einem Sopha bequem gemacht hatte. „Wer weiß! Ich glaube nicht, daß Tannhäuser noch gar zu lange da bleibt, und was mich anbelangt, so muß ich auch schon gestehen, daß es mich lange gereizt hat, ein bischen die Welt zu betrachten. — Das wäre eine Gelegenheit für euch. — Nun, kommt Zeit, kommt Rath." Er versprach den Beiden, vorkommenden Falles an sie zu denken und dann ging er auf einem großen Umwege nach Hause zurück.

Dieser Umweg führte ihn auch an der Linde vorbei, wo der Tannhäuser vorhin gestanden und nach den beiden kleinen Häusern hinüber geblickt. Wulf blieb hier ebenfalls stehen und sprach zu sich selber: „Was gräme ich mich da und plage mich mit Sachen ab, die doch nicht zu ändern sind. Nichts währt überhaupt ewig auf dieser Welt, und wenn er wegbleibt, wenn sie vielleicht auch mit ihrem Vater fortzieht — der Alte spricht ja häufig davon, nach Italien zurückzukehren — so soll es mir auch weiter keinen Kummer machen, mein Bündel schnüren zu müssen und mir die Welt ein bischen anzusehen.

Er schlenderte langsam durch den Gemüsegarten nach dem Hause zu, und die Sonne, welche recht warm schien, that ihm am heutigen Morgen besonders wohl. Er wollte zum Bildhauer Pisani hinein, als er aber in den Hausgang trat und sich eben rechts nach der Thür des Ateliers wenden wollte, hörte er vom Hofe her eine fremde Stimme laut lachen. Das änderte augenblicklich seine Absicht, und er trat rasch unter die Veranda, um nachzusehen.

Der kleine Thiermaler hatte ein ahnungsvolles Gemüth und er wußte fast im Voraus, daß er hier den alten so sehr freundlichen Herrn finden würde, der auch in der That da war, der auf einem Stuhle vor Franceska saß und vorhin so laut und vergnügt gelacht hatte. War es Absicht oder Zufall? — genug, er hatte sich mit seinem Stuhle so an den Tisch und vor das junge Mädchen hin postirt, daß dieses nicht ihren Platz verlassen konnte, wenn sie das auch gewollt hätte. Das sah Wulf mit einem einzigen Blicke, und darum trat er auch mit einer recht feindseligen Miene näher, wobei er kaum mit einem Finger an sein Baret langte, als ihm der alte Herr so außerordentlich freundlich lächelnd mit der rechten Hand entgegenwinkte und rief: „Ach! da kommt ja unser Freund."

„Ich bin wohl recht lange ausgeblieben, nicht wahr, Fran-

ceska?" wandte ſich der kleine Maler an das Mädchen. „Nicht wahr, viel zu lange? Ja, ja, ich kann mir's wohl denken!" Damit faßte er den ſchweren Tiſch an einer Ecke und drückte ihn ſo ſcharf auf die Seite, daß es den alten freundlichen Herrn faſt genirt hätte. Doch bekam dadurch Franceska einen Ausweg, den ſie auch ſogleich benützte und mit einem leichten Kopfnicken in das Haus eilte. Wulf nahm ſogleich auf dem leeren Stuhle Platz, legte beide Arme auf den Tiſch und ſchaute den alten, ſo überaus freundlichen Herrn mit einem feſten, gerade nicht zu wohlwollenden Blicke an.

„Das iſt hier ein kleines, recht angenehmes Haus," ſagte dieſer und dabei blickte er rings umher. „Sehr angenehm."

„O ja, recht angenehm," wiederholte der Maler grinſend. „Darf ich mir vielleicht erlauben, zu fragen, was uns die außerordentliche Ehre verſchafft hat, Euer Gnaden ſchon wieder hier zu ſehen?"

Der Ton, mit welchem er dies ſagte, ließ den Sinn ſeiner Frage durchaus nicht verkennen. Doch ging der alte freundliche Herr begreiflicher Weiſe nicht darauf ein; er machte vielmehr eine ſo heitere Miene, lächelte ſo vergnügt, daß ſich der Raum zwiſchen der Naſenſpitze und ſeinem Kinn außerordentlich verkleinerte, und antwortete, indem er mit ſichtlichem Vergnügen lachte: „Ich habe geſtern ſchon erkannt, daß Sie ein kleiner Spaßmacher ſind, und Sie ſehen, ich nehme das ſo auf und finde mich ganz in Ihre Art zu reden. Was ich aber hier ſuchte, mein Verehrteſter, das ſind Sie vor allen Dingen nicht." Seine grauen, ſcharfen Augen leuchteten eine Sekunde lang ſcharf. „Da es mir ſo gefällt," ſetzte er ruhig und immer lächelnd hinzu, „ſo will ich Ihnen ſagen, daß ich hieher kam, um zuerſt nach Herrn Tannhäuſer zu ſehen."

„Der iſt nicht da," verſetzte Wulf ſehr kurz. „Und das wiſſen Euer Gnaden wahrſcheinlich auch, und ebenſogut, wo er ſich befindet."

unter eigener Firma, ſondern er gab den Bedürftigen eine Anweiſung auf einen chriſtlichen Freund, mit welchem er in Verbindung ſtand, alsdann behielt er die Leute in der Hand und machte ihnen an ihrem Wochenlohn ſo lange Abzüge, bis die Schuld an den chriſtlichen Freund nebſt Zinſen gedeckt war.

Seit jenem Abend, wo ich in der Betverſammlung geiſtig verunglückt war, und nachdem der Buchhalter geſehen, daß ich mit keiner Silbe der Ereigniſſe jenes Abends gedacht, hat er mich mit ſeinen Bekehrungs-Verſuchen in Frieden gelaſſen. Mit Widerwillen dacht' ich an das, was ich geſehen und erlebt und dies, verbunden mit den ſonnenklaren und herzlichen Worten meines trefflichen Freundes, des Doktor Burbus, zerriß den finſteren Schleier, welchen der Buchhalter über mein Herz und mein Gemüth geworfen, und welcher gedroht, mich langſam und verderblich zu umwickeln. Das einzige, was mir in der Erinnerung an jene Zeit ſchmerzlich und doch ſüß erſchien, war das Andenken an meine Nichte Emma; die wilden Träume, die nächtlichen Schatten und grellen Bilder, die ihr Bild damals umgaben, war wie Herbſtnebel vor der aufſteigenden Sonne vor ihrem klaren Blick in die Tiefe hinabgeſunken, aus der ſie aufgeſtiegen, und rein und verklärt ſtand das Bild des ſchönen Mädchens in meinem Innern.

Da ich dem Dokter nichts verſchwieg, ſo machte ich

„Wo er sich befinden könnte, kann ich mir allerdings denken," gab der Graf Portinsky zur Antwort; „aber daß er sich schon so früh aufmachen würde, das hätte ich mir nicht gedacht. Schön, schön, er zeigt Eifer für die Sache, und das gefällt mir. — Ihr Freund, Herr Tannhäuser, kann es zu etwas bringen," fuhr er fort, und dabei strahlte sein Gesicht ordentlich vor Wohlwollen. „Er ist ein guter Künstler, ein sehr angenehmer und dabei äußerst höflicher Mann. — Apropos!" sagte der alte Herr darauf mit einem ganz andern Tone, „ich sah auch gestern auf Ihrer Staffelei ein wie mir schien nahezu fertiges Bild, ein allerliebster Blick in die Thierwelt. Dürfte ich mich vielleicht nach dem Preise dieses Bildes erkundigen?"

Der kleine Thiermaler hatte den Ellenbogen auf den Tisch gestützt und versetzte, indem er sich ebenfalls einer außerordentlichen Freundlichkeit befleißigte und dabei sein Kinn streichelte: „Und warum wünschen Euer Gnaden den Preis des Bildes zu wissen? Ich glaube nicht, daß dazu ein Grund vorhanden ist, was auch Euer Gnaden einleuchten wird, wenn ich Ihnen sage, daß das bewußte Bild nicht zu kaufen ist, da ich nur auf Vorausbestellung arbeite."

„Ah! nur auf Vorausbestellung?"

„Nur auf Vorausbestellung!" wiederholte der kleine Thiermaler in sehr entschiedenem Tone. „Und da es noch eine gute Anzahl von Gallerien und Museen gibt, die noch mit keinem Wulf geschmückt sind, so habe ich noch mehrere Jahre angestrengt zu arbeiten, um allen Nachfragen genügen zu können."

„Nachfrage nach Affenschwänzen?"

„Versteht sich! Oder auch nach Affen in ganzer Größe; ich male auch solche, sobald mir ein passendes Modell dazu aufstößt."

Der Blick, den der kleine Thiermaler bei diesen Worten an der Figur des alten freundlichen Herrn hinabgleiten ließ, konnte nicht gut mißverstanden werden, wenn man ihn verstehen wollte,

was aber bei dem Herrn Grafen durchaus nicht der Fall zu sein schien, denn sein Lächeln, mit welchem er sagte, es verursache ihm in der That einigen Kummer, daß er sich also vorderhand keine Hoffnung machen könne auf den Besitz eines so vortrefflichen Affenschwanzes, war förmlich herzgewinnend, und daß es diese Wirkung auf das Gemüth des Herrn Wulf gänzlich verfehlte, zeigte deutlich, welch' versteinertes oder verknöchertes Herz dieser kleine Thiermaler in seinem Busen trug. Es flammte in seinen Augen wahrhaft feindselig auf, und die Unterredung hätte sich vielleicht noch pikanter gefärbt, wenn nicht in diesem Augenblicke Francesca unter der Thür erschienen wäre und zum alten freundlichen Herrn gesagt hätte: ihr Vater sei soeben in sein Atelier gegangen, und es würde ihm recht angenehm sein, den Herrn Grafen dort zu sehen.

Wulf zuckte fast sichtlich zusammen und biß sich auf die Lippen.

Der alte freundliche Herr dagegen schmunzelte auf's Wohlgefälligste, als das blühende junge Mädchen so mit ihm sprach, und der Ausdruck dieses Wohlwollens galt unbedingt nur ihrer Person; denn über die Worte, welche sie gesprochen, hatte er sich einigermaßen geärgert. — Das ist eine eigenthümliche Sorte von Künstlern hier, dachte er; ich, der Graf Portinsky, lasse da so einem miserablen Bildhauer sagen, ich wolle sein Atelier sehen, und statt, wie es bei uns und auch sonstwo der Brauch ist, mich mit der Mütze in der Hand an der Thür des Hauses zu empfangen, läßt er mir sagen, er sei in seinem Atelier.

„Ich danke, mein liebes, schönes Kind," sprach er, trotz dieses Ideengangs, doch änderte sich dieser plötzlich und es fiel ihm ein, das reizende Mädchen könne ja auch den Vater abgehalten haben, heraus zu kommen, um die Botschaft selbst zu überbringen. — In dieser Welt ist alles möglich, dachte der Graf Portinsky. Deßhalb schnellte er hinter dem Tische mit einem unglaublichen Elan hervor, tänzelte auf Francesca zu, und ehe diese

noch eigentlich wußte, was dieſe unnatürlichen Bewegungen des alten Herrn bedeuten ſollten, hatte dieſer ſeinen rechten Arm ſchäckernd einen Augenblick um die ſchlanke Taille des jungen Mädchens geſchlungen, — wie geſagt, nur eine Sekunde, worauf er mit einer eleganten Verbeugung zurücktrat, denn er bemerkte wohl, wie ihr Auge plötzlich aufflammte, und er war doch noch nicht ganz gewiß, was ihm der nächſte Moment vielleicht bringen könne.

Der kleine Thiermaler ſaß da, ſtarr vor Erſtaunen. Eine ſolche Keckheit war ihm noch gar nicht vorgekommen. Ehe er ſich aber von ſeiner Ueberraſchung erholte und mit ſich im Reinen war, es ſei das Paſſendſte, den alten zudringlichen Herrn auf einmal niederzuſchlagen, war dieſer bereits in dem Atelier des Bildhauers verſchwunden und hatte durch ein ebenſo geſchicktes wie kühnes Manöver an der Thür das junge Mädchen ebenfalls genöthigt einzutreten.

Wir haben bereits erwähnt, daß Herr Piſani ein ſehr wackerer Mann, aber kein überaus begabter Künſtler war; und wir müſſen dieſe Anſicht feſthalten, obgleich ſich der Graf Portinsky beim Erblicken der einfachen Werke hier geberdete, als ſei er in das Atelier eines neuen Canova oder Thorwaldſen getreten. Kleine Steinornamente, die er hier ſah, ſchienen ihm würdig, die ausgewählteſte Skulpturſammlung zu zieren; einzelne Thonmodelle, mit denen Vater Piſani in ſeinen Freiſtunden kühne Verſuche angeſtellt, erklärte er für die geiſtreichſten Entwürfe, die er in ſeinem Leben geſehen. Dabei lächelte er ſo glücklich, rieb ſeine Hände ſo behaglich an einander und ſchien ſo von Wohlwollen aufgelöst, daß man es vollkommen begreiflich fand, wie ſeine Naſe und ſein Kinn, mit fortgeriſſen vom wilden Strudel der Gefühle, die heftigſten Anſtrengungen machten, ſich zu nähern und zu küſſen.

„Ich kann Ihnen nicht ſagen, mein verehrter und werther Herr,“ ſprach er mit leuchtenden Blicken, „wie glücklich es mich

Wundervoll! Graziös! Wie wäre ich glücklich, von diesen Schätzen etwas mein nennen zu dürfen!“

Wird uns der geneigte Leser glauben, daß sich der gute Bildhauer Pisani, ein so bescheidener und selbstbewußter Mann er auch war, doch schmeichelhaft berührt fühlte von den exaltirten Worten des alten freundlichen Herrn? — Und es war so. Er betrachtete die kleinen Modelle seiner Hebe, seiner Tänzerin, seiner Venus, seiner Ceres — Gestaltungen, deren Mängel und Fehler ihm eben noch so deutlich erschienen, etwas befriedigter, denn wenn er von dem ausgesprochenen Lob auch hundert Procente abzog, so blieb, wenn man die wahrhaft entzückten Blicke des Grafen betrachtete, doch noch genug übrig, um seine Arbeiten als kleine Kunstwerke anzusehen.

„Nein, nein,“ fuhr der alte freundliche Herr fort, „so müssen Sie mir nicht kommen, bester und verehrter Freund. Haben Sie vielleicht einen andern Grund, nicht für mich arbeiten zu wollen? Wenn das der Fall wäre und wenn sich derselbe triftig genug erweisen würde, so müßte ich allerdings zurücktreten. Aber, mein verehrter Freund, er darf nur triftig und haltbar sein“ — der Graf hob feierlich die Hand in die Höhe — „sonst trete ich nicht zurück — gewiß und wahrhaftig nicht; sonst sage ich Ihnen ganz einfach: Sie haben hier ein Atelier, Sie nehmen Bestellungen an für Diesen und Jenen, warum nicht auch für den Grafen Portinsky? Darin muß mir sogar Ihre Fräulein Tochter beipflichten, indem sie vom Rechte meiner Forderung so überzeugt sein wird, daß sie in diesem Falle selbst gegen den eigenen Vater sprechen müßte. Habe ich nicht recht, mein hochverehrtes Fräulein?“

Franceska war, wie schon bemerkt, von dem alten Herrn genöthigt worden, in das Atelier zu treten. Dort hatte sie sich gleich dicht an die Seite ihres Vaters begeben, sich aber so gewissermaßen einen Ausweg versperrt, denn der Graf hielt sich in der Nähe der Thür und beherrschte dabei den Raum zwischen

dieſer und Franceska mit ſeinen ruheloſen, ſo ſeltſam leuchtenden Blicken, vor welchen ſich das junge Mädchen ordentlich fürchtete und von ihnen gebannt in dem Gemache blieb. Auf die Appellation des Fremden an ſie wollte und konnte ſie indeſſen keine Antwort geben; auch trat der Vater für ſie ein, indem er mit einem nicht unangenehmen Lächeln verſetzte: „Wie ſollt' ich Gründe haben, für Sie, Herr Graf, nicht arbeiten zu wollen? — Aber wie ich Ihnen vorhin ſagte: ich kenne meine eigenen Kräfte ſo genau, daß ich es nicht wagen kann, gewiſſe Arten von Beſtellungen anzunehmen."

„Wagen Sie es, wagen Sie es, mein verehrter Freund!" ſagte der Graf mit einem ſeiner ſüßeſten Lächeln, und dabei bewegte er ſeine dünnen Lippen, als ſei er im Begriff, dort den feinſten Blüthenhonig abzulecken — „wagen Sie es! — Oder um denn in Ihre Beſcheidenheit einzugehen, ſo laſſen Sie mich's wagen. Ich wünſche alſo eine Statue von Ihnen, drei Viertel Lebensgröße in cararíſchem Marmor ausgeführt."

„Das Material kommt ſchon ſehr hoch," erwiderte Herr Piſani mit Beſcheidenheit.

„Sehr hoch — was nennen Sie ſehr hoch? Habe ich nach dem Preiſe gefragt? Wird mir eine Arbeit von Ihrer Hand zu theuer ſein? — Gewiß nicht." Er ſchaute bei dieſen Worten auf den Bildhauer, nicht aber, ohne durch unaufhörliche Streifblicke auf dem Geſichte des jungen Mädchens nachzuſehen, ob ſie vielleicht nur ein einziges Mal ihr glänzendes Auge zu ihm erhebe, oder ob überhaupt auf ihrem ſchönen Geſichte eine Bewegung wahrzunehmen ſei. Aber dies war durchaus nicht der Fall; Franceska hatte ſich auf ein Piedeſtal niedergelaſſen und ſaß da, die Hände in den Schooß gelegt, ebenſo unbeweglich und anſcheinend ruhig, wie das Modell der Pſyche in der gleichen Haltung dort in der Ecke des Ateliers.

„Ich bin ein eigener — Kunſtnarr," fuhr der alte Graf mit

einer erſtaunlichen Lebhaftigkeit fort. „Wenn ich Sie bitte, mir eine Statue herzuſtellen und im Voraus den geforderten Preis genehmige, ſo habe ich allerdings noch kleine Nebenbedingungen. — Ich bin, wie ſchon geſagt, ein wirklicher Kunſt-Enthuſiaſt; ich ſchwärme für alles Schöne, und dabei iſt mir die Art des Entſtehens ſehr intereſſant. Sie müſſen mir, wenn Sie für mich arbeiten, deßhalb ſchon erlauben, daß ich häufig komme, um nachzuſehen, daß ich zuſchaue, wie Sie Ihren Meißel führen, daß ich mich freuen darf, wie das Werk ſich nach und nach unter Ihren Händen formt.“

Der Bildhauer Piſani war ein zu gutmüthiger und argloſer Mann, um in dieſem Wunſche ſeines vornehmen Gönners irgend etwas zu finden, was auch nur im geringſten unpaſſend wäre. Deßhalb nickte er lächelnd mit dem Kopfe und erwiderte: „Das könnte für mich nur eine Ehre ſein, und wenn ſich der Herr Graf durch ſolche Liebhabereien ſchon im Voraus bezahlt machten, ſo wäre mir das um ſo lieber; dann wäre doch Ihr Geld, wie ich faſt fürchten muß, nicht gar zu umſonſt ausgegeben.“

„Laſſen wir jetzt dieſe unnöthige Beſcheidenheit bei Seite, lieber Meiſter,“ entgegnete der alte Herr mit plötzlichem Ernſte, „und bleiben wir bei dem Geſchäfte. Ich wünſche alſo eine Statue von Ihnen zu haben; und was für eine, das werde ich mir jetzt erlauben, Ihnen klar zu machen.“ — Er legte die Hand an die Augen; dann fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort: „Ich weiß nicht, ob die Idee, welche ich habe, aus meiner eigenen Phantaſie entſprungen iſt oder ob ich irgendwo was Aehnliches geſehen. Ich glaube aber das Letztere,“ ſetzte er mit einem affektirt gutmüthigen Lächeln hinzu. — „Wenn ich nur wüßte —“

„Und welche Art von Statue war es wohl?“ fragte Herr Piſani. „Eine mythologiſche Figur oder eine Allegorie?“

„Ich glaube, es war eine mythologiſche Figur. — Eine Venus?“ — Er blickte auf den Boden und ſchüttelte mit dem Kopfe, wäh-

rend er den Zeigefinger der linken Hand empor hob. — „Nein, nein, eine Venus war's nicht. Eine Grazie, Tänzerin oder so etwas war es auch nicht. — Nur schwebt mir ein wunderbar schöner weiblicher Körper vor.“ — Er wagte einen abermaligen Blick auf das junge Mädchen, doch konnte das Marmorbild hinter demselben nicht theilnahmloser aussehen, als sie. — „Warten Sie. — — Eine Hebe war's, — eine Hebe!“

„Vielleicht die Canova'sche? oder die nach dem Modell von Rauch?“

„Ja, wenn ich zeichnen könnte,“ fuhr der alte Herr nachdenklich fort, „so wäre das augenblicklich geschehen. Aber mit der Beschreibung eines solchen Kunstwerkes will mir es nicht recht gelingen.“ Er blickte wie suchend umher auf die Modelle. „Ah!“ rief er nun auf einmal, „so könnte ich es Ihnen erklären, wenn Ihre Fräulein Tochter die Freundlichkeit haben wollte, einen Augenblick herzutreten. — Darf ich vielleicht bitten?“ fügte er hinzu, und dabei bewegten sich seine Lippen abermals wie vorhin unter dem süßen Einflusse des Blüthenhonigs. — Franceska schrak unwillkürlich zusammen; sie war mit ihren Gedanken so ganz anderswo gewesen und fühlte sich durch die Stimme des alten Herrn nicht angenehm in die Wirklichkeit zurückgeführt.

„Komm' einen Augenblick her, mein Kind,“ sagte der Bildhauer. Und sie erhob sich gehorsam, um dicht vor ihren Vater hinzutreten.

„Sie müssen mir schon erlauben, mein schönes Fräulein,“ sprach der alte freundliche Herr, indem er so nah wie möglich an ihre Seite trat, „daß ich Sie bitte, für ein Paar Sekunden eine graziöse Stellung anzunehmen, was Ihnen gewiß außerordentlich leicht wird.“

Während er das sprach, näherten sich die Spitzen seiner Nase und seines Kinnes in fast erschreckender Weise, und in dem tiefen Abgrund zwischen beiden, wo sich der Mund wie ein ausgebrannter Krater befand, bewegten sich unzählige feine Falten, wie eben-

ſoviele zuckende Schlangen. Franceska ſah ihn einen Augenblick an, aber nur einen kleinen Augenblick; dann wandte ſie ihr Geſicht raſch ab, und man hätte ſehen können, wie es leicht, aber trotzig um ihre ſchönen friſchen Lippen zuckte.

„Darf ich?“ fragte der Graf, indem er eine ihrer herabhängenden Hände nahm, die ſie ihm widerſtrebend ließ und worauf er ſie leicht gegen ſich drehte, was ſie nach einem langen Blick auf ihren Vater, der freundlich lächelnd zuſchaute, geſchehen ließ. „Die Statue, von der ich rede,“ ſagte er alsdann mit viel leiſerer Stimme, als früher — es war, als mache ihm das Athemholen etwas Mühe — „hatte beide Arme erhoben — ſo, wodurch der Oberkörper in ſeiner reizenden Form auf das graziöſeſte und vortheilhafteſte hervortrat. — So wie bei Ihnen, mein ſchönes Fräulein,“ konnte er ſich nicht enthalten, mit glühenden Blicken hinzuzuſetzen. — „Welches Modell zu einer Hebe! In den Händen hielt ſie eine Schaale, mit welcher ſie durch die Räume des Himmels ſchwebt; — über alle Beſchreibung ſchön und hinreißend ſchön. — Haben Sie mich verſtanden?“ wandte er ſich an den Bildhauer.

„O ja, vollkommen,“ ſprach dieſer lächelnd; „es iſt ein Werk von Rauch, womit Ihre Phantaſie Aehnlichkeit hat und das Sie vielleicht auch geſehen haben.“

„Möglich, möglich,“ erwiderte haſtig der alte, freundliche Herr. „Aber ſollten Sie die ausgezeichnet ſchöne Haltung Ihrer Fräulein Tochter nicht mit zwei Strichen ſkizziren? Vielleicht iſt ſie ſo freundlich, noch einen Augenblick ſtehen zu bleiben.“

„Es ſieht wirklich ſchön aus, Franceska,“ ſagte der Bildhauer mit dem Stolze des glücklichen Vaters. „Ich will ſchnell ein Skizzenbuch und ein Bleiſtift nehmen. — Ganz gut, ganz gut!“

„Eine liebreizende Hebe!“ warf der Graf dazwiſchen, „die mit einer Schaale voll Nektar durch die Räume des Himmels ſchwebt. — Glücklich der, wem nur ein Tropfen zu Theil wird!“

Der Haltung und der Form ihres Körpers nach war Fran-

ceska allerdings in diesem Augenblicke das vollendete Modell einer Hebe, aber der Ausdruck ihres Gesichtes hätte eher auf irgend eine zürnende Göttin schließen lassen, die mit hoch erhobenen Händen ihren Fluch auf einen Verbrecher hinabschleudert. Aber schön und reizend war sie in ihrer Stellung, das junge Mädchen. Wie schwellend traten die leichten und doch schon so graziös entwickelten Formen ihres Körpers gerade bei der angenommenen Stellung und dem glatten, einfachen Hauskleide hervor! Wie elegant zeigte sich ihre schlanke Taille! Wie vollendet schön die Rundung ihrer nackten Arme, über welche die weiten Aermel herabgefallen waren. Wenn nur das Gesicht nicht gar so trotzig und finster gewesen wäre! Aber obgleich es so war, schien doch der gute freundliche alte Herr diesen Ausdruck nicht zu verstehen oder nicht verstehen zu wollen; denn als sich Vater Pisani umgewandt hatte und auf seinen Pantoffeln davon schlurfte, um Skizzenbuch und Bleistift zu holen, wagte er es nicht nur, mit seinen kalten, dürren Fingern ihre lebenswarmen Arme zu berühren, sondern er wollte auch den Versuch machen, dieselben an ihrer schlanken Taille hinab gleiten zu lassen. Doch zuckte das junge Mädchen mit einem Male so plötzlich, so heftig, mit solcher Energie zusammen, daß Graf Portinsky unwillkürlich, aber dabei etwas verlegen lächelnd, einen Schritt zurücktrat und mit Staunen den ihn scharf treffenden Blick der vollendeten Verachtung, des nicht zu verkennenden Hasses in Empfang nahm.

„Gib Dir für jetzt keine Mühe, Vater," sagte Francesca mit bebenden Lippen; „ich will nachher ruhig stehen, so lange Du willst; aber ich habe jetzt etwas Dringendes draußen zu besorgen." Damit wandte sie sich um und ging zur Thür hinaus. Draußen blieb sie einen Augenblick tief aufathmend stehen und schien unschlüssig, ob sie ihr Zimmer aufsuchen wolle. Im nächsten Moment aber sah man sie über den Hof eilen und dann trat sie in das Atelier ihres Freundes, der jetzt wieder ruhig arbeitend vor seiner

ihn auch mit meinem Gefühle für meine Nichte bekannt, welches er Leidenſchaft nannte, die ſich vielleicht mit der Zeit zur Liebe abklären könnte, „für jetzt aber, hochverehrter Kaufmann," ſprach er in ſeiner derben und geſunden Manier, „für jetzt aber laſſen Sie dergleichen Gedanken dahinter und ſchauen Sie vor ſich auf den hohen ſteilen Berg, den Sie noch zu erklimmen haben, um einen Ort zu erreichen, wo Sie ſich im Schatten einer arbeitſamen Vergangenheit Ihre Hütte bauen können." Der Doktor hatte gut reden, er hatte jene Höhe erreicht, und hatte ſich ſeine Hütte erbaut, welche äußerſt geſchmackvoll und zierlich eingerichtet war. Dieſe Hütte beſtand aus ſechs Zimmern, in einer der beſten Straßen der Stadt und er bewohnte ſie ſeit wenigen Tagen mit ſeiner Frau Sibylle, die jetzt Frau Doktorin Burbus hieß. Man kann ſich leicht denken, wie froh und glücklich unſer Wiederſehen geweſen war, da wurden alle alte Erinnerungen aufgefriſcht und nach ſtundenlangen Erzählungen und Fragen über die lebendigen Weſen der Mühle, nach vielen Grüßen von dem Vater und der Mutter, von Elsbeth, Franz und Caspar wurde der lebloſen Gegenſtände gedacht, die uns theuer waren, des rauſchenden Mühlbachs, der kleinen Stube, die beſtändig zitterte, während ich ſchrieb und des großen Bettes, in dem wir zuſammen geſchlafen, auch der freundlichen Anne Liese wurde gedacht, ſie war ebenfalls verheirathet und der Kukuck

Staffelei saß. Ohne aufzublicken, obgleich er wohl ihren flüchtigen Schritt gehört hatte, rückte er auf dem Bänkchen, auf welchem er saß, etwas zur Seite, um für das junge Mädchen Platz zu machen. Dahin setzte sie sich denn auch, legte ihren Arm auf seine Schulter und den Kopf darauf.

Der kleine Thiermaler fühlte wohl, wie rasch und tief sie Athem holte. „Hat Dich der schwarze Rabe verjagt, meine gute Taube?“ sagte er, ruhig fortarbeitend. „Ja, ja, diese Galgenvögel haben ein scharfes Auge. — Du wirst sehen, Francesca, es wird sich hier noch Manches ändern. Bisher lebten wir hier wie die harmlosen Eingeborenen eines glücklichen, noch unbekannten Eilandes. Aber wir sind entdeckt worden, überfallen von jenen Mächtigen der Erde, die uns Civilisation und Laster mitbringen.“

„So ist es, so ist es!“ hörte man das junge Mädchen ganz leise sagen.

„Freilich ist es so, und auch vorbei mit dem Glück dieser Insel. Gäbe es nur noch die alten Zauberer in der Welt. Aber leider sind diese guten Kerls alle schlafen gegangen. Dann könnte man es vielleicht möglich machen, daß es Dir erginge, wie dem Dornröschen. — Erinnerst Du Dich noch?“

„O ja, aber erzähl' es mir noch einmal.“

„Gern, Francesca. Mach' es Dir aber bequem und lege Dich auf Deinen Teppich. Da kannst Du auch besser ausruhen, und daß Du müde bist, sehe ich an Deinen Augen.“

„Ja, ich bin müde,“ erwiderte sie, und dann erhob sie sich, schlüpfte neben die Staffelei auf den Teppich hin, der dort am Boden lag, schob sich ein Stück Bärenfell unter den Kopf und sagte dann: „So, nun erzähle mir.“

Das that denn auch der Thiermaler und berichtete ihr das Märchen vom Dornröschen so umständlich und genau, wie man es ganz kleinen Kindern erzählt. War doch sie auch noch in gewisser Beziehung wie ein kleines Kind diese Italienerin, soeben

noch in ihrem Innern aufs höchſte erregt, heftig empört, jedes Ausbruchs ihrer Leidenſchaft fähig, beruhigte ſie ſich ſchnell wieder, und als ihr Freund in ſeiner Erzählung an jenes Wunder kam, wo die Büſche und Sträucher rings um Dornröslein zu einem undurchdringlichen Walde erwachſen waren, da zeigte Franceska's geſchloſſenes Auge, ſowie ihre regelmäßigen Athemzüge an, daß ſie ſanft eingeſchlafen war.

Wulf ſah lächelnd auf ſie nieder, und trotzdem ſie nichts mehr hörte, erzählte er ſein Märchen ruhig zu Ende und ſagte alsdann, wobei er den eben gebrauchten Pinſel hinter ſich warf: „Könnteſt Du nur auch ein Paar Jahre ſchlafen, armes Mädchen, und alsdann ihn ſchuldlos vor Dir ſtehen ſehen, den Du faſt unbewußt ſo heiß, ſo innig liebſt!“

Achtes Kapitel.

Beim Gewitter.

Nachdem es wieder längſt Abend geworden war, hatte Franceska wie geſtern die brennende Lampe auf den Tiſch unter der Veranda geſtellt, doch klang ihr Felicissima notte! welches ſie wie alle Italienerinnen im gleichen Augenblicke dazu ſprach, ſtill und traurig. Die Flamme des Dochtes wogte in der weichen Nachtluft leiſe hin und her, und dann war es durch die widerſtrahlende, flackernde Beleuchtung gegen das Grün der Blätter, als bewegten ſich dieſe hin und her. Und das war doch nur Täuſchung, dazu war der Luftzug zu ſchwach, dazu war es zu ſtille rings umher

in der weiten, weiten Natur. Ja, es war recht ſtille um das kleine Haus her, und wenn man auch noch ſo angeſtrengt lauſchte, ſo hörte man nicht viel, wenn man unter der Veranda ſaß; von der Stadt her nur ein leichtes Summen, ein unbeſtimmtes Klingen, zuweilen die Schritte eines einſamen Wanderers, der noch heraus kam, hieher, wo die kleinen Häuſer zerſtreut waren und dann wie allabendlich bei dem warmen dunſtigen Wetter das Concert der Fröſche, nur heute piano, in einer auffallend weichen Stimmung. Vielleicht ſahen ſie, daß der Himmel mit Wolken überlaufen war und daß es ferne an den Bergen wetterleuchtete — gleichviel, ſie ließen ſich nur nach langen Zwiſchenpauſen hören und dann, wie eben bemerkt, ſehr discret.

Unter der Veranda ſaßen wie geſtern der Bildhauer Piſani, der kleine Thiermaler und Franceska. Letztere hatte ihren Stuhl zurückgezogen, ſo daß ſie ſich ſelbſt im Schatten befand, ſie ſprach faſt kein Wort; Wulf beſchäftigte ſich auch ausſchließlich mit ſeiner Pfeife, an welcher er bald unten, bald oben etwas zu ſchrauben und zu arrangiren hatte. Es war nur ein Glück, daß Vater Piſani am heutigen Abend Luſt hatte, ſo recht in der Erinnerung an vergangene Tage zu ſchwelgen, ſo daß er zurückgelehnt auf ſeinem Stuhl ſitzend mit den Fingern auf dem Tiſche trommelte, wie er zu thun pflegte, wenn er in einer zufriedenen Stimmung war, und weit in die Nacht hinausblickend ausführlich von ſeinen Reiſen durch Calabrien und Sicilien erzählte.

Man hätte vielleicht glauben können, die heute erhaltene Beſtellung des ruſſiſchen Grafen habe auf ſeine Stimmung einen bedeutenden Einfluß gehabt. Aber dem war durchaus nicht ſo. Freilich hatte es ihm wohl geſchmeichelt, daß gerade er mit einer ſolchen Commiſſion betraut worden. Gab es doch ſehr viele Bildhauer in der Stadt, Hof- und Staatsbildhauer, Profeſſoren der Skulptur und Gott mochte wiſſen, was ſonſt noch, lauter kleine Canova's, und doch war man gerade zu ihm gekommen. Das

hatte ihm allerdings ein Lächeln der Zufriedenheit entlockt; und als der alte freundliche Herr das Atelier verlassen, war er eine Zeit lang auf und ab gestiegen, die Hände auf den Rücken gelegt, die er nur zuweilen von einander trennte, um seine Sammetmütze von einem Ohr aufs andere zu schieben, wobei er eine italienische Weise summte.

Dann hatte er in seinem Spaziergange plötzlich inne gehalten, war vor seine Modelle getreten, vor seine Hebe, seine Venus, seine Bachantin, seine Tänzerin, hatte sie genau betrachtet, wobei er verständiger Mann genug war, um dabei zuweilen einen prüfenden vergleichenden Blick auf die Werke berühmter Meister zu werfen, die er in seinem Atelier aufgestellt hatte. Diese Vergleichung mochte nun gerade nicht zu Gunsten seiner eigenen Arbeit ausgefallen sein, — genug, er hatte nach einiger Zeit eine wegwerfende Bewegung mit der Hand gemacht und dann zu sich selber gesagt: „per bacco!“ es ist doch was Schönes um die alten Sprichwörter, und wenn ich auch kein Schuster bin, so will ich doch bei meinem Leisten bleiben, denn wenn es Einem zu wohl und man geht auf's Eis, so bricht man ein Bein, — Abgemacht. Der russische Herr soll seine Aufträge ertheilen, wem und wo er will, oder er soll sein Hotel in Petersburg mit Marmorornamenten verzieren lassen — das will ich übernehmen — da soll er seinen Mann finden, — wenn — wenn — ja nun, wenn wir überhaupt noch lange genöthigt sind, Hammer und Meißel in der Hand zu behalten.“

Darauf hatte er sich in seinen alten Lehnstuhl gesetzt, welcher einem Modell der Venus von Canova gegenüber stand, und war in Träumereien versunken, nicht über diese Venus oder sonst etwas, was damit zusammenhing, — nein, es beschäftigten andere Dinge seinen Geist. Er zog aus der Tasche ein Paar Briefe hervor, lange Briefe — jeder hatte acht eng beschriebene Seiten — und er las alle acht Seiten dieses Schreibens noch einmal mit großer

Aufmerksamkeit durch. Das letzte legte er aufgefaltet auf sein Knie hin und vertiefte sich in halblaute Betrachtungen darüber, wobei er Für und Wider einander gegenüber stellte, als müsse er das Resultat einer schwierigen Rechenaufgabe herausbringen.

„Wenn man," sagte er, während er den Zeigefinger der linken Hand an den Daumen der rechten legte, „mein ganzes früheres Leben in der Heimath betrachtet, zu welcher Partei ich mich beständig gehalten, wie ich mich bemühte, selbst mit bedeutenden Opfern, das Ansehen der rechtmäßigen öffentlichen Gewalt aufrecht zu erhalten, so liegt bei allen Heiligen kein Menschenverstand in dem, wie man mich behandelt. — Gut," fuhr er nach einer Pause fort, wobei er die Zeigefinger beider Hände vereinigte; „ich habe wirklich jenen armen Teufel bei mir aufgenommen, weil er bettelnd kam und nicht aus noch ein wußte. — Ist das ein Beweis, daß ich seine verbrannten Ideen theilte?"

Er ging mit dem Zeigefinger der linken Hand auf den dritten der rechten über und sagte: „Allerdings habe ich ihm fortgeholfen, ihn auch mit Gold und Briefen unterstützt, aber nebenbei auch mit festen Ermahnungen, die er sich wohl hinter seine neapolitanischen Ohren geschrieben haben wird. Corpo di Dio! das ist freilich alles so klar, daß es ein Schulknabe einsehen müßte; und doch hätten sie mich noch lange für einen der scheußlichsten Cospiratori gehalten, wenn es seiner Eminenz nicht gefallen hätte, das Zeitliche zu gesegnen. Aber jetzt dämmert es auf, hell, klar und goldig, wie der Morgen nach einer wilden Sturmnacht. Aber Pietro hat Recht: mit einer be- und wehmüthigen Bitte um allergnädigste Revision der Akten meiner Anklage ist jetzt nichts gut gemacht. Da muß man jetzt auf- und hintreten, fest und sicher, per bacco! Ja fest, daß sie am Auftreten schon merken, mit wem sie es zu thun haben."

Er hatte während seiner Calculationen mit dem Zeigefinger der Linken alle Finger der Rechten berührt, und jetzt, wo er mit

aller Energie das Wort „feſt“ ausſprach, ſtieß er die zuſammengeballte linke Fauſt in die Handfläche ſeiner Rechten. „Und darin hat Pietro Recht: und ſo ſoll er vorgehen, keine Gnade erbetteln, nur ein Recht verlangen.“

Nach dieſem Selbſtgeſpräch hatte Meiſter Piſani ſeine Briefſchaften zuſammengelegt und war den ganzen Nachmittag heiterer Laune geblieben. Ja dieſe hatte ihn, wie ſchon früher bemerkt, auch Abends nicht verlaſſen, als er mit den beiden Andern unter der Veranda ſaß und fröhlichen Muthes von Rom, Neapel und Sicilien erzählte. Dabei war es gut, daß er ſelbſt ſo redſelig war und am allermeiſten in ſeinen Erinnerungen ſchwelgte; denn ſo bemerkte er es nicht, wie einſilbig Franceska und der kleine Thiermaler waren. Ja mehr als einſylbig, ſtumm, verſtimmt, das junge Mädchen ſaß da im Schatten der Lampe, den Kopf in die Hand gedrückt, blickte in die Nacht hinaus und horchte wohl von Zeit zu Zeit auf das Concert der Fröſche; denn ſonſt ließ ſich auf der Straße nichts vernehmen, kein Fußtritt, nicht das Geringſte. Es war aber auch ein Gewitter im Anzug, und das hielt wohl alle Spaziergänger zu Hauſe und ließ ſelbſt die, welche es noch nicht waren, den Ausbruch abwarten. Ja, ja, ſo mußte es wohl ſein. Der Himmel, noch vor Kurzem klar und ſternenhell, überlief zuerſt mit leichten Wolken, denen aber bald dichtere folgten. Auch der Wind ließ ſich vernehmen, nicht mehr in jenem ſanften gleichförmigen Hauche, der uns an warmen Sommerabenden ſo anmuthig die heiße Wange kühlt, der die Flamme des Lichtes ſich zierlich hin und wider drehen und winden läßt, der ſo neckiſch die Blätter aufhebt, um lüſtern die Roſen zu ſuchen, die ſich verſteckt halten wollten, — er kam ſchwer und ſtoßweiſe; man hörte ihn, wenn er über die Hecken ſtrich und durch die Zweige der Bäume, und wenn er da war, fuhr er einem ordentlich warm und dunſtig in's Geſicht, hob auch Papier, Stroh und Blätter vom Boden auf und jagte das toll umher.

Ein paarmal ſchon hatte der kleine Thiermaler ſeine Mütze vor das flackernde Licht der Lampe gehalten, damit es nicht auslöſche, und als er das wieder that, ſagte der Bildhauer: „Der Klügſte gibt nach; wir wollen zu Bette gehen und uns freuen, den Gewitterregen zu hören, wenn er auf das dürre Land niederpraſſelt. Es iſt ein ſo gar behagliches Gefühl und man kann ſich dabei einbilden, man ſei ſelbſt eine Erdſcholle und ſauge ſo mit vollen durſtigen Zügen die koſtbar erfriſchenden Tropfen in ſich. — Kommt, Kinder!“

„Gute Nacht, Wulf!“

„Gute Nacht, Franceska!“

Alle verließen die Veranda, und der kleine Thiermaler hörte noch, ehe er in ſein Haus trat, daß Herr Piſani ſeine Thür ſorgfältig verriegelte, wie er Abends immer zu thun pflegte. Dann kletterte auch er die enge Stiege zum Schlafzimmer hinauf, welches über dem Atelier gelegen war, und welches er und Tannhäuſer gemeinſchaftlich bewohnten. Da er hier vom Fenſter einen freien Ueberblick hatte, ſo ſah er auch ſchon deutlicher das Gewitter, wie es prächtig von den Bergen daher zog in all' ſeiner feurigen Majeſtät, wie jetzt die Blitze zuckten, glühenden, ſpielenden Schlangen ähnlich, und wie gleich darauf das hintere ſchwere Gewölk nur wie mit Glut ſchattirt erſchien. Dazu rollte der Donner, er machte ſich nicht in einzelnen zornigen Schlägen bemerkbar, ſondern es war ein immerwährendes unmuthiges Grollen, das ſich jetzt dämpfte und dann wieder ſich ſtärker erhob, und das wie eine fortgeſetzte Strafpredigt klang, wie die eindringliche Rede eines liebenden Vaters, von dem man überzeugt iſt, daß er wohl ſtrafen kann, von dem man aber auch weiß, daß er dazu eigentlich viel zu milde iſt, und der, wenn er uns ſeine Meinung geſagt, den Segen wieder mit vollen Händen über uns ausgießen wird.

Und dieſer Segen ſchlug ſchon in einzelnen ſchweren Tropfen an die Fenſter. Es waren die Vorläufer des Regens, die ein

ungeſtümer Wind den Wolken entpreßt, ein häßlicher Wind, der jetzt einige Sekunden lang ſchlimm zwiſchen den armen Bäumen hauste. Wie bog er ſie nieder, wie riß er ihnen Laub und Blüthen ab — glücklicher Weiſe aber nicht lange, denn der ergrimmte Regen ſtürzte hinter ihm drein, und löſchte mit mächtigem Falle ſeine Wuth.

Ah, wie das ſo wohlthuend praſſelte auf den Blättern der Bäume draußen, auf dem Dache des Hauſes! Wie war es dem Thiermaler, der ſich langſam entkleidet hatte, ſo wohl zu Muth! Wie behaglich dehnte er ſich aus, als er nun zu Bette lag, das Licht auf einem Stuhl neben ſich ſtehen hatte, um noch zu leſen, und nach einem Buche griff, das ſich ebenfalls dort befand. Da polterte es auf der Treppe draußen und eilte raſch aufwärts. Die Thür öffnete ſich und der Tannhäuſer trat mit einem verdrießlichen Ausrufe in's Zimmer.

„Dieſes garſtige Wetter," ſagte er, „muß mich mit ſeiner tollſten Wuth gerade in dem kleinen Garten draußen ereilen! Hätte wohl noch eine Viertelſtunde warten können. Bin ich doch in den Paar hundert Schritten durch und durch naß geworden."

So ſchien es in der That, und als der Maler ſeinen Hut herunter nahm und von ſich abſchlenkerte, flogen die Tropfen im Zimmer umher wie von einem kleinen Sprühregen; auch bildete ſich augenblicklich eine Waſſerlache, wo er ſtand.

„Das iſt wahr," gab Wulf zur Antwort, „du biſt tüchtig hinein gekommen; aber wenn ein Gewitter ſo drohend am Himmel ſteht, da nimmt man ſich in Deinen Verhältniſſen einen Fiaker."

„Meinſt Du etwa, ich ſei zu Fuß gekommen?"

„Nun, in dem Falle begreife ich nicht, warum Du Dich nicht bis vor das Haus führen ließeſt."

„Weil es kein Fiaker war, der mich geführt, und ich dem

Kutſcher der Fürſtin doch wohl nicht zumuthen konnte, um die Häuſer herum den ſchmalen Weg aufzufinden."

„A—a—a—h!" machte der Thiermaler. „So, ſo!"

„Das verſteht ſich doch wohl von ſelbſt," ſagte der Andere ärgerlich. „Man hat glücklicherweiſe dort, wo ich herkomme, zu viel Lebensart, um Jemand, der in finſterer Nacht nach Hauſe muß, ſich erſt nach einem Fiaker umſehen zu laſſen."

„Da triffſt Du es wieder einmal beſſer als andere ehrliche Leute," meinte der Thiermaler mit ſeinem gewöhnlichen ſarkaſtiſchen Lächeln. „Ich malte einmal bei der verwittweten Majorin v. Z., natürlicher Weiſe nicht ſie ſelbſt, ſondern nur ihren vollendeten Mops, ein Thier, welches an unregelmäßigem Lebenswandel verſtorben war. Es pflegte nämlich häufig ſehr wenig Freſſen zu erhalten, um alsdann, wenn wieder Gelder ankamen, mit einem Male wieder zu gut zu leben. Es war Schade um das Thier; man hätte es noch ein Jahr länger halten können. — Ich malte es alſo und wurde ſpät an einem Nachmittag fertig, wo es ebenfalls wie vorhin mit Kübeln vom Himmel herabgoß. Da erlaubte ich mir ſchüchtern, auf einen — — Regenſchirm anzuſpielen. — Nun — meinſt Du, ſie hätte Lebensart genug gehabt, mir einen ſolchen anzubieten?"

„Das beweiſt einfach," erwiederte Tannhäuſer, „daß ſie dort keinen Begriff von Lebensart hatten. — Aber die Fürſtin, Wulf, — ah, ſie!"

Der junge Mann hatte ſeinen Rock abgeworfen, die naſſe Halsbinde weggeriſſen und fuhr ſich nun mit der Hand durch das dichte blonde Haar, das, hie und da vom Regen angefeuchtet, noch krauſer und lockiger als gewöhnlich erſchien. Er ſah erregt aus, freudig, glücklich.

Wulf betrachtete ihn mit einem langen Blicke, dann vergrub er ſeinen Kopf tiefer in die Hand, welche er aufgeſtützt hatte, um bequem in ſeinem Buche leſen zu können.

Der Andere ſetzte ſich auf das Bett ſeines Freundes und ſprach nach einer Pauſe: „Wenn Du nur einmal dies unvergleichlich ſchöne Weib in der Nähe ſehen könnteſt, nur einmal längere Zeit mit ihr ſprechen!“

„Frau Venus iſt eine ſchöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche,
Wie Sonnenſchein und Blumenduft
Iſt ihre Stimme, die weiche,“

las Wulf ruhig aus ſeinem Buche.

„Du biſt wieder in einer eigenthümlichen Laune,“ verſetzte der Tannhäuſer. „Man kann mit Dir kein vernünftiges Wort reden.“

„Im Gegentheil,“ lächelte der Thiermaler; „ich gehe ganz auf Deine Phantaſieen ein. Spreche ich Dir nicht aus der Seele, wenn ich fortfahre:

„Ihr edles Geſicht umringeln wild
Die blühend ſchwarzen Locken;
Schau'n dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem ſtocken.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
Am zarten Kelch zu nippen,
So flattert meine Seele ſtets
Um ihre Roſenlippen.“

„Was iſt denn das?“ fragte der Andere, indem er träumeriſch vor ſich niederſah. „Das klingt ganz hübſch und hat viel Wahres. Ich verſichere Dich, Wulf, wenn man ihre ſeltſamen Augen anſieht, ſo ſtockt einem auch unwillkürlich der Athem. — Aber was iſt das für ein Gedicht? das haſt Du mir ja nie vorgeleſen.“

hatte damals im Frühjahr den Beiden richtig prophezeit.

Meine Beſuche theilte ich nun zwiſchen dem Hauſe des Doktors und dem meines Vetters und Emma fand ich in Beiden, denn ſie war eine vertraute Freundin der Doktorin geworden. Der Profeſſor, der ſich trotz der Ermahnungen des Doktor Burbus keine andere Bewegung machte, als die früher angegebene mit dem Zeigefinger und dem Zehen des rechten Fußes, fing ſchon ſeit einiger Zeit an zu kränkeln.

Obgleich Burbus alles Mogliche that, ihn wieder herzuſtellen, ſo war dennoch die Zeit gekommen, wo nach dem Ausdruck des Vetters der Tod als ſchwarze Linie das höchſt unregelmäßige Dreieck ſchloß, aus dem jedes Menſchen Leben beſteht, und es der Ewigkeit überließ, den Gehalt, die wahre Größe deſſelben, der hier im Leben $= x$ galt, näher zu beſtimmen.

Der Profeſſor ſtarb ruhig, wie er gelebt, aber nicht ſo ruhig ſollte es nach ſeinem Tode bleiben, in dem freundlichen Hauſe auf der kleinen Anhöhe.

Als wir nach der Beerdigung im Hauſe des Doktors waren und über den traurigen Fall ſprachen, ein Fall, der, wie man ſich leicht denken kann, mich ſo erſchüttert hatte, als ſei ich zum zweitenmal eine Waiſe geworden, da ſchüttelte der Doktor mit dem Kopfe und ſagte: „der armen Emma ſtehen harte Tage bevor, ich fürchte, was

„Ich ſing dir das Tannhäuſerlied,
Um deine Seel' zu warnen,"

hub da Wulf wieder an, und als der junge Maler ihm lachend in die Rede fallen wollte, hob er die Hand empor und las weiter:

„Der edle Tannhäuſer, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb und Luſt gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen."

„Ah! die Sage vom Tannhäuſer! Wie kommſt Du mit einem Male darauf?"

„Auf die einfachſte Weiſe von der Welt:

„Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen."

„Und iſt es ihm dort nicht vortrefflich gegangen?" fragte Tannhäuſer in leichtſinnigem Tone. „Ich glaube, er iſt ſogar noch drinnen. Du weißt, ich habe zu wenig Gründlichkeit, um mich mit dieſen alten Sagen zu beſchäftigen. Ich denke mir immer, er jubilirt noch da, Frau Venus hält ihn umfangen und er läßt ſich von ihr in den Schlaf wiegen wie ein kleines unſchuldiges Kind."

„Nicht ſo ganz," entgegnete Wulf in ernſtem Tone; „der Tannhäuſer hatte etwas in ſich, was man im gewöhnlichen Leben das Gewiſſen nennt, und das eines Tages anfing, ihn tüchtig zu plagen. Alſo eines Tages, wo er mit Schrecken erkannte, daß man es genug kriegen könnte, am glühenden Herzen der Frau Venus zu ruhen, und daß man ſich aus ihrem ſchwülen glänzenden Palaſte mit einer namenloſen Sehnſucht an einen kleinen einſamen Platz in irgend einem friſchen, grünen Walde ſehnen könne. Und als dieſe Sehnſucht kam, gingen ihm die Augen auf, und da verſchwanden ihre ſchönen Züge, ihr üppiger Leib, und ſie wurde

häßlich und geſpenſterhaft. Von den Wänden ihres Palaſtes ſtürzten nieder die herrlichen Tapeten und die reichen Decken und es zeigte ſich ödes, ſchwarzes Geſtein."

„Heißt es ſo in der ächten Sage vom Tannhäuſer?" fragte der Andere nach einer Pauſe. „Du weißt, ich kam nie dazu, das Schickſal meines Namensvetters zu leſen."

„Wenn es auch nicht ganz ſo kam, ſo hatte der edle Ritter doch dieſe Empfindungen. — Aber willſt Du ſein Ende hören?"

„Nein, nein, ich bitte Dich!" ſagte der junge Maler haſtig. „Jetzt nicht; ich will es ſpäter ſelber einmal leſen. Was würde es mir nützen?" fuhr er nach einer Pauſe fort. „O Wulf, ich kann Dir's nicht verſchweigen, dieſes Weib hat mich an ſich gekettet mit unauflöslichen Banden. — Wollte ich auch vor ihr fliehen," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „ich hätte dazu nicht die Kraft. Binde mich an, ſchließe mich ein; ich würde meine Bande mit den Zähnen zerreißen, die Thür meines Kerkers mit den Nägeln aufgraben, um zu ihr zu gelangen. O der wonnevolle Reichthum! Schätze ihres Geiſtes und Körpers, die nicht zu erſchöpfen ſind — ein Weſen, bei dem man durſtig bleibt bei vollen gierigen Zügen. — Laß mich noch zwei Worte zu Dir reden, vielleicht würde ich es morgen nicht können. Ich verlaſſe Dich für einige Zeit, ſie will nicht, daß ich ſo weit entfernt von ihr bin."

„Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen,"

ſagte der kleine Thiermaler ganz ruhig.

„Auch kann ich Franceska nicht wieder ſehen," fuhr der Tannhäuſer fort; „um alles in der Welt nicht; dazu habe ich keine Stärke. Grüße ſie von mir, ſage ihr, ich hätte in den nächſten Tagen zu viel in der Stadt zu thun, bald aber käme ich wieder."

„Nach ſieben Jahren."

„Ach! laß Deine ſchlechten Späße!" verſetzte der Andere in

fieberhafter Erregung. „Sag ihr das und was Du willſt; verſichere ſie auch, ich würde ſie nie, nie vergeſſen."

„Das wird ihr als Beweis Deiner Liebe ſehr zu Herzen gehen," erwiderte Wulf mit ſchneidender Ironie, doch fuhr er gleich darauf in ſeinem gewöhnlichen Tone fort: „Reden wir von was Anderem; dieſe Sache iſt abgemacht. Mich wundert überhaupt, daß Du heute Abend noch zurückgekehrt biſt."

„Ich mußte über einiges Wichtige diſponiren, ein Paar Papiere an mich nehmen. Mein Platz im Atelier bleibt vorderhand drunten, wie er jetzt iſt. Das verſprichſt Du mir."

„Vorderhand ſoll er ſo bleiben," gab der Andere ruhig zur Antwort.

„Wer kann es auch wiſſen!" ſagte Tannhäuſer, nachdem er, aufgeregt wie er war, ein paarmal haſtig durch das Zimmer geſchritten.

„Ja, wer kann's wiſſen!"

„Vielleicht kehre ich übermorgen, die nächſten Tage wieder." Er fuhr mit der Hand durch ſein Haar und ließ dann, wie in tiefem Nachdenken, die Rechte ein paar Sekunden auf ſeiner Stirne liegen. „Ich war im Theater," ſagte er hierauf, indem er ſich plötzlich gegen ſeinen Freund umwandte.

„Mit ihr?"

„Allerdings mit ihr."

„In ihrer Loge?"

„Ja, ja, ja, in ihrer Loge."

„Das hat ſie klug gemacht," ſprach Wulf mit einem kalten Lächeln. „So hat ſie Dich, den ſchönen Tannhäuſer, vor aller Welt gründlich compromittirt, und wenn Du auch wirklich nicht wäreſt, was Du biſt, ſo würdeſt Du es doch ſcheinen."

„Das verſtehe ich nicht ganz," antwortete Tannhäuſer heftig und ſein Blick ruhte in der That zweifelnd auf dem Geſichte des Andern. „Erkläre Dich deutlicher."

„Ich will das, doch mit einem andern Beispiel. Was würdest Du nun Franceska sagen, wenn sie plötzlich mit dem alten, lieben freundlichen Grafen, der gestern hier war, im Theater erschiene oder wenn sie mit ihm in seiner Equipage spazieren führe?“

Diese Worte, so ruhig sie gesprochen wurden, brachten eine furchtbare Wirkung auf den jungen Maler hervor. Er ballte seine beiden Hände, sein Auge flammte, er biß sich auf die Lippen und stieß dann mühsam hervor, wobei er wild abwehrend seine Rechte gegen den kleinen Thiermaler schüttelte: „Ja, ich verstehe Dich, verstehe Dich vollkommen. — Zum Teufel, mag man über mich sagen, was man will! Aber wie kommst Du zu dem Gleichniß von Franceska und Jenem?„

„Auf die einfachste Art von der Welt,“ gab Wulf zur Antwort. „Dieser alte liebe freundliche Herr war heute bei Meister Pisani und sah dort mit Erstaunen die wunderbaren Arbeiten dieses bisher so sehr verkannten, großen Bildhauers. Er bestellte auch sogleich, ohne sich um den Preis zu bekümmern, eine Statue in Lebensgröße und aus cararischem Marmor erster Qualität. — Und nach welchem Modell glaubst Du wohl?“

„Was weiß ich! — So sprich doch!“

„Nach dem schönsten Modell, das Pisani besitzt, nach dessen Tochter nämlich, — eine Hebe, wozu er die Stellung Franceska selber machen ließ.“

„Ich will ihm diese Leidenschaft zur Kunst niederlegen,“ sagte der junge Maler zähneknirschend.

„Von hier oder von dort?“

„Von dort, wo ich mehr Macht über ihn erlange,“ gab der Tannhäuser nach einer ziemlich langen Pause zur Antwort.

Damit brach er das Gespräch ab, wandte sich nach einer Art von Schreibtisch, der in der Ecke stand und wo er seine Papiere aufbewahrte. Dort suchte er herum, nahm hie und da ein Schrei-

ben, legte es mit andern zuſammen und bildete dann vermittelſt eines Bindfadens ein Päckchen daraus.

Wulf hatte noch eine Zeitlang geleſen, dann löſchte er ſein Licht aus und legte ſich auf die andere Seite, um zu ſchlafen. Der Tannhäuſer blieb noch länger auf, er packte Kleider und Wäſche in einen kleinen Koffer, warf auch das Päckchen mit den zuſammengefalteten Schreiben hinein, und als er hierauf den Koffer verſchloſſen, löſchte auch er das Licht aus und legte ſich auf's Bett, ohne ſich auszukleiden.

Das Gewitter war vorüber gezogen, der Wind rauſchte noch leiſe in den Zweigen der Bäume, aber nicht mehr wild und zornig, ſondern es ſchien, als wolle er in aller Gemüthlichkeit den noch immer zitternden Blüthenknoſpen von dem vergangenen Kampfe erzählen und ſie auffordern, wieder guten Muthes zu ſein. Auch hörte man zuweilen einen Waſſertropfen fallen, häufiger aber von der Dachrinne herab, als vom freien Himmel nieder; dann und wann vernahm man in weiter, weiter Ferne einen leichten verhallenden Donner.

Als am andern Morgen Wulf aus ſeinem feſten Schlafe erwachte, ſpielte bereits ein neugieriger Sonnenſtrahl an ſeinen Fenſterſcheiben. Verſchwunden waren Wolken und Gewitter, aber auch der Tannhäuſer, und als ſich der Thiermaler raſch in die Höhe richtete, erblickte er nur das leere Lager deſſelben und ſah auch, daß das kleine Köfferchen nicht mehr da war. Er dachte: es iſt am Ende beſſer ſo, und trat raſch ans Fenſter, um friſche Luft in das dumpfige Zimmer zu laſſen. Draußen war es ſogar recht kühl, und der Sonnenſchein that wohl, denn das Wetter von heute Nacht hatte die Luft faſt ein wenig zu viel erfriſcht. Dafür war aber der Himmel ſo rein, ſo klar und blau, wie man ihn nur ſehen konnte, die Sonne blitzte in unbeſchreiblicher Pracht und blickte ſo liebend auf all' die übrig gebliebenen Regentropfen, daß dieſe vor Freude wie lauter Brillanten funkelten.

Nachdem Wulf ſeine Toilette beſorgt, ging er in das Atelier hinab, wo es noch von geſtern her dunſtig und ſchwül war. Er gab dem kleinen Joco ſein Frühſtück, dann ging er, wie er jeden Morgen zu thun pflegte, auf den Hof, um nach den Hausleuten zu ſehen. Franceska ſtand unter der Thür, die nach der Veranda zu führte; ſie hatte ihren rechten Arm auf den Kopf gelegt und blickte vor ſich nieder, während ſie noch mit Jemand ſprach, der hinter ihr ſtand.

Das war die alte Magd des Hauſes und ſie ſagte zu dem jungen Mädchen: „So etwas befiehlt der Herr nicht ohne Abſicht; und ich bin ja vor Freuden die Treppen ordentlich hinauf geſprungen, um zu thun, wie er befohlen. Auf dem Söller ſtanden auch noch die beiden großen Koffer unverſehrt, wie ich ſie vor Jahren hinauf getragen habe. Von dem Gefühl aber, mit dem ich ſie heute abgeſtaubt und wieder herab getragen, kann nur der einen Begriff haben, der ſich noch wie ich ſo genau erinnert, wie lieb und angenehm die Sonne auf dem Monte Pincio ſcheint. Dabei kann man doch ſeines Lebens froh werden. Iſt denn das hier ein Frühjahr- oder Sommermorgen? — Puh! man könnte einen Pelz gebrauchen. Friert's Dich nicht auch, Kind?“

Das junge Mädchen nickte mit dem Kopfe und dabei zuckte ſie leicht mit den Schultern, wie wir wohl thun, wenn es uns friert. Und ſie fror recht, nicht wie die alte Magd, kühl angeweht vom friſchen Morgen, es fror ſie aus ihres Herzens Innerſtem heraus; ſie wußte wohl, warum der kleine Thiermaler mit einem ſo eigenthümlichen Blick auf ſie zukam und ihr ſo herzlich die Hand ſchüttelte, während er ſich dabei augenſcheinlich Mühe gab, nach dem Laub der Veranda zu ſchauen und nach den Schwalben, die über ihre Köpfe dahinflogen, kurz, überall anderswohin als in ihre Augen. Sie wußte, ohne daß ſie darum fragte und ohne daß ſie eine Antwort erhielt, daß er nicht mehr drüben war, ſondern fort, fort.

Wulf ſprach nicht ein Wort darüber; er redete von dem Wetter der vergangenen Nacht, von der Kühle des Morgens, hatte aber dabei ſelbſt nicht den Muth, zu fragen, warum die alte Magd ſo auffallend mit ihren großen Koffern verkehrte. Und dieſe hätte doch ſo gern noch einmal wiederholt, was ſie ſchon vorhin geſagt: von dem kalten deutſchen Wetter und von dem warmen Sonnenſchein auf dem Monte Pincio. — Nun kam auch Herr Piſani zum Vorſchein, der Briefträger war ſchon da geweſen, und an den Mienen des Bildhauers ſah man wohl, daß der Inhalt des Schreibens, welches er erhalten, nicht unangenehmer Art war. — Man nahm ſtillſchweigend an, daß der kleine Thiermaler allein ſei, und Franceska lud ihn zum Kaffee ein, und nachdem dieſer getrunken war, begab ſich jedes an ſeine Geſchäfte.

Herr Wulf zog abermals ſeinen ſchwarzen, ſehr kurzen Sammtrock an, ſetzte ſein Barett auf und ging wie geſtern zu den Malern Krauß und Becker, die er beide ſchon fleißig an der Arbeit fand. Er ſetzte ſich wieder auf das Bett, ſchlenkerte mit ſeinen Beinen hin und her und ſagte nach einer kurzen Einleitung: „Apropos, was den Tannhäuſer anbelangt, ſo hat er ſich ein Atelier in der Stadt genommen, und da ich mich für meine Perſon auch nicht mehr gar zu lange hier aufhalten will, ſo ſteht euch unſer Haus zu Dienſten. Ihr tretet in unſern Miethvertrag ein, der Hauseigenthümer, davon bin ich überzeugt, wird nichts dagegen haben, und von heute über vier Wochen könnt ihr in Gottes Namen einziehen.“

„Herzlichen Dank!“ verſetzte der Maler Krauß, welcher die Wirthſchafts-Angelegenheiten Beider beſorgte. „Wäre es aber nicht möglich, die Miethe ſchon in vierzehn Tagen anzutreten? Ich ſage Dir, Wulf, es iſt hier auf unſerem Dachboden zur Sommerszeit ſo heiß, daß einem die Farben von der Leinewand herunter laufen. Wär's in der That nicht möglich?“

Der Thiermaler blickte an die Decke empor, wobei er sein Kinn mit der rechten Hand unterstützte. „Am Ende wäre es schon möglich," sagte er nach einem kurzen Nachsinnen; „ich habe mir schon lange vorgenommen, eine kleine Tour in's Gebirge zu machen; Tannhäuser ist schon fort und ich muß nur noch auf etwas warten, wenn das eingetroffen ist, so kann ich sogleich gehen und euch das Atelier überlassen."

„Aha, Geld!" lachte Herr Becker, der ohne aufzublicken mit gekrümmtem Rücken vor seiner Staffelei saß und an einer knorrigen Baumwurzel malte.

„Richtig, richtig, Geld," gab Wulf mit einem sehr erkünstelten Lächeln zur Antwort. „Aber es muß dieser Tage eintreffen, und dann komme ich gleich und sage es euch."

„Wirklich, Wulf?"

„Gewiß, Krauß."

„Bon," sagte Becker, wobei er seine linke Hand auf dem Rücken wie zum Abschied schüttelte, denn er hatte nicht Zeit umzuschauen, da die knorrige Baumwurzel seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Der kleine Thiermaler ging hierauf nicht nach seiner Wohnung zurück, sondern begab sich in die Stadt, in irgend ein Haus. In welches, ist für unsere wahrhaftige Geschichte ganz gleichgültig. Dort blieb er einen Augenblick und dann begleitete ihn der Herr dieses Hauses bis auf die Straße, wobei er sprach: „Dafür also stehen Sie mir ein, Herr Wulf, er ist nicht kränklich wie die kleinen Affen oft zu sein pflegen, und er beißt auch nicht?"

„Ich kann Sie versichern," gab Wulf zur Antwort, „er ist das lustigste und gutmüthigste Ding von der Welt. Würde ich mir sonst in Jahresfrist den Rückkauf vorbehalten haben?"

„Gut, gut!" sagte der Herr.

„Aber," meinte der Andere, „er hat es auch gut bei Ihnen, nicht wahr? Ich versichere Sie, das Thier ist klug wie ein

Menſch und anhänglich wie ein Kind, wenn man es freundlich und mit Liebe behandelt."

„Wenn ich Ihnen ſage, Herr Wulf, er ſoll es bei mir famos haben, ſo hat er es bei mir famos. Und damit können Sie zufrieden ſein. Alſo Sie bringen mir ihn ſelber?"

„Ja, ja," entgegnete der Thiermaler mit etwas leiſerer Stimme. Und dann nahm er Abſchied, weil er ſah, daß der Hauseigenthümer zerſtreut war, indem er wohl wichtigere Sachen im Kopfe hatte.

Wulf hätte gerne noch ein Langes und Breites über den kleinen Affen geſprochen — aber er ging nach Hauſe mit geſenktem Kopfe.

Dort verlebte er in der nächſten Zeit harte, traurige Tage. Piſani hatte ihm mit freudeſtrahlendem Geſicht mitgetheilt, daß er ohne alle Gefahr in ſein Vaterland zurückkehren könne, und er betrieb die Vorbereitungen zur Abreiſe in einer wahrhaft kindiſch erregten Weiſe. Franceska war in dieſem Punkte viel ruhiger und geſetzter. So oft ſie nur konnte, ging ſie in das Atelier zu ihrem Freunde, dem kleinen Thiermaler, ſetzte ſich neben ihn auf den ſchmalen Sitz, oder legte ſich ſcheinbar ermüdet auf den Teppich am Boden. Selten ſprach ſie von ihrer Abreiſe, und wenn ſie das that, ſo drückte ſie immer dabei die Vermuthung aus, ſie würde gewiß bald wiederkommen.

„Deßhalb mußt Du auch nicht von hier fort gehen, Wulf," ſagte ſie alsdann; „Du weißt, wie lieb es mir ſein wird, wenn ich mir denken kann, daß Du wie bisher immer hier aus- und eingehſt, daß Du wie jetzt Abends unter der Veranda ſitzeſt und daß Du dann die Sterne über Dir ſiehſt, die ich ja auch in demſelben Augenblicke betrachten werde, und dabei an uns denkſt, wie wir an Dich denken. — Weißt Du, Wulf, dann hat meine Phantaſie eine Heimat; ſonſt müßte ſie ſo gar traurig umher irren. — Verſtehe mich recht," ſetzte ſie mit leiſer, ſchmeichelnder

Stimme und niedergeschlagenen Augen hinzu, „hier müssen wir uns alle — alle — alle — wieder einmal zusammenfinden.“

Oder drüben, dachte der kleine Thiermaler und blinzelte mit den Augen, denn er mußte in diesem Momente gar zu genau auf sein Bild schauen.

Abends aber, wenn er nach ähnlichen Gesprächen, die unter der Veranda gehalten wurden, allein in seinem Zimmer war, ging er ingrimmig und heftig auf und ab, ballte seine Hände und sprach zu sich selber: Ja, ja, so was kann man wohl von mir verlangen; als wenn ich gar kein Herz und kein Gefühl hätte! Hierauf trat er an einen alten hölzernen Kasten, schloß ihn auf und nahm einen kleinen, wohlgepackten Tornister heraus, den er sanft und mit freundlichem Blicke streichelte.

So kam der Abend heran, wo er, Franceska und der alte Bildhauer zum letzten Mal beim Schein der messingnen Lampe, die auf ihn vererbt worden war, unter der Veranda saßen. — Es war ein trauriger, trauriger Abend, und je heller die Sterne leuchteten und je glänzender die scharfe Mondsichel über die fernen Berge herüberstrahlte, um so schmerzlicher fühlten sich die Drei bewegt. —

Doch auch der Abend war vorüber gegangen, wie ja Alles in dieser unbeständigen Welt vorüber geht, Gutes und Böses, und wieder war es dunkel geworden und wieder saß Herr Wulf an dem Tische unter der Veranda, aber diesmal ganz allein vor der flackernden Lampe; er hatte sich gezwungen, da hinzusitzen, und that es wie in stummem Trotze; die Hände lagen zusammengefaltet vor ihm und seine Blicke versenkten sich in die dunkelrothe Flamme des Lichtes. Das that aber nur so lange gut, bis drüben über den Bergen der Mond auftauchte und wie verwundert herüber sah, verwundert auf ihn, daß er so ganz mutterseelenallein da saß. Da schien mit diesem Blicke dies Gefühl des trostlosen Alleinseins den kleinen Thiermaler erst recht zu über-

der alte Herr zurückläßt, wird ſich auf Null reduziren.“ Mir fielen dabei die Worte der Madame Stieglitz ein und was ſie damals ſagte, als die Rede auf den Profeſſor kam: „mir ſollte es leid thun, wenn er genöthigt wäre, in ſeinen alten Tagen Haus und Garten zu verkaufen.“

Wenn er es auch ſelbſt nicht mehr erlebt hatte, von ſeinem lieblichen Beſitzthum zu ſcheiden, ſo traf dies Schickſal dagegen um ſo härter ſeine Frau und Tochter. Nach ſeinem Tode wurden die Siegel angelegt, es fanden ſich Schulden die Menge vor, aber kein Vermögen, Haus und Gartrn wurden verkauft und meiner armen Nichte blieb nichts übrig, als mit dem Wenigen, das ſie gerettet, eine Schweſter aufzuſuchen, die in einem andern Theil des Landes wohnte. Dagegen konnte ſich die Frau des Doktor Burbus nicht entſchließen, von Emma zu ſcheiden und nach einer langen Unterredung, die er mit der Mutter hatte, entſchloß ſie ſich, ihr Kind für kurze Zeit zurückzulaſſen, doch ſagte ſie zu dem Doktor ernſt und feſt: „dieſe Anweſenheit in Ihrem Hauſe kann und ſoll nur als zeitweiliger Beſuch gelten und Emma ſoll ſich ſobald wie möglich nach einer ehrenhaften Beſchäftigung umſehen, die ſie in den Stand ſetzt, für ihr Fortkommen zu ſorgen.“

So ſtanden die Sachen und mein Horizont ſchien ſich wieder finſter umziehen zu wollen, in unſerm Hauſe

kommen; er sprang hastig wie schaudernd auf, blickte scheu um sich, und als er sah, daß Niemand in der Nähe war — es konnte ja auch Niemand da sein — da trat er wieder an den Tisch, an jene Stelle, wo so oft ihre Hand geruht, und drückte seine Lippen fest auf das gefühllose Holz, nur eine Sekunde, dann eilte er hinweg nach seiner Wohnung, die Treppen hinauf, nahm seinen kleinen Tornister, hing ihn auf den Rücken, setzte den Hut auf und faßte einen derben Knotenstock in die Hand, worauf er still und geräuschlos Zimmer und Haus verließ.

Von dem brennenden Lichte unter der Veranda konnte er sich schwer trennen und doch fürchtete er sich, es auszulöschen. Wie oft blieb er stehen und blickte zurück nach dem zitternden Scheine, den er noch lange durch die Zweige glitzern sah. — Ja, wie oft blieb er stehen, und wie oft war es ihm, als müsse er zurückkehren und alle die Lieben dort, wie so oft versammelt finden. —

Endlich riß er sich mühsam los, und dann sah er sich auch nicht mehr um und ging raschen Schrittes bis an die Wohnung der Maler Krauß und Becker, wo er Licht durch den großen Dachladen schimmern sah.

„He! hollah!“ rief er mit lauter Stimme, und als Krauß herabschaute, sagte er: „Ich habe wichtige Briefe erhalten, die mich zwingen, noch heute Abend abzureisen. Thut mir deßhalb die Liebe und geht gleich hinüber; ich ließ alles offen stehen.“

„Das kommt schnell,“ meinte Krauß, aber seine Stimme klang nicht unfreundlich.

„Ja, sehr wichtige Briefe,“ fuhr der kleine Maler fort, „die mich Alles vergessen ließen. Und so vergaß ich sogar die Lampe auszulöschen, die unter der Veranda brennt.“

„Du hast doch Niemand umgebracht, daß Du so davon eilst?“ meinte Becker lachend. „Aber wir kommen schon. Gehst Du noch einmal mit zurück?“

„Nein, nein," lautete die Antwort Wulfs im Davoneilen. „Lebt wohl und hebt mir die Lampe auf, bis ich wiederkomme." Damit war er in der Nacht verschwunden.

Neuntes Kapitel.

Am großen Kanal.

Wer die Mittel hat, in dem schönen Venedig recht angenehm, recht behaglich, ja mit einem Worte recht comfortabel zu leben, und dies auch thun will, der nehme, nachdem er ein paar Tage in einem der großen Gasthöfe zugebracht, einen der vielen Commissionärs, die sich ihm anbieten, setze sich mit diesem in eine Gondel und fahre von Riva degli Schiavoni langsam durch den Canal grande, aber sehr langsam, nicht mit der gewöhnlichen Eile, mit der die kleinen schwarzen Schiffchen dahinschießen, — piano, piano! Die beiden Gondoliere vorn und hinten sollen sich unterhalten und nur zuweilen durch einen leichten Ruderschlag die Barke langsam vorwärts treiben.

Der Commissionär zeigt uns so im Vorübergleiten an den kleineren und größeren Palästen, welche derselben ganz oder theilweise zu vermiethen sind. Gefällt uns die Lage, die Form des Gebäudes, seine Fenster und dergleichen, so geben wir ein Zeichen, die Spitze der Gondel wendet sich leicht nach dem Ufer zu und bald schleift der Rand derselben an der steinernen Treppe. Der eine der Gondoliere, der, welcher uns beim Aussteigen behülflich ist und welcher schon weiß, was unsere langsame Fahrt auf dem Kanal bedeutet, beachtet wohl die Augen des Commissionärs und

zuckt entweder die Achseln oder meint, eine angenehmere Wohnung als diese sei in ganz Venedig nicht zu finden. Doch der Angekommene verläßt sich auf sich selber und tritt über die breiten Steintreppen, an denen das Wasser des Kanals plätschert, in das Vestibul des Palastes.

Was man vor noch nicht gar langer Zeit von der Zerstörung, Vernachläßigung eines großen Theils der venetianischen Paläste, selbst am Canal grande, erzählt, gilt schon seit Jahren nicht mehr. Wie sich die ganze Stadt aus Trümmerhaufen glänzend verjüngt erhoben hat, wie die alten verfallenen Kanäle hergestellt und vertieft worden sind, wie die baufälligen Brücken neu gewölbt wurden, so ging auch damit Hand in Hand die Restauration der Privatgebäude; auch hier sind schon seit Jahren die ärgsten Schäden hergestellt und zugedeckt, und wo man früher die Hälfte der Privatquartiere, die Einem gezeigt wurden, wegen allzugroßer Vernachläßigung nicht nehmen konnte, so findet man jetzt, namentlich an den Hauptkanälen und größeren Plätzen, eine Menge behaglicher, größerer und kleinerer Wohnungen. Wer freilich sehr nach Luft und Licht trachtet, der muß den Weg mit uns fortsetzen und sich eine Wohnung am Canal grande suchen.

Wir haben also gefunden, was wir gewünscht: einen der mittelgroßen Paläste, unten mit einem geräumigen Vestibul, groß genug, um an den Seiten die Dächer der Gondeln, die wohl bei sehr gutem Wetter abgehoben werden, aufbewahren zu können. Eine breite steinerne Stiege führt uns in den ersten Stock, wir sehen das Treppenhaus mit alten Fresken geschmückt, die wohl etwas verblichen sind, aber uns doch noch einen Begriff geben von altvenetianischer Pracht. Freilich müssen wir auch unsere Phantasie zu Hülfe nehmen; es sieht hier ziemlich nackt und kahl aus; dort pfeift der Wind durch ein paar zerbrochene Fenster; vielleicht wackelt auch das Geländer der Treppen, wenn wir uns allzu fest darauf stützen. Der Commissionär aber versichert uns,

dergleichen Kleinigkeiten seien nicht zu beachten, und einmal die Wohnung eingerichtet, würden wir nichts Behaglicheres finden können. Und er hat Recht, aber es wird einiges Geld kosten. Gehen wir also weiter und sehen die Räumlichkeiten durch.

Oben empfängt uns ein großer Vorplatz, weit, geräumig, mit Säulen versehen, etwas spärlich beleuchtet, vielleicht Abends zu einem Tanzsalon zu verwenden, jedenfalls aber vortrefflich zum Speisezimmer, in der heißen Jahreszeit. Dann ist es hier kühl und schattig, und man fühlt sich recht behaglich da, besonders wenn man durch die Thürspalten — und deren gibt es viel in Italien — die glühende Sonne schimmern sieht, die draußen brütend und lähmend auf Straßen und Plätzen und Kanälen liegt. Um diesen Vorplatz liegen die Wohnzimmer; vorn heraus, das heißt auf den Kanal, ein größerer Salon; zu ihm gehören die hohen Fenster mit den zierlichen Säulen, über ihnen die steinernen Kleeblätter, welche wir von unten gesehen und die uns so außerordentlich gefielen. Freilich sieht auch hier das Innere etwas öde, kahl und leer aus, doch versichert uns der Commissionär einmal über das anderemal, die Herrschaft wolle nur die Größe der Zimmer in Augenschein nehmen und die Disposition derselben; das Andere fände sich zu einer wahrhaft freudigen Ueberraschung.

Gut denn, der Palast — hier heißt alles palazzo — seine Lage und bauliche Einrichtung hat uns gefallen. Der Miethpreis ist auch gerade nicht übertrieben, wir schließen unsern Accord für die Zeit des Aufenthaltes, und der Lohnbediente bringt uns nach Haus, um uns eine Stunde später die Bekanntschaft seines genauen Freundes, des Signor Giuseppe, machen zu lassen, einer der ehrlichsten, billigsten, freundlichsten und gefälligsten Seelen von ganz Venedig, dem alles daran gelegen ist, daß der Fremde seine Stadt lieb gewinne, und der nebenbei die Gefälligkeit hat, gütiger Weise für die Möblirung leerstehender Paläste zu sorgen. Aber er thut das nur rein aus Gefälligkeit für seinen Freund,

den Commiſſionär. Und daß er dieſem zu Liebe ſeine Preiſe ſo anſetzt, daß er begreiflicher Weiſe nichts dabei verdient, das verſichert er den Fremden einmal über das anderemal. Dem ſei nun, wie ihm wolle, wir nehmen ſogar an, daß Signor Giuſeppe doch etwas Ordentliches bei ſeinem Geſchäfte verdiene, ſo können wir ihn doch allen Fremden mit voller Ueberzeugung empfehlen. Er wohnt auf dem Campo San Stefano, dort, wo es zur Eiſenbahnbrücke geht, in dem Hauſe Nr. 42 — ein kleines Gebäude mit grünen Läden neben dem ſchwarzen Palaſte der Caraffa, der nicht weit von der Kirche San Stefano ſteht und Jedermann wohl bekannt iſt.

Welche Wunder Signor Giuſeppe gewirkt, ſieht der Fremde, wenn er nun nach einigen Tagen wieder nach dem Palaſte fährt, der ihm damals trotz ſeiner ſchönen Lage etwas vernachläßigt und öde erſchienen. „Wenn uns aber die Einrichtung nicht gefällt?“ ſo hat der Fremde zum Commiſſionär geſagt, da er ſieht, daß derſelbe beſchäftigt iſt, die zahlreichen Gepäckſtücke auf eine andere Gondel zu laden und vorauszuſchicken. Worauf der pfiffige Geſchäftsmann antwortet: „das kann nicht möglich ſein, Excellenza, Giuſeppe hat die Einrichtung mit Vergnügen beſorgt und ſie iſt gelungen; darauf lege ich meine Hand in's Feuer.“

So fährt man nun auf dem Canal grande dahin, voraus die Barke mit dem vielen Gepäck und der Dienerſchaft, dann die Gondel mit der Herrſchaft. Dieſe beſteht aus zwei Perſonen, — einer Dame, welche bequem in den ſchwarzen Atlaskiſſen ruht, und einem Herrn, der vor dem Gondelhäuschen ſteht und immer wieder, ſo oft er auch ſchon hier vorbei kam, die alten merkwürdigen Gebäude mit dem größten Intereſſe betrachtet.

Aha, dort liegt der Palazzo, den wir neulich geſehen. Wahrhaftig, ſchon vor der Treppe ſieht es jetzt bereits wohnlicher aus; die Pfähle im Waſſer ſind bunt und freundlich, ihre Farben ſcheinen aufgefriſcht; über die ſteinernen Stufen hängt ein Teppich

herab, deſſen Franſen hie und da von dem anſpielenden Waſſer empor gehoben werden; auch liegt eine elegante Gondel da, die beiden Gondoliere derſelben ſind einfach, aber geſchmackvoll gekleidet, wie es ſich für die Leute eines vornehmen Hauſes ſchickt. Am Hauſe emporblickend, ſieht man auch da Einiges nicht unangenehm verändert. Die damals ſo feſt verſchloſſenen Fenſterflügel ſind geöffnet, und man bemerkt einen dunkelrothen ſeidenen Vorhang ſich leicht vor dem Winde bewegen. Vom Nebenzimmer des Salons geht es auf eine kleine Terraſſe, die etwas öde ausſah, ſich aber jetzt wie mit einem Zauberſchlage in einen reizenden Garten verwandelt hat.

Der Commiſſionär, der zuſammengekauert neben dem Herrn ſitzt, hört mit ſichtlichem Wohlbehagen, daß dieſer in das Gondelhäuschen hinein ſpricht: „Er hat Recht gehabt, es ſchaut jetzt ganz behaglich aus," und murmelt, wie in ſich hinein: „Ja, mein Gevatter Giuſeppe, was der in die Hand nimmt, wird vortrefflich beſorgt!" Damit erhebt er ſich raſch und dirigirt mit einem einzigen Wort die Barke mit dem Gepäck in den Seitenkanal hinein, der das Haus von der Nebenſeite beſpült und wo an einer kleinen Thür die Kiſten und Koffer ausgeladen werden. Die Gondel mit der Herrſchaft fährt am Haupteingange vor, und da, wie vorhin bemerkt, hier Teppiche liegen, ſo ſchmiegt ſich jetzt das kleine Fahrzeug leicht und unhörbar dort an.

Der junge Mann, der vorne ſteht, reicht der Dame, die aus dem Häuschen hervorkommt, die Hand und läßt ſie auf die Treppe treten, worauf er ſelbſt folgt. Sie geht in's Haus, er bleibt noch einen Augenblick ſtehen, um die gegenüberliegenden Paläſte zu betrachten, ſowie mit Vergnügen zu ſehen, daß er von ſeinem Fenſter aus bei der Dogana di Mare vorbei etwas vom Grün der Giardini Publici ſehen wird, ſowie die Kuppel von San Giorgio Maggiore und noch von den Gebäuden dieſer kleinen

Inſel, deren röthliche Farben ſo wohl thun im einförmigen Grau der weiten Lagunen.

Der Commiſſionär hat unterdeſſen den beiden Gondolieren gewinkt, die mit abgezogenen Mützen näher treten und nun von dem pfiffig lächelnden Geſchäftsführer vorgeſtellt werden: Marco und Paolo. Nicht wahr, ein paar vielverſprechende Namen? Sind aber auch Kapitalburſche, wenigſtens einer davon ſicher bei der Regatta. Dann ſetzt er in franzöſiſcher Sprache hinzu: „Kennen die ganze Stadt, Excellenza, jedes Haus aus- und inwendig, in jeder Hinſicht brauchbar und verſchwiegen, wie ein venetianiſcher Gondolier ſein ſoll. Beide vortrefflich, doch Paolo immer noch um eine Idee zuverläßiger.“

Der Fremde nickt mit dem Kopfe und läßt ſich von einem Bedienten ein kleines Käſtchen reichen, welches zu den Füßen der Signora ſtand und das er nun ſelbſt mit ſich in's Haus nimmt. Der Commiſſionär iſt die Treppen voraus hinaufgeeilt, und erreicht die Signora noch auf der oberſten Stufe.

„Excellenza,“ ſagte er mit tiefer Verbeugung, „ich bin troſtlos, daß es mir nicht vergönnt war, drunten die beiden Gondoliere vorzuſtellen, die ich vorläufig engagirt. Natürlicher Weiſe können ſie Excellenza behalten oder fortſchicken, wie es Ihnen beliebt; ich muß mir aber erlauben, in aller Devotion zu bemerken, daß es keine beſſern Leute in ganz Venedig gibt, kennen nicht nur jeden Kanal wie ihre Taſchen, ſondern auch jeden Gondelführer, und wiſſen am Abend, wenn es verlangt wird, ganz genau zu ſagen, wo dieſer oder jener ihrer Kameraden geweſen iſt.“

„Gut,“ verſetzt die Dame, wobei ihre dunklen Augen ſich gegen die Treppe wenden, an deren unterſter Stufe die Gondoliere mit abgezogenen Mützen ſtehen und ehrerbietigſt hinaufblicken.

Der Größere iſt Marco, der Kleinere Paolo,“ ſagt der Commiſſionär und fährt dann in franzöſiſcher Sprache mit leiſerer

Stimme fort: „Beide ganz vortrefflich, doch Marco immer noch um eine Idee zuverläßiger.“

Allen Reſpekt vor Signor Giuſeppe, das Haus iſt in der That nicht mehr zu erkennen, jeder Winkel athmet Behaglichkeit und Eleganz. Wie ſah ſchon unten der Vorplatz ſo wohnlich aus! Wo die Teppiche aufhören, fangen feine oſtindiſche Matten an, und dieſe ſcheinen an der Stiege wieder beſcheiden zurückzuweichen vor dicken franzöſiſchen Treppenläufern, die auf den Fuß den Effekt machen, als trete man auf eine wattirte Unterlage. An der Wand neben der Hausthüre — dieſe Wand war vor einigen Tagen noch ganz kahl — ſieht man jetzt von dunklem Eichenholz geſchnitzte Bänke, wo Gondolier und Dienerſchaft auf ihre Herrſchaften warten können. Und über dieſen Bänken ſtreckt ſich, wie aus der Mauer ſelbſt, eine bronzene Rieſenfauſt hervor, die eine zierliche Laterne trägt, ganz ſo wie im Palazzo Vendramin. Dort hatte ſie der fremde Herr bewundernd angeſchaut, und als er nun ähnliche hier wieder findet, klopft er lächelnd dem Commiſſionär auf die Achſeln, der ſich unter dieſer ſchmeichelhaften Berührung bückt und ſich dabei lächelnd die Hände reibt.

Bald aber erhebt er ſein Haupt wieder ſtolz, während er voranſchreitend ein Zimmer um das andere öffnet. Und er hat das Recht dazu, denn er und ſein Gevatter Giuſeppe haben ſich mit Ruhm bedeckt; eines der Gemächer übertrifft das andere an eleganter und wohnlicher Einrichtung. Da iſt der große Salon mit ſeinem neuen Marmorkamin, mit ſeinen dicken Teppichen, ſchweren Vorhängen und ſeinen zahlreichen Divans, Sophas, Fauteuils, alles bunt, aber nicht ohne Geſchmack durcheinander geſtellt; dort iſt das Schlafzimmer, es liegt ſo, daß es Morgens um zehn Uhr einen Sonnenblick erhält; ſeine Einrichtung iſt von einem Raffinement, welches nichts zu wünſchen übrig läßt; es hat zur Seite Toilette- und Badezimmer, iſt mit grünen Seidenſtoffen neu tapezirt worden, von denen die braunen Brocadellvorhänge um

Fenster und Betten so warm, so behaglich abstechen und ein stillheimliches Ensemble bilden, daß man sich nirgendwo angenehmer fühlt als gerade in diesem Gemache. Es ist ganz geeignet, um sich nach des Tages Last und Hitze bei und in sich selbst zurückzuziehen; dabei bildet sein einziges großes Fenster einen Erker, der ein Sopha darstellt, von welchem aus man zwischen den seidenen Vorhängen durch hinauf und hinab den großen Kanal schauen kann.

An den Salon der Signora stößt das Empfangszimmer des Sua-Excellenza, und dann kommt dessen Arbeitszimmer. Und hier hat der umsichtige Commissionär sein ganzes Talent entfaltet; in den wenigen Tagen, die der fremde Herr im Gasthofe zubrachte, hat er wohl bemerkt, daß es ihm Vergnügen macht, bei Ausflügen in die Stadt oder auch vom Fenster aus dies und das zu zeichnen. Hatte Excellenza doch sogar ein vollkommenes Malergeräth bei sich, und daß er damit umzugehen wußte, hatte der Commissionär wohl gesehen an dem famosen Entwurf, den der fremde Herr auf ein Stückchen Malerleinwand in Farben von dem Kopfe des alten Griechen gemacht, der Stunden lang seine Pfeife rauchend dort neben der Thüre des Hotels vor dem kleinen Kaffeehaus zu sitzen pflegte.

Daß das Arbeitszimmer des Herrn nach Norden gelegen, war schon eine kleine Aufmerksamkeit; daß aber der Commissionär aus dem dem Palaste gegenüberliegenden berühmten Alterthums-Magazin hier die ganze Einrichtung auf's sinnreichste zusammengestellt hat, verdient gewiß alles Lob, und als Excellenza sein Appartement betrat, war er in der That freudig überrascht, da ein Atelier zu finden, wie er es sich wohl früher einmal in seinen kühnsten Träumen ausgemalt. Da waren Damastvorhänge von jenem alten schweren venetianischen Stoff in den glühendsten Farben und in den seltsamsten eigensinnigsten und malerischsten Falten auf den Boden niederhängend; da waren alte Waffen, ge-

schnitzte Möbel, Gefäße der verschiedensten Art, kurz, jener ganze Kram, von dem jedes einzelne Stück für sich allein am Ende nicht viel sagen will, der aber richtig zusammengestellt ein Ensemble gibt, an dem sich das Auge eines Künstlers wohl erfrischen kann. Daß Signor Giuseppe eine Staffelei nicht vergessen hatte, versteht sich von selbst; doch war dieselbe zierlich, wie es sich für einen Dilettanten geziemt, etwas schwach, aber von Mahagoniholz.

Als der fremde Herr und die Dame durch ihr Appartement schritten und, nachdem sich der Commissionär bescheiden zur Dienerschaft zurückgezogen, nun noch einmal allein das Ganze durchsahen, da bemerkte man wohl, wie der Blick der schönen Dame an dem Auge ihres Begleiters hing und wie ihr alles um sie her nur alsdann schön und elegant erschien, wenn der Ausdruck seines Gesichtes oder auch nur der Strahl seines Auges Zufriedenheit ausdrückte. Daß er aber seinen Beifall gar zu häufig oder in Worten gespendet hätte, können wir gerade nicht behaupten; er nahm alles das so hin, als wenn es sich von selbst verstände, und sogar die in der That malerische, ja poetische Einrichtung seines Arbeitszimmers nöthigte ihm nur ein leichtes Lächeln ab.

Aber schon dieses leichte Lächeln schien die schöne Frau auf's innigste zu erfreuen; sie hatte ihre Rechte auf seine Schulter gelegt, ließ sie jetzt an seinem Arme herabgleiten und hob dann seine Hand empor und legte sich dieselbe um ihren Hals, worauf sie sich zärtlich an ihn schmiegte. Er war weit größer als sie, und nun blickte er kopfnickend mit einem Aufblitzen in seinen Augen auf sie nieder, wobei das Lächeln von vorhin noch fortdauerte, und ging dann, alles flüchtig betrachtend, mit ihr noch einmal durch die Zimmer, wobei seine Finger läßig von ihrer Schulter herabhingen, während man bemerkte, daß sie zuweilen tief und schnell athmete.

Der Intendant oder Haushofmeister der fremden Herrschaft,

herrſchte ein düſteres unerquickliches Leben, die Prinzipalin war durch den Pfarrer Sproßer und den Buchhalter Specht in die Mitte genommen worden und dieſe beiden Herrn bemühten ſich, das Herz der Prinzipalin, das, obgleich gut, menſchlich dachte und fühlte, in ihrem Sinne mehr für die wahre Gnade empfänglich zu machen. Die gute alte Frau, welche früher ihr Morgen- und Abendgebet verrichtete, auch gern, wenn ſie das Bedürfniß hiezu fühlte, ein Capitel in einem frommen Buche las oder ein Lied aus dem Geſangbuch, dieſe fleißige thätige Frau, die in ihrem langen Leben Tauſende von armen Menſchen beglückt und unzählig viel Gutes gethan hatte, und mit ihrem Gewiſſen im Reinen war, wurde nun durch die unabläſſigen Bemühungen der beiden Begnadigten in ihrem Selbſtbewußtſein wankend gemacht. Der Pfarrer Sproßer ſagte unabläſſig, welch' große Sünder wir alleſammt vor dem Herrn ſeien und ſtrafte mit harten Worten den Gedanken, als könne man ſelig werden und die Gnade eines zornigen Gottes erhalten, durch ein Leben das, wenn es auch nach den gewöhnlichen Begriffen gut und fromm ſei, ſich nicht zur eifrigſten Aufgabe gemacht habe, durch ein immerwährendes Beten und aufrichtige Zerknirſchung jener Gnade theilhaftig zu werden. „O, was iſt der Menſch," ſagte der Prieſter, „für ein hoffärtig und ſorglos Ding, glaubend, wenn er einem Armen giebt und keine ſchreienden

zugleich der Kammerdiener der Dame, war ein alter Franzose mit grauem Haar, welches er ziemlich kurz geschnitten aufwärts gekämmt zu tragen pflegte. Er hatte ein gutes freundliches Gesicht, welches durch die weiße Halsbinde, die er beständig trug, etwas stark kolorirt erschien — wir müssen hinzusetzen eigenthümlicher Weise, denn Monsieur Ferrand war die Mäßigkeit selber, überhaupt ein vortrefflicher Diener, ein wahrer Schatz von einem Haushofmeister.

Während sich die Herrschaft in ihr Schlafzimmer begab, um Toilette zu machen, oder vielleicht auch, um von dem Erker aus auf den großen Kanal zu schauen, ließ sich Monsieur Ferrand die Rechnung des Signor Giuseppe, die Einrichtung des Hauses betreffend, vorlegen.

Es war das ein hübsche ansehnliche Rechnung, und der Intendant schüttelte einmal über das anderemal den Kopf; doch hatte der schlaue Italiener alles so genau spezificirt und wußte seine Ansätze so schlagend zu motiviren, daß Monsieur Ferrand am Ende nicht anders konnte, als zur Bezahlung der enormen Summe zu schreiten, was er denn auch mit einem tiefen Seufzer that und dabei sprach: „Ich versichere, Monsieur Josefé, daß ich mit der Summe selbst in Petersburg, wo alles recht hübsch theuer ist, ein kleines Hotel für bleibende Zeiten einrichte."

Der Andere zuckte hierauf die Achseln lächelnd, mit einem Gesichtsausdruck, auf dem deutlich zu lesen war, daß er den Haushofmeister der fremden Herrschaft für den famosesten Spaßmacher der ganzen Welt halte. Und als hierauf Signor Giuseppe mit dem Commissionär schmunzelnd das Zimmer verließ, sagte Einer zum Andern in italienischer Sprache, von der sie wohl wußten, daß Monsieur Ferrand sie vollkommen verstand: „Das ist unbedingt der erste Intendant, den es gibt, ein außerordentlich vortrefflicher Herr; es ist eine Ehre, ein Vergnügen, ihm zu dienen."

Der außerordentliche und vortreffliche Intendant aber schien

über die Fortgehenden nicht so zu denken; er ballte die Faust gegen die nun geschlossene Thüre und sagte: „Ihr Spitzbubenzeug! Wenn ich freie Hand hätte, so wollte ich Kerls, wie ihr seid, eine solche Einrichtung allein überlassen. Aber was kann man machen, wo nichts, was Unsereins beschafft, für gut genug befunden wird und man obendrein die Commissionäre und dergleichen Gesindel noch dadurch verdirbt, daß man durchblicken läßt, Comfort und Eleganz sei die Hauptsache, das Geld werde nicht beachtet. — Nun, das kann noch einige Jahre so fortgehen, dann aber muß irgendwo ein Einhalt geschehen."

Er verschloß die Papiere seufzend in eine Kasette und ging nach der Küche, um dort seine Verhaltungsbefehle zu geben.

Indessen war der Herr in sein Zimmer gegangen, und während sein Diener beschäftigt war, allerlei nöthige und unnöthige Sachen aufzustellen, nahm er aus einem Kistchen eine kleine feine Havanna-Cigarre, die er anzündete, aber gleich darauf wieder wegwarf, da sie nicht zog, um eine andere zu nehmen, worauf er sich alsdann in einen Fauteuil warf, den Kopf in die Hand stützte und hinausschaute nach der Lagune, von der sich das Sonnenlicht wie vom blanken Stahle abspiegelte.

Die Dame war auf ihrem Sopha in dem Erker geblieben; dort lag sie ausruhend, blickte still lächelnd an die Decke empor und ließ eine Perlenschnur langsam durch ihre feinen Finger gleiten. Im Nebenzimmer waren Bediente mit dem Auspacken der schweren Koffer beschäftigt und besorgten dies Geschäft nach Anleitung eines auffallend schönen Kammermädchens, die etwas sorglos gekleidet war und irgend etwas gefunden zu haben schien, was ihr Stoff zum Lachen bot. Wenigstens wandte sie ihre schönen braunen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Schelmerei zuweilen nach der Thüre des Nebenzimmers, wo die Herrin ruhte, und wenn sie dann so komisch lächelnd den Mund verzog, so preßte sie gleich darauf ihre frischen Lippen heftig auf

einander und beschäftigte sich auffallend emsig mit dem Weißzeug, das sie aus den Händen der Bedienten nahm, um es in den verschiedenen Schränken niederzulegen.

Als der Intendant, Monsieur Ferrand, in der Küche alle nothwendigen Anordnungen getroffen, trat er hinaus auf das Vestibul und gab dem dort befindlichen Portier genau die Stunden an, zu welchen Dejeuner und Diner stattfinde, sowie die Zeit, in welcher die Herrschaft für allenfallsige Besuche nicht zu Hause sei, und bezeichnete ihm auf's bestimmteste, wann er die Klingel in den obern Stock ziehen dürfe, um irgend Jemand zu Herrn und Madame Woldemar führen zu lassen.

Zehntes Kapitel.

Am kleinen Kanal.

Wer nicht die Mittel hat, in dem schönen Venedig recht angenehm, recht behaglich, mit einem Worte recht comfortabel leben zu können, ja wer sich einschränken muß und genau berechnen, was ihm seine Reisekasse erlaubt für ein Quartier auszugeben, damit ihm so viel übrig bleibe, um den Bedürfnissen seines Magens zu genügen, der hier trotz den Schätzen, welche die Kunst rings um uns aufgehäuft hat, trotz der wunderbaren Stadt mit ihren reichen Palästen und dem poetischen Leben und Treiben auf den stillen Kanälen ebenso unbescheiden und gebieterisch das Seinige verlangt, wie in der langweiligsten und trockensten Umgebung, der sucht sich für die ersten Tage ein ganz bescheidenes Unterkommen in einem der kleinen Gasthöfe, die sich versteckt in

ſchmalen Seitengaſſen in der Nähe des Markusplatzes oder auch des Rialto befinden, und geht dann auf den erſtgenannten Platz, da ſeinen erſten künſtleriſchen Heißhunger an der wunderlichen Façade des Doms, an den beiden Säulen auf der Piazetta und am ſeenhaften Anblick des Dogenpalaſtes zu befriedigen, um ſich hierauf in das letzte Kaffeehaus unter den Arkaden der Procurazia zu begeben und dort nach einem würdigen Manne zu forſchen, der den reiſenden Künſtlern unter dem Namen il Tiroleſe bekannt iſt, der ſich in benanntem Kaffeehaus häufig aufhält und bei ſeiner ausgebreiteten Bekanntſchaft im Stande iſt, den Fremden ebengenannter Gattung anſtändig und billig, wenn auch ohne beſonderen Comfort, unterzubringen.

Dieſer Tiroler hat auch ein eigenes Hotel-Garni, das wir erreichen, wenn wir vom Markusplatze aus neben dem Militär-Kaffeehaus durch jenen Thorbogen gehen, hinter welchem wir einen Kanal und eine kleine Brücke ſehen. Vor letzterer wenden wir uns rechts und befinden uns nun nur wenige Schritte vom Platz des heil. Markus, jenem Sammelpunkt der unermeßlichen Schätze Venedigs, entfernt an einem der kleinen und ſtillen Kanäle, die wie ein Symbol der Melancholie erſcheinen, die umſtanden von unendlich hohen Häuſern ihr trüb gefärbtes Waſſer beſtändig in tiefem Schatten zeigen, da kein Sonnenſtrahl in dieſe Tiefe zu tauchen im Stande iſt, und die um ſo trauriger erſcheinen durch den Contraſt des ſchmalen Streifchens tiefblauen und klaren Himmels, der uns hier tief unten einen wundervollen Sommer- und Sonnentag nur ahnen läßt. Die Mauern der Häuſer ſind ſchwärzlichgrau, einförmig und düſter, und deßhalb erfreut uns der Anblick der flatternden buntfarbigen Wäſche, die an Schnüren vor dem Fenſter flattert, oder der grünen Geranienbüſche, die hier und dort in hölzernen Kiſtchen oder flachen Blumenſcherben ſtehen, aber wegen Mangels an Sonnenlicht nur verkümmerte Blumen zu treiben im Stande ſind.

Und doch betrachtet der kleine deutsche Künstler, der von der sonnigen Piazetta über den prachtvollen Markusplatz hieher kam, auch diese Schattenseite der stolzen einzigen Lagunenstadt mit unverkennbarem Interesse. Erscheint ihm doch alles hier eigenthümlich, neu, nie gesehen.

Das Leben und Treiben auf dem schmalen Kanal, der ihm an den Häusern nur wenig Raum zum Gehen läßt, — ein Leben und Treiben, das ihn auf die Gefahr hin, jeden Augenblick umgerannt zu werden, doch nöthigt, immer und immer wieder stehen zu bleiben, — ist wohl nur deßhalb so eigenthümlich und seltsam, weil alles, was in unsern Städten auf dem Rücken von Pferden, Eseln oder auf Rädern vorübergeführt wird, hier so still und geräuschlos auf der Barke und der Gondel vorüberzieht: der Bäcker mit seinem Brode, der Metzger mit seiner Waare, die Grünhändlerin mit einem förmlichen Gemüsegarten, der Maurer, der mit seinem Nachen auf die Arbeit zieht. Er führt ein Ruder, der Lehrjunge das andere, zwischen sich haben sie ein paar Dutzend rother Ziegelsteine und einen Kübel mit weißem Kalk.

So zieht es unaufhörlich vorüber, alle Farben schwimmen vor unserm Blick und dabei ist alles so still und lautlos, wie die Bilder in einer Laterna magica; nur zuweilen hört man den kurz ausgestoßenen Ruf des Gondoliers irgend einer herrschaftlichen Gondel, der durch dieses Zeichen die vorderen schweren und langsamen Fahrzeuge um etwas Platz ersucht, damit er eilig durchschlüpfen kann, rasch verschwinden um die nächste Ecke, vor welcher er abermals denselben melancholischen Ruf ausstößt. — Wenn man Venedig zum ersten Mal betritt, so kann man sich kaum trennen vom ersten so sehr überraschenden Anblick dieses Getreibes.

So erging es auch dem kleinen deutschen Maler, der den Tiroler glücklich in dem Kaffeehause aufgefunden hat und nun von diesem zur Besichtigung einer allenfalls ausreichenden Wohnung

geführt wird; in ein Zimmer, das im Hause des Tirolers heute noch frei werden soll, denn der, welcher es bisher bewohnt, hat schon seinen Koffer gepackt und ist zur Polizei gegangen, um seinen Paß zur Abreise visiren zu lassen.

Trotz des Schattens in den engen Gassen ist doch die Luft hier dick und schwül, weßhalb die Kellerluft des kleinen finstern Hauses, dessen Thür sich nun vor dem Fremden geöffnet hat, gerade nicht unangenehm wirkt. Hierzu passen auch vollkommen die feuchten, moderigen Flecken an den Mauern des Hausganges, sowie auch die Abfälle von Kartoffeln, Gemüse und Salat, die in einem Winkel an der Treppe aufgeschichtet liegen und einen eigenthümlichen Duft verbreiten. Es ist dies aber ein Duft, an den man sich in Italien leicht gewöhnt — ein unbeschreiblicher Parfum, der auf jeder Stadt ruht und in welchem allein der Duft von Käse, von etwas ranzigem Oel oder Fett vorherrschend ist.

Dem kleinen Maler übrigens ging es wie so vielen andern ehrlichen Leuten; dieser Geruch umfing ihn, als er an einem wunderbaren Frühlings-Abend von Splügen herkommend die unaussprechlich schöne Färbung der Berge um den Comersee vor sich sah, als er zum ersten Mal an eigensinnig geformten Gewinden von Rebenlaub dahinschritt, die an den Bäumen emporrankend, sich um kunstlose Steinpfeiler ziehend und darüber hinaus auf Baumästen lagernd die natürlichsten, aber schönsten Veranden bildeten, und als er darauf nach dem reizend gelegenen Chiavenna kam, wo sich noch einmal das deutsche Vaterland und das herrliche Italien sichtbarlich die Hand reichten, in vortrefflichem Salami und bairischem Bier.

Von da an verließ ihn dieser Duft nimmer und er schien ihm so vollkommen zur italienischen Reise gehörig, daß ihm etwas gefehlt haben würde, wenn er in eine Stadt gekommen wäre ohne den vorherrschenden Oel- und Käsegeruch. Es war ihm derselbe auch in Mailand treu geblieben und er war in seiner Begleitung

auf den prachtvollen weiß mormornen Dom geſtiegen. Er hatte ihn in Verona ſehr ſtark wieder gefunden und hatte ſich ſchon ſo an ihn gewöhnt, daß er ihn beinahe ſchmerzlich vermißt haben würde, — bei jenem ſteinernen Brunnentrog, den man für das Grabmal des Julia ausgibt, und bei den ſchwarzen Grabmälern der Scaliger, die ſich auf dem engen Platze ſo feierlich und maleriſch erheben, umfloſſen vom Mondlicht, umduftet von jenem unvermeidlichen Geruch.

Eine Zeit lang hatte ihn der kleine Reiſende auf ſeinem weiteren Wege vermißt und ſchaute faſt verwundert drein, als er auf der ſteinernen Eiſenbahnbrücke durch die Lagunen dampfte und hier bei dem Funken- und Kohlenſtaub auswerfenden Schornſtein ſo außerordentlich an die Heimat erinnert wurde. Als er nun an dem ſehr proviſoriſchen Bahnhof in Venedig die Gondel beſtieg und den Kanal Grande hinauf fuhr, da ſtaunte er über die unglaublichen Wunder dieſer Meerſtadt, da ſah er leibhaftig vor ſich jenes verkörperte Märchen, von dem die Freunde früher erzählt, — Erzählungen, denen er kopfſchüttelnd zugelauſcht, von dieſer Stadt mitten im Waſſer, wo auf allen Gaſſen die Nachen und Gondeln fahren und wo es deßhalb in den Straßen ſo unheimlich ſtill ſei. Dies Gefühl beſchlich ihn, wie es jeden Fremden beſchleicht, der zum erſten Mal nach Venedig kommt. Man glaubt, die Stadt ſei ausgeſtorben und die gewaltigen Paläſte, die uns ſo öde und leer erſcheinen, müßten ſich ordentlich freuen, daß ſich endlich einmal wieder ein lebendiges Weſen zwiſchen ſie hinein wage.

So dachte auch unſer kleiner Maler; er hatte den Torniſter, der ſeine ſämmtlichen Habſeligkeiten barg, vor ſich auf die Kniee gelegt und die Arme darauf gelegt, in den Händen ruhte ſein Kopf, während er wie im Traume einen Palaſt um den andern, ein fabelhaftes Bauwerk nach dem andern an ſich vorüberziehen ſah. Er war überraſcht, entzückt, aber er fand im erſten Augen-

blick Italien nicht wieder, denn jener Duft, an den er sich schon so gewöhnt, war hier auf dem großen Kanal nicht zu finden und wurde ersetzt durch den Geruch der Lagunen, bei dem wir uns mit geschlossenen Augen nach einer holländischen oder sonst einer Seestadt versetzt fühlen können.

Endlich aber fand er sich wieder zurecht. Schon ein wenig an der Treppe der Piazetta, etwas mehr auch auf dem Markusplatze, vollkommen aber vor dem Hause des Tirolers, wo er jenen italienischen Duft mit einer freudigen Herzlichkeit begrüßte. — Und auch als er das Haus betrat, wurde ihm in dieser Richtung von seiner Illusion nichts benommen. Das war alles so ächt und ursprünglich italienisch, wie es sich ein deutsches poetisches Gemüth nur wünschen kann. Da sah man die Treppen unentweiht von dem unbarmherzigen Besen und dem gefühllosen Waschlappen; da konnte man auf den Fußböden der Zimmer die gründlichsten Studien über alle Dreck- und Staubsorten der alten Lagunenstadt anstellen; da waren die Wände malerisch verziert mit Streifen, welche die Feuchtigkeit dort hervorgerufen, mit Inschriften und Zeichnungen der verschiedensten Art. Da lag das Bett auf seinem hölzernen wackeligen Bockgestell noch so, wie es der Gast, der heute abreisen wollte, verlassen; da zeigte der Strohsack des Lagers an einer Seite sein Eingeweide und hatte von demselben auf dem Boden umhergestreut; da war der einzige Stuhl im Zimmer bedeckt mit dem Mantel desjenigen, der im Begriff war, abzureisen; da sah man durch die blinden Scheiben des Fensters eine riesenhafte schwarze Brandmauer, und erst, wenn man dasselbe öffnete und sich weit hinaus legte, entdeckte man ein kleines Stück des tiefblauen Himmels.

Aber dem kleinen Maler gefiel alles das außerordentlich wohl, vor allen Dingen der Preis, der für das Zimmer verlangt wurde: 24 Kreuzer östreichisch, dann die malerisch schmutzige Treppe, sogar die Haufen von Gemüseabfällen drunten im Winkel.

Das hat ſo etwas Urſprüngliches und Friſches, meinte er; vor allen Dingen aber betrachtete er mit Ehrfurcht den ſeltſam geformten Klopfer an der Hausthür, und ſeine lebhafte Phantaſie ließ denſelben erfaſſen von einer Fauſt in Stahlhandſchuh, welche einem jener alten tapfern Krieger angehörte, oder einem jener finſtern Wächter, welche mit der breiten und langen Hellebarde in den geheimnißvollen Gemächern des Dogenpalaſtes oder an der Seufzerbrücke oder tief unten an dem Brunnen Wache ſtanden und die Opfer, die dort täglich fielen, nur nach Dutzenden zu berechnen pflegten.

Einen ſchüchternen Blick warf der neue Ankömmling auch in die Küche, die etwas unheimliche Werkſtatt jenes Duftes, der ihm ſo ſympathiſch war. Glücklicher Weiſe war es da ſo finſter, daß man nichts unterſcheiden konnte, als dunkle rußige Wände, ein dunkles, rußiges Weib, das in einem Keſſel rührte, ein paar dunkle rußige Kinder, die ſich auf dem Boden herumbalgten, und einen dunklen rußigen Mann, der neben dem Herde ſaß und eine Cigarre rauchte.

Der Fremde hatte nach einer Trattoria forſchen wollen, um ein kleines italieniſches Frühſtück zu nehmen, und der Hausherr erklärte ſich mit Vergnügen bereit, ihn in eine billige derartige Anſtalt zu führen. Vorher aber ließ er ſich den Namen ſeines Gaſtes auf ein Stück Papier ſchreiben, um ihn droben an die Stubenthür zu kleben, damit jeder, der ſich dafür intereſſire, erfahren könne, dort wohne Herr Friedrich Wulf, ein deutſcher Maler. Darauf gingen die Beiden mit einander fort nach der kleinen unſcheinbaren Trattoria, und während ſich dort der Führer des Malers an das Küchenfeuer ſetzte, um ſeine Cigarre anzuzünden, ließ ſich der deutſche Künſtler einige Salamiſchnitte geben, ſowie eine große Staude grünen Salats, die mit gutem Oel und röthlichem Eſſig beſprengt alsdann aus freier Fauſt gegeſſen wird.

Wer war glücklicher als der kleine Maler in diesem Augenblick! Sein erstes Frühstück in Venedig, eine vortreffliche billige Wohnung, ein herrliches Wetter, Sonnenschein, so viel in die engen Gassen Venedigs hineingehen wollte, dazu die Freiheit, in wenigen Schritten auf dem Markusplatz und am Dogenpalast sein zu können, um dort nach Herzenslust zu schauen und zu zeichnen, was ihm gerade einfiele.

Nein, es hielt ihn nicht lange in der kleinen, etwas finstern Trattoria, deren Fenster, besetzt mit Eßwaaren, Geflügel, Fischen, Gemüsen aller Art, so wenig Licht herein ließen. — Auf denn zu künstlerischer Schwelgerei! Der kleine deutsche Maler zahlte, verabschiedete sich von seinem Führer, denn er wollte allein sein, und nachdem er sich in der nächsten Tabak-Trafik einen Rattenschwanz gekauft, drückte er seinen Calabreser etwas verwegen auf das rechte Ohr und alles in ihm jubelte, während er dem Markusplatze zuschritt: Venedig! Venedig! ja Venedig! Ich bin gewiß und wahrhaftig in Venedig!

Er hatte aber auch mit Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art zu kämpfen gehabt, ehe es ihm gelungen war, italienische Erde zu erreichen. Glücklicher Weise hatte ein Engländer, der Seltsamkeiten aller Art liebte, ihm sein Bild mit den Affenschwänzen abgekauft, auch sehr anständig bezahlt, und mit diesem Gelde in der Tasche hatte er es dann schon wagen können, eine größere Wanderung anzutreten. Es war die erste derartige in seinem Leben, und als er von dieser neu gewonnenen Freiheit, dahin ziehen zu können, wo es ihm gut dünkte, wo es ihn gewaltsam hintrieb, die ersten tiefen Züge gekostet, da fühlte er sich wie berauscht, da schien ihm ein neues seliges Leben aufzugehen, und nur allein der Gedanke an die letztverlebten Tage in dem kleinen Hause war im Stande, seine heitere Laune zu trüben. Er konnte das Licht der wehenden Lampe, wie er es durch die Sträucher schimmern gesehen, als er geflohen, nicht vergessen, und

Sünden begeht, er ſei geſichert vor dem Zorn des Höchſten. Wie erkennt man ſo ſchlecht ſeine eigene Sündhaftigkeit und Verworfenheit, ſonſt würde man ja Tag und Nacht im Staube darniederliegen und flehentlich bitten, damit die Gnade einziehe in die Finſterniß unſerer Herzen."

Auch das traurige Ereigniß mit dem Prinzipal und ſeinen Buchhalter, der Wahnſinn des erſteren und ſeinen Tod hatte man ſich klug zu Nutze gemacht, und indem man es als Strafe des Höchſten bezeichnete, auf dieſe Weiſe das Herz der Madame Stieglitz erſchüttert.

Sie hat in frühеſter Jugend den ihr beſtimmten Verlobten, ihren ſpäteren Gemahl herzlich und aufopfernd geliebt, ſie hatte ſein Unglück tief bedauert und ihn ſorgſam gepflegt, wie es einer braven Gattin zukommt. Unter einer rauhen Hülle ſchlug bei ihr ein liebendes Herz; ihr Eheſtand war nicht glücklich geweſen, ſie hatte keine Kinder und hätte doch ſo gerne dieſe kleine innig verwandte Weſen gepflegt und aufgezogen, das alles fühlte ſie jetzt doppelt, ihr Herz war traurig und bewegt und dieſem traurigen und bewegten Herzen, das täglich und ſtündlich durch tauſend Kleinigkeiten an den unglücklichen Gefährten ihres Lebens bitter und ſchmerzvoll erinnert wurde, riß man die letzte Stütze weg, das Bewußtſein, daß ſie recht und brav gehandelt und gab ihr nichts dafür, als ſüßliches trübes Schlammwaſſer

es war ihm immer, als seien alsdann schattenhafte Gestalten aus dem Dunkel herbeigeschwebt, hätten sich um das Licht gedrängt, um mit weit aufgerissenen, aber glanzlosen Augen in die Flamme zu blicken, — die verlassene Flamme, vor Kurzem ja noch der Sammelpunkt von vier glücklichen Menschen, welche sich jetzt aber mit tiefem Leid im Herzen nach verschiedenen Weltgegenden hin zerstreut.

Um diesen unheimlichen Gedanken los zu werden, hatte sich Wulf bemüht, eine kleine Skizze von der Veranda zu machen, unter welcher Franceska gesessen und tief nachsinnend in die Flamme des Lichtes geblickt. Ja, da saß sie, wartend und hoffend — wohl auf dem kleinen Bildchen, aber nicht in der Wirklichkeit. — Wulf war darauf fortgezogen, den Tornister auf dem Rücken, einen derben Stock in der Hand. Und auf diesen Stock stützte er sich nur selten, meistens schwang er ihn lustig jubilirend im Kreise, oder er trug ihn auf der Schulter, wie der Soldat sein Gewehr. So schritt er dahin, fast immer näheren Fußwegen folgend und die Landstraßen vermeidend. Den Eisenbahnzügen schaute er lächelnd nach und bedauerte die darin Sitzenden. Wie die alles so mit Hast in sich hinein schlingen! dachte er, in einem halben Tage ein Stück Gegend, woran ich dreimal vierundzwanzig Stunden behaglich speise.

Daß er dabei langsam vorwärts kam, kümmerte ihn wenig; trieb es ihn doch nicht eilig einem bestimmten Ziele zu; wollte er doch nur sehen, genießen und zeichnen. Und namentlich das Letztere that er mit unermüdlichem Fleiße. Fand er aber auch nicht alles, wie für ihn gemacht, hauptsächlich, als er einmal den Bodensee hinter sich hatte und die Schweiz betrat? — Die Schweiz mit ihren Viehheerden, mit ihren wunderbaren Naturschönheiten, mit ihren prachtvollen Straßen. Wie oft aber schweifte der kleine Maler von diesen ab und verlor sich für Tage lang in das Gebirge, dort neue Schönheiten suchend und findend. Und als er

erſt an den Splügen kam, jenen berühmten alten Paß, wie jauchzte da ſein Herz vor Freude, wie hätte er da auf jeden Stein am Wege niederſitzen mögen, um jede Windung der Straße zu zeichnen! Dabei das ihm neue, fremdartige Leben auf dieſer Straße, die Zug- und Laſtthiere, die Karren, Treiber und Fuhrleute, ſchon italieniſch ſtaffirt und ganz anders anzuſchauen, als bei uns. Die langen Maulthierzüge, die er hier zum erſtenmale ſah, mit ihrem weithin tönenden, einfachen und gleichförmigen Geläute, mit den bunten Meſſingplatten und rothen Lappen am Geſchirr.

Eigenthümlich aber war es dabei, daß unwillkürlich in ſeiner Kunſt ein Uebergang ſtattfand; anfänglich hatte er als ächter und gerechter Thiermaler die Landſchaft neben ſeinen Kühen, Pferden und Eſeln — Affen begegneten ihm leider keine — nur ſo leicht obenhin behandelt. Nach und nach aber in der gewaltigen Natur, die er mit offenem Herzen und aufmerkſamen Sinnen durchwanderte, wuchs die bisher ſo vernachläſſigte Landſchaft groß, breit, ja man konnte ſagen unter ſeinem Bleiſtift und ſeinen Waſſerfarben genial hervor, und das Thierreich ſank zur Staffage herab. Als ihm zum erſtenmal eine Skizze der Art gelungen war, ſchaute er ſie an mit einer gewiſſen Befriedigung und meinte in ſeiner derben Manier, es ſei doch gut, wenn uns irgend ein Zufall das dicke Brett von der Stirne wegſtoße. Daß die landſchaftlichen Skizzen und Aquarelle, die er unterwegs anfertigte, durch ſeine feine Behandlung der Thierwelt, wenn auch dieſe jetzt nur noch als Nebenſache erſchien, außerordentlich gewannen, verſteht ſich von ſelbſt, und als er Mailand erreichte, fand er dort Fremde, die ihm begierig ſeine Scenen aus der Alpenwelt abnahmen, ſomit ſeine Mappe leerten, ſeine Reiſekaſſe wieder füllten.

An ſeinen guten Freund Piſani hatte er noch von Deutſchland aus geſchrieben und denſelben gebeten, ihm nach Mailand zu antworten, poste restante. Obgleich er aber dort während ſeiner Anweſenheit jeden Tag regelmäßig einmal hinging und ſeinen

Namen „Wulf" geſchrieben zum Schalter hineinreichte, ſo ſchüttelte doch der dienſtthuende Beamte beſtändig mit dem Kopf und ſagte ſein: „niente" ſo kalt und herzlos, daß der kleine Maler dies niente ordentlich zu haſſen begann.

Einmal paſſirte ihm an der Poſt etwas Eigenthümliches: gerade als er dort hinkam, fuhr vom Thor weg eine glänzende Equipage, in welcher ein Herr und eine Dame ſaßen, beide vornehm und elegant gekleidet, gewiß eine reiche Herrſchaft, dafür ſprach auch der Bediente in Livree, der aus dem Poſtgebäude herausgetreten war, der Dame einen Brief übergab und ſich alsdann wieder hinten in ſeinen Sitz ſchwang.

Wulf, der von der Herrſchaft nicht beachtet wurde, rieb ſich haſtig die Stirn, denn der junge, etwas finſter blickende Mann im Wagen hatte eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Tannhäuſer gehabt. — Wahrhaftig mit dem Tannhäuſer! Und doch konnte er es nicht ſein; ſo viel Wulf gehört hatte, war der Tannhäuſer im Gefolge der Fürſtin Lubanoff nach Petersburg gereist, um dort Portraits zu malen, Portraits, von denen jedes mit ſo und ſo viel tauſend Silberrubel bezahlt würde. Das hatte der Tannhäuſer ſelbſt an ein paar Bekannte geſchrieben und hinzugeſetzt: wenn er ſich erſt mit ſaurer Arbeit ein Vermögen gemacht, dann käme er wieder. Die Bekannten hatten darüber gelächelt, den Brief in den Papierkorb geworfen und an den Tannhäuſer nicht mehr viel gedacht. Dies war um ſo erklärlicher, als jetzt und auch ſpäter gar keine Nachrichten in irgend einer Zeitung aus Petersburg kamen von dem deutſchen Maler Tannhäuſer, nicht einmal, ob und wie er das Portrait der ſchönen Fürſtin vollendet, das in ſeiner erſten Anlage etwas Tüchtiges zu werden verſprach.

Und nun ſollte dieſer Tannhäuſer, der gewiß irgendwo feſt auf einem Landſitze Rußlands ſaß, auf einmal hier in Mailand vor der Poſt erſcheinen. — Lächerlich! dachte ſelbſt der kleine

Thiermaler nach einigen Augenblicken, wobei er mit der Hand durch ſein volles Haar ſtrich, aber mitten in dieſer Bewegung anhielt, um ſich ein wenig zu kratzen und dabei nachdenkend vor ſich nieder zu blicken. — Lächerlich!

„Der da im Wagen," ſprach er dann zu ſich ſelber, „hat allerdings mit dem Tannhäuſer eine gewiſſe Aehnlichkeit, aber der Tannhäuſer war friſcher, jünger; der da ſah ein bischen gedrückt, verlebt aus, hatte einen gelangweilten Zug um den Mund und lange nicht ſo friſche Augen, wie unſer Freund."

Dabei ſeufzte Wulf tief auf und lief raſch von der Poſt an den Dom, um durch den Anblick dieſes wunderherrlichen Werkes ſeine trüben Gedanken verſcheuchen zu laſſen, finſtere Gedanken, die ihn nach Deutſchland zurückführten, unter die Veranda mit dem flackernden Lichte und ihm immer und immer wieder jene Phantome zeigten mit den großen glanzloſen Augen.

Als am letzten Tag ſeiner Anweſenheit in Mailand der Poſtbeamte abermals ſein „niente" geſagt, ging Wulf ziemlich verdrießlich in's Hotel Reichmann, wo er gewohnt und eine angenehme Zeit verbracht. Es iſt das ein ſehr empfehlenswerther Gaſthof mit reichen und glänzenden Appartements für die hohen und höchſten Herrſchaften, aber auch mit angenehmen und behaglichen Stübchen für beſcheidene reiſende Künſtler. Letztere finden ſich aber hier ſehr zu Hauſe, da der Chef des Hotels, Herr Alphons Reichmann, viel gemüthlichen Sinn für Kunſt und Künſtler hat und dieſen die Tage des Aufenthalts angenehm zu machen verſteht.

Dankbaren Herzens zog denn auch unſer Maler von dannen und erreichte bald Verona, die Stadt mit dem ächten italieniſchen Charakter, mit ihren ſchwarzen, trotzigen Häuſern, aus denen man überall die vergangene gewaltige Geſchichte ſo deutlich lieſt, mit ihren Grabmälern mitten in gangbaren Straßen, welche eine ſo ernſte und eigenthümliche Wirkung hervorbringen. Hier hatte ſich

der Künſtler ganz in dem Gegenſatze von dem verſucht, was er früher gemalt: ſtatt lebendiger, beweglicher bunter Thiergruppen warf er hier ſtarre graue Paläſte und Straßen auf das Papier, und als er durch die Preiſe, die ihm auch hier Fremde für ſeine Arbeiten bezahlten, einſehen lernte, daß er etwas in dieſem Genre zu leiſten vermöge, da trieb es ihn mächtig vorwärts nach jener phantaſtiſchen Königin der Meere; er packte abermals ſeinen Torniſter und rief: „Auf, nach Venedig!“

Eilftes Kapitel.

Der Maler Potowski.

Der Tannhäuſer hatte damals auch nicht ſo leichten und fröhlichen Muthes die Freunde, ja mehr noch als die Freunde verlaſſen, und es war ihm ſehr ſchwer geworden, Abſchied zu nehmen von ſeinem Atelier und von den beiden kleinen Häuſern mit der dazwiſchen liegenden Veranda. So eigentlich Abſchied hatte er auch nie davon genommen, denn ſelbſt, als er in jener Nacht nach dem ſchweren Gewitter ſeinen Koffer gepackt hatte, und nachdem er ſich ſchlummerlos auf dem Lager hin und her geworfen, endlich noch vor Tagesanbruch das Haus verließ, hatte er ſein klopfendes Herz mit dem Gedanken beſchwichtigt, er werde heute Abend, morgen, übermorgen wieder nachſehen, überhaupt mit den Freunden in Verbindung bleiben. Er ahnte im erſten Augenblicke nicht, daß er in ganz andere Bahnen geriſſen worden ſei und daß es ihm ſelbſt ſchon nach kurzer Zeit ein peinliches Gefühl verurſachen würde, die alten Kreiſe zu berühren.

Und ſo war es in der That. Nachdem er zum erſtenmal bis zur Berauſchung aus jenem ſchäumenden Becher getrunken, den man ihm unter den ſchönſten und angenehmſten Formen kredenzt, überſchlich ihn bei völligem Nüchternwerden ein peinliches Gefühl, das ihn verhinderte, rückwärts zu ſchauen mit den Gefühlen, wie er ſie für die Freunde bewahren zu können geglaubt hatte. Er bemerkte ſchaudernd, daß er hinter ſich ſeine Brücken abgebrochen, und da er ſich nun vorwärts gedrängt ſah, ſo ſtürzte er ſich mit aller Glut, deren ſein Herz fähig war, in das neue Leben, entzückend und entzückt. Und ihn nicht ſo leicht erkalten zu laſſen, war der ſchönen Fürſtin ein Leichtes; konnte ſie doch von ihrem Reichthum an Geiſt, an körperlichen Reizen, an Geld mit vollen Händen um ihn her ſtreuen, konnte ſie doch alles Mögliche erfinden und erkaufen, um ihn und ſich in dieſem Taumel zu erhalten.

Zuweilen wohl mitten hinein drang ein mahnender Ton, ein höhnender Klang, ſo kalt und nüchtern, daß es ihn bis tief in's Innerſte durchbebte und er ſich eines plötzlichen Schauers nicht erwehren konnte. Das jedoch währte nur kurze Zeit; der Ton verklang und — der Maler war wieder willenlos im betäubenden Wirbel ſeines Lebens.

Seine Kunſt hatte der Tannhäuſer Anfangs ſehr vernachläſſigt; das lebensgroße Portrait der Fürſtin hatte er wohl angefangen, aber nicht vollendet; bald änderte er, bald ſie an der Stellung. Und dann nahm er neue Leinwand vor, um das zuerſt zu probiren, ehe er an dem großen Bilde etwas änderte. Dieſes Bild zeigte ſie aufrecht ſtehend, in einem einfachen, eleganten Morgenanzuge — es war ſchon anfänglich beſtimmt, daß es kein prätentiöſes Bild werden ſolle. Es ſollte die ſchöne Fürſtin zeigen, wie ſie war bei ſich zu Hauſe, und deßhalb hatte ſie auch etwas eigenſinnig darauf beſtanden, die Friſur ihres ſchönen vollen Haares ſo machen zu laſſen, wie ſie ſolche Morgens in der Frühe hatte,

in dicken Flechten einfach um den Kopf gewickelt, was ihr aber außerordentlich gut ſtand.

Daß übrigens dies Gemälde nicht fertig wurde, daran trug der Tannhäuſer eigentlich nicht die Schuld, denn die Fürſtin ſelbſt war es, welche auf den Gedanken kam, ob er nicht verſuchen wolle, ſie zu malen, ſitzend oder ruhend auf ihrem Divan, wie ſie ſo gern that. Dieſem Wunſche war er bereitwillig nachgekommen, und nachdem er einige Zeit gebraucht, bis er ſie in eine paſſende Lage gebracht — ſie lachte dabei ſo außerordentlich heiter und hatte ſcherzend bald dieſe, bald jene Einwendung zu machen — fing er eifrigſt ſein Werk an, ohne aber auch damit zu Ende zu kommen. Bald war es dies, bald das, womit ſie ihn oder er ſich ſelbſt in der Arbeit unterbrach; jetzt fühlte er ſich nicht recht in der Stimmung, etwas Tüchtiges zu leiſten, dann ſagte ſie mit weicher Stimme: „Warum das auch ſo ernſthaft nehmen wie ein Geſchäft? Haben wir nicht morgen Zeit, übermorgen, die nächſten Wochen, Monate, Jahre? — Auch bin ich müde geworden," ſetzte ſie mit ganz leiſer, etwas zitternder Stimme hinzu, „und möchte viel lieber jetzt ruhen und dann ſchlafen." —

So blieb auch dieſes Bild nicht nur unvollendet, ſondern wurde auch bald zu dem andern in ein entferntes Zimmer gebracht; ihnen folgten Staffelei und Oelfarben, deren Geruch ſo nahe bei ſich die Fürſtin zuweilen nicht ertragen konnte. Ueberhaupt, ſo ſagte ſie, ſeien Zeichnungen und Aquarelle ihre Leidenſchaft; bei dieſer Paſſion blieb ſie eine gute Zeit, und es machte ihr das größte Vergnügen, wenn der Tannhäuſer ihr Geſicht, ihre Figur, die ſonderbarſten Stellungen ihres ſchönen Körpers mit einigen Bleiſtiftſtrichen und ein Paar bunten Tönen auf's Papier warf, und daß auf dieſe Art ein Album entſtand, das ſie häufig, wenn er dicht bei ihr ſaß, lachend durchblätterte und zu welchen immer neue Variationen zu erfinden ſie eine ebenſo wilde als unerſchöpfliche Phantaſie zeigte. Dieſes Album verwahrte ſie in

einem koſtbaren Etui, deſſen kunſtreich gearbeiteten Schlüſſel ſie beſtändig an einer Seidenſchnur um den Hals trug. Wenn ſie die Blätter wieder einmal betrachtete, ſo konnte ſie mit der größten Heiterkeit ſagen: „das iſt der größte Schatz, den es geben kann. Wie würden ſich meine Verehrer um dieſe Zeichnungen reißen!“

Als nun jene Zeit gekommen war, wo den Tannhäuſer zuweilen ein nüchternes, bitteres, unbehagliches Gefühl überſchlich, da ging er manchmal in jenes Zimmer, wo die beiden Bilder an der Wand lehnten, das zweite drehte er raſch herum — er mochte den Ausdruck dieſes Kopfes nicht leiden, und doch war er ſo wahr — faſt erſchreckend wahr. Die eigenthümliche Beleuchtung des zurückgebogenen Kopfes, der auf dem linken Arm ruhte, die ſchwimmenden Augen, halb verdeckt von den ſchläfrig herabfallenden Augenlidern, und was noch ſichtbar blieb, wie verſchleiert von den langen ſeidenartigen Wimpern, die Lippen etwas geöffnet, von einem leichten Lächeln umſpielt, — einem Lächeln, welches mehr der Vergangenheit als der Zukunft angehörte. Das andere Bild aber betrachtete er gern und lange, auch ſchloß er zuweilen die Thür hinter ſich ab, nahm wie verſtohlen Palette und Pinſel und malte am Kopfe dieſes erſten Bildes emſig fort. Als er aber eine Stunde ſo fortgearbeitet und einen Augenblick zurücktrat, um das Enſemble zu überſchauen, erſchrack er faſt vor ſich ſelber, denn aus den jetzt gänzlich veränderten Augen ſprachen ſeine tiefſten, verſteckteſten Gedanken, ſprach eine glückliche Vergangenheit.

Von da an ging er häufiger in dieſes Zimmer, richtete es ſich nach und nach förmlich zum Atelier ein und ebauchirte eine Menge von Bildern, von denen er auch ein paar meiſterhaft fertig malte. Zuerſt hatte ihn die Fürſtin über ſeinen Fleiß verſpottet, ja ſie hatte ein Wort des Erſtaunens fallen laſſen, als ſie bemerkte, wie er ihr erſtes Portrait verändert. Doch befand ſich der Tannhäuſer glücklicherweiſe in einem Momente, wo die heilige

Kunst ihm wieder lächelte, wo die Weihe, womit sie ihre Jünger beglückt, sein Herz stolzer schlagen ließ. Er hatte auf ihre Worte hin einfach die Achseln gezuckt und dann gesagt: „zuerst bin ich Maler und dann erst — Tannhäuser."

Es fuhr ein seltsamer Blitz aus ihren Augen. Doch lachte sie gleich darauf so hell und fröhlich, legte ihre Hand auf sein blondes Haar und sagte: „Vor allen Dingen sind wir ein verzogenes Kind, und man muß unsern Willen schon erfüllen."

So malte er denn in seinem Atelier, und wie er sah und von Andern hörte, daß ihm alles gelang, an was er seine Hand legte, daß die leichten Skizzen, die er machte, sowie die vollendeten Bilder gleich reizend waren, da klärte sich sein verdüstertes Gemüth wieder auf und er ward wieder empfänglicher für die freundlichen Worte der schönen Frau, er ruhte wieder gern bei ihr zu ihren Füßen, ja er zeichnete wieder auf's Neue Albumblätter und freute sich, wenn sie so herzlich darüber lachte, daß man ihre schneeweißen Zähne sah.

Wer außer der Fürstin am häufigsten in seinem Atelier war, wenn er zeichnete und malte, das war der alte freundliche Graf Portinsky, der so oft kam, als ihm nicht die Thüre vor der Nase zugeschlossen wurde, und dann so lange blieb, bis ihn der Maler zum Weggehen aufforderte. So hatten sie sich auf einen ganz eigenthümlichen Fuß zu einander gesetzt, und da der Tannhäuser einmal erklärt hatte, er könne und wolle sich in seinem Betragen gegen den Grafen nicht ändern, so ertrug dieser mit der freundlichsten Miene der Welt alle Unarten des Malers, wie er dessen Benehmen oft zu nennen pflegte. Dazu gehörte unter Anderem, daß der Tannhäuser den lieben freundlichen Herrn zu seinem lebendigen Feuerzeug ernannt hatte und ihm nur zu häufig Veranlassung gab, die brennende Kerze herbeizubringen, woran der Maler seine Cigarre anzündete. Auch die Pinsel warf er oft hinter sich, wie damals Wulf gethan, und der alte freundliche

Herr fing ſie lachend auf, — in der einzigen Abſicht, wie er ſagte, um den Teppich nicht mit den Farben beſchmutzen zu laſſen. Auch durfte er häufig Palette und Malerſtock halten, wenn der Andere ans Fenſter trat, um hinauszuſchauen; ja er hatte ſchon als Modell geſeſſen, da der Maler einmal in einem Bildchen, wie er geſagt, zum Gegenſatze gegen einen Engel eine alte unangenehme Perſönlichkeit brauchte.

Man muß indeſſen nicht glauben, daß es Liebe zur Kunſt oder zum Künſtler war, welche den Grafen Portinsky ſo feſt an den Tannhäuſer band — im Gegentheil, er haßte ihn, und wenn der alte Herr mit Madame Beauvallet allein war, ſo konnte er ingrimmig die Fauſt gegen das Zimmer ballen, wo ſich der Andere befand, und konnte ſagen: „Dieſer verdammte Kerl! Iſt er nicht zum Unglück in's Haus gekommen?“ Dabei war es aber weniger die Zuneigung der Fürſtin für den Tannhäuſer, die mit jedem Tage zu wachſen ſchien, welche den Grafen vermochte, ihm eine ſolche Freundſchaft zu heucheln — vielmehr war es die Erinnerung an die ſchöne Franceska, die ſo plötzlich und ohne alle Spuren verſchwunden und über deren jetzigen Aufenthalt er ſich alle Mühe gab, etwas zu erfahren. Er ſetzte voraus, der Tannhäuſer wiſſe darum, und je mehr dieſer der Wahrheit gemäß verſicherte, es ſei ihm nicht bekannt, wohin der Bildhauer Piſani mit ſeiner Tochter gegangen, um ſo mehr gab der Andere ſich Mühe, jenen durch die freundlichſte Zuthunlichkeit zum Reden zu bringen.

„Wie kann ich von dem etwas ſagen, von dem ich nicht das Geringſte weiß?“ gab der Maler zur Antwort, ſo oft der Graf wieder von ſeinem Lieblingsthema anfing. „Sie ſollten mich doch endlich einmal damit in Ruhe laſſen.“

„Ich kann das nicht,“ antwortete der alte Herr lächelnd; „ich hoffe immer noch, einmal Ihr Herz zu erweichen.“

„Und gewiß und wahrhaftig vergeblich,“ ſprach der Tannhäuſer und ſetzte mit Entrüſtung hinzu: „Und wenn ich wirklich

widriger Heuchelei und beſchmutzte damit die Erinnerung an ein vergangenes tadelloſes Leben.

Was mich nun anbetraf, ſo mußte die Prinzipalin vielfache Klagen hören, daß ich nicht geneigt ſei, den Weg des wahren Heils zu wandeln, aber obgleich der Buchhalter Alles that, mich in ihrer Gunſt herabzudrücken, ſo gelang ihm dies nur halb. Wenn auch die gute Frau meinen inneren Menſchen als verloren beklagte, ſo wollte ſie doch dafür dem äußern nichts abgehen laſſen und hatte mich, noch ehe meine Lehrzeit vorüber war, in den Genuß eines Salairs geſetzt, wie es ſonſt nur ältere Commis zu haben pflegten.

Unſerer Ladenjungfer dagegen war es ſchlimmer gegangen; nach jener Unterredung auf der Treppe, die ſie mit dem Buchhalter hatte, ſtieg ſie, wie ſchon bemerkt, auffallend in der Gnade deſſelben, wandelte auch ſo feſt und ſicher den Weg des Heils, daß ſie, wie ich aus guter Quelle erfuhr, begnadigt wurde den Betverſammlungen beizuwohnen. Doch war dieſe Freude nicht von langer Dauer, bald kamen wieder neue Händel zwiſchen ihr und Herrn Specht vor, die oftmals des Abends ſo heftig wurden, daß ich in meinem Schlafzimmer das Weinen und Jammern der armen Perſon deutlich hörte, auch wurde ſie kränklich, ihr unſchönes aber blühendes Geſicht verblaßte und eines Morgens hatte ſie das Haus verlaſſen, ohne von mir Abſchied zu nehmen. Das that mir

ihren Aufenthalt wüßte, glauben Sie denn, ich würde so unverantwortlich handeln und Ihnen das Geringste davon mittheilen?"

„Sie sind der größte Spaßvogel, den ich kennen gelernt."

Abwechselnd mit diesem hatte der Graf ein anderes Anliegen, das er ebenso häufig und ebenso erfolglos vorbrachte. Wie vielmal befanden sich in den Mappen des Malers kleine Skizzen von Franceska, flüchtig hingeworfen und ausgeführt, und nur eine davon zu erhalten, war ein zweiter sehnlicher Wunsch des alten freundlichen Herrn. Aber über dieses Verlangen, so oft derselbe es vorbrachte, zog der Tannhäuser die Augbrauen finster herab und antwortete kurz und schroff: „Ach was, lassen Sie mich in Frieden! Glauben Sie, ich würde mich der Sünde theilhaftig machen, das Portrait eines solchen Mädchens in ihren Fingern zu wissen?"

War er sehr gut gelaunt, so konnte er vielleicht hinzusetzen: „Mag der Teufel wissen, welche Art von Zauberei Sie versuchen würden, wenn Sie im Besitze dieses Portraits wären." Oder er sagte auch wohl: „Würden Sie denn einem Heiden, von dem Sie wissen, er wird sich niemals zum Guten bekehren, das Bild einer Heiligen schenken?"

Darauf hin hatte der Graf einmal achselzuckend geantwortet: „Der Vergleich hinkt bedeutend und ist gänzlich unpassend. Jeder noch so verstockte Heide kann sich bekehren, und es würde vielleicht schneller mit ihm zum Durchbruch kommen bei einem Missionär wie die schöne Franceska. Ich bin eigentlich ein Narr, daß ich da um zwei Bleistiftstriche bettle, wo sich später vielleicht einmal der bedeutendste Maler glücklich schätzt, die Züge der schönen Gräfin Portinsky malen zu können."

Dieses Wort, obgleich es gewiß nur ausgesprochen war, um den Maler etwas zu ärgern, hatte doch eine tiefe Wirkung auf ihn nicht verfehlt und regte ihn auf, so oft er daran dachte. Wenn er sich die Bestrebungen des alten Herrn um das schöne Mädchen

bis jetzt ſo erfolglos wie nur möglich gedacht hatte, ſo ſtellten ſich dieſe auf einmal in ganz anderem Lichte dar, wenn es dem Grafen wirklich einfallen könnte, ihr ſeine Hand, ſein großes Vermögen anzubieten. Hatte Franceska vielleicht Urſache, dieſe Hand in Erinnerung an ihn, den Tannhäuſer, auszuſchlagen? Gewiß nicht, im Gegentheil. Die Art, wie er gegen ſie gehandelt, konnte ihre Liebe zu ihm, die er verſchmäht, in Haß verkehrt haben und das entſchloſſene Gemüth des Mädchens zu einer Handlung entſetzlicher Rache treiben. Und es wäre das eine ſolche entſetzliche Rache, ſo tönte es laut in ihm, und ſelbſt die höhnende Stimme ſeines Gewiſſens, welche ihm zurief: Narr, der du biſt, was braucht ſie nach dir zu fragen? trug nur dazu bei, ihm jenen Gedanken völlig unerträglich zu machen.

Und dieſer Gedanke verließ ihn nicht mehr; er konnte ihn wohl zuweilen verſcheuchen, aber in jedem ſtillen Augenblicke, in jedem Moment der Abſpannung tauchte er deutlicher wieder auf und erſchien ſo bereitwillig, ſich in die wild aufregendſten Einzelnheiten zerlegen und ausmalen zu laſſen. — Franceska, die ſchöne, blühende, von ihm nicht wirklich geliebte, reine, jungfräuliche Franceska, und dieſer alte, verlebte Mann mit dem gerade dadurch ſo unheimlichen lüſternen Blick. Und dies lebensfriſche Mädchen vielleicht in jene zitternden Arme geworfen, einfach dadurch, daß ihm dieſe Beute groß genug ſchien, um ſie durch den Namen Portinsky zu erkaufen.

Dergleichen Phantaſieen, wenn er ſich ihnen hingab, fraßen um ſo tiefer und zerſtörender in ſeinem Innern, da er Niemand hatte, der ihm ein beruhigendes Wort darüber ſagte, der ihn vielleicht von der Haltloſigkeit derartiger Befürchtungen zu überzeugen geſucht. Wohl hatte er einmal bei der Fürſtin das Geſpräch auf dergleichen gebracht, doch ſchauerte es ihn ordentlich, als dieſe ihm ziemlich ruhig bemerkte, die Leidenſchaft des alten Herrn für das junge Mädchen ſei, wie ſie wohl wiſſe, ſo heftig, daß er jeder

Thorheit fähig wäre, um in ihren Besitz zu gelangen. Auch sei ihr genau bekannt, wie große Mühe er sich durch Unterhändler und Korrespondenten gebe, um ihren Aufenthaltsort zu erfahren.

Eines Tags nun war der alte freundliche Herr verschwunden. Er hatte wohl so obenhin von einer Reise gesprochen, die er nächstens einmal machen müsse, doch hatte er nichts von dem Ziele derselben erwähnt, sondern schien absichtlich alle Welt darüber in Ungewißheit lassen zu wollen. Der Maler hatte dies für eins von den vielen Manövern des Grafen gehalten, die dieser zu Gott weiß welchem Zweck aufführte, und hatte es nicht weiter beachtet. Als sich derselbe aber am nächsten Tage nicht sehen ließ, auch am zweiten, dritten und vierten nicht, und als Tannhäuser endlich nach ihm fragte und erfuhr, der Graf sei, und zwar für längere Zeit, verreist, da erneuerte diese Nachricht das unangenehme Gefühl, welches ihn schon oft gequält, und frischte es zuweilen zu heftigem Schmerze auf.

Um so fleißiger war er darauf in seinem Atelier beschäftigt; wenn er malte, zerstreuten sich seine finstern Gedanken, und wenn ihm ein Bild gelang, so konnte er sich wenigstens auf Augenblicke wieder zufrieden und glücklich fühlen. Und dabei fehlte es ihm an Käufern nicht; ja er hatte Bestellungen so viel er nur wollte. Es gelang ihm aber auch alles, was er auf Papier und Leinwand entweder flüchtig hinwarf oder sorgfältig ausführte. Sein in der That großes Talent fing an sich glänzend zu entwickeln, was er sich bei aller Bescheidenheit doch selbst gestehen mußte.

Wie eben schon bemerkt, fanden seine Arbeiten den größten Beifall und augenblicklich Käufer. Ja manche Bilder erhandelte man von ihm auf der Staffelei, ehe sie noch fertig waren. Nur etwas begriff er nicht — und das gab ihm genugsam Stoff zum Nachdenken, ja konnte ihn verdrießlich und traurig machen: er erfuhr nämlich nie, wo seine Bilder blieben. Dieselben wurden angekauft durch Fremde, die sich ihm auf seinem Atelier vorstellen

ließen, oder durch Unterhändler. Was er verlangte, wurde ihm bezahlt, dann aber waren und blieben seine Arbeiten spurlos verschwunden. Wohl fragte er nach diesem oder jenem, wo es geblieben sei, und alsdann bewies ihm der Käufer, ein Geschäftsmann in der Stadt, durch Schreiben oder Frachtbriefe, daß sein Gemälde hierhin und dorthin gekommen, nach England, nach Frankreich, nach Rußland, ja viele nach Amerika. Zuerst hatte ihn einmal der finstere Gedanke beschlichen, seine Bilder haben eigentlich gar keinen Werth und würden, um ihn in einer angenehmen Illusion zu erhalten, von der Fürstin selbst durch dritte Hand aufgekauft und theuer bezahlt. Als ihn zum ersten Male diese Idee quälte, da fiel dieselbe gespensterhaft über ihn her, entsetzlich, hohnlachend, daß er wild den Pinsel aus der Hand schleuderte, seine Rechte in dem Haare vergrub und mit einem Gefühl, das an Verzweiflung grenzte, hastig auf und ab schritt.

Aber nein, nein, sprach es nach einer Pause in ihm, so falsch, so entsetzlich treulos zu handeln, ist das Herz eines Weibes — ihr Herz nicht fähig. — Oder — sollte sie mich so zu ihrem Geschöpf erlesen haben, daß sie dieses an sich gefesselte Geschöpf nur deßhalb mit einem falschen Nimbus der Kunst bekleidet, um jeden Augenblick die Macht zu haben, es in sein völliges Nichts zurückfallen zu lassen, ihm zu sagen: „siehe, was du bist, bist du allein durch meine mächtige Hand; ich lasse dich fallen und du kehrst in dein Nichts zurück, aus welchem ich allein dich erhoben.“ —

Entsetzlich marterte ihn dieser Gedanke, und er mußte die Probe machen, ob seine Kunst wirkliches Gold sei, oder ob er sich mit taubem Gestein geplagt. Er entwarf heimlich ein Bild, er malte nur daran, wenn er allein war, und wenn er sich auch vornahm, dasselbe flüchtig und leicht zu behandeln, so strengte er sich doch unwillkürlich an und legte seine Phantasie hinein, seine Kunst, sein Talent. Als er das Gemälde beendigt hatte, konnte er trotz der schärfsten Kritik, welcher er es unterwarf, nicht ganz unzu-

frieden damit sein. Freilich befriedigte ihn sein eigenes Werk nicht vollkommen, dafür war der Tannhäuser zu sehr wahrer Künstler; auch änderte er noch hie und da, endlich aber gab er es fast zitternd aus der Hand, ja zitternd, denn spielte er nicht um das ganze Glück seines Lebens? spielte er nicht um zwei Treffer, um Schwarz oder Weiß, um Glück oder Unglück? Hier errang er das Bewußtsein, ein wirklicher Künstler zu sein, dort verblieb ihm das Recht, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen.

Seinen Namen setzte er nicht auf das Bild; vielleicht durch einen Gedanken an den Grafen Portinsky angeregt, der ihm früher so oft bei der Arbeit zugeschaut, der enthusiastisch für ihn eingenommen war, malte er ein P. unter seine Arbeit und suchte einen der wenigen Bekannten auf, mit denen er in Verkehr geblieben war, auf den er sich aber verlassen konnte, und bat ihn, das Bild an einen Händler in einer entfernten Stadt zu schicken, es nicht zu empfehlen, nur zu sagen, es komme von einem Anfänger, dem es erwünscht wäre, einen Kauf abzuschließen, der aber in Noth sei und deßhalb eine höhere Forderung machen müsse, als vielleicht der Arbeit gegenüber gerechtfertigt erscheine.

Der Bekannte Tannhäusers fragte durchaus nicht, aus welchem Grunde er die Besorgung des Bildes übernehmen solle, er fragte überhaupt gar nichts; ihm war es glaubwürdig, was ihm der Maler gesagt, am allerwenigsten schien er die Ansicht zu haben, als könne das Gemälde von Tannhäuser selbst sein. Aber er betrachtete es lange und aufmerksam von nah und ferne, wobei dem Andern heftig das Herz klopfte.

Der Bekannte war ein Kunstkenner; er nickte mit dem Kopfe und sagte endlich: „Schön, sehr schön, eine gute Idee und vortrefflich gemalt. Es hat Aehnlichkeit mit den Sachen von Potowski; nur ist dies noch kecker und flotter behandelt.“

„Wer ist Potowski?“ fragte Tannhäuser mit etwas unsicherer Stimme, nachdem er einen tiefen Athemzug gethan.

Der Kunſtkenner ſchaute den Maler mit einem eigenthümlich lächelnden Blicke an; es war, als wolle er ſagen: Ja ſo, was wirſt du von Potowski wiſſen! Du bekümmerſt dich wohl nicht mehr viel um Kunſt und Künſtler. Doch war er natürlich zu discret, um ſeine Gedanken nur mit einer Silbe zu verrathen, vielmehr ſprach er: „O von Potowski müſſen Sie gehört haben, vielleicht auch von ihm geſehen. Es iſt das ein jüngerer ruſſiſcher Maler, ein immenſes Talent. Es waren auch ſchon Bilder von ihm hier.“

Auf dieſe Worte hin bedauerte Tannhäuſer recht, daß er ſeit längerer Zeit ſo gar nicht mehr die Kunſtausſtellungen beſucht, überhaupt von neueren Bildern nicht viel geſehen, ja daß er ſo ſehr zurückgezogen bei ſich lebte. „Und glauben Sie,“ fragte er nach einem längeren Stillſchweigen, während der Andere mit Intereſſe das Bild betrachtete, „daß man es in B. anbringen kann?“

„Ich glaube es wohl,“ erwiderte der Kunſtkenner, „ja ich möchte es verbürgen. Sagen Sie Ihrem Anfänger,“ ſetzte er hinzu, „er möge noch mehr ſolcher Bilder malen.“

Mit welch' gehobenem Gefühl der Tannhäuſer das Haus verließ, wo er ſeinen Schatz zurückgelaſſen, verſteht wohl jeder, der im Stande iſt, ſich in eine ähnliche Lage zu denken. Er ſah den Schimmer eines Glückes, das über ihm aufſteigen könne, froh und geduldig; er erblickte ſich an einem gähnenden Abgrund, an deſſen äußerſtem Rande er auf glattem, ſchlüpfrigem Abhange ſtand, ein Windſtoß, den er ſchon daherſauſen hörte, mußte ihn hinabſtürzen, in Unglück und Verderben; nirgends ſah er für ſeine zuckenden Finger einen Anhaltspunkt — da auf einmal ebnete es ſich an ſeiner Rechten, wo grade noch ſchroffe Felſen waren. Dieſe ſchoben ſich auseinander und ließen ihn einen Weg ſehen, der in angenehmen Windungen zu einem freundlichen reizenden Thale führte. —

Ihm ſchwindelte ordentlich vor Glück, als er nach wenigen

Tagen einen Brief erhielt, worin der Kunsthändler aus B. seinem hiesigen Bekannten schrieb: „Du bist ein netter Kerl, aber mich führt man nicht so leicht an.“ — Bei dieser Stelle hatte den Tannhäuser ein Frost durchschüttelt — aber wie jubelte er auf, als er weiter las: „Die Forderung für Dein kleines Meisterwerk ist eine Bagatelle und folgt hier in einem Wechsel. Schicke mir von dem sogenannten Anfänger etwas Größeres und laß ihn tüchtig fordern, aber bitte ihn, er soll seinen Namen ausschreiben.“ In einer Nachschrift heißt es: „Sage mir genau, wie Du eigentlich zu dem Bilde gekommen.“

Nun war er trunken von Glück, nun sah er wieder frisch und fröhlich ins Leben hinein, nun fühlte er eine Befriedigung wie damals, als die Freunde, die streng zu richten pflegten, seine ersten Arbeiten für vielversprechend, ja für gelungen erklärt hatten, als Franceska sich eine kleine Skizze von seinem ersten Bilde ausgebeten und ihm gesagt hatte, ihr Vater, der sich auf Malerei schon ziemlich verstünde, habe es für etwas Außerordentliches erklärt — nun fühlte er wieder Lebensmuth und Kraft, eine ganze Welt in seiner Hand, und wenn es ihn, an sein Leben in der letzten Zeit gedenkend, auch zuweilen unheimlich überflog, so war er doch leichtsinnig genug, bei sich mit leichtem Muthe zu denken: Pah! jede Fessel läßt sich brechen, wenn man nur ernstlich will. Und wer wird mich hindern, das morgen, übermorgen zu wollen? Ein Blatt meines Lebens, das ich nicht mehr ansehen will, rasch umzuschlagen, eine neue Seite zu beginnen, wohl mit alten, aber lieben und süßen Erinnerungen? — Dabei hatte er an Franceska gedacht, und wenn er von einem neuen Leben träumte, so sah er immer wieder zwischen den dunkeln Zweigen der Veranda das Licht der Lampe flackern und hörte den Bildhauer vergnüglich lächelnd aus vergangenen Tagen erzählen; daneben saß der kleine Thiermaler, neidlos auf ihn, den glücklichen Tannhäuser, blickend,

an deſſen Bruſt ſich das liebliche Mädchen ſchmiegte, aber freilich nicht mehr als Mädchen, vielmehr ſein liebes, gutes Weib.

Er wußte aber nicht, warum durch ſein Herz jedesmal trübe Ahnungen flogen, wenn er ſo dachte und träumte, ja warum er alle Gewalt anwenden mußte, um ein ſolches liebliches Gemälde der Zukunft feſtzuhalten, und warum die harmoniſchen Linien, die es bildeten, ſo leicht auseinander floſſen, um andere Geſtalten zu formen, wohl dieſelben Figuren, aber mit ſo gänzlich verſchiedenem Ausdrucke. Ja, leichter wurde es ihm, ſolch' ein Gebilde feſtzuhalten, wo er den alten Freund Piſani ſah, verdrießlich, traurig, grau, ſtumpf und müde geworden, mit erloſchenem Blick, einem jungen Mädchen nachſchauend, das kein junges Mädchen mehr war, deren ſonſt ſo glänzendes Auge ebenfalls trübe, erloſchen war, um deren ſo ſeltſam zuckende Mundwinkel Kummer und Mißmuth ſpielten. Auch der kleine Wulf erſchien ganz anders, ärmlich ausſchauend, zuſammengekrümmt und huſtend vor ſeiner Staffelei ſitzend, aber immer warf er nach alter Gewohnheit den Pinſel hinter ſich, dabei murmelnd: „verflucht, wenn man es nie weiter bringt, als troſtloſe Affenſchwänze zu malen!“

Wenn ſolche Bilder durch ſeine Seele gegangen waren und er ſich, ſelbſt anklagend, ſagen mußte, daß er der Mittelpunkt hätte ſein und werden können, um die Freunde zuſammenzuhalten, daß er ſich aber freventlich von ihnen zurückgezogen, daß er das glückliche Band zerriſſen, daß er ihrer aller roſige Zukunft vernichtet, dann blickte er mit Beſtürzung, ja mit Haß um ſich her, auf die reiche, üppige Einrichtung ſeines Ateliers, dann mochte er nicht aufſchauen, wenn er vor der Staffelei ſaß und hörte, wie ſich die Thüre langſam öffnete und er der Fürſtin leichten Schritt erkannte, mit dem ſie ſich ihm näherte. Da legte ſie ihm zuweilen vergeblich die Hand auf die Schulter, oder fuhr ihm wohl gar über das Haar, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen: er hielt hartnäckig die Augen auf das Gemälde gerichtet; er murmelte viel-

leicht ein paar Worte auf ihre herzliche Begrüßung, ein paar Worte, worin die Versicherung lag, er könne jetzt unmöglich seine Arbeit unterbrechen, — er wolle auch nicht immer gestört sein.

War sie alsdann heiter und fröhlich gelaunt, so lachte sie herzlich über seine Grillen, wie sie es nannte, warf sich ihm gegenüber auf einen Divan und versuchte es durch allerlei Neckereien, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Meistens gelang ihr dies auch vortrefflich; man sah, wie sich seine Züge erheiterten, wie der eben noch so kalte Blick seiner Augen anfing zu leuchten und zu strahlen, und endlich zog es ihn förmlich zu ihr hin; er warf Pinsel und Palette bei Seite, er kniete neben dem Divan, auf dem sie ruhte, nieder; er litt es gerne, wenn sie sein Haar durcheinander warf; er tändelte mit ihr wie in den ersten Tagen, als sie sich kennen lernten. — War sie einmal nicht heiter gelaunt und verließ das Atelier wieder, schweigend, wie sie gekommen, nachdem sie gesehen, daß er in seine Arbeit versunken war oder versunken sein wollte, so fuhr er bald darauf in die Höhe, es überflog ihn etwas, wie ein unheimliches Gefühl, und häufig legte er bald darauf sein Malergeräth bei Seite, um zu ihr hinüber zu gehen. Kam er alsdann nach einiger Zeit wieder, oft mißmuthig, finster, die Lippen zusammengepreßt, so konnte er lange, lange, ohne einen Pinselstrich zu thun, seine Arbeit betrachten, sich dann heftig abwenden, das Zimmer mit großen, eiligen Schritten durchmessen und sich dann in einen Fauteuil werfen, den Kopf tief in die Hände vergraben und Stunden lang dort liegen bleiben im finsteren Nachgrübeln.

In solchen Augenblicken gingen traurige, ja schreckliche Gebilde durch seine Seele; er konnte schaudernd emporfahren, sein zuckender Mund konnte die Worte hervorstoßen: Fort! fort! er konnte mit allen Zeichen der Angst der Thüre zueilen, um — an derselben stehen zu bleiben und wieder umzukehren.

Wenn er sich nur von dem reichen, üppigen Leben hätte los-

reißen können, mit deſſen Genüſſen ihn die Fürſtin wie abſichtlich umſtrickte. War er doch nicht im Stande, irgend einen Wunſch auszuſprechen, den ſie ihm nicht erfüllt hätte. Und er wünſchte zuweilen recht ausſchweifend, nur um einmal das Wort: „unmöglich“ zu hören. Daß er dabei durchaus weder eigennützig, noch habgierig war, mußte man vielleicht zu ſeinem Lobe ſagen, er ſchien den Werth des Geldes nicht zu kennen, noch zu achten, und ſein eigenes reiches Einkommen warf er für Phantaſieen, für Spielereien in Summen hin, gerade ſo wie er früher in ſeinen beſchränkteren Verhältniſſen eine Kleinigkeit ebenfalls mit leichtem Herzen ausgegeben. Oft kam ihm freilich die Idee, mit dieſer unſinnigen Verſchwendung einzuhalten und ſich irgend etwas zu erſparen. Aber es war ihm das unmöglich, es war als brenne das Gold in ſeinem Schreibpulte, die Papiere in ſeiner Brieftaſche, war es ihm doch faſt, als habe er das vielleicht richtige Gefühl, ſpäter einmal durch nichts Erworbenes an die jetzige Zeit erinnert zu werden. Sollte er einmal dieſes Haus, ſein Verhältniß zu demſelben verlaſſen, ſo wollte er gerade ſo gehen, wie er gekommen. Ja, er hatte ſich für dieſen Augenblick ſeinen einfachen Anzug von damals aufgehoben und verwahrte ihn ſorgfältig verſchloſſen in ſeinem kleinen Koffer.

Wenn ihn finſtere Gedanken quälten, was häufig genug vorkam, ſo konnte es ihn erheitern, ja faſt glücklich machen, wenn er ſich jenen Moment vorſtellte, wo er ſeine glänzende Wohnung verlaſſen würde, und allein in die Welt hinaus gehen, allein, mittellos, aber ſich ſeiner Kunſt, ſeines großen Talentes bewußt. Dann will ich mein Leben neu beginnen, konnte er faſt triumphirend ausrufen; dann gebt mir eine Elle Leinwand, ein Stück Holz, Pinſel und Farben, und ich will im Augenblicke ein neues, ſolides Fundament gelegt haben. Dies Bewußtſein aber, der Gründer ſeiner eigenen ſchönen Exiſtenz ſein zu können, war es, verbunden mit der Schwäche ſeines Charakters, welches ihn dieſen

eigentlich weh, denn ich hatte sie immer freundlich und aufmerksam behandelt, doch sah ich sie zufälligerweise wenige Tage nachher, wo ich sie gar nicht erwartet, sie kam aus dem Hause des Doktors, als ich hineinging und hatte trübe verweinte Augen. „Leben Sie wohl," sagte sie schluchzend zu mir, „und denken Sie zuweilen an mich, der Doktor oben weiß um Alles;" damit reichte sie mir die Hand und ich habe sie nicht mehr gesehen. Als ich darauf in das Studir- und Empfang-Zimmer meines Freundes kam, siegelte er gerade ein Papier in ein Couvert und warf es in eine Schublade: auf meine Frage nach der Ladenjungfer sagte er mir: „ich kann Ihnen, verehrtester Fabrikant weiter nichts sagen, als daß das Mädchen das Stieglitz'sche Haus verlassen mußte, das Warum," setzte er bedeutungsvoll hinzu, „wird offenbar, nicht wenn die Todten auferstehen, aber wenn einmal das Gericht, das auf keinen Fall ausbleibt, seinen Anfang nimmt.

Zeitpunkt immer in die Ferne hinausschieben ließ und ihm erlaubte, sich daran, als an etwas angenehm Zukünftigem zu erfreuen. — Ah! heute noch nicht, konnte er sich selber sagen, aber morgen, übermorgen! — Daß aber dieses Morgen und Uebermorgen immer wieder zum Heute mit der demselben eben gegebenen Bedeutung wurde, dafür sorgte die schöne Fürstin schon, so daß es selbst einem kräftigeren Charakter, als dem des Tannhäuser schwer geworden wäre, sich ihren Armen zu entreißen, ihm aber war das geradezu unmöglich, besonders bei seinem Ausspruch: „Ja, morgen oder übermorgen, wenn ich einmal wollen werde."

Und doch klirrte er häufig laut und deutlich mit seinen goldenen Ketten, theils weil es ihm Vergnügen machte, aus Unmuth, oder auch, weil er vielleicht hoffte, seine Fesseln seien morsch geworden, sie würden abfallen bei einer kräftigen Handregung, er hätte seine Freiheit wieder errungen ohne jenen Kampf, vor dem er sich fürchtete, da er gewiß war, ihm zu unterliegen.

Aber die Fessel hielt im Gegentheil, die Leidenschaft der Fürstin für den Tannhäuser flocht täglich ein neues Band um ihn her. Sie liebte ihn grenzenlos, unsäglich, es war eine heiße, glühende Liebe, die selbst nicht einer momentanen Veränderung fähig war, — eine Liebe, welche duldend siegte und siegend genoß, eine Liebe, die sie jetzt scheu, zitternd und bange zu ihm aufblicken ließ, um dann wieder mit einem Male plötzlich und gewaltig auflodernd, alle Schranken niederzustürzen und ihn in wildem Fluge unaufhaltsam, glühend, bis zur Erschöpfung mit sich fortzureißen.

Und eben dieser rasende Taumel, in welchen sie ihn zu versetzen wußte, war es, der seine Willenskraft lähmte, der ihn sein „Morgen" und „Uebermorgen" immer wieder und so gerne hinausschieben ließ.

Bei alle dem war es gewissermaßen verzeihlich, daß er sich

von ihr halten, immer feſter umgarnen ließ. Sie kannte das Leben und die Menſchen, wie wenige, ſie war leidenſchaftlich, wie nicht viele Weiber, hatte aber dabei eine Selbſtüberwindung, eine Kraft, ihre Leidenſchaft zu zügeln, die ſie vielleicht da mit lächelndem Munde zuſchauen ließ, wo ein wilder Kampf in ihrem Innern ſie zu erſticken drohte, — eine Kraft, die es ihr möglich machte, eine andere Leidenſchaft, die bei jeder leidenſchaftlichen Liebe auftritt, die Eiferſucht nämlich, nicht nur vollſtändig zu zügeln, ſondern ſich dieſelbe ſogar dienſtbar und, wenn gleich mit tiefem Schmerze, zu einer Feſſel zu machen, mit der ſie den ſo grenzenlos Geliebten feſt und feſter hielt.

Wenn wir vorhin ſagten, daß der Tannhäuſer zuweilen mit ſeinen goldenen Ketten klirre und einen ſchwachen Verſuch mache, ſie zu zerreißen, ſo that er das, wenn er unter anderm von einer Aenderung ſeines Ateliers ſprach.

„Und warum?“ fragte die Fürſtin ſcheinbar in gleichgültigem Tone. „Kann es irgendwo bequemer ſein als in meinem Hauſe?“

„Bequemer wohl nicht,“ gab der Tannhäuſer hierauf zur Antwort, „auch gewiß nicht ſchöner und eleganter, aber es iſt gewiſſermaßen zu ſchön und zu elegant. Und vor allen Dingen iſt es hier im Hauſe, was mich in gewiſſen Beziehungen ungeheuer genirt.“

„Wie ſo, Richard?“

„Nun — wie ſo? Das iſt außerordentlich einfach zu ſagen, und doch Dir gegenüber nicht ſo leicht. Ihr verſteht das nicht.“

Sie nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Gewiß, ihr verſteht das nicht,“ fuhr er beinahe unmuthig fort; „ihr glaubt, ein Künſtler müſſe Alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen, jede Inſpiration käme ihm ſo ohne Weiteres angeflogen. Um etwas Tüchtiges zu leiſten, muß man Menſchen ſehen und ſtudiren, Menſchen von allen Gattungen, aus allen Kreiſen. Und Du wirſt mir zugeben, daß ſich der alte Vater Hubertus, eine der famoſeſten

Bettlergeſtalten, die es gibt, ſchlecht genug ausnehmen würde, wenn er in ſeinem grauen geflickten Kittel über die breite Marmortreppe herauf ſtiege."

„Er könnte aber über die hintere kleine Treppe kommen. Darin ſehe ich durchaus nichts Anſtößiges."

Der Tannhäuſer war an's Fenſter getreten, um ſeine ausgegangene Cigarre hinauszuwerfen. Ohne ſich umzuwenden, ſagte er dann: „Aber Du weißt wohl, daß man nicht immer alte Männer und Bettler malt. — Und ſo iſt man hier im Hauſe genirt, das iſt nun einmal nicht zu läugnen."

Sie nickte abermals lächelnd mit dem Kopfe, ohne weiter eine Antwort zu geben.

Wenige Taye darauf nach dem Frühſtück, als ſich der Tannhäuſer mißmuthig in ſeinem Fauteuil dehnte und durchaus keine Luſt zum Arbeiten hatte, wie er ſagte, ja als es ihm ſogar langweilig war, ſich immer und immer wieder auszuſtrecken und an die Decke emporzuſchauen — er fühlte in ſich eine körperliche und moraliſche Erſchlaffung — ſprach die Fürſtin: „Ich muß Dir doch ein neues Kammermädchen vorſtellen, das ich geſtern engagirt. Sie iſt ſehr ſchön." — Und als nun die ſo Angemeldete hierauf ſchüchtern und mit niedergeſchlagenem Blicke eintrat, mußte ſich der Maler geſtehen, daß er ſelten etwas Reizenderes geſchaut, als dieſes junge blühende Mädchen. Sie war ziemlich hoch und ſchlank gewachſen, hatte dunkles Haar und ein eigenthümlich intereſſantes Auge, dunkel und blitzend mit einem etwas ſcheuen Ausdrucke, und dabei lag auf dem ganzen Geſichte beſtändig ein Ausdruck der Ueberraſchung, gerade ſo, als erblicke ſie, verſteckt hinter grünen Zweigen, etwas abſonderlich Merkwürdiges.

Der Tannhäuſer hatte gerade eine weibliche Figur entworfen, die, ſich badend, halb neugierig, halb erſchreckt das Schilf auseinander biegt, wie um auf das Rauſchen eines Kahnes zu lauſchen, der ſich ihrem heimlichen Verſteck zu nähern ſcheint.

„Den Kopf könnte ich gerade brauchen," ſagte er, als das Mädchen wieder ſchüchtern zurückgetreten war. „Darin, namentlich in den Augen, liegt ein prächtiger Ausdruck. Wenn man darnach malen könnte, bekäme man wahrhaftig wieder Luſt zur Arbeit."

„So male darnach," verſetzte die Fürſtin mit einem Lächeln, welches geſchickt gemacht war, um ein eigenthümliches Zucken ihrer Lippen zu verbergen. Doch dauerte dieſes Zucken nur ein paar Sekunden, dann blickte ſie frei und fröhlich auf und wiederholte: „Gewiß, Richard, male nach ihr; Eliſe wird ſich ſicher nicht ſträuben."

Er zuckte wohl mit den Achſeln, er ſagte dies oder das, was ihm convenabel ſei, wodurch man mehr oder minder genirt werde, worauf ſie aber erwiederte: „Wozu ſich ſelber Schwierigkeiten machen! Betrachte ſie wie jedes andere Mädchen, wornach Du malen würdeſt. Du haſt mir geſagt, es ſei Dir für Deine Kunſt nothwendig — nun gut! Auf dieſe Art iſt es paſſender zu machen, als wenn irgend Fremde, Unbekannte für gewiſſe Stunden in's Haus kämen."

Das war einer der Momente, wo das kluge Weib eine neue Feſſel um ſeinen Nacken warf, wo er in dankbarer Anerkennung deſſen, was ſie für ihn that, ſeine körperliche und moraliſche Ermüdung vergaß, wo er in herzlicher Erkenntlichkeit ſich ſcherzhaft zu ihren Füßen lagerte, wo er in Gedanken ſein „Morgen" und „Uebermorgen" wieder weit hinaus ſchob, indem er ſagte: es wäre Unrecht von mir, ihr ſo alle ihre Güte zu vergelten. — Etwas anderes wäre es, ſetzte er hinzu, wenn ſie Eiferſucht gezeigt hätte. Dann — —

Aber die Fürſtin zeigte durchaus keine Eiferſucht; ſie kam in das Atelier und verließ es wieder, wie ſie es immer gethan; ſie ſah lächelnd zu, als er den ſchönen Kopf Eliſens malte und deren weiße Schultern, ja nach und nach ſo viel von ihr, wie er zu

einem badenden Mädchen brauchte. Ja später klopfte sie vorher an, ehe sie eintrat, damit der Tannhäuser Zeit gewinne, eine Draperie um den schönen nackten Körper des jungen Mädchens zu legen. Dabei war Elise gewissermaßen ein gefährliches Modell, denn jedesmal, so oft sie ihre Stellung einnahm, dauerte es eine Zeitlang, ehe die tiefe Röthe, die in ihrem Gesichte aufflammte, langsam seinem freundlichen und doch wieder ernsten und respektvollen Zureden wich. Auch war das Mädchen nur durch ein vollkommen gerechtfertigtes Zutrauen zu dem jungen Maler dahin gebracht worden, ihren schönen Körper studiren und abbilden zu lassen. Eigenthümlich war es dabei, daß die Fürstin sie nach und nach wirklich liebgewann, sie aus dem Kreise der niederen Dienerinnen, dem sie anfänglich angehörte, durch ihr Zutrauen erhob und sie zu ihrem Liebling, ja gewissermaßen zu ihrer Vertrauten machte.

Einige Zeit, nachdem der Tannhäuser damals sein Bild unter einer fremden Chiffre an den Kunstkenner verkauft, sagte er eines Tages während des Diners zur Fürstin: „Ich habe schon lange fragen wollen, ob Dir nicht ein russischer Maler Namens Potowski bekannt sei?“

Wenn er nicht bei dieser Frage gerade auf seinen Teller niedergeblickt hätte, so müßte er nothwendig gesehen haben, daß die Fürstin trotz der Gewalt, die sie über sich selbst hatte, ein wenig die Farbe wechselte. Sie preßte ihre Lippen aufeinander, trank aus ihrem Wasserglase, ehe sie wieder völlig gesammelt antwortete: „Potowski? — O ja, unsere Zeitungen sprechen zuweilen von ihm.“

„Also es ist ein Russe?“ forschte er arglos weiter. „Eigenthümlich, ich habe nie etwas von ihm gesehen.“

„Das ist leicht begreiflich, da wenige Bilder von ihm hieher kommen; die meisten bleiben in Rußland, viele gehen auch nach Nordamerika und England.“

„Du kennſt Potowski?"

„Ich habe Potowski nie geſehen," gab ſie zur Antwort. „Aber wie kommſt Du ſo auf einmal auf ihn?"

„Ein Bekannter ſprach mir darüber," ſagte der Tannhäuſer nach einem kleinen Nachdenken. Dann ſetzte er aufblickend hinzu: „Dieſer Bekannte ſagte mir auch, die Bilder Potowski's hätten Aehnlichkeit mit den meinigen. — Er malt wohl noch nicht ſehr lange Zeit?"

„Ich glaube erſt ein paar Jahre."

Der Tannhäuſer blickte vor ſich nieder und ein trübes Lächeln flog über ſeine Züge. „Iſt das nicht eigenthümlich," ſagte er nach einer Pauſe, „alſo meine Bilder gleichen den ſeinen? Meine Bilder ſollen, wie mir jener Bekannte ſagte, nicht ſchlechter ſein, und von ihm reden die Zeitungen, er, der Fremde, iſt hier in Deutſchland bekannt, während meiner mit keiner Silbe gedacht wird, während ich von unſern Journalen todtgeſchwiegen werde. Wie kommt das?"

Die Fürſtin zuckte leicht mit den Achſeln, dann erwiederte ſie: „Wenn ich Dir meine ehrliche Meinung darüber ſagen ſoll, ſo kann ich dabei Deinen Landsleuten kein Kompliment machen. Während wir Ruſſen ebenſo wie die Franzoſen, die Engländer, einem wirklichen Talente, das auftritt, unſere Anerkennung nicht verſagen, iſt es nicht zu läugnen, daß bei euch in allen Zweigen der Kunſt und Literatur eine gewiſſe unbegreifliche und kleinliche Eiferſüchtelei herrſcht und daß man bei Euch gar zu gern geneigt iſt, eine neue Kraft, die ſich zeigt, entweder kritiſch ſo zu zerſetzen und zu zerfaſern, daß der wirkliche gute Stoff vor den Augen der Welt zu Grunde gehen muß, da man ihm ſtatt liebevoller Ermunterung nur ſeine Fehler zeigt, oder wenn ein Talent gar gewaltig auftritt, ſo daß es andere armſelige Geiſter, die ſich nur durch die Lobhudeleien ihrer Freunde einen kleinen unbedeutenden Namen gemacht, weit überragt, ſo wird dieſes Talent, um

Deinen Ausdruck zu gebrauchen, zu Tode geſchwiegen, und darin gehen gerade manche eurer großen Journale mit vortrefflichem Beiſpiel voran, legen handgroße Pechpflaſter auf ihre dicken Ohren, rühmen ſich nebenbei deutſcher Geſinnung, loben den Fremden in gleicher Kategorie über alle Maßen, um ſo über den Landsmann auf gleicher Stufe mit einem vornehmen Schweigen hinweggehen und ihn vielleicht unter ihre plumpen Füße trampeln zu können."

„Das iſt wahr — nur zu wahr," verſetzte der Maler. Und da es ihn ſchon oft gekränkt, daß die Journale ſeiner nie Erwähnung thaten, ſo verſank er, obendrein noch gereizt durch die Bemerkungen, welche er ſoeben gehört, in ein tiefes Nachſinnen über den Grund dieſes hartnäckigen Nichtnennens ſeines Namens und vergaß darüber den ruſſiſchen Maler Potowski.

Der Tannhäuser.

Eine Künstlergeschichte.

Zweiter Theil.

XIII.

Emma.

So war nun eines Morgens der Verkaufs-Termin für das Haus meines Vetters, des verstorbenen Professors angesetzt, und ich that mir absichtlich die Qual an, für einen Augenblick hinzugehen. Rohes Volk füllte den Garten, die Gänge, Treppen und Zimmer und die kostbarsten und schönsten Geräthschaften der verarmten Familie wurden schonungslos umhergerissen und von dem Haufen unter schlechten Witzen und gemeinen Bemerkungen taxirt und um sie wohlfeiler zu erhalten, in den Augen aller heruntergesetzt. Es half dem armen Joco nichts, daß er unzähligemal: „Filou" schrie oder „Mort de ma vie" er wurde als ein Individuum, welches der Masse durch tägliches Fressen Kosten verursache, zuerst versteigert. Es war eine Geschichte, wie sie Jeder schon erlebt oder zugesehen hat, die Gegenstände wurden ausgeboten, es hieß „zum ersten, zum zweiten, und zum drittenmale,"

Zwölftes Kapitel.

Erinnerungen.

Das Leben, welches der Tannhäuser von Anfang an geführt, hatte ihn früher gelangweilt, als er es sich gedacht. Er wußte nicht, woher es eigentlich kam, daß ihm seine elegante Wohnung keine Freude mehr machte, daß es ihm für nichts galt, einen Wunsch, den er kaum geäußert, gleich schon erfüllt zu sehen. Lebhafter als je dachte er an seine frühere Wohnung zurück, — an die Veranda und das wunderbare Licht unter derselben mochte er nicht denken; das schnitt ihm jedesmal in's Herz und er bemühte sich, eines solchen Gedankens los zu werden. Und doch überfielen sie ihn plötzlich, dergleichen Gedanken, und es dauerte alsdann eine Zeit lang, bis er sich ihrer vollständig erwehren konnte, und wenn er darauf zusammengesunken, finster in einer Sophaecke saß und *sie* nun leise näher tretend ihm die Hand sanft von der Stirne entfernte, ihn fragend, was ihm fehle, womit er seinen Geist beschäftige? so mochte und konnte er nicht die richtige Antwort geben, und wenn sie gar zu sehr in ihn

drang, zeigte er trübe lächelnd durch das Fenster nach Süden auf die fernen blauen Berge und sagte: „Ich möchte wissen, was dahinter liegt.“

Es war aber nichts leichter als das zu erforschen. Hatte doch die Fürstin ihrem unruhigen Temperamente nach schon viel zu lange ohne Abwechslung an einem und demselben Orte gewohnt, drängte es sie doch auch wieder in die Welt hinaus. Wenn es also kein anderer Grund war, der zuweilen seine Stirn furchte und ihn finster blicken und träumen ließ, so konnten seine Wünsche mit Leichtigkeit erfüllt werden. — Oft hatte sie in ihrem Innern gezittert, wenn sie sein Auge umflort sah, seine zusammengepreßten Lippen bemerkte, wenn sie dachte, der Tannhäuser könne nach völliger Freiheit verlangen, ihm werde es zu schwül in ihrem Palaste, er sehne sich vielleicht nach frischem Grün und Waldeinsamkeit, nach Kräuterduft und Wellengerieſel — er sehne sich vielleicht anderswohin. Das hätte sie nicht ertragen können — jetzt noch nicht.

Da fuhren an einem schönen Morgen die Reisewagen vor, das Haus wurde geschlossen und blieb zurück unter der Obhut eines einzigen Dieners. Die Leute auf der Straße blickten der vierspännigen Equipage nach, die mit blasendem Postillon dahinrollte zu einer Eisenbahnstation wenige Stunden von der Stadt. Tannhäuser, der in der Ecke saß, mochte sich keinem Blick aussetzen und drückte sich tief in die Kissen. Auch als sie die Straßen hinter sich hatten, hielt er den Kopf noch träumend in die Hand gelegt.

Vergebens sagte ihm die Fürstin: „Da sind die kleinen Häuser, wo Dein Atelier war. Wie erinnere ich mich noch des Tages, als ich zum ersten Mal draußen war!“

„Auch mir ist es unvergeßlich,“ sagte der Tannhäuser mit leiser Stimme, ohne aufzublicken.

„Ja, ja, es war ein eigenthümliches Zusammentreffen,“ fuhr

ſie kopfſchüttelnd fort, „ich ließ mich ohne Weiteres von Portinsky hinführen. Ich wollte Bilder ſehen, vielleicht etwas kaufen.“

„Aber der Graf kam nicht ohne Nebengedanken,“ ſagte finſter der junge Mann.

„Möglich, obgleich er es immer geläugnet. — Apropos, ich erhielt geſtern Briefe von ihm.“

Der Tannhäuſer fuhr raſch in die Höhe und ſchaute dann erwartungsvoll auf die Fürſtin. „Und wo iſt Portinsky?“ fragte er raſch.

„In — in Florenz,“ antwortete die Fürſtin zögernd; „es geht ihm gut.“

„Und er ſucht wohl immer noch?“ ſagte der Maler mit einem bittern Lächeln.

„Ich glaube, daß Du ihm Unrecht thuſt; er wird das lange vergeſſen haben.“

Tannhäuſer blickte zum Wagenſchlage hinaus, nicht rückwärts, wo er noch zwiſchen dem Grün hervorſchimmernd die kleinen weißen Häuſer hätte ſehen können, ſondern vor ſich hin auf die Straße, auf der die vier Pferde luſtig trabten. „Man vergißt das nicht,“ murmelte er unhörbar, „nie, nie, nie!“

So rollte der Wagen dahin einige Stunden lang, dann wurde er auf die Eiſenbahn geſetzt und ſchien ſich ſelbſt zu wundern, wie geſchwind er nun auf einmal fort komme, ohne ſeine eigenen Räder gebrauchen zu müſſen. Er nickte ordentlich vor Vergnügen hin und her und ſchien das alles lange nicht begreifen zu können. War er doch auch in früheren Zeiten wahrhaftig nicht langſam vom Platz gekommen; aber er erinnerte ſich wohl, wenn er vor ſich einen Kirchthurm ſah, daß es immer eine ziemliche Zeit dauerte, ehe er dieſen glücklich hinter ſich gebracht hatte. Und nun — es ging wahrhaftig wie durch Zauberei. Jetzt ſchritten die entfernten Berge raſcher vorüber, als früher die Kirchthürme an der Straße. Dieſe aber, ſowie die Häuſer und

die Bäume und die Brücken und die Nebenwege, das flog und sauste alles nur so vorbei, daß man hätte glauben können, die ganze Welt werde von einem tollen Wirbelwind umhergedreht. — Sonderbar! Den Reisewagen schien es ordentlich wohl zu sein, als sie den andern Tag wieder auf ihren vier Rädern laufen konnten. Zuerst früh Morgens, als noch der Duft in den Thälern lag und sich erst an den höchsten Spitzen der Berge rechts und links von der Straße eine kleine sonnige Vergoldung zeigte, ging es eben fort oder doch nur sanft ansteigend. Nach ein paar Stunden aber ward es steiler und immer steiler, der Wagen schwankte leicht dahin, er hatte rechts eine hohe Felswand, links einen tiefen Abgrund, in dem man hie und da ein grünes, lustiges Bergwasser glitzern sah und es immerwährend rauschen hörte. Der Postillon ging neben dem Wagen her, er band eine neue Schnur an die Spitze seiner Peitsche und dann versuchte er dieselbe mit einem so lauten Klatschen, daß es in den Bergen wiederhallte. Hierauf brach er ein Blatt am Wege ab, steckte den Stiel desselben in den Mund und trieb dann seine Pferde auf's neue an.

Diese stiegen aufwärts, immer aufwärts; die Sonne senkte sich langsam an der steilen Felswand hinab, und wo die Schlucht sehr breit war, bestrahlte sie schon da und dort freundlich ein Stück des Weges. Um so größer war dann aber auch der Contrast, wenn der Wagen nun plötzlich in einen der kühlen, finsteren Felstunnels einfuhr, wo die Hufe der Pferde, das Knirschen der Räder so eigenthümlich hohl klang, wo man so deutlich die kalte Luft spürte, wo an den feuchten Wänden das Wasser herunter sickerte. Darauf freute man sich doppelt am wiedergewonnenen Sonnenschein. Und so ging es fort, Stunde um Stunde.

Der Tannhäuser war ausgestiegen und schritt hinter dem Wagen drein, anfänglich allein; die Fürstin liebte es nicht zu Fuß zu gehen, sie ruhte bequem in ihrer Wagenecke, entweder träumend

oder in einem der vielen Bücher lesend, die sie bei sich hatte. Nicht lange war aber der junge Maler ganz allein; bald begleiteten ihn Gedanken, angenehme und traurige. Die letzteren waren vorherrschend; das Bild seines kleinen Freundes, des Thiermalers, war seit lange nicht so lebendig vor seine Seele getreten, wie am heutigen Morgen. Kam es ihm doch gerade vor, als seien Beide heut Morgen aus einem und demselben Wirthshause gegangen, gemeinschaftlich eine Reise machend, und als sei Wulf höchstens eine halbe Stunde voraus und er werde ihn da vorne bei einer Biegung des Weges schon wieder finden, oder dort auf einem seltsam gezackten Felsstück sitzend, wo er vor Vergnügen mit den Beinen zappele und ein Mal über das andere hinausschreie: „famos! famos! famos!“ Und wenn ihn diese Phantasieen auch anfänglich etwas trübe stimmten, so gab er ihnen nicht nur gerne nach, sondern sie bemächtigten sich seiner Seele mit solcher Lebhaftigkeit, daß sie ihn fast der Gegenwart entrückten, ihn wenigstens so umwoben, daß er sich zuweilen eines zufriedenen Lächelns nicht erwehren konnte.

Ja, es war ein lang genährter Traum seiner Jugend, so träumte er, der nun in Erfüllung ging. Da stieg er mit seinem Freunde rüstig aufwärts und ihre Seelen jubelten im Entzücken über die allgewaltige wunderbar schöne Natur. Und nicht nur jauchzten ihre Herzen beim Erblicken der riesenhaften Formationen um sie her, nein, auch bei den tausenderlei kleinen Genrebildern, die sich ihrem Auge darboten. Ein Stein, der eigenthümlich mit frischem Moos bewachsen war, eine Blume, die von oben herabnickte und freundlich zu grüßen schien, das dunkle Grün der Tannenwälder, die mit ihren fast schwarzen Spitzen so scharf in den tiefblauen Himmel hineinragten, — ein Raubvogel, der eine Zeit lang wie unbeweglich mit ausgebreiteten Flügeln über der Schlucht schwebte, — die goldenen Sonnenstreifen, die dort so ruhig die steilen Felsen bedeckten, ernst und still, so lange sie auf

der Felswand hafteten, beweglich spielend, wenn sie tiefer das Laubdach vergoldeten, unten wie geschwätzig murmelnd, wenn sie mit dem grünen klaren Wasser vermischt, dies zu einer Smaragdmasse verwandelten. — Aufwärts! aufwärts! — Dem würzigen Tannengeruche entgegen, dorthin, wo man so hallend den Schlag der Holzaxt vernahm, und dann immer höher hinauf bis zu den Bergen mit den weißen Schneestreifen.

Auch Gespräche hielt der Tannhäuser mit seinem abwesenden Freunde. Viel sagten sie einander über ihre Erwartungen, das Endziel ihrer Reise betreffend — Rom. Sie konnten ordentlich schwärmen, wenn sie am Abend müde angekommen, den andern Morgen ihre Wanderungen durch die heilige Stadt beginnen wollten, zuerst nach der Peterskirche, vorher aber noch, und zwar vor allen Dingen, den Meister Pisani aufsuchen; dann in den Vatikan, aber mit Franceska. Ja mit ihr, mit ihr! —

Unter diesen Gedanken war der Tannhäuser mit raschen Schritten dem Reisewagen vorausgekommen und sah an der nächsten Biegung des Weges den Fourgon der Fürstin. Auch diesen hatte er bald überholt und bemerkte dann eine Strecke davon Elise auf einem Stein am Wege sitzend, augenscheinlich versunken im Anschauen der prachtvollen Natur. Sie hatte ihren leichten Strohhut am Arme hängen, ihr schwarzes Haar einfach um den Kopf gewunden und die weiße Stirne darunter war etwas geröthet, sowie auch ihre Wangen vom längeren Gehen und von der Erregung, welche diese kolossale Natur, die sie zum ersten Mal sah, auf ihr empfängliches Gemüth hervorbrachte. Dazu blitzten ihre Augen heiter und vergnügt, und der Ausdruck der Ueberraschung in denselben war hier so vollkommen gerechtfertigt, daß er den Beschauer noch angenehmer berührte als sonst wohl.

„Nicht wahr, das ist prachtvoll?“ sagte der junge Maler, indem er einen Augenblick bei dem Mädchen stehen blieb.

„O so schön, so schön,“ gab sie mit Wärme zur Antwort, wo-

bei sie unwillkürlich ihre Hände faltete und mit einem vollen Blicke gen Himmel sah.

Hatte er gesagt, sie solle mitgehen, oder hatte er es nur gedacht und sie vielleicht diese Gedanken in einem Blicke verstanden? — Genug, sie erhob sich und schritt an seiner Seite weiter.

Zwischen diesen beiden jungen Leuten bestand ein eigenes, unausgesprochenes, niemals berührtes und so begreifliches Verständniß. In der ersten Zeit hatte Elise den jungen Maler, so oft sie ihm anderswo als in dem Atelier begegnete, mit einer ängstlichen Scheu vermieden, ihn nie angeblickt, seine Fragen kaum soviel beantwortet, als es gerade die Höflichkeit verlangte. Als er sich aber immer so völlig gleich gegen sie benahm, so ruhig, so taktvoll und verständig, da faßte sie Vertrauen zu ihm, und dies Vertrauen steigerte sich nach und nach zu einem freundschaftlichen Gefühl, ihrerseits auch noch vielleicht zu etwas mehr. So wenigstens hätte man wohl die Blicke verstehen können, die sie zuweilen aus ihrem dunklen Auge auf ihm ruhen ließ, wenn er auf sein Bild niedersah. Er hatte freilich nie einen solchen seltsamen, vielsagenden Blick erhascht, wäre auch vor Scham vergangen, wenn er sie ein einziges Mal ertappt hätte; er kannte nur den Ausdruck der Heiterkeit und jener so liebenswürdigen Ueberraschung, mit der sie die ganze Welt zu betrachten schien, mit der ihr alles, selbst das schon oft Dagewesene, immer wieder neu und interessant vorkam. Dieser Ausdruck aber kam hervor aus ihrer heitern, fröhlichen Seele; sie war von einer armen, aber anständigen Familie, ihre Eltern beide todt, und ihr Vormund hatte sie um so lieber im Hause der Fürstin untergebracht, da diese versprochen, auf alle Fälle für ihre Zukunft zu sorgen.

Jetzt schritten die beiden jungen Leute mit einander dahin; sie hatte einen Strauß Feldblumen in der Hand, und da sie ihm unbefangen davon anbot, so nahm er einige Blüthen, die er auf seinen Hut steckte. Das Mädchen sprach mit leuchtenden Blicken

von all dem Schönen, was sie heute Morgen gesehen, und zeigte dabei ihr warmes Gefühl, so treffende Vergleiche, ein so richtiges Urtheil, daß ihr der Maler mit großem Interesse zuhörte. Hatte sie doch so Manches beobachtet, was ihm entgangen; erzählte sie ihm doch von förmlichen Bildern, welche sie sich vorgestellt, ja verschönerte diese Ansichten mit ihrer lebhaften Phantasie. Der Tannhäuser träumte mehr als je, daß dort um die Ecke jenes Felsens, hinter welchem sich der Weg seinen Blicken verbarg, Wulf sitzen müsse, neben ihm Vater Pisani — sie konnten ja ganz gut die Reise gemeinschaftlich mit einander machen — und während die Beiden vorausgegangen waren, kam er mit — Francesca langsamer nach.

Aus all' diesen Träumereien weckte ihn das Klirren und Rasseln des Reisewagens der Fürstin, der jetzt, da der Weg ebener ging, schneller fuhr und bald dicht hinter ihm war. Sie blickte heraus und ersuchte ihn lächelnd einzusteigen. Elise eilte mit flüchtigen Schritten nach dem Fourgon, von woher ihr der alte Kammerdiener winkte.

„Jetzt wirst Du müde sein, Richard?" sagte die Fürstin, als der junge Maler an ihrer Seite Platz genommen.

„Es war schön draußen," gab er zur Antwort; „das Gehen durch diese herrlichen Berge hat etwas Erfrischendes, und auf mein Alleinsein eine Abwechslung zu haben, plauderte ich mit Elisen. Sie hat so gesunde und richtige Ansichten."

„Es ist das überhaupt ein liebes und gutes Mädchen," versetzte die Fürstin. „Wenn sie sich einmal verheirathet, wird sie ihren Mann glücklich machen. — Findest Du nicht," sagte sie nach einer Pause, „daß sie im Wuchs mit mir einige Aehnlichkeit hat?"

„O ja, nur ist sie schlanker."

„Mädchenhafter; aber trotzdem sind die Formen ihres Körpers wie die meinigen. Ich machte mir neulich einmal den Spaß, sie aus- und anzuziehen, das heißt anzuziehen mit Kleidern von mir;

ich verſichere Dich, es war eigenthümlich, wie genau ihr alles paßte. — Darnach werde ich Dir eitel vorkommen, wenn ich finde, daß ſie ſehr ſchön gewachſen iſt.“

„Untadelhaft,“ erwiderte der junge Maler, während er an ſein Bild dachte.

Das Felsthal hatte ſich erweitert, die Sonne ſchien kräftig auf den Weg und ihre Strahlen, heute Morgen warm, wurden jetzt heiß und drückend.

„Das geht jetzt noch ein paar Stunden ſo aufwärts bis Splügen,“ ſagte die Fürſtin, „aber den ſchönſten Theil des Weges haben wir hinter uns; wir wollen die Wagenfenſter herunterlaſſen und die Vorhänge herabziehen, wenn es Dir angenehm iſt. Vielleicht willſt Du ein wenig ſchlafen.“

Tannhäuſer ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe; er wollte nicht ſchlafen, nur ausruhen, und dabei etwas lebhafter, wärmer fortträumen. — Und das that er auch, aber er preßte dabei ſeine Lippen zuweilen feſt auf einander, denn es gab erregte Augenblicke, wo er fürchten mußte, ihm entſchlüpfe unwillkürlich ſtammelnd der Name Franceska oder der Name Eliſe.

Wie man ſo vieles erreicht, wenn man unaufhaltſam, beharrlich fortſtrebt, ſo hielten die Wagen auch endlich vor dem Poſthauſe in Splügen, wo neue Pferde vorgeſpannt wurden und die alten ſich ſchüttelnd und mit geſenkten Köpfen entfernten. Dann ging es eine kurze Strecke abwärts und hierauf im Zickzack auf die Höhe, bei Nadelholz vorbei, deſſen Stämme, je höher man ſtieg, immer niedriger wurden, ſich auch immer vereinzelter zeigten und endlich ganz aufhörten. Dafür ſah man wilde, oft maleriſch geformte Felsmaſſen, leicht verziert mit Schneeſtreifen, die in ihrer friſchen Weiße um ſo mehr hervortraten, da ſich Geſtein und Erde hier oben ſo dunkelfarbig zeigte.

Wie es manchem geht, ſo hatte auch der Tannhäuſer geglaubt, er müſſe von der Höhe der Alpen auf einmal hinabſchauen in die

ſchönen Gefilde Italiens, er müſſe da vor ſich die weite lombardiſche Ebene ſehen, in ihr den Po als ſilberglänzenden Faden, das Ganze in Duft verſchwimmend, dem man es ſchon von weitem anſah, daß er mit Orangendüften geſchwängert ſei. Es iſt indeſſen andern ehrlichen Leuten hierin auch nicht beſſer gegangen als dem jungen Maler, und wenn ſie oben ankamen, wo die Pferde vor dem Wagen nach manchen Stunden wieder anfingen, luſtig abwärts zu traben, ſo haben ſie ſich auch wohl neugierig in ihrem Wagen emporgerichtet, um nichts zu ſehen als ein hübſches Stück Chaos: wilde Felsmaſſen, ſchneebedeckte Bergzacken, rechts und links emporſtrebend, ſauſender, kalter Wind, und rings umher eine unbeſchreibliche melancholiſche Einſamkeit. Nach und nach wird es freilich beſſer, aber ſehr nach und nach; da iſt kein ſchroffer Uebergang, da folgt alles ganz natürlich auf einander. Die Nadelhölzer laſſen ſich ablöſen von einzelnen Buchen und Eichen, ihnen folgen Kaſtanien, und da mittlerweile die Häuſer, deren Dächer wir oben mit dicken Felsſteinen beſchwert fanden, freundlicher, heiterer erſcheinen — ſie ſind nicht mehr dunkelbraun, ſondern mit weißer Farbe angeſtrichen — ſo finden wir es auch jetzt begreiflich, daß ſich Rebengewinde einſtellen, die kunſtlos gearbeitete Veranden überſpinnen und an Mauer und Baum emporranken.

Es dämmerte ſchon, als man Chiavenna erreichte, und die Lichter, welche unter den verſchiedenen Veranda's hervorleuchteten und um welche vergnügt plaudernde und lachende Menſchen ſaßen, thaten dem Tannhäuſer weh. Er ſchloß die Augen und lehnte ſich in die Ecke des Wagens zurück. Auch er empfand, durch die engen Straßen fahrend, den eigenthümlichen Geruch des italieniſchen Lebens, von dem wir früher ſchon ſprachen, aber er war ihm unangenehm; er fand durchaus keine angenehme Erinnerung, mit der er ihn in Verbindung bringen konnte, er widerte ihn an, denn als er ihn zum erſten Mal empfunden, fühlte ſich der Tann-

dann klappte der Hammer, der Eigenthümer wurde aufgeschrieben und etwas neues vorgenommen.

Die gute Emma wußte natürlich nicht, was in diesen Tagen vor sich ging, man verheimlichte es ihr, um ihrem Schmerz nicht neue Nahrung zu geben: im Uebrigen lebte sie bei dem Doktor auf's Allerangenehmste, doch hielt sie mit demselben häufige Conferenzen und bat ihn dringend, eingedenk des Wortes ihrer Mutter für sie bemuht zu sein und eine Stelle aufzufinden, die ihr erlaube, für sich selbst sorgen zu konnen. Der Doktor schob diese Entwürfe auf die lange Bank, wie er zu sagen pflegte und wollte nichts davon wissen, daß das liebe Mädchen sein Haus verlasse. „Bleiben Sie bei meiner Frau" pflegte er zu sagen, „Sie sind hier gut aufgehoben, wir wollen Sie Beide nicht verlassen, wozu auch? ja, wenn sich einmal etwas außerordentlich Annehmbares findet, so spricht man weiter davon, aber vorderhand bitte ich Euch, hochedles Burgfräulein," diesen Beinamen hatte er ihr gegeben, „nicht weiter daran zu denken.

Aber Emma dachte wohl daran, obgleich sie die Frau des Doktors innig liebte, obgleich sie unter andern Verhältnissen vielleicht Jahrlang zum Besuch geblieben wäre, so schien ihr doch jetzt jeder Tag, an welchem sie versäumte, sich nach einer dauernden, einträglichen Beschäftigung umzusehen, ein Unrecht, das sie nicht nur an sich, sondern auch an ihrer Mutter begehe, welcher eine sorgen-

häuſer ſchmerzlich berührt, und zwar durch die Lichter, welche an allen Orten ſo neckend zwiſchen dem Rebenlaub hervorblickten.

Dieſer erſte Gedanke, den er in Italien erhalten, verwiſchte ſich auch nicht mehr; er fühlte ſich unbehaglich, er ſah alles wie im Traume; er ſtaunte wohl beim Anblick der üppigen Gegend, der ſchönen Anſichten des herrlichen Comerſees, beim Durchfahren der reichen Städte mit ihren zahlreichen Kirchen und prachtvollen Gebäuden. Aber es heimelte ihn alles das nicht an; er betrachtete das Sehen all' des Schönen, was ſich ihm darbot, wie eine läſtige Arbeit, ihm war nur wohl, wenn er allein in ſeinem Zimmer ſaß, und er fühlte ſich nur recht behaglich, wenn dieſes Zimmer keine Ausſicht hatte, wenn gegenüberliegende hohe Mauern ſeine Gedanken recht zuſammenhielten.

Ein an ſich nicht gerade bedeutender Vorfall in Mailand entleidete ihm die Hauptſtadt der Lombardei und gab ihm zu denken. Er war mit der Fürſtin im Dome geweſen; er führte ſie am Arm und wollte gerade die Kathedrale verlaſſen, als ſie unter der Ausgangsthür mit zwei Herren zuſammentrafen, die beim Anblick der Fürſtin einen Ausruf freudiger Ueberraſchung hören ließen, ſtehen blieben und ſie auf ruſſiſch anredeten. Der junge Mann ließ den Arm der Dame los und trat diskret einen Schritt zurück. Es mußten genaue Bekannte von ihr ſein, welche ſie hier ſo unvermuthet getroffen; denn nach den erſten Begrüßungen entſpann ſich augenblicklich ein ſehr animirtes Geſpräch, welches freilich nicht viele Minuten dauerte, aber damit endete, daß der ältere Herr der Fürſtin die Hand reichte, der jüngere aber ſich tief verneigte. Darauf hatte die Dame den Kopf etwas nach ihrem Begleiter zurückgewandt und eine Frage an die Herren geſtellt, worauf der Jüngere etwas lächelnd erwiderte, der Aeltere aber mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdruck den Kopf ſchüttelte.

Das ſah der Tannhäuſer deutlich mit ſeinem ſcharfen Auge, um ſo mehr als er im Dunkeln ſtand und nach dem Lichte hin-

blickte, in dem ſich die Drei befanden. Offen und ehrlich, wie ſein Gemüth war, hatte er früher keinen Argwohn gekannt, jetzt hatte er ihn kennen gelernt; jetzt ſtellte er ſich Mienen und Blicke zuſammen und las daraus. Die Fürſtin hatte ihren Reiſebegleiter den beiden Herren vorſtellen wollen, ſie hatten für die Ehre gedankt. — Er knirſchte mit den Zähnen. Jetzt traten die Fremden in das Kirchenſchiff, ſie mußten dicht an ihm vorüber. Das thaten ſie auch, aber ſie blickten nie abſichtlich nach den Glasmalereien und nach der Decke empor. Er, der die Dame geführt, mit welcher die Beiden vorhin ſo freundlich geſprochen, er ſchien gar nicht zu exiſtiren.

Wie erwünſcht war es ihm, daß die Fürſtin vor dem Dom in ihren Wagen ſtieg, um einen Beſuch zu machen, daß er ſich verabſchieden konnte, um Stunden lang durch die Straßen zu irren, in finſtere Gedanken verſunken, unglücklich, beladen mit Leid und Reue! In ſeinem Dahinbrüten zeigte ſich am finſter bezogenen Himmel ſeines Lebens nur eine einzige lichte Stelle, und das war der Gedanke, ſeine Freiheit wieder zu erringen. — Morgen, übermorgen, tönte es wieder in ihm lebhafter als je. Und er malte es ſich aus, wie es ſo ſchön ſei, wenn er an einem Morgen allein in die Welt hinaus gehen würde, nichts bei ſich tragend als ein Heft weißes Papier, aber in Kopf und Herz die ſchaffende Kraft, um auf jenem weißen Papier koſtbare, geſuchte Zeichnungen zu machen. Aber dieſer Gedanke, ſein ſo oft wiederholtes: Wenn ich will! war die Klippe, an der ſeine guten Vorſätze zerſchellten; er fühlte ſich wie ein Gefangener, in deſſen Kraft es liegt, ſpielend die Riegel ſeines Gefängniſſes zu öffnen, und der im Träumen von der goldenen Freiheit die Zeit vorbeigehen läßt, wo er frei werden kann.

Heute aber war der Tannhäuſer mehr als je entſchloſſen, ſein Leben zu ändern. Immer und immer wieder klang es ihm:

„Wir haben zu viel geſcherzt und gelacht,
Ich ſehne mich nach Thränen;
Und ſtatt mit Roſen möcht' ich mein Haupt
Mit ſpitzigen Dornen krönen!"

Als er in ſeinen Gaſthof zurückkehrte, war die Fürſtin noch nicht da. Es war ein heißer Tag, er fühlte ſich aufgeregt und ermattet. Die Läden der Fenſter waren zugezogen, er ging durch die halbdunkeln Zimmer des Appartements, welches ſie bewohnten, und ehe er in ſeinen Salon kam, durchſchritt er ein Garderobe zimmer, wo er in einem Fauteuil Eliſe ſchlafend fand. Er wollte leiſe vorübergehen, aber die Lage des jungen Mädchens erſchien ihm ſo reizend, daß er unwillkürlich ſtehen bleiben mußte. Die ſchönen Formen ihres Körpers waren nur ſo viel verhüllt, um doch ſichtbar zu bleiben, und gerade in dieſer halben Verhüllung ſo unendlich graziös zu erſcheinen. Sie hatte ihren Kopf rückwärts gebeugt, den rechten Arm darunter gelegt; ihr Geſicht, von dem jetzt begreiflicher Weiſe der Zug der Ueberraſchung gewichen war, ſah aufwärts, und zwiſchen ihren leicht geöffneten feinen Lippen ſah man ordentlich jeden ihrer Athemzüge aus- und einziehen. Er ſtand, ſie ſtill betrachtend, vor ihr, er dachte an die guten, lieben und freundlichen Worte, welche ſie ſchon mit ihm gewechſelt, er wünſchte, daß ſie erwacht wäre, er hätte ihr ſein Innerſtes geöffnet, es wäre ihm ſo wohl geweſen, in dieſem Augenblicke einem fühlenden Weſen klagen zu können, tröſtliche gute Worte zu hören, die aus einem Herzen kamen, von dem er wußte, daß dieſes es gut mit ihm meine.

Er kniete geräuſchlos vor ihr nieder, er drückte ſeine Lippen auf eine ihrer Hände, welche in ihrem Schooße lag; ſie erwachte nicht, aber ihre Finger zuckten leicht und ſie that einen tiefen Athemzug. Er hob ſich an ihr empor, ohne ſie heftig zu berühren; ſein Geſicht näherte ſich dem ihrigen, er küßte leicht ihre geſchloſ-

senen Augenlider, er ließ seine Lippen ein paar Sekunden lang auf den ihrigen ruhen. Welch eigenthümlichen süßen, fast berauschenden Parfum hatte sie heute, ein Odeur, den er am deutlichsten spürte, wenn er mit seinem Munde nur ganz leicht den ihrigen berührte. Er hatte ihn schon wo empfunden, diesen seinen wollüstigen Geruch, aber er wußte nicht wo; doch betäubte er seine Sinne und regte sein Blut wild und gewaltig auf.

Er hob sich halb empor, er schaute auf die Schlafende nieder, er erblickte sie anders als gewöhnlich; ihm gaukelten all' die Bilder vor, die er nach ihr gemalt; er sah sie ganz so, wie er sie oft gesehen, — unverhüllt; sein Haupt sank auf ihr Gesicht nieder, seine Lippen saugten sich an den ihrigen fest. Da zuckte sie gewaltig zusammen, sie dehnte sich leicht, während sie ihn mit der einen Hand von sich abwehrte. Ihre Augen aber blieben geschlossen, nur einmal öffnete sie dieselben leicht, und da sah er einen fast unheimlichen Blitz aus ihren Augen leuchten; auch sprach sie ein paar Worte, aber unzusammenhängend, im Schlafe. „Laß mich," sagte sie, „laß mich — erwachen. Aber ich kann nicht — nein, nein ich kann nicht. — O—o—o—h!"

Der Maler schreckte plötzlich empor, er hatte den Ton einer Klingel aus den innern Zimmern der Fürstin vernommen. Dieser Ton riß ihn gewaltsam aus seinem süßen Taumel, er schreckte ihn zur Unzeit empor, aber er war ihm dankbar dafür. Hastig erhob sich der Tannhäuser und blickte das junge Mädchen einen Augenblick kopfschüttelnd an, erstaunt, sie so ruhig und fest fortschlafen zu sehen. Ihr Haupt war noch etwas mehr zurückgesunken, sie hatte die Lippen wieder ein wenig geöffnet und ein freundliches Lächeln spielte um dieselben. Ihr Athem ging wohl tief, aber regelmäßig.

Abermals vernahm man den Ton der Klingel, und der Maler eilte dahin, nicht ohne an der Thür noch einmal stehen zu bleiben und einen innigen Blick auf Elise zu werfen, deren sanftes Lächeln

ihn mit Zaubergewalt festzuhalten schien. Er eilte gleich darauf durch die Appartements dahin. War die Fürstin zurückgekommen? Der Ton der Glocke drang aus ihrem Zimmer. Doch nein, sie war nicht dort; sie mußte neben ihrem Schlafzimmer in dem kleinen Badekabinet sein; die Portieren an der Thüre dorthin waren zusammengezogen.

Tief athmend blieb er in der Mitte des Gemaches stehen; auch hier noch wollte er zurücktreten, leise zurückgehen. Doch empfand er hier auf einmal diesen eigenthümlichen Parfum wieder, den er vorhin bei Elisen bemerkte, jenen Duft, der ihn so gewaltsam aufgeregt. Er legte die Hand an seine Stirne, tausend Ideen durchkreuzten sein Gehirn, aber er war nicht im Stande, sich etwas klar und ruhig darzustellen; alles, was er dachte, diente nur dazu, ihn noch mehr zu verwirren und aufzuregen. Und es war hier in den Zimmern so ruhig, so dunkel, so seltsam still.

Fast fürchtete er sich vor dieser Stille, ja er war ordentlich froh, als er im nächsten Augenblicke die klangvolle sanfte Stimme der Fürstin vernahm, welche ein paar Töne sang und damit wie schmeichelnd rufend den Namen „Elise" verband. Er trat ein paar Schritte näher, fast wankend, eigenthümlich befangen. Der Ton der Klingel, der wieder erschallte, ließ ihn abermals weiter gehen; er konnte mit der Hand die Portieren berühren, und er mußte das wohl gethan haben, denn sie bewegten sich, sie ließen ihn einen Augenblick durchsehen, und diese Bewegung machte auch wohl die Fürstin glauben, als sei das junge Mädchen auf ihren Ruf erschienen.

„Elise!" hörte er die schöne Frau sagen, „Du schliefst so fest, was bei der Hitze draußen kein Wunder ist, so daß ich Dich nicht wecken mochte und allein badete. Jetzt aber, wo ich nur ausruhen möchte, will auch mich der Schlaf überfallen, wenn Du mir nicht irgend etwas erzählst. — Komm herein. Was suchst Du

noch? Mein perſiſcher Mantel iſt ſchon hier; ich habe ihn über mich gedeckt. Komm nur — o komm nur.“

Sein Nähertreten allein mußte die Portiere bewegt haben, er hatte noch keine Hand daran gelegt und doch wallten ſie ein wenig von einander und ließen ſeinen Blick in das zierliche Kabinet dringen. Da ruhte das jugendliche ſchöne Weib, wie ſie ſo gern zu thun pflegte, auf ihrem Divan, den Kopf ganz rückwärts gebeugt, die Arme hoch erhoben, ſo daß zwiſchen ihren Fingern ein kleines goldenes Kettchen hing, woran ein Medaillon befeſtigt war, das ſie nun gerade vor ihren Augen hatte.

Der Tannhäuſer wußte wohl, weſſen das Bild in dieſem Medaillon war. Sie aber lächelte es an und ließ es zuweilen ſo tief hinab ſinken, daß es auf ihren friſchen rothen Lippen ruhte, und wenn ſie es alsdann wieder erhob, flüſterte ſie wie vorhin: „komm nur — o komm nur!“

Sie lacht ſo geſund, ſo glücklich, ſo toll,
Und mit ſo weißen Zähnen;
Wenn ich an dieſes Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das iſt wie ein wilder Waſſerfall,
Du kannſt ſeine Fluten nicht dämmen!

Er ſpringt von Klippe zu Klippe herab
Mit lautem Toſen und Schäumen,
Und bräch' er tauſendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht ſäumen.

Dreizehntes Kapitel.

Ein guter Gondolier.

Wenn man Venedig mit Bequemlichkeit und Zeitersparniß ſehen will, ſo leiſtet dazu ein guter und gewandter Gondolier die vortrefflichſten Dienſte. Er iſt unſer Kutſcher und Cicerone zu gleicher Zeit. Während er uns nach irgend einem berühmten Bauwerke hinrudert, erzählt er uns von deſſen Merkwürdigkeiten und gibt uns die genaueſten Anleitungen, was wir in jener Kirche und in jenem Palaſte zu ſehen haben und was wir füglich überſchlagen können. Betrachten wir irgend etwas, was abſeits von dem Kanale liegt, wo er ſeine Gondel angelegt, ſo wird er nicht von uns verlangen, daß wir den Weg wieder zu ihm zurücklegen ſollen; er wird uns erſuchen, gerade aus zu gehen, bis zu dem kleinen rothen Eckpalaſt dort hinten, den ſollen wir uns genau betrachten, er hat dieſem oder jenem erlauchten Geſchlecht gehört, in ſeinen Mauern iſt dieſe oder jene ſchreckliche Geſchichte paſſirt. An ſeinem Thürklopfer bemerken wir eine Fauſt: das iſt die Hand des Rächers, die damals in ſtiller Mitternacht durch drei dröhnende Schläge das frevelnde Paar aus dem Schlummer riß.

Alſo um jenen rothen Palaſt wenden wir uns links, haben dicht vor uns eine hochgewölbte Brücke, die wir überſchreiten und die ſich an ein altes, mächtiges Gebäude lehnt, in welchem ſich die größte Antiquitätenhandlung des heutigen Venedigs befindet. Nicht die des berühmten N. — Der iſt geſtorben, und ſein geſpenſterhaftes Haus, in welchem Waffen und Rüſtungen aus vielen Jahrhunderten und mit dem Staube von wenigſtens einem Jahrhundert beladen, in dem beinahe hohlen Raum ſeines dreiſtockigen

Palaſtes an den Wänden hängen, der nur verkaufte, wenn ihm der Käufer behagte, der aber für den Fremden unendlich lehrreich war, denn er erzählte gern Geſchichten und wußte die ſchauervollſten von jedem Stücke ſeines Magazins. Wie oft ſprach er, wenn er dieſen oder jenen Dolch zeigte, von den Opfern, die durch ihn gefallen ſeien, und berichtete davon mit einer grauſigen Umſtändlichkeit. Doch weiter!

Nachdem wir dieſes heutige großartige Antiquitäten-Magazin beſchaut, finden wir unſern Gondolier vor der breiten Steintreppe des Hauſes. Er wird, wenn wir ohne Verdeck fahren, ſtets bereit ſein, einen fragenden Blick zu beantworten. — Dort ſchießt uns eine Gondel entgegen; in ihren Atlaßkiſſen ruht eine Dame, durch das Fenſter ihres Verdeckes entdecken wir ein glänzendes Augenpaar, vielleicht einen Mund, der freundlich lächelt. Wir ſchauen fragend auf unſern Gondolier; er zuckt mit den Achſeln, oder er ſtemmt ſeine Ruder nach einem kräftigen Schlage in's Waſſer, feſt an die Seite des Schiffchens, welches nun plötzlich herumfliegt und dann nach jener Richtung hinſchießt, welche die andere Gondel genommen. Aber alle jene kleinen Fahrzeuge ſehen ſich ähnlich wie ein Ei dem andern; alle ſind gleich ſchwarz, alle ohne jedes Abzeichen. Und doch findet der gewandte Gondolier aus hunderten, die neben und vor ihm fahren, die, welche er einmal in's Auge gefaßt hat, wieder heraus; er erkennt ſie an einem eigenthümlichen Schaufeln oder ſonſt an der Art, wie ſie dahin ſchwimmt, vielleicht an ihrem neueren oder älteren Ueberzug, an irgend einer Quaſte, die fuchſig geworden iſt, natürlich auch häufig am Gondolier ſelbſt, an deſſen Kleidung und Livree. Will ſich die vorausgeruderte Gondel einholen laſſen, ſo iſt die Arbeit unſeres Gondoliers nicht ſo ſchwer, will ſie aber entwiſchen, ſo muß er gehörig aufpaſſen, muß Hand und Auge mit dem größten Geſchick, mit voller Kraft in Thätigkeit ſetzen.

Der Commissionär, der das Haus am Canal grande für die fremde Herrschaft gemiethet, hatte nicht zu viel gesagt, als er die Geschicklichkeit der beiden Gondoliere mit den größten Lobeserhebungen gepriesen. Denn jeder der Beiden war in seiner Art vortrefflich, und Herr Potowski, welcher etwas einsilbig war und überhaupt nicht viel sprach, war mit Paolo über alle Maßen zufrieden. Wenn der Herr zu bestimmten Tagesstunden in die Gondel stieg, namentlich wenn er ein Zeichenheft unter dem Arme trug, so wußte jener schon, wohin er zu fahren hatte. Schien die Excellenza einmal ausnahmsweise gut gelaunt, summte ein Lied vor sich hin und blickte, nachdem er eingestiegen, grüßend zu den Fenstern empor, so führte Paolo die Gondel, wenn kein besonderer Befehl erfolgte, nach einem der prachtvollen und berühmten Gebäude Venedigs und wählte gewöhnlich einen Standort, von wo sich das Bauwerk besonders malerisch ausnahm, oder wo ein Sonnenblick die scharfen, wunderbaren und so eigensinnige Schlagschatten warf, wie man sie nur hier in dieser seltsamen Stadt sieht. Warf sich aber Herr Potowski verdrießlich in die Kissen seiner Gondel, blickte mürrisch vor sich nieder, warf die kaum angebrannte Havannacigarre heftig von sich in's Wasser und setzte sich alsdann mit übergeschlagenen Armen zurecht, so bog Paolo aus dem Canal grande alsbald in einen der Nebencanäle, verlor sich langsam rudernd in ein Labyrinth von schmalen Wasserstraßen, thurmhohen, finstern Häusern, umkreiste einen der im Verfall seiner Häuser so öde und unheimlich aussehenden Plätze in der Nähe des Ghetto und ließ bei der Sacca della Misericordia die Häusermassen hinter sich, um dann langsam am Fondamente nouve hinrudernd seinem Herrn den Blick zu gönnen auf die weiten stillen Flächen der sonnbeglänzten Lagunen, bis dieser aus dumpfem Hinbrüten erwachend ein Zeichen zur Rückkehr gab. — Morgen — übermorgen! —

Gegenüber der kleinen prachtvollen Marmorkirche der Chiera

dei Miracoli, deren Wände von weißem Marmor mit den herrlichſten Skulpturen bedeckt ſind, hatte Paolo eines Tages angelegt, und Herr Potowski betrachtete bewundernd die zierlich verſchlungenen Gewinde von Blumen und Vögeln, womit Fenſter- und Thüreinfaſſungen bedeckt ſind, als er auf einmal raſch emporfuhr, haſtig dem Gondelier etwas zeigte und eine Frage ausſprach.

Paolo nickte mit dem Kopfe und ſagte: „Si signore, ich habe ihn wohl bemerkt, und heute nicht zum erſten Male; er zeichnet bald hier, bald dort.“

„Derſelbe kleine Mann, der dort vor uns um die Kirche verſchwand?“

„Derſelbe ſehr kleine! Si signore, es iſt ein Deutſcher.“

„So laß mich ausſteigen, ich muß ihm nach.“

„Er war ja auf der andern Seite des Canals. Ehe Sie dieſſeits ausſteigend die zwei Brücken paſſirt haben, iſt er lange verſchwunden. Ich will ſehen, ob ich ihn wieder in Sicht bekomme.“ Damit ſtieß die Gondel raſch vom Ufer und flog unter einem gewaltigen Druck des Ruders über das Waſſer hin. Jetzt bog Paolo ſcharf um eine Ecke rechts, dann ſchoß das ſchlanke Fahrzeug unter einer ſchmalen Brücke dahin, worauf Paolo triumphirend rief: „Ecco, Signore!“

Richtig, dort war der kleine Mann wieder. Statt aber daß Potowski dem auffordernden Blick ſeines Gondoliers folgend, ſogleich an's Ufer geſprungen wäre, ſchien er unſchlüſſig zu ſein, erhob ſich langſam von ſeinem Sitze, und als er nun auf die Steinſtufen ſpringen wollte, war der Andere ſchon wieder um die nächſte Ecke verſchwunden.

„Das iſt nicht meine Schuld,“ ſagte lachend der Gondolier. „Aber laßt Euch nur nieder, Excellenza, wir holen ihn wieder ein. Es würde auch in dieſen engen Gaſſen zuviel Aufſehen machen, wenn Ihr da hinter drein rennen wolltet.“

freie Exiſtenz für das Alter zu verſchaffen, ihr glühendſter und ſüßeſter Wunſch war.

Eines Tages nahm mich Emma bei Seite, ſprach mir von ihrem Plan und der Nothwendigkeit, denſelben bald ins Werk zu ſetzen und forderte mich auf, ihr Beiſtand zu leiſten; doch hatte mir der Doktor für dieſen Fall ſchon ſeine Winke gegeben, weßhalb ich die Achſeln zuckte und verſicherte, es ſei gewiß äußerſt ſchwierig, ihr eine Stelle zu verſchaffen, ſie möge ſich beruhigen, es habe gar keine Eile, und was dergleichen Redensarten mehr waren. „Warum willſt Du nicht," ſagte ich, „bei der Doktorin bleiben? ſie hat Dich ſo gerne."

„Warum?" entgegnete das Mädchen, „warum? weil ich nicht von der Gnade anderer Leute leben will, ſelbſt wenn dieſe Leute meine beſten Freunde ſind, warum biſt Du nicht auf der Mühle geblieben?" fragte ſie mich ernſt, „gewiß hätte man Dich auch dort gerne ein paar Jahre behalten."

Dagegen war nun freilich nichts einzuwenden und doch konnte ich nicht in ihr Verlangen willigen, erſtens hatte es mir der Doktor ſtreng verboten, und zweitens war ich Egoiſt genug, für dieſen Fall keine Schritte zu thun, denn ich fürchtete, meine innig geliebte Nichte, meine gute Emma aus der Stadt zu verlieren, wenigſtens aus dem Hauſe des Doktors.

Einige Zeit nach dieſem Vorfall — Emma ſchien

Damit ſchoß die Gondel abermals dahin, bald rechts, bald links um die Ecken, hier bei andern Gondeln ſo haarſcharf vorüber, daß kaum ein Blatt Papier Platz zwiſchen Beiden gehabt hätte, umkreiste dort in einem weiten Bogen ein größeres Fahrzeug, flog unter Brücken und Uebergängen dahin und hatte bald den kleinen Mann wieder vor ſich, der eine Mappe unter dem Arme trug. Doch ſchien kein Glück bei dieſer Jagd zu ſein, wo man ihn hätte erreichen können, waren die Canalmauern zu hoch, oder es lagen dort eine Menge Gondeln, die eine Landung nur langſam vor ſich gehen ließen.

Paolo hielt ſein Ruder dicht an Bord der Gondel, ließ ſie anhalten und ſagte zu ſeinem Herrn: „wenn es Ihnen gleichgültig iſt, ob wir den da hier oder anderswo abfaſſen, wenn er nur aufgefunden wird, ſo wollen wir ihn in kurzer Zeit haben. Laſſen wir ihn ſeiner Wege ziehen und legen uns vor ſeine Wohnung hin. Wenn es Ihnen nämlich ſo gefällig iſt, Herr.“

„So weißt Du, wo er wohnt?“

„Ich kann es mir denken.“ Damit wandte er auf einen zuſtimmenden Blick die Gondel wieder und ruderte einen Theil des Weges dahin zurück, woher er gekommen, bog dann rechts ab und war in kurzer Zeit in einem jener kleinen und ſtillen Canäle, die wie ein Symbol der Melancholie erſcheinen, die umſtanden von unendlich hohen Häuſern ihr trübgefärbtes Waſſer beſtändig in tiefem Schatten zeigen, wo die Mauern der fünfſtockigen Häuſer ſchwärzlichgrau, einförmig und düſter ſind und wo man ſich ordentlich freut am Anblick flatternder buntfarbiger Wäſche oder an irgend einem grünen Geranienbuſch, der aber wegen Mangel an Sonnenlicht nur verkümmerte Blumen zu treiben im Stande iſt.

„Sehen Sie dort, Herr,“ ſagte Paolo, „die ſchwarze Thür mit dem ſchweren eiſernen Klopfer? Dort wohnt er.“

„Und wird er ſchon da ſein?“

„O nein,“ erwiederte der Gondolier kopfſchüttelnd. „Wenn

er nach Hause geht, macht er es wie alle diese Künstler und hält eine Zeit lang am Dogenpalast. Excellenza thun das ja auch, und es ist wahrlich der Mühe werth. Excellenza sind viel gereist, werden mir aber zugeben müssen, daß es in der ganzen Welt kein so prachtvolles Bauwesen mehr gibt als der Palazzo Ducale.

„So eigenthümlich und malerisch gewiß nicht, und es ist wahr, es zieht uns immer wieder dahin."

„Den wir aber suchen, Herr, kann sich diesmal nicht gar zu lange dort aufgehalten haben, denn da kommt er schon."

„Wo? — Ah, er ist's!" —

Und es war in der That der kleine Maler Wulf, der eine Mappe unter dem Arm, mit etwas fuchsig gewordenem Calabreser auf dem Kopfe, aufrechten Hauptes mit einem Ausdruck von Selbstgefühl und Stolz einherschritt, als wenn er gerechte Anwartschaft auf ein nicht unbedeutendes Stück dieser ehemaligen Republik in sich fühle. Jetzt aber hemmte er mit einem Male in die Höhe blickend seinen Schritt, lehnte sich an einen der Steine, die am Ufer des Kanales standen, und fing rasch an, etwas in seine Mappe zu zeichnen.

Der Herr in der Gondel, welcher ihn aufmerksam betrachtete, blickte ebenfalls in die Höhe und mußte lächeln, denn dort hoch oben an dem Dache einer der Paläste, der über die niedrigen Hinterhäuser hervorragte, sah man zwei Katzen auf so komische Art mit einer Dachrinne beschäftigt, daß man es wohl der Mühe werth finden konnte, ein leichtes Croqui von ihnen zu machen. Dies war denn auch in wenigen Minuten beendigt, worauf der kleine Maler sein Buch zuschlug, leicht an seinem Hut rückte, dann seinen Weg wieder aufnahm, worauf er nach wenigen Sekunden hinter der dunklen Hausthür mit dem großen eisernen Klopfer verschwunden war.

Jetzt verließ auch der Andere seine Gondel, gab Paolo Be-

fehl, dort zu halten, und ließ den Thürklopfer auf die eiserne Platte darunter niederfallen. Augenblicklich wurde von einer etwas zerzaust und schmierig aussehenden Frau geöffnet, welche auf die Frage, ob der Herr Maler Wulf zu Hause sei, mit einem sehr geläufigen „Si Signore“ antwortete, nach der Treppe hinwies und dann in den dunklen, geheimnißvollen Räumen der anstoßenden Küche verschwand. Von dorther schallte aber gleich darauf noch einmal ihre Stimme, welche den Fragenden orientirte, daß Herr Wulf zwei Treppen hoch wohne.

Dem Andern war es etwas seltsam zu Muth, als er die feuchten Stufen hinanschritt, als er ringsumher an den zerkratzten Wänden, dem wackeligen Geländer, der schmutzigen Treppe, den Staub- und Kehrichthaufen überall ebenso viele Zeichen der Dürftigkeit sah und aus dieser Umgebung entnehmen zu können glaubte, daß sein Freund, der kleine Thiermaler, welcher hier lebte, sich in nicht besonders glücklichen Verhältnissen befände. Das that dem Tannhäuser um so weher, als er sich selbst, durch sein bisheriges Leben verwöhnt, wohl sagen mußte, er würde sich sehr unglücklich fühlen, wenn ihm jetzt auf einmal der Comfort mangle, der das Leben nicht nur verschönert, sondern oft allein genießbar macht. Dabei fühlte er sich tief bewegt, indem er so lebhaft wie lange nicht der vergangenen Zeiten dachte.

Jetzt stand er im zweiten Stockwerk vor einer Thür, die nur angelehnt war und hinter welcher ein deutsches Lied gesungen wurde. Er war nicht fehl gegangen. — Auf sein Anklopfen erfolgte ein lautes Herein! und als Tannhäuser darauf hastig in's Zimmer trat, stand er dicht vor seinem Freund und ehemaligen Stubengenossen, der in höchster Ueberraschung und mit einem Ausdrucke, als sehe er etwas Gespensterhaftes, ein paar Schritte zurückwich. Auch flog ein ernster, fast feindseliger Ausdruck über seine Züge, wozu er den Arm erhob, als wollte er dem Andern,

der raſch auf ihn zutretend ihm beide Hände auf die Schultern legte, von ſich abwehren.

„So ſehen wir uns endlich wieder!“ ſagte der Tannhäuſer.

Worauf Wulf nach einer längeren Pauſe zur Antwort gab: „Wir ſehen uns allerdings wieder, und darin finde ich gerade nicht viel Sonderbares und Merkwürdiges.“

„Aber daß wir uns wieder ſehen, muß Dich doch auch freuen, daß wir uns ſo wieder finden.“

„Finden wir uns vielleicht anders wieder, als wir erwartet?“ fragte Wulf mit ſeinem bekannten ſcharfen Lächeln. „Was mich anbetrifft, ſo bin ich mir ziemlich gleich geblieben. Schau her, dieſes Röckchen wirſt Du noch kennen; auch hier mein altes Uhrband, und den Calabreſer haben wir, glaube ich, damals zuſammen gekauft. — Was das ſich gleich Bleiben anbelangt, ſo ſpreche ich hier nur vom Aeußern, denn auf's Innere läß'ſt Du Dich doch begreiflicher Weiſe nicht ein.“

Der Tannhäuſer verſuchte zu lächeln, aber es war ein ſchmerzliches Lächeln, welches er hervorbrachte. „Ich ſehe doch,“ ſprach er, „daß ſich auch Dein Inneres nicht geändert hat; immer zu bitteren Worten und Spott bereit, nur um Dein gutes, treues Herz nicht regieren zu laſſen. Gib mir die Hand, Wulf. — Ich — ich habe mich in meinem Innern ſehr verändert.“

„Nicht blos in Deinem Innern,“ erwiederte der kleine Maler, nachdem er ſeinen Freund mit einem langen Blicke betrachtet. „Auch Dein Aeußeres; wenn gleich ſchon damals Dein Geſicht ausſah wie das eines jungen Prinzen, der ſich vergebliche Mühe gibt, ordinär bürgerlich auszuſchauen, ſo iſt doch jetzt auch Dein Aeußeres vollkommen fürſtlich geworden — ruſſiſch fürſtlich. Denn ich ſpüre etwas vom Geruch der Juchten.“

Der Tannhäuſer hatte ſich auf einen der kleinen gebrechlichen Stühle geſetzt, der dicht neben dem Bette ſtand, und während er ſich auf dieſes mit dem Oberkörper legte, ſagte er: „Glücklicher-

weise ist es mir noch erinnerlich, wie man es bei Dir machen muß, um nach einiger Zeit endlich Ruhe zu bekommen. Man läßt Dich austoben, und dann wirst Du wieder ein angenehmer brauchbarer Kerl. Also lege los."

„Wenn ich das und Alles sagen wollte, was ich mit Recht gegen Dich auf dem Herzen habe, so würde es Dir doch vielleicht zu lange dauern. Auch will ich Dich schonen," setzte er hinzu, nachdem er einen scharfen, prüfenden Blick auf das Gesicht des Andern geworfen.

„Worin willst Du mich schonen?" fragte dieser, indem er sich aus seiner liegenden Stellung rasch erhob. Er dachte an Franceska, und es zog schmerzlich durch seine Seele; auch trat der Name des Mädchens leise und scheu auf seine Lippen.

Doch schüttelte Wulf die Hand gegen ihn und sagte mit kaum vernehmlicher Stimme: „Nenne sie nicht; über sie will ich nicht sprechen; in Dir selbst will ich Dich schonen, denn," setzte er darauf mit einem sarkastischen Lächeln hinzu, „ich sehe an Deinem noch immer ziemlich glatten Gesichte doch schon die unverkennbaren Spuren manchen Leides, manches harten Augenblicks."

„Ja, ja," sprach der Tannhäuser vor sich niederblickend.

„Du zuckst so seltsam mit den Lippen, wie Du früher nicht thatest. Um Deine Augen ist ein Zug, mein Richard, der mir gar nicht gefallen will. — Apropos, Du hältst doch noch immer Haus bei der Frau Venus?"

Der Andere zuckte mit den Achseln. „Wie schon gesagt," warf er leicht hin, „man muß Dich austoben lassen. Aber mach' es kurz und gnädig."

„Der edle Tannhäuser, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb und Lust gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen,"

recitirte der kleine Maler und fuhr alsdann fort: „Es ſind aber noch lange keine ſieben Jahre; alſo wird es noch eine Weile dauern, bis Du Dir von der ſchönen Frau Urlaub geben läßſt, um darauf nach Rom zu pilgern. — Es wäre aber doch ſeltſam,“ meinte er nach einem momentanen nachdenklichen Stillſchweigen, „wenn Du auf dieſe Art den ganzen Tannhäuſer aufführteſt, wenn Du wirklich nach der heiligen Stadt kämeſt als ein Pilger bleich und wüſt.“

„Und warum ſollte ich nicht dorthin kommen? Es liegt ja in meiner Macht! Wenn ich morgen ſage: ich will reiſen, ſo reiſe ich.“

„Aber nicht nach Rom.“

„Warum nicht?“

„Frau Venus wird nicht wollen; ihr graut vor der ewigen Stadt, und weil ſie weiß, daß —“

„Daß —?“ fragte der Tannhäuſer in großer Spannung. „Daß Franceska dort iſt?“

Der Thiermaler fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht, dann ſprach er: „Da Du mich doch an alte Zeiten erinnerſt, ſo muß ich Dir ſagen, daß der kleine Joco geſtorben iſt, weißt Du, mein guter kleiner Aff', den wir Alle ſo lieb hatten. Wir Alle. Es war eigenthümlich und ganz närriſch von dem Thier, als ſie — zum letzten Mal im Atelier war und mit Joco ſpielte, ließ ſie ein kleines Halstuch zurück, welches das Thier von da nicht mehr herausgeben wollte und welches es bei ſich behalten hat bis an ſein ſeliges Ende. Nun behaupte Einer noch, daß ſo ein Affe nicht Menſchenverſtand habe!“

„Und?“ fragte Tannhäuſer.

Doch unterbrach ihn der Andere raſch, indem er ſagte: „Nach unſerem Atelier willſt Du fragen. Das habe ich damals beſtens an Becker und Krauß vermiethet. Die treiben dort jetzt Landſchafterei.“

„Und —?“

„Deine Bücher und Skizzen meinſt Du? Ja, die habe ich alle in eine Kiſte zuſammen gepackt und für Dich dort deponirt. Du kannſt ſie in Empfang nehmen, wenn Du wieder einmal dorthin kommſt.“

„Ich danke Dir. — Aber —“

„Laß' mich, ich weiß, was Du meinſt, die kupferne Lampe, die unter der Veranda brannte. Ja, die habe ich als mein Eigenthum behalten und ſie Becker und Kraus auf ihre landſchaftlichen Seelen gebunden. Sie iſt mein Eigenthum und ich glaube ſie noch einmal unverſehrt wieder zu finden.“

„Das glaubſt Du?“

„Gewiß, und noch mehr,“ gab der kleine Maler mit ſeltſam bewegter Stimme zur Antwort. „Ich hoffe immer, ſie ſoll uns ſpäter noch einmal leuchten.“

„Das hoffſt Du?“

„Das hoffe ich. Und es iſt mir gerade, als wenn ich voraus wüßte, daß es ſo kommen wird, daß die Augen, die lieben, lieben Augen, welche damals ſo froh und heiter in die leuchtende Flamme blickten, auch ſpäter noch einmal hinein ſchauen werden.“

„Und Du?“

„O ich werde dabei ſein.“

„Und ich?“

„Du,“ antwortete Wulf, indem er ſeinen Freund mit einem ſtarren Blicke anſah, „Du wirſt auch nicht fehlen.“ Damit wandte er ſich plötzlich um, trat an's Fenſter und ſagte darauf nach einer längeren Pauſe mit gänzlich verändertem Tone: „Aber nun ſage, wie es Dir hier bei uns gefällt.“

Der Tannhäuſer, welcher ſeinen Freund kannte, wollte für jetzt keinen Verſuch machen, das ſo plötzlich abgebrochene Geſpräch wieder anzuknüpfen. Er ſagte deßhalb: „In Venedig iſt es überall ſchön; ich wünſchte Dir nur ein bischen mehr Ausſicht.“

„Die habe ich draußen auf der Piazetta. Aber hier iſt ein gutes Licht zum Malen.“

„Und Du biſt fleißig? Laß mich Deine Skizzenbücher ſehen.“

Bereitwillig rückte Wulf einen Stuhl an den Tiſch und legte ſein Skizzenbuch, ſowie eine große Mappe darauf.

Der Tannhäuſer ſah Alles ruhig und prüfend durch, er nickte häufig mit dem Kopfe und man bemerkte an ſeiner Miene, ſowie an Blicken, die er zuweilen auf den Freund warf, daß er nicht nur befriedigt, ſondern erſtaunt war. Er durchblätterte aufmerkſam das Skizzenbuch, dann die Mappe, worin ſauber ausgeführte Aquarelle lagen.

„Du haſt Dich ja ganz geändert,“ ſagte er nach einer Pauſe. „Du biſt ein immenſer Kerl geworden.“

„Das kann man von Dir leider nicht ſagen,“ gab Wulf mit einem faſt betrübten Blick zur Antwort.

„Auch ſehe ich keinen einzigen Affenſchwanz,“ fuhr Tannhäuſer fort, der die Bemerkung Wulf's überhört zu haben ſchien.

„Sowie ich Joco dahin geben mußte, habe ich alle Luſt verloren, Affenſchwänze zu malen. Aber Du ſiehſt wenigſtens, daß ich mein Pfund nicht vergraben. Gut,“ fuhr er in ſehr ernſtem Tone fort: „Wir wollen Deine Vergangenheit in gewiſſer Beziehung nicht unterſuchen. Aber der Funke Freundſchaft, den ich für Dich noch im Herzen habe, läßt mich meine Hände zuſammenſchlagen und ausrufen: Menſch, was haſt Du mit Deinem großen Talente angefangen? Iſt das Alles bei der Frau Venus zu Grunde gegangen?“

Tannhäuſer ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe, dann ſagte er: „Sei unbeſorgt, während ich Dir und auch den meiſten Andern erſchien verſunken in Nichtsthun und Wohlleben, habe ich gearbeitet und gelernt, und Du würdeſt nicht minder erſtaunt ſein, wie ich beim Betrachten Deines Skizzenbuches und Deiner Aquarelle, wenn Du meine Bilder ſäheſt.“

„Aber ich ſehe ſie nicht," verſetzte der kleine Maler in beſtimmtem Tone, „ich habe ſie nicht geſehen und Niemand hat ſie geſehen. — Du weißt, Richard," fuhr er im alten vertraulichen Tone fort, „wie gut ich es ſtets mit Dir gemeint habe, daß ich Dein großes Talent erkannt, wie Niemand; Du weißt ferner, daß ich Verſtand und Einſicht genug habe, um mich richtig zu klaſſificiren. Woher kommt es denn aber, daß der Name Wulf, wenn auch einen kleinen doch guten Klang hat, daß aber Niemand den Namen Tannhäuſer kennt?"

„Das iſt vielleicht richtig," gab dieſer haſtig zur Antwort; „es iſt mir das ſelbſt ſchon ſchmerzlich und unangenehm aufgefallen. Doch kannſt Du nur von Deutſchland ſprechen; dort bin ich leider freilich wenig bekannt; meine Bilder ſind meiſtens nach Amerika, nach England, nach Rußland."

„Du ſprichſt zu mir die Wahrheit, gewiß Richard?" fragte dringend der kleine Maler. Und dann ſetzte er im Tone des Zweifels hinzu: „Du haſt alſo wirklich Bilder gemalt?"

„Nicht nur gemalt, ſondern auch zu enormen Preiſen verkauft. Ich will Dich überzeugen, ſo gut ich kann. Da lies." Er zog ſeine Schreibtafel heraus, nahm aus derſelben einen Brief, den er damals von dem Kunſthändler in B. erhalten, den er oft durchlas, den er wie ein Heiligthum mit ſich herumtrug.

Wulf ſchaute lang und nachdenklich in den Brief, dann ſchüttelte er den Kopf und ſprach: „Und das Bild des ſogenannten Anfängers war von Dir? Zu welchem Zweck aber ſpielteſt Du dieſe Komödie?"

„Einfach deßhalb, weil ich Bilder malte, mit denen ich nicht ganz unzufrieden war, die von Andern für vortrefflich gehalten wurden, die man mir gut bezahlte, die aber, wie ſchon geſagt, nach Amerika, England, Rußland gingen, um nicht nur ſpurlos zu verſchwinden, ſondern auch meinen Namen, wenigſtens in Deutſchland, ganz ungekannt zu laſſen."

„Ah so!“

„Ich hatte einen Verdacht,“ fuhr der Tannhäuser finster fort, der mich Tage lang wie wahnsinnig umher trieb. Konnte sie mit ihrem Gelde nicht meine Bilder aufkaufen, mir vergnügte Augenblicke dadurch machen wollen, daß meine vielleicht stümperhaften Arbeiten enorm bezahlt wurden? — Es war ein Gedanke, der mich beinahe der Verzweiflung nahe brachte.“

„Ach, ich verstehe! Und deßhalb maltest Du ein Bild und schriebst einen beliebigen Namen darunter?“

„Keinen Namen, nur ein P.“

„Richtig. Darauf bezieht sich auch die Stelle in diesem Briefe, wo der Kunsthändler sagt, Du solltest künftig Deinen Namen ausschreiben. Hattest Du denn früher Dein „Tannhäuser“ nicht deutlich hingemalt?“

„Versteht sich.“

Der kleine Maler zuckte mit den Achseln. „Bei alledem ist es doch sonderbar,“ sagte er, „daß Dein Name nicht bekannter geworden. Ich will sogar annehmen, nicht ein einziges Deiner Bilder sei in Deutschland geblieben, was an sich schon beinahe unmöglich ist, so bleibt es doch immer unbegreiflich, daß von England oder von Rußland wenigstens Dein Name nicht häufig genannt wurde. — Sage mir doch,“ fragte er nach einer Pause plötzlich, „hast Du nie etwas von den Arbeiten eines russischen Malers Potowski gesehen?“

„Potowski —?“ versetzte Tannhäuser und es flog ein Schatten über seine Züge. „O ja, dieser Name wurde schon einmal vor mir genannt und gerade damals, als ich jenes Bild ohne meinen Namen weggab. Der Bekannte, welcher es mir vermittelte, sagte mir nämlich, meine Arbeiten hätten eine große Aehnlichkeit mit denen des russischen Malers Potowski. Aber gesehen habe ich nie etwas von diesem. Sind Dir Bilder von ihm bekannt?“

uns nachgegeben zu haben und ſprach keine Silbe mehr von ihrem Projekte — wurde der Doktor nach langer Zeit wieder und zwar durch ein Handſchreiben des Herrn Specht in unſer Haus berufen. Dieſe Einladung war ihm um ſo überraſchender, als in unſerm Hauſe einer ſeiner Collegen, ein Mann, mit welchem er in keinem guten Einverſtändniß lebte, welcher aber dafür vollkommen tadellos und wohlgefällig vor den Augen des Herrn Sproßer und des Herrn Buchhalter Specht wandelte, ſeit längerer Zeit als Haus-Arzt praktizirte.

Die Prinzipalin befand ſich auf ihrem Zimmer, als der Doktor eintrat, ſie ſaß an ihrem Schreibtiſch, eine Brille auf der Naſe und war beſchäftigt, verſchiedene Briefe durchzuleſen. Sie reichte dem Arzte die Hand, welcher ſich einen Stuhl nahm und auf die unbefangenſte Art von der Welt und als ſei er erſt geſtern dageweſen, ein Geſpräch einleitete. Wie Burbus mir ſpäter verſicherte, fand er die Frau ſehr gealtert, ja wenig mehr von der Energie und dem ſo angenehmen kräftigen Weſen, das ſie früher auszeichnete. Sie nahm die Brille ab, lehnte ſich in ihren Stuhl zurück und ſchien nicht ungern den geſunden und luſtigen Einfällen des Arztes zuzuhören. Zuweilen fuhr ein Lächeln über ihre ernſten Züge und ſie nahm es gar nicht übel, als ihr der Doktor ziemlich ironiſch zu verſtehen gab, daß er die gegründetſte Hoffnung habe, bald wieder ihr Hausarzt zu werden,

„Nur ein einziges, eine leichte Skizze, und zwar sah ich solches bei dem Kunsthändler B. in München, vor nicht langer Zeit. Nun fiel mir beim Betrachten derselben unwillkürlich Deine Art zu malen ein. Es war Deine Färbung, Dein Pinselstrich, wie mir das von damals her noch in Erinnerung war. — Nimm mir nicht übel, daß ich eine harte Bemerkung mache, aber wenn Du fleißig gewesen wärest, müßtest Du malen wie dieser Potowski, dessen Arbeiten, wie man mir in München sagte, horrend bezahlt werden."

„Ich versichere Dich, ich bin fleißig gewesen," erwiederte der Andere, „sehr fleißig." Er lehnte sich mit einem trüben Lächeln neben die Fensteröffnung und blickte an der dunkeln Mauer des Hofes empor. „Wahrhaftig, ich habe seit der Zeit viel gemalt, und daß dies nicht ohne Geschick geschehen ist, beweist Dir vielleicht der Ausspruch jenes Kunstkenners, daß das Bild des Anfängers, das heißt mein Bild, wie von Potowski gemalt sei."

Der kleine Maler zuckte die Achseln, dann fuhr er sich mit seiner rechten Hand in sein dichtes Haar, als wolle er sich selbst ein wenig zausen, und bemerkte alsdann mit großer Lebhaftigkeit: „Ich bin überzeugt, daß Du mir die Wahrheit sagst, denn was könnte es Dich nützen, mich hinter's Licht zu führen! Aber etwas Räthselhaftes ist daran, das ist nicht zu läugnen. Wer besorgte denn gewöhnlich den Verkauf Deiner Bilder?"

„Nun, dieser oder jener Unterhändler," erwiederte Tannhäuser gleichgültig; „Leute, die ich meistens gar nicht kannte; sie hatten Aufträge von hier und da, und — siehst Du, Wulf, daß sich nie oder höchst selten ein Liebhaber meiner Bilder bei mir persönlich einfand, das gab mir oft zu denken und brachte mich auch auf die Idee, jenen Versuch zu machen."

„Und was dachtest Du eigentlich?"

„Ich dachte mir, meine Arbeiten seien schlecht und würden von ihr aufgekauft, um mich zu ermuthigen."

Der Andere lachte mit geringschätzender Miene; er wiegte seinen Kopf hin und her und sagte: „Falsch gedacht, grundfalsch. Verzeihe mir, wenn ich offen rede, aber in dem Verhältniß muß ihr Alles daran gelegen sein, Dich fest in der Hand zu behalten. Und das wäre ja für sie viel leichter, wenn Du ein unbedeutender Künstler wärest, ein Stümper, Einer, der alle Ursache hat, die Hand dankbar zu küssen, die ihm sein Futter gibt — das weiß ich ganz genau, und deßhalb wird es einer Frau in den Verhältnissen nie einfallen, um Dein Haupt einen künstlerischen Nimbus zu ziehen. Im Gegentheil, ich würde ihr eher zutrauen, daß sie alles aufböte, Dich Deines Glanzes als Künstler zu entkleiden, um desto sicherer den einfachen — schönen Menschen zu behalten."

„Du wirst mich doch besuchen?" unterbrach Tannhäuser das Gespräch, nachdem er einige Augenblicke tief nachsinnend zum Fenster hinausgeblickt und dazu an seinen Nägeln gekaut hatte. „Canal grande, Palazzo Pesaro. — Ich werde für Dich immer zu Hause sein."

„Nein, nein," erwiederte lachend der kleine Maler, „Du wohnst mir zu vornehm, und ich wüßte mich gar nicht zu benehmen, wenn Dein Kammerdiener oder sonst irgend Jemand mir sagte: Bitte einen Augenblick zu warten, ich will sehen, ob Seine Excellenz zu Hause ist. Ich glaube, ich lachte ihm in's Gesicht und eilte davon."

„Eigentlich hast Du Recht," sprach der Andere mit düsterer Miene. „Wo hast Du Dein Atelier? Wo malst Du?"

„Mein Atelier?" fragte Wulf verwundert. „Nun," fuhr er gleich darauf heiter fort, „ich habe eigentlich das prachtvollste Atelier, dessen sich nur ein Mensch rühmen kann. Ist doch das ganze Venedig meine Werkstatt. Ich sage Dir, da habe ich ein wunderbares Licht und Modelle von allen Sorten. Apropos und Scherz bei Seite, weißt Du im letzteren Genre hier nichts Aus-

gezeichnetes? Ich bin beauftragt, das Portal der Chiesa dei Miracoli zu malen mit einer Figur — siehst Du, so groß" — er wies das Maß mit den beiden Zeigefingern — „und das kann ich nicht ohne Vorbild machen. Weißt Du mir niemand Famoses dazu?"

„Nein," sagte Tannhäuser kurz. Doch setzte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu: „Ich will Dir die Figur malen, wenn es Dir recht ist. Aber wo? Hier ist der Reflex von der dunklen Mauer dort gar zu störend. Wäre im Hause nicht noch ein anderes Zimmer zu bekommen?"

„Ich glaube ja, nebenan ist gestern eines frei geworden, wo ein Franzose tüchtige Architekturbilder gemalt. Wenn dem das Licht gut genug war, wird es am Ende auch für uns sein."

„Gut denn, überzeuge Dich davon, ob das Gemach brauchbar ist, und ich werde zahlen, was verlangt wird."

„Es wird hier wohlfeiler sein als am Canal grande im Palazzo Pozarro."

„Pesaro!" verbesserte der Tannhäuser. Dann fuhr er mit der Hand über die Augen und sagte: „Ich versichere Dich, Wulf, die Idee mit Dir wieder zusammen zu malen, kann mich ganz glücklich machen. Wenn ich da an vergangene Zeiten denke, wo auch —"

„Der kleine Joco da war," unterbrach ihn hastig der Andere. „Ja, das war eine famose, lustige Zeit, und auch ich werde mich freuen, Dich wieder malen zu sehen. Bin ich doch begierig, ob Du wirklich etwas profitirt hast."

Der Tannhäuser hatte über etwas nachgedacht, etwas überlegt und sprach nun: „Thu mir den Gefallen und laß mir eine Leinwand zurecht machen, so vier Fuß lang und zwei ein halb Fuß hoch. Farben und sonstige Geschichten schicke ich durch eine vertraute Person."

„Aha," meinte Wulf mit einem pfiffigen Lächeln, „wir werden also nicht wissen, daß wir auswärts malen.".

„Ich habe meinen guten Grund dazu und werde ihn Dir später mittheilen."

Es geschah denn auch so, wie die beiden Freunde abgeredet. Der Tiroleſe gab das größere Zimmer, welches ein gutes Licht hatte, bereitwillig her, doch machte er dabei einen Preis, der unverhältnißmäßig höher war als der, welchen Wulf zahlte. Eigentlich ſollte man ſagen: verhältnißmäßig höher, denn er ſtand im Verhältniß zu dem neuen Miether, und wer dieſer neue Miether war, das hatte der pfiffige Tiroler alsbald aus der Gegenwart des Gondoliers Paolo geſehen, den er kannte und von dem er wußte, daß er bei einer reichen ruſſiſchen Herrſchaft diente.

Da ſaßen die beiden Freunde denn nun wieder beiſammen, der Tannhäuſer hatte ſeinen Rock abgeworfen und malte in Hemdärmeln an ſeinem Bilde. Dazu hatte er lächelnd den fuchſigen Calabreſer ſeines Freundes aufgeſetzt und fühlte ſich heiter und froh wie lange nicht mehr. Täglich leerte er die gefüllte Cigarrendoſe voll der vortrefflichſten Havanna auf den Tiſch des kleinen Malers aus und rauchte dafür deſſen Rattenſchwänze, die dieſer in einem obſcuren Tabakladen für 8 Centeſimi das Stück gekauft. Auch frühſtückten ſie häufig mit einander eine Flaſche gewöhnlichen Weins, einige Schnitten Salami und etwas Käſe, und dazu brachte der Tannhäuſer einen faſt unglaublichen Hunger mit.

Daß Wulf auf die Arbeit ſeines Freundes außerordentlich geſpannt war, brauchen wir wohl nicht zu ſagen. Er hatte ſeine Staffelei ſo aufgeſtellt, daß er neben derſelben vorbei auf das Bild Tannhäuſers blicken konnte, und brachte mehr Zeit damit zu, dorthin zu ſehen, als auf ſeine eigene Leinwand. Tannhäuſer hatte eine ſehr flüchtige Skizze auf Papier entworfen, deren Compoſition aber ſeinem Freunde außerordentlich gefiel. Neben einer Brunnenſchaale, über welche von allen Seiten das klare Waſſer

herabquillt, ſtehen zwei junge Mädchen, von welchen die Eine ein glänzendes Gefäß auf dem Kopfe trägt, in welchem ſich die Andere lachend zu betrachten ſcheint. Rechts davon befindet ſich eine Gruppe Kinder: ein Mädchen von vielleicht ſieben Jahren läßt ihren kleinen Bruder aus der hohlen Hand trinken.

Die Compoſition hatte dem kleinen Maler, wie geſagt, außerordentlich gefallen, und als jetzt der Andere anfing in leichten, aber doch kräftigen Strichen auf die Leinwand zu zeichnen, dann an einzelnen Stellen ebauchirte, gewandt, wie ſpielend, ohne ſich große Mühe zu geben, dabei beſtändig plaudernd und doch wieder keinen Pinſelſtrich umſonſt machend, und wie das Ganze in kurzer Zeit ſo wunderbar herrlich, ſo friſch und wahr auf der Leinwand hervortrat, da betrachtete der kleine Maler öfter ſeinen Freund, hinter dieſem ſtehend, kopfſchüttelnd von oben bis unten und ging dann meiſtens ſchweigend und nachdenklich an ſeine eigene Arbeit.

„Wenn Dir was nicht gefällt, ſo ſag's frei heraus," meinte mehrmals der Tannhäuſer. „Du ſiehſt, ich male hier ohne das Modell vor mir zu haben und muß mich mit flüchtigen Studien behelfen."

Dieſe flüchtigen Studien, wie er es nannte, brachte er immer von Hauſe mit, aber da ſie meiſtens die Stellungen, welche der Tannhäuſer brauchte, auf's genaueſte wiedergaben, ſo ſah Wulf wohl, daß ſie ſein Freund gerade zu dieſem Zwecke gemacht. Er war entzückt über dieſe Entwürfe und nebenbei geſagt, auch von der Schönheit der Modelle, welche ſeinem Freunde zur Verfügung ſtanden. Dieſer wollte aber nie zugeben, daß es Modelle ſeien. „Phantaſieen," ſagte er, wenn ihn der Andere dringend darum fragte. „Erinnerungen, die ich mir ſo, wie ich ſie brauche, zuſammentrage."

„Ich ſollte faſt glauben, daß Du die Wahrheit ſprichſt," meinte Wulf, „denn es möchte wohl ſchwer ſein, ſo viel Harmonie

in einem weiblichen Körper vereinigt zu finden. — Und doch war eine, der ich alles das miteinander zugetraut hätte."

Der Tannhäuser gab hierauf keine Antwort, aber er machte haſtig einige Striche an einem der weiblichen Köpfe, worauf er zurücktrat und ſeinen Freund vor das Bild treten ließ.

„Ah!" machte dieſer, nachdem er hingeſchaut. „Du haſt das noch gut im Gedächtniß. Aber thu' mir den Gefallen und löſche dieſe Aehnlichkeit wieder. Sie thut mir weh. Du würdeſt ſie doch beim fertigen Bilde nicht ſtehen laſſen."

„Darin haſt Du recht," entgegnete haſtig Tannhäuſer. „Du weißt, wie oft ich ſie früher gemalt, ja daß ich kein Bild vollendete, auf dem ich nicht ihrer reizenden Züge in irgend etwas gedacht. Aber ſpäter war es mir unmöglich, mir ſolche vor Augen zu bringen; ich habe es ein paar Mal verſucht, aber bin jedes Mal vor meinem eigenen Werk erſchrocken."

„Male fort, male fort!" ſagte ſtill und traurig Wulf. „Du haſt recht, wecke ihr Auge nicht auf."

„So glaubſt Du auch, daß ſie für uns todt und begraben iſt?" fragte der Andere mit einem ängſtlichen Blick.

„Für mich nicht," erwiderte Wulf, und dabei leuchteten ſeine Augen ſo eigenthümlich. „Mir ſchwebt ſie Tag und Nacht vor in herrlicher Klarheit, und ich bin überzeugt, ich ſehe ſie irgendwo wieder. — O wie ich mich darauf freue!"

Der Tannhäuſer machte ein paar leichte Striche an dem Bilde und jede Spur einer Aehnlichkeit mit ihr war verſchwunden. „Weiter, weiter!" ſagte er nach einer Pauſe.

„Ja, zum Teufel, was weiter?" lachte der kleine Maler. „Das möchte ich Dich fragen. Apropos, gehen wir zu was Praktiſcherem über. Wie lange denkſt Du noch im Venusberg zu bleiben, ſchöner Tannhäuſer?"

„Ich möchte ihn lieber heut als morgen verlaſſen."

„Und gehſt doch übermorgen noch nicht."

Der Andere nickte mehrmal mit dem Kopfe. „Du haſt vielleicht Recht," ſagte er, „es hält mich wie mit Ketten und Banden; es iſt die ſüße Gewohnheit dieſes Daſeins."

„Frau Venus iſt eine ſchöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Wie Sonnenſchein und Blumenduft
Iſt ihre Stimme, die weiche,"

ſagte Wulf. „Nicht-wahr, es friert Dich ordentlich, wenn Du denkſt, daß Du wieder auf eigenen Füßen ſtehen mußt? Du biſt ſchon viel zu lange in Capua geblieben."

Der Tannhäuſer hatte ruhig fortgemalt, dann trat er einen Schritt zurück, betrachtete, und wie es ſchien mit Wohlgefallen, ſein eigenes Werk und ſagte alsdann, wie erhoben durch ſeine Kunſt: „Du irrſt Dich, Wulf; ich ſpiele nur ſo mit meinem gegenwärtigen Leben. Es iſt eine gefährliche Spielerei, aber ich werde die Feſſeln, mit welchen ſie mich zu halten trachtet, leicht abwerfen können, ſobald es mir beliebt. Und gerade, daß ich die Kraft in mir fühle, ein anderes Leben anzufangen, wann ich will, morgen, übermorgen, das läßt mich die Gegenwart fort und fort ertragen, in ihr fortträumen."

„Du irrſt Dich ſelbſt," entgegnete der Andere in ſehr ernſtem Tone. „Du wirſt ſo lange fortträumen bis zu einem erſchreckenden Erwachen."

„Sieh mein Bild an," ſprach Tannhäuſer mit Stolz. „Sage ehrlich, ob es Dir gefällt. Nun gut, ich ſehe an Deiner Miene, daß mein Werk über Deinen Erwartungen ſteht, daß ſelbſt Du zufrieden biſt. Nun ſage mir, brauche ich, der ſolche Bilder malt, ich, noch in voller Blüthe der Jugend, ein Erwachen aus meinen Träumen zu fürchten? — Gewiß nicht."

Wulf gab eine Zeit lang keine Antwort, er ſah dem Freunde zu, wie er malte, und ſagte erſt nach einem längeren Still-

ſchweigen: „Und doch iſt es ein Unglück, daß es mit Dir ſo hat kommen müſſen, daß gerade ein Talent, wie Du, ſo — ſeltſam in der Welt daſtehen muß. Glaube mir, Richard, ſo lieb es mir wäre, wenn Dein Name mehr genannt würde, ſo bin ich doch wieder froh, daß es nicht geſchieht. Ich habe immer noch eine gewiſſe Schwachheit für Dich, und es ſchnitte mir in's Herz, wenn ich zum Beiſpiel hören müßte: So, das iſt der Tannhäuſer? — Ah der? — Schade um das große Talent! — Höre mich an. Wie wäre es, wenn Du der Frau Venus ein ſtilles Valet ſagteſt? Am Ende wäre ihr auch damit gedient."

„Ich glaube nicht," meinte Tannhäuſer, indem er leicht mit dem Kopf ſchüttelte.

„Verſuch' es einmal, bleibe ein paar Tage bei mir. Wer würde Dich hier finden?"

„Pah, und wenn auch!"

„Du trittſt ihr offen entgegen; Du ſprichſt zu ihr: Madame, Alles hat einen Uebergang. So ſagte ja auch ſchon der Fuchs, als man ihm das Fell über die Ohren zog. — Nun, ich will Sie verlaſſen, ehe die öffentliche Meinung mir völlig etwas Aehnliches thut, wie Reinecke. Leben Sie wohl."

Der Tannhäuſer lächelte eigenthümlich, aber es war ein trauriges Lächeln. — „O Wulf! Wulf!" rief er dann nach einer längeren Pauſe, „hätteſt Du mich damals in jener Nacht — ich vergeſſe ſie nie, es grollte ein ſchweres Gewitter am Himmel, — hätteſt Du mich damals zurückhalten können, dann wäre Alles anders gekommen. Jetzt iſt es ja zu ſpät — o viel zu ſpät. In den beiden kleinen Häuſern," fuhr er mit einem träumeriſchen Blick fort, der in weite Fernen zu ſchauen ſchien, „wohnt Niemand mehr, der uns was angeht. Der Blumengarten iſt verwüſtet, es wächst jetzt dort nur Unkraut. Und die Lampe unter der Veranda leuchtet nimmer, nimmer, nimmer. — Iſt nicht Alles geſtorben, verloren, unauffindbar verloren? — Weißt Du, Wulf,

ich habe Momente, wo ich anders denke, als ich jetzt spreche. Aber es sind nur kleine Augenblicke. Da sehe ich hinaus auf einen einsamen staubigen Weg, der vor mir dahinläuft und der mich dringend einladet, ihm zu folgen. Und dann treibt mich eine unendliche Sehnsucht fort und meine Phantasie fliegt über Berge und Thäler dahin, rastlos, immer zu, erregt und freudig. Denn in solchen Momenten weiß ich, daß ich finden werde, was ich suche. Aber wie gesagt, nur kurz sind solche Augenblicke; nur zu bald stürze ich aus der schwindelnden Höhe herab und bin alsdann in meiner dumpfen Betäubung so froh, daß mich ein weicher Arm zurückhält."

Wulf war den Worten seines Freundes mit Betrübniß gefolgt; er sah wohl, daß er diesen schwachen Charakter von jeher richtig begriffen, und es war ihm, als müsse er sich Vorwürfe darüber machen, daß er damals nicht gewaltsamer gegen ihn aufgetreten sei.

„Wozu aber diese trüben Gespräche?" rief Tannhäuser mit einer erzwungenen Lustigkeit. „Wir sind ja noch jung, laß uns unsere Jugend genießen. — Und dann hat sie mir doch Fesseln angelegt, die schwer zu zerreißen sind. — Wie sagtest Du vorhin? — Frau Venus ist eine schöne Frau!"

„Ja, ja, so habe ich gesagt, sprach der kleine Maler mit leiser Stimme. „Ich kann die Legende vom Tannhäuser besser auswendig, als Du selber. Da ist noch ein Vers, der kommt unfehlbar hinter drein, und den wirst Du auch noch kennen und begreifen lernen." Und darauf recitirte er:

„Wir haben zu viel gescherzt und gelacht,
Ich sehne mich nach Thränen,
Und statt mit Rosen möcht' ich mein Haupt
Mit spitzigen Dornen krönen."

Vierzehntes Kapitel.

Elise.

Marco war ein nicht minder vortrefflicher Gondolier als sein College Paolo. Und er wußte durch ähnliche Dienstfertigkeiten, nur anderer Art, das Vertrauen seiner Herrin im vollsten Maße zu verdienen. Er wußte nach den ersten acht Tagen schon genau die Stellen, von wo sie dieses oder jenes Bauwerk gern betrachtete, oder die Plätze, wo sie es liebte, auszusteigen, um eine halbe Stunde auf und ab zu promeniren. Auch bemerkte er ganz gut an ihren Mienen, wenn sie trüber Laune war und nichts sehen wollte, als die weite Wasserfläche mit ihren stillen Inseln, die häufig so im Dufte daliegen, daß sie aussehen, wie eine Fata Morgana. Dabei war es zum Erstaunen, wie Marco den andern Tag so genau wußte, wo sein College Paolo den Tag vorher mit seiner Gondel und seinem Herrn gewesen war. Ja nicht nur schien ihm darin nichts verschwiegen zu bleiben, sondern er hatte auch eine außerordentlich schlaue Art, um diese Kenntnißnahme zu verwerthen.

Was mochte wohl der Tannhäuser in jenem kleinen Hause zu schaffen haben, das einem Tiroler gehörte, wohin er sich täglich begab und wo er sich alsdann mehrere Stunden aufzuhalten pflegte? Und daß er von seiner Zeit hier viel verbrachte, das ließ sich nicht leugnen. Auch kehrte er von da meistens heiter gestimmt nach Hause zurück. Wo er gewesen, hatte die Fürstin nie gefragt; sie war überhaupt klug genug, nie Aehnliches zu fragen. Auch hatte ihr der Tannhäuser keine Ursache zum Mißtrauen gegeben; er sprach offen über Alles, was ihm begegnet; er lobte

indem er ſich die außerordentlichſte Mühe gebe, ſein vergangenes Leben vergeſſen zu machen und in irgend einen Betklubb als verloren gegangenes, aber reuiges Lamm aufgenommen zu werden.

Dem Dokter nahm eigentlich nie Jemand was übel, er hatte eine ſolch' gutmüthige Manier, ſeine beißenden Bemerkungen anzubringen, daß man ihm im Ernſte nicht zürnen konnte.

„Laſſen Sie Ihre Poſſen," ſagte endlich die Frau, ohne böſe zu ſein, „die Wege der Menſchen treffen ſich, laufen zuſammen und gehen auseinander."

„Ganz richtig," ſagte der Doktor, „wie auf dem Billard die Kugeln nach unſanftem Zuſammenſtoß."

„Ich habe Sie rufen laſſen, lieber Doktor," fuhr Madame Stieglitz fort, „nicht wegen einer ärztlichen Conſultion, ich befinde mich, Dank dem Höchſten, körperlich wohl, vielmehr wegen eines Geſchäftes, über welches ich mit Ihnen ſprechen möchte; leſen Sie dieſen Brief."

Der Doktor entfaltete ein Papier, welches ihm Madame Stieglitz gab und rieb ſich, nachdem er einige Zeilen geleſen und die Unterſchrift geſehen wiederholt die Augen, wie Jemand, der nicht glauben will und kann, was er ſieht. „O, das iſt zu ſtark," ſagte er nach einer Pauſe, „aber Sie wären nicht geneigt darauf einzugehen Madame Stieglitz."

eine ſchöne Frau, die er geſehen, oder ein reizendes Mädchen mit nicht minderem Enthuſiasmus als ein vortreffliches Bild; er erzählte häufig von dem maleriſchen Getreibe in den kleinen Kneipen der ärmeren Stadtviertel, die er nicht ſelten zu beſuchen pflegte. Er hatte noch nie von dem Hauſe des Tirolers geſprochen.

Da die Fürſtin aber endlich doch gern wiſſen mochte, warum er ſich ſo häufig dorthin begebe und ſo lange dableibe, ſo hatte ſie es ſich eines Tages von Monſieur Ferrand erzählen laſſen, der es ganz zufällig von Marco erfahren. „Der Herr malen dort nur ein Bild," hatte der alte Diener achſelzuckend geſagt, und zwar offenbar mit einem bedauernden Geſichtsausdruck. Er hätte wahrſcheinlich lieber etwas Anderes gemeldet.

Die Fürſtin aber ſchien dieſe Nachricht für nicht ganz ſo gleichgültig und geringfügig zu halten. Warum malt er auswärts ein Bild? dachte ſie. Warum verheimlicht er mir das? Will er ſich ein Fundament zu einer neuen Zukunft legen?

Sie ſchritt eine Zeit lang unruhig und nachdenkend in ihrem Zimmer auf und ab, dann ließ ſie Eliſe zu ſich kommen und ſprach lange und lebhaft mit ihr. Darin lag nun eigentlich nichts Beſonderes, denn das kam häufig vor, wobei die Fürſtin auf ihrem Divan lag und das junge Mädchen neben ihr am Boden auf Kiſſen und Teppiche niederkauern mußte. Sie legte ſich dabei mit Schultern und Kopf auf das Ruhebett ihrer Herrin, und dieſer machte es Vergnügen, unter dem Plaudern das volle dunkle Haar Eliſens aufzulöſen, darin herumzuwühlen, es über ihre weißen Schultern und ihre Bruſt zu zerſtreuen, dann ihre warme Hand bald hierhin, bald dorthin zu legen, was das junge Mädchen ſeltſam erſchauern machte. —

Als der Tannhäuſer eines Tages zu ſeinem Freunde kam, — ſein Bild war ſo gut wie fertig — ſagte ihm Wulf: „Da war heute Früh ein zudringlicher Kerl da, den ich mit aller Gewalt nicht davon abhalten konnte, Deine Arbeit zu ſehen, der ſich für

einen Kunſthändler ausgab und der trotz meiner Gegenrede die Thür öffnete und hier herein trat. Ich hätte ihn eigentlich zur Treppe hinab complimentiren ſollen."

„Und was wollte er?"

„Nun, was will ein Kunſthändler, der ſich ein eben fertig gewordenes Bild betrachtet? — Es kaufen, ſobald es ihm gefällt."

„Und es gefiel ihm?" fragte der Tannhäuſer mit Intereſſe.

„Die Frage kannſt Du Dir wohl ſelbſt beantworten, denn ich habe Dir wohl ſchon ein dutzend Mal geſagt, daß Du da ein Werk geliefert haſt. Du wirſt verſtehen, was ich für einen Unterſchied mache zwiſchen einem Bild und einem Werke. Auch habe ich Dir nie unnöthige Komplimente gemacht."

„Das weiß der Himmel! Und der Kunſthändler war Deiner Anſicht?"

„Leider ja. Dieſer Kerl wollte und will das Bild kaufen."

„Nun darin ſehe ich gerade kein leider, im Falle nämlich, daß er es auch ordentlich bezahlt. Haſt Du ihm eine Forderung geſtellt?"

„Ja. — Ich verlangte viertauſend Gulden."

„In dem Fall," entgegnete luſtig der Tannhäuſer, „haſt Du ihn wirklich auf eine ziemlich feine Art zur Treppe hinab complimentirt. Denn," ſetzte er mit einem Blick hinzu, dem man anſah, daß er mit Intereſſe die Antwort ſeines Freundes erwartete, „bei Deiner verrückten Forderung floh er davon, ſo ſchnell er konnte?"

„Nicht ſo ganz. Allerdings rief er: Corpo di Bacco! dann aber fragte er, ob ich ihm den Kauf bis morgen offen halten wollte."

„Nun?"

„Ich wollte mich auf keine Verbindlichkeiten einlaſſen; denn — Du ſiehſt mich freilich mit ſo eigenthümlichem Blicke an, — aber — laß mich ausreden, ich habe, was das Bild anbelangt,

eine andere Idee. Und dann — was ist Dir im gegenwärtigen Augenblicke an viertausend Gulden gelegen! Bagatell für Dich. Und was ich mit dem Bilde will, geschieht rein aus Freundschaft für Deinen Namen."

„Darauf bin ich begierig."

„O es ist sehr einfach, wenn Du aber in dieser Richtung von mir eine große und brillante Rede erwartest, so hast Du Dich unendlich getäuscht. Also kurz und gut, Du überlässest das Bild mir zur freien Verfügung, Du fragst nicht darnach, ob und wann ich es verkaufe; Du erlaubst mir, es zu dem Preise wegzugeben, der mir gut dünkt. Daß ich die dafür zu erhaltenden Gelder gewissenhaft für Dich anlege, versteht sich von selbst. — Ja, lächle nur; Du sitzest freilich bis über die Ohren im Ueberfluß, und ich muß anerkennen, Du bist trotz Deiner goldenen Fesseln in gewisser Beziehung ein freier Mann, — ein Gefangener, dem es deßhalb hinter seinen ruhigen Mauern so gut gefällt und welcher nur aus dem Grunde bleibt, weil er sagen kann: die Thore öffnen sich vor mir, so bald ich es verlange, heute, morgen, übermorgen. — Was können Dir im jetzigen Augenblick viertausend Gulden bedeuten? Leinwand ist wohlfeil, Farben kosten auch nicht viel, und wir haben gesehen, daß es bei Dir keiner langen Zeit gebraucht, um so etwas zu Stande zu bringen, wie es hier auf der Staffelei steht."

„Recht, Du hast Recht," versetzte der Andere, indem er sich gegenüber seinem Bilde an die Mauer lehnte und vor sich niedersah. „Deine Worte sind voll Logik und nebenbei angenehm für mich. Doch bin ich überzeugt, es kommt doch hinter allem dem ein gewichtiges Aber."

„Das will ich meinen, und sogleich," sagte fast lustig der kleine Maler. „Aber es kann auch die Zeit kommen, wo die viertausend Gulden ein nicht zu verachtendes Objekt sind, eine Zeit,

wo Du vielleicht einmal ſagen wirſt: dieſer Wulf iſt doch ein geſcheuter Kerl geweſen."

„Gewiß, und ein treuer Freund," unterbrach ihn Tannhäuſer mit gerührter Stimme, indem er die Rechte des kleinen Malers mit ſeinen beiden Händen faßte und herzlich ſchüttelte. „Alſo die Sache iſt abgemacht: Du behältſt das Bild, Du machſt damit, was Du willſt, Du legſt es bei Seite —"

„Oder ich ſtelle es aus."

„Auch das; ganz wie Du willſt. Du kannſt es behalten, Du kannſt es verkaufen, ganz nach Deinem Belieben."

Der kleine Maler hatte, die Worte des Freundes mit Kopfnicken begleitend, auf das Bild geſchaut, und als dieſer ſchwieg, wandte er ſich um, indem er ſagte: „Und das Alles gibſt Du mir ſchriftlich?"

„Du biſt ja wie Mephiſto; auch was Geſchriebenes forderſt Du, Pedant?"

„Es iſt für alle Fälle gut," entgegnete Wulf, ſonderbar mit den Augen zwinkernd, „und da ich Dich von damals her noch als einen guten Kerl kenne, der mit ſich reden läßt, ſo habe ich das Nöthige über unſern ſchriftlichen Pakt ſchon aufgeſetzt und will es Dir vorlegen."

„In Gottes Namen denn, her damit!"

Wulf hatte aus der Bruſttaſche ſeines Rockes ein Papier hervorgeholt, das er behutſam auseinander faltete und es ſeinem Freunde darreichte. Der Tannhäuſer blickte hinein und las alsdann lachend: „Im Monat Juli des Jahres 1856 malte der deutſche Maler Richard Tannhäuſer im Atelier des Unterzeichneten ein Bild, vier Fuß hoch, zwei ein halb Fuß breit, zwei Mädchen an einer Brunnenſchaale. Ich war bei dieſer Arbeit gegenwärtig und kann mit den theuerſten Eiden bekräftigen, daß ich zuſah, wie beſagter Richard Tannhäuſer dieſes Bild entworfen und gemalt."

Der Leſende ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Ja, was ſoll denn dieſe Geſchichte eigentlich?“

Worauf Wulf zur Antwort gab: „Das ſind nur Notizen für mich. Was Dich angeht, folgt darnach.“

Der Tannhäuſer las weiter: „Das oben bezeichnete und von mir gemalte Bild übergab ich am heutigen Tage dem Maler Friedrich Wulf, indem ich ihm geſtatte, mit dem Bilde zu machen, was ihm gut dünkt, ſo daß er es ausſtellen kann, wo und wann er will, und ebenſo verkaufen, zu welchem Preis ihm angemeſſen erſcheint.“

„Ich muß geſtehen,“ lachte Tannhäuſer, nachdem er zu Ende geleſen, „der Schluß dieſes Dokumentes iſt beſſer als der Anfang. Gib eine Feder, daß ich mein Handzeichen darunter male. — So,“ fuhr er fort, nachdem er ſeine Unterſchrift breit und kräftig hingeſetzt, „möge es mit dieſer Arbeit nach Deinem Gefallen gehen.“

„Möge es das!“ gab der kleine Maler nach einer Pauſe zur Antwort, während welcher er ſein Papier ſorgfältig verwahrte. „Und wenn es alſo geſchieht, ſo wirſt Du ſpäter die ſchönſten Früchte davon ernten.“

Er war bei den letzten Worten an ſeinen Freund hingetreten, hatte dem ſeine Rechte auf die Schulter gelegt und ſprach mit einem eigenthümlich weichen Geſichtsausdrucke: „Als ich, nachdem ich einige Tage hier war, zufällig erfuhr, Du ſeieſt in Venedig, da war mein erſter Gedanke, die Stadt ſogleich wieder zu verlaſſen, da es ja möglich ſei, Dir zufällig zu begegnen.“

„Und das erſchien Dir ſehr peinlich?“

„Allerdings — ſehr peinlich. Aber die winkligen Straßen, dies rieſenhafte Labyrinth von Gäßchen und Kanälen beruhigte mich, bis — nun Du weißt beſſer, wie Du mich aufſuchteſt, konnteſt aber damals nicht ſehen, welcher Haß, welche — Verachtung mein Herz durchzuckte, als ich Dich eintreten ſah.“

„Wulf!“ rief Tannhäuser in ernstem, schmerzlichem Tone und machte zu gleicher Zeit den Versuch, zurückzutreten.

Doch hielt ihn der Andere fest. „Daß ich Dir das jetzt sage, sowie mein Benehmen von der Zeit an gegen Dich, muß Dir ein Beweis sein, daß ich meine Gesinnungen geändert. Und so ist es auch, und ich änderte zwar meine Gesinnungen gegen Dich an dem Tage, wo ich bei den ersten Strichen Deines Bleistiftes sah, daß Dich der Genius der Kunst nicht verlassen. Und da sagte ich mir, so lange der noch schützend die Hand über Dich hält, kannst Du nicht so tief gesunken sein, wie es den Anschein hat.“

„Du sagst mir da herbe Sachen,“ gab Tannhäuser mit einem trüben Lächeln zur Antwort. „Aber ich kenne ja Dein Wesen, ich bin überzeugt, daß Du es gut und redlich mit mir meinst, und ich weiß ja,“ setzte er düster hinzu, „daß Du annähernd ein Recht hast, so mit mir zu sprechen.“

„Schon diese Ansicht ist etwas werth. Aber sage mir, Tannhäuser, hast Du eine Idee davon, wann der Tag kommen wird, wo es Dich drängt, aus dem schwülen Dunstkreis des bewußten Berges, der Deine Sinne umnebelt und gefangen hält, wieder aufzusteigen in die frische fröhliche Natur, aus dem erschlaffenden, betäubenden Dufte hinaus zu uns, die wir im kühlen, duftigen Grase, am Ufer eines frischen, murmelnden Wassers ruhen und aufwärts durch leicht zitternde Blättermassen an den treuen, dunkelblauen Himmel schauen? — Aus dem verführerischen, gedämpften Scheine des einsam brennenden Lichtes hinaus an den goldenen Sonnenschein?“

„Ja, ja, sie kommt!“ versetzte Tannhäuser hastig. „Und bald, bald. Es ist ein Ringen in mir, ein Drang, mich loszureißen, der immer gewaltiger wird und dem ich folgen will und muß — morgen, übermorgen. — Aber glaube mir, Wulf, Du bist befangen, Du urtheilst einseitig. Mein Leben ist kein so wüster Traum, wie Du Dir einbildest, wild wohl, aber frisch und entzückend. Es ist

ein Zauber, gegen den ich schon vergeblich mit aller Kraft angekämpft, den ein Blick aus dunklem Auge, ein Wort aus lieblichem Munde wieder fester um mich knüpft."

„Du mußt ihn zerbrechen, indem Du fliehest."

„Damals wäre das leichter gewesen," fuhr Tannhäuser träumerisch fort. „O hätte ich damals die ganze Gefahr überblickt, damals, als sie noch in der Nähe war! Ich hätte mich zu ihren Füßen geworfen, ihre Kniee umfaßt und gefleht — schütze mich! schütze mich! — Aber dieses schöne Weib," sagte er nach einer Pause, während welcher er die Augen mit der Hand verdeckt hatte, „hält mich fest in zweierlei Gestalt; man kann nicht müde werden, ihr anzugehören, denn sie wechselt ihren Körper unbefangen, sorglos, sie läßt mich scheinbar dahin ziehen, da sie weiß, daß ich um so fester, mit um so glühenderer Lust wieder zu ihr zurückkehren werde. Sie hat ein Doppelleben in sich, ein drei-, ein vierfaches, wenn es ihr gut dünkt; sie bindet mich mit immer stärkeren Banden, da sie meine Ketten scheinbar muthwillig selbst zerreißt." —

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche,
Wie Sonnenschein und Blumenduft
Ist ihre Stimme, die weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
Am zarten Kelch zu nippen,
So flattert meine Seele stets
Um ihre Rosenlippen,"

sagte der kleine Maler mit leiser Stimme. „Ja, um viele Rosenlippen. — Ja, ich verstehe, wie sie Deine Ketten zerreißt, um Dich dadurch noch fester zu binden.

„Tannhäuser, unglückseliger Mann,
Der Zauber ist nicht zu brechen!

Doch genug davon. Wenn ich auch nicht hoffe auf ein langſames Löſen Deines Verhältniſſes, ſo hoffe ich doch auf die heilige Kunſt, welche Dich ſchirmend umgibt, auf den Genius, der in Dir lebt, und hoffe vor allen Dingen auf irgend ein Ereigniß, welches wie ein Blitzſtrahl Deine ſchwüle Wetternacht durchreißt, Dich aus Deiner Betäubung aufrüttelt und Dich vor gänzlichem Untergange bewahrt. — Ich hatte immer noch gehofft," ſetzte er hinzu, nachdem er eine Zeit lang dem Freunde in das finſtere Angeſicht geſehen, „Du würdeſt vielleicht den Entſchluß faſſen, Venedig und Alles zu verlaſſen und mit mir zu ziehen — wohin Du wollteſt, meinetwegen ſogar nach Rom. Da Du mich aber einen Blick in Dein Inneres thun ließeſt, ſo ſehe ich wohl, daß es unnöthig aufgewendete Mühe wäre, Dich von hier wegzubringen. Du würdeſt nachdenkend, träumend folgen, vielleicht bis Meſtre, vielleicht ſogar bis Padua oder Verona, und dann würdeſt Du Dich plötzlich losreißen und umkehren. Iſt's nicht ſo?"

Tannhäuſer nickte ſchmerzlich lächelnd mit dem Kopfe.

„Was könnte ich Dir auch verſprechen?" fuhr Wulf fort. „Ja, wenn bei den Freunden Alles beim Alten geblieben wäre, wenn ich wüßte, wie Vater und Tochter über uns denken, wenn die beiden kleinen Häuschen, wo wir ein ſo heiteres, vergnügtes Leben führten, noch unſere Heimat wären, ja dann würde ich Dich mit aller Gewalt der Ueberredung von hier fortzuziehen verſuchen und würde Dir immerfort erzählen von der grünen Veranda, die wir nach Tagen oder Wochen wiederſehen würden, von dem Lichtſchein, der durch die Blätter blitzt, von ihrem erſtaunten und erfreuten Auge. — Das kann ich aber jetzt nicht, und um Dich, mein Freund, mir nachzuziehen, wie ich es thun will und muß, ſoll ich erſt nachſehen, was aus den Freunden geworden. Wenn ich Dir ſchreibe, daß ſie Dich herzlich willkommen heißen, willſt Du alsdann meinem Rufe Folge leiſten?"

„Ja, ja, ich will, ich will gewiß," entgegnete haſtig der

Tannhäuſer. „Aber,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „warum ſprichſt Du wie ein Abſchiednehmender?“

„Weil ich es in der That bin, weil es mich von hier forttreibt, weil ich noch mehr von der Welt ſehen will und muß.“

Der Andere machte einen raſchen Gang durch das Zimmer, blieb dann einen Augenblick mit verſchränkten Armen vor ſeinem Bilde ſtehen und ſagte: „Und das packſt Du ein und nimmſt es mit? — Eigentlich haſt Du Recht; Du haſt Venedig geſehen, Du haſt Deine Studien gemacht, Du biſt ein glücklicher freier Menſch, und da Dich nichts mehr hier zurückhält, ſo ſchnürſt Du Dein Bündel und ziehſt davon.“

„Ja, ja, frei wie der Vogel in der Luft, wenn auch nicht ganz ſo zufrieden und glücklich,“ gab der kleine Maler zur Antwort. Und damit nahm er die beiden Hände des Freundes in die ſeinigen. „Du gehſt alſo nicht mit mir? — Gut, ich dringe nicht weiter in Dich. Aber ſage mir, wo wir uns beſtimmt wieder finden, wenn uns das Schickſal nicht früher zuſammenführt.“

„Das iſt nicht ſo ganz leicht zu beſtimmen,“ ſagte der Tannhäuſer; „unſere Intereſſen ſind ja leider nicht mehr die gleichen.“

„Und treffen doch, hoffe ich, in einem Punkte zuſammen, — in der Kunſt, Richard.“

„Ja, ja, in der Kunſt. Gott erhalte mir den Sinn für dieſe.“

„Nun gut, wenn es Dir damit Ernſt iſt, ſo wollen wir uns nächſten Herbſt in München treffen. Dort iſt im Monat September die allgemeine Verſammlung deutſcher Künſtler, wohin es Dich natürlicher Weiſe auch zieht, und iſt doch die Sache ſelbſt ein genügender Vorwand, um Dir Urlaub zu einer Reiſe zu verſchaffen,“ ſetzte Wulf mit leichtem Spott hinzu. Er ſprach aber dieſes Wort gewiß nicht in der Abſicht aus, ſeinen Freund zu kränken, ſondern es war ſeine Art ſo, ſich ſelbſt und Andere aus einer weichen Stimmung, in welche man zu zerfallen dachte, empor zu ſtacheln.

„Gut, ich komme,“ ſagte Tannhäuſer entſchloſſen, indem er

dem Freunde die Hand darreichte. „Natürlicher Weise vorbehältlich, daß die mächtige Hand über uns nicht ein Anderes gebietet.“

„Versteht sich von selbst,“ erwiederte launig der kleine Maler. „Doch werde ich mich selbst in diesem Falle bemühen, Dir als Geist zu erscheinen.“

„Und nun denn, Friedrich, ohne weitern Abschied.“

„So sei es, Richard, leb' wohl.“ — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Wulf verließ wirklich einige Tage nachher Venedig, ohne seinen Freund nochmals gesehen zu haben, doch ließ er ihm durch den Tiroleſe einen Brief zuſtellen, in welchem er ſchrieb: „Es iſt gut, daß ich mit Deinem Bilde das Weite geſucht habe. Jener Kerl, den ich mit meiner von Dir ſo genannten närriſchen Forderung von viertauſend Gulden abzuſchrecken gedachte, ſtellte ſich noch ein paarmal ein, ſchien in Deine Arbeit völlig vernarrt und bot mir bis zu ſechstauſend Gulden. Wohlfeiler werde ich nun auch ſpäter Deine Arbeit nicht hergeben, und Du ſiehſt nun, welch' immenſes Kapital Du immer noch zu erwarten haſt, wenn Du auch mit all' Deinen jetzigen Glücksgütern Schiffbruch leiden ſollteſt. Denke an Raimunds wunderbares Märchen, Du ſelbſt ein Verſchwender, und nimm mich für jenen zudringlichen Bettler, der Dir einſtens wieder erſcheinen wird, hoffentlich aber nicht auf den Trümmern Deines Lebens. Addio!“

Nur ein einziges Mal hatte die Fürſtin angeſpielt auf die Zuſammenkünfte im Hauſe des Tiroleſe und zwar mit lächelndem Munde und dabei ſcherzend geſagt: „Bei alle dem, Richard, war es Unrecht von Dir, daß Du mir das Bild nicht zeigteſt, welches Du dort gemalt, daß Du es mir verheimlicht haſt, Deiner treueſten und aufrichtigſten Verehrerin. Es ſoll ſehr ſchön geworden ſein. Wo haſt Du es gelaſſen?“

„Ich gab es meinem Freunde, jenem kleinen Maler, deſſen Du Dich wohl noch erinnerſt aus meinem Atelier.“

„Warum nicht?“ entgegnete die Prinzipalin, „ich kenne die Familie, die Leute haben Unglück gehabt, waren aber von achtbarem Charakter und das Mädchen soll sehr gebildet und wohlerzogen sein, so sagt wenigstens mein Buchhalter, der Herr Srecht.“

„Ei so, der Herr Srecht,“ lachte bitter und zornig der Doktor, „der Herr Srecht, den Gott —“ verdammen soll, wollte der Doktor sagen, verschluckte aber das Wort und schüttelte mit dem Kopfe; „das geht nicht, Madame Stieglitz, das geht durchaus nicht.“

„Und warum nicht, ist das Mädchen nicht zu empfehlen? ich habe Sie zu mir gebeten, lieber Herr Doktor, um einige Auskunft über ihren Charakter zu erhalten, sie wohnt seit dem Tode ihres Vaters bei Ihnen?“

„Empfehlungswerth,“ sagte der Doktor, „o was das anbelangt, da könnte sich jedes Dach glücklich preisen, unter welches dies reine und gute Geschöpf eingeht, sogar das Ihrige,“ setzte er ironisch hinzu, „sogar hier, wo des Glaubens hellstes Licht leuchtet, würde man keinen Flecken an ihr finden.“

„So wäre ich also nicht abgeneigt,“ sagte Madame Stieglitz, „das Mädchen unter den besten Bedingungen anzunehmen.“

„Doch wär' ich in der That sehr abgeneigt, das Mädchen aus meinem Hause zu lassen.“

„Sie hat das vorausgesehen,“ entgegnete ruhig die

„Ah, der damals das komische Affenbild malte! O ich vergesse nicht das Geringste aus jener Zeit."

„Ich mußte einmal ein Bild malen, um es unter meine deutschen Freunde zu bringen. Habe ich doch genug Arbeiten in's Ausland verkauft zu hohen Preisen, bin von meinen Käufern höchlich belobt worden, ohne daß es mir aber gelungen wäre, meinen Namen bekannt zu machen. Das fängt an mich zu drücken."

„Und weßhalb?" fragte die Fürstin leichthin. „Schätzt doch Jeder Deine Bilder, der sie sieht, und bist Du auch um Abnehmer nie verlegen gewesen."

„Allerdings, wenn das das Endziel aller Wünsche eines Künstlers ist, so könnte ich mich zufrieden geben. Aber hast Du keine Idee davon, wie Großes, wie Erhabenes, wie Glücklichmachendes darin liegt, sich einen Namen zu machen, einen gefeierten Namen, bei dessen Nennung man sagt: Ach ja, er, sollten wir ihn nicht kennen? — Ich kenne kein Glück des Lebens," setzte er verdüstert hinzu, „keines — keines, keine Freude des Daseins, die je ein solches Gefühl des Gekannt- und Geehrtseins aufwiegen könnten. — Aber ich scheine davon noch weit entfernt zu sein."

„Und doch werden auch darin Deine Wünsche noch befriedigt werden."

„Ich hoffe es," versetzte Tannhäuser kurz und heftig, „denn sonst möchte ich nimmer leben."

Die Fürstin brach das Gespräch ab, sie blickte vor sich nieder, sie schien über etwas nachzusinnen, sie lächelte eigenthümlich, dann sagte sie mit einem Male: „Ich habe gestern ein Schreiben von Portinsky erhalten."

„So," machte der Maler in gleichgültigem Tone.

„Er schreibt mir von Rom. Immer noch derselbe Phantast, der alte Mann mit dem viel zu heißen Herzen."

„Er ſchreibt von Rom?“ ſagte Tannhäuſer, mit einemmale aufmerkſam geworden. „Was macht er da?“

„Was er dort macht? — Eines Theils was alle Beſucher thun, die nach Rom kommen: Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit anſchauen, Kirchen und Muſeen beſuchen. Andern Theils aber — es iſt eigentlich zu lächerlich!“

„Nun?“

„Hatte er bis Rom die Spur jener jungen Italienerin verfolgt — Du erinnerſt Dich gewiß ihrer? — dieſe Spur aber in der großen Stadt verloren.“

Der Tannhäuſer athmete ſichtlich auf.

„Jetzt aber ſchreibt er, er habe ſie wieder gefunden — die Spur und dann das Mädchen ſelbſt, er iſt entzückter über ſie als je, er ſagt mir, der Name, den ihr Vater und ſie in Deutſchland geführt, ſei nur ein angenommener geweſen, ſie wäre von einer guten, alten Familie, und zwiſchen den Zeilen ſeines Schreibens leſe ich, daß er, der alte Fünfziger, toll genug ſein wird, dem jungen Mädchen ſeine Hand anzubieten. Iſt das nicht förmlich ridicul? — Wenn ich mir denke, daß mir eines Tages der Graf und die Gräfin Portinsky gemeldet werden!“

Wir ſind im Stande, über ein kleines Leid, das uns betrifft, über eine Nachricht, die uns verletzt, außer uns zu gerathen, uns in heftigen Reden über das Für und Wider auszulaſſen, uns in einen völlig fieberhaften Zuſtand zu verſetzen, der den Ausgangspunkt unſeres Kummers vollkommen verrückt, der uns exaltirt, weil er uns zu Folgerungen veranlaßt, wie eins ſich immer trauriger, immer ſchmerzender aus dem Andern entwickeln könnte. — Und dagegen ſind wir wieder im Stande, ein tiefes Leid, das plötzlich über uns hereinbricht, das wir auf einmal in ganzer, entſetzlicher Geſtalt vor uns ſtehen ſehen, mit einer ſtoiſchen Ruhe, mit einer an Gleichgültigkeit grenzenden Kälte aufzunehmen.

So ging es dem Tannhäuser; so erschien er wenigstens äußerlich; seine Lippen hatten freilich ein wenig gezuckt, als die Fürstin fast spottend den Namen der Gräfin Portinsky genannt. Er hatte darauf die Zähne fest aufeinander gepreßt, er hatte den furchtbaren Schlag mit einemmale erhalten, unvorbereitet, er hatte ihn ausgehalten, er fühlte sich nur eine Secunde von ihm niedergedrückt und konnte darauf ruhig lächeln und die Antwort geben: „das wäre allerdings außerordentlich komisch."

Als er dann einige Zeit darauf aus dem Zimmer ging, sah er allerdings ein wenig bleich aus, doch sagte er im Weggehen ein paar Worte mit solcher Ruhe, daß ihm die Fürstin erstaunt nachblickte. Wie es aber in seinem Innern aussah, davon hätte die kleine Gondel erzählen können, in welche er sich hinein warf, deren Vorhänge er zusammenzog und die nun mit ihm, einem starr vor sich Hinbrütenden, durch unbesuchte öde Canäle fuhr. Paolo versuchte es mehrere Male, zu seinem Herrn hineinzuschauen, und wenn ihm das nicht gelingen wollte, so setzte er kopfschüttelnd seine Fahrt fort. Endlich aber, als es schon Abend wurde und der drinnen immer noch kein Zeichen zur Rückkehr nach Hause oder zum Anhalten gab, ließ der Gondolier nicht ohne Absicht sein leichtes Fahrzeug etwas stark an irgend eine Treppe anstoßen, in deren Nähe sie sich gerade befanden, schritt auf den Rand nach vornen und bat um Befehle.

Der junge Maler lag noch immer ausgestreckt in den Kissen, den Kopf auf die Hand gestützt, so daß sich seine Finger tief in sein volles blondes Haar vergruben, und selbst das heftige Anstoßen der Gondel war nicht im Stande gewesen, ihn aus seinen schmerzlichen Träumereien zu erwecken. Wie hatte er sich in diesen langen Stunden selbst gequält, wie hatte er die Vergangenheit in ihren kleinsten Einzelnheiten nochmals durchlebt, wie hatte er sich die Zukunft vor Augen geführt, seine und ihre, wie hatte er sein Herz zerfleischt mit tausend Nadelstichen, mit tausend fein zuge-

ſpitzten glühenden Gedanken, mit denen er in einem wollüſtigen Schmerze ſein Inneres zerriß! — Jetzt richtete er ſich empor, er ſtrich ſein Haar aus der Stirn, richtete ſich in die Höhe und befahl Paolo, nach Hauſe zu rudern.

Dort angekommen ſtieg er langſam die Treppen hinauf und hörte es kaum, als ihm der Portier meldete, die gnädige Frau ſei vor einer halben Stunde ausgefahren. Er nickte mechaniſch mit dem Kopfe, und als er oben in das weite Veſtibul trat, that ihm die Stille und Dunkelheit, welche hier herrſchte, ſo wohl, daß er ſich gerne niedergelaſſen hätte, doch hatte ihm Monſieur Ferrand bereits nach ſeiner Gewohnheit mit einer tiefen Verbeugung die Thüre zum Salon geöffnet, weßhalb er dort eintrat.

Es war am Abend für ein glückliches Herz hier immer unbeſchreiblich ſchön; die hohen Bogenfenſter ſtanden weit offen und ließen die kühlere Meerluft hereinſtreichen; dort über der Giudecca war der Himmel glänzend goldig angeſtrahlt, und die Formen der mächtigen Kirche von Santa Maria della Salute, ſowie weiter links die Kuppel von San Giorgio Maggiore ſtanden dunkel und in noch impoſanteren Formen auf dem leuchtenden Abendhimmel. Auf die Canäle ſenkte ſich ſchon die Nacht herab, und die gegenüberliegenden Paläſte des Canal grande erſchienen ſchon in ihren Einzelnheiten unkenntlich; überall ſah man Fenſter geöffnet; hier und dort hörte man die leiſen melancholiſchen Klänge einer italieniſchen Volksweiſe oder ein Bruchſtück aus irgend einer beliebten Opernarie, und in der dunklen Häuſerreihe blitzten jetzt häufig Lichter auf. Dazwiſchen war es rings umher ſo ſtill, daß man deutlich jeden Schlag des Ruders hörte, wenn eine Gondel unten vorüberfuhr, ebenſo das Lachen und Plaudern der darin Sitzenden, ſowie den noch ſo leiſe angeſchlagenen Ton einer Mandoline, der ſich auch zuweilen vernehmen ließ.

Der Tannhäuſer lehnte an der Einfaſſung des Fenſters, er hatte die Stirne an den kalten Stein gedrückt, und dieſes ſo

ſanfte, allmälige ſtillzufriedene Einſchlummern der großen Stadt, das ſonſt wohl im Stande geweſen war, eine ernſte Ruhe über ſein Herz zu verbreiten, preßte ihm heute beinahe Thränen des tiefſten Schmerzes aus. Namentlich durchzuckte es ihn wild, wenn irgendwo wieder zwiſchen dem Grün einer Veranda oder eines Balkons ein Licht aufblitzte, und dann zog er den Athem kurz und heftig an ſich, daß es klang wie ein leichter Aufſchrei, wie ein unterdrücktes Schluchzen. O hätte er nur eine Menſchenſeele gewußt, der er ſich hätte mittheilen können, ein freundliches Herz, in das er ſeinen tiefen Kummer hätte niederlegen können! —

„Jo ti voglio ben assai,
Ma tu non pens' a me!"

klang es mit einemmale aus dem Nebenzimmer halb geſungen, halb geſprochen. — Er kannte die Stimme wohl und auch die Worte. Es war der Refrain eines Liedes, das er von den Gondolieren unzähligemal gehört, das er nie beachtet, das aber jetzt dicht in ſeiner Nähe ſo innig, ſo leiſe und faſt flüſternd vorgetragen, in ſeiner gegenwärtigen Stimmung eine unbeſchreibliche Wirkung auf ihn hervorbrachte. Es riß ihn aus ſeinen Träumereien, es trieb ihn an die Thüre des andern Gemachs, und als er dort die ſchwere Portiere aufhob, hätte er im Halbdunkel, welches in dem Zimmer herrſchte, kaum die Geſtalt Eliſens unterſcheiden können, die auf dem Divan der Fürſtin ruhte und ſich bei ſeinem Eintritte raſch erhob, wenn ihm nicht eine vor dem Hauſe plötzlich aufflackernde Gasflamme zu Hülfe gekommen wäre, welche das Gemach mit einem ſanften, unbeſchreiblich wohlthuenden Lichte erfüllte.

„Bleibe, bleibe!" ſagte er haſtig, wobei er ſich dem jungen Mädchen näherte und ſich an ihrer Seite niederließ. „Sing' Dein Lied nochmals, oder nur den Refrain deſſelben; er klingt ſo mild, ſo beruhigend; er tönt wie eine Klage, die wir gern beantworten

möchten, indem wir ihr, welche sie singt, zu Füßen stürzen und ihr sagen: Nein, nein, Du thust mir Unrecht, ich denke an Dich nicht täglich, nicht stündlich, sondern bei jedem Athemzuge. Denn an Dich zu denken ist mir ebenso Bedürfniß als die Luft einzuathmen. — O Elise," unterbrach er sich, während er ihre Hand ergriff, „laß mich zu Dir reden, laß mich Dir etwas von meiner Vergangenheit erzählen, laß mich Dir erklären, wie sehr der Refrain Deines Liedes auf mich paßt:

„Ich liebte sie von Herzen,
Doch sie denkt nimmer mein!"

O bleibe ruhig, laß mich mein Gesicht etwas zu Dir niederbeugen, daß ich leise flüsternd mit Dir sprechen kann. — So — laß Deine Hand an meiner heißen Schläfe liegen, Deine Finger sind so kühl, sie werden mein Blut besänftigen."

„O nein, nein!"

„Nun laß mich Dir erzählen," fuhr er mit leiser Stimme fort, „gewähre mir die Seligkeit, meine wilden Gedanken in Deine ruhige kindliche Seele niederzulegen. — Du wirst mich verstehen."

„O nein, nein, ich darf und soll das nicht verstehen."

„Und möchtest doch, Elise. — O höre mich!"

Und dann erzählte er ihr mit hastigen Worten und erregter Stimme von seinem früheren Leben und von ihr, von dem kleinen Häuschen, wo er gewohnt, von der Veranda und von ihr; von den wunderbaren Sommer-Abenden, von dem Lichte zwischen dem Grün der Blätter und von ihr, immer wieder von ihr. Und dabei malte er so glühend und heiß, wie er sie geliebt, und wie ihre Blicke auch ihm gesagt, daß er ihr nicht gleichgültig sei, wie diese Blicke zu ihm gesprochen hätten, ihn mächtig angezogen, und wie er oftmals, aber nur in seinen Träumereien, ihr zu Füßen gestürzt sei, — so, so, sie wild und verlangend in seine Arme gerissen. —

Ja, wild und verlangend, — unwiderſtehlich — glühend. — Eliſe! — Eliſe! —

Während er dem jungen Mädchen ſo erzählte, trat der eigenthümliche Ausdruck der Ueberraſchung auf ihrem Geſichte immer ſtärker hervor, wobei ihr Auge flammte und ſich ihre Lippen zuckend öffneten. Doch als dieſer Ausdruck den höchſten Grad erreicht hatte, verſchwand er ebenſo plötzlich wieder und machte dem Zuge eines Leides Platz, der ſich nun wie eine Art Ermattung auf ihrem Geſichte lagerte, — als er nun mit ruhiger, obgleich bewegter Stimme weiter erzählte von jenen Tagen, wie das Schickſal ſie von einander geriſſen und wie er nichts mehr von ihr gehört, bis ihn heute jene Nachricht, welche ihm die Fürſtin mitgetheilt, wie ein Donnerſchlag getroffen.

Wie hatte er in ſeinen ſelbſtquäleriſchen Träumereien heute Nachmittag dieſe Nachricht von allen Seiten betrachtet, das Für und Wider überlegt, um am Ende immer und immer wieder zu dem furchtbaren Reſultate zu gelangen, das in den wenigen Worten der Fürſtin lag: „ſo können wir es denn erleben, daß ſich eines Tags der Graf und die Gräfin Portinsky bei uns melden laſſen.“ — Sie, die blühende Franceska, die Frau jenes ihm verhaßten alten hinfälligen Mannes! Dieſer Gedanke brachte ihn immer und immer wieder zur Verzweiflung. Und lag eine Unmöglichkeit darin? Gewiß nicht. Hatte er vielleicht ein Recht, irgend eine Rückſicht von dem jungen Mädchen zu verlangen, deſſen Herz er ſo tief gekränkt, die er ſo muthwillig, ſo leichtſinnig verlaſſen?

So mußte es denn ſein, und ſo mußte es ſich erfüllen, worüber er ſchon früher in finſteren Augenblicken gegrübelt, das er aber lachend, auf ein unverdientes Glück bauend, weggeſcheucht. Und nicht nur der an ſich ſchon furchtbare Schmerz über die Gewißheit ihres Verluſtes war es, was ſein Herz zerriſſen, nein, die lichte Geſtalt des jungen und reinen Mädchens hatte ihm immer vorgeſchwebt wie ein verkörpertes Bild ſeiner eigenen Zukunft, zu

welcher er vielleicht immer noch im Stande sei, sich durch Arbeit, durch Noth und Trübsal hindurch zu ringen. Sie war ihm in schönen Träumen erschienen, wie ein heiliger Altar, vor dem er nicht im Staube niederknien werde, auf ihn das Bekenntniß seiner Fehler, seiner Sünden, seiner Buße niederlegen, von dem herab er auf ein verzeihendes Wort hoffte. — Jetzt war alles vor ihm dunkel und mächtig umzogen; ihm schien kein Tag mehr dämmern zu sollen, er sah keine rettende Hand mehr, die sich ihm darbot, um ihn hinauszuführen aus dem schwülen Dunstkreis des Zauberberges, er sah in diesem Augenblicke kein liebes Bild mehr, das seine Sinne stärkte, die umnebelt und gefangen waren, kein süßes Lächeln, das ihn emporzog in die frische, fröhliche Natur, um dort anbetend und bereuend niederzusinken. —

Selbst das heilige Gebilde der Kunst, das ihn so oft getröstet, das ihn so oft mit neuen Hoffnungen belebt, schien jetzt fernab von ihm zu schweben mit verhülltem Angesichte.

Fünfzehntes Kapitel.

Auf der Ausstellung.

Es ist etwas Eigenthümliches um so eine große Kunstausstellung, da in einem Raume beisammen zu finden, was größere und kleinere Meister innerhalb hundert Jahren auf verschiedenen Punkten der deutschen Erde gemalt und von dem sie nicht gedacht, daß es sich, mit all' den andern vereinigt, eines Tags im Glaspalast zu München zusammenfinden würde. Dabei kann man sich wohl vorstellen, daß es vielleicht den wenigsten der Künstler annehm gewesen wäre, wenn man ihnen bei Schaffung ihrer Werke

gesagt hätte, daß diese nach so und so viel Jahren von der stillen Wand, wo sie so lange Zeit behaglich geruht und geschlummert, nun auf einmal wieder in die Oeffentlichkeit treten sollten, eine neue Jugendzeit durchmachen, sich damals anstaunen zu lassen, als sie noch in frischen Farben auf der Staffelei ihres Erzeugers standen, und der Herr A. die Madame B., Madame B. den Herrn C. und der Herr C. den Herrn Baron mit seiner Familie dem sich tief verneigenden Maler vorstellten, welche alle gekommen waren, um das reizende Bild, von dem man so viel Wunderbares gehört, anzustaunen und zu sagen, was sie in der letzten Kunstkritik darüber gelesen.

Ja, daß es so einem jungen Bilde Vergnügen macht, von allen Seiten betrachtet und bewundert zu werden, das kann man sich schon denken, aber ebenso natürlich und begreiflich ist es auch, daß sich ein altes Gemälde, welches viele Jahre in gemüthlicher Ruhe die Zierde irgend eines stillen Gemaches gewesen ist, dort meistens nur bekannte Gesichter gesehen, nun auf einmal ausgestellt wird den Blicken Tausender ganz wildfremder Menschen, nun sehr unbehaglich fühlt, verdrießlich, dunkel und finster dreinschaut.

Für den Besucher haben diese Kunstgabfütterungen en gros auch etwas Beengendes, Unbehagliches, Uebersättigendes. Wenn man eintritt, so ist es, als käme man in einen großen Salon, wo man unter einer Anzahl fremder Leute ein paar bekannte Gesichter findet, zu denen wir uns auch mächtig hingezogen fühlen, das andere Gewühl scheu von der Seite betrachten und so viel kostbare Zeit verlieren. Erst nach und nach sind wir im Stande, die genaue Bekanntschaft all' dieser renommirten Herrschaften zu machen, und da wir doch für jeden etwas Geistreiches wenigstens denken müssen, so fühlen wir uns in kurzer Zeit körperlich und geistig ermüdet. Am Ende blicken wir seufzend auf die enorme Enfilade von Zimmern, die wir noch durchwandern müssen, und fühlen dabei mit tiefer Betrübniß, daß wir künstlerisch schon so gesättigt

ſind, daß nur eine ganz pikante Speiſe im Stande iſt, uns ein klein wenig aufzuregen.

Und ſo iſt es dem gewöhnlichen Strom von Beſuchern großer Gemäldegallerien tagtäglich zu Muth, Leuten, die aus Pflichtgefühl ihr Abonnement ausnützen, die alles geſehen haben wollen, um darüber ſprechen zu können, oder der Schaar jener Unglücklichen, die über das, was ſie erſchaut oder nicht erſchaut, ein kunſtrichterliches Urtheil ſchriftlich abzugeben genöthigt ſind.

Da wir nun aber einmal da ſind, unſer Eintrittsgeld bezahlt und unſern Stock in Verwahrung gegeben haben, ſo ſchlagen wir ſeufzend den Katalog auf und fangen gleich rechts an der Thür an: Nr. 440. Die Erſtürmung Erfurts durch die Türken oder ſo etwas. — Wenn es nur ein Mittel gäbe, um unſere Gedanken von all' den wunderbaren und ſchönen Bildern abzubringen! Unſere armen Augen ausruhen zu laſſen von dem wilden Durcheinander all' der Farben, all' der verſchiedenartig gemalten Phyſiognomieen, all' der Waſſerfälle und Waldeinſamkeiten, all' der Kühe und Eſel, all' der goldenen Rahmen! Und doch giebt es ein Mittel, dies zu bewerkſtelligen, und dazu in gewiſſer Beziehung noch ein nutzbringendes. Dort vor dem großen Gemälde ſteht ein Sopha, das immer beſetzt iſt von Zuſchauern. Setzen wir uns dahin, nehmen eine aufmerkſame Haltung an, ſchlagen ein Bein über das andere, die Arme ebenfalls und ſtarren mit etwas geſenktem Kopfe und vorgeſchobener Unterlippe inbrünſtig auf das Gemälde. Man wird uns, den Kunſt-Enthuſiaſten, belächeln, aber unſer Zweck iſt erreicht: man hat unſere Ohren vergeſſen, wir ſind eine Art Leimruthe, an der alle möglichen Geſpräche unbemerkt hängen bleiben.

Da treten Zwei dicht auf uns zu, er ſtützt ſich auf das Sopha, auf dem wir ſitzen, ſie lehnt ſich an ihn, und Beide ſchauen nicht nach unſerem Bilde, ſondern nach einer daneben hängenden beliebigen Waldnymphe, welche vorſichtig die Zweige

Prinzipalin, „und hat mir auch noch privatim geſchrieben — der erſte Brief gilt dem Hauſe Stieglitz und Comp. — und gerade dieſes zweite Schreiben, in welchem ſie der gaſtlichen und liebenswürdigen Aufnahme gedenkt und zugleich den Wunſch, ſich eine Exiſtenz zu verſchaffen, ſo kindlich ſchön, ja rührend motivirt, hat mich ſehr für ſie eingenommen, mir genügen Ihre Ausſagen, mein lieber Herr Doktor vollkommen und ich werde der Mamſell Emma dieſe Stelle geben.“

„Als Ladenjungfer,“ lachte der Doktor auf ſeine eigenthümliche Art, wenn er ſeinen Zorn unterdrücken wollte.

„Nicht ſo ganz,“ entgegnete die Frau, „ſehen Sie, Herr Doktor, ich werde nachgerade alt und ſchwach, ich bin nicht mehr dieſelbe, die ich noch vor einem halben Jahr war,“ ſagte ſie mit einem trüben Lächeln, „meine Augen laſſen nach, ich ſitze oft ſtundenlang einſam und allein, bin meinen Gedanken überlaſſen und möchte gern ein gutes Weſen um mich haben, das freundlich und liebevoll mit mir ſpricht, ein weibliches Weſen, das mich die alte Frau vielleicht verſteht. Ich kann ja nicht immer die koſtbare Zeit meines Seelenfreundes, des Herrn Sproßer in Anſpruch nehmen.“

Der Doktor ſah bei dieſen Worten die Frau ernſt an und antwortete mit ſchneidendem gedehntem Tone: „meine verehrte Frau, Sie eröffnen dem armen mittelloſen Mädchen

der Büsche auseinander zieht und die Spitze ihres Fußes in ein klares Wasser taucht.

„Ich kann von dem Bilde nicht wegkommen," sagt er, „und wenn ich ein reicher Mann wäre, würde ich es kaufen."

„Ach geh doch!" gibt sie kaum vernehmlich zur Antwort.

„Wahrhaftig, sei doch nicht so kindisch. — Ich sage Dir, das ist eine Aehnlichkeit, die ganz wunderbar ist; man könnte glauben, Du habest dem Maler zum Modell gesessen."

„Ah! das bitte ich mir aus!"

„Es ist aber doch so; dein Gesicht, die Haltung deines Kopfes — wunderbar ähnlich. Und alles — alles!"

Sie treten hinweg, und es ist uns nicht zu verdenken, daß wir den Kopf herumwenden, um dem wirklich hübschen Mädchen nachzusehen, das in allem der Nymphe da oben so ähnlich sieht.

„Weißt Du," spricht eine tiefe Baßstimme neben uns, „das Urtheil eines Kunstverständigen thut nie weh; aber wenn ein solcher Vandal, wie jener Kerl, vor meiner Landschaft steht und zwei Schritte von mir von spinatgrünen Bergen spricht, wozu die Sonne in ihrem Eigelb vollkommen passe, da könnte man rasend werden und sollte es verschwören, je wieder für die deutsche Nation zu arbeiten. Diese weichen, duftigen Abendtöne spinatfarbig zu nennen. Es ist zum Aufhängen."

Das Letztere würde der Sprecher mit Leichtigkeit haben erreichen können, denn die strickartige Binde um den nackten Hals hätte man nur in irgend einen Haken einzuhängen gebraucht. Im Uebrigen sieht der Träger derselben in seinem Anzug etwas abgeschabt aus, hat ein finsteres, eingefallenes Gesicht, trägt sehr langes Haar und hält einen kuhbraunen Calabreser zusammengedrückt unter dem linken Arm. Er und der Andere, mit dem er spricht, thun übrigens nur so, als betrachten sie das Bild, vor dem wir sitzen, oder die bewußte Nymphe; in Wirklichkeit schauen sie immer dahin, wo die Landschaft mit den spinatfarbenen Bergen

hängt, und wenn von all' den vielen Menſchen, die dort vorüber gehen, nur ein Einziger einen Augenblick vor der eiergelben Sonne ſtehen bleibt, ſo zieht der mit dem langen Haar die Brauen hoch empor. Aber es beißt ſelten Einer an auf das ſaftige Grün, und endlich iſt auch der unglückliche Urheber jenes bekannten Bildes verſchwunden.

In einer Kunſtausſtellung ſind am unerträglichſten die großen Geſellſchaften beiderlei Geſchlechter, die ſich zuſammengethan haben, um gemeinſam zu genießen, und die ſich das Wort gaben, ihren Mitleidenden keine Naſen- oder Bajonnetſpitze, keinen Sonnenſtrahl und keinen Waſſerfall zu ſchenken. Sie rauſchen wie eine Heerde um die nächſte Ecke heran, verſtellen gleich eine ganze Wand und ſtören durch ihre lebhaften Bewegungen, durch ihre ewigen Ausrufe das bischen Ruhe, welches eben eingetreten, nachdem uns der unzufriedene Maler verlaſſen.

„Siehſt Du? — Nein dies. — Aber da. — Hier das iſt ſchön. — Wo? — Hier. — Hat Aehnlichkeit mit 620. — Ah, von Krautmaier! — Siehſt Du Krautmaier? — Von dem Krautmaier? Das iſt alſo der Krautmaier? — Der junge Krautmaier? — Nein, der alte Krautmaier. Krautmaier Du und der Teufel, das iſt nicht zu ertragen. — Der die Großmutter malte, als ſie ſchon geſtorben war."

Brrrr! Es nützt nichts, wenn man auf wirklich auffallende Art in die Hände klopft, ſie fliegen nicht in die Höhe, ſie drehen höchſtens ihre langen Hälſe herum, ſchauen Dich naſerümpfend an, und ein Kecker unter ihnen, der ſich ein Anſehen geben will, ſagt vielleicht in wegwerfendem Tone: „Es iſt in der That ungeheuer genant, daß dieſe Ausſtellung ſo alle Tage für jedermann zugänglich iſt. Man ſollte doch wenigſtens ein- oder zweimal in der Woche unter ſich ſein können!" —

Endlich flattern ſie davon, ſie rauſchen um die nächſte Ecke, und wir ſehen deutlich, wo ſie eingefallen ſind, denn dort haben

ſie ein paar ernſte Beſchauer verſcheucht, die ſich geſenkten Hauptes entfernen.

„Sie werden mir zugeben, Herr Profeſſor,“ ſagte eine feine, etwas heiſere, aber erregte Stimme, „daß Schlachtenbilder zu malen an und für ſich ein Unſinn iſt. Was ſoll die Kunſt? Erheitern und erfreuen. Und iſt ein Bild, wo der Pulverdampf die Luft verdunkelt, wo Leichen und Sterbende dutzendweiſe in den ſchauerlichſten Verrenkungen umherliegen, im Stande, uns zu erfreuen, zu erheitern? — Gewiß nicht. Sehen Sie dort den Ueberfall bei Hochkirch. Da ſtehen ſie nun ſchaarenweiſe davor und thun, als ob ſie entzückt wären.“

„Es iſt auch ein ſchönes Bild, Herr Profeſſor.“

„Allerdings, Herr Profeſſor. Aber wenn man nun einmal nicht anders kann als Schlachten malen, ſo ſoll man ſie wenigſtens im hellen Sonnenſchein darſtellen. Mich indignirt dieſes Bild, ſo oft ich es ſehe.“

„Weßhalb, Herr College?“

„Weil der Maler mir eine der beſten Ideen weggenommen, Herr College. Kennen Sie meine Bauernburſchen, die mit einer Fackel etwas erheitert von einer Kirmeß heimkehren? — Müſſen Sie nicht geſtehen, daß ſich dieſer ſogenannte Ueberfall bei Hochkirch in den Hauptmomenten ganz an meine Arbeit lehnt?“

„Ich könnte doch eigentlich nicht ſagen, Herr College.“

„In der That? Nicht, Herr College? Iſt auf meinem Bilde nicht daſſelbe hügelige Terrain, Dunkelheit, Fackellicht, die querfeldein wild anſtürmenden Bauernburſchen und der Gensdarm, der ihnen auf meinem Bilde ſo unverhofft in den Weg tritt?“

„Ja, ja, von dieſem Geſichtspunkte aus, Herr Profeſſor!“

„O es gibt gar keinen andern Geſichtspunkt, Herr Profeſſor. — Aber ſo geht es Unſereinem. Nicht nur, daß die kaum herangewachſenen jungen Leute ein paar Ellen Leinwand mit Farben beklecksſt ein Bild zu nennen belieben, ſo gehen ſie auch her, nehmen

uns die beſten Motive, und ſo Einer macht aus den bekannten nächtlich herumſtreifenden Bauernburſchen des Profeſſor Hagelwetter einen Ueberfall bei Hochkirch. Iſt es nicht rein zum Davonlaufen?“

„Ein vortrefflicher Eſel!“ ſagen wir halblaut und verſenken unſere Blicke in das Portrait des gemüthlichen Langohrs, deſſen Rücken Gemüſekörbe trägt und an deſſen dickem Kopfe die Ohren ſo lebendig und ſprechend ſind. Sagt uns nicht das eine etwas geſenkte, daß es ein heißer Sommertag iſt, und erzählt nicht das andere ſtramm emporgerichtete von dem Ueberfall bei — nein, nein, wir wollten ſagen von dem Ueberfall einer ſtechenden Fliege. — Es iſt in der That ein vortrefflicher alter Eſel. Und es gibt noch viele dergleichen in der Welt.

„Erlauben Sie, mein Herr!“ möchten wir mit einer gelinden Entrüſtung ausrufen und rücken dabei etwas heftig auf die Seite, denn ein eben Angekommener läßt ſich ſo ſtark in die Kiſſen des Sophas hineinfallen, daß es uns förmlich aus unſern Betrachtungen und unſerem Sitze emporſchnellt.

„Ich bitte Sie ſehr um Verzeihung,“ ſagte der Fremde, „in der That recht ſehr um Verzeihung.“ Und dabei erhebt er ſich artig wieder, macht uns eine Verbeugung und ſetzt ſich dann abermals hin, jetzt auf ſo ſanfte und ruhige Art, daß wir den Ueberfall von vorhin verzeihen. Wir haben unſern Katalog in die Höhe genommen, wir erwidern die uns gemachte Verbeugung und ſchauen dabei über das Buch hinweg unſern Nachbar von der Seite an.

Es iſt ein junger und ſehr hübſcher Mann, einfach, aber äußerſt elegant gekleidet. Er trägt einen hellen Sommeranzug und blättert mit ſeinen ſilbergrauen Glacéhandſchuhen etwas haſtig in dem Katalog hin und her, athmet zuweilen tief auf, zuckt unruhig mit den Schultern und gibt auch ſonſt wohl Zeichen einer ziemlichen Aufgeregtheit. So hat er ſeinen feinen Panamahut

neben ſich hingeworfen, fährt ſich ein paar Mal haſtig durch das hellblonde Haar und ſucht dann auf's neue und auffallend emſig in dem Katalog. Er mag am Ende der Zwanzigen ſein, ſo ſchätzen wir ihn, und muß am Anfange dieſes ſchönen Abſchnittes im menſchlichen Alter auffallend ſchön geweſen ſein. Man ſieht davon noch die deutlichen und angenehmen Spuren; den friſchen, roſigen Teint, die ſchönen Augen, das volle krauſe Haar, den feinen Mund. Doch ſind das, wie ſchon geſagt, nur noch Spuren, die vielleicht durch das Leben oder durch Schickſale, oder wer weiß durch was für ein ſcharfes Auge, wie wir es beſitzen, aus jenem wohlthuenden Zuſammenhange, aus ihrer vollkommenen Symmetrie geriſſen erſcheinen. Die ſo angenehmen und ſchönen Verhältniſſe des Kopfes ſind geſtört durch einen müden Flug um die Augen, durch einzelne tiefe und ſcharfe Linien um Naſe und Mund, durch ein unruhiges Zucken der Lippen, durch ein düſteres Feuer in den ſonſt ſo ſchönen Blicken. Auf der rechten Wange zeigt ſich eine rothe Narbe, welche vom Ohr bis faſt zum Mundwinkel geht.

Der Fremde blätterte immer noch haſtig in ſeinem Katalog und wandte ſich endlich an uns mit der Bemerkung, die er durch ein ſcheinbar gleichgültiges Lächeln begleitete: „Es iſt eigenthümlich, wie ſchwer es iſt, hier einen einzelnen Namen herauszufinden.“

„Es bedarf allerdings einer Kenntniß des Buchs,“ geben wir ihm zur Antwort.

„Ich möchte mir die Bemerkung erlauben,“ verſetzt er, immer noch im Verzeichniſſe blätternd, „daß es ohne die allergenaueſte Bekanntſchaft mit dieſem Katalog eine reine Unmöglichkeit iſt. Ich will ihm das durchaus nicht zum Vorwurf machen, denn für die Zwecke des größten Theils der gewöhnlichen Beſucher iſt alles geordnet zuſammengeſtellt.“

Da ich nun, wie der geneigte Leſer ſchon Eingangs dieſes Kapitels zur Genüge erfahren haben wird, eifriger Beſucher der

allgemeinen deutſchen Kunſtausſtellung war und das ganze Arrangement der Bilder vollkommen auswendig wußte, ſo verſtand es ſich von ſelbſt und gebot es mir auch die Höflichkeit, dem Unbekannten meine Dienſte anzubieten. Nebenbei flößte er mir auch ein reges Intereſſe ein, und es war mir angenehm, vielleicht mit ihm auf ein lebhaftes Geſpräch eingehen zu können. „Wenn Sie mir," ſagte ich deßhalb, „das, was Sie ſuchen, näher bezeichnen wollen, ſo wäre ich vielleicht im Stande, Ihnen Auskunft zu geben."

Er ſah mich mit einem forſchenden Blicke an; ich glaube zum erſten Mal, ſeit er ſich neben mich geſetzt, dann verbeugte er ſich ein wenig und gab mit einem ſonderbaren Lächeln zur Antwort: „Ich bin Ihnen für Ihr freundliches Anerbieten ſehr dankbar. Aber Sie verſtehen mich vielleicht, wenn ich Ihnen ſage, daß man ſich oft ſcheut, durch eine einzige Frage, die uns ein Anderer leicht beantwortet, eine traurige Gewißheit zu erlangen, der wir durch langſames Nachforſchen wenigſtens noch für eine Zeit lang entgehen. — Doch," ſetzte er raſch hinzu, als er ſah, wie ich mich mit einer leichten Bewegung zurückzog, „ich bin Ihnen herzlich dankbar für Ihr Anerbieten und werde mir erlauben, ſogleich davon Gebrauch zu machen, wenn Sie nämlich ſo gut ſein wollen, Ihr Verſprechen nicht zurückzuziehen."

Das ſagte er in einem verbindlichen, obwohl etwas traurigen Tone, wobei mir ſein ganzes Weſen als ein ängſtliches, aufgeregtes erſchien. Seine Lippen zuckten häufig, er athmete tief und ſchwer und dabei glitten ſeine Finger mit einer krampfhaften Haſt durch die Blätter des Buches. Endlich ließ er ſeine Hände mit dem Katalog auf die Knie niederſinken und ſagte mit einer ungezwungenen Heiterkeit: „Jetzt, mein Herr, werde ich mich an Ihre Gefälligkeit wenden und bin Ihnen im Voraus dafür dankbar."

„So erlauben Sie mir vorher eine Frage," erwiderte ich, „die Ihnen vielleicht indiskret erſcheint, aber es durchaus nicht

ſein ſoll. Sind Sie vielleicht ſelbſt Künſtler und ſuchten bis jetzt vergeblich eines Ihrer Bilder, das Sie hieher geſandt? — Verzeihen Sie mir," ſetzte ich lächelnd hinzu, „ſo kam mir Ihr Benehmen vor. Ich weiß es aus eigener Erfahrung — anch' io sono pittore."

Ich hatte das auf die freundlichſte Art von der Welt zu ihm geſprochen, luſtig lachend, um ihn heiter zu ſtimmen; denn der tief ſchmerzliche Zug, der auf ſeinem Geſichte lag, that mir ordentlich weh. Sein Geſicht heiterte ſich auch in der That ein wenig auf, als ich ſo mit ihm redete, doch ſchüttelte er nach einem kurzen Stillſchweigen leicht mit dem Kopfe und ſagte mit einem etwas ſcheuen Blicke: „Leider bin ich nicht ſo glücklich, Künſtler zu ſein. Nur ein lebhafter Bewunderer und Verehrer alles Schönen, wo ich es finde. Dem Zufall aber bin ich ſehr dankbar," ſetzte er verbindlich hinzu, „daß er mich in die Nähe eines Künſtlers geführt, welcher vielleicht die Güte hat, mich auf einige Hauptſchätze in dieſem Ueberfluß von Reichthum aufmerkſam zu machen. Bitte," fügte er hinzu, indem er ſeinen Katalog darbot, „mir freundlich an betreffenden Stellen ein paar Bleiſtiftſtriche machen zu wollen."

Ich that das mit großem Vergnügen, und als ich ihm nach einiger Zeit ſein Buch zurückgab, dankte er mit herzlichen Worten und durchſah darauf flüchtig die angezeigten Blätter.

„Italieniſche Landſchaften und Genrebilder aus Italien ſind nicht ſo bedeutend vertreten, wie ich gedacht," ſagte er nach einer Pauſe, ohne die Augen von dem Hefte in ſeiner Hand zu erheben. „Bei der Maſſe von Künſtlern, die alljährlich nach dem Süden geht, hätte man denken ſollen, von dort eine größere Auswahl zu finden."

„Nun, es fehlt doch gerade nicht daran," erwiderte ich ihm. „Da ſind Landſchaften in Dunkelblau und Violett genug vorhanden. Und was das Genre anbelangt, ſo iſt an römiſchen

Landleuten, an Minenten, sowie an Fischern und Fischerinnen durchaus kein Mangel."

„Ich glaubte das Bild eines Freundes hier zu finden," sprach der Unbekannte nach einer längeren Pause.

Aha, wir nähern uns! dachte ich, ohne auf seine Bemerkung etwas zu erwidern.

„Darnach suchte ich, bin aber bis jetzt nicht im Stande gewesen, das Bild irgendwo im Buche zu entdecken. Sie waren vorhin so freundlich, mir eine Auskunft ertheilen zu wollen."

Hier traf mich ein scharfer Blick seiner ausdrucksvollen Augen, dann stockte er, und ich sah, wie er einen tiefen Athemzug that. — „Mit Vergnügen. Darf ich um den Namen Ihres Freundes bitten?"

„Auf den Namen werden Sie sich vielleicht nicht erinnern. Aber da Sie die Ausstellung gewiß schon häufig besuchten, so ist Ihnen vielleicht ein Bild aufgefallen, welches — da —"

Man sah und hörte, daß es ihm Mühe machte, fortzufahren. Endlich aber nahm er sich zusammen. „Eines jener Bilder, nach dem ich vorhin fragte," stieß er jetzt rasch hervor, „ein Genrebild aus Italien. Neben einer Brunnenschaale, über welche von allen Seiten das klare Wasser herabquillt, stehen zwei junge Mädchen."

Er bezeichnete mir ein bekanntes Bild, und um ihm ein Vergnügen zu machen, unterbrach ich ihn rasch, indem ich sagte: „Eines dieser Mädchen hat ein glänzendes Kupfergefäß auf dem Kopfe, welches der Andern, die lachend ihr Haar zurückstreift, als Spiegel zu dienen scheint."

„Ja, ja, so ist es, so ist es!"

„Rechts vom Brunnen ist eine allerliebste Gruppe von Kindern, ein etwas älteres Mädchen läßt den kleinen Bambino, der neben ihr steht, aus der hohlen Hand Wasser schlürfen."

„Es ist Ihnen also bekannt?" fragte er mit einer Hast, die mich erkennen ließ, daß es ein sehr, sehr genauer Freund von ihm

sein mußte, welcher das Bild gemalt. Nun war ich aber im Stande, ohne ihm im Geringsten zu Gefallen zu reden, dies Bild aus vollem Herzen loben zu können. Es wird allen Besuchern der damaligen allgemeinen Kunstausstellung in München unvergeßlich sein, wie es denn auch beständig mit einem Kreise von Bewunderern umgeben war, die hier im hellen glänzenden italienischen Sonnenschein einen Halt zu machen pflegten, ehe sie sich versenkten in die Wald- und Mährchenpracht von Moritz von Schwind's sieben Raben, die sich in der anstoßenden Abtheilung befanden.

„Wenn der Maler dieses Bildes Ihr Freund ist," sagte ich so verbindlich, als ich durch den Ton der Stimme und meine Mienen auszudrücken vermochte, „so bitte ich, ihm mein Kompliment zu machen, er hat da anerkannt ein wunderbares Werk geschaffen."

„Anerkannt?" fragte der Fremde mit tonloser Stimme, wobei seine Lippen wiederum zuckten, doch nicht auf so unangenehme Art wie früher. „Also hat das Bild gefallen?"

„Erlauben Sie mir," erwiederte ich eifrig, „gefallen ist hier nicht der rechte Ausdruck. Dies Bild ist eine der kostbarsten Perlen der ganzen Ausstellung. Und um Ihnen mein Wort von vorhin mit voller Wahrheit zu wiederholen: anerkannter Maßen."

Bei diesen meinen Worten hatte mein Nachbar seine Hände leicht zusammengelegt, ja ich bemerkte mit Erstaunen einen fast schwärmerischen Blick, den er in die Höhe warf. Freilich nur eine Sekunde lang, dann lächelte er so freudig, wie ich lange nicht habe Jemand lächeln sehen, legte seine Rechte auf meinen Arm und sagte dann: „Ich habe nicht Worte, Ihnen für die Freundlichkeit, mit der Sie sich über jenes Bild aussprachen, zu danken. Aber beantworten Sie mir noch eine Frage. Hat der Künstler, der es gemalt, einen bekannten, einen geehrten Namen?"

„Es hat damit eine eigene Bewandtniß," erwiederte ich, und ich bemerkte wohl, wie der Fremde meinen Worten mit der höchsten Spannung folgte. „Sie wissen ebenso gut wie ich, daß unsere

Ausstellung eine rein deutsche sein sollte und auch ist, und aus diesem Grunde wohl hat der sehr bekannte Künstler, um sein Bild überhaupt hieher zu bringen, es mit einem angenommenen Namen bezeichnet."

„Und steht dort nicht der Name Tannhäuser?" fragte er mit tonloser Stimme.

„Allerdings," versetzte ich, aber ich erschrack, wie ich ihn anblickte. Die Freude, welche bis jetzt aus den Zügen meines Nachbars geleuchtet, hatte in seinem Antlitze auch jene Harmonie theilweise wieder hergestellt, die ich beim ersten Erblicken desselben vermißte. Kaum aber hatte ich das eben Erzählte gesagt, als es wie ein Blitz über sein Gesicht fuhr und Alles auf demselben den Ausdruck einer Erwartung annahm, die überzeugt ist, im nächsten Augenblick etwas Furchtbares hören zu müssen. „Allerdings," sagte ich nochmals, „aber gerade der Name Tannhäuser ist ein angenommener Name, das fragliche Bild ist bekannter Maßen von Potowski. Leider ein Russe, könnte man hinzusetzen, denn wir wären stolz darauf, ihn einen Deutschen zu nennen."

„Von — Potowski?" wiederholte mein Nachbar, und den Ton, mit dem er das sagte, werde ich nie vergessen. „Ah, von Potowski?" Dann legte er die rechte Hand an seine Augen und ließ sein Haupt tief auf die Brust herabsinken. So verblieb er lange, ja so lange, daß mir ordentlich ängstlich zu Muth wurde und ich schon im Begriffe war, seine Schulter zu berühren, um ihn vielleicht so zu veranlassen, sich emporzurichten. Aber er that es dann von selbst; er hob den Kopf in die Höhe, er blickte mich mit starren Augen an, und ich sah, daß sein Gesicht mit einer furchtbaren Blässe überzogen war. Dabei versuchte er zu lächeln und sagte mir mit matter Stimme: „Es wird Ihnen seltsam vorkommen, aber es ist vorübergehend. Ich bin heute Morgen bei der starken Hitze etwas zu rasch gegangen. — Also man weiß,"

eine Aussicht, nach welcher viele andere begierig haschen würden, aber vergessen Sie nicht, daß die Emma, obgleich gut erzogen, obgleich gebildet, ihr Charakter ist ohne Fehl und ihr Herz rein wie Gold — wir Aerzte verstehen uns auf dergleichen, — daß die Emma wollt' ich sagen nicht mit jenen Tugenden begabt ist, welche die meisten Freunde Ihres Hauses, Madame, auszeichnen, sie ist ein Wesen dankbar und fromm mit einem klugen offenen Verstand, dem aber gänzlich die Fähigkeit mangelt — — der gewissen Gnade theilhaftig zu werden."

Es trat eine kleine Pause ein, Madame Stieglitz senkte den Kopf herab und antwortete erst in einigen Augenblicken, „ich verstehe den Vorwurf vollkommen," sagte sie, „der in Ihren Worten liegt, aber ich glaube und hoffe zu Gott, daß Sie mir und meinen Freunden Unrecht thun, ich wenigstens bin keine Heuchlerin, sollte ich einen unrechten Weg wandeln, so vergebe mir Gott, ich thue alles ohne Nebengedanken nur zum Preis und zur Ehre des Höchsten." Sie erhob sich in ihrer großen majestätischen Gestalt und ein paar Thränen rollten ihre bleichen Wangen hinab, sie reichte dem Doktor die Hand, und dieser, seltsam erschüttert von der gehabten Unterredung nahm seinen Hut und empfahl sich mit einer stummen Verbeugung.

Ich sah ihn die Treppen hinabstürmen und erschrak vor dem ernsten, ja zornigen Ausdruck, noch größer aber

setzte er nach einer Pause hinzu, „daß das Bild, von dem wir vorhin sprachen, von dem russischen Maler Potowski ist?“

„Man vermuthet es allgemein und wohl mit genügendem Grunde. Es ist ganz die frische, kecke Manier des Russen, seine korrekte Zeichnung, sein brillantes, unerreichbares Colorit.“

„Und wo hält er sich auf? Lebt er in Deutschland?“

„Das weiß ich Ihnen wahrhaftig nicht zu sagen. Er soll gewöhnlich in Moskau sein, hat aber Deutschland bereist, das bezeugen einige seiner Bilder, die für uns ein so vaterländisches Gepräge haben, als seien sie in Düsseldorf oder hier gemalt. Eigenthümlich dabei ist, daß Potowski, so viel wir von ihm kennen, nie etwas aus dem russischen Leben zum Vorwurf seiner Bilder nahm.“

„Das glaube ich wohl,“ murmelte mein Nachbar mit dumpfer Stimme. Dann athmete er tief auf, strich mit der Hand sein Haar aus der Stirne zurück und fragte mich: „Sind hier in München Bilder von Potowski?“

„So viel ich weiß nur eines im Privatbesitz, das Sie aber wahrscheinlich sehen können, wenn es Sie sehr interessirt. Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen eine Erlaubniß dazu zu verschaffen.“

„Und das Bild — das gewisse Bild trägt nicht den Namen Potowski?“

„Nein,“ gab ich zur Antwort; „es ist mit dem Namen Tannhäuser, den Sie vorhin nannten, unterzeichnet. Es ist das, wenn Sie wollen, eine Schmuggelei. Doch wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Dem Comité wurde das Bild als die Arbeit eines deutschen Malers eingesandt, und da es am Ende einen Maler Namens Tannhäuser geben kann, — Tannhäuser mit hartem T, denn der Wiener Meister Dannhäuser ist ja leider schon längst gestorben, — ist wohl möglich.“

„Und von jenem Tannhäuser, dessen Name auf dem Bilde steht, hat man sonst nie etwas gehört?“

„Nie," ſagte ich mit voller Wahrheit; „ich wenigſtens nicht, und ich bekümmere mich doch ſo ziemlich um Alles, was in Deutſchland auf dem Gebiete der Kunſt geſchieht."

„Ich danke Ihnen recht ſehr," ſprach nun der Fremde zu mir mit einem peinlichen, verbindlich ſein ſollenden Lächeln, worauf er ſeinen Katalog aufhob, der ihm entfallen war, ſeinen Panamahut an ſich nahm und etwas mühſam aufſtand. Er ſchien wirklich müde zu ſein, oder unter einer furchtbaren Gemüthsbewegung gelitten zu haben. Darauf hin deuteten ſeine bleichen Lippen, das Erlöſchen ſeiner vorhin noch ſo lebhaften Blicke, der langſame, ſchwankende, faſt unſichere Gang, mit dem er ſich nach einer tiefen Verbeugung entfernte.

Dieſer Mann dauerte mich von Herzen, ohne daß ich mir den Grund ſeines Benehmens enträthſeln konnte. Gern hätte ich ihm meine Begleitung angeboten, doch haſſe ich jede Spur von Zudringlichkeit, und als ſolche hätte ihm am Ende mein Anerbieten erſcheinen können. Auch war es für mich Zeit, den Kriſtallpalaſt zu verlaſſen. Vorher aber ging ich noch einmal zu meinen lieben ſieben Raben und verweilte darnach noch vor den Cartons meines unglücklichen, unvergeßlichen Freundes Alfred Rethel, deſſen meiſterhafte Fresken im Rathhausſaale ſeiner Vaterſtadt Aachen nach dieſen Cartons gemalt wahrſcheinlich mit jedem Jahrzehnt zu immer größerer Geltung kommen werden und den Namen deſſen unſterblich machen, der jetzt als ein armer Geiſteskranker in den Alleen des Düſſeldorfer Schloßgartens umherirrt, in denſelben Alleen, die wir vor Jahren mit friſchem Jugendmuthe, heiter, luſtig, glücklich durchzogen, — in den Alleen, die heute wie damals in gleicher Friſche grünen, während er, der Künſtler, der eine große, glänzende Zukunft verſprach, vom letzten Hauche eines erlöſchenden Daſeins wie ein verwelktes Blatt dahin getrieben wird. —

Ein junger, ſehr bleicher Mann mit blondem Haar und Bart,

elegant gekleidet, schritt an diesem Tage noch längere Zeit durch die hohen Räume des Kristallpalastes. Doch schien er nur für ein einziges Bild Sinn zu haben: Italienerinnen mit zwei kleinen Kindern an einer Brunnenschale; vor dieses Bild trat er häufig hin, eine Zeit lang im Anschauen versunken, um sich alsdann auf einmal mit raschen Schritten zu entfernen. Doch kam er nicht weiter als bis in die anstoßende Abtheilung, wo er unter der Thüre stehen blieb, nach jenem Bilde hinstarrte und sich dann langsam, wie von demselben mächtig angezogen, wieder näherte. Dann beschaute er es abermals mit dem größten Interesse, beugte sich auch wohl nieder, um den Namen des Künstlers genau zu lesen, und ein paarmal fragte er aufmerksame Beschauer eben dieses Bildes, indem er auf die höflichste Art seinen Hut abnahm, wo dieser Maler Tannhäuser wohl zu erfragen sei.

Zuerst erhielt er von einem Befragten ein Achselzucken zur Antwort und dann sagte ihm ein Anderer: „Es steht da allerdings Tannhäuser, aber es gibt keinen Maler dieses Namens mehr, Dannhäuser ist todt und dieses ist ja mit dem harten T geschrieben. Es ist das eine Mystifikation, eine russische Schmuggelei."

„Wie so?" fragte der junge Mann mit dem größten Interesse.

„Nun," gab der Gefragte zur Antwort, „das Bild ist von dem bekannten russischen Maler Potowski, der aus Gott weiß welcher Grille das Bild hier auf dieser allgemeinen deutschen Kunstausstellung haben wollte und ihm deßhalb eine deutsche Firma gab. Sie sehen, unsere Namen sind zu allem zu gebrauchen," setzte er bitter lachend hinzu.

„Ja — ja — das sehe ich," erwiederte der Frager, dankte auf's höflichste für die freundliche Auskunft und empfahl sich alsdann mit einer tiefen Verbeugung.

Dieses Spiel hatte er mehrmals wiederholt, es erinnerten sich später Leute zufällig daran, und dann verließ der junge

Mann langſamen Schrittes das Ausſtellungslokal. Unter der Thüre deſſelben wandte er ſich aber nochmals an den dort befindlichen Beamten und ſprach zu ihm auf die verbindlichſte und höflichſte Art von der Welt: „Könnten Sie mir nicht vielleicht ſagen, wo ich den Maler des Bildes Nr. 1004 wohl auffinden könnte?“

Der Beamte ſchob ſeine Brille feſter an die Augen, ſah einen Augenblick in ſein Buch und verſetzte darauf: „Nr. 1004 — Tannhäuſer?“

„Richtig, Herr Maler Tannhäuſer. Dürfte ich Sie um ſeine Adreſſe bitten?“

„Unmöglich, Tannhäuſer exiſtirt gar nicht.“

„Ah! — So? Maler Tannhäuſer exiſtirt alſo nicht?“

„Nein, es iſt nur ein pſeudonymer Name, das betreffende Bild iſt von Potowski gemalt.“

„Von Potowski! — Ich danke Ihnen.“

„Keine Urſache, gern geſchehen.“

Der junge Mann mit dem blonden Haar trat nun in das hohe herrliche Veſtibul, wo der gewaltige Springbrunnen ſeine reichen Waſſermaſſen bis an die Glasdecke ſpritzt und rings umher angenehme Kühle verbreitet. Er ſtarrte lange, lange nachdenklich darauf hin, und wenn man zuweilen ſah, wie ſich ſeine Züge plötzlich zu einem Lächeln verzogen, ſo hätte man glauben können, er finde außerordentliches Wohlgefallen an dem ſpritzenden, quellenden, murmelnden und rauſchenden Waſſer. In Wahrheit aber ſah er nichts von der Fontaine im Kriſtallpalaſt zu München. Vor ſeinem inneren Auge ſtand in rieſenhaften Dimenſionen das Bild Tannhäuſer-Potowski's. Das war hier dieſelbe Brunnenſchale wie da, und an dieſer lehnten dieſelben Geſtalten, freilich hier etwas gigantiſch, in faſt erſchreckendem Maßſtabe. Waren doch die Kinder, die auch daneben ſtanden und von denen der Knabe aus der Hand des Mädchens trank, ſchon von erſchreckender Größe. Was aber das Eigenthümlichſte war, ſo ſtill

und unbeweglich die Figuren hier auch ſtanden, ſo vernahm man doch durch das Rauſchen und Sprudeln des Springbrunnens hindurch, daß ſie mit einander ſprachen. Und was ſie redeten, erfüllte den Zuhörer mit Entſetzen.

„Der Tannhäuſer," ſagte die Eine, „exiſtirt gar nicht."

„So iſt er todt?" fragte die Andere.

„O nein."

„Alſo lebt er?"

„Er lebt auch nicht; man hat ihm ſeinen Namen genommen und ſo ward er etwas Weſenloſes."

„Wo willſt Du ihn finden?"

„Nirgends, da er nicht exiſtirt."

„Ah ja, da er nicht exiſtirt!"

Er mußte ſich haſtig abwenden, um das geſpenſterhafte Bild nicht mehr zu ſehen, um nicht weiter zu hören. Und doch vernahm man noch, wie jetzt der murmelnde Springbrunnen das Wort nahm und ſagte: „Dummes Zeug! Dummes Zeug! Das iſt gar nicht der Tannhäuſer, nämlich nicht der Potowski-Tannhäuſer, ſondern jener alte Tannhäuſer —

— ein Ritter gut,
Wollt' Lieb' und Luſt gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen."

„Alle tauſend Jahre," ſo murmelte das geſchwätzige Waſſer weiter, „darf er einmal auf eine Zeit lang auf die Oberfläche der Erde und den Verſuch machen, ob ſein Stecken nicht grünen will. Wir wiſſen das ganz genau. Ich habe es von meiner Großmutter, welche eine uralte Quelle war und da hinten herum im Thüring'ſchen ſehr ſolide Verbindungen hatte. — Glaubt mir nur, ein Maler Tannhäuſer exiſtirt gar nicht, gewiß nicht, gewiß nicht."

Der junge Mann ging davon, ohne ſeinen Stock einzulöſen, der heute noch in den Händen jenes hübſchen Mädchens ſein muß, welche am Eingange ſaß und für Regenſchirme und dergleichen langweilige Utenſilien Marken ausgab. Er hätte auch ſeinen Hut dagelaſſen, wenn er ihn nicht zufällig auf dem Kopfe gehabt hätte. Er wandelte ſchwankend wie im Traume, und als er am Ausgange ſtand, ſchien er es gar nicht zu ſehen, daß eine elegante Equipage, die rechts im Schatten geſtanden, raſch vorfuhr und daß ein Bedienter in Livree den Schlag öffnete.

Er ſtieg die Treppen hinab, ſtarr vor ſich hinblickend, umging den Wagen und den Livreebedienten, der ihm im höchſten Erſtaunen, mit offenem Munde nachblickte und dann zum Kutſcher ſagte, während er mit der Hand ſeine Stirn berührte: „Haſt Du das geſehen, Andreas? Nun, da iſt es mit der klaren Vernunft zu Ende oder ich will ſelbſt ein Eſel ſein. Was thu' ich? Lauf' ich ihm nach?“

„Wie Dir beliebt,“ entgegnete der Mann auf dem Bocke. „Ich fahre nach Hauſe. Hätte den Teufel davon, noch länger hier in der Mittagshitze auszuhalten.“

„Und ich wahrhaftig auch,“ meinte lachend der Andere. „Sagen wir, er hätte uns nach Hauſe geſchickt. — Ueberhaupt habe ich das ſatt.“

„Ich auch, mich ſoll der Teufel holen!“ Damit rollte der Wagen davon.

Der aber, dem dieſe Reden galten, eilte doch trotz der glühenden Mittagshitze, die er abſichtlich aufzuſuchen ſchien, denn wo ſich auch in ſeinem Wege Schatten zeigte, da benutzte er ihn nicht, oder ſchien ihn gar nicht zu bemerken. Von Zeit zu Zeit murmelte er vor ſich hin: „Es iſt ſchrecklich, daß man mir meinen Namen genommen, daß ich, der ein großer Künſtler zu ſein glaubte, nun gar nicht einmal exiſtire. Und noch ſchlimmer würde es ſein,

wenn ich wirklich jener alte Tannhäuser wäre, dem es erlaubt ist, nur alle tausend Jahre für kurze Zeit auf dieser schönen Erde zu wandeln, und wenn ich wieder tief hinab müßte unter die dumpfige Erde, wo man kaum athmen kann, wo es so beklemmend heiß und schwül ist! Nein, nein, nein, nein! Dorthin will ich nicht, ich will in den Wald hinaus, unter den frischen, grünen Bäumen am kühlen Quell ausruhen. — Ah, wie das Wasser erfrischt! und ich kann das brauchen, denn mich dürstet gewaltig. — Ja ausruhen, bis es Abend wird, Abend so schattig und kühl, dann werde ich hinschleichen an das Haus mit der Veranda und versteckt warten, bis sie die leuchtende Lampe auf den Tisch stellt, bis sie mit ihrer lieben Stimme sagt: felicissima notte! — Ein Zauberspruch, dem alle bösen Geister weichen müssen, der mich glücklich machen wird, o so sehr glücklich!

„Aber bis dahin ist es noch weit," sagte er trotz der Hitze erschauernd, „sehr weit. — Wie dehnt sich vor mir der Weg aus, voll Sonnenglut und Staub. Aber nein, nein, das ist kein Staub mehr, das ist der Dunst und Qualm aus dem Berg. Wehe, wehe, sie haben mich wieder, sie fesseln mich wieder, sie halten mich fest! Leb' wohl, Waldespracht! Leb' wohl, Franceska! — Aber ich will nicht; sie sollen mich nicht mit Gewalt hinabziehen, o nicht mit Gewalt!" bat er flehend. — „Was nützt mich auch die Gewalt? Mit Gewalt kann ich nicht entkommen; ich muß freundlich mit ihr sein, ich muß sie bitten, daß sie mich in Güte ziehen läßt.

„Frau Venus, meine schöne Frau,
Von süßem Wein und Küssen
Ist meine Seele geworden krank;
Ich schmachte nach Bitternissen. —
— — — — — — — —

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Leb' wohl, mein holdes Leben;
Ich will nicht länger bleiben bei Dir,
Du ſollſt mir Urlaub geben."

Sechzehntes Kapitel.

Das Wunder.

Am Starenberger See, nicht weit von München, liegt am Fuße reizender Waldhöhen das Dörfchen Leoni, unſtreitig einer der maleriſchſten und ſchönſten Aufenthaltsorte für die Sommer- und Herbſtmonate. Früher war es einigermaßen langweilig, von der Reſidenz zu Wagen nach den Ufern des Sees zu fahren; heute aber, wo uns die dampfende Locomotive über Thäler hinweg, durch Berge hindurch in einer Stunde dorthin führt, iſt dieſe Tour zu einer kleinen und ſelbſt angenehmen Spazierfahrt geworden. Wie prachtvoll iſt der Anblick der klaren und grünen Waſſerfläche mit ihren ſchönen Ufern, wenn wir aus den dunkeln Wäldern der Mühlthalhöhen an den Rand des Thalbeckens hinabfahren. Wie liegt der herrliche See an einem ſchönen Tage ſo friſch, ſo einladend vor unſern Blicken da, wenn kein Windzug die glatte, grüne Fläche kräuſelt, wenn die reizend geſchwungenen Ufer mit ihren Dörfchen, ihren vielen Schlöſſern und Villen ein reiches Band um das Waſſer ſchlingend, ſo klar und deutlich ausſchauen; nur dort hinten weit ein wenig im bläulichen Dufte verſchwimmend, wo jenſeits des Vorlandes die ewigen Alpen ſo mächtig unſere Blicke anziehen.

Fühlen wir uns doch fast überwältigt von der Schönheit dieses Sees, können uns eines gewissen eigenthümlichen Gefühles nicht erwehren, das uns überschleicht, wenn wir im leichten Boote über die weite Wasserfläche schwimmen, — eines Gefühles, welches uns sagt: so schön das Rundgemälde ist, das sich hier vor uns aufgethan, so wird es doch noch viel angenehmer, noch viel traulicher und behaglicher sein, wenn wir da oder dort am Fenster eines der kleinen Häuser lehnen, hinausschauend auf das spiegelnde Wasser, oder wenn wir uns hinlagern könnten dort unter jenes Gebüsch, unter jene Bäume, um zwischen deren Stämmen das Wasser des Sees langsam und feierlich an's Ufer treiben zu sehen.

Geduld! Dort sehen wir schon das zierliche Königsschlößchen Berg, langsam schiebt sich jetzt hinter ihm die Waldhöhe hervor und an ihren Fuß geschmiegt, dicht an der Wasserfläche liegt Leoni, an sich ein unbedeutendes Dörfchen, aber umgeben von kleinen allerliebsten Villen, die sich mit der hellen Farbe ihrer Häuser zwischen dem tiefen Grün wie eine Guirlande am Ufer hinziehen. O es sind das hier kleine reizende Häuser, wie gemacht in der angenehmsten Gesellschaft, umgeben von frischem Grün am kühlenden See, ein paar Sommermonate zu verträumen. Wie hübsch sind die kleinen Gärten, die sich vor jeder dieser einzeln liegenden Wohnungen befinden, nur durch einen schmalen Weg vom See selber getrennt, in dem sich Badhäuschen befinden, wo jede der Villen ihren Ankergrund hat, einen Hafen von Pfahlwerk, in welchem der leichte Nachen auf der klaren, tiefgrünen Flut schaukelt. Und hinter den Wohnungen erhebt sich langsam ansteigend die Höhe. Da sieht man hübsche Parkanlagen, wo sich unter riesenhaften Bäumen Ruheplätze befinden, die wir tagtäglich nacheinander besuchen, denn sowie wir höher steigen, erweitert sich unser Horizont und immer größer, immer weiter, immer gewaltiger und schöner wird die Aussicht, die wir über den See genießen.

Hier in Leoni, und zwar in dem Hauſe dort am Landungsplatz — es hat eine hellgelbe Farbe mit grünen Läden und liegt ſo heimlich verſteckt — wohnte jener junge Mann, den man vor Kurzem, als er von einer ſchweren Krankheit kaum hergeſtellt war, hieher gebracht hatte, damit er hier in der wunderbaren Einſamkeit des Sees, in dieſer herrlichen Natur ſeine völlige Geneſung finde. Denn daß er noch ſehr leidend war, das konnte Jeder ſehen, der ihn auch nur vorübergehend und flüchtig betrachtete. Sein Geſicht war bleich, eingefallen und ſah noch hagerer aus durch den dichten Bart, der ſein Kinn beſchattete. Auch hatten die tiefliegenden Augen einen ſeltſamen ſcheuen und unheimlichen Ausdruck; es war gerade ſo, als hätte die Glut des Fiebers, die ihn darniedergeworfen, dort einen unheimlichen Glanz zurückgelaſſen. — Man bedauerte ihn herzlich, wenn er jeden Morgen vorüberſchritt, etwas vornüber gebeugt, nie aufblickend, wobei er jedoch Alles bemerkte, was ihm begegnete. Denn man ſah das an der verbindlichen Art, mit der er ſeinen Hut zog und für einen halben Gruß, ja ſogar für einen freundlichen Blick dankte. Der Kranke war einfach, aber ſehr anſtändig gekleidet und erſchien immer in Begleitung eines vielleicht vierzehnjährigen Knaben, der eine Zeichenmappe trug, ſowie einen Malerſtuhl.

Regelmäßig an jedem Morgen, wenn es das Wetter nur einigermaßen erlaubte, ſah man Beide die Waldhöhe hinan ſteigen, dort oben lagerte ſich der junge Mann in's Grün, blickte auf den See hinaus, nach den fernen Alpen hin und träumte. So ſchien es denen, welche zufällig vorüber kamen und ihn dort oben bemerkten. Zuweilen legte er auch die Zeichenmappe aufgeſchlagen auf ſeine Knie, zog einen Bleiſtift hervor und fing an, einige Striche zu machen. Doch ſchüttelte er nach den erſten Verſuchen den Kopf und ſagte: „Es geht noch nicht; ich ſollte es gar nicht probiren. Weiß ich doch genau, daß ich in Geduld abwarten muß, bis das große Wunder geſchieht. Nicht das mit dem

wurde mein Schreck, als er mich am Arm faßte und ins offenstehende Speise-Zimmer zog. Hier betrachtete er mich vom Kopf bis zu den Füßen und sagte: „Ei, ei, Sie sauberer Zeisig, heißt das einem Freunde Wort halten, habe ich Sie nicht gebeten, habe ich Ihnen nicht ausdrücklich befohlen, ich, ein viel älterer Mensch, wie Sie, der es gut mit Ihnen meint, habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollten der Emma bei ihrem tollen Gedanken, sich eine Stelle zu suchen, Ihre Hülfe versagen und jetzt wollen Sie sie hier in's Haus schmuggeln als Ladenjungfer des Herrn Specht, als Mamsell Thereſe, zweite Auflage, Sie Ungeheuer, bei Ihrem nächsten Unwohlsein verordne ich Ihnen Blausäure, daß die Welt von einem so schädlichen Insekt befreit wird."

Ich stand sprachlos da mit offenem Munde und als er mich endlich zu Wort kommen ließ, versicherte ich ihm hoch und theuer, ich wüßte von der ganzen Geschichte nichts und gab dem erzürnten Doktor mein Ehrenwort, daß ich der Emma meine Hülfe, wie er es mir eingeschärft, rund abgeschlagen habe.

Der Doktor glaubte mir, denn ich hatte ihn nie belogen, er dachte einen Augenblick nach und sagte alsdann heftig: „so hat das verwünschte Mädchen die Aufforderung in der Zeitung gelesen, da ist bei ihrem festen Charakter kaum zu helfen. Er sprang zur Thür hinaus und rannte wie toll nach Hause.

Stocke," fuhr er mit einer wegwerfenden Handbewegung fort, „das iſt unmöglich; ich habe es Dir ſchon oft geſagt. Der Stab, der einmal vertrocknet, kann nicht mehr Knoſpen und Blätter treiben, das merken wir ja an uns ſelber. Aber," ſetzte er dann mit leiſer Stimme hinzu, „meine Exiſtenz können ſie mir wiedergeben. Doch nehme ich ſie nur an in feierlichem Aufzuge, vor allem Volke, eine förmliche und großartige Ehrenerklärung. — Schau auf den Weg hinab, ob Du ihn noch nicht kommen ſiehſt, den Reiter auf weißem Roß. Aber die Bügel müſſen golden ſein und Zaumzeug und Decke purpurfarben, reich mit Edelſteinen geſtickt. — Geh, ſag' ich Dir, geh!"

Der kluge Knabe, an den dies Verlangen ſchon oft geſtellt worden war, erhob ſich willfährig, ging ein paar Schritte in den Wald hinein, von wo er den geſchlungenen Weg überſehen konnte, der auf die Höhe führte, und blieb dort hinabblickend ſtehen.

„Du ſiehſt noch nichts?" fragte der junge Mann.

„Nur ein paar Fußgänger."

„Bah, es werden keine Fußgänger ſein," erwiderte der Andere verächtlich. „Wenn Du nicht das Haar des weißen Roſſes leuchten ſiehſt, ſo komm nur zurück und ſchaue lieber auf den See hinaus. Ueberhaupt ſagt mir eine innere Stimme, daß ſie eher noch über die grünen Fluten zu mir kommen werden. Ich halte das, beim Himmel! für wahrſcheinlicher. Und wenn ich es mir recht überlege, ſo erſcheint auch ein ſolcher Aufzug großartiger, majeſtätiſcher, des vorhabenden Zweckes würdiger. Schau über den See, ich bitte Dich darum."

Darauf ging der geduldige Knabe etwas vorwärts, auf die Lichtung zu, von wo man die Waſſerfläche beſſer überſehen konnte, hielt die Hand über die Augen und ſprach nach einigen Minuten in munterem Tone: „Ich kann noch nicht beſtimmt ſagen, ob ich etwas ſehe. Es liegt ein unendlicher Glanz auf dem Waſſer."

„Ah, es liegt Glanz auf dem Waſſer, das gibt mir einige

Hoffnung. Schau ſchärfer hin, ob Du nicht die goldenen vielruderigen Galeeren erblicken kannſt. Sie führen bunte Wimpel am Maſt, und rechts und links an den Wänden ſitzen weißgekleidete Knaben harfenſpielend. Auch ſind Anker und Tauwerk von reinem Golde. Siehſt Du nichts dergleichen?"

„Leider nein," gab ihm der Knabe zur Antwort; „es war das Licht der Sonne, welches jenen Glanz auf's Waſſer warf."

„Und Du hörſt auch nichts? Keine rauſchende Muſik, keinen feierlichen Geſang? — Strenge Dein Gehör an."

„Es nützt Alles nichts," erwiderte nach einer längeren Pauſe der Knabe kopfſchüttelnd. „Es iſt mit dem Sehen nicht viel, aber ich höre noch viel weniger etwas von dem, was ich hören ſollte. — Doch halt! Da erblicke ich etwas."

„In der That?" rief der Andere erwartungsvoll. „Du ſiehſt etwas?"

„Aber doch nicht das Rechte. Es iſt nur das Dampfboot, welches über den See fährt."

„Pfui, das Dampfboot!" ſagte der junge Mann mit einem Ausdruck tiefer Verachtung auf den Zügen. „Ich wollte ihnen nicht gerathen haben, mir mit dem Dampfboot eine Deputation zu ſchicken. — Komm nur zurück, der Tag iſt noch nicht gekommen."

Wenn auch der Begleiter des ſonderbaren Kranken zu verſchwiegen war, um etwas von dieſen Unterredungen zu erzählen, ſo war doch das menſchenſcheue, überhaupt ſeltſame Benehmen des jungen Mannes zu auffallend, um nicht die Aufmerkſamkeit der Bewohner Leoni's, ſowie der anweſenden Fremden zu erregen und ſie zu begreiflichen Nachforſchungen zu veranlaſſen.

Wer der Kranke war, konnte man übrigens nicht erfahren, daß er aber aus gutem Stande ſei, ſah man wohl aus ſeinem Benehmen, und daß er reich ſein mußte, zeigte die Art, wie er bei ſich eingerichtet war. Das Haus, wo er wohnte, war durch

einen Agenten in München für ihn und seine Dienerschaft gemiethet worden; letztere bestand aus zwei Bedienten, von denen einer mit Hülfe einer alten Magd, die man hier angenommen, das Hauswesen besorgte, während der Andere die Stelle eines Kammerdieners bei dem Kranken versah. Doch schien dieser den jungen Mann bei dessen Spaziergängen nur bis an die Gartenthür begleiten zu dürfen, hier wenigstens blieb der Diener mit einer tiefen Verbeugung jedesmal stehen, während der Andere nach einem leichten Gruße mit der Hand weiter ging. Im Stalle der Villa befand sich ein Pony zum Dienste des Kranken, den dieser aber nur ein paarmal benutzt hatte. Ihm machte es viel mehr Vergnügen, mit seinem kleinen Begleiter an den Abhängen des Waldgebirges umher zu steigen, wo dann häufig die oben beschriebene Scene aufgeführt wurde und von wo dann Nachmittags beide, die Hüte mit grünen Zweigen und Waldblumen bekränzt, nach Hause zurückkehrten.

Zuweilen erhielt der Kranke Besuch von einem ältern Herrn, einem Arzte, wie die Leute sagten, der in Begleitung einer schönen und sehr eleganten Dame mit dem Dampfboote nach Leoni kam. Die Dame aber ging nie in das Haus, wo der Kranke wohnte, sondern sie erstieg die Höhe und blickte von oben in den Garten der kleinen Villa, wo dieser alsdann mit dem ältern Herrn hin und her schritt. Wenn sie zurückkehrte, hatte sie ihren Schleier niedergelassen, hielt auch wohl das Taschentuch an ihren Mund und wartete am Landungsplatze des Dampfbootes auf den Arzt, dem sie, sobald er erschien, hastig einige Schritte entgegen ging. — Das hatten die Leute oft genug gesehen und auch bemerkt, wie alsdann der alte Herr auf die Frage der Dame die Achseln zuckte, ja Einer, der ihnen zufällig begegnete, wollte gehört haben, wie jener sagte: „er hat für nichts Gedächtniß und Sinn als für das Wunder, von dem wir schon oft gehört, daß

er es erwartet und das ihm, wie er ſagt, ſeine Exiſtenz wiedergeben ſoll."

So verging der Sommer und trübe Tage wechſelten ab mit klaren, Regenwolken mit blauem Himmel, und als der Herbſt kam, färbten ſich die Laubmaſſen am Ufer des Sees mit all der Pracht, die ſie nur einmal zeigen, ehe ihnen des Winters rauhe Hand die bunten Gewänder abſtreift, ſo daß ſie alsdann troſtlos daſtehen, jammernd die nackten Arme gen Himmel ſtreckend. Dazu kamen Tage in einer Klarheit und Friſche, und wieder in der Ferne mit jenem wunderbaren Dufte, wie das alles nur der Herbſt aufzuweiſen hat. Da lugte am frühen Morgen die Sonne ſo freundlich blinzelnd über die Bergeshöhen, als wollte ſie ſagen: wartet nur, heute ſollt ihr einmal einen ſchönen Tag haben! — worauf die nächtlichen Nebel, die ſich ſchon ſtolz und hochmüthig emporrichten wollten, ſich ſchnell und tief niederduckten, es nicht einmal mehr wagten, auch nur ſchüchtern an den Himmel emporzuſchauen, ſondern ſich eilig in langen weißen Streifen verzogen um die Ecken der Berge in die tiefen Schluchten hinein oder langgeſtreckt niederfielen auf die grünen Wieſen, um dort, gute Miene zum böſen Spiele machend, gleich darauf als lächelnde Thautropfen zu erſcheinen. Dann küßte die Sonne den blanken See, und dieſer lachte und ſchmunzelte ſo gemüthlich und that ſo wohlwollend mit ſeiner Umgebung, daß weiter hinten Himmel und Waſſer ordentlich in einander zu verſchwimmen ſchienen.

An einem ſolchen Tage machten die Beiden, von denen wir vorhin geſprochen, abermals ihren Spaziergang auf die Waldhöhe hinauf. Obgleich es weder Sonntag noch Feiertag war, ſo erſchienen doch die ihnen begegnenden Fremden und die Leute aus den Dörfchen ſonntäglich und feſtlich geputzt. Ja noch mehr: an der Landungsbrücke, wo das Dampfboot gewöhnlich anlegte, ſah man Flaggenſtangen mit bunten Wimpeln, und das alte Geländer ſelbſt lächelte freundlich unter friſchen Guirlanden von Eichenlaub.

Der Kranke ſchien nichts von dieſen Vorbereitungen zu ſehen; er zog wie gewöhnlich ſeinen Hut ab, häufig und tief, doch ſchien es ihm vollkommen gleichgültig, wem er eine ſolche Artigkeit erzeigte. Er hielt den Blick auf den Boden geſenkt und ging, ſo lange er ſich in der Nähe der Wohnungen befand, mit einer gewiſſen Eile, die ſich erſt verminderte, ſowie er Dorf und Häuſer hinter ſich ließ und im Schatten des Waldes aufwärts ſtieg. Dann hob er auch den Kopf empor, dann ſchien er freier zu athmen, dann klärten ſich ſeine finſtern Züge ſichtlich auf.

„Heute wollen wir wieder einmal den Verſuch machen, eine ganz immenſe Zeichnung zu entwerfen. Ich fühle ſo ein Zucken in meiner rechten Hand, es iſt mir gerade zu Muth, wie einem Baum im Frühjahr, der ausſchlagen will. Fühlſt Du nicht auch ſo was?“

„Dergleichen gerade nicht,“ erwiederte ſein Begleiter; doch ſetzte er mit einem pfiffigen Lächeln hinzu: „es iſt mir ungefähr ſo wie Jemand, der unverhofft zu einem Feiertag kommt.“

„Dieſe unverhofften Feiertage ſind die beſten,“ meinte der Andere. „Wenn wir uns auf etwas zum Voraus freuen und wiſſen, daß es ſo kommen muß, ſo beſchäftigt ſich unſere Phantaſie damit und baut es herrlich und groß aus, daß es uns dann meiſtens klein und unbedeutend vorkommt, wenn es nach langem Warten endlich erſcheint. — Etwas Anderes iſt es,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „mit dem großen, übernatürlichen Wunder, das ich erwarte. Das kann man ſich nicht herrlich genug vorſtellen, und wenn Du ſo glücklich ſein wirſt, es einmal in der Wirklichkeit zu ſehen, da freue ich mich ſchon zum Voraus, wie Du vor Entzücken außer Dir gerathen wirſt.“

Sie hatten ſich unter einem Baum niedergelaſſen, während der Kranke ſo ſprach und ſahen den Leuten zu, die heute beſonders zahlreich auf die Rottmannshöhe zogen. Von dort tönte es auch zuweilen wie einzelne Muſikklänge herüber, und wenn der

Kranke das hörte, so sagte er: „horch, wie der Wald so schön singt!“ Da aber immer mehr Leute an ihnen vorüber zogen, plaudernd, lachend und singend, und Viele sie neugierig betrachteten, so stand der junge Mann auf und ging zur linken Seite in den Wald hinein, stieg die Anhöhe hinan bis zu jenem Platz über Leoni, wo man das funkelnde Wasser so gut übersehen konnte.

Hier setzte er sich auf einen Stein nieder, lehnte sich mit dem Rücken an einen Baumstamm und sah mit freudigen Blicken auf das wunderbare Panorama, welches sich vor ihm ausbreitete. Da erschien die glatte Fläche des Sees ohne Uebertreibung wie ein klarer grüner Spiegel. Und das war er auch für seine Ufer, denn die beschauten sich in ihm und sahen sich so deutlich wieder, daß jeder Fels am Rande, jeder Baum, jeder Strauch, jedes Häuschen sich wieder erkennen mußte. Ueber die Erde spannte sich der Himmel so tiefblau, so feierlich und still, grade so, als erwarte er etwas ganz Absonderliches, das sich hier unten auf der Erde begeben müsse. Und diese feierliche Stille des Himmels theilte sich Land und Wasser im Allgemeinen mit, und auch wieder jedem Einzelnen: den Ufern, den Bäumen, den Häusern und den darüber emporragenden Bergen. Alles stand da in dem milden klaren Sonnenschein, so gespannt, so erwartungsvoll. Und drüben jenseits des Vorlandes schienen sich die ewigen Alpen ordentlich in die Höhe zu strecken, um besser sehen zu können, und waren so im duftigen Glanz des Morgens von der Spitze bis zum Fuße ohne Nebel, ohne Wolke in langer, mächtiger Reihe scharf umgrenzt dem Auge sichtbar. Nur um das Haupt der Königin der baierischen Alpen, um die Zugspitze, schwebte es wie ein leichter Duft, ein feiner, wallender Schleier, den sie wie zum Gruße flattern ließ.

„Wenn heute der Mann auf dem Schimmel kommen wollte,“ sagte der Kranke, nachdem er lange, lange in die wunderbare

Gegend geblickt, „so würde es ihm unangenehm sein, da unten auf dem Wege so viele neugierige Menschen zu sehen, und wenn ich mir die Sache recht überlege, so halte ich es auch für viel passender, daß sie an mich kommen mit großem Gefolge über das Wasser des Sees. Es würde sich passender machen, auch angemessener des wichtigen Augenblicks. Tritt deßhalb ganz hinaus an den Rand und sage mir, was Du siehst."

Der Knabe that gehorsam, wie ihm befohlen war, und schlenderte, vielleicht zum hundertstenmale, bis an den Abhang der Waldeshöhe, wo er sich ins Gras niederließ, um behaglicher von Zeit zu Zeit melden zu können, wie er schon oft gethan, daß er nichts sehe. Er blickte auch kaum auf den See hinaus, sondern streckte sich lang dahin, stützte den Kopf auf den Arm und schaute verkehrt auf die Landschaft hinaus, derselben so neue und fremde Formen abgewinnend. — Auf einmal aber fuhr er empor. Was sah er dort hinten bei Starenberg? Das war nicht nur das Leuchten der Sonne auf dem Wasser, da blitzte und strahlte es durcheinander wie ganze Haufen von Gold und Edelsteinen. Da flatterten Fahnen in bunten Farben, da war es, als schwimmen Schiffe auf dem Wasser in so eigenthümlichen phantastischen Formen, wie er sie nie gesehen. — Kaum traute er seinem Blicke, er hatte sich überrascht aufgerichtet, er legte die Hand über die Augen, um schärfer zu sehen, — ja er irrte nicht, es war keine Täuschung gewesen; was er vorhin gesehen, verwandelte sich nicht, floß nicht auseinander, ja es wurde deutlicher und immer deutlicher.

Der junge Mann, der unter dem Baume saß, rief ihm jetzt zu: „Schau über den See hin und sage mir, ob Du noch nichts siehst. Es muß ein unendlicher Glanz auf dem Wasser liegen."

„Bei Gott, Herr," sprach der Knabe eilig zurück, „ein unendlicher Glanz und fast noch mehr. Ist es mir doch wirklich, als sähe ich das, von dem wir so oft gesprochen."

Der Kranke hatte ſeine Hände übereinander gelegt und blickte mild lächelnd gen Himmel. „Endlich alſo?“ ſagte er leiſe. Dann nickte er mit dem Kopfe und ſprach laut: „Siehſt Du vielleicht die goldene, vielruderige Galeere? Sie hat bunte Wimpel am Maſt, rechts und links an den Wänden ſitzen weiß gekleidete Knaben Harfen ſpielend, Anker und Laubwerk ſind von reinem Golde. — Siehſt Du das?“

„So wahr mir Gott helfe,“ gab der Knabe in höchſter Ueberraſchung zur Antwort, „ich ſehe die goldenen Schiffe. Und nicht eins, ſondern zwei, drei, vier, noch mehrere, und kleine Nachen ſchwimmen rings umher, ebenfalls verziert mit bunten und goldenen Fahnen. — Was ſoll das bedeuten, Herr?“ ſetzte er faſt beſtürzt hinzu.

„Die Bedeutung habe ich Dir ſchon oft klar gemacht,“ entgegnete der Andere mit freudeſtrahlendem Antlitz, indem er ſich raſch erhob und dann eilig herankommend mit zitternder Stimme ſprach: „Aber ſo ſchnell hätte ich das Wunder doch nicht erwartet.“

„Es iſt wahrhaftig wie ein Wunder,“ meinte hinblickend der Knabe. „So was habe ich noch nie geſehen.“

„Du nicht und viele Menſchen nicht, es auch viele nach Dir werden nicht wieder ſehen.“ So murmelte der junge Mann entzückt, da er am Abhange ſtand und hinausblickte auf den See, und die gefalteten Hände hoch emporhob an ſeine Bruſt. „Das iſt auch keine Kleinigkeit, mein Knabe,“ fuhr er nach längerem Stillſchweigen fort; „das ſind keine gewöhnlichen Menſchen, die da unten, die ſind von Gott beſonders begabt, — es ſind Künſtler. Und ſie kommen mir zu ſagen, daß ich wieder einer der Ihrigen ſein ſolle. Hörſt Du die Klänge ihrer frohen Lieder? Hörſt Du ihre rauſchende Muſik? Siehſt Du, wie das alles in Gold und Farben ſtrahlt? — Hole mir mein Buch,“ ſetzte er haſtig hinzu, „dort unter dem Baume liegt's. Ich fühle, wie ſchon bei dem Anblick der Geiſt wieder über mich kommt. Dies gewaltige und

doch wieder ſo reizende Bild da unten — er ſtreckte beide Hände darüber aus — muß feſtgehalten werden für ewige Zeiten! So, wie ich, wird das kein ſterbliches Auge wiederſchauen. — Hole mein Buch."

Während der Knabe zurückſprang, um es zu bringen, ließ ſich der junge Mann auf einen Stein nieder und nahm alsdann das Heft aus den Händen ſeines Begleiters, ohne dabei ein Auge von dem See zu verwenden. Es konnte aber auch in der That nicht leicht etwas Herrlicheres geben als das Bild, welches ſich drunten auf der blaugrünen Seefläche zeigte, und welches um ſo ſchöner und glänzender wurde, je deutlicher es ſich durch Näherkommen entwickelte. Gab es ein Wunder, ſo war dieſes eins, denn Fahrzeuge von ſolcher Geſtalt und ſolcher Pracht konnten ſich wohl die älteſten Leute nicht erinnern, hier auf dem Waſſer geſehen zu haben. Es mochten wohl zwanzig verſchiedene Fahrzeuge ſein, alle von kräftigen Schiffern gerudert, eines von dem andern in gewiſſen Entfernungen daher kommend und ſo eine große Fläche bedeckend. Aber wenn man auch noch ſo ſcharf hinblickte, ſo bemerkte man nichts, was an die Form gewöhnlicher Schiffe erinnert: was da unten ſchwamm, waren bunte Bilder in Gold und Silber eingehüllt, ſo reich und ſchön geſtaltet, wie ſie Phantaſie und Poeſie nur erſinnen konnten.

Alle andern Schiffe an Größe und Pracht der Ausſtattung überragend, ſchaute mitten aus ihnen der Bucentaur der Flotille hervor, ein ziemlich treues Nachbild des berühmten venetianiſchen Muſters, welches der Doge betrat, wenn er ſich dem Meere vermählte. Hier wie dort Gold auf allen Seiten, welches die Sonnenſtrahlen in's Unendliche reflektirten; Purpurſchmuck und vergoldete Schnitzereien deckten ſeine Wände, bunte Decken und langgefranſte Teppiche, von den Seiten und im Hintertheile herabhängend, ſchleppten ſtolz im Waſſer nach. Fahnen und Wimpel aller Art flatterten vom Maſt und wehten vom goldenen Baldachin,

der über dem Schiffe ausgespannt war. Und in welch' reicher Gestaltung umgaben die andern Fahrzeuge in ehrfurchtsvoller Entfernung dies Hauptschiff der königlichen Künstler! Wie war auch von ihnen von der früheren Form nichts mehr zu entdecken, alles in blühenden und bunten Schmuck verwandelt! Guirlanden schlangen sich als Takelage um die in Blumenstäbe verwandelten Maste; von deren Spitze flatterten lange, herabwallende Bänder; am Steuer wehten die Fahnen fast aller Länder; über den kleinen Flaggen wiegten sich oben stolz die Banner der Künstler und Sängerzünfte. Dort war ein Blumenschloß auf das Wasser gezaubert; zierliches Holzgeflechte bildete seine Mauern, hundertfarbige Blüthen schlangen sich durch die Gitter; hier stand ein Weihnachtsbaum in einem Schiffe, der Mast war eine schlanke hohe Tanne, Blumenkränze schwebten, unten immer zierlicher sich gestaltend, von ihm nieder: da schwankte auf einem andern Maste ein riesiger Blumenkorb, dort hatte wieder ein anderer Kahn sich ein Dach von lauter Flaggen und Fahnen zusammengesetzt.

So kam die Flotille in einem weiten Bogen daher, glänzend in ihren Formen, in ihrem Schmuck von Gold und Farben, strahlend im hellsten Sonnenlichte und belebt durch die malerisch gruppirten Gestalten, welche ihren Raum erfüllten uud worunter besonders hervorleuchteten die hellen Gewänder der Frauen und Mädchen. Aber nicht bloß das Auge konnte sich ergötzen an diesen herrlichen Gebilden, sondern auch das Ohr lauschte entzückt den Klängen heiterer Lieder, die von Instrumenten und menschlichen Stimmen ausgeführt so klar und deutlich über das Wasser herüberflogen. Wie schienen aber auch die Ufer aufzuhorchen! Wie standen sie mit Grün und Fahnen festlich geschmückt da, die reizenden Uferlandschaften; wie hatten sie sich in bunte Farben gehüllt, all' die Villen und Dörfer rings umher, wie oft und lustig sandten sie krachende Böllerschüsse zu den geschmückten Schiffen hinüber!

Wie es der Doktor vorausgesagt hatte, so war auch bei dem festen Charakter meiner Nichte Emma nicht daran zu denken, daß sie einen einmal gefaßten Beschluß ohne gewichtige Gründe wieder aufgeben würde und gewichtige Gründe, warum sie eine Stelle in einem achtbaren Hause, wie das der Firma Stieglitz und Comp. nicht annehmen sollte, sah weder die Doktorin noch ich. Ich konnte doch unmöglich vor dem jungen Mädchen mit einer Schilderung des Charakters unseres Buchhalters herausrücken, ich konnte doch ebensowenig von jener Bet-Versammlung erzählen, der ich die Ehre gehabt hatte, einmal beizuwohnen.

Der Doktor dagegen schien unentschlossen, ob er seiner Schutzbefohlenen Einiges mittheilen solle, was er von dem Buchhalter zu wissen schien, er ging lange mit sich darüber zu Rathe und hatte mit mir über diesen Gegenstand eine ernste Unterredung: „Was soll ich thun?“ sagte er, „gegen den achtbaren Charakter der Prinzipalin ist nichts zu sagen, wenn es mir auch gelänge, den Buchhalter in die Luft zu sprengen und es ist die Frage, ob mir das gelingt, denn diese Starken im Glauben halten zusammen wie die Ketten, so haben wir doch nichts dabei gewonnen. Sie reißt er mit sich, wie ich Ihnen schon an jenem Abend sagte, indem er Ihnen beweist, daß sie einen höchst unmoralischen Lebenswandel geführt haben, lassen wir jetzt der Sache ihren Lauf und behal-

Alles, was das Auge erfassen konnte, warf der junge Mann mit einer eigenthümlichen Hast auf das Papier nieder, und sein Begleiter, der ihm nach einiger Zeit über die Schultern schaute, fuhr fast zurück, als er ein getreues Bild des Wunders da unten jetzt hier mit kühnen und scharfen Strichen auf dem Papier erblickte. Das war erst das rechte Wunder, denn der Knabe erinnerte sich wohl, wie oft der Kranke den Bleistift auf das Papier gesetzt, wie oft er träumend Stunden lang gesessen, um alsdann tiefer aufseufzend seine fieberhaft erglühende Stirn mit seiner linken Hand zu bedecken, wenn es ihm nicht gelang, das was seinen Geist bewegte, in künstlerischen Strichen auf dem Papiere festzuhalten. Und es war ihm das ja nie gelungen. Er hatte dann trübe lächelnd zuletzt sein Haupt geschüttelt und gesagt: „Es geht noch nicht; ich muß auf das Wunder warten." — Und wie herrlich hatte sich das nun auf einmal gezeigt! Da drunten auf dem See in fabelhafter Gestaltung, hier oben an dem herrlichen Werk des jungen Mannes, das sich mit jedem Striche schöner und deutlicher dem Auge darstellte.

Da hielt der Maler einen Augenblick in seiner Arbeit ein, horchte und machte seinem Begleiter ein Zeichen mit der Hand, er solle sich hüten, die tiefe, feierliche Stille, welche nun mit einemmale rings umher herrschte, auch nur durch den geringsten Laut zu unterbrechen. Drunten auf den Fahrzeugen schwieg die Musik, man hörte nicht mehr das Rauschen der Ruder, denn diese waren mit einemmale eingezogen worden und alle Schiffe lagen still, alles in denselben war schweigend und erwartungsvoll. — „Das ist der Tag des Herrn!" stimmte der Sängerchor an. Und in richtiger Stimmung schienen die Wellen zuzulauschen, schien der Himmel andächtig herabzublicken, standen rings in der Weite die geschmückten Häuser und Villen wie fromme Zuhörer in der ungeheuren Kirche, die rings umher aufgebaut war. —

„Das iſt der Tag des Herrn.
Der Himmel nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich.
Das iſt der Tag des Herrn."

Der Knabe oben am Rande der Waldeshöhe war auf die Knie niedergeſunken, mitfühlend, was die da unten beteten, und der Kranke hatte den Bleiſtift fallen laſſen, hatte ſein Haupt tief herabgeſenkt und in beiden Händen verborgen, lange, lange — lange nachdem der Geſang drunten aufgehört hatte und die Schiffe ſich wieder in Bewegung geſetzt. Es war ihm ſo wohl, ſo ſelig, auf einmal wieder ſo glücklich zu Muth. Er glaubte, es ſei eine Kette geſprungen, die ſeinen Nacken belaſtet, ſeine Bruſt zuſammengeſchnürt; aus ſeinen Augen tropften Thränen herab unaufhaltſam, und er machte auch keinen Verſuch, ſie aufzuhalten, denn es erregte ihn ein unendlich wohlthuendes Gefühl, nach langer Zeit wieder einmal weinen zu können, Thränen der Freude, Thränen des Glücks. Wie ſchwand mit jedem der rollenden Tropfen ein finſterer Schatten aus ſeinem Herzen, wie war es, als öffnete ſich ordentlich ſein Inneres, als gewännen jetzt erſt ſeine Sinne wieder Kraft und Leben, um in ſich aufzunehmen das reiche, blendende Bild der gewaltigen Natur rings umher. Wie glänzten ſeine Augen nach den rinnenden Thränen, wie freudig zuckte ſein Mund; ja es war, als könne es die Ungeduld, die ihn beſeelte, nicht länger ſitzend aushalten, denn er ſprang raſch in die Höhe, ſchwang ſeinen Hut hoch über dem Kopfe und jubelte laut und fröhlich zum See und zu den geſchmückten Schiffen hinab.

„Und was iſt denn das alles, Herr?" fragte der Knabe, der beſorgt dem ſo außergewöhnlichen Thun des ſonſt ſo ſtillen Mannes zuſchaute. „Iſt es denn wirklich ein Wunder?"

Worauf ihm dieſer mit Begeiſterung erwiederte: „Ja, es iſt allerdings ein Wunder, was ſich da unten begeben, ein vielver-

ſprechendes Wunder. Die deutſchen Künſtler aus allen Theilen des groſſen ſchönen Vaterlandes haben einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan zur Einigung, indem ſie gefunden und deutlich gezeigt, daß es wohl viele große und kleine Akademien und Malerſchulen gibt, aber nur Eine deutſche Schule, nur eine deutſche Kunſt, hoch und herrlich, wie Alles, was im ſchönen Heimatlande durch feſtes Zuſammenhalten glänzend hervortritt."

Er fuhr mit der Hand über die Augen und auf ſeinem bleichen Geſicht zeigte ſich ein müdes Lächeln. „Es hat mich das angegriffen," ſagte er; „ich will mich wieder dahinſtrecken in's grüne Gras, träumend an den Himmel emporblicken und ausruhen."

„Wollen wir nicht lieber nach Hauſe gehen?" fragte mit beſorgter Stimme der Knabe, denn die ungewöhnliche Aufregung des Kranken erſchien ihm bedenklich.

„Nach Hauſe?" verſetzte dieſer jedoch mit finſterer Miene, wobei er heftig mit dem Kopf ſchüttelte. „Wo iſt mein Haus? Doch nicht da unten, wo ich lange Zeit in dumpfigen Zimmern gelebt und immerfort denſelben beängſtigenden Traum geträumt? — Nein, nein!" fuhr er haſtiger fort, „weißt Du, wo mein Haus iſt und wohin es mich ſo gewaltig zieht? — Blicke dorthin. Siehſt Du die Zugvögel nach Süden eilen? Die zeigen mir den Weg, ihnen will ich nach, um dem kalten, froſtigen Winter zu entgehen, der mich ſo lange, ſo hartnäckig zurückhielt, und um — ſie wiederzufinden, — das ſprach er mit leiſer Stimme — in einem ewigen, unwandelbaren Frühling. — Nicht in ihre Arme will ich eilen," murmelte er; „o nein, nein! auf der Schwelle ihrer Wohnung niederknien werde ich und ſie anflehen, daß eine Bitte ihrer reinen Seele mir Vergebung verſchaffe hier und dort. Aber jetzt laß mich ruhen, laß mich ſchlafen und wecke mich nicht eher, als bis ſich die Waldeshöhe drüben belebt durch Muſik und Geſang."

Unterdeſſen hatten ſich die goldenen Schiffe unter den feierlichen Klängen des Walhallaliedes dem Ufer genähert, legten ſich

an die Landungsbrücken, und die luſtige Künſtlerſchaar, die heiteren Gäſte, ſchöne Frauen und Mädchen, Alles durcheinander, hoch überflattert von den bunten Fahnen und Wimpeln, die vorangetragen wurden, in der prächtigſten Farbenmiſchung, betraten das Land und bewegten ſich von da in einem langen, feierlichen Zuge zur Waldeshöhe hinauf. Lange noch ſah man ſie vom Ufer aus durch den grünen Wald hinaufziehen, lange noch bemerkte man die leuchtenden und flatternden Fahnen, die hellen Gewänder, lange noch hörte man die Klänge der Muſik, luſtiges Plaudern und Lachen.

Und wie war droben alles zu ihrem Empfange eingerichtet! Wie ſchimmerte dort zwiſchen dem Baumdickicht hervor das weißliche Holz der Buden, der langen Tiſche und Bänke, die auf dem Mooſteppiche aufgeſchlagen waren; wie flatterten auch hier von den Bäumen, ſowie von aufgerichteten hohen Stangen Fahnen aller Farben; wie ſinnreich war auf einer Lichtung, die mit Rieſenſtämmen umgeben war, der Tanzplatz errichtet, wo ſich die Jugend in luſtigem Reigen drehen ſollte. Er war eingefaßt mit aufgeſteckten Tafeln, auf denen ſinnige Sprüche ſtanden, ſowie mit den verſchiedenen Künſtlerwappen, welche bald hier, bald da an den Bäumen angebracht waren und mit ihren brillanten Farben ſo hell und angenehm von dem grünlichen Grau der alten Stämme abſtachen.

Und welch' luſtiges Leben zog wie ein friſcher Luftzug über die unvergleichliche Rottmannshöhe. Wie wurde geplaudert und gelacht, gejubelt und geſungen, getanzt und geſprungen! Wie freudig erklang das Klappern der zinnernen Krugdeckel nach einem Toaſt, der hie und da ausgebracht wurde; wie hörte man ein fröhliches Lied aus dem Dickicht erſchallen, um plötzlich wieder überſtimmt zu werden durch einen vollen Chorus, oder zerriſſen durch die plötzlich einſetzende Tanzmuſik. Da fanden ſich Bekannte zu Bekannten, die vielleicht zuſammen nach München gekommen, ſich

dann in dem Strudel des gewaltigen Lebens verloren und heute erſt wieder ſahen; da traf man auf Freunde, die man hundert Meilen entfernt glaubte, und tauſchte einen herzlichen Händedruck, ein luſtiges: „Grüß Gott!“ mit Genoſſen früherer Zeiten, die man Jahre lang nicht geſehen und die uns nach dieſem Zuſammenſtoß auch jetzt wieder auf ihrer eigenthümlichen Bahn auf Jahre verſchwinden werden.

Sei es drum, dieſe Verſammlungen deutſcher Künſtler werden ſich wiederholen und uns wieder mit dieſem und jenem, in deſſen Nähe wir ſonſt nicht kommen würden, zuſammenführen. Haben wir doch hier unter dem ſchattigen Laubdach ſitzend, aus Einem Kruge zuſammengetrunken, haben uns von vergangenen Tagen erzählt, nach dieſem und jenem gefragt, vielleicht auch nach dieſer und jener, haben uns gefreut, wenn wir erfuhren, daß es denen, an welchen unſer Herz immer noch ein bischen hängt, wohl und glücklich geht, oder haben nachdenklich die Achſeln gezuckt, bei einem: geſtorben und verdorben. — Fahre hin! — Und auch Du für heute. Dort ſehe ich andere luſtige Geſichter, die mich ſchon von weitem mit hoch erhobenen Händen freundlich grüßten. — Auch Du hier? — Verſteht ſich, wie Du ſiehſt. — Und dieſer und jener? — Auch; den findeſt Du dort vorn an der Rednerbühne. — Ein Arm ſchiebt ſich in den unſrigen und wir ziehen nach dem ſchönſten Platz der Rottmannshöhe, wo am Abhange, am Rande der dichten Baumkronen, da wo auch des großen Landſchafters Denkmal ſteht, die Rednerbühne errichtet iſt. Eine Rednerbühne darf natürlicher Weiſe nicht fehlen bei einer Verſammlung deutſcher Künſtler. Hier hatte ſie ſich einen wunderbaren Platz ausgeſucht. Im Rücken geſchützt durch den dichten Wald, vor ſich tief hinab einen grünen Vordergrund, der ſich in Wieſen und Feldern verlief bis zu dem grünlich ſchimmernden herrlichen See, hinter welchem ſich die Alpen wieder hoch und ſtolz erhoben, in immer neuer ergreifender und überwältigender

Pracht und Herrlichkeit. Es war das ein Platz, von dem aus man hätte der weiten Landschaft predigen können, die sich in so malerischer Schönheit wie aufmerksam und aufhorchend umher gruppirte.

Wenn es zwischen den dichten Bäumen an den langen Tafeln, auf dem Tanzplatze lustig herging und sich dort überall ein frisches Treiben kundgab, so war der Abhang vor und neben der Rednerbühne nicht weniger malerisch belebt. Dort lagerten Männer, Frauen und Mädchen in größern und kleinern Gruppen und Gesellschaften, hier wurde ebenfalls geplaudert und gelacht, hier erklangen wie im schattigen Dunkel des Waldes Lieder und Toaste; hier hatten sich Bekannte und Freunde zusammengethan, und jeder Kreis, mochte er auch aus den verschiedenartigsten Elementen bestehen, war heute wie eine einzige Familie und hieß Jeden willkommen, der sich mit offener Stirn und fröhlichem Gesichte näherte.

Da lagerte eine Gruppe süddeutscher Künstler, einige Schwaben, ein paar Schweizer, und die letzteren, die doch sonst neben der Schönheit ihres Vaterlandes nicht gern etwas Anderes der Art aufkommen lassen wollen, gestanden uns zu wiederholten Malen mit leuchtenden Blicken, daß sie ergriffen seien von der Schönheit des Starenberger Sees, besonders am heutigen Tage. — Ja, der heutige Tag zeigte auch Alles in der wunderbarsten Vergoldung, war doch Sonne genug da und heitere Laune überflüssig, wurde doch Jeder herzlich empfangen, auch ohne daß ihn Jemand vorstellte und einführte, nur wenn er selbst Lust hatte, sich den heiteren Kreisen zu nähern. War doch einer der Schwaben mit dem fremden Maler, den Keiner kannte, Arm in Arm daher gekommen und hatte lächelnd erzählt, wie er ihn allein auf einem Baumstamme sitzend gefunden weit jenseits des Tanzplatzes und der Wirthschaftsbuden, und wie er, der lustige Schwabe nämlich, jenem mit vollem Recht bemerkte, er begreife nicht, wie man sich an einem

solchen Tage in sich selbst zurückziehen könne. Nun brachte er ihn mit, und die Genossen empfingen ihn freundlich.

„Das ist mein Bekannter, der Tannhäuser," stellte ihn der Schwabe vor; „ich muß ihn früher irgendwo einmal gesehen haben, wo? weiß ich nimmer recht; das thut aber auch gar nichts zur Sache. Er wohnt drunten in Leoni und hat heute schon für uns Alle gearbeitet. Ich sage euch: eine wunderbare Ansicht vom See mit den Schiffen. Laß sehen, Tannhäuser."

Und darauf gab der Tannhäuser nicht ungern, wohl aber ängstlich, sein Zeichenheft her. Als die Andern die Ansicht vom See sahen, die er gezeichnet mit der duftigen Fernsicht und dem bunten Gewimmel der Schiffe auf dem Wasser, da nickte der Erste, der hineingeblickt, schweigend mit dem Kopfe und nahm darauf sein Maßkrügel, um dem Kunstgenossen zuzutrinken.

Dieser saß zuerst da still in sich versunken, wie von einem tiefen Traume befangen: Er schaute mit so eigenthümlichen Blicken auf die lachenden und plaudernden Gruppen der schönen Frauen rings umher, er fand es so seltsam und doch wieder so hübsch, daß Alle, auch die, welche einander völlig fremd waren, ein allgemeines Band der Freude umschloß, daß man einem Unbekannten, dessen strahlende Blicke den unsrigen begegneten, freundlich zuwinkte, daß man sich erlaubte, einem frischen, reizenden Mädchen, die dort saß, das volle Haar mit grünen Blättern bekränzt, grüßend zuzunicken, und daß ein solcher Gruß bestens erwiedert wurde. Das ganze Leben und Treiben rings um ihn her kam ihm so neu und doch wieder so bekannt vor; es klang in ihm wieder wie eine liebe, bekannte, längst vergessene Melodie, die wir uns aus einzelnen Klängen wieder zusammensetzen und die dann endlich wieder so wohlthuend unser Inneres durchrauscht. Dabei wagte er es nicht, an die vergangene Zeit zurückzudenken; die lag hinter ihm wie ein wüster, unerquicklicher Traum. Er ruhte wirklich am Abhange eines Berges mit wunderbarer Aussicht

und blickte träumend auf Thal, Waſſer und Berg, die jetzt ſo unausſprechlich ſchön vom goldenen Strahl der ſinkenden Sonne beglänzt wurden, und wagte dabei nicht rückwärts zu ſchauen in dichte, dunſtige Wolkenmaſſen, die eine Vergangenheit umſchleierten, die hinter ihm trüb zuſammengeballt von zuckenden Blitzen zerriſſen ſich geſpenſtig drohend aufbäumten und ihn mit dumpfem Grollen und Murren vorwärts zu treiben ſchienen, nach Süden hin, wo ſein Himmel noch klar und rein war.

Aber die Wolkenmaſſen, die er in ſeiner Phantaſie ſah, zogen auch in Wirklichkeit hinter den Waldeshöhen auf und ſtanden am ſpäten Nachmittage dieſes unvergeßlich ſchönen Tages als Gewitter hinter dem Peißenberg, ſo dem Feſte ein frühzeitigeres Ende machend, als vielleicht ſonſt der Fall geweſen wäre.

Die Schweizer, bei denen ſich Tannhäuſer niedergelaſſen, und die den ſtillen, beſcheidenen Kunſtgenoſſen bald lieb gewonnen, wollten nicht mit der Künſtlerſchaar nach München zurückkehren; ſie hatten unter ſich eine Fußtour verabredet, von der ſie ſich viel Schönes verſprachen. Der Tannhäuſer gab ſeinen Wunſch zu erkennen, ſich ihnen anſchließen zu dürfen, und als ſie ihm durch einen herzlichen Handſchlag kund gaben, daß ſie ſeine Begleitung bis zum Fuße der großen Alpen, welche Italien von der Schweiz ſcheiden, und wo ſie daheim waren, gern annahmen, da zuckte es freudig durch ſein Inneres.

Darauf zogen die munteren Schaaren, die droben getagt in Scherz und Ernſt auf der Rottmannshöhe, mit Sang und Klang wieder hinab nach dem Ufer des Sees; bald hatten ſich die Schiffe wieder gefüllt und mit einbrechender Dunkelheit ſchwamm die bunte Flotte wieder auf den jetzt tiefblauen Wellen. Der Himmel hatte ſich dort drüben immer finſterer bezogen und ſo das Tageslicht früher und gewaltſam verdrängt. Aber anderes Licht, anderer Glanz war nun an deſſen Stelle getreten. Zwiſchen den Blumen und Blüthen des Takelwerks erglühten an den Schiffen

buntfarbige Lampen, Ballons entzündeten ſich, Fackeln loderten auf; auf den Uferhöhen leuchteten Feuer, einzelne Landhäuſer ſtrahlten in bengaliſchem Lichte und am Himmel ſtritten das tiefdunkel verglühende Abendroth, das Wetterleuchten des immer näher ziehenden Gewitters und der die Wolken durchbrechende volle Schein des Mondes um die Herrſchaft des Lichtes in der einbrechenden Nacht. Wieder zogen die Klänge der Muſik, die Lieder der Sänger über das Waſſer hin; aber nicht mehr ſo ruhig, wie am Morgen trugen die Wellen die Schiffe; in immer lebendigerem Tanze ſchaukelten ſie auf dem Waſſer. Der See fühlte ſchon den Kampf der Nacht. —

Ueber den See ſchwamm ein kleines Boot unter kräftigem Ruderſchlage. Es ſaßen vier Künſtler darin, die in Leoni von Freunden und Bekannten Abſchied genommen; drei von ihnen blickten rückwärts auf den immer dunkler werdenden See und auf das prachtvolle Schauſpiel der dorthin ziehenden Künſtlerflotte. Wie vielfarbige Sterne nahmen ſich die bunten feurigen Ballons an dem Maſt- und Takelwerk aus; und dazwiſchen erſchienen die Pechpfannen anderer Schiffe wie dunkelglühende Meteore. Wunderbar ſchön war bei dieſen der grelle Widerſchein auf dem Waſſer, und überraſchend die Wirkung, wenn aus den Pechkränzen beim Schwanken der Schiffe lodernde Feuerklumpen in das aufſpritzende Waſſer fielen. Gedämpft, aber doch noch deutlich trug der Wind die Klänge der rauſchenden Muſik herüber, und die drei Künſtler ſangen die Worte dazu.

Der vierte der jungen Leute ſaß an der Spitze des Bootes und blickte an den Himmel hinauf, der vor ihnen noch lichte Stellen zeigte, welche aber die heranziehenden Wolkenmaſſen ſchon mit ihren Nebelarmen zu umziehen drohten. Es war dort ein Hin- und Herwogen, ein bald Klarer-, bald Dunklerwerden, ein Aufblitzen einzelner Sterne, die ſich auf dieſe Art bald zeigten, bald wieder verſchwanden. Nur einer dieſer leuchtenden Himmelskörper blieb

in hellerem, bläulichem Glanze, in ungetrübter Klarheit noch eine Zeit lang dort hinten über dem Horizonte ſtehen, und ihn kannte der Tannhäuſer nur zu gut und verhüllte ſchmerzlich berührt ſein Haupt, um dieſen Stern nicht mehr zu ſehen, — die helleuchtende Venus.

Siebenzehntes Kapitel.

Pilgerfahrt.

Bis Zürich war der Tannhäuſer mit den drei Schweizer Künſtlern gereist, mit denen er vereint den Starenberger See am Abende des ſchönen Feſtes verlaſſen, und nachdem er ſich in der freundlichen Stadt noch ein paar Tage bei den Genoſſen aufgehalten, die ihn lieb gewannen und nur ungern ziehen ließen, nahm er ſeine Wanderung wieder auf und wandte ſich über den Züricher und Wallenſtädter See nach Chur, um von da über den Paß des Splügen nach Italien zu gelangen. Er hatte dieſen Weg, denſelben, den er vor ein paar Jahren in ganz anderer Geſellſchaft und unter anderen Verhältniſſen gewiſſermaßen glücklich, geſund, auch heiter und froh zurückgelegt, abſichtlich gewählt, um ſeinem Herzen durch die Erinnerung an jene Zeiten im Gegenſatz zu den heutigen wohl und wehe zu thun. O dieſe Contraſte zeigten ſich ihm in Allem, bei jedem Schritte. Damals war es Frühjahr, Blätter und Blumen beeilten ſich, geweckt vom Glanz einer milden Sonne, hervorzukommen, um die wieder erwachte Erde bereitwillig zu ſchmücken; eine klare, weiche Luft umſpielte die Wangen des Dahinwandelnden, zeigte den Himmel in tiefem Blau, die Schatten aber in warmen duftigen Tönen und ließ den entzückten Blick weit

ten wir die Augen offen, es ist manches faul im Staate Dänemark," setzte er hinzu, „gehen Sie Ihren geraden Weg, lassen Sie mir alle Liebeleien, und verlangen Sie meinen Rath, wenn Ihnen was Verdächtiges begegnet."

So war es denn in kurzer Zeit entschieden, daß Emma in unser Haus kommen sollte. Der Buchhalter zeigte es mir mit der gleichgültigsten Miene von der Welt an und die einzige Aufmerksamkeit, die er der neu Angekommenen bewies, war, daß er ihr sein Schlafzimmer mit dem bewußten Ofen abtrat und sich dafür in das meinige einquartirte. Ich kam auf die andere Seite von dem Zimmer meiner Nichte, wo früher Mamsell Thereſe gewohnt, welches Gemach der Herr Specht nicht zu beziehen wünschte.

Mir war es Anfangs ein unverkennbares Vergnügen, so gestand ich mir schüchtern in meinen stillsten Stunden, mit Emma unter einem Dache zu wohnen, sie bei Tische zu sehen und im Stande zu sein, ihr hier und da kleine Dienste zu leisten.

Wir hatten einen neuen Lehrling angenommen, ich sage wir, denn auch mir wurde bei solch' großen Veranlassungen jetzt eine berathende Stimme eingeräumt. Dieser neue Lehrling, mein Nachfolger war jener würdige Herr Block, den wir auf der Wiegkammer des Herrn Pfeffer kennen gelernt haben. Er wurde meistens im Laden beschäftigt und da auch der Herr Specht seit län-

hinab in die Schluchten dringen und dort die klaren Wellen des herabſtürzenden Bergwaſſers durchſichtig erſcheinen, wie Bänder ſchimmernder Kriſtalle, edle Steine aller Art erzeugend in der luſtigen Beweglichkeit des Waſſers, im Glanze des Sonnenlichtes.

Und heute! Es war Herbſt geworden, und ein kaltes Regenwetter, das ſchon von Chur aus den Reiſenden begleitete, ließ die Berge rechts und links von der Straße ſich verdrießlich in ihre Nebelkappen hüllen, färbte den Himmel ſchmutziggrau und drückte die Wolken tief auf die feiernde, naſſe Erde hinab. Windſtöße, die den Wanderer durchſchauerten, ſtrichen unſanft über das verdorrende Gras und riſſen die verwelkten Blätter von den Bäumen. Finſter und unheimlich gähnte die Schlucht des Viamalapaſſes. Da waren verſchwunden, abgewiſcht alle die freundlichen Verzierungen durch Blumen und Sonnenſchein, da konnte nichts aufkommen von den heiteren Phantaſieen, mit denen man ſonſt die Alpen erſteigt, um drüben das ſonnige Italien zu finden; da wurde die lebhafteſte Einbildungskraft niedergedrückt von der rauhen und grauen Wirklichkeit; da ſauste der kalte Regen ſcharf und ſchneidend in die Schluchten hinein, und wo ſich auch die fallenden Tropfen zitternd verbargen unter welkem Laub und herabhängendem Graſe, da waren ſie nicht lange geduldet, denn Laub und Gras ſchüttelten unmuthig die naſſen Gäſte von ſich, und dann ſah man ſie trübſelig von den Felſen herabſickern durch lehmige Furchen an den Seitenwänden des Weges fließend verſchwinden. Tief drunten zu den Füßen der ſtarrenden Felſenmaſſen tobte und brauſte weiß ſchäumend der hochgeſchwollene Rheinſtrom, und wenn er ſich donnernd über ſein Felſenlager wälzte, ſo ſchienen die qualmenden Nebelmaſſen erſchreckt aufwärts zu fliehen und zogen ſich lang und geſpenſterhaft um die Berghäupter und in die Schluchten hinein.

Es drängte den Wanderer raſtlos vorwärts, er hoffte noch vor der ſinkenden Nacht das Dorf Splügen zu erreichen, deſſen freundliches Gaſthaus ihm noch von damals her in Erinnerung war und deſſen er jetzt lebhafter als je gedachte. Wer weiß aber, wann er dort angekommen wäre, wenn nicht ein mitleidiger Poſtillon, der ſeine vier Extrapoſtpferde vor ein leichtes Wägelchen geſpannt, ihn aufgenommen hätte, ihm auch eine Decke gegeben, um die warme Hülle über ſeinen etwas gar zu leichten Paletot zu legen. — So fahren zu können, that ſeinen erſtarrten und ermüdeten Gliedern wohl; auch erwärmte er ſich behaglich unter der dicken Umhüllung, und wie er zuſammengekauert auf dem Sitze des kleinen Wagens ſaß, verſank er bald in halbwache Träumereien. — Und in dieſen Träumen ſpielte immer noch ſcharf und ſchmerzend die damalige Zeit. War es ihm doch oft, als ſähe er neben ſich vorbei ziehen den eleganten Reiſewagen der Fürſtin, ſich ſelbſt nachläßig und bequem in der Ecke lehnend, ein Buch in der Hand oder eine feine Havanna rauchend. Dann war es ihm auch wieder, als ginge dort vor ihm Eliſe und als gelangte er jetzt an ihre Seite, um mit ihr freundlich plaudernd weiter zu ſchreiten. Aber obgleich er dieſe Geſtalten erkannte, traten ſie doch nicht deutlich und ſcharf vor ſeine Seele; ſie erſchienen ihm ſchatten- und nebelhaft, wie man etwas ſieht, das, obgleich es dicht vor uns liegt, doch finſter und undeutlich erſcheint, wenn unſer Auge von einem Glanze geblendet wird, der wohl weit entfernt, aber prächtig vor uns aufſteigt. Und in dieſem Glanze, der für ihn täglich, ſtündlich zunahm, ſah er ihr Bild immer klarer und deutlicher werden, je mehr die Andern verſchwanden, aber er ſah es nicht wie eine irdiſche Erſcheinung, ſondern Franceska erſchien ihm in ſeinen Träumen wie ein lichter Engel mit mildem Lächeln über den kleinen und großen Leiden dieſes Erdenlebens ſchwebend, von einer ſtrahlenden Glorie umgeben. —

Wenn er alsdann erwachte vom Stoßen des kleinen Wagens oder vom ſchärfern Anziehen der Pferde, ſo waren freilich alle die glänzenden Bilder zerriſſen und die rauhe Wirklichkeit trat in Nebel und Regen wieder erkältend an ihn heran. Er wickelte ſich fröſtelnd auf's neue und feſter in die Decken und nickte mit dem Kopf, wenn der gutmüthige Poſtillon ſich auf ſeinem Pferde umwandte und ihm lachend zurief: „Nicht wahr, Herr, es iſt doch weit beſſer, demüthig gefahren, als ſtolz zu Fuß gehen? Na, bald ſind wir droben.“

Der Tannhäuſer verſank wieder in ſeinen Halbſchlummer, zuſammengebückt, wie er ſaß, die Decke wie eine Zeltwand vor ſich zugezogen, und es traten Bilder aus ſeiner Jugendzeit vor ihn hin; als er, ein kleiner Knabe, ſich mit andern Geſpielen aus Brettern und Glasfenſtern im Garten ein Häuschen gebaut, wo ſie behaglich zuſammen kauerten, während draußen Regenſchauer niederprasſelten und wo ſie mit einem innigen Wohlbehagen ſahen, wie von ihren Athemzügen die Fenſterſcheiben dicht vor ihren kleinen Naſen dunſtig anliefen.

Der Klang des Poſthorns zerriß auch dieſen Traum, dann hielt der Wagen; das Licht einer Laterne, die hoch emporgehalten wurde, drang ihm faſt ſchmerzlich in die Augen, man half ihm vom Wagen und führte ihn in ein ſanft erwärmtes Zimmer. Als er dem Poſtillon hierauf ſeine Decke zurückgegeben, erſtaunte dieſer über das reichliche Trinkgeld, das er dafür von dem armen Paſſagier erhalten, den er eigentlich nur um Gotteswillen auf der Straße aufgeleſen.

„Ich kann Euch verſichern,“ ſagte er drunten in der Kutſcherſtube, nachdem er den triefenden Mantel abgelegt, „der hat mir ſo viel gegeben, daß er davon ganz gut die Poſt von Chur bis hier hätte bezahlen können. Es gibt doch ſonderbare Leute in der Welt.“

Daſſelbe dachte auch der Wirth in Splügen, nachdem ihm

der Postillon über den Fremden gesprochen und er darauf denselben, als er bei dem einfachen Nachtessen saß, etwas genauer betrachtete. Das Aeußere des Gastes paßte so gar nicht zu einer Herbstreise über die Alpen; der dünne Rock und Paletot, die feinen Stiefel und Handschuhe und hiebei wieder die krankhafte Bläße des eingefallenen Gesichtes, der seltsame Glanz der Augen und ein leichter Husten, der häufig zwischen den zuckenden Lippen hervordrang. Der Wirth des Splügen hatte freilich schon häufig genug ähnliche Gestalten wie die des Fremden eilig und ängstlich über die Alpen herab kommen sehen; aber von hier hinaufgezogen waren der Art Reisende nur wenige. Nun es konnte ja auch Jemand Ursache haben, dachte er, ein Asyl in Italien zu suchen, wie es umgekehrt schon so oft der Fall gewesen. Und daß dergleichen bei dem Gaste zutraf, schien dem Wirthe um so glaubwürdiger, als ihn derselbe am andern Morgen ein Legitimationspapier durchzusehen bat, ob es auch in der Form für die Grenze droben volle Gültigkeit habe. Dieser Paß war in Zürich ausgestellt und vollkommen in Ordnung. Doch konnte der freundliche Wirth von Splügen sich nicht enthalten, seinem Gast, der den Entschluß kund gab, das Gebirge zu Fuß zu übersteigen, auf die Berghöhen aufmerksam zu machen, die in Folge des gestrigen Regens im Thal in einer leichten Schneedecke prangten. Wenn heute freilich auch die Sonne wieder schien, so sah man doch, wie der scharfe Wind vom Berg herunter kam, die Zweige der Bäume heftig erschütterte und welke Blätter vor sich hin jagte.

„Um Mittag kommt die Post," sagte der Wirth, „und wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte, so wäre es der, sich dort einen Platz zu nehmen, und Sie sind dann Abends bei guter Zeit in Chiavenna. Verzeihen Sie mir meine Aeußerung, aber Sie scheinen kürzlich krank gewesen zu sein, und da könnte Ihnen eine Fußtour über die Höhen bei solch schneidendem Winde schlecht bekommen. Und trotz des verschlossenen Wagens müssen Sie einen

Mantel mitnehmen, den ich Ihnen geben werde und den Sie beim Posthalter drüben in meinem Namen ablegen können."

Der Tannhäuser dankte auf's herzlichste für die Freundlichkeit, welche ihm erwiesen wurde, und da er heute Morgen einen stechenden Schmerz in der Brust, den er schon seit mehreren Tagen gespürt, lebhafter empfand, so setzte er sich um Mittag in den Postwagen und kam Abends nach Chiavenna.

Hatte der Wirth in Splügen schon über Manches im Benehmen seines Gastes den Kopf geschüttelt und dasselbe eigenthümlich und seltsam gefunden, so wurde ihm dieser noch räthselhafter, oder wenn man will, er fand die Möglichkeit, sich Manches zu erklären, als an dem Tage, wo sein Gast Mittags gegen Chiavenna gefahren war, bei einbrechender Dämmerung ein leichtes Reise-Coupé, von vier schaumbedeckten Pferden gezogen, vor seiner Thüre hielt. Der Postillon, welcher vom Sattelpferd herabstieg und von dem scharfen Ritt ziemlich steif geworden war, stellte sich mit gespreizten Beinen neben seine Rosse, welche alle vier die Köpfe hängen ließen, und rief dann dem Hausknecht zu, der zum Ausspannen herbeieilte, während er sich etwas verlegen am Kopfe kratzte:

„Dein Herr wird hoffentlich kein Gerede davon machen, daß wir ein bischen scharf da hinauf gefahren sind; Courierpferde hat die da drin ohnehin bezahlt und obendrein von einer halben Stunde zur anderen ein Paar Franken Trinkgeld mehr geboten. Man will auch was verdienen, bei Gott! und wenn wir die Roß' tüchtig abreiben, so schadet's ihnen nichts. Heute Nacht bleiben wir da; mach' nur gleich eine Streue, daß sie bis an den Bauch im Stroh stehen. Hü — Bleß!"

Darauf war der Wirth an den Wagen getreten und hatte zwei Damen beim Aussteigen geholfen, beide in Pelz gewickelt, wovon die Eine, die etwas älter schien, hastig nach einem Zimmer, sowie nach einer Unterredung mit ihm, dem Wirthe, ver-

langte. Dieſe Unterredung war es nun, die ihn einigermaßen aufklärte über jenen Gaſt, der nun in dem Augenblicke, wo er mit der Dame ſprach, ſchon jenſeits der Alpen gegen Campo dolcino hinrollte, weit genug entfernt, um, da ohnedies die Nacht die Thäler und Schluchten des Gebirgs auszufüllen begann, nicht mehr eingeholt zu werden.

Das ſagte der Wirth zu Splügen auch der Dame, welche die Stirne an die kalte Fenſterſcheibe drückte und ihre unruhigen Blicke aufwärts zum Splügen ſandte. „Wenn er es eilig hat," fuhr er fort, „ſo kann er morgen früh mit aller Bequemlichkeit in Mailand ſein. — Ja, mit aller Bequemlichkeit," fuhr er nach einer Pauſe fort und fügte noch hinzu: „Ja wohl — ja," als er bemerkte, daß die Dame am Fenſter keine Antwort gab und er das Geſpräch nicht wollte in's Stocken kommen laſſen.

Doch ſchien ſich die fremde Dame in die immer dunkler werdenden Schluchten des Splügen, welcher vor ihr lag, vertieft zu haben, denn ſie antwortete nichts, ja wandte ſich nicht einmal zum Wirthe herum.

„Es iſt eigentlich meine Schuld," fuhr dieſer fort, nachdem er ein minutenlanges Stillſchweigen durch verſchiedene Hms! Hms! auszufüllen verſucht, „daß der Herr — jetzt ſchon jenſeits des Berges iſt. Hätten wir ihn nicht überredet, es ſei nicht thunlich für ihn, in dieſer Jahreszeit zu Fuß über den Splügen zu gehen, ſo würde er jetzt wahrſcheinlich noch lange nicht das Zollhaus erreicht haben, und —"

„Wie ſo?" unterbrach ihn raſch die Fremde; „er wollte zu Fuß gehen?"

„Ja, gerade ſo wie er hier ankam," gab der Wirth zur Antwort; „ſo ſagte er."

„So fehlt es ihm — — an Mitteln, an Geld?" ſagte die ältere Dame mit einem eigenthümlichen Tone, worauf die andere, die jüngere, welche ſich bis jetzt mit einer großen Reiſetaſche zu

thun gemacht, haſtig näher trat, um dem Wirth in das Geſicht zu ſehen.

Dieſer rieb ſich die Hände und verſetzte alsdann: „O nein, an Geld fehlt es ihm nicht, und ſelbſt wenn dies der Fall geweſen wäre, ſo würde man einen ſo anſtändigen jungen Herrn gewiß gern aus ſeiner Verlegenheit gèriſſen haben. Gewiß," ſetzte er betheuernd hinzu, „es iſt das ſchon häufig vorgekommen, und der Poſtmeiſter von Splügen weiß, wen er vor ſich hat."

„Er kam zu Fuß hierher in dieſem ſchauerlichen Herbſtwetter?" fragte die ältere Dame und ihre Stimme bebte leiſe.

„Ja und nein," gab der Wirth zur Antwort. „Eine Stunde von hier traf ihn einer meiner rücklehrenden Poſtillons und ließ ihn aufſitzen, weil er bemerkte, daß der fremde Herr ſehr blaß ausſah und vor Froſt und Unwohlſein zitterte."

Ein ſchmerzlicher Ausruf entfuhr beiden Damen, und die eine, welche bisher immer geſprochen, wandte ſich wieder dem Fenſter zu, legte ihre Stirne auf die Hand und man hörte ein leiſes Schluchzen.

„O mein Gott!" rief die Andere in ſchmerzlichem Tone, „ſo war er krank? — Körperlich krank? — Und er ſprach mit Ihnen," ſetzte ſie haſtig hinzu, „ſo wie man gewöhnlich ſpricht?"

„Gewiß, meine ſchöne Dame, wie man gewöhnlich ſpricht," ſagte der Wirth. „Etwas einſylbig war er freilich, was ich wohl begreiflich fand, denn er klagte über Bruſtſchmerzen, und das war auch wohl der Grund, weßhalb er ſich überreden ließ, einen Platz im Poſtwagen zu belegen."

„Sonſt glauben Sie wohl, er wäre zu Fuß über den Berg gegangen?"

„Davon bin ich überzeugt, wie er mir auch geſprächsweiſe ſagte, er werde von Chiavenna an ſeinen Reiſeſtab weiter in's Land ſetzen und nach Rom pilgern."

Die Dame am Fenſter fuhr ſo heftig zuſammen, daß ſich die

andere ihr näherte, ihr sanft eine Hand auf den Arm legte und einige Worte in weichen, schmeichelnden Tönen zu ihr sprach.

„Ah! eine Pilgerfahrt nach Rom! — Und das sagte er in sehr exaltirter Weise? mit eigenthümlichen Ausdrücken? Er hoffte auf ein Wunder oder so etwas. —"

Der Wirth schüttelte mit dem Kopfe. „Von Exaltation," sagte er nach einer Pause, „habe ich nicht das Geringste bemerkt. Der Herr sprach sehr ruhig und überlegt, etwas leidend freilich — müde, wie auch sein Aussehen war. Er meinte, die Luft in Italien würde ihm wohl thun, ihm zur Ruhe verhelfen. — — — — —"

Jetzt trat, da die Dame am Fenster keine Antwort gab, wieder eine Pause ein, die sich so verlängerte, daß der Wirth, nachdem er ein paar Minuten vergeblich auf Antwort gewartet, laut und vernehmlich hustete und sich mit dem Bemerken nach der Thüre zurückzog: die Damen würden keine Befehle mehr für ihn haben.

Da er auch durch kein Wort weiter aufgehalten wurde, so verließ er das Gemach.

Unterdessen war es so dunkel geworden, daß man im Zimmer die Gestalten der Damen nur noch in undeutlichen Umrissen sah. Die ältere der Beiden war auf einen Stuhl niedergesunken, hatte die Hände vor das Gesicht gepreßt und weinte leise. Die Andere stand neben ihr, hielt den Kopf zu ihr hinabgebeugt und flüsterte ihr zuweilen ein Wort zu. Das dauerte wohl so eine Viertelstunde, dann erhob die, welche saß, ihr Haupt, strich mit beiden Händen über ihre Stirn und Schläfe, und sagte nach einem tiefen, tiefen Athemzuge: „Ja, er wird Ruhe finden — und ich auch, er vielleicht noch glücklich werden. Noch einen Blick gen Süden, noch einen heißen Wunsch für sein Glück, für das Wohl seiner Seele, dann wollen wir nordwärts ziehen. Dort der schwarze Berg, der sich in der Dunkelheit um so riesenhafter vor uns aufthürmt, tritt

wie das unerbittliche Schicksal zwischen uns und weist mich gebieterisch zurück. — — — Ah!" fuhr sie nach einer Pause fort, wobei es sie wie ein Schauer überflog; „seine Pilgerfahrt zu stören, ihn aufhalten zu wollen — — — nie, nie würde ich mir es erlauben. — Aber ein Wunder ist doch geschehen, Therese, bist Du nicht auch davon überzeugt?"

„Ja," versetzte das junge Mädchen und fügte mit leiser Stimme hinzu: „Und ich danke Gott dafür — —"

„Amen! — — — —"

Am andern Tage führte derselbe Postillon, der mit Courierpferden nach Splügen gefahren war, den Wagen mit den beiden Damen wieder gen Tusis hinab. Er machte ein äußerst vergnügtes Gesicht, denn seinen Pferden hatte die Anstrengung nicht geschadet, auch verdiente er doppeltes Trinkgeld. Mit einem pfiffigen Lächeln schwang er sich in den Sattel, und als der Wirth von Splügen die Wagenthüre geschlossen und mit einer tiefen Verbeugung zurücktrat, wickelte der Postknecht lustig pfeifend seine Peitsche ab, sah noch einmal nach dem Radschuh, ob er befestigt sei, und dann ließ er die Pferde dem brausenden Rheine entlang hinablaufen, was sie nur mochten.

Noch mehrere Tage lang drehte sich indessen das Gespräch im Wirthshaus des Dorfes Splügen um den sonderbaren Passagier und jene beiden Damen, worauf der Wirth, der seinen Gästen gegenüber gerne that, als wisse er wohl mehr von der Geschichte, was er ihnen aber nicht anvertrauen dürfe, kopfnickend sagte: „Ja, hier oben so nah an der italienischen Grenze passirt Manches, wovon man sich drunten nichts träumen läßt."

Der Tannhäuser aber ging am andern Tage zu Fuß weiter durch das Pregagliathal über die schäumenden Wellen der Moira und Lira dem Comer See zu. Wenn auch sein Auge entzückt war von der wunderbaren Schönheit dieser Gegend und es ihn auch zuweilen anwandelte, sich in einem der kleinen, so malerisch

gelegenen Dörfer niederzulaſſen und dort zu bleiben, vergeſſen und vergeſſend, ſo beſchlich ihn doch nur für Augenblicke ein ſolcher Gedanke, und er ſchreckte ſich alsdann ſelbſt wieder empor aus einer gewiſſen Ermattung des Körpers und der Seele, der jener Gedanke entſtammte, und es tönte in ihm vorwärts, vorwärts bis zum Ziele!

So kam er durch Mailand, ſo pilgerte er nach Genua, oft angeſtaunt und belächelt von den ihm Begegnenden, die ihm nicht ſelten kopfſchüttelnd nachſahen. Doch bemerkte er nichts von dieſen Blicken und hörte keines der Worte des Erſtaunens, die ihm häufig folgten. Er träumte viel, lebhaft und tief, und es war ihm oft zu Muthe, als ſei ſeine ganze Reiſe ein Traum und er müſſe plötzlich erwachen, unter jener Veranda des kleinen Hauſes ſitzen und von dem Lichtſchein der Ampel erweckt werden, welche Franceska mit dem lieben Lächeln und ihren ſchönen guten Augen auf den Tiſch ſetzte.

So ging er in Genua träumend an Bord des Schiffes, ſo blickte er träumend in die Wogen des Meeres, und die ewige Bewegung derſelben wiegte ihn noch tiefer ein, und dabei war es, als ſängen ihm die Wellen, wenn ſie an den Wänden des Schiffes vorüberſchliffen, allerlei ſeltſame Lieder. — Nur einmal erwachte er zu einem hellen und deutlichen Leben, und das war in den Florentiner Gallerien, in dieſem Heiligthume der Kunſt. Da fühlte er ſich angeweht vom Hauche der Gottheit, bezaubert beim Anblick der unſterblichen Werke jener großen Meiſter. Da riß er ſich mühſam los, und als er die Höhen hinter dem herrlichen Florenz erſtiegen hatte, blickte er zurück auf die blühende Stadt und ſeufzte: „Wer hier, ſelbſt ein großer Künſtler, leben und wirken könnte!“

Weiter zog er dann Hügel auf, Hügel ab, durch fruchtbare Thäler, über wild zerriſſene Berge, auf deren Spitzen kleine Städte wie Vogelneſter hängen, umgeben mit trotzigen Mauern, an pracht-

gerer Zeit ſich dieſem Geſchäft faſt ausſchließlich gewidmet hatte, ſo gab es hier für eine dritte Perſon nicht viel zu thun, weshalb auch Emma nicht viel dort war, gewöhnlich befand ſie ſich in dem Zimmer der Prinzipalin, nähte und ſtrickte bei ihr, oder las ihr vor. Ich weiß nicht wie es kam, aber das Mädchen hatte bald eine Herrſchaft über das ganze Haus und Jeder nahm ſich noch ſorgfältiger, wie ſonſt, in Acht, von der Prinzipalin einen ernſten Blick zu erhalten, namentlich wenn Emma in der Nähe war.

Auf die Erziehung des einigermaßen nachläſſigen Herrn Block hatte ſie einen großen Einfluß und ein mißbilligendes Wort genügte, ihn für Wochenlang beſonnen zu machen.

Unſer Beiſammenleben, ich meine das zwiſchen mir und meiner Nichte, war freundlich und herzlich, doch merkte ich an Kleinigkeiten, die aber für mich bedeutend waren, daß ich ſeit ſie im Hauſe war, weniger als Vetter wie als Collegen von ihr angeſehen wurde und das machte mir viel betrübte Stunden. Das Mädchen hatte mich früher ſo gern gehabt, wir ſtanden in einem Verhältniß zuſammen, deſſen Art, das fühlte ich deutlich, uns Beide vollkommen beruhigte, ſie liebte mich, ich liebte ſie, doch hätten wir uns Beide geſchämt, uns das einzugeſtehen, aber eben dieſes ſelige Bewußtſein brachte in unſer Leben eine ſchöne ſanfte Harmonie, die nie von Er-

vollen Kirchen und Klöstern vorbei, und nirgends hielt er längere Rast, nirgends hatte er Ruhe. Wenn er sich auch zuweilen am Fuße eines Berges Kräfte sammelnd niederließ, so drängte es ihn doch bald wieder empor von dem Stein, wo er ausgeruht. Ueber den einsamen Wanderer hin, hoch am Himmel zogen Schaaren von Zugvögeln, ebenfalls gen Süden. Wie beneidete er die um ihre starken Schwingen! Aber nur sie, nicht die andern Reisenden, welche in raschen Equipagen bei ihm vorbei rollten. Auf diese Art hätte ja auch er schneller vorwärts kommen können, aber er wollte pilgern nach Rom, er wollte dort ankommen wie andere arme Wanderer, die oft zu gleicher Zeit mit ihm die Straße zogen oder denen er begegnete, wenn sie von der ewigen Stadt kamen, diese frohen und heiteren Angesichtes, jene tief gesenkten Hauptes.

Wie oft eilte er vorwärts, wo ihm Ruhe doch so wohl gethan hätte, schwer athmend, mit kurzen, oft wankenden Schritten, mit bleichem, eingefallenem Gesichte. Es drängte ihn nach Rom, um dort vor einem Ereigniß anzukommen, von dem er sich weiter keine Rechenschaft geben konnte, als daß es in seinen Folgen tief in sein künftiges Leben eingreifen müsse. Auch Wulf hoffte er dort wieder zu finden, hatte ihm der Freund doch zuletzt von Rom geschrieben, und gerade in der Zeit, wo er im Begriffe war, von Italien Abschied zu nehmen und nach Deutschland zurückzukehren. Dort aber hatte er sich nirgendwo sehen lassen.

Wenn der Tannhäuser mit Schaudern der vergangenen Zeit gedachte, des vielen Entsetzlichen, was er in den letzten Jahren erlebt, so war es Seligkeit des einzigen Augenblickes, wo ihm an jenem Nachmittage am Starenberger See Kopf und Hand zum ersten Mal wieder dienstbar, wo nach einer langen, finsteren, nächtigen Zeit die Sonne der göttlichen Kunst auf's neue hell in sein zerrissenes Innere schien. Darnach hatte er gelobt, Bleistift und Pinsel so lange nicht mehr in die Hand zu nehmen, bis er dort,

wohin er zu pilgern gedachte, einen würdigen heiligen Gegenstand fände, den er malen wolle mit heißer Inbrunst, mit einer tief empfundenen Reue und Dankgefühl.

Um dies Ziel so bald wie möglich zu erreichen, drängte es ihn so unaufhaltsam vorwärts, und diese ihn verzehrende Sehnsucht war auch wohl die Hauptschuld, daß sein Herz oft so wild und stürmisch schlug, wenn er schwer athmend die Berge erstieg, so daß er häufig stehen bleiben mußte, die Hände auf seine Brust pressend oder sich wohl niederlassend auf einen Baumstamm am Wege, von dem er sich aber nach kurzer Rast wieder erhob, wenn er bedachte, daß er vielleicht von der nächsten Höhe die weite Campagna um Rom und fern am Horizonte den Dom St. Peter sehen würde.

Endlich kam auch dieser Augenblick. Baccano, ein einsames Posthaus, das er in der Dunkelheit der Nacht erreichte und dort ein ärmliches Lager fand, verließ er am frühen Morgen, und als er auf seinem Wege klopfenden Herzens eine kleine Anhöhe erstiegen hatte, sah er sie endlich vor sich liegen die ungeheure Einöde, diese riesenhafte, mit Hügeln bedeckte Fläche in glänzender Morgenbeleuchtung die seltsamsten Farben, die grellsten Lichttöne, die tiefsten Schatten zeigend. Weite, weite Strecken unbebauten Landes, meilenweit kein Dorf, kein Haus, nur hie und da zerbröckeltes Mauerwerk, ein zerrissener Thurm, der melancholisch von einer kahlen Anhöhe herniederschaut. Leise flüsternd zieht der Morgenwind über die mageren Grashalme und durch die Ginsterbüsche, und wenn wir ihm nachblicken, diesem unsichtbaren Wanderer, so sehen wir, wie sich Alles vor ihm bückt, dort die Anhöhe hinan bis zum alten Thurme, den er eilig erklettert, um von der morschen Zinne mit dem lustig dort wachsenden grünen Busche weit in die stille Ebene hinauszuwinken. Wem er so winkt, der Lufthauch, wir wissen es nicht, — gewiß keinem lebenden Wesen.

Zur Linken des Wanderers, der erstaunt, erschüttert von diesem über alle Beschreibung traurigen und doch wieder so malerischen Anblick stehen bleibt, erhebt sich in seinen gezackten Formen wie ein riesenhaftes Todtenmahl der Soracte empor. Der fernliegende ernste Höhenzug der Apeninnen ist mit Schnee bedeckt, so das Gewaltige der ganzen Scenerie noch vermehrend. — Weit, weit vor seinen Blicken verschwimmen die hellen Farben der Campagna, die Lichter und Schatten, die sich über Berg und Thal ausbreiten, in einander, und dort in nebelduftiger Ferne, am äußersten Rande der ungeheuren wellenförmigen Ebene hat es sich zusammengezogen, da erhebt sich ein langer dunkler Streifen mit einem erhabenen, immer stärker hervortretenden Punkt in der Mitte, — das ist Rom und die Kuppel der Peterskirche.

Nachdem der einsame Wanderer seine Blicke lange in dieses gewaltige Rundgemälde versenkt, schritt er wieder vorwärts, die Peterskuppel im Auge behaltend. Doch verging Stunde um Stunde, und unmerklich änderte sich die Ansicht des majestätischen Baues, ihm so anzeigend, daß er der Stadt näher und näher kam. Erreichen konnte er sie heute nicht mehr; schon sank der Abend, die Nacht kam wie hier immer ohne Dämmerung, und er mußte froh sein, in einem der alten Thürme, die am Wege standen, bei einem Ziegenhirten ein Nachtlager zu finden. Doch kümmerte ihn das wenig; seine Gedanken waren nicht bei seiner Umgebung; lange noch saß er auf einem Stein vor dem alten Mauerwerk und blickte nach Rom hinüber, das dalag, wie in einen Schleier von Duft gehüllt, auf dem Tausende von Lichtpunkten glänzten oder ihn mit ihrem Scheine erhellten.

In der Frühe des andern Morgens machte er sich wieder auf den Weg und sah bald, daß er sich nun wirklich der gewaltigen Stadt nähere. Die weite Fläche in ihrer vollständigen Oede blieb nun hinter ihm, und was er noch immer von der Campagna durchwanderte, erschien belebter, war besetzt mit einzelnen Häusern,

mit Vignen-Anlagen, mit niedern Mauern, welche streckenweise die Straße einfaßten, mit grünen Gebüschen, welche hie und da den Grund kleiner Thäler bedeckten, wo sich Wasser fand, das sich auch durch das üppige und frischgrün emporgesproßte Gras kundgab.

Vor der heißen Sonne, die ihn lange, lange Tage beschienen, fand er jetzt Schutz in schattigen Hohlwegen, und als er wieder eine Zeitlang fortgewandert und eine kleine Anhöhe erstiegen hatte, sah er vor sich die Tiber mit ihrem gelben Wasser und folgte mit dem Auge ihren Krümmungen, durch welche sie träge fließend das nicht ferne Meer erreicht. An ihren flachen Ufern sah man Heerden von Büffeln weiden, und die melancholischen Thürme, die er schon am Eingange der Campagna auf ihren runden Hügeln stehend bemerkte, sah man auch hier dicht vor den Mauern Roms. — Wunderbar, herzerhebend aber war der Blick über die gewaltige Stadt, die nun dicht vor ihm lag, auf dies Häusermeer mit seinen hoch emporstrebenden Säulen, seinen unzähligen Kirchen, seinen vielen Kuppeln, und alles das überragt von der Kirche St. Peters. Und wie unendlich schön fand er die Gebirge mit bekannten Namen, die in weitem Umkreis die Stadt umgaben! Immer wieder der alte Soracte, das hohe Gebirge von Tibur über den gelblichen Abhängen im tiefsten Blau emporsteigend, und weiterhin die weichen schönen Formen der duftigen Sabinerberge, umwogt von weißen Nebelstreifen, wie von schimmernden Schleiern, mit denen sie sich kokett verhüllt. — Und drüben über dem Flusse Pinienwäldchen mit ihren eigenthümlich geformten Baumkronen, dahinter emporsteigend einfache Campagnenhäuser und prachtvolle Villen, dann die Massen des grünen Monte Mario, schattirt mit fast schwarzen Cypressenhainen, zwischen denen wieder die weißen Gebäude wie helle Lichter hervorblitzen.

Da ist schon der freundliche Wiesenweg am Ufer der Tiber,

da biegen wir in die lange gerade Straße ein, welche zur Porta del Popolo führt — da sind wir in Rom.

Der Tannhäuser hatte den breiten Mittelweg, der ihm zu sehr belebt war, verlassen und schritt gebückt an der Mauer vorbei, die längs der Straße dahin lief. Von der Campagna herein strömten große Volksmassen der Stadt zu, sonntäglich geputzt, denn es war ein Festtag. Sie kamen auf ihren bunt bemalten Wagen, das Geschirr ihrer Pferde hatte klingende Messingzierrathen, schöne Frauen in malerischem Costüm saßen erhöht auf dem Karren, während Männer mit spitzen Hüten, die Sammtjacke auf der Schulter, die Pferde lenkten, hier auf dem Gabelbaum sitzend, dort hinter den Weibern stehend, mit diesen lachend und plaudernd. Reiter auf kleinen schwarzen Pferden, Andere auch wohl im Sattel munter einher trippelnder Esel, suchten zwischen dem dichten Strom der Fußgänger so rasch als möglich vorwärts zu kommen. Und dabei ging es nicht ab ohne ein hingeworfenes Scherzwort, das ebenso lustig erwiedert wurde, ohne eine fröhliche Bemerkung, die lautes Lachen hervorrief.

So viel der Wanderer von den Reden der bei ihm vorbei Eilenden, die ihn zuweilen scheu von der Seite ansahen, verstehen konnte, fand ein großes Kirchenfest in St. Peter statt, dorthin eilte Alles, dorthin folgte auch er dem Menschenstrome, der ihn mit fortriß, gegen den anzukämpfen er zu schwach und ermüdet war. Hatte er doch sein Ziel erreicht, befand er sich doch in Rom, hatten ihn doch schon die schattigen Straßen der alten Stadt mit ihren hohen ernsten dunklen Gebäuden aufgenommen. Dabei blieb er aber zuweilen einen Augenblick stehen, und faßte betäubt von der lärmenden Volksmenge, die ihn wie im wilden Strudel mit sich fortriß, an seine Stirne, welche sich kalt und feucht anfühlte. Und es flog dann zuweilen ein trübes Lächeln über seine Züge, wenn er wieder tief aufathmend weiter schritt.

Jetzt aber erweiterten sich die engen Gassen, der dichtgedrängte

Menſchenſtrom floß ruhiger und erlaubte dem ſchon lange vergeblich Kämpfenden, ſich am Geländer einer Brücke feſtzuhalten, ſo der vorbeiziehenden Flut Trotz zu bieten. Und als er nun nach kurzer Ruhe die Augen von den gelben Fluten der Tiber erhob, da war ihm zu Muth, als ſei er nach langer, mühevoller Reiſe in die Heimat zurückgekehrt. Erkannte er nicht plötzlich die Brücke, auf der er ſtand, die Gebäude, welche ihn rings umgaben? Hatten die eigenthümlichen, nicht zu vergeſſenden Formen der letzteren nicht ſchon das Auge des Kindes erfreut und ihn ſpäter entzückt, wenn er dieſe maſſigen Bauwerke geſehen, ſich ſo prachtvoll abhebend von dem tiefblauen italieniſchen Himmel? War die gigantiſche Kuppel dort jenſeits des Fluſſes nicht die Peterskirche? Sah er nicht ſtaunend vor ſich das mächtige Rundgemälde der Engelsburg, einſt das Mauſoleum Adrians? Waren die gelben Wellen, zu denen er jetzt die Blicke hinabſenkte, nicht dieſelben, die einſt an den großartigſten Werken der Welt, an den Paläſten und Tempeln der alten Römer vorüberfloſſen?

Ja, ja, ſo war es, und gern hätte er hier allein geſtanden, und als er alsdann das ſchützende Brückengeländer losließ, als ihn der Menſchenſtrom wieder erfaßt und fortgedrängt bei der Engelsburg vorüber, da konnte er ſich erſt wieder frei regen und fühlen auf der Piazza di San Pietro, jenem ungeheuren, prächtigen, ſäulenumgebenen Platze, deſſen wahre Größe kein menſchliches Auge beim erſten Anblick zu würdigen im Stande iſt, der uns faſt klein erſcheint vor der rieſenhaften Façade von St. Peter, vor der gewaltigen Felſenwucht des aufſtrebenden Kuppelrieſen, vor dem himmelanſtrebenden Obelisken, der in ſeiner Mitte ſteht und doch wieder neben der eben erwähnten Umgebung faſt klein erſcheint.

Etwas von der Größe des Platzes aber ſpringt uns entgegen, wenn wir erſtaunt an der Ecke der Piazza Ruſticucci ſtehen bleibend, an einem Feſte wie heute Menſchenmaſſen auf Menſchen-

maſſen an uns vorbeiſtrömen ſehen, gefolgt von zahlreichem Militär, untermiſcht mit langen Reihen Karoſſen, und wenn wir nun bemerken, wie all' dies von dem Platze verſchlungen wird, ohne daß er ſich anfüllt. Es ſind hier Tauſende, Zehntauſende verſammelt, und man könnte ſagen: der Platz iſt leer geblieben. Nur hie und da ſieht man die Menſchenmenge in kleinen Gruppen und dünnen Streifen, lange Reihen von Soldaten bilden eine ſchmale, glänzende Linie, hunderte von Equipagen verſchwinden auf dem Raume neben der großen Treppe, wo ſie ſich aufgeſtellt haben. Selbſt das Plaudern der Menge iſt herabgeſunken zu einem fernen Summen und Rauſchen, und das Geräuſch, welches die Schritte all' der Tauſende hier verurſachten, wird übertönt von dem Brauſen der beiden rieſenhaften Springbrunnen, die mit gewaltiger Kraft ihre hellen Waſſerſtrahlen in die Luft ſpritzen, zerſtäubend in dem klaren Sonnenlichte, welches ſich in Regenbogenfarben behaglich auf den Waſſergarben wiegt.

Gleich all' den Tauſenden vor, neben und hinter ihm ſchritt denn auch der Tannhäuſer über den ungeheuren Platz und hier erſchienen ihm die gewaltigen beweglichen Menſchenmengen wie Fluten des Meeres, die dort an der Rieſentreppe branden, zerſchellen. Was unten am Fuß dieſer Treppe noch eine kompakte Maſſe war, das zerſtäubte auf den gigantiſchen Stufen wie in einzelne Atome, und wenn es auch Tauſende waren, welche hinanſtiegen, ſo erſchienen ſie doch noch als kleine bewegliche Punkte auf der breiten Fläche vor der Rieſenfaçade von St. Peter. Der Wanderer, hier noch einſamer, umgeben von dieſen unzähligen fremden Geſichtern, als in der öden Campagna vor Rom, empfand dies Gefühl des Verlaſſenſeins ſchwer auf ſeinem Herzen lagern. War ihm doch, als wandelte er wirklich in der Brandung des Meeres, als müßten dieſe gewaltigen Wogen um ihn her nächſtens über ſeinem Kopfe zuſammenſchlagen. Wie holte er ſo mühſam Athem, wie fühlte er den kalten Schweiß auf ſeiner

Stirne ſtehen, wie hätte er ſo gerne eine einſame Stelle gefunden, eine verborgene Steinniſche, um ſich dort zu verſtecken, um dort niederzukauern, den Kopf in beide Hände gedrückt. — Aber vergebens — es riß ihn unaufhaltſam dahin.

Es wogte, brandete, es lachte und plauderte immer toller um ihn her; vom Himmel ſtrahlte das hellſte Sonnenlicht und lagerte blendend auf Platz und Kirche. Die Waſſergarben der Fontainen trieben Brillanten von ſich, die Schatten, welche Gebäude und Säulen auf den Boden warfen, thaten dem Auge weh im ſcharfen Contraſte von Hell und Dunkel. Und je näher er der Baſilika kam, je mehr vergrößerte ſich alles das, was die Sonne blendete. Da ſchrieen und lärmten die Limonadenverkäufer und die Händler mit friſchem Waſſer; da glänzten im Sonnenlichte ganze Pyramiden von goldgelben Citronen und Pomeranzen, da leuchteten die blankgeputzten Eisgefäße, und wenn ſie hin und her bewegt wurden, reflektirten ſie wie Spiegel das Sonnenlicht. Die hunderte von Wagen, welche auf dem Platz fuhren, ſah man eine buntfarbige Maſſe, rechts und links von der Treppe gelagert; viel glänzende Geſchirre und glitzernde Trobdeln, viel Purpur und Gold.

Endlich hatte er die Vorhallen, die Eingangsthüren hinter ſich, endlich warf er einen Blick in die Rieſenhallen. Sie erſchienen ihm beim erſten Anblicke wie eine überwölbte Fortſetzung des ungeheuren Platzes draußen. Selbſt von dieſem hereintretend ſtrebten die Wölbungen dieſer Baſilika, des ungeheuerſten Baues der ganzen Welt, ſichtlich in die Höhe und zeigten nach einem Blick auf die Tauſende von Menſchen, die trotz ihrer Anzahl auch hier nicht als eine gedrängte Maſſe erſchienen, ihre majeſtätiſchen Verhältniſſe. Und doch kommt man erſt nach und nach zum allgemeinen Verſtändniß der Größe dieſes Tempels; nur ſchrittweiſe wie man ihn durchwandelt, da er nur mit dem Verſtande und nicht mit dem Gefühl zu meſſen iſt. Man muß es ſich erſt ſagen,

daß dort die Taube mit dem Oelzweig an den gigantiſchen Pfeilern des Mittelſchiffs, die wir rechts und links ſehen, die wir glauben bequem mit der Hand erreichen zu können, ſich beim Nähertreten ſo hoch erhoben, daß ein Rieſe nöthig wäre, um ſie mit der Spitze des Fingers zu berühren; wir müſſen es uns vergegenwärtigen, daß der metallene Baldachin dort auf dem Grabe von St. Peter, über welcher ſich die Kuppelwölbung in ſchwindelnder Höhe erhebt, — daß dieſer Baldachin, der uns unter dieſer Wölbung klein und niedrig, ja völlig unbedeutend erſcheint, ſo groß iſt wie der größte Palaſt von Rom. Und erſt nachdem man ſich ſolchergeſtalt über die Verhältniſſe des Baues klar geworden, wandelt man mit Staunen und Ehrfurcht in dieſen Hallen umher.

Den Tannhäuſer erfriſchte die Kühle, welche im Gegenſatze zu dem ſonnenbeſchienenen Platze hier herrſchte; er wandte ſich am Eingange rechts und ging alsdann von einem Pfeiler des Hauptſchiffes langſam zum andern, wobei er ſich mit der heißen, fieberhaft brennenden Hand häufig an den kalten Steinen hielt. Es überfiel ihn eine tiefe Ermattung; er mußte zuweilen ſtehen bleiben, und wenn er das that, ſo war es ihm zu Muthe, als ſchwelle das Geräuſch, welches die Schritte der Einherwandelnden und ihr, wenn gleich noch ſo leiſes Sprechen, hervorbrachte, zum lauten, betäubenden Getöſe an. Und dabei kam es ihm alsdann vor, als drehe ſich die ungeheure Kirche vor ihm im Kreiſe. Endlich ließ er ſich auf den Vorſprung am Ende einer dieſer Pfeiler nieder und verſank für Augenblicke in wirre Träume.

Beim Hereintreten hatte er die langen Reihen Militär bemerkt, welche vom Eingang bis zum metallenen Baldachin ſtanden, untermiſcht mit andern Soldaten in der ritterlichen Tracht vergangener Jahrhunderte, mit Helm und wallender Feder, mit Panzer und Hellebarde; er hatte geſehen, wie die Tauſende und Tauſende, welche nach und nach in die Kirche getreten, ſich in

dichten Reihen hinter dem Militär aufstellten oder sich in den Seitenhallen verloren, von denen jede einzelne schon eine Kirche zu nennen war; er hatte gesehen, wie sich neben den adeligen Römerfamilien, die von Jägern und Kammerdienern gefolgt in dem Tempel erschienen, zerlumpte Campagnabauern mit markirten, bronzefarbenen Gesichtern drängten und stießen, wie Krüppel und Bettler neben schönen Weibern von Albano und Frascati dahin schlichen; er hatte es empfunden, wie das ganze wilde Gewühl, diese verschiedenartigsten Elemente, zu einer buntfarbigen, beweglichen, unruhig wimmelnden Masse zusammengesetzt, anfing seine Sinne zu betäuben, und deßhalb war er glücklich, hier an dem Pfeiler ein stilles Asyl gefunden zu haben.

Und es war in der That ein Asyl des Friedens, das Andere in gleicher Weise mit ihm theilten. Zeigte ihm doch ein Blick hinter sich ein paar Gebirgsbewohner in ihrer malerischen Tracht, arme Leute, fast in Lumpen gehüllt, halb von einem zottigen Schaffell bedeckt, den spitzen Hut zwischen den Knieen, die, wahrscheinlich vom langen nächtlichen Marsche ermüdet, hier auf dem kalten Stein sanft entschlummert waren; bemerkte er doch neben sich eine arme, aber anmuthige Römerin, die unbekümmert um die Hin- und Herwandelnden ihrem Kinde, das sie mit inniger Zärtlichkeit anblickend an ihren Busen drückte, die ursprüngliche Nahrung gab. Ihm, dem ermatteten Pilger, war hier wohler, als draußen auf dem Platze, als vorhin im Lärm der Menge. Er lehnte sein Haupt an den glatten Stein hinter sich, und die Kälte desselben that ihm wohl. Mit welch' wonnigem Gefühl schloß er die Augen, als nun auf einmal ein unendlich ergreifender Gesang erschallte, der in entzückenden Schwingungen, in weiter Ferne verhallend mit leise nachklingendem Echo an den Wölbungen der Kuppel emporstieg und dort noch in einzelnen Tönen fortzitternd langsam verhallte.

Jetzt erfüllte ihn zum ersten Mal der Gedanke, daß er nun

klärungen und Aufwallungen getrübt wurde, jetzt aber fühlte ich ganz anders. War es mir früher einmal vergönnt geweſen, ihre Hand zu erfaſſen oder hatten ſich beim Abſchied oder Wiederſehen unſere Lippen gefunden, ſo nahm ich dieſes Glück als eine ſüße Gabe hin, und wartete geduldig, wohl mit Sehnſucht, aber ohne es eifrig herbeizuführen, bis ſich das wiederholen würde. Seit ſie mir aber hier im Hauſe einmal ihre Hand entzog, als ich ſie ihr leicht gedrückt, ohne einen Gegendruck zu fühlen und als ſie mir dabei geſagt, nicht ohne einige Bewegung: „die Zeiten ſind jetzt vorbei," da war ich eifriger als je erpicht, ihre Hand zu berühren, wo es nur immer möglich war, und obgleich ich wohl begriff, da ich das arme Mädchen dadurch vor den ſcharfen Blicken des Herrn Specht in manche Verlegenheit brachte, ſo konnte ich es doch nicht laſſen, und das ging ſo weit, daß Emma einen Augenblick wahrnehmend, wo wir allein waren, mir freilich nicht ohne Thränen aber ruhig und beſonnen unſere beiderſeitige Lage ſchilderte. Wenn ich auch fühlte, daß ſie vollkommen Recht hatte, ſo konnte und wollte mein ſchwer verletztes Gemüth ihrem Grundſatz, fleißig zu arbeiten und alles andere Gott zu überlaſſen, der gewiß unſer Schickſal zum Beſten lenken würde, nicht beiſtimmen. Gut, dachte ich, ſie opfert Dich auf, ſie will ſich bei der Prinzipalin in Gunſt ſetzen, indem ſie das frühere Verhältniß mit Dir abreißt, mir

wirklich in Rom sei, mit einer unaussprechlichen Seligkeit, am Ende seiner mühseligen Wanderung, wo er ja auch sie einstens zu finden hoffte. Er fühlte sein Herz so weich gestimmt, sanft erregt, so sich bewußt seiner tiefen Schuld, so reuig und bußfertig, dabei aber so innig von der ihm endlich zu Theil werdenden Gnade überzeugt. Er fühlte, wie seine Augen in seligem Schmerze überströmten, wie seine Thränen zwischen den geschlossenen Wimpern hervorbrachen und langsam über seine Wangen hinabrollten.

Da mit einem Male war es ihm, als wenn die sanften, himmelanstrebenden Klänge, die ihn so glücklich gemacht, disharmonisch zerrissen würden von dröhnendem Posaunenschall; es kam ihm vor, als dränge sich die Menge vor ihm dichter und dichter zusammen und gerathe dabei in unbeschreibliche Bewegung, als woge die ganze Masse vor und zurück und bilde jetzt eine Gasse, die an seinem Pfeiler mündete. Schien es ihm doch dabei, als wenden sich einzelne Gesichter scheu nach ihm hin, als betrachteten ihn blitzende Augen mit unverkennbarem Erstaunen; er fühlte diese Blicke schwer auf seinem Herzen lasten, und da es ihm war, als ob immer mehrere die Augen nach ihm hin wendeten, so wollte er langsam zurückweichen, um hinter dem Pfeiler vor der gaffenden Menge Schutz zu suchen. — Doch Entsetzen! er war nicht im Stande, sich von seinem Platze zu erheben, ja die rechte Hand, mit der er seine feuchte Stirne abwischen wollte, versagte ihm den Dienst; er konnte nicht von der Stelle, er mußte hinab schauen in die Menschengasse, an deren Ende jetzt ehrwürdige Gestalten erschienen in vielfarbigen Ordenskleidern, viele Gestalten, die sich langsam vorwärts gegen ihn bewegten.

Wie sie näher und näher kamen, zog er den Athem mühsam und immer mühsamer in seine Brust. Er bemerkte, daß er der Prozession im Wege war, daß sie über ihn dahin schreiten mußte, und mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Angst und Verzweif-

lung drückte er ſich in die Niſche des Pfeilers hinein, an dem er ruhte, und es gelang ihm, etwas zurückzuweichen. Aber es war auch die höchſte Zeit geweſen; denn ſchon rauſchten die ſchwarzen und weißen Gewänder dicht an ihn heran, jetzt bei ihm vorüber. Doch glaubte er, jeder der langſam Vorüberziehenden werfe einen ſtrafenden Blick auf ihn — alle, alle die Hunderte, die nach und noch erſchienen und an ihm vorbeiſchritten. Mönche in ſchönen Ordenstrachten, welche ſchimmernde Kronen auf Purpurkiſſen trugen, alle die Häupter der katholiſchen Kirche, die Ordensgenerale, die Patriarchen, die Kardinäle im langen purpurnen Feſtgewand, die armeniſchen hohen Prieſter mit ihren Kronen, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe in hellen ſchimmernden Gewändern, mit der Mütze und Inful, — alle, alle blickten nach ihm hin, alle ſchienen auf die Seite zu weichen, wenn ſie in ſeine Nähe kamen, als fürchteten ſie, ihn mit ihren heiligen Gewändern zu berühren, — alle, alle. Und darauf hin wandten ſich immer mehr Blicke aus der dichtgedrängten Volksmaſſe auf ihn.

Er verſuchte es, ſeine Augen abzuwenden, ſie wie Troſt und Hülfe ſuchend emporzuheben zu einem Muttergottesbild, das aus ſeiner Steinniſche noch eben ſo wohlthuend und freundlich auf ihn herabgelächelt hatte. Aber das Bild der Himmelskönigin ſchien ihm verſchleiert, umhüllt von glänzenden Sonnenſtrahlen, die jetzt mächtig in die Kirche drangen und nun mit einem Male über die Häupter der dunklen Menge hinweg, welche andächtig auf ihr Knie niedergeſtürzt war, die Geſtalt des heiligen Vaters mit wunderbarem Schimmer umgaben, in ihm Leuchten all' des Goldes und Silbers, im blitzenden Widerſchein der Brillanten wie in einer Flammenglorie erſcheinen ließen. Aber es war für den Pilger kein wohlthuendes Bild der Gnade, wie ihm das Haupt der Chriſtenheit, deſſen Hand binden und löſen kann, erſchien. Näherte er ſich doch unter dem Schalle der Poſaunen in ernſter Majeſtät ihm, dem Sünder, furchtbar anzuſchauen.

Und all' das Licht, all' der Glanz, all' die Pracht, das Funkeln von Gold und Silber, das Blitzen der Sonnenstrahlen betäubten seine Sinne, ließen düstere, unheimliche Schatten vor ihm aufsteigen. Schien doch alles Volk rings umher nur auf ihn zu schauen, der unter den Tausenden allein nicht im Stande war, seine Knie zu beugen; trafen ihn doch tief in's Herz die Blicke des Papstes, der langsam heranschwebte, und wenn auch diese Blicke nach und nach von ihrem furchtbaren Ernste zu verlieren schienen, wenn sie mild und traurig wurden, so lasteten sie doch schwer auf ihm, so beugten sie sein Haupt tief hinab, so ließen sie ihn in sich zusammensinken. — Aber er fühlte dabei, daß ihn das Bewußtsein verließ; er sah noch, wie die Müden an seiner Seite aus dem Schlummer emporfuhren, wie die Römerin neben ihm ihn erschreckt anstarrte, darauf das liebliche Gesicht ihres Kindes verdeckte und dann mit allen Zeichen des Schreckens entfloh. — Er hörte ein Gemurmel von tausend Lippen: der Tannhäuser! Das ist der Tannhäuser!

All' die unzähligen Gesichter, die sich gegen ihn wandten, all' die Tausende und Tausende von funkelnden Augen, die ihn anstarrten, all' die bunten Gewänder, all' das glänzende Gold und blitzenden Steine, die bunte Marmorbekleidung der riesenhaften Pfeiler und Wände, die Lichter am Altar, ja die funkelnden Hänglampen mit ihren schweren goldenen Ketten, der vielfarbige Schimmer der gemalten Fenster, aufleuchtend in blauen, rothen, grünen und gelben Flammen, wo die Sonne hindurchschien, — alles das wand sich durcheinander und verschwamm vor seinen Augen in ein einziges wildes Chaos, aus dem allein deutlich der gellende Ruf hervortrat: der Tannhäuser! ja der Tannhäuser! Es stieg wie graue Schleier um ihn empor, es scheuchte ihn auf vom Fuße des mächtigen Pfeilers, an dem er zusammengesunken, und obgleich ihm war, als sei er nicht im Stande, Hand und Fuß

zu rühren, so näherte er sich doch langsam wie schwebend der großen Thüre des Tempels.

Wie gern wäre er zurückgekehrt, wie gern hätte er sich im dunkelsten Winkel von St. Peter an einem der Altäre niedergekauert, um dort einem mitleidigen Ohr sein Vergehen zu klagen und zu erzählen, wie tief er dafür gebüßt, wie sehr er schon dafür gelitten. — Vergebens! Es war ihm, als fege eine Windsbraut hinter ihm drein, als treibe ihn ein eiskalter Hauch an die Eingangspforten, und ob er sich gleich hier anzuklammern versuchte und mit erschrecktem Auge auf die Tausende und aber Tausende blickte, welche gegen die Stufen anströmten und die — so fürchtete er — im nächsten Augenblicke ihn erkennen würden und eben so entsetzt seinen Namen hinausschreien, wie die drinnen in der Kirche, so wollten doch seine Hände nicht haften an dem eiskalten glatten Stein, und er sank neben der Eingangsthüre zusammen, sich zwischen den Piedestalen der mächtigen Säulen verbergend, auf die Knie nieder, sein Kopf sank auf die Hände herab und zwischen seinen Fingern hindurch tropften schwere, wohlthuende Thränen. Hier lag er eine Zeit lang ruhig und unbemerkt neben andern elenden Krüppeln und Sündern.

Wenn er auch hier für Augenblicke in stillen Betrachtungen und Rückerinnerungen an längstvergangene Zeiten Ruhe und Trost fand, so horchte er doch von Zeit zu Zeit auf Gesang und Glockenton in der Kirche, auf das Geräusch der Schritte, auf das Schleppen der langen, schweren Mäntel, in tödtlicher Angst fürchtend, daß die Prozession von dort zurückkehren werde und daß ihn abermals die finstern Blicke der Vorüberwandelnden aufschrecken würden aus dem elenden Winkel, in dem er zusammengekauert und versteckt lag. Schien es ihm doch, als wartete die unzählbare Menge an den Stufen der Treppe nur auf den Augenblick, wo er, ein armes, gehetztes Wild, zu ihr hinabgescheucht würde.

Und dieser Moment schien zu kommen, denn von der innern

Kirche her nahten ſich nun murmelnde Stimmen und tauſend Schritte dem Eingange. Die Hellebardiere ſtießen ihre Waffen auf das Steinpflaſter, Weihrauchduft quoll aus dem halbdunkeln Gange der Kirche.

Da war es dem Tannhäuſer, als lege ſich eine kleine, feine und warme Hand — die Hand eines Kindes — in die ſeine, und als er faſt erſchreckt zur Seite blickte, ſah er neben ſich ein wunderbares Kind ſtehen mit ſo milden und lieben Augen, daß es ihm ſelig durch's Herz ſtrömte. Er hatte die Züge des Knaben ſchon irgendwo geſehen, — irgendwo, wo man ihm wohlwollte, wo er willkommen war, wo man die Arme öffnen würde, um ihn zu empfangen, wo er endlich ein Aſil, eine Zufluchtsſtätte finden würde. — Aber wo? das konnte er ſich nicht klar machen. Dieſer Gedanke, der eine wahre Seligkeit über ihn ausſtrömen ließ, goß eine ſolche Ruhe in ſein Herz, daß er, die Hand des Kindes feſthaltend, das müde Haupt an die Säule legen wollte, um zu ruhen, zu ſchlafen; ſo gewiß war er, daß das Kind an ſeiner Seite ihm Schutz ſein würde gegen alle Gefahren, gegen alle Unbilden. Und darüber jauchzte er tief in ſeinem Herzen auf, wie der Schiffbrüchige, der auf ſchwimmender Planke aus dem wilden, tobenden Meer an das rettende Ufer gezogen worden iſt.

Doch war es, als errathe der wunderbare Knabe ſeine Gedanken, denn derſelbe ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte mild lächelnd: „Komm, hier iſt nicht Dein Platz.“ Worauf ſich Tannhäuſer folgſam erhob und ſich leicht und kräftig fühlte, befreit von jener lähmenden Müdigkeit, die ihn niedergedrückt. — — „Komm!“ —

Und leicht ſchritt er die Treppen hinab an der Hand ſeines kleinen Führers, ohne Aufſehen durch die Menſchenmenge hindurch, die ihn nicht zu beachten, ja nicht einmal zu ſehen ſchien, was wohl daher kam, daß das Kind, welches ihn führte, zuweilen ſeinen Stab erhob, worauf ſich jedes Mal die Menſchenmaſſen wie durch einen Zufall theilten und die Beiden hindurchließen.

So kamen ſie an's Ende des gewaltigen Platzes, als das Kind ſagte: „Hier muß ich Dich verlaſſen und kann Dich nicht weiter begleiten. Aber nimm dieſen Stab, er wird Dein Führer ſein. Schau mir auch noch ein Mal feſt in's Geſicht und vergiß es nicht, daß ich Dich dem Hohn der Menſchen entriß, weil ich in Deinem Herzen tiefe, aufrichtige Reue las. — Ich allein kann binden und löſen. — Zieh hin und blicke nicht rückwärts, jetzt nicht und für die Zukunft nicht. Da, nimm den Stab und glaube mir — — er wird grünen."

Achtzehntes Kapitel.

Im Norden.

Es iſt wohl eigenthümlich, hat aber ſeine guten Gründe, daß je mehr wir uns dem Norden nähern, wir um ſo beſſer die Einrichtungen finden, welche uns einen harten Winter erträglich machen, ja um ſo mehr im Stande ſind, die ſtrenge und ſtrengſte Jahreszeit angenehm und comfortabel zu verbringen. Wir, die wir in Deutſchland ſo ziemlich in der Mitte Europa's ſtecken, finden dagegen in richtiger Wechſelwirkung, daß je mehr wir uns dem Süden nähern, wir um ſo weniger Schutz haben. Wenn es zum Beiſpiel einmal dem italieniſchen Klima gefällt, mit etwas ungewohnter Kälte dreinzufahren, und wir, freilich nur auf Stunden, die Straßen von Florenz und Rom, ja die Berge um Neapel, ſelbſt den alten feurigen Veſuv, mit einer leichten Schneedecke überzogen ſehen, oder wenn wir da, wo geſtern noch blühende Roſen waren, an Fontainen oder kleinen Bächen heute bei Sonnen-

aufgang glitzernde Eiszäpfchen bemerken; so ziehen wir uns wärmer an, als wir es zu Haus in Deutschland bei doppelter Kälte thun würden; da wickeln wir uns schauernd in unsere Mäntel und fühlen mit dem Florentiner oder Römer, der an solchen Tagen mit blauen Lippen zähneklappernd sagt: quali tempo cattivo, quanto freddo! Und im Freien bei emsigem Umherlaufen läßt sich das noch ertragen; kommen wir aber in unsere Wohnung, in die hohen gewölbten Gemächer, so außerordentlich schattig und angenehm bei der Hitze des Sommers, mit ihren Steinboden, ihren Thüren, die nicht recht schließen, ihren klappernden Fenstern, die jedem Luftzug Eingang verstatten, so daß wir kaum das wehende Licht auf dem Tische vor dem Auslöschen bewahren können, sehen wir uns rings um und gedenken dabei eines prasselnden deutschen Ofens oder selbst nur eines französischen Kamines mit viel Dichtung und wenig Wahrheit, so vermissen wir schmerzlich alle die behaglichen Einrichtungen, die es uns zu Hause möglich machen, dem gestrengen Winter siegreich Trotz zu bieten.

Etwas Aehnliches, wenn auch nicht gar so schroff, fühlt der Nordländer bei uns, der Russe, der aus seinem stolzen und glänzenden Petersburg kommend den Winter bei uns zubringen muß. Wenn wir auch lächeln bei seiner Behauptung, daß die strenge Jahreszeit in Rußland viel behaglicher als bei uns zu durchleben sei, ja lächeln und scheinbar nicht mit Unrecht, wenn wir an den unerbittlichen russischen Winter mit seiner Dauer von acht Monaten denken, mit seinem Schnee und Eis, der selten wie bei uns gemildert wird durch wochenlanges milderes Wetter, so hat der Nordländer doch Recht, wenn ihm Deutschland in dieser Beziehung fast ebenso vorkommt, wie uns Italien. Auch wir beugen uns in unserem Leben und in unseren Einrichtungen nicht so sehr vor dem grimmen Herrn Winter, daß wir sein Reich ohne alle Rücksicht anerkennen, daß wir ihm hermetisch Thüren und Fenster verschließen, daß wir uns bis zur Nase in dicke Pelze wickeln bei

einer Kälte, die vielleicht nicht größer ist als im Norden, bei der wir uns noch spazierengehend erfreuen, während der Russe seine Wohnung, ohne dazu gezwungen zu sein, nicht mehr verläßt.

Ja, wir sehen, daß man dem Winter immer siegreicher trotzt, je mehr wir nach Norden rücken; schweben wir daher auf, ziehen wir dorthin. Auf Deutschlands Fluren liegt nur hie und da vereinzelt der Schnee, die Laubhölzer zeigen unbedeckt ihre kahlen Aeste, es erscheint das von oben herab wie leichter Flaum, der weite Länderstrecken überzieht; Fichten- und Nadelwälder zeigen sich dazwischen als tief schwarze Schatten, und die Flüsse mit ihrem wärmeren Wasser dampfen noch und senden ungehindert, noch frei von den Fesseln des Eises, ihre lebendigen Wellen dem weiten Meere zu. — Jetzt rücken die Schneestreifen näher und näher zusammen, die Wälder verwandeln sich nach und nach in weißes Pelzwerk, doch sind die Straßen noch sichtbarer in ihrer Eingrenzung durch Frucht- und andere Bäume, und die Bahnzüge ziehen, noch Rauch auswerfend und funkensprühend, nach allen Richtungen. Was die Flüsse anbelangt, so haben sie nur noch ein schmales Rinnsal mit freiem Wasser; rechts und links hat sich Eis angesetzt, welches sich in wunderlichen Formen immer näher und drohender nach der Mitte des Stromes zuschiebt, jede Nacht ein neues Vorwerk construirt mit glänzenden Zacken, von denen das zu Thal treibende Eis aufgefangen und festgehalten wird, um so fortwährend die Eisränder zu vermehren.

Fliehen wir weiter dahin, so haben wir bald tief unter uns eine einzige weiße weit ausgebreitete Fläche, anscheinend ohne die mindeste Abwechslung. Hügel und Berge, Schluchten und Thäler, Flüsse und Wälder mußten ihre Eigenthümlichkeiten aufgeben und liegen da im starren Winterschlaf gebannt, lange, lange Zeit wohl träumend unter der weißen gewaltigen Decke des Winters. Kein Wasser fließt mehr, keine Straße zeichnet sich ab, das Dampfroß braust noch nicht über diese Flächen, und was wir sich fortbe-

wegend dahinziehen sehen, sind kleine Schlitten, in denen der Reisende in Pelzen vergraben Schutz gegen die strenge Jahreszeit sucht.

Man sollte glauben, ein solches Dahinziehen, Tage und Nächte lang über schneebedeckte Flächen, ohne Abwechslung, ohne Aussicht, müßte für Geist und Körper unendlich ermüdend sein. Und doch ist dem nicht so: man gewöhnt sich an dies sanfte träumerische Dahingleiten; man findet Abwechslung in dem einförmigen Leben eines Kruges, der mitten in der Oede steht, wo wir unsere Pferde wechseln; wir erfreuen uns an den phantastischen Formen, mit denen Schnee und Eis die Fichten und Tannen umgaben, zwischen denen wir dahingleiten; wir schlummern und träumen, und lassen uns einwiegen durch den melancholischen Ton der Glöckchen, welche am Geschirr der Pferde sowie an unserem Schlitten hängen und die rastlos ihr Bim-bim-bim durch die tiefe Stille rings umher ertönen lassen.

So gleiten wir dahin, bis wir eines schönen Abends durch ein hochgewölbtes Thor fahren, wo wir stattliche Schildwachen auf und ab spazieren sehen, deren glänzende Musketenläufe im hellen Gaslichte funkeln, bis wir nun statt Birken und Tannen zu unsern Seiten oder einzelner Bauernhäuser Reihen von palastähnlichen Gebäuden durchfahren, oft wirkliche Paläste mit Hunderten erleuchteter Fenster, vor denen zwei- und vierspännige Equipagen und Schlitten halten, welche Diener mit rothglühenden Pechfackeln umstehen, bis rechts und links von unserem Schlitten hundert andere ähnliche Fahrzeuge schellenklingend mit uns dahinfliegen, bis uns ebenso viele andere begegnen, auch glänzende Equipagen, Reiter und ein Strom von Fußgängern, der sich rechts und links auf den hölzernen Trottoirs hält, um vom sichern Platze aus mit hingewandten Gesichtern in das sausende Gewühl zu blicken. Das alles könnte uns nach der langen stillen Fahrt betäuben, und es betäubt uns auch, namentlich durch die riesen-

haften Dimensionen, welche Alles angenommen hat, was uns hier umgibt, Alles, an dem wir vorbeifliegen oder das wir an uns vorbeifliegen sehen: Brücken, Straßen, Plätze. Deßhalb erregt es uns auch ein Gefühl des Behagens, da wir auf einmal sehen, wie unser Jämschtschik sich etwas höher vom Bocke hebt, als er gewöhnlich thut, den Kantschu am Handgelenk der rechten Faust herabsinken läßt, den Lauf seiner Pferde mäßigt und mit lautem Ruf, um die Fußgänger auf dem Trottoir zu warnen, rechts abbiegt. Vor uns hat sich ein großes Thor geöffnet, welches sich hinter dem Schlitten augenblicklich wieder schließt. Wir befinden uns in einer Halle, der Schlitten hält, und mehrere Hände sind bemüht, die Leder- und Pelzdecken unserer Kibitke zu beseitigen und uns so das Aussteigen zu erleichtern. Eigentlich werden wir von den Armen reich gallonirter Bedienter aus dem Schlitten gehoben und sanft auf die Füße gestellt. Wir befinden uns wie in einem Traume, und es ist uns, als haben Zauberkünste unsere ganze Umgebung mit Einem Schlage verändert. Und wie verändert! Haben sich doch seit der langen Fahrt die niedrigen schmutzigen Häuser, vor denen wir hie und da Halt machten, oder die hölzernen Schuppen, durch welche der vom Wind gepeitschte Schnee sauste, während wir hielten, um Pferde zu wechseln, so fest unserem Gedächtniß eingeprägt, daß wir die so ganz andere, in der That feenhafte Umgebung, in welche wir mit einem Schlage versetzt sind, beinahe mit Mißtrauen betrachten. Angenehm erwärmte Luft fächelt behaglich unsere Wangen; über uns, über Schlitten und Pferde wölbt sich ein hohes Glasdach, die ganze Schneelandschaft, die sich unserm innern und äußern Auge so fest eingeprägt hat, daß wir meinen, es könne nichts anderes mehr auf der Welt geben, als Schnee und wieder Schnee, ist mit Einem Male verschwunden; freundliches Grün umgibt uns nach allen Seiten, fremde Sträucher und Bäume mit großen glänzenden Blättern und zwischen ihnen sogar bunte Blumen, Kinder einer

auch recht. Ich lachte laut auf, sie wollte mir die Hand reichen, und als ich sie nicht annahm, faltete sie ihre Hände auf die Brust, und sagte unter Thränen: „Du verstehst mich nicht, und thust mir, weiß Gott im Himmel, bitteres Unrecht;" ich machte ihr eine Verbeugung, wünschte der „Fräulein" Emma einen guten Morgen und ging auf mein Zimmer. Noch auf der ersten Treppe sprach es in mir, Du hast eine große Heldenthat begangen, aber schon auf der zweiten wurde ich weicher, und als ich in meinem Zimmer angekommen war, warf ich mich heftig weinend auf einen Stuhl und hielt mich für den unglückseligsten aller Menschen. Tausend Gedanken durchkreuzten mein Gehirn und wenn mir auch meine Vernunft auf Augenblicke zuredete, das Mädchen habe vollkommen Recht, was würde die Prinzipalin zu einer solchen Liebelei in ihrem Hause sagen, so sprach dagegen mein Stolz und meine jugendliche Heftigkeit ganz anders und ich beschloß Emma als eine gänzlich Fremde anzusehen und war in meinem Innern fest überzeugt, daß sie ein kleines herzloses Ungeheuer sei.

Da ich mit meinen verweinten Augen mich nicht konnte im Comptoir sehen lassen, und auch wünschte mein Urtheil einer Appellation zu unterwerfen, indem ich doch noch hoffte, eine höhere Instanz werde es umwerfen und mir das Herz des Mädchens in einem für meine Eitelkeit angenehmen Lichte zeigen, so nahm ich

glücklicheren Zone, die ebenso wie wir in diesem Augenblicke in einem Traumleben befangen sind.

Die reich gallonirten Diener halten nun ihre silbernen Armleuchter hoch empor, und als wir uns der Treppe nähern, die mit einem Teppich bedeckt, bis in das Glashaus, wo wir anfuhren, hinabreicht, geht ein alter Herr in schwarzem Frack, der uns dort erwartet zu haben scheint, ein paar Stufen abwärts uns entgegen und dann mit einer tiefen Verbeugung auf die Seite, nachdem er vorher wie verstohlen sein schneeweißes Jabot abgestreift, vermuthlich, weil er fürchtet, es könne dort ein Körnchen Schnupftabak hängen geblieben sein. Der alte Herr mit seinem kurz geschnittenen aufrecht stehenden weißen Haar, seiner noch weißeren Halsbinde und seinem fast kindlich rosigen Teint lächelt so wohlwollend und freundlich, daß wir uns jetzt schon hier wie zu Hause finden. Er macht eine unterthänige Handbewegung gegen die Treppe hin, zwei Lakaien mit Lichtern hüpfen voran, und durch einen sanft erwärmten Vorplatz, der schon innerhalb des Hauses ist, kommen wir an eine leichte Marmortreppe, die sich frei trägt, und in einer anmuthigen halben Wendung in den ersten Stock hinaufführt. Das Geländer ist von schwer getriebener Bronze-Arbeit, offenbar aber nicht fabrikmäßig erzeugt, sondern nach künstlerischen Modellen von Künstlerhand getrieben und zusammengefügt. Die Balustrade ist glänzendes schwarzes Ebenholz und spielt wie eine dunkelfarbige Schlange über den schneeweißen Marmorstufen. Eine Bronzefigur in Lebensgröße, die unten an der Treppe steht, über ihrem Kopfe einen Leuchter haltend, auf dem ein Bouquet von Wachskerzen flammt, scheint Jeden, der hinaufsteigt, ernst und forschend zu betrachten.

Geräuschlos erreichen wir den ersten Stock; auf der Treppe wie hier in den Vestibülen und den Vorzimmern sinken unsere Füße förmlich ein in dicke persische Teppiche Daher kommt es auch wohl, daß eine so tiefe Stille auf dem nicht großen, aber

prachtvollen Hause liegt. Nirgends das Geräusch eines menschlichen Trittes; nirgends die Bewegung einer Thüre oder der Klang einer Menschenstimme — Alles ruhig und stille. Da liegt Zimmer an Zimmer, eines eleganter und prachtvoller ausgestattet als das andere, scheinbar unbewohnt und verlassen. Doch halt! im anstoßenden Salon hören wir etwas; es ist ein leichtes unterdrücktes Husten, und wie wir Kraft unseres Zauberstabes auch hier ungesehen eintreten, bemerken wir jenen alten Herrn wieder, der vorhin unten an der Treppe zum Empfang von allenfallsigen Ankommenden bereit stand, mit derselben freundlichen und wohlwollenden Miene in einem Lehnsessel sitzen und in einem Buche lesen. Zuweilen schweift sein Blick über das Buch hinweg nach der gegenüber liegenden Thüre, die mit einer dicken orientalischen Stickerei verhängt ist, und nachdem der alte Herr einen Moment gelauscht, senkt er seine Augen wieder nieder auf die Zeilen seines Buchs, nicht ohne daß er vorher wiederholt und leicht gehustet. Drüben bleibt Alles so ruhig wie in dem ganzen Palaste.

Nähern wir uns jener verhängten Thüre; sie öffnet sich geräuschlos vor uns, und wir befinden uns in einem achteckigen Gemache, welches sein Licht von oben durch eine kleine Glaskuppel erhält. Es ist eine Gemäldegallerie, die uns aufgenommen; an den Wänden hängen wenige aber ausgesuchte Bilder; aber seltsam, sie verrathen alle eine und dieselbe Meisterhand Es ist so: das Auge hat uns nicht betrogen; während wir die Blicke hierhin und dorthin schweifen lassen, lesen wir auf jedem der Bilder: Potowski, hier Potowski, dort Potowski. Stille, daß unsere Verwunderung nicht laut werde; wir sind nicht allein. Die eine Wand des Octogons nämlich fehlt, und die dadurch entstandene Oeffnung, welche in einen Salon führt, ist nur mit seidenen Stoffen verhängt. Ah! hier zum ersten Male vernehmen wir jetzt den Laut einer menschlichen Stimme.

Wir hören und sehen.

Es ist dort ein kleines reiches Boudoir mit einem Aufwand von Kunst und Eleganz eingerichtet. Wände und Decke sind mit grünem Damast bezogen, die letztere nur ausgezeichnet durch ein Netzwerk von goldenen Schnüren, die von der Decke auf allen vier Seiten herabreichend sich dort in Spitzendessins verschlingen und so den reichsten Fries bilden, den man sich nur denken kann. Die Thüren bestehen aus schwarzem glänzendem Ebenholze, dessen Füllungen matt vergoldet sind und als Hintergrund lasurfarbiger, von Meisterhand gemalter schwebender Figuren dienen.

Eigenthümlich sind die Möbel in diesem Zimmer; es sind sonderbar geformte kleine niedrige Fauteuils von Bronze mit orientalischen Stoffen bedeckt; ein paar türkische Divans; und an dem hohen und breiten Fenster des Gemachs, dessen Licht man durch seidene Vorhänge dämpfen kann, bemerkt man Sitze von aufeinander gethürmten Kissen, deren Gestalt sich beliebig ändern läßt.

Auf einem der Divans ruht eine Dame, deren Namen den geneigten Leser, wenn wir ihn nennen, nicht überraschen wird, denn er wird sich schon gedacht haben, daß wir uns in ihrem Hause befinden, — die Fürstin Lubanoff. Sie lehnt ihr Haupt auf den rechten Arm und hält ihre weiße Hand so, daß die Finger ihre Augen beschatten. Gekleidet ist sie in matte graue Seide, und seltsamer Weise legt sich über ihr volles dunkles Haar ein weißer Schleier so, daß er von Weitem wie ein Scapulir aussieht. Um ihre Taille schlingt sich eine dicke seidene Schnur, deren Quasten über den Divan herabhängen. In der linken Hand, welche am Rande der Kissen liegt, hält sie ein Papier, d. h. sie hält es nicht, indem dieses Papier in dem Augenblick, wo es uns vergönnt ist, einen Blick in das Gemach zu werfen, ihren Fingern entgleitet und auf den Teppich niederrauscht.

Vor dem Divan steht Madame Bauvallet, auf deren gutem breitem Gesichte die uns bekannte unverwüstliche Gemüthlichkeit und heitere Laune thront. Sie schüttelt leicht mit dem Kopfe

und bückt ſich alsdann auf den Boden nieder, um das entfallene Papier aufzuheben.

„Ich muß nur," ſagt ſie hierauf, nachdem ſie ſich mit einem tiefen Athemzug wieder aufgerichtet, „wiederholt gegen dieſe Art der Frau Fürſtin, Geſchäfte abzumachen, proteſtiren. Du mein lieber Gott, da liegt dieſe ganze coloſſale Laſt auf meinen ſchwachen Schultern, und Madame, meine gnädigſte Herrin, thut nicht einmal ſo viel, einen vergleichenden Blick auf die mühſam zuſammengeſtellten Rechnungen zu werfen."

„Wozu das auch, gute Vauvallet?" fragte die Fürſtin mit leiſem Tone. „Schickt doch Alles an meinen deutſchen Intendanten nach Winopradoſka. Ihr lobt ihn ja ſelbſt als überaus treu und gewiſſenhaft; er ſoll mir, wenn wir hinkommen, ein Reſumé vorlegen."

„Wenn wir hinkommen!" gab Madame Vauvallet mit leichtem Achſelzucken zur Antwort. „Was wollen Euer Durchlaucht auf dem kleinen Gute machen? Ueberhaupt glaube ich nicht," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, während welcher ihr die Herrin eine Antwort ſchuldig geblieben war, „daß Madame Luſt haben, wieder zu reiſen."

„O gewiß, o gewiß!" ſprach nun die Fürſtin erregter, indem ſie ſich ein klein wenig aufrichtete.

„Nach dem Süden?"

Dieſe Frage war mit einem kleinen lauernden Blicke begleitet.

„O nein, o nein," ſagte die Fürſtin mit einem tiefen Seufzer.

„So werden Euer Durchlaucht nach Moskau auf die großen Güter gehen," meinte lächelnd die Franzöſin.

„Wo mein Vetter Iwan den Tag über ſeine Fuchshatzen abhält," entgegnete die Fürſtin in faſt entrüſtetem Tone, „und die Nächte mit ſeinen gleichgeſinnten Gutsnachbarn im Trinken und Spielen verbringt? — Gott ſoll mich bewahren! Mag Iwan machen, was er will, ich will nach dem Woltbonski-Wald, auf das

kleine liebe Gut, das meine Eltern beſaßen," ſetzte ſie in wehmüthigem Tone hinzu, „und wo ich als Kind ſo glücklich war, o ſo ſehr glücklich."

„Aber die großen Lubanoff'ſchen Güter bei Moskau, die in ſchrecklicher Verfaſſung ſein ſollen?"

„Wenn wir in Winopradoſka ſind und dort eingerichtet, ſchicke ich Feodor Buchholz auf die Lubanoff'ſchen Güter. Das iſt ein braver und energiſcher Mann; er wird ſchon Ordnung ſtiften und ich werde ihm Vollmachten geben, daß er mit Vetter Iwan fertig wird."

„Monſieur Buchholz iſt wohl der Mann dazu," ſagte Madame Bauvallet nachdenkend, „aber die Leute möchten wohl ihre Herrin einmal ſelbſt ſehen."

„Später, ſpäter," gab die Fürſtin zerſtreut zur Antwort. „Doch laß mich hören, was Du weiter haſt. Ich ſehe da noch eine Menge Papiere in Deiner Hand."

„Ja, Papiere genug," erwiederte die Franzöſin mit einem Geſichtsausdruck, der ernſt erſcheinen ſollte, in Wahrheit aber komiſch ausſah. „Papiere, wie ſie jeden Tag zu Dutzenden einlaufen, und die alle in verſchiedenen Variationen daſſelbe beſagen."

„Nun, was denn?"

„Bitten und Forderungen."

„Und was verlangt man denn ſo vielfältig von mir? Es muß ja was Arges ſein, wenn ich Dein ernſtes Geſicht betrachte. — Was will man?"

„Nun, Geld wollen die verſchiedenſten Leute, zu den verſchiedenſten Zwecken, unter den allerverſchiedenſten Vorwänden."

Die Fürſtin machte eine Miene der Langeweile, wenigſtens der größten Gleichgültigkeit.

„So gib ihnen denn," ſagte ſie nach einer Pauſe; „es fehlt Dir doch nicht an Geld?"

„Gott ſoll mich bewahren, daß es daran fehlt," rief erſchrocken

Madame Bauvallet; „das wäre eine grenzenloſe Wirthſchaft. — Nein, Geld iſt im Ueberfluſſe da, und die Banquiers drängen ordentlich, daß man auf ſie anweist.“

„Nun denn?“

„Ja, nun denn, Madame — Euer Durchlaucht haben gut reden ſo — es ſind große Summen, die angewieſen werden. Und wen trifft am Ende einmal die Verantwortung?“

„Verantwortung —?“ fragte raſch die Fürſtin, „gegen wen?“

„Nun, allerdings gegen Sie, aber —“ gab die Franzöſin nach einer Sekunde ſtockend zur Antwort, — „wenn nicht ſpäter —“

Die Fürſtin machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„O Du Närrin,“ ſagte ſie gutmüthig, „eines Tages, wenn ich Dich nach Deinem ſchönen Frankreich zurückſchicke, werde ich Dir noch einen allgemeinen Revers ausſtellen, daß Alles, was Du hier gethan und ausgegeben, ja was Du geſprochen und gedacht, auf meinen ſpeziellen Befehl geſchehen iſt. — Wie? was? noch eine Wolke auf Deiner Stirne? Ah! ich verſtehe den Blick in Deine Papiere. So lies denn, langweilige Perſon, ſo laß mich denn die Hauptforderungen hören, aber nur die Hauptforderungen, nichts unter zehntauſend Rubel.“

„Die Oberin Ihrer Diakoniſſen-Anſtalt,“ referirte Madame Bauvallet, augenblicklich Gebrauch machend von der erhaltenen Erlaubniß, „trägt die Summe vor, welche die befohlene Vergrößerung des Inſtituts koſten würde. — 240,000 Rubel,“ las ſie in ſehr gedehntem Tone.

„Gewiß, ich will die Vergrößerung. Weiter.“

Die Franzöſin unterdrückte einen leichten Seufzer, dann fuhr ſie fort: „Die Seminoff'ſche Armenſchule ſchickt die Abſchrift eines Briefes, woraus hervorgeht, daß der Frau Fürſtin hochſeliger Vater in früheren Zeiten dorthin ein jährliches Geſchenk von hundert Rubel machte. Sie wünſchen —“

„Mein guter, guter Vater!“ rief die Fürſtin ſchmerzlich bewegt,

„er that ſo gern etwas für die Armen, und ich habe ihrer bei meinen vielen Reiſen im Ausland ſo wenig gedacht.“

Sie verſank in tiefes Nachdenken. Dann ſagte ſie nach einem langen Athemzuge: „O mein guter Vater! Hundert Rubel war ein Gegenſtand für ihn. — — — — Höre, gute Bauvallet,“ fuhr ſie darauf raſch und energiſch fort, „was die Seminoff'ſche Armenſchule anbelangt, ſollſt Du Dich genau erkundigen, wie ihre Mittel ſind, ob ſie Kapitalien hat, ob ſie gut dotirt iſt, und das Geringſte, was Du mir für ſie vorſchlägſt, ſoll ein Geſchenk ſein hunderttauſend Rubel für diesmal und zehntauſend jährlich, ſo lange ich lebe. Glaube mir, wenn mein armer Vater ihnen jährlich hundert Rubel gab, ſo mußte er wiſſen, daß ſie ſehr würdig und bedürftig ſind.“

Die Franzöſin neigte ihren Kopf zum Zeichen, daß ſie wohl verſtanden habe, dann las ſie weiter: „Der Annakoff'ſche Verein für unbemittelte Jungfrauen und das Marien-Aſyl veranſtalten eine Lotterie und bitten um Beiträge. Vielleicht wären zweitauſend Rubel an ſie zu vertheilen.“

„Gib jedem zweitauſend Rubel, gute Bauvallet,“ ſprach die Fürſtin. „Glaube mir,“ ſetzte ſie mit einem reizenden Lächeln hinzu, „ich werde auf andern Seiten wieder ſparen. Was habe ich nicht ſchon dieſen Herbſt und Winter an der Toilette erſpart; Du mußt mir das zugeſtehen, und wenn wir erſt im Wolthonski-Wald ſind, da brauchen wir eigentlich gar nichts mehr.“

Madame Bauvallet zuckte leicht mit den Achſeln und machte mit dem Bleiſtift, den ſie in der Hand hatte, ein paar feſte Striche auf ihre Papiere.

„Hier iſt noch,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „ein Schreiben von Monſieur Buchholz. Es iſt an mich gerichtet, und wenn Madame befehlen, leſe ich es Ihnen vor.“

„Lies den Brief von Buchholz,“ gab die Fürſtin zur Antwort. „Ich mag den Deutſchen gut leiden; auch iſt in ſeinen Briefen

immer etwas, das mich intereſſirt, und wenn es nur die deutſchen Wendungen ſind, mit der er ſein Ruſſiſch ſpricht und Franzöſiſch ſchreibt, oder die einzelnen Ausdrücke ſeiner Mutterſprache, bei denen dafür die hieſige Benennung fehlt. — Lies."

Sie legte ihre rechte Hand unter das Haupt, nachdem ſie ſich auf ihrem Divan ausgeſtreckt, und ließ die Augenlider halb zufallen. „Nimm Dir einen Stuhl, Henriette," ſagte ſie alsdann mit leiſer Stimme.

Die Franzöſin aber dankte für die Erlaubniß, ſich zu ſetzen, mit einer verbindlichen Neigung ihres Kopfes; dann las ſie:

„Madame!

„Glauben Sie meiner Verſicherung, daß ich noch nie dem Ende eines dieſer langen und langweiligen ruſſiſchen Winter mit ſolcher Ungeduld entgegen geſehen, wie eben jetzt, und ſeien Sie überzeugt, daß ich mit dem allergrößten Vergnügen der Welt die geringſten Anzeichen betrachte, von denen man ſagen könnte, ſie verkündigen, daß die Erde anfange ſich zu dehnen und zu recken nach ihrem feſten Winterſchlafe, und daß ſie endlich, endlich ihre tauſend wunderbaren Augen aufſchlagen wolle. Wenn mir Einer meldet, es krache zuweilen im Ladoga-See, ſo bekommt er von mir einen Extraſchnaps, und alle paar Tage reite ich hinauf auf den Mons Alaunus, der, in Parentheſe geſagt, den Namen eines Berges durchaus nicht verdient, und ſchaue mich unter den Tannenwäldern um, ob nicht von Süden her ſo ein friſcher auflöſender Hauch an mein Geſicht ſchlagen will. Geſtern war ich noch droben, und da flüſterten die Nadeln an den Zweigen ſo geheimnißvoll, als wollten ſie ſagen: bald wird er kommen, der göttliche, ſehnlich erwartete Frühling."

Ueber die Züge der Fürſtin flog ein leichtes Lächeln. „Monſieur Feodor iſt ein Poet, das gibſt Du zu, gute Bauvallet," ſagte ſie, ohne die Augen aufzuſchlagen.

„Er hat in der Art was, wie alle Deutsche," gab die Französin zur Antwort, „die begeistern sich für Sachen, die uns gleichgültig sind, und sie sind im Stande, sogar mit Schwärmerei und Innigkeit einer aufbrechenden Knospe zuzuschauen."

„Ja—a, ja—a. — Doch weiter."

„Das Alles dürften Sie überschlagen, meine gute Madame Vauvallet: ich habe nur damit ausdrücken wollen, daß ich mich wie sonst immer einfach, dießmal doppelt auf den Frühling freue, vorausgesetzt, es bleibt dabei, daß unsere gnädige Fürstin den Wolthonski-Wald mit ihrem Besuche beehrt. Dann sehe ich auch Sie wieder und Fräulein Elise."

Die Fürstin schlug lächelnd ihre Augen auf, ließ sie aber gleich darauf wieder zufallen.

„Die beiden Gärtner sind angekommen, ordentliche Bursche, und da das befohlene neue Glashaus vor Ende der strengen Jahreszeit fertig geworden, so haben wir da schon wirthschaften können (die Sämereien, welche mir Fräulein Elise gab, gehen prächtig auf), daß es ein Vergnügen ist. Die Kisten mit Möbeln und Tafelservice, die Sie uns schickten, sind ausgepackt; es ist wenig zerbrochen und Alles ziert das Schlößchen, daß man sich nicht satt daran sehen kann und nur bedauern muß, daß die Bewohner noch fehlen. Ich freue mich wie ein Kind darauf, bis Alles grünt und blüht und wir die Frau Fürstin erwarten können. Legen Sie ihr meinen tiefsten Respect zu Füßen, nehmen Sie meine herzlichsten Grüße und sagen Sie Fräulein Elise ein paar gute Worte von mir."

„Er spricht viel von Elise," meinte die Fürstin lächelnd.

Madame Vauvallet zuckte leicht mit den Achseln, worauf sie in sehr gutmüthigem Tone sagte: „Ich finde das begreiflich, und es freut mich. Er ist ein Deutscher, sie ist eine Deutsche, und Beide sind wackere und liebe Menschen. Doch hier," unterbrach sie sich selber, „steht noch eine Nachschrift, die nicht ganz un-

interessant ist. — Madame werden sich des alten Uprawlajetschi Potowski erinnern."

Die Fürstin preßte ihre Lippen auf einander, und ihre Brust hob sich unter einem tiefen Athemzuge. — „Ob wir uns seiner erinnern! Nicht wahr, gute Bauvallet, Du erinnerst Dich auch noch gern jener Zeit und des Namens, o jenes Namens," setzte sie schmerzlich erregt hinzu, „der uns Allen, Allen so viel Kummer gemacht, so viele bittere Stunden. — Und so viele süße!" — Das sagte sie ganz leise. — „Fort! fort!" Sie wischte mit der umgekehrten Hand über ihre Stirne. — „Was ist's mit Potowski?"

„Potowski hat einen Sohn," referirte die Französin — „doch nein," sagte sie lächelnd, „ich muß das mit den Worten des Intendanten sagen." Und dann las sie wieder aus dem Briefe:

„Der alte Potowski, dessen sich die Frau Fürstin noch erinnern werden, ist noch immer wohl auf; nur trinkt er ein bischen viel Anisbranntwein, und die Folge davon ist, daß ich mich zuweilen genöthigt sehe, in seine Haushaltung ein wenig scharf einzugreifen, indem ich ihn manchmal unter Schloß und Riegel setze, das heißt in seinem eigenen Hause, wo ich dazu ein passendes Lokal gefunden habe, um ihn nicht zum Gespötte der Andern über die Straße führen zu müssen. Er erkennt es auch bestens an, und wenn er nüchtern geworden ist, bedankt er sich für die gnädige Strafe. Es ist gut, daß ich nicht den hohen Auftrag habe, mich um Einige Seinesgleichen so speziell zu bekümmern, denn sonst müßte ich selbst den Vogt machen; und thue ich das auch in diesem Ausnahmsfalle gern, denn Madame Potowski führt ihre Kinderschule auf eine ganz vortreffliche Art."

„Weiter, weiter von den Potowski's," sprach die Fürstin, dann setzte sie wie nachdenkend hinzu: „Ja, ja, sie ist eine brave Frau," und sagte dann, als sie den fragenden Blick der Madame Bauvallet bemerkte: „sie stammt aus den Ostseeprovinzen, war

meinen Hut und beschloß den Doktor Burbus aufzusuchen und ihm den Fall vorzutragen.

Ich traf den Doktor zu Hause, er kam eben von seinen Kranken und ließ mich meine Erzählung beginnen, ich war wirklich die Offenheit selber und wunderte mich nachher darüber, ich sprach ihm von meiner Neigung zu meiner kleinen Nichte und erklärte mich mit dem Resultat derselben bis zum Eintritt der Emma in's Haus vollkommen zufrieden.

Hier unterbrach mich der Doktor und fragte: „und wie alt sind Sie jetzt, hochverehrter Buchhalter?"

„Nächstens werde ich zwanzig," entgegnete ich ihm und streckte mich bedeutend in die Höhe.

„Also weiter."

Diese Frage, so einfach sie an und für sich war, hatte mich einigermaßen aus dem Gleichgewicht gebracht und so klar der erste Theil meiner Erzählung war und, wie ich glaubte, so vollkommen geeignet einen guten Eindruck zu machen, so verworren und unklar war der zweite Theil derselben und ich bemerkte deutlich, wie in den Augen des Doktors zuweilen die Lustigkeit aufblitzte, doch als ich geendet, war er sichtlich ernst und sagte nach einer Pause: „Für ihre Offenheit danke ich, sie ist gegen Ihren alten Freund lobenswerth, aber Ihre ganze Geschichte ist faul und überspannt von Anfang bis zu Ende; das Mädchen hat Ihnen zuweilen die

die Tochter eines deutschen Lehrers und gab uns Kindern Unterricht im Zeichnen."

Die Französin nickte mit dem Kopfe. „Darauf scheint sich die Nachschrift des Intendanten zu beziehen," meinte sie alsdann, „denn er sagt, von den Kindern Potowski's ist nur ein einziger Bube übrig geblieben, der jetzt vierzehn Jahre alt ist, und der, man sollte es nicht glauben, ein eminentes Talent zum Zeichnen und Malen besitzt. Seine Mutter hat ihn unterrichtet, ich schaffe ihm Papier und Farben an, bringe ihm auch bei, was ich selbst noch weiß; aber jetzt sind wir Beide mit unserem Latein am Ende."

Die Fürstin hatte sich rasch emporgehoben, stützte den Kopf auf ihre Hand und sagte, indem sie ihre glänzenden Augen mit dem unverkennbaren Ausdruck des Interesse's auf die Vorleserin richtete:

„Das ist ja außerordentlich, und ich kann Dich versichern, gute Vauvallet, daß mich das sehr, sehr freut."

„Ich wage es auszusprechen," las die Andere weiter, „daß in dem Buben ein ganz außerordentliches Talent steckt, für das es Schade wäre, wenn es nicht durch alle möglichen Mittel geweckt und ausgebildet würde. Hier bei uns kann er nichts mehr lernen, und entweder sollte man ihm einen tüchtigen Lehrer verschaffen, oder auf eine gute auswärtige Schule schicken."

„Zuerst einen Lehrer, Vauvallet," rief die Fürstin rasch und entschieden, „den besten Lehrer, den Petersburg hat, und den wir hinausschicken wollen, um ihn zu prüfen und um uns gewissenhaft berichten zu lassen, ob ein großes Talent in dem Knaben steckt. O wie würde es mich freuen, ja wie würde es mich förmlich glücklich machen," fuhr sie mit leuchtenden Augen fort, „wenn wirklich ein großes bedeutendes Talent in ihm schlummerte, wenn der Name Potowski, den ich freventlich erfunden, doch noch emporstrahlen würde, geehrt und geachtet genannt werden, und" — setzte sie leiser hinzu — „bis zu ihm dringen, um ihm vielleicht

zu ſagen, daß ich gut zu machen mich beſtrebe, ſo viel in meiner Macht liegt."

Sie hatte ſich raſch von ihrem Divan erhoben, war an einen kleinen Schreibtiſch geeilt und ſchrieb dort haſtig einige Zeilen, die ſie in ein Couvert ſteckte, daſſelbe ſchloß und mit einer Adreſſe verſah.

„So, gute Bauvallet," ſagte ſie alsdann in heiterem Tone, „das beſorge mir ſogleich, und wenn der Profeſſor kommt, ſo ſoll er augenblicklich zu mir geführt werden. Sei Du ſo gut und ſchreibe dem Buchholz, daß mich ſein Brief gefreut, daß ich mit dem erſten Grün in Winopradoſka eintreffen werde und daß ich ſeiner Sorgfalt den jungen Potowski ſo dringend empfehle, wie es mir nur möglich iſt. Schreibe ſogleich und ſchicke den Brief mit der ſchnellſten Gelegenheit."

Madame Bauvallet wickelte ihre Papiere zuſammen, verſicherte, daß ſie nicht ermangeln werde, alle Befehle von Madame auf's Pünktlichſte zu beſorgen, und verließ das Gemach, in der Hand den Brief der Fürſtin.

Dieſe ſchritt nun erregt auf und ab, drückte zuweilen ihre rechte Hand an die Stirne und dachte lebhaft vergangener Zeiten. Freudig und ſchmerzlich ſtrömten die Erinnerungen auf ſie; bisweilen blieb ſie auf ihrem Spaziergange durch das Zimmer ſtehen; ihren Lippen entſchlüpfte ein Ausruf, jetzt wandte ſie ſich plötzlich um und trat in die kleine Gemäldegallerie, wo ſie verſchiedene der Bilder betrachtete, dieſes eilig, flüchtig, raſch wieder den Blick davon abwendend, als fürchtete ſie ſich vor den Erinnerungen, welche es in ihr hervorrief, vor einem anderen blieb ſie länger ſtehen, verſenkte ſich in das Betrachten deſſelben, und drückte beide Hände gegen ihre Bruſt, wobei ſich ihre Lippen bewegten, als murmele ſie ein Wort, einen Namen.

Ein leichtes Geräuſch im Salon, den ſie eben verlaſſen, riß ſie aus ihren Träumereien, doch ſchien ihr dieſe Unterbrechung

nicht unlieb. — „Du biſt es, Eliſe?“ rief ſie, und als von drinnen die Antwort erſchallte: „Ja, gnädige Fürſtin, ich bin es,“ ſo überflogen noch einmal ihre großen glänzenden Augen die Wände der Gemäldegallerie, worauf ſie in das anſtoßende Gemach zurücktrat. — „Setze Dich zu mir,“ ſagte ſie mit ſanfter Stimme zu dem jungen Mädchen, welches in der Mitte des Gemachs ſtehen blieb und die Befehle ihrer Herrin zu erwarten ſchien. „Komm, ſetze Dich zu mir, wie damals, wie ſo oft.“

Sie ließ ſich abermals auf den Divan nieder, Eliſe rückte ein kleines Tabouret an ihre Seite, ſtützte den Kopf auf den Arm und kam ſo ihrer Herrin näher, welche, wie ſie gern zu thun pflegte, ihre Hand ſanft in die vollen Haare des jungen Mädchens vergrub.

„Jetzt iſt der Winter bald vorüber,“ ſagte die Fürſtin; „nicht wahr, er hat lange gedauert?“

„Bei uns in Deutſchland iſt nun ſchon Alles grün,“ meinte träumeriſch das junge Mädchen; „die Schneeglöckchen ſind ſchon abgeblüht, die Primeln noch da, und duftende Veilchen findet man ſo viel man will.“

„Soll das ein Vorwurf für unſer armes Rußland ſein?“ meinte die Herrin lächelnd. „Da könnten die Bewohner der ſüdlichen Länder etwas Aehnliches von den deutſchen Landen ſagen. In Italien zum Beiſpiel blühen und glühen die Roſen jetzt im prachtvollſten Flor. — Doch ſprechen wir nicht davon,“ ſetzte ſie ernſt, faſt wehmüthig hinzu, „ſeien wir mit dem zufrieden, was uns geblieben; nicht wahr, meine gute, gute Eliſe?“

„Gewiß,“ erwiderte das junge Mädchen, indem ſie mit ihren klaren Augen emporſchaute und mit einem Ausdruck, in welchem ſich viel gute Hoffnung für die Zukunft zeigte. „Ich finde die Winter hier,“ ſprach ſie dann nach einer Pauſe, „ſogar in gewiſſer Beziehung ſehr behaglich, nur die lange Nacht und die

Morgen- und Abenddämmerung, die oft gar nicht aufhören will, drückt das Gemüth."

„Dafür aber haben wir auch die wunderbaren Sommernächte, wo sich erst Abends um eilf Uhr der Himmel leicht verdunkelt, und schon kurz nach Mitternacht der Tag wieder anbricht."

„Ist das nicht ermüdend?"

„Wenn man glücklich ist, nicht, sonst kann es uns allerdings zuweilen in traurige Stimmung versetzen. — Aber wir wollen glücklich sein, nicht wahr, Elise? — Du wenigstens sollst es sein — ich will es. Was mich anbelangt," setzte sie träumerisch hinzu, „so werde ich mir ein Glück ganz eigener Art suchen. Aber —" unterbrach sie sich mit einer fast ungeduldigen Handbewegung, „wohin führt uns das Gespräch wieder; ich wollte ja vom Frühjahr reden — dann reisen wir."

Das junge Mädchen blickte erstaunt in die Höhe.

„O nicht so," fuhr die Fürstin lächelnd fort, welche diesen Blick wohl verstand, „wir gehen auf meine Güter."

„Nach Moskau?" fragte Elise anscheinend mit großer Unbefangenheit, doch senkte sie ihre Blicke wie zufällig herab und betrachtete ihre Hände, welche sie auf dem Schooße zusammengelegt hatte

„O nein, wir gehen nach Winopradoska. — Gingest Du lieber nach Moskau?"

„Ich? o nein! Winopradoska soll schön sein."

„O es ist sehr schön, klein und reizend, es hat etwas von einer deutschen Gegend, frisch grüne Hügel und tief blaue Seen. Was sollte ich auch auf den großen Gütern bei Moskau? Dort haust mein Vetter und verbringt seine Zeit auf eine Art, die mir zuwider ist, zwischen Fuchs- und Hasenhatzen, zwischen Spielen und Trinken. Mich dauert nur seine Frau Anna, und ihr zuliebe mische ich mich nicht tiefer in Iwans Angelegenheiten, wie ich doch thun sollte. Doch werde ich von Winopradoska aus Feodor Petro-

witsch mit guten Vollmachten hinschicken müssen. Er treibt es oft zu bunt da unten."

Elise schloß ihre Lippen fester und nickte mit dem Kopfe, als gehe sie vollkommen auf die Ansichten der Fürstin ein, doch war es unverkennbar, daß ein leichter Schatten über ihre sonst so offene und freie Stirn flog.

„Ich bin es den Gütern selbst, besonders aber den Bauern schuldig, eine feste Hand hinzuschicken, die Ordnung hineinbringt und den letzteren das Dasein behaglicher macht. Könnte ich Dir den Unterschied zwischen meinen Gütern bei Moskau und denen am Wolthonski-Wald recht anschaulich machen, Du würdest nie mehr ein Verlangen haben, die ersteren zu besuchen. — So laß uns also auf das Frühjahr hoffen. O ich kann Dir nicht sagen, meine gute Elise, wie sehnsüchtig ich beim Ausfahren die Birken anblicke, ob sich da in den Knospen noch nichts regt, und wie häufig ich es mache wie der gute Feodor Petrowitsch und nach Süden schaue, mein Gesicht dorthin wende, ob nicht ein wärmerer Lufthauch von dort zu spüren ist. Bald aber, bald wird unsere Sehnsucht erfüllt."

— — — — — — — — — — — — — — —

Und der Frühling kam, wie er immer zu kommen pflegt, freilich nicht ganz regelmäßig oder in gleich guter und schlechter Laune: er liebt es, der launenhafte junge Mensch, sich uns alljährlich in den verschiedensten Mummereien zu präsentiren, da er doch weiß, daß er uns armen Menschenkindern willkommen sein muß, mögen nun Blüthen aus seinem Haar stäuben und seine Finger frische grüne Blätter ausstreuen, oder mag er kommen bedeckt mit schwellenden Knospen, die sich aber noch schauernd vor kalten Westwinden in ihrer Umhüllung halten, ja sich momentan noch verstecken müssen unter sprühenden Schneebrisen. Es ist doch einmal der Frühling, der an unsere Pforte pocht, und der die Hoffnung, selbst unter Schnee und Eis, aufleben läßt.

So kam denn auch also der Frühling nach Petersburg, und diesmal sogar mit einem freundlichen Gesichte. Freilich hatte er schon im Süden unzählige Ströme vom Eise befreit, hatte schon Milliarden von Knospen aufgeküßt und eine unsinnige Verschwendung mit Blüten der verschiedensten Art getrieben, ehe er in Rußland die Birkenschößlinge treiben ließ und das Nadelholz mit kleinen hellgrünen Punkten übersäete. —

Frühling! Frühling! Die weiten großen Thore am Glashaus vor der Wohnung der Fürstin wurden geöffnet, und zu gleicher Zeit schälte sich der Portier, der den ganzen Winter über in der Gestalt eines Bären erschienen war, aus seinen Pelzen und zeigte sich in der glänzenden reich gallonirten Livree — der erste Frühlings-Schmetterling, der der häßlichen haarigen Puppe entkrochen.

Auch Feodor Petrowitsch schrieb von Winopradoska: er schwöre darauf, der Wolthonski-Wald sei in der Vegetation Petersburg vier Wochen voraus; er messe jeden Tag verschiedene Baumblätter und es gebe keine mehr, die unter einem Zoll lang seien. Was die Schlingpflanzen um die Cottage anbelange, so schauten dieselben jeden Tag neugieriger in die Fenster hinein und schienen sich zu verwundern, die Zimmer immer noch leer zu finden.

So schrieb er an Madame Vauvallet, denn bei Berichten an die Fürstin selbst erlaubte er sich begreiflicher Weise keiner solchen an diesem Platze unpassender Aeußerungen. Daß aber die boshafte Französin seine Briefe Wort für Wort vorlas und daß sie jeden Gruß an Elise — es kamen häufig darin vor — scharf betonte, davon hatte der gute Deutsche keine Idee.

So stand denn an einem schönen Morgen der Reisewagen der Fürstin vor ihrem kleinen Palaste, mit sechs Pferden bespannt. Einige Kaleschen und Fourgons für die Dienerschaft waren schon vorausgegangen, und nachdem die Herrin mit Madame Vauvallet und Elise in dem großen bequemen Wagen Platz genommen, blickte die Erstere mit seltsam umflortem Auge zu den Fenstern empor,

wo sie den Winter verbracht; dann setzten die Jämschtschiks ihre Hüte auf und fort ging es in die Perspective hinein, von dort donnernd über die Fontanka-Brücke hinweg, lange, lange durch das weite Petersburg, immer zwischen Häusern dahin, durch den Tsarskoje-Sseloschen-Prospekt über den Sagorodnoi-Canal endlich in's Freie an die Grenzen der unermeßlichen Stadt. Es erschien der Fürstin angenehmer, statt die Eisenbahn zu benutzen, den Weg nach Winopradoska über Waldai in ihrem bequemen Reisewagen zu machen. Da rollte sie hin auf der breiten Moskau'schen Straße, und wenn sie vorwärts blickend der weißen Straßenlinie folgend, die sich weit, weit vor ihren Augen auf der unermeßlichen Ebene dahinzog und die Phantasieen so gern entführte nach den fernen südlichen Ländern, mit denen sie den Norden in Verbindung setzt, nach der Türkei, dem Kaukasus, Turkestan, nach China und Persien, so war anderntheils wieder die Umgebung, durch welche die große Straße führt, so recht dazu gemacht, die Gedanken zu versammeln, sie einem Buche zuzuwenden oder der Unterhaltung mit den Begleitern.

Hier ist Alles eben, Alles sumpfig und waldlos; da sieht man vielleicht ein Birkenwäldchen, zuweilen einen kleinen Tannenwald, aber immer recht einsam liegend in weit ausgedehnten Flächen kahlen und wenig angebauten Landes. Dörfer erscheinen als Seltenheiten und das Einzige, was der Reisende vielleicht mit Interesse betrachtet, ist das Leben auf der Straße selbst. Hier freilich taucht alle Augenblicke etwas Neues auf, unzählige Waarenzüge, die mit uns in derselben Richtung gehen oder uns begegnen. Namentlich bilden die Wagen der Fuhrleute, die in's Innere ziehen, große lange Karawanen. Sie führen westeuropäische Waaren, italienische Früchte, französische Bücher und Bijouterien, englische Tücher und deutsche Linnenwaaren nach Moskau und weiter hinein. Leichte Troiken, oder schwere Vier- und Sechs-

spänner kreuzen diese Züge, oder jagen rasselnd und glockenklingelnd an ihnen vorüber.

Wir erreichen Novgorod, zu beiden Seiten der Wolchon liegend, und finden hier die Umgegend noch öder und wüster als bei Petersburg, eine völlig ebene Fläche ohne Hügel und Wald.

Die Fürstin schien diese Gegend nicht mehr so recht im Gedächtniß zu haben und war selbst überrascht von dem Mangel aller landschaftlichen Schönheit. Madame Vauvallet meinte, der Wolthonski-Wald habe sich das so recht als Relief arrangirt und müsse darauf nothwendig als ein kleines Paradies erscheinen. Elise betrachtete und träumte.

Unmerklich steigt das Land hinter Novgorod empor, ja so leise und ohne Uebergänge, daß man wie im Traume dahinrollend die Gegend mit jedem Schritte mehr verändert findet, ohne sich eigentlich Rechenschaft geben zu können, woher das komme. Schmale Grasflächen haben sich kaum merklich zu saftigen Wiesen erweitert, einzelne Birken an der Straße sind kleine frisch grüne Wälder geworden, klares tiefblaues Wasser rauscht uns von Abhängen entgegen, deren Dasein wir eine Viertelstunde vorher noch gar nicht geahnt. Die ganze Landschaft ist anmuthig, man könnte sagen im deutschen Charakter, jetzt frühlingsfrisch und lieblich.

Die Bauart der Häuser hat hier Aehnlichkeit mit der in der Schweiz; man sieht weit hervorragende Dächer, und die Gallerien und Erker vor den Fenstern sind mit buntem Holzschnitzwerk verziert. Wahrhaft zierlich und hübsch erscheinen uns die Wirthschaftsgebäude nebenan; jeder Schuppen, jedes Dach ruht auf dicken Baumstämmen, und da diese Baumstämme gewöhnlich hellschimmernde Birken sind, so sehen diese Gebäude oft aus wie von weißen Säulen umgeben.

Als der Wagen der Fürstin langsamer gegen die Höhe des Waldairückens hinauffuhr und man das kleine Städtchen schon selbst sah, sagte Madame Vauvallet:

„In der nächsten Viertelstunde überschreiten wir die Grenze zu Ihren Gütern, Madame. Da sollte mich wundern, wenn Feodor Petrowitsch nicht schon vor Waldai zu Ihrem Empfange bereit stünde.“

Und kaum hatte sie dies gesagt, so sah man einen Reiter in vollem Galopp die Anhöhe herab gegen den Wagen hersprengen und die Fürstin lachend zu dem Ausrufe veranlassen:

„Das ist wie in der Comödie Henriette: Feodor Petrowitsch hat sein Stichwort gehört und tritt ganz Eifer und Feuer auf die Bühne.“

Und schon hatte der Reiter den Wagen erreicht, parirte leicht und gewandt sein Pferd und begrüßte, ehrfurchtsvoll seinen breitränderigen Hut abnehmend, die Fürstin, worauf er sein dampfendes Roß wandte und näher zum Schlage ritt.

„Der Himmel hat uns zur Ankunft Eurer Durchlaucht einen prachtvollen Tag gegeben,“ sagte der Intendant mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme, und setzte mit einer abermaligen Verbeugung hinzu: „Es ist das ganz im Einklange mit den frohen Wünschen unseres Herzens.“

Feodor Petrowitsch oder Friedrich Buchholz, wie er auch hieß, ehe er nach Rußland kam, der Sohn vom Peter Buchholz, daher sein Beinamen Petrowitsch, war eine angenehme Erscheinung; er hatte ein offenes Gesicht mit einer freien Stirne, klare freundliche Augen, einen großen blonden Schnurrbart und war ein schlank aber kräftig gewachsener Mann von vielleicht dreißig Jahren. Zu Pferde nahm er sich in dem anliegenden grünen Jagdrock, dem Hirschfänger an der Seite, mit den hohen glänzenden Stiefeln stattlich aus, und die Art, wie er die Gangart seines wilden Pferdes dem Fahren des Wagens leicht und gewandt anpaßte, zeigte einen guten Reiter, Madame Bauvallet grüßte er verbindlich und freundlich, und welchen Gruß er für Elisen hatte, die auf dem Rücksitze saß, konnten die im Hintergrunde des Wa-

gens sich befindlichen Damen nicht gut sehen, da Feodor Petrowitsch, als er dem jungen Mädchen seine Verbeugung machte, sein Pferd etwas zurückhielt. Warum Elise diesen Gruß sehr kurz erwiderte, und sich dann zum Wagen hinaus lehnte, um angelegentlich nach Waldai hinauf zu schauen, wissen wir nicht. Vielleicht, daß sie das Städtchen selbst, als so nahe ihrem künftigen Wohnorte liegend, besonders interessirte.

Um die Fürstin so viel wie möglich vor dem Andrängen der Bevölkerung zu schützen, die in ihr dankbarlichst die gute Herrin liebte, hatte der Intendant herrschaftliche Pferde vor das Städtchen bestellt und ließ dort den Wagen umspannen. Daß aber trotzdem Alt und Jung herbeiströmte, dicht an den Wagen zwischen die Räder lief, Mützen und Hüte schwang, daß die Kinder empor gehoben wurden, um in den Wagen blicken zu können, und daß hunderte von Lippen in allen nur erdenklichen Schmeichelworten sich über die endliche Ankunft ihres schönen Mütterchens freuten, war nicht zu verhindern, und dankte die Fürstin herzlichst und wahrhaft gerührt.

Hinter Waldai fingen die Iubanoff'schen Güter an, und Feodor Petrowitsch hörte mit Stolz, was die Fürstin sagte, daß man keinen Grenzpfahl brauche, um zu sehen, wo sein, des Intendanten, Regiment beginne. In der That bemerkte man auch hier einen auffallenden Unterschied in der Bearbeitung der Felder. An niedrigen Stellen waren überall Kanäle gegraben, um das überflüssige Wasser von den Aeckern abzuleiten. Die Felder waren gehörig vermessen und gedüngt; die Wiesen gereinigt von Erdschollen und nutzlosen Gesträuchen. Am steilen Ufer einer Quelle, neben dem Weideplatze war eine mit Steinen ausgelegte Stelle, wo das Vieh zur Tränke herabstieg, um nicht im Kothe zu waten und die Quelle nicht mit Erde zu verschütten. Der Weg war zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt; die Brücken waren in guter Ordnung und sumpfige Stellen mit Faschinen belegt. Als man

Hand gegeben, hat Sie, ihren Vetter, hie und da geküßt, und was soll das weiter heißen? daß die Emma dabei nie etwas gedacht hat, ist so klar, wie der Tag und jetzt kommen Sie her und bilden sich ein, das Mädchen sei in Sie verliebt, und darauf bauend gehen Sie lustigerweise immer weiter und machen die hoffnungsvollsten Anstalten, das arme Kind in dem Hause, wo sie ihr Brod verdienen muß, zu compromittiren — ah, das muß ich mir ausbitten und wenn ich die Emma sehe, werde ich ihr sagen, daß sie vollkommen Recht gehabt hat. Lieber theuerster Freund, wehe will ich Ihnen wahrhaftig nicht thun, aber jede Arznei ist bitter, auch werden Sie es mir danken, wenn ich jetzt, da es noch möglich ist, Ihr Herzweh mit einigen bittern Tropfen curire, um nicht in den Fall zu kommen, ein späteres heftiges Delirium ebenfalls heftig und höchst unangenehm beseitigen zu müssen. Sie sind noch sehr jung, Sie haben, ich muß es gestehen etwas gelernt und können in jedem guten Hause eine Anstellung finden, das Stieglitzsche Haus ist demnächst zu klein für Sie, Sie sollen in die Welt hinaus, ich habe Ihrem Vormund schon darüber geschrieben, Sie müssen das Leben kennen lernen. Frisch aufgeschaut, Kopf in die Höhe, in fünf bis sechs Jahren sprechen wir über diesen Punkt weiter."

Ich antwortete kein Wort und ging träumend nach Hause, der Doktor hatte Recht und Unrecht, so dachte

dem Dörfchen selbst näher gekommen war, hinter dem sich das Schloß der Fürstin befand, sah man hölzerne dauerhafte Häuser in einer Reihe zu beiden Seiten der Straße. Um das Fenstergesimse war Schnitzwerk angebracht, die Höfe alle mit hohen Zäunen umgeben, nebst hübschen Pforten und einem Wetterdache. Die Häuser standen in einiger Entfernung von einander, aus Vorsicht gegen Feuersgefahr. Zwischen den Häusern befanden sich Gärtchen mit Fruchtbäumen, hinter den Bauernhäusern die Küchengärten, und hinter diesen die Tennen. Am Ende des Dorfes ragte eine schöne steinerne Kirche empor, beschattet von hohen Linden. Das Haus des Geistlichen unterschied sich durch Sauberkeit und durch ein hübsches Aeußeres. Neben der Kirche standen noch einige niedliche Häuschen, zum allgemeinen Nutzen. In einem derselben befand sich ein Hospital und eine Apotheke; in einem andern ein Verpflegungshaus für Verwaiste, Kränkliche und Hochbejahrte; in dem dritten das Vorrathsmagazin und eine Bude mit den für den Landmann nothwendigen Waaren; in einem vierten die Dorfschule und das mündliche Gericht. Eine Schmiede war am Ende des Dorfes, und in dessen Mitte ein großer Brunnen. Die Landleute beiderlei Geschlechtes hatten ein gesundes Aeußere, und die jungen Frauen zeichneten sich durch Schönheit aus, denn äußere Schönheit ist eine Folge des Wohlstandes. Man bemerkte auf der Straße weder schmutzige Kinder noch abgerissene Weiber, noch betrunkene Bauern. Die Pferde und das Hornvieh der Landleute waren von sehr guter Race, das Geschirr und das Ackergeräth in bester Ordnung.

Dabei hatte die Gegend etwas Friedliches, Patriarchalisches in ihrer ganzen Physiognomie, die Seele fühlte sich beruhigt, und man mußte sich gestehen, daß dies ein Ort sei, wo man der Vergangenheit leben könne und ungestört von seinen Erinnerungen zehren.

Jetzt zeigte sich drüben auf der Höhe Winopradofka, die Be-

sitzung der Fürstin. Noch war ein kleiner Fluß zu überschreiten, auf dessen jenseitigem etwas steilem Ufer wie hingeworfen der Park war, der bis zur Höhe hinan stieg, wo zwischen freundlichem Grün das Schlößchen der Fürstin hervorschimmerte. Die untergehende Sonne küßte goldig die Fenster, so daß diese wie in rothem Feuer aufloderten.

Der Wagen machte eine Biegung, um ans Ufer zu gelangen, und noch in der Entfernung, rückwärts in der Höhe, bemerkte man Waldai; Kirchthürme und Häuser schon in der Dunkelheit verschwimmend, und bald nur noch als unbestimmte Schatten erscheinend. Am Ufer im Fährhause glänzte ein Licht; jetzt hielt der Wagen knirschend im Sande, und dann vernahm man das Rauschen des Flusses sowie das Rufen des Bootsmanns.

Der Himmel hat eine stahlgraue Färbung, und hie und da, immer mehr und mehr springen von seinen Millionen Sternen funkelnd welche hervor. Der Wagen steht auf der Fähre, die sich kaum merklich fortbewegt, so daß man nicht genau weiß, bewegen wir uns wirklich oder führen die Tannen und Föhren, die sich so kohlschwarz von dem helleren Himmel abzeichnen, dort am Bergabhang einen geheimnißvollen Reihentanz auf. Es ist so still rings umher; man hört nichts als ein ungeduldiges Stampfen der Pferde auf dem hölzernen Boden der Fähre, oder das leise Klingeln und Klirren der Glocken und Messingtheile an den Geschirren, wenn sich die Thiere in der kühlen Nachtluft ein wenig schütteln, und das Plätschern der Ruderstangen, wenn sie aus dem Wasser gehoben werden oder aufs neue wieder hinein gleiten.

Feodor Petrowitsch war von seinem Pferde abgestiegen und stand neben dem Wagen; er hatte seine Hand auf den Rand des Schlages gelegt. — Es war hier in der Thalschlucht schon recht dunkel, so daß man kaum mehr die nächsten Gegenstände unterscheiden konnte.

Endlich erreicht man das jenseitige Ufer, die Taue der Fähre werden befestigt, die Stränge der Beipferde wieder an den Wa-

gen gehängt, die Jämschtschiks schwingen sich auf, und fort geht es im Galopp, die steile Straße hinauf bis zum Anfang des Parkes, dort in das weit geöffnete Thor hinein, wo der Wagen auf dem Sandwege gleich sanfter rollt, dann in einer Schlangenwendung um den Berg herum, und eine Viertelstunde später hält die Equipage auf einem terrassenähnlichen Platze vor dem kleinen reizenden Cottage der Fürstin.

Der Mond ist unterdessen aufgegangen, voll und klar, und beleuchtet Gegend, Park und Schlößchen taghell; das letztere hat mit seinen Erkern, Thürmchen und Balkonen eine phantastische Gestalt, die Front desselben ist nach der Seite der Terrasse, wo der Wagen hält, durch nichts verdeckt, während die Rückseite sich schützend an die hohen Bäume des Gartens lehnt, der unmittelbar dort an der Ausgangsthüre beginnt.

Die Fürstin, Madame Bauvallet und Elise traten an den Rand der Terrasse, auf welcher das Cottage lag und blickten in die Gegend hinaus. Weich geformte Hügel bis an ihren Fuß mit Wiesen bedeckt schoben sich vor und neben einander und umgaben einen im Mondlicht hell glänzenden See, welcher die Blicke Aller anzog. In der Mitte desselben lag auf einer Insel das Waldai'sche Kloster der iberischen Mutter Gottes, phantastisch und geheimnißvoll schimmerten seine versilberten und vergoldeten Thürme aus dem stahlglänzenden Wasserspiegel und den fast schwarzen Tannenwäldern, welche das Kloster umgaben, im Glanze des Mondlichtes hervor. — — — —

— — — — Von drunten erklang jetzt eine Glocke, sanft und melancholisch, das Herz bestrickend, die Seele tief ergreifend. — Es ist etwas Eigenthümliches um Glockentöne in stiller weicher Mondscheinnacht. — Selbst Madame Bauvallet fühlte sich ergriffen, Elise erhob die leuchtenden Augen gen Himmel, und die Fürstin ließ ihr Haupt tief auf die Brust herabsinken und barg das Gesicht in beide Hände. —

Neunzehntes Kapitel.

Auf den Kaiserpaläſten.

In der ewigen Stadt Rom häufen ſich Trümmer auf Trümmer. Nicht als ob wir dem geneigten Leſer damit ſagen wollten, es beabſichtige Jemand, Ruinen anzulegen, wenn er die alten Schutthaufen ohne, um ihrer prachtvollen Lage willen dort mit neuen Marmorquadern ſeinen prächtigen Palaſt, oder mit alten Steinen, die er zufällig findet, ſein beſcheidenes Haus zu bauen. Nein, das kommt Alles von ſelbſt und iſt einmal ſo der Lauf der Welt, daß aus dem Steine allerlei Mooſe und andere genügſame Kräuter entſprießen, daß dieſe zu Erde werden und nun einen beſſeren Grund abgeben, um kräftigeren Pflanzen zum nährenden Boden zu dienen, oder daß wir auf dem verſchütteten Keller unſeres Vorfahren ein neues Fundament legen, um unſer Haus zu bauen, deſſen Trümmer dann ſpäter für unſere Nachkommen wieder Steine liefern werden für neue Fundamentmauern.

Aber dieſes Auf- und Uebereinanderbauen iſt wohl nirgends ſo ſichtbar und tritt wohl nirgends ſo maleriſch ſchön vor unſere Augen, als hier in Rom, wo Generationen den Staub vergangener Generationen geathmet und nun ſelbſt zu Staub geworden an den Fußſohlen anderer Generationen klebten, deren Staub dann wieder zwiſchen den Rädern unſeres Wagens empor wirbelt.

Wer hörte nicht von den Cäſaren-Paläſten und von den Thermen des kaiſerlichen Roms? Nur einzelne Gebäude in der gewaltigen Stadt und doch wieder ſelbſt Städte vom ungeheuerſten Umfange! — Städte mit Spiel- und Uebungsplätzen aller Art, mit Sammlungen von Kunſtwerken und Bibliotheken, den

Reichen und dem Volke zu jeder Jahres- und Tageszeit alle Genüſſe, Annehmlichkeiten und Beluſtigungen des raffinirteſten Lebens bietend, mit Bädern, mit unabſehbaren Säulenhallen zum Spazierengehen, Alles das ſtrahlend in grenzenloſer Pracht, von Marmor, edlen Steinen und Metallen. — Und nun vergangen, zerfallen zu Schutt und Trümmern, zuſammengeſtürzt und begraben unter Staub und Erde! Und die weiten Flächen, welche ſpäter wieder geebnet wurden, ſahen neue Prachtbauten entſtehen, zu denen man das, was die Erde aus alter Zeit bewahrte, als Steinbrüche benutzte, um neuere größere und kleinere Bauten aufzuführen.

Und ſo häuften ſich gerade hier Trümmer auf Trümmer, und für den, welcher einmal hier oben ſtand, aus leicht begreiflichen Urſachen. Denn eine Fernſicht, wie ſie ſich hier dem Auge bietet, hat man nicht leicht von einem andern der ſieben Hügel Roms. Da liegt die ewige Stadt vor uns, vom Capitol bis zu den Thermen des Caracalla, und über dieſe maleriſchen Ruinen hinweg ſchauen wir auf die prachtvoll gefärbte Campagna gegen das Meer hin und laſſen ſüdöſtlich die entzückten Blicke auf den wunderbaren Formen der tiefblauen Albanergebirge ausruhen.

Ja, zum Ausruhen iſt das Terrain hier oben wie geſchaffen, zu einem ſüßen, ſeligen Ausruhen, wobei Alles, was uns in den vergangenen Tagen geſchmerzt und gequält, zurückweicht, ſich höchſtens zu einem angenehmen Weh geſtaltet.

Die tauſendjährigen Trümmer der Werke des mächtigen Volkes, die unter unſern Füßen begraben liegen, zürnen uns nicht; im Gegentheil, ſie ſind unſern neuen, gegen ſie betrachtet kleinlichen, Anlagen günſtig, und der uralte Boden, der früher die ſtolzen Marmorhallen trug, nährt nun freundlich dichte Lorbeerbüſche, Myrthen und Oleander und ſo zauberiſche Roſengärten, wie man ſie nirgend wo anders ſieht.

Schreiten wir dort durch Trümmer von Mauern und Pfeilern

in ungeheuren Dimensionen, die umgeben sind von der frischen Vegetation neuerer Gärten und Weinpflanzen, — Trümmer aus röthlichem Gemäuer bestehend, das von dichtem Epheu umrankt ist, und umkränzt von zarten Rosen, die von einem weichen Lufthauche bewegt, uns wie träumerisch entgegennicken. Ein wohl unterhaltener, zierlich zwischen den Ruinen geschlungener Fußweg zeigt uns Spuren fleißiger Menschenhände. Folgen wir ihm und dem Rosengehege an seiner Seite, er wird uns freundlich führen. Dort sehen wir auch schon vor uns eine Gruppe dunkler Cypressen und daneben ein kleines Haus, so süß träumerisch versteckt liegend zwischen Orangenbäumen, Myrthen und blühendem Oleander. Wir umgehen leise das elegante Casino und kommen an den Hof desselben, der mit Benutzung alter Säulen und Trümmer so entzückend und malerisch angelegt ist, daß wir augenblicklich mit einem Ausruf der Ueberraschung stehen bleiben. Dieser Hof ist eine kleine Terrasse, deren Ende eine uralte steile Mauer bildet, mit einer neuen zierlichen Brüstung als Schutzwehr versehen. Die alten Säulen und Pfeiler, von denen wir so eben sprachen, sind zu einer der zierlichsten Veranden verbunden, über welche hellgrünes Weinlaub herabnickt, während sich vom Fuße der Steintrümmer blühende Rosenbüsche aufwärts schlingen.

So bildet das Grün der Weinlaube einen phantastischen Rahmen über die geöffnete Terrasse. Dort hinaus schauen wir in eine Fülle tiefgrüner Lorbeerhaine, zwischen denen schwarze Cypressen emporragen; da sehen wir lichte Gärten mit weißen freundlichen Gebäuden; da schauen halbversteckt aus dem lieblichen Grün blühender Orangenhaine die braunschwarzen, zerklüfteten Trümmer des Colosseums von der Tiefe zu uns empor. Da erhebt sich aus der Terrasse selbst eine leichte Marmorschaale in eleganten Formen und spritzt einen klaren Wasserstrahl in die warme, duftige Frühlingsluft. — —

Am Eingange des Casino's, im Schatten der Weinlaube, all'

das unbeſchreiblich Schöne vor ſich, das wir mit ſchwachen Umriſſen zu ſchildern verſucht, ſteht ein alter Steintiſch — es iſt eine röthliche Marmorplatte auf einem weißmarmornen Capitäl — und an dieſem Tiſche ſitzt ein kleiner Mann, der den Kopf in beide Hände geſtützt hat, aber nicht aus Müdigkeit oder Unluſt, ſondern weil er auf dieſe Art bequemer in einem Zeitungsblatt leſen zu können glaubt, welches vor ihm aufgeſchlagen liegt.

Aus dieſem Zeitungsblatte lieſt er einem Andern laut vor, der ſich an der andern Seite des Tiſches befindet. Wir kennen ihn wohl, den Andern, und wenn auch ſeine Geſichtsfarbe noch ſehr bleich iſt, ſo haben doch ſeine Augen jenes unheimliche Feuer verloren, womit er damals Alle erſchreckte, die er anſchaute. Sein blondes Haar iſt ſorgfältig geſcheitelt, er trägt einen einfach grauen Rock und einen grünen Kragen und hält ſeine feinen weißen Hände gefaltet auf den Knieen. Auch das Zucken um ſeine Mundwinkel hat ſich verloren, und wenn ſich dieſe hin und wieder bewegen, ſo bilden ſie ein ſtillzufriedenes, wir möchten faſt ſagen, ſeliges Lächeln, das aber auch wohl ſeine wohlbegründete Urſache hat. Worin dieſe Urſache beſteht, ſollten wir den geneigten Leſer eigentlich errathen laſſen; da es uns aber ſchon ſo oft zum Vorwurf gemacht worden iſt, wir liebten es, uns beim Schluß der wahrhaftigen Schilderungen einer unmotivirten Kürze hinzugeben, ſo wollen wir denn ſagen, daß die Urſache dieſes ſeligen Lächelns des Tannhäuſer neben ihm an ſeinem Stuhle lehnt, daß ſie ſich ein Vergnügen daraus macht, von einem Orangenbaum duftende Blüthen abzubrechen, die ſie auf ihn herabfallen läßt, und daß dieſe Urſache eine liebe Bekannte von uns iſt, die wir als verſchloſſene Roſenknoſpe verließen, und die nun in voller Pracht aufgeblüht friſch und duftig in ihrer Liebe und Schönheit Alles gehalten, was ſie verſprochen.

Der kleine Mann, der die Arme auf den Tiſch geſtemmt hat, wirft einen freundlichen Blick auf die Beiden hinüber, zuckt dann

mit den Achseln und sagt: „Es ist wahrhaftig eine Freude für einen gewissenhaften Vorleser, sein Geschäft zu versehen, wenn er an euren Kindereien wahrnimmt, daß ihr doch nicht bei der Sache seid.“

Der Tannhäuser nickte begütigend mit dem Kopfe, worauf er zur Antwort gab: „Du hast Recht, Wulf; aber ehe Du anfingst vorzulesen, hast Du uns ein Resumé des Ganzen gegeben, das wohl im Stande war, mich in angenehme Träumereien zu versenken, und das mir — verzeih, wenn ich die Wahrheit spreche — fast alles Interesse für die Einzelnheiten benommen.“

„Und ich bin leider einmal der gute Kerl, der Dir immer Recht geben muß,“ sagte der Andere lachend und damit patschte er mit der flachen Hand auf sein Zeitungsblatt. „Was kümmert uns auch eigentlich die Entrüstung manches ehrlichen Landsmannes, der all' seine Lobsprüche, die er dem Fremden vermiethet hat, auf Dich gezwungener Weise übertragen muß. Aber etwas kann ich Dir nicht erlassen,“ setzte er mit dem bekannten Blinzeln seines linken Auges hinzu. „Paß einmal auf, was sie jetzt an den Bildern des so berühmten russischen Malers Potowski nachträglich noch für riesenhafte Schnitzer entdecken werden. — Sieh, darauf freue ich mich.“

„Und wenn sie etwas Derartiges finden,“ entgegnete Tannhäuser, „so will ich mir es zur Lehre dienen lassen.“

„Punktum,“ sprach Wulf in sehr bestimmtem Tone, „der alte Gott lebt noch, und es wird auch noch manchen braven Mann geben, der sich darüber freuen wird, daß sich der russische Potowski in den deutschen Tannhäuser verwandelt.“

„— — — Ein Ritter gut,
Wollt Ehr' und Lieb' gewinnen,
Da zog er in das röm'sche Land —
„Blieb all' sein Lebtag drinnen,“

rief der Tannhäuſer mit dem herzlichſten Tone der Stimme und zog Franceska ſanft an ſich, die ihre blühende Wange mit verſchämtem Blicke an ſein Haupt drückte.

„Recitir' Einer nur eine Zeile vom alten Tannhäuſer," rief laut lachend der kleine Maler, „ſo hinkt gewiß was vom Uebel herbei. Ich hab' das ſchon ſo oft erfahren, daß ich mir feſt vornahm, von jetzt an die ganze ſchauerliche Sage zu vergeſſen. Da kommt das Uebel."

„Il vecchior Signor conte!" meldete der Gärtner der kleinen Villa, wobei er von der Seite der Roſenbüſche in die Veranda hereinblickte. Ihm folgte in der That auch auf dem Fuße der vecchio conte. Und wirklich, er war recht alt geworden, der alte freundliche Herr; ſo ungern er auch die lang entſchwundene Jugendzeit aufgeben zu wollen ſchien, von manchen Emblemen derſelben konnte er ſich immer noch nicht trennen, obgleich ſie zum Uebrigen ſo gar nicht mehr paßten, ſo das dichte Haar ſeiner Perrücke und ſeine glänzenden Zähne. Er gab ſich recht Mühe, dieſem ſowie auch dem freundlichen Lächeln, das um ſeine eingefallenen Wangen ſpielte, Gang und Haltung anzupaſſen.

Aber es wollte nicht mehr gehen; ſeine ſchwachen Beine waren müde geworden beim Erſteigen des kleinen Hügels, auf welchem die Villa lag, und als ihm Wulf eine Strecke Weges weit lachend mit einem Stuhle entgegenſprang, ſtützte er ſich ebenfalls lachend auf die Schultern des kleinen Malers und ſagte: „Wenn das Alles auch keine wahre und ächte Freundlichkeit von Euch iſt, ſo acceptire ich es doch. Ihr ſeid ein Schalk, aber ich habe ſchon lange gemerkt, daß es das Beſte iſt, auf Eure Späße einzugehen. Danke für den Stuhl — da ſitz' ich."

Der alte freundliche Herr ließ ſich in der That an der Stelle nieder, wo Wulf den Stuhl hingeſetzt hatte, und ruhte da ein paar Augenblicke aus, ehe er weiter ſchritt. Er war aber auch ſo bepackt, daß ſeine Müdigkeit verzeihlich war, wenn man dabei noch

die große Anzahl Jahre bedachte, unter deren Laſt er gebückt ging. In der einen Hand trug er ein koloſſales Blumenbouquet und daneben auf dem Arm noch ein ziemlich großes Paket, zu dem er ein Pendant in der andern Hand hielt, allerlei kleine Commiſſionen enthaltend, deren Beſorgung er, ſo oft er ging, von Franceska ſich zu erbitten nicht unterließ, was dieſe aber nur widerſtrebend gewährte.

Und er kam und ging häufig, ja bei gutem Wetter faſt täglich, der alte freundliche Herr, und keiner von den Betheiligten nahm den geringſten Anſtoß daran. Er war nach und nach ſo ganz anders geworden, als er ſich ehedem gegeben, und wenn hie und da ſeine Zunge den Verſuch machte, einmal mit etwas Leichtfertigem umzugehen, ſo brauchte Franceska nur den Finger emporzuheben.

Nachdem er Blumen und Päcke abgegeben hatte und ſehr lange Details an Franceska über die Beſorgung der einzelnen Commiſſionen, die ſie ſo freundlich geweſen, ihm zu ertheilen, ruhte er eine kurze Zeit aus unter dem Schatten der Weinlaube, indem er ſich mit ſeinem Taſchentuch Kühlung zufächelte.

„Daß ich zu Euch Beiden eigentlich nicht komme," wandte er ſich darauf an Tannhäuſer und an Wulf, „das brauche ich zum Gott weiß wie vielſten Male nicht zu wiederholen. Aber ich ſehe meinen alten Freund Piſani nicht."

„Ja, der iſt nach der Stadt gegangen," gab Wulf zur Antwort, „in großen Geſchäften." Damit zog er wichtig thuend ſeine Augenbrauen in die Höhe. „Vorbereitungen zu gewaltigen Feierlichkeiten, die in den nächſten Tagen hier ſtattfinden werden."

„Aber meine Einladung!" wandte ſich Graf Portinsky mit einiger Unruhe auf dem Geſichte gegen Franceska.

„Die bleibt nicht aus," entgegnete die junge ſchöne Römerin lachend, worauf ſie in's Haus zurückſprang.

Der alte freundliche Herr blieb eine Zeitlang in tiefe Ge-

ich mir. Daß Emma nie etwas für mich gefühlt habe, wie verwandtſchaftliche Zuneigung, das wußte ich beſſer, daß ſie ſich aber jetzt gänzlich geändert, fühlte ich deutlich und fühlte es mit tiefem Schmerz. Ich ſollte zuerſt das Leben kennen lernen, hatte der Doktor geſagt, und ich hatte ihn, aber ſehr falſch, verſtanden; was kannte ich auch vom Leben? mein bisheriges war eingetheilt in den Geſchäften zu Hauſe, in Beſuchen bei meinem Vetter und dem Doktor, ach, die beiden letzten Orte waren ja bis jetzt meine ganze Welt geweſen, das hatte ſich geändert und auch ich beſchloß mich zu ändern und ein anderes Leben anzufangen, wie der Leſer im nächſten Kapitel erfahren wird.

danken verſunken daſitzen, dann ſchlug er ſich vor die Stirn und ſagte: „An meiner Vergeßlichkeit merke ich es recht, daß ich alt werde, merkwürdig alt, ganz unangenehm alt, und daß ich bald zu nichts mehr gut bin, als weggelegt zu werden. Nun," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „das iſt ja das Ende aller Dinge."

„Und die Vergeßlichkeit?" fragte lachend der Tannhäuſer.

Der alte Graf fuhr mit der Hand über die Augen und verſetzte dann, mit einem Male in ſeinem ſo geläufigen Redefluß ſtockend: „Nun — es betrifft nicht mich, geht auch nicht von mir aus, eine Bitte von — von — einer guten Bekannten, — einer liebenswürdigen Bekannten, da aus dem Norden. Eigentlich hat die Bekannte damit nichts zu thun, denn die Bitte zu erfüllen, mag ſie kommen woher ſie will, iſt für einen braven Künſtler Chriſtenpflicht."

„Ich bin wahrhaftig darauf begierig."

„Nun denn, es betrifft einen Landsmann von mir, einen armen jungen Landsmann, der ein eminentes Malertalent hat und von einer Bekannten, ſeiner Gönnerin, hieher geſchickt wird, hieher nach Rom, wo er ziemlich ſchutz- und rathlos ſein wird, wenn —"

„Sich nicht irgend Jemand ſeiner annimmt," unterbrach ihn Tannhäuſer und ſetzte hinzu: „hoffentlich zweifeln Sie nicht daran, daß der von Ihnen empfohlene Landsmann uns herzlich willkommen ſein wird. Sein Name?"

„Potowski," erwiederte der alte Herr raſch, „wirklich Potowski, der Sohn ſeines Vaters, des alten Potowski."

Der Tannhäuſer ſchaute einen Augenblick vor ſich nieder, dann ſprach er: „Gut, er ſoll kommen, und wenn er Talent hat, werde ich mich ſeiner auf's Beſte annehmen."

Wulf pfiff eine bekannte Melodie und der alte freundliche Herr umfaßte mit ſeinen beiden Händen die Rechte des Tannhäuſers und ſagte: „Dank! Dank! tauſend Dank! es wird Freude machen, wenn ich das nach Norden in die Heimath ſchreibe."

Einen Augenblick ſaßen hierauf alle drei, in tiefe Gedanken verſunken, lautlos da; von der Stadt herauf tönte durch die klare, weiche Morgenluft der Klang einer Glocke. Der freundliche Herr bedeckte ſeine Augen mit der Hand und ſprach dann nach einem tiefen Athemzuge: „Die Glocke erinnert mich lebhaft an mein altes heiliges Rußland; ſie hat denſelben Ton wie eine Glocke dort, den ich auf dem Gute meiner Bekannten oft gehört, einer Glocke im Waldai'ſchen Kloſter der iberiſchen Mutter Gottes. — Amen! — Und nun," fuhr er plötzlich mit heiterem Tone fort, als wollte er gewaltſam ſeine ernſten Gedanken verſcheuchen, „ihr habt's gut hier oben: während ich im Schweiße meines Angeſichts den Berg hinaufſteige und mich abplage mit Paketen zum Nutzen eures Hauſes, ſitzen die hier und legen müßig die Hände in den Schooß. Ich hatte gehofft, euch fleißig bei der Arbeit zu finden."

„Das ſind wieder die ungerechteſten Vorwürfe, die ein Menſch ertragen kann," ſprach Wulf mit einem ſehr gemachten Stirnrunzeln. „Wir ſind in einer Kunſtpauſe begriffen und waren ſchon ungeheuer fleißig."

„Wovon ich mich überzeugen will," erwiderte der alte Herr, während er aufſtand und nach dem Atelier ſchritt, welches ſich zur ebenen Erde des Caſino's befand.

Nachdem er kurze Zeit verſchwunden war, reichte Wulf die Hand über den Tiſch hinüber ſeinem Freunde und ſagte mit einer Bewegung, die man bei ihm ſelten zu hören gewohnt war: „Jetzt, wo ſich drüben in der Heimath Alles für Dich ſo prächtig aufgeklärt hat, jetzt, wo das Phantom, welches Dir Deinen redlich erworbenen Namen argliſtig ſtahl, wieder in die Nacht zurückgeſunken iſt, wohin es gehört; jetzt, wo das Bild der Madonna, das Du zu malen gelobt, ſo herrlich ſeiner Vollendung entgegengeht, — jetzt erſt ſpreche ich meinen Glückwunſch für Deine Zukunft aus. Du biſt ja in einen glückſeligen Hafen eingelaufen, und was Dich anbelangt — Du haſt Recht, dies wunderbare Land hier, dies

gotterfüllte Fleckchen Erde, auf dem Du glücklich ſein wirſt, nicht mehr zu verlaſſen. — Du —"

Der Tannhäuſer hatte mit ſeinen beiden Händen die Rechte des Freundes ergriffen, hatte ſie herzlich gedrückt und ſagte nun: „Warum betonſt Du das „Du" ſo auffallend? Ich hoffe doch, wir bleiben bei einander?"

Der kleine Maler ſchüttelte mit dem Kopfe und man ſah es ihm an, daß er ſich Gewalt anthat, um ein Lächeln auf ſeinen Zügen hervorzubringen. Auch wiſchte er ſich affektirt die Augen und ſchlenkerte dann die Finger von ſich weg, als wollte er auf dieſe Art ſeine Thränen entfernen.

„Laß gut ſein," ſprach er nach einer Pauſe, „an einem ſchönen Morgen werde ich wieder einmal verſchwunden ſein; — ich muß doch," ſetzte er ſehr ernſthaft hinzu, „nach Becker und Krauß ſehen und nach unſerem ehemaligen Atelier. — An einem heitern Abend aber," ſagte er nach einer Pauſe luſtig, „bin ich wieder da mit einem herzlichen felicissima notto!"

Der alte freundliche Herr kam aus dem Atelier zurück, wie mit großer Befriedigung den Kopf auf und ab wiegend. Er ſchritt auf den Tannhäuſer zu, legte die rechte Hand auf deſſen Schulter und ſagte: „Das iſt ſchön, das iſt ſchön. Daß mich die menſchlich wahren und doch ſo göttlichen Züge im Kopfe der Madonna anheimeln, verſteht ſich von ſelbſt und will ich den Grund davon nicht läugnen. Wie Ihr aber, Tannhäuſer, den Kopf des himmliſchen Kindes träumen konntet, das iſt mir rein unerklärlich."

„Den habe ich auch nicht geträumt," verſetzte Tannhäuſer, indem er vor ſich niederblickte. „Ich habe ihn geſehen, gewiß und wahrhaftig vor mir geſehen."

In dieſem Augenblicke erſchien Franceska wieder, ſie lehnte an der Thüreinfaſſung, die Rechte über dem Kopfe erhoben, wie der kleine Maler, der ernſt, faſt traurig, nach ihr hinblickte, ſie ſo oft damals unter der Veranda hatte ſtehen ſehen. Warum ſich

plötzlich seine Augen umflorten, wollen wir nicht sagen; aber er zwang sich, unter dem eigenthümlichen Glanze, der dieselben erfüllte, zu lächeln, und rief, die Worte des Tannhäuser von so eben bekräftigend: „Ja, alter Herr, er hat es gesehen, gewiß und wahrhaftig gesehen. Aber es ist ein Wunder, und warum sollte es nicht ebensogut ein Wunder sein, wie so Vieles, was mit dem Tannhäuser vorgegangen? Blicken wir um uns," jubelte er laut hinaus, nachdem er die wehmüthige Stimmung, die sein Herz bedrückt, glücklich überwunden, „ist hier nicht Alles wunderbar: Himmel, Erde und Menschen, ja sogar die Bäume? Denn Sie können es mir glauben, alter Herr, der kleine Lorbeerstamm hier — da sehen Sie — ist derselbe, den der Tannhäuser als Stab in der Hand trug, da ich ihn auffand. Jetzt grünt er, und da kommt Vater Pisani den Berg herauf, der grünt ebenfalls. Ich sehe wenigstens in seiner Hand einen grünenden und blühenden Orangenzweig, der uns ansagt, daß alle Schwierigkeiten überwunden sind. — Und so grünen wir Alle mit einander in Jubel und Freude, ich auch, so wahr mir Gott helfe, und werden hoffentlich grünen in alle Ewigkeit."

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Achtunddreißigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Brandel, in Stuttgart.

Krieg und Frieden.

Erſter Band.

XIV.

Der Flegeljahre zweite und vermehrte Auflage.

Wenn man die kleinen lieben Kinder anſieht, die zierlichen Geſchöpfchen, Miniatur-Ausgabe des Vaters und der Mutter, im Kleinen ſchon begabt mit deren Tugenden und Fehler, ſo unterſcheidet man augenblicklich in den Spielen und Unterhaltungen den Knaben vom Mädchen. Sind auch die Röckchen gleich lang, ſind die blonden Haare gleich geringelt und gekämmt, das ſtärkere Geſchlecht macht ſich ſchon in den erſten Jahren bemerkbar. Der Knabe zerſtört und verdirbt, wo das Mädchen ſammelt und aufbaut. Er regiert den Hammer, zerſchlägt Fenſter und Blumenſtöcke, haſcht nach einem Meſſer, um in die Tiſche zu ſchneiden, ſie dagegen putzt die Fenſter mit ihrem Schürzchen, pflanzt das Ballbouquet der Mama in den Sand des Spucknapfes und wenn ſie einmal ein Meſſer oder eine Scheere in die Hand nimmt, ſo geſchieht es vielleicht nur in der Abſicht, um

Die Dame von Rittwitz.

I.

Wir erlauben uns, den geneigten Leſer in den Parterreſtock eines eleganten Hauſes zu führen. Daß wir die Stadt, wo dieſe kleine in der That ſehr wahre Geſchichte ſpielt, im gegenwärtigen Augenblick nicht zu nennen im Stande ſind, halten wir von unſerem Standpunkte als Schriftſteller für ein Unglück, denn wir wiſſen wohl, daß es der Phantaſie des Leſers außerordentlich förderlich iſt, wenn man genau angeben kann, es iſt da oder dort geweſen, wo ſich dies und das begeben. Sollte übrigens dieſe kleine Geſchichte das Glück haben, hie und da Jemand ſo beſonders zu gefallen, daß ihm viel daran gelegen wäre, den Namen der Stadt zu erfahren, ſo ſtehen wir auch hierin vertraulicher Weiſe gern zu Dienſten.

Der Parterreſtock, von dem wir oben ſprachen, beſteht aus vielleicht ſechs Zimmern, und man gelangt in dieſelben aus einer bedeckten Anfahrt für Wagen, von welcher eine kleine mit Blumen garnirte Treppe ein paar Stufen aufwärts in ein Vorzimmer

führt, das, wie faſt alle Vorzimmer eines guten Hauſes, einfach behaglich aber ohne Luxus möblirt iſt. Es muß bei allen Dingen dieſer Welt eine Steigerung geben, man muß ein Intereſſe haben, immer weiter vorzudringen, und es ergeht uns hierin immer noch wie den Kindern, deren größtes Vergnügen darin beſteht, ſich das Beſte bis zuletzt aufzuſparen.

An das Vorzimmer ſtößt ein kleines Kabinet, ſchon wohnlicher und behaglicher. Die Stühle haben ſich in Seſſel verwandelt, die einfache Carcell-Lampe in der Mitte dorten iſt hier zu einem kleinen Kronleuchter geworden, dunkle Vorhänge rahmen das Fenſter ein, und vom hölzernen Fußboden ſind wir auf einen einfachen Teppich gekommen. Der Schreibtiſch am Fenſter könnte uns ſagen wollen, wir befinden uns in dem Schreibzimmer des Bewohners dieſes Parterreſtockes; doch belehrt uns das Weſen, ſowie das Aeußere der Perſon, welche davor ſitzt und eine Menge Briefe in bereit liegende Couverts ſchiebt und dieſe zuſiegelt, daß wir es mit dem Kammerdiener des Hausherrn zu thun haben. Dieſer Kammerdiener iſt ein älterer Mann mit grauen Haaren, ſchwarz und ſehr ſorgfältig, ja faſt feſtlich gekleidet, mit weißer Weſte und weißer Halsbinde. Er ſitzt gebückt über ſeiner Beſchäftigung, vergleicht genau die Briefe mit den Adreſſen auf den Umſchlägen, bevor er ſiegelt, und macht ein einigermaßen trauriges Geſicht, wozu noch kommt, daß hie und da, wenn er das Petſchaft aufdrückt, ein Seufzer ſeiner Bruſt entfährt. Jetzt ſchichtet er die fertigen Couverts zuſammen, löſcht das Licht und legt darauf den Kopf gedankenvoll in die Hand, ſchaut einen Augenblick zum Fenſter hinaus, ſieht dann auf die vor ihm ſtehende Uhr und ſchüttelt leicht mit dem Kopfe.

„Das dauert lange," murmelte er vor ſich hin. „Hätte mir gedacht, ſie würden Alles gethan haben, um eine für Beide ſo peinliche Ceremonie abzukürzen. Thut mir leid, daß ich das noch erleben mußte." Nach dieſen Worten ſtand er auf, ſtäubte ſorg-

fältig verschiedene Stückchen von der Fahne einer Schreibfeder sowie Siegellackfäden von den Aufschlägen seines schwarzen Frackes und ging in das Nebenzimmer, wohin wir ihm folgen wollen.

Dieses Zimmer, ein schon reicherer Salon, hat außer den beiden Thüren zum Ein- und Ausgehen noch eine Nebenthür, die zu einem kleinen Eßzimmer führt, groß genug zu einem Diner für acht Personen. Hier Alles von geschnitztem Eichenholz; schwere Möbel, die Sessel mit hohen Lehnen, an den Wänden eine Imitation von alten Ledertapeten; ein einziges Fenster geht auf den Hof und zeigt, daß sich dort ein einstockiges Seitengebäude an dieses Eßzimmer anschließt, Küche und Büffetzimmer enthaltend. Der Salon vor dem Speisezimmer, welchen wir durchschritten, ist ein reich ausgestattetes Gemach mit guten Bildern an den Wänden von röthlich brauner Farbe, mit kleinen Statuetten in den Ecken und all' den vielerlei Phantasien und unnöthigen Sachen, die wir so leicht entbehren könnten und die doch ein Appartement so angenehm und wohnlich machen. In diesem Salon versammelt man sich bei dem Hausherrn zu den kleinen Diners, die er gern seinen Freunden und den ihm empfohlenen Fremden zu geben pflegt. Doch war es den Letzteren selten vergönnt, weiter in den Appartements vorzudringen, und nur die ganz genauen Bekannten wurden gern in dem anstoßenden eigentlichen Wohnzimmer des Herrn gesehen.

Dieses Zimmer hatte er nach seinem Geschmacke eingerichtet und war es ganz in dem Style jener prachtvollen Gemächer, die wir nirgends schöner als in den alten englischen Schlössern sehen und von denen uns Nash so wundervolle Zeichnungen gegeben. Hier war ein Erker mit einem einzigen hohen und breiten Fenster, dessen oberer Theil aus den kostbarsten alten Glasmalereien bestand. Die Vorhänge zu beiden Seiten aus den schwersten Stoffen schleiften auf dem Boden. Das Ameublement war schwer- und doch auf's bequemste eingerichtet. Die alten Lehnstühle mit

dunklem gepreßtem Sammet bezogen, schienen ihre Arme liebend für eine ganze Familie zu öffnen; die kunstreich gewirkten Tischdecken hingen so tief herab, daß man von den Gestellen dieser Tische nicht das Mindeste sah. Ein offener Bücherschrank auf einer Seite zeigte eine Unmasse seltener Kupferwerke, während auf einem Büffet gegenüber reiche silberne Schüsseln und Gefässe, seltene Krüge und Gläser, sowie kostbare Stücke einer Majolica-Sammlung prangten. Der Fußboden war mit Teppichen bedeckt, mit kleinen persischen Vorlagen, die unter und neben den verschiedenen Möbeln auf einer dicken Smyrnadecke lagen. In dem Erker waren Bärenfelle ausgebreitet, in denen die Füße der Lehnsessel und Fauteuils so tief einsanken, wie der Fuß eines Spaziergängers auf einer dicht bewachsenen Wiese.

An der Wand neben dem großen Fenster hing in einem Eichenholzrahmen das lebensgroße Bild eines schon ältlichen Herrn in der Tracht des sechszehnten Jahrhunderts. Das kurz abgeschnittene Haar, welches etwas struppig empor stand, sowie der spitze Knebelbart, beide von röthlicher Farbe, hoben einen bleichen aber nicht unschönen Kopf etwas zu scharf hervor. Wenn man aber dieses Gesicht näher betrachtete, so bemerkte man einen eigenthümlichen stechenden, fast boshaften Blick, sowie scharf zusammengekniffene Lippen, was dem Kopfe etwas Lauerndes, ja Unheimliches gab. Der Mann auf dem Bilde zeigte sich in stolzer Haltung; er trug ein Kleid von dunklem gestreiftem Sammet, von dem man aber nur die enganliegenden Aermel sah; das Andere war von dem glänzenden Harnisch bedeckt, über den am Halse ein weißer breiter zierlich gezackter Kragen heraushing. Die linke Hand ruhte auf dem Schwertgriff, der Zeigefinger der rechten, die auf einem Tischchen aufgestützt war, schien auf ein Papier zu deuten, das aufgerollt da lag und an einer Seite des Tischchens herabhing.

In der gleichen Haltung sieht man häufig Fürsten abgebildet,

die ihrem Lande eine gute Constitution gegeben und auf diese Art von der dankbaren Nachwelt vergegenwärtigt wurden. Der alte Herr aber war kein regierender Fürst gewesen, hatte auch keine Constitution gegeben, vielmehr war das Papier, auf welches er hinwies, seine letztwillige Verfügung, die für seine Erben eine Klausel enthielt, welche gerade nicht dazu gemacht war, ihn in dankbarer Erinnerung fortleben zu lassen.

Wir wollen dem geneigten Leser nur noch sagen, daß der alte Herr im Bilde Graf Joachim von Schönfeld, Ahnherr des jetzigen Bewohners des Hauses war, und dann eines zweiten Bildes erwähnen, welches dem Herrn Joachim gerade gegenüber hing. Hier sah man eine Dame abgebildet in langem weißem Gewande, deren Gesicht seltsamer Weise abgewendet war, so daß man nur ihr langes fliegendes schwarzes Haar sah, welches über den weißen Nacken und die entblößten Schultern herabhing und auf wunderliche Art mit Feldblumen durchflochten war. Die Umgebung dieser Dame war zur Rechten eine dichte Baumgruppe, sie selbst lehnte auf einem starken Aste und schien vor sich in eine Tiefe hinabzublicken. Es war das ein seltsames melancholisches Gemälde; der Maler hatte wohl absichtlich alles Licht auf die weiße Gestalt concentrirt, so daß diese selbst Abends in der Dämmerung wahrhaft gespensterhaft hervorleuchtete.

Lassen wir aber für einen Augenblick die todten Figuren auf den Bildern und beschäftigen uns mit den lebendigen in diesem Zimmer. Es sind dies drei Freunde des Hausherrn, die vor dem Kamine plaudernd und Cigarren rauchend in den bequemsten Fauteuils ruhen, und die sich, wie wir aus den ersten Worten vernehmen, mit dem Abwesenden beschäftigen. Alle Drei befinden sich in gewählter Toilette, im schwarzen Fracke, tragen weiße Halsbinden und der Aelteste von ihnen, der vielleicht ein Vierziger sein kann, und der sich von den beiden Andern durch einen militärischen Schnurrbart auszeichnet, trägt um den Hals sowie an

einer kleinen goldenen Kette auf der linken Seite seines Frackes die Decorationen verschiedener Orden.

„Ihr habt zuweilen recht leichtsinnige Ideen," sagte dieser, „und dabei noch nie gefühlt, was es heißt, kein Geld zu haben oder dasselbe mühsam selbst verdienen zu müssen."

„Das Erstere habe ich schon oft gefühlt," meinte Hugo von B., einer der beiden Andern, ein junger blonder Mann mit freundlichen Augen und einem sehr heiteren Gesichtsausdrucke. „Teufel auch! Ich weiß wohl, was es heißt kein Geld haben. Und Du wohl auch?" wandte er sich lachend an den Dritten, der, obgleich ebenfalls noch jung, doch ein sehr bedächtiges Wesen hatte, und jetzt, indem er ruhig die Asche von seiner Cigarre stieß, langsam mit dem Kopfe nickte.

„Was ihr kein Geld haben nennt," fuhr der, welcher zuerst gesprochen, fort, „so drehe ich deßhalb keine Hand herum. Das sind augenblickliche selbst verschuldete Verlegenheiten, die ihr selbst im schlimmsten Falle durch unerhörte Prozente und langathmige Wechsel wieder gut machen könnt. Aber Arthur's Verhältnisse sind ganz anderer Art. Mich dauert der arme Kerl."

„Mich in der That auch, Scherz bei Seite!" sagte der mit dem blonden Haar. „Man muß es nur immer verstehen, sich in die Lage eines Andern zu versetzen. Wenn ich bedenke, ich sollte eine Dame heirathen, selbst aus der besten Familie, deren Aeußeres so ist, daß eine Antipathie vollkommen gerechtfertigt erscheint — bürr! ich wäre einer der unglücklichsten Menschen."

„Natürlich — Du," sprach langsam der Bedächtige, „mit deiner Leidenschaft für alles Schöne." Und dabei hob er den glänzenden Stiefel in die Höhe und machte eine sehr komisch aussehende kreisförmige Tanzbewegung. „Du weißt doch das Genaueste," wandte er sich nach einer kleinen Pause an den Aeltesten der Drei, „von dieser eigentlich wahnsinnigen Testaments-Geschichte! Ich kann Dich versichern, Major, ich habe nie daran geglaubt."

„Das finde ich begreiflich," antwortete Major von A. „Kann doch natürlicher Weise keiner von uns über fünfzig Jahre zurückdenken. Aber ich erinnere mich wohl noch, wie mir mein Vater von dem Fideicommiß des alten Herrn Joachim sprach."

„Und ein solches Fideicommiß bindet auf ewige Zeiten?" fragte der mit dem blonden Haar. „Das mußt Du ja am besten wissen, Rechtsbeflissener," sagte er zu dem Bedächtigen.

„Allerdings kann ein einfaches Fideicommiß auf ewige Zeiten errichtet werden," gab dieser zur Antwort, „und im vorliegenden Falle soll dasselbe nur lösbar sein mit Bewilligung beider Interessenten. Und daß die Familie Rittwitz ihre Zustimmung zu einer Annullirung dieser letzten Willensmeinung nicht geben wird, liegt auf flacher Hand."

„Und die Bestimmung selbst?" forschte der Andere weiter.

„Diese Bestimmung ist sehr einfach," antwortete der Major, „und hätte schon viel Unglück hervorbringen können, wenn ein freundliches Schicksal nicht schon ein paar Mal in der Art vergleichend aufgetreten wäre, daß ein Nachkomme des alten Herrn Joachim Schönfeld die betreffende Dame aus der Familie Rittwitz liebenswürdig gefunden und bereitwillig eine Verbindung mit ihr eingegangen wäre."

„Aber die Klausel wörtlich!" sagte Herr von B.

„Nun gerade wörtlich kann ich sie Dir nicht angeben, aber dem Sinne nach besagt sie, daß vom Todestag des alten Herrn Joachim an gerechnet in jedem Jahrhundert einer aus der Familie Schönfeld eine Dame von denen von Rittwitz heirathen muß. Geschieht dieses nicht, so fällt der größte Theil des Vermögens der Schönfeld an die Rittwitz."

„Und ist während des Jahrhunderts eine Zeit bestimmt, wann eine solche Heirath vor sich gehen muß."

„Das nicht. Eine solche Verbindung kann am Anfang oder am Ende dieser bestimmten Zeit vollzogen werden. Das ist voll-

kommen gleichgültig, nur muß es vor Ablauf eines jeden Jahrhunderts, von dem genannten Todestag gerechnet, geschehen. Wie ich schon vorhin bemerkte, hat dies Fideicommiß bis jetzt noch nie zu unangenehmen Verwicklungen zwischen den beiden Familien Veranlassung gegeben; es fanden sich immer Freiwillige, welche sich vor Ablauf der anberaumten Zeit vermählten. Ja durch diese öfteren Heirathen herüber und hinüber lebten die Familien im besten Einverständniß bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wo irgend Etwas vorfiel, das eine Spannung hervorrief, die bis auf den heutigen Tag nicht recht ausgeglichen wurde. Natürlicher Weise sah sich dadurch jeder der Hauptlinie der Schönfeld bewogen, die Heirath mit einer Rittwitz seinem Nachfolger zu überlassen, und so kam es denn jetzt auf unsern unglücklichen Arthur, der als Opfer fallen mußte, denn in ungefähr vier Wochen feiert man den Todestag des alten Herrn Joachim, und wie das jetzige Haupt der Rittwitz'schen Familie, der Vater unserer Braut Helene, gegen die Schönfeld gesinnt ist, wissen wir Alle zur Genüge."

„Ich kenne den alten Rittwitz gar nicht!" sagte Baron von C., der Bedächtige, ein junger Legationsrath, der im Kabinet Sr. Majestät des Königs angestellt war.

„Ich glaube wohl, daß Du ihn nicht kennst, er war seit langen, langen Jahren entfernt. Ich glaube, daß er nur ein einziges Mal hier war."

„Mir wäre es ungeheuer gleichgültig, den alten Herrn zu kennen," meinte Hugo von B. Aber die Braut oder die gegenwärtige Gräfin Schönfeld möchte ich wohl das Vergnügen haben, wenigstens ein einziges Mal zu sehen, wozu aber vor der Hand wenig Hoffnung vorhanden sein wird, denn wie ich höre, wollen die Neuvermählten noch heute Abend nach Italien abreisen und dort längere Zeit bleiben."

„Auch Arthur?" fragte der Legationsrath.

„Arthur ist anständig genug," entgegnete der Major, „so viel es ihm möglich ist, die Dehors zu beobachten. Am Ende ist Fräulein von Rittwitz auch nicht schuld daran, daß der Ahnherr der Schönfeld eine so wahnsinnige Verfügung hinterlassen hat und daß ihr Papa ein eigensinniger Kautz ist, der sich auf keinen Vergleich einlassen will."

„Aber sie soll unausstehlich sein," bemerkte Hugo von B. „Sprich doch, Major, Du hast sie ja gesehen."

„Ein Mal nur," antwortete der Major achselzuckend, „und da ist sie mir allerdings weder schön noch liebenswürdig erschienen."

„Nun das Erstere ist ein Unglück; aber was das Andere anbelangt, so hätte sie der alte Rittwitz besser erziehen sollen."

„Ist sie groß oder klein?" fragte der bedächtige Legationsrath.

„Groß," gab der Major zur Antwort. „Auch voll, und ihre Figur wäre, eine auffallend starke Hüfte abgerechnet, nicht so übel. Was aber ihr Gesicht anbelangt, so hat sie Haare von einer sonderbaren Farbe, nicht blond und nicht röthlich, dabei hart und ohne Glanz."

„Und das ist ein großes Unglück," warf der junge blonde Mann dazwischen, indem er durch seine dichten, in der That auffallend schönen Locken fuhr. „Ach, so ein glänzendes reiches, kühles Haar kann mich mit Vielem versöhnen. Die Berührung electrisirt. Ach! ich halte viel auf schönes Haar."

Der Legationsrath warf seinem Freunde, dem Major, einen lächelnden Seitenblick zu, welcher ihn aufzufordern schien, sich um die Extase des Andern nicht zu bekümmern. Dieser sagte dann auch: „Der Kopf ist häßlich und mehr noch als das: unangenehm. Daß Fräulein von Rittwitz in ihrer Jugend ein Auge verloren und eine schwarze Binde trägt, ist ein Unglück und hätte vielleicht so viel nicht zu bedeuten. Aber ihre Gesichtsfarbe ist wie die des Haares: unaussprechlich, glanzlos und unangenehm, die Zähne

mangelhaft, und leider muß ich es wiederholen, ſo fatal ihr Aeußeres ſich darſtellt, ſo paßt es doch vollkommen zu ihrem Weſen, zu ihren Manieren!“

„O weh! o weh!“ ſagte Herr von B.

„Sie ſoll unfreundlich ſein, verdrießlich, mißtrauiſch, kurz, viele von den Eigenſchaften haben, die im Stande ſind, einem armen Ehemann das Leben zur Hölle zu machen.“

„Das iſt ein harter Schritt, den Arthur im Begriffe iſt zu thun, oder den er in dieſem Augenblicke ſchon gethan hat,“ ſagte der Bedächtige.

„Mich ſchaudert, wenn ich an unſern armen Freund denke. — Was iſt überhaupt der Eheſtand?“ philoſophirte Hugo von B. „Ein Gewebe, locker zum Auseinanderfallen und doch feſſelnd wie der beſte Stahl; ein Kranz von zahlreichen Leiden und ſehr wenig Freuden, eine Guirlande, wie man ſie in einem harten Winter beim Gärtner für ſein theures Geld beſtellt; ſehr viel Laub und faſt gar keine Blumen.“

„Wenn man Dich ſo reden hört,“ lachte der Major, „ſo ſollte man glauben, Du habeſt ſchon traurige Erfahrungen gemacht.“

„Das habe ich auch,“ entgegnete der Andere ebenfalls lachend, „freilich nicht in meinem eigenen Hauſe, dafür aber bin ich bei Andern in harte Schulen gegangen.“

„Er nennt das harte Schulen,“ meinte der Legationsrath, „wenn er durch übermäßig auffallendes Courmachen leichtſinniger Weiſe eine häusliche Scene herbeigeführt hat, wo auch gelegentlich für ihn ein paar paſſende Worte mit abfielen. — Aber ſage mir,“ wandte er ſich an den Major, „zu welchem Zweck hat uns Arthur eigentlich hieher gebeten? Er ſchrieb mir von einem kleinen vertraulichen Diner.“

„Mir auch,“ ſagte der blonde Hugo.

„Werden wir die Gräfin Schönfeld zu ſehen bekommen?“

„Wahrſcheinlich nicht,“ erwiderte kopfſchüttelnd der Major,

aus der beſten Schürze der Mama ein Gewand für die Puppe zu ſchneiden, das geht nun ſo fort und je ſanfter das Mädchen beim Heranwachſen wird, deſto unartiger und trotziger wird der Knabe, er weiß, wie der Hahn kräht und wie der Ochs brüllt, als Pferd zerrutſcht er ſeine Hoſen auf dem Knie und ſtößt ſich Splitter in die Hände, als Wolf ſtreckt er die Zunge heraus und als Papa zerdrückt er deſſen Hut, zerſchlägt ſeine Pfeifen und zerſtößt ſeine Cigarren.

Dieſe Unarten und kleine Flegeleien in den erſten Lebensjahren mit jener zierlichen Unbeholfenheit gepaart, die man liebenswürdig finden kann, bringen die eigenen Eltern ſelten in Zorn, man tröſtet ſich, indem man denkt, dieſe Zeit geht vorüber und der Kleine wird endlich einmal verſtändig werden. Aber der Kleine wird nicht verſtändig, endlich geht er mit ſeiner Schweſter in die Spielſchule, beide in einem reinlichen Röckchen und weißer Schürze, auch kommt das Mädchen ebenſo wieder nach Haus, der Bube aber beſchmutzt und zerzauſt; Nachbars Fritz hat ihm die Mütze in den Koth geworfen und die Schürze beſchmutzt, daß er aber Nachbars Fritzen die Schiefertafel zerbrach, geſteht der kleine Schlingel nicht.

Jetzt kommt die Zeit, wo die Freunde und Freundinnen des Hauſes von den Unarten des Sprößlings außerordentlich geplagt werden, ebenſo die alte Tante, die ihn erzogen, und natürlicherweiſe verhätſchelt, ſie iſt

„da es Jedem, ſogar uns, ſeinen beſten Freunden, unterſagt war, in der Kirche während der Trauung zu erſcheinen, ſo könnt ihr euch wohl denken, daß ſich die Neuvermählte noch viel weniger bei einem kleinen Diner vor uns ſehen laſſen wird. Ich meinestheils glaube, Arthur will noch mit uns ein paar vergnügte Stunden verleben, ehe er — ſein neues Leben antritt.“

„Alſo eine Art Henker-Mahlzeit,“ ſprach Hugo von B. „Schade um dies liebenswürdige Appartement, daß es für längere Zeit geſchloſſen werden ſoll. Es iſt doch die reizendſte und bequemſte Garçonwohnung, die man ſich in ſeinen kühnſten Träumen nur auszudenken vermag.“

„Auch ich wüßte nichts daran auszuſetzen,“ warf der Legationsrath hin.

„Nur Eins iſt mir unbegreiflich,“ fuhr der Andere fort, „warum Arthur die beiden melancholiſchen Bilder dort beſtändig um ſich haben mag.“

„Die Bilder ſind wundervoll gemalt,“ antwortete der Major, indem er einen flüchtigen Blick nach beiden Seiten warf. „Und dann iſt wegen derſelben ebenfalls eine Art Verfügung getroffen worden. Sie kommen jedesmal in den Beſitz deſſen, der zum Beſten ſeiner Familie eine Rittwitz heirathen muß; es iſt freilich eine eigenthümliche Art, ihn zum Gehorſam gegen die Befehle des Ahnherrn zu ermahnen.“

„Die weiße Dame iſt eine Rittwitz?“ fragte der Legationsrath.

Der Major nickte mit [illegible] Kopfe, während Hugo von B. ſeinen Fauteuil gegen das [illegible]wandte und es längere Zeit aufmerkſam betrachtete. „Das gnädige Fräulein,“ ſagte er alsdann, „verharrt da in einer ganz eigenthümlichen Stellung. Man ſollte glauben, unten vor ihr befände ſich ein tiefes Waſſer, und ſie habe ſich dieſen Platz ausgeſucht, um ungeſtört hinab ſpringen zu können.“

„Du haſt nicht ganz Unrecht,“ ſprach der Major mit ernſter

Stimme. „Dies Bild zeigt ein Fräulein Hildegard von Rittwitz wenige Augenblicke vor ihrem Tode.“

„Alle Teufel,“ rief Hugo von B. mit einem ſcheuen Blick auf das Bild. „Was Du da eben ſagſt, macht mir die Dame wohl intereſſanter, aber nicht lieber. — So, ſo! ei, ei! Da war denn wohl Herr Joachim ein ſchlimmer Patron? Was die Damen ein Ungeheuer nennen, ein treuloſer Verführer, eine Art Don Juan.“

„Er war, was Du zu werden verſprichſt,“ ſagte ruhig der Legationsrath, indem er die Aſche von ſeiner Cigarre abſtieß.

„Allerdings verſchuldete er das Unglück dieſer jungen Dame und um das, was er an jener Familie gethan, einigermaßen wieder gut zu machen, entſtand jenes ſonderbare Fideicommiß.

„So läßt er für das, was er ſelbſt gethan, ſeine Nachkommen büßen,“ bemerkte Herr von B. „Das iſt eine bequeme Art, ſeine Schulden zu bezahlen.“

„Doch hat er auch ſelbſt wieder gut gemacht, was er gekonnt und ſich bei Lebzeiten, ſowie ſelbſt nach ſeinem Tode ſtrenge Bußen auferlegt. So verfügte er ebenfalls, daß man ihn unter der Schwelle der Dorfkirche begraben ſolle, bei welcher das Schönfeld'ſche Namensgut liegt, damit jeder der Ein- und Auswandelnden auf ihn, den argen Sünder treten müſſe.“

„Schlag du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Das Jenſeits kann dich wenig kümmern.“

recitirte Herr von B.

Worauf ihm der Legationsrath antwortete: „Mit ſolchen Ideen, überhaupt mit Deinen Anſichten wäre es freilich keine große That, Dich unter der Schwelle irgend einer Kirche begraben zu laſſen. Aber wenn Du den Stolz und den Hochmuth der Herrn von damals annimmſt, wo der kleinſte Baron unumſchränkter war und ſich mehr dünkte als heut zu Tage irgend ein Kaiſer oder König, ſo kannſt Du Dir einen Begriff davon machen, was es den alten Herrn Joachim gekoſtet haben mag, eine Verfügung

zu treffen, in Folge welcher die Bauern mit ihren schmutzigen Stiefeln auf seinem hochadeligen Wappen und seiner gräflichen, freilich nur aus Stein gehauenen Nase umherspazierten. — Doch da rollt ein Wagen unter den Eingang. Es wird Arthur sein."

Und es war in der That der Herr des Hauses. Der alte Kammerdiener hob die Portière an der Thüre des Nebenzimmers auf, und machte wahrscheinlich eine so tiefe Verbeugung, um sein kummervolles Gesicht nicht sehen zu lassen. Er nahm Hut und Handschuhe in Empfang und zog sich darauf stillschweigend zurück.

II.

Graf Arthur Schönfeld war ein Mann an die Dreißig, eine angenehme, offene und ehrliche Persönlichkeit. Er hatte manchen guten Freund, viele Bekannte und keine Feinde. Früher Cavallerie-Offizier war er mit seinen Kameraden und Untergebenen so weit im Rapport geblieben, daß er in jeder Beziehung mit Rath und That half, wo er helfen konnte. Was seine ehemaligen Reiter anbelangte, so wurden ihm von jedem derselben trotz beständigen Abwinkens die militärischen Honneurs noch ebenso pünktlich gemacht, als früher, wo er noch die Uniform trug. Ohne ein Beau zu sein, war Arthur von Schönfeld durch sein angenehmes Aeußere und durch seine eleganten, wahrhaft vornehmen Manieren der bemitleidete Liebling der Damenwelt. Man sah in ihm ein Opfer der Rittwitz'schen Habsucht, und manch schmachtender Blick eines schönen Auges, manch leiser Druck einer feinen Hand sprachen ihm von innigem Mitgefühl, daß etwas anderes hätte werden können, wenn er gewollt.

So sehr aber Graf Schönfeld gesucht worden war, so wenig hatte er, ein paar unbedeutende kleine Verhältnisse ausgenommen, die Jeder in seiner Jugend durchmacht, irgend eine ernstliche Ver-

bindung gehabt oder unterhalten. Wohl neckten ihn seine Freunde mit einer Reise, die er vor einigen Jahren nach Italien gemacht, und wo er, wie sie behaupteten, sein Herz zurückgelassen habe. Doch lächelte er nur bei solchen Reden, ging auch bereitwillig auf ein Scherzwort ein, ohne aber durch irgend ein Wort diesen Vermuthungen neue Nahrung zu geben.

Arthur war hoch, schlank und doch kräftig gewachsen, er hatte dunkelblondes, krauses Haar, eine breite Stirne, hellbraune gescheidte Augen und einen angenehm geformten Mund. Seine Gesichtsfarbe, gesund und gewöhnlich rosig, war heute mit einer tiefen Blässe bedeckt. Er trug einen schwarzen Frack, weiße Weste und Halsbinde, und über letztere das Band des Johanniter-Ordens, sowie das kleine Leinwandkreuz desselben auf der linken Brust.

Nachdem er eingetreten war, reichte er dem Major, sowie Hugo von B. die Hände und nickte dem Legationsrath freundlich mit dem Kopfe zu. Doch sprang dieser eifrig auf, eilte ihm entgegen und faßte unter dem Ausdruck inniger Theilnahme mit seinen beiden Händen die Rechte des Freundes, die er herzlich schüttelte.

Der Graf warf sich in einen Fauteuil, legte die Hände über einander und sagte, indem er mit dem Kopfe nickte: „Es ist vorüber, ich bin vermählt. — Ihr dürft mir gratuliren."

Begreiflicher Weise sagte keiner der drei Freunde etwas auf diese Aeußerung, und Hugo von B., der seiner leichten Zunge nicht trauen mochte, stopfte sich mit einer neuen Cigarre den Mund.

„Es ist also geschehen," sprach der Major nach einer längeren Pause. „Du bist ein Mann, lieber Arthur, von dem Deine älteren Freunde lernen können. Du überlegst eine Sache hin und her, und wenn Du einmal einen Entschluß gefaßt hast, so kann man mit gutem Gewissen Amen dazu sagen."

„Ja, Amen ist das richtige Wort," sagte düster der Hausherr. „Das kommt ja nach allen Predigten, mögen sie nun am Tauf-

becken, am hochzeitlichen Altar oder am Sarge gehalten werden. — Laßt mich eine Cigarre anzünden," fuhr er fort, nachdem er sich mehrmals mit der Hand über die Stirne gestrichen, und darauf griff er über sich nach einem eleganten Holzkästchen, das auf dem Kamingesimse stand, nahm eine Havannah, brannte sie langsam an und blies den Rauch bedächtig von sich, wobei er in tiefe Gedanken versunken war.

Der Major schaute in das Kaminfeuer, schüttelte ein paar Mal unmuthig mit dem Kopf, dann bemerkte er ohne aufzublicken: „Du bist ein Mann, Arthur, im wahren Sinne des Worts. Was Du einmal erfaßt, das führst Du durch. Es ist freilich mehr als traurig, auf so trostlose Art gefesselt zu sein, eine Frau heirathen zu müssen, die man nicht liebt. Aber" — statt den Satz zu vollenden, schwieg er still und drehte seinen Schnurrbart achselzuckend in die Höhe.

„Aber — aber," wiederholte der Hausherr. „Ende Deinen Satz. Du willst sagen: aber Du wirst bei Deiner Frau doch vielleicht Eigenschaften finden, die sie Dir werth machen können; Du wirst sie schätzen, vielleicht sogar lieben lernen. Das sollte Dein Aber einleiten. Aber ich gebe Dir zur Antwort: nie! nie! nie!" Das letzte Wort hatte er fast heftig herausgestoßen.

„Verzeihe Arthur," sagte der Legationsrath. „So ist die Gräfin Schönfeld in der That, wie sie der Major geschildert? Weder schön noch angenehm?"

„Abschreckend im Aeußern, zurückstoßend in ihren Manieren, gerade so wie ich mir gedacht."

„So sahst Du sie früher nie?" fragte erstaunt Hugo v. B.

„Niemals," war die Antwort. „Wir waren mit denen von Rittwitz gespannt, wir standen in keiner Verbindung mit ihnen, und dann müßt Ihr nicht vergessen, daß es noch nicht gar so lange her ist, wo ich der Glückliche ward, der vom Schicksal bestimmt wurde, sich für seine Familie zu opfern. Ich bin ja nur

Stellvertreter meines Vetters Eugen, der, ſtatt eine Rittwitz zu heirathen, es vorzog, vom Pferde zu ſtürzen und den Hals zu brechen. Als nun die Reihe an mich kam," fuhr er bitter lächelnd fort, „that ich mir das Gelübde, weder die mir beſtimmte Braut zu ſehen, noch Erkundigungen über ſie einzuziehen. Ich that das, weil ich feſt entſchloſſen war, meine Freiheit, ſei es ſelbſt mit den größten Opfern, zu erkaufen. Ich hoffte, der alte Rittwitz werde nachgiebiger ſein." — Nachdem er dies geſagt, begrub der Graf den Kopf in beide Hände und ſchaute vor ſich hin, ſeinem ſtarren Blick nach zu urtheilen, in weite, weite Ferne. — „Da nun Alles vorüber iſt," ſprach er endlich mit tiefer, ſeltſam klingender Stimme, „ſo halte ich es für meine Pflicht, euch ein paar Worte zu ſagen, nach deren Anhörung ihr vielleicht milder über mich urtheilen werdet."

Die drei Freunde blickten nach dieſen Worten mit dem Ausdruck des Erſtaunens auf Arthur, der achſelzuckend wiederholte: „In der That, damit ihr milder mich beurtheilen möget. Denn ich nehme es euch wahrhaftig nicht übel, wenn zuweilen die Frage in euch aufgeſtiegen iſt, wie kann man eine ungeliebte und — ich will es geſtehen — in hohem Grade unliebenswürdige Frau heirathen, nur um einen großen Theil des Vermögens nicht zu verlieren? Wie kann man Güter und Geld nicht lieber opfern wollen, als ſich an ein Weſen feſſeln, das uns nicht liebt und das wir ebenfalls nicht im Stande zu lieben ſind? — Keine Einwendungen, Major. Ich habe Dein und der Andern Freundſchaft für mich oft vielfach erprobt, ich weiß, wie ihr mir zugethan ſeid. Und doch behaupte ich, ähnliche Gedanken ſind ſchon in euch aufgeſtiegen. Habe ich doch ſchon häufig dieſelben Fragen an mich geſtellt."

„Und wenn Du das thuſt und uns daſſelbe zutrauſt, ſo begehſt Du in der That ein großes Unrecht," erwiederte ſehr ernſt der Major. „Wir können Dich genugſam, um überzeugt zu ſein,

daß was Deine Person anbelangt, Du Dein ganzes Vermögen hingegeben hätteſt und in den Dienſt getreten wäreſt, ſtatt dieſe Heirath zu ſchließen. Aber biſt Du Dein eigener Herr? Iſt es nicht Deine Schuldigkeit, für Deine Mutter, Deine Geſchwiſter zu ſorgen, und haſt Du Dich nicht, indem Du dieſe Verbindung ſchloſſeſt, als edler Bruder, als guter Sohn bezeigt!"

„Ich danke Dir für Deine Freundſchaft," ſagte Arthur von Schönfeld mit leuchtenden Augen, indem er dem Andern gerührt die Hand reichte. Doch ſetzte er gleich darauf wieder mit trübem Blick hinzu: „So urtheilſt Du, ſo urtheilen die Andern. Aber die Welt wird von mir ſagen: er iſt ein toller Egoiſt, doch war ſo etwas von ihm zu erwarten. Und wenn Andere, beſſer Geſinnte, vielleicht ſo freundlich ſind, wie Du eben thateſt, auf meine Familie hinzuweiſen, ſo werden Jene antworten: Ein Opfer iſt es vielleicht, das er gebracht, aber ein ſehr kleines Opfer. Graf Schönfeld hat ein kaltes, unempfängliches Herz — er hat ja nie geliebt."

„Das ſagt man allerdings von Dir," ließ ſich Hugo von B. mit leiſer Stimme vernehmen.

„Und wenn man das ſagt," rief Arthur von Schönfeld mit einem ſo lebhaften Ton der Stimme, daß die Anderen überraſcht aufblickten, „ſo ſagt man die Unwahrheit. Ich habe geliebt — heiß geliebt, innig geliebt, — o geliebt, wie man nur lieben kann, und," ſetzte er kaum vernehmbar hinzu, „bin ebenſo wieder geliebt worden."

— „Dann iſt der heutige Tag entſetzlich für Dich," erwiderte der Major mit dem Ausdruck des tiefſten Mitgefühls, indem er dem Freunde ſanft die Hand auf die Schulter legte und nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fortfuhr: „Dann Arthur — verzeihe mir das Wort — haſt Du nicht recht gehandelt."

Der Graf fuhr heftig in die Höhe, doch als er in die klaren, ruhigen Augen ſeines Freundes blickte, öffneten ſich ſeine zu-

ſammengekniffenen Lippen, er that einen tiefen Athemzug und antwortete alsdann:

„Ah! ich verſtehe Dich, Du meinſt, ich habe an Jener unrecht gehandelt, die ich liebte und die mich wieder geliebt. Möglich vielleicht, aber nicht ſo ganz, wie Du glaubſt. Es iſt das eine entzückende, aber in ihren Folgen ſo ſehr traurige Epiſode meines Lebens, die ihr hören ſollt, im Fall es euch nicht langweilig erſcheint, eine vielleicht alltägliche Liebesgeſchichte zu vernehmen. — Vorher aber will ich das Feuer im Kamin neu anfachen laſſen, es iſt ein unangenehmes Gefühl, ſein eigenes Schickſal ſo vor Augen zu haben, eine auslöſchende, erſterbende Flamme.“ Ein Zug an der Klingel rief einen der Bedienten herbei, der neues Holz auflegte, und bald praſſelte eine wohlthuend angenehme Flamme aus dem eiſernen Feuerkorbe hervor.

Graf Schönfeld blickte auf die Uhr über dem Kamine. „Es iſt Viere,“ ſagte er, „wir haben noch eine Stunde bis zu unſerem Diner.“

Der Major hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ließ den Arm auf der Lehne des Fauteuils ruhen. Der Legationsrath blickte in die Gluth des Feuers, und Herr von B., der dem Bilde der Dame Hildegard von Rittwitz gegenüber ſaß, konnte nicht begreifen, warum, als er ſich zum Hören anſchickte, er es angenehm fand, beſtändig die ſchlanke weiße Geſtalt zu betrachten.

„Ihr wißt,“ begann der Hausherr, „daß ich vor einigen Jahren eine länger dauernde Reiſe nach Italien machte. Ich wollte die Schweiz wieder ſehen, wo ich erzogen, wollte Mailand, Genua, Florenz beſuchen, wo ich vor langen Jahren mit meinen Eltern eine Zeit lang gelebt, und ich wollte dort ſehen, ob die Erinnerungen aus der Knabenzeit ſtark genug geblieben ſeien, um einzelne Orte, bei denen ich damals mit großem Vergnügen geweilt, wieder erkennen zu können. Dies war denn auch bei den meiſten der Fall, doch erſchienen mir all' die prächtigen Bauwerke,

die ich noch im Gedächtniß hatte, als habe ich ſie früher einmal im Traume geſehen. Namentlich in Mailand, wo ich mich am Abend meiner Ankunft — es war eine mondhelle Nacht — vor dem großen Café auf dem Domplatze niederließ und vor mir die gewaltigen Maſſen der marmornen Kathedrale ſah, wie ſie mit ihren fein gezackten Spitzen faſt mit dem ebenfalls weiß glänzenden Himmelsgewölbe verſchwamm. Es war eigenthümlich, aber begreiflich, daß mich hier erſt die ſchmetternden Töne einer der großen Straßenorgeln wieder ſo recht in jene vergangene Zeit zurückverſetzten. Wie dieſe Klänge über den Platz hallten, erkannte ich auch den Dom wieder, die umliegenden Häuſer, das Café, vor dem ich ſaß, ich möchte ſagen den Tiſch, an dem ich mich niedergelaſſen, ja beinahe das Geſicht des Kellners, der mir ein Gefrorenes ſervirte. Ebenſo erging es mir in Genua, wo mir der Theergeruch des Hafens all' die kleinen Orte auffriſchen half, wo ich als Knabe geſpielt und wo ich den unbeſchreiblichen Düften der Früchte und Waaren aller Art in den engen Straßen des Hafens nachgehend, endlich den Laden wieder fand, wo meine Mutter uns einſtens prachtvolle ſaftige Orangen kaufte. Ich muß geſtehen, daß dieſes Aufſuchen bekannter Orte aus der Jugendzeit mein erſtes Geſchäft in allen Städten war, und erſt, wenn ich mich wieder zurecht gefunden, begann ich in Kirchen, Muſeen und ſonſtigen Kunſtanſtalten aller Art von meinem Aufenthalte Nutzen zu ziehen."

„Eine Pflicht des Reiſenden, die Einem alles Reiſen verbittern könnte," unterbrach Hugo von B. den Erzähler. „In Italien war ich freilich noch nicht, aber wenn ich an Paris denke mit ſeinen Kunſtſchätzen, namentlich an Verſailles mit ſeinen ſtundenlangen Sälen, ſo graust mir ordentlich."

„Du haſt von da eigenthümliche Erinnerungen," ſagte der Legationsrath. „Jedem wird es nicht ſo gut, im Saale des Hercules

auszurutſchen und vor einer ganzen anſehnlichen Verſammlung niederzuſitzen.“

„Bſt! bſt!“ ermahnte der Major, worauf der blonde junge Mann die ſchon fertige Antwort mit einem Geſichte verſchluckte, welches deutlich ahnen ließ, auch hier ſei aufgeſchoben nicht aufgehoben.“

„Hinter Florenz,“ fuhr der Graf fort, „hörten meine Erinnerungen auf, und als ich durch die Porta San Gallo gegen Arezzo hinausfuhr, war mir grade, als verließe ich zum zweiten Male die Heimath. In der andern Nacht vor Perugia trat wieder einmal meine Knaben- und Schulzeit recht lebendig vor mich, als mir der Poſtillon eine Waſſerfläche zeigte, die rechts von der Straße zwiſchen den Zweigen der Bäume hindurchleuchtete — der Traſſimener See. Hatten wir doch ſelbſt häufig in jenen glücklichen Tagen Carthager und Römer geſpielt; ja war ich doch ſelbſt meiſtens der große puniſche Feldherr, und wenn es hieß: Hannibal ante portas, ſo mußten meine jüngern Spielgefährten ein erſchreckliches Geheul erheben, und ich zog triumphirend ein. — Vorbei! vorbei!“

Während nach dieſen Worten der Hausherr die erloſchene Cigarre wieder anzündete, ſagte der Major: „Nach Perugia hinauf legen ſie Einem vor die leichteſte Caleſche einen Ochſenvorſpann, ein guter Vorwand zum Betteln, denn von mir verlangte der Poſtillon bei ſolcher Gelegenheit nicht nur ein Trinkgeld für ſich, ſondern auch eines für die armen Ochſen und ſogar für einen kleinen Hund, der nebenher ſprang.“

„Als ich nach Rom kam,“ erzählte der Hausherr nach einer Pauſe weiter, „befand ich mich in jeder Hinſicht in einer für mich ganz neuen Welt. O es iſt etwas Wunderbares, dieſe Orte, uns ſo bekannt und doch wieder fremd, zum erſten Mal ſehen zu dürfen Wenn ich ermüdet war vom Schauen all' des Schönen, ſo war es mir eine angenehme Erholung, Abends den Monte Pincio zu

eigentlich die Quelle aller Unarten, wenigſtens der großartigen Entwickelung derſelben: ſie erlaubt ihm hie und da, wenn es Niemand ſieht, mit dem Fliegenwedel ein Treibjagen auf die Katze anzuſtellen, auch zuweilen ins Hundehaus zu kriechen, und wenn ſich der Vater über dergleichen Geſchichten beklagt, ſo iſt die alte Tante glückſelig, den Neffen rein anziehen zu dürfen und verſichert, es ſei eine Freude, ihn im Hundehauſe bellen zu hören, der Caro mache es lange nicht ſo natürlich.

Der Burſche iſt jetzt fünf Jahre alt und die Tante macht ſich immer noch das Vergnügen, den verwöhnten Bengel einzuſchläfern, indem ſie ihm eine Stunde lang ſchöne Lieder vorſingt, auch verſteckt ſie beim Abendbrod etwas unter ihre Schürze und das verſpeist er, wenn ſie zu Bette geht, ſchlaftrunken aber mit einem ungeheuren Heißhunger. Auf vernünftige Vorſtellungen hierüber ſagt die alte Tante: „ach, ſo ein kleines Kind und ſo eine lange Nacht“ und zum Dank für dieſe Güte ſteht das kleine Kind in der langen Nacht einigemal auf und plagt die Tante mit Bedürfniſſen, deren Natur ich mir nicht erlaube, hier auszuſprechen.

Das Mädchen iſt in dieſer Zeit ſchon ſehr geſetzt, kleidet ihre Puppen an, kocht für dieſelben und giebt ihnen zu eſſen, man erfreut ſich an ihrem ſtillen Weſen und erfreut ſich eben ſo ſehr an der Ausgelaſſenheit des Buben, denn dieſelbe iſt noch harmloſer Natur, etwas

erſteigen, mich dort auf eine Bank zu ſetzen und ruhig zu erwarten, bis die Sonne hinter St. Peter niederſank. Gibt es wohl etwas Prachtvolleres, als das flammende Geſtirn, wenn es hinter der Kuppel verſchwindend ſeine letzten glühenden Strahlen wie aus der kleinen Laterne unter dem Kreuze hervorbrechen läßt, und wenn ſich die ganze Maſſe des gewaltigen Domes nun tief dunkel auf dem goldenen Abendhimmel abzeichnet! — Da iſt das Herz geöffnet bis in ſeine innerſten Tiefen und empfänglich wie ſonſt nie.

„So kam es denn, daß ich eines Abends, als ich im Betrachten dieſes wundervollen Schauſpiels da ſaß, ein paar Worte in deutſcher Sprache hinter mir vernahm, die einen unbeſchreiblichen Eindruck auf mich machten. Eine wohlklingende Mädchenſtimme ſagte, hingeriſſen von dem, was wir ſahen: — Da kann man nur beten. Ich blickte um mich, grüßte, und als die junge Dame, welche die Hände auf der Bank hielt, auf dieſe Art fühlte, daß ich ihre Worte verſtanden, trat ſie tief erröthend zurück. Eine ältere Dame, ihre Mutter, war bei ihr und als ich aufſtand, mich näherte und als Landsmann zu erkennen gab, ſprachen wir vielleicht eine Viertelſtunde zuſammen, ich aufrichtig geſtanden erfreut, eine ſolche Bekanntſchaft machen zu können, die Damen freundlich, im feinſten Ton der gebildeten Welt. — Eine Sonne, leuchtender und flammender als die, welche drüben untergegangen, war in meinem Herzen plötzlich erſtanden.“

„In dieſem ruhigen Herzen!“ ſagte trübe lächelnd der Major. „Beſſer, Du wärſt nicht auf den Monte Pincio gegangen.“

„Da haſt Du Recht,“ fuhr Arthur fort. „Aber konnte ich erwarten, was ich dort fand? O gewiß nicht.“

„Ihr habt mich von jeher mißverſtanden,“ ſprach der Graf nach einem kleinen Stillſchweigen weiter, nachdem er finſter in die lodernde Gluth des Kaminfeuers geſchaut. „Ich war nie kalt und unempfänglich, aber mußte ich, mein Schickſal kennend, nicht

Alles thun, um mir die Freiheit meines Herzens zu wahren? Ich that es auch redlich, bis meine Stunde ſchlug, und das war jene Stunde, wo ich vom Monte Pincio den Sonnenuntergang betrachtete. Glaubt mir, all' die Augenblicke, in denen ich mein Herz gewaltſam geſtählt hatte gegen die Macht weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, rächten ſich furchtbar an mir. Schon am dritten Abend, wo ich das junge Mädchen an derſelben Stelle wiederfand, liebte ich ſie mit einer Gluth, einer Innigkeit, die mir deutlich ſagte, daß es vergeblich geweſen wäre, gegen dieſe Leidenſchaft anzukämpfen."

„So hatten alſo Deine Freunde damals Recht, die behaupteten, Du ſeieſt von Deiner italieniſchen Reiſe ganz verändert wiedergekehrt."

„Ob ſie recht hatten!" rief Arthur ſchmerzlich bewegt aus. „Ja, ich kam ſehr verändert zurück; ich liebte, ich wurde wieder geliebt von einem der ſchönſten, beſten und edelſten Weſen, von einem Mädchen, wie es der Schöpfer nur in ſeiner beſten Laune hervorzubringen vermag."

Der Major ſchüttelte traurig mit dem Kopfe, als er bemerkte, wie Arthur nach dieſen Worten die Hände vor das Geſicht preßte und in ſeinem Fauteuil zuſammengeſunken da ſaß. „Wäre es nicht beſſer geweſen," ſprach er ſanft, „Du hätteſt Deine Freunde ſchon früher davon in Kenntniß geſetzt? Und wäre es doch vielleicht gelungen, einen Ausweg zu finden."

„Was mir damals eine Unmöglichkeit war, Jemanden anzuvertrauen, — ich hätte es für eine Entweihung gehalten, — das, möchte ich jetzt in wilder Luſt der ganzen Welt erzählen. Ihr ſeid nicht die Erſten, denen ich anvertraut, wie durch dieſe unglückſelige Heirath mein Herz zerriſſen wurde. Ehe ich zum Altare ging, habe ich der jetzigen Gräfin Schönfeld mein Innerſtes offen gelegt, ich habe ihr geſagt, ſie werde meine Hand erhalten, aber nie mein Herz."

„Und ſie?“ fragte der Major.

„Sie — — behauptet, mir ein ähnliches Opfer gebracht zu haben.“

„Ah! das könnte komiſch ſein!“ rief Hugo von B., „wenn es nicht ſo verzweifelt ernſt wäre!“

„Komiſches finde ich nun gerade nicht darin,“ ſagte der bedächtige Legationsrath. „Warum ſoll die Dame von Rittwitz, wenn ihr Aeußeres auch von der Natur ziemlich vernachläßigt wurde, nicht ein fühlendes Herz beſitzen und ſchon einmal geliebt haben?“

„Weil ſie in dem Falle,“ fuhr der Andere eifriger fort, „Arthur freigegeben hätte und nicht auf einer ſo unnatürlichen Verbindung beſtanden wäre.“

„Ihr vergeßt den Vater,“ ſprach ernſt der Major. „Ich möchte ihn doch kennen, den alten Herrn von Rittwitz, möchte doch Gelegenheit haben, ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden. — Aber eins kann ich Dir nicht verſchweigen, Arthur — doch verzeihe meine offene Bemerkung — wenn Du ſo liebteſt, wie Du uns geſagt, wenn Du ein ſo ſeltenes und wunderbares Mädchen kennen lernteſt, deren Herz für Dich ſchlug, warum —“

„Warum,“ fiel ihm der Graf in's Wort, „haſt Du denn überhaupt die Verbindung mit Fräulein von Rittwitz eingegangen? Haſt ſie wenigſtens nicht hinausgeſchoben ſo lange als möglich? ſollte Deine Frage eigentlich lauten, und ich begreife vollkommen, daß Du ſo fragſt. — Hört mir noch wenige Augenblicke zu und dann urtheilt.“

„Die beiden Damen, welche ich auf dem Monte Pincio traf, wohnten im Hôtel Melonie, einem der erſten Roms. Es war eine Frau von Werthen mit ihrer Tochter; ſie hatten Dienerſchaft und Equipage und lebten auf dem Fuß einer reichen Familie. Ihr könnt euch denken, daß ich, nachdem ich bei ihnen eingeführt war, außerordentlich viel, faſt täglich mit ihnen ver-

kehrte. Wir machten unsere kleinen Ausflüge zusammen, wir besuchten Gallerien und Villen gemeinschaftlich, sahen das reizende Tivoli, das ernste Albano mit einander — o es war eine glückliche, entzückende Zeit! Frau von Werthen, kannte, wie sie sagte, meine Familie, und ließ es vielleicht ebendeshalb geschehen, daß sich ihre Tochter mit der Unbefangenheit eines zwanzigjährigen Mädchens keine Mühe gab zu verhehlen, wie sie sich freue, wenn ich komme, und daß sie gern in meiner Gesellschaft verweile."

„Bei unseren gemeinschaftlichen Ausflügen in die Umgegend stiegen wir Beide häufig aus, wenn es den Berg hinan ging, wogegen die Mutter im Wagen blieb. Das waren unsere seligsten Stunden. Magdalene hing sich an meinen Arm, ich machte sie auf diesen oder jenen interessanten Punkt, auf diese und jene landschaftliche Schönheit aufmerksam, ich erzählte ihr von dem classischen Boden, auf dem wir wandelten; sie war meine lernbegierige Schülerin, und wenn sie an meinem Arme hing, so liebte sie es, ihre beiden kleinen Hände zusammen zu legen und mich so innig, so liebend und dabei so neckisch anzublicken, daß ich in solchen Momenten der glücklichste und auch der heiterste Mensch der ganzen Erde zu sein glaubte. — Ach! das sind mir jetzt schreckliche Erinnerungen." —

Der Graf strich sich das Haar aus der Stirne, und nachdem er einen seltsam wilden Blick auf das Bild des alten Herrn Joachim von Schönfeld geworfen, wobei er die Lippen schmerzlich zusammenpreßte, fuhr er fort.

„So vergingen die Tage in Rom mit einer rasenden Geschwindigkeit; die Zeit, welche ich mir vorgenommen hatte, dort zu bleiben, war längst vorüber. Hätte ich aber abreisen sollen, da Frau von Werthen den gleichen Weg mit mir hatte, nach Neapel, und mir lächelnd erlaubt, sie schützend begleiten zu dürfen? Am Tage vor unserer Abreise waren wir Drei abermals auf dem Monte Pincio, um zum letzten Male von dort die Sonne unter-

gehen zu sehen. Es war aber nicht so klar, wie am ersten Abend. Hinter St. Peter zog drohend ein Gewitter, und als die Sonne hinter die schweren dunkeln Wolken sank, schienen diese in Flammen aufzugehen und loderten hoch empor, den halben Himmel bedeckend mit glühender Lohe. Mich machte es traurig, sie am letzten Abend unseres Hierseins so scheiden zu sehen. Schien sie mir doch mit dem finsteren Gewölke, welches ihre Strahlen verdeckte, wie ein Bild meines Lebens; kam sie mir doch vor wie mein eigenes glühendes Herz, das untergehen sollte, nicht heiter, klar und ruhig, sondern in wilden unerreichbaren Wünschen. Frau von Werthen war nach der obern Terrasse gegangen, und als wir so da saßen vor dem großartigen, gewaltigen Naturschauspiel, hatten sich unbewußt unsere Hände gefunden, und als ich ihre warmen Finger zwischen den meinigen spürte, schaute ich sie an, und nahm wahr, daß auch sie nach mir sah. Wir sprachen Beide nicht, sondern senkten unsere Blicke in einander, innige, fragende Blicke. Und ebenso stumm, wie die Frage, welche mein Auge an sie that, war auch ihre Antwort; sie senkte leicht ihr Haupt, und als ich dieser Bewegung folgend sie auf die Stirne küßte, duldete sie meinen leichten Kuß und dabei fühlte ich ganz leise, leise den Druck ihrer Hand.

„Als die Mutter zurückkam und uns so Hand in Hand da sitzen sah, denn wir zogen unsre Hände nicht zurück, — betrachtete sie uns mit einem seltsamen Blicke, und nahm bald darauf Veranlassung nach Hause zu gehen. Ich begleitete die Damen wie gewöhnlich, und als sie sich in ihre Zimmer zurückzogen, wandte sich Magdalena nochmals zu mir, reichte mir ihre beiden Hände und sagte mit einem unaussprechlichen Blicke der Liebe: „Arthur, mein Arthur!“

Das hatte der Graf wie in einem tiefen Traume befangen erzählt, war dann von tiefem Schmerz bewegt, in die Höhe gesprungen, hatte einen raschen Gang durch's Zimmer gemacht und

ſtellte ſich darauf, äußerlich geſammelt und ruhig, an das Kamin, auf welches er den Arm ſtützte. Keiner der Andern ſprach ein Wort, der Major und der Legationsrath ſahen vor ſich nieder, und die Blicke Hugo's von B. kehrten immer wieder zu der weißen geſpenſterhaften Geſtalt der Dame Hildegard von Rittwitz zurück.

III.

„Ihr werdet mir hoffentlich glauben," ſprach der Hausherr nach einiger Zeit in ruhigem Tone, „daß ich es mir während meiner Anweſenheit in Rom auf's Emſigſte angelegen ſein ließ, durch meinen Geſchäftsfreund zu Haus mit dem alten Herrn von Rittwitz zu unterhandeln. Ich wußte, daß meine Friſt in ein paar Jahren abgelaufen war und ließ ihm die glänzendſten Anerbietungen machen, um ihn zu bewegen, mich frei zu laſſen. Wie man mir anfänglich nach Rom ſchrieb, ſchien er auch nicht abgeneigt dazu, und ihr werdet mir glauben, daß ich nur in der Hoffnung, jene Verbindlichkeit löſen zu können, mich dem jungen Mädchen mehr und mehr genähert hatte. — Bei Gott! nur dieſe Hoffnung hielt mich zurück, ſonſt hätte ich ſchon in den erſten Tagen unſerer Begegnung Rom verlaſſen.

„Ob ſich Frau von Werthen um dieſelbe Zeit genau nach meinen Verhältniſſen erkundigen ließ, kann ich ebenſo wenig bezweifeln, als daß ſie benachrichtigt wurde von der unglückſeligen Verfügung, die mich an das Rittwitz'ſche Haus feſſelte. So kam der Tag unſerer Abreiſe von Rom heran, Frau von Werthen hatte ihren Wagen auf acht Uhr Morgens beſtellt, ich wollte ihr um zehn Uhr nachfahren. Eben als ich einſteigen wollte, erhielt ich zwei Briefe, einen von meinem Geſchäftsführer in Deutſchland, der mir mit außerordentlichem Bedauern ſchrieb, der alte Rittwitz ſei auf einmal halsſtarriger als je geworden und wolle von keinem Vergleich mehr etwas wiſſen. — Ich muß euch geſtehen, der

Brief erſchreckte mich außerordentlich. In der Hoffnung, doch noch glücklich werden zu können — und ich hatte mich in dieſe Hoffnung hineingelebt — ſo grauſam geſtört zu werden, ſo auf einmal zurückgeworfen von einer herrlich ſcheinenden Zukunft — ach! ich war ſehr ungeduldig; ich biß die Zähne auf einander, es war mir eine Luſt, den Brief meines Geſchäftsführers in der Hand zerknittern zu können. Was konnte ich thun? Ich kam mir wie ein Verdammter vor, der gefeſſelt daſteht, der herrliche lachende Gegenden um ſich ſieht und der doch gezwungen iſt, dem drohenden Beile ſtill zu halten. — Aber wie ich euch ſagte, bekam ich zu gleicher Zeit zwei Briefe. Ich mußte auch den andern leſen."

Nach dieſen Worten fuhr Graf Schönfeld langſam mit der Hand über Stirn und Geſicht, that einen tiefen Athemzug und fuhr dann mit einem faſt unheimlichen Lächeln in ruhigem, kaltem Tone fort: „Der andere Brief war von Frau von Werthen. Sie ſagte mir mit ſehr wenigen, aber außerordentlich deutlichen Worten, in Wendungen, die durchaus nicht mißzuverſtehen waren, ſie hätte Schreiben aus der Heimath erhalten, die ſie augenblicklich dorthin zurück riefen. — So augenblicklich" unterbrach ſich Arthur kopfnickend ſelbſt, „daß ſie nicht einmal Zeit gehabt habe, mich am geſtrigen Abend — ſie war ſchon in der Nacht abgereist — rufen zu laſſen. — Ja, abgereist war ſie, fort — verſchwunden, Beide! In dem Briefe ſtand nicht, daß ſie vielleicht aus der Heimath erfahren, ich ſei nichts als ein armer gefeſſelter Sclave, von der Laune derer von Rittwitz abhängend. Das ſtand freilich nicht da mit klaren Worten, aber wenn ich, wie ich that, faſt in Verzweiflung auf das Papier niederſchaute, ſo ſprangen einzelne Buchſtaben wie in tollem Tanze aus ihren Reihen heraus und bildeten ſich zu höchſt erfreulichen Worten: Rittwitz hält Dich! Rittwitz hält Dich! §. 8 des Teſtamentes. — Ach! war

das nicht höchst ergötzlich! Ich lachte damals laut hinaus und könnte heute wieder so lachen." —

„So, das wär' vorüber," fuhr der Erzähler nach einer Pause fort, „jetzt werde ich mich eines ganz ruhigen Tones befleißigen. — Also die Damen waren fort, spurlos verschwunden. Der Portier vom Hôtel Melonie, der mir sehr zugethan war, versicherte mich, die Pferde der Frau von Werthen seien für Storta — das war die erste Station auf dem Wege nach Florenz oder Venedig — bestellt gewesen, und dorthin seien die Fremden auch abgereist. Ich fuhr nach Porta del Popolo. Der Portier hatte Recht gehabt: um eilf Uhr gestern Abend hatten beide Damen die Stadt verlassen. Daß ich meinen Paß, der nach Neapel lautete, augenblicklich für Toskana und Oestreich abändern ließ, ist selbstredend, doch in Rom eine Sache, die immer Stunden in Anspruch nimmt. Es wurde Mittag, ehe ich über Ponte Molle in die Campagne rollte. Meine Postillone waren mit mir zufrieden, sie fuhren, was ihre armen Pferde vermochten. Wir passirten Storta, Baccano, Monte Rosi; dort theilten sich die Straßen. Ich hatte überall Nachricht von den Damen. Auch hier berichtete mir der Postmeister, dieselben seien nach Civita Castellana gefahren, also gegen Venedig. Ich folgte — doch was soll ich euch weiter ermüden mit der Erzählung dieser Fahrt? Schon in Civita Castellana stimmten die Angaben des Postmeisters mit denen des Postillons nicht mehr überein. Der Erstere sagte, in dem Wagen, der in der Nacht von Rom gekommen sei, haben sich zwei Damen befunden; der andere sprach von einer Dame und einem Herrn. Ich ließ einspannen, eilte weiter und kam nach Terni. Der Wagen, dem ich nachgeeilt, war zwei Stunden vor mir angekommen; die Herrschaft, so sagte mir der Wirth, werde gleich herabkommen, um die Wasserfälle zu besuchen. Ich wartete in einer namenlosen Aufregung; die Herrschaft kam —

es war ein alter, dürrer Engländer mit zwei Damen, die ihm zum Erschrecken ähnlich sahen."

„Ah! das ist Mißgeschick!" rief der Major. „Du hattest den richtigen Wagen verloren; die Damen hatten wahrscheinlich hinter Monte Rosi dem Postillon Befehl gegeben, nach Viterbo zu fahren."

„So war es ohne Zweifel," sprach düster Graf Arthur. „Und ich — ich ließ sie fahren. Ich setzte meine Reise über Rimini fort, ich ging über Ferrara nach Venedig und von dort nach Deutschland zurück. Ich kam nach W., wo Frau von Werthen, wie sie mir gesagt, ihren Wohnsitz hatte; ich fand auch da eine Familie dieses Namens, und in dieser sogar eine Frau von Werthen mit ihrer Tochter, welcher ich mich vorstellen ließ. Aber es war eine andere. Die alte Dame schüttelte seltsam lächelnd den Kopf, als ich ihr im Laufe des Gesprächs von meinem Zusammentreffen mit den beiden Damen in Rom, vielleicht ihren Verwandten, erzählte. — Werthen, sagte sie, der Name so geschrieben wie unser Name geschrieben wird, gibt es meines Wissens nur eine Familie, von der kein Mitglied in letzter Zeit in Italien war. Ich empfahl mich und setzte meine Nachforschungen an Orten, wo Familien mit ähnlich klingenden Namen wohnten, ebenso erfolglos fort. Welche Stunden und Tage, welch' entsetzliche Zeit ich damals verlebte, kann nur der beurtheilen, der sich in meiner Lage befand. Und meine Lage ist so originell, daß vielleicht ein menschliches Herz nie mehr in einer ähnlichen zu leiden hat. — Magdalena von Werthen, die mich innig und herzlich geliebt — dessen bin ich gewiß, — die wohl ebenso unglücklich wie ich, irgendwo verborgen lebte, war todt für mich. Wohl forschte ich selbst und durch Andere über ein Jahr nach ihrem Aufenthalte. Immer vergebens. Da in einer Stunde des Unmuthes, der Verzweiflung zerriß ich die wieder angeknüpften Unterhandlungen mit dem alten Rittwitz, indem ich ihm in einem heftigen Schreiben sagte, ich wolle denn

seiner Habsucht zum Opfer fallen, er solle einen Mann für seine Tochter haben, aber einen Mann ohne Herz, ohne Liebe für sie."

„Und die Familie Rittwitz?" sprach der bedächtige Legationsrath.

„Nahm mein Anerbieten an," rief Arthur, „und der alte Herr sprach mir in einem freundlichen Schreiben von dem Termin, den er zur Hochzeit angesetzt haben möchte."

„Das muß ein altes Ungeheuer sein!" rief entrüstet Hugo von B. „Hoffentlich treffe ich mit diesem Menschen nie zusammen."

„Und wenn das je der Fall wäre," entgegnete sehr ruhig der Hausherr, „so würdest Du Dich enttäuscht finden. Du erwartest, in dem alten Rittwitz einen finsteren, unheimlichen Mann zu finden, und es erscheint Dir eine lächelnde, freundliche, sich herzlich bezeigende Persönlichkeit. — Aber laß uns dies Gespräch abbrechen. Ich habe euch gesagt, was ich für meine Schuldigkeit hielt, euch zu sagen; gleich bin ich fertig, wir wollen darauf noch ein paar Stunden lustig sein, und dann — wie Gott will! Ehe wir aber zum kleinen Diner gehen, muß ich etwas thun, was ich bis jetzt nur an Feier- oder vielmehr an Trauertagen that. Vorher zwei Worte zur Einleitung. Seht dort das Bild der armen Rittwitz, die vielleicht unglücklicher war, als ich es bin. Euch ist ohne Zweifel bekannt, daß sie sich nach einer nicht zu entschuldigenden That meines Ahnherrn in einem Anfalle von Wahnsinn in's Wasser stürzte. Der Maler, der auf Bestellung gearbeitet, hat sehr wohl daran gethan, uns das Gesicht nicht zu zeigen. Wie kann man auch Züge malen, auf denen geschrieben steht, wie der große Dichter sagte:

„Mich dünkt, von Thränen blicke Luna's Glanz;
Und wenn sie weint, weint jede kleine Blume
Um einen wild zerriss'nen Mädchenkranz."

Daß ich, namentlich im letzten Jahre, oft lange, lange trübe

Urſprüngliches und gutmüthig, wie die Geſellſchaft, von der er ſeine Streiche erlernt, ſein Körperchen und Geſicht wird lang und blaß, die alte Tante hat ihm ſeine langen blonden Haare abgeſchnitten, dieſelben ſorgfältig in ein Papier gewickelt und zeigt ſie ihm an Sonn- und Feſttagen, wobei ſie ſeufzend ſagt: „ſiehſt Du, das ſind die Haare von dem lieben kleinen Wilhelm, der iſt aber längſt nicht mehr da und dafür haben wir jetzt einen langen Schlingel, der alle möglichen dummen Streiche macht.“ Das Herz der guten alten Tante nämlich hat ſich jetzt zu dem zierlichen ſechsjährigen Mädchen hingewendet, welches ſanft und klug der guten Perſon mit ihren kleinen Kräften hilft, wo ſie kann. Sie lieſt ihr in der Küche die Erbſen aus, ſie kann das Licht putzen, ſie weiß, wo das Geſangbuch und die Brille liegt und vergißt nie, mit ihrem Schürzchen die Gläſer abzuwiſchen, ehe ſie ſie der Tante darreicht.

Der Stammhalter dagegen thut der Tante alles mögliche Herzeleid an, er ſetzt der Katze und dem Jagdhund Schwanzklemmen auf, er trommelt wie ein Raſender im Haus umher, zerbricht alle Augenblick ein Glas und hat ſich des größten Verbrechens dadurch ſchuldig gemacht, daß er eines Tags die Brillengläſer der Tante entwendet, ſie vorne und hinten in eine Holzröhre befeſtigt, wobei natürlicherweiſe eins zerbrach, und ſich auf dieſe ſinnreiche Art ein Fernrohr verfertigte. Dabei hat er erſchrecklich

Stunden damit verbrachte, neben diesem Kamine zu sitzen und das Bild droben anzuschauen, könnt ihr mir glauben. Ich that das gern in der Dämmerungsstunde, fast im Dunkel, wo dies Gemach spärlich erleuchtet war von den lodernden Flammen eben dieses Kamins. Es war alsdann eigenthümlich, wie die aufzuckende Gluth seltsame Streiflichter auf das Bild warf. — „Seht hin," unterbrach er sich plötzlich, „der Tag neigt sich seinem Ende zu, es ist beinahe dunkel genug, daß dies Feuer hier neben uns auf das Bild wirken kann. Könnte man nicht glauben, die Gestalt bewege sich, sie strecke sich in die Höhe — sie neige sich jetzt dem Abgrunde zu, wo tief vor ihr der lockende Wasserspiegel glänzt? — sie schaudere auch jetzt davor zurück und vor dem nächsten Augenblicke? — Man könnte darauf schwören, wenn man lange hinblickte, das Haar sich bewegen, die weiße Gestalt ihre Haltung verändern zu sehen."

Und so war es in der That; wenn die Flammen des Kamins plötzlich empor fuhren und ein helles Streiflicht auf das Bild warfen, so schien Leben und Bewegung zu kommen in die todte Gestalt der Dame Hildegard von Rittwitz.

„Diese Phantasieen haben mich nie unangenehm berührt," fuhr der Graf nach einer längeren Pause fort. Im Gegentheile. Wenn ich vor dem Bilde saß und es betrachtete, so konnte ich mich in Phantasien und Träumereien vertiefen, die, anfänglich düsterer und finsterer Natur, allmälig licht und freundlich wurden. Es war, als wenn man durch einen finstern Tannenwald reitet, in tiefem, kaltem, unheimlichem Winter, wenn die schneebedeckten Zweige sich ächzend vor dem scharfen Nordwind auf- und abneigen, und wenn man nun plötzlich an den Waldrand kommend wie durch Zauberei eine weite glückliche glänzende Ebene vor sich ausgebreitet sieht, lachend im Schmuck des Frühlings. — Oder wenn man nachsinnend dem Heulen des Windes zulauscht, und wenn die wilden Töne nach und nach sanfter und melodischer

werden, endlich in süße Klänge übergehend, die uns ein liebes bekanntes Lied vor die Sinne bringt, das wir einst gehört in vergangenen glücklichen Tagen. — So geschah es mir, und wenn ich mich, in tiefer Nacht allein sitzend, längere Zeit ins Anschauen jenes Bildes versenkte, so glaubte ich oft zu bemerken, wie die Dame von Rittwitz langsam ihr Haupt erhob, es herum wandte nach mir und mich lächelnd anschaute. Aber nicht mit den Zügen der unglücklichen Hildegard, sondern alsdann war es das liebe süße Gesicht Magdalenens von Werthen, das beglückt und beglückend auf mich niedersah, und von ihren Lippen glaubte ich die lieben Worte zu vernehmen, die sie zu mir gesprochen an jenem letzten glücklichen Abend in Rom: „Arthur! mein Arthur!"

„Ich konnte diese Phantasieen nimmer los werden, und da ich mir in Rom durch einen bekannten Maler ein Porträt Magdalenens verschafft hatte, so ließ ich mir durch denselben Künstler, als er nach Deutschland zurückgekehrt war, eine Copie machen, ganz so, wie mir jenes Bild oft in wachen Träumen erschien. — Ihr sollt es sehen." Nach diesen Worten zog der Hausherr an einer Klingelschnur, die neben dem Kamine hing, und als der Kammerdiener hierauf unter der Thür des Nebenzimmers erschien, befahl der Graf, Lichter zu bringen, und ehe diese kamen, trat er dicht vor das Bild der Dame von Rittwitz, drückte an einer Feder, worauf sich das äußere Portrait langsam öffnete und ein anderes zum Vorschein kam, das nun die drei Freunde, als ein Bedienter zwei hellbrennende Carcellampen brachte, mit einem lauten Ausruf der Bewunderung anschauten. Was sie sahen, war so, wie es Graf Schönfeld beschrieben: es war die Gestalt Hildegard's von Rittwitz, doch wandte sie ihren Kopf mit einer wunderbaren Grazie dem Beschauer zu. Und dieser Kopf zeigte das reichste, lieblichste Mädchenantlitz, wie man es sich nur in süßen Träumen ausdenken konnte; — ein heiteres, gutes Gesicht im Glanze der Jugendfrische mit herrlich klugen und lieben Augen,

einem prachtvollen, dunkelblonden Haar, einem lächelnd geöffneten Mund voll blitzender Zähne. Es war, als erzähle sie dem Beschauer von dem tiefen finsteren Wasser da unten, und wie sie es einen Augenblick gegraust habe, da hinunter zu schauen.

Der Major stand dicht neben seinem unglücklichen Freunde; er hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und sagte, nachdem er das Bild längere Zeit betrachtet: „Das ist in der That sehr traurig, Arthur."

„Mehr noch," gab dieser zur Antwort, „es wäre entsetzlich für mich, — unerträglich, wenn ich mich nicht daran gewöhnt hätte, an das Original dieses Bildes wie an eine liebe Verstorbene zu denken. Und so Gott will, bleibt sie das für mich. Denn sie plötzlich wiederzusehen, würde mich wahnsinnig machen."

Keiner der vier jungen Leute hatte, während sie das Bild betrachteten, vernommen, daß unter die Einfahrt ein Wagen gerollt war. Wenige Augenblicke nachher trat der alte Kammerdiener des Grafen eilig in das Gemach; er sah überrascht, fast verstört aus und meldete schon unter der Thür: „Der Freiherr von Rittwitz — er folgt mir auf dem Fuße."

Ein Blitz, der niedergefahren wäre oder sonst ein furchtbares Ereigniß hätte den Hausherrn und die drei Freunde nicht so aufs höchste überraschen, ja sie fast erstarren machen können, wie diese Meldung.

„Das ist stark," sagte der Major.

„Wir sollen das Ungeheuer sehen?" meinte Hugo von B.

Und selbst der bedächtige Legationsrath setzte hinzu: „Nach dem, was vorgefallen, finde ich es in der That ziemlich sonderbar von dem Herrn von Rittwitz, sich so ohne Weiteres hier sehen zu lassen."

Der Hausherr zuckte mit den Achseln, indem er bitter lächelnd sagte: „Hat er nicht ein Recht, so ohne alle Ceremonie bei seinem Schwiegersohne einzutreten." Darauf machte er eine Handbewegung

gegen den Kammerdiener und sprach mit einem bedeutsamen Blick auf seine Freunde: „Sage dem Herrn Baron von Rittwitz, ich sei zu Hause — aber nicht allein.“

Wir müssen gestehen, daß sowohl der Major als der Legationsrath und ebenso Hugo von B. mit außerordentlicher Spannung nach der Thür blickten, wo im nächsten Augenblicke Jemand erscheinen sollte, über dessen Betragen man sich, und zwar mit vollem Rechte, noch vor kurzer Zeit in sehr unliebsamen Worten ergangen hatte.

„Ich stelle ihn mir groß und hager vor,“ meinte der Legationsrath, „mit einem langen, dürren Gesichte, struppigem Bart, aufwärts gekämmtem Haar, boshaften Augen und höhnisch zusammengekniffenen Lippen. Ein alter moderner Mephisto.“

Graf Arthur schüttelte traurig lächelnd mit dem Kopfe.

„Er muß klein und verwachsen sein,“ sagte Hugo von B. „Er hat gewiß eine entsetzlich hohe Schulter, worauf sein Ohr bequem ruhen kann. Seine Blicke sprühen Neid und Habgier, und die Finger zucken wie die eines Geizhalses.

„Herr Baron von Rittwitz!“ meldete der Kammerdiener, indem er die Portièren auseinanderzog.

Die drei Freunde standen da mit aufgerissenen Augen und einem fast verlegenen Lächeln des Erstaunens. Denn der Mann, welcher hereintrat, war weder lang und hager wie ein Mephisto, noch zusammengeschrumpft wie ein Geizhals. Er war vielmehr eine Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit, ein Mann in Mittelgröße, untersetzt, in gewählter schwarzer Kleidung, mit einem Stern auf der linken Seite des Fracks und einem wahrhaft Zutrauen erweckenden angenehmen und heiteren Gesichte. Er näherte sich der überrascht dastehenden Gruppe mit den vollendet feinen Manieren eines Weltmannes, bat mit einem freundlichen Lächeln, ihn vorzustellen, und nahm darauf die Präsentation der drei Herren eben so anmuthig entgegen, wobei er für Jeden ein freundliches Wort

hatte. Der Baron ersuchte auf so gewinnende Art, sich nicht stören zu lassen, bat darauf um Erlaubniß, sich selbst setzen zu dürfen, um die Förmlichkeit des Stehens zu beseitigen, so daß nur wenig Minuten verliefen, bis die Gesellschaft jetzt um Einen vermehrt, wieder um den Kamin beisammen saß, als seien alle fünf langjährige und gute Freunde.

Der Major drehte seinen Schnurrbart, blickte auf den Legationsrath, der lächelnd in die Gluth schaute und es nicht zu wagen schien, nach Hugo von B. zu sehen, welcher noch immer sprachlos vor Ueberraschung den Herrn von Rittwitz betrachtete.

Der alte Herr wandte sich behaglich lächelnd an den Grafen Arthur und sagte: „Sie wohnen superb, ein reizendes, geschmackvolles Appartement! Und dies Gemach ist eingerichtet, wie ich es außerordentlich liebe. — Sie haben einen feinen Sinn, bester Graf, für die richtige Zusammenstellung dieser vielen unnöthigen und doch für uns so nothwendigen Sachen, damit wie hier ein harmonisches Ganze entstehe. Wenn Sie mir, wie ich hoffe, später einmal das Vergnügen machen, mich auf Rittwitz zu besuchen, so werden Sie einen Theil des Schlosses auf dieselbe Art eingerichtet finden, natürlicher Weise nicht mit der Feinheit wie dieses Gemach. Ich könnte das als schönste Verzierung meiner sämmtlichen Gemächer benutzen, als die Krone des Ganzen. — Ach!“ fuhr er gleich darauf mit einem lauten Ausrufe fort, nachdem er nochmals prüfend und billigend ringsum geschaut, „das ist ja das bekannte Bild des alten Grafen Schönfeld.“ Er erhob sich und stellte sich vor das lebensgroße Portrait hin.

„Er ist von einer merkwürdigen Unbefangenheit,“ flüsterte der Legationsrath dem Majore zu.

„Ich bin nur darauf begierig, wenn er sich umwendet, um seine Ahnfrau ebenfalls zu betrachten,“ sagte Hugo von B.

Darauf schien der Hausherr, der dem Baron von Rittwitz gefolgt war, ebenfalls begierig zu sein; doch war seine Erwartung

keine angenehme, denn er blickte finster vor sich hin und preßte die Lippen auf einander. Das Bild war geöffnet geblieben, und statt der sich düster abwendenden Hildegard sah man das sonnige Lächeln Magdalenens von Werthen.

Jetzt wandte sich der alte Herr um. „Der Tausend!“ rief er mit einem wie freudig überraschten Gesichtsausdruck. „Und das ist die Dame von Rittwitz? Ei! ei! ei! So angenehm hätte ich sie mir nicht gedacht. In der That ein wohlwollender hübscher Kopf. Dadurch steigt die Schuld des alten Herrn Joachim. Ich weiß nicht, in alten Familien-Urkunden wird die Dame von Rittwitz anders geschildert, als finster, melancholisch.“

„Verzeihen Sie, Herr Baron,“ unterbrach ihn Graf Arthur, der, wie man es nennt, auf Kohlen zu stehen schien, „es ist das nicht das Portrait Hildegard's von Rittwitz, es ist eine Phantasie, eine Spielerei von mir, unter das Originalbild die Gesichtszüge einer lieben Bekannten von mir zu verstecken.“

Bei diesen Worten hatte er sich der andern Wand genähert und das ältere Gemälde durch einen Druck mit dem Finger wieder an seinen ehemaligen Platz gebracht. „Das,“ sagte er, „ist die Dame von Rittwitz.“

„Ah! das sieht freilich anders aus,“ sprach der alte Herr kopfnickend. „Ja, so habe ich mir's auch gedacht. — Verzeihen Sie meinen Irrthum. Das Bild der Dame von Rittwitz hat etwas ungemein Melancholisches; es will Abend werden, eine unheimliche Nacht, wogegen das andere Bild wie ein freundlicher Frühlingsmorgen lächelt. Ist das nicht auch Ihre Ansicht, meine Herren?“

Das war nun freilich die Ansicht der sämmtlichen Anwesenden und sie pflichteten derselben auch in einzelnen Ausdrücken bei; Graf Arthur aber, dem dies Gespräch anfing, peinlich zu werden, wandte sich an Herrn von Rittwitz und sagte ihm mit leiser Stimme: wenn die Ehre seines Besuches vielleicht eine besondere

Veranlassung habe, so stände er zu seinen Befehlen und bäte in diesem Falle, ihm gütigst in ein anderes Zimmer folgen zu wollen.

Der alte Herr nahm die Frage mit einem wahrhaft herzlichen Lächeln auf. „Eine besondere Veranlassung, die mich hierher führt, habe ich allerdings; doch ist sie nicht der Art, daß sie uns nöthigt, die angenehme Gesellschaft Ihrer mir so werthen Freunde zu verlassen. Offenherzig gesagt, bin ich gekommen, mich bei Ihnen zum Diner einzuladen. Ich weiß, Sie speisen um fünf Uhr, und werden mir gewiß ein Couvert nicht versagen. Ihnen, lieber Graf, sowie all' diesen Herren steht dagegen vorkommenden Falles ganz Rittwitz zur Verfügung." Bei diesen letzten Worten machte er eine sehr liebenswürdige Handbewegung gegen die Freunde des Hausherrn, welche von diesen durch eine angemessene Verbeugung erwidert wurde.

„O weh! unser schönes Garçon-Diner!" sprach Hugo von B. zu seinem Nachbar, dem Legationsrathe, der den Herrn von Rittwitz mit Erstaunen betrachtete und zu dem Major sagte: „Das ist ein eigenthümlicher alter Herr. Bei einem Andern würde mir solche Selbsteinladung in den gegenwärtigen Verhältnissen wie Hohn und Spott erscheinen, aber er spricht so natürlich, daß man sich denken könnte, er habe wirklich die Absicht, mit seinem lieben Schwiegersohne eine heitere Stunde zu verleben. Verstehe das, wer's kann."

„Ich ebensowenig wie Du," antwortete der Angeredete. „Es wird Dich nicht überraschen, wenn ich Dir gestehe, daß ich aus meiner Verwunderung gar nicht recht herauskomme. Uebrigens weiß er die unangenehme Sache mit einem Takt zu nehmen, der bewunderungswürdig ist. Und wenn seine Tochter sich halb so verständig benimmt, so kann die Sache noch immer werden wie sie will."

„Das Diner ist servirt," meldete der Kammerdiener.

Und Graf Arthur, der mit Herrn von Rittwitz in der Fenster-

niſche geſprochen, erſuchte den alten Herrn mit einer tiefen Verbeugung, voranzugehen.

Man ſpeiste wohl nirgends ſo behaglich, angenehm und gut, wie bei dem Grafen Schönfeld. Wenn er es auch liebte, daß ſeine Gäſte, und darunter ſeine vertrauteſten Freunde, in ſehr gewählter Toilette erſchienen, wenn ſelbſt bei dieſen kleinen Diners die Arrangements reich und gewählt waren und die Dienerſchaft in großer Livré, ſo wars doch ſonſt ſo zwanglos wie immer möglich. Hugo von B. hatte gefürchtet, es werde heute ausnahmsweiſe ſehr ſteif und langweilig ſein und der alte Herr jeden freien Erguß der Fröhlichkeit hemmen. Das war aber ganz und gar nicht der Fall. Wenn der Freiherr von Rittwitz ſein Entrée freundlich und liebenswürdig gemacht hatte, ſo war er jetzt in der Unterhaltung feſſelnd, ja hinreißend. Dabei fiel es ihm nicht ein, das Geſpräch an ſich reißen oder der Gefeierte ſein zu wollen. Im Gegentheil. Er nahm das Geſpräch faſt nur dann auf, wenn er aufgefordert wurde; er erlaubte ſich in ſtreitigen Fällen nur eine kleine einfache Bemerkung; dieſe aber war immer ſo gediegen und zeugte von ſolcher Sachkenntniß, daß man ihn von allen Seiten bat, ſeine Anſicht zu entwickeln. Dabei war er ſo voll pikanter Geſchichten und Anekdoten, und wußte ſo prachtvoll zu erzählen, daß er ſchon nach den erſten Gängen das Herz Hugo's von B. erobert hatte und dieſer es ſich als eine Ehre ausbat, ein Glas Wein mit ihm trinken zu dürfen. Der Legationsrath hatte ſeinen Nachbar, den Major, ſchon mehreremale verſichert, daß er enchantirt von dem alten Herrn ſei. Und als der Major etwas ſpäter leiſe ſein Glas gegen Arthur erhob und ihn mit einem leichten Kopfſchütteln, das von einem gelinden Seufzer begleitet war, anſchaute, hatten die beiden langjährigen Freunde einen und denſelben Gedanken: ein ſo liebenswürdiger Vater und eine ſo unliebenswürdige Tochter!

Selbſt Graf Schönfeld vergaß auf Augenblicke ſeine eigen-

thümliche peinliche Lage, und er konnte beinahe freudig lachen, wenn der alte Herr mit einer außerordentlichen Komik seine heiteren Geschichten erzählte.

IV.

So mochte es halb sechs Uhr geworden sein, und der kleine reich besetzte Tisch befand sich in jener malerischen Unordnung, welche in diesem Falle für das Auge wahrhaft wohlthuend ist. Die Bedienten servirten Champagner, und als die hohen Kelchgläser bis an den Rand mit einer kaum merklichen Idee von Schaum gefüllt waren, nahm der Freiherr von Rittwitz mit ziemlicher Feierlichkeit sein Glas zur Hand, erhob sich von seinem Sitze und sprach, nachdem er sich freundlich im Kreise umgesehen:

„Meine Herren! Wenn ich mein Glas ergreife, um dem Gebrauche gemäß einen kleinen Toast auszubringen, so bitte ich, das dem Ihnen fast gänzlich Fremden nicht als Anmaßung auszulegen. Ich bin der Aelteste von Ihnen, und indem ich auf das Wohlergehen Ihres lieben Freundes, des von mir hochverehrten Grafen Schönfeld, trinke, so gedenke ich auch zu gleicher Zeit meiner armen Tochter. Und an sein Kind zu denken und demselben Heil und Segen zu wünschen, kann man einem Vater schon erlauben.“ Obgleich der alte Herr diese Rede in festem Tone begonnen, so zitterte doch seine Stimme ein wenig und sein Blick war ernst geworden, als er die letzten Worte sprach. Gleich darauf aber faßte er sich wieder und fuhr in ruhigerem, sehr sanftem Tone fort, wobei er den Grafen Schönfeld zuweilen mit einem so liebevollen innigen Blick betrachtete, daß sogar der bedächtige Legationsrath später versicherte, dieser Blick sei ihm in die Seele gedrungen. — Herr von Rittwitz fuhr also fort:

„Es ist nicht zu läugnen, meine Herren, daß zwei von uns

ſich in einer ſeltſamen Lage befinden; ich meine den Herrn Grafen Schönfeld und mich. Die eigenwillige, ja, ich will es geſtehen, harte Verfügung eines längſt verſtorbenen eigenſinnigen Herrn bringt unſere beiderſeitigen Familien, die ſich ſeit langen Jahren etwas ſchroff einander gegenüber ſtanden, auf gewaltſame Art zuſammen. Früher wurden ähnliche Heirathen in unſeren Familien bereitwillig und gern geſchloſſen; jetzt aber — es iſt eigenthümlich — verbindet ſich der letzte Graf Schönfeld mit der letzten Dame von Rittwitz, weil — das Schickſal es ſo gewollt. Ich ſpreche nur von dem Grafen Schönfeld, denn was meine Tochter, dieſe letzte Dame von Rittwitz, anbelangt, ſo ſchätzt ſie die ihr bekannt gewordenen vortrefflichen Eigenſchaften des Herrn Grafen ſo außerordentlich, daß ich, nur ihren innigen Bitten nachgebend, die Sache bis zum Ende trieb und zu jedem andern Vergleich meine Einwilligung verſagte."

Bei dieſer Wendung, welche die drei Freunde des Grafen Schönfeld mit großem Erſtaunen vernahmen, konnte ſich dieſer nicht enthalten, faſt unmuthig den Redner anzuſehen. Ja, er öffnete ſchon den Mund zu einer Entgegnung, doch machte ihm der alte Herr eine ſo verbindliche Verbeugung und ſah ihn dabei wiederholt ſo bittend und herzlich an, daß er mit einem Achſelzucken gegen ſeine Freunde ſtillſchwieg. Der alte Herr fuhr mit erhöhter Stimme in faſt feierlichem Tone fort:

„Ja, meine Herren, ich habe den innigen Bitten meiner Tochter nachgegeben und habe dadurch wahrſcheinlich dem Herrn Grafen Augenblicke des tiefſten Schmerzes, ja des Unglücks verurſacht, bin aber vollkommen geneigt, das alles wieder gut zu machen. Obgleich, wie wir Alle wiſſen" — dies ſagte er mit einem ſonderbaren Lächeln — „Graf Schönfeld meine Tochter nicht liebt, ſo war er doch edel genug, um vor der Welt die gehäſſigen Gerede, deren ſchon genugſam curſiren, nicht zu vergrößern, ſeinen Entſchluß dahin auszuſprechen, heute Abend mit ſeiner

viel muſikaliſche Anlagen und wenn er mit lauter krähender Stimme Lieder ſingt, ſo ſchlägt er den Takt hiezu mit der Feuerzange auf dem eiſernen Ofenſchirm wahrhaft markdurchdringend.

Sein Ausſehen iſt in dieſem Zeitpunkte ſehr unvortheilhaft, er hat vom Wachſen eine grüne kränkliche Geſichtsfarbe, iſt faul, gefräßig, ſchläferig und vorlaut und der Vater zuckt die Achſeln und ſagt: „das iſt einmal nicht anders, der Junge kommt in die Flegeljahre.“

Da ein Gemüth vor dem andern früh oder ſpät reift, ſo iſt auch der Eintritt dieſer merkwürdigen Zeit, dieſer moraliſchen Knabenkrankheit, äußerſt unbeſtimmt, gewöhnlich aber entfaltet ſich die zarte Blüthe der Flegelei in den Jahren zwiſchen zehn und ſechszehn, äußert ſich zuweilen ſtill und ſchleichend, als Heuchelei und heimtückiſches Weſen, oder wild und lärmend, eine Sturm- und Drangperiode, man könnte auch ſagen, eine Sturm- und Trankperiode, denn der hoffnungsvolle deutſche Gymnaſiaſt bereitet ſich verſtohlenerweiſe durch die erſten Anfänge der Trinkkunſt auf's Seminar oder die Univerſität vor. In dieſen eigentlichen Flegeljahren nun iſt das männliche Individuum das unausſtehlichſte und zornerregendſte Weſen in der ganzen Schöpfung, ſeine grenzenloſe Faulheit, welche jedoch bei dieſem Seelenzuſtand nicht unumgänglich nothwendig iſt, ſeine Sucht dumme Streiche zu erfinden oder auszuführen iſt unbeſchreiblich, deshalb

Frau dieſe Stadt gemeinſchaftlich zu verlaſſen, um ſich, wann und wo es ihm gefällt, mit derſelben zu verſtändigen. Meine Tochter und ich gaben dazu unſere Zuſtimmung, und ich bin dem Herrn Grafen für dieſe Aufmerkſamkeit dankbar.

„Mag nun dieſe Verſtändigung ausfallen wie ſie will, ſo erkläre ich hier vor Ihnen, meine Herren, daß ſowohl meine Tochter als ich bereit bin, in eine Scheidung zu willigen, wenn es dem Herrn Grafen ſo gefällt. Und ich füge hinzu, daß es mir nach dieſer Scheidung nie in den Sinn kommen wird, irgend welche Forderung an die Familie Schönfeld zu ſtellen. Mag alſo dieſe, unter ſo ſonderbaren Umſtänden geſchloſſene Heirath was immer für Folgen haben, ſo iſt mit einer Auflöſung derſelben die Verfügung des alten Herrn Joachim von Schönfeld für ewige Zeiten annullirt, worüber ich mir erlaubt habe, ein rechtskräftiges Inſtrument aufzuſetzen. — Er hatte bei dieſen Worten in ſeine Rocktaſche gegriffen, ein zuſammengefaltetes Papier herausgezogen, welches er dem Grafen übergab.

„Da man aber, meine Herren, von allen Dingen das beſte hoffen muß“ — dies ſprach der alte Baron mit einem ſchlauen, lächelnden Blick auf Arthur — „und da es doch unerhört wäre, wenn ein Vater am Hochzeitstage ſeiner Tochter auf eine Eheſcheidung derſelben trinken wollte, ſo leere ich mein Glas mit einem Wunſche, in den Graf Schönfeld und Sie, meine Herren, jedenfalls einſtimmen können, auf den Wunſch nämlich, daß es den beiden Neuvermählten wohl ergehen möge und ſie glücklich ſeien auf Erden.“

Da es nun in der That für Niemand einen vernünftigen Grund gab, dieſem Toaſte nicht beizuſtimmen — man konnte ja denken, was man wollte — ſo klangen die Gläſer zuſammen und wurden alsdann geleert.

Die Glocke wies auf ſechs Uhr, und nach einem fragenden Blick auf den alten Herrn hob Arthur die Tafel auf. Man zog

ſich in das ſchon vorhin erwähnte alterthümliche Gemach zurück, wo die Gäſte Kaffee und Cigarren nahmen, während ſich Graf Schönfeld in das anſtoßende Schlafzimmer begab.

Hier erwartete ihn der alte Kammerdiener, um ihm behülflich zu ſein, ſeine hochzeitliche Toilette mit einem einfachen Reiſeanzug zu vertauſchen. Der Herr war ſchweigſam, nachdenkend, und der Diener nahm jedes der ihm dargereichten Kleidungsſtücke mit einem kummervollen Blick und einem gelinden Seufzer an ſich.

„Du haſt meine Befehle beſorgt?“ ſagte Arthur nach einem längeren Stillſchweigen.

„Auf's pünktlichſte, Herr Graf.“

„Beide Wagen?“

„Beide, Herr Graf.“

„Und mein Schreiben an — an die Gräfin Schönfeld —“

„Habe ich ebenfalls übergeben, Herr Graf. Und die Frau Gräfin iſt dankbar, daß Sie mit ihren Anordnungen zufrieden ſind.“

„Du ſprachſt ſie ſelbſt?“

„Nein, Herr Graf, ich ſah nur die Kammerfrau.“

„Gut. Du haſt meinen Wagen ſorgfältig gepackt? — Denke für mich, ich bin heute zerſtreut. Vergiß auch meine Caſſette nicht und die Bücher, die ich zurückgelegt habe. Noch Eins. Wiederhole den Poſtillonen beider Wagen auf's ſorgfältigſte die Inſtructionen, die ich Dir gegeben. Du wirſt nichts vergeſſen.“

„Gewiß nicht, Herr Graf.“

„So werde ich alſo gehen. Haſt Du mein Coupé einſpannen laſſen?“

„Es hält unter der Einfahrt.“

„Und die beiden Reiſewagen?“

„Der eine im hinteren Hofe; der der Frau Gräfin iſt aus der Motelle bereits weggefahren, der andere hält in dem hinteren Hofe und verläßt denſelben gleich hinter dem Coupé des Herrn Grafen.“

Nachdem Arthur dies kleine Gespräch mit seinem Diener gehalten, trat er ans Fenster und schaute mit verschränkten Armen einen Augenblick in die finstere Nacht hinaus. Dann wandte er sich plötzlich um, reichte dem Kammerdiener beide Hände, drückte und schüttelte sie herzlich und sagte mit weicher Stimme: „So leb denn wohl, mein lieber, getreuer Freund. Nur keinen Abschied. Sorge für mein Haus, wie Du's immer gethan hast; ich werde Dir in den nächsten Tagen schreiben — Adieu!"

„Gott schütze Sie, Herr Graf," sprach der alte Diener, und da er die Gewohnheiten seines Herrn kannte, so blieb er an der Schlafzimmerthür stehen, zog sie leise ins Schloß, als der Graf hindurchgegangen war, und dann wandte er sich um und preßte beide Hände vor sein von Thränen feuchtes Gesicht.

Einen eben so kurzen Abschied wie von dem Diener nahm Graf Schönfeld auch von den Freunden. Alle wollten aufspringen, um ihm das Geleite bis zum Wagen zu geben, doch bat er sie dringend und herzlich, dies nicht zu thun, um nicht den unvermeidlichen Schmerz des Scheidens zu vermehren. Freiherr von Rittwitz stimmte ihm vollkommen bei und sagte nach einem herzlichen Händedruck: „Graf Schönfeld hat Recht. Auch ich mag dies Abschiednehmen durch die Vorzimmer, die Treppen hinab, beim Einsteigen bis zu dem Momente, wo der Wagen verschwindet, nicht leiden. Wozu nützt das auch? Man wiederholt sich dasselbe hundertmal, man macht sich gegenseitig weich und verlängert einen Schmerz, dem man durch raschen Abschied mehr oder weniger die Spitze abbrechen kann. — Behüte Sie der Himmel, Graf Schönfeld; es ist mir gerade, als sähen wir uns bald wieder."

„Adieu, Arthur!"

„Lebt wohl! denkt an mich!"

Graf Arthur ließ sich unter der Einfahrt seinen Mantel umgeben, dann trat er zum Kutscher, der auf dem Bocke saß, und sagte ihm: „Du fährst ins Hôtel Killmar, und wenn wir dies

nach kurzem Aufenthalte wieder verlassen, zum Steinthore hinaus der Station D. zu. Du wirst fahren, was die Pferde laufen können, bis Du auf der Straße meinen Reisewagen halten siehst; Joseph ist dabei." Nachdem Arthur diesen Befehl gegeben, warf er sich in das Coupé, die Thür wurde geschlossen und der Kutscher fuhr in gestrecktem Trabe durch die dunkeln Straßen.

In wenig Minuten hatte er das Hôtel Killmar erreicht, und nachdem Graf Schönfeld aus seinem Wagen gesprungen, wollte er ins Haus treten, als ihm unter der Thüre zwei Damen entgegentraten: seine Gemahlin, die Gräfin Schönfeld, und deren Kammerfrau.

„Ich danke Ihnen für Ihre Pünktlichkeit," sagte Erstere, indem sie leicht den Arm des Grafen berührte, um in den Wagen zu steigen, worauf Arthur entgegnete:

„Sie werden daran nicht gezweifelt haben, gnädige Frau, daß ich Ihrem Wunsche mit Vergnügen entgegen kam; es ist leider so wenig, was ich für Sie zu thun im Stande bin."

Die Thür des Wagens wurde abermals geschlossen, die Kammerfrau setzte sich neben den Kutscher auf den Bock und das Coupé rollte davon.

Es war ein trüber, windiger Herbstabend; der mit Wolken bedeckte Himmel spendete zuweilen einen kleinen scharfen Regen, der das Straßenpflaster näßte und glänzende Flächen bildete, worin sich das Licht der Gaslaternen abspiegelte. Der Kutscher des Grafen that seine Schuldigkeit, und der Wagen flog jetzt durch engere Straßen, dann über weite Plätze, gleich darauf über Brücken rasselnd und dröhnend dahin, hier zwischen dunkeln spärlich erleuchteten Häusern, dort vorüber an hell und glänzend erleuchteten Magazinen, deren Licht zuweilen voll und blendend in den Wagen fiel. In solchen Momenten warf Arthur wohl einen schnellen Blick nach der Seite, wo seine Gemahlin saß, und sah alsdann, wie sie sich, in ihren Mantel gewickelt, in die Ecke drückte.

In früheren Zeiten hatte er sich eine Hochzeitsreise anders ausgemalt, er hatte gedacht, das sei wohl der glücklichste Augenblick in seinem ganzen Leben, wo er ein Wesen, das er innig und herzlich liebe, endlich sein nennen dürfe, wo er zurücklassend allen Zwang, alle Etikette nun endlich dicht neben seinem jungen Weibe sitzen werde, traulich im engen Wagen, wie er alsdann ihre Hand ergreifen würde, sie unzählige Mal an sein Herz und seine Lippen drücken und ihr ebenso oft wiederholen: jetzt bist du mein, mein, — ganz mein! — Vergebliches Hoffen und Wünschen eines armen sehnenden Menschenherzens! Das war nun Alles vorbei, und wo er selig hätte sein können, saß er bewegt da, fast verlegen, traurig, unglücklich. — Ob ihr Herz wohl von einem ähnlichen Gefühl bewegt wurde? —

Wenn Arthur zurückdachte an sein vergangenes Leben, an manche heitere und glückliche Stunde, so trat ihm immer wieder jener letzte Abend auf dem Monte Pincio bei Rom vor die Seele, und es war ihm, als sähe er immer und immer den Himmel auflodern im Glanz der untergehenden Sonne — ein wildes, tückisches Feuer, sein ganzes Lebensglück verzehrend. War doch dieser letzte Abend so selig und wieder so entsetzlich für ihn gewesen. Hatte er doch an diesem ihr erstes und einziges Liebeswort vernommen: „Arthur, mein Arthur!“

Schon längst hatte der Wagen die Stadt verlassen und draußen auf der Landstraße herrschte der windige regnerische Herbstabend in seiner ganzen Unheimlichkeit. Zuweilen fuhren die schweren Tropfen klatschend gegen die Scheiben des Coupé's und wenn man in die Nacht hinausblickte, so bemerkte man, wie der Wind zuweilen zum Sturm wurde, und sah beim ungewissen Schein der Wagenlaternen, wie er in seinem Grimm die Zweige der Bäume heftig schüttelte und tief herab beugte.

Die Stadt, die sie eben verlassen, lag in der Ebene, doch

fing das Terrain nicht weit von den Thoren an zu steigen, die Straße lief den Bergen zu, in welchen die Poststation D. lag.

Schweigend waren die Beiden bisher gefahren, und so gern auch Arthur ein freundliches Wort gesprochen, so fand er doch, wie er auch hin und her dachte, keine Veranlassung dazu. Er hatte eine unbegreifliche Scheu vor seiner Nachbarin, und wenn er sich so recht fest in seine Wagenecke drückte, so dachte er gern an sein Haus in der Stadt, an sein trauliches Zimmer, wo die Freunde noch vereint um das lodernde Kaminfeuer saßen. Hatte doch Herr von Rittwitz ihn scherzhaft ersucht, noch eine Stunde da bleiben zu dürfen, und versprochen, für den Abwesenden die Honneurs zur Zufriedenheit seiner Gäste machen zu wollen.

Endlich aber mußte das Schweigen doch gebrochen sein.

Der Wagen näherte sich der Stelle, die dem Kutscher zum Halten angegeben worden war. Mit etwas leiser Stimme fing Graf Arthur deshalb zu sprechen an. „Wir kommen bald auf die Höhe," sagte er, „wo Ihrem Wunsche gemäß beide Reisewagen halten. Sie haben mir schriftlich angezeigt, es sei Ihre Absicht, sich schon dort von mir zu trennen."

„O ja, schon dort," entgegnete sie. Und der Ton ihrer Stimme klang unmuthig, sogar etwas heftig. „Sie werden mir Dank wissen, daß ich die Qual unseres Beisammenseins so viel als möglich abkürze."

„Aber Sie denken vielleicht nicht an das Gerede der Leute, z. B. der Postillons, die, heute Abend nach der Stadt zurückgekehrt, gleich erzählen werden, der Graf und die Gräfin Schönfeld haben ihre Reise jedes in seinem eigenen Wagen fortgesetzt."

„Ob dies Gerede etwas früher oder später entsteht, darum bekümmere ich mich nicht. D. ist eine Stunde weiter entfernt, und von dort findet die Neuigkeit fast eben so schnell ihren Weg nach der Stadt."

„Deßhalb habe ich mir erlaubt, Ihnen gestern schriftlich und

heute mündlich Paris vorzuſchlagen. Wir hätten uns da ſo unbemerkt trennen können, daß nicht darüber geſprochen worden wäre.“

Die Gräfin hatte den Kopf in die Hand geſtützt und antwortete nach einer Pauſe mit weicherer Stimme: „Ich war Ihnen dankbar für dieſe Aufmerkſamkeit. Doch iſt es mir zu peinlich, auf ſolche Art eine längere Reiſe zu machen.“

„Ja, es iſt recht peinlich.“

„Entſetzlich!“

Damit hielt der Wagen, die Kammerfrau öffnete den Schlag, der Graf ſprang heraus, doch ehe ihm die Gräfin folgte, ſagte ſie: „Ich habe noch eine kleine Bitte. Sie werden vielleicht ſo freundlich ſein, meinen Wagen voraus fahren zu laſſen; ich werde in D. den Weg über S. nach unſern Gütern einſchlagen. Dort erwarte ich, was Sie mir weiter zu ſagen haben.“

Graf Arthur verbeugte ſich tief vor der Frau, mit der er wenige Stunden verheirathet war und von der er ſich hier in Wind und Regen auf offener Straße für immer trennen ſollte. Er geleitete ſie zu ihrem Reiſewagen, und als er ſie ſo ſanft hineinhob, wie es ihm möglich war, fühlte er einen ſeltſamen Schmerz in ſeiner Bruſt, und er wußte nicht, warum er die Lippen feſt auf einander preſſen mußte. Er warf ſelbſt den Tritt auf, er ſchloß den Schlag und dann blieb er vor dem Wagen ſtehen, als erwarte er noch ein Wort des Abſchiedes. Auch die Gräfin lehnte ſich nicht ſogleich in ihre Ecke zurück, ſie blieb vorn übergebeugt ſitzen und drückte vielleicht eine Sekunde lang beide Hände vor das Geſicht. Nur einen Moment, dann ließ ſie die Rechte nieder ſinken, gerade ſo auf den Schlag des Wagens, als wollte ſie dieſelbe zum Abſchiede hinausreichen. Arthur fühlte ſich gedrungen, dies auch ſo zu verſtehen, und ohne ein Wort zu ſprechen, nahm er ihre Hand in die ſeinige. — Ihre Finger ruhten wie leblos in ſeiner Rechten, doch als ſie dieſe gleich darauf zurückzog, war es ihm, als habe die Hand der Gräfin heftig gezittert. —

„Fort! fort!“ war ihr letztes Wort; die Postillone hieben auf ihre Pferde und der Wagen rollte davon.

Da fühlte der Graf in seiner Brust dasselbe Weh wie vorhin. Dorthin schwankte der Wagen im Schein der Laternen, und es war ihm gerade, als blickte sie aus demselben und sehe zurück nach ihm. Rief sie etwas oder war es das Heulen des Windes, welches ihm wie der Ton einer menschlichen Stimme vorkam? — Nein, es war seine Phantasie, sein klopfendes Herz, sein Unglück, seine Erinnerungen. Und doch hätte er darauf schwören wollen, er habe eine klagende Stimme vernommen, welche rief: „Arthur, mein Arthur!“

Lange stand er so in Regen und Wind, lange, bis der enteilende Wagen schon eine geraume Zeit verschwunden war. Dann schickte er seinen Kutscher mit dem Coupé nach der Stadt zurück und trug ihm einen herzlichen Gruß auf an die Freunde, die er noch in seiner Wohnung treffen werde. Ehe er in seinen Reisewagen stieg, befahl er, langsam nach D. zu fahren.

Es war Arthur schmerzlich, die romantisch gelegene Station so wieder sehen zu müssen; er hatte in dem kleinen Schlößchen, wo sich die Posthalterei befand, manche heitere Stunde verlebt. Ja, wenn er an das unnennbare Glück gedacht, einstens Magdalene als sein Weib heimführen zu dürfen, so war er fest entschlossen gewesen, in D. einen Tag zu bleiben. Dort war ein reizendes Zimmer, hoch über einem Abgrunde gelegen, an dem das Schlößchen stand; dort hatte man eine wunderbare Aussicht auf die Berge, die sanft in die Ebene ausliefen, auf diese Ebene selbst und die große Stadt, in der er künftig mit ihr wohnen wollte. Von dort aus wollte er sie, die er so innig liebte, mit der Gegend bekannt machen, dorthin wollte er einen leichten Wagen kommen lassen, um sie ohne Aufsehen in ihre neue Heimath zu führen. — Das war ein entzückender Gedanke für ihn gewesen,

aber bei dem Gedanken war es auch geblieben; zur Ausführung sollte er ja nie, nie kommen.

Jetzt klangen durch das Sausen des Windes hell und lustig die Hörner der Postillone. Die Station D. war erreicht, und der Posthalter selbst trat an den Schlag, öffnete diesen mit der Frage, ob Graf Schönfeld, den er augenblicklich erkannt, nicht aussteigen wolle.

Arthur blickte nach dem anderen Wagen, und als er ihn nicht mehr sah, wußte er nicht, ob es ihm lieb oder unlieb war. Er trat in das Haus und sein erster Blick fiel auf die Kammerfrau der Gräfin Schönfeld, welche ihm entgegentrat und ihn schüchtern ersuchte, es nicht unfreundlich aufnehmen zu wollen, wenn sie sich erlauben müsse, ihm eine kleine Bitte vorzutragen. Die alte Kammerfrau hatte ein gutes ehrliches Gesicht, sie liebte ihre Herrin, und als sie mit dem Grafen sprach, zitterte ihre Stimme, gewiß vor Rührung und Herzeleid. „Es ist der Frau Gräfin recht schmerzlich geworden," sagte sie, „hier einen Augenblick anhalten zu müssen; sie hat lange mit sich gekämpft, fand aber, daß sie dem Herrn Grafen noch etwas mittheilen müsse, eine Sache, die sich schriftlich nicht gut abmachen läßt. Seien Sie deshalb nicht böse, gnädiger Herr," setzte sie mit weicher Stimme hinzu, „es handelt sich ja nur um wenige Augenblicke, und ich glaube nicht, daß Sie bereuen werden, den Wunsch der Frau Gräfin erfüllt zu haben."

Der Graf nickte schweigend mit dem Kopfe und stieg die Treppen hinan. Auf dem ersten Absatze wandte er sich nach der Kammerfrau um, die ihm gefolgt war, und fragte sie, in welchem Zimmer sich die Gräfin befinde.

„Im Erkerzimmer, das Euer Erlaucht bekannt ist," gab der geschäftige Posthalter zur Antwort, der händereibend unter der Treppe stehen geblieben war.

Die alte Kammerfrau nickte mit dem Kopfe; sie hatte die

Hände gefaltet, und als ihr der Graf bei dem hellen Schein der Lichter, mit denen ein Kellner vorausſprang, in das Geſicht ſah, bemerkte er, daß die hellen Thränen über ihre Wangen hinabrollten.

Dort war das Zimmer; die Kammerfrau öffnete es, ließ den Grafen eintreten und zog dann die Thüre leiſe wieder in's Schloß. O er kannte genau dieſes Appartement; er befand ſich im Vorzimmer deſſelben, dort rechts war eine geöffnete Thür, die nach dem traulichen Gemach mit dem Erker führte. Er machte zögernd ein paar Schritte, und als er nun dieſer geöffneten Thüre gegenüber trat, blieb er plötzlich wie angefeſſelt, überraſcht, faſt ſchaudernd ſtehen. — Vor ſich ſah er den Erker, der hinaus in das Freie führte, er ſah die mächtigen Bäume, welche dicht am Abgrund ſtanden, und ihre Aeſte wie ſchützend über die Balluſtrade hereinſtreckten. — Aber er ſah noch mehr. Er ſah ein lebendes Bild, er ſah das Bild, welches in ſeinem Zimmer hing, gegenüber dem alten Herrn Joachim von Schönfeld. Ja, das war dieſelbe weiße Geſtalt, welche ſich dort hinab beugte, deren Geſicht ſeltſamer Weiſe abgewendet war, ſo daß man nur ihr langes, fliegendes Haar ſah, welches über den weißen Nacken und die entblößten Schultern herab hing. War das Gemälde melancholiſch, ſo war der Anblick hier ergreifend, faſt furchtbar zu nennen.

Arthur trat unwillkürlich einen Schritt zurück; er wußte nicht, wie ihm geſchah. Er erwartete etwas Entſetzliches, und das mußte kommen, und es kam. Denn jetzt bemerkte er deutlich, wie die weiße Geſtalt am Erker — die Dame von Rittwitz — langſam ihren Kopf erhob, um ſich nach ihm umzuſchauen. Alle die Bilder, die er ſich ſeit Jahren, wenn er traurig zu Hauſe jenes Gemälde betrachtet, von der unglücklichen Hildegard gemacht, traten jetzt ſo lebhaft vor ſeine Seele, daß er, von dem eigenthümlichen Moment überraſcht, ſich einen Augenblick abwenden mußte. Aber nur eine Secunde. Und als er gleich darauf mit voller Willenskraft wieder

iſt auch der Lehrer das geplagteſte Geſchöpf der Chriſtenheit und deswegen iſt es jammervoll, daß denſelben ihre Bemühungen und ihr grenzenloſer Aerger ſo ſchlecht bezahlt wird.

Es iſt eigentlich für den Betreffenden eine ſelige vergnügte Zeit, das erſte Flegelthum, wir haben ja alle die angenehmſten Erinnerungen daran bewahrt; wie koſtbar ſchmeckt der geſtohlene Apfel, wie iſt ſelbſt in der Erinnerung das heftige Erbrechen, das wir uns bei der erſten Pfeife Taback geholt, von einem angenehmen Schimmer umgeben, wie wenig ſchmerzten die verbrannten Finger, als wir das Pulverhorn des Vaters geplündert und Sprühteufel gemacht, immer einer größer, als der andere, bis uns der letzte, der zu trocken war, in der Hand zerknallte.

Unzählig ſind die Fenſterſcheiben, die wir aus Muthwillen oder Leichtſinn zerbrachen und dann welcher Schaden wurde angerichtet, wenn wir die Uebungen des Turnplatzes zu Haus fortſetzten und als wir, um unſere Geſchicklichkeit zu zeigen, mit der wir den ganzen Körper ſchwebend auf Einem Arm erhalten konnten, die Lampe auf das Thee-Service warfen, daß alles zerbrach.

Auch die höheren und gefährlichen Aeußerungen des Flegelthums ſind in der Erinnerung ſchön, wer verwechſelte nicht Wirthshaus- und andere Schilde, wer riß nicht

nach dem Erker schaute, schrie er laut auf vor Ueberraschung, Glück und Seligkeit..... Sie blickte ihm entgegen, sie, die er so innig liebte, die ihm entschwunden war wie der Klang eines Liedes, wie ein süßer Traum — Magdalena! Und war dies nicht am Ende auch ein Traum? Schlief er vielleicht und sollte, im nächsten Augenblick erwachend, sich vielleicht im Wagen wiederfinden, allein dahinfahrend in der traurigen, stürmischen Nacht? — Er stürzte in das Zimmer. — Nein, nein, es war kein Traum!

Die weiße, gespensterhafte Gestalt hatte warmes, frisches Leben. Es war seine Magdalena, die sich ihm nun an die Brust warf und die unter lautem Weinen herzlich wie an jenem Abend in Rom ausrief: „Arthur, mein Arthur!"

Lange, lange hielten sich die Liebenden eng umschlossen, dann legte Arthur seine Hand unter das Kinn Magdalenens, hob ihr den Kopf sanft in die Höhe und schaute ihr lange in die süßen Augen und das ganze liebe Gesicht. Er verglich dasselbe mit dem Bilde, welches in seinem Herzen lebte, und mußte sich selbst gestehen, daß er die Erinnerung an sie treu bewahrt. — „Aber wer bist Du eigentlich, räthselhaftes Wesen?" fragte Graf Schönfeld nach einer Pause, indem sich in seinen Ton der Heiterkeit ein beinahe ernster Klang mischte.

„Wer ich bin?" erwiederte Magdalene. „Ich zittere fast, es Dir zu sagen, denn ich fühle wohl, meine Mutter und ich, wir sind in dem Spiele, das wir in Rom begonnen, etwas zu weit gegangen. Ich war bis heute das, was ich eben vorstellte: die Dame von Rittwitz, und jetzt bin ich Dein treues, gutes, unterwürfiges Weib. Die Hülle, mit der ich vor dem Altar erschien, liegt dort," setzte sie hinzu, indem sie neben sich wies. „Und mit dem Schleier, unter dem Du mich für eine früher gesehene Fremde hieltest und den ich nun von meinem Antlitz entfernte, legte ich auch den Geist der Heftigkeit und des Widerspruchs, der Dich erschreckte und von mir zurückstieß, bei Seite."

„Du ſpielteſt ein gewagtes Spiel, Magdalene," verſetzte Graf Schönfeld. Und wenn ſie nicht ihre Hände gefaltet hätte und ihn ſo innig bittend aus den klaren Augen angeſchaut, wer weiß, ob ſein Ton nicht ſehr ernſt geworden wäre. Doch ſchüttelte er mit dem Kopfe und ſagte: „Verzeih' mir, Magdalene, aber Deine Mutter that Unrecht, Dir keinen beſſern Rath zu geben. Du hätteſt Dein Spiel verlieren können."

„O nein, nein Arthur!" ſprach ſie erſchrocken. „Das war ja nicht möglich! Mein Spiel verlieren hieße ja Dich verlieren! Und dann —" Sie warf ſich ihm auf's neue ſtürmiſch an die Bruſt, und als er abermals ſanft ihr Geſicht erhob, ſah er, daß ihre Thränen reichlicher floſſen. Er ſprach ihr freundlich zu, bis ſie ſo weit ruhig geworden war, um wieder lächeln zu können. Dann ſagte ſie: „Als wir Dich in Rom trafen, wußte ich ja, daß ich für Dich beſtimmt war. Und als ich Dich erſt einmal geſehen, war ich glücklich in meiner Beſtimmung. Unſer gefährliches Spiel, wie Du es mit Recht nannteſt, hätte nach meinem Willen auch ſchon in Rom ſein Ende gefunden, aber die Mutter wollte erproben, ob Deine Liebe zu mir wahr und innig ſei. Wir wußten um Deine Nachforſchung, aber wir wußten auch, daß Du uns unmöglich auffinden konnteſt. Die Mutter iſt in ihrer Sorge um mich faſt zu weit gegangen, aber ſie würde ihr Kind nie einem Schönfeld gegeben haben, von dem ſie hätte vorausſetzen können, er erfülle nur die Clauſel jenes Teſtaments, das uns doch am Ende glücklich gemacht. — Iſt es nicht ſo, Arthur?" ſetzte ſie ängſtlich fragend hinzu, indem ſie ihm innig in die Augen blickte.

„Es iſt zu viel in den letzten Tagen auf mich eingeſtürmt," erwiderte er, „als daß ich mich in dieſem Augenblicke ſo freuen könnte, wie ich ſollte. Doch habe ich Dich ja wieder, meine Magdalene, aber verzeihe mir, es wird einige Zeit dauern, wahrſcheinlich nur eine kurze Weile, bis ich meine Liebe zu Magdalene von Werthen auf die Dame von Rittwitz übertragen kann."

„Und Deine arme kleine Frau?“ fragte sie schüchtern.

„Du hast Recht,“ antwortete Arthur, indem er sie sanft und herzlich an sich drückte. Lassen wir das Vergangene vergangen sein. Denken wir nicht mehr an die etwas falsche Magdalene von Werthen in Rom, und ebensowenig an die gespensterhafte Dame von Rittwitz; laß mich nur an mein Glück denken, und das bist Du, mein kleines, liebes, süßes Weib.“

Die Liebenden hatten überhört, daß der wißbegierige Posthalter verschiedenemal geklopft, und als er jetzt seinen Kopf zur Thüre hereinsteckte, um ganz gehorsamst zu melden, daß der Reisewagen des Herrn Grafen angespannt, erlaubte er sich die schüchterne Frage, wohin der Postillon zu fahren habe.

Arthur sah die Gräfin an, und als sie mit leiser Stimme sagte: „Nicht wahr, wir fahren heute Abend nicht weiter in's Land hinein? wir kehren nach der Stadt zurück zu meinem Vater und zu Deiner Wohnung, die ich ja noch nicht kenne?“ da nickte er freudig mit dem Kopfe, und eine Viertelstunde darauf jagten die vier Pferde mit dem Reisewagen des Grafen denselben Weg zurück, den sie vorher gekommen waren.

Der Freiherr von Rittwitz hatte die Freunde des Grafen durch seine lebhafte geistreiche Unterhaltung so zu fesseln gewußt, daß keiner daran dachte, nach dem Diner nach Hause zu fahren. Als eine Stunde vorübergegangen war, proponirte er eine Tasse Thee und eine Partie Whist mit dem Strohmann, die auch, da man doch nichts Besseres mit dem Abend anzufangen wußte, angenommen wurde. Der alte Herr machte dabei die Honneurs so unbefangen, daß man glauben konnte, man sei bei ihm auf Rittwitz. Hatte er es doch sogar verstanden, die kummervolle Miene des Kammerdieners gänzlich aufzuheitern. Während der ersten

zwei Rubber, wo er nicht mitſpielte, ging er in das Schlafzimmer des Grafen Schönfeld, hatte dort eine lange Zeit Gott weiß was getrieben, und als er nun mit dem alten Diener heraustrat, ſtrahlte des Letzteren Geſicht auf eine wahrhaft komiſche Weiſe.

Die drei Spieler waren ſo vertieft, daß ſie nicht einmal bemerkten, wie hierauf der Kammerdiener das Bild der Dame von Rittwitz öffnete, das Original gänzlich weghob, ſo daß das freundliche Geſicht Magdalenens von Werthen wohlthuend aus dem alten düſtern Rahmen herausblickte.

Endlich mußte der alte Herr von Rittwitz in die Partie eintreten; doch war er ſo zerſtreut, daß er, ſonſt ein wortrefflicher Spieler, Fehler über Fehler machte. Hugo von B., der den letzten Strohmann gehabt, ließ ſich an dem Kaminfeuer nieder, und als er wieder hinauf nach dem Bilde der Dame von Rittwitz blickte, konnte er einen Ausruf der Ueberraſchung nicht unterdrücken. Schon erkundigten ſich die Andern nach dem Grunde ſeines Erſtaunens, als ſie mit Befremden bemerkten, daß der Freiherr von Rittwitz mitten in einem ausgezeichneten Spiele ſeine Karten niederlegte, ſich plötzlich erhob und horchte. Das Alles hatte etwas Eigenthümliches, faſt Unheimliches, ſo daß der Legationsrath den Major und dieſer den Legationsrath mit einem ſehr befremdeten Blicke anſchaute. Worauf horchte der alte Herr? — Auf das Sauſen des Windes, auf das Klatſchen des Regens? Sonſt vernahm man nichts. — Und doch, jetzt hörte man weit im der Ferne den luſtigen Ton eines Poſthorns, dann das Rollen eines ſchweren Wagens, und als dies näher und näher kam, wurde der gleichförmige Trab von vier Pferden hörbar, deren Eiſen auf dem Pflaſter klirrten. Lärmend raſſelte und rollte es unter die Einfahrt — und hielt dann plötzlich.

Der Freiherr von Rittwitz that einen tiefen Athemzug; da er aber ruhig ſtehen blieb, ſo machte es der Major, der Legationsrath ſo wie auch Hugo von B., der ſich langſam aus ſeinem

Fauteuil erhoben hatte, ebenso. — Alle blickten in gespannter Erwartung nach der Thür.

Die Portièren wurden vom alten Kammerdiener geöffnet und herein trat Graf Schönfeld, den die drei Freunde schon meilenweit geglaubt. Am rechten Arme führte er eine junge Dame, seine Frau, die schüchtern den Kopf gesenkt hielt. Als sie in die Mitte des Zimmers kam, erhob sie ihr Gesicht, worauf Hugo von B. vor Ueberraschung gegen alle Etikette in seinen Fauteuil zurückfiel, der bedächtige Legationsrath aber einen Ausruf that, wie man sonst nicht gewohnt ist vor Damen zu vernehmen, und der Major laut hinausschrie: „Magdalene von Werthen!“

Arthur weidete sich einen Augenblick an dem Erstaunen und der Ueberraschung seiner drei Freunde, und hatte während dem die Zeit, dem alten Herrn, der ihm entgegen geeilt war, herzlich die Hand zu schütteln. Dann aber stellte er der jungen Dame die Freunde vor und präsentirte darauf seine Frau mit den Worten: „Die Gräfin Schönfeld, mein liebes Weib, bis dahin — — die Dame von Rittwitz.“

Feuerwerker Wortmann.

Erſtes Kapitel.

Unter welchen Umſtänden der Major geboren wurde, und wie der Vater deſſelben in Arreſt kam, weil ſich ſeine Freude über dieſes Ereigniß zu laut geäußert.

Daß ich geboren wurde, wird mir der geneigte Leſer hoffentlich auf's Wort glauben; ich kann für mein Daſein die beſten Beweiſe beibringen, und laſſe mir kein Haar von meiner Exiſtenz wegdiſputiren. Wenn bei meiner Geburt auch keine Zeichen und Wunder geſchahen, wenn dieſelbe weder durch Glockengeläute, Kanonendonner, Illuminationen noch ſonſtige Feſtlichkeiten und Gratulationen gefeiert wurde, ſo war ſie doch von Ereigniſſen begleitet, welche ziemlich bemerkenswerth waren für das Haupt der Familie. Dieſe Würde behauptete damals mein Vater, Friedrich Wilhelm Wortmann, oder wie er in der Brigadeliſte hieß, Wortmann III. Doch braucht man deßhalb nicht an eine fürſt-

liche Abkunft zu glauben; mein Vater hieß einfach Wortmann III, weil es einen Unteroffizier Wortmann I. und II. gab.

Mein Vater war Unteroffizier in der 6. Fußkompagnie der 8. Artilleriebrigade, hatte bereits sieben Jahre gedient, und deßhalb die silberne Schnalle, die er am blauen Bande auf der Brust trug, ferner hatte er eine Frau, und bereits zwei Töchter von fünf und sechs Jahren, als ich Miene machte, in der Welt zu erscheinen. Meine Mutter war Marketenderin der 6. Kompagnie; man muß aber deßhalb nicht meinen, daß sie in Friedenszeiten mit einem Schnapsfläschchen herumgezogen wäre; bei ausbrechendem Kriege würde sie sich vielleicht auch dazu verstanden haben, vorderhand aber hielt sie eine „Restauration" in der Kaserne. Dieß Wort hatte mein Vater auf die Thüre unserer Wohnung geschrieben, ein einziges großes Gemach, wo in einer Ecke die Familie Wortmann hinter einem rothcarrirten Vorhange schlief, der größte Theil aber dem oben genannten Geschäft gewidmet war. Im Hintergrund befand sich ein kleiner Schrank, dessen unterer Theil die festeren Nahrungsmittel enthielt, als Brod, Wurst und Schinken, oben hatte er eine Art Etagere, wo angenehme Flüssigkeiten, als Magen- und Ehestandsbitter, Kornbranntwein, Kümmel und Pomeranzen stand, womit der Soldat, so lange er Geld hat, sein zweites Frühstück zu beträufeln pflegt. Gegenüber befand sich ein großer Kochofen und nicht weit davon ein langer Tisch für wenigstens zwanzig Gäste; denn meine Mutter gab um 12 Uhr Table d'Hôte, das Couvert ohne Wein zu 18 Pfennige, Abends aber wurde nach der Karte gespeist. Daß an der Wand unseres Wohnzimmers das Portrait Sr. Majestät des Königs nicht fehlte, wenigstens ein höchst sonderbarer Kopf, der als Unterschrift besagten hohen Namen trug, brauchte ich eigentlich nicht zu erwähnen.

An jenem Tage nun, wo ich mich anschickte, in der Welt zu erscheinen, war Abtheilungsparade vor einem neu avancirten Major.

In der Restauration mußte deßhalb der Kaffee schon in aller Frühe fertig sein und daher meine Mutter sehr zeitig aufstehen. Doch besorgte sie ihre Geschäfte wie bisher; nur als sie fertig war, als der letzte Mann sein Frühstück eingenommen hatte, als das Horn zum Heraustreten durch die Gänge lärmte, setzte sie sich auf eine kleine Bank, die neben dem Bette stand, faltete die Hände und sagte zu unserer Magd, Babett, während sie an den Himmel schaute — Babett spülte gerade die Tassen —: „Ich will Ihr was sagen, mir wird's ganz krämpfig und wuselig; spring' Sie doch hinüber und hol die Frau Hammer." Das alles habe ich natürlicher Weise nur aus Traditionen, sowie auch, daß die mich speziell betreffende Sache einen höchst ungefährlichen und natürlichen Verlauf nahm. Etwas Eigenthümliches bezeichnet übrigens noch meinen Eintritt in die Welt; als Madame Hammer nämlich droben beschäftigt war, rief die Wache drunten: heraus! Die Musik dröhnte rauschend im engen Kasernenhofe, und unter unserem Fenster sagte ein Unteroffizier der Compagnie: „Jetzt kommt der Major." — — Damit trat ich in die Welt.

Nun hatte mein Vater auch von jeher den sehnlichsten Wunsch gehabt, einen Sohn zu besitzen. Seine beiden Mädchen hatte er sehr lieb, doch zupfte er sie oft an den langen Zöpfen und sagte seufzend: „Wenn mir nur eine von euch den Gefallen gethan hätte, und wäre als Bube auf die Welt gekommen." Der Wunsch meines Vaters war nun also in Erfüllung gegangen, und auch meine Mutter war nicht wenig entzückt darüber. Ja, sie sah recht gläubig der alten Frau Hammer zu, als diese ihren Kalender hervorzog, Datum, Stunde und Himmelszeichen nachsah und befriedigt mit dem Kopfe nickte. „Der Junge," sagte sie, „ist ein Schlaukopf, und hat sich eine gute Zeit erwählt. „Glaub' Sie mir, Frau Wortmann, daß sie ihn draußen mit Musik empfingen, und daß der Unteroffizier im gleichen Augenblicke sagte: da kommt der Major! das hat was zu bedeuten; dem Buben können die

Epauletten nicht fehlen." — „Geb' es Gott," seufzte meine Mutter, worauf sie die Augen schloß und in eine gelinde Ohnmacht verfiel.

Babett aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Versuch zu machen, meinen Vater schon während der Parade auf eine schickliche Art von seinem Glück und meiner Ankunft in Kenntniß zu setzen. Zuerst trat sie an's Fenster und blickte in den Hof hinab, wo das Militär in Reih' und Glied aufgestellt war. Wohl sah sie meinen Vater, doch hatte er auf Kommando die Augen rechts gewendet, und nichts wäre im Stande gewesen, ihn ohne Befehl geradeaus sehen zu lassen. Endlich aber kam dieser Befehl, worauf mein Vater einen Augenblick flüchtig nach dem Fenster seiner Wohnung blickte. Babett wollte ihm nun telegraphiren, meine Mutter habe sich niedergelegt, zu welchem Ende sie den Kopf in die Hand legte und die Augen schloß. Ob das nun mein Vater verstanden, weiß ich nicht, die Magd nahm es aber an, und um hierauf das Geschlecht des Neugeborenen näher zu bezeichnen, hob sie ein Paar alte Hosen meines Vaters an dem Fenster in die Höhe. Dieß Zeichen aber verstand er gar nicht, vielmehr schien er zu glauben, er habe statt seiner Paradebeinkleider ein Paar andere angezogen, und blickte deßhalb erschrocken auf seinen Anzug nieder, was ihm vom zugführenden Lieutenant einen gelinden Verweis eintrug.

Hätte sich Babett mit ihrem Telegraphiren begnügt, so wäre es dabei wohl geblieben; da sie sich nun aber einmal in den Kopf gesetzt hatte, ihrem Herrn die Nachricht von meinem Erscheinen und seinem Glück ohne Verzug zu melden, so eilte sie in den Kasernenhof hinab, schlich sich um die Front herum, und zupfte den kleinen Hornisten, der hinter meinem Vater stand, am Rockschoß, ihm die wichtige Nachricht zuflüsternd. Der kleine Hornist hatte hierauf nichts Eiligeres zu thun, als sich seinem Unteroffizier zu nähern und ihm leise zu sagen: die Frau Unter-

offizier droben habe so eben ein Kind gekriegt, und es sei ein Bube. Nun gibt es aber selbst im Leben eines königlichen Unteroffiziers Augenblicke, wo alle Bande der Subordination nicht im Stande sind, einen Ausruf des Schreckens oder der Freude zu unterdrücken. Dem Unteroffizier Wortmann ging es gerade so, und durch die feierliche Stille, die gewöhnlich bei dem großen Moment herrscht, wenn der inspicirende Offizier Montur, Lederzeug und Waffen untersucht, vernahm man plötzlich den ziemlich lauten Ruf: „Himmelsakerment! das ist ein Vergnügen."

Der kleine Hornist prallte erschreckt zurück, und mein Vater, sich seines Verbrechens klar bewußt, stand wie eine Bildsäule, ohne ferner eine Muskel des Gesichtes zu rühren. Während der Parade wurde der ungeheure Frevel nicht geahndet, als aber der Major die Kaserne verlassen hatte, als die Compagnie meines Vaters, welche die Wache zu geben hatte, noch allein drunten stand, trat der Hauptmann vor die Front, legte beide Hände über die Stelle seines Körpers zusammen, wo er einen Bauch hätte haben können, riß die Nasenlöcher auf, wobei sich sein struppiger Bart drohend in die Höhe kehrte, und sagte mit einem Blick himmelwärts: „So was ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Unteroffizier Wortmann, ist Er denn rein des Teufels?" Mein Vater wollte sich entschuldigen, doch fuhr der Hauptmann zornig fort: „Halten Sie gefälligst Ihr Maul, Herr·r·r Unteroffizier Wortmann! Ich sehe Ihrem ganzen Habitus an, Sie haben heute Morgen wieder einmal zu stark gefrühstückt. Bei einer Parade vor dem Herrn Oberstwachtmeister mit „Himmelsakerment" dreinfahren! Ist so was in der ganzen Weltgeschichte erhört? Sehen Sie, meine Herren," sprach er leiser zu den Offizieren, die ihn schaudernd umstanden, „das hätte man zu meiner Zeit thun sollen. Da hätte mein ehemaliger Hauptmann so einen Mann augenblicklich aus dem Glied nehmen und hätte ihm vor der ganzen Compagnie plein pouvoir geben lassen. Es ist nicht

Klingelſchnüre ab, wer warf keine Laternen ein und ſpannte in der Dunkelheit nicht Schnüre über die Straßen? Gewiß Niemand, der nicht ſpäter ein tüchtiger Staats-Beamter oder ſonſt etwas Rechtes wurde.

Auch der Liebe zarte Blüthe treibt zuweilen, aber als ſchüchterne Spezies die erſten Früchte, der junge Menſch erkieſt ſich eine geſpielende Schweſter zu ſeiner Auserwählten und um ihr zu gefallen, ſucht er einen Ruhm darin unter den Flegeln ſeiner Bekanntſchaft der Flegelhafteſte zu ſein. Natürlich iſt ſie dem Starken, iſt ſie dem Raufer hold und triumphirend kommt er mit einem blauen Auge, mit einer dick aufgelaufenen Naſe nach Hauſe; auch liebt ſie die Blumen und des Vaters prachtvolle Roſen werden zu einem ungeheuren Blumenſtrauß vereinigt. Die Tante wird achtungsvoller behandelt, denn er muß ihre Hülfe in Anſpruch nehmen, er ſchwatzt ihr eine goldene Troddel ab, um ſie der Geliebten in das Haar zu heften, er führt die Auserkohrene in ihr Zimmer und bittet ſie, die Fetzen ihres Kleides, die beim Umherſpringen im Garten an einem Dornenbuſch hängen blieben, wieder zu einem zierlichen Ganzen zu vereinigen. Liebesbriefe werden ebenfalls geſchrieben, doch hat der Vater dieſe Federübungen entdeckt und handgreiflich und ſtrenge beſtraft; ſie unterbleiben deshalb nach dieſem erſten Verſuch, auch iſt die Geliebte untreu geworden, denn ſie hat mit dem Sohne des

meine Schuld, daß sich die Zeiten geändert. — Herr Lieutenant von Schwenkenberg," fuhr er darauf lauter fort, „der Unteroffizier gehört zu Ihrem Zuge, strafen Sie ihn, damit er sich nicht mehr untersteht, die feierliche Stille einer Parade zu unterbrechen. — Ich sage Ihnen, plein pouvoir hätte er gekriegt." Damit fuhr er zum Kasernenhofe hinaus, begleitet vom ersten Lieutenant der Compagnie. — Er war ein heftiger Mann, der Capitän, hätte seinem Dienstalter nach schon längst Major sein können, und war deßhalb, so oft ein neuer Vorgesetzter erschien, von der allerschlechtesten Laune.

Einen starken Gegensatz zu ihm bildete der Zugführer, Lieutenant von Schwenkenberg. Es war das ein langer, schlotteriger Offizier, dem der Schneider keine Uniform eng genug machen konnte; jeder Rock hing in verdrießlichen Falten von seinen Schultern herab wie von einem Kleiderständer, und dazu war keine Halsbinde so hoch, um seinen Hals gehörig zu bedecken, was der ganzen Figur wenig Soldatisches gab. Seinen Degen trug er so locker, daß die Spitze der Scheide beständig mit seinen Stiefelabsätzen zusammenschlug, wozu auch sein Gang nicht wenig beitrug; denn er schwankte wie eine lange Signalstange bei starkem Winde. Seine Redeweise paßte übrigens vortrefflich zu seinem Aeußern, er sprach so langsam und schleppend wie möglich, und um sie schriftlich richtig auszudrücken, hätte man zwischen jedes Wort einen Gedankenstrich setzen müssen. „Na, — Sie haben es gehört, Unteroffizier Wortmann," sagte er, „wenn ich — auch freilich — nicht so sehr — von der Heiligkeit — einer Parade überzeugt bin, — wie der Herr Hauptmann, — so begreife ich — doch nicht, wie es einem — gedienten Unteroffizier — einfallen kann, während des Stillstehens — laut zu sprechen. — Was haben Sie eigentlich gesagt?"

Mein Vater wollte etwas erwidern, doch unterbrach ihn der Lieutenant, indem er fortfuhr: „Nun ja, Sie haben gesakermentert

— das kann in der Welt schon vorkommen, — selbst im Gliede denkt man zuweilen so etwas, — wenn es lange dauert, — wenn Einem der Schuh drückt — oder ein Floh sticht, — — ich kenne das, aber laut werden darf man es nicht lassen. Und wer es doch laut werden läßt, — der verdient Strafe. — — Sie haben das gethan, — und ich kann nicht weniger thun, — als Ihnen dafür eine — Strafwache zu geben. Beziehen Sie also sogleich die Kasernenwache, und damit Punktum. — Auseinandertreten! — in die Kaserne."

So feierte denn mein Vater meinen Eintritt in die Welt mit einer Strafwache, woran ich die unschuldige Ursache war. Dabei hatte der Unteroffizier Wortmann auch noch so viel Pflichtgefühl, daß er vom Kasernenhofe direkt in die Wachstube gieng; den kleinen Hornisten schickte er hinauf, ließ meiner Mutter vermelden, was sich zugetragen, und bat zu gleicher Zeit, ihm den Neugeborenen, wenn es thunlich sei, später auf ein paar Augenblicke herunter zu bringen.

Unterdessen hatte Babett einen Zettel an die Stubenthüre geklebt, auf welchem zu lesen stand, es werde heute kein Mittagstisch gehalten, zum Abend aber gebe es Kartoffeln mit Speckſauce. Gegen 3 Uhr desselbigen Tages wurde ich denn, dem Befehl meines Vaters gemäß, hinunter in die Wachstube getragen. Glücklicher Weise war es ein warmer Maitag, auch hatte mich Madame Hammer tüchtig eingewickelt. In der Wachstube drunten qualmte ein ziemlich schlechter Tabak, doch hustete ich nicht im Geringsten, was mein Vater als eine gute Vorbedeutung nahm, daß ich später etwas Tüchtiges werde ertragen können. Man legte mich auf den Tisch, schob mir das Ende eines der Wachtmäntel unter den Kopf, und dann wurde ich von sämmtlichen Anwesenden nach Gebühr betrachtet und gelobt. Madame Hammer versäumte nicht, meinen Eintritt in die Welt unter rauschenden Musikklängen gehörig zu schildern, und als sie erzählte, Unteroffizier Kübeck habe in diesem

Augenblicke gerufen: dort kommt der Major! so rieb sich mein Vater vergnügt die Hände, und der Compagnieschneider, ein etwas liederliches Subjekt, welcher ebenfalls eine Strafwache hatte, meinte, es könne nicht ausbleiben, aus mir müsse einmal was Großes werden. Den Soldaten gefiel das ebenfalls absonderlich gut, und wie oft kleine Ursachen Schuld daran sind, daß man einen Beinamen erhält, der einem Zeitlebens bleibt, so nannten sie mich Wortmann's Major oder auch schlechtweg den Major, unter welchem Namen ich bald in der ganzen Kaserne bekannt wurde. Unmöglich kann ich hierbei übergehen, daß dieser Beiname später zu sonderbaren Verwechslungen häufig Veranlassung gab, und zuweilen einem unschuldigen Soldaten einen strengen Verweis, wenn nicht eine Strafe eintrug. Der Hauptmann hatte gut verbieten, mich nicht mit dem Namen des Vorgesetzten zu benennen; dies Verbot wirkte gerade entgegengesetzt, und man konnte häufig hören, der Major sei ein ganz nichtsnutziger Kerl, und er habe z. B. in Nr. 24 eine Fensterscheibe eingestoßen. Das Schlimmste aber passirte einem armen Rekruten. Ich war damals drei Jahre alt, und da Noth kein Gebot kennt, ich auch den Unterschied zwischen einem gewissen Orte und der Kasernentreppe noch nicht vollkommen zu würdigen verstand, so passirte mir eines Tages auf letzterer etwas Menschliches, wenige Augenblicke vorher, als der Hauptmann dieselbe betrat. Natürlich war sein Zorn über alle Beschreibung. Der unglückliche Treppenkalfakter du jour — so hieß der Mann, welcher reinigen mußte, — wurde augenblicklich citirt. Der Hauptmann schrie ihn nach seiner gewohnten Weise an, worauf Jener in großer Verlegenheit erwiderte: das werde wahrscheinlich der Major wieder einmal gethan haben. — Ein kleiner Arrest war sein Loos.

Der Tag meiner Geburt sollte übrigens für meinen Vater noch recht unangenehm werden. Als ich in der Wachstube auf dem Tische lag und betrachtet wurde, führte das Unglück abermals

den Hauptmann in die Kaserne; vielleicht hätte er nichts Unrechtes bemerkt, doch fing ich in dem Augenblicke, als er an der Wachstubenthür vorbeischritt, mörderlich an zu schreien, weßhalb er eintrat, mit zusammengeschlagenen Händen die Entweihung des Lokals gewahr wurde, und meinem armen Vater einen vierundzwanzigstündigen Arrest dictirte, zu dem er auch sogleich abgeführt wurde. Doch bestand er seine Strafe guten Muthes, in der Freude des Herzens, daß ich, sein Stammhalter und Erbe geboren sei.

Zweites Kapitel.

Von der Jugend des Majors, auch von der Miranda und der Montirungskammer. Ferner kleine Ursachen und große Wirkungen. — Frau Unteroffizier Wortmann zankt sich mit dem Hauptmann, in Folge dessen Herr Unteroffizier Wortmann aus dem Dienste kommt und eine gute Anstellung erhält.

Die ersten Jugendjahre aller Kinder gleichen sich mehr oder minder; es ist das in vieler Beziehung eine glückliche Zeit, kommen doch hier noch keine Standesunterschiede zum Vorschein, und ob der Vater Minister ist oder Tambour, das hat da nicht viel zu bedeuten. Gleiche Leiden und Freuden umschlingen die ganze junge Generation, und dem Armen schmeckt sein Apfel und sein Schwarzbrod eben so gut wie dem Reichen das Stück Biscuittorte, welches nur den Vorzug hat, daß es dem Betreffenden vielleicht seinen kleinen Magen verdirbt. Die Spiele dieser Zeit sind fast überall die gleichen, und wenn man sich als Räuber und Gensdarmen in einem Sandhaufen herumwälzt, so ist es gleichgiltig, ob die Höschen von feinem Tuch sind, oder fadenscheinig und hie und da mit kleinen Offenherzigkeiten geschmückt.

Wer die Neigung aller kleinen Knaben ruhig beobachtet, der

ſieht bei faſt allen die große Vorliebe für Trommel und Gewehr, überhaupt für alles Militäriſche, und wird zugeſtehen müſſen, daß, was dieſen Punkt anbelangt, ein Kind, welches in der Kaſerne geboren und dort ſeine Kinderjahre verſpielen darf, ein glückliches genannt werden kann. Daß ich ſtets eine große Schaar kleiner Freunde um mich hatte, welche mit unendlichem Glück an allen den geheiligten Orten ſpielten, die ich als Sohn meines Vaters betreten durfte, wird mir Jeder glauben.

Da war der Geſchützſchuppen im Hofe, deſſen Thor freilich faſt beſtändig verſchloſſen war, doch krochen wir zu einem kleinen Fenſter der Hinterſeite hinein, und waren glücklich und ſelig, wenn wir hier, ohne beunruhigt zu werden, ganz im Geheimen ſpielen konnten. Da ſtanden die 6- und 12pfündigen Kanonen und Haubitzen ſo ruhig bei einander, die metallenen Rohre glänzten und waren tief herabgeſenkt, ſo daß es ausſah, als dächten ſie an Vergangenheit und Zukunft. Wir halfen ihren Träumereien nach, indem wir wie eine Schaar kleiner Kobolde um eines der Stücke ſchwärmten, es auf allen Seiten erkletterten, uns rittlings auf das Rohr ſetzten, es mit unſern kleinen Ferſen ſpornten, und ihm die Commando-Worte zuriefen, die wir tagtäglich vor unſern Fenſtern hörten — Batterie Marſch! — Batterie Galopp! — Batterie Halt! — mit 6löthigen Kartätſchen geladen! — Feuer - r - r - r - r! Am liebſten übrigens erkletterten wir eine der coloſſalen Deichſeln, um ſie durch das Gewicht unſeres Körpers nach und nach in Bewegung zu ſetzen; das gelang uns dann auch nach den angeſtrengteſten Bemühungen, und unſere Freude war nicht gering, wenn die Deichſel ſich langſam auf und ab wiegte, wenn das ganze Geſtell krachte, und die Ketten der Protze anfingen leiſe zu raſſeln und zu klingeln. Doch war es ein Moment der höchſten Aufregung, wenn einer von uns ſelbſt ſchaudernd zu ſagen wagte, „paßt auf — paßt auf — jetzt wird die Kanone lebendig und fährt davon," ſo purzelten wir Alle vor

Angſt von der Deichſel herab, und ſuchten eilig das Freie zu gewinnen, was uns aber nicht abhielt, ſchon am andern Tag das gleiche Spiel wieder auf's Neue zu beginnen. Dabei hatte Jeder ſein Lieblingsgeſchütz, das er ſein eigen nannte. Meine Freundin war eine 7zöllige Haubitze, die Miranda, zu der ich ſchon als kleines Kind, ich weiß nicht aus welchem Grunde, eine beſondere Zuneigung gefaßt hatte; da ſie ein Manövrir-Geſchütz war, wurde ſie ſelten zum Exerciren herausgezogen, und blieb meiſtens im hinterſten Winkel des Schuppens ſtehen. Schon als vierjähriges Kind gelang es mir vollkommen, ſie vermittelſt der Räder zu erklettern, den Mundpfropfen loszuſchnallen, worauf ich alsdann die Höhlung des Rohrs zu einer kleinen Vorrathskammer benützte, wo ich meine kleinen Reichthümer, wie Bindfaden, Papierſchnitzel, Aepfel und ſonſtiges Obſt, zu verwahren pflegte. Ich erinnere mich noch ſehr genau meines grenzenloſen Jammers, als ich eines Morgens in den Geſchützſchuppen trat und ſah, daß die Miranda fehlte. Lange tröſtete mich die Mutter und Babett vergeblich, indem ſie ſagten, die Haubitze würde ja in ein paar Stunden zurückkommen, weinend ſetzte ich mich an's Kaſernenthor und wartete mehrere Stunden, bis ich die Batterie ſchon von Weitem auf dem Pflaſter einherraſſeln hörte. Ich lief ihr entgegen, und wäre in der Freude meines Herzens faſt unter die Pferde gerathen. Doch gewann ich durch den Beweis der Anhänglichkeit die Gunſt des Capitäns, welcher bis dahin dem kleinen Major nicht recht gewogen war; er gab lachend zu, daß mich die Bedienungsmannſchaft der Miranda innerhalb des Kaſernenthors auf das Rohr ſetzte, und ich ſomit triumphirend einziehen durfte, zum nicht geringen Schrecken meiner Mutter, die am Fenſter ſaß und ihre Hände über dem Kopf zuſammenſchlug; die Miranda nämlich war ſtark im Feuer geweſen, mit ſchwarzem Pulverſchleim und Staub bedeckt, das ſich nun begreiflicher Weiſe meinen weißgewaſchenen Hoſen mittheilte. Der Capitän aber lachte, als er vom Pferd

ſtieg, und meinte, es ſei gut, wenn ein Soldatenkind ſchon in der früheſten Jugend Pulver zu riechen bekäme.

Ein anderer Spielplatz meiner Jugendzeit, der eben ſo große Freuden bot als der Geſchützſchuppen, war die Montirungskammer, ein großer halbdunkler Saal, wo Uniformen, Säbel, Helme, kurz alle Beſtandtheile des militäriſchen Anzuges in unabſehbarer Reihe durcheinander hingen; uns hier herum zu treiben war uns übrigens nicht häufig vergönnt, denn der Verwalter aller dieſer Herrlichkeiten, der Capitän d'Armes, ein alter grämlicher Unteroffizier, hatte neben dem Tiſche, wo er ſeine Bücher eintrug, einen tüchtigen Fahrer-Kantſchuh hängen, den er grimmig ſchwang, wenn wir uns zu ungeeigneter Zeit der Kammer näherten. Doch gab es auch Momente, wo wir von ihm geduldet wurden, und wo er uns ſogar erlaubte, mit alten Säbeln und Piſtolen zu ſpielen, die roſtig, ihre Säuberung erwartend, in einem Winkel bei einander lagen. Ungerufen durften wir nie erſcheinen; wenn aber der Capitän d'Armes gut gelaunt war, und uns ſo mit ſehnſüchtigem Blicke an der Thüre lehnen ſah, ſo ſagte er zuweilen: „na ihr dürft kommen, ihr Grobzeug,“ und dieſer freundlichen Einladung folgten wir auf's Bereitwilligſte.

Der Verwalter der Kammer hieß Leopold; ob das ſein bloßer Vorname oder auch der Name ſeiner Familie war, habe ich nie erfahren können, denn er liebte es nicht, von ſeinen Angelegenheiten zu ſprechen. Seinen Kameraden aber mochte der Name Leopold zu lang oder zu vornehm klingen, weßhalb ſie ihn in Poltes umgewandelt hatten, eine Abkürzung, die er ſich auch gefallen ließ, und die auch ſpäter auf den Zettel an ſeiner Stubenthür, ſowie in ſein Löhnungsbuch übergegangen war.

Unteroffizier Poltes mochte ein ſtarker Vierziger ſein, hatte in ſeinem Leben viel durchgemacht, und in ſeiner Jugend ziemlich ſtark getrunken, und die Folge hievon war, daß er, wie er ſelbſt zu ſagen pflegte, jetzt, obgleich im beſten Mannesalter, doch ſchon

complet fertig sei. Er war groß und hager, hatte eingefallene Wangen, die meistens stark und unheimlich geröthet erschienen; dabei hustete er beständig leicht und trocken, und seine Stimme klang meistens heiser und unverständlich. Wenn er in der Kammer beschäftigt war, so hatte er meistens ein rothseidenes Taschentuch um den Kopf gebunden, und schritt abwechselnd, vor sich hin pfeifend und hustend an den langen Reihen der Uniformen, bald dieß, bald das nachzählend, auf und nieder.

Wenn ich ihn allein in der Kammer sah, und ihm schüchtern guten Tag sagte, so gab er mir meistens die Erlaubniß hereinzukommen. Unteroffizier Poltes war nämlich nicht gerne allein, und wenn er keine andere Gesellschaft haben konnte, so nahm er mit mir, dem kleinen Buben, vorlieb, an den er nun das für mich unverständlichste Zeug hinsprach. „Ja, ja, Major," fing er gewöhnlich seine Reden an, „es sind schlechte Zeiten, und die Hühner gehen barfuß; sieht Er, Major, mich sollte es gar nicht wundern, wenn Ihm noch einmal in Seinem künftigen Leben Dinge passirten, von denen Er sich jetzt gar nichts träumen läßt."

„Was für Dinge, Unteroffizier Poltes?" — „Dinge, Herr Major, die ganz absonderlich sind; wenn auch keine Zeichen und Wunder mehr geschehen, so kommt doch Manches anders, als man denkt; als ich so alt war wie Er, na da dachte ich mir: vier Pferde für Dich später zum Fahren, das wäre verdammt wenig, und jetzt zähle ich alte Uniformen." Darauf pfiff er, und fuhr dann brummend fort: „Ja ja, es ist eine merkwürdige Zeit, man hat Beispiele von Exempeln, daß alte Schornsteine einstürzen, Ziegen crepiren, Kuhschwänze dagegen wackeln und doch nicht abfallen — Pfui Teufel!" —

Auf diese Offenbarungen horchte ich mit offenem Munde, während ich neben ihm hertrippelte, meine Hände beständig auf dem Rücken zusammengelegt.

Nebenbei war mir aber der Unterofgzier Poltes von großem

Nutzen, denn er gab sich mehrere Stunden des Tags mit meiner Erziehung ab, und lehrte mich in kurzer Zeit ziemlich fertig lesen und schreiben, namentlich aber rechnen, und letzterer Unterricht wurde auf der Montirungskammer praktisch betrieben. Da mußte ich Säbel zählen, Knöpfe aussuchen und nach der Nummer, die auf ihnen stand, in Haufen von 10 und 100 zusammentragen.

Machte ich meine Sache einmal sehr gut, so schenkte mir Poltes einen Pfennig, war ich aber recht unaufmerksam, so pflegte er zu sagen: „Soldatenkinder und Erlenholz wächst auf keinem guten Grund — Du bist eigentlich nicht Schuld daran, daß bei der Geburt Deines Vaters schon geschossen wurde — na, es wird schon kommen — Haselholz wächst immer frisch und lustig nach, und Deine künftigen Lehrer werden auch hoffentlich Augenblicke haben, wo ihnen die Finger verdammt jucken." —

Man muß übrigens nicht glauben, daß ich meinen Unterricht vernachläßigt hätte, im Gegentheil, sobald ich das fünfte Jahr erreicht hatte, wurde ich in eine Knabenschule geschickt, und mein Vater machte sich ein großes Vergnügen daraus, zu Hause meine Aufgaben mit mir durchzugehen.

Ueberhaupt war mein Vater, Unteroffizier Wortmann, ein in jeder Hinsicht sehr respektabler und namentlich ein tüchtiger, ja vortrefflicher Soldat. Streng im Dienst war er bis zum Exceß, das Exerciren verstand er wie Keiner, und sein Lederzeug war immer so im Stande, daß es häufig nicht nur der ganzen Batterie, sondern der ganzen Abtheilung zum Muster vorgelegt wurde. Obgleich seine Korporalschaft die musterhafteste war, und er auch über die Faulen und Nachläßigen ein eisernes Scepter schwang, so daß die Burschen in Angst geriethen, wenn der Unteroffizier Wortmann nur in's Zimmer trat, so war es doch höchst eigenthümlich, daß er nicht im Stande war, bei uns zu Hause auch nur einen Schein von der Herrschaft auszuüben, die ihm als Familienvater und Chef des Hauses doch wohl gebührt hätte.

Und, wenn ihn meine Mutter an den häuslichen Tugenden, Fleiß, Sparsamkeit, Reinlichkeit, übertroffen, ja, auch nur erreicht hätte, so würde man die unbegrenzte Herrschaft, welche sie ausübte, einigermaßen erklärlich gefunden haben. Leider kann ich aber, was meine Mutter anbelangt, nur berichten, daß sie das Gegentheil von den eben angeführten häuslichen Tugenden besaß. Mama war, wie die Leute behaupteten, eine recht hübsche Frau, doch that sie gar nichts, um ihr Aeußeres in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, und wenn sie einmal einen Versuch machte, z. B. ihr Haupt vermittelst einer Haube mit langen und bunten Bändern zu schmücken, so stach dagegen ihr sehr unscheinbares Kleid, sowie die niedergetretenen Schuhe, auf's Unangenehmste dagegen ab. Daß ihre Wirthschaft vortrefflich ging, war die Schuld eines Monopols, welches der Kapitän meiner Großmutter, der Frau des Feuerwerkers, einstens verliehen, das auf die Tochter übergegangen war, und von meinem Vater erheirathet wurde. Wenn man übrigens die Leute der Batterie in ihren ungenirten Gesprächen belauschte, so konnte man erfahren, daß der Kaffee in unserer Restauration ganz scheußlich sei, daß dem Brod und der Wurst meistens die jugendliche Frische mangele, ja man hörte offen den schrecklichen Verdacht aussprechen, als seien Suppe und Kartoffeln statt mit Butter mit einem Stücke Talglicht geschmelzt. Zuweilen war es vorgekommen, daß irgend ein guter Freund des Vaters, Bombardier oder Unteroffizier oder ein sehr verwegener Geselle der Korporalschaft, sich unterstanden, bescheidene Vorstellungen wegen sehr mangelhafter Speisen und Getränke zu machen, doch war dieß den Betreffenden meistens sehr schlecht bekommen, meine Mutter hatte denselben zuerst eine tüchtige Standrede gehalten, und dann ein- für allemal den Eintritt in die Restauration verboten. Der einzige Mensch, mit dem sie übrigens nicht fertig wurde, war der Unteroffizier Poltes, auch glaube ich, daß für diesen besonders gekocht wurde, soviel war sicher, daß er seinen

Nachbars und deſſen Familie eine Landparthie gemacht.

Demgemäß aber iſt das Herz des jungen Flegels zerriſſen von Lieb' und Eiferſucht, es tobt noch einmal ganz gewaltig, bekommt zur Strafe ſeiner Unarten zu Hauſe häufig nichts zu eſſen, das Taſchengeld, welches ihm der Vater entzieht, wird ihm aber durch der Tante wiedererwachte Zärtlichkeit doppelt erſetzt. Er trinkt ſehr viel Bier, geräth in kleine Schulden und lernt einſehen, daß er ein anderes Leben anfangen muß. Er hat ausgetobt und ausgegohren und der Wein ſeines Lebens, bis jetzt eine trübe unerquickliche Maſſe, beginnt ſich zu einem klaren Getränke abzuſetzen.

Wie der geneigte Leſer durch meine offenherzigen Bekenntniſſe erfahren, ſo hatte ich meine erſten Flegeljahre in dem Reißmehl'ſchen Hauſe nach allen Dimenſionen durchgemacht und der Theil lag hinter mir. Doch giebt es im Leben manches Menſchen noch eine zweite Reihe von Flegeljahren, die, obgleich ſie nicht mit ſo heftigen Erſcheinungen, wie die erſten auftreten, doch verderblicher auf Seele und Leib wirken können. Um das Gleichniß vom Wein wieder aufzunehmen, giebt es eine Zeit im Jahr, wenn draußen in der Natur der Frühling erſcheint, neues ſaftiges Grün anſetzt, Tauſende von Blumen emporſproſſen, wenn ein neuer kräftiger Lebenshauch dahin ſtrömt und durch die würzige Luft

Schnaps nie aus der allgemeinen Flasche erhielt. Vor ihm allein scheute sich meine Mutter, und sein Eintritt in die Stube konnte den gewaltigsten Strom ihrer Rede hemmen, dann brach sie plötzlich ab, riß heftig an ihren Haubenbändern, und sagte: „schon gut, ein ander Mal mehr davon."

Kam Poltes zu einer häuslichen Scene, welche Mama mit Papa hatte, so ermannte sich der Letztere anscheinlich, dann zog er beide Hände in die Aermel der Uniform hinein, wie er zu thun pflegte, wenn er bei der Korporalschaft in Zorn gerieth; Poltes setzte sich alsdann neben ihn auf die Bank, und während er seinen Schnaps trank, stieß er meinen Vater von Zeit zu Zeit mit den Ellbogen in die Seite, und munterte ihn dergestalt auf, das Gefecht fortzusetzen. Daß meine Mutter gegründete Ursache gehabt hätte, mit meinem Vater häufig dergleichen Scenen aufzuführen, glaube ich nicht, denn der Unteroffizier Wortmann war, wie ich schon früher bemerkt, ein Muster sowohl als Soldat, wie auch als Mensch; Mama aber schien sich in ruhiger Atmosphäre nie wohl zu fühlen, und stürmische Luft war zu ihrer Existenz nothwendig; dabei hatte sie ein merkwürdiges Gedächtniß für die Schwächen ihrer Nebenmenschen, und obgleich sie von Herzen gewiß nicht böse war, ja eigentlich ein gutes Gemüth hatte, so war es ihr unmöglich, irgend Jemand etwas Angenehmes zu sagen. Die Kanoniere kannten sie schon, und wußten, wenn sie Morgens zum Kaffee in die Restauration kamen, daß ihnen alsdann ihr ganzes Sündenregister in schauerlicher Wahrheit vor Augen geführt werde. Da saßen sie harmlos bei einander in ihren Stalljacken, und während Babett Kaffeebrod und Butter zutrug, stand meine Mutter an ihrem Kochherde, der sich in der Stube befand, und bereitete die Portionen zu.

„Weißbrod und Butter für Linsemann," sagte Babett. Meine Mutter schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Linsemann braucht weder Weißbrod noch Butter, da ist Kaffee für ihn, er

ſoll von ſeinem Commisbrod dazu eſſen." — „Aber ich bezahle es baar," ſagte Linſemann patzig, indem er die Jacke aufknöpfte und eine kleine lederne Taſche hervorzog, die ſein Geld enthielt. Meine Mutter ſchüttelte abermals mit dem Kopfe, — „ſpar' Er ſeine Pfennige, Linſemann," ſagte ſie, „Er weiß wohl, wo Er ſie anbringen kann, — Gott im Himmel, würde ich mich doch ſchämen, in Stiefeln herumzugehen, die nicht bezahlt ſind; meint Er, der Schuſter brauche nicht auch ſein Geld? Aber da heißt's nur machen laſſen, Butterbrod eſſen, Schnaps trinken, überhaupt luſtig gelebt und ſelig geſtorben, iſt dem Teufel die Rechnung verdorben; — aber ich will dazu nicht helfen, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen." Die Kanoniere lachten und ſchwiegen, was übrigens Madame Wortmann durchaus nicht beſänftigte, wenn ſie einmal ihren ſchlimmen Morgen hatte. „Ueberhaupt," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „geht es mit der ganzen Batterie rückwärts — iſt doch bei Euch von Zucht und Ordnung gar keine Rede mehr; ſchade, daß ich nicht Unteroffizier geworden bin, ich wollte Euch ſchuhriegeln. Oder hätte ich etwa nicht das Recht dazu? he!" ſagte ſie, indem ſie die Arme in die Seite ſtemmte, da Niemand eine Antwort gab.

„Meint Ihr, ich höre es nicht mit meinen leiblichen Ohren, wie Ihr es des Abends treibt, und ohne Schuhe die Treppe hinabſchleicht, nachdem die Zimmerviſitation vorbei iſt. Wo treibt es Euch hin? — draußen in's Bierhaus. — Was treibt Ihr da? — die paar Groſchen verſaufen, die Ihr ſo nothwendig brauchtet, um Eure Hemden flicken zu laſſen."

Wenn Mama ſo in Eifer gerieth, ſo hielt ſie immer eine Art Kapuzinerpredigt, und am Ende ſagte ſie meiſtens achſelzuckend, natürlicherweiſe mit andern Worten:

Aber wie kann man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergerniß von oben.

„Euch kann man es eigentlich nicht ſo übel nehmen," ſprach ſie dann, „wie ſollte eine Ordnung in die Batterie kommen, wenn

der Erſte am liebſten mit der Flaſche exercirt, der Zweite immer in ſtummem Zorne das Maul hält, als wenn er berſten wollte, der Dritte aus lauter Faulheit nie das ſagt, was er ſagen will, und der Vierte endlich gar Nichts iſt, als ein überzogenes Stück Watte, mit wohlriechendem Waſſer begoſſen.“ Dabei muß ich übrigens ſagen, daß Madame Wortmann die Offiziere nur alſo claſſifizirte, wenn ſie mit ihrem Mann und Poltes allein war. Den Capitän, den wir bereits kennen lernten, haßte ſie unbeſchreiblich; daß er meinem Papa am erſten Geburtstag ihres Sohnes eine Strafwache dictirt und in Arreſt geſchickt, konnte ſie ihm nie verzeihen; und auch ſonſt noch hatte es der Capitän nie daran fehlen laſſen, mit ſeiner erſten Marketenderin häufig Streit anzufangen. Hatte ein Soldat graues Lederzeug, oder daſſelbe unſauber lackirt, ſo brüllte der Hauptmann vor unſern Fenſtern ſo laut, daß es Mama nothwendig hören mußte. — „Wo hat Er ſeine Tonkugeln und ſeinen Lack gekauft? — wahrſcheinlich bei der Wortmann, und daß die nichts Geſcheidtes hat, iſt weltbekannt.“

Einmal hatte der Lieutenant von Schwenkenberg, der uns überhaupt gewogen war, die Partie meiner Mutter genommen, und geſagt: „Na — Herr — Hauptmann — nehmen — Sie — es — mir — nicht — übel, — aber — das — Material — von — unſerer — Marketenderin — muß — doch — gerade — nicht — ſo — ſchlecht — ſein, — denn — deren — Mann, — der — Unteroffizier — Wortmann, — hat — unſtreitig — immer — das — beſte — Lederzeug — und — die — ſauberſte — Lackirung.“

„Ei, Herr Lieutenant von Schwenkenberg,“ hatte darauf der Capitän giftig erwidert, „was Sie nicht Alles zu beurtheilen verſtehen; der Unteroffizier Wortmann haben Sie geſagt? freilich das iſt ein geſcheidter Mann, der kauft Tonkugeln und Lack anderswo, ein braver Mann, ein geſunder Mann — behilft ſich anderswo.“

Unglücklicherweiſe hatte meine Mutter, da ſie am offenen Fenſter ſaß, dieſes Wort vernommen, ſie ſetzte ihre beſte Haube auf mit langen blutrothen Bändern, und da ſie ſich eben nicht die Zeit nahm, dieſelbe zuzuknüpfen, ſo flatterten ſie wie Schlangen um das Haupt der Meduſa hinter ihr drein, als ſie in höchſter Entrüſtung die Treppe hinabrauſchte, um vor den Chef der Batterie zu treten.

Leider mußte ſie noch warten, bis der Appel vorüber war, und da während deſſelben noch ein Bombardier krank gemeldet wurde, ſo trug es nicht zu ihrer Beſänftigung bei, daß der Capitän ſagte: „So — N. iſt krank, — was fehlt dem N.? er wird ſich wahrſcheinlich in der Wortmann ihrem vergifteten Schnaps übernommen haben, die Sache muß geändert werden, oder mich ſoll der Teufel lothweiſe holen.“

Damit wurde die Batterie entlaſſen, der Capitän ſchritt gegen das Kaſernenthor, die Hände auf den Rücken gelegt. Neben ihm ging ſein Premierlieutenant, finſter und ſchweigend wie immer, und ihnen folgte Herr von Schwenkenberg und der junge Secondelieutenant. Letzterer hatte zwei Finger der linken Hand zierlich in die ſchlanke Taille gedrückt, hielt im rechten Auge krampfhaft ſein kleines Glas feſt, und ſchwenzelte dazu, wie ein junger Wachtelhund, der ſich angenehm machen will.

Vergeblich verſuchte mein Vater die Mutter zurückzuhalten; wie eine Rakete ſchoß ſie in den Hof hinein und beſchrieb in ihrem Laufe einen weiten Bogen, ſo daß ſie nach wenigen Augenblicken durch eine kleine Schwenkung gerade vor den Capitän hinſauste, der überraſcht ſtehen blieb.

„Herr Hauptmann,“ begann meine Mutter mit vor Entrüſtung zitternder Stimme, wobei ſie die Hände krampfhaft auf- und zuſchloß, und dazu einen ſo gewaltigen Knix machte, daß ihre Haubenbänder hoch emporwallten, — „Herr Hauptmann,“ wiederholte ſie, „nehmen Sie es nicht ungnädig, aber ich wollte mir

ganz gehorsamst die Frage erlauben, in wie fern und zu welchem Zweck sich mein Mann anderswo behilft, als bei mir — verzeihen der Herr Hauptmann, aber ich möchte das gar zu gerne wissen, und deßhalb bin ich hier." Und damit knixte sie abermals und noch viel tiefer.

Der Hauptmann war bei dieser Anrede sichtlich roth geworden, er biß die Zähne übereinander und sagte: „Matuschka! sehe mir einer diese verfluchte Wirthschaft an! Was fällt Ihr in's Henkersnamen ein? — Herr Lieutenant von Schwenkenberg, der Unteroffizier Wortmann gehört zu Ihrem Zuge, — rufen Sie mir den Mann her, daß er mir das Weib zur Ordnung bringt. Habe ich so was erlebt?

„Nein, gewiß nicht," entgegnete meine Mutter trotzig und keck, „aber mir hat man auch noch nicht so etwas gesagt. Und ich hätte vergifteten Schnaps, Herr Hauptmann? Sie haben auf der Haide oft von meinem Schnaps getrunken und der Herr Lieutenant von Schwenkenberg; hat es Ihnen je etwas geschadet? — nein — nein — und tausendmal nein! Aber ich weiß schon, Herr Hauptmann — was das Alles heißen soll — ich bin hier zuviel in der Kaserne mit meinen drei armen Würmern, — man will eine andere Frau protegiren, das ist das Ganze!" — Und jetzt bei dem Gedanken an ihre armen Würmer, sowie an eine andere Frau, welcher man ihre Restauration zuwenden wollte, ging der Zorn meiner Mutter in Wehmuth über, und sie fuhr mit dem Schürzenzipfel an ihre Augen.

Glücklicherweise kam in diesem Augenblicke auch mein Vater eilig daher geschritten, und neben ihm der Unteroffizier Poltes, den er sich zur Hülfe mitgenommen. „Geh' Sie nach Hause," sagte der Letztere mit leiser aber ernster Stimme; „wenn es nicht wider den Respect wäre, würde ich sagen, der Klügste gibt nach, doch so —"

„Aber das ist wider den Respect," rief erbost der Hauptmann, „Unteroffizier Leopold, nehmen Sie sich in Acht, oder ich schicke Sie drei Tage in's Loch. — Matuschka! Ist je so etwas vorgekommen, mein Herr? Aber ich bin zu gut aufgelegt, um mich zu ärgern — kehrt — marsch in die Kaserne! — oder es soll ein siebenzölliges Donnerwetter dreinschlagen! — Mich, den Capitän, in meinem eigenen Kasernenhof zu hankariren!"

„Haranguiren," sprach leise für sich der Lieutenant von Schwenkenberg.

„Haben Sie etwas gesagt?" fragte erzürnt der Vorgesetzte.

„Na, Herr Hauptmann," entgegnete kopfschüttelnd der Gefragte, „gesagt habe ich so eigentlich nichts — nur laut gedacht, wenn es Ihnen gefällig ist." Doch wartete der Batteriechef diese Antwort nicht ab, sondern schritt erbost mit seinem Premierlieutenant von dannen, und mein Vater, Poltes und die Mutter hörten ihn noch mehrmals die sehr verletzenden Worte wiederholen: „Ich sage Ihnen, meine Herren, diese Wortmann hat zehntausend Teufel im Leibe."

Ich habe dieses Vorfalles nur deßhalb so ausführlich erwähnt, weil er von großem Einflusse auf das künftige Schicksal meiner Familie war. Aehnliche andere folgten in kurzer Zeit und brachten meinen Vater zu dem festen Entschlusse, Dienst und Kaserne sobald als möglich zu verlassen. Da er nun fast fünfzehn Jahre diente, so hatte er längst das Recht, eine Civilversorgung zu beanspruchen. Er meldete sich deßhalb zur Steuerpartie, und da man ihm die besten Zeugnisse ertheilen mußte, auch der Capitän seiner los sein wollte, so gieng die Sache schneller als gewöhnlich, und schon ein halbes Jahr nach der obenerwähnten Geschichte erhielt mein Vater, zugleich mit seinem Abschiede, die Ernennung zum Steueraufseher in einem kleinen Grenzstädtchen. Zum fernern Betrieb der Restauration fand sich bald eine Unternehmerin, welche die Vorräthe, Flaschen, Gläser

und Teller übernahm. Mir wurde es am schmerzlichsten, das Zimmer zu verlassen, wo ich geboren, sowie die Kaserne mit ihren Höfen, wo ich so gerne gespielt. Der Abschied von Poltes preßte mir bittere Thränen aus. Auch ihm gieng es recht nahe und er fuhr sich mit der Hand über die Augen und seinen langen Schnurrbart, als er mir sagte: „Na, mein Junge, jetzt halte Dich brav, lerne fleißig zeichnen, vor allen Dingen aber rechnen und was daran hängt, die Mathematik, dann werden Dir später die Epauletten nicht fehlen. — Soldat willst und mußt Du doch einmal werden; ich hoffe, Du hast Deines Vaters ordentlichen Sinn geerbt, und das gute Maulwerk Deiner Mutter kann Dir auch noch zu statten kommen. Was mich anbetrifft, so bleibe ich auch nicht mehr zu lange im Dienste, hab' mich ebenfalls zur Steuerpartie gemeldet, und wenn ich einmal fort bin, werde ich schon für Dich eine Batterie ausfinden, wo Du einen angenehmen Chef hast. — Nun, heule nur nicht wie ein Schloßhund."

Es ist mir sehr angenehm, versichern zu können, daß der ganzen Batterie unser Scheiden recht nahe ging. Die Kanoniere meinten, es sei recht traurig, daß sie nun den kleinen Major nicht mehr sehen sollten, und viele schenkten mir, als ich in sämmtlichen Stuben den letzten Besuch machte, allerlei für mich gänzlich unbrauchbare Sachen, als Nadeln und Zwirn, alte Knöpfe, Sporenräder, abgenutzte Säbelquasten und dergleichen Kostbarkeiten mehr.

So kam der Morgen, an dem wir abzogen; ehe wir aber die Kaserne verließen, schlich ich mich noch einmal in den Geschützschuppen, streichelte meine liebe Freundin und Gespielin, die blanke Haubitze, und nahm einen wahrhaft zärtlichen Abschied von ihr, meiner guten Miranda.

Drittes Kapitel.

Von den neuen Verhältniſſen meines elterlichen Hauſes, auch von meinen Lehrjahren, in welcher der Zukunft des Majors nicht vergeſſen wird.

Das Grenzſtädtchen, in welches mein Vater verſetzt wurde, war klein, lag aber in einer ſchönen Gegend am Fuß eines Gebirgszuges, auf deſſen Höhen die Grenzen des Nachbarſtaates mit den unſrigen zuſammenſtießen. Der ehemalige Feuerwerker Wortmann trug nun ſtatt der blauen Uniform mit ſchwarzem Kragen eine von grünem Tuch mit blauen Aufſchlägen, und hatte zur Bewaffnung eine Art Hirſchfänger, ſowie eine gute Kugelbüchſe, mit deren Behandlung ihn der herrſchaftliche Jäger eines benachbarten Gutes, der ebenfalls gedient hatte, vertraut machte.

Dieſer Jäger zeigte ſich überhaupt den Steueraufſehern ſehr geneigt und hatte dazu auch doppelt ſeine guten Gründe; denn wenn die Grenze, an der wir uns befanden, von Schmugglern auch nicht häufig übertreten wurde, da ſich keine bedeutende Stadt in der Nähe befand, ſo luden die prächtigen Wälder und übrigen Jagdgründe, welche den Gebirgszug bedeckten, allerlei unbefugte Jagdliebhaber ein, ſich einen ſtattlichen Hirſch oder fetten Rehbock auf unrechtmäßige Weiſe zuzueignen. Gegen dieſes Getreibe nun wurden die Forſten nach ſtillſchweigender Uebereinkunft mit der benachbarten Gutsherrſchaft von den Steuerbeamten ebenfalls geſchützt, was denn Manchen derſelben hie und da eine kleine unſchuldige Annehmlichkeit gewährte, ſei es durch Verlaufen eines Haſen in unſere Küche oder durch ein paar Feldhühner, die, wie meine Mutter behauptete, durch den Schornſtein hereingeflogen waren.

Mein Vater war bei ſeiner bekannten guten Haltung und der

musterhaften Sorgfalt, die er auf den Anzug verwendete, bald im ganzen Städtchen geschätzt und geliebt. Als ehemaliger Unteroffizier von der Artillerie besaß er auch so manche Kenntnisse, die den guten Leuten hier zu Statten kamen! er konnte Raketen anfertigen, farbige Feuer, strahlende Sonnen und kolossale Schwärmerbüchsen, Sachen, die namentlich beim Geburtstag des Königs, welcher im Städtchen mit unerhörter Pracht gefeiert wurde, von großer Wirkung waren. Auch war es natürlich, daß der ehemalige Feuerwerker es vortrefflich verstand, taugliche Subjekte zu Bedienung der kleinen Böller-Batterie heranzubilden, woher es denn kam, daß er von den zwei Bürgergesellschaften, die „Concordia" und die „Ressource," welche sich in Feierlichkeiten bei dem Allerhöchsten Geburtstag überboten, zum Ehrenmitglied ernannt wurde.

Diese angenehme gesellschaftliche Stellung wirkte auf meine Mutter höchst erfreulich ein, und die Frau Steueraufseher Wortmann, welche nicht umsonst in einer großen Stadt gelebt, wußte sich einen ganz besondern Anstand zu geben, und wurde schon nach einem halben Jahre den Honoratioren des Bürgerstandes beigezählt. Da sie sich nicht mehr wie sonst in der Kaserne vom frühen Morgen an brauchte sehen zu lassen und ihrem Geschäfte vorzustehen, so verwandte sie mehr Sorgfalt auf ihren Anzug, wenn sie öffentlich erschien, und wenn auch wir im stillen Familienkreise nach wie vor das Glück hatten, sie, wie Unteroffizier Poltes zu sagen pflegte, als Vogelscheuche zu sehen und sehr defekte Schlafröcke von zweifelhafter Farbe und noch zweifelhafterer Reinlichkeit zu bewundern, so sahen sie die Bewohner des Städtchens nur sehr geputzt, in guten Kleidern, namentlich aber in sauber aufgesteckten Hauben, mit langen bunten fliegenden Bändern, welcher Kopfputz ihre Hauptleidenschaft war.

Was nun meine kleine Person anbelangt, so wurde dieselbe begreiflicherweise Tag für Tag größer und stärker, und wenn mich auch in der ersten Zeit gewaltige Sehnsucht nach den Freuden des

Kasernenplatzes und Geschützschuppens bewegte, so fing ich doch auch in kurzer Zeit an, mich in dem kleinen Grenzstädtchen heimisch zu fühlen. Man muß übrigens nicht glauben, daß ich das frühere Soldatenleben vergessen, daß ich der blanken Miranda, des guten Poltes, sowie der Geheimnisse der düsteren Montirungskammer mit weniger Liebe gedacht. — Gewiß nicht! Diese angenehmen Erinnerungen an meine Kinderjahre bewahrte ich fest im Herzen, und um so mehr, da ich ja dazu bestimmt war, nach einigen Jahren selbstthätig und mitwirkend wieder in das Militär einzutreten. Ob ich eigentlich große Lust dazu hatte, wollte mir nicht recht klar werden, und glaube ich fast das Gegentheil versichern zu können, denn oftmals, wenn ich an die dumpfen Kasernenstuben dachte, an die Betten mit den harten Strohsäcken, an Exerciren bei Kälte und Schnee, das ich Alles mit angesehen, sowie an Wache und Arrest, so fühlte ich ein eigenthümliches, fast schmerzliches Zucken in meinem Herzen und konnte oftmals den Gedanken haben, ein anderer Lebensberuf, ein anderer Stand sei auch nicht zu verachten.

Dagegen waren es immer wieder die Briefe meines alten Freundes, des Unteroffizier Poltes, der häufig an meinen Vater schrieb, welche die Lust zum Soldatenleben wieder in mir rege machten. Poltes hatte ebenfalls die Batterie verlassen, da aber sein Gesundheitszustand sich mehr und mehr verschlimmerte, er auch mit der Feder außerordentlich gut umzugehen wußte, so hatte man ihn auf ein Steueramt zum Schreiben commandirt, und da saß er nun hinter angelaufenen Scheiben, vor sich einen schmalen Hof mit schwarzen Brandmauern, am Ende seiner Feder kauend und dachte an die Kaserne, an die rasselnde und glänzende Batterie und an die dreifache Garnitur-Montirungsstücke, die er einstens commandirt. In solchen Seelenzuständen schrieb er an meinen Vater und dachte dabei an mich. „Was macht der Major? Hoffentlich wird der Junge groß und stark, lernt etwas

unbekannte mächtige Wonneſchauer erzittern, da regt es ſich in des Kellers Tiefen, der klare Wein wird trübe und gährt auf's Neue, doch iſt eine geſchickte Hand leicht im Stande, dieſe Wallungen zu beſiegen und dem edlen Stoff eine größere Klarheit zu geben, als er früher beſaß, eine ungeſchickte aber trübt den Wein mehr und mehr und es bedarf dann größerer Anſtrengung, um ihn wieder herzuſtellen.

Ich war in dem Fall, mich hatten die Wonneſchauer eines neuen Frühlings ergriffen, ich verſchmähte die geſchickte Hand eines Freundes, mein Wein trübte ſich ernſthaft und ich gerieth in die zweite Auflage der Flegeljahre, von der ich oben ſprach. Ich wollte mein Leben genießen und ſuchte zu dem Zweck luſtige Geſellſchaft auf, die ich bis jetzt ſorgfältig vermieden. Die Prinzipalin ließ mich zu der Zeit meine Freiſtunden zubringen, auf welche Art ich immer wollte, und dieſe meine Freiſtunden waren zahlreich. Um ſechs Uhr wurden Wiegkammer und Comptoir geſchloſſen, der Herr Block und Emma blieben im Laden und der Herr Specht legte mir kein Hinderniß in den Weg, zu gehen wohin ich wollte, ja es ſchien ihm ſogar lieber zu ſein, wenn ich ausging, als wenn ich ihn mit meiner Geſellſchaft erfreute. Um acht Uhr war gewöhnlich im Laden nichts mehr zu thun, und die Prinzipalin, Emma, der Buchhalter und Herr Block ſetzten ſich an einen großen runden Tiſch, an wel-

Tüchtiges und gibt mir bald selbst die Meldung, daß ich mich nach einer Batterie für ihn umsehen soll. Das thu' ich nun freilich für mich schon oft genug, es will sich aber immer noch nichts Passendes finden. Daß unser Hauptmann als Major in den Ruhestand versetzt worden ist, hast Du hoffentlich gehört. Sie haben einen neuen, ziemlich jungen Capitän von der Hauptstadt herüber geschickt, was unsern Premier-Lieutenant und den Herrn Lieutenant von Schwenkenberg so empörte, daß Beide um ihre Versetzung einkamen. Dies ist ihnen denn auch, aber nicht in Gnaden, bewilligt worden, der Erste wurde zur Festungs-Compagnie nach J. versetzt, wo er seinen ewigen Groll an den Mauern der Citadelle auslassen kann; der Lieutenant von Schwenkenberg aber nach D. und wird noch langsamer und schwerfälliger im Reden sein, als bisher."

„Mir geht es nicht besonders, alter Freund," hieß es an einer anderen Stelle; „ist mir doch gerade, als wenn ich verdammt wäre zu einem ewigen Gefängniß, und wenn ich einmal zum Sterben komme, was nächstens geschehen wird, so muß ich dahin gehen im Staube von Aktenbündeln, und hätte doch so gerne meinen letzten Blick auf ein Geschützrohr fallen lassen, auf eines, das gerade zufällig so herrlich in der Sonne funkelt. Ach! die Jugendzeit war prächtig und kommt mir jetzt mehr als je in meinen Träumen vor. So ein Morgen in Duft und Glanz, wenn wir lustig sangen und die Pferde schnaubten, und die Geschütze so dumpf auf der Landstraße dröhnten! Oder wenn es dahin ging in tollem Jagen, eine Anhöhe hinauf, hinter welcher der Feind stand: — — Batterie — h-a-a-a-alt! — — Ja, Batterie halt! wird mir auch bald vom obersten Chef sämmtlicher Kanoniere zugerufen werden, und über diesen wichtigen Moment habe ich meine letzten Bestimmungen testamentarisch niedergelegt. Man soll mir ein hölzernes Kreuz machen von zwei Geschützröhren, und daß Du das besorgst, dafür bürgt mir Deine alte Freundschaft. — Meinen

Lebenslauf vor Augen laß den Major nur was Tüchtiges lernen; er muß die Epauletten bekommen und ſpäter einmal eine Batterie commandiren. An mich denken wird er häufig genug, deß bin ich von ihm überzeugt, denn auf der ganzen weiten Welt wird ſich Niemand ſo über ſein Glück freuen wie ich. Ja, wenn er einmal die Epauletten hat, und beſucht mich, der ich dann unter dem bezeichneten Kreuz liege, ſo werde ich es fühlen, trotz ſechs Schuh Erde und trotzdem mir ſchon Gras und Baumwurzeln in die Ohren gewachſen ſind."

Durch ähnliche Talente, wenn auch in kleinerem Maßſtabe, wie mein Vater ſie beſaß, hatte ich mir in kurzer Zeit die Liebe meiner Schul- und Spielkameraden erworben. Mit den Rädern eines alten Pfluges, auf dem ein Stück hölzerner Brunnenröhre befeſtigt wurde, hatten wir ein außerordentlich ſchönes Stück Geſchütz hergeſtellt, das ich natürlicher Weiſe Miranda taufte und vermittelſt welchem ich meinen Spielkameraden das Artillerie-Exercitium beibrachte. Auch die Geſchenke der Kanoniere, bei meinem Abgang aus der Kaſerne wurden auf's Zweckmäßigſte verwendet, und die alten Montirungsknöpfe, Sporenräder, namentlich aber die Säbelquaſten verſchafften mir manche feſte und nutzenbringende Freundſchaft. Ueberhaupt wurde ich von meinen Kameraden als Kind eines Soldaten und als beſtimmt, einſtens ſelbſt den Säbel zu tragen und ein Geſchütz zu führen, mit einer gewiſſen Hochachtung, ja Ehrfurcht betrachtet. Auch ging hier ſchon die Prophezeihung der Madame Hammer, welche meinem Eintritt in die Welt Vorſchub geleiſtet, theilweiſe in Erfüllung, denn die Knabencompagnie hatte mich zu ihrem Major ernannt, welche Stelle ich mit dem möglichſten Anſtand auszufüllen mich beſtrebte. Meine Mutter war über dieſe Auszeichnung ſehr erfreut, und wenn ich mit kindiſcher Gravität äußerſt ernſthaft die Meldung meiner Untergebenen, welche mich mit „Herr Major" anredeten, annahm,

ſo dachte ſie ſchmunzelnd der Stunde meiner Geburt, wo Muſik erſchallte und der Unteroffizier rief: „Dort kommt der Major!“

Unter meinen Knabenfreundſchaften war, wie das immer zu geſchehen pflegt, eine dauernder und feſter, und zwar mit dem Sohne des herrſchaftlichen Gärtners. Eben ſo ſehr wie zu der Perſon meines Geſpielen fühlte ich mich zu dem Geſchäft ſeines Vaters, welches auch ſchon theilweiſe das meines Freundes war, hingezogen, denn auch er mußte ſchon thätige Hülfe leiſten, Unkraut ausjäten, Blumentöpfe ſortiren, Etiketten ſchreiben und dergleichen mehr. Durch dies letztere Geſchäft hatte er eine Menge lateiniſcher Benennungen gelernt, die er bei Spaziergängen mit dem Lehrer, wenn wir irgend eine merkwürdige Blume fanden, vor der ganzen Schule anwenden mußte. Hierdurch und weil er überhaupt einer der fleißigſten und geſetzteſten Schüler war, ſehr ruhig und überlegt ſprach, an recht kindiſchen Streichen keinen Antheil nahm, ſo hieß er der weiſe Vogel, da ſein Geſchlechtsname Vogel war.

Bald waren wir unzertrennlich, und ſo wie ich die Schulſtunden hinter mir hatte, eilte ich davon und war ſeelenvergnügt, wenn mich der Gärtner mit einer kleinen leichten Arbeit beauftragte. Mir war ſo wohl unter den Pflanzen und Blumen, und ich hatte auch ein Geſchick in der Behandlung derſelben. Hatte doch der Gärtner ſchon einigemal alles Ernſtes mit meinem Vater geſprochen und ihm zugeredet, er ſolle mich ihm in die Lehre geben. Wer weiß auch, was geſchehen wäre, wenn ſich nicht meine Mutter auf's Feſteſte und Beſtimmteſte dagegen erklärt hätte, unterſtützt von ein paar alten Frauen ihrer Bekanntſchaft, worunter die Schulmeiſterin, deren Mann viel lieber im Garten als in der Schulſtube ſei, wodurch er ſeinen Vorgeſetzten ein Aergerniß gebe und unmöglich weiter kommen könne, erklärte ſie ſich auf's Entſchiedenſte gegen die Erlernung der Gärtnerei und meinte, Jemand wie ich, dem die Epauletten nicht fehlen könnten, ja, den das Schickſal bei der Geburt ſchon zum Major bezeichnet, dürfe

nicht daran denken, ein, wenn auch an sich recht respektables Geschäft, wie die Gärtnerei, zu erlernen,

Und wie früher in der Kasernen-Restauration bei Unteroffizier Wortmann, so führte auch Mama bei Steueraufseher Wortmann fort und fort das Regiment des Hauses mit unumschränkter Gewalt. Und nicht nur war sie bei uns im Hause tonangebend, sie hatte sich vielmehr auch bei ihren Bekannten eine gewisse Herrschaft zu erringen gewußt, so daß nur das geschah, was die Steueraufseherin Wortmann durch ihr Beispiel zur Nachahmung empfahl. War sie doch lange in einer großen Stadt gewesen, hatte Generale und Prinzen genug gesehen, ja mit einem der letzteren sogar gesprochen. Das war nämlich an einem heißen Manövertage gewesen, wo sich Se. Hoheit herabließ, ein Gläschen Rum anzunehmen, das ihm von der freundlichen Marketenderin angeboten wurde. Natürlich wurde dieser Vorfall mit einigen Nebenumständen erzählt, und wenn meine Mutter ihn den erstaunten Zuhörerinnen vorgetragen, so blieb man zweifelhaft, ob Se. Hoheit der Prinz damals bei uns nur zum Kaffee gewesen sei, oder ob er huldreich ein Gabelfrühstück eingenommen. Das Letztere schien am unzweifelhaftesten.

Auch was die Haushaltungen verschiedener vornehmer Damen, der Majorin A., der Obristin B. anbelangte, so war meine Mutter auf's Genaueste unterrichtet, und wußte der Schulmeisterin, der Frau des Steuer-Controleurs, ja sogar der regierenden Bürgermeisterin manchen praktischen Wink zu geben. Ueber Leinwand-Verhältnisse, besonders Waschangelegenheiten, war sie aus leicht zu erklärenden Gründen auf's Genaueste unterrichtet, hatte auch hie und da die Zurüstung zu einem außerordentlichen Mittagsessen oder einem großen Thee mit ansehen dürfen und ahmte daraus mit einigem Geschicke nach. Daß bei diesen Nachahmungen zuweilen Kleinigkeiten mangelten, der Thee im Wasserkessel auf den Tisch kam und der Spülnapf dazu benutzt wurde, um aus

demſelben das allzu ſtarke Getränk zu verdünnen, oder daß bei einem Mittagseſſen nach der Suppe ein marinirter Häring kam, oder der Salat ſo verzuckert war, daß er für eine ſüße Schüſſel hätte gelten können, — Gott! Wen geniren ſolche Kleinigkeiten! Trotz alledem ſprach man doch mit großer Achtung von unſerem Hauſe und ſtaunte die oft merkwürdigen Phantaſien an, an denen es Madame Wortmann nie fehlte.

So hatte ſie in früheren Jahren gehört, daß die Töchter des Hauſes, wenn ſie einmal ſechszehn Jahre alt geworden ſeien, in die große Welt eingeführt werden. Obgleich meine Mutter keinen rechten Begriff davon hatte, ſo beſchloß ſie doch, dieſe Feierlichkeit nach eigener Erfindung, als meine Schweſter ſiebenzehn Jahre alt geworden war, mit möglichſtem Pompe auszuführen. Sie lud die uns befreundeten Honoratioren des Städtchens zu einem großen Kaffee zuſammen, und nachdem ſich alle in eine höchſt feierliche Stimmung hinein gegeſſen und getrunken hatten, ſagte Madame Wortmann in einer rührenden Rede: ſie wolle ſich am heutigen Tage erlauben, ihre älteſte Tochter in die Welt einzuführen. Da mußte ich die Thüre des Nebenzimmers ſo weit öffnen, als es möglich war, und hinter einem Vorhange hervor, den Mama zu dieſem Zwecke ſelbſt dort angebracht und nun eigenhändig wegzog, trat meine Schweſter in weißem Kleide, Blumenkranz und Schleier im Haar, vor die erſtaunte Verſammlung, wurde von jeder Einzelnen mit großer Rührung begrüßt, küßte der Reihe nach die Hand, wurde wieder auf die Stirne geküßt und bekam auf dieſe Art Sitz und Stimme im Kaffeerathe. Dieſer ſolenne Akt des Einführens erwachſener Töchter in die Welt fand im Städtchen große Nachahmung und freute man ſich darauf, wie auf andere Feierlichkeiten im Leben.

Daß mein Vater all' dieſen Geſchichten ziemlich fern blieb, brauche ich wohl nicht zu ſagen. War er früher im Militärdienſte pünktlich geweſen, ſo war er es jetzt bei der Steuerpartie wo

möglich noch mehr; ja, er erwarb sich die Liebe seiner Vorgesetzten in hohem Grade, und bei einer Visitation, die der Oberinspektor abhielt, gab ihm dieser Hoffnung auf ein Avancement zum Steuer-Controleur.

Meine Erziehung wurde übrigens durchaus nicht vernachläßigt. Außer den Schulstunden wurde noch durch Privatunterricht in der Mathematik und in Sprachen nachgeholfen, und mein Vater verwendete jeden freien Augenblick auf meine militärische Ausbildung. Mit sechszehn Jahren konnte ich exerciren wie ein Unteroffizier und wußte den ganzen Artillerieleitfaden so auswendig, daß mein Vater, obgleich er nicht viele Worte zu machen pflegte, doch eines Tags den Schulmeister versicherte, ich habe Kenntnisse wie ein Oberfeuerwerker, und was Artillerickunde anbelange, so könne ich mich morgen zum Offizier-Examen melden.

Um diese Zeit kam denn auch ein Brief des Unteroffizier Poltes, worin er uns die Mittheilung machte, daß es ihm persönlich sehr schlecht gehe, daß er aber eine Batterie gefunden habe, in der nur ein paar Freiwillige seien, die auf Avancement zum Offizier dienten, deren Capitän sich aber bereit erklärt habe, den Sohn eines braven Unteroffiziers aufzunehmen.

Viertes Kapitel.

Der Major wird durch einen Freund seines Vaters dem Brigade-Commandeur vorgestellt, und da man militärische Kenntnisse an ihm entdeckt, zum Kanonier angenommen.

Es geht Einem mit dem Militärleben in mancherlei Beziehungen wie mit dem Reisen in südlichen Ländern, namentlich im Orient: von außen Pracht und Herrlichkeit, Glanz und Schim-

mer. Wie dort eine Stadt, so staunt man hier das schöne Schauspiel eines manövrirenden Regimentes, einer feuernden Batterie, ja eines einzelnen Reiters bewundernd an, und meint, mit jedem Schritte, mit dem man näher hinkommt, würden sich immer reichere und herrlichere Details entfalten, und wenn man erst selbst ein Bestandtheil jener strahlenden Maschine geworden, so wäre des Glücks kein Ende. Um aber einen anderen nicht minder passenden Vergleich anzuführen, so geht es im Militärleben im Frieden wie auf den Brettern, welche die Welt bedeuten: wer hinter die Coulissen schaut, der zieht die Augenbrauen hoch empor, zuckt mit den Schultern und fragt sich: wie konnte ich mich so täuschen lassen?

Die offene Scene beim Militärleben ist für den Zuschauer das an einem schönen Tage marschirende Regiment, der friedliche Feldzug, Manövertage genannt; hinter den Coulissen aber ist das Kasernenleben, Exerciren, Waffen- und Knöpfeputzen, Wachen aller Art, kurz der sogenannte Gamaschendienst, nicht zu vergessen die unruhige Nacht auf einem harten Strohsacke zu sechszehn in einem dumpfen Kasernenzimmer. Aber für Jeden, der später in die Welt hinaus will, ist es ersprießlich, all' diese kleinen Leiden und Täuschungen in früher Jugend kennen zu lernen, und eine prächtige Vorschule für jeden spätern Wirkungskreis; — lernt man doch Subordination gegen den Vorgesetzten und gegen das Schicksal, und bekommt eine dicke Haut, so daß wir die tausend Nadelstiche, denen wir später ausgesetzt sind, leichter ertragen können, sie uns kaum mehr wehe thun. — —

Als ich unser kleines Grenzstädtchen und das elterliche Haus verließ, that ich das mit schwerem Herzen, denn alle die zurückbleibenden lieben Freunde beeiferten sich, mir ihren Schmerz über unsere Trennung darzuthun. Hatte ich beim Abgang aus der Kaserne viel unnütze Sachen geschenkt erhalten und mitgeschleppt, so ging es mir bei der jetzigen Trennung fast ebenso; nur hätte

ich einen eigenen Wagen gebraucht, um mit mir zu nehmen all' die Freundschaftsbezeugungen, bestehend in geräucherten Würsten, Aepfeln, Nüssen, Backwerk der verschiedensten Art, dann Bücher, Schreibpapier, kurz alle möglichen Artikel, nicht zu vergessen eine ganze Schachtel Sämereien meines Freundes, des weisen Vogel, die er mir mitgeben wollte, und dabei die Hoffnung aussprach: „Siehst Du, lieber Freund, die Garnison, wo Du hinkommst, soll eine große Festung sein mit Gräben und Wällen; vielleicht findest Du einmal auf letzteren irgend ein Plätzchen, wo es Dir erlaubt ist, einen kleinen Blumengarten für Dich anzulegen." Mein Vater lächelte eigenthümlich, als der gute Vogel so sprach, und meinte, er mache sich einen ganz sonderbaren Begriff von einer königlichen Umwallung; „da wird kein Blumengarten gut gethan," sagte er; „das Einzige, was da geduldet wird, ist sehr kurz geschorenes Gras, schön geordnete Kugelhaufen und alte, mürrische Wallgeschütze." Die Sämereien mußten also, wie so vieles Andere, zurückbleiben, Vater Wortmann hatte mir höchst eigenhändig einen Tornister angefertigt, in welchen das nothwendige Weißzeug verpackt wurde. Was ich an Civilanzügen mitnehmen sollte, trug ich auf dem Leibe. Wozu auch mehr? bei der Compagnie fanden sich ja genug alte Commißwöllchen vierter und fünfter Garnitur; dagegen aber erhielt ich eine Artilleriedienstmütze, sowie einen Säbel meines Vaters, der quer auf meinen Tornister geschnallt wurde, damit man schon von Weitem sehe, weß Geistes Kind ich sei.

Die beiden letztgenannten Stücke übergab mir mein Vater mit großer Feierlichkeit, und kam ich mir in selbigem Augenblicke vor wie jener junge Ritter, zu welchem sein Erzeuger bei einer ähnlichen Veranlassung sagte:

Sohn, hier hast du meinen Speer;
Meinem Arm ist er zu schwer.

Dabei kann ich nicht vergessen, wie dieses an sich so rührende Lied in der Kaserne parodirt wurde.

Sohn, hier haſt du meinen Sabel;
Mir wird mit der Zeit ganz miſerabel.

Daß der Abſchied von den Meinigen ſehr rührend war, brauchte ich eigentlich nicht zu erwähnen. Meine Mutter weinte heftig, meine Schweſtern ſchluchzten ſo laut, als ſei dies ein Abſchied auf Nimmerwiederſehen, und ſelbſt mein Vater konnte kaum ſeine Thränen zurückhalten und zog ſeine beiden Hände zu wiederholten Malen tief in die Rockärmel zurück, wie er bei großen Veranlaſſungen zu thun pflegte. Endlich entlief ich den Thränen, den Umarmungen, den Segenswünſchen, ließ das kleine Haus, wo meine Eltern wohnten, hinter mir, dann die ſchmale Gaſſe, wo ein paar Dutzend Bekannte mir aus den Fenſtern alles mögliche Gute nachriefen, dann das alterthümliche Stadtthor und zuletzt meine Schulkameraden, die mich eine Stunde Weges weit begleitet hatten. Der weiſe Vogel trennte ſich zuletzt von mir, nachdem er mir noch einen Strauß Feldblumen an der Mütze befeſtigt, und mich dringend erſucht, die ſchönen lateiniſchen Namen derſelben nicht zu vergeſſen.

Nach einer halben Stunde ſchob ſich ein Hügel zwiſchen mich und das kleine Grenzſtädtchen, dann war ich allein in der weiten freien Natur, vor mir die lange Chauſſee, über mir den klarſten blauen Himmel, rings um mich her aber das erſte friſche Grün des Frühjahrs.

Da ich ziemlich kräftig herangewachſen war — für meine ſechszehn Jahre war ich freilich nicht lang aufgeſchoſſen, vielmehr ziemlich unterſetzt, — ſo wurde mir das Marſchiren leicht, und ich erreichte am Abend bei guter Zeit das kleine Städtchen, welches mir mein Vater zum erſten Nachtquartier vorgeſchrieben. Unterwegs war mir nichts Beſonderes paſſirt; nur einmal begegnete mir ein ſehr wohlwollender und freundlicher Gensdarm, der ſich mit großer Theilnahme nach dem Ziel meiner Reiſe erkundigte. Ich zeigte ihm meinen Paß, und als er geleſen: „Vorzeiger dieſes ꝛc.

begibt sich nach M., um bei dem dortigen Artillerie-Brigade-Commandeur die Erlaubniß nachzusuchen, der und der Batterie zugetheilt zu werden," entließ er mich freundlich mit einem militärischen Gruße. Ich muß gestehen, der Gruß von dem stattlichen Gensdarmen that mir sehr wohl. Sollte doch auch ich bald eine glänzende Uniform tragen. Und wie freute ich mich darauf! Ueberhaupt war meine Lust zum Soldatenleben in der kurzen Zeit, seit ich das Vaterhaus verlassen, wieder bedeutend in mir rege geworden. Alte, halb vergessene Bilder tauchten wieder auf, das lebendige Treiben im Kasernenhof, die rauschende Musik der Infanterie, die täglich an unserem Fenster vorüberzog, die staubbedeckte Batterie, die so geheimnißvoll auf dem Pflaster dröhnte, und dann die Erzählungen der Unteroffiziere und Gemeinen, wenn sie bei meiner Mutter ihren Schnaps tranken und von Manöver, Marsch und Einquartirung sprachen.

In dem Grenzstädtchen, wo ich bis jetzt gelebt, gab es außer meinem Vater und den andern Steuerbeamten nur wenige uniformirte Personen, die der Beachtung werth gewesen wären; die beiden alten Polizeidiener in ihren abgeschossenen Röcken zählten eigentlich gar nicht mit, und eben so wenig die gestickten Fräcke des Postinspektors und Bürgermeisters, die am Geburtstage Seiner Majestät des Königs zum Vorschein kamen. — „Ich dagegen," so sprach ich zu mir selber in jugendlichem Uebermuthe, „wenn ich in einem Jahre nach Haus komme, da werde ich ihnen zeigen, was eine Uniform und was ein Soldat ist. Hab' dann vielleicht schon ein paar goldene Tressen am Arm und werde angestaunt werden von Alt und Jung. — Ach ja! hoffentlich auch von den jungen Mädchen, vielleicht sogar, daß es Bürgermeisters Anna der Mühe werth findet, sich verstohlen nach mir umzuschauen!" Bei diesen Gedanken blickte ich selbst verstohlen um mich her, und obgleich weit und breit kein menschlich Wesen war

dem ich früher nie gefehlt, und da wurde geleſen und geplaudert; anfänglich blieb mein Platz zwiſchen Emma und dem Buchhalter offen, doch als ich ihn allabendlich nicht benutzte, rückte der Buchhalter an meine Stelle und obgleich ich äußerlich zufrieden und beruhigt nach gethaner Arbeit meinen Hut nahm und wegging, ſo gab es mir doch jedesmal einen Stich ins Herz, wenn ich bemerkte, daß Niemand auf mich Acht gab, und Emma mich nur zuweilen mit einem ernſten Blick anſchaute. Hätte ſie nur ein einzigesmal geſagt, ich ſolle dableiben, ich hätte es gewiß gethan, aber was lag ihr an meiner Geſellſchaft, außer dem Hauſe fand ich ja Menſchen, die mir mehr zugethan waren, ich dachte hiebei nicht an den Doktor und an Sibylle, denn dorthin ging ich ebenfalls ſehr wenig. Mein Freund Burbus that aber, als ob er das gar nicht bemerkte und ſagte: „Wenn Sie ſich anderswo gut amüſiren, iſt es mir lieb.“ Sibylle war die einzige, die zuweilen freundlich mit mir ſprach und mir auch einmal ſagte: „es iſt Unrecht von Dir, daß Du die arme Emma unter den fremden Menſchen ſo allein läßt und Dich nicht um ſie bekümmerſt.“ Ich lachte dagegen laut auf und entgegnete der Doktorin, indem ich auf's Zierlichſte meine hellen Glaçe-Handſchuhe anzog: „was bekümmert ſich die Emma um meine Geſellſchaft, ſie hat ja Madame Stieglitz, den Herrn Bock und den Herrn Specht, lauter charmante Leute.“

das mir hätte in die Augen ſchauen können, fühlte ich doch, wie ich über und über roth wurde. — —

Den andern Tag kam ich auch richtig nach M., begab mich in ein beſcheidenes Gaſthaus, putzte am folgenden Morgen meine Kleider, namentlich die Knöpfe, auf's Sorgfältigſte, ebenſo den meſſingnen Griff meines Säbels, ſtäubte meinen Torniſter ab und ebenſo meine Feldmütze, nachdem ich vorher den verwelkten Blumenſtrauß des weiſen Vogel in meine Bruſttaſche geſteckt. Dann begab ich mich mit einigem Herzklopfen nach der Kanzlei des Brigade-Commandeurs. Mein Vater hatte mir ein Schreiben mitgegeben an einen alten Freund ſeiner ehemaligen Batterie, der als Schreiber zum Stab abgegangen war. Dieſen ſollte ich vor allen Dingen aufſuchen und ihn bitten, die einleitenden Schritte für mich zu thun, damit ich dem Herrn Brigade-Commandeur baldigſt vorgeſtellt würde.

Die Wohnung deſſelben hatte ich bald aufgefunden; es war das ein ſtattliches Gebäude, vorn mit einem großen Hofe, der von einem Gitter umſchloſſen war, an deſſen Eingang ein Kanonier mit gezogenem Seitengewehre behaglich in der warmen Morgenſonne umherſchlenderte. Er betrachtete mich forſchend von oben bis unten und ſagte lächelnd: „Na, wo willſt denn Du hin?“ — „Zu dem Herrn Brigade-Commandeur,“ antwortete ich ihm. — „Direkt?“ entgegnete die Schildwache; „da mußt Du früh aufgeſtanden ſein. Wirſt beſſer thun, wenn Du einen kleinen Umweg machſt. So durch die Anmeldungskanzlei hindurch. — — Na, ich verſtehe,“ fuhr er fort, als er ſah, daß ich meinen Brief aus der Taſche zog, wirſt ſchon was Schriftliches haben. Da, links im Hofe Nro. 4, wo die Schreiber im Feuer exerciren, da klopf' nur an, und wenn auch Keiner „herein!“ ruft, ſo mach' nur die große Thüre auf; freſſen werden ſie Dich gerade nicht. Apropos,“ ſagte er, als ich mich zum Weggehen anſchickte, „wie viel Uhr

kann es wohl sein?" — „Halb Zehn." — „Also noch eine halbe Stunde bis zur Ablösung, verdammt lange! Na! 's geht auch vorüber." Damit warf er seinen Säbel in den Arm und schlenderte gähnend von mir weg.

An der bezeichneten Thüre Nro. 4 klopfte ich leise an, einmal, zweimal, dreimal, denn trotz dem Rathe der Schildwache war ich doch zu schüchtern, ohne Erlaubniß einzutreten. Als ich schon den Finger zum vierten Male gekrümmt hatte, vernahm ich drinnen eine laute, fast zornige Stimme, die „R-r-r-rein!" schrie, so daß es durch's ganze Haus dröhnte. Ehe ich ihr Folge leistete, nahm ich bescheiden meine Feldmütze ab, dann trat ich in ein ziemlich großes Gemach, in dem sich vier weiß angestrichene Schreibpulte befanden, die wie große Vogelbauer aussahen, denn bis an die Decke waren sie mit einem hölzernen Gitterwerk umgeben, hinter welchen vier Köpfe auftauchten, deren Augen mich neugierig anschauten. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Mann in der Artillerieunterofficier-Uniform, den Waffenrock unten aufgeknöpft, mit gespreizten Beinen, und schaute mich den Eintretenden mit finsterem Stirnrunzeln an. Von seinen Gesichtszügen war wenig zu sehen; unter buschigen Augenbrauen hatte er die Augen zusammengekniffen, und der Schnurr- und Backenbart nach dem neuen Reglement bedeckte die ganze untere Partie seines Gesichtes. Zum Ueberfluß hatte er noch eine Schreibfeder mit großer Fahne quer in den Mund genommen.

„Na, da bin ich begierig," sagte der finster-aussehende Mann, nachdem er mich eine Weile gemustert, „was aus dem Tornister herausspazieren wird. Bombardier Knöller," wandte er sich an einen der Schreibenden, „haben Sie vielleicht wieder eine Ahnung über diese Sache?" — Der Gefragte antwortete durch ein blödsinniges Lächeln und schrieb dann ruhig weiter. Ich hatte unterdessen mein Schreiben hervorgeholt und es dargereicht. Der Unterofficier nahm es, schlug mit der flachen Hand auf die Adresse,

um den überflüssigen Sand zu entfernen, dann betrachtete er die Schriftzüge genau, und rief auf einmal laut: „Soll mich doch der-r-r-r — holen, wenn das nicht die Pfote des alten Wortmann ist. — Und Du?“ wandte er sich gegen mich, „ja das kann nicht fehlen, straf' mich Gott! Du bist Wortmann's Major oder ich will eine Schlagröhre sein. Bomben und Hagel! ist mich der Kerl gewachsen! ist kaum zwei Käse hoch und trägt schon eine Artillerie-Dienstmütze; hat auch ein Brodmesser aufgeschnallt. Na, die Sache wird immer schöner. Hat man je so etwas erlebt? — Bombardier Knöller, das ist der Major, von dem ich Ihnen schon erzählt. — Herr Major, ich freue mich außerordentlich, Ihre Bekanntschaft zu erneuern.“ Damit ergriff er meine Hand, lachte laut hinaus, und die vier Schreiber, die mich mit langgestreckten Hälsen durch das Gitterwerk anschauten, lächelten ebenfalls.

Nachdem in seinem Lachen einige Ruhe eingetreten war, öffnete er den Brief meines Vaters, las ihn durch, nickte zuweilen mit dem Kopfe und sagte am Ende: „Ganz gut! vortrefflich! Die Sache wollen wir gleich arrangiren. Ich werde den Herrn Hauptmann Schmelzer sogleich in Kenntniß setzen, und Du sollst dem Herrn Obersten, noch ehe er zur Parade geht, vorgestellt werden. — Teufel! da habe ich eine vortreffliche Idee. Er macht so eben seinen Morgenspaziergang in den kleinen Gärten neben dem Hofe. Wenn er Dich so mit dem Tornister sähe, aber ganz unverhofft, daß er fragen müßte, wer Du seist, und was Du wollest, das wäre am allerbesten. Fassen wir die Sache sogleich an vier Zipfeln. Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Du Bursch, Kopf in die Höh', Brust heraus, blas' die Backen auf, gib Deinem Gesicht ein Ansehen, und wenn Du eine Figur erscheinen siehst, wie Schippenbauer — Gott verdamm' meine schlechten Späße!“ unterbrach er sich selber, „ich kann mir das nicht abgewöhnen — wollte ich doch sagen, wenn Du einen Offizier eintreten siehst mit schwarzem Haar, schwarzem Bart, schwarzen

Augenbrauen, schwarzem Rock, kurz eine schwärzliche Erscheinung, so hat für Dich die große Stunde der Entscheidung geschlagen."

Nach diesen Worten schritt der Wachtmeister an das Fenster, öffnete es weit und sagte zu den Schreibern: „Nehmen Sie ein frisches Blatt, meine Herren!" Dann nahm er einen zusammengefalteten Bogen Papier von dem Tische, stellte sich an's offene Fenster und diktirte mit dröhnender Stimme — eigentlich schrie er mehr, als er sprach —: „Brigadebefehl. Durch mein Schreiben vom 16. dieses ist es zur Kenntniß der Herren Abtheilungscommandeure gekommen, daß Ende dieses Monats unser Allergnädigster König und Herr die Gnade haben wird, meine Brigade Höchstselbst zu inspiciren —"

„Herr Wachtmeister Sternberg," sagte in diesem Augenblick eine dünne, sehr feine Stimme vor dem Fenster, „Sie können füglich meine Befehle den Schreibern diktiren, ohne dabei so unnöthig zu schreien."

Der Angeredete, der beständig mit einem Auge zum Fenster hinausgeblinzelt hatte, und wohl gesehen, wie sich der Sprecher über den Hof genähert, that auch, als sei er auf's Höchste überrascht, ja wie von einem Blitzstrahl getroffen, als er die Stimme seines Vorgesetzten hörte. Er knickte ordentlich zusammen, dann sagte er: „Tausendmal bitte ich um Verzeihung, Herr Oberst, daß ich so laut diktirte; aber wenn man von der Ankunft Seiner Majestät spricht, da redet man sich unwillkürlich in die Begeisterung hinein."

„Ich habe nichts gegen Ihre Begeisterung, Wachtmeister Sternberg," erwiederte der Oberst, indem er sein ohnehin glattes schwarzes Haar noch fester an den Kopf strich, „möchte mir aber alles unnöthige Geschrei ganz ergebenst verbeten haben."

Daß ich bei dieser Unterredung meine schönste Haltung annahm und der erhaltenen Vorschrift gemäß gelinde meine Backen aufblies, wird man mir auf's Wort glauben. In der nächsten

Sekunde erblickte mich der Chef, kniff seine Augen zu und sagte: „Was ist denn das?“

Der Wachtmeister streckte sich ein paar Zoll höher, stand außerordentlich gerade und meldete: „Zu Befehlen des Herrn Obersten, der Sohn eines alten Kameraden, eines ehemaligen Unteroffiziers der Batterie, kommt mit den nöthigen Zeugnissen und allen möglichen Papieren und wünscht in der Brigade auf Avancement zu dienen; ist von seinem Vater so instruirt worden, daß er das Exercitium wie ein Alter versteht. War immer ein großer Freund von der Kanone, der Kleine da. — Wortmann's Major.“

„Welcher Major, Herr — Wachtmeister Sternberg, wenn's beliebt?“

„Halten zu Gnaden, das ist nur so ein Kasernen-Ausdruck, ein Beiname.“

Der Oberst, der den Chef seiner Schreiber wohl zu kennen schien, zuckte die Achseln, als wollte er sagen: Wachtmeister, Sie sind unverbesserlich. Dann sprach er, indem er auf mich wies: „Das da soll herauskommen in den Hof. Wir wollen es hier außen anschauen.“ Als er darauf vom Fenster wegtrat, gab mir der Wachtmeister in der Freude über den gelungenen Streich einen Rippenstoß, daß ich fast umgefallen wäre, kniff sein rechtes Auge zu und verzog auf diese Art sein Gesicht zu einer wahrhaft scheußlichen Fratze. Dann folgten wir Beide dem Befehl des Vorgesetzten.

Der Oberst stand in der Mitte des Hofes in sehr aufrechter Haltung und hatte die Hände auf dem Rücken zusammengelegt. Er war ein großer, wohlgewachsener Mann, aber, wie der Wachtmeister vorhin bemerkt, in der That eine schwärzliche Erscheinung. Schade, daß sein schwaches Organ nicht zu dieser großen Figur paßte. Hinter ihm bemerkte ich einen andern Offizier, den die laute Unterredung am Fenster wahrscheinlich ebenfalls hinausge-

lockt. Er trug die Hauptmanns-Uniform und ſtand, eine mächtige Brieftaſche in der Hand, in ſehr ſteifer Haltung hinter ſeinem Vorgeſetzten. Die Schildwache am Thor ſchien außerordentlich befriedigt, daß die Langweiligkeit des Hofes durch ein unerwartetes Schauſpiel belebt würde.

„Sehen Sie, Herr Hauptmann Schmelzer," ſagte der Oberſt, nachdem er mich ein paar Augenblicke betrachtet, „das iſt ein Soldatenkind, welches ſich anſchickt, den höchſt ehrenvollen Stand ſeines Vaters zu ergreifen, — ein Entſchluß, der zu loben iſt, beſonders weil er ſehr ſelten vorkommt. Will doch Alles in der Welt einen ſcheinbar beſſern Stand ergreifen, als der des Vaters. Der Sohn des Handwerkers ſchämt ſich der väterlichen Werkſtätte und will Kaufmann werden, der Sohn des Kaufmanns will um allen Preis ſtudiren oder ſich zum Künſtler heranbilden. Ich verſichere Sie, Herr Hauptmann Schmelzer, daß die Alten, mit ihrem ſtrengen Kaſtengeiſte, wohl wußten, was ſie thaten. — Das aber in Parentheſe. — Wie heißt Du?" wandte er ſich an mich.

„Friedrich Wilhelm Wortmann," gab ich zur Antwort.

„Friedrich Wilhelm Wortmann. Und kann alſo exercieren?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt."

„Hat auch vielleicht den Artillerie-Leitfaden ſchon angeſchaut?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt."

„Kennt die Verpackung eines zehnpfündigen Granatwagens?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt."

„Und die Anfertigung einer Leucht- und Stinkkugel?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt."

„Wir wollen das unterſuchen, Herr Hauptmann von Schmelzer. Sorgen Sie dafür, daß die Papiere des jungen Menſchen beſtens unterſucht werden, auch er ſelbſt, ob er körperlich tüchtig iſt, und wenn ſich Alles das zu ſeinen Gunſten herausſtellt, ſo ſoll man ihn prüfen, ob er wirklich das Exercitium inne hat, und in dem Falle an dem übermorgenden Bombardier-Examen Theil nehmen

laſſen. Nicht, als ob ich daran dächte, ihn ſchon im Voraus zu avanciren, — Gott ſoll mich bewahren! — ſondern nur, um ihm einen Sporn zu geben, der ihn veranlaßt, durch gute Aufführung eifrigſt nach den Treſſen zu ſtreben. Auch als Empfehlung an ſeinen künftigen Batterie-Chef. Hat er einen Wunſch in dieſer Richtung?"

„Mit der gnädigſten Erlaubniß des Herrn Oberſten," erwiederte der Wachtmeiſter, „wünſcht er der achten Fußcompagnie zugetheilt zu werden."

„Hauptmann von Bitter in D.," entgegnete nachdenkend der Oberſt, wobei er den Kopf ſchüttelte und die Augenbrauen hoch emporzog. „Warum gerade dahin?"

„Der Vater des jungen Menſchen hat in D. einen guten Freund, ebenfalls früher Unteroffizier, jetzt bei der Steuer-Partie, der ihm mit Rath und That an die Hand gehen wird," meldete der Wachtmeiſter. „Auch ſind bei der achten Fußcompagnie nur zwei Freiwillige, die auf Avancement dienen."

„Meinetwegen," ſagte der Oberſt; „der Premier-Lieutenant dorten iſt der von Schwenkenberg, ein braver Mann. — Alſo Gott befohlen!" Damit neigte er ſeinen Kopf leicht gegen mich hin und ging mit dem Hauptmann Schmelzer nach dem Garten zurück, wo er hergekommen war. Der Wachtmeiſter faßte mich am Kragen und zog mich in die Stube Nro. 4 zurück. „Siehſt Du, Major," ſprach er dort, wobei er ſich die Hände vor Vergnügen rieb, „Du haſt mehr Glück als Verſtand. Wirſt da ohne Anſtand angenommen und darfſt ohne Weiteres das Bombardier-Examen machen. So gut iſt's Unſereinem nicht geworden. Ja, Major, es wird doch am Ende noch wahr, was man Dir bei Deiner Geburt prophezeit. Weßhalb übrigens Dein Vater auf die achte Fußbatterie verſeſſen iſt, kann ich mir auch nicht erklären. Freilich lebt der alte Poltes in D., aber der kann Dir nicht mehr viel helfen. Habe ich doch vor ein paar Tagen einen

Brief von ihm erhalten, worin er mir schreibt, er habe seine letzte Vollkugel geladen, und wenn die hinausgepufft sei, so rufe er für ewige Zeiten: Batterie halt! Sonst hast Du bei der achten Fußbatterie verdammt wenig zu hoffen. Der Kapitän Bitter, na, der ist nicht bitter! Eigentlich böse kann man ihn nicht nennen, aber er hat in seinen Ideen ganz confuse Streifen. Des Premierlieutenants von Schwenkenberg wirst Du Dich vielleicht noch erinnern; er ist nicht fetter am Leibe und nicht geschwinder im Reden geworden. Na! im Grunde ist es Einerlei, einen Hacken gibt's überall und ohne Kampf kommt man nicht durch die Welt. — Jetzt wollen wir aber frühstücken gehen."

Das thaten wir denn, und der Wachtmeister Sternberg, der sich meiner überhaupt freundlich annahm, zeigte mir die Merkwürdigkeiten von M.; führte mich bei einigen seiner Kameraden ein und erhielt am andern Morgen die Erlaubniß, das Exercitium leiten zu dürfen, das ich durchmachen mußte, und worin ich, ich kann es wohl sagen, mit Ehren bestand. Ebensogut ging es mir mit dem Bombardier-Examen, und ich hatte das Glück, daß der vorsitzende Offizier zu mir sagte: „Hätten Sie nur sechs Wochen gedient, so würde ich speziell darauf antragen, daß man Ihnen die Tressen gebe. Aber Sie sind ja noch jung und werden sie frühzeitig genug erhalten."

Ein paar Tage nachher verließ ich M. mit frohem Muthe und gelangte nach mehrtägigem Marsche glücklich in D. an.

Fünftes Kapitel.

Ich wohne dem Appell meiner Kompagnie bei, ohne noch zu ihr zu gehören, sehe die Bestrafung eines Küchengehülfen mit an und werde vom Kapitän sehr unfreundlich aufgenommen.

Begreiflicher Weise war mein erster Gang zu Poltes. Ich hoffte ihn auf seinem Bureau zu finden, doch erhielt ich hier die

traurige Nachricht, daß er schon seit vierzehn Tagen nicht mehr zur Arbeit komme und auch wahrscheinlich nie mehr erscheinen würde. Das Frühjahr, den meisten Brustleidenden gefährlich, hatte auch ihn stark mitgenommen. Nach einigem Nachfragen fand ich seine Wohnung, an der Thüre auf einem kleinen Täfelchen stand der Name Poltes, dem er treu geblieben war. Ich klopfte an, drinnen hustete es, dann rief eine matte Stimme: „Herein!"

Mit klopfendem Herzen trat ich in die kleine Stube. Da saß Poltes aufrecht in seinem Bette, und hatte er schon früher eingefallene Wangen gehabt, so war jetzt sein Gesicht kaum mehr zu kennen. Nur die Augen blitzten noch wie damals, und um den Kopf hatte er noch dasselbe rothseidene Tuch geschlungen, das er in früheren Jahren in der Montirungskammer zu tragen pflegte. Seine Stirne war wachsbleich, seine Lippen fahl, und nur die Haut über seinen hervorstehenden Backenknochen war mit einer tiefen, unheimlichen Röthe bedeckt. Er schien mich nicht zu kennen, denn als ich auf ihn zutrat, sah er mich mit einem befremdeten Blicke an. Erst als ich eine meiner Hände auf seine Rechte legte und ihm sagte: „Kennen Sie mich denn gar nicht mehr? haben Sie Ihren kleinen Gehülfen auf der Montirungskammer vergessen?" da blitzte es in seinen Augen auf und zuckte fast wehmüthig über sein bleiches Gesicht.

„Das ist der Major," sprach er mit zitternder Stimme. „Hol' mich Dieser und Jener, es ist der Major. Was bist Du groß und stark geworden! Na, euch ist es recht gut gegangen. Der Alte soll ja nächstens Controleur werden, und unsere Freundin, Madame Wortmann, hat sich zur großen Dame gemacht. Ja, siehst Du, mein Junge, das Leben ist ein tiefer Brunnen mit auf- und absteigenden Eimern. Wenn der Eine hinaufkommt, muß der Andere hinunter." Bei diesen Worten überfiel ihn ein starker Hustenanfall. — „Möchte Dir gerne etwas Näheres darüber sagen," fuhr er nach einer langen Pause fort.

Ich bat ihn, sich seines Hustens wegen zu schonen. Er entgegnete kopfschüttelnd: „Das hat nicht viel zu sagen; findest Du wirklich, daß ich stark huste? — — Ueberhaupt hast Du noch gar nicht gesagt, wie Du mich eigentlich findest, mein Junge," fuhr er eifriger fort; „jetzt haben wir uns doch in fast zehn Jahren nicht wieder gesehen. Findest Du mich sehr verändert? Sag' es gerade heraus."

Was sollte ich darauf antworten? Glücklicher Weise fiel mir ein, ihm zu sagen: „Lieber Unteroffizier Poltes, ich finde Sie gerade nicht auffallend verändert, Sie sehen nur ein Bischen blaß aus, wie Jeder, der starken Schnupfen und Husten hat."

— — — — „Du bist ein gescheidter Junge," erwiederte er mit matter Stimme. „Ja, die verfluchte Erkältung! Habe sie jetzt schon den ganzen Winter; geht mir aber weit besser, fühle mich so leicht, daß ich fast versuchen möchte aufzustehen und Dich zu Deinem Batteriechef hinzubringen. — — Thut sich aber doch nicht," fuhr er nach einer Weile fort, „will mich lieber wieder gerade hinlegen, meine Brust scheint doch ein wenig angegriffen zu sein. Komm, setz' Dich hier oben an mein Bett; ist mir doch, wenn ich Dich sehe, als kehre die alte Zeit wieder, da wir Säbel und Knöpfe zählten." Er hatte den Kopf in die Kissen niedergedrückt, wandte mir sein bleiches Gesicht zu und schaute mich mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an. Dabei fuhren seine mageren Hände auf der Bettdecke hin und her, als suchten sie dort etwas. „Vorhin sprach ich davon," sagte er, „daß es im Leben auf und ab gehe. Dein Vater und ich sind davon ein paar lebendige Exempel. Dazumal kamen wir zu gleicher Zeit zur Batterie: Wortmann in einem alten geflickten Bauernrock, zu Fuß mit bestaubten Stiefeln, ich in der Equipage meines Onkels, angezogen wie ein junger Prinz, hab' das noch nie Jemanden erzählt, und Dein Vater sprach mir zu Liebe auch nie darüber. Er wollte Unteroffizier werden, vielleicht einmal Feuerwerker, und später,

Damit ſetzte ich meinen Hut recht unternehmend auf und verließ das Zimmer.

Wie in meinem Innern, ſo hatte ich mich auch in meinem Aeußern umgewandelt, ich war ein Elegant geworden, wie es die Geſellſchaft von jungen Leuten, mit denen ich mich jetzt umbertrieb, verlangte. Dabei muß ich geſtehen, daß ich geſucht wurde, es fehlte mir nicht an natürlichem Witz und Munterkeit, ich hatte mir leichtſinnige buriſchikoſe Reden angewöhnt war ein flotter Tänzer geworden und wenn ein Miethpferd nicht gar zu unbeugſam und eigenſinnig war, ſo wurde ich vollkommen mit ihm fertig und konnte mir ſchon erlauben, des Sonntags Nachmittags bei den Fenſtern derjenigen Damen vorbei zu gallopiren, mit welchen ich die Nacht vorher durchtanzt. Daß ich einen Hausſchlüſſel beſaß, brauche ich wohl nicht zu ſagen, daß ich aber bei den vielen Vergnügungen, denen ich nachlief, den Geſchäften mit Eifer und Fleiß vorſtand, glaube ich erwähnen zu dürfen; ich hatte das ganze Fabrikgeſchäft in der Hand und es war mir ein Vergnügen, den Buchhalter Herrn Specht, den ich gründlich haßte, hinauszudrängen. Mit den ſcheinheiligen Kreaturen, welche er auf die Wiegkammer eingeſchwärzt, ging ich, wenn ſie nicht auch in ihren Arbeiten und in ihrem Leben brave Leute waren, unbarmherzig um und nahm andere auf, die nicht zur Gemeinde des Herrn Pfarrer Sproſſer gehörten. Die

wenn's hoch käme, Postconducteur; — — nun, ich ärgerte mich darüber, daß es in der Armee keine Generale der Artillerie gäbe, und mochte nicht daran denken, später einmal einen rothen Kragen tragen zu müssen. Geld hatte ich damals genug, lernen mochte ich aber nichts; zum Fähndrichs-Examen ging ich mehrere Male, fiel aber jedesmal durch; beim drittenmal, als mir dies passirte, war ich nahe daran, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Hätte ich es nur gethan! doch ich war schon zu sehr herunter, um einen anständigen Entschluß fassen zu können. „Ha!" dachte ich, „das Leben ist schön, und man kann ebenso glücklich sein, trägt man nun Epauletten oder Achselklappe; wenn nur das Bier kalt und der Branntwein stark ist. So blieb ich denn, wurde Unteroffizier und später Kapitän d'Armes. Und da war es, wo ich die Ehre hatte, Deine Bekanntschaft zu machen, Herr Major. Apropos, von wegen dem Spitznamen, laß' Dir dadurch keine Mucken in den Kopf setzen, sei ein braver Soldat, propre und diensteifrig und habe keinen überflüssigen Ehrgeiz. Sind Dir die Epauletten vom Schicksal bestimmt, so wirst Du sie kriegen; vergiß mir aber nicht, daß ein tüchtiger Unteroffizier ein viel ehrenhafteres Mitglied der Armee ist, als ein schlechter Lieutenant — — Ah! — —"

Nach dieser langen Rede, die er mir gehalten, wandte er das Gesicht von mir ab und blieb eine geraume Zeit still und unbeweglich liegen. Ich hätte weinen mögen, konnte aber nicht sprechen, mochte ihn auch nicht zu neuem Reden anfeuern. Ich drückte ihm herzlich die Hand, worauf er mir das Gesicht abermals zuwandte, und mit ganz leiser Stimme sagte: „Ich bin überzeugt, daß Du zuerst zu mir kamst; aber jetzt ist es Zeit, daß Du nach der Kaserne gehst und Deine Papiere abgibst. Du hast doch Papiere vom Brigade-Commandeur?"

Auf diese Frage hin erzählte ich ihm, wie gut es mir in M. gegangen, daß ich den Wachtmeister Sternberg getroffen, daß ich auch das Bombardier-Examen bereits gemacht, und daß ich

von dem vorsitzenden Offizier sogar an meinen neuen Kapitän empfohlen worden sei.

Poltes nickte nach meinen Worten zufrieden mit dem Kopfe und sagte: „Das kann gut gehen; aber jetzt geh', Du bist am Thore gemeldet worden und mußt Dich vor eilf Uhr bei der Batterie einfinden. Heut' Abend oder morgen früh kommst Du mich zu besuchen und erzählst mir von Deiner Aufnahme. Apropos, grüße mir auch den Lieutenant von Schwenkenberg; da mußt Du mich aber nicht Poltes nennen, sondern sagst ihm, Leopold von Berger laß' ihn grüßen. So hieß ich früher einmal," sprach er seltsam lächelnd; „er weiß das ganz genau."

Darauf winkte er mit der Hand zum Abschied und ich verließ das Stübchen mit beklommenem Herzen und traurigem Gemüthe. Hatte ich doch gehofft, den Poltes von damals wieder zu finden, ihn, der so angenehm plaudern konnte und so voll Humor war. Waren es doch erst zehn Jahre, daß ich ihn nicht gesehen, zehn Jahre meiner ersten Jugend, in denen sich für mich eigentlich so gar wenig geändert, wenigstens fast gar nichts unangenehm; ich hatte nur Freunde erworben, keinen Verlust erlitten. Jetzt stand mir ein solcher bevor, denn daß der arme Poltes nicht mehr lange leben würde, das sah ich wohl ein und deßhalb verließ ich ihn so traurig und niedergedrückt.

Als ich den Hof der Kaserne erreichte, in welcher die achte Fußcompagnie lag, war es eilf Uhr geworden und Alles schon zum Appell angetreten. Die Kanoniere standen, wie es gebräuchlich war, in zwei Reihen, davor die Avancirten mit Front gegen die Compagnie, und im Zwischenraum bewegte sich der Feldwebel, eine kleine dicke Gestalt, die geöffnete Brieftasche in der Hand, aus welcher er alles Bezügliche auf den Dienst vorlas. Die Offiziere hielten sich am rechten Flügel auf, zwei junge Lieutenants und — ja, er war es! — mein Bekannter und Gönner aus der früheren Zeit, der jetzige Premier-Lieutenant von

Schwenkenberg. Man mußte ihn wieder erkennen: es war noch dieſelbe Geſtalt. Der unendlich lange Hals, an dem der kurze Uniformskragen faſt kindiſch ausſah, lang und hager wie ehemals die ganze Figur, an der Hüfte trug er das gewaltige Schlachtſchwert, was bis an die Sporenräder ſtreifte und mit dieſen in beſtändiger Berührung war. Jetzt ging er ein paar Schritte dem Feldwebel entgegen — o; ich hätte ihn am Gange unter Tauſenden wieder erkannt! etwas vornüber, aber bei jedem Schritte rechts oder links ſchwankend.

„Vergeſſen — Sie — nicht — Feldwebel Möller," ſagte Lieutenant von Schwenkenberg, „daß — wir — heute — Nach- — mittag — die — Baſtion — mit — den — Exercir- — Wallgeſchützen — haben. — Suchen Sie mir — die — ſchwächſten — Leute — aus; — ſo — eine kleine — Bewegung — kann — ihnen — nichts ſchaden. — Herr — Lieutenant — Schwarz — wird — die Güte — haben, — ſich — mit ihnen — zu beſchäftigen." Der Lieutenant Schwarz war ein junger Secondelieutenant, den ich natürlich nicht kennen konnte; auch ſchien er eben erſt friſch von der Artillerieſchule gekommen zu ſein; ſein Geſicht hatte noch jenen erhabenen und unbeſchreiblichen Ausdruck der Ueberraſchung, mit der gewöhnlich die neuen Offiziere Alles beim Eintritt in's praktiſche Militärleben zu betrachten pflegen. Alles war neu an ihm: Uniform, Porte-épée, Epauletten, Haarfriſur und Bart, wogegen Lieutenant von Schwenkenberg ausſah, als habe er eben einen ſehr gefährlichen Winterfeldzug überſtanden.

Schüchtern umſchritt ich die Compagnie in einem großen Bogen und erblickte endlich auch den Kapitän, der vor einem vollſtändig aufgezäumten und geſattelten Offiziersſpferde ſtand, das von einem Manne gehalten wurde. Der Hauptmann war eine kleine, aber wie mir ſchien ſehr bewegliche Geſtalt, denn er blieb nicht eine Sekunde lang auf demſelben Platze ſtehen. Jetzt tänzelte er auf die rechte und jetzt auf die linke Seite des Pferdes;

dann ſprang er hinter daſſelbe, um es ſo auf allen Seiten zu betrachten. „Bekommt ihm ſchlecht, die Parade!“ rief er darauf; „ſehr ſchlecht; muß aber ſo ſein. Wo Vergehen, auch Strafe. Feldwebel Möller! wie oftmal war Cäſar nun da zur Parade? Wenn ich mich recht beſinne achtmal. Soll noch viermal kommen, noch viermal zu Appell, damit das Dutzend voll wird. Alle Wetter! will ihm vertreiben, unartige Männchen zu machen. Konnte ich es doch kaum mit aller Mühe vor einem Sturze bewahren. — Habe ich Ihnen die Geſchichte ausführlich erzählt, Herr Lieutenant von Schwenkenberg?“

„Ich — hatte — das — Glück, ſie — mit anzuſehen,“ ſagte langſam Lieutenant von Schwenkenberg.

„Contenance, Contenance! Ja, man muß Contenance haben. Der Teufel auch! das könnte in einem Feldzuge noch fehlen! ein Pferd, das ſtrauchelt und hinſchlägt. Machen Sie ruhig fort, Feldwebel Möller,“ wandte er ſich an dieſen, der bei der Rede des Kapitäns mit dem Verleſen inne hielt und den Chef ehrerbietig anſchaute. — „Machen Sie ruhig fort, achten Sie nicht auf mich. Der Appell iſt meine Zeit, wo ich nicht nur die ganze Compagnie in- und auswendig betrachte, ſondern auch die Kaſerne. — Ja, die Kaſerne.“ Bei dieſen Worten war er anderthalb Mal um die Compagnie herumgetänzelt, warf aber dabei ſehr häufig einen Blick in eine nebenan befindliche offen ſtehende Thüre, wo herausdringender Rauch anzeigte, daß ſich dort die Compagnieküche befinde.

„Was iſt das für eine Geſchichte mit dem Pferde?“ fragte der junge Lieutenant, der erſt ein paar Tage bei der Compagnie war, ſeinen unmittelbaren Vorgeſetzten.

Dieſer zuckte mit den Achſeln, wiegte ſich hin und her und entgegnete: „Der — Gaul — war — ein Bischen — unartig; — der — Herr — Hauptmann — wollte — ihn — ſtrafen, — und — als — das — der Gaul — übel nahm, — da — — —

— trennten — ſie ſich. — Zur — wohlverdienten — Strafe — muß nun — Cäſar — zwölf — Tage lang, — wie — Sie eben — gehört, — feldkriegsmäßig — bepackt — zur Parade — kommen."

„Das iſt aber eine größere Strafe für den Reitknecht, als für das Pferd."

„Finden — Sie — das?" meinte Herr von Schwenkenberg mit unverwüſtlicher Ruhe.

Jetzt wurde die Stimme des Kapitäns wieder laut: „Das Sprichwort, es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt an die Sonnen, iſt auf den Appell ſehr anwendbar. Aber es gehört ein geübtes Auge dazu. Herr Lieutenant Schwarz, wollen Sie ſich gefälligſt einmal den Mann Ihres Zuges hier betrachten." Der Batteriechef hatte einen Mann auf dem linken Flügel Kehrt machen laſſen und ſich dicht vor ihn hingeſtellt. — „Ich habe geſagt," fuhr er nach einer Pauſe fort, „es gehört ein geübtes Auge dazu; ſehen Sie ſich einmal den Mann genau an. — Nun? was? — was entdecken Sie an ihm?"

Der junge Offizier betrachtete ihn ringsum auf's Genaueſte, mußte aber achſelzuckend geſtehen, er finde nichts Beſonderes.

Der Kapitän lächelte ſichtbar zufrieden. Dann ſprach er mit großer Genugthuung: „Ja, ein geübtes Auge erwirbt man nicht in einigen Tagen. Schauen Sie auf die Knöpfe der Jacke."

„Sie könnten etwas blanker geputzt ſein," meinte ſchüchtern der junge Offizier.

„Nicht das, Herr Lieutenant Schwarz; bei Gott im Himmel nicht das," verſetzte der Kapitän, wobei er ſeine linke Hand hoch empor hielt, wie ein Maurer, der das Richtloth handhabt. „Denken Sie ſich eine Linie vom Kragenhaken bis zur Hoſenbauchnaht. Entdecken Sie nichts? wahrhaftig gar nichts? — — Nun, mein lieber Herr Lieutenant Schwarz, es wäre das in der That zu viel verlangt. Wird ſchon kommen, wird ſchon kommen.

Man dient nicht umsonst fünfundzwanzig Jahre. — Nun, ich will's Ihnen sagen: der vierte Knopf von oben steht um eine halbe Linie zu viel nach links, Schuld des Schneiders, werden Sie denken. — Gott bewahre! ich richte meine Jackenknöpfe selbst. Er soll einmal aufknöpfen da, und wenn wir nicht am vierten Knopf ein manoeuvre de force finden, so — so will ich Unrecht haben."

Der Kanonier knöpfte die Jacke auf, und es war richtig, wie der Kapitän gesehen. Statt angenäht zu sein, war der vierte Knopf mit einem Hölzchen befestigt, was ihn in eine schiefe Stellung und den betreffenden Mann auf eine Strafwache brachte.

Triumphirend setzte der Kapitän noch einen Augenblick seine Inspection fort, dann schoß er mit einemmale mit vermehrter Geschwindigkeit in die geöffnete Küchenthüre, nach welcher er schon lange geblickt, und kehrte nach einigen Augenblicken mit einem Kanonier zurück, den er am Kragen gefaßt hatte und förmlich hinter sich drein zog. Ich muß schon gestehen, daß dieser Mann nichts weniger als das Bild eines properen Soldaten war; er trug eine höchst schmierige Jacke, an der fast alle Knöpfe fehlten; graue leinene Beinkleider, die von Fett starrten, und eine Schürze, deren ehemals blaue Farbe kaum noch zu erkennen war. Gewöhnlich nahm man in damaliger Zeit zu den Küchengehülfen Leute, denen das Exerciren schwer in den Kopf ging, die im Gliede keine gute Figur machten und sich die Benennung „Schmierfinke" erworben hatten.

Der vom Kapitän Herbeigeführte hatte in der linken Hand ein großes Stück Commisbrod, in der Rechten eine Gabel, und obgleich er mit größter Anstrengung kaute und schluckte, wollte es ihm doch nicht schnell genug gelingen, seine vollgestopften Backen in den Magen zu entleeren. „Feldwebel Möller!" rief der Kapitän entrüstet, „sehen Sie diesen alten Schmierfinken an. Habe ihn schon während des ganzen Appell im Auge gehabt,

faulenzt in der Küche und frißt in Einem fort. Und was frißt er? Sein trockenes Brod, wie es einem rechtschaffenen Kanonier zukommt? — Gott bewahre, nein. Sondern er steht neben dem Kessel, und mit der Gabel, die er da in der Hand hat, fischt er einen Speckbrocken um den andern heraus. Tausend Element! das ist eine unerhörte Geschichte. Und sehen Sie einmal diesen verwahrlosten Anzug an, Herr Lieutenant von Schwenkenberg. — Ich will, daß dieser Mann," wandte er sich nach einer Pause, während welcher er ihn wahrhaft erstaunt betrachtet, an den Feldwebel, „vom Küchendienst abcommandirt werde. Ist er doch vollständig aus Rand und Band, Schmierfinke Numero Eins. Wenn er abcommandirt ist, soll er acht Tage lang feldkriegsmäßig verpackt zum Appell kommen. Jetzt magst Du in Deine Küche zurückgehen. Hat man je so was erlebt? — Und was das Fressen der Speckbrocken anbelangt," rief er ihm noch nach, „so ist das eine Sache, welche Deine Kameraden angeht; zu meiner Zeit wärst Du dafür über die Bank gelegt worden, und dort, wo der Rücken seinen ehrlichen Namen verliert, hätte man Dich unter einem nassen Betttuch gehörig verarbeitet. — Sind wir zu Ende, Feldwebel?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann"

„Lassen Sie uns auseinandertreten."

Dies geschah, und die lachenden Gesichter einiger Kanoniere und die Eile, mit der sich mehrere in die Küche begaben, ließen mich vermuthen, daß das Strafverfahren, von welchem der Kapitän gesprochen, gegen den Küchengehülfen nächstens und nachdrücklichst in Anwendung kommen werde.

Die Offiziere und der Feldwebel blieben noch einen Augenblick bei einander stehen, worauf ich meine Feldmütze abnahm und mich schüchtern der Gruppe näherte. Anfänglich wurde ich nicht bemerkt; nach kurzer Zeit aber wandte sich der Feldwebel halb auf die Seite, und da er sah, wie ich meine Papiere dar-

reichte, nahm er sie und durchlas sie flüchtig. Dies bemerkte der Kapitän, und ich hörte, wie er halblaut zum Lieutenant von Schwenkenberg sagte: „Wenn uns nur da nicht wieder ein neuer Freiwilliger droht. Gott soll uns bewahren! Haben wir doch schon bei der Brigade so viele junge Leute, die auf Avancement zum Offizier dienen wollen, daß ein allgemeines Sterben von oben herunter nothwendig wäre, um nur ein Zehntheil zu placiren. 's ist freilich ein hübsches Wort: von der Picke auf dienen, aber im Frieden taugt's nicht. Zu Unteroffizieren ja; aber die Offiziersstellen soll man jungen Leuten von guter Familie aufhalten, die sich lange Jahre auf den Schulen abgeplagt und dort was Rechtes gelernt haben. — Ich versichere Sie, meine Herren, diese jungen Leute sind der Ruin der Batterie. Das bringt meistens etwas Geld mit, treibt nun alles Mögliche, schafft sich feine Uniform an, ist faul, nachläßig, lernt keine Subordination und verderbt den guten Geist. Aber ich will sie schuhriegeln, daß sie schwarz werden. — — Was giebt's Feldwebel?"

„Ein junger Mann," entgegnete dieser achselzuckend, „der vom Brigade-Commando der achten Compagnie als Freiwilliger zugewiesen wird."

„Habe ich mir's doch gedacht!" sagte ärgerlich der Hauptmann. „Aber wir sind ja schon überzählig."

„Ist gut empfohlen, Herr Hauptmann; weiß auch das Exercitium schon und hat bei der Brigade das Bombardier-Examen gemacht."

„Das Bombardier-Examen!" rief erzürnt der Hauptmann. „Seh' mir Einer an. Sollten wir doch lieber gleich die fertigen Feuerwerker schicken. Wer wird zum Bombardier-Examen zugelassen? — wer sich durch gute Aufführung ein Recht dazu erwirbt! — Aber was ist da zu machen? Lassen Sie ihn einkleiden und geben ihn in die Corporalschaft zu Unteroffizier Wachenbach, der soll ihm im Exerciren einen soliden Grund beibringen, aber

einen recht ſoliden. Verſtehen Sie mich! Und wenn's auch Mühe und Schweiß koſtet.“ Damit griff er an ſeinen Tſchako und eilte zum Kaſernenhofe hinaus, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Die beiden andern Offiziere folgten ihm und ich blieb mit recht traurigem Herzen zurück Hatte ich doch einen anderen, freundlicheren Empfang erwartet, hatte doch gehofft, der Herr Hauptmann würde wenigſtens nach meinem Namen fragen und darauf der Herr Lieutenant von Schwenkenberg ſagen: „Ah! das iſt Wortmanns kleiner Major! Freue mich, Dich wieder zu ſehen.“ Nichts von allem dem; der Feldwebel ſtopfte meine Papire in ſeine Brieftaſche, winkte mir mit dem Kopfe, ich ſolle ihm folgen, und übergab mich in der Kaſerne dem Unteroffizier Wachenbach, einem finſter ausſehenden Manne mit rothem Haar und Bart, der mich in die Montirungskammer führte, die mir ſo gut bekannten lieben Räume, wo aber leider kein freundlicher Poltes war. Hier erhielt ich einen roſtigen Säbel, abgeſchundenes Lederzeug, eine alte Hoſe und eben ſolche Jacke, und durfte all' dieſe ſchönen Sachen mitnehmen auf das Kaſernenzimmer Nro. 16, in deſſen dunkelſtem Winkel man mir eine Bettlade und einen Strohſack anwies. Die andern eilf Mann, die hier einquartiert waren, empfingen mich höchſt gleichgültig, boten mir kaum einen Stuhl zum Niederſitzen an, und wenn ich ihnen zufällig im Wege ſtand, ſo drückten ſie mich auf die Seite. Gern wäre ich noch hinaus zu Poltes gegangen, aber der Unteroffizier Wachenbach befahl mir da zu bleiben, da er mich im Verlauf des Nachmittags ſprechen wolle. Das mußte er aber vergeſſen haben, denn ich ſah ihn am heutigen Tage nicht mehr, und als ich mich hierauf Abends neun Uhr in mein Bette legte, war ich herzlich froh, allein ſein zu dürfen, und ſchäme mich nicht, einzugeſtehen, daß ich mein Strohkiſſen reichlich mit Thränen befeuchtete.

Sechstes Kapitel.

Ein Kapitel voller Widersprüche. Wegen meiner Kenntnisse schlecht behandelt, werde ich in Streitigkeiten verwickelt, da ich gut exerciere; ich zerklopfe dem Herrn Schnapper die Nase, weil er mich für ein Kind von hoher Abkunft hält; komme in Arrest, werde aber wieder befreit und avancire.

Mein Leben in der Kaserne, auf dem Exercierplatz, bei Schießübungen und Manövern war das gleiche, wie es Tausende vor mir erlebt haben und noch viele Tausende nach mir erleben werden; begreiflicherweise mit kleinen Abänderungen und Eigenthümlichkeiten, die eine Individualität vor der andern bedingt. Daß ich exercieren konnte und mein Bombardierexamen schon gemacht hatte, war mir eigentlich keine Erleichterung meines Dienstes, sondern nur eine Quelle ewiger Drangsal und Neckerei. Meinem Lehrmeister, dem Unteroffizier Wachenbach, konnte ich schon gar nichts recht machen. — „Das ist ein saures Stück Arbeit, dem das Exercitium beizubringen," pflegte er zu sagen, „lieber sechs Bauernlümmel, als eine schon so verdorbene Offizierspflanze;" dabei meinte er, bei mir könnte man nicht sogleich anfangen mit dem Lernen des Dienstes, sondern müßte eher alle die schädlichen Ansichten ausrotten, die man mir früher vom Exercieren beigebracht, mich wieder vollkommen umpflügen, — das war sein Ausdruck — ehe die neue gute Saat über Unkraut aller Art die Oberhand gewinnen könne.

Mein Bombardier-Examen hatte mich von vornherein mit allen andern Aspiranten auf diese große militärische Würde recht sehr verfeindet. Man fand es über alle Maßen hochmüthig und lächerlich, ein Examen gemacht zu haben, ehe man noch die Uniform getragen. Um mich zu ärgern, nannten sie mich spottweise vom ersten Tag an „Herr Oberbombardier," und als einer, Gott

Prinzipalin hätte mir dieſe Handlungsweiſe nicht ſo hingehen laſſen, wäre ich ihr im Fabrikgeſchäft nicht ſo von großem Nutzen geweſen, doch hatte mein praktiſcher Sinn daſſelbe vollkommen erfaßt und ein eigenes Talent der Farbenzuſammenſtellung und ein guter Geſchmack, der mir angeboren war, ſetzten mich in den Stand neue Stoffe zu erfinden, wenigſtens neue Farbenmuſter anzugeben, die allgemeinen Beifall erhielten, weshalb unſere Waaren außerordentlich geſucht und gut bezahlt wurden.

Man muß nicht glauben, das luſtige Leben, welches ich nun führte, ſei gerade ein außerordentlich ſündhaftes geweſen, ich machte es wie tauſend andere junge Leute, die einigermaßen Zeit und Geld hatten und Beides auf die für ſie angenehmſte Art verbrauchten. Zu unſeren abendlichen Zuſammenkünften ſuchten wir gerade nicht die erſten Gaſthöfe der Stadt auf, ſondern ein heimliches Plätzchen, wo es guten Wein gab, ward unbedingt vorgezogen; auch geſpielt wurde, ſo hoch es unſere Mittel erlaubten.

In einer andern Stadt, namentlich am Rhein, hätten wir höchſtens für luſtige fidele Leute gegolten, hier aber in der fleißigen Fabrikſtadt unter den ernſten Kaufleuten und Fabrikanten, und beaufſichtigt von tauſend frommen Augen, denen viel geringere Ausſchweifungen ſchon als Todſünde erſchien, war unſere Geſellſchaft, zu deren Haupt ich mich allgemach heranbildete, außerordentlich verrufen und von den ſogenannten ordentlichen Leuten

weiß wo und auf welche Art, von den Vorfällen meiner Kindheit Kunde erhalten, tauchte auch zum allgemeinen Ergötzen der Major wieder auf, und ich, der geglaubt, daß er lange der Vergessenheit anheimgefallen, sah mich auf einmal wieder als Herr Major titulirt. Einem übrigens, der mir zu arg damit kam, legte ich diese Neckerei auf etwas heftige Art. Es war das ein naseweiser Bursche, der aus der Kaufmannslehre davongelaufen war, ein hochaufgeschossenes blasses Geschöpf, mit so langen Armen, daß alle Jacken und Aermel zu kurz waren, dabei ungeheuer großen Händen, unter deren Vorzeigung er sich stets zum Raufen bereit erklärte, und einem dürren nichtssagenden Gesichte mit blondem Haar, ein Kopf, der sich durch nichts auszeichnete, als ein ungeheures Maulwerk, das er von seiner Mutter, einer Gemüsehändlerin, geerbt. Um eine halbe Kopflänge größer wie alle andern, tyrannisirte er übrigens die ganze Stube, inclusive den kommandirenden Unteroffizier, der sich ihm geneigt zeigte, weil die Mutter ihm einen ungemessenen Credit auf ihre Waarenvorräthe eröffnet hatte.

Ueber die andern Freiwilligen, die noch da waren, kann ich mich kurz auslassen, alle waren nach damaligen Begriffen weit vornehmer als ich, denn der eine war der Sohn eines Apothekers, und die Mutter des andern eine verwittwete Regierungsräthin.

Obgleich ich nichts weniger als furchtsam und schüchtern war, so hatten mich doch die Ermahnungen meines Freundes Poltes dahin gebracht, mir von meinen Kameraden an Neckereien und sonstigen Unarten sehr viel gefallen zu lassen. Ich war der Jüngste, und wenn ich auch ohne Uebertriebenheit von mir sagen darf, daß ich besser exercierte wie die andern Freiwilligen, und meinen Leitfaden inne hatte wie ein Unteroffizier, so war ich doch ein furchtbar grüner Rekrut, der das Maul nicht aufthun durfte, nur zuhören, wenn die Andern sprachen, und der die ganze Fluth ihres sogenannten Witzes über sich mußte ergehen lassen.

So hatte ich eines Tages zum erstenmal mit in der Batterie exerciert, und als ich auf die Stube kam, warf Herr Schnapper, so hieß der lange blonde Freiwillige, Säbel und Patrontasche so gewaltsam von sich, daß mir der erstere an das Schienbein flog, worauf ich ihn freundlich ersuchte, sich künftig in Acht zu nehmen. Doch zuckte er höhnisch lachend die Achseln und meinte, ich solle ihm aus dem Wege gehen. Herr Schnapper war an diesem Morgen außerordentlich schlecht gelaunt, denn der Herr Lieutenant von Schwenkenberg hatte ihm wegen grober Fehler beim Bedienen des Geschützes tüchtig den Text gelesen. Nun hatte er Nr. 4 und mußte richten, während ich als Nr. 3 mit der Handspeiche die Lafette auf seinen Wink rechts oder links drehte. Ich hatte wahrhaftig mein Möglichstes gethan und dem Geschütze die richtige Stellung gegeben, Herr Schnapper aber richtete nach, aber wohin, das mochte der Himmel wissen. Ich folgte natürlicherweise dem Winke seiner Hand, und als Lieutenant von Schwenkenberg nachschaute, war die Kanone auf einen ganz andern Punkt gerichtet, als der uns angegebene.

„Was kann man machen," sagte der Freiwillige erbost zu dem Geschützführer, „wenn hinter mir ein Esel mit der Handspeiche steht."

Ich hatte das wohl verstanden, kannte aber den Dienst und schwieg natürlicherweise stille. Als wir nun droben in der Stube waren, wurde wie gewöhnlich gefrühstückt, und der Stubenkalfacter mit den bekannten platten Flaschen in die Kasernenrestauration geschickt, um für den, der Geld hatte, einen Viertel- oder halben Schoppen Schnaps zu holen. Dazu verspeiste man sein Kommisbrod, wer es erschwingen konnte mit Butter, und wer gar zu verschwenderisch war, nahm dazu noch ein Stück Käse oder Wurst. Schnapper, der immer dergleichen Leckerbissen hatte, lud den Unteroffizier zu Gast, und als der erste Hunger und Durst gestillt war, wurde natürlicherweise das Exercitium von heute

Morgen durchgesprochen. Die Kanoniere saßen rings umher, theils auf ihren Schemeln, theils auch wohl, obgleich das verboten war, auf den Betten. Ich befand mich vor meinem Waffengerüste, aß ein Stück Brod, und schnallte dabei meinen Säbel und Patrontasche los.

„Das sage ich Ihnen aber, Herr Unteroffizier," meinte Schnapper nach einer Pause, „wenn ich wieder Nro. 4 haben soll, so muß ein anständiger Kanonier Nr. 3 nehmen; ich habe nicht Lust, wegen solchem Kerl aus dem Volk Nasen zu bekommen."

„Sie sprechen das sehr frei gegen ihren Vorgesetzten," sagte höhnisch lachend der Apothekersohn.

„Wer ist mein Vorgesetzter?" erwiederte der blasse Freiwillige.

„Nun, der Oberbombardier Wortmann "

Ich hatte den schlechten Witz schon so oft gehört, daß ich mich gar nicht mehr darüber ärgerte, vielmehr sagte ich lachend: „Gebt nur Achtung, wenn einmal ein Oberbombardier ernannt wird, so werde ich das lange vorher, ehe ihr nur daran denken dürft, Vicebombardier zu werden."

„Halten Sie Ihr Maul," schnauzte mich Herr Schnapper an, „Sie sollten doch so viel Bescheidenheit haben und nur dann sprechen, wenn Sie gefragt werden."

„Im Gegentheil," erwiederte ich. „Ich bilde mich ja nach Ihnen, und das ist meine Schuldigkeit, denn sie stellen sich immer als Muster vor."

„Fangen Sie mir keinen Streit an, Wortmann," rief der Unteroffizier Wachenbach mit vollen Backen, denn er kaute gerade an der Wurst, die ihm der lange blonde Freiwillige gegeben.

„Ich bin nicht streitsüchtig, Herr Unteroffizier," entgegnete ich immer noch gut gelaunt; „aber Sie verlangen doch wohl nicht, daß ich mir von Dem da Alles soll gefallen lassen."

„Es ist aber Ihr älterer Kamerad und schon zum Bombardierexamen eingegeben."

„Was ich längst schon gemacht habe und ganz gut bestanden," versetzte ich achselzuckend, denn es ärgerte mich, daß der Unteroffizier Partei für den andern nahm.

„Ja, was haben Sie nicht Alles schon gethan," entgegnete dieser, nachdem er einen tüchtigen Schluck aus der Flasche des Herrn Schnapper zu sich genommen, „Sie haben auch Exercieren gekonnt."

„Das hat er mit der Muttermilch eingesogen," meinte Herr Schnapper.

„Und ich kann Sie versichern," fuhr der Unteroffizier fort, „daß mir noch nicht der dümmste Rekrut die Mühe gemacht hat, wie Sie."

Die Kanoniere lachten und ich fing an, mich sehr zu ärgern.

„Es ist eigentlich recht schön," sagte der Apothekersohn nach einer Pause, „wenn man mit dergleichen Anwartschaften so zu sagen schon auf die Welt kommt, das geschieht aber nur ganz ausgezeichneten Menschen. Als ich noch in der Schule war, habe ich gelesen, daß der Sohn des alten Kaiser Napoleon schon zum König ernannt wurde, als er noch in der Wiege lag. Damit haben Sie Aehnlichkeit, denn am ersten Tage, als Sie die Welt durch ihr Erscheinen glücklich gemacht, wurden Sie schon zum Major avancirt."

„Schon mehreremale habe ich Sie gebeten, über Sachen zu schweigen, die Sie Nichts angehen," erwiederte ich ziemlich erbost, doch hatte der Andere die Lacher auf seiner Seite, und Herr Schnapper reichte ihm zum Dank ein großes Stück Wurst, sagte auch nach einer Pause: „Wie so oft in dieser Welt Jemand ohne Verdienst zu etwas kommt, so auch der Herr Oberbombardier Wortmann. Ich weiß die Geschichte ganz genau, er ist nicht daran Schuld, daß er Major wurde, daß er überhaupt wurde, vielmehr schreibt er sich selbst, sowie seinen Titel von was ganz Absonderlichem her."

„Und wovon?“ fragte ich zitternd vor Zorn, indem ich einen Schritt näher zu dem Freiwilligen trat.

„Nun, wovon sollen Sie sich herschreiben?“ entgegnete er mit verächtlicher Miene. „Vom Major und Abtheilungskommandeur, und davon haben Sie auch ihren schönen Titel.“

Nun verstand ich damals diese Bosheit nicht ganz, daß mir aber Schnapper etwas ganz absonderlich Schlimmes gesagt, bemerkte ich an den Gesichtern der Kanoniere, auch daran, daß sogar der Unteroffizier, der nicht mein Freund war, unmuthig mit den Achseln zuckte und an den Worten eines älteren Kanoniers, der neben mir saß und mir zuflüsterte: „Dat is mi als Spaß, dat brukt er net to lieden.“

Schnapper war aufgestanden und hatte Brod, Butter und Wurst wieder in sein Waffengerüst verschlossen. Ich ballte meine beiden Hände krampfhaft zusammen und blickte auf den Unteroffizier, der sich eine Pfeife gestopft hatte und sich nun anschickte, aus der Stube zu gehen, um sich nebenan Feuer zu holen. Kaum war er im Gange verschwunden, so trat ich auf Herrn Schnapper zu, stellte mich dicht vor ihn hin und fragte mit vor Wuth zitternder Stimme: „Was haben Sie so eben gesagt?“

Er maß mich von oben bis unten, und da er über einen Kopf größer war als ich, so wurde ihm das sehr leicht. „Was ich gesagt habe?“ entgegnete er nach einer Pause — „nun ich habe gesagt“ — doch vollendete er diesen Satz nicht, als er in meine wahrscheinlich heftig funkelnden Augen sah, und warf leicht hin: „Ich bin zu gut, mich mit Ihnen zu zanken.“

„Aber schlecht genug,“ erwiederte ich auf's Höchste erbost, „um von mir Schläge zu kriegen,“ und damit war ich ihm an die Halsbinde gesprungen, hatte ihn mit der linken Hand gefaßt und schlug ihm mit der rechten eine ungeheure Ohrfeige hin, daß es weithin schallte.

Schnapper schien auf's Höchste überrascht, ja er lächelte fast

aus Ueberraschung und stieß zurückweichend einige Worte hervor, als wie „unanständiger Ueberfall, verächtliche Prügelei" und machte zu gleicher Zeit Miene, zur Thüre hinaus zu entwischen. Die aber hatte der alte Kanonier, von dem ich vorhin sprach, sanft in's Schloß gedrückt und sagte schmunzelnd zu mir: „Mann druf, dat Grutmul verdend's." Zu gleicher Zeit trieb der Apothekersohn den armseligen Schnapper an, solchen Schimpf nicht zu dulden, und mich ohne alle Umstände niederzuschlagen.

Mein Gegner war wo möglich noch bläſſer geworden, da er sich aber zu muthigem Auftreten gedrängt sah, so hob er seine langen Arme und ließ sie wie Windmühlenflügel in der Luft herumfliegen.

Auf den Moment hatte ich gewartet, und sowie seine große Hand niederfiel, faßte ich ihn abermals bei der Bruſt, rang nur ein paar Sekunden mit ihm, und warf ihn dann kräftig auf den Boden, und auf ihm liegend, verarbeitete ich ihn dann mit Faustschlägen und Fußtritten, daß er alle Gegenwehr aufgab und wie ein gestochenes Kalb um Hülfe brüllte.

Leider wurde sein Geschrei nicht blos in den Nebenzimmern gehört, denn nachdem der Unteroffizier von dort herbeigeeilt war, um Ruhe zu stiften, hörten wir auf dem Gange draußen verdächtiges Säbelgeklirre und gleich darnach erschienen keine geringeren Personen, als der Hauptmann selbst und der Lieutenant von Schwenkenberg vor der Thüre des Zimmers. Da war an kein Läugnen zu denken, und ich erzählte den Hergang der Sache der Wahrheit gemäß. Herr Schnapper konnte nämlich im ersten Augenblicke nicht sprechen, sondern wischte sich einiges Blut aus der Nase und drückte sein langes blondes Haar aus, das von Wasser troff, denn während er am Boden lag und brüllte, hatte ihm einer der Kanoniere eine gefüllte Waschschüssel auf den Kopf gegossen, um sein Geschrei zu ersticken, was aber nicht die gewünschte Wirkung that.

„Haben Sie das begriffen, Herr Lieutenant von Schwenkenberg," sagte der Kapitän höchst entrüstet, als ich meinen Rapport gemacht. „Haben Sie es verstanden, was diese beiden Gassenbuben, anders kann ich sie nicht nennen, mit einander gehabt, Prügeleien in einer königlichen Kaserne. Ist mir so etwas schon vorgekommen. Wer von Beiden hat angefangen?"

„Das — hat — nach — Bericht — der — Schnapper — — gethan," erwiederte der Lieutenant von Schwenkenberg nach seiner langsamen Manier. „Er — hat — mit — Worten — angefangen."

„Und der andere mit Thätlichkeit," sagte der Capitän, „also ist er der eigentliche Anfänger, denn Worte thun nicht weh."

„Verzeihen — Sie — Herr — Hauptmann," erwiederte der Lieutenant. „Worte — können — auch — wehe — thun; und — der lange — Labander — da — er — sollte — sich — schämen — von — einem — kleinen — Kerl — Prügel — zu — bekommen. Hat — allerdings — Worte — gesagt — die — den — andern — verletzen — mußten. — Nicht — wahr — so — habt — ihrs — auch — verstanden," wandte er sich an die Kanoniere.

„Ja, Herr Lieutenant," sagte mein alter Freund. „He häft schandlich sprocken."

„Ja — Herr — Hauptmann," fuhr der Lieutenant fort, „da — kann — einem — schon — die — Galle — überlaufen."

„Ich gebe zu, daß einem die Galle überlaufen kann, Herr Lieutenant von Schwenkenberg, aber Sie werden mir dagegen zugeben, daß Prügeleien in einer königlichen Kaserne etwas ganz Unerhörtes sind, und exemplarisch bestraft werden müssen. Ueberhaupt ist dieser Wortmann ein unausstehlicher wilder Kamerad, — Soldatenblut."

„Soldatenblut — allerdings," erwiederte der Lieutenant mit seiner unverwüstlichen Ruhe, „aber — von — einer — guten —

Sorte. — Hat — brave — Eltern — gehabt — der — Wortmann — ich — habe — ſie — gekannt. Vater — und Mutter konnte — man — nichts — Schlimmes — nachſagen. — Wollt ihr,' wandte er ſich direkt an die Kanoniere, die umherſtanden, „die — außerordentliche — Gnade — haben — das — in — eure — Köpfe — aufzunehmen — und — gelegentlich — daran — zu — denken."

Mir traten die Thränen in die Augen, als er ſo von meinen Eltern ſprach, und ich hätte ihm die Hand küſſen mögen, wenn es angegangen wäre.

„Aber Herr Lieutenant von Schwenkenberg," ſagte der Kapitän ſichtlich erzürnt, indem er unruhig mit dem Fuß auftrat. „Wollen Sie vielleicht die Güte haben, den Kanonier Wortmann exemplariſch zu beſtrafen, er gehört zu Ihrem Zuge und ich will mich nicht in die innern Angelegenheiten deſſelben Zuges miſchen."

„Und — der — Andere — Herr — Hauptmann?"

„Nun bei Gott im Himmel, Lieutenant von Schwenkenberg, der Andere, dünkt mich, iſt beſtraft genug. Hat ja auch Nichts gethan."

„Ganz — recht — Herr — Hauptmann. — Hat — ſich — nicht — einmal — gewehrt," entgegnete der Lieutenant mit dem Ausdrucke tiefer Verachtung.

„Alſo der Kanonier Wortmann," rief ungeduldig der Kapitän.

„Kommt — 24 — Stunden — in — Arreſt," ſagte der Lieutenant.

„Auf's Holz bei Waſſer und Brod," rief der Kapitän. „Sie haben doch drei Tage geſagt, nicht wahr, Herr Lieutenant von Schwenkenberg?"

„Nicht — ganz — Herr Hauptmann."

„Doch, Herr Lieutenant von Schwenkenberg, erinnern Sie ſich, wenn's gefällig iſt;" und dann ſetzte er mit ſcharfer Stimme

hinzu, indem er jedes Wort beſonders betonte: „Der Kanonier Wortmann wird drei Tage in's Loch geſperrt.“

„Sehr wohl — Herr — Hauptmann,“ erwiederte hierauf der Lieutenant mit großer Ruhe, legte die Hand an ſeinen Tſchako und ging, ohne ein Wort weiter zu ſprechen, nach der Kanzlei des Feldwebels, vielleicht, ſo ſchien es mir, um den Arreſtzettel für mich ausfertigen zu laſſen.

„Was Sie anbelangt,“ wandte ſich der Hauptmann an Schnapper, „ſo werden Sie künftig Ruhe halten, glauben Sie denn, es ſei an ein Avancement für Sie zu denken, wenn man Ihnen ſchon im erſten Jahre Händel und Arreſt in ihr Nationale ſchreibt. — Hol' euch Alle der Teufel!“ damit ging er ebenfalls zur Thüre hinaus, und ſein Säbel klirrte heftig, als er den langen Corridor hinabſchritt.

Gleich darauf lärmte der Horniſt auf dem Gange und blies das Signal znm Appell. Schnapper, deſſen Naſe ſtark aufgelaufen war, ließ ſich von dem Unteroffizier krank melden, und ich, der ich ja verurtheilt war und gleich abgeführt werden ſollte, fing an meine Arreſtlokaltoilette zu machen; das heißt, ich zog zwei Paar ſchlechte Beinkleider über einander an und eine dicke Weſte unter meine Jacke, denn in dem Thurme, wo ſich unſer militäriſches Zellengefängniß befand, wurde es gewöhnlich gegen Morgen empfindlich kalt. Auch ein Stück Brod präparirte ich mir, d. h. ich ſchnitt eine Höhlung hinein, ſtrich dieſe voll Butter, und verſchloß ſie alsdann ſo pünktlich mit einem künſtlichen Brodpfropfen, daß der Gefangenwärter die verbotene Zuthat nicht ahnen konnte. Gleich darauf kam ein Bombardier, um mich zu dem unangenehmen Gange abzuholen; unangenehm hauptſächlich deßhalb, weil es mein erſter Arreſt war, und mein Vater, ſowie auch Voltes hatten es nicht an Ermahnungen fehlen laſſen, mich vor den erſten 24 Stunden in Acht zu nehmen, und jetzt hatte ich gleich mit drei Tagen angefangen, das war gar traurig.

Das Arreſtlokal, Nro. Sicher oder 7½, auch die Spinnſtube genannt, von dem Zeitwort einſpinnen hergeleitet, nahm mich nach kurzer Zeit in ſeine düſtere Mauer auf. Ich erhielt ein Käfig circa 8 Fuß lang und 3 Fuß breit, mit vier Holzwänden, einer ditto ſehr ſchmalen Pritſche, einem Waſſerkruge, einem Eimer und ſehr vielen Wanzen.

Die erſten Stunden im Arreſt ſind die unangenehmſten. Jede Viertelſtunde dünkt uns eine Ewigkeit zu ſein. Man hört die Uhren ſchlagen, man hat ſich nicht getäuſcht. Die Zeit ſchleicht mit bleiernen Flügeln, und jede der unangenehmen Minuten ſcheint uns ſo lieb gewonnen zu haben, daß ſie ſich von uns gar nicht losreißen kann. Man mißt ſchreitend ſeine Kerkerzelle, 4 und ½ Schritt in der Länge, in der Breite kann man die Wände mit beiden Ellenbogen berühren. Wie von weither ganz undeutlich, dringt das Geräuſch des ſtädtiſchen Lebens an unſer Ohr, Wagengeraſſel und das Summen der Stimmen. Nach und nach nimmt das ab, und vorher wurde es allmählig dunkler in dem kleinen hölzernen Käfig; immer dunkler und endlich ſo finſter, daß man nur noch tappend darin auf- und abgehen kann. Unſere Leidensgefährten, die den Tag über Soldaten- und Schelmenlieder ſangen oder luſtige Melodien pfiffen, ſind auch nach und nach ſtille geworden. Von einer Seite hören wir die Pritſche unſeres Nachbars krachen, von der andern erſchallt ein tiefer Seufzer und aus der Ecke ein halb unterdrücktes Fluchen über unwürdige Behandlung und Tyrannei. Wie ſich das von ſelbſt verſteht, ſind alle Militärgefangenen unſchuldig, und aus meiner ziemlich langen Praxis weiß ich nur einen einzigen Fall, wo Jemand ſich ſelbſt ſchuldig bekannte. Das war aber ein armer Teufel, der gegen ſeinen Unteroffizier die Zunge herausgeſtreckt hatte und der im Arreſtlokal behauptete, er ſei ſeines Verbrechens ſchuldig und eingeſtändig und habe wenigſtens den Tod verdient; des andern Tages aber wurde er abgeholt, denn es ſtellte ſich heraus, daß

wurden wir geflohen und auf's Strengſte gemieden. Nicht als ob wir Spieler oder Trinker geweſen wären, oder als ob wir nur uns dieſen beiden Laſtern leidenſchaftlich ergeben. Gott bewahre! wir liebten nur den Spektakel, den wir nur dabei verführen konnten und verſchmähten es namentlich nicht, auf dem Heimweg all' die tollen Streiche vorzunehmen, die uns in den erſten Flegeljahren ſo außerordentlich viel Vergnügen gemacht. Dabei aber hielten wir viel auf unſer Aeußeres und verſäumten keinen Ball, keine Tanzunterhaltung und die guten Töchter ſtiller Familien, denen wir zu Haus als ſchrecklich verderbte Subjekte geſchildert waren, ſahen uns doch nicht ungern erſcheinen, denn ſie mußten ſich heimlich geſtehen, daß wir viel amuſanter ſeien, wie die andere Geſellſchaft und viel beſſer tanzten.

Herr Specht, dem unſer nächtliches Schwärmen und unſere Streiche natürlich nicht fremd blieben, that alles Mögliche, um mich in den Augen der Prinzipalin herabzuſetzen, und ich wunderte mich oft, daß ihm ſeine Bemühungen lange Zeit fehlſchlugen. Ich Verblendeter wußte ja nicht, daß am Richterſtuhl der Prinzipalin ein guter Schutzengel eifrig für mich ſprach, ein gutes liebes Weſen, deſſen reines Herz von der Madame Stieglitz wohl erkannt und hoch geſchätzt wurde. Emma wandte alle Ungewitter von mir ab, und obgleich ſie keinem Menſchen, weder dem Doktor noch deſſen Frau, jemals

er schon seit einiger Zeit an fixen Ideen litt, die sich alsdann zu einem förmlichen Wahnsinn ausbildeten.

Jetzt ist es Nacht. Es kommt die Gefängnißvisitation, der Schließer mit seiner großen Laterne, und zwei Mann von der Wache, die vor der Thüre unserer Zelle stehen bleiben, Gewehr bei Fuß nehmen und uns lachend anschauen, während sich das Licht in dem blanken Gewehrlauf abspiegelt. Ja, sie lachen über unser Elend und haben so Unrecht nicht; vielleicht waren sie gestern selber hier, oder hatten sie eine unbestimmte Ahnung, daß sie diesen Palast, den sie heute als Schildwache schirmen, morgen als Gäste betreten werden. Endlich gehen sie wieder hinaus, das Licht verschwindet, die Schlüssel rasseln, die Riegel werden vorgeschoben, und wir sind wieder allein; haben keine Unterbrechung mehr zu befürchten und können uns zum Schlafen einrichten. Die Jacke wird ausgezogen, über den Oberkörper ausgebreitet und unter ihr kriecht man wie ein Igel zusammen. — — Glücklich, wer schlafen kann.

Aber für Jeden vergeht die Nacht, etwas langsamer, etwas geschwinder, wie es gerade kommt. Das liebe Tageslicht kehrt langsam wieder; mit ihm das Geräusch der Stadt und von jetzt ab scheinen die Stunden schneller zu fliehen. Endlich hört man entferntes Trommeln, dann das Herausrufen der Wache vor dem Arrestlokal. Die Gewehre klirren auf dem Pflaster; Kommandowort erschallt, die neue Wache zieht auf und ich habe erst 24 Stunden meines dreitägigen Arrestes hinter mir. Du lieber Gott! erst ein Drittheil meiner Strafzeit. Was ich Alles gestern Nacht und gestern erlebt, muß ich noch zweimal durchmachen. Drei verlorene Tage meines Lebens, und weßhalb, weil ich dem Schnapper die Nase zu stark verklopft.

Jetzt klirren Riegel und Schlüssel, es ist dies nichts Ungewöhnliches, wenn die neue Wache aufzieht. Der Kommandant derselben hat das Recht, sogar die Verpflichtung, die Arrestlokale

zu unterſuchen, aber das geſchieht ſehr ſelten, es ſei denn, er wolle noch einen guten Freund ſehen, um ihm ein paar tröſtliche Worte und einigen Schnaps mitzutheilen. Dießmal iſt es der Gefangenwärter, der in den Thurm tritt und — nein, ich täuſche mich nicht — meinen Namen nennt. „Wortmann?“ ſcheint er Jemand zu fragen, und ich lauſche mit klopfendem Herzen. „Wortmann?“ wiederholte er, und ſetzte hinzu: „da iſt allerdings ein Wortmann, aber ein Kanonier Wortmann und kein Bombardier.“ „Eine Stimme, die mir bekannt iſt, denn ſie gehört einem Unteroffizier der Batterie,“ antwortet etwas, das ich nicht verſtehe. Dann nähern ſich Schritte meinem Käfig, der Riegel wird zurückgeſchoben und ich darf heraustreten. „Sie haben drei Tage?“ fragte der Schließer, „Kanonier Wortmann?“ „Drei Tage,“ wiederholte ich kopfnickend. — „Sie ſind frei,“ fuhr er fort, und dies Wort klang mir wie eine himmliſche Muſik. Wie ward mir aber erſt, als er nun ſagte: „Ihnen kommt das Glück im Arreſt und im Schlaf, ſie kamen als Kanonier hieher, und gehen als Bombardier wieder, ich gratulire.“ Ich blickte erſtaunt auf den Unteroffizier unſerer Batterie, der das lachend beſtätigte. Welche Freude, die Gefühle dieſes Augenblickes kann ich Niemand beſchreiben.

In meinem ſpäteren Leben erhielt ich größere und wichtigere Auszeichnungen, aber nie wieder hat mich irgend etwas ſo erfreut, wie dieſes Avancement. Mit einem wahrhaft ſeligen Gefühl ging ich mit dem Unteroffizier durch die Straßen, und da ich glücklicherweiſe einiges erſpartes Geld bei mir hatte, kaufte ich mir eine Elle goldener Treſſen, um ſie in der Kaſerne ſogleich auf meine Aermelaufſchläge nähen zu laſſen. Der Unteroffizier erzählte mir, wie das eigentlich ſo gekommen. Unſer Kapitän war heute Morgen auf einige Tage in Urlaub gegangen, und kaum war er abgereiſt, ſo lief unter andern Befehlen auch ein Schreiben des Brigadekommandos ein, welches der Lieutenant von Schwenkenberg, wie ihm das jetzt zuſtand, eröffnete. Beim Commando hatte

natürlicherweiſe der Freund meines Vaters, der Brigadeſchreiber, Wachtmeiſter Sternberg, für mich gewirkt, und es wurde der Batterie, die Mangel an Bombardieren hatte, mein Avancement zu dieſer Charge zugefertigt. Unſer guter Premierlieutenant bemerkte darauf zum Feldwebel, „der Herr Hauptmann hat freilich dem Kanonier Wortmann drei Tage Arreſt gegeben, das wirkt aber nicht für den Bombardier Wortmann, der hat durchaus nichts verbrochen und muß entlaſſen werden.“ Ob der Kapitän derſelben Anſicht geweſen wäre, iſt unwahrſcheinlich, mindeſtens ſehr zweifelhaft. Genug, ich war frei, und als ich unſere Stube wieder betrat, hatte der alte Kanonier ſeine Kameraden inſtruirt, die ſich vor dem neuen Vorgeſetzten pflichtſchuldigſt erhoben und gerade hinſtellten. Der Apothekerſohn mußte es ſehr gegen ſeinen Willen ebenſo machen, aber Herr Schnapper, um dieſer Demüthigung zu entgehen, war in ſein Bett gekrochen und hatte ſich Revierkrank gemeldet.

Das war meine erſte Strafe und mein erſtes Avancement.

Wie ſich der geneigte Leſer erinnern wird, ſo hatte ſich Lieutenant Schwenkenberg, als ich mich bei der Batterie meldete, gar nicht um mich bekümmert, und ſchien ſich des kleinen Majors nicht erinnern zu wollen. Auch ſpäter gab er ſich nicht viel mit mir ab, und nachdem er mich einmal gefragt, was mein Vater und meine Mutter mache, und ich ihm von unſerem bisherigen Leben erzählte, war von früheren Verhältniſſen nur ein einziges Mal noch die Rede, als ich nämlich des ehemaligen Unteroffiziers Poltes erwähnte und zwar mit ſeinem eigentlichen Namen Leopold von Berger. Da ſchüttelte der Premierlieutenant nachdenkend und faſt betrübt ſein Haupt und ſagte: „Ich — erinnere — mich wohl — noch — ſeiner — ein — unglücklicher — Menſch — der — ſeine — Carriere — verfehlt — und — von — den — Umſtänden — ſehr — tief — hinabgedrückt — wurde. Er — iſt — ſehr — krank — wie — ich — weiß — und — wird — wahr-

ſcheinlich — nicht — wieder — aufkommen — nun — ich — mag — ihm — die — Ruhe — recht — wohl — gönnen, — es — kommt — ja — an — jeden — von — uns — die — Reihe — und — wenn — wir — alsdann — drunten — liegen — und — zugedeckt — ſind — ſo — iſt — es — am — Ende — auch — gleichgültig — ob — ein — Herz — mehr — als — das — andere — gelitten. — Ihr — Vater — kam — auch — damals — zur — Batterie — und — er — hat — das — beſte — Loos — getroffen, — wollte — nicht — höher — hinauf — als — für — ihn — gut — war — blieb — in — ſeiner — Sphäre — und — iſt — jetzt — zufrieden — und — glücklich.

Nach dieſen Worten hatte der Lieutenant von Schwenkenberg ſeinen Degen mit dem Ellenbogen feſtgehalten, wie er zu machen pflegte und ſchwankte von dannen. Plötzlich aber blieb er ſtehen, winkte mir, näher zu kommen, und ſagte mit ironiſchem Lächeln: „Ja — das — hätte — ich — bald — vergeſſen — nicht — blos — von — den — beiden, — Poltes — und — Ihrem — Vater — deren — ich — eben — erwähnte — ſondern — auch — noch — von — ein — paar — Dutzend — Anderen — war — ich — der — einzig — glückliche — der — Auserwählte — bekam — die — Epauletten — und — wurde — Lieutenant; — ein ungeheures — Glück — werde — 50 — Jahre — alt — ſein — ehe — ich — eine — Batterie — bekomme — und — bin — dann — ſtumpf — für — Leben — und — Dienſt. Wenn — Sie — Glück — haben," fuhr er fort und drückte dabei mit dem Finger auf den oberſten Knopf meiner Jacke, „ſo — kann — es — Ihnen auch — noch — ſo — gehen — aber — da — ich — Ihnen — wohl — will — hoffe — ich — daß — Sie — kein — Glück — haben. Glauben — Sie — mir — beſter — Major — (das war das erſte- und letztemal, daß er mich ſo nannte), bleiben — Sie — in — Ihrer — Sphäre — und — werden — ein — tüchtiger — Unteroffizier — meinetwegen — Feuerwerker. — Wir

— Andern — ſind — ſehr — oft — falſch — vergoldet. — Aber," — ſetzte er lachend hinzu — „Sie — brauchen — ſich — wahrhaftig — nicht — viel — Mühe — zu — geben — meinen — Wunſch — zu — erfüllen — man — wird — Ihnen — ſchon — den — Weg — zu — den — Epauletten — verteufelt — ſauer — machen. — Sie — haben — keine — Familie — kein — Geld — denken — Sie — an — mich. Was — ihre — drei — Kameraden — anbelangt — ſo — kann — es — vielleicht — der Sohn — der — Regierungsräthin W. — durchſetzen — Herr — Schnapper — wird — höchſtens — Bombardier — dann — fortgeſchickt — und — wird — ſein — Leben — an — den — Straßenecken — verbummeln. Der — Dritte — hat — Anlage — zum — Feldwebel — und — wird — es — auch — werden — aber — wie — ich — ſchon — geſagt — Sie — müſſen — in — die — Civilcarriere — zurück. Guten — Morgen."

Das war die längſte Rede, die ich je von unſerem Premier-Lieutenant gehört; er hat auch gewiß nie mehr eine ebenſo lange gehalten, und als er darauf von mir fortging, ſchien er ſich ganz ausgeſprochen zu haben, denn er ſchwankte ſo ſtark hin und her, wie ein leeres Schiff. Im Dienſt war er ſtrenge gegen mich, aber nie unfreundlich, obgleich er mir nicht das Geringſte durchgehen ließ.

Als nach meinem Arreſt der Appell vorbei war, ließ ich mir vom Compagnie-Schneider meine ſelbſtgekauften Treſſen auf die Uniform nähen, was mir einen halben Schoppen bittern Schnaps koſtete; dann ging ich zu Voltes, um ihn von meiner Strafe und meinem Glück in Kenntniß zu ſetzen. Da ich ihn einige Tage nicht geſehen hatte, ſo fand ich ihn wieder ſehr verändert. Er hatte mit Hülfe der alten Frau, die ſeine Sachen beſorgte, ſein Bett verlaſſen, und ſaß in einem alten Lehnſtuhl am Fenſter, ſo daß ihn die Nachmittagsſonne beſchien. Vergnügt darüber, daß ich kam, ſtreckte er mir die magere Hand entgegen, und als ich

meine hineinlegte, blickte er auf meinen Aermel und machte große und recht vergnügte Augen. „Schon," ſagte er, „das iſt ja ſchnell gegangen, „da hab' ich länger warten müſſen, nun ich bin auch dafür nicht weit gekommen." Hierauf erzählte ich ihm meinen Streit mit Herrn Schnapper, unſern Kampf und meinen Arreſt.

„Sei Du froh," gab er mir zur Antwort, „daß der Kapitän nicht da war, die drei Tage auf's Holz hätten Dich ein Jahr im Avancement zurückgebracht. Nimm Dich aber in Acht, denn der Hauptmann hat Recht, Raufereien in der Kaſerne wird nun einmal nicht gut gethan." Das ſagte er Alles in großen Zwiſchenräumen und von häufigem Huſten unterbrochen. Sprach er's auch nicht mit ſeiner gewöhnlichen Herzlichkeit, ſondern ſo, als unterhielten wir uns von einem Dritten.

Von dem Fenſter aus, an welchem er ſaß, konnte er durch eine Häuſerlücke weit hinaus in das Land ſehen, wo der helle Sonnenſchein auf dem wogenden und faſt reifen Korne lag, und auf dem Fluſſe glänzte, ſowie auf den Segeln der Schiffe, die wie ſchneeweiße Tauben dahinzufliegen ſchienen.

„Das geht Alles heim," ſagte er nach einer Pauſe, „und wenn die Schiffe im Hafen ſind, ſo zieht man die Segel ein. Dann gute Nacht." Er athmete ſehr ſchwer und mühſam und ſeine Hände zupften an einer wollenen Decke, die er auf den Knieen ausgebreitet hatte. — „Neben dem Fluſſe daher," fuhr er nach einer Pauſe mit ſehr leiſer Stimme fort, „kam ich vor dreißig Jahren gefahren, und gerade dort ſtieg ich aus und warf flache Steine über den Waſſerſpiegel, um zu ſehen, wie oft ſie ricoſchettirten. Viermal ſchlug der Stein auf und in vier Jahren, dachte ich, biſt du Offizier."

Hiebei lächelte er ganz eigenthümlich, und nach längerer Zeit erſt fuhr er fort: „Das Korn ſchneiden ſie auch bald und thun es in die Scheuer — — — — — — — — — — — — Ja, ja den Weg kenne ich genau," ſagte er dann wieder, wenn man

ihn verfolgt, weit, weit hinaus mehrere Tage lang, ſo kommt man an ein ſchönes Landhaus, da — bin ich geboren — — — — und werde — hier ſterben. — — — Hörſt Du nicht eine Glocke?“

„Sie läuten auf dem Dome,“ antwortete ich einigermaßen beſtürzt, denn Poltes hatte noch nie ſo eigenthümlich und mit ſo ſonderbar betonter Stimme zu mir geſprochen.

„So — öffne — das — Fenſter,“ ſagte er Ich that ſo, und als die feierlichen tiefen Klänge ſo ungedämpft zu uns hereindrangen, ließ er den Kopf tief auf die Bruſt herabſinken, ſo tief zwar, daß ich nicht in ſeine Augen ſehen konnte. Als er aber lange, lange nicht aufblickte, legte ich endlich meine Hand auf die ſeinige und fühlte mit tiefem Erſchrecken, daß dieſelbe ſehr kalt war; dann bückte ich mich wieder, ſah in ſein Geſicht, und obgleich ich noch nie einen todten Menſchen geſehen, erkannte ich doch ſogleich, daß mein armer Freund Poltes heimgegangen ſei. Ich rief die alte Frau um Hülfe, und als ſie hereinkam, ſeine Augen betrachtet hatte und ſeine kalten Hände befühlt, ſagte ſie: „Nun endlich iſt er geſtorben, das hat lange gedauert.“ Während ſie ein paar Leute holte, die ihn auf ſein Bett legen ſollten, kniete ich neben ihm nieder und weinte reichlich und heiße Thränen auf die kalte Hand des Freundes. — — — —

Siebentes Kapitel.

Da die Artillerieſchule aufgehoben wird, kann ich nicht zum Examen gelangen, ich pfropfe Bäume und komme in Folge davon auf die Feſtung.

Der gute Poltes, einſt Leopold von Berger, doch wurde ſelbſt dieſer Name in der Trauerrede nicht genannt, ward nun mit allen militäriſchen Ehren zur Ruhe beſtattet. Wie wohl that es mir, als ſie ihn hinabſenkten und ich weinend dabeiſtand, daß ich aufblickend ſah, wie auch der Lieutenant von Schwenkenberg tief betrübt ausſah und mit der umgekehrten Hand eine Thräne wegwiſchte, die ihm gerade aus den Augen in den langen Schnurrbart laufen wollte. Von meinem Vater, dem ich den traurigen Vorfall ſchrieb, erhielt ich einen langen Brief, der mir am Eingang meldete, daß zu Hauſe Alles wohl ſei und der mich in Hinweiſung auf den verſtorbenen Freund ſchließlich ermahnte, mein Leben recht vorſichtig und mäßig zu genießen, mich namentlich aber vor der Flaſche in Acht zu nehmen, und auch vor andern Dingen, die mein Vater aber ziemlich undeutlich bezeichnete. Zu gleicher Zeit ſchickte er mir einiges Geld für mich, ſowie eine zweite kleine Summe, um Poltes' Grab, ſeinem ſchriftlich ausgedrückten Wunſche gemäß, gehörig damit ſchmücken zu können. Meine Mutter hatte ein Poſtſcriptum angehängt, worin ſie mich um die Ueberſendung verſchiedener Ellen Band zu ihren Hauben erſuchte. Man erwarte in dem Grenzſtädtchen, ſo ſchrieb ſie, einen hohen Zollbeamten zur Viſitation, und bei den Feierlichkeiten, die begreiflicher Weiſe dabei ſtattfinden müßten, wolle ſie auf's allerwürdigſte erſcheinen. Es machte mir eine beſondere Freude, Poltes' Grabausſchmückung beſorgen zu können, und wie er es bei ſeinen Lebzeiten befohlen, ließ ich ihm zwei hölzerne Kanonenröhren

machen, die ein Kreuz bildeten, zwiſchen dem einen Schildzapfen ſtand ſein Name, Geburtsjahr und Todestag, zwiſchen dem andern ein Ausſpruch des Apoſtel Paulus, den er ſelbſt ausgeſucht und der durch das letzte Wort, wie Poltes zu ſagen pflegte, auf die Artilleriewiſſenſchaft hinzudeuten ſchien, nämlich: „Alles Wiſſen iſt Stückwerk.“

So hatte ich nun einen Freund weniger und einige Feinde mehr; unter letztern muß ich unſern Hauptmann und Batteriechef Bitter nennen, der gelinde getobt hatte, als er vom Urlaub zurückkehrend erfahren, daß ich nicht nur Bombardier geworden ſei, ſondern in Folge deſſen noch zwei Tage zu früh aus dem Arreſt entlaſſen. Er hatte ſogar über dieſen Gegenſtand eine ziemlich heftige Scene mit ſeinem erſten Lieutenant, deren Ende war, daß Herr von Schwenkenberg an ſeinen Tſchako langte, und etwas weniger ruhig als ſonſt ſprach: „Wenn — der — Herr — Hauptmann — vielleicht — glauben — daß — ich — unrecht — gehandelt — ſo — bitte — ich — den — Herr — Hauptmann — ganz — gehorſamſt — den — Vorfall — an — das Brigade- — kommando — melden — zu — wollen — ich — für — meine — Perſon — habe — nichts — dagegen — es — ſoll — mich — vielmehr — außerordentlich — freuen.“ Damit drehte er ſich um und ging ſeiner Wege.

Mich hatte nun der Kapitän ſeit jener Zeit, was man ſo nennt, furchtbar auf dem Striche. Ich konnte machen, was ich wollte, er entdeckte immer etwas Mangelhaftes an meinem Anzuge, oder irgend einen Fehler, wenn ich ſelbſt exercierte oder exercieren ließ. Daher kam es denn auch, daß ich ziemlich häufig Arreſt und Strafwachen bekam, zwei Sachen, die der Kapitän in's Nationale ſchreiben laſſen darf und die beim Avancement durchaus nicht förderlich ſind.

Die übrigen Feinde, die ich mir erworben hatte, waren natürlicher Weiſe Herr Schnapper und meine beiden andern Ka-

meraden, da ich ſo früh zum Bombardier befördert worden war. Bald nach dieſem Vorfall ließ der Herr Hauptmann ſie ebenfalls das Examen machen, wobei Herr Schnapper übrigens ſo ſchlecht beſtand, daß er nicht nur nicht avancirte, ſondern daß ihm leiſe angedeutet wurde, er möge ruhig ſeine zwei Jahre fortdienen und dann ſeinen Abſchied nehmen, was auch ſpäter geſchah, und ſich ſo die Prophezeihung des Lieutenant von Schwenkenberg beſtätigte, denn als Herr Schnapper abgegangen war, bummelte er in der Stadt herum, ohne irgend ein Geſchäft zu ergreifen oder überhaupt etwas zu thun, und da er von ſeiner Mutter noch einiges Geld erhielt, verlumpte er zwar langſam, aber vollkommen.

Auch was die beiden andern Freiwilligen betraf, hatte ſich der Lieutenant nicht getäuſcht. Der Apothekerſohn machte ein ſchönes Examen, avancirte bald nach mir zum Bombardier, und da er ein Schreib- und Rechengenie war, ſo wurde er zum Feldwebel kommandirt und erhielt auch, als dieſer freilich nach mehreren Jahren zur Civilpartie überging, deſſen Poſten. Der Sohn der Regierungsraths-Wittwe hatte ſich ſehr gekränkt gefühlt, daß ich, ein ganz gewöhnliches Soldatenkind, vor ihm befördert worden war, und die früheren Bekanntſchaften ſeiner Mutter hatten es nicht nur zuwege gebracht, daß er zu einer andern Batterie verſetzt wurde, ſondern auch daß er auf die Kriegsſchule kam, und nun einmal auf dem gehörigen Wege, wurde er auch endlich, freilich nach längerer Zeit, Lieutenant. Später ſahen wir uns wieder und da ſprach er über ſeine Zukunft auch nicht viel anders, als damals der Lieutenant von Schwenkenberg.

Der Erzählung meines einfachen Lebens bin ich dieſem Punkte vorausgeeilt, weil ich aus dem ferneren Zuſammenleben mit den andern Freiwilligen nicht viel Intereſſantes zu berichten weiß.

Mein Streit mit Herrn Schnapper hatte mich bei allen Uebrigen in ziemlichen Reſpekt geſetzt, und da ich mich bemühte, meinen Dienſt auf's Pünktlichſte zu verſehen, ſo genoß ich die

ſagte, wie ſehr meine Aufführung ihr Herz verwunde, ſo lächelte ſie bei der Prinzipalin über meine kleinen Vergehen, wie ſie es nannte, und hielt den guten Glauben derſelben für mich aufrecht.

Ach! ich wußte das ja nicht und behandelte ihre Liebe, die ſie verſchwiegen im tiefſten Herzen für mich trug, mit einer freilich erzwungenen Geringſchätzung, ja mit Rohheit. So konnte ich ſpät in der Nacht nach Haus kommen und ſtatt mich ruhig zu Bett zu legen, in meinem Zimmer herumrumohren und luſtige Lieder ſingen. Letzteres that ich eigentlich dem Herrn Specht zu lieb, dachte aber dabei, es kann auch ihr nichts ſchaden, wenn ſie hört, wie luſtig Du biſt, trotz der Kälte, mit der ſie Dich behandelt.

Mir war es dagegen mit meiner Luſtigkeit nicht ſo ernſtlich gemeint und oft, wenn ich Morgens aufſtand, zerriß ein heftiger moraliſcher Katzenjammer mir das Herz, ich fühlte wohl, daß meine Aufführung, wenn ſie auch dem Geſchäfte keinen Schaden brachte, in einem ſo frommen Hauſe, wo der Herr Pfarrer Sproſſer täglicher Gaſt war, nicht zu lange geduldet werden konnte. Dem Familienleben in demſelben war ich ohnedies ſchon fremd geworden, mein Platz an dem runden Tiſch wurde nicht mehr offen gelaſſen und wenn ich zuweilen Miene machte, ihn wieder zu erobern, ſo ſtockte die Unterhaltung plötzlich; Emma ſah ernſt auf ihr Nähzeug und der Herr

Liebe und Achtung meiner Kameraden und Vorgesetzten mit Ausnahme des Kapitäns. Leider konnte er mir bedeutend schaden und unterließ das auch nicht. So viel mir die wenig freie Zeit, die ich hatte, erlaubte, lernte ich Sprachen, Geographie, Geschichte und was nöthig war, um ein Examen in die vorbereitende Artillerieschule machen zu können. Auch wurde ich mit mehreren andern Aspiranten vom Abtheilungskommando zu diesem Examen eingegeben, doch waren die darauf bezüglichen Papiere noch nicht lange bei der Brigade eingelaufen, so erhielt ich vom Wachtmeister Sternberg einen freundschaftlichen Brief — „Donnerwetter, lieber Major, da sind Deine Papiere zum Examen allerdings mit den übrigen eingelaufen, aber mich soll dieser und jener holen, wenn Dein corriculum vitae nicht eines der schlechtesten ist, das mir jemals unter die Hände gelaufen. Bist Du denn wirklich ein so leichtsinniges Subject geworden, oder kämmen sie an Dir herunter. Das wechselt ja ab mit Arrest und Strafwachen. Ich sage Dir, wenn ich nicht bei Schippenb — beim Commando will ich sagen — die Hand über Dein gottloses Haupt hielte, so hätte man Dich wegen des verfluchten Nationale's zurückgewiesen. Das sage ich Dir aber, sei mir gehörig gesattelt; zieh die Bauchgurten Deines Wissens fest zusammen, denn wenn Du beim Examen herabplumpst, so freut mich mein Leben. Dein Alter ist nicht nur wohl, sondern hat auch ein unverschämtes Glück; so eben lese ich, daß er schon zum Steuercontroleur ernannt ist. Gratulire augenblicklich Deiner Mutter, und da Steuercontroleurin schlecht klingt, so kannst Du auf die Adresse schreiben: Frau Steuercontroleuse Wortmann. Auch ich will nächstens abziehen, aber zur Post; weißt Du, ich kann das Sitzen nicht ertragen."

Daß ich in der That vom Brigadekommando beschützt wurde, das sah ich mit großen Freuden, unser Kapitän aber zu seinem großen Verdruß daran, daß ich trotz der schlechten Zeugnisse wirklich zum Examen kommandirt wurde; leider kam ich aber doch

nicht dazu. Wenige Tage vor unserem Abmarsche lief ein Schreiben des Generalkommando's ein mit der für uns trostlosen Nachricht, daß die vorbereitende Brigadeartillerieschule laut höherem Befehl aufgehoben sei, es blieb also nur noch die große Artillerieschule in der Residenz übrig, zu deren Eintritt ein Examen erforderlich war, wie es die Fähndriche bestehen mußten, und dazu reichten meine Kenntnisse nicht aus.

Wachtmeister Sternberg schrieb mir ebenfalls darüber, auch mein Vater, und Beide gaben mir den Rath, ruhig fortzudienen, mich in den Artilleriewissenschaften zu vervollkommnen, um später einmal Oberfeuerwerker werden zu können. Das that ich denn auch und verzichtete auf die Epauletten, ohne daß es mir gerade besondern Kummer machte. Hatte ich doch schon genug von dem Offiziersleben kennen gelernt, um einzusehen, daß dasselbe für den, der kein Vermögen besaß, gar zu starke Schattenseiten habe.

Ich widmete mich also auf's Fleißigste dem Dienst und den Artilleriewissenschaften, und als ich zwei Jahre gedient, machte ich ein so glänzendes Unteroffiziers-Examen, daß ich zum Abtheilungskommando augenblicklich avancirt wurde. Nebenbei hatte ich auch meine Liebe zur Gärtnerei nicht vergessen und bildete die Anfangsgründe, die mir der weise Vogel beigebracht, auf's Umfassendste aus. Ich fand einen geschickten Gärtner bei der Stadt, der sich meiner bereitwillig annahm, und war glücklich, alle meine Freistunden unter Blumen und Bäumen zubringen zu können. Das Bischen Latein, das ich in der Schule gelernt, machte es mir leicht, die hunderterlei Namen der Pflanzen zu behalten, und als ich ein Jahr bei meinem Freunde, dem Gärtner, gearbeitet, meinte dieser lachend: „wenn es mir einmal bei der Artillerie durchaus nicht mehr gefiele, so könne ich, was meine Kenntnisse anbelange, getrost den ausgedehntesten herrschaftlichen Garten übernehmen."

Da es mir durch die immerwährende Beschäftigung im Garten

faſt zum Bedürfniß geworden war, im Freien unter Pflanzen und Bäumen zu ſein, ſo ſuchte ich ſogar im Dienſte dieſes Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, daß ich gerne die Wache auf den kleinen Forts übernahm, die außerhalb der Stadt lagen, wo das mit Bäumen bepflanzte Glacis einem kleinen Parke ähnlich war. Da war ich glücklich und half den wildwachſenden Bäumen mit Scheere und Meſſer auf's Zweckmäßigſte nach, mußte mich aber ſehr in Acht nehmen, daß dieſe Ausübung meiner Kunſt nicht auf unangenehme Art zu Ohren der Feſtungsdirection käme. Einmal war ich ſchon in ſchweren Anklageſtand verſetzt worden, als ich nämlich aus einer ſchönen Ulme mehrere dürre Aeſte weggeſägt hatte, und da unſer Kapitän nicht übel geneigt war, dieſes dreifach zu beſtrafen, erſtens nämlich als Unordnung im Dienſte, worin er nicht ganz Unrecht hatte, zu gleicher Zeit aber auch als Waldfrevel, und drittens gar als Holzdiebſtahl, ſo hätte es mir ſchlecht ergehen können, wenn die Behörde nicht glücklicherweiſe nur den erſten Fall angenommen hätte, und mich dafür mit ein paar Tagen Arreſt beglückte. Aber trotzdem konnte ich die Gärtnerei, wenn auch auf königlichem Grund und Boden, nicht laſſen.

So war es denn wieder Frühling geworden, ich diente drei Jahre, war wie geſagt Unteroffizier, und hätte mich ſchon lange zum Feuerwerker-Examen gemeldet, wenn nicht der Kapitän eine derartige Anfrage meinerſeits mit einem wahren Hohngelächter beantwortet hätte und mich darauf gefragt: „Wiſſen Sie auch, was ein Feuerwerker iſt? Sie ſcheinen keine Idee davon zu haben.“

„Zu befehlen, Herr Hauptmann,“ entgegnete ich einigermaßen gereizt, „ich erlaube mir vielleicht doch zu wiſſen, was ein Feuerwerker iſt.“

„Nun, darauf wär' ich begierig,“ meinte er und ſah mich finſter an, wobei er die beiden Zeigefinger zwiſchen Schärpe und Uniform ſteckte.

„Ein Feuerwerker, Herr Hauptmann, iſt meiner Anſicht nach

eine Charge in der Batterie, welche ſich mit der Feuerwerkskunde ſehr vertraut gemacht hat, der ferner —"

„Und Ihre Anſicht iſt durchaus falſch, mein Lieber," fiel er mir nun lächelnd in die Rede. „Wer zum Feuerwerker avanciren will, ſoll das Muſter eines Unteroffiziers ſein, ſoll meiner Anſicht nach viermal ſo lange dienen als Sie, ſoll den Dienſt auswendig kennen wie ein Buch und ausüben wie eine Maſchine, ſoll das Progeſta ſeiner ganzen Compagnie ſein, exercieren können wie ein Engel und ſoll vor allen Dingen — merken Sie ſich das wohl — nie beſtraft worden ſein. Das iſt meine Anſicht von den Eigenſchaften eines Feuerwerkers." Das hatte er mit erhabenem Tone geſprochen und ſetzte nun in gewöhnlichem Tone hinzu: „Daß der Feuerwerker nebenbei eine Rakete von einer Stückkugel ſoll unterſcheiden können, verſteht ſich von ſelber."

„Der Herr Hauptmann werden entſchuldigen," erwiederte ich, „aber nach dem habe ich wohl keine Hoffnung, jemals in der Batterie des Herrn Hauptmann zum Feuerwerker zu avanciren; denn wenn ich mich auch befleißigen würde, einer der pünktlichſten und properſten Unteroffiziere der Batterie zu werden, ſo wird es mir doch nie gelingen, ein Nationale beizubringen, in dem keine Strafen verzeichnet ſtehen."

„Ja, mein Lieber," ſagte er, beharrlich mit dem Kopfe nickend, „den Riegel haben Sie ſich ſelbſt vorgeſchoben. Wenn ich nicht irre, ſaßen Sie in den drei Jahren ſchon ſechsmal auf dem Holze, und die Zahl Ihrer Strafwachen iſt Legion."

„Zu befehlen, Herr Hauptmann, Legion."

„Hm! hm!" machte er verdrießlich. „Und das ſcheint Sie eigentlich gar nicht zu alteriren. Aber ich weiß ſchon, worauf Sie bauen, auf den Schutz irgend eines Schreibers beim Brigadekommando, der Ihnen beim Unteroffiziers-Examen ſo treffliche Dienſte geleiſtet und den Sie ſich, Gott weiß durch welche Hinterthüre erſchlichen. Aber Herr, das verſichere ich Sie, dergleichen

wird nicht mehr gut gethan, so wahr ich Bitter heiße und sehr bitter sein kann."

Es gibt leider Augenblicke im Menschenleben, wo man der Strafe näher ist als sonst. Mir war die Geduld zerrissen und ich erlaubte mir, im Tone der höchsten Achtung und tiefsten Unterwürfigkeit dem Hauptmann zu bemerken, daß ich ihm recht sehr über die Auskunft über mich selbst danke, zugleich aber um die Erlaubniß bäte, mich beim Abtheilungskommando zur Versetzung nach einer andern Batterie zu melden.

Ich gebe zu, daß der gegenwärtige Augenblick zu diesem Gesuche vielleicht nicht passend war und es als Trotz erscheinen konnte; wenigstens nahm es der Hauptmann so auf. Er rieb sich die Hände, hustete ein paar Mal leise und kniff die Augen zu, wie er zu machen pflegte, wenn er anfing sehr übler Laune zu werden. „Sehr schön," sagte er nach einer Pause, „charmant, ich bitte aber recht sehr, Herr Unteroffizier, sich den vorhabenden Schritt noch gefälligst überlegen zu wollen. Und damit es Ihnen hierzu nicht an Zeit und Muse fehlt, so melden Sie sich gefälligst beim Feldwebel zur Strafwache auf Fort Nro. 4, wo Sie über Ihren Entschluß nachdenken können. — Verstanden?"

„Zu befehlen, Herr Hauptmann."

„So gehen Sie."

„Zu befehlen, Herr Hauptmann."

So hatte ich denn abermals eine Strafwache, die mir heute gerade nicht angenehm war, denn wir hatten Feiertag und ich also vollkommen Zeit, den ganzen Tag bei meinem Freunde, dem Gärtner, zuzubringen. Da es übrigens noch früh am Morgen war, ging ich zu ihm hinaus und fand ihn beim Pfropfen verschiedener Gesträuche beschäftigt. Ich erzählte ihm mein Schicksal und er meinte, das Beste wäre, ich solle meinen Abschied nehmen, und mich ganz meiner Lieblingsbeschäftigung, der Gärtnerei, widmen. Einen solchen Entschluß ohne Einwilligung meiner Eltern

zu faſſen, daran war nicht zu denken, auch war ich ſicher, daß weder mein Vater noch meine Mutter es je erlauben würden, daß ich ſchon nach drei Jahren wieder den Militärdienſt verlaſſe. Feuerwerker ſollte ich nun einmal werden, ſo wollte es der Vater Wortmann, und die vorgeſchriebene Anzahl Jahre dienen, um Anſprüche auf eine Civilverſorgung zu haben. In der That, da war nichts zu machen und mein Freund mußte mir beipflichten, als ich ihm das auseinanderſetzte.

Ich half ihm noch eine Stunde bei ſeinem Geſchäft, dann mußte ich ihn verlaſſen, da es Zeit war, nach meiner Wachmannſchaft zu ſehen. Er wickelte mir lachend ein paar der Reiſer, womit er beſchäftigt war, in Moos und ſteckte ſie mir in die Taſchen. „Vielleicht," ſagte er, „finden Sie irgendwo einen Strauch, an dem Sie mit Pfropfen ein paar Verſuche machen können. An Zeit wird es Ihnen nicht fehlen."

Dann verließ ich ihn, um meine Wache zu beziehen, eine der kleinen Feſtungen, welche um die Stadt liegen. Daß ich gerade hierhin geſchickt worden, dafür war ich dem Kapitän noch dankbar, denn er hätte mich ebenſogut nach dem einſamen alten Pulverthurme ſenden können, oder gar die Kaſernenwache übergeben, was mir noch weit unangenehmer geweſen wäre. Auf meinem einſamen Fort war ich doch mitten in der ſchönen Natur, hatte wenig von Ueberraſchungen zu fürchten, namentlich heute an einem Feiertage, und dann führte die Wache hier überhaupt ein recht behagliches, patriarchaliſches Leben. Die nothwendigen Beſtandtheile eines frugalen Abendeſſens, Kartoffeln, Butter und etwas Wurſt wurden mitgenommen, auch die Kaffeemaſchine, Tabak, Pfeifen, ſogar ein paar Cigarren, und vor allen Dingen ein paar unterhaltende Bücher.

Mit dieſem führten wir denn hier draußen in der That ein beſchauliches Leben; man war wie im Kloſter. Der öde gepflaſterte Hof hallte ſo recht unheimlich von unſeren Schritten wieder, das

Wachtlokal mit einer engen vergitterten Schießscharte war wie eine Mönchszelle, und rings um uns her bildeten Gräben und Glacis einen allerliebsten Klostergarten. In diesem hielt ich mich auch am liebsten auf, und auch heute, als ich mein Wachtbuch eingeschrieben hatte, sowie die Meldezettel nach der Stadt geschickt, als das Wachtlokal in Ordnung gebracht war und die Posten aufgezogen und gehörig instruirt, suchte ich mir eine recht angenehme Stellung an der Böschung des kleinen Walles, wo das Bankett eine förmliche Rasenbank bildete. Mein Bursche, der mit mir auf der Wache war, richtete mir die Kaffeemaschine her, ich zündete den Spiritus an, und nachdem der Trank bereitet war, legte ich mich behaglich in's Grüne und las ein paar Stunden.

Die Kanoniere, die nicht auf Posten waren, hatten sich rings auf dem Glacis vertheilt, um nach der Stadt hinauszuspähen, ob sich nichts Verdächtiges nahe, bei welchem Geschäft sie übrigens ebenso wie ihr Kommandant auf Gras und Blumen ruhten, und so genossen wir Alle zusammen die Freuden der Wache an einem schönen Frühlings- und Feiertage.

Endlich war mein Kaffee getrunken, ich auch des Lesens müde, weßhalb ich mich erhob, um meine Posten zu revidiren. Ich fand bei ihnen nichts besonders Ungehöriges; doch war es vielleicht nicht ganz streng dem Reglement gemäß, daß der Eine pfiff, der Andere sang, ehe sie mich kommen hörten. Nur der auf der Plattform des Thurms erhielt einen kleinen Verweis, denn statt umherzugehen, wie es Vorschrift war, hatte er sich in eine der Schießscharten gesetzt und blickte nach der Stadt sowie auf den Fluß, der nicht weit von unserem Fort vorbeiströmte und wo Dampfer auf- und abzogen, eine lange schwarze Rauchwolke hinter sich drein ziehend. Von der Stadt her war ein Gesumme der Menschen, das Rollen der Equipagen, aber Alles verschwamm zu einem unverständlichen Brausen, zwischen dem nur deutlich die Glocken der

vielen Kirchen hervordrangen, in denen zum Nachmittagsgottesdienste geläutet wurde.

Als ich wieder hinabstieg und auf das Glacis ging, gedachte ich der Zweige, die mir mein Freund, der Gärtner, in die Tasche gesteckt. Ich nahm sie hervor und suchte mir ein passendes Gesträuch, um meine Kunst daran zu versuchen. Es war dies die gewöhnliche Akazie, auf welche ich mich bemühte, einen Zweig der Robinia hispada zu pfropfen. Wenn ich auch als Wachthabender Unrecht hatte, dergleichen zu thun, so war es doch anderntheils ein verdienstliches Werk, die Gesträucher hier zu veredeln, und wie schön mußte es sich nicht im nächsten Frühjahre ausnehmen, wenn hier neben der gelben Blüthe der gewöhnlichen Akazie auf einmal die prachtvolle röthliche der Robinia hispada hervorwuchs. Messer, Bast und Wachs hatte ich nicht vergessen, in die Patrontasche zu stecken, und durch die am Rande des Glacis umherliegenden Kanoniere vor jedem Ueberfall gedeckt, machte ich mich mit großer Ruhe und vielem Behagen an mein Geschäft. Schon hatte ich ein paar Sträucher auf's Kunstvollste gepfropft, als ich aufblickend einen meiner Kanoniere vor mir sah, der mit seinen Armen und Händen allerlei seltsame Zeichen und Pantomimen machte, die wahrscheinlich mir gelten sollten.

„Was willst Du?" rief ich ihm zu. „Kommt Jemand?"

Statt aller Antwort machte er ein ganz erschrecktes Gesicht und deutete schüchtern mit dem Finger vor sich hin. Zu gleicher Zeit rief der Posten auf der Plattform mehreremal meinen Namen. Ich blickte um mich her und endlich auch hinter mich, und sah zu meinem nicht geringen Schrecken drei Artillerieoffiziere, die aus dem Hofe des Forts kamen und sich mir näherten. Daß ich in einem derselben augenblicklich unsern Hauptmann Bitter erkannte, verminderte meinen Schrecken durchaus nicht. Eilig nahm ich den Tschako vom Boden auf, und als ich mich gegen die Ankommenden wandte, gelang es mir, Messer, Wachs

und Bast in die auf meinem Rücken befindliche Patrontasche zu schieben.

Zum schlimmen Spiel die beste Miene machend, näherte ich mich meinen Vorgesetzten so unbefangen als möglich und meldete: „Auf Wache ein Unteroffizier und zwölf Kanoniere. Weder auf Posten noch im Innern der Forts befindet sich etwas Neues."

„Nach Ihrer Ansicht allerdings nicht," erwiederte der Hauptmann kopfnickend und ganz zufrieden lächelnd; „für mich aber ist es etwas außerordentlich Neues, eine Wache zu finden, die so ihren Dienst thut, wie die Ihrige. Das ganze Fort ist leer, man könnte sogar die Geschütze wegtragen und Sie würden es nicht merken. Nein, Herr Unteroffizier Wortmann, dergleichen ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Was Teufels, Herr, ist in Sie hineingefahren? Wenn Sie vielleicht am periodischen Wahnsinn leiden, so melden Sie sich in's Lazareth. Dann werden wir auch Ihre ganze Aufführung begreifen."

Ich stand wie eine Bildsäule und verzog keine Miene, das Beste, was ich in meiner Lage thun konnte.

„Ich bitte Sie, Herr Hauptmann von Walter, und Sie Herr Premierlieutenant Schwarz, ist Ihnen in Ihrem ganzen Leben dergleichen vorgekommen?"

Mit einem schnellen Blick beschaute ich mir die beiden andern Offiziere, namentlich den Herrn Hauptmann von Walter, der Kommandant der Festungskompagnie in J. war, von dem wir viel gehört, den seine Leute enthusiastisch liebten, den ich aber noch nie gesehen. Er war ein fast zu starker, sehr behaglich aussehender Mann mit einem runden, außerordentlich freundlichen Gesichte. Dabei hatte er lebhafte, wohlwollende Augen, aus denen es wie Lachen hervorblitzte, ganz im Gegensatz zu dem furchtbaren Auftritte, der sich vor seinen Augen zu entwickeln begann. Soviel ich später sah, hinkte er ein wenig mit dem linken Fuße, und deßhalb führte er auch ein spanisches Rohr mit elfenbeinerner Krücke.

Der Herr Lieutenant Schwarz war ganz das Gegentheil ſeines Hauptmanns, er war faſt übertrieben mager, hatte einen langen dünnen Hals, auf dem ein Kopf ſaß, der nicht bedeutend ſtärker, aber viel länger war. Seine Augenbrauen waren erſtaunt in die Höhe gezogen, der Schnurrbart hing tief zu beiden Seiten des Kinns herab, und über dem ganzen Geſichte lag ein ſo furchtbarer Ernſt, daß ich ihm anſah, er ſei auf's Höchſte empört über den Frevel, den ich hier begangen.

„Und was treiben Sie hier auf dem Glacis?" fuhr der Kapitän nach einer kleinen Pauſe fort. „Mir ſcheint, Sie haben Ihre alten Mucken wieder. Sollten Sie wohl glauben," wandte er ſich an den andern Hauptmann, „daß dieſer Unteroffizier ſchon einmal beſtraft wurde, weil er Aeſte aus dem Gehölz des Glacis weggeſchnitten? — Ich bitte Sie: Aeſte eines königlichen Baumes!"

„Es waren dürre Aeſte," erlaubte ich mir zu ſagen.

„Aſt iſt Aſt!" rief entrüſtet der Kapitän. „Und es iſt nur ſchade, daß man damals nicht meiner Anſicht war, ſonſt wären Sie lange unſchädlich gemacht worden. Nicht wahr, Herr Hauptmann von Walter, Aſt iſt Aſt?"

„Nicht ſo ganz, mein lieber Herr Hauptmann Bitter," erwiederte der dicke Kapitän freundlich. „Ich will zugeben, daß es von einem wachthabenden Unteroffizier nicht ganz paſſend iſt, Aeſte von den Bäumen einer königlichen Pflanzung wegzuſägen."

„Fürchterlich!" ſagte Lieutenant Schwarz im Tone der höchſten Entrüſtung.

„Anderntheils aber," fuhr der Hauptmann von Walter fort, „könnte es ſogar ein verdienſtliches Werk genannt werden, dürre Aeſte von einem Baum zu entfernen. Das erhöht deſſen Lebenskraft und verhindert in vielen Fällen, daß nicht auch andere Zweige angegriffen werden und ebenfalls abſterben."

Unſer Kapitän huſtete ungeduldig. „Wir wollen das Vergangene nicht weiter unterſuchen," ſprach er. „Aber was trieben

Specht ſchwieg in der ſalbungsvollſten Rede. Der Herr Block war der einzige, der treulich an mir hing, ich verſchwieg ihm hie und da ſeine leichtſinnigen Streiche und hatte ihn zuletzt durch kräftige Ermahnungen ſo weit gebracht, daß dieſelben ſeltener wurden und er zur Zufriedenheit arbeitete. Dieſer vertraute mir eines Abends, daß ich mich vor den Umtrieben des Buchhalters in Acht nehmen ſolle, „ich habe," ſagte der ſchlaue Junge, „neulich eine Unterredung deſſelben mit der Prinzipalin belorcht und er hat ſchöne Dinge von Ihnen erzählt, von Ihren Nachtſchwärmereien und, nehmen Sie mir es nicht übel, von Ihrem ſchlechten Umgang."

„So," ſagte ich einigermaßen betroffen, „und was entgegnete Madame Stieglitz?"

„Si nun, ſie meinte, es ſei ihr nicht lieb, daß Jemand aus ihrem Hauſe auswärts ſo ſchlecht prädicirt ſei, und wenn ſich das wirklich ſo verhalte, müſſe man ſeiner Zeit eine Aenderung treffen."

„So, eine Aenderung," entgegnete ich und ich muß geſtehen, daß der Gedanke, das Dach zu verlaſſen, unter welchem Emma lebte, mich in dem geheimſten innerſten Winkel meines Herzens ſchmerzhaft berührte, „aber," ſagte ich, „was kann man mir eigentlich zur Laſt legen?"

Der Herr Block ſchwieg ſtill und ſah auf den Boden.

„Wenn Sie etwas wiſſen," fuhr ich fort, „ſo ſagen

Sie dort im Gehölz, als wir kamen? — Es thut mir leid, aber die Sache muß unterſucht werden. Wenn es den Herren gefällig wäre, ſo ſehen wir etwas genauer auf die Arbeit dieſes wachthabenden Unteroffiziers."

„Gehen wir," verſetzte der dicke Kapitän und ſchritt auf ſeinen Stock geſtützt voraus.

Lieutenant Schwarz drückte die Hände auf ſeinen dünnen Leib und folgte langſamen Schrittes, anzuſehen, wie eine finſtere Wetterwolke.

„Aha!" rief unſer Hauptmann triumphirend, als wir jetzt an Ort und Stelle gekommmen waren und zeigte dabei auf die grünen Akazienzweige, die ich Behufs des Pfropfens entfernt und die auf dem Boden umherlagen. „Sind das auch vielleicht dürre Aeſte? Na, Herr! diesmal will ich Sie faſſen."

Während der dicke Kapitän ruhig an meine Sträucher trat, zuckte der Lieutenant Schwarz ſeine Schultern ſo hoch, daß ſie faſt die Ohren berührten. Hauptmann Bitter blickte mich kopfnickend an, und ich ſtand dabei — wehrlos, ein aufgegebener Mann.

„Das iſt ja vortrefflich gepfropft!" rief plötzlich der Hauptmann von Walter; „ich ſage Ihnen, vortrefflich. Die Bänder ſind zierlich und kunſtgerecht angelegt und das Baumwachs mit einer wahren Feinheit aufgetragen."

Unſer Kapitän ſchaute erſtaunt auf ſeinen Herrn Kameraden, während der Lieutenant abermals die Achſeln zuckte.

„Robinia hispada," rief der Hauptmann von Walter. Eine herrliche Blüthe! wird ſich im nächſten Frühjahre ganz ausgezeichnet machen."

„Aber ich begreife nicht," ſagte unſer Kapitän erſtaunt.

„Er verdient freilich einen kleinen Verweis, der Unteroffizier," meinte heiter der dicke Hauptmann, „daß er die Zeit der Wache zu ſo was anwendet, in ſeinen Freiſtunden aber eine Belohnung dafür."

„Aber ich begreife nicht," wiederholte Hauptmann Bitter, „das ist doch ein offenbarer Waldfrevel."

„Kein Waldfrevel," unterbrach ihn der Andere, „gewiß, lieber Herr Kamerad, kein Waldfrevel, im Gegentheil, es zeugt von gutem Geschmack, hier in dieser Gruppe Robinia hispada auf Robinia pseudacacia, die gemeine Akazia zu pfropfen. Sehen Sie, dort haben wir Crataegus den Weißdorn, dort eine Lonicera, die dunkelroth blüht, daneben den sogenannten Goldregen, das wird eine ganz schöne Wirkung machen, allerdings auf der Wache," sagte er lächelnd zu mir, wobei er komisch drohend seinen Krückstock erhob, „auf der Wache sollte so was unterbleiben."

„Und ist doch Waldfrevel; dergleichen auf einem königlichen Glacis," sagte hartnäckig unser Hauptmann.

„Nein, nein, gewiß kein Waldfrevel," erwiederte der Andere, „nur gepfropft und sehr schön gepfropft. — Sind Sie ein gelernter Gärtner?" wandte er sich an mich.

Der Herr Hauptmann hatte etwas so außerordentlich Wohlwollendes und Gutes in seinem Benehmen und seiner Sprache, daß ich mich sehr zu ihm hingezogen fühlte. Auf seine Frage an mich erzählte ich ihm mit kurzen Worten, daß ich auf Avancement diene, daß ich habe Offizier werden wollen, auch wohl das Examen zur vorbereitenden Artillerieschule habe machen können, aber nicht das zur Kriegsschule, wie es in neuerer Zeit verlangt werde. Ferner sagte ich ihm, daß ich die Gärtnerei außerordentlich liebe, und in meinen Freistunden theoretisch und praktisch erlernt habe.

Während ich das sprach, nickte er vergnügt mit dem Kopfe und that verschiedene Fragen an mich, aus denen ich entnahm, daß er Baum- und Blumenzucht aus dem Fundament verstehe und wahrscheinlich selbst betreibe.

Nachdem das kleine Examen beendigt — und er stellte in der That ein solches mit mir an — nahm er den Hauptmann Bitter unter den Arm, führte ihn ein paar Schritte von mir weg und

redete freundlich lachend in ihn hinein, wobei aber mein Vorgesetzter anfänglich heftig mit dem Kopfe schüttelte. Herr Lieutenant Schwarz, der jetzt die Hände auf den Rücken gelegt hatte, betrachtete meine Pfropfarbeit ungefähr mit dem Gesichtsausdruck, mit welchem man etwas ganz Außerordentliches und noch gar nie Dagewesenes anschaut.

Nach einer kleinen Weile rief mir mein Hauptmann zu: „Kommen Sie daher, Unteroffizier, und bedanken Sie sich beim Herrn Hauptmann von Walter auf's Nachdrücklichste. — Ich hätte Ihnen, wegen des Rückfalls in Ihre Lust, königliche Bäume zu beschädigen, diesmal eine garstige Geschichte aufspielen müssen. — Ja müssen. — Denn Ordnung muß sein. Der Herr Hauptmann von Walter hat für Sie gesprochen, und auf seinen speziellen Wunsch will ich die Sache für diesmal auf sich beruhen lassen."

Daß ich mich auf's Herzlichste bedankte, wird mir Jeder glauben, und ich war froh, mich bei dem guten alten Herrn bedanken zu können. Er hatte durch sein freundliches Benehmen meine ganze Liebe gewonnen, und das erlaubte ich mir, ihm unverhohlen zu sagen, wobei ich nicht unterlassen konnte, hinzuzusetzen, daß ich mich glücklich schätzen würde, später einmal in seine Nähe zu kommen. Darauf reichte er mir treuherzig die Hand, die ich gerne geküßt hätte, und ich kann nicht verschweigen, daß mir fast die Thränen in die Augen traten, als er sie mir auf's Herzlichste schüttelte und so lieb und freundlich von mir Abschied nahm.

Ohne weitere Abenteuer ging die Wache vorüber, und als ich mich am andern Mittag bei unserem Feldwebel vom Fort Nro. 4 zurückmeldete, erzählte ich ihm, was mir gestern begegnet. Er mochte mich wohl leiden, der Feldwebel, und sagte nachdenkend: „Diese Begegnung kann Ihr Glück sein, es ist ein eigenes Ding um den Herrn Hauptmann von Walter. Wie es zusammenhängt, weiß Niemand, aber so viel ist bekannt, daß er bis hoch oben in

die höchsten Regionen mächtige Verbindungen hat. Und wenn er etwas durchsetzen will, so wird's ihm nicht schwer."

Dies geschah ungefähr im Mai und schon im Juni kam der Befehl vom Brigadekommando, mich so schnell als möglich zum Feuerwerker-Examen zuzulassen. Ich machte dasselbe und kann, ohne unbescheiden zu sein, wohl sagen, daß ich sehr gut bestand. Dem Herrn Hauptmann Bitter waren diese Eingriffe in seine Machtvollkommenheit sehr unangenehm. War ich doch durchaus kein Feuerwerker, wie er ihn sich wünschte; glücklicherweise wurde ich es auch nicht bei ihm, denn vierzehn Tage, nachdem meine Papiere zur Brigade abgegangen waren, kam von dort ein Befehl, worin es hieß:

„Der Unteroffizier Wortmann ist unterm heutigen Datum zum Feuerwerker befördert und in dieser Eigenschaft zur Festungskompagnie nach J. versetzt. Der Feuerwerker Wortmann hat sogleich dorthin abzugehen."

— — Wer war glücklicher als ich!

Achtes Kapitel.

Auf dem Wege nach meinem neuen Bestimmungsorte treffe ich einen freundlichen Gensdarmen, der mir durch eine Erzählung beweist, daß man sich ein Vergnügen daraus machen kann, nicht zu avanciren.

Der Abschied von meiner Batterie ward mir, wie man sich wohl denken wird, durchaus nicht schwer. Freunde hatte ich unter meinen Kameraden so gut wie gar keine, der Hauptmann war froh, daß er mich los wurde und auch mir konnte es nur angenehm sein, einen Vorgesetzten zu verlassen, der nicht nur unnachsichtlich und streng, sondern auch parteiisch gegen mich war.

Der Lieutenant von Schwenkenberg hatte seit der langen Rede, die er an mich gehalten, nur noch wenige Worte mit mir gewechselt, er liebte das viele Sprechen überhaupt nicht, war von jeher verschlossen gewesen und wurde es, je länger er diente, immer mehr.

So packte ich denn mit sehr leichtem Herzen meine Habseligkeiten in einen kleinen Koffer, den mir meine Mutter geschickt, nahm von meinem Freunde, dem Gärtner, herzlichen Abschied, ach! und hier war es mir gerade zu Muth, als damals, wo ich den weisen Vogel verließ. Auch er steckte mir die Taschen voll Sämereien, die ich aber jetzt nicht wegwarf, denn obgleich Vater Wortmann mir damals gesagt, auf den Wallgängen wüchsen keine Blumen, so hatte ich doch eine unbestimmte Ahnung, in der kleinen Festung J. unter dem Kommando des Herrn Hauptmann von Walter könne und müsse es doch ganz anders sein, und unter diesen für mich sehr schönen Hoffnungen wanderte ich denn zum Thore hinaus, in der gleichen Jahreszeit als damals, wo ich das elterliche Haus verlassen. Vier Jahre waren seitdem vergangen, ich noch um einige Zoll gewachsen, hatte mir auch einen kleinen Schnurrbart zugelegt, und wenn ich bei Manövern und zur Einquartierungszeit manchen Mädchenaugen glauben durfte, die mich gern freundlich und lächelnd betrachteten, so war mein Aeußeres vielleicht der Mühe werth, daß sich das andere und schönere Geschlecht mit mir beschäftigte. Weßhalb dieß Geschlecht übrigens das schöne genannt wurde, wollte mir damals noch nicht so recht einleuchten. Mein Herz war bis jetzt gänzlich unempfindlich geblieben und ich konnte nur lachen über die Thorheiten, die ich meine Kameraden in dieser Richtung begehen sah. In gewisser Beziehung war ich, ein so junger Feuerwerker, der schon in fünf Jahren Ansprüche auf eine Civilversorgung hatte, für bescheidene Wünsche eine recht gute Parthie zu nennen, und die Tochter unseres Feldwebels, ein wohlgewachsenes, dickes Mädchen, — sie spielte Guitarre und las gern Romane, —

hatte mir das auch nicht ganz undeutlich zu verstehen gegeben. Sie declamirte gern Gedichte und den Tag vor meiner Abreise hatte sie mich noch mit dem bekannten Liede beglückt:

„Noch einmal, Robert, eh' wir scheiden,
Komm an Elisens klopfend Herz!"

Doch hatte das gar keine Wirkung auf mich ausgeübt, vielmehr reichte ich ihr recht förmlich die Hand, worauf sie ihr Näschen rümpfte und mich ungnädig entließ.

Das war bald vergessen, und ich wanderte wohlgemuth und leichten, fröhlichen Herzens über die lange Chaussee dahin. Reiseabenteuer hatte ich auf diesem Marsche ebensowenig als auf meinem ersten, den ich von meinem elterlichen Hause antrat. Doch begegnete mir auch dießmal wieder der unvermeidliche Gensdarm, der aber, als er meine stattliche Uniform sah, nicht wie damals, nach meinem Passe verlangte, sondern vielmehr freundschaftlich mit mir schlenderte.

Es war am zweiten Tag meines Ausmarsches und ich konnte noch vor Abend die Festung J. erreichen. Der Gensdarm zog ohne besondere Bestimmung mit mir denselben Weg; nachdem er sich mir als einen ehemaligen Unteroffizier der reitenden Batterie unserer Abtheilung zu erkennen gegeben, plauderten wir recht angenehm von vergangenen und zukünftigen Zeiten.

Mir war es recht, daß ich ihn traf, denn da er in der kleinen Festung stationirt war, so kannte er alle Verhältnisse dort genau, was ja schon sein Beruf mit sich brachte, und konnte mir über Manches die beste Auskunft geben. „Die Festung ist klein," sagte er, „und deßhalb die Stadt außerordentlich langweilig. Da sie auch nicht an einer Hauptstraße liegt, so ist der Verkehr sehr gering und auf den Straßen und Plätzen wächst so viel Gras, daß man die Kühe nicht braucht zum Thore hinauszutreiben, wie es dort noch jeden Morgen geschieht. Festungskommandant," er-

zählte er weiter, „ist der General R., ein braver und sehr freundlicher Vorgesetzter; mit dem Sie übrigens wohl nichts zu thun haben, denn wie ich mir denken kann, gehören Sie zur Compagnie des Herrn Hauptmann von Walter, der die Citadelle fast unumschränkt kommandirt."

„Aber er steht doch unter dem Festungskommando?" fragte ich meinen Begleiter, der mir lächelnd erwiederte: — „Eigentlich ja, und doch wieder nicht, das hat so seine eigene Bewandtniß."

Glücklicherweise hatten wir in diesem Augenblicke eine kleine Anhöhe erstiegen, auf deren Spitze ein einladendes Wirthshaus stand. Ein großer Schild mit angenehmer Versprechung von frischem Bier und ein Platz vor dem Hause mit breitem Tisch und Bänken, die so äußerst behaglich unter sehr riesenhaften Linden standen, im Schatten der weitausgestreckten Aeste, während ringsumher eine heiße Juniusnachmittagssonne auf Straße und Feld brannte. Das schäumende Bier kam in ein paar Krügen und für so was ist selbst das harte Herz eines Gensdarmen empfänglich. Wir machten es uns so bequem als möglich und nachdem der erste Durst gelöscht war, auch der Hunger mit einigem Brod und Käse beschwichtigt, lenkte ich das Gespräch abermals auf die Citadelle und meinen künftigen Chef.

„Das ist eine ganz eigenthümliche Geschichte," meinte der Gensdarm „und da es kein Dienstgeheimniß betrifft, auch nichts Schlimmes ist, so kann ich schon erzählen, was ich davon gehört."

„Wofür ich Ihnen sehr dankbar bin," erwiederte ich, „denn es ist sehr angenehm, die Verhältnisse kennen zu lernen, in welche man eintritt."

„Der Herr Hauptmann von Walter," sagte der Gensdarm nach einem tüchtigen Zuge, „ist, wie Sie ja auch gesehen haben, schon ein alter Herr, näher den Sechzigen als den Fünfzigen. Da die jungen Leute leider die schlimme Gewohnheit haben, den

meiſten Vorgeſetzten einen zweiten Namen beizulegen, der ſich auf ihre allenfallſigen Schwächen bezieht, ſo thaten ſie das auch bei Herrn Hauptmann von Walter. Da aber über den nun, weiß Gott, Niemand im Geringſten zu klagen hat, ſo nennen ſie ihn, weil ſich kein Menſch zu erinnern weiß, daß er avancirt iſt, den ewigen Hauptmann. Denn Hauptmann war er ſchon, als der alte Oberfeuerwerker, der auch ſchon eine tüchtige Reihe von Jahren dient, nach J. kam. Daß er Hauptmann war, erinnern ſich die alten Zollaufſeher am Thore und ſchon graue Leute der Stadt können ſich nicht anders denken, als daß der Hauptmann von Walter in der Citadelle gehaust habe."

„So iſt er kein guter Offizier, wenn er nicht avancirt iſt?" fragte ich.

„Im Gegentheil," verſetzte mein Begleiter, „wie alle ſeine Herren Kameraden ſagen, iſt er ein ausgezeichneter Artillerieoffizier. Aber nun hören Sie den Haken, den die ganze Geſchichte hat. Er war ſchon ſo früh Hauptmann und das obendrein in der Gardebrigade, daß er jetzt ſchon wenigſtens Brigadekommandeur ſein müßte, wenn er gewollt hätte. Damals begleitete er einen hohen Herrn auf Reiſen, und machte ſich bis hoch oben hinauf außerordentlich beliebt."

„Aber das ſind ja alles Gründe, um ſchnell zu avanciren," ſagte ich erſtaunt.

„Natürlich," verſetzte der Gensdarm, „wenn man avanciren will."

„Und wer will nicht avanciren?"

„Der Herr Hauptmann von Walter. Hören Sie nur. Bevor es auf die beſprochene Reiſe ging, wurde der junge Lieutenant Walter ein ſehr junger Hauptmann, und als man höchſt zufrieden zurückkam, da hieß es: Jetzt wird er Major werden. Aber im Gegentheil, bald darauf erſtaunten alle ſeine Kameraden, als es hieß: der Hauptmann von Walter iſt zur Feſtungskompagnie

nach J. versetzt. „„Eine förmliche Ungnade,““ sagte man. Ja, gehorsamer Diener, daß es keine Ungnade war, sah man schon im nächsten Jahr, als Seine Majestät Allerhöchst selbst da unten in der Ebene die großen Herbstmanövers kommandirten. Denn während derselben war der Hauptmann von Walter beständig in der Allerhöchsten Suite, speiste jeden Mittag an der Tafel, hatte häufige Unterredungen mit dem Herrn und nach den Manövern ging er mit dem Hoflager nach der Residenz, wo er ein halbes Jahr blieb und dann wieder als Hauptmann von Walter zurückkehrte. Einige Zeit darauf erhielt er von dem Prinzen, den er begleitet, ein hübsches Gut zum Geschenk, schön gelegen am Mittelrhein, das er zeitweise besuchte, aber immer wieder als Hauptmann zurückkam. Kameraden, die weit hinter ihm waren, rückten über ihn hinaus, ja der Herr General von N., unser Festungskommandant, war in damaliger Zeit sein vorgesetzter Major und hat, wie die Herren sagen, doch eine sehr langsame Carriere gemacht.“

„Und aus welchem Grunde will er nicht avanciren,“ fragte ich erstaunt, oder nicht nach der Residenz zurückkehren, was doch der Wunsch jedes Offiziers ist?“

„Wie gesagt, genau weiß man das nicht. Nur soviel ist sicher, daß er die Citadelle, in welcher er wohnt, mit ihren Wällen und Gräben über Alles liebt und daß er jede Beförderung von der Hand gewiesen hat, um nur dort bleiben zu können. Daß er aber nicht versetzt wird, darum hat er Seine Majestät selbst gebeten, und Allerhöchstdieselben haben ihm das lachend zugesagt. Ich selbst hörte es, als ich, es sind nun beinahe fünfzehn Jahre, Ordonnanzunteroffizier war und mit in der Suite ritt.“

Dieß sagte der Gensdarm äußerst wichtig, worauf er einen tüchtigen Zug aus seinem Glase that.

„Und die Compagnie ist in gutem Zustande?“ fragte ich einigermaßen schüchtern.

„Die Compagnie?“ rief der Gensdarm wie im Ton der Ueberraſchung, „das ſollten Sie doch wiſſen, iſt die beſte ſämmtlicher Brigaden, und ich ſage Ihnen, Sie haben ein Glück, darum Sie ein alter Feuerwerker der Garde beneiden wird. Donnerwetter auch! ich ziehe heute meinen Rock aus und trete da wieder als Unteroffizier ein. Sie müſſen wiſſen, daß der Hauptmann von Walter bis oben hinauf merkwürdige Verbindungen hat.“

„Das habe ich ſchon gehört,“ erwiederte ich geſpannt.

„Daß man ihm über alle Maßen wohl will; und dieſe Protektion benützt er dazu, um ſich aus allen Batterien die tüchtigſten Leute zu ſeiner Compagnie kommandiren zu laſſen. Ich will Ihnen kein Compliment machen, aber daß er Sie zum Feuerwerker annimmt, das hat mir, unter uns geſagt, einen ganz donnermäßigen Reſpekt vor Ihnen beigebracht.“

Ich wehrte dieſes Compliment, denn ein ſolches war es, ſo gut als möglich von mir ab, indem ich verſicherte, was er da geſagt, mache mich wahrhaft ängſtlich und ich wüßte nicht, ob ich die Erwartungen meines neuen Chefs zu erfüllen im Stande ſei.

„Dabei hat er ſeine kleinen Liebhabereien,“ fuhr der Gensdarm fort.

„Die Blumenzucht und Gärtnerei,“ fiel ich ihm in die Rede.

„Das iſt's,“ ſagte er, „und Sie werden ſich wundern, wenn Sie in die Citadelle kommen, wie es da ausſieht. Da iſt's außerordentlich ſchön, und ich kann Sie verſichern, daß Leute von nah und fern kommen, um die alten Wälle und Gräben zu ſehen. Nebenbei führen die Leute der Compagnie ein Leben wie Gott in Frankreich, und die Menage, die ſie machen, iſt beſſer als anderswo eine Offizierstafel. Ja, dabei möchte ich auch ſein. — Na, Sie werden ſchon ſehen. Hat doch der Gemeine da unten in der Citadelle jeden Tag Suppe, Gemüſe und Fleiſch und noch ein Nachteſſen obendrein. Es iſt wie eine große Familie, oder

Sie mir's frei heraus, ich werde Ihnen dankbar dafür sein und bin sehr verschwiegen."

Der junge Mensch fuhr schüchtern fort, „ich hörte also ferner, wie der Buchhalter sagte, Sie brächten das Geschäft in vollkommenen Miß-Credit und dabei nannte er den Namen des Meister Steffens."

„So, so," sagte ich bestürzt, „was zum Henker weiß der Buchhalter vom Meister Steffen."

Der Herr Block zuckte die Achsel, und ich versank in tiefes Nachsinnen; freilich mit dem Meister Steffen hatte es eine eigene Bewandtniß und wenn ich auch in der Geschichte unschuldig war, so war doch der Schein gegen mich. Dieser Meister Steffen nämlich war mir von einem lockern Zeisig meiner Gesellschaft als fleißiger und geschickter Mann empfohlen worden und man hatte mich dringend gebeten, ihn auf unserer Wiegkammer zu beschäftigen. Ich nahm ihn auch an, bereute es aber bald wieder, denn der Meister Steffen, obschon ein geschickter Weber, wenn er wollte, war eigentlich ein liederliches Subjekt und fast jeden Tag betrunken, dazu hatte ich obendrein erfahren, daß er der Vater einer sehr schönen, aber äußerst leichtsinnigen Tochter sei, deren Ruf der schlechteste war, den ein Mädchen nur haben kann und wenn der gute Buchhalter die Annahme des Vaters aus der Freundschaft gegen die Tochter herleitete, so war das allerdings für die Prinzipalin ein bedeutender Grund, mir ihre

wie ein Landgut, wo Alles aus eigenem Intereſſe zu arbeiten ſcheint. Wenn die Kerle da unten ausgedient haben, und ſie dürfen nach Hauſe gehen, da ſoll mich der Teufel holen, wenn ein Einziger lacht. Nein, flennen thun ſie, daß ſie der Bock ſtößt, wenn ſie über die Zugbrücke hinausgehen; und wenn der Hauptmann von Walter unter den Gemeinen Kapitulanten haben wollte, da beſtände die ganze Compagnie aus ſolchen."

So erzählte mir der Gensdarm, und ich muß geſtehen, daß ich ſehr erfreut war, ein ſolches Glück getroffen zu haben. Wir tranken unſere Gläſer aus, worauf mich der Gensdarm verließ, da er, wie er ſagte, in der Nachbarſchaft noch ein nothwendiges Geſchäft habe. Wir trennten uns mit dem Wunſche auf baldiges Wiederſehen und ich ſchritt luſtig und wohlgemuth zur Ebene hinab. Es war mir ſo unbeſchreiblich leicht und angenehm zu Muth, ich fühlte, daß ich mit jedem Schritte einer glücklichen Zukunft entgegenging und als ich endlich drunten freilich noch in weiter Ferne, zwiſchen Baumreihen und den langen grünen Wallinien den ſpitzen Thurm der Feſtung auftauchen ſah, war mir gerade zu Muthe, als ſei ich da unten ſchon ſehr gut bekannt, ja, als ſchreite ich meiner Heimath entgegen.

Es dunkelte bereits, als ich das Glacis erreichte. Der Poſten am Thor wies mich in die Wachſtube zum kommandirenden Infanterie-Offizier, der meine Papiere durchſah und mir freundlich ſagte, ich ſcheine ihm ein ſehr junger Feuerwerker zu ſein und daß ich trotzdem in die Citadelle kommandirt wäre, dazu könne er mir nur gratuliren. Die Straßen des Städtchens, welche ich durchſchritt, lagen allerdings ſehr ſtill und öde. Nur hie und da brannte eine ärmliche Oellaterne, und wenn der Ort nicht ſo gar klein geweſen wäre, ſo hätte es mir große Mühe gemacht, die Citadelle zu finden. So aber kam ich nach kurzer Zeit auf einen mit Bäumen bepflanzten Exercierplatz, an den das Glacis der Citadelle ſtieß. Der kommandirende Unteroffizier am Thor

empfing mich freundlich und betrachtete mich ebenfalls erstaunt, schien aber schon von meiner Ankunft zu wissen und gab mir einen Kanonier mit, der mich durch den Hof in meine Wohnung führen sollte. Hier in der Citadelle war schon eine bessere Beleuchtung, wie draußen in der Stadt; hell schimmerten die Lichter hinter den blankgeputzten Laternenscheiben hervor und beleuchteten den Hof recht freundlich. Bei dieser Helle sah ich, daß verschiedene Kanoniere auf Bänken im Hofe saßen und sich rauchend und plaudernd der warmen Nachtluft freuten; in einer Ecke standen zwei mit frischem Heu hochbeladene Leiterwagen, die herrlich dufteten. Aus einem erleuchteten Zimmer zu ebener Erde schallten Guitarrenklänge und Gesang hervor; die massiven Steintreppen, welche ich, meinem Führer folgend, hinanschritt, waren bis zur Uebertreibung sauber und ebenfalls hell beleuchtet; oben kamen wir an einen Corridor, der nicht die Spur von der gewöhnlichen Kasernenluft enthielt. Die weiten Fenster standen offen und ließen eine würzige Luft einströmen. Auch hier dieselbe Ordnung und Reinlichkeit wie überall, die Thüren mit sauberen Täfelchen versehen, worauf Inschriften und Nummern mit wahrer Kunst gemalt erschienen; dazu die helle strahlenden Laternen, der Fußboden frisch weiß geputzt, nirgends Lärm und Spektakel; man hätte glauben können, in einem Gasthofe zu sein. Die letzte Thür war die zu meinem Zimmer. Der Kanonier nahm den Schlüssel, der an der Seite hing, und schloß auf. Es war ein rundes Zimmer, in welches ich eintrat, ein Thurmgemach, freundlich geweißt und mit Möbeln versehen, die, wenn gleich im Kasernengeschmack, doch so untadelhaft und reinlich waren, daß man sich beim ersten Beschauen schon außerordentlich heimisch hier fühlte. Es fehlte gar nichts. Das Bett war frisch und reinlich überzogen, der Waschtisch mit dem Nöthigen versehen und mein kleiner Koffer, den ich vorausgeschickt hatte, stand ebenfalls schon da. Auch zeigte mir der Kanonier ein verschlossenes Gelaß in der dicken Mauer, wo ich

meine Kleider aufheben könnte; dann entfernte er sich und ließ mich allein.

Ich trat an das Fenster und schaute in die stille Nacht hinaus. So viel ich draußen in der Dunkelheit sehen konnte, ging der Thurm, in welchem ich mich befand, in einen Graben und gegenüber mußte ein Wallgang oder eine Bastion sein. Auch war es mir, als vernehme ich das Plätschern eines Springbrunnens.

Nach einer kleinen Weile öffnete sich meine Thür wieder und ein anderer Kanonier, der eintrat, meldete mir, daß er als mein Bursche kommandirt sei und brachte mir zu gleicher Zeit ein kleines Nachtessen, bestehend in einer Gerstensuppe, sowie Salat und Wurst. Da ich trotz dem Berichte des Gensdarmen einigermaßen überrascht, ihm dasselbe zahlen wollte, entgegnete er mir, das gehöre zur Menage, an der ich auch wohl Theil nehmen würde. Wenn ich aber Bier oder Wein wünsche, so müsse ich das natürlicher Weise selbst bezahlen. Ich dankte ihm und da ich weiter nichts nothwendig hatte, so entließ ich meinen neuen Burschen, verzehrte mein Nachtessen und legte mich, da ich sehr müde war, zu Bette; konnte aber nicht augenblicklich einschlafen, die Erzählung meines Begleiters von heute Nachmittag beschäftigte mich, denn sie schien sich, so wunderbar sie mir auch geklungen, nach allem dem, was ich bis jetzt gesehen, bestätigen zu wollen.

Neuntes Kapitel.

Eine Musterbatterie. — Ich sehe Exercierbastionen und Gemüsegärten, Festungsgräben und Luhställe und mache ein vortreffliches militärisches Diner.

Am andern Morgen in der Frühe weckte mich die Reveille aus festem Schlafe und wenn auch bald darauf ein Bischen mehr Leben in den Gängen herrschte, als gestern Abend, so war doch immer noch ein großer Unterschied zwischen dem Leben hier und dem einer gewöhnlichen Kaserne.

Eine lachende Sonne schien mir ins Fenster und als ich aufgestanden war, und dasselbe öffnete, sah ich mit Entzücken in die weite Ebene vor mir, über welche die Thürme und Wälle der Festung etwas erhöht lagen. Dicht unter meinem Fenster befand sich ein breiter Festungsgraben mit einem schmalen Graben voll klaren Wassers, den man Diamant nannte. Rechts und links vor demselben war ein zierlich angelegter Gemüsegarten und unten sah ich ein paar Mann mit grauen Zwilchkitteln beschäftigt, welche frisch gepflanzten Kohl sowie hervorsprießende Gurken und Salat begoßen. Hinter diesem Graben erhob sich eine breite Bastion, auf welcher die Wallgeschütze standen, die zum Exercieren benützt wurden. Auch da die größte Ordnung und Sauberkeit. Die eisernen Geschütze waren glänzend schwarz und die von Bronze so sauber geputzt, als ob sie eben aus der Gießerei kämen. Untadelhaft standen die Lafetten vor ihren Keilen, alles Holz und Eisenwerk mit verschiedenen Farben sauber angestrichen, ebenso die kleinen bedeckten Ständer, auf welchen die Wischkolben und Hebebäume lagen. Die Brustwehren und Traversen waren mit niedrigem, saftig grünem Rasen geschmückt, der aussah, als ob er häufig geschoren würde. Von ihm stachen die hellen Holzbettungen

sowie der Fußboden des Platzes von gelbem Sand auf's Freundlichste ab, und alle Kugelhaufen, die sich zwischen den Geschützen erhoben, waren so symmetrisch aufgestellt, daß man überall nur scharfe, gerade Linien zu sehen vermeinte. Dazu waren die Geschosse blank geputzt, und an jedem Haufen war auf einer der glänzend schwarzen Kugeln, Kaliber und Anzahl mit weißer Farbe bezeichnet.

Nachdem ich meinen Koffer ausgepackt, und die Sachen in der Mauervertiefung aufbewahrt, kleidete ich mich so pünktlich als immer möglich an, um in der allgemeinen Ordnung, die hier überall herrschte, nicht unvortheilhaft abzustehen, und ließ mich darauf von meinem Burschen zum Feldwebel führen, um mich dort als angekommen zu melden. Der Feldwebel war ein ältlicher, ernster, aber wohlwollend aussehender Mann, der die letzten Feldzüge mitgemacht hatte, was man an den paar Medaillen sah, die er auf der saubern Uniform trug. Er sagte mir mit ein paar Worten, er freue sich, mich kennen zu lernen, und wie er hoffe, werde diese Freude keine vergebliche sein. Darauf steckte er seinen Degen in's Bandelier und nahm seine Dienstmütze, sowie die unentbehrliche Brieftasche, ohne welche sich ein Feldwebel nie öffentlich sehen läßt. Dann gingen wir auf das Zimmer, in welchem die Korporalschaft lag, die mir zugetheilt worden. Das Innere dieser Kasernenzimmer war ebenso freundlich und reinlich wie alles Uebrige, die Wände schienen erst gestern geweißt zu sein, oben unter der Decke hin befand sich sogar etwas Malerei. Da sah man eine Guirlande von feuerspeienden Granaten, die durch ebenfalls gemalte sechspfündige Kugeln mit einander verbunden waren. Der Fußboden war blendend weiß gescheuert, die Waffengerüste mit einer Eichenholzfarbe angestrichen und an jedem hing ein zierliches Täfelchen, woran der Name des betreffenden Kanoniers zu lesen war. Das Lederzeug war von einer wirklich rührenden Reinheit und die Messingverzierungen

glänzten, als seien sie frisch vergoldet. Der Feldwebel stellte mir meine Leute einzeln vor, sowohl nach dem Namen als auch nach dem Gewerbe, welches sie früher betrieben, und dieß sowie die beigefügten Bemerkungen des Feldwebels ließ mich einen weitern Blick thun in die eigenthümliche Organisation dieser höchst merkwürdigen Festungscompagnie.

Die meisten der Leute meiner Korporalschaft, es waren ihrer im Ganzen vierundzwanzig, waren Bauernsöhne und Taglöhner, welche in Feld und Garten gearbeitet; drei waren Gärtnergehülfen, zwei Feldmaurer, zwei Anstreicher, einer Blecharbeiter und ein anderer sehr geschickt in Anfertigung künstlicher Drahtarbeiten. So war denn in meiner Korporalschaft eine förmliche Gärtnerei vertreten und dazu sahen die Bursche so freundlich, willig nnd wohlgemuth aus, daß mir das Herz im Leibe lachte, wenn ich mir dachte, mit diesen Kräften in einem tüchtigen Garten arbeiten zu dürfen. So viel ich bemerken konnte, mißfiel ich den Leuten ebenfalls nicht, nur als sich die Thüre hinter uns schloß, hörte ich Einen sagen: „Verdammt jung sieht der Feuerwerker aus."

Der Feldwebel war so freundlich, nach dem Besuche meiner Korporalschaft mich auch zu den übrigen zu begleiten, und mich dort mit meinen Kameraden bekannt zu machen.

Der zweite Feuerwerker war ein kräftiger untersetzter Mann, vielleicht zehn Jahre älter als ich, der eine ebenso starke Korporalschaft kommandirte, und bestand diese aus Leuten, die mit Pferden und Vieh umzugehen wußten, auch die Ackerwirthschaft verstanden, namentlich aber aus allen möglichen Handwerkern. Die Korporalschaften der übrigen Unteroffiziere waren kleiner und nicht auf so eigenthümliche Art zusammengesetzt; doch waren auch hier die Leute ausgesucht, man sah keinen mit nachlässiger Haltung, und ein Schmierfinke war, glaub' ich, in der ganzen Batterie nicht zu finden. Ein schmutziger Kerl konnte aber hier

unmöglich gedeihen, denn wo man hinsah, überall war das Bild der Ordnung und Reinlichkeit. Hatte doch sogar jedes Zimmer seine Spucknäpfe, die mit weißem Sand gefüllt waren, und war ich doch Zeuge, wie mein Kamerad Feuerwerker einen Bombardier anließ, der aus seiner Pfeife absichtlos etwas Asche auf den Boden niederstreute.

Nachdem wir sämmtliche Zimmer der Kaserne durchwandert, sagte mir der Feldwebel lächelnd: „Jetzt haben Sie unsere militärischen Einrichtungen gesehen und werden zugeben müssen, daß Sie Alles bei uns in keinem schlechtern Zustande angetroffen haben, als bei irgend einer andern Kompagnie. Wie ich mir denken kann," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er freundlichst meine Ausbrüche des Entzückens über alles Gesehene anhörte, „haben Sie aber auch schon erfahren, daß unser hochverehrter Chef, der Herr Hauptmann von Walter, mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden pflegt, und werde ich Ihnen nun auf Befehl des Herrn Hauptmanns jene Seite der Kompagnie und der Citadelle zeigen, welche man vielleicht unmilitärisch nennen könnte, auf die wir aber," setzte er mit erhobenem Kopfe hinzu, „alle Ursache haben, stolz zu sein und auch wirklich sind. Ehe wir aber unsern Gang antreten, werde ich mich meiner Brieftasche und meines Degens entledigen; denn statt der kriegerischen haben wir es nun mit lauter friedlichen Anstalten zu thun."

Dicht bei meinem Zimmer stiegen wir eine Wendeltreppe hinab und traten unten aus dem Thurme in den Graben, den ich heute Morgen schon gesehen. Das war nun in der That ein förmlich und gut angelegter Garten; und wie wir weiter und immer weiter um die innere Ringmauer schritten, schloß sich ein Gemüsebeet an das andere; alle Pflanzen auf denselben mit militärischer Genauigkeit gesetzt, es war eine Freude, wie genau Kohl und Erbsen gerichtet waren. An den Mauern, die aus dem

Graben aufwärts führten und den warmen Strahlen der Sonne zugänglich waren, standen die herrlichsten Aprikosen- und Pfirsichspaliere. Die breiten Gänge, die hinan zu den Bastionen und Wällen führten, waren auf beiden Seiten mit Zwergbäumen der edelsten Obstsorten bepflanzt und diese waren mit einer Pünktlichkeit zu Pyramiden ausgebrochen, daß man nichts Gleicheres und Schöneres sehen konnte. Als wir die Citadelle fast umschritten hatten, stiegen wir von der andern Seite auf die Exercierbastion vor meinem Fenster, traten an die Brüstung und dort ließ mich der Feldwebel einen Blick auf das Glacis thun, welches statt einfach mit Birken und Eschen angepflanzt zu sein, einem kleinen zierlichen Parke ähnlich sah, durch welchen Wege von hellgelbem Sande liefen, hübsche Laubparthieen umgebend, aus denen die vielfarbigsten Blüthen hervorglänzten. Ueber das Glacis hinaus, auf der Seite, wo wir uns befanden, sah ich eine Menge unserer Kanoniere in grauen Zwilchkitteln auf einem anstoßenden großen Felde beschäftigt. Dort häufelten sie Kartoffeln und banden Erbsen an kleine Pfähle. „Das ist unsere Kornkammer," sagte der Feldwebel, „und zu ihr gehört noch jenes große Getreidestück bis an die Chaussee, die Sie dort sehen."

„Das ist ja eine wunderbare Landwirthschaft!" rief ich aus, worauf mir der Feldwebel entgegnete: „Ja, mit Kräften, wie wir sie haben, läßt sich unter tüchtiger Leitung schon was erreichen."

Hinter der Exercierbastion lag eine Lunette, mit weiten kasemattirten Räumen, zu welchen wir nun hinabstiegen. Dort befand sich eine herrliche Stallung mit zwanzig Stücken Vieh, sowie sechs prächtige Ackerpferde und hier regierte mein College, der andere Feuerwerker. Es war eine Lust, zu sehen, mit welchem Stolz und welchem Wohlgefallen er zwischen den glänzenden blankgeputzten Thieren umherspazierte. Hier war aber auch jede Kuh

gestriegelt und geputzt, wie ein herrschaftliches Pferd im besten Stalle, und unter Lachen und Scherzen thaten die Leute ihren Dienst. Auf der andern Seite der Lunette befand sich ein Backofen, wo von dem Getreide, das draußen wuchs, ein vortreffliches und feineres Zulagebrod für die Kompagnie gebacken wurde.

„Rathen Sie einmal," sagte mein Führer, der Feldwebel, mit einem eigenthümlichen Lächeln, „zu was dieser Raum früher benützt wurde?"

Das konnte ich begreiflicher Weise nicht wissen, und statt in's Blaue hinein zu rathen, sah ich ihn fragend an.

„Hier war früher das Arrestlokal," belehrte mich der Feldwebel, wobei er den Kopf sehr hoch hob und mich stolz anblickte. „Ja das Arrestlokal, jetzt ist es Backstube und Backofen."

„Und wohin ist jetzt das Arrestlokal verlegt? fragte ich schüchtern, obgleich ich die Antwort ahnete, die er mir geben würde.

„Wir haben keins mehr," entgegnete er mit einem unbeschreiblichen Lächeln; „seit sechs Jahren hat der Herr Hauptmann nicht nöthig gehabt, einen Arrest zu dictiren, ja nicht einmal eine Strafwache."

„Und es kommen also gar keine Unordnungen, kein Vergehen und dergleichen vor?" fragte ich mehr und mehr überrascht, worauf mir der Feldwebel entgegnete:

„Das will ich gerade nicht behaupten; aber wenn dergleichen vorfällt, so machen das die Korporalschaftführer, besonders aber die Kameraden unter sich aus."

Im Weitergehen erzählte er mir noch Einiges von der Organisation dieser höchst eigenthümlichen Kompagnie, und gab zu, daß im Allgemeinen und Großen ein solcher Zustand nicht durchzuführen sei. „Dem Herrn Hauptmann von Walter," sagte er, „dem man höheren Ortes sehr wohl will, wurde es gestattet, diese seine Idee zur Ausführung zu bringen. Ja man unter-

ſtützte ihn, indem man ihn hier auf der alten Citadelle beläßt, ein Poſten, der früher von ſeinen Herren Kameraden nicht geſucht war. Auch wird es ihm leicht, ſich überall her gute Leute kommandiren zu laſſen, ſowie ein wirklich unverbeſſerliches Subject auch bei uns nie lange aushält, ſondern meiſtens zu einer ſehr ſcharfen Kompagnie geſchafft wird. Inſpicirt werden wir wohl mehr, als jede andere Kompagnie," ſetzte er lächelnd hinzu, „und daran iſt, unter uns geſagt, ebenſo gut die Neugierde der höheren Herrn Offiziere ſchuld, als auch der Gedanke, bei der Bauernkompagnie, wie ſie uns häufig zu nennen beliebten, das Militäriſche ſehr vernachläſſigt zu finden. Aber dem iſt nicht ſo, das kann ich Sie verſichern. Was Propreté und Dienſt anbelangt, da kann unſer letzter Kanonier ein Muſter für jede Batterie abgeben. Anfänglich hat es dem Herrn Hauptmann wohl Mühe gekoſtet, die Sache in Gang zu bringen, es wird Sie gewiß intereſſiren," unterbrach er ſich ſelber, wobei er mich fragend anſah, „das in ein paar Worten zu vernehmen."

„Dafür bin ich Ihnen auf's Höchſte dankbar," erwiederte ich, und ſo fuhr denn der Feldwebel fort:

„Weßhalb ſich der Herr Hauptmann von Walter hieher zurückzog, das wiſſen wir nicht, thut auch nichts zur Sache. Genug, er war ein großer Garten- und Blumenfreund, und als er das Kommandanturhaus hier übernahm, mit einem verwilderten Fleck Erde, den man Garten nannte, da ging er mit einer wahren Luſt an's Geſchäft und hatte in kurzer Zeit ſchon ſehr viel ſauber gemacht. Nun war dazumal die Kompagnie in einem nicht minder verwahrloſten Zuſtande, als der Garten; und da aufzuputzen und zu ſäubern war ſchon ſchwerer. Doch ging auch das gut von Statten und ſchon nach einem Jahre kannte der inſpicirende Oberſt die Feſtungskompagnie gar nicht wieder. Anfänglich aber war Kompagnie und Gärtnerei ſcharf getrennt und was hier oben gearbeitet wurde, geſchah durch Taglöhner aus

Gunſt zu entziehen! und Emma — — ich fühlte, daß bei dem Gedanken an ſie eine flammende Röthe mein Geſicht bedeckte. „Schurke infamer!“ ſagte ich; und ballte die Fauſt, die Cigarre, die ich gerade rauchte, fuhr in einen Winkel, ich ſprang auf, dankte dem Herrn Block für ſeine Aufrichtigkeit und ſagte: „ich weiß genug.“

Der junge Menſch ſah auf den Boden und entgegnete mir mit leiſer Stimme: „ja aber noch nicht Alles.“

„Noch nicht Alles?“ fragte ich erſtaunt, „was zum Teufel kann denn noch Schlimmeres und Scheußlicheres über mich ausgeſagt werden? ſo reden Sie doch.“

„Ferner meinte der Herr Specht,“ antwortete der Lehrling ſchüchtern, „Ihre großen Ausgaben ſeien eigentlich in keinem Verhältniß zu Ihren Einnahmen und — —“

Ich ſtand niedergedonnert und konnte kaum athmen, vor mir öffnete ſich ein Abgrund, ein Abgrund ſchrecklich finſter, an den ich bis jetzt noch nicht gedacht; obgleich mich mein Bewußtſein von aller Schuld frei ſprach, ſo war mir doch, als habe der Geifer, den jener ſchlechte Kerl auf mich geſchleudert, wirklich mein Herz ſchon angefreſſen, und mir ſchien, als ſei dieſe ungeheure Anklage im Stande, mich in der That ſchuldig zu machen. Ich hatte einen verwerflichen Stolz darein geſucht, daß man mich für einen leichtſinnigen jungen Menſchen hielt, umſomehr, da ich mir bewußt war, meinen Dienſt nie ver-

der Stadt. Nun wissen Sie aber selbst aus Erfahrung, daß die Kanoniere, wenn sie ihre Zeit eintheilen und fleißig sind, eine Menge Freistunden haben.

Da standen sie nun in diesen auf der Exercierbastion und schauten nach dem Garten des Herrn Hauptmanns herüber, wie aber Alles so schön grünte und blühte, und Manche, die sich zu Hause auch mit Feld und Pflanzen abgegeben, baten um Erlaubniß, ein Bischen helfen zu dürfen. Das wurde aber nur den ordentlichsten Leuten zugestanden, und da diese stolz darauf waren, so meldeten sich nach und nach immer mehr und gaben sich auch Mühe, durch Pünktlichkeit im Dienst die Erlaubniß zu erhalten, mit in dem Garten arbeiten zu dürfen. Nach und nach dehnte sich dieß auch auf die Glacis aus und wurde dort der kleine Park angelegt, den Sie gesehen, dann ging es an die Festungsgräben, und als da erst einmal Kartoffel, Kraut und Salat wuchsen, Alles zum Besten der Menage, da hätten Sie einmal sehen sollen, mit welchen Riesenschritten sich die Landwirthschaft vergrößerte. Da schaffte der Herr Hauptmann aus eigenen Mitteln Kühe an und der Ertrag war wieder für die Kompagnie, und vom Ueberschuß, der sich bald ergab, nahm er draußen die Felder in Pacht, die Sie gesehen. Freilich sind das nur zehn Morgen, aber bei dem Eifer und dem guten Willen der Mannschaft könnten wir ein paar hundert Morgen bearbeiten. Ja, wir könnten einen Ertrag erzielen, wie das größte Herrschaftsgut. Einer der Leute will dem Andern nicht zurückstehen und so spornt Einer den Andern an. Ich versichere Sie, wir haben Bauernsöhne, die sich zu Hause zu gut dünken und zu vornehm, um einen Wagen auf's Feld zu führen, und die hier bei uns im Stalle arbeiten, wie zu Hause ihre letzte Viehmagd."

„Und Freiwillige haben Sie nicht?" fragte ich.

„O ja," erwiederte der Feldwebel. „Wir haben sogar viele Freiwillige; nur keine von denen, die man mit dem Namen

Offiziersplanzen belegt. Unsere Freiwilligen sind Handwerker, die wir brauchen können, meistens aber Bauernsöhne und Gärtnerburschen, und wenn wir Alle nehmen wollten, die sich melden, so könnte die Kompagnie viermal so stark sein. Der Herr Hauptmann ist darauf bedacht, alle neuen praktischen Erfindungen, die Landwirthschaft betreffend, hier bei uns einzuführen. Daraus lernen die Leute nun viel Gutes, was sie zu Hause bei ihrer eigenen Wirthschaft nun wieder mit großem Nutzen anwenden."

Unter diesen Gesprächen waren wir durch die Gräben verschiedener Lunetten und Bastionen um die kleine Festung herumgewandelt und fast wieder an dem Thurme angekommen, wo ich meine Wohnung hatte. Ehe wir ihn aber erreichten, zeigte mir der Feldwebel ein weiß angestrichenes Gitterthor auf der Höhe einer Rampe, an der wir hinaufstiegen, um hier in einen der reizendsten Blumengärten zu schauen, den ich in meinem ganzen Leben gesehen. Hier duftete und blühte es wunderbar. Die reinlichen Wege waren mit fast weißem Sand bestreut und umgaben die frischesten Rasenplätze oder Rabatten und Blumenkörbe, in denen die seltensten Pflanzen standen. Hie und da erhoben sich kleine Gruppen von Orangen und Granaten in weißangestrichenen Kübeln, namentlich in der Nähe des kleinen Hauses, welches in diesem weitläuftigen Vorwerke lag und die Wohnung des Herrn Hauptmann von Walter war.

„Da dürfen wir jetzt nicht hinein," sagte mein Führer, „das wird Ihnen der Herr Hauptmann selbst zeigen. Und somit haben wir unsern Spaziergang beendigt."

Als wir zurückgingen, dankte ich ihm auf's Freundlichste für alles Schöne, was er mir gezeigt, ja ich war recht gerührt darüber und ließ auch mit einfließen, wie sehr ich mich bestreben würde, ein tüchtiges und würdiges Mitglied der Kompagnie zu werden, worauf er mir lachend erwiederte: er hoffe das selbst und ich hätte alle Ursache mich anzustrengen, denn es sei eigentlich etwas

Seltenes, so jung schon Feuerwerker zu werden, aber ganz unerhört, in meinen Jahren Feuerwerker bei der Festungskompagnie in J. zu sein. Das sah ich denn auch wohl selbst ein und man kann sich denken, mit welch guten Vorsätzen ich in mein Thurmgemach hinaufstieg, ebenso aber, daß ich eine Stunde nachher mit wahrem Herzklopfen zum Appell hinabstieg.

Hier sah ich nun die ganze Kompagnie versammelt und im Anzug, in der Haltung, sowie in den zufriedenen, wohlgenährten Gesichtern jedes einzelnen Kanoniers machte sie auf mich denselben guten Eindruck, wie die einzelnen Korporalschaften, die ich gesehen.

Der Premierlieutenant, den ich ja schon von meiner Wache her kannte, befand sich vor der Fronte, ernst, fast finster, wie er gewöhnlich war. Er nahm die Meldung, daß ich da sei, mit einem steifen Kopfnicken auf und verwies mich an die beiden Secondelieutenants, zwei noch ziemlich junge Leute, die, als ich mich ihnen vorstellte, auch nicht anders thaten, als die Hand für einen Augenblick an ihre Dienstmütze zu legen. Obgleich dieser Empfang nicht geradezu unfreundlich war, so bemerkte ich doch, daß man gegen mich zurückhaltend war, was ich auch Niemanden verdenken konnte. Man mußte ja erst sehen, wie ich, ein so junger Mensch, mich in der neuen ziemlich wichtigen Stellung benehmen würde.

Nach dem Verlesen der Kompagnie erschien der Hauptmann. Er war mit dem Feldwebel draußen bei der Parade gewesen und brachte den Kommandanturbefehl über Wachen und dergleichen, die wir zu stellen hatten. Dann wurde das Exercieren für morgen geordnet, überhaupt nur streng militärische Befehle gegeben und dann trat die Kompagnie auseinander. Mir winkte der Hauptmann auf die Seite und als ich vor ihm stand, betrachtete er mich lächelnd von oben bis unten und sagte: „Ich hoffe, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt habe.“ Meine ehrerbietigen und eifrigen Versprechungen, sowie die Hoffnung, die ich aussprach, daß er

gewiß nie bereuen ſolle, mich zu ſeiner Kompagnie gezogen und damit zum glücklichſten Menſchen gemacht zu haben, nahm er freundlich auf und beſtellte mich um drei Uhr in ſeine Wohnung, um mir dort Einiges zu zeigen, was mich intereſſiren würde.

Ich konnte die Zeit bis dahin kaum erwarten, doch hatte ich auch noch mein erſtes Kompagniediner mitzumachen, auf das ich ebenfalls ſehr geſpannt war. Um zwölf Uhr rief uns das Hornſignal in einen untern Raum neben der Küche, wo ſich drei große Tafeln befanden, die ſogar mit weißen Tiſchtüchern bedeckt waren. Ehe ich in dieſen Speiſeſaal trat, konnte ich mich nicht enthalten, durch die Küche zu gehen und den Contraſt zu bewundern, den ich hier im Vergleich mit andern derartigen Anſtalten fand. Einer der bärbeißigſten Unteroffiziere von der Batterie hatte hier die Aufſicht und machte es nicht, wie es gewöhnlich mit dergleichen Beaufſichtigungen geht, wo ſich der Betreffende nicht darum bekümmert, ſondern während des Anrichtens befand er ſich an einem Nebentiſche und trug dort in ein Buch ein, was verabreicht wurde oder wer von der Mannſchaft nicht da war, um ſo im Stande zu ſein, den Fehlenden auch draußen auf der Wache, oder wo ſie gerade waren, das Gehörige zukommen zu laſſen.

Die Geräthſchaften in der Küche waren blank und ſauber geputzt, und ſtatt daß bei meiner früheren Kompagnie ein paar der unordentlichſten Kerle zu Küchenkalfaktern kommandirt waren, deren ſchmierige Uniformen Einem von vornherein allen Appetit benahmen, arbeiteten hier ein paar reinliche Leute in den ſauberen bekannten Zwilchkitteln. Dazu war das Eſſen vortrefflich, obgleich es nur im irdenen Geſchirr aufgetragen wurde; wir hatten eine gute Gerſtenſuppe mit einem großen Stücke kräftigen Rindfleiſches, das aber ſpäter zu Gemüſe und Kartoffeln gegeſſen wurde; und welche Portionen waren von Allem vorhanden und wie war Alles zubereitet! Das Brod war das gewöhnliche, wie es geliefert wurde, denn das Zulagebrod wurde Morgens zum Kaffee gegeben, ſowie

Nachmittags zum Veſpern. An den beiden langen Tafeln ſaßen die Kanoniere, an jeder unten die Bombardiere, oben an der Seite die Unteroffiziere, und vor den Tiſchen hatte an einem mein Kamerad Feuerwerker ſeinen Platz, ich an dem andern. Den Leuten ſchmeckte es prächtig, doch was ich ſchon auf dem Corridor und in den Zimmern bemerkt, auch hier war kein Lärmen zu hören, Geſchrei oder Lachen, wie ſonſt wohl in den militäriſchen Speiſeſälen.

Zehntes Kapitel.

Ich ſehe den Garten des Herrn Hauptmanns, exerciere vortrefflich und darf Blumenſträuße binden. Da ich aber etwas lernen will, komme ich in ſchlimmen Verdacht.

Vor drei Uhr trat ich meine Wanderung zum Hauſe und Garten des Herrn Hauptmanns an; an dem weißen Gitterthor hing eine Glocke, die ich in Bewegung ſetzte, worauf ein Dienſtmädchen über den weißen Sandweg daher kam, um mir zu öffnen. Es erfaßte mich damals ein eigenes Gefühl, als ich zum Erſtenmal durch jene Pforte trat. War es die Stille, der unbeſchreibliche Frieden, der auf dieſem reizenden Blumengarten lag, oder war es ein Vorgefühl, daß es mir hier ſehr gut gehen würde, ſoviel iſt gewiß, mein Herz ſchlug ängſtlich und bewegt, ich hielt den Athem an und wandelte leiſe auf den Fußſpitzen, als fürchtete ich, die zierlichen Blumen zu erſchrecken.

Das Dienſtmädchen wies mich nach rechts, wo ich den Herrn Hauptmann bei einem Beete von Roſenwildlingen ſtehen ſah, die er ſelbſt an Stämme band und das wilde Laub ausputzte, um die kräftigſten Zweige zum Oculiren herzurichten. Er hatte einen leichten weißen Sommerock an und rief mir ſchon von Weitem freundlich entgegen: „Hier ſollen Sie morgen Ihr Probe- und

Meisterstück machen. Ich erwarte heute Abend noch eine Menge kostbarer Rosenzweige und davon können Sie morgen früh hier Augen nach Herzenslust einsetzen.“ Er hatte an jeden Stab ein hölzernes Täfelchen gebunden und darauf die Namen der Rosen bemerkt, mit welchen er die Wildlinge veredelt haben wollte. Im Vorübergehen zeigte er mir auch, wo die vorräthigen Etiquetten lagen, sowie weicher, feiner Bast zum Ueberbinden. Dann gingen wir mit einander durch den ganzen Garten. Man konnte nicht leicht einen Platz sehen, der sich besser dazu geeignet hätte, als dieses große Vorwerk, wo jede Zufälligkeit so mit vollem Geschmack und reizend benützt war.

Es war eine große Bastion, die durch den äußeren Wassergraben vom Glacis getrennt war; doch waren hier weder Banquette noch Traversen zu sehen. Die drei Fuß hohe Umfassungsmauer lief mit einer festen Brüstung rings umher. Hier sah man kaum, daß man sich in einer Festung befand: das einzige Militärische war ein langer metallener Vierundzwanzigpfünder an der Spitze der Bastion über Bank gerichtet, ein prächtiges altes Stück und so glänzend geputzt, daß die Strahlen der Sonne leuchtende, spielende Flammen darauf hervorzauberten. Um aber wieder den Eindruck dieses ernsten Kriegswerkzeuges zu mildern, standen Räder und Lafette in einem Blumenbeete, aus dem die verschiedensten Tropäolum hervorwuchsen, welche die Speichen und Felgen umrankten und das ernste Geschütz wie mit Blumenketten fesselten.

An der Nordwestseite der Bastion befand sich eine Allee von alten Kastanien, welche die kalten Winde und Schlagregen abhielten; gegen Morgen zu stand das kleine freundliche Wohnhaus, fest aus Quadern gebaut, mit einem breiten Balkon, auf dem man über das Glacis hinweg gewiß eine entzückende Aussicht auf die weite Ebene hatte, welche die Festung umgab. Hier befanden sich auch die Glashäuser zum Aufbewahren der Pflanzen während der Winterszeit. Sie waren aus Eisen und Glas gebaut und

ſahen zierlich wie alles Uebrige aus. Auf einer Treppe neben dem Hauſe ſtieg man zum Fuß der Baſtionmauer hinab, wo dicht an dem Waſſergraben ein Haus für Orchideen gebaut war, denen die Feuchtigkeit des Waſſers außerordentlich zu behagen ſchien, und ich ſah nicht leicht ſchönere Exemplare dieſer Pflanze als hier. Jedes der Blumenbeete oben im Garten beſtand aus einer einzigen Gattung von Blumen und war mit einer andersfarbigen und paſſenden Einfaſſung verſehen; aber alle Pflanzen waren kräftig und geſund, hatten die rechte paſſende Höhe und nirgends entdeckte man eine Spur von Unkraut.

Von meiner Korporalſchaft ſah ich mehrere im Garten beſchäftigt. Als ich Alles betrachtet, gab mir der Herr Hauptmann einen kleinen Schlüſſel, mit dem ich das Gitterthor öffnen könne, um, wie er ſagte, auch früh Morgens und zu ſonſtiger Tageszeit nach den Pflanzen ſehen zu können, wenn ich es gerade für nothwendig halte, dann verließ er mich und ging in's Haus zurück. Wenn ich vorher Alles oberflächlich angeſchaut, ſo nahm ich mir jetzt, da ich allein war, die Zeit, um Alles, Blumenbeete, Obſtbäume, Zierpflanzen, Glashäuſer genau und einzeln zu betrachten. Ich ſprach auch mit den Leuten meiner Korporalſchaft und ließ mir von ihnen manches ſagen über die Güte der Erde, über die Lieblingsblumen des Herrn Hauptmanns, was ich ſelbſt ja nicht wiſſen konnte, und verbrachte ſo noch mehrere Stunden in dem ſchönen Garten.

Abends holte mich mein Kollege Feuerwerker aus meinem Thurmgemache und wir gingen in den öſtlichen Feſtungsgraben, wo ſich eine Kegelbahn befand, ſowie ein Vergnügungsgarten für die Kompagnie. Hier ſah ich zum Erſtenmal etwas von einer Marketenderin, die Frau eines alten Unteroffiziers nämlich hielt hier eine kleine Bierwirthſchaft; ſo war denn Alles in der Citadelle vereinigt, was nur ein militäriſches Herz wünſchen konnte. Doch war es trotz Kegelbahn und Biergarten Niemanden verwehrt, in

die Stadt zu gehen, aber von dieser Erlaubniß machten nur Wenige und höchst mäßigen Gebrauch. Die ganze Kompagnie war wahrhaftig wie eine große Familie, und die Lust an der gemeinschaftlichen Arbeit sowie die liebevolle Behandlung, welche sowohl Kapitän als Offiziere jedem Einzelnen nach seinem Verdienste zu Theil werden ließen, schlang sich wie ein festes Band um die ganze glückliche Kompagnie.

Da ich am nächsten Morgen schon um acht Uhr den zweiten Zug bei den Haubitzen exercieren sollte, mir aber der Kapitän nicht nur von den Rosenablegern gesprochen, die kommen sollten, sondern mir auch später noch sagen ließ, dieselben seien wirklich angekommen und lägen im Gewächshause in feuchtes Moos verpackt, so begab ich mich schon um fünf Uhr in den Garten,* um mit dem Oculiren fertig zu sein, ehe der Dienst begann. Es war ein klarer schöner Morgen, die Blumen, erquickt durch die Kühle der Nacht und satt getrunken von kristallhellem Thau, erhoben stolz und zierlich ihre Köpfchen und dufteten, daß es eine Pracht war. Draußen auf der weiten Ebene flimmerte es und strahlte beim Glanz der Morgensonne, welche flammend über die Höhen der fernen Berge emporstieg. Von dort her war ich vor ein paar Tagen gekommen und dorthin wandte ich meinen Blick und meine Gedanken flogen, mein vergangenes Leben wieder durchgehend, nach meiner ehemaligen Garnisonsstadt, dann weiter weg zu meinem Freunde Sternberg, dem Brigadeschreiber, der wohl hauptsächlich Schuld daran war, daß ich mich hier befand, und dann gingen sie noch weiter und weiter den Weg, welchen ich damals, noch ein halbes Kind, durchwandelt, weiterhin zu den Schluchten des Gebirges an der Gränze, wo das kleine Städtchen war, mit meinem Vater, dem Zollkontroleur Wortmann, meiner Mutter, die jetzt gewiß noch viel längere und buntere Bänder an ihrer Haube trug, sowie mit dem kleinen weisen Vogel, der jetzt gewiß irgendwo Gärtnerbursche war oder hinter dem Pfluge dreinschritt; wenn

mich Vater Wortmann hier ſehen könnte, ſo würde er zufrieden ſein, deſſen war ich gewiß; meine Mutter aber vielleicht verſtimmt den Kopf ſchütteln und in ihrem Stolze gekränkt ſprechen: Um Gärtner zu werden, hätte er nicht vier Jahre zu dienen gebraucht. Und wenn man nur vier Jahre gedient hat, und ſchon Feuerwerker iſt, ſo braucht man wahrhaftig keine Roſen zu oculiren. Aber trotz dieſer Gedanken war mir dieß ein ſehr liebes Geſchäft, und ich ſchnitt mit einem wahren Behagen meine Kreuze in die ſaftige Rinde.

Faſt hatte ich dieſes Geſchäft beendigt, ja ich war eben daran, das letzte Baſtband anzulegen, als ich den leiſen Geſang einer weiblichen Stimme vernahm. Es war ein einfaches Lied, das geſungen wurde, auch war die Stimme nicht ſtark und weithin ſchallend, hatte aber dafür etwas ſo Weiches, ja Melancholiſches, daß es mir, der ich ohnedieß durch die Stille des ſchönen Morgens eigenthümlich geſtimmt war, tief in's Herz drang. Dieſe Stimme ertönte ohne Begleitung eines Inſtrumentes, es mußte ein junges Mädchen ſein, die vielleicht ſo eben ihre Fenſter geöffnet und die erregt von all' der Pracht und Herrlichkeit draußen, jubelnd wie die Lerche, ihr Morgenlied ſang.

Wer konnte das ſein? Die Stimme kam aus dem Hauſe unſeres Kapitäns, und wenn ich ſcharf hinhorchte, ſo glaubte ich ſogar zu vernehmen, daß ſie aus einem Eckzimmer drang, deſſen Fenſter auf die Ebene gingen und das während des Tages beſtändig mit einer gelb und weiß geſtreiften Marquiſe vor den Sonnenſtrahlen geſchützt war.

Hatte ich doch bis jetzt nicht einmal gefragt, ob der Herr Hauptmann von Walter verheirathet ſei. Das war mir ganz gleichgültig geweſen. Wir beim Militär kümmern uns ja nie um die Familien unſerer Vorgeſetzten, das ſind ja für uns unbekannte Zugaben, mit denen wir nie in eine Berührung kommen und die uns durchaus nichts angehen. Hier aber, wo alle Verhältniſſe ſo

eigenthümlich waren, war das schon ganz anders, und da es wohl kommen konnte, daß ich beim häufigen Aufenthalt im Garten der Familie meines Chefs begegnen mußte, so war es mir schon interessant, etwas über dieselbe zu erfahren, und nachdem mein Rosengeschäft hier oben geendigt, der Gesang hatte ebenfalls aufgehört, machte ich dem Feldwebel einen Besuch und erkundigte mich so bescheiden als möglich nach den Familienverhältnissen des Herrn Hauptmanns.

So redselig der alte Herr sonst wohl sein konnte, so sagte er mir jetzt doch so ziemlich einsilbig, der Herr Hauptmann von Walter sei verheirathet gewesen, seine Frau aber schon vor langen Jahren gestorben und er habe nur eine einzige Tochter.

Es war also wahrscheinlich die Sängerin, dachte ich mir. Wußte ich nun doch, wenn ich zufällig einer Dame im Garten begegnete, wer dieselbe sei, und zufrieden mit dem Bescheid des Feldwebels ging ich auf mein Zimmer.

Bald nachher trat der zweite Zug zum Exercieren zusammen und ich führte ihn auf die Bastion, um die Mannschaft, wie mir befohlen war, an zwei Feldhaubitzen exercieren zu lassen. Doch hatte ich erst einigemale Granaten in verschiedenen Elevationen werfen lassen, natürlicher Weise mit Sägmehl-Catouchen und der unschädlichen leeren Hohlkugel, so erschien der Premierlieutenant mit den beiden Secondelieutenants.

Zuerst sahen sie, alle Drei, meinem Haubitzenexercitium zu, und dann befahl mir der Premierlieutenant die Haubitzen stehen zu lassen und sämmtliche Leute an die oben befindlichen Wallgeschütze zu placiren. Ich hatte Mannschaften genug, um einen kurzen und einen langen Vierundzwanzigpfünder zu montiren, einen Paixhans zu besetzen, sowie Mörser von verschiedenen Kalibern. Meine Bombardiere hatten die Geschütze unter ihrer speciellen Aufsicht und ich sollte das Ganze leiten, wobei mich die Offiziere der Kompagnie von einem Geschütz zum andern begleiteten, und

nachläſſigt zu haben. Was ſollte ich thun? den Doktor um Rath fragen? ich ſchämte mich vor der ganzen Welt, auch erinnerte mich der Herr Block dringend an mein Verſprechen, nichts von dem ſagen zu wollen, was er mir mitgetheilt. Ich konnte alſo nichts thun, wie die Dinge, die da kommen würden, abzuwarten und ſorgfältiger, wie bisher mein Thun zu prüfen.

Das Gift aber, das der Buchhalter gegen mich gebraucht, wirkte ſchneller, aber nicht ſo heftig, wie er gedacht. Ich wurde den andern Tag zur Prinzipalin berufen, und als ich ihr Zimmer betrat, verließ Emma daſſelbe und mir ſchien, als habe ſie verweinte Augen. Zu meinem Glück war ich durch den Herrn Block vorbereitet und auf das Schlimmſte gefaßt, doch kam es für diesmal beſſer, als ich es erwartet. Madame Stieglitz ſaß auf ihrem Seſſel, legte bei meinem Eintritt die Brille auf das Geſangbuch neben ſich und redete mich ernſt, ja finſter an: „ich habe Ihnen," ſagte ſie, „in jeder Hinſicht mein Vertrauen geſchenkt, ich habe Ihnen die Geſchäfte meiner Fabrik übertragen und muß geſtehen, daß Sie dieſelben zu meiner Zufriedenheit geführt, über den Geſchäftsmann kann ich alſo nicht klagen, doch habe ich mit großem Schmerz vernommen — ja mit wahrem Schmerz," wiederholte die würdige Frau, „daß Ihr Lebenswandel in letzter Zeit ſich ſo zu Ihrem Nachtheil geändert habe, daß Ihre beſten Freunde den Kopf darüber ſchütteln. Sie

ich nun die verschiedensten Schießübungen durchmachen lassen mußte. Anfänglich merkte ich nicht, daß mich der Premierlieutenant, der mich vielleicht für einen ganz guten Gärtner, aber schlechten Kanonier halten mochte, ein förmliches Examen durchmachen ließ, weshalb ich mit den Geschützen auf alle Distanzen und jede mögliche Batterie manövriren mußte. Jetzt gab er an, ich habe es mit einer Demontirbatterie zu thun, die gerade vor mir liege; dann sagte er, eine Ricochettebatterie rechts von uns fange an, uns in die Flanke zu nehmen, weshalb ich zwei Geschütze dorthin wenden ließ und zu gleicher Zeit die während des Abfeuerns überflüssigen Kanoniere dicht an die Traversen treten ließ; dann rückte uns eine Breschebatterie dicht auf den Leib, auf welche Weisung ich ruhig die Pulverladung und Elevation änderte, und als nun gar nach seiner Angabe die Büchsenkugeln vorgeschobener Schützen meine Kanoniere belästigten, ließ ich die Schießscharten blenden.

Bei den Mörsern mußte ich alle Kunststücke durchmachen lassen, die noch bei einer wirklichen Beschießung vorkommen können. Bald hatte ich eine Schanze vor mir auf dreitausend Schritte, dann immer näher, jetzt gab er mir einen einzelnstehenden Baum auf der Ebene an, den ich hinter der Brustwehr nicht sehen konnte, und wo ich mir durch aufgesteckte Stäbe helfen mußte. Das Schwierige bei diesem Wurfmanövre war, daß mich der Premierlieutenant verschiedene Distanzen nach der Ebene hinaus, bald ein einzelnes Haus, bald eine Baumgruppe nach dem Augenmaß abschätzen ließ, Entfernungen, die er ganz genau kannte, und die ich, Dank meines im Freien und beim Gartengeschäft geübten Auges ziemlich richtig traf. Mittlerweile war auch der Herr Hauptmann auf die Bastion gekommen und schaute lächelnd unserm Treiben zu, wobei er zuweilen gegen den Premierlieutenant freundlich ein Auge zukniff. Dieser schenkte mir auch schon gar nichts, und ließ mich aus meinen Mörsern bald Spiegelgranaten, bald

Steine, bald Brand-, Leucht- und Stinkkugeln werfen; ja, als das Exercitium vollkommen ergründet war, mußte ich die Leute zusammennehmen und ihnen nach seiner Angabe einen Vortrag in Artilleriewissenschaften halten, wozu er mir die schwersten Themas angab. Ich muß gestehen, daß ich ordentlich bestand, und das sah ich auch an dem Gesichte meines Examinators; seine strengen Augen wurden freundlicher, sein finster die zusammengekniffenen Mundwinkel bedeckender Schnurrbart erhob sich zuweilen mit einem freundlichen Lächeln, und als wir endlich fertig waren, wandte er sich an unsern Kompagniechef, und sagte im Ton der Ueberzeugung: „in der That, Herr Hauptmann, ganz famos; ich bin vollkommen zufrieden."

Nun hatte ich's bei der Kompagnie und allen Offizieren gewonnen. Der Herr Hauptmann von Walter rieb sich die Hände und sagte lachend: „Da sehen Sie, meine Herren, daß man ein ganz außerordentlicher Gärtner sein kann und dabei ein tüchtiger Unteroffizier. Der Feuerwerker hat heute Morgen vor dem Exercieren schon seine dreißig Rosen oculirt, daß es eine wahre Freude anzusehen ist. Und Rosen oculiren ist nicht leicht, dazu muß man eine feine Hand haben. Gewiß, gewiß, Herr Premierlieutenant," wandte er sich freundlich an diesen, „es ist ein schönes Geschäft das Rosenoculiren, sowie die ganze Gärtnerei, obgleich Sie keinen Schuß Pulver darauf halten."

Und so war es auch in der That. Der Premierlieutenant war eigentlich ein abgesagter Feind der ganzen Landwirthschaft, und obgleich er mit dem Kapitän auf dem allerfreundschaftlichsten Fuße stand, so machte er ihm doch eine fortgesetzte Opposition, welche zum Glück darin bestand, daß er im Dienst von einer eisernen Strenge war, den Kanonieren keine Viertelstunde Exercierens schenkte und die Uniformen mit einer erschrecklichen Genauigkeit nachsah, ob da nicht die ländlichen Arbeiten der Leute irgend einen Flecken zurückgelassen habe. Doch liebten Alle den Hauptmann

sowie ihre landwirthschaftlichen Arbeiten zu sehr, um dem Premierlieutenant die Freude zu lassen, daß er sagen könne, wie er früher oft gethan, die Artillerie und Landwirthschaft passen nun einmal in alle Ewigkeit nicht zusammen.

Oefters, wenn ich früh am Morgen in dem Garten beschäftigt war, hörte ich die Stimme wieder, die mir, als ich sie zum ersten Mal vernahm, so tief zu Herzen gegangen. Doch war ich fast schon drei Wochen hier auf der Citadelle, als es mir vergönnt war, die liebliche Sängerin zu sehen. Der Herr Hauptmann hatte dem Festungskommandanten, sowie seinen Offizieren ein Diner gegeben und nach demselben saßen die Herrschaften auf der Terrasse vor dem Hause und tranken Kaffee, während ich an meinen Blumen beschäftigt war. Auf einmal rief mich der Herr Hauptmann, ich lief eilig näher, und da war er so freundlich, mich dem Herrn General v. R. vorzustellen.

„Das ist also das Wunder von einem Feuerwerker!" sagte dieser lachend; „sieht recht sauber aus, aber jung, noch unverschämt jung."

Am Tische saß auch die Tochter des Hauptmanns. Sie trug ein einfaches Kleid von gelber, ungefärbter Seide und hatte einen breiten Strohhut auf dem Kopfe, der, da sie obendrein das Gesicht herabgebeugt hielt, ihre Züge gänzlich verdeckte. Erst als ihr Vater sie recht sanft bei der Hand nahm und ihr sagte: „Das ist Feuerwerker Wortmann, von dem ich Dir schon gesagt," hob sie den Kopf in die Höhe und sah mich mit großen, so eigenthümlich glänzenden Augen an, daß es mir fast den Athem benahm und ich kaum im Stande war, eine Verbeugung zu machen. Sie mochte damals achtzehn Jahr alt sein, und etwas Lieblicheres wie dieses Gesichtchen hatte ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Das war nun für die damalige Zeit nicht hoch geschworen, denn was meine Kenntniß des weiblichen Geschlechts anbelangt, so war dieselbe nicht der Rede werth. Aber auch später, nachdem ich viele

Schönheiten gesehen, dachte ich immer noch mit Entzücken an diesen Augenblick und mußte mir gestehen, daß ich weit schönere Mädchen gesehen, aber nichts Lieblicheres, als die Tochter des Herrn Hauptmanns. — Nur die Augen, die Augen, so wunderbar schön, hatten einen so seltsamen Ausdruck, und als ich ihr vorgestellt wurde und meine Verbeugung machte, lächelte sie wohl, aber ihre Blicke flogen wie theilnahmlos bei mir vorüber und schienen etwas zu suchen, hoch oben im Blau des Himmels.

Der Hauptmann befahl mir, eine Tasse Kaffee anzunehmen und das schöne Mädchen schenkte sie mir ein. Doch tastete sie dabei unsicher auf dem Tisch umher und der Vater schob ihr Tasse und Kaffeekanne zwischen die kleinen weißen Finger. Ja, als sie mir den Kaffee reichen wollte, hielt sie die Tasse mehr gegen den Premierlieutenant als gegen mich, weßhalb denn mein strenger Vorgesetzter so freundlich war, sie ihr abzunehmen und mir höchst eigenhändig darzureichen. Doch unterließ er nicht dabei zu sagen: „dem geschickten Artilleristen."

„Sie sind unverbesserlich!" sagte der Hauptmann von Walter laut lachend zu ihm, „und obendrein sehr undankbar. Was hat die Artillerie mit dem Kaffee zu thun? Ein Gärtner hat ihn gepflanzt und ebenso den Zucker, den Sie so sehr lieben. Ja, der größte Theil des Diner's, das wir heute gemacht, sind Produkte der Landwirthschaft. — Wahrhaftig, nächstens lasse ich Ihnen einmal einen soliden Zündersatz backen oder eine Kartätschensuppe machen."

Ich trank meine Tasse, schielte aber ein paar Mal über sie hinaus nach der Tochter meines Hauptmanns, welche ein Bouquet neben sich liegen hatte, das sie zuweilen an ihr Gesicht drückte.

„Apropos," sagte ihr Vater zu mir, „obgleich ich das Blumenabschneiden im Allgemeinen nicht leiden kann, so wär's mir doch recht, wenn Sie mir täglich einen Strauß schnitten. Meine Tochter liebt sehr die Blumen, nicht wahr, Elise?"

Darauf hob sie wieder ihren Kopf in die Höhe und sprach zu

mir, ohne mich aber anzusehen, mit einer angenehm klingenden, weichen Stimme: „Ja, wenn der Feuerwerker so freundlich sein will, bin ich sehr dankbar dafür."

„Dabei sehen Sie aber mehr auf den Duft der Blumen, als auf helle glänzende Farben," ergänzte der Hauptmann, wobei er sein Kind mit einem eigenthümlichen Blicke ansah.

Nach einer Verbeugung ging ich an meine Geschäfte zurück, konnte aber die seltsamen Augen des schönen Mädchens nicht vergessen, und dazu hörte ich immer die Worte ihres Vaters: dabei sehen Sie aber mehr auf den Duft der Blumen, als auf helle glänzende Farben. — — — — Auf einmal blieb ich wie erstarrt stehen, ja, plötzlich verstand ich den seltsam starren Blick ihrer Augen, ihr eigenthümliches Wesen — — die Worte des Hauptmanns. — — Das arme unglückliche Mädchen war blind.

Und so war es auch in der That. Der Feldwebel, den ich noch am heutigen Tage befragte, gab es mir achselzuckend zu und meinte: „Das ist ein großes Unglück, welches den Herrn Hauptmann betroffen; und es ist jammerschade für dieß vortreffliche gute Mädchen." Auch erfuhr ich jetzt, daß die Frau des Hauptmanns schon vor langen, langen Jahren gestorben sei und ebenso, daß die kleine Elise bis in ihr zwölftes Jahr sehend gewesen, dann aber in Folge einer Erkältung erblindet. „Zuweilen," sagte der Feldwebel, „kommt einer der geschicktesten Augenärzte der Residenz, wenigstens alle Jahre einmal, und sieht nach der Kranken. Er hat die Hoffnung, sie zu heilen, nicht aufgegeben, will aber, und darin hat er Recht, langsam und äußerst behutsam zu Werke gehen."

Ich muß gestehen, daß mich das schöne Mädchen sehr beschäftigte, und daß ich außerordentlich auf den Moment begierig war, wo frühe am Morgen ihr weicher, melancholischer Gesang erschallte. Häufig sah ich sie nun auch über Tages im Garten, und an ihrem Benehmen merkte ich zu meiner großen Freude,

daß ihr Vater etwas auf mich hielt und gut von mir sprach; denn oft trat sie allein auf die Terrasse hinaus und rief mit ihrer silberhellen Stimme meinen Namen, worauf sie mich dann gewöhnlich bat, sie an irgend einen Punkt des Gartens zu begleiten. Das erste Mal benahm ich mich dabei entsetzlich dumm und ungeschickt. Wenn ich Fräulein Elise führen sollte, so mußte ich ja ihren Arm oder ihre Hand ergreifen, welch letztere sie mir auch entgegenstreckte. Nun war ich aber zu ängstlich und schüchtern, um ihre feinen Finger anzufassen, und stand einige Minuten rathlos da, bis ich endlich näher trat und ehrfurchtsvoll meinen Arm darreichte, worauf sie nun ihre kleine Hand legte, aber so leicht, so leicht, daß es nicht anders war, als sei ein Rosenblatt darauf gefallen.

Wenn ich sie nun so an irgend einen Punkt des Gartens geleitete, da war es doch selbstredend, daß ich in der Nähe blieb. Sie konnte ja etwas verlangen, nach Jemand rufen, und es wäre ja schrecklich gewesen, wenn sie Niemand gehört hätte. Ich arbeitete dann in ihrer Nähe bald dies, bald das, und wenn sie vielleicht einen Zweig rauschen hörte und meinen Fuß leicht auf dem Sande knirschen, da frug sie häufig: „Sind Sie es, Wortmann?" und zuweilen knüpfte sie dann ein längeres Gespräch an. Ja, im Verlaufe der Zeit mußte ich ihr meine ganze Lebensgeschichte erzählen und ich that das der Wahrheit gemäß, von meinem Vater und meiner Mutter, von unserem Kasernenleben, von der Miranda, von meinem Freunde Poltes, sowie auch, daß man mich als kleines Kind Major nannte. Das letztere erschien ihr außerordentlich komisch und sie lächelte freundlich darüber, muß es auch ihrem Vater erzählt haben, denn dieser sagte eines Tages freundlich zu mir: „Nun, lieber Wortmann, wenn auch kein Major aus Ihnen wird, so hoffe ich doch noch was Tüchtiges an Ihnen zu erleben. Sie haben einen guten Kopf, sind

auch fleißig und lernen leicht. Aber Sprachen müſſen Sie treiben, das iſt unumgänglich nothwendig."

Er hatte das ſchon häufig geſagt, und mir auch franzöſiſche und engliſche Bücher zum Selbſtunterricht gegeben. Daß ich aber heimlicher Weiſe ſehr früh am Morgen und Abends ſpät bei einem Sprachlehrer der Stadt in beiden Sprachen Stunden nahm und mit einem eiſernen Fleiß darüber her war, hatte ich ihm nicht geſagt. Weßhalb ich es verſchwieg, wußte ich eigentlich nicht. Meinen Vorgeſetzten damit zu überraſchen, das konnte ich mir nicht gut einbilden; ich glaube, der Hauptgrund war, daß ich zuerſt ſehen wollte, ob ich ein Talent für fremde Sprachen habe. Doch hätten dieſe heimlichen Lectionen mir faſt Unangenehmes zu Wege gebracht. Obgleich der Herr Hauptmann von Walter gegen mich ſowohl im Dienſt als auch im Garten ſehr gut und freundlich war, ſo hatte das doch eine gewiſſe Gränze, über die er nie hinausging, und ſchien ſich auch im Uebrigen um mein Leben und Treiben nicht im Geringſten zu kümmern. Wie mir aber ſpäter klar wurde, war das durchaus nicht der Fall; er bekümmerte ſich vielmehr ſo genau um mein Leben außerhalb des Dienſtes, daß er bald erfuhr, ich bringe ſowohl des Morgens in aller Frühe als auch Abends ſehr ſpät manche Stunde in einem Hauſe der Stadt zu. Da mein Sprachlehrer ziemlich unbekannt war, das Haus, in dem er wohnte, aber recht ärmlich und ſeine Umgebungen vielleicht nicht im beſten Rufe ſtanden, ſo fiel dadurch ein Schatten auf mich, den ich obendrein nicht aufklären konnte, da ich keine Ahnung davon hatte.

Wohl bemerkte ich, daß der Herr Hauptmann, obgleich er wohlwollend und gütig wie immer war, doch nicht mehr ſo freundlich wie früher gegen mich zu ſein ſchien. Davon konnte ich mir keinen Grund erklären, und obgleich ich mich mehr als je beſtrebte, meinen Dienſt zu ſeiner Zufriedenheit zu thun, ſo vermißte ich doch die Herzlichkeit, mit der er ſich ſonſt über jedes noch ſo

Unbedeutende bei mir bedankt. Ja, er hatte mir sogar einmal ziemlich ernst gesagt, als ich an einem Tage zwei schöne Bouquet für seine Tochter gemacht, ich plündere ja seinen ganzen Garten. Auch Fräulein Elise kam nie mehr allein in den Garten und ich hatte sie schon längere Zeit nicht mehr nach einem ihrer Lieblingsplätze führen dürfen. Wohl dachte ich zuweilen daran, den Feldwebel zu befragen, doch kam mir das wieder so anmaßend vor, daß ich mich schämte, es zu thun.

Eilftes Kapitel.

Da ich als Soldat und Gärtner pünktlich und fleißig bin, werde ich von der Kompagnie weggeschickt, lerne später den Wechsel alles Irdischen kennen und erfahre schließlich, daß Madame Hammer Recht gehabt.

So kam der Spätherbst, ich ließ Pflanzen und Bäume in die Gewächshäuser einräumen, und wenn ich dabei die schon halb verwüsteten Blumenbeete betrachtete, so dachte ich mit wahrer Traurigkeit an den Winter, wo hier der weiße Schnee liegen würde, wo dort droben im Hause kein Fenster mehr geöffnet sei und also auch kein Gesang in den Garten dringen könne. Dann hatte ich begreiflicher Weise nicht viel da oben zu thun, und wenn mich auch die Gewächshäuser manche Stunde beschäftigten, so kam *sie* doch nicht mehr in den Garten, an der, ich gestehe es offenherzig, schon damals beinahe unbewußt mein ganzes Herz hing. Sie war die Schönste der Blumen.

Zuweilen hatten wir noch heitere warme Tage, und an einem derselben saß Fräulein Elise in der Nähe des kleinen Springbrunnens, hatte den Kopf in die Hand gestützt und horchte, recht

traurig, so schien es mir, wie sie aber öfters zu sein pflegte, auf das Plätschern des Wassers. Hie und da fielen dürre Blätter von den Bäumen, und wenn dieselben auf dem andern gelben Laub am Boden raschelten, so horchte sie auf und dann flog ein recht trübes Lächeln über ihr schönes Gesichtchen. Auch sie dachte an den Winter, aber ganz anders als ich. Auch sie fühlte wohl, daß es Herbst würde, und daß sie Abschied nehmen müsse von der frischen und feinen Natur und dem Dufte der zahlreichen Blumen und daß auch für sie die Zeit des Winters käme, welche ihr, der armen Blinden, gewiß doppelt hart sein mußte.

Unterdessen war der Herr Hauptmann in den Garten getreten, ich hatte ihn schon vor kurzer Zeit in Uniform aus der Citadelle kommen sehen, er war aber in's Haus gegangen und kam jetzt von dort her in seinem grauen Sommerrocke, den Strohhut auf dem Kopfe, mit einer brennenden Cigarre, deren Duft er mit sichtlichem Behagen in die frische Herbstluft hinausblies; auch sang er halblaut vor sich hin, was nicht allzuhäufig bei ihm vorkam. Als er in der Entfernung vor mir vorüberschritt, gegen seine Tochter hin, rief er mir zu: „Sie sind ja ungeheuer fleißig gewesen, Wortmann!" Ich ließ nämlich gerade die kleine Orangerie einräumen und war fast damit fertig. „Wenn Sie vielleicht einen Augenblick abkommen können, so lassen Sie sich hier bei uns sehen."

Hinter dem Hauptmann kam das Dienstmädchen aus dem Hause und trug einige Früchte, weißes Brod und eine Flasche Wein mit Gläsern in den Garten, welches sie Alles auf das Tischchen vor Fräulein Elisen niedersetzte.

Auch ich säumte nicht, mich da einzufinden; der Herr Hauptmann war sehr freundlich, wies auf einen Stuhl und bot mir eine Cigarre an, was er noch nie gethan. Als er mir dieselbe gab und ich mich ehrfurchtsvoll weigerte, sie anzunehmen, blickte Fräulein Elise in die Höhe, und auf ihrem Gesichte drückte sich

ein kleines Erstaunen aus. Als ich meine Cigarre angezündet hatte, mußte ich mich niedersetzen und bekam ein Glas Wein. Wir sprachen über dies und das, über den Herbst, über Gewächshäuser und Frühbeete, auf einmal sagte der Herr Hauptmann, wohl anfänglich lächelnd, dann aber mit einem so ernstem Tone, daß ich ordentlich zusammenschrak: „Wissen Sie auch, Wortmann, daß Sie ein Heimlichthuer sind, ein tückischer, abgeschlossener Mensch?"

„Ich, Herr Hauptmann?" stotterte ich, in der That auf's Höchste erschreckt, „ich weiß wirklich nicht, was ich mir zu Schulden kommen ließ."

Fräulein Elise war bei der seltsamen Rede ihres Vaters roth geworden und blickte stille vor sich nieder auf den Teller.

„Kannst Du dir wohl denken," fuhr er nun fort, gegen seine Tochter gewendet, „was dieser Feuerwerker Wortmann treibt. Ich habe ihm eine englische und französische Grammatik gegeben und ich denke nun, er wird mich eines Tags um Rath fragen, wie er es anfangen müsse, um die beiden Sprachen gründlich zu erlernen. Gott bewahre! Da geht er hin, sucht sich einem Lehrer und treibt das Alles im Geheimen. Ist das nicht ein heimtückischer Mensch?"

Als mein Chef so sprach, konnte ich mich nicht emthalten, verstohlen das junge Mädchen anzusehen. Gott! und wenn ich mich nicht täuschte, aber man täuscht sich so leicht in dergleichen, so lächelte sie freundlich. Natürlicher Weise sagte ich zu meiner Entschuldigung, ich hätte mich nicht unterstehen wollen, den Herrn Hauptmann mit dergleichen Kleinigkeiten zu behelligen; „ja," setzte ich verlegen hinzu, „es würde mir auch das höchste Glück gewesen sein, auf einmal dem Herrn Hauptmann sagen zu können, das und das habe ich gelernt, aber," setzte ich hinzu, „ich bin noch sehr weit zurück."

„Das wollen wir morgen früh sehen," erwiederte er mir

ſind, wie man ſagt, das Mitglied ja Chef einer Geſellſchaft junger leichtſinniger Menſchen, die, obgleich ſchon bei vorgerücktem Alter, Thorheiten und Ausſchweifungen begehen, wie ſie nur für ganz unerfahrne Menſchen verzeiblich wären. Glauben Sie mir, ich habe oft für Sie gebetet, ebenſo meine gute Emma, denn Sie ſelbſt denken an dergleichen Kleinigkeiten nicht, ich habe immer gehofft, Sie würden Ihr unregelmäßiges Leben einſtellen, und da das nicht geſchah, ſo habe ich gedacht, er iſt ja nicht dein Kind und wenn er die Geſchäfte des Hauſes gut und redlich beſorgt, die Ehre deſſelben bewahrt, ſo kann es dir am Ende gleichgültig ſein, was er außer dem Hauſe treibt."

Ich hörte regungslos dieſen herzlichen Worten zu und mein Herz war tief bewegt. Nach einer Pauſe fuhr die Prinzipalin fort: „Jetzt aber habe ich von einer Sache vernommen, welche die Ehre meiner Firma angeht und auf mein Haus ein ſchlechtes Licht wirft. Sie haben in meine Wiegkammer einen Menſchen angeſtellt, einen Weber, der nicht nur ſelbſt den ſchlechteſten Ruf hat, ſondern deſſen Familie allgemein verachtet iſt."

„Den Meiſter Steffen," ſagte ich ruhig.

„Ganz richtig," antwortete die Prinzipalin, „derſelbe, Sie wiſſen darum, ſind meine Vorwürfe ungerecht?"

„Nein Madame," entgegnete ich, „aber Sie werden mir erlauben, Einiges zu meiner Entſchuldigung zu ſagen,

lachend. „Morgen ist es Sonntag und nach der Kirche sind Sie zum Spracheramen kommandirt. Fällt das nach Wunsch aus, so dürfen Sie bei mir zu Mittag essen.“

Wer war glücklicher, als ich! War der Wein so berauschend oder die Cigarre so stark, genug, als ich mich dankend entfernte, taumelte ich ordentlich auf dem breiten Wege dahin und war dabei so blaß, daß mich mein Bombardier fragte, ob mir etwas Unangenehmes zugestoßen sei?

Den andern Tag fand ich mich erwartungsvoll bei meinem Examen ein. Daß Fräulein Elise dabei saß, machte mich anfänglich über alle Maßen verlegen, doch mußte der Herr Hauptmann mit mir zufrieden sein, denn als wir fertig waren, sagte er zu seinem Bedienten: „Man solle drei Couverts auflegen, der Feuerwerker Wortmann ißt bei uns.“

Der machte große Augen.

Den Unterricht mit meinem alten Sprachlehrer setzte ich nun eifriger als je fort, ja ich fing bald darauf bei einem andern das Lateinische wieder an und brachte es durch eisernen Fleiß so weit, daß ich in nicht gar zu langer Zeit meinen Cornelius Nepos gehörig verstand.

Unterdessen bedeckte der Schnee die Wälle und Gräben der Citadelle und unsern kleinen reizenden Garten. Der Premierlieutenant konnte nun die Kompagnie keinen strengen Dienst thun lassen und so hatte ich Zeit genug, mich mit all den Wissenschaften wieder zu beschäftigen, die ich seit meinem verunglückten Examen ziemlich vernachlässigt.

Der Hauptmann von Walter hatte mich liebgewonnen, das sah ich. Er war mehr mein väterlicher Freund, als mein Vorgesetzter. Um seinen Gewächshäusern bei Tag und Nacht näher zu sein, hatte er mir auf der kleinen Orangerie zwei Zimmer eingeräumt, und daneben war noch ein anderes, wo die vier besten Leute meiner Korporalschaft wohnten, was des beständigen Heizens

und Lüftens wegen nothwendig war. Auch hatte er mir eine förmliche kleine Bibliothek geliehen, und in den langen Winterabenden war ich so unbeschreiblich glücklich, häufig in sein Wohnzimmer kommen zu dürfen, wo ja auch Fräulein Elise war, und wo er uns förmliche Vorträge über Geschichte und Geographie hielt. Oefters mußte ich vorlesen, deutsch, französisch oder englisch, und das kam später dann auch wohl vor, wenn er am Tage ausgegangen war und sich Elise mit ihrem Dienstmädchen allein in ihrem Zimmer befand. Ach! für die Aermste gab es ja keinen Tag und keine Nacht, und die ewige Finsterniß, welche sie umgab, war wohl hauptsächlich Schuld daran, daß sie so liebevoll, freundlich und dankbar zuhörte, wenn ich ihr vorlas. Dabei las ich mich aber förmlich um meine Ruhe, und wenn ich, wie Elise so freundlich war, zu sagen, gut las, so kam das wohl hauptsächlich daher, weil ich das Gefühl, welches ich für sie im Herzen trug, in meine Worte ausströmen ließ.

Dabei mußte ich mich aber sehr zusammennehmen, denn ein Blick, ein Wort konnte mich aus der Fassung bringen, und ich dann roth werden, wie es sich eigentlich nicht für einen Feuerwerker schickte. So weiß ich, daß eines Tages der Herr Hauptmann zurückkam und freundlich sagte: „Nun, Kinder, was habt Ihr gelesen?“ Dieß Wort machte mich so verlegen, und trieb mir das Blut so stark in's Gesicht, daß ich mich vor mir selber schämte, so daß ich nachher, als ich allein war, mich heftig ausschalt.

Eines Tages, es fing schon an, Frühjahr zu werden, der Schnee war geschmolzen, von den Bastionen herab floß das Wasser in kleinen grauen Bächen in die Gräben und über die Ebene strömte zuweilen ein ahnungsvoller warmer Windhauch, so daß Fräulein Elise ihre Fenster häufig öffnen konnte, ließ mich der Herr Hauptmann in sein Zimmer rufen und gab mir einen Brief meines Vaters, der, wie er sagte, durch Einschluß an ihn ge-

kommen sei. Vater Wortmann schrieb mir in seiner gewohnten Kürze, daß sich die ganze Familie wohl befinde, und daß es ihn außerordentlich freue, mich in einer so vortrefflichen Kompagnie zu wissen, daß er sich aber namentlich auf's Höchste geehrt fühle durch den Entschluß meines Herrn Hauptmanns, für meine Zukunft so glänzend sorgen zu wollen.

Nachdem ich das gelesen, sowie das nie fehlende Postscriptum meiner Mutter, welche mir schrieb, daß meine älteste Schwester die Braut des weisen Vogel sei, der ein hübsches kleines Landgut geerbt, blickte ich fragend meinen Hauptmann an, da ich das, was mein Vater von meiner glänzenden Zukunft sagte, nicht verstand. Es durchzuckte mich wohl ein süßer Gedanke, aber der war ja so thöricht, daß ich ihn gleich wieder verwarf.

Der Hauptmann ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor mir stehen und sagte: „Sehen Sie, mein lieber Wortmann, ich habe allerdings an Ihre Zukunft gedacht und Ihrem Vater geschrieben, ob er mir völlig freie Hand über Sie lassen will. Zu gleicher Zeit gestehe ich Ihnen offenherzig, daß ich mich durch meinen Freund, den Generalsteuerdirektor, nach Ihrer Familie erkundigte; dessen Antwort ist vollkommen befriedigend ausgefallen, was mich außerordentlich freut. Offizier können und wollen Sie nicht werden. Sie sind jung, haben einen guten Kopf, auch schon recht viel gelernt, deßhalb will ich Ihnen einen Vorschlag machen: Ich habe schon die nöthigen Schritte gethan, Sie als Zögling erster Classe in die Forstakademie nach C. zu bringen. Dort können Sie Ihre landwirthschaftlichen Studien fortsetzen, sie beendigen und haben dann später die Wahl, ob Sie irgend ein Gut bewirthschaften wollen oder in das Forstfach übergehen. Wenn Sie fleißig sind und Ihre Aufführung tadellos bleibt, wie bisher, so werde ich, nachdem Sie Ihre Studien beendigt, mit wahrer Freude auch später für Sie sorgen."

Ich stand sprachlos da über das ungeheure Glück, welches

sich meinen Augen zeigte. Eine Forstakademie besuchen, ein vollkommener Landwirth werden, darin hatten von jeher meine kühnsten Wünsche bestanden, aber wie konnte ich an so etwas denken? Ich war mittellos und die Studien, die ich noch zu machen hatte, sehr kostspielig.

Als ich mich einigermaßen gefaßt, schämte ich mich durchaus nicht, meinem freundlichen Wohlthäter mit Thränen in den Augen zu danken. Er drückte mir freundlich die Hand und sprach liebevoll zu mir, wie ein Vater zu seinem Sohne. So stattete er mich auch in jeder Hinsicht aus, und als nach wenigen Wochen der Augenblick gekommen war, wo ich von der Kompagnie im Allgemeinen, von meiner Korporalschaft insbesondere, vom Feldwebel und der lieben, lieben Citadelle Abschied nahm und nun zum letzten Male vor den Herrn Hauptmann und Elise trat, war der alte Herr selbst außerordentlich gerührt, und als ich ihm weinend wie ein Kind wiederholt auf's Herzlichste dankte, sagte er mit feuchten Augen lächelnd: „Seien Sie ruhig, lieber Wortmann, ich bin ein Egoist. Was ich vielleicht an Ihnen thue, ist ein Capital, von dem ich dereinst schöne Zinsen erwarte."

Und Elise! —

Sie reichte mir zum Abschied ihre beiden lieben Hände, die ich mich nicht enthalten konnte, innig zu küssen und dabei war ich so überaus glücklich, einen leisen, leisen Druck derselben zu empfinden.

Hiermit ist eigentlich die Geschichte des Feuerwerkers Wortmann, die ich dem geneigten Leser versprochen, zu Ende; denn Uniform und Titel und auch sonst noch Manches ließ ich in der Citadelle zurück, um aber gegen die, welche vielleicht Antheil an meinem Schicksal genommen, nicht undankbar zu sein, will ich noch hinzufügen, daß ich drei Jahre auf der Forstakademie blieb, daß ich auch recht fleißig war und endlich mit Zeugnissen entlassen wurde, die mich nicht nur zu einer höheren Forststelle be-

rechtigten, sondern mir sogar gestatteten, mich zu einer Lehrerstelle bei einer der landwirthschaftlichen Anstalten des Staates zu melden, und diese letztere Aussicht machte mich ganz unbeschreiblich glücklich; denn mein Wohlthäter, mit dem ich begreiflicher Weise viel correspondirte, hatte mir vor einem halben Jahre brieflich angezeigt, er habe sich endlich entschlossen, seine liebe Citadelle zu verlassen und zwar weil ihm durch die Gnade Seiner Majestät das Direktorium einer der größten landwirtschaftlichen Anstalten des Landes übertragen worden sei. — Das hatte mich innig gefreut, aber schmerzlich hatte es mich berührt, daß er zu gleicher Zeit von einem andern erfreulichen und wichtigen Ereignisse seiner Familie schrieb. Gewiß hatte sich ein Bewerber um Elise gefunden, das sagte mir mein Herz tausendmal und machte mich recht, recht traurig.

Der Weg von der Forstakademie zum nunmehrigen Aufenthalte meines ehemaligen Chefs, der mir befohlen, sogleich zu kommen, führte über die kleine Festung J., und Herr von Walter hatte mir geschrieben, ich solle mich auf dem ehemaligen Schauplatz unserer Thaten ein Bischen umsehen. Daß er hinzusetzte: „Man muß sich an den Wechsel alles Irdischen gewöhnen," begriff ich damals nicht recht.

Ich erreichte die Festung an einem schönen Frühlingsmorgen, dießmal zu Wagen und vom Postgebäude ging ich gleich nach der Citadelle. Der Unteroffizier am Thor war mir ein völlig fremdes Gesicht; ebenso der Feldwebel, bei dem ich um Erlaubniß bat, die Werke sehen zu dürfen. — Und diese Werke, wie waren sie verwandelt! Mir war zu Muthe, als sei hier früher ein Zaubergrund gewesen, der mit dem Verlassen des guten Genius wieder seine traurige ehemalige Gestalt annahm. Verschwunden waren Felder, Anlagen und Gärten; auf sämmtlichen Bastionen standen die stillen verdrießlichen Geschütze, von unserem ehemaligen Garten war keine Spur mehr zu sehen und wo unsere Blumen geblüht,

vor dem kleinen Kommandanturgebäude, war jetzt ein nüchterner glatter Kiesplatz, wo nach Zählen Rechts- und Linksum gemacht wurde, eine für Körper und Geist gleich angenehme Beschäftigung, der übrigens der jetzige kommandirende Artilleriekapitän mit großer Befriedigung zuschaute. Es war das eine lange dürre Gestalt mit sehr gebogener Nase und tief herabfallendem blonden Schnurrbart. Ich grüßte ihn höflich, und da er mich fragend ansah, so erlaubte ich mir, ihm zu sagen, ich hätte die Citadelle in früheren Jahren gekannt, und dem Wunsche nicht widerstehen können, sie nochmals zu sehen.

„Ja, mein Lieber," sagte er mit schnarrender Stimme, „da werden Sie viel verändert finden. Es hat mir auf Ehre Mühe genug gekostet, die schauderöse Wirthschaft hier in Ordnung zu bringen. War das ein Anblick, als ich kam! So was habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen! Nun, wir haben gründlich aufgeräumt, das kann ich Sie versichern — — — — Guten Morgen! Aufgepaßt Feuerwerker Schlatterich, da unten. Der dritte Mann vom Flügel tritt ja mit dem rechten Fuß an; Donnerwetter auch, wozu hat er denn den linken?"

Ja gründlich hatten sie aufgeräumt, und als ich die Bastion umschritt, fand ich nichts mehr von unserem ehemaligen Garten, als zwischen den Rädern des ehemals so blanken Vierundzwanzigpfünders ein kleines Tropäolum, das sich dort trotz Kies und Schaufel kümmerlich aus einem zurückgebliebenen Samenkorn entwickelte. Auch die lebenden Wesen, meine Kameraden, mit denen ich hier so glücklich gewesen, waren in alle Welt zerstreut, theils mit dem Herrn Hauptmann von Walter, theils nach Hause gegangen, theils in die Civilcarriere eingetreten. Selbst der Premierlieutenant hatte sich so an die Blumen gewöhnt, daß er die nackten Wälle nicht mehr sehen konnte, doch hatte er beim Abschiede geflucht: „Hol' mich der Teufel! wie bin ich hier verdorben worden!"

Von der Rampe, wo ſich kein weißes Gitterthor mehr befand, niederſteigend, hörte ich ſie noch droben kommandiren und zählen: Eins — zwei — — Einundzwanzig — zweiundzwanzig. — — Verflogen war unſer wunderbarer Blumentraum; aber es machte mich nicht traurig, viel ſchmerzlicher hätte es mich berührt, wenn ich Alles droben gefunden hätte wie ehedem, grünend und blühend — ohne Eliſe!

Nach einigen Tagen erreichte ich die zwiſchen Feld und Wald an einem kleinen lieblichen See gelegene prachtvolle landwirthſchaftliche Anſtalt. Mein Wohlthäter empfing mich wie einen Sohn, den man lange Jahre nicht geſehen — und Eliſe? Das freudige Familienereigniß hatte allerdings ſie betroffen, doch war ſie nicht vermählt, vielmehr durch die Hülfe der Aerzte ſehend geworden.

Lächelnd führte mich der Vater an ihr Zimmer und ließ mich leiſe eintreten. Sie ſah mich erſtaunt an mit ihren großen, glänzenden Augen, die aber nicht mehr ſtarr und ſeltſam blickten, ſondern in welchen ſich jetzt ihre ganze ſchöne Seele ſpiegelte, aus denen ein tiefſinniges Gefühl ſtrahlte.

Wie ängſtlich ſchlug mein Herz! — Ob ſie mich erkannte? Darauf ſchien auch ihr Vater geſpannt; er hielt ſich ſtill hinter der Thür. — Als ſie mich eine Sekunde angeſchaut, überflog eine dunkle Gluth ihre ſchönen Züge. Sie eilte mir entgegen, und ich weiß nicht genau, ergriff ich ihre Hände und küßte dieſelben, oder umging ich dieſe Förmlichkeit und wagte es, ſie feſt an mein Herz zu drücken. — Wer kann das in ſolchen Augenblicken, die nur einmal im Leben kommen, genau wiſſen. Genug, der Vater trat einen Augenblick nachher zu uns und ſagte: „Kinder, ich habe nichts dagegen.“

Schreiben der Madame Wortmann an ihren Sohn.

„Nein Dießmal muß ich den Hauptbrief ſchreiben und wenn Dein Vater noch etwas hinzufügen will ſo kann er dießmal die Nachſchrift machen was wir glücklich ſind daß Du Profeſſor geworden und eine ſo ſchöne reiche Frau bekommen das kann ich Dir gar nicht ſagen ich habe eine große Kaffeegeſellſchaft gegeben und es dabei den Damen meiner Bekanntſchaft angezeigt ebenſo, daß Deine Schweſter, die Frau Vogel, einen ganz geſunden Buben hat alſo bin ich Großmutter und hoffe es noch mehr zu werden apropos, die Frau Hammer lebt noch, doch iſt ſie ſchon recht alt neulich war ſie bei uns und da haben wir die ganze Geſchichte nochmals abgeſprochen als Du damals auf die Welt kamſt und wie drunten der Unteroffizier ſagte jetzt kommt der Major weißt Du auch wohl, mein lieber Sohn daß das noch in Erfüllung gehen kann mir hat der Zollinſpektor geſagt, wenn Du einmal ſpäter was wohl vorkommen könnte ſelbſt ein Direktor würdeſt ſo hätteſt Du den Titel als Major aber das wär' eine Freude für Deine

Dich getreu liebende Mutter."

So ſchrieb die gute Frau, und wenn ſie es auch nicht mehr erlebte, daß ich ein Direktor der Anſtalt wurde, ſo geſchah das doch, freilich nach vielen Jahren, und damit ging auch die Prophezeihung der Madame Hammer in Erfüllung: daß aus mir noch etwas Rechtes werden würde.

Ein Sperrsitz-Abonnement zu Acht.

In der Stadt, von welcher wir zu reden die Ehre haben, befanden sich in einer Straße zwei Häuser, welche gerade einander gegenüber lagen; es war Nro. 15 und 16, und daß sie trotz dieser aufeinander folgenden Nummern nicht Nachtbarhäuser waren, kam daher, weil in der ganzen Stadt die ungeraden Nummern nur auf der einen, die geraden auf der andern Seite der Straße sich befanden. Wir halten es für unsere Schuldigkeit, dem geneigten Leser in einer wahrhaftigen Geschichte auch von den geringsten Kleinigkeiten Rechenschaft zu geben.

Beide Häuser waren zufällig gelblich angestrichen, hatten grüne Jalousieen und jedes mit dem Paterre drei Stockwerk. In Nr. 15 wohnte im obern Stockwerk Herr Kanzleirath Stadebach, in Nro. 16 in gleicher Höhe Herr Sekretär Knappert. Beide waren glückliche Familienväter, d. h. mit einer Frau und erwachsenen Kindern gesegnet. Ihre Bekanntschaft datirte sich schon von früherer Zeit her, und hatten sich zuerst der Sekretär und der Kanzleirath im Wirthshaus kennen und schätzen gelernt, wo

ihnen schon damals zufälligerweise an ein und demselben Abend die Freude des Hausschlüssels gewährt wurde. Das war an einem Samstage, wo die Frau Kanzleirath und die Frau Sekretär ihre Kränzchen hatten, das von Nachmittags 2 Uhr, mit einer Tasse Kaffee und viel Eintunkens beginnend, sich durch die Stadien der verschiedenen Früchte, Kuchen und Eingemachtem steigerte und endlich gegen 8 Uhr Abends seinen Culminationspunkt in einem soliden Nachtessen fand. An solchen Tagen war in den betreffenden Häusern niemals gekocht worden, und die Männer durften an diesen Abenden ihr Futter auswärts suchen.

Dieß hatten sie denn auch seit langen Jahren im goldenen Bären gefunden, und da schon zeigte sich eine Verwandtschaft der Seelen, denn Beide tranken nichts Anderes als rothen Zwölfer, und was sich der Kanzleirath auf der Speisekarte aussuchte, davon mußte auch der Sekretär haben. Die Familien wohnten zu gleicher Zeit weit getrennt von einander, Kanzleiraths freilich schon Brandstraße Nro. 15 in der untern Stadt, Sekretärs aber im Hafnergäßchen in der obern Stadt. So oft aber die beiden Männer zu Hause pflichtschuldigst erzählen mußten, was sie im Wirthshause Neues erfahren — und mit diesen Fragen wurden sie ebenso pflichtschuldigst Samstag spät oder Sonntag früh gequält — so war immer das Ende vom Liede: „Ich bin nur froh, daß ich den Knapperer oder den Stadelbach im goldenen Bären finde, ich muß sagen, das ist ein Mann, wie ich ihn mir schon lange gewünscht.“ So sprach Einer vom Andern, und auch die beiden Frauen wußten sich nicht sehr viel Böses nachzusagen. Die Knapperer sei eine ganz nette Frau, meinte die Kanzleiräthin, und wenn sie darüber hinwegginge, daß der Vater derselben nur Postrevisor gewesen sei, während sie aus einer stadträthlichen Familie stamme, so glaube sie fast vermuthen zu können, daß sie sich später einmal zu einer näheren Bekanntschaft entschließen werde. „Etwas aber muß die Frau um Gotteswillen lassen,“

dieſer Mann wurde mir von einem Bekannten empfohlen, ich hätte allerdings auf dieſe Empfehlung kein Gewicht legen ſollen, doch wurde er mir als fleißig und arbeitſam gerühmt und ich kann den feierlichſten Eid ſchwören, daß ich über ihn und ſeine Familienverhältniſſe nichts Nachtheiliges gewußt, daß ich ferner von dieſer Familie nie Jemand geſehen, auch" ſetzte ich mit erhobener Stimme hinzu, „habe ich erſt zufällig vor ein paar Tagen erfahren, wie ſchlecht dieſer Menſch prädicirt iſt und darauf hin hat er geſtern ſeinen Abſchied erhalten." Das war die Wahrheit; ich hatte dem Meiſter Steffen ſchon mehrmal mit ſeiner Entlaſſung gedroht und ſie ihm nach der Unterredung mit Herrn Block augenblicklich zugefertigt.

Die Ruhe, mit welcher ich dieſe Antwort der Madame Stieglitz gab, wirkte ſichtlich zu meinen Gunſten auf die gute Frau. „Ich danke Gott," ſagte ſie, „daß die Sache ſich ſo verhält, Sie können mir glauben, daß ich an Ihrem Thun und Laſſen den innigſten Antheil nehme, beherzigen Sie meine Rede und wenn Ihnen das Leben, welches Sie bis jetzt geführt, nicht ſelbſt unerträglich iſt, ſo bitten Sie den Höchſten, daß er Sie in Ihrer Finſterniß erleuchte und Sie erkennen laſſe, daß ein ſolcher Wandel nicht geeignet iſt, die Liebe und Achtung guter Menſchen zu erwerben."

Ich war ſichtlich von ihren Worten ergriffen und die Prinzipalin, welche es bemerkte, reichte mir ihre Hand,

fuhr die Kanzleiräthin fort, „wenn ihr die Ehre meiner Bekanntschaft zu Theil werden soll, sie scheint mir zu vertraut mit der Frau A., der Frau B., der Frau C. und der Frau D. Und das sind doch Leute, die ich nicht gerne in unsere Kreise einführen möchte.“ Das hatte sie mit erhobenem Kopfe gesagt und dabei an die Perle ihres Kreises gedacht, die Frau Commerzienräthin Zwiefele, die nie anders als im grünen Atlas in das Kränzchen kam, und wenn sie die Reihe traf, ihr Souper im Café Marquart zubereiten ließ, ein Hahnenragout und Häringssalat mit was Feinem.

Da las man auf einmal im täglichen Anzeiger, daß in der Brandstraße Nro. 16 der dritte Stock zu vermiethen sei. Der Sekretär kam händereibend in den goldenen Bären und ließ sich zum Erstaunen des Kanzleiraths einen Schoppen Achtzehner geben. Als er aber diese Verschwendung mit der Freude seines Herzens motivirte, daß er heute Nro. 16 in der Brandstraße den dritten Stock für nächstes Quartal gemiethet, da ließ sich auch sein Freund für dießmal zur Verschwendung hinreißen, wobei er energisch flüsterte:. „Man muß denen zu Haus nicht Alles auf die Nase binden.“

Am nächsten Quartal zogen also Knapperers in die neue Wohnung ein und die gute Sekretärin mußte dabei, ohne es zu wissen, eine gewaltige Feuerprobe ausstehen, denn die Kanzleiräthin stand gegenüber, hinter den Vorhängen versteckt, mit gewaffneten Augen, d. h. mit ihrer unendlichen Sehkraft bewaffnet, denn sie konnte fast um die Ecke sehen, wie Herr Stadelbach in früheren jüngeren Jahren oft seufzend versichert.

Da stand sie nun und unterzog jedes Geräthe einer genauen Musterung. Glücklicherweise hatte Madame Knapperer ihre Sachen schönstens verpackt und in bester Ordnung; die Matratzen waren fleckenlos oder hatten Ueberzüge, der gemeine Hausrath war unversehrt und die Ecken der feineren Möbel sorgfältig mit

Tüchern umwickelt, was der Kanzleiräthin ein beifälliges Kopfnicken abnöthigte. Auch sah man kein zerbrochenes Geschirr, und Speise- und Kaffeeservice, welches in Körben getragen wurde, schien sehr zahlreich zu sein. Selbst die Utensilien der Magdkammer, die Tannenholzbettlade und der Tannenholzschrank waren blank gescheuert, überhaupt nicht viel Kruft vorhanden.

Diese Inspektion war demnach zur Zufriedenheit ausgefallen, und da auch die Frau Sekretär Knapperer mit ihm gleich am andern Morgen, es war zufällig ein Sonntag, nach vorher ergangener Anfrage, ihren nachbarlichen Besuch machte, so empfing sie die Frau Kanzleirath Stadelbach und war wahrhaft herablassend, ja freundlich. Darauf machten Stadelbachs einen Gegenbesuch, dann besuchte ferner Fräulein Emilie Knapperer Fräulein Klara Stadelbach und erhielt diese Visite schon am andern Morgen wieder, die resp. beiden Herrn Söhne der Familien, Herr Friedrich Knapperer und Herr Emil Stadelbach, zwei junge Handlungsbeflissene, trafen sich auf der Mitte der Straße, schüttelten sich die Hände und tauschten so Besuch und Gegenbesuch zu gleicher Zeit aus. Als nun noch Sekretärs Bäbele und Kanzleiraths Rickele sich eine gegenseitige Küchenvisite abgestattet hatten, war die Sache so weit im Reinen, und die Freundschaft konnte als geschlossen betrachtet werden.

Madame Knapperer war dabei so klug, ihre Nachbarin, wenn auch nicht als ältere, doch als weisere Freundin zu betrachten, und wenige Tage nach dem Einzuge erbat sie sich eine Stunde, um sich über Manches aus der neuen Nachbarschaft Raths zu erholen. Daß dabei die Feinde der Kanzleiräthin auch die der Sekretärin wurden, versteht sich von selbst; auch von der unteren und mittleren Etage Nro. 16, wo nothwendig Besuche gemacht werden mußten, wurde das Nöthige berichtet und dann pflichtschuldigst vor einigen gefährlichen Häusern der Nachbarschaft gewarnt. Dort an der Ecke wohnte eine unternehmende Wittwe,

die, wie eine ehrliche Waschfrau erzählt, schon gefährliche Blicke nach Herrn Emil Stadelbach gesandt; in Nro. 13 aber hielt sich ein gesinnungsloser Infanterie-Lieutenant auf, dem es auf Besuche nach dem Balle und kompromittirende Fensterparaden durchaus nicht ankam. Auch der Läden und Handwerker wurde gedacht, dabei des leichten Brodes des Bäckers Knäusel, sowie des Metzger Stumpfinger erwähnt, der im Verdachte stehe, als habe er vor Jahren einen Ochsen geschlachtet, der eines natürlichen Todes verstorben. Zum Wasserholen wurde der Brunnen an der Kirche empfohlen, als auf dem freien Platze gelegen, der Zugluft und nachbarlicher Beobachtung ausgesetzt und so weniger geeignet zu langen, für die Hausfrau so lästigen Besprechungen der Dienstmägde.

So, mit guten Rathschlägen ausgerüstet, fing die Sekretärin ihre Wirthschaft in der Brandstraße an und betrug sich so vollkommen zur Zufriedenheit ihrer strengen Nachbarin, daß die beiderseitige Freundschaft bald eine innige genannt werden konnte. Auch die beiden Gatten waren mit ihrem Loose nicht unzufriedener als sonst; sie besuchten nach wie vor den goldenen Bären, und machten sogar, wiewohl lange vergeblich, den Versuch, ihre resp. Hausschlüssel auch noch für einen andern Tag der Woche verliehen zu erhalten.

Also lebten die Bewohner des dritten Stockes von Nro. 15 und 16 in einer wahrhaft wunderbaren Harmonie. Es war eigenthümlich, daß beide Familien auch die gleichen Lieblingsgerichte hatten; wahrhaft rührend aber mußte es genannt werden, daß wenn Kanzleiraths Sonntags Sauerkraut mit Umständen hatten, dieses köstliche Gericht Mittwoch auf dem Tisch des Sekretärs erschien, und der Grund dieser verschiedenen Tagesordnungen war, daß sich alsdann die Familien gegenseitig mit Portionen dieses Leibgerichts beglückten. Auch übertrug sich dieß glückselige Verhältniß auf den übrigen Speisezettel; aß man z. B. in Nro. 15

eine Gans, so klopfte Rickele unfehlbar an, einen Teller tragend mit einem Hintertiertel und einem ganzen Haufen Füllsel, und umgekehrt erhielt die Kanzleiräthin bei ähnlicher Veranlassung einen ganzen Haufen Füllsel, sowie ein vollständiges Hintertiertel.

Ja, die gleiche Stimmung der beiden Hausfrauen ging in's Unbegreifliche; sie hatten ihren beiden Töchtern schon mehrmals Kleider von demselben Stoffe gemacht, obgleich Fräulein Knapperer ein schwarzes Haar besaß und ein längliches, etwas dünnes Gesicht, Fräulein Stadelbach dagegen dickbackig war, eine Stumpfnase hatte und blonde Flechten trug. Der Sekretär mußte sich zu einem braunen Frack bequemen, wie ihn sein Nachbar gerne trug; wenn in Nro. 15 Birkenholz gekauft wurde, so hätte man in Nro. 16 Buchenholz nicht geschenkt genommen; wenn um Martini die Gänseheerden durch die Stadt getrieben wurden, so lagen beide Hausfrauen in ihren Fenstern, und wenn die Kanzleiräthin hinüberrief: „die graue da paßt für Euch, Knapperer," so sagte die Sekretärin: „danke recht schön, und ich rathe Euch zu der dicken weißen mit dunklem Flügel." Beide wurden dann auch gekauft, und wenn zufälligerweise eine etwas hart und zäh ausfiel, so war die arme Gans nicht schuld daran, sondern sie hatte das Welschkorn nicht ertragen können oder Bäbele hatte sie schlecht gestoppt.

Von den männlichen Sprößlingen bei der Familie ist nicht viel Gutes oder Schlimmes zu sagen. Es waren das ein paar hochaufgeschossene, noch ziemlich dünne junge Menschen zwischen 16 und 17 Jahren, die sich, wie gesagt, dem Handelsstande gewidmet hatten, und von denen man noch nicht recht wußte, was es eigentlich geben sollte. Doch zeigten sie für ihr Alter recht tüchtige Anlagen, saßen länger im Wirthshaus als ihre resp. Herrn Väter, tranken wohl auch etwas Besseres und rauchten keineswegs schlechtere Cigarren. Auch im Theater sah man sie zuweilen während des letzten Aktes unter der Firma, eine weit-

läufige Verwandte abholen zu müſſen; ſie würdigten aber alsdann der Bühne weniger Blicke, ſondern ſahen auffallend im Hauſe umher, um zu bemerken oder bemerkt zu werden, ſchraubten an ihren Theaterlorgnetten auf eine wahrhaft klägliche Art herum und ſprachen dazu franzöſiſch: à tu recartez cette cheune fille dans la première galerie? cellui dans le manteau-blanc. — Oui cellui. — Elle est très beau! — Oui, très beau?

Wenn die beiden jungen Herrn ſo warm aus dem Theater kamen und davon zu Haus viel Schönes erzählten, ſo liebte die Kanzleiräthin würdevoll den Kopf zu ſchütteln, und verſicherte, das ſei ein ganz untergeordnetes Vergnügen. So ſprach ſie anfangs und ebenſo auch die Sekretärin, und beide Mütter bekämpften auf's Eifrigſte die immer lauter werdenden Wünſche ihrer Töchter, auch das Theater zuweilen beſuchen zu dürfen. „Das bildet den Geiſt," ſagte Emilie. „Und man ſieht dort viel Neues," meinte Clara.

„Auch ſagt Schiller ſchon, die Bühne ſei eine moraliſche Anſtalt."

„Und wenn man auf Bälle geht, Mama, ſo muß man ſich auch im Theater und Konzert ſehen laſſen, ſonſt bleibt man ſitzen. Ich höre das zu oft während des Tanzens, wie faſt immer nur vom Theater geſprochen wird — Man ſieht Sie doch morgen in den Hugenotten? — O wer könnte den vierten Akt verſäumen! — O Gott ja! für den ſchwärme ich auch. — Lalalala! — la — lala! — Raoul, ich liebe Dich."

„Und dann wirſt Du einſehen, Mutter," ſagte Emilie, „daß ein ſchönes Schauſpiel den Geiſt bildet. Ich verſichere Dich, ich muß mich im Geſpräch oft zuſammen nehmen und mit einem vielſagenden Lächeln ſtill ſchweigen, wenn Jemand eine Stelle citirt und ich nicht weiß, ob ſie von Schiller oder von Shakeſpeare iſt."

Wenn auch beide Mütter die Angriffe ihrer Töchter gegen-

über von diesen energisch bekämpft, so gab es doch Augenblicke, wo die beiden Frauen allein dasselbe Thema mit den gleichen Variationen behandelten.

„Ich muß auch sagen," meinte die Kanzleiräthin, „daß es sich für eine Frau von unserem Stande schickt, zuweilen in's Theater zu gehen. Natürlich auf einen Sperrsitz; denn das Parterre ist gar zu gemischt, und mich dort herumstoßen zu lassen, dazu habe ich nicht die geringste Neigung."

„Ich will es nur gestehen, liebe Stadelbach," entgegnete darauf die kleine Knapperer mit glänzenden Augen, „daß ich das Theater für mein Leben gern höre. Ehe ich verheirathet war," setzte sie mit niedergeschlagenem Blicke hinzu, „ging ich viel häufiger in's Theater, recht viel häufiger. Aber jetzt sagt mein Mann, das sei ein gar zu kostbarer unnützer Zeitvertreib."

„Ja, wenn man die Männer hört," sprach die Kanzleiräthin in wegwerfendem Tone, „da ist freilich Alles kostbar und unnütz, was unser Vergnügen anbelangt. Da ist nur wichtig das Kaffeehaus —"

„Und das Wirthshaus —"

„Und die Pfeife —"

„Und die Zeitung."

„Und was in der steht, das behalten sie auch wie ein Geheimniß für sich."

„Das ist wahr. Da gibt sich Keiner die Mühe und erzählt, was es da Neues gibt."

„Wir sollen das selbst lesen."

„Ja, selbst lesen; als wenn wir dazu die Zeit hätten!"

„Ich versichere Sie, Knapperer, es ist nichts mit der Welt, und wenn ich nicht so zufällig dazu gebracht worden wäre, mich zu verheirathen —"

„Das weiß Gott!" seufzte die Sekretärin. „Es ist nichts als Plage und wieder Plage und noch einmal Plage!"

„Dafür müssen wir uns das Leben so angenehm machen wie möglich," sagte entschieden die Kanzleiräthin. „Und was das Theater anbelangt, so will ich mich einmal erkundigen, ob man nicht in ein gutes, anständiges Sperrsitz-Abonnement irgendwo mit eintreten kann."

„Ist das Ihr Ernst?"

„Abgemacht!"

So wurde demnach beschlossen im Rathe der Haus — götter. Und es gelang auch den emsigen Nachforschungen der Kanzleiräthin, ein Sperrsitz-Abonnement aufzufinden, wo man es nicht ungern sah, wenn die beiden Damen eintreten wollten. Dazu war das Abonnement außerordentlich günstig; die Stammmutter desselben war eine reiche verwittwete Registratorin mit ihrer schon ziemlich erwachsenen Tochter. Diese Tochter, sonst eine feurige Anbeterin deutscher Clasiker, war in die Jahre getreten, wo man endlich einsehen lernt, daß Schiller doch nur für eine unreife, schwärmerische Jugend geschrieben, wo man die Schönheiten des Göthe'schen Clavigo recht tief fühlt und mit genießt; wo man dagegen im Faust zu viele anzügliche Stellen entdeckt, und es höchst unzart findet, wenn er von sich sagt:

Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu sein.

Die zweite Partie Theilhaber an dem Sperrsitz-Abonnement war ein ältlicher Buchhändler mit seiner Schwester, welch' letztere leider früh verwittwet war, und die Stücke vorzog, wo es armen gekränkten Weiberherzen recht schlecht geht, wo sie alsdann die Bühne wie einen Spiegel vor sich sah und alles das selbst zu sein glaubte, warum es sich da oben handelte. Da ging sie dann bald als „Lorle" nach Haus, bald als „Weib aus dem Volke", auch konnte sie sich genau in die Stimmung der „Musikantentochter Millerin" versetzen, namentlich wenn der alte, verdrieß-

liche Buchhändler beim Nachtessen sagte: „Die Suppe ist matt wie Deine Seele, Louise."

Diese vier Theilnehmer an einem Sperrsitz-Abonnement suchten nach vier gleichgesinnten Seelen, wo dann gerade die rechte Zahl herauskam, um an Kosten und Vergnügen nicht zu viel und nicht zu wenig zu haben.

Die Registratorin mit ihrer Tochter, sowie die verwittwete Buchhändlersschwester hatten, wie schon bemerkt, durchaus nichts gegen den Eintritt der beiden Familien zu bemerken, der alte griesgrämige Buchhändler dagegen konnte den Sekretär nicht leiden, weil dieser einmal eine tabellarische Uebersicht des städtischen Consums für den Volkskalender eines andern Verlags angefertigt hatte, welcher Volkskalender — parceque oder quoique, das wissen die Götter — recht gut gegangen war. Doch wurde er begreiflicher Weise von seiner Schwester überstimmt und die Theilnehmer zugelassen.

Weder der gute Kanzleirath, noch der biedere Sekretär ahneten etwas von dieser Theater-Verschwörung; auf Herrn Knapperer wurde der erste Angriff gemacht, als er an einem schönen Vormittage Besuch bei Stadelbachs machte. Die Kanzleiräthin sprach davon, wie es so schön sein würde, einen Wechselsperrsitz zu haben, und man doch auch in dieser Richtung etwas für Geist und Gemüth der heranwachsenden Töchter thun müsse. Der Sekretär schüttelte sein Haupt und entgegnete mit heuchlerischer Miene: „er für seine Perspn würde am Ende nichts dagegen haben, doch sei seine Frau ein viel zu ruhiges und stilles Gemüth, um an dem Lärm des Theaters Geschmack finden zu können." Ganz genau so sprach am selben Nachmittage der Kanzleirath, als er von der Sekretärin und Fräulein Emilie Knapperer attakirt wurde. Wie war aber diesen beiden überlisteten Ehemännern zu Muth, als noch am gleichen Abend sowohl das ruhige, stille Gemüth der Kanzleiräthin als der Sekretärin erklärten, sie hätten sich schon

lange nach den Freuden des Theaters geſehnt, hätten auch bereits einleitende Schritte zu Erlangung eines Sperrſitz-Abonnements zu Acht gethan. Die beiden Männer ſahen ſich bedenklich an, und der Kanzleirath meinte: die Sache ſei aber wohl noch zu überlegen, welches an ſich harmloſe Wort einen wahren Sturm der Entrüſtung der Fräulein Clara Stadelbach hervorrief. Sie wüßte wohl, ſagte die junge Dame ſehr empfindlich, daß Papa nur dagegen ſei, wenn ſie ſich in der Welt zeigen wolle, und man ſehe wieder recht deutlich, daß man nun einmal nicht im Stande ſei, ihr auch nur das kleinſte Vergnügen zu gönnen. Faſt ebenſo drückte ſich auch Fräulein Emilie aus, die noch hinzuſetzte: „Es wäre aber doch wohl endlich einmal an der Zeit, daß man draußen erfahre, auch ſie ſei in der Welt.“

Vier weibliche Zungen gegen zwei männliche iſt eine Uebermacht, bei welcher der Letzteren Niederlage gewiß iſt. Ehe aber die beiden Männer nachgaben, ſprach der Kanzleirath noch einige Worte ernſter Warnung. In früheren Zeiten habe auch er einmal mit Damen einen Wechſelſperrſitz gehabt. „Natürlich vor meiner Verheirathung,“ ſetzte er ſchnell hinzu; „und das hat nicht lange gut gethan. Das gab zu allerhand Häkeleien Veranlaſſung, da kam Mißtrauen und Eiferſucht in's Spiel, aus Mücken wurden Elephanten gemacht, und kurz, ich erlebte es nach langer Zeit, daß zwei Familien, ebenſo innig befreundet wie wir Beide es ſind, durch ein Sperrſitz-Abonnement ganz auseinander gebracht wurden.“

Auf dieſe Aeußerung hin ſah die Kanzleiräthin wahrhaft rührend und groß die Sekretärin an. Beide reichten ſich die Hand, und Madame Stadelbach ſprach die denkwürdigen Worte: „Ich verſichere Dich, Chriſtian, den Bruch unſerer Freundſchaft wirſt Du nicht erleben.“

Die beiden Männer fügten ſich demnach achſelzuckend in ihr Schickſal, und wenn ſie auch in prophetiſch warnendem Tone

sprachen, ungefähr wie der Chor aus der Braut von Messina, nur mit andern Worten, so hatte das nicht die geringste Wirkung, und der Vertrag des Sperrsitz-Abonnements zu Acht mußte ratifizirt werden. Ehe dieß aber geschah, wurde noch eine Clausel angefügt, worauf die Beiden mit einer wahrhaft heldenmüthigen Festigkeit bestanden, und welche sie auch trotz manchfacher Widerrede glücklich durchsetzten. Das war die weitere Verleihung des Hausschlüssels auf noch einen Tag in der Woche.

So nahmen denn mit Beginn des Winters die Theaterfreuden ihren Anfang. Das ganze Abonnement war außerordentlich schön geregelt; zuerst kam begreiflicher Weise die Registratorin mit Tochter, dann die Buchhändlersfamilie, hierauf Nro. 15 und 16. War eins der Theilhaber durch Krankheit oder sonst wie verhindert, am Tage, wo ihm das Billet zufiel, in's Theater zu gehen, so konnte es seine Rechte auf irgend eine beliebige Person übertragen; fand sich aber Niemand, der außer der Reihe von dem Sperrsitz Gebrauch machen wollte, so konnte es zu einem mäßigen Preise verkauft werden. Früher, als das Abonnement noch zu Vier bestand, war dieser Fall schon einigemal vorgekommen, jetzt aber, wo Stadelbachs und Knapperers eingetreten waren, war in diesen beiden Familien Verwendung genug, um den Sperrsitz nicht in andere Hände gelangen zu lassen. Hierbei müssen wir noch bemerken, daß die beiden männlichen Mitglieder der letztgenannten Familie vom Mitgenusse des Schauspiels feierlich ausgeschlossen waren; was die beiden alten Herrn anbelangte, so begriffen diese überhaupt nicht, wie man die nichtssagenden Theaterfreuden den süßen und geistigen Genüssen im goldenen Bären vorziehen konnte; Herr Friedrich und Herr Emil machten auch keine Ansprüche, da sie jetzt mehr als je Gelegenheit hatten, Mutter oder Schwester abzuholen und das Theater, wenigstens in den letzten Akten, ohne Weiteres besuchen konnten.

Das Sperrsitz-Abonnement zu Acht gelang demnach in bester

die ich ehrerbietig und herzlich küßte. Ich glaube, es fielen auch ein paar Thränen darauf und meine Stimme zitterte heftig, als ich ihr entgegnete: „Glauben Sie mir, Madame, daß ich Ihnen für Ihre Rede, so hart sie mir Anfangs erschien, innigst danke. Für Jemand, der wie ich vater- und mutterlos, ja fast ganz verlassen in der Welt steht, ist die Strenge mit Herzlichkeit und Liebe gepaart, die Sie mir seither immer bewiesen, ein Ersatz für die Worte der Eltern, die ich unendlich lange nicht mehr gehört und Sie sollen sehen, ob Sie zum zweitenmal in den Fall kommen werden, mich daran zu erinnern, was ich der wahrhaft mütterlichen Behandlung, wie ich sie von Ihnen erfahren, schuldig bin." Mein Herz war zum Zerspringen voll und ich durfte nicht viele Worte machen, indem ich großer Mensch befürchtete, in lautes Weinen auszubrechen. Und was hätte ich nicht noch alles sagen können? war ich doch einen Augenblick entschlossen, ihr zu sagen, wie sehr ich meine Nichte Emma liebe, und sie kurz und gut zu bitten, bei dem Mädchen für mich zu sprechen, doch brachte ich kein Wort weiter hervor, machte eine stumme Verbeugung und eilte aus dem Zimmer.

Unten an der Treppe begegnete mir der Herr Specht und ich wandte den Kopf ab, um ihn nicht zu sehen und um mein Gesicht nicht sehen zu lassen, auf welchem Schmerz und Freude zu lesen war. Auch sah ich in

Harmonie. Es waren schon ganze vier Wochen vergangen und die Freundschaft der Familien schien sogar fester geworden zu sein; man verstand sich mit einer rührenden Herzlichkeit, man tauschte gegenseitig die Billete außer der Reihenfolge um, wenn z. B. Fräulein Clara einmal gern eine Oper sehen wollte und Fräulein Emilie Gelüste nach einem Trauerspiel hatte. Daß die Mütter oftmals zu Gunsten ihrer Töchter verzichteten, verstand sich überhaupt von selbst. Du lieber Gott! junge Mädchen haben oft ein ganz anderes Interesse am Theater als ihre Mütter, die doch meistens nur hineingehen, um irgend ein langweiliges Stück langweilig spielen zu sehen. Dabei war Fräulein Stadelbach und Fräulein Knapperer so sehr ein Leib und eine Seele, daß es schon bei einer großen Oper, die selten gegeben wurde, oder bei einem berühmten Gaste, der nur einmal auftrat, vorgekommen war, daß eine die beiden ersten Akte, die andere die beiden letzten gesehen.

Der grießgrämige Buchhändler dagegen konnte immer noch seine Mücken gegen den Sekretär wegen der tabellarischen Uebersicht der städtischen Consumtion nicht verwinden und beruhigte sich erst, als er erfuhr, Herr Knapperer werde sich in Person des Sperrsitzes niemals bedienen. Die Registratorstochter war die Einzige, welche sich nach einiger Zeit gegen ihre Mutter im Vertrauen wider das Abonnement aussprach. „Daß die Knapperer und die Stadelbach," sagte sie, „ein wenig jünger sind als ich, du lieber Gott! daraus mache ich mir nichts und das ist auch unerheblich; aber daß die beiden Affen, welche auf unserem Platz sitzen, ihr Möglichstes thun, um die Blicke aller Männer auf sich zu ziehen, ist ein bischen unangenehm. Ich habe es von einer Bekannten. Kommt doch die Eine immer in's Theater mit brennendrothen Schleifen im Haar, die ihr bis auf die Taille herabhängen, und hat doch die Andere beständig den auffallendsten himmelblauen Kopfputz, den man nur sehen kann. Es ist eigentlich lächerlich.

Da hat ſie irgendwo geleſen, daß ſich fahles blondes Haar und eine Stumpfnaſe durch die blaue Farbe ein bischen genießbar machen laſſen, und jetzt übertreibt ſie das ſo, daß ſich alle Nachbarinnen darüber aufhalten. — Es iſt zu fahl. — Weißt Du, Mama," fuhr ſie fort, „es iſt mir unangenehm, daß Leute, die mich nicht genau kennen, glauben könnten, ich treibe dergleichen Geſchichten, und mich mit der Stadelbach oder der Knapperer verwechſeln; ich muß ſagen, das müßte ich mir denn doch ausbitten."

Eine Verwechslung wäre nun nicht leicht möglich geweſen. Denn die Altersunterſchiede zwiſchen beiden Parteien waren doch ein bischen zu ſtark und in die Augen ſpringend. Emilie und Clara, die durch eine Bekannte etwas von dergleichen Aeußerungen vernommen, waren herzlos genug, darüber zu lachen und ſich von da ab noch längerer rother und blauer Schleifen zu bedienen.

Der Kanzleirath und der Sekretär freuten ſich dagegen ihres weiteren Wirthshausabends und konnten beim nächſten gemeinſchaftlichen Familien-Nachteſſen nur achſelzuckend ſtillſchweigen, als ihnen Madame Stadelbach die vergangenen vier Wochen in Betreff des Sperrſitz-Abonnements vor Augen führte und triumphirend fragte: „Nun, iſt Eure Vorausſetzung eingetroffen, hat unſere gegenſeitige Freundſchaft ab- oder zugenommen?" Und es ſchien auch in der That, als wenn Letzteres der Fall geweſen wäre. Die aus Nro. 15 waren faſt beſtändig in Nro. 16 oder umgekehrt. Die Kanzleiräthin und die Sekretärin machten jetzt die allergeringſten Einkäufe miteinander, und wenn Fräulein Clara im Theater geweſen war, ſo konnte Fräulein Emilie kaum den andern Morgen erwarten, um ſich auf's Genauſte erzählen zu laſſen, ob das Theater voll geweſen ſei, ob der ihnen eigentlich vollkommen gleichgültige Offizier mit dem röthlichen und der mit dem ſchwarzen Schnurrbart häufig umgeſchaut und ſich unter vielſagendem Blick eben dieſen Schnurrbart mit den weißen Handſchuhen gewiſcht;

ob Martha die letzte weiße Roſe ſo wunderſchön geſungen als das letzte Mal oder ob die erſte Liebhaberin, Fräulein Käſewetter, wieder einen neuen Kopfputz gehabt und welchen; ob Herr A. mit Frau B. viel geſprochen; ob Fräulein C. und Herr D. ſich wieder ſo auffallend benommen; ob der Lieutenant E. wieder ſo hartnäckig neben der Bank geſtanden habe, wo die ſog. ſchöne F. ihren Platz hat; ob der unausſtehliche blaſſe junge Menſch wieder da geweſen ſei, der immer auf ihre Seite herüberkomme, und ob es wahr ſei, daß Herr P. und Fräulein H. jetzt auf der zweiten Gallerie neben einander ſäßen und demnach wirklich als Brautpaar zu betrachten ſeien. Ueber all dieſe Mittheilungen lachten die jungen Damen viel und anhaltend, und wenn ſie darauf von einander gingen, war der Himmel ihrer Freundſchaft klarer als ſonſt, und die Sonne eines herzlichen Einverſtändniſſes ſtrahlte über ihr junges Leben.

Da kam das Schickſal — nicht roh und kalt, ſondern vielmehr geſchmeidig und ſehr warm in der Geſtalt eines jungen Oekonomen, der auf dem Nebenſperrſitz ſeinen Platz nahm, zufällig an dem Abend, wo Fräulein Stadelbach die Reihe des Abonnements traf. Es wurde ein Stück gegeben, auf das ſich die junge Dame beſonders gefreut. Aber es war ſonderbar, daß ſie an dieſem Abend weniger darauf Acht gab, was und wie droben geſpielt wurde, als auf die eingeſchobenen Bemerkungen des jungen Oekonomen, die er ſeiner Nachbarin begreiflicher Weiſe auf's Ehrerbietigſte zuflüſterte. Dabei blieb auch dieſe Bekanntſchaft natürlich vollkommen in den Grenzen einer vorübergehenden Sperrſitznachbarſchaft, wußte man doch nicht einmal, ob der junge blonde Mann nur ein Fremder war und demnach nur vorübergehend das Theater beſuchte.

Am andern Morgen, als die beiden jungen Mädchen zuſammenkamen und die Fragen erörtert wurden, wie wir uns erlaubt, ſie weiter oben anzudeuten, war es eigenthümlich, daß Fräulein

Stadelbach des jungen blonden Oekonomen mit keiner Sylbe erwähnte. Daß Fräulein Emilie nicht darnach fragte, begreift sich von selbst, denn noch hatte sie ja keine Idee von dem neuen und sehr interessanten Nachbar. Clara aber kaufte an diesem Nachmittag eine seidene Herrenhalsbinde, grau mit blau karrirt, wie sie ihr Bruder schon lange gewünscht, diesen Wunsch aber bis jetzt vor tauben Ohren ausgesprochen. Er erhielt diese Halsbinde noch am gleichen Tage von der Schwester zum Geschenk, und was die Beiden dazu verhandelt, bleibt vorderhand ein Geheimniß; — genug, der junge Herr Stadelbach befand sich an diesem Abend durch besondere Vergünstigung schon vor Beginn des Stückes im Theater, und als er zurückkam, rapportirte er insgeheim der Schwester: auf dem Sperrsitz neben dem des Abonnements habe schon vor Anfang des Stückes ein junger blonder Mann gesessen, der sehr häufig nach der Thüre gesehen, dann aber noch vor der Ouverture aufgestanden sei, sowie nämlich der alte grießgrämige Buchhändler, an dem heute die Reihe war, erschienen. Auch habe er sich, der junge blonde Mann nämlich, noch ein paar Akte am Eingange herumgetrieben, sei aber noch vor Ende des Stückes verschwunden.

Da die Tochter der verwittweten Registratorin seit einiger Zeit an einem leichten Unwohlsein litt, so war das Billet käuflich zu haben, und Clara Stadelbach erstand es für die nächste Vorstellung. Da schon begriff es Emilie Knapperer nicht, daß ihre Freundin die alte Norma wieder sehen wolle, die sie ja erst noch vor acht Tagen leiden und sterben gehört.

„Ach! die Musik der Norma ist zu himmlisch!" versicherte dagegen die Freundin, mit einem Blick an die Zimmerdecke. „Ich schwärme dafür. — Frie — — — den gebiet ich. — O kehre zurück und bringe der Liebe echte Freuden! — Und wenn am Schluß des ersten Aktes Sever auftritt, da bin ich in einer förmlichen Spannung. — Es ist einem ganz gruselig, und dann macht Norma

ein paar Augen; — aber es ist begreiflich. Ein solch schändlicher Verrath!"

„Nein, nein!" sagte Emilie, „für die Norma wäre mir doch mein Geld zu lieb. Nun, ich wünsch' Dir viel Vergnügen."

Und dahin ging Clara Stadelbach mit den ersten schüchternen Anfängen einer Treulosigkeit gegen die Freundin in ihrem Busen. Doch es gibt ein eigenes Gefühl im menschlichen Herzen, das stärker ist als die Freundschaft. Fräulein Stadelbach war noch nie so früh in's Theater gegangen wie heute. Fast sämmtliche Sperrsitze waren noch leer, und es machte ihr ein eigenes Vergnügen, die Leute so nach und nach ankommen zu sehen. Es geht dir vielleicht auch manchmal so, geliebter Leser oder verehrte Leserin, daß dir irgend ein Vers im Kopf herumsummt, den du nicht losbringen kannst. Unsere Sperrsitz-Abonnentin sprach unzählige Mal vor sich hin:

Es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

— Und doch! Sie blickte gerade zufällig nach der Eingangsthür, da erschien er. Sein erster Blick galt ihr, und sein Gruß war wahrhaft bezaubernd, als er neben ihr Platz nahm. — O die alte Norma hat in der That wunderbare und bezaubernde Melodien, so viele Stellen, wo man mit Beziehung seufzen kann, die Augen niederschlagen, nachdem man nämlich vorher anders wohin gesehen, und seine Handschuhe betrachten. — Ach! und auch der Text ist ein sehr schöner Text! Wenn die arme betrogene Seherin das junge naseweise Ding, die Adalgise, fragt: „Sprich! wie faßte dich die Liebe?" Da muß sich jedes Mädchen in Acht nehmen, daß ihr Auge nicht zufälliger Weise dem Blick eines jungen unternehmenden Mannes begegne, sonst ist ein solcher eitel genug, die Frage auf sich zu beziehen. — „Sprich! wie faßte dich die Liebe?"

Auch ist die Norma wie gemacht dazu, moralischen Betrachtungen Worte zu verleihen. Sie sagt — eine Zuschauerin nämlich — „es ist das doch ein entsetzliches Schicksal!“ und er antwortet: — ein Nachbar nämlich — „in der That entsetzlich, der römische Proconsul ist einer der schlechtesten Menschen, die ich kenne.“ —

„Aber die Männer finden das verzeihlich.“

„Unmöglich, mein Fräulein.“

„O doch! Es ist ihnen ein Vergnügen, mit den edelsten Gefühlen des Herzens zu spielen.“

„Aber Ausnahmen werden Sie zugeben, mein Fräulein.“

(Große Pause.)

„Vielleicht; aber diese Ausnahmen sind selten.“

„Aber es gibt solche Ausnahmen.“

Zwei unterbrochene Blicke, ein leichter Seufzer, ein gelinder Husten und Oroviſt tritt auf, um mit seinen Galliern die äußerst sangbaren Worte hören zu lassen:

Zucket krampfhaft, zucket krampfhaft, diese Rechte.

So geht die Norma langsam ihrem Ende zu; der Holzstoß brennt, der schwarze Schleier erscheint, Sever erfährt, welch treues Herz er hintergangen, die Pauken haben ihr Solo, dann fällt der Vorhang und man geht nach Hause.

Die Treppen hinab, zum Hause hinaus begleitete der Oekonom das junge Mädchen; unten aber lauerte Nickele mit der unvermeidlichen Laterne auf ihre Beute. Freilich unterstand er sich, eine schüchterne Anfrage um die geneigte Erlaubniß zur nach Hausebegleitung hervorzulispeln. — „O nein, ich muß recht sehr danken, man würde das übel deuten und — — Nickele würde es unfehlbar dem Bäbele erzählen.“

Am nächsten Theaterabend traf die Reihe Emilie Knapperer. Sie setzte sich unbefangen auf ihren Platz, die Thüren öffneten sich von Minute zu Minute, und herein strömten die alten bekannten

Gesichter. — Jetzt wurde ein junger, blonder Mann sichtbar — auf jeden Fall ein Fremder; Emilie hatte ihn noch nicht gesehen, und doch war es eigenthümlich, daß er so auffallend nach ihrem Platze hinschaute. Ja, er blickte hin, daran war nicht zu zweifeln, und so bekannt blickte er hin; es war gerade, als suche er etwas. Jetzt schritt er vorwärts, kam an ihre Reihe und drängte sich unter Entschuldigungen durch. — Es war ein recht angenehmer junger Mann mit hübschem, blondem Haar, und sie mochte die blonden Haare wohl leiden.

Um den Leser nicht zu ermüden, wollen wir in Kurzem sagen, daß er fast auf die gleiche Art mit Fräulein Knapperer eine freundschaftliche Bekanntschaft anknüpfte, wie er es mit Fräulein Stadelbach gethan, wobei wir es übrigens nicht gerechtfertigt finden, daß er gegen die schwarze Nachbarin nicht ein Wort von der blonden erwähnte, ebensowenig aber auch umgekehrt, und daß Emilie am andern Morgen ihrer Freundin Clara über Alles, was im Theater geschehen war, vollständige Rechenschaft ertheilte, mit Ausnahme einer Kleinigkeit, welche die geneigte Leserin wohl zu errathen im Stande sein wird.

Am nächsten Theaterabend hatte Herr Friedrich Knapperer ebenfalls eine graue, blaumelirte Halsbinde und berichtete der Schwester am andern Morgen, der Platz neben der Registratorin-Tochter sei leer gewesen, und ein junger, blonder Mann habe häufig dort hinübergeschielt, sich aber nach dem zweiten Akte gänzlich zurückgezogen.

„Oh!" sagte Emilie und fühlte wie ihr Herz schlug.

Da es sich nun zufällig traf, daß die Buchhändlerin-Schwester das Theater in einem der nächsten Tage einer Kaffeegesellschaft wegen nicht besuchen konnte, und daß der alte griesgrämige Buchhändler die Maria Stuart, welche gerade gegeben wurde, nicht ausstehen konnte — überhaupt war ihm Schiller widerwärtig, da er einmal den schwachen Versuch gemacht hatte, eine Aehrenlese

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20773 / 039

aus deſſen Gedichten zu veranſtalten, wofür er wegen Nachdrucks beſtraft worden war — ſo war der Sperrſitz vacant, und Emilie Knapperer, die zuerſt Kenntniß davon erhielt, erſtand ihn zu ihrer großen Freude. Kaum aber hatte ſie das koſtbare Billet in Händen, ſo kam Clara zum freundnachbarlichen Beſuch, ſprach nach einigen gleichgültigen Einleitungen vom Theater, und entwickelte alsdann eine noch nie dageweſene Schwärmerei für Schiller, namentlich aber für Maria Stuart.

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wandelte, wer mit euch ſchiffte!“

ſo recitirte ſie und ſah dabei an den grauen Winterhimmel, von dem unterſchiedliche Schneeflocken in trübe graue Waſſerlachen niederfielen. Dabei ſagte ſie, da Mama ihre Paſſion für den größten deutſchen Dichter kenne, habe ſie eben zur Regiſtratorin geſchickt, die heute Abend eine große Geſellſchaft habe, um das Billet für heute zu erlangen.

Woher es kam, wußte Emilie nicht, aber dieß Empreſſement der Freundin, jetzt auf einmal das Theater ſo häufig zu beſuchen, gab ihr einen gelinden Stich in's Herz, und es geſchah nicht mit der gewöhnlichen Unbefangenheit, als ſie ſagte: „Da kommſt Du zu ſpät, liebe Clara, Mama hat es bereits für mich holen laſſen.“

Dieſe Worte waren von einem lauernden Blick begleitet, und als Emilie bemerkte, daß die Freundin bei dieſer Eröffnung faſt erſchrack, gab es ihr einen neuen Stich in's Herz. — Dergleichen Herzſtiche aber ſind gefährlich und aus ihnen entwickelt ſich leicht ein ſehr unangenehmes Mißtrauen.

„Du willſt Maria Stuart ſehen?“ fragte Clara faſt verwundert. „Du, die die Stücke von Schiller nicht leiden kann?“

„Es iſt wahr,“ entgegnete die Freundin. „Ich habe dieſelben früher ſehr vernachläßigt, aber ich finde, daß ein Mädchen von Bildung ſich das nicht ſollte zu Schulden kommen laſſen.“

„So, das findeſt Du, liebe Emilie?“

„Ja, ich finde das, liebe Clara.“

An dieſem Abend war alſo Emilie Knapperer im Theater, und neben ihr ſaß der junge blonde Oekonom. Maria Stuart iſt in gewiſſer Beziehung für zwei junge, neben einander ſitzende Leute noch ein viel dankbareres Stück als die Norma. Mortimer hat gar zu ſchöne Reden und mit denen hilft er ſo leicht eine Converſation anknüpfen. Als er mit den Worten ſtarb:

Maria, Heil'ge, bitt' für mich!

da wandte ſich der erſchütterte Oekonom und ſagte zu ſeiner Nachbarin: „Sie heißen gewiß Maria, mein Fräulein. Sie haben etwas ungemein Seeliſches, ſo etwas wunderbar Marienhaftes.“ Es war das ein Ausdruck, den er von einem Freunde, einem Literaten, gehört und den er hier glücklich los wurde.

Daß ſeine Nachbarin nicht Maria, ſondern Emilie hieß, erfuhr er gleich darauf, und dann kam es, wie es früher ſchon einmal gekommen war: er begleitete ſie die Treppen hinab und hätte ſie auch gerne nach Hauſe geführt, aber Bäbele machte ein gar zu bedenkliches Geſicht, und die Gas- und andern Laternen brannten außerordentlich hell.

Daß ſich an dieſem gleichen Abend der junge Herr Stadelbach ebenfalls im Theater befand, war mehr als ein Zufall, und als er, kaum nach Haus gekommen, der Schweſter erzählte von dem jungen verrätheriſchen Oekonomen, der mit Knapperers Emilie den ganzen Abend geſprochen, ſie auch die Treppe hinab begleitet habe, da — — da ſtieg in ihrem Herzen ein Gefühl auf, welches, wie wir hoffen, Dir, theure und geneigte Leſerin, erſpart bleiben möge. Daß aber Clara den feſten Vorſatz faßte, gegen ihre treuloſe Freundin zu ſchweigen, verſteht ſich ganz von ſelbſt.

Wie ſich aber Alles in der Welt wiederholt, ſo geſchah es auch, daß, als an einem andern Abende Clara in's Theater ging, der junge Herr Knapperer ebenfalls als verſteckter Zuſchauer

dem Speise-Zimmer meine Nichte Emma stehen, welche beschäftigt war, den Tisch zu decken. Ich trat eilig hinein und drückte die Thür hinter mir zu. Das Mädchen ließ die Servietten fallen, als ich auf sie zutrat und hastig ihre Hand ergriff.

„Ich komme so eben von der Prinzipalin," sagte ich sanft aber ernst, „und habe ihr bewiesen, wie falsch man mich angeklagt; ja man hat mich falsch angeklagt," wiederholte ich, „aber Emma, Du hast doch nie etwas Böses von mir geglaubt?"

Sie wandte das Gesicht weg und schüttelte mit dem Kopfe.

„Emma" fuhr ich fort, „laß' mir einen Augenblick Deine Hand, Deine liebe Hand, es ist gewiß und wahrhaftig nicht gut, daß Du mich immer so kalt und streng behandelst, warum thust Du das?"

„Ich weiß es nicht," antwortete das Mädchen mit leiser Stimme und sah mich mit ihren großen hellen Augen an, in welchen Thränen standen.

„Du weißt nicht, warum Du mich quälst?" fuhr ich bewegt fort, „o das ist doppelt Unrecht."

„Ich will Dich nicht quälen," entgegnete sie, „aber wie kann ich anders sein, ich bin Dir fremd geworden, Du bist mir fremd geworden."

„Fremd, gänzlich fremd?" sagte ich erschreckend und ließ ihre Hand los, „also doch gänzlich fremd?"

gegenwärtig war. Clara hatte ihr blondes Haar etwas locker und ſchmachtend friſirt; ſie hatte in ihren Zügen etwas Elegiſches, ihre ganze Haltung erinnerte an eine Trauerweide. Sie zuckte faſt zuſammen, als ſich das Ungeheuer von einem Oekonomen neben ſie ſetzte, und es brauchte vieler Worte ſeinerſeits, ehe ſie ihm eine einigermaßen verſtändliche Antwort gab. Aber ein weibliches Herz iſt unter gewiſſen Verhältniſſen zum Verzeihen geneigt, namentlich in der Oper, wo die Muſik das Ihrige dazu beiträgt, um einen leichten Groll in ſüße Wehmuth umzuſchmelzen, und Wehmuth — ſchöne Leſerin, iſt etwas außerordentlich Gefährliches. Wenn wir noch ſagen, daß an dieſem Abende Romeo und Julie war:

„Nein, nein, Du liebſt mich nicht, wie ich Dich liebe!“

ſo werden wir es verzeihlich finden, daß ſich Fräulein Stadelbach von dem jungen Oekonomen, natürlich unter Rickele's Schutz, nach Hauſe begleiten ließ.

Das Alles hatte der junge Herr Knapperer mit angeſehen, und da er aus den Reden der Schweſter gemerkt hatte, warum es ſich eigentlich handle, ſo war er verletzt, indignirt, und konnte es in gerechter Entrüſtung nicht unterlaſſen, beim Nachteſſen vor Schweſter und Mutter die beiſpielloſe That Clara's zu erzählen. Wie das Emilie aufnahm, brauchen wir eigentlich nicht zu ſagen. Daß ſie heftig ihren Teller mit Kartoffelſalat und Wurſt von ſich ſtieß, verſteht ſich von ſelbſt. Daß ſie faſt in Thränen ausbrach, begreifen wir, und daß ſie die, ſonſt ſo ſanfte, Mutter zu einer gelinden Entrüſtung aufſtachelte, wird man verzeihlich finden. Die Sekretärin ſagte: „Ich muß geſtehen, das gefällt mir durchaus nicht,“ worauf Emilie hinzuſetzte: „O Mutter, ich kann Dich verſichern, es iſt bei der Clara Stadelbach nicht Alles, wie es ſein ſollte.“ — — — Dann kam die Alles auflöſende Wehmuth, und als Herr Knapperer zu Bette gegangen war, ſchüttete Emilie in's

mütterliche Herz das Bild des jungen Oekonomen, und ließ zu gleicher Zeit die Freundin Clara in ihren Abwendigmachungsverſuchen als ein wahres Ungeheuer erſcheinen.

Das Verhängniß aber nahm ſeinen Lauf, und es traf ſich, daß, als an einem der nächſten Abende der alte grießgrämige Buchhändler im Theater war, und der junge Oekonom ebenfalls, der letztere dachte: es ſei vielleicht nicht ſo übel, von dem Nachbar etwas über die Verhältniſſe der beiden jungen Damen zu erfahren. Der alte Buchhändler aber war ein abgeſchlagener Geſelle und mit der Regiſtratorin, von der er Geld zu billigen Zinſen hatte, auf's Uneigennützigſte befreundet. Es dauerte eine Zeit lang, ehe er dem jungen Nachbar überhaupt eine Antwort gab, und als ſich dieſer nach den beiden Damen erkundigte, bekam er von dem alten Böſewicht die Antwort: er bekümmere ſich wenig um ſeine weibliche Nachbarſchaft, kenne auch nur eine davon näher, das ſei aber eine reſpektable junge Dame, die Tochter einer würdigen Freundin, der verwittweten Regiſtratorin Müller.

„Iſt ſie blond?" fragte ſchüchtern der Oekonom.

„Ja, ich glaube, daß ſie blond iſt," entgegnete der Buchhändler. „Eine ſehr achtbare Familie, die einzige Tochter, und reich, außerordentlich reich."

„So, ſehr reich?"

„Man ſchätzt die Tochter über hunderttauſend Gulden diſponibles Vermögen."

„O Welt, o ſchlechte Welt!" Der junge Oekonom dachte nicht mehr an ſeine ſchwarze Nachbarin, die ſo etwas Marienhaftes hatte, ſondern nur noch an die Blonde, die er hatte begleiten dürfen, und die ja, wie er glaubte, hunderttauſend Gulden beſaß.

Am andern Abend ſaß er neben der Regiſtratorin, welche, von dem Buchhändler benachrichtigt, eine in der That herablaſſende Freundlichkeit entwickelte. Du lieber Gott! man muß gegen Fremde artig ſein. Der junge Mann war fremd, aus guter Familie, das

ſah man an ſeinen Manieren, er war gekommen, um in der Nachbarſchaft ein Gut zu beſichtigen und zu kaufen; man mußte ihm behülflich ſein, und aus dieſen menſchenfreundlichen Rückſichten hatte er ſchon im vierten Akte erfahren, daß ſich die Regiſtratorin außerordentlich freuen würde, wenn er ſie in der nächſten Woche — die gegenwärtige war der Zimmerreinigung und einer großen Wäſche gewidmet — mit ſeinem Beſuche beehren wolle.

Bei der nächſten Vorſtellung im königl. Hoftheater hatte dieſes eine außerordentliche Einnahme. Frau Sekretär Knapperer, die ſich den jungen Oekonomen in der Nähe anſehen wollte, ſaß auf dem Abonnements-Sperrſitz, hatte aber für ihre Tochter einen zweiten Platz in der hintern Reihe gekauft. Unterdeſſen war aber auch die Canzleiräthin von ihrer Tochter, ſo viel als es dieſer nothwendig erſchien, über das Daſein des jungen Oekonomen unterrichtet worden, hatte gleichfalls beſchloſſen, ihm einen prüfenden Blick zu ſchenken, und hatte es ſich zu dieſem Zwecke zwei Sperrſitze koſten laſſen, einen für ſich, einen für die Tochter.

Das Schauſpiel begann und die Comödie in der Comödie ebenfalls. Der junge Oekonom blieb nach ſeiner Gewohnheit, als er keine der jungen Damen auf dem Nebenplatze bemerkte, ſchmachtend an die Thüre gelehnt ſtehen, ſtrich zuweilen mit den weißen Handſchuhen über ſein blondes Haar und lorgnettirte im Theater umher. — Da mit einem Male erblickte er ſeine ſchwarze Nachbarin von neulich. Gewiſſenlos, wie in gleichen Verhältniſſen leider ſo viele junge Leute ſind, dachte er: „Was ſchadet's, wenn Du durch ein paar Zeichen verräthſt, daß Du ſie erkennſt, daß Du Dich freueſt, ſie zu erkennen!“ — Er that darnach, und blickte ſcharf nach ihr hin, dann lehnte er den Kopf an die Säule zurück und lächelte ſüß, als er bemerkte, daß auch ſie nach ihm ſah. Wenn er zuweilen ſeine Augen nach der Bühne wandte, ſo that er das doch nur, um gleich darauf wieder um ſo auffallender in den Zuſchauerraum zu blicken; dabei neigte er ſein Haupt bald

rechts, bald links, machte die ſüßeſten Augen von der Welt, fuhr hin und wieder mit ſeinen Fingern durch den Schnurrbart, kurz trieb alle die bekannten Geſchichten ſo fad und nichtsſagend, und doch wieder ſo wichtig und viel bedeutend.

So kam der Zwiſchenakt, und während dieſem trat er, der bisher von einer Säule vor dem größten Theil der Zuſchauer verſteckt geſtanden hatte, etwas weiter vor, um auch den übrigen Raum zu muſtern. Himmel! wie ward ihm, als er auf der andern Seite der Sperrſitze die reizende Blondine erblickte, — ſie, die, wie der grießgrämige Buchhändler verſichert, hunderttauſend Thaler beſitzen ſollte, ſie, der er morgen einen Beſuch zugedacht. — Was war zu thun? Hoffentlich hatte die ſchützende Säule die kleinen Zeichen verdeckt, die er vorhin nach der rechten Seite der Sperrſitze geſpendet. Ja, es mußte ſo ſein, die blonde, junge Dame lächelte freudig überraſcht, als er jetzt ſein Glas auf ſie richtete, und er — wir müſſen es leider geſtehen — wiederholte hier das gleiche Spiel wie früher. — O, es war entſetzlich!

Emilie Knapperer, die bis jetzt in einem höchſt angenehmen Gefühle auf ihrem Platze geſeſſen, bemerkte mit einiger Beklemmung die plötzlich veränderte Richtung des weißen Theaterlorgnetts, ſowie die wohlwollenden Pantomimen, die jeden Blick begleiteten. Wer konnte da ſein? Vielleicht eine ältere Bekannte, die er plötzlich wieder fand. — Sie beugte ſich vorn über — o Gott! wie ward ihr, — es war Clara, die dort ſaß, ihre Freundin Clara, die Blick um Blick, Zeichen um Zeichen erwiederte. — Entſetzlich! Zu welcher Falſchheit iſt eine menſchliche Bruſt nicht fähig!

Das Stück nahm ſeinen Verlauf, glücklicherweiſe war es ein thränenreiches, eins von jenen Stücken, wo ein armes Mädchenherz ſo recht ſyſtematiſch zerbrochen wird und wo die Unglückliche, die es im fühlenden Buſen trägt, am Schluſſe mit ſchwimmenden Augen die himmliſche Gerechtigkeit herabruft, während der Treuloſe

im ſchwarzen Frack und weißer Halsbinde mit der glücklichen Nebenbuhlerin zur Kirche geht. Clara lächelte unter Thränen, Emilie weinte in Wirklichkeit. Man ging nach Hauſe, und der junge Oekonom, der der blonden jungen Dame gefolgt war, ſah zu ſeinem Schrecken, daß auf der Treppe die beiden jungen Mädchen zuſammentrafen, ſich erkannten und mit einander fortgingen. — Er hielt es nicht für gerathen, ſich zu zeigen.

So traten denn beide Familien paarweiſe den Heimweg an; zuerſt die beiden Mütter, dann die beiden Töchter, dann die beiden Söhne, die zum Abholen gekommen waren. Anfänglich ſchritt man in tiefem Schweigen dahin, doch brachte es Emilie Knapperer nicht lange über das Herz, ſtille zu ſchweigen. Sie war erſchüttert, im Innerſten gekränkt, ſie kam ſich ſelbſt wie jenes unglückliche Weſen aus dem Schauſpiele vor, ſie ſah ſchon Clara Stadelbach mit dem jungen Oekonomen im ſchwarzen Frack und weißer Halsbinde zur Kirche gehen. Nehmen wir es übel, daß der Ausbruch ihres Schmerzes ein gewaltiger war? — Laut und lauter flogen die Worte hin und her; man ging von Mangel an Freundſchaft zur Treuloſigkeit über; man ſprach von auffallendem Benehmen; ja das ſchrecklichſte Wort „Zudringlichkeit“ wurde gehört. Leider fand der Wortwechſel der jungen Damen vorn und hinten einen Widerhall; die Kanzleiräthin ſowie die Sekretärin miſchten ſich hinein, ebenfalls die beiden Herrn Söhne. Da ſprach die Kanzleiräthin die unbedachten Worte: „Wenn ſie auch nicht als Mutter entſcheiden wollte, ſo wäre es doch am Ende nicht auffallend, daß Jemand ihrer Tochter einen kleinen Vorzug geben könne.“ Worauf die Sekretärin gereizt erwiederte: „Einen Vorzug, ſo mit den Haaren herbeigezogen, wolle ſie dem Fräulein Stadelbach gerne gönnen, und es ſei nicht ſchwer, ein Verhältniß anzuknüpfen, wenn man ſich von einem unbekannten, jungen Manne nach einer flüchtigen Bekanntſchaft nach Hauſe geleiten laſſe.“

Das war zu viel für den Stolz der Kanzleiräthin. Sie

trennte ſich auf offener Straße von ihrer Freundin, ihre Tochter und ihren Sohn mit ſich fortnehmend. Letzterer aber, ehe er ging, kündigte Herrn Knapperer die Freundſchaft auf, ſpendete ihm zu gleicher Zeit einen „albernen Menſchen," wofür er einen „dummen Jungen" in Empfang nahm.

Die Urſache dieſes ſchrecklichen Ereigniſſes, der junge Oekonom, machte am andern Tage mit einigermaßen zagendem Herzen ſeinen Beſuch bei der verwittweten Regiſtratorin. — „Schrecklich wäre es ja," dachte er, „wenn die Blonde und die Schwarze ihre Erlebniſſe ausgetauſcht hätten." Noch vor dem Hauſe wollte er umkehren, doch war er ſchon vom Fenſter aus bemerkt worden und mußte eintreten. Die Mutter empfing ihn und ſtellte ihn ihrer Tochter vor. — O das war eine harte Enttäuſchung. — Aber — hunderttauſend Gulden!

Gehen wir über dieſen Beſuch leicht hinweg und verfügen uns dafür auf wenige Augenblicke in das Theater, wo am ſelben Abend der grießgrämige Buchhändler neben dem jungen Oekonomen ſaß. Letzterer erzählte von ſeinem Beſuche bei der Regiſtratorin, der ihn ſehr befriedigt, und ſagte dann ſo nebenbei: „Apropos, wer ſind denn eigentlich die beiden andern Damen, die zuweilen abwechſelnd auf Ihrem Platze ſitzen?"

„Ach die!" ſagte der alte ſchlechte Buchhändler, wobei er innerlich lachte, „o das iſt nicht viel, ein paar junge unbedeutende Dinger."

In Nro. 15 und 16 der Brandgaſſe hatte ſich unterdeſſen viel und traurig verändert. Da ſah man fortan weder Sauerkraut noch fette Gänſeviertel hin- und hertragen. Wenn die Kanzleiräthin am Fenſter erſchien, ſo geſchah das mit ungemein erhobener Naſe, und wenn die Sekretärin ſich von dem ihrigen zurückzog, ſo that ſie es achſelzuckend. Daß das Sperrſitz-Abonnement gekündigt wurde, verſteht ſich ganz von ſelbſt, ebenſo, daß

dem Herrn Stadelbach und dem Herrn Knapperer der arme goldene Bär auf's Strengſte verboten wurde.

So erging es in dieſer wahrhaften Geſchichte. Um aber nicht mit einem Mißton zu ſchließen, wollen wir den geneigten Leſer in die Zukunft blicken laſſen und ein paar Jahre überſpringen, nach welchem Zeitraum ſich erſt die Kanzleiräthin und die Sekretärin ihre Hände zu erneuertem Freundſchaftsbunde reichten. Der Oekonom hatte die Regiſtratorstochter geheirathet, war aber auch zu gleicher Zeit von der Nemeſis erreicht worden, denn Mutter und Tochter knufften ihn zum Erbarmen. Clara Stadelbach hatte ſich mit einem Lieutenant verlobt und Emilie Knapperer war die Braut eines ſchon etwas älteren Kaufmanns. Letzteres wirkte auch auf die Gemüther der beiden jungen Handlungsbefliſſenen ein, ſie nahmen den „dummen Jungen" und „albernen Menſchen" feierlichſt zurück und gelobten ſich, wenn ſie je Familienväter werden, und mit Frau und Töchtern geſegnet, unter keinen Bedingungen einzuwilligen in

Ein Sperrſitz-Abonnement zu Acht.

Bei 30 Grad Hitze.

Das Dampfboot lief ſeinen ruhigen Weg durch den tiefblauen See. Welcher See das war, iſt uns vorderhand unmöglich anzugeben, denn wir ſind diskret bis zum Exceß, und wenn auch auf dem Schiff, welches ruhig durch den See dampfte, nichts beſonders Compromittirendes geſchah, ſo könnte doch vielleicht ein junger Mann mit eingeklemmtem Augenglas oder eine ſanfte Schöne mit großem rundem Strohhut und nothwendiger Takellage naſerümpfend See, Schiff, Augenglas und Strohhut auf ſich beziehen und kopfſchüttelnd und achſelzuckend ſich darüber beſchweren, daß ſelbſt die unbedeutendſten und harmloſeſten Menſchen nicht mehr ſicher davor ſeien, von einem vorwitzigen Schreiber auf irgend einem beliebigen Stück weißen Papiers tintographirt zu werden.

Nichts deſtoweniger aber zog der Dampfer durch den tiefblauen See, die Räder, die nicht immer im Einklange herumhaſpelten, ſchienen ſich an Geſchwindigkeit überbieten zu wollen, und ließen einen artigen Schaum hinter ſich zurück. Doch waren ſie wie bemerkt zu eifrig in ihrem Dienſte, ſo daß zuweilen das

ganze Schiffsgebäude leicht zitterte und dröhnte, und dann war es, als stieße der schwarze Schornstein verdrießlich hustend eine schwarze Rauchwolke aus, die wie ein drohender Finger über das Wasser dahinzeigte und zu sagen schien: wartet ihr da unten! Soll mich der Teufel holen, wenn es nothwendig ist, so zu galoppiren. Scheinen doch die Ufer vor uns immer deutlicher und deutlicher, sieht man doch fast schon den Eingang zum Hafen.

Wie gesagt, das Schiff lief außerordentlich ruhig; der See war, um uns eines trivialen, aber diesmal ganz richtigen Ausdrucks zu bedienen, glatt wie ein Spiegel, und das einzige Lebenszeichen, das er von sich gab, war, daß er unter dem glänzenden Sonnenlichte zuweilen vor innerem Behagen tief aufzuathmen schien; und das gab denn freilich eine eigenthümliche Art von langen und breiten kaum sichtbaren Wellen, die vom Ufer herüberzukommen schien, und wenn sie den Dampfer berührte, leicht die Spitze desselben aufhob, sie ebenso sanft wieder niedergleiten ließ, vorbei rauschend die Flanken des Schiffs leicht pätschelte und dann unter dem Kiel hinweg kaum merklich plätschernd seinen Lauf verfolgte.

Auf dem Dampfer waren eine Menge Passagiere, unter ihnen aber wenig Reisende, die dies Geschäft ernstlich betreiben, und die im Schweiß ihres Angesichts stauberfüllt und ausgedörrt ihre Koffer mit ängstlicher Miene umgackern, wie das Huhn eine Anzahl Enten, die es unglücklicher Weise ausgebrütet — eigentlich unglückselige Leute, die reisen, weil ihr guter Freund auch reist, und es überhaupt so Mode ist, — Leute, für welche der große Schulmeister Bacherl seinen Wahlspruch erfunden zu haben scheint: „Was sie haben, das wollen's nicht; und was sie wollen, das haben's nicht," was an dieser Stelle in's Genießbare übersetzt, so viel heißen kann, als die ein kühles bequemes Zimmer mit gutem freundlichem Bett zu Hause verlassen, um dafür unter ein theures, gasthofliches Dach gewiesen zu werden, in ein enges

Bett, das noch warm iſt vom geſtrigen Gaſte, und bei einer Hitze, wo ſelbſt die Flöhe im Stande ſind, wahnſinnig zu werden.

Doch genug davon! Wie ſchon bemerkt, gab es auf dem Dampfer nur wenige dieſer Handwerksreiſenden (ich bitte den geneigten Leſer, mich nicht miß zu verſtehen); die meiſten waren ſtrebſame Ausflügler, von denen die vom dieſſeitigen Ufer des See's Kaffee und Ausſicht drüben viel ſchöner fanden, während die jenſeitigen das Gleiche vom andern Ufer ſagten.

Auf dem offenen Schiffe herrſchte einiges Amuſement, aber auch ſehr viel Langeweile. Da gab es neben energiſchen jungen Leuten, die ſchon ein paar Flaſchen hinter ſich hatten und ihr Morgenlied demgemäß mit gewiſſer Begeiſterung ſangen, ſtille verſchlafene Phyſiognomieen, Leute, die mehrere Stunden weit vom See wohnten und deßhalb ſchon um 4 Uhr aufſtehen mußten, um die Abfahrt nicht zu verſäumen, arme Schlachtopfer, welche ſich die erſtaunlichſte Mühe gaben, die Fahrt auf dem Dampfer nach allen Richtungen wunderbar ſchön zu finden, die aber nach jedem freudigen Ausruf, dem ſie beipflichten mußten, da er von ihm kam, der die Partie arrangirt, wieder zuſammenſanken, leicht gähnten, melancholiſch ihre Köpfe hängen ließen und ein Geſicht machten, als dächten ſie wie jener unglückliche Wilde, den man von ſeiner ſtillen Inſel weg ein Stück civiliſirten Lebens ſehen ließ. — Ach Maſſa! Menſchenfleiſch in der Heimath iſt auch ſchön!

Neben mannigfaltiger Langweile herrſchte auch ſonſt noch allerlei auf dem Schiffe, als da war der Steuermann, der das Ganze lenkte, der wie eine Gottheit hoch über Allem thronte, mit dem man nicht ſprechen durfte und zu dem man in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle nur ſchüchtern aufzublicken wagte. Da herrſchten der Kapitän und Conducteur, dieſe beiden wichtigen Eigenſchaften in Einer Perſon vereinigt, ein einſeitiges Weſen und doch ſo verſchieden geſtaltig, nachdem es die eine oder andere Funktion durchſchimmern ließ. Als Kapitän, wenn er dem un-

„Wie iſt es anders möglich," ſagte ſie mit ſchmerzlichem Tone in der Stimme, „Du gehſt fort, wenn Du kannſt und bekümmerſt Dich um mich gar nicht, o Du thuſt ſehr, ſehr übel daran." Sie bedeckte ihr Geſicht mit den Händen, doch fuhr ſie einen Augenblick darauf gefaßt fort: „ich bin in dies Haus gekommen, wo es außer Dir nur ein einziges, offenes und gutes Herz giebt, das der Madame Stieglitz, ich bin vertrauensvoll hier eingetreten, indem ich dachte, Du ſeieſt ja auch da und werdeſt mich beſchützen, wie ein Bruder die Schweſter."

„Ja" unterbrach ich ſie bitter, „wie ein Bruder die Schweſter."

„Und Du haſt Dich ſchon in der erſten Zeit von mir losgeſagt, weßhalb? ich weiß es nicht, ich kann es wenigſtens nicht begreifen."

„Weßhalb? Emma," entgegnete ich heftig, „weßhalb? ich will es Dir ſagen, weil ich Dich liebte, und weil Du meine Liebe kalt zurückſtießeſt. O Du haſt ſehr gegen mich gefehlt, ich habe Zerſtreuung außer dieſem Hauſe geſucht, Zerſtreuung, die mich anekelt, während ich hier vergnügt und glücklich hätte leben können, ja ſelig durch ein einziges Wort, wenn Du mir geſagt hätteſt: „ich liebe Dich" und wenn Du mir zuweilen erlaubt hätteſt, Deine Hand zu drücken und hoffend in Dein liebes Auge zu ſehen — doch war das zu viel verlangt," ſetzte ich bitter hinzu, „ich ſehe das jetzt wohl ein."

glücklichen Schiffsjungen einen gelinden Puff gab oder einen ſtarken Schnaps trank, hatte er etwas Grades, biderb ſeemänniſch Wohlwollendes; das Wohlwollende ſchlug ſo vor, daß wir überzeugt ſind, der Schiffsjunge fühlte ſich ganz glücklich, von ihm gepufft worden zu ſein, und der Schnaps machte ſich eine Ehre daraus, ihm mit Aufopferung ſeines Daſeins dienen zu können. Als Conducteur aber zog er den Bauch ein und machte einen einigermaßen krummen Rücken; auch legte ſich alsdann ſein Geſicht in pfiffige Falten, und wenn er einen Paſſagier auf ſeine eigenthümliche Art anblinzelte, ſo fuhr dieſer unwillkürlich nach der Brieftaſche, um ſich durch Vorzeigung ſeines Billets als ein bezahlt Habender zu legitimiren.

Neben dieſen bedeutenden Männern herrſchte ferner ein ziemlich ſchmieriger Kellner auf dem Verdeck, eine an ſich ſehr unbedeutende Perſönlichkeit, die ſich aber ein Anſehen zu geben wußte, in fuchſigen Schuhen, weiß gebornen Strümpfen, welche ſich jedoch zu einer Art Iſabellfarbe ausgebildet hatten, in kurzer Nankinhoſe, voller Flecken und Streifen, und einem blauen Fracke, an dem das einzige Bemerkenswerthe war, daß hinten einer der kupfernen Knöpfe fehlte, was übrigens den jungen Kellner intereſſant zu machen ſchien, denn gerade des fehlenden Knopfes halber blickte ihm wohl mancher ſinnend nach, indem er dachte, wo mag wohl der Knopf geblieben ſein? Der große Kant iſt mir ein Beweis, daß ſich ſelbſt die bedeutendſten Männer mit dergleichen Kleinigkeiten abzugeben pflegen. Von dem Geſichte des herrſchenden Kellners wollen wir nicht reden; es konnte das unmöglich ein Originalgeſicht ſein, wahrſcheinlich die fehlerhafte nachgedunkelte und eingetrocknete ſchlechte Copie irgend eines andern nicht üblen Menſchenkopfes. Der herrſchende Kellner ſummte auf dem Verdecke umher wie eine Fliege und war bald hier bald da zu ſehen, um mit derſelben Aufdringlichkeit, welche auch jene Thierart auszeichnet, nach den gar nicht exiſtirenden Wünſchen ſich zu erkun-

digen. Dabei pflegte er einer eigenthümlichen Liebhaberei, welche darin beſtand, ſeinen Zeigefinger ins Naſenloch zu bohren, und es war ein Glück, daß er bei dieſer Beſchäftigung ſeine Serviette über den rechten Arm hängen hatte.

Was aber ſonſt noch auf dem Schiffe herrſchte, und was ſtärker und gewaltiger war als alle die eben angeführten Größen, das waren 24 Grad Hitze im Schatten, und da es auf dem Schiffe keine Handbreit Schatten gab, 30 Grad in der Sonne, worunter alles gemeinſchaftlich ſtöhnte und ſeufzte, die Paſſagiere, Steuermann, Kapitän, Kellner, nicht zu gedenken der Heizer unten an der Maſchine, ja ſelbſt Maſten und Taue, die Planken des Verdecks, welche ſo ſchwitzten, daß ſie klebrig wurden, ſelbſt der Wimpel hoch oben, der ſchlaff herunter hing, als wollte er ſagen: nun hört alles auf.

30 Grad in der Sonne, das iſt keine Kleinigkeit, ſelbſt nicht wenn man in einem bequemen Wagen über die Landſtraße fährt, wo doch hie und da ein Baum oder ein Geſträuch momentan ſeinen Schatten über unſer Geſicht wirft; auf dem Waſſer aber, wo das glänzende Sonnenlicht von der glatten Fläche wie von einem Spiegel zurückgeworfen wird, und nicht nur erhitzt, ſondern auch blendet, da ſind 30 Grad mehr, als zum gewöhnlichen Vergnügen gehört, und drücken ſo ſchwer auf den armen Paſſagier, daß ſelbſt nicht einmal der im Raum warm gewordene Wein oder das ſchaale Bier eine Linderung zu bewirken vermögen.

Wie die unerbittliche Hitze auf dem Schiffe herrſcht, ſieht man aber auch an den ſchläfrigen Schritten, vermittelſt welcher ſich der Schiffsjunge an den Cabinen und dem Radkaſten vorbei treibt, ſowie an dem flammenden Geſicht des Kapitäns, als ſolcher, und an ſeinem wedelnden Sacktuch, wenn er den Conducteur vorſtellend irgend einem Wißbegierigen zum Gott weiß wie vielſten Mal ſagen muß, wann das Schiff an ſeinem nächſten Beſtimmungsort ankommen werde.

Da auch eine Küche mit Küchenfeuer auf dem kleinen Dampfer iſt, ſo ſetzen wir ebenfalls einen Koch voraus, der wirklich dort ſteht und die Thüre ſeines Departementkaſtens völlig ausfüllt. Es iſt das eine ſtark ſchwitzende Perſönlichkeit, in die Farbe der Unſchuld gekleidet, aber einer Unſchuld, die nicht mehr ganz ſicher iſt, und die durch Rothwerden hie und da, ſowie durch den Anfang eines nicht mehr ganz fleckenloſen Wandels eine entſchiedene Neigung zeigt, ihren ſo ſchönen und ledigen Stand zu verlaſſen. Das Geſicht dieſes Koches hat Aehnlichkeit mit einem Karpfen, namentlich jetzt, wo er die Augenlider halb zufallen läßt und mit geſpitztem Munde die Hitze von ſich bläst. Der ſchmierige Kellner ſteht neben ihm, und indem dieſer tief und gründlich ſeiner Lieblingsbeſchäftigung nachhängt, blicken beide verachtungsvoll auf die Paſſagiere, die gar keinen Drang zu Cotelettes und Beafſteaks haben und den Reſtaurateur kaum durch eine Kleinigkeit rohen Schinken oder Butterbrod mit Sardellen in Nahrung ſetzen.

Den armen Paſſagieren iſt es übrigens nicht zu verdenken, daß ſie heute Morgen nicht Verlangen haben nach den Fleiſchtöpfen dieſer Küche, denn auch dort herrſchen 30 Grad Sommerhitze, zuzüglich 10 Grad Herdfeuerwärme, und in Folge davon haben alle Düfte, die den Caſſerolen und Pfannen entſteigen, etwas ſo Scharfes und Brandiges angenommen, daß man bei geſchloſſenen Augen nicht weiß, geht man bei der Speiſeanſtalt vorbei, oder befindet man ſich in der Nähe der Maſchine, wo das ranzig gewordene Oel zwiſchen den Achſen und Lagern im Geruch eine verwandte Aehnlichkeit hat mit den gebratenen Kartoffeln, die eben für die Vorkajüte ſervirt werden.

Die Paſſagiere ſitzen und ruhen in vielerlei maleriſchen und unmaleriſchen Stellungen auf den Bänken und Stühlen des Verdecks. Lieder und Geſpräche ſind faſt verraucht mit dem Geiſte des Weins, den 30 Grad Hitze ungeheuer ſchnell conſumiren. Man ändert nur Sitz und Haltung, um es gleich darauf wieder

ebenso zu machen; man wechselt vom rechten Arm auf den linken, bläst nach dieser und jener Seite, und indem man unablässig bemüht ist, sich mit Schnupftuch und Strohhut Kühlung zuzufächeln, vermehrt sich nur Hitze und Unbehaglichkeit. Darauf beziehen sich auch alle Gesprächsthemas: Entsetzlich heiß! Unausstehlich! seufzen schwache Gemüther, und während stärkere sich erinnern, daß es ein Ding gibt, was Schatten heißt und daß später ein frischer Trunk zwischen grünen Bäumen mit bewegten Blättern eine immense Erholung sein wird, singt ein junger verwegener Enthusiast:

„In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,"

dabei offenbar mehr an kaltes Bier als an das Liebchen denkend,

„Das dort gewohnet hat."

Obgleich selbst der gefühllose Dampfer unter der allgemeinen Hitze mitzuleiden scheint, — denn die Maschine stöhnt und kracht bedenklich, und wenn zuweilen Dampf ausfährt, so prustet er wie jemand, dem es übermäßig warm ist, — obgleich sich am Himmel kein Wölkchen zeigt, obgleich die Luft von Sekunde zu Sekunde drückender und schwerer wird, so sind doch zwei Wesen auf dem Schiffe, die es nicht zu fühlen scheinen, daß das Quecksilber im Thermometer unaufhaltsam, aber beharrlich aufwärts klettert. — Das ist Er und Sie. Daß Er und Sie sich auf dem Schiffe befinden müssen, versteht sich von selbst; ebenso wie das Leben nichts ist ohne Liebesglanz, so hat auch selbst die unbedeutendste Novelle keinen Sinn ohne Er und Sie. Er ist ein junger Mann, sagen wir näher den Zwanzigen als den Dreißigen; das dünn gewordene Haar scheint jedoch sein Alter umgekehrt angeben zu wollen. Er trägt helle Beinkleider, einen modischen sehr weiten und bequemen Rock, eine hyazinthfarbene Halsbinde

und einen Strohhut, deſſen Rand ſich unnatürlich aufbäumt. Trotz der Hitze raucht er Cigarren, und wegen der Hitze wurde es ihm außerordentlich mühſam, ſein Augenglas feſt eingeklemmt zu erhalten, denn wenn er auch nicht wie andere Menſchenkinder die 30 Grad Hitze fühlte, ſo zeigten ſie ſich doch auf ſeinen dicken Backen, die ſanft angefeuchtet erſchienen, und deren Muskeln oft die furchtbarſten Anſtrengungen machten, um das glitſchende Glas feſtzuhalten. Und doch hatte er dieſes Glas nie ſo nothwendig gebraucht wie am heutigen Morgen! Galt es doch ſie anzuſchauen, die auf der andern Seite des Schiffes ſaß, um bei ſeiner Kurzſichtigkeit entdecken zu können, ob ſie noch nach ihm herüberſah, oder vielleicht nach jenem verruchten Lieutenant, der zugehackt und zugeknöpft wie ein ſchlechtes Gewiſſen, beſtändig hinter ſeinem Rücken manövrirte, um alle vorüberſtreifenden Blicke gierig in Empfang zu nehmen.

Sie war eine ſchwärzliche Schöne in gräulichen Jaconett gehüllt; ſie hatte recht pikante Augen, ein nicht unangenehmes Näschen, und ſelbſt der Mund hätte nicht unſchön genannt werden können, wenn er nicht etwas gar groß geweſen, und nicht zu ſehr der Zierde eines ſchönen weiblichen Mundes: weißer glänzender Zähne, ermangelt hätte. Dafür aber war ſie tadellos gewachſen, tadellos hauptſächlich für Jemand, der wie er, ſtarke umfangreiche Formen liebte; ihre Taille war, obgleich nicht ſehr lang, doch dafür auch verhältnißmäßig breit, ſie erweiterte ſich nach oben, wie es ſich für ein deutſches Mädchen geziemt, und wenn ſie tief aufathmete, was häufig vorkam, ſo that ſie das gefühlvoll, wie ein Weſen, von dem der Dichter ſagt:

„Ihr ſchlägt ein ſtarkes Herz im weichen Buſen.“

Dabei trug ſie einen großen runden Strohhut von bräunlicher Farbe, und mit einer eben ſolchen Feder geziert. Vorn am Rande dieſes Strohhutes hatte ſie das unentbehrliche Schnürchen

befestigt, welches dazu dient, diesen übermäßig breiten Rand in geeigneter Stellung zu erhalten, geeignet, je nachdem die Gegenstände waren, denen sie kühn entgegentrat. Bot sie einem Windstoße Trotz, so wurde der Rand des Hutes tief herabgezogen; ging ein Gleichgültiger vorüber, so verblieb alles in statu quo; sah sie Ihn, den sie zu hassen vor Kurzem gelernt hatte, von der rechten Seite ankommen, so bildete der zweckmäßige Hutrand dorthin eine Art von Scheuleder, kam Er dagegen, den sie seit gestern Abend oder heute Morgen liebte, so bildete der gehorsame Rand eine Art von vertraulicher Laube um ihr Köpfchen, unter der ihre Augen bald schalkhaft, bald verschämt hervorblickten, oder er wallte in überströmendem Gefühl hoch empor, pantomimisch ausdrückend:

„Die Flagge der Liebe soll wehen!"

Er war ohne Begleitung auf dem Schiffe, sie aber nicht. Sie wurde geschirmt von einem Vater und einer Mutter und hatte ein Schwesterchen an ihrer Seite, ebenfalls in rundem braunem Strohhute, die auch schon mit demselben kokettirte, obgleich sie erst ein unbedeutender Backfisch war. Der Vater war ein reicher Lederhändler aus Norddeutschland, die Mutter also eine Lederhändlerin, ebenfalls im Geschäfte thätig, und die ältere Tochter hatte auch schon begonnen, sich mit den Anfangsgründen dieses schwierigen Geschäfts vertraut zu machen.

Wenn man auf ein Mädchen redliche Absichten hat, so ist die Idee, einen Mann zum Schwiegervater zu bekommen, der Lederhändler ist und im Sommer mit der ganzen Familie Reisen macht, nicht so gar abstoßend. Er hatte aber in der That solide Absichten, wenn der Gegenstand seiner Neigung in der That so solid war, um ihm verschaffen zu können, wornach er sich schon lange vergeblich gesehnt: eine sorgenlose Existenz nämlich, die er bis jetzt noch nicht im Stande gewesen war, sich mit seiner Feder — er war Dichter und Schriftsteller — zu erwerben. Vor ein paar

Tagen hatte er ſie auf dem Rigi zum erſten Male geſehen; der Vater ſchrieb ſich gerade in dem Fremdenbuch als Lederhändler ein und verlangte zwei recht gute Zimmer. Nun ſpricht aber auf dem Rigi zwei recht gute Zimmer zu verlangen für eine wohlgefüllte Reiſekaſſe, und da ſie zu gleicher Zeit unter dem runden Strohhute bedeutſam nach ihm blickte, ſo erging es ihm, wie dem Jäger im Nachtlager von Granada:

„Ihr Blick ihm zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich.“

Darauf hatten ſie den Sonnenuntergang und den Sonnenaufgang gemeinſchaftlich genoſſen, d. h. inſoweit gemeinſchaftlich, als er in ihrer Nähe ſtand; auch hatte ſie ihm einige Theilnahme bewieſen, denn als er ein auf den Sonnenaufgang bezügliches Gedicht eigener Fabrik ſchwärmeriſch deklamirte, hatte ſie ihm mild lächelnd, ſogar kopfnickend zugelauſcht und dann den Rand des Strohhuts tief herabbewegt, als wollte ſie in ſich ſelbſt zurückgezogen die Verſe nochmals vor ihrem innern Auge vorbeigleiten laſſen. Und darauf hin hatte er es gewagt, ihr einen Strauß Bergblumen anzubieten, was der Lederhändler gerade nicht gehindert hatte; doch war ſein Geſicht ziemlich brummig, und wenn den jungen Mann ſeine guten Ohren nicht täuſchten, ſo hatte der Vater, während er mit der Familie davon ging, geſagt: „Juſte, laß Dir nicht mit fremden Menſchen in.“ Das hatte ihn aber gerade nicht abgeſchreckt, denn alle Väter, die Geld haben, benehmen ſich in gleichen Verhältniſſen nicht anders. Hatte ſie doch umgeblickt, ehe ſie in's Hotel getreten, und das begeiſterte ihn ſo, daß er gleich auf der Stelle ſeine Verſe klein und zierlich abſchrieb und ſie ihr beim Herabſteigen nach den Ufern des Zuger See's durch das Schweſterchen, den kleinen Backfiſch, überreichen ließ, welches ſich dieſer Kommiſſion mit einer für ſein Alter ſeltenen Geſchicklichkeit entledigte.

Obgleich die Beiden über den Zuger See in einem gemeinschaftlichen Boote gefahren waren, so hatte sich doch so gut wie gar keine Gelegenheit gefunden, gegenseitig ihre Gedanken oder Gefühle auszutauschen. Der Lederhändler wußte es im Moment, wo Er sich nähern wollte, immer so einzurichten, daß sich die väterliche Autorität wie ein sprengender Keil zwischen die beiden — Liebende können wir eigentlich nicht sagen — trieb. Die Mutter — Lederhändlerin wäre schon empfänglicher gewesen für das Geschmachte des jungen Mannes, und als sie ihr Umschlagtuch in glücklicher Selbstvergessenheit im Wasser nachschleifen ließ, wo er es, freilich ohne Lebensgefahr, herausholte, da sagte sie freundlich dankend und fast lächelnd: „'s ist doch ein gar zu schönes Wasser, der Zuger See!“ Was nützt es aber einem Liebenden, wenn auch die Mutter seines Gegenstandes sanft wie Safian ist, der Vater dagegen wie zähes Sohlenleder. — Da lag Zug in seiner unbeschreiblichen Schönheit. Was nützte ihm alles das! An der Table d'Hote hatte er gehofft, neben ihr sitzen zu dürfen, da schob sich der Vater wieder zwischen ihn und sein Glück. In Zürich hatte er sogar jede Spur verloren und lange suchen müssen, bis er den Gasthof gefunden, wo die Familie des Lederhändlers logirte. Glücklicher Weise hatte er gegenüber ein Stübchen erlangt, und es war ihm vergönnt, mit ihr hier und da einige Blicke zu wechseln. Ob wir das Wort „wechseln“ eigentlich gebrauchen dürfen, wissen wir nicht ganz genau; wenigstens war es kein Wechseln mit gleichen Münzsorten, denn für hundert sehr bezeichnende Blicke seinerseits sandte sie kaum einen einzigen schüchternen herüber. Aber dieser eine war Gold und schon der Mühe werth, daß er ihn mit der kleinen Scheidemünze seiner Liebesseufzer nicht nur bezahlte, sondern auch ein verschwenderisches Agio drein gab. Die Verse hatte sie erhalten, das wußte er genau. Und sie hatte sie gelesen. Ja, wenn sich sein Auge nicht täuschte, so las sie sie

oft von neuem, drüben am Fenſter ſtehend, freudevoll-, leid- und gedankenvoll.

Endlich verließ die Familie Zürich, und auf dem See, deſſen Namen wir nicht genannt, traf er und ſie ganz zufällig wieder zuſammen. Der Lederhändler aber war brummiger als bisher; er trieb ſeine Abneigung vor dem jungen Manne mit dem eingeklemmten Augenglaſe ſo weit, daß er hartnäckig die Schiffsſeite wechſelte, wenn dieſer ſich nähern wollte. Er ſchien äußerſt verdrießlich — der Vater ſeiner Tochter; hatte er doch Händel gehabt mit dem Kapitän-Conducteur, hatte ſogar den ſchmierigen Kellner abgeputzt, ohne ihn reinlicher zu machen, und pruſtete vor Hitze ſtärker als irgend ein anderer. Er war korpulent, weßhalb die 30 Grade ſchwer auf ihm lagen.

So lief das Dampfboot ſeinen ruhigen Weg durch den tiefblauen See; die Sonne war, ihrem natürlichen Laufe gemäß, höher und höher geſtiegen, die Hitze hatte ſich vermehrt, und wenn auch nur der Abwechslung wegen, war es doch ein Glück, daß die Ufer des Sees deutlicher und immer deutlicher wurden. Die Häuſer da drüben wurden erkennbar, an ihnen jedes einzelne Fenſter mit ſeinen Scheiben; man ſah die Geſträuche ſich in der klaren Flut widerſpiegeln, man bemerkte ſchon eine ganze Schaar Leidensgefährten, die auf das Boot warteten, um die Plätze der dort Landenden ſogleich zu beſetzen. Der ſchmierige Kellner, der neben dem Koche ſtand, machte ein Geſicht, als wollte er ſagen: dort kommt beſſere Kundſchaft! Nachtſäcke und Koffer wurden zuſammengeſucht, und als das Schiff nun an der Brücke anlegte, verſchwanden ſämmtliche Paſſagiere in kurzer Zeit, und alle, die ein paar Stunden auf dem kleinen Dampfer ſo eng bei einander geſeſſen waren, ſtoben ohne Abſchied, ohne ein freundliches Wort nach verſchiedenen Richtungen auseinander.

Der Lederhändler mit Familie ließ ſich zum Bahnhof führen; er ſchien noch am heutigen Tage weiter fahren zu wollen. Der

junge Mann folgte, und da er in der einen Hand den Nachtſack, in der andern ſeinen Stock trug, ſo machte er wahrhaft krampfhafte Anſtrengungen, um ſein Augenglas feſtzuhalten, was ihm jetzt nothwendiger war als je; denn glitſchte es von ſeiner glänzenden Wange herab, ſo war er nicht im Stande zu ſehen, ob ſie vielleicht rückwärts nach ihm ſchaue, oder ob nicht der Blick unter dem breitrandigen Strohhut hinweg dem unternehmenden Lieutenant gelte, der ſo frech geweſen war, dem Vater — Lederhändler Feuer für die Cigarre zu offeriren und der ſo ein Geſpräch angebahnt hatte.

Ja, jetzt ſchritt er ſogar neben der Familie, ſäbelklirrend, mit dem kurzen Waffenrocke wedelnd, daß es ein Skandal war; während er, der hinten ging, niedergedrückt von 30 und einigen Graden Hitze, ſowie von der innern Aufregung und ſeinem zu ſchleppenden Nachtſack, keuchend folgte. Er hatte in dieſem Augenblicke ſtaatswirthſchaftliche Bedenken der finſterſten Art; er fand es unverantwortlich, daß das durch Steuern mühſam zuſammengebrachte Geld an einen Stand verſchwendet werde, deſſen Hauptbeſchäftigung darin beſtehe, im ſeligen Nichtsthun auf Dampfbooten und Eiſenbahnen zu fahren, und ſäbelklirrend und waffenrockwedelnd den hübſchen Töchtern reicher Lederhändler die Cour zu machen.

Aus dieſen düſtern Träumereien weckte ihn der Klang der Eiſenbahnglocke, der ihn trotz der niederdrückenden Hitze zu raſchen Schritten antrieb. Daß er faſt aufgelöst an der Kaſſe erſchien, brauchen wir nicht zu ſagen. Galt es doch ein Billet zu löſen, um nicht zurück zu bleiben; denn dort verſchwand die Familie, der er folgte, ſo eben im Wartſaal. Kaum hatte er Zeit, ſein Gepäck abzuwerfen und ſeinen äußern Menſchen, der ſehr derangirt ausſah, wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen; da läutete es auch ſchon zum dritten Mal und er irrt noch in größter Unruhe an den Eiſenbahnwagen vorbei, um ja den nicht

Es trat eine lange Pauſe ein, peinlich für uns Beide und mühſam von etwas Anderem ſprechend, fragte ich: „was wollteſt Du aber damit ſagen, daß ich Dich ſchützen ſollte, Du, der Liebling der Prinzipalin, ja die Herrin des Hauſes?“

Das Mädchen warf einen ängſtlichen Blick um ſich, faßte heftig meine Hand und flüſterte: „ja, ſchütze mich, ſchütze mich vor dem Buchhalter!“

„Vor dem Buchhalter,“ entgegnete ich haſtig, „was will der Herr Specht?“

„Er verfolgt mich,“ ſagte das arme Mädchen, „mit ſeinen Aufmerkſamkeiten und, ſind wir allein, mit ſeinen Anträgen.“

„Mit Anträgen?“

In ihrem Geſicht ſchlug eine glühende Röthe auf, die ſich hinabſenkte bis auf ihre Bruſt, wo es unter dem weißen Hauskleidchen ſo heftig wogte, daß auch ich erröthete.

„Mit Anträgen?“ wiederholte ich, „was trägt er Dir an?“

„Ich glaube, ſeine Hand,“ ſagte das Mädchen mit geſenktem Blick und kaum vernehmlicher Stimme.

„Seine Hand“ wiederholte ich laut und zornig lachend, „die Hand des Herrn Specht, o er iſt nicht ſo dumm, der Herr Buchhalter und Du?“ ſetzte ich argwöhniſch hinzu.

zu verfehlen, in dem ſie ſich befand. Doch war ihm das Glück günſtiger, als er gedacht; dort nickte der große braune Strohhut am Fenſter. Mit Einem Satze war er im Wagen. O Weiberklugheit! Wie hatte ſie ſo trefflich manöverirt! Der Vater mit dem begleitenden Lieutenant war in eine Rauchabtheilung dirigirt worden, ſie mit der Mutter und dem Schweſterchen hatte ſich ſo geſetzt, daß ihr gegenüber ein Platz frei war — ein Platz für ihn. Seine Miene war liebenswürdig, unternehmend, ſiegreich wie nie, als er ſich auf dieſen, jedenfalls für ihn reſervirten Platz niederlaſſen wollte. — Doch kam er nicht ganz dazu. Schon ſtand er mit gebogenem Knie vor ihr, ſchon hatte er einen Anlauf genommen, um ſich recht elegant niederzulaſſen, als die Mutter — Lederhändlerin ſagte: „Nehmen Sie mir nicht übel, aber da drüben ſind noch Plätze genug frei. Jott doch, man ſitzt ſo ſchon ſo enge. „Und das iſt doch wahrhaftig nicht angenehm bei der Wärme."

Hatte er recht gehört? — Und ſie! Jetzt muß der Rand des Strohhuts emporwallen, jetzt mußte ſie ſagen: „wenn es noch einmal ſo warm wäre, Mutter, ſo iſt doch der Platz für ihn beſtimmt, für ihn, in deſſen Nähe es beſeligend, lieblich und kühlend iſt." — So würde er ſie in einem Romane haben ſprechen laſſen. Aber der Rand des Strohhutes ſenkte ſich tief hinab, und unter ihm hervor tönten erſchreckliche Worte, Worte, die ihn förmlich aus der Bank heraus ſchnellten und ihn tief betrübt im hinterſten Winkel des Eiſenbahnwagens niederſitzen ließen. Hatte ſie doch geſagt: „Ich begreife eigentlich nicht, wie man ſich da eindrängen mag; es iſt ohnehin nicht angenehm mit fremden Leuten zu fahren, und noch dazu bei 30 Grad Hitze!"

Ja, jetzt fühlte er ſie, die entſetzlichen 30 Grad Hitze; jetzt drückten ſie ihn nieder, phyſiſch und moraliſch; Herz und Lippen waren dürr, wie ausgetrocknet. Von ſeiner Stirne rieſelte es ſanft herab, und er war nicht mehr im Stande, ſein Augenglas

festzuhalten. — Wozu auch? Um zu sehen, wie Mutter und Töchter verstohlen zusammenlachten, um zu bemerken, wie sie unter dem braunen Strohhutrand hinweg nach den Fenstern des Rauchcoupe's blickte, wo sich der Lieutenant so gesetzt hatte, daß er sie ansehen konnte über den leeren Platz hinweg, von dem man ihn so schnöde gewiesen.

Da beschloß er, nach reiflicher Ueberlegung, sich unter Umständen künftig fern zu halten von dem verrätherischen Geschlecht, deren einer er noch vor wenigen Tagen so schöne Verse gewidmet; da dachte er wehmüthig an die kühlen Berge, die er ihr folgend verlassen, an das schöne Geld, das er ihr zu lieb ausgegeben, und als er das gethan, preßte er unmuthig die Lippen auf einander, wischte sich den Schweiß von der Stirne, blickte in die sonnenbeglänzte, glühende Landschaft hinaus und verwünschte den Augenblick, wo er sie zum ersten Male gesehen, vor allem aber seufzte er, wie so mancher neben ihm im Eisenbahnwagen, wie auch vielleicht der Leser dieser Zeilen, und wie nicht minder der Schreiber derselben über die unerträglichen 30 Grad Hitze.

Eine Regenſtudie.

Es iſt Spätherbſt. — Die Natur, welche mit der rollenden Zeit ſchon ſo viele Jahrhunderte hindurch ihren äußern Schmuck gewechſelt und ſich verwandelt, weiß ganz genau, daß für ſie jetzt bald die Zeit der Schnee- und Eislandſchaften kommt, weiß, etwas grau und hie und da ein brauner oder gelber Streifen — und deshalb greift ſie an ſo einem Tage im Spätherbſt mit obrigkeitlicher Bewilligung der Altmeiſterin Sonne in ihre Farbenſchachtel und leert dort aus zum Entzücken und Vergnügen von uns Menſchenkindern.

Man könnte ſagen, an einem ſolchen Tage übertreibt die Natur, ſetzt Glanz und Licht auf, wo ſie es kaum verantworten kann, hat gar keine Schattenfarben auf ihrer Palette, nur das glühendſte Roth, das brennendſte Gelb, Blau, Weiß, ſaftiges Violett und Gold — übertrieben viel Gold. Letzteres glänzt überall, daß uns faſt die Augen weh thun. Dort weit in der Ebene ſind ganze Strecken damit überzogen; im Walde, den wir vor uns haben, hat wenigſtens der dritte Stamm eine vergoldete Rinde, und die Landhäuſer oben auf den Hügeln glühen ſo aus allen Fenſtern, daß man glauben ſollte, dort ſei ein Schmelzofen

des edlen Metalls, und wenn wir die Augen halb ſchließen, um genauer hinſehen zu können, ſo ſpritzen aus allen Oeffnungen die glitzernden Strahlen hervor. — Das iſt hier ein wahres Kalifornien und mehr noch. Die Fabel des Königs Midas tritt lebendig vor uns, denn während die Sonne langſam am Berge hinſinkt, betrachte deine Hände, das Geſicht deines Nachbarn, Feld, Wald und Flur, ja den ruhig dahinfließenden Strom und die kräuſelnd aufſteigenden Rauchwolken aus Hunderten von Schornſteinen, — Gold, Gold und nichts als Gold!

Haſt du wohl je an einem ſolchen Abend des Reichthums vom Thale aus geſehen, wie die Sonne hinter einer Bergkuppe verſchwindet? — über ihr muß ſich aber, wie am heutigen Abend, eine langgeſtreckte dunkle Wolke lagern, welche ihr Licht ordentlich zuſammenpreßt. — Warte einen Augenblick! So, jetzt ſchau' hin: die ſtrahlende Kugel iſt halb hinter dem Berge verſchwunden, die neidiſche Wolke ſinkt hinter ihr drein, ſie bleibt nicht zurück, ſie läßt ſich nicht abſchrecken, auch wenn ſie, wie jetzt, in glühender Lohe aufflammt, der Vernichtung preisgegeben von dem erzürnten Tagesgeſtirn, — aber jetzt blicke hin! Haſt du etwas Brillanteres und Schöneres geſehen! Stäuben nicht die Strahlen der ſinkenden Sonne wie ein Waſſerfall über den Berg herab, wie ein Waſſerfall, wo jeder Tropfen ein Edelſtein iſt! Es flimmert faſt betäubend vor unſern Augen, die zuckenden Blitze in Roth, Gelb, Grün und Violett! — Aber wie ſo viel Schönes, dauert auch dies majeſtätiſche Schauſpiel nur ein paar Sekunden, und wie die Natur den glühenden Kuß der Sonne nicht mehr empfindet, ſo wirft ſie von ſich alle Pracht und Herrlichkeit, die goldenen Gewänder, die blitzenden Edelſteine, und zieht ein unſcheinbares graues Nachtgewand über ihren eben noch ſo ſtrahlenden Anzug. —

Einen ſolchen prachtvollen Spätherbſttag hatten wir geſtern. Der Barometer war ganz toll vor Freude, das Queckſilber machte

einen vergnüglich krummen Rücken, kletterte empor, als ſei es Mai-Anfang und würde noch einmal der Frühling kommen. Ja, es blickt ſchadenfroh auf den Thermometer, der neben ihm an der Wand hängt und der, kaltes Wetter anzeigend, fröſtelnd zuſammenſchnurrt. Doch hat der Wetterkundige mit einiger Beſorgniß die Wolken betrachtet, unter welchen die Sonne geſtern zur Ruhe gegangen. Ja, als er zufällig während der Nacht erwachte und den Wind hörte, der in einzelnen Stößen ſauſend um das Haus fuhr, ſo hat er ſich mißmuthig in ſeine Decke gehüllt und bei ſich gedacht: O weh! der bringt Regenwetter!

Draußen in der Nacht hatte die dunkle Wolke über der Sonne längere Zeit unbeweglich wie ein Gebirge geſtanden. Ja, die verſchiedenen Wetter hatten eine Zeitlang mit einander gekämpft, bald blies ein kalter, faſt erſtarrender Hauch aus Norden, und dann war es, als wollte jene Wolke am Horizont langſam unterſinken; etwas ſpäter aber ſtrömte es aus Weſten herüber, weich, dunſtig, auflöſend; ſauste in den dürren Gräſern und klapperte in den kahlen Aeſten der Bäume; und immer ſtärker blies der Regenwind herüber, und wie er blies, ſchwoll die Wolke im Weſten zuſehends an, wurde größer, dehnte ſich aus, und als endlich die Dämmerung im Oſten erſchien, verkündete ſie der nachrückenden Sonne trüben Himmel und Regenwetter, und ſtatt nun wie geſtern in großer glänzender Toilette aufzugehen, erſchien heute das verdrießliche Tagesgeſtirn in gelber Nachtmütze, gleicher Flanelljacke und langem, grauem Schleppkleide. Es war ein recht betrübter Anblick für jeden, ſobald er ſeine Fenſter öffnete und auf die Straße hinausſah. Da ſah man an den Vorüberwandelnden Mäntel und Ueberröcke wehend flattern, um die Häuſerecken herum fegte der Wind und machte ſich mit dem Kehrichthaufen zu ſchaffen, der dort lag und welchen er auseinander zu jagen begann, zum großen Verdruß des Fuhrmanns, der ihn eben auf ſeinen Karren laden wollte, auf den Karren, vor welchem

das alte geduldige Pferd ſtand, den Kopf tief geſenkt und nur zuweilen die Ohren bewegend, wenn der tolle Wind gar zu arg ſeine Mähnen zauste oder den Schweif auf die Seite trieb.

Welch verdrießliches Geſicht macht der alte Herr mir gegenüber, als er im rothkarrirten Schlafrock und der weißen Nachtmütze nun erſcheint, ſeine Vorfenſter öffnend und als ihm der dunſtige warme Wind einige ſchwere Tropfen in's Geſicht jagt. Er ſchließt das Fenſter und blickt mißmuthig nach dem Barometer. Ja was kann der Aermſte dafür, daß ſich die Laune des Himmels von geſtern auf heute geändert; eine andere Conſtellation hat geſiegt, Queckſilber iſt flau, Alkohol geſucht, die Aktien des Barometers ſind gefallen, die des Thermometers geſtiegen. Noch bewahrt uns der Wind vor einem feſten Herbſtlandregen, die Wetterfahnen fliegen kreiſchend herum und wiſſen abſolut nicht, wie ſie ſich heut Morgen benehmen ſollen, und die ſchmutzig grau dahinziehenden Wolken machen verdrießliche Geſichter und ſcheinen ihre Fäuſte gegen den Nordweſter zu ballen. Sie ſind geladen bis zum Rand, die armen Wolken, können aber nichts von ſich geben, ſo lange ſie der Wind ſo unbarmherzig dahin jagt. Jetzt aber ſcheint er langſam ſeine Kraft zu vermindern. Er ſtürmt nicht mehr toll über die Dächer dahin, ſondern haucht nur noch wie ermattet in einzelnen ſchweren Stößen. Auch dieſe werden ſchwächer, die Windfahnen halten ſich ſteif nach Oſten, die Wolkenmaſſen fangen an, ſtill zu ſtehen und in einander zu fließen; in kurzer Zeit iſt der Himmel eine einzige graue Maſſe und es tröpfelt herab nicht zu ſtark und nicht zu ſchwach, ein ächter Landregen.

Wie das meine kleinen Freunde, die Schulbuben, ſchmerzt! Geſtern bei gelindem Froſte hatten ſie ein paar wundervolle Schleifen arrangirt, blank und glänzend in der Straßengoſſe ſpiegelten ſie ordentlich den goldenen Abendhimmel wieder. Heut Morgen ſind ſie angelaufen und trübe, und als ihre kleinen Verfertiger den Ranzen auf dem Rücken des Wegs daher kommen,

bleiben ſie mißmuthig bei der geſtrigen Schleife ſtehen und wollen ſchon ſtill davon ſchleichen; doch macht Einer den Anfang und ſchleift auf dem naſſen Schmutz dahin. Natürlich folgen die andern und in ein paar Sekunden ſind zwölf paar Stiefel über und über mit Koth beſpritzt, zum großen Kummer ebenſo vieler Mütter und Dienſtmädchen. Aber das Schleifen heut Morgen macht kein Vergnügen, es iſt nur ein Akt der Pietät gegen die geſtrige Spielgefährtin; überhaupt ziehen die Buben heute nicht lärmend durch die Straßen. Auch darin, wie in ſo manchem, gleichen ſie jungen Hunden, ſie können die Näſſe nicht vertragen, und wenn es ihnen möglich wäre, würden ſie grade ſo wie meines Nachbars Jagdhund bei Regenwetter die Ohren hängen laſſen und den Schweif einziehen.

Aber es regnet fort, ſtill, unverdroſſen, ausdauernd. Auf den Dächern rieſelt es ſanft hinab, die Dachrinnenröhren fangen an zu ſprudeln und die Straßengoſſen werden nach und nach zu kleinen Bächen. Und dabei iſt es ein anhaltendes Regenwetter, ein plan- und geſchäftsmäßiges Niederſtrömen von Waſſer; keine Uebereilung, die auf baldiges Erſchöpftwerden ſchließen läßt; die Wolken leben in ſchönſter Harmonie, jede einzelne iſt in der Allgemeinheit aufgegangen.

Da wir aber an unſern täglichen Spaziergang gewöhnt ſind und ihn für nützlich und der Geſundheit zuträglich halten, ſo wollen wir uns auch heute durch das Regenwetter nicht abhalten laſſen, ein bischen in die friſche Luft zu gehen. Unſere kleinen Equipagen, Stiefel mit Korkſohlen, ſichern uns vor naſſen Füßen, der Regenſchirm hält uns von oben ſo ziemlich trocken und ſo können wir ſchon wagen, dem Wetter zu trotzen.

Vor dem Thore ſteigen wir den Berg hinan, die ganze Natur iſt auf eine eigenthümlich wäſſerige Art lebendig geworden; von den Aeſten und Zweigen tropft und rieſelt es herab und ebenſo von der Anhöhe, die wir langſam erſteigen. Geſtern war

der Weg hart und trocken, heut gehen wir in einem wahren Rinnsal. Unzählige Wasseradern schlängeln sich uns entgegen, nehmen rechts und links andere auf, die von den Weinbergen herabkommen, und alle zusammen murmeln geschwätzig und erzählen von sehr vielem Wasser, das auf den Bergen niederfällt, von außerordentlich vielem Wasser, Tropfen um Tropfen ohne Aufhören, und sie sind sehr vergnügt darüber und hoffen glücklich in's Thal zu kommen, in das sie hoch vom Himmel herabfallend gesehen; hoffen, dort in einen kleinen Bach zu gelangen, von dem kleinen in den größeren, von diesem in das Flüßchen, vom Flüßchen in den Strom und mit diesem in das große Weltmeer, von dem ihre Mutter, die Wolke, erzählt, die vor wenigen Tagen noch darüber hinstrich.

Ebenso geschwätzig aber wie die kleinen Regenbäche sind die nassen Bauernweiber, die uns begegnen. Hoch aufgeschürzt tappen sie durch Regen und Schmutz, und während eine Hand den schweren Korb auf dem Kopfe festhält, ist die andere beständig beschäftigt, die Nase abzuwischen; denn dort laufen alle Wassertropfen, die auf Korbränder und Kopftuch fallen, hartnäckig zusammen. Sie sprechen von der schlechten Ernte, von mißrathenen Kartoffeln, theuren Eiern und unerschwinglicher Butter, und dies Gesprächsthema wird nur geändert, wenn Eine zufällig ihres Mannes erwähnt, der gestern Nacht um 11 Uhr in einem tüchtigen Rausche nach Hause gekommen. Dann haben alle mit einemmale das gleiche Schicksal erlebt; und wenn man ihren Worten glauben will, so ist im benachbarten Dorfe seit dem letzten halben Jahre vom Schultheißen bis zum Nachtwächter hinab kein Mensch mehr nüchtern gewesen.

So eilten sie bei mir vorüber, ihre schweren Schuhe klappern auf den Steinen und drunten am Berge verschwinden sie im Dunst und Regen.

Mein Schirm beklagt sich über die harte Zumuthung; er hat

faſt Unmögliches geleiſtet und kann bei dem beſten Willen nicht mehr thun. Denn nicht nur von den Spitzen der Fiſchbeine rieſelt das Waſſer herab, ſondern es hat auch oben eine Oeffnung gefunden, wo es durchdringt und mir auf die Hand träufelt. Doch haben wir die Höhe des Berges erreicht und bleiben hier ſtehen, um uns einen Augenblick umzuſchauen. Wie hat ſich die Natur ſeit geſtern ſo troſtlos verwandelt! Man kann gar keine Freude mehr an ihr haben und findet es nur unbegreiflich, wo die ganze Farbenpracht, all der Glanz, all das Gold hingekommen. Gewiß hat der Regen die Vergoldung weggewaſchen und ließ die bunten Farben durcheinander fließen. Sehen wir doch heute nur ſchmutziges Braun und trübſeliges Grau durch alle Schattirungen. Dabei ſendet der Himmel immer und immerfort ſeine Regenſchleier herab und ſo beharrlich und gleichförmig, daß es uns zur Verzweiflung bringen könnte. Rückwärts auf die Stadt blickend ſehen wir nur eine vielartig gefärbte Nebelmaſſe, aus welcher hie und da ein helleres Gebäude oder ein dunkler, faſt ſchwarzer Rauch hervorbricht. Und dabei iſt es ſo ſtill rings umher; alles andere Geräuſch wird gedämpft durch das Niederfallen der Tauſende und Tauſende von Regentropfen. Dort unten im Thale zieht die Eiſenbahn dahin, ſieht aber viel eher aus wie ein raſch vorüberfliehender Nebelſtreifen, und die Pfeife der Lokomotive, die ſonſt ſo luſtig ertönt, klingt heute hohl und melancholiſch. Dort auf dem Felde ackert ein Bauer, und der Knall ſeiner Peitſche hat gar nicht ſeinen gewöhnlichen Klang, ſondern tönt dumpf, als ſchlüge man mit einem Stock auf einen Baumwollenballen. Der Bauer bleibt ſtehen, ſchwenkt ſeinen triefenden Hut ab und kratzt ſich hinter den Ohren, nachdem er ſeine Stirn mit dem Sacktuch abgetrocknet. Pferde und Fahrzeug bleiben ebenfalls ſtehen und dampfen ſo gewaltig, daß man alles, den Pflug, die Beſpannung und den Mann nur wie durch einen dichten Nebel ſieht.

Die einzige dem Auge wohlthuende Abwechslung, die ſich jetzt

auf der Fläche vor mir zeigt, kommt von dem Proſaiſchſten her, was es auf der Welt gibt, von einem baumwollenen Regenſchirm nämlich. Doch iſt derſelbe, — er gehört einer alten Bäuerin — von brennend rother Farbe und thut dadurch dem Auge in dem ſchmutzigen Grau und Grün außerordentlich wohl.

Entmuthigt durch den troſtloſen Anblick draußen kürzen wir unſern Spaziergang ab und kehren zur Stadt zurück, wo wir das Straßenleben durch das Regenwetter doch nicht ſo total verändert finden, wie draußen Wald und Flur. Die Häuſer haben ihre Phyſiognomie ſo ziemlich erhalten, und neben dem überſtrömten Pflaſter ziehen ſich die trockeneren Trottoirs dahin. Und ſo ein Spaziergang bei Regenwetter auf dem Trottoir hat für den Kenner ſchon ſeine Annehmlichkeiten. Man ſieht da ſo vielfach komiſch-ernſte und ernſtkomiſche Scenen, man kann ſeine Freunde zur Verzweiflung bringen, wenn man behaglich plaudernd bei ihnen ſtehen bleibt, nicht achtend des ſtrömenden Regens, der von unſerm Regenſchirm auf ihre Paletots trieft. Man kann unter dem Schutze des Regenſchirms mit ſeinen Feinden caramboliren und kann ſogar, dieſen als Schild vor ſich haltend, gegen irgend eine unangenehme Perſon ein vollkommener Grobian ſein; natürlich unter dem Riſico der Wiedervergeltung. Man kann unter dem Regenſchirm mit Perſonen ſprechen, bei denen man im hellen Sonnenſchein nicht gerne ſtehen bleibt. Haben doch die Vorüberwandelnden bei naſſem Wetter zuviel mit ihren eigenen Sachen zu thun, um auf ihre Nebenmenſchen zu merken. Und welcher Schutz iſt ein Regenſchirm in ähnlichem Falle gegen wißbegierige Frauen und alte Jungfern, die beobachtend an ihrem Fenſter ſitzen. Gleicht doch, beſonders von oben geſehen, ein Regenſchirm dem andern und haben doch zu gleicher Zeit mit mir ſehr viele Herren Fiſcher und Müller einen von grüner Farbe. Und zu welch anmuthigen Betrachtungen veranlaßt uns die Begegnung des ſchönen Geſchlechts bei Regenwetter? Man thut aber in die-

„Mich hat's geſchaudert," ſagte das unſchuldige Mädchen und ſah mich mit dem klaren treuen Blick feſt an, „aber was ſoll ich thun? rathe mir, der Prinzipalin davon ſprechen, Du weißt, wie günſtig ſie über den Buchhalter denkt und ich bin ja" ſetzte ſie ernſter hinzu, „ein ſo armes Mädchen. Dem Doktor habe ich davon geſprochen."

„Nun, und was meinte der Doktor?"

„Er ſtampfte heftig mit dem Fuß," entgegnete Emma, und ſagte, das habe ich mir gedacht, dann gab er mir einen Brief, und befahl mir denſelben, ſowie ſich der Buchhalter an die Prinzipalin wende und dieſe mir von deſſen Antrag ſpreche, ihr zu übergeben."

„So," antwortete ich haſtig, „gieb mir den Brief."

„Ich möchte gern," ſagte das Mädchen, „denn mir iſt das Papier unangenehm und ich fürchte mich vor demſelben, als ſei etwas Widerwärtiges häßliches darin verſchloſſen, aber der Doktor hat mir ſtrenge verboten, ihn in andere Hände, als die ihrigen zu geben. Geh' aber jetzt, es kommt Jemand, und denke nach, was zu machen iſt."

„O ich wüßte wohl, wie ſich das Alles zum Beſten lenken könnte," ſagte ich eifrig und küßte ihre Hand. — — —

In dieſem Augenblick trat der Buchhalter ins Zimmer und ſah uns Beide mit einem ſeltſamen Blick an.

sem Falle besser, den gegenüber liegenden Fußpfad im Auge zu behalten, denn bei einer Seitenansicht auf zierlich emporgehobene Kleider und feine Stiefelchen und Fortsetzung nach oben ist man offenbar im Vortheil.

Aber auch abgesehen von den verborgenen Schönheiten, die uns das Regenwetter enthüllt, ist ein feiner Beobachter wohl im Stande, aus dem Schritt und dem Gang ziemlich richtige Schlüsse auf den Charakter der vorüberwandelnden Damen zu ziehen. Da es aber zu weit führen würde, hier darauf näher einzugehen, so halten wir uns dieses Thema für eine besondere Studie offen.

Wohin aber wenden wir unsere Schritte? Das Kaffeehaus dort unten ist bei Regenwetter ein gräulicher Aufenthalt, das Geklapper der Dominosteine und das Klirren der Tassen wahrhaft betäubend und der Dunst und eigenthümliche Duft, der aus den regengetränkten Ueberröcken und nassen Schirmen emporsteigt, könnte Einem übel machen. Glücklicherweise neigt sich der Tag seinem Ende zu, und durch den Nebel und Regen sehen wir schon die Laternenanzünder mit ihren langen Stangen dahin traben; bald hier, bald da flammt ein Gaslicht auf, leuchtet aber trübe und röthlich durch Dunst und Dämmerung. Die uns Begegnenden fangen nun an, wie Schattengestalten vorüber zu huschen und werden seltener, Equipagen dagegen zahlreicher und rollen dumpf rasselnd bei uns vorüber, während hoch vom Kirchthurme, der ebenfalls anfängt, sich verdrießlich in sein Nebelgewand zu hüllen, die Abendglocke melancholisch niederschallt. — Jetzt wird es unangenehm auf den Straßen für menschliche Wesen, selbst Hunde und Katzen suchen ein trockenes Asyl am warmen Ofen. — Welches aber ist uns beschieden, oder vielmehr bei solchem Regenwetter erwünscht? Ich weiß es, und der geneigte Leser wird mir beipflichten — eine freundlich erhellte und sanft erwärmte Stube, ein kleiner Tisch mit drei guten Freunden und bei heruntergelassenen Vorhängen eine Partie Whist mit dem Strohmann: Coeur ist àtout.

Eine Schneestudie.

Draußen fällt der erste Schnee — —

Es sind große, wollige Flocken, die in weit ausgedehnten Schlangenlinien herabwirbeln vom grauen Himmel und gar nicht recht auf den Boden nieder wollen. So erscheinen sie uns wenigstens, denn wenn wir eine dieser Flocken mit den Augen verfolgen, so glauben wir, sie fliege lange, lange umher, bis sie hernieder kommt, wo schon Millionen der Ihrigen ruhig bei einander liegen. — Ja es schneit, und wenn wir am Fenster stehen und hinausschauen, so überkommt uns ein unnennbar angenehmes Gefühl. Es ist eigenthümlich, wie keines der Kleider, welches die Natur in den verschiedenen Jahreszeiten anlegt, so geeignet ist, alte, süße Erinnerungen wach zu rufen, wie der Pelzmantel des Winters. Die Natur im schönsten Blüthenschmuck des Frühlings, der Sommer mit seinen wallenden Kornfeldern, der Herbst gelb gelockt, mit reifen Früchten prangend, sie alle sind vielleicht zu reizend, um ein anderes Bild, als sie selbst, in uns aufkommen zu lassen. Aber der Winter mit seinen weißen Feldern, den kahlen Bäumen, den schneebedeckten Straßen der Stadt und den Dächern,

die ſich vom Himmel gar nicht abzeichnen, ſo daß man glaubt, Schornſteine und Dachfenſter ſchwebten in der Luft, der Winter iſt lieb und uneigennützig, daß er uns gern als Hintergrund dient, auf welchem ſich die ganze Jugendzeit mit allen ihren kleinen Freuden und Leiden lebendig zeigt.

Obgleich ich ſchon ein ziemlich alter Menſch geworden bin, ſo iſt mir doch, wenn ich am Fenſter ſtehe, als hörte ich wieder das Summen der Schule und die vielen dünnen Stimmchen, welche durch einander ſchreien und das Gedicht Hebel's vortragen, das unſer freundlicher Lehrer ſtets in Erinnerung brachte, wenn draußen der erſte Schnee fiel:

„Iſt droben etwa Baumwoll' feil?
Sie ſchütten wohl ein redlich Theil
Auf Haus und Garten. — Schaut nur, ſchaut!
Es ſchneit fürwahr, daß Einem graut."

So hieß der erſte Vers in freier Uebertragung, und er beſchäftigte meine Phantaſie außerordentlich; wir erfanden ein neues Schneeſpiel, eine Baumwollenhandlung, und draußen machten wir kleine Pakete und verkauften ſie den Mädchen aus der Schule. — Glückſelige Zeit!

Neben mir auf der Schulbank ſaß der kleine Sohn einer armen Wittfrau, der mich einſtmals fragte: „Weißt du auch, Wilhelm, was der Schnee eigentlich iſt?" Und als ich ihn verwundert anblickte, ſagte er: „Droben klopfen die Engelchen ihre Betten aus, und die Federn, die herunter fallen, das iſt der Schnee." Dieſen Gedanken habe ich nie los werden können; nicht als ob ich daran geglaubt, ſondern aus einem andern ſehr traurigen Grunde, denn derjenige, welcher mir die Geſchichte vom Ausklopfen der Betten erzählte, kam ſpäter als Arbeiter in eine Baumwollenfabrik, und als ich ihn da einmal wiederſah, über und über mit weißen Flocken bedeckt, ſo fragte ich ihn lachend:

„Weißt du noch, was der Schnee iſt!“ worauf er mir die gleiche Antwort wieder gab. Und das waren die letzten Worte, die ich von ihm gehört. Kurze Zeit nachher kam er einem der großen Räder zu nah und — doch wozu dergleichen blutige Erinnerungen, die ſich ſo grell ausnehmen auf dem weißen Schneehintergrunde. Gehen wir lieber noch einen Augenblick zurück zur Schule. — O, wer das zuweilen in Wahrheit könnte! Hören wir zu, mit wie wenig Andacht der Vers geſungen wird, der den Unterricht ſchließt, und ſehen wir, wie all' die kleinen Stumpfnaſen und ſchelmiſchen Augen ſich dem Fenſter zuwenden und nicht mehr auf den taktangebenden Lehrer blicken.

Endlich ſchießt die wilde Brut auf die Straßen; ſchon auf der Schultreppe erſchallt einiges Geheul, denn ein Paar rutſchen aus in übergroßem Eifer oder auf den glatten Schneeſpuren, und purzeln hinab. Die Schiefertafeln klappern, die Buben lachen und ſchreien, und während einige luſtig auf dem Trottoir ſchleifen, machen die andern Schneeballen und bombardiren einander in wilder Haſt, bis eine Partie ſiegreich iſt, oder bis ein paar Ballen in die benachbarten Fenſter oder an die hoch erhobene Naſe eines achtbaren Bürgers fliegen, der zufällig vorbei ſpaziert, oder auch „bis im Schulhauſe das Fenſter klingt, ſich der Lehrer zeigt und herniederneigt, nicht ſehr ruhig, aber noch viel weniger engelmild.“

Wie benachbarte Sperlinge und Krähen durch einen Steinwurf, ſo wurden die Buben durch das eben erſchienene ernſte Geſicht aufgeſcheucht und verjagt. Die Schlimmſten thun, als haben ſie gar nicht mitgeworfen, und gehen ruhig die Straße fort, die Hände auf den Rücken gelegt, harmlos pfeifend. Unnöthige Verſtellung! Er wird heute Nachmittag unter euch treten und fürchterliche Muſterung halten.

Auch andere Bilder bringen uns die herabfallenden Flocken vor unſer Gedächtniß, den Schneemann mit den ſchwarzen Augen und der irdenen Pfeife im Munde, die Bergſchlittenpartie und

endlich, als wir schon größer wurden, die Schlittschuhfahrten auf den großen Teichen mit allen ihren Leiden und Freuden von dem Tage an, wo wir anfingen und uns durch ungeheure Sterne auszeichneten, die wir mit dem Hinterkopf in das Eis schlugen, bis viele Jahre nachher an dem Tage, wo wir unter den kunstreichsten Wendungen einen Namen in das Eis schnitten, einen Namen, der mit großem Erstaunen, ja mit Erröthen angestaunt wurde, mit letzterem von einer jungen Dame, die selbst am Rande des Teiches stand, in Pelzstiefelchen, schwarzem Mantel, grauem Muff, grünem Hut, der rechts ein Rosenbouquet, links eine weiße Schleife hatte und hinten eine schwarze Feder, — wenn mich mein Gedächtniß, über welches ich oder man eigentlich lachen sollte, nicht trügt. — Ja, lachen wir darüber; ich laufe keine Buchstaben mehr in das Eis, und das junge Mädchen von damals ist eine dicke Dame geworden, die einen tüchtigen Schlingel auf's Eis schickt, der nun ebenfalls oft umpurzelt und Sterne hineinschlägt. —

Während diesen Betrachtungen hat der Schnee ein redlich Theil auf Haus und Straße ausgeschüttet. Jetzt hinaus in's Freie, um das feine, jungfräuliche Gewand, welches er der Erde umgehängt, im vollsten Glanze zu sehen. Während wir langsam den Berg hinaufsteigen, haben wir zur Rechten und Linken mächtige Bäume mit nackten Aesten, mit tausend Zweiglein, die auf's Eigensinnigste durcheinanderstreben und sich von dem hellgrauen Himmel so haarscharf abzeichnen, als seien sie mit der feinsten Nadel auf eine kolossale Stahlplatte gravirt. Kein Lufthauch ist zu spüren, und so steht alles: Bäume, Sträucher und Gräser in tiefer Ruhe und macht das schweigende Bild der Natur großartig und ernst. Wir hören nur das Knirschen des Schnees unter unsern Füßen, das Schwirren eines Vogels, der dadurch erschreckt aufflattert und nun von dem Aste, auf dem er gesessen, ein Klümpchen Schnee herabwirft.

Droben angekommen, schauen wir in das Thal hinab, und

die Landſchaft iſt durch den weißen Schnee ſo ganz anders geworden, daß wir die wohlbekannte faſt gar nicht wieder erkennen. Dort, wo die breite Straße lief, und hier, wo zwiſchen grünen Wieſen die dunkeln Fußpfade erſcheinen, iſt alles weiß zugedeckt und dagegen zeigen ſich rechts von uns an den Felſenwänden des Gebirges eine Menge dunkler Pfade, die wir früher nicht gekannt. Aber es ſind nur Riſſe im Geſtein und Schluchten, wohin der Schnee nicht dringen konnte, was wir für Wege anſehen. Den ſeltſamſten Anblick gewährt die Stadt zu unſern Füßen. Ja ſie iſt vollkommen verſchwunden; ſehen wir doch nichts als ein weites Feld mit unzähligen weißen Maulwurfshaufen; gerade ſo zeigen ſich die ſchneebedeckten Dächer. Nur der ſchwarze ſpitze Thurm der Stadtkirche ſteht finſter und trotzig wie immer und jetzt ſo einſam mitten in dem weiten Felde.

Den kleinen Fluß allein hat Winter und Schnee noch nicht verändern können, ja er trotzt dem geſtrengen Herrn und fließt dampfend durch die ſchneebedeckten Fluren. Doch wird ihm dieſer Hochmuth nächſtens gelegt werden, und alle Anzeichen müßten trügen, wenn ſich nicht heute Nacht das Wetter aufklären und ſtarker Froſt eintreten wird. Iſt doch der Hauch unſeres Mundes ſchon recht dicht geworden, knirſcht doch der Schnee unter unſern Füßen bereits mehr als vor einer Stunde; und liegt nicht auf Berg und Thal ein feiner Duft, der ſich tiefer und tiefer herabſenkt? Auch der bewölkte Himmel, heute Morgen ſo bleifarbig und ſchwer, iſt jetzt lebendig geworden, und die grauen Maſſen ſchieben ſich hierhin und dorthin, ballen ſich und werden dichter und lichter; ja jetzt an einer Stelle ſo licht, daß ein Theil der Sonne ſichtbar wird, wenn auch die Strahlen nicht durchdringen können. Sie erſcheint incognito, feurig gelb in Geſtalt ihres Trabanten als Halbmond, prächtig, aber zürnend und als habe ſie nur mit einem einzigen Blicke ſehen wollen, ob auf der Erde noch Alles in Richtigkeit ſei, zieht aber gleich darauf wieder haſtig den dichten

Wolkenſchleier vor das Antlitz und läßt von da an ihren Lauf bis zum Niedergang nur vermuthen, und zwar durch glühende Streifen, die von Zeit zu Zeit das graue Gewölk durchdringen. Zuletzt geht ſie unter in feuriger Lohe, den halben Himmel entzündend, als wollte ſie ſagen: wartet nur bis morgen, da komm ich wieder; wehe dem, der ſich ſchlecht aufgeführt.

Wir machen es, wie man von der Sonne ſagt, und ſteigen ebenfalls hinunter in's Thal, in Nebel und Dämmerung. Eine Menge kleiner Bergſchlitten ſchießen an uns vorüber, luſtige Burſche darauf, mit rothen, ſtrahlenden Geſichtern, und wenn wir ihnen nicht ſorgfältig ausweichen, ſo können wir die Ebene ſchneller und vermittelſt eines andern Körpertheiles erreichen, als den uns die Natur zum Fortkommen angewieſen. Wir kommen an den erſten Häuſern vorüber, und das Dach eines derſelben iſt in Rauch eingehüllt, der auch zu den großen Fenſtern herausdringt. Aber es iſt keine Feuersbrunſt: in dem Hauſe wird Bier gebraut, kaltes, friſches Bier; jetzt im Winter erzeugt, ſoll es uns im heißen Sommer, ſo Gott will, gut zu ſtatten kommen.

Einſam und ſtiller als gewöhnlich liegen die Straßen; der Schnee hat die Leute in ihre Wohnungen geſcheucht, und die Karren und Equipagen machen kein Geräuſch, man hört nichts von dem Rollen ihrer Räder, nur das Klingeln der Schellen, welche den Pferden angehängt ſind. Wenn man ſo mehrere Stunden, nachdem der erſte Schnee gefallen, durch Straßen und über Plätze der Stadt ſchlendert, ſo ſieht man recht, wie der Verkehr der Menſchen unruhig hin und hertreibt. Dieſer Verkehr hat ſich als Fußſtapfen deutlich ausgeprägt, und letztere würden Stoff zu einem recht intereſſanten Studium geben. Weg mit jenen gleichmäßigen Schritten, die ſich quer über den Platz ziehen und in der nächſten Straße verlieren! Ihrer gibt es viele. Aber dort unter den Bäumen werden ſie von zwei Paar zierlicher Fußſtapfen durchkreuzt, die augenſcheinlich nicht ſehr eilig waren. Jetzt führen

ſie rechts, jetzt links, jetzt laufen ſie ſogar eine Strecke wieder zurück. — Halt! hier haben ſich größere und breitere Spuren dazu gefunden, und plötzlich hören alle auf. Aber wo ſie aufhören, ziehen ſich, ſcharf in den Schnee einſchneidend, Geleiſe von Rädern dahin, vielleicht arge, arge Verräther; wenn man ihnen folgt, käme man vielleicht zum Anfang oder Ende einer alten Geſchichte, die aber immer neu bleibt.

Das Gaslicht, welches überall flammt und ſtrahlt, erleichtert unſer Studium, denn all die Schneeſpuren, von denen wir eben ſprachen, würden ſich bei Tageslicht flach und unbedeutend ausnehmen, bei Abend aber, ſcharf ſchattirt, ſieht man ſie deutlich ausgeprägt. Hier trieb eine Bubenſchaar ihr Weſen, dort ging ein Fräulein-Stift ſpazieren — eine Menge kleiner Fußſpuren und zuweilen an den Seiten der Schnee darüber hingefegt, wo die Lehrerin gravitätiſch wandelte, die Naſe ſehr hoch, das lange Kleid ſehr tief hinten drein ſchleifend. Iſt mir doch, als habe der Schnee Eindrücke eben dieſer langen, ſpitzen Naſe und ſogar der Brille hinterlaſſen, ſo deutlich ſehe ich ſie vor mir.

Hinter dem Platze erhebt ſich das große Schloß, jetzt noch ernſter und finſterer als gewöhnlich, und daß in der hohen und breiten Wand nur ein einziges Fenſter erhellt iſt, macht den Anblick nicht freundlicher und liebenswürdiger. Die Zacken der umliegenden Terraſſen und die kleinen Thürmchen mit den ſpitzen Dächern zeigen Schneezähne und weiße Nachtmützen, — „und unter letzteren würden wir gerne einſchlafen, wenn droben das Licht ausgelöſcht würde," murmelt ein alter Thurm, bei dem wir gerade dicht vorüber ſchreiten. Es iſt eigenthümlich, wie in einer ſo hellen Schneenacht die großen Bäume auf den Plätzen und in den Alleen wahrhaft ſchwarz erſcheinen, und ſo frei und ſchlank, wie man ſie am Tage nie ſieht. Das macht aber der Schnee, der auf der Wetterſeite Stamm und Aeſte zur Hälfte verdeckt.

Wir ſind indeſſen lange genug im Freien geweſen und wollen

nach Hauſe zurückkehren, und dem Schnee und Gaslicht das Terrain allein überlaſſen, wollen aber auf die kunſtvolle Art aufmerkſam machen, mit welcher das letztere die Form der es umgebenden Laterne in Schattenzeichnungen auf den weißen Boden niederwirft, vier große ſchwarze Linien, die ſich am Ende auf dem Schnee verlieren. Die Vorſtellung im Theater iſt ebenfalls beendigt, und eine Menge Laternen der verſchiedenen Rangklaſſen leuchten den hinterdrein trippelnden Damen nach Hauſe. Auch viele kleine Schlitten kommen von dem Schauſpielhauſe, — Kinderſchlitten, aber ſchwer bepackt mit der Dame des Hauſes und einer guten Freundin, und ſeltſam beſpannt mit einer handfeſten Magd, die aber trotzdem keuchend von dannen eilt. Wir laſſen das Alles hinter uns und ſchreiten einſam und allein nach Hauſe. Dort kommt noch ein Omnibus, langſam von müden Pferden gezogen, und wie er ſtill hält, ſteigt der Dampf von den erhitzten Thieren ſo dicht auf, daß die Lichter in den Laternen und die rothe Farbe des Wagens kaum mehr zu erkennen ſind. „Gott ſei Dank," ſagte eine alte Frau, „da wären wir endlich zu Hauſe." — Und wir ſind es ebenfalls, legen Ueberſchuhe und Paletot ab, ſetzen uns an das Kamin zum helllodernden Feuer, oder an den runden Tiſch, auf welchem die ſtrahlende Lampe ſteht, und wenn du das gleichfalls thuſt, geliebter Leſer, ſo biſt du vielleicht ſo glücklich, in dem Manne, der Schneeſtudien gemacht, deinem eigenen Porträt zu begegnen.

Ein Eisenbahnbild.

Es gibt wohl nicht leicht ein lieblicheres, anmuthigeres und zugleich wieder großartigeres Stück Erde als das, welches man auf der prachtvollen Eisenbahn von Stuttgart nach Friedrichshafen durchfliegt. Aus der Mitte der Residenz, über belebte Straßen hinweg reißt uns der Dampfwagen durch den herrlichen, in aller Pracht des Herbstes geschmückten Park, unter dem Schlosse Rosenstein in die Erde hinein, aus dem blendenden Licht des Tages in tiefe Finsterniß, und läßt uns fühlen alle Schauer dieser unterirdischen Fahrt, das Heulen des Dampfes, das Rasseln der Räder, um uns gleich darauf glänzend zu belohnen durch den Anblick des Cannstatter Thals mit der kleinen netten Stadt, dem freundlichen Neckar, den grünen Bergwänden mit Kapellen, Kirchen und Schlössern auf verschiedenen Höhen. Und dies reiche Panorama thut sich so plötzlich vor uns auf, wie wir durch das jenseitige Thor des Tunnels den Schooß der Erde wieder verlassen — man fühlt wie die Kinder am Weihnachtabend, wenn die Thüren des dunklen Zimmers jetzt auf einmal geöffnet werden und Licht, Glanz, so viel Schönes in ihre Augen fällt.

„Es iſt ein Uhr," ſagte er mit leiſer Stimme, als er bemerkte, daß noch kein Tiſch gedeckt war, „wir werden wohl baldigſt eſſen."

Mein Zorn flackerte auf, als ich den Heuchler ſah, „die Prinzipalin wird mich entſchuldigen, ich kann heute nicht hier eſſen," ſagte ich zu Emma, „und Ihnen," ſprach ich mit feſtem Blick zum Buchhalter, „und Ihnen Herr Specht wünſche ich zum guten Appetit eine geſegnete Mahlzeit."

Von der Bergwand gingen wir über die Neckarbrücke durch Cannstatt, an dem Ufer des Flusses dahin, bei Weinbergen vorbei; niederhängende Zweige, Obstbäume aller Arten streifen den Wagen; die alte bedächtige Chaussee weicht dem tollen ungestümen Stiefbruder kopfschüttelnd aus, und leidet es geduldig, daß er sie hie und da kreuzt, beiseite drückt, ihr den alten Platz nimmt oder gar, wo sie gezwungen ist, mühsam eine Anhöhe zu ersteigen, rasselnd und pfeifend geradeaus rennt, mitten durch das Erdreich, durch einen tiefen Einschnitt, um wieder hervorzustürmen, wo sie es so gar nicht vermuthet hat — die gute, wohlbekannte, zertretene, lehmichte Schwester! Geht es doch dem Flusse da drunten, der doch noch viel älter ist, um kein Haar besser; auch er wird bedrängt und eingezwängt; wo sonst der Uferrand so ungezwungen und lieblich hinabging, hat man starre Mauern aufgeführt, wo er sich im seligen Nichtsthun so breit und gemächlich zwischen Riedgras und Weidengebüsch gehen ließ, hat man ihm seine Freiheit genommen, und er mußte manch schönes, schattiges Plätzchen abtreten für den da oben, der ihm nicht nur so viel Poesie, sondern auch so viel tägliches Brod genommen — aber mit dem Parvenu fliegen wir lustig dahin! Untertürkheim, Obertürkheim, Eßlingen, Plochingen haben wir erreicht und dabei so viel Schönes gesehen, ich weiß nicht, ob es Andern auch so ergeht: Steinhaufen, Weidengebüsch, Pappelalleen, Feldwege, Hecken und Bäche, alle erscheinen in so eigener Form und nehmen eine so erstaunte, überraschte Miene an, wenn wir vorbeifliegen und sie zurückbleiben müssen. Die Pferde dort auf der Chaussee sind schon resignirter, ebenso die Handwerksbursche auf dem Fußwege, und würdigen uns keines Blickes; die Berge thun auch so, als wären wir ihnen zu unbedeutend, und doch wenden sie sich langsam nach uns um und verfolgen uns lange mit ihren Blicken. Göppingen lassen wir hinter uns, und Schloß Bilseck, das wir bis jetzt nur weiß aus dem Grün der Bergwand hervorscheinen sahen, schaut uns nun

voll an mit seinen vielen Fenstern. Auch der Hohenstaufen streckt sich langsam und friedlich in die Höhe — ernst und stolz — er weiß es wohl, daß jetzt die Blicke Vieler an ihm hängen, und daß Einer dem Andern sagt: „Der, der ist's — der dort über alles andere emporragt." Eißlingen — Süßen: wir halten uns dicht an der Bergwand, auf die Vils rechts neben uns sehen wir schon bedeutend hinab, die kleinen Ortschaften tief im Thal liegen so reizend an den Schluchten des Gebirges, sie haben sich einen warmen Platz gesucht, wo sie einigermaßen gedeckt sind vor dem rauhen Hauche, der dort über die Alp herniederbläst; ach, es ist ja bald wieder die Zeit der kalten Winde, des Schnees, des Eises, die Felder sind mit Stoppeln bedeckt und der Mann da unten mit dem weißen Tuche ist im Aussäen begriffen — eine betrübte Zeit — auch Schafheerden ziehen dort bereits zum Dorf hinab, voraus der Hirt im grauleinenen Kittel, hintendrein der schwarze zottige Hund; und das Alles sehen wir im Vorbeifliegen, und noch viel mehr, im Einzelnen so unbedeutend und im Zusammenhang wieder so reizend.

Geißlingen liegt nun ganz auf unserer rechten Seite, und um dahin zu gelangen und doch nicht wieder hinabzusteigen, müssen wir der Bergwand folgen und eine sehr kurze Curve beschreiben. Jetzt halten wir auf dieser Station am Fuß der Alp, die leichte Locomotive wird ausgespannt, eine schwere muß uns das Gebirge hinanschleppen. Der elektromagnetische Telegraph klettert ebenfalls über die Berge; bis jetzt hatten wir ihn von Stuttgart an unserer Seite, den unheimlichen Draht, in Wahrheit unheimlich, wenn man bedenkt, daß sich an ihm, der anscheinend so harmlos weite Länderstrecken durchzieht, eine fast noch unbekannte, wenigstens ungebändigte gespenstige Kraft hinschlängelt, ein unsichtbares Wesen in unbegreiflicher Geschwindigkeit, gegen welche die des Dampfes, mit der wir eilen, ganz unbedeutend ist, wenn man

bedenkt, daß an diesem Drahte neben uns Worte dahinblitzen, für uns unsichtbar und unhörbar. Worte, Befehle, die die Menschen, Hunderte von Meilen von einander entfernt, sich zuschleudern — in der That unheimlich und oft seltsam in das gewöhnliche Menschenleben eingreifend. So habe ich es erlebt, daß Jemand, der in Köln aus Versehen einen fremden Koffer zur Eisenbahn mitnahm, in Düsseldorf feierlichst empfangen und an sein Vergehen gemahnt wurde. Schon einmal vor langen Jahren lief durch diese Thäler eine Telegraphenlinie, plötzlich entstanden, verschwand sie auch ebenso schnell wieder, als der, dessen Befehl sie gezogen, ihrer nicht mehr bedurfte. Als Napoleon im Jahr 1809 in Schönbrunn war und ihm die Staffetten der Feldpost nicht schnell genug nach Straßburg gingen, wurde zwischen beiden Orten eine Telegraphenlinie errichtet, die auch das Vils- und Neckarthal durchlief; leichte Baracken wurden auf den Höhen erbaut und ein polnisches Bataillon aufgelöst, dessen Leute den Dienst dabei versehen mußten — auf jeder Station befanden sich drei Mann, welche vermittelst vier farbiger Fahnen die Zeichen erhielten und weitergaben. Die ganze Geschichte dauerte vielleicht zwei Monate, dann verschwanden Polen, Baracken und Fahnen.

Unterdessen keucht die gewaltige Maschine mit uns die Alp hinan — 1 auf 45 — und obgleich sie rüstig vorwärts rollt, so zeigt doch die Menge Rauch, welche sie ausspeit, sowie das Knirschen ihrer Räder, daß sie sich mühsam fortbewegt. Geißlingen bleibt tief im Thal, und wenn man sich umschaut, so erblickt man es noch lange mit seinen spitzen Dächern, dem hohen Kirchthurm, den vielen Bleichen auf grünen Wiesen; endlich fahren wir scharf um eine Kante des Gebirgs. Die Decoration vertheilt sich; steil ab fallen die Berge in's Thal, wir kleben so an der gewaltigen Wand, unter uns riesenhafte Mauern, die den Eisenbahndamm stützen, über uns ähnliche Steinwände, die uns vor dem nachrollenden Geschiebe schützen. Die Chaussee, jetzt tief unter

uns, blickt uns bekümmert nach, denn sie hat noch gewaltig zu steigen, ehe sie unsere Höhe erreicht; noch weiter im Grunde liegt eine Mühle inmitten einer saftig grünen Schlucht, und dieses Grün mit der hellen Farbe des klaren Baches, mit der gegenüberliegenden Bergwand, das Buschwerk in tausend buntfarbige Töne gekleidet zwischen den kolossalen Gebirgsformen, gibt ein liebliches, großartiges Bild. Doch wir sind auf der Höhe angelangt in Amstetten — die große Maschine wird ausgespannt; ein Bäuerlein sagt: „damit sie ausschnaufe," und eine schwächere zieht uns weiter über die Hochebene der rauhen Alp — vorbei, vorbei — Lochstetten — es geht wieder abwärts, die Conducteurs bremsen, die Locomotive läßt ihren Dampf zwischen den Rädern hinaus — jetzt bemerken wir vor uns auf einer Anhöhe die Wilhelmsburg und rollen eilig hinab in's Donauthal — 1 auf 65. Die Berge scheinen sich zu öffnen vor dem daherbrausenden Zuge; jetzt taucht die mächtige, des Hauptes entbehrende Gestalt des Münsterthurms vor uns auf — wir fliegen durch Vorwerke und Festungsthore über Brücken hinweg und sind in Ulm.

Nach einem halbstündigen Aufenthalt geht es weiter an dem Ufer der Donau, durch ein flaches, fruchtreiches Land, in schnurgerader Linie nach Erbach und Biberach. Unsere Reisegesellschaft, die bis Ulm sehr gering war, hat sich vermehrt, es sind drei Engländer und vier Engländerinnen eingestiegen, mit einer Unzahl von Mänteln, Stöcken, Regenschirmen, Taschen, Tüchern, sie füllen fast den ganzen Wagen aus, breiten große Landkarten über die Lehnen der Sessel und verwechseln Erbach mit Biberach und den Schussen mit der Donau. Die Gegend bietet nichts Malerisches bis Aulendorf, wo es den Schussendobel hinabgeht, eine reizende, schattige, träumerische Wald- und Bergpartie, die bisher dem lebhaften Verkehr, dem Geräusch der Welt in ihrer stillen Einsamkeit entfernt lag, und jetzt so plötzlich in ihrer Zurückgezogenheit überrascht wird — eine schlummernde Waldnymphe von einer Faunen-

schaar aufgeschreckt; zwischen dem herabhängenden Grün, zwischen grauen Forchenstämmen bemerkt man sanfte, reizende Hügel, heimliche Thäler, hier eine wilde ursprüngliche Waldnatur, dort einen Grund mit frischem Wiesengrün, ein Bächlein, das sich leise murmelnd hindurchschlängelt, über dasselbe eine idyllische Brücke, an deren Fuße nichts fehlt, als eine ruhende Daphne, sehnsüchtig den Klängen einer schäferlichen Schalmei lauschend — und wir neben vorbei — aus dem Waldgrunde hinaus in's flache Seeland — Ravensburg. Unsere Engländer werden unruhig, ihre Karte prophezeit ihnen den Bodensee, den sie noch nicht kennen — die Locomotive pfeipft — endlich haben sie ihn auf dem Papier gefunden, und bewundern ihn dort, während mein Auge bereits über seine grüne, weite Fläche entzückt hinfliegt, bei Langenargen vorbei, und dann zur Spitze des Sentis, der schneebedeckt aus dem Schweizerlande emporragt!

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Neununddreißigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schutzpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Krieg und Frieden.

Zweiter Band.

XV.

Das letzte Souper.

Die Prinzipalin hatte, nachdem ich mich vor ihr gerechtfertigt, auch eine Unterredung mit dem Herrn Specht, von welcher mein guter Freund nicht erbaut sein konnte, insofern Madame Stieglitz ihm meine Vertheidigung des ersten Anklagepunkts mittheilte, wogegen er nichts erinnern konnte, da der Meister Steffen ihn selbst mit Bittgesuchen um Wiederaufnahme zahlreich überhäufte. Was den zweiten Punkt anbelangt, so war derselbe, wie der Leser weiß, gar nicht gegen mich berührt worden und hätte ich auch, wenn die Prinzipalin dadurch meiner Ehre zu nahe getreten wäre, alles in Bewegung gesetzt, mich des Buchhalters zu entledigen, es wäre ein erbitterter Kampf um Sein oder Nichtsein daraus entstanden. Das mochte mein schlauer Ankläger auch ganz gut wissen und da er natürlicherweise keine Beweise gegen mich haben konnte, so ließ er, obgleich auf's Tiefste erbittert, die

Ein erſter und ein letzter Ball.

Es gibt wohl kein Wort in unſerer ſo reichen Sprache, verehrte und ſehr geneigte Leſerinnen, welches bedeutſam ausgeſprochen, ſolche Wirkungen hervorzubringen vermag, als das kleine Wort: Ball; ja Wirkungen der verſchiedenſten Art. Es iſt das ein Zauberwort, welches elektriſirt, erfreut, niederſchlägt, glücklich und traurig macht, kurz, welches alle möglichen Empfindungen in einem menſchlichen Herzen hervorzurufen im Stande iſt. Ein Ball, ſagt die Mutter, und denkt an Crêpe und Gaze der verſchiedenſten Farben, an bunte Bänder und künſtliche Blumen, auch an den vergangenen Winter, wo Regierungsraths Guſtele, deren Stumpfnäschen und ſchwarzes Haar viele Aehnlichkeit mit der eigenen Tochter hat, im gelben Barege roth aufgeputzt erſchien, und wie von ſämmtlichen anweſenden Lieutenants drei Viertheile verſicherten, deliciös war, — gelb mit roth! Dieſe beiden Farben gaukelten vor den Augen der Mutter umher; auch dem Vater, wenn er von einem Balle hört, wird es farbig vor ſeinen inneren Blicken, grün und gelb, wenn er an einen ſo gänzlich verlorenen

Abend denkt. Adieu, Club und Spiel, adieu, ſtille Wirthshausfreuden! Das Wort Ball ragt in ſein harmloſes Leben, ein ſtrenger Imperativ, der befiehlt, den ſchwarzen Frack anzuziehen, und die ſteife Halsbinde, die helle Weſte und die weißen Glacéhandſchuhe; der ihm zumuthet, ſich um ſieben Uhr in den theuern Wagen zu ſetzen, mit Frau und Tochter in's Muſeum zu fahren, und dort auszuhalten, bis die Lichter von Staub und Dunſt verdunkelt ſind, bis der Nachtwächter die dritte Morgenſtunde ruft, bis einige vorlaute Hähne anfangen zu krähen, und bis der unternehmendſte Lieutenant, und ſelbſt die tanzluſtigſte Schöne nicht mehr recht herumkommen können. Da wird er ſtehen als Wandtapete, neben fünfzig andern Schlachtopfern menſchlicher Grauſamkeit, mit dem würdevollen Blick der Befriedigung, wenn das Balltäfelchen der Tochter mit Namen angefüllt iſt, dahingegen jedoch mit einem gewiſſen ſüßen, aber krampfhaften Lächeln, wenn die Engagements nicht recht kommen wollen, und mit einer gewiſſen Cordialität im Mundwinkel, behufs Heranziehung junger, tanzluſtiger Individuen. Das Engagirtwerden auf einem Balle iſt nicht nur für die betreffende Tochter oder ſonſtige Pflegbefohlene von großer Wichtigkeit, ſondern das mehr oder minder beſetzte Tanztäfelchen iſt auch ein Barometer für den Vater oder ſonſtigen Beſchützer, wornach er bemeſſen kann, wie ſich der Ballabend für ihn noch geſtalten wird. Der Vater oder Ballführer von jungen Mädchen, die raſch vergriffen, d. h. zu allen Tänzen engagirt ſind, kann ſich nach der dritten oder vierten Nummer ſchon etwas herausnehmen. Er kann die Nebenzimmer betrachten, darf dort mit einem Leidensbruder ein intereſſantes Geſpräch anknüpfen, ja darf ſich ſogar bis zum Buffet verirren, um vor der Souperſtunde ein wohlverdientes Glas Wein zu ſich zu nehmen. Wahrhaft unglücklich und gefeſſelt dagegen iſt der Beſchützer junger oder ältlicher Damen, auf deren leeren Täfelchen nur hie und da der Name eines gutwilligen Hausfreundes ſproßt; unglückliche Tänzerinnen,

die ſitzen bleiben, wenn die rauſchende Muſik beginnt, die nun verächtlich in das Gewühl der herumſpringenden Gänschen ſchauen, die es durchaus nicht begreifen können, wie man noch ſo jede Tour mittanzen mag, und die ein Geſpräch vorziehen mit dem unglücklichen Vater, der nun einſtimmen muß in Klagen über die Eitelkeit dieſer Welt, über den Mangel an Geſchmack bei den jetzigen guten Leuten, über ganz unpaſſende Toiletten und was dergleichen Sachen mehr ſind, von denen der Unglückliche nicht das Geringſte verſteht.

„Der Ball am Samſtag wird famos," ſagt der junge Referendär oder Lieutenant, indem er an der Halsbinde zupft, ſeinen Schnurrbart ſtreicht, nnd weiße Glacéhandſchuhe Nro. 8 verlangt, die aber ungebührlich ausgedehnt werden müſſen, und deren Knöpfchen doppelt angenäht werden, damit ſie im Stande ſind, allen harten Zumuthungen zu entſprechen. —

„Schon wieder ein Ball!" ſagt mit tiefem, unmuthigem Seufzer der ältere Commis eines ſehr achtbaren Kaufmannshauſes, das mit nicht zu vielem Gelde, aber mit vielen erwachſenen und tanzfähigen Töchtern geſegnet iſt. „Dieſen Winter hört das gar nicht mehr auf," brummte er in ſich hinein; „wenn ich auch mit jeder nur zweimal tanzen muß, ſo macht das von vierzehn Tänzen, die überhaupt getanzt werden, ſchon zehn; — fürchterlich!"

„Schon wieder ein Ball!" ſagt der Oberlieutenant, während er mit verſchränkten Armen am Fenſter ſteht und den herabſtäubenden Schneeflocken zuſchaut. Er hat ſchon viele Bälle mitgemacht, und beinahe jeden um eine Hoffnung ärmer verlaſſen. — „Schon wieder ein Ball." Er zuckt mit den Achſeln, und hat Seelenſtärke genug zu lächeln, als er ſieht, wie ſein Burſche die Handſchuhe vom letzten Mal auf die Sperrhölzer ſpannt, und eifrig mit Gummi elaſticum und Salmiakgeiſt bearbeitet.

„Schon wieder ein Ball," ſagt die ältere Tochter des Kanzleirathes Schmerbelich mit einem verſtohlenen Blick in den Spiegel,

„Mama, ich weiß wirklich nicht," ſetzte ſie hinzu, „ob ich Luſt habe hinzugehen." — „Ach! ein Ball!" ſeufzt die jüngere, ein Backfiſchchen von ſechszehn Jahren, und blickt die Mutter mit einem unausſprechlichrührenden Ausdrucke an, während der Vater Canzleirath nach eingenommenem Kaffee mit der Pfeife im Munde dampfend auf und ab ſteigt. „Ach, ein Ball, Mama. Vor einem Jahre ſagteſt Du, wenn ich ſechszehn geworden ſei, dürfte ich mitgehen." Dabei ſtrahlen ihre Augen und ſie athmet ſchwer und mühſam.

„Ja, ja, wenn du einmal ſechszehn biſt," entgegnet die ältere Tochter; „ich glaube, daß ich faſt achtzehn war, als ich zum erſten Mal tanzen durfte."

„Ich bin ja ſechszehn," erwiedert die jüngere.

„Du wirſt es erſt den nächſten Monat," ſagt die ältere, und Mama ſetzt hinzu: „Nun die paar Tage wären eigentlich gleichgültig, aber ich weiß nicht, ob Papa Dir erlauben wird, ſo früh ſchon die Bälle zu beſuchen." Die jüngere Tochter iſt der Liebling der Mutter, und während letztere ſo ſpricht, blickt ſie nach dem Canzleirathe hin, der wie ein Dampfer rauchend im Zimmer umhergeht.

„Die meiſten meiner Geſpielinnen," fährt das junge Mädchen fort, „gehen auch dieſes Jahr ſchon auf den Ball, Müllers Katharine und Steiners Julie und Felders Louiſe, und keine iſt älter, als ich." Das ſagt ſie anſcheinend mit dem Tone der Gleichgültigkeit, aber ihre Augen glänzen bedeutſam und die Kaffeetaſſe zittert faſt zwiſchen ihren kleinen Fingern.

„Ja, ja, die Bälle werden nach und nach unausſtehlich," ſagt die ältere Schweſter, „nur Backfiſche und Handlungslehrlinge. Es iſt Zeit, daß man wegbleibt."

„Was meinſt Du, Canzleirath?" fragt die Mutter.

Das Haupt der Familie bläst eine lange Rauchwolke von ſich, wendet an der Thüre des Nebenzimmers um, und ſagt, indem es einen Augenblick ſtehen bleibt: „Wenn ich bedenke, wie das

noch zu meiner Zeit gehalten wurde, ſo muß ich mich ſehr gegen den Wunſch der Emilie erklären. Du lieber Gott! als ich anfing zu tanzen, da waren noch auf dem Muſeum lauter geſetzte Männer, die ihr ſicheres Auskommen hatten, und nur dorthin gingen, um ſich unter den Töchtern des Landes nach einer Lebensgefährtin umzuſchauen. Mädchen unter zwanzig waren damals gar nicht zu finden."

„Aber die Zeiten haben ſich geändert," meinte die Mutter.

„Leider," ſeufzt die ältere Tochter.

„Wenn ich freilich bedenke," fuhr der Canzleirath fort, „daß das Alles anders geworden iſt, und daß junge Mädchen von ſechszehn Jahren ſchon bei den Bällen zugelaſſen werden, ſo ſehe ich auch nicht ein, warum wir mit Emilien eine Ausnahme machen ſollen. Auf den Ball muß doch einmal gegangen werden, deſſen bin ich ſicher," ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, „der Wagen koſtet das Gleiche zu drei oder vier Perſonen, und was das Souper anbelangt, ſo wird der Aufwand auch nicht viel größer ſein."

Emilie hält den Athem an, und wagt vor Freude nicht zu ſprechen.

„Du haſt recht, Canzleirath," ſagt die Mutter, „man muß mit dem Strome ſchwimmen. Wenn Müllers und Steiners und Felders ihre Mädchen mit ſechszehn Jahren zeigen, ſo ſehe ich gar nicht ein, warum wir unſer Kind noch ein ganzes Jahr warten laſſen ſollten. Man kann ja nicht wiſſen, was ſich da oben findet; und dann iſt Emilie für ihr Alter ſo geſetzt, daß man ſie für achtzehn oder neunzehn halten kann."

„O Papa, wie bin ich ſo dankbar," ſagt das junge Mädchen, „heut iſt Montag, am Samſtag iſt der Ball, da hab' ich gerade noch Zeit, mit meinem Anzuge fertig zu werden. Nicht wahr, Mama, wir denken gleich daran, und auch Du, Eliſe, wirſt mir helfen."

Bei dieſen Worten Emiliens bleibt der Canzleirath einen Augenblick nachdenkend ſtehen, und erinnert er ſich eines weißen Kleides, welches zur Confirmation vor zwei Jahren für Emilie gemacht wurde. Aber Mama ruft entſchieden: „Wo denkſt Du hin, Mann? Das iſt ganz unmöglich. Wenn Du Deine Töchter abſolut auf Bälle führen willſt, ſo mußt Du auch etwas für die armen Mädchen thun.“

„Man könnte ja ein neues Leibchen machen laſſen,“ meinte der Canzleirath ſchüchtern, „oder,“ ſetzte er hinzu, als er das Achſelzucken ſeiner Frau geſehen, „beſſer wäre es vielleicht, der Emilie das blaue Ballkleid Eliſens zu geben, was mich ſehr viel Geld gekoſtet.“

Bei dieſen Aeußerungen hat die Canzleiräthin ihre Haubenbänder glatt geſtrichen, was ungefähr von derſelben Bedeutung iſt, als wenn an einem ſchwülen Sommertage ſich fern am Horizont ein kleines, graues Wölkchen zeigt. Der Canzleirath übrigens, der dieſe Zeichen vollkommen kennt und ſelten zu beachten verſäumt, verſtummt mit einem Mal, und ſagt nur noch: „Nun ja, macht was ihr wollt.“ Dann klopft er ſeine Pfeife aus, und verläßt das Zimmer, um auf ſein Bureau zu gehen. Mutter und Töchter bleiben allein, und als erſtere nach kurzer Berathung ſich für ein neues Roſa-Crepekleid entſchieden, iſt Emilie ganz entzückt und nimmt ihren Shawl und Hut, um zu Müllers, Steiners und Felders zu gehen, dort die Katharine, Julie und Louiſe von ihrem Glück in Kenntniß zu ſetzen, auch zu erzählen, daß ſie auf dem Balle in Roſa-Crepe erſcheinen werde, wofür ſie ſich die Farben der Kleider und des Kopfputzes ihrer Freundinnen mittheilen läßt. Dann wird der neueſten Mode halber, ſowie wegen einer eleganten Haarfriſur die neueſte Muſterzeitung angeſehen, und hierauf ſehr befriedigt nach Hauſe zurückgeeilt. Dieſe Eile iſt aber nicht zu groß, um nicht unterwegs ein paar Mal anzuhalten und mit einigen begegnenden Freundinnen von dem nächſten Balle zu ſprechen.

Es findet ſich da eine artige Gruppe von drei hübſchen Mädchen beiſammen, und es iſt nicht zu verwundern, daß dieſe durch ein paar Lieutenants vermehrt wird, die zufällig vorbeikommen, und zufällig etwas Zeit übrig haben, um zum Plaudern ſtehen zu bleiben. Der Ball iſt für drei junge Mädchen ein ſo wichtiges Ereigniß, daß es bald heraus iſt, ſie werden den vom nächſten Samſtag beſuchen. Die beiden Lieutenants ſind entzückt darüber, und wenn jetzt ſchon Balltäfelchen zur Hand wären, ſo würde ſchon über mehrere Galoppaden, ſogar über ein paar Cotillons verfügt werden. So aber bleibt es bei dem feierlichen Verſprechen, ein paar Tänze übrig behalten zu wollen; und den Kopf voll davon, ſowie von allem dem, was ſie bei Müllers, Felders und Steiners geſehen und gehört, kommt Emilie wenige Zeit vor dem Mittageſſen nach Hauſe, und erzählt von blauer Barège und weißen Tüllkleidern, von Tanzſchuhen à la Goldkäfer, vom Lieutenant Schmidt und der erſten Galoppade, von einem Kopfputz aus Veilchen und Roſen, von weißen Atlasbändern, handbreit mit einer immenſen Schleife vornen, von einem Goldfadennetz hinten, und vom Lieutenant Starker, der ſich den Cotillon in der Mitte ausgebeten.

Die Mutter lächelt vergnügt über das Entzücken ihres Lieblings, der Kanzleirath findet, daß die Suppe zu wenig Salz, das Gemüſe zu viel Mehl und der Braten zu wenig Fett erhalten hat, und Eliſe, welche die Küche beſorgt, glaubt achſelzuckend an ſämmtlichen Gerichten gerade das Gegentheil zu verſpüren, findet es aber im Gefühl gekränkter Unſchuld unter ihrer Würde, lange darüber zu ſprechen, und zieht ſich noch vor Beendigung des Mittageſſens auf ihr Schlafzimmer zurück. Hier wird ſie einen Augenblick Ruhe finden. Der Papa trinkt mit Mama im Wohnzimmer ſeinen Kaffee, der unausſtehliche Backfiſch will fort und fort über Ballkleider, Kopfputz und Lieutenants reden, und ſie — ſetzt ſich an's Fenſter, legt die Hände in den Schooß und

blickt in die winterliche Landſchaft hinaus, „das Auge von Weinen getrübet.“ Woran Eliſe denkt, iſt nicht ſchwer zu errathen — an ihren erſten Ball; und wenn wir den geneigten Leſerinnen einige Diskretion zutrauen können, ſo wollen wir geſtehen, daß zwiſchen dem Abende jenes erſten Balles und heute zwölf lange, lange Jahre dahin geſchwunden ſind, und daß hiedurch die ältere Tochter des Kanzleirathes ein wohlerworbenes Recht hat, ſchmerzlich an jenen erſten Ballabend zu denken. Ja, ſie findet einen Troſt darin, all die heitern und trüben Stunden, die in jenem Zeitraum für ſie beiſammen liegen, wieder einmal durchzukoſten — in ihrem Schmerze zu wühlen. Doch bleibt ſie dabei nicht einmal ſtehen, ſondern nachdem ſie ſich überzeugt, daß ihre Schweſter, das naſeweiſe Ding, ſie nicht überraſchen wird, öffnete ſie ein kleines Käſtchen, das auf ihrer Komode ſteht, und fängt an, die eben gedachten zwölf Jahre zu illuſtriren. In dem Käſtchen finden ſich merkwürdige Sachen, ohne Sinn und Bedeutung für den Uneingeweihten, aber verſtändlich für ihr armes Herz. Die erſten Illuſtrationen eine bedeutſame Blumenſprache, auch andere noch zierlichere, wohlgefällige Hieroglyphen, die letzten Jahre aber ſchon mit harter und ſchwerer Keilſchrift redend. — Da ſind Balltäfelchen, vergilbt und zerknittert, und unter Andern ſteht ein Name darauf, in erſchreckender Anzahl. Hinter dem erſten Walzer und dem erſten Galopp, hinter der erſten Mazurka und der erſten Françaiſe, dann wieder hinter der zweiten Mazurka und dem zweiten Galopp, und ſehr leſerlich hinter ſämmtlichen Cotillons. Das findet ſich einige Mal ſo, und bei dieſen Balltäfelchen liegen kleine, verwelkte Blumenſträuße und Knallbonbons-Zettel mit allerlei rührenden Inſchriften:

„Darf ich hoffen?“ aus Norma, oder: „Nein, nein, du liebſt mich nicht, wie ich dich liebe!“ aus Montecchi und Capuletti, oder:

„Schön wie der Mond, der einſam wallt,
So ſchön biſt du, doch auch ſo kalt,“

aus den Gedichten von Feodor Löwe. — Weiter, weiter. Die Balltäfelchen bleiben eng beſchrieben, aber der gewiſſe Name wird ſeltener. Zuerſt ſteht er nicht mehr hinter den Cotillons, dann auch nicht mehr hinter den ſtürmiſchen Galoppaden und den ſich ſanft wiegenden Mazurken; nach und nach ſind nur noch ruhige Walzer mit ihm bezeichnet, und endlich finden wir ein Balltäfelchen, auf dem er nur noch einmal zu finden iſt, und zwar hinter einer langweiligen Française, als trauriger Gedankenſtrich — Hierbei liegt auch eine Bandſchleife, die ſie damals während des Tanzens verloren, und die er — ihr zurückgegeben. Das hatte ihr denn auch mit Einem Male die Augen geöffnet, denn einer Dame eine Bandſchleife zurückgeben, die man gefunden, iſt der Beweis der größten Gleichgültigkeit, und bedeutet, wie die Herbſtzeitloſe in der Blumenſprache: „Lebe wohl, wir haben uns mißverſtanden!“

Obgleich in dem Strudel des Ballſaales die Wogen des Tanzes auf- und niederrauſchten, ohne den bewußten Jüngling wiederzubringen, ſo kamen doch andere an ſeine Stelle, und hinter den Tänzen auf den Täfelchen ſtanden Jahrelang manche ſtattliche Namen, manche auch wohl zwei- und dreimal, wenn auch keiner mehr erſchien, der mit Eliſen ſo ausſchließlich monopoliſtiſch walzte und polkte. Auch Blumenſträußchen fanden ſich hier noch vor, ſelbſt noch Bonbonzettel; aber erſtere und letztere ſprachen ſich nicht mehr ausſchließlich und beſtimmt aus, die Blumenſträuße hatten ihre vielſagende, duftige Zierlichkeit verloren, und waren groß und dickleibig geworden, auf den Zetteln dagegen war wenig mehr von Liebe die Rede, häufig dagegen Variationen über des großen Schillers großes Wort:

„Und die Freundſchaft, ſie iſt kein leerer Wahn!“

Weiter, weiter!

Sache für den Augenblick ruhen, spürte mir aber auf Schritten und Tritten nach, um etwas Rechtes gegen mich aufbringen zu können. Sein Helfershelfer war jener nichtswürdige Candidat, und Herr Block unterrichtete mich getreulich von den Zusammenkünften jener Herren und von den gewichtigen Unterhandlungen, die sie in meinem Interesse hielten.

Ich wurde vorsichtiger und begann mich langsam von meinen früheren Kameraden zurückzuziehen, ohne aber auffallend mit ihnen zu brechen und das wurde mir um so leichter, da auch andere unserer Gesellschaft des überlustigen Lebens satt waren und diese zweite Auflage der Flegeljahre auch für sie nach und nach das Interesse verloren hatte.

Ueber die Heiraths-Anträge des Herrn Specht konnte ich nichts Gewisses mehr erfahren, Emma sagte mir nichts weiter darüber und vermied es aufs Eifrigste, mit dem Buchhalter allein zu sein. Auch mochte ein zweiter Plan in ihm aufgestiegen sein, denn so lieb es ihm früher schien, daß ich mich um meine Nichte gar nicht bekümmerte, so sehr hatte ihn dagegen jener Handkuß und die Thränen des Mädchens bei unserer Unterredung im Speise-Zimmer überrascht und aufmerksam gemacht, mich aber haßte er desto mehr. Er wurde sichtlich verschlossener und brütete über geheime Entwürfe.

Es war eines Samstags Abends, als ich zum Aus-

Jahre ſind vergangen, der Balltäfelchen weniger geworden, ja in einem gewiſſen Zeitraum finden ſie ſich nur einzeln verſtreut, in einer zahlreichen Correſpondenz. Aber die äußere Form dieſer Briefe iſt nicht mehr jene der kleinen Billete, die ſich in den erſten Jahren zwiſchen Blumen und Zetteln verſtreut finden. Die kleinen, verrätheriſchen Couverts, mit zierlicher, etwas leichtſinniger Handſchrift, ſind groß und ehrbar geworden, die Schriftzüge auch feſt und ſolid; auch ſehen wir keine phantaſtiſchen Siegel mehr, zwei ſchnäbelnde Tauben, eine Wolke mit Blitzſtrahl und dem Worte: „Durch!“ ein Herz vom Pfeile getroffen, oder ein kleines zierliches Roſenknöspchen, ach! das letztere iſt im Laufe der Zeiten erblüht, und auf den letzten Briefen zur großen rothen Klatſchroſe geworden mit R & C in römiſchen Charakteren. — Ruſpel und Compagnie, ein achtbares Handlungshaus, deſſen Chef, wenn auch über die erſten Jugendthorheiten hinaus, doch noch thöricht genug war, einem Mädchen ſeine Hand bieten zu wollen, die faſt zwanzig Jahre jünger war, als er. Der alte Ruſpel, ein Wittwer, war der Jugendfreund des Kanzleirathes, und bei einem Glaſe Wein, richtiger geſagt, nach mehreren Flaſchen, hatte Herr Ruſpel auf ein eheliches Verhältniß zwiſchen Eliſe Schmerbelich und ſich angeſpielt. Es war das nur eine ganz leichte, vielleicht ſcherzhafte Anſpielung, aber der Kanzleirath hatte ſie augenblicklich ſehr ernſtlich aufgenommen, ebenſo die Mutter, und nicht minder Eliſe, welche die für ganz junge Mädchen ſo unbegreifliche Wahrheit, daß alles Irdiſche vergänglich ſei, deutlich einzuſehen begann. Ruſpel und Compagnie beſuchten ebenfalls die Muſeumsbälle; Ruſpel ſelbſt tanzte nicht mehr, höchſtens einmal eine Extratour oder eine Françaiſe, die Compagnie dagegen hatte eine junge Frau, und mußte im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Bischen Souper, und am Schluß des Balles ſein Gläschen ſchlechten Punſches verdienen.

Es war eigenthümlich, wie die Briefe mit dem Stempel

R & C ſich zeitweiſe häufig vorfanden, und dann wieder faſt ganz aufhörten, eigenthümlich, aber wohl begreiflich, wenn wir ſagen, daß Herr Ruſpel die Reiſen für ſein Haus ſelbſt beſorgte, und alſo nur in ſeiner Abweſenheit ſchrieb. Zwiſchen dieſer Correſpondenz fanden ſich immer noch Balltäfelchen vor, auch noch mit Namen beſetzt, die geſchrieben ſich grade ſo gut ausnahmen, wie jene, die hinter den Tänzen der erſten drei, vier Jahre prangten. Und doch war ein großer Unterſchied zwiſchen jenen und dieſen. Wer war Herr A., Herr B., Herr C., Herr D.? Vielleicht jener junge Aſſeſſor oder dieſer junge elegante Offizier. O nein, Herr A. war ein alter Hausfreund des Vaters, Herr B. hinkte ein bischen, und wurde von den meiſten Tänzerinnen gemieden, Herr C. war ſo klein, daß es bei einer mittelgroßen Tänzerin ausſah, als walze ſie mit einem Kinde, und Herr D. war ein bejahrter, ſchwatzhafter Handlungsreiſender, der mit Eliſen nur von längſt vergangenen Zeiten ſprach, und die unangenehmen Worte: „Ja, mein Fräulein, wenn Sie ſich erinnern, damals . . .“ oder: „zu unſerer Zeit . . .“ beſtändig und ſehr unzart im Munde führte.

Aber weßhalb muſterte Eliſe traurig und verſtimmt die verblichenen Schätze der ehemaligen Zeit? Vielleicht, weil Herr Ruſpel auf Reiſen war? Ja. Hauptſächlich aber, weil ſeit ſeiner vierwöchentlichen Abweſenheit nur zwei Briefe von ihm eingelaufen waren, und das noch dazu Briefe, welche er ebenſogut an einen Handlungsfreund hätte ſchreiben können, denn ſie begannen mit „Werthgeſchätzte,“ und hörten auf mit „Hochachtungsvollſt und ganz ergebenſt.“ — O Ruſpel, Ruſpel, wenn du abſichtlich ſo ſchriebeſt! Wenn zu dem leiſen Spott, dem höhniſchen Achſelzucken, überhaupt einen ſo alten Bräutigam zu beſitzen, noch das Unglück käme, ihn in der That nicht zu beſitzen! — Weiter, weiter!

Blumen und Bonbonszettel finden ſich keine mehr vor, ja

ſelbſt der Namen auf den Balltäfelchen wurden weniger und immer weniger. Eines legen wir ſchnell und ſchüchtern bei Seite; denn wir finden es entſetzlich öde und leer, auf ihm prangt nur ein einziger Name hinter einer ſtillen Française ein: „mene mene tekel upharsin,“ die letzte Schwalbe eines wegziehenden Sommers, ein melancholiſcher Rabe auf weitem, erſtorbenem Schneefelde. Das war freilich bis jetzt nur ein einziges Mal vorgekommen und Eliſe, die an jenem Abend mit Schrecken einſah, daß ihre Aktien eine ſtarke Neigung zum Sinken verſpürten, ſchützte heftiges Kopfweh vor, und ſchloß ihre Börſe, auf günſtigere Augenblicke wartend, die nun auch freilich wieder eintraten; denn auf den letzten Balltäfelchen, die ſie träumeriſch betrachtet, waren Françaiſen ſtark begehrt, ſogar Walzer und eine Polka im Preiſe geſtiegen.

Daß die Abſicht der Eltern, Emilie auf den nächſten Ball mitzunehmen, die ältere Schweſter wie ein Donnerſchlag traf, iſt ſelbſtredend. Man gibt ein Monopol nicht gern aus der Hand, und von den Untergebenen des Kanzleirathes ſahen es die höflichſten als eine Pflicht an, die Tochter ihres Chefs hie und da zu engagiren. Das ging nun auch auf Emilie über, und Ruſpel war ferne und — zweifelhaft. — — — —

Langſamer iſt wohl keinem Mädchen die Zeit vorübergegangen, als Emilien Schmerbelich die Tage von Montag bis Samſtag; es war nur ein Glück, daß ſie Beſchäftigung vollauf hatte, und eine angenehme Beſchäftigung, die ihr beſtändig einen Feſtabend, dem ſie entgegenging, lebhaft vor Augen führte. Da wurde mit Hülfe von ein paar Nähterinnen das Roſa-Crèpe-Kleid geſchnitten und genäht, die Taille war glatt, vorne offen und der Volants ſo viele, daß das Kleid, als es nun endlich fertig war, wie eine von den Roſawolken ausſah, auf denen im Theater die Feen und Genien auf- und niederzuſteigen pflegen. Aufgeputzt war das Kleid mit röthlichen Atlasbändern, die ſich hart und glänzend

leicht kräuſelten, und dann bei jedem Luftzuge rauſchten, wie Flittergold am Tannenbaum. Papa Schmerbelichs Tabakspfeife war während der ganzen Woche in das hintere Zimmer verwieſen worden; er hatte es einmal gewagt, dampfend zu erſcheinen, und da hatte ſelbſt die in ihrem Glücke zufriedene Emilie in ſo bedenklichem Tone ihren Unwillen an den Tag gelegt, daß der unglückliche Kanzleirath die vorderen Zimmer mied, und das ſchon im Voraus zu den Ballabendfreuden rechnete.

Eliſe hatte lange gewählt, ehe ſie mit ihrem Anzuge im Reinen war. Sie beſaß ein blaues, ein rothes, ein gelbes und ein weißes Ballkleid; aber ſie wählte das letztere, nicht um jugendlicher auszuſehen, ſondern um farblos zu erſcheinen, eine weiße, halbgeknickte Lilie, ſchon entkleidet von den lebhaften Nuançen der Jugend, an der Schwelle des Lebens ſtehend, an jenem Scheidewege, wo eine Haube mit bunten Bändern, die zu einem weißen Kleide vortrefflich paßt, zur Häuslichkeit der verheiratheten Frauen hinweist, und wo im andern Falle der Ballkranz aus dem glattgeſcheitelten Haare genommen, eine Entſagende anzeigt, die, mit ſich im Reinen, von jetzt an Abſchied nimmt von den eiteln Vergnügungen dieſer Welt.

So kam der wichtige Abend heran, und der arme Kanzleirath wurde gebeten, Nachmittags nicht nach Hauſe zu kommen, da man noch ſein beſcheidenes Hinterzimmer benöthigte, um gehörig auseinander gebreitet hinzulegen die unzähligen Stücke, welche zu einer Damenballgarderobe gehören; und hier waren drei dergleichen aufzulegen, weßhalb die ganze Wohnung ausſah, wie ein weißes Waarenmagazin. Emilie fühlte etwas Fieberhaftes in ſich, und konnte nur mühſam Athem holen; doch ließ ſie ſich trotzdem und mit Freuden alle Feſſeln des Herkommens anlegen, ſie war ganz Schlachtopfer und liſpelte: „Nur zu, die Kraft in der menſchlichen Bruſt iſt ſtark, und ſie kann ſchon was aushalten.“ Und ihr Aushalten zeigte ſich ſo ſtark, daß der erſtaunte Kanzleirath ſpäter

die Hände zuſammenſchlug, und an die Wunder der Tauſend und Eine Nacht glaubte, wo junge Mädchen auf einmal in Weſpen verwandelt erſcheinen. Vor den Mutteraugen dagegen war der Anzug der Tochter vollkommen gelungen, und ſie betrachtete dieſelbe mit unverkennbarer Freude. Daß Emilie hübſch ausſah, iſt auch nicht zu läugnen, ſie hatte ein feines, zierliches Figürchen, ein friſches, naſeweißes Geſichtchen, worin große, glänzende Augen das kleine Stumpfnäschen vergeſſen machten und unter einer gutgewölbten Stirne lagen, die ſich heut Abend in vollkommenem Glanze zeigte, denn Emilie trug das Haar à la Chinoise zurückgeſtrichen, leicht bedeckt mit einem Kranze von grünen Blättern und dunkelrothen Blüthen.

Auch Eliſe war trotz ihrer — — Jahre noch ein Mädchen, die ſich ſehen laſſen konnte, ſie war größer und voller, als ihre Schweſter, hatte ſchönes, blondes Haar, das in breite Bandeaux friſirt, von einem Kranze bedeckt war, der ſowohl weiße Blätter als weiße Blüthen hatte, und von dem der Kanzleirath, deſſen Witze nie ſehr gewählt und zart waren, behauptete, er habe einen ähnlichen neulich auf dem Theater in „Zampa oder die Marmorbraut" geſehen. Daß er aber überhaupt noch Witze machen konnte, der würdige Staatsbeamte, das zeugte von ſeiner Seelenſtärke und ſeinem unerſchütterlichen Humor. War er doch förmlich aus ſeinem Zimmer ausquartirt worden und man hatte ihm zum Anziehen ein kleines Gelaß neben der Treppe angewieſen, wo er ſich zuerſt nothdürftig raſirte, und dann ſeufzend in den ſchwarzen Anzug ſchlüpfte, der übrigens beſtändig ein unangenehmes Gefühl in ihm rege machte. Es war immer noch ſein Hochzeitsfrack, der ſpäter nur bei feierlichen Gelegenheiten, als Tauffeſten, Ballabenden oder dann angelegt wurde, wenn er zu einem Vorgeſetzten mußte, welche Beſuche auch nicht immer ſehr angenehme Veranlaſſungen hatten.

Jetzt war er gerüſtet, und kam in's Vorderzimmer in dem

merkwürdigen und ſehr ſchönen Augenblick, wo Bekannte unter den Hausbewohnern und jüngere Geſpielinnen Emiliens gekommen waren, das feſtlich geputzte Mädchen anzuſchauen und ex officio zu bewundern; ein Augenblick, der der glücklichen Mutter einen Vorgeſchmack von jenem andern größeren und ſeligeren gab, wo ſie im Ballſaale erſcheinen würde, empfangen und begrüßt von einem allgemeinen „Ah!“ der Bewunderung.

Nachdem ein kleines, ſehr harmloſes Souper eingenommen war, deſſen derbe Beſtandtheile ſeltſam contraſtirten mit den duftigen Blumen und Spitzen, meldete Kanzleiraths Ricke, daß der Wagen vorgefahren ſei, der nun von Mutter und Töchter vollſtändig eingenommen wurde. Der Kanzleirath war hier nur geduldet, und konnte ſich bei der Hinfahrt zum Balle ganz genau die Gefühle eines Unglücklichen vergegenwärtigen, der zur Tortur des ſpaniſchen Bocks verurtheilt iſt.

Bälle haben die verehrten und geneigten Leſerinnen wahrſcheinlich ſchon ſo viele mitgemacht, daß wir über die gewöhnlichen Vorkommniſſe des heutigen wenig Worte zu verlieren brauchen, beſonders, da, wie die Aerzte ſich auszudrücken pflegen, „das Uebel ſeinen gewöhnlichen und richtigen Verlauf nahm.“ Der Kanzleirath durfte aus dem Wagen die Treppe hinauf drei Paar Ueberſchuhe und drei Kapuzen tragen, nachdem er vorher ermahnt worden, nicht auf die Volants zu treten. Oben durfte er die Mäntel und Halstücher in Empfang nehmen, und ſich dafür eine Nummer einhändigen laſſen, während Mama Schmerbeling die Anzüge ihrer Töchter muſterte, und von dem Gefühle hoher Selbſtzufriedenheit beſeelt war. Darauf nahmen Mutter Kanzleirath und Eliſe, die das Ding ſchon gewohnt waren, ihre Ballmienen an. Mama ſchloß ihre Augen zur Hälfte und verzog ihren Mund zu einem ſüßen und angenehmen Lächeln. Die ältere Tochter ſpielte die Unbefangene, wandte den Kopf etwas kokett und ſchwanenhaft hin und her, und ging auf den Ballſaal los,

wie ein Offizier, der ſchon viel Pulver gerochen, gegen eine feindliche Batterie. Der kleine Backfiſch dagegen, der hintendrein kam, fühlte jetzt zum erſten Mal, daß die Taille ſeines Kleides doch um eine Nummer hätte weiter ſein dürfen. Es war der Kleinen etwas beklommen zu Muth und ſie athmete kürzer und mühſamer. Doch nahm ſie ſich auf einen aufmunternden Blick der Mutter zuſammen, hob das Köpfchen lächelnd in die Höhe und ſchwänzelte zierlich und angenehm in den Ballſaal hinein. Von Vater Kanzleirath iſt in dieſem wichtigen Augenblick nur zu bemerken, daß er vor der Saalthür ſeine Uhr hervorzog, und als ſie auf achte zeigte, in der Geſchwindigkeit als guter Kopfrechner überſchlug, daß es bis morgen früh um drei Uhr ſieben ſehr lange Stunden ſeien.

Doch nur einen Augenblick dachte er daran; ſobald ſich die Thüre hinter ihm ſchloß, war er wieder ganz Vater geworden, und ſpendete mit dem verbindlichſten Lächeln freundliche Mienen, herzliches Kopfnicken und feſte Händedrücke an alle Lieutenants, Aſſeſſoren, Referendäre und Handlungs-Commis, die er nur eben zu erreichen im Stande war.

Man fand einen guten Platz, und die Mutter ſetzte ſich zwiſchen ihre beiden Töchter, dem Schickſale ſeinen Lauf laſſend.

Und das Schickſal kam, nicht roh und kalt, ſondern warm und fühlend, und warf unterſchiedliche, glänzende Uniformen und ſimple, ſchwarze Fräcke an die Bank, wo die Mutter mit ihren Töchtern thronte. Das Ankommen der Tänzer iſt dem Ankreiſen der Fiſche an die gefährliche Angel vergleichbar. Emilie war der Köder und ſie wurde zuerſt neugierig und ſcheu von Weitem betrachtet, die Keckeſten drängten ſich vor, um ſie näher zu beſehen, ſchwammen aber auch zum erſten Mal vorbei, ohne anzubeißen. Bald aber kehrte einer allein wieder um, öffnete weit die Augen, ſpitzte das Maul, ſcherwenzelte mit den Frackſchößen, ſchlurfte näher und näher, und ſaß dann ein Paar Sekunden glücklich feſt

— der erſte Walzer. Mama lächelte vergnügt, dem Vater rollte ein ganzer Aktenſtoß vom Herzen. Es iſt bei den Fiſchen, wie bei den Schafen und bei den Tänzern. Wenn erſt Einer angebiſſen, über den Graben geſprungen oder engagirt hat, ſo folgt die ganze Heerde nach, und der Kapellmeiſter, droben auf dem Orcheſter, hatte ſich noch nicht zum erſten Walzer zurecht geſtellt, als Emilie ſchon ausverkauft war, und die ſtolz erhobene Naſe der Mutter Kanzleirath, ſowie ihr ſelbſtzufriedenes, aber doch würdevolles Lächeln, für den Kenner ſo deutlich ſprachen, wie die Fahne am Omnibus ankündigt: „Beſetzt“.

Und Eliſe — ſie ſaß da und lächelte. Sie lächelte bei der Walzer-Introduction, ſie lächelte, als die jungen Mädchen auf allen Seiten anfingen unruhig zu werden, ſie lächelte, als die jungen Herren von allen Seiten herbeiſchoſſen: „Mein Fräulein, der Walzer beginnt.“ — „Sie waren ſo gütig.“ — „Erlauben Sie.“ — „Darf ich bitten?“ — und ſie lächelte, als ſich nun das Chaos entwirrte, und die Paare glückſelig, luſtig, Arm in Arm dahin flogen. Mutter Kanzleirath hatte nur Augen für ihren Liebling, den ſie mit den Blicken verfolgte, ſich freuend, wenn das zierliche Figürchen hie und da zwiſchen den Tanzenden auftauchte. — „Es iſt doch ein wahres Vergnügen, ſo zuſehen zu dürfen,“ ſagte die Mutter zu Eliſe, und auch da lächelte die ältere Tochter, aber es war ein trübes, bitteres Lächeln.

So ging es fort, man tanzte Walzer, Polka's, Françaiſes; Eliſe ſah zu und lächelte. Daß ſie ſich dazwiſchen heftig auf die Lippen biß und ihr Taſchentuch zuſammenknitterte, und daß ſie ſehr bleich ausſah, bemerkte ſo eigentlich Niemand. Wer achtet in einem Ballſaale auf dergleichen Gefühle der Nebenſitzenden? Wer hat überhaupt eine Ahnung davon, daß hier unter den weißen Spitzen ein Herz ſchmerzlich zuckt, in tiefem, ſchneidendem Weh! — Heilloſe Verblendung! Und doch habt ihr alle, die ihr

der alte Kanzleirath, den Hut auf den Bauch gedrückt, Stöße und Püffe aushaltend, durch die Reihen der Tanzenden zu ſeiner Tochter, um ihr eine ſchreckliche Geſchichte zuzuflüſtern, die er in ſeiner Jugend einmal geleſen, von jungen, unbeſonnenen Tänzerinnen, die ſich förmlich zu Tode gerast. Vergeblich ſagen wir, Emilie hob das erhitzte Geſichtchen ſo lieblich flehend zu dem Vater empor, ihre zuckenden Lippen bewegten ſich ſo bittend, und ihre glänzenden, feuchten Augen baten ſo dringend, ihr Vergnügen nicht zu ſtören, daß der Papa davor eilig zurücktrat, mehr aber noch vor der determinirten Miene des nun vortretenden Offiziers, der, ohne den Vater weiter zu beachten, ſie mit den Worten: „Nun, mein Fräulein?“ in den Arm nahm und davon raste.

Die große Pauſe auf einem Balle iſt eine vortreffliche Erfindung. Tänzer und Tänzerinnen ruhen eines Theils aus, und finden ſich anderntheils wieder zuſammen, um ein intereſſantes Ballgeſpräch fortſetzen zu können. Die Mütter benützen die Zeit, um durch gelindes Zupfen die verſchobene Toilette ihrer Töchter zu corrigiren, auch wohl eindringliche Ermahnungen über das künftige Verhalten mit einfließen zu laſſen, die Väter dagegen benützen die Pauſe, wozu ſie eigentlich da iſt, um ein tüchtiges Souper zu ſich zu nehmen, und ſich für die nachfolgenden Strapazen durch mehrere gute Gläſer Wein zu ſtärken. Dieſe Pauſe, ſowie am Ende des Balles die alsdann erlaubte Cigarre, ſind ja die einzigen Lichtblicke für ſolche, die nicht mehr tanzen, an einem dieſer dem Vergnügen gewidmeten Abenden.

Daß ſich der kleine Backfiſch das Souper ebenfalls vortrefflich ſchmecken ließ, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen, er hat ſein Brod redlich verdient, und bedarf der Stärkung für die nachfolgenden Tänze, und den ſtundenlangen Cotillon. Eliſe dagegen aß nicht und trank nicht, ja ſie befand ſich während des Souper in einer fieberhaften Aufregung. Ruſpels Compagnon war etwas ſpäter erſchienen, hatte ihr flüchtig und etwas ver-

gehen gerüstet auf's Comptoir ging, um Sachen: Briefe, Rechnungen und dergleichen, die sich gewöhnlich auf meinem Pulte vorfanden, noch vor dem Sonntag zu erledigen. Der Buchhalter war ausgegangen und der Herr Block räumte im Comptoir und Laden auf, er richtete die Stoffe in den Glaskästen, brachte Scheere, Bindfaden und Elle an ihren Platz, legte das große Hängschloß an die Ladenkasse und pfiff dazu ein lustiges Lied, sich auf den morgenden freien Tag freuend; ich hatte meinen Hut auf dem Kopfe und war verdrießlich, auf dem Pult noch einen Stoß Papiere zu finden und fing an, so schnell als möglich daran herunter zu arbeiten, es waren ausgezogene Rechnungen, Correspondenzen des Herrn Specht, welche ich, als das Fabrikgeschäft angehend, mit meinem Visa versehen mußte, ferner Mahnbriefe an hartnäckige Schuldner, Feder- und Stil-Uebungen des jungen Herrn Block, er hatte sich in diesem Geschäfts-Zweige mit Hülfe der vorhandenen Schema's eine ziemliche Fertigkeit erworben und unterschied namentlich dadurch die guten von den minder guten und die schlechten von den ganz schlechten, daß er sich entweder „hochachtungsvoll" oder „mit vollkommenster Ergebenheit" oder „höflichst" oder gar nicht empfahl; diese Briefe hatte ich zu unterschreiben und zeichnete mein „pr. Stieglitz und Comp." eiligst darunter. Ein größerer Rechnungs-Auszug, den ich ebenfalls vorfand, mußte nach-

legen guten Abend geſagt, und ſich darauf mit einer wahren Wuth in den Strudel des Tanzes geſtürzt. Bis jetzt hatten die beiden Familien, Kanzleiraths und Ruſpels Compagnon in der großen Pauſe miteinander ſoupirt, heute aber hatte ſich der Letztere anderswohin gethan, was ſelbſt dem ſonſt ſo argloſen Kanzleirathe auffiel. Eliſen fiel das nicht mehr auf. Sie dachte der letzten Briefe mit „Werthgeſchätzte“ und „ganz ergebenſt“, preßte die Lippen heftig aufeinander, und drückte zuweilen ihre Hand auf das Herz. Der Compagnon, der nicht weit von der kanzleiräthlichen Familie placirt war, blickte öfters herüber, und ſchien auch zuweilen Miene zu machen, als wolle er aufſtehen und ſich nähern, doch hatte die Kanzleiräthin mit ihrem ſcharfen Blick wohl bemerkt, wie ihn alsdann ſeine Frau am Frackſchoß wieder niederzog. Madame Schmerbeling zuckte die Achſeln darüber, ein ſolches Benehmen hatte ſie von jener Frau wohl erwartet, denn ſie hatte ſich immer auf ihre Art hochmüthig und unausſtehlich benommen. Nahm ſie doch im Theater auf der zweiten Gallerie einen Vorderplatz ein, ließ ſich mit einer Laterne der fünften Rangklaſſe nach Hauſe leuchten, und hatte ſich einen Penſée-Sammtmantel machen laſſen. Nach ſolchen Vorgängen ließ ſich freilich kein beſſeres Benehmen erwarten. Die Kanzleiräthin verbot ſämmtlichen Ihrigen nach dem Tiſch hinüberzublicken, und es hätte ſpäter faſt eine kleine pantomimiſche Scene gegeben, als der Kanzleirath ſein Glas hob, und aus der Entfernung dem Compagnon zutrank, der ihn aber dazu aufgefordert hatte, wobei er, der Compagnon nämlich, ſein rechtes Auge auf eine ganz ſeltſame Art zuſammenkniff.

Unterdeſſen war die Pauſe zu Ende gegangen, der Tanzſaal füllte ſich wieder, die Muſik begann auf's Neue, und es war wieder die alte Geſchichte. Strampfende und hüpfende Paare, erhitzte junge Herren, wildathmende Damen, Staub, Dunſt und Hitze. Eliſe hatte abermals ihren Platz neben der Mutter eingenommen, doch wurde es ihr auf einmal ganz ſeltſam zu Muthe.

Die Muſik hatte für ſie keinen rechten Takt mehr, über die Tanzenden ſchien ſich ein Trauerſchleier zu legen, der immer dichter und dichter wurde; endlich lehnte ſie ſich ſanft gegen die Schulter der Mutter, und ſagte mit leiſer Stimme: „Mama, mir wird ganz übel.“ Glücklicherweiſe war in dieſem Augenblick der Tanz zu Ende, der Vater Kanzleirath in der Nähe, und Eliſe fühlte noch ſo viel Kraft in ſich, an ſeinem Arm ohne Aufſehen in's Nebenzimmer zu gelangen, und von dort in die Garderobe, wo ſie Mantel und Ueberſchuhe anzog, und ihren Vater bat, ſie nach Hauſe zu begleiten.

So leid dem Kanzleirath dieſe Unterbrechung um ſeiner Tochter willen that, die er recht herzlich liebte, ſo war er doch nicht unzufrieden, den Ball eine halbe Stunde verlaſſen zu können, um im Nachhauſefahren eine Cigarre zu rauchen. Eliſe, der es in der kalten Nachtluft augenblicklich beſſer wurde, hatte ihn freundlich dazu aufgefordert, und ſo erreichten ſie in kurzer Zeit die Wohnung. Dort angekommen, öffnete der Kanzleirath mit ſeinem Hausſchlüſſel die Thür, blickte ſeufzend nach ſeinem Schlafzimmer empor, und kletterte wieder in den Wagen, um auf den Ball zurückzukehren. Eliſe aber ſtieg allein die Treppe hinauf; mit jeder Stufe wurde es ihr leichter und wohler um das Herz. Bei der erſten hatten ihre Lippen wohl noch ſchmerzlich gezuckt, und ein eigenthümliches Gefühl im Herzen und in den Augen deutete auf hervorquellende Thränen. Auch rollten ein paar davon ihre Wangen herab, aber, wie ein friſcher Mairegen die Dünſte des bedeckten Frühlingshimmels, ſo verjagten dieſe Thränen das finſtere Gewölk, welches ihre Sinne befangen hielt. Die Einſamkeit und Stille des nächtlichen Hauſes that ihr wohl. Sie war froh, daß keines der Dienſtmädchen mehr auf war. Leiſe öffnete ſie die Wohnung, und ging in ihr Schlafzimmer, um das weiße Kleid und den weißen Kranz abzulegen, und auch damit ſchien ſie abermals eine drückende Erinnerung zu verlaſſen. Ja, als ſie jetzt

ihr Hauskleid angezogen hatte, als ſie das Feuer im Ofen des Wohnzimmers wieder angefacht, als dieſer eine behagliche Wärme ausſtrömte, und ſie Alles hergerichtet hatte, um Mutter und Schweſter, wenn ſie vom Balle heimkehrten, mit einer wohlthuenden Taſſe Thee empfangen zu können, da war ihr Gemüth ſo ruhig und ſtill geworden, daß ſie lächelnd zurückblicken konnte nicht nur auf die vergangenen Stunden ihres heutigen letzten Balles, ſondern auch auf die vielen ähnlichen Abende, deren wir früher erwähnt. Und als nun das Waſſer im Keſſel anfing zu ſingen, ſchüttelte ſie den Kopf, wenn ſie aller der Kämpfe und Schmerzen gedachte, die ſie ſeit ihrem erſten Balle auf jenen heißen Brettern erlebt, und da wurde es ihr faſt ſelig in ihrer Einſamkeit, und ſie gedachte mitleidig der jungen, blühenden Schweſter, die, ein gutes, friſches, junges Herz, wohl alles Das, und vielleicht noch Schlimmeres vor ſich hatte.

Da hörte ſie einen Wagen durch die ſtillen Straßen rollen, der Ball konnte unmöglich ſchon zu Ende ſein. Und doch hielt der Wagen vor ihrem Hauſe, und dann ertönte die Hausklingel. Eliſe eilte auf den Vorplatz der Wohnung, und zog durch die Vorrichtung oben das Schloß der Thüre an, ſo daß ſie ſich öffnete. Es trat Jemand unten in den Gang, drückte die Hausthür hinter ſich zu, und Eliſe hörte nicht ohne leicht zu erſchrecken, den Tritt eines Mannes auf der Treppe.

Wer konnte das ſein? Davon beſchloß ſie, ſich zu überzeugen, ehe ſie die Glasthür öffnete. Sie ſchob deßhalb die Vorhänge etwas auseinander, und faſt wäre das Licht ihrer Hand entfallen. — Herr Ruſpel ſtand vor ihr in ſchwarzem Frack, und äußerſt freundlich lächelnd.

Es iſt nun für ein Mädchen, wenn es allein zu Hauſe iſt, eine eigenthümliche Sache, einem ſolchen Beſuch in der Mitternachtsſtunde die Thüre zu öffnen, auch Eliſe zauderte, dieß zu thun, doch bat der da außen ſo ehrerbietig und doch ſo flehend, und

Ruſpel war ein ehrenwerther Mann, dem man nicht das geringſte Böſe oder nur Zweideutige nachſagen konnte. Eliſe öffnete endlich die Glasthüre und die Stubenthüre, und Herr Ruſpel trat ſchüchtern ein, und blickte alsdann erſtaunt um ſich, als er niemand Anders im Zimmer ſah.

„So eben von meiner Reiſe zurückgekehrt," ſagte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, „wollte ich den Ball beſuchen, um Sie, meine ſehr werthgeſchätzte Fräulein Eliſe, dort zu überraſchen. — Vielleicht nicht unangenehm zu überraſchen," ſetzte er ſtockend hinzu; aber bei Ihrem Hauſe vorbeifahrend, ſah ich hier oben Licht, und dachte, die ganze Familie ſei ſchon zu Hauſe."

Jetzt war es begreiflicherweiſe an Eliſen, zu erklären, warum ſie allein den Ball verlaſſen. Das that ſie denn auch, und obgleich mit dieſer Erzählung bei der Wahrheit bleibend, hob ſie es doch ziemlich ſcharf hervor, daß ſie ſich auf dem Balle ſehr einſam gefühlt, und daß das Betragen des ſonſt ſo freundlichen Compagnons ſie und die ganze Familie ſehr ſchmerzlich berührt habe. Nach dieſer Erzählung erzählte nun Herr Ruſpel wieder, daß er ſich wie ein Kind darauf gefreut, Eliſen zu überraſchen, und daß er deßhalb ſeinem Compagnon, der ein guter Menſch, aber eine Plaudertaſche ſei, ausdrücklich verboten habe, viel mit der Familie des Kanzleiraths zu verkehren. Was nun Eliſe weiter ſprach, wiſſen wir nicht mehr genau, iſt auch unnöthig, wörtlich wiederzugeben; nur ſoviel können wir ſagen, daß nach einer Viertelſtunde Herr Ruſpel ganz ergebenſt die beiden Hände des Mädchens nahm, ſie zierlich küßte, und ſie mit Weglaſſung des „Sehr Werthgeſchätzte" „meine liebe Eliſe" nannte. Darauf ließen ſich die Zwei an dem Tiſche nieder, aber an den beiden entgegengeſetzten Enden, tranken eine Taſſe Thee, und lauſchten auf die Straße, ob ſich noch kein Wagen hören ließ. Endlich rollte es in der Ferne, dann näher, und hielt vor dem Hauſe ſtill. Eliſe öffnete abermals die Thüre, und trat auf den Wunſch

des Herrn Ruſpel in's Zimmer zurück, denn überraſcht ſollte am heutigen Abend doch nun einmal werden.

Aber der Compagnon, der in der That eine Plaudertaſche war, hatte nach beendigtem Balle beim Punſche doch nicht ſchweigen können, und Alles verrathen. Er war auch der Erſte, der an der Treppe ſichtbar wurde, und laut und fröhlich ausrief: „Wenn der ſchlaue Ruſpel nicht droben iſt, laß ich mich aufhängen!“ Und Ruſpel war, wie wir wiſſen, in der That wirklich droben, und wurde auf's Gerührteſte von der ganzen Familie bewillkommt. Mama ſchloß ihn feierlich an ihr Herz, und der alte Kanzleirath, der etwas zu viel Punſch getrunken hatte, ſagte mit weinerlicher Stimme: „Ruſpel, ſo einen Ball laß ich mir noch gefallen.“ Emilie aber warf ſich an die Bruſt ihrer Schweſter, küßte ſie innig und herzlich, und ſagte, während Thränen ihren Augen entſtrömten: „Ich war recht froh heute auf meinem erſten Ball. Möge ich auch auf meinem letzten ebenſo glücklich ſein, wie Du, meine gute, gute Schweſter.“

Das, geneigte Leſerinnen, iſt die wahrhaftige und ſehr glaubwürdige Geſchichte von einem erſten und von einem letzten Balle.

Geſchichten einer Wetterfahne.

Erſter Windſtoß.

Geburt und Eheſtand.

Wenn ich ſage, daß ſchon manche Wetterfahne mitgetheilt, was ſie geſehen, gehört, erlebt, mit einem Wort, ihre Memoiren verfaßt hat, ſo iſt das eine Behauptung, die mir Niemand widerſtreiten kann. Doch iſt bis jetzt keine Windfahne ſo ehrlich geweſen, ſich als Verfaſſer zu nennen; vielmehr ſchreiben die meiſten unter andern Namen, was auch mir im vorliegenden Falle ſehr leicht ſein würde. An ſchönen und paſſenden Namen ſollte es mir durchaus nicht fehlen; ich könnte mich z. B. Baron Dreher nennen, Herr von Eiſenblech, oder meinetwegen auch Doktor Windfang; aber es ſei ferne von mir, meinen Stand verleugnen zu wollen. Ich entſtand als Windfahne, ſetzte bis jetzt meinen Stolz darein, eine ſolche zu ſein, und will es auch bleiben bis an mein ſeliges Ende, ſei es nun, daß mich irgend ein wüthender Sturm in unbekannte Regionen fortführt, oder ſei es, daß ich vom Hausherrn penſionirt werde, um, wer kann das wiſſen? mein Leben als Kohlenſchaufel zu beſchließen.

Warum ſoll ich auch meinen Stand leugnen? Wenn man auch geringſchätzend und achſelzuckend ſpricht: O, ſo eine Wetterfahne, ein erbärmliches Ding, das ſich bei jedem Windſtoß zehnmal herumdreht! Ja, das Herumdrehen an ſich wäre nicht ſo ſchwer, aber es mit Sicherheit und Anſtand thun und in der gehörigen Richtung verbleiben — dazu gehören feſte Grundſätze, die nicht jeder hat. Ueberhaupt ſind viele berufen, aber wenige auserwählt; und ich, die ich mich heute noch munter auf meinem Dache drehe, habe ſchon ganze Generationen junger eleganter Windfahnen, ſchlanker Blitzableiter und ſtolzer Kreuze und Sterne kommen und verſchwinden ſehen. Manche davon haben mich höhniſch angelächelt, wenn ſie ſo glänzend und ſtrahlend an einem ſchönen Frühlingsmorgen beim ſanfteſten Südwind zum erſtenmal in der blauen Luft erſchienen. Aber wie lange hat's gedauert! Zwei, drei Jahre höchſtens, da wurde die Vergoldung matt, die dünnen Eiſenſtangen bogen ſich, ein ſchrilles Pfeifen bei jedem Windſtoße zeigte den Anfang eines unheilbaren Stockſchnupfens an, der oft mit einer Auszehrung endigt; und wenn ich dann nach einer wilden Sturmnacht bei anbrechendem Morgen rings um mich her ſchaute und meinem alten treuen Freunde, dem feſten Schornſtein des Hauſes, einen guten Morgen bot, ach, wie viele jener armen jungen Leute waren nicht mehr, oder ließen betrübt ihre ſchönen Kreuze und Sterne hängen!

Daß ich im Laufe der Zeit bei meinem mühſeligen Geſchäfte jünger und friſcher geworden wäre, will ich gerade nicht behaupten, auf meinem ehemals ſchönen grünen Kleide hat ſich der Roſt des Alters angeſetzt, und meine Stimme iſt rauh und hart geworden, wie das bei bejahrten Leuten meiſtens der Fall zu ſein pflegt. Aber Lebenskraft fühle ich noch in mir, volle friſche Lebenskraft; und der ſteife Weſtwind, der im Spätherbſt oft wochenlang bei mir vorüberſauſt, hat ſchon oft in ſeinen Bart gebrummt: Der Teufel hole dieſe Wetterfahne! Die bringen wir

nicht ſo bald herunter! Ja ich weiß ihm auszuweichen dem Winde, wende mich jetzt rechts, jetzt links, um ihn vorbeizulaſſen, und wenn er mir gar zu toll kommt, ſo zeige ich ihm, wie gelenkig ich in meinem Alter noch ſein kann, und wirble mich ein paar Dutzend mal herum, wobei ich ihn höhniſch auslache. Das verdrießt den tollen Wind und dann ſtreicht er gegen die Dachziegel, daß ſie klappernd und ſtöhnend auffliegen, rüttelt auch wohl an meinem alten Schornſteine, der auch ſchon hie und da einen Backſtein laſſen mußte.

Ja, Wetterfahne ſein, iſt ein ſchwieriges und mühſames Geſchäft, in der That kein angenehmer Lebensberuf, und abgeſehen von einer feſten Geſundheit, die man haben muß, gehört auch eine große geiſtige Biegſamkeit dazu, ſich nach jedem Windſtoß zu bequemen, ohne dabei die Würde aus den Augen zu verlieren, die man ſich und ſeines Gleichen ſchuldig iſt.

Da es uns Wetterfahnen, wie ſo vielen andern von der Natur ſtiefmütterlich behandelten Geſchöpfen, nicht geſtattet iſt, uns auf natürliche Weiſe fortzupflanzen, ſo kann ich auch nicht ſagen, daß ich geboren wurde, und eben ſo wenig, daß ich einen Vater gehabt. Ich entſtand vielmehr unter der derben Fauſt eines jungen Schmiedes, der mich durch tüchtige Hiebe ſchon in zarteſter Jugend abhärtete und ſo auf meine hohe, aber wildbewegte Lebensſtellung vorbereitete. Mein Erzeuger war, ſo lang er an mir arbeitete, über alle Maßen luſtig und vergnügt, und er behandelte meine Entſtehung mit einer Sorgfalt und Pünktlichkeit, der ich vor allen Dingen meine gute Geſundheit und mein langes Leben zu danken habe. Warum er ſo vergnügt war, konnte ich in meiner Unſchuld damals nicht begreifen; jetzt aber, nachdem mir ſo mancher Wind um die Naſe gegangen, und ich mit vielen Lebenserfahrungen an die längſt vergangene Zeit zurückdenken kann, weiß ich wohl, daß das junge hübſche Mädchen, welches oft an den Amboß trat, als an mir gearbeitet wurde, Urſache war an

dem vergnügten Herzen des Schmieds. „Mach' Deine Sache nur pünktlich," ſprach ſie oft, „Du wirſt ſehen, Georg, daß der Vater den fleißigen und geſchickten Arbeiter lieb gewinnt." Was ſonſt noch an dem Amboß geſchah, will ich discret verſchweigen, muß aber dabei geſtehen, daß ich es nicht allein war, der an einem ſchönen Tage ſah, wie ſich die Beiden küßten; unglücklicher Weiſe trat der Vater im ſelben Augenblicke in die Werkſtatt, und ich erwartete ſchon, daß er einen ſchweren Hammer, den er zornig in die Hand nahm, nach uns herüberwerfen würde; doch bezwang er ſich, biß die Lippen auf einander und ging zur Thüre hinaus, ohne daß ihn das glückliche Paar geſehen. Hätte ich damals nur reden können! Oder hätte mich der junge Schmied verſtanden! Denn als ich nun fertig war und er mich ſanft mit Oel eingeſchmiert hatte, und durch einen leichten Klaps mit der Hand mehreremal herumlaufen ließ, da flüſterte ich ihm wohl zu, er ſolle ſich in Acht nehmen, aber er begriff nicht, was ich ſagen wollte.

Eines ſchönen Tages wurde ich an meinen Beſtimmungsort gebracht, und als mich der junge Schmied auf dem nördlichen Giebel des Daches befeſtigte, hörte ich, wie der Hausherr ſagte: „Jetzt fehlt uns noch eine Wetterfahne auf dem andern Giebel. Alles in der Welt will Geſellſchaft, und ſo wollen wir auch Dem da eine Lebensgefährtin geben." Da durchſchauerte mich ein unbewußtes, aber ſüßes Gefühl und meine Phantaſie malte mir auf der leeren Seite des Daches eine ſehr zierliche Wetterfahne, mit der ich mich vereint durch's Leben drehen würde. Man wird meine Sehnſucht gerechtfertigt finden, hatte ich doch eine feſte Anſtellung und nebenbei aus den Geſprächen meines Erzeugers mit dem jungen Mädchen häufig entnommen, daß es nicht gut ſei, wenn man ſich allein befände.

Die Werkſtätte, aus der ich hervorgegangen, ſah ich von meinem hohen Standpunkte aus deutlich vor mir. Ja, nach einiger

Zeit bemerkte ich zu meinem unausſprechlichen Vergnügen, daß eine Lebensgefährtin für mich im Entſtehen begriffen ſei. Was aber meine Freude über dieſes glückliche Ereigniß einigermaßen verkümmerte, war die Entdeckung, die ich zu gleicher Zeit machte, daß der junge Schmied Hammer und Feile nicht mit der gleichen Freudigkeit handhabte, wie früher. Ja, wenn er ein paar Schläge gethan, ſo legte er den Kopf in die Hände und blickte betrübt zu mir hinauf. Oft warf er auch ſein Handwerkszeug vor ſich hin, verſchwand aus der Werkſtatt, und wenn er dann nach kurzer Zeit wieder kam, ſo ſah er recht blaß aus, hatte die Lippen aufeinander gebiſſen, gerade ſo, wie damals der Vater Schmied, als er die Beiden überraſchte. Das junge Mädchen ſah ich ſehr ſelten in dem Gemache, wo gearbeitet wurde, und wenn der junge Schmied ſie, wie mir ſchien, durch Bitten und Flehen hereinnöthigte, ſo blieb ſie an der Thüre ſtehen und ſtellte ſich nicht mehr an den Amboß, wie ſie früher ſo oft gethan. Da mußte was vorgefallen ſein. Aber was es war, konnte ich nicht ſogleich ergründen. Endlich aber nach vielem Spähen und ſtundenlangem Hinſtarren fing ich an, mir die Sache klar zu machen. Der alte Schmied, der das Verhältniß zwiſchen ſeiner Tochter und dem Geſellen wohl gemerkt, hatte bei ſich gedacht: wenn ich mit Gewalt dazwiſchen fahre, ſo thut das die entgegengeſetzte Wirkung. Nun war aber ein Offizier dem jungen, hübſchen und reichen Bürgermädchen ſchon vielfach nachgelaufen, hatte aber um Alles in der Welt keinen Zutritt in's Haus erhalten können, und wenn auch die Mutter dem Zweierlei-Tuch durchaus nicht abgeneigt war, ſo war's doch der Vater deſto mehr. Aber ſein Zorn gegen den Geſellen war ein vortrefflicher Bundesgenoſſe für die Meiſterin. Es ſei doch etwas ganz anderes, meinte ſie, die Frau eines hübſchen Lieutenants, als eines rußigen Schmiedes zu ſein. Natürlicher Weiſe ſprach ſie dieſen Vergleich nie mit klaren Worten aus, ſondern ließ ihn nur als Prinzip durchſchimmern. Dazu

gerechnet werden und hielt mich auf, dann kam auch ein eigener Brief der Prinzipalin an unser Banquierhaus Schilderer und Söhne, worin sie die Summe von fünfhundert Thalern in Kassen-Anweisungen für sich verlangte. Dergleichen Briefe der Madame Stieglitz wurden zur besonderen Controle in ein besonderes Buch eingetragen.

Man sah recht an den Schriftzügen, daß die gute Frau alt wurde, von jeher waren dieselben groß und hart gewesen, aber hier waren sie so undeutlich, daß man kaum ihre Forderung und die Zahl entziffern konnte; auch fiel es mir auf, daß das Papier zu diesem Briefe so gar alt und verlegen war. Doch kannte ich ihre Sparsamkeit im Großen wie im Kleinen und erinnerte mich genau, wie oft ich von ihr ausgescholten und der Verschwendung angeklagt wurde, wenn ich einen Viertelbogen Papier verdorben, worin ich von jeher sehr stark gewesen. Die Unterschrift der Prinzipalin dagegen war korrekt und fließend und erinnerte mich wehmüthig an die erste Unterschrift, welche ich von ihr gesehen. Das war damals, als ich mein erstes Belobungsschreiben zu meinem Vetter, dem Professor, hintrug; dazwischen lagen schon mehrere Jahre und wie viel hatte sich seit der Zeit in dem kleinen Hause auf dem Hügel geändert. Ich versank in Träumereien, während ich meine Briefe zusammenfaltete, überschrieb und siegelte. Endlich war ich

hieß es dann noch: Was will der Georg da unten heirathen? Das Mädel? ja, aber hauptſächlich unſer Vermögen und Deine vortreffliche Kundſchaft. Da nun auch ein ſtarker Schmiedmeiſter ſeine ſchwache Stunden hat, ſo wurde der Vater in ſolchen ſo lange bearbeitet, bis er endlich, obgleich brummend, zugab, daß der Herr Lieutenant nach einem Ball, auf dem er wacker mit der Tochter getanzt, einen Anſtandsbeſuch machen durfte. Aber es blieb leider weder bei einem Beſuche, noch bei Anſtandsbeſuchen überhaupt, wie ich, der das ganze Haus und ſomit auch Eliſens Kämmerlein überſah, am beſten beurtheilen konnte. Georg erfuhr ebenfalls ſein Theil davon. Das ſah ich an ſeinem gänzlich veränderten Benehmen und Ausſehen. Da er aber eine heftige Natur war, ſo hatte er ein paarmal arge Auftritte mit ihr, und da er ſich durch nichts beſchwichtigen laſſen wollte, ſo fiel ſie ſchickicher Weiſe zuletzt ohnmächtig nieder, ließ ſich ſo von der Mutter finden, wonach dem Geſellen augenblicklich aufgeſagt wurde. Ehe er aber fortging, ſtieg er zu mir herauf und ſetzte meine künftige Lebensgefährtin, auf welche ich mich ſo lange und innig gefreut, auf die ſüdliche Giebelſpitze. Es war anſcheinend ein nettes Weſen, die andere Wetterfahne, ebenfalls zierlich ausgeſchnitten und grün bemalt; doch bemerkte ich wohl, daß der junge Schmied ſie verdroſſen befeſtigte, lange nicht ſo freudig, wie er mich aufgeſetzt. Als er drüben fertig war, kam er über das Dach zu mir her, drehte mich leicht herum und ſagte ſeufzend: „Das waren andere Zeiten, als ich Dich gemacht, verflucht ſei das ganze Mädchenvolk!“

Obgleich nun ähnliche Geſchichten von Bürgermädchen und Lieutenants, von gebrochener Treue und hoffärtigen Meiſterinnen ſchon zu Dutzenden paſſirt ſind und noch häufig vorkommen werden, ſo habe ich doch dieſer aus dem einfachen Grunde erwähnt, weil ſie in ihren Folgen gar zu traurig in mein Lebensglück eingriff. Ich, unter Liebe und Glück entſtanden, ward

kräftig und geſund, meine arme Lebensgefährtin dagegen, bei welcher Kummer und Trübſal Hammer und Feile regiert, litt an einem unheilbaren Uebel ſchon am erſten Tage, als ſie mir angetraut wurde. Wie hatte ich mich auf ein heiteres, luſtiges Wetterfahnenleben gefreut! Mich mit ihr zu gleicher Zeit zu drehen, jetzt zierlich rechts, jetzt zierlich links, dann im raſchen Wirbel herum, ein heiterer Tanz durch's Leben. Da bemerkte ich ſchon am erſten Tage unſerer Ehe mit Schrecken, daß ſie ſchief aufgeſetzt war und ſtatt ſich luſtig umherzuſchwingen, betrübt den Kopf hängen ließ, und von einem Windſtoß, der mich ein Dutzendmal im Kreiſe herumwirbelte, trübſelig hin und her ſchwankte. — Ja, ſie war von Geburt an kränklich, die arme Frau und hatte Launen wie alle übrigen. Wenn ich friſch in's Leben hineinſah, mich freuend auf einen tüchtigen Sturm, dem ja immer ſchönes Wetter folgt, ſo ächzte und ſtöhnte ſie jämmerlich, daß ſich die Dachziegel darob hätten erbarmen mögen. Wenn ich jauchzend herumflog, ein junger, friſcher Kerl, ſo piepſte ſie ängſtlich: „Du Himmel, da kommt ſchon wieder ein Wind! Wann werde ich endlich Ruhe haben!“ Der Teufel auch! zum Ruhen iſt niemand auf der Welt, am allerwenigſten eine Wetterfahne.

So fing meine Ehe an und ſo ging ſie leider fort. Dabei war die Frau über alle Maßen eigenſinnig, und wenn ich mich auch anfangs bemühte, ihr mit gutem Rath an die Hand zu gehen, ſo wurde ich deſſen doch bald müde, da ich einſah, es nütze mir doch gar nichts. Sie hatte ſich angewöhnt, beſtändig nach Oſten zu ſehen. Das iſt freilich eine ſchöne Himmelsgegend und war mir auch lieber als der trübe Weſten; aber eine brave Wetterfahne muß ihre Schuldigkeit thun und da hinausſchauen, wohin ſie ihr Beruf weist. Wie oft rief ich ihr zu: „Liebes Kind, ſchau auf mich! Wende dich doch gefälligſt nach Norden.“ Umſonſt, zuerſt ſeufzte ſie ſtatt einer genügenden Antwort unverſtändlich, und als ich meine Bitte dringender wiederholte, entgegnete ſie mir gereizt,

ich ſolle mich gefälligſt um mich ſelbſt bekümmern, ſie wiſſe ſchon ſelbſt, was ſich für eine Frau ſchicke. Daß ich darüber etwas wild wurde und ihr, während ich mich im Zorn vielleicht zwanzigmal herumdrehte, eine tüchtige Rede hielt, verſteht ſich von ſelbſt. Sollte ich ſchweigen? Ich, der gegenüber dem wildeſten Sturmgeheul nicht einmal das Maul hielt? Gott bewahre! Ich war mir bewußt, daß ich meine Schuldigkeit that, und als Mann das Recht hatte, meiner eigenſinnigen Frau tüchtig die Meinung zu ſagen. Da ſchwieg ſie nun auch längere Zeit, immer hartnäckig nach Oſten blickend. Doch als ich ſie mehrere Nächte gar kläglich ſtöhnen und jammern hörte, erbarmte es mich doch und ich fragte ſie ſo ſanft als möglich: „Fehlt dir etwas, mein liebes Kind? Haſt du vielleicht Schmerzen?“ Worauf ſie mir entgegnete: „Laß mich, ich fühle mich unglücklich.“

Ich muß geſtehen, das ärgerte mich einigermaßen. So erhaben geſtellt zu ſein, hoch über dem Getreibe der Menſchen, in friſcher Luft und zeitweiſem Sonnenſcheine, und doch nicht zufrieden — darüber befragte ich ſie und erſchrack heftig, als ſie mir zur Antwort gab: „Iſt das ein glückliches Loos, welches mir zu Theil geworden, hier oben in Sturm, Schnee und Hagel Wetterfahne ſein zu müſſen?“ — „Aber von allen Menſchen geſehen,“ fiel ich ihr ärgerlich in die Rede; „ja, von allen ängſtlich und prüfend betrachtet, Verkündiger von guter und ſchlechter Zeit; das iſt doch wahrlich ein ſchönes Loos.“ —

„Ein ſchönes Loos!“ wiederholte ſie ſo kreiſchend und mit dem Ausdruck des Jammers, daß ich feſt überzeugt bin, hätte ſie Hände gehabt, ſie würde ſolche über dem Kopfe zuſammengeſchlagen haben. — „Ein ſchönes Loos, o du mein Gott! Ich bin von einer ſtillen ſoliden Eiſenblechfamilie, alle meine Schweſtern und Brüdern ſind was Rechts geworden, und auch ich war beſtimmt zum angenehmen Leben einer Feuerſchaufel, als mich das

Schickſal traf, zu einer Lebensgefährtin für ein ſo wankelmüthiges Geſchöpf, wie du biſt, verarbeitet zu werden."

„Wankelmüthig bin ich nicht," entgegnete ich ſo ſanft als möglich und mit einer zierlichen Schwenkung rechts herum. „Daß ich mich drehe, iſt mein Beruf, und daß ich mich leicht und ſchnell drehe, daran iſt meine ungeſchwächte Manneskraft ſchuldig."

„Dein Beruf?" kreiſchte ſie höhniſch, „o ich weiß ganz genau, weßhalb deine Blicke ſo unaufhörlich über alle Dächer dahinjagen. Dort ſind freilich zierlichere Wetterfahnen, als ich bin, hübſche Sterne und Kreuze auf den Dächern, denen gelten deine Bemühungen, mit ihnen wechſelſt du ſüße Augen, ich aber bin ein armes unglückliches verkanntes und verrathenes Weib."

Dies war der erſte Ehezwiſt, den ich mit meiner Gattin erlebte; und hätte Frau Ottilie Wildermuth ihr Buch damals noch nicht geſchrieben gehabt, ſo würde derſelbe dort eine paſſende Stelle finden.

Wie hatte ich mich auf eine Gefährtin meiner Tage gefreut! auf ein gleichfühlendes Weſen, das unſerer Beſtimmung gemäß ſich jetzt mit mir rechts, jetzt links drehen würde. Was mir aber eine Quelle der Freude hätte ſein können, ward mir zu einem ganzen Strom des Leidens. Ich ärgerte mich über ihr ſchwerfälliges Weſen, ich konnte nicht unterlaſſen, ihr häufige Ermahnungen zu machen; da ſie aber meiſtens das Gegentheil von dem that, was ich gewünſcht, ſo verdüſterte ſich mein heiteres Gemüth, und Groll und Bitterkeit ſtiegen in mir auf, ich haßte meine Wetterfahnenbeſtimmung, meine Frau, das Dach, auf welchem ich ſtand, die Werkſtatt, aus der ich hervorgegangen, vor allem aber den Lieutenant, der die Urſache alles meines Kummers war. Daß es ihm in ſeiner Ehe nicht beſſer erging, als mir in der meinigen, war ein ſchwacher Troſt für mich. Ja, ich hatte eines Tages die Genugthuung, daß er ſeufzend zu mir aufblickend ſagte: „Lieber Wetterfahne ſein und ſich vom Hauch jedes Windes herumtreiben

laſſen, als den unausſtehlichen Launen einer Frau folgen zu müſſen.“

Die meinige aber rieb ſich auf und wurde zuſehends ſchwächer und hinfälliger. Der alte Schornſtein hatte es mir ſchon oft anvertraut, ich fühlte es mit Schrecken, und jetzt, da ſie eingeroſtet war und nicht mehr anders als nach Oſten blicken konnte, jammerte es mich in meinem weichen Gemüthe, und ich gab ihr gute Worte und verſuchte ſie zu tröſten. Umſonſt, ſie blieb hartnäckig und verſchloſſen, bewegte ſich faſt gar nicht mehr und nur hie und da wandte ſie ſchwermüthig ihren Kopf nach rechts oder nach links, wenn die Zinkeniſten auf dem benachbarten Thurme bliesen: Im Grab iſt Ruh!

Das war ein jammervolles Leben für mich, doch hielt ich es als Mann und Gatte für meine Schuldigkeit, für ihre Geſundheit zu thun, was in meinen Kräften ſtünde. Ich bat den alten Schornſtein um Rath, der mir alsbald behülflich war. Er erzählte von den Leiden meiner Gattin in die Küche hinab, die Köchin ſagte es dem Hausherrn, und an einem ſchönen Morgen kletterte ein junger Schmiedgeſell auf das Dach, um nach ihr zu ſchauen. Der arme Georg war es nicht; der war ſchon längſt über alle Berge. Leider mußte ſich meine unglückliche Gattin einer ſchweren Operation unterwerfen, gewaltſam wurde ſie herumgedreht und ihr Gekreiſch durchzuckte ſchrecklich meine Nerven. Man befreite ſie vom Roſte, gab ihr friſches Oel und ſtellte ſie ein bischen gerade. Das war nun alles recht ſchön und gut, hätte nur der rohe Schmiedgeſell bei ſeiner Arbeit nicht ausgerufen: „Da iſt nicht viel zu machen, das iſt ein altes eigenſinniges Gerümpel!“ Wie hat mich die Frau mit den Worten gequält! Kaum begann die Nacht, ſo fing ihre Gardinenpredigt an. Ich hätte den plumpen Kerl abſichtlich heraufbeſtellt, ſagte ſie, nur um ſie zu ärgern, nicht um ihr zu helfen. Ich hätte gelacht und mir die Hände gerieben, als er ihr geſagt, ſie ſei ein altes eigenſinniges Gerümpel.

Du lieber Gott! — und doch hatte ich gar keine Hände, um ſie mir reiben zu können. Aber ſo ſind einmal die Weiber in ihrem Zorn, und ein verſtändiger Ehemann thut alsdann am beſten, ſich ſchweigend abzuwenden.

Uebrigens hatte die Kur nicht viel genützt; ihre Conſtitution war zu ſchwach, um ihrem hohen Lebensberufe gehörig nachkommen zu können, und ich geſtand mir jetzt ſchmerzlich, daß es doch beſſer geweſen wäre, wenn die arme Frau eine Ofenſchaufel geworden. Zu ihrer Aufheiterung trug es auch durchaus nicht bei, daß ſie der Hausherr oftmals kopfſchüttelnd betrachtete und ſagte: „Die iſt nicht gut gerathen. Weiß der Teufel, was ſie immer ſo hartnäckig nach Oſten zu blicken hat. Eine ſolche Wetterfahne kann man nicht brauchen. Wenn wieder was an ihr zerbrochen iſt, ſo laß ich ſie wahrhaftig nicht mehr repariren!“ Mich dagegen liebte er außerordentlich und pflegte zu ſagen: „Das iſt ein prächtiger Kerl, auf den kann man ſich verlaſſen! die Kirchthurmhahnen mögen ſich ſchämen! bringt die doch ein ſtarker Windſtoß kaum herum, während den da oben der leiſeſte Hauch bewegt!“

Dieſe Zärtlichkeit meines Hausherrn ward denn auch an einem Lichtblicke meiner ſonſt ſo traurigen Ehe ſchuldig, durch ſeine Liebe zu mir wurde ich mit einer hübſchen Nachkommenſchaft beglückt. Doch bitte ich den geneigten Leſer, durchaus nichts Unrechtes von mir zu denken, es begab ſich alles auf ganz natürlichem Wege. Im Garten befand ſich ein kleines Haus, und das erhielt zwei kleine Wetterfahnen, die ganz ausdrücklich nach mir geformt wurden, und die ich alſo vollkommen berechtigt war, als meine Kinder anzuſehen. Sie waren mir wie aus dem Geſichte geſchnitten, friſche fröhliche Buben, grün angeſtrichen mit goldenen Knöpfen. Wie drehten ſie ſich ſo luſtig und vergnügt, gerade wie ich! Und oft, wenn ich liebend hinunterblickte, war es mir, als ſchauten ſie freundlich drehend zu mir herauf. Leider wurden ſie

eine Quelle neuer Ehezwiſte, denn meine Gattin trieb die Hartherzigkeit gegen mich ſo weit, ſie nicht anerkennen zu wollen; ja ſie war auf dem beſten Wege, mich eines ſträflichen wahlverwandtſchaftlichen Verhältniſſes zu einer dicken Wetterfahne der Nachbarſchaft anzuklagen. Glücklicher Weiſe aber nahm der alte Schornſtein meine Partei und wollte ſich für meine Solidität verbürgen.

Daß es aber nicht rathſam iſt, ſich in den Streit zweier Ehegatten zu miſchen, bewies ſich hier wieder klar und deutlich; denn über die angebotene Bürgſchaft wurde meine Gattin ſo erzürnt, daß ſie dem alten Hausfreunde die heftigſten Vorwürfe machte, Vorwürfe, die er unmöglich ſchweigend ertragen konnte. Beſchuldigte ſie ihn doch, er treibe es mit dem ganzen Hauſe, und wenn er es unten mit der Köchin halte, ſo flüſtere er im erſten Stocke mit der gnädigen Frau, und warum oben die Gouvernante ihre Ofenthüre ſo häufig öffne, wiſſe die ganze Nachbarſchaft. Auch behauptete ſie im Zorne, er habe eine rauchige Seele. Nun war allerdings der Schornſtein ein alter Junggeſelle und als Lebemann bekannt, der gern überall erwärmte und ſich nebenbei mit gutem Eſſen und Trinken viel zu ſchaffen machte. Doch war das für meine Frau kein gerechtfertigter Grund, ihm Grobheiten zu ſagen, weßhalb ſie denn auch hart hinter einander kamen und ſich unterſchiedliche pikante Redensarten zuwarfen.

Darüber brach die Nacht herein, eine jammervolle ſchauerliche Nacht, die ich nicht vergeſſen werde. Sie erſchütterte meinen Freund und koſtete mich meine Gattin. Ein wüthender Sturm, der ſich erhob, warf die Backſteinkrönung von dem Schornſteine herab, und als ich am andern Morgen beſorgt um mich her blickte, ſah ich meine unglückliche Lebensgefährtin zuſammengeknickt auf dem Dache liegen. Mein einziger Troſt war, daß ſie gläubig ſtarb, und daß ſie ſich auch eben dadurch noch mit mir verſöhnte. Sie ſprach in ihren letzten Augenblicken von der Fortdauer nach dem Tode, und wie ſie überzeugt ſei, jetzt doch noch eine Ofen-

ſchaufel zu werden. Dieſe tröſtenden Gedanken verklärten ihren Geiſt und die Gnade kam bei ihr ſo weit zum Durchbruch, daß ſie mich um Verzeihung bat für die wenige Liebe, die ſie mir in dieſem Leben erwieſen. Auch ich muß geſtehen, daß ich tief betrübt war, faſt verzweifelte, und daß ich mich, als ſie Abſchied nehmend zu mir ſagte: „So lebe denn wohl, mein Edmund!“ wie wahnſinnig im Kreiſe umherdrehte.

Es gibt überall niederträchtige Charaktere, auch unter den Blitzableitern und Wetterfahnen, ja ſogar an den Kirchen iſt nicht alles, wie es ſein ſollte; und es ſchmerzte mich tief, daß ein alter Hahn auf einer der letzteren die ſchreckliche Vermuthung ausſprach, als habe der Schornſtein meine Gattin in Folge ihres Zwiſtes abſichtlich getödtet. Glücklicherweiſe aber war der alte Hahn als Pietiſt bekannt, verdiente deßhalb nicht den geringſten Glauben, und ſo blieb unſere Freundſchaft unerſchüttert.

Zweiter Windſtoß.

Beobachtungen auf dem Dache.

Wenn ich einiges über mein Leben ſagen will, ſo kann ich nicht umhin, die Worte eines kleinen hübſchen Kindes anzuführen, das eines Tages zu dem Söllerfenſter herausblickend, als es mich dicht vor ſich bemerkte, in die Hände ſchlug und ausrief: „Ach die arme Windfahne! Immer da draußen zu ſein! Das iſt doch ganz erſchrecklich! Hat kein Zimmer und kein Bett und ſieht nichts als den Himmel und die langweiligen Dächer!“ Obgleich man gewöhnlich ſagt, Kinder und Narren ſprechen die Wahrheit, ſo mußte ich doch in der That mitleidig lächeln über die Aeußerung des jungen Mädchens. „Nichts als den Himmel und die lang-

weiligen Dächer!“ Als ob der Himmel, wie ich ihn ſehe, ſo weit und unendlich über mir ausgeſpannt, nicht an ſich ſchon Abwechslung genug böte für die Beobachtungen einer ganzen Lebenszeit. Der Himmel mit ſeinen Launen, die ſich ſo wahrhaft großartig äußern, mit ſeinem wunderbaren Glanze, ausſtrahlend eine allumfaſſende Liebe, wenn er freundlich lächelnd klar herniederblickt. Der Himmel, ſo traurig und ſchmerzvoll anzuſehen, wenn ſich ſein glänzendes Angeſicht trübe verſchleiert und langſam ſeine Thränen niederfließen, wenn er weint über die kleinen und großen Leiden der Menſchheit, wenn dann die Wolkenmaſſen unruhig hin und her zittern, hoch oben in immer wechſelnden Geſtalten dahinziehen, und aus den Schluchten und Thälern lange geſpenſterhafte Nebel aufſteigen, verkörperte Seufzer und Klagen, die ſich dem düſtern Zuge droben anſchließen, ein gewaltiger Trauerzug! — Und wie erhaben iſt der Himmel erſt, wenn ſich zürnend ſein Antlitz verfinſtert, wenn ſchwarze, maſſenhafte Wolken, wie um ſich ſelbſt rollend, ihn allmählig überziehen, wenn ſich der ängſtliche Wind in gewaltigen Sprüngen aufmacht, damit er noch nach Hauſe komme, ehe ihn Regen und Hagel trifft, und wenn er dabei auf ſeiner eiligen Flucht tief auf der Erde den Staub aufwirbelt, und hoch auf den Dächern die Ziegel gegen den Strich kämmt, daß die Haare des Daches jammernd davonfliegen! —

O dieſer Wind mit ſeinem ſchlechten Gewiſſen vor dem Gewitter fliehend, iſt ein unverſchämter unhöflicher Geſelle! Sehe ich doch oft genug, wie er auf den Straßen plötzlich ſo tückiſch daherfährt, Regenſchirme umwendet, Hüte entführt und ſonſt noch Sachen treibt, über die eine anſtändige Wetterfahne nicht gerne ſpricht; dieſe Schlingel aus der Windwelt, o ſie verurſachen uns vielen Kummer! Was machen wir uns daraus, wenn uns ein leichter Hauch aus Süden, oder ſogar ein feſter Zug aus Weſten hin und her treibt, uns auch vielfach herumwirbelt! Das ſind freilich auch geſtrenge Herren, die uns oft Tage und Nächte lang

keine Ruhe laſſen, aber ſie überfallen einen nicht ſo frech und pöbelhaft, wie ihre nichtsnutzigen Vettern, von denen ich vorhin ſprach. Sie kündigen ſich gewöhnlich durch einen ſanften Hauch an und ſpringen nicht wie toll und raſend einher, die beſten Träume und Phantaſieen zerreißend und verjagend. Da es aber hienieden kein Licht ohne Schatten gibt, ſo will ich mich auch nicht beklagen, ſondern nehme alles geduldig hin, wie es kommt, und was dieſe Winde vor dem Gewitter anbelangt, ſo treiben ſie ihr Unweſen überhaupt nie lange. Kaum grollt der erſte Donner, fern in den Bergen wiederhallend, ſo ſind ſie verſchwunden, halten den Athem an und ſchauen erſchreckt zu, wie ſich das Wetter droben entwickeln wird. Und wer ſieht das beſſer als ich, hoch oben auf dem Dache, ohne Furcht vor den zuckenden Blitzſtrahlen; denn neben mir ſteht mein guter Freund, der Blitzableiter, und ſeine vergoldete Spitze, die man bei heiterem Wetter gar nicht ſieht, funkelt jetzt wahrhaft herausfordernd gegen den tiefdunkel überzogenen Himmel. — Und nun kommt es gegen uns heran in gewaltiger Majeſtät, vorausſchickend ſeine leichten Truppen, die flatterhaften Regen, die ſich langſam und allmählig heranwälzen, wie graue, immer dichter werdende Schleier. Die Sonne, all dem feindſeligen Spektakel abhold, hat ſich zürnend hinter einen ſchwarzen Wolkenmantel zurückgezogen, deſſen Ränder mit Purpur und Gold beſäumt ſind; von ihren luſtigen Strahlen aber befinden ſich noch einige auf dem weiten Thale und plänkeln mit dem heranziehenden Regen. He! das iſt eine luſtige, köſtliche Schlacht! Wie fliegen die blitzenden, vielfarbigen Funken davon, wenn ſich Sonnenſtrahlen und Regen treffen! Wie flimmert es grün, gelb, blau durcheinander, als ſtäube der Himmel die lauteren Edelſteine herab! Aber die Sonne iſt verdrießlich über den langweiligen Regen, der, ein beſtändiger Feind, ihr von jeher die ſchönſten Feſte verdorben hat, und ruft ihre Strahlen unwillig zurück. Doch weichen ſie nur Fuß für Fuß dem andringenden

fertig und der Herr Block ſtand ſchon neben mir bereit, um meine Aufträge ſchnellſtens zu übernehmen; ihm war es darum zu thun, das Comptoir ſo bald wie möglich zu ſchließen. Ich breitete die Briefſchaften vor ihm aus und gab ihm Anweiſung, was er zu beſorgen habe, was auf die Poſt komme, was für den Boten und was für den Hausknecht ſei, „und hier," ſagte ich zum Schluß, „dieſer Brief an Schilderer und Söhne muß noch heute Abend und durch Sie ſelbſt beſorgt werden."

Der junge Menſch ſah mich bittend an und kratzte ſich am Kopf.

„Ah, ah, ich verſtehe Sie," ſagte ich lachend, „junger Leichtſinn, Sie haben heute Abend zufällig einen andern Weg." Er nickte ſchmunzelnd mit dem Kopfe.

Ich dachte, eine Ehre iſt die andere werth, wie koſtbar ſind in dieſen Jahren die Freiſtunden, und entgegnete: „für diesmal will ich es ſelbſt beſorgen," ſteckte den Brief in die Taſche und ging fort.

Der Herr Block ſchloß eiligſt das Comptoir, nahm ſeine Mütze und rannte nach einer andern Seite der Stadt; der junge Menſch, deſſen Eltern im Ort wohnten, genoß deshalb viel mehr Freiheit, wie ich je gehabt. Für mich war der Dienſt, den ich ihm leiſtete, ſehr gering, denn ich ging ohnehin auf das Comptoir des Banquierhauſes um dort einen meiner Bekannten abzuholen. Dieſer, zweiter Kaſſirer bei Schilderer und Söhne, war

Feinde; ja, wenn die Sonne nicht genau Achtung gibt, und ihren Wolkenmantel nicht feſt zuzieht, ſo bemerke ich wohl, weit hinten am Gebirge, zwiſchen den grauen und violetten Tönen einen glänzenden Streifen, wo eine Partie Sonnenſtrahlen hartnäckig kämpft und oft ſiegreich das Feld behauptet.

Die leichten Regentruppen ſind nun über mich dahingeeilt, und ihnen folgt maſſenhaft das ſchwere Geſchütz des feindlichen Gewitters. Schmutziggrau iſt der Himmel bezogen, man könnte glauben mit einer einzigen feſten Maſſe; aber wenn es nun blitzt, da ſehen wir die verſchiedenen Wolkenſchichten, wie ſie ſich deutlich von einander abzeichnen. Weit hinaus in die Ebene ſenden ſie einen feurigen Strahl nach dem andern, und dazu donnert es in den verſchiedenſten Tonarten. So lange es murmelt und grollt, wird mein Freund, der Blitzableiter, keine Arbeit haben, aber wenn es anfängt zu krachen oder dem zackigen Blitze einzelne feſte Schläge folgen, dann blickt ſelbſt der alte Schornſtein einigermaßen beſorgt in die Höhe, denn er bewahrt in ſeinem Gedächtniſſe traurige Erinnerungen von einem vernachläſſigten Blitzableiter und einem tüchtigen Schlage, der ihn auf's Haupt traf und beſinnungslos auf das Dach niederſtreckte.

Wenn ſo die Gewitterſchlacht erbittert losbricht, iſt es gut, wenn man eiſerne Nerven hat. Was uns ſelbſt in ſolchen Augenblicken kleinmüthig machen könnte, iſt der Jammer unſerer Umgebung. Wie klagen die Dachziegel, wenn der gewaltige Regen über ſie niederſtrömt; wie ſeufzen die faſt erſtickenden Rinnen, welche die Waſſermenge unmöglich verſchlucken können, wie gluckst, murmelt und klagt es in den Ableitungsröhren, die in ihrer mir verſtändlichen Sprache jammernd verſichern, wenn das noch eine Zeitlang ſo anhalte, ſo ſeien ſie es der eigenen Ehre ſchuldig, unbedingt ihren Dienſt aufzugeben; denn was zu viel ſei, ſei zu viel, und die untere Oeffnung müſſe mit dem, was oben hineingeſchüttet werde, in richtigem Verhältniſſe ſtehen. Obendrein hätten

ſie keinen Magen wie die Menſchen, die ſchon im Stande wären, einiges bis zu anderer gelegener Zeit bei ſich aufzubewahren. Dazu krachen die Dachladen und klirren die Fenſter, und wenn zufälliger Weiſe eines der letztern offen ſtehen geblieben iſt, ſo iſt es für eine gefühlvolle Wetterfahne herzzerreißend, mit zuhören zu müſſen, wie das arme unſchuldige Glas von den gewaltigen Schlägen zerſchellt.

So zieht das Gewitter über mich dahin, oftmals bleibe ich dabei ruhiger Beobachter, häufig aber erfaßt mich ein marodirender Wind, der tückiſch hinterdreinſchleicht und wirbelt mich ſo toll herum, daß Wolken, Kirchthürme, Schornſteine, Blitzableiter, wie in nebelhaften Bildern, wie ein raſender Hexentanz vor mir umherflimmern. Glücklicherweiſe dauert aber eine ſolche ſchlechte Behandlung nicht lange. Mit den abziehenden Wetterwolken ſchleicht auch der Wind davon, oder als heimtückiſcher Geſelle erhebt er ſich hoch über mich, und überfällt die ſchon entkräftet Abziehenden, zerreißt ihre bis jetzt feſtgeſchloſſenen Glieder und wirft die Maſſen hierhin und dorthin. Auf dieſen Augenblick haben nur die Sonnenſtrahlen gewartet, und wenn man ſo eben noch keine Spur von ihnen ſah, ſo erfüllen ſie jetzt mit einem Male den ganzen gewaltigen Raum. Die Sonne ſpricht: „Jetzt habe ich genug des Spektakels,“ und zerreißt den dünnen Schleier, der hinter dem abziehenden Gewitter über die Erde wallt, und tritt hervor, glänzend und gerüſtet, mit ſcharfem, funkelndem Schwerte. Umſonſt färben ſich die wegeilenden Wolken noch einmal tiefgrau, faſt ſchwarz, ihre Macht iſt gebrochen, und die Blätter und Zweige der Bäume, ja ſelbſt die armen, kleinen Sträucher, die ſich vorher ihrem Grimme gebeugt, richten ſich nun muthig in die Höhe und bewegen ſich luſtig, faſt höhniſch rauſchend.

„Was gibſt du mir,“ ſpricht der Wind, der auf beiden Achſeln trägt, zur Sonne, „wenn ich das freche Gewölk gänzlich verjage? Darf ich zugleich mit deinen Strahlen das köſtliche Naß

aufſchlürfen, welches an Bäumen, Sträuchern und Gräſern hängt?“ Und da ihm das bewilligt wird, ſammelt er ſeine Gehülfen und überfällt nochmals mit ganzer Kraft die entfliehenden Wolken. Aber es gibt kein rechtes Kampfgewühl mehr, die Nebel- und Dunſtmaſſen ballen ſich ängſtlich übereinander, die meiſten ſuchen zu entfliehen, einige kämpfen wohl noch mit den Winden, aber es iſt ein kraftloſes Gepländel, die Beſiegten ſtrecken wie um Gnade flehend lange ſchlotterige Wolkenarme aus; das Gewitter verſchießt ſeine letzte Munition, ein dürftiger Regen flattert nieder, und wie das die Sonne ſieht, ſo wölbt ſie den prachtvollen Regenbogen über die Erde, der Friede bedeutet und wonach aller Kampf aufhören muß.

Wer nicht, wie ich, beſtändig auf dem Dache lebt und ringsum eine freie Fernſicht hat, der kann die Wunder des Himmels und der Erde nicht begreifen. Was iſt eine behaglichere Exiſtenz, im verſchloſſenen Zimmer oder im Anblick der friſchen Natur, namentlich nach einem Gewitter? Man könnte glauben, die nun hervorbrechenden Sonnenſtrahlen hätten doppelte Kraft, doppeltes Feuer. Blitzen ſie nicht feenhaft auf dem feuchten Graſe? Säumen ſie nicht ſelbſt purpurroth ihre Feinde, die verziehenden Wolken, und vergolden Berg und Thal, das ſaftiggrüne Saatfeld und die gelblich glänzende Heide? Sogar der finſtere Tannenwald drüben ſchmunzelt unter ihrem liebenden Kuſſe, und ſeine dunkelgrünen Nadeln ſind wie mit einem leichten goldigen Dufte überzogen.

Ja, Kindergeſchwätz über den einförmigen Himmel! Der Himmel iſt unbeſchreiblich ſchön, zu allen Tages-, Nachts- und Jahreszeiten! Ich habe jetzt nicht die Laune, mich noch in mehrere Details darüber einzulaſſen, wird aber ſpäter ſchon noch kommen, denn ich kann jetzt nicht umhin, mich meiner nächſten und genauen Freundſchaft, der „langweiligen“ Dächer mit ein paar Worten anzunehmen.

Langweilige Dächer! hat das kleine Mädchen geſagt, die ſo vorwitzig aus dem Dachfenſter herausſchaute. Sie hat ein kleines, ſtumpfes, weißes Näschen, und ich prophezeihe ihr, daß ſie ſpäter einmal ſehr naſeweis werden wird. Doch gleichviel, was iſt ſo ein Menſchlein gegen mich! Ich habe den erſten Schrei ihrer Großmutter gehört, und wenn die Kleine da einen Mann bekommt und Nachkommenſchaft, ſo werde ich es auch wohl noch erleben, daß einer ihrer Urenkel zu demſelben Dachfenſter herausſchaut und ebenfalls über die langweiligen Dächer ſpricht.

So ein Dachleben iſt was ganz Abſonderliches. Hier oben iſt eine Stadt für ſich mit ihren Straßen, Paläſten, kleinen, geringen Häuſern, großen Gebäuden und freien Plätzen. Aber um das genau überſehen zu können, muß man eine Windfahne ſein oder ein Vogel; denn ſelbſt der Schornſteinfeger, der dort aus dem höchſten Kamine ſein berußtes Geſicht herausſtreckt und eine ganze hübſche Umſicht hat, iſt bei ſeinem ſchwarzen Geſchäft nicht in der Laune, die landſchaftlichen Schönheiten einer Dachwelt zu ſtudiren; noch viel weniger aber die Leute dort auf dem Kirchthurme. Die ſehen den Wald vor lauter Bäumen nicht, und ſtatt ſich an dem prachtvollen Durcheinander der Schornſteine, Wetterfahnen und Blitzableiter zu erfreuen, blicken ſie leicht über uns hinweg, ſprechen vom impoſanten Häuſermeer und ſchauen über uns hinaus in die weite Gegend.

Ach, es iſt ein entzückender Anblick ſo über die Dächer auf die maleriſche Mannigfaltigkeit hin! Hier zeigt ſich eines flach und gedehnt mit hoch emporſtrebendem Schornſtein, ein jüngeres Bauwerk, dort iſt ein hoher und gewaltiger Giebel mit vier Stockwerken ſpitz in die Höhe gekehrt, der das drunter liegende Haus wie eine warme Schlafmütze bedeckt. Und dazu wieder die verſchiedene Farbe jedes Daches, grauer Schiefer, rothe Ziegel, glänzendes Kupfer und matter Zink. Was aber das Ganze beſonders lebendig macht, ſind die ſo verſchieden geformten Dachladen, jeder

mit einem andern lieben, wohlbekannten Geſichte. Es iſt das in der Frühe mein erſtes und liebſtes Geſchäft, mich vor einem leichten Morgenwind zu drehen und nach den guten Freunden zu blicken, nach den alten Gefährten, aus deren Fenſteraugen bei aufgehender Sonne ſo viel Wohlwollen für mich ſtrahlt. Ja, namentlich ein ſolcher Morgen auf dem Dache iſt entzückend ſchön, wenn ſich die leichten Rauchwolken in die Höhe kräuſeln, um mit uns in beſter Harmonie die gleiche Himmelsrichtung anzuzeigen, wenn ſich alle meine Kollegen wie auf Kommando zu gleicher Zeit drehen, wenn die Blitzableiter funkeln und ein angenehmer erfriſchender Thau auf den Dachplatten liegt.

Aber auch der Abend hat ſeine Schönheiten. Da ſehe ich ſo manches, was denen da unten auf der Straße oder den Hausbewohnern verborgen bleibt. Da erſcheinen hie und da Geſtalten in obern Stockwerken oder in den Dachwohnungen, die ſich allerlei zu ſchaffen machen, ſcheinbar für ſich allein handelnd ohne alle Abſicht. Scheinbar, denn ich weiß ganz genau, warum dort die melancholiſche Flöte tönt, und weßhalb ſich gleich darauf drüben ein weißes Tuch zeigt. Auch begreife ich vollkommen, was es zu bedeuten hat, wenn das junge Mädchen öſtlich von mir jetzt den alten halbvertrockneten Geraniumſtock auf die Fenſterbank ſetzt, nach deſſen Anblick der Student auf der andern Seite ſchon lange Zeit geſchmachtet. Auch von dem, was im Innern der Dachwohnungen ſelbſt vorgeht, nehme ich häufig Einſicht, doch bin ich discret und wende mich in ſolchen Fällen gern auf die andere Seite.

Wenn es nun dunkel wird, die Häuſer ſtill und die Straßen leer, ſo bevölkert ſich unſere Dachwelt, und es erſcheinen muſikaliſche Katzen, was übrigens gerade nicht zur beſonderen Aufheiterung beiträgt; doch habe ich auch von ihnen ſchon viel Lehrreiches erfahren; und von dem, was mir die Hauskatze von dem Leben in den Zimmern drunten erzählte, knüpfte ich oftmals die Fäden meiner Beobachtungen zu einem ſehr angenehmen Ganzen.

Indem ich mich entſchloß, meine Erlebniſſe und Wahrnehmungen mitzutheilen, habe ich es mir feſt vorgenommen, mich der ſtrengſten Wahrheit zu befleißigen, und wenn ich den geneigten Leſer bitte, mir Glauben ſchenken zu wollen, ſo bin ich ihm zu gleicher Zeit die Erklärung ſchuldig, auf welche Art es mir gelungen, das Vorliegende zu Papier zu bringen. Daß eine Windfahne nicht ſchreiben kann, weiß jedes Kind; daß aber eine Windfahne ſehr vernehmlich und deutlich zu ſprechen verſteht, hat jeder erfahren, der in einer Dachwohnung gelebt. Unter dem Dache nun, das ich zu zieren die Ehre habe, haust ſchon ſeit längerer Zeit ein unglücklicher Schriftſteller, ein armes, verkümmertes Weſen, dem es an paſſendem Stoffe für ſeine Erzählungen und Novellen gebricht. Allen fehlt der rechte Faden, und wenn man ſie ihrer überflüſſigen Phraſen entkleidet, ſo kann man ſie mit dem bekannten Satze ausdrücken: er ward geboren, nahm ein Weib und ſtarb. Auch Gedichte machte er in ſchwachen Stunden, meiſtens an den Mond gerichtet, kam aber ſelten über die erſten Zeilen:

Mond, der du am dunkeln Himmelszelt,
Mondſüchtig, mondbleich biſt gewandelt.

Das waren jammervolle Produkte, und er konnte nicht dabei gedeihen, wurde auch menſchenſcheu und abgeſchloſſen, ließ ſich vor Niemand ſehen und bei ſchönem Wetter oder klarem Nachthimmel ſaß er hinter ſeinen zugemachten, blind angelaufenen Fenſterſcheiben. Nur wenn nächtlicher Weile der Sturm über die Dächer ſauste, daß die Ziegel und Schiefer klapperten und raſſelten, und ich ächzend herumflog, dann öffnete er ſeine Fenſter und horchte dem Toſen des Windes und dem, was ich ihm pfeifend erzählte. Anfänglich begriff er meine Sprache freilich nicht, doch gab ſich das in kurzer Zeit, und jetzt ſind wir zu dem Verſtändniß gekommen, das den geneigten Leſer hoffentlich mit Erſtaunen und auch mit einiger Freude erfüllen ſoll.

Doch ſehe ich in dieſem Augenblicke drunten auf der Straße Staubwolken aufwirbeln, auch einige Regenſchirme fatale Beſtrebungen nach oben machen. Dort pfeift es auch ſchon um den alten Schornſtein herum, es iſt — einer von jenen — heimtückiſchen — Geſellen — die — ſich — ein — Ver — gnü — gen dar — aus — mach — en, — uns — hier — ob — en — plötzlich zu — über — fall — en — und — ſo zu — dreh — en — daß — uns der — Athem — aus — geht. — Für heute — muß — ich — ſchließ — en. — Fort — ſetz — ung — beim — nächſt — en ſ — a — n — ſ — t — e — n W — i — n — d — ſt — o — ß — ß — ß — ß — ß — ß — ß.

Dritter Windſtoß.

Eine Lichtſtudie.

Dämmerung — es iſt das für uns, die wir auf dem Dache aushalten müſſen, ich möchte faſt ſagen die einzige traurige und gedrückte Zeit. Dämmerung. Wenn ſich ſo allmählig Himmel und Erde verfinſtert, graue Schleier niederfallen über die Stadt, über Feld und Wald, wenn ſich die Luft wie zuſehends verdichtet, und es iſt, als ob ſie uns einengte, ſo daß man ſich mühſam herumdrehend kaum athmen kann — Dämmerung, es iſt wie ein Chaos, man weiß noch nicht, was es werden will, eine klare, ſternhelle Nacht mit leuchtendem Mondſchein oder ein wildes Sturmwetter, das uns ſauſend umhertreibt.

Freilich erzählt mir der alte Schornſtein, der ſeine Augen und Ohren im ganzen Hauſe hat und genau weiß, was hier und dort geſchieht, von angenehmen Dämmerſtunden, denen er beiwohnen darf als uneingeladener und doch ſehr willkommener Gaſt. Da ſpricht er von der traulichen Stunde der Dämmerung, ehe

drunten im Hauſe die große hellſtrahlende Lampe auf den Tiſch geſetzt wird, und nennt das köſtliche Augenblicke, wenn die Familie im Zwielicht um das lodernde Kaminfeuer ſitzt, wenn die Flammen in tauſend Geſtalten ſpielen, und wenn der Wind oben hereinjagt, daß drunten die glühenden Holzſtücke kniſtern und ſprühen. In der Zeit, ſo ſagt der Schornſtein, ſieht man ſo vergnügte, nachdenkliche und ſinnige Geſichter, die kleinen Kinder blicken mit ihren großen glänzenden Augen in die Glut und horchen auf's aufmerkſamſte der Geſchichte, welche ihnen Vater und Mutter erzählt. Mama lächelt ſtill vor ſich hin, wenn Papa erzählt, denn ſie hat dieſelbe Geſchichte ſchon bei ſo vielen Veranlaſſungen gehört, in traurigen und heitern Tagen, am Krankenbette in langer trüber Nacht, und im ſchaukelnden Reiſewagen, wenn die Kinder aufgeregt durch das Hin- und Herſchwanken der Equipage und das Knirſchen der Räder auf dem Sande nicht ſchlafen konnten. Und der Vater hat die wunderbarſten Variationen bei ſeiner Erzählung, welche ihm aber die Kinder nie durchgehen laſſen, denn jeden Augenblick hört man die Einrede: Aber Papa, neulich hatte der Jäger eine grüne Feder und keine rothe. — In der linken Kaminecke gegenüber von Mama ſitzt die älteſte zwanzigjährige Tochter des Hauſes, und neben ihr ein junger Mann, der vor kurzem erſt die Erlaubniß erhielt, die Familie ohne Einladung zu beſuchen. Die Beiden ſitzen dicht neben einander, und es iſt gut, daß es dunkel im Zimmer iſt und daß die hie und da aufleuchtende Glut alle Geſichter gleichmäßig dunkelroth färbt, denn ſonſt müßten die wirklich glühenden Wangen des jungen Mädchens an ihr zu Verräthern werden. Und doch iſt es eine unſchuldige Veranlaſſung, welche die tiefe Röthe auf ihren Wangen hervorruft. Der junge Mann hatte es, begünſtigt durch die Dämmerungsſtunde, gewagt, nach ihrer Hand zu faſſen, hatte aber nur die äußerſte Spitze des kleinen Fingers erwiſcht,

die er ſich bemüht, krampfhaft feſtzuhalten. Mehr würde ſie um keinen Preis geben, nicht um eine Million.

Das erzählt mir der Schornſtein einigermaßen triumphirend, denn er iſt ſtolz darauf, ſo in die Geheimniſſe der Familien zugelaſſen zu werden. Er hat aber auch in der That ein glückliches Loos, der alte Geſelle, oben friſche Luft und ſchöne Ausſicht, faſt wie wir, unten ſanfte Wärme und angenehme Geſellſchaft. Und letztere macht er ſich recht zu Nutze, das entnehme ich aus ſeinen vertraulichen Mittheilungen, die oft bisweilen an's Pikante ſtreifen, und von denen ich mir ſpäter einmal erlauben will, dem geneigten Leſer einiges zu berichten. Meine Selige hatte nicht ganz unrecht, wenn ſie den alten Schornſtein einen lockern Geſellen nannte. Er ſollte in der That bei ſeinen Jahren ſich das leichtfertige Weſen abgewöhnen, und ich habe ihm das ſchon oft geſagt, wenn er mit ſo innigem Behagen von den verſchiedenen Hausweſen drunten ſpricht, wenn er mir faſt ſchmatzend erzählt, daß im erſten Stock ein gutes Diner gekocht werde, und daß die Gans mit einem Füllſel von Aepfeln und Kaſtanien im zweiten Stock auch nicht zu verachten ſei, ebenſowenig als das Sauerkraut mit Schweinefleiſch im dritten Stock, welches die Familie des Kanzlei-Aſſiſtenten eben verſpeist. Freilich muß ich hinzuſetzen, daß ich dergleichen Genüſſe nicht zu begreifen im Stande bin, denn der Geſchmackſinn in dieſer Richtung iſt mir verſagt. Es iſt mir auch ſehr gleichgültig, denn ich habe andere Freuden genug und lebe Tag und Nacht heiter und vergnügt! nur, wie ſchon bemerkt, die Dämmerungsſtunde, die haſſe ich.

Gott ſei Dank, ſie iſt gleich vorüber. Ein ſanfter Abendwind treibt mich langſam umher und läßt mich nach allen Richtungen ausſchauen. Der Himmel iſt ſchon mächtig verdunkelt, und was ſo eben noch graues, unanſehnliches Gewölk war, erſcheint mir jetzt wie tiefblaue Schleier mit blitzenden ſilbernen Sternen geſtickt. Was unſer großes Nachtlicht, den Mond, an-

belangt, ſo iſt er für uns wieder im Zunehmen begriffen, im Stadium ſeiner Jugend, etwas faul und unregelmäßig, thut ſeinen Dienſt noch nicht recht, ſondern blickt leichtſinnig in den Tag hinein, und nun, wo es Zeit für ihn wäre, zu ſcheinen, empfiehlt er ſich. Er hat noch kein geſetztes Weſen angenommen, dort hinten im Weſten liegt er faul auf einer Nebelſchicht und glüht zwiſchen dunkeln Wolken hervor; eine ſchlechte Geſellſchaft, die ihn nächſtens mit hinabziehen wird.

Mir iſt es recht, daß er geht, denn nur ſo bin ich im Stande, mich an den Lichtern zu erfreuen, die jetzt unter und neben mir von allen Seiten aufflammen. Die dunklen Straßen der Stadt beleuchten ſich wie durch ein Lauffeuer, jetzt blitzt es hier auf, jetzt dort, jetzt in der Nähe, jetzt in der Ferne, und das Häuſermeer, welches vor wenigen Augenblicken gar nicht zu unterſcheiden war, wogt jetzt ordentlich in weißem Glanze. Auch die Fenſter bleiben nicht zurück und fangen an in die Nacht hinauszuleuchten, tauſende von glänzenden Punkten, die ſeltſamſten Zeichnungen bildend. Hier iſt eins erleuchtet, dort zwei und drei, da eine ganze Reihe, hier rechts bloß ein Stockwerk oder zwei; links bemerke ich eine Menge Häuſer, die ausſehen, als ſeien ſie gänzlich hohl und inwendig von einem großen Feuer erleuchtet, denn aus allen Oeffnungen blitzen die Lichtſtrahlen hervor.

Man muß, wie ich, lange auf dem Dache gelebt und Jahre lang die verſchiedenen Lichter beobachtet haben, um die feinen Unterſcheidungen in denſelben zu erkennen. Das Gaslicht mit ſeinem weißen Schein iſt vorherrſchend und ein liebes, freundliches Licht, namentlich dort auf dem großen Platze, wo es unter den Bäumen brennt und die grünen Blätter von unten herauf ſo prächtig und maleriſch beleuchtet. Iſt es doch grade, als wolle das ſaftige Grün vor Freuden durchſichtig werden, ein Hochmuth iſt in daſſelbe hineingefahren, und wer die Sprache der Blätter verſteht, der hört ſie zuſammenflüſtern: Nur Geduld,

ungehalten über mein langes Ausbleiben und noch mehr, als ich ihm meinen Brief übergab, der noch durchgelesen und besorgt sein mußte.

„Laßt's gut sein," sagte ich ihm, „schickt das Geld morgen früh."

„Den Teufel auch," entgegnete der Kassirer, „morgen früh sieht mich das Comptoir nicht, die Kasse bleibt geschlossen, da nehmt die fünfhundert Thaler, ich gebe Euch zehn Fünfziger, sie sind nicht schwer zu tragen und hier unterschreibt mir schnell die Empfangs-Bescheinigung."

„Meinetwegen," entgegnete ich, nahm das kleine Paketchen und steckte es in die Brusttasche. Der Kassirer schloß eigenhändig die große Kasse, dann den eisernen Fensterladen und die dicke beschlagene Thüre, auch prüfte er jedes Schloß und jeden Riegel; „ich bin heute doppelt vorsichtig," sagte er, „da der erste Kassier auf einige Tage verreist ist und mir die ganze Geschichte auf dem Halse liegt; so, jetzt wäre alles gut verschlossen und kann ruhen bis Montag, jetzt kommt Ihr Brief und Ihre Empfangsbescheinigung auf den Comptoirtisch zum Eintragen und jetzt sind wir fertig. Die Arbeit ist gethan, jetzt hinaus zum Vergnügen." Wir gingen davon einem köstlichen Abend entgegen, ein letztes großes Souper sollte noch einmal unsere Gesellschaft vereinigen, ein Souper mit vielem Champagner und allen Thorheiten

wenn das ſo fortgeht, ſo werden wir morgen zu Smaragden, ſorgfältig herabgepflückt und in Gold gefaßt. O, das wird ein prächtiges Leben geben! — Der nächſte Wind aber zerſtört dieſe Hoffnungen auf's Kläglichſte. Er drückt die eben beſchienenen Blätter aus dem Lichtkreiſe und bringt andere an deren Stelle. Das iſt ſo der Lauf der Welt.

Aber auch außerordentlich vornehm iſt das Gaslicht. Es hat was Kaltes und Strenges in ſeinem Geſicht, und wenn man ſo eine Gasflamme anſieht und hört, wie ſie ziſchend und pruſtend herausfährt, das Haar ſteif emporgekämmt, mit dem feinen bleichen Geſicht, ſo begreift man leicht, wie dort jene Reihe in ihren kleinen gläſernen Paläſten verächtlich herabſchaut auf die armen röthlich brennenden Oellampen, die ſo ſchmutzig und unbeholfen dort an den Pfählen hängen und den Boden ſpärlich beleuchten, der heute aufgeriſſen worden iſt. Allein wenn ſie ſich luſtig macht, die vornehme Welt, über die armen Plebejer da unten, ſo begeht ſie großes Unrecht, denn dieſe glimmen ſo traurig durch die Nacht, um die Arbeiten zu beleuchten, welche unternommen wurden, damit jene in ungeſtörter Herrlichkeit erhalten werden. Aehnliches kommt aber häufig vor.

Wenn auch die erhellten Fenſter von Weitem geſehen wie leuchtende Punkte durch die Nacht glänzen, ſo ſind doch dieſe Punkte wieder auf ganz verſchiedene Art gefärbt, und zeigen uns ſo ſchon von außen ein Bild vom Leben der Bewohner. Aus dem untern Stocke blitzt das Licht durch die Scheiben weder durch Vorhänge noch durch Laden verdunkelt; was allenfalls die ſpärliche Flamme der Lampe auf Augenblicke dämpft, iſt der dichte Schwaden, der von der Kartoffelſchüſſel aufſteigt, die ſo eben auf den Tiſch geſetzt wird. Auch einige Schatten verdunkeln jetzt das Fenſter, nämlich eine Schaar munterer Kinder, die ſich um Tiſch und Licht drängt. Weiter hinauf im erſten Stock iſt vielleicht die Hälfte der großen Spiegelfenſter erleuchtet, aber matt dringt

das Licht durch die ſchweren ſeidenen Vorhänge; nur durch eine kleine Oeffnung gelingt es uns, in das Zimmer zu blicken, und da bemerken wir einen röthlich angeſtrahlten prächtigen Teppich, die ſpielenden Flammen des Kamines und die Ecke eines Fauteuils. Nur ahnen können wir die Dame, die in demſelben ruht, ſich auf die feinen Lippen beißt, das Buch, in dem ſie geleſen, neben ſich auf den Boden wirft, und ungeduldig nach der Uhr blickt, deren Zeiger ſo unausſtehlich langſam vorwärts ſchreitet.

Steigen wir weiter hinauf, ſo haben wir vier Fenſter, ſämmtlich beleuchtet und mit weißen Gardinen verhängt. Hinter denſelben ſehen wir Schatten ſich bewegen, und dicht hinter einem bemerken wir jetzt eine Figur, die ſich durch den Widerſchein ganz grotesk ausnimmt. Doch zieht ſie im nächſten Augenblick die Vorhänge auseinander und läßt uns in ein anſtändig möblirtes Zimmer ſehen, in deſſen Mitte ein runder Tiſch ſteht, auf dieſem eine Lampe. Ein paar Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren ſind beſchäftigt, einen Eiſenbahnfahrtenplan zu ſtudiren, während die fünfzehnjährige Schweſter, die vorhin die Gardine zurückzog, hinter ſie getreten iſt und über ihre Achſeln ſchaut. Jetzt haben die Drei gefunden, was ſie ſuchten, und während einer der Knaben die Stelle auf dem Fahrtenplan mit dem Finger bezeichnet, blicken ſechs Augen auf die Stubenuhr, und es iſt uns, als hörten wir die lächelnden Lippen ſagen: noch eine halbe Stunde, dann kommt er. Im Nebenzimmer iſt jetzt ebenfalls haſtig die Gardine emporgezogen worden und die ältere Schweſter von achtzehn Jahren drückt ihre glühende Stirn an die heißen Scheiben und wiederholt die Worte des Bruders, aber mit ganz anderer Betonung: — ſchon in einer halben Stunde kommt der Vater! Und dann ſchauert ſie zuſammen, läßt ſich von zwei Händen, die ihre Arme erfaſſen, ſanft herumdrehen und fällt Jemand, den wir nicht ſehen können, laut weinend an die Bruſt.

Höher hinauf, in der Dachſtube ſehen wir einen kleinen nied-

rigen Tiſch und vor demſelben Meiſter, Geſellen und Lehrjungen. Auf dem Tiſche ſtehen zwei Lampen und dieſe ſtrahlen ein ganz eigenthümliches Licht von ſich. Das eigenthümliche und ſehr helle Licht aber entſteht durch zwei kleine Glaskugeln mit Waſſer gefüllt, die vor den Lampen hängen und hinter denen der Schuſter die kleinſten Stiche auf's Genaueſte machen kann. Der Meiſter zieht lang und kräftig, wir möchten ſagen mit einem gewiſſen handwerksmäßigen Ingrimm ſeinen Faden, der Geſelle beſetzt mit einem ſüßen Geſichtsausdruck ein paar Damenſtiefelchen, deren Maß er ſelber genommen, und der Lehrjunge läßt die Unterlippe hängen, während er eine Sohle klopft, und blickt zornig, aber verſtohlen nach der Meiſterin hin, die ihm heut Abend eine tüchtige Ohrfeige gegeben, weil er das kleine Kind fallen ließ.

Aehnliches wiederholt ſich hinter faſt allen Fenſtern, die ich von meinem Standpunkt aus ſehe, doch iſt noch zu viel allgemeines Leben in der Stadt, um ſich mit Einzelnem aufhalten zu können. Manch Ernſtes, ja Erſchütterndes kommt erſt in ſpäter Nacht bei übrig gebliebenen Lichtern zu einer Zeit, wo die allgemeine Beleuchtung längſt aufgehört hat.

So liegt die Stadt noch glänzend, rauſchend, ſauſend und klingend in der weiten, dunkeln Ebene, die von ſchwarzen Bergen eingefaßt iſt, gleich einem der Nebelflecke am nächtlichen Himmel. Und doch iſt ihre Umgebung ebenfalls nicht ganz ohne Lichtleben. Dort weit aus der Ferne glänzt ein einſamer Punkt hervor aus irgend einem Häuschen; etwas näher bemerken wir ſogar ein wandelndes Licht, das von einer Laterne ausgeht, die einer alten Wäſcherin leuchtet, welche von dem harten Tagwerk in der Stadt nach ihrem Dörfchen zurückkehrt. — Doch was wird nun auf einmal ſichtbar, dort, wo das Gebirge flach in die Ebene tritt: zwei rothglühende Punkte, der Kopf einer feurigen Schlange, die ſich in weiten Bogen gegen die Stadt bewegt. Ja, es iſt eine Rieſenſchlange mit glühendem gegliedertem Leibe, Funken ſprühend, ſchnau-

bend und dampfend, — der letzte Zug der Eiſenbahn. Mit welchen Gefühlen mögen alle, die an den erleuchteten Wagenfenſtern ſitzen, nach dem Lichtmeer blicken, das ihnen die Stadt anzeigt. Selbſt die Redſeligſten ſind verſtummt, man hört nur noch wenig Scherz und Lachen, manches Herz klopft ſtärker, manche Wange legt ſich gegen die kühlen Scheiben und manches Händepaar faltet ſich in freudiger Aufregung, in ahnungsvollem Bangen, in ſtillem Gebet. Und faſt ebenſoviele Herzen in der Stadt, die dort unten bei dem großen Gebäude, umgeben von hellem Lichterglanz, heftiger ſchlagen, ſind von den gleichen Gefühlen beſeelt und blicken harrend und hoffend, freudig und bangend den röthlich glühenden Augen entgegen, mit denen jetzt die Lokomotive in den Bahnhof fährt, ruhig und unaufhaltſam, Freud und Leid bringend, wie das gewaltige, unvermeidliche Schickſal. —

— Schon in einer halben Stunde kommt der Vater! hat drüben das Mädchen geſagt, und die halbe Stunde iſt vorbeigerast, und noch einige Minuten, und dann kommt der Vater wirklich. Wie fliegen ihm die jüngeren Kinder an den Hals, und auch die ältere Tochter nähert ſich, aber ſchüchtern; vorher jedoch hat ſie die Lampe mit einem dichten grünen Schirm bedeckt, damit ihre rothverweinten Augen nicht ſogleich ſichtbar werden ſollen. Und das gelingt ihr auch für heute Abend, — aber morgen, übermorgen? — o wenn man nur alles in der Welt ſo verdecken könnte, wie rothgeweinte Augen!

Von einem leichten Nachtwind drehe ich mich ſo recht leicht und behaglich durch die ganze Windroſe, und ſchaue entzückt auf den Lichterglanz rings um mich her, während ich ſo meinen lehrreichen Betrachtungen nachhänge. Die Stadt, obgleich im Allgemeinen leuchtend, hat doch hie und da hellere, ſtrahlendere Streifen und Flecken; namentlich einige der letztern ſind deutlich ſichtbar, zwei vor allen, das fürſtliche Schloß, welches von einem Lichterglanz umgeben iſt, und wo ich nebenbei auf dem Platze, der es

umgibt, dunkelroth glühende Fackellichter entdecke, ſowie ganz eigenthümliche Leuchtpunkte, die ſich bald einzeln, bald zu zwei nach allen Richtungen bewegen. Sie ſehen aus wie Leuchtwürmer, aber es ſind keine, ſondern herrſchaftliche Wagen mit ſtrahlenden Laternen, und jetzt, wo das große Diner zu Ende iſt, fliegen die kreiſenden Feuerpunkte wie toll durcheinander und drängen ſich gleich einem Schwarm glühender Bienen vor das große Anfahrtsthor. Nachdem die Maſſe hier einen Augenblick gehalten und eine regelmäßige Feuerlinie gebildet, rückt dieſe langſam vor, und dann fliegen die feurigen Punkte nach allen Theilen der Stadt. Ich weiß nicht, warum ich einem dieſer Laternenpaare mit beſonderer Aufmerkſamkeit folge. Doch kommt es näher und näher, und der Wagen hält vor dem Hauſe mir gegenüber, wo die Dame im erſten Stock vor wenig Augenblicken ungeduldig ihren Fauteuil verlaſſen hat und an das Fenſter trat, es aber gleich wieder verließ, als ſie das Raſſeln der Equipage gehört. Gleich darauf fährt der leere Wagen mit ſeinen leuchtenden Laternen ruhig von dannen. Oben aber bleibt das Licht daſſelbe, gleich gedämpft, gleich geheimnißvoll. Der andere Punkt in der Stadt, der ſo hell beleuchtet iſt, und der aus der allgemeinen Lichtmaſſe, wie ein Fixſtern aus den Nebelflecken hervorſtrahlt, iſt das königliche Theater.

Auch am Theatergebäude ſehe ich die oben erwähnten Feuerpunkte umherſchwirren; doch gibt es hier zweierlei Arten; einige, die ſich paarweiſe und ſchnell bewegen und die wir ſchon kennen, andere, die einzeln und ſehr geſetzt und ruhig ihres Weges ziehen. Das letztere ſind Laternen der verſchiedenen Rangklaſſen von handfeſten Mägden getragen, die nach beendigter Vorſtellung ihre Herrſchaft abholen, Ehrenwächter, die mehr ein Symbol als ein Bedürfniß ſind; denn ich ſehe ſie nicht nur an dunklen Abenden, ſondern auch im hellſten Mondenſchein. Wie mir mein Freund, der Schornſtein, geſagt, zeigen ſich bei näherem Betrachten in

ihnen deutlich die Standes- und Rang-Unterſchiede. Ich freilich ſehe nur einen elenden, zitternden Punkt; ob es ein Talglicht in einer Blechlaterne, oder zwei Stearinlichter in einem Meſſinggehäuſe ſind, fünfte und ſechste Rangklaſſe kann ich von meiner Höhe, wo alle Standesunterſchiede verſchwinden, nicht unterſcheiden — wie dieſelben noch unendlich viel höher über mir aufgenommen werden, das möchte ich in der That einmal erfahren.

Nachdem ſich Lichter und Laternen vom Theaterplatz entfernt haben, wird es dort mit einemmale dunkler. Auch im fürſtlichen Schloß hat ſich die Lichtmaſſe vermindert, es iſt zehn Uhr geworden, und wenn ich aufmerkſam hinblicke, fange ich jetzt ſchon an eine allgemeine Abnahme der ſtädtiſchen Beleuchtung zu bemerken, bald hier, bald da wird es dämmeriger, einestheils wo große Verkaufsmagazine geſchloſſen werden, anderntheils wo ein hochweiſer Magiſtrat aus ökonomiſchen Rückſichten die Gasflammen decimirt. Bald folgen auch die Lichter in den Häuſern dem ſchlimmen Beiſpiel ihrer Kameraden auf den Straßen, bald nah, bald fern ſehe ich ganze Häuſerreihen die müden Fenſteraugen ſchließen. Jetzt liſcht es hier aus, jetzt dort, und auch in den Straßen wird es mit jeder Viertelſtunde immer dunkler und zugleich unheimlicher. Es ſcheint mir oft, als habe die Lichtmaſſe geſungen und geklungen, denn wie ſich dieſelbe vermindert, ſo wird auch der ſummende Verkehr immer ſtiller und ſtiller. Endlich klingt der einzelne Schritt eines einſam Vorüberwandelnden deutlich und widerhallend zu mir empor, und wenn er drunten niest, ſo klingt es mir gerade, als ſprächen die Häuſer: Zur Geſundheit.

In dieſem Zeitpunkte bemerke ich etwas Eigenthümliches an den übrig gebliebenen Lichtern in den Häuſern. Alle haben eine Neigung, in die Höhe zu klettern; von allen Stockwerken ſteigen ſie empor, und nun mit einemmale wird es unter dem Dache lebendig und da blitzt und leuchtet es nun zu allen Läden und Oeffnungen heraus. Die bisher ſo dunklen Dächer nehmen da-

durch ganz ſonderbare Zeichnungen an. Hier zeigt ſich ein rieſenhaftes Geſicht mit zwei runden feurigen Augen und einer langen Naſe; dort ein großer Rachen mit ſpitzigen glühenden Zähnen; die Lichter, welche dieſe Wirkung hervorbringen, leuchten meinen Freunden und Nachbarn, den armen, geplagten Dienſtboten, die ihr mühſames Tagewerk vollbracht haben und nun hier oben ſitzen in ſtiller Beſchaulichkeit, Strümpfe flickend und ſanft räſonnirend über ihre Herrſchaft, die ihnen ebenfalls drunten noch eine Erinnerung widmet; denn die Hausfrau denkt vor dem Einſchlafen: Jetzt möcht ich nur wiſſen, ob die Ricke droben wieder einmal bis Mitternacht unnöthigerweiſe mein Oel verbrennt, und Ricke meint in ihrer derberen Denkungsweiſe: Gott ſei Dank, daß mein Drache endlich drunten ſchläft und nicht ſieht, wie ich mit Federn und Papier des Herrn an meinen — Bruder ſchreibe.

Aber nicht gar zu lange dauert dieſe Dachbeleuchtung, manche Lichtpunkte verſchwinden eben ſo ſchnell, wie ſie erſchienen. Die rauhen Hände ruhen nach kurzer Arbeit im Schooße, die Augen ſchließen ſich ſchlaftrunken, um ſich dann wieder haſtig zu öffnen, da ſie erſchreckt bemerken, daß das Licht noch brennt. Wenige ſind es, die das Oel ihrer Herrſchaft bis zwölf Uhr verſchwenden; in der Nähe und Ferne nehmen die Dächer ihre dunkle Geſtalt wieder an, es iſt gerade wie die Funken in verbranntem Papier, hier verlöſcht einer, dort einer, bald herrſcht Dunkelheit rings umher, und was hier oben noch Leuchtendes zu ſehen iſt, ſind allenfalls die glänzenden Augen eines liebetrunkenen Katers, der um die dunklen Mauern ſtreicht.

Indeſſen hat die Oekonomie des Magiſtrats zum zweitenmal die Gaslaternen decimirt und wenig mehr übrig gelaſſen, was den Namen einer Straßenbeleuchtung verdient. Aber um ſo leuchtender blinken deßhalb noch einzelne Lichter aus der dunklen Häuſermaſſe hervor; die meiſten verdienen volle Aufmerkſamkeit, und faſt jedes dieſer Lichter erzählt uns eine eigene, meiſtens

traurige Geſchichte. Faſt immer ſind es verweinte Augen, die jetzt noch in den Lichtſchein blicken, oder vermittelſt deſſelben auf das bleiche eingefallene Geſicht eines lieben Kranken, deſſen heißer Athem kaum vernehmlich die müden Lungen in Bewegung ſetzt. Tiefe Stille herrſcht in dieſen Zimmern, nur die Uhr pickt ihren regelmäßigen melancholiſchen Schlag, und wenn eine Maus in dem Getäfel anfängt zu nagen, ſo ſchreckt die Krankenwärterin zuſammen und blickt beſorgt und ängſtlich umher.

In dem Hauſe mir gegenüber bemerke ich ebenfalls noch zwei Lichter; im zweiten Stock hat das junge Mädchen die Gardine von den Fenſtern hinweggezogen und lange nach dem dunklen Abendhimmel hinaufgeblickt. Jetzt ſchreitet ſie mit gefalteten Händen im Zimmer auf und ab, bleibt aber mit einemmale ſtehen und da ſie Tritte zu vernehmen glaubt — vielleicht der Vater, der ſie um die Urſache ihres ſpäten Aufbleibens fragen wird, — ſo löſcht ſie haſtig das Licht aus und ſucht im Dunkeln ihr Lager. Im erſten Stocke dagegen ſind die Fenſter mit den ſchweren ſeidenen Vorhängen jetzt weit geöffnet, um die angenehme kühle Nachtluft einzulaſſen, und die Dame, welche vor einigen Stunden unruhig in dem Fauteuil ruhte, lehnt jetzt beruhigt, aber tiefathmend an der Fenſterbrüſtung und ſchaut mit feuchtem glänzendem Auge ihm nach, der raſch zu Wagen kam und langſam zu Fuß davon ſchleicht. Auch dort im erſten Stocke erliſcht das Licht nach einer kleinen Weile, und wenn ich mich nun wieder leicht herumdrehe, ſo bemerke ich außer dem trüben Schein, der die lange, lange Nacht hindurch bis zur Tageshelle aus jenen Krankenzimmern hervordringen wird, keinen Lichterglanz weiter. — — — — Und doch, jetzt wieder! Dort draußen, dicht vor der Stadt in einem dunklen Grunde bewegt ſich ein Lichtchen, ein kleiner röthlicher Punkt, jetzt einen helleren Schein werfend, da es bei einer weißen Mauer vorübergleitet. Das iſt aber die Kirchhofmauer, und das Lichtchen leuchtet dem Todtengräber, der wegen

überhäufter Geſchäfte noch in ſpäter Nacht an einem Grabe arbeiten muß. Dieſes Licht und ich, wir ſind alte Bekannte und haben uns in mancher Nacht geſehen.

— — — — Aber auch ein anderes Licht, das nun mit einemmale in der Höhe nicht gar weit von mir erſcheint, gehört einem meiner lieben Freunde — dem Thurm- und Feuerwächter, der die Pforte ſeines kleinen Gemaches öffnet und rings um den Thurmkranz wandelt, auf die ſchlafende Stadt niederblickt und ebenfalls ſeine Lichtſtudien macht. Aber Gott ſei Dank, er ſieht keine verdächtigen Funken, und als er ſeinen Spaziergang beendigt hat, lehnt er ſich an die Brüſtung und ſchaut zu ſeinem Straßencollegen hinab, der mit Horn und Stange ſingend an der Ecke ſteht:

Bewahrt das Feuer und Licht,
Daß uns Gott in Gnaden behüt.
Wohl um die Zwölfe!

„Wohl!“ — antwortet der droben, zieht ſich in ſein Gemach zurück und als er hierauf die Thür geſchloſſen, herrſcht rings umher finſtere Nacht, und meine Lichtſtudien ſind zu Ende.

Vierter Windſtoß.

Muſikaliſche Nachbarſchaft.

Auf den Dächern liegt heller Sonnenſchein und rings umher funkelt, flimmert und ſtrahlt es, daß man vor Freuden außer ſich kommen könnte. Wolkenlos und blau iſt der Himmel über uns ausgeſpannt, und ſein freundliches Licht ſpiegelt ſich mit ſichtlichem Behagen wieder in allen den glänzenden Gegenſtänden, die wir hier oben haben. Und auf den Dächern gibt es viele glänzende Gegenſtände. Ich will nicht einmal reden von den

goldenen Spitzen der Blitzableiter, die wie Sterne ſtrahlen, oder von den Glasaugen der Dachfenſter; das verſteht ſich alles von ſelbſt. Aber die ſonſt ſo mürriſchen Dächer ſelbſt mit ihren braun, grün, roth und gelb gefleckten und geſtreiften Flächen haben ordentlich einen Goldſchimmer angenommen und ſchmunzeln vor innerem Behagen. Die Schornſteine, welche bei bedecktem Himmel ihre ſchweren Wolken ſo unmuthig zu der grauen, nebelhaften Höhe emporblaſen, ſtoßen heute ſo zierlich ihren gekräuſelten Dampf aus, wie ein junger Elegant, der ſeine feine Havannah raucht; und ſelbſt dieſer Rauch bemüht ſich heute, freundlich und liebenswürdig zu erſcheinen. In phantaſtiſchen Figuren ſchwebt er empor, flimmert behaglich in den Sonnenſtrahlen, ſtreckt und dehnt ſich mit unausſprechlichem Vergnügen, und wenn er endlich droben auseinanderfließt, ſo ſcheint er das mit einem wonnigen Seufzer zu thun, mit dem Ausrufe: Ach, welch' ſeliger Tod, hier oben in Licht und Sonnenſtrahlen zu ſterben! Auch die Gärten auf den Dächern, Mooſe, Grashalme und feines, nickendes Geſträuch ſehen heut ſo wohlgeordnet und appetitlich aus. Namentlich die erſteren ſcheinen andere Farben als ſonſt zu haben, was alles die liebe Sonne macht; denn ſelbſt der graue Sperling, der hoch oben auf dem Firſt umherſtolziert, hie und da pickt, ſich ſo übermüthig umſchaut und jetzt plötzlich aus dem tiefen Schatten hinter dem Schornſteine auf und dem glänzenden Lichte entgegen fliegt, hat nun ganz das Anſehen eines kleinen Goldfaſans.

Und wie zeigen ſich an einem ſolch glänzenden Tage unbekannte Koſtbarkeiten hier oben. Glänzt nicht das Stück Glasſcherbe dort aus der Rinne wie ein koſtbares Brillantengeſchmeide, und ſollte man nicht glauben, hinter jenem Dachladen ſei ein zweites Kalifornien, wo die Goldbarren nur ſo gediegen zu Tage treten? Eigentlich iſt es nichts Rechtes, was dort leuchtet, ſondern nur ein Haufen Rauſchgold, den muthwillige Knaben an den Schwanz eines Papierdrachens gebunden, der hier oben Schiff-

der Jugend. Damit wollten wir den Klubb, der den Leuten der Stadt so viel Aergerniß gegeben, feierlichst beschließen und auflösen, der Katzenjammer, den wir morgen mit vollem Recht erwarteten, sollte vor der Hand unser letzter und alsdann jeder bedacht sein, seinen Ruf zu verbessern. Unsere ganze Gesellschaft hatte bei ihren Zusammenkünften Spitznamen, bei denen Jeder gerufen wurde, wir wählten bei unsern großen Festen einen Präsidenten, der mit dem Champagnerglas gut umzugehen wußte und hatten einen Ritus eingeführt, ähnlich dem großen Comment der Studirenden, wie wir denn überhaupt unser ganzes jetziges tolles Leben nach einigen Exemplaren burschikoser Musensöhne eingerichtet hatten, die von der Universität kamen und das corpus juris mit dem Hauptbuch vertauscht hatten.

Unser Souper war vortrefflich, der Bordeaux sanft erwärmt, der Champagner eiskalt und unser Durst kaum zu löschen; als die Köpfe etwas erhitzt waren, drängte ein Toast den andern, und nachdem unser heutiger Präsident mit den Thränen eines sanften Rausches im Auge unser Wohl getrunken, folgte das seinige stürmisch ausgebracht und ein beredter Rückblick auf die lustige Zeit, die wir verlebt. Die kristallenen Trinkgläser flogen an die Wand und das Ganze artete zu einer wilden Orgie aus. Hier wurden unter strömenden Thränen Freundschaften für's ganze Leben geschlossen, an die man morgen nicht mehr

bruch litt und hängen blieb. Auch das Wrack des Drachens ſelbſt iſt noch zu ſehen, Holzſtäbe, weißes Papier und ein großes rothes Herz.

Dabei iſt die Luft ſo ſtill, daß ich am heutigen Morgen nicht im Stande bin, auch nur eine Achtelswendung zu machen. Es ſind Stunden der Ruhe und ſinniger Betrachtungen. Vor mir ſehe ich freilich in die weite Ebene hinaus und auf die Höhen rings umher, aber auch da gibt es für mich nichts beſonders Merkwürdiges. Der klare Himmel, über die bekannte Gegend ausgeſpannt und alles übergoſſen mit einem ſtrahlenden, blendenden Lichtmeer. Wahrhaftig, es leuchtet und funkelt ſo um mich herum, daß ich gerne meine Augen ſchließe und ſo mein Gehör noch beſonders ſchärfe, das an einem ſolch klaren Tage, wo in der Nachbarſchaft alle Fenſter offen ſtehen, beſonders in Anſpruch genommen wird. Schon in erſter Morgenfrühe haben mir die Glocken ihren Gruß dargebracht, liebe, zitternde Töne, die ſich hier oben ganz beſonders klangvoll ausnehmen, und die ich lieber immer fort und fort hören möchte, als den andern muſikaliſchen Lärm, der nun mit dem geſchäftigen Tagewerk wahrhaft betäubend auf mich eindringt.

Lieber und geneigter Leſer! Haſt Du je in einer muſikaliſchen Nachbarſchaft gewohnt, ſo haſt Du erfahren, was es heißt, mit Klavier erweckt und mit Geſang zur Ruh gebracht zu werden. Wohnt vielleicht über Dir eine alte Jungfer, die Dir Ruhe gönnt, höchſtens von Abends eilf Uhr bis Morgens um ſieben, die Du alsdann huſtend über Dir umherſchlurfen hörſt, die jetzt endlich ihren Klavierſtuhl rückt, — und darauf horchſt Du in der gleichen namenloſen Angſt, wie der Verbrecher auf das Rücken des Richtſtuhls, namentlich wenn Du Kopfſchmerzen haſt, ſchlecht gelaunt biſt, oder gerne arbeiten möchteſt, — die ſich alsdann niederſetzt und nun beginnt, klingend und klappernd irgend ein verruchtes Volkslied, eine niederträchtige Polka oder gar eine ſehr klaſſiſche

und langweilige Sonate zu ſpielen. Wenn Du das alles erfahren haſt, ſo wirſt Du verſtehen, wie ſelbſt eine Windfahne mit ihren eiſernen Nerven von ſolcher muſikaliſchen Nachbarſchaft alterirt werden kann.

Mir gegenüber in der Dachſtube wohnt der blondgelockte Lehrling des Spezereihändlers aus dem untern Stocke. Der junge Menſch hat ein ſchweres Tagewerk, denn ſein Prinzipal trichtert zu gleicher Zeit mit den Handlungswiſſenſchaften die Glaubensſätze einer Secte, der er angehört, in ſeinen harten Kopf. Der arme junge Menſch, der vor noch nicht langer Zeit eingefangen wurde, denkt wehmüthig an ſeine verlorene Freiheit und ſpielt allmorgendlich auf einer quiekenden Flöte: Ach wär' ich zu Hauſe geblieben! Gewöhnlich endet er mit einer melancholiſchen Variation, wobei ihm jedesmal der dritte Ton verſagt und ſo das Ganze keinen rechten Zuſammenhang mehr hat, und darauf ſchließt er mit einem wehmüthigen Ton, wie eine defekt gewordene Straßenorgel, der der Wind ausgegangen iſt. Schon öfter habe ich geglaubt, auch dem armen Lehrling ſei der Athem ausgegangen und er müſſe jetzt nothwendiger Weiſe als eine Leiche am Boden liegen. — Doch Gott ſei Dank, nein! gleich darauf ſehe ich ihn nun auf der Straße in ſeinen engen Höschen, dem abgeſchabten blauen Frack mit grünen Schreibärmeln, wie er mit der Behendigkeit eines Affen die Ladenfenſter öffnet.

Die Flöte iſt verſtummt. Aber nun beginnt eine Klavierſpielerin, in deren negativem Buſen kein fühlendes Herz ſchlägt. Sie hat ſich kaum Zeit genommen, ihr Frühſtück zu beendigen, von einer Toilette iſt ſo gut wie gar keine Rede. Glücklicherweiſe ſehe ich nur ein ſpitzes, blaſſes Geſicht, mit einem rothſeidenen Tuche umbunden. Es thut mir eigentlich leid, daß ich mich veranlaßt ſah, mich hart gegen die Klavierſpielerin auszuſprechen: es iſt das ein armes Weſen, die des Morgens Walzer, Polkas und Françaiſen einüben muß, um ſie Abends bei kleinen Privat-

bällen im Schweiße ihres Angeſichts zu ſpielen. Lange dauern ihre Uebungen des Morgens nicht, dann ſetzt ſie ſich an's Fenſter und näht ſeufzend oder ſeufzt nähend.

Mit dieſen beiden Muſikern meiner Nachbarſchaft wäre ich ſchon zufrieden; aber da ragt rechts zwiſchen zwei Dächern wie höhnend der obere Stock eines Hauſes empor, hell und freundlich angeſtrichen, mit ſo netten und heimlichen Fenſtern, daß man nicht begreifen kann, wie ſich hinter ihnen ſo Furchtbares befindet. Dort iſt eine Geſangſchule für junge Mädchen, die ſich dem Theater widmen. Ach! es ſind ſogar drei Zimmer, in denen die jungen Talente zu gleicher Zeit abgerichtet werden. Kaum hat die Glocke des benachbarten Kirchthurmes acht Uhr gebrummt, ſo höre ich auch ſchon, wie es ſich räuſpert, wie auf dem Klavier das unglückſelige A angeſchlagen wird, und wie es nun losgeht, Skala auf, Skala ab, durch alle bekannten und viele unbekannten Tonarten, aus Piano in's Forte übergehend, aus Dur in Moll, aus Moll in gar nichts. Und das dauert ſtundenlang fort, bis die Paſſagen, anfänglich ſo ungleich und holperig, nach und nach unter Thränen und Seufzen ein bischen glatter und gleichförmiger werden, und alles dieſes Elend wollte ich mir noch gefallen laſſen, ja ſogar die martervollſten Solfeggien mit wahrhaft kehlenzerſtörenden Intervallen; wenn es nur keine Triller zu lernen gäbe! O an dem Triller werde ich noch zu Grunde gehen, denn die Studien zu einem ſolchen, das krampfhafte Aufſchnappen dabei, die verfehlten, gänzlich wilden Töne, die bei dieſen Exercitien hörbar werden, dieſe Muſik iſt mit gar nichts zu vergleichen! Ein Froſchconcert iſt Labſal dagegen, und ſelbſt die nächtlichen Klagen des zärtlichen Katers ſind melodiſcher, laſſen ſich leichter ertragen und greifen weniger die Nerven an. Es gibt in der Schöpfung nur ein einziges Thier, deſſen Klageton ſich gerade ſo anhört, als wolle es einen Triller verſuchen, es iſt ein geduldiges, etwas faules Thier, meiſtens von grauer Farbe und mit ſehr langen

Ohren, doch will ich niemand wehe thun und liegt es mir ferne, dieſes an ſich ſehr nützliche Thier näher zu bezeichnen. — Was ich ſchon geſagt, bitte ich angegriffenen Nerven zu gute zu halten.

Aber was bekümmert ſich eine muſikaliſche Nachbarſchaft um angegriffene Nerven? Was bekümmern ſich der Chef einer Geſangſchule oder losgelaſſene Sängerinnen erſten, zweiten und dritten Ranges, ob neben ihnen ganze Generationen elend zu Grunde gehen? — — — — Und Sängerinnen, namentlich Sängerinnen dritten und vierten Ranges in der Nachbarſchaft zu haben, das tödtet phyſiſch und moraliſch, langſam, aber unfehlbar.

Das melancholiſche Geflöte des Handlungslehrlings lockt Dir am Ende nur noch ein mitleidiges Lächeln ab, die Walzer und Polkas des armen Privatballorcheſters ſind ſogar geeignet, Dir tiefe Theilnahme zu erwecken. Es iſt bei einem ſoliden Fonds von guten Nerven ſogar nicht unmöglich, ſich an den Jammer einer Geſangſchule zu gewöhnen, — die Trillerübungen natürlicher Weiſe ausgenommen. — Das Skalaſingen und Solfeggiren hat doch etwas Gleichförmiges, kann man ſich doch auch an das Toſen eines Waſſerfalls gewöhnen, oder an das Geklapper einer Mühle, — aber Sängerinnen um ſich wohnen zu haben, namentlich mehrere Sängerinnen, das geht zuweilen über menſchliches Duldungsvermögen. Da hat weder Anfang noch Ende ſeine beſtimmte Zeit; es iſt einmal ausnahmsweiſe ruhig, und Du gibſt Dich ſchon der ſüßen Hoffnung hin, heute verſchont zu werden. Da bricht es mit Einemmale los, es überfällt Dich wie der blutgierige Räuber einen harmloſen Spaziergänger, Dich den Unſchuldigen, der Du doch der Nachbarſchaft nichts zu Leide gethan.

An Deinem Schmerz will ich mich weiden,
Lachen Deiner Todesqualen!

jubelt eine einſtige Norma, und während ſie auf Dich einwüthet,

als ſeieſt Du in der That der unmoraliſche Prokonſul ſelbſt, gellt es ein Stockwerk tiefer:

Robert, Robert, mein Geliebter!

Rechts tönt es:

O tanti palpiti!

links übt ſich Margarete von Valois und ſingt mit Beziehung auf ihr Gegenüber, einen jungen Kavallerie-Offizier:

Dieſer Wunſch hält künftig Euch in meiner Nähe!

Dort in jenem Hauſe findet man vorne ſogar das Bildniß bezaubernd ſchön, und eine junge Choriſtin in einem Hintergebäude, der man heute Abend die Oper Martha angeſagt, verkündet laut der Welt:

Ich kann ſtricken,
Ich kann ſticken,
Braten ſpicken,
Kleider flicken,
Röcke klopfen,
Gänſe ſtopfen,
Und gewinnen
Geld für's Haus.

— Gerechter Himmel! auch die Geſangſchule droben ſcheint von dem allgemeinen Spektakel angeſteckt zu ſein, das Solfeggiren hat aufgehört, es hat ſich ein Terzett zuſammengethan, welches vielleicht mit Beziehung auf dich Unglücklichen aus der Zauberflöte gründlich verarbeitet:

Stirb durch uns, du Ungeheuer!

Was mir zu andern Zeiten eine Qual, iſt mir in ſolchen Augenblicken in dem wilden Chaos menſchlicher Stimmen eine wahre Wohlthat, das Talent eines alten guten Freundes nämlich, eines penſionirten Huſaren-Majors, tief unten in meinem eigenen Hauſe, der aus alter Anhänglichkeit an ſeine ehemalige Carrière zuweilen die Trompete bläst, lauter Signale von der Reveille

und den Ruf in den Stall an durch Putzen und Abfüttern hindurch bis zum Zapfenſtreich. Der Major iſt groß, breitſchulterig, hat eine ſehr gewölbte Bruſt und kann etwas leiſten. Schnengterengtengteng — titteriti titteriti titteriti, klingt es drunten ſo gewaltig, daß ſogar Norma verſtummt und ſelbſt das Terzett in der Geſangſchule von ſeinen fruchtloſen Bemühungen abläßt, das Ungeheuer zu tödten. — Doch, was iſt das? Rataplan, Rataplan, Rataplan! geht es auf einmal auf den Treppen meines Hauſes. Zwei hoffnungsvolle Buben der Familie des zweiten Stockes, die ſich mit ungebührlich großen Trommeln angenehm die Zeit vertreiben! Nun, es geht in einem hin; denn der muſikaliſche Paroxismus in der Nachbarſchaft muß jetzt nothwendigerweiſe ſeinen Culminationspunkt erreicht haben. Hat ſich doch in der engen Straße eine Orgel poſtirt:

Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht,
An ſeiner Seite klirrt das Schwert, das ſcharfe,

und während er mit blutiger Hand die Harfe ſchlägt, marſchirt ein paar hundert Schritte von der Ecke die Wachparade vorbei. Ridibum Ridibum Ridibum bum bum:

Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr,
Das muß er mit Pulver laden
Und mit einer Kugel ſchwer.

O—ho—ho—ho—ho—hoh! — — — — Das iſt ſelbſt mehr, als eine Windfahne zu ertragen vermag.

Reiſende, die auf ihrer Wanderung durch das geheimnißvolle Dunkel des amerikaniſchen Urwaldes an einen jener furchtbaren Cypreſſenſümpfe kommen, erzählen, daß, nachdem man kaum fünfzig Schritte eingedrungen, das Licht des Tages nicht mehr leuchtet, daß ſich die ungeheuren Stämme fünfzig Fuß erheben, Stamm an Stamm gereiht, Krone an Krone, ſo daß der Sumpf einem endloſen Schirmdache gleicht, durch das auch kein einziger Sonnen-

ſtrahl zu bringen vermag. Da ſehen ſie das vom Uferrande ſchief hereinfallende Licht mit der Dämmerung kämpfen, in düſteres Dunkel zucken und endlich in Nacht übergehen. In dem Verhältniß, in dem das Tageslicht abnimmt, wird auch die Sumpfluft dicker, erſtickender, endlich verpeſtet; die anfangs hell auflodernden Flammen ihrer Kienfackeln werden ſchwächer und ſchwächer und zuletzt ſchwimmen ſie vor ihren Augen bloß noch wie Irrlichter. Plötzlich fällt ein Schuß, und im gleichen Augenblick hört keiner mehr, was der andere ſagt; denn der Aufruhr, der nun auf allen Seiten losbricht, iſt ſo furchtbar, daß er die ſtärkſte Conſtitution vollkommen betäubt. Tauſende, zehntauſende von Alligatoren, Bullfröſchen, Nachteulen, Ahingas, Reihern, die im Schlamm und in den Laubdächern der Cypreſſen hauſen, erheben nun ihre Stimmen, ihe Gebrüll und ihr Geſtöhne, werden rebelliſch, kreiſchend brechen ſie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und umkreiſen die Reiſenden, fliegen um ihre Köpfe. Umſonſt ziehen dieſelben ihre Meſſer, halten die Arme über ihre Köpfe und Augen, es ſcheint um ſie geſchehen zu ſein in dieſem entſetzlichen Aufruhr der gräßlichen Thierwelt.

— — Auch eine muſikaliſche Nachbarſchaft!

Während mein Freund, der arme Schriftſteller, dieſe Zeilen zu Papier bringt, nickt er wehmuthsvoll mit ſeinem Haupte, meint aber am Schluß, ich hätte die Schlimmſten in der Nachbarſchaft vergeſſen, die ſtillen, ſchleichenden Krankheiten dieſes muſikaliſchen Fiebers, wohlgebildete Töchter anſtändiger Familien, die mit einer Energie, welche einer beſſern Sache werth wäre, ihr unglückliches Pianoforte zerſchlügen, häufig, um die auf das Notenpult aufgeſtellten Muſikalien wirklich zu erlernen, häufiger noch, um einige Aufmerkſamkeit zu erregen. Und letzteres gelinge ihnen leider nur allzu oft! Dies ſagte der Schriftſteller mit einem troſtloſen Blick gen Himmel, wobei er die Fahne ſeiner Feder zerkaute. Dann ſeufzt er tief auf und erzählt mir:

„Einſtmals, als ich noch recht jung war und die Schreiber-Carrière anfing — ich trug dazumal einen wohlgemachten Rock, ſteife Vatermörder und pflegte mein blondes Haar ſorgfältig zu ſcheiteln, — da wohnte ich in einer ſehr ſchmalen Gaſſe. Dieſelbe war ſo eng, daß, wenn im gegenüberliegenden Hauſe Jemand nieste, ich faſt unwillkürlich ausrief: Zur Geſundheit! — ja, daß ich, obgleich ſehr friedfertiger Natur, doch mit einem meiner Vis-à-vis, einem alten Gerichtsaktuar, in Streitigkeit gerieth; denn wenn der ſeine Waſchſchüſſel zum Fenſter hinaus ausgoß, ſo ſpritzte es auf meine Blumen und ich hatte ihn doch nicht zum Gärtner angeſtellt.

„Mir grade gegenüber wohnte eine ſchreckliche Wittwe mit drei noch ſchrecklicheren Töchtern. Daß die letztern ſich gerne verheirathet hätten, fand ich begreiflich, daß aber die Mutter noch ähnliche Gelüſte hegte, erſchien mir einigermaßen unnatürlich. Und doch war es ſo. Als ich einzog und zum erſtenmal an meinem Fenſter lag, ſtreckte auch die Wittwe ihren Kopf hervor, und unſere Naſen hätten ſich faſt berührt. Sie lud mich ein, gute Nachbarſchaft zu halten, und um nicht für ſehr grob zu gelten, mußte ich ihr nothgedrungen einen Beſuch machen. Bei dieſem Beſuch fiel mir immer die Scene aus einer Menagerie ein, die ich einſtens erlebt, wo ich nämlich ein armes unſchuldiges Kaninchen bei einer Fuchsfamilie eingeſperrt ſah, und dabei den Wärter erklären hörte: „Sehen Sie, meine Herrn, dieſe beiden Thiergattungen, von der Natur aus geſchworene Feinde, vertragen ſich auf's Beſte, ja, man könnte ſagen, ſie fühlen eine zärtliche Neigung zu einander.“ Dieſe zärtliche Neigung aber ſchien mir darin zu beſtehen, daß das unglückliche Kaninchen zitternd von Winkel zu Winkel huſchte, da es den blutgierigen Blick der alten Füchſin mit Familie wohl zu deuten wußte.

„Auch ich befand mich bei jenem Beſuche im gleichen Fall mit dem Kaninchen und ſchauderte bei den Freundſchaftsbezeugungen,

mit denen mich die alte Füchſin und ihre Töchter überhäuften. Da ſie mir glücklicherweiſe keinen Gegenbeſuch machen konnte, ſo blieb unſer Verkehr ſehr mäßig; doch hatte auch dieſe unglückſelige Familie ein Klavier, und da ſowohl Mutter als Töchter darauf herumhämmerten, ſo kann man ſich denken, wie angenehm auch hiedurch meine Nachbarſchaft wurde. Ich weiß nur nicht, ob das, was ſie Muſikmachen nannten, den ganzen Tag ſo fortging, oder ob ſie ſich genau nur die Stunden erkoren, wenn ſie wußten, daß ich zu Hauſe ſei. Genug, kaum öffnete ich Morgens meine Augen, ſo hörte ich drüben das verfluchte Geklimper, kaum kam ich Mittags oder Abends müde von der Schreiberei in meine Stube, ſo klang es mir entgegen; ja, wenn ich Abends aus dem Wirthshauſe heimkehrte, mich der ſtillen, lauen Sommernacht freuend, und meine Fenſter öffnete, — o, auf dieſen Augenblick mußte eine der Viere gelauert haben, denn alsdann brach drüben die muſikaliſche Hölle los und kam vor Ablauf einer guten Stunde nicht mehr zur Ruhe.

„Aber wie Sie vorhin ganz richtig bemerkten," ſo ſprach nämlich der Schriftſteller zu mir, „man gewöhnt ſich am Ende an Alles, auch an einen gleichmäßigen, fortdauernden Lärm, deſſen Einzelnheiten irgendwelche Aufmerkſamkeit zu ſchenken man durchaus keine Neigung fühlt, z. B. das Klappern einer Mühle, den Lärm einer Schule, ſelbſt ein fortgeſetztes Skalaſingen. So erging es mir denn auch nach einiger Zeit bei dem Muſiciren der Fuchsfamilie drüben. Ich kam glücklicherweiſe ſo weit, daß ich gar nicht mehr empfand, was ſie eigentlich ſpielten; für mich war es bald nur noch eine klingelnde, dudelnde Tonmaſſe, bei der ich meiner Phantaſie folgen konnte, die meine Gedanken durchaus nicht mehr ſtörte. Sie ſpielten alles durcheinander, Walzer, Polkas, Potpourris, Mazurken, und mir klang eins wie das andere.

„Doch war das eine ſchreckliche, ja wahrhaft teufliſche Familie; denn nachdem ich ſo eine Zeitlang wieder ſtill und ver-

gnügt gelebt, ja, als mir das Rauſchen des muſikaliſchen Waſſerfalls gegenüber durch ſeine Farbloſigkeit faſt angenehm zu werden anfing, hörte ich mit Einemmale, daß ſie die Melodie eines verfluchten Walzers öfters und öfters ableierten. Ich hoffte, die Kriſis ſei vorübergehend, das Uebel nur akut, aber nein, die Walzermelodie wurde chroniſch und ich dabei langſam zur Verzweiflung gebracht. Morgens, Mittags und Abends die gleichen Töne, und dazu kam noch, daß eines Tages, während eine der alten Jungfern ſpielte, die andere einen Text dazu ſang, den ich nun nicht mehr aus meinem Gedächtniß brachte. Schreibend, reimend, ſpazierengehend umgaukelte mich dieſe verfluchte Melodie; ich mußte ſie vor mich hinſummen, Nachts in meinem Bette, oder auf der Straße; ja ſelbſt wenn ich andere Muſik hörte, brachen die ſchauerlichen Töne jenes Walzers geſpenſterhaft ſiegreich und höhnend daraus hervor. —

„Und das war noch nicht einmal mein ganzes Leiden. Der Walzer hatte drei Theile, den erſten und zweiten ſpielte die Familie drüben regelmäßig herunter, aber den dritten, das Trio, bekam ich nie zu hören. Welche Qualen ich dabei ausſtand, kann ich keinem Menſchen beſchreiben; ſo oft drüben eine den zweiten Theil abſpielte, lauſchte ich mit einer wahren Höllenangſt, mit einer Sehnſucht nach dem Trio, die mir unmöglich iſt zu beſchreiben, ich ſchmachtete nach dem Trio, wie der ſelige Tantalus nach ſeinem Waſſer und ſeinem friſchen Obſte. Wär' ich ein Banquier geweſen, ſo hätte ich zuweilen ausgerufen: Eine Million für jenes Trio! Als Schauſpieler würde ich mich eines Tages ſicher verſprochen haben: Ein Trio, ein Trio, ein Königreich für ein Trio!

„Aber das wußten die drüben ganz genau, und es kam kein Trio. Nach dem zweiten Theil kam der erſte wieder, und ſo ging es fort, Wochen lang, Monate lang. Darüber fiel ich zuſehends ab, mir ſchmeckte weder Eſſen noch Trinken; ich ſchlief

dachte, dort entzweite ſich ein Paar, um ſich gleich darauf wieder glänzend zu verſöhnen. Als nun obendrein der Präſident einen Damenſchuh aus der Taſche zog und die Anweſenden veranlaßte aus dieſem Toilettestück ſeiner Holden der ganzen Damenwelt ein Lebehoch zu trinken, überſtieg der Jubel alles Maas. Das Strohfeuer betrunkener junger Menſchen flackerte hoch und ſtürmiſch auf, um ebenſo ſchnell in ſich zuſammenzuſinken. Die Flamme erloſch, dicker Dampf wirbelte auf, umſchleierte Augen und Ohren, und keine Bemühung vermochte, die gehaltloſe Flamme wieder anzufachen.

Das Souper war zu Ende und Jeder ſchleppte ſich nach Haus ſo gut er konnte, ich hatte mir die ſchwere Aufgabe auferlegt, meinen Freund, den Kaſſirer des Hauſes Schilderer und Söhne, einen geiſtig gänzlich Lebloſen, in's Bett zu befördern, ehe ich mich ſelbſt zur Ruhe niederlegen konnte.

Nichts von jenen wüſten, troſtloſen Bildern, die am andern Morgen beim Erwachen meinen Kopf ausfüllten; das Andenken des geſtrigen Abends lag vor mir, wie ein trüber, ſchmutziger, übelriechender Sumpf und auf ihm ſchwammen leere Champagnerflaſchen, halbgeleerte Teller und aus den Tiefen deſſelben ſcholl der Lärmen und das Gejohle der Zechbrüder an mein Ohr.

Brennender Kopfſchmerz plagte mich und deshalb that mir die Kälte wohl, die in meinem Zimmer herrſchte;

unruhig oder gar nicht, ich war von Uebelkeiten und Schwindeln geplagt, ja mußte einen Arzt holen laſſen, der mir aber auch nicht helfen konnte, denn ich ſchämte mich, ihm mein Leiden zu geſtehen. Er hätte mich unbedingt auslachen müſſen. — Sehnſucht nach einem Trio, eine Triokrankheit! So etwas war noch gar nicht da geweſen. Mein Zuſtand wurde unerträglich. Ich ſah mich immer kränker werden und da mir das Leben verhaßt war, ſo fürchtete ich den Tod nicht. Ja, an dieſen letzten Tröſter denkend hatte ich eine teufliſche Freude, wenn ich mir ausmalte, es ſei mir vielleicht vergönnt, als Geſpenſt zurückzukehren und dann in der Mitternachtsſtunde unter die Fuchsfamilie zu treten und ihr mit hohler Stimme, denn alle Geſpenſter haben hohle Stimmen, jenes Trio abzuverlangen. Und jenes Trio ſollten ſie mir ſpielen allnächtlich von der Mitternachtsſtunde an bis zum erſten Hahnenſchrei. Und für jeden Tag, den ich gelitten, ein ganzes Jahr lang. Das war alsdann eine Heimzahlung von dreihundertfünfundſechzig Prozent, den Schalttag gar nicht gerechnet.

„Da ſchlich ich an einem Frühlingsabend, es war ein wunderbar laues Wetter, durch das enge Gäßchen meinem Hauſe zu. Ich hatte blühende Bäume geſehen und Flieder gerochen, auch Bienen waren an mir vorübergeſummt und hatten mich an meine Kindheit, an mein freundliches Heimatsdörfchen erinnert. Auch klangen heute die Abendglocken ſo unbeſchreiblich rührend, daß es mir ganz weich um das Herz wurde. So ſchlich ich dahin und wie ich meinem Hauſe näher kam, hörte ich den geſpenſterhaften Walzer wieder, den erſten Theil, den zweiten; ich blickte ſeufzend und duldend an den dunkeln Abendhimmel empor; doch wie ward mir, als nun mit Einemmale leiſe und lind, für mich wie himmliſche Sphärenmuſik, wie ein lindernder Balſam, wie eine allgemeine, umfaſſende Verſöhnung alles deſſen, was ſich bis jetzt gehaßt hat zwiſchen Himmel und Erde — jenes Trio begann, jenes ſüße Trio, das Trio meiner Sehnſucht, meiner Wünſche, meiner

Träume! Ich griff an meine Stirn, ich athmete tief und freudig auf, wie jemand, dem nach ſchreckenvoller langer Nacht die Morgenröthe den anbrechenden Tag verkündet. Ich lächelte, blickte gen Himmel, und ehe ich wußte, wie das gekommen, befand ich mich bei der Fuchsfamilie, ſtand dort neben dem Klavier und ſtammelte: „Ach, mein Fräulein, wie danke ich Ihnen! In Ihrer Hand liegt es, mich fortan froh und glücklich zu machen.“

— — — — „Und als ich das geſagt, geſchah etwas abſonderlich Schreckliches und Furchtbares. Die Klavierſpielerin erhob ſich, lehnte ſich an meine Bruſt und ſprach: „Ich habe Sie ſchon lange geliebt und die Mutter wird nichts dagegen haben.“ — Ob ich in dieſem Augenblicke ſelbſt laut aufgeſchrieen, oder ob das Geſchrei, welches in meine Ohren drang von der Fuchsfamilie herkam, weiß ich nicht mehr genau anzugeben; genug, ich hörte Gekreiſch und Gepolter, ſah acht flammende Augen und fühlte, wie ich die Treppe hinabfiel. Dann aber rannte ich unaufhaltſam fort, durch die enge Gaſſe in eine breite Straße, dem Thore zu, mit jeder Sekunde wurde mir leichter und leichter ums Herz. Jetzt hatte ich die Stadtmauern hinter mir, vor mir glänzte das Waſſer des Stromes, der ſie umfloß, und dort ſank ich nieder; nicht in den Strom, ſondern an ſeinen Ufern unter blühenden Büſchen, durch welche das Mondlicht zitterte und auf denen eine Nachtigall ſaß, die mit ihren wunderbaren Melodieen ſelige Ruhe in mein Herz träufelte.

„Ich war gerettet, befreit von dem Bann, der auf mir gelegen; gelöst war der Zauber, der mich gefangen hielt und der mir ſelbſt nicht einmal erlaubt hatte, jenes unheilvolle Quartier zu verlaſſen. In ſpäter Nacht ſchlich ich nach Hauſe, früh Morgens zahlte ich meine Miethe, nahm meine Habſeligkeiten und ſuchte mir am andern Ende der Stadt eine Wohnung, aber in einem Hauſe ohne alle muſikaliſche Nachbarſchaft.“

Fünfter Windſtoß.

In eine Dachkammer wird eine Schlafgängerin geſucht und iſt ebendaſelbſt eine Kinderbettlade zu verkaufen.

Mein Freund, der Schriftſteller unter mir im Dache, hat mich ſchon öfters gebeten, ihn nun auch endlich einmal etwas von ſeinen Erlebniſſen und Erfahrungen erzählen zu laſſen; doch habe ich mich bis jetzt immer dagegen geſträubt; denn was er mir von dergleichen bisher mittheilte, war immer ſo finſterer und blutdürſtiger Art, daß ich mit meinem leichten Naturell, mit meiner Luſt und Liebe an Licht und Sonnenglanz, meinem Behagen an fröhlichem, heiterem Leben keinen Geſchmack daran finden konnte. Mein Freund hat eine eigenthümliche Vorliebe für alles menſchliche Unglück, was wohl daher kommen mag, daß ihm in Zeit ſeines Lebens das Schickſal ſelten freundlich gelächelt hat. Er kann es nun einmal nicht leiden, wenn ein liebendes Paar glücklich wird, und wenn er durchaus nicht mehr umhin kann, in eine endliche Verbindung zu willigen, ſo hat entweder er vorher einen Arm, ein Bein, ein Stück von der Naſe oder dergleichen verloren, oder iſt ſie ſo alt und kümmerlich geworden, daß es gar nicht mehr der Mühe werth iſt, wenn ſie ſich überhaupt noch verheirathet. Meiſtens aber enden ſeine Helden und Heldinnen alle auf klägliche und traurige Art, durch Kohlendampf oder Gift im Bett, durch einen ſehr unangenehmen Sturz von einem Felſen, durch zufällige Piſtolenſchüſſe und dergleichen mehr. Dabei iſt er obendrein äußerſt unglücklich in der Wahl ſeiner Titel, was der geneigte Leſer aus der ſonderbaren Ueberſchrift dieſes Kapitels wohl erſehen mag. Ich habe mich auch heftig und mißbilligend herumgedreht, als er mir das von der Dachkammer, dem Schlafgängeringeſuch und der Kinderbettlade vorſprach. Nach dem alten Sprichwort aber, daß eine Hand die andere wäſcht, muß ich ge-

linde mit ihm verfahren, und wenn ich auch nicht im Stande bin, meine eigenen Hände in Unſchuld zu waſchen, ſo bitte ich doch den freundlichen Leſer, mich nicht entgelten laſſen zu wollen, was ein Anderer ſündigt. So—o—o—o—o—o, nun könnten wir anfangen.

Daß in eine Dachkammer eine Schlafgängerin geſucht wurde, und daß dort zugleich eine Kinderbettlade zu verkaufen ſei, war eine Zeitungsanzeige in einem kleinen unbedeutenden Tagblättchen. Eng gedruckt, hatte ſie die Einſenderin nicht viel Einrückungsgebühr gekoſtet, war auch von vielen geleſen worden, denn es gibt Leute genug, die eine Zeitung bis zur Neige auskoſten und die nicht nur alle Verkaufsanzeigen gründlich leſen, ſondern auch den Courszettel, obgleich ſie oftmals nicht wiſſen, was Cours iſt, ebenſo die jeweiligen Schrannenpreiſe ohne allen erſichtlichen Nutzen, als daß ſie ſich ärgern, weil das Brod nach einem Abſchlage erſt mehrere Tage ſpäter wohlfeiler, dagegen ſchon einige Zeit vorher theurer wird im ahnungsvollen Vorgefühl, daß Weizen und Roggen ſteigen dürften. Ja, es gibt Leute, die ſich nicht nur den Strich am Ende der Zeitung betrachten, ſondern was noch unter dem Striche iſt, Verfaßt, gedruckt und verlegt von Hahnemanns ſel. Erben.

Eine Dachkammer iſt eine Kammer unter dem Dache. In einigen beſtehen Wände und Decken aus Brettern, in andern ſind ſie mit Kalk verputzt und haben ſchon ein wohnlicheres Anſehen. In eine der letzteren gelangen wir mit Hülfe der angeführten Zeitungsanzeige und finden ſie von mäßiger Größe mit einer ſchiefen Wand nach außen, wo ſich auch das einzige Fenſter befindet, mit drei andern geraden Wänden und einem ſehr ſchlechten unebenen Fußboden. Wände und Fußboden hätten reinlicher ſein können; die erſtern waren von Zimmerrauch und Dunſt geſchwärzt und der letztere hatte ſolche Vertiefungen, daß es der kräftigſten Hand wohl kaum gelungen wäre, ſie mit dem Beſen oder dem

Waſchlappen vom angeſetzten Staube zu befreien. Und die Hand, welche hier Beſen und Waſchlappen zuweilen führte, war nichts weniger als ſtark, vielmehr ſchwach und zitternd, denn ſie gehörte einer kränklichen ſechzigjährigen Wittwe, die gebeugt war unter der Laſt der Jahre, ſowie unter der ſtrengen Hand des Schickſals, das rauh und ſchonungslos mit ihr umgegangen war. Obgleich ein kleiner eiſerner Ofen in der Dachkammer ſtand, ſo befand ſich doch trotz eines froſtigen Spätherbſttages kein Feuer in demſelben, und er ſtand kalt und theilnahmslos da, man könnte denken mürriſch, faſt trotzig, als wollte er ſagen: wenn ihr mir kein Holz zu eſſen geben wollt, ſo kann mir das gleichgültig ſein, dann brauche ich euch nicht zu erwärmen, o, mir iſt das ganz einerlei. Dieſe Aeußerungen des Ofens ſind authentiſch, denn ich habe ſie von meinem alten Schornſteine, der ihn nothgedrungen mit in ſich aufnehmen mußte, aber ſehr geringſchätzig ſprach von dem ſchlechten Geruch der aufgewärmten Erbſenſuppe oder der Kartoffeln mit Zwiebelbrühe, der ihm oft ſchon den Appetit für feinere Genüſſe verdorben habe.

Was das übrige Ameublement der Kammer anbelangt, ſo konnte man ſagen, es ſei beſſer, als man hier zu finden erwartete. Da war ein ehemals polirter Tiſch, freilich ſehr zerſchunden und abgeſchabt, deßgleichen drei nußbaumene Stühle, die dazu paßten, ja ſogar ein Lehnſtuhl mit Leder bezogen, auf deſſen Sitz aber ein Stück blaukarrirter Baumwollzeug wahrſcheinlich eine traurige Blöße verdeckte. In der Ecke ſtand die erwähnte Kinderbettlade, auch von hartem Holz und polirt, doch waren weder Strohſäckchen, noch Betten, noch Decke darin, und die nackten Bretter ſchienen Luſt zu haben, gar traurige Geſchichten zu erzählen.

Die Beſitzerin der Dachkammer, Frau Wittwe Strieber, fühlte die Kälte nicht, denn ſie lag in ihrem Bette, warm zugedeckt mit einer dicken wollenen Decke. Ihre Arme hatte ſie freilich über derſelben, doch waren dieſe Arme wohlverwahrt, denn die alte

Frau ſtak in einer geſtrickten Jacke, die ſchon im Stande war, eine kühle Luft abzuhalten; auf dem Kopfe hatte ſie eine ordentliche Nachthaube, und wenn auch das Geſicht darunter runzelig und eingefallen war, ſo lag doch etwas darin, ein Zug um den Mund, ein Blick aus den Augen, die wohl anzeigten, daß eben dieſes Geſicht früher unter einem eleganten Hute vollkommen an ſeinem Platz geweſen war. Frau Strieber hatte ein Buch in der Hand und da zu gleicher Zeit auf ihrer Naſe eine Brille ſaß, ſo ſind wir berechtigt, anzunehmen, daß ſie in dieſem Buche geleſen habe. Wir ſagen habe; denn im gegenwärtigen Augenblicke hatte ſie den Kopf in die Kiſſen zurückgelegt und blickte wie träumend an die Kammerdecke empor, während ſie die Hände auf dem Buche gefaltet hatte und etwas zwiſchen ihren Fingern hielt.

Dieſes Etwas war ein gelbes Stückchen Band, welches die Beſitzerin dazu brauchte, um irgend eine Stelle in ihrem Gebetbuch zu bezeichnen; ſo oft ſie aber an eine ſolche bezeichnete Stelle kam, unterbrach ſie ſich ſelbſt mitten im ſchönſten Gebete und machte es wie jetzt, das heißt, ſie faltete ihre Hände, legte den Kopf zurück und blickte ſo lange an die Decke empor, bis ihre Augen anfingen zu blinzeln und bis unter der Brille hervor ein paar dicke Thränen über die eingefallenen Wangen hinabrollten. Durch dieſe Thränen erweiterte ſie alsdann ihr Gedächtniß und ſie blickte mit einer erſtaunlichen Klarheit in eine längſt vergangene Zeit. Da ſchoben ſich die Wände der Dachkammer auseinander, aus dem einzigen trüben Fenſter wurden zwei große und helle mit freundlichen weißen Gardinen verſehen und einem hübſchen Umhang, ähnlich dem Zeuge, womit die Möbel bezogen waren. Da erſchienen auf den rauchigen Wänden grüne und rothe Streifen mit Blumenguirlanden, auch Bilder in goldenen Rahmen, und in einem derſelben erblickte ſie ſich ſelbſt, wohlfriſirt, mit einer feſtlichen Haube, außerordentlich ähnlich von dem damaligen erſten Künſtler gemalt, deſſen Bilder nur den Einen Fehler hatten, daß die Köpfe zu den

Körpern ſelten paßten und ſo eigenthümlich auf dem Halſe ſaßen, daß man bei den dargeſtellten Perſonen abnorme, bis jetzt in Natur noch nie dageweſene Gelenke vorausſetzen mußte. Neben ihrem Bilde ſah ſie dann natürlich wie im Traume das ihres Mannes, des ſeligen Reviſors, angethan mit einem ſchwarzen Fracke, in deſſen Knopfloche ein gelbes Band mit einer goldenen Medaille prangte. Das war die Kopie deſſelben Bandes, welches ſie jetzt in ihren Händen hielt.

Und dann dachte ſie ferner an jenen ſeligen Abend, als der dicke Kanzleidiener mit ſo auffallend ſonderbarem Schmunzeln Abends in's Zimmer trat. Der Kanzleidiener hatte ein fettes, rothes Geſicht, weißes Haar, und ſchnupfte leidenſchaftlich. Als er an jenem denkwürdigen Abend kam, blieb er unter der Thür ſtehen und nahm dort eine Priſe der Rührung; denn er war ein guter Menſch und der Familie Strieber beſonders zugethan. Nach der Priſe ſchluckte er heftig, lächelte etwas affektirt, und als er bedächtig in ſeine Rocktaſche langte, ſagte er mit bewegter Stimme: „Ja, Frau Reviſor, ſo geht's. Wie kann man wiſſen, was nicht alles kommt! Habe ich doch ſchon manches gebracht, Angenehmes und Unangenehmes, aber noch nichts, wie heute Abend.“ — Und darauf hatte ſie entgegnet: „Bendel, Er erſchreckt mich. Will Er ſich nicht ſetzen und ſich deutlicher erklären?“ — „Nicht um eine Million will ich mich vorher ſetzen,“ antwortete hierauf der Kanzleidiener, und dabei zupfte er immerfort an ſeiner Rocktaſche und brachte endlich ein großes weißes Couvert zum Vorſchein mit dem Amtsſiegel; und das Couvert ſah ſo verdächtig dick aus, daß nothwendig etwas anderes darin ſein mußte, als nur Papiere; und als das die Frau Reviſorin ſah, überlief es ſie kalt und ſie ſagte: „Wenn Er ſich nicht ſetzen will, Bendel, ſo werde ich mich ſetzen.“ — Das that ſie auch und dann reichte ihr Bendel das Couvert, ſie wiſchte ihre Hände an der Schürze ab, ehe ſie es anfaßte, — nein, nein, es war anders; ſie griff

es mit der Schürze an und fragte: „Darf ich?“ — Darauf ſagte Bendel: „Nur zu!“ worauf ſie das Papier öffnete, ein Etuis hervorzog, ein ſehr ſchönes Etui von rothem Leder und darin lag die goldene Verdienſtmedaille mit dem gelben Bande, bei deren Anblick die Reviſorin zu weinen anfing und ausrief: „Bendel, mich trifft der Schlag!“

Aber der Schlag traf ſie keineswegs. Auch faßte ſie ſich ſchon im nächſten Augenblicke wieder ſo weit, um dem Kanzleidiener ein Glas Wein einſchenken zu können, ſowie mit demſelben zu überlegen, auf welche Art der Reviſor am beſten zu überraſchen wäre. Die Anſichten beider trafen ſich auf eine merkwürdige Art, und als Herr Strieber ſpäter zum Nachteſſen kam, bemerkte er nichts Beſonderes oder Außerordentliches, nur fiel es ihm auf, daß ſein einziger achtjähriger Sohn die Sonntagshöschen anhatte, und daß die Reviſorin zuweilen ſtill in ſich hineinkicherte. Der Hausherr ſetzte ſich zu Tiſche, und fing an zu ſchmunzeln, als ſein Leibgericht aufgetragen wurde, gewärmtes Sauerkraut mit Schweineknöchel. Als er aber darauf die Serviette von ſeinem Teller nahm und dort die funkelnde Medaille mit dem gelben Band erblickte, da ſprang er jählings in die Höhe, als habe er im Sitzkiſſen des Stuhls eine Nadel verſpürt, wobei er ausrief: „Potz Heiden und Schnecken, iſt das Ernſt oder Scherz?“ — Aber es war kein Scherz. Madame Strieber, deren Lachen jetzt wieder in tiefe Rührung umſchlug, heftete die Medaille an den Rock, der kleine Friedrich präſentirte einen koloſſalen Blumenſtrauß und es dauerte eine gute Stunde, ehe Sauerkraut und Schweineknöchel angegriffen wurden, mit welchen köſtlichen Sachen dem Reviſor am heutigen Abende allerlei Unglück paſſirte, denn da er beſtändig auf ſeine Medaille hinſchielte, ſo ließ er die beſten Brocken von der Gabel fallen oder fuhr mit derſelben an unrechte Orte. Später, als der Sohn zu Bette war, wurden die bezüglichen Dekrete geleſen und wieder geleſen, und bei der Stelle, wo

es hieß, daß nach dem Tode des Beſitzers die reſpektive Medaille zurückgegeben werden müſſe, konnte ſich Madame Strieber der Thränen nicht erwehren. Natürlicherweiſe war es nicht der Verluſt des Goldwerthes, der ſie tief betrübte, ſondern ſie vergegenwärtigte ſich den Augenblick, wo ſie zum letztenmale die Medaille anſehen durfte und ſie hingeben mußte in fremde Hände, um ſie nie mehr zu erblicken, wie ſie ja auch ihren Mann, der jetzt ſo freudeſtrahlend vor ihr ſaß, alsdann nie mehr wiederſehen würde. — Welch ein Kontraſt in dieſen beiden Stunden! Der Reviſor hatte ſie freilich getröſtet und ihr geſagt: „Das hat gute Wege, bis dahin iſt Friedrich erwachſen und wer weiß, ob die Medaille nicht in unſerm Hauſe bleibt.“ —

Darnach war die Zeit vorübergerollt, und an einem andern Abend ſaß die arme Reviſorin ſchwarz gekleidet an ihrem Tiſche, unaufhaltſam tropften ihre Thränen über das bleiche Geſicht, als ſie die goldene Medaille einpackte und dem Kanzleidiener übergab. Das war nicht mehr der alte getreue Bendel; der hatte dem Reviſor Quartier gemacht und lag ſieben Schuh tief, leider ſo weit von ihm entfernt, daß ſich die Beiden in der Mitternachtsſtunde nicht einmal zuſammen unterhalten konnten

Dabei dachte die Frau an das troſtreiche Wort ihres Seligen, daß die Medaille wohl in der Familie bleiben könnte; doch hatte er damit ſchlecht prophezeit, denn Friedrich war nicht ſo geworden, wie er hätte werden können. Wohl war er von der Natur mit Fähigkeiten genugſam ausgerüſtet, ja ſeine Lehrer nannten ihn einen talentvollen jungen Mann, er hatte das Baufach ſtudirt, hatte ſchöne und vielverſprechende Entwürfe gemacht, war aber in ſchlechte Geſellſchaft gerathen und hatte den Eltern ſchon unſägliches Herzeleid verurſacht.

An dem erwähnten traurigen Abende ſtand er am Fenſter, und während die Mutter mit dem Einpacken beſchäftigt war, hatte er den Arm gegen das Fenſter gelegt, drückte ſeine Stirn gegen

die kalten Scheiben und blickte finſter in die Nacht hinaus; zuweilen kaute er auch an ſeinen Nägeln. Die Mutter hatte ihn mit Ermahnungen und Bitten beſtürmt, ſie hatte ihm vorgeſtellt, wohin ein ſolch wildes unordentliches Leben nothwendig führen müſſe, ſie hatte ihn bei dem Andenken des Vaters beſchworen, doch endlich einmal ſeinen tollen Lebenswandel zu laſſen und mit Emſigkeit für ſich und ſeine Zukunft zu arbeiten. „Daß Du an mich denken ſollſt," hatte die Mutter traurig hinzugefügt, „o lieber Gott, daran habe ich ſchon lange nicht mehr gedacht, will das auch nicht einmal verlangen. Die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, werde ich mich mit meiner kleinen Penſion ſchon durchhelfen, und der liebe Gott wird mir beiſtehen, daß ich mit Anſtand ſterben kann, wie ich mit Anſtand gelebt," fügte ſie mit einem gewiſſen Stolze bei.

Aber das Schickſal in Geſtalt ihres Sohnes Friedrich ſchien nun einmal nicht gelaunt zu ſein, ihr dieſen Willen zu erfüllen. Freunde ſeines verſtorbenen Vaters hatten ihm eine ziemlich ordentliche Stelle bei einem Eiſenbahnbau verſchafft, wobei aber, um vor ſeinen Fahrläſſigkeiten geſichert zu ſein, eine kleine Caution geſtellt werden mußte. Die Mutter hatte das übernommen, und zu dem Zweck den größten Theil ihrer Penſion verpfändet, und als nun der traurige Fall eintrat, daß durch Friedrichs Nachläſſigkeit und Leichtſinn er nicht nur ſeine Stelle verlor, ſondern auch die Caution angegriffen wurde, da ſah ſich die arme Wittwe genöthigt, hinaufzuziehen in das Dachſtübchen und im Bette zu bleiben, wenn es draußen kalt war. Doch ſelbſt zu ſolch beſcheidenem Leben wollten die Einkünfte zuweilen nicht mehr reichen, auch hatte ihr die Hauswirthin, Madame Wurmer, geſagt: „Nehm Sie doch jemand zu ſich, Frau Strieber," und hatte in dem Fall gegen billiges Geld ein Bett verſprochen; „erſtens koſtet Sie alsdann das Quartier weniger und zweitens hat Sie bei vorkommenden Fällen eine Hülfe." Das „vorkommende Fälle" hatte ihr

es war ſpät im Herbſt, grau hing der Himmel über der Erde und ein feiner Regen fiel herab. Als ich ſo am Fenſter ſaß und hinausſtarrte, kam mir jener Morgen wieder lebhaft in Erinnerung, wo ich in ähnlicher Gemüthsſtimmung auf dem Zimmer des Doktor Burbus ſaß, jenen unvergeßlichen Kaffee trank und hinüberſtarrte nach meinem verlorenen Paradies, dem Reißmehl'ſchen Hauſe; mich ſchauerte aber, wenn ich an jene Zeit dachte und den geſtrigen Abend; im Grunde hatte ich mich in einer Beziehung ſeit damals nicht viel gebeſſert, das laſtete mir ſchwer auf der Seele und das einzige, das einen Lichtſtrahl in dieſelbe warf, war der Gedanke und feſte Vorſatz einen letzten ſolchen Abend gefeiert zu haben. „Ja, ja," ſagte ich zu mir ſelbſt, „das liegt jetzt hinter Dir, mache einen dicken Strich unter die Seite und fange ein neues Conto an, ein neues Soll und Haben," in's Soll ein anderes Leben, verdoppelter Fleiß wo möglich, ein neuer Wandel; in's Haben ſetzte ich ihr Bild, ihr liebes klares Auge, ein Gedanke, der mein Herz ſanft erwärmte. „Arbeite bei dieſem neuen Conto fleißig fort und wenn Du alsdann in ein paar Jahren eine neue Bilanz ziehſt, ſo hat ſich vielleicht Soll und Haben freundlich gleichgeſtellt."

Ich nahm meinen Rock von geſtern von dem Stuhl, auf welchen ich ihn geworfen, und im gleichen Augenblick fuhr ich erſchrocken nach der Bruſttaſche, denn erſt

Thränen in die Augen gejagt. Wer denkt nicht zuweilen an den letzten „vorkommenden Fall?“ Aber, daß ſie ihn in einer Dachkammer erleben ſollte, fern von ihrem Sohne, der nach der Reſidenz gegangen war, um dort ſein Glück oder gänzliches Unglück zu finden — ſo weit hatten ſich ihre Befürchtungen doch nicht erſtreckt. Wie hatte ſie ſich ſelbſt jenen letzten Fall ſo ſchön ausgemalt! Dahin zu ziehen aus den Armen der Liebe hinweg nach jenen lichten Räumen, die uns verheißen. Wie hatte ſie ſich darauf gefreut, ehe ſie ihr Auge zum letztenmal ſchließen würde, ihren Sohn neben ſich zu ſehen, vielleicht mit einer geliebten Frau und ſchönen geſunden Kindern!

Ach! dieſe Träumereien, ſowie auch die von einer früheren glücklichen Zeit, waren mit ihre ſeligſten Stunden, und das kleine gelbe Band, wenn ſie es in ihren Fingern hielt, ſchien eine Zauberkraft in ſich zu haben und ihre ganze Umgebung mit einemmale zu verwandeln.

Da klopfte es beſcheiden an die Kammerthür. Und plötzlich verflog der Traum der alten Frau mit den hellen Fenſtern, mit den glänzenden Tapeten, mit dem ſtattlichen Bilde ihres Mannes, alles, alles verflog, und als ſie traurig lächelnd um ſich blickte, ſah ſie ſo recht deutlich die ärmliche Dachkammer mit dem kalten, mürriſchen Ofen.

Es klopfte wieder, und ſo leiſe und beſcheiden, wie vielleicht ein Bettler zu klopfen pflegt. „Herein!“ rief Frau Strieber, indem ſie ſich ein wenig in ihrem Bette aufrichtete. Da wurde die Thür langſam geöffnet, aber mit der gleichen Beſcheidenheit, wie man vorhin angeklopft hatte; und in der Spalte wurde der Kopf einer Frau ſichtbar, die ſchüchtern ins Zimmer hineinblickte und mit einem verlegenen Lächeln Madame Strieber in ihrem Bett grüßte.

„Nur herein,“ ſagte dieſe, „nur ganz herein, wenn Ihr zu mir wollt.“ — „Ja, ich vermuthe faſt, daß ich zu Ihnen will,“ entgegnete die Frau an der Thür, „Numero 2420 im Tagblätt-

chen von geſtern, wo eine Schlafgängerin geſucht wird.“ — Die alte Frau im Bett nickte mit dem Kopfe und ſagte dann mit einem leichten Seufzer: „Ja, ja, es iſt ſo, kommt nur herein.“

Aber trotz dieſer Aufforderung blieb die Andere in der halbgeöffneten Thür ſtehen, blickte verlegen rückwärts und gab zur Antwort: „Ja, wenn Sie erlauben, ſo werde ich ſchon hereinkommen, aber ich bin — ich habe — Sie müſſen ſchon entſchuldigen —.“ — „Und was denn?“ ſagte die Reviſorswittwe faſt ungeduldig. — „Sie müſſen ſchon verzeihen, daß ich — mein kleines Kind mit hereinbringe.“ — „Ei der Tauſend, ein kleines Kind,“ entgegnete kopfſchüttelnd Madame Strieber, „ja darnach habe ich eigentlich nicht verlangt, weiß auch nicht, ob ſich das machen läßt. Ueberhaupt — müſſen wir uns doch zuerſt verſtändigen. Es ſind ſchon Manche da geweſen, aber ich kann nicht jede aufnehmen.“

„Das habe ich mir wohl gedacht,“ ſprach traurig die Frau, die jetzt in die Dachkammer getreten war und an ihrer Hand ein kleines Bübchen von vielleicht vier Jahren führte, das ſcheu und furchtſam um ſich blickte und zuweilen zuſammen zu fahren ſchien, nicht aus Angſt, ſondern vielmehr vor Kälte, denn das Bübchen war ziemlich dünn gekleidet. „Ja, ich habe die Anzeige geleſen,“ meinte die Frau an der Thür nach einer kleinen Pauſe, „und wenn ich leider auch nicht ſehr vortheilhaft auftreten kann, ſo kann ich doch meine Herkunft von einer guten Familie beweiſen und habe auch einiges Geld, um die Miethe wenigſtens einen Monat im Voraus bezahlen zu können.“

Die alte Frau im Bette ſchien wenig auf dieſe Reden zu hören, doch betrachtete ſie mit großem Intereſſe das Bübchen, welches ein bleiches Geſichtchen hatte, bläuliche Lippen und mit ſeiner rothen Naſenſpitze recht verfroren ausſah. Mochte die Reviſorin bei dieſem Betrachten einen ſtrengen, faſt finſteren Blick machen, genug, die junge Frau wollte ſich darauf ſchüchtern

wieder zurückziehen und bat um Entſchuldigung, geſtört zu haben. Die junge Frau ſah recht kummervoll aus, ſie mußte ſchon ſehr, ſehr viele Leiden durchgemacht haben und war doch ihrem Aeußern nach noch ſo jung. Sie hatte ein feines, weißes Geſicht mit wahren Kinderaugen, von einem recht ehrlichen und gutmüthigen Blick und Glanze. Letzterer aber wurde gedämpft oder vielmehr, er konnte den Beſchauer traurig ſtimmen, wenn man dazu das gedrückte Lächeln auf den müden Geſichtszügen der jungen Frau, namentlich um die zuſammengepreßten Lippen ſah. Es war eins von jenen Lächeln, die man in der Welt häufig genug findet und die uns, namentlich wenn wir ſelbſt traurig geſtimmt ſind, auf's tiefſte bewegen können, wo es uns hinzieht, die Hände einer ſolchen Unglücklichen zu ergreifen, wo wir faſt aus ihren Augen die Geſchichte ihres Unglücks leſen können, und wo es uns drängt, zu ihr zu ſprechen: Lege dein Haupt an meine Bruſt, was du fühlteſt, habe auch ich gefühlt, — laß uns zuſammen weinen.

Aehnliche Gedanken mochte auch Madame Strieber hegen, als ſie nun forſchend in das traurige, kummervolle Geſicht der jungen Frau blickte, und dann deren Anzug betrachtete, der in Farbe und Schnitt an eine beſſere Zeit erinnerte, jedoch ſchon ſo abgetragen war, daß man daraus die große Armuth der Beſitzerin wohl ermeſſen konnte.

„Nehmen Sie alſo nichts für ungut," ſagte dieſe, „daß ich Sie beläſtigt; hätte ich mir doch faſt denken können, daß Niemand geſonnen ſein wird, eine Schlafgängerin mit ihrem Kinde aufzunehmen. Bitte recht ſehr um Entſchuldigung." Damit bückte ſie ſich, um das Bübchen auf den Arm zu nehmen, und faſt hätte Madame Strieber ſie gehen laſſen, denn im erſten Augenblick dachte auch ſie: eine ſo junge Perſon in's Zimmer zu nehmen und obendrein mit einem kleinen Kinde, wer weiß, ob das gut iſt? —

Nun iſt es aber grade, als ob in wichtigen Lebensmomenten

die Schutzgeiſter der Menſchen faſt erſchreckt über die Bedeutſamkeit des Augenblickes, — denn ſie ſehen ja in die Zukunft, — haſtig niederſchwebten, um das Losreißen zweier Herzen von einander zu verhüten. Dieſe Schutzgeiſter ſind es, die uns zu einem leichten Seufzer bewegen, zu einem einzigen begütigenden Worte, welches das andere Herz vielleicht begierig aufgreift, daß es ebenſo antwortet, worauf dann meiſtens Thränen und leiſe Klagen erfolgen und endlich der ſelige Moment der Verſöhnung, wo die beiden vor kurzem noch ſo feindlich geſtimmten Herzen faſt berauſcht von Glück gegen einander ſchlagen.

Der Schutzgeiſt, der in dieſem Augenblick in der Dachkammer gebot, ließ Madame Strieber ſagen: „Wenn wir uns aber doch einigen könnten, ſo wäre zu gleicher Zeit die Frage wegen des Kinderbettlädchens im Reinen.“

Das waren einfache Worte, aber es klang aus ihnen heraus, vielleicht der Sprecherin ſelbſt unbewußt, eine ſolche Maſſe von Güte und Herzlichkeit, daß die junge Frau an der Thür auf's tiefſte davon ergriffen wurde. Sie ließ das Bübchen auf den Boden niedergleiten, preßte beide Hände vor das Geſicht und fing bitterlich an zu weinen, worauf ſie ausrief: „O, wie bin ich unglücklich! Für mich iſt doch kein Troſt und keine Hülfe mehr auf der Welt.“

Hierauf richtete ſich die Reviſorswittwe haſtig in ihrem Bette auf, legte das gelbe Bändchen ſorgfältig in das Gebetbuch, klappte den Deckel zu und ſagte: „Was ſind das für Reden, junge Frau! Ja, wenn Sie mir ſo kommt, dann kann ich Sie wenigſtens heute Morgen nicht gehen laſſen. Da müſſen wir näher mit einander ſprechen. Lege Sie Ihr Tuch ab, unterdeſſen will ich aufſtehen und Feuer anmachen. — Draußen regnet und ſchneit es ja durch einander,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ſie ihre Haare feſter gebunden hatte. „Du lieber Gott, Sie muß

ganz naß ſein, junge Frau, und das Bübchen auch. Iſt das Bübchen nicht ganz naß?"

Die an der Thür nahm den Kopf des Kleinen in ihre beiden Hände, küßte ihn auf den Mund und hauchte ſeine Stirne warm an. Dabei nickte ſie mit dem Kopfe, denn ſprechen konnte ſie vor Thränen und heftigen Schlägen des Herzens nicht. —

„Ja, ich ſehe ſchon, das Bübchen iſt ebenfalls naß," rief Madame Strieber voll Eifer, „und da iſt denn das Beſte, Ihr gebt mir das Kind hieher, und wir wollen es ausziehen und ein bischen zu mir legen, daß es ſich erwärmt." — „Ach ja, ach ja," antwortete haſtig die junge Frau, „wenn Sie das wollten, ſo wird Sie Gott dafür lohnen. Ich kann unterdeſſen Feuer anmachen." — „Das iſt wahr, das könnt Ihr auch thun, dort in dem Verſchlag am Fenſter iſt Holz, oder nein, ich beſinne mich, der Ofen iſt eingelegt; Sie braucht nur ein Schwefelhölzchen daran zu halten. Hier ſind welche. Aber jetzt gebt vor allen Dingen das Bübchen her. — Willſt du zu mir in's warme Bett?" redete ſie zu dem Kleinen, der bald die alte Frau, bald ſeine Mutter zweifelnd anſah.

„Willſt Du zu der guten Frau?" fragte die letztere, „ſie hat Dich lieb, und gleich wirſt Du recht warm haben." — Das Bübchen hatte recht ſchöne und große Augen und blickte fragend um ſich. „Ja, ja, es iſt die Großmutter," ſagte die junge Frau, und dann wandte ſie ſich wie um Entſchuldigung bittend, gegen Madame Strieber. Hierauf ließ ſich der Kleine an das Bett führen, und als ihn die Mutter auszog, ſchüttelte die Reviſors-Wittwe den Kopf, während ſie bemerkte: „Ei, ei, ei, das arme Kind iſt ſehr naß, naß bis auf's Hemdchen, Schuhe und Strümpfe, alles naß, durch naß. — So, jetzt komm zu mir."

Der Kleine warf noch einen Blick des Zweifels auf ſeine Mutter; als dieſe ihn aber mit einem herzlichen Kuß in das warme Bett ſchob, da ließ er ſich die Aenderung ſeiner Lage bald

gefallen und folgte willig der alten Frau, die ihn freundlich in den Arm nahm und mit der Hand über ſein blondes, lockiges Haar ſtrich.

Bald ſummte und praſſelte es auch in dem Ofen, das Holz knarte und in der Ofenröhre ſauste es faſt vernehmlich: Seht ihr wohl, daß ich warten kann, am Ende kommt man doch immer wieder zu mir; dabei bin ich verſöhnlich und ihr ſollt ſehen, wie angenehm warm es hier oben im nächſten Augenblicke werden wird. Und der Ofen hatte Recht. Mit der Wärme ſchlich ſich auch ein noch weit angenehmeres und behaglicheres Gefühl in die Herzen der Anweſenden, namentlich aber durchſchauerte es die alte Frau recht wonniglich, als ſie das kleine Bübchen ſo recht feſt an ſich drückte, als ſich ſein bleiches Geſichtchen zu röthen begann und die hellen Kinderaugen mit der Wärme an Glanz zunahmen. Er ſchaute auch dankbar auf ſeine neue Pflegerin, und als dieſe endlich herausgebracht hatte, er heiße Alfred, und ihn freundlich bei dieſem Namen benannte, da ſpielte ein zufriedenes Lächeln um ſeinen kleinen Mund.

Daß die junge Frau als Schlafgängerin angenommen wurde, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen, obgleich ſich noch ein kleiner Anſtoß fand, der bei Madame Stricber einige Ueberlegung mit obligatem Kopfſchütteln hervorrief. Wenn auch die Neuangekommene ihre Abkunft von einer guten Familie aus einer benachbarten kleinen Stadt nachwies, ſo hielt ſie doch Manches aus ihrem vergangenen Leben abſichtlich in Dunkel gehüllt, und wenn das Geſpräch auf dieſes Thema kam, ſo pflegte ſie zu ſagen: „Erlaſſen Sie mir vorderhand die nähern Mittheilungen, ich bin recht, recht unglücklich geweſen, aber Sie werden ſehen, ob es Sie gereuen wird, mich bei ſich aufgenommen zu haben.“ — Gleich am zweiten Tage ihrer Anweſenheit, als ſie den Namen der Madame Strieber erfuhr, hätte es ebenfalls und damals von Seiten der jungen Frau faſt eine Trennung gegeben, denn ſie

erſchrak auf's heftigſte bei Nennung dieſes Namens und wollte augenblicklich die Wohnung verlaſſen, dennoch aber blieb ſie, und als ſie lange überlegend mit gefalteten Händen an dem kleinen Fenſter ſaß, hörte man ſie tief ſeufzen und leiſe ſprechen: „Es iſt vielleicht der Wille Gottes, es hat wohl ſo kommen ſollen.“

Nun lebten auch die Beiden oder vielmehr die Drei in einer Harmonie zuſammen, die an's Rührende grenzte. Die junge Frau pflegte die Reviſorswittwe nicht nur wie eine Tochter und beſorgte das Hausweſen auf's Fleißigſte und Pünktlichſte, ſondern verdiente, da ſie geſchickt in allen weiblichen Arbeiten war, reichlich ihren und ihres Kindes Lebensunterhalt, und that noch obendrein Außerordentliches für das gemeinſchaftliche Hausweſen, ſo daß Madame Strieber den Morgen ſegnete, wo ſie im Bette gelegen und wo jene erſchienen. Hätte die gute Frau nicht einen andern Grund zum Kummer gehabt, ſo würde ſie ſelbſt den Contraſt zwiſchen jenem beſchriebenen Abend, wo der Kanzleidiener mit dem Couvert erſchienen, ja zwiſchen ſo manchen vergnügten Tagen der frühern Zeit nicht ſo ſchmerzlich empfunden haben. Aber ihr Sohn war es, an den ſie mit großer Betrübniß dachte. Da derſelbe, wie ſchon früher bemerkt, etwas Tüchtiges gelernt hatte, in ſeinem Fache ſehr brauchbar war, auch arbeiten konnte, wenn er wollte, ſo hatte er bald wieder eine Stelle bei einem der vielen Eiſenbahnbauten erhalten, und wenn er von Zeit zu Zeit ſchrieb, ſo zeigten dieſe Briefe wohl eine gedrückte Stimmung, doch las man auch daraus, daß es jetzt vielleicht mit ihm beſſer werden könne, daß er ſich beſtrebe, fleißig zu arbeiten und daß er namentlich ſeinen unordentlichen Lebenswandel aufgegeben. Doch dachte Madame Strieber, wenn ſie ein ſolches Schreiben erhielt und durchlas: das Papier iſt geduldig und kann nicht widerſprechen. — Am meiſten bekümmerte es ſie, wenn ihr Sohn über ſeine jetzige Stellung ſchrieb, daß ſie ſo gar klein und unbedeutend ſei, daß er Kraft zu Größerem in ſich fühle, und daß

es ihn faſt zur Verzweiflung bringe, wenn er bedenke, was er alles durch den Leichtſinn ſeiner Jugend verſcherzt.

Wenn die Mutter das las, ſo nickte ſie betrübt mit dem Kopfe, ſuchte Troſt und Hülfe bei ihrem Gebetbuche und las ſo lange darin, bis ſie auf das gelbe Band ſtieß und bis ſie darauf, wie ſchon früher beſchrieben, von vergangenen Zeiten zu träumen anfing.

So ſaß ſie eines Abends in ihrer Dachkammer; es ging ſtark dem Frühling zu, die Tage waren ſchon bedeutend länger geworden und die Dämmerung war eingetreten, jenes allmälige ſanfte Einſchlummern der Natur, wo ſich jedes Herz weicher geſtimmt fühlt, und wo ſich ſelbſt ein ſchneidender Schmerz in eine ſanfte wehmüthige Klage auflöst. Die junge Frau Louiſe war ausgegangen, und das Bübchen hatte ſeinen Kopf ſo auf den Schooß der alten Frau gelegt, daß es durch den Dachladen hinaus an den Himmel blicken konnte, der in dunkler Bläue glänzte und wo ſich die ſcharfgezeichnete blitzende Sichel des jungen Mondes zeigte. Madame Strieber hatte ſchon ihren ganzen Vorrath von Märchen erſchöpft und alle überdieß noch mit einem Anhange verſehen, wenn der Kleine wiſſen wollte, wie es denn eigentlich dem Prinzen oder der Prinzeſſin, nachdem ſie aus großen Gefahren befreit, weiter ergangen, oder was aus dem Drachen geworden, nachdem er ſich von dem Felſen hinabgeſtürzt hatte. —

Da öffnete ſich leiſe die Thür, und da vorher nicht angeklopft wurde, ſo meinte die alte Frau, es ſei ihre Schlafgängerin, die heimkehre. Doch erſchrak ſie ſo ſehr, daß ſie faſt vom Stuhl herabgefallen wäre, als ihr nun eine männliche Stimme ſagte: „Guten Abend, Mutter.“ Sie war es ſtets ſo gewöhnt, ihren Sohn immer nur dann wieder zu ſehen, wenn ihm neues Leid widerfahren, weßhalb ſie auch jetzt, ſtatt ſeinen Gruß zu erwidern, wie ſie wohl gern gethan hätte, ängſtlich ausrief: „Um Gottes willen, Du biſt's, Friedrich! Was iſt Dir widerfahren?“

„Für dießmal nichts Schlimmes, Mutter, antwortete der junge Mann, der nun eingetreten war, und man ſah ihn in unbeſtimmten Umriſſen an der Thüre ſtehen. „Nichts Schlimmes, wenn ich auch gerade nicht der Bringer einer Freudenbotſchaft bin.“ — „Du haſt aber Deine Stelle verlaſſen?“ — „Ja und nein, Mutter, wie Ihr wollt; ich möchte ſie wohl verlaſſen, aber es iſt mein freier Wille, es zwingt mich kein Menſch dazu. — Ehe ich Euch das aber erzähle,“ ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu, „müßt Ihr mir freundlich guten Abend ſagen; denn wenn Ihr immer noch an mir verzweifelt, wie ſoll ich da meinen guten Muth behalten? — O, ein freundliches Wort iſt eine große Ermunterung.“

Damit war er an den Stuhl getreten, wo die alte Frau ſaß, und als ſie ihm nun ihre Hände reichte, nahm er ſie beide, legte ſie um ſeinen Hals und beugte ſich tief herab, bis er die Mutter küſſen konnte. Das Bübchen hatte ſich hinter den Stuhl zurückgezogen und verhielt ſich dort mäuschenſtille. Der junge Mann zog einen andern Stuhl in die Nähe der Mutter, ſetzte ſich drauf und ſagte: „Es iſt ſo, es iſt wahrhaftig ſo, wie ich in meinen letzten Briefen geſchrieben; ich habe mich wieder an die Arbeit gewöhnt, habe von meinem unordentlichen Leben gelaſſen und kann Euch ſagen, ſowie durch Zeugniſſe beweiſen, daß der Oberingenieur mit meinen Arbeiten wohl zufrieden iſt.“

„Gott ſei Dank,“ ſagte die alte Frau, und ſetzte dann mit einem tiefen Athemzuge hinzu: „Und doch willſt Du die Stelle verlaſſen, wenn man mit Dir zufrieden iſt?“

„Um mich zu verbeſſern, Mutter, um vielleicht das noch werden zu können, wozu ich die Kraft in mir fühle; — und dann, um meine Schulden bezahlen zu können,“ fuhr er fort, indem er die Hand der alten Frau ergriff; — „Schulden, die mich entſetzlich drücken, Schulden gegen Euch, Mutter, die ich mich beeilen muß, zurückzuerſtatten; und auch noch Schulden gegen Je-

mand anders; — doch davon ſpäter. O Mutter, Mutter, ich habe viel gelitten und viel ertragen, und jetzt, da ich ein ganz anderer Menſch geworden bin, habe ich wieder den Muth, an eine fröhliche Zukunft zu denken. Ja, es iſt mir oft, als könnten wir Alle noch einmal glücklich werden."

Bei den guten Worten, die ihr Sohn ſprach, hatte Madame Strieber die Hände gefaltet, und als ſie in den Mond blickte, glänzte der ſo ſtark, daß ihr die Augen vor Thränen überliefen. Wäre es denn vielleicht möglich, dachte ſie, daß ſich meine ſüßen Träume noch verwirklichen könnten, wäre es denn wahr, daß mein Sohn zur Einſicht gekommen und umgekehrt wäre auf dem Wege, der auch mich in's Verderben geführt? — „Nicht wahr, Mutter," fuhr der junge Mann fort, „wenn man bereut, ſo iſt ſchon viel gewonnen, und wenn man den Willen hat, ſeine Fehler gut zu machen, ſo hat man auch die Kraft dazu." — Die alte Frau war ſo gerührt, daß ſie im erſten Augenblicke nur ſtumm mit dem Kopfe nickte; doch hätte ſie auch wahrſcheinlich geſprochen, wenn nicht jetzt das Bübchen hinter dem Stuhle tief aufgeſeufzt hätte, wie es Kinder wohl zu machen pflegen, wenn ſie müde ſind oder ſich langweilen.

„Wir ſind nicht allein?" fragte erſtaunt der junge Mann, und da er dabei hinter den Stuhl blickte, ſo ſah er den Kleinen. „Wem gehört das Kind?" fragte er. — „Es iſt das Bübchen meiner Schlafgängerin," antwortete die Mutter, „einer braven, armen Frau. Komm nur her," wandte ſie ſich an den Kleinen, „Du brauchſt Dich nicht zu fürchten." — Darauf trat der Kleine hervor und ſtellte ſich neben die alte Frau. Im Zimmer war es aber ſo dunkel, daß man nur ſeine Augen glänzen ſah.

„So, Du wohnſt nicht mehr allein?" fragte der Sohn mit leiſer Stimme die Mutter; „das thut mir eigentlich recht leid." — „Mir gar nicht," entgegnete die Mutter, „ich kann Dich verſichern, Friedrich, daß ich an der Perſon, die bei mir wohnt, einen wa-

jetzt fiel mir das Geld der Prinzipalin ein, welches ich dort aufbewahrt. —

Das Paquet mit den fünfhundert Thalern in Kassen-Anweisungen war verschwunden. — —

Meine Gefühle in diesem Augenblick sind schwer zu schildern und waren auch von so entsetzlicher unheimlicher Art, daß es gewiß Niemand angenehm sein wird, bei der Entdeckung meines unersetzlichen Verlustes in mein Inneres zu blicken: unersetzlich in mehrfacher Hinsicht, Gott im Himmel, wenn die Prinzipalin nach ihrem Gelde fragte, wenn ich gestehen mußte, ich habe es geholt und verloren, — wo verloren, bei einem Bankett, dessen Ausschweifungen gewiß schon heute zehnfach vergrößert auch zu ihren Ohren kamen, andererseits war der einfache Ersatz von fünfhundert Thalern für mich keine Kleinigkeit, sie machten einen bedeutenden Theil meines Jahresgehaltes aus und wo sollte ich sie hernehmen, ach was, tröstete ich mich, wie soll das Geld verloren sein, es ist nicht möglich, auf der Kasse des Banquierhauses hatte ich das Paquet in die Brusttasche gesteckt und den Rock nicht mehr ausgezogen, bis heute früh auf meinem Zimmer, an eine Entwendung war noch weniger zu denken, denn was diesen Punkt anbelangt, so war ich meiner Gesellschaft vollkommen gewiß, also nachgesucht, es muß sich wiederfinden. Aber umsonst kehrte ich die Taschen meines Rockes um, umsonst trennte ich das Futter aus

ren Schatz gefunden habe." — „Und das iſt ihr Sohn?" ſprach er nachdenklich. „Der kann vier Jahre alt ſein," meinte er mit einem ganz leichten Seufzer, und ſetzte dann hinzu: „Willſt Du nicht auf meinen Schooß kommen, mein Kind?"

Da der Kleine nicht ſcheu und furchtſam war, ſo folgte er der Einladung, die mit gar freundlicher Stimme gemacht wurde; er ließ ſich auf den Schooß nehmen und duldete es ſogar, daß der fremde Mann ſein Köpfchen an die Bruſt drückte. — „Er hat ſchönes, lockiges Haar," ſagte jener; — „dunkel oder hell?" — „Hellblond," entgegnete die alte Frau. — „So, hellblond? Wie mich das freut!" bemerkte ihr Sohn und dabei beugte er ſich herab und küßte den Kleinen herzlich und innig auf ſein krauſes Haar. — „Du haſt mir aber noch nicht geſagt," begann die Mutter, „warum Du Deine Stelle verlaſſen willſt, und welche Pläne Du für die Zukunft haſt." —

„Ja ſo," entgegnete Friedrich, indem er wie aus tiefen Träumereien auffuhr; „richtig, das habe ich Euch noch nicht geſagt, Mutter. Alſo denn: In der Reſidenz ſoll ein großer, prachtvoller Bau aufgeführt werden, und dazu iſt eine Concurrenz ausgeſchrieben. Ihr wißt doch, was eine Concurrenz iſt? — Bei einer Concurrenz werden viele Pläne eingereicht und der am beſten iſt, wird gewöhnlich behalten; zuweilen jedoch wird wohl der oder jener protegirt und einem beſſern vielleicht vorgezogen, aber das thut nichts, man macht ſich doch bekannt und kann auf die Zukunft hoffen."

„Und einen ſolchen Plan zu dem prachtvollen Gebäude willſt Du auch machen?" fragte erſtaunt die alte Frau. — „Er iſt beinahe fertig, und wenn ich auch ſchwerlich damit durchdringe, ſo wird man doch hoffentlich da unten ſehen, daß ich was Rechtes gelernt habe." — „Das gebe Gott!" ſagte ſie; „aber hofft Du nicht zu viel und iſt es nicht unklug von Dir, für etwas Ungewiſſes Deine ſichere Stelle aufzugeben?"

„Aufgegeben habe ich ſie auch nicht vollſtändig, ſondern nur Urlaub genommen. Ich muß nach der Reſidenz, um noch einige Maße zu erhalten, ſowie das Terrain genauer kennen zu lernen. Da es nun von meinem jetzigen Wohnorte nur ein kleiner Umweg über hier iſt, ſo findet Ihr es doch begreiflich, daß ich Euch beſuchte; freilich wäre ich lieber erſt gekommen mit einem guten Reſultat in der Taſche; aber die Hoffnung iſt auch was werth, nicht wahr, Mutter?“ — „O ja, das hat mich recht geſtärkt.“ —

„Dann habe ich aber auch noch was Anderes auf dem Herzen,“ fuhr der junge Mann nach einer Pauſe zögernd fort; „etwas Schweres und vielleicht recht Trauriges, das mich ebenfalls zwang, über hier zu gehen. Ich mag kaum mit der Sprache heraus, Mutter, denn es iſt etwas, was leider, leider zu meinen leichtſinnigen Tagen gehört.“ — Hier machte er eine Pauſe und drückte ſein Geſicht abermals in das lockigte Haar des Knaben, der ganz ſtill auf ſeinem Schooße ſaß und aufmerkſam den Mond betrachtete, der ſo eben in einen großen ſchwarzen Schornſtein verſchwinden zu wollen ſchien. — „Und was haſt Du denn ſo Schweres auf dem Herzen?“

Das ſollte die alte Frau in dieſem Augenblicke mit klaren deutlichen Worten nicht erfahren, denn als ihr Sohn anfangen wollte, zu ſprechen, hörte man Schritte auf der Treppe und ſah gleich darauf Licht durch die ſchlecht gefügte Thür ſchimmern.

„Mama,“ ſagte das Bübchen, wobei es den Kopf herumwandte. Dann ging die Thür auf und die junge Frau trat herein. Es war aber nicht mehr das kummervolle Weſen, wie am erſten Morgen, als ſie durchnäßt in der Dachkammer erſchien; die Lippen zuckten nicht mehr ſo ſchmerzhaft, wie damals, und wenn auch meiſtens ein tiefer Ernſt auf ihren Zügen lag, ſo gab es doch Momente, wo ſie recht freundlich lächeln konnte, wenn ſie ihr kleines Kind wieder erblickte, Momente, wo ſie ausſehen konnte,

wie eine ſchöne glückliche Mutter. Das war ein ſolcher Moment, als ſie jetzt in's Zimmer trat.

Was nun aber erfolgte, kann ich unmöglich ausführlich beſchreiben. Es war ſo ſchön und ſo glücklich, daß ich mich jetzt noch vor Freuden herumdrehen möchte, wenn ich daran denke. Es war eine Scene des Wiederſehens, die vollen Erſatz bot für viele traurige Jahre. Wenn auch die junge Frau Anfangs faſt ſchaudernd zurücktrat, als ſie den ſo plötzlich wiederſah, der ſie unglücklich gemacht und dann verlaſſen, ſo zog es ſie doch im nächſten Augenblicke mächtig zu ihm hin, denn er hielt ja ihr Kind und ſein Kind auf dem Schooße und drückte ſeinen Mund feſt auf den des Knaben, während er ihr faſt zitternd die Rechte entgegenſtreckte. — — Bald lag ſie an ſeinem Herzen, und darauf ſagte er zur Mutter, die mit aufgehobenen Händen daneben ſtand: „Das war es ja, was mir ſo ſchwer auf dem Herzen lag.“

Was nun an dem Abend weiter geſchah, damit könnte man ganze Bände anfüllen und Manchen vielleicht ſehr langweilen; die Vier in der Dachkammer aber fanden es nicht langweilig und Drei davon blieben ſitzen, das Bübchen wurde freilich zu Bette gebracht, bis das Licht herabgebrannt war und die Uhr jene Zeit anzeigte, wo der Eilwagen nach der Reſidenz abging. Da mußte geſchieden ſein, und es wurde geſchieden, und es iſt nur noch hinzuzufügen, daß die heißen Segenswünſche, welche Madame Strieber und Frau Louiſe dem Scheidenden noch auf den Weg gaben, die beſten Früchte trugen.

Wenige Wochen ſpäter hatte die Wittwe des ſeligen Regiſtrators einen Abend, wie ſie ihn nun und nimmermehr zu erleben geglaubt. Es lief ein Schreiben ihres Sohnes ein, worin er mit freudigen Worten erzählte, daß ſein Plan, obgleich er nicht zur Ausführung angenommen worden ſei, ſo gefallen habe, daß man ihm eine Bauinſpektorsſtelle mit gutem Gehalt übertragen, für ſeine ſchöne Arbeit aber ſei er noch beſonders durch Beifolgendes

belohnt worden. Und das Beifolgende öffnete Madame Strieber mit zitternden Händen. Und als ein kleines Etui in rothem Leder zum Vorſchein kam, da ging ſie mit ahnungsvollem Gemüthe hin und holte ihr Gebetbuch und nahm aus demſelben das gelbe Band. Wie immer traten ihr auch dießmal dabei wieder die alten längſtvergangenen Tage vor die Seele. Sie ſah den ehrlichen Kanzleidiener, ſie ſah den ſeligen Strieber vor Freude vom Stuhl auffahren, ſie hörte ſeine prophetiſchen Worte, und dann erſt öffnete ſie das rothe Käſtchen und erblickte die goldene Maille für Kunſt und Wiſſenſchaft. — Das war ein Glück und ein Glanz, ſchimmerndes Gold und ſchimmernde Thränen.

So hat mir der Schriftſteller unter mir erzählt und dazu behauptet, die Dachkammer, wo er jetzt wohne, ſei dieſelbe, wo man eine Schlafgängerin geſucht und wo eine Kinderbettlade zu verkaufen geweſen.

Sechster Windſtoß.

Wiederfinden.

Es gibt Leute, die von Jemand ſagen, der ſich einer guten Geſundheit erfreut: o, der iſt von Eiſen, dem thut weder Froſt noch Hitze etwas. Das ſind aber nur ſo Redensarten, wie Vieles in der Welt; als wenn Jemand, der wirklich von Eiſen iſt, nicht auch etwas zuſtoßen könnte! — Seht mich zum Beiſpiel an. Ich bin in der That aus ſehr ſolidem und feſtem Eiſen gemacht, hätte freilich lange nicht geglaubt, daß ich auch einmal in den Fall kommen würde, zu klagen, und doch kann ich nicht umhin, der Wahrheit gemäß zu berichten, daß ich ſchon ein paar Mal während der Zeit meines luftigen Lebenslaufes ein recht fatales Knarren und Reißen in mir verſpürt. Das Erſtemal war es

freilich nur ein ſtarker Katarrh, eine tüchtige Heiſerkeit, und wenn ich mich dabei vor dem ſauſenden Winde herumdrehte, ſo erſchrak ich faſt über das Gekrächze, in welches ſich meine ſonſt ſo ſchöne Stimme verwandelt hatte. Glücklicherweiſe war ich, wie ſchon früher bemerkt, der Liebling des Hausherrn, und als der eines Tages zum Dachladen hinausſchaute, dabei aber nach mir ſah und bei einem tüchtigen Umſchwung, den ich machte, das verdächtige Knarren vernahm, mit dem ich mich bewegte, ſo ſchickte er zum benachbarten Schloſſer, und ließ deſſen Lehrjungen kommen, um nach mir zu ſehen. Es fand ſich denn auch alsbald, daß meinem Katarrh mit ein paar Tropfen Oel abgeholfen war, die man mir ſogleich einflößte. Ach, wie mir das wohl that! Es floß ſo belebend durch mich hin, und es war ein wunderbares Gefühl, wie das geſchmeidige Oel ſo ſanft meine trockene Kehle hinabglitt. Verſchwunden war mein Katarrh mit Knarren und Seufzen; ich flog vor dem Winde her, leicht, behend und zierlich, wie in jenen glücklichen Tagen der erſten Jugend, als ſie, meine theure Eliſe, noch neben mir auf dem Dache prangte. — Doch ſprechen wir nicht von jener Zeit. Weg mit dieſen traurigen Erinnerungen! Sie paſſen nicht für eine Wetterfahne, deren Beruf Unſtetigkeit iſt und deren Lebenszweck, ſich nach jedem Windſtoße zu drehen.

Das war mein erſtes Unwohlſein, ſehr vorübergehend, und längere Zeit nachher hatte ich nicht die geringſte Urſache, über etwas zu klagen. Eines verdrießlichen oder eigentlich lächerlichen Zufalles, der mir zu ſchaffen machte, ſollte ich eigentlich gar nicht erwähnen, und doch will ich es thun, um den Beweis zu führen, daß kleine Urſachen oft große Wirkungen haben können. Es war an einem klaren, aber windigen Herbſtnachmittage, da ließen die Buben auf der Straße wie gewöhnlich ihre Drachen ſteigen, und einer ſchwang ſich ſo hoch hinauf, weit über die Blitzableiter und Schornſteine, ja über den Kirchthurm, daß ich ſelbſt meine große Freude daran hatte. Da kam ein mißgünſtiger Windſtoß — dieß

Volk ärgert ſich über Alles, was in ſein luftiges Revier hinaufſteigt — und warf den armen Drachen hinab. Er fiel zwiſchen die Häuſer hinein, aber ſo unglücklich für mich, daß die lange Schnur, an der er aufgeſtiegen war, ſich um mein Untergeſtell legte; und als ich mich gleich darauf ſcharf herumdrehen mußte, verwickelte ich mich dergeſtalt in den Bindfaden, daß ich nach kurzer Zeit weder mehr vor- noch rückwärts konnte. Es war das ein elender Zuſtand und ich muß geſtehen, daß ich mich vor mir ſelber und den benachbarten Wetterfahnen ſchämte. Unter denen gab es neidiſches, mißgünſtiges Volk genug, das ſich ſchon lange darüber geärgert hatte, daß ich ſo ſicher und ruhig meinen Geſchäften oblag und nie zu einer Klage Veranlaſſung gab. Da ſtand ich nun, von der elenden Drachenſchnur gelähmt, wie ein alter, gichtbrüchiger Kerl und zeigte bei dem ſchönſten Weſtwind hartnäckig nach Norden. Pfui Teufel! Ich hatte eine Wuth in mir, die gar nicht zu beſchreiben iſt. Die Sache hätte nun für ſich eigentlich nichts zu ſagen gehabt, denn wenn ich ein paar Tage ruhig aushielt, ſo mußten einige gute Regen den Bindfaden ſchon ſo mürbe machen, daß ich alsdann mit Hülfe eines guten Windſtoßes, der im Herbſt immer zu erwarten iſt, meine Feſſel leicht zu brechen im Stande war. Aber wenn ich vorhin ſagte, daß kleine Urſachen oft bedeutende Wirkungen haben, ſo bewies ſich das an Jemand, den ich näher kannte und der mich, der korrekten und genauen Erfüllung meiner Pflichten wegen ſehr hochſchätzte. Wenn ich ſage, ich habe den Mann gekannt, ſo meine ich damit, ich habe ihn viel geſehen und oft ſprechen hören, denn er wohnte dort gegenüber dem vierten Stocke des Hauſes, welches ich zu ſchmücken die Ehre hatte. Dieſer Mann war ein alter, abgeſchabter Geſell, der ſehr gute und ſehr luſtige Tage erlebt, der aber ſein ganzes Vermögen verpraßt hatte mit Hülfe lebensfroher Tiſchgenoſſen. Obgleich er in der Erinnerung an die immenſen Diners, die er gegeben, unglücklich hätte ſein ſollen, ſo

war dies doch nicht der Fall, vielmehr gehörte es zu ſeinen Lieblingsunterhaltungen, mit ſeiner Frau, die Gutes und Böſes redlich mit ihm getheilt und ebenſo wie er gern vortrefflich gegeſſen und getrunken hatte, über dieſe längſtvergangenen Zeiten zu reden. Helene hieß dieſe Frau und war ein armes kummervolles Weib, die einen einzigen Sohn gehabt hatte, den aber der Vater weder zum Lernen, noch zu einem ordentlichen Lebenswandel angehalten und der ein Lump geworden und verſchollen war. Es war das hart für die arme Frau, denn ſie hatte auf dieſen Sohn als auf eine Stütze ihres Alters gehofft und ſah ſich nun ſo grauſam getäuſcht.

Wovon die Beiden ſo eigentlich lebten, wußte niemand von ihren Mitmenſchen recht genau; ich dagegen von meinem Dache konnte wohl ſehen, wie die Frau immer noch etwas von Werthſachen einer früheren Zeit in ihrer Komode ſuchte und fand, und dabei bemerkte ich auch, daß es unmöglich war, einfacher und ſparſamer zu leben, als die Beiden es thaten, die ehemals ihr Geld mit vollen Händen von ſich geworfen. Morgens wurde Waſſer gefrühſtückt und vielleicht eine vom Abend vorher übrig gebliebene Kartoffel verzehrt. Wenn beim Mittageſſen ein Rettich, etwas ranzige Butter oder ein Stück vertrockneter Käs zum Brod da war, ſo konnte das ein Feſtmahl genannt werden; im Allgemeinen ſchienen ſich die Beiden vorgenommen zu haben, den Verſuch zu machen, mit wie wenig ein Menſch auszukommen im Stande ſei.

Doch muß man nicht glauben, daß ein ſolches mehr als frugales Mittageſſen unter Klagen und Thränen verzehrt worden ſei. Im Gegentheil. Die Beiden ſaßen faſt heiter einander gegenüber, dieſſeits Helene, jenſeits Victor, Brod oder was da war, in der Mitte, und dieſem weder verdrießlich noch gierig, ſondern feierlich und faſt mit Eleganz zuſprechend. Trübte vielleicht hie und da eine Thräne die Augen der nun alt gewordе-

nen Helene, ſo ſagte Victor: „Warum traurig, mein Kind? Laß uns heiter ſein! Wir haben genoſſen des irdiſchen Glücks, wir haben gelebt und geliebet.“ Zuweilen machte es ihm auch beſonderes Vergnügen, bei ſolchen Veranlaſſungen eines feinen Diners von ehemals zu erwähnen; eine ſolche Schilderung fing er meiſtens mit den Worten an: „Heute ſpeist Cicero bei Lucull!“ — und während er nun mit außerordentlicher Zierlichkeit Meſſer und Gabel handhabte, um ſein Brod und ſeinen Rettig zu verzehren, beſchrieb er die Schüſſeln von damals mit ſolcher Genauigkeit, daß man den ſüßen Geſchmack und den feinen Duft ordentlich wieder empfand und bis Helene wehmüthig lächelte.

Es ſei ferne von mir, den geneigten Leſer mit einer Geſchichte von Victor und Helene zu langweilen. Auch weiß ich aus ihrer glänzenden Vergangenheit ebenſowenig, wie aus ihrem jetzigen ſtillen und ärmlichen Leben irgend eine Begebenheit, die des Aufzeichnens werth wäre. Victor war aber einer meiner beharrlichſten Freunde, ich könnte faſt ſagen Bewunderer, denn wenn er in ſeinem Fenſter lag — und es war dies ſeine einzige Beſchäftigung — ſo würdigte er die Straße und Fenſter der umliegenden Häuſer faſt gar keines Blickes, wogegen er Stunden lang zu mir herauf ſehen konnte und ſich ſichtlich an meinen Bewegungen ergötzte.

Das that er denn auch am Morgen nach jenem Tage, wo mich die Schnur des Drachens gefeſſelt. Er ſchaute lange nach mir herauf, dann ſprach er zu ſeiner Frau: „Was wir ſchon ſeit geſtern Nachmittag für einen beſtändigen Südwind haben! Wenn der Sommer nicht vorbei wäre, müßte es dabei recht warm ſein. Aber ſo iſt der Südwind ſo kühl, wie zu andern Zeiten, wenn es aus Norden bläst.“

„Es iſt doch Nordwind, mein lieber Mann,“ bemerkte Helene in ziemlich entſchiedenem Tone. „Den Südwind hören wir nie, und nur der Wind, der gerade entgegengeſetzt herbläst, heult

um das ſcharfe Eck unſeres Hauſes.“ — Victor blickte noch einmal prüfend zu mir herauf, dann zuckte er etwas verächtlich mit den Achſeln und ſagte, indem er ſich halb in das Zimmer hinein wandte: „Es iſt traurig, liebe Helene, daß Du einer ſo vollkommen richtigen Bemerkung im Stande biſt zu widerſprechen. Sieh meine Wetterfahne da oben an; der Burſche zeigt richtig, wie ein guter Kompaß; es iſt der genaueſte Südwind.“

„Wenn es Dir Vergnügen macht, lieber Victor, ſo will ich nicht widerſprechen. Aber daß der Nordwind um unſere Hausecke heult, davon kannſt Du dich ſogleich und vollkommen überzeugen.“ Er blickte nun ganz in's Zimmer hinein und ſah ſie offenbar mit großer Verwunderung an.

„Es iſt ſchon wahr,“ fuhr ſie fort, „daß da oben die Wetterfahne, die ſonſt immer ſehr richtig geht, Südwind angibt. Aber wer weiß, wie das kommt. Betrachte Dir die andern Wetterfahnen, ſelbſt die auf dem Kirchthurm; alle zeigen richtig den Nordwind.“

Victor ſchüttelte mit dem Kopfe und ſah betrübt aus. „Das hätte ich nicht von Dir erwartet, Helene,“ ſagte er. „Wir haben lange Jahre eine ungetrübte Ehe zuſammen geführt. Du haſt mir ſelten widerſprochen, und jetzt auf einmal willſt Du mir abſtreiten, was ich doch mit eigenen Augen ſehe. Ich wiederhole Dir, der Burſche da oben allein zeigt richtig, die andern ſind alle erbärmliches Gerümpel. Sieh nur, wie ſie hin und her wackeln.“

„Bevor Du mit mir ſtreiteſt, lieber Victor,“ ſprach Helene einigermaßen gekränkt, ſo ſtecke Deinen Finger in den Mund, mache ihn naß und halte ihn weit genug zum Fenſter hinaus, da wirſt Du ſchon fühlen, woher der Wind bläst.“

„Ich will es thun,“ erwiderte er, ſetzte aber mit bekümmertem Geſichte hinzu: „aber ich weiß auch ohne das, woher der Wind bläst. Du ſuchſt Streit mit mir, liebe Helene.“ Darauf aber ſteckte Victor ſeinen Finger in der That in den Mund und

beugte ſich ſo weit aus dem Fenſter hinaus, daß ich, wenn mir das möglich geweſen wäre, einen Schrei des Schreckens ausgeſtoßen hätte. Freilich hielt er ſich an dem Fenſtergeſims feſt, als er mit dem Oberkörper zum Vorſchein kam, aber der liebe Himmel weiß, wie es gekommen ſein mochte, Herr Victor bekam das Uebergewicht, ſtürzte zum Fenſter hinaus und hatte eben noch Zeit, mit beiden Händen die Stange des Blitzableiters zu faſſen, an der er mit einer entſetzlichen Geſchwindigkeit hinabrutſchte. Beim untern Stockwerke angekommen, blieb er auf der Querſtange ſtehen, vermittelſt welcher der Blitzableiter am Hauſe befeſtigt war, und hatte Gleichmuth genug, trotz ſeines unfreiwilligen Hinabrutſchens den Finger weit von ſich abzuſtrecken und alsdann der bekümmerten Gattin, die oben Hülfe ſchreiend im Fenſter lag und ihm faſt nachgefolgt wäre, zuzurufen: „In der That, Du haſt recht, liebe Helene, es iſt reiner Nordwind, man kann ſelbſt der beſten Wetterfahne nicht mehr trauen.“

Für mich, die ich mir meiner Unſchuld bewußt war, war das recht kränkend, für Herrn Victor aber hatte dieſe kleine Urſache eine große und heilſame Wirkung; die Geſchichte wurde weiter erzählt, war in den nächſten Tagen in vieler Leute Mund und kam auch zu den Ohren eines reichen Bekannten, der es bis jetzt nicht der Mühe werth gefunden hatte, ſich dieſes armen Ehepaars zu erinnern. Von da an aber ſtellte er Nachforſchungen an, verſchaffte Herrn Victor eine einträgliche Beſchäftigung, und als er und Helene die Dachkammer verließen, dankte Victor mit aufgehobenen Händen mir, als dem Gründer ſeines Glückes, und ſo ungern ich die Beiden ſcheiden ſah, ſo war es mir doch ein wohlthuendes Gefühl, daß ſie hinfort ſich auch anders, als nur in Gedanken mit einem guten Diner beſchäftigen konnten. Victor hat mich auch ſpäter nicht vergeſſen, denn ſowie meine Geſchichten angekündigt wurden, ſubſcribirte er ſogleich auf dieſelben und zeigte

der Bruſt heraus, es fand ſich nichts. Ich unterſuchte meinen Palletot, das ganze Zimmer, — nirgend eine Spur des verlornen Paquets, mir ſtanden die dicken Schweißtropfen auf der Stirne, ich zog mich an und eilte nach dem Gaſthof, wo wir geſtern Abend unſer Souper gehalten, ein verſchlafener Kellner öffnete mir den Saal, wo wir heute Nacht gehaust, welcher Anblick, welche Athmosphäre, welcher Geruch! die ſchreckliche Verwirklichung der wildeſten Träume, die ich meinem Katzenjammer gehabt, und ich war gezwungen, in dieſem dampfenden Lokal, in dieſer ſchauerlichen Unordnung jeden Winkel zu durchſuchen, und je mühſamer ich Stühle aufrichten mußte, Teller und Gläſer wegheben, um auf den Boden zu ſehen, um ſo mehr freute ich mich, daß in dieſem Chaos noch viel zu unterſuchen ſei, denn ich fand ja nicht, was ich ſuchte. Und ach! auch am Ende war meine Mühe alle vergebens, mein Paquet war und blieb verloren. Mein Freund, der zweite Caſſierer, in deſſen Wohnung ich jetzt eilte, lag in ſeinem Bett, gepeinigt von den fürchterlichſten Kopfſchmerzen, er gab mir nur ſpärliche Antworten und ſagte mir wenig Troſtreiches.

„Wahrhaftig" meinte er, „wenn es Dir gegangen iſt, wie mir, ſo iſt das Geld unrettbar verloren, ich weiß nichts mehr von dem, was ich geſtern Abend gethan, ich hätte in meinem Zuſtand die Kaſſenanweiſungen vielleicht auf die Straße geworfen, oder wohl gar Fidibus daraus

damit, daß er ein ſehr braver Mann ſei, dem ein heiteres und glückliches Leben wohl zu wünſchen iſt.

Dieſe kleine Begebenheit war auch ſchuld daran, daß ich noch am ſelben Tage von dem feſſelnden Bindfaden befreit wurde. Ich fühlte, wie es einem Gefangenen in dem Augenblick zu Muth ſein muß, wo der dumpfe Kerker geöffnet wird und er ſich wieder in freier Luft bewegen darf, fröhlich frei und friſch — ſch — ſch — ſch — ſch!

Wenn auch die eben beſchriebenen kleinen Unpäßlichkeiten glücklich bei mir vorübergingen, ſo erkrankte ich doch im nächſten Winter recht bedeutend, oder vielmehr ich wurde von einer Seite her lebensgefährlich verletzt, von der ich es am wenigſten vermuthet hätte. Mein alter Freund, der Schornſtein nämlich, war etwas wacklig geworden, ohne ſich jedoch dieſes Leidens anfänglich im vollen Umfange bewußt zu ſein. Wohl hatte er einigemale in wilden Sturmnächten über Kopf- und Geſichtsſchmerzen geklagt, auch von unbehaglichem Zittern und Reißen in ſeinen oberen Theilen geſprochen, doch hatte ich, um ihn zu ermuthigen, gelacht, wenn er zuweilen traurigen Phantaſieen Raum gab, wenn er von Auflöſung, Lebensende und dergleichen melancholiſchen Dingen ſprach. Wohl hatte es mich einigermaßen befremdet, daß er ſeit langer Zeit nicht mehr von der Küche des erſten Stockwerks berichtete, von der Köchin, die dort ſo heitere Lieder ſang, oder von dem lodernden Kaminfeuer im glänzenden Eckſalon, an dem ſo ausnehmend luſtige Geſchichten erzählt wurden — ja es war mir aufgefallen, daß er innige Freundſchaft geſchloſſen hatte mit dem ärmlichen Windofen einer Kammer des dritten Stocks, wo ein alter Pfandverleiher wohnte, der den ganzen Abend geiſtliche Lieder ſang. Die brummte ihm nun der Schornſtein nach, und es war für mich ſehr unangenehm, ihn Nächte lang heulen zu hören und eine einzige Strophe, wie z. B.

O Ewigkeit, du Donnerwort,

tauſendmal wiederholen. Er machte auch an mir Bekehrungsverſuche, doch war ich mit meinem leichten Naturell nun einmal nicht dazu gemacht, einſehen zu können, daß in der Welt nur Jammer, Noth und Sünde herrſchen, daß es unſere Lebensaufgabe ſei, das Dieſſeits gründlich zu verachten, um uns nach einem Jenſeits zu ſehnen, wo da ſei Heulen und Zähneklappern.

Es war eine wilde Nacht, gleich jener für mich ſo unglücklichen, wo ich meine Lebensgefährtin, die arme Eliſe, verloren; der Wind ſauste über die Dächer und kämmte mit gewaltiger Hand gegen die Ziegel, daß es klang, als müſſe alles in Stücke gehen. Unordentliche Dachladen flogen klirrend auf und zu, der Regen ſauste über uns her und ſchien froh zu ſein, wenn er in den Dachrinnen ein Aſyl gefunden vor der tollen Wuth, mit dem ihn das heulende und kreiſchende Volk der Winde vom Himmel herab gejagt. Wenn es einen Augenblick Ruhe gab, ſo hörte ich den alten Schornſtein ſprechen und wehklagen, auch zuweilen philoſophiren und mit zitternder Stimme ſagen: Junge Schornſteine können einſtürzen, wenn es alſo beſchloſſen iſt dort oben, wo der Wind herkommt, und ſo unzweifelhaft es iſt, daß Kuhſchwänze wackeln und doch nicht abfallen, ebenſo wahr iſt es auch, daß wenn ein altes Gebäude, wie ich, erſt anfängt ſich hin und her zu bewegen, das Ende der Tage deſſelben nahe liegt. — O Ewigkeit, du — — — — den Donner hörte ich noch, aber ſonſt kein Wort mehr. Es praſſelte und krachte um mich her, als falle der Himmel über mir ein oder als ſtürze das Haus unter mir zuſammen. Ich war gelähmt, das fühlte ich; ich lag regungslos, bedeckt mit Kalk und Steinen; ich dachte an Eliſe und verlor die Beſinnung.

Wie lange ich ſo gelegen, von Steinmaſſen bedeckt, rings um mich Finſterniß, weiß ich nicht genau anzugeben. Endlich aber fühlte ich, daß man mir Luft machte; ich ſah das Tageslicht wieder, zuerſt durch eine kleine Spalte zu mir eindringen,

dann mehr und mehr und war endlich von allem dem befreit, was auf mir gelegen. Doch fühlte ich zu meinem großen Schrecken, daß ich nicht mehr wie früher grade und ſtolz auf dem Dache ſtand, ſondern daß ich auf der Seite lag. Auch war ich gelähmt. Von ſelbſtändigem Herumdrehen wie früher keine Spur mehr; ja als die Hand, die mich von dem befreit, was auf mir gelegen, verſuchte, mich gewaltſam umzudrehen, fühlte ich wohl, daß dies unmöglich war; ich war bewegungslos, ſteif an allen Gliedern. — Den hat es tüchtig mitgenommen, ſagte der Schloſſergeſelle, nachdem er vergeblich verſucht, mich aufzurichten. — Laßt mich ſchweigen von der ſchmerzhaften Operation, als ich nun gewaltſam vom Dache losgeriſſen wurde; der Lehrjunge nahm mich auf die Schulter, um mich hinunterzutragen, und jetzt erſt war es mir vergönnt, einen Blick um mich her zu werfen. Mein Freund, der Schornſtein war verſchwunden, ſein zertrümmerter Leib lag rings auf dem Dache zerſtreut; die Deckplatte ſeines Kopfes hatte mich am ſchwerſten getroffen, ſie war es, die mich auf die Seite gedrückt hatte. So hatte er doch recht gehabt, der unglückliche Freund, mit ſeinen trübſeligen Phantaſieen. Von dem Augenblick an begann ich an Ahnungen zu glauben. Der Lehrjunge brachte mich in die Werkſtatt und warf mich dort neben dem Schmiedeherd hin unter anderes altes Eiſen. Eine ſolch geringſchätzige Behandlung hatte ich nicht verdient. Aber was wollte ich machen! Ich mußte mich ruhig verhalten; und als ich ſo in dem ſchmutzigen Winkel lag, erging es mir, wie meinem unglücklichen Freunde auf dem Dache droben und ich vertiefte mich in allerlei traurige Betrachtungen. Wie, wenn man vielleicht finden würde, es ſei nicht mehr der Mühe werth, mich zu repariren! Wenn ich jetzt ſchon in meiner beſten Manneskraft verurtheilt wäre, unter das alte Eiſen zu kommen! Nein, nein, ſo grauſam konnte das Geſchick unmöglich mit mir ſpielen! Es kam auch in der That anders und weit beſſer.

Nachdem ich ein paar Stunden in der Kohlenaſche gelegen, kam der Meiſter in die Werkſtatt und fragte ſogleich nach mir. O ſeine Stimme durchſchauerte mich ſüß und wohlbekannt. Ja, er war es ſelber, der mich vor vielen Jahren angefertigt, mein Erzeuger, ich könnte eigentlich ſagen, mein Vater. Auch er ſchien ſich gern der Tage meiner Geburt zu erinnern, denn als er mich nun in die Hand nahm, lächelte er freundlich in ſich hinein und murmelte etwas, was ich nicht recht verſtand. Es war mir aber, als ſagte er: es iſt doch gut, daß es ſo gekommen iſt! Dann ſchraubte er mich aufrecht in den Schraubſtock und beſah aufmerkſam meinen Schaden. Kurze Zeit nachher öffnete ſich die Thüre der Werkſtatt, und ein junges, blühendes Weib trat herein mit einem dicken, friſchen Kinde auf dem Arm. „Schau her," ſagte der Schloſſer, indem er die Frau herzlich an ſich zog, „als ich die Wetterfahne gemacht, da hatte ich ganz ſeltſame Gedanken und Wünſche im Kopf, und ſo eben ſagte ich zu mir ſelber: es iſt doch gut, daß es anders gekommen iſt." Das junge Weib legte ihren Arm auf ſeine Schulter und das Kind griff mit den Händchen nach ſeiner Arbeitsmütze und zog ſie ihm vom Kopfe. „Damals," fuhr der Schloſſer lachend fort, „war ich grauſam verliebt in die Friederike, die Tochter meines Meiſters, und ich glaubte auch ſchon, ſie möchte mich leiden; doch war das nur ſo gethan, ſie hatte andere Ideen in ihrem Kopfe, als nach einem rußigen Schloſſer. Nun, ich will ihr nichts Uebles nachſagen, hat ſie doch Unglück genug habt. Der Offizier ließ es ſich bei ihr gefallen, ſo lange es ihm gefiel; als er aber nach einem halben Jahr aus dem Hauſe weg blieb, da — ja da — machte das Rickele eine Reiſe zu einer Verwandten aufs Land. Und von dem Augenblicke an wollte in dem Hauſe nichts mehr gedeihen. Ich war ſchon längſt davon gezogen; die Meiſterin ſtarb, der Meiſter folgte ihr bald nach, und ſie — nun ſie hat am Ende freilich ihren Lieutenant geheirathet, nachdem er kein Lieutenant mehr war. Denn er hatte

Schulden gemacht und wußte ſich anders nicht zu helfen, als daß er das ziemlich bedeutende Vermögen erheirathete, das mein ehemaliger Meiſter hinterlaſſen. Es ſoll aber eine Ehe zum Erbarmen ſein. — Das iſt nun einmal ſo der Lauf der Welt. — Mich aber freut's," fuhr der Schloſſer fort, „daß ich den Burſchen da wieder einmal unter meine Finger kriege, und ich will ihn auch in Erinnerung an die alte Zeit wieder ſo zuſammenflicken, daß er ausſehen ſoll wie neu." —

Wie dankte ich ihm innerlich für dieſe freundlichen Geſinnungen! Und er ließ ſie auch zur That werden; denn ſchon wenige Tage nachher betrachtete er genau die Schäden, die ich erlitten, nahm mich auseinander, hämmerte an mir herum, und das mit derſelben Ausdauer und Liebe, wie damals, wo er mich angefertigt. Als ich nun wieder vollkommen hergeſtellt war, bekam ich einen neuen ſauberen Anſtrich, und ohne daß man mich der Eitelkeit beſchuldigen darf, muß ich ſchon geſtehen, daß ich wieder eine der ſauberſten Wetterfahnen geworden war, die man weit und breit ſehen konnte. Beim geringſten Klaps, den mir der Meiſter gab, flog ich ſo behende herum, daß ich kaum ſtille ſtehen konnte, und da das ein großes Vergnügen des Bübchens der Meiſterin war, ſo wurde ich zum Spielzeug für daſſelbe erkoren, wurde deßhalb nicht zu dem andern Eiſenwerk geworfen und blieb in der Ecke in einem Schraubſtock feſtgeſchraubt.

Es war unterdeſſen Winter geworden, und der freundliche Meiſter ſagte: „ich kann mich gar nicht entſchließen, den armen Kerl bei dem Hundewetter auf das Dach zu ſetzen. Jetzt iſt es ja überhaupt gleichgültig, ob man ſieht, woher der Wind bläst; daß es regnet und ſchneit, merkt man ohnedies."

Ich glaube, daß ich ſchon von dem Platz neben dem Herde geſprochen, wo das alte Eiſenwerk hingeworfen wurde, das man dem Schloſſer zur Aufbeſſerung brachte. Da war nun eine ganz artige Geſellſchaft bei einander, denn der Meiſter hatte eine große

Kundſchaft, und manche Stücke mußten oft lange warten, bis die Reihe an ſie kam, um ſie wiederherzuſtellen. Es war eigentlich nur das gröbere Volk, welches am Boden lag, als: lahm gewordene Feuerzangen, verdrehte Schlöſſer, Keſſel und Pfannen, an denen die Stiele wacklig geworden waren, Feuerſchaufeln, Bügeleiſen, verwaiſte Schrauben, die ihre Mutter verloren hatten, oder unglückliche Schraubenmütter, deren Schrauben abhanden gekommen waren, ferner Ketten, Riegel und zerbrochene Stangen. Die ſogenannte gute Geſellſchaft hielt ſich auf einem Brette auf, das neben dem Herd an der Wand befeſtigt war, als: feinere Schlüſſel, zierliche Schlöſſer, zerbrochene Lichtputzſcheeren und dergleichen Zeug mehr.

In der Werkſtatt waren gewöhnlich neben dem Meiſter fünf bis ſechs Geſellen beſchäftigt, daher es uns denn, die wir zuſchauen und zuhören durften, nie an Unterhaltung fehlte. Neben den luſtigen Liedern, die zum taktmäßigen Schlag der Hämmer geſungen wurden, und Erzählungen, die wir mit anhören durften, beſonders wenn der Meiſter nicht anweſend war, vernahmen wir auch viel Lehrreiches und Schönes von Unſeresgleichen, wenn das Eiſen unter der Hand des Geſellen von ſeinen vergangenen Tagen erzählte. Für dieſe war freilich der ſchrille Ton, der unter der ſcharfen Feile hervorklang, nur ein unangenehmes Gekreiſch; ſie fanden keine Bedeutung in dem dröhnenden Schlag des Hammers auf dem Eiſen; wir aber, von gleicher Abſtammung, verſtanden die Sprache Unſeresgleichen und erfuhren manches aus ihrem vergangenen Leben. Wenn ich nicht mit Leib und Seele Wetterfahne geweſen wäre, ſo muß ich ſchon geſtehen, daß ich während meines Aufenthalts in der Werkſtatt gar keine Sehnſucht nach meinem Dache gehabt hätte, namentlich bei der jetzigen Witterung, bei Regen, Schnee und von dem uns der Wind, wenn er heulend die Eſſe herabfuhr, zur Genüge erzählte. Meiſtens war aber der Wind verdrießlich und zankte viel mit den Kohlen und dem Feuer auf

dem Herde; beſonders unangenehm aber war es ihm, wenn er in den Blasbalg geſperrt wurde und auf dieſe Art gebändigt das Feuer anfachen mußte. Da fuhr er zornig und pfeifend heraus, und der Lehrjunge erhielt von dem Altgeſellen manch unverdienten Puff, wobei ihm vorgeworfen wurde, er ziehe den Blasbalg ſo heftig, daß, ſtatt das Feuer anzufachen, die glühenden Kohlen überall in der Werkſtatt umherflogen. Ich aber, der die Sprache des Windes genau ſtudirt hatte, wußte wohl, daß er aus lauter Ingrimm ſo heftig von ſich blies; ich verſtand es wohl, wenn er unter Pfeifen und Toben ſprach: „iſt das auch ein Geſchäft für einen rechtſchaffenen Wind, deſſen natürliche Beſtimmung es iſt, frei über Berg und Thal zu fliegen, hier in das ſchmutzige Leder eingeſpannt zu ſein und auf die nichtsnutzigen kalten Kohlen blaſen zu müſſen, bis ſich das Lumpenzeug endlich einmal dazu bequemt, warm und glühend zu werden? Pfui! Sturm und Blitz! Das hätte ich all mein Lebtag nicht gedacht — ich, der Wind, das himmliſche Kind.“ Wenn er ſo brummte, wandte er ſich meiſtens an mich, denn wir beide waren ja alte Bekannte; wenn er mich auch droben auf dem Dach ſchlecht behandelt hatte, ſo war er doch auch wieder die Urſache mancher meiner ſtillen Freuden, wenn er mich ſanft herumdrehte und ſo viel Schönes ſehen ließ.

„Dir iſt es hier auch langweilig in der rußigen Werkſtatt,“ ſauſte er mir zu. „Na, ich hoffe, wir werden hier am längſten geweſen ſein, und wenn wir uns droben wiederfinden, ſo wollen wir uns ſchon mit Muße unterhalten über die armſelige Gefangenſchaft hier unten.“ So ſprach der Wind, und dazu ſeufzte und klirrte das alte Eiſen im Winkel gar wehmüthig. Hatten wir doch Hoffnung, wieder zu unſerer Freiheit zu gelangen; dieſes aber harrte bebend auf den Urtheilsſpruch des Meiſters, ob es zu einer nochmaligen Reparatur würdig befunden würde. Im

andern Falle kam es in den Sack und mußte von da in die Gießerei — ein ſchreckliches Loos!

Wenn es, wie ich ſchon bemerkt, an gewöhnlichen Werktagen hier unten nicht ſo unangenehm war und man viel Schönes und Lehrreiches hören konnte, ſo waren doch unſere vergnügteſten Stunden an Feier- und Sonntagen, wenn die Werkſtatt geſchloſſen war und wenn in tiefer Feierſtille Hammer und Feile ruhte. Dazu klangen draußen meine Freunde, die Kirchenglocken, und erregten in mir mitunter ein wehmüthiges Gefühl nach meinem ſchönen freien Dache. Zuweilen drang auch ein blendender Sonnenſtrahl in die Werkſtatt und gab dem umherfliegenden Staube, einem leichtſinnigen Volk, Veranlaſſung, auf demſelben ſeine luſtigen Tänze aufzuführen. In ſolchen Stunden ſtieß der Wind durch den Blasbalg einen tiefen Seufzer aus und ſagte: „Gottlob! jetzt endlich doch einmal ein wenig Ruhe; jetzt endlich einmal ein Augenblick, wo auch wir uns unſeres Lebens freuen können. — Ah, wie das wohl thut, nicht mehr geknechtet zu ſein von einem ſchmierigen Lehrjungen, der noch lange Zeit braucht, bis er trocken hinter den Ohren wird.“

Wenn ſo der Wind geſprochen, dann ſchnarrte, klang, ſchliff und ſchetterte es rings umher in allen Winkeln; ſelbſt unſere Feinde, Ambos, Hammer und Feilen, gaben alsdann, ſich der gemeinſchaftlichen Abſtammung erinnernd, einen klingenden Ton von ſich. Das alte Eiſen im Winkel und die gute Geſellſchaft auf dem Brette machten aber alsdann einen ſolchen Spektakel und das ſprach und klang durch einander, daß es mich oftmals wunderte, wie der Meiſter den Lärm nicht höre und nachzuſehen käme, was denn eigentlich in der Werkſtatt los ſei. Wenn ſie es aber mit ihrem Geſchrei und Geſchnatter gar zu arg trieben, ſo blies der Wind die Backen des Blasbalges auf und dann wurden ſie abgekanzelt, daß es eine Freude war. „Iſt das auch eine Manier,“ rief er aus, „ſo einen heilloſen Lärmen zu verführen und durch-

einander zu ſchreien, als wenn wir ein Haufen alter kaffeetrinkender Weiber wären! Schämt euch, ſo über die kleinen Leiden eures erbärmlichen Lebens zu klagen, wenn auch mancher von euch glaubt, ſeine Beſtimmung verfehlt zu haben! Freut euch über das, was ihr geworden ſeid; es kann nicht alles zu einem ſchönen Schloß oder kunſtvollen Schlüſſel verarbeitet werden, es muß auch Haken und Riegel geben. Wohl weiß man, daß ein Bügeleiſen für etwas ganz abſonderlich Vornehmes angeſehen wird, und daß manche ſeufzen und klagen: ach, wenn ich doch ein Bügeleiſen geworden wäre! Aber ſeht, was können die machen ohne Feuerſchaufel und Schüreiſen. Sturm und Blitz! Jeder ſei mit ſeinem Loos zufrieden, und wenn mancher auch ein paar Schläge des Hammers und ein paar Riſſe mit der Feile mehr erhält als der Andere, das geht auch vorüber. Und wer was Rechtes werden will, der muß auch Plackereien und Leiden durchmachen; das ſtählt die Nerven, und ungeſtählt ſeid ihr doch faſt alle nichts werth."

Wenn es ſo aus dem alten Blasbalg ſprach, dann verſtummte der Lärm und das Geſumme nach und nach, und höchſtens waren es ein paar Schlüſſel oder irgend ein zierliches Schloß, das auf- und zuſchnappend ſagte: „jeder denkt und fühlt nach ſeiner Conſtitution; ſo ein Wind nimmt freilich alles leicht."

„Ja, ſo ein Wind," verſetzte es darauf ingrimmig aus dem Blasbalg, „hat mehr Urſache zum Klagen als ihr. Ihr dreht euch in eurem engen Wirkungskreiſe herum. Was hat ſo ein Schlüſſel zu thun? Aus der Taſche in das Schlüſſelloch, das iſt alles. Ich aber, ein Kind der Freiheit, der wilde, ſchrankenloſe Sohn der Wüſte und des Meeres, ich fühle mich doppelt elend, wenn man mich eingefangen hat und dienſtbar macht."

Den Ausfall des Windes auf die Schlüſſel mochte einer derſelben, ein langes, ſchmales Geſchöpf mit krauſem Barte, übel genommen haben, denn er entgegnete: „Jeder ſieht die Sachen

an, wie er ſie verſteht. Wer wie Unſereins Stunden und Tage lang in einem Schlüſſelloch ſteckt, der ſieht Manches, von dem Euresgleichen, wenn er auch noch ſo toll um's Haus herum tobt und überall eindringen will, keine Ahnung hat."

Es that den Schlöſſern und Schlüſſeln außerordentlich wohl, daß einer Ihresgleichen ſie ſo warm vertheidigte, und ſie ſchnarrten vergnügt durch einander und meinten, ja, wer wie ſie durch alle Schlüſſellöcher ſchauen könne, der mache die intereſſanteſten Erfahrungen. Gegen dieſe Anſicht opponirte übrigens eine ganze Menge anderer Dinge. „Was wollt ihr Schlüſſel, wenn ihr auch hie und da etwas erlauſcht?" meinten ein paar alte ehrwürdige Bügeleiſen. „Hie und da mag euch freilich etwas nicht ganz Unintereſſantes vorkommen, aber ſeid einmal an unſerer Stelle, fahrt einmal geſchäftig hin und her in der Hand geſchwätziger Büglerinnen, auf der verſchiedenartigſten Wäſche herum, die uns von ihren Schickſalen erzählt, da hättet ihr das Recht mitzuſprechen. Wir ſagen euch, wir erfahren in einem Morgen mehr als ihr im ganzen Jahre."

„Ja, ja, die Schlüſſel," knurrte eine alte Feuerſchaufel, „wollen immer was Appartes haben; ſie meinen, weil man ſie ſo ſorgfältig aufhebt, ſeien ſie was Rechtes. Und doch gehören ſie zur äußern Dienerſchaft und dürfen kaum die Naſe in's Zimmer hineinſtrecken. Allen Reſpekt vor den Bügeleiſen und den Büglerinnen; aber ich kann mir nun einmal nicht helfen, beide gehören nicht zur Familie und arbeiten doch nur im Taglohn. Wir dagegen ſitzen beſtändig im beſten Winkel des Zimmers, am warmen Ofen; wir, die Feuerſchaufeln, werden freundlich in die Hand genommen, und während wir unſern Dienſt thun, hören wir von manch angenehmer Begebenheit."

Als die Feuerſchaufel ſo ſprach, ſah ich, wie ein Schlüſſel der guten Geſellſchaft vom Brette herab auffallend nach ihr ſchielte und bei ihren Reden recht verdrießlich, ja zornig drein-

gemacht, ſo iſt es Dir vielleicht auch gegangen.“ Ich ſchüttelte ſchmerzlich mit dem Kopfe und er fuhr fort: „aber laß mich um Gotteswillen jetzt ſchlafen, ich bin wie gerädert, es iſt ja heute Sonntag, komm morgen früh auf die Kaſſe, da wollen wir über die Sache weiter ſprechen.“

Ich eilte wie ein Betrunkener durch die Straßen, ich mattete mein Gehirn ab und brachte jeden Augenblick von da, wo ich die Kaſſenanweiſungen empfangen, bis wo ich mich zu Bett gelegt, klar vor mein Gedächtniß, ich hatte meine Beſinnung durchaus nicht verloren und wußte Alles, was ich gethan, ganz genau. Unterwegs traf ich zufällig den Doktor, er nahm mich mit nach Haus und gab mir ein Glas Bitterwein „zur Wiederherſtellung meines Magens,“ ſagte er, „denn Sie ſehen verteufelt miſerable aus.“ Ich geſtand unſer geſtriges Souper, er drohte mit dem Finger, und ich verſetzte mit einem tiefen Seufzer, es ſei das letzte geweſen. Emma hatte die Doktorin zur Kirche abgeholt, was mir lieb war, denn ich wäre nicht im Stande geweſen, in das klare ruhige Antlitz von Sibylle zu ſehen und eine Unterhaltung mit ihr zu führen. Was der Doktor zu mir ſprach, rauſchte wie ein Waldwaſſer in meinen Ohren, und als er mir den Namen Emma's nannte, ſah ich ihn fragend an.

„Sie ſcheinen einigermaßen geiſtesabweſend,“ lachte

ſchaute. „Du haſt wohl recht, Dich zu überheben,“ ſprach eben dieſer Schlüſſel nach einer kleinen Pauſe; „biſt Du nicht aus einer blauen Stube mit rothen Vorhängen? Warſt Du nicht bei einem weißen Kamin angeſtellt, auf dem eine Uhr von Bronze ſtand, welche einen Wagen vorſtellte, auf dem die Göttin Venus ſaß und von ihren Tauben gezogen wurde? Ja, ich kenne Dich, Du biſt es. Du brauchteſt wahrhaftig kein ſo großes Maul zu haben.“

Die Feuerſchaufel ſchien durch dieſe Anrede einigermaßen verwirrt zu ſein, doch faßte ſie ſich; als ſie aber ſprach, geſchah es nicht mehr mit der gleichen Sicherheit, wie früher. „Allerdings,“ ſagte ſie, „bin ich die, welche Du meinſt, und weiß auch, worauf Du anſpielſt. Doch gehört das eigentlich gar nicht daher. Unglück kann ein jedes haben.“ — „Das iſt wahr,“ miſchte ſich der Blasbalg in's Geſpräch. „Aber wenn Dein Unglück intereſſant iſt, ſo würde es uns nicht unlieb ſein, etwas davon zu erfahren.“

„Ja, ein Unglück,“ pfiff es aus dem Schlüſſel recht giftig. „Das iſt aber kaum ein Unglück zu nennen; wenigſtens war die ſchartige Feuerſchaufel mit ſchuldig an der ſchlimmen That. Warum ſtand ſie gerade ſo herausfordernd an der Kaminecke, als er — nun, mich geht die Geſchichte nichts an und ich will deßhalb nicht vorgreifen.“ — „Wenn man mich Mitſchuldige nennt,“ verſetzte die Feuerſchaufel in weinerlichem Tone, „ſo kann ich Dich ebenſo heißen. Hätteſt Du beim Aufſperren des Schloſſes ein rechtes Geräuſch gemacht, wie es ſich für einen Schlüſſel geziemt, der kein heimtückiſcher Schleicher iſt, ſo wäre all das Unglück nicht geſchehen.“

Ich weiß nicht, als die Feuerſchaufel ſo ſprach, durchzuckte es mich ganz ſeltſam. Dieſe ſcharfe, ſchrillende Stimme hatte ich ſchon gehört, hatte ich oftmals gehört, und wenn ich darüber nachdachte, flog eine ganze Reihe meiſtens betrüber Tage und Nächte, mich an die traurigſte Zeit meines Lebens erinnernd, bei

mir vorüber. Sollte ſie es ſein? — O dieſes Wiederfinden wäre gar zu ſchrecklich geweſen.

„Ich habe meinem Herrn treu gedient," ſagte hochmüthig der Schlüſſel. „Und wenn ich auch ſelbſt in Schaden kam, ſo freut es mich doch, daß ich das Schloß ſo behutſam öffnete, daß von den Beiden im Zimmer keines etwas davon vernahm."

„Aha!" ſprach der alte Blasbalg, „das iſt eine von den alten Geſchichten, wie ſie häufig genug vorkommen und wie ich ſie erlebt habe unter allen Himmelsſtrichen. Zwei, die rechtmäßig nicht zuſammengehören, werden von einem Dritten überraſcht, der das Recht hat, ſie zu überraſchen. Ich gebe ſchon zu, daß der Schlüſſel hätte ein Bischen knarren können, aber wenn er darauf pocht, ſeine Schuldigkeit gethan zu haben, ſo kann man der Feuerſchaufel ebenfalls ſagen, daß ſie bei dem Unglück ein unſchuldiges Werkzeug war." — „O ja, ein ſehr unſchuldiges," ſeufzte die alſo in Schutz Genommene. „Werde ich doch alle Tage meines Lebens nicht mehr froh werden, wenn ich daran denke."

„Blut klebt an ihr, Blut," ſprach triumphirend der Schlüſſel, und als er das geſagt, ſchauderten ſämmtliche Bügeleiſen, die feinen Schlöſſer und Lichtputzſcheeren klirrten ordentlich ängſtlich zuſammen, und nur ein paar alte roſtige Ketten im Winkel, ſowie die zerbrochene Klinge eines langen und ſcharfen Meſſers brummten mit leiſer Stimme: „Nun, ſo ein bischen Menſchenblut, was iſt das weiter! Nicht der Rede werth."

Die Feuerſchaufel ſchien übrigens tief gebeugt von dem Ausdruck des Abſcheus, der ſich von vielen Seiten kundgab, und ſie ſagte kläglich: „Ja, entſetzt euch nur über das, was mir begegnet; vielen von euch hätte es grade ſo gehen können, und wer wie ich zum Unglück geboren iſt, den trifft nichts als Jammer und Herzeleid auf dieſer ſchlimmen Welt. Jetzt bin ich freilich eine elende, ſchartige, kompromittirte Feuerſchaufel. O Du lieber Himmel! Und ich war doch in meiner Jugend zu etwas Beſſerem

auserſehen." — Jedes Wort traf mich wie das größte Hagelkorn.

„Damals achtete ich," fuhr die Feuerſchaufel fort, „meine ausgezeichnete Stellung für gering. Ich war, obgleich hochgeſtellt über euch alle, mit meinem Geſchicke nicht zufrieden; ich murrte gegen die Vorſehung; ich verbitterte unrechtmäßiger Weiſe das Leben dem, der mir von einem gütigen Schickſal zum Gefährten gegeben war. — O mein Edmund! ich begriff nicht, daß ich vor Tauſenden gewürdigt und auserleſen war; ich war undankbar, ich war eine ſchlechte Gattin. Aber wenn auch hart, ſo traf mich doch gerecht das Verhängniß. Ich ſank herab immer tiefer und tiefer, ich wurde, was ich damals in meiner Verblendung wünſchte zu werden und was ich jetzt zu meinem Unglück geworden bin, — eine jammervolle, blutbefleckte Feuerſchaufel."

Jetzt konnte ich mich nicht länger halten. Ja, ſie war es. Vergeſſen hatte ich die trüben Stunden, die ſie mir bereitet, und ich dachte nur noch jener ſeligen erſten Augenblicke, wo ſie ſich neben mir drehte im hellen Sonnenlichte, in friſchen Farben, glänzend vergoldet. — Das alſo iſt das Loos einer Wetterfahne auf Erden? Ich ſchauderte. Konnte es ihr ein Troſt ſein, mich nach Jahren ſo im neu aufgefriſchten Jugendglanze wieder zu ſehen? — Warum nicht. Wenn es auch etwas Herbes für ſie hatte, ſo ſtellte ich mich doch, indem ich mich zu erkennen gab, als ihr natürlicher Beſchützer gegen die hochmüthigen Schlöſſer und Schlüſſel dar, die immer noch Luſt zu haben ſchienen, mit ſcharfen Reden über das tief gebeugte Weib herzufallen. Dieſer Gedanke ſiegte und ich rief ſo ſanft, wie es mir möglich war: „Sieh mich an, Eliſe, meine unglückliche verlorene Gattin; ich bin es, Dein Edmund."

Dies gab ein allgemeines Aufſehen in der Werkſtatt. Die Schlöſſer und Schlüſſel klangen erſtaunt durch einander, die Bügeleiſen rappelten ihre Verwunderung aus über dieſes uner-

hörte Ereigniß, und der Wind aus dem Blasbalg ſauste: „Es iſt ſo, ich kann es bezeugen. Schmerzlich berührt mich dies traurige Wiederſehen; denn ich war es, der in jener Nacht den Steinkranz vom Kamin herabwarf. Vergebt mir, meine Freunde.“

Dies alles war zuviel für das erſchütterte, ſchartige und halbverbrannte Gemüth der unglücklichen Frau. Sie blickte mich einen Augenblick wie zweifelnd an, ſie rief ſchmerzlich: „Ja, Du biſt es, mein Edmund!“ und darauf ſank ſie ohnmächtig in die geöffneten Arme eines defekten Feuerbockes, der glücklicher Weiſe neben ihr ſtand.

Ich glaube faſt, es war Zartgefühl von dem alten Blasbalg, daß er, während er die Ohnmacht der unglücklichen Eliſe, ſowie meine Verwirrung und daß uns dabei das ſchadenfrohe Gezeug der Schlöſſer, Schlüſſel und Bügeleiſen recht hämiſch und erwartungsvoll anblickte, kaum zu bemerken ſchien, ſich gewaltig aufblies und durch das Gemach pruſtete, als wollte er ein ungeheures Schmiedfeuer anfachen, wobei er ſagte: „Unglück kann Jedermann haben, und daß die jetzige Ofenſchaufel, geweſene Frau Wetterfahne, geborene Eiſenblech, nicht nur aus einer ſehr guten Familie ſtammt, ſondern auch früher eine der höchſten Stellungen im Leben einnahm, kann ich mit vollem Recht bezeugen. Alſo zieht mir weiter keine Geſichter über die erbärmliche Geſchichte, auf welche der boshafte Schlüſſel angeſpielt. Hat der andere ſeinen Schlag weg, ſo hat er ihn wahrſcheinlich verdient und damit Baſta. Was nun meinen Freund Wetterfahne anbelangt, ſo kenn' ich den noch genauer, ich weiß, daß er ein Ehrenmann iſt, der ſo viel Charakter und Fonds beſitzt, daß man aus ihm ein Dutzend Schlöſſer, unzählige Schlüſſel und auch noch zur Noth ein paar klappernde Bügeleiſen herſtellen könnte. Alſo haltet Frieden. Es iſt wohl der Mühe werth, den Menſchen nachzuahmen und die koſtbarſten Stunden, die wir haben, mit Gezänk hinzubringen. Potz Ambos und Hammer! Wer aber was Geſcheidt's vorbringen

kann, der ſoll reden, d. h. nach mir; denn zuerſt gebe ich in meiner Eigenſchaft als Präſident mir ſelbſt, als dem Mächtigſten und Geſcheidteſten, das Wort. — Verſtanden?“ Es ſchien mir in der That, als ob alle die Worte des Windes verſtanden hätten. „So iſt's recht,“ klirrte und klang es durch einander, „Ordnung muß ſein, und wenn der Wind geſprochen hat, ſo komm ich an die Reihe. — Oder ich. — Oder ich. — Oder ich.“

Die einzige Oppoſition wagte eine alte, verdächtig ausſehende, roſtige Kette, die im Winkel lag und murrte: „Es wäre doch ſchön geweſen, wenn wir erfahren hätten, wem die Ofenſchaufel eigentlich den Kopf eingeſchlagen. Solche Geſchichten ſind meine Paſſion und die höre ich für mein Leben gern.“ — „Schweig!“ ziſchte der Blasbalg zur Antwort herunter. „Ich kenne Dich, Spiegelberg! Daß Du an Blut und Unthat Vergnügen haſt, finde ich begreiflich; und wer da weiß, daß Du faſt Dein ganzes Leben am Galgen zugebracht, wird Dir das auch nicht übel nehmen.“

„O Du Himmel!“ kreiſchte eine feine Stimme aus derſelben Ecke, wo die Kette lag, „muß ich das erleben, muß ich aus der feinſten Geſellſchaft, in welcher ich mich bisher bewegte, aus einer Stellung hinweg, in der ich von den ſchönſten Cavalieren beneidet war, in ſolch rohe, blutdürſtige Geſellſchaft kommen!“ — „Was pipt denn da unten?“ fragte der Wind faſt ärgerlich. „Was iſt das, was da ſchreit?“ — „Wer ich bin?“ entgegnete die Stimme von vorhin. „O, ich bin zum Unglück geboren. Fluch der Stunde, wo mein kleiner Haken zerbrach.“

„Die hat wohl Urſache, ſo viel Lärm zu machen,“ ſagte ein ſtämmiges und ſehr ehrbares Bügeleiſen; „es iſt nur eine zerbrochene Strumpfbandſchnalle.“ — „Und will da von ſchlechter Geſellſchaft reden!“ murrte die Kette. „Die iſt auch wohl in keiner feinen Umgebung geweſen. Seh' Einer an das Ding da. Was ich war, läugne ich freilich nicht, und wenn ich auch am Galgen hing und bei Hinrichtungen diente, ſo habe ich doch die gleiche Ehre davon,

wie der Richter mit ſeinen zwölf Geſchworenen. Wenn ich ſpäter das Wort erhalte, werde ich im Stande ſein, ganz moraliſche Dinge zu erzählen. — Aber Du —." — „Ich habe die gleichen Rechte in dieſer reſpektabeln Geſellſchaft," meinte die Strumpfbandſchnalle, „und —".

„Ruhig, ruhig!" rief es aus dem Blasbalg, als der Wind bemerkte, daß mehrere tugendhafte Lichtputzſcheeren vor Entrüſtung zitterten. „Ich werde mir ſchon erlauben, eine gehörige Cenſur zu üben. Freilich kann ich auch dem Geringſten unter uns das Wort nicht verbieten; doch wie geſagt, Anſtand vor Allem."

„Daß ich den nie verletzen werde," ſprach entrüſtet die Schnalle, „weiß gerade unſer würdiger Präſident am beſten. Wenn ich ſein Gedächtniß auffriſche, ſo wird er ſich erinnern, daß wir alte Bekannte ſind." — „Oh, oh!" machte der Wind einigermaßen verwirrt. „Das iſt ganz möglich, aber mir nicht ganz erinnerlich. Ich treibe mich bald hier, bald da herum und —". — „Ja, es war in dieſem Frühjahr; wir ruhten auf einer Gartenbank, da kam er grade von Süden —."

Ich glaube, der Wind wußte es mir Dank, daß ich das Geſchwätz des unnützen Dinges unterbrach, und da eine Hand die andere wäſcht, ſo fand ich mich vollkommen befugt, auszurufen: „Auf dieſe Art werden wir wahrhaftig gar nichts erfahren. Ich beantrage, daß unſer verehrungswürdiger Präſident nicht ferner unterbrochen werde. Die Zeit verrinnt, und ich muß geſtehen, daß ich auf das, was er uns vortragen wird, außerordentlich geſpannt bin."

„Wir auch! wir auch!" tönte es ringsum, worauf der Wind behaglich herüber blies.

Mir war dies kleine Intermezzo außerordentlich angenehm geweſen. Eliſe hatte ſich erholt und ſchaute ſchüchtern zu mir herüber; es mußten ſehr traurige Gedanken ſein, welche die arme

Frau bewegten. Das, worauf ſie damals gehofft, hatte ſie freilich erreicht; ſie war eine Ofenſchaufel geworden, hatte aber nicht gedacht, daß eine Ofenſchaufel in dieſem miſerablen Leben ebenfalls mit Leiden zu kämpfen habe.

„Wer ich bin," ſagte der Wind, „das weiß ich eigentlich ſelbſt nicht ganz genau. Die Erklärung ganz alter Leute, die ſchon tauſend Jahre todt ſind, in deren Jugend ich aber ſchon luſtig über Wald und Flur ſtrich, daß wir Winde für uns ein reſpektables Departement bildeten, welches, um nach jetzigen Begriffen zu reden, unter einem Miniſter ſtand, der Aeolos hieße, iſt im Vertrauen geſagt, vollkommen falſch. Doch will ich meinem Freunde Homer, der uns in einer Stadt mit ehernen Mauern eingeſchloſſen ſein ließ, nicht wehe thun und dies nicht öffentlich erklären. Unter uns habe ich ſchon ein Recht, von meinem Alter zu ſprechen, und kann euch die Verſicherung geben, daß ich ſchon über den Erdball dahin ſtrich, als derſelbe noch aus unergründlichen Sümpfen beſtand, noch wüſte und leer war und von einer höchſt unangenehmen Finſterniß umgeben. Ich könnte dem Menſchengeſchlecht über jene Zeit viel Schönes und Wahres erzählen, doch hat mich daſſelbe von jeher zu ſchlecht behandelt, um ihm etwas Gutes zu erzeigen. Nicht genug, daß mich die Menſchen knechten, wo ſie können, daß ich jetzt ein Schiff fortbewegen muß, dann eine langweilige Mühle treiben, ihnen ſogar das Feuer anfachen, ſo haben ſie auch verſchiedene ehrenrührige Benennungen mit mir in Verbindung gebracht, die mich ausnehmend ärgern. Das iſt in den Wind geſprochen, ſagen ſie von einer Ermahnung, die nicht beachtet wird, oder: man weiß wohl, wo der Wind herbläst, wenn jemand was Zweideutiges thut; das iſt Wind, heißt es, wenn jemand unglaubliche Reden führt, und von einem Kerl, der alles Glaubens bar iſt, der aufſchneidet, prahlt und in den Tag hinein lügt, ſagen ſie, es ſei ein Windbeutel. So was läßt man ſich nicht gern gefallen, und deßhalb hüte ich mich auch wohl, ihnen manches zu

ſagen, was ich genau weiß, und worüber ſie vergeblich ihr ganzes Leben nachgrübeln. Auch kann ich es nicht leiden, daß die ſ. g. Gelehrten ſich herausnehmen, mich erklären zu wollen, und ſo von oben herunter ſprechen: eine fortſchreitende Bewegung der Luft, die durch Aufhebung des Gleichgewichts der Atmoſphäre entſteht, nennt man Wind. Etwas manierlicher ging man allerdings mit mir vor hundert Jahren um, wo die alten Leute von mir ſagten: der Wind, der Wind, das himmliſche Kind. Da haben ſie in ihrer Einfalt das Richtige getroffen, und ich bin nicht nur des Himmels Kind, ſondern ich bin ſogar des Himmels erſtgeborner Sohn, der Kronprinz des Himmels, und habe auch die gegründetſte Hoffnung, noch einmal an die Regierung zu kommen. Das kann aber ziemlich lange dauern, und ich will es in Geduld abwarten. Den Staatsſtreichen bin ich abgeneigt, und wenn ich mich auch zuweilen toll und wild in der Welt herumtreibe, ſo habe ich es doch nie über mich gewinnen können, dem, was einmal von oben herab beſtimmt war, entgegen zu wirken, obgleich es mir z. B. damals ein Leichtes geweſen wäre, den Vater Noah ſo unſanft auf dem Berge Ararat abzuſetzen, daß weder er, noch ſeine Sippſchaft, noch irgend eines ſeiner paarweiſe eingeſtellten Thiere mit dem Leben davon gekommen wäre. Was würde alsdann aus der Erde geworden ſein? — Wir wollen nicht darüber reden. Daß dann aber weder Schlöſſer, noch Schlüſſel, Bügeleiſen und Lichtputzſcheeren entſtanden wären, glaube ich mit einigem Grund annehmen zu können, und wenn wir dieſe Betrachtung weiter verfolgen, ſo bin ich eigentlich daran ſchuld, daß ihr alle entſtanden ſeid."

Wenn auch etwas Wahres an dem war, was der Wind ſagte, ſo muß ich doch geſtehen, daß er ſehr ruhmredig von ſich ſelbſt und mit ſehr wenig Rückſicht auf unſer Daſein ſprach. Aber ich war ihm Dank ſchuldig, weßhalb ich ein leichtes Kopfſchütteln unterließ, welches mich anwandelte, als er ſo mit aufgeblähten Backen über uns hinblies.

„Ich bin eigentlich ein verfluchter Kerl,“ fuhr der Wind fort, „der alte Ueberall und Nirgends. Was ſind die Menſchen mit ihren Eiſenbahnen und Telegraphen gegen mich? Das kriecht am Boden hin, auf den eiſernen Schienen oder am dünnen Draht, hat keine Freiheit, keinen eigenen Willen; und wenn es einmal ſo einer gequälten Lokomotive einfällt, ein bischen querfeldein zu rennen, ſo gibt es ein Lamentiren, das nicht zum Ertragen iſt. Mir aber iſt keine Bahn vorgezeichnet; der ganze Erdball iſt wie zu meinem Vergnügen erſchaffen. Wandelt mich die Luſt an, etwas Kühlung zu genießen, ſo wende ich mich nach den Polen, umkreiſe einen treibenden Eisberg und ſehe dem harmloſen Spiel der niedlichen weißen Bären zu. Gelüſtet es mich einmal nach einer außerordentlichen Hitze, ſo bin ich im Nu unter dem Aequator, laſſe mich da braten und ſchaukle mich in den Segeln eines vorüberziehenden Schiffes oder ſpiele mit dem Sand der Wüſte, der ein artiger Geſelle iſt und ſich recht gern das gelbe Fell von mir kräuſeln läßt. Das ſind meine großen Affairen. Will ich mich einmal ländlich und harmlos amuſiren, ſo ziehe ich die gemäßigte Zone vor, ſchwebe tändelnd über Berg und Thal, ſtreiche über das erfriſchende Waſſer und ſchwinge mich hoch durch die Gipfel wohlriechender Tannen. Und was die Menſchen anbelangt, wer kann ſich meinem Spiel entziehen? So ſanftmüthig ich ſein kann, ſo nehme ich es doch gewaltig übel, wenn ſie mir Fenſter und Thüren vor der Naſe zuſchließen und rüttle daran in meinem Unmuth ſo lange, bis ſie erſchreckt von meinem Muth ausrufen: wie iſt heute der Wind ſo toll! welch ſchrecklicher Wind! Das höre ich draußen mit wahrem Vergnügen und fahre alsdann heulend um die Schornſteine herum und klappere zu meinem Vergnügen mit den Dachziegeln. Sind aber die Menſchen manierlich, ſo bin ich es als höflicher Mann ebenfalls. Wer kann auch widerſtehen, wenn ein lieblicher Mund mit friſchen Lippen ſagt: ach, der ſüße Wind, welch herrlicher kühlender Hauch! Das bezwingt

mich, und da kann es leicht vorkommen, daß ich mich unter Roſengebüſchen hinwegſchleiche und mit einem Anſtrich von Verliebtheit einen glänzenden weißen Nacken küſſe. Auch ſchaukle ich mich in ſolchen Stunden gern um Gartenbänke herum und lüpfe leicht eine ſchwarze Haarlocke oder — —."

„O du mein Gott!" ſeufzte die Strumpfbandſchnalle. Und wer weiß, was ſie noch in dieſem Augenblicke hinzugeſetzt hätte, wenn nicht die Thür der Werkſtätte knarrend geöffnet worden wäre. Der Altgeſelle trat herein; er hatte ſeine hornene Schnupftabaksdoſe neben dem Schraubſtock liegen laſſen. Nachdem er ſie gefunden und ſich zu einer Priſe verholfen, blickte er um ſich her und ſagte: „Vor der Thüre habe ich es gehört, wie der Wind durch den Blasbalg hereinfuhr. Wir wollen doch verhüten, daß Staub und Aſche herumfliegt." Damit drehte er ein Stück Papier zuſammen und ſtopfte es in die Röhre des Blasbalgs.

Die Lichtputzſcheeren klangen leiſe, als er zur Thür hinausgegangen war, die Strumpfbandſchnalle ließ einen Seufzer der Befriedigung hören, und das ſtämmige, ſehr ehrbare Bügeleiſen ſagte wackelnd: „Das ſind keine Geſchichten für Unſereinen."

„Gute Nacht, Eliſe." — — „Bis Morgen, mein Edmund!" — — „Selbſt im Traume umſchwebt mich Dein Bild." — —

mein Freund. „ſonſt müßten Sie deutlicher hören, daß ich von Etwas ſprach, das auch Sie freundlich angeht."

„Von Emma," antwortete ich zerſtreut.

„Allerdings," entgegnete der Doktor, „ich meinte nämlich, daß es bald Zeit ſei, daß Sie das Stieglitz'ſche Haus verließen, eine andere Condition annehmen, ſich dort in Sprachen und dergleichen mehrerem ausbilden und dann die Leitung des Fabrik-Geſchäfts der Madame Stieglitz übernehmen, oder ein ähnlich anderes, Emma aber könnte die Zeit in unſerem Hauſe zubringen, was paſſender und ſchicklicher wäre."

„Ja freilich," antwortete ich immer zerſtreuter, ohne recht zu wiſſen, wovon er ſprach, ich überlegte nämlich in dem Augenblicke, ob ich den Doktor von meinem Unglück in Kenntniß ſetzen ſolle und da fiel mir plötzlich ein, daß mir zu Haus in dem kleinen Verſchlag, wo die Schlüſſel hängen, derjenige zu meiner Stubenthür auf den Boden gefallen war und ich mich nach ihm gebückt und ihn lange geſucht.

Da mußten meine Kaſſenanweiſungen liegen, ich nahm meinen Hut, ſagte dem Doktor, der mich wie einen Verrückten anſtarrte, eilfertigſt guten Morgen und ſprang davon.

Zu Hauſe angekommen, öffnete ich jenen Verſchlag und unterſuchte mit meinem Licht jeden Winkel — ich fand nichts! Darauf eilte ich auf mein Zimmer und

Der abgeriſſene Knopf und das erſte Quartier.

Es ſaßen drei alte Soldaten bei einem Glaſe Wein, ein Huſar, ein Infanteriſt und ein Artilleriſt. Doch iſt dieſer Satz nicht ganz wörtlich zu nehmen, denn der Huſar war ein General der Cavallerie, der zuletzt bei den Huſaren gedient, der Infanteriſt hatte als Oberſt ein Regiment braver Musketiere commandirt, und nur der Artilleriſt war im Wachsthum etwas zurückgeblieben, wie ſeine Kameraden zu ſagen pflegten, und man hätte ihn ſo gut wie jenen Andern den ewigen Lieutenant nennen können, denn nachdem er treu und redlich gedient, nicht bis an ſein kühles Grab, wohl aber beinahe vierzig Jahre, da packte er auf und ließ ſich penſioniren. Er hatte etwas weniges Vermögen und lebte nun viel behaglicher als damals, wo er auf der Straße ſpazieren gehend in einer Stunde fünfzigmal an ſeine Dienſtmütze hinauflangen mußte.

Das Glas Wein aber, bei dem die Drei ſaßen, war eine dickbauchige Bowle Maitrank, duftende Kräuter, wohl verzuckert. Und den Maitrank ſchlürften ſie auf der Terraſſe des Marienbildchens in Deutz, vis-à-vis zu Köln am Rhein, von wo man ſo

behaglich niederſieht auf den majeſtätiſch dahinfließenden Strom, auf die alte heilige Stadt ſelber und auf den ehrwürdigen Dom, bei dem jetzt nach und nach die große Wunde zuheilt, die man ſo lange, lange zwiſchen Thurm und Chor ſah.

„Ja," ſagte der Oberſt, indem er ſeinen Lieblingsmarſch auf dem Tiſche trommelte und aus ſeiner Meerſchaumpfeife ein paar tüchtige Züge that, „ſo viel auch hier herumgebaut und rumort worden iſt, das alte gute Geſicht unſerer lieben Stadt iſt nicht zu entſtellen. Sie können hier die Phyſiognomie nicht verwiſchen, und ſo oft ich über die lange Rheinbrücke nach Haus ſpaziere, iſt es mir gerade wie dazumal — es ſind ſchon viele Jahre — als ich mit dem blauen Kittel deſſelben Weges zog und zum erſten Mal mit weit aufgeriſſenem Maule den rieſenhaften Dom vor mir liegen ſah."

„Erlauben Sie, Herr Oberſt," bemerkte der ehemalige Lieutenant, „da kommen Ihrem Gedächtniß auch noch andere Dinge zu Hülfe: das Gehör und vor allen Dingen der Geruch."

„So iſt's!" rief der General; „der Kamerad von der Artillerie hat Recht, hol' mich der Teufel! Gehör und Geruch, das iſt die Hauptſache. Das weckt auf eine fabelhafte Art die Erinnerung alter Tage in uns auf, namentlich der Geruch."

„Gewiß, lieber Herr Oberſt, das iſt nicht zu läugnen," meinte der Artilleriſt. „Betritt man die Rheinbrücke, ſo iſt Gehör und Geruch immer auf die gleiche Art beſchäftigt. Das ewig gleichförmige Knarren der Bretter, das Aechzen der Planken, das Klirren der Ketten bei jedem Fußtritt, und dann vor allen Dingen der Theergeruch. So was vergißt ſich nie und führt uns lebhaft den erſten Augenblick, wo ſich das uns bemerklich machte, wieder vor die Phantaſie."

„Ja, ja, der Geruch, das will ich zugeben," meinte nachdenklich der Oberſt, „darin könnt ihr Beide Recht haben. Geht es mir doch auch ſo. Wenn ich zum Beiſpiel irgendwo friſches Heu

rieche, ſo denke ich doch urplötzlich immer wieder an einen gewiſſen Tag in meiner Jugend, wo ich mit einer Menge anderer Buben und Mädchen von einem großen Heuhaufen herabkugelte. Und habe doch während der Zeit ſchon mancherlei anderes Heu zu riechen bekommen."

Der Lieutenant hatte ſein Glas an den Mund geſetzt und langſam ſchlürfend einen Zug gethan. „Ja, der Geruch," ſprach er faſt wehmüthig, „der kann einen ſo lebhaft in eine gewiſſe Situation zurückverſetzen, daß Einem ordentlich das Herz ſchwer wird."

„Und bei welchem Geruch ergeht es Euch ſo?" fragte ironiſch lächelnd der General.

„O — mit," erwiederte ausweichend der Andere, „ich ſprach nur mehr ſo im Allgemeinen. Ich kenne eigentlich keinen ſo pronocirten Odeur, von dem ich das ſagen könnte. Ein Duft, bei dem mir allenfalls eine angenehme Erinnerung kommt, iſt der von Reſeda."

„Aber der Kamerad von der Artillerie hat Recht," fuhr der Huſar fort. „Was denkt Ihr zum Beiſpiel wohl, was mir einfällt, wenn ich da über den Thurmmarkt gehe bei dem königlichen Hof und dem Hof von Holland vorbei, und rieche dort, was in Dietzmann's Küche für wunderbare Sachen gekocht werden? Wenn es ſo deliciös in die Straße hinaus duftet, daß man ordentlich Hunger bekommen ſollte, na' was glaubt Ihr wohl?"

„Da denkſt Du einfach an ein gutes Diner, was Du wohl irgendwo gemacht haſt," ſprach der Oberſt, „oder an ſonſt eine verſchwenderiſche Ueppigkeit."

„Fehlgeſchoſſen," entgegnete der General. „Dabei erinnere ich mich vielleicht der ärmlichſten und betrübteſten Zeit meines Lebens, eines Tages, wo ich, noch ein junger Menſch, zum erſten Mal nach dem heiligen Cöln kam, aber gar nicht davon erbaut war. Damals kam ich auf den Thurmmarkt in's Quartier zu

liegen. Und in was für ein Quartier! Ich habe nachher viel erlebt in den Feldzügen, aber — nun ſeht, es gab zu jener Zeit auch ſchon Gaſthäuſer da in der engen Straße, die man den Thurmmarkt nennt, und aus denen duftete es auch nicht unlieblich hervor; aber wenn ich heute bei Dietzmann vorbei gehe und rieche die Düfte des feinen Bratens und dergleichen, ſo denke ich weder an ein pures Diner, wie Du, Oberſt, vorhin behauptet, noch an ſonſt eine verſchwenderiſche Ueppigkeit, ſondern an jenen Tag, und da ſteht dann mit einem Male das finſtere, unheimliche Quartier ſo lebhaft vor mir, als ſei das geſtern geweſen, und es ſind doch ſchon faſt fünfzig Jahre vorüber."

„So erzähl' uns denn einmal von dem Quartier!" meinte lächelnd der Oberſt. „Ich bin überzeugt, es iſt nicht halb ſo arg geweſen. Ihr Herren von der Cavallerie wollt immer was Appartes haben."

„Das paßt nicht," erwiederte der General, indem er die rechte Hand gegen ſeinen Freund ſchüttelte. „Auch ich trug damals den Kuhfuß und marſchirte in Gamaſchen — auch ich bin in Arkadien geboren."

„Siehe! ſiehe!" ſagte kopfnickend der Oberſt. „Habe ich doch nie begreifen können, woher Ihr die ſolide Grundlage habt, die Euch vor Vielen von denen vom Steigbügel auszeichnet. — Ja, wenn man bei der Infanterie gedient hat!" — Er nickte majeſtätiſch mit dem Kopfe und nahm dann mit großer Befriedigung einen tüchtigen Schluck aus ſeinem Glaſe.

„Aber der Herr General ſollte uns das doch erzählen."

„Meinetwegen," gab dieſer zur Antwort; „es iſt aber nicht viel daran, erzählt nur von einem ſchlechten Quartier, und beweist, wie oft unbedeutende Dinge wirkſam in unſer Leben eingreifen. Denn bei der Einquartierungsgeſchichte ſpielt ein abgeriſſener Knopf mit, der die Hauptſchuld war, daß ich von der Infanterie zur Cavallerie kam und daß es mir in Folge davon

ſpäter möglich wurde, den flüchtigen Franzoſen tüchtig den Pelz zu waſchen, und dafür das eiſerne Kreuz erſter Klaſſe zu erhalten. — Reſpekt ſage ich euch!“

„Ja, davor allerdings Reſpekt,“ verſetzte der Oberſt, indem er ſeine Mütze ein wenig lüpfte, während ſich der Lieutenant von der Artillerie mit dem feierlichſten Geſicht von der Welt holzgerade für einen Augenblick erhob.

„Danke, danke!“ ſagte der Huſar geſchmeichelt. „Jetzt ſollt ihr auch meine Geſchichte vom ſchlechten Quartier und vom abgeriſſenen Knopfe hören.“

„Alſo!“ —

„Das war dazumal,“ erzählte nun der General, „Anno ſo und ſo viel, als ich in das Militär trat, auf Befehl meines Papa ſeliger unter die Infanterie. Daß ich mit Leib und Seele gegen die Gamaſchen und den Kuhfuß war, das könnt ihr mir glauben; aber es half Alles nichts, ich wurde einrangirt und mußte mit tiefem Schmerz dem Sattel und dem Säbel adieu ſagen, nach dem ich mich ſo außerordentlich geſehnt. Alle meine Bitten halfen nichts; Papa pflegte zu ſagen: die Infanterie iſt das Fundament des ganzen Militärſtandes, es iſt die ſolideſte Waffe, und viele der größten Feldherren aller Zeiten haben die Muskete getragen.“

„General,“ unterbrach ihn hier lachend der Oberſt, „euer Vater war ein ſehr braver Mann; aber das Sprüchwort vom Apfel und Stamme hat ſich bei euch nicht bewährt.“

„Es war damals Friedenszeit,“ fuhr der General mit einem leichten Achſelzucken fort, „und wir mußten marſchiren und exerciren, daß uns die Seele wehe that. Und das wollte damals noch mehr ſagen wie jetzt; hinten den Zopf, unten die Gamaſche und der Corporals-Stock, der allzugern einhalf, wo der richtige Takt fehlte. Dazu hatten wir einen Lieutenant, von dem die Leute behaupteten, er eſſe nichts wie ſpaniſchen Pfeffer und trinke

Schuhwichſe dazu; ſo war denn auch ſein Benehmen gegen uns gallig und giftig und gleich ſo ſah er im Geſichte aus: brennend roth auf den Backen und mit kohlſchwarzen Haaren. Wir nannten ihn auch nur den Lieutenant Pfefferkorn; wie ſein eigentlicher Name war, habe ich vergeſſen."

„Nun kam es, daß wir eine andere Garniſon erhielten, und, dort angekommen, da es an Kaſernen fehlte, bei den Bürgern einquartiert wurden. Es war uns wind und weh dabei zu Muth, denn damals war das Einquartiertwerden kein Spaß. Heutzutage gibt man dem Soldaten ein anſtändiges Zimmer und verpflegt ihn ordentlich, aber zu jener Zeit — na! ihr werdet ſchon hören."

„Ich kam alſo mit zwei Anderen zu einem Seifenſieder in eine Kammer im Zwiſchenſtock, deren Decke ſo niedrig war, daß man die Bajonette abnehmen mußte, um die Gewehre in einen Winkel ſtellen zu können. An Möbelwerk war ein Tiſch vorhanden und zwei Stühle, und das Bett beſtand aus einer einzigen großen Matratze, die am Boden lag, was aber den großen Vortheil hatte, daß wir nicht hoch hinabfielen, wenn Einer des Nachts auf den Boden rollte, was häufig genug geſchah."

„An dem Tage, wo wir einrückten, hatten wir einen ſtarken Marſch gemacht und waren ſehr ermüdet, weßhalb wir uns auch frühzeitig niederlegten und trotz der großen Hitze — es war gerade Sommer — bald einſchliefen."

„Aber die Freude war von kurzer Dauer. Mir träumte ſogleich, ich ſei beim Baden in einen Brenneſſelbuſch gerathen und je mehr ich mich aus demſelben losarbeiten wollte, um ſo tiefer kam ich hinein. — Das zwickte und brennte und ſtach und peinigte mich, daß ich endlich mit einem tiefen Seufzer erwachte. — Doch verließ mich mein Traum immer noch nicht; obgleich ich wohl fühlte, daß ich auf der Matratze lag, ſo war es mir doch immer, als hätte man die Brenneſſelbüſche unter und über mich gelegt.

Meinen Kameraden ging es um kein Haar beſſer, denn als ich meinem Nachbar zurief: „Nun, wie geht's Dir? antwortete dieſer: O weh! o weh! wo ſind wir hingerathen!“

„Darauf hielten wir eine Beſprechung und beſchloſſen aufzuſtehen, um unſer Lager zu unterſuchen. Mit Mühe zündeten wir das Licht an, denn es gab damals nur das Huſarenfeuerzeug, und ſchauten nach. Da ſah unſer Lager aus wie ein dreitägiges Schlachtfeld, wißt ihr, wie ein Schlachtfeld, auf dem die braunen Huſaren Sieger geblieben ſind, denn die genirten ſich hier durchaus nicht und ſchwärmten herum, daß es eine wahre Freude war. Ganze Schwadronen jagten aufgelöst dahin mit Flankeurs und Nachhut, und wenn man zum Beiſpiel das Kopfkiſſen aufhob, ſo ſtob es ordentlich nach allen Seiten davon.“

„Hurrah! auf Huſarenart!“ lachte der Oberſt.

„Nein, nein!“ entgegnete der General; „es ſah eher aus wie Sandhaſen. — Nun alſo weiter!“

„Auf der Matratze mochte Keiner mehr liegen bleiben; ich verſichere euch, das war ein wahrer Laurentius-Roſt, und wir hatten doch zu Märtyrern gar keine Geduld. Wir zogen uns alſo wieder nothdürftig an und beſchloſſen, ein wenig zum Fenſter hinaus zu ſehen, was wir denn auch thaten. Das Zimmer hatte nun auf zwei Seiten Fenſter; eines ſtand offen und ging auf die enge, dunſtige und übelriechende Straße; an dem andern war der Laden mit ein paar Nägeln zugemacht, was aber für uns kein Hinderniß war; wir wollten doch wenigſtens wiſſen, was wir da für eine Ausſicht hätten, und eins der Bajonette half uns hiezu, indem wir den Nagel zurückbogen und dann den Laden öffneten.“

„Hier ſah es bei Weitem freundlicher aus, und wir blickten in einen Garten, der dicht belaubte Baumgruppen hatte, aus welchem eine angenehme kühle, wohlriechende Luft in unſer heißes Zimmer hereindrang. Das Haus, zu dem dieſer Garten offenbar gehörte, ſtand übrigens ſo dicht an dem unſrigen, daß ein großes

Fenſter des erſten Stockes nicht drei Fuß von unſerer Spelunke entfernt war. Seine Laden waren offen, und durch einen Vorhang, der drinnen herabhing, bemerkte man deutlich hellen Lichterglanz; auch hörte man Stimmen von Leuten, welche ſich vergnügt und lachend unterhielten."

„Jetzt wißt ihr was, ſagte ich zu meinen beiden Kameraden, löſche Einer das Licht aus und dann ſetzt euch ruhig auf die beiden Stühle an das Fenſter; da drüben geht's luſtig her, wir wollen doch einmal ſehen, ob es nicht möglich iſt, irgend eine Unterhaltung anzuknüpfen, die uns von Nutzen ſein kann."

„Nun müßt ihr wiſſen, daß ich in meiner Jugend eine für die damalige Zeit ſehr anſtändige Erziehung genoſſen, namentlich hatte ich Muſik gelernt und ſang euch, daß es eine Freude war. Unternehmend war ich auch, immer zu allen möglichen Streichen aufgelegt, und ſo beſchloß ich denn in dieſem Augenblicke ein recht ſehnſüchtiges Lied loszulaſſen, indem ich hoffte, die Stille der Nacht würde es vielleicht an irgend ein Ohr gelangen laſſen, wo es gut aufgehoben ſei."

„Ich ging alſo mit einem Liede los, das gerade damals viel Furore machte; ich weiß nicht war es: Guter Mond, du gehſt ſo ſtille, oder: Komm mein Liebchen, komm an's Fenſter; das habe ich vergeſſen. — Genug, ich ſang wie eine Nachtigall und erlebte auch bald von meinem Geſang eine Wirkung."

„Drüben am Fenſter wurde der Vorhang zurückgezogen und ich konnte in das Innere des Zimmers blicken. Das war eine ſehr behagliche Stube, in deren Mitte ein Tiſch ſtand mit allerlei appetitlichen Sachen zum Abendbrod und mit Flaſchen und Gläſern bedeckt. Eine Geſellſchaft von fünf bis ſechs Perſonen ſaß herum, ein alter, dicker, ſehr gutmüthig ausſehender Herr, der mit dem Kopfe hin und her wackelte und mit ſeinem Meſſer auf dem Tiſch den Takt zu meinem Liede ſchlug. Rechts von ihm ſaß ein junges, ſehr hübſches Mädchen, die ſich kichernd an ſeine

Schulter lehnte und mit ihren hellen Augen zu uns herüber blinzelte, vielleicht um zu entdecken, wer und wo ich eigentlich ſei, — denn ich kann euch verſichern, mein Geſang war nicht ohne. — Am Tiſche ſaß ſonſt noch eine ſchon ältere Frau, ein paar Herren und — was mir ſehr unlieb war — der Lieutenant Pfefferkorn."

„Nach der zweiten Strophe meines Liedes ſtand der alte Herr vom Tiſche auf, kam an das Fenſter, öffnete es und rief heraus: Bravo! bravo! unbekannter Sänger! — Vortrefflich gemacht! bacapo! bacapo! — Dabei bemühte er ſich mich zu erkennen, was ja aber unmöglich war; doch entdeckte er die Uniform und ſprach in die Stube hinein gewendet, wahrſcheinlich zu dem Lieutenant: Es ſcheint mir ein Soldat zu ſein, worauf Pfefferkorn augenblicklich am Fenſter erſchien und mit ſeinem harten Tone herüber rief: Wer hat da geſungen?"

„So ſchön geſungen, ſagte der alte Herr."

„Ich legte mich nun ebenfalls zum Fenſter hinaus und nannte meinen Namen. — Aha! ſprach der Lieutenant, habe mir doch gleich gedacht, daß der es ſei. — Nun ſchien ihn der alte Herr zu fragen, wer ich denn eigentlich wäre, worauf mein Vorgeſetzter nur eine ſehr befriedigende Antwort geben konnte, indem der Name meiner Familie immer einen guten Klang hatte. — Unſern Dank müſſen Sie ſchon annehmen! rief luſtig der alte Herr. Und alsdann winkte er einem Bedienten, der ein paar Flaſchen Wein brachte, dazu etwas kalte Küche in ein Tuch band und es nebſt Brod an einem Stocke herüber bot."

„Ob wir zulangten, könnt ihr euch denken, denn der Seifenſieder hatte uns, was das Nachteſſen anbelangt, außerordentlich kurz gehalten. — Gleich darauf erſchien der Herr wieder am Fenſter und dießmal mit ihm das junge hübſche Mädchen, das ihm ſchüchtern über die Schulter ſah. — He! Herr Soldat, rief

er herüber, bekommen wir noch ein Lied zu hören? Wir ſind große Freunde davon."

„So gut es ohne Begleitung geht, ſagte ich."

„Alſo verſtehen Sie auch eine Begleitung? erwiederte er."

„Worauf ich ihm entgegnete: Ein wenig das Klavier."

„Das iſt ja ſehr charmant, antwortete nun der alte Herr, und hierauf wandte er ſich an den Lieutenant Pfefferkorn, dem er einige Worte ſagte. Dieſer zuckte anfänglich die Achſeln, dann aber nickte er mit dem Kopfe, und nun lief der alte Herr wieder an's Fenſter, beugte ſich weit zu uns herüber und rief mir zu: Herr von X., ich freue mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen und lade Sie ein, bei uns ein Glas Wein annehmen zu wollen. Ihr Herr Lieutenant hat's gnädigſt bewilligt. — Warten Sie, es kommt ſogleich ein Bedienter, der Sie herüberführen wird. — Auf Wiederſehen alſo!"

„Ihr könnt denken, daß ich hocherfreut meinen beiden Kameraden gern das uns geſchenkte Nachteſſen überließ. Dann zog ich meine Uniform zurecht, ſtrich mein Haar ſo gut als möglich nach hinten, nachdem ich — nicht zu vergeſſen — ein paar ſaubere Schuhe und gute Gamaſchen angezogen, und als nun der Bediente kam, ging ich mit ihm hinüber."

„Es war das ein großes und ſchönes Haus, jenem kleinen freundlichen Manne, einem reichen Kaufherrn, gehörend. Wir gingen eine weite Treppe hinauf durch mehrere Zimmer und kamen endlich in das, wo ſich die Geſellſchaft befand. Der Hausherr lief mir beweglich entgegen, drückte mir freundlich die Hand, nannte meinen Namen und ſetzte hinzu: Sohn des ſehr verdienten Hauptmanns von X. Alsdann ſagte er: Das iſt meine Frau, dieß meine Tochter Roſine, und das die Herren Piff und Paff. — Ich habe die Namen vergeſſen."

„Aber den der Roſine habt Ihr behalten, alter Sünder?" ſprach lachend der Oberſt.

überließ mich einer vollkommenen Verzweiflung, wie oft war ich im Begriff, zu der Prinzipalin zu gehen und ihr meinen Verluſt, den ich ja durch Abzüge während einiger Jahre decken konnte, anzugeben, o hätte ich es nur gethan! wie oft hatte ich die Thürklinke in der Hand und immer hielt mich falſche Schaam ab, nur ein Gedanke peinigte mich, das war, die Prinzipalin könnte denken, ich habe heute Nacht in dem Taumel des Banketts von ihrem Gelde Gebrauch gemacht und ſcheue mich natürlicherweiſe, dies einzugeſtehen, ſo kam die Mittagszeit, ich ging zu Tiſch und glücklicherweiſe war Emma, die bei dem Doktor ſpeiſte, nicht da. Der gute Herr Block ſagte mir, ehe wir in's Speiſezimmer traten: „Herr Gott, wie ſehen Sie aus! und ein Blick in den Spiegel überzeugte mich, daß neben den Spuren der vergangenen Nacht auch mein verſtörter Seelenzuſtand deutlich auf meinem Geſicht zu leſen war. Die Prinzipalin ſagte ſehr ernſt: „ei, ei!" und der Herr Specht hielt ein ſehr langes Tiſchgebet und ſprach fein: „Führe uns nicht in Verſuchung" mit erhobener Stimme.

Nachmittags begann ich mein Suchen nochmals, ging wieder in den Gaſthof und fragte Kellner und Hausknecht, ob ſie nichts gefunden.

Nirgends eine Spur, jetzt ging ich nach Hauſe mit dem feſten Vorſatz, meinen Verluſt zu geſtehen, die Prinzipalin war ausgegangen und als ich mich auf mein

„Ach ja,“ fuhr der alte Huſar ſeufzend fort, „die Roſine habe ich nicht vergeſſen. — Aber nun hört weiter. Ich mußte alſo zuerſt gehörig am Abendbrode Theil nehmen und dann wurde das Klavier geöffnet und ich ſpielte und ſang nach Herzensluſt.“

„Vielleicht auch Duetts?“ fragte der Oberſt.

„Auch das; auf Ehre!“ erwiederte der General. „Ein ſchönes Duett mit Roſine, und unſere Stimmen paßten vortrefflich zu einander. Das fanden denn auch alle Zuhörer, mit Ausnahme unſeres Lieutenants Pfefferkorn, der wohl gut eſſen und trinken, aber weder ſingen noch ſpielen konnte. — Ach!“ ſetzte der General nach einer kleinen Pauſe hinzu, „es war dieß ein ſehr vergnügter Abend. — Und er ging leider ſo ſchnell vorüber!“ — —

„Nachdem ich aber in dem Hauſe einmal eingeführt war, bot ich meine ganze Liebenswürdigkeit auf, mich da angenehm zu machen. Ich war joli coeur durch und durch; ich erzählte von unſerem Marſchtage, von der früheren Garniſon, auch etwas von zu Hauſe und kam dann zurück auf mein gegenüberliegendes Quartier, deſſen ſchrecklichſte Eigenſchaften ich nur leicht vorübergehend erwähnte, umſomehr aber hervorhob, wie es ſo klein ſei, ſo ſchwül und dumpfig und wie ich mich dort ganz unglücklich fühle.“

„Darauf ſprach die ſchöne Roſine mit ihrem Vater,“ meinte laut lachend der Oberſt, „und der alte Herr bot Euch ein Quartier in ſeinem Hauſe an. — O General, wir kennen das.“

„Ihr kennt es aber dießmal ſehr ſchlecht,“ ſprach ruhig der Erzähler; „weder die ſchöne Roſine noch der Papa ſagte etwas, aber deſſen Gemahlin, die mich, wie ich glaube, liebgewonnen hatte, meinte, es würde ſich wohl noch ein Plätzchen für mich in ihrem Hauſe finden.“

„Und das fand ſich auch, unehrlicher Huſar?“ fragte der Oberſt; „wahrſcheinlich am Herzen der Tochter?“

„Davon ſchweigt die Geſchichte. — Ich habe nur verſprochen, bis zum abgeriſſenen Knopf zu erzählen. Was darüber hinaus liegt, geht Euch nichts an. — Um ſo beliebter ich mich nun in dem Hauſe zu machen wußte, um ſo mehr bemerkte ich, daß ich dem Lieutenant Pfefferkorn hier ein großer Stein des Anſtoßes war. Er hatte ſich in das hübſche Mädchen ſterblich verliebt und machte ihr ſeine Cour, ſo oft das nur anging.“

„Eines Tages nun war ich bei Roſine im Zimmer, ich weiß nicht wie es kam, genug wir hörten plötzlich ſeine Schritte, und da mir gerade in dem Augenblick Alles daran gelegen war, nicht von ihm überraſcht zu werden, ſo verbarg ich mich hinter einem großen Vorhange. Er trat in das Zimmer, ſchien ſehr aufgeregt, ſeufzte Einiges, während er bald an das Fenſter ging, bald ſich vor Roſine hinſtellte, die ſich auf einen Stuhl niedergelaſſen hatte. Endlich nach einigen gleichgültigen Worten brach er los, ſprach von ſeiner unbezwinglichen Liebe gegen ſie, von der Verzweiflung, die in ihm toben werde, wenn es ihm nicht gelinge, ihr Herz zu erweichen, und was dergleichen Unſinn mehr war. Das Mädchen lachte dazu, ſtellte ſich anfänglich, als verſtände ſie ihn gar nicht, wollte Alles für einen Scherz nehmen, brachte ihn aber hiedurch nur noch immer mehr in Eifer, bis er zuletzt ausrief: Ich ſehe, Sie treiben Ihren Spott mit mir, grauſame Roſine; wohlan denn! wenn Sie mich nicht erhören wollen, ſo habe ich auf dieſer Welt nichts mehr zu thun, als mir hier vor Ihren ſo ſchönen Augen den Tod zu geben. — Bei dieſen Worten zog er den Degen aus der Scheide und riß mit ſolcher Heftigkeit die Uniform auf, daß einer ſeiner Knöpfe davonflog, auf den Boden fiel und, da derſelbe rund war, bis hinter meinen Vorhang rollte.“

„Oho!“ ſagte der Oberſt. — „Aber der Lieutenant ſtieß ſich den Degen nicht in die Bruſt?“

„Nein, das that er gewiß nicht; er wollte nur ſehen, welche Wirkung ſein Spiel auf das Mädchen hervorbrächte, und hoffte

vielleicht, ſie würde ihm weinend in die Arme ſinken. Da aber dieß nicht geſchah, ſie ihm vielmehr feſt und ruhig erklärte, ſie verböte ſich ein- für allemal dergleichen Geſchichten, ſo ſteckte er gelaſſen ſeinen Degen wieder ein und erhob ſich aus ſeiner knieenden Stellung, in welcher er lange genug verharrt. — Ich war aber gleich überzeugt, daß ihn noch etwas Anderes calmirt, als die Weigerung Roſinens; er mußte nämlich, während er die Uniform aufriß, geſehen haben, daß ſich der Vorhang, hinter welchem ich ſtand, bewegte, denn in dem Augenblick, wo er den Degen zog, machte ich mich fertig, um im Nothfalle hervorſtürzen zu können, mochte auch daraus erfolgen, was da wolle. Gleichfalls hatte er auch wohl bemerkt, welche Richtung ſein abgeriſſener Rockknopf genommen, er machte deßhalb dem Mädchen eine ſteife Verbeugung und wandte ſich alsdann nach meinem Verſteck, um, wie er ſagte, wenigſtens ſeinen Knopf wieder zu erlangen, worauf Roſine wohl etwas zu haſtig empor ſprang, ſich an den Vorhang ſtellte und ihm entgegnete: ſie werde es nie dulden, daß er ſich in ihrem Zimmer dergleichen Freiheiten heraus nehme."

„Was konnte er thun? — Das Mädchen ſah entſchloſſen genug aus, um im Nothfalle nach Hülfe zu rufen oder ihm ſonſt eine höchſt unangenehme Scene zu bereiten. — Genug, er mußte ſich zurückziehen, doch ballte er ingrimmig die Fäuſte, biß die Zähne übereinander und murmelte mit vor Zorn erſtickter Stimme: Wertheſte Demoiſelle, ich werde meinen Knopf ſchon wieder finden."

„Und er fand ihn?" rief luſtig der Oberſt.

„Ich war damals noch ein ſehr leichtſinniger Burſche," fuhr der General achſelzuckend fort; „ich hob den bewußten Rockknopf lachend auf, ſteckte ihn in meine Taſche und verbrachte darauf mit dem Mädchen noch eine angenehme kleine Stunde, die ſo — —"

„Genug, genug!" meinte der Oberſt; „bleibt beim Rockknopf."

„Ja," ſprach ſeufzend der Erzähler, „damit hatte ich Unglück. Wenige Tage nach dieſem Vorfalle nämlich mußten wir ausrücken, und wie ich meine Uniform zuknöpfe, ſehe ich, daß mir am Pantalon ein Knopf fehlt. Nun konnte mich nichts retten, als ein ſchleuniges manoeuvre de force, wozu mir der bewußte Knopf in meinem übergroßen Leichtſinn außerordentlich paſſend erſchien. — Ihr wißt doch, was in dieſem Falle manoeuvre de force heißen will? — Man macht an dem betreffenden Ort ein Loch in das Tuch, ſteckt das Oehr des Knopfes hindurch, durch dieſes ein Hölzchen und — es iſt fertig."

„Koſtet jedoch drei Tage Arreſt," verſetzte der Oberſt.

„Ich wußte mir aber nicht anders zu helfen und machte alſo mein manoeuvre de force. Nun hatte mich aber der Lieutenant Pfefferkorn ſeit jenem Tage unglaublich auf dem Strich, wo er mir was in's Zeug flicken konnte, da unterließ er es nicht. Mochten meine Waffen noch ſo ſauber geputzt ſein, er fand doch irgend einen Flecken. Und leider erging es mir an dieſem Tage nicht beſſer. Nachdem er an meinem Anzuge äußerlich dießmal nichts gefunden, plagte ihn der Teufel, und er befahl mir, die Uniform aufzuknöpfen, um nachſehen zu können, ob auch darunter Alles in Ordnung ſei. — Na, das Geſicht vergeſſe ich in meinem Leben nicht! ich meine, der Schlag ſollte ihn treffen, als er hinſchaute und mein manoeuvre de force mit ſeinem Rockknopf entdeckte."

„Von dem, was nun folgte, will ich ſchweigen, und keines der Worte erwähnen, mit welchen er mich bediente. Zuerſt kam ich drei Tage in Arreſt und darauf wurde ich dem Hauptmann, der meinen Vater genau kannte, als unverbeſſerlich gemeldet und von dieſem auf Anrathen des Lieutenants als gänzlich unbrauchbar nach Hauſe zurückgeſchickt. Begreiflicher Weiſe war dort mein Empfang kein glänzender, und erſt als ich aufrichtig die ganze Geſchichte erzählt, erhielt ich nicht nur Verzeihung, ſondern wurde

auch durch Vermittlung eines alten Onkels bei der Kavallerie placirt. Der Abſchied von Roſinen war mir ſehr ſchmerzlich, doch tröſtete ich mich ſo gut es ging, und auch ſie hat es ebenſo gemacht, wie ich ſpäter erfuhr."

„So war denn mein ſehnlichſter Wunſch erfüllt und das hatte ich doch, wie ich Anfangs ſagte, nur dem abgeriſſenen Knopfe zu verdanken."

Der General that einen großen Zug aus ſeinem Glaſe, und der Oberſt ſagte:

„Das war eine ganz hübſche Geſchichte. Jetzt haben wir Beide, der General und ich, etwas von unſern Erinnerungen aus der Jugendzeit erzählt, die uns Gerüche hervorgerufen." —

„Du?" fragte verwundert der General.

„Nun ja, als ich vom Heuſchober herunterkugelte. Es iſt freilich keine Geſchichte, denn es paſſirte da weiter nichts Intereſſantes. Jetzt aber möchte ich auch wohl wiſſen, was unſerem Kameraden von der Artillerie beim Dufte der Reſeda's eigentlich einfällt."

„O, das iſt zu unbedeutend," verſetzte der ehemalige Lieutenant, „gewiß nicht der Mühe werth."

„Erzählt!" ſagte gutmüthig der General. „Ich rieche Reſeda auch für mein Leben gern; es hat ſo was jugendlich Friſches."

„Ach ja, das hat es," gab der Artilleriſt mit einem leichten Seufzer zur Antwort.

„Nun denn, laßt hören," ſprach der Oberſt. „Ich kann euch verſichern, mir ſchmeckt der Maitrank noch einmal ſo gut, wenn ich was Pikantes dabei erzählen höre. — Alſo!"

„Es iſt wahrhaftig nicht der Mühe werth," meinte der Lieutenant. „Aber wenn der Herr Oberſt wünſchen —"

„Ich wurde als wirklicher Vicebombardier bei der Fußartillerie zur reitenden verſetzt. Ich hatte von C., wo wir damals lagen, nach J., wo die reitende Batterie war, zwei Marſchtage

mit einem Nachtquartier in B. Ich mochte damals siebzehn Jahre alt sein, war ein schmales dürres Bürschlein, und als ich wegging, sagte unser Capitain d'Armes: nun Gott sei Dank, daß der fortkommt, da brauchen wir doch keine Uniform mehr zu verhunzen, — die meinigen wurden nämlich alle ein paar Zoll eingenäht — und, fügte er hinzu, ich brauche mich bei einer Kammervisitation nicht mehr zu schämen, denn haben nicht die Beinkleider dieses Kerls — damit meinte er mich — wie ein doppeltes Degenfutteral ausgesehen! Natürlicher Weise ließ ich ihn schwätzen und zog an einem schönen Frühlingsmorgen meines Weges. Es war im Frühjahr, die gefährlichste Jahreszeit, denn die Sonne stach, das Gras schoß und die Bäume schlugen aus. Ich kam aber ungefährdet durch alle diese Dinge hindurch und freute mich einer Lerche, die eben in der Luft jubilirte und fast so lustig war wie ich selber, obgleich sie nicht wirklicher Bombardier bei der reitenden Artillerie geworden war. Den ganzen Tag über zog ich so langsam dahin, genoß Mittags eine Schüssel Milch und ein Stück Brod, schlief darauf eine Stunde in irgend einer Scheune und kam Abends nach B.; mein Quartier erhielt ich bei einem reichen Bauern, der mich freundlich empfing. Man setzte sich gerade zum Nachtessen, und die Knechte und Mägde, die nach und nach herein kamen, betrachteten mich wie eine Art Naturmerkwürdigkeit und mochten denken, ich sei von irgend einer Zwergenbatterie, denn sie fragten mich, ob wir wirkliche Kanonen hätten mit dicken Kugeln wie die anderen und wie hoch unsere Pferde seien. Natürlicher Weise warf ich mich in die Brust und brachte ihnen einen vortrefflichen Begriff bei von der Batterie Nr. 16, der ich zugetheilt war. Einer der Knechte schüttelte hartnäckig den Kopf und meinte schließlich, die Kinderwirthschaft möchte er doch mit ansehen. Doch nahm mich die Großmagd in Schutz und bemerkte ihrem Collegen, bei der Artillerie komme es nicht darauf an, daß man ein großer und dicker Esel sei, sondern da müßte man's

tüchtig im Kopf haben, und das ſcheine bei mir der Fall zu ſein. Die Großmagd war eine der ſtämmigſten Perſonen, die ich in meinem ganzen Leben geſehen; ſie war zu groß und ſtark, als daß ſie mir damals ſchön vorkommen mochte, ich ſah nur mit einer Art von Bewunderung zu ihr empor; ſie behandelte mich vollkommen als ein Kind, und als ihr mein Stuhl beim Nachteſſen zu weit abſtehend erſchien, ſchob ſie mich mit demſelben ganz ſanft näher an die Schüſſel."

„Mit der Großmagd paſſirte mir das erſte Abenteuer meines Lebens."

„Oho!" ſagte der Oberſt, „wir wollen nicht hoffen, daß —"

„Laßt ihn doch erzählen," verſetzte der General; „es kann der Sache nichts ſchaden, wenn ein Bischen Intereſſantes hinein kommt; Jugend hat nicht Tugend."

„Dem muß ich für dießmal widerſprechen," fuhr der Erzähler fort. „Ich war wirklich zu der Zeit vollkommen tugendhaft. — Alſo wir hatten gegeſſen und nachher plauderte ich noch eine Weile am Küchenfeuer mit dem Wirth, ſeiner Frau, und dann wurde zu Bette commandirt. Die Großmagd brachte mich in ein Zimmer; es waren zwei Betten darin, und ſie zeigte mir das meinige; das andere wird für irgend einen Knecht ſein, dachte ich, es iſt viel Volk im Hauſe, man muß ſich behelfen. So zog ich mich aus und legte mich hin, entſchlief auch bald, denn ich hatte einen tüchtigen Marſch gemacht. Ich kann nicht ſagen, daß mich gerade ſchwere Träume beunruhigt oder meine Nachtruhe ſonſtwie geſtört worden wäre, nur einmal kam es mir vor, als habe ich die Augen geöffnet und Licht in dem Zimmer geſehen, auch die Geſtalt einer Perſon, die ſich wahrſcheinlich im zweiten Bette zur Ruhe begab. Doch warf ich mich wieder auf die andere Seite und ſchlief weiter."

„Wenn man beim Militär iſt und namentlich Pferde geputzt hat, ſo gewöhnt man ſich an's Frühaufwachen; mir ging es an

dieſem Morgen ebenſo. Es mochte vier Uhr ſein, als ich mich ſchon vollkommen munter befand; es war ſchon heller Tag und nachdem ich zum Fenſter hinaus und nach dem Wetter geſehen, fiel mein Blick auf das andere Bett; ich hatte natürlich gedacht, einer der Knechte ſei mein Schlafkamerad, wie erſtaunte ich aber, als ich auf einem Stuhle ſtatt männlichen Kleidungsſtücken Unterröcke, Jacken, lange Strümpfe und dergleichen erblickte."

„Aha!" machte der General, „eins, zwei, drei, aus dem Bette; hurrah! auf Huſarenart."

„Ich will nicht hoffen," ſagte der Oberſt.

„Seien Sie unbeſorgt," ſprach der Erzähler weiter; „ich verſichere Sie, daß das einzige Gefühl, was mich damals beſchlich, nur in der Luſt beſtand, laut hinaus zu lachen, dazu aber kam eine kindiſche Neugierde und ich beſchloß, mich vollkommen ruhig wie ſchlafend zu verhalten, um das Aufſtehen gehöriger Maßen mit anſehen zu können."

„Eine halbe Stunde nachdem ich erwacht war, bewegte es ſich in dem andern Bette ebenfalls. Richtig! es war meine Freundin, die Großmagd. Sie hob ihren Kopf in die Höhe und blickte nach mir herüber; ich that, als wenn ich feſt ſchliefe, und hiedurch beruhigt, machte ſie ihre Toilette mit einer erſchrecklichen Ungezwungenheit. Uebrigens war dieſelbe bald beendigt, denn der ganze Anzug jener Bauermädchen beſtand aus Schuh und Strümpfen, aus einem Unter- und Ueberrocke, ſowie einer Jacke von Zeug, die vorne zugehackt wird. Ehe nun meine Zimmernachbarin dies Manöver ausgeführt, fand ich es für gerathen, durch einiges Dehnen und Strecken, ſowie einen tiefen Seufzer mein Erwachen anzukündigen. — Ich kann nicht ſagen, daß das Mädchen dadurch ſehr erſchrocken gerade herumgefahren wäre; ſie begnügte ſich, mich lachend anzuſehen, mit dem Kopfe zu nicken, und ſagte dann: So, ihr ſeid aufgewacht? — Ja, ich bin auf-

gewacht, entgegnete ich ſcheinbar im Tone des größten Erſtaunens und riß meine Augen ſo weit als möglich auf."

„Nun, und was verwundert ihr euch denn ſo?" fragte ſie lachend.

„Dazu habe ich doch alle Urſache," verſetzte ich. „Iſt es denn bei euch Mode, daß man Soldaten, die hier einquartirt werden, mit einer der Mägde zuſammen in's Zimmer legt?"

„Ach! geht doch," entgegnete ſie, „Soldaten, das iſt was Anderes, aber ihr! —"

„Nun, was bin ich denn?"

„Ihr ſeid ein Kind; wer wird ſich da viel geniren; und dann hat's euch wohl auch nichts geſchadet, daß wir in einem Zimmer ſchliefen."

„Mir freilich nicht," erwiederte ich, „aber es hätte euch ſchaden können."

„Worauf ſie aber ein ſo luſtiges und lautes Lachen aufſchlug, daß es mich ordentlich ärgerte; auch rollte ſie in dieſem Augenblick ihre Hemdärmel auf und zeigte ein paar ſo ſtarke und musculöſe Arme, daß ich ihr das Gelächter verzeihen mußte. — Aber die Arme waren ziemlich weiß und das ganze Mädchen kam mir überhaupt viel hübſcher vor wie geſtern Abend."

„Da ich nun aber einmal für ein Kind erklärt war, ſo ſpielte ich auch meine Rolle in aller Unbefangenheit fort. Ich lobte ihr Ausſehen, und das ſchien ihr zu gefallen; ich fragte ſie um ihren Namen, ſie hieß Anne, ich plauderte mit ihr von allen möglichen Dingen und veranlaßte ſie ſo, ihre Toilette langſamer zu beendigen. Endlich war dieſelbe beinahe fertig bis auf die Schließung ihres Jäckchens, und ehe ſie das that, ſteckte ſie einen großen Buſch Reſeda hinein, den ſie vorher ſorgfältig aus einem Blumenſcherben, der vor dem Fenſter ſtand, gepflückt. Dann ſagte ich zu ihr: Wenn Ihr mich alſo für ein Kind haltet, Anne, ſo könnt Ihr mir auch wohl einen Kuß geben, worauf ſie mich über-

raſcht anblickte, und ich glaubte ſchon, ſie würde es mir verweigern; doch ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe: warum nicht? und trat an mein Bett. Ich war damals ſchon pfiffig genug, kam ihr nicht einen Zoll entgegen, ſo daß ſie ſich auf mich herniederbeugen mußte."

„Aha, nun kommt der Reſedaduft!" ſagte lachend der General.

„Sie beugte ſich alſo zu mir herab, drückte mir ihre friſchen Lippen auf den Mund, und damit der Kuß nicht gar zu kurz werden ſollte, ſchlang ich ihr meine beiden Arme um den Hals und hielt ſie einen Augenblick feſt, ja ſogar noch eine Sekunde länger, als der Kuß gedauert hatte, und dieſe Sekunde benutzte ich dazu, um ihr recht feſt in die Augen zu ſehen. — — Das allein konnte ſie nicht ertragen, denn ſie machte meine Hände mit einiger Gewalt los und ſagte: Ach, laßt doch die Narrenspoſſen!"

„Uebrigens dauerte die ganze Geſchichte mit dem Kuß nur wenige Secunden, dann beendigte ſie ihre Toilette und verließ lachend das Zimmer. Ich blieb noch eine halbe Stunde auf meinem Lager und überlegte bei mir, es würde gerade nicht ſo unpaſſend ſein, wenn ich mich hier in dem hübſch gelegenen Dorfe und bei meinen angeſehenen Wirthsleuten einen Ruhetag herausſchlüge. Ich brauchte nur einige Müdigkeit zu affektiren und die Sache war abgemacht. Das that ich denn auch beim Kaffee, den wir unten gemeinſchaftlich tranken und der Bauer ſagte bereitwillig: „Wißt Ihr was, wenn Ihr müd ſeid, ſo bleibt heute noch da, Ihr braucht deßhalb auch nicht auf's Bürgermeiſteramt zu gehen, um eine Verlängerung Eures Quartierbillets nachzuſuchen; es macht mir eine Freude, wenn Ihr da bleibt."

„Ich ſagte nicht Ja und nicht Nein, ſondern ging in den Garten, um mich draußen umzuſehen. Da ſtand die Anne und hing Wäſche auf. Es gefällt mir hier, ſagte ich zu ihr, und der Bauer hat mich eingeladen, noch den heutigen Tag und die nächſte Nacht hier zu bleiben; was meint Ihr dazu, Anne?"

Zimmer begab, ihre Rückkunft erwartend, war es schon spät am Abend, bald fing es an zu dunkeln und ich war etwas ruhiger geworden, denn ich sagte mir, die Geschichte ist ein Unglück, das am Ende Jedem vorkommen kann und die Prinzipalin wird meinen Worten schon glauben. Ich setzte mich an's Fenster, sah dem Leben und Treiben in dem gegenüberliegenden Gasthofe eine Zeitlang zu, und schlief endlich vor Ermattung ein.

Als ich wieder erwachte, waren die Lichter in dem großen Hause drüben ausgelöscht, alles still und finster und meine Uhr zeigte zu meinem großen Schrecken auf zwölf. So hatte ich denn die Ankunft der Madame Stieglitz verschlafen und konnte ich jetzt nichts Besseres thun, als zu Bette gehen. Vorher aber schrieb ich noch einen langen Brief an den Doktor, worin ich ihm den unglücklichen Vorfall erzählte und ihn um Rath fragte, wie dieser Verlust wohl am Besten zu decken sei und ihn bat, der Prinzipalin ein paar passende Worte darüber zu sagen.

Etwas getröstet schlief ich auf's Neue ein und erwachte jetzt erst, als es heller Tag war.

„Bleibt da," entgegnete ſie ruhig, ohne mich anzuſehen, „mir ſoll es gleich ſein, — auch werde ich euch," ſetzte ſie nach einer kleinen Weile ſtockend hinzu, „morgen Früh nicht wieder ſtören, wie heute."

„Wie ſo?" fragte ich überraſcht.

„Weil ich heute Nachmittag auf das benachbarte Dorf zu meiner Schweſter gehe, um dort ein paar Tage zu bleiben."

„Ah ſo!" ſagte ich unangenehm überraſcht. „Dann iſt es doch wohl beſſer, wenn ich heute abmarſchire."

„Das meine ich auch," entgegnete das Mädchen, „es iſt gewiß beſſer — ſo lebt denn wohl!" Damit reichte ſie mir ihre Hand und nachdem ſie mich einen Augenblick mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdrucke betrachtet und vielleicht meine Blicke bemerkt haben mochte, nahm ſie ihren Reſedabuſch vom Buſen und gab ihn mir. Ich ging in's Haus zurück, packte meine ſieben Sachen, nahm von den Bauern Abſchied und zog gedankenvoll meines Weges. — — — —

„Was man nicht Alles erleben kann, ſagte ich zu mir ſelber. Bin ich nicht heute Nacht um ein paar Jahre älter geworden? Ja, ja, es kann nicht anders ſein, denn die Anne, der ich geſtern ſo ſehr jung vorkam, hielt mich heute für kein Kind mehr."

So erzählten drei alte Soldaten aus ihrer Vergangenheit bei einem Glaſe Wein, und blickten dann lächelnd und einander freundlich zunickend in den vorbei fließenden Strom hinab: — zu Deutz bei Köln am Rhein.

Wie das Licht ausgelöscht wird.

Es kann der Fall eintreten, geneigter und vielgeliebter Leser, daß Du Abends in Deinem Stübchen sitzst und aufmerksam Dein Licht betrachtest, nicht die spielende Flamme desselben, die Dich so freundlich ansieht und Dir in Deiner Einsamkeit ein traulicher, wenn auch ein etwas flatterhafter und leichtsinniger Gesellschafter ist, sondern vielmehr die verständige Stearin- oder Talgmasse, woraus Deine Kerze besteht, dabei berechnend, ob selbige auch noch für den heutigen ganzen langen Abend aushalten wird Es ist die letzte, die sich in Deinem Vorrath befindet, und wenn auch Deine Börse nicht so erbärmlich versehen ist, daß Du Dir nicht vielleicht eine förmliche, wenn auch bescheidene Illumination anschaffen könntest, so magst Du doch nicht mehr über die Straße in einen Laden gehen, und das dienende Personal Deines Hauses, die alte Magd der verwittweten Registratorin Schwenkebrett, bei welcher Du zur Miethe wohnst, hat nur die Verpflichtung, Dein Bett in Ordnung zu bringen, Deine Stiefel zu putzen und Dir vielleicht einen Ausgang zu besorgen, wenn die Straße, nach welcher sie gerade ihr Weg führt, mit Deinen Wünschen nicht zu sehr aus-

einander geht. Vielleicht wäre es Dir möglich, die alte Carline auf der Treppe zu erwischen, wenn Dich ein langes Warten nicht verdrießen würde; Frau Regiſtrator Schwenkebrett hat Abends zuweilen ein Gelüſte nach einer geräucherten Wurſt. Doch wozu ſich Hoffnungen machen, die ſo ſchwer zu erfüllen ſind? Wenn Du im Warten kein Glück haſt, ſo kannſt Du drei lange Abende vergeblich an der Treppe ſtehen und die Carline umſonſt erwarten. Dieſe durch ein unvorſichtiges Klingeln oder dergleichen herbeizurufen iſt nicht rathſam; die verwittwete Regiſtratorin hat ſchwache Nerven; ſie könnte bei Deinem Rufe denken, es brenne irgendwo im Hauſe, und Dir am andern Morgen eine Kündigung zugehen laſſen. —

Ja, eine Kündigung, geneigter Leſer. Du wirſt mich fragen: wegen einer ſolchen Kleinigkeit? — Ja, die Zeiten haben ſich geändert, der Hauseigenthümer iſt nicht mehr wie jeder andere Geſchäftsmann Dein ergebener Diener, der ſich freundlich nach Deinen Wünſchen erkundigt; er iſt Dein Herr und Gebieter geworden; er frägt den Teufel darnach, ob Du bei ihm wohnen bleiben willſt; ſtatt Deiner lumpigen Perſon weiß er ein halb Dutzend andere, die viel anſtändiger ſind und höhere Miethe bezahlen. Früher war es ein Vergnügen, an die Thüre des Hausbeſitzers zu pochen und ihm ungefähr zu ſagen: Mein lieber Freund, es iſt in Ihrem Hauſe nicht alles, wie es ſein ſollte; mehrere Thüren ſchließen nicht, die Spalten des Fußbodens klaffen entſetzlich; hier raucht es, dort riecht es nicht gut, und wenn Sie da nicht baldigſt Abhülfe treffen, ſo ſehe ich mich veranlaßt, Ihr Haus zu verlaſſen. — So ſprachen wir, geneigter Leſer, mit paſſendem Stirnrunzeln. Es war eine ſchöne Zeit! Und dabei ſtand der Hauseigenthümer vor Dir, demüthig und wehmüthig; er hatte das Köpfchen geſenkt, er hielt in der einen Pfote das Mützchen, ſchaute Dich bittend an und wedelte — nein, er wedelte nicht; aber es iſt das gleichviel,

er war in einer Gemüthsverfaſſung, daß er hätte wedeln können, wenn er — gekonnt hätte! —

Jetzt iſt das entſetzlich anders geworden. Das ſanfte Geſchöpf, welches vor Dir voraus die Treppen hinaufſprang, um dienſteifrig nach einem Fenſterriegel zu ſehen, der nicht mehr recht ſchließen wollte, deſſen weiches Fell vor Trauer erzitterte, wenn Du unzufrieden ſchienſt, iſt jetzt zu einem aufgeſchwollenen, harthäutigen und borſtigen Ungeheuer geworden, zu einem Drachen, der wiederkäuend in ſeiner Höhle liegt, der Dich mit böſen Augen anblickt, in welchen Du deutlich leſen kannſt: den werden wir auch nächſtens verſpeiſen, — zu einem Ungeheuer, das nicht Schonung kennt, der Rührung unfähig iſt, ſich nicht erweichen läßt durch das Flehen des zarten Weibes um ein neues Vorfenſter, da ihr altes abgängig geworden, noch durch den Jammer der holden Jungfrau, die den Riegel der Hausthür erſt nach elf Uhr Abends vorgeſchoben wiſſen möchte. Auf dem Haupte dieſes Ungethüms ſitzt die Hausmütze wie feſtgenagelt, etwas ſchief, ſo daß die Troddel ſein rechtes Ohr verdeckt, was es den Bitten ſeiner Hausbewohner noch unzugänglicher macht. Er controllirt die Beſuche, die Du empfängſt, wenn Du nach Haus kommſt, kurz Dein Leben. Und das thut er alles Deinem Auge unſichtbar; er liegt zuſammengerollt in ſeiner Höhle wie die gefräßige Schlange, und erſcheint, auch wie dieſe, alle Vierteljahr einmal, um die Miethe des Hausbewohners oder dieſen ſelbſt mit zu verſchlingen. Drum wecket nicht den Grimm dieſes ſchlimmſten aller Tyrannen, lernt langſam die Treppen auf und abgehen, pfeift nicht im Hausgange, tränkt euren Hausſchlüſſel fleißig mit Oel und klingelt nicht der Carline, ſelbſt wenn eure einzige Kerze kaum noch eine halbe Stunde aushalten wird.

Zu dieſer richtigen Entdeckung habe ich den geneigten Leſer auf einem ziemlich großen Umwege geführt, und das Factum iſt nicht zu läugnen. Nach dem Augenmaß hat meine Stearinkerze

nur höchſtens noch zwei Zoll, gleich der Brennzeit einer Stunde. Da ich aber Abends nicht einſchlafen kann, ohne vorher noch ein paar Kapitel geleſen zu haben, und mir kein neues Licht zu verſchaffen vermag, ſo kann ich nichts thun, als meine zwei Zoll Kerze zu ſparen und ſo lange im Dunkeln zu ſitzen, bis ich es für gut befinde, mich zur Ruhe zu begeben.

Wie das Licht erliſcht, ſo hurtig, ich möchte faſt ſagen ſo vergnügt, als freue es ſich im Bewußtſein, nach kurzer Zeit noch einmal wieder auferſtehen zu dürfen! Meine Augen heften ſich auf die Stelle, wo die Flamme eben noch ſo freundlich geflackert und wo man jetzt nur noch ein kleines glühendes Pünktchen ſieht. Das vermindert ſich zuſehends, flammt noch einmal wieder auf und als es endlich erlöſcht, fällt mir die dunkle Nacht mit einem Mal ins Zimmer. Aber ſie erſcheint viel angenehmer als vorhin, da ſie ſo ſchwarz und drohend auf meinen Fenſterſcheiben lag und mich faſt gehäſſig anſtierte. Jetzt wo ich ſie zu mir eingelaſſen, nimmt ſie ein freundlicheres Geſicht an, hält die Scheiben meines Fenſters nicht mehr geſperrt, ſondern zeigt durch einen ſanften dämmerigen Schimmer, der dort hereindringt, daß ſie nicht ſo übelwollend und verdrießlich iſt, wie es uns vordem erſchienen.

Ich kann mich nur ärgern über die unverantwortliche Tyrannei dieſer Hauseigenthümer, und die verwittwete Regiſtratorin iſt darin ſo ſchlimm wie alle ihre Collegen und Colleginnen. Höre ich ſie ſprechen, ſo iſt meine armſelige Wohnung ein wahres Prachtgemach und reicht die Miethe, die ich zahle, nicht einmal dazu hin, um alles das repariren zu laſſen, was ich muthwillig verderbe. O ich wüßte wohl ein Mittel gegen die Tyrannei der Hauseigenthümer — ſelbſt einer zu werden. Aber iſt wohl dazu eine gegründete Hoffnung, wenn man Erſparniß halber Abends um neun Uhr ſein Licht auslöſcht?

Denken wir jedoch, es ſei ſo unſer gutes Vergnügen und

unterhalten uns mit der Nacht, die dankbar dafür ſcheint, daß wir ſie ſo ohne Rückhalt bei uns empfangen. Lange bitten läßt ſie ſich nicht, von unſerer ganzen Behauſung Beſitz zu nehmen; doch herrſcht ſie nicht ausſchließlich darin; ſie ſcheint nicht eiferſüchtig auf den Schein, den die Gaslaterne mir gegenüber ins Zimmer ſendet und die mir auf der hintern Wand deſſelben ein zweites glänzendes Fenſter malt. — Wenn ich vor dieſem auf und ab ſpaziere und meinen eigenen Schatten dort ſehe, ſo iſt es mir grade, als ſchaue ich in eine fremde Wohnung hinein und ſehe dort jemand anders auf und abwandeln. Meinem eigenen Schatten zuzuſchauen, iſt aber jetzt von keinem Intereſſe; doch hat ſein Anblick eine Idee in mir erweckt, die ich augenblicklich zur Ausführung bringe: ich ſetze mich an mein wirkliches Fenſter ſo behaglich wie möglich in einen alten Lehnſtuhl und blicke auf die nächtliche Straße und das mir gegenüberliegende große Haus.

Dort ſind die Leute beſſer mit Beleuchtungsmaterial verſehen als ich, denn es iſt an allen vier Stockwerken faſt kein Fenſter, aus dem nicht ein ſanfter Lichtſtrahl heraus dränge. Unten ſind Läden, rechts ein Modewaarenmagazin mit großem Putzgeſchäft, da aber die vornehmen Kunden deſſelben dort nicht mehr ſo ſpät erſcheinen, ſo iſt die glänzende Beleuchtung ſchon längſt erloſchen und man ſieht durch die obern Fenſter nur noch einen einzigen Schimmer — das Licht einer Lampe, bei der ein junges Mädchen arbeitet; dort näht dieſes noch allein, während ihre Colleginnen nach hartem Tagewerk jetzt endlich Ruhe haben. Die da iſt die fleißigſte und geſchickteſte und muß eine Spitzenmantille fertig machen, die heute Abend nothwendig gebraucht wird. Das noch junge Mädchen hat eine zuſammengeknickte hinfällige Figur, aber ihre Nadel fliegt emſig über die Spitzen und Bänder, dabei glänzen ihre Augen ſeltſam, faſt unheimlich, und auf ihren bleichen Wangen zeigen ſich kleinde runde Flecke, die um ſo greller hervortreten, je mehr die arme Putzmacherin huſtet. Und ſie huſtet

häufig und ſchwer; ich ſehe das deutlich, weil alsdann die Spitzen und Bänder in ihrer Hand luſtig emporflattern. — Jetzt iſt ſie endlich fertig; ein Livreebedienter, der ſchon längſt ungeduldig wartete, erhält eine Schachtel mit der Spitzenmantille, die heute Abend im glänzenden Appartement bei hundertfachem Kerzenſchimmer Aufſehen erregen wird und an die ſich Unterhaltungen knüpfen werden, welche zu mancherlei Reſultaten führen; denn die Spitzenmantille, von der armen ſchwindſüchtigen Putzmacherin verfertigt, wird ein paar wunderbar weiße Schultern bedecken. — Doch was geht uns das in dieſem Augenblicke an? — Das Mädchen im Magazin iſt aufgeſtanden, ſie ſtreckt ſich, ſie holt tief Athem, ſie drückt ihre Hand auf das Herz, und dann hält ſie mit beiden Händen ein paar Sekunden lang ihre Augen bedeckt. Es iſt, als ſei es ihr ſchwindlig geworden; dann hüllt ſie ſich in ihr Tuch und — das Licht erliſcht.

Neben dem Modewaaren-Magazin befindet ſich ein Spezereiladen, der noch hell erleuchtet und den Blicken vollkommen zugänglich iſt. Im Hinterſtübchen, durch eine Glasthür vom Verkaufsgewölbe geſchieden, ſieht man den Principal, eine vertrocknete Perſönlichkeit mit einem beweglichen Kopf auf ſehr langem Halſe, der ſich immer zu ſtrecken ſcheint, um über alle vor ihm liegende Gegenſtände, das Treiben der ganzen Welt, namentlich aber ſeiner Leute, beobachten zu können. Dieſe ſeine Leute ſind im Laden beſchäftigt — er und ſie. Er iſt ein dürrer, bleichwangiger blondhaariger junger Menſch mit langen klumpigen Fingern, die beträchtliche Winterbeulen zeigen; er klebt Düten zuſammen, hat aber dabei verbotener Weiſe ein Buch neben ſich liegen, aus welchem er zu leſen ſcheint, — ich ſage ſcheint, denn in Wahrheit ſchweifen ſeine Blicke jede Sekunde über den Ladentiſch hinüber, wo ſie ſitzt, ein wohlgenährtes junges Mädchen von etlichen zwanzig Jahren, knapp angezogen, mit einem ſo vollen und friſchen Geſichte, daß wir uns der ſchrecklichen Vermuthung

nicht erwehren können, als ſei ſie eine Art Vampyr, die alles von Geſundheit und Kraft aus ihrer Umgebung an ſich zöge. — Sie ſtrickt, er klebt Düten, und der Principal huſtet zuweilen im Hinterzimmer. Dann und wann ſieht man auch, wie er aus dem Buche lieſt, und dann ſchaut ſie vor ſich nieder und nickt lächelnd mit dem Kopfe. Doch ihn blickt ſie dabei nicht an, ihn, der alles Mögliche thut, was ein erfindungsreicher Kopf nur thun kann, um die Aufmerkſamkeit eines geliebten Gegenſtandes zu erregen. Umſonſt ſucht er in ihrer Nähe altes Papier zu neuen Düten und ſtreicht dabei häufiger um ſie her, als grade nothwendig wäre. — Vergebliches Bemühen; ſie weicht nach rechts oder nach links aus, ſie zieht ſich rückwärts oder drückt ſich feſt an den Ladentiſch. Und dann glänzen ſeine Augen auf eine eigenthümliche Art; er kann das Papier, welches er ſucht, durchaus nicht finden, und wenn er hierauf hinter dem Ladentiſch wieder empor taucht, ſo ſieht man ſein vorhin ſo bleiches Geſicht geröthet und er läßt ſeine Unterlippe ſchlaff herabhängen. — Es iſt neun Uhr und der Laden muß geſchloſſen werden. Dieſer Moment ſcheint den jungen Menſchen unruhig zu machen; er wirft Düten und Buch unter den Ladentiſch, er ſpringt mit der Behendigkeit eines Affen auf die Straße, um die ſchweren Fenſterladen zu ſchließen, während das Mädchen ſich ins Hinterſtübchen begibt. Das iſt für ihn ein ſchrecklicher Augenblick. Er ſtößt mit einer raſenden Eile Stange und Riegel vor, doch bleibt er plötzlich ſtehn und bohrt ſeine Blicke durch den Laden ins Hinterſtübchen, wo jetzt — das Licht erliſcht.

Bei der Betrachtung des gegenüber liegenden Hauſes habe ich, um gänzlich unten anzufangen, die Kellerwohnung vergeſſen; und iſt ſie doch meinem Blicke am zugänglichſten. Ich ſehe in eine Schuſterwerkſtätte hinein, wo der Meiſter mit ſeinen Geſellen bis jetzt fleißig gearbeitet. Auf dem niedrigen Werktiſche ſteht die helle Oellampe, um welche drei mit Waſſer gefüllte Glaskugeln

hängen, die einen concentrirten Schein auf die Arbeit werfen. Der Meiſter iſt aufgeſtanden, der Geſelle legt die fertige Arbeit neben ſich hin, und nur der Lehrjunge bleibt noch unbeweglich ſitzen, denn er hat das Kind des Meiſters auf dem Schooße, deſſen weit offene helle Augen ſo außerordentlich vergnügt im Widerſchein der Glaskugeln glänzen. So viel man ſehen kann, iſt das Kind ſauber und nett angezogen, und ebenſo ſieht die Werkſtatt aus, wo man die ſtreng ſchaffende Hand einer ordentlichen Hausfrau bemerkt. Dieſe öffnet jetzt die Thür zur Stube im Hintergrunde, wo wir einen reinlich gedeckten Tiſch ſehen. Die Suppe dampft in einer zinnernen Schüſſel, und die Beiden am Arbeitstiſche, der Geſelle und der Lehrjunge müſſen den Duft derſelben verſpürt haben, denn während der Erſtere ſich erhebt, ſieht man den Andern deutlich ſchnüffeln, und darauf drückt er das kleine Kind, damit es ein wenig ſchreie und ihm von der ſorglichen Mutter abgenommen werde; was denn auch augenblicklich geſchieht, worauf ſich alle in das Hinterſtübchen begeben, um vergnügt ihre Suppe zu eſſen, nachdem der Meiſter in der Werkſtatt ſorgfältig das Licht ausgelöſcht.

Beinahe mir gegenüber, nur ein wenig tiefer, habe ich den einen Stock des Hauſes, welches, in ſeinen Verhältniſſen beträchtlich höher als das, in welchem ich wohne, mit ſeiner ſogenannten Belletage an den zweiten Stock, wo ſich mein Zimmer befindet, reicht. Wer dort eigentlich wohnt, das heißt, was für Leute es ſind, habe ich noch nicht ergründen können. Es iſt ein junges Paar von ſehr elegantem Aeußern; ſie müſſen reich ſein, ſehr reich, denn ſie bewohnen den erſten Stock ganz allein, die Einrichtung dort iſt prächtig, ſie haben zwei weibliche und einen männlichen Bedienten, und wenn Herr und Dame auf der Straße gehen, ſo werden ſie angeſtaunt wegen ihrer geſchmackvollen und reichen Toilette. Dabei ſcheinen Beide noch ſehr jung zu ſein, er im Anfang der Zwanziger, ſie noch ein paar Jahre jünger. An-

fänglich habe ich geglaubt, es könnte Bruder und Schwester sein, aus verschiedenen Kleinigkeiten meinte ich aber zu ersehen, daß der junge Herr und die junge Dame ein liebendes Paar sei, wahrscheinlich verheirathet; ich kann mir das wenigstens nicht anders denken. So vornehm, wie sich ihre Wohnung, ihre ganze Tournure ausnimmt, so ist es auch nicht minder ihre Lebensordnung. Vor zehn Uhr Morgens öffnet sich kein Laden, wird kein Vorhang emporgezogen, und erst um diese Zeit sieht man vielleicht Eins von Beiden an dem Fenster erscheinen; um eilf Uhr wird gefrühstückt, dann geht er allein aus, um gegen ein Uhr nach Hause zurückzukehren. Da gehe ich alsdann zu meinem bescheidenen Mittagessen und begegne ihm so fast jeden Tag. Es ist ein eigenthümlicher Mensch von einer so auffallend wechselnden Gemüthsstimmung, wie ich nie etwas gesehen. Jetzt hüpft er mir heiter, fast glückselig entgegen; er schaut mit lachendem Gesichte nach den Fenstern seiner Wohnung empor, und wenn er sie dort stehen sieht, so winkt er freudig mit der Hand. Jetzt schleicht er trübselig daher, beißt sich auf die Lippen und scheint an seinen Fingern herabzuzählen; er hat kein Auge für die Fenster im ersten Stock, er tritt mißmuthig ins Haus, schleicht die Treppen hinauf und wirft, oben angekommen, seinen Hut aufs Sopha. Im ersten Falle gehen Beide mit einander spazieren; im andern aber sehe ich ihn, wenn ich von Tische komme, an seinem Schreibtische sitzen und bemerke, wie er rechnet, während sie auf und ab geht und ihm zuweilen ein Wort sagt, das er nicht allzu freundlich erwidert. Abends sind sämmtliche Zimmer des Stockwerkes häufig erleuchtet; sie haben große Gesellschaft. In der letzten Zeit aber kam das nicht mehr so häufig vor; auch fand ich, daß der junge Mann meistens verdrießlich und niedergeschlagen war, wenn er mir begegnete.

Während ich jetzt hinüber blicke, sehe ich das Zimmer erleuchtet, wo sein Schreibtisch steht und wo er an schlimmen Tagen

XVI.

Ein Verhör. — Ein Rendez-vous.

Ich glaube, ich hätte noch länger geſchlafen, doch knarrte meine Thür und der junge Herr Block ſchlich herein, ſich vorſichtig auf dem Gang umſchauend und trat an mein Bett mit einem gänzlich verſtörten Angeſicht.

„Was haben ſie?“ fragte ich erſchrocken.

Der junge Menſch warf ſich auf einen Stuhl, ſah mich mit einem traurigen thränenvollen Blick an und ſagte: „da unten ſind ſchreckliche Geſchichten los, geſtern Abend hat der Herr Specht eine lange Unterredung mit der Prinzipalin gehabt und ſo geheim, daß ſogar Fräulein Emma mich geſtern Abend ſpät noch frägte, ob ich nicht wüßte, was er gewollt. Die Prinzipalin kam darauf mit verweinten Augen zum Nachteſſen und Alle machten Geſichter zum Davonlaufen, wenn Sie nur da geweſen wären.“

zu rechnen pflegt. Auch jetzt ſitzt er daran, emſig auf Papiere niedergebeugt, die er aus allen Schubladen hervornimmt und auszuſuchen ſcheint. Sie ſchreitet auf und ab, die Hände gefaltet, nur zuweilen nähert ſie ſich dem Schreibtiſche, er gibt ihr eine Handvoll Papiere, die ſie alsdann zerreißt und in den Ofen wirft; ihr Blick iſt finſter und zwiſchen den trotzig aufgeworfenen Lippen ſcheinen unfreundliche Worte hervorzudringen. Zuweilen ſtützt er den Kopf in beide Hände, man ſieht ſeine Finger ſich durch das Haar durcharbeiten, dann aber fährt er wieder empor, blickt auf ſeine Taſchenuhr, die er vor ſich niedergelegt hat und fährt emſig fort, ſeine Papiere durchzuſehen. Sie tritt ans Fenſter und drückt ihre Stirne an die kalten Scheiben; vielleicht ſchaut ſie nach unſerem Hauſe herüber, wo ſehr wenig Lichter brennen, und denkt auf keinen Fall, daß ſie beobachtet wird. Er iſt an ſeinem Schreibtiſche fertig und nimmt nun ein kleines Käſtchen, in welches er einige Papiere thut, ein paar Geldrollen und etwas, das wie Geſchmeide funkelt. Dann ſchließt er das Käſtchen zu und gibt der jungen Dame den Schlüſſel, worauf ſie ſich für kurze Zeit entfernt, während er nun unruhig im Zimmer auf und ab ſchreitet. Als ſie wieder kommt, ſehe ich mit Erſtaunen, daß ſie zum Ausgehen angezogen iſt; ſie hat einen dunkeln Mantel übergeworfen und einen ſchwarzen Hut aufgeſetzt. Sie nimmt das kleine Käſtchen unter den Arm; er ſteht neben ihr und ſcheint ihr etwas deutlich zu machen. Ich bemerke wohl, wie er die Hände erhebt, kann aber begreiflicherweiſe nicht verſtehen, was er ſagt. Jetzt tritt ſie auf ihn zu, ſie legt eine Hand auf ſeine Schulter und ſtützt einen Augenblick den Kopf darauf. Dann reißt ſie ſich los und Beide verſchwinden im Hintergrunde des Zimmers, er nur auf ein paar Minuten; gleich nachher tritt er wieder an den Schreibtiſch, ſchaut auf die Uhr und geht dann ſichtbar erregt wieder im Zimmer auf und ab.

Das Haus mir gegenüber hat Ausgänge nach zwei Straßen.

Ich ſehe die junge Dame nicht aus dem großen Thore kommen; ſie muß ihren Weg rückwärts durch eine dort befindliche enge Gaſſe genommen haben. — Was iſt das? Drei Männer nähern ſich von der Straße langſam dem Hauſe; einer bleibt an dem Thore ſtehen, zwei verſchwinden im Innern; ich weiß nicht, wie ich dazu komme, aber ich bringe die Erſcheinung der drei Männer mit dem jungen Paare im erſten Stock zuſammen und habe mich nicht geirrt. Er dort drüben bleibt plötzlich auf ſeinem Gange durchs Zimmer ſtehen; er horcht, er tritt hart an das Fenſter; die Männer, die ich ins Haus verſchwinden ſah, ſind bei ihm eingetreten. Einer muß dem jungen Manne etwas ſehr Ueberraſchendes geſagt haben; er fährt zurück und will ins Nebenzimmer, wohin ihm aber einer der Männer den Weg vertritt. — Ah! das wird ernſthaft; er wirft ſich gegen den Schreibtiſch, er faßt eine Piſtole, welche dort liegt, die ihm aber im nächſten Augenblick aus der Hand geriſſen wird. Nun ſteht er unbeweglich da, ſtützt die rechte Hand auf den Tiſch, beißt die Lippen furchtbar zuſammen, ſeine Augen, die entſetzlich hervortreten, ſtarren auf einen der Männer hin, der den Schreibtiſch unterſucht und aus einer verborgenen Schublade länglichte Stückchen Papier hervorzieht — ſie haben ganz die Form von Wechſeln — auch verſchiedene Petſchafte und Stempel. — Ich möchte lieber, ich hätte das nicht geſehen; es iſt ein gar zu jammervoller Anblick, wie nun der Bediente des jungen Mannes hereintritt, ſeinem Herrn den ſeidenen Schlafrock aus und einen dicken Paletot dafür anzieht, und wie darauf einer der Männer ihm die Hände übereinander legt, und mit einer kleinen Kette feſſelt — ein Drama unſerer Zeit. Es iſt mir ordentlich leichter ums Herz, als nun die Polizeibeamten mit dem Verhafteten das Zimmer verlaſſen haben, wo der Bediente, das Stubenmädchen und die Köchin noch einen Augenblick zurückbleiben, das furchtbare Ereigniß gründlich be-

ſprechend. — Endlich verſchwindet drüben das Licht, und mir iſt es grade, als ſei ich im Theater geweſen.

Im zweiten Stock wohnt die Hauseigenthümerin, die verwittwet geweſene Doktorin Fackelberg, jetzt wieder verehlichte Madame Stängeler. Trotzdem aber die Doktorin wieder einen Herrn und Gebieter hat, müſſen wir doch ſagen, daß ſie Hauseigenthümerin geblieben iſt, denn Herr Stängeler hat nur in das Anweſen hinein geheirathet und gilt bei allen Angelegenheiten, wo es ſich um etwas Reelles handelt, nur als der Gatte ſeiner Frau. So lange er ledig war, wurde er als ein ſehr angenehmer Handlungsreiſender betrachtet; er war kein übler Mann, hatte volles Haar, einen gut gepflegten Backenbart, ſpielte die Guitarre, wozu er circa ſechs Lieder ſang, machte Karten- und andere Kunſtſtücke außerordentlich ſchön und wußte köſtlich zu erzählen. In einem kleinen Bade hatte er die Doktorin Fackelberg kennen gelernt; ſchon am erſten Abend, nachdem dies geſchehen, hatte er ein paar Freunden im Wirthshauſe vorgeſungen:

Mein Blick, ihr zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich,

und vierzehn Tage nachher empfahlen ſich Beide als Verlobte. — Von dem Alter der beiden neuen Ehegatten läßt ſich nur ſo viel ſagen, der Unterſchied deſſelben war ſo groß, daß Herr Stängeler füglich als einer der jüngeren Söhne ſeiner Gattin betrachtet werden konnte. Aber ſie war Hauseigenthümerin, reich, und wie der ehemalige Handlungsreiſende ſeinen Collegen zu betheuern pflegte, ſonſt ein vernünftiger und umgänglicher alter Kerl. Die Ehe der Beiden ging denn auch ſo weit ganz gut, als ſie zuweilen zwei Augen zudrücken mußte, und er ſich bemühte, ſeine extravaganten Neigungen ſo viel wie möglich zu verdecken. Am Tage blieb er ſchon gern zu Hauſe, beſonders machte er ſich aus einem gemeinſchaftlichen Spaziergange nicht viel, wenn aber der Abend kam, da zog es ihn gewaltſam hinweg und dann ging er miß-

muthig ſo lange im Zimmer auf und ab, bis er eine ſchickliche Gelegenheit zum Entwiſchen fand. Was ihm den größten Kummer machte, war, daß er weder durch Ueberredungen noch Bitten, weder mit Liſt noch Gewalt einen Hausſchlüſſel erlangen konnte. Madame Stängeler wollte ſich nun einmal nicht von der ſüßen Pflicht entbinden, ihm die Thüre zu öffnen. Eine Hauseigenthümerin, pflegte ſie zu ſagen, muß überhaupt die Letzte ſein, die im Hauſe wacht; und daß ſie das oft noch zu ſehr ſpäter Nachtſtunde that, kann ich, der auch nicht immer früh heimkam, beſtens bezeugen. Es gab nur ein Mittel, Stängeler zu Hauſe zu halten, das war, wenn kleine angenehme Geſellſchaften eingeladen wurden, wozu ſich denn auch die geweſene Doktorin häufig verſtand. Dabei ſah ihr Gatte nicht auf einen großen Kreis und begnügte ſich ſogar gern mit einer jungen ſtillen Wittwe, die im ſelben Hauſe wohnte, und der es ebenfalls Vergnügen machte, ihren Thee bei der Hauseigenthümerin zu nehmen. Schon oft hatte ich es mit angeſehen, wie wenig Herr Stängeler an ſolchen Abenden das Wirthshaus vermißte; er war alsdann munter, erzählte von ſeinen Reiſen, machte Kunſtſtücke, wie — eben jetzt wieder. Ja, da ſaßen die Drei vertraulich um einen kleinen Tiſch, — eigentlich ſaßen nur zwei, die junge Wittwe und Herr Stängeler; die geweſene Doktorin hatte ſich in die Küche begeben, um die Bereitung des beſcheidenen Abendbrodes zu überwachen. Ob er in dieſem Augenblicke Kunſtſtücke machte, kann ich nicht genau angeben; ſo viel aber ſah ich, daß Karten auf dem Tiſche lagen und daß er und die junge Wittwe jetzt eben die Köpfe zuſammenſteckten, um in die bunten Blätter zu ſchauen, — als — durch welchen Zufall iſt mir jetzt noch unerklärlich — plötzlich das Licht erloſch.

Steigen wir nun mit unſeren Blicken ein Stockwerk höher. Da iſt eine von jenen ſtillen geordneten Haushaltungen, wo tiefer Friede herrſcht unter dem gewaltigen Druck einer mächtigen Ueberwinderin. Im Hausweſen des Hofraths Knuſperich regiert die

Hofräthin, unumſchränkt, deſpotiſch, ohne Conſtitution, ohne Kammern. Die Feſſeln, welche ſie ihren Untergebenen anlegt, ſind um ſo drückender, da dieſe, die Untergebenen nämlich, aus einem erwachſenen Sohne und zwei erwachſenen Töchtern beſtehend, ſchon verſchiedene Aufſtandsverſuche machten, die aber mit neuer und tieferer Knechtung enden. Die Hofräthin iſt eine lange dürre Perſon mit großen grauen Augen, in denen man bei den Unbilden, die andere arme Weiber erdulden müſſen, triumphirend die Worte lieſt: So was kommt bei mir nicht vor! Von dem Hausweſen iſt viel oder gar nichts zu ſagen. Nach außen zu geht alles glatt vorüber; was aber unter der ruhigen Oberfläche tobt, das bin ich nicht ſchuldig zu berichten; ich halte mich nur an einen Lichterſchein, den letzten in der Wohnung, der aus dem Schlafgemach der Hofräthin dringt, in welchem der Hofrath nur geduldet iſt. Die grünen Vorhänge ſind herabgelaſſen und gegen einen derſelben fällt unverkennbar ein Schatten; es iſt der einer langen Geſtalt, die im Bette aufrecht ſitzt, ich erkenne ſie an der runden Form ihrer Nachtmütze und der ſpitzigen Naſe, die in ungeheuerlichen Dimenſionen in einem ſchauerlichen Schattenbilde erſcheint. Die Hofräthin iſt im Begriff, ihrem Gatten das Einſchlafen zu erleichtern. —

„Daß Du," ſpricht ſie mit ihrer ſcharfen Stimme, „nicht jede Nacht im Wirthshaus herum vagabundirſt, daran iſt Gott ſei Dank, die muſterhafte Ordnung Schuld, die ich in meinem Hausweſen eingeführt. Und es war nicht leicht, mit dem, was recht iſt, durchzudringen, da das Haus von üblen Beiſpielen wimmelt; Madame Stängerle da unten mag eine ſchwache Frau ſein; ſie kann mit ihrem Gutedel treiben, was ſie will; aber bei mir ſoll Ordnung ſein, und die will ich feſthalten, bis man mich einſt zu Tod geärgert haben wird." — Obgleich dazu wenig Ausſichten vorhanden waren, ſo fuhr doch Madame Knuſperich fort: „Und das wird nicht lange mehr dauern, denn ich fühle

deutlich, wie meine Conſtitution mit jedem Tag lockerer wird. Ja, Knuſperich, das haſt Du zu verantworten, denn Du thuſt alles, um mir das Leben zu einer Hölle zu machen. Freilich, in's Wirthshaus gehſt Du nicht, weil ich es nicht haben will, und wenn ich es auch haben wollte, ſo gingeſt Du doch nicht hinein. Und ich weiß wohl, warum Du ſo gerne zu Hauſe bleibſt. Mir zu lieb? — o Du wirſt mich nicht für ſo dumm halten, daß ich das glauben ſoll. Aber ich ſage Dir, noch einmal einen Auftritt mit der Babett, wie der von heute Abend, und Du wirſt ſehen, was geſchieht. — Du haſt noch die Kühnheit, mich zu fragen, was für einen Auftritt ich meine? — Du wirſt Dich doch wohl ſelbſt erinnern, wie Du mit einer Eigenmächtigkeit über den Reſt unſeres Abendeſſens geſchaltet, die an's Unglaubliche grenzt. Haſt Du nicht zu Babett geſagt: Sie kann den Wurſtzipfel eſſen, der da übrig geblieben iſt — ? — Schweige und ſchäme Dich, Knuſperich, Du haſt nicht nur gethan, als wenn Du der Herr im Hauſe wärſt, ſondern Du haſt Dir auch vor Deiner Magd eine Blöße gegeben, die um ſo lächerlicher iſt, wenn man Dein Alter bedenkt. Einer Magd, die ſo gut gehalten iſt wie die unſrige, die ein ſo vortreffliches Eſſen hat — ja, das hat ſie, Knuſperich! — noch von unſerem Abendbrode anzubieten! O ich möchte wünſchen, das nicht erlebt zu haben; denn ich ſage Dir, das gibt mir eine Reihe von traurigen Gedanken, die zu meinem frühen Tode beitragen werden. — O meine gute Mutter! wie Recht hatte ſie, als ſie mir bei unſerer Verheirathung ſagte: gib Acht, Henriette, mit dem Mann wirſt Du nicht glücklich!" — Damit erloſch das Licht, und wir können annehmen, daß die Hofräthin im Uebermaße ihres Unglücks endlich einſchlief.

So liegen denn nun ſämmtliche Stockwerke des Hauſes ſchwarz und finſter vor mir, nur aus den Dachkammern ſcheinen noch ein paar Lichter in die Nacht hinaus. Dort auf der linken Seite wohnt eine arme Perſon; die hatte ein einziges kleines

Kind, für das ſie lebte und arbeitete. Es war das ein allerliebſtes Mädchen von vier Jahren, ſo zierlich und nett, wie man kaum etwas Aehnliches ſah. Wenn die Mutter nähte — und das thut ſie faſt den ganzen Tag und die halbe Nacht — ſo ſaß das Kind ſtundenlang auf einem kleinen Schemel zu ihren Füßen, hatte auch ein Stückchen Zeug in der Hand und ſtach mit einer Nadel darauf los. Dabei war das Mädchen ſo verſtändig, daß wenn die Mutter ausgehen mußte, es weder an das Fenſter, noch an den Ofen ging, ſondern auf dem Fußboden allein für ſich vergnügt ſpielte und weder ſchrie noch lärmte. Wie innig die Beiden ſich liebten, kann man ſich denken. Die arme Mutter hatte auf der Welt nichts als ihr Kind, und da kam der Tod und nahm es ihr weg. Alle, die es erfuhren und die ſie und ihr kleines Mädchen gekannt, weinten mit ihr. Aber das half nichts, das kleine Mädchen war todt und ſeit ein paar Tagen begraben. Da ſitzt ſie nun an ihrem Fenſter und ſchaut in die Nacht hinaus, lange, lange — endlich fährt ſie empor und horcht auf; ſie glaubt ihr Kind zu hören. Konnte es denn wirklich geſtorben ſein? Da ſtand noch ſein ärmliches Bettchen; da hingen ſeine Kleidchen; auf der Kommode befanden ſich ſeine kleinen Schuhe, ach! die lieben kleinen Schuhe, in denen es umhergetrippelt. Am Boden bemerkte man noch ein Stückchen Zeug, an welchem das Mädchen genäht. Die Mutter geht nun im Zimmer auf und ab von einer dieſer lieben Sachen zur andern, ſie betrachtet alle, ſie küßt alle; dann beugt ſie ſich auf das Bettchen nieder und weint bitterlich in die kleinen Kiſſen. Die Uhren ſchlagen, die Zeit ſchleicht vorüber, ihr herabgebranntes Licht geht aus — ſie ſieht es nicht.

Auf der rechten Seite des Daches iſt eine kleine Kammer, wo Babett ſitzt und einen Brief an ihren Geliebten ſchreibt: „Theurer Ferdinand! So iſt denn wieder ein Tag herum, und jetzt, da unſer Hausdrache mich in's Bett geſchickt hat, habe ich

einen Augenblick Zeit an Dich zu ſchreiben. Freilich hat ſie mir auf's ſtrengſte befohlen, ſogleich mein Licht auszulöſchen, damit das theure Oel nicht verbrannt werde. Aber ich thue es nicht, vielmehr habe ich die Lampe ſo hoch geſtochert, als mir nur möglich iſt. Nein, in dem Hauſe halte ich es nicht länger aus, den ganzen Tag keine Ruhe und nichts Ordentliches zu eſſen. Der Herr iſt beſſer; er wollte mir heute Abend etwas Uebriggebliebenes vom Abendeſſen zukommen laſſen, aber da machte mein Drache ein paar Augen, die mir ſchon von vornherein alles in Gift verwandelten. Ach, wie wäre ich unglücklich, wenn ich nicht Deine Liebe hätte, mein theurer Ferdinand, und das Bischen Leſen, womit ich mich hie und da beſchäftige. Der freundliche Buchhändler, den Du kennſt, — weißt Du, derſelbe, auf den Du einmal eiferſüchtig warſt — hat mir ein neues Buch der Luiſe Murhard geliehen. Wie ich mich daran erbaue, das kann ich Dir gar nicht ſagen. Da finde ich mich ſelbſt wieder und darum auch Hoffnung und Troſt. Es ſind das lauter ſo arme gedrückte aber edle Weſen, alles gute fromme Menſchen, für die bei allem Leid und Kummer am Ende immer ein glückliches Ungefähr, wenn es auch ganz unglaublich iſt, erſcheint, das ſie zufrieden macht. Wie ich von demſelben freundlichen Buchhändler hörte, exiſtirt Frau Luiſe Murhard wirklich. Ich habe an ſie geſchrieben, ob ſie mich nicht in ihre Dienſte nehmen wolle; da ich ſelbſt in zwei frommen Häuſern gedient, auch rührende Geſchichten von jungen Mädchen mit ſehr ſchönen und gebrochenen Herzen weiß, ſo könnte ihr das gar nicht ſchaden. Schlägt ſie es mir ab, ſo will ich es ſelbſt einmal verſuchen, und ich glaube, der freundliche Buchhändler würde ſich nicht ſchlecht dabei ſtellen, wenn er die wahrhaftige Geſchichte von meiner Hofräthin, dem Drachen, drucken thun thäte. — Jetzt aber, lieber Ferdinand, habe ich ihr ſo viel Oel verbrannt, daß ſie zum Kaffee ſchon einen rechten Aerger haben wird. Ich ſchließe aber mit den Worten des Dichters:

Mein Fühlen iſt ſo öd und leer,
Und alles Glück entwichen;
Da iſt die Thräne trüb und ſchwer
In's Auge mir geſchlichen."

Damit erliſcht das Licht und ich ſehe jetzt am Hauſe nur noch einen einzigen Schimmer hoch oben, in der Mitte des Daches. Dort wohnt der Lehrling der Spezereihandlung, den wir drunten mit erſchüttertem Gemüthe den Laden ſchließen ſahen, und deſſen Kummer und Liebesweh jetzt noch fortklingt in den melancholiſchen Tönen einer Flöte, die um ſo holperiger hervorquacken, als der junge Mann Kälte und Froſtbeulen halber in dicken Handſchuhen auf den Klappen des Inſtrumentes herumſchlägt. Es iſt ſchwer, eine Melodie zu ergründen. Endlich aber, nachdem ich mein Fenſter einen Augenblick geöffnet, erkenne ich die Weiſe, welche er ſpielt, und finde ſie unter ſeinen Verhältniſſen traurig aber wahr.

„Dich verlie—i—i—ren ſoll ich, dich verla—a—a—ſſen,
Dich — die meine Se—e—e—e—le ganz erfü—ü—llt."

Dies ſchien aber der letzte Ausbruch und ein würdiger Schluß ſeiner Wehmuth geweſen zu ſein, denn gleich darauf erloſch auch dieſes Licht, und alles rings umher war finſter.

London 1851.

I.

Die Reiſe.

Ich fuhr von Stuttgart Abends mit dem letzten Zuge nach Heilbronn, doch war dieſer Zug, der von Ulm herkam, bei Amſtetten aufgehalten worden, oder hatte ſich vielmehr ſelbſt aufgehalten, indem er auf einen Extrazug wartete, der ihm von Geißlingen entgegen kommen ſollte; dieſer Extrazug aber, ebenſo höflich wie der gewöhnliche, wartete ſeinerſeits unten im Thale, und nachdem beide auf dieſe Art zu Nutz und Frommen ſämmtlicher Reiſenden eine Stunde gewartet, löste ſich das Mißverſtändniß auf, und beide ſausten mißmuthig ihrer Wege, wir aber fuhren deßhalb eine Stunde ſpäter von Stuttgart ab, und ich fürchtete ſehr in Heilbronn den Heidelberger Eilwagen nicht mehr anzutreffen; doch Dank der ſegensreichen Einrichtung der Telegraphen: die Eiſenbahnbehörde hatte der Poſtverwaltung einen elektriſchen Befehl zugeſchleudert, mit dem abgehenden Eilwagen auf den letzten Zug zu warten.

So fuhren wir getröſtet in die Nacht hinaus, und der Convoi ſtöhnte aufwärts nach Feuerbach. In tiefem nächtlichem Schatten lag die Gegend, ein Gemälde grau in grau, hie und da

„Ich war auf meinem Zimmer," ſagte ich zum Lehrling.

„Oh," entgegnete dieſer ungläubig. „der Buchhalter hat aber heute Morgen geſagt, Sie ſeien wieder einmal die ganze Nacht nicht nach Hauſe gekommen."

„Da hat der Buchhalter wieder einmal gelogen," ſagte ich ruhig und erhob mich, mich anzuziehen, doch blieb ich mitten in dieſem Geſchäft ſtarr wie eine Bildſäule ſitzen, als der Herr Block eiligſt fortfuhr: „dann war der Herr Specht heute Morgen in aller Früh bei Schilderer und Söhne, er kam mit ſehr vergnügtem Geſicht zurück, legte einige Papiere auf den Tiſch und als er hinausging, um ſeinen cattunen Regenſchirm im Gang aufzuſpannen, ſchaute ich mir die Papiere an."

„Nun?" — —

„Es war der Brief der Prinzipalin, den Sie vorgeſtern geſiegelt, worin ſie fünfhundert Thaler verlangt und dabei der Empfangſchein von Ihrer Hand."

„Nun?" wiederholte ich, mich mühſam zuſammennehmend, „was nun weiter? Die Sache iſt bis ſo weit ganz in der Ordnung; ich habe, wie Sie wiſſen, Ihnen zu lieb, den Brief ſelbſt hingetragen, das Geld empfangen und darüber quittirt, iſt das ſo etwas Entſetzliches?"

„Durchaus nicht," ſagte ſtockend der junge Menſch, „doch iſt der Brief nicht in das Buch der Prinzipalin eingetragen worden." —

mit helleren Linien und Punkten; eine Landſtraße, ein Feldweg, ein weißſteinernes Gebäude, Hofers marmorne Pferde, die geſpenſtig aus dem Dunkel hervorleuchteten; ein ſchon reifendes Kornfeld, ein Acker voll Mohnblumen, welche ſinnend die weißen Blumenköpfe auf den ſchlanken Stängeln wiegten. Rings um uns war Ruhe und Frieden; am Himmel zogen ſchwarze zerriſſene Wolken, die ausgebrannten Hülſen eines himmliſchen Feuerwerks, welches ein Gewitter uns heute Abend zum beſten gegeben; Leuchtkäfer flogen neben uns in Gras und Feldern, und von der Locomotive glühende Funken, die es jenen gleichthun wollten, aber in nächſter Secunde erloſchen und erſtarben. Knirſchend und heulend fuhr der Zug in den großen Tunnel auf der Höhe des Berges ein, und hinter uns blieben Feld und Wald, Wolkenzug und wirkliche Leuchtkäfer; an ernſten, finſtern Mauern, von den zitternden Wagenlampen nur momentan erhellt, huſchten wir vorbei; Kohlenrauch füllte das Gewölbe; über ihm lagern ſich die weißen Maſſen des ausſtrömenden Dampfes, der Zug geht langſamer, die Locomotive pfeift, wir fahren drüben in eine andere Landſchaft hinein. Doch ſendet der Himmel einen feinen Regen herab, und da er wie ein grauer Schleier rings die Gegend bedeckt, ſo thun wir beſſer im Innern unſeres Wagens der Reiſegeſellſchaft einen Blick zu ſchenken.

Eine Nachtfahrt gleicht der andern in ihrer Staffage vollkommen. Zubereitungen zum Schlafen werden gemacht durch um den Kopf gebundene Schnupftücher, untergeſtemmte Arme, ruhig einnickende Köpfe, hie und da hören wir einen tiefen Seufzer, ein ſtarkes Räuſpern, dann und wann ein leiſes Geſpräch. Hierin machte aber eine Geſellſchaft, aus mehreren Herren und Damen beſtehend, eine ſehr bemerkenswerthe Ausnahme; ſie ſprachen viel und laut mit blaßgefärbtem weichem norddeutſchem Dialekt — ich glaube es war ächtes Berlinerblau — und Einer aus dieſer Geſellſchaft machte den Spaßmacher mit dem beſten Erfolg: er

konnte thun, was er wollte, ſich mit einem leiſen Geſchnarch zum Schlafen anſchicken oder laut etwas hinausrufen, die andern lachten darüber; er konnte mit vielem Geräuſch eine Geſchichte erzählen oder ſchweigend ein Stück Torte eſſen, die andern folgten ſeinen Bewegungen, und jedesmal krönte ein lautes Gelächter ſeine Anſtrengungen. Ich konnte nicht erfahren, weß Glaubens und Standes er ſei, aber er mußte viel in der Welt herumreiſen und ſich häufig in Wirthshäuſern aufhalten, denn er kannte ſämmtliche Oberkellner, von denen er ſprach, beim Namen, und ſeine Anekdoten erinnerten ſehr an die Table-d'Hôte. Das württembergiſche „Fertig" und „Fort" der Eiſenbahn-Beamten ahmte er auf's täuſchendſte nach, ebenſo die belgiſchen Hornſignale zu demſelben Zweck; von Stuttgart behauptete er, das Theater ſei dort unter dem Affen, dagegen erinnere er ſich mit wahrem Entzücken an Frankfurt und an die famöſe Oper, die er dort gehört, „Lucia von Lammermayer."

Wie aber in der Welt alles ein Ende nimmt, ſo auch die Fahrt nach Heilbronn, und damit das koloſſale Vergnügen der eben erwähnten Geſellſchaft. Bei der Ablieferung des Gepäcks gab es noch einen gelinden Wortwechſel zwiſchen Poſt- und Eiſenbahn-Beamten, indem erſtere mit vollem Recht behaupteten, da die Poſt nun einmal ſo ungebührlich lange auf den Zug habe warten müſſen, ſei es nicht mehr als billig, daß die Effecten der Weiterreiſenden vor allen andern zuerſt beſorgt würden, hier aber ſei es Mode, daß die Poſt bereits bis zuletzt warten müſſe, und dieſelbe, ſeit dem 1. Julius Kinder Eines Vaters, würde ſich bemühen, daß den Packbeamten des hieſigen Bahnhofs für dieß Vergehen nächſtens eins unter den Zopf geſpuckt würde. (Ich gebe dieſe Strafandrohung wörtlich wieder.)

Die Richtung der Eilwagen von hier nach Heidelberg iſt eine zweifache: am Tage, wo der Reiſende nicht ſchläft und im Stande iſt, ſich an der ſchönen Ausſicht zu erfreuen, fährt man direct

nach Sinsheim, eine ſchöne ebene Chauſſee, aber durch eine flache, ganz unintereſſante Gegend; des Nachts aber geht der Eilwagen einen fürchterlich holperichten Weg über Wimpfen und Rappenau; der Reiſende kann nicht ſchlafen, weil er unbarmherzig zuſammengeſtoßen wird, könnte aber die herrlichen Neckar-Ufer ſehr genau ſehen, wenn es nicht zufälligerweiſe Nacht wäre. Die Eilwagen an ſich ſind ganz gut eingerichtet, zwei Plätze auf einer Bank, und gehen recht bequem und angenehm, auch die Conducteure ſind gefällig; die Pferde größtentheils ordentlich; aber ein großer Uebelſtand der deutſchen Poſten im allgemeinen, der ſüddeutſchen insbeſondere, iſt der unendliche Aufenthalt auf den Stationen; nur damit wird ſo viele Zeit verloren, und hauptſächlich deßhalb ſind unſere Eilwagen keine Eilwagen. Iſt irgendwo eine Expedition, wo nur Pakete, Briefe ꝛc. abgegeben werden, ſo ſcheint dem Conducteur die Zeit ſo reichlich zugemeſſen, daß er ſich gar nicht zu beeilen braucht. Sollen die Pferde gewechſelt werden, und hat auch der ankommende Poſtillon aus Leibeskräften geblaſen: ſtille und einſam liegen lange Zeit die Stallgebäude; endlich glänzt ein trübes Licht in die Nacht hinaus, die Thore öffnen ſich ſchläfrig, es wird ebenſo ſchläfrig eingeſpannt, mit großer Umſtändlichkeit die Zugſtränge probirt, der Poſtillon zieht langſam ſeine Uniform an, wirft einzeln auf den Wagen hinauf die Peitſche, ſeinen Mantel, einen großen Sack mit Hafer zum Abfüttern, einen Sattel zum Nachhauſereiten, und endlich klettert er ſelbſt nach. Das dauert aber alles eine gute Viertelſtunde länger als nothwendig und vier Viertelſtunden machen eine ganze aus, deren Hälfte ſogar uns in Heidelberg ſehr gut zu ſtatten gekommen wäre, denn wir erreichten mit genauer Noth vor Abfahrt des Zuges den Bahnhof; ich verbrannte mir mit einer heißen Taſſe Kaffee Mund und Magen und kam, mit dem fürchterlichſten Sodbrennen behaftet, mißmuthig nach Frankfurt, um von da ſogleich nach Caſtel,

Mainz gegenüber, zu eilen, von wo die Dampfboote der Kölnischen Gesellschaft in neuester Zeit abfahren.

Es ist dies eine sehr zweckmäßige Einrichtung und erspart dem Reisenden den langen Weg über die Mainzer Brücke, inclusive Brückengeld und Trägerlohn, was man früher alles zu entrichten hatte; seit diesem Jahre correspondiren auch Eisenbahnen und Dampfboote recht brav, und wenn man Abends um 9 Uhr, wie ich, von Stuttgart wegfährt, erreicht man Köln den andern Abend um dieselbe Zeit, also in 24 Stunden.

Da lag der Kölnische Dampfer mit seinem weiß und grünen Schiffskörper, dem schwarzen Schornstein und den Flaggen in weiß und roth, den Farben der guten Stadt Köln. An den Schornsteinen erkennt man schon von weitem die verschiedenen Gesellschaften, welche den Rhein befahren; die Kölner sind ganz schwarz, die Düsseldorfer haben weiß und schwarze Streifen, und die Holländer sind halb schwarz und halb weiß; die Schleppdampfer sind dagegen kenntlich an ihrem langsamen Fahren, an den dunklen Farben des ganzen Schiffs, an den schwarzen Rauchmassen, worein es beständig gehüllt ist, und an den Schiffen, die es mit sich zieht. Die Einrichtung von Personal-Karten, welche man auf den Rhein-Dampfschiffen eingeführt hat, ist dem Reisenden sehr zu empfehlen; man nimmt zugleich ein Billet für die Rückfahrt mit, nach jedem beliebigen Ort, und zahlt dafür die Hälfte des Preises. Hierdurch kostet z. B. die Fahrt von Mannheim nach Köln und zurück auf der ersten Klasse (Vorcajüte) nicht mehr als 15 fl. 14 kr., von Mainz nach Köln und zurück 10 fl. und einige Kreuzer.

Unser Dampfer — wir hatten die Ehre mit dem Landsmann „Schiller" zu fahren — war nicht übermäßig besetzt, überhaupt der Verkehr auf dem Rhein in diesem Jahr gegen alle Erwartung noch nicht sehr zahlreich. Doch war deßhalb unser Dampfer nicht leer zu nennen, und da das Wetter ziemlich ordentlich war, auch

ein Segeltuch als Zelt über das Verdeck gespannt wurde, so fand sich bald dort oben die Gesellschaft ein, wie man sie beständig mit kleinen Variationen auf Rheinfahrten zu sehen das Vergnügen hat. Lange Karten mit dem Laufe des Stromes liegen oben ausgebreitet, und wo man bei einer alten Ruine einigermaßen zweifelhaft ist, wird der Kellner citirt, um die richtige Auskunft zu geben. Handlungs-Reisende behaupten das Rauchcabinet, trinken Moselwein und spielen Piquet; frische junge Ehepaare schauen stilllächelnd in die Fluthen des Rheins, und obgleich sie vor den Augen der Welt so thun, als beschäftigten sie sich mit den lieblichen Sagen der Ruinen, an denen sie vorbeischwimmen, haben sie doch in Wahrheit viel wichtigeres zu denken und zu besprechen. Der Conducteur, gewöhnlich ein eleganter junger Mann, schreitet munter auf dem Verdeck hin und her und prägt seinem Gedächtniß so viel als möglich die Physiognomien der Mitreisenden ein, damit er später einen neuen Passagier behufs Abforderung des Fahrbillets augenblicklich erkenne. Der Capitän, meist ein untersetzter, sehr stämmiger Mann, wandelt aus dem Rauchzimmer in die Küche, von da in seine Cajüte, sieht hie und da angelegentlich in den Maschinenraum und raucht sehr viel aus seiner langen Pfeife, die er aber in einen Winkel stellt, wenn er das Verdeck betritt.

Durch die unseligen Schnellfahrten ist die Poesie des Fahrens auf dem Dampfer verschwunden. Früher, wo man von Köln nach Mannheim drei Tage unterwegs war, bildete man eine einzige große Familie, deren Haupt der Capitän, und deren rathgebender älterer Bruder oder Freund der Conducteur war; damals hatte die kölnische Gesellschaft noch keine Concurrenz, und der schwarze Schornstein, sowie die rothweiße Fahne „herrschten allein auf den Meeren“; es kam auf eine Stunde mehr oder weniger nicht an, und Capitän und Conducteur hatten Lust — zur Kurzweil und zum Vergnügen der Passagiere — allerlei Schnurren aufführen zu

laſſen. In jener glücklichen Zeit ſahen die Schiffsjungen zuweilen ſich veranlaßt, einander ſchwarze Geſichter zu malen, und jeder lachte über den andern, den er allein geſchwärzt glaubte; da konnte man den Steuermann ernſthaft an ſeinem Ruder ſtehen ſehen, und eine unſichtbare Hand hatte ihm große papierne Sporen an die Füße geheftet; ja in jener harmloſen Jugendzeit konnte es vorkommen, daß ein Engländer, der am Steuerruder fiſchen wollte, plötzlich einen getrockneten Häring aus dem Waſſer zog, den ihm ein Matroſe ungeſehen daran geheftet.

Aber das iſt alles dahin. Das Boot fährt keuchend und ſchnaubend ſeines Weges und peitſcht unermüdlich mit den großen Schaufelrädern das Waſſer den ganzen Tag fort, gleich fleißig, gleich geduldig; nur hie und da, wo plötzlich angehalten wird, heult es grollend auf und ſpeit ziſchend weißen Dampf zu beiden Seiten der Räder in die grünen Fluthen. Da ſchwimmen wir nach und nach bei den bekannten Burgen und Städten vorbei; der Mäuſethurm beſchäftigt ſehr die Phantaſie der Reiſenden; dann der neuerbaute Rheinſtein, die Pfalz mitten im Rhein, Oberweſel mit ſeinen zackigen ausgebröckelten Mauern und der ſchönen Kirchen-Ruine, die man erhaben über dem Städtchen ſo frei vor Augen hat, die Katz, die Maus, vorher noch die Loreley mit dem Profil Ludwig Philipps und dem alten Invaliden auf dem andern Ufer, der mit dem Knall ſeines Gewehres das Echo in der Felswand, und mit den melancholiſchen Tönen ſeines Horns die Erinnerungen an frühere Zeiten weckt, in denen man ebenfalls hier vorbeigefahren.

In Koblenz kamen viele neue Paſſagiere an Bord, und von nun an vermehrten ſich dieſelben auf jeder Station, namentlich in Königsweiler, wo bei unſerer Anfahrt die Ufer ſchwarz mit Menſchen bedeckt erſchienen. Hier zog es denn auch in wahrer Proceſſion auf das Boot; eine ganze Legion Studenten aus Bonn, die ſich einen vergnügten Tag gemacht hatten und in Maſſe in ihren grellen buntfarbigen Kopfbedeckungen wie ein wandelndes

Tulpenfeld aussahen. Sie betraten theils schäkernd und lustig, theils ernst und gravitätisch das Boot. Ach, mir war, als seien das dieselben Gesichter, die gleichen Schmarren und Risse darin, dieselben Bärte und Mützen, die gleichen buntfarbigen Bänder und langen Pfeifen, die gleiche Redewcise und selbst die gleichen großen Hunde, die ich schon vor langen Jahren gesehen und gekannt hatte. Zugleich mit ihnen, oder vielmehr gleich nach ihnen, betraten ein paar Dutzend Handwerks-Gesellen und Lehrlinge das Boot, die gleichfalls am Fuß des Drachenfelsens den Sonntag gefeiert hatten. Sie waren im ganzen viel lustiger als die Musensöhne, trugen ebenfalls Pfeifen mit langen farbigen Troddeln, und während jene auf dem Hinterdeck dicht geschaart standen, gruppirten sich diese auf Kisten und Fässern des Vorderdecks und sangen allerlei bekannte verbotene Lieder, z. B. „Was ist des Deutschen Vaterland?" In Bonn flutheten diese Gesellschaften wieder vom Verdeck hinweg, und das Schiff blieb bis Köln ziemlich leer.

Mit dem Drachenfels hören die malerischen Ufer des Rheins plötzlich auf. Auf der linken Seite begleitet uns der Godesberg in seiner wohlbekannten Form noch eine Zeitlang, bald scheint er bei langen Baumreihen vorbeizuschweben, die hinter ihm liegen, bald wandeln Häuser, Brücken, kleine Wäldchen, Anhöhen mit Getreide bewachsen vor ihm vorbei und bedecken ihn vor unsern Blicken. So schwimmen wir langsam zwischen den flacher werdenden Ufern dahin; dort links liegt Schloß Brühl, das wir aber nicht sehen; endlich macht der Rhein vor Köln die letzte Biegung. Der Boynthurm wird sichtbar, und über der Häusermenge der heiligen Colonia und ihren unzähligen Kirchen ragt massenhaft der Dom hervor, fast in derselben Silhouette wie vor zwanzig Jahren, obgleich in jüngster Zeit so unendlich viel an ihm neugebaut wurde; links das riesenhafte Stück des Thurms mit dem Wahrzeichen der Stadt, dem Domkrahnen, rechts die Masse

des Chors, und der Raum zwiſchen beiden iſt immer noch nicht ausgefüllt.

Es dunkelt ſchon, während wir uns Köln nähern; die Rheinſeite, wo wir anlegen, iſt mit Menſchen bedeckt, die unſere Ankunft erwarten; von den großen Gaſthöfen dort glänzen Lichter in allen Etagen, und die Namen derſelben, in ungeheuren Eiſenbuchſtaben auf den Dächern angebracht, ſind eben noch ſichtbar. Auf der Rheinbrücke brennen bereits die Gaslichter und bilden eine glänzende Linie von Köln nach Deutz. In letzterer Stadt, vor den großen Hôtels zum Marienbildchen, jetzt Belle Vue, und Prinz Karl, ſind dichtbelaubte Gärten, aus welchen Lichterglanz hervorzittert, und die vollſtändigen Klänge der Regiments-Muſiken, die dort luſtig aufſpielen, ſchallen über den breiten Strom zu uns herüber. Hier fließt der Rhein ruhig, aber auf ſeinem gewaltigen Rücken trägt er ſpielend die vielen Dampfboote, die großen Holländerſchiffe, den ganzen Maſtenwald, bei dem wir jetzt vorbeifahren. Unſer Schiff macht einen großen Bogen, um aufwärts an ſeine Landungsbrücke zu kommen; der Kapitän ſteht auf dem Radkaſten, der Schiffsjunge, nachdem er ſich vorher ſeine Naſe geſchneuzt, läutet heftig und anhaltend, die Paſſagiere rennen in ängſtlicher Haſt durcheinander; der vermißt eine Hutſchachtel, jener einen Nachtſack; hier entſteht ein gelinder Streit wegen Berührung meines Koffers mit den Hühneraugen des Nachbars, und dieſer Streit wird endlich geſchlichtet durch den unſanften Stoß des Bootes an's Ufer, ſo daß ſich alles ſanft in die Arme fällt, auch wir Streitenden.

Die Gangborde poltern auf das Schiff, wie Harpyen ſtürzen ſich die Kölner Laſtträger auf unſer Gepäck, ergreifen Koffer und Kiſten, ja den Paſſagier ſelbſt, wenn er ihnen im Weg ſteht, und ſchlagen alle Einwendungen, alle Gegenreden mit den Worten nieder: „Ich bin angeſtellter Laſtträger und habe Nr. 24. Wohin ſoll Ihr Gepäck?“ In den königlichen Hof! Und ſchon iſt er aus

dem Schiff hinaus mit der ganzen Bagage. Man kann ihm aber vertrauen, diesem angestellten nummerirten Lastträger; man bezeichne ihm nur genau seine Effecten und sage ihm deutlich den Namen des Hotels, so findet man alles in der Flur des Gasthofs wieder. Ich folgte meiner Nr. 24 mitten durch die gaffenden Gesichter am Ufer, die mich beim Schein zweier Gaslaternen anstarrten, als müßte ich der längst Erwartete sein, und befand mich bald im Hôtel Royal, im Hause des Hrn. Dietzmann, einem der comfortabelsten Gasthöfe der ganzen Christenheit. — —

Um von Köln nach London zu gelangen, gibt es, außer dem Wasserweg über Rotterdam, zwei Routen zu Lande: über Ostende oder über Calais. Wer von der Seekrankheit nicht sehr zu leiden hat, thut besser, wenn er über Ostende geht; man fährt von Köln in etwa zwölf Stunden dahin, und ist, wenn man Abends um 8 Uhr dort anlangt, durch die ewig zitternde Bewegung des Wagens so gerädert, daß man froh ist, die Eisenbahn verlassen und sich auf dem Schiff, wenn auch auf einer harten Bank, ausstrecken zu können. Dagegen dauert die Ueberfahrt nach Dover ungefähr fünf Stunden. Für manchen eine sehr unangenehme Geschichte. Calais erreicht man mit der Eisenbahn erst in der Früh um zwei Uhr, hat von da aber nur eine Ueberfahrt von anderthalb bis zwei Stunden. Die Preise auf beiden sind sich so ziemlich gleich. Ueber Calais kann man von Köln aus den Platz gleich hin und zurück nach und von London nehmen; auf der ersten Classe glaube ich zu 36 Thalern. Ueber Ostende kann man dagegen nicht für die Rückfahrt bezahlen, weßhalb man besser thut, den Platz auf der Eisenbahn und dem Schiffe selbst zu nehmen, da man alsdann nicht gezwungen ist, auf einer bestimmten Classe zu fahren. Doch ist jedem, der es eben möglich machen kann, anzurathen, auf den belgischen Eisenbahnen und den Seeschiffen den ersten Platz zu nehmen.

Von Köln fuhren ein Freund und ich, Morgens um 7 Uhr, als ökonomiſche Leute auf der zweiten Claſſe. Dieſelbe iſt im Vergleich mit unſern ſüddeutſchen und den preußiſchen Staatseiſenbahnen ſehr gering, dagegen aber, im Verhältniß zu den eben genannten, außerordentlich theuer. Unſer Zug war ein ſogenannter Schnellzug, ging aber trotzdem nicht viel raſcher als der gewöhnliche. Der rheiniſchen Eiſenbahn erwächst zum guten Glück eine gewaltige Concurrenz in der Bahn von Düſſeldorf nach Aachen, die im Herbſt 1852 fertig werden ſoll.

Das Wetter begünſtigte uns heute Morgen, die Sonne ſchien warm, und die Wolken, welche hie und da den Himmel bedeckten, machten durch ihren Schatten die einförmige flache Gegend lebendig. Fruchtfelder und Wieſen ſtanden prächtig, oftmals Strecken ſo weit das Auge reichte in goldgelber Farbe, eingeſäumt mit dem ſaftigſten Grün. Sauſend und klappernd ging es durch den langen Königsdorfer Tunnel, bei Düren vorüber, nach Eſchweiler, wo die gewaltigen Eiſenfabriken und Schmelzöfen ſind. Hier hat die Gegend ein trauriges, ausgebranntes Anſehen; im ſchwarzen Kohlengrunde, der von der Eiſenbahn anfängt und die Höhen hinanſteigt, welche die Ausſicht begrenzen, liegen die ſtaubigen Häuſer mit den breiten dunkeln Dächern; über ihnen empor ragen rieſenhafte geſchwärzte Schornſteine, welche dunkle Rauchmaſſen ausqualmen, während weißer Dampf ſtoßweiſe und ziſchend aus den engen Röhren emporfährt, dort wo die Maſchinen keuchen und raſſeln. Arbeiter mit geſchwärzten Geſichtern, mit glänzenden Augen und weißen Zähnen, wie die Neger, ſchauen aus den Thüren und Fenſtern und ſcheinen dem Salamander-Geſchlecht anzugehören. In Rauch und Feuer ſtand ihre Wiege, in Qualm und Flammen wuchſen ſie auf, und enden ſo ihr Leben; zu ihren Füßen liegt Staub und Aſche, über ihren Köpfen ſteigt Qualm empor, züngeln die Flammen, ihre Geſellſchaft bei Tag und bei Nacht. Und immer weiter greift dieß Terrain des

„Verflucht! das habe ich in der Eile vergeſſen.“

„Das Schlimmſte aber iſt —“

„Und was, und was? — —“

„Die Prinzipalin,“ ſagte Herr Block, ſich ſcheu umſehend und mit leiſer Stimme, „die Prinzipalin kam alsdann ins Comptoir, ſah den Brief an, ſchüttelte heftig mit dem Kopfe und ſagte: „ſo wahr mir Gott helfe, den Brief habe ich weder geſchrieben noch unterſchrieben.“

„Ah! — —“

„Darauf wurden die Beiden meiner anſichtig und gingen hinauf in das Zimmer der Prinzipalin.“

Meine Hand zitterte, als ich mich erhob, ich faßte an meine Stirn und etwas ungeheuer Entſetzliches ſtieg vor mir auf. „Die Prinzipalin hat den Brief nicht geſchrieben,“ murmelte ich, „wer hat ihn denn geſchrieben?“ Mein Blick fiel auf den Lehrling, der erſchüttert vor mir ſtand. Vor meinen Augen tanzten die Fenſter im wirren Kreiſe und ich ſchnappte mühſam nach Athem, wie man zu thun pflegt, wenn man in ein eiskaltes Waſſer hinabſteigt, „ich danke Ihnen,“ ſagte ich zu dem jungen Menſchen, „ich danke Ihnen herzlich, thun Sie mir die Liebe und tragen dieſen Brief ſobald Sie können, zum Doktor Burbus, ich ließe ihn bitten, herzukommen, dann noch eins: gehen Sie insgeheim zu Schilderer und Söhne und ſagen dem zweiten Caſſierer, ich habe das Bewußte

Feuers um ſich, immer weiter entſtehen neue Schmelzöfen, Hammer- und Streckwerke. Dort hinten auf den Anhöhen, wo heute noch grüner Wald iſt, ſieht man ſchon gelichtete Stellen, erblickt man ſchon Dampfſchornſteine und Rauchwolken, und es wird nicht manches Frühjahr mehr anſtehen, dann ſprießen auch dort keine Gräſer und Blumen mehr, ſondern es ruht alles, ohne Lebenszeichen, todt unter der erkalteten Aſche.

Doch ſchon pfeift die Locomotive wieder — vorbei, vorbei! Die Schnelligkeit des Dampfes führt uns bald abermals in freundliche, lachende Gefilde; Waldſchatten umfängt uns, friſche Waſſer murmeln unter uns dahin; die Wände des Einſchnitts, durch den wir fahren, ſind bedeckt mit grünen Kräutern, mit heranwachſenden Akazien, mit ſtacheligem Ginſter und ſeinen gelben Blumen. Doch während der Blick noch hinüberſchweift in das Thal neben dem Schienenwege, wo hochſtämmige Eichen ihre knorrigen Aeſte ausſtrecken, werden die Baumreihen ſchon wieder lichter und lichter; eben erſt in tiefem, ſchattenreichem Einſchnitt, fahren wir jetzt auf einem hohen Damm in die Ebene hinaus. So weit das Auge reicht, wiederum gelbe Fruchtfelder und grüne Wieſen, kleine Buſchpartien, aus welchen ſchlanke Kirchthürme auftauchen, dort ein prächtiges Schloß, hier eine alte Ruine, und während wir faſt die vor uns liegenden Höhen wieder erreicht haben, kommt quer durch das Feld uns entgegen eine Proceſſion — ein ſogenannter Bittgang um gutes Erntewetter.

Wie lieblich flattern die rothen und blauen Kirchenfahnen in dem hohen gelben Korn! Wie glänzt das große goldene Kreuz an der Spitze des Zuges! Wie reizend ſchlängelt der Zug ſich buntfarbig durch das Feld dahin, die Geiſtlichen in ihren weißen und geſtickten Gewändern, die den rothen Traghimmel umgeben, unter welchem der alte Prieſter, unbedeckten Hauptes, mit dem Allerheiligſten geht, voraus die rothgekleideten Chorknaben mit Weihrauchfaß und Klingel, und hintennach der lange Zug von Bauern

mit ihren Weibern und Kindern, den dunklen Kattunmantel an. Das weiße Tuch, das ſie um den Kopf tragen, flattert im Winde, und als wir nahe bei ihnen waren, hörten wir, wie es von hundert Lippen murmelte: „Heilige Maria Mutter Gottes bitt' für uns!" Aber nur einen Augenblick, denn die Locomotive, die uns dahinreißt, pfeift höhnend dazwiſchen.

Hinter uns laſſen wir das liebliche Bild der Proceſſion, das uns ſo lebhaft an die Tage der Kindheit erinnert; hinter uns bleibt der fromme Glaube, und wir ſtürmen davon, immer weiter durch das Leben; hinter uns bleibt die lachende Ebene, der Friede, die Ruhe, welche auf den Klängen der Kirchenglocken in unſer Herz dringen; eine finſtere Schlucht nimmt uns auf, deren Seitenwände phantaſtiſch verſchlungene Wurzeln faſſen und manche hohe und mächtige Bäume tragen. Schwärzer wird die Erde rings herum, Kohlenſtaub liegt zwiſchen den Schienen; wir raſſeln durch einen finſtern Tunnel; luſtiger ſcheint die Locomotive zu arbeiten, denn ſie nähert ſich abermals einem Platz, wo viele ihres Geſchlechts zwiſchen dicken Mauern ſeufzen und von der ſchwachen Menſchenhand durch den Druck eines kleinen Hebels gezwungen werden, mit gewaltiger Kraft Waſſer zu heben und Eiſen zu ſtrecken. Dann bleibt auch Stollberg hinter uns und vor uns im Thale liegt Aachen, die alte Kaiſerſtadt. Der Dom mit ſeiner grauen Kuppel tritt vor unſer Auge, dahinter der ſogenannte Loosberg, daneben das Kloſter der heiligen Cäcilie, auf den Anhöhen alte Thürme durch dicke Stadtmauern verbunden, die dem hügeligen Terrain auf und ab folgen. Wo wir jetzt fahren, in der Nähe der Stadt, war vor nicht langen Jahren noch dichter Wald, und da drinnen lagen die alten Schlöſſer aus der Zeit Karls des Großen: Frankenburg, Schönforſt, bekannt durch den Ring der Faſtrada. Es waren heimliche, liebliche Plätzchen, dieſe beiden alten Schlöſſer mit ihren zerbröckelten Zinnen und epheuumwachſenen Thürmen, rings mit Waſſer umgeben, die Spiel-

plätze meiner Kindheit. Jetzt fährt die Eisenbahn dicht bei der Frankenburg vorüber; man hat ihr den grünen Waldschleier von dem altersgrauen Gesicht gezogen, und da dieses alsdann zu durchfurcht und zerrissen erschien, hat man an ihr einen unglücklichen Restaurationsversuch gemacht und dadurch die alte liebe Ruine schmählich mißhandelt.

Aachen lassen wir hinter uns mit seinen vielen Kirchen und seinen heißen Quellen. Unser Zug wird von einer stehenden Maschine aufwärts gen Herbesthal gezogen, und wie wir emporsteigen, treten alle Theile der Stadt mit dem benachbarten Burtscheid nochmals vor unser Auge; dann verlassen wir wieder für eine Zeit lang die Landschaft mit Kornfeldern, Obstbäumen, Wiesen und Gärten, und jagen dafür durch eine Waldregion auf einem der interessantesten Eisenbahnwege, die es wohl in der Welt gibt. Kaum haben wir einen Tunnel durchflogen und donnern über eine Brücke, so hören wir schon wieder an den eigenthümlich schütternden Schlägen der Maschine, daß wir uns einem neuen gewölbten Durchgange nähern. Nicht hundert Schritte lang konnte hier die Bahn geführt werden, ohne Hindernisse zu überwinden. Jetzt fahren wir durch einen hohen Einschnitt, gleich darauf auf einem ebenso hohen Damm, dann wieder über eine Brücke und durch einen Tunnel. Bald wendet sich die Bahn links, bald rechts; immer näher treten die Berge zusammen, klare Wasser stürzen unter dem Bahndamme daher, sie treiben Mühlen und Fabriken; bei jeder Biegung durch das enge Thal sehen wir schöne Villen und palastähnliche Gebäude, Wollspinnereien und Tuchfabriken; auch hier hohe Schornsteine, auch hier Feuer und Dampf.

Auf unserer linken Seite liegt Limburg auf der Höhe; wir lassen nach einer langweiligen Kofferviſitation Verviers hinter uns und rasseln, abermals bald rechts, bald links biegend, durch die Thalschlucht dahin, abermals über Brücken und durch Tunnels

und über Brücken, bei hohen Felswänden vorbei und über helle rauſchende Waſſer. Das Auge iſt geblendet und verwirrt; kaum ſchweift es einen Augenblick in ein liebliches Seitenthal, ſo reißt die Maſchine auch ſchon, raſſelnd und ſtöhnend, den Zug durch einen neuen Tunnel, und ehe man noch Zeit hat ſich in jener Finſterniß zurecht zu finden, bricht man ſchon wieder eilend hervor an's Tageslicht, um wieder nur für Augenblicke die Gegend im Sonnenglanz anſchauen zu können. Man iſt ordentlich froh, daß man endlich Lüttich erreicht, daß man hinter Ans durch die weiten Ebenen Belgiens fährt, wo man an unendlich ausgedehnten Kornfeldern, an Wieſen ohne Ende Gelegenheit findet, das ermüdete Auge ausruhen zu laſſen.

Wenn man aber, wie wir, auf der zweiten Claſſe fährt, ſo iſt man dagegen durchaus nicht im Stande, auf dieſen belgiſchen Eiſenbahnen auch den ermüdeten Körper einigermaßen wieder herzuſtellen; es ſind ſcheußliche Menſchenqual-Anſtalten, dieſe belgiſchen Wagen zweiter Claſſe, und man begreift in der That nicht, wie ein Land, wie Belgien, dem der durchreiſende Fremde ſo viel für Unterhaltung ſeiner Schienenwege zahlt, dafür ſo undankbar, ja engherzig ſein kann, um Leute, denen es gerade nicht convenirt, die theuern Preiſe der erſten Claſſe zu bezahlen, von der Mitte aus lebendig zu rädern. Die Wagen zweiter Claſſe hier ſind alte rappelige Holzkaſten mit kleinen ſchlechtgepolſterten Kinderſitzen, an der Rücklehne ein zwei Zoll breiter Streifen vermoderten Seegraſes, mit abgenutztem Tuch überzogen, das die vermeſſene Idee hat, ein Polſter vorſtellen zu wollen. Dabei ſchließt kein Fenſter, die Bahn ſtaubt über alle Begriffe, und wenn man ein paar Stunden gefahren iſt, ſo könnte man ſich für ausgewechſelt halten, denn mit dunkelfarbigen Kleidern in dieſen Marterkaſten geſtiegen, bemerkt man ſich plötzlich in einem hellgrauen Anzuge. Leider bin ich keine Großmacht, ſonſt würde Ich Belgien für dieſe Menſchenquälerei den Krieg erklären, oder Ich

ließe auf Meinen Eisenbahnen Zweite-Classewagen nach belgischem Muster mit einem künstlichen Staub-Apparat bauen und alle durchreisenden Belgier darin fahren, so lange fahren, bis sie feierlich gelobten, zu Hause auf eine andere Einrichtung zu dringen, und das würden sie schon nach der ersten Station thun.

Im übrigen ist Belgien gewiß ein sehr schönes und angenehmes Land, und namentlich Brüssel eine sehr liebenswürdige Stadt, und hat sehr schöne Gasthöfe und schattige Spaziergänge. Man speist im Hôtel de Flandre außerordentlich gut, und das fiel mir namentlich in Mecheln ein, wo man ein fürchterlich schlechtes Rostbeef bekam und Kaffee gar nicht vorhanden war. Als wir weiter fuhren, brannte die Sonne außerordentlich warm, die Gegend wurde immer flacher, die Wagen fuhren auf den Schienen wie toll hin und her, und es staubte immer stärker und dichter. In unserem Wagen saßen sechs geistliche Herren auf einer Bank neben einander, und alle sechs hielten Gebetbücher so ruhig wie möglich vor ihre Augen. Wenn man sie so im eifrigen Gebet begriffen sah, so konnte man glauben, sie büßten dadurch, aber am meisten durch die Fahrt selbst, einiges von ihren Sünden ab. Doch waren sie für Büßende sehr unduldsam, und als ich mir eine Cigarre ansteckte, husteten alle Sechs erst leise, dann immer lauter, und endlich bemühten sie den Conducteur, der mir ankündigen mußte, daß das Rauchen — in einem jämmerlich stoßenden rappelnden belgischen Zweiter-Classe-Wagen mit Staub-Apparat — verboten sei.

Die Zeit schlich uns sehr langsam vorüber; endlich erreichten wir Gent mit seinem großartigen, aber unschönen Bahnhofe; das Dach ist von Eisenguß und sieht aus wie von Brüsseler Spitze gemacht. Später kamen wir nach Brügge und bemerkten hinter dieser Stadt, daß wir uns dem Meere näherten. Der Boden, bis jetzt schwarz und fruchtbar, wurde sandig und weiß; lange Reihen kahler Hügel liefen weit in's Land hinein, die Vegetation

ward dürftiger, endlich ſahen wir auch Schiffe, aber nicht auf dem Meere, ſondern auf einem Canal, über welchen die Eiſenbahn fuhr. Gegen halb 9 Uhr kamen wir nach Oſtende, müde und matt, beſtaubt und hungrig. Sämmtliche Hausknechte des deutſchen Hofes bemühten ſich eine halbe Stunde lang, den belgiſchen Eiſenbahnſtaub von uns zu entfernen, und eine Schüſſel vortrefflicher Seefiſche ſollte uns in den Stand ſetzen, den Schrecken der nun folgenden Meerfahrt einigermaßen Stand halten zu können.

So eine Seereiſe iſt etwas angenehmes und erfriſchendes, ſo ſagen alle Leute, die nicht ſeekrank werden, und ich bin, Gott ſei Dank! Einer von dieſen Glücklichen. Der Freund dagegen, der mit mir die Reiſe nach London machte, betrachtete mit Grauen die ſchwankenden Maſtſpitzen im Hafen, und hatte ſchon am Land eine fürchterliche Ahnung von großem Uebelſein, das ihn auf der See befallen würde, und von Opfern, die er dem Poſeidon bringen müßte. Das Wetter war aber auch nicht ſehr günſtig; es hatte den Tag vorher im Canal ziemlich geſtürmt, und die See zeigte heute jene trügeriſche in der Tiefe bewegte Glätte, welche der Schiffer „hohle See" zu nennen pflegt. Gegen 10 Uhr gingen wir an Bord. Der Dampfer lag am ſogenanten Dyck im innern Hafen ruhig vor Anker. Der Himmel verſprach eine klare Nacht, ich glaube auch, wir hatten einigen Mondſchein. Da das Schiff erſt nach Ankunft des letzten Bahnzuges von Köln gegen 11 Uhr abſegeln ſollte, ſo hofften wir in der Cajüte noch einigen Platz zu finden, täuſchten uns aber ſehr, denn auf Sophas und Stühlen lagen ſchon eine Menge Paſſagiere in trauriger Selbſterkenntniß lang ausgeſtreckt. Auch die Damen-Cajüte hatte ſchon ihr Theil, obgleich ſich die meiſten Paſſagiere des zarten Geſchlechts auf dem Verdeck befanden. Da ſaßen ſie neben einander auf Bänken und hatten unterſchiedliche Ideen von einer ſchrecklichen Nacht; denn der Capitän und der Steward verſicherten auf Befragen: es ſei gerade keine hohe See, aber eine Bewegung könnte es doch geben.

Dazu machten die Kellner ihre ſchauerlichen Vorrichtungen, ſchraubten die Luken in den Cajüten feſt zu, und richteten eine große Anzahl weißer Waſchſchüſſeln her, um ſie nöthigenfalls gleich bei der Hand zu haben.

Endlich kam der letzte Bahnzug und brachte noch eine Menge Paſſagiere für uns mit, die theils zu Wagen, theils zu Fuß eilfertig daherkamen. Da wir tief unter dem Kai lagen, ſo ſahen wir über uns die Silhouetten der Ankommenden, die ſich am helleren Nachthimmel ſcharf abzeichneten; Wagen und Pferde, Männer mit Koffern, Nachtſäcken und Hutſchachteln, wie ſie ſich bemühten einer dem andern vorzukommen, und das war äußerſt ergötzlich anzuſehen. Bald darauf wurde das Compaßhäuschen erleuchtet; der Steuermann trat an ſeinen Platz, der Capitän ebenfalls, das Schiff wurde vom Ufer losgemacht, und wir fuhren dem Ausgang des Hafens zu, der durch zwei Leuchtthürme bezeichnet iſt.

Es iſt bei ſo einer erſten Seereiſe, wie wenn Jemand anfängt reiten zu lernen. So lange das Pferd zwiſchen den Mauern der Reitbahn einen anſtändigen Schritt oder einen ſtillen ſoliden Trab geht, fühlt man ſich ganz behaglich; aber wie man in's Freie kommt, der Gaul den Kopf in die Höhe nimmt, ſich zuerſt vornen hebt, dann hinten, ſich ſchüttelt und wild in die Zügel beißt, ſo bricht dem jungen Reiter ein gelinder Angſtſchweiß aus. Gerade ſo erging es den meiſten Mitreiſenden in der heutigen Nacht. So lange wir zwiſchen den Hafendämmen fuhren, entlockte der klare Himmel, das glänzende ſtille Waſſer den Paſſagieren manchen Ausruf der Freude und des Erſtaunens. Aber kaum hatten wir die beiden Leuchtthürme paſſirt, ſo fing das Schiff an zu courbettiren wie ein unartiges Roß. Jetzt hob es ſich vorn empor, neigte ſich zuerſt auf die linke Seite, dann auf die rechte, tauchte nach einigen Secunden das Bugſpriet faſt in's Waſſer, um ſich hinten hoch empor zu heben. Wir hatten, wie

gesagt, hohle See, und der Dampfer machte die so bekannte sehr unangenehme schraubenförmige Bewegung. Bei allem Jammer und Elend ist es für den Gesunden wirklich komisch anzusehen, wie sich die Physiognomien der unglücklichen Seereisenden verändern. Bei denen, die sogleich und heftig gepackt werden, bedeckt sich das Gesicht mit einer erschreckenden Bläße. Die Nase wird lang und spitz, die Augen starr und gläsern, und das krampfhafte Lächeln eines ohnmächtigen Widerstandes spielt mit den zusammengekniffenen Lippen. Häufig ergeht es so jungen Helden, die unmäßig gelacht über die ersten der Opfernden, die sich über den Schiffsrand hinübergebeugt. Jetzt kommt auch ihre Zeit; das Schiff capriolt fort und fort, ein trostloser Blick rings herum zeigt ihnen nichts als Himmel und Wasser — keine Hülfe, keine Rettung; darum ebenfalls fort an den Schiffsrand!

Das Meer führte sich in der That heute Nacht sehr ungezogen auf; man mußte äußerst breitspurig gehen, um auf den Füßen bleiben und den unglücklichen Opfern der Seekrankheit beiderlei Geschlechts ausweichen zu können, die sich einem ohne Ansehen der Person in die Arme warfen und sich beim geringsten Anstoß auf eine unangenehme Art erleichterten. Das Schiff schaukelte hin und her; von unten herauf ächzte und stöhnte es; geschäftig liefen die Kellner auf und ab, und in der Damen-Cajüte, in welche ich einen schüchternen Blick hinein warf, hätte es grausenhaft ausgesehen, wenn nicht die drei Französinnen, die dort halbtodt lagen, so gar allerliebst und niedlich gewesen wären und in ihrem traurigen, gänzlich aufgelösten Zustande nicht das innigste Mitleid erregt hätten. Einer von den dreien half ich mit sehr vieler Gefahr auf's Verdeck. Sie hatte eine ältliche Dame, ihre Mutter, glaube ich, bei sich, welche, wie mir der Steward, ein Flamänder, am andern Morgen erzählte, ihn mitten in der Nacht um aller Heiligen willen beschworen hatte, sie aussteigen zu lassen.

Es iſt ſehr angenehm, nicht ſeekrank zu werden, doch wird ein geſund Gebliebener als ein vollkommen rechtloſes Weſen betrachtet und zu allerlei Dienſtleiſtungen aufgefordert, als wenn ſich das von ſelbſt verſtände. Hat man ſich auf dem Deck auf eine Bank geſetzt, ſo kann man darauf ſchwören, daß einem gleich darauf ein Kranker wie ein Sack auf den Leib fällt, um einen im wahren Sinn des Worts wegzudrängen. Hat man in der dunſtigen heißen Cajüte einen erbärmlichen Stuhl erbeutet, ſo kann man darauf ſchwören, daß ihn der Kellner gleich darauf für irgend einen jungen Menſchen, der über und über beſeekrankheitet hereingeſchleppt wird, in Anſpruch nimmt. Alles das iſt im Grunde nicht mehr als billig, und man ſpaziert reſignirt auf dem Verdeck auf und ab. Auf einer Bank inmitten deſſelben ſitzen vier erkrankte Damen; ſie haben nicht den Muth aufzuſtehen, um den Schiffsrand zu erreichen, denn ſie fürchten, nicht mit Unrecht, von der heftigen Bewegung über einander geworfen zu werden. Die erſte ſtreckte flehend ihre Hand nach mir aus, worauf ich ſie natürlich an die Brüſtung führte, und ebenſo nach vollbrachtem Geſchäft, während welchem ſie mich krampfhaft feſthielt, nach ihrer Bank zurück. Dann begehrte die zweite den gleichen Liebesdienſt von mir, darauf die dritte und endlich die vierte. Während all der Zeit ſpritzte das Waſſer, mehr als nothwendig war, über das Verdeck hin. Mein unglücklicher Freund, der in der Nähe des Radkaſtens lag, befand ſich inmitten einer kleinen Ueberſchwemmung, leiſtete aber trotzdem das Uebermögliche. Es waren außer mir nur wenig Paſſagiere zurechnungsfähig, und wenn ich mich ſo zuweilen an das Compaßhäuschen ſtellte, ſo ſah das Schiff gar zu traurig aus. Da lagen ſie rings herum über die Brüſtung gebeugt, und ſchauten ſo angelegentlich in das ſchäumende Waſſer, daß man hätte glauben ſollen, da unten in der Tiefe paſſire etwas ganz außerordentlich Merkwürdiges.

Endlich erbleichten die Sterne am Himmel, ſo viele nämlich

deren sichtbar waren, und der junge Tag kam herauf, in eine grauschmutzige Wolkenblouse gehüllt. Vor uns lagen dunstige Nebel, und hie und da erblickte man durch sie einen weißen Streifen — die Küste von Alt-England. Auch Lichter wurden sichtbar, zuerst zwei von den Leuchtthürmen, der Eingang in den Hafen von Dover, dann mehrere aus der Stadt selbst. Schiffe mit vielen Segeln flogen bei uns vorbei, still und gespensterhaft in der Morgendämmerung, dunkel und schattengleich wie riesige See-Ungeheuer mit ausgespannten Flügeln.

Bald wurde die Bewegung des Schiffes etwas ruhiger; unsere armen Kranken athmeten freier auf, und gegen halb 5 Uhr legte sich das Schiff an eine hohe Mauer außerhalb des Hafens, und uns wurde bedeutet, auszusteigen. Alle unsere Effekten mußten hier zurückbleiben, sogar kleine harmlose Nachtsäcke: wir sollten das alles später in dem Mauthgebäude wieder finden. Ich muß hier bemerken, daß, als wir gestern Abend Ostende verließen, der Steward jeden Reisenden ersuchte, ihm seinen Namen deutlich anzugeben. Ich mache Jeden darauf aufmerksam, dies pünktlich und gewissenhaft zu thun und sich so bald wie möglich in dieser Liste eintragen zu lassen. Wir erfuhren den Nutzen davon später bei Verabreichung unserer Effecten, wo der, so zuerst eingetragen war, auch zuerst befördert wurde.

Da standen wir denn auf Englands Küste an einem ziemlich trüben Morgen und wandelten dem innern Hafen zu, auf einem Kai, der zu beiden Seiten mit ungeheuern Quadern bedeckt war. Einige des Ortes kundige Engländer zeigten uns den ziemlich weiten Weg nach dem Mauthgebäude, sowie nach einer kleinen Taverne dicht daneben, die den stolzen Namen Grun-Hôtel trug. Schüchtern traten wir in den schmalen langen Hausgang desselben, der uns in eine Hinterstube führte, wo wir uns aber auf's Angenehmste überrascht fanden durch einen reichlich und vorzüglich besetzten Frühstückstisch. Da war Kaffee und Thee in großen

nicht gefunden, ich ließe ihn um Gotteswillen bitten, mir einen Rath zu geben."

Herr Block eilte fort, so oder so, dachte ich, vielleicht hilft mir der Cassierer mit der Summe aus oder der Doktor Burbus, doch überlegte ich nicht, daß ein schrecklicher Verdacht alsdann auf mir ruhen blieb und die Prinzipalin glauben konnte, ich hätte das Geld entwendet und behalten wollen, wenn ich nicht durch die Umsicht des Buchhalters entdeckt worden wäre, o nein, an so etwas Fürchterliches dachte ich im gegenwärtigen Augenblick nicht. —

So langsam ich mich anzog, so wurde ich doch am Ende fertig und zauderte immer hinabzugehen. So verstrich eine Stunde. Der Herr Block kam zurück und brachte mir keine tröstlichen Nachrichten, es hatte sich alles gegen mich verschworen, der Doktor war über Land, und mein Freund, der Cassierer lag zu Hause unwohl im Bett, bei der Abwesenheit desselben hatte man in dem Banquierhause die große Casse nicht geöffnet und ein anderer Commis besorgte die Auszahlungen aus der Handcasse, „sei ruhig," schrieb mir der Cassierer mit Bleistift auf einen kleinen Zettel, „ich werde Nachmittags aufstehen und aufs Comptoir gehen, vielleicht läßt sich da was machen."

Der entscheidende Moment war gekommen, ich nahm meinen Hut und ging langsam die Treppe hinunter nach

Kannen, hiezu Taſſen wie Suppenſchüſſeln, und Zuckerſtücke wie kleine Quaderſteine. Auf großen Schüſſeln war Brod und Butter, ſowie ein unermeßliches Roſtbeef, welchem neben dem gelben vorzüglichen Cheſter-Käſe à Discretion zugeſprochen wurde. Die leeren Mägen der Schiffsgeſellſchaft waren aber nicht allzuſehr discret, und ſo verſchwand das Aufgetragene mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit.

Durch dieſes Frühſtück vollkommen geſtärkt, konnten wir uns getroſt dem ſchwierigen Geſchäfte der Erlangung unſerer Effecten hingeben. Und das iſt hier keine Kleinigkeit. In dem engen Gange des Mauthgebäudes ſtanden wir, unſerer fünfzig bis ſechzig, dicht zuſammengepreßt, und mußten warten, bis nach jener Schiffsliſte, die ich vorhin erwähnte, aus einer ſchmalen Seitenthür unſere Namen aufgerufen wurden. Da galt es nun, ſich hindurch zu drängen, und man mußte ſeine Ellbogen oft tüchtig mitarbeiten laſſen, um ohne Zurücklaſſung ſeines Ueberrocks vorkommen zu können. War man einmal in dem Zimmer, ſo ging das Durchſuchen der Effecten leichter von ſtatten; man machte nicht viele Schwierigkeiten und ließ ſich nur einen Schilling per Stück bezahlen, um alles an die Eiſenbahn nach London zu transportiren. Auch eine Copie des Reiſepaſſes mußte man in einem andern Zimmer nehmen laſſen, die aber ſpäter nicht abgefordert wurde.

Es war ein Expreß-Train, der uns von Dover nach London um den Preis von 22 Schilling führte. Nur Wagen erſter Claſſe waren angehängt, und hier bemerkte ich zum erſtenmal, daß man ſich in einem großen Staat mit ebenſo zweckmäßigen als einfachen Einrichtungen befand. Jeder mußte für ſich ſelbſt ſorgen und nachſehen, daß das Gepäck richtig aufgeladen wurde; von einem Nachwägen deſſelben, von Aufkleben von Nummern war nicht die Rede. Der Bahnzug ſtand auf den Schienen, ein einziger Beamter dabei, ſowie ein Packknecht, der ſich erkundigte, wohin man

reiſe. Nach London! Augenblicklich klebt er einen Zettel mit dem gleichen Namen auf den Koffer und ſchiebt ihn in den Packwagen. Jeder ſucht ſich ſeinen Platz im Wagen ſelbſt; man wird nicht bis zur letzten Minute in einen Wartſaal eingeſperrt, man wird nicht von Bahnhof-Inſpektoren und allen möglichen Beamten beaufſichtigt, es werden keine dreimaligen Zeichen gegeben, die Stunde der Abfahrt iſt ja bekannt; der Reiſende ſteigt in den Wagen, und wenn die Uhr ſchlägt, ſetzt ſich der Zug in Bewegung.

Ich freute mich ungemein, meine Bekanntſchaft mit den engliſchen Eiſenbahnen durch die Fahrt auf einem Expreß-Train zu eröffnen, und fand mich in meinen Erwartungen hierüber keineswegs getäuſcht. Natürlich ging es aus dem Bahnhof von Dover erſt langſam, doch vermehrte ſich die Geſchwindigkeit ſchon in den nächſten Minuten auffallend; die Locomotive, ſchwer und haſtig keuchend, zog ſcharf an, die Räder drehten ſich immer raſcher, und endlich flogen wir im wahren Sinn des Wortes dahin. Links hatten wir das Meer, rechts anfänglich Feſtungsmauern, dann weiße Felswände, die ſich oft mit gewaltigen Kuppen quer über die Bahn ausſtreckten und durch Tunnels durchbrochen waren, zuweilen auch Steingallerien bildend, gegen das Meer zu geöffnet; doch war die Bewegung ſo raſch, daß dabei Bogen und Pfeiler in einander verſchwammen, und man nichts unterſcheiden konnte, als eine Reihe lichter Punkte. Mit unbeſchreiblichem Geraſſel fuhr der Zug in dieſe Tunnels ein und flog nach wenigen Secunden wieder heulend hinaus.

Endlich verloren wir das Meer aus dem Geſicht, rechts wurde die Gegend ebenfalls flacher, und ſtatt der ſandigen Meeresufer und der weißen Felſen lachten uns von allen Seiten die friſcheſten Wieſen im ſaftigſten Grün, ſchön eingehägt, entgegen. Bäume, Häuſer, Wege, Brücken flogen rechts und links, ſcheinbar in engern und weitern Kreiſen, an uns vorbei. Das Terrain unmittelbar neben der Bahn verſchwamm in einem Gemiſch von Gebüſch,

Gras, Steinen, Blumen, und verwandelte ſich auf dieſe Art in einen endloſen vielfarbigen Streifen. Bei den Stationen, wo wir, ohne anzuhalten, vorüberſausten, ging es mit den Häuſern, Wirthshausſchildern, den Locomotiven und Wagen, die dort ſtanden, und den Zuſchauern, die uns ſo vorüberfliegen ſahen, nicht anders. Erſchreckt fuhr man hie und da mit dem Kopf zurück, wenn uns ein anderer Zug mit der gleichen Geſchwindigkeit begegnete. Das dauerte freilich nur eine Secunde; aber dröhnender, gellender, knirſchender und raſſelnder habe ich in meinem ganzen Leben nichts gehört.

Je mehr wir uns London näherten, um ſo weniger hielt der Zug an und flog durch dieſe längern Stationen um ſo geſchwinder. Endlich bemerkte ich, zum Fenſter hinausſehend, daß der Bahndamm, auf welchem wir fuhren, eine große Curve nach links machte, und zugleich ſah ich, daß derſelbe, ſtatt wie bisher aus Erde, aus lauter Bogen beſtand, ungefähr wie die Lagunenbrücke in Venedig. Dann wurde er auch faſt viermal ſo breit als bisher, Geleiſe waren oft acht bis zehn neben einander; die uns begegnenden Züge mehrten ſich auf eine auffallende Art, oft zwei, drei, vier jagten in kurzen Diſtanzen bei uns vorbei; mit uns fuhren wieder andere, die jene kreuzten, und unzählbare Wagen aller Claſſen ſah man in langen Reihen dazwiſchen ſtehen.

Zu unſeren Seiten und vor uns erſchienen jetzt Häuſer, zuerſt einzeln, dann in Gruppen von ſechs, acht, alle von gleicher Bauart, mit den gleichen Dächern und Schornſteinen, wahre Häuſerfamilien. Dieſe mehrten ſich und wurden immer dichter; zuweilen ſah man auch dazwiſchen ein einzelnes größeres Gebäude oder den langen Schornſtein einer Dampfmaſchine; wir hatten London erreicht, ohne von der Rieſenſtadt mehr zu ſehen als ich eben geſagt. Die Gebäude waren faſt alle von der gleichen Höhe, und durchgehends von Kohlenſtaub und Rauch grau gefärbt. Vor uns lag ein wahres Meer ähnlicher Gebäude mit den gleichen

Dächern, den gleichen Schornſteinen, und je weiter wir fuhren, jemehr tauchten nun noch rechts und links neue Maſſen derſelben auf. Darüber ſchwebte ein grauer dunſtiger Himmel, Nebel, Kohlenſtaub oder beides, nur unterbrochen von ungeheuren Dampfſchornſteinen und deren Rauch, welcher von allen in gleicher Richtung ſchief aufſtieg und einen langen dunklen Streifen bildete, bis dieſer, am Ende lichter werdend, in dem allgemeinen Grau verſchwand.

Jetzt hatten wir von Dover hierher 88 engliſche Meilen in zwei Stunden zurückgelegt und gelangten in den Bahnhof; der Zug hielt, das Gepäck wurde aufs Trottoir hingelegt, wo jeder ſich das Seinige nach Belieben herausſuchen konnte. Eine lange Reihe Cabs fuhr langſam vorwärts, bis jeder ſeine Ladung, ſeinen Paſſagier nebſt Effekten hatte, und raſſelten dann in die Straßen Londons ein. Wir fuhren nach Stamford-Street, wohin uns ein Bekannter gewieſen hatte.

II.

Londoner Straßenleben.

Wenn ich früher mit wahrer Begeiſterung von dem unendlichen Getreibe, dem vielbewegten Straßenleben der ſchönen und lieben Stadt Paris ſprach, ſo ſagte mir häufig ein Bekannter: gehen Sie einmal, namentlich während der Saiſon, nach London, und Sie werden finden, daß das Leben und Treiben der Pariſer Straßen gegen die von London ſtill und einförmig iſt, ja Paris ſelbſt gegenüber von London — eine Landſtadt! — Darüber hatte ich gelacht. Was konnte lebendiger ſein wie die Boulevards von Paris? Wo konnten ſich mehr Wagen folgen und kreuzen als in der Rue Rivoli, in der Rue St. Honoré? Wo konnte es luſtiger

und lebhafter ſein als ſonntäglich auf den Kais von Paris? Und doch hatte mein Bekannter recht mit ſeinem Vergleich zwiſchen dem Straßenleben der beiden Weltſtädte! Das ſah ich bei meinem Eintritt in Londons Straßen und während der Dauer meiner Anweſenheit ſtaunend, aufs höchſte verwundert mehr und mehr ein.

Um mit einemmal in den wild dahinfließenden Strom des Londoner Straßenlebens zu kommen, muß man, wie wir, vom rechten Themſe-Ufer über die London- oder die noch viel ſtillere Blackfriars-Brücke in die City gelangen. Nehmen wir zu einer kleinen Beſchreibung die Fleetſtreet, den Strand Piccadilly, was freilich wohl die Hauptſtraßen Londons ſind, wo allerdings der größte Verkehr, das bewegteſte Leben herrſcht. Die Straßen ſind ziemlich breit, die Häuſer im allgemeinen nicht ſo hoch als die Pariſer, faſt alle von Backſteinen gebaut und alle im Lauf der Zeit von dem vielen Kohlenſtaub dunkelgrau gefärbt. Es iſt keine Fabel, keine Uebertreibung, wenn man von einer grauen dunſtigen Wolke ſpricht, die faſt immer auf den Dächern Londons ruht. Sehr bemerkenswerth, ja überraſchend iſt in dieſer Beziehung der Anblick der Stadt von der Mitte der Blackfriars-Brücke. Wenn auch die Luft um uns herum klar zu ſein, nichts zu enthalten ſcheint, ſo ſieht man auf wenige hundert Schritte Entfernung ſchon einen feinen grauen Dunſt, der ſich auf der Themſe, auf den Häuſerreihen lagert. Durch dieſen Dunſt erſcheinen die weiterhin liegenden Gebäude ſchon undeutlicher, und das geht, ſich allmählig verſtärkend, ſo fort, bis am ſcheinbaren Horizont eine dichte grauliche Wolkenſchicht auf dem Häuſermeer zu ruhen ſcheint.

Mir waren die unzähligen Dampfſchornſteine, welche dieſe Maſſen von Kohlenſtaub ausqualmen, in dieſer Beziehung prächtige Nebelmeſſer. Der Rauch der Schornſteine, welche mir am nächſten ſtanden, erſchien tiefdunkel gefärbt an dem hellen Himmel, dann aber weiterhin näherten ſich die beiden Farben auf-

fallend, der Himmel ſchien immer dunkler, der Rauch immer heller zu werden, ſo daß derſelbe weit hinaus vor unſern Blicken ſich kaum noch auf der allgemeinen Dunſtmaſſe abzeichnete. Die prächtige Paulskirche mit ihrer rieſenhaften Kuppel rechts, ſowie die Weſtminſter-Brücke mit dem neuen Parlamentshauſe in ſeiner reichen Bauart, mit ſeinen unzähligen Zacken und Spitzen ſah ich, obgleich ſie von meinem Standpunkt nicht ſehr weit entfernt waren, ſelten oder nie in ſcharfen Contouren. Beſtändig ſchwebte etwas nebelhaftes über dieſen beiden Bauwerken, beſtändig ſahen ſie wie leicht verſchleiert aus; namentlich die ſchöne Kirche von weißem Sandſtein gebaut, der aber hie und da faſt ſchwarz gefärbt erſcheint, ſah zuweilen wie verwittert aus, oder als lägen Schneemaſſen zwiſchen ihren Pfeilern und Bogen. Wenn es auch komiſch und übertrieben iſt, was jener Franzoſe neulich behauptete, daß der Regen in London dieſe Miſchung von Waſſer und Kohlenſtaub tintenartig herabflöße, ſo iſt es dagegen wahr, daß es auch bei klarem Wetter keinen größeren Feind von ſeiner Wäſche gibt als die Londoner Luft. Wenn man außerordentlich ſauber ſeine Wohnung verläßt, ſo hat man nicht zwei Stunden die Straßen durchkreuzt, und ſchon fühlt man Hemdkragen und Geſicht mit einem feinen ſchwarzen Staub bedeckt, der ſich allerdings bei darauffolgendem Regen zu einer ſchwärzlichen Flüſſigkeit conſtituirt. Daher iſt auch der Luxus, den die Engländer, und am Ende jeder reinliche Menſch hier in London mit Wäſche treibt, kein wirklicher Luxus. Gilt es doch für das Feinſte und Reichſte, wenn eine Herrſchaft ihren Kutſchern und Bedienten weiße Tuchlivreen gibt, die man übrigens häufig genug in London ſieht.

Die Straßen nun, von denen ich oben ſprach, und durch welche uns faſt täglich unſer Weg führte, hatten zu beiden Seiten in den unteren Stockwerken der Häuſer Laden an Laden. Auch ſind breite Trottoirs da und merkwürdige Sachen genug

in den Gewölben aufgestellt, um mit Muße vor ihnen flaniren zu können. Aber die dichtgedrängten Schaaren von Spaziergängern, von Geschäftsleuten aller Art, von Fremden, von Neugierigen und Speculanten jeden Alters, jeden Geschlechts reißen uns unaufhaltsam mit sich fort; man würde den Versuch, hier als Klippe vor einem Laden dem allgemeinen Strom Trotz bieten zu wollen, mit einer baldigen Niederlage theuer bezahlen. Hier spaziert niemand gemüthlich auf und ab wie in den Straßen von Paris, oder betrachtet, wie dort, staunend die aufgestellten Herrlichkeiten; hier rennt jeder mit wilder Hast vorwärts, seinem Ziel entgegen, mit den Blicken weit voraus, um zu berechnen, wo er durch die Menschenmenge vor sich hier oder da am schnellsten durchkommen kann. Man geht nicht auf diesen Londoner Trottoirs, man rennt, man läuft; man will ja nur eine kurze Strecke auf ihnen zurücklegen, um von einem Hause ins andere oder in eine benachbarte Straße zu eilen, oder in einen Omnibus zu steigen, oder ein Cab anzurufen. Weitere Strecken zu Fuß zurückzulegen, fällt ja keinem Engländer ein; Zeit ist Geld! pflegt er zu sagen, und diese gewinnt er im schnellen Cab, ja schon im langsameren Omnibus.

Dasselbe Leben, das nun auf den Trottoirs herrscht, finden wir in größerem Maßstab auf der Straße selbst. Hier bewegen sich gewöhnlich vier Reihen von Wagen aller Art auf und ab; im Schritt, im Trab, wie es gerade der Raum vor ihnen erlaubt. Das solide Grundelement dieser vier Wagenreihen und die am meisten vorhandene Gattung ist der Omnibus, ein schwerer, breiter Kasten, im Innern für zwölf Personen eingerichtet; es sitzen dort gewöhnlich Damen; auf das Verdeck kommen ebenso viele Herren. Der Omnibus-Kutscher sieht in den meisten Fällen aus wie ein alter, etwas schäbig gekleideter Gentleman. Er hat den runden Hut ein wenig nach hinten auf dem Kopfe, zwei ungeheure Vatermörder rahmen sein ernstes, würdevolles, sanft ge-

rötl.tes Geſicht ein. Sein Rock iſt gewöhnlich unter dem Kinn zugeknöpft, an ſeinen Händen fehlen nie die unentbehrlichen Handſchuhe; er führt Zügel und Peitſche gemeſſen, ſtolz, mit einer gewandten Nachläſſigkeit, die ihn als Meiſter ſeines Fachs bekundet. So ſitzt er, die Füße feſt auf ſeinem Tritt aufgeſtemmt, faſt ſtehend, vorne auf dem Bock, und hat rechts und links neben ſich zwei Paſſagiere, die, ſo elegant ſie auch ſein mögen, gegen ſein würdevolles Ausſehen ſtark abſtechen, da ſie wegen zu hoher Bank die Füße kaum aufſtemmen können, und ſo hin und her ſchlottern, und da namentlich die beiden äußern auf der im Verhältniß zum Wagenkaſten zu breiten Bank ſo weit nach außen ſitzen, daß ſie faſt mit dem ganzen Körper in der Luft baumeln.

Werfen wir uns in dieß Getreibe von Wagen, ſuchen wir auf einem Omnibus einen Platz zu erlangen, fahren wir z. B. zur großen Ausſtellung. Ein Omnibus folgt dem andern, faſt alle mit der Aufſchrift: „Great Exhibition"; die Deichſel und Pferdeköpfe des zweiten am Wagenkaſten des Voranfahrenden; in langen Reihen einer nach dem andern. Lange ſpäht man vergebens — alles iſt beſetzt. Endlich erblickt man irgendeinen leeren Platz neben dem Kutſcher, man ſchreit, der Omnibus hält mitten in der Straße. Aber rechts und links fluthen die andern Wagen, über dieſen Aufenthalt ärgerlich, um ſo eiliger bei ihm vorüber, immer vorwärts. Man iſt in der That einigemal nahe daran überfahren zu werden, ehe man den rettenden Omnibus erreicht. Jetzt ſteht man neben ihm und ſieht den Kutſcher und ſeinen Platz oben in ſchwindlicher Höhe. Der Conducteur winkt, man ſoll eilig hinaufklettern; ich ſchwinge mich auf den unterſten Tritt, der Kutſcher wirft mir einen alten Riemen zu, an dem ich mich halten kann, ich benehme mich einigermaßen ungeſchickt, ich muß geſtehen, aus etwas Angſt, denn kaum bin ich halb droben, ſo fährt der Omnibus hinter uns, der eine Zeitlang gewartet, ſo nahe bei uns vorüber, daß ich ſchon fürchte, er nimmt mir ein

halbes Bein mit. Dabei trete ich einem, der ſchon droben ſitzt, auf die Hühneraugen, gelange endlich auf meinen Platz, und der Omnibus wankt weiter. Der Kutſcher, der eine Cigarre in dem Munde hat, greift an ſeinen Hut und fragt, ob mich das Rauchen genire. Ich zünde mir dagegen an ſeinem Feuer auch eine an, und betrachte mir mit Muße das unerhörte Schauſpiel, das ich nun von meinem hohen Standpunkt aus ziemlich genau überſehen kann.

Wir fahren gerade Piccadilly hinauf, und faſt bis zur Hyde-Park-Corner kann ich die Straße überſehen mit ihrem wunderbaren Leben. Sie iſt im wahren Sinne bedeckt mit Wagen, Equipagen, Fuhrwerken aller Art. In langen, ziemlich geraden Linien fahren die unzähligen Omnibus mit einer ganzen Bevölkerung auf dem Verdeck; herrſchaftliche Equipagen und ſchwerere Cabs ziehen an ihnen rechts und links in Reihen vorbei und kreuzen ſich unaufhörlich mit den begegnenden. Leichtere Cabs mit ſehr guten Pferden, die eilig ſind, ſchlängeln ſich mit unbegreiflicher Gewandtheit und Sicherheit durch die Wagenreihen; bald ſieht man ſie rechts auf der Straße, bald links, bald treiben ſie ihr Pferd zur äußerſten Anſtrengung an, um noch ſchnell durch eine Lücke, die ihnen zwei Fuhrwerke offen gelaſſen, zu ſchlüpfen; oft pariren ſie plötzlich vor einem unerwarteten Hinderniß hinter einem der koloſſalen Omnibus, der auf einmal anhält, oder vor einem andern Wagen, der plötzlich in ihr Fahrwaſſer einbiegt. Und ganz daſſelbe Leben, daſſelbe Getreibe, das ſo mit uns dahinzieht, kommt uns auch entgegen: Wagen, Omnibus, einer hinter dem andern, oft zehn bis zwanzig der letztern, einer dem andern folgend.

Auf der ganzen Straße ſieht man keinen Platz leer, und nicht ſo groß, daß ein Menſch dort ſtehen könnte. Auch Reiter eilen mit dem allgemeinen Strom vorwärts; meiſt im ſchnellen Trabe lenken ſie ihr Pferd mit großer Gewandtheit durch all die

Hinderniſſe, die mit ihnen ziehen, die ihnen begegnen. Außer dem Raſſeln der Wagen, das an ſich ſchon bedeutend genug, hört man von den Omnibusführern und den Kutſchern das immerwährende Geſchrei: Bank! Bank! — Cab! Cab! Doch wird das erſte Wort, welches bedeutet, der Omnibus fahre nach der königlichen Bank, mit ſeltenen Ausnahmen nur Bäck! Bäck! ausgeſprochen. Die Fußgänger auf dem Trottoir ſind glücklicherweiſe jeder fatalen Berührung mit den Equipagen enthoben; doch da letztere ihr Recht, auf dem Mittelweg ſo ſchnell wie möglich zu fahren, im vollſten Umfange behaupten, ſo iſt es für den Fußgänger an manchen Stellen wahrhaft gefährlich, quer durch die Wagenreihen auf die andere Seite der Straße überzugehen. Man muß ſich dabei ſehr in Acht nehmen, um nicht überfahren zu werden, oft einem Wagen eine Strecke folgen, bis man in der Nebenreihe eine Oeffnung findet, durch welche man hindurchſchlüpfen kann. Für Damen und Kinder iſt dieſe Paſſage oft ganz unmöglich, und ich habe an der Ecke von Piccadilly ſchon Damen über eine halbe Stunde warten ſehen, bis endlich ein herankommender Conſtabler galant genug war, ſie hinüber zu führen. Ja eines Tages ſah ich vor meinem Cab eine Familie: Vater, Mutter, einen Sohn von vielleicht vierzehn Jahren, die völlig in Verzweiflung gerieth, da der Knabe mitten im Wege beim Anblick der von allen Seiten heranraſſelnden Wagen die Beſinnung verlor, und wie in Krämpfen zuſammenſtürzte und laut hinausſchrie, bis ihn der Vater auf ſeinem Rücken hinwegtrug.

Dieſe allgemeine Wagenfluth in den Straßen nun hat an ſich ſchon etwas bewegtes, vielfarbiges. Die verſchiedenen Equipagen in den verſchiedenartigſten Bauarten, bald groß, bald klein, neben dem auf allen Seiten mit Anzeigen bedeckten Omnibus die reiche herrſchaftliche glänzende Equipage, der Kutſcher in goldbeſetztem Frack, kurzen Beinkleidern und ſeidenen Strümpfen, auf dem Kopf eine weiße Perrücke, darüber den dreieckigen Hut, in

dem Zimmer der Prinzipalin; unten begegnete mir Emma, dieſe ſah geiſterhaft bleich aus und ihre großen Augen ſahen mich wahrhaft geſpenſtig an, ſie wollte mich aufhalten und mit mir ſprechen, doch winkte ich ihr mit der Hand, denn ich hatte meine ganze Faſſung nothwendig. Sie eilte fort, und ich klopfte an die Zimmerthüre der Prinzipalin.

„Herein!“

Ich holte tief Athem, ehe ich eintrat. —

Madame Stieglitz hatte die Hand auf den Tiſch geſtützt und ſah mich ernſt, aber eher traurig als zornig an. Der Buchhalter lehnte mit gefaltenen Händen an dem Fenſter und ſchaute hinauf an den grauen Novemberhimmel. Es trat eine ziemliche Pauſe ein, die ich zuerſt unterbrach, indem ich ſagte: „Madame, es iſt mir geſtern ein großes Unglück paſſirt, allerdings ein ſehr großes Unglück, das ich wieder gut zu machen hoffe.“

Die Prinzipalin zuckte die Achſeln, und der Buchhalter ſtand bewegungslos.

„Ich habe vorgeſtern,“ fuhr ich ruhig fort, „auf ein Privatſchreiben von Ihnen ein Incaſſo gemacht im Betrag von fünfhundert Thalern, welche Summe ich empfing und welche Summe ich in der Nacht vom Samſtag auf den Sonntag — — — — verlor.“

Madame Stieglitz fuhr kaum merklich zuſammen,

vollem Trabe dahinfahrend, alles andere hinter ſich laſſend, vielleicht allein überholt durch einen Cabführer mit ſeinem zweirädrigen ſonderbaren Fuhrwerk, das er von ſeinem luſtigen Sitz aus lenkt, der hinten an der Decke ſeines Fahrzeuges angebracht iſt, ſo daß er über dasſelbe hinwegſehen kann. Er hat die beiden Vorderthüren ſeines Wagens geöffnet, und zwei Herren ſieht man darin ſitzen, ganz unbefangen plaudernd, während ſie von dem ſchnellen Pferd durch die wirren Maſſen dahingeriſſen werden. Die ſoliden ſchwereren Miethwagen und Fiaker, ein- und zweiſpännig, fahren dazwiſchen ihren ruhigen Trab fort, und ſcheinen ſich um nichts in der Welt zu bekümmern. Hie und da ſtockt die Linie plötzlich einen Augenblick, wenn vielleicht ein gar zu kecker Reiter ſich dicht vor einem Pferdekopf durchdrängt, oder wenn einige Damen mit ihren Cavalieren ſehr in's Gedränge kommen. — So eilt die ganze Maſſe: Reiter, Rad an Rad, Wagen an Wagen unaufhaltſam vorwärts, raſſelnd und klappernd, lärmend und ſchreiend, eine einzige, eng zuſammengekeilte Menge, brauſend wie ein wilder Strom, der, zwiſchen Felswänden eingeengt, von den nachfolgenden Waſſern unaufhaltſam vorwärts getrieben wird.

In dieſem bewegten Leben nun ſehen wir Erſcheinungen, die, für uns unbekannt, unſere Aufmerkſamkeit doppelt feſſeln. Neben uns fährt eine neue Art von Omnibus; ſeine Sitze ſind rings um den Wagen außen angebracht, ſo daß jeder Paſſagier ein kleines Cabinet für ſich hat; aber im Ganzen ſieht dieſes Fuhrwerk aus wie der Transportwagen einer Menagerie. Man gafft die darin Sitzenden lachend an, und wer damit fährt, erregt, wie auch der Omnibus ſelbſt, in den vielbewegten Straßen Londons ein gewiſſes Aufſehen. Vor uns biegt ein anderer Wagen ein, eigentlich nur ein Karren, von einem kleinen Pferde gezogen, voll der ſchönſten reifen Ananas: da liegen ſie zu Tauſenden über einander, ſtrömen ihren ſüßen aromatiſchen Duft aus, und ſie koſten, wie der Führer des Karrens mit lauter Stimme verſichert,

ein bis zwei Schilling das Stück, je nach ihrer Größe. Dort hinten wankt uns ein merkwürdiges Fahrzeug entgegen: ein hoher Kasten mit weißem Papier überzogen, und auf demselben mit ellenlangen Buchstaben Ankündigungen der verschiedensten Art; neben feinster Sodaseife ein Panorama vom heiligen Land. Dicht vor den Köpfen unserer Pferde rasselt ein kleiner Wagen, auf welchem ein großes Faß liegt. Der Zweck desselben wird uns im nächsten Augenblick klar, denn sowie der Fuhrmann desselben an eine Stelle der Straße kommt, die anfängt trocken und staubig zu werden, so dreht er an einer hinten befindlichen Maschinerie, und in ansehnlicher Breite spritzt das Wasser hinten herab und benetzt die Straße. Man sieht diese Wasserfässer sehr häufig, und sie sind von großem Nutzen. Ich bemerkte das an einem Sonntag Morgen, wo sie, wie fast alles übrige, feiern, und wo sie ihren Todfeind, den aufwirbelnden Staub, von den Straßen, sehr zum Schaden unserer Augen und Lungen, Besitz nehmen ließen.

Auf den Trottoirs sieht man neben den Dahinwandelnden oftmals eine Reihe schwarzgekleideter Männer. Sie schreiten vorwärts in langsamem Schritt, als begleiteten sie Jemand zu Grabe, haben auch den Blick ernst zu Boden gesenkt; oft ziehen ihrer zehn bis zwölf hinter einander, aber jeder hat auf seiner Brust, sowie auf seinem Rücken eine lange Tafel herabhängen, gewöhnlich von grüner oder gelber Farbe, worauf mit großen Buchstaben geschrieben steht, daß z. B. in Vauxhall nächstens ein großes schottisches Fest stattfinden werde. Es sind wandelnde Anzeigen, diese armen Teufel; sie gehen Schritt vor Schritt, von Morgens bis in die Nacht, durch so viele Straßen wie ihnen möglich ist, aber sie erreichen ihren Zweck, oder vielmehr der, welcher sie gemiethet, denn sie erregen Aufsehen. Man bleibt stehen, wenn dieser sonderbare Zug bei einem vorüber kommt, und wenn man ihnen nachsieht, so liest man auch unwillkürlich die Anzeige auf

ihrem Rücken. Einen einzelnen Menſchen mit ähnlichen weißen Schildern ſah ich in der Gegend der Bank häufig, und er machte mir beſtändig einen traurigen, peinlichen Eindruck. Es war ein alter, ſehr dürftig gekleideter Mann, dem der Hunger aus den Augen ſah, und auf ſeinen Schildern ſtand zu leſen, daß in der und der Straße ein gutes Speiſehaus ſei, wo man für zwei und einen halben Schilling köſtlich zu Mittag eſſe.

Zuweilen hört man auch in den Straßen eine auffallende Muſik; man drängt ſich durch und bemerkt eine Geſellſchaft von Negern in weißen phantaſtiſchen Coſtümen, die ſeltſame Tänze aufführen zu einer noch ſeltſameren Muſik, beſtehend aus einer Trommel, einer Pfeife, einem Triangel und Becken. Kommt man aber näher, ſo ſieht man, daß dieſe Neger durchaus nicht die ſo kenntliche Kopfbildung haben, auch tragen einige langes, glattes Haar, ſogar Bärte, und einem ſchaute unter der wolligen Negerperrücke hellblondes Haar hervor. Es iſt dieß eine Speculation, wie ſo Vieles in London. Vor langen Jahren trieb ſich auf den Straßen eine Bande wirklicher Mohren in ähnlicher Beſchäftigung umher, und da dieſe nach und nach ausſtarben, ſo ſetzten die heutigen gefärbten Wüſtenſöhne jenes lucrative Geſchäft fort. — Schweift der Blick über die Maſſe der Fußgänger an den Häuſern hin, ſo erblickt man auch dort Sachen genug, die das Auge feſſeln. Hier iſt ein merkwürdiger dining-room, der einen ungeheuren Hummer repräſentirt; dort ſteht ein Indianer, das Tigerfell von den Schultern hängend, glänzende Federn auf dem Kopf, meiſt das Aushängeſchild eines orientaliſchen Panorama, und an dem Hauſe faſt gegenüber von Green-Park, wo ſich die chineſiſche Familie ſehen läßt, ſind koloſſale Bilder angebracht, welche in getreueſter Abbildung dieſe chineſiſchen Ladies zeigen mit ihren unendlich aufwärts geſchweiften Augenbrauen und unförmlichen kleinen Füßen.

Die Bevölkerung Londons, die Menge menſchlicher Weſen,

die man ſieht, wie ſie ſich amüſiren, wie ſie nach Verdienſt rennen, wie ſie auf alle Arten ihr tägliches Brod zu verdienen ſuchen, ihr kleines Einkommen, und die man wieder ſieht, wie ſie dasſelbe auf ebenſo verſchiedenerlei Arten wieder verausgaben, verthun, verjubeln, dieſe Volksmenge iſt erſchreckend, unglaublich, ungeheuer. Man mag die Rieſenſtadt von einem Ende zum andern durchſtreifen, man ſieht überall zahlreiche Menſchengruppen, auch in den entfernteſten Stadttheilen ſind die Straßen belebt. Man mag an öffentliche Orte gehen, wo es Sehenswürdigkeiten gibt, und auf Spaziergänge, in die Parks, in die Locale, wo zum Tanz aufgeſpielt wird — überall Tauſende von Menſchen. Einen Begriff von dem, was hier in London ein nächtlicher Zuſammenlauf des Volkes ſagen will, bekam ich in den Tagen meines Hierſeins in der Nacht, wo die Königin das Bankett in Guildhall mit ihrer Gegenwart beehrte. Schon am Abend vorher ſah man zahlreiche Gruppen auf den Straßen, welche die Gasröhren bewunderten, die, zu zierlichen V und A verſchlungen, zahlreich an den Häuſern prangten, oder die großen Sterne hie und da, und die Anſtalt zu Transparenten und dergl. mehr. Aber als nun am Abende des Feſtes ſelbſt die Straßen der City in dem Glanze von tauſend und aber tauſend Lichtern ſtrahlten, als die Königin gegen 8 Uhr Buckingham-Palaſt verließ und ſich inmitten der Reitergarde nach Guildhall begab, da kam aus allen Häuſern, aus allen Gaſſen und Gäßchen eine unzählbare Menſchenmenge; da wimmelte es von dunklen Geſtalten, die einander fortſchoben, ſich an einander drückten und drängten, mit den Armen in der gewaltigen Menſchenfluth rudernd; die lachenden Geſichter aufwärts gekehrt nach dem Glanz der unzählbaren Flämmchen, die, zu allerlei Gebilden zuſammengefügt, in Sternen, Säulen, Portalen, langen Guirlanden aus dem Dunkel des Abends hervorleuchteten. Die meiſten Straßen hier herum waren für Fuhrwerke abgeſperrt, und wo noch in dem unendlichen Gewimmel

eine Gasse für Omnibus und derartiges zum Verkehr Nothwendige offen geblieben war, da mußten all die Wagen im kürzesten Schritt fahren, denn vor den Pferden, zwischen den Rädern, überall purzelte und drängte die schaulustige Menge, alles wollte die Königin sehen und ihr reiches Gefolge.

Aber nicht nur in der Nähe von Guildhall war dies Getreibe auf den Straßen, standen die Menschen Kopf an Kopf gedrängt, nein, auch weite Strecken davon war das Gedränge ebenso groß, und am äußersten Ende langer Straßen, die hieher führten, stellte man sich auf die Fußspitzen, um einen Schimmer der Beleuchtung zu haschen und ein schwaches Hurrah zu vernehmen. Das Gedränge war wahrhaft fürchterlich; man wurde hin und her geworfen, wie von den Wogen des Meeres. Gutgekleidete Leute schrieen laut auf vor Angst und Alteration, und Weiber der ärmeren Classe sah ich ohnmächtig zusammensinken und nur unter den größten Anstrengungen unzertreten entfernen. Das dauerte so bis Nachts halb zwei Uhr, und als wir darauf müd und halb zerdrückt nach Hause schlenderten, hatten wir noch das Glück, dem Zuge der Königin zu begegnen, als sie von der Guildhall durch die Fleetstreet nach Hause zurücklehrte. Die Straße war taghell erleuchtet von illuminirten Fenstern und Portalen, sowie von einer Menge von Fackeln, deren rothe Flammen scharf contrastirten mit dem blauen Lichte des Gases. Die Horse-Garde, schöne Leute auf ausgesuchten Pferden, die sehr gut aussehen würden, wenn ihr Anzug einfacher, nicht so außerordentlich überladen wäre, machte Spalier und war kaum im Stande, mit ihren schweren Pferden eine schmale Gasse offen zu halten. Bald kam die Königin angefahren, tausendfaches Hurrah! Hurrah! brauste immer näher, weiße und farbige Tücher wehten aus den Fenstern, die dicht mit Zuschauern besetzt waren, die Volksmenge gerieth in Bewegung, die Pferde der Garden traten vor und zurück, so daß die Funken aus dem Pflaster flogen. Bald kamen fünf bis

ſechs Hofgallawagen, die Livreen der Kutſcher und Bedienten waren ſo mit Gold beſetzt, daß man vom rothen Tuch faſt nichts mehr ſah, alles in Schuhen und Strümpfen, auf dem Kopfe die weiße Perrücke und den dreieckigen Hut. Dann kam Ihre Majeſtät ſelbſt, an ihrer Seite der Prinz Albert; die Königin trug, wenn ich nicht irre, ein weißes, goldburchwirktes Atlaskleid, auf dem Kopf ein Diamanten-Diadem, das in dem Glanz der Tauſende von Lichtern funkelte und ſtrahlte. — Man ſieht, ich habe mir hierfür den Styl der engliſchen Berichterſtatter angewöhnt.

Etwas was mir aber in der That auffiel, war der Kutſcher des königlichen Wagens. Dies war ein alter, ziemlich ſtarker Mann mit ſchneeweißem und, wie ich glaube, natürlichem Haar; aber auf demſelben hatte er ſtatt des Hutes wie alle übrigen, eine ſchwarze Sammetmütze in der Form, wie Ludwig XI. von Frankreich ſie zu tragen pflegte. Die Königin, die wegen des Gedränges nur im Schritt fahren konnte, grüßte freundlich, das Volk ſchrie in Einem fort Hurrah! Hurrah! und war augenſcheinlich erfreut, ſeine Königin zu ſehen. Hiezu die ſpäte Nachtſtunde, das harmoniſche Läuten ſämmtlicher Glocken der City — das Ganze machte einen prächtigen, ergreifenden Eindruck.

Zu den Straßen Londons kann man unbedingt auch die Themſe rechnen. Wenn der Verkehr auf derſelben, bei der gewaltigen Breite des ſchönen Stromes, auch beim erſten Anblick, namentlich, wenn man von einer der Hauptſtraßen zu den Brücken geht, nicht ſo außerordentlich lebhaft zu ſein ſcheint, ſo iſt er es doch bei näherem Betrachten; ja das Leben und Treiben auf der Themſe iſt im Verhältniß noch viel gewaltiger, noch viel reger als ſelbſt auf den Hauptſtraßen Londons. Eine Fahrt von der Weſtminſterbrücke bis nach Greenwich iſt außerordentlich ſchön und belohnend. Die Ufer der Themſe ſind an ſich todt und ſtill gegen die Ufer der Seine in Paris, da die hieſigen keine Kaien haben, da hier die gewaltigſten Gebäude aller Art, wie z. B. das

Parlamentshaus, Sommersethaus, mit ihren riesenhaften Massen, von der Seite des Flusses, und ohne das Gewühl und Treiben der Menschen still und einsam vor unsern Augen liegen. Dagegen belebt der Schiffsverkehr auf der Themse den Fluß auf eine unglaubliche Art. Zur Zeit der Fluth trägt er bekanntlich die größten Schiffe aufwärts bis fast zur Londonbrücke, und da fängt auch der Mastenwald an wahrhaft imposant zu werden. Oberhalb dieser Brücke sind es die unzähligen Dampfboote, welche den lebhaftesten Verkehr unterhalten, und dem Fluß selbst ein bewegtes lustiges Ansehen geben.

An allen Brücken sind auf der linken Seite des Flusses Landungsplätze für diese kleinen Dampfboote; dabei befindet sich ein Büreau, und man löst sich eine Karte nach dem Ort, wohin man will, zu zwei, vier, sechs Pence. Jeden Augenblick schießt eines dieser kleinen Schiffe daher, doch muß man genau fragen, ob das Boot, das gerade anlegt, auch nach dem Ort fährt, wohin man will. Im andern Fall wartet man noch eine kleine Weile, ein zweites Schiff schießt durch die Brücke, peitscht mit seinen Schaufelrädern wieder eine kleine Strecke zurück, bis das erste Boot weggefahren ist. Aufwärts kommen ebenfalls zwei, drei, vier, und oftmals bleiben mehrere vor der Landungsbrücke liegen, bis dieselbe frei ist, oder landen zu mehreren neben einander, wo alsdann die Fluth der Passagiere, die von Minute zu Minute anwächst, sich auf alle Schiffe vertheilt. Bald darauf fahren die Boote wieder auseinander, theils aufwärts, theils abwärts; pfeilgeschwind schießen sie dahin, alle mit einer Menge Passagiere beladen. Sie haben oft eigenthümliche Namen, die kleinen Dampfboote; bald führen sie den der Gesellschaft, der sie angehören, und sind numerirt, wie z. B. Waterman 1. 2. 3. 4. u. s. w., oder das Schiff führt seinen eigenen Namen, darunter ganz komische, wie z. B. City-Stolz, Sonnenblume, Bienenkorb. Elegant und reinlich sind diese Wassermänner gerade nicht, im Gegentheil

ziemlich schmierig, was aber auch nicht anders zu erwarten ist, da die beständig wechselnde Menge von Passagieren mit schmutzigen Stiefeln auf dem Verdeck herumwandelt, und dasselbe nur verläßt, um andern Neuankommenden Platz zu machen. Auch scheint der englische Gewerbsmann die Fahrtzeit auf den Themsebooten gerne zum Frühstücken zu benutzen, denn überall sieht man mitgebrachte Vorräthe verspeisen, und daher ist das Verdeck oftmals übersäet mit Papier, Bindfadenstücken, Orangenschaalen und dergleichen mehr. Seit dem Jahr 1820, wo es bloß vier Dampfboote auf der Themse gab, haben sich dieselben bis auf zweiundsiebenzig vermehrt, welche täglich den Strom auf- und abwärts einhundertzweiunddreißig Fahrten machen.

III.

Der Krystallpalast.

An einem der nächsten Tage nach unserer Ankunft in London eilten wir Morgens nach Fleetstreet, um Plätze auf einem der vielen Omnibus zu finden, die, wie die Aufschrift in großen Buchstaben besagt, nach der Great-Exhibition fahren. Aber vergeblich war während einer halben Stunde unser Schauen, unser Winken. Alles war besetzt, und so schlenderten wir denn langsam durch Fleetstreet, durch den Strand nach Piccadilly, immer dem Menschen- und Wagenstrom nach, der sich dort hinaus ergoß. Obgleich es eine Art Wagestück ist, von Blackfriars-Bridge nach Hyde-Park zu Fuß zu wandeln, unternahmen wir es doch gern, um auf diesem zwei Stunden langen Weg wiederum ein gutes Stück der Riesenstadt zu sehen. Langsamer kamen wir freilich vorwärts, als die unzähligen Cabs und Omnibus, die mit uns des gleichen Weges zogen, und am Ende von Piccadilly

machten wir noch einen kleinen Umweg, um durch den prächtigen Hyde-Park zum Ausstellungsgebäude zu gelangen. Wir wollten uns vom Anblick desselben, wenn es plötzlich vor unsere Augen träte, überraschen lassen. Endlich kamen wir auch in die Nähe, denn schon sahen wir rechts, dem Ende vom Green-Park fast gegenüber, die, man kann es nicht leugnen, ziemlich geschmacklose Reiterstatue des Herzog von Wellington. Der alte Herr ist angethan mit einem steifleinenen Mäntelchen, er sitzt auf einem langbeinigen Engländer und hebt den Arm steif und gleichgültig in die Höhe, während der Gaul mit seinem Schweife, vielleicht bedeutungsvoller, das gleiche Manöver vornimmt.

Jetzt hatten wir Hyde-Park erreicht und betraten ihn in wahrer Aufregung. Man fragt sich: ist der Anblick des Ausstellungsgebäudes wirklich ein so großartiger, riesenhafter, daß er den Erwartungen entspricht, die man, angeregt durch Beschreibungen und Abbildungen aller Art, sich davon gemacht hat? Man späht um sich, während man durch den Park dahin geht, man glaubt, der Krystallpalast müsse plötzlich, gewaltig dem überraschten Auge sichtbar werden; aber er hat sich hinter den Bäumen versteckt, man muß seine Neugierde noch einen Augenblick zügeln. Dorthin über die gelben Sandwege, über den grünen Rasen ziehen von allen Seiten Besucher in langen Linien, die sich in der Nähe des sogenannten Serpentine River, eines großen Teichs, zu einem einzigen buntfarbigen Strome vereinigen, der zwischen den mächtigen Bäumen verschwindet, die das Ausstellungsgebäude in nächster Nähe umgeben. Ueber die Wipfel dieser riesenhaften Ulmen sehen wir es jetzt emporragen, aber nur die Spitze des Daches. Wir sehen über das grüne Laubwerk hinweg hunderte von kleinen Fahnen im Winde flattern, in den Farben aller Nationen, die ihre Schätze dort niedergelegt. Endlich bemerken wir ein Stück des Daches selbst, eine zierliche Filigranarbeit; und wie nun die Sonne einen Augenblick zwischen den Wolken her-

vortritt, glänzt und funkelt es dort drüben, als seien wir im Märchen an den Ort gelangt, wo sich den gierigen Blicken des Wanderers plötzlich der verheißene Zauberpalast zeigt.

Jetzt fallen auch wir in die allgemeine Fluth der Neugierigen; wir ziehen mit der brausenden Menge unter den Bäumen, die uns noch immer mit ihren knorrigen, trotzigen Leibern die Aussicht verdecken. Endlich mündet der Weg auf einen freien Platz; wir sehen rechts die Fluth von Wagen, die mit uns demselben Ziele zugeeilt, in langen Reihen halten; vor uns breiten sich die Menschenmassen auf einem weiten Rasenplatze aus. Dort stehen unter vereinzelten Bäumen Zelte, Buden, zahllose Gruppen von Männern, Weibern und Kindern; viele Partien haben sich auf den Boden gelagert und nehmen ein frugales Frühstück ein; Constabler stehen dazwischen, Soldaten aller Arten mit der Dienstmütze ohne Waffen, und Grenadiere mit hohen Bärenmützen in den rothen, reich mit Gold besetzten Röcken, deren Wachtstube sich in dem weit gespannten Zelt unter einer Gruppe von Bäumen befindet.

Aber die Menge eilt vorwärts und wir mit ihr, hastig, immer schnelleren Schrittes. Jeder will zuerst das Ziel erreichen, das längst erwartete, das jetzt mit einemmale, aus Eisen und Glas gezaubert, märchenhaft vor unsern Augen steht. Ich wüßte keine Vergleichung für diesen Anblick; er ist unbeschreiblich groß und schön; die tausende von Säulchen und kleinen Bogen, welche das Langschiff bilden, bauen sich in den Etagen oder Terrassen des Hauses neben- und übereinander fort zur schwindelnden Höhe. Ueberall durchströmt das Licht diesen gewaltigen Körper; dort, wo die Scheiben durchsichtig geblieben sind, läßt uns eine wirre Masse von Farben aller Art die Schätze ahnen, die der Wunderbau enthält; wo man dagegen dem Glas mittelst eines Ueberzugs von weißem Zeug ein mattes Ansehen gegeben hat, namentlich auf dem Dache, sehen die tausende von Scheiben zwischen den

als ſie mein Geſtändniß vernahm und wiederholte mit ungläubigem Tone fragend mein letztes Wort: „verlor?“

„Im Spiele vielleicht,“ ergänzte der Buchhalter.

Ich warf ihm dafür einen verächtlichen Blick zu und fuhr fort: „ja Madame verlor, aber nicht in dem Sinn, wie der Herr Specht meinte.“

„Und in der Nacht vom Samſtag auf den Sonntag?“ fragte die ernſte Frau.

„Ja Madame ich will offenherzig ſein, ich war in einer luſtigen Geſellſchaft, wir hielten ein letztes Souper womit wir alle unſer etwas leichtſinniges Leben zu beſchließen gedachten. Dort oder beim Nachhauſegehen oder der Himmel mag wiſſen, wo? verlor ich das Paquet mit Kaſſenanweiſungen, das ich hier in meiner Bruſttaſche verwahrt hatte.“

Der Buchhalter wandte ſich mit einem vielſagenden Blick zur Prinzipalin, welche langſam und feierlich den bewußten Brief vom Tiſche nahm, ihn mir entgegen hielt und mit dem tiefen Ton, der ſo eigenthümlich klang, wenn ſie heftig erſchüttert war, fragte: „und wer hat dieſen Brief geſchrieben?“

Ich ſah ihn flüchtig an und entgegnete: „wenn Sie ihn nicht geſchrieben haben, Madame, ſo mag Gott wiſſen, wer es gethan hat, ich weiß nichts davon, ich habe ihn nur geſiegelt und fortgetragen.“

Hätte der Herr Block mich nicht unterrichtet, daß die

Eisentheilen von weitem wie eine feine Elfenbeinarbeit aus, von kunstreicher Hand zusammengefügt. Der gierige Blick schweift hinab bis zum Ende des Gebäudes, wo die Bauglieder immer undeutlicher werden und zuletzt alles nur noch aus feinen Strichen zu bestehen scheint, zwischen denen das Glas hie und da hervorblitzt, wenn ein Sonnenstrahl darauf fällt. Und über alles hinaus ragt der weite, glänzende, durchsichtige Bogen, der den Transept überspannt, mit seinem halbrunden Giebelfelde, der Kopf dieses Ungeheuers, von Glas und Eisen, der hoch emporgestreckt ist über die gestreckten Glieder des riesenhaften Körpers und aus tausend Glasaugen hinausschaut in die weite Gegend.

Die Tausende, die den Palast umschwärmen, sich in dunkeln Massen um die Ein- und Ausgänge lagern, hier in langen Zügen dahinströmen, dort eben so eilig wieder in's Freie hinausschwärmen, die mannigfaltigsten Klänge der menschlichen Stimme, die zumal fragt, schreit, befiehlt, bittet, klagt, das Rasseln der Wagen, die sich in endlosen Reihen heranwälzen, das gewaltige Gesumme, das dadurch rings um den Palast entsteht — alles dieß läßt das mächtige Glashaus als einen fabelhaften blau und weißen Bienenkorb erscheinen. Und er ist ja in der That ein solcher. Haben ihn nicht die kleinen Wesen, deren Tausende neben ihm in kleine Klumpen zusammenschmelzen, die so zwergartig die kolossalen Eingänge umschwärmen, aufgebaut und darin ihren besten Honig zusammengetragen, alles was sie mit gierigem Munde aus den Blumen der Kunst und Wissenschaft, der Industrie und des Handels gesogen, jeder so gut er gekonnt, jeder sein Theil? Jedes Volk hat sich dort seine Zellen gebaut und darin das Schönste und Glänzendste niedergelegt, was es hervorzubringen im Stande war.

Und wir standen endlich im riesenhaften Gebäude und der Blick schweifte ängstlich umher, nicht wissend, wohin er sich wenden, wo er zuerst anfangen solle, wo zuletzt, was jetzt betrachten,

was nachher. Wir waren durch den öſtlichen Eingang hereingekommen und hatten vor uns das gewaltige Schiff des Gebäudes. — Ja, der Anblick iſt überwältigend großartig! Er übertrifft alle Beſchreibung, alle Erwartung. Aus dünnen ſchlanken Pfeilern und Bogen von Eiſen bauen ſich zur Rechten und Linken die koloſſalen Wände leicht und zierlich in die Höhe; nirgends Mauerwerk, nirgends ſchwerfälliges Gebälk; wie ein glänzender Stoff ſpannt ſich hoch über unſern Köpfen die ſtrahlende Decke in unbegreiflich weiter Spannung. Und was wir ſo rechts und links und über uns in den ungeheuerſten Verhältniſſen ſehen, ſetzt ſich vor uns fort in einer ſo fabelhaften Länge, daß das Auge ſich zu täuſchen glaubt und man unwillkürlich meint, dort in der Hälfte des Gebäudes befinde ſich ein rieſenhaftes Gemälde, das uns eine künſtlich gemalte Perſpektive zeige.

Da wo wir ſtehen, ſind wir im Stande mit dem Blicke der Conſtruktion der Dachwölbung zu folgen. Wir ſehen, wie ſich das alles ſo leicht zuſammengefügt hat, ein Eiſennetz, deſſen feine Maſchen durch Glas verbunden ſind. Eilt aber der Blick vorwärts, ſo verſchwinden uns bald die Linien, die Pfeiler und Bögen bezeichnen. Die ganze Gliederung des Bauwerkes ſehen wir nur noch in feinen Strichen in graublauem Ton angedeutet bis zur Hälfte des Gebäudes, wo das Querſchiff, der Tranſept, mit ſeiner helleren Bedachung — das Langſchiff iſt mit mattem Glas gedeckt — mit ſeiner ſprühenden Kryſtallfontaine, ſeinen rieſenhaften grünen Bäumen, ſeinen fremdländiſchen Gewächſen, ſeinen glänzenden Statuen, in einem wahren Meere von Licht ſchwimmt. Dahinter ſetzt ſich das Langſchiff fort, aber undeutlich, grau, nebelhaft; ſelbſt die reichen Stoffe, die darin hängen, mit ihrem glänzenden Roth, Blau, Grün, Gelb, verſchwimmen in einander; es liegt, vom Eingang aus geſehen, wie ein feiner Duft auf dem Ende des Gebäudes. Es iſt einem, als ob die Pracht, die uns hier von allen Seiten umgibt, dort hinten zur Sage, zur

Fabel verſchwimme; man kann ſich nicht denken, daß ſich das Gebäude in Wirklichkeit bis an jenes Ende fortſetzt; das Ohr muß dem Geſicht zu Hülfe kommen, indem es erſtaunt die mächtigen Klänge der großen Kirchenorgel auffaßt, die vom Ende des Gebäudes zitternd und gedämpft zu uns heranſchweben.

Und welche Schätze ſind in dem weiten Raume aufgeſtapelt! Man ſieht aber nur Farben und Gruppirungen, keine Einzelnheiten. Man eilt vorwärts, verwirrt, betäubt, den langen Gang hinauf gegen die Kryſtallfontaine, gegen das Weſtende. Man ſcheint alles zu träumen, was man ſieht; man wandelt wie im Schlafe und hat dabei angenehme, gleichgültige, oft auch ſchreckhafte Geſichte. Gleich zu Anfang fallen einem zwei buntgemalte ſeltſam verzierte Indianergeſtalten in die Augen, und die tättowirten tückiſchen Geſichter ſcheinen nach deinem Haarſchopf zu ſchielen, eine Freude, die ich ihnen verdarb, indem ich ſie durch Hutabnehmen grüßte. — In dieſem Hauptgange des Langſchiffes ſind vorzüglich Kunſtgegenſtände aller Art, und namentlich Statuen aufgeſtellt, faſt alles in den großartigſten Dimenſionen, und doch, wie klein erſcheinend im unendlichen Gebäude! Zierlich, ja unbedeutend ſtehen die Hofer'ſchen Pferde da, die Kiß'ſche Amazone, St. Michael mit dem Drachen, eine rieſenhafte Gruppe, ferner Gottfried von Bouillon und der koloſſale bayeriſche Löwe von Hallwich in München, ein prächtiges Bildwerk. —

Es iſt zu viel, es gehörten Monate dazu, um nur den vornehmſten Gegenſtänden die nothwendigſte Aufmerkſamkeit zu widmen; für den breiten Hauptgang allein brauchte es lange Tage des Beſchauens, um fertig zu werden mit all dieſen einzelnen Figuren, Reiterſtatuen, Gruppen, Fontainen in Marmor, Bronze, Zink, gebrannter Erde, Gyps. Es wimmelt von rieſenhaften Gebilden, Pferden, Drachen, wilden Thieren, menſchlichen Geſtalten in allen nur erdenklichen Stellungen, alle möglichen Leidenſchaften ausdrückend. Und doch wie ruhig erſcheinen dieſe Bild-

werke neben dem Farbenmeere zu beiden Seiten, wo die bunten Deſſins der Seidenzeuge, Sammte, Teppiche, Baumwollenſtoffe das Auge blenden, wo Tauſende von Spiegeln, Tiſchen, Uhren, Kandelabern in Silber und Gold ſtrahlen, wo überall blank polirte Klingen und Eiſenwaaren der verſchiedenſten Art blitzen, wo goldgewirkte Schleier und Schärpen funkeln, hohe Pyramiden künſtlicher Blumen einen ganzen Frühling hinzaubern, wo alles das durcheinander flimmert und die Sinne verwirrt! Und nicht bloß der Hauptgang iſt zu beiden Seiten auf dieſe Art ausgeſchmückt; rechts und links bilden die großen Nebenräume die reichſten Bazars für ſich, wo man in großen Maſſen alles bei einander findet, was man vom Hauptgange aus nur in einzelnen Proben ſieht.

Zu allem dem die tauſende von Zuſchauern, die in Gruppen hin und her wogen, hier ſchaarenweiſe einen Gegenſtand umziehen, dort ſich durch einander drängen und drücken; die verſchiedenen bunten Trachten, die vielfarbigen Hüte der Damen, die Dienſtmütze des Soldaten, der ſchwarz lakirte Matroſenhut, der türkiſche Turban, die kleine Mütze des Chineſen mit dem langen Zopf darunter, und das alles ſprechend und lachend, Freude und Erſtaunen ausdrückend, brauſend wie ein gewaltiger Bergſtrom, das Ohr eben ſo betäubend, wie das Auge von der Farbenpracht ringsum geblendet wird. Die gewaltige Menſchenmaſſe iſt in immerwährender Bewegung; das Langſchiff hinauf und hinab zieht beſtändig die Strömung, und dazwiſchen ſtehen die rieſenhafte Bildwerke wie Klippen, an denen die lebendige Fluth brandet, ſich theilt, vorbeiſchießt, ſtehen bleibt und ſich anhäuft. Lange Reihen der Zuſchauer haben ſich auf den Bänken niedergelaſſen, die hie und da angebracht ſind, und ſtarren mit überraſchten Geſichtern in das Gewühl. In die Seitenräume hinein und wieder heraus ſtrömt die Fluth, und man muß ſich mit

fortreißen laſſen, denn es iſt unmöglich gegen dieſen Strom zu ſchwimmen.

So durchzieht man denn im Fluge weite Länderſtrecken, betrachtet den Gewerbfleiß der Vereinigten Staaten und befindet ſich gleich darauf in Rußland mit ſeinen gewaltſam erzeugten und darum unſchönen Bronzen, Spiegeln und dergleichen künſtlichen Blüthen fremder Induſtrie, erfreut ſich aber an ſeinen prächtigen Naturſchätzen, den wunderſchönen Malachitſtücken, zu Thüren, Säulen, Vaſen verarbeitet. Durch den Zollverein, durch Oeſterreich, Holland, Belgien reißt uns die Fluth nach Frankreich, dem prächtigen Frankreich. Wie ſtrahlt und glänzt hier alles! Wie freundlich und graziös zuſammengeſtellt blicken uns hier die ſeidenen und wollenen Stoffe an, vom feinſten Damenkleide bis zum dickſten Teppich! Wie herrlich die in allen Farben funkelnden Geſchmeide, wie geſchmackvoll die Bronzen! Alles zierlich, nichts unſchön. Italien, Spanien und Portugal durchreiſend nähern wir uns der orientaliſchen Zauberwelt und zugleich dem Tranſept, um deſſen wunderbare Schönheit ſich weislich die fernen Märchenländer Egypten und Türkei, China und Indien mit ihren für uns ſo ſeltſamen Erzeugniſſen gelagert haben, mit ihren Gewändern und Waffen, die wir ſchon als Kinder in Bildern angeſtaunt, von denen jedes Stück für uns ein Gedicht iſt, ein Märchen, eine Erzählung, die ſich jetzt beim Rauſchen der Stoffe von Damaskus, beim Glanz der Waffen und Geſchmeide von Hindoſtan vor dem inneren Auge entwickelt.

Was der Tranſept iſt, weiß jeder, auch daß er wunderſchön ſei, hatte ich vielfach geleſen, hatte ich mir oft erzählen laſſen; und doch blieb ich überraſcht, bezaubert ſtehen, als ich aus dem Hauptgang in das ungeheure klare Gewölbe trat, welches ſich über ihn hinſpannt. Das Auge, ermüdet von den tauſend ſich durchkreuzenden Farben, vom Glanz der Metalle und Steine, findet hier den wohlthuendſten Ruhepunkt. Aus der Halle, angefüllt mit

den Erzeugnissen aller Nationen, wo schon das flüchtige Beschauen zur Arbeit wird, tritt man in einen Feengarten, wo Palmen rauschen und Brunnen kühlen. Von der Krystallfontaine inmitten des Transepts und Langschiffes, die ihre klaren Wasser hoch empor wirft, wendet man sich am liebsten dem nördlichen Theile dieser ungeheuren Glasgallerie zu. Dort stehen hundertjährige Ulmen, die ihre weiten belaubten Aeste ungehindert unter diesem Glasdache ausstrecken. Unter ihnen hat man kleine Gärten angelegt, und hier wachsen Bananen und Palmen, auf schlanken Stämmen die zackige Blätterkrone tragend. Neben kleineren Fontainen sieht man eine ganze Ausstellung tropischer Gewächse.

Zwischen diesem Laubwerk, diesen springenden Wassern stehen die Statuen der Königin und des Prinzen Albert, und das alles ist wieder belebt durch Tausende von Zuschauern, die unter den Bäumen umherwandeln oder sich in großen Gruppen im anstoßenden Erfrischungsraum niedergelassen haben. Dorthin flüchtet sich jeder, der einige Stunden lang studirend oder bloß schauend weite Länderstrecken durchflogen hat; hier verschwinden fabelhafte Haufen von Backwerk und Sandwiches, hier knallen in einem fort die Pfropfen der Sodawasserflaschen, und an den riesenhaften Büffets ist ein Schwarm junger eleganter Frauenzimmer beschäftigt, mit löblicher Schnelligkeit die Bedürfnisse der in Massen anströmenden Hungrigen und Durstigen zu befriedigen. Aber wie überall geht auch hier alles ohne Störung, ohne Unordnung vor sich. Von polizeilicher Aufsicht keine Spur; die Constabler im blauen Rock und runden Hut, die so still und harmlos einherwandeln, thun gar nicht, als seien andere Menschen zugegen, und scheinen sich auf's emsigste nur mit den Erzeugnissen des Landes zu beschäftigen, wo sie sich gerade befinden.

Die Gallerien, die den Transept umgeben und geräumiger zu sein scheinen als die am Langschiff, sind immer mit Tausenden von Zuschauern besetzt, die auf amphitheatralisch gebauten Sitzen

auf das Gewühl zu ihren Füßen niederschauen. Und wenn wir hier unten ihnen zum Schauspiel dienen, so gewähren sie ihrerseits uns einen eben so interessanten Anblick. Die Masse Menschen neben und über einander dort oben, die alle so unbeweglich herunterschauen, bilden eine ebene buntfarbige Wand, wie an andern Punkten die Teppiche und Seidenstoffe. Hie und da erscheinen diese Gruppen wie künstlerisch geordnet und sind dann von sehr malerischer Wirkung. Ja wenn man weiter weg in den Mittelgang zurück tritt, glaubt man, dort oben seien riesenhafte Bilder aufgehängt oder Gobelins mit lebensgroßen, künstlich gewirkten Figuren.

Da wir nun einmal bei den Gallerien sind, wollen wir eine der Treppen hinaufsteigen, die zu denselben führen, nicht um die Ausstellungsgegenstände zu betrachten, die hier oben ebenfalls massenhaft zu sehen sind, sondern nur um einige Augenblicke auf den vielfarbigen Menschenstrom niederzublicken, der sich nun zu unsern Füßen durch das ganze Gebäude bewegt, durch alle Gänge durchfluthet, ein Anblick, unbeschreiblich, aber in der That großartig. So vielgestaltig sind die Gruppen, so beständig wechselnd, oft so gleichfarbig — wenigstens aus der Entfernung — mit den Erzeugnissen, vor welchen sie stehen, daß man oft glauben könnte, da unten, wo vor wenigen Sekunden der dichtgedrängte Haufen stand, werde auf einmal ein ganzes Waarenmagazin lebendig und folge dem allgemeinen Strome. Dort wimmelt alles durch einander und man ist einen Augenblick ungewiß, ob man ausgestellte Kleider, Shawls und Hüte sieht, oder von ihren Eigenthümern getragene. Unmittelbar zu unsern Füßen fließt der Strom ruhiger dahin, da er Raum hat in den Nord- und Südtransept, nach dem Ost- und Westende hin sich auszubreiten.

Uebersättigt vom Anblick der tausend und aber tausend Stoffe aller Art, der Werkzeuge und Geräthschaften zum Arbeiten oder zum Comfort des täglichen Lebens, flüchtet man sich so gern in

die stillen Räume des Orients, um beim Anblick der fremden und doch so wohlbekannten Schätze, die hier aufgehäuft sind, sich der Träumerei zu überlassen. Besonders war Indien im Gewühl des Krystallpalastes das Land meiner Erholung. Indien, in den ältesten Zeiten die Wiege der Kultur, der Industrie, hat uns auch jetzt gezeigt, daß es im Verhältniß seiner Bildungsstufe in seinen Erzeugnissen nicht hinter uns zurückgeblieben ist. Außer ihren prächtigen Stoffen, außer den kostbar eingelegten und zierlich gearbeiteten Waffen und Geschirren für Pferde und Elephanten haben die Indianer in kleinen, drei bis vier Zoll hohen Figuren ein treues, lebendiges Bild indischen Lebens gegeben.

Man sieht Künstler und Handwerker in voller Arbeit, sie bebauen das Feld mit seltsamen Ackergeräthschaften, sie mahlen das Korn in eigenthümlichen Mühlen, sie gehen spazieren unter großen Sonnenschirmen, sie lassen sich tragen von schwarzen Sklaven auf schwellenden, rothsammtenen, mit Gold gestickten Kissen, sie schwingen sich zu Pferd auf den mit Perlen besetzten Sattel, stehen in den schweren, reichverzierten Steigbügeln mit scharfem Speer und dem langen vergoldeten Gewehr, den Tiger und den Löwen zu erlegen, oder lagern auf dem Rücken des Elephanten, um unter dem mit Gold und Perlen überladenen Baldachin durch die wasserleeren, sonnverbrannten Ebenen zu ziehen. Und vieles, was wir hier in zierlicher Abbildung stehen sehen, befindet sich daneben in wirklicher Größe: das einfache Gewand der ärmeren Klasse, das reiche, seidene, in Farben und Metallen glänzende des Reichen, der weiße Mousselinanzug der Bajadere, der sich in tausend Falten um den schlanken Körper legt, neben dem reichen Kostüm des indischen Kriegers, bestehend aus dem feinsten Kettenhemd, der dunkeln Stahlhaube mit Reiherbusch aus den Federn des seltenen schwarzen und grauen Reihers, dazu der breite Dolch, Schwert, Schild und Lanze; daneben Pferdegeschirre und Ele-

phantenausrüſtungen von Sammt, geſtickt mit Perlen, Gold und Edelſteinen.

Es iſt eine wahre Märchenwelt, dieſe indiſchen und türkiſchen Abtheilungen, ein Schauplatz der Geſchichten aus Tauſend und Einer Nacht. Hier könnten ſich zahlloſe Sultaninnen koſtümiren nebſt einer ganzen Schaar von Dienern und Dienerinnen, und ihr Anzug würde nicht zurückbleiben hinter der phantaſtiſchen Malerei des orientaliſchen Erzählers. Nachts, wenn das gewaltige Glashaus todtenſtill daliegt, ſollen ſie ſeltſam rauſchen, flüſtern und klirren, die Seidenſtoffe, die ſchweren Stickereien, die alten Waffen; und dann ziehen ſie wohl hinaus, um der Franken närriſche Koſtüme zu betrachten. Da mag ſich der faltige Turban nicht wenig verwundern über den ſteifen ſchwarzen Hut, und wenn der reiche Kaftan irgend eines türkiſchen Großen eine Naſe hätte, würde er ſie unfehlbar zudrücken oder ſich mit Abſcheu abwenden, wenn er vor einem Makintoſhlager vorbeiſchwebte. Aber die Engländer ſind ein praktiſches Volk, und da ſie dergleichen Spuk nicht leiden können, ſo haben ſie nicht fern von den morgenländiſchen Abtheilungen die koloſſale Reiterſtatue Gottfrieds von Bouillon aufgeſtellt, der im Begriff iſt, ſein Schwert zu ziehen. Dieſer verſieht dann nächtlicher Weile den Dienſt der abweſenden Conſtabler; und er ſoll auch zuweilen in der Mitternacht ſein weißes Haupt herumdrehen und ein marmornes Räuſpern hören laſſen, worauf es eingedenk der vergangenen Zeit ganz ſtill wird im Orient, die Waffen nur noch verſtohlen funkeln und leiſe klirren, die Seidengewänder furchtſam rauſchen, und die weißen Kleider der Bajaderen ſich nur noch langſam herumdrehen.

Man ſieht an gewiſſen Punkten der Ausſtellung vor gewiſſen Gegenſtänden zu allen Tageszeiten Neugierige in großen Schaaren zuſammengedrängt. So ſind namentlich die beiden Indianergeſtalten am Eingange, deren ich ſchon oben erwähnte, die Luſt und der Schrecken der geſammten Jugend und der Damen aus den

untern Ständen. Auch Matroſen ſieht man häufig dort, die ihren Freunden und den Umſtehenden allerlei Entſetzliches erzählen von jenen abſcheulichen Menſchenfreſſern und ihrer ſchrecklichen Manier, den Leuten das Fell über die Ohren zu ziehen. Ferner ſind die ausgeſtopften Thiere von Plouquet aus Stuttgart ſo umlagert, daß man ſelten zu ihnen gelangen kann, und wenn die Stimme des Volkes die Stimme der Preisrichter wäre, ſo müßte Plouquet für ſeine Thiercarrikaturen, namentlich für ſeine Nachbildung des Kaulbach'ſchen Reinecke, einen erſten Preis bekommen. In den Zimmern, wo Leiſtler aus Wien ſeine prächtigen, nur zu reich verzierten Möbel aufgeſtellt hat, iſt es auch nie leer. Man kann aber auch nichts Reicheres in Holzſchnitzerei ſehen, wie ſie hier an jedem Stücke verſchwendet iſt. Nur zu viel, viel zu viel, und ich wäre wirklich begierig, das Gebäude mit ſeinen Treppen, Vorplätzen, Fenſtern und Thüren zu ſehen, in dem dieſes Ameublement paſſend aufgeſtellt werden könnte.

Zum Koh-i-nur in ſeinem vergoldeten Käfig gelang es mir nur ein einzigesmal durchzudringen; die Damen aller Klaſſen ſind zu begierig, dieſes ſeltene Stück des koſtbaren Steins, den ſie ſo ſehr lieben, in der Nähe zu betrachten. Der große Diamant ſteht auf drei goldenen Füßen auf einem Unterſatz von Gußeiſen und in einem doppelten Gittergehäuſe. Man ſagt, er werde nächtlicher Weile, um ihn vollkommen ſicher zu ſtellen, durch eine Maſchinerie in jenes gußeiſerne Gehäuſe verſenkt und eingeſchloſſen, und dieſe Maſchinerie ſei ſo kunſtreich eingerichtet, daß ſich der Koh-i-nur bei unbefugtem Berühren des untern Gitters plötzlich in ſeine innern Gemächer zurückziehe und unſichtbar werde. Schon dieſe Sage hält vielleicht manchen Vorwitzigen vom Verſuch ab, den Berg des Lichtes zu berühren.

An der Nordſeite, weſtlich vom Tranſept, befindet ſich die Ausſtellung von Equipagen aller Art, und dieſer Theil des Kryſtallpalaſtes iſt von den Wißbegierigen der eleganten Welt ſtark

Prinzipalin verſichert habe, ſie hätte dieſen Brief nicht geſchrieben, ſo hätte ich dieſe verfängliche Frage mit viel größerer Beſtürzung und Entrüſtung beantworten können, als ſo und man konnte nach der Ruhe meiner Entgegnung vorausſetzen, daß es mich nicht ſehr überraſche, zu erfahren, dies Schreiben ſei verfälſcht, ich mußte mir ſpäter geſtehen, daß eben dies den Verdacht, den man auf mich geworfen hatte, ſehr beſtärkte.

„Alſo Sie ſiegelten ihn und trugen ihn fort?“ ſagte der Buchhalter, „warum that dies nicht der Herr Block, wie es Gebrauch iſt?“

Ich zuckte die Achſeln — „weil der Herr Block nach Hauſe eilte und ich gerne Jemand einen Gefallen erzeige.“

„Auch iſt dieſer Brief,“ forſchte Madame Stieglitz weiter, „nicht in das Buch eingetragen.“

„Das habe ich leider vergeſſen,“ ſagte ich und mein Zorn regte ſich bei dieſen ſonderbaren Fragen und bei dem höhniſchen Lächeln des Buchhalters. „Madame,“ ſagte ich ernſt und ruhig, „ich ſagte Ihnen ſchon früher, daß mir das Unglück begegnet ſei, das Geld zu verlieren, ich will es erſetzen, ſo ſchnell es in meinen Kräften ſteht und ich hätte wirklich geglaubt, daß man das Unglück eines treuen Dieners nicht ſo ſtreng nehmen ſollte und dann begreife ich nicht, warum der Herr Specht

beſucht. Hier ſtehen Wagen aller Art und von allen Größen, zwei- und vierräderig, bedeckt und unbedeckt, vom kleinſten Gefährt, um ſich auf den weichen Sandwegen eines Parkes ſelbſt zu fahren, bis zum ſchweren Reiſewagen. Alle Gattungen von Fuhrwerken, alle erdenklichen Formen ſind hier vertreten. Man ſieht auch einen vierſitzigen Wagen, beſtimmt, ſchwer Erkrankte zu transportiren. Eine Dame, freilich nur eine Wachsfigur, liegt in demſelben auf dem in doppelten Federn hängenden Sitz, und um dieſe Equipage iſt das Gedränge der Neugierigen immer ſehr groß.

Einer der intereſſanteſten Punkte der Ausſtellung, der Maſchinenraum, wird mit der Wagenausſtellung durch den Stand der Lokomotiven verbunden. Flüchtig eilt man zwiſchen dieſen durch, die für den Sachverſtändigen von höchſtem Intereſſe, für den gewöhnlichen Zuſchauer aber Räthſel ſind, zu deren Löſung er nicht Zeit und Weile hat. Höchſtens bleibt man einen Augenblick vor kleineren Dampfwagen ſtehen, die für gewöhnliche Straſſen gebaut ſcheinen; doch weiß ich nicht, ob man in England nach ſo vielen verunglückten Verſuchen der Art noch Luſt haben wird, neue anzuſtellen. Der Maſchinenraum dagegen iſt von Morgens bis Nachmittags gedrängt voll; er iſt aber auch mit ſeinen arbeitenden Maſchinen im Gegenſatz zu der übrigen unbeweglichen Ausſtellung ein gar unterhaltender Ort, abgeſehen von der Belehrung. Was man ſonſt mühſam in vielen Fabrikſtädten zuſammenſuchen müßte, findet man hier bei einander. Da ſtehen ſie dicht gedrängt, die blank geputzten, zierlichen Bauwerke mit ihren gewaltigen Hebeln und Rädern, und von einem einzigen rieſenhaften Dampfkeſſel geſpeist, heben ſich die Stangen in zahlloſen Cylindern, drehen ſich die Räder, ſeufzen die Pumpen, ſtoßen die Prägmaſchinen. Die Behandlung der Baumwolle wird den Neugierigen gezeigt von der Spinnmaſchine an, auf die der Rohſtoff gebracht wird, bis dahin, wo er, zum feinſten Faden gedreht, auf die mechani-

ſchen Webſtühle kommt, die vor dem erſtaunten Auge den fertigen Stoff zuſammenſchlagen. Hier ſurren tauſende von Spindeln, die Fäden der Kette heben ſich gleichförmiger und geſchwinder, als es die Menſchenhand vermag, und das Gewebe rollt ſich vor unſern Blicken wie durch Zauberei auf. Nebenan ſehen wir eine Prägmaſchine, die mit einem einzigen Schlage Denkmünzen aus Zinn hervorbringt, und dort arbeitet eine gewaltige Pumpe, welche mit pfeilſchneller Umdrehung ihrer Räder eine unglaubliche Waſſermenge in einem ſchmalen Behälter bis zur Decke hebt, wo dieſelbe auf der andern Seite als breiter Waſſerfall wieder herabſtürzt, angeſtaunt von ſämmtlichen Umſtehenden. Weiterhin ſchafft eine Sodawaſſermaſchine und bereitet das bei den Engländern ſo beliebte und ſo ſtark gebrauchte Getränk.

IV.

Vauxhall.

Nachdem ich den Leſern einen ſehr flüchtigen Bericht über die Ausſtellung gegeben, und hiedurch den Verſuch gemacht, einigermaßen den Eindruck zu veranſchaulichen, welchen dieſes großartige Unternehmen, das wirre Getreibe auf mich gemacht, iſt es mir unmöglich, zu etwas alltäglichem überzugehen, mit einer nüchternen Beſchreibung aus der unendlichen Menge der Sehenswürdigkeiten Londons zu ſchließen. Ich muß zu etwas in ſeiner Art noch phantaſtiſcherem und aufregenderem übergehen; ich will die Leſer deßhalb, um ein ermüdendes Tagewerk luſtig zu beenden, nächtlicherweile in einen der vielen Gärten führen, wo ſich die Londoner elegante Welt gewiſſer Claſſen aufs köſtlichſte amüſirt, und wo auch andere Menſchenkinder an dem wirklich fabelhaften Leben einige Stunden lang Geſchmack finden können. Wählen

wir das alte berühmte Vauxhall. Vornehmer ist es freilich in Surrey-Gardens; dort hat man brillantere Concerte, und nebenbei wilde Thiere, eine vortreffliche Menagerie. Aber Vauxhall gibt sich in dieser Saison erstaunliche Mühe, den Fremden etwas neues vorzusetzen, die Menge zu fesseln; auch ist dieser Garten wirklich einer der ersten.

Ich möchte den Leser, um von unten anzufangen, zuerst einen Augenblick nach Eagle-Tavern in City-Road führen, einem kleinen Etablissement ähnlicher Art in einem mit buntfarbigen Lampen illuminirten Garten, mit Statuen, kleinen Springbrunnen, allen erdenklichen Genüssen. Man bezahlt hier einen Shilling Entrée und sitzt unter grünen Bäumen bei den Auserlesenen des schönen Geschlechts; auch wird hier getanzt, eigentlich nur herumgehopst: es ist weder Walzer, noch Galopade, noch Polka, noch viel weniger aber jener schrecklich sündhafte Tanz, der dabei so unendlich graziös sein kann, und den die Pariser Can-Can nennen. Die schöne Welt, die man hier versammelt findet, ist wirklich schön zu nennen; herrlichere Mädchengestalten mit feineren blühenderen Gesichtern sieht man nicht leicht anderswo; aber es sind keine Französinnen. Sie verstehen es selten, ihrem Gewerbe einen eleganten, gut aussehenden Anstrich zu geben, sie sind was sie sind, und wollen für das gehalten sein, was sie sind. Dabei trinken sie sehr viel Gin, eine Mischung von Branntwein und Wasser.

Auch für Genüsse musikalischer Art ist hier gesorgt: in Eagle-Garden befindet sich eine große Orgel, welche zuweilen mit ihren tiefen dröhnenden Klängen lustige Lieder aufspielt. Auch ein Vocal-Concert fand statt, indem ein schwindsüchtig aussehender junger Mann vortrat, und zur Clavierbegleitung Schuberts Lied: „Ich komme vom Gebirge her" abzusingen schien. Ob er es aber wirklich gethan, kann ich nicht behaupten, denn in dem allgemeinen Geklapper der Gläser und Teller, dem Lachen und Plaudern der Menge hörte man von dem Gesange nichts. Man sah den Sänger

nur hie und da den Mund öffnen und ſchließen, und dann und wann jauchzte das Forte-Piano eine Idee der Melodie krampfhaft hinaus. Das Beſte übrigens war eine theatraliſche Vorſtellung, die ſpäter ſtattfand. Das Schauſpielhaus war elegant und zierlich, die Sitze in demſelben mit rothem Sammet überzogen. Es wurde ein Ballet gegeben, und die Tänzerinnen — es waren ihrer wenigſtens dreißig — ſo jung, ſo ſchön, ſo gut gewachſen und leicht bekleidet: es hätte ſich kein Hoftheater daran zu ſchämen gebraucht. Sie ſtellten Nymphen vor und ähnliche leichtfertige Weſen, und da die Bühne ſehr klein war und der Tänzerinnen viel zu viel auf einmal tanzten für dieſen unbedeutenden Raum, ſo ſah man, um Heine's Ausdruck zu gebrauchen, oft in der That nichts als Himmel und Tricot.

Wir wollen aber den Eagle verlaſſen, ſo lange es noch Zeit iſt, das heißt, ſo lange es noch nicht zu ſpät iſt für Vauxhall. Wir fahren über die Themſe auf einer der ziemlich menſchenleeren Brücken, gelangen nach dem rechten Ufer des Fluſſes, und kommen von Black-Friars nach Vauxhall-Road. Hier hört der lebhafte Verkehr der Londoner Straßen auf, und außer den Wagen, die mit uns des gleichen Weges fahren oder uns begegnen, bemerken wir wenig Getreibe auf den hier ſehr breiten und ziemlich dunklen Straßen. Wir befinden uns in einer Gegend von London, die in vielen Beziehungen ſehr verrufen iſt, und wo es dem einſamen nächtlichen Wanderer unter anderm paſſiren kann, daß ihm von zarter weiblicher Hand Uhr und Börſe wegescamotirt wird.

Jetzt ſind wir an dem Eingang von Vauxhall, einer ſehr finſtern Hausthür, die uns in einen ebenſo finſtern Gang führt. Hier ſind ſpärlich von ein paar Lampen erhellt einige Bureaux, wo wir zwei ein halb Shilling Entrée bezahlen — ein Gulden und dreißig Kreuzer rheiniſch. Wir nehmen unſere Marken und eilen dem Garten zu. Plötzlich treten wir aus dem dunklen

Gang, von dem ich eben ſprach, in einen weiten, ſeenhaft erleuchteten Raum, aus dem uns ſchmetternde Muſik entgegenſchallt und das Geſumme Tauſender von Menſchenſtimmen. Man bleibt geblendet ſtehen bei dem Anblick, den man vor ſich ſieht. Es iſt ein Garten; aber Bäume, Sträucher, lange gerade Alleen, Schlangenwege, Boskets, Lauben, Grotten ſind nachgebildet durch unzählige Lämpchen mit Flammen in Roth, Gelb, Blau, Grün, Weiß. Von dem Eingang, an welchem wir ſtehen, führen breite Gänge nach rechts und links, deren Wölbung aus ſo dicht zuſammengeſetzten Lichtern beſteht, daß das Ganze wie eine einzige buntfarbige Feuermaſſe ausſieht. Von ihr herab hängen phantaſtiſche Kronleuchter, ebenfalls aus buntem Feuer gebildet, auf deren Armen lange weiße Gasflammen brennen. Vor uns iſt ein geräumiger Platz mit Bäumen; auf demſelben erhebt ſich ein freiſtehendes Bauwerk in den Formen eines türkiſchen Kiosk, nach allen Seiten offen; ſeine Säulen, Gewölbe, Treppen, das Dach, ſind aus feurigen Linien gebildet, und um ihn herum befindet ſich ein kleiner Garten, deſſen Gebüſche und vielfarbige Blumen aus ebenſo vielfarbigen Glaskugeln beſtehen. Zwiſchen den grünen ſtrahlenden Blättern blicken dunkelglühende Roſen hervor, auf ſchlanken Stengeln biegen ſich weiße glänzende Lilien, und hie und da zwiſchen dieſen Feuerblumen ſtehen wirkliche Geſträuche, deren Blätter auf die ſeltſamſte Art von dem Farbenmeer rings herum angeſtrahlt werden. Tauſende von Menſchen erfüllen dieſen weiten Raum, wandeln zwiſchen den Feuergallerien, ſitzen in Reſtaurationen und lauſchen den Klängen der verſchiedenen Muſikchöre, die oft, dem Auge unſichtbar, in einer dunkeln Waldpartie ſpielen. Bei jedem Schritt, den wir in den Garten thun, zeigt ſich uns etwas neues, ungeahntes. Dort erblicken wir ein großes Panorama, wir ſehen das wogende Meer, ein geſtrandetes Schiff, deſſen Wrack und die gebrochenen Maſten von den empörten Wellen hin- und hergeworfen werden. Am Ufer

lagert eine Seeräuberbande, in ihrer Mitte die Paſſagiere jenes Schiffes, verzweifelnde Frauen, gefeſſelte Männer.

Wir folgen einer Biegung des Weges und verlieren uns in dunklen Gartenpartien; auf einmal ſtehen wir auf einem weiten Raſenplatze mit Gittern eingezäunt, an deſſen Enden ſich ein ſtolzes mittelalterliches Schloß erhebt mit Zugbrücken und Thoren, auf den Zinnen flattern buntfarbige Fahnen, die Fenſter ſind, wie bei einem Bankett, hell erleuchtet, vorn am Gitter ſtehen zwei drohende Rittergeſtalten, die uns den Eintritt verwehren. Machen wir aber auch, um Gotteswillen, keinen Verſuch uns dem fabelhaften Schloß zu nähern! Wir ſind in einem Zaubergarten, und dem Vorwitzigen würde es ſchlecht ergehen. Nicht als ob ihn Drachen oder wilde Thiere ergreifen würden, ſobald er dieſes Thor überſchreitet — gewiß nicht! aber all das Schöne, was er vor ſich ſieht, würde plötzlich verſchwinden, denn — es iſt nichts als eine gemalte Decoration. Wenden wir uns lieber zur linken Seite, wo das geräuſchvolle Leben erſtorben zu ſein ſcheint, wo noch vereinzelte Wanderer gehen, wo die glänzende Illumination in zwei Reihen von Lichtern endet, die eine uralte, dichtverwachſene Baumallee nur ſchwach beleuchten. Eine feurige Inſchrift am Eingang dieſes Weges ſagt uns: Wer ſeine Zukunft zu erfahren wünſcht, ſuche die Prophetin auf! Wir folgen dieſer Mahnung und treten den geheimnißvollen Gang an durch den immer düſterer werdenden Waldweg. Freie Plätze, die ſich rechts und links öffnen, zeigen ſeltſame Unthiere, welche Waſſerſtrahlen hoch emporwerfen; alles iſt hier ſtill und wunderbar. Melancholiſch plätſchert das Waſſer und erſcheint durch tiefhängende Lampen blau gefärbt, bei deren falbem Lichte wir eine Grotte entdecken, in der die Sibylle über ihren Büchern brütet, während vor ihr auf dem Dreifuß der unheilvolle Trank ſiedet; alles dieß jagt uns einigermaßer Schrecken ein. Schnell wenden wir uns ab und folgen dem Weg, der zur Wahrſagerin führt. Endlich

finden wir dieſelbe in den Ruinen eines mauriſchen Schloſſes, und als wir ſchon vor ihr ſtehen, um unſere Handfläche betrachten zu laſſen, fällt uns ein, daß wir zu wenig Engliſch verſtehen, um ihre dunklen Orakelſprüche, die ſie in dieſer Sprache ertheilt, begreifen zu können. Beſchämt eilen wir davon, zurück zu den belebteren Partien des Gartens, wo die Sodawaſſerflaſchen knallen, wo Muſik erſchallt, wo die Sherry-Cobbler ſervirt werden, wo man tanzt und lacht, alles Sachen, die wir ohne Kenntniß der Landesſprache vollkommen begreifen und mitmachen können.

Nachdem ſich hier jeder eine halbe Stunde lang beluſtigt ſo gut er kann, namentlich eine große Maſſe einem humoriſtiſchen Vortrag zugelauſcht, den ein feingekleideter Herr von den Fenſtern des obenerwähnten türkiſchen Kioks hält — und der Vortrag muß ſehr amüſant und witzig ſein, denn die Menge lacht häufig laut hinaus — drängt ſich alles einem großen Thore zu, der Reitbahn von Lejars und Cuzent, deren Productionen man, iſt man einmal im Garten, gratis anſchauen darf; das heißt, umſonſt gelangt man in die unteren Räume, die Stehplätze, doch iſt hier ein wahrhaft fürchterliches Gedränge, und man ſieht ſich ſchon genöthigt, einen Shilling weiter zu bezahlen, um auf den Gallerien einen Platz zu erhalten. Der Circus iſt auf's brillanteſte eingerichtet, von ziemlicher Größe, bedeckt, mit angenehmen Sitzen und ſehr ſchön beleuchtet. Aber die Geſellſchaft Lejars-Cuzent iſt das nicht mehr, was ſie vor einigen Jahren war, wo ſie Aufſehen in Deutſchland machte und Wien entzückte. Lejars ſelbſt iſt in Petersburg geſtorben, und Paul Cuzent, der oftmals ſein eigenes vortreffliches Orcheſter ſelbſt dirigirte, kam nicht zum Vorſchein; vielleicht aber auch, daß ſie an dieſen Vauxhall-Abenden des billigen Eintritts wegen nicht ihre ganze Truppe in's Feuer führen.

Es war wenig, was ſie uns zeigten, im Ganzen immer die alten Geſchichten: Mademoiſelle Laura ſtehend reitend, über Bänder ſpringend, Mademoiſelle Mathilde das Gleiche noch viel ärger,

und Mademoiſelle Pauline wieder das Gleiche am allerärgſten. Die Herren jagten auf ungeſattelten Pferden, ſprangen durch außerordentlich kleine Reife vor- und rückwärts, und Bajazzo machte dazwiſchen ſeine gewöhnlichen Späße. Das Ganze dauert eine kleine Stunde, und dann ſtrömte alles wieder in die Gärten zurück. So mochte es faſt Mitternacht geworden ſein, und ehe das unentbehrliche Feuerwerk abgebrannt wurde, beſahen wir noch einige der Merkwürdigkeiten, die uns bisher entgangen. Da war ein kleines Theater im Freien, auf welchem phyſikaliſche Experimente ausgeführt wurden; nicht weit davon ſah man lebende Bilder, und neben dieſen wurden wir durch eine Aufſchrift belehrt: hier ſeien orientaliſche Zimmer zu ſehen mit türkiſchen Herren und türkiſchen Ladies. Die Gemächer, worin ſich die Muſelmänner befanden, waren ziemlich reich, auch wohl theilweiſe im türkiſchen Geſchmack eingerichtet; aber ob die Bewohner derſelben ächt waren, kann ich nicht beſchwören, doch ſaßen ſie langweilig genug auf ihren Divans. Die Herren ſtrichen ihren langen Bart, und von den Ladies war eine ſehr wohlbeleibt, hatte auch recht feurige Augen, und die Unterlippe herabhängend wie eine ächte Türkin.

Endlich wurde zum Beginn des Feuerwerks geläutet, und augenblicklich ſtrömte alles einem großen Thorbogen zu am Ende des Gartens, hinter welchem ein großer Platz war, wo das Feuerwerk abgebrannt werden ſollte. Dieſer Thorbogen, von der Breite eines kleinen Tunnels, hatte den Zweck, auf ſeinem Gewölbe ein kleines Amphitheater zu tragen, von wo man das Feuerwerk bequem anſehen konnte, deſſen Plätze aber wieder einen Shilling extra koſteten. Die engliſchen Kunſtfeuerwerke ſind bekannt und berühmt wegen ihrer Mannichfaltigkeit und der Präciſion, mit welcher die einzelnen Stücke gearbeitet ſind. Das von heute Abend war außerordentlich ſchön und gelang vollkommen. Zuerſt ſtiegen eine große Menge Raketen des ſchwerſten Calibers empor bis zu

einer fabelhaften Höhe, neigten ſich oben zierlich, und ſprühten unzählige Sterne in dem glänzendſten Farbenlichte aus, in Roth, Grün, Gelb, Weiß, von einer Gluth und einem Glanze, wie ich nichts ähnliches geſehen. Auch Fallſchirm-Raketen waren darunter, und wenn die weiß leuchtende Kugel derſelben ſo langſam herabſank und den Garten mit ſeinen Gebüſchen und Bauwerken rings umher und all die tauſend gaffenden Geſichter taghell beleuchtete, dabei die Schatten dieſer Menſchenmenge in den ſonderbarſten Geſtalten hinter uns an die helle Wand warf, ſo jauchzte alles laut auf, und dieſes Jauchzen endete gewöhnlich mit dem Geſchrei: Hut ab! Hut ab! welches den Vorderſtehenden galt, die mit ihrer Kopfbedeckung den Hinterſtehenden die Ausſicht verſperrten. Dann ſtiegen Leuchtkugeln gegen den dunklen Nachthimmel empor, abermals in allen Farben, Sonnen praſſelten, Schwärmer ziſchten, Frösche knallten, und all dieß Feuerwerk durcheinander bildete die ſchönſten Figuren und Gebilde, bald rieſenhafte Sterne, kleine Tempel, Feuerregen, glühende Waſſerfälle und dergleichen mehr.

Den Beſchluß des Ganzen machte die Illumination eines ungeheuern Schloſſes, das am Ende der Wieſe hoch hinaufgebaut war. Zuerſt ſah man die Architektur dieſes Gebäudes, ſeine Thore, Fenſter, Säulen, Balcone mit einemmal glänzend in weißem Feuer aufſtrahlen; dann wurde das Schloß beſchoſſen, zahlloſe Raketen und Leuchtkugeln flogen hinein, rothe, blaue, grüne Flammen entzündeten ſich überall; das Ganze gab eine einzige gewaltige Feuersbrunſt, Mordſchläge krachten, Feuerſtröme rauſchten von allen Seiten herab, und jetzt in dieſem allgemeinen Flammen-Chaos hätte jeder deutſche Zuſchauer, ja jeder Franzoſe, ein befriedigendes Ende des Ganzen gefunden; aber hier in England mußte noch etwas extra kommen, etwas in der That außerordentlich nervenaufregendes, und das war — ein junges ſchönes Mädchen in weißem ſilberglänzendem Kleid, die an einem der bren-

nenden Fenſter des Schloſſes ſichtbar wurde, und pantomimiſch zu verſtehen gab, ſie befinde ſich in der größten Noth, wie dieſem Feuermeer zu entfliehen ſei. Ich muß geſtehen, daß auch ich einigermaßen unruhig über das Schickſal der armen Perſon war. Nicht ſo die Maſſe der Schauluſtigen. Alles klatſchte in die Hände und ſtand erwartungsvoll da; jetzt trat das Mädchen aus dem Fenſter hervor, und nun bemerkte ich, daß von demſelben ein ſchwankendes Seil quer bei dem brennenden Gebäude vorbei bis zur höchſten Zinne desſelben geſpannt war. Dies betrat ſie mit ſicherm Schritt und ging in einer Höhe von vielleicht vierzig Fuß über dem Boden durch die ganze brennende Wirthſchaft hinauf und hinunter. Von allen Seiten ziſchten die Raketen toller wie je, flogen die Schwärmer um ſie herum, und man glaubte jeden Augenblick, einer der Millionen Funken, unter welchen ſie dahinſchritt, würde auf ihr Kleid fallen, daſſelbe anzünden und ſie würde elendiglich verbrennen oder vor Schrecken herabſtürzen; ſo etwas geſchieht auch zuweilen hier — heute Abend kam aber glücklicherweiſe kein Unfall vor. Das Mädchen wandte ſich lächelnd zu der gaffenden Menge, grüßte von dem brennenden Fenſter noch einmal freundlich herab, und verſchwand dann hinter dem Gebäude.

Das Feuerwerk war zu Ende, der Platz lag bald wieder in tiefer Dunkelheit, nur hie und da glimmte noch eine halbverbrannte Hülſe, und die Zuſchauer ſtrömten abermals in die Gärten zurück, in die Reſtaurationen, auf die Tanzplätze; die verſchiedenen Orcheſter ſpielten luſtige Weiſen, und nun — es war Mitternacht vorüber — begann der Ball, welcher für die Tanzluſtigen bis Morgens vier Uhr dauerte.

ſich nicht entfernt, wenn er ſieht, daß ich eine Unterredung mit Ihnen habe."

„Es iſt mein Wille, daß er dableibt," ſagte die Frau und ſetzte bitter hinzu, „was das Unglück eines getreuen Dieners anbelangt, ſo —"

„Ließe ſich viel darüber denken und ſagen," ergänzte der Herr Specht.

„Und was? Herr —"

„Nun," ſagte er mit kalter Stimme, „daß die ganze Geſchichte ſehr ſonderbar iſt, der Brief iſt verfälſcht, Sie geſtehen ein, daß Sie ihn geſiegelt und fortgebracht haben, das Geld iſt verſchwunden und es fällt Ihnen erſt heute ein, davon zu ſprechen, obgleich der ganze geſtrige Tag dazwiſchen liegt."

Meine Hand zuckte und ich hielt mühſam an mich. „Allerdings," ſagte ich mit tonloſer Stimme, „ich hätte geſtern Morgen gleich der Madame Stieglitz über dieſen Verluſt ſprechen ſollen, doch hoffte ich immer das Paquet wieder zu finden und muß geſtehen," ſetzte ich offen hinzu, „daß ich glaubte in einem Hauſe zu ſein, wo ein niedriger ſchlechter Verdacht nicht leicht aufkommen könne."

„Aber eben dieſer Verdacht," ſagte giftig der Buchhalter, „ſcheint leider begründet."

„Wie begründet Herr und wodurch?"

„Durch dieſen Brief, den Sie — —"

Die landwirthſchaftliche Ausſtellung in Wien.

Vielleicht gefällt es dem geneigten Leſer, ein kleines, überſichtliches Bild zu erhalten von der erſten großen landwirthſchaftlichen Ausſtellung in Wien, und indem ich dieſes, wenngleich nur ſkizzenhaft, zu entwerfen verſuche, werde ich mir gewiß nicht erlauben, in alle möglichen eiſernen, irdenen, hölzernen, todten und lebendigen Details eingehend, die Geduld des Leſers zu ermüden. Den wirklich ſchönen Arrangements dieſer Ausſtellung zu Liebe will ich aber verſuchen, alles, was ich in zwei mal vier Stunden ziemlich mühſam erlebt und geſehen, ſo knapp und überſichtlich wie möglich zuſammenzuſtellen: ich kann nicht mehr für den geneigten Leſer thun und hoffe deßhalb auf freundliche Nachſicht.

Werfen wir uns heute, wo Wien der Ausſtellung wegen von Fremden überfüllt iſt, am Stephansplatze in den Wagen eines der intelligenten Fiaker, ohne ihm das Ziel unſerer Fahrt anzugeben, ſo wird er fragen, ob Se. Gnaden nach dem Augarten wollen. Fahren wir alſo nach dem Augarten, wo die Ausſtellung iſt. Die Wiener Fiaker ſind die gleichen geblieben; ſie führen uns in einem raſenden Tempo dahin. Wir überholen Omnibus, Einſpänner, ja, herrſchaftliche Equipagen, wir fliegen an den Läden vorbei, bald rechts, bald links biegend, in einer ewigen Schlangenlinie, wo ſich gerade eine Oeffnung zeigt, um mit Mühe und Noth zwiſchen anderen uns entgegenſtürmenden Equipagen durchzukommen, und dabei können wir nicht unter-

laſſen, erſtaunt zum Wagenfenſter hinaus zu blicken, ob nicht eines unſerer Räder irgendwo hangen geblieben iſt; ich möchte die Behauptung wagen, daß es hier Fälle gibt, wo man kaum ein Blatt Papier zwiſchen die Achſen zweier ſich begegnenden Wagen einſchieben kann. Und doch hört man ſelten oder nie von einem Unglück. Jeder Kutſcher vertraut auf die Geſchicklichkeit des anderen, das zu Fuß gehende Publicum beeilt ſich nicht einmal allzu ſehr, dem warnenden Oje! folgend aus dem Wege zu kommen, und die in den Hauptſtraßen, und namentlich an Ecken, wo der Strom der Equipagen unglaublich iſt, aufgeſtellten Fuß-Gensd'armen ſpazieren gemüthlich auf und ab und geben auch ihrerſeits den Kutſchern noch Gelegenheit, ihre Geſchicklichkeit im Ausweichen zu bekunden.

So haben wir denn in weniger Zeit, als man braucht, dies niederzuſchreiben, den Augarten erreicht, jenen ſtillen, ſchönen, von den Wienern ſonſt ſo ſehr vernachläſſigten Garten, der aber heute wie umgewandelt iſt. Vor dem Eingangsthor ſtehen lange Reihen von Fiakern und herrſchaftlichen Wagen, und ein Strom von Schauluſtigen drängt ſich dort hinein; ein armer Kerl, der uns die Wagenthür öfnet, iſt zugleich unſer Schutz gegen die Ueberforderung des Fiakers und ſehr zufrieden mit ein paar von den Kreuzern, die wir dieſem weniger bezahlen.

Ehe wir unter den Thorbogen des Eingangs treten, fällt uns die eigenthümliche bekannte Inſchrift an demſelben ins Auge: „Allen Menſchen gewidmet von ihrem Schätzer.“ Und dieſer Schätzer war der Kaiſer Joſeph, der in dem Pavillon des Augartens gern einige Sommermonate zubrachte und in den ſchattigen Gängen des eigenthümlich ſchönen Parkes ſeine Audienzen zu geben pflegte.

Wir ſchreiten über den mit alten, jetzt wieder ſo friſch grünenden Bäumen beſetzten Vorplatz; dort haben wir die Caſſe und ſind gleich darauf vermittels zweier Zwanziger im Beſitze einer

Einlaßkarte und eines Katalogs. Wir treten durch einen provisorischen Gitterzaun, haben vor uns den einstöckigen kaiserlichen Pavillon, an welchem im rechten Winkel zwei provisorische Ausstellungs-Gebäude stoßen. Doch beginnt die Ausstellung schon gleich hinter dem erwähnten Gitterzaun; wir sehen da zierliche eiserne Gartenmöbel, ganze Etablissements ähnlicher Art, bestehend aus einem Zelte, wie aus Rohrstäben gemacht, mit lustigem, weißem und rothem Dach, kleinen Sopha's, Fauteuils und dergleichen; wir bemerken prachtvolle Vasen aus gebrannter Erde mit lebenden Aloen und sonstigen Pflanzen, und alles das hier und da zwanglos vertheilt, wie es wohl ein Besitzer in seinem Parke zu machen pflegt; erst wenn wir näher kommen, gewahren wir an den Zetteln, womit diese Sachen behängt sind, daß wir Ausstellungs-Gegenstände vor uns haben.

Wenden wir uns nach rechts, nicht aus Wahl, sondern der vernünftigen Ordnung gemäß, daß der Strom der Beschauer, ohne sich zu kreuzen und zu begegnen, gleichförmig durch die namentlich etwas enge Blumen-Ausstellung geleitet wird.

Ein alter Invalide mit Medaillen auf der Brust, im grauen Rock, die Brille auf der Nase, sitzt behaglich in einem Lehnstuhle unter einer prachtvoll blühenden Azalea und regelt mit wenigen Worten und einigen freundlichen Handbewegungen den Strom der Beschauer. Jeder folgt gern seinen Winken, denn es wäre unverantwortlich, den alten Mann von seinem behaglichen Plätzchen aufstehen zu machen. Treten wir also in das einen kleinen Garten darstellende Glashaus. Blühende Pflanzen und Blumen ringsumher, zierlich gezackte Blätter, sich über den Häuptern der Zuschauer neigend, und wohin man blickt, dichte Massen aller möglichen Farben; unschuldiges Weiß, brennendes Roth, sanftes Blau, Violet, Rosa, Gelb begegnen unsern Blicken, wohin wir das Auge wenden. Dort haben wir auch kleine Palmen und sonst von jenen für uns so fremdartigen Pflanzen, zwischen deren

ſchlanken Stängeln und ſchmalen, ſpitzen, ſo träumeriſch auf- und abwiegenden Blättern wir mit einiger Phantaſie die blauen Wellen der Südſee durchſchimmern zu ſehen glauben. Ein kleines Glashaus im Glashauſe zeigt uns üppige Orchideen-Familien, ſie brauchen zum Gedeihen eine feuchte, dunſtige Atmoſphäre, und daß dieſe dort herrſcht, ſehen wir an den Schweißtropfen des erhitzten Glaſes; dafür ſind aber auch die Pflanzen prachtvoll aufgeblüht aus ihren faulen Baumſtämmen und zeigen jene Blume, welche, mit ſchillernden Farben bedeckt, in ihren höchſt eigenthümlichen Formen offenbar den Uebergang der Pflanze zum Inſekt bildet — ſehen wir nicht dort förmliche Schmetterlinge, ja, ſo täuſchend nachgebildet, daß man glaubt, ſie werden ſich in die Luft erheben, ſo wie man ſie von dem Stängel der Pflanze trennt? Es iſt das hier ein kleines Stück Urwald mit ſeinen prachtvollen Blüthen und ſeinen Schrecken, ſtets umflattert von Damen in Kleidern, eben ſo farbig wie die Orchideen, umgaukelt von glänzenden Augen, die ſchlangenartig mit ihrem Blicke nach dem harmloſen Wanderer hinüberſpielen. — Deßhalb weiter. Verlaſſen wir das Gewächshaus, entfernen wir uns aus dem Gewühl.

Der ehemalige kaiſerliche Pavillon, den wir jetzt erreicht haben, nimmt uns auf; aus der Poeſie der Blumenwelt fallen wir plötzlich in die nüchterne Alltäglichkeit und haben gleich vor uns jene rieſenhafte Weinflaſche, die ſchon auf der Pariſer Welt-Ausſtellung figurirte, und welche, wie ein Arithmetiker ausgerechnet, Stoff genug enthielt, um ein ganzes Regiment bunter Zuaven grau zu färben. Hier haben Nieder- und Ober-Oeſterreich, Steiermark, Salzburg und Tyrol ihre landwirthſchaftlichen Producte aufgeſpeichert; aufs zierlichſte arrangirt ſehen wir Garben von Halmfrüchten, ausgelegtes Getreide aller Sorten und zwiſchen dieſen blonden Boden-Erzeugniſſen rothbackige Aepfel neben Flaſchen-Pyramiden mit den bunteſten Vignetten, die uns die koſtbarſten Tropfen der Monarchie auf unſeren guten Glauben bauend anpreiſen.

In dem Mittel-Pavillon sehen wir eine sehr gelungen arrangirte Niederlassung der vorzüglichsten Bierbrauereien; die zierlichen Fässer sind mit nassen Filzplatten umgeben, damit der Stoff so kühl als möglich erhalten bleibe, und neben diesen Gefäßen mit einfachen Hahnen erblicken wir complicirte Bier-Hebewerke, wo auf einen Druck mit der Hand das Getränk aus den tiefer liegenden Fässern aufsteigt und ins Glas sprudelt. Gegenüber diesem Etablissement hat die Central-Direction der Tabaks-Fabriken sämmtliche Tabaks-Sorten in mächtigen Blattmustern ausgelegt, — ein sinniges Arrangement: Tabak und Bier. Es würde einem guten Trinker gar behaglich in diesen Räumen erscheinen, wenn nicht das zum schönen Bunde so nothwendige Dritte fehlte: die Kühle nämlich; aber sie mangelt gänzlich in dem dichtgedrängten Zuschauerschwarm, mit dem wir unaufhaltsam fortgeschoben werden. Dort sehen wir auch mit einigem Erstaunen die Erzeugnisse einer Buchhandlung: Karl Gerold hat prachtvoll eingebundene Werke landwirthschaftlichen Inhalts aufgestellt.

Weiter. Wir lassen Mähren und Schlesien hinter uns und eilen an den Erzeugnissen der österreichischen Zucker-Raffinerien vorbei; Zuckerhüte in allen Formen, ja, einige in so riesenhaften Dimensionen, wie draußen die Weinflasche, mit einer candirten Kaiserkrone. Vorbei; wir gelangen nach Ungarn und Siebenbürgen, jenen herrlichen, fruchtbaren Ländern, von wo uns die letzten Vorposten unserer deutschen Brüder Grüße gesandt haben, aus Riesen-Exemplaren von Kartoffeln, Runkelrüben und kolossalem Weizenbrode bestehend. Eilen wir durch Böhmen und Galizien, Krakau, Slavonien, Croatien, Kärnthen, Krain, durch die Lombardei und Venedig; da liegt alles zierlich geordnet neben einander, was der reiche Boden dieser Länder hervorbringt — eine Beschäftigung von Stunden für den aufmerksamen Beschauer, eine unmögliche Arbeit für den Beschreiber. Da sind die Wände bedeckt mit blanken Sensen und blau angelaufenen Sicheln, in

zierlichen Figuren zusammengestellt; da sehen wir Dreschflegel und hölzerne Rechen, von Weitem sich als etwas Außergewöhnliches darstellend und sich erst beim Nähertreten in die harmlosen Acker-Geräthschaften auflösend; da erblicken wir Mehl und Feldfrüchte, Erbsen, Linsen und Bohnen; da sehen wir Speckseiten, vor deren kolossaler Mächtigkeit wir überrascht stehen bleiben; da wechseln hölzerne Löffel und hölzerne Näpfe und Kübel mit irdenen Schüsseln in allen erdenklichen Formen; da bemerken wir Kleider der Landbewohner von Kärnthen und Krain aufgehängt, weiße Gewänder, aufs reichste mit rothen Schnüren verziert; da wissen wir am Ende gar nicht mehr, was wir alles sehen, da schauen wir eine Buttermaschine, die ein neugieriger Beschauer vor unseren Augen herumdreht, oder das Modell einer Egge und eines Pfluges.

Wir werden durch die Säle gedrängt, oft nichts mehr sehend als unsere Vordermänner, zuweilen nach Luft schnappend; wir machen es auch vielleicht wie diese und greifen mit der Hand in ein zartes, wolliges Schafvließ oder in lang herabwallenden, glänzenden Flachs; und nun sind wir endlich am Ausgange der Producten-Ausstellung angelangt und purzeln die hölzernen Treppen hinab auf den freien Platz hinter dem kaiserlichen Pavillon und sagen leise: Gott sei Dank! Denn hier stieben die Zuschauer nach allen Seiten auseinander und lassen uns Raum, um mit mehr Behaglichkeit die um uns her aufgestellten schönen Arbeiten aus gebrannter Erde aus der Fabrik des Herrn Brausevetter zu betrachten. Dieselben sind zierlich und mit großem Geschmack ausgeführt, alle Artikel zeigen die Hand des Künstlers und überraschen daneben durch die Wohlfeilheit ihrer Preise. Man findet da alles, was man namentlich zur Verzierung von Gärten braucht, kleine zierliche Blumen-Einfassungen, Vasen in allen Größen und Formen, Säulenschäfte mit Figuren zur Aufstellung in Gebüschen, Balustraden, Pflanzenkörbe, Statuetten

von 1 Fuß Höhe bis zur Lebensgröße. Nebenan ſind Modelle aller möglichen Bienenkörbe aufgeſtellt, von Stroh, von Holz, von Glas, — letztere beſonders intereſſant, da ſie uns einen Blick gewähren in das geheimnißvolle und doch wieder ſo geregelte Treiben dieſes fleißigen Volkes. Die emſigen Thierchen ſchwärmen auf und zu, und da es uns in unſerer Jugend gelehrt worden iſt, die Biene zum Vorbild zu nehmen, ſo folgen wir ihnen auch heute, und zwar recht gern, denn die meiſten richten ihren Flug nach den prächtig grünen Alleen des ſchönen Gartens, bei deren Anfang wir ſogleich von der intereſſanten Ausſtellung aller möglichen Holzarten aufgehalten werden.

Hier hat Siebenbürgen, Ungarn, insbeſondere Slavonien, in Holzdurchſchnitten und Bohlen wahrhaft Ueberraſchendes geliefert; wer kann ſie nennen, alle die Holzarten, die wir hier bald in natürlichen, bald in polirten Abſchnitten ſehen? Zwiſchen ihnen vertheilt bemerken wir Geräthſchaften der Forſt- und Obſt-Cultur vom kleinen zierlichen Oculirmeſſer an durch die Rubriken der Sägen, Beile, Aexte hindurch bis zu jenen rieſenhaften eiſernen Ketten, die zum Bäumeausreißen benutzt werden; Baumſtämme in wahrhaft phantaſtiſchen Formen ſind dort aufgeſtellt, mit förmlichen Höhlen und Schlupfwinkeln aller Art für Vögel und Raubwild, wobei es einigermaßen einen melancholiſchen Eindruck macht, verſchiedene ausgezeichnete Bälge jener armen Waldbewohner über den Denkmälern des Schauplatzes ihrer ehemaligen Thaten aufgehängt zu ſehen. Auch ein ausgeſtopfter Wolf prangt in dieſer Sammlung, mit gläſernen Augen den Vorübergehenden anſtarrend.

Es war eine glückliche Idee, die Ausſtellung dieſer Hölzer in einer der grünen Alleen zu veranſtalten. Da liegen ſie die mächtigen Tannen, neben dem Grün ihrer noch lebenden Brüder, angeblickt von dem tiefblauen Himmel, in den ſie einſt hineingeragt; da ſtehen Durchſchnitte ſlavoniſcher Eichen von 8½ Fuß

Durchmeſſer, Trümmer von Rieſenleichen, ſchüchtern angeblickt von den zarten Zweigen der Buchen und Kaſtanien, welche umher wachſen; da hüpft ein Rothkehlchen von dem kleinen Aſte herab, wo es ſein Neſt baut, und ſpaziert, gewiß mit ſehr vielem Erſtaunen, auf einer eichenen aſtloſen Bohle umher, die in 60 Fuß Länge unſere Bewunderung erregt.

Am Ende der Allee, wo ſich die Ausſtellung dieſer Hölzer befindet, ſehen wir ein Gerüſt aufgebaut, um das ſich ſtets eine Menge Neugieriger verſammelt, und wir finden dort etwas, das des genauen Betrachtens auch vollkommen werth iſt. Herr Boucherie aus Frankreich zeigt hier ſein Verfahren, um Hölzern durch Imprägniren mit Kupfervitriol eine ewige Dauer zu geben; derſelbe hat ſchon auf der Weltausſtellung in Paris einen großen wohlverdienten Preis erhalten. Wenn man bedenkt, daß die eichenen Schwellen unſerer Eiſenbahnen bei günſtigen Bodenverhältniſſen kaum eine achtjährige Dauer haben, ſo drängt ſich uns bei der ſteten Vermehrung dieſer Verkehrsanſtalten der Gedanke eines gänzlichen Holzmangels auf, dem unſere Nachkommen nicht entgehen würden und dem das Verfahren des Herrn Boucherie ſiegreich entgegen arbeitet. Vermittels Blei- und Kautſchukröhren läßt er die Kupfervitriol-Maſſe einfach durch den Druck eines erhöhten Reſervoires in den Stamm eindringen; es iſt intereſſant, zu ſehen, wie vor dem fremden Eindringling ſich zuerſt der natürliche Holzſaft entfernt und am andern Ende des Stammes heraustropft; ihm folgt der Vitriol, und die Imprägnirung wird ſo lange fortgeſetzt, bis auch dieſer endlich herausläuft. Damit iſt das Verfahren beendigt, und das Holz erhält eine unglaubliche Feſtigkeit, von welcher Proben vorlagen. So eine Schwelle von imprägnirtem Buchenholz (bekanntlich eine Holzart, welche im natürlichen Zuſtande nach 2—3 Jahren gänzlich zerbröckelt und verfault), die nach beigefügtem Zeugniſſe bereits 8 Jahre auf der Pariſer Nordbahn gedient, nicht nur äußerlich vollkommen

unverſehrt war, ſondern auch durch Anſchlagen einen hellen, klingenden Ton von ſich gab.

Um nicht die Geduld des Leſers zu ermüden, reißen wir uns von dieſer wahrhaft intereſſanten Abtheilung der Ausſtellung los, durchkreuzen ein paar Alleen und kommen auf ein Rondel, wo ſich rechts und links in Käfichen die Repräſentanten der Hühnerwelt vor unſerem Blicke zeigen. Da ſehen wir neben dem deutſchen gemüthlichen Hahn, der zufrieden mit ſeiner ſchillernden Federpracht die hingeworfenen Körner aufpickt und dabei mit gravitätiſchem Gackern ſeine Hühner zur Theilnahme auffordert, ſeinen Bruder von echt hinterafiatiſchem Vollblut, Hähne aus der Cochinchina-Race in ganz außergewöhnlicher Größe. Schön ſind dieſe Thiere nicht, ja, ſie haben mit ihrer gewölbten Bruſt, ihren zottigen Federn, ja, mit dem ganzen plumpen Körper auf den übermäßig langen und ſtarken Füßen etwas Mißgeſtaltetes; vor Allem haſſe ich perſönlich ihr unaufhörliches Geſchrei — Krähen kann man es nicht nennen, denn es ſind Töne, welche die Mitte halten zwiſchen denen eines kleinen zornigen Hundes und dem heiſeren Geheul eines Schakals. Ob ihre Zucht für uns ergiebig ſein wird, muß die Zeit lehren; mir thäte es aber leid, wenn durch dieſen hochmüthigen, ungeformten Eindringling das biedere Volk unſerer Hühner nach und nach verdrängt würde. Nebenan erregte ein echt engliſcher Streithahn die Aufmerkſamkeit der Beſchauer. Es war augenſcheinlich ein raufluſtiger, unverſchämter Geſelle mit nacktem garſtigem Halſe und mordluſtigen Blicken; nach Art anderer, vierbeiniger Raubthiere ſchien ihn eine ewige Unruhe in ſeinem Käfich hin und her zu treiben, ja, zuweilen prallte er mit emporgeſträubten Federn gegen die Wand deſſelben, wenn ſich von einer ſtillen Hühner-Familie nebenan ein ſanftes Gackern vernehmen ließ.

Im Allgemeinen vermag dieſer Theil der Ausſtellung unſere Aufmerkſamkeit nicht beſonders zu feſſeln, denn vor uns haben

wir eine der intereſſanteſten Partieen, in welcher wir mit vielem Behagen umherflaniren. Es iſt in der Hauptallee des Augartens die wirklich prachtvolle Maſchinenausſtellung, zwiſchen den grünen Baumwänden unter dem tiefblauen Himmel einen ſo ſchönen und eigenthümlichen Anblick bietend. Da ſtehen ſie vor uns in einer impoſanten Reihe, die rieſenhaften, mit bunten Farben bemalten, fremdländiſchen und öſterreichiſchen Locomobilen. Wir glaubten uns auf einen Bahnhof verſetzt zu ſehen, wenn wir nicht ſtatt Tender- und Perſonenwagen hinter den beweglichen Dampfmaſchinen ſeltſame Ungeheuer auf Rädern bemerkten, durch dieſe mit langen Riemen in Verbindung geſetzt, welche ſich uns bei näherem Betrachten als rieſenhafte Dreſchmaſchinen ausweiſen. Aus den Schornſteinen der Dampfer ſteigt der Rauch zwiſchen den grünen Bäumen in die Höhe, zuweilen ziſcht weißer Dampf empor, und wenn wir auch ſehen, daß die Räder des Untergeſtells durch Keile ſorgfältig am Boden befeſtigt ſind, ſo treten wir doch unwillkürlich mit vielem Reſpect zur Seite, wenn nun auf einmal ein gellender Pfiff ertönt und ſich darauf die Kolbenſtangen langſam in Bewegung ſetzen, die Schwungräder ſich zu drehen beginnen und plötzlich mit unerhörtem Sauſen und Klappern die angehängte Dreſchmaſchine ihre Functionen beginnt.

Lange können wir uns nicht von dieſer intereſſanten Wagenburg trennen und würden länger, als unſere Zeit uns erlaubt, hier verweilen, wenn uns nicht ein anderes Schauſpiel nach einer neben der Haupt-Allee gelegenen Wieſe gewaltſam zöge. Dort arbeitet eine andere Dampfmaſchine und zeigt uns die in Brünn erfundene Univerſal-Pumpe, welche, wie die Inſchrift beſagt, dreißigtauſend Eimer Waſſer in der Stunde zu ſchöpfen vermag; es iſt ein Saug- und Druckwerk, aus großen Kautſchuk-Schläuchen conſtruirt, deren Luft durch Zuſammenpreſſen entfernt wird, worauf ſie ſich augenblicklich mit Waſſer füllen, welches ſie auf einen vielleicht zwanzig Fuß hohen Thurm befördern, von wo die

„Den Sie?"

„Wahrſcheinlich ſelbſt verfertigt haben." —

Das war zu viel, die Prinzipalin verhüllte ihr Geſicht mit dem Schnupftuche, ich ſtand einen Augenblick wie niedergedonnert, dann erfaßte mich einen Augenblick eine namenloſe unbeſchreibliche Wuth, meine Hand zuckte nach einem zuſammengeſchlagenen Meſſer, das auf dem Tiſch der Prinzipalin lag, der Buchhalter wurde weiß wie die Wand, als er einen Blick auf eben dies Meſſer warf und meine Bewegung ſah und auch ich fuhr bebend zurück, als es meine Hand ſchon faſt erreicht hatte — es war das Meſſer des Prinzipals, das Madame Stieglitz ſich ſelbſt zur Qual dort aufbewahrte.

„Nein, nein," brachte ich mühſam hervor und fuhr mit der Hand über die Augen, die mir, wie ich fühlte, feucht wurden, „nein, nein, das war gewiß nur ein bitterer Scherz, Madame von Ihnen wenigſtens, wenn auch nicht von jenem, — von jenem ſchlechten Subjekte —"

Die Prinzipalin ſah mich einen Augenblick ſchmerzhaft bewegt an, dann ſagte ſie mit zitternder Stimme, die nach Faſſung rang: „es iſt leider, leider kein Scherz, ein großer ſchwerer Verdacht ſpricht gegen Sie, Sie ſehen, wie die Sache liegt, iſt in meinem Hauſe Ihres Bleibens nicht. Suchen Sie Ihren Freund, den Herrn Doktor Burbus auf, er ſolle ſich mit mir darüber beſprechen, wir wollen die Sache in Ruhe und Frieden beilegen."

Waſſermaſſe in einem Strahle von etwa vier Fuß in das unten befindliche Baſſin niederplätſchert. Daneben befinden ſich Handpumpen ähnlicher Conſtruction, welche von den wißbegierigen Zuſchauern häufig in Bewegung geſetzt werden, ſo ihre eigenen Kleider und die der umherſtehenden gaffenden Menge angenehm und reichlich beſpritzend. Im weiten Kreiſe um dieſe Pumpen bemerken wir eine fabelhafte Menge von Ackermaſchinen aller Art, Geräthſchaften zum Aufreißen und Bebauen des Bodens, von ſolchen mörderiſchen Eigenſchaften, daß es der armen Erde wirklich angſt werden könnte; künſtliche Pflüge, Eggen, Säe- und Dreſchmaſchinen, daneben Futter- und Rübenſchneidſtühle, die ein Kind vermittels des großen Schwungrades ganz gemächlich in Thätigkeit bringen kann.

Alle Eiſen- und Meſſingtheile dieſer verſchiedenen Geräthſchaften ſind auf's blankſte polirt, das Holz in bunten Farben angemalt, was ein wahrhaft verwirrendes Durcheinander gibt. Nimmt man dazu die zahlloſe Menſchenmenge, die ſich überall umher treibt, namentlich viele Damen mit hellen Kleidern, die große Maſſe der Neugierigen aller Stände, von denen Einzelne hier einen Schneidſtuhl in Bewegung ſetzen, dort das Schwungrad einer Dreſchmaſchine drehen, daneben einen Pflug zu probiren trachten, weiter hinten Waſſer pumpen und ſonſtige Kurzweil treiben, dann das glänzende Sonnenlicht, welches auf alle dem blendend ſtrahlt und funkelt, nebenan in der Haupt-Allee das Pfeifen, Sauſen nnd Klappern der Dampf- und Dreſch-Maſchinen, ſo wird man es begreiflich finden, daß wir uns ſehnen, dieſes ſinnverwirrende Getreibe zu verlaſſen, und wahrhaftig froh ſind, den Beſuch der Ausſtellung in jenem Departement beſchließen zu können, wo uns Mutter Natur freundlich in ihre Arme nimmt, nämlich in der Abtheilung der Pferde, der Ochſen und Kühe, der Schafe und Schweine. An den beiden letztgenannten Thiergattungen eilen wir flüchtig vorüber; das ſanfte Geſchlecht der

Schafe mit ihren feinen wolligen Vließen liegt ruhig wiederkauend da und vermag uns mit seinem gemüthlich-dummen Gesichtsausdruck nicht zu fesseln. Was die Schweine anbelangt, so haben wir eine gewisse Aversion vor ihnen, und wenn wir auch mit dem Dichter einverstanden sind, daß ihr Fleisch im Kraute etwas außerordentlich Angenehmes ist, so können wir uns mit dem lebendigen nicht befreunden, namentlich hier, wo wir beklagenswerthe Opfer vaterländischer Speckspeculation von 7½ Centner im Gewicht vor uns sehen, unförmliche Fettklumpen, die nicht mehr auf ihren Beinen stehen können, ja fast unfähig sind, ihre Augen zu öffnen.

Eilen wir vorüber, diesmal im wahren Sinne des Wortes der Nase nach; es ist uns gerade, als bestiegen wir eine Alp; süßer Heugeruch und der angenehme, erinnerungsreiche Duft der Kühe dringt uns entgegen. Wenige Schritte noch, und wir haben den interessantesten Theil der Ausstellung erreicht. In einem großen, zierlichen, von allen Seiten offenen Gebäude sehen wir Abtheilungen aus weißem Holze und in ihnen die prachtvollsten Exemplare europäischen Rindviehes; es ist wirklich eine Erholung, hier spazieren zu gehen. Da schauen sie uns so gemüthlich an mit ihren großen, schönen Augen, die lieben Kühe, und wenn wir sie streicheln, wie es alle Beschauer zu thun pflegen, so tönt uns aus dem breiten, nassen Maule ein behagliches Brummen entgegen; dabei thut uns die außerordentliche Sauberkeit so wohl, die hier herrscht; aus blendend weißem Holze sind die Einfassungen der Stände, Ketten und Halfter blank geputzt und untadelhaft wie das Stroh, auf welchem die Thiere liegen. Wo aus einem angehefteten Placate ersichtlich war, daß ein Exemplar durch seine Schönheit dem Herrn die silberne oder bronzene Medaille verdient, da war natürlich der Zudrang der Schaulustigen am stärksten, und wenn man diese preisgekrönten Stiere, Ochsen und Kühe sah, um die Hörner den Blumenkranz, den aalglatten Körper mit bunten

Bändern verziert, wenn man bemerkte, wie ſie von kleinen und großen Händen freundlich geſtreichelt wurden, alsdann den Kopf erhoben und behaglich mit dem Schweife wedelten, ſo konnte man faſt auf die Vermuthung kommen, ein ſolches Thier müſſe die Auszeichnung ſelbſt fühlen, die ihm zu Theil geworden.

Manche derſelben waren ſchon in der Pariſer Ausſtellung geweſen, hatten dort ſchon Preiſe erhalten. Für ihre Wärter, die ſo mit einem Male aus den ſtillen Thälern Tyrols und Steiermarks nach den beiden Weltſtädten verſetzt wurden, muß das ein eigenthümliches Gefühl ſein, und es mag ihnen ſpäter doch ungewohnt vorkommen, wenn ſie nach all dem Glanz und all den Feſtlichkeiten wieder daheim in ihrer gleichförmigen Alltäglichkeit ſind; da werden ſie an langen Winterabenden beiſammen ſitzen und den Bekannten erzählen von dem fremdartigen Getreibe, von den Tauſenden geputzter Menſchen, die ſie und ihre Thiere betrachtet und bewundert, werden ſchließlich aber doch ſagen, was auch ich mir zu denken erlaube, daß es wohl höchſt amüſant iſt, zuweilen dergleichen Ausſtellungen beizuwohnen, aber das Lohnendſte davon, wenn man ſich ſpäter bei den Seinigen über all das geſehene Schöne ausſprechen kann.

Doch ſind das Gedanken, die ſich für einen rechtſchaffenen Reiſenden nicht ziemen, die er wenigſtens unterdrücken muß, weil ihm ſonſt allerhand Phantaſieen kommen könnten, die durchaus in eine heitere gemüthliche Beſchreibung nicht paſſen. Betrachten wir lieber nochmals dieſe Wärter und Wärterinnen, meiſtens ſchöne, maleriſche Geſtalten. Dort jenen ſchlanken Tyroler mit dem ſpitzen Hute, dem breiten Gürtel, den kurzen Strümpfen, wie wir ihn auch bei uns auf den Meſſen zu ſehen gewohnt ſind; jene kräftige Mädchengeſtalt aus Steiermark, mit dem ausdrucksvollen Kopfe und den blonden Flechten, die ſo ſpielend ihren Eimer handhabt und, während ſie ein Liedchen vor ſich hinſummt, gewiß an die fernen Berge ihres Heimatlandes denkt; vor Allem aber ſehen

wir uns dieſe kecken Ungarn genauer an, mit ihren kühn geſchnittenen Profilen, den dunkelglühenden Augen, ſchwarzen Haaren und emporgewichsten Schnurrbärten; auch ihre Tracht iſt für uns originell genug; die weißen Gatyen, die verſchnürten Spencer und die aufgekrempten Hüte mit den langen Bändern. — Bei dieſer Beſichtigung ſind wir durch Tyrol nach Steiermark gekommen und haben jetzt die Abtheilung „Ungarn" erreicht, wo ſich uns vor Allem die berühmten ſchweren Ochſen mit ihren unendlich langen Hörnern präſentiren, und kommen nun ſchließlich zu den Pferden, deren Ausſtellung uns am ſchwächſten vertreten zu ſein ſchien. Doch läßt ſich, namentlich über die von edler Race, in ihren Ständen unter der verhüllenden Decke kein annähernd richtiges Urtheil abgeben; beſſer ſchon können wir die gewöhnlichen Arbeits- und Ackerpferde beſichtigen, unter denen wir kräftige Geſtalten mit feſtem und reinem Knochenbau finden.

So habe ich mir denn erlaubt, den geneigten Leſer in aller Geſchwindigkeit durch die gelungene landwirthſchaftliche Ausſtellung zu führen, und muß hier wiederholen, daß dieſelbe auf den Kenner ſowohl als auf den Laien, zu welchen ich auch mich zu rechnen die Ehre habe, einen gleich günſtigen Eindruck macht, wozu hauptſächlich das ungezwungene Arrangement in dem freundlichen Garten ſehr viel beiträgt. Findet man hier doch Belehrung und Unterhaltung; wer ſich für ein gewiſſes Fach, eine gewiſſe Abtheilung intereſſirte, konnte dort die umfaſſendſten Studien machen; wem es dagegen nur darum zu thun war, eine allgemeine Ueberſicht von den landwirthſchaftlichen Erzeugniſſen des weiten Oeſterreichs zu erhalten, der ſlanirte umher, wie wir es gethan, und geſtand ſich am Ende, auch recht viel Schönes und Intereſſantes geſehen und erfahren zu haben. Möge der Leſer dasſelbe von meiner flüchtigen Skizze ſagen!

Die Feſte in Rußland im Jahre 1846.

I.

Peterhof, 30. Jun. Das Dampfboot „Kroſiaßtiſchy (der Drohende)" ein ganz neues, ſehr ſchönes Kriegsſchiff mit ſchweren Paixhansgeſchützen, welches der Kaiſer ſeinem künftigen Schwiegerſohn, dem Kronprinzen von Württemberg, bis Swinemünde entgegengeſchickt, hatte die Reiſe von Petersburg in der unglaublich kurzen Zeit von 62 Stunden zurückgelegt, das ſchnellſte, was noch je ein Kriegsdampfboot geleiſtet. Doch hatte es ſtille See, ruhige Wellen und, was bei einem Dampfboot faſt das beſte iſt, gar keinen Wind gehabt. Alles das hatte ſich bei der Reiſe des Kronprinzen auf einmal geändert, es war als betrachte ihn das Meer ſchon als zur kaiſerlichen Familie gehörig, deren Mitglieder, namentlich der Kaiſer, faſt beſtändig bei ihren Ueberfahrten unruhiges Meer gehabt. Die See ging hoch. Der Wind war im Hafen Nordweſt, draußen ſtark Nordoſt, und bewegte das Schiff während der Nacht der Abfahrt, ſowie den ganzen folgenden Tag hindurch auf eine höchſt unangenehme Weiſe.

Das Schiff war zur Reiſe des hohen Gaſtes auf's eleganteſte

eingerichtet, und mit einem Musikcorps versehen, welches so oft spielte, als es Wind und Wetter zuließ. Am zweiten Tage der Fahrt (26.) bemerkte man gegen Mittag eine Menge Segel, welche von den Officieren für ein russisches Geschwader erkannt wurden. Da man seine Bestimmung nicht kannte, so wurde mit der Flagge telegraphirt, und nach mehreren Hin- und Herfragen angezeigt, daß sich der Kronprinz an Bord des „Drohenden" befinde, worauf das Geschwader antwortete, es sei zu seiner Begrüßung aufgestellt. In einigen Stunden hatte man die Schiffe erreicht: es war die erste Division, bestehend aus 9 Linienschiffen von 100 bis 110 Kanonen unter Befehl des Admirals Lazareff. Die herrlichen Schiffe waren vor uns in einer Linie wie in Schlachtordnung aufgestellt, oder zogen vielmehr so mit vollen Segeln vor uns her, was einen überaus großartigen und herrlichen Anblick gewährte. So näherten wir uns, und es war, als schauten sich die Schiffe erwartungsvoll an, wenigstens die Mannschaft schaute erwartungsvoll nach unserm großen Mast hinauf, von welchem sich jetzt mit einemmal das württembergische Wappen entfaltete, worauf dasselbe von jedem der zehn Kriegsschiffe mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurde; es war ein Schauspiel, wie ich nie etwas ähnliches gesehen, ganz das Bild einer Seeschlacht während des heftigsten Feuerns. Die ungeheuern Schiffe waren bald rings mit Rauchmassen umgeben, aus welchen nur noch die hohen Masten emporsahen, und durch welche das Feuer der Geschütze wie helle Blitze zuckte.

Das Meer war an diesem Tage viel ruhiger, und der hohe Reisende befand sich mit seiner Begleitung fast beständig auf dem Verdeck, indem er sich bald dieß bald jenes erklären ließ, bald mit den Officieren über das Seewesen sprach, bald zu den Matrosen trat, die es gern sahen, daß der künftige Sohn ihres Kaisers freundlich unter ihnen umherging und ihr Mittagessen, sowie Abends ihre Grütze versuchte, was beides, beiläufig gesagt, sehr

ſchmackhaft gekocht iſt und ſehr nahrhaft ſein muß. Die Officiere des Schiffs, großentheils aus hohen Familien, waren alle ſehr freundlich, meiſtens gebildete Leute, und wenige unter ihnen, die nicht zwei bis drei Sprachen fertig geſprochen hätten.

Am 28. näherten wir uns Reval und fanden vor dieſer Inſel eine Brig aufgeſtellt, die als Anfang einer Schiffstelegraphenlinie die Ankunft des Kronprinzen augenblicklich gen Peterhof, wo ſich die kaiſerliche Familie befindet, weiter meldete, nicht ohne die württembergiſche Flagge mit 21 Schüſſen zu begrüßen. Endlich am 28. gegen 4 Uhr Nachmittags erreichten wir Kronſtadt, und wurden dort ebenfalls von allen im Hafen liegenden oder vorbeifahrenden Schiffen, ſowie von den Landbatterien mit einem betäubenden Kanonendonner empfangen. Auch bezeugten die großen Schiffe noch dem hohen Reiſenden ihre beſondere Ehrerbietung, indem die Officiere auf dem Hinterdeck verſammelt waren und ſalutirten, und die Matroſen ſich oben auf den Raaen aufgeſtellt hatten, wodurch ſo ein großer Maſt wie ein Weihnachtsbaum herausgeputzt erſcheint. Bald erſchien ein kleines zierliches Dampfboot des Kaiſers, und brachte den Generaladjutanten Baron Lieven und den Flügeladjutanten Waſſiltſchikoff, die für die Dauer des Aufenthalts des Kronprinzen zu ihm beordert ſind. Endlich eine Seemeile von Peterhof kam der Kaiſer ſelbſt mit dem Großfürſten-Thronfolger und beiden jungen Großfürſten, ſo wie der Herzog v. Leuchtenberg und Prinz Peter v. Oldenburg auf einem andern Dampfboot, und das Wiederſehen ſo wie der Empfang war auf beiden Seiten herzlich und ungezwungen.

Schon von weitem ſahen wir den Kaiſer an die Schiffswand treten; er rief dem Kronprinzen mit ſeiner volltönenden Stimme die freundlichſten Worte entgegen. An dem Ufer von Peterhof war eine unzählige Volksmenge verſammelt, und man ſah wohl, daß der Kronprinz, der an der Hand des Kaiſers den ruſſiſchen Boden betrat — er trug die Uniform des Niſchni-Nowgoroder

Dragonerregiments — mit seiner hohen Gestalt und freundlichem Aeußern einen sehr günstigen Eindruck auf alle machte, die ihn umstanden. Wie der Empfang bei der Kaiserin und der Braut war, kann man sich leicht denken.

II.

St. Petersburg, 3. Jul. Wenn man in diesen Tagen nach Peterhof kommt, wo sich die kaiserliche Familie befindet, so sieht man allenthalben, am Meere sowohl wie in den langen schönen Alleen der verschiedenen Anlagen in Mon Plaisir, Alexandrin und Peterhof die großartigsten Anstalten zu Transparenten und Beleuchtungen aller Art für die festlichen Tage, die uns bald bevorstehen. Da der Geburtstag des Kaisers und der Kaiserin in dieselbe Zeit der Vermählung des hohen Brautpaars fällt, so haben wir doppelt Schönes zu erwarten.

Die Verlobung Sr. königl. Hoh. des Kronprinzen von Württemberg und J. kais. Hoh. der Großfürstin Olga wird am Dienstag den 7. Juli unsers Styls, und die Vermählung am 13. d. M. hier in Peterhof stattfinden. Die einzige Festlichkeit der Vermählung, die in Petersburg sein wird, ist eine große Präsentation, resp. Gratulation der hiezu berechtigten Hof-, Civil- und Militärbeamten, wozu es hier in Peterhof an einem Local fehlt, das groß genug wäre.

Man weiß, wie einfach die Mitglieder der kaiserlichen Familie während ihres Sommeraufenthalts in Peterhof leben. Keines derselben wohnt im Peterhofer Schlosse, sondern alle in verschiedenen kleinen Cottages, die zerstreut auf den schönsten Punkten der wirklich herrlichen Anlagen liegen; fast alle haben eine Aussicht auf das Meer und Kronstadt. Die reizendste und heimlichste dieser Cottages ist die der Kaiserin zu Alexandrin, wo auch der Kaiser und die Großfürstin Olga in ganz kleinen Räumlichkeiten

wohnen. Große Pracht und Reichthum ist an dieser Cottage nicht verschwendet, aber die Lage des Hauses mitten im Gebüsch, die niedliche Bauart desselben, die geschmackvoll und sinnreich angeordnete Gruppirung von Statuetten, Vasen, Blumenpartien, bilden hier das schönste, was ich in meinem Leben gesehen. Die Wohnung der Kaiserin zu Oliouzzo war in demselben Genre wie diese Cottage, und man hat der hohen Fürstin damit wahrscheinlich zu Palermo eine Erinnerung an ihren Lieblingssitz geben wollen. — Der Großfürst-Thronfolger bewohnt ganz in der Nähe ein kleines Landhaus, dessen Gallerie von hohen Birkenstämmen getragen wird.

So einfach freundlich und gemächlich wie diese Wohnungen ist auch das Leben in denselben, und ebenso ist das Erscheinen der kaiserlichen Familie gewöhnlich in Peterhof: fast täglich sieht man die Kaiserin in einem Char-a-banc in dem Garten des Peterhofschlosses der Musik zuhören, zur Linken den Kaiser, hinter sich das hohe Brautpaar, das natürlich von der Menschenmenge neugierig betrachtet wird, und wenn schon das freundliche Aeußere des Kronprinzen von Württemberg einen guten Eindruck auf Alle macht, so trägt doch die Liebe der verehrten Kaisertochter zu ihrem Bräutigam das meiste dazu bei, daß auch die Personen, welche ihn nicht kennen, ihn lieben und verehren.

Gestern war in Peterhof ein eigenthümliches schönes militärisches Fest, der Einzug der Cadetten in ihr Lager; es waren an 2000 junge Leute von 8 bis 18 Jahren, die ganze Lilliputarmee, wie sie der Kaiser nennt, alle uniformirt, bewaffnet und beritten. Zuerst eine halbe Schwadron Dragoner mit Lanzen (die Junkerschule), dann kleine Tscherkessen, ebenfalls zu Pferd, hierauf das Pagencorps, dann Artillerie mit kleinen Kanonen, und einige Bataillone Infanterie. Mitten zwischen den übrigen marschirten die beiden kleinen Großfürsten Nikolaus und Michael.

Im Lager angekommen, wo sie ihre Zelte mit Strohsäcken

und allem nöthigen wie das übrige Militär haben, zogen ſie — nachdem ſie vor dem Kaiſer und dem Kronprinzen von Württemberg, umgeben von zahlreicher Suite, defilirt hatten — in ihre Zeltgaſſen und legten Waffen und Lederzeug ab. Mittlerweile waren die Kaiſerin und die Großfürſtinnen Thronfolgerin, Marie und Olga, gefolgt von den Officieren des Regiments Chevalier-Garde, zu Wagen an dem Lager angekommen, worauf den Cadetten ein Zeichen wurde, die nun in vollem Laufe alle durcheinander, Dragoner, Artillerie, Tſcherkeſſen und Infanterie, die Wagen umringten und von den höchſten Herrſchaften begrüßt und angeſprochen wurden; beſonders der Kaiſer lachte und ſcherzte mit den kleinen Soldaten, klopfte hier einem auf die Schulter, hob dort einen empor, und ſtand unter ihnen wie ein Vater unter ſeinen Kindern; es war wirklich ein rührender Anblick, und ich bin feſt überzeugt, daß keiner von all dieſen kleinen Männern, die ſpäter Officiere werden, wo der eine in den Süden, der andere in den Norden des ungeheuren Reichs beſtimmt wird, und die vielleicht in langen langen Jahren ihren Kaiſer nicht wiederſehen, die Herzlichkeit vergißt, mit der ihn die kaiſerliche Familie begrüßt, und mit der ihm der Kaiſer die Hand gegeben.

III.

Peterhof, 14. Juli. Heute um 1 Uhr hielt der Kaiſer in Begleitung des Kronprinzen von Württemberg, des Prinzen von Preußen und der Prinzen von Schweden und Holſtein eine große Wachparade, bei welcher das Regiment Garde à Cheval aufzog. Ihre Maj. die Kaiſerin erſchien mit J. k. Hoh. der Kronprinzeſſin von Württemberg in einer offenen Kaleſche, und wurde, bei der Linie vorbeifahrend, von dem Militär mit lautem Zuruf begrüßt. Abends um 9 Uhr empfingen der Kronprinz und die Kronprinzeſſin von Württemberg das diplomatiſche Corps, und

Sie ſtreckte mir die Hand entgegen, wie um mir zu ſagen, daß ich gehen könne, doch als ich niedergedrückt und tief erſchüttert dieſelbe ergriff, entzog ſie ſie mir nicht, mir war, als habe ich zum zweitenmale eine Mutter verloren, ich bedeckte die Hand mit meinen Küſſen und meine Thränen zitterten darauf; ich ſchleuderte dem Buchhalter einen ſchrecklichen Blick zu und ſtürzte wie ein Raſender davon.

Die alte Frau warf ſich in ihren Seſſel, ſagte dem Buchhalter in ernſtem Tone: „Gehen Sie, laſſen Sie mich allein.“ Dann ſah ſie ſtill vor ſich hin, und obgleich ſie ihr Geſicht nicht verzog, rollten doch die dicken ſchweren Thränen unaufhaltſam über ihre blaſſen Wangen herab.

Wohin ich wollte, das wußte ich eigentlich ſelbſt nicht, hinaus ins Freie, rief es in mir, ich konnte in dem Hauſe nicht mehr Athem holen, es drückte mir die Bruſt zuſammen, ich glaubte unterliegen zu müſſen. In tiefen Zügen athmete ich draußen die kalte Novemberluft ein und rannte eiligen Laufes, aber ohne mir das klar bewußt zu ſein, durch die bekannten Straßen nach dem Hauſe des Doktors. Dicht vor demſelben lief ich gerade zwiſchen ein paar Pferde hinein und die Stimme meines Freundes ſelbſt, der eben von ſeiner kleinen Tour zurückkam, rief mir zu: „aber ins Teufels Namen, was treiben Sie denn? iſt das Delirium noch nicht vorüber?“ Ich

begaben sich darauf mit der kaiserlichen Familie zu einem großen bal masqué, für welchen schon heute morgen an 6000 Karten ausgetheilt waren, was für die beschränkten Räumlichkeiten von Peterhof außerordentlich viel ist. Im Petersburger Winterpalast übersteigt bei solchen Gelegenheiten die Zahl der Eingeladenen oft 20 bis 25,000 Personen.

Der maskirte Ball heute Abend bestand darin, daß viele der Herren — alle waren in großer Uniform — einen kleinen schwarzen Domino trugen, und daß die Polonaisen mit dem Hut auf dem Kopf getanzt wurden. Für uns hätte es aber auch in anderer Beziehung ein Maskenball sein können, denn es wimmelte von fremden malerischen Costümen. Neben Tscherkessen, Kosaken, sah man orientalische Trachten, und zwischen den glänzenden Uniformen der russischen Regimenter wandelten ernst und still armenische und grusinische Fürsten in ihrer reichen und schönen Tracht.

Gegen 11 Uhr verkündigten vor den Fenstern aufsteigende Raketen den Anfang der Illumination. Für das Anzünden der Lampen wurden an 4000 Matrosen beschäftigt, welche an den riesenhaften Gerüsten wie an ihrem Takelwerk auf- und abkletterten, und ihr Geschäft mit Blitzesschnelle vollführten. Nach der Abendtafel standen für die kaiserliche Familie, den Hofstaat und die eingeladenen fremden Gäste kleine offene Wagen (sogenannte Linien) bereit, auf welchen man durch die zauberhaft beleuchteten Gänge des großen Peterhofparks fuhr. Es ist unmöglich, sich von dieser riesenhaften Illumination einen Begriff zu machen, bald fuhr man zwischen hohen Arkaden, bald bei einer Tempelstadt vorbei, alles zu diesem Zweck aufgebaut und mit Lichtern besäet; bald sah man neben sich Treppen von riesenhaften Dimensionen, die aufwärts zu Schlössern führten, welche theils wirklich existirten, theils ebenfalls aus Brettern gemacht waren. Den herrlichsten Anblick gewährte das kleine Haus Peters des Großen,

das an einem kleinen See liegt, der rings mit leuchtenden Arkaden umgeben war, die sich in dem klaren Wasser wiederspiegelten. Bei Wasserfällen kam man vorbei, wo die Lichter unter dem Wasser angebracht waren, wodurch dasselbe als eine helle Flamme erschien. Auf allen Plätzen des Parks waren Musikchöre aufgestellt, und eine ungeheure Menschenmenge wogte umher. Diese Promenade dauerte ungefähr bis 2 Uhr, worauf für heute alle Festlichkeiten beendigt waren.

IV.

Peterhof, 19. Juli. Da das Wetter während der Vermählungsfeierlichkeit nicht so günstig war, wie wohl in andern Jahren, so verlor sich die ungeheure Menschenmenge, die von Petersburg theils zu Wagen, theils zu Dampfboot hieher gekommen waren, schon bald wieder, und den zweiten Tag nach der Hochzeit waren außer den eingeladenen Gästen nur noch wenig Neugierige mehr zu sehen. Die kaiserliche Familie führt nach wie vor hier in Peterhof ihr stilles, heimliches Familienleben fort. Der Kronprinz von Württemberg mit seiner jungen Gemahlin bewohnt ein kleines aber zierlich und geschmackvoll eingerichtetes Appartement im Peterhofer Schlosse, nahe den Zimmern, wo der Kaiser täglich mit seinen Ministern arbeitet, und wo Se. Majestät die Tochter ganz in der Nähe hat, was er denn auch den Tag über häufig benutzt, indem er das hohe Paar in seinem jungen Hausstande überrascht.

Da die großen Manöver bei Krasnoje noch nicht begonnen haben, so läßt Se. Majestät bald die beiden Kürassierregimenter, bald das Kadettencorps, die sich hier befinden, exerciren.

Am 17. war bei Kronstadt große Schiffsrevue, eines der schönsten Schauspiele, die ich in meinem Leben gesehen. Se. Majestät der Kaiser mit seinem Schwiegersohn, dem Kronprinzen

von Württemberg, der Kronprinzessin, dem Prinzen von Preußen und dem Herzog von Leuchtenberg nebst General- und Flügeladjutanten fuhren um 11 Uhr von hier nach Kronstadt. In andern Dampfbooten waren das Gefolge und die eingeladenen Officiere. Als man der Flotte, welche auf der Rhede von Kronstadt lag, ansichtig wurde, ließ der Kaiser die preußische Flagge aufziehen, welche von jedem der Kriegsschiffe mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurde. Die Flotte war in drei Linien von Westen nach Osten aufgestellt. In der ersten lagen 18 Linienschiffe von 110 bis 74 Kanonen, auf's genaueste alignirt, wie ein Regiment Infanterie in ziemlich großen Intervallen. Die zweite Linie bestand aus 18 Dampf- und Segelfregatten, und in der dritten Linie lagen 10 leichte Fahrzeuge, als Schooner, Brigs u. s. w.

Am Ausgang des Kronstadter Hafens hat der Kaiser in jüngster Zeit mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten ein riesenhaftes Festungswerk angelegt. Das Fort Alexander ist nach Art der Montalembert'schen Thürme aus Granitquadern erbaut, und besteht aus vier kasemattirten Stockwerken, welche mit der Plattform etwa 170 Stück der schwersten Kanonen enthält. Da der Grund, auf welchem das Fort steht, aus unmittelbarem Sumpf bestand, so war ein ungeheurer Holzrost erforderlich, um für die Fundamente einen Halt zu finden.

Der Kaiser legte mit seinem Dampfboot dort an, und stieg mit seiner glänzenden Begleitung auf die Plattform des Werkes, worauf mir einer der Stabsofficiere unsers Bootes, der neben mir stand, sagte: „mir scheint, der Kaiser wird seinen hohen Gästen ein prachtvolles Schauspiel geben, und sowie man dort oben die kaiserliche Flagge aufzieht, geben Sie ringsumher nur Achtung." Dem war wirklich so, denn ein paar Secunden später flatterte von der Flaggenstange des Forts die gelbe Flagge des Kaisers mit dem schwarzen Adler. Wir schauten erwartungsvoll um uns, wenige Augenblicke nachher donnerte und krachte es

von allen Seiten. Alle Schiffe im Hafen von Kronstadt, alle Festungswerke desselben, sowie die ganze Flotte lösten ihre sämmtlichen Kanonen. Es geschahen an 4000 Schüsse, in Zeit von einer halben Viertelstunde war das Meer mit einem so dichten Pulvernebel bedeckt, daß wir von unserm Dampfboot aus kaum 100 Schritte deutlich vor uns sehen konnten. — Nachdem der Kaiser sein Boot wieder bestiegen hatte, begab man sich zur Flotte, und fuhr zuerst an der Linie der Linienschiffe vorüber, wo die Mannschaft eines jeden ihn mit einem dreimaligen Hurrah begrüßte. Se. Majestät gab nach beendigter Revue seine Zufriedenheit zu erkennen, und befahl, jedem der Matrosen eine Löhnungszulage zu geben.

V.

St. Petersburg, 24. Juli. Schon lange sprach man davon, daß nach den Vermählungsfeierlichkeiten in Peterhof der Kaiser mit den hohen Neuvermählten die Hauptstadt besuchen werde, theils um seinem Schwiegersohn die herrliche Stadt zu zeigen, theils um den Petersburgern, die nicht alle im Stande waren, den Peterhof-Feierlichkeiten beizuwohnen, wenigstens noch das Paar in der vollen Blüthe seines jungen ehelichen Glückes zu zeigen.

Am 21. d. verließen der Kaiser und die Kaiserin, der Kronprinz und die Kronprinzessin von Württemberg in Begleitung der übrigen Mitglieder der hier anwesenden kaiserlichen Familie, des Prinzen von Preußen, sowie des Prinzen Oskar von Schweden, Peterhof, Abends 7 Uhr, auf dem Dampfboot Newa und fuhren, gefolgt von zwei andern kaiserl. Dampfbooten, gen Petersburg. Bald erreichte man ein kleines Geschwader von vier Fregatten, auf welchen die Seecadetten geübt werden, worauf der Kaiser die Flagge der Kaiserin aufziehen ließ und von allen Schiffen mit 21 Schüssen begrüßt wurde. Diese Flagge der Kaiserin ist äußerst

sinnig erdacht. Sie führt einen blühenden Rosenkranz und ein Schwert, und wurde von Sr. Maj. dem Kaiser bei einem Carrousel, das vor zwei Jahren statt hatte, für sich und die Kaiserin angenommen. Gegen 9 Uhr Abends landete man bei Jelagyn in der Nähe eines kaiserlichen Lustschlosses, das reizend auf einer der vielen schönen Newa-Inseln gelegen ist.

Am 22. war große Parade der ersten Grenadierdivision in Petersburg, alles schöne ausgewählte Leute von der besten militärischen Haltung; es gewährte auch dem Nichtmilitär wahres Vergnügen, sie paradiren und exerciren zu sehen. Am 23., als dem Namensfest der Kronprinzessin Olga, war in Jelagyn große Gratulationscour, Abends französisches Theater, und später wurde auf einer der Newa-Inseln gegenüber dem kaiserlichen Lustschloß ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt. Eine ungeheure Menschenmenge war zugegen, die Newa mit unzähligen Booten bedeckt, die bei eintretender Finsterniß mit bunten Lampen verziert wurden, was einen außerordentlich schönen Anblick gewährte. Die ganze kaiserliche Familie fuhr während des Nachmittags in offener Kalesche durch das Menschengewühl, und wurde überall mit freudigem Zuruf empfangen. Am andern Tag zeigte der Kaiser seinem Schwiegersohn einiges von den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt, und Abends kehrte Alles nach Peterhof zurück, wo vorderhand die Festlichkeiten beendigt sind. Am 28. wird sich die kaiserliche Familie auf einige Tage nach Krasnoje-Selo begeben, um den Exercitien und Manövern der Truppen, die dort im Lager stehen, beizuwohnen. Heut Abend geht Se. Maj. der Kaiser in Begleitung des Prinzen Oskar von Schweden in See bis auf die Höhe von Reval, wo die vereinigte russische und schwedische Flotte ein großes Seemanöver ausführen wird, nach dessen Beendigung der Prinz Oskar mit seiner Flotte die Rhede von Kronstadt verläßt, um vorderhand nach dem Mittelmeer, wohin er bestimmt ist, abzugehen.

Das Wetter, das bisher mit Ausnahme einiger schönen Tage sehr unbeständig war und bald Wind, bald Regen brachte, hat sich seit einigen Tagen geändert, und es herrscht eine wirklich asiatische Hitze, die um so drückender ist, als man so wenig Schutz dagegen hat.

VI.

Peterhof, 29. August. Die großen Manöver bei Krasnoje-Selo, woran das ganze Gardecorps, ungefähr 60,000 Mann stark, theilnahm, haben nun mit einer großen Parade geschlossen, die das größte und schönste militärische Schauspiel war, das man auch nur hier sehen kann, wo die an sich einförmige Linie durch die verschiedensten europäischen und orientalischen Waffengattungen malerisch unterbrochen wird. Die Soldaten sind in ihre Standquartiere zurückgekehrt, sowie die Cadetten nach einem kleinen Manöver Peterhof verlassen haben.

Der Sommer, der dieses Jahr so schön war, wie man sich in langer Zeit keines ähnlichen erinnert, scheint in diesen letzten Tagen Abschied nehmen zu wollen, und ohne Herbst in den Winter überzugehen. Der Wind kommt von Norden, die See fängt an hoch zu gehen, und die Blätter fallen von den Bäumen. Wenn man nach oder von Petersburg fährt, so begegnet man ganzen Zügen von Wagen mit Hausrath beladen; denn schon viele von denen, die den Sommer auf dem Lande verbrachten, beziehen die Winterquartiere. Mit der ernsten traurigen Jahreszeit, die, wie gesagt, hier in Peterhof in ihren Anfängen beginnt fühlbar zu werden, kommt auch die Zeit näher, wo die kaiserliche Familie einen Verlust erleidet, dessen Größe nur der zu würdigen versteht, welcher das Glück hatte, der Großfürstin Olga näher zu stehen. Wäre nicht der Gedanke tröstend, daß sie eine neue und schöne Heimat findet, und daß für die Tausende, die hier ihren Verlust beklagen, so viele Tausende dort ihren Einzug segnen, so müßte der Winter für die Zurückbleibenden doppelt traurig sein.

Die Abreise des hohen Paars ist vorläufig auf den 9. Sept. festgesetzt; der Großfürst Constantin wird die Schwester nach Stuttgart geleiten. Für die Ueberfahrt nach Stettin sind die beiden Dampffregatten Kamtschatka und Krosiaßtschi bestimmt. Die Kriegsdampfboote Hrabruj (der Tapfere) und Oswaßtmiy (Unerschrockene) gehen heute mit der Aussteuer der Kronprinzessin voraus. Der Kronprinz von Württemberg wird mit seiner Gemahlin einen Tag bei der königlichen Familie in Berlin zubringen, und darauf, nach einem Besuch bei den Höfen von Sachsen-Altenburg und Weimar, über Würzburg und Heilbronn nach Stuttgart zurückkehren.

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Sechſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Vierzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

ſchaute auf, und als der Doktor auf dieſe Art in mein Geſicht ſah, ſchrack er heftig zuſammen und führte mich, ohne ein Wort zu ſprechen, ins Haus und in ſein Zimmer, ich ſetzte mich auf einen Seſſel und ſtarrte vor mich hin, Burbus warf ſeinen Hut, Ueberrock, Handſchuhe und Peitſche in einen Winkel, ſtellte ſich vor mich hin und ſagte: „ich merk' ſchon, hier iſt Manches in großer Unordnung, was iſt vorgefallen? raſch geſprochen!" ſetzte er dringender hinzu, da ich ſchwieg, „geſprochen! und wenn es etwas außerordentlich Schlimmes wäre, heraus damit!"

„Es iſt mehr, wie ſchlimm, es iſt ſchrecklich! lieber Doktor," ſagte ich, „aber Sie ſollen alles erfahren," und nun erzählte ich ihm die ganze Geſchichte von A bis Z, das heißt von dem Moment an, wo ich den Brief geſiegelt, bis vor einer halben Stunde, wo ich das ſchreckliche Verhör beſtanden.

Der Doktor war ſichtlich in großer Bewegung und ging erſchüttert, die Hände auf dem Rücken, auf und ab, wobei er einigemale vor mir ſtehen blieb und mir ſtarr ins Geſicht ſah.

„So iſt die ganze Geſchichte," ſagte ich am Schluß meines Berichtes, „und ich kann mir wahrhaftig nicht denken, was es mit dem verfluchten Brief für eine Bewandtniß hat."

BIBLIOTECA
...TA
...OTS.

Buchdruckerei von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Tagebuchblätter.

Erſter Theil.

Ueber den St. Gotthard.

Wenn die Araber eine größere Reise antreten, so verlassen sie ihre Wohnplätze gegen Abend und ziehen ihre Straße eine halbe Stunde weit, um dort zu lagern. Wie alles, was dieses kluge und merkwürdige Volk thut, hat auch dieß seine guten Gründe; man sieht, ob der Zug der Reisenden mobil ist; fehlt etwas, so kann es im Nothfall noch nachgeholt werden; vor allem aber reißt man sich auf diese Art beim Einbruch der Nacht von seinen häuslichen Verhältnissen und von den Lieben zu Hause los. Die schweigende Nacht hüllt unsere Gedanken, unsere Hoffnung auf frohes Wiedersehen mitleidig und tröstend in ihre dunkeln Schleier, und am andern Tage bei anbrechendem Morgen ziehen wir frisch und wohlgemuth unsere Straße.

Aus einem der angegebenen Gründe hatte ich es auch wie die Araber gemacht und fuhr von Stuttgart weg mit dem letzten Zuge nach Ulm. Obgleich wir erst Mitte Novembers waren, und sich noch so gut wie kein Schnee auf den Straßen zeigte, so war es doch frostig und unangenehm, und nachdem man eine kurze Weile in dem Wagen des Zuges sich aufgehalten, empfand man wohl, daß die kleinen Oefen, vermittelst welcher dieselben geheizt sind, etwas sehr angenehmes haben. Es gibt dem einsam Reisen-

den auf der nächtlichen Fahrt ein gewiſſermaßen behagliches Gefühl der Häuslichkeit, wenn er ſich, während der Zug mit ihm davon ſauſt, und während die Nacht neugierig zu den Fenſtern hereinlugt, in die Wagenecke an den kleinen Ofen ſetzen kann und zuſchauen, wie die Flamme luſtig ſpielend das Holz verzehrt. Man wird dabei faſt wehmüthig an ſein eigenes Haus erinnert, wo vielleicht im gleichen Augenblick ein paar kleine Fingerchen die Ofenthür öffnen und ein oder zwei Paar glänzender Kinderaugen neugierig in die Gluth ſchauen. Vorüber! Auf der Eiſenbahn beim Wegfahren darf man nicht an dergleichen denken; man muß dieß für die Heimkehr aufſparen, um da jede Station, um welche man ſich nähert, mit neuen fröhlichen Bildern zu bevölkern.

Unterdeſſen ſauſen wir dahin, die Wagen dröhnen, die Fenſter klirren, zuweilen rollen die Räder über eine Holzbrücke — eine angenehme Unterbrechung des gleichförmigen Getöns der Räder auf den Schienen. Es iſt wenig Geſellſchaft im Wagen. Beim flackernden Licht der beiden Lampen bemerkte ich in der andern Ecke einen Mitreiſenden, einen Paſſagier, der mit aufwärts gekehrtem Geſicht die Sterne zu betrachten ſcheint. Aber nein, er ſchläft. Gegenüber auf der andern Seite befinden ſich zwei Herren im complicirteſten Reiſeanzuge mit hohen Filzſtiefeln, dickem Paletot, Shawl um den Hals, den dicken Pelz über die Kniee gelegt. Einer von ihnen ſteht auf, holt ſich beim Ofen Feuer, und fängt eine kleine Converſation mit mir an. Es iſt eigenthümlich, wie der gütige Schöpfer dieſer Welt alles ſo weiſe eingerichtet, wie er jedem Weſen ſeinen Platz angegeben, wo es ſich und ſeinen Nebengeſchöpfen zu Nutz und Frommen iſt: der Fiſch im Waſſer, der Vogel in der Luft — der Handlungsreiſende auf einer nächtlichen Fahrt in der Eiſenbahn oder im Eilwagen. Er iſt in gewiſſer Beziehung eine Art Converſationslexikon; man ſpricht vom Wein im allgemeinen, vom franzöſiſchen insbeſondere, und erfährt augenblicklich, daß es des letztern faſt gar keinen

mehr gibt, daß man aber eine Unmasse von Bordeaux aus Kirschensaft und Spiritus bereitet; man zieht seinen Pelz fester um sich und erhält sogleich eine Abhandlung über den ganzen europäischen Pelzhandel und lernt die Vorzüge eines Waschbären vor dem Biber kennen. Spricht man lobend von der Schneelandschaft, so stimmt unser Gegenüber sogleich ein, singt irgend eine famose Stelle aus dem dritten Act des Propheten und ist nun in sein eigentliches Fahrwasser hineingekommen; er läßt sich über Theaterverhältnisse im allgemeinen aus, erwähnt aller guten und schlechten Sänger und Sängerinnen, die er gekannt nnd nicht gekannt, wobei er in sehr vertraulichem Ton von den Berühmtheiten spricht.

Währenddem rollt der Zug weiter und weiter, Passagiere kommen und gehen, die Conducteure mit ihrer kleinen Blendlaterne am Gürtel melden die Stationen, und so fliegen wir an Plochingen, Göppingen vorüber, und sind, ehe wir es uns versehen, in Geißlingen am Fuß der Alb. Hier ist es schon recht kalt und winterlich, die Landschaft rings umher mit weißer Schneedecke bezogen. Die Locomotive, die nun dem Zug vorgespannt wird, sieht recht eigenthümlich aus, wie ein kolossaler Feuerherd, mit dem man ein Stückchen der Welt heizen will.

Als gewissenhafter Reisender bleibe ich auch trotz der finstern Nacht vor dem Wagen stehen, um vom Albübergang zu erblicken, was möglich ist. Dort fahren wir an Geißlingen vorbei, und lassen das Städtchen rasch hinter uns in der Tiefe. Unter den weißen schneebedeckten Dächern blicken die freundlich erleuchteten Fenster so traulich nach uns hin, daß wir uns des Gedankens an warme Oefen und vergnügt plaudernde Menschen nicht erwehren können. Es schwebt mit seinem Kirchthurm scheinbar an uns vorüber wie eine wandelnde Theaterdekoration. Jetzt haben wir es schon weit hinter uns gelassen, und ich sehe nichts mehr als die nächtliche stille Schneelandschaft. Das Thal zu unsern

Füßen iſt weiß, die Berge bis zur Hälfte, ſoweit Wieſe und Feld reichen; die Bäume dagegen wollen das weiße Kleid noch nicht auf ſich dulden, haben die Zweige geſchüttelt und treten dunkel hervor. Die Locomotive keucht und ſendet weißen Dampf hie und da wie dichten Nebel bei uns vorüber. Dazwiſchen erſcheinen die Funken, welche die Locomotive ausſpeit, ſo ſeltſam auf dem weißen Schnee; die Bäume, die bei uns vorüberhuſchen, ſtarren wie kahle Beſen in die Höhe, und die Bahnwärter ſtehen vor ihren Häuschen wohleingemummt, aber offenbar fröſtelnd. Die weite Fläche der Alb liegt nächtlich ſtill und todt in ihrem weißen Kleid um uns her, und nur als ſpäter der Mond aufgeht, bringt deſſen kaltes weißes Licht einige Abwechslung in die Landſchaft. Wir ſind in Ulm, wo es recht froſtig ausſieht. Um uns nach der Stadt zu bringen, finden wir am Bahnhof einen patriarchaliſchen Wagenkaſten auf einen Schlitten geſtellt, und ſo halten wir unſern Einzug in die menſchenleeren und ſtillen Gaſſen der ehemaligen Reichsſtadt.

Es iſt eigentlich gewagt, meinen Leſern etwas von einem Weg zu ſagen, den viele wohl ſchon ſelbſt gemacht und der ſchon ſo oft und ſchön beſchrieben worden; ich meine die vor mir liegende Tour durch die Schweiz und über den Gotthard. Doch ſteht dieſe Reiſe den meiſten in der Erinnerung unter den Freuden eines warmen Sommertages, ſie denken dabei an grüne Matten und ſchattige Baumgruppen, und aus dieſem Grund iſt es vielleicht nicht unintereſſant, etwas über dieſe Reiſe bei Schnee und Kälte zu vernehmen. Das lieſt ſich wohl nicht ohne Behagen beim duftenden Kaffee und der wohlſchmeckenden Cigarre.

Es war recht kalt, als wir Ulm am andern Morgen um 6 Uhr noch in tiefer Dunkelheit verließen, und wir brauchten wohl eine Stunde, bis die Lampen des Wagens allmählich immer trüber zu brennen ſchienen und ſich endlich vor dem anbrechenden Morgen beſcheiden zurückzogen. Das Wetter war ziemlich klar, der

Himmel nur mit leichten Wolken bezogen. Die Gegend hier oben ist so einförmig, daß sie namentlich jetzt, mit Schnee bedeckt, fast gar keine Abwechselung bot; aus dem weißen Grunde heben sich hie und da Häuser hervor, dunkle Einfassungen von Feldern oder Hopfenanlagen, deren Stangen stehen geblieben sind und sich in dem grauen Winterhimmel wie eine leichte Schraffirung ausnehmen. Dazu kommt noch, daß sich die Wagenfenster augenblicklich mit Eisblumen bedecken, sowie sich der Zug in Bewegung setzt, und sie alsdann der kalte Luftstrom trifft. Kamen wir dann an eine Station, so thauten die Scheiben augenblicklich wieder auf, was mir eine Zeitlang eine ganz angenehme Unterhaltung bot; man sah nämlich deutlich, wie das Eis seine Krystalle ansetzte, und es erschienen in größter Kürze die phantastischsten Zeichnungen. So bildete, als wir einmal hielten, das zurückgebliebene Eis unten am Rande der Scheibe kleine Erhöhungen wie Berge und Thäler, und kaum begann der Luftstrom von außen einzuwirken, so bedeckten sich die kahlen Eishöhen augenblicklich mit der üppigsten Vegetation; förmliche Palmen- und Bananenwälder erschienen, Bäume und Blätter von der wunderbarsten und feinsten Zeichnung; es war eine tropische Natur in Eisblumen, zwischen denen sich fabelhafte Ungethüme bewegten, stachelige Fische, riesenhafte Schlangen. Zu guter Letzt producirte sich ein entfernt stehender Hügel noch als Vulkan, und warf seine Strahlen wie eine Feuergarbe hoch empor. Wenn diese Gebilde nur nicht gar so vergänglich gewesen wären! Kaum aber hielt der Zug, so wurden sie undeutlich, schattenhaft und zerschmolzen endlich in Nichts.

Der Schussendobel brachte eine angenehme Abwechselung in die einförmige Winterlandschaft. Die Bäume waren so prachtvoll bereift, daß sie wie mit dem feinsten weißen Laube bedeckt aussahen, und das kleine Flüßchen, wie es in den mannichfachsten Windungen über die Schneefläche hinabrauschte, belebte diese ungemein. Die Ränder waren mit Eis eingefaßt, und wo sich kleine

Waſſerfälle bildeten, da hatten ſich größere Eismaſſen angeſetzt, über welche das Waſſer hinausſprudelte, grün gefärbt, mit weißem Schaum, und eben dieſe Färbung theilte ſich den Eiszapfen mit und ließ ſie erglänzen wie verſchiedenartig leuchtende Kryſtalle.

Eine ſolche Fahrt im Winter hat gewiß ihr Schönes; nur muß man das beim Vorüberfliegen mit einiger Phantaſie und richtigem Blick erfaſſen. So rahmte jedes der Eiſenbahnfenſter immer ein niedliches Stück Gegend ein, und bot eine Reihe der abwechſelndſten und niedlichſten Winterlandſchaften, oftmals ganz fertige Bilder. Hier war ein Stück Wald; auf den dunkeln Tannen lagen einzelne Schneeflocken, während Bäume mit übrig gebliebenem, herbſtlichem, gelbem und rothem Laub angenehm dazwiſchen hervortraten. In der Ferne ſah man weiß bedeckte Holzhaufen und irgend eine Hütte, deren bläulicher Rauch langſam zwiſchen kahlen Aeſten dahinſchwebte. Dort haben wir ein Stückchen Landſchaft, traurig und öde, von Schnee eingeengt, weite gefrorene Waſſerlachen, mit gelblichen eingefrorenen Binſen. Es iſt angenehm, daß ſich gleich darauf unſere Bahn etwas verengt, und wir bei Sandſteinfelſen vorbeifahren, die mit wunderlichen Schneezeichnungen prangen; oben hängt der Schnee wie weißes Pelzwerk darüber hin, und wo kleines Waſſer durchſickert, iſt er mit einer Unmaſſe glitzernder Eismaſſen verziert — ein prachtvoller Wintermantel. Wohlthuend für das Auge ſind in den weißen Flächen die rothen Bahnwärterhäuschen, und ſonſt gibt noch allerlei Zufälliges angenehme Abwechſelung. Ein Bauer mit ſeinem Holzſchlitten, der die Pferde anhält und neugierig dem vorbeiſauſenden Zuge nachblickt; auch Gruppen von Weibern und Kindern, die in farbigem Anzug uns begegnen, ſelbſt ein Zug krächzender Raben, die mit ſchwerem Flügelſchlag über die Spitzen der Tannen dahinziehen.

Wir laſſen Ravensburg hinter uns und erreichen Friedrichshafen, wo wir in dem Wagen mit unſern Effecten bis an den

Hafen geführt werden. Dieſer bietet jetzt ſelbſt im Winter ein viel belebteres Bild, als in frühern Zeiten ſelbſt während der Sommermonate und des regſten Verkehrs. Während man damals auf ein langſames Boot warten mußte, das ſich ſchwerfällig heranbewegte, um Gott weiß wann wieder abzugehen, lagen jetzt in dem bequemen und ſchönen Hafenbecken ſechs Dampfer, von denen drei bereit waren, augenblicklich nach Ankunft des Zugs abzugehen.

In einer halben Stunde erreichten wir Romanshorn, wo wir noch ſo viel Zeit hatten, unſere Plätze nach Zürich zu nehmen und das Gepäck aufzugeben. Die ſchweizeriſchen Eiſenbahnwagen ſind wie die württembergiſchen, nach dem amerikaniſchen Syſtem, nur haben die hieſigen den Vorzug, daß ſich in jedem der langen Wagen eine Abtheilung mit hohen Rückenlehnen befindet, die man auf der württembergiſchen Bahn bei längern Fahrten unangenehm vermißt, ſonſt aber iſt auch hier wie dort faſt alles gleich; die Conducteure freundlich und zuvorkommend, die Glasfenſter raſſelnd, die Fahrkarten kleine Stückchen Pappdeckel, und ſelbſt das Plakat im Innern des Wagens, welches den Reiſenden erſucht, ſich nicht aus dem Wagen herauszubeugen, fehlt nicht, nur iſt das dieſſeitige nicht in ſo blumenreicher Sprache abgefaßt.

Um halb 3 Uhr kamen wir nach Zürich, in der feſten Vorausſetzung, man werde eine Fahrkarte über Baden und Aarau nach Luzern löſen können, und ſomit die Bahn auch die Verpflichtung übernehmen, den Reiſenden Abends nach letztgenannter Stadt zu liefern. Darauf hatte ich ſehr gehofft, als ich Ulm am Morgen verließ. Hier in Zürich aber bekamen wir nur Fahrkarten nach Brugg; von dort ſei freilich — hieß es — eine Verbindung per Wagen nach Aarau, daß dieſer aber den letzten Zug nach Luzern treffe, ſei zwar wahrſcheinlich, doch nicht gewiß. Ich wollte mich deßhalb auf den Eilwagen nach Luzern begeben, der, nach dem Hendſchel'ſchen Telegraphen, auch für den Monat Novem-

„Gewiß nicht?“ entgegnete der Doktor und sah mich feierlich an.

„Gewiß nicht!“ antwortete ich, „bei Gott, ich bin mir keiner Schuld bewußt, als vielleicht der einzigen, daß ich das Geldpaket nicht vorsichtig genug eingeschoben.“

Der Doktor stand vor mir und sah mich mit ernstem festen Blick an, als wollte er durch meine Augen in mein Inneres blicken.

Ich hielt seinen Blick ruhig aus und versicherte nochmals, daß sich die Sache so verhalte, wie ich es ihm gesagt, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, ja ich schwöre Ihnen feierlich bei der innigen Liebe zu Emma, daß ich Ihnen die volle Wahrheit gesagt und nichts verheimlicht.“

„Dann ist Alles gut,“ entgegnete der Doktor und fuhr mit der Hand wie nachdenkend über seine Stirne, „daß der Herr Specht die Geschichte eingefädelt, daß er den Brief selbst geschrieben oder wenigstens schreiben ließ, ist mir vollkommen klar, auch ist das ganze so plump angelegt, daß es dem Verstand dieses Menschen und seines Freundes, des saubern Candidaten alle Ehre macht, ich sage, es ist plump angelegt und würde lächerlich sein, wenn nicht sehr vieler Leichtsinn von Ihrer Seite und Zusammentreffen sonderbarer Umstände diesen beiden Spitzbuben in ihrem Vorhaben geholfen hätte. Warum plagt Sie der Teufel, Unseligster des ganzen Menschen-

ber um halb 3 Uhr abgehend angezeigt war. Dieser hatte jedoch seine Fahrten eingestellt, und so blieb nichts übrig, als Karten nach Brugg zu lösen.

Von dort fährt man per Wagen in zwei Stunden nach Aarau. Der Postillon jedoch, an den ich mich mit der Frage wandte, ob wir noch zeitig genug für den Zug in Luzern anlangten, bemerkte mit einer schweizerischen Urbiederkeit, die man auch Grobheit nennen könnte: das sei ihm ganz gleichgültig, und er werde sich wegen uns nicht beeilen. Ein paar Franken, die ich ihm behufs schnelleren Fahrens anbot, wies dieser uneigennützige Republikaner schnöde zurück, und obendrein vernahm ich noch, daß er sich über mich und meinen Reisegefährten, die wir beide in Pelze gehüllt waren, unfreundlich erging, indem er sich mit halblauten Worten ungefähr ausdrückte: er werde wegen so ein paar deutscher Pelzkrämer seine Pferde nicht übertreiben. Dabei hatten wir noch das Glück, in einen Beiwagen zu gerathen, der, lange nachdem der Hauptwagen schon abgefahren war, erst in Gestalt eines Einspänners erschien, und dem wir anvertraut wurden. Unser Kutscher war übrigens ein gemüthlicher Geselle, der uns versicherte: wenn der Postillon des Eilwagens seine Schuldigkeit thue, so müßten wir Aarau zu rechter Zeit erreichen.

So kutschirten wir davon, zuerst in langsamem Trott, der aber, wie der Rosselenker versicherte, in eine schnellere Gangart übergehen werde, sowie sich sein steifer Gaul etwas erhitzt habe. Daß die kleine Strecke zwischen Brugg und Aarau noch immer ohne Eisenbahn ist, soll an den beliebten schweizerischen Kirchthurminteressen liegen. Zwei Nester, gleich unbedeutend, verlangen in ihrer eingebildeten Wichtigkeit die Eisenbahn für sich und halten so den Strom der Reisenden auf. Wenn man Brugg hinter sich hat, so sieht man auf einigen Stellen beide Linien ausgesteckt, ungeheure Dämme mit Stangen markirt, die herausfordernd einander zuzurufen scheinen: ich bin jedenfalls viel schöner und zweck-

mäßiger als du. Sei es darum, aber wir armen Reisenden hatten den Schaden davon, denn als wir diesseits in Aarau einfuhren, hörten wir von jenseits das verhängnißvolle Pfeifen der Locomotive und sahen die Lichter der Wagen, wie sie sich durch's Thal fortbewegten. Statt daß wir nun im glücklichen Fall Luzern Abends halb 9 Uhr erreicht hätten, mußten wir einen Einspänner nach Olten nehmen, um dort auf den Wagen von Basel zu warten, der, um halb 1 Uhr Nachts eintreffend, Luzern Morgens um 6 Uhr erreicht. Das war die tröstliche Aussicht auf eine nächtliche Fahrt, die ich gern vermieden hätte.

Uebrigens hatten wir in Aarau vollkommen Zeit, ordentlich zu soupiren, was auch noth that, da wir seit Morgens 6 Uhr von einem Wagen in den andern gesprungen waren. Um halb 8 Uhr stand der Einspänner, der uns nach Olten bringen sollte, vor der Thür. Als wir einstiegen, kamen um die Ecke des Gasthofs ein paar junge Aarauer Damen in Mänteln und Hüten, den wohlhabenden Classen angehörend, und ihr Zwiegespräch entlockte mir ein Lächeln. „Du kannst mich trösten wie Du willst," sagte die eine, „ich habe doch gesehen, was ich gesehen; er läuft der Ameli auf Schritt und Tritt nach und sagt mir doch die schönsten Worte; aber ich ertrage das nicht, und es gibt noch ein rechtes Unglück." Dabei blickte sie an den klaren Nachthimmel empor, von dem die Sterne so freundlich herabfunkelten, und ich dachte mir: es ist doch eigenthümlich, daß es überall in der Welt die gleichen Leiden und Schmerzen gibt.

Bei kaltem und klarem Wetter, aber in tiefer Dunkelheit, fuhren wir gen Olten; der Weg war gut, von der Gegend konnten wir natürlicherweise nichts bemerken, und sahen nur beim Schein der Laternen, daß wir zuweilen an hübschen Häusern vorbeifuhren. Rechts sahen wir die Eisenbahn, deren Schienen gleich zwei schwarzen Streifen auf dem weißen Schnee dahinliefen. Schon einigemal hatte ich während des Fahrens einen eigenthüm-

lich klagenden Ton bemerkt, der bald ſtärker wurde, bald ganz aufhörte; zuweilen waren es ſogar mehrere Töne, und dann klang es wie eine rieſenhafte Aeolsharfe. Dieſe Vergleichung brachte mich endlich auf die Idee, woher dieſe Klänge rühren könnten; es war der Nachtwind, der bald ſtärker, bald ſchwächer über den Telegraphendraht hinfuhr, welcher uns dicht am Wege begleitete.

Olten erreichten wir zu guter Zeit, und nachdem wir ein paar langweilige Stunden gewartet, erſchien der Eilwagen pünktlich. Wir erhielten ein paar Plätze im Coupé und fuhren fröſtelnd in die Nacht hinaus. Es war anfänglich ſo kalt, daß die Fenſter der Wagen dick gefroren waren und man ſich feſt einhüllen mußte.

Uebrigens war mir in Betracht unſerer morgigen Reiſe über den St. Gotthard dieſe Kälte und der klare Himmel ſehr erwünſcht, denn auf mein Befragen hatte mir der Conducteur geſagt, daß der Berg bei ſolchem Wetter offen und gut zu paſſiren ſei. Im allgemeinen ſagt man dieſem Paß für die Winterzeit nicht viel gutes nach, und es ereignen ſich faſt in jedem Jahr kleinere und größere Unfälle durch die herabrutſchenden Schneemaſſen. Gegen Morgen bemerkte ich aber, daß ſich das Wetter ändere; die Fenſterſcheiben begannen aufzuthauen, der Himmel hatte ſich bezogen, und ein feiner Regen oder Nebel fiel herab, was nächſt der Ausſicht auf trübes Wetter für jetzt noch die große Unannehmlichkeit hatte, daß ſich der Weg mit Glatteis bezog, und der ſchwere Wagen bergab höchſt unangenehm hin und her rutſchte. Doch erreichten wir gegen 6 Uhr glücklich Luzern und fuhren in dieſe alterthümliche Stadt unter dem Klang einzelner Glocken, welche zur Frühmeſſe läuteten, hinein. Eifrige Kirchgänger huſchten an uns vorüber, während wir ſelbſt ziemlich erfroren auf der dunkeln Straße vor dem Poſthofe ſtanden.

Ein Omnibus brachte uns an den See, wo der Dampfer bereit lag uns nach Flüelen zu führen. Auf dem kleinen Boote war es recht froſtig und unerquicklich, und der Capitän, der haſtig

auf und ab ſchritt, und an den ich mich wegen Unterbringung des Gepäcks wandte, war faſt ebenſo unfreundlicher Gemüthsart, wie der Poſtillon in Brugg. In der Cajüte brannte allerdings ein kleines Feuer, doch nur wie zum Staat oder der Vorſchrift gemäß, denn es war da unten unheimlich kalt. Dabei ſervirte uns eine ſchmierige, verſchlafene Weibsperſon einen ſcheußlichen Kaffee mit ſchlechter Milch, gefrorner Butter und altem trocknem Brod, wofür ſie ſich von jeder Perſon einen Franken bezahlen ließ. Die Schweizer Gaſtwirthe und dergleichen haben bei Umänderung ihres Münzfußes offenbar gewonnen; was früher ungefähr 20 oder 24 Kreuzer koſtete, wird jetzt zu einem Franken berechnet.

Gegen halb 7 Uhr ſetzten wir uns in Bewegung, und über den dunkeln See her blies ein ſo ſcharfer Wind, daß man ſich trotz des Pelzes auf dem Verdeck unbehaglich fühlte. Da ich aber als gewiſſenhafter Reiſender ſehen wollte, wie es hier zwiſchen den Felswänden allmählich Tag würde, ſo hielt ich ſtandhaft aus, dabei auf ein kleines Alpenglühen hoffend, das uns einen guten Tag verſprechen ſollte. Aber wenn auch nach und nach der Tag kam, ſo wollten ſich doch die Berge mit keinem roſigen Lichte krönen, vielmehr bedeckten ſie mißmuthig ihre Häupter mit grauen Schleiern, die bis tief herab auf den See gingen und über uns eine trübe Decke bildeten. Das waren ſchlechte Ausſichten für den Berg. Der Steuermann meinte auf meine Frage, das könne noch alles werden, was es wolle, und dadurch war ich nicht klüger als zuvor. Ueberhaupt habe ich mir ſchon oft vorgenommen, mir auf Reiſen das beliebte Fragen nach Weg und Wetter abzugewöhnen.

Glücklicherweiſe war der See heute Morgen vollkommen ſtill und ruhig, aber von dunkler trüber Farbe; die faſt ſchwarzen Felſen des Ufers ſchienen nahezu ſenkrecht aus ihm emporzuſteigen. Einige Abwechſelung bot doch der angeflogene Schnee, der ſich in den Furchen und Steinritzen feſtgeſetzt hatte und bald

lange weiße Streifen, bald krauſe Zeichnungen bildete. Links bog der See nach Küßnacht, war aber dorthin mit dichtem Nebel bedeckt. Ich ſandte einen freundlichen Gruß hinüber und gedachte eines ſchönen, ſonnigen, warmen Tags, wo ich in lieber Geſellſchaft „durch die hohle Gaſſe“ gekommen und Blumen und Epheu an den Rändern des Wegs gepflückt, die jetzt aber gewiß ebenfalls unter tiefem Schnee bis zum nächſten Frühjahr ſchlummern. Ach, wenn in dieſem armen Leben die Erinnerung nicht wäre! — —

Die nördliche Abdachung der Berge vor uns war ganz in Schnee gehüllt, und bot, im umgekehrten Verhältniß gegen die, zwiſchen welchen wir fuhren, nur einzelne ſchwache Streifen und Zeichnungen. Jetzt begann es im Oſten heller und heller zu werden, und das Licht der Sonne, welches die grauen Wolken etwas aufhellte, ließ die Schneewand vor uns ordentlich aufleuchten. Auf dieſem weißen Grunde zeichneten ſich die Tannen und Felszacken des rechten tiefdunkeln Bergabhanges ſo ſcharf ab, daß man jeden Zacken, jeden Aſt auf's deutlichſte bemerkte. Als wir uns öſtlich gegen Brunnen wandten, wies der Steuermann auf die Wolken über uns, die, von einem ſcharfen Morgenwinde gejagt, in Bewegung kamen. „Hoffnung auf ſchönes Wetter,“ ſagte er. Und nach dieſen Worten folgte ich dem Zug der Wolken mit mehr Aufmerkſamkeit.

Der Decorationswechſel ſcheint hier in dieſen Bergen mit größerer Schnelligkeit von ſtatten zu gehen als bei uns. Das Gewölk zerriß, und hie und da zeigte ſich der blaue Himmel; auch Sonnenſtrahlen ſpielten durch und färbten nun die maleriſch geformten Ufer des See's auf wahrhaft prachtvolle Art. Die ſüdlichen, mit Gebüſch bewachſenen Abdachungen nahmen einen warmen röthlichen Schimmer an, während gegenüber die nackten Felsmaſſen und Schneefelder weiß und kalt wie im Mondlicht glänzten; ſenkrechte Wände, welche ſchroff in's Waſſer abfielen, zeigten ſich in eigenthümlicher Geſtalt. Ich weiß nicht, ob andere

Vorüberfahrende eine Stelle bemerkt haben, wo ſich ein förmliches natürliches Basrelief an der Steinwand befindet, eine ſitzende Figur im Mantel mit Scepter und Reichsapfel in der Hand, die einen vor ihr Knieenden mit irgend etwas zu belehnen ſcheint.

Allmählig zerriß das Gewölk vollſtändig, und es war außerordentlich ſchön, wie die Spitzen der höheren Berge nach und nach ihre Nebelkappen abſtreiften und mit ſonnbeglänzten Häuptern auf uns herabblickten. So der große Axen, deſſen Gipfel ſchneeweiß erglänzte. Die kleine Capelle auf der Tellsplatte lag einſam und verlaſſen da, auf dem Dach fußhoher Schnee. — Wir ließen Brunnen hinter uns und fuhren gen Flüelen; der herabſinkende Nebel bildete leuchtende Kränze und Guirlanden um die hoch emporragenden Berghäupter, die mit ihren weißen Schneefeldern bis an das tiefgrüne Waſſer des See's reichten und zierlich erhellt waren von einzelnen Sonnenblicken, welche zwiſchen Wolken hervorbrechend, ſilberglänzende Punkte und Streifen bildeten. Das Wetter war uns freundlich, und wir durften, wie uns der Conducteur verſicherte, auf einen guten Bergübergang hoffen.

In Flüelen ſtanden die Wagen bereit, und da es nur wenig Paſſagiere waren, ſo wies uns der Conducteur das Coupé an. Vorgeſpannt waren fünf kräftige luſtige Pferde, ein bildhübſcher junger Kerl in blauer Blouſe und hohen Filzſtiefeln, den Hut keck auf das Ohr geſetzt, beſtieg hoch oben ſeinen luftigen Sitz, und nachdem wir, incluſive Poſtillon, unſere Cigarren angezündet, fuhren wir in ſcharfem Trabe den Bergen entgegen.

Um angenehm und auf dem Gotthard gefahrlos zu reiſen, muß man vom Wetter begünſtigt ſein, und das waren wir heute Morgen im höchſten Grade. Verſchwunden waren Wolken und Nebel, der klare blaue Himmel ſpannte ſich über uns, und wenn wir auch noch im Schatten der Bergwand zur Linken fuhren, ſo drangen doch hinter derſelben die lichten freundlichen Strahlen der für uns noch unſichtbaren Sonne hervor, das Thal der Reuß

mit goldenem Glanz erfüllend. Dieſe hereinbrechenden Strahlen hatten hier etwas wunderbar Schönes, ja Feierliches. Unten rauſchte das Waſſer des Fluſſes mit grünen ſpiegelnden Wellen und weißem glänzendem Schaume, roſig beſchienen war die gegenüber liegende Schneewand, und hoch oben, wo graue Felſen ſtarr abfielen, ſchwebten ein paar einzelne Wölkchen und ſchienen langſam, vom hohen Himmel Frieden bringend, auf die armen Menſchenkinder da unten herabzuſinken. Es war wie eine Weihnachtsdecoration, wenn man ſich auf den niederſchwebenden Wolken kleine Engel dachte, die mit Palmzweigen auf eine unſcheinbare Hütte mit ärmlicher Krippe tief im Thal zeigten.

Obgleich wir gegen die Berge fuhren, ging doch die Straße mehr ab- als aufwärts. Neben uns auf dem Schnee glitzerten Tauſende und Tauſende von ſilbernen Funken, und wo wir an Häuſern vorbeifuhren, da warfen ſie im hellen Sonnenglanze blaue Schatten auf die weiße Fläche. Die Bergwände zu unſerer Linken waren mit Nadelholz bewachſen, zwiſchen dem ſich einige Sennhütten und lange Holzſchleifen zeigten. Bald aber erſchienen ſtatt der Sennhütten ſtattliche Bauernhäuſer mit leuchtenden Fenſterſcheiben, und dieſem folgten hübſche Villen mit zierlichen Gärten umgeben, auch eine Kapelle mit Thürmchen, deſſen Dach ſonderbarerweiſe die Form einer Glocke hatte. Auch an beiden Seiten der Straße erſchienen jetzt Häuſer; wir hatten ein Städtchen erreicht und rollten auf dem Pflaſter durch enge winkelige Gaſſen mit alten Häuſern, an einem Brunnen mit laufendem Waſſer vorüber, auf dem die Figur eines geharniſchten Mannes ſtand, der eine kleine Standarte trug — freier Platz in Altdorf. Vor uns ſehen wir einen alterthümlichen Thurm, an deſſen Wänden wir in ziemlich kunſtloſen Fresken die Hauptepiſoden aus Tells Geſchichte erblicken; daneben iſt der Brunnen des Helden mit ſeiner Bildſäule, und hier, ſagt die Tradition, ſtand der Knabe mit dem Apfel auf dem Kopf. Wer ſich wie wir alle von Kind-

heit an mit dieſer ſchönen wenngleich fabelhaften Geſchichte beſchäftigt, der wird immer dieſe Orte mit großem Intereſſe betrachten. Um uns alles hier genau zu vergegenwärtigen, braucht es keine große Phantaſie, ſondern nur ein Betrachten der Fresken auf dem erwähnten Thurme.

Am Steeg erreichten wir gegen 11 Uhr und vertauſchten dort den Eilwagen mit einem ſechsſitzigen bedeckten Schlitten. Während aber die Poſtgüter und Effecten umgeladen wurden, eilten wir voraus, den Gotthard hinan, deſſen Straße hier mit einer hoch gewölbten Brücke über die Reuß beginnt. Auf einem bequemen Wege ſtiegen wir aufwärts, und obgleich derſelbe eine gute Schlittenbahn bot, war doch der Schnee an den Anhängen mäßig. Eigenthümlich ſahen die zahlreichen Sennhütten aus, die überall an den Abhängen lagen, dunkel hervortretend auf der weißen Schneefläche, und mit den Einfaſſungen ihrer Wieſen das Anſehen von kleinem zierlichen Kinderſpielzeug hatten. Die tiefer liegenden dieſer Häuschen ſchienen auch bewohnt, denn hie und da ſah man leichten Dampf in die Luft hinaufkräuſeln.

In der That, wir hatten einen wunderſchönen Morgen und konnten bis hieher von Reiſeglück ſprechen. Ein Luzerner Kaufmann, der mit uns reiste, verſicherte uns, es ſei ſelten, den Berg um dieſe Zeit ſo völlig klar und wolkenlos zu ſehen, und wenn man obendrein von den heftigen Winden verſchont bleibe, die ſich häufig gegen Mittag auf den Höhen erhöben, ſo ſei der Uebergang eine wahre Spielerei. Bis jetzt ließ ſich aber alles ganz vortrefflich an, und als wir ſo dahin ſchritten in dem hellen wunderſchönen Morgen, über den allerdings knirſchenden Schnee, da war es Einem ſo wohl zu Muth, daß man mit voller Luſt die prächtigen Bergformen und ihre mannigfaltigen Färbungen betrachten konnte. Die Schlucht, durch welche wir aufwärts gingen, und auf deren Sohle tief unten die Reuß brauste, lag freilich noch in tiefem Schatten, aber die hohen Berghäupter vor

und hinter uns erſchienen ſchon beglänzt vom goldigen Licht der Morgenſonne, und eben dieſer Sonne ſtiegen wir ja entgegen, die kalte Nacht und das dunkle Thal hinter uns laſſend. Häufig begegneten uns Leute aus der Umgegend, welche koloſſale Tannenſtämme auf einem kleinen Schlitten bergab brachten; ein einziger Mann, wohl auch ein Bube oder Mädchen, regierte mit Leichtigkeit einen ſolch rieſenhaften Sohn der Berge, und wo der Weg etwas gerade ging, da ſetzte ſich der Führer oben auf und glitt mit hinab. Zuweilen ſahen wir von der Bergwand, neben der wir gingen, muntere Waſſer herabſtürzen, unter der Straße der Reuß zueilen oder auch durch Aufſtauung dienſtbar gemacht, um irgend eine Mühle zu treiben.

So bemerkten wir eine ſolche neben uns in einer Felsſpalte, die wahrhaft maleriſch, ja feenhaft ausſah; ihr Dach war dicht mit Schnee bedeckt, ebenſo die gewaltigen Zweige der herabhängenden Tannen, welche ſie ſchützend umſtanden und wie ſchirmend überdeckten. Wirklich phantaſtiſch aber war der hölzerne Aquäduct, der das Waſſer von der Felswand auf's Rad leitete; er war vor Alter ein wenig ſchadhaft, und wo das Waſſer durchſickerte, hatten ſich ſo viele Eiszapfen gebildet, daß dieſe das ganze Holzwerk umzogen, und es ausſah, als beſtehe der ganze Aquäduct aus einer einzigen glänzenden und ſchillernden Eismaſſe.

Hinter uns im Thal hörten wir jetzt das melodiſche Glockengeläute unſerer fünf Pferde, welche mit dem Schlitten folgten. So raſch wir auch gingen, ſo holten ſie uns doch auf der guten Bahn bald ein, und wir mußten unſerer Sechs in den Wagenkaſten kriechen, wir zwei Deutſche, der Luzerner, zwei Teſſiner und ein Kanarienvogel, den die letztern von Paris mitgebracht. Wenn auch der Weg, auf dem wir nun, häufig im Trab, dahinfuhren, durchweg gut, ja vortrefflich iſt, ſo wurde begreiflicherweiſe die Gegend immer rauher und wilder, je höher wir ſtiegen. Meiſtens an der rechten Bergwand hin folgten wir dem Lauf der Reuß,

die bald tief unter uns durch eine enge Schlucht brauſend, den Schnee von den Steinen ſpülend mit ſich fortriß, bald eine weite Bergmulde herabkam, wo das grüne jetzt vom Sonnenlicht beſchienene Waſſer eigenthümlich ausſah, wenn es große mit Schnee bedeckte Felsſtücke umfluthete.

Zuweilen ſtürzte es ſich auch über dieſe Blöcke hinab, oftmals vor denſelben eine größere Waſſermaſſe bildend, die, vom weißen Schnee begrenzt, vom tiefſten Blau bis in helles Seegrün überging. Als wir den Gotthard hinanfuhren, und ich die Reuß neben uns herſchäumen ſah, wollte mir lange, lange nicht der erſte Vers von einem Liede Freiligrath's, das wir oft geſungen, aus dem Gedächtniß kommen, und ich hörte ſeinen Rhythmus im Rauſchen des Waſſers ſowie im Schellengeklingel unſerer Pferde.

Vom Gotthard ſpringt ein Felſenbach
Und ruft durch's Land Juchhe;
Der Gotthard ſieht ihm traurig nach
Bis an den Bodenſee.
Er ſpricht: Du haſt gut luſtig ſein
Mit deinen grünen Wellen;
Ich haſt' am Fleck, doch du, o Rhein,
Du tummelſt dich nach Cöllen!

Die Ueberbleibſel der ehemaligen Saumthierſtraße traten uns hier häufig vor die Augen und zeigen ſich oft in außerordentlich kühn gewölbten Brücken, welche die Schluchten mit einem einzigen Bogen überſpannen. Es muß das recht maleriſch geweſen ſein, ſo ein Zug von dreißig, vierzig Maulthieren mit rothem Kopfputz, meſſingbeſchlagenem Geſchirr, und alle mit ihren Glocken läutend. Im Vergleich zur Splügenſtraße iſt die Tour von Flüelen bis vielleicht eine Stunde vor Andermatt ſchöner und maleriſcher als die von Chur nach Thuſis; der Via-Mala übrigens gebe ich in ihrer Wildheit mit den faſt ſenkrechten Felſen-

geschlechts, und läßt Sie den Brief selbst besorgen, warum schreiben Sie ihn nicht in das Buch ein, warum verlieren Sie das Geld und warum zeigen Sie diesen Verlust nicht wenigstens gestern Morgen in aller Früh der Prinzipalin an? Da war viel geändert und," fuhr er ernster fort, „warum thaten Sie Ihr verehrtes Maul nicht auf und sprachen mir gestern Mittag, als Sie hier waren, von der Geschichte? o das war ein Mangel an Vertrauen, der Strafe verdient."

Ich beschrieb ihm meinen gestrigen Seelenzustand, meine Angst über den Verlust und zugleich meine Hoffnung, das Paquet wieder zu finden und versicherte ihn, ich sei gerade gestern Mittag nur in der Absicht gekommen, ihm Alles zu sagen, hätte aber kein Wort herausgebracht.

„Jetzt helfen keine Vorwürfe," sagte der Doktor, „wollten Sie heute Morgen noch irgendwo hingehen, haben Sie Hoffnung, das Paquet wieder finden zu können."

„Nein," entgegnete ich, „darauf hoffe ich nicht mehr, ich wollte nur meinen Freund, den Kassierer von Schilderer und Söhne, der heute Morgen krank zu Bette lag, aufsuchen, um —"

„Das Geld von ihm zu pumpen," antwortete rasch der Doktor, „dummes Zeug, ein Zechbruder wird Ihnen keine fünfhundert Thaler leihen, doch das ist das Wenigste,

wänden, mit dem tief unten brauſenden Rhein und der romantiſchen Brücke über das verlorene Loch vor dem vielgerühmten Paß der Teufelsbrücke und des Urner Lochs den Vorzug. Die Teufelsbrücke überſpannt allerdings prachtvoll die Schlucht der Reuß, und wenn im Frühjahr und Sommer die Waſſer angeſchwollen ſind, müſſen ſie, durch den einzigen weiten Bogen hervorſtürzend, einen wunderherrlichen Anblick bilden; im Uebrigen aber iſt die Schlucht weiter und weicher als die des Splügen, und der Weg ſchlingt ſich hier, ich möchte ſagen, ruhiger und behaglicher an der Bergwand hinauf.

Nach einer Fahrt von einer guten halben Stunde erreichten wir Andermatt, wo wir abermals, und jetzt in ganz kleine Schlitten, umgepackt werden ſollten, um die höchſte Spitze des Gotthard zu paſſiren. Von einem Diner, das wir nebenbei hier einnahmen, will ich ſchweigen, denn es betrübt mich heute noch in der Erinnerung, daß ein Menſch von gutem Geſchmack durch pöbelhaften Hunger gezwungen werden kann, Sachen zu verſchlingen, deren Herkunft und Alter einem unergründlich bleibt.

Die Schlitten, in welche wir von hier der wirklich ſtrengen Kälte wegen nun vermittelſt Decken förmlich eingepackt wurden, ſind offen, für zwei Perſonen eingerichtet, die einander gegenüberſitzen und keine langen Beine haben dürfen, und dabei ſo eng, daß, als ich einmal feſt darin ſaß, ich ohne die größte Anſtrengung mich nicht von meinem Sitz erheben konnte. Jeder Schlitten hat ein gutes Pferd und zum Poſtillon einen luſtigen Geſellen, der ſich nach einiger Anſpielung auf ein Trinkgeld vorn hinter die Gabel ſeines Roſſes ſchwingt, und mit uns, da es anfänglich etwas abwärts geht, im vollen Galopp dahinſauſt. Der Berg bildet hier ein weites Thal, ringsumher tiefer Schnee, in welchem eine halbe Stunde von Andermatt das „Hoſpital“ liegt — vielleicht zwanzig Häuſer um eine Kirche und eine alte viereckige Thurmruine gruppirt. Die letztere wurde früher als

Galgen benützt, wie uns der Postillon versicherte. Hinter dem Hospital ging es gleich im Zickzack den Berg hinauf, und bei jeder Biegung erschauten wir das Thal, welches wir eben verlassen, und das sich immer großartiger und wahrhaft trostlos einsam vor unsern Blicken ausbreitete. Vor uns war aber ebenfalls die Oede, der wir entgegenfuhren, gewaltig, fast unheimlich, und als nun von drunten in dem Hospital das Geläute der Kirchenglocken mit seinen sanften klagenden Tönen fast traurig zu uns heraufdrang, als die Spitzen der schneebedeckten Berge ringsumher noch einmal unter dem Strahl der für unsere Blicke längst versunkenen Sonne flammend aufleuchteten, als ein schneidender Abendwind von der Höhe des Gotthards herab uns begrüßte, da war es, als lasse man alle Hoffnung hinter sich und fahre einer letzten und ewigen Nacht entgegen.

Unsere Rosselenker schienen sich dagegen durchaus keinen melancholischen Träumereien hinzugeben. Rosselenker ist eigentlich der unrichtige Ausdruck, denn als es diesen edeln Gebirgssöhnen anfing etwas kalt zu werden, sprang jeder von seinem Schlitten herab, hieb dem Pferd eins über und ließ es seinen Weg allein suchen, worauf dann unsere Postillone in Gesellschaft lustig jodelnd hinterdrein liefen. Häufig sprachen sie dabei einer kolossalen Schnapsflasche zu und kehrten zum Ueberfluß in jedem der Stationshäuser ein, bei denen wir vorüberfuhren. —

Es war völlig dunkel, als wir die Höhe des Berges erreichten. Hier wehte der Wind heftig und schneidend, und der Reif am Pelzkragen sowie die Eiszapfen am Bart wurden von Minute zu Minute stärker. Endlich sahen wir in dunklen Umrissen die Poststation des St. Gotthard vor uns liegen; aus den Pferdeställen drang ein Licht hervor, und sechs bis acht Postillone sprangen umher, ihre Pferde herauszuziehen. Alle sprachen oder sangen italienisch, rauchten wie junge Locomotiven und machten überhaupt mehr Lärm als nothwendig gewesen wäre. In kurzer Zeit

war umgespannt, und ich hatte die Unvorsichtigkeit, meinem Postillon ein Trinkgeld zu versprechen, wenn er gut fahre — sicher und vorsichtig, wollte ich sagen — doch nahm der Italiener meine Worte anders, und meinte lachend: ich solle zufrieden sein. Wo vor uns der Weg hinablief, konnte man unmöglich unterscheiden, denn die Nacht war mächtig hereingebrochen, und der Schnee bedeckte Wege und Abgründe.

So fuhren wir denn davon, und toller bin ich vielleicht in meinem ganzen Leben nicht gefahren worden als hier in der dunklen Nacht auf dem kleinen Schlitten; was ich von der Gegend sehen konnte, war, daß es an einer steil ablaufenden Bergwand von einigen tausend Fuß in den schärfsten Zickzackwegen hinabging; die Pferde liefen, was sie vermochten, und bei jeder Biegung des Wegs fuhr der Schlitten herum bis dicht an den Abgrund, wo uns ein schüchterner Blick belehrte, daß wir es mit wahrhaft erschrecklichen Tiefen zu thun hatten. Dabei jodelten die Postillone, lachten, schrieen und rauchten; zwischen diesem Lärm tönten die Schellen, welche die Pferde am Halse trugen, nach jedem Peitschenknall in schnellerem Tempo. Ich gestehe es, daß ich mich in der ersten Viertelstunde ziemlich unbehaglich fühlte, dann kam die Resignation, und zuletzt machte mir das tolle Jagen selber Vergnügen; ja die Zeit war mir außerordentlich schnell vergangen, als wir nach anderthalb Stunden Airolo erreichten. Hier hatten wir den schlimmsten Theil des Berges hinter uns, vertauschten die Schlitten mit dem Eilwagen, und was wir jetzt bis Bellinzona noch im Fahren zu leisten hatten, war, nach der wilden Jagd, die wir eben mitgemacht, nicht der Rede werth.

Auffallend und angenehm fanden wir hier, im Vergleich zu unserer gestrigen nächtlichen Fahrt von Olten nach Luzern, Wetter und Luft verändert; man konnte hier mit Annehmlichkeit ein Fenster offen haben, auch den Pelz zurückschlagen, und empfand von Station zu Station, daß man sich einem wärmeren Klima

nähere. Dabei wurde des Schnees immer weniger und weniger, und gleich hinter Airolo hörten die compacten Massen desselben auf; bald zeigte er sich nur noch in einzelnen Streifen und Flecken an den Bergwänden, und als wir gegen 1 Uhr Nachts Bellinzona erreichten, sahen wir mit großem Vergnügen, beim zitternden Schein der Wagenlaterne, leicht den Staub aufwirbeln unter den Hufen der Pferde und den Rädern des Wagens.

In Bellinzona verbrachte ich die Nacht sanft in den Armen eines Engels, so hieß nämlich unser Gasthof, der aber ein sehr schmutziger Engel war; doch kann man das auf Reisen in Italien nicht so genau nehmen, und alle trüben Erinnerungen an schmierige Servietten, Gläser und Bestecke, sowie an naßkalte Zimmer verschwanden in der Frühe beim Anblick des wahrhaft prachtvollen Morgens. Ja, das herrliche Klima Italiens ist keine Phantasie, und meine verehrten Leser, die zu dieser Zeit wahrscheinlich von ihren Fenstern aus die Straßen mit Schnee und Eis bedeckt sahen, werden mich ein klein wenig beneiden, wenn ich ihnen berichte, daß wir Morgens um 8 Uhr von Bellinzona wegfuhren unter einem wahrhaft verschwenderischen warmen Sonnenschein, mit offenen Wagenfenstern auf leicht staubender Straße, um uns Bäume mit noch ziemlich erhaltenem Laub, die immergrünen Gesträuche gar nicht gerechnet.

Auf der herrlichen Straße in der Ebene rollend, hatten wir links und rechts die Ausläufer der Alpen, die erstern von oben herab bis zur Hälfte mit leichten Schneeflocken bedeckt im Schatten liegend, mit kalter bläulicher Färbung; auf der andern Seite aber streute das Sonnenlicht förmliche Goldkörner auf die malerisch gezackten Bergwände und ließ sie aufleuchten in warmem röthlich violettem und hellgelbem Licht. Da war Haus an Haus, Ortschaft an Ortschaft, und weiter vor uns sah man schneeweiße Villen mit einzelnen schwarzgrünen Cypressen überall zerstreut hoch an die Berge hinaufgebaut, deren Fenster aufglänzten vor

Vergnügen und Entzücken, denn sie blickten hinab auf den Lago maggiore, der sich in weicher Rundung dort in die Berge hineinschmiegte. Unser Weg führte uns aber nicht an seinem herrlichen Ufer dahin, sondern wir mußten links den Monte Cenere übersteigen, um nach dem Lago Lugano zu gelangen. Dieser Uebergang ist ziemlich hoch, doch ist die Straße im Zickzack sehr schön hinaufgeführt. Wir verließen hier den Wagen, dann auch die Straße selbst, und stiegen, diese durchschneidend, im Gefolge einer Ziegenheerde auf kleinen Fußwegen in die Höhe. Ueber uns streckten Wallnußbäume und zahme Kastanien ihre mächtigen Zweige aus, und letztere waren so freundlich, uns gratis mit einem Frühstück zu beschenken, denn am Boden lagen noch überall zerstreut diese süßen angenehmen Früchte, die wir enthülsten und, behaglich aufwärts steigend, verzehrten.

Auf der Höhe leuchtete uns die Sonne in voller Pracht entgegen; ihre Strahlen spielten über das Gebirge herüber und erfüllten unsern Weg, der bis jetzt im Schatten gelegen, mit goldenem Licht, wobei Bäume und Sträucher mit ihrem herbstlichen Laub in warmen rothen, gelben und braunen Farben spielten. Am Abhange rechts lag zwischen Wallnußbäumen ein roth angestrichenes, lebhaft leuchtendes Landhaus mit Terrassen und Arkaden, hinter demselben erschien eine größere Fläche des herrlichen Lago maggiore, mit Hunderten von weißglänzenden Häusern und den Ortschaften Locarno, Arona und Magadino.

Wir rollten nun im schnellen Trab der Pferde abwärts. Hier wird die Gegend immer malerischer und schöner; dabei war das Wetter so angenehm, wie an einem schönen warmen Septembertag in der Heimath. An der Straße wechselten Wallnußbäume und zahme Kastanien mit Rebenpflanzungen ab, deren knorrige Stämme sich bald neben Maulbeerbäumen emporschlangen und oben von Ast zu Ast Guirlanden bildeten, oder an Häusern über kunstlose und doch so malerische Veranden gezogen waren.

Woher es kommt, daß ſich hier jede Ortſchaft, jedes einzelne Haus ſo allerliebſt darſtellt, und der Gegend einen ſo eigenthümlichen Charakter verleiht — ich weiß es nicht; es ſind lauter Zufälligkeiten, die ſo zuſammentreffen, um ein dem Auge ſo wohlthuendes Ganze hervorzubringen. Dort das ärmliche Bauernhaus mit flachem Dach, daneben unter einem rieſenhaften Baum das kleine Heiligenhäuschen mit dem Muttergottesbild; vor uns auf der Höhe ein weißes Kirchlein, ſchmucklos und doch ſo reizend mit ſeinem ſtumpfen Thurm und den hohen Fenſteröffnungen, durch welche man die Glocken hin- und herſchwingen ſieht. Die Straße ſelbſt iſt belebt mit zahlreichen Ochſenwagen, kleinen Eſelkarren, Reitern und Gruppen von Weibern, die Laub geſammelt haben, und es in ungeheuren Päcken auf dem Rücken nach Haus tragen. Alle dieſe Weiber und Mädchen ſcheint unſer Poſtillon zu kennen, der in allem ein überluſtiger Geſell iſt und halbe Stunden lang neben ſeinem Wagen herläuft, wobei es ihm auch gar nicht darauf ankommt, den Wagen ſeinen vier Pferden zu überlaſſen, die genau den Weg kennen, klingelnd allein hinabtraben, vortrefflich ohne Leitung um eine ſcharfe Ecke biegen, und die er dann auf der nächſten Anhöhe gemüthlich wieder einholt.

Den Weg von Bellinzona nach Lugano machte ich heute zum erſtenmal und muß geſtehen, daß er eine der ſchönſten und maleriſchſten Straßen Ober-Italiens iſt; namentlich iſt der Blick von der Höhe herab auf Lugano und den mit hohen Bergen eingeſchloſſenen See von einer überraſchenden Schönheit; auch die Straße, obgleich ziemlich ſteil im Zickzack hinabgehend, iſt prächtig gebaut; und das Städtchen ſelbſt erſcheint mit breiten Straßen, reinlichen Häuſern und ſtattlichen Gaſthöfen am See wahrhaft einladend zu längerem Aufenthalt. Freilich trägt auch der helle Sonnenſchein das ſeinige hiezu bei, und es beſticht ſchon, wenn man Ende Novembers bei offenen Wagenfenſtern im leichten Anzug fahren kann, an den Ufern des wunderſchönen See's dahin,

die ſich bis auf ihre kleinſten Details in dem klaren Waſſer abſpiegeln, bei Gärten vorbei mit noch ganz grün belaubten Bäumen, Roſen und andern blühenden Blumen, vorüber an Lorbeergebüſchen, zwiſchen denen zierliche weiße Landhäuſer hervorblicken, die überragt ſind von ſchlanken dunklen Cypreſſen, und über alles das ein tiefblauer italieniſcher Himmel.

Noch ein paar Stationen, und wir ſahen gegen 4 Uhr Nachmittags den dritten der ſchönen Seen Ober-Italiens — den Lago di Como, und erreichten eine halbe Stunde darauf die freundliche Stadt. Von hier aus führt der Weg aufwärts durch eine dichte Allee nach Camerlata, von wo uns der Bahnzug nach Mailand führen wird. Wir verließen die bequeme Diligence, und ich ſuchte ein Kaffeehaus in der Nähe des Bahnhofs auf, wo ich vor ein paar Jahren um dieſelbe Zeit mit meinen Lieben ſaß, die ſich jetzt zu Haus in der deutſchen Heimath befinden.

Venedig.

I.

Venetianiſche Feſte.

1.

Die Ankunft des Kaiſers und der Kaiſerin.

Wenn irgend eine Stadt der Welt durch ihre Oertlichkeit dazu gemacht iſt, die reichſten Feſte zu geben, ſo iſt es Venedig, denn der prachtvolle Platz St. Marco mit ſeinem ſeltſamen, morgenländiſchen Dom, der phantaſtiſche Dogenpalaſt und die Piazetta mit ihren beiden maleriſchen Säulen, ſo wie die weiten Lagunen bilden ein natürliches Theater, wo es nur der geringſten Ausſchmückung bedarf, um die Scene ſo großartig, ſo eigenthümlich wie möglich zu machen.

Die eben genannten Theile der alten Lagunenſtadt, ihr Herz und ihre Seele, waren am Morgen des 25. Novembers in einer wahrhaft fieberhaften Bewegung; aus all den vielen kleinen Seitencanälen ſchoſſen die ſchwarzen Gondeln an das Ufer der Riva degli Schiavoni oder in den Canal grande, um an der Piazetta zu landen; aus all den Seitengaſſen, die auf den Marcusplatz münden, ſtrömte eine vielfarbige Menge hervor, die Arkaden

anfüllend mit einem gewaltigen Strom, ebenfalls nach dem Ufer der Slavonier zudrängend. Venedig hatte aber auch vollen Grund in Aufregung zu sein, der Kaiser führte seine Gemahlin hieher und zeigte ihrem erstaunten Blick zum erstenmal diese Stadt, eine der wunderbarsten und wundervollsten der Erde. Die Hauptsache aber dabei war, daß die Anordner der Festlichkeiten von einer treuen Verbündeten nicht im Stich gelassen wurden, das war eine helle, klare Sonne, die am wolkenlosen Himmel emporstieg und in einer Stunde mehr putzte und vergoldete als Millionen Hände zu thun im Stande gewesen wären. Glänzte doch selbst der alte Dogenpalast behaglich im röthlichen Schimmer, und auch die finstern grauen Procurazien — wenn auch die Sonne nicht im Stande war, ihnen ein freundliches Lächeln abzugewinnen, sahen sie doch nicht gerade unzufrieden auf das Leben des Marcusplatzes. Der alte Dom hatte dagegen schon sein Uebermögliches gethan, sich zu schmücken, auf die Fresken in den Rundbogen seiner Façade warf die Sonne einzelne Streiflichter und frischte sie wunderbar auf, die Spitzen der Kuppeln und der so seltsam geformten Thürmchen warfen glänzende Strahlen von sich, und selbst das übriggebliebene Gold auf dem Rücken der vier alten berühmten Bronzepferde zeigte sich in so schönem Licht wie nur immer möglich; eigenthümlich, aber recht hübsch machten sich an dem altersgrauen Dom die verschiedenen Flaggen, meistens in leuchtenden lebhaften Farben.

Der Marcusplatz selbst wurde, so viel es möglich war, von den auf allen Seiten drängenden Zuschauern freigehalten, was aber erst dann gelingen wollte, als sich ein doppeltes Soldatenspalier vom Haupteingang der Marcuskirche nach dem gegenüberliegenden Theil des Kaiserlichen Schlosses, der die alten mit den neuen Procurazien verbindet, gebildet hatte. Diese Soldatenspaliere mit den weißen Uniformen, mit fliegenden Fahnen und großen Musikchören bildeten eine eigenthümliche Decoration. Die beiden weißen scheinbar mit Gold durchwirkten Linien rahmten

einen koloſſalen rothen Teppich ein, der ſich über die ganze Länge des Platzes bis zum Eingang in die kaiſerliche Burg hinzog. Der Kaiſer und die Kaiſerin ſollten gleich nach ihrer Ankunft einem feierlichen Tedeum in der Kirche von San Marco anwohnen und dann erſt mit großem Gefolge nach dem Palaſte ziehen. Von dem Haupteingang der Kirche zog ſich ein gleiches Soldatenſpalier und ein ähnlicher Scharlachteppich bei dem Dogenpalaſt vorbei, über die Piazetta, bis an den Rand der Lagunen, wo ſich ſein einfaches Roth in vielfarbige perſiſche Decken verwandelte, deren lange Franſen kokett auf dem Waſſer ſchwammen. Die Hauptzierde des Marcusplatzes aber waren die rieſenhaften Flaggen an den drei Maſtbäumen der ehemaligen drei Königreiche Cypern, Candia und Morea; begreiflicherweiſe waren es aber nicht die Farben dieſer drei Reiche, welche im Wind rauſchten und flatterten, ſondern die auf beiden Seiten zeigten in großen Feldern von Weiß und Roth das öſterreichiſche Wappen, und in der Mitte wehte die rieſenhafte kaiſerliche Standarte mit der Einfaſſung von Schwarz und Gelb.

So war der weite Marcusplatz, dabei umzogen von einer wimmelnden, tauſendfarbigen, vielbewegten Volksmaſſe, und bot mit all den lebhaften, prächtigen Farben, mit den dunklen Schatten und dem daneben glänzenden hellgrellen Sonnenlicht, mit ſeinen Wimpeln und Fahnen — alle Fenſterbrüſtungen mit Teppichen in Roth, Grün, Gelb, Blau, Weiß und Gold geſchmückt, darüber elegant gekleidete Damen mit glänzenden Fächern — einen wunderherrlichen Anblick. Mit Mühe drängen wir uns durch, und ein unaufhaltſam ſich fortbewegender Menſchenſtrom führt uns nach der Piazetta, wo wir, zu den Arkaden des Dogenpalaſtes hinaufblickend, mit Erſtaunen ſehen, daß ſich die grandioſen Bogengänge, die ſonſt ſo ſtill und einſam liegen, ebenfalls belebt haben; die Damenwelt hat ſich hier zur Begrüßung der Kaiſerin verſammelt, und es thut dem Auge ordentlich wohl, zwiſchen den

aber jetzt hören Sie meinen Rath: gehen Sie ruhig nach Haus, setzen Sie sich auf Ihrem Zimmer fest, und thun Sie im Gefühle Ihrer Unschuld keinen Schritt; da Madame Stieglitz mich sprechen will, so werde ich später hinkommen, mich aber vorher zu Schilderer und Söhne begeben, mich mit dem Chef des Hauses, dessen Arzt und Freund ich bin, über die Sache besprechen und mir auch dort auf dem Comptoir einige Briefe des Herrn Specht ausbitten, es kann vielleicht nichts schaden, die Handschriften ein bischen zu vergleichen. Nun adieu, ich werde der Sibylle nichts von der Geschichte sagen, bis dieselbe, wie ich zu Gott hoffe, geordnet ist."

Ich verließ den Dokter, ging nach Haus und erreichte mein Zimmer, ohne von irgend Jemand gesehen worden zu sein, ich schloß die Thüre ab und begann aufs Neue zu suchen, alles vergebens, ich fand keine Spur von dem Paquet, ich nahm meine Briefe und Papiere vor, ordnete dieselben, las vieles, was ich vorfand, noch einmal durch und so verging mir die Zeit. Mittags wurde an meine Thüre geklopft, doch da ich keine Antwort gab, mich auch Niemand nach Haus kommen sah, so nahm man an, ich sei ausgegangen.

Nachmittags hörte ich Emma auf ihr Zimmer gehen und war im Begriff aufzuspringen und mit ihr zu sprechen, ich brauchte nur die Thüre zu öffnen, die zwischen unsern Zimmern war und konnte ungehindert dem ge

alten grauen Säulen all die frischen Farben, leuchtende Shawls und Mäntel, schillernde Blumen und Bänder, strahlende Augen und goldglitzernde Fächer zu sehen. Graf Bissingen, der umsichtige und allbeliebte Civilgouverneur, hat hier das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, für die Plätze auf dem Dogenpalast ein kleines Eintrittsgeld zahlen lassen und den Ertrag den Anstalten für arme Kinder bestimmt, was diesen unglücklichen Wesen den heutigen Tag zu einem Tag der Freude machte. Unten zieht der Strom des Volkes vorbei, immer fort, ohne Aufhören gegen die Giardini publici, wo die kaiserliche Dampffregatte anlegen und von wo sich die höchsten Herrschaften in einer Staatsgondel nach der Piazetta begeben werden. Hier an der Landungsbrücke bildet das Volk neugierig drängend einen weiten Kreis, und in diesem Kreise sieht man die vielfachen Uniformen des Kaiserstaats, die Generalität und dazwischen die überreich gestickten Röcke der Civilbeamten.

Wie aber jeder Kreis seinen Mittelpunkt hat, jedes Planetensystem seine Sonne — und man kann die Herren mit ihren unzähligen Sternen und Orden für kreisende Planeten ansehen — so auch dieser; und nach diesem Mittelpunkt, dieser Sonne blicken die tausend und tausend Augen des Volks ringsumher, all die glänzenden Uniformen, die wehenden Helmbüsche und die Goldstickereien übersehend, denn in der Mitte dieses Kreises steht ein kleiner, etwas vorn übergebeugter Mann mit klugem Gesicht und lieben klaren Augen, freundlich umherblickend, hie und da einen Bekannten, der sich ehrfurchtsvoll nähert, herzlich begrüßend — Vater Radetzki, der Heldenmarschall. Da wartet der alte neunzigjährige Herr auf seinen Kaiser und Freund, um der erste zu sein, der ihn ehrfurchtsvoll begrüßt beim Eintritt in die schönen Provinzen, die seinem tapfern Säbel, seinem guten Herzen anvertraut sind.

Unterdessen reißt uns der Strom des Volkes gewaltsam mit fort, und ich rette mich in mein Hotel, um im Hof des alten

Palaſtes eine Gondel zu beſteigen und auf den Schauplatz des bewegteſten Leben des großen Canals zwiſchen der Dogana di Mare und den Giardini publici zu fahren. Der Lohnbediente meines Gaſthofs, der mich von früheren Reiſen her kennt und mich deßhalb protegirt, hat mir, allerdings für unſinnig theures Geld, eine Gondel mit zwei Gondolieren verſchafft, „Marigliani," wie er ſagt, die bei der Regatta ihres Preiſes ſicher ſind und wie eine Schwalbe mit mir dahinſchießen werden. „Das iſt aber nothwendig," meint er, „um etwas zu ſehen."

So fahren wir aus dem dunklen Canal unter einem Brückenbogen hinaus, und nachdem wir erſt einige Dutzend mit uns gehender oder begegnender Gondeln, die ein entſetzliches Gedränge verurſachen, überwunden, ſchießen wir in die offenen Lagunen hinaus, aus tiefem Schatten in hellen Sonnenglanz hinein, und es iſt uns hier auf einmal zu Muth, als ſeien wir um ſo viel hundert Jahre zurückverſetzt, und ſähen das venetianiſche Leben in alter Pracht und Herrlichkeit. Mit unzähligen Fahrzeugen iſt die weite Waſſerfläche bedeckt, aber verſchwunden iſt die traurige ſchwarze Farbe der Gondelhäuschen; es ſchillert uns vor den Augen, die weiten Lagunen ſind bedeckt mit Fahrzeugen in allen Farben und glänzen im Sonnenlicht in Gold und Silber, es iſt wie ein Märchen, wie eine Phanthaſie, wie ein ſchöner Traum. Etwas von dem vielfarbigen Gewimmel deutlich zu unterſcheiden, ſind wir noch nicht im Stande, wir heben den Blick empor, und ſehen vor uns die öffentlichen Gärten, die Inſel Giorgio maggiore, die Spitze der Giudecca, die Kuppeln und Thürme von Santa Maria della Salute im Sonnenlicht ſchwimmen, und alles beſteckt mit unzähligen Fahnen und Wimpeln. Wir ſehen die Schiffe rings umher bis hoch an die Maſtſpitzen beflaggt, wir ſehen Gondeln an uns vorüber ſchießen, bei deren reichem Anblick wir erſtaunt auf unſre einfache dunkle Kleidung herabſchauen, — ja,

es ist ein Stück des ehemaligen reichen venetianischen Lebens, welches hier vor unsern Augen aufgeführt wird.

Einige rasche Ruderschläge schnellen uns nach der Landungsbrücke an der Piazetta; dort liegt die kaiserliche Gondel, eben im Begriff, nach den öffentlichen Gärten abzufahren. Es ist ein schimmernder Pavillon von geschnitztem vergoldetem Holz mit immensen Spiegelfenstern; die innern Draperien sind weißer Atlas mit gestickten Goldblumen, das Dach besteht aus Carmesinsammet und trägt oben einen Kranz von Goldlaub mit hohen weißen nickenden Straußfedern; an der Spitze ist eine vergoldete Siegesgöttin, welche zwei Draperien von rothem goldblumigem Sammet hält, die eine Art Vordach des Pavillons bilden, der oben die kaiserliche Krone trägt. Die Gondoliere, alle große schöngewachsene Leute, haben brocatene Unterkleider, Ponceau-Gamaschen mit goldenen Knöpfen, rothsammtene goldgestickte Wappenröcke, die vorn auseinanderfallen und weiß atlassene mit Silber gestickte Tuniken sehen lassen. Das Hintertheil des Schiffs ist eben so reich als zierlich; es zeigt einen kolossalen goldenen Blumenkorb voll grüner Ranken und Blüthen in allen Farben, und wenn wir von diesem Schiff die Blicke staunend nach rechts oder nach links werfen, so sehen wir Fahrzeuge fast von gleicher Pracht in allen Farben schimmernd, in Gold und Silber, mit Fahnen und Wimpeln überladen, mit Stickereien und Blumenguirlanden — daher Geduld, es ist nothwendig, dieses Gewimmel nach einer gewissen Ordnung zu betrachten.

Was sich hier an Fahrzeugen durcheinander treibt, läßt sich in vier Classen eintheilen: die größten Barken mit Pavillons, wie die eben beschriebene kaiserliche, und Häuschen in allen Gestalten; zweitens die Bissoni, jene phantastischen Fahrzeuge, vorn und hinten mit erhöhten Schiffsschnäbeln, die sich aufwärts mit Figuren oder goldenen Stangen verlängern und seltsame Gewinde, Fächer, Flügel, Federbüsche, aus farbigen mit Gold durchwirkten

Gazen gebildet, darstellen; von den Figuren oder Stangen herab hängen Schnüre, von goldenen Kugeln gebildet, oder auch Blumengewinde; die Flanken dieser Schiffe sind ebenfalls reich geschmückt mit farbigen Gazen behängt; zuweilen ist auch diese Verkleidung von schwerem goldgewirktem Sammet, oftmals noch mit langen Fransen versehen, wo es alsdann zur Grandezza gehört, diese Draperien an den Seiten, namentlich aber hinten, wo sich sonst das Steuerruder befindet, wie die lange Schleppe einer vornehmen Dame von ehemals, auf den Wellen nachschleifen zu lassen. Der Name Bissona kommt von Bissa (biscia, Schlange), und wenn man so eine Gondel mit dem langen schmalen Körper sieht, vorn und hinten durch die eben erwähnten Schiffsschnäbel verlängert, durch Draperien über vergoldetes Holzwerk, welches sich in phantastischen Formen durcheinander schlingt und windet, so kann man das Ganze aus der Entfernung — ohne seine Phantasie übermäßig anzustrengen — für eine schillernde, riesenhafte Wasserschlange halten. Die dritte Gattung dieser Fahrzeuge sind die Barchetti, ähnlich den Gondeln, ohne Verdeck; statt aber daß diese schwarz sind, sehen wir jene behängt mit Stoffen in hellen Farben, häufig in Rosa, Weiß, Hellblau und Gelb, und die Ränder des Fahrzeugs sind meistens von künstlichen Blumen bedeckt, die auch rings um das ganze Schiffchen in Guirlanden herabhängen. Die vierte Art sind endlich die gewöhnlichen schwarzen Gondeln, heute sämmtlich ohne Verdeck. In ihnen befinden sich zahllose Zuschauer, und wenn auch einförmig schwarz, tragen sie doch ungemein zur Belebung des ganzen Bildes bei; sie schießen in fabelhafter Schnelle hieher und dorthin, bald allein, bald zu zweien, dreien, vieren, bald in ganzen Flottillen, momentan um eine besonders schöne Bissona gedrängt. Sie sind es, die auf dem glänzenden, spiegelnden Wasser, inmitten der unaussprechlichen Farbenmasse, durchwoben mit Gold- und Silberstreifen die wohlthuenden Schatten darstellen.

Da meine beiden braven Gondoliere ſich mit ihrem kleinen Fahrzeug dicht unter die kaiſerliche Staatsbarke legen, haben wir einen vortrefflichen Platz erobert, und können die Biſſoni und Barchetti, die eilfertig vom großen Canal herrudern, vortrefflich in Augenſchein nehmen. Dort kommt die Barke der Handelskammer, vorn mit dem geflügelten Mercur, vom Pavillon rothe Sammetdecken herabhängend, die lang im Waſſer nachſchleifen; die Gondoliere haben Ueberwürfe von Grün und Gold, auf dem Rücken lange Capuzen, rothe Schärpen und auf dem Kopf wallende Perrücken von dem röthlichen Braun, wie man es häufig auf alten venetianiſchen Bildern ſieht; ſie bewegt ſich etwas ſchwerfällig daher, die Kaufmannſchaft, obgleich ſie ſechs Ruderer hat, und neben ihr vorbei ſchießt ein kleines elegantes Barchetto, mit blauem Sammet verhängt, der auf beiden Seiten ein reich geſticktes Wappen zeigt; ein Herr und eine Dame ruhen nachläſſig in den Atlaskiſſen, und die beiden Gondoliere ſind im alten ächten Geſchmack reich und elegant angezogen, ſie haben Tricots weiß und blau geſtreift, rothſammetene geſchlitzte und mit Puffen verſehene Wämmſer und weiße Barette mit ſchwarzen Federn; dabei ſind dieſe beiden Gondoliere ein paar prächtig gewachſene junge Leute, und wie ſie ſo auf beiden Enden des Schiffchens ſtehen, mit aller Kraftanſtrengung ausholen, kann man nicht leicht etwas Maleriſcheres ſehen. Ihnen folgen andere Barchetti, immer bunter, immer reicher verziert, Gondoliere in weiß und roth geſtreiften Tricots mit gelben Atlaswämmſern, weißen Schärpen, breitem antikem Spitzenkragen, rothen Baretten mit weißen Federn. Die Bemannung dieſer Barchetti befleißigt ſich meiſtens des beſten Geſchmacks, und die Leute ſind ſo gekleidet, wie wir ſie auf Bildern aus der Glanzepoche der Republik zu ſehen gewohnt ſind. Die Biſſoni nehmen ſich ſchon eher die Freiheit, ihrem Geſchmack die Zügel ſchießen zu laſſen, und werden darin oft ein bischen zügellos. So ſehen wir dort eine ſolche ganz chineſiſch verziert und

bemannt; vorn an der Spitze prangt ein buntes chineſiſches Glockendach, die Gondoliere ſind in demſelben Geſchmack gekleidet und haben zum Ueberfluß falſche lang herabhängende Bärte. Nicht übel ausſehend war eine andere Biſſona, welche, ſeltſam genug, den Carneval darſtellte; das Fahrzeug ſelbſt, auf burleske Art mit den grellſten Farben drapirt, die acht Gondoliere Arlequinos in reichen Coſtümen mit ſchwarzen Halbmasken und goldenen Rudern.

Auch die Innungen und Gewerke haben ein übriges gethan und erſcheinen mit reich verzierten Schiffen, ſo die Glasfabrik von Murano, wo die ganze Decoration aus Producten der Fabrik ſelbſt beſteht; die Decken, welche von den Seiten des Fahrzeugs herabhängen, ſind mit Perlenſtickereien bedeckt, auf ihnen ſieht man Blumenſträuße und Guirlanden von farbigen Glasſtücken, von dem Dache des Fahrzeuges herab hängen ſchillernde Gewinde von Glasfäden und die Federn der Gondoliere beſtehen aus demſelben Material. Daß dieſe Gondel eine fabelhafte Wirkung macht, wenn ſie ſich im Sonnenglanze dreht, verſteht ſich von ſelbſt; das glitzert und blinkt, ſtrahlt und leuchtet in allen erdenklichen Farben, und wohin ſie ſich wendet, wirft ſie Lichter von ſich wie ein Haufen koloſſaler Edelſteine. Die Buchdrucker-Innung führt unter vergoldetem Pavillon, von dem blauſammtene Decken herabhängen, eine Buchdruckerpreſſe; die Gondoliere ſind in rothem Sammetwamms, weißen kurzen Hoſen und ſchwarzem Barett. Etwas ſchwerfällig kommen all dieſe größeren Barken und Biſſoni daher, und die leichten eleganten Barchetti ſchnellen oft mit kaum ſichtbarem Ruderſchlag flüchtig bei ihnen vorüber. In dieſen befinden ſich meiſtens die reichen venetianiſchen Familien, und ſie ſind größtentheils auf's geſchmackvollſte decorirt. So ſchießt ſo eben eine Gondel bei uns vorbei, in dunkelblaue mit Silber geſtickte, übermäßig lang nachwallende Sammetdecken gehüllt, und die vier ſchlanken Gondoliere ſind in gelben Atlas gekleidet; zwei

Damen in reichen Pelzen ruhen in den Kissen, während ein kleiner Neger in orientalischem Costüm hinter ihnen einen großen Sonnenschirm über sie hält. Ein anderes Barchetto kommt ihnen entgegen mit blau- und rosafarbigen Gazegehängen, die Gondoliere in Wämmsern von Silberstoff, kurzen weiten rothen Sammethosen und schwarzen spanischen Hüten mit lang herabwallender weißer Feder; in diesem befinden sich zwei Damen mit einem Herrn. Die eine der Damen drüben macht den Gondolieren eine nachlässige Handbewegung, und ohne im scharfen Lauf anzuhalten, ohne die geringste auffallende Bewegung zu machen, fliegt die blaue Sammetbarke wie ein Vogel in einem kleinen Bogen herum, holt die Gondel in Blau und Rosa ein, und beide schwimmen mit einander fort. —

Während wir alle dem staunend zusehen, sind die Staatsbarken und Bissoni, von denen wir so eben gesprochen, längst unserm Auge entschwunden, und andere schöne und ebenso glänzende wieder an ihre Stelle gerückt. Dort kommt eine Gondel mit vier Albanesen in der weißen Fustanella, der goldgestickten rothen Mütze und den blauen reichen Sammetjacken. Ihnen folgt eine überaus phantastische Bissona: die Gondoliere stellen vier Welttheile vor: Europa im venetianischen Costüm, Asien im türkischen, Amerika erscheint als Indianerhäuptling mit Federschurz und eben solchem Kopfschmuck, und Afrika wird durch einen wirklichen Neger repräsentirt, der, wenn er mit dem Ruder ausgreift, grinsend die schneeweißen Zähne zeigt. Aber dort kommt in der That Othello, ein kleines Barchetto, dem alle Gondeln nachschauen und das sich auch wirklich so elegant und phantastisch ausnimmt, wie man nur etwas sehen kann. Das Schiffchen war mit den dunkelsten Carmesinsammetdecken behängt, dabei fast so leicht und elegant gebaut wie eine Regatta-Gondel; die beiden Gondoliere, ausgesucht elegante Figuren in grauseidenen Tricots, dunkelblauen Sammetwämmsern mit gelbem Atlas geschlitzt, regierten spielend

ihre Ruder, und ohne daß man irgend eine Anstrengung sah, flog das leichte Boot dahin. Auf seinen Kissen ruhte ein Mann in weißem Burnuß mit Turban und farbigem Kopftuch und einem broncefarbigen Gesicht mit glänzend schwarzem Bart. Das war offenbar kein Costum, oder wenn sich Jemand in der That den Spaß gemacht hätte, hier als Orientale zu erscheinen, so spielte er seine Rolle mit außerordentlicher Fertigkeit. Der Maure schenkte dem Gewühl um ihn her nur hie und da einen schläfrigen Blick, ließ aber desto eifriger die rothen Kugeln seiner Perlenschnur, die er in der Hand hielt, durch die Finger gleiten.

Vorbei! Auch Othello ist unserm Blick entschwunden, und hinter ihm zieht schwerfällig die Staatsbarke der venetianischen Curie, mit spitzigem Dach, bedeckt von violettem Sammet mit rothseidenen Quasten, hinter den Spiegelfenstern ein Gewimmel der verschiedensten schwarzen Gestalten; die Gondoliere sind von ernstem Ansehen und haben dunkel galonnirte Röcke, kurze Hosen mit weißen Strümpfen, mit einem Wort ein Costüm, das nicht so recht zu der übrigen heitern und lustigen Umgebung passen will. Der Geistlichkeit folgt die Barke der Commune, ebenfalls etwas schwerfällig und wichtig, mit acht derben Ruderern, die sich nur durch Büsche von farbigen Glasfäden auszeichen. Am ernstesten zeigt sich die Gondel des Patriarchen, die ohne den ehrwürdigen Priester, welcher im Dom den Kaiser erwartet, wohl nur zum Staat mitfährt; sie ist von der Form der gewöhnlichen schwarzen Gondeln, hat aber Quasten und Verzierungen von dunklem Roth; die vier Gondoliere sind in braune Sammetröcke mit einfachen Stickereien gekleidet.

So rudert alles umher, und die größern Fahrzeuge legen sich im Kreis um die kaiserliche Staatsbarke, während die Bissoni und Barchetti auf- und abfahren, stets umschwärmt von den zahllosen einfach schwarzen Gondeln, die wie Schwalben hin- und herschießen, und deren Besitzer mit neugierigem Blick die ganze

Umgebung muſtern. Für uns Fremde ſind aber nicht nur die reich verzierten Gondeln von Intereſſe, ſondern auch die ſchönen ausdrucksvollen Geſichter der venetianiſchen Frauen und Mädchen, von etwas blaſſem Teint zwar, aber mit ſeltſam glühenden Augen und dem ſchönen vollen Haar von der eigenthümlichen Farbe, ſchwarz mit einem faſt bläulichen Schimmer. Auch reiche Toiletten ſieht man, viele prächtige Pelze und Sammetmäntel, reiche Shawls, geſtickte orientaliſche Burnuſſe und eigenthümlich geſchnittene Atlasüberwürfe, meiſtens von ſchönen Weibern getragen, die auf dem dichten ſchwarzen, zuweilen auch röthlich ſchimmernden Haar ein kleines kokettes graues Hütchen tragen mit lang herabwallender Straußenfeder. Es ſind das die gefährlichen Kopfbedeckungen, die in dieſem Jahr Mode wurden, und worunter ein glänzendes Auge noch einmal ſo ſchön und deßhalb auch um ſo gefahrbringender hervorblitzt.

Es iſt mittlerweile ungefähr 2 Uhr geworden, und auf einmal hören wir von den Batterien in San Pietro dumpfe Kanonenſchüſſe; unmöglich iſt es zu beſchreiben, welche Bewegung dieſe Signale unter den zahlloſen Gondeln auf den weiten Lagunen, unter der unermeßlichen Volksmenge, welche die Riva bei Schiavoni, die Piazetta und den Marcusplatz bedeckt, hervorrufen. Die Barken beginnen unruhig hin- und herzuſchießen, und die vielfarbige Volksmenge, wo der Nachbar ſeinen Nachbar, der Vordermann den Hintermann auf die lang erſehnten Zeichen aufmerkſam macht, ſich wendet und herumdreht, bringt eine fortgeſetzte Bewegung hervor wie das langſame Dahinrollen einer gewaltigen Meereswelle auf flachem Sandboden. Jetzt beginnt die kaiſerliche Staatsbarke ſich langſam vom Ufer zu entfernen, indem die Gondoliere dort ihre ſchweren Ruder einſetzen, und dieſer Augenblick erzeugt unter den Tauſenden von Fahrzeugen, die in allen Farben ſchillern, ein fabelhaftes Gewimmel; die weite Waſſerfläche iſt hier, wo ſich die Schiffe befinden, kaum mehr

ſichtbar, und bietet nur noch eine buntfarbige, mit Gold und Silber glitzernde Maſſe. Für die Menſchenmaſſe auf dem Platze, ſowie für die zahlreichen Zuſchauer auf der Gallerie des Dogenpalaſtes muß dieſer Moment noch prachtvoller geweſen ſein, und wir ſehen deutlich, wie man im freudigen Erſtaunen mit der Hand und den weißen Taſchentüchern winkt, und hören ein Geſumme und Gebrauſe, welches jetzt ſchon geneigt iſt, in einen Jubelruf überzugehen.

Meine kleine leichte Gondel ſchoß übrigens nicht mit den andern vorwärts, ſondern einer der Gondoliere rief mir zu, er wolle die ganze Maſſe der Schiffe bei uns vorbeilaſſen, damit ich ſie nochmals ſehen könne. „Wir überholen ſie doch alle wieder," rief er er mit großer Selbſtzufriedenheit, und nun war es wirklich intereſſant zu ſehen, wie ſich mein Boot zwiſchen den auf allen Seiten vorbeifliegenden Gondeln hielt. Zuweilen rief es hinter uns oder rechts und links: avanti, avanti! aber da wandte der hintere der Gondoliere nur ſeinen Kopf herum, um von den Nachkommenden augenblicklich erkannt zu werden, die dann lachend und grüßend vorbeifuhren; kam uns irgend ein Fahrzeug etwas nahe, ſo genügte ein leichter Schlag mit dem Ruder ungefähr in derſelben Art, wie ein Fiſch ſeine Schwanzfloſſen bewegt, und wir ließen vorbei, was vorbei wollte. So zog denn die ganze Gondelpracht nochmals an unſern Blicken vorüber, und es hätte tauſend Augen bedurft, um nur den geringſten Theil der reichgeſchmückten Fahrzeuge genau zu betrachten und ſich in's Gedächtniß einzuprägen.

Da jetzt alles vorwärts und auseinander drängte, war die ganze Waſſerfläche bedeckt, und es gab in der That Augenblicke, wo die farbige Maſſe eine Fortſetzung des Ufers ſchien, denn dort wogte es ebenfalls in immerwährendem Drängen und Treiben durcheinander. Endlich begann es, wo wir hielten, lichter zu werden, und als nur noch einige Nachzügler neben uns dahin

liebten Mädchen Aufklärungen über mein Unglück geben; wenn ſie Dich auch nicht liebt, dachte ich traurig, ſo iſt ſie doch Deine Verwandte und wird ſchon darum Antheil an Dir nehmen; ich hatte früher einmal an der Thüre einen Schlüſſel gefunden, doch ehe ich ihn hervorſuchen und aufſchließen konnte, hatte Emma ihr Zimmer ſchon wieder verlaſſen.

Stunde um Stunde verging, wenn auch entſetzlich langſam, aber ich hörte doch die Viertel- und ganzen Stunden ſchlagen, es fing an zu dunkeln, der Himmel, der ſich aufgeklärt hatte, erſchien tief blau und das Funkeln der Sterne, die nach und nach ſichtbar wurden, zeigten mir an, daß es kalt würde, ich fühlte nichts davon, mir war nicht warm aber ich fror auch nicht. Mein einziger Wunſch war, der Doktor möge kommen und ich ſchaute auf die Straße und blickte ſehnſüchtig jeden Menſchen an, der ſich dem Hauſe näherte. Jetzt verließ ich das Fenſter wieder, ging an die Thür und lauſchte, ob Niemand die Treppen heraufkäme. Der Doktor konnte ja dicht bei den Häuſern vorbei und ins Haus gegangen ſein, ohne daß ich ihn bemerkt hatte. Eitle Hoffnung! im Hauſe war es todtenſtill, kein Tritt auf der Treppe hörbar, doch jetzt, halt! ſtieg Jemand hinauf. Ich weiß nicht, warum ich im Augenblick von der Thür wegging und mich auf meinen Koffer ſetzte, der in einer Ecke zwiſchen meinem Kleiderſchrank und

ſchoſſen, ließ der Hintermann meiner Gondel endlich auch ſein Avanti! ertönen, und ſchon nach den erſten drei oder vier Ruderſchlägen flogen wir wie ein Pfeil über das Waſſer dahin, rechts und links die Gondeln, Barchetti und Biſſoni überholend, und nur ſelbſt wieder überholt von ein paar leichten Regatta-Gondeln — kleinen flachen Fahrzeugen, deren Holz kaum ein paar Linien dick iſt, und die ſtatt der Bänke und dergleichen oben ein leichtes Netz von Holzwerk zeigen. Selbſt einem dieſer unvergleichlich flinken Boote, die ſich wahrſcheinlich zur ſonntäglichen Wettfahrt einübten, hielten wir eine Zeitlang Stand, wurden von ihm aber ſchon in wenigen Minuten weit hinten gelaſſen. Allen übrigen kamen wir wieder voraus und legten faſt zu gleicher Zeit mit der Biſſona des Podeſta von Venedig, neben der großen Steintreppe, welche vor den Giardini publici in's Waſſer hinabführt, an. Dieſe Biſſona vor uns, mit weißer, blauer und Roſa-Gaze behangen, alles auf's reichſte mit Silber geſtickt, flog wie ein Lichtſtrahl über das Waſſer dahin; ſie wurde geführt von zwölf Ruderern, in Wämmſern von Goldbrocat, blauen Sammethoſen, weißſeidenen Strümpfen, blauen Mützen mit langer rother Quaſte; ihr folgte die kaiſerliche Gondel, und legte ſich dicht an die Landungstreppe. Meine Gondoliere fuhren ein paar Schiffslängen zurück und legten ſich neben einige Dutzend anderer ähnlicher Schiffchen, deren äußerſtes an einem der Uferpfähle befeſtigt war, das nächſte an dieſes, und ſo fort, wobei es nicht lange dauerte, bis wir mit immer neuen Gondeln, die ankamen und ſich ebenfalls neben uns legten, eine kleine bewegliche Inſel bildeten.

Wir hatten einen der beſten Plätze gewählt; links von uns, an der Landungstreppe der Gärten, lag die kaiſerliche Staatsbarke, einen ſchweren Mittelpunkt von Gold und rothem Sammet bildend, um welchen allmählig die zahlloſen andern Fahrzeuge wie bunte Kryſtalle anſchoſſen und ſo nach und nach in's Waſſer hinein eine Maſſe bildeten, die, wenn man flüchtig darüber hinweg

ſah, wie ein rieſenhafter Teppich erſchien, mit unendlich viel Roth, Gelb und Blau, dabei nach allen Richtungen mit Gold und Silber durchwirkt, der jetzt ſchwer und unbeweglich lag, und deſſen leichte, ſpielende, auf dem Waſſer ſchwimmende Franſen von den immer neu ankommenden Barchetti und Gondeln gebildet wurden. Etwas zur Linken vor uns hatten wir die weite Lagune, die ſich in's offene Meer erſtreckte, mit einzelnen Schiffen, deren Takelwerk mit den bunteſten Flaggen bedeckt war, die luſtig im Winde ſpielten; etwas mehr rechts ſahen wir die Inſel Giorgio maggiore, von wo nach der Dogana di Mare zahlloſe Fahrzeuge mit Fahnen einen förmlichen Molo bildeten; über dieſe lebendige Hafenmauer ragte Santa Maria della Salute hervor, deren Kuppel in Duft und Sonnenglanz ſchwamm. So klar der Himmel über uns war, ſo ſchwebten doch fern über dem Waſſer leichte durchſichtige Dunſtſchleier, welche die Entfernung um ſo weiter erſcheinen ließen; von der Kirche Santa Maria wurde das prachtvolle Rundgemälde geſchloſſen, durch Venedig ſelbſt, die Piazetta mit ihren beiden Säulen etwas verſchwimmend, den Dogenpalaſt röthlich hervor flimmernd und die Häuſer an der Riva dei Schiavoni gegen uns zu immer heller werdend, bis dieſe zuletzt zwiſchen den Maſten und Tauen der vielen Schiffe mit ihren Hunderten von Wimpeln und Fahnen verſchwanden.

Hinter uns über der Ufermauer erhoben ſich die noch immer grünen Bäume der öffentlichen Gärten, und die Hafenmauer ſelbſt war beſetzt mit zahlloſen Zuſchauermaſſen aller Stände; neben dunkelbraunen und rothen Marinari ſah man elegante Damen mit glänzenden Fächern und bunten Sonnenſchirmen; dort erblickte man ganze Schaaren von Weibern und Mädchen aus dem Volk mit ihren gelben und rothen über den Kopf gezogenen Tüchern; hier hatten die Kinderſchaaren Venedigs ihr Contingent geſtellt und trieben auf der Mauer ſitzend Poſſen und Kurzweil, während zwiſchen und hinter ihnen Uniformen, Tſchakos und

Pickelhauben ſichtbar waren. Dieſe ganze vielfarbige und bewegliche Volksmaſſe, Tauſende und Tauſende von Menſchen, ſetzte ſich dem Ufer entlang bis zum Dogenpalaſt und vor demſelben die Piazetta förmlich bedeckend, fort. Alles war in geſpannter Erwartung, und ſo oft von den fernen Batterien ein Schuß herüber krachte oder ein harmloſer Dampfer einlief, gerieth die ganze gewaltige Menge in Bewegung. Auch die Fahrzeuge auf dem Waſſer ließen ſich gern durch dergleichen Zufälligkeiten allarmiren, und wenn irgend eine der großen Staatsbarken eine etwas auffallende Bewegung machte, ſo war augenblicklich das Gewimmel unter der Maſſe von Schiffen unbeſchreiblich; einzelne ausgezeichnete Biſſoni fuhren dabei immerwährend hin und her, um ſich ſehen zu laſſen, und wenn eine ſolche vor der ſchon tiefer geſunkenen Sonne vorbei kam, ſo daß die Strahlen durch die leichten farbigen Gazevorhänge durchſchimmerten und das Gold und Silber derſelben recht beſtrahlten, war dieſer Anblick phantaſtiſch und wunderbar ſchön; namentlich ſchillerte alsdann die weit im Waſſer hängende Schleppe wie der glänzende Flügel einer koloſſalen Libelle.

So war es beinahe 3 Uhr geworden, als die entfernten Kanonenſchüſſe, welche von Minute zu Minute krachten, deutlicher wurden, als die näher liegenden Batterien in dieſe Muſik einſtimmten; ein undeutliches Gemurmel aber, anzuhören wie das Brauſen des Meeres, pflanzte ſich unter der Menſchenmenge wie ein Lauffeuer nach der Stadt zu fort. Jetzt wurde vor uns ein Dampfer ſichtbar, der bei Giorgio maggiore herum kam, reich beflaggt, dann ein zweiter und ein dritter, die alle in ziemlicher Entfernung vom Ufer beilegten und ziſchend den weißen Dampf ausließen. Das Gemurmel und Gebrauſe hinter uns war ſtiller und immer ſtiller geworden, nur zeigten Tauſende von Händen nach den drei Dampfern, und man ſchien ungewiß zu ſein, ob und auf welchem der drei ſich der Kaiſer und die Kaiſerin be-

fänden. Auch die Batterien hatten mit ihrem Schießen aufgehört, und es herrſchte einen Augenblick eine eigenthümliche Stille auf den Lagunen.

Da mit einemmal erſcholl die große Glocke von San Marco mit ſchwerem dumpfem Ton, worauf wenige Secunden nachher von all den andern Kirchthürmen die metallenen Stimmen in allen Klängen zuſammen tönten — ein merkwürdig überraſchendes, ja ergreifendes Geläute. Unterdeſſen waren auch andere Dampfer, ebenfalls beflaggt, angelangt, und jetzt bewegte ſich zwiſchen ihnen hindurch der dunkle impoſante Körper der Dampffregatte „Eliſabeth", welche den Kaiſer und ſeine Gemahlin trug; es war dies das einzige Schiff ohne Flaggenſchmuck, nur am Hauptmaſt flatterte die gelbe kaiſerliche Standarte. Als nun in dieſem Moment die Staatsbarke langſam vom Ufer abſtieß, gerieth alles ringsumher in die tollſte Bewegung; zugleich fing die Batterie wieder an zu ſchießen; das Murmeln der Volksmenge ſchwoll zum lauten Gebrauſe an, und mittlerweile ſchob ſich das große dunkle Kriegsſchiff langſam näher und immer näher; an der Spitze der Gärten wandte es, ging noch ein paar hundert Schritte vorwärts und legte alsdann bei. Daß in dieſem Augenblick alle die bunten Fahrzeuge der Staatsbarke folgten und ſich wie ein reicher Kranz um das hoch emporragende ſchwarze Schiff legten, verſteht ſich von ſelbſt, und es gewährte der ſchwere Dampfer zwiſchen den kleinen beweglichen Gondeln einen ganz eigenthümlichen Anblick. Ehe noch die Staatsbarke an der Schiffstreppe eintraf, legte das Barchetto des bayeriſchen Conſuls dort an, mit dem Prinzen, Bruder der Kaiſerin, die dieſen auf's herzlichſte und freundlichſte empfing.

Die Treppen der Fregatte waren mit rothen Teppichen belegt, und es dauerte eine kleine Weile, ehe die Staatsbarke unten befeſtigt war; dies war abermals ein Augenblick der Ruhe für die Fahrzeuge auf dem Waſſer, für die Menſchen am Ufer, für

die Glockenſtimmen auf den Thürmen. Kaum aber erſchien die Kaiſerin auf der Treppe, begleitet von dem Kaiſer und all den vielfarbigen und glänzenden Uniformen, da tönten die Glocken eifriger als zuvor, da ſalutirten die hinten liegenden Dampfer und die Batterien rings umher, da füllten ſich die Raaen der Kriegsſchiffe mit ihren Matroſen, welche ihre dreimal drei Hurrahs riefen, da flatterten am Ufer Tauſende von Tüchern, da erſcholl von den Gondeln ein donnerndes Evviva, wurde von der Volksmenge am Lande aufgenommen, und pflanzte ſich mit gewaltigem Gebrauſe am Ufer der Lagunen fort bis hinein auf die Piazetta und den Marcusplatz. Als das hohe Paar auf die Treppe trat, ſpielte ein Muſikchor die Volkshymne fort und fort, während ſich die Staatsbarke in Bewegung ſetzte.

Von einem ſchnellen Fahren derſelben war natürlich keine Rede, denn da die umgebenden Fahrzeuge alle vordrängten, um das längſt erwartete Herrſcherpaar zu ſehen, war es den Gondolieren kaum möglich, ihre langen Ruder zu gebrauchen; alles drängte ſich im bunteſten Gewimmel um die kaiſerliche Barke, die ſo nur mühſam, unter immerwährendem Glockengeläute, dem Krachen der Kanonenſchüſſe, dem wilden Hurrah der Matroſen und dem lautern Evviva der Volksmenge vorwärts kam. Nachdem der Kaiſer und die Kaiſerin einen Augenblick im Pavillon verweilt, traten ſie vorn an die Spitze des Schiffes. Der Herrſcher ſtand aufrecht da, ihm zur Seite die Kaiſerin, die ihre Hand auf ſeinen Arm gelegt hatte. Der Kaiſer trug die weiße Feldmarſchallsuniform mit dem Stern und weiß und rothen Band des Stephansordens; die Kaiſerin war in eine Robe von ſchwerem dunkelrothem Seidenzeug gekleidet, hatte einen ſchwarzen Sammetmantel und einen weißen einfachen Atlashut; ſie blickte ſinnend auf das glänzende Schauſpiel rings um ſie her, und auf ihrem feinen, etwas bleichen Geſicht zeigte ſich die Erregung über den Empfang in dem Anflug einer leichten duftigen Röthe.

Bei dem unſäglichen Vorwärtsdrängen aller Fahrzeuge bedurfte es der ganzen Geſchicklichkeit meiner Gondoliere, um der kaiſerlichen Gondel nahe zu bleiben, und dabei nicht zwiſchen den ſchwerfälligern Staatsbarken zerquetſcht zu werden. Doch wie ein Aal ſchoß mein kleines Fahrzeug überall hindurch, und als die Barke mit dem kaiſerlichen Paar dem Ufer zuruderte, flogen wir in einem Bogen um dieſelbe herum, und kamen ſo früher an die Landungsbrücke, um auch hier den Empfang zu ſehen. Für mich war hier am allerintereſſanteſten der alte ehrwürdige Marſchall, der dem Kaiſer entgegen trat und von dieſem freundlich an der Hand gefaßt wurde. Auch die Kaiſerin in liebenswürdiger Herzlichkeit erſparte dem alten, neunzigjährigen Mann das raſche Näherkommen, und als ſie auf ihn zutrat, und er ihr die Hand küſſen wollte, weigerte ſie ſich lächelnd deſſen, und reichte ihm freundſchaftlich die Rechte. Darauf ſchritten der Kaiſer und die Kaiſerin mit ihrem großen und glänzenden Gefolge, empfangen von dem Patriarchen von Venedig, nach der Kirche von San Marco, um dort dem feierlichen Tedeum beizuwohnen.

Für uns Zuſchauer war es unmöglich, auf dem geraden Weg dorthin zu gelangen, weßhalb wir uns von dem dahin ſchießenden Menſchenſtrom fortreißen ließen, um auf einem Umweg durch enge Gaſſen, über ſchlüpfrige Brücken, wo man aber das Erdrücktwerden mehr als das Niederfallen zu befürchten hatte, auf den Marcusplatz zu kommen. Wir langten eben noch zur rechten Zeit an, um den feierlichen Zug vom Portal des Doms über den Marcusplatz nach der kaiſerlichen Burg zu ſehen. Wenn auch noch in Wahrheit geblendet von der Pracht und dem Glanz auf dem ſpiegelnden Waſſer draußen, ſo imponirte uns doch dieſes Schauſpiel hier durch ſeine ernſtere und würdevolle Haltung; lautlos ſtanden die Militärmaſſen, mit den grünen Feldzeichen auf den Tſchakos, an beiden Seiten des koloſſalen rothen Teppichs, der das Pflaſter des ehrwürdigen Marcusplatzes be-

deckte, und als der Kaiſer und die Kaiſerin, voraus dem zahlreichen Gefolge vorübergingen, klang die Militärmuſik gewaltig wie in einem Feſtſaal, ſenkten ſich die Fahnen, dröhnte das Evviva über den weiten Platz hin und erklangen die Glocken von San Marco in tiefen melodiſchen Tönen — es war ein prachtvolles Enſemble, eine ergreifende Decoration, die ich nie vergeſſen werde.

2.

Die Illumination.

So gelungen das Feſt des Empfangs in Venedig war, und ſo viele Mühe ſich auch die Theilnehmer gegeben hatten, in aller erdenklichen Pracht zu erſcheinen, hatten doch alle dieſe volle Urſache, dankerfüllt gen Himmel zu blicken, denn ohne das herrliche Wetter, welches die Feſtlichkeiten in reichem Maß begünſtigte, wären all die unſäglichen Anſtrengungen doch gewiß nicht ſo zur Geltung gekommen. Ein klarer blauer Himmel ſpannte ſich ſchon Morgens über die Stadt der Lagunen; um die Mittagszeit war es ordentlich warm, und als die Sonne gegen Abend hinter der gewaltigen Kuppel von Sta. Maria della Salute, den Horizont vergoldend, hinabſank, gab ſie noch extra und gratis ein himmliſches Schauſpiel, welches, namentlich für uns Fremde, das der Menſchen noch übertraf. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie wunderbar ſich, von den Riva dei Schiavoni aus geſehen, die dunklen Conturen der Giudecca und der Inſel San Giorgio maggiore von dem glühenden Abendhimmel abhoben, wie das Sonnenlicht auf dem ſpiegelnden Waſſer dunkle Schatten und glänzende Streifen bildete, wie die letzteren ordentlich aufloderten, wenn eine Barke oder Gondel mit raſchem Ruderſchlag vorbeiſchoß, — und erſt das Durcheinander der Hunderte von Maſten und Tauen ein zierliches Netzwerk bildend, Gewebe rieſenhafter Spinnen, die im Sonnenglanz aufgehängt ſind, und von der leichten Fluth hin- und herbewegt werden. —

Endlich war die Sonne verſchwunden, die Gluth über dem fernen Meere erblaßte, und am dunkelwerdenden Himmelsgewölbe ſprangen geſchäftig die Myriaden von Sternen empor. Aber wenn auch die Nacht das fernher brauſende Meer und das Land rings um die Lagunen mit dunklem Schleier bedeckte und zur Ruhe ermahmte, ſo hatte ſie doch vorderhand noch keine Macht über Venedig ſelbſt, das, je dunkler es rings umher wurde, deſto heller im Glanze von tauſend und abertauſend Lichtern und Flammen funkelte. In dieſem Augenblick die Königin der Meere, einſam im Waſſer thronend, aus der Vogelperſpective ſehen zu können, müßte ein wahrhaft feenhafter Anblick geweſen ſein; war es doch für uns, die wir beſcheiden auf unſern Füßen am Boden wandelten, ſchon überraſchend und herrlich genug.

Die Menſchenmaſſen, welche ſich nach dem Einzug einige Ruhe gegönnt, ſtrömen jetzt wieder um ſo gewaltiger aus den Gaſſen und Canälen nach der Piazetta und der Riva dei Schiavoni, wo auch wir unſre Wandlung beginnen wollen. Von den öffentlichen Gärten an bis zum Dogenpalaſt waren die Häuſer des gewaltigen Bogens in den Fenſtern aller Stockwerke auf's Reichſte illuminirt und warfen ihren Schein weit über das Ufer in die Lagunen hinein; eine hübſche Abwechslung machten hier die hell und weiß glänzenden Gaslichter zwiſchen der dunklern Flamme der Wachsfackeln und der tiefrothen Gluth der Pechpfannen; dabei brachte es ſchon die willkürliche Bauart der venetianiſchen Häuſer mit ſich, daß die Fenſter in der ganzen Reihe keine langen Feuerlinien bildeten, ſondern, jedes für ſich beleuchtet, daſtanden. Hie und da war auch auf's Artigſte die Architektur verſchiedener alter Gebäude mit Lichtern nachgebildet, und die hohen Bogenfenſter mit ihren phantaſtiſchen Verzierungen machten ſich wirklich prachtvoll; reich und eigenthümlich erſchien das große Hotel Danieli, dieſer alterthümliche rieſenhafte Palaſt, der unter andern, wodurch er ſich auszeichnet, auch das Glück hat, mich

beherbergen zu dürfen. Seine Beleuchtung bestand in dunkelroth glühenden Lampen, die massenhaft angebracht waren, und so nahm er sich zwischen den zahllosen weißen, reich blitzenden Gasflammen aus, wie, umgeben von Brillanten, ein düster blickender Rubin. Der alte ehrwürdige Dogenpalast schien jede Beleuchtung verschmäht zu haben, und ich glaube, das war von denen, welche die Arrangements getroffen, recht verständig gehandelt, denn ich habe seine kühnen lustigen Arkaden, sowie die gewaltige Masse seines Oberbaues nie in eigenthümlicherer und phantastischerer Beleuchtung gesehen als heute Nacht, wo diese ernste Masse angestrahlt war von den Hunderten im Winde hin- und herwehender Gasflammen der Piazetta. Hier standen in zwei Reihen bis zur Marcuskirche mächtige Kandelaber, oben mit großen sich nach der Spitze zu verjüngenden Bronzekränzen, an denen Lichtträger, wie kleine Füllhörner geformt, befestigt waren; diese Füllhörner hatten keine Brenner, sondern oben weite Oeffnungen, aus denen eine große spielende weiße Flamme hervorbrach. Ich kann diese eigenthümliche Beleuchtung nur mit Pechkränzen vergleichen, während aber das Licht, statt dunkelroth blendend, weiß brannte. Aus der Entfernung betrachtet, sahen die 36 Flammen jedes dieser Kandelaber wie ein einziges strahlendes Feuerbouquet aus. Daß die Piazetta hiedurch taghell erleuchtet war, brauche ich wohl nicht zu sagen; man sah die kleinsten Details an der reichen Architektur des Dogenpalastes, bis hoch hinauf zu der maurischen Dachkrönung. Besonders schön erschienen die beiden Säulen des Platzes, sich hell bestrahlt von dem dunklen Nachthimmel abhebend, und wenn ein leichter Wind von der See her mit der Gasflamme spielte, sah es aus, als bewege sich der heilige Theodor, erstaunt auf das Getreibe unter ihm herabblickend, und als schüttle der Löwe vom San Marco seine bronzenen Mähnen.

Folgen wir der Menge auf den Marcusplatz. Die weite

Fläche desſelben iſt nur von den ringsumher angebrachten Gasflammen erleuchtet; vielleicht, um eine Steigerung für morgen zum Karnevalsfeſte zu haben, fehlen die Kandelaber auf dem Platz ſelbſt, aber unter den Arkaden der alten und neuen Procurazien leuchtet und ſtrahlt es auf fabelhafte Art; die Fronte der Bogen derſelben iſt durch Gasflammen nachgebildet, und manche zeigen im Brillantfeuer die Namen der dahinter liegenden Cafes und Magazine; unter den Bogen ſelbſt aber hängt ein Kronleuchter neben dem andern, bald mit Wachskerzen, bald mit Gasflammen leuchtend. Von der Mitte des dunklern Platzes aus betrachtet, iſt das der eigenthümlichſte Anblick, den man haben kann; wenn auch die Fenſter um den weiten Platz lange unterbrochene Feuerlinien bilden, ſo ſind ſie doch matt erleuchtet im Vergleich zu dem wirklich fabelhaften Glanz, der unter den Arkaden hervorbricht, von den oben erwähnten Kronleuchtern ausgehend, ſowie von den glänzenden Magazinen ſelbſt, die heute doppelt und dreifach erhellt ſind. Es ſahen dieſe mit ihren leuchtenden Kryſtall-, Silber- und Goldläden aus, wie ein einziges mit unermeßlichen Reichthümern beſetztes Schatzgewölbe von einem Ende des Platzes bis zum andern, wie angehäufte Maſſen von Goldketten und Edelſteinen. Der Dom von San Marco war auf eigenthümliche Art erleuchtet: von dem Dach herab hingen vor ſämmtlichen Bogen der Fronte, vor ſämmtlichen Portalen und Thüren antike venetianiſche Kronleuchter von ungeheuren Dimenſionen an ſchweren Ketten herab, die Kronleuchter waren mit zahlreichen Wachskerzen beſteckt, und wenn ſie ſich, ſo lang herabhängend, zuweilen langſam drehten, ſo glitzerten und funkelten die Kryſtallarme und herabhängenden Glasſtücke in den bunteſten Farben. Die oberen Gänge und Plattformen der Kirche waren mit weißen Wachsfackeln beſteckt, und hier nahm ſich die Beleuchtung, namentlich vor den Halbbogen mit den Moſaikbildern in ſo wohl erhaltenen Farben, außerordentlich ſeltſam aus. Dieſe Moſaiken mit

meinem Bett ſtand. Ohne daß ich geſehen wurde, hatte ich im Spiegel die Thür des Zimmers vor mir, ein Lichtſtrahl fiel jetzt durch das Schlüſſelloch, ein Hauptſchlüſſel wurde eingeſteckt, die Thür öffnete ſich langſam und der Buchhalter ſtreckte ſeinen Kopf in's Zimmer und ſah ſich flüchtig um, ob ich da ſei. Im erſten Augenblick dachte ich, ob ich auf ihn zuſtürzen ſolle, ihn in's Zimmer hineinziehen und mit Gewalt das Geſtändniß abpreſſen, daß er mich verläumdet habe, doch konnte ich nicht von der Stelle, ich hielt den Athem an und die Thür ſchloß ſich wieder.

Kurze Zeit darauf hörte ich abermals Schritte auf der Treppe — wieder nicht der Doktor. Es war ein leiſer Tritt, der heraufkam — es war Emma, die in ihr Zimmer ging, ſie hatte ein Licht bei ſich, denn ich ſah deutlich, wie auf dem gegenüberliegenden Hauſe der Schein ihrer Fenſter ſichtbar wurde. Jetzt ſah ich auch ihren Schatten — dachte ſie vielleicht wohl an mein Unglück? ich ſtand langſam auf und ſagte zu mir: „Du mußt mit ihr ſprechen.“ Schon hatte ich die Hand nach dem Schlüſſel ausgeſtreckt, den ich in ihrer Abweſenheit in das Schloß gebracht und wollte ihn umdrehen, als ich hörte, wie vom Gange her ihre Stubenthür geöffnet wurde.

„Was wollen Sie?“ hörte ich ſie ſagen und vernahm die Stimme des Buchhalters, welcher antwortete: „nur

ihren glitzernden goldenen Plättchen, greller beleuchtet als bei Tag, traten in der dunklen Nacht glänzend hervor und sahen in den finstern Steinrahmen unter den schweren düstern Kuppeln wie strahlende riesenhafte Transparente aus.

Kaum ist es uns möglich, durch das Menschengewühl, das in den Arkaden herrscht, vorwärts zu kommen. „Man glaubt zu schieben, und man wird geschoben," und wenn man sich von der Masse mit fortreißen läßt und sich nicht auf den leeren Marcusplatz rettet, so wird man von dem plaudernden, lachenden, sich verwundernden Menschenstrom um den ganzen Platz herumgetrieben bis wieder auf die Piazetta, um hier, was das Getümmel anbelangt, vom Regen in die Traufe zu kommen. Die Arkaden, die Logen des Dogenpalastes, die Piedestale der beiden Säulen, die breiten Steinplatten des Ufers sind dicht mit einer jubelnden Menschenmenge besetzt; denn während wir unsern Spaziergang auf den Marcusplatz machten, haben sich auf der Giudecca, der Insel San Giorgio maggiore, auf San Servola, ja bis zum Kloster der Armenier hin, tausende und tausende von Lichtern entzündet; die Häuser an der Riva bei Schiavoni bis zu den Giardini Publici hinauf strahlen in noch hellerem Glanz als zuvor, es sind noch andere reichere Gaskandelaber entzündet worden, die mit herabgebogenen Röhren auf eine sinnreiche Art förmliche Kaskaden von Feuer bilden. Sie gewähren aber in diesem Augenblick eine prächtige Dekoration, das dunkle Wasser mit einem vollkommenen Feuerkreis umschließend, auf dem die Schiffe des Hafens, die heute angekommenen Dampfer, sowie vor allem das kaiserliche Wachtschiff, ein herrliches Schauspiel geben; im Feuer nachgebildet erscheinen Masten und Takelage, und statt der Wimpel sieht man bunte Laternen und bengalische Flammen. An der Dogana di Mare liegt eine große Barke, deren Feuerwerk einen unbeschreiblichen Eindruck macht; ihre Wände ringsum netzförmig mit weißen Gasflammen bezogen, bilden einen kolossalen Korb,

der ſich nun auf einmal durch die reichſte Beleuchtung mit bengaliſchen Flammen, wie mit den bunteſten Blumen füllt; es iſt in der That großartig, und ein Schrei des Entzückens jauchzt aus tauſend Kehlen rings vom Ufer der Stadt und den Inſeln empor. Immer neue der brillanteſten Farben erſcheinen dort, roth, gelb, weiß, violett, namentlich blau, von einer Stärke und Kraft, gegen welche das Ultramarin eine matte Vergißmeinnichtfarbe iſt, und wenn aus den Schalen, in denen das Feuer brennt, einzelne Feuerflocken in das Waſſer herabfallen, ſo iſt es, als ſtreue dieſer rieſenhafte Blumenkorb Blätter und Blüthen nach allen Richtungen herab. Dabei dient das glatte Waſſer als dankbarer Spiegel, und rings umher miſchen ſich auf den wiederſtrahlenden Fluthen all die verſchiedenen Farben durcheinander und erſcheinen etwas matter, ſo den weißglänzenden Korb mit ſeiner blendenden Blumenpracht noch ſtärker hervorhebend. Die Kriegs- und anderen Schiffe rings umher werfen hoch an den dunklen Nachthimmel Raketen hinauf, die ſich mit ihrem langen feurigen Strahl freundlich gegen die Stadt neigen und Sterne von allen Farben über die jauchzende Menſchenmaſſe ausſchütten. — Jetzt mit einemmal flammt das kaiſerliche Wachtſchiff in einer faſt geſpenſterhaften Beleuchtung, von der Spitze des Schiffes, den Raaen, den Maſten leuchten plötzlich weiße bengaliſche Flammen und laſſen die ſich hin- und herbewegende Mannſchaft wie dämoniſche ſchwarze Geſtalten hervortreten — das Bild des fliegenden Holländers, wie er in wilden Sturmnächten an den brandenden Küſten geſehen wird, ohne Segel, ohne Bewegung, mit den geiſterhaften weißglänzenden Meerlichtern.

Prächtig iſt von all den Feuern ringsum das Waſſer der weiten Lagunen beleuchtet, und wie dunkle Schwalben im hellen Sonnenlicht ſchießen die ſchwarzen Gondeln hin und her. Auch wir beſteigen eine, um den großen Canal entlang zu fahren; hier iſt das alte Venedig in ſeiner geheimnißvollen düſtern Poeſie; in

gutgedachter Weise sind die Lichter nicht in den Fenstern der Häuser selbst angebracht, sondern beleuchten von eisernen Trägern, die aus der Mauer hervorragen, die schönen prachtvollen Fronten der alten Paläste. Hie und da sieht man auch die weiten Hallen von innen mit strahlenden Kronleuchtern erhellt, und da treten die schön durchbrochenen Steineinfassungen der hohen Spitzbogenfenster deutlich hervor; man denkt bei diesem Anblick an die vergangene Zeit, man glaubt, die venetianische Nobiltà feiere irgend eines ihrer glanzvollen Feste, und man strengt das Ohr an, um die lärmende Musik, den Jubelruf und das Klingen der Gläser zu vernehmen — aber alles ist still und todt wie immer auf dem Canale grande. Wohl sind die kunstreich verzierten Thore weit geöffnet, wohl hängen bunte Teppiche von den Steintreppen ins Wasser herab, beleuchtet von der dunklen Gluth der Pechfackeln, die in den eisernen Mauerringen stecken, aber die Eingangshallen sind ebenfalls öde und leer; man schaut nicht das Gewimmel zahlreicher phantastisch gekleideter Diener und Pagen; man sieht keine verzierten Gondeln anfahren, keine Damen aussteigen in dunkle Seide gehüllt, mit kleinen schwarzen Sammetmasken — jene reiche gewaltige Zeit ist vorüber, die erleuchteten Hallen und Bogenfenster schauen fast unheimlich still in die schwarze Nacht hinaus, und statt des Klangs der Mandoline, statt verliebten Gesanges hören wir nur das leicht wogende Wasser der Lagune, wie es an die Steinmauern klatscht und fast traurig, als fühle es den Unterschied zwischen damals und jetzt, die schweren Fransen der Teppiche auf und ab wiegt. Die beiden, der alte Teppich und das Wasser des Canals, sind aber auch langjährige Bekannte, und haben andere Tage und schönere Nächte gesehen. — Vorbei!

Wir erreichen die neue Gitterbrücke, die beim Campo S. Stefano, ein lange gefühltes Bedürfniß befriedigend, über den Canale grande gespannt ist. So zweckmäßig diese Passage für den Verkehr ist, so nimmt sich doch das nüchterne Eisenwerk hier

zwiſchen den wunderbaren Paläſten am Tage nicht ſonderlich gut aus; heute in der Nacht dagegen iſt ſie, reich illuminirt, ein Glanzpunkt in der Beleuchtung des Canale grande. Sie bildet unten einen langen Bogen von röthlich ſchimmernden Lampen, das Gitterwerk hingegen zeigt ſich in weißen Gasflammen. Wir ſchießen unter ihr dahin und gelangen an die Biegung des Canals, zu den beiden prachtvollen Paläſten der Foscari und der Balbi, letzterer herrlich beleuchtet; wir ſuchen dann zu unſerer Rechten die wunderſchöne Cà Dora, deren reiche Architektur ſich im Fackelglanze noch phantaſtiſcher zeigt. Endlich erreichen wir den Rialto, deſſen ſeltſamer Bogen durch Lampenreihen nachgebildet iſt und ſich deßhalb noch beſſer ausnimmt, da hinter dieſer berühmten Brücke alle Beleuchtung aufhört, und ſich ſo der ſtrahlende Bau auf dem ſchwarzen nächtlichen Hintergrund um ſo glänzender abhebt.

Wenn auch, wie ſchon bemerkt, die Paläſte und Häuſer am Canale grande ſämmtlich reich beleuchtet waren, ſo machen ſie uns doch bei der Dunkelheit und Stille der Waſſerſtraße einen melancholiſchen, faſt peinlichen Eindruck; wir vermiſſen die ſo nothwendige Staffage einer Illumination: wir hören keine jauchzende Volksmenge, keinen Jubel, keine lärmenden Stimmen, wir ſehen keine beſtrahlten Geſichter, keine glänzenden Augen, die nach den Häuſern emporblicken; wir fühlen nicht das wohlthuende Gedränge der Menſchen, die an uns vorbeiſtreifen, die ſich mit uns freuen — wir fahren einſam und allein auf dem ſchwarzen Waſſer dahin, das nur in der Nähe der Häuſer ein wenig leuchtet, und nur hie und da den röthlich zitternden Strahl einer Pechfackel zurückwirft, die an eiſernem Träger vielleicht gerade über dem Canal ſchwebt, wie begierig, ihr Bild in der Fluth zu erſchauen. Was wir treffen, ſind andere gleich der unſern ſchwarze Gondeln mit dunklen unkenntlichen Geſtalten; wir könnten dicht bei einem Freunde, einem Bruder vorbeifahren, wir würden ihn nicht er-

kennen und deßhalb nicht im Stande ſein, ein freundliches Wort mit ihm zu wechſeln. Alles iſt ſtill, öde, faſt unheimlich, und was wir hören, iſt nur das leichte Rauſchen der Ruder im Waſſer, oder der melancholiſche Ruf der Gondeliere, ihr warnendes: oh quel Giovanni! Sciar stallo! Sciar premi! — wenn ſie rechts oder links hervorſchießen.

Wir verlaſſen hier den Canale grande, um durch kleine Seitencanäle nach dem Theater La Fenice zu gelangen. In dieſen engen Waſſerſtraßen iſt es nun finſter und ſtill, wie allzeit zur Nacht in Venedig; wohl huſchen einzelne Gondeln wie ſchwarze Schatten bei uns vorüber, die Gondeliere rufen einander leiſe zu, und wenn ſie ausweichen, rauſcht das Waſſer eigenthümlich. An dieſen hintern Seiten der Häuſer, bei denen wir vorüberfahren, iſt nur ſelten ein Licht ſichtbar, und wo eine Gasflamme in die finſtern Canäle hineinſcheint, iſt ſie ſcheinbar nur dazu da, die Nacht ſichtbarer zu machen; zuweilen ſehen wir vor uns einen Lichtſtreifen dicht an der Mauer auf dem Waſſer, da ſitzt vielleicht ein einzelner Gondolier auf ſeiner Gondel, beim Schein einer Laterne ſein Abendbrod zu verzehren. Nachdem wir uns ziemlich vom großen Canal entfernt, fängt es vor uns an heller zu werden, auch fahren wir nicht mehr ſo einſam daher wie vorhin; aus verſchiedenen Seitencanälen ſchießen zahlreiche Gondeln einher, häufig mit Gondolieren in reicher Livree, und wenn wir in eines der ſchwarzen Häuschen hineinblicken, die bei uns vorbeikommen, ſo bemerken wir farbige Mäntel und leuchtende Damengarderoben.

Wir nähern uns dem großen Theater Venedigs, wo heute Abend Theatre Paré ſtattfinden wird. Il Teatro verra per cura del Municipio illuminato straordinariamente, und dieſe Beleuchtung fängt ſchon auf dem Platz vor La Fenice an, wo eine gedrängte Menſchenmenge durch große Gascandelaber taghell beleuchtet, die Ankunft des Kaiſers und der Kaiſerin erwartet. Wir folgen dem Strom der heranziehenden Menge und treten mit ihr in das

blendend erhellte Gebäude, wo wir in ein Spalier von Herren mit schwarzen Fräcken und weißen Halsbinden, und von Beamten in glänzenden Uniformen gerathen. Mit Mühe drängen wir uns zum Parterre durch in den Zuschauerraum, der uns in außerordentlichem Glanz entgegenstrahlt; einen Augenblick steht man da staunend und geblendet, und das ging mir, obgleich ich schon viele reich beleuchtete Theater gesehen, doch gerade so wie den andern. La Fenice ist aber auch so schon das reichste und eleganteste Theater von ganz Europa; zu dem heutigen Fest war es eigens restaurirt worden, und jetzt, wo die phantastischen Vergoldungen auf dem weißen Grund wieder so leuchtend hervortreten, und im Glanz der Hunderte von Wachskerzen, welche die Bogenbrüstungen zieren, konnte man nichts zierlicheres und reicheres sehen.

La Fenice brannte, wenn ich mich nicht irre, in den dreißiger Jahren ab, und es war das, trotz des vielen Wassers ringsumher, eine Feuersbrunst, die drei Tage dauerte, worauf man gleich anfing das Theater wieder aufzubauen; wie es sich für einen Phönix geziemt, erstand es in größerer Pracht wieder aus der Asche. Die Treppen und Corridors sind bequem, ohne viel Verschwendung von Raum, der ja hier im Innern Venedigs so überaus kostbar ist; der Zuschauersaal hat bei einer ganz gehörigen Tiefe, Breite und Höhe fünf Logenreihen, und ist sehr akustisch gebaut; seine außerordentliche Eleganz und Zierlichkeit, sein Reichthum sind nicht durch gewaltige Decorationsmittel hervorgebracht, weder durch einzelne hervorspringende Logenreihen, noch durch Statuen, noch durch reiche Sammetvorhänge; hier ist alles glatt und einfach, aber eben in dieser einfachen Eleganz und in den so richtigen und wohlthuenden Verhältnissen liegt die anziehende Schönheit des Hauses. Der Grundton ist glänzend weiß, die Logenbrüstungen haben gemalte Amoretten, doch ist jede einzelne mit einem Netz von Goldranken umgeben, das, unten anfangend, sich rings um das Haus verzweigt, durch alle Stockwerke hinauf rankt und oben

an der Decke, welche das blaue Himmelsgewölbe darstellt, in hundertfachen Windungen emporflatternd, einen leicht schimmernden Kranz von Goldfäden und Blumen bildet; die kaiserliche Loge ist im Hintergrund des Hauses, gegenüber der Scene, ein fabelhaft strahlendes Gemach von Vergoldung und kolossalen Spiegeln, vor denen auf gewaltigen Armleuchtern unzählige Kerzen flimmern.

Die Herren mit ihren schwarzen monotonen Fräcken hatten sich überall bescheiden zurückgezogen, und so war denn ringsumher über dem leichten Goldkranz der Verzierung und Blumen ein anderer eben so strahlender Kranz — die schöne venetianische Damenwelt in ihren blendenden Toiletten sichtbar; das war ebenfalls eine fortgesetzte Blumenguirlande in Weiß, Rosa, Gelb, Seegrün, Hellblau, durchwirkt mit kostbaren Spitzen, Perlen und Brillanten, daraus hervorglänzend die wunderbaren venetianischen Haare, besteckt mit Blüthen und Bändern, und unter diesen die so eigenthümlich leuchtenden Augen. Ja es ist in der That etwas eigenthümliches um diese venetianischen Augen, sie sind, wie die spanischen, unbeschreiblich, und man könnte ebenfalls sagen, sie erscheinen uns wie ein Gemisch von schwarzem Sammet und lodernden Feuer.

Jetzt beginnt das Parterre in Bewegung zu gerathen, und auch die Damen auf allen Rängen wenden ihre Blicke der kaiserlichen Loge zu. Der Kaiser und die Kaiserin erscheinen, beide begrüßen freundlich das sich erhebende Publicum und werden von lautem Evviva und lang andauerndem Händeklatschen empfangen. Der Kaiser ist wie immer in Uniform, die Kaiserin trägt eine weiße silbergestickte Robe, und ihr Kopfputz, ein Kranz von feinen duftigen Ranken und Gewinden, wird oben von einem strahlenden Diadem gehalten und rahmt leicht und angenehm ihr Gesicht ein; sie scheint auch durch diesen Empfang erregt, und ein leichtes Roth zeigt sich auf ihren Zügen.

Das Orchester spielte die Volkshymne, und als nun der Vor-

hang emporrauscht, sehen wir sämmtliche Sänger und Sängerinnen, sowie den ganzen Chor der Oper Gemma di Vergi Il Conto di Vergi neben Gemma, sua moglie ripudiata und Ida di Gerville, seiner neuen Gemahlin, auch den Araber Tamas, einträchtig neben einander stehen, eine tiefe Verbeugung machen und dann in die Volkshymne einstimmen. Die Oper selbst nahm begreiflicherweise nicht sehr die Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch, vielmehr blieben alle Blicke auf der kaiserlichen Loge haften, und namentlich schienen sich die venetianischen Damen aufs genaueste ihre hohe Souveränin zu betrachten. Es war ungefähr 12 Uhr, als sich ihre Majestäten erhoben, um die Loge zu verlassen.

Nach all dem Lärm und all den glänzenden Festlichkeiten des heutigen Tages, fast betäubt und ziemlich erwüdet, war es mir wohlthuend, aus dem strahlenden Lichtmeer hinweg, durch die in der Nähe des Theaters schon stiller werdenden Straßen, nach meiner einsamen Stube zu wandeln. Auf dem Marcusplatz war indessen noch Leben und Helle genug; die Piazetta lag schon dunkler, und als ich um die Ecke des Dogenpalastes bog, empfing mich die tiefe schweigende Nacht; nur die gewöhnlichen Gasflammen brannten an dem Ufer entlang, vom Winde bewegt, aber nur eine zweifelhafte Helle gebend. Wie ich immer zu thun pflege, blieb ich auch jetzt einen Augenblick auf der Brücke stehen, von wo man in den finstern Canal hinabsieht, der, gebildet von einer Seite des Dogenpalastes und dem Justizgebäude, hoch überwölbt ist von der Seufzerbrücke, deren kühnschwebende Massen von weißem Marmor heller durch die Nacht leuchten. Es ist wohl der Gedanke an all das Schreckliche, von dem diese finstern Mauern zu erzählen wissen, was uns so fest und leicht an diese Stelle bannt und es auch der Phantasie so leicht macht, das einzige Gitterfenster der verhängnißvollen Brücke mit Gestalten zu bevölkern, die dort vorüberschweben und mit Blicken der Verzweiflung nach den Lagunen hinüberstarren, dort hinaus, wo das weite freie Meer rauscht. Tief unter mir

iſt das Waſſer ſo traurig, dunkel und ſtill, und mit vollem Recht, denn auf der einen Seite ſchleift es vorüber an jenen unterirdiſchen Gefängniſſen ehemaliger barbariſcher Zeiten, und an der andern berührt es ja die finſtern Mauern des Juſtizgebäudes der einſtigen Republik Venedig, welche durch die Seufzerbrücke hoch oben in ſo gräßlicher Verbindung mit einander ſtanden. — Selbſt ein Licht, welches von fern her auf dem Waſſer leuchtet, erſcheint hier wie das traurige Lächeln eines Verdammten, und man thut beſſer, den Blick nach oben zu wenden, wo vom dunklen Nachthimmel tauſend glänzende Sterne leuchten.

3.

Ein Stückchen Carneval.

Da es mir durch meine viele Reiſen vergönnt war, faſt alle die verſchiedenen berühmt gewordenen Faſchingsfeierlichkeiten der meiſten großen europäiſchen Städte mit Ausnahme derjenigen Venedigs anzuſehen, ſo war ich um ſo geſpannter darauf, ein Stück venetianiſchen Carnevals, wenn gleich nur improviſirt für die Anweſenheit des Kaiſerpaars, zu erleben. Es iſt aber außerordentlich ſchwer, eine ſolche Feſtlichkeit außer der Saiſon hervorzurufen, und wenn auch der gute Wille da iſt, kann ſich doch niemand zwingen, an einem gewiſſen Tage den geſteigerten Jubel, den ausgelaſſenen Scherz von heute auf morgen hervortreten zu laſſen, der ſich beim wirklichen Carneval nur nach und nach entwickelt und erſt am letzten Tage den Culminationspunkt erreicht, weßhalb man denn auch am 26. Abends bei Dunkelwerden den Marcusplatz, als die Hauptbühne des hieſigen Faſchinglebens, nicht mit allzu großen Erwartungen betrat. Der Anblick des Platzes ſelbſt lohnte aber allein ſchon der Mühe, ein paar Stunden hier auf- und abzuwandeln, denn heute war die Beleuchtung vollkommen, und gewährte einen ſchönern Anblick, als ihn irgend eine andere Stadt der Welt unter ähnlichen Verhältniſſen zu

bieten vermag. Es ist der eigenthümliche Zauber, welcher über ganz Venedig liegt, der sich in lauter poetischen Eigenthümlichkeiten ausprägt und uns auf dem einzelnen Canal, auf jeder der vielen wunderlichen Brücken überraschend vor Augen tritt, der uns hier mächtig ergreift und uns die alte Lagunenstadt in ihrer Beleuchtung über alles ähnliche stellen läßt.

Ich habe auch den Concordiaplatz in Paris bei ähnlichen Veranlassungen gesehen, sowie in Rußland die wirklich großen glänzenden Illuminationen von Peterhof, alles das feenhaft strahlend im Glanz unzähliger Gasflammen und buntfarbiger Lampen: aber wenn auch der Ausspruch Goethe's: „man merkt die Absicht und man ist verstimmt," hier zu stark erscheinen sollte, und in der That vielleicht nicht ganz passend, so weiß ich mich doch, der grandiosen Einfachheit des Marcusplatzes gegenüber andern Beleuchtungen der Art, nicht besser auszudrücken. Dort sieht man, wie ich vorhin schon bemerkte, eine blendend überraschende Illumination, alles kunstreich und geschmackvoll geordnet an eigens dazu aufgerichteten Gerüsten, an den Bäumen, an den riesenhaften Fontänen, an den umherliegenden Palästen, in Peterhof namentlich die in ihrer Art wunderbare Beleuchtung der Gewässer und Seen, welche die verschiedenen Schlösser umgeben; aber gerade dies kunstreich Arrangirte, dies Gemachte ist es, was uns für die einfache und dennoch so edle und glänzende Beleuchtung des Marcusplatzes in Venedig einnimmt. Dort ist Kunst, hier ist Natur. Dort wird morgen der ganze Illuminationsapparat verschwunden sein oder es werden uns die nackten Gerüste nüchtern entgegenblicken, dort wird von All den so phantastisch und kühn aufgebauten Pavillons und Schlössern aus weißem Feuer und bunten Lampen nichts mehr übrig bleiben als ein Gewirr von Stangen und ausgebrannten Schalen; hier aber ist die prachtvolle Decoration rings um den großen Platz unvergänglich, und wenn auch nach einigen Stunden alle Lichter erloschen sind und nur

in einer wichtigen Angelegenheit einige Worte mit Ihnen ſprechen."

„Aber mir ſcheint," antwortete Emma, „weder dieſe Stunde noch dieſer Ort iſt zu einer Unterredung für uns Beide paſſend."

„Das kann ſein, mein Fräulein," entgegnete der Buchhalter, „doch wo die Noth gebeut, kann man Zeit und Umſtände nicht ſo ſorgfältig abwägen, ich wollte von Ihrem Vetter ſprechen."

„Von meinem Vetter?"

„Ja, Fräulein Emma, Sie haben erfahren, in welche höchſt unangenehme Geſchichte er ſich, gewiß nur durch Unbeſonnenheit und etwas Leichtſinn verwickelt, eine Geſchichte, die für ſeine künftige Exiſtenz von den traurigſten Folgen ſein kann und die auch, wenn ſie bekannt wird, ein unangenehmes Licht, oder wie ſoll ich ſagen, auf ſeine Familie und ſeine Freunde wirft."

„Was das anbelangt, können Sie ruhig ſein," antwortete das Mädchen ſtolz, „Sie haben die Ehre weder der einen noch der andern anzugehören."

„Sie thun mir Unrecht, mein Fräulein, ich habe dem jungen Menſchen gern mit meinem beſten Rath zur Seite geſtanden, er hat leider nie auf mich gehört, doch nehme ich auch jetzt noch den innigſten Antheil an ſeinem Schickſal und bin deshalb hier, um zu überlegen,

der Mond über die zackigen Dächer der Procurazien auf den leeren Platz hinablauscht, so erblickt man denselben einfacher, aber nicht minder schön. Ja, wenn wir ihn, nach der festlichen Beleuchtung von heute Nacht, morgen im hellen Sonnenlicht betreten, so überfliegt uns kein Gefühl der Nüchternheit, des Ueberdrusses, und wir finden alles das hier eben so schön im goldenen Strahl der Sonne wie gestern im Glanz von Hunderten und Hunderten von Gasflammen.

Gehen wir also zum Marcusplatz, aber nicht auf dem nächsten Wege über die Riva degli Schiavoni beim Dogenpalast vorüber, verlieren wir uns vielmehr in eine der finstern Gassen hinter den Häusern und tauchen in dies dunkle, aber wundervolle Labyrinth, ohne uns viel um den Weg zu bekümmern; schreiten wir auf und ab über Brücken, am Rande von Canälen vorbei, wo die Nacht strenge Herrscherin ist, und wenn wir endlich nicht mehr wissen, wo wir uns befinden, wenn wir in Irrgänge gerathen sind, wo sich selbst ein Stadtkundiger bei Tag umschauen muß, wo man zwischen den hohen Mauern der grauen Häuser über sich nur einen schmalen Streifen des Nachthimmels sieht, wo nur selten ein Lichtstrahl aus einem schmalen Fenster hervorleuchtet und einen ungewissen Schein auf das Wasser wirft, wo wir einsam und allein stehen, umgeben von fast unheimlicher Stille — denn weit, weit von uns ab liegt das Leben und Geräusch der großen Stadt — so treten wir in der Nähe einer Brücke hart an das Ufer des Canals und rufen auf venetianische Art und Weise eine für uns unsichtbare Gondel an, die im tiefen Schatten der Mauern irgendwo verborgen liegt. Wir rufen: Eh, la poppe! denn so ruft der Venetianer bei Nacht, und auf dieses Wort hört der Gondolier augenblicklich. La poppe bedeutet das Hintertheil des Schiffchens, wo dessen Führer, zusammengekauert in seinen Mantel gehüllt, wartet, bis man seiner Dienste bedarf. Gewöhnlich im nächsten Augenblick hören wir dann auch den leichten

Schlag eines Ruders in dem Waſſer, die Gondel ſchießt heran, legt ſich dicht an eine Steintreppe, auf die das Waſſer flüſternd ſpült, und wenn wir heute Abend, wo alles nach dem Marcusplatz ſtrömt und wir uns nun, ohne eine Direction anzugeben, in die weichen Sammetkiſſen des ſchwarzen Gondelhäuschens werfen, ſo können wir ſicher ſein, daß der Gondolier nach einiger Zeit an der Piazetta zwiſchen den beiden Säulen anlegt. Es iſt aber wahrhaft poetiſch und ſchön, aus den ganz einſamen tief dunklen Canälen in hellere einzubiegen, und während ſich das Waſſer vor uns immer mehr beleuchtet, uns auch zahlreichere Gasflammen aus den Seitenſtraßen entgegenſtrahlen, bemerken wir heute Abend, daß wir uns einem bewegteren, ja luſtigen Leben und Treiben nähern. Hie und da hören wir ſchrilles Pfeifen und das Geknacker von Caſtagnetten zwiſchen dem Gebraus unzähliger Menſchenſtimmen. Endlich ſchießen wir in die große Lagune ein, wenden uns rechts und haben die taghell erleuchtete Piazetta vor uns, die, obgleich ebenfalls belebt, ſich mit ihren beiden ſchwarzen Säulen doch nur wie ein Vorzimmer zu dem ungeheuren Ballſaal ausnimmt, den heute Nacht der Marcusplatz darſtellt.

Wir eilen raſchen Schritts näher, und zwiſchen der Marcuskirche und dem Glockenthurm, die beide trotz der Beleuchtung wie im Schatten liegen, bricht eine fabelhafte Helle hervor; rings um den Marcusplatz brennen die gewöhnlichen, aber an ſich ſchon zahlreichen Gaslichter, auf dem Platz ſelbſt ſtehen der Länge nach in zwei Reihen hohe Candelaber mit großen Bouquetten von Gasflammen, jede einen enormen Kronleuchter darſtellend. Wenn uns dieſer Lichterglanz nicht betäubt, ſo thut es die dröhnende Muſik, das Lachen und Plaudern der unzählbaren Menge, die wie in einem Tanzſaal auf- und abwandelt, das eigenthümliche Geſchrei der Masken, das gellende Gepfeife an allen Ecken, das Klappern der Caſtagnetten und das ſonſt ſo polizeiwidrige Jauchzen

und Jubeln einer ausgelaſſenen Bubenſchaar. Aber wir ſind ja im Carneval, Venedig hat eine Freinacht, das Volk freut ſich ſeines Lebens und hat von dem Marcusplatz förmlich Beſitz genommen. Dabei ſind aber alle Claſſen der Geſellſchaft durch einander gemiſcht; man ſieht vornehme Familien, elegante Herren und Damen, kaiſerliche Offiziere, umfluthet vom Volk, das in ſeiner Tracht erſcheint, oder in grotesken Coſtümen, und das ſich, gegen jedermann ſeine gutgemeinten Maskenfreiheiten erlaubt, die aber überall wohlwollend aufgenommen und luſtig erwiedert werden.

Suchen wir aber durch die Menge zu dringen und das obere Ende des Platzes zu gewinnen, wo wir auf den erhöhten Treppen unter den Arkaden einen beſſern Ueberblick auf den Platz haben. Ja es gibt keinen paſſenderen Vergleich als den des Marcusplatzes mit einem ungeheuren Feſtſaale; die Procurazien ſehen wie die Seitenwände aus, das mit Marmor eingelegte Pflaſter wie ein Parkettboden. Vor uns haben wir den Dom von San Marco, jenen, namentlich bei dieſer glänzenden nächtlichen Beleuchtung, bei dem immerwährenden Wechſel von Licht und Schatten, ſo phantaſtiſch lebendigen Bau; vor ihm die drei hohen Maſten mit ihren wehenden Fahnen, das Roth derſelben iſt eigenthümlich hervorleuchtend. Hoch über uns ſpannt ſich der dunkelblaue Himmel mit ſeinen glitzernden Sternen als Decke dieſes Feenſaales. Was aber allem die Krone aufſetzt, das ſind jene mächtigen Gascandelaber, die jetzt, da man zwiſchen dem Menſchengewimmel den untern Theil nicht ſieht, auf's täuſchendſte Kronleuchtern ähnlich ſehen, die an ebenfalls unſichtbaren Schnüren von oben herab hängen — ein Maskenball im Freien, Ende Novembers, und wenn es auch gerade nicht warm iſt, ſo erſcheint uns doch die Luft angenehm und behaglich.

Unter den Arkaden iſt übrigens das Gedränge am tollſten; dort ſieht man einzelne Masken, andere in Gruppen vereint die vor den Kaffeehäuſern Sitzenden haranguiren, ihnen Blumenſträuße

und Zuckerwerk überreichen, aber sie auch neckisch mit Confetti bewerfen. Was die Masken selbst anbelangt, so ist es schwer die einzelnen zu beschreiben, es ist dasselbe Gemisch drolliger und burlesker Figuren, wie man es auch im römischen Carneval sieht, nur fehlen hier die schönen Römerinnen, die sich dort so gern in phantastischer Tracht sehen lassen, häufig ohne Masken, mit ihren edeln ernsten Gesichtern. Auch waren die Masken hier nicht zahlreich genug, um zwischen der außerordentlichen Menge auf dem Marcusplatz hervortreten zu können. Wie einen Blitz sah man hie und da die hellen Costüme auftauchen, aber gleich darauf wieder zwischen den dunklen Anzügen der größeren Menge verschwinden; vorherrschend waren Pantaleone mit einzelnen Arlequinos, ernsthafte Doctoren aus der italienischen Komödie mit langen Allongeperrücken und ihrem unaussprechlichen Instrument, Advocaten, die zu dreien oder vieren unter lautem Geschrei einen merkwürdigen Rechtshandel zu besprechen schienen. Sehr gut war eine Gruppe von Fischern, die unter den Arkaden vor einem Cafe auf Stühlen saßen, anfänglich unbeachtet, in harmlosem Gespräch; endlich aber erhitzten sich die italienischen Köpfe, man hörte heftige Worte, man sah herausfordernde Pantomimen; jetzt sprangen alle auf und theilten sich in zwei Parteien, deren Wortführer wie die Kampfhähne auf einander losgingen. Immer ernster wurde der Streit, immer toller, immer gereizter flogen die Worte hin und her; endlich blinkte eine zwei Schuh lange Messerklinge, und als man glaubte, einer sinke getroffen zusammen, stürzten sich alle versöhnt in die Arme und eilten lachend davon. Wo sich irgend eine ausgezeichnete Maske sehen ließ, war sie augenblicklich umschwärmt von einem Haufen jubelnder Gassenjungen, und das war die unangenehmste Partie des ganzen Maskenfestes, denn von dem Höllenlärm, welchen diese kleinen venetianischen Teufel verführten, kann man sich bei uns unmöglich einen Begriff machen. Jeder war mit einer kleinen Rohrpfeife bewaffnet, auf welcher er durch

Auf- und Abbewegung eines Stockes ein gellendes, ohrzerreißendes Gepfeife hervorbrachte, und dieſe Muſik von einigen Dutzend ſolcher Rangen aufführen zu hören, war in der That nervenangreifend. Im Vergleich klangen die hölzernen Caſtagnetten, mit denen andere Schaaren bewaffnet waren, wie eine ſanfte Melodie. — So gellt und quiekt, klappert und ſchreit alles durcheinander, und man hat zuweilen Mühe, ſich aus dieſem betäubenden Strudel nach der Mitte des Platzes zu retten, wo jedoch eine ebenfalls zahlreiche Menſchenmenge die Muſik umſteht, deren dröhnende Klänge kaum im Stande ſind, den Lärm zu übertönen.

I Napolitani! heißt es auf einmal, und alles drängt ſich unter die Arkaden der Procurazien, wo ſich die Boutiken befinden, und man hört von der Seite der Merceria her eine eigenthümliche Muſik; dort erſcheinen vielleicht 20 Muſikanten, einer hinter dem andern, begleitet von einer Menge Masken, die ebenfalls im Gänſemarſch gehen, was eine eigenthümliche Wirkung macht. Die Muſikbande ſpielt eine Tarantella, und bald gehend, bald ſpringend, bald tanzend ſchweben die Masken vorüber; hier winken ſie einem Bekannten zu, dort grüßen ſie an ein Fenſter hinauf, gelegentlich ſpringt auch eine rechts oder links in das Menſchengewühl, um mit dem Ausdruck der größten Zärtlichkeit irgend einem wildfremden Menſchen an die Bruſt zu ſinken, und ſich dabei auf rührende Art der Freude eines unverhofften Wiederſehens zu überlaſſen. Aber auch dieſe ſchnurren vorüber, und ich gab mir in dieſem Augenblick keine große Mühe, das dichte Menſchenſpalier, durch welches ſie zogen, zu durchbrechen, da die Neapolitaner, wie mir ein Bekannter ſagte, ſpäter auf dem großen Maskenball erſcheinen würden.

Vor und hinter uns kommen andere Masken, andere Coſtüme, die unſere Blicke momentan auf ſich ziehen; höchſt komiſch war eine unendlich lange Dame, ein wahrer Rieſe in Frauenkleidern, die mit decent, aber doch auffallend emporgehobenen Röcken, un-

tadelhaft angezogen, sehr ernsthaft durch das Gewühl schritt, die lange brennende Cigarre im Munde. Doch ehe wir sie noch recht betrachten können, ist auch sie unsrem Gesichtskreis wieder entschwunden, ebenso wie zwei zierliche Blumenmädchen, die den Umstehenden hie und da Sträuße anbieten. Auch zwischen sie und uns wälzt sich im nächsten Augenblick ein dichter Menschenstrom; dort flattern noch die rothen Bänder ihres Haars, und die lange Dame mit der brennenden Cigarre, der alles lachend und ehrfurchtsvoll Platz macht, ist schon drüben bei den anderen Arkaden. Es ist ein wahres Blocksberggewühl; man könnte einen Mephisto zum Führer brauchen:

„Was, dort schon hingerissen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müssen!"

Aber hier ist leider kein Hausrecht zu gebrauchen, und man muß nur froh sein, wenn man in dem Gewühl fest auf seinen Füßen stehen bleibt. Wir retten uns vor einem langen zudringlichen Doktore, der mit seinem Instrument einige verdächtige Manipulationen gegen uns macht, wobei er Gott weiß welche schrecklichen Uebel aufzählt, mit denen wir behaftet sein könnten, und prallen bei einer rückgängigen Bewegung an einen dicken Zauberer oder Sterndeuter, der mit einer thurmähnlichen Mütze, auf deren schwarzem Grund allerlei seltsame Zeichen leuchten, hinter uns steht, und suchen die Mitte des Platzes zu gewinnen, wo das Gedränge nicht gar zu toll ist. Vor uns hören wir in einem Menschenhaufen einen Kerl gewaltig schreien und declamiren, eine Art von Dulcamara, der Arzneien gegen alle erdenklichen Uebel anpreist, wobei aber die Beschreibung seiner Krankheiten und Mittel nicht immer für die Ohren anständiger Damen paßt. Dort schleicht auch ein alter Bekannter durch die Menge — Shylock, der Kaufmann von Venedig, in recht gutem Costüm; er wetzt sein langes Messer und warnt die ihm begegnenden Damen vor Ver-

trägen, wo es ſich um ein Pfund Fleiſch zunächſt dem Herzen handle. Schon hat uns aber die wieder forteilende Menge nach einem andern Theile des Platzes geführt, wo wir ein ſeltſames Geſchnarre von Violinen hören, umlacht von zahlreichen Zuhörern; ſelbſt die muſicirende Straßenjugend ſcheint an dieſer Muſik Geſchmack zu finden, denn das unſinnige Gequäck und Gepfeif hört dort einen Augenblick auf. Der Zug, der dort kommt, iſt aber auch in ſeiner Einfachheit gelungen zu nennen; es ſind vielleicht ein Dutzend Leute, einer nach dem andern marſchirend, oder vielmehr in grotesker Weiſe ſpringend, mit weißen Beinkleidern und weißen Hemden und weißen Nachtmützen; alle haben ſeltſam geformte vergoldete Geigen, verſchnörkelte, ſonderbare Inſtrumente mit dem Ton von Kindervioliuen, womit ſie eine ganz confuſe verrückte Melodie aufſpielen. Dabei ſind ſie eben ſo ſonderbar in ihren Bewegungen; bald gehen ſie einer hinter dem andern, und wenn das gaffende Publikum Spalier macht, um ſie durchzulaſſen, ſo macht die ganze Reihe linksum, um in einer Front marſchirend die lachenden Zuſchauer vor ſich herzutreiben; plötzlich formiren ſie eine Schlangenlinie, drängen ſich in den dichteſten Menſchenknäuel ein, verſchwinden unter die Arkaden in irgend ein Cafe, deſſen ſämmtliche Zimmer ſie fidelnd durchziehen. Dabei machen ſie die ſeltſamſten Tanzſprünge, arbeiten gewaltig mit den Ellbogen, und nicken bei jedem Bogenſtrich ſo gewaltig mit dem Kopfe, daß die Quaſte ihrer Nachtmütze hin und her fliegt, was einen überaus komiſchen Anblick gewährt.

Auch wir retten uns in ein Cafe, um den vielfarbigen Strom der bunten Menge an uns vorüber ziehen zu laſſen. Es iſt bereits ſpät geworden, ſchon längſt hat die Glocke des Thurms von San Marco mit tief melodiſchem Ton 9 Uhr auf die jauchzende Menge da unten herabgerufen, und es iſt Zeit, nach La Fenice zu gehen zur großen Cavalchina mascherata como nell ultimo di Carnevale

— ſo ſagen die Anſchlagzettel, und das iſt allerdings viel verſprochen.

Wir verlaſſen alſo den Marcusplatz und werfen unter den Arkaden der Calle dell Aſcenſion noch einen Blick auf das geräuſchvolle Treiben. Nach wie vor wogt es dort durcheinander; man lacht, man pfeift, die Buben knattern mit ihren Caſtagnetten, auch hören wir von fernher wieder das ſeltſame Geſchnarr der zwölf Geiger, ja wir glauben ſie da unten bei den drei Flaggen zu ſehen, wie ſie ſich gleich einer weißen Schlange durch die Menge winden; doch hat ſie dieſe wieder verſchlungen und ſchlägt in undeutlichen Farben, viel grau vorherrſchend, ein wogendes Meer über ihnen zuſammen. Dieſes kleine Meer hat ſeine Brandung wie das große vor unſern Fenſtern, und dieſe Brandung an beiden Procurazien wirft immer neue Schaaren dort unter die Arkaden und zieht andere dafür zurück in ſeinen bewegten Schlund, immer wechſelnd, auf und ab wogend, ſich immer neu geſtaltend. — Und darüber ſchweben die rieſenhaften Kronleuchter mit ihrem mild glänzenden Lichte, gleich leuchtenden Blumen aus der ſchäumenden Fluth emporgeſtiegen, allein deutlich erkennbar in ihrem hundertfachen Glanze, während die Maſſe unter ihnen farblos und unbeſtimmt iſt.

Die neue Eiſengallerie in der Calle dell' Aſcenſion, der bedeckte Gang des Kaiſerpaares iſt bis zum Canale grande hinab mit einer doppelten Reihe von Gasflammen unter matten Glaskugeln erhellt, was ſich unter dem weiß- und rothgeſtreiften Dache ſehr zierlich ausnimmt. Auf dem Waſſer am Ende der Gallerie ſehen wir ein unbeſtimmtes Gewühl von Lampen, Gas- und Fackellicht eine Strecke weit die trüben Waſſer des großen Canals erhellend. Die ganze Straße iſt mit zwei Reihen Zuſchauern beſetzt, welche kaum den rothgeblümten Teppich in der Mitte frei laſſen, und hier iſt es komiſch anzuſehen, wenn jenſeits eine

Schaar Masken erſcheint und in großen Sprüngen unter dem Jauchzen der Menge herüberſetzt.

Wir laſſen aber das alles hinter uns und kommen in wenig Zeit nach Venice. Hier iſt dieſelbe Beleuchtung wie geſtern bei dem Theatre paré; auf den anſtoßenden Canälen das gleiche oder ein noch ärgeres Gondeltreiben, und der Hauptunterſchied beſteht heute darin, daß man den ſchwarzen Häuschen viel Damen in leuchtenden Maskencoſtümen entſteigen ſieht — wieder ein Stück alten venetianiſchen Lebens. Ich hätte einen Maler an meine Stelle gewünſcht, er würde Stoff zu einer guten Anzahl der hübſcheſten Bilder gefunden haben. Das Anlanden der Gondeln in der finſtern Nacht an den Marmortreppen, das eben noch ſo dunkle Waſſer jetzt plötzlich grell beſchienen von Fackellicht, das Rauſchen der ſeidenen Gewänder, das leichte Emporſteigen einer eleganten Geſtalt, geſtützt auf den Arm ihres Cavaliers, das Leuchten der hellfarbigen Coſtüme, das Flattern der Spitzen und Bänder, und vor allem der eigenthümliche Anblick der ſchwarzen Halbmasken, läßt uns alles das wie einen ſchönen Traum erſcheinen. Und doch iſt es ja Wirklichkeit; denn wie wir in den Theaterſaal eintreten, ſehen wir uns umgeben von der eleganten venetianiſchen Maskenwelt. Der Saal iſt glänzend beleuchtet wie geſtern, und es iſt die Bühne mit in den Zuſchauerraum hineingezogen, die dieſſeitige Decoration ſetzt ſich drüben fort und ſchließt gegenüber der kaiſerlichen Loge mit einer immenſen Spiegelwand, welche die Vergoldungen, die unzähligen Wachskerzen, das bunte Maskengewühl prachtvoll reflectirt. Was ſich hier recht gut macht, iſt, daß die Bühne erhaben über dem Parterre bleibt; zwei breite Treppen führen an beiden Seiten des Proſceniums hinauf, und wenn man oben ſteht, hat man einen vollſtändigen Ueberblick auf die Menge unter ſich.

Dieſe bietet nun ein reiches venetianiſches Maskenleben, und dabei iſt beſonders hervorzuheben, daß das Ganze einen ſo wohl-

thuenden Anſtrich von Anſtändigkeit und Eleganz hat. Die Coſtüme ſind gewählt und reich; man ſieht bei den Masken faſt nur Seide und Sammet, die uncoſtümirten Herren ſind alle in ſchwarzem Frack, die meiſten mit weißer Halsbinde. Was wir von einzelnen italieniſchen Charaktermasken auf der Straße geſehen, erſcheint auch hier wieder, nur ſehr verfeinert in Kleidung und Benehmen. Da treibt der Doctor ſein Unweſen, da zanken ſich ein paar Advocaten, im allgemeinen aber iſt die Damenwelt hier ſtärker vertreten, ausgezeichnet ſind die ächten venetianiſchen Dominos-Damen in Sendado, wie der hieſige Ausdruck ſagt. Vielleicht iſt es meinen Leſerinnen nicht unangenehm, wenn ich ihnen die genaue Beſchreibung einer ſolchen Dame in Sendado, alſo eines ächt venetianiſchen Domino, zu geben verſuche.

Bei allen beſteht der Rock aus ſchwarzer Seide, hat er Volants, ſo ſind dieſe mit Spitzen beſetzt; darüber kommt ein anliegendes Leibchen mit engen Aermeln, die aber in der Mitte des Unterarms aufgeſchlitzt ſind und eine reiche Garnitur meiſt antiker Spitzen zeigen; von gleichen Spitzen iſt der Kragen, der ſich herzförmig die Bruſt herab fortſetzt; dieß Leibchen, meiſt von weißer oder hellblauer Farbe, iſt je nachdem mit dunkelblauen oder ſchwarzen Sammetbändern beſetzt und hat auf den Schultern und vorn herab eben ſolche Maſchen und Schleifen. Das Haar iſt zurückgeſtrichen, auf beiden Seiten aufgebuckelt, mit Blumen verziert und leicht gepudert; oben auf dem Scheitel trägt die Dame in Sendado — und das iſt das Charakteriſtiſche — ein kleines Geſtell von leichtem Eiſendraht, hoch oder niedrig, je nachdem ſie groß oder klein erſcheinen will, und dieſes Geſtell iſt mit der ſchwarzen venetianiſchen Mantille bedeckt, deren Spitzen vorn auf die Stirn herabhängen und deren lange Enden ſich unter dem Kinn vereinigen, dann die Bruſt kreuzen, um die Hüften herumgehen, und hinten eine Handbreit unter der Taille in einen ſchönen Knoten verſchlungen ſind. Ob ſich dieſer Knoten indeſſen

was wir thun könnten, um ihn aus dieser verdrießlichen Lage zu ziehen."

„Wir?" antwortete schmerzlich das Mädchen, „ich kann bei Gott nichts thun, aber wenn Sie Herr Specht im Stande sind, seine Unschuld zu beweisen, o so thun Sie es ja, mein heißester Dank soll Ihnen lohnen."

„Ihr heißester Dank, nun ja, das wäre schon etwas, aber seine Unschuld zu beweisen, das wird schwer sein."

„Sie halten ihn also für schuldig?"

„Die Umstände sprechen ziemlich klar gegen ihn."

„O mein Gott," sagte das Mädchen mit bewegter Stimme, „dann ist ja Alles verloren."

„Nicht so ganz, Fräulein Emma, meine liebe Fräulein Emma, es gäbe vielleicht noch einen Weg, ihm durchzuhelfen."

„Ihn als unschuldig darzustellen?"

„Ja, wenigstens vor den Augen der Welt und durch einige Aufopferung meinerseits auch vielleicht vor den Augen der Prinzipalin."

„O wenn das möglich wäre, Herr Specht!" hörte ich Emma erfreut sagen, „o wenn Sie das könnten, Gott würde Ihnen gewiß lohnen."

„Der Lohn Gottes ist allerdings eine schöne Sache," versetzte der Heuchler, „doch ziehe ich für diesmal einen Lohn vor, den die Erde bietet," hier zitterte seine Stimme,

dicht unter der Taille oder weiter abwärts präsentirt, hängt von dem vornehmen Stand der Dame ab; Frauen und Mädchen aus dem Bürgerstande tragen ihn beinahe in der Taille, und je nobler eine Venetianerin ist, um so tiefer hängt dieser Knoten mit seinen beiden Schleifen herab. So wurde mir neulich erzählt, daß diese Schleifen am Domino der Marchesa V., einer der vornehmsten Damen Venedigs, fast bis auf den Boden herabgereicht hätten.

Von sonstigen bemerkenswerthen Maskenanzügen sah man einige ächt orientalische Costüme, niedliche Blumenmädchen mit Körben der schönsten Bouquets, und einige sehr schöne und reiche Repräsentantinnen der venetianischen Damenwelt aus alter guter Zeit; auch ein paar Debardeurs ließen sich unter der Menge sehen, reichten aber in ihrer Schüchternheit und ihrem vollkommenen anständigen Betragen nicht im geringsten an die Pariser Orginale, welche einen dortigen Opernball vollständig unsicher machen. Ueberhaupt ist eine hiesige Maskerade mit einer solchen in der französischen Hauptstadt durchaus nicht zu vergleichen. Während sich dort alles wahrhaft toll und ausgelassen amüsirt, beständig jauchzt, springt und lacht, und die einzelnen Partieen auf einem Raum von vielleicht acht Fuß Stundenlang und bis zur Ermattung die bekannten Françaisen aufführen, dabei mit zurückgeworfenem Kopf unaufhörlich in die Höhe springen — mit einem Wort, während dort Tanz und Lärm die Hauptsache ist, ist eine venetianische Cavalchina eher einem großen Corso zu vergleichen, wo man beim Klang einer rauschenden Musik auf- und abspaziert, wo Bekannte sich gegenseitig necken, wo man wohl fröhliches Lachen hört, aber weder allzu lauten Jubel noch Geschrei. —

Gegen halb 11 Uhr erschien der Kaiser mit der Kaiserin und wurde auch heute wieder wie gestern beim Theatre paré empfangen. Als sich nun jetzt die noch leer gebliebenen Plätze mit den Damen des Hofs und den glänzenden Uniformen gefüllt hatten, und so alle

die fünf Logenreihen wie auch die geschlossene Decoration des Theaters mit einem leuchtenden Kranze von schönen Damen in reicher Toilette, viele in phantastischen Costümen, bestrahlt von großen Wachskerzenbouquets vor den Brüstungen, vollständig besetzt waren, bot das ganze Haus einen überaus glänzenden und reichen Anblick. Dabei waren alle Räume dicht gefüllt und unten das Gedränge so groß, daß man kaum durchkommen konnte und froh war, von einem sichern Logenplatz aus das Durcheinanderwogen der Masken mit ansehen zu können. Ein mächtiges Orchester war, zwischen den beiden Treppen, die zur Bühne führten, aufgestellt und spielte nach der Ankunft des Kaisers gerade eine lustige rauschende Polka, als sich eine andere seltsame Musik vom Eingang her hören ließ, und nicht gerade melodisch in diese Klänge einbrach. Als nun auch von der andern Seite gar ein drittes Musikchor erschien, da war für Augenblicke der musikalische Lärm so toll, daß man wohl versucht sein konnte, sich die Ohren zuzuhalten, dagegen die Augen weit zu öffnen, denn unten erschienen die beiden uralten venetianischen Carnevalsgesellschaften, die Napolitani, von denen ich schon früher sprach, und die Chioggiotti, letztere, wie schon der Name besagt, Fischer der Insel Chioggia darstellend.

Schon über hundert Jahre bestehen diese beiden Gesellschaften und lassen sich zur Carnevalszeit in ihren grotesken Aufzügen sehen. Die Mitglieder sind wohlhabende venetianische Kaufleute und Boutikiers, und wo sie nicht erscheinen, ist die Faschingslust auch nicht vollständig. Man war nicht sicher, ob sie sich zur heutigen improvisirten Cavalchina herbeilassen würden, da es meistens unabhängige Leute sind, welche, wenn sie kommen, dieß aus freiem Antrieb thun; und daß sie am heutigen Tag und recht zahlreich kamen, war ein Beweis, daß es ihnen Vergnügen machte, sich zu zeigen. Bei den „Napolitani" scheint sich nun das vielleicht ursprünglich ächte Costüm im Laufe der Zeiten ziemlich

verwiſcht zu haben, doch ſieht es immer noch recht gut und maleriſch aus. Sie haben weiße Strümpfe mit Bundſchuhen, kurze Hoſen und bunte Jacken mit zahlreichen Meſſingknöpfen beſetzt, deren Schnitt und Verzierung etwas von der Tracht des ſpaniſchen Majo hat; auf dem Kopf haben ſie die bekannte rothe Mütze, und jeder trägt in der Hand eine Mandoline, deren verzierter und gewundener Hals wohl vier Schuh lang iſt, was eine äußerſt komiſche Wirkung macht. Ihre zahlreiche Muſik war eben ſo gekleidet, nur hatte dieſe ſteife rothe Mützen, an denen jeder eine kleine Glaslaterne mit einem brennenden Licht trug. Die Chioggiotti ſcheinen ſich ſtrenger in ihrer ehemaligen Tracht erhalten zu haben; ſie trugen Sandalen, die um das Bein mit bunten Bändern befeſtigt waren, ebenfalls kurze Hoſen und eine reich verſchnürte Fiſcherjacke, über die ein gewaltiger weißer Kragen, meiſtens von reichen alten Spitzen, heraushing, vorn auseinander ſtand und den Hals ſowie einen Theil der nackten Bruſt ſehen ließ. Um den Hals hatte jeder einen kleinen Schatz von alten venetianiſchen Goldketten unzähligemal herumgeſchlungen, ſo daß es bei manchem einen handbreiten glänzenden Goldſtreifen bildete; an allen Fingern glänzten zahlreiche Ringe, und ſie trugen Körbe mit Blumen und Auſtern, die ſie in den Logen umher anboten.

Das Ball-Orcheſter verſtummte glücklicherweiſe vor dem muſikaliſchen Lärm der Maskenzüge, worauf ſich deren beide Muſikchöre zu einer eigenthümlichen Tarantella vereinigten, die alsdann von den Neapolitanern und Chioggiotten auf eine wahrhaft groteske Art getanzt wurde. Die erſteren riſſen dabei in die Saiten ihrer Mandolinen, alle aber machten die komiſchſten Pantomimen gegen die Damen in den Logen. Die Zuſchauer im Parterre bildeten ringsumher einen weiten Kreis, und nach und nach miſchten ſich auch andere Masken in die Tarantella. Sehr komiſch erſchienen dabei zwei kleine Kerle in weißen Hoſen, rothen

Röcken und weißen Schlafmützen, beide von derselben Größe, beide außerordentlich dick wattirt, mit sehr guten Larven maskirt, die so außerordentlich heitere und beständig lächelnde Gesichtszüge zeigten, daß man bei ihren lustigen Capriolen und ihrem auffallenden Kokettiren nach allen Logen, welches übrigens von den Damen freundlich erwiedert wurde, unwillkürlich mitlachen mußte. Endlich endigte die Tarantella; der Tanz löste sich auf, und als gleich darauf die umherstehenden Maskengruppen das ganze Terrain wieder überfluthet hatten, verschwanden Neapolitaner und Chioggiotti in dem allgemeinen Gedränge.

Gegen halb 1 Uhr verließen die Majestäten die Loge und zogen sich zurück, und als gleich darauf die großen Säle der Societa Apollinea im oberen Stockwerk des Hauses, einer geschlossenen Gesellschaft gehörig, für heute dem Publikum geöffnet wurden, verminderte sich augenblicklich das Gedränge unten im großen Saale. Natürlich machte auch ich einen schüchternen Versuch, die reichen Foyers droben zu sehen, doch kam ich, durch ein wahrhaft schreckliches Gedränge emporgeschoben, nur bis in den ersten Saal, wo eine andere Musikbande spielte, wo Masken und sonstige ehrliche Leute an den Wänden umhersaßen, und wo eine solche Hitze herrschte, daß ich schleunig auf meinen Rückzug bedacht war. Vor dem Theater in der kühlen Nachtluft athmete ich wahrhaft erleichtert wieder auf und ging mit dem süßen Bewußtsein nach Hause, als aufmerksamer Beobachter meine Schuldigkeit gethan zu haben.

4.

Die Regatta.

Die Regatta ist eine Preis-Wettfahrt (ein Schifferstechen, wie man's in Württemberg nennt), heutzutage mit leichten Gondeln ohne Verdeck, früher auch mit schweren Fahrzeugen abge-

halten. Urſprünglich wollte man dadurch das Volk zu Uebungen anregen, und nicht nur die Männer, ſondern auch Frauen aus der Schifferſtadt Paleſtrina betheiligten ſich bis zum achtzehnten Jahrhundert daran, und öfters ſollen die rüſtigen Weiber, zum großen Verdruß der Barcarolen, einen Preis gewonnen haben. Die Fahrt beginnt auf ein gegebenes Zeichen am öſtlichen Ende der Stadt, geht an der Riva degli Schiavoni und an der Piazetta vorbei in den Canale grande, dann durch die ganze Länge deſſelben bis zum Canalreggio, wo ein Pfahl errichtet iſt, der umfahren werden muß, und nun wieder auf den Canale grande zurück, bis zum Palazzo Foscari, wo die Preiſe ausgetheilt werden. Der Schauplatz ſelbſt, die allgemeine Theilnahme der Bevölkerung nebſt der dabei entwickelten Pracht der begleitenden Fahrzeuge, machten daraus eins der berühmteſten Volksfeſte, das ohne feſtgeſetzte Wiederkehr, bei allgemein erfreulichen Veranlaſſungen, häufig bei Anweſenheit fremder Fürſten — ſo zu Ehren des Kaiſers Ferdinand, als derſelbe nach der Krönung in Mailand 1838 nach Venedig kam — veranſtaltet wurde. Die letzte Regatta fand im September 1847 bei Gelegenheit der neunten Zuſammenkunft italieniſcher Gelehrten ſtatt. Den größten Theil dieſer Notizen habe ich dem ſo eben erſchienenen „Führer durch Venedig,“ von Adalbert Müler entnommen, einem Buch, welches durch zweckmäßige Eintheilung und Zuſammenſtellung, ſowie durch praktiſche Kürze allen Reiſenden beſtens zu empfehlen iſt,

Obgleich der Canale grande ziemlich breit iſt, ſo kann doch nur einer beſchränkten Anzahl die Wettfahrt geſtattet werden, wobei das Loos entſcheidet. Dießmal waren es neun Gondeln, für welche vier Preiſe ausgeſetzt waren: der erſte in 250 Zwanzigern beſtehend, der zweite in 200, der dritte in 150, der vierte in 100, und dieſer letzte erhält noch als Zugabe, vielleicht auch ein wenig zur Verhöhnung, der alten Sitte gemäß, ein ſchwarzes Spanferkel. Dieß wäre alſo, um mich eines techniſchen Ausdrucks

zu bedienen, die einfache Weberkette, welche sich von den Giardini publici bis zum Canalreggio in einer schönen Schlangenlinie durch ganz Venedig zieht, und die ich mich bemühen werde, durch einen Einschlag von sehr viel Farben, Gold und Silber, Blumen und wehenden Federn zu jenem prächtigen Bande zu machen, welches das Auge durch seinen fabelhaften Glanz vollständig blendet.

Bei der Veranlassung der dießmaligen Regatta versprach das Fest von vorn herein ein glänzendes zu werden. Zuerst war es auf Sonntag den 30. Nov. bestimmt, doch war der Himmel an diesem Tag nicht gut gelaunt und mit trüben Wolken bezogen, welche Schnee und Regenschauer herabsandten auf die ziemlich unruhige Fluth der Lagunen und des großen Canals. Bis gegen Mittwoch dauerten Unwetter und Scirocco, und erst als sich eine kalte Bora des Regiments bemeisterte und die trüben Wolken — aber in größter Schnelligkeit — verjagte, schien die Sonne wieder klar und in den Mittagsstunden erwärmend auf das durchnäßte und frierende Venedig. Wohl kämpften noch ein paar Tage im Laufe des Morgens dichte Nebel um die Herrschaft über Land und Meer und drangen oft so gewaltig vor, daß ich von meinen Fenstern wie in die offene See hinauszuschauen glaubte, kaum die Masten und die Takelage der dicht am Ufer liegenden Schiffe erkennend, oder die gewaltige Kuppel von Sta. Maria della Salute, die wie ein graues Phantom erschien. Abends aber warf die Sonne Gewölk und Nebel siegreich vor sich nieder, um den Himmel für den Mond zu säubern, der nun in wundervoller Klarheit sein helles Licht über das alte Venedig ausgoß und die Stadt so herrlich und phantastisch beschien, daß man wohl auf der Erde nicht leicht was Schöneres sehen konnte.

Wegen des schlechten Wetters zu Anfang der Woche war die Regatta auf Sonntag den 7. Dez. verlegt worden, und diese Verzögerung hatte dem Fest in keiner Weise geschadet. Wenn man sich aus der Merceria in die engen Straßen verlor, wo die Hand-

werker wohnen, so sah man namentlich bei den Vergoldern und Tapezierern alles bis in die späte Nacht hinein in voller Arbeit, und wo man hinblickte, gewahrte man bunte Fahnen, riesenhafte Blumenkörbe, vergoldete Wappen und Barkenschilder.

Noch am Samstag Abend hatten aufsteigende Wolken zahllos die Frage veranlaßt: kann die Regatta stattfinden, oder kann sie nicht stattfinden? Als aber am Sonntag den 7. Dez. vom tiefblauen Himmel, der nur hie und da mit leichten Wolkenstreifen durchzogen war, prachtvoll die Sonne niederstrahlte, war Venedig voll Jubel und Freude. „Oggio Regatta!“ hörte man auf Plätzen und Gassen, und schon von 10 Uhr an strömten die Einwohner massenhaft aus den engen Canälen nach der Piazetta, um sich auf Barken und Gondeln nach dem Canale grande zu begeben, oder um zu Fuß über die Riva degli Schiavoni nach den öffentlichen Gärten zu wandeln, wo Punkt 1 Uhr das Auslaufen der Gondeln stattfinden sollte. Um die Aufstellung der Wettkämpfer zu sehen, ließ auch ich mich von dem wogenden Getreibe dorthin führen. Ungefähr hundert Fuß von den Treppen der Giardini befanden sich die Regatta-Gondeln, in weitem Kreis umgeben von einer großen Menge Fahrzeuge, deren Insassen aufmerksam zuschauten, wie die einzelnen Kämpfer kleine Wettfahrten unter sich anstellten; es war das wie vor dem Auslaufen von Rennpferden; als habe sich die Ungeduld der Ruderer den Fahrzeugen mitgetheilt, so schossen diese bald hierhin, bald dorthin, jetzt eines allein, dann zwei oder drei miteinander. Ungemeinen Jubel rief es hervor, wenn eines dem andern um eine Bootlänge vorschoß und dann mit der Geschwindigkeit eines Wasservogels wieder zu seinem Platze herumflog.

Die Regatta-Gondeln sind von dünnstem Holz so leicht gebaut, daß ein ungeschickter Fußtritt die Wandung durchbrechen, oder das ganze Fahrzeug beim geringsten Zusammenstoß in Stücke zerschellen müßte; deßhalb hat es oben eine Spannung von net-

förmigem Holz, welche das kleine Fahrzeug zusammenhält, und wo zu beiden Seiten auf einem unbedeutenden Stückchen Teppich die Ruderer stehen. Es ist unbegreiflich, wie sich die Leute bei der großen Kraftanstrengung des Ruderns auf dem schwankenden Fahrzeug halten können, ohne bei der geringsten Wendung herunterzufallen. Die Gondoliere tragen weiße Beinkleider, auf der Naht Zickzackstreifen von blauem Band, dazu blaue Jacken mit ähnlicher weißer Verzierung auf den Nähten, und blaue auf der rechten Seite herabfallende Mützen mit einer goldenen Quaste. Um die Wettkämpfer kenntlich zu machen, sind ihre seidenen Schärpen vielfarbig; bei der heutigen Regatta Orange, Violett, Nußbraun, Hellblau, Dunkelblau, Grün, Rosa, Gelb und Weiß; diese Farben sind wichtig, um beim Wettlauf die Gondeln unterscheiden zu können. Eine Viertelstunde vor der Abfahrt stellen sich sämmtliche Regatta-Gondeln hinter einem langen Strick auf, der von einer seitwärts liegenden Barke an's Ufer gezogen wird, und welcher, auf das Zeichen eines Kanonenschusses niederfallend, die Abfahrt freigibt. Hier erfuhr ich auch unter anderem, daß bei dem neulichen Sturm zwei der besten Gondoliere, welche bei der heutigen Regatta große Hoffnung gehabt hätten, am Lido ertranken, als sie sich, aus einem Wirthshaus kommend, mit einem dritten zu weit in die Lagune hinausgewagt.

Gern hätte ich den Weg von hier nach der Stadt auf einer Gondel zurückgelegt, um nicht die dicht gedrängten Menschenmassen passiren zu müssen. Doch waren die Forderungen einzelner Gondoliere, die hier lagen, wahrhaft lächerlich; verlangte man doch gestern schon von den Fremden für die Fahrt zur Regatta einen Napoleonsd'or. In ziemlich kurzer Zeit drang ich indessen bis zum Marcusplatz durch, in dessen Nähe ein Freund, Graf Künigl, Oberst von Kaiser-Infanterie, wohnte, welcher mir mit schätzenswerther Liebenswürdigkeit nicht nur einen Sitz in seiner Gondel, sondern auch den vortrefflichsten Platz um die Regatta zu sehen, und zwar

auf dem Balcon des Palastes Foscari angeboten hatte, wo ein großer Theil seines Regiments einquartiert ist. Es war nach 12 Uhr, als wir in den großen Canal einfuhren, und wenn man auch durch frühere Beschreibungen, sowie durch die Erzählung Einheimischer auf den herrlichen Anblick vorbereitet ist, den der Canalazzo am heutigen Tage bietet, so übertrifft doch das Bild desselben die kühnsten Erwartungen. Es ist nicht mehr die stille, fast öde Wasserstraße, auf der man an gewöhnlichen Tagen ein paar hundert Gondeln gar nicht bemerkt, umstanden von altersgrauen Palästen, die sich wie nachsinnend über vergangene Größe in dem unbeweglichen Wasser spiegeln. Vor unsern Augen wehen von allen Fenstern, von allen Balcons herab bunte Teppiche, Musik schallt uns entgegen, phantastische Bissoni schießen vorbei, leuchtend in Farben, Gold, Silber und Sonnenglanz; zahllose Barchetti folgen ihnen, man hört Jubeln und Schreien von allen Seiten, kleine Musikbanden auf schwarzen Gondeln, jede eine eigene Melodie spielend, ziehen vorüber, Bekannte wehen einander aus der Entfernung mit ihren Tüchern zu, auch zu den Fenstern und Balconen hinauf, wo auf jedem ein wahrer Blumenstrauß von Damen in den reichsten und buntesten Toiletten zu sehen ist, welche all die Grüße der vorüberfliegenden Fahrzeuge durch das Schwingen ihrer weißen Taschentücher, ihrer Fächer, Sonnenschirme und Blumen erwiedern. Wir biegen in den großen Canal ein und befinden uns nun mitten in dem fabelhaften Gewimmel. Wie die Unregelmäßigkeit der venetianischen Paläste in ihrer zierlichen Bauart alle Decorationen und sonstigen Schmuck so lebendig macht, so auch hier; da ist nichts Gleichmäßiges, nichts Uniformes, was das Auge durch lange Linien ermüdet; jeder Palast hat sich geschmückt, wie es ihm gerade gut dünkte, und das bringt diese beispiellose bunte und reizende Mannigfaltigkeit hervor. In Farben ist Weiß und Roth vorherrschend, und die öffentlichen Gebäude, unter andern der Palast Corror, die Woh-

nung des Statthalters Grafen Biſſingen, iſt förmlich eingehüllt von Draperien und Teppichen. Eben ſo wohlthuend für das Auge iſt es, daß man über die Balcone bald einen kurzen, bald einen langen Streifen herabhängen ſieht, hier eine neue Draperie, dort einen alten perſiſchen Teppich, rechts prächtige Gobelins mit dem Familienwappen, links glänzenden Seidendamaſt, oft mit mauriſchen Verzierungen.

Neben dem Palaſt Foscari liegt der Palaſt Balbi, wo der Kaiſer und die Kaiſerin der Regatta zuſchauen ſollten. Hier bei der Biegung des Canals, wo man hinauf bis zum Rialto ſieht, war der Hauptpunkt des ganzen Feſtes; zwiſchen den eben genannten alten Paläſten befand ſich die Preistribüne und das Ende der Wettfahrt. Je mehr wir uns dieſem Punkt näherten, deſto dichter wurde das Getreibe auf dem Waſſer, um ſo toller der Lärm ringsumher. Den Palaſt Foscari hatte der Oberſt Graf Künigl auf eine ſchöne und ſinnreiche Art verzieren laſſen: oben hoch an der Dachkrönung ſah man unter der ſchwarzgelben Standarte die kaiſerliche Krone; von dieſer gingen weiße und rothe Draperien von beiden Seiten weit auseinander, über die Balcons einen gewaltigen Baldachin bildend, der oben die Buchſtaben F. J. und E. — Franz Joſeph und Eliſabeth — zeigte, unten geſchloſſen war durch übereinanderreichende Fahnen und Flaggen mit der Inſchrift: „Viribus unitis — für Kaiſer und Vaterland.“ Die Säulen der Fenſter bildeten Gewehrpyramiden, die mit grünem Buchslaub umſchlungen waren. Dort an der Marmortreppe legten wir an, und als wir auf den Balcon des erſten Stocks hinaustraten, hätte ich gewünſcht, nicht vorbereitet durch das bisher ſchon Geſehene, mit einemmal dieſen großartigen, reichen und reizenden Anblick genießen zu können. Vor uns hatten wir den Canale grande in ſeiner ganzen Breite und in faſt gerader Linie von Foscari bis zum Rialto, auch hier alle Häuſer auf's bunteſte verziert, glänzende Teppiche, Fahnen in allen Farben, zahlreiche Menſchenmaſſen

„einen süßen Lohn Fräulein Emma, den Sie mir im Stande sind zu geben.“

„Um Gotteswillen, wie verstehe ich Sie.“

„Es ist nicht das erstemal Fräulein Emma, daß ich über diesen Punkt mit Ihnen spreche, Sie haben mich freilich kalt abgewiesen, aber Sie sehen, ich komme wieder und komme nicht mit leeren Händen. Mit der einen Hand biete ich Ihnen eine sorgenfreie Existenz, biete ich Ihnen meinen geachteten Namen, mit der andern die Unschuld Ihres Neffen, — daß er,“ setzte er hastig hinzu, „auf jeden Fall das Haus verlassen müßte, versteht sich von selbst, aber ehrenvoll, sehr ehrenvoll.“

Ich stand erschüttert an meiner Thüre, und lauschte angstvoll der Antwort des Mädchens. Es trat eine lange Pause ein, dann fuhr der Buchhalter fort: „entscheiden Sie, Fräulein Emma, entscheiden Sie baldigst, morgen früh wird es zu spät sein.“

„Morgen früh,“ antwortete Sie mit gepreßter Stimme, „was kann morgen früh geschehen?“

„Nun, morgen früh wäre es nicht unmöglich, daß die Prinzipalin bei fortgesetztem Leugnen Ihres Vetters die Sache den Gerichten übergeben könnte.“

„Den Gerichten?“ antwortete das Mädchen und diese zwei Worte klangen wie ein lauter entsetzlicher Wehruf.

Ich knirschte mit den Zähnen und war im Begriff in das Gemach zu stürzen, doch hielt mich die Stimme

auf den Balcons, auf den Treppen ſo wie auf unzähligen Gondeln, die auf beiden Seiten an den Häuſern förmliche Quais bildeten. Die Waſſerſtraße ſelbſt war belebt mit den hin- und herfahrenden Fahrzeugen, welche ich bei der Ankunft des Kaiſers, ſo umſtändlich als es mir möglich war, beſchrieben, und die heute in noch größerer Anzahl und manche noch reicher geſchmückt wieder erſchienen; alle die Schiffe mit ihren eigenthümlich geformten Flaggen, viel rother und blauer Sammet mit Gold und Silber, die Ruderer in den ſchon geſchilderten oft ſehr geſchmackvollen Coſtümen, die leichten pfeilſchnellen Biſſoni mit ihren ſchillernden Gazevorhängen und der lang auf dem Waſſer nachſchleifenden Schleppe, die Barchetti mit ihren Blumenguirlanden und Behängen oft in den grellſten Farben, dazwiſchen die Hunderte von ſchwarzen Gondeln mit Damen in den reichſten Toiletten — kurz es war derſelbe fabelhafte, blendende Anblick wie damals, nur heute noch gewaltiger, weil die Maſſe der Fahrzeuge, ſtatt ſich wie auf der weiten Lagune ausbreiten zu können, hier zwiſchen den Paläſten des Canale grande zuſammengedrängt war. Im Gegenſatz zu damals war auch das Ohr heute, und oft zu ſtark, in Anſpruch genommen; ganz Venedig war auf und am Canale grande, und ganz Venedig bemühte ſich den größtmöglichſten Lärm zu machen; wenn auch vielleicht jene Dame ihrem Nachbar, oder jener Zuſchauer ſeiner Nachbarin nicht übermäßig laut zurief, und obgleich ein einziges fröhliches Lachen nicht beſonders gehört worden wäre, ſo gaben doch hier die Tauſende von Lauten ähnlicher Art ein wahrhaft betäubendes Gemurmel und Gebrauſe. Dazu das Geſchrei, das jubelnde Rufen des Volks in den Barken und Kähnen beim Erblicken eines Befreundeten, das Fiedeln der Muſikanten auf dem Waſſer — es war ein unbeſchreiblicher Lärm, dem man aber nicht widerſtehen konnte, dem man ſich hingeben mußte mit allen Sinnen, ſelbſt mitlachend und Bekannten zurufend, und dem man ſich in der allgemeinen Aufregung auch unwillkürlich und ſo

gern hingab, daß der aufmerksame und gewissenhafte Beschauer alle Mühe hatte, die so sehr in Anspruch genommenen fünf Sinne beisammen zu halten, was ich an mir selber nur zu wohl empfunden habe. —

Mit dem Palast Foscari bildet der Palast Balbi einen rechten Winkel. Die Wassertreppe des letzteren war von einer mit rothen Teppichen bezogenen Landungsbrücke überbaut, neben der die kaiserliche Staatsbarke, die Galleggiante, wie sie mit dem venetianischen Ausdruck heißt, lag. Wir kennen sie mit ihrem Goldbach und ihren rothen reich gestickten Sammetdraperien bereits von dem Empfangsfest her. Auf dem Balcon des ersten Stockes erhob sich ein Zelt von rothem Sammet mit Gold und Fransen und Draperien von himmelblauer und weißer Seide, die Kaiserin freundlich an ihr fernes Heimathland erinnernd; eigenthümlich nahmen sich in den Fenstern des alten grauen Palastes Kissen ebenfalls von rothem Sammet aus, welche aus dem alten Gemäuer ordentlich hervorleuchteten. Zwischen diesem Palast und dem, in welchem ich mich befand, war dicht am Ufer die Preistribüne errichtet — ein Pavillon von weiß und rothem Stoff, auf dessen Dach der Löwe von San Marco mit dem goldenen Buch der Republik. In den Canal hinein war eine Terrasse gebaut mit zwei Piedestalen auf beiden Seiten, welche große Blumenkörbe trugen; auf der untersten Stufe der Landungstreppe dieser Terrasse sah man die Preisfahnen aufgesteckt; es waren ihrer acht: zwei roth, zwei blau, zwei grün und zwei gelb; sie hatten in goldenen Buchstaben die Worte: primo, secundo, terzo, quarto. Auf den beiden letzten befand sich unter dem Wort quarto das kleine Spanferkel abgebildet; dieses Thierchen selbst lag mit zusammengebundenen Füßen am Rande der Terrasse und gewährte einen komischen Anblick; es war mit einer goldgesäumten Tunica bekleidet, aus welcher die schwarzen Vorderbeine heraus sahen. Uebrigens schien es sich in seiner Lage nicht behaglich zu fühlen. häufig

grunzte es ſehr kläglich, und machte ein paarmal den Verſuch, ſich, vielleicht ſein trauriges Schickſal ahnend, in's Waſſer zu ſtürzen. Die beiden Piedeſtale mit den Blumen hatten eine höchſt boshafte Einrichtung, Schlangen gleich, welche unter Roſen lauern, denn unſichtbar für die Vorüberfahrenden, befand ſich unter jedem Blumenkorb die Mündung einer Feuerſpritze, die plötzlich ihre Waſſerſtrahlen auf die Gondeln ergoß, die ſich trotz mehrfacher Warnung zu nahe an der Terraſſe anlegten und ſo den Wettkämpfern, die herbeiſchießend hier ihre Fahnen holen mußten, hinderlich waren. Rechts vom Palaſt Foscari war das Muſikcorps des Regiments Prohaska auf zwei mit einander verbundenen Schiffen aufgeſtellt.

So mochte es halb 1 Uhr geworden ſein, und mit jeder Minute nahm das Leben auf dem großen Canal zu. Jetzt hörte ich auch die eigenthümliche Tarantella wieder, mit der die Napolitani und die Chioggiotti auf dem Maskenball erſchienen waren, und ſah dieſe ſelbſt in dem ſchon beſchriebenen Coſtüm, zwei große Schifferbarken anfüllend, deren erhabene Schiffsſchnäbel und Hintertheile mit wehenden Fahnen und herabflatternden Bändern geziert waren. Die Neapolitaner hatten einen Maſt mit dem eingereffſten großen lateiniſchen Segel, von deſſen Spitzen ein übermäßig langer Wimpel herabhing. Die Chioggiotti führten zwei ſehr niedrige Maſten, zwiſchen denen ein mit Gold verziertes Fiſchernetz hing, das angefüllt war mit ſilberglänzenden Fiſchen. Wie neulich auf dem Marcusplatz und ſpäter auf dem Maskenball, wurden die beiden Carnevalsgeſellſchaften wieder jubelnd von den Neugierigen umſchwärmt, und als ſie ſo langſam dahinzogen, dicht umgeben von kleinen Gondeln und Fahrzeugen aller Art, über ſie alle hoch emporragend auf dem Verdeck die tanzenden Masken, ſchwarz verlarvt, da machte das bei den Klängen der Tarantella und dem Raſſeln der Tamburine einen gar ſonderbaren unvergeßlichen Eindruck.

Indeſſen hatte ſich unſer Balcon mit Offizieren und ihren Damen vollſtändig gefüllt, unter den letzteren befanden ſich zwei Engländerinnen, die niemand kannte; ſie hatten einen der jungen Offiziere unten im Palaſt zu dem Weg nach dem Balcon des erſten Stockes gefragt, und dieſer, im Glauben, ſie ſeien eingeladen, ſie artig hinauf begleitet. Da ſtanden ſie nun natürlicherweiſe auf dem beſten Platz, ohne ſich darum zu bekümmern, ob andere Damen, die hieher gehörten, etwas ſahen oder nicht. Es iſt das eine unbeſchreibliche — Freiheit, um nicht ein derberes Wort zu gebrauchen, die einer unbekannten deutſchen Dame, die ſich auf ähnliche Weiſe irgendwo in England eindrängte, wohl ſchwerlich geſtattet würde. Mich genirten dieſe beiden Damen inſoweit, als ſie mit ihren nüchternen Phyſiognomien, den herabhängenden Locken und dem beſtändig halb offenen Mund, gar zu troſtlos abſtachen von der lebendigen warmen Umgebung. Uebrigens ſchienen ſie die Vorläuferinnen einer ganzen Bande ihrer Landsleute ſein zu wollen, denn eine Viertelſtunde ſpäter bewegte ſich eine Gondel, trotz des Abwehrens der aufgeſtellten Beamten, mit mehreren dieſer Inſulaner über den freigehaltenen Canal gerade auf den Palaſt Foscari zu. Vorn an der Prora ſtand einer der langen dürren Söhne Albions im Plaid und in ſchottiſcher Mütze, alle Einreden der Beamten auf das unverſchämteſte dadurch beantwortend, daß er ſeinen Gondolieren zurief: „Affanti, simper affanti!“ Der Unglückliche ahnte nicht, wie er und ſeine Damen dem Verderben entgegen fuhren; dreimal riefen ihm die Leute von der Terraſſe der Preistribüne zu, er ſolle zurückbleiben, ja einer der Herren, die ſich dort befanden, ſagte daſſelbe auf engliſch — umſonſt: „Affanti, simper affanti!“ und die Gondel ging affanti, aber nur noch wenige Schritte, worauf der Gondolier an der Poppa ſo klug war, eine Schwenkung zu machen, ſo daß ſich die Breitſeite des Schiffleins der Terraſſe näherte. Wir wußten wohl, was kommen würde, und freuten uns darauf, und als ſich nun

mit einemmal der dicke Waſſerſtrahl unaufhaltſam, unaufhörlich über das Boot ergoß, ſtimmten wir in den Jubel der Menge lachend ein. Aehnliche Scenen wiederholten ſich zuweilen, und nachdem die Feuerſpritze einigemal geſpielt, wurde das Waſſer vor der Terraſſe auf's ſorgfältigſte vermieden.

Auf all' das Getümmel und die Farbenpracht draußen that es Einem ordentlich wohl, wenn man ſich von dem Balcon einen Augenblick in den gewaltigen dahinter liegenden Saal, der jetzt eine große Anzahl Soldaten beherbergt, zurückziehen konnte. Welch gewaltiges Stück venetianiſcher Geſchichte ſpielt zur Zeit des Glanzes dieſes koloſſalen Palaſtes, der gewöhnlich gekrönten Häuptern, ſo im Jahr 1574 Heinrich III. von Frankreich, zur Wohnung angewieſen wurde! Welche Berühmtheit erlangte er unter Francesco Foscari, der durch Beſtechung zur Dogenwürde gelangte und wie zur Vergeltung von der Nemeſis mit ſo furchtbarem Familienunglück beſtraft wurde! Drei Söhne ſtarben ihm unbegreiflich ſchnell nacheinander, und der letzte, Jacopo, von dem Florentiner Bevilacqua fälſchlicherweiſe beim Rath der Zehne angeklagt, wurde mit lebenslänglicher Verbannung beſtraft und ſtarb im Gefängniß, ohne daß ihn der Vater und Doge in ſeinem bis zum Starrſinn unbeugſamen Feſthalten am Buchſtaben des Geſetzes retten wollte, vielleicht auch nicht einmal konnte. Der alte Mann ſchickte ſeinen eigenen Sohn aus ſeinem Thronſaale hinweg über die Seufzerbrücke nach dem Criminalpalaſt und ging dann vielleicht in dieſem Saale händeringend auf und ab. Man kann der Erinnerung an die furchtbare venetianiſche Geſchichte hier in dieſer ſich ſo vielfach gleich gebliebenen Stadt nicht entgehen. Wir hören ihre Seufzer aus den vergitterten Fenſtern der furchtbaren Brücke; wir ſehen ſie nicken aus den Fenſtern des Dogenpalaſtes; ſie wehklagt aus den alten halbverfallenen Paläſten; ſie rauſcht ſchwarz und unheimlich an uns vorüber, wenn wir aus den Lagunen in den Canale Orfano gelangen. Die Familie Foscari iſt ſeit jener Zeit bis

auf die heutige Stunde bald ſtärker, bald ſchwächer von Unglück heimgeſucht worden. Der alte Doge, vom Rath der Zehne angeblich wegen Altersſchwäche abgeſetzt, trat dort auf jenen Balcon hinaus, den wir ſo eben verlaſſen und wo wir hinabſchauten auf das feſtliche Getümmel ringsumher. Dort auf die Brüſtung, wo ſich jetzt lachende und plaudernde Damen lehnen, legte er die zitternde Hand und horchte aufmerkſam und angeſtrengt. Als mit einemmale die Glocke von San Marco ertönte, die Wahl des neuen Dogen verkündend, da brach ſeine Lebenskraft, und er ſank vom Schlage getroffen todt zu Boden. Die einſt ſo große und mächtige Familie der Foscari iſt auf die ärmlichſte Weiſe zu Grunde gegangen, und vor wenigen Jahren bewohnten ein paar alte Damen dieſes Namens ein kleines ärmliches Zimmer des weitläufigen Gebäudes in den dürftigſten Verhältniſſen, und der letzte Foscari ſoll vor kurzem als unbedeutendes Mitglied einer umherziehenden Schauſpielertruppe geendet haben. —

Auch jetzt ertönt wieder dieſelbe Marcusglocke. Der Kaiſer und die Kaiſerin haben ſich eingeſchifft und erſcheinen ſchon dort hinten in der kleinen ſchwarzen leicht vergoldeten Gondel mit blauer Sammetſchleppe inmitten einer dicht zuſammengedrängten Maſſe aller möglichen Fahrzeuge. Für dieſen Augenblick ſind auch weder Beamte noch Feuerſpritze im Stande, den Platz vor der Preistribüne und dem Palaſt Balbi frei zu halten. Hier bei dem gewaltigen Gedränge haben es die kleinen einfachen Gondeln, die wie Aale überall durchſchlüpfen, am beſten: ein Schlag mit dem Ruder macht ſie frei und läßt ſie hierhin und dorthin fliegen, wogegen die Biſſoni, die ſich ebenfalls zahlreich herandrängen, und die ſchweren Schiffe mit den vergoldeten Pavillons bald hier, bald da ſo eingeklemmt erſcheinen, daß die verzweifeltſten Anſtrengungen der Ruderer nicht im Stande ſind, die geringſte Wendung auszuführen. Aber wie eigenthümlich, wie originell, wie nie geſehen iſt dieſe ganze dicht zuſammentreibende Maſſe, dieſe ſchimmernde

Inſel in allen erdenklichen Farben, ſtrahlend von Gold und Silber, wie ſie den großen Canal herabkommt! Es iſt noch ein Glück, daß die 70 Mann ſtarke Muſikbande des Regiments Prohaska in ihrem Takt beharrt, und einigen Rhythmus in das unſägliche Getöſe bringt. Mühſam bahnen ſich die vier Ruderer der kaiſerlichen Gondel ihren Weg nach dem Palaſt Balbi; ihnen folgt die zahlreiche und glänzende Suite, die vielerlei Uniformen der Militär- und Civilbeamten, Gondeln mit wehenden grünen und weißen Federbüſchen, mit Damenmänteln von Sammet und Pelz, Neugierige aus allen Ständen, die ſich herandrängen, den Kaiſer und vor allem die Kaiſerin zu ſehen, ohne daß man im Stande iſt, in dieſem Augenblick Einzelheiten in der Maſſe zu entdecken. Man ſieht nur glitzernde Fächer und helle Sonnenſchirme, Tücher in Roth und Gelb, die Fahnen der verſchiedenen Conſuln, die ſich ebenfalls heranbewegen — ein unbeſchreibliches Durcheinander, in dem allein die feſt eingeengten Biſſoni dem Auge einen Anhaltspunkt gewähren, und in welchem das einzig unbeweglich Bleibende die friſchangeſtrichenen langen Uferpfähle ſind, — das einzige, ſage ich, denn ſelbſt die Paläſte ſcheinen ſich von dem allgemeinen Wirbel mit fortreißen zu laſſen, wenigſtens iſt die Fronte derſelben mit der zahlloſen, nach dem Palazzo Balbi deutenden Menſchenmenge ſo belebt als möglich.

Gleich darauf erſcheinen der Kaiſer und die Kaiſerin auf dem Balcon, und da in dieſem Augenblick die Zuſchauer ſo viel zu ſehen haben, tritt eine momentane und ſehr wohlthuende Ruhe ein. —

Auf dem Canal iſt man indeſſen beſchäftigt, die Gondeln der Zuſchauer in eine gewiſſe Ordnung zu bringen, wobei die Feuerſpritze an der Preistribüne den Widerſpänſtigen wieder recht gefährlich wird. Municipalbeamte auf kleinen Barken fahren die Reihe entlang, und veranlaſſen alle Fahrzeuge auf beiden Seiten des Canals in einer ſcharf gerichteten Linie anzulegen, ſo daß die mittlere Waſſerſtraße in ziemlicher Breite für die Regatta-Gondeln

frei bleibt. Um ihre Befehle zu geben, bedienen sie sich des Sprachrohrs, und da die Gondoliere wohl wissen, daß die geringste Widerspänstigkeit ihnen theuer zu stehen kommt, so fliegen sie pfeilschnell davon, sobald eine der Communalbarken daher schießt, ängstlich wie der kleine Fisch vor dem gefräßigen Hai. In wenig Minuten hat sich hiernach der Anblick des immer wechselnden reichen Bildes wieder gänzlich verändert. Die Paläste zu beiden Seiten des Canals, rechts und links, deren Mauern so weit das Auge reicht bisher unmittelbar aus dem Wasser emporstiegen, haben jetzt vollständige Quais erhalten — Quais von Fahrzeugen aller Art, die aber, unbeweglich liegend, in scharf abgegränzter Linie um so mehr einen Uferweg darstellen, als die Zuschauer aus den hintern Gondeln auf die vordern steigen, hie und da plaudern, Besuche machen, kurz in einer so ungezwungenen Bewegung sind, als wandelten sie auf dem festen Lande. Diese Streifen von Fahrzeugen und Menschen setzen sich fort so weit das Auge reicht, und da die letztern sich auf den Häusertreppen und den Mauervorsprüngen hinter einander amphitheatralisch gruppiren, so kann man sich nicht leicht einen belebteren Anblick denken. Auf dem nun freien Wasserstreifen in der Mitte sieht man nur noch einzelne der schnellsten Bissonen im wahren Sinne des Worts vorbeifliegen; manche waren draußen am Abfahrtspunkte, und ihre 8—12 Ruderer strengen alle ihre Kräfte an, um vor dem Kanonenschuß, der bald erfolgen muß, ihre Plätze in der Linie einzunehmen. Hier haben wir aber Gelegenheit, all die schönen Fahrzeuge von neulich auf's genaueste zu betrachten, und die meisten sind uns kenntlich an den verschiedenartigen Costümen ihrer Ruderer. Jetzt schießt die Barke mit den Griechen vorbei; ihr folgen die Arlequinos; dort kommen die vier Welttheile. Auch manche neue sieht man erscheinen, einige reich und elegant, andere minder geschmackvoll. Zu den letztern rechne ich ein Barchetto mit sechs Ruderern, die in weißen Hosen, weißen Jacken und

weißen Mützen vollkommen herrschaftlichen Köchen ähnlich sehen — vielleicht das Fahrzeug eines großen Gourmand. Zuletzt schießt die Bissona des Podesta von Venedig, Grafen Correr, mit ihren 16 Ruderern vorüber — eine der schönsten und reichsten, in weiße und hellblaue Gaze eingehüllt, aber so dicht mit Silber gestickt, daß man von dem Stoff nur wenig sieht, und sie jetzt rasch dahinfliegend auf dem dunklen Wasser wie ein Lichtstrahl erscheint. Alle fahren so eilfertig, daß, wenn sie vor dem Palast Foscari die Biegung machen, weißer Schaum vor dem Kiel aufspritzt und sich das leichte Fahrzeug selbst anmuthig auf die linke Seite neigt, so daß hier die Behänge der Schiffswände momentan in's Wasser tauchen.

Endlich ist die Mitte des Canals frei von allen Fahrzeugen, und bildet nun, im Gegensatz zu den grauen Palästen und den dunklen Massen der Zuschauer an ihren Ufermauern, einen grünlich leuchtenden Streifen. Es ist beinahe 1 Uhr, das Gemurmel und Gesumme ist fast verstummt — alles lauscht erwartungsvoll. Da kracht von den Giardini publici der lang erwartete Kononenschuß dumpf herüber, und eine tiefe, fast ergreifende Stille verbreitet sich mit einemmal, über die Zuschauermassen am großen Canal.

Aber nicht lange dauert diese Stille. Von fern her hört man schon nach wenigen Secunden ein leichtes Brausen von Menschenstimmen, das sich an den Ufern des Canals fortpflanzt und immer stärker und gewaltiger wird; es sind wahrscheinlich Rufe des Beifalls und des Tadels, der Hoffnung und der Aufmunterung; noch sind wir nicht im Stande, irgend ein Wort deutlich zu verstehen. Jetzt aber bemerken wir, wie die Zuschauer rechts von uns gegen die Gitterbrücke hin in Bewegung gerathen; alles drängt sich vor, man winkt mit Händen und Fächern, man schwenkt Mützen und Taschentücher. „I vien!“ hören wir jetzt, dann vernehmen wir hie und da den Ausruf: „el sará il primo!“

— noch einige Minuten, und die Regatta-Gondeln erſcheinen an der Biegung des Canals. Vorderhand ſehen wir jedoch noch nichts als den weißen und blauen Anzug der Gondoliere, die aber ſchon eine längere Linie bilden als gerade nothwendig wäre, woraus wir entnehmen, daß einige bereits einen ziemlichen Vorſprung gewonnen; das Boot ſelbſt ſieht nur wie ein kleiner dunkler Streif auf dem Waſſer aus. Wie ſie näher und näher kommen, pflanzt ſich das Brauſen der Menge zu unſerer Rechten bis zu uns heran fort, und nun macht es einen eigenthümlichen Eindruck, daß die Zuſchauer vor uns gegen den Rialto hin, die von den Regatta-Gondeln noch nichts ſehen können, in geſpannter Erwartung ſtill und ruhig verharren. Jetzt erſcheinen uns die Ruderer größer und größer; wir können ſchon die einzelnen Fahrzeuge genauer unterſcheiden, noch zwei Minuten, und wir ſehen, in welcher Folge ſie daher kommen. Weiß und Gelb hält die Spitze, doch iſt Weiß um einen halben Ruderſchlag voraus; eine Bootslänge hinter ihnen erſcheint Violett, Nußbraun, Blau und Grün in faſt gleicher Linie, dabei aber jede Secunde um ein unbedeutendes vor oder zurückwechſelnd; Himmelblau und Roſa folgen in gleicher Diſtanz, und zuletzt kommt der mit der Orangenſchärpe ziemlich weit zurück, wofür er auch von den Zuſchauern hie und da einige boshafte Bemerkungen zu hören bekommt.

Obgleich die Gondoliere, lauter gutgewachſene kräftige Leute — die meiſten haben große Bärte — auf's angeſtrengteſte mit aller Kraft ihrer Muskeln arbeiten, ſo ſcheinen ſie doch wie ſpielend ihre Ruder zu handhaben, wobei es in der That ein ſchöner Anblick iſt, dieſe Männer in eleganter Haltung ſo frei, mit feſt aufgeſtemmtem Fuße zu ſehen, unbeirrt von jeder Schwankung des Schiffchens. Die Spitze deſſelben taucht bei jedem Ruderſchlage faſt unter das Waſſer, und hebt ſich gleich darauf, die Fluth zerſchneidend, wie ſpielend wieder. Obgleich beide Gondoliere bei dieſer Wettfahrt gewandte Ruderer ſein müſſen, ſo iſt

Emma's zurück, welche nun kalt und ruhig sagte: „und wie Herr Buchhalter, auf welche Art könnten Sie seine Unschuld beweisen?"

Hier entstand eine neue Pause und als hätt ich durch die Thür sehen können, so hatte ich vor meinem innern Auge das Gesicht des Buchhalters und sah, wie er bei diesen Worten das Mädchen mißtrauisch ansah. Doch hörte ich ihn jetzt lachen und er sagte: „Sie könnten die Absicht haben mein Fräulein, das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, der Prinzipalin zu entdecken, aber ich fürchte das nicht, es wird Ihnen nichts helfen, meinem Wort, dem erprobtem, glaubt Madame Stieglitz unbedingt."

„Ich weiß es," seufzte das Mädchen.

„Also hören Sie mich: Es fällt mir heute Nacht plötzlich ein, daß jener Brief — er trägt, wie Sie nicht vergessen müssen, kein Datum, Ihr Vetter hat das übersehen — daß dieser Brief von der Prinzipalin, wenn auch vor längerer Zeit wirklich geschrieben wurde, die alte Frau hat das vergessen, ich aber versichere, daß dem so sei; dieß Schreiben nun sollte damals nicht abgehen, und wurde von mir auf die Seite gelegt, kam zufällig auf den Pult unter die andern Papiere und wurde unschuldigerweise expedirt. Ihr Vetter hat das Geld geholt, hat es verloren, aber es findet sich natürlicherweise wieder."

„Und sie glauben," antwortete Emma rasch, „daß es sich wirklich wieder finden wird?"

doch der auf der Popiere — dem Hintertheil — der tüchtigſte, da er nicht bloß rudern, ſondern auch das Boot lenken muß, worauf namentlich am Ende der Bahnlinie, wo es gilt den Pfahl im Waſſer zu umfahren, ſehr viel ankommt. Hier iſt überhaupt bei vielen Regatten der entſcheidende Punkt: da kann eine Gondel aus der Richtung kommen und genöthigt ſein, einen größeren Bogen zu machen; auch kann ſie den Pfahl ſtreifen oder eine andere Regatta-Gondel, wo alsdann begreiflicherweiſe hauptſächlich der Ruderer an der Spitze ſtürzen oder gar in's Waſſer fallen muß.

Während dem ſind alle neun Boote bei uns vorüber gekommen, und die Geſchwindigkeit erſcheint merkwürdigerweiſe nicht ſo außerordentlich groß. Ich glaube, daß ein ſchnell trabendes Pferd am Ufer gleichen Schritt mit ihnen halten könnte. Daß ſich der Lärm beim Erſcheinen der Gondeln nun auch vor uns fortgeſetzt hat, verſteht ſich von ſelbſt, und wie derſelbe auf unſerer rechten Seite, wo ſie vorüber ſind, abnimmt, ſo vermehrt er ſich von Secunde zu Secunde gegen den Rialto hin. Dort bewegt und drängt ſich die Volksmaſſe auf den Gondeln und an den Fenſtern, dort wehen nun zahlloſe weiße Tücher. Die Boote ſelbſt mit ihren Ruderern werden für uns immer kleiner und kleiner, und ehe ſie unter dem Bogen des Rialto verſchwinden, ſieht man nichts mehr als leuchtende Punkte — die weißen Beinkleider der Gondoliere, hellen Seemöven vergleichbar, die über das Waſſer dahinſchießen. Wenn die Wettkämpfer aber auch in der nächſten Minute gänzlich unſerem Blick entſchwunden ſind, ſo erfahren wir doch, welche Farben vor- und welche zurückbleiben! Die Zuſchauer an beiden Seiten des Canals ſind ein lebendiger Telegraph, und Einer ruft dem Andern zu, gleichviel, ob er ihm bekannt oder unbekannt iſt, welche Gondeln voraus ſind. Weiß behält noch immer die Spitze, obgleich Gelb ſchon einigemal um einen halben Ruderſchlag voraus geweſen iſt.

Abermals hat ſich indeſſen die Scene vor unſerem Fenſter verändert: wo die Regatta-Gondeln rechts von uns vorüber gekommen, gefolgt von unzähligen Fahrzeugen, die ſie von den Giardini publici her begleitet, da verließen auch die Gondeln, welche bisher die lebendigen Quais gebildet, ihren Platz, ſchoſſen in den großen Canal hinein, und bilden nun ſo eine dicht gedrängte Maſſe, die ſich unter Jubeln und Schreien, ſowie vermiſcht mit dem Fluchen der Gondoliere, welche in dem unſäglichen Gewimmel ihre Ruder nicht mehr gebrauchen können, langſam auf den Palaſt Foscari zuſchiebt. Hier aber an der Biegung des Canals vor der Preistribüne, wo das Waſſer natürlicherweiſe frei bleiben muß, ſind die Stadtbeamten mit ihren Sprachrohren, ſowie die beiden Feuerſpritzen in außerordentlicher Thätigkeit. Die erſten Gondeln müſſen von Foscari quer über den großen Canal eine gewölbte Linie bilden, an die ſich alle die hundert von der Gitterbrücke herkommenden Fahrzeuge aufſtauen; es dauert nicht fünf Minuten, ſo gibt es rechts von uns, ſo weit wir ſehen können, keinen Canalozzo mehr; buchſtäblich genommen, iſt dort keine Handbreit Waſſer zu erblicken. Gondel drängt ſich an Gondel; zwiſchen die Poppa der vorderen Gondeln ſchiebt ſich die Prora der folgenden, und ſo fort; dazwiſchen ſieht man Biſſonen und Barchetten feſt eingeklemmt, und alle die kleineren Boote bilden eine Inſel von dunklem Grunde, auf welcher die größeren farbigen und glänzenden Fahrzeuge wie bunte Blumenbeete erſcheinen, ein Garten mit phantaſtiſchen Blüthen, in Gold und Silber, dem es auch nicht an Spaziergängern fehlt. Neben einer großen Menge, die in der dritten oder vierten Gondel einen freundſchaftlichen Beſuch machen, ſieht man junge Leute genug, die, unter Lachen und Scherzen von Boot zu Boot ſpringend, über den ganzen Canal gehen.

Unſer lebendiger Telegraph hat uns währenddem berichtet, daß ſich vorn bei den Regatta-Gondeln die Folgenreihe ein wenig

geändert hat: beim Umſchiffen des Pfahls am Canalreggio iſt Weiß durch einen unvorſichtigen Ruderſchlag angeſtreift, das leichte Boot hat geſchwankt, und der Proriere iſt auf ein Knie niedergeſtürzt; obgleich er ſich in der nächſten Secunde wieder erhoben, iſt doch Gelb vorgekommen, und hat alſo, da nun der gefährliche Punkt umſchifft iſt und die freie Bahn vor ihm liegt, die größte Chance für den erſten Preis. Die Sache fängt an ſehr intereſſant zu werden, und wie ſich die Erwartung ſteigert, ſo wechſelt auch das Gemurmel und Gebrauſe von Secunde zu Secunde; Theatergläſer und Fernröhre aller Art ſind nach dem Rialto hin gerichtet, unter deſſen Bogen die Wettkämpfer nächſtens hervorſchießen müſſen — Weiß und Gelb — Gelb und Weiß — man kann nicht mehr verſtehen, welche Farbe die Spitze hat. Sie müſſen dicht beieinander ſein, und wahrſcheinlich hat Weiß durch ſeinen Unfall zur Verzweiflung getrieben, die furchtbarſten Anſtrengungen gemacht, wieder vorzukommen.

Da erſcheinen die Vordern unter dem Rialto, zwei weiße Punkte; alles an den Palaſtmauern drängt ſich gewaltſam vor; die Damen beugen ſich über die Balcons herab, die Fernrohre verlaſſen das Auge nicht mehr — Gelb oder Weiß? Ich hatte von dem freundlichen Oberſten ein prächtiges Theaterglas erhalten, welches eine traurige Vergangenheit hat, denn die Soldaten fanden es bei einem erſchoſſenen piemonteſiſchen Offizier auf dem Schlachtfelde von Novara. Mit Hülfe deſſelben ſah ich deutlich die Figuren der beiden vordern Gondoliere, aber wie mir ſchien, kamen ſie in gleicher Linie daher; eigenthümlicherweiſe ſchien alles für Weiß durch den ſtattgefundenen Unfall eingenommen zu ſein, denn noch wenige Secunden, und man hörte den jubelnden Ruf: bianco! bianco! —

Ja, Weiß war voraus, das ſah ich denn auch mit meinem guten Glaſe, aber die Diſtanz war nicht der Rede werth. Näher und näher kamen ſie nun, und ſchon konnte ich die furchtbaren

Anſtrengungen der Leute unterſcheiden; mit unglaublicher Schnelligkeit und ſichtbarem Kraftaufgebot ſchlugen die Leute in das Waſſer; glühend roth erſchien das Geſicht des Ruderers, die Bruſt flog auf und nieder, und die Spitze der Gondel tauchte bei jedem Schlag tief in das Waſſer. Weiß war wieder vorausgekommen, aber Gelb machte ſo namenloſe Anſtrengungen, daß noch wenige Bootslängen von der Preistribüne die Zuſchauer der vordern Gondel angſtvoll zuriefen: „Vorwärts! vorwärts! nimm dich in Acht!“ Aber es war für Gelb zu ſpät, das fühlte auch der vordere Ruderer der erſten Gondel vollkommen, denn er nahm mit etwas Coketterie ſeine Mütze ab, wie ſich bedankend für den freundlichen Zuruf, während er mit einer Hand allein ſein Boot durch einen letzten tüchtigen Ruderſchlag an die Treppe der Preistribüne ſchnellte. Weiß war Sieger, und von den beiden Leuten des Boots erhielt jeder eine rothe Fahne mit der goldenen Aufſchrift: „Primo,“ oben mit einem kleinen ſeidenen Beutel von gleicher Farbe, worin ſich eine Anweiſung für die gewonnene Summe befand, die morgen vom Podeſtá ausbezahlt werden wird. Gelb erhielt den zweiten Preis — zwei blaue Fahnen; Violett den dritten — grüne Fahnen; Braun den vierten — gelbe Fahnen, mit quarto bezeichnet und dem Porträt des unglücklichen Spanferkels.

Recht traurig waren die Verlierer anzuſehen, die in ihrer Hoffnung getäuſcht, für ihre gewaltigen Anſtrengungen nicht einmal die Theilnahme der Zuſchauer hatten. Wenn auch ein venetianiſcher Gondolier gewiß nicht unempfänglich iſt für den klingenden Preis, den er erhält, ſo ſchlägt er doch auch die Ehre, bei der Regatta gewonnen zu haben, nicht gering an. Dieß gibt ihm ein großes Anſehen, nicht nur bei ſeinen Cameraden, ſondern vielleicht auch ein glänzendes Augenpaar, das bis jetzt zu keinem zärtlichen Blick zu bewegen war, ſtrahlt hingebend auf, wenn der Sieger die rothe Fahne zu den Füßen der Geliebten niederlegt.

Wie oft gestaltet sich die ganze Zukunft eines dieser jungen Leute durch einen Regattapreis günstiger! Mit dem Geld kann er irgend etwas beginnen, und was noch mehr ist, erweicht er durch die errungene Ehre oftmals das unbeugsame Herz eines strengen Vaters. Deßhalb war es mir so begreiflich, manchen der zu spät kommenden Gondoliere mit unverkennbarem Ausdruck der Verzweiflung anlangen, ja Thränen zu sehen und laute Klagen zu hören, so unter andern die Ruderer mit Grün, der Farbe der Hoffnung, die sie dießmal schmählich im Stich gelassen. Schon eine ziemliche Strecke von der Preistribüne ließ der vordere, ein schlanker, sehr junger, hübsch gewachsener Mann, als er sah, daß alle Mühe vergebens sei, das Ruder sinken und warf einen Blick der Wuth seinem Hintermann zu, der achselzuckend auf die Poppa niederkauerte und seinen Kopf in beide Hände vergrub. So trieb das Boot immer noch in Bewegung von selbst dem Ufer zu, während der Vordere irgend etwas zu überdenken schien. Das mußte er auch in der nächsten Secunde gefunden haben, denn mit einemmal warf er Ruder und Mütze weit von sich, schrie laut auf, während er die Hände zuerst weit von sich abstreckte, dann sie in seinem dichten schwarzen Haar vergrub, wobei Thränen über sein Gesicht herab rollten. Er that mir unendlich leid, wer weiß welche Hoffnung ihm mit dem Preis für immer entschwunden! Und Hoffnungslosigkeit ist eine gar traurige Sache!

Doch weg mit diesen, nur für mich interessanten Scenen, sie passen wahrlich schlecht in das lustige Getreibe, das sich nun zu unsern Füßen entfaltet. Die Macht der städtischen Beamten hat ihr Ende erreicht, auch der Wasserstrahl aus den Feuerspritzen läßt sich nicht mehr sehen. Vom ganzen Ufer den Canal entlang beeilten sich sämmtliche Fahrzeuge vor den Palast Foscari zu kommen, um die Gewinner in der Nähe zu betrachten, auch ein Wort der Freude und einen Händedruck mit ihnen zu wechseln. Dadurch, sowie durch die zahlreichen Gondeln, Bissonen und

Barchetten, welche der Wettfahrt gefolgt waren, vergrößerte sich die Insel zu unserer Rechten immer mehr, und setzte sich noch über den Palazzo Balbi weit hinaus fort. Dabei waren es aber keine ruhig erwartenden Zuschauer mehr, welche dieses Eiland bildeten; alles in den Fahrzeugen schien ungeduldig geworden zu sein, jedes Boot suchte sich zu bewegen, einen andern Platz zu gewinnen, vor- oder zurückzukommen — es war ein wahrhaft angreifendes Gewühl von Schiffen, Menschen, Farben, Gold und Silber. Wie ein Keil hatten sich die Fischerbarken der Napolitani und Chioggiotti eingeschoben; ihre Tarantella ertönte immerfort in der einförmigen, fast melancholischen Weise unter dem Klingeln der Tamburins, wobei die Neapolitaner sowie die Fischer von Chioggia wie toll auf ihrem Verdeck herumsprangen. Dazwischen lärmte und jubelte die Menge rings umher auf dem Wasser und an den Fenstern; die kleinen Musikbanden hie und da auf dem Canal fiedelten, daß es zum Erbarmen war; das arme Spanferkel, welches man in ein Boot geworfen, grunzte in kläglichen Tönen, während es sich in seinem rothen Röckchen umherwälzte — es war ein wahrer Hexensabbath, bei welchem glücklicherweise der Capellmeister des Regiments Prohaska die gute Idee hatte, seine Musikbande „Prinz Eugen, der tapfre Ritter" spielen zu lassen, welches gewaltige Lied mit seinen brausenden Klängen den allgemeinen tollen Lärm wohlthuend übertönte.

Nachdem die acht Sieger bei der Regatta die Glückwünsche und Begrüßungen ihrer Bekannten entgegengenommen, wobei es sehr komisch aussah, wenn ihnen aus einer oft weit entfernten Barke ein Labetrunk zugeworfen wurde — in einer großen Korbflasche nämlich, die wie Ball hin und her flog und die immer mit großer Geschicklichkeit aufgefangen wurde — verließen die Gondoliere, jeder mit seiner Fahne in der Hand, ihre Fahrzeuge und spazierten auf den noch immer dicht nebeneinander liegenden Schiffen aller Art wie auf dem festen Land überall hin, um eine

kleine Gabe einzusammeln. Dieß ist nun freilich eine poetische Beigabe zur Regatta, wohl aber für die Leute eine höchst praktische, denn da sie dieses Einsammeln mit der Fahne in der Hand wohl 5 bis 6 Tage lang in ganz Venedig fortsetzen, so sollen sie hiedurch gewöhnlich eine Summe erhalten, die den Siegespreis oft weit übersteigt. Bei der dießmaligen Regatta hatten alle Wettkämpfer, Gewinner und Verlierer, obendrein das Glück, auf Befehl des Kaisers noch besonders und reichlich beschenkt zu werden.

Dieses Verschwinden der Sieger vom Rande der Preistribüne hatte übrigens das Gute, daß sich hierauf die Masse der Fahrzeuge anfing in Bewegung zu setzen; auch wurde in diesem Augenblick die kaiserliche Gallegiante vor die Landungsbrücke am Palast Balbi gebracht, die kaiserliche Standarte aufgehißt, J.J. M.M. mit Gefolge stiegen ein, und da es hieß, der Kaiser und die Kaiserin würden eine Fahrt den ganzen Canal entlang machen, so beeilten sich alle Bissonen, Barchetten, Gondeln und übrigen Barken gegen den Rialto zu kommen, sowie auch in der Nähe der Staatsbarke zu bleiben, um die hohen Herrschaften so nahe als möglich zu sehen. Es war interessant, wie sich hiedurch der dicht zusammengedrängte Knäuel vor unserm Balcon langsam entwirrte, und der Canale grande in kurzer Zeit dicht übersäet war. Voraus zog die Musik des Regiments Prohaska auf ihren Schiffen, dann folgte die Galleggiante von vier stark bemannten Booten gezogen; etwas weiter zurück zu beiden Seiten kamen die Napolitani und Chioggiotti, und dann das übrige im buntesten, glänzendsten Gemische. Ich hätte in diesem Augenblick ein Vogel sein mögen, um mich über die Häusermasse emporschwingend die schöne Linie des Canale grande zu sehen, wie sie zwischen den Palästen und Häusern eine Guirlande darstellte in allen Farben, und um so prächtiger, da sich das ganze fabelhafte Gewimmel beständig durcheinander schob, immer neue herrlichere Töne zeigend, immer neue und andere Lichter nach allen Seiten hin strahlend.

Nach und nach verrauſchte die Muſik, ſowie das Jubeln der Menge in der Ferne, und der Platz vor dem Palaſt Foscari verödete in kurzer Zeit, da die meiſten Fahrzeuge der kaiſerlichen Barke nachgeeilt waren, worauf auch wir unſere Gondel beſteigen, um das Leben und Treiben auf dem obern Canal anzuſehen. Auch hier waren alle Fenſter und Balcone mit Teppichen behängt, auch hier ſah man alles dicht gedrängt voll Menſchen, namentlich auf den einzelnen Landungsbrücken, auf den Treppen und den hier ziemlich breiten Quais, wo ſich zunächſt dem Waſſer lange Reihen von Stühlen befanden, auf welchen die Frauen aus den bürgerlichen Claſſen ihren Sitz genommen hatten. Kleine Häuſer und große Paläſte zeigten durch alle Stockwerke bis an das Dach hinauf eine bewegte wimmelnde Maſſe. Sonderbar ſah die Rialtobrücke aus, die über den ganzen Bogen hinweg einen buntfarbigen dichtgedrängten Streifen lebender Weſen zeigte. Der Nachbar dicht an den Nachbar, Kopf an Kopf gedrängt, konnten ſie kaum ihre Hände bewegen, um der herrannahenden Galleggiante mit ihren Tüchern entgegen zu winken; um ſo lauter aber war das Evviva, das hier von der alten Brücke herunterbrauste. Da wir aber von dem vielen Sehen in der That ermüdet waren, ſo kehrten wir nach einigem Umherfahren auf unſern Balcon in den Palaſt Foscari zurück.

Dem klaren Tag war ein wunderſchöner Abend gefolgt, und das Bild, welches der große Canal in dieſem Augenblick bei der ganz beſondern Beleuchtung bot, wird mir unvergeßlich bleiben. Zu unſerer Rechten, etwas hinter uns, ſank die Sonne neben der Kuppel von Sta. Maria della Salute nieder und warf ein glühendes Streiflicht auf die Paläſte zu unſerer linken Seite, ſie ſcharf abzeichnend neben dem tief grauen Schatten der untern Mauertheile, und dieſes Licht gewährte eine neue wunderbare Decoration, vor welcher das Leuchten der Sammetdecken und goldgeſtickten Teppiche ſchattenhaft zurücktrat. Die Paläſte, welche

dieſen letzten Gruß der Sonne empfingen, waren röthlich warm angeſtrahlt, auf den Fenſterſcheiben glänzte es wie lodernde Flammen, welche zitternde Strahlenkreiſe rings um ſich her warfen. Weit vor uns über dem Rialto mit ſeinen wimmelnden Menſchenmaſſen, lagen die Häuſer im Dufte; nur die Spitze des hohen Thurmes von San Salvatore ſtrahlte wie ein Fanal, während unſer Horizont begränzt war von der mächtigen im Nebel verſchwimmenden Kuppel der größten und ſchönſten Kirche Venedigs, San Giovanni e Paolo.

Dieſer an ſich ſo ſchöne Anblick wurde nun mit einemmal auf's herrlichſte belebt durch das Hervorquellen der Hunderte von Fahrzeugen unter dem Bogen des Rialto, welche der Staatsbarke folgten. Die Muſikchöre ſpielten, die Menge lärmte und ſchrie, und in kurzer Zeit war das Waſſer vor uns wieder ebenſo bedeckt, wie vor einer Stunde. Zu beiden Seiten der kaiſerlichen Barken fuhren die Neapolitaner und Chioggiotten, deren Banden abwechſelnd die Tarantella, ſowie „Gott erhalte unſern Kaiſer" ſpielten. Obgleich die vier Boote, welche die Galleggiante zogen, tüchtig arbeiteten, ſo kam dieſe, obendrein eingeengt durch ihre bunte Begleitung, doch nur langſam vorwärts. Erſt als ſie an der Biegung des Canals bei der Gitterbrücke verſchwand, fuhr ich ihr auf meiner leichten Gondel nach, um mich nach kurzer Zeit wieder in dem lärmenden Strudel zu befinden. In kleinen Zwiſchenräumen ließ das Muſikcorps von Prohaska ſeine rauſchenden Klänge vernehmen; dazwiſchen klangen faſt beſtändig die Tamburins der Neapolitaner, und das luſtige Geſchrei der Menge. Um einen kleinen Begriff von der auch hier noch immer dichtgedrängten Maſſe von Fahrzeugen zu geben, will ich nur erwähnen, daß die Sieger mit ihren Fahnen auch jetzt wieder kreuz und quer über den großen Canal von einem Boot zum andern ſprangen und einſammelten; auch von denen, welche bei der Wettfahrt verloren, ließen ſich ein paar ſehen, die, an ihr Unglück erinnernd,

die Mildthätigkeit der Zuschauer in Anspruch nahmen; sehr komisch war einer der Gondoliere mit der gelben Fahne, welcher, nachdem er vermittelst eines halsbrechenden Sprunges von einem andern Fahrzeug unsere Gondel erreichte, mit hingehaltener Mütze um etwas bat und sehr wichtig thuend hinzufügte: „son gued dol porchetto“ — ich bin der vom Spanferkel.

Mit wenig Mühe ließen unsere beiden Gondoliere bald das ganze Gedränge hinter uns, und als wir in der Gegend von San Moisé Profeta in einen der dunklen Seitencanäle einbogen, hielt unsere Gondel einen Augenblick, und wir warfen einen letzten Blick rückwärts auf den Canale grande, um die ganze Masse der Fahrzeuge noch einmal an unserem Auge vorüberziehen zu lassen. Die Lagunen waren schon mit einem feinen Nebel bedeckt, der die Masten und Raaen der Schiffe nur noch undeutlich durchschimmern ließ und die Kuppel von Sta. Maria della Salute wie in graue Schleier hüllte, während hoch am Himmel der schon längst sichtbare Mond anfing klar und klarer hervorzutreten Von fern her und angenehm gedämpft erscholl die vorausziehende Musik, und auf dem eben beschriebenen nebelbedeckten Hintergrund zogen die phantastischen bunten Fahrzeuge etwas schattenhaft und undeutlich vorüber, nicht mehr wie eine Wirklichkeit, sondern nur wie eine Erinnerung an die Regatta, wie der ungewisse Traum eines schönen und glänzenden Festes.

5.

Die Fahrt nach Pola.

Wenn man in einer geräuschvollen Stadt, wie Venedig im gegenwärtigen Augenblick ist, allein und in gewisser Beziehung einsam umhergeht, so gibt es Momente, wo Einem diese Einsamkeit mitten im lustigen Getreibe der Menge und der vergnügten Gesichter, umrauscht von Jubel und Musik, recht fühlbar wird,

„Sie müſſen mich verſtehen," antwortete der Buchhalter, „das Geld, das Ihr Vetter wahrſcheinlich zu ſeinen Zwecken verbraucht hat, läßt ſich allerdings nicht wiederfinden, aber fünfhundert Thaler ſind fünfhundert Thaler und obgleich ſchon eine bedeutende Summe an und für ſich, iſt es doch ein geringes Opfer, um in Beſitz dieſer kleinen Hand zu kommen."

Es trat wieder eine Pauſe ein, dann ſagte das Mädchen, und wie es ſchien, ängſtlich: „Laſſen Sie meine Hand, o laſſen Sie meine Hand."

„Bedenken Sie Emma," ſagte er zudringlicher, „geben Sie mir eine Antwort."

„O nie, nie" rief das Mädchen in Weinen ausbrechend, „mein Vetter iſt unſchuldig und Gott im Himmel wird ſchon dafür ſorgen, daß dieſe Unſchuld an den Tag kommt."

„Allerdings," hohnlachte der Buchhalter, „und Sie ſehen, daß in dieſem Augenblicke der höchſte Herr des Himmels mich, ſeinen Schützling und Begnadigten, zu Ihnen ſchickt, um Ihren Vetter zu retten, aber weiſen Sie dieſe Hülfe nicht zurück, reichen Sie mir Ihre Hand oder Gott wird die ſeinige von Ihnen abziehen."

„Das iſt ganz unmöglich, ganz unmöglich," entgegnete das Mädchen, „o wie kann das möglich ſein, ein ganzes langes verlorenes Leben."

„An meiner Seite," ergänzte der Herr Specht, „nun

und das nicht trotz der Feste voll Glanz und Leben, in denen man sich bewegt, sondern gerade wegen dieser Feste, wegen dieses immer wiederkehrenden Menschenstrudels, der unter dem Schein von Tausenden und Tausenden von Lichtern vergnüglich plaudernd, alles Gesehene sich gegenseitig mittheilend, unter Scherzen und Lachen bei uns vorüberzieht. In solchen Augenblicken tiefgefühlten Alleinseins bietet nun gerade Venedig in seinen poetischen Gegensätzen, für all die Schmerzen, die daraus entstehen, ein schwermüthig wirkendes, aber unfehlbares Mittel, man verläßt den Marcusplatz mit seiner festlichen Beleuchtung und seinen brausenden Menschenmassen; man wirft sich am Ufer der Piazetta in eine Gondel und läßt sich auf Gerathewohl, wie es dem Gondoliere beliebt, in die Lagune hinaus oder in den großen Canal führen. Das wirkt prächtig, man bevölkert das enge schwarze Gondelhäuschen mit lieben Bildern, man öffnet süßen Träumereien sein Herz, man denkt an die Vergangenheit und auch wohl an die Zukunft — man fühlt sich nicht mehr allein, und bei jedem Schlag des Ruders, das melancholisch plätschernd in das Wasser fällt, löst sich ein finsterer Gedanke nach dem andern von dem in sich zusammen schauernden Herzen, und wenn dann auf einmal in der finstern Nacht ein glänzendes Licht, an dem wir vorbeihuschen, sich freundlich im Wasser spiegelnd unser Auge trifft, so erscheint uns das wie ein klarer tröstender Stern in der Nacht der Betrübniß, und tief aufathmend denken wir, daß diesem Stern andere folgen werden, immer strahlender, immer freundlicher — Sternbilder, östlich vor uns aufsteigend, die wir oft in guten Stunden gesehen, die mit ihrem Funkeln liebe Erinnerungen auf uns niederstreuen, und denen endlich ein neuer dämmernder Tag, die Morgenröthe, und dann die klare Sonne selbst mit ihren lieben, erwärmenden und erquickenden Strahlen folgen wird.

Mit Gefühlen, wie die eben geschilderten, ist es auch hier in Venedig angenehm, sich, entfernt vom Gewühl der Menge,

auf der dunklen Piazetta an jene Säule zu lehnen, welche das Bild des Löwen von San Marco trägt, und hinauszuſchauen in die ſtillen Lagunen, wo vor uns die zahlreichen Fiſcherbarken liegen, hie und da mit einem kleinen Lichte, das einen Theil der Holzwand beleuchtet, ein Stückchen des Maſtes und die derben Züge des Schiffpatrons, der ſein Abendbrod verzehrt, welches ihm ſein Weib gebracht, die nun mit ihrem kleinen Buben wartend und betrachtend daneben ſteht. Ihr rothes Kopftuch leuchtet, von dem Licht angeſtrahlt, nicht minder die Augen des Buben und das weiße Haar des kleinen Hundes, der, zur Bemannung des Schiffs gehörend, wedelnd hin und her ſpringt und nicht vollkommen mit ſich im reinen iſt, an wen er ſeine Liebkoſungen zumeiſt richten ſoll, — an den Schiffer, mit dem er ſo eben angelangt, an die Frau, die er lange nicht geſehen, oder an den Buben, der ihm zum Willkomm Fell und Ohren zerzaust. So bietet uns jede der Barken, die hier vor Anker liegen, ein eigenthümliches und belebtes Bild. Hinter ihnen ſchießen Gondeln hin und her, in ihrer dunklen Farbe wie unheimliche Schatten; es iſt noch gut, daß manche eine kleine leuchtende Laterne führen, die dann, ſo eilig vorbeifliegend, wie ein Irrlicht erſcheint. Die kleinen mit Tuch bezogenen Sfelze bergen allerlei in ihrem Innern — Freude und Kummer, Luſt und Schmerz; ſie huſchen vorüber, und wenn man ihnen auf dem Waſſer zuſieht, wie alle von gleicher Form und Farbe, ſo könnte man glauben, dieſelbe Gondel kehre immer wieder, um irgend etwas Verlorenes zu ſuchen.

Drüben die Giudecca und San Giorgio Maggiore erſcheinen uns in kaum ſichtbaren Umriſſen; doch ſind dort hie und da Fenſter beleuchtet, welche röthlich durch den Abendduft ſchimmern, ebenſo die Kuppel von Santa Maria della Salute, die ſich durch ein melancholiſches Glockengeläute zu erkennen gibt, welches eben zu uns herüberſchallt. Blicken wir rückwärts, ſo ſehen wir die gewaltige Maſſe des Dogenpalaſtes mit ſeinen immer ſchönen, immer

beweglichen Arkaden, von denen wir nicht begreifen können, wie sie im Stande sind, die schwere Last des Oberbaues zu tragen; immer und immer wieder erschrickt man ordentlich vor dieser kühnen Idee des Baumeisters. Aber wenn wir uns bei längerem Hinschauen mit dieser Idee vertraut gemacht haben, fühlen wir eine hohe Bewunderung für die Macht des Gedankens, für die Kraft des menschlichen Geistes. Auch haben wir heute Abend Mondschein, und Mondschein ist mit das schönste, was man in der alten Lagunenstadt sehen kann. Hoch über den Giardini publici schwebt die glänzende Kugel, bildet weit draußen auf dem Wasser eine große glitzernde Masse wie von unzähligen funkelnden Sternen, und wirft dann bis an das Ufer hin einen leuchtenden Zickzackstreifen, der an den Ufermauern der Riva, wo das Wasser sanft an die Steine schlägt, zu lauter strahlenden Punkten zerschellt.

Als ich so am Abend des 8. December an mancherlei, vor allem an die Heimath denkend, hier stand, blickte ich mit mehr als gewöhnlichem Interesse auf die große Lagune, wo die kaiserlichen Kriegsdampfer „Elisabeth," „Prinz Eugen" und „Alnoch" fertig zum Auslaufen lagen; aus den Luken schimmerte Licht, die Kajüten schienen beleuchtet, und zuweilen fuhr weißer Dampf zischend neben einem der Schornsteine hervor, während langgestreckter schwarzer Rauch oftmals den Mond verschleierte, der in solchen Augenblicken wie mürrisch und erzürnt mit rothem Angesicht verdrießlich durchzublicken schien.

Die mehrmals aufgeschobene Fahrt nach Pola sollte heute Abend stattfinden, und ich muß gestehen, ich freute mich sehr auf die stille nächtliche Meerfahrt im Gegensatz zu den lärmenden Festen Venedigs. Hatte doch ich besonders Ursache dazu, vorderhand an Illuminationen, Feuerwerk, jubelnden Menschenmassen und bunten Schiffen genug zu haben, denn nebenbei, daß ich genöthigt war, alles das mit übergroßer Gewissenhaftigkeit anzuschauen, hatte ich

es die folgenden Tage noch zu beschreiben, und ich kann die Versicherung geben, daß es mir dadurch oftmals von all' dem Gesehenen, das ich fest im Kopfe behalten mußte, grün und gelb vor den Augen schillerte. Wir waren um 8 Uhr Abends auf das Schiff beordert, da die Abfahrt des Kaisers und der Kaiserin auf 9 Uhr festgesetzt war. Herzog Wilhelm von Württemberg, der überhaupt für mich von großer Liebenswürdigkeit war, hatte auch am heutigen Abend die Freundlichkeit, mich in seiner Gondel auf den „Prinz Eugen" zu führen, dem auch ich zugewiesen war; für die Majestäten und die nächste Umgebung lag die „Elisabeth" in Bereitschaft, und das übrige Gefolge schiffte sich auf der „Lucia" ein, die aber draußen bei Malamocco lag, weßhalb die betreffenden Personen auf dem kleinen „Alnoch" dorthin geführt wurden.

Es war ein klarer, wunderschöner Abend, als wir längs der Piazetta in die Lagunen fuhren, das spiegelglatte Wasser sowie der wolkenlose sternbesäte Himmel versprachen eine ruhige Meerfahrt. Ein wohlthuendes Gefühl beschlich mich, als wir, auf dem einsamen Wasser dahin schwimmend, von fern her das Brausen der Menge auf dem Marcusplatz hörten und zwischen dem Dom von San Marco den Campanile im hellen Lichterglanz hervorbrechen sahen. Auf dem Glockenthurm schlug es gerade 8 Uhr, und wir waren so dicht unter den Batterien des Wachtschiffes „Husar," als von dort der Schuß, das Signal zum Hafenschluß, krachte, daß wir in unserem Gondelhäuschen eine ziemliche Erschütterung verspürten. Der brave „Husar", welcher seit der Anwesenheit der Majestäten mit Beleuchtung und Feuerwerk alle Hände voll zu thun hat, war auch jetzt wieder beschäftigt, seine Masten und Raaen zu illuminiren, und als wir neben ihm vorüberfuhren, sah es eigenthümlich aus, wie die Menge von Laternen, kommandirt von der schrillen Pfeife des Hochbootmanns, im ganzen Takelwerk, kolossalen Leuchtwürmern vergleichbar, auf und ab

ſchwebten. Der „Prinz Eugen“ lag neben den öffentlichen Gärten, und als wir uns bei dem wachthabenden Officier gemeldet, wurden wir auf's freundlichſte empfangen, dem Commandanten, Hauptmann Pokorny, vorgeſtellt und erhielten unſere Cabinen angewieſen. Es waren wenig Paſſagiere auf dem „Eugen“: in der Kajüte des Capitäns Feldmarſchall-Lieutenant Graf Nobile, im Officierscarré Major v. Friedel von der kaiſerlichen Adjutantur, ſowie die Flügeladjutanten Graf Waldſtein und Graf Hunyady; ferner Hauptmann von Salis, Adjutant des Erzherzogs Leopold; ich ſelbſt war in der Kajüte des Doktors einquartiert. Die Namen der eben genannten Herren erlaube ich mir deßhalb herzuſetzen, um ihnen meinen ſchwachen Dank auszudrücken für die außerordentliche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, welche alle bei der, leider nur ſehr kurzen Fahrt für mich hatten. Es iſt ein wohlthuendes Gefühl, als Fremder ſo gut aufgenommen zu werden, und jeder, der ſich in gleicher Lage befunden, wird ſelber wiſſen, wie anerkennenswerth es iſt, wenn man durch kleine Aufmerkſamkeiten aller Art ſo vollkommen à son aiso geſetzt und in einen Kreis intereſſanter, unterrichteter Männer hineingezogen wird.

Im Gegenſatz zu einem gewöhnlichen Dampfer umfängt uns auf einem Kriegsſchiff auf die angenehmſte Art ſtrenge Reinlichkeit und Ordnung in jeder Hinſicht. Das klar gemachte blendende Verdeck ſpricht uns wohlthuend an, die ſorgfältig aufgerollten Taue, das blanke Compaßhäuschen mit zwei Steuerleuten und einem Officier, die ſchwarzen eiſernen, aber wie ein Spiegel glänzenden Kanonen, die Ruhe, mit welcher alles geſchieht, und die zuvorkommende Höflichkeit der Officiere. Der Eugen führt im gegenwärtigen Augenblick 4 Dreißigpfünder Nr. 4, ſowie vorne und hinten 2 ebenfalls dreißigpfündige Pivotgeſchütze Nr. 1. Neben ſo vielen zweckmäßigen und vortrefflichen Einrichtungen, welche Erzherzog Ferdinand Max als Chef der Marine eingeführt, erſcheint mir diejenige — ſämmtlichen Kriegsſchiffen Geſchütze vom gleichen

Kugelkaliber gegeben zu haben, als eine der vortrefflichsten. Der einzige Unterschied in den Geschützen besteht in der größern Länge und Stärke des Rohrs, wodurch eine verschiedene Tragweite erzielt wird; demgemäß wirken die fünf Nummern nach ihrer Länge und Stärke verschieden, haben conische Kammern, und sind deßhalb auch im Stande, als Paixhans zu wirken und Granaten zu schießen.

Der leichte Nebel, der auch heute, wie Abends gewöhnlich, auf den Lagunen lag und alle Gegenstände auf so eigenthümliche Art durchschimmern ließ, that der Schönheit der Nacht durchaus keinen Abbruch; der Himmel über uns war klar und sternenhell, und nur das Land mit einem leichten Duft bezogen; so zeigten sich vor uns die Bäume des öffentlichen Gartens fast gespensterhaft herübernickend, daneben der lange Lichtstreifen der Gascandelaber des Lido, an welchen sich die reiche Beleuchtung der Piazetta durch den Dunst hervor in dunkelrothem Licht glühend anschloß, um nach dem Canale grande zu in einzelnen leuchtenden Punkten zu verschwimmen. Da man von den Häusern nichts sah, so erschien das alles wie ein unendlich langer Gluthstreifen, in dessen Mittelpunkt der „Husar" uns näher lag, der, alle Masten und Raaen voll Lichter, wie eine glänzende Feuerpyramide aussah. Auf unserer Backbordseite lag die Lagune, heute Abend erleuchtet, wie sie wohl selten ein Reisender zu Gesichte bekommt. Die Leser werden wohl wissen, daß diese Lagune hier, die lebende Lagune, besonders zur Fluthzeit eine einzige, aber trügerische Wasserfläche darstellt, trügerisch insofern, als sie nur enge Canäle hat, durch die es den Schiffen gestattet ist, nach Malamocco oder durch den Porto di Lido, bis wohin die Lagunen reichen, in's offene Meer zu gelangen. Am Tage sind die Wasserstraßen durch Gruppen von eingerammten Pfählen bezeichnet, vermittelst deren die Schiffe ihren Cours nehmen; für die Nacht ist deßhalb aber auf dem weiten Weg nach Malamocco keine Schifffahrt möglich, und die

Trieſtiner Dampfer gehen alsdann durch den nahe gelegenen Porto di Lido. Da aber die kaiſerlichen Schiffe heute Nacht, durch die Lage von Pola bedingt, bei Malamocco das Meer erreichen ſollten, ſo ſahen wir hiedurch eine ſeltene und ſchöne Beleuchtung: jeder der Canalpfähle, ſo weit das Auge reichte, trug eine lodernde Pechpfanne, und ſo erſchien die nächtlich ſtille, glatte Waſſerfläche mit unzähligen leuchtenden Punkten beſäet, ſeltſam illuminirte Waſſerſtraßen bildend, die in ihrer Oede, ohne Menſchen, ohne Fahrzeuge, wahrhaft geiſterhaft dalagen.

Ich lehnte längere Zeit an dem langen Dreißigpfünder, welcher ruhig und ernſt nach Venedig hinüberſchaute, und nahm das ſchöne nächtliche Bild ringsumher ſo recht behaglich in mich auf. Neben mir auf dem Achterdeck ſchritt ein Poſten der Deckwache, das kurze Gewehr am Riemen an der Schulter hängend, auf und ab; zuweilen ſah ich das Licht einer Gondel, die ſich unſerem Schiffe näherte, matt durch den Nebel ſchimmern, und es dauerte nicht lange, bis der ſchwarze Körper zum Vorſchein kam, worauf es die Wache auf dem Steuerbord anrief: „Boot wohin?“ und eine genügende Antwort erfolgte. Dazwiſchen erſchallte zuweilen vom Vordertheil des Schiffes die ſchrille Pfeife, allerlei Signale gebend. Die Uhr ſchlug Neun, und die Schildwache neben mir rief im langgedehnten Ton über das Verdeck hin: „Alles wohl!“ Jetzt ſtiegen am „Huſar“ einige Raketen auf, und wenige Secunden nachher flammten in der Gegend der Landungsbrücke der Calle dell' Aſcenſion eine Menge bengaliſcher Lichter auf, welche ſich in der dunklen Nacht wunderſchön machten und das Zeichen waren, daß ſich der Kaiſer und die Kaiſerin eingeſchifft. Jetzt änderte auch mit einemmal der „Huſar“ ſeine Illumination, und ſtatt des Laternenlichts brannten alle ſeine Maſten und Raaen in weißem Feuer, denſelben geſpenſterhaften Anblick gebend, wie damals bei der großen Illumination.

Auf unſerem Schiff fing es an lebendig zu werden; die Anker

wurden aufgehoben, die Räder der Maschine thaten ein paar leichte prüfende Schläge in das Wasser, und das Bord des Schiffes, sowie die Radkasten wurden mit kleinen Leuchtschalen versehen, um die „Elisabeth," die uns vorfahren sollte, so glänzend als möglich zu empfangen. Endlich setzte sich diese in Bewegung und schwamm schwarz und kolossal, mit wenig Laternen am Hauptmast, bei uns vorüber. Einen prächtigen Anblick gewährte in diesem Augenblick der „Husar." Er ließ eine Raketengarbe aufsteigen, die eine halbe Secunde den Effect machte, als fliege das ganze Schiff in die Luft. Damit war aber die Fernsicht für uns, wenn auch nur für kurze Zeit, gänzlich verloren, denn sowie sich auf unserem Schiff die Brandschalen entzündeten, verschwand durch das helle Licht derselben dicht vor unsern Augen die klare Mondnacht, und es war gerade, als fielen rings um das Schiff hoch vom Himmel lange schwarze undurchsichtige Tücher herab. Dabei hörten wir, wie die „Elisabeth" vorüberrauschte, und es machte eine eigene Wirkung aus der uns umgebenden dichten Finsterniß die Klänge der Musik zu hören, unter denen sie dahinzog. Angenehmer Weise wurden die Lichter auf unserem Schiff bald wieder ausgelöscht, im gleichen Augenblick trat die mild glänzende Nacht wieder in ihr Recht ein, und da wir uns langsam fortbewegten, so erblickte ich die Lichter Venedigs wieder und sah, wie sie langsam im Nebel verschwanden. Wie wir so dahinfuhren, bald rechts, bald links biegend, gaben die beleuchteten Canalpfähle ein immer neues und belebtes Bild. Wie schön glühten jetzt die dunkelrothen wehenden Pechflammen, oft so dicht neben uns, daß man sie mit einem langen Stock hätte erreichen können; dann traten andere wieder scheinbar zurück, warfen ihr Bild glänzend auf das ruhige Wasser oder beleuchteten mit zweifelhaftem Schein ein einsames Muttergottesbild, das auf einem Rost von Pfählen mitten auf der Flut stand.

Vor uns war die „Elisabeth", und da sie meistens sehr langsam lief, so fuhren auch wir nur mit halber Kraft; zuweilen

hatten wir ſie in dem wallenden Nebel verloren, und wenn wir ihr wieder plötzlich näher kamen, ſo ſtieg mit einemmal der ſchwarze Körper des großen Schiffes durch den Dunſt, in den es eingehüllt war, rieſenhaft vor uns auf, um gleich darauf, wenn unſere Maſchine alsdann ſtille ſtand, in dichte graue Schleier gehüllt, wie ein Phantom leicht dahin gleitend, zu verſchwimmen. Es war in der That etwas geiſterhaftes um dieſes Auftauchen und Verſchwinden, und da wir uns währenddem hierhin und dorthin durch die lodernden Pfähle bewegten, und dieſe ſich deßhalb, anſcheinend willkürlich, vor und hinter einander ſchoben, ſo ſah das ganze aus, wie der Schatten eines verunglückten Schiffes, um welches Nachtgeſpenſter mit lodernden Fackeln einen hölliſchen Reigen tanzten.

Bei San Servolo, der Irrenanſtalt, die zu unſerer Linken, ſtill, ruhig und traurig, ohne einen Lichterſchein trüb durch den Nebel ſchimmernd erſchien, hielten wir einen Augenblick, denn dort beginnt die gefährlichſte Wendung der ganzen Lagune; der Canal biegt ſich hier in einem rechten Winkel plötzlich nördlich und iſt ſo enge, daß die großen Kriegsſchiffe nur vermittelſt eines Kabels, das an den Lagunenpfählen befeſtigt wurde, herumgeholt werden konnten, weßhalb es eine gute Weile dauerte, ehe wir unſern Weg fortzuſetzen vermochten und San Clemente erreichten. Bei dem Manöver des Umwendens ward es auf unſerem Deck plötzlich lebendig; auf den Ruf der Pfeife tauchten aus allen Ecken die dunklen Geſtalten der Matroſen hervor, der Klüver wurde aufgezogen, und ein Offizier, der vorn am Bugſpriet ſtand, meldete alle Bewegungen des Schiffes vor uns. „Die Eliſabeth hält — ſie wendet — ſie geht vorwärts.“ Die Inſel San Clemente, an der wir dicht vorüberfuhren, war mit einem Kranz von Pechpfannen umgeben, welche die Kirche und andere Gebäulichkeiten auf's lebendigſte beleuchteten. Bald ließen wir auch ſie hinter uns, und dann war es gerade, als habe der dichter

werdende Nebel nur auf unsere Entfernung gewartet, um sogleich über Insel, Kirche und Flammen herzufallen, denn schon nach wenigen Minuten hatte er die ersteren gänzlich mit seinem grauen Schleier verhüllt, und die letzteren leuchteten nur noch zu uns herüber wie eine erlöschende Gluth.

Die italienische Mondnacht war übrigens unterdessen so kalt geworden, daß wir, trotz Mänteln und Pelzen, bereitwillig der Einladung des Feldmarschalllieutenants Grafen Nobile folgten und in der Cajüte drunten, die einen kleinen artigen Salon darstellte, eine erwärmende Tasse Thee nahmen.

Später ging ich noch einmal auf das Deck hinauf. Mitternacht war längst vorüber, das Land im Nebel nicht mehr sichtbar, und wir schwammen bereits auf der offenen See, die leicht sich hebenden Wogen waren matt vom Mondlichte beglänzt und bewegten sich so ruhig und freundlich, daß das Schiff nicht die geringsten Schwankungen machte. Ich dachte an die Heimath, wie ich in einsamen Stunden so gern zu thun pflege, blickte dabei wie fragend zu meinem alten Freunde Orion empor, der vor mir über dem Wasser zu schweben schien, und als in diesem Augenblick die Wache hinter dem Steuer, wie meine Frage beantwortend, ihr: „Alles wohl!" erschallen ließ, begab ich mich mit einem Gefühle der Beruhigung in meine kleine Cabine.

Während der Nacht hatte der Prinz Eugen die Spitze genommen, ihm folgte die Elisabeth, dann kam die Lucia; hatten wir klares Wetter, oder nicht? das war mein Gedanke, als ich frühzeitig erwachte. Um mich davon zu überzeugen, hätte ich nur auf's Deck gehen dürfen, doch schimmerte kaum der Tag durch die Jalousien meiner Thür, und droben hörte ich ein solches Rumoren, Geräusch wie von Bürsten und Wasserplatschen, daß ich gleich begriff, es werde eine allgemeine Putzerei mit viel Wasser gehalten, vor welcher ich auf der See sowohl wie zu Haus eine unüberwindliche Abneigung habe, und deßhalb noch

freilich, es iſt viel angenehmer ſeinen Anverwandten ein langes Leben, mit Schmach und Unehre beladen, dahin ſchleichen zu ſehen."

„O, wenn Sie ein Menſch ſind," ſagte das Mädchen laut weinend, „wenn Sie menſchlich fühlen, ſo retten Sie meinen Vetter um der Barmherzigkeit Gottes willen und nicht um Lohn, ich kann nicht thun, was Sie verlangen."

„Weil Sie ſelbſt Ihren Vetter lieben," ſagte der ſchreckliche Menſch kalt. Mein Herz ſtand ſtill, es ſollte nicht mehr ſchlagen, bevor ſie antwortete, doch dieſe Antwort, ein ängſtliches: „nein, nein!" hallte ſchmerzlich und höhnend in mir wieder. Genug der Qual! dachte ich, hinein in das Zimmer vor ſein Angeſicht und ſagen, daß ich lieber tauſendmal jene Schuld auf mir behalten wolle, als das arme Mädchen nur einen Augenblick länger martern zu laſſen, doch kam jetzt ein ſo ſchauerliches Wort aus dem Munde des Buchhalters, und als ob er das ſelbſt fühle, ſagte er das Folgende mit ſo leiſer Stimme, daß nur die Gewalt, die ich mir anthat, im Stande war ſeine Rede zu vernehmen. „Wenn alſo," ſagte er in kleinen Pauſen, „ein langes Leben an meiner Seite Ihnen ſchrecklich erſcheint, ſo hören Sie dagegen das Bekenntniß meiner heißen leidenſchaftlichen Liebe zu Ihnen, Ihre Gegenwart, Ihr Anblick reibt mich auf und die Kälte und Gleichgültigkeit, mit der ich Ihnen

eine halbe Stunde ruhig in meinem Bette blieb. Dann aber wurde es um mich her lebendig, Sporen klangen auf der Treppe, Säbel klirrten, ich vernahm Sprechen und Lachen, vor allem aber das Klirren von Kaffeetaſſen, und war kurze Zeit darauf mit meiner Toilette zu Ende. Das Schiff ſchwankte ſo wenig wie geſtern Abend, alſo hatten wir ruhiges Wetter. Ich ſtieg auf das Verdeck und ſah mit einem wahren Gefühl der Wonne um mich her das tiefblaue klare Meer vom Sonnenſchein vergoldet, eine einzige glänzende Fläche, auf welcher ſich ziemlich nahe am Horizont die zackigen Geſtade der brioniſchen Inſeln und der Küſte von Iſtrien erhoben, ſtrahlend in unzähligen Farben, in gelb, grau, grün, roth, violett, die aber, gefriſcht und gemildert von dem leichten Dufte des vom Lande aufſteigenden Morgennebels, wie ein harmoniſches Ganze erſchienen in unbeſchreiblich milden und ſchönen Tönen. Dabei war die Luft rückwärts über dem Meere ſo klar und rein, daß wir von den Dampfern „Eliſabeth“ und „Lucia“, welche uns folgten, die dünnſten Taue und Stricke, die unbedeutendſten Stangen und andere Gegenſtände ſo haarſcharf erblickten, als ſähen wir alles das mit der feinſten Nadel auf eine blinkende Stahlplatte geriſſen. Es war in jeder Hinſicht ein wundervoller Morgen, die kalte Luft hatten wir geſtern Abend in den Lagunen gelaſſen und die Sonne ſchien ſchon ſo früh am Tage angenehm wärmend auf uns nieder; dazu die erfriſchende Meerluft, die man wie durſtig in vollen Zügen einathmet. Die ſtolzen Schiffe, wie ſie ſo unbeweglich auf der weiten Fläche einherfuhren und doch wieder ſo klein erſchienen auf der unendlichen See, der tiefblaue unbewölkte Himmel — alles das machte einen gewaltigen Eindruck; und als nun gar von der „Eliſabeth“ die mächtigen Töne der Muſik in ernſten Klängen, wie den ſchönen Morgen feierlich begrüßend, zu uns herübertönten, da trat mir unſeres großen deutſchen Sängers unvergänglich ſchönes Lied: „Das iſt der Tag des Herrn“ — ſo recht lebhaft vor die Seele.

Indeſſen näherten wir uns mit voller Kraft der Maſchine dem Lande immer mehr; dort hinter der vorderen Hügelkette ſtiegen andere empor, wir ſahen die alten Mauern des venetianiſchen Caſtells in ihrer grauen, dem Felſen ähnlichen Farbe, von dieſem nur durch die geraden ſcharfen Linien, ſowie durch eine weiße und rothe Fahne ausgezeichnet; die neuerbauten Forts dagegen, die um den Meerbuſen liegen, traten zwiſchen dem röthlich gelben Geſtein, zwiſchen Oliven- und Lorbeerbüſchen blendend weiß hervor. Im inneren Hafen befand ſich ein Theil der öſterreichiſchen Flottille und erſchien uns von weitem nur wie ein Gewirr von Maſten, Tauen und bunten Flaggen; als wir aber näher kamen, löste ſich daſſelbe anmuthig auf, und wir bemerkten ſämmtliche Kriegsſchiffe zum Empfang des Kaiſers und der Kaiſerin in zwei Colonnen aufgeſtellt; es waren die Fregatten Schwarzenberg, Novara und Venus; die Corvetten Caroline, Diana, Titani, die Brigg Pylades, die Goelette Saide, und die Dampfer Curtatone, Cuſtozza und Achilles. Unſer Schiff, der Prinz Eugen, hatte noch immer die Spitze, und ſo fuhren wir — ich für meine Perſon ohne an die donnernde Begrüßung zu denken, die der kaiſerlichen Standarte hier zu Theil werden ſollte — da blitzte es von der Batterie des Schwarzenberg auf, und ehe noch die weiße zuſammengeballte Dampfmaſſe das Waſſer erreicht hatte, ging von allen Schiffen ein ſo unerhörtes Krachen los und ſo nahe rechts und links von uns, daß ich, der vorn am Bug ſtand, faſt in Verſuchung gekommen wäre, meine Ohren zu ſchützen. Doch war das Schauſpiel, welches die feuernden Kriegsſchiffe boten, zu impoſant, um es nicht nach den erſten Schüſſen mit wahrem Vergnügen zu genießen; auf beiden Seiten vor und hinter uns blitzte und krachte es unaufhörlich, und es dauerte nicht lange, ſo war der Prinz Eugen ſo in Dampf eingehüllt, daß man in wenigen Momenten kaum vom Steuer nach dem Bug hinſehen konnte — gewiß der Effect einer Seeſchlacht, und wenn ſo die ſchweren Dreißigpfünder

recht nah neben uns losgingen, so fühlte man ordentlich den Druck der Luft.

Wir waren an der Spitze, hatten dabei das meiste auszustehen, aber ich kann die Versicherung geben, daß unser braves Schiff, seines Namens würdig, mit der größten Unerschrockenheit in das feindliche Feuer hineindampfte. Dabei war es höchst interessant zu sehen, wie die Rauchmassen zuerst über das Wasser hinrollten, dann emporstiegen, und auf Augenblicke die Sonne verhüllten, welche, eben noch so klar und glänzend, alsdann mit dunkelrothem Antlitz auf uns herabschaute. Auch die Hafenbatterien und Forts mischten sich in den Gruß; sie hatten die Marineflagge aufgezogen, das Castell die kaiserliche Standarte. Nicht minder schön war es, die Höhen ringsumher mit weißen sich langsam verziehenden Rauchwolken gekrönt zu sehen.

Endlich hatten wir die Schiffe passirt, wobei es durch unsere eigene Bewegung immer erschien, als drehten sich die Kolosse langsam vor unseren Augen herum; dabei sahen wir alle Raaen vorschriftsmäßig bemannt, jedes Schiff in Flaggengala, und konnten jetzt deutlich alle die unzähligen verschiedenen Farben erkennen, von denen früher nur hie und da eine durch den dichten Pulverdampf leuchtete. Deutlich sahen wir jetzt die wunderschöne Bucht von Pola vor uns liegen; links den Scoglio Olivi mit dem angefangenen Linienschiff „Kaiser" auf dem Stapel, das daliegend mit seinen schwarzen Rippen wie ein gestrandetes riesenhaftes Meerungeheuer aussah. Was meine Augen schon lange suchten, erblickte ich jetzt auch, wenn gleich nur einen Moment, hinter den Hügeln und Häusern hervorschauend, und gleich darauf wieder unserem Gesichtskreis entschwindend — die prächtige Arena von Pola, in ihrem Aeußeren das schönst erhaltene Römerwerk der ganzen Welt. Am Fuße der Citadelle lag das kleine Städtchen selbst, über welches hinaus, etwas zur Rechten, die neue Caserne, in den größten Dimensionen erbaut, hervorragte. Diese sowie

das Ufer und das Städtchen selbst waren mit zahlreichen Flaggen und reichen Decorationen versehen, welche letztere sehr sinnreich und eines Marine-Etablissements würdig, aus lauter großen Schiffsflaggen bestanden. —

Hinter der Fregatte „Schwarzenberg" hielt die „Elisabeth" und wir fuhren noch eine Strecke weiter, um ein paar hundert Schritte vom Lande den Anker fallen zu lassen; eine Schaluppe der Corvette „Carolina" brachte uns auf das kaiserliche Schiff und von da an das Ufer, wo am Rand einer weit in's Meer hineingebauten Landungsbrücke die Militär- und Civilbeamten, sowie der größte Theil der Einwohnerschaft von Pola den Kaiser und die Kaiserin empfingen. Man sah deutlich, wie innig alles hier erfreut war, den Kaiser mit seiner hohen Gemahlin an dem entlegenen Gestade begrüßen zu können.

Ich kann hiebei nicht unerwähnt lassen, wie eigenthümlich und hübsch die Landungsbrücke verziert war, über welche wir an das Ufer gelangten; sie war sehr breit, in der Mitte von einem rothen Teppichstreifen bedeckt, über welchen die Majestäten schritten, und hatte zu beiden Seiten Gänge, auf denen abgehauene Lorbeerzweige einen weichen grünen und angenehm duftenden Teppich bildeten.

Am Lande begann sogleich die feierliche Grundsteinlegung des Marinearsenals auf dem Platze der Ausrüstungsgebäude, zu welchem Zweck luftige Pavillons aufgeschlagen waren, alle gedeckt und geziert mit Marineflaggen. Gegen Osten befand sich unter einem blau und weißen Zelte der Hochaltar, wo die Messe durch den Bischof von Parenzo und Pola celebrirt wurde; gegenüber war die kaiserliche Tribüne, und zu beiden Seiten erhöhte Plätze für das Gefolge, die Militär- und Civilbeamten und andere Zuschauer. Nachdem sich die Majestäten auf zwei bereit stehenden Sesseln niedergelassen, hinter welchen der Erzherzog Ferdinand Max, der Marine-Obercommandant, stand, begann das heilige Amt, nach

deſſen Beendigung der Kaiſer und die Kaiſerin vorſchritten, um unter den bekannten Ceremonien die Grundſteinlegung zu vollziehen. Der mächtige Quader, welcher den Deckel bildete, rollte auf einer kleinen Eiſenbahn bis in die Mitte des Platzes und wurde dort vermittelſt eines zierlichen Flaſchenzuges herabgelaſſen; ſo wie er ſich niederſenkte, ſalutirten ſämmtliche Schiffe im Hafen ſowie die Geſchütze der Fortificationen mit 21 Schüſſen, was ſich hier, weiter entfernt, minder geräuſchvoll, aber nicht weniger impoſant ausnahm. Zu dem nun folgenden Tedeum gaben nur die Fregatte „Schwarzenberg" ſowie die hinter dem Pavillon aufgeſtellten Truppen die üblichen Salven. Nachdem dies vorüber war, begleitete der Kaiſer ſeine Gemahlin den ziemlich weiten Weg bis zum äußerſten Rande der Landungsbrücke, wo ein Boot des Dampfers „Eliſabeth" bereit lag, um Ihre Majeſtät nach dem Schiffe zurückzuführen, und begab ſich dann zur Beſichtigung der aufgeſtellten Truppen ſowie der großen Caſerne und der ſchon entſtandenen zahlreichen Arſenalgebäude.

Die Begründung derſelben iſt als das Werk des hochverdienten Feldzeugmeiſters Frhr. v. Wimpffen anzuſehen, welcher es überhaupt war, welcher auf dem bis damals ziemlich brach liegenden Felde der kaiſerlichen Marine den vortrefflichen Samen ausſtreute, der ſeitdem allenthalben ſo kräftig aufſproßt und zu einem mächtigen Baume zu werden verſpricht, um, freudig emporwachſend, in kurzer Zeit ſeine Zweige ſchützend über die herrlichen Geſtade der öſterreichiſchen Monarchie auszubreiten. Um aber das angefangene Werk ebenſo fortzuführen, konnte der Kaiſer dem Feldzeugmeiſter v. Wimpffen keinen würdigeren Nachfolger geben als ſeinen eigenen Bruder, den Erzherzog Max, der, durch und durch Seemann, vor großen und kühnen Entwürfen nicht zurückſchreckt, und nebenbei die Energie und Ausdauer hat, ſeine mächtigen und heilſamen Ideen für die kaiſerliche Marine mit vollkommener Sachkenntniß durchzuführen. Pola ſoll Oeſterreichs größtes See-

arſenal werden, und wenn man die ſchon vollendeten ſowie die erſt angefangenen und abgeſteckten rieſenhaften Bauten ſieht, ſo verdient daſſelbe würdig zu werden einer großen Seemacht. Von den zahlreichen Forts, die den Hafen vertheidigen ſollen, ſind viele bereits beendigt, andere in Angriff genommen; daneben hat die Natur für Pola viel gethan, der kurze und milde Winter kennt weder Eis noch Schnee, in kurzer Entfernung befinden ſich prachtvolle Eichenwälder, und das Hafenbecken, vor den heftigen Winden geſchützt, hat eine Tiefe, die es ſelbſt ſchweren Fregatten möglich macht, dicht an den projectirten Quais anzulegen. Was nun die verrufene böſe Luft von Pola anbelangt, die allerdings in den heißen Sommermonaten ſeit Menſchengedenken ſehr beſchwerlich und ungeſund, und wegen welcher Pola nach ſeinen vielfachen Zerſtörungen am Ende verlaſſen worden ſein ſoll, ſo wäre noch zu unterſuchen, ob die aria cattiva wirklich die Einwohner vertrieben, oder ob jene ſich erſt eingeſtellt, nachdem die Höhen vollſtändig entwaldet, die Ciſternen und Canäle verfallen, und die Feuerſtellen faſt auf Null reducirt waren. Und wenn dies letztere der Fall iſt, ſo wäre die gegründetſte Hoffnung vorhanden, daß bei dem täglich mehr ſich hebenden Aufblühen von Pola, bei der auffallenden Vermehrung der Einwohnerzahl und bei der Cultur neuer und großer Waldſtrecken, die man ſich angelegen ſein läßt, die ungeſunde Luft verſchwinden, und Pola mit ſeiner herrlichen Lage und ſeinem milden Klima nicht nur ein wichtiger, ſondern auch ein angenehmer Platz werden wird. Wie ſehr die Alten die Zweckmäßigkeit und Bedeutung Pola's anerkannten, beweiſt deſſen Geſchichte, ſowie das zähe Feſthalten der gegenwärtigen Beſitzer an dieſem Geſtade.

Die Vergangenheit der Stadt iſt ſo merkwürdig und intereſſant, daß ich mir erlaube, derſelben hier mit kurzen Worten zu gedenken. Nach der Sage ſoll Pola bekanntlich durch die Argonauten, durch Jaſon und Medea, oder durch deren Verfolger auf ihren vielen

Irrfahrten gegründet worden ſein. Nach der Sprache der Kolchier heißt Pola der Zufluchtsort der Verlaſſenen, mußte aber dieſen Namen wechſeln, als die Stadt wegen ihrer Anhänglichkeit an Pompejus durch die Truppen Julius Cäſars 48 vor Chriſtus zerſtört und dann unter Octavianus Auguſtus auf Bitten einer Julia — ob des Kaiſers Tochter oder einer begünſtigten andern Dame gleiches Namens — wieder aufgebaut wurde und daher den Namen Pietas Julia erhielt. Hier beginnt die Glanzepoche der Stadt; ſie wurde römiſche Colonie mit allen Rechten römiſcher Bürger. Es entſtanden die Tempel und Thore, ſowie das prachtvolle Amphitheater, welche Bauwerke heute noch unſere Bewunderung erregen. Wenn Medea bei der Gründung Pola's in der That mit ihrer blutbefleckten Hand thätig war, ſo konnte man daraus das wechſelvolle und traurige Geſchick deſſelben herleiten, denn hier folgt eine Zerſtörung und Verwüſtung der andern. Im Jahre 1150 wurde die Stadt von den Venetianern zur Beſtrafung für Seeräubereien dem Boden gleich gemacht; ebenſo 1243, um ſie den Genueſern zu entreißen, an welche ſich Pola angeſchloſſen hatte, und 1328 unter Franz Dandolo, weil es ſeine Lehenspflicht gegen die Republik verletzt; 1371 ward es von einer furchtbaren Peſt verheert, und endlich, als 1379 die Genueſer unter Andreas Doria die venetianiſche Flotte geſchlagen, plünderten die Sieger Pola, ließen Feuer und Schwert wüthen, verbrannten die Archive und verſchonten ſelbſt die Arena nicht, von der ſie als ächte Kaufleute Schiffsladungen voll Eiſen und Blei mitnahmen. Im Jahr 1506 bemächtigte ſich Kaiſer Maximilian der Stadt, gab ſie jedoch den Venetianern bald zurück, welche alsdann das Caſtell aufführen ließen, zu dem leider die Steine des bis dahin vollkommen erhaltenen römiſchen Theaters benutzt wurden; es war ein Franzoſe, der Ritter Antoine Deville, der ſich dieſes Vandalismus ſchuldig gemacht; freilich ließ ihn die Republik auf die Klagen Pola's in Ketten nach Venedig zurück-

bringen, aber der Verluſt war nicht mehr zu erſetzen. Nachdem Stadt und Feſtungswerke 1645 durch einen Brand verheert worden, kam Pola 1797 unter öſterreichiſche Herrſchaft, wurde 1805 von den Franzoſen dem Königreich Italien einverleibt und endlich im Jahr 1813 wieder öſterreichiſch.

So liegen hier Schutt und Trümmer von all dem durcheinander, was Menſchenhände in 19 Jahrhunderten gebaut und niedergeriſſen, und auf dieſem blutgetränkten Boden erheben ſich nun abermals neue Werke, in ihren koloſſalen Dimenſionen, wenn auch nicht an Schönheit, mit den Schöpfungen der Alten wetteifernd. Ehe man in Pola mit dem Neubau des Arſenals beginnen konnte, mußten die Felſen auf den leichten Anhöhen, welche die Stadt umgeben, erſt abgeſprengt werden, lieferten aber auch dafür das Material der aufgeführten Gebäulichkeiten. Das ganze Marine-Etabliſſement beginnt am ſüdlichen Theil der Stadt und wird ſich zunächſt dem Hafen in einem leichten Bogen hinziehen, rückwärts aber von geraden Mauern geſchloſſen ſein.

Während der Kaiſer die Caſerne beſichtigte, betrachtete ich mir dieſes impoſante Gebäude von außen, und fand es für den heutigen feierlichen Tag einfach und geſchmackvoll durch Seeflaggen decorirt, die gleich Teppichen aus allen Fenſtern heraushingen. Vor der Caſerne iſt dem Berg, auf welchem ſie liegt, eine breite Terraſſe abgewonnen, die zum Exercierplatz dient, und von der man eine entzückende Ausſicht auf das blaue Meer hat. Die Höhen, welche die Rückſeiten umfaſſen, ſind dagegen felſig und kahl, mit einer dürftigen Vegetation, hie und da ein Lorbeergebüſch, graugrüne Oliven und ein paar, jetzt entlaubte Nußbäume. Die noch fehlenden Gebäulichkeiten des Arſenals ſind im gegenwärtigen Augenblick durch leichte Magazine und Schuppen erſetzt, in denen man übrigens eine ſehr anſtändige Menge von Geſchützen ſchweren Kalibers, Kugeln, Ketten und von ſonſtigen Ausrüſtungsgegenſtänden findet. Alle Eiſentheile waren glänzend

ſchwarz angeſtrichen und hatten einen angenehmen Theergeruch. — Der Kaiſer hielt ſich längere Zeit in den verſchiedenen Etabliſſements auf, gab mehrfach ſeine Zufriedenheit zu erkennen und verfügte ſich alsdann in ſein Boot, um die Fregatte „Schwarzenberg" zu beſichtigen, wo uns ein ſchönes militäriſches Schauſpiel erwartete.

Der „Schwarzenberg" iſt eine Fregatte erſten Ranges, führt 60 dreißigpfündige Kanonen, wovon ſich, wenn ich nicht irre, 40 unter Deck und 20 in der Batterie befinden, und iſt in allem ein ſchönes elegantes Schiff. Wie ſeiner Schönheit ſich bewußt, wiegte es ſich kokett und anmuthig mit kaum merklicher Bewegung auf dem Waſſer. Deck und Batterien waren an ſeinem heutigen Ehrentage ſauber und blank, kurz ſein ganzer ſchlanker Körper war in beſtem Putze, Maſten, Raaen und Takelage auf's zierlichſte geordnet, eine wahrhaft graziöſe Erſcheinung. Droben waren Offiziere und Matroſen ſowie die Marine-Infanterie auf dem Backbord in Parade aufgeſtellt, und die Leute in ihren beſten Jacken und den glänzenden Hüten, „keines Ueberfalls gewärtig," blickten mit freundlichen Geſichtern ihrem Kaiſer nach, der grüßend die Reihen entlang ging und ſich auf's Hinterdeck begab, wo er dem Commandanten der Fregatte, Linienſchiffscapitän Oberſt Mühlwerth, mit einmal den Befehl ertheilte, das Schiff klar zu machen. Eine Wiederholung dieſes Befehls an den erſten Lieutenant ſagte mir, als einem nichtmaritimen Zuſchauer, immer noch nicht, um was es ſich handle, ebenſo wenig das Signal, womit der Horniſt „klar Schiff" blies. Kaum aber drangen dieſe Töne durch die Räume der Fregatte, ſo ſah man für ein paar Secunden lang die allertollſte und wunderlichſte Scene. Es war, als ſei jeder Matroſe, jeder Soldat extra, aber alle auf einmal, von einer Tarantel geſtochen — ſo ſtoben die Linien auseinander, ſo purzelte einer neben dem andern, ja faſt über den andern dahin. Die Aufſtörung eines Ameiſenhaufens gibt das beſte Bild von der

Bewegung, die durch das Signal auf dem Schiff hervorgebracht wurde. Man hätte hundert Augen haben müssen, um zu sehen, was und wie alles geschah.

Auf einem Kriegsschiff ist viel zu thun, um es klar, d. h. zum Gefecht bereit zu machen. Nach allen Seiten vertheilte sich die Mannschaft, und jeder beschäftigte sich mit einer wahren Wuth in dem ihm zugetheilten Wirkungskreis. Die Geschütze wurden fertig gemacht, von den Tauen gelöst und an die Lucken geschoben; die Pulverkammer — auf allen Kriegsschiffen Sancta Barbara genannt — geöffnet und Munition hervorgelangt, Kugeln herbeigetragen und konische Holzpfropfen; unten im Raum wurden die Ambulanzen gerichtet, und daneben die Hängematten für die Verwundeten aufgeschnürt, auch hier in verschiedenen Theilen des Schiffes Bleiplatten bereit gehalten, um einen allenfalsigen Leck zu verstopfen, zu welchem der betreffende Vormeister die eigenthümlich geformten Nägel in seinem Gürtel nebst Hammer und Zange mit sich führt. Unter Deck und in der Batterie hatten sich unterdessen sämmtliche Leute bewaffnet; jeder führte eine Hieb- und Schußwaffe, die Pistole an einer langen getheerten Schnur, damit sie im Handgemenge nicht verloren geht, und die kurzen breiten Säbel mit dem dichten, die Hand schützenden Korb, andere Stutzen und Beile. Die Vormeister führen lange Piken, bereit, sich dem Feind, der entern will, entgegen zu werfen. Am lustigsten war die Bewegung auf dem Deck selbst, wo die Marsgasten an Strickleitern und Tauen hinaufkletterten, droben im Takelwerk verschiedenes anders richteten und schnürten, damit eine einschlagende Kugel so wenig als möglich zerreißen kann. Ihre Säbel und Pistolen wurden hinaufgehißt, und als sie sich droben damit bewaffnet, nahmen sie die ihnen angewiesene Position auf den Marsen und Raaen.

Alles was ich von diesem schönen Schiffsmanöver niederschrieb, geschah in einer Zeit von höchstens sechs Minuten, dann

gegenüber erſcheinen muß, bringt mich zum Wahnſinn, ich fühle eine verzehrende Gluth wenn Sie in's Zimmer treten, Ihr Fußtritt hinterläßt für mich glühende Spuren, die ich küſſen möchte bis ſie aufflammen, wie mein glühendes Hirn, das Rauſchen Ihres Kleides weckt eine wilde Luſt in mir, die ich nicht mehr zu bändigen vermag, hier liege ich zu Ihren Füßen Emma und flehe Sie an, wenn es Ihnen auch unmöglich erſcheint, ein langes Leben mit mir vereint zu ſein, ich bin ja genügſam, o ſo ſchenken Sie mir einen einzigen Augenblick Ihre Liebe, begnadigen Sie mich durch eine kleine Stunde, ſeien Sie mir einen ſeligen Augenblick Alles, was ein Weſen dem andern ſein kann — heute Nacht —"

Ich riß an dem Schloß der Thüre und da von innen der Nachtriegel vorgeſchoben war, ſo ſprengte ich ihn, indem ich mich gegen die Thür warf und ſtürzte in das Gemach. — — — —

Emma flog auf mich zu und klammerte ſich mit einer wilden Angſt, welche die raſenden, für ſie nicht ganz verſtändlichen Worte des Heuchlers in ihr erregt, er ſprang auf, als er mich bemerkte, ſeine Augen rollten wie die eines Wahnſinnigen, ſein Mund ſchäumte und ſo trat er mir entgegen. Ich ließ das Mädchen auf einen Stuhl niedergleiten, faßte ihn an der Bruſt und warf ihn mit ſolcher Kraft von mir, daß er in der Mitte des Zimmers zuſammenſtürzte, im gleichen Au-

machten die Sectionscommandanten den Divisionscommandanten ihre Meldung, diese den Batteriecommandanten, welche nun dem ersten Lieutenant berichteten, worauf dieser dem Capitän rapportirte, daß alles klar zum Gefecht sei. Auch hier sprach der Kaiser seine große Zufriedenheit aus und bethätigte dieselbe durch zahlreiche Beförderungen. So ernannte er den Erzherzog Ferdinand Max noch auf dem Schiff zum Vice-Admiral, und verlieh ihm den Stephansorden — eine Auszeichnung, welche Se. kaiserliche Hoheit dem Offiziercorps bald nachher mit dankerfüllten Worten verkündete. Nachdem hierauf der Kaiser die Fregatte Venus besucht und dort einige Segelübungen hatte machen lassen, welche die Schaumentstiegene ebenfalls mit großer Präcision und Schnelligkeit ausführte, begab man sich um 1 Uhr zum Frühstück an Bord der Elisabeth, wo, durch alles bisher Gesehene zur Nacheiferung ermuntert, auch solche, die keine Seeleute waren, beim Klang der Musik, mit Gründlichkeit und Ausdauer manövrirten.

Der Kaiser verließ gegen 2 Uhr das Schiff wieder, um auf kleinen istrischen Pferden, die am Ufer bereit standen, einen Ritt über die befestigten Höhen zu machen. Auch mir wurde freundlichst ein Boot bemannt, und ich begab mich an's Ufer, wo mich ein Bekannter vom Jahr 1849 her, der Hauptmann Sonntag, erwartete, um mir die Alterthümer und Merkwürdigkeiten Pola's zu zeigen. Zuerst begaben wir uns auf die Oliveninsel (scoglio Olivi), um den angefangenen imposanten Bau des Linienschiffs „Kaiser" zu sehen. Wenn man neben dem Schiffskörper steht, erscheint er so gewaltig und groß, daß man dem Leser selbst durch Angabe der Maße keinen Begriff davon zu geben vermag; ein dreistockiges Haus hat bequem zwischen seinen Rippen Platz, und wenn man auf dem Kiel in das Innere tritt, so erscheinen uns die Dimensionen wie die einer großen Kirche. Zwei Drittheile der Rippen, natürlicherweise alle aus Eichenholz, sind bereits aufgerichtet, und je nachdem man Arbeitskräfte anstellt, kann der

rieſige Bau in zwei Jahren beendet ſein. Das Schiff erhält eine Schraube und wird dann tauſend Mann Bemannung haben.

Auf der Spitze der Oliveninſel befindet ſich der große Modellſaal, welchen der Erzherzog Ferdinand Max ganz ſeemänniſch auf's artigſte und geſchmackvollſte hat einrichten laſſen, um, im Fall der Aufenthalt der Majeſtäten länger gedauert hätte, dort ein Ballfeſt zu arrangiren. Die Decke des Saals, ſowie die Wände waren mit den Flaggen aller Nationen tapezirt; da war England neben Rußland, die päpſtlichen Schlüſſel in der Nähe des türkiſchen Halbmonds. Die reiche Decoration ringsumher beſtand aus kaiſerlichen Adlern, aus den Namenschiffern Ihrer Majeſtäten und aus Waffentrophäen. Alles behielt ſelbſt in größter Nähe ſeine Geſtalt und war doch nur aus blank geputzten Eiſen- und Meſſingtheilen ſämmtlicher bei der Marine vorkommender Hieb- und Schußwaffen; in den Ecken ſah man glänzende alte und neue Bronzekanonen mit Fahnen, Trommeln, Säbel, Gewehr und Piſtolen die ſchönſten Pyramiden bilden. Wahrhaft erfindungsreich aber war in der Mitte des Saals ein Springbrunnen, deſſen Fußgeſtell und Becken aus glänzenden Bajonetten und Drähten dargeſtellt wurden, an welchen Tauſende von Schrauben, deren Gänge wie Silber blitzten, eine neben der andern befeſtigt waren. Der Fußboden des großen Saals war mit Segeltuch bedeckt welches man vermittelſt Schablonen und Waſſerfarben in einen Teppich mit den bunteſten Deſſins verwandelt hatte. Obgleich die Oliveninſel ſehr kahl iſt, ſo glich ſie doch heute einem grünenden Garten; alle Wege waren mit feinem Sand geebnet und künſtlich eingefaßt mit dichtem Lorbeergebüſch.

Nach der Stadt zurückgekehrt, überließen wir uns eine Zeitlang dem Gewühl der engen winkeligen Straßen. Pola iſt ein unbedeutender, ärmlicher Ort, doch hat ſich ſeit der Anlegung des Arſenals bereits die Bau- und Spekulationswuth des Terrains bemächtigt. Ueberall ſieht man neue Häuſer aufführen, und ein

Bauplatz soll hier schon so theuer sein, wie in mancher großen volkreichen Stadt.

Die Speculanten scheinen zu ahnen, daß Pola eine große Zukunft hat. Manche der engen Straßen mit sehr ärmlichen Häusern hatten, mit ihren flachen Dächern und zerbrochenen Fensterläden, eine fast orientalische Gestalt, und auch das Parfüm, das hier herrschte, erinnerte mich sehr an das Morgenland. Aeußerst fremdartig, wenn auch selten schön, erschienen für uns die Kostüme der Istrier, eines armen Volks, welches sich selten großer Reinlichkeit befleißigt.

Die Männer tragen weiße wollene enganliegende Tricots, deren Farbe man es übrigens ansieht, daß sie selten gewechselt werden, was bei dem warmen Klima hier doch so nothwendig wäre; ihr Oberkörper ist mit einer braunen Jacke bedeckt. Die Weiber und Mädchen haben lange ebenfalls dunkelbraune Ueberwürfe, welche mich in ihrer Form an das ägyptische blaue Hemd erinnerten. Bei der ärmeren Klasse ist dieses Kleidungsstück ohne alle Verzierung, meist recht schmutzig; bei den wohlhabenden dagegen von feinerem Stoff, mit ein paar farbigen Streifen und etwas Gold verziert. So zeigt sich unten ein rother Rock und an den Aermelaufschlägen ein Besatz von derselben Farbe, sowie ein paar schmale Goldstreifen. Der Kopfputz besteht bei älteren Frauen in einem schwarzen breiträndigen Filzhut, bei den Mädchen in einem weißen dreieckigen Stück Zeug, das vorne auf der Stirn platt anliegend den Kopf bedeckt, und dessen Zipfel sich hinten in einer Quaste vereinigen. Darunter sieht man das dunkle Haar in Zöpfen zusammengewunden und mit silbernen Nadeln aufgeheftet. Angenehm erscheinen zwischen diesen dunklen Gestalten einzelne Griechinnen, von denen sich hier eine kleine Gemeinde befindet; ihre Kostüme von hellen glänzenden Farben, reich mit Roth und Gold besetzt, ein weißer faltiger Rock, worüber eine kleine zierliche Jacke, ist vollkommen orientalisch. Auf

dem Kopf haben ſie eine rothe anliegende Mütze, auf welcher die Frauen ſeidene Quaſten oder zahlreiche vorn herabhängende Goldmünzen tragen, die Mädchen dagegen glänzende Perlen.

Auf dem Hauptplatz der heutigen Stadt war das römiſche Forum, und hier befinden ſich am nördlichen Theil die beiden bekannten Tempel, dem Auguſtus und der Diana geweiht; von dem letztern ſteht nur noch die hintere Façade, da er ſchon im ſiebenzehnten Jahrhundert theilweiſe einſtürzte und die übrig gebliebenen Mauern zu einem Regierungsgebäude benutzt wurden. Der erſtere dagegen, der zu einem kleinen Muſeum verſchiedener in Pola gefundener Alterthümer umgewandelt iſt, bildet, obwohl hie und da beſchädigt, noch immer eins der herrlichſten Bauwerke aus der beſten Zeit römiſcher Herrſchaft. Unbezweifelt von griechiſchen Architekten erbaut, zeigt er in ſeinen vier ſchlank emporſtrebenden reichen korinthiſchen Säulen, mit dem zierlichen Architrav, jene anmuthvolle Einfachheit, die das Charakteriſtiſche des griechiſchen Bauſtyls war. Am beſten erhalten von ſämmtlichen Alterthümern Pola's iſt die am Südende der Stadt gelegene Porta aurea, eigentlich ein Triumphbogen; leider wurde ſie ſchon vor längerer Zeit für ſchadhaft befunden, und man hat die äußere Seite durch feſtes Mauerwerk geſtützt; die der Stadt zugekehrte iſt aber heute noch ein Meiſterſtück der Architektur und Bildhauerei.

Um uns das Schönſte bis zuletzt aufzuſparen, gingen wir jetzt wieder zurück durch die Stadt nach dem Amphitheater — der Arena, wie es die Italiener nennen. Obgleich ich es ſchon von der See, ſowie auch ſpäter von der Oliveninſel aus ſtaunend angeblickt, dieſes rieſenhafte Denkmal einer vergangenen gewaltigen Zeit, ſo blieb ich doch jetzt vor dem Thor wie überraſcht ſtehen, als ich es nun dicht vor mir ſah, hart am Ufer des Meeres, mit ſeiner hintern Seite ſich ſanft in den es umgebenden Hügel ſchmiegend. Die überraſchende Wirkung dieſes

einzig in seiner Art dastehenden Gebäudes liegt wohl in der fast gänzlich erhaltenen Umfassungsmauer, die mit ihren beiden luftigen ringsumherlaufenden Arkadenreihen und den über diesen befindlichen viereckigen Fenstern, da aller Einbau, alle Stufen fehlen, wie ein leichtes zierliches Netz von Steinwerk aussieht. Der Anblick des Amphitheaters von Pola erweckt unser Staunen über die großartigen Schöpfungen der Vorzeit in weit höherem Grade als der des Colosseums von Rom oder des Amphitheaters von Verona: ersteres ist größtentheils ein gewaltiger Steinhaufen, das andere hat nur ein kleines Stück seines äußern Gürtels behalten, und selbst die so viel bewunderten gut erhaltenen Sitzreihen und Stufen sind ein Werk der Scaliger.

Wir hatten zum Besuch der majestätischen Ruine eine vortreffliche Zeit gewählt, denn einsam und still daliegend erscheinen ihre röthlich gelben Mauern, von der sinkenden Sonne bestrahlt, wie vergoldet auf dem grauen Hintergrund der umher liegenden Hügel. Das Meer zu ihren Füßen lag ruhig da, umsäumt von dem dunklen Gestade, wie polirtes Silber, so still und unbeweglich, daß das Spiegelbild eines einsamen Kahns mit den schärfsten Contouren erschien; zu unserer Linken führten steinerne Stufen das Ufer abwärts zu einem großen Wasserbehälter, von mächtigen Quadern eingefaßt — das ehemalige römische Dianabad, von dem ein junges Mädchen, die Amphora auf der Schulter, ein vollkommenes Bild alter Zeiten, emporstieg. Ueber dasselbe hinaus erblickten wir die weite Bucht von Pola mit ihren vielen einspringenden Landzungen in grau und grün, auf denen die weißen Kastelle jetzt im Abendsonnenschein wahrhaft glänzten. Hoch über dem Amphitheater war schon bei der reinen klaren Luft der Mond sichtbar.

Durch alles dies eigenthümlich gestimmt, betrat ich mit Ehrfurcht das Innere der Arena, wo der Eindruck, den das Ganze macht, noch gewaltiger ist und das Malerische des Gebäudes in

ſeiner vollendeten Schönheit erſcheint. Man kann die Wirkung nicht beſchreiben, welche die vollkommen erhaltene Wand rings um uns her, das Mauerwerk, jetzt dunkel erſcheinend, und alle die zierlichen Arkaden und Fenſteröffnungen, ſo ſcharf auf dem klaren Himmel ſtehend, auf uns machen. Das Amphitheater iſt in elliptiſcher Form aus Sandſtein erbaut, ſeine Länge beträgt 370, die Breite 300 Fuß, der äußere Umfang aber 1170 Fuß. Die Weſtfronte erhebt ſich in einer Höhe von 70 Fuß über dem Boden. Der innere Circus, der auch unter Waſſer geſetzt werden konnte — man findet noch Spuren der Waſſerleitungen — hat eine Länge von 200 und eine Breite von 120 Fuß. Die, wie ſchon erwähnt, faſt gänzlich erhaltene Umfaſſungsmauer hat in den zwei untern Etagen 72 Arkaden und darüber ebenſo viele viereckige Fenſter. Bis zum vierzehnten Jahrhundert ſoll ſich das ganze Gebäude in einem ziemlich unverletzten Zuſtand erhalten haben, da namentlich die Patriarchen das Hinwegnehmen der Steine ſtreng verboten hatten. Als aber im ſelbigen Jahrhundert die Stadt ſo vielfach zerſtört wurde, benutzte man die ſchönen Quadern der Sitzreihen und Stufen nicht nur zum Aufbauen neuer Häuſer, ſondern eine große Anzahl wurde auch zu Schiff nach Venedig gebracht. Der innere Raum bietet allerdings heute ein Bild der Zerſtörung; hie und da iſt das Mauerwerk des Unterbaues, der Gänge und Treppen ſtehen geblieben und ſchmiegt ſich an der Oſtſeite noch bis zum Beginn der zweiten Arkade fort. Von freundlichem Grün, Epheu, Lorbeerbüſchen und wilden Capern ſind die zertrümmerten Reſte indeß überall bedeckt, und das überall mit Gräſern hervorſproſſende Moos iſt eine dem Auge wohlthuende Verkleidung. Da bei großen Feſtlichkeiten, wie heute, die Arena durch Feuer beleuchtet wird, ſo hat man zu dieſem Ende um den Circus zahlreiche Pechtonnen aufgeſtellt, zwiſchen denen bis auf Mannshöhe Büſche von abgehauenem Lorbeer lagern.

Wahrhaft prachtvoll war die Färbung bei der untergehenden Sonne, die wie eine glühende Kugel neben dem nun faſt ſchwarzen Kaſtell niederſank. Ihr Licht warf auf die Oſtſeite des innern Raums das Bild der Arkaden in langgeſtreckten Schatten hin und zeichnete dort hoch an der Krönung einen zierlichen Halbbogen, der unten tief dunkel abſtach von dem oberhalb wie flammenden Mauerwerk. Dazu wogte durch die weiten offenen Eingangspforten ein ſtrahlendes Lichtmeer herein, überall die zierlichſten Schatten neben glühenden Tönen bildend. Da traten die hie und da vorſpringenden Mauerſtücke, einzelne erhabene Grasplätzchen und die Spitzen der Olivenbüſche wie mit Goldſtaub bedeckt hervor. Es war der 9. Dec., und doch ſetzte ich mich jetzt am ſpäten Nachmittag im leichten Anzug an der Oſtſeite des gewaltigen Rings auf eine der Arkaden und fand die Luft ſo angenehm, daß ich mit dem größten Behagen das prächtige Bild vor mir in mich aufzunehmen im Stande war. Von hier aus erſcheinen die offenen Arkaden wie ein zuſammenhängendes wunderſchönes Rundgemälde, wovon wieder jede dieſer einzelnen Oeffnungen, auf die Stadt oder das Meer gehend, ein eigenes intereſſantes Bild bot: zur Linken das Kaſtell ſcharf abgezeichnet auf dem dunkelrothen Abendhimmel, dann das Ufer von Pola mit ſeinem Maſtenwald; eine einſame näher ſtehende Kirche mit durchbrochenem Thurm, deren Glocken ſich langſam ſchwingend, melodiſch zu mir herüberklangen; weiter die ſilberne Fläche des Meeres mit dem Geſtade der brioniſchen Inſeln, im Duft verſchwimmend; hier ein Nachen, der, leicht die Fluth durchſchneidend, gegen den Hafen ſchwimmt, dort einſam liegend eine zierliche Goelette mit ihren ſchief ſtehenden ſchlanken Maſten, ihren Tauen, die von hier wie das feinſte Netzwerk erſcheinen, und dem kaum ſich bewegenden rothen Wimpel.

Nachdem ich die Arena verlaſſen, ging ich noch eine Weile am Meer entlang bis zu einer Brücke, auf welcher die Landſtraße

nach Trieſt über einen kleinen Fluß führt; von dort wandte ich mich zurück, um noch einmal das jetzt in anderem Licht erſcheinende Amphitheater aufzufaſſen und mir unvergeßlich einzuprägen. Die Sonne war verſchwunden, wogegen der Mond, über dem herrlichen Bauwerk ſchwebend, deutlicher, faſt ſtrahlend erſchien. Die eben noch ſo glänzende Landſchaft zeigte ſchon die kalten Töne des Abends, die Hügel, dunkelfarbig und grau, über welche aber jetzt das Amphitheater maſſenhafter, ernſter und gewaltiger hervorſtieg. Das treue Meer allein glühte noch vom letzten Kuß der Sonne oder im Wiederſtrahl des Himmels, und erſchien hie und da gelb, roſig und ſeegrün gefärbt; Thürme und Schiffe an ſeinem Ufer ſpiegelten ſich auf's Deutlichſte in der klaren Fluth, und von den Blättern einzeln ſtehender Olivenbäume ſah man auf dem blanken Hintergrunde jedes einzelne auf's Schärfſte abgezeichnet. Dabei war es für die Jahreszeit durchaus noch nicht kühl geworden, überall begegneten mir leichtgekleidete Spaziergänger, und in einem Garten nahe bei der Stadt ſah ich Schiffszimmerleute in Hemdärmeln kegeln. Faſt zu gewaltig war indeſſen der Kontraſt zwiſchen dem einſamen Römerwerk draußen und den Straßen Pola's, wo Illumination und lauter Jubel herrſchte; die Leute hatten das Mögliche gethan, um Straßen und Häuſer für ihren Kaiſer und ihre Kaiſerin zu ſchmücken, namentlich der Hauptplatz ſtrahlte im Glanz unzähliger Lichter, zwiſchen denen bunte Fahnen wehten, und überall ſah man die Namenschiffern Franz Joſeph und Eliſabeth. Höchſt eigenthümlich war es mir, von der reich erhellten Façade des Stadthauſes mit zwei Schritten vor den daneben liegenden Auguſtustempel zu treten, der, obgleich vom Abglanz der Illumination nur ſpärlich erhellt, doch ſo erhaben und impoſant von dem Getreibe der heutigen Generation abſtach. Es war eine glückliche Idee, am Hafen in gut gelungenen Transparenten die Porta aurea darzu-

ſtellen, die, am Tage eigentlich komiſch ausſehend, jetzt von innen erhellt, recht würdig ihr Original copirten.

Nach all dem Geſehenen war es mir angenehm, von dem wogenden Getreibe der Menge hinweg mein einſames Boot beſteigen zu können, um nach dem Dampfer „Eliſabeth“ zum Diner zu fahren, welches, in der großen auf's Reichſte verzierten Kajüte ſtattfindend, allen erdenklichen Comfort an die ſtillen Küſten Iſtriens zauberte. Es muß ſo einem ernſten Kriegsſchiff ſeltſam zu Muth werden, wenn Ober- und Unterdeck, wo ſonſt nur Kanonen und andere Waffen blinken, auf einmal mit einer ſtrahlenden Geſellſchaft angefüllt iſt, wenn es die brauſenden Klänge der Muſik erſchallen hört, und — horribilo dictu — ſogar den ſo hoch gehaltenen Raum des Hinterdecks und der Steuerbordſeite mit glimmenden Cigarren profanirt ſieht.

Mittlerweile war es vollkommen Nacht geworden, und Stadt und Hafen von Pola gaben ein ſchönes Schauſpiel: zuerſt flammten die Häuſer an der Seeſeite in reicher Beleuchtung auf, dann fingen nach und nach die Küſtenufer an ſich bis an's Ende der weiten Bucht mit einem feurigen Gürtel zu umziehen. Einen herrlichen Anblick gewährte es hiebei, aus der röthlichen Gluth der Pechflammen, welche das Waſſer umſäumten, die Feſtungswerke in weißem Licht erſcheinen zu ſehen; dazwiſchen warfen einzelne der Kriegsſchiffe große Fallſchirmraketen, die, hoch an den dunklen Himmel hinaufſteigend, ſich dann anmuthig neigten, ihre Ladung entzündeten, und einen weithin ſtrahlenden Stern hervorzauberten, der langſam niederſchwebend, in das Meer fiel.

Gegen 8 Uhr beſtiegen der Kaiſer und die Kaiſerin ihr Boot, um die Beleuchtung der Stadt und des Hafens in der Nähe anzuſehen, wobei die Kriegsſchiffe das ihrige thaten, um immer andere, immer prachtvollere Effecte hervorzubringen. Es iſt unmöglich, die Wirkung zu ſchildern, welche namentlich die großen Fregatten dadurch erzielten, daß mit einemmal aus allen Kanonenluken

weiße bengaliſche Lichter hervorblitzten; wie in Flammen auflodernd, erſchien in ſolchen Augenblicken das ganze Schiff und warf weithin einen blendenden Schein auf das Waſſer; faſt eben ſo ſchön war es dann wieder, wenn die uns abgekehrte Schiffsſeite ebenſo erleuchtet wurde, wo der ſchwarze Körper des Fahrzeugs wie ein rieſenhafter Schatten aufſtieg, auf's Ungeheuerſte vergrößert, flatternd und ſchwebend wie ein Geiſterſchiff auf einem Meere von weißem Feuer.

Auf die Beleuchtung der Arena, von der ich ſo viel ſchönes gehört, war ich außerordentlich geſpannt, und als wir nun das Geſtade entlang fuhren, ſo daß ſich die Häuſer ſcheinbar von dieſem großartigen Schauſpiel wegzogen, fand ich ſtaunend etwas nie geſehenes. Der weite rings durchlöcherte Raum war mit einem gewaltigen Feuer angefüllt, ſo daß die Flammen anſcheinend nicht nur zu all' den vielen Oeffnungen empor ſchlugen, ſondern oben durch den angeſtrahlten Rauch auch noch an den Himmel hinauf qualmten. Eigenthümlich im höchſten Grad, konnte man doch nur ſagen, dieſer Anblick ſei ſchauerlich ſchön. Es war eine große Feuersbrunſt; oder wenn man die ſeltſamen Schatten betrachtete, die hie und da, durch die leuchtenden Flammen hervorgebracht, hinter den Arkaden und Thorbogen vorbei zu ſchweben ſchienen, ſo ſtrengte man unwillkürlich das Ohr an, um entſetzliche Töne zu vernehmen, das Jauchzen wilder Barbaren, übertönend den Jammerruf einer hingeopferten Menge, die, vielleicht in dem feſten Gebäude Schutz ſuchend, von dem eingedrungenen Sieger mit Feuer und Schwert niedergemacht wurde. Dergleichen Gedanken kamen wie immer und immer wieder, als wir nicht um Ufer hinfuhren, wo der unheimliche, wenn auch großartige Eindruck der Beleuchtung des Amphitheaters noch erhöht wurde durch die Todtenſtille, mit der die Flammen in dem weiten Gebäude ſpielten.

Nach einem Gang durch die Stadt, deren feſtlich erleuchtete und reich bewimpelte Straßen mit einer dicht gedrängten Menge

genblick öffnete ſich die Stubenthür und die Prinzipalin, Madame Stieglitz, ſtand draußen auf dem Gange. Ich war mit meiner Nichte beſchäftigt, tröſtete ſie, ſo gut ich konnte, und bemerkte die Frau draußen im erſten Augenblick nicht, als ich aber aufſchaute, ſtand der Buchhalter neben ihr, hatte die Hände gefaltet und ſagte: „ſo gebt es den Gerechten in dieſem Hauſe, o Frau Prinzipalin, was hat ſich unter dieſem chriſtlichen gottgefälligen Dach ereignet.“

Madame Stieglitz trat einen Schritt vorwärts und die große majeſtätiſche Geſtalt der alten Frau war, wie ſie mit aufgehobener Hand daſtand, wahrhaft erſchreckend. Ihr Auge blickte zornig auf mich und ihre Lippe bebte.

„Dank ſei dem Höchſten,“ fuhr der Heuchler fort, „daß ich das Opfer der Wuth jenes Menſchen wurde, Gott, wenn ich mir denke, daß Sie hochgeehrte Frau dieſes ſündhafte Paar überraſcht hätten und daß Ihnen vielleicht das Gleiche geſchehen wäre. Der Herr verzeihe ihnen,“ ſagte er und blickte ſtarr zur Decke, „verzeihen auch Sie!“

Emma hatte ſich am Stuhle aufgerichtet und ich hatte ſie unterſtützt, indem ich meinen Arm um ihren Leib legte, ſo war die Stellung, in der uns Madame Stieglitz überraſchte, — die Thür von meinem Zimmer in das des Mädchens war geöffnet — der Buchhalter klagte uns an — — — —

beſetzt waren, begaben ſich die Majeſtäten in's Theater, wo von Officieren der Garniſon und Marine mit ihren Damen zwei kleine Luſtſpiele aufgeführt wurden. Gegen 10 Uhr kehrten wir auf die Schiffe zurück, welche um Mitternacht die Anker lichteten, um wieder nach Venedig zu dampfen.

Nachdem wir auf dem „Prinz Eugen" noch längere Zeit den reichen, feſtlichen und in jeder Hinſicht gelungenen Tag beſprochen, begab ich mich auf das Verdeck, um die Abfahrt von Pola, wohin ich wohl nie mehr kommen werde, zu ſehen. Allmählig verſchwand die Stadt mit ihren leuchtenden Häuſern in Dunſt und Nebel; der „Prinz Eugen" fuhr wieder voran, hinter uns kam die „Eliſabeth," von der man in der Dunkelheit nur die blauen und rothen Laternen der Radkaſten ſah, welche ſich wie farbige Schlangen in dem Waſſer abſpiegelten. Die Flotte im Hafen hatte Lichter an Maſten und Raaen, und als wir ſo weiter und weiter in die Nacht hinausfuhren und auch die Dunkelheit rückwärts immer mehr zunahm, ſchimmerten endlich nur noch dieſe leuchtenden Punkte, wie neue unbekannte Sternbilder, die eben im Begriff ſind, am Horizont unterzutauchen.

6.

Beleuchtung der Mercerien.

Wenn in alten Zeiten ein venetianiſcher Doge gewählt und beſtätigt wurde, ſo nahm er bei der Huldigung aller Stände auch die der mächtigen venetianiſchen Kaufmannſchaft in Empfang, zu welchem Zweck er an einem gewiſſen Abende durch die feſtlich beleuchteten Gaſſen vom Torre dell' Orologio bis zum Rialto ſchritt, wo ſich heute noch, wie damals, Bude an Bude reiht, und wo das Leben und Treiben auf der gewaltigen Brücke, dem alten Sitz der Geldleute und Wechsler, keine unbedeutende Macht im Staate bildete. Bis auf den heutigen Tag hat ſich dieſe Feſtlichkeit er-

halten, und ſo oft gekrönte Häupter nach der alten Lagunenſtadt kamen, wurden ſie von der Kaufmannſchaft zu einem Beſuch der Mercerien eingeladen.

Dieſe Mercerien beginnen am Marcusplatz mit der Merceria dell' Orologio, biegen dann mit einer Wendung rechts in die Merceria San Giuliano, führen über Ponti di Baratteri durch San Salvatore auf den kleinen Platz gleichen Namens und dann durch die Calle di S. Bartolomeo auf den Campo di S. Bartolomeo, wo die Rialtobrücke beginnt. Auf dieſer Strecke concentrirt ſich das Verkehrsleben Venedigs; ſie iſt die immer pulſirende Hauptader der Stadt; man trifft hier zu jeder Tages- und Abendzeit, ja bis ſpät in die Nacht hinein eine Menge von Spaziergängern und Käufern, und wenn man annimmt, daß die Breite ſämmtlicher genannter Gaſſen nicht über 12—14 Fuß beträgt, ſo kann man ſich einen Begriff vom Menſchenſtrom machen, der hier beſtändig hin und her wogt. Die letzte Beleuchtung der Mercerien fand im September 1838 bei der Anweſenheit Kaiſer Ferdinands ſtatt, und daß auch bei den dießmaligen Feſtlichkeiten Venedigs ſolche nicht fehlen würde, verſtand ſich von ſelbſt. Sie verſprach eine überaus glänzende zu werden. Worin dieſer große Glanz aber eigentlich beſtehen würde, davon konnte ich mir keine rechte Vorſtellung machen, waren doch allabendlich die zahlreichen Gewölbe auf's ſchönſte beleuchtet, glänzten doch in ununterbrochener Reihe Gold, Silber, edle Steine und bunte Stoffe, und waren doch die Gaſſen, wie bemerkt, beſtändig ſo mit Menſchen angefüllt, daß ein Mehr hätte läſtig werden müſſen.

Schon einigemal hatte Nebel und Regen die Beleuchtung der Mercerien vereitelt; endlich aber Freitag den 19. December ſchien es damit Ernſt werden zu wollen. Als ich Nachmittags zwei Uhr durch die engen Straßen ging, waren ſämmtliche Ladenbeſitzer ſo mit ihren Vorbereitungen beſchäftigt, daß ſie einen allenfallſigen Käufer höflich erſuchten, heute irgendwo anders hingehen zu wol-

len, da es ihnen unmöglich sei, das Verlangte herbeizuholen. In der That kehrten sie in ihren Magazinen das unterste zu oberst und waren voll lustiger Emsigkeit, die an sich schon etwas Außerordentliches versprach. Quer über die Straßen, in der Höhe des ersten Stocks, sah man etwa alle zwanzig Fuß eine rothe und weiße Stange gelegt, an welcher Kronleuchter der verschiedensten Art hingen; oberhalb derselben an den Mauern der Häuser stacken lange Wachsfackeln an eisernen Trägern, und in den offenen Fensterbrüstungen standen kleine Illuminationsschaalen. Gegen fünf Uhr Abends besetzte Polizei und Gensdarmerie sämmtliche kleine Gassen, die von allen Seiten in die verschiedenen Mercerien münden, worauf eine Abtheilung städtischer Beamten vom Campo San Bartolomeo herkommend alle Spaziergänger und Neugierigen freundlich ersuchte, die Passage zu räumen. Von da an bis nach sechs Uhr blieb der Zutritt jedermann ohne Unterschied versagt; doch gelang es mir später durch Protektion, die in der Welt so viel möglich macht, in Begleitung einiger Officiere vor der Ankunft des Kaisers die nun im vollen Festschmuck prangenden Mercerien zu besichtigen.

So wenig wir uns Alle davon versprochen, so sehr waren wir überrascht, als wir nun aus den Arkaden der alten Procurazien in die Merceria dell' Orologio traten. Die Gasse, so weit wir sehen konnten, war in ein einziges strahlendes Gewölbe verwandelt; ein breiter rother Teppich bedeckte das Pflaster bis zu den Häuserreihen; jedes Gewölbe, selbst das bei Tag unbedeutendste, war ein förmliches Lichtmeer geworden, dessen Flammen sich in edlen Steinen, Gold, Silber, bunten Stoffen, Blumen, Metallen aller Art spiegelten und so arrangirt waren, daß man die unscheinbarsten Sachen jetzt für Gegenstände vom größten Werthe hielt. Dazu brannten Wachslichter auf all' den eben erwähnten Kronleuchtern, einen fortlaufenden Streifen bildend, dessen Strahlen sich hier in altem venetianischen Glase, dort in Bronce und

Vergoldung auf's mannigfaltigste reflektirten. An den Mauern der hohen Häuser, meistens bis in's vierte Stockwerk hinauf, waren Wachsfackeln angezündet und in den Fensterbrüstungen brannten zahlreiche Flammen zwischen rothen und weißen Fahnen.

Das Ganze machte, wenn man eine der Mercerien hinabsah, einen prächtigen Eindruck: der leuchtende rothe Streifen am Boden, rechts und links die blitzenden Gewölbe, die lange Reihe von Kronleuchtern, und vor allem die flackernden Lichter an den Häusern, die in regellosen Linien wie eine willkürliche Verbrämung des unten in einer Schlangenlinie hingeworfenen Glanzstreifens aussahen. Bis an die Dächer hinauf flammten einzelne Punkte, und da man dort oben die Gestalt der Häuser nicht mehr gut erkennen konnte, so erschienen die Lichtpunkte, aus der dunklen Nacht hervorstrahlend, wie hellleuchtende Sterne, so daß es an manchen Orten aussah, als spanne sich ein anderer Himmel mit unbekannten Sternbildern über die engen Gassen Venedigs. Dabei gab der dicke Teppich am Boden, die Wärme der vielen Lichter und Gasflammen ein so behagliches, wohlthuendes Gefühl, daß man glaubte in einem Salon zu wandeln. Ich würde das Ganze mit dem großen Bazar von Konstantinopel zur Zeit des Ramadan vergleichen, wenn nicht dort eben das Gefühl der Behaglichkeit fehlte, welches uns hier so angenehm erfüllt. Eigenthümlich war es auch, die langen Gassen so menschenleer zu sehen; einige wenige Bevorzugte abgerechnet, hielt man vor der Ankunft des Kaisers alle Zugänge fest verschlossen; um so dichter aber waren die Läden und die Häuser bis in die obersten Stockwerke hinauf mit Zuschauern besetzt. Frauen und Mädchen aus allen Ständen in großer Toilette hatten am Fenster irgend eines Bekannten Platz gefunden, und diese sich durch alle Straßen in jedem Stockwerke hinziehende lebendige Blumenguirlande erschien wie eine duftige Fortsetzung des Glanzes da unten.

Man muß die Gewandtheit und den Geschmack der Venetianer

kennen, mit dem ſie die geringfügigſten Gegenſtände aufzuſtellen wiſſen, damit ſie ſich als etwas ganz Beſonderes präſentiren, z. B. auf dem Marcusplatz der Stand der Obſtfrauen, wo Orangen in die verſchiedenartigſten Pyramiden zuſammengeſtellt, von ein paar Papierlampen beleuchtet, ſo appetitlich und maleriſch ausſehen. Man muß die kleinen Buden in's Auge gefaßt haben, in welchen an den Straßenecken die Händler alles mögliche Backwerk feil bieten, wie ſie aufgeputzt ſind mit großen blanken Meſſingſchüſſeln, mit Blumen und Laternen; man muß die Kaufmannsgewölbe mit ihren zierlichen Arrangements kennen, um zu begreifen, daß die venetianiſchen Kaufleute heute, wo es galt, ihre Waaren vor den Augen des kaiſerlichen Paares auf's vortheilhafteſte auszulegen, etwas ganz Beſonderes leiſteten. Und in der That, es war in ſämmtlichen Mercerien kein einziges Magazin, nicht Ein großes oder kleines Gewölbe, das, obgleich bei flüchtigem Ueberblick vollkommen in den allgemeinen Glanz einſtimmend, nicht ein ganz beſonderes zierliches Bild gegeben hätte. Die unbedeutendſten Gegenſtände waren ſo aufgeſtellt und erleuchtet, daß ſie mit den Nachbarn, wo der Glanz ſchon in den Stoffen ſelbſt liegt, würdig concurriren konnten.

Hier ſehen wir ein reiches Gold- und Juwelenlager, wo ſchon die zahlreichen Gasflammen einen wunderbaren Effekt hervorbringen; daneben ein Magazin chineſiſcher Waaren aller Art mit beleuchtenden Ballons, glitzernden golddurchwirkten Stoffen und einem Transparent, in dem dem Kaiſer in kunſtloſen Verſen außer Glanz und Ruhm, der Liebe ſeiner Unterthanen und allem, was er ſchon beſitzt, auch noch ein Erbe ſeiner Krone gewünſcht wird. Fortſchreitend werfen wir einen Blick rechts in die Stofhandlung, wo das ganze Gewölbe mit den reichſten Seidenzeugen verſchwenderiſch drapirt iſt, und wo wir im Hintergrunde ein Geſtade von perſiſchen Shawls bemerken, das ein kleines Meer einrahmt, deſſen Wellen mit weißen und rothen Tüchern gebildet ſind; ganz hinten

erhebt ſich eine Blumeninſel, welche in leuchtenden Flammen die Chiffern F. J. und E. zeigt; daneben ſind Fächer hundertfach auseinander gebreitet, Wände und Plafond bedeckend, glänzend in allen Farben, in Gold und Silber. Ein beſcheidenes Magazin von Strumpfwaaren und Webereien jeder Art präſentirt ſich faſt eben ſo ſchön wie ſeine vornehmeren Nachbarn; hier ſehen wir auf allen Seiten nichts als die habsburgiſchen Farben, rothe wollene Hemden und weiße Strümpfe in zierlichen Quadraten zuſammengeſtellt, — einfach aber hübſch. —

Gegenüber einem Frühlinge von wirklichen Blumen, phantaſtiſch durchwebt und beleuchtet von Gasflammen, ſehen wir denſelben nachgeahmt in künſtlichen Guirlanden und Bouqueten, eine wahre Mulde voll Blumen und Blüthen der mannigfaltigſten und zierlichſten Art; Spiegel auf beiden Seiten und im Hintergrunde wiederholen das freundliche Bild bis in's Unendliche und thun beinahe dem Nachbar, einem Pelzhändler, Schaden, wenn uns nicht hier ein anderes Gefühl, das des Wohlbehagens beſchliche. Mit weichen Decken und Mänteln ſind Boden und Wände ſo verſchwenderiſch bedeckt und behangen, daß man ſich hineinwälzen möchte. — Doch feſſelt ſchon wieder etwas anderes unſern Blick, und wir werden wahrhaft magnetiſch von einem Gewölbe zum andern hingezogen. Gold, Silber, Juwelen, Stoffe, künſtliche Blumen, Pelzwerk ſind uns in der reichſten Aufſtellung bereits alltägliche Dinge, wir ſuchen etwas Pikanteres. Und ſiehe, da iſt Californien! In der That, noch auf zwei Schritte ein faſt unerklärlicher Anblick — Gold, Gold, nichts als Gold! Goldplatten auf dem Boden, an den Wänden, an der Decke, auf dem Ladentiſche, die Chiffre des Kaiſers und der Kaiſerin in goldenen Roſetten, armdicke Ketten aus Ringen von demſelben Metall bilden Guirlanden von einem Fenſter zum andern — ein fabelhafter Reichthum. Wir treten zögernd näher und ſehen mit gierigem Blick koloſſale, maſſiv goldene Schüſſeln vollgeſtrichen bis an den Rand mit glänzenden

Dukaten. Das alles aber ſind Iſerlohner Meſſingarbeiten, auf wirklich überraſchende Art aufgeſtellt. Und wieder folgt Gewölbe auf Gewölbe, in allen Farben leuchtend, von Gold, Silber und Lichter ſtrahlend, und dabei ſind die Pfeiler, welche die einzelnen Gewölbe trennen, ebenfalls ſo verdeckt und verziert mit reichen Shawls, ſeidenen Stoffen, Kryſtall- und Porzellanpyramiden, daß man in den langen Zeilen der Gaſſen keine Trennung der Magazine gewahr wird, ſondern nur ein einziges, mit den mannichfachſten Waaren beſetztes zu erblicken glaubt.

Wir kommen zum Ponte di Baratteri, der uns, mit dem rothen Teppich bedeckt, die umſtehenden Häuſer auf's reichſte beleuchtet, wie eine kaiſerliche Tribüne erſcheint. Hier iſt die Polizei etwas nachſichtiger geweſen, und ſtatt der Steinbrüſtung auf beiden Seiten ſehen wir ſie eingefaßt mit dicht gedrängten Zuſchauern. Die zahlreichen Balcons ſind hier ſo vollgepfropft mit Menſchen, daß man ſich des Gedankens nicht erwehren kann, die ſteinernen Träger müßten endlich unter ihrer Laſt erliegen; auf einem dieſer Balcons zählten wir zweiundzwanzig lachende und plaudernde Köpfe, amphitheatraliſch hervorragend. Ein Damenkleidermacher mit dem ſeltſamen Namen Jeſurum läßt von den obern Fenſtern des Hauſes bis auf die Mitte der Brücke einen Kronleuchter herabhängen, der, aus gelben und rothen Gaslampen beſtehend, einen artigen Effekt macht. Hier ſchauen wir in die Merceria di San Salvatore hinab, derſelbe Glanz, dieſelbe Pracht. Ein Uhrmacher hat Fenſter- und Thüreinfaſſungen mit Zifferblättern bekleidet und den Namenszug des Kaiſers und der Kaiſerin aus Cylinderuhren gebildet. Ein Wachstuchhändler nebenan hat ſeinen ganzen Laden mit den glänzenden Stoffen ſeines Handels behangen, in welchen die Gasflammen ſich wie in ſchwarzen Spiegeln reflektiren. Hier haben wir ein reiches Gewölbe, gefüllt mit ſilber- und goldgeſtickten Kirchenſtoffen; daneben ſieht eine Weißzeughandlung, alle die blendenden Kleidungsſtücke mit reichen Spitzen garnirt, wie

eine Halle voll frisch gefallenen Schnees aus. In einem Magazin von Streichinstrumenten sind hunderte von Violinen, Guitarren, Mandolinen um einen kolossalen Contrebaß gruppirt, der sich in stiller Größe wie der Stammvater zahlreicher Generationen ausnimmt.

Wie uns vorhin Californien entgegen glänzte, so glauben wir jetzt ein Silberbergwerk zu erblicken; von den Wänden der Decke strahlt uns blankes Metall in weißem Glanz entgegen. Abermalige Enttäuschung: es sind Blechwaaren, aber so zierlich aufgestellt, so reich beleuchtet, daß es verzeihlich ist, sie für edles Metall zu halten. Einige Schritte weiter ist ein Sonnenschirmlager in reichster Auswahl; alle möglichen Farben in glänzender Seide bauschen sich hier auseinander, und eine Art Dach auf die Straße hinaus bildend sehen wir wahrhafte Riesenschirme, weiß und roth, eigens zum heutigen festlichen Abend angefertigt. Wo das Material der Waaren gar zu unscheinbar ist, da hat das Arrangement siegreich nachgeholfen. So sind in einer Garnhandlung alle Wände mit weißen und rothen Quadraten wie ein Schachbrett bedeckt. Vergessen wir aber vor allem ein großes Kinderspielwaarenmagazin nicht, mit unzähligen Lichtchen, an den Weihnachtabend in der Heimath erinnernd. Dieser lieben Zeit sind wir so nahe, daß es uns beim Betrachten all' der schönen Trommeln und Pfeifen, der Blechsäbel, der kleinen Gewehre, der Zinnsoldaten und Frachtwägen fast schmerzlich zu Muthe wird. Ueber dem Laden bildeten kleine Puppen mit den rosenfarbenen dicken runden Gesichtern in kurzen weißen Hemdchen, worunter die nackten Füße hervorsehen, eine eigenthümliche Decoration; sie reichten sich die Hände und schienen einen muntern Tanz aufzuführen unter der Aufsicht einer ungewöhnlich großen Puppe, welche die Ecke des Hauses bildete, und die in außerordentlich starken Verhältnissen wohl als die glückliche Mutter dieses zahlreichen Geschlechts gelten konnte.

Lassen wir den Weihnachtabend hinter uns mit seinen frohen

und wehmüthigen Erinnerungen und gehen wir durch ein Gewölbe voll künstlicher Blumen, in welchem großen Füllhörnern der Namen „Elisabeth“ entströmt, zum Ernste des männlichen Lebens über, zu einem großen Gewölbe voll schwarzer Hüte. So verlockend als möglich hat der Fabrikant seine Angströhren aufgestellt, und um Abwechslung in die Massen von schwarzem Filz zu bringen, zeigt er uns dazwischen seidenes Futter, mit goldenen Buchstaben bedruckt. Weiterhin ein Glasperlenlager, blendend durch seine bunten Farben, wieder eine Weihnachtsausstellung, dießmal aber für erwachsene Kinder; die Armbänder aus Murano bilden lange glitzernde Guirlanden, in welchen sich aller mögliche Haarschmuck als Verzierung zeigt; große Porzellanschüsseln, angefüllt mit den bunteſten Perlenschnüren, erregen die Begierde, diese durch die Finger gleiten zu lassen. Dort blickt auch ein Stück Carneval hervor; Larven in allen Größen und Formen, von der kleinen venetianischen schwarzen Halbmaske bis zu den Riesenhäuptern, die rings geschlossen sind, auf den Schultern getragen werden und so den, der sie trägt, zur burlesken Figur machen. Seltsam schauen uns diese hunderte von leblosen Gesichtern an, wie sie mit den leeren Augenhöhlen in so starrer, unheimlicher Weise Erstaunen und Freude, Lust und Schmerz ausdrücken. Sehr angenehm und komisch wirkt es, daß der Besitzer des Ladens, eines Eckhauses, dasselbe durch einen Fries in die Straße hineinragender Nasen in aufsteigender Größe verziert hat, wobei sich gerade auf der Ecke eine in den colossalsten Dimensionen präsentirt.

So kommen wir auf den Campo di S. Salvatore, wo ein Gascandelaber mit von allen Seiten herabhängenden Röhren, an welchen unzählige Flämmchen lodern, eine feurige Fontaine nachahmt. Wir wenden uns rechts in die Calle di S. Bartolomeo und könnten mit unserer Beschreibung wieder von vorne anfangen, müßten wir nicht fürchten, die Geduld des Lesers zu ermüden. Einen Augenblick wollen wir noch vor einer Drogueriehandlung

stehen bleiben, wo die Waaren auf wirklich überraschende Art au gestellt sind. Es ist wie ein kleines Bergwerk; wir sehen Stufe von Antimonium, Ultramarin, Mennige, Steinsalz, Schwefe Kohlen u. dgl. über und neben einander aufgestellt; dazwische brechen zahlreiche Gasflammen hervor und beleuchten große Flo schenpyramiden, in denen die geheimnißvollen Flüssigkeiten tiefrotl blau, dunkelgrün und violett schillern. Dann führt uns wiede ein reicher, blitzender Kranz von Stoffen, Blumen, Metallen alle Art auf den Campo di S. Bartolomeo, wo Eßwaaren- und Frucht händler und Specereiläden einen eben so soliden als schöne Schluß bilden. Auch diese braven Leute haben das Mögliche ge than. Angenehm ist auf der Mitte dieses Platzes ein hoher Can delaber in der Form eines Tannenbaums mit seinen vielen Lich tern, abermals an den heiligen Weihnachtabend erinnernd, um sc mehr, als das im Hintergrunde liegende Haus eine große bunt gemalte Decoration zeigt: schwebende Engel auf Wolken, unten das Christuskind in seiner Krippe, die heiligen drei Könige mit ihrem Stern und all' dem uns so bekannten und lieben Zubehör.

Es mochte beinahe acht Uhr sein, als wir mit unserer Be sichtigung zu Ende waren und uns im schnelleren Schritt wieder auf den Marcusplatz zurück begaben. Indessen nahmen wir uns so viel Zeit, diesmal die lebendige Decoration über den Läden etwas genauer zu betrachten. Alle Fenster waren angefüllt mit erwartungsvoll plaudernden und vergnügt lachenden Damen; hier drei, vier über und neben einander, dort eine einzelne Schöne, gravitätisch niederschauend, daneben halb versteckt ein leise flüstern des Paar unter dem Schatten eines Häuservorsprungs; und alles das mehr oder minder bestrahlt von den Tausenden von Lichtern unten, von den wehenden Wachsfackeln an den Häusern. Einen eigenthümlichen Eindruck machten die fast gänzlich leeren Straßen, und daneben das lebhafte Gesumme, das Durcheinanderwogen von Stimmen der unzähligen Zuschauer oben in den Häusern und

Es ſchien, daß die alte Frau etwas ſagen wollte, aber die Stimme verſagte ihr, ſie ſchlug beide Hände vor's Geſicht, wandte ſich um und ging langſam die Treppe hinab.

Es dauerte ein paar Sekunden, ehe Emma das Neue Schreckliche begriff, das hier vorgefallen, dann aber riß ſie ſich von mir los, eilte an ihren Schreibtiſch, warf in wilder Haſt die Papiere heraus, bis ſie gefunden, was ſie ſuchte, es war ein verſiegeltes Couvert, ſie hob es hoch empor und ſtürzte mit dem Ausruf: „Gott wird helfen!“ die Treppen hinab. Der Herr Specht und ich ſtanden uns gegenüber und blickten uns ernſt und fürchterlich an, ich glaube, wir haßten uns Beide gleich heftig, und waren Beide im Begriff, über einander herzufallen, um zu verſuchen, wer im Stande ſei, den andern zu erwürgen. Das dauerte aber nur ein paar Sekunden, dann zog er ſich rückwärtsſchreitend langſam zurück, ohne mit ſeinen Augen meinen Blick fahren zu laſſen, ich folgte ihm ebenſo, doch als er ſeine Stube erreicht, ſprang er mit einem großen Satze hinein, und verriegelte die Thür hinter ſich.

derer, die ſich erwartungsvoll in ihre Läden zurückgezogen. Hie und da erklangen aus einer Seitengaſſe die Töne eines Klaviers, und rings um das Quartier der Mercerien, namentlich vom Marcusplatz her, vernahm man das Brauſen des ungeduldig wartenden Volkes. Endlich um acht Uhr verließ der Kaiſer die Burg und ſchritt, von Evvivarufen begleitet, unter den Arkaden der Procurazien, wo nur mit Mühe ein ſchmaler Gang frei gehalten werden konnte, nach der Merceria dell' Orologio. Leider war die Kaiſerin durch ein leichtes Unwohlſein verhindert, die Huldigungen der venetianiſchen Kaufleute entgegen zu nehmen, und als nun der Kaiſer mit glänzendem Gefolge durch die erleuchteten und geſchmückten Gaſſen ſchritt, hörte man neben herzlichen Worten für den jugendlichen Herrſcher auch manches Wort des Bedauerns über die Abweſenheit der Kaiſerin. Man hatte kleine Spenden für ſie bereit gehalten, Blumen, Glasarbeiten, unbedeutend an ſich, aber werthvoll als Zeichen der Liebe und Verehrung.

7.

Radetzki.

Gewiß mit vollem Recht erlaub' ich mir die Anweſenheit des hochverehrten Feldmarſchalls unter die großen venetianiſchen Feſtlichkeiten zu rechnen; in ſeiner Perſon empfing die Armee ihren Kaiſer beim Eintritt in ſeine venetianiſchen Provinzen, und nicht nur die ihn umgebenden Officiere blickten mit ſtolzer Freude auf den alten Herrn, ſondern auch ein guter Theil der Italiener iſt ihm zugethan, die wohl ſeine feſte Hand kennen gelernt, aber auch ſein gutes Herz. Ohne Vater Radetzki wären hier am Rande der Lagunen die Feſtlichkeiten ſehr unvollſtändig geweſen, und wenn wir ihn ſo daſtehen ſehen, drängt ſich uns der Gedanke auf, daß ohne ihn jetzt dieſer herzliche Empfang nicht hätte ſtattfinden können, auf einem Boden, den ſein tapferer Säbel Zoll für Zoll

wieder eroberte, bei einem Volk, deſſen erregtes Gemüth er durch Gerechtigkeit und Milde zu beſänftigen wußte. Viele Leſer, die vordem dem gefeierten Marſchall mit hohem Intereſſe gefolgt ſind in den italieniſchen Feldzügen der Jahre 1848 und 1849, werden es mir vielleicht Dank wiſſen, wenn ich ihnen in wenig Strichen nochmals ſein Bild vor Augen führe und erzähle, wie ich ihn, den neunzigjährigen Marſchall, nach einem Zwiſchenraum von acht Jahren wieder geſehen.

Dieß war zuerſt am Tag der Ankunft der Majeſtäten, wo Vater Radetzki es ſich nicht nehmen ließ, eine gute Zeit, bei ziemlich kaltem Wind, inmitten der Generalität am Rande der Piazetta auf die kaiſerliche Barke zu warten. Wie er ſo daſtand, ein klein wenig gebeugter als vordem, aber mit demſelben klugen und freundlichen Blick ſeine Umgebung anſchauend, oder die gedrängten Volksmaſſen ringsumher, auch bald mit dieſem oder jenem in ſeiner bekannten lebhaften Art ſprechend; als ich zu gleicher Zeit die befreundeten Uniformen wieder ſah, die ihn auch in jenen denkwürdigen Tagen umſtanden, viele bekannte Geſichter verehrter Freunde darunter; als zwiſchen dem Campanile und dem Dom von San Marco die langen Linien der weißen Uniformen ſichtbar wurden, über denen die zerſchoſſene ſchwarzgelbe Fahne flatterte, und als nun in dröhnenden Klängen die ſo oft gehörte Weiſe erklang: „Gott erhalte unſern Kaiſer," da war es mir gerade, als ſei gar keine Zeit zwiſchen damals und jetzt vergangen, und als hätten wir ſie eben erſt hinter uns, die ſchönen, glorreichen Tage von Mortara und Novara. Und doch wieder welcher Unterſchied zwiſchen jener und dieſer Zeit — jenem Kriegsſchauplatz dort und der Stadt hier, die heute glänzend in allen Farben ſtrahlte, damals noch in wilder Aufregung, mit einer erſchreckten Einwohnerſchaft angefüllt, die Kugeln über ſich dahinſauſen und in ihre Häuſer einbrechen hörte.

Als ich heute das glänzende Schauſpiel am Ufer von meiner

Gondel aus betrachtete, trat der Morgen des 24. Septembers lebhaft vor meine Erinnerung, da der Marschall an eben dieser Stelle landete. An jenem Tage waren an den Fenstern des Marcusplatzes, auf der Piazetta und der Riva bei Schiavoni wenig Zuschauer erschienen. Die erschreckten Venetianer, den strengen Sieger fürchtend, der aber auch hier mit seiner gewohnten Milde auftrat, hatten sich in ihre Häuser eingeschlossen, bange an Gott weiß welche fürchterliche Zukunft denkend. Freilich flatterten auch damals bunte Fahnen von dem alten Dom herab und der Campanile war geziert mit einer kolossalen gelb und schwarzen Flagge, die fast bis auf das Steinpflaster hinabreichte; aber begreiflicherweise hörte man keinen freudigen Ruf, sah man nicht das Flattern unzähliger weißer Tücher aus den Fenstern. Mit zagenden Schritten näherte sich die Municipalität, um dem ankommenden Marschall die Schlüssel der Stadt zu überreichen, jene Schlüssel, noch aus Napoleonischen Zeiten herrührend, die zur Feier des Einzugs unbegreiflicherweise nirgends zu finden waren, bis der energische Commandant von Venedig die Darbringung eines großen goldenen Ruders als Zeichen der Unterwerfung verlangte, worauf sich die minder kostbaren Schlüssel sogleich vorfanden. Zur Seite der Municipalität schritt damals die hohe Geistlichkeit, die auch erst durch einige passende Worte vermocht werden konnte, den Sieger vor den Thoren der Kirche, auf dem Platz selbst, ehrerbietig zu empfangen.

Doch weg mit diesen Bildern einer vergangenen Zeit, wenn es auch freilich natürlich ist, daß sie uns hier auf Schritt und Tritt verfolgen, und so gern mit ihren schwarzen Schatten in die glänzende Gegenwart hineinspielen, mit ihrer dunklen Nacht, in welcher der Name Radetzki in so hellem wohlthuendem Licht erschien. Wenn es verdienstvoll ist, die Feinde mit seinem Schwert niederzuwerfen, so ist es noch ungleich größer, mit allen Kräften die geschlagenen Wunden wieder zu heilen. Und das hat der

Marſchall redlich gethan. Leuchtend im Glanze des Siegs, war er in den trüben Tagen ſtrafender Vergeltung, die nun folgten, nicht nur ſeinen Soldaten ein milder Vater, und wenn die Italiener jener für ſie ſchrecklichen finſtern Zeit und des milden Siegers gedenken, ſo dürften ſie wohl das Wort unſeres Dichters, wenn auch in anderer Weiſe, in Beziehung auf ſich und den Marſchall Radetzki anwenden:

„Nacht muß es ſein, wo ſeine Sterne ſtrahlen.“

Nachdem die Empfangsfeierlichkeiten des hohen kaiſerlichen Paares vorüber waren, meldete ich mich in der Wohnung des Feldmarſchalls und wurde am andern Morgen um 10 Uhr zu ihm gerufen. Er bewohnte für die kurze Dauer ſeiner hieſigen Anweſenheit die Appartements des Militärgouverneurs, Feldmarſchall-Lieutenants v. Gorczkowski, im erſten Stock der neuen Procurazien, gegenüber dem Dogenpalaſt, ein freundliches ſonniges Quartier, mit der Ausſicht auf die große Lagune, die Kirche Sta. Maria della Salute und die umliegenden Inſeln. Obgleich Schildwachen an der Treppe und Officiere im Vorzimmer waren, welche letzteren mich außerordentlich artig empfingen, obgleich man an allem dieſem ſah, daß man ſich der Wohnung eines Hochcommandirenden näherte, ſo erſchien doch hier alles mit einer Ruhe und Behaglichkeit, die uns wohlthuend einleitete in die Gemächer des alten hochverehrten Herrn. Treppen und Corridore waren mit reichen Teppichen bedeckt, im Vorzimmer wurde ziemlich leiſe geſprochen. Die alten ergrauten Diener ſtanden mit freundlichen Mienen umher, und als mich einer der Officiere anmeldete, ſagte mir der Kammerdiener, deſſen ich mich aus dem Feldzug her noch wohl erinnerte: Se. Excellenz freue ſich recht ſehr darauf, mich wieder zu ſehen.

Daß ich mich ſchon Tags zuvor auf's umſtändlichſte nach dem Befinden des verehrten Herrn erkundigt, iſt ſelbſtverſtändlich,

wo ich denn auch zu meiner großen Freude erfuhr, daß ſich in ſeiner Geſundheit, und alſo auch in ſeiner Lebensweiſe, durchaus nichts geändert. Er geht gegen 9 Uhr zu Bett, und ſchläft meiſt ruhig bis gegen 3 oder 4 Uhr, wo er alsdann liegend den Tag erwartet, zuweilen aber auch aufſteht und irgend ein Buch vornimmt. Er ſpeist mäßig wie immer, aber mit Appetit, wobei er ſeinen mit Waſſer gemiſchten leichten Wein trinkt. Jeden Tag beſchäftigt er ſich mehrere Stunden, mit der uns bekannten feſten Handſchrift ſeine Erlebniſſe, ſowie Entwürfe für die Zukunft niederzuſchreiben.

Ich trat in das Cabinet des Marſchalls, ein ziemlich großes Gemach, elegant möblirt, durchſpielt von leuchtenden Sonnenſtrahlen, denen man nur an einem Fenſter vermittelſt der zugezogenen grünen Vorhänge den Eintritt verwehrt hatte, ſo daß der Marſchall im Schatten ſaß, damit das blendende Licht ſeinen immer noch angegriffenen Augen nicht wehe thue. Er ruhte in einem Fauteuil, hielt den Stock mit dem weißen Knopf zwiſchen ſeinen Knieen und ſtreckte mir, als ich ihm entgegen ging, mit freundlichem Geſichtsausdruck meinen Namen rufend, beide Hände entgegen. Als ich, von Verehrung und Erinnerungen gerührt und überwältigt, ſeine Rechte ergriff und mich tief zu dem ehrwürdigen 90jährigen Herrn herabbeugte, erhob er ſich etwas von ſeinem Lehnſtuhl, und küßte mich auf's herzlichſte, wobei er mir ſagte: „Es freut mich immer einen guten Freund zu ſehen, aber daß Sie mich ſo unvermuthet hier beſuchen, das macht mir ein außerordentliches Vergnügen.“ Dann führte er mit der größten Liebenswürdigkeit die denkwürdigen Tage des Jahrs 1849, wo er mich zuerſt geſehen, an mir vorüber, kurz, der große Feldherr war in ſeinem Empfang meiner geringen Perſönlichkeit von einer wahrhaft rührenden Herzlichkeit. Auf ſeinen Befehl ſetzte ich mich ihm gegenüber und ſprach meine Freude aus, ihn ſo wohl und unverändert wieder zu ſehen, und wie er ſo da ſaß und mit mir

ſprach mit der alten bekannten Lebhaftigkeit, war das auch gewiß keine Uebertreibung. Sein Auge erſchien mir klar und heiter wie damals, ja, in ſeinen untern Theilen etwas weniger angegriffen als im Jahr 1849, wo er bald im Regen, bald im Staub zu Pferd, und in beſtändiger Bewegung war. Seine Stimme klingt unverändert voll und kräftig, und wenn er lacht, ſo geſchieht es mit jenem angenehmen Ton und jener Lebhaftigkeit, die uns unwillkürlich auffordert, tüchtig mit einzuſtimmen. Auch in der Figur iſt er ſich gleich geblieben, und wie ich ihn ſo vor mir ſah in dem bekannten grauen Ueberrock, den Stern des Thereſien-Ordens auf der Bruſt, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu ſagen, es ſei mir gerade zu Muth, als befänden wir uns im Hauptquartier Sant Angelo, und als müſſe ſogleich gemeldet werden, die Pferde ſeien vorgeführt, um nach Pavia zu reiten.

„Ja," antwortete er mir lachend, „das hat für den Augenblick gute Wege; zu Pferd will ſich's vorderhand nicht mehr recht thun; überhaupt iſt das Pedal der Theil, wo ich fühle, daß es anfängt nachzulaſſen. Aber," ſetzte er kopfnickend hinzu, „wenn es 'mal irgendwo wieder losginge und zu krachen anfinge, da wären wir doch wieder auf dem Platze." Dann huſtete er leicht, verlor ſich ein paar Augenblicke in Gedanken, und ſagte dann: „Ein General ſollte eigentlich zu Pferd ſein, und das iſt auch meine Anſicht; aber da mein allergnädigſter Herr und Kaiſer der Anſicht war, ich könne ihm auch ſo nützen, ſo fahre ich an der Fronte herunter. — „Und die Leute," erlaubte ich mir ihn zu unterbrechen, „ſind überglücklich, Eure Excellenz ſehen zu dürfen." — „Ja, das macht ſich ſo," meinte er lächelnd, „man iſt an einander gewöhnt, und ſie glauben, der Marſchall dürfe nicht fehlen. Es ſind brave Leute, und Sie werden ſie unverändert gefunden haben, gerade wie damals. Apropos, von damals," fuhr er lebhafter fort, „von den Officieren des Hauptquartiers ſind die meiſten nach allen Richtungen hin zerſtreut, aber ich freue mich

immer, von ihnen zu hören; es war doch eine ſchöne Zeit.“ Darauf nannte er mehrere der Herren ſeines damaligen Hauptquartiers mit Namen und erzählte mir, wo ſich dieſer oder jener befinde. Von jenen, die ſich mittlerweile verheirathet, ſagte er komiſch lächelnd, aber ein klein wenig mit den Achſeln zuckend: „hat auch eine Frau genommen — nun, muß ſelbſt wiſſen, was gut iſt.“

So unterhielt er ſich auf's freundlichſte längere Zeit mit mir, ſprach über dieß und das, und in ſeinen Erzählungen oder Schilderungen brauchte er oft ſo komiſche Worte und Pantomimen, daß ich laut lachen mußte, wo er dann auf's fröhlichſte mit einſtimmte, und wenn ich mit einem herzlich gemeinten Wort der Verehrung für ihn in ſeine Anſichten einging, ſo reichte er mir ſeine Rechte, druckte meine Hand und rief aus: „Nun, ich freue mich recht, daß Sie der Alte geblieben ſind, mein lieber, guter H. Gott erhalte Sie friſch und geſund.“

Als der Marſchall mich endlich verabſchiedete, und ich aufſtand, drückte ich ihm wiederholt meine Freude aus, ihn ſo wohl und munter geſehen zu haben, wobei ich hinzuſetzte, daß in den acht Jahren ſeit ich von ihm entfernt geblieben, es meine eifrigſte Sorge geweſen, ſo häufig als möglich genaue Nachrichten über ſein Wohlbefinden zu erhalten. „Das iſt mir gerade ſo mit Ihnen ergangen,“ entgegnete er mir, „und ich hoffe, daß die Herren Officiere, die aus W. bei mir waren, Ihnen meine freundlichen Grüße überbracht haben; auch bin ich mit Ihnen in Spanien geweſen,“ ſetzte er hinzu, „und habe mich recht über Ihre Reiſe gefreut, ſuche auch ſonſt häufig in der Allgemeinen Zeitung nach, ob ich Sie finde, und wenn Sie auch nicht Ihren Namen unterzeichnen, ſo weiß ich doch, was Sie ſchreiben, denn wie ich eine bekannte Stimme im Dunkeln erkenne, ſo auch an der Art zu ſchreiben einen lieben Freund.“

Damit reichte er mir wiederholt die Hand und entließ mich

mit mehrmaligem Kopfnicken. Als ich mich nach der Thür zurückzog, um mich dort nochmals nach dem Greise umzuschauen, sah ich, daß er mir wohlwollend und mit sinnigem, freundlichem Gesichtsausdruck nachblickte, und ich muß gestehen, es überfiel mich ein tiefes Gefühl der Rührung, nun abermals von dem Feldherrn scheiden zu müssen. Wenn ich auch hoffen kann, ihn vielleicht in Verona wieder zu sehen, so wird er dort wohl im Geräusch des Empfangs begreiflicherweise keine Zeit für mich haben. Also ein Wiedersehen — vielleicht nach Jahren?

Ob der Feldmarschall etwas der Art in meinen Augen las? Wohl möglich; denn es gibt wenig Herzen wie das seinige, die so empfänglich für Liebe und Anhänglichkeit sind, — genug, als ich ihn verlassen wollte, streckte er mir nochmals seine Rechte entgegen, und da ich vielleicht sichtbar bewegt rasch zu seinem Fauteuil zurückkehrte, küßte er mich eben so herzlich wie beim Empfang; ich sah sein Auge eigenthümlich funkeln, und nachdem er mir noch mit bewegter Stimme gesagt: „Gott erhalte Sie, mein lieber H.!“ machte ich, daß ich so schnell wie möglich zur Thür hinaus kam; sie fiel hinter mir in's Schloß, die Portieren rauschten zusammen, und ich bin weit entfernt es verschweigen zu wollen, daß mich ein gewaltiges Gefühl der Wehmuth überfiel, als ich ihn nun verließ, den guten Vater Radetzki.

Daß der Feldmarschall ein Gegenstand der Liebe und Verehrung vom Soldaten aufwärts bis zu seinem kaiserlichen Herrn ist, versteht sich von selbst, und wird ihm auf's rührendste gezeigt, in dem stummen Blick des Soldaten, in dem herzlichen Gruß der Officiere, in der liebenswürdigen Sorgfalt, mit der sein Kaiser und die Kaiserin ihn behandelt. Empfängt man ihn doch, wenn er zur Tafel erscheint, wie ein verehrtes Mitglied des hohen Hauses, und die Kaiserin läßt es sich selbst nicht nehmen, Vater Radetzki zu seinem Stuhl zu geleiten.

Von der mir schon früher bekannten Umgebung des Mar-

ſchalls ſah ich hier den Feldmarſchall-Lieutenant v. Benedek wieder, den gefeierten Sieger von Mortara, jene ächt ritterliche Perſönlichkeit mit dem offenen und edlen Soldatengeſicht, und erfreute mich mit einigem Neide ſeiner prächtigen Schilderungen über jene ſchönen Tage, die ich nicht im Stande bin ſo lebendig niederzuſchreiben, wie er ſie erzählt. Auch den Oberſten Steger fand ich wieder, für mich freundlich wie immer, und vor allen den thätigen und ausgezeichneten Leibarzt Sr. Excellenz, Dr. Wurzian, ſeinen treuen Begleiter auf dem Schlachtfeld und in der Garniſon, der mit unermüdlicher Sorgfalt um dieſes koſtbare Leben bemüht iſt.

II.

Venedig im Schnee.

Schon ſo oft iſt Venedig, die Königin der Meere, im Sonnenſchein geſchildert worden, glänzend beſtrahlt, im goldenen Licht, inmitten der leuchtenden Waſſer thronend, überſpannt von einem klaren blauen Himmel, der, ſelbſt in den engſten Canälen reflectirend, dieſen oft ſo griesgrämigen Geſellen im Stande iſt ein freundliches Lächeln abzulocken, daß ich mir wohl erlauben darf, mit wenig Strichen ein ganz entgegengeſetztes Bild der alten Lagunenſtadt zu entwerfen. Daß die Regatta und Tombola mehrmals wegen zweifelhaften Wetters verſchoben wurden, haben die Leſer bereits erfahren.

Schon am Morgen des Sonntags (30. November) wehte ein unheimlicher Scirocco, und über dem Meer erhoben ſich lange Streifen von grauen Wolken, die von meinem Fenſter aus geſehen bereits nach wenig Stunden einen trüben Nebelſchleier über

San Giorgio Maggiore, über die Giudecca zogen und die majestätische Kuppel von Sta. Maria della Salute nur in trüben Umrissen erscheinen ließen. Nachmittags fing es an zu regnen, zuerst leise und mit Zwischenräumen, endlich aber gegen Abend unaufhaltsam, zuweilen wolkenbruchartig; und da, nebenbei gesagt, die Häuser Venedigs sehr schlecht mit Ableitungsröhren für das Regenwasser versehen sind, so platschten von allen Gebäuden, namentlich von den Ecken des Dogenpalastes, wahre Gießbäche mit unheimlichem Gepolter auf die darunter wegeilenden Regenschirme herab. Da der Italiener nicht für den Regen gemacht ist, so lagen auch bald alle Straßen öde und leer, nur unter den Arkaden des Marcusplatzes drängten sich fröstelnde Spaziergänger, die einander die Neuigkeit zuriefen, daß es gewaltig regne — „diluvia“ — allerdings für Venedig mit seinem herrlichen Klima ein kleines Ereigniß, und um so unangenehmer, da es bekanntermaßen hier keine Droschken gibt und die Fahrt auf den Canälen ohne bedeckte Landungsplätze bei strömendem Regen das unangenehmste ist, was es geben kann. In den engen Straßen aber mit einem Schirm, der fast die ganze Breite einnimmt, nicht nur fortzukommen, sondern auch andern Beschirmten auszuweichen, ohne dabei rechts in dem Pfeifenladen eine Verwüstung anzurichten, oder links dem Victualienhändler eine Wurst oder einen gerupften Capaun mitzunehmen, hat schon seine großen Schwierigkeiten; man thut indessen sein Mögliches, man bittet um Entschuldigung und wird um Entschuldigung gebeten, und so kommt man in einer Schlangenlinie langsam vorwärts.

Der dichtbewölkte Himmel ließ die Nacht früher als gewöhnlich eintreten, und da ist es in Venedig bei einem solchen Wetter wahrhaft trostlos, der arme Fremde, der wenig Bekanntschaften hat, weiß im wahren Sinn in den ersten Abendstunden kein gemüthliches Obdach zu finden; zu Haus in der Gasthofsstube ist es frostig und unheimlich, man schleicht in die Restauration, um

XVII.

Ein zweites Verhör und Ende des Buchs.

So ſtand ich auf dem Gang allein an dem Treppengeländer und ſchaute lange, lange in das finſtre Haus hinab. Unten aus der Küche drang ein Lichtſtrahl und ich hörte die Mägde zuſammen flüſtern, unterſchied auch die Stimme des Herrn Block, welcher nach dem Buchhalter fragte. Wer hätte glauben können, daß in dieſem ſonſt ſo ruhigen Hauſe ſo viel Jammer für mich entſtehen könnte? willenlos ſtieg ich eine Stufe um die andere hinab, ging bei der Wiegkammer vorbei und befand mich bald an dem Zimmer der Prinzipalin, welches durch ein Vorgemach von der Treppenflur getrennt war; ſowohl dieſes Vorgemach, als die Zimmerthür waren nicht feſt verſchloſſen, ein Lichtſtrahl drang aus den Zimmern der Madame Stieglitz, doch wurde in denſelben nichts geſprochen. Ich ging langſam näher, und konnte jetzt das ganze innere Gemach überſehen, da ſaß die alte

ein bescheidenes Diner einzunehmen, auch da herrscht eine feuchte Regenatmosphäre; man geht nachher in's Café, wo es ebenso ungemüthlich wie nur möglich ist; alle Bänke sitzen voll Menschen, der Boden ist überschwemmt, die nassen Paletots und Mäntel dampfen in der natürlichen Wärme der vielen Gäste und verbreiten eine gelinde Nebelatmosphäre. In solchen Augenblicken, dachte ich, wie in so vielen, vielen andern, sehnsüchtig an die deutsche Heimat und erinnerte mich gern an unsere behaglicheren Kaffeehäuser und die Gesellschaft guter Freunde.

Nach unserm Diner haben wir noch zwei Stunden bis zum Theateranfang, die man auch so gut wie möglich herumbringt, und da man endlich sehr froh ist, acht Uhr schlagen zu hören, so begibt man sich nach Fenice, wo ich für die Dauer meiner Anwesenheit das Glück habe, einen sehr angenehmen Logenplatz zu besitzen. Dort befand ich mich in der Gesellschaft zuvorkommender und liebenswürdiger kaiserlicher Offiziere. Die Loge im ersten Raum ist ein kleiner Salon, und wenn man das Beispiel der Italiener nachahmt, nur auf die vorzüglichsten Musikstücke zu lauschen, auch dem Ballet zuzuschauen, und in der Zwischenzeit im Stande ist, sich einer angenehmen Conversation hinzugeben, so kann man es dort schon bis Mitternacht aushalten.

Als ich aber das Theater verließ, hatte sich zu einem wahrhaft vorsündfluthlichen Regen ein außerordentlich starker Wind gesellt, der es namentlich auf der zugigen Brücke kaum möglich machte, seinen Regenschirm geöffnet zu halten, doch ging es noch so lange leidlich, bis ich auf den Marcusplatz kam. Dort prasselten von den Dächern wahre Wasserströme herab und wurden so in die Arkaden hineingejagt, daß es daselbst eben so naß war wie draußen. Auch hatte der immer stärker werdende Sturm hier schon artige Verwüstungen angerichtet: ein paar der großen Kandelaber neigten sich gegen die hintern Procurazien, und von einem war der vielarmige Leuchter herabgerissen. Es sauste so

toll um den Campanile von San Marco herum, daß ſelbſt in den Glaslaternen die Gasflammen ängſtlich zitterten und bebten, und im wahren Sinne des Wortes ſetzte ich zweimal vergeblich an, um hier an der Ecke der offenen Piazetta herum zu kommen, was mir endlich nur mit geſchloſſenem Regenſchirm, dem Unwetter völlig preisgegeben, gelang. Auf der Riva hatte der Sturm ebenfalls ein paar Gaskandelaber auf die Seite gedrückt, von fern her hörte man das Meer an den Lido und die Murazzi donnern, und ſelbſt dicht am Ufer auf der Lagune ſchwankten die Schiffe bedenklich auf und ab. Wehe den Schiffern, die heute draußen waren! Dabei war die Luft ſo dick und die Wolken hingen ſo tief herab, daß ich das wechſelnde Licht des Leuchtthurms vor meinen Fenſtern auf die kurze Entfernung kaum zu ſehen vermochte.

Während der Nacht wurde der Sturm immer heftiger, und in meinem Bett hörte ich auf's Deutlichſte das Sauſen des Windes, welches aber nicht im Stande war, das Brauſen des Meeres zu übertönen.

Am andern Morgen — den 1. Dezember — genoß ich dagegen vor meinem Fenſter einen wahrhaft überraſchenden Anblick: der Regen hatte aufgehört, dafür war aber nach Mitternacht ein ſo dichter Schnee gefallen, daß nicht nur die Dächer auf den Gebäuden an den Inſeln rings umher, ſondern auch die Riva völlig weiß bedeckt war. Ich muß aber geſtehen, daß dieſes einen herrlichen Anblick gewährte. Der Leuchtthurm ſchien ſich ordentlich zu verwundern unter ſeiner weißen Mütze; alle Dächer auf San Giorgio Maggiore, dick beſchneit, hoben ſich ſcharf von dem grauen Himmel ab und contraſtirten wieder ſo eigenthümlich mit der röthlichen Farbe der Gebäude, die auf dieſe Weiſe mit ihren dunkeln Fenſtern viel deutlicher hervortraten als im hellen Sonnenlicht. Selbſt der Thurm hatte an ſeinen Mauern einen Schneeſtreifen auf der Wetterſeite, der wie ein blendendes Licht

aussah. Am eigenthümlichsten erschienen die Kuppeln des Klosters Zittella, sowie die von Santa Maria della Salute in Schnee eingehüllt und noch einmal so groß wie gewöhnlich. Auch die goldene Kuppel auf der Dogana di Mare und ihre sich drehende Fortuna hatten weiße Kappen, und so zeigte sich überall der plötzlich eingetretene Winter den großen Canal entlang, so weit man sehen konnte. Auf der Riva standen die Marinari und sahen kopfschüttelnd dieser außerordentlichen Begebenheit zu; die Decken ihrer Barken waren weiß überzogen, ebenso die dunkeln Dampfer draußen, und der gefallene Schnee nahm sich am sonderbarsten auf den schwarzen Gondelhäuschen aus, die wie mit einer weißen Pelzverbrämung erschienen.

Da ich begierig war, auch das Innere der Stadt im Schnee zu sehen, so bewaffnete ich mich mit dichten Stiefeln und begann einen kleinen Spaziergang. Der Schnee hatte den Charakter der Stadt wesentlich verändert. Vor allen Dingen ist Venedig noch stiller geworden als früher, in den Canälen sieht man selten eine Gondel, und der Menschenstrom in den engen Straßen und auf dem Marcusplatz ist gänzlich verschwunden; wer nicht Geschäfte hat, bleibt zu Hause und nur höchst selten sieht man einen Venetianer, dicht in seinen Mantel gewickelt, vorbeieilen. Das Wetter ist aber auch, selbst nach unsern Begriffen, abscheulich, der Wind hat sich nicht gelegt, und da jeden Augenblick Schneeschauer kommen, die aber zuweilen mit Regen untermischt sind, so ist schon nach wenigen Stunden das feste Steinpflaster der Gassen und Plätze, welches keine Feuchtigkeit in sich aufzunehmen und abzuleiten vermag, mit einer gräulichen hie und da weiß gestreiften, einige Zoll dicken Masse überzogen, durch die man seines Weges patscht. Die Kuppeln von San Marco, die arabischen Mauerverzierungen des Dogenpalastes und der Procurazien, die sonst so anmuthig und leicht im Sonnenlicht glänzen, sehen heute unter den Schneedecken schwer aus, und namentlich ist die an sich schon

niedrige Kirche wie niedergedrückt von ihrem ſonſt ſo phantaſtiſch zierlichen Dache.

Verlieren wir uns in eine der engen Straßen, ſo ſehen wir in der Mitte eine ſcharfe Fußſpur ſich durch den Schnee ziehen, welche alle Leute, wie Gänſe hinter einander marſchirend, auf's ſorgfältigſte benutzen, um ſo wenig als möglich mit der naſſen fremdartigen Maſſe zu thun zu haben. Der erſte Italiener, der am frühen Morgen dieſe Spur getreten, iſt ſich ſicher einer Heldenthat bewußt. Verſchiedene Seitengaſſen und einſame Höfe, in die wir hineinſchauen, ſcheinen heute gänzlich menſchenleer zu ſein, denn dort iſt die Schneedecke noch jungfräulich unberührt. Wohl ſehen wir erſtaunte Geſichter aus den Fenſtern herabblicken, doch da die Bewohner vielleicht kein dringendes Bedürfniß aus ihren Wohnungen treibt, ſo bleiben ſie lieber ein paar Tage zu Haus, bis der Feind da unten von ſelbſt wieder gegangen iſt.

Dort haben wir einen zierlichen Hof mit hohen Treppen und einer Veranda, über die eine uralte Weinrebe ihre vielen Aeſte und Ranken netzförmig ausbreitet; ſie ſcheint ſich ebenfalls zu wundern bei der unangenehmen Bedeckung, tröſtet ſich aber vielleicht bei dem Anblick eines großen Lorbeerſtrauches, auf deſſen grünen Blättern der weiße Schnee ungleich ſchwerer liegt. Wir ſehen überall für uns fremdartige Bilder, und die ſchöne maleriſche Architektur der venetianiſchen Häuſer tritt an vielen Stellen heute noch ſchärfer als gewöhnlich hervor. So gegenüber dem ſchmalen Canal, an dem wir gerade wandeln, die ſchönen Steinverzierungen des ſchneebedeckten Balcons; dort die dunkeln ſcharfen Zacken der Terraſſe zwiſchen der weißen Maſſe, hier die trotzigen Löwenköpfe, in weiße flockige Mähnen eingehüllt. Vor uns haben wir einen kleinen Palaſt mit verſchloſſenen Fenſterläden, und daß dieſe heute Morgen noch nicht geöffnet worden ſind, beweist der auf den Fenſterbrüſtungen liegende hinten anſteigende friſche Schnee, was dem Gebäude ein unwirthbares und troſtloſes Anſehen gibt.

Ueber dieſem Hauſe ragt ein ehemaliger Kirchthurm hervor, wir ſehen noch die Ueberreſte des Zifferblatts und der Uhr, an einer Seite des Thurms ſind die dicht angeflogenen Schneeflocken hängen geblieben und geben ihm hier eine weiße Bekleidung, die blendend abſticht von den andern röthlichen Mauern, denn er iſt aus Ziegelſteinen gebaut. Auf einem Platze, über den wir gerade ſchreiten, befindet ſich wie auf den meiſten die ſchön verzierte aus weißem Marmor beſtehende Mündung einer Ciſterne; das eiſerne Gitter, welches ſie verſchließt, erſcheint aber nicht wie ſonſt gewöhnlich ſchwarz, ſondern zeigt heute durch den darauf gefallenen Schnee ein weißes kunſtreiches Netzwerk. Dabei leuchtet alles in anderem Licht als gewöhnlich und Einzelnheiten, die wir ſonſt unbeachtet gelaſſen, drängen ſich uns heute gewaltſam auf: ſo einer der zierlichen Bogen, die man in verſchiedenen engen Gaſſen von einem Haus zum andern geſprengt ſieht, auf der einen Seite mit einem Heiligenbild verſehen, auf der anderen mit Wappen einer alten Familie, der voreinſt die beiden Häuſer gehörten, und welche dieſe, wie man glaubt, ſo durch den kleinen Bogen zuſammenkettete. Gewöhnlich geht uns der Anblick eines ſolchen Bogens von grauem Stein zwiſchen den ebenfalls grauen Mauern verloren; heute aber, unter der Schneeverzierung, zeigt er uns deutlich Heiligenbild und Wappen.

Wenn ſchon das Pflaſter des Marcusplatzes ſehr ſchlüpfrig und ſchwer zu überſchreiten iſt, ſo finden wir es dagegen auf den Brücken wahrhaft gefährlich und ahmen den ſonſt ſo leichtfüßigen Venetianern nach, die ſich heute des Geländers bedienen und vor allem die weißen Marmorfließen vermeiden, mit denen jede Stufe aus grauem Stein beſtehend, eingefaßt iſt. Dieſe Marmorſtreifen ſind aber auch bei naſſem Wetter ſpiegelglatt, und wer im Herabſchreiten unbedachtſam darauf tritt, läuft Gefahr, die ganze Treppe hinab zu rutſchen. Es gibt ein venetianiſches Sprüchwort, welches ſich hierauf bezieht: Marmo bianco, Culo nero, welches ich mir

wohl nicht erlauben darf wörtlich zu überſetzen, das aber ſo viel heißen will, als daß ein weißer Marmor ſchwarze Flecken hervorzubringen im Stande iſt.

Da gegen Mittag des heutigen Tages der Schnee ſich verminderte, Regen und Wind aber ſtärker geworden waren, ſo wurde Venedig noch verdrießlicher und unfreundlicher. Auch hatte der letztere eine ſtarke Springfluth herbeigetrieben, welche die Riva überfluthete und die Canäle in der Nähe der Lagunen ſo anfüllte, daß, wo man ſonſt zu den Gondeln hinabſtieg, man jetzt mit einer proviſoriſchen Brücke aufwärts ſteigen mußte, was äußerſt unbequem war. Dabei hatte ſich der Wellenſchlag des Meeres draußen bis in die Lagunen fortgeſetzt, ſo daß die Gondoliere nicht mehr über den großen Canal hinüber wollten. Da die Gondeln keinen Kiel haben, ſo kann ihnen ſelbſt eine geringe Schwankung auf dem Waſſer gefährlich werden, und wer unglücklicherweiſe mit einem ſolchen Ding umſchlägt, wozu es ſehr geneigt iſt, der muß ertrinken wie die Maus in einer Schachtel. Zu einem Beſuche, den ich unſerem bekannten Landsmann, dem Maler Nerly, im Palaſt Piſani am großen Canal abſtattete, hielt ſich meine Gondel dicht an den Ufern der Piazetta, ſchwankte auch hier ſchon bedeutend, und die beiden Ruderer hatten alle ihre Kraft aufzuwenden, um gegen die Fluth anzukämpfen.

Wenn eine Gondelfahrt bei ſchönem Wetter etwas liebliches, ja poetiſches hat, ſo iſt ſie dafür um ſo unheimlicher, wenn das feſt verſchloſſene ſchwarze Häuschen bei ſchlechtem Wetter auf dem Waſſer hin und her ſchwankt, wenn der Regen an die Seitenwände klatſcht, und man durch die vordere trüb angelaufene Scheibe ſieht, wie ſich der Gondolier an der Prora mit aller Kraft auf ſein Ruder ſtützen muß, um dem Winde widerſtehen zu können. Obendrein ſind die alten venetianiſchen Paläſte am Canale grande, namentlich bei der Springfluth, auf's ſorgfältigſte verſchloſſen, und man biegt alsdann gewöhnlich in einen Neben-

canal ein, um nach einer der coloſſalen Seitenpforten zu gelangen. Hier pocht der Gondolier gewöhnlich längere Zeit vergebens mit dem metallenen Thürklopfer, ſo daß es gewaltig durch die leeren Hallen und Höfe dröhnt, ehe das Thor aufgemacht wird, und als ich endlich in den Palaſt Piſani eingelaſſen wurde und aus der Gondel ſtieg, ſah ich mit Erſtaunen, daß das bekannte rieſenhafte Veſtibul einer Fortſetzung der Canäle glich; das Waſſer hatte den Boden überſchwemmt, und es blieb nichts anderes übrig als durchzuwaten, um die breite Treppe zu erreichen.

So unangenehm dieß an und für ſich war, muß ich doch geſtehen, daß der Anblick des nun im wahren Sinn einem Waſſerpalaſt gleichenden Gebäudes wirklich belohnend war. In der mächtigen Halle ragten die Pfeiler förmlich aus der Fluth und ſpiegelten ſich im Waſſer wieder, das auch den benachbarten Hof bedeckte und bis an die Treppe ging. Mit ſeiner gewaltigen Bogendecke und ſeinen Niſchen, woraus die coloſſalen ſteinernen Götterſtatuen ſo ernſt herabblickten, war das ganze eine prächtige Decoration und glich einer Grotte des Neptun. Oben entſchädigte mich indeſſen ein flackerndes Kaminfeuer ſowie der herzliche Empfang des Landsmannes Nerly und ſeiner liebenswürdigen Gattin für die kleine Waſſerparthie unten, und als er aus ſeinen Mappen in vortrefflichen Skizzen Venedig im Sonnenglanze hervorzauberte, beachtete ich nicht mehr die an den Fenſtern vorbeiwirbelnden Schneeflocken.

Am Vormittag hatten die Arbeiter am Hafen ſowie die auf dem Marcusplatz beſchäftigten Taglöhner dem herabfallenden Schnee und der weißen Decke am Boden mit einer Art von Beſtürzung zugeſehen und zogen ſich fröſtelnd unter die Arkaden und die Logen des Dogenpalaſtes. Als ich aber nach einigen Stunden wieder vorüberging, ſah ich, daß ſie mit einer wahren Wuth über den gemeinſamen Feind hergefallen waren, und ſich bemühten, ihn in Körben und kleinen Schlitten in die Canäle zu transportiren. Vor den Procurazien und auf der Riva hatten ſie auch ſchon vor

Einbruch der Nacht ein gutes Stück rein gefegt. Da nun der Wind umſchlug und Schnee und Regen aufhörten, ſo ließen ſich ſchon beim Dunkelwerden wieder einige Sterne ſehen, und heute Morgen, den 2. Dezember, ſah die Riva wie der Marcusplatz aus, als ob es in Venedig nie ein Schneegeſtöber gegeben hätte. Die breiten Platten des Pflaſters waren nicht nur rein, ſondern auch trocken, und als gegen Mittag die Sonne wieder ziemlich warm auf die Piazetta ſchien, erblickte man dort zahlreiche Spaziergänger wie immer, und man hätte in der That glauben können, „Venedig im Schnee" ſei nur ein Traum geweſen.

III.

Weihnachtsabend in Venedig.

„Weihnachtszeit — frohe Zeit," ſo beginnt, wenn ich nicht irre, ein altes Lied, und wenn das auch nicht der Fall iſt, ſo habe ich es doch ſelbſt ſchon oftmals empfunden, häufig und tief, von der Zeit meiner erſten Erinnerungen bis auf den heutigen Tag. Gehen wir zurück in jene längſtvergangene glückliche Zeit, wo wir beim Fallen des erſten Schnees als Vorboten des für die Jugend ſo freudenreichen Winters, zuerſt die Monate, dann die Wochen, dann die Tage bis St. Nikolaus zählten, jenem freundlichen Heiligen, der durch kleine Gaben an Gebäck und Zuckerwerk die Weihnachtszeit einleitete, ja in jeder Hinſicht einleitete und prophetiſch darſtellte, denn St. Nikolaus war bei all ſeiner Liebe und Freundlichkeit für kleine Kinder doch ein ſtrenger Heiliger, der neben Pfeffernüſſen und Zuckerbrod auch tüchtige Ruthen in ſeinem langen Sacke führte. Ich weiß genau, daß wir Knaben dem Herannahen dieſes Abends mit einer gewiſſen Bangigkeit ent-

gegen ſahen, und aus irgend einem Nachbarhauſe, wo ſich Pferde befanden, eine Handvoll des duftigſten Heus ſorgfältig ausſuchten, das alsdann in einen Holzſchuh geſteckt unter das Bett geſchoben wurde. St. Nikolaus zog nächtlicher Weile mit ſeinem Eſel durch die Häuſer, und nachdem ſich letzterer an dem vorgefundenen Heu erlabt und der Heilige ſelbſt nicht zur Kenntniß allzugroßer Unarten gelangt war, fand man am andern Morgen die wohl und angenehm gefüllte Schlüſſel; lag aber eine Ruthe dabei, ſo ſtanden die Sachen ſchon bedeutend ſchlimm — es war das eine letzte Ermahnung zur ſchleunigen und gründlichen Beſſerung in der ſehr kurzen Spanne zwiſchen dem 6. und 24. December; wer auch dieſe unbenutzt vorbei gehen ließ — wehe ihm!

Wenn auch darauf die Zeit bis zum heiligen Chriſtfeſt langſam entſchwand, ſo entſchwand ſie doch; zuerſt waren es nur noch drei Wochen, dann vierzehn Tage, dann acht Tage, und dann fing man an zu zählen, wie oft man noch bis zu jenem großen Tage ſchlafen müſſe. Zugleich machte ſich auch allerlei geheimnißvolles Treiben und Thun im Hauſe bemerkbar; wenn wir Kinder Abends in der Dämmerung in der Stube ſaßen, vielleicht auf dem Schooße einer Verwandten oder der Haushälterin — eine Mutter habe ich leider nicht das unausſprechliche Glück gehabt zu kennen — ſo wurde nicht mehr erzählt vom Blaubart oder vom Müller, welcher dem Ochſen und dem Eſel und ſo vielen anderen Thieren begegnet und mit ihrer Hülfe die gewiſſen Räuber aus ihrem finſteren Haus und von ihren Schätzen verjagt, ſondern dann hörten wir von andern frommen und guten Kindern, die, nachdem ſie vor Schlafengehen ihr Gebet würdig hergeſagt, allerlei Wünſche ausſprachen, welche die Engel vernahmen und dem Chriſtkind zur Entſcheidung vortrugen.

Daran knüpfte ſich dann die Frage: „und was wirſt Du Dir wünſchen, ehe Du heute Abend einſchläfſt?“ — Das Kind denkt nach, denn eine ſolche Frage kurz und bündig zu beantworten iſt

ſehr ſchwer. — „Du würdeſt Dir gewiß eine Trommel wünſchen, Flinte und Säbel, vielleicht auch eine Peitſche?“ — Trommel, Flinte, Säbel und Peitſche ſind allerdings ſehr verlockende Gegenſtände, aber eine andere Sache beſchäftigt die Phantaſie des Knaben. „Wenn ich recht brav wäre,“ ſagt er ſchüchtern, „und ich bin gewiß brav geweſen,“ fügt er kleinlaut hinzu, „ſo würde ich mir ein Theater wünſchen — ach! ein Theater mit Puppen und Vorhang.“ — „Das glaub' ich,“ entgegnet die Haushälterin, „aber weißt Du auch, daß man, um zu Weihnachten ein Theater zu bekommen, ſchon mehr als brav ſein muß?“ — „Ach ja, ich weiß es,“ ſeufzt das Kind und faltet ſeine kleinen Hände, um ſich in Träumereien über das ſchöne Theater zu verlieren. — „Um ein Theater zu bekommen,“ fährt die Andere fort, „muß man ſich Morgens waſchen und kämmen laſſen, ohne gleich zu ſchreien, wenn man einmal ein bißchen gerupft wird oder wenn das Waſſer kälter iſt als gewöhnlich; auch muß man da nicht jeden Tag mit einer beſchmutzten oder zerriſſenen Hoſe nach Haus kommen, oder mit Nachbars-Kindern Streit anfangen, weil ſie beſſere Noten aus der Schule heimgebracht.“ — „Ach, ich weiß! ich weiß!“ — „Ja, Du weißt freilich, aber Du weißt auch, daß das alles bei Dir geſchehen iſt und ſich daran nichts mehr ändern läßt.“ — „Wenn ich aber gewiß und gewiß ganz anders werden will und das feſt verſpreche, wird mir das Chriſtkindchen glauben?“ — Die Haushälterin zuckt mit den Achſeln und fürchtet, das ſei jetzt zu ſpät, man könne nicht wiſſen, was geſchehe, aber da, wie ſchon genugſam bemerkt, nur die folgſamſten Kinder ein Theater erhielten, ſo würde ſchwerlich was zu machen ſein. „Du kannſt es einmal probiren,“ ſagt ſie nach einer Pauſe, nachdem ſie geſehen, wie erwartungsvoll und bittend die leuchtenden Augen des Knaben zu ihr aufgeſchaut, während er die gefalteten Hände zwiſchen ihre Finger einbohrt, „und kannſt Dir vornehmen, recht brav und folgſam zu werden; ſchaden kann das auf keinen Fall.“

Frau in ihrem Lehnſtuhl und zu ihren Füßen auf einem niederen Schemel ſah ich meine Nichte Emma, welche ihren Kopf auf die Knie der alten Frau gelegt hatte und das Zucken ihres Körpers verrieth, daß ſie heftig geweint, ihre Haarflechten waren aufgegangen und lang und golden fielen ſie über ihre Schultern herab. Madame Stieglitz hielt mit einer Hand einen Brief hinter das Licht, um ihn deutlich leſen zu können, und das, was ſie las, mußte für ſie ſehr ergreifend ſein, denn das Papier zitterte und während dem Leſen legte ſie ihre andere Hand auf das blonde Haar des Mädchens, ſie feſt an ſich drückend. Jetzt ließ ſie den Brief fallen, ſchüttelte finſter mit dem Kopf und dann beugte ſie ſich zu Emma herab, hob ihr Geſicht ſanft am Kinn in die Höhe und ſagte: „mein gutes armes Kind.“

„Nicht wahr,“ ſagte das Mädchen ſchluchzend und küßte ihre Hand, „nicht wahr, Sie glauben nicht, daß ich etwas Unrechtes gethan.“

„Nein, mein Kind,“ tröſtete ſie die alte Frau, „ich hätte ſchon Deiner wahrhaften Erzählung über den Vorfall geglaubt, und nun erſt der Brief, den Du mir gegeben; — wann haſt Du ihn von dem Doktor erhalten?“

„Es war nicht lange nachher, als ich in Ihr Haus kam.“

„Ganz richtig, ungefähr vier Wochen vorher verließ

Das Kind ſeufzt tief auf und wird zu Bette gebracht; es ſchläft mit dem Gedanken an ein Theater ein, und die Dekoration, die glänzenden Puppen, der ſeidene Vorhang erſcheinen in ſeinen Träumen; aber ſo klein das alles Anfangs war, ſo wird es immer größer und größer, die Landſchaft im Hintergrunde mit der kleinen Kapelle dehnt ſich gewaltig nach allen Seiten aus; jetzt ſind es wirkliche Wieſen geworden, mit natürlichem Waſſer, welches hindurch fließt, mit wirklichen Bäumen, und die Sonne glitzert und funkelt auf den Scheiben der Kapelle, deren Thüren aufſpringen, durch welche hervor eine Schaar von Engeln ſchwebt, die immer größer und größer werden, je näher ſie heran kommen, und endlich ſo groß, daß die ganze Landſchaft verſchwindet und das Kind nichts mehr ſieht als leuchtende Geſtalten, die um ſein Bettchen ſtehen mit langen, glänzenden Gewändern, holden ſüßen Geſichtern und großen ſchillernden Flügeln. Kaum pocht das kleine Herz noch ängſtlich in der Bruſt, denn der große Augenblick iſt gekommen, wo es ſein Verſprechen abgeben muß und wo es dann vielleicht ſchüchtern wagen darf, ſeine Bitte auszuſprechen. — Aber es iſt nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, ſein Athem ſtockt in der Bruſt, und dann klopft ſein Herz ſo gewaltig, daß das Kind ordentlich die Schläge fühlt unter ſeiner kleinen rechten Hand, welche es auf die Bruſt gedrückt hat — keine Möglichkeit, ein Wort hervorzubringen, ja nur die Lippen zu bewegen. Schon ſind die Engel im Begriff, wieder hinwegzuſchweben, da weichen ſie mit einemmale nach beiden Seiten zurück, und eine Frau erſcheint an dem Bettchen, mit bleichem, weißem Geſichte, blondem Haar und großen freundlichen Augen — eine Frau, welche das Kind nie geſehen hat und die es doch augenblicklich erkennt, und wie ſie ſich niederbeugt auf das kleine Geſicht, da ſchlingt der Knabe ſeine Arme feſt um ihren Hals und flüſtert: „jetzt brauche ich nicht mehr zu ſagen, was ich wünſche, Du mußt es wiſſen.“ Sie nickt ſtumm mit dem Kopfe, und die Thränen,

welche dabei ihren Augen entfallen, verschwinden nicht spurlos, sondern sie breiten sich aus zu glänzenden Sternen und Ringen, die immer größer werden, immer gewaltiger strahlend, so daß vor ihrem Glanze die Engel und am Ende die bleiche Frau selbst verschwindet. — Noch einmal seufzt das Kind tief auf, dann umfängt es ein ruhiger Schlaf.

Am andern Morgen hat der Knabe der Schwester den seltsamen Traum erzählt, und der Vater, der zufällig anwesend ist, hört ihm mit dem größten Interesse zu, entfernt sich aber plötzlich, als das Kind von jener Frau spricht, die es geküßt und deren Thränen so wunderschön gewesen seien. — Ein paar Tage sind vergangen und die scharfen Nasen der Kinder riechen etwas wie Tannenduft, finden auch ein leeres Büchlein auf dem Tische liegen, in welchem noch Spuren von Goldschaum sichtbar sind. Die Köchin lacht sie aber aus, als sie ihr das geheimnißvoll anvertrauen, und sagt, der Tannengeruch käme vom Holz, das sie in der Küche verbrannt, und das Goldschaumbüchlein habe der Buchbinder zufällig dagelassen, als er gestern Bücher gebracht. —

Der letzte Tag vor Weihnachten! Es dauert lange, ehe es Mittag werden will, auch wird heute gar nicht so schnell wie sonst gegessen, und rein unerklärlich kommt es uns Nachmittags vor, daß der Tag so lange dauert — endlich aber wird es dunkler und immer dunkler; die Köchin tritt in unser Zimmer und warnt uns mit besorgter Miene, um Gotteswillen nicht ungerufen die Stube zu verlassen, vor allen Dingen aber nicht durch das Schlüsselloch in's andere Zimmer zu sehen. Da bleiben wir denn erwartungsvoll in einer dunkeln Ecke sitzen; was wir uns mittheilen, das flüstern wir nur leise, aber unsere Blicke sind immer auf die Thüre des Nebenzimmers, namentlich aber auf das verhängnißvolle Schlüsselloch gerichtet: ein kleiner, kaum erhellter Punkt, der auch zuweilen verschwindet, wenn jemand dort vorübergeht. Endlich hören wir geheimnißvolles Rauschen und Knittern, und wie wir

ſchärfer hinblicken, bemerken wir, daß das Schlüſſelloch heller und immer heller wird, auch eine Spalte unten an der Thür macht ſich bemerkbar und ſendet einen wirklichen Lichtſtrahl in unſer finſteres Zimmer; — wir fahren zuſammen, denn man hat an die Thür geklopft; noch zwei lange, lange Minuten, — jetzt fliegt ſie weit auf — da ſteht der Weihnachtsbaum im Glanze ſeiner vielen Lichter, die ſich widerſpiegeln in vergoldeten und verſilberten Aepfeln und Nüſſen, in Fahnen von Rauſchgold, und die hell all die wunderbaren Sachen beſtrahlen, die unter dem Tannenbaum auf dem Tiſche ausgebreitet ſind. —

Vorbei! — vorbei! — — Vorbei iſt jene glückſelige Zeit, wo wir unſer Theater erhielten, das Ziel unſerer glühendſten Wünſche; vorbei die Tage der Kindheit, jene glückſeligen Tage, wo uns ein kleines Theater, Gewehr, Säbel, alle die bekannten Spielſachen ſo unbeſchreiblich glücklich machten; vorüber rauſchte ein Weihnachtstag um den andern und leider mit immer abnehmendem Glanze; wenn auch noch eine Zeitlang alljährlich der geputzte Tannenbaum erſchien, ſo hatten ſich doch die bunten Spielſachen an demſelben in allerlei andere, wie man ſagt, nützlichere Sachen verwandelt; dem Theater ſind Schlitten und Schlittſchuhe gefolgt, dann kamen Kleidungsſtücke und Winterhandſchuhe, zuletzt Bücher und Schreibhefte, und endlich war alles verſchwunden — Tannenbaum und Geſchenke, denn der Tod war in's Haus getreten, er hatte den Vater von den Kindern hinweggenommen und die Waiſen hatten von da an keinen eigenen Tannenbaum, keine Geſchenke mehr und durften nur ſchüchtern zuſehen, wie ſich andere Kinder freuten. —

Vorüber, vorüber jene traurige Zeit! Kamen doch ſchon wieder beſſere Tage, angenehmere Weihnachten, wo wir uns innig erfreuten an dem Jubel der nachwachſenden Generation, die uns lärmend ihre Geſchenke zeigte, uns rings um den Tiſch zog und dankerfüllt zur Bewunderung jenes unvergleichlichen Nußknackers

aufforderte, den man ſelbſt geſpendet, des prachtvollen Gewehrs und des kleinen Theaters, das immer und immer wiederkehrend, unſterblich zu ſein ſcheint und ſo viele angenehme und traurige Erinnerungen in uns wach ruft. — Aber wir ſind zerſtreut; haben wir doch ein kleines Paketchen in weißem Papier mit zur Beſcheerung gebracht und es glücklicher Weiſe unbemerkt zwiſchen die Gaben gemiſcht, welche auf dem Platze der ſchönen Tochter des Hauſes liegen; wenn wir auch anſcheinend tief verſunken ſind in die Anſchauung des prachtvoll aufgeputzten Tannenbaums, ſo lugen wir doch zwiſchen Lichtern, Nadeln und Rauſchgold nach dem lieblichen freudeſtrahlenden Geſicht des jungen Mädchens, welches das weiße Paketchen geöffnet hat, zuerſt Vater, Mutter und Geſchwiſter fragend anſieht und dann einen Blick zu uns herüberſendet, einen Blick leuchtender als alles Gold und Silber, ſtrahlender als der Glanz der Wachskerzen, einen Blick des Dankes und vielleicht noch eines andern Gefühles, — ſo überſetzen wir uns denſelben, da wir ihm ja mit einem ähnlichen Gefühl entgegen kommen. —

Vorbei auch jene Zeit der Liebe und der Täuſchung! Schon öfter haben wir weiße Paketchen geſpendet, auch welche erhalten, aber leider fanden wir es unter dem Chriſtbaum verſchiedener Häuſer; mehrere junge Mädchen, die uns leuchtend und dankerfüllt angeblickt, haben ſchon ihre eigenen Chriſtbäume angefertigt und wir ſind noch immer unparteiiſche Zuſchauer geblieben oder haben unſere Weihnachtsabende im einſamen Zimmer oder im Kreiſe wilder Geſellen verbracht, haben uns abſichtlich betäubt, um den Jubel glücklicher Weſen nicht zu vernehmen, haben unſere Läden feſt verſchloſſen, um nicht zu ſehen den Glanz des einſt ſo geliebten Tannenbaumes. Wir ſind älter geworden und ruhiger, älter nicht viel an Jahren, aber an Erfahrungen, ruhiger nicht im Herzen, das immer noch wild und gewaltig pocht, aber im Aeußern; wir haben erfahren und gelitten; wir haben Bekannt-

ſchaften gemacht und ſie wieder vergeſſen; viel Schnee iſt auf unſern Lebensweg gefallen und hat die Beete bedeckt, wo Blumen gewachſen, die nicht für uns geblüht, wo wir Blüthen ſahen, die uns keine Frucht gebracht; kalt war die Gegenwart, bereift und beſchneit, doch grün blieb der Tannenbaum unſrer Erinnerungen, und durch alles hindurch, durch Kummer und Noth, durch Leiden und Schmerzen blickten und dachten wir zurück an die verzierten und glänzenden Nadeln, die wir aus den Zeiten der Kindheit feſt in der Erinnerung behielten:

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün ſind deine Blätter!
Du grünſt nicht bloß zur Sommerszeit,
Im Winter auch, wenn's friert und ſchneit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu ſind deine Blätter!

Vorbei an Weihnachtsabenden, die, einer dem andern gleichend, doch nicht viel Bemerkenswerthes enthalten! Nähern wir uns doch einem neuen ſchönern Abſchnitt, einer Zeit, die uns der Jugend wieder ganz nahe bringt, einer Zeit, wo alle die kleinen Leiden und großen Freuden von damals wieder in uns lebendig werden, wo wir handelnd wieder eintreten in die roſigen Kinderjahre. Da kommt alles das wieder, was wir ſelbſt erlebt: kleine liebe Weſen, die um uns herum purzeln, zählen Monate, Wochen und Stunden, grade wie wir damals; die leuchtenden Kinderaugen ſind feſt auf uns geheftet, und ſie erzählen uns mit großer Wichtigkeit, wie Säbel, Trommel, Gewehr und ein kleines Theater für ſie ſo unumgänglich nothwendig ſeien, da auch die Nachbarskinder ein ſolches vom heiligen Chriſtkinde beſcheert erhalten würden, worauf wir kopfſchüttelnd antworten: daß alles das auf einmal außerordentlich viel verlangt ſei und daß nur die ganz folgſamen und braven Kinder dergleichen ſchöne Sachen erhielten. —

„Aber das haſt Du ja alles auch vom Chriſtkind bekommen, als Du noch klein warſt," iſt die naſeweiſe Antwort, worauf man, um konſequent zu bleiben, nur entgegnen kann: „natürlicher Weiſe, weil ich eines der beſten, frömmſten und folgſamſten Kinder geweſen." Darauf folgen dann jedenfalls die verſchiedenen Gewiſſensfragen: „Du haſt Dich immer ohne zu ſchreien, kämmen und waſchen laſſen? — Du haſt nie Deine Hoſe zerriſſen oder dem Nachbarskind eine blaue Naſe geſchlagen?" — „Nie, oder wenn ich etwas dergleichen gethan, ſo geſchah es gewiß nicht wieder, wenn man mich einmal darüber gezankt."

Dabei iſt der Ausdruck eines gewiſſen Zweifels allerliebſt, der alsdann aus den ſchelmiſchen Augen des examinirenden Kindes hervorleuchtet, und man muß außerordentlich unbefangen ſein, um nicht ein verdächtiges Lächeln in den Mundwinkeln zu zeigen; es iſt aber in der That für die armen hoffenden Kinder ein wahres Glück, daß wir uns derſelben Verbrechen bewußt ſind, und daß wir uns noch wohl erinnern, wie dankbar wir damals dem heiligen Chriſtkind waren, daß es Gnade für Recht ergehen ließ. — Endlich kommt der wichtige Abend, ebenſo ſchön jetzt für uns, die wir als Geber erſcheinen, als zu jener Zeit, wo wir jubelnd in das Zimmer ſtürzten; alles wiederholt ſich auf die gleiche Art; wir warnen, ja nicht unvorſichtig auf den Gang hinaus oder durch das gewiſſe Schlüſſelloch zu ſchauen; wir zünden, ſelbſt faſt zitternd vor Freude und Vergnügen, die Wachslichter an, wir überſehen noch einmal die heißerſehnten Spielſachen auf den Tiſchen, wir nehmen eine väterlich-feierliche Miene an — wir öffnen die Thür. — — — —

Das alles dachte ich am heutigen Weihnachtsabend, aber nicht als Vorgefühl des unausſprechlich ſchönen Feſtes, welches nun dem Oeffnen der Thüre folgt, bei dem Aufleuchten von ſechs herzigen Kinderaugen, die betroffen von all' dem ungeheuren Glanze einen Moment an der Thüre ſtehen bleiben und ſich dann ſeltſam

lächelnd und nur ſchüchtern zu nahen wagen. — — Es waren vielmehr Traumbilder, die mich um ſo tiefer betrübten, je lebhafter und glänzender ſie bei mir vorüber glitten, bei mir, der, während draußen in der Heimat um dieſelbe Stunde der Weihnachtsabend in jedem Hauſe gefeiert wird, einſam auf der Piazetta ſtand neben der Säule mit dem Löwen des heiligen Marcus. Abſichtlich hatte ich mich aus dem Glanz und Gewühl der Straßen Venedigs an dieſen ſtillen Ort begeben, wo ich an den Dogenpalaſt hinaufblicken konnte, der auch vielleicht von feſtlichen Stunden träumend jetzt ſo ſtill und finſter neben mir lag, eigenthümlich erhellt von dem flackernden Lichte auf den Gascandelabern, oder wo ich hinausſchauen konnte in die weiten Lagunen, deren Flut hie und da unbeſtimmt leuchtete, wenn der Wind über ſie dahinfuhr, und ſie dann leiſe klatſchend an die Marmortreppen ſchlug. Aber dieſe Einſamkeit und die kühle Meerluft that mir gut, denn letztere erfriſchte meine heiße Stirne und die erſtere erlaubte mir, mich mit Bildern zu umgeben, die, wenn ſie mich auch theilweiſe ſchmerzlich berührten, doch anderntheils wieder die Vergangenheit und hoffentlich auch die Zukunft zeigten.

Doch nehmen wir das Leben, wie es einmal iſt, und einen Weihnachtsabend in Venedig, wie ihn die Lagunenſtadt zu bieten vermag. Wie es vielleicht nirgendwo ſchärfere Gegenſätze von Licht und Schatten gibt als hier, ſo ſind auch in vielen andern Dingen an keinem Orte größere Contraſte; hören wir doch in Venedig faſt unmittelbar an das wohleingerichtete Gemach im Erdgeſchoß die Flut der Canäle ſchlagen, treten wir doch aus einer ganz finſteren Gaſſe plötzlich auf einen von der Sonne blendend hell beleuchteten Platz; ſehen wir doch hin und wieder einen alten prächtigen Palaſt mit Marmorſtufen, eben ſolchen Arkaden und den kunſtreichſten Fenſterverzierungen, mächtigen Hallen, in denen ſich vormals der Glanz rauſchender Feſte entfaltet und die jetzt von der Armuth bewohnt ſind, wo über dem in Stein gehauenen

ſtolzen Wappen mit der Dogenmütze zerriſſene Wäſche zum Trocknen aufgehängt iſt. — Wenden wir unſern Blick hier auf der Piazetta nochmals nach den Lagunen hinaus — wir haben vor uns finſtere Nacht mit einer faſt unheimlichen Stille; keine Barke, keine Gondel kreuzt am heutigen Abend den großen Canal, bei Santa Maria della Salute iſt alles dunkel und leblos, von der Giudecca ſchimmert kaum ein Licht durch den dichten Nebel, und was allein hier lebendig erſcheint, das iſt der Glanz des Leuchtthurms, jetzt aufflammend, dann wieder faſt in nichts zuſammenſinkend. — Aber es iſt ein trauriges Leben, erſcheint es uns doch wie das Ende eines Daſeins, wie eine matt aufflackernde und dann erſterbende Flamme. —

Wenden wir uns dagegen zurück nach dem Marcusplatze — wir haben nur wenige Schritte dorthin — nur einige Secunden von ſtiller dunkler Nacht zum glänzenden und brauſenden Leben. Auf den rieſenhaften Candelabern des weiten Platzes flammen die zahlloſen Lichter und unter den Arkaden der Procurazien hervor bricht der Lichterglanz aus den Kaffeehäuſern und Magazinen wahrhaft blendend und ſtrahlend, nur gedämpft von einer dichtgedrängten Menſchenmaſſe, die ſich wie ein Strom in die Mercerien und von dort wieder zurück auf den Platz ergießt.

Auch der Venetianer feiert ſein Weihnachtsfeſt, nur auf andere Art als wir Deutſche; von einem Chriſtbaum, von einer gegenſeitigen Beſcheerung iſt ihm leider nichts bekannt — leider, ſage ich, da er hiedurch die unendliche Freude verliert, die bei uns der Jubel der Kinderwelt hervorbringt; bei ihm iſt an dieſem Abend der Marcusplatz ein großer Corſo, wo er ſeine Bekannten findet, plaudernd auf und ab ſpaziert und dann die Mercerien, ſowie die Rialtobrücke beſichtigt, wo in der Nähe der letzteren ſich freilich etwas wie eine Art Weihnachtsmarkt befindet, aber nur ein Markt von lauter Victualien oder Gegenſtänden, die zum Eſſen und Trinken dienen. In faſt jedem Hauſe Venedigs, dem reichſten wie dem

ärmsten wird nämlich der Weihnachtsabend durch ein außergewöhnliches Essen beschlossen, bei welchem Fische und Geflügel die Hauptrolle spielen, weßhalb denn diese beiden Artikel so lockend und appetitlich als nur möglich vor den Augen der Kauflustigen aufgestellt sind.

Treten wir vom Marcusplatz in die Mercerien und lassen uns dort von dem Menschenstrom bei all' den hell erleuchteten Läden und Magazinen langsam vorbeiführen; doch müssen wir auf diesem Spaziergange keine Eile haben und uns nicht vor- oder durchdrängen wollen. In geschlossenen Colonnen zieht alles dahin, plaudernd, lachend, einem Bekannten zurufend, was in den engen Gassen mit den hohen Häusern schon ein recht hübsches Getöse macht; wollen wir für einen Augenblick wieder Herr unserer selbst werden und uns frei bewegen können, so treten wir in eine Seitengasse, wo wir uns vielleicht angezogen fühlen von einer glänzenden Bude, zusammengestellt aus großen blankgeputzten Messingschüsseln und Gefäßen, die von zahlreichen farbigen Laternen beleuchtet ist; hier wird Backwerk verkauft, warm wie es aus dem Feuer kommt, denn hinter der Bude schmoren die Kuchen und Krapfen auf dem Feuer, und wie das Backwerk vorn gekauft wird und verschwindet, so wird es hinten wieder noch dampfend auf die Schüsseln gelegt. Wer aber kein Geld für diese feineren Genüsse hat, der kann sich gleich daneben für ein paar Centesimi etwas anderes Eßbares verschaffen.

Da steht ein ziemlich schmieriger Kerl neben einer hölzernen Bank, auf welcher große gekochte Kürbisse liegen, die ebenfalls noch dampfend stückweise verkauft werden; — Zucche barucche! wie der schmierige Kerl gellend hinausschreit, worauf meistens ein anderer College, der in einer finsteren Nebengasse gebratene Kastanien verkauft, mit „Maroni caldi e gro-o-o-ossi!“ antwortet. Im Schreien leisten diese öffentlichen Verkäufer hier in Venedig das außerordentlichste, und wenn man sie so den ganzen Tag ihre

Waaren anpreiſen hört, daß es durch mehrere Straßen deutlich ſchallt, ſo bekommt man Reſpekt vor der Kraft und Ausdauer einer menſchlichen Lunge, namentlich vor letzterer Eigenſchaft, denn man ſieht ganz kleine Buben, welche man am frühen Morgen ſchon ihr: „Maroni caldi o gro-o-o-ossi!“ ſchreien hört, daß ſie blau im Geſichte werden, und die, wenn man Abends zufällig auf dieſelbe Stelle kommt, ebenſo noch fortfahren, ohne die geringſte Heiſerkeit zu zeigen.

Und das geht ſo fort, nicht nur acht Tage oder ein paar Jahre, ſondern er widmet ſich ſchon in früher Jugend dem Dienſte eines öffentlichen Ausrufers und ſchreit: „Maroni caldi o gro-o-o-ossi!“ ſein ganzes Leben lang. Dabei iſt es eigenthümlich, daß jeder ſeine Waaren in einem andern Tone anpreist, ſo daß man ohne ein Wort zu verſtehen, ſogleich weiß, um was es ſich handelt; der Mann mit dem Zucche baruche ſpricht gewöhnlich im Baß, der Kaſtanienverkäufer iſt dagegen Tenor und ſtößt ſein „gro-o-ossi!“ mit einer tremulirenden Verzierung heraus; der Waſſerverkäufer legt auf ſein „Aqua! Aqua!“ einen gewiſſen quackenden Ton, einem großen Froſche nicht unähnlich; und die kleinen Buben mit Streichhölzern und dergleichen laſſen ihr: „Fulminanti!“ im Diskant, ſcharf und ſchnell herausgeſtoßen, erſchallen.

Da wir aber zum Rialto wollen, ſo müſſen wir, um keinen zu großen Umweg zu machen, wieder in den Menſchenſtrom hinein, der uns nur langſam, aber ſicher nach dem Campo di San Bartolomeo führt, wo die gewaltige Brücke über den großen Canal beginnt. Der Campo di San Bartolomeo iſt ein mäßiger Platz, wo ſich die zahlreichen Maſſen von Spaziergängern, mit der wir aus der Calle di San Bartolomeo heraus geflutet ſind, ſchon etwas ausbreiten können. Ueberflüſſig Raum iſt indeſſen hier auch nicht, denn der ganze Platz iſt mit Tiſchen und Buden aller Art bedeckt; da ſehen wir Orangen- und Citronen pyramidaliſch aufgeſtellt, und von den vielen Lampen grell beleuchtet, wie golden

die unglückliche Thereſe daſſelbe, o das iſt ganz entſetzlich, ganz ſchrecklich."

„Verzeihen Sie mir eine Frage, eine Bitte," ſagte das Mädchen dringend. „Nicht wahr, Sie übergeben — die — Sache meines — Vetters — nicht den — Gerichten, wie der Buchhalter gedroht?"

„Gott ſoll mich bewahren," ſagte die Frau, „das würde ich ſchon nicht gethan haben, wenn der junge Menſch auch keine ſo warme und eifrige Fürſprecherin hätte, wie Du biſt, mein liebes Kind, dies Papier da — ſie zeigte auf den Brief — läßt mich ſehr Schlimmes ahnen, doch wäre eine ſolche Schlechtigkeit unerhört. Du biſt überzeugt," fuhr ſie dringend fort, „daß Dein Vetter unſchuldig iſt?"

Das Mädchen richtete ſich halb in die Höhe und hob die rechte Hand empor: „ſo wahr ich an einen Gott glaube," ſagte ſie feierlich, „und eine Vergeltung für alles, was wir Böſes thun und denken, ſo wahr glaube ich, daß er nichts Böſes und nichts Schlechtes gethan."

„Ei, ei Mädchen," ſagte Madame Stieglitz freundlicher und küßte ſie wiederholt auf die Stirne, „Du biſt eine eifrige Vertheidigerin und nimmſt großen, großen Antheil an Deinen Vetter, iſt das vielleicht mehr, wie verwandtſchaftliche Liebe?"

Es entſtand eine kleine Pauſe, Emma drückte ihr Geſicht auf die Hand der würdigen Frau, dann erhob ſie

hervorglänzen aus den gemeinen Früchten: Aepfeln, Birnen, Nüſſen, Johannisbrod und dergleichen mehr; nebenan iſt ein ambulantes Glasmagazin mit Gläſern und Flaſchen von den ſonderbarſten Formen; ihm zur Seite ein Tiſch mit ordinairen Beſtecken, ein anderer mit Porzellan, ein dritter mit hölzernem Geſchirr, Löffeln von allen Größen, runden Brettern zum Fleiſchaufſchneiden, verzierten Blasbälgen und dergleichen.

Zwiſchen dieſen Verkaufsgegenſtänden, die ſchwer und feſt da ſtehen mit ihren wohl geordneten Maſſen von Geſchirr, ſtrahlend und flimmernd im Glanze der Gasflammen, ſowie maleriſch beleuchtet von Laternen aus buntem Glas und Papier, ſieht man kleine Händler, deren ganzer Laden aus einem einfachen Stuhle beſteht, aus einem kleinen Tiſchchen oder auch wohl aus einem Brette mit Tragriemen; ſie haben Meſſer, Scheeren, ordinaire Perlſtickereien, Cigarrenetuis, Geldbörſen und dergleichen und überbieten einander an tollem Geſchrei. Das alles wird nun wieder von der drängenden Menge umſtrömt, die, wenn ſie auch zuweilen ſtockt, wenn hie und da Einer ſtehen bleibt, um zu handeln und dann doch nicht zu kaufen, im Ganzen immer vorwärts ſtrebt, dem Rialto zu, wohin auch wir folgen müſſen.

Jeder unſerer Leſer kennt wohl die alte majeſtätiſche Brücke, wie ſie ſich im hohen Bogen über den Canale grande wölbt, mit Treppen und Ruheplätzen verſehen und eingefaßt mit kleinen Gewölben, Läden der Gold- und Silberſchmiede und Buden für die zahlreichen Wechsler, die ſich von der älteſten Zeit her hier noch immer aufhalten. Am heutigen Abend aber gewährt die Brücke einen eigenthümlichen Anblick, denn der Weihnachtsmarkt hat ſich ihrer bemächtigt und zieht ſich in einem langen Streifen, Bude an Bude, Tiſch an Tiſch, über den Bogen hinweg bis auf die andere Seite des Canale grande; es iſt dieß ein Streifen, der ſich namentlich aus einiger Entfernung wunderlich genug ausnimmt; alle die Gegenſtände, die wir vorhin genannt, finden ſich

hier noch zahlreicher und mannichfaltiger, und was wir sehen, erscheint uns wie eine Guirlande aus Früchten aller Art, Krystall, Porzellan und Eßwaaren, durchwebt und durchstrahlt von hunderten von Lichtern über die graue Steinmasse geschlungen.

Langsam von Stufe zu Stufe gehend, kommen wir auf die Höhe der Brücke, wobei wir Zeit genug haben, auch ohne es zu wollen, alle die Waaren en detail zu betrachten, an denen wir vorbei geschoben werden. Natürlicher Weise werden wir häufig für einen Kauflustigen gehalten und uns die verschiedenartigsten Dinge lobpreisend angeboten, hier eine Orange, dort Mandelbrod, etwas weiter ein hölzerner Kochlöffel, ein Blasebalg oder ein Trinkglas; und dabei sind die Kaufleute von einer Beharrlichkeit und Redseligkeit, die unwillkürlich ein Lächeln ablockt, in das sie meistens gutmüthig mit einstimmen. Es ist überhaupt ein gutes und freundliches Volk, die Venetianer, zuvorkommend und gefällig, und es ließe sich schon mit ihnen handeln, wenn sie nur nicht die unangenehme Gewohnheit angenommen hätten, den Fremden häufig auf wahrhaft unverschämte Art zu überfordern. Das war namentlich jetzt bei der Anwesenheit des Kaiserlichen Hofes der Fall; hauptsächlich die Antiquitätenhändler hatten gänzlich den Kopf verloren und kannten gar keine andere Münzsorte als Napoleon; bei manchen Forderungen war es dabei aber gefährlich, nur ein Drittel zu bieten, denn wenn man auch manches entrüstete: „impossibile!“ vernahm, so wurde man doch meistens an der Ladenthüre zurückgerufen, und erhielt das zu einem Drittel des geforderten Preises Erhandelte.

Retten wir uns von der Budenreihe in der Mitte der Brücke durch ruhiges und geschicktes Manövriren an die Seite der Gold- und Silberläden und betrachten dort etwas angelegentlich die feinen venetianischen Ketten und die einfachen hübschen Goldringe, so öffnet sich sogleich ein kleines Schiebfenster und ein listiges Gesicht, das dort erscheint, weiß ganz genau, was wir suchen;

glücklicher Weiſe ſchiebt uns der Menſchenſtrom vorwärts an anderen Gold- und Silberläden, an anderen Tiſchen von Glas und Porzellan vorüber, und wir fühlen uns in der That erſt dann behaglicher, wenn wir die andere Seite des Canals erreicht haben, wo ſich der Menſchenſtrom etwas theilt. Wir gehen gerade aus — immer noch Bude an Bude, Tiſch an Tiſch; doch ſind hier ſchon die feineren Waaren faſt ganz verſchwunden, und je mehr wir uns von dem Rialto entfernen, um ſo derber und materieller werden die Gegenſtände, die wir rings um uns her aufgeſtapelt ſehen. Glas und Porzellan ſind hier gar nicht mehr ſichtbar, Holzgeſchirre ſelten, und ſtatt der feinen Zuckerwaaren bemerken wir Johannisbrod in bedeutenden Partien, gepreßte Feigen und Datteln in großer Menge, Brod, Wurſt und Käſe.

Auch haben uns hier die Spaziergänger aus den feineren Klaſſen ziemlich verlaſſen; elegante Paletots, Damenhüte und Shawls erſcheinen nur noch einzeln in der Menge der gelben und rothen Kopftücher der Weiber aus dem Volke oder der Dienſtmädchen, die mit großen Armkörben eilfertig ihres Weges ziehen, oder zwiſchen groben Jacken und Marinari's; auch erſchallt hier das Geſchrei der einzelnen Verkäufer an den Straßenecken wahrhaft gellend und betäubend: „Maroni caldi e gro-o-o-ossi! — Carru-u-u-uba! — Zucche baruche!“ Und eine andere Spezies dieſer Kaufleute, die man drüben ſelten oder gar nicht ſieht, haben über loderndem Feuer einen kleinen eiſernen Keſſel mit kochender Brühe, in denen ſehr unappetitlich ausſehende Dintenfiſche, ſchwarz und roth gefärbt, ſchmoren, — „Calomari-i-i-i!“ welch' letztere Silbe ſie, ebenfalls von einer Verzierung begleitet, außerordentlich lange anhaltend hinausſchreien. Wenn man die Preiſe dieſer ambulanten Reſtaurationen kennt, ſo muß man geſtehen, daß der arme Venetianer ſehr wohlfeil zu ſpeiſen im Stande iſt; für ein paar Centeſimi Brod, etwas gekochten Kürbis, einen Dintenfiſch, wenn's hoch kommt ein Stückchen Polenta und zum Deſſert eine

Handvoll Kastanien oder eine Orange und einige Feigen, das alles zusammen beträgt ein paar Kreuzer, und dabei hat er den Vortheil, lauter Sachen gegessen zu haben, die unmöglich verfälscht sein können.

Alles das betrachtend und ziemlich verwirrt von dem Lärm und Gedränge rings um uns her, gelangen wir zum ältesten Theile Venedigs, dort wo sich in einfacherer Gestalt als ihre prachtvollen Nachfolger die alten Procurazien befinden, und wo jetzt der Geflügel- und Fischmarkt ist. Eine fabelhafte Menge unglücklicher Vögel aller Art und Größe, gemästet und ungemästet, ist hier aufgestapelt, ganze Legionen von gerupften Hühnern, Enten und Gänsen, hier in langen Reihen an den Beinen aufgehängt, dort zierlich auf Tischen geordnet, reich beleuchtet und grausam verziert mit einer Feder, die dem armen Schlachtopfer menschlicher Gefräßigkeit an einem unnennbaren Theil applicirt ist; es bleibt uns, die wir aus Ländern sind, wo der runde Kapaun eine Seltenheit ist und der wälsche Hahn fast zur Fabel gehört, vollkommen unerklärlich, woher hier diese Anzahl von Geflügel kommt; denn es ist nicht nur ein einziger kleiner Platz, wo Tisch an Tisch, Laden an Laden damit angefüllt ist, wir schreiten über zwei, drei, vier dergleichen Plätze — Geflügel, Geflügel und wieder Geflügel, und ebenfalls Geflügel an allen Fenstern und Boutiken sämmtlicher Straßen, welche diese Plätze verbinden. Es ist fast betrübend, wenn man an das furchtbare Morden denkt, das vorausgegangen sein muß, um diesen Effekt hervorzubringen, und während wir vorüber wandeln, wird immerfort geschlachtet und gerupft, im Großen, fabrikmäßig; der Kehlabschneider wirft das noch zappelnde Huhn unter die Fäuste von sechs, acht seiner Gehülfen, welche es mit einer unglaublichen Geschwindigkeit seiner Federn entledigen, und während ein paar andere die unglücklichen Wesen an den Beinen aufhängen, werden in großen Körben immer wieder andere herbei getragen.

Ich trat in ein Gewölbe, aus welchem dieſe Körbe hervor kamen, und fand hier einen bedeckten Markt grade ſo angefüllt wie draußen die Plätze und Gaſſen — ein Gebäude wie eine große Scheuer, deſſen hintere Thüre auf einen ſchmalen finſteren Canal führte, — von wo das Geflügel zur Schlachtbank geliefert wurde, rings auf Tiſchen und Stellagen an den Wänden die bleichen Geſchöpfe mit geſchloſſenen Augen und der kannibaliſchen Federverzierung.

Daß wir vom Geflügelmarkt auf den Fiſchmarkt kommen, bemerken wir an einem gewiſſen unvermeidlichen Geruch, ſowie auch an dem Feucht- und Schlüpfrigwerden der Steinplatten auf der Straße; auch ſteigen wir in der Klaſſe der Bevölkerung noch ein paar Grade hinab; die Reichen und Wohlhabenden kaufen ihre Fiſche auf der andern Seite des Rialto, und was hieher für die ärmeren Leute gebracht wird, ſind ſchon die geringeren Sorten der Meerbewohner oder ſolche, die ihr Leben bereits vor einigen Tagen verloren, wodurch denn hauptſächlich, aber faſt ebenſo ſehr durch die barbariſche Behandlung der noch lebenden Fiſche, namentlich des Meerales, deſſen zuckender Körper oft unter drei bis vier Käufer vertheilt wird, das ganze Treiben hier etwas Widerliches bekommt.

Eilen wir vorüber, überſchreiten abermals den Rialto und treten noch einen Augenblick auf den vorhin erwähnten anderen Fiſchmarkt, wo alles reinlicher und appetitlich geordnet iſt. Hier ſind große Geſtelle von Brettern aufgeſchlagen, eine ſchiefe Fläche bildend, wo die feineren Fiſchſorten wie amphitheatraliſch ausgelegt ſind, und durch häufiges Uebergießen mit kaltem Meerwaſſer ſauber und friſch erhalten werden; man ſieht da gewaltige Störe, den flachen koſtbaren Rombo, Thunfiſche, den geſuchten Branzino, Sfoglien in allen Größen, umringt von anderen minder werth geſchätzten Fiſchen, alle aber glänzend, als wenn ſie eben erſt aus dem Waſſer kämen, was auch bei den meiſten der Fall

iſt, denn viele von den größeren Exemplaren ſind noch lebendig, ſo koloſſale Meeraale, die ſich ſchlangenartig in Körben durch einander ringeln; am Boden ſieht man ganze Haufen von Auſtern, Krabben, Seekrebſen und Hummern. Ebenſo ausgeſucht wie die Waaren ſind auch hier die Käufer, — Köche und Köchinnen guter Häuſer oder großer Hotels handeln neben Damen, die dies Geſchäft keinem Andern überlaſſen wollen, und die ſich vielleicht erzürnt zurückziehen, wenn irgend ein alter Gourmand für einen beſonders ſchönen Fiſch das Verlangte, ohne viel zu handeln, zahlt.

So iſt es unterdeſſen beinahe acht Uhr geworden, und da ich in eine befreundete deutſche Familie, in die des Malers Nerly, zur Beiwohnung ſeines Weihnachtsabends gebeten war, ſo machte ich mich auf den Weg nach dem Palazzo Piſani, der vom Rialto ein ziemliches Stück entfernt liegt; um aber nicht wieder durch das noch immer fortdauernde Gewühl der Mercerien dringen zu müſſen, nahm ich meine Richtung durch die engen Gaſſen, welche ſich vom Rialto dicht am Canale grande und bei der kaiſerlichen Poſt vorbei nach dem Marcusplatze ziehen. Auch hier wieder welch plötzlicher Contraſt mit dem belebten geräuſchvollen Treiben, das ich ſoeben verlaſſen! Obgleich wenige Schritte auf meiner linken Seite durch die Calle San Bartolomeo und San Salvadore der dichtgedrängte Menſchenſtrom immer noch dahinzieht, obgleich dort Tauſende von Lichtern ſtrahlen, Lachen, Schreien und Plaudern aller Art erſchallt, ſo herrſcht doch in den Straßen, in denen ich gehe, Nacht und tiefe Stille; nur die Ecken der Gaſſen ſind hier durch eine Lampe erhellt, die ein zweifelhaftes Licht verbreitet; von einer Begegnung menſchlicher Weſen iſt ſo gut wie gar nichts zu entdecken, und wo wir irgend Jemand ſehen, da eilt er durch eine Quergaſſe nach den beleuchteten Mercerien. Mir war es angenehm, ſo allein meines Weges zu ziehen und doch ſchmerzlich, meine Gedanken wieder um mich verſammeln zu müſſen, die ſich in dem tollen Gewühl der Märkte zerſtreut hatten.

Nach einer kleinen halben Stunde erreichte ich den Palazzo Piſani, einen der reichſten, größten und ſchönſten Venedigs, wohlverſtanden, wenn man der vergangenen Zeiten denkt, wo die mächtigen Thore weit geöffnet waren, wo Lichterglanz und Fackelſchein die jetzt ſo finſteren Treppen beleuchtete und wo ankommende Gäſte, gefolgt von zahlreicher Dienerſchaar, das Ganze wohnlich und belebt machten. Heute dagegen iſt der Palaſt Piſani nur noch ein koloſſaler Steinhaufen, und obgleich recht gut unterhalten, doch todt und ſtill; die Familie des Eigenthümers hat ſich auf ein mäßiges Quartier beſchränkt, und alle die mächtigen Säle, die großen Höfe und weitläufigen Treppenhäuſer ſind faſt unbenutzt und klagen dem einſam Wandelnden in hallendem Echo ihr Leid.

Da der Palaſt Piſani bei uns ein großes Häuſerquadrat ausfüllen würde, und die Wege durch denſelben bei der Dunkelheit nicht leicht zu finden wären, ſo hat Freund Nerly, ſo oft er Gäſte empfängt, ſeinen Diener unten am Eingangsthor aufgeſtellt, der mit der Laterne voran leuchtet und dem man einigermaßen ſchüchtern folgt, als dränge man in ein gänzlich unbewohntes verzaubertes Schloß. Die kleine Laterne voran kommen wir durch Höfe, deren tiefes Schweigen nur durch den Klang unſerer Fußtritte unterbrochen wird; Arkaden und gewaltige Säulen ſchauen uns wie befremdet an, und das ungeheure Veſtibul, welches uns zur großen Treppe hinleitet, ſcheint faſt zu lächeln, wenn es den alten Mann mit ſeinem kleinen Lichtchen ſieht und den unbedeutenden Fremden, der hier allein eintritt, wo ſich früher die ganze Pracht Venedigs breit machte, wo ſich am Waſſerthor Gondel an Gondel drängte, wo rauſchende Muſik erſchallte, wenn der Doge mit ſeinem reichen Gefolge, umglänzt vom Fackellicht, blanken Harniſchen und goldenen Hellebarden die breiten Stufen hinanſchritt.

So haben ſich die Zeiten geändert, und ich bin überzeugt,

daß ſich die zwei Reihen Steinfiguren in den Niſchen an der Treppe, durch welche wir bis zum oberen Stock hinauf wandeln, gewaltig langweilen und ihre ſehr verdrießlichen Stunden haben; daß ſie geringſchätzend ihre Geſichter verzogen, glaube ich bei dem flackernden Laternenlicht bemerkt zu haben; und ich weiß heute noch nicht gewiß, war es mein alter Führer, der leicht gehuſtet, als er vor mir um eine Biegung der Treppe verſchwunden war, oder räuſperte ſich der koloſſale Neptun in der Ecke hinter mir, als wollte er ſagen: „ſeht den da!“

Nach einer kleinen Reiſe ſind wir endlich oben angelangt, wo uns an einer Thür der Name „Nerly“ freundlich entgegenglänzt; ſie wird geöffnet, und wir treten auf einen mit immergrünen Büſchen, Aloen und dergleichen garnirten Vorplatz mit gewaltigen Glasfenſtern von einer Stockhöhe, wie man ſie bei uns in fürſtlichen Schlöſſern kaum in der untern Etage anbringt. Das iſt die grandioſe Bauart der alten venetianiſchen Paläſte, daß man nirgendwo etwas Gedrücktes, Kleinliches trifft, und ſo koſtbar auch der Raum hier war, ſo liebte man es, Macht und Reichthum dadurch zur Schau zu legen. Durch ein ſaalähnliches Vorzimmer gelangen wir in das gemüthliche Wohnzimmer, gemüthlich dadurch, weil es von einem Ofen angenehm durchwärmt iſt und weil uns hier der Herr des Hauſes, ſowie die liebenswürdige Wirthin freundlich willkommen heißen. Nerly hat nur einen einzigen Sohn, ein geſcheidtes, talentvolles Kind von vierzehn Jahren, das ſich ebenfalls zum Maler ausbilden will, weßhalb „der Herr Profeſſor“ die Academia di Bello Arti beſucht; heute am Weihnachtsabend aber war eine ziemliche Kinderſchaar hier verſammelt; kleine Italiener und Engländer, von denen die meiſten zum erſtenmal die Freuden und den Glanz eines Chriſtbaums erleben ſollten. —

Ach! es war auch hier dieſelbe Geſchichte, die ich oben ſo umſtändlich erwähnt — die Ungeduld des kleinen lieben Völkchens,

die glänzenden erwartungsvollen Augen, das verhängnißvolle Schlüsselloch. Endlich war alles in Bereitschaft, die Thüren des Ateliers, wo die Bescheerung stattfand, wurden weit geöffnet und herein strömten die fröhlichen kleinen und großen Kinder; der Christbaum war ein großer Lorbeerbusch ganz auf deutsche Weise mit Ketten von vergoldetem Papiere, mit Wachslichtern, mit silbernen und goldenen Aepfeln und Nüssen verziert; dazwischen glänzten aber auch Orangen und kleine zierliche Kürbisse. Obgleich alle wir Eingeladenen ebenso gut wie die Kinder mit in die Bescheerung hinein gezogen waren und Jeder am Baum oder auf den Tischen irgend ein kleines Geschenk für sich fand, obgleich der Jubel der Kinder wahrhaft ansteckend wirkte, so fühlte ich mich doch im ersten Augenblicke auf's schmerzlichste bewegt und hatte immer nur einen und denselben Gedanken, wenn ich das fröhliche Lachen hörte, wenn ich die leuchtenden Kinderaugen sah; glücklicher Weise hatte ich mir hier in Kurzem einen kleinen Freund erworben, dessen zutrauliche Herzlichkeit mich wahrhaft erquickte und aufheiterte; dieser gute Freund war ein sechsjähriger Engländer mit einem hübschen offenen gescheidten Gesichte, blonden Haaren und allerliebsten herzigen Augen. Mr. Tom zeigte mir jubelnd seine Geschenke, die ich begreiflicher Weise ebenso bewunderte und anerkannte, worauf unser Freundschaftsbund für das Leben geschlossen zu sein schien.

Alles aber nimmt in dieser armen Welt ein Ende, und es ist vortrefflich eingerichtet, daß weder Leiden noch Freuden dauernd sind. Es war fast Mitternacht, als ich mit bestem Danke die freundliche Familie Nerly, sowie den Palazzo Pisani verließ. Trotzdem das Wetter unfreundlich war — es lag ein erkältender Nebel auf den Canälen und dem feuchten Pflaster, — waren doch die Straßen noch ziemlich belebt; wie in ganz Italien sind auch hier in der heiligen Nacht die Kirchen geöffnet und festlich beleuchtet und zahlreiche Andächtige strömten aus allen Gassen

dorthin. Auch ich trat einen Augenblick in die Kirche San Moisè Profeta, die auf meinem Wege lag, konnte aber kaum unter die Eingangsthür gelangen, um einen Blick in den weiten dicht mit Menschen angefüllten Raum zu werfen und den Hochaltar anzuschauen, der aus dem Dunste des Weihrauchs trotz der zahllosen Lichter, mit denen er umkränzt war, doch nur wie aus weiter Ferne und trübe hervorleuchtete. Orgelton und Chorgesang schallte mir noch auf die Straße nach, als ich jetzt ziemlich allein nach dem Marcusplatze ging, wo ich in einem Kaffeehause noch einige deutsche Bekannte traf, mit denen ich von der Heimat sprach.

Wir saßen im Caffé nuovo degli Specchi, gegenüber den neuen Procurazien, und ich, der ich mich dicht am Fenster befand, hatte vor mir jenen Theil der Burg, welchen der Kaiser und die Kaiserin bewohnten. Es mochte ein Viertel über zwölf Uhr sein, als ich sah, daß der Himmel mit einemmale von einer gewaltigen Röthe überflog, wie hinter dem Dache der neuen Procurazien schlug eine gelbe Lohe empor, so plötzlich und gewaltig, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen. Rasch eilten wir auf den Marcusplatz und sahen diesen, der noch vor ganz kurzer Zeit finster und nächtig da gelegen, jetzt wunderbar verändert; es war, als habe sich die Sonne, nachdem sie in Westen gesunken, dort auf einmal wieder erhoben, denn über die schwarzen Dächer der kaiserlichen Burg drang ein Licht, mit jeder Secunde zunehmend, und so gewaltig, daß die hohe Campanile bis zur Mitte grell beleuchtet erschien und sich wie vom Sonnenschein unterhalb das Dach mit seinen Schornsteinen und Erhöhungen in tiefschwarzen Schatten darauf abzeichnete; auch die Kuppeln von San Marco, die reichen Steinverzierungen der durchbrochenen Thürmchen, die Kreuze auf dem Dache — alles flammte in magischem Lichte auf. — Was konnte diese überraschende Beleuchtung hervorbringen?

Natürlicher Weise dachten wir sogleich an eine Feuersbrunst in der kaiserlichen Burg selbst, denn hinter derselben waren ja

es wieder und ſagte ſchüchtern und leiſe: warum ſoll ich ein Geheimniß vor Ihnen haben, vor Ihnen, die mir wohl will und die mich liebt, wie meine Mutter; ja, es iſt mehr wie verwandtſchaftliche Liebe, verzeihen Sie mir, ich habe dies noch gegen Niemand, Gott iſt mein Zeuge, gegen Niemand ausgeſprochen, aber ich liebe meinen Vetter mehr wie alles auf der Welt, mehr wie meine Mutter, mehr wie Sie, meine mütterliche Freundin, alles, alles würde ich verlaſſen und ihm folgen und würde ihm ſo bereitwilliger folgen, wenn er mit Verdacht beladen ins Unglück ginge."

Einen Augenblick ſah die Prinzipalin die Sprecherin gerührt an, dann legte ſie ihr beide Hände auf das Haupt, und ſagte feierlich mit erhobenem Blick: „Gott ſegne Dich mein Kind, ich hoffe auf Licht von oben und will zu Gott bitten, daß er ihn nicht ins Unglück gehen laſſe."

Meine Gefühle, der ich alles hörte und ſah, ſind nicht zu beſchreiben, ich wollte ins Zimmer, wollte zu den Füßen der alten Frau ſtürzen und ihr in feurigſten beredtſten Worten von meiner Unſchuld ſprechen, doch faßte mich in demſelben Augenblick eine Hand und drückte herzlich die meinige, und ich vernahm die Stimme des Doktors, welcher unbemerkt an meine Seite gekommen war; „nicht immer hört der Horcher an der Wand ſeine eigne Schand," ſagte er, „wir wollen ſehen was zu thun

keine anderen Gebäude, dort begann die große Lagune, und ein Brand auf San Giorgio oder bei Santa Maria della Salute hätte unmöglich dieſe fabelhafte Wirkung hervorbringen können. Wir eilten nach der Piazetta, blieben aber häufig mit Ausrufen lauter Verwunderung ſtehen, denn auch hier waren Licht und Schatten zu gewaltig und ſchön; impoſant erſchien der Dogenpalaſt taghell beleuchtet, jede Mauerkrönung ſichtbar; jede Verzierung in den Fenſterbogen, jedes Deſſin auf der Mauer der großen Front; dabei das immer wechſelnde Licht, jetzt einen Augenblick abnehmend, dann wieder um ſo gewaltiger emporflammend, wobei die luftigen Arkaden des alten Palaſtes, welche den ſchweren Oberbau tragen, in einem wahrhaft phantaſtiſchen Gewimmel von Licht und Schatten erſchienen. Und wie auch das Steinpflaſter der Piazetta leuchtete, durchzogen von zwei tiefen Schatten, welche die Säulen des Löwen und des heiligen Theodoro lang geſtreckt hinter ſich warfen, vor allem aber und herrlich anzuſehen waren die weiten Lagunen, die mit einem röthlichen Licht übergoſſen waren.

Wir bogen um die Ecke der Procurazien und blieben mit einem Ausdruck des Schreckens und der Bewunderung ſtehen. — — — — Neben der Dogana di Mare ſtand ein großes Handelsſchiff, ein Zweimaſter, in vollen Flammen; es war das gewaltigſte Schauſpiel, das ich in dieſer Art je erlebt; rings um uns her, ſowie auf dem Waſſer die Stille und Einſamkeit der Nacht, und mitten darin hoch auflodernd alles taghell beleuchtend, die aufpraſſelnden Flammen, der ganze Schiffskörper brennend, dabei ſonſt alles unbeweglich, Maſten und Raaen, jedes Tau ſichtbar in der ungeheuren Glut und nirgends ein menſchliches Weſen, nirgends eine rettende Hand — ein Schauſpiel der Nacht — für die Nacht.

Obgleich wir faſt die erſten Zuſchauer auf der Piazetta waren, ſo dauerte es doch nicht lange und der noch vor kurzem ſo einſam

liegende Platz, sowie die stille leere Riva füllte sich mit zahlreichen Gruppen; überall drangen Menschenmassen herbei, erschreckt, weil Jeder von der furchtbaren Glut am Himmel betrogen der Meinung war, es brenne in seinem eigenen oder in dem Nachbarhause; vom Marcusplatze eilten sie herbei aus den engen Seitengassen am Ufer, von den Gondeln, die in großer Zahl an den Treppenstufen anlegten. Endlich thaten auch die Glocken ihren metallenen Mund auf und verkündeten die Feuersbrunst in langsamen, durch die stille Nacht weithin schallenden Schlägen, die Campanile zeigte einen Kranz von dunkelroth glühenden Lampen, entfernter Trommelwirbel wurde hörbar, und die Wachen am Dogenpalast, sowie am Garten der Kaiserlichen Burg traten mit vollständigem Gepäck unter das Gewehr; zahlreiche Barken stießen vom Ufer, angefüllt mit Pompiers, Officieren im Dienst und Neugierigen; vor allen aber war der Kaiser der Erste, der in Begleitung des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Grünne nach dem Ort der Gefahr eilte.

Unterdessen loderten die Flammen des brennenden Schiffes mit unverminderter Gewalt; jetzt bemerkte man in den vielen Fahrzeugen, die um dasselbe herum dicht gedrängt im Hafen lagen, Leben und Bewegung, Anker wurden gehoben, Taue gekappt und allmälig wichen die Schiffe aus der gefahrbringenden Nachbarschaft; wie man hörte, war das brennende Schiff eine norwegische Korvette, und der größte Theil seiner Ladung bestand aus Rum und anderen Spirituosen. Hiedurch war uns auch das häufige verdoppelte Aufflammen des Feuers erklärbar; so oft sich eines der großen Fässer im Raum entzündete und dann zerplatzte, brachen die Flammen mit erneuerter Kraft hervor und eine bläulich weiße Glut loderte alsdann bis hoch an die Masten hinauf. Langsam wurden auch diese von dem gefräßigen Feuer ergriffen und dies war ein unbeschreiblich imposanter Augenblick; zuerst leckten die Flammen an den beiden Masten empor, züngelten dann

rechts und links um die Spieren und Naaen, worauf das brennende Schiff einen Moment aussah, als habe es seine Takelage festlich beleuchtet. Ein unerhörtes Glück war es dabei, daß sich der Wind gelegt und es in der Luft so ruhig und still geworden war, daß Rauch und Flammen fast senkrecht in die Höhe stiegen; im andern Falle wären viele der dort ankernden Schiffe, denen es unmöglich war, sich schnell hinwegzubegeben, ebenfalls verloren gewesen.

Eine Barke zu erhalten, um nach der Dogana di Mare zu fahren, war unmöglich, da Pompiers und Rettungsmannschaften alles in der Umgegend in Beschlag genommen hatten, weßhalb wir, um dem Feuer näher zu kommen, durch die innere Stadt gingen, um uns durch ein Traghetto bei Sta. Maria del Giglio übersetzen zu lassen. Wie hatten sich die vor einer halben Stunde noch so leeren Straßen verändert! Wohin man blickte, Haufen von Neugierigen, die sich gegen die Piazetta und den Canale grande bewegten; an dem Traghetto (Ueberfahrt), zu welchem wir uns nur gewaltsam Bahn machten, befanden sich ebenfalls eine Masse Menschen, die gleich uns auf die andere Seite des Canals wollten, um das furchtbare Schauspiel in der Nähe anzusehen. Es dauerte eine gute Viertelstunde, ehe wir uns mit wenigstens zwölf Anderen einen Stehplatz in der Gondel verschafft hatten, die in gewöhnlichen Zeiten nur höchstens von fünf bis sechs Personen auf einmal benutzt wird; es war gerade keine angenehme Situation, in dem schwerbeladenen Fahrzeug das dunkle Wasser zu kreuzen, eine unruhige Bewegung, etwas weniges Anprallen — und es hätte ein großes Unglück geschehen können. Wir kamen aber glücklich hinüber und folgten dem Menschenstrome nach dem Fondamento della Zattare, wo wir um die letzten Häuser biegend das brennende Schiff dicht vor uns hatten.

Hier war der Anblick noch größer und gewaltiger; man sah deutlich die Flammen aus allen Seitenöffnungen und Luken

herausſchlagen, man vernahm den dumpfen Knall der ſpringenden Fäſſer; man hörte das Knirſchen und Praſſeln des Holzes. Obgleich an eine Rettung nicht zu denken war, ſo ſandten doch große Spritzen von beiden Seiten unaufhörlich ihre Waſſerſtrahlen in die Flammen, wodurch vielleicht an irgend einem Punkte ſich das Feuer augenblicklich verminderte, ein dichter Dampf aufſtieg, um gleich darauf wieder um ſo ſtärker empor zu lodern. Dabei war es faſt grauenerregend anzuſchauen, mit welcher fürchterlichen Ruhe und Ausdauer das gefräßige Element ſeine Fortſchritte machte; der ganze innere Raum brannte, und da der Schiffskörper vor der Glut ſeine Rippen und geſprungenen Planken tief ſchwarz zeigte, ſo ſah das Ganze aus wie ein koloſſaler Feuerkorb; am hinteren Maſt war das Feuer am ſtärkſten, dort ſchlugen die Flammen dicht über dem Waſſerſpiegel hervor, dieſen mit einer glühenden Lohe weithin beſtrahlend. Der Kaiſer befand ſich in der Nähe der arbeitenden Spritzen, hell beſtrahlt, umgeben von Tauſenden von Menſchen, die es gewiß anerkannten, daß er nicht nur ihre Freuden und Feſte, ſondern auch ihre Leiden gern zu theilen bereit iſt.

Der weiße Rauch, der von dem Schiffe grade emporſtieg und ſich nur in der Höhe ſanft gegen Weſten zog, bildete weit, weit hinaus ein helles leuchtendes Band, verziert mit Myriaden von glühenden Funken, die bei jedem Einbrechen einer Planke in ganzen Maſſen emporſtiegen. Die Maſten ſtanden jetzt in lichten Flammen, und es war ein Augenblick allgemeiner Erwartung deutlich auf den hell beſtrahlten Geſichtern der Zuſchauermenge ausgedrückt, als nun die Taue faſt durchgebrannt waren, welche die großen Raaen hielten. — Jetzt fiel die unterſte ſchwere mit einem dumpfen Krachen auf das Verdeck und ſandte zerſchellend wie aufwirbelnder Staub große Maſſen feuriger Punkte in die Luft; kurze Zeit darauf begann der hintere Maſt zu wanken und ſenkte ſich langſam nach der Backbordſeite; immer tiefer neigte ſich

ſich herab, brennend und funkenſprühend — noch eine lange Minute und er ſtürzte über Bord, um ziſchend im Waſſer zu verlöſchen; doch hatte er im Fallen eine Seite der ſchon halb zerſtörten Schiffswandung eingeriſſen und wie jubelnd drangen die Flammen aus der weiten Oeffnung hervor, dem Maſte nach, ſich aber ſchnell wieder zurückziehend vor dem feindlichen Elemente.

Eine halbe Stunde ſpäter folgte der mittlere und Hauptmaſt, der lange wie trotzig mitten in der Glut geſtanden; als aber auch er ſich ſtark geneigt hatte, brach er in ſich zuſammen und die brennenden Holzſtücke ſtürzten polternd auf das Deck, die noch übrig gebliebenen Planken vollends zuſammenreißend. Einen Augenblick war es prächtig anzuſehen, wie im Fallen das theergetränkte brennende Takelwerk unregelmäßige feurige Linien, zuckenden Blitzen gleich, beſchrieb, ehe es in den Flammen verſchwand oder im Waſſer verlöſchte. Es war ordentlich, als zucke das Schiff ſchmerzlich zuſammen, als es nun ſeiner luftigen Zierden beraubt nichts mehr war als ein elendes halbverbranntes Wrack.

Unterdeſſen hatte man auf Befehl des Kaiſers eine Barkaſſe mit Zwölfpfündergeſchützen herbeigeführt, die aus kurzer Entfernung ihre vier Zoll im Durchmeſſer haltenden Kugeln tief in den Rumpf gruben; ſo oft eine Kugel einſchlug, ſchien das Schiff zu wanken, und wie der ſchwer verwundete Körper eines rieſenhaften Thieres, dem man vollends den Tod gibt, gewaltige Ströme Blut ausſpeit, ſo flogen aus dem halbzertrümmerten Wrack brennende Holztheile und eine Unmaſſe von Funken in die Luft empor. Da das Holzwerk erhitzt und vom Waſſer durchdrungen war, ſo riſſen die Kugeln nur kleine Oeffnungen in die Planken des Raumes, weßhalb es noch eine halbe Stunde dauerte, ehe das Werk der Zerſtörung gänzlich vollendet war; zuerſt borſt das Schiff in der Mitte auseinander, worauf denn die gewaltig eindringende Flut das Geſchäft des Löſchens in kurzer Zeit voll-

brachte; wie ſich aber die tapfere Beſatzung einer Veſte nicht ſogleich ergibt, wenn auch der Feind eingedrungen iſt, ſo loderten die Flammen, als nun endlich die kalte Flut im Beſitz des mittleren Theiles war, noch trotzig und gewaltig an dem Vorder- und Hintertheil des Schiffes auf, dort die rothe Fahne noch hartnäckig emporhaltend. Doch auch dieſe beiden übrig gebliebenen Theile wurden, wenn auch langſam, doch ſiegreich überwältigt, und wie dieſelben, die nun keinen Haltpunkt mehr hatten, allmälig verſanken, löſchte das Waſſer Glut und Flammen aus, dichten weißen Dampf hoch an den Himmel hinauf ſendend und ſo die glänzende Beleuchtung und das ſeltene Schauſpiel mit einemmale endend.

Der Ausbruch des Feuers ſoll, traurig genug, mit der Feier des heiligen Abends zuſammenhängen; Kapitän und Steuermann, ſowie der größte Theil der Matroſen waren an das Land gegangen und nur zwei Mann zur Bewachung des Schiffs zurückgeblieben; dieſe beiden Norweger, ſich vielleicht des Feſtes in der Heimat, ſowie der Ihrigen erinnernd, mochten wohl des Guten zu viel gethan haben und ſtiegen vielleicht in den Schiffsraum hinab, um ſich einen Trunk aus einem der dort befindlichen Fäſſer zu holen; wahrſcheinlich kamen ſie mit dem Lichte zu nahe an die gefährliche Flüſſigkeit — genug, der Steuermann einer nebenan liegenden Barke vernahm in der Mitternachtsſtunde einen eigenthümlichen Knall und ſah mit Entſetzen gleich darauf auf dem Nachbarſchiffe die blauen Flammen emporzüngeln. Obgleich er augenblicklich hinüber eilte, um die Leute, die vielleicht im Schlaf lagen, zu wecken oder ſie zu retten, war es ihm doch unmöglich, in das Schiff zu dringen; der brennende Rum verbreitete ſich alsbald im ganzen Raum und bald nachher ſtand das Schiff in vollen Flammen. Von den beiden Unglücklichen hat man begreiflicher Weiſe nicht die geringſten Spuren mehr gefunden. —

Wer weiß, ob nicht in derſelben Nacht fern im Norden ein

kleiner ärmlicher Weihnachtsbaum, mit Nüssen und wenigem Backwerk behangen, durch ein herabgebranntes Lichtchen plötzlich in Flammen gerieth, und ob nicht ein junges Weib mit einem kleinen Kinde auf dem Arme trübe sinnend zuschaute und vielleicht mit ahnungsvollem Bangen an den Vater des kleinen Kindes dachte, der fern im Hafen von Venedig ihrer nicht mehr gedenken konnte.

IV.

Venetianische Theater.

Vor kurzem lasen wir in verschiedenen Zeitungen, die Theater la Fenice und San Benedetto in Venedig hätten fallirt und deßhalb geschlossen werden müssen, der Unternehmer der Fenice aber sei wenige Tage nachher vermittelst einer Subvention der Stadt wieder in den Stand gesetzt worden, die Vorstellungen fortzuführen. Gerade von diesem Theater aber können wir kaum begreifen, daß es schlechte Geschäfte gemacht haben sollte und in Folge dessen seine Zahlungen habe einstellen müssen. Die Fenice, wo sich zugleich die Società Apollinea befindet — letztere ist eine geschlossene Gesellschaft, welche häufig Concerte und Bälle gibt — ist das erste Theater Venedigs, und wenn auch nicht das größte Italiens, so doch seiner innern Ausschmückung nach das reichste und eleganteste. Zur verflossenen Carnevalsstation war es, wie schon früher berichtet, neu dekorirt worden, und auf wirklich geschmackvolle Art; obgleich von Vergoldung glänzend, bemerkte man doch nirgends ein Zuviel, irgend welche Ueberladung; die ganz glatten Brüstungen sämmtlicher Logenreihen können schon eine lebendige Mischung von Farben und Gold ertragen, ohne bunt zu werden.

Der Unternehmer der Fenice hatte für die letztverflossene Carnevalsstation, — während eines Theils derselben waren die Kaiserlichen Majestäten anwesend — ein recht gutes Personal in Oper und Ballet zusammengestellt. Dagegen war auch der größte Theil der Logen verkauft worden, das Parterre gewöhnlich stark besetzt; überhaupt waren die Venetianer mit den ihnen gebotenen Opern und Balleten zufrieden und die Saison versprach für den Impressario eine ergiebige zu werden. Um so mehr mußte es Wunder nehmen, als man nun die oben erwähnte Nachricht des Gegentheils erfuhr. Freilich ist es einem Uneingeweihten nicht möglich, hinter die Coulissen zu schauen, weßhalb wir auch nicht wissen können, welche vielleicht enorme Opfer die Unternehmer bringen mußten, um zur Feier der Tage von Venedig das zusammenzustellen, was sie dem Publikum vorführten. Italien ist in gegenwärtiger Zeit im Verhältniß ebenso arm wie Deutschland und Frankreich an guten Sängern, Sängerinnen und Tänzerinnen, und da dort keine festen Engagements sind, sondern jedes größere Theater seinen Bedarf immer für die jeweilige Station zusammenstellt, im Carneval dieses Jahrs aber nicht nur Venedig und Mailand, sondern selbst Verona, Vicenza, Padua bedeutende Opfer brachten, um auf ihren Theatern etwas Gutes zu zeigen, so kann man sich denken, mit welchen Preisen die besseren Künstler honorirt werden wollten. Und Venedig hatte in jeder Beziehung von den eben genannten Städten die best zusammengestellte Gesellschaft. Namen thun hier nichts zur Sache, da vielleicht mit Ausnahme einer einzigen Sängerin, der Signora Maria Spezzia, keiner der erwähnten Künstler und Künstlerinnen nach Deutschland kommen oder überhaupt einen größeren Weg machen wird.

Besonders war das Ballet brillant und zeichnete sich durch gute Solotänzerinnen aus, sowie durch ein zahlreiches Balletcorps aus jungen und sehr hübschen Mädchen. Auf dem Repertoire

waren die Opern il Trovatore und la Traviata von Verdi, Don Guzmann von Donizetti, und Adelchi, eine neue Oper von einem bis jetzt noch unbekannten Componiſten Apolloni, — von denen aber nur die beiden erſten gefielen und Anziehungskraft auf das Publikum übten. Trotzdem aber mußten die Ballete das Beſte dazu thun, um das Haus zu füllen; und daß ſie es waren, ſah man wohl an den ziemlich leeren Räumen während der erſten Akte der verſchiedenen Opern, und Logen und Parterre füllten ſich, wenn nicht gerade der Hof anweſend war, erſt gegen zehn Uhr, wenn droben auf der Bühne der Souffleurkaſten verſchwand, um ja keine Ausſicht zu verſperren auf die zierlichen Füßchen der Tänzerinnen. Von Balleten wurde Monte Chriſto gegeben; doch iſt dieſer gewaltige Roman gewiß kein Sujet für eine derartige Darſtellung, und man mußte ihn ſchon genau im Kopfe haben, um bei dem, was hier gemimt und getanzt wurde, irgend einen Zuſammenhang zu finden. Dabei waren aber die neuen Dekorationen und Coſtüme reich und ſchön, die Gruppirungen und Tänze geſchmackvoll arrangirt, weßhalb denn auch der Balletmeiſter Rota — Monte Chriſto — ſchon ſeit mehreren Jahren der Liebling der Italiener, allabendlich herausgerufen wurde und dann, meiſtens im Umziehen begriffen, im übergeworfenen Mantel hervorkam, was auch dem Publikum zu gefallen ſchien.

Ein anderes Ballet war Shakeſpeare, einer kleinen franzöſiſchen Oper: der Traum einer Sommernacht — nachgebildet. Wir ſehen den großen Dichter während eines Carnevals in England ſich auf einem Maskenballe vergnügen, wobei er bedeutend trinkt und endlich in einen ſolchen Zuſtand geräth, daß er zum Spotte der Masken hin und her taumelt und zuletzt auf einem Lehnſtuhle einſchläft. Darauf erſcheint die Königin Eliſabeth mit einer vertrauten Hofdame — aus welchem Grunde erfährt man nicht. Da in einer Oper und bei einem Ballet nichts unmöglich iſt, ſo intereſſirt ſie ſich für den betrunkenen Dichter,

läßt ihn forttragen, und ſo finden wir ihn denn in der zweiten Abtheilung in den Gärten von Windſor, wo er plötzlich erwachend, die wunderbarſten Tänze und Gruppirungen phantaſtiſch gekleideter Mädchen ſieht. Nachdem ihm hierauf noch im Hintergrunde lebende Bilder aus ſeinen Werken, aus Macbeth, Othello, Hamlet und Romeo und Julie gezeigt worden, erſcheint wieder die Königin, diesmal von ihrem Hofſtaate umgeben. Der Dichter wird, wenn ich nicht irre, zum Ritter geſchlagen, und ſo ſchließt das Ganze zur allgemeinen Zufriedenheit.

Bei dieſen Balleten war für mich das Intereſſanteſte ein venetianiſcher Carneval, der zuweilen eingeſchoben wurde, worin die vier bekannten Charaktermasken, treu nach der Ueberlieferung coſtümirt, ihre üblichen Tänze und Sprünge machten und ſich in den groteskeſten Gruppirungen zeigten. Bagliazzo, ungelenkig, täppiſch und plump, in weißem Anzug, mit dicken rothen Knöpfen und ebenſolchen Schärpen, die Damen ganz roth mit überzogenen Kapuzen, weißen Knöpfen und weißen Schärpen. Arlequino im Coſtüm aus bunten Lappen, wie wir ihn auch bei uns zu ſehen gewohnt ſind, die Damen in ebenſo buntſcheckigen Miedern und Kamaſchen, gewandt, graziös, überall durchſchlüpfend. Pantaleone mit rundem Hute, die Tänzer auf Bruſt und Rücken die bekannte Erhöhung, der Anzug halb grün und halb weiß, welches, da ſie ſich bei ihren Sprüngen bald von dieſer, bald von jener Seite zeigen, eine ſehr komiſche Wirkung macht; ein Charakter von einer gewiſſen plumpen Pfiffigkeit, welche den Bagliazzo übertölpelt, aber der Schlauheit des Arlequino unterliegt. Endlich Trufaldino, roth mit ſchwarzem Mantel, die Damen in bunten Kleidern, der Breite nach geſtreift, alle bei ihrem Auftreten und ihren Tänzen den bekannten Sprung aufführend, wobei der ſchwarze ſpitze Bart faſt die Knie berührt, was bei einer ganzen Reihe dieſer Masken unwiderſtehlich zum Lachen reizt. Trufaldino iſt die vornehmſte Perſon, der Hausherr, und nach-

iſt, noch weiß ich freilich nicht viel mehr, als heute Morgen."

Bei unſerm Eintritt blickte Madame Stieglitz erſtaunt auf und Emma eilte mit einem leiſen Schrei an das andere Ende des Zimmers. Ich hielt mich an der Thür, der Doktor ſetzte ſich auf einen Seſſel, den ihm die Prinzipalin mit einer Handbewegung anbot."

„Bei uns ſind heute merkwürdige Dinge vorgefallen," ſagte ſie, „Dinge, die mir ein ſchauerliches Licht in meine Seele geworfen, wo iſt das arme Mädchen, die Thereſe?" ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu.

Eben ſo leis antwortete der Doktor: „ſie iſt gut aufgehoben und es geht ihr leidlich."

„Und glauben Sie, daß das Mädchen die reine Wahrheit geſagt hat, daß mein Buchhalter wirklich —?" ſie ſah, ohne ihren Satz zu beendigen, den Doktor fragend an.

„Ohne Zweifel," entgegnete dieſer, „in ſolchen Momenten pflegt man nicht zu lügen, auch hat ſie mir Briefe des ſaubern Herrn Specht vorgezeigt, welche keinen Zweifel übrig ließen."

„Gott ſchütze die arme Perſon, es war im Grunde ein braves Mädchen, doch jetzt zu der andern Angelegenheit; Sie wiſſen, wie die Sachen ſtehen, was kann man thun, wie kann es uns gelingen, die Wahrheit an den Tag zu bringen?"

dem die übrigen Masken unter sich ihre Schwänke und Neckereien ausgeführt, vereinigen sie sich gegen ihn, trennen ihn von seiner Dame, um zu sehen, wie er mit emporgehobenen Händen ängstlich trippelnd umher läuft, um sie wieder zu finden. Da jede dieser Charaktermasken von sechzehn Paaren dargestellt wurde, so kann man sich denken, welchen bunten und bewegten Anblick das Durcheinanderschwirren auf der Bühne gab.

Das zweitgrößte Theater Venedigs ist San Benedetto, eigentlich Gallo a S. Benedetto, ein geräumiges, schönes Haus mit fünf Logenreihen, der Zuschauerraum von einer Ausdehnung, wie wir in Deutschland wenig haben. Früher wurden auch hier Opern gegeben, jetzt nur noch Schau- und Lustspiele, welche aber so wenig Anziehungskraft auf die Venetianer üben, daß das Haus nur an Sonn- und Feiertagen oder bei einer besonders beliebten Komödie von Goldoni einigermaßen gefüllt war. Die Ausschmückung des Saales zeugt von ehemaliger Pracht, ist aber nun verblichen und abgenutzt. Interessant ist der große Portalvorhang, der uns eins der merkwürdigsten Schauspiele des alten Venedig zeigt — ein Turnier auf dem Marcusplatze. Wir haben vor uns die alte Kathedrale, an deren Front Balcone und Terrassen angebaut sind, auf denen man die Damen des venetianischen Adels mit einzelnen Cavalieren und Pagen sieht; auf dem Platze selbst herrscht ein buntes Gewühl von kämpfenden Rittern, ein Durcheinander von dahersprengenden Reitern und stürzenden Pferden. Daß dergleichen Turnierspiele in früheren Zeiten auf dem Marcusplatze zuweilen aufgeführt wurden, ist gewiß. Man bedeckte das Pflaster des Platzes mit einer schuhhohen Sandschicht und hatte so das prachtvollste Turnierhaus, welches man sehen konnte. Auch bei der Anwesenheit der Majestäten hatte der Gouverneur von Venedig, Feldmarschallieutenant von Gorzcowski die Absicht, ein Carousel zu arrangiren, was aber von verschiedenen Zeitungen,

und gewiß mit Unrecht, als ganz unverträglich mit den Traditionen der alten Lagunenstadt dargestellt wurde.

An Sonn- und Feiertagen ist S. Benedetto, wie schon oben erwähnt, ziemlich besetzt, und zwar von der mittleren wohlhabenden Bürgerklasse Venedigs; man nimmt eine Loge, benachrichtigt hievon einige Freunde des Hauses, die nun nicht verfehlen, bei der bekannten Familie ihren Besuch zu machen, und so zeigen denn die Logenbrüstungen zahlreiche Zuschauer, die sich ebenso wie am Stück selbst an dem Treiben der übermüthigen Jugend ergötzen, die das Parterre anfüllt und ihre Späße beginnt, sowie droben der Vorhang gefallen ist. Da muß gewöhnlich das allerdings sehr schlechte Orchester herhalten und wird von Zischen und Pfeifen taktmäßig begleitet, bis der Lärm gar zu toll werdend, den Polizeikommissär veranlaßt, sich sehen zu lassen, oder bis Einer aus dem Haufen der Schreier plötzlich ein lautes, gellendes Bravo! ruft oder zu klatschen anfängt, worauf denn die ganze Heerde dem Leithammel folgt und das Haus von Applaudissement erdröhnt.

Daß die Unternehmer von S. Benedetto zahlungsunfähig geworden, kann durchaus kein Ereigniß in Venedig sein, man sah das voraus; aber es ist schade, daß ein Theater, welches die nationalen Komödien, namentlich die Goldoni'schen, oft mit wahrer Meisterschaft darstellte, so aus Mangel an Theilnahme zu Grunde geht. Freilich wird das Theater deßhalb nicht geschlossen werden, sondern sich ein neuer Impressario oder eine neue Gesellschaft finden, die aber alsdann auch keine besseren Geschäfte macht. S. Benedetto ist das einzige Theater in Venedig, welches nie von der Station abhängig, sondern fast das ganze Jahr geöffnet ist.

Von dem Campo S. Angelo, auf dem Wege der Frezzeria nach dem Rialto, führt eine unscheinbare Gasse nach dem Theater Apollo a S. Lucca; diese Gasse hat vielleicht Göthe zur Bemer-

lung veranlaßt, daß man in der alten Lagunenstadt Passagen finde, deren Enge für einen wohlbeleibten Mann gefährlich werden könne; denn die oben erwähnte Gasse ist wirklich so schmal, daß ein Ausweichen zweier nicht ganz dünnen Personen nur mit der größten Vorsicht geschehen kann. Daß dieselbe gerade in ihrer Aermlichkeit zum Tempel des Apollo führen muß, ist bezeichnend. Das Theater hier, vielleicht von der Größe der Stuttgarter Hofbühne und also gegen die übrigen klein zu nennen, ist freundlich und elegant eingerichtet und man sieht hier in den Logen gewählte Toiletten aus der Gesellschaft des Adels und der höheren Bürgerklassen. Meistens werden hier Opern gegeben, doch war Apollo diesmal nur für kurze Zeit geöffnet, während la Fenice geschlossen war. Eine zusammengesuchte Gesellschaft gab hier achtmal hinter einander die alte Norma, worin die schon erwähnte Maria Spezzia in der Titelrolle Vortreffliches leistete und sehr gefeiert ward, unser Landsmann Stighelli aber, der den Sever sang, vom italienischen Publikum als Ausländer, namentlich Anfangs, mit unangenehmer Parteilichkeit behandelt wurde.

Das Theater San Samuele, kleiner als Apollo, aber ebenfalls sehr hübsch eingerichtet, in einem Winkelwerk von Gassen hinter dem Campo San Stefano gelegen, war im vergangenen Winter nur für zwei Abende eröffnet, wo Madame Ristori bei brechend vollem Hause die Mirrha und Medea gab. Wenn es der berühmten und großen Künstlerin auch hier nicht an enthusiastischen Beifallsbezeugungen fehlte, so sprahen sich doch am folgenden Tage verschiedene Journale Venedigs etwas stark und mißbilligend über ihre Leistungen als Mirrha aus. Gestehen muß man schon, daß sie manchen Moment in dieser an sich schon auf die Spitze gestellten Tragödie viel stärker und grasser hervorhob, als sie es bei uns in Deutschland gethan; sie befand sich eben unter ihren Landsleuten, die namentlich in der Tragödie schon Actionen ertragen können, die bei uns, mindestens gesagt, auf-

fallen müßten. Daß aber Madame Ristori trotz alledem auch hier zur größten Bewunderung hinriß, brauche ich wohl nicht zu erwähnen; namentlich war ihre Medea das prachtvollste, wenn auch schrecklichste Schauspiel, das man sehen kann. Wer kennt die Gefühle eines Weibes, einer Mutter in solchen Augenblicken, wie sie uns hier vorgeführt werden! Wer vermag zu sagen, ob dieser gräßliche tigerartige Charakter, wie ihn Madame Ristori gab, nicht mit vollkommener Wahrheit gezeichnet ist! Erschüttert und tiefbewegt sah die Masse der Zuschauer den Vorhang fallen, und den einstimmigen donnernden Ruf, unter welchem die große Künstlerin erscheinen mußte, hatte sie wohl verdient.

Nach Fenice das größte, aber dem Range nach das letzte Theater Venedigs ist das Theater Malibran; es hat ebenfalls fünf Logenreihen von einem außerordentlichen Umfange und wird häufig von Seiltänzern und Kunstreitern benützt. Da mag es denn ganz behaglich aussehen, vielleicht aufgeputzt mit etwas Goldschaum, ein paar Draperien, einigen wehenden Fahnen; belebt von rauschender Musik und tausenden von Menschen. Wer aber jetzt dies Theater sah, das ungeheure Haus in seiner nackten Aermlichkeit, mit seinen grauen verblichenen Bogenbrüstungen und dem Plafond, an dem die Malerei größtentheils verwischt ist, der konnte sich eines unheimlichen Eindrucks nicht erwehren. Im ganzen Zuschauerraum brannten vielleicht acht Gaslichter, welche mehr die Dunkelheit zeigten als Helle gaben. Das Publikum in dem weiten Parterre, vielleicht dreißig bis vierzig Personen, war in der Mitte ängstlich zusammengedrängt, als scheue es sich, weit auseinander zu sitzen, Gott weiß von welchem Ueberfall träumend. Die räumlichen Korridors hinter den Logen hallten den Schritt des Dahinwandelnden wider, sie warens eiskalt, fast dunkel, und wenn man sich räusperte, tönte es wahrhaft gespensterhaft. Endlich in seine Loge gelangt, die von einem zerlumpten Kerl geöffnet wurde, den man froh war, mit einem Trinkgeld entfernt zu haben

— man gab nur, um ihn los zu werden, hier reichlicher als ſelbſt in der Fenice — ſah man mit Erſtaunen hie und da einen Kopf in dem weiten Umkreis der fünf Logenreihen und zog ſich ordentlich erſchreckt von dieſer Leere zurück. Daß die Logenſitze aus Brettern ohne Polſter beſtanden, braucht wohl nicht geſagt zu werden.

Endlich ſchabt man im Orcheſter auf ein paar alten Violinen, eine Clarinette und eine Oboe vergrößern durch ihr Klagen dieſen Jammer, und der Vorhang erhebt ſich vor vier Proſceniumslampen. Das erſte Stück hätte dem unheimlichen Theater gemäß nicht beſſer gewählt werden können; „die Münzen des Teufels" zeigen uns einen alten Geizhals, der ſich in früheren Zeiten an dem Morde irgend eines reichen Marcheſe betheiligt und nun von ſeinem Gewiſſen ruhelos umhergepeitſcht wird. Der Schauſpieler war nicht ſchlecht und ſpielte namentlich eine Scene mit ſchauerlicher und ergreifender Wahrheit. In ſeinen Träumen und Phantaſieen nämlich ſchwebt es ihm vor, als wenn eines Tages Diebe erſcheinen würden, um ihn zu berauben und dann zu ermorden. Es iſt Nacht; er ſchleicht mit ſeinem Lichte durch das Haus, knieſchlotternd und alles unheimlich anſtarrend. Ah! Dieſe entſetzliche Stille! ſagt er; wenn man jetzt dort am Fenſter im Nebenzimmer den leiſeſten Verſuch machte, eine Scheibe zu zerſchneiden, man müßte es deutlich hören. — In der That vernimmt man jetzt dieſes Geräuſch, und die Phyſiognomie des erſchrockenen Geizhalſes verändert ſich auf's furchtbarſte; er hat nicht den Muth, die Diebe zu verſcheuchen, aus Furcht, man werde ihn umbringen. Er und die Zuſchauer hören, wie die Scheibe eingedrückt wird, wie man das Fenſter öffnet, wie man leiſe die Möbel verrückt, und ſein Mienenſpiel dabei könnte man meiſterhaft nennen, wenn es nicht übertrieben wäre. Sein Geſicht verlängert ſich zuſehends, die Unterlippe hängt ſchlaff herab, ſeine Augen treten hervor, ſo daß man jeden Augenblick fürchtet, er werde einem Schlaganfall

unterliegen. Unterdessen hat man im Nebenzimmer die Kasse erbrochen und jetzt hört man das Geld klingen. Bei diesem Tone aber siegt der Geiz über die Todesfurcht. Mit einem gräßlichen Schrei und krampfhaft ausgebreiteten Fingern stürzt er von der Bühne.

In dieser Art ging das Stück fort durch vier Akte, was in einem freundlichen Theater unter Hunderten von Menschen schon des Kontrastes wegen behaglich zu sehen gewesen wäre, hier aber in dieser unheimlichen Umgebung ein fast peinliches Gefühl hervorrief. Um für mich das Eigenthümliche des öden Hauses noch zu vergrößern, konnte ich mir gegenüber oberhalb der höchsten Logenreihe durch ein trübes Fenster den Himmel und ein Stückchen Mond sehen, dessen weißes mildes Licht so seltsam abstach von den röthlich brennenden dunstigen Lichtern des Hauses. Später zeigte der sinkende Mond dort oben das dunkle schattenhafte Bild eines nahestehenden Schornsteins, was genau so aussah, als lauere ein nächtlicher Umhertreiber durch die Scheiben auf die Komödie herab, welche mit seinen Gefühlen außerordentlich harmonire.

Als zweites Stück wurde ein Lustspiel gegeben, dessen Inhalt identisch ist mit dem bekannten deutschen Stücke „der reisende Student." Hier verläßt der Heizer eines Dampfbootes Abends seine Frau, um abzureisen, leider hungrig, da seine mürrische Ehehälfte nichts für ihn zu essen hat. Als er aber kaum das Haus verlassen, hören wir, daß sie in der Küche vortreffliche Maccaroni zubereitet, auch Salami herrichtet, kurz ein Souper zusammenstellt, zu dem sie einen Geistlichen, der sie zuweilen mit freundlichem Zuspruch tröstet, erwartet. Ehe dieser aber erscheint, kommt Einquartierung; ein Soldat, müde vom Marsche, dem es aber wie dem Ehemann ergeht, als er etwas zu essen verlangte. Nach einigen Versuchen, ihr die Cour zu machen, die ihm aber nicht gelingen, wird er auf den Boden des Hauses zur Ruhe verwiesen, und nun erscheint der erwartete Gast, das Souper wird aufge-

tragen, was der hungrige Soldat, der sich herbeigeschlichen, mit großem Neide sieht. Aber o Unglück! plötzlich hört man Tritte auf der Treppe; wahrscheinlich kommt der Mann zurück. Schnell wird das Souper versteckt, der schwarze Gast kriecht in einen Kasten und der Heizer erscheint; er hat nicht abreisen können, da das Dampfboot eines großen Sturmes wegen im Hafen bleibt. Die Frau meldet verdrießlich, es sei Einquartierung gekommen, der Soldat zeigt sich. Wenn nur was zu essen da wäre! — Oh, sagt die Einquartierung, ich verstehe was vom Geisterbeschwören; soll ich ein Souper herzaubern? Nun folgt die bekannte Geschichte. Dort, gibt der Gast an, seien die Maccaroni, dort Salami, dort Brod und Wein. Die Frau, fast in Verzweiflung, daß sie verrathen ist, muß alles selbst herbeibringen. — Das gehe doch nicht mit rechten Dingen zu, meint der Heizer, und er habe schon lange bemerkt, daß im Hause was nicht richtig sei. Nicht wahr, meint der Soldat, Ihr habt gewiß hier im Hause oft was Teuflisches bemerkt? — Nun kommen italienische Volkswitze, worüber das Publikum unbändig lacht, und zuletzt wird der böse Geist aus seiner Kiste erlöst; er erhält eine tüchtige Tracht Prügel und läuft davon. — Der Soldat wurde recht gut gegeben, und auch der Heizer blieb vortrefflich im Charakter seiner Rolle, war auch für einen solchen ganz zweckmäßig costümirt; der Matrosenanzug, rothgestreifte Hosen, das blaue Hemd, der graue Hut, alles bestaubt und voll Kohlenruß. Publikus war zufrieden und verlief sich in aller Stille.

Bei S. Moisè Profeta befindet sich das Puppentheater Venedigs, ein kleiner Saal, nicht so elegant wie der von Mailand, worin die Marionetten agiren; auch hat es keine Logen wie dieses, sondern oben nur eine rings umher laufende Gallerie. Doch ist es hier immer sehr lustig, alle Sitze meistens besetzt, eine lustige Kinderschaar, mit frischen, aufgeweckten Gesichtern lacht unbändig, und auch Erwachsene erfreuen sich an den trefflichen

trockenen Späßen, die Facanapa allabendlich im venetianiſchen Dialekt Preis gibt. Im Puppentheater iſt jeden Abend Vorſtellung, denn die Acteurs haben keinen Urlaub, ſind auch nie ſchlecht gelaunt und heiſer, und mit ihren großen ſtarren Augen und klappernden Gliedmaßen immer bereit, wenn man ſie braucht. Facanapa, ein drolliger, verſchlagener Kerl, dabei eine Art Staberl, iſt die Seele und der Mittelpunkt aller Komödien; er ſtellt gewöhnlich den Bedienten irgend eines reichen Engländers oder auch einer italieniſchen Marcheſa vor und richtet begreiflicher Weiſe alle Botſchaften falſch aus. Facanapa iſt vielleicht einen Kopf kleiner als alle übrigen Puppen, unterſetzt und wie ein wohlhabender Landmann angezogen; er agirt vortrefflich und mit einer Lebendigkeit, die grade weil ſie ſo hölzern erſcheint, unwiderſtehlich zum Lachen reizt. Er ſtottert ein klein wenig, und während alle Uebrigen pathetiſch deklamiren, ſpricht er wie ihm der Schnabel gewachſen. Sein Begleiter iſt Arlequino, der bei ſchwierigen Commiſſionen immer voran muß, an einer Thür klingeln, wo ſtatt des freundlichen Grußes ein Beſenſtiel herausfährt, oder an ein Fenſter klopfen, wo eine naſſe Beſcheerung herab kommt. Iſt er nun ſo durchgeprügelt oder eingeweicht, ſo erhält er von Facanapa gute Lehren, wie er ſich in Zukunft in Acht zu nehmen habe. Dabei verdreht er allen Leuten die Worte im Munde; z. B. die Heldin des Stücks ſagt zu ihm: „Ach, ich bin dem Weinen nahe; ich kann mich kaum auf meinen Füßen halten;“ worauf er ihr vielleicht antwortet: „Ja, wenn du dem Weine nahe warſt, da wirſt du dich freilich kaum auf deinen Füßen halten können.“ Vorhin erwähnte ich einer Aehnlichkeit des Facanapa mit Staberl, und nicht nur dieſe macht ſich bemerklich, ſondern es werden auch ganze Scenen aus den Stücken des berühmten Wiener Parapluimachers gegeben; ſo jene, wo Staberl unter dem Namen ſeines Herrn den Beſuch bei der Lordin macht, deren Tochter er heirathen will.

Daß die Unternehmer des Marionettentheaters von allen

Impreſſarien Venedigs im Verhältniß die beſten Geſchäfte machen, bin ich feſt überzeugt. Das Theater iſt meiſtens vollkommen beſetzt, und Fremde ſowie Einheimiſche amuſiren ſich gern hier ein paar Stunden. Es iſt ſchade, daß bei uns in den größeren Städten dergleichen Marionettentheater nicht mehr Eingang finden; es wäre das namentlich für die Kinderwelt ein außerordentliches und auch wohlfeiles Amuſement. Die Puppen haben eine Größe von ungefähr zwei ein halb Fuß, und namentlich ſind die Köpfe ſehr ſorgfältig gearbeitet, mit wirklichen Haaren verſehen, die nach Bedürfniß friſirt werden, und die erſten Helden und Heldinnen mit beweglichen Augen, denn Augenverdrehungen gehören hier ebenſogut dazu, wie bei den wirklichen Acteurs. Natürlich ſind einzelne Puppen, wie z. B. Facanapa, mit ganz beſonderen Gelenken verſehen, die keine anderen aufzuweiſen haben, vorzüglicher begabt als ihre Collegen, und der eben genannte kleine Kerl macht zuweilen Sachen, die an's Unglaubliche ſtreifen; ſo zieht er ſeinen Rock aus und an, obgleich er kein Automat iſt, ſondern ebenfalls an Drähten regiert wird, die aus den Soffiten herabkommen. Wahrhaft natürlich und ſehr ergötzlich iſt er oft am Ende einer Poſſe, wenn er, des Dienſtes und aller Quälereien überdrüſſig, endlich über die ganze Geſellſchaft herfällt und ſie von der Bühne prügelt. Ein ſolcher Schluß gefällt auch der Kinderwelt am beſten, und dann ſieht man ſie luſtig in ihre kleinen Hände klatſchen, bemerkt die Zufriedenheit auf allen ihren Mienen und das Leuchten des Glücks in den großen ſchwarzen italieniſchen Augen.

Paris im Winter 1851.

I.

Die Boulevards.

Da liegen die Boulevards vor mir von der Madeleine an bis zum Juliplatz mit ihrem unaufhörlichen Getümmel, ihren Equipagen, ihren zahllosen Spaziergängern, ihren Café's, ihren Magazinen, ihrem Glanz und Schmutz; sie haben sich nicht viel verändert, seit ich sie nicht mehr gesehen, seit Frankreich wieder einmal eine Republik geworden — nicht viel, aber doch etwas. Das Pflaster des Fahrwegs ist verschwunden, und derselbe wurde macadamasirt, und ich kann nicht sagen, daß sich der Boulevard deßhalb zu seinem Nachtheil geändert. Man erwartet nach allem, was man darüber gehört und gelesen, die Straße nach Art unserer Chausseen mit zähem Schlamm, mit Koth und Wasser bedeckt zu finden, und doch ist dieß durchaus nicht der Fall, da für eine möglichst trockene Erhaltung dieses Weges alles mögliche gethan wird;

Der Doktor zuckte die Achſel, ſtützte den Kopf auf ſeinen Stock — eine Lieblingsattitüde aller Aerzte — und entgegnete: „Madame, verzeihen Sie mir den Ausdruck, aber wir haben es mit einem verſtockten Sünder zu thun; daß der Brief an das Banquierhaus falſch iſt, daß er untergeſchoben wurde, um unſern Freund in's Unglück zu bringen, iſt für mich vollkommen klar, doch iſt es ſehr ſchwer, dies zu beweiſen.“

Auf der Straße ließ ſich jetzt das Rollen eines Wagens vernehmen und gleich darauf das Klirren der Hufe von Pferden auf dem Pflaſter, die vor dem Hauſe ſcharf parirt wurden, wenige Secunden nachher ſprang der Herr Block in's Zimmer und meldete die Ankunft des Herrn Commerzienrath Schilderer, welcher die Prinzipalin zu ſprechen wünſchte.

Der Herr Commerzienrath Schilderer war ein ſehr gewichtiger und bedeutender Mann in der Handelswelt, als Chef des erſten Bankhauſes des ganzen Landes hatte er das Wohl und Wehe einer großen Menge Kaufleute in der Hand und da er zugleich Präſes der Handelskammer und des Fabrikgerichts war, ſo entſchied er zu gleicher Zeit über das Schickſal von Tauſenden von Arbeitern, die ihn aber als einen unpartheiiſchen Richter verehrten, liebten und fürchteten.

Im Geſchäft ſtrenge und unnachſichtlich, war er doch im gewöhnlichen Leben wohlwollend und freundlich, half

hunderte von Aufsehern sind immerfort beschäftigt, frischen trocknen Sand auf-, die Geleise der Karren und schweren Omnibus zuzuschütten und das locker gewordene Erdreich festzustampfen.

Obgleich es diesen Winter hier, wie überall, übermäßig viel geregnet, so fand ich doch den Boulevard trocken genug, um, ohne sich zu beschmutzen, hinüber kommen zu können. Außerdem findet man von Zeit zu Zeit gepflasterte Uebergänge — Furten — die von jedem benützt werden, so daß sich an diesen Stellen beständig eine Menge Fußgänger einfinden, die nach Art der Enten den Uebergang bewerkstelligen. Hier wird man freilich gestoßen und gedrückt, und hat seine liebe Noth, einer eleganten Dame nach den Regeln der Höflichkeit auszuweichen oder sich vor den Cartons einer Modistin in Acht zu nehmen, die dieß ohnehin schmale Defilé ungebührlich verengen. Durch Wegnahme des Pflasters hat sich aber das unerträgliche Gerassel der Wagen auf den Boulevards außerordentlich vermindert, und es ist jetzt sogar möglich, in einem Omnibus sein eigenes Wort zu verstehen — ein großer Vortheil neben einem andern nicht geringern, der darin besteht, daß der Wagen keine so fürchterlichen Stöße mehr macht, und man auf seinen Sitz gelangen kann, ohne alle Welt auf ihre Hühneraugen zu treten oder sich einer Dame unfreiwillig auf den Schoß zu setzen, was früher häufig genug vorkam. So ist denn diese Einrichtung des neuen Gouvernements wirklich von Nutzen, und die Pariser werden endlich ebenfalls einsehen, daß diese Aenderung nicht den einzigen Zweck hatte, ihnen die so beliebten Pflastersteine zu entziehen, was bis jetzt noch mancher glaubt.

Es ist eigenthümlich, daß fast jeder, der nach Paris kommt, zuerst den Boulevard besucht; freilich ist es auch sehr begreiflich, denn es ist die einzige Straße, wo man an einigen Stellen der breiten schönen Trottoirs behaglich flanirt, wo man umsonst alles erdenkliche Schöne sieht, und wo man, natürlich für theures Geld, sein tägliches Brod findet. Es ist die große Pulsader dieser Rie-

senstadt — alle die zahllosen Straßen, die hier münden, führen in jeder Secunde neues mannichfaltiges Leben hieher, das ebenso schnell wieder auf der andern Seite verschwindet, ohne die Straße zu überfüllen, ohne den Kreislauf des Bluts zu beschleunigen, — das heißt, so lange der Körper gesund ist. Denn bei der geringsten fieberhaften Aufregung zeigt sich diese auch wieder am ersten und heftigsten auf den Boulevards: hier stockt der gewöhnliche Verkehr am schnellsten, hier sammeln sich die ungesunden Stoffe der Hauptstadt, hier wird die Passage plötzlich gehemmt, hier drängt sich Kopf an Kopf, hier ertönt gewöhnlich zuerst der allgemeine Ruf: aux armes, citoyens!

Vorderhand ist dergleichen hier nicht zu befürchten und die Boulevards zeigen ihr gewöhnliches lebensfrohes heiteres Gesicht; rechts und links an den Trottoirs sind alle Gewölbe geöffnet, die Artikel und Erzeugnisse der ganzen Welt zum Verkauf darbietend, und nicht bloß Artikel für eine Classe — nein, dieselben Artikel für die verschiedensten Anforderungen, für die verschiedensten Börsen, denn wenn z. B. ein Damenhut hier in diesem eleganten Gewölbe, das von Spiegeln und Vergoldung strotzt, 80 Francs kostet, so ist er gleich daneben in derselben Façon, wenn auch nicht weniger solid gearbeitet, für 15 Francs zu haben. Ein Laden reiht sich an den andern, Silbergeschirr, Gold und Juwelen neben Schuhen und Strümpfen, Kupferstiche, feine Stoffe aller Art neben Bücherläden, ächter neben unächtem Putz und Tand neben Lebensbedürfnissen, und da auch die Läden, in welchen auf den Boulevards letztere feilgeboten werden, in dieser geputzten Gesellschaft verständig, ausdrucksvoll erscheinen wollen, so haben sie in ihrem Aeußern ein übriges gethan, und es könnte in diesen zierlich und reinlich geputzten Gewölben ebenso gut Sammet und Seide ausgelegt werden, während man jetzt dort nur ganze Reihen zugerichteter wälscher Hühner, Fische auf messingenen Platten, Austern in schöngeflochtenen Körbchen, gelbe Südfrüchte in Pyra-

miden und rothe Hummern auf weißen Servietten sieht. Alles hat hier ein außerordentlich appetitliches Ansehen, und die zubereiteten Speisen aller Art bitten ordentlich um die Ehre, von uns berücksichtigt zu werden.

Vor allen diesen Herrlichkeiten bemerkt man nun Stunde um Stunde eine Menge Zuschauer aller Classen, jeden Alters, elegante vornehme Damen und Herren, die sich ein neues Kunstwerk betrachten, das so eben ausgestellt wurde, Fremde aus der Provinz und dem Auslande, die all' dies unerhört Wunderbare mit gerechtem Erstaunen anstarren, die bei jedem Gewölbe außer sich gerathen und von den Bronzen nicht fortkommen können, bis ein reicher Shawl nebenan sie magnetisch anzieht, die bei allem was sie sehen, ihre Börse zu Rathe ziehen, ob es nicht anzuschaffen sei. Und dazwischen der eigentliche und wahre Flaneur, der einem kleinen vergoldeten Hampelmann oder einem ausgestellten Reitstiefel dieselbe Aufmerksamkeit, denselben Ernst widmet, wie einem neuerschienenen prachtvollen Kupferstiche bei Grupil.

Alles das geht und steht, spricht und lacht, zeigt sich in den mannichfaltigsten Toiletten, schaut an und läßt sich anschauen, wird gestoßen und um Verzeihung gebeten, stößt wieder und bittet ebenfalls um Verzeihung, das wogt auf und ab, auf und nieder, alle Classen der Pariser Bevölkerung; und wenn die Modistin und der Handwerker noch so eilig zu einem Kunden müssen, kaum betreten sie die Boulevards, so faßt sie derselbe allgemeine Schwindel, dieselbe Gafflust. Der Schreiner sieht sich irgend ein neues Möbel an und die Modistin eleganten neuen Kopfputz, etwas Pikantes, das eben erfunden; und hat man sich einmal so fest zaubern lassen, so wird ein halbes Dutzend Magazine beschaut, ehe man an's Weiterrennen denkt.

Erscheinungen, die, obgleich man sie täglich sieht, doch immer für gewisse Classen Neugieriger etwas besonderes haben, fesseln eine Menge Zuschauer. Die beiden Wachsfiguren, schöne blasse

Damen mit großen schmachtenden Glasaugen, pfirsichblüthfarbenen Backen, in seidenen Corsetten und dicken Unterröcken, die sich beständig drehen, und ebenso die beiden kleinen aufgeputzten Kindergestalten, die es ebenso machen, sind sehr gesucht und bewundert, noch mehr aber staunen kleine und große Buben das fürchterliche Gebiß an, das dort bei dem Zahnarzt heraushängt, denn es bewegt sich, die beiden Zahnreihen öffnen sich langsam und fürchterlich, und klappern darauf schnell wieder zusammen. Die kleinen Gamins, die davor stehen, haben gewiß schon irgend einmal etwas vom Oger gehört oder sonst von Menschenfressern, und ihre üppige Phantasie mischt dergleichen schnell durcheinander. Auch eine Asphaltausbesserung ist im Stande, einen Kreis Wißbegieriger zu versammeln, sowie ein Tapetengemälde mit irgend einer merkwürdig schauderhaften Geschichte.

Zu all' diesem kommen nun noch die ambulanten Krämer mit ihren kleinen Karren, auf denen Porcellan, wohlfeile Stoffe, ordinäre Schmuckſachen feilgeboten werden, ferner an den Straßenecken die Blumenverkäuferinnen, bei welchen in diesem Augenblick frische Veilchen die Hauptrolle spielen und in kleinen und großen Sträußen begierig gekauft werden; daneben ein Scheerenschleifer mit seinem schnurrenden Rade und der Stiefelputzer mit seinem Reinigungsapparat — alles dies ist im Stande, den Fremden verwirrt zu machen, und er weiß nicht, wo er mit Beschauen anfangen, wo er aufhören soll. Magazine und Zuschauer sind gleich interessant, und man zweifelt, ob man zuerst die Brodequins in jenem Gewölbe betrachten soll, oder die, welche so eben an den kleinsten Füßen, die man je gesehen, bei uns vorbeispazieren.

So sind die Trottoirs auf beiden Seiten der Boulevards beschaffen, beständig bedeckt mit der gleichen schaulustigen Menge, die auf und abspaziert, und nur zuweilen in der durchschneidenden Straße stockt, wenn dort gerade zuviel Fuhrwerke auf die Boulevards einfahren.

Der mittlere Theil der Straße dagegen bietet ein wenn auch gleich belebtes doch ganz anderes Bild; die Trottoirs sind für die Fußgänger, dieser dagegen für die Wagen und Reiter und mit Fuhrwerk aller Art bedeckt. Die schweren gelben Omnibus fahren langsam ihren regelmäßigen Cours, der Conducteur hinten auf dem Tritt beständig um sich schauend und jetzt dem Kutscher ein Zeichen gebend, wenn sich ein neuer Mitfahrender meldet, dieser springt hinein, ein Zeichen mit der Glocke ertönt, und der schwere Wagen setzt sich wieder in Bewegung, um das gleiche Manöver mit den Aus- und Einsteigenden hundertmal zu wiederholen, oder auch auf kurze Zeit sein „Complet" aushängend, um anzuzeigen, daß alles besetzt ist.

Zwischen diesen Fahrzeugen, den Linienschiffen der Boulevards, winden sich Miethkutschen, Fiakers, Cabriolets in allen erdenklichen Formen und Farben hindurch, und auch diese leichteren Wagen werden wieder überholt und gekreuzt von den eleganten Coupés, Broughams, Citadines, worin Herren und Damen der vornehmen Welt Visiten machen. Man glaubt ein Wettrennen vor sich zu sehen, alles scheint nach dem gleichen Ziel zu streben, und doch hat wohl jeder Wagen eine andere Bestimmung — oft stockt die ganze Reihe, wenn gerade ein schwerer Fahrwagen in eine Seitenstraße einbiegt, oder aus einer hervorkommt, oder wenn ein Omnibus plötzlich hält, oder wenn eine Reihe Fußgänger sich heldenmüthig zwischen dieses Meer von Equipagen wirft, um das andere Ufer zu erreichen — aber unaufhörlich rollen sie an uns vorüber, diese Hunderte, ja Tausende von Fahrzeugen, ein- und zweispännig, numerirt und unnumerirt, elegant und schmutzig, gelb, grün, schwarz, roth, alle in gleicher Hast, wenn auch nicht in gleicher Geschwindigkeit, und die Räder rasseln, die Karren dröhnen, die Kutscher schreien ihren Warnungsruf, und wenn man lange hingesehen hat auf dieses unaufhörliche Gewühl, so sieht man es nur noch bei dem geblen-

beten Auge vorüberziehen wie einen gewaltigen Strom, der mit ſich davon führet Equipagen und Omnibus, Karren, Pferde, Spaziergänger, alt und jung, jeden Geſchlechts und Alters, zwiſchen den hohen Häuſerreihen dahin, die mit ihren unzählbaren Fenſtern wie verwundert das Getreibe zu ihren Füßen anſtaunen.

So iſt es hier am Tage. Abends und Nachts aber zeigen ſich die Boulevards nicht minder belebt, und noch unendlich ſchöner, phantaſtiſcher, geheimnißvoller — da iſt die breite Straße in ihrer ganzen Länge und Breite ein einiges wogendes, flammendes Feuermeer, zwiſchen den Gasflammen und Straßenlaternen die Café's, Reſtaurants; die Gewölbe und Paſſagen ziehen kreuz und quer, die glänzenden Laternen der Wagen, die rothen, grünen und blauen Lichter der verſchiedenen Omnibus — Leben und Getümmel iſt dasſelbe wie am Tage, nur dem Ohr vernehmbarer, da das Auge geblendet in das Dunkel und den Lichterglanz ſtarrt, und nicht im Stande iſt, etwas zu unterſcheiden; alle Gewölbe ſtrahlen von einer fabelhaften Helle, überall Schimmer und Glanz, das Gedränge der Fußgänger und Wagen faſt größer als am Tage, und nirgends Stille, nirgends Ruhe als vielleicht im hintern Zimmer irgend eines Café's, wohin man, ermüdet und geblendet, ſich zurückzieht, um gern an die gemüthlichen leeren Straßen der Heimath zu denken.

II.

Der 24. Februar.

Zum Jahresfeſt der Revolution erwartete man in Paris allerlei Demonſtrationen und dergleichen. Die verhängnißvollen Februartage aber gingen ſo ruhig als nur immer möglich vorüber. Am

21. hieß es allgemein, die Banlieue würde in Masse in die Stadt rücken, um zu Gunsten des Präsidenten etwas gegen die Assemblée zu unternehmen; es sei eine Deputation bei dem Präsidenten gewesen, dieser habe aber erklärt, er werde allen Ruhestörungen, sie mögen ausgehen von welcher Seite immer, mit voller Gewalt entgegentreten. Es hieß ferner, die Garnison sei in Folge dieses Ereignisses consignirt, und was ich von diesen Geschichten allein verbürgen kann, ist, daß sich am 22. fast keine Uniform in den Straßen von Paris blicken ließ. Die Boulevards aber wurden durch diese Gerüchte in ihrem vergnüglichen Leben nicht im mindesten gestört, und wenn sich dieselben zuweilen etwas leerer anschauen, so ist dieß die Schuld eines kalten Ostwindes, der uns stoßweise heimsucht. Geschieht dieß, so eilt alles in hastigen Tempos vorüber, die glänzenden Atlasmäntel der Damen sind mit dichtem Pelz bedeckt, die Herren in dicken Paletots haben um Mund und Nase warme schottische Tücher geschlungen, die Kutscher liegen nicht faul auf ihrem Sitz, sondern springen auf dem Trottoir umher, um sich zu erwärmen.

Es ist eigenthümlich, wie launisch das Wetter auch hier diesen Winter ist; heute ein warmer Frühlingstag, morgen eine so schneidende Luft, daß man sich bei den schlechten Kaminen nicht erwärmen kann; mich dauern nur die armen Blumen auf der Straße, die beim ersten Sonnenstrahl zum Verkauf ausgestellt werden. Ein künstlicher Frühling in der schönsten Abwechslung, Rosen, Hyacinthen, Eriken, Camellien in Töpfen und als Strauß, zierlich mit Papier umgeben, aus welchem sie, wie aus einem steifen Goldkragen, die niedlichsten Köpfchen emporstrecken, glückselig und kokettirend in der warmen Frühlingsluft, und dann wieder niedergeschlagen, schaudernd und zitternd, sowie der Ostwind in den Straßen Herr und Meister wird.

Es ist merkwürdig, welche Unmasse von Veilchen hier täglich zum Verkauf gebracht werden, von den kleinsten Sträußchen an

bis zu solchen, die fast einen halben Schuh im Durchmesser halten. Sie wachsen in der Gegend von Sceaux in kleinen geschützten Thälern, wo sie zu Ende des Winters der kleinste Sonnenstrahl aus dem warmen Boden aufküßt. Aber sie sterben hier eines elenden Todes, die armen Veilchen, und verwelken zu Tausenden in den stauberfüllten, heißen, dampfenden Tanzsälen oder Nachts auf den Boulevards in der Hand armer Verkäuferinnen, die sie nicht mehr los werden konnten. Sie gehen durch so viele Hände, die unglücklichen Blümchen, bis sie ihr Dasein endigen. Frisch am Morgen umgeben sie mit ihrem süßen Duft im violetten Sammetkleide das glühende Gesicht einer stolzen Camellie, die sich herabläßt in ihrer Mitte zu glänzen, und sind selbst umgeben von feingezacktem Papier und buntem Seidenband. Zuerst verläßt die Camellie die altwerdenden Veilchen und flüchtet sich in das Haar einer üppigen Tänzerin. Dann nimmt man ihnen das schützende Papier und bietet sie aus um die Hälfte des Preises. Aber ihr Duft, ihre Frische ist dahin, sie fallen immer tiefer und werden endlich Abends auf den Boulevards, nachdem sie durch festeres Zusammenschnüren und Ueberspritzung mit Eiswasser wieder ein wenig restaurirt sind, um sehr weniges ausgeboten. Gestern Abend, als ich nach Hause ging, begegnete mir eine alte Frau, zitternd vor Kälte, und bot mir den größten Strauß für einen Sou an; ich gab ihr das verlangte Kupferstück, ließ ihr aber ihre Waare, welche wahrscheinlich heute in einer Straßenrinne verfaulen wird. Das ist ein Bild des Pariser Lebens.

Wir haben heute wieder zur Abwechslung ein heiteres Frühlingswetter, es ist um die Mittagszeit, und auf der linken Seite der Boulevards, der von der Sonne beschienenen, drängt sich Kopf an Kopf. Vor dem Café de Paris und in der Nähe desselben bietet man Stühle zum Vermiethen aus, und dort sitzen zärtliche Mütter mit Bonnen, Ammen und Kindern. Man kann nichts zierlicheres sehen als diese kleinen, frischen lieben, herausgeputzten

Geschöpfe mit den lustigen Gesichtern. Ich miethete mir einen Stuhl für zwei Sous, um mit Bequemlichkeit diesem Getreibe zuzusehen.

Auch Industrie und Bettelei aller Art neben Pracht und Luxus freut sich hier des heitern Sonnenlichtes: dort preist ein Kerl die unübertrefflichen Klingen seiner Federmesser und zerschneidet wahre Bretter mit Leichtigkeit. Ein anderer erklärt den Mechanismus einer neuerfundenen Schreibfeder, und wenn man seinen Worten glauben will, so braucht man sie nur auf das Papier zu setzen und sie schreibt allein die schönsten Artikel. Wenn ich das nur gewiß wüßte, ich ließe es mich gern 4 Francs kosten. Die besten Geschäfte, und mit Recht, machen die blinden Bettler; sie sitzen gewöhnlich an den Häusern auf der Erde, halten einen zerdrückten Filz zwischen ihren Beinen und bearbeiten eine Clarinette auf die kläglichste Weise. Am Passage de l'Opéra stehen ein paar Blousenmänner und schreien mit einer wahren Stentorstimme: die Börsencourse, wer sie gedruckt kaufen will für 2 Sous.

An solchen schönen Tagen, wie heute, ist das Treiben auf den Boulevards wahrhaft betäubend, man kommt nur in einer Schlangenlinie vorwärts, und der Menschenstrom wogt von der Chaussée d'Antin bis hinauf zu dem Boulevard du Temple in gleicher Stärke. Ein wahrhaft unausstehliches Gedränge ist auf dem Boulevard Montmartre.

Hier bemerkt man an einem Eckhaus ungeheure Anschlagzettel: Lotterie de lingots d'or, garantirt durch das Gouvernement; es ist dies die bekannte Geschichte einer Gesellschaft, welche sich vorgenommen, ein Capital von 7 Millionen Francs zusammen zu bringen, mit diesem Fonds 5 bis 6000 Arbeiter nach Californien hinüberzuschaffen, um ihnen dort vermittelst eines geregelten Bergwesens eine bessere Existenz zu schaffen. Diese Idee wäre an sich nicht so übel gewesen, fand aber nicht den gewünschten Anklang,

und es hielt begreiflicherweise äußerst schwer, diese 7 Millionen Francs durch freiwillige Zeichnung zu erlangen, obgleich man nur einen Franc zu zeichnen braucht und dafür die Hoffnung hat, in der damit vereinigten Lotterie neben vielen kleinen Gewinnen einen Hauptgewinn von 400,000 Francs zu machen. Anfänglich wurde auch etwas gezeichnet, doch nahmen sich die Journale der Sache nicht recht an, und ein Blatt meinte sogar, sobald die 7 Millionen Francs beisammen wären, könnte man nichts gescheidteres thun, als vermittelst dieses Geldes 5 bis 6000 Arbeitern, die in Californien im größten Elend schmachten, die Mittel zu verschaffen, in ihre Heimath zurückzukehren. Die Unternehmer thaten alles mögliche, um das Publikum zu veranlassen, fleißig zu zeichnen; man sah die Beamten in ihren Bureaux, wenn auch in größter Einsamkeit, eifrigst mit Schreiben beschäftigt, große Haufen von Frankenstücken lagen um sie herum oder rollten klingend durch ihre Hände; nichts wollte mehr ziehen.

Da kam man auf den klugen Einfall, den Lingot d'or auszustellen. Der Lingot d'or ist nämlich ein Goldbarre im Werthe von 400,000 Fr., der Hauptgewinn. Hier in dem Hause des Boulevard Montmartre sieht man jetzt einen beständigen Andrang von Menschen, und alle Classen der Gesellschaft drängen sich herbei, den großen Goldklumpen zu sehen, den man für einen Franken gewinnen kann. Republikanische Garde zu Fuß hielt die Ausgänge besetzt, man darf vorne zu dem Hause herein und hinten wieder hinaus flaniren, um seinen Appetit zu schärfen beim Anblick des Lingot d'or: da liegt er in stiller Majestät auf einer vergoldeten Waage, mit schwarzem Sammt und Goldstickerei reich verziert, viereckig, mattglänzend, und auf ihm ist Gewicht und Werth zu lesen. Mächtige Bleigewichte balanciren ihn — das wirkt und mancher greift seufzend in seine Tasche und holt vielleicht seinen letzten Franken hervor, um ihn zu opfern.

Es ist der 24. Februar, und bis hinauf bis zur Porte

den Bedrängten und übte Wohlthaten an rechter Stelle, wo er nur konnte. Im Aeußern war der Commerzienrath groß und ſchlank, hoch in den Fünfzigen, durch eine geſchmackvolle und ſorgfältig auserwählte Toilette, ſowie durch eine glänzend ſchwarze Perücke in den Augen der Welt als gut konſervirt darzuſtellen. Etwas Blendenderes und Friſcheres, wie die weiße Halsbinde war, die er trug, konnte man nicht leicht ſehen, aus derſelben hervor ſtreckten ſich unendlich ſteife und ſehr lange Vatermörder, welche ihm nicht erlaubten, den Kopf ſchnell auf die Seite zu drehen, er mußte dieſe Bewegung durch eine halbe Wendung des Oberkörpers hervorbringen, was ſeiner ganzen Erſcheinung etwas Steifes, aber zugleich etwas Feierliches verlieh. Sein Kleid war vom feinſten ſchwarzen Tuch und im Knopfloch bemerkte man ein farbiges Bändchen.

So kam er die Treppen herauf, im Vorgemach ſtand der Herr Block und nahm ihm ſeinen Paletot in Empfang und leiſtete dieſen Dienſt mit der Abſicht, hiedurch etwas von dem Geſpräch vernehmen zu können. Ich unterſtützte dies Vorhaben des jungen Herrn Block, indem ich an der Thüre ſtehen blieb und dieſelbe hinter mir offen ließ.

Der Commerzienrath drohte mir leicht, aber nicht unfreundlich mit dem Finger und mir war, als müſſe durch ſein Erſcheinen meine Sache eine plötzliche und ſehr

St. Denis merkt man an dem Leben und Treiben nicht, daß heut der Jahrestag der Revolution iſt. Aber ſchon auf dem Boulevard St. Martin ſieht man außergewöhnliche Gruppen ſpazieren gehen, und von dort hinauf nach dem Baſtillenplatz, wo das Leben gewöhnlich abnimmt, nimmt es heute bei jedem Schritte auffallend zu. Dort kommen Arm in Arm ganze Reihen Männer in blauen und weißen Blouſen, die Mütze keck auf das Ohr geſetzt, an derſelben einen Strauß von Immortellen; zahlreiche Bürger mit ihren Weibern und Kindern füllen die Trottoirs, ja ſogar den Fahrweg. Nationalgardiſten bemerkt man in den Haufen, obgleich nicht ſehr viele. Dazwiſchen Krüppel aller Art und aus den verſchiedenſten Ständen, wahrſcheinlich bei der Februar-Revolution zerſchoſſen. Hier hängt ein Blouſenmann an ſeinen Krücken, dort wandelt einer, dem der Arm fehlt, im eleganten Paletot. Schwarz gekleidete Männer und Weiber gehen hin und her. Es iſt kaum möglich, durch das Gedränge zu kommen; die Tauſende, die von der Julius-Säule zurückkommen, begegnen ebenſo viel Tauſenden, die dort hineilen. Vom Boulevard du Temple aus, wo man hinauf ſchaut bis zum Baſtillenplatz, ſieht man Kopf an Kopf, und je mehr man ſich der Julius-Säule nähert, um ſo größer wird das Gedränge. Von den Leuten, die dort hingehen, tragen viele Immortellenkränze und Bouquette von dieſen Blumen in der Hand, um ſie dort niederzulegen. Auf dem Platze ſelbſt wird ein großer Handel damit getrieben, und man kann ſie ſich in Hunderten von Körben, die hier ſtehen, in den verſchiedenſten Farben auswählen, ſchwarz, weiß, roth und gelb. Viele haben Inſchriften: à mon père, à mon fils, à mon frère. Alles drängt ſich zuſammen um das hohe eiſerne Gitter, das in einem ziemlichen Kreiſe die Säule umgibt; Gamins haben die Bäume und Laternenpfähle erklettert und ſchauen mit lautem Jubelgeſchrei zu, wie in jeder Minute Hunderte von Kränzen hinter das Gitter an den Fuß der Säule fliegen.

Dieſer Platz war ſchon Mittags, als ich hinkam, ein paar Fuß hoch damit bedeckt; auch lag eine große Anzahl auf dem Fußgeſtell der Säule, und ſo oft einer dort hinaufflog, ertönte der weite Platz wieder von Jubelgeſchrei der Menge. Unordnungen ſind übrigens gar keine vorgefallen, und der einzige Soldat, der hier unter den Tauſenden auf Poſten ſtand, klopfte hie und da die Buben von den Laternenpfählen herab, und verjagte ohne Widerrede die Menge, welche das Gitter allzu dicht umlagerte. Dieſe Demonſtration, wenn man es ſo nennen kann, wurde ebenſowohl zum Andenken für die Gefallenen wie aus Widerſpruchsgeiſt gegen die Behörde gemacht, welche im vergangenen Jahr die Immortellenkränze auf Wagen wegführen ließ. Tauſende von denen, die heute hierher geſtrömt, waren übrigens bloße Zuſchauer, die an dieſen republikaniſchen Aeußerungen wenig Gefallen zu haben ſchienen; ſo bemerkte ich unter dieſen ein ſchwarz gekleidetes Mädchen aus den niedern Ständen, die, als man ihr einen Kranz aufdringen wollte, heftig erwiederte: laissez moi tranquille, je ne suis pas républicaine! Dagegen ſah man aber auch Leute genug, die es mit dieſer Geſchichte ſehr ernſtlich meinten, und darunter manche zerriſſene Blouſe, manche confiscirte Phyſiognomie. Dieſe letzteren bildeten hie und da kleine Kreiſe und ſangen das bekannte Lied der Girondiſten, beſonders den Refrain deſſelben:

. . . mourir pour la patrie,
C'est le sort le plus doux,
Le plus digne d'envie.

III.

Theater in Paris.

1.

Paillasse.

Im Theater de la Gaité, auf dem Boulevard du Temple, gab man seit dem 9. November 1850 ein Stück unter dem Titel Paillasse, und beständig bei gedrängt vollem Hause. In den Ankündigungen hieß es jedesmal: Einhundert und so und so vielste Vorstellung, mit dem Zusatz: wann wird dieser ungeheure Erfolg aufhören! In den Journalen von bekannter Farbe las man: Beeilt euch, den Paillasse zu sehen, Hr. Friedrich Lemaitre bereitet sich vor zu einer Reise in die Provinzen und das Ausland, um auch dort diesem außerordentlichen Stück die verdiente Geltung zu verschaffen.

Doch mußte Hr. Lemaitre für das Ausland zu spät kommen, denn in Köln z. B., im Vaudeville-Theater des Hrn. Stollberck, setzte man damals dem Publicum schon seit einiger Zeit dieses starke gewürzte Gebräu französischen Unsinns, unter dem Namen: Bajazzo und seine Familie, vor. Hier mag in kurzem der Gang dieser erstaunlichen Geschichte folgen, und dabei das Elend der unteren Volksklassen mit ihrem Edelmuthe, ihrer Hochherzigkeit, gegenüber der Versunkenheit der höheren Stände, denen nur ihr Rang und Stand heilig ist, zu dessen unbefleckter Erhaltung sie die Herzen der Armen und Leidenden bereitwillig zertreten, mitgetheilt werden. Diese Grundsätze werden dem Zuschauer in jeder Scene in's Gesicht gespieen.

Paillasse, mit dem Beinamen Belphegor, zieht mit seiner

Truppe und Familie, bestehend aus seiner Frau, Magdalene, zwei Kindern, einem Knaben von 12, einem Mädchen von 6 Jahren, einem armseligen Knecht, seinem alten Schimmel, Namens Mouton, im Lande umher, und macht auf Märkten und Plätzen seine Kunststücke. Er arbeitet fürs tägliche Brod. Wenn die Einnahme gut ist, haben sie zu leben; ist sie schlecht, dankt er dem guten Gott für die, welche morgen kommen wird. Paillasse ist ein edler Charakter, ein Mann ohne Furcht und Tadel. Das trifft gleich im ersten Act, im Gegensatz zu einer Gesellschaft emigrirter Adeliger, die nach dem Sturze Napoleons nach Frankreich zurückkehren, scharf zu Tage. Die Adeligen nämlich sind voll aller möglichen Albernheiten, voll Eigendünkel, und wollen durchaus nicht einsehen, daß sich in Frankreich seit ihrer Auswanderung manches geändert habe. Sie fragen nach ihren Schlössern, ihren Gütern. Die umherstehenden Bauern antworten ihnen hohnlachend: erstere gehören dem Präfecten, letztere sind unter die Gemeinde vertheilt. — Alles das gefiel den Zuschauern natürlich außerordentlich.

Unter diesen Edelleuten befindet sich auch ein Herr v. Rollac, der eigentlich nicht Hr. v. Rollac ist. Hr. v. Rollac ist in Amerika gestorben, ein französischer Mörder und Flüchtling, Lavarennes, hat sich jenseits des Meeres die Briefschaften des Verstorbenen zu verschaffen gewußt, worunter er ein merkwürdiges Geheimniß gefunden, das ihm eine Goldgrube zu werden verspricht. Er wagt es nach Frankreich zurückzukehren. Der verstorbene wirkliche Rollac hatte in Deutschland gefochten, in seinen Armen starb in einer großen Schlacht der Sohn des Herzogs v. Montbazon. Letzterer war verheirathet gewesen, verlor aber während der Revolution Frau und Kind auf unbegreifliche Weise, und hinterließ nur bei seinem Tod einen Zettel in seiner Brieftasche, auf welchem zu lesen stand: seine Tochter, die Erbin des Herzogs v. Montbazon, befinde sich bei einem Pierre Valin, Taglöhner zu

Chaumont. Dem Herrn v. Rollac war die Sorge für dieſe Tochter übertragen. Der falſche Rollac findet dieſes Papier, forſcht in Chaumont nach und erfährt zu ſeinem Schrecken, daß die illuſtre Erbin des alten Herzogs v. Montbazon vor zwölf Jahren einen armen Paillaſſe geheirathet hat. Es iſt Magdalene, die Frau des Belphegor. Rollac erklärt dieß dem Paillaſſe, Paillaſſe iſt hocherfreut, daß ſeine Kinder Millionäre werden, daß ſeine Frau, die er ſehr liebt, einem ſo hohen Stande angehört und ſagt: eilen wir alſo zum alten Herzog v. Montbazon; ich, der Mann ſeiner Enkelin, will ihm die Verlorengeglaubte wieder zuführen. — So iſt es nicht gemeint, entgegnet der andere, die Frau und die Kinder werden willkommen ſein, aber der Paillaſſe gehört nicht in die herzogliche Familie. — „Madame," fährt er lächelnd fort: „qui ne peut pas rester madame Paillasso, sera présentée dans le monde comme la veuve de quelque noble gentilhomme mort à l'étranger."

Auf dem Wunſch der Familie nun, die Verlorengegangene wieder zu erhalten, und dem Kampf, der darüber öffentlich und heimlich geführt wird, beruht das ganze Stück. Paillaſſe ſoll ſich von ihr trennen, und eine Abfindungsſumme erhalten, ſo groß er verlangt. Das weist er natürlicherweiſe zurück, unter ungeheurem Applaus der Zuſchauer: „Taisez-vous, Monsieur," ſagt er, „ce n'est pas en plein jour et à la face de dieu que l'on propose à un père de vendre sa femme et ses enfants!" Und Friedrich Lemaitre ſagte das außerordentlich ſchön und ergreifend! — Er beſchließt das Dorf zu verlaſſen, ohne eine Vorſtellung zu geben, und weit hinweg zu fliehen, da er fürchtet, man werde ihm ſeine Frau und ſeine Kinder gewaltſam entreißen.

Der zweite Act ſpielt zu Paris in einer ärmlichen Dachſtube. Man ſieht das Eſſen des Paillaſſe, er kocht die Morgenſuppe, damit ſeine Frau, welche bei ihrer kranken Tochter gewacht hatte, einige Stunden ruhen kann. Sie weiß jetzt, wer ſie iſt, und

wenn sie dann die Armuth und das Elend, in dem sie lebt, überschaut, so denkt sie oft: wie glücklich der Reichthum mache, und wie glücklich die Kinder der Reichen seien, die nicht zu hungern und nicht zu frieren brauchen. Eine Nachbarin, die sie zuweilen besucht, nährt diesen Gedanken in ihr, indem sie ihr sagt: sie begreife nicht, warum sie sich vor ihrer Familie versteckt halte und deren Hülfe nicht nachsuche! Auch Hr. v. Rollac erscheint wieder und beschwört sie im Namen ihres Großvaters zu diesem zurückzukehren und ihm seine letzten Tage zu erheitern. Sie ist unschlüssig, sie kämpft mit sich. Aber sie will ihren Mann, ihre Kinder nicht verlassen, was man außerordentlich begreiflich findet.

Hier fangen die Schwächen des Stücks an recht bemerklich zu werden. Die Familie Montbazon, welche Madame Paillasse, die plötzlich aufgetauchte Erbin, durchaus nicht liebt und hiezu auch keine Ursache hat, will sie von Mann und Kindern trennen, damit diese Verbindung keinen Flecken auf den Glanz des Familiennamens bringe. Rollac allein weiß um die Existenz jenes Papiers, das man nur mit schwerem Geld abzukaufen brauchte, um es zu vernichten. Paillasse würde nicht beunruhigt, die Frau bliebe in glücklicher Ungewißheit, aber das Stück wäre zu Ende, und das Publicum erführe leider nicht, wie wenig sich die vornehmen Leute daraus machen, das Herz der Armen zu brechen, ihre Leiden zu verspotten und zu verhöhnen! Diese Aufgabe, die sich der Dichter gestellt, wäre nicht zu lösen.

Es muß ein herzzerreißendes Motiv gefunden werden, um die Frau von ihrem Mann zu trennen und zugleich zu zeigen, welch' entsetzlicher Fluch die Armuth ist. Das kleine Mädchen des Paillasse, seit seiner Geburt sehr schwächlich, wird immer kränker; die arme Frau will einen geschickten Arzt, der täglich zu den vornehmen Leuten im ersten Stock kommt, zu Rath ziehen; aber, sagt die Nachbarin, eine solche Consultation kostet 10 Francs. Magdalene hat nur sieben, aber so eben kommt Paillasse vom Schauplatz

nach Haus und hat drei Francs eingenommen, gewonnen; „indem er sein Leben und die zarten Glieder ihres Knaben auf das Spiel setzte.“ Statt ihm nun einfach zu sagen: „ich brauche 10 Francs für unser Kind!“ bittet sie um die drei Francs, um sich eine neue Haube zu kaufen. Sie will Paillasse nicht beunruhigen, und es soll rührend wirken, wie sie sich über ihre kleine Eitelkeit auslachen läßt, indem sie doch mit gebrochenem Herzen an ihr Kind denkt. Der Doctor kommt, und zum Erstaunen von Magdalene, der Nachbarin und fast sämmtlicher Zuschauer de la Gaité, ist er nicht Ungeheuer genug, die letzten 10 Francs der armen Frau zu nehmen.

C'est pourtant un brave homme, sagte bei der Aufführung ein Blousenmann neben mir.

Aber das Kind ist sehr krank, der Ausspruch des Arztes lautet nichts weniger als tröstend, das Kind hat ein unheilbares Uebel und wird langsam dahinsiechen, wenn ihm nicht die Kunst geschickter Aerzte, die sorgfältigste Pflege, ausgesuchte Nahrung, südliche warme Luft zu Theil wird. Magdalene ist in Verzweiflung; sie hat ja kaum genug, um das Leben ihrer Kinder zu fristen. „O, was ist die Armuth für ein Fluch, welches Glück der Reichthum! Die vornehmen Leute können ihre Kinder erhalten, die unserigen sterben, weil wir arm sind!“ Da sagt die Nachbarin: „Ach, Ihr könnt ja Euer Kind retten, kehrt zu Eurem Großvater zurück mit dem kranken Mädchen, und auch der Doctor meint, da könnte es wieder gesund werden!“ Lange kämpft die Mutter mit sich selber. Soll sie ihr Kind sterben sehen, soll sie Paillasse verlassen? Endlich kommt noch ein Abgesandter des alten Herzogs. Halb mit Gewalt nehmen sie das Kind fort und sie folgt. —

Paillasse, einer der edelsten Männer, die es gibt, denkt bei sich: eine neue Haube thut's nicht allein. Er besitzt noch 10 Francs, wofür er einen Shawl kauft, sowie Spielzeug für das kleine

Mädchen, und nun mit seinem Buben zurückkehrend, breitet er, da er seine Frau nicht im Zimmer findet, alles das zu einer Bescheerung auf dem Tisch aus, um sie freundlich zu überraschen. Sie kommt lange nicht aus dem Nebenzimmer. Endlich geht der Sohn hinein, um die Mutter zu suchen, er kehrt entsetzt zurück, das Zimmer ist leer, Mutter und Schwester fehlen. Paillasse stürzt ebenfalls hinein, er findet ein Stück Papier, auf welchem steht: „Wilhelm (so heißt Paillasse) lebe wohl! Verzeihe mir!" Er ist dem Wahnsinn nahe, es wird Nacht, man läutet das Abendgebet ein, und Paillasse knieet mit seinem Sohne nieder, um für die Mutter zu beten.

Im dritten Act werfen wir nun einen Blick in das Treiben der verderbten großen Welt. — Ein junger alberner Vicomte, der mit einer Tänzerin lebt, gibt große Feste u. s. w., heute gerade einen Maskenball. Nachdem sämmtliche Gäste hiezu erschienen sind, kommt plötzlich Paillasse in seinem rothcarrirten Anzug mit seinem Sohn, dieser in einem phantastischen Costüm. Paillasse hat seine Frau durch Städte und Dörfer gesucht, sein Bart ist gewachsen, sein Haar verwildert, sein Kind bleich vor Hunger und Elend. Die lustige Maskengesellschaft hält ihn ebenfalls für einen Eingeladenen, der sich vortrefflich und wahr costümirt, er soll Späße machen und thut das mit gebrochenem Herzen. Er stellt seinen Sohn Henry auf einen Stuhl, und dieser, der vor Hunger fast ohnmächtig wird, muß als Monsieur Jaquinet mit ihm ein Zwiegespräch halten; er fragt ihn: „Voulez-vous me dire ce que vous avez mangé ce matin, pour être si gai que ça?" worauf Henry im Ton des Jaquinet antwortet: „Oh, ce matin j'avais une faim! une faim! Figurez-vous bourgeois, que j'ai mangé... j'ai mangé — —" Er schwankt und fällt seinem Vater ohnmächtig in die Arme. Die Damen eilen herzu, eine sagt: „Das sind ja wirkliche Thränen, mais qu'a donc cet enfant?" worauf Paillasse mit schrecklicher Stimme antwortet: „il a faim, Madame!"

Allgemeine Aufregung. Die Tänzerin nimmt sich des Knaben an, und läßt ihn in's Schloß bringen. Es ist dieß der erste Zug von Menschlichkeit, der in diesem Stück von einem Mitglied der höheren Gesellschaft ausgeht. Aber der Dichter hat wahrscheinlich gedacht: eine Tänzerin ist dort ebenfalls nur eingeschmuggelt, und ihr kann schon so etwas menschliches begegnen.

Unterdessen ist plötzlich Herr v. Rollac gemeldet worden. Paillasse hört diesen Namen, er ist es, den er aufgesucht, der seine Frau veranlaßt, von ihm zu gehen, den er auf der Welt am grimmigsten haßt. Er bittet die Dame des Hauses um einen Domino und den Chevalier um eine Unterredung. Die Masken entfernen sich. Paillasse gibt sich zu erkennen, wirft den Chevalier zu Boden und verlangt zu wissen, wo sich Magdalene befinde. Der Chevalier, in der Todesangst, überreicht ihm seine Brieftasche, in welcher sich sämmtliche Papiere des wirklichen Rollac befinden. Paillasse entflieht triumphirend.

Im vierten Act sind wir beim alten Herzog von Montbazon; wir finden ihn von lächerlichen und adelstolzen Leuten aus der Gesellschaft umgeben, denen er durch seine mächtige Protection Titel und Stellen verschafft. Es wird Herr v. Rollac gemeldet. Er tritt herein. Es ist Paillasse vornehm gekleidet. Diese Scene spielte Lemaitre ganz besonders gut. Man sieht, er sucht sich die Manieren der vornehmen Welt anzueignen, da aber der Hanswurst überall durchschimmert, so nimmt er sich außerordentlich komisch aus. Er wird indeß als wirklicher Rollac fetirt, als der, in dessen Armen der Sohn des Herzogs gestorben ist, und der Magdalena aufgefunden. Hier erzählt er nun eine sehr ergötzliche Geschichte von jener Schlacht in Deutschland: „le combat s'engage ... nous marchons sur l'ennemi, l'ennemi marche sur nous, nous plions, il plie; la cavalerie donne sur l'infanterie, l'infanterie donne sur l'artillerie; les soixante mille bouches

résonnent, la fumée nous enveloppe, on ne voit plus rien du tout... et voilà comment nous avons remporté la victoire ...."

Paillasse wünscht der unglücklichen Frau jenes Ungeheuers, welches sie, die Tochter eines Herzogs, geheirathet, vorgestellt zu werden, Magdalene erscheint, erkennt ihren Mann, muß aber stillschweigen, um so mehr, da er ihr eine förmliche Verbeugung macht. Von dem Herzog aufgefordert zu sagen, ob er nie etwas von Paillasse gehört, erzählt er seine eigene Geschichte vor seiner Frau, wie ihn der Haß jener mächtigen Familie von Ort zu Ort gejagt, gleich einem wilden Thier, wie man ihm nirgend mehr erlaubt, mit seinem armseligen Gewerbe das Brod für sich und sein Kind zu verdienen, und wie Paillasse wahrscheinlich umgekommen sei vor Hunger und Elend. Die Gesellschaft hört natürlicherweise diese Erzählung des falschen Rollac mit großem Vergnügen, und der Herzog meint, wenn er auch nicht gestorben sei, so habe man alle Schritte gethan, um jene Heirath zu zerreißen, und Magdalene könne sich deßhalb als Wittwe betrachten, worauf Belphegor zu seiner Frau sagt: „ainsi vous voilà veuve Madame. Pauvre Paillasse, repose en paix, et que dieu ait pitié de ton âme!" — „Avec l'âme de Paillasse," sagt die Gesellschaft lachend. Die Zuschauer sind indignirt. — Endlich kann sich Paillasse nicht länger halten, er wirft die Perrücke ab, er sagt: „ich bin Belphegor, le mari de ma femme! Ich bin Paillasse." Nach einem allgemeinen, sehr begreiflichen Erstaunen wird unerwartet die Thüre geöffnet, Gerichtsdiener erscheinen, sie suchen den Herrn v. Rollac, und nehmen Paillasse gefangen, von dem sie glauben, es sei Rollac, oder eigentlich Lavarennes, der Mörder, Fälscher und Flüchtling.

Im fünften Act befinden wir uns auf einer Plattform der Citadelle von Blaye; Paillasse als Lavarennes ist dort in Haft, sein Urtheil ist gefällt, er soll in einer Viertelstunde erschossen werden. Umsonst hat er die Richter versichert, er sei Belphegor,

günſtige Wendung nehmen. „Guten Abend, Madame Stieglitz, ſieh da! Doktor," ſagte der Banquier beim Hereintreten und ließ ſich gravitätiſch auf einen Seſſel nieder, den der letztere hinſchob. „Sie werden erſtaunen, mich ſo ſpät zu ſehen, doch hat mir der Doktor da, natürlich im Vertrauen, eine Geſchichte erzählt, die ich mir, da ich jenen Leichtſinn wohl kenne, zu Herzen nahm." Er verſuchte bei dieſen Worten mich anzuſehen, was ihm aber ſeine Kravatte nicht erlaubte, da ich ganz in ſeinem Rücken ſtand. „Mein Caſſierer," fuhr er fort, „im Geſchäft ein ſehr brauchbarer Menſch, aber außerhalb ebenfalls etwas luſtiger Natur, kam heute Abend, nachdem Sie eben fort waren, Doktor, in einem fürchterlichen Katzenjammer — Madame Sie verzeihen mir dies Wort — auf die Caſſe geſchlichen, um noch einige nothwendige Zahlungen zu beſorgen, ich habe ihm natürlich einigermaßen den Text geleſen, doch als der die große Caſſe öffnet, — ſie war ſeit Samſtag verſchloſſen, denn ich laſſe nur in der äußerſten Noth einen meiner andern Leute für den Kaſſierer eintreten — ſiehe da! unter dem Deckel derſelben lag das Paquet mit den fünfhundert Thalern Kaſſen-Anweiſungen, um welches es ſich handelt."

„Gelobt ſei Gott!" rief ich laut auf, eilte auf den Banquier zu und empfing mit zitternden Händen das verloren geglaubte Geld.

„Die jungen leichtſinnigen Menſchen," fuhr der

der bekannte Paillasse. Nichts kann ihn retten als das Zeugniß seiner Frau, die aber unglücklicherweise weit entfernt ist. Aber wir sind ja in der Comödie! Magdalena erscheint, aber nicht um ihren armen Mann mit einem Wort in Freiheit zu setzen, sondern der Dichter benützt ihre Anwesenheit, um den männlichen Zuschauern neue Verwünschungen, den weiblichen neue Thränen zu erpressen. Zufälligerweise trifft Magdalene in der Citadelle mit ihrem Großvater, dem alten Herzog zusammen, der sie beschwört, ihren Mann nicht anzuerkennen, damit durch diese Anerkennung kein Flecken auf seinen Namen falle. Paillasse soll nicht erschossen werden, sagt er; er hat eine Begnadigung für ihn als Lavarennes ausgewirkt. Die Zuschauer erwarten, sie werde diesen Vorschlag mit Verachtung abweisen, sie werde ihren Mann anerkennen, den sie nur aus dem einzigen Motiv geflohen, um ihr sterbendes Kind zu retten. Aber nein, der Quälereien sind noch lange nicht genug. Belphegor erblickt entzückt seine Frau, und sagt zu den Richtern: „Ah, nun werdet ihr sehen, wer ich bin! Gott sei gelobt!“ Der Richter fragt Magdalene: „Kennen Sie diesen Mann?“ Der Herzog beschwört sie seinerseits, und sie antwortet: „Nein, ich kenne ihn nicht!“ In diesem Augenblick sind sämmtliche Zuschauer mit vollem Recht empört, Ausrufungen des Erstaunens, des Erschreckens und des Mitleids erschallen durch das Haus: „pauvre homme — ah! c'est infame!“

Nun kommt noch Henry, der Sohn, auf die Scene, er eilt auf die Mutter zu, er will sie umarmen, der herzogliche Großvater beschwört sie noch dringender, sie sagt: „Ihr täuscht Euch, ich — ich bin nicht Eure Mutter!“ Belphegor reißt sich von der Wache los, springt auf die Mauer, um sich in's Meer zu stürzen, wird aber mit Gewalt zurückgehalten; Magdalene eilt auf ihn zu und schreit: „Qui, je suis sa femme!“ Hierauf wünscht der Herzog mit Paillasse und seiner Familie allein zu bleiben, und das Stück endigt außerordentlich matt. Belphegor, um ihn nicht allein

sterben zu lassen, beschließt, ihm die beiden Kinder zu geben, damit sie in Glück und Reichthum erzogen werden. Er mit seiner Frau geht in die weite Welt.

Ich habe dieses Stück ausführlicher beschrieben, weil es in seiner Art großes Aufsehen machte, weil Leute aller Stände es ansahen, und weil trotz des vortrefflichen Spiels von Lemaitre das allgemeine Urtheil vollkommen den Stab brach über dieses wahnsinnige Machwerk. Man kann aber daraus sehen, welche Kost dem französischen Volk vorgesetzt wird, und wie man sich bemüht, ihm den Fluch der Armuth mit den gräßlichsten Farben zu malen, ohne ihm dafür eine Genugthuung sowie die Hoffnung auf eine Besserung zu lassen.

2.

L'enfant prodigue.

Man muß diese Oper noch oder nur während des Carnevals sehen. Man muß von dem wilden Getreibe der ganzen Stadt noch aufgeregt sein; man muß vielleicht gestern in diesen selben Räumen einem großen Maskenballe beigewohnt haben, um heute darauf in würdiger Reihenfolge den verlorenen Sohn in seinem Glanz und seinem Elend, seinem Uebermuth und seiner Reue an sich vorüberwandeln zu sehen. Man kann aber auch vorher durch die Säle der dießjährigen Kunstausstellung wandeln, oder kann sich noch besser zum Besuch der Vorstellung der großen Oper durch eine Betrachtung an Couture's großem und vortrefflichem Bilde la décadence de Rôme vorbereiten. Man braucht sich dabei nur den Namen einer andern Stadt zu denken.

Der Stoff zu l'enfant prodigue, bearbeitet von Eugen Scribe, ist dem neuen Testament entnommen, und das gedruckte Libretto der Oper bringt auf der ersten Seite die Parabel genau, wie sie in der heiligen Schrift, Evangelist Lucas im 15. Capitel im

11. Vers, heißt: „Ein Mensch hatte zween Söhne, und der jüngste unter ihnen sprach zum Vater: gib mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehört. Und er theilte ihnen das Gut. Und nicht lange darnach sammelte der jüngste Sohn alles zusammen, und zog fern über Land, und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen.“ Und wie es dann weiter lautet, daß der Verschwender gedarbt, daß er in sich geschlagen und nach Hause gegangen, und daß der Vater ihn mit jenen freudenvollen Worten aufgenommen: „dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig worden, er war verloren und ist funden worden!“

Der Prophet, der mit seiner großartigen Musik und seinem unerhörten Glanz in Decorationen und Costümen eine gute Weile das Pariser Publikum amüsirt hatte, begann nun auch hier, obgleich in fremdem Lande, nichts mehr zu gelten, wenigstens für den Augenblick. Sänger und Sängerinnen waren müde, das Publikum ebenfalls und der Director der großen Oper in Verlegenheit. Hätte nicht zufälligerweise die Cerito in diesem Augenblick die Pariser einige Abende in der Woche unterhalten, wer weiß was daraus entstanden wäre! Aber so ging es noch einigermaßen, und Paquerette, in welchem die leichtfüßige Sylphide tanzte, war ein allerliebstes Ballet, und behagte den Zuschauern. Um in demselben noch etwas von dem unvergeßlichen Propheten durchschimmern zu lassen, trat, wie Charivari als eine große Merkwürdigkeit hervorhob, die berühmte Sonne aus der Meyerbeer'schen Oper in dem Ballet auf's Neue in der Rolle des Mondes auf. Aber auch Paquerette genügte nicht für lange Zeit, die Direction wußte sich nicht zu helfen, und das „Journal pour rire“ erzählte, wie aus diesem Chaos von Verlegenheiten endlich der verlorene Sohn auftauchte, ungefähr folgendermaßen:

„Ein Mensch hatte zween Söhne, die versammelte er um sich, dieweil er sich in großem Leid und Betrübniß befand, und sprach zu ihnen: schaffet daß wir etwas besitzen, um das Publikum zu

befriedigen. Der Prophet zieht nicht mehr, die Paquerette iſt ausgetanzt — womit ſollen wir uns helfen?" Und der jüngſte der Söhne entgegnete: Laß uns einen Operntext machen, ein Buch wie noch keines dageweſen, und es ſoll in Aegypten ſpielen, dem fabelhaften Lande der Krokodile, der Pyramiden und Prieſter in all ihrer Pracht und Herrlichkeit. Und darauf ſprach der älteſte Sohn: und ich werde dazu eine Muſik machen wie man lange nichts Aehnliches gehört. Und darüber war der Hr. Roqueplan, der Director der großen Oper, außerordentlich vergnügt, die Söhne aber thaten wie ſie verheißen; und Hr. Eugen Scribe verfertigte einen Text, wie noch keiner dageweſen, und Hr. D. E. Auber ſchrieb die Muſik dazu, wie man lange nichts Aehnliches gehört."

Und ſo entſtand der verlorene Sohn — ein ägyptiſches Vaudeville, wurde zuerſt in der Woche zwei- bis dreimal gegeben, und die Vorſtellungen waren ſo außerordentlich beſucht, daß man ſehr wohl daran that, ſich ſchon vorher nach einem Platz umzuſehen.

Ich kann nicht umhin, hier einer Einrichtung mancher franzöſiſcher Theater zu erwähnen, welche den Fremden, der unbekannt damit iſt, ſehr unangenehm trifft. Wenn man ſich nämlich für theure ſieben Francs einen Stalle d'Orcheſtre gekauft hat und ſein wohlnumerirtes Billet präſentirt, ſo zuckt der Logenſchließer die Achſel und ſagt: auf die Nummer wird nicht viel gehalten, die Ihre iſt ſchon beſetzt, ebenſo alle andern Sitze in den Reihen. — Aber in den Gängen rechts und links von den Sperrſitzen ſind noch kleine jämmerliche Stühlchen oder bewegliche Bänke ohne Rücklehnen frei, und da bekommt man einen Platz angewieſen. Was will man machen? Man hat ſich auf einen angenehmen Fauteuil gefreut und muß nun vier Marterſtunden auf den eben erwähnten ſehr ſchmalen und ſchlecht gepolſterten Sitz-

gelegenheiten ausharren, die wahrlich zu manchem Menſchen in gar keinem Verhältniß ſtehen.

Aber es wird den Leſern vielleicht willkommen ſein, wenn wir in Folgendem eine Skizze der Oper geben.

Der Vorhang rollt auf, und im erſten Act befinden wir uns in der Wohnung des Vater Ruben, eines iſraelitiſchen Patriarchen. Die Decorationen und Coſtüme ſind, wie hier in der großen Oper immer, großartig und charakteriſtiſch. Wir ſehen ein verkörpertes Stück aus der heiligen Geſchichte, einen jener Plätze, wo die Erzväter gewandelt und gelebt. Die Bühne ſtellt den Hofraum des Hauſes dar, ein Thor von ſchweren viereckigen Quadern führt aus dem Hintergrunde in's Freie und links in die Behauſung Rubens. Es iſt ein ſchattiges Plätzchen, dieſer Hof, hochſtämmige Palmen, die den Brunnen umſtehen, Sykomoren, Myrten verdecken mit ihrem freundlichen Grün die grauen Steinmauern; wunderliche Stachelgewächſe mit ſeltſamen farbigen Blüthen bedecken den Boden, und um die Hitze des Tages abzuhalten, ſind von einigen der höchſten Palmen nach dem Hauſe zu quer über die Bühne weiß- und gelbgeſtreifte Tücher geſpannt, die, indem ſie das Sonnenlicht abzuhalten ſcheinen, mit ihren hellen, glänzenden Farben das Dunkle, Schattige des Hofes angenehm und lebhaft unterbrechen. Durch das weite Thor im Hintergrunde ſieht man in die Landſchaft hinaus, ſieht grüne Fruchtfelder, Palmengruppen, die nach dem Horizont immer dünner und lichter werden, und ſich endlich durch von der Sonne verbranntes Geſträuch an die gelbe ſchillernde Fläche der Sandwüſte anſchließen.

Es iſt tiefe Poeſie in dieſen Decorationen, in dieſem ſchroffen Wechſel von Schatten und Licht. Hier liegt der Hof in der Kühle des Abends in erquickendem Schatten, die Quellen murmeln, die Zweige rauſchen; dort draußen wirft der letzte Strahl der ſcheidenden Sonne ein gewaltiges Lichtmeer auf die heiße verbrannte

Gegend. Vater Ruben hält mit seinen Knechten, mit den Männern und Weibern seines Stammes das Abendgebet. Von seiner Familie ist niemand anwesend als Jephta, die Braut seines Sohnes Azael. Dieser selbst ist noch nicht aus den Feldern zurückgekehrt. Seine Braut ist um ihn besorgt. „Er wird schon kommen," sagt der Vater, „bereitet immerhin das Nachtmahl." Draußen ertönen die Glocken der heimkehrenden Heerden, andere Knechte kommen mit ihnen zurück, der Hof bildet ein lautes malerisches Durcheinander voll fremder Gestalten, wie wir sie fast nur noch aus alten Bildern kennen. Die Costüme sind klugerweise mit wenig Veränderungen so gehalten, wie man sie noch heutzutage in Syrien und Klein-Asien sieht.

Es wird ein großer Tisch zurecht gerückt, und nachdem das Mahl beendigt, erscheint Azael, der Sohn, mit ihm zwei Fremde, für welche er um die Gastfreundschaft seines Vaters Ruben bittet. Die beiden Fremden gehören einer ägyptischen Carawane an, die vorbeizog: es ist Amenophis mit seiner angeblichen Schwester Nesta; beide sind prächtig bekleidet, und ihr Costüm ist genau dem alter Zeichnungen, die wir heute noch an kleinen Thonfiguren und auf den Obelisken sehen, nachgebildet; es zeigt uns einen seltsamen Schnitt von sonderbarer Färbung — getreue Bilder aus dem Fabelland Aegyptens. Nesta erzählt von ihrem Heimathland, von den Wundern des Nils, von der Pracht der Stadt Memphis, von dem ewig klaren Himmel, von der würzigen Luft, und durch diese Erzählung entflammt sich die Phantasie des Sohns Azael; er bittet seinen Vater um die Erlaubniß, eine Carawane, die nächstens nach Memphis gehen soll, selbst dahin führen zu dürfen, um diese herrliche Stadt zu sehen. Lange kämpft der Vater gegen die Bitten des Sohnes, doch auch Jephta, die Braut, vereinigt ihre Bitten mit den seinigen, und Azael, aufgeregt durch die feurigen Blicke der Aegypterin, fleht immer dringender, und der Vater gibt endlich nach.

Während dem ist die Nacht gekommen und vorübergegangen, die Morgensonne vergoldet den Horizont und senkt ihr Licht in den dunklen Hof. Man hört das Geräusch der abziehenden Carawane, Ruben segnet seinen Sohn zum Abschied, Jephta, die Braut schwimmt in Thränen und — der Vorhang fällt.

Der zweite Act führt uns nach Memphis. Wir befinden uns auf einem großen Platz dieser prächtigen Stadt. Wir sehen Gebäude in den sonderbaren schweren massenhaften, uns so wohlbekannten Gestalten. — Tempel mit ihren dicken Säulen und den Capitälen von Palmlaub. Hohe breite Treppen führen zu ihnen hinauf, auf jeder Stufe ruhende Sphinxe und die so oft gesehenen sitzenden ernsthaften Steinbilder in rothem Porphyr; hinten fließt der Nil mit seinem gelben Wasser, auf ihm schwimmen leichte vergoldete Barken und Schiffe mit dem großen lateinischen Segel. Alles glänzt in Gold und bunten Farben. Das Volk in der phantastischen ägyptischen Tracht mit dunklen Gesichtern und schwarzen Bärten wogt hin und her, tanzt und singt, sonderbare Musik ertönt; den Tempel der Isis, der sich rechts erhebt, umschweben leichte Tänzerinnen; links sieht man einen prächtigen Pavillon, buntfarbige persische Teppiche halten die Strahlen der Sonne ab, auf schwellenden Kissen ruht der Sohn Azael mit seiner Gesellschaft; üppige Negerinnen fächeln ihm Kühlung zu, Nesta schmiegt sich an seine Seite, kredenzt ihm jetzt eine Schale mit Wein oder drückt ihm den Würfelbecher in die Hand. Alle Gewänder sind von dem feinsten durchsichtigsten Flor mit Goldfäden durchwoben, durch unzählige Falten fest an den Körper gedrückt, und so die schönsten Formen zeigend. Bis zu den platten Dächern hinauf glänzen die Häuser in bunter Pracht, und über alles das spannt sich der glänzende dunkelblaue Himmel Aegyptens gerade so wie es Nesta an jenem Abend im heimathlichen Dorfe verheißen. Azael trinkt und spielt und läßt sich vormusiciren. In feierlicher Procession wird der Gott Apis über das Theater

getragen, in einem endlosen prachtvollen Zuge — und man weiß, was ein Zug in der großen Oper zu bedeuten hat. Auf den Treppen des Isistempels erscheint der Oberpriester Bocchorius; das Volk drängt sich verehrend um ihn, doch ist er in Gedanken vertieft, aber nicht gerade über die Mysterien des Dienstes seiner Göttin; er kündigt sich vielmehr sogleich als mauvais sujet an, indem er von einem guten Diner schwärmt. Das Volk zeigt beunruhigt auf die Fluthen des Nils, welche trotz der Procession noch nicht anfangen zu steigen. „Beruhigt euch," sagt der Oberpriester, „und bereitet euch vor, dem Strom heute bei Sonnenuntergang irgend ein köstliches Opfer darzubringen, und ihr werdet sehen, wie dankbar er dafür ist!" Das Volk verläuft sich; der muntere Priester sieht ihm lachend nach und nähert sich der reizenden Nesta.

O charmante Nesté, si pieuse jadis,
Nous ne vous voyons plus aux mystères d'Isis!
Vous y rendre en secret vous est pourtant facile!

(à demi-voix)

Grâce à cet escalier, habilement masqué,
Ce passage inconnu que je vous indiquai.

In diesem Augenblick stürzt das Ballet der großen Oper in den leichtesten, reizendsten Costümen, eine Anzahl schöner junger Mädchen, aus dem Hintergrunde hervor; es sind Almé'n, Bayaderen, geführt von ihrer Oberin Lia. Alles auf dem Platz in Memphis verläßt seine Beschäftigung; Spiele und Schenktische stehen einsam, man schließt einen Kreis um die Tänzerinnen, und ein phantastischer wilder Tanz beginnt, begleitet von einer lebhaften, lustigen Musik. Der Oberpriester bringt währenddem in Nesta, die geheimen Feste des Isistempels wieder zu besuchen, doch sie antwortet ihm, indem sie auf die Tänzerinnen zeigt: auch diese sind ja zu euren Gelagen eingeladen, deßhalb kann ich nicht ferner erscheinen; eine der Tänzerinnen hat es mir anvertraut, daß sie

heute Nacht bei eurem Fest erscheinen werden. Darauf entgegnete Bocchoris:

Grand Osiris! . . C'est effrayant ombion
Les danseuses sont indiscrètes!

was bei dem Publicum einen großen Applaus hervorrief.

Darauf wendet sich der ehrwürdige Priester zu Lia, der ersten Tänzerin und sagt ihr: Wir erwarten Ich heute um Mitternacht, dich und deine ganze Schaar. — Sie nacht ihm ein Zeichen, daß sie nicht fehlen werde.

Unterdessen beginnt der Tanz aufs neu, immer wilder, immer lebhafter. Die Freunde Azaels, wormter Amenophis und Nesta, ziehen ihn zurück zu den Spieltischen Die Würfel rollen, die Becher kreisen, Kaufleute erscheinen mit prächtigen Stoffen und funkelnden Geschmeiden; der verlorne Sohn kauft für alle seine Freunde, und wirft das Geld seines Vters haufenweise von sich. Doch hat er kein Auge für das Spiel, kein Ohr für die Schmeichelreden Nesta's, seine glühenden Blicke hängen an der Tänzerin, die ihn absichtlich umgaukelt; er nimmt die reichste Kette von den Schmucksachen und bietet sie ihr dar. Sie verweigert es, dieß Geschenk anzunehmen, und sagt ihn durch Zeichen: es ist mir genug, daß du mich schön und liebenswürdig findest.

Als er aber darauf besteht, und ihr das Geschenk aufdringen will, deutet sie auf seine Schärpe, welche ihm Jephta, seine Braut, beim Abschied gegeben, und sagt: nur dieß will ich von dir! — Nesta eilt heraus und ruft eifersüchtig: das ist ein Liebespfand aus der Heimath, und wenn es jemand von ihm erhält, so ist es mir bestimmt! Die Tänzerin aber, behend wie eine Schlange, umgaukelt ihn, löst ihm den Gürtel ab und schwingt ihn hoch in der Luft. Folge mir! scheint sie zu flüstern du weißt, wo ich zu finden bin; dort hole dir selbst deinen Gürtel! — Sie entflieht mit ihren Tänzerinnen. Das Spiel beginnt aufs neue. Der verlorene

Sohn verliert ungeheure Summen und merkt endlich, daß man ihn im Spiel betrügt. Er verläßt wüthend die Scene.

Am Schluß des Actes erscheint der Vater Ruben mit Jephta, um den Sohn, von dem sie gehört, er führe in Memphis ein ausschweifendes Leben, zurückzuholen. Er wendet sich an verschiedene Gruppen des Volks; niemand will den Namen Azael kennen. Endlich erscheint er selbst in seinem reichen, golddurchwirkten Gewand, erkennt entsetzt seinen Vater, und dieser, der ihn nicht wieder kennt, wendet sich auch an ihn mit der flehenden Bitte: O sagt mir Herr, wo mein Sohn ist! — Azael, unfähig, eine Antwort zu geben, niedergedrückt von Scham, aber entflammt in Liebe zu der Tänzerin Lia, will nicht sagen, daß er es sei, will Memphis nicht verlassen und entgegnet: ich kenne Euren Sohn nicht! Aber Jephta, die Braut, hat seine Stimme erkannt, und als man den Alten ohnmächtig hinweggeführt, wendet sie sich an Azael und sagt ihm: du bist es, ich muß dich sprechen, um dich vom Verderben zu retten. — Heute Abend, antwortete er, dort bei dem großen Tempel! — Mehr können sie sich nicht sagen; die Procession kehrt zurück, Tänzerinnen und Volk erfüllen den Platz, bacchantische Gesänge, die zum Lob der Isis ertönen und — der Vorhang fällt.

Bei der Generalprobe des nun folgenden dritten Acts war unter andern auch Baroche, der damalige Minister des Innern, zugegen; und obgleich man in Paris die Grenzen des Erlaubten auf der Bühne schon im allgemeinen etwas weit zu ziehen pflegt, so war doch dieser dritte Act so ausgestattet und in Scene gesetzt, daß man für nöthig fand, die Effecte desselben sehr zu mäßigen, und nachdem man dieß gethan, blieb noch mehr als genug übrig.

Wir befinden uns im innersten geheimsten Raum des Isistempels, einer unterirdischen Säulenhalle im großartigsten Maßstabe. Im Hintergrund führt von oben herab eine breite Treppe, die den ganzen hintern Raum einnimmt, auf die Bühne. Sie ist

Banquier ernſt fort, „dachten am Samſtag Abend, wie mir ſcheint, mehr an ihre Vergnügungen, wie an das Geſchäft und ſtatt das Paquet einzuſchieben, ließen ſie es in der Kaſſe liegen.“ Der Doktor reichte mir gerührt die Hand, die Prinzipalin winkte mir freundlich zu und aus der Ecke des Zimmers glaubte ich einen frohen Ausruf zu vernehmen.

„Es ſchiene mir jetzt das Räthlichſte,“ ſagte Herr Schilderer, „wenn man Ihren Buchhalter, den Herrn Specht, hier erſcheinen ließe und ihn veranlaßte, ſeine Klagpunkte, die mir, aufrichtig geſagt, unbegründet erſcheinen, nochmals zu wiederholen.“

Die Prinzipalin ſagte eifrig: „ja, ja,“ und zog an der Klingelſchnur, die in's Comptoir führte, doch hatte der junge Herr Block draußen in der Freude ſeines Herzens den Paletot des Kommerzienraths in einen Winkel geworfen und ſprang eiligſt die Treppen hinauf. Daß er in dieſem Augenblick nicht in ein lautes Hurrah ausſtieß, war eine Mäßigung, die ich ihm nicht zugetraut hätte.

Wenige Augenblicke darauf trat der Herr Specht in's Zimmer, ſein Geſicht war etwas blaß, und der Ton, mit dem er guten Abend wünſchte, war weniger feſt und ſalbungsvoll wie ſonſt. Ich ſah dieſem zweiten Verhör mit mehr Ruhe entgegen, wie dem geſtrigen und zog mich in's Vorzimmer zurück, um dem Doktor vollkommen

mit den reichſten Teppichen bedeckt, und auf ihr lagern Theilnehmer und Zuſchauer an der Orgie der Prieſter, die hier in mitternächtlicher Stille gefeiert wird. Das Auge war in der That geblendet, wenn ſich der Vorhang erhob. Die dicken Säulen, die Wände und Decken mit den bunteſten Farben bemalt, mit Hieroglyphen und Götzenbildern bedeckt, ſtrahlten wider von dem Lichte unzähliger kleiner Flammen, die, in offenen Schalen brennend, in blauem, gelbem, rothem, weißem Licht den Saal erfüllten. Auf den Teppichen der Treppe ruhten Männer und Weiber, Prieſter und Tänzerinnen bunt durcheinander. Die weißen langen Gewänder der Tempeldiener zeigten ſich neben dem kurzen goldburchwirkten Rock der Bajaderen, die dunkle Tracht ägyptiſcher Männer neben dem weißen flatternden Gewand der Frauen und Mädchen. Es war ein unbeſchreibliches Durcheinander.

Jubelnd ertönen Geſänge zum Lobe des Weins und der Liebe, in den erhobenen Händen glänzen die goldenen Trinkgeſchirre, die Stirnbinden der Prieſter ſind mit grünem Rebenlaub umwunden, und bis hoch hinauf in den Hintergrund, wo doppelte Reihen blauer Flämmchen brennen, unter dem flackernden, unſichern Licht derſelben, bemerkt man nichts als eine Maſſe von reichen glänzenden Gewändern, wehenden Schärpen, blitzenden Steinen, erhitzten Geſichtern und glühenden Augen.

Im Vordergrunde befindet ſich eine Tafel mit Blumen geſchmückt, mit ſilbernen Geſchirren bedeckt, an derſelben der Oberprieſter Bocchoris, das weinſchwere Haupt auf die Schultern einiger Tänzerinnen ſtützend, vor ihm Lia, welche ihm den goldenen Pokal mit Roſen bekränzt. Doch obgleich ſich die müden Augenlider des Prieſters ſchließen wollen, — noch iſts zu früh zur Ruhe. Er taumelt empor, er gibt das Zeichen zu neuer allgemeiner Luſt; die Muſik brauſt gewaltiger durch den Saal, die Tänzerinnen, taumelnd von Wein und Liebe, raffen ſich auf zu neuen bacchantiſchen Tänzen, auf der Treppe erheben ſich die Paare und eilen

herab zur allgemeinen Luſt. Hier ſinkt eine Tänzerin vor Ermattung zuſammen, ein Prieſter hält ſie mit ſtarkem Arm in die Höhe; dort in dem allgemeinen Tanz erhaſcht ein Neger eine Bajadere, um ſie mit Gewalt in den allgemeinen Strudel zu ziehen. Aber ſie windet ſich widerſtrebend in ſeinen Armen, wendet den Kopf von dem ſchwarzen Geſicht ihres zudringlichen Liebhabers und entſchlüpft ihm endlich, um hinter den ſchweren Vorhängen an der Bruſt eines Glücklicheren auszuruhen.

Endlich ſinkt der Oberprieſter ermüdet hinter dem Tiſch zuſammen, in wilden Gruppen folgen ihm die Almeʼn und Bajaderen; Lia fällt in ſeine Arme, auf ihrer Bruſt ruht ſein Haupt, die Treppe füllt ſich wieder mit ſchwerathmenden Tänzern und Tänzerinnen, die hinſtürzen und liegen bleiben, wo ſie einen Platz gefunden. Die Muſik ladet zum Schlummer ein, die Accorde ſchwingen ſich in leiſern und immern leiſern Tönen durch den Raum, die Flammen erlöſchen eine nach der andern, zuerſt hüllt ſich die Treppe in Dunkel, dann der Vordergrund, und zuletzt leuchtet nichts mehr als die geheiligten Flammen vor zwei koloſſalen ſitzenden Götterbildern, die ernſt und feierlich in dieſes entſetzliche Chaos blicken.

Da öffnet ſich leiſe ein Stein in der dicken Mauer, Azael und Neſta erſcheinen, ſie zeigt ihm hohnlachend die geliebte Tänzerin im Arme des Oberprieſters. Azael ſtürzt auf ſie zu und reißt ſeine Schärpe hinweg, die ſie um die Schulter des Bocchoris geſchlungen:

„Mangeons le boeuf Apis!“

lallt der trunkene Prieſter, doch als Azael die Tänzerin aus ſeinen Armen reißt, erwacht er, ſpringt empor, und ſein mächtiger Ruf bringt in die Ohren der Schläfer; Alles erhebt ſich in wildeſter Bewegung und Flucht, die Tänzerinnen ſtürzen die Stufen der Treppe hinan, ſchwere Teppiche fallen von allen Seiten hernieder,

und ehe Azael zur Besinnung kommt, befindet er sich dem Oberpriester allein gegenüber, auf dessen Ruf mehrere Tempeldiener herbeieilen. „Du hast den Tempel der Isis entweiht," sagt der Priester, „Du mußt sterben! Führt ihn hinweg, das Volk von Memphis braucht ein Opfer für den heiligen Strom, man stürze ihn in den Nil!"

Der verlorene Sohn wird die Treppen hinabgeschleppt, in dem Augenblick, als mit dem hereinfluthenden Volk auch Jephta, seine Braut, erscheint, die ihn bis jetzt vergebens gesucht. Der Oberpriester, von ihrer Schönheit hingerissen, will sie mit sich in das Innerste des Gebäudes schleppen, doch das Volk, das den Tempel umlagert, verlangt nach seinem Opfer, und will die prophetische Stimme des Bocchoris hören. Er muß sich der Menge zeigen, und während dem nehmen Lia und die Alme'n die unglückliche Braut in ihre Mitte und entführen sie aus dem schrecklichen Gebäude.

Nach dem dritten Act, wo an Decorationen und Costümen das Außerordentlichste geleistet war, hörte das Interesse, das man an der Handlung nimmt, beinahe ganz auf, obgleich im vierten Act die Theatermaler ihren höchsten Triumph feierten. Man sah ein Bild der Wüste, wie es kein Gemälde im Stande ist uns wiederzugeben. Es war wie die Wirklichkeit, und ich bin vielleicht im Stande dieß zu beurtheilen. Wir sahen zwischen Sandhügeln den Ruheplatz einer Caravane. Es ist eine ehemalige Oase, deren Bäume aber aus Wassermangel verdorrt sind. Ein paar kümmerliche Palmen halten mit ihren Wurzeln das Erdreich kleiner Hügel zusammen, abgestorbene Stämme liegen am Boden und gelb gebrannte Aloën fristen ihr kümmerliches Leben hie und da an den Abhängen. Dieser Platz, auf den Seiten vor dem Winde geschützt, öffnet sich hinten in die unendliche Wüste. Die Sonne schillert und brennt auf dem gelben Sand, und die weite Fläche unterbricht nichts als in einsamer Schlangenlinie der halbzugewehte

Pfad, welchen die Caravane, die hier lagert, gestern gezogen. Azael ist bei derselben; wie er aus den Fluthen des Nils gerettet worden ist, erfahren wir nicht, aber wir sehen, daß er von der Höhe seines Glücks in's tiefste Elend herabstürzte. Er liegt ermattet am Boden ausgestreckt, in der ärmlichen Tracht eines Kameeltreibers. Da erscheint eine andere Caravane. Glänzende Reiter zu Pferd ziehen einher, schwer beladene Kameele. Azael soll einem der Ankömmlinge den Steigbügel halten, er blickt auf und erkennt Amenophis und Nefta, die sich hohnlachend von ihm abwenden. Er schwingt seinen Stock gegen die Betrüger; man reißt ihn zu Boden, und als die Caravane weiter zieht, muß er zurückbleiben, dem fürchterlichen Tode des Verschmachtens zur Beute. Da, in seinem tiefsten Jammer, erinnert er sich der Heimath, des schattigen, freundlichen Hauses des Vaters, und wünscht sich ein Loos, wie der schlechteste von dessen Knechten. In diesem Augenblick bewegt sich der Sand in der fernen Wüste, ballt sich zu Hügeln und Thälern, Palmenhaine werden sichtbar, Brunnen fließen und Wasser glänzen; in der Fata Morgana bemerkt er das Bild des älterlichen Hauses und sieht seinen Vater, auf Jephta gestützt, der sehnsuchtsvoll in die Ferne blickt. Azael rafft sich empor, und nachdem das Bild wieder langsam verschwunden, schwebt sein Schutzgeist über die Bühne und winkt ihm zu folgen. Der verlorene Sohn stürzt verzweifelnd hinaus in das Sandmeer, um dort umzukommen oder die Heimath zu erreichen.

Im fünften Act wird nun die Parabel aus der Bibel erfüllt. Wir sehen abermals die Wohnung des Vaters Ruben im tiefsten Frieden und der wohlthuendsten Stille. Leicht geschürzte Mädchen kommen mit Amphoren vom Brunnen, die Knechte mit den Heerden vom Felde zurück. Endlich erscheint eine Jammergestalt, abgezehrt, halb verhungert und wirft sich auf dem Stroh nieder. Jephta erkennt sie und breitet die Arme aus, um den Verlornen und wieder Gefundenen zu empfangen. Auch der Vater erkennt

die Stimme ſeines Kindes und verzeiht ihm. Alles iſt voll Freude und Luſt und — der Vorhang fällt.

3.

Henriette Sontag.

Die italieniſche Oper in der franzöſiſchen Hauptſtadt iſt ein genauer Barometer, an welchem man deutlich wahrnimmt, ob ſich die hohen und reichen Stände der hieſigen Bevölkerung ſicher und ruhig fühlen, ob ſie wenigſtens für die nächſte Zeit nicht außerordentliches erwarten — fürchten. Hiernach zeigt nun im gegenwärtigen Augenblick der Saal Ventadour den heiterſten ungetrübteſten Himmel. Dieſes proviſoriſche Operngebäude, welches aber wohl ein beſtändiges Proviſorium bleiben wird, iſt an allen Spielabenden außerordentlich beſetzt. Es gewährt einen herrlichen Anblick dies freundliche, in weiß und gelb decorirte Haus mit ſeinen vorgeſchobenen Logenräumen, auf deren rothem Hintergrunde ſich die eleganten Toiletten der hier verſammelten Damenwelt glänzend hervorheben. Man geht bekanntlich zu den Italienern nur im Ballſtaate, ſogar in's Parterre kaum ohne Frack, ſo daß der Zuſchauer unten, auch wenn der Vorhang gefallen iſt, umherſchauend ein neues Schauſpiel genießt beim Anblick all' der prächtigen Stoffe, dieſer Unmaſſe von künſtlichen Blumen, dem Blitzen der Brillanten und anderer Edelſteine. Und dieſe Welt für ſich, alles was Paris an Eingebornen und Fremden reiches und vornehmes beſitzt, amüſirt ſich hier ſtundenlang und geräth in Begeiſterung durch — deutſche Kunſt, oder, wenn man will, durch die Kunſt einer Deutſchen, denn in der diesjährigen Saiſon iſt die Sontag der Magnet, welcher die ſeit manchen Jahren nicht mehr ſo vollen Räume der italieniſchen Oper bevölkert.

Nach der Februarrevolution übernahm Ranconi die Leitung bei den Italienern, doch war er nicht im Stande, das frühere

Leben im Saal Ventadour herzustellen. Es fehlte immer an der nöthigen Geschäftskenntniß und Umsicht, er brachte wenige der bedeutenden Mitglieder früherer Jahre zusammen, und war deshalb nicht im Stande die Theilnahme für die Oper wieder zu erwecken, welche zur Erhaltung derselben mit ihren ungeheuren Kosten durchaus nothwendig ist. Er machte daher schlechte Geschäfte. — Nach ihm übernahm Lumley, der Besitzer von Her majesty's Theater in London, die Leitung der italienischen Oper. Lumley betrieb die Sache wieder im großartigen Styl; obgleich die Alboni, die Grisi, Mario nach Spanien gingen, bildete er eine neue Gesellschaft mit Frau Sontag, Lablache, Calzolari, Ferranti an der Spitze und gewann für die Leitung sämmtlicher musikalischer Angelegenheiten unsern Landsmann Carl Eckert, dessen große Oper: Wilhelm von Oranien, in Berlin, sowie im Haag, mit außerordentlicher Theilnahme gegeben wurde.

Die Pariser vornehme Welt mochte anfänglich an ein neues Aufleben der italienischen Oper nicht recht glauben, und die erste Vorstellung der dießjährigen Saison wurde wenigstens zu Anfang mit eisiger Kälte aufgenommen, doch schon in dem zweiten Acte drang Frau Sontag durch und ist jetzt der gefeierte Liebling ebenso der Pariser Theaterwelt, wie sie es im vergangenen Jahr in London war. Es ist aber auch unmöglich, etwas liebenswürdigeres zu hören und zu sehen als diese Künstlerin, die vor langen langen Jahren mit dem bedeutendsten Namen, den je eine deutsche Sängerin gehabt, vom Schauplatze abtrat, um nach dieser geraumen Zeit wieder in voller Jugendkraft aufzutreten, und eben diesen gefeierten Namen mit neuen, frischen Lorbeern zu umgeben. Man geht mit einem gewissen spannenden, um nicht zu sagen ängstlichen Gefühle hin, Frau Sontag zu hören; doch schon ihre Erscheinung allein, der Beifallssturm, mit dem sie das sonst so kühle Publikum im Saal Vendatour empfängt, die ersten herrlichen frischen Töne, die sie anschlägt, lassen uns frei aufathmen;

wir theilen ihre Sicherheit, wir geben uns ganz dem herrlichen Genuß hin, sie zu hören. Es ist unerklärlich, aber wahr, an dieser Frau ist die Zeit spurlos vorübergegangen, ihre rauhe Hand — so scheint es wenigstens — hat nicht eine einzige dieser Blüthen abzuknicken vermocht. Das sind noch dieselben weichen, schmelzenden, liebeswarmen Töne, die vor so und so vielen Jahren alles entzückten, alles hinrissen! Mit unaussprechlichem Behagen folgt man diesen melodischen lieben Klängen, unbekümmert um die unendlichen Schwierigkeiten ihrer Passagen, ihrer Fioriturен; man fühlt sich getragen durch die Sicherheit und Leichtigkeit, mit der Frau Sontag ihre Töne anschlägt, mit der sie alles das unternimmt und glänzend durchführt; man ist überzeugt, es kann ihr nichts mißlingen. Diese Behaglichkeit sieht man aber auch an der Art, wie das versammelte Publikum seinen Beifall zollt. Die Damen in den Logen nicken ihr freundlich zu, jede schaut entzückt ihre Nachbarin an, alle goldgestickten Fächer gerathen in Bewegung, alte Herren lehnen sich in ihren Fauteuil zurück, gedenken der Zeit, wo sie vor 20 Jahren die Sontag ebenfalls gehört, und glauben sich einen Augenblick in jene Zeit zurückversetzt, mit dem angenehmen Gedanken, auch sie seien so frisch und jung geblieben wie die Stimme der Künstlerin da unten. Eine Todtenstille herrscht in dem großen Hause, ein leises Bravo ertönt, schwillt zu lautem Jubelrufe an und hört mit einemmale wieder auf, damit man nichts von den neuen prächtigen Tönen verliere, die soeben angefangen. Dabei steht die Sontag so ruhig, ohne die geringste unnöthige Bewegung auf der Scene, eine angenehme, wohlthuende Erscheinung, die dem Publikum die Töne lachend und spielend entgegenwirft. In der ungezwungensten Art verschlingt sie die Fäden ihres Gesanges zu einem zierlichen Gewebe der anmuthigsten Figuren, nichts ist überflüssig, nichts zu viel, keine Ueberladung, alles voll Anmuth und Schönheit. In vorliegenden Zeilen spreche ich die Ueberzeugung aller derjenigen aus, welche

Frau Sontag hier sowie in London gehört. Musikkenner behaupten, — und gerade solche, die keine Enthusiasten sind, — ihre Stimme habe, namentlich in der Tiefe, bedeutend an Kraft gewonnen, in keiner Lage verloren. Bei alle dem hat die große Künstlerin durch ihr Auftreten in London und hier eine sehr schwere Aufgabe übernommen; sie singt wenigstens viermal in der Woche, hält täglich auf's genaueste ihre Proben, fehlt niemals in denselben, ein nachahmungswerthes Beispiel für viele ihrer Colleginnen bei uns, die gewohnt sind, bei dem Zunehmen ihres Rufes und vielleicht auch ihrer Kunst beständig neue Launen und Capricen anzunehmen, zur Qual sämmtlicher Hofintendanten und Directoren.

Wie ich erfahren, wird Frau Sontag die nächste Saison in London singen, sich darauf einige Ruhe gönnen, um im folgenden Winter ihre Künstlerlaufbahn zum zweitenmal in Deutschland zu beschließen. Lumley, der so eben nach London gegangen ist, die Eröffnung seines Theaters vorzubereiten, ist mit den bedeutendsten deutschen Sängern und Sängerinnen in Verbindung getreten, um in London auch eine deutsche Oper hinzustellen, und hofft etwas Gutes darbieten zu können.

IV.

Die Pariser Kunstausstellung von 1851.

Bei Beginn der Februartage des Jahres 1848 waren die meisten Bilder zur Ausstellung schon in das Louvre abgeliefert, die Jury, bestehend aus Mitgliedern des Instituts, hatte ihre Auswahl getroffen, als die Revolution hereinbrach, und da war denn das erste, daß auf den Antrag — natürlich der unbefähigten Künstler — die ganze Jury mit ihrem Ausspruch abgeschafft wurde, und

man ſich die Freiheit nahm, auch in der Kunſt die größtmögliche Gleichheit einzuführen, und mit wahrer Brüderlichkeit auch den miſerabelſten Bildern noch einen Platz im Louvre und in der Ausſtellung zu gönnen. Die franzöſiſchen Journale, mit wenig Ausnahmen, fielen über dieſe Maßregel her, und namentlich brachte der Charivari in einer Reihe von Carricaturen die ergötzlichſten Mißverſtändniſſe zur Sprache, die dadurch entſtanden, daß der gute Bürger eine Landſchaft mit Sonnenuntergang für eine Schüſſel Spinat mit Eiern, und eine Venus für einen Mannequin angeſehen.

Bei der Ausſtellung des Jahres 1849, wo man vom Louvre in die Tuilerien wanderte, ſah man den Unfug jener allgemeinen Zulaſſungen deutlich ein, und beim Salon von 1851 endlich iſt eine neue Jury eingerichtet worden, die, auf allgemeines Stimmrecht begründet, faſt jedermann zu befriedigen ſcheint Der Künſtler, welcher ein Bild einreicht, hat zugleich eine Reihe Namen aufzuzeichnen, aus denen die am häufigſten genannten zu Richtern gewählt werden.

Schon lange fühlte man hier in Paris das Bedürfniß eines eigenen Lokals zur Ausſtellung, und ſo ließ denn die Regierung im Palais royal neben der Gallerie d'Orléans, im ſogenannten grande cour d'honneur, das jetzige Ausſtellungsgebäude aufführen: es beſteht aus einem großen Salon, der auf vier Seiten mit langen Gallerien umgeben iſt, und hat eine prachtvolle doppelte Treppe, die in den erſten Stock des Palais royal hinaufführt, wo ebenfalls noch eine Menge Bilder ausgeſtellt ſind. An gewöhnlichen Tagen, wo der Eintritt für jeden frei iſt, drängen ſich eine Menge Zuſchauer durch die weiten Räume des Ausſtellungsgebäudes, und es iſt äußerſt intereſſant, die verſchiedenen Gruppen zu beobachten und zu bemerken, welche Claſſe von Zuſchauern dieſer oder jener Art von Gemälden die größte Aufmerkſamkeit zuwendet. Am Eingang des Ausſtellungslokals halten Sergents

de ville die Ordnung aufrecht, d. h. sie weisen den Fremden auf die freundlichste Art zurecht. Von dort wogt alles durch eine große Eingangsgallerie, in welcher die Sculpturen aufgestellt sind, und man sieht hier täglich alle Classen der Pariser Bevölkerung; denn sowohl der Arbeiter in der Blouse als der Elegant im feinsten Anzug interessirt sich lebhaft für das, was französische Kunst hervorgebracht.

Ein großer Theil des einströmenden Publikums vertheilt sich in diese Gallerie selbst, andere eilen in den großen Salon, namentlich die vornehme Welt. Künstler mit großen Bärten und junge Mädchen sieht man emsig die Nebengallerien durchsuchen, um ihre eigene Arbeit oder die ihres Geliebten oder auch ihr eigenes Portrait zu finden. Diese Zuschauer sind für den Zuschauer am interessantesten. Nachdem sie endlich gefunden, was sie gesucht, betrachten sie ihr Werk mit inniger Freude, finden aber unendlich viel auszustellen an dem Platz, wo es sich befindet, an der Umgebung, welche es hat, und namentlich an dem Licht, welches darauf fällt. Da sitzen sie die Glücklichen vor ihrem Erstlingswerk, und es beschleicht sie nicht der traurige Gedanke, wie viel 100 Ellen Leinwand hier bemalt und umsonst bemalt worden! Unterdessen geht die Menge ab und zu, ein buntes Gemisch von Trachten aller Art, man sucht einen Freund, ein bekanntes Bild, sich selbst in Shawl und Hut, oder als Venus oder Nymphe, wie man zu dem Gemälde gesessen. Deutlich sieht man es jener schlanken schwarzäugigen Person an, daß sie dieselbe ist, die dort in dem kleinen Bilde, einem griechischen Interieur, so eben dem Bad entsteigt, oder auch jener derben Gestalt in der Blouse, die Mütze keck auf ein Ohr gesetzt, daß sie dort auf dem Gemälde, die große Revolution darstellend, gute Bekannte findet. Zwischen den Damenhüten von allen Farben, zwischen Federn und Blumen, glänzt der blanke Helm der Pompiers hervor, die sich auch hier wie überall einfinden, um bei etwaigen Unglücksfällen sogleich bei

Spielraum zu laſſen, ſeine Fragen gegen den Buchhalter zu ſtellen. Mich überwältigten tauſend frohe Gedanken, den Namen Emma wiederholte ich unzähligemal, und einmal um's anderemal herzlicher und inniger. Stand ich doch jetzt ſchon von dem ſchlimmen Verdacht gerechtfertigt da, hatte ich doch ihr ſüßes Geſtändniß gehört; nur wie ſich das Dunkel hinſichtlich des untergeſchobenen Briefes aufklären würde, war ich begierig zu erfahren. Daß die Unterſchrift ſehr ähnlich war, konnte man nicht läugnen — die Unterſchrift der Prinzipalin — ich dachte nach, dachte eifrigſt nach und auf einmal dämmerte mir ein Licht auf, wohl erſchreckend für mich, aber wohl hell genug, um vielleicht Manches aufzuklären, ja ſo war es, ſo mußte es ſein. Ich trat wieder ins Zimmer, in dem Augenblick, wo der Doktor ſagte: „Sie werden jetzt deutlich einſehen, Herr Specht, daß Ihr College das bewußte Geld in keiner böswilligen Abſicht erhob, denn wenn man ſich unrechtes Gut aneignen will, ſo läßt man dies Gut nicht leichtſinniger Weiſe liegen, ſondern nimmt es mit ſich, ſagen Sie mir deswegen offen ihre Meinung, was glauben Sie, wie konnte jener Brief auf den Pult kommen, wer iſt wohl im Stande, dieſe Unterſchrift ſo täuſchend nachzumachen?"

Der Buchhalter zuckte die Achſel und hob die Augen gen Himmel, doch ich trat feſten Schrittes an den Tiſch und entgegnete, die Frage des Doktors beantwortend:

der Hand zu ſein; er ſchlendert ſorglos umher mit einem guten Kameraden vom Militär, der, die Hände beſtändig in der rothen Hoſe, aufmerkſam die Schlachtenbilder aus Afrika anſchaut. Der Sergent de ville, mit ſeinem langen ſpitzigen Hute à la Napoléon, ſteht beobachtend in der Ecke und läßt das Gewühl an ſich vorüberziehen, ſeine Augen ruhen forſchend auf der Menge, und er iſt jeden Augenblick bereit, ſein Opfer, das ihm durch Ausübung von Schelmereien verfällt, zu ergreifen und hinauszuführen.

Es iſt bemerkenswerth, daß die dießjährige Ausſtellung ſowohl an Gemälden wie an Bildhauerarbeiten eine große Menge ſchauerlicher Sujets, oder wenigſtens ſchauerlich bearbeitet, darbietet; wohin ſich das Auge wendet, Gegenſtände des Mordes, der Gefahr, des Haſſes, Verbrechen aller Art, und alles das auf die graſſeſte Manier dargeſtellt. Gleich am Eingang bei den Sculpturen ein rieſenhafter Bär, der den angreifenden Jäger erfaßt hat und zwiſchen ſeinen Tatzen erdrückt. Nicht weit davon bemerkt man eine weibliche Figur, die von einem Pfeil durchſchoſſen auf dem Boden liegt; ſie iſt von Gyps und die Wunde — es iſt kaum glaublich! — wurde von dem Künſtler (?) mit rother Farbe ausgemalt. Unter den Gemälden befinden ſich ebenfalls eine Menge Gegenſtände, die das vorhin Geſagte beſtätigen, und die ſich kein Künſtler zum Vorwurf wählen ſollte. Ein Bild von Breton, der Hunger, eine Familie, die den Qualen des langſamen Hungertodes unterliegt; von Blagdon ein Student von Padua, der vom Kirchhof den entſtellten Leichnam eines Hingerichteten wegholt; von Signol eines der gräßlichſten Bilder, die ich je geſehen: Lucia, die Braut von Lammermoor, nachdem ſie ihren Bräutigam erwürgt, hat ſich in ein Kamin verkrochen und wird dort aufgefunden; ſie ſitzt da mit dem ſtieren Blick des Wahnſinns, mit blutigen Fingern und Blutflecken auf dem weißen Gewand. Ferner der Richtplatz eines römiſchen Kaiſers, wo die Verurtheilten in einen tiefen Abgrund geſtürzt werden, theils unten zerſchmettert ankommen,

theils an den hervorragenden Baumästen hängen bleiben, um auf solche Art eines noch schrecklicheren langsamen Todes zu sterben. Diese Bilder sind mehr oder minder mit großer Virtuosität gemalt, und es ist deßhalb um so mehr zu bedauern, daß sich solche Künstler keine bessern Gegenstände gewählt.

Ein Gemälde von Debay behandelt eine Episode von Nantes vom Jahr 1793, ein ebenso schreckliches Sujet, aber es ist mit großer Meisterschaft gemalt, und hat die geschichtliche Wahrheit für sich. Madame de la Meteyrie, ohne Urtheil auf den Richtplatz geschleppt, ruht am Fuße desselben auf dem Pflaster, und sucht den sinkenden Muth ihrer Kinder — junger reizender Mädchen von 14 und 18 Jahren, in deren blassen Zügen sich der Schrecken des Todes malt — durch Gebete und Trostesworte aufrecht zu erhalten; eine gewaltige Menschenmenge, die den Platz umgibt, steht angefesselt vor Entsetzen, und obgleich man den Abscheu deutlich in ihren Gesichtern liest, wagt es niemand, zu Gunsten der unschuldigen Schlachtopfer einzuschreiten. Der Henker, der sich entsetzt über das Schaffot herabbeugt, starb zwei Tage nachher vor Schrecken und Abscheu, so sagt der Katalog. Vor diesem Bilde war immer eine außerordentliche Menge Zuschauer versammelt, und die meisten schienen tief bewegt weiter zu gehen.

Ihm gegenüber hängt ein großes Bild von Karl Ludwig Müller, die letzten Opfer der Schreckensherrschaft, ein Bild in kolossalen Dimensionen: man sieht einen weiten Saal, erhellt durch das Licht eines trüben Tages, welches zu der weitgeöffneten Thüre im Hintergrund hereindrängt. Auf der Straße bemerkt man die rothen Karren, auf welchen die Verurtheilten zum Schaffot gebracht wurden; der Saal ist angefüllt mit Männern und Frauen aus allen Classen der Gesellschaft, der Katalog führt die Namen derselben an. Officiere königlicher Regimenter, hohe Geistliche, Priester, Abgeordnete, Gelehrte, Beamte, Kaufleute, Krämer, dazwischen Damen des höchsten Adels, Prinzessinen, Gräfinnen, Mar-

quiſen, ſowie Bürgerfrauen, Schauſpielerinnen, jedes Alter iſt hier vertreten; neben einem Biſchof in geiſtlicher Kleidung mit weißen Haaren ſitzt eine arme Frau, ein ruhig ſchlummerndes Kind an der Bruſt. Ein junges Mädchen von 16 Jahren ſchmiegt ſich an ihre Mutter, die mit ſtarren Augen in das Gewühl ſieht. Das Bild behandelt den Augenblick, wo ein Volksrepräſentant eingetreten iſt, um die Namen derer abzurufen, welche die draußen haltenden Karren beſteigen ſollen; alle die ſtarren, rothunterlaufenen Augen der Unglücklichen, die hier verſammelt ſind, hängen an ſeinen Lippen, und fürchten ihre Namen und dadurch die Gewißheit ihres Todes zu hören. Neben dem Volksrepräſentanten ſitzt ein ſchreckliches Bild der Revolution, ein Arbeiter mit der rothen Jakobinermütze, mit unbeſchreiblich wildem und tückiſchem Geſichtsausdruck, der ſich unter allen dieſen Gräueln behaglich ſeine Pfeife ſtopft; die Prinzeſſin v. Chimay wird ſo eben zur Thür hinausgeführt, und eine andere vornehme Dame, deren Namen ertönt, ſpringt haſtig von ihrem Stuhl auf, als wollte ſie ſagen: „Hier bin ich!“

Auch vor dieſem Bilde wogt den ganzen Tag eine zahlreiche Menſchenmenge, die Sophas, die vor demſelben ſtehen, ſind beſtändig dicht mit Zuſchauern beſetzt. Es iſt der Gegenſtand dieſes Bildes, welcher ſie feſſelt, die Erinnerung, welche es hier in Paris, namentlich in der jetzigen Zeit, nach der ſo eben beſtandenen Revolution in jedem erweckt, welche zum Beſchauen deſſelben hinzieht. Ich habe hier vor dieſem Bilde viele feuchte Augen geſehen und bemerkte alte Damen, die tief erſchüttert hinweg gingen.

Der Katalog der Ausſtellung zeigt an Gemälden über 3000 Nummern, an Sculpturen über 600, und an Architekturen, Gravuren, Handzeichnungen, Lithographien über 500 Nummern. Es iſt deßhalb nicht möglich, aus jeder Claſſe auch nur das allerbedeutendſte hervorzunehmen, und ich muß mich nur auf einige Bil-

der beſchränken, die beſonders in's Auge fielen, oder wo der Name des Künſtlers von beſonderem Intereſſe iſt.

In den untern Sälen des Ausſtellungs-Gebäudes, wo das Beſte hängt, ſind dem bekannten Maler Courbet für drei große Bilder drei der ſchönſten Plätze eingeräumt, eine Gunſt, die wohl wenige gerechtfertigt finden. Courbet behandelt das Leben des Volkes, namentlich des Arbeiters, in ſeinen gewöhnlichſten allerproſaiſchſten Momenten; ſeine Bilder mit Figuren in Lebensgröße, von guter Zeichnung und gutem Colorit, zeigen uns z. B. zwei Arbeiter auf der Landſtraße, außerordentlich wahr, aber unſchön; ſeine Kunſt iſt wie ein Daguerreotyp in der Hand eines geſchmackloſen Menſchen, ſie gibt alles wieder, ohne die geringſte Veredelung. Eines ſeiner Bilder behandelt ein Leichenbegängniß, lauter unſchöne Geſtalten mit ungraziöſen, ſteifen, aber wahren Bewegungen, dazu ein öder, verlaſſener Kirchhof, ein grauer troſtloſer Himmel, Kirchendiener mit rothen Naſen, alte Bauern, die gleichgültig zuſchauen, kurz eine Geſellſchaft, wie ſie freilich im Leben vollkommen ſo exiſtirt, die aber, lebensgroß gemalt, gewiß in keinem der Beſchauer ein angenehmes behagliches Gefühl erweckt. Gleich daneben hängt das Portrait Courbets, ein Kopf mit Urbart, auf demſelben eine abgegriffene Mütze, die Kleidung, die man ſieht, beſteht aus einer blauen Blouſe, in dem Mund hat er einen Pfeifenſtummel. Was mich am meiſten freute, war, daß ſogar die zahlreichen Arbeiter der untern Claſſen, für welche dieſe Bilder gemalt ſcheinen, wenig Geſchmack an dieſer Darſtellungsweiſe ihres Lebens zu finden ſchienen und größtentheils theilnahmlos vorübereilten.

Ein bemerkenswerthes Bild im großen Salon iſt von Philippotaux: das letzte Banket der Girondiſten; die Kerzen auf dem Tiſch ſind herabgebrannt, das Licht des letzten Tages ihres Lebens bricht herein durch die vergitterten Fenſter des Gefängniſſes. Die Mehrzahl der hier Verſammelten und zum Tod Verurtheilten ſcheint

heiter und gefaßt, nur einige weihen der Erinnerung ein kurzes Nachdenken, man sieht einen der jüngsten unter ihnen, der eine Thräne auf das Miniaturbild einer Dame, welches er in der Hand hält, niederfallen läßt.

Ein Gemälde von Lehmann behandelt in bekannter Meisterschaft die Klagen der Oceaniden um den auf dem Felsen angeketteten Prometheus. Ein griechisches Interieur von Gérome, beständig von Zuschauern umgeben, zeigt üppige Mädchengestalten, bekleidet und unbekleidet, theils schlafend, theils aus dem Bade steigend, schön gemalt und von warmen üppigen Farben. Die Tochter eines Dogen, von Bouitibonne, ein reizendes junges Mädchen mit nacktem Oberkörper, um die Hüften reiche Gewänder nachlässig geschlungen, ist ein hübsches Bild. Von unsern beiden Landsleuten, Bohn und Karl Müller, sind ebenfalls einige Bilder ausgestellt, die allgemeine Aufmerksamkeit erregen; Müller hat sein großes Bild, der Carneval von Rom, über welches ich schon früher einmal geschrieben, hieher kommen lassen, und findet mit demselben, ebenso wie mit dem im Jahre 1848 hier ausgestellten: „Das Octoberfest," gerechte Anerkennung. Beide Bilder sind Eigenthum des Kronprinzen von Württemberg. Bohn hat zu seinem Bilde, Hamlet und Ophelia, welches vom Präsidenten der französischen Republik gekauft wurde, für denselben als Pendant: Romeo und Julie gemalt, und hiezu den Moment gewählt, wo sich beim ersten Strahl des Morgenlichtes der Geliebte losreißen will; sie schmiegt sich an seine Brust und will ihn zurückhalten, indem sie sagt:

Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir, es war die Nachtigall.

V.

Ein Ball in der großen Oper von Paris.

In der Straße Lepelletier, da wo sie in die Boulevards mündet, bemerkt man an jedem Samstag Abend, gewöhnlich erst nach 10 und 11 Uhr, ein außergewöhnliches Getreibe. An den Ecken derselben hält republikanische Garde zu Pferd, und sieht zu, daß die Wagen in gehöriger Reihe und nicht so schnell hineinfahren. Die Straße selbst ist besetzt mit einer großen Menge Schaulustiger, die sich in Massen vor dem Gebäude der großen Oper versammeln, und dort angelegentlich die vorfahrenden Wagen, die aussteigenden Masken betrachten. Die Fronte des Gebäudes ist mit Gaslicht reich illuminirt und so auch die Straße Lepelletier selbst, wo man auf den Trottoirs in regelmäßigen Zwischenräumen große weithin leuchtende Dreiecke bemerkt, auf einem hohen Pfahl stehend, aus tausend weißen Flämmchen gebildet.

Es ist ein großer Opernball, travestissement masqué. Der Eintrittspreis an der Casse ist 10 Francs, doch kauft nur der Unkundige dort seine Billete, denn schon von 8 Uhr an kann man im Passage de l'opéra bei allen Friseuren in der Nähe, sowie durch Commissionäre, die auf den Boulevards umherrennen und jeden Vorüberwandelnden anreden, die Eintrittskarte um 6 Francs 10 Sous haben. Nach 11 Uhr, erst gegen Mitternacht, begibt man sich nach der großen Oper und folgt von den Boulevards aus der Fluth der Hinströmenden bis zum Portal des Gebäudes. An den Garderoben im Innern, wo man seine Ueberröcke abgibt, lassen sich die Angestellten klugerweise den halben Franc, die Gebühr für das Aufbewahren, vorausbezahlen, damit man später im Gedränge der Herausströmenden hiedurch keinen unnöthigen Aufenthalt verursacht; man muß aber mit der einen Hand das

Geld geben, und mit der andern die Marke nehmen. Ich, welcher meinen halben Franc auf den Tiſch legte, hätte beinahe noch einmal bezahlen müſſen, da der Garderobier behauptete, von mir nichts erhalten zu haben. Ein alter Herr hinter mir, mit großem grauem Knebelbart, rief ihm aber ziemlich barſch zu: „machen Sie keine Dummheiten, Sie haben ja das Geld von Monſieur ſo eben in Ihre Caſſe geworfen!“

An den Thüren zum Veſtibul nach den Treppen der Oper, ſtehen Beamte, welche Einen laut ermahnen, die Billete offen hinzuhalten, damit ſie, während man Reihe macht, ſchon im voraus controlirt werden können.

Endlich gelangt man in's Innere und hat ſeine Karte abgegeben. Wir ſteigen langſam die Treppen hinan, welche mit unzähligen Gasflammen erhellt ſind, mit Blumen und Spiegeln reich geſchmückt. Von oben her tönt das Geſumme einer gewaltigen Menſchenmenge, die brauſenden Klänge einer entfernten Tanzmuſik ſchlagen an's Ohr, einzelne Masken huſchen an uns vorüber, Dominos in allen Farben ſind vor und hinter uns. Endlich kommen wir im erſten Stock an den Eingang zum Foyer. Hier ſind alle Thüren mit Wachen beſetzt; durch zwei der Eingänge tritt man in den Saal, und durch die andern muß man wieder hinaus. Im Foyer herrſcht eine unbeſchreibliche Hitze, der ganze große Saal iſt zum Erdrücken voll, alles bewegt ſich Schritt vor Schritt hinter und nebeneinander, die Runde durch denſelben machend. Masken dürfen nicht in den Foyer und werden von den wachthaltenden Garden zurückgewieſen, nur der Domino und für Herren der Frack gibt das Recht des Eintritts, und bei den vielen ſchwarzen Kleidern, die man deßhalb hier ſieht und die ſich wie eine einzige große Maſſe fortbewegen, gewährt der Foyer keinen beſonders freundlichen Anblick. Wohin man ſich wendet, lange ſchwarzſeidene Gewänder, zuweilen auch buntfarbige, hellblaue, weiße, rothe und dazu die ſchwarzen glänzenden Masken-

gesichter mit den blitzenden Augen, die uns von allen Seiten anstarren, — es hätte etwas Gespensterartiges, wenn man das laute Lachen, das lustige Sprechen nicht hörte, und wenn nicht fast jeder Domino durch Cokettiren nach allen Seiten, durch unaufhörliche Neckereien mit den Vorübergehenden in beständiger lebhafter Bewegung wäre. Aber so bringt der Lärm der Hunderte von Stimmen, die Ausrufungen der Freude, des Erstaunens, des Wiedererkennens ein eigenthümliches Leben unter diese dicht vermummten Gestalten. Dazu der Glanz der Kronleuchter, die hellen Decorationen des reich verzierten Saales — alles das belebt die Scene außerordentlich und läßt uns eine Zeitlang mit Interesse diesem Menschenstrom folgen.

Es herrscht in dem Saal beständige Ebbe und Fluth, von den Gängen und Treppen strömen immer neue Schaaren von Dominos in allen Farben herein, und drüben verläßt eine eben so große Anzahl jeden Augenblick den Saal, um sich in den langen Gängen zu ergehen, die sich hinter den Logenreihen befinden. Hier ist das Leben schon viel bunter, viel wogender. Masken aller Art und jeden Alters, Herren und Damen in den hellsten, blendendsten Farben, gekleidet in allen Stoffen, vom groben carrirten Kattun an bis zum zum reichsten Atlas, bewegen sich auf und ab. Die Tracht des weiblichen Geschlechts ist bei diesen Masken*) in der Grundidee fast immer die gleiche: es ist das frühere Debardeur-Costüm, aber ohne die zierliche weiße Perrücke, ohne die kleine Sammet- oder Atlasjacke. Die Costüme, welche man hier sieht, sind selbst für einen Opernball, wo außerordentlich viel erlaubt ist, kaum anständig genug zu finden. Sie bestehen bei den Damen aus einem kurzen Beinkleid, nicht bis an die Knöchel reichend, gewöhnlich enganliegend, von hellfarbigem Atlas,

*) D. h. den Grisetten und was daran hängt.

der Oberkörper aber ist mit nichts als einem feinen weißen Hemd bedeckt — eine Tracht, welche die Formen des Körpers mehr als ahnen läßt. Die Kleidung der Männer ist mannigfaltiger, man sieht Ritter, Matrosen, Griechen, Türken, Wilde, aber im Allgemeinen hat man in diesem Jahr die Tracht des Pierrot angenommen, und sieht ganze Schaaren auf diese Art maskirt, im weißen mit bunten Bändern besetzten Kleid, die Mütze in Form eines Zuckerhutes, einherziehen.

Wenn man sich im Foyer noch ziemlich ruhig und anständig bewegte, so ist man dagegen hier in den Gängen schon ungleich ausgelassener, überlustig; gewöhnlich ziehen die Masken zu zwei und zwei, ein Herr und eine Dame, meistens aber zwei Mädchen miteinander; sie schreien, sie lachen, sie treten uns auf die Füße, sie prallen in einem affectirten Schrecken gegen uns, springen laut lachend wieder davon, fangen plötzlich an einige Schritte zu tanzen. Jedes bemüht sich auf seine Art die Aufmerksamkeit der andern auf sich zu ziehen. Begreiflicherweise ist, bei den Hunderten, die hier in den engen Gängen zusammengedrängt sind, für jeden Einzelnen wenig Platz zu finden; man windet sich durch so gut wie möglich, man drückt einander auf die Seite und wird selbst wieder in einen Winkel geschoben; plötzlich befindet man sich unter einer ganzen Schaar junger und alter Mädchen, die den Fremden an seinem Wesen augenblicklich erkennen, ihn lustig umgaukeln, alsdann mit einer rasenden Geschwindigkeit eine Menge Fragen stellen, von denen man nicht ein Wort versteht, und darauf laut jubelnd nach allen Seiten auseinanderstäuben. Auch seltsam aufgeputzte Masken bemerkt man hier in den Gängen, einen furchtbar vermummten Wilden mit einer Keule in der Hand und blauer Brille auf der Nase, oder einen Husaren in phantastischer Uniform; statt des Tschako's trägt er einen ausgestopften Affen auf dem Kopf, seine Säbeltasche besteht in einem Brodkorb, der an zwei Stricken hängt. Diese Masken pflanzen sich breit vor uns hin,

wenn wir zufällig in ihren Weg gerathen, und haranguiren uns mit lauter Stimme, meistens ohne Witz und Geschmack, aber mit desto mehr Zudringlichkeit. Dabei ist man gezwungen, ihre schlechten Späße freundlich anzuhören, und sogar darauf einzugehen, um sie nur wieder los zu werden, denn so wie man die geringste Empfindlichkeit blicken läßt, hängen sie sich wie Kletten an und lassen uns gar nicht wieder los.

Was wir bis jetzt in dem Foyer und den Gängen gesehen, ist bloß das Vorspiel zu dem eigentlichen Maskenball, der in dem großen Raum des Parterre's und der Scene vor sich geht, der Fußboden beider Theile ist auf gleiche Höhe gebracht und sorgfältig parkettirt. Die Bühne ist mit einer geschlossenen Decoration versehen, auf welcher sich die Logen des Saals gemalt fortsetzen. Von der Decke herab hängen einige vierzig große Kronleuchter, an den Logen des Saals sind große Lichterbouquets angebracht. Alles das gibt eine fabelhafte Helle.

Vom Gang der ersten Gallerie führen zwei große Treppen, mit rothem Tuch und Sammet bedeckt, in den Saal hinab; man kommt auf der Höhe derselben an und bleibt überrascht stehen vor dem außerordentlichen Anblick, der sich dem Auge darbietet, und der kaum zu beschreiben ist. Der ganze ungeheure Saal ist mit Masken angefüllt, gewöhnlich in Costümen, wie ich sie oben beschrieben. Hunderte von Pierrots in weißen Anzügen, mit bunten, flatternden Bändern, dazwischen Mädchen, Weiber, fast alle von sehr geringem Stande, aber prächtig herausgeputzt in ihren Beinkleidern von hellfarbigem Atlas, dem weißen Hemd, das den Oberkörper bedecken soll, aber außerordentlich tief ausgeschnitten ist, mit fliegenden Haaren, erhitztem Gesicht bacchantisch jubelnd und schreiend. Der Staub wirbelt empor, erfüllt den ganzen Saal und legt sich wie ein grauer Schleier über die Tanzenden, so daß die Tausende von Wachs- und Gaslichtern Mühe haben, mit ihrem zitternden Glanz hindurchzudringen — dazu die

„ich glaube zu wiſſen, wer jene Unterſchrift gemacht und glaube ebenfalls ſagen zu können, wer den Brief darüber ſchrieb, den man auf meinen Pult legte. Alles ſah mich erſtaunt an, und der Buchhalter zuckte unmerklich zuſammen, als ich einen feſten Blick auf ihn warf, doch verwandelte ſich dieſes Erſtaunen in Schrecken, als ich ruhig fortfuhr: „ich ſelbſt habe jene Unterſchrift gemacht, ja ich ſelbſt, aber im Beiſein des Herrn Buchhalters.“

Sein triumphirender Blick verwandelte ſich plötzlich und er ſtotterte: „in meinem Beiſein?“

„Ja, Herr in Ihrem Beiſein, Sie werden ſich jenes Abends erinnern, wo wir von der Schrift der Madame Stieglitz ſprachen, wo Sie behaupteten, die Schrift ſei ſehr ſchwer nachzumachen, und wo Sie mich ſcherzend erſuchten, den Namen der Prinzipalin auf ein Blatt Papier zu ſchreiben.“

„Das iſt eine häßliche verabſcheuungswürdige Erfindung,“ ſagte der Buchhalter mit gefaltenen Händen, „ſo wahr mir Gott helfe, eine verbrecheriſche Lüge.“

„Wenn ſich das beweiſen ließe,“ ſagte der Commerzienrath, „ſo wäre freilich viel gewonnen.“

„Beweiſe, um Gotteswillen Beweiſe!“ rief der Doktor.

„Dies Papier mit der Unterſchrift,“ fuhr ich fort, dort auf dem Tiſch liegt es und ich erkenne es jetzt wieder, warf der Buchhalter nachläſſig in eine Mappe, in eine Mappe von grünem Saffian mit einem Stahlſchloß

furchtbare Musik — man glaubt einen Hexensabbath zu sehen. Der Anblick wäre prachtvoll zu nennen, und der des Saales ist es auch, wenn ihn die Menschen mit ihrem wilden Getreibe nicht so außerordentlich gemein, ja vollkommen widerlich machten. Eine solche Ausgelassenheit ist kaum denkbar, nur in wenigen Zügen beschreibbar.

Die Musik spielt eine Française; die Tänzer und Tänzerinnen stellen sich in sechs bis acht Reihen durch die Länge des Saals neben einander, ohne Ordnung auf; an regelmäßige Figuren, die der Tanz vorschreibt, ist natürlicherweise nicht zu denken. Jedes Paar springt gegen einander, von einander, mit einander, wie es ihm gerade einfällt; bald werfen sie den Kopf in die Höhe und halten die Hände hinter sich auf dem Rücken, dann senken sie dieselben tief herab, wie ein paar erboste Stiere, und gehen so, die Arme weit von sich abhaltend, auf einander los. Das Ganze dieses, wie gesagt, „unbeschreiblichen" und — nach Heine's Ausdruck — durchaus nicht zweideutigen Tanzes ist der berüchtigte Cancan, und daß er nicht allzu weit ausgedehnt wird und nicht gar zu sehr ausartet, dafür befinden sich zahlreiche Municipalgardisten im Saal, die ein wachsames Auge auf die Tanzenden haben, um sie, im Fall die sehr weit gezogene Linie der Schicklichkeit überschritten wird, sanft beim Kragen zu nehmen und ohne weiteres vor die Thüre zu setzen. Am tollsten betragen sich die Weiber; man nimmt von diesem Anblick einen wahren Abscheu mit nach Hause. Sie springen so hoch sie können; sie werfen die Beine in die Luft; sie schütteln den Oberkörper, als wollten sie mit Gewalt das bischen Bekleidung, das ihnen geblieben ist, abwerfen; zum Theil gelingt ihnen dieß auch, und schon in der Mitte des Balles, gegen 3 und 4 Uhr geben sich manche der Tänzerinnen höchst bedenkliche Blößen. Dazu die rasende Musik — ein Orchester von 300 Menschen, die zarten Soli's einer Polka, vorgetragen von zehn Posaunen und eben so

vielen Cymbeln (bei dem Forte helfen ein paar Dutzend Tambours aus) sowie einer Tamtammaschine, welche einen wahrhaft schrecklichen Spektakel macht. Natürlich erhitzen diese wilden Klänge die Herzen und Köpfe der Tänzer und Tänzerinnen mehr und mehr, und wenn hiedurch bei einer Française das Cancaniren immer toller wird, so jagt bei einem Galopp die ganze aufgeregte Menge unter lautem Geschrei, unter Jubeln und Pfeifen durch den ungeheuren Saal — ein furchtbarer Anblick.

Der alte Musard, der das Orchester dirigirt, steht erhöht vor seinem Notenpult mit einem seltsamen Ausdruck des Gesichts. Man sieht über dasselbe gleichsam sämmtliche Melodieen gehen: bald lächelt und schmunzelt er, wenn die Violinen und Flöten ertönen, jetzt beißt er die Lippen fest aufeinander und schaut finster und stolz um sich, wenn Trompeten und Pauken arbeiten; in diesem Augenblick stützt er den Tactirstock wie einen Feldherrnstab in die Seite und blickt vergnügt auf den rasenden Tanz zu seinen Füßen, dann scheint er wieder ganz theilnahmlos als sei er mit seinen Gedanken anderswo beschäftigt; plötzlich aber und gewöhnlich am Ende eines Galopps, rafft er sich zusammen, schwingt seinen Stab hoch in die Höhe, sieht seine Musiker ringsum an und beschleunigt alsdann das Tempo auf eine Art, daß die tollsten Tänzer kaum nachkommen können. Alles fliegt dahin mit Aufbietung der letzten Kräfte; man sieht in dem ganzen Saal nichts mehr als eine einzige buntfarbige Masse, immer dichtere Staubwolken wirbeln auf, bis die Musik plötzlich abbricht und alles erschöpft durcheinander taumelt. Das war der galop infernale. Doch so ermüdet von dieser ungeheuren Anstrengung sind die Tänzer nicht, daß sie nicht nach einer solchen Tour dem Papa Musard ein dreimaliges donnerndes Hurrah brächten, ja zuweilen eilen sie schaarenweise auf das Orchester los; der alte berühmte Capellmeister muß sich in seinen großen rothen Sammtsessel niedersetzen und wird nun im Triumph durch den Saal getragen. Da

aber bei zunehmenden Jahren dem Herrn Musard diese Freundlichkeitsbezeugungen anfingen Schwindel zu verursachen, so wird jetzt ein Mannequin bereit gehalten, der statt seiner den Triumphzug mitmachen muß.

Wer für den großen Opernball ein Eintrittsbillet gelöst, hat darum noch kein Recht, sich in die Logen des ersten und zweiten Ranges zu begeben, diese werden noch besonders vermiethet. Damen aus der vornehmen Welt, Fremde, die den tollen Lärm auf kurze Zeit mitmachen wollen, befinden sich dort im Domino, dicht verschleiert und maskirt, alle Reihen sind auf diese Art anständig besetzt, die oberen dagegen, die dritte und vierte, welche für jedermann frei sind, in eben so bunter und toller Mischung, wie der Tanzsaal selbst. Da oben ruhen sie aus von der gehabten Anstrengung, von den Folgen des Tanzes und des Weines, und wer von den Zuschauern die ganze Widerlichkeit dieser Orgie mit ansehen will, werfe einen Blick in die Opernloge. Da liegen Männer und Weiber langausgestreckt auf den rothsammtenen Bänken, lachend, plaudernd oder schlafend. Die Municipalgardisten, die hier oben am zahlreichsten sind, haben alle Mühe, wenigstens die nothwendigste Ordnung aufrecht zu erhalten. Von hier, wo man den ganzen Saal übersieht, bemerkt man nichts mehr als wirres Durcheinandertreiben unter einem grauen Staubschleier, überstrahlt von zahllosen Lichtern.

Aber auch nüchterne Zuschauer sieht man genug hier oben, die nachdenklich hinabblicken in diese allgemeine Verwilderung. Da saß neben mir ein Pompier mit seinem spiegelblanken Messinghelm, ein ältlicher Mann, der gewiß schon viele Jahre diesem Sodom-Getümmel zugeschaut. Er hatte die Hände auf die Brüstung gestützt und dachte sicherlich darüber nach, wie diese Opernbälle von Jahr zu Jahr wilder und ausgelassener werden, denn als ich einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken konnte, sagte er mir ganz ruhig: Ah, oui Monsieur, mais où finera ça!

Tagebuchblätter.

Zweiter Theil.

Ungarn im Jahre 1857.

I.

Die Kaiserreise.

1.

Der Empfang in Buda-Pesth.

Da lagen sie vor uns die prachtvollen Schwesterstädte Pesth und Ofen, als wir am Morgen des 4. Mai zum Ufer der Donau gelangten; da lagen sie vor uns, das reiche Pesth mit seiner unabsehlichen Reihe palastähnlicher Gebäude, lang hingestreckt am Ufer des Flusses, wie mit seinen unzähligen Fensteraugen emporschauend nach den majestätischen Schlössern von Ofen, die auch heute wieder einmal, wie schon so oft, einem glänzenden und festlichen Tag zum Hintergrund dienen sollten — da lagen sie getrennt und doch wieder vereinigt durch das silberne Band der Donau, über deren Wogen hinweg die Menschenhand ein Eisenjoch geworfen, ein Wunderwerk, luftig wie aus Fäden gewebt, aber fest und stark — ein Werk für Jahrhunderte. Wenn man von hier aufwärts den Fluß betrachtet, so findet man es begreiflich, daß er schüchtern zwischen den lieblich grünen Margarethen-

Inseln hervorzutreten scheint; ja man glaubt, er stutze einen Augenblick und schleiche dann mürrisch und verdrießlich von dannen, den nachfolgenden Fluthen immer und immer wieder Platz machend, von denen jede Jahr auf Jahr sich hier staunender umschauen wird; denn Jahr auf Jahr werden die Städte wachsen an Pracht und Reichthum, immer glänzender hervorstrahlen in dem wunderbaren Gürtel von Bergen und Wasser, mit welchen die Natur sie freundlich umschlossen.

Es war noch sehr früh, als wir durch die Straßen von Pesth fuhren, und dann nach Ofen hinauf die neue bequem angelegte Straße, die so eben fertig geworden; aber überall fanden wir eine Geschäftigkeit, welche uns anzeigte, daß man am heutigen Tag Straßen und Häuser, Brücken und Thore für etwas außerordentlich wichtiges und freundliches schmücke. Da wurden Fahnen, Flaggen und bunte Wimpel aufgesteckt, Draperien probirt, Teppiche zu den Fenstern hinausgehängt, einzelne Häuser mit grünen Guirlanden verziert — und dieß geschäftige Leben sah man überall, durch welche Straßen von Pesth und Ofen man auch wandeln mochte, und es mehrte sich von Stunde zu Stunde.

Schon am Vormittag waren es übrigens nicht nur geschäftige Hände, welche man auf Gassen und Plätzen sah, nein, auch die schaulustige Menge fing schon an die Straßen zu füllen, und sich auf den Donau-Quais zu zeigen. Manches Auge blickte nach den Margarethen-Inseln, als sei dort vielleicht schon etwas zu entdecken, was erst nach vielen Stunden erschien. Machen wir es doch darin wie die Kinder, die auch das, was sie mit Freude und Liebe erwarten, durch sehnsüchtige Blicke von Minute zu Minute herbeiziehen zu können glauben. Ja und mit gleicher Liebe und Freude blickten auch Tausende und Tausende der Bewohner von Pesth und Ofen wenigstens stündlich einmal nach den grünen Inseln, die heute fast märchenhaft dalagen; denn auch in den Märchen heißt es, daß von der grünen Insel die gütige,

freundliche Fee herkomme, die Menschen bezaubernd und beglückend. Und eine Fee, ein guter Genius wurde auch heute von dorther erwartet — die Kaiserin Oesterreichs, welche ihr Gemahl zum erstenmal die Donau hinabführte, um ihr zu zeigen das prachtvolle Pesth, das stattliche Ofen, um sie zu geleiten durch Ungarns gesegnete Fluren, und vor ihr Auge zu bringen das ganze herrliche Land der Magyaren.

Haben wir am heutigen Tag eine Straße verlassen und kehren nach einiger Zeit dorthin zurück, so kennen wir die einzelnen Häuser in ihrem Schmuck von Fahnen, Teppichen und Draperien beinahe nicht wieder; namentlich die Gebäude am Quai waren förmlich eingehüllt in blau und weiß, weiß und roth, und gelben und schwarzen Decorationen, mit grünen Guirlanden durchwirkt auch häufig die ungarische Landesfarbe zeigend. Hier erhob sich auch am Eingang der großen Bruckgasse eine prachtvolle in gothischem Styl erbaute Triumphpforte, der gegenüber der reizende Pavillon stand, welchen die Majestäten beim Anlanden betreten sollten; zierlich war dieser aufgeführt im maurischen Geschmack mit Kuppeln und kleinen Spitzthürmchen in Weiß und Blau, in einem förmlichen Blumengarten stehend, der einen Weg bis an's Ufer der Donau eröffnete, einen Weg fast überhangen von blühenden Sträuchern und Blumen, der Boden mit buntfarbigen Teppichen bedeckt — eine reiche phantastische Schöpfung, fast einem der Kioske vergleichbar, die wir an den Ufern des Bosporus zu sehen gewohnt sind. Schreiten wir auf dem Quai weiter, so gelangen wir an den ernsten Bau, den der Pesth-Ofener Handelsstand in gothischem Styl zu Begrüßung des Kaiserpaares errichtet; auf hohem Postament in der Halle des Unterbaues sehen wir die große Statue der Austria nach der Donau blickend, und über ihr steigt in Zacken und Spitzen der Bau thurmartig in die Höhe, die umliegenden Häuser weit überragend. Der Ernst seines Styles ist freundlich gemildert durch zahllose Fahnen und Flaggen, die

ein leichter Wind emporhebt und sie wie zur Begrüßung flattern läßt.

Von hier betreten wir die Kettenbrücke, die, immer prachtvoll und schön, heute in ihrem Schmuck von Fahnen und Draperien einen wahrhaft fabelhaften Anblick darbietet. Das leichte Netz der Ketten und Stangen, sonst schon so luftig und zierlich, ist heute fast nicht mehr sichtbar unter den flatternden Wimpeln, eine neben der andern in Blau-Weiß, Weiß-Roth, Gelb-Schwarz, Grün-Weiß, Roth immer sich folgend, sich gleichsam verbindend. Auf den weiten gewaltigen Brückenköpfen sind leichte Pavillons erbaut mit einem Wald von Fahnen, in den leuchtendsten Farben, von weitem wie kolossale Blumenbouquets aussehend. Vor dem Tunnel, der den Ofener Berg durchbricht, ragen zwei mit Flaggen umwundene Obelisken empor, die, freilich nur für heute erbaut, dauernd hergestellt einen neuen und prachtvollen Schmuck gewähren würden. Betrachten wir so die majestätische Brücke, so erscheint sie uns wie ein riesiges Blumengewinde, von einem Ufer der Donau zum andern geworfen, gehalten von den beiden Schwesterstädten, für das Kaiserpaar eine Kette bildend, welche dasselbe zurückhalten soll in Buda-Pesth.

Einen eigenthümlichen und nicht minder festlichen Anblick bietet die Straße, welche in Windungen nach dem Ofener Schloß hinauf führt; mit Tausenden von Menschen besetzt, mit flatternden Fahnen in allen Farben, mit grünen Guirlanden und bunten Draperien scheint der ganze Berg lebendig geworden zu sein. Es flimmert uns vor den Augen; wir sehen einen gewaltigen Strom von Menschen und Farben; die unzähligen lachenden und plaudernden Stimmen schlagen brausend an unser Ohr, und wir sind in dem gewaltigen Getümmel froh, unser Auge auf den ernsten Massen des hohen Schlosses droben, das majestätisch und still hinabblickt, wieder einigermaßen ausruhen lassen zu können.

Wir gehen über die Kettenbrücke zurück, schon ist dort und

in den nächsten Straßen ein Soldatenspalier aufgestellt, welches den Weg bezeichnet, den die Majestäten bei ihrem Einzug nehmen werden. In Pesth scheint das Gedränge und Gewühl den höchst möglichen Grad erreicht zu haben; auf den Quais und den auf dieselben mündenden Straßen steht die Menge Kopf an Kopf gedrängt. Mit Mühe winden wir uns durch und finden endlich Schutz und einen kleinen Platz an dem Pavillon bei der Landungsbrücke, den meine Freunde, die braven Jäger, nur mit der größten Anstrengung vor der anfluthenden Menge frei zu halten vermögen. Namentlich ist hier die weibliche Bevölkerung auf's stärkste vertreten, und auch noch so sehr zurückgedrängt, strömen sie immer wieder vor, was verzeihlich und begreiflich ist; gilt es doch die Kaiserin zu sehen, von deren Freundlichkeit, Güte und Schönheit sie so viel schon gehört.

Da stehen wir denn auch und werfen auf das reiche belebte Bild rings um uns her noch einmal einen bewundernden Blick. Buda-Pesth ist schön und großartig zu jeder Zeit; aber heute, belebt durch Tausende und Tausende von Menschen, verziert mit unzähligen spielenden Fahnen und Flaggen, beide Städte getrennt durch den majestätischen Strom, der leuchtend dahin fließt, dessen zahlreiche Fahrzeuge alle reich beflaggt sind, über dem die Kettenbrücke so phantastisch hängt in ihrem bunten Schmuck — heute wo der Ofener Berg mit Menschenmassen und Fahnen bis hoch hinauf bedeckt war — heute glücklicherweise bei klarem Himmel, bei alles vergoldendem Sonnenschein, war der Anblick über alle Beschreibung großartig und prachtvoll. Er verwirrt die Sinne; aber wenn wir auch unsere Blicke von dem Gewühl und der Pracht rings umher zurückrufen, um das Treiben in der Nähe zu betrachten, so ist dieses doch nicht dazu gemacht, uns einige Ruhe zu gewähren. Ofen und Pesth erscheinen uns in all ihrem Glanz doch nur wie eine weite schmucklosere Einfassung des kleinen Pavillons am Donau-Ufer, der einen strahlenden Mittelpunkt

und zugleich ein anderes Papier, worauf ich mehreremal vergeblich verſucht, die Unterſchrift nachzubilden, ehe es mir vollkommen gelang, vielleicht, wenn man jene Mappe unterſucht, fände ſich auch das zweite Papier darin."

„Allerdings, allerdings," entgegnete der Doktor und der Buchhalter rief haſtig: „o dieſe Mappe kann ich vorzeigen, ich werde ſie im Augenblick von meinem Zimmer holen." Er wollte davoneilen, doch ſagte der Commerzienrath lächelnd: „ich glaube, ohne den Herrn Buchhalter verdächtigen zu wollen, es wäre nicht unzweckmäßig, wenn vielleicht der Doktor den Buchhalter auf deſſen Zimmer begleitete, die Sache handelt ſich um Ehre und guten Namen eines Andern und da muß man ſchon vorſichtig ſein."

„Ich werde den Herrn begleiten," ſagte der Doktor und ſprang auf, doch hielt ihn die Prinzipalin beim Arm zurück und ſprach: „Verzeihen Sie, meine Herren, ich bin hier vollkommen ihrer Anſicht, doch glaube ich, es wird beſſer ſein, wenn ich meinen Buchhalter begleite, mir wird derſelbe aus dem Inhalt ſeiner Mappe gewiß kein Geheimniß machen."

Der Buchhalter ſtand bei dieſem Vorſchlage da, ein Bild des Jammers und Entſetzens, die ſtieren Augen traten ihm faſt aus dem Kopfe, er ſchnappte mühſam nach Athem und ſeine zitternde Hand knöpfte den Rock, welchen er trug, auf und zu.

bildet, zusammengesetzt aus Gold- und Silberstickereien, dem Wehen der Federn, dem Leuchten aller möglichen Edelsteine, dem Funkeln zahlloser Brillanten, einrahmend die Namen erlauchter Magnaten, bekannnt in der Geschichte Ungarns. Da fahren sie heran in zwei-, vier- und sechsspännigen Equipagen, die Großwürdenträger der Kirche, steigen vor dem Pavillon ab und stellen sich in und vor demselben auf. Da sehen wir Se. Eminenz, den Cardinal Johann Scitovszky, Fürst-Primas von Ungarn, einen freundlichen Herrn, etwas vom Alter gebeugt, in seiner rothen Robe, mit dem rothen Cardinalshut; den Bischof von Weszprim, Dr. J. v. Ranolder; den Bischof von Szaniszlo; den Domherrn Grafen Forgach, den Prior des Prämonstratenser-Ordens, und den Erzabt von Martinsberg, letzterer eine große schöne Gestalt, hervortretend durch Einfachheit seines Costüms, der schwarzen Ordenskleidung.

Für uns höchst interessant war der Titularbischof von Nova, Michael Fekete, von Galantha, der so eben zu Pferd stieg, um Sr. Majestät mit dem apostolischen Kreuze vorzureiten — eine eigenthümliche ritterliche Erscheinung, an die Zeiten der Kreuzzüge mahnend. Er saß auf einem großen Schimmel, dessen Sattelzeug durch eine rothsammtene Decke mit Goldfransen überhängt war. Die Kleidung des Bischofs bestand aus dem weißen Chorhemd, worüber er den violettseidenen bischöflichen Mantel trug, auf dem Kopf hatte er das Barett von gleicher Farbe. Indem die linke Hand den Zügel führte, hielt er mit der rechten das hohe goldene apostolische Kreuz, auf langem Schaft befestigt, dessen Ende unten im Steigbügelschuh ruhte. Bekanntlich wurde dem heiligen Stephan, als er in Ungarn das Christenthum einführte; vom Papst Sylvester das apostolische Kreuz verliehen, zugleich mit dem Recht sich und seine legitimen Nachfolger „apostolischer König" nennen zu dürfen, sowie sich das Kreuz bei feierlichen Gelegenheiten vortragen zu lassen. Der Träger desselben

bleibt auch, wenn er bei kirchlichen Functionen vorangeht, so lange bedeckten Hauptes, bis der fungirende Geistliche, hier der Fürst-Primas von Ungarn, die Mitra ablegt. Das ächte Kreuz ging verloren, als es bei einer Revolution von Vizsegrad nach Gran gebracht werden sollte. Die Kaiserin Maria Theresia aber ließ nach alten Ueberlieferungen ein neues machen.

Fabelhaft war der Glanz, von welchem umgeben sich die ungarischen Magnaten und andere Große des Reichs zeigten, die Träger der erlauchten Namen Esterhazy und Bathyanyi, Waldstein, Palffy, Karolyi, Apponyi, Nemes, Erdödy, Königsegg, Zichy, Sandor u. s. w., blendend der Anblick ihrer Equipagen und Dienerschaften. Die Galawagen und Geschirre der Pferde, namentlich der sechsspännigen Züge, mit Verzierungen, Gold- und Silberstickereien, goldenen und silbernen Quasten bedeckt. Zur Seite jedes Pferdes schritten reich gallonirte Lakaien, bei einigen sah man Läufer voraus, Leibhusaren mit Silber- und Goldstickerei bedeckt gingen neben den Wagenschlägen, oder standen hinten auf; die Wagen der hohen Geistlichkeit wurden geleitet von Hausbeamten in goldgestickten Fräcken. Man kennt das reiche Costüm der ungarischen Magnaten, um so mannigfaltiger und malerischer, als jeder sich Farbe und Verzierung in Gold, Silber, Emaille und Edelsteinen nach seinem Geschmack wählen kann. Es ist etwas von orientalischer Pracht dabei, und wenn auch meistens die Farben von Attila und Manta dunkel sind, so sieht man doch zuweilen hellere Stoffe und oft wahrhaft malerische Zusammenstellungen, zugleich edle Gestalten und schöne Köpfe, wie sie auch ohne die geringste Zuthat auf Bildern aus der alten prächtigen Zeit stehen könnten. Manche dieser Costüme traten durch ihre Einfachheit hervor, so schwarze Anzüge, deren Verzierung, Knöpfe, Ketten, Säbelgriff aus mattem Silber bestand. Andere waren in den Farben malerisch zusammengestellt, Attila von blauem Damast dunkle Pelze mit reichem Zobel- oder Biberbesatz, Knöpfe und

Ketten aus Perlen und Edelsteinen bestehend, die Säbelscheide ebenso, der Griff des Säbels dagegen einfach mit weißem Elfenbein montirt. Wieder andere dieser Herren trugen die Mente reich mit Gold gestickt, oder auch, was überaus prachtvoll aussah, dieselbe aus hellem Damast mit orientalischem Dessin, mit kostbarem Pelz besetzt, die Agraffen von funkelnden Brillanten auf blauem Emaillegrund. Verschieden in der Form waren die Kalpaks bald auf Husarenart von hellem oder dunklem Pelz mit weißem Reiherbusch, bald niedere Mützen mit hohem Rand, reich mit Edelsteinen besetzt und mit einem Busch aus Perlen und Brillanten; ebenso mannigfaltig waren die eng anliegenden Beinkleider, sowie die Csizmen, hier einfach, dort mit Gold gestickt und mit Steinen besetzt.

Nimmt man zu dem allem die zahlreiche Dienerschaft, sich überbietend in reichen Anzügen, die Leibhusaren, viele mit rothen und gelben Pelzen, weißen Hosen und gelben Csizmen, vor lauter Silberstickereien und Knöpfen an Attila und Mente kaum hie und da einen fingerbreit Tuch sehen lassend, die Lakaien und übrige Dienerschaft in Röcken, die fast nur aus Goldbrocat zu bestehen scheinen; die immer und immer neu anfahrenden glänzenden Wagen, die hin und hersprengenden strahlenden Reiter, die ganze gewaltige Häuserfront mit Teppichen, Guirlanden, Fahnen bedeckt, alle Fenster voll eleganter Damen; denkt man sich hiezu die langen Reihen der aufgestellten Soldatenspaliere, die Tausende und Tausende von Zuschauern, die Banderien Jazygier und Kumanier zu Pferd, vortreffliche Reiter mit den dunklen ernsten Gesichtern, schwarzen emporgedrehten Schnurrbärten, originell in ihrer Kleidung mit dunklem Dollman und brauner Pelzverbrämung, weißblauen Cocarden und grünen Feldzeichen an den schwarzen Kalpaks; dann die Deputation des Adels des Pesth-Piliser Comitats in lichtblauen Uniformen mit Silber verschnürt, um die Manta eine nationalfarbige Schärpe; ferner die kaiserlichen Offi-

ziere aller Waffen und Grade zu Pferd und zu Fuß: Kürassiere, Uhlanen, Infanterie, das Wehen der Standarten, das Dröhnen der Musik, dazu alles von blendendem Sonnenschein übergossen — so kann man sich mit reger Phantasie vielleicht eine Idee machen von dem gewaltigen glänzenden Treiben, dessen Mittelpunkt der kleine maurische Pavillon war, der, wie schüchtern vor all der Pracht und all dem Glanz, halb versteckt in seinem Garten von duftigen Blumen und Blüthen lag, seine weiß und blauen Draperien geöffnet zur Aufnahme der schönsten Blume des Kaiserreichs.

Das Wogen und Treiben um den Pavillon wurde unterdessen immer gewaltiger, der Anblick hier von Minute zu Minute strahlender, glänzender und interessanter; und nicht bloß sind es Brillanten und Stickereien, die unser Interesse in Anspruch nehmen, wir sehen ausgezeichnete Persönlichkeiten, deren Anblick uns an glorreiche Tage erinnert. So sprengt dort der Generalgouverneur von Ungarn, Erzherzog Albrecht, heran, und wendet sich mit freundlichem Gruß an Feldzeugmeister Heß — zwei tapfere und berühmte Kämpfer aus der Schlacht von Novara, zu denen die umstehenden Offiziere und Soldaten freudigen Blicks emporschauen.

So wurde es 4 Uhr, und Tausende von Augen blickten sehnsüchtig nach der Signalstange des Schloßbergs empor, wo die herabgelassenen Kugeln noch immer anzeigten, daß die kaiserliche Yacht bisher nicht in Sicht sei. Das Plaudern und Lachen der unzähligen Menschenmenge brauste an beiden Ufern dahin, steigerte sich in gespannter Erwartung von Minute zu Minute und schien jetzt seinen Culminationspunkt erreicht zu haben, als nun endlich die schwarzen Kugeln droben langsam in die Höhe stiegen. Die kaiserliche Yacht war vom Schloßberg aus sichtbar; doch dauerte es immer noch eine halbe Stunde, bis die Batterie auf der Josephsbastei ihren Mund aufthat, bis dort in der Höhe die weißen Rauchwolken herausquollen und die krachenden Schüsse an-

zeigten, daß das erwartete Kaiserpaar jetzt endlich erscheinen werde. Den Batterien oben antworteten die vor dem Schiffsamt aufgestellten Geschütze, dann die Kanonen des Kriegsdampfers „Samson“, endlich die Batterien des Blocksbergs, Schuß um Schuß wiederholend, und weiße Rauchwolken wie graue Schleier an den Bergabhängen und auf die Fluten der Donau herabsendend.

Und stille, ganz stille ward es unter der gewaltigen Menschenmenge, als sich nun zwischen dem dunklen Grün der Margarethen-Inseln das buntbeflaggte Schiff zeigte, mit der schwarzgelben Fahne am Mast und einer rothweißen Flagge am Pavillon — stille ward es, aber nur so lange, bis die Glocken von Buda-Pesth anfingen zu läuten, bis die kaiserliche Yacht sich den beiden Schwesterstädten näherte. Da pflanzte sich endloses, enthusiastisches Eljen an beiden Ufern fort; da wurde mit den Tüchern geweht, da stieg der Jubelruf an den Bergen empor, wurde von den dichtgedrängten Volksmengen an den Quais freudig aufgenommen und wiederholt, und alles das bildete den begeisterten Gruß, womit Ungarns Hauptstadt ihren Kaiser und ihre Kaiserin empfing.

Es war ein prachtvoller Anblick, als nun die kaiserliche Yacht, der „Adler“, gefolgt von den reichbeflaggten Dampfern, „Elisabeth“ und „Croatien“, dem Ufer unter endlosem Jubel und Eljen zusteuerte. Es erhöhte die Begeisterung der Menge, als man den Kaiser auf dem Verdeck bemerkte, ihm zur Seite die Kaiserin, letztere in magyarischer Kleidung, auf den Haupt das glänzende Diadem, mit ihrem herzgewinnenden freundlichen Lächeln, und sinnend die prachtvollen Städte überschauend, die sich so festlich zu ihrem Empfang geschmückt, die sie so herzlich bewillkommneten.

An der Landungsbrücke wurden die Majestäten von dem Generalgouverneur von Ungarn, Erzherzog Albrecht, den Erzherzogen Ernst und Wilhelm, dem Fürst-primas, den Bischöfen, Magnaten und dem Bürgermeister von Pesth empfangen und zu

dem Pavillon geleitet, wo das hohe Kaiserpaar unter stürmischem Eljen der andringenden Volksmassen den Zug der Wagen und Reiter bei sich vorüberziehen ließ, nachdem dasselbe eine Anrede des Bürgermeisters von Pesth entgegengenommen, welche der Kaiser mit einigen herzlichen Worten erwiederte. Dann stieg Se. Majestät zu Pferd, um in Begleitung der Erzherzoge Albrecht, Ernst und Wilhelm dem Zug zu folgen, der unter dem Triumphbogen an der großen Brudgasse schon in die Stadt Pesth eingetreten war.

Hier bildeten die 74 Innungen Spaliere; die Schiffsleute, Zimmerleute, Maurer, Steinmetzen, die Tag und Nacht rüstig gearbeitet, um den beiden Städten ihr festliches Kleid anzuziehen, hatten sich nun selbst bestens geschmückt, um in ehrerbietigen Reihen das geliebte Herrscherpaar zu begrüßen. Den Schluß des Zuges, der Glanzpunkt, auch hier wie bei so vielen Dingen bis zuletzt aufgespart, bildete der vergoldete Wagen der Kaiserin von acht Schimmeln gezogen. Der Wagen war von alter schwerer Arbeit, reich geschnitzt, oben auf dem Verdeck mit der kaiserlichen Krone versehen; alle vier Seiten bestanden aus großen Spiegelfenstern. Die acht Schimmel hatten goldgestickte Geschirre, auf den Köpfen kleine überhängende Büsche von Goldfäden, und die sechs zunächst dem Wagen wurden von dem Leibkutscher, der in reicher Galalivree, mit dreieckigem Hut und weißer Perrücke, hoch oben auf der prächtigen Bockdecke saß, an goldenen Zügeln geführt; auf dem Vorderpferd saß ein Vorreiter. Stallleute mit Reitpeitschen in den Händen gingen neben den Pferden zu Fuß, drei Leiblakaien ebenfalls an jedem Wagenschlage, vor ihnen kaiserliche Stallmeister. Etwas rückwärts vom goldenen Wagen ritt rechts der Oberstthofmeister, links der k. k. Kämmerer vom Dienste, und die Begleitung bildeten Trabanten der Leibgarde; Edelknaben zu Pferd folgten. Die Kaiserin, anmuthig wie immer, saß allein vorwärts in der Staatscarosse, mit freundlichem Lächeln für die Huldigungen dankend, die ihr von allen Seiten dargebracht wur-

den. Das ungariſche Coſtüm Ihrer Majeſtät beſtand aus rothem mit Silber geſticktem Atlas, ſchwarz ſammtenem Mieder, über welches der lange ſchwere, ſilberdurchwirkte Schleier herabfiel, der von dem Brillantendiadem auf der Stirne gehalten wurde. Gegenüber der hohen Frau ſaß deren Oberſthofmeiſterin, die Gräfin Eſterhazy.

Den Beſchluß des ganzen Zuges machte eine Fahnen-Compagnie kaiſerlicher Grenadiere, denen eine Abtheilung Küraſſiere folgte. Daß die Straßen Peſths, durch welche ſich der feierliche Einzug bewegte, beſonders feſtlich geſchmückt waren, verſteht ſich von ſelbſt; hier waren die meiſten Häuſer ſo in Draperien und Fahnenſchmuck gehüllt, daß man häufig nicht viel mehr ſah als die Fenſteröffnungen, mit unzähligen Zuſchauern beſetzt, die mit Tücherſchwenken das Herannahen des Kaiſers und der Kaiſerin begrüßten. Dem aufgeſtellten Spalier war es hier kaum möglich während des Zugs die Bahn frei zu erhalten, und als der Wagen der Kaiſerin vorüber war, erſchien alle weitere Mühe nutzlos, und das Volk, mit lautem Jubelruf alle Schranken durchbrechend, füllte im Nu die breiten Straßen, immer noch Eljen, Eljen! rufend, als Equipagen und Reiter ſchon längſt vorüber waren.

Der Zug nahm ſeinen Weg durch die große Bruckgaſſe zur Waiznerſtraße, bog links in die Marokkanerſtraße ein und ging dann über den neuen Markt und Joſephsplatz durch die Badgaſſe zur Kettenbrücke. Es iſt unmöglich ſich einen Begriff zu machen von dem Volksgedränge, welches dieſen Weg ſowie die weiten Quai's am Donau-Ufer erfüllte, und eben ſo ſchwer ſich den jubelnden Enthuſiasmus vorzuſtellen, womit die Ungarn das Kaiſerpaar begrüßten. Der donnernde Eljenruf, das Schwenken Tauſender von Tüchern pflanzte ſich von Straße zu Straße fort und begann drüben in Ofen mit gleichem Enthuſiasmus, als kaum die Spitze des Zuges auf der Kettenbrücke ſichtbar wurde.

Um dem ganzen Zug voranzukommen und denselben am Eingang des Ofener Schlosses in seiner ganzen Reihenfolge zu sehen, bestiegen wir in Pesth eines der kleinen Dampfboote, und fuhren an das andere Ufer. Interessant war der Anblick der Reiterschaaren und Equipagen in dem luftigen Netz der Kettenbrücke; über sich die Tausende von wehenden Fahnen schien der ganze Zug wie durch Zauberhand in der Luft schwebend gehalten zu werden — ein neues unvergeßliches Bild. Nicht minder schön aber war es auch, die glänzenden Massen sich langsam, und zuweilen haltend, den Schlangenweg des Ofener Berges hinaufwinden zu sehen. Hier befanden sich rechts und links Tribünen mit Tausenden von Zuschauern; Bauern aus der Umgegend, Zigeunerbanden mit Musik hingen an den Mauern und Felsenvorsprüngen; der ganze Berg war belebt, aufgeregt, enthusiasmirt; der stürmischen Eljenrufe, des Tücherschwenkens wollte kein Ende werden. Mit welchem Wohlgefallen blickten die sonnverbrannten Gesichter mit den schwarzen Schnurrbärten, den aufgekrempten Hut in der Faust schwenkend, nach der ritterlichen Gestalt ihres jugendlichen Kaisers und Königs, wie der muthige prächtige Schimmel, den er ritt, von seiner Hand zurückgehalten, anmuthig in die Zügel knirschte, und durch das Schwenken der Tücher und Hüte, durch das immer andauernde Eljenrufen unruhig gemacht, zuweilen einen Satz vorwärts zu machen versuchte; voraus dem Kaiser die würdige Gestalt des Bischofs hoch zu Roß mit dem weithin leuchtenden apostolischen Kreuz, ihn umgebend der Glanz der mannichfaltigen Uniformen. Das war so recht ein Anblick für dieß phantasiereiche erregbare Volk. Und nun erst die Kaiserin, mild und freundlich, nach allen Seiten hin die herzlichen Rufe erwiedernd, in ihrem goldenen Wagen wie ein langsam vorüberziehender schöner Traum — es war begreiflich, daß sich die kräftigen Gestalten am Wege, die meilenweit her-

geritten waren, um das Kaiserpaar zu sehen, stolz aufrichteten, und daß ihr Eljenruf donnernd die Luft zerriß.

Wäre es nur einem Maler möglich gewesen, das Bild aufzufassen, welches in diesem Augenblick Buda-Pesth darbot. Drunten die Stadt mit ihrer majestätischen Häuserfront, mit ihren Tausenden von bunten Fahnen, ihren wimmelnden dichten Menschenmassen, dann das gleichförmig ruhige Bild der still dahinfluthenden Donau, zahlreich bunt bewimpelte Schiffe zeigend, darüber die gewaltige Kettenbrücke mit Volk, Reitern und Wagen angefüllt, und zuletzt der gewundene Weg nach dem Ofener Schloß, bedeckt, wie mit einem glänzenden Strom, mit dem langsam aufsteigenden Zuge, strahlend im Sonnenlicht, leuchtend in allen Farben, glänzend in Silber, Gold und blitzenden Steinen, eine riesenhafte goldene Kette darstellend, über welche nur zwei Gegenstände deutlich emporragten — das goldene apostolische Kreuz und der hohe Wagen der Kaiserin. Aber wir eilen auf Nebenwegen voraus, lassen zur Seite den brausenden Jubel des Volks, nur begleitet vom melodischen Läuten sämmtlicher Glocken von Buda-Pesth und dem weithin schallenden Klingen der verschiedenen Musikbanden. So erreichen wir, uns mühsam durchdrängend, den Schloßhof in der Burg droben, aber glücklicherweise in dem Augenblick, wo ihn die Ersten des Zugs betreten. Hinter ernsten Kürassieren auf ihren schweren Pferden, denen eine Division lustig marschirender Jäger folgt, sprengen die Jazygier und Kumanier in den Hof; geführt von ihrem Capitän stellen sie sich, Front gegen das Schloß machend, auf; Hofreitknechte zu Pferd ziehen den kaiserlichen Hoftrompetern und Paukern vor, die ebenfalls zu Pferd, eine nicht uninteressante Abtheilung des Zugs bilden. Sie sind eine Ueberlieferung der Pracht des kaiserlichen Hofs, und werden deßhalb mit vollem Recht beibehalten. Die meisten dieser Trompeter sind ältere Leute; sie führen silberne Instrumente; ihr Anzug in altem Schnitt ist mit Goldstickerei überladen; die mit gestickten Sammet-

decken überhangenen Kesselpauken sind, wie wir sie auf alten Bildern zu sehen gewohnt sind. Nachdem sie eingezogen, schwenkten sie links ab, stellten sich gegenüber den Jazygiern und Kumaniern auf und begrüßten die nun folgenden Hauptabtheilungen des Zugs jedesmal mit der kaiserlichen Fanfare.

Hof- und Kammerfouriere reiten dem Adel des Landes voraus, der nun in sechs- und vierspännigen Equipagen folgt. Für uns interessant sind namentlich die Staatscarrossen der Fürsten Esterhazy und Bathyanyi, wir erinnern uns von solchen Anzügen gelesen zu haben, und freuen uns, sie in der Wirklichkeit zu sehen. Den Pferden weit voraus erscheinen Läufer mit hohen Federn auf den Mützen, goldgestickten Röcken, kurzen Beinkleidern und weißseidenen Strümpfen, den Stab mit vergoldetem Knopf in der Hand. Ihnen folgen gemessenen Schrittes Lakaien und Leibhusaren, dann Stallleute bei den Pferden, an den Wagenschlägen wieder Husaren und Lakaien. Dem hohen Adel des Landes, von dessen Namen wir schon einige erwähnt, folgen in sechs- und vierspännigen Equipagen die nicht zum Hofstaat gehörigen geistlichen Würdenträger, die k. k. Truchsessen, die Kämmerer, die geistlichen und weltlichen geheimen Räthe, alle in reichen Staatswagen, die Geschirre der Pferde, Quasten und Decken mit Silber- und Goldstickerei, die Kutscher mit dreieckigen Hüten und weißen Perrücken; an den Wagenschlägen befinden sich auch hier Leibhusaren, nebenher gehen Bediente in Galalivree. Dem Cardinal Fürst-Primas, der nun in sechsspänniger Carrosse erscheint, folgt ein Banderium der Deputation des Adels des Pest-Piliser Comitats zu Pferd; wir erwähnten dieser schönen Reiter schon früher. Hier bilden sie den Uebergang zu dem hohen Adel des Landes, der nun in der reichen malerischen Magnatentracht, ein bunter glänzender Hause, strahlend in Gold, Silber und Brillanten, untermischt mit der zahlreichen Dienerschaft und den Leibhusaren zu Fuß in den Schloßhof einreitet.

Die Prinzipalin hatte einen Leuchter ergriffen, sagte ernst und befehlend: „folgen Sie mir," und stieg dem Buchhalter voraus die Treppen hinan.

„Ich gehe auch mit," flüsterte mir der Herr Block zu, „dieser Kerl ist zu allem fähig, ich will für alle Fälle bei der Hand sein."

Wir blieben unten in gespannter Erwartung und sahen erschüttert der Dinge entgegen, die da kommen würden; uns alle beschlich ein eigenes, unheimliches Gefühl und als wir nach einiger Zeit droben den festen Schritt der Prinzipalin vernahmen, welche langsam die Treppe herabkam, so schnürte mir jeder Schritt die Brust zusammen, so daß ich kaum im Stande war zu athmen. Sie mochte eine starke Viertelstunde ausgeblieben sein, und Emma sagte mir später, sie habe während dieser Zeit auf ihren Knien gelegen und eifrig gebetet.

Endlich trat die alte Frau wieder ins Zimmer und man sah, daß sie sich Mühe gab, den Leuchter fest in der einen Hand zu halten, in der andern Hand trug sie einige Papiere, die sie mit allen Zeichen des Abscheu's auf den Tisch warf; obgleich sie heftig ergriffen schien, obgleich ihr ernstes Gesicht von einer erschreckenden Blässe bedeckt war, ging sie doch stolz und festen Schrittes auf ihren Sessel zu, doch als sie sich niedergelassen, rückte sie ihren Lichtschirm so, daß ihre Züge von tiefem Schatten bedeckt waren.

Ein unvergeßlicher Anblick — die vielen ſchönen Geſtalten in den reichen Coſtümen mit fliegenden Pelzen, wehenden Reiherbüſchen, funkelnden Agraffen, alle auf prachtvollen, koſtbar geſchirrten Pferden, für uns, die wir uns Einzelne gerne genauer gemerkt hätten, zu ſchnell vorüberziehend, gleich einem glänzenden phantaſtiſchen Traume aus Tauſend und Einer Nacht. Es ſind die Träger hochberühmter und gefeierter Namen aus der ungariſchen Geſchichte: Feſtetics, Pallavicini, Eſterhazy, Bethlen, Palffy, Szechenyi u. ſ. w., welche ſich einfanden ihren Kaiſer und König zu begrüßen.

Jetzt dringt der Jubelruf der Menſchenmaſſen, die den Berg belagert haben, gewaltiger und dröhnender zu uns empor. Die kaiſerlichen Hoftrompeter ſetzten ſich auf ihren Pferden zurecht und blaſen abermals die kaiſerliche Fanfare; während dem hat ſich eine Zigeuner-Muſikbande im ungariſchen Nationalcoſtüm neben dem Eingang des Schloßhofs aufgeſtellt, und ſpielt ihrerſeits die Volkshymne, was nicht gerade allzuharmoniſch zuſammenklingt. Aber was thut's! Läuten doch auch die Glocken dazwiſchen, hören wir doch auch tauſendſtimmiges Eljen, wieder in einer andern Tonart; und in allem dem iſt eine gleichförmige Melodie, ein einziger Grundton — die Verehrung für das hohe Kaiſerpaar. Die Erzherzoge reiten in den Hof, begleitet von ihren Oberſthofmeiſtern, umgeben von zahlreicher Dienerſchaft zu Fuß; ihnen folgt in einem kleinen Abſtand der Biſchof von Nova mit dem apoſtoliſchen Kreuz, unmittelbar vor Sr. Majeſtät reitend. Lauter dröhnender Eljenruf der Jazygier, Kumanier, des Adels des Landes ſowie des dichtandrängenden Volkes empfängt den Kaiſer, der freundlich grüßend in das Hauptportal der Burg einreitet. Hinter ihm ſehen wir den Generalgouverneur von Ungarn, Erzherzog Albrecht, die Gardehauptleute, Feldmarſchall Graf Wratislaw und den General der Cavallerie, Landgrafen von Fürſtenberg, dann den erſten

Generaladjutanten, Grafen Grünne, sowie alle übrigen Adjutanten und Ordonnanzofficiere.

Mit gleich enthusiastischen Rufen wie der Kaiser wird auch die Kaiserin begrüßt, deren Wagen nun in den Hof fährt, umfluthet von dem andringenden Volk, das nur mit Mühe vom Schloßhof entfernt gehalten wird. In sechsspännigen Hofwagen folgen die Palastdamen vom Dienst und die Hofdamen, Leiblakaien und Diener in Gala an den Wagenschlägen. Einen prächtigen Anblick gewährt hierauf noch die Arcierenleibgarde zu Pferd, die hohen kräftigen Gestalten in den rothen, reich mit Gold gestickten Uniformen, mit weißen wehenden Roßbüschen, auf schönen starken Pferden. Der ganze Zug war endlich geschlossen von einer Fahnencompagnie der Grenadiere und einer Küraſſierdivision.

Während sich das hohe Kaiserpaar in die inneren Appartements zurückzog, versammelte sich der Hofstaat sowie der gesammte Adel in dem großen Saal des Schlosses, wo die Majestäten bald nachher erschienen und von dem Cardinal Fürst-Primas mit einer feierlichen Anrede begrüßt wurden. Daß es den Magnaten ein angenehmes Gefühl war, diese Anrede vom Kaiser in ungarischer Sprache, die derselbe vollkommen rein und geläufig redet, beantwortet zu hören, kann man sich bei ihrem Stolz und Selbstgefühl wohl denken; auch griffen ihnen die freundlichen Worte, die ihnen der Kaiser und König sagte, an's Herz, und mehrmals wurde seine Rede mit Zeichen der Rührung und lauten stürmischen Eljens unterbrochen.

Den Beschluß des festlichen Tages bildete ein feierliches Tedeum in der Schloßcapelle, zu welcher hin sich die Majestäten aus dem großen Saal des Schlosses unter Vortritt der Hofstaaten begaben. In der Kirche flammten Hunderte von Wachskerzen, mit ihren Lichtern den Glanz des feierlichen Dienstes noch erhöhend. Der Boden der Capelle war mit Teppichen bedeckt, Spaliere bildeten die Trabanten der Leibgarde, regungslos dastehend mit

aufgestellten Hellebarden. Der Raum rechts und links von ihnen füllte sich mit den Hofstaaten und den Magnaten.

Es war vielleicht 7 Uhr geworden, als die hohe Geistlichkeit mit brennenden Kerzen vom Hochaltar nach dem Eingang schritt, um das Kaiserpaar zu empfangen. Dem Cardinal Fürst-Primas im hohen Ornat mit der Mitra auf dem Haupt folgten zehn Bischöfe, welche die Majestäten bei ihrem Eintritt geleiteten. Voraus schritt der Kaiser mit seinen Generaladjutanten; ihm folgte die Kaiserin mit zwei Edelknaben, welche die Schleppe ihrer Robe trugen; dann erschien die Gemahlin des Erzherzogs Albrecht mit einem Edelknaben. Hinter den Erzherzogen kamen die OberstHofmeisterin Ihrer Majestät, die Palast- und Hofdamen, sowie die Adjutanten und Officiere vom Dienst. Ein schönes Bild bot die kleine Kirche während des feierlichen Gottesdienstes, ein reiches belebtes Bild; die vielen kostbaren malerischen Costüme der Magnaten, die glänzenden Uniformen, die hellen, silberdurchwirkten Roben der Damen um den Hochaltar gruppirt, das Wehen der Federn, das Funkeln der Brillanten in dem Kerzenschimmer, und inmitten dieses strahlenden Kreises das jugendliche Kaiserpaar andächtig der heiligen Handlung folgend, dazu der sanfte Ton der Orgel, der vollönende Sängerchor — es war ein Moment, der mir unvergeßlich bleiben wird.

So ward denn der heutige festliche Tag beschlossen, gewiß ein bemerkenswerther und erinnerungsreicher in der Geschichte von Buda-Pesth. Was hier geboten wurde, hatte ein so eigenthümliches originelles Gepräge, wie es eben nur die ungarische Hauptstadt und die ungarische Nation bieten kann, wenn sie, wie am heutigen Tag geschehen, mit freudig bewegtem Herzen zusammenwirkt, um ihrem Kaiser und ihrer Kaiserin zu beweisen, daß sie ihren Einzug als versöhnend und segensreich in seinen Folgen betrachte; wenn sie, dafür schon im Voraus dankend, dem Kaiser-

paar mit herzlicher Liebe, mit Begeisterung ihr stürmisches Eljen entgegen ruft.

2.

Der große Empfang. Das Theatre paré.

Ofen, den 6. Mai. Seit der Anwesenheit des hohen Kaiserpaars hier ist die kleine Festung gar nicht mehr zu kennen. Ziemlich abgeschieden, auf hohem Felsen liegend, gibt sich zu gewöhnlichen Zeiten hier sehr wenig Leben kund; Wagen sind eine Seltenheit, und wer hier oben in Buda ein Geschäft abgethan hat, der beeilt sich aus dem nächsten besten Thor hinauszukommen, um zu dem Treiben und den Vergnügungen in Pesth zu gelangen. Jetzt aber haben die beiden Städte in gewisser Beziehung ihre Rollen getauscht; über die Kettenbrücke herüber, den Berg hinan, strömt es immerfort zu den Thoren herein, und man stellt sich in zahlreichen Gruppen auf den Straßen, am liebsten aber am Burgplatz auf, um die Aus- und Anfahrt des Kaisers und der Kaiserin ja nicht zu versäumen. Daß jede derselben mit Eljens begrüßt wird, versteht sich von selbst, und wenn man dem zusieht, so ist es immer mit Angst, daß nicht einmal jemand von den andrängenden Massen, in seinem Eifer die Kaiserin zu sehen, unter die Räder der unglaublich schnell dahinrollenden Equipagen des Adels und der Deputationen kommt.

Der feierliche Aufzug der letzteren begann gleich am Tage nach der Ankunft, Morgens um 10 Uhr, mit dem Anrücken der Vertreter sämmtlicher Gemeinden des Pesth-Pilifer Comitats, die, eine Zigeuner-Musikbande voraus, in den Schloßgarten marschirten, wo sie von dem Kaiser und der Kaiserin freundlichst empfangen wurden. Es waren prächtige Gestalten, die vortrefflich aussahen in ihren ungarischen Nationalcostümen; mit wirklich vor Freude glänzenden Augen blickten die sonnenverbrannten Gesichter mit den schwarzen Schnurrbärten zu dem Herrscherpaar empor, und ihr

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20774 / 040

Eljen war ein begeisterter Ruf, der gar nicht enden wollte, als sie nun, hutschwenkend mit ungeheurem Jubel abziehend, nochmals vor dem Kaiserpaar defilirten.

Heute war der Tag der Präsentationen und Audienzen; der Husarenpelz machte den gold- und silbergestickten Uniformen Platz, der Hofstaat, die geheimen Räthe, Kämmerer und Truchsesse wurden gegen 11 Uhr empfangen. Eine fabelhafte Wagenreihe drängte sich auf dem Schloßplatz zusammen, und förmlich gefährlich war es, sich auf seinen eigenen Füßen dem Eingang zu nähern. Statt abzunehmen, vermehrte sich noch das Gewühl, sowie der Tag vorrückte. Durch den Generalgouverneur, Erzherzog Albrecht, wurde die Generalität und das Officierscorps vorgestellt; durch Se. Eminenz den Cardinal Fürst-Primas die geistlichen Würdenträger und der katholische Klerus; ihnen folgten die Geistlichen der übrigen Confessionen, dann sämmtliche Behörden, die Akademie der Wissenschaften, die Vertreter des Nationalmuseums, die Directionen der Handelskammer, sowie der österreichischen Nationalbank und die Vorsteher der israelitischen Cultusgemeinde. Für jede dieser Corporationen hatte der Kaiser ein freundliches Wort, die Kaiserin einen lieben freundlichen Blick, und so hallten denn manche begeisterte Eljen durch den prachtvoll ausgestatteten Empfangsaal des Schlosses. Um 2 Uhr wurden die Damen des hohen und höchsten Adels des Landes der Kaiserin vorgestellt; es war dieß in der Reihenfolge der Präsentationen eine höchst angenehme und wohlverdiente Abwechslung, und wenn man auch mit großem Interesse die verschiedenen Uniformen des Militärs betrachtet hatte, die reiche Kleidung der Magnaten, heute mehr en detail als gestern beim Zug, die hohen Würdenträger der Kirche in ihren herabwallenden weißen und violetten Gewändern, das Zeichen des Glaubens in prachtvollen Ketten um den Hals gehängt, daneben die einfachen schwarzen Anzüge der Pastoren nichtkatholischer Confessionen, die geheimen Räthe, Kämmerer und Truchsesse in ihren

reichen goldgestickten Anzügen — wenn man sich auch seit gestern an Pracht und Glanz in der ungarischen Hauptstadt gewöhnt hatte, so war es doch ein überraschender Anblick, den Cercle von beinahe achtzig Damen aus den edelsten Familien des Landes zu sehen, die in den reichsten, geschmackvollsten Toiletten einen strahlenden Kreis bildeten, in welchem die Kaiserin als Mittelpunkt in jeder Beziehung glänzte.

Etwas von den Toiletten der vorgestellten Damen zu behalten ist unmöglich; für den fernstehenden Zuschauer war es nur ein Gemisch von den prachtvollsten hellen Stoffen, von Gold und Silberstickerei, flatternden Spitzen, wehenden Federn, zierlichen Blumen, funkelnden Brillanten, mit deren Glanz aber manches schöne dunkle Augenpaar siegreich wetteiferte. In Begleitung der Obersthofmeisterin, sechs diensthuender Palastdamen und zweier Hofdamen, erschien die Kaiserin im ungarischen Kleid, glänzend durch die Gaben der Schönheit und Anmuth, herzgewinnend durch die Freundlichkeit der Mienen, durch die Treuherzigkeit des Blicks, durch den Adel der ganzen Erscheinung, und blendend durch die Pracht der reichen Toilette. Sie trug ein blaues Moireantique-Kleid, an das sich ein mit Rubinen und Brillanten besetztes Mieder schloß; Tablier, Schleier und Volants von Brüsseler Spitzen — letztere mit Perleneinfassung an das Kleid geheftet — erhöhten den Glanz dieser geschmackvollen und in ihrer Einfachheit wahrhaft kaiserlichen Toilette, während eine in Brillanten gefaßte Krone von Rubinen das Haar umschloß. Die Damen wurden Ihrer Majestät durch die Frau Erzherzogin Hildegarde vorgestellt. Ihre kais. Hoheit trug ein ungarisches Kleid von weißem Moireantique, ein mit Brillanten besetztes schwarzes Mieder, Tablier, Schleier und Volants von Brüsseler Spitzen, und im Haar ein prachtvolles Diadem in Brillanten.

Gegen 4 Uhr war die Vorstellung beendigt, und somit der, wenn gleich in mancher Beziehung schöne, doch auch gewiß mühe-

volle Vormittag des kaiserlichen Paars. Hatte doch der Kaiser für jede der Hunderte von Personen, die ihm präsentirt wurden, in der Sprache des Landes einige freundliche Worte gehabt. Dreihundert Equipagen, die sich im Schloßhof befanden, verließen denselben, um gleich darauf anderen Platz zu machen, denn um 5 Uhr begann die große kaiserl. Hoftafel. Leider hatte sich unterdessen das Wetter getrübt, aufsteigende finstere Wolken drohten Sturm und Regen, der denn auch wirklich noch vor Dunkelwerden eintrat und so die Beleuchtung von Pesth und Ofen, zu welcher die glänzendsten Vorbereitungen gemacht waren, für heute nicht zu Stande kommen ließ. Es regnete fast die ganze Nacht hindurch, doch klärte sich der Himmel glücklicherweise am nächsten Morgen früh wieder so weit auf, daß die Truppenschau abgehalten werden konnte. Es befanden sich dabei siebenzehn Bataillone Infanterie und Jäger, sechs Schwadronen Kürassire, zwei Schwadronen Uhlanen, und achtzig Geschütze, alles schöne Truppen, von demselben Aussehen und derselben Haltung, wie in der ganzen Monarchie. Der Kaiser hielt die Revue, und auch die Kaiserin war hinausgefahren, und bestieg draußen zur großen Freude der zahllosen Zuschauer ein Reitpferd, auf welchem sie, eine anmuthige Reiterin, begleitet von ihrem Oberstthofmeister, einem Stallmeister, und vier auf weißen Pferden reitenden Dienern, unter enthusiastischem unaufhörlichem Eljenrufen, über den wellenförmigen Rakos dahin galoppirte. Es war für die zahlreichen Menschenmassen ein seltener und schöner Anblick, die Kaiserin zu Pferd zu sehen, und daß dieß den Jubel der Zuschauer erhöhte, konnte man deutlich an der wachsenden Begeisterung ersehen, mit der das Kaiserpaar auch bei der Heimfahrt überall begrüßt wurde.

Den Schluß des Tags machte ein Theatre paré im ungarischen Theater. Schon um sechs Uhr bildeten dichtgedrängte Volksmassen ein festes Spalier den Ofener Berg hinab bis zum Schauspielhaus um den Kaiser und die Kaiserin wie überall, als sie sich um

8 Uhr zu Wagen zeigten, mit herzlichem Jubel zu empfangen. Das ungariſche Theatergebäude iſt nicht ſehr groß, aber reich decorirt, und bot heute Abend, alle Räume dicht angefüllt, einen wahrhaft blendenden Anblick: die Damen der erſten und zweiten Gallerie in reichen Toiletten, die meiſten mit einem wahrhaft auffallenden Ueberfluß an Edelſteinen und Brillanten. Auf der Vorgallerie des erſten Ranges die Magnaten in ihren Brillantencoſtümen, das Parterre angefüllt mit goldbeſetzten und reichgeſtickten Pelzen, funkelnden Ketten, wehenden Reiherbüſchen, kurz mit ſo vielen Edeln Ungarns in ihrem Nationalcoſtüm, daß die Uniformen der kaiſerlichen Officiere daneben faſt verſchwanden — es war wieder ein Anblick ſo reich und originell, wie man ihn nur eben hier genießen kann.

Punkt 8 Uhr hörte man das Herannahen der Majeſtäten an dem immer lauter werdenden Jubelruf der Volksmaſſen draußen, und als das Kaiſerpaar in den Saal trat, erhoben ſich alle Anweſenden, um daſſelbe mit einem donnernden Eljen zu empfangen. Es iſt eigenthümlich, was dieſer Ruf der Ungarn für eine Wirkung thut, wie er zu Herzen dringt; es liegt etwas kriegeriſches in dieſer Begrüßung, das Auge leuchtet, die Hand erhebt ſich — Eljen! Eljen! —

Es wurde eine neue Oper gegeben, „Eliſabeth," von zwei ungariſchen Componiſten. Das Sujet berichtet uns: Andreas, König der Ungarn, habe eine liebliche Tochter gehabt, die ein Rittersmann erblickt, der durch Ungarn mit ſeinen Schaaren nach dem heiligen Grabe zog; er ſieht ſie in dem Augenblick, wo ſie die Armen tröſtet und erquickt. Sie iſt in einfacher Kleidung, gibt ſich auch nicht zu erkennen, und beide ſcheiden mit dem Gedanken, ſich doch nicht angehören zu dürfen. Da aber in einer Oper nichts unmöglich iſt, ſo erleben wir nach manchen unweſentlichen Dingen im letzten Act ein Turnier, bei welchem ein fremder Ritter erſcheint, der über alle ſiegt, und von des Königs Tochter

gekrönt werden soll. Doch nicht den ihm zugedachten Turnierpreis will er; als er vor Elisabeth tritt, erkennt sie ihn, er reicht einem Pagen seinen Helm, setzt sich die Krone auf's Haupt, und wirbt als Landgraf von Thüringen mit gutem Erfolg um die Königstochter Ungarns, wodurch die Sache zu einem genügenden Schluß geführt wird. — Die Musik hatte viel schönes, namentlich waren, wie mir schien, vortreffliche Nationalmelodien mit großer Geschicklichkeit verwebt und angewandt. Die Prima Donna war die bekannteste ungarische Sängerin, Demoiselle Hollosi, mit einer nicht großen, aber reizenden Stimme und einer reichen Coloratur, „die ungarische Nachtigall." Scenirung und Ausstattung waren, dem feierlichen Tag angemessen, reich und prächtig. Bei dem Turnier erschien unter andern Reitern auch der Landgraf von Thüringen, und der Sänger, welcher ihn darstellte, ein ächter Ungar, setzte mit seinem Pferd zum Ergötzen des Publikums mit einer großen Lançade über die Bühne. Das Kaiserpaar in der Hofloge, demselben zur Seite Erzherzog Albrecht und die Erzherzogin Hildegarde, lenkten begreiflicherweise die größte Aufmerksamkeit auf sich, und gaben mitten im zweiten Act zu einer freundlichen Demonstration Veranlassung, als einer der Sänger zu singen hatte: „Eljena magyar Kiraly," worauf sich alles im Parterre, den Logen und Gallerien wie ein Mann erhob, und das jauchzende Eljen Eljen gar kein Ende nehmen wollte.

3.

Besuch im neuen Winterhafen und auf der Alt-Ofener-Schiffswerfte.

Ofen, den 7. Mai. Das herrlichste Wetter begünstigte heute die Fahrt des Kaiserpars mit seinem zahlreichen Gefolge nach dem neuen Winterhafen und der Schiffswerfte bei Alt-Ofen. Am Bom-

„Die Sache iſt aus und entſchieden," ſagte ſie, „mein bisheriger Buchhalter, der Herr Specht, hat mir die Wahrheit deſſen, was Sie," ſie wandte ſich zu mir, „was Sie vorhin ausgeſagt, eingeſtanden, er habe Sie fälſchlich angeklagt, er hat Sie abſichtlich in's Unglück ſtürzen wollen. Der Buchhalter verläßt morgen mein Haus für immer, Sie ſind von dem Verdacht, der auf Ihnen geruht, vollkommen gereinigt und ich ſage es offen, daß es mir ſehr leid thut und daß ich bedaure, etwas Uebles von Ihnen geglaubt zu haben, geben Sie mir Ihre Hand und ich bin Ihnen geneigter, wie zuvor."

„Gott ſei Dank!" ſagte der Commerzienrath und erhob ſich von ſeinem Sitz; „die Angſt, die Sie ausgeſtanden, haben Sie einigermaßen verdient, Ihr habt eine Zeit lang, wie wohl erfahren, ein ziemlich lockeres Leben geführt und Sie haben dieſem Treiben die Krone aufgeſetzt, indem Sie das Geld, das Sie in meiner Kaſſe erhoben, leichtſinniger Weiſe liegen ließen."

„Ja, ja," fuhr der Doktor fort, „allverehrter Fabrikant und wenn zufällig das Geld auf der Straße verloren ging, ſo kam Ihre Unſchuld nicht ſobald an den Tag, laſſen Sie ſich das eine große Lehre ſein."

Ich dankte dem Commerzienrath herzlich für ſeine Freundlichkeit und ſeine Worte, der junge Herr Block half ihm ganz entzückt den Paletot anziehen und der Banquier empfahl ſich mit einigen freundlichen Worten.

benplatz in der Wasserstadt Ofens lagen die beiden kaiserlichen Dampfer „Adler" und „Croatien," letzterer reich beflaggt, während auf dem ersteren das gelbe kaiserliche Banner aufgezogen wurde, in dem Augenblick — es war 10 Uhr Vormittags — wo sich die Majestäten an Bord begaben. Das Ufer war weit hinauf mit Menschen bedeckt, und von Pesth herübergekommen waren zahlreiche Boote, die bunt bewimpelt, die meisten mit eleganten Damen besetzt, die kaiserliche Yacht umkreisten und den Kaiser und die Kaiserin durch Tücherschwenken begrüßten.

Es war ordentlich ein wohlthuendes Gefühl, aus den Straßen mit ihren Menschenmassen und ihren bunten Decorationen einmal hinweg zu kommen, und ruhig dahin zu gleiten auf den im Sonnenglanz funkelnden Fluthen des majestätischen Stromes, zwischen Decorationen, wie sie nur die allgütige Hand der Natur hervorzuzaubern vermag. War es doch Frühjahr geworden; bedeckten sich doch überall die Wiesen mit saftigem Grün; zeigten doch, wohin man blickte, Sträucher und Bäume ihre neuen lieben Blätter, sanft rauschend, als freuten sie sich ihres jungen Lebens. Dazwischen hinein spielt Licht und Sonnenglanz, schillert durch die weichen Blätter, wiegt sich auf dem murmelnden Wasser, und scheint wohlgefällig zu fragen: nicht wahr, so habe ich es recht gemacht? Ja, Frühlingsluft und Frühlingsgrün, sie lassen uns tiefer aufathmen, sie entzücken uns, aber nicht ohne zugleich ein leises Weh beizumischen, namentlich, wenn wir nicht daheim sind, wenn wir beim Anblick fremder, grüner Bäume an die erinnert werden, die vor unserem Haus das heimliche Plätzchen beschatten, wo unsere Kinder spielen.

Aber heute Morgen war es reizend und schön auf der Donau, als wir, wie schon bemerkt, umspielt von Frühlingsluft, Frühlingsgrün zu beiden Seiten sehend, auf dem leuchtenden Wasser dahin fuhren unter den Klängen der lustigen Jägermusik. Wie waren die Ufer zu beiden Seiten so freundlich geschmückt! Hier

einzelne Gebäude mit schwarzgelben, weißrothen, weißblauen Flaggen, dort eine Gruppe Menschen, die Hüte schwenkend und Eljen rufend; dann Leute dicht am Ufer bunte Fahnen schwingend, hinter ihnen ein Trupp Reiter, die im gestreckten Lauf ihrer Pferde dem Dampfboot folgten! Hatten doch selbst die alten ernsthaften Mühlen an der Donau ihrer finsteren Physiognomie dadurch aufgeholfen, daß sie vom Dach farbige Fahnen wehen ließen.

Nach einer kleinen halben Stunde erreichten wir bei Neu-Pesth die begonnenen Arbeiten zur Anlegung eines großartigen Winterhafens, der dadurch gewonnen wird, daß der Donau-Arm, den hier die Pesther Insel bildet, gegenüber von Neu-Pesth, mit dem linken Ufer durch einen festen Damm verbunden wird, der sich längs der Pesther Insel fortsetzt, und dadurch, daß sich der Fluß rückwärts aufstaut, seine Wassertiefe erhält. Es ist dieß eines der kolossalen Werke, die Oesterreich in den letzten Jahren mehrfach entstehen sah und immer noch entstehen sieht. Die erste Idee zu diesem Winterhafen faßte schon vor Jahren der um Ungarn hochverdiente Graf Stephan Szechenyi; doch war es dem rastlosen Eifer des Generalgouverneurs, Erzherzog Albrecht, vorbehalten, mit thätiger Unterstützung des Finanzministers das große Werk zu beginnen, und man hofft es im nächsten Jahr zu beendigen. Für die Schifffahrt wird dieser Winterhafen von unberechenbarem Nutzen sein; die Länge des ganzen Beckens ist auf 1000 Klafter berechnet, die mittlere Breite auf 120, so daß das Ganze einen sichern Raum für mindestens 1000 Schiffe bieten wird. Bei Annahme dieser Dimensionen des so nöthigen Winterhafens wurde gerechnet auf 20 Kriegsschiffe, 150 Dampfer und Schlepper, 150 Fruchtschleppschiffe, 80 bis 90 Schiffsmühlen, 100 Flöße und 5 Schwimm-Etablissements. Der obere Hafentheil ist für die k. k. Flotille bestimmt, und hier wäre für dieselbe bei Eröffnung eines Canals die unabhängige Ein- und Ausfahrt leicht zu gewinnen, sowie man auch durch Schließung der Hafenmündung und Er-

bauung der nöthigen Schleusenkammern den Hafen in einen Dock umwandeln könnte. Zur Sicherung der 25 Klafter breiten Hafenmündung werden noch in diesem Jahr zwei Vorköpfe aus Pfahl- und Pflasterwerk ausgeführt. An dieser ganzen Anlage, deren Wichtigkeit und Tragweite für die Zukunft kaum abzusehen ist, betheiligte sich auch die Stadt Pesth durch billige und bereitwillige Abtretung der Stadtinsel, so das Unternehmen erleichternd.

Die kaiserliche Yacht legte bei Neu-Pesth an, und das hohe Kaiserpaar betrat unter endlosem Jubel der zusammengeströmten Bevölkerung das einfach, aber festlich geschmückte Ufer; die grünen Zweige, die man abgerissen und auf den Weg gestreut hatte, waren gewiß eben so gut wie der reichste Teppich, und das herzliche Eljen der Landbewohner neben dem Gesang weißgekleideter Schulkinder, welche die Volkshymne ausführten, klang nicht wenig feierlich begrüßend, als es ein volltönendes Musikchor gekonnt hätte. Ueberall am Ufer waren kleine Fahnen aufgesteckt, überall sah man die Bewohner in ihrem Sonntagsstaat, die Hüte schwingend, Eljen rufend. Die Nachen und Boote auf dem Wasser waren so reich als möglich beflaggt; die mächtigen Dampfbagger in der Mitte des Bassins sah man durch aufgesteckte Sträucher und Bäume fast unter frischem Grün verschwinden.

Der Kaiser und die Kaiserin nahmen den bereits fertigen Damm in Augenschein, der die Insel mit dem linken Ufer verbindet und in der kurzen Zeit von sechs Monaten aufgeführt wurde; dann verfügten sie sich auf die Yacht zurück, um unter herzlichem Zuruf der Bevölkerung zum Besuch der Schiffswerfte nach Alt-Ofen hinüberzufahren, wo zur Feier der Anwesenheit Ihrer Majestäten zwei neue Dampfboote vom Stapel laufen sollten.

Hier in Alt-Ofen besitzt bekanntermaßen die privilegirte Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft ein riesenhaftes Etablissement, eine großartige Schiffswerfte und ausgedehnte Maschinenwerkstätten,

worin über 3000 Arbeiter beschäftigt werden. Am heutigen Morgen hatten sämmtliche Localboote von Buda-Pesth eine unermeßliche Menschenmenge aus beiden Städten hieher gebracht, ab und zu liefen die kleinen reich bewimpelten Dampfer, immer neue Zuschauer bringend, und als die kaiserliche Yacht am Ufer anlegte, war dasselbe so dicht mit Menschen besetzt, daß es kaum möglich war, einen schmalen Gang vom Landungsplatz bis zur Schiffswerfte frei zu behalten. Auch hier wurde das Kaiserpaar mit nicht enden wollendem Jubelruf der Tausend und Tausende von Zuschauern empfangen.

Die Dampfschifffahrtsgesellschaft hatte auch ihrerseits alles mögliche gethan, um die Majestäten feierlich und festlich zu begrüßen. Der Weg vom Ufer nach den Werkstätten war mit Teppichen bedeckt, und an beiden Seiten bildeten die Arbeiter in sonntäglichem Anzug Spalier; jeder von ihnen hielt in der Hand die Zeichen seines Gewerbes: Beil, Axt, Hobel, Schmiedehammer und dergleichen. Ihr gewaltiger Zuruf flog wie ein Lauffeuer dahin, auf dem Platz, wo die Schiffe vom Stapel laufen sollten, einen wahren Sturm herzlicher Begrüßung entzündend, der sich erhob, sowie der Kaiser mit der Kaiserin die Treppen zu dem erhöhten Pavillon hinanstieg, wo sie den Tausenden von Zuschauer sichtbar, ihre Plätze einnahmen. Dieser Pavillon bestand aus einem weiß und blauen Zelt, reich mit Fahnen besteckt, unter dem sich ein rothsammtener goldgestickter Baldachin über den beiden Sesseln des Kaiserpaars befand. Die ganze Estrade, auf welcher der Pavillon stand, füllte sich mit dem Gefolge des Kaisers, Generalen und Oberofficieren verschiedener Waffen in ihren glänzenden Uniformen, nach dem Beispiel Sr. Majestät mit entblößtem Haupt stehend, um dem heiligen Amt der Taufe beizuwohnen, welches der Lancirung der beiden Schiffe vorangehen sollte. Das Ganze bot einen unaussprechlich prachtvollen und malerischen Anblick.

Die Spitzen der beiden neuen Dampfer berührten fast die

Estrade; auf den Decken derselben, die mit Fahnen, grünen Gewinden und Kränzen von Rauschgold verziert waren, befanden sich zahllose Matrosen und Arbeiter in weißen Beinkleidern und rothen wollenen Hemden, den Hut mit dem flatternden Band in der Hand. Neben und über diesen Schiffen waren Tribünen errichtet worden, auf denen sich eine zahllose Menge von Zuschauern befand; ebenso dicht mit Menschen besetzt war das gegenüberliegende Ufer des Donauarmes, welcher bestimmt war, die neuen Schiffe aufzunehmen, ebenso geschmückt mit Fahnen, Kränzen und Guirlanden.

Hier in der freien Luft, umspielt von Sonnenglanz, inmitten der ungeheuren Zuschauermenge, hatte die kirchliche Function der Einweihung und Taufe der Schiffe etwas außerordentlich feierliches, ja tief ergreifendes. Der Cardinal Fürst-Primas von Ungarn in reichem Meßgewand mit goldener Mitra und Inful hielt sie selbst, assistirt von einer Menge hoher Geistlichen in weißen goldgestickten Gewändern, die auf der hohen Estrade, ohne andern Hintergrund als die blaue Luft, mit ihren glänzenden Gesäßen unbeschreiblich leuchteten und blendeten. Gern möchte ich ein genügendes Bild davon geben, aber ich fühle wohl, daß es unmöglich ist. Wie klangen die Gesänge im unbeschränkten Raum hier so eigenthümlich, inmitten der tiefen Stille der unermeßlichen Menge; wie deutlich tönte selbst die schwache Stimme des ehrwürdigen Cardinals! Als zum Beschluß der Weihrauch dampfte, erhob sich ein frischer Wind, der das Zeltdach spielend auf- und niederhob, der die Hunderte von Fahnen flattern ließ, der die Kränze aus Flittergold sanft erhob, daß sie zitterten und rauschten. Und dann trat der Cardinal Fürst-Primas vor, und gab den Schiffen den Namen der beiden kaiserlichen Prinzessinnen „Sophia Friederika" und „Gisella."

Die beiden Dampfer lagen so, daß sie seitwärts in das Wasser hinablaufen mußten. Während der feierlichen Handlung standen zahlreiche Beamte und Arbeiter an der gewaltigen schlüpf-

rigen Bahn, welche auf Holzschlitten die beiden Schiffskörper trug, noch festgehalten durch einzelne Keile und Strebebalken. Es war ein fast ängstlicher Moment, als die erstern alle weggeschlagen wurden, und der riesenhafte Schiffskörper nun dalag bereit zum Hinuntergleiten, nur noch von zwei Balken gehalten, an deren jedem die kraftvolle Gestalt eines Zimmermanns zu sehen war mit der Axt, auf das Zeichen zum loshauen wartend — ängstlich deßhalb, weil noch auf der Bahn selbst eine Menge Arbeiter beschäftigt waren, die, unter dem Kiel durchschlüpfend, verschwinden mußten, wenn sich das Schiff in Bewegung setzte. Das Zeichen hiezu wurde von einem Beamten gegeben, der die gefüllte Champagnerflasche in der Hand hielt, die an einer rothen Schnur vom Schiffsrand herabhing, und die im entscheidenden Moment gegen die Wandung geworfen und so zerbrochen wurde.

Jetzt schmettert das Glas auseinander, der edle Wein spritzt umher; im gleichen Augenblick entfernen die beiden Zimmerleute mit gewaltigen Hieben die letzten Stützen und unter unbeschreiblichem Jubelruf und Hurrah setzt sich das Schiff auf seinem Holzschlitten zuerst langsam, dann immer schneller und schneller nach dem Wasser zu in Bewegung. Es war interessant zu sehen, mit welcher Geschwindigkeit die Arbeiter unter dem Kiel hinweg rückwärts sprangen, wie der Dampfer fast über sie dahinglitt, wie die Schwellen rauchten, wie das Wasser aufbrauste und emporspritzte, als nun der junge Täufling so plötzlich in das Element hineinrauschte, dem er künftig angehören wollte. Die Musikbanden spielten, Tücher flatterten, lautes Hurrah erschallte, und somit endete die festliche Lancirung der beiden Schiffe „Sophia Friederika“ und „Gisella.“ Mögen sie ihren erlauchten Namen Ehre machen, mögen sie lange, lange Jahre die österreichischen Farben tragen auf dem gewaltigen Fluß mit seinen gesegneten Ufern durch das reiche Ungarland bis zu den Mündungen des jetzt freien deutschen Stroms.

Das ganze Etabliſſement hier in Alt-Ofen befand ſich in eigenthümlicher freudiger Bewegung; überall wimmelten große Zuſchauermaſſen, namentlich war die elegante Damenwelt von Buda-Peſth zahlreich vertreten, und trug in den verſchiedenſten Farben nicht wenig zur Belebung des Ganzen bei. Es war ein Gemiſch der ſeltenſten Art. Die ſchwarzen Fabrikgebäude, hie und da umſtanden von grünen Bäumen mit ihren hohen qualmenden Schornſteinen, ſtanden ſo ernſt da, umbraust von der bunten Volksmenge, die ſich bald hierhin, bald dorthin ſchob, um den Kaiſer und die Kaiſerin zu ſehen, und immer wieder auf's neue mit freudigem Eljen zu begrüßen; dazu raſſelten die Räder in den Werkſtätten, ſeufzten die gewaltigen Sägen, begannen ſich rieſenhafte Maſchinenräder in offenen Schuppen zu drehen, ſowie die Majeſtäten mit dem zahlreichen glänzenden Gefolg herankamen.

Einen ruhigen Augenblick in dieſem allgemeinen Glanz und Gewühl bildete die Beſichtigung des Moſaikbodens eines altrömiſchen Bades, den man vor wenigen Tagen aufgedeckt, und der nun mit ſeinen zierlich verſchlungenen Arabesken, aus weißen und ſchwarzen Steinchen beſtehend, zwiſchen freundlich überhängendem Grün gelegen, ſo fremdartig, ſo verwundert auf die glänzende Umgebung blickte, die ihn ſo plötzlich in ſeiner Einſamkeit überraſcht. Es erregte in der That eigene Gedanken, wenn man den Blick von dieſer zierlichen Arbeit einer zweitauſend Jahre hinter uns liegenden Zeit emporhob, und das raſtloſe Pochen und Hämmern der Maſchinen ſah und hörte. Ich hätte dem kleinen Moſaikboden ein ruhigeres Plätzchen gewünſcht.

4.

Die Beleuchtung von Ofen und Peſth.

Es iſt wohl nichts undankbarer als eine Illumination zu beſchreiben, ja es gehört dies faſt zu den Unmöglichkeiten. Wenn

man aber Feste des Tages erwähnt, die ein Volk seinem Herrscherpaar so freudig und jubelnd bereitet, so muß man auch nächtlicher Feierlichkeiten gedenken, namentlich wenn sie so großartig angelegt und so glücklich durchgeführt sind wie die wahrhaft prachtvolle Illumination von Ofen, Pesth und der Donau. Da dieselbe am Tage nach dem Einzug des Kaiserpaars gänzlich verregnet wurde, so hätte man glauben sollen, es sei von den Vorbereitungen nicht so viel gerettet worden, um das Fest in gehörigem Glanz veranstalten zu können; doch schien gerade dieser unfreiwillige Aufschub günstig gewirkt zu haben, denn in dem, was geboten wurde, war nirgends eine Lücke, nirgends eine Kleinlichkeit zu finden: alles war im großartigsten Maßstab angelegt, reich und glänzend durchgeführt.

Wie sich aber auch Ofen und Pesth am Tag so unvergleichlich schön präsentiren und neben Prag vielleicht die am schönsten gelegenen Landstädte Europa's sind, so gibt es auch keinen Ort, der nächtlicherweise für eine großartige Beleuchtung so geeignet wäre wie Buda-Pesth — wohlverstanden für eine großartige Beleuchtung, denn etwas mittelmäßiges würde hier ganz verschwinden; und was gestern Abend sich wahrhaft großartig ausnahm, das war der Blick von Ofen auf Pesth, und von Pesth hinüber nach Ofen. Denn nicht nur die Quais, Straßen, Plätze und Gebäude waren mit in die Illumination hineingezogen, nein, auch die Höhenzüge hinter und neben Ofen durch Beleuchtung der hinaufführenden Wege, der Festungswerke, der terrassenförmig sich erhebenden Häuser. Dabei waren es nicht nur einzelne Linien, einzelne Gebäude, die auf den Quais oder auf den Bergen bei Ofen sichtbar wurden, nicht nur einzelne Punkte, die leuchtend hervortraten, nein, ganz Ofen und Pesth stellte sich mit seiner ganzen Architektur, mit seiner prachtvollen Lage, mit allen seinen Einzelnheiten wie aus Feuer nachgebildet dar. Sogar daß der Mond fast voll am Himmel stand, that dem großartigen Schau-

spiel keinen Abbruch; er hatte sich speziell der Fluthen der Donau angenommen, und es gewährte einen unvergleichlich schönen Anblick, zwischen den beiden Städten, die in Brillantfeuer glänzten, das silberleuchtende Wasser zu sehen, und wie auf ihm die strahlenden Schiffe, die kleinen Nachen und Boote mit Leuchtfeuer aller Art eigenthümlich glänzend hervorblitzten.

Es kann unmöglich unsere Absicht sein, den Leser durch die Straßen von Pesth zu führen, um ihm im Detail zu wiederholen, was wir gestern, in einer brausenden Volksmenge eingekeilt, ohne Widerstandsvermögen mit ansehen mußten. Einen solchen eng zusammen gekeilten Menschenstrom, wie er sich durch die Waitznergasse nach dem Stadthaus wälzte, erinnere ich mich doch nicht bei ähnlichen Festen in Italien gesehen zu haben. Ein Umkehren, ein Entweichen war gar nicht denkbar, und so galt es denn muthig vorwärts zu dringen.

Wie sehr hier die ganze Festlichkeit aus eigenem freiem Antrieb des Einzelnen hervorging, und wie sehr sich Jeder bemühte, dem geliebten Kaiserpaar aus gutem Herzen seine Huldigung darzubringen, sah man an der stets wechselnden, stets eigenthümlichen Art, in der die einzelnen Häuser beleuchtet waren, einander überbietend an Glanz und Pracht. Selten daß man hier ein Gebäude bemerkte, welches durch einfache Lichter oder Ballons beleuchtet wurde; fast Jeder hatte etwas Eigenthümliches erfunden oder ausführen lassen, um seine besondere Verehrung auszudrücken. In unserer Zeit ist es auch so leicht, bei Illuminationen die Fronte der Gebäude mit Brillantfeuer in den phantastischsten Formen zu bedecken; braucht man doch nicht mehr wie früher ein Lämpchen mühsam neben dem andern aufzuhängen, um eine Linie, eine Figur zu bilden; jetzt biegt man einfach kleine Röhren in alle erdenklichen Formen, versieht sie mit feinen Löchern, und schraubt sie in eine Gasleitung fest, eine kleine nahe gebrachte Flamme entzündet sie augenblicklich, und wie ein Lauffeuer blitzt im näch-

ſten Moment die ganze Figur in ſtrahlendem Feuer. Die hieſige Gasbeleuchtungsgeſellſchaft hatte wirklich in derartigen geſchmackvollen Verzierungen das Mögliche geleiſtet, wie denn auch, der weißen blendenden Flamme nach zu urtheilen, das hieſige Gas ein außerordentlich reines und gut geläutertes ſein muß, was man von andern Städten nicht immer ſagen kann.

Aber weiter! Hier ſehen wir große Sterne in der eben erwähnten Art, daneben ein Haus, deſſen Architektur mit farbigen Lampen nachgebildet iſt, während wir an den Mauern mit großen Zügen leſen: „Eljenek Franz Joſeph und Eliſabeth!“ Ein anderes zeigt einfach an ſeiner Fronte dieſelben Namen des Kaiſerpaares von ungeheuren Dimenſionen, aus dem Dunkel ſcharf hervorleuchtend und am Ende der langen Straße auf's deutlichſte erkennbar. Und alles das folgt ſich durch die ganze Stadt nicht einmal, zweimal, nein, zehn-, zwanzig-, dreißigmal in immer wechſelnden Formen und Verhältniſſen; dabei kommen wir an kleine Plätze und Squares, wo aufgehängte farbige Ballons zwiſchen den hellen grünen, durchſichtig ſcheinenden Blättern der Bäume phantaſtiſch illuminiren. Hier haben wir ein Haus mit vier rieſenhaften Transparenten, die Schlöſſer Habsburg, Banz, Poſſenhofen und Laxenburg darſtellend; gleich daneben hängt auf dem Knotenpunkt von vier Straßen ein rieſiger Luſtre, aus Transparenten, farbigen Ballons, bunten Glaskugeln, Lichterkränzen beſtehend, ſcheinbar in der Luft ſchwebend, da man ſeine Hängekette nicht ſieht, und durch die vier Straßen weithin leuchtend. Aber er verſchwindet in ſeinem Glanz und ſeiner Pracht, denn wohin wir ſehen, rechts, links, vor uns, hinter uns, ſind alle Häuſerfronten mit Tauſenden und Tauſenden von Lichtern bedeckt. Einen impoſanten Eindruck macht uns dazwiſchen dennoch der Anblick der großen Triumphpforte am Eingang der Bruckgaſſe, durch bengaliſches Feuer, welches vor großen, verdeckt aufgeſtellten Spiegeln brennt, ſo beleuchtet, daß ſie wie roth glühend aufflammt. In dieſem

Der Wagen rollte fort und der Doktor nahm seinen Hut: „ich muß meiner Frau," sagte er, „die glückliche Entwicklung dieser Geschichte anzeigen, sie hat sich sehr um diesen jungen leichtsinnigen Menschen gegrämt," dann setzte er leise zu mir gewandt zu: „ich laß' Sie hier allein in der besten Gesellschaft, kommen Sie morgen früh zu mir und erzählen, was Sie heute Abend hier noch Neues und Liebes erfahren. Gute Nacht!" Er ging davon und der junge Herr Block, dem von der Prinzipalin ein freier Abend bewilligt wurde, folgte ihm. Wie ich nachher erfuhr, nahm ihn der Doktor mit nach Haus und hängte ihm in der Freude seines Herzens einen kleinen Rausch an.

Wir blieben allein in dem Zimmer, die Prinzipalin, Emma und ich; das Mädchen eilte vor Freude laut schluchzend aus ihrem Winkel hervor und ließ sich, wie früher, zu den Füßen der Prinzipalin nieder, auch ich eilte herbei und dankte mit herzlichen Worten für alle Liebe und Güte, die sie mir erwiesen.

„Meine Kinder," sagte die alte Frau, und während sie mir ihre rechte Hand gab, legte sie ihre linke auf das Haupt des Mädchens, „meine Kinder, Gott hat Euch in seinen Schutz genommen und Alles wohlgemacht, Ihr liebt einander, ich freue mich darüber, laßt mich für Euer Schicksal sorgen, ich habe Niemand auf der Welt, Ihr Beide steht ebenfalls allein da und so, glaube ich,

Meer von Licht und Glanz einzelne besonders reich illuminirte Häuser zu nennen, wäre ungerecht gegen andere, denn Jeder that sein Mögliches, um zu zeigen, daß er die Bedeutung der festlichen Tage von Ofen und Pesth fühle.

Suchen wir eine stillere Gasse zu gewinnen. Das Gedränge, welches uns mit fortreißt, ist wahrhaft betäubend, fast erschreckend; man wird gestoßen, daß es zum Erbarmen ist; man fühlt sich nicht sicher auf seinen eigenen Füßen, und zuweilen erleidet man Anwandlungen von Zorn, wenn man auch hier wie anderswo bei ähnlichen Veranlassungen oft sieht, wie gewissenlose Mütter oder Dienstboten kleine, arme schreiende Kinder mit sich herumschleppen und kaum im Stande sind, dieselben vor dem Erdrücktwerden zu schützen. — Doch vorbei! Wir werden fortgeschoben und prallen jetzt an einen Menschenknäuel an, der, ein besonders schönes Haus betrachtend, in wenig Augenblicken wie eine Lawine anwächst und die Straßen verstopft. Wir versuchen es, uns in einen offen stehenden Thorbogen zu retten, wo wir einen Garten sehen, erhellt mit tausend bunten Lampen und Glaskugeln, die zwischen Grün hervorleuchten, wo uns lustige Zigeunermusik entgegenschallt. Doch auch hier dasselbe Menschengedränge; wir werden wieder hinausgeflutet; duldend, ohne ferner zu widerstreben, lassen wir uns von der Woge fortreißen, die uns hundert Schritte weiter endlich an das ruhigere Gestade irgend einer Seitengasse hineinwirft.

Wir athmen freier auf und danken dem Schicksal, das uns hieher geführt, denn vor uns werden die Massen immer compacter, das Gemurmel immer bedeutender, krachende Kanonenschüsse haben vor vielleicht zehn Minuten angezeigt, daß das Kaiserpaar die Burg in Ofen verlassen und ein donnerndes Eljen, das sich stets anwachsend, über die Kettenbrücke in die Stadt hineinwälzt, hier von Tausenden von Menschen jauchzend wiederholt wird, in den engen Straßen gewaltig wiederhallend, betäubt unser Ohr. Wie

ſich dort Raum finden wird für die langſam näher rollenden Wagen, iſt uns unbegreiflich. Doch ſchiebt ſich die Menge wunderbar zuſammen; keiner will ſeinen Platz verlaſſen, denn dort kommt die offene Equipage mit dem Kaiſer und der Kaiſerin, eingekeilt in die Volksmaſſen, welche den Wagen vorwärts zu ſchieben ſcheinen. Freundlich danken die Majeſtäten für die lauten und herzlichen Begrüßungen, mit denen ſie empfangen und begleitet werden, und vor und hinter ihrem Wagen wachſen der Jubelruf, die wilden Eljens von Minute zu Minute. Dem kaiſerlichen Zug auch nur auf kurze Zeit zu folgen iſt unmöglich; auch zieht es uns nach dem Donau-Quai hin, der, ſowie die Donau und die Höhen von Ofen, jetzt gerade im höchſten Glanze ſtrahlt.

Die Nacht iſt dunkler geworden, und wenn auch der Mond, wie ſchon früher bemerkt, ziemlich voll am Himmel ſteht, ſo iſt ſein Licht doch nicht im Stande, die großartige Beleuchtung zu ſchwächen; ja er ſelbſt trägt zur Verherrlichung derſelben bei. So bietet er uns jetzt einen wirklich hübſchen Anblick, indem er, ſcheinbar dicht über einem der Kirchthürme ſchwebend, die mit Fahnen beſteckt ſind, ausſieht als habe er es ſelbſt über ſich genommen, Flaggen mit den öſterreichiſchen und ungariſchen Landesfarben auszuhängen.

Die Feuerlinien auf beiden Ufern haben ſich unterdeſſen noch mehr und mehr ergänzt und prachtvoll ausgebreitet. Der Ofener Berg mit ſeinen Hunderten von beleuchteten Häuſern, mit der Straße, die ſich in einer feurigen Schlangenlinie hinaufſchlingt, ſieht aus, als glühe er von innen und als breche das Feuer auf unzähligen Punkten zu gleicher Zeit hervor — ein Vulkan mit einem Seitenkrater, der die Geſtalt eines rieſenhaften Sternes hat und weit in die Donau hineinleuchtet. Und mit dieſem Bilde beſchäftigt, vernehmen wir plötzlich das Ziſchen zahlloſer Raketen und ſehen, aufwärts blickend, die Feſtungswerke des Blocksbergs mit einem Male glühend angeſtrahlt. Es iſt ein gewaltiger An-

gleiten, sowie um einen Platz zu gewinnen, das Feuerwerk der Brücke mit Muße betrachten zu können. Auch wir, sattsam hin- und hergestoßen und zerdrückt, finden einen solchen guten Platz auf dem Balcon des Gasthofs zur Königin von England, und nach mehrstündigem Umherrennen einen bequemen und ruhigen Sitz. Vor uns liegt die Brücke schwarz und geheimnißvoll; zu unsern Füßen braust der Menschenstrom, ungeduldig harrend.

Endlich geben ein paar Raketen vom Schloßberg das Zeichen, daß das Kaiserpaar die Burg erreicht hat und droben an's Fenster getreten ist, um ebenfalls dem Feuerwerk zuzuschauen. Herr Stuber fängt auf dem Brückenpfeiler zunächst Ofen an zu präludiren; einzelne Raketen erheben sich majestätisch an den finstern Himmel empor, neigen oben zierlich ihre Köpfe und streuen platzend leuchtende Sterne aus, die sich neugierig umzuschauen scheinen, ob das Publicum gehörig versammelt und alles in Ordnung sei. Leuchtkugeln, Schwärmermassen, ganze Ladungen farbiger Sterne folgen, puffen in die Höhe, leuchten einen Augenblick auf, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Es geht gar zu rasch vorüber, das Dasein eines solchen Feuerwerkskörpers

„Kaum gedacht, ist der Lust ein End' gemacht."

Ist er erloschen, denkt Niemand mehr daran, namentlich hier, wo jetzt andere bedeutende Größen erscheinen; immense Fallschirmraketen steigen auf und gelingen vortrefflich; oben entzündet sich die Kugel, glüht mit intensivem Licht roth, weiß, grün und blau, und wird so vortrefflich von dem unsichtbaren Schirm getragen, daß das brillante Feuer fast minutenlang auf derselben Stelle hält, prachtvolle Sterne darstellend.

Und immer zahlreicher bevölkert auf diese Art Herr Stuber den Himmel, überliefert auch dazwischen Massen von unbedeutenderem Volk dem glänzenden Feuertod, und hat damit die erste Abtheilung seines Feuerwerks beendigt.

Die zweite ist kurz, aber großartig über alle Beschreibung.

Nach den obligaten Kanonenschlägen entzündet sich vermittelst einer galvanischen Batterie das ganze riesenhafte Werk der Kettenbrücke. So eben noch unsichtbar, strahlen jetzt mit einem Schlag Ketten, Stangen, Träger und Pfeiler in glänzenden bengalischen Flammen; zuerst blau und weiß, dann sich in Weiß und Roth verwandelnd. Ein Schrei der Bewunderung erschallt aus den Reihen der Tausende und Tausende von Zuschauern; so unerwartet aber auch dieses Schauspiel war, so grandios und prachtvoll ist es. Ein so viel hundert Schuh langes Feuernetz — von einem Ufer an das andere geworfen, sich wiederspiegelnd in dem Wasser der Donau, wo die langgezogenen auf- und abspielenden Lichter wie die Fransen eines Feuerteppichs erscheinen — sieht man plötzlich vor unsere Augen hingezaubert.

Zur dritten Abtheilung ist die breite Fläche des Brückenpfeilers zunächst Pesth wie mit aufeinandergethürmten Felsblöcken versehen worden, zwischen denen es nun beginnt zu glühen, zu flammen, zu sprudeln. Massen von funkensprühenden Feuerkörpern erheben sich zwischen den Spalten der rothaufglühenden Felsen, um rechts und links in das Wasser zu stürzen; einzelne Raketen schlängeln sich in die Höhe, Kanonenschläge dröhnen durch die Luft, immer zahlreicher, immer stärker. Wir stehen angesichts eines Vulkans, in der nächsten Sekunde ist eine große Eruption zu erwarten.

Da ist sie, über alle Erwartung imposant und schön! Tausende der höchsttragenden Raketen fahren in einem compacten Feuerstrom hoch an den Nachthimmel empor; einen Augenblick darauf andere Tausende, minder hoch steigend, dann noch Tausende und wieder Tausende, halb so hoch wie die ersteren, so daß das Ganze eine Sekunde lang ein einziges riesenhaftes Feuerbouquet bildet. Nur eine Sekunde lang, dann neigen sich die unzählbaren Feuerlinien, mit wirklich schöner Berechnung zusammengestellt, nach allen Seiten auseinander; eine weitere Sekunde,

und die Köpfe der Tauſende und Tauſende von Raketen platzen beinahe mit einem Mal, das rieſenhafte Bouquet, die Feuergarbe erblüht in Hunderttauſenden von glänzenden Sternen: roth, weiß, grün, gelb, blau, violett durcheinander, ſich langſam niederſenkend, maſſenhaft die Brückenpfeiler, die Kettenbrücke, die Donau bedeckend, begleitet vom Jubelgeſchrei der zuſchauenden Menge, großartig, faſt erhaben. Wie ſchade, daß man einen ſolchen Anblick nicht wenigſtens minutenlang feſtzuhalten vermag, daß dieſe ſchöne Arbeit von Monaten nur ein paar Sekunden aufflammt, um in den nächſten ſpurlos zu verſchwinden!

Und doch ſind wir für unſere Perſon ſo dankbar dafür, daß uns die Beendigung des Feuerwerks erlaubt, das wilde Getreibe der Menſchen hinter uns zu laſſen, um ermüdet, faſt verwirrt von all dem Geſehenen, nach dem ſtilleren Ofen zurückzukehren. Auf der Kettenbrücke flutet es ſo gewaltig, dieß Gedränge von Wagen und Menſchen, daß die rieſenhaften Ketten fühlbar hin- und herſchwanken, und dadurch ebenfalls der Boden unter unſeren Füßen; das unvergleichliche Werk hat heute abermals eine Probe ſeiner Feſtigkeit beſtanden.

Eigenthümlich ſehen wir den Tunnel beleuchtet, der unter dem Schloßberge in die Chriſtianenſtadt hindurchführt; an der Wölbung hängt ein farbiger Ballon am andern, und alle, vom Luftzuge hin und her geweht, bilden ein rieſenhaftes viergliederiges leuchtendes Ungeheuer, das, ſich hin und herwindend, im nächſten Augenblick aus ſeiner Höhle hervorbrechen zu wollen ſcheint. Daneben iſt die kleine Raitzenſtadt für uns bemerkenswerth, aus lauter unanſehnlichen Häuſern beſtehend, die von armen Leuten bewohnt ſind, von denen aber keiner verſäumt hat, durch aufgeſteckte Lichtchen, durch freundliches Grün und Blumen ſeine Liebe und Anhänglichkeit für das Kaiſerpaar zu bethätigen.

Der Weg zum Schloß hinauf iſt mit leuchtenden Sternen beſetzt; in der oberen Biegung nach links glänzt der Pavillon,

den die Dampfschifffahrts-Gesellschaft dort erbaut, mit Maschinen- und Schiffstheilen verziert, strahlend in buntem Feuer. Von hier aus gesehen bietet die Donau zu unseren Füßen mit ihren Feuerschiffen, das lang gestreckte Pesth wie ein einziger Leuchtkörper erscheinend, die Quais durch blitzende Linien nachgebildet, einen herrlichen Anblick. Ich mußte mir gestehen, nie etwas Aehnliches gesehen zu haben. Aber auch das stille Ofen war wie verwandelt, auch hier im Innern der Stadt jedes Haus festlich geschmückt, reich illuminirt; der Brunnen auf dem Paradeplatz stellte einen einzigen feurigen Körper dar; auch hier, wohin man sah, Tausende von Lichtern, farbigen Ballons, bunten Gläsern zwischen freundlichem Grün, und wohin man sich wenden mochte, lachende Menschenmassen, freudige Bewegung.

Vergebens suchte ich, ermüdet von alle dem, was ich gesehen, betäubt vom Lärm und Lichterglanz, auf meinem Zimmer zur Ruhe zu kommen; leider hatten meine Fenster keine Jalousieen, und mir gerade gegenüber strahlte ein reichbeleuchtetes Haus die ganze Nacht hindurch, und was ich heute hundertmal gesehen, tausendmal gehört, blitzte von dort drüben her in meine Augen. So oft ich sie öffnete, erschien mir leuchtend im Traume: Eljen Franz Joseph und Elisabeth!

5.

Die Bälle. Der Besuch im Stadtwäldchen.

Ofen, den 12. Mai. Feste reihen sich hier an Feste, sowie eine Kundgebung der allgemeinen Freude über die Anwesenheit des Kaiserpaars der andern folgt. Wenn es schon über das Vergnügen hinaus geht, alle dem im Detail beizuwohnen, so ist das Referiren darüber in der That keine Kleinigkeit. Man möchte fürchten auch den Leser zu ermüden, wie man durch das Schauen selbst ermüdet wurde. Nur mit kurzen Worten sei deßhalb einiger Festlichkeiten gedacht, die in den letzten Tagen stattfanden.

So der große Hofball in den neu decorirten Sälen des Schlosses, der bei seiner reichen und geschmackvollen Anordnung, den herrlichen Räumen mit immenser Beleuchtung, nomentlich für uns durch die über alle Beschreibung prachtvollen Nationalcostüme, in welchen der höchste Adel des Landes erschien, durch den Reichthum edler Steine, Perlen und Brillanten einen seltenen Anblick bot. Neben einigen Proben von dem bekannten reichen Schmuck des Fürsten Esterhazy's, heute Abend besonders reich an kostbaren Perlen, sollen nach guten Nachrichten die Ketten, Agraffen und sonstigen Verzierungen einer andern bekannten Persönlichkeit, des Frhrn. v. Sina, einen Werth von 400,000 fl. C. M. gehabt haben. Daß es bei einer Unmasse noch anderer reicher Brillanten, namentlich auch der Damenparuren, im Glanz der Tausende von Wachskerzen fabelhaft strahlte und flimmerte, versteht sich von selbst.

Zwischen jedem Tanz durchschritt der Kaiser — derselbe war in Husarenoberstuniform — den Saal und unterhielt sich im Laufe des Abends gewiß mit dem größten Theil der Anwesenden, ebenso die Kaiserin, welche durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit hier wie in Italien selbst die Herzen der Damen im Flug erobert, was man auch begreiflich findet, wenn man das Glück hat, die hohe Frau in der Nähe sehen zu dürfen und sie sprechen zu hören, ihre Worte begleitet von den freundlichen gewinnenden Mienen, von dem seelenvollen Blick ihrer schönen Augen. Interessant war es hier bei Hof den Csárdás tanzen zu sehen, jenen eigenthümlichen Nationaltanz, der, mit einem Andante beginnend, immer lebhafter, immer stürmischer wird, von jedem anders erfaßt und ausgeführt, mit dem höchsten Anstand gepaart die südliche Gluth und Lebhaftigkeit athmet. Wie anschaulich hat ihn Lenau geschildert! Ich werde wohl später noch einmal darauf zurückkommen, sowie auf die originelle Musik dazu, auch hier bei Hof von Zigeunern ausgeführt, denen die Militärmusikbanden Platz machten, und die alsdann in schwarzem Anzug mit Cym-

bal, Streichinstrumenten und Clarinetten auf der Tribüne erschienen. Es ist viel originelles und tiefpoetisches in diesem eigenthümlich schönen Lande.

Die Gemeinde der k. k. Freistadt Pesth gab gestern einen sehr glänzenden Ball in dem eben zu diesem Zweck auf's geschmackvollste und eleganteste decorirten deutschen Theater. Bühne und Parterre waren in Eine Höhe gebracht, die erstere durch Decorationen ringsum geschlossen, und durch Gesträuche, Bäume, Blumen auf's phantasiereichste in einen Garten verwandelt. Zwischen den grünen Gruppen blickten weiße Statuen hervor, von allen Seiten durch Licht in matten Glaskugeln auf's reichste beleuchtet. In der Mitte war ein Springbrunnen, der seinen Wasserstrahl hoch empor warf, umgeben von mannigfaltigem Grün und den verschiedensten Blumen, deren Farbenspiel noch vervielfältigt und erhöht wurde durch kleine Gasflammen, die, dem Auge unsichtbar, sich nur durch ihren blitzenden Schein zwischen den vielen Farben und dem Grün verriethen. Die Straßen um das Theater, dessen nächste Umgebung schön und sinnreich illuminirt war, sah man angefüllt mit dicht gedrängten Volksmassen, welche das Kaiserpaar bei ihrem Erscheinen auf's lebhafteste begrüßten.

Eine Trompetenfanfare verkündigte den im Ballsaal Versammelten die Ankunft der Majestäten, und dieselben wurden beim Eintritt in die kaiserliche Loge mit einem langandauernden stürmischen Eljen begrüßt. Nach einiger Zeit verließen der Kaiser und die Kaiserin ihre Loge und durchschritten unter enthusiastischem Zurufen den Saal, um darauf gegen 11 Uhr den Ball zu verlassen, worauf die Kaiserin nach Ofen zurückkehrte, der Kaiser sich aber zur Eisenbahn begab, um mit einem Separattrain nach Wien zur Besichtigung der landwirthschaftlichen Ausstellung zu eilen. Heute um 4 Uhr wird der Kaiser die Hauptstadt aber schon wieder verlassen, nach Mitternacht hier ankommen, und einige Stunden darauf seine Rundreise durch einen Theil Ungarns

mit einem Beſuch in Jaſzbereny, im Land der Jazygier und Kumanier, beginnen.

Vergangenen Sonntag hatte in der einzigen Promenade von Peſth, dem Stadtwäldchen, eine Feſtlichkeit ſtatt, die ſich um ſo eigenthümlicher und ſchöner darſtellte, da zu derſelben nichts vorher beſtimmt war, ſondern ſie ſich ganz von ſelbſt machte, wo die zuſammengeſtrömte Volksmenge aus allen Ständen dem Kaiſerpaar ſo recht aus Herzensgrunde ihre Huldigung darbrachte, ſtürmiſch ihre Liebe und Verehrung bezeugte. Man hatte hie und da geſprochen, der Kaiſer und die Kaiſerin würden vielleicht nach dem Stadtwäldchen hinauskommen, und auf dieß Gerücht hin hatten ſich Tauſende von Menſchen dorthin in Bewegung geſetzt. Als wir gegen 5 Uhr hinausfuhren, bildeten dieſe, ſchon in der innern Stadt anfangend, ein gedrängtes Spalier, das immer dichter und dichter wurde, je mehr man ſich der Promenade näherte. Hunderte von Wagen, Reitern und Fußgängern ſtrömten ebenfalls dort hinaus, und als man endlich bis zum Stadtwäldchen gelangte, ſah es wie eine Wagenburg aus.

Der Name „Stadtwäldchen" iſt eigentlich unrichtig, denn was man hier ſo nennt, iſt eine breite mit Caſtanienbäumen bepflanzte Allee. Unbeſchreiblich angenehm war nach dem Staub der Straßen des ſchattenloſen Peſth der Anblick der friſchen Wieſenſtrecke, das helle feine Laub der Akazien, die dunklen Blätter der Caſtanienbäume mit ihren weißen zierlich emporſtrebenden Blüthen. Um ſo beengender aber, in der That fabelhaft, war das Gewühl der Hunderte von Wagen und Equipagen aller Art, welche ſich in der Allee kreuzten, dieſelbe hier förmlich verſtopften und ſich dort am Weg in drei bis vier Reihen aufgeſtellt hatten. Da es, wie ſchon geſagt, Sonntag war, ſo hatte nicht nur die Stadt Peſth einen großen Theil ihrer Equipagen hieher befördert, ſondern auch die Bauern der Umgegend vermehrten das Gewühl mit ihren eigenthümlichen Fahrzeugen.

könnte es gelingen, daß wir unsere Tage in Frieden zusammen genießen können, ich will Euch Mutter sein, seid Ihr meine Kinder — ja meine Kinder mit allen Rechten, die ich Euch einräumen kann."

Das war ein höchst seliger Moment, der sich nicht beschreiben läßt, und wer einen ähnlichen schon erlebt hat, denke an seine glücklichste Zeit zurück, wer ihn noch vor sich hat, hoffe darauf als auf das seligste, was ihm diese arme Erde bieten kann.

„Jetzt geht Kinder," sagte nach einer langen, langen Pause nicht mehr die Prinzipalin, jetzt unsere Mutter, „jetzt geht, es ist spät und ich fühle mich sehr ergriffen, Du Emma wirst schon heute Nacht die Zimmer neben mir beziehen und Du," sagte die Prinzipalin zu mir und fügte lächelnd hinzu, indem sie auf Emma zeigte: „sieht er, Er ist durch sie zum Du gekommen — Du gehst auf Dein Zimmer und morgen sprechen wir weiter. Ich begab mich voll Glück und Seligkeit hinweg und da es mir als ganz nothwendig erschien, daß Emma noch von ihrem Zimmer einiges ganz Nothwendiges holen mußte, so wartete ich auf der Treppe auf meine kleine Geliebte. Vor zwei Stunden stand ich ebenfalls hier, aber mit welch' ganz anderen Gefühlen, in welch' ganz anderer Lage. Endlich kam Emma und ich mußte gestehen, daß der lange, lange Kuß, den ich jetzt bekam,

Da ſah man die eleganteſten Equipagen mit reich gallonirten Kutſchern und Bedienten, die Damen in den feinſten Toiletten; da ſah man Poſtzüge mit prachtvollen Pferden, die der Beſitzer vom hohen Phaëton ſelbſt lenkte, hier mit engliſchem Geſchirr, dort mit ungariſchem, den eigenthümlichen ledernen Quaſten, an den Seiten herabhängend, und den rothen flatternden Bändern und dergleichen. Da begegnen uns Bauernwagen mit Weibern in ihren bunten Nationalcoſtümen, auf dem Bock der Eigenthümer ſelbſt in weißen weiten Beinkleidern, blauer verſchnürter Jacke, mit den weißen faltigen Hemdärmeln, der rothen auf der rechten Schulter hängenden Mente, auf dem Kopf den aufgekrempten ſchwarzen Hut mit Federbuſch und lang herabfallenden Bändern; hier jagt ein Fünferzug prächtiger ungariſcher Pferde bei uns vorüber, ſpielend gelenkt von dem Huſaren, der auf dem Bock ſitzt. Reiter auf unruhigen Pferden kreuzen die Menge nach allen Richtungen, und ſchwere mit vier Pferden beſpannte Omnibus voll neugieriger Zuſchauer drängen ſich wie ein Keil in das Gedränge der leichten Gefährte und finden einen Ausweg, wo wir das kaum für möglich gehalten.

Endlich ſtockt die ganze Maſſe erwartungsvoll, die Tauſende von Fußgängern, die den Raſenplatz bedecken, eilen nach dem Ausweg des Stadtwäldchens, alles in den Equipagen hebt ſich empor und blickt dorthin; was zu Pferd und zu Wagen im Stande zu ſein glaubt wenden zu können, macht wenigſtens den Verſuch dazu, und hiedurch entſteht eine koloſſale Verwirrung. Lauter Ruf von der Stadt verkündet, daß man nicht vergeblich gewartet, daß der Kaiſer und die Kaiſerin kommen. Wenige Augenblicke noch und ſie erſcheinen wirklich am Eingang der Promenade, die Kaiſerin zu Pferd; in der That ein lieblicher Anblick, wie ſie für all die ſtürmiſchen Eljens, in welche auch Damen mit einſtimmen, und die heute der hohen Frau hauptſächlich gelten, durch freundliches Kopfnicken nach allen Seiten herzlich dankt. An ihrer

Rechten reitet der Kaiſer, etwas voraus Graf Grünne, dem es kaum gelingt, durch die dicht zuſammengedrängte Maſſe der Wagen, Reiter und Fußgänger den nöthigen Platz zu gewinnen. Alles drängt ſich näher und näher, man ſchwenkt die Hüte, man ſchreit und jubelt; die Damen erheben ſich in ihren Wagen, und wenn das Kaiſerpaar vorübergeritten iſt, gefolgt von vier Reitknechten auf weißen Pferden, ſo ſtrömt eine ſolche compacte Maſſe hinterdrein, daß man jeden Augenblick auf die Räder des eigenen Wagens hinabſchaut, verwundert, daß nicht eins derſelben weggeriſſen iſt.

Das war ein ſchöner Tag, und man ſah hier recht, wie freudig bewegt alles war, wie glücklich man ſich ſchätzte über den Beſuch des Kaiſerpaars in Ungarns Hauptſtadt.

6.

Der Beſuch des Kaiſers in Waitzen.

Ofen, 21. Mai. Geſtern erfreute der Kaiſer die Stadt Waitzen mit einem Beſuche. Leider ſah ſich die Kaiſerin durch das noch immer andauernde Unwohlſein der Erzherzogin Sophie veranlaßt, hier in Ofen zu bleiben, ſo daß der Bevölkerung von Waitzen nicht die Freude zu Theil wurde, auch ihre Kaiſerin von Angeſicht zu Angeſicht ſehen zu dürfen, wodurch, bei der wahrhaft rührenden Theilnahme, welche der hohen Frau, wo ſie nur erblickt wird, entgegenjubelt, die Feſte, bei denen ſie fehlt, immer einen guten Theil ihres Glanzes verlieren.

Um 10 Uhr verließ der Kaiſer in Begleitung des Generalgouverneurs von Ungarn, Erzherzog Albrecht, und eines kleinen Gefolges mit einem Extrazug Peſth und erreichte um 10¾ Uhr den feſtlich geſchmückten Bahnhof von Waitzen. Kanonendonner verkündete die Ankunft des Zugs, und wie der Kaiſer den Wagen verließ, wurde er vom tauſendſtimmigen gewaltigen Eljen empfangen, in das ſich das Geläute der Glocken ſämmtlicher Kirchen miſchte.

So herzlich dieser Empfang war, so freundlich und, man sah es, aus vollem Herzen kommend, waren die Decorationen vom Bahnhof bis zur Stadt, sowie dieser letztern in ihrem reichen Schmucke von wehenden Fahnen und aufgesteckten grünenden Bäumen, war das jubelnde Entgegenströmen der Bevölkerung Waitzens.

Die ganze Strecke bildete eine fortgesetzte Laube, aus grünen Guirlanden bestehend, und mit schwarzgelben, weißrothen, weißblauen Fahnen, sowie solchen mit den Landesfarben besteckt. Zu beiden Seiten des Wegs waren die Deputationen von 20 Ortschaften des Waitzener Bezirks aufgestellt, die ungarische und slavonische Bevölkerung repräsentirend; neben ihnen erschienen außerordentlich zahlreich die Mitglieder der israelitischen Gemeinde; alte Männer trugen eine Fahne mit einer Begrüßung des Kaisers in hebräischer Inschrift, alle waren in ihrem Feststaat, die Knaben etwas sonderbar aufgeputzt in schwarzen Fräcken, gelben Halsbinden, auf dem Kopf eine Art Kalpak von schwarzer Wolle und mit Blumen verziert; die Mädchen in weißen Kleidern und mit blauen Miedern; aber auf allen Gesichtern las man die Freude über den ehrenden Besuch, aus den vielen dunklen Augen leuchtete es von Glück und Vergnügen.

Auch von der gegenüberliegenden Insel des Ofener Bezirks hatten sich die Gemeinden mit ihren Fahnen und Vorständen eingefunden, und alles das bildete ein festes Spalier, welchem sich rückwärts die lebendig bewegte Bevölkerung Waitzens angeschlossen hatte, immer vordrängend, mit immer sich erneuernden Eljens ihre Liebe und Verehrung stürmisch an den Tag legend. Quer über die Straße waren die Banderien der Stadt Waitzen sowie des Waitzener Bezirks zu Pferde aufgestellt. Das ist nun etwas, was man nur in diesem eigenthümlichen Lande sieht. Das Banderium der Stadt war in blauem Attila mit weißen Schnüren, schwarzen Kalpaks mit weißen Federbüschen, gut aussehende Reiter in weißen Gatyen, rother Weste und blauem Spenser auf un-

gesattelten Pferden, die nur mit einer rothen Decke versehen waren. Ihr Anführer hatte Spenser und Beinkleider mit Goldschnüren besetzt und gewährte einen überaus stattlichen Anblick.

Auf dem Bahnhof besichtigte der Kaiser die aufgestellte Jägercompagnie, nahm hierauf die Anrede des Bürgermeisters von Waitzen entgegen, welche er in ungarischer Sprache erwiederte, was einen wahrhaft enthusiastischen Jubelruf zur Folge hatte, und stieg alsdann zu Pferd, um die seitwärts stehenden Truppen zu inspiciren. Nach beendigter Revue fuhr er nach der Stadt, und der Moment, wo sich der kaiserliche Wagen in Bewegnng setzte, gewährte für die Zuschauer einen prächtigen Anblick. Voraus galoppirten die Banderien unter immerwährendem Eljenrufen, das die dichtgedrängte Menge rechts und links aufnahm und unter Tücher- und Hüteschwenken tausendstimmig wiederholte; dazu spielte die Jägerkapelle die Volkshymne, und zwei auf dem Wege aufgestellte Zigeunerbanden fielen mit ihren lustigen wilden Melodien jubelnd ein, wie der Kaiser nach allen Seiten freundlich grüßend vorüber fuhr und sich alsdann nach dem Dom begab, wo ein feierliches Tedeum von dem Bischof Roskovanyi celebrirt wurde. Als die Majestät hierauf die Taubstummenanstalt besucht, begab er sich nach dem Stadthaus, vor welchem einer jener kleinen Vorfälle, welche die allgemeine Liebe und Verehrung erklärlich machen, mit der man auch hier überall seine Erscheinung begrüßt, wieder bewies, daß dem Blick des jugendlichen Monarchen nichts entgeht.

Bei einer dort aufgestellten Zigeuner-Musikbande nämlich befand sich Einer mit Medaillen reich decorirt, auf den der Kaiser zutrat und freundlich mit ihm sprach. Und das hat nicht bloß dem wohl gethan, an den die Worte gerichtet waren, sondern das sich rings erhebende stürmische Eljen bewies deutlich, daß Jeder der Umherstehenden dankbar für die Ehre war, die Einem aus ihrer Mitte zu Theil wurde.

Eine großartige Straf- und Beſſerungsanſtalt in Waitzen unter Aufſicht des Statthaltereiraths Baron Augusz, ein neues palaſtähnliches Gebäude, beſtimmt zur Aufnahme von Kindern bis zum zehnten Jahre, wurde hierauf auf's genaueſte beſichtigt. Daß der Kaiſer dergleichen nicht oberflächlich anſieht, iſt bekannt genug, und ſo nahm er auch hier während längerer Zeit Einſicht von allen Details; er durchging die Kanzleien, hielt ſich in den Arbeits- und Schlafſälen auf, beſichtigte Kirche und Schule, und in letzterer nahm er nicht nur freundlich grüßend den Geſang der Kinder entgegen, welche die Volkshymne vortrugen, ſondern ſprach auch nach beendigter Prüfung der kleinen Sträflinge mit einigen derſelben, was gewiß nicht ermangeln wird eine dauernde und gute Wirkung auf alle auszuüben.

Bei der Rückkehr nach dem Bahnhof zeigte ſich abermals die herzliche Theilnahme der Bevölkerung, welcher dieſer Tag unvergeßlich ſein wird. Tauſendſtimmige Eljens begleiteten den Kaiſer, und auf dem Bahnhof ſah man ihn freundlich lächeln, als, während er ſich mit den Behörden und Deputationen längere Zeit unterhielt, die zahlreich verſammelten Kinder aller Claſſen eine Breſche durch die Maſſen brachen und mit nachſtrömendem Volk die Gebäulichkeiten füllten. Herzlich über alle Beſchreibung war der Abſchied, und trotz des Brauſens der Locomotive hörte man noch lange die lauten und fröhlichen Eljens.

7.

Jaszbereny.

Die Reiſe des Kaiſers und der Kaiſerin wurde wegen Unwohlſeins der beiden kleinen Erzherzoginnen vom 13. auf den 23. Mai verſchoben, doch ſchien leider auch dann noch eine neue Störung bevorzuſtehen. Noch am 21. war das Befinden der Erzherzogin Sophie ſo bedenklich, daß man annahm, der Kaiſer werde, um nicht einen neuen Aufſchub zu veranlaſſen, allein reiſen, die

Kaiſerin aber bei ihrem kranken Kinde zurückbleiben. Dadurch hätte aber die ganze Tour ihren ſchönſten Glanz verloren, und das Bedauern, ja der Mißmuth der Tauſende und Tauſende, die ſich auf den Anblick ihrer Kaiſerin gefreut, welche für dieſelbe die großartigſten Vorbereitungen gemacht, wäre gewiß gerechtfertigt geweſen.

Es war 4 Uhr, als ich von meinem Hauſe in Ofen wegfuhr, bei der Burg vorüber, um dort an den Vorbereitungen zu ſehen, wie es mit der Reiſe der Majeſtät ſtände; ich muß geſtehen, daß ich ordentlich erfreut war, einen Wagen der Hofdamen mir entgegenfahren zu ſehen; alſo konnte jetzt kein Zweifel mehr ſein — die Kaiſerin reiste ebenfalls. Und ſo war es auch, das Befinden der kleinen Prinzeſſin hatte ſich mit einemmal ſo außerordentlich gebeſſert, daß die Aerzte ihren Zuſtand für „außer aller Gefahr" erklären konnten.

Mit viel leichterem Herzen fuhren wir den Schloßberg hinab und erfreuten uns bei den erſten Strahlen der aufſteigenden Sonne — es war halb fünf Uhr Morgens — an dem prachtvollen Panorama von Peſth und der Donau, das man in ſeiner Großartigkeit und Lieblichkeit nicht oft genug ſehen kann. Man hatte mir einen neuen, ſehr leichten, halbgedeckten Wagen gegeben; davor hatten wir vier kräftige Pferde, die uns, als einmal die Kettenbrücke hinter uns lag, im ſcharfen Trabe durch die Straßen von Peſth führten. Trotz der frühen Morgenſtunde war es hier ſchon lebendig, und man ſah bereits Schaaren von Neugierigen ſich an dem Wege aufſtellen, auf dem der kaiſerliche Wagen vorbei mußte. In kurzer Zeit ließen wir die Stadt hinter uns und rollten auf der breiten Straße in die weite Ebene hinaus. Da es während acht Tagen nicht geregnet hatte, ſo war der Boden feſt und hart, und man hätte glauben können, auf einer Chauſſee in Deutſchland oder Italien zu fahren. Rechts und links, ſo weit das Auge reichte, waren die fruchtbaren Felder

auf's herrlichſte angebaut, und trieben ihr friſches Grün bei der warmen günſtigen Witterung mit einer wahren Ueppigkeit hervor; unendliche Korn- und Weizenfelder wechſelten mit Welſchkorn und Kartoffeln, auch lagen hie und da kleine Wieſenſtrecken mit ſaftigem Grün dazwiſchen; Gruppen von Akazienbäumen zeigten uns freundlich ihre weißen Blüthen, und wie zum Morgengruß erhoben ſich zahlreiche Lerchen ſchmetternd in die Luft.

Unſer Kutſcher war eine gediegene Perſönlichkeit, ſtädtiſch coſtümirt in blauem Huſarenſpenſer, ſchwarzem Hut mit langen Bändern, und fuhr, daß es eine wahre Freude war. Wohlthuend iſt die claſſiſche Ruhe, mit welcher der Ungar ſeine vier flüchtigen Pferde zu handhaben verſteht; da ſieht man faſt keine Bewegung in der Fauſt, welche die Zügel führt; da vernimmt man nur hie und da ein ermahnendes Wort, und die Peitſche, mit einer Schnur von etwa 14 bis 16 Schuh, allein iſt in immerwährender origineller Bewegung. Bald wickelt der Kutſcher die Schnur auf, und braucht dann den Stock, um die Stangenpferde durch kaum merkliche Berührung anzutreiben; bald wickelt er ſie ab, knallt gewaltig damit, ſeinen Pferden ſagend: paßt mir auf und thut eure Schuldigkeit! oder um mit ſicherm Hieb jedes genau zu treffen, wohin er gerade will; zuweilen zieht er mit einer eigenthümlichen Bewegung allen vieren zu gleicher Zeit eins über, ſie zu raſcherem Lauf antreibend.

So erreichen wir die Grenze, das Weichbild der Stadt, und zu gleicher Zeit einen Triumphbogen aus Grün aufgeführt, mit Fahnen und Inſchriften verſehen, wo ſchon die Behörden anfangen ſich einzufinden, wo ſchon zwei Reihen weißgekleideter Mädchen mit Blumenſträußen aufgeſtellt ſind, wo ſchon von nah und fern zahlreiche Schaaren Zuſchauer zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen herbeiſtrömen. Es iſt intereſſant, für uns namentlich, die letzteren zu ſehen, wie ſie mit vier luſtig galoppirenden Pferden längs der Felder daher kommen, oder rechts und links aus den Wagen her-

vorbrechen; alle ſind ſo ſtark wie möglich beſetzt, alle ſind mit Fahnen verziert, deren bunte Farben das Ganze angenehm beleben. Hier verlaſſen wir die Hauptſtraße, und biegen rechts in einen Nebenweg ein; unſere Räder ſchneiden ziemlich tief in den Sand, was aber den Kutſcher nicht hindert, meiſtens in vollem Galopp zu fahren; dabei iſt das Terrain wellenförmig geworden und der Boden nicht mehr ſo vollkommen angebaut wie bisher; es zeigen ſich weite Wieſenflächen, jetzt im Monat Mai friſch grün.

In Czinkota, wo der kaiſerliche Wagen andere Pferde erhält, finden wir ſchon alles in Bewegung; an der Straße entlang die Einwohner im Sonntagsſtaat; überall brechen Reiter hervor, hier einzeln, dort zu zwei, dann in Gruppen, und galoppiren nach gewiſſen Punkten, wo ſie ſich verſammeln werden; ſie bilden die bekannten Banderien, welche das Kaiſerpaar vor dem betreffenden Ort empfangen, hindurch begleiten, und alsdann noch eine Strecke Wegs gegen die nächſte Station mitreiten. Hier waren es vielleicht zwei bis dreihundert, die ſich bereits verſammelt hatten, lauter junge Burſche auf guten Pferden, mit blauen Pelzen, rothen Spenſern und weißen Gatyen, ſchon jetzt allen möglichen Muthwillen treibend; bald galoppirten ſie hier hin, bald dorthin, hielten kleine Wettrennen, ſetzten über den Weg, und gelangten, meiſtens auf den größtmöglichen Umwegen an ihren Verſammlungsort. Wir hielten einen Augenblick neben der kleinen Kirche des Orts, die erhöht auf einem Hügel liegt, und wo ſich uns gleich eine Zigeunerfamilie präſentirte, deren jüngſten Sprößling, einem faſt nackten bildhübſchen Knaben von vier Jahren, deſſen einzige Bekleidung in einem Ding wie ein Mantelkragen von ſehr ſchmutziger Leinwand beſtand, wir ein paar Kreuzer ſchenkten.

Von einem eigentlichen Weg war hinter Czinkota nicht mehr die Rede; über die wellenförmige grüne Ebene zog eine unzählige Menge von Fahrgeleiſen, welche jeder Kutſcher, dem es gut dünkte,

noch durch ein neues vermehrte. An dem Flußbett des Tapio zu unserer Linken sahen wir, wie tief hier der weiche angeschwemmte Boden geht; das Wasser zwischen senkrechten Wänden floß vielleicht 16 Fuß in der Tiefe, dem Auge nur dann sichtbar, wenn man sich dicht am Rande befand. In einem Hügelkamm vor uns hatte der Regen die verschiedenen Fahrgeleise zu ordentlichen Hohlwegen ausgespült; glücklicherweise für uns hatte es aber auch hier seit vielen Tagen nicht geregnet, denn sonst würden wir, statt leicht dahin zu rollen, gewiß nur im langsamsten Schritt haben fahren können.

Jetzt sahen wir vor uns die erste Station, Jsaszeg, in einem lieblichen grünen Thal gelegen; dichte Gruppen von Eichen zogen an den Wänden hinab, unten auf frischer Wiesenfläche bemerkte man lange Strecken mit Weiden, deren hellgrüne Blätter angenehm abstachen; die weiße Kirche lag auf einem Hügel, die hellangestrichenen Häuser ringsumher gruppirt. Da unten war alles in lebhafter Bewegung: von überall her sprengten auch hier Reiter nach dem Ort zu, wobei ihre weiten weißen flatternden Aermel, der fliegende Pelz und die weißen Gatyen gar malerisch aussahen. In langen Reihen zogen wieder einfache Bauernwagen dahin, mit Männern und Weibern in der ungarischen Tracht, zuweilen auch mit eleganten Damen in hellen Seidenkleidern und bunten weithin leuchtenden Sonnenschirmen. In der Freude ihres Herzens wurden auch wir mit manchem freundlichen Eljen begrüßt, oder mit einem „Eltesse az isten!“ (Gott erhalte Sie!) Schon weit vor dem Ort war der Weg verziert mit hohen grünumwundenen Stangen, an denen schwarzgelbe, weißrothe, blauweiße Fahnen flatterten, sowie andere mit den Landesfarben.

Je näher wir dem Ort kamen, um so dichter wurden die Schwärme der Fußgänger, Wagen und Reiter, namentlich mehrten sich die letztern so, daß endlich der breite Platz, wo wir umspannten, einem Cavallerielager ähnlich sah. Die verschieden-

artigſten Coſtüme bemerkte man an dieſem Haufen, vorherrſchend den weiten Aermel, den blauen Spenſer und die weißen Gatyen; aber auch andere Banderien im Attila mit der umgehängten Mente und im Kalpak mit Federn zeigten ſich in geſchloſſeneren Reihen und größerer Ordnung. Die vielen Wagen hatten Bauern aus der Umgegend mit Weib und Kind gebracht, die erſtern im Pelz oder mit dem weißen buntausgenähten Ször, dem eigenthümlichen ungariſchen Mantel mit viereckigem Kragen, die Weiber in Kleidern von leuchtenden Farben, mit rothen Stiefeln und goldenen Hauben. Nimmt man zu dem allem die zahlreich ausgerückte Schuljugend in Csikos-Coſtümen, freundlich grüßend und laut durcheinander ſchreiend, ferner eine Menge Beamte in goldverſchnürtem Attila und eben ſolchem Pelze, dann Magnaten in ihren mannigfaltigen reichen Coſtümen, mit Kalpak und Reiherbuſch, in vierſpännigen Zügen ankommend oder auf koſtbaren Pferden daherſprengend, hiezu das Flattern unzähliger Fahnen, das Getöſe und Gelärme der ganzen Menſchenmenge überhaupt, nicht zu vergeſſen die gellenden Klänge verſchiedener Zigeuner-Muſikbanden, bei denen hie und da auf offener Straße Csárdás getanzt wurde, ſo wird man es begreiflich finden, daß man ſich ordentlich freut, wenn friſche Pferde vorgelegt ſind und wir luſtig dahin galoppirend all' den Spectakel hinter uns laſſen.

Wenn man eine ſolche Menſchenmenge ſtundenlang luſtig und wohlgemuth warten ſieht — und das kam an allen Orten vor, die wir paſſirten — ſo fühlt man wohl, daß der Ungar aus freiem Antrieb und mit herzlicher Geſinnung meilenweit gefahren und geritten iſt, um das Kaiſerpaar zu begrüßen; und wenn man ferner eine ſolche enthuſiaſtiſche Begrüßung ſo oft wie wir mit angeſehen, ſo muß man ſich davon überzeugen, daß dergleichen aus gutem Herzen kommt und ſich hier durch keine Mittel in Scene ſetzen läßt.

Von Iſaszeg weg fuhren wir durch eine Gegend von ſo lieb-

andere Empfindungen erweckte, als die Küſſe, welche früher dem Vetter bewilligt wurden.

Am andern Morgen verließ der Buchhalter das Haus, nicht ohne daß vorher der Pfarrer Sproßer den Verſuch gemacht hätte, zu Gunſten ſeines Glaubens-Genoſſen den Entſchluß der Madame Stieglitz umzuſtimmen, doch dauerte die Unterredung, die der Geiſtliche deswegen mit ihr hatte, nur ſehr kurze Zeit, er kam mit einem ſehr langen Geſicht, von welchem die gewöhnliche Sicherheit und das ewige lächelnde Behagen gewichen war. Er verhüllte ſein Haupt, als er mich ſah, und machte vor der Hausthüre eine Bewegung, als ſchüttle er den Staub von ſeinen Füßen. Sein Reich in dieſem Hauſe war zu Ende. — Den Herrn Specht aber ſah ich nie wieder. —

Der Doktor freute ſich innigſt und herzlichſt über mein Glück und hatte noch an demſelben Tage eine lange Unterredung mit der Prinzipalin, deren Reſultat war, daß ich mit Empfehlungs- und Creditbriefen wohl ausgerüſtet ein Jahr lang die Seidenfabriken Süd-Frankreichs beſuchen ſollte, mittlerweile aber wollte die Prinzipalin das Ladengeſchäft verkaufen und die daraus zu löſenden Fonds ſollten nach meiner Rückkehr zu Vergrößerung des Fabrikgeſchäfts benutzt werden. Die Nutzung ihres anſehnlichen Privat-Vermögens, welches in Staatsobligationen und ſonſt angelegt war, behielt ſich Madame Stieglitz bis zu ihrem Tode vor, doch traf ſie auch für den Fall

lichem Charakter, wie ich sie lange nicht gesehen, und am allerwenigsten hier vermuthet hätte. Gleich hinter dem Orte nahm uns eine frische grüne Wiesenfläche auf, welche mit niederem Gebüsch und mit Gruppen von hohen Eichen und Buchen so malerisch übersäet war, daß man hätte glauben können, eine künstlerische Hand habe das alles so geordnet und das auf- und absteigende Terrain in einen förmlichen Park verwandelt. Die vielen Wege, so eigenthümlich sie auch durcheinander liefen, schienen nach einem System geführt, umkreisten hier eine große Wiesenfläche, wandten sich dort schlangenartig durch Reihen von uralten Eichen, um sich weiter vor uns zu treffen, und dann, plötzlich wieder auseinander laufend, neue Kreise und Schlangenlinien zu beschreiben. Dazu war das Grün an Gras und Laub wunderbar frisch und dem Auge wohlthuend; auf dem Boden perlte der Thau, so daß die Spuren unserer leicht dahin rollenden Räder zuweilen lange leuchtende Strahlen bildeten; dazu sangen die Vögel aus ihrem dichten Laubversteck, die Sonne warf blitzende zitternde Lichter auf die Wiesenfläche, hinter durchsichtigern Baumgruppen zuweilen einen wahren Goldgrund zaubernd, und zu dem allem rollte der Wagen fast ohne alle Bewegung auf dem weichen Rasen dahin, so daß wir nicht einmal die zahlreichen Schaf- und Rinderheerden erschreckten, obgleich sie uns so plötzlich zwischen den dichten Eichengruppen hervorbrechen und ebenso drüben wieder verschwinden sahen.

Unser Kutscher war ein Vollblut-Ungar in weißen Gatyen, blauem Spenser, zwischen welchen Kleidungsstücken seine braune natürliche Haut zu Tage trat; er hatte flinke Pferde eingespannt, hing vorn übergebeugt fast auf seinen Zügeln, und fuhr in so gestrecktem Galopp, daß man sich an dieses rasende Fahren nur dann einigermaßen gewöhnen konnte, wenn man sah, mit welcher Geschicklichkeit er zwischen den Baumstämmen dahin galoppirte, dem verschlungenen Wege folgte oder sich einen neuen suchte, wenn

ihm dies gerade beſſer gefiel. Bei alle dem mußten wir aber doch unſer ſchnelles Fahren büßen: mit einemmal fühlten wir, daß ſich unſer bisher ſo leichter Wagen plötzlich ſchleppend fortbewegte; die Achſen hatten ſich erhitzt, eine mußte ſchlecht abgedreht ſein, denn unſer linkes Hinterrad ſtand unbeweglich feſt. Glücklicherweiſe hatten wir die Station vor uns liegen, und obgleich wir das fragliche Rad durch den tiefen Sand ſchleppten, war unſer Ungar doch nicht zu vermögen, im Schritt zu fahren.

Auch hier in Koka wieder derſelbe Spectakel: Triumphbogen, Fahnen, Tauſende von Zuſchauern, alles im Sonntagsſtaat, Zigeunermuſiken, Banderien an der Straße aufgeſtellt, oder noch über die Felder her nach dem Orte galoppirend. Die jungen Burſche hier und faſt alle Reiter hatten auf ihren Hüten und Kalpaks Büſche von weißen Grasblüthen, was außerordentlich elegant und zierlich ausſah. Leider verloren wir durch unſer Rad, welches ſie mit kaltem Waſſer abkühlen mußten, bei drei Viertelſtunden, und waren endlich ſehr froh, Koka verlaſſen zu können, da wir fürchten mußten, von dem kaiſerlichen Zug überholt zu werden.

Die Gegend, die wir jetzt durchfuhren, hatte einen weniger freundlichen Charakter; weite Strecken tiefen Sandes wechſelten mit fruchtbarem Erdreich ab, Puſzten mit kümmerlichem Graswuchs ſchloſſen ſich an unendliche Felder, auf denen Kartoffeln und Wälſchkorn hervorkamen. Dagegen war Gegend und Straße wimmelnd belebt; meilenweit hatten ſich die Einwohner zahlreicher Dörfer an den Weg gezogen und ſtanden dort mit Fahnen, mit grünen Zweigen, auch hie und da mit einer Zigeunermuſikbande, das Kaiſerpaar erwartend. Neben jeder dieſer Gemeinden befand ſich ſeitwärts im Feld eine förmliche Wagenburg, die ausgeſpannten Pferde graſend umher; Feuer waren angezündet worden, hier wurde der Kolas erſt gekocht, dort aus einem großen Keſſel gemeinſchaftlich verzehrt — ein kleines Volksfeſt.

So näherten wir uns Jaſzbereny, der Hauptſtadt der Ja-

zygier und Kumanier, dieſer ächteſten aller Ungarn, der vortrefflichen Reiter, von denen wir auch bald einige zu Geſicht bekamen; ſie waren als Vorpoſten aufgeſtellt, ſtundenweit eine Art Telegraph bildend, um die Ankunft des Kaiſerpaars ſogleich zu verkünden. Es war ein eigenthümlicher maleriſcher Anblick, dieſe einzelnen Huſaren zu ſehen, auf einer kleinen Erhöhung unbeweglich zu Pferde haltend und aufmerkſam auf die Straße blickend. Bald erreichten wir das Weichbild der Stadt mit einem Triumphbogen und Reiterſchaaren, die abgeſeſſen waren und neben ihren Pferden lagerten.

Obgleich Jaſzbereny 18 bis 20,000 Einwohner hat, iſt es doch nur ein weitläufig angelegtes Dorf mit den Rechten eines Marktfleckens. Eine natürlicherweiſe ungepflaſterte Straße von ungeheurer Breite nimmt uns auf, an der die Häuſer, durch Bäume und Gärten getrennt wie einzelne kleine Höfe liegen; ſie ſchieben ſich freilich etwas zuſammen, je mehr wir in's Innere kommen, aber ohne daß die Hauptſtraße des Orts den Charakter ihrer außerordentlichen Ländlichkeit verlöre, wobei es uns überraſchend ſein könnte, die unendliche Menſchenmenge zu ſehen, die ſich an dem Weg und bei den Häuſern zuſammengedrängt, und doch wieder gering erſcheint bei den ungeheuren Dimenſionen der Straße ſelbſt. Links ſehen wir ein Uhlanenpiquet aufgeſtellt, vor uns erhebt ſich ein koloſſaler Staub, wir hören Blasinſtrumente, Säbelgeklirre, einzelne Rufe; unſer Kutſcher ſieht ſich veranlaßt, etwas ſeitwärts zu fahren, anzuhalten, um die dunklen Reitermaſſen, die ſich jetzt auf uns zu bewegen, vorbei defiliren zu laſſen. Es ſind die berühmten Banderien der Jazygier und Kumanier, von denen wir einen kleinen Theil ſchon beim Empfang in Peſth geſehen, die nun ihrem König und ihrer Königin entgegen ziehen, 16 Schwadronen ſtark, über 2000 Reiter, prachtvolle Leute, auf kräftigen Pferden, gut gekleidet, gut bewaffnet, fertige Huſarenregimenter.

Die Jazygier (meiſt Katholiken) haben dunkelblaue Spenſer mit braunen Fuchspelzen; die Anzüge der Kumanier (Calviniſten) ſind blau mit weißen Schnüren; jede Diviſion hat ihre Standarte, die Capitäns der verſchiedenen Banderien tragen oft phantaſtiſch reiche, mit Gold- und Silberſchnüren und grauem Beſatz verzierte Pelze, Kalpaks mit Reiherbuſch, und ſind ſchöne ältere Männer, oft mit großem, grauem, vollem Bart; der Anführer dieſer ganzen ausgezeichneten freiwilligen Cavallerie iſt der Obercapitän v. Jancovich, ein ſtattlicher Mann, der den Schwadronen voran reitet; an der rechten Hüfte trägt er an goldener Schnur das Feld- und Wahrzeichen der Jazygier und Kumanier, das berühmte Horn Lehels.

Es dauert eine gute Zeit, ehe die Reiterſchaaren bei uns vorübergezogen ſind; dann eilen wir wieder vorwärts an jubelnden Menſchenmaſſen vorbei, oft angerufen und herzlich begrüßt, wobei man uns fragt, ob Csaszár und Csaszárné bald kommen werden. Alle Häuſer hier — ſie haben durchgängig nur ein Erdgeſchoß, ſtehen mit den Giebeln an der Straße, die mit Fahnen beſteckt ſind, gelbſchwarz, weißroth, weißblau oder weißrothgrün. Je mehr wir uns der Brücke nähern, die über den Zagyva führt, deſto langſamer müſſen wir fahren, da die Menſchenmaſſen immer dichter ſtehen, da Schaaren von Reitern und Wagen unſern Weg kreuzen. Endlich gelangen wir zum Comitatshauſe, wo der Kaiſer und die Kaiſerin wohnen werden, und wo auch wir Quartierbillets erhalten. Es ſind freundliche Leute, von denen wir ein Zimmer bekommen, ächte Ungarn, mit denen ich mich aber nur pantomimiſch verſtändigen kann.

Kaum haben wir Zeit, die dickbeſtaubten Kleider zu wechſeln, als es draußen unter den dichtgedrängten Volksmaſſen lebendig wird: Böllerſchüſſe krachen durch die Luft, Glocken läuten, wir können kaum noch die Hauptſtraße gewinnen, wo das Kaiſerpaar unter unermeßlichem Jubel ſo eben ſeinen Einzug hält. Die Kai-

serin sitzt im offenen Wagen, sie hat nach allen Seiten auf's freundlichste zu danken für die wirklich enthusiastischen Freudenbezeugungen, für die fortwährenden tausendstimmigen Eljenrufe, mit welchen sie empfangen wird. Und dabei muß die hohe Frau in die Nähe und Ferne grüßen, denn aus den Fenstern der Häuser wehen Tücher und Bänder, und zwischen die Räder des Wagens drängt sich die tobende Menge mit unaufhörlichen Eljen! Eljen! — Daß der Kaiser, eine ritterliche Gestalt und vortrefflicher Reiter, vor dem Ort zu Pferde gestiegen ist, und seinen Einzug, umgeben von seinem glänzenden Gefolge, an der Spitze der Banderien hält, hat den guten Jazygiern und Kumaniern unendlich wohl gethan. Leider wirbelt der Staub über alle Maßen empor, weßhalb der Obercapitän seine Reiter angewiesen hat, in geschlossenen Colonnen einzuziehen, was denn auch im allgemeinen ziemlich befolgt wird, ohne daß übrigens ein paar hundert Nachzügler es unterlassen können, in ihrer wilden Freude hierhin und dorthin über Hecken und Gräben zu setzen, und ihr dröhnendes Eljen mit Säbelschwingen zu begleiten.

Das aber macht dieß belebte Bild noch phantastischer und reicher, und die Hauptstraße von Jaszbereny bot in diesem Augenblick eines der eigenthümlichsten Bilder, die man nur sehen konnte. Jeder freute sich auf seine eigene Art; während dort Hunderte von Husaren am Ende des Zugs unablässig carocoliren, drängt die Menge nach, unbekümmert um die galoppirenden Pferde. Während Wagen voller Zuschauer einander vorzukommen suchen, gruppiren sich andere vor ihren Häusern, rufen dem dorthin eilenden Kaiserpaar — von dem und dessen zahlreichem Gefolge man nichts mehr sieht als eine gewaltige Staubwolke, einige Reiherbüsche, und das Blitzen einiger Säbel — unaufhörlich ihre Eljen nach. Während hier eine Zigeunerbande in sehr langsamem Tempo die Volkshymne spielt, ist dort eine andere zur Feier eines lustigen Csárdás übergegangen, und der Csikos schwingt seine Tän-

zerin, die ohne Schuhe und Strümpfe erschienen ist, herum, daß die Röcke fliegen.

Der Platz vor dem Comitatshause ist auf ländliche aber hübsche Art decorirt — Guirlanden von Grün verwandeln den ganzen Platz bis zur nahe liegenden Hauptkirche in einen Garten, dessen Blumen und Blüthen die zahllosen farbigen Fahnen bilden, die überall emporflattern. Das Kaiserpaar ist in der Kirche, um dort dem feierlichen Tedeum beizuwohnen, und mittlerweile bemühen sich die Garden, welche Jaszbereny für den Aufenthalt des Kaisers gestellt, hübsche junge Leute in blauem silberverschnürtem Attila und Pelz, ein Spalier zu bilden von der Kirche nach einem Pavillon, der hundert Schritte vor dem Comitatshaus aufgeschlagen ist, und wo die Majestäten die Huldigung der verschiedenen Stände und Gemeinden entgegen nahmen. Herzlicher, dröhnender, ja wilder hörte ich noch keinen Eljenruf als jetzt, da nun das Kaiserpaar sich zu Fuß von der Kirche nach dem Pavillon begab, der sich in der dichtgeschlossenen Menge immer und immer wiederholte, sobald man der Kaiserin ansichtig wurde, auf deren lieblichem Gesicht sich ein freundliches Lächeln zeigte.

Unter dem Pavillon überreichten ältere Männer in blauem Spenser mit weißen Knöpfen dem Kaiser ein schwarzes Lamm und einen Käse, Frauen mit goldenen Hauben, bunten Miedern und Schürzen frischgebackene Kuchen; eine Deputation Herren in schwarzem Frack der Kaiserin ein prachtvolles Album in blauem Sammet mit Ansichten des Landes, sowie junge schöne Mädchen in reizender Tracht — sie hatten blaue und rothe Mieder mit Silber und Gold verschnürt, mit Stirnbändern von farbigem Sammet, mit Perlen besetzt — eine Haube nach Art derer, wie sie die jungen Frauen in Jaszbereny zu tragen pflegen. Sie bestand aus einem Stirnband von Goldbrocat mit einer massiv goldenen Krone, am Reife die ungarischen Landesfarben: weiß, grün, roth, durch Perlen, Smaragde und Rubinen dargestellt.

Kaum hatte sich das Kaiserpaar hierauf in seine Wohnung zurückgezogen, als die Volksmassen das Haus immer toller umdrängten, und hartnäckig aufwärts blickend deutlich den Wunsch zu erkennen gaben, die Kaiserin am Fenster zu sehen. Als sie nun endlich erschien, wollte der Jubel kein Ende nehmen, und es gelang den städtischen Garden nur mit äußerster Mühe, eine Bahn zu brechen für die Banderien, welche der Kaiser, der zu Pferd auf dem Platz erschien, bei sich vorbei defiliren ließ. Natürlicherweise hatte sich alles aus den übrigen Straßen hier auf dem Platz zusammengezogen, und obgleich derselbe einen großen Raum bot, war er doch so mit Menschen besetzt, daß man sich kaum durchdrängen konnte. Während oben Tafel war, spielte unten eine Militärbande abwechselnd mit Zigeunermusik, welche vor dem Speisesaal aufgestellt war.

Altherkömmlichem Gebrauch gemäß erschien, während die Majestäten bei Tisch waren, eine Deputation von den ältesten der Jazygier und Kumanier mit dem Horn Lehels, dessen wir vorhin schon erwähnt haben, und stellten sich damit hinter den Stuhl des Obercapitäns. Dieses Horn Lehels, des berühmten Anführers der Ungarn, verdient schon einige erläuternde Worte. Bei allen kriegerischen Völkern waren die Jagd- und Kriegshörner, namentlich die der großen Befehlshaber, von außerordentlicher Wichtigkeit. Nicht nur daß ihr Ton die Schaaren ordnete und zum Angriff führte, dienten sie auch bei ihren religiösen Gebräuchen. So füllte Lehel das seinige bei dergleichen Veranlassungen mit Donauwasser, goß dieses alsdann opfernd auf die Erde, und während sein Ton erschallte, riefen die Ungarn zu ihrer Gottheit um Hülfe. Bekannt ist die Belagerung Augsburgs durch Lehel 955, wo dieser, wie die Chronik erzählt, seinen Gegner, den Feldherrn Kaiser Otto's, mit eben diesem Horn verrätherischerweise erschlagen haben soll. Wenn nun dasselbe auch nicht aus jener Zeit stammt, so ist es doch unbestritten sehr alt und von byzantinischer Arbeit.

Das Horn ist vielleicht 1½ Fuß lang aus einem einzigen Stück Elfenbein geschnitten, und reich mit Bildwerk verziert; das Beschläg wie das Mundstück sind von Silber, und eine kleine Schale, welche oben in der weiten Oeffnung eingefügt wird, wenn man aus demselben trinken will, ist von Gold.

Nachdem der Obercapitän das Horn in Empfang genommen, erhob er sich zu einer Anrede, in der er ungefähr sagte: „Dieser Tag ist für die Jazygier und Kumanier, deren Treue und Anhänglichkeit felsenfest ist, ebenso glänzend wie unvergeßlich; Ew. Majestäten haben durch Ihre Anwesenheit uns Gelegenheit gegeben, dieß Gefühl auszudrücken, sowie unsre herzliche und innige Liebe zu bezeugen. Wenn ich mir im Namen des Volkes erlaube, dafür unsern gerührtesten Dank auszusprechen, so bitte ich mir gestatten zu wollen, dem Gebete Worte leihen zu dürfen, welche aus dem Herzen jedes Jazygiers und Kumaniers alltäglich für unsern Kaiser und unsere Kaiserin gen Himmel steigt: Gott, der unsere Geschicke lenkt, möge lange, lange Jahre das Leben Ew. Majestät erhalten, zum Glück und Heil der großen Monarchie und unseres Vaterlandes, sowie auch Ew. Majestät unsere angebetete Kaiserin, unser aller Hort — Gott erhalte und schütze die allgeliebten Kinder und sei wie bisher mit dem allerhöchsten Herrscherhaus!“

Darauf füllte der Obercapitän die Schale in dem Horn mit Wein und überreichte dasselbe dem Kaiser, der ebenso wie die Kaiserin daraus trank, worauf Se. Majestät die Anrede mit herzlichen Worten in ungarischer Sprache erwiederte: „Es lebe das treue und ritterliche Volk der Jazygier und Kumanier!“

Alles hier in Jaszbereny, die Decorationen der Häuser und Plätze, das Benehmen des Volks, hatte den Anstrich eines natürlichen, herzlichen Einverständnisses, eines wahren Volksfestes, bei dem das Kaiserpaar in herzlicher Anhänglichkeit begrüßt und gebeten wurde, an der Belustigung des Volks theilzunehmen. So,

als man sich später zu den Festlichkeiten begab, welche die Stadt zu Ehren des Tages veranstaltete. Der Kaiser in Husarenuniform führte die Kaiserin, und das gewaltsam herausdringende Volk trennte das hohe Paar manchmal gänzlich von dem Gefolge, dem es trotz des Spaliers der städtischen Garden oft nicht möglich war, die jubelnden Massen zu durchbrechen. Im sogenannten Nationalgarten wurde in großen Kesseln Gulyas-Fleisch gekocht, dem Volk aus großen Fässern Wein gegeben, und Csárdás getanzt — — ein unglaubliches, aber höchst ergötzliches Durcheinander. Wenn auch der Kreis für die Tanzenden der verschiedenen Stände anfänglich ziemlich groß war, so verengte er sich doch zusehens, und wie der Kaiser Miene machte, die Kaiserin an einen andern Platz des Gartens zu führen, brach das Volk gewaltsam herein, so daß der Kaiser unter herzlichem Lachen oft stehen bleiben mußte, ehe ihm Platz gemacht wurde. Dabei sahen wir Weiber aus dem Volk, die sich gewaltsam ohne alle Rücksicht vordrängten, die schöne Kaiserin anschauten, und dann mit einem innigen: Gott erhalte sie! wieder zwischen der Menge verschwanden.

Nicht nur aber im Garten selbst stand alles Kopf an Kopf, auch die Bäume hingen voll Menschen, von denen häufig einer unter allgemeinem Halloh herabrutschte oder fiel. Bald hier, bald da auf dem Rückweg mußte das Kaiserpaar einen Augenblick halten; bald hier, bald da sah man Kreise bilden, fand man plötzlich Tänzer und Tänzerinnen, um unter den Augen des Kaisers und der Kaiserin Csárdás zu tanzen. Alle Costüme drehten sich da durcheinander: Husaren, Gardisten, Csikos-Weiber aus dem Volk mit bunter Haube und weißer Schürze, neben dem schwarzen Frack und eleganten Kleidern; alles benützte den entstandenen Raum, manche weniger um zu tanzen als um das Herscherpaar mit Muße betrachten zu können.

So wurde es nach und nach dunkel — sagen wir vielmehr, der Abend brach herein, denn auf dem weiten Platz des ländlichen

Jaszbereny entflammte eine Beleuchtung, an der sich keine große Stadt hätte zu schämen gebraucht, und je mehr Lämpchen sich entzündeten, desto toller und ausgelassener wurde der Jubel des Volks. Vor dem Comitatshaus hatte sich ein weiterer Kreis gebildet, in welchem die Csárdástänzer wie toll und wahnsinnig beim Schein der aufgestellten Pechfackeln umhersprangen; und dazu hatten einige ganz abenteuerliche Costüme: so auf dem Kopf einen Kalpak mit Pelzwerk, Federnschmuck und Verzierung von Spiegeln, um die Hüften ein Tuch wie eine weiße Schürze, worauf ein flammendes Herz gestickt war, in der Hand eine Peitsche. Zuweilen trat ein Csikos oder einer von den Banderien mit gefülltem Weinglas in den Kreis, nahm den Hut ab, trank das Wohl des Kaisers und der Kaiserin und warf alsdann das geleerte Glas hoch über sich in die Luft.

Es war schon spät, als ein Fackelzug, den die Banderien der Jazygier und Kumanier dem Herrscherpaar brachten, die Festlichkeiten beschloß. In geordneten Reihen, voran die Musik des Uhlanenregiments, zogen sie vor das Comitatshaus, brachten ein donnerndes Eljen und umkreisten den weiten Platz, wo sich alsdann eine Menge Nichteingeladener in ihre Reihen mischte, die aber am heutigen festlichen Tag freundlich und brüderlich aufgenommen wurden. Ein eigenthümlicher Anblick war es, die fremdartigen, theilweise ziemlich wilden Gestalten bei dem röthlich strahlenden Fackellicht unter allgemeinem Säbelgeklirr, das den Platz erfüllte, zu sehen — die Husaren, Csikose, Ochsen- und sonstige Hirten in ihren umgehängten Pelzen, andere in weißem Szür oder in der Bunda, zwischen den Banderien [illegible], nach den Klängen einer für sie gewiß sehr fremdartigen Musik marschirend, nach der Weise eines Liedes, welches ich zu Hause oft gehört, das selbst mir aber in dieser Umgebung eigenthümlich genug vorkam:

„Du hast die schönsten Augen,
Mein Liebchen, was willst Du mehr?"

ihre Verfügungen und der Doktor, der als Teſtaments-zeuge zugegen war, ſagte nachher: „ich verſichere Sie, Sie haben ein unverdientes Glück.“

Die gute alte Frau hatte Emma und mich zu ihren Erben eingeſetzt, unter zwei Bedingungen: die eine war, daß die Fonds des Hauſes Stieglitz und Comp. in Amſterdam ihrem dortigen Vetter verblieben, und die andere war, daß wir erſt in den Beſitz des übrigen Vermögens kommen ſollten, wenn ich das Fabrik-Geſchäft, das ſie mir übergeben, durch Fleiß und Umſicht zu einer gewiſſen Höhe gebracht haben würde. Unverdiente Unglücksfälle wurden mir nicht angerechnet, doch wurde dies Geſchäft durch den Verkauf des beträchtlichen Ladengeſchäfts ſchon ſo dotirt, daß wohl dies als die alleinige Urſache anzuſehen iſt, weshalb es in einigen Jahren eines der beſten und glänzendſten wurde.

Bald darauf reiste ich meiner neuen Beſtimmung entgegen, es war ein klarer kalter Wintersabend, und nachdem ich zu Haus einen herzlichen aber ſchweren Abſchied ſowohl von meiner zweiten Mutter, wie von Emma genommen, ging ich in Begleitung des Doktors auf die Poſt, vorher aber nahm ich bei Sibylle die zahlreichen Grüße in Empfang, welche ſie mir für ſämmtliche Familien-Mitglieder, die ich der Reihe nach beſuchen ſollte, mitgab. Der junge Herr Block ließ ſich nicht nehmen, meine Geldtaſche zu tragen und bald ſtand ich wieder

8.

Nach Szegedin.

Man kann an den schönsten Dingen dieser Welt genug kriegen, sogar an Illuminationen und Feuerwerk; was die erstern anbelangt, namentlich dann, wenn man das Glück hat, im Parterre eines Hauses zu wohnen, dessen Fenster keine Läden haben, und vor dem sich ein funkelnder, aus tausenden von Lichtern bestehender Triumphbogen befindet, den noch mehrere tausend Ungarn aller Alter und Classen im Laufe der Nacht pflichtschuldigst zu bewundern gekommen. So erging es mir, und wenn ich auch gewaltsam die Augen schloß, so fing irgendwo in der Nähe das allgemeine Menschengetümmel hartnäckig übertönend, der Fris eines lustigen Csárdás an, bei dem eine wahnsinnig gewordene Clarinette den Versuch zu machen schien, was in Tonverrenkungen möglicherweise zu leisten sei. Dazu kamen noch die sich stets wiederholenden Eljen, wenn ein neuer Haufen an dem eben erwähnten Triumphbogen das Bild seines Kaisers wiedersah, den die Leute ja vor wenigen Stunden zu Pferd geschaut, sowie das Portrait der schönen Frau, ihrer Kaiserin und Königin, die ihnen freundlich zugelächelt. Eljen und Eltesse az Isten!

Wie gesagt, es gab wenig Ruhe, und als nun endlich die Illumination zu erbleichen anfing vor dem aufdämmernden Tageslicht, da war es wieder ein anderes Leben, ein anderes Getümmel, was mich aufschreckte und den Schlaf bald gänzlich verscheuchte. Die Banderien der Jazygier und Kumanier trabten klirrend vorbei, bald einzeln, bald zu zweien, bald in ganzen Haufen, um sich zu sammeln und dem Kaiserpaar das Geleite zu geben. Ferner schien vor meinem Fenster das Rendezvous sämmtlicher Vorspannpferde zu sein, die heute gebraucht wurden, und so war ich in der That froh, als es gegen 4 Uhr ging, als ich keine Ver-

pflichtungen gegen Nacht und Schlaf mehr hatte und berechtigt war aufzuſtehen.

Es war ein wunderbar klarer Morgen, am Himmel kein Wölkchen, der Staub etwas feucht von Thau. Nachdem wir zuſammengepackt, ſuchten wir unter den Hunderten von Pferden, die auf dem Platz vor unſerem Hauſe hielten, unſer Geſpann heraus, und fuhren gegen halb 5 Uhr aus Jaſzbereny, bei zahlreichen Banderien vorbei, die ſich aufſtellten, und deren freundlichen Gruß, deren herzliches: Geleit euch Gott! wir eben ſo freundlich und herzlich erwiederten. Es iſt ein prächtiger Menſchenſchlag, dieſe Jazygier und Kumanier, gedrungene Geſtalten mit gebräunten Geſichtern, guten, lebhaften Augen, und im Sattel auf ihren flinken Pferden vollkommen zu Hauſe. Da iſt Roß und Mann eins, und wenn er daher jagt, den Säbel im Kreiſe ſchwingend, wenn er hier über einen Graben wegſetzt, dort aus tollem Jagen plötzlich parirt, um ſich der Linie ſeiner Kameraden anzuſchließen, ſo muß man ſich geſtehen, daß das der faſt fertige Stoff zur vortrefflichſten Cavallerie iſt. Und ſie ſtellen im Nothfall eine unglaubliche Reiterei in's Feld; die 2000 Mann, die hier erſchienen, waren eigentlich nur als eine großartige Deputation anzuſehen. Und dann fehlte es ihnen auch an Säbeln, und unbewaffnet zeigt ſich dieſer Ungar nicht gern zu Pferd. Das hat der Kaiſer auch gewußt und ihrem Obercapitain mehrere hundert Säbel ſchicken laſſen, welche dieſer austheilte, und von denen die Betreffenden zum Andenken an den heutigen feſtlichen Tag jeder den ſeinen behalten ſoll — ein Geſchenk, welches ihnen in jeder Beziehung außerordentliche Freude gemacht.

Bei dem Ausfahren der vielen Wagen des kaiſerlichen Gefolges aus Jaſzbereny ſah man wieder einmal recht deutlich, daß alle Wege nach Rom führen; hatten doch die Equipagen nach den verſchiedenſten Himmelsgegenden den Ort verlaſſen. Der eine von den Bekannten erzählte, er ſei über eine große Brücke in's

Freie gelangt, dieſer durch die Furth eines Baches, jener durch einen kleinen Eichenwald, ein anderer hatte ſogar eine Zeit lang die Straße verfolgt, die nach Peſth zurückführte, und war dann endlich vermittelſt des Chauſſeegrabens und einiger Gefahr des Umwerfens querfeldein auf die Puſzta gelangt.

Wir hatten fünf kleine Pferde vor dem leichten Wagen, und unſer Kutſcher in Gatye, blauem Spenſer und weiten weißen Aermeln, den Hut mit den fliegenden Bändern keck auf das Ohr geſetzt, ließ ſeine Thiere vom Fleck aus im Galopp dahin gehen, mit einer Sicherheit, als kenne er den Weg wie ſeine Taſche. Vor dem Orte angekommen, galoppirte er eben ſo toll in die Puſzta hinein, und erſt auf das Befragen meines liebenswürdigen Reiſebegleiters, des Statthaltereiraths Baron v. S., der mich mit ſeiner Kenntniß des Landes und der Sprache auf's bereitwilligſte und freundlichſte unterſtützte, meinte er treuherzig: den Weg wiſſe er eigentlich nicht, denn er ſei in ſeinem Leben noch nie gegen Czegled gefahren, es müſſe aber irgendwo da herum liegen. Glücklicherweiſe zeigte uns aber jetzt ſchon aufwirbelnder Staub in der Ferne, daß wir eine ganz falſche Richtung eingeſchlagen hatten, worauf alſo der Cours von unſerem Roſſelenker lachend geändert wurde; die fünf Pferde mit dem Wagen gingen durch den ſeitwärts liegenden Graben über zwanzig, dreißig, oft fußtiefe Fahrgeleiſe, die neben einander liefen, dann dumpfrollend auf der Puſzta hin, und ſo gelangten wir nach einer Viertelſtunde auf den ſandigen Weg, dem andern Wagen nach, der zum Glück in der Richtung gegen Czegled fuhr.

Bei den wenigen Verbindungen, die man hier mit den Nachbarorten unterhält, iſt es begreiflich, daß nur wenige den rechten Weg auf Entfernungen von oft nur wenigen Meilen zu finden wiſſen. Es gehört aber auch auf der flachen Puſzta, oft ohne das geringſte Merkzeichen am Horizont, eine außerordentliche Kenntniß der Gegend dazu, um nicht in der Irre herumzufahren; häufig kommt

man an einen Knotenpunkt des Weges, wo nach allen Richtungen nicht ein, sondern gleich ein Dutzend Fahrgeleise auseinanderlaufen, öfters noch besteht unser eigener Weg aus unzähligen Räderspuren, die sich bald kreuzen, bald parallel laufen, bald unmerklich nach verschiedenen Seiten total auseinander führen.

Unter dem Worte „Puszta" stellen wir uns häufig eine Art unfruchtbarer Haide vor, was aber durchaus nicht der Fall ist. In Ungarn ist das ganze flache Land Puszta; der Sandstrich, durch den wir uns jetzt eine Stunde lang mühsam fortbewegen, ist Puszta; die unendliche Wiesenfläche, auf der gleich darauf die Räder unseres Wagens in dem thauigen Grase lange glänzende Furchen ziehen, ist Puszta; die unermeßlichen Frucht- und Kukuruzfelder, welche wir jetzt zu beiden Seiten im schönsten schwarzen Gartenboden haben, sind Puszten; der Maierhof mit Tausenden von Jochen Ackerland, an Flächeninhalt oft einer Grafschaft gleich, ist die Puszta so und so, meistens benannt nach dem Namen des Eigenthümers.

Was ich bis jetzt von all diesen Puszten gesehen hatte und auch später sah, war wenigstens zu sieben Achteln schöner fruchtbarer Boden, auf dem Korn und Weizen mit einer erstaunenswerthen Ueppigkeit standen, ebenso Kartoffeln und Wälschkorn; und dabei sind die Felder von einer Ausdehnung, von der wir uns, in unseren Verhältnissen, gar keinen Begriff machen können. Wahrhaft fabelhaft erscheinen uns übrigens die ausgedehnten Wiesenstrecken, die man wohl im engern Begriff mit dem Wort Puszta bezeichnen kann. Im vollen Galopp der Pferde fahren wir über eine solche Fläche hin, eine Stunde, zwei Stunden, der Horizont flimmert vor unsern Augen, ohne eigentliche Abgrenzung, nur vielleicht an ein paar Punkten sehen wir eine kleine dunkelgrüne unbedeutende Erhöhung — die Station oder einen Maierhof — sonst ringsum eine Ebene, und darüber hingespannt der blaue Himmel, scheinbar in einem unendlich flachen Bogen,

eine einzige unabsehbare Wiese, von Fahrgeleisen durchkreuzt, zuweilen von großen Rinder- und Pferdeheerden belebt, oft eine gänzlich stille und einsame, fast erschreckende Fläche mit dem Wahrzeichen der Puszta: einem Ziehbrunnen in der Ferne oder einem Storch, der betrachtend an irgend einer Wasserlache steht.

Unser heutiger Weg ging über ziemlich wellenförmiges Terrain, die Straße selbst bestand aus Sandboden, und war vielfach zerrissen und tief ausgefahren, weßhalb unser Kutscher beständig in seiner Richtung wechselte, bald rechts bald links durch die Geleise fuhr, einen bessern Weg zu suchen, was aber für uns im Wagen von den unangenehmsten Stößen begleitet war. Dabei haben diese Ungarn eine unüberwindliche Sucht mit Aufbietung aller Kräfte ihrer Pferde einen vorausfahrenden Wagen zu überholen, was oft zu kleinen Wettrennen Veranlassung gab, bei denen wir mit unserem überaus leichten Wagen indeß fast immer Sieger blieben. Da aber der Kutscher der nebenfahrenden Equipage auch nicht gutwillig zurückbleibt, ebenfalls auf seine Pferde hineinpeitscht, und dabei keiner der Wettfahrenden recht auf den Weg Achtung gibt, so wird man bei diesen Veranlassungen herumgebeutelt, daß man oft nicht begreift, wie der Wagen nicht zehnmal umgeworfen worden ist, was indessen auch häufig genug vorkommt.

Neben uns war die Straße auf mannigfaltige Art belebt, bald durch einzelne Häuser zwischen Gruppen von Pappeln und weißblühenden Akazien liegend, bald durch eine stille Wasserlache, in der sich das unbewegliche Bild eines langen weißen Hauses wiederspiegelt, weiterhin durch unabsehbare Felder dunkelgrünen Weizens, saftig abstechend gegen die durch große gelbblühende Blumen verzierten Wiesenflächen. Mit uns die Straße ziehen einzelne Reiter in weißer Gatye, oft rothem Spenser, den Hut mit dunkelgrünen Sträußen, oder blaßgrünen Grasbüschen verziert, andere in kurzem und langem Schafpelze, alle aber lustig und wohlgemuth, uns freundlich mit Eljen begrüßend. Hier sehen

wir ein paar Zigeunerfamilien mit ihren zweiräderigen Karren und kleinen Pferden; während die Thiere im Geſchirr graſen, liegen Männer und Weiber faul am Boden, und nackte braune Kinder laufen bettelnd neben unſerem Wagen her.

Jetzt gewährt es mit einemmal einen eigenthümlichen Anblick, wie ſich vor uns mitten auf der ſcheinbar menſchenleeren Ebene ein großer Triumphbogen erhebt. Als wir aber näher kommen, bemerken wir aufgeſtellte Banderien, und drüben in der Niederung eine Wagenburg, deren ausgeſpannte Pferde graſen; ganze Ortſchaften ſind von weit herbeigeſtrömt, um den Kaiſer und die Kaiſerin zu ſehen, und auch wir erhalten ſchon einen Theil der freundlichen Begrüßung; man winkt uns zu, man ſchwenkt die Hüte, die Reiter galoppiren eine Zeit lang Eljen rufend neben unſerem Wagen her. Das wiederholt ſich häufig und zeigt deutlich genug, wie die Kunde, daß der Kaiſer und die Kaiſerin das Land durchziehen, überall mit Freuden aufgenommen wurde, und wie ſehr ſich ſo viele Tauſende bemühen, durch ihr Erſcheinen, durch einen freundlichen Zuruf ihre Liebe und Verehrung an den Tag zu legen. Oft haben wir die zahlreichen Gruppen geſehen, die am Wege lagernd warteten, oft auch, wenn wir weiter hinter dem kaiſerlichen Wagen fuhren, Gelegenheit gehabt, die Aeußerungen der Freude und Zufriedenheit zu hören, mit der die Leute nach Hauſe zurückkehrten; da las man Befriedigung auf allen Geſichtern, da kamen ſie uns entgegen auf galoppirenden Pferden, mit ſtrahlenden Mienen, Hüte und Säbel ſchwenkend, dies ſchöne und ritterliche Volk; da wurde uns manches „Gott erhalte Sie! Gott ſchütze Ihren Weg!“ zu Theil; da hörten wir ſie lebhaft erzählen von Cſaſzar, noch mehr aber von der ſchönen Cſaſzarne; kurz, man ſah dieſen feſtlichen Anzügen wohl an, daß es keine gemachte Sache war, daß jeder aus eigenem Antrieb kam und mit dem Gedanken nach Hauſe zurückkehrte, einen ſchönen und feſtlichen Tag erlebt zu haben.

So fahren wir dahin; endlich mehren sich vor uns die Akazienbüsche, die blendend weißen Häuser werden zahlreicher, hinter Mauern aus gestampftem Lehm sehen wir Weingärten und am Wege Kirschbäume, dicht behängt mit Früchten, auch einzelne schwarzgelbe und weißrothe Fahnen beleben vor uns die Landschaft, zahlreiche Reitergruppen kommen querfeldein und ziehen mit uns, andere galoppiren uns entgegen, von denen viele kleine farbige Fahnen in die Stiefel gesteckt haben. Wir haben die Station erreicht — Tapio-Szele, wo alles in wahrer Aufregung durcheinander rennt, und man an den Triumphbögen, sowie an den Verzierungen der Häuser die letzte Hand anlegt. Die Leute haben auch hier gethan, was sie vermocht, und die Guirlanden von grünem Schilf, welche über die Straße gespannt oder womit ihre Häuser verziert sind, werden dem Kaiser und der Kaiserin ebenso gefallen, wie anderswo Decorationen von Teppichen und andern kostbaren Stoffen.

An dem Platz, wo wir umspannen, hat die israelitische Gemeinde einen Altar errichtet aus bunten Zeugen und Rauschgold, auch hebräische Inschriften angebracht. Es herrscht hier ein fabelhaftes Getreibe von Wagen und Pferden; vielleicht zwanzig Equipagen sind zusammengekommen, man ruft die Nummer seines Wagens, man schreit nach Kutscher und Pferden; in einer bunten Masse drängen sich die Vierer- und Sechserzüge durcheinander, und es dauert eine Viertelstunde, ehe sich dieser Knäuel abwickelt. Wir fahren wieder mit einem Postzug von fünf kleinen Katzen, der Rosselenker in weißem, rothausgenähtem Szür, der uns lächelnd versichert, dies oder jenes herrschaftliche Gespann da vor uns werde er schon noch fangen. Und er hat Recht, denn seine fünf Katzen galoppiren mit einer Emsigkeit, die zum Erstaunen ist. Zu unserer Rechten kutschirt ein Bauer einen der Hofwagen mit seinen eigenen Thieren — ein seltsames Gespann: neben fünf Pferden, die eingespannt sind, galoppiren zwei kleine Fohlen kopf-

nickend, und ein weißer zottiger Schäferhund umkreist das Ganze als treuer Wächter.

So geht es dahin, neben und vor einander — eine wilde Jagd! die Kutscher treiben ihre Pferde an, indem sie ihre Namen rufen und mit der langen Peitsche unsinnig knallen, der Staub wirbelt so dick auf, daß alles vor uns grau verschleiert ist, und ich buchstäblich oft nicht im Stande war, neben mir den Boden zu erblicken; von einem Wagen, der verdächtig in unsere Nähe kommt, hört man nur zuweilen das Klirren einer Kette; man hat die allergrößte Chance in einander zu fahren oder umgeworfen zu werden, denn auch hier sucht jeder dem andern vorzukommen. Doch muß man dabei dem Fahrtalent der ungarischen Kutscher alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie wissen sich durchzuwinden, wo es nur eine Möglichkeit ist, und den Weg auf erstaunliche Art zu benützen. So auch unser Rosselenker mit seinen unbedeutenden kleinen Pferdchen. Wagen um Wagen ließen wir hinter uns, wodurch sich auch die Staubwolke vor uns verminderte, und wir nebenbei den Vortheil hatten, in unglaublich kurzer Zeit zur nächsten Station, nach Czegled zu gelangen, von wo uns die Eisenbahn nach Szegedin führen sollte.

Hier war alles auf's festlichste mit Blumen und Gewinden geschmückt, die Häuser, die Straßen, der Bahnhof; Tausende von Menschen harrten an der Straße auf ihren Wagen stehend der Ankunft des Kaiserpaars, große Reiterschwärme adeliger Banderien, sowie der Comitatsgemeinden waren nächst der Straße und auf den anstoßenden Feldern aufgestellt; weißgekleidete Mädchen mit Schärpen in blauweiß, weißroth und gelbschwarz bildeten Spalier zunächst dem Bahnhof, und hier hatten sich auch Deputationen der adeligen Grundbesitzer eingefunden, unter ihnen schöne Männer in ihren prachtvollen Magnatencostümen. Es war ein fabelhaft buntes und wahrhaft festliches Getreibe; überall vergnügte Gesichter, Eljenrufen, freudiges Winken. Der Bahnhof war be-

greiflicherweise abgesperrt worden, doch konnte man die mächtig andringenden Menschenmassen nur so lange zurückhalten, bis der Kaiser und die Kaiserin mit wahrhaft enthusiastischem Jubel empfangen, in Czegled ankamen; da half weder Thor noch Mauer, und im Nu war auch der Platz bis an die Wagen dicht mit Menschen besetzt; kaum daß die dem kaiserlichen Wagen vorausstürmenden Reiter im Stande waren, demselben Bahn zu machen. Man muß ein solches Gedränge gesehen haben, um daran glauben zu können; man muß den donnernden, immer sich erneuernden Jubelruf gehört haben, um es zu verstehen, daß der Kaiser gerührt dankte, und daß die Kaiserin mit einem sichtbaren Erstaunen auf ihren Zügen unaufhörlich nach allen Seiten auf's herzlichste grüßte. Dazu krachten die Böller, spielten die Zigeunermusiken nach Möglichkeit, pflanzte sich das Eljen, vorn begonnen, bis weit in die Ebene hinein fort, wo zahlreiche Wagen und Reiter gewiß nichts sehen und hören konnten als das Flattern der Fahnen und den stets sich wieder erneuernden Zuruf.

Man war ordentlich zufrieden, als sich endlich der Zug in Bewegung setzte, und wir die zusammengedrängte Menschenmasse, die Hunderte von flatternden Fahnen, die Musik, die Zurufe hinter uns ließen. Aber es dauerte lange, bis wir trotz der Schnelligkeit der Locomotive an den Letzten vorbeigefahren waren, die zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß herbeigekommen. Stundenweit von der Stadt standen noch einzelne Gruppen am Weg mit den Hüten winkend und Eljen rufend, und wo endlich die Letzten aufzuhören schienen, fingen die Ersten eines andern Comitats wieder an, und wieder sah man große Wagenburgen, deren Eigenthümer mit Blumensträußen und wehenden Fahnen an der Eisenbahn standen.

Als nun endlich die weite menschenleere Puszta uns wieder aufnahm, sahen wir hier Schauspiele so eigener Art, wie sie gerade nur Ungarn zu bieten vermag. Die Hirten hatten ihre Heer-

den herbeigetrieben, und es war schon ein eigenthümlicher Anblick, hier Tausende von Pferden, dort Tausende von Ochsen und Kühen, weiter unermeßliche Schafheerden zu sehen. Namentlich war es außerordentlich interessant, bei den Erstern die Csikos hoch zu Roß zu sehen, wie sie mit der unendlich langen Peitsche, den Lasso am Sattel, rings im Kreis galoppirten, dort ein paar säumige Thiere herbeitrieben, jetzt hier durch lauten Zuruf und Peitschenknall die ganze gewaltige Heerde im vollen Galopp vorwärts brachten. Komisch war es sodann, wenn bei den Ochsenheerden zuweilen ein Paar, vor der sausenden Locomotive erschreckend, plötzlich die Flucht ergriffen, zurückjagten und so die ganze Heerde mit sich fortrissen, umschwärmt von den Ochsenknechten auf ihren flinken Pferden, die dann mit der Peitsche genug zu thun hatten, um die Flüchtlinge zum Stehen zu bringen.

Bei Nagy-Körös derselbe herzliche Empfang, wie an allen Orten. Der Kaiser und die Kaiserin stiegen aus, um einem Volksfest beizuwohnen, das hier recht sinnig improvisirt war. Kleine Mädchen und Knaben im ungarischen Costüm, letztere recht komisch anzuschauen im grünen Attila, dem Kalpak, der mit Goldfransen besetzten Halsbinde und dem kleinen Säbelchen, machten Spalier; ein kleines Mädchen von acht Jahren declamirte der Kaiserin ein Gedicht und überreichte ihr mit zierlichem tiefen Knix einen duftenden Blumenstrauß. Der Kaiser ließ sich die Behörden vorstellen, und sprach längere Zeit mit fünf uralten Husaren, die ihre Medaillen noch in der Schlacht von Leipzig verdient hatten. Ringsumher Tausende von jubelnden Menschen in ihrem Sonntagsstaat, hoher grüner Triumphbogen mit flatternden Fahnen, Zigeunermusiken und Csárdástänzer. Vorbei, vorbei! Es ist zu viel, man kann das weder alles in sich aufnehmen noch wiedergeben! Während die Beamten sowie der Adel der Umgegend hier das Kaiserpaar unter unermeßlichem Jubel der Bevölkerung wieder zu seinem Wagen begleiten, feiert dort das Volk auf seine Art

auf dem Poſthofe, wie an jenem unvergeßlichen Abend, und reiſte mit demſelben Eilwagen ab, welchen damals der dicke, alte, höfliche Herr mit der grauen Reiſemütze beſtiegen. Der Doktor händigte mir eine kleine Summe ein und bat mich, damit einige ſeiner kleinen Schulden in B. zu bezahlen, „vergeſſen Sie nicht," ſagte er lachend, „meine Hauswirthin zu beſuchen und ſehen Sie nach, ob die Freskogemälde auf meinem Zimmer noch exiſtiren. Apropos grüßen Sie Jungfer Barbara, jetzige Madame Philipp, und wenn mein Skelett zufällig noch in ihrem Beſitz iſt, ſo kaufen Sie es ihr um jeden Preis ab. Auf baldiges fröhliches Wiederſehen!"

Der Wagen eilte davon und bei Tagesanbruch war ich noch eine kleine Stunde von der Mühle entfernt. Beinahe um dieſelbe Stunde wie damals ſtand ich wieder beim alten Kreuz und ſo licht und hell, wie meine Zukunft, ſo war auch heute meine Ausſicht auf das Thal unter mir, da wogte kein trüber Nebel und Alles war mit des Winters Feſtkleid, dem weißen Schnee, aufgeputzt. Die kahlen Aeſte der Bäume und Sträuche ließen mich tief unten die freundliche Mühle ſehen, kerzengerade ſtieg aus dem Schornſtein der blaue Dampf und wurde oben vergoldet durch den erſten Strahl der Morgenſonne, der über die Berge brach, das Waſſer rauſchte über das angeſchwollene Wehr, das Mühlrad lief luſtig und geſchwind herum, als wollte es ſich in der Kälte warm machen und

den festlichen Tag. Ueber großen Feuern hängen die Kessel mit Gulyasfleisch, gewaltige Weinfässer spenden ihren süßen Inhalt auf die Menge herab, und neben einer Gruppe Csikos, die dort mit ihren Mädchen tanzen, dreht sich über einem mächtig lodernden Scheiterhaufen ein ganzer fetter Ochse mit vergoldeten Hörnern langsam am Spieß. Das sind Dinge, von denen wir in der Jugend in Büchern gelesen, und die wir erstaunt sind, nun hier plötzlich vor unsere Blicke hingezaubert zu sehen. Weiter, weiter!

Kaum haben wir aber unsere Augen wieder an der stillen Fläche der Puszta einigermaßen beruhigt, so erreichen wir Kecskemet, wo sich der herzliche und festliche Empfang zur wahren Begeisterung steigert, als der Kaiser bei seiner Anwesenheit den bisherigen Marktflecken von etwa 35,000 Einwohnern zur Stadt erhebt.

Noch eine halbe Stunde schnellen Fahrens, und wir erreichen Felegyhaza, wo die Kumanier nochmals ihre Huldigung darbringen; eine weitere halbe Stunde, und wir sehen die Theiß langsam ihr trübes Wasser neben der Eisenbahn vorbeiführen, wir sehen bunt bewimpelte Schiffe, Flöße mit zahlreichen Fahnen in allen Farben besteckt, wieder und immer wieder zahlreichere Gruppen von Wagen und Reitern, Hüte schwenkend und Eljen rufend, wir eilen bei Tausenden vorüber, die an der Eisenbahn stehen, — wir sind in Szegedin.

Hier ist am Bahnhof Militär aufgestellt, die Generalität zu Pferd; unter ihr erkannte ich einen lieben Bekannten, den Grafen K., der bei den Festen in Venedig mein freundlicher Protector war, den ich am Rande der Lagunen verlassen, und den ich am Ufer der Theiß wiederfand, unverändert, wie immer für mich freundlich gesinnt.

Szegedin, die Stadt mit den breiten Straßen, hat ein nicht minder festliches Kleid angezogen als all' die Orte, die wir auf dieser wahrhaft kaiserlichen Triumphreise bis jetzt gesehen; nament-

lich war der große ſtädtiſche Platz, wo der Palaſt B. lag, in welchem die Majeſtäten ihr Abſteigquartier nahmen, mit Triumphbogen, künſtlichen Laubgängen, Hunderten von Fahnen und Inſchriften auf's reichſte geſchmückt. Der Hauptſchmuck aber beſtand in der Bevölkerung der Stadt ſelbſt, ſowie den Bewohnern des Landes meilenweit umher, die zu Tauſenden und Tauſenden herbeigeſtrömt waren. Es gab Scenen eigenthümlicher und oft wahrhaft rührender Art: ſo plötzlich ausbrechender enthuſiaſtiſcher Freudenruf des Volks, donnerndes Eljen, wenn ſich der Kaiſer und die Kaiſerin am Fenſter blicken ließen; der laute Jubel der Maſſen, die ſtillere Verehrung einzelner. So ſah ich alte Ungarn im Huſarenſpenſer, mit grauen Bärten und weißem Haupthaar, die lange nach dem Balcon aufblickten, und als endlich der Kaiſer und die Kaiſerin ſichtbar wurden, ſtill ihren Hut abzogen, lange das liebliche Geſicht ihrer Monarchin betrachteten, und dann wie in ſich hinein ſprachen: „Eljen Eltesso az Iston! — Gott erhalte ſie.“

Nach ſolchen Feſtlichkeiten und ſtürmiſchen Scenen während des ganzen Tages thut es einem unendlich wohl, ja es iſt ein Bedürfniß, im ſtillen Zimmer einen Augenblick Ruhe zu finden. Aber das Herrſcherpaar hat keine Ruhe; kaum angekommen, jagt eine Vorſtellung, eine Audienz die andere; kaum haben die Wagen dieſer Präſentirten den Palaſt verlaſſen, ſo rollt eine andere Reihe Equipagen vor, das große Diner beginnt mit allen ſeinen Freuden und Leiden. — Einen freundlichen Zwiſchenfall hier in Szegedin bot während deſſelben eine Deputation der Fiſcher der Stadt, aus ſchönen Fiſcherinnen beſtehend in maleriſchem Nationalcoſtüm. Sie trugen auf dem Kopf die eigenthümliche Haube aus Goldbrocat mit langen Bändern, und ihr Anzug beſtand aus einem farbigen ſeidenen Mieder mit ſilbernen Schnüren beſetzt, einem weiten faltigen Seidenrock, eben ſolcher Schürze und einem leichten Tuch um die Schultern, das hinten geknüpft war, und

wo sich eine Schleife mit langen Bändern befand, die bis auf den Boden herabreichten, und bei dem schönen Wuchse und dem koketten Gang der Szegedinerinnen auffallend hin- und herschwankten. Sie brachten zum Geschenk für die Kaiserin den kleinen landesüblichen Kochkessel, hier schwer aus Silber gearbeitet, mit reich verziertem Henkel und angefüllt mit einem Beweis ihrer Kochkunst, einem sehr stark gewürzten Paprikafisch.

Das Volksfest auf dem öffentlichen und Promenadeplatze von Szegedin konnte durch unbeschreiblichen Menschenzudrang nur mühsam und unvollkommen abgehalten werden. In dem Eifer, das Kaiserpaar zu sehen, drängte das Volk sich so heftig von allen Seiten auf den Platz, daß sich die Wagen kaum Bahn brechen konnten, und die Feuer, um welche man an kleinen Spießen Fische briet, förmlich ausgetreten wurden. Einen Ruhepunkt bildete die Vorstellung in dem kleinen zierlich geschmückten Tagstheater; man gab dort ein Vaudeville, „Husarenstreiche", mit ungarischen Tänzen und Melodien, wobei jede Anspielung benützt wurde, um das Kaiserpaar zu begrüßen. Als die Majestäten in den Palast zurückkehrten, flammte der große Platz vor demselben in reicher und festlicher Beleuchtung. Die Architektur der verschiedenen Triumphbogen und die Häuserfaçaden zeigten sich durch Tausende von Lichtern nachgebildet; phantastisch war die Beleuchtung der Promenade, ausgezeichnet durch eine Gittereinfassung aus weißem Feuer bestehend, wodurch die grünen Blätter der Bäume glänzend angestrahlt erschienen, und sich zwischen denselben lange Guirlanden farbiger leuchtender Ballons eigenthümlich schön ausnahmen.

Ein großartiger Fackelzug seltener Art beschloß den festlichen Abend, und der Moment seines Aufziehens wird mir unvergeßlich bleiben. Kopf an Kopf stehend, bildete die dichtgedrängte ungeheure Menschenmenge eine dunkle bewegliche Masse, nur an den Seiten angestrahlt, wo die illuminirten Häuserfaçaden ihre

zitternden Streiflichter darüber hinwarfen; dort die verschiedenartigsten Costüme, die schwarzen und die weißen Pelze, die Mäntel, die Husarenspenser, die Attilas beleuchtend. Mit einemmal vernahm man die dröhnenden Klänge einer Militärmusik, und wie diese näher und näher brausten, entwickelten sich im Hintergrund des Platzes beim Stadthause viele hundert rothglühende Flammen, welche beweglich hin und her flackernd wie eine Schaar Irrlichter über den Köpfen der zusammengedrängten Menschenmassen erschienen. Aber näher und näher kamen sie heran, in einer großen Schlangenlinie über den weiten Platz daher. Mühsam spaltete sich die Menge vor ihnen, und als jetzt der Anfang des Fackelzuges vor dem Palast erschien, sahen wir mit Erstaunen, daß die ersten Zweihundert dieser Fackelträger eine Schaar der schönsten Mädchen aus den besten Familien Szegedins waren, die im vollkommenen Ballstaate, in weißen Kleidern, mit blauen Schärpen, der Kaiserin diese seltene Huldigung darbrachten. Immer mehrere tauchten auf aus der dunkeln Masse, und endlich hatten sie einen weiten hellstrahlenden Kreis um den Palast gebildet.

Es war in der That ein reizender Anblick, und als nun das Kaiserpaar auf dem Balcon erschien, als nun die jungen Damen unten zur Begrüßung ihre Fackeln erhoben, als das Musikchor die ersten gewaltigen Klänge der Volkshymne anstimmte, tönte es wie ein einziger gewaltig brausender Jubelruf aus den Reihen der Tausende und Tausende der Zuschauer ringsumher. Eine Deputation der jungen Mädchen ließ die Kaiserin hinaufrufen, um ihnen für ihre schöne Aufmerksamkeit zu danken, und als diese nun freudestrahlend wieder unten erschienen und den Umstehenden erzählten von der Herzlichkeit und Freundlichkeit der hohen Dame, da pflanzte sich das von Mund zu Mund fort, und ein neues wiederholtes lautes Eljen veranlaßte die Kaiserin immer und immer wieder dankend zu grüßen.

Es war eigenthümlich, als sich zu gleicher Zeit rings auf

allen Ecken des Platzes sowie auf den Thürmen umher helle bengalische Flammen entzündeten, die Massen der Zuschauer taghell beleuchtend; doch wandte keiner den Kopf herum zu den glühenden Feuern; erschien doch in diesem Augenblick die Kaiserin auf dem Balcon hellbestrahlt, allen auf's deutlichste sichtbar, mit rosigem Licht übergossen, wie verklärt.

9.

Nach Gyula.

Wie man in vielen Theilen Ungarns nur bei hartgefrorenem oder von der Sonne ausgetrocknetem Boden auf den Wegen vorwärts kommt, so auch und noch mehr in den Straßen selbst größerer Städte. Szegedin hat, wenn ich nicht irre, 40—50,000 Einwohner, dabei aber nur ein paar nothdürftig gepflasterte Straßen; alles übrige sind Wege aus schwarzer Gartenerde bestehend, jetzt freilich bei dem heißen Wetter fest zusammengetreten, ja staubig, bei einem kurzen Regen aber augenblicklich aufgeweicht und morastähnlich. Dieser weiche angeschwemmte Boden verhindert auch trotz aller Bemühung der Regierung, neben dem gänzlichen Mangel an Steinen, in vielen Theilen die Anlage nur einigermaßen haltbarer Straßen, und selbst wenn Steine vorhanden wären, würde die Unterhaltung auch gut angelegter Chausséen unerschwingliche Summen hinwegnehmen. Im Herbst und Frühjahr verschlingt der tief aufgeweichte Boden häufig die festeste und dichteste Steinschichte, versenkt sie, läßt sie spurlos verschwinden, und man hat Beispiele, wie in Debreczin, daß man beim Aufgraben zur versuchsweisen Einsenkung eines Holzpflasters auf Strecken Steinpflaster stieß, welche sich mehrere Schuh tief unter der Oberfläche befanden.

Uebrigens hat der jetzige Generalgouverneur, Erzherzog Albrecht, das für Ungarn sehr nothwendige Communicationswesen mit Energie, Umsicht und rastloser Ausdauer in die Hand

genommen und schon schöne Resultate erzielt. Fanden wir doch später schon lange Straßenstrecken gut unterbaut, frisch beschottert oder rechts und links von ihnen weit hergebrachte Steinhaufen, die zum Ausbreiten fertig gemacht wurden. Hat doch auch der Erzherzog die Körös-Regulirung kräftig in die Hand genommen, und verbindet bei diesen segensreichen Arbeiten das Nützliche mit dem Angenehmen, indem er, was das letztere betrifft, auf den weiten Strecken, die man passiren muß und wo ein Weg trassirt werden konnte, diesen mit Akazien bepflanzen ließ. Freilich hat die heiße Sonne Ungarns manches dieser Bäumchen wieder verdorrt, viele dagegen scheinen aber kräftig Wurzel geschlagen zu haben und werden, wenn sie in späteren Jahren ihre Zweige schattengebend ausbreiten, den Namen dessen, der sie gepflanzt, dem dankbaren Wanderer in Erinnerung bringen.

In Szegedin sollen zur Winterszeit die armen Damen ihre liebe Noth haben, wenn sie in großer Toilette auf den Ball wollen, namentlich da bei schlechtem Wetter eine leichte Kalesche nur von mehreren Ochsen langsam vorwärts zu bringen ist. Um deßhalb eine Verbindung zwischen den Häusern zu erhalten, sieht man dort Trottoirs an denselben aus eingerammten Pfählen bestehen, mit Brettern belegt, die, erhaben über dem Straßenschmutz, einen ziemlich sichern Weg bieten.

Hinter Szegedin nahm uns die Puszta wieder auf und führte uns auf einem breiten mit Gräben versehenen Wege in einer guten Stunde an die Theiß, die wir mittelst einer Fähre übersetzten, um dann erst recht in das Wasser- und Ueberschwemmungsterrain zu kommen. Er hat etwas trostlos großartiges, dieser Fluß mit seinen flachen Ufern, mit seinem faul dahin schleichenden Wasser! Ihn selbst ließen wir in einer Viertelstunde hinter uns, um alsdann auf einem schmalen Damm weiter zu fahren, der uns in's offene Meer oder wenigstens in einen gewaltigen Landsee zu führen schien. Rechts und links flutete das Wasser

an dem Damm in stiller Einförmigkeit, welche angenehmer Weise hie und da unterbrochen war durch Wolkenspiegelungen, die auf dem blendenden Wasser Licht und Schatten abzeichneten, — auch durch wechselnde Vegetation auf kleinen Inseln oder durch einfache Bilder-Stilleben der verschiedensten Art. Hier sehen wir große Strecken mit weiß blühenden Wasserrosen bedeckt, die unbeweglich auf der Flut ruhen und vielleicht nur dann sich auf- und abzuwiegen beginnen, wenn ein Bewohner der fischreichen Thissa in die Höhe schnellt.

Daß sich auch diese zahlreich in dem Ueberschwemmungsgebiet vorfinden, beweist die eigenthümliche Fischerei, die wir neben uns am Rande einer etwas höher gelegenen Insel sahen. Ein langer Damm von leicht geflochtenem Rohr mit außerordentlich weiter Mündung leitet die harmlosen Schuppenthiere in das Netz des Fischers. Von diesem selbst und überhaupt von einem menschlichen Wesen ist indessen weit und breit keine Spur zu sehen. Dort an jener Schilfinsel liegt freilich ein kleiner Kahn, aber er ist leer; zwischen den Weidenbäumen, die aus dem Wasser emporsteigen, erhebt sich allerdings auf einer kleinen Erderhöhung eine Hütte mit Stroh gedeckt, aber Thüre und Fenster sind verschlossen, aus dem Schornstein kräuselt sich kein blauer Rauch empor. Die weite, weite Wasserfläche ist wie verzaubert, und uns, die wir mit schnellen Pferden über den Damm dahinjagen, scheinen die zahlreichen Wasservögel mit Verwunderung zuzuschauen, fast gekränkt durch diesen Eingriff in ihr Reich. Schaaren von Wildenten, Tauchhühnern und wie das jagdbare Zeug alles heißt, streichen, durch das Rollen des Wagens aufgeschreckt, über das Wasser dahin, verbergen sich auf einer Schilfinsel, oder tauchen vor unsern Augen in die Tiefe. Auf einer Erdzunge, die vom Damm in's Wasser führt, steht betrachtend ein einsamer Storch, und über ihn hin fliegt ein großer Reiher, leicht kenntlich an seinem eingezogenen Halse.

Obgleich wir die Station Vásárhely schon längst vor uns sehen, — sie liegt in weißen Punkten sichtbar am Rande des gewaltigen Sees — so fahren wir doch Stunde um Stunde, ehe wir in ihre Nähe kommen. Das ist freilich begreiflich, denn der Damm windet sich so eigensinnig durch das Wasser, daß wir den Ort jetzt vor uns, jetzt rechts, dann links und gleich darauf sogar hinter uns haben. Endlich aber lassen wir das Wasser zu unserer Linken zurück; gut angebaute Felder mit schönem, schwarzem Boden zeigen uns, welch herrliches Land hier gewonnen werden kann, wenn es einmal gelungen sein wird, die alles verheerende Theiß in ein regelmäßiges Bett zu nöthigen. Hunderte von Quadratmeilen des besten Ackerlandes harren hier auf den Zauberspruch, der sie erlösen wird, und dieser Zauberspruch ist wohl zu gewärtigen unter der Regierung des energischen und unermüdlichen jungen Kaisers. Aber hier hilft kein übereiltes Schaffen; selbst bei einmal feststehendem umfassendem Plan zur Theißregulirung werden lange, lange Jahre vergehen, bis die Hand des Menschen das gewaltige Element dienstbar gemacht hat und es zwingt, sich selbst seine neue Bahn in den Boden zu reißen.

Mit der zurückweichenden Flut haben wir auch sogleich wieder Bilder der unermüdlich schaffenden Menschenhand: Weizen, Frucht- und Welschkornfelder; weiter zurück auf einem leichten Hügel Häuser mit aufsteigendem Rauch, an der Straße zahlreiche Pferdeheerden, vor denen dicht am Weg die Csikos auf dem Bauche liegen und uns neugierig betrachten.

In Vásárhely alle Vorbereitungen zum glänzenden Empfang des Kaiserpaars; an den Häusern Guirlanden und Fahnen, die Straßen sind mit Gras und Schilf bedeckt. Schon vor dem Ort begegnen wir Tausenden von Menschen, die uns freundlich grüßen, hie und da Eljen rufen und Spalier machen bis zum Hauptplatz des Orts, wo wir so geschwind als möglich umspannen; denn wir sind dem kaiserlichen Wagen nicht allzu weit voraus, und

möchten begreiflicherweiſe nicht gern überholt werden. In glänzenden Magnatencoſtümen hat ſich der Adel der Umgegend zur Begrüßung eingefunden, und einer aus ihrer Mitte wird den Kaiſer ſelbſt bis zur nächſten Station fahren — ein hübſcher junger Mann in vollem blondem Barte und im phantaſtiſchen Cſikos-Coſtüm. Die weiten Aermel ſind von weißer Seide, mit Silber verziert, der Spenſer von blauem Atlas, und die Mente von rothem Sammt mit weißem Pelz beſetzt.

Zahlreiche Reiterhaufen der Banderien, theils im Sattel, theils zu Fuß, bilden maleriſche Gruppen auf dem mit Pferden dichtbeſetzten Platz; weißgekleidete Jungfrauen mit blauen Schärpen, in den Händen Blumenſträuße, harren der Kaiſerin, und der Schullehrer in ſchwarzem Frack ſchreitet gravitätiſch vor ſeinen Untergebenen auf und ab, lauter kleinen Cſikoſen, die jedem Wagen zur Uebung ihrer Kehle ein lautes Eljen nachrufen. Ein übermäßig dicker und großer Kutſcher mit fünf Pferden, denen ein paar Fohlen und ein Hund nachſpringen, fährt uns in tollſter Carriere davon und ſchaut mit einem Lächeln der Befriedigung zurück, wenn er einen der vor uns fahrenden Wagen um den andern überholt.

Rechts und links vom Weg haben wir unabſehbare Felder des herrlichſten ſchwarzen Gartenlandes; die Kartoffeln ſtehen wie bei uns zu Ende Junius, der Weizen bildet eine einzige compacte grüne Maſſe, hie und da ſteht das Korn ſchon in Blüthe und zeigt blaue Blumen und rothen Mohn; die Ränder des Wegs ſind eingeſäumt mit gelbblühendem Reps und den blauen Blumen des Flachſes.

Wir nähern uns Oroshaza und haben auf einmal rechts vor uns einzelne ſeltſame Bilder, wie ſie hauptſächlich nur die weiten Puſzten Ungarns und die Sandwüſten Arabiens bieten — die deutliche Erſcheinung einer Fata Morgana, die mittägliche Fee, wie ſie der Ungar nennt, der mit ſeiner Peitſche darauf hinzeigt

und uns darauf aufmerksam macht. Wir wissen, daß vor uns Meilen und Meilen weit kein stehendes oder fließendes Wasser zu finden ist, und doch sehen wir auf einmal am Horizont, wo uns wenige Augenblicke vorher nur eine Eichenwaldung erschien, jetzt mit einemmal eine spiegelnde Wasserfläche, sich hoch hinauf erhebend, fast bis an den Fuß der blauen Karpathen auslaufend, die dunstig emporsteigend unsern Gesichtskreis begrenzen. Dem eben erwähnten Eichenwald dient das trügliche Wasser zur Folie, ja wir sehen noch einen Streifen unterhalb desselben, so daß sich die Stämme deutlich auf der silbernen Flut abspiegeln. Die seltsame Erscheinung dauerte nicht lange, vielleicht ein paar Minuten, und verschwand dann wieder, um aber im Laufe des sehr heißen Tages noch ein paarmal flüchtig wiederzukehren.

Dicht vor Oroshaza war das gewaltigste Banderium aufgestellt, welches wir bis jetzt gesehen. Von weitem aus betrachtet erschien die Ebene bis zum Ort wie ein großartiges Cavallerielager mit zahlreichen Wagenburgen; Tausende von Reitern hielten schon an der Straße, andere Tausende sah man auf ihren kleinen flüchtigen Pferden von allen Seiten auf der Puszta daherkommen. So eine Schaar Reiter, sicher und gewandt auf ihren Thieren ohne Sattel und Bügel, wie ein Wesen mit denselben bildend, den blitzenden Säbel in der Hand oder eine buntbemalte geschnitzte Reitkeule, mit den weißen, flatternden Gewändern, den kecken, dunklen, trotzigen, und doch wieder so gutmüthigen Gesichtern — es hat das etwas wildes, aber außerordentlich malerisches. Es ist ein Stück orientalischen Lebens, und hier bei diesen zahllosen Reitermassen konnte man sich lebhaft die wilden Schwärme der Magyaren vergegenwärtigen, wie sie vormals bis in's Herz von Deutschland fluteten. Heute aber war alles lustig und guter Dinge, mit lautem Zuruf und Schwenken der Hüte und Säbel grüßten uns die verschiedenen Trupps, wenn sie an uns vorbei-

zerbrach dabei die kostbaren schön geformten Eiszapfen, die sich über Nacht angehängt hatten und sträubte sie in tausend funkelnde Brillanten in die klare Luft.

Jetzt hatte ich das Gehege erreicht, das den Hof umschloß, jetzt erblickte mich der Baas, der eben im Begriff war, den schweren Rappen in seinen Schlitten zu spannen. Alles war wohl auf und freute sich, mich wieder zu sehen, ich mußte der Müllerin von ihrer Tochter der Doktorin erzählen und that es auch zu ihrer größten Befriedigung. Elsbeth war noch unverheirathet, Caspar dagegen hatte sich noch ein paar dicke Kinder zugelegt, und den guten Franz konnte ich leider nicht sehen, da er über Feld war. Nach einer Stunde verließ ich mit dem Vetter auf dessen Schlitten die Mühle wieder, und auf der glatten Schneebahn flogen wir pfeilgeschwind gegen B. An all' den Orten kam ich vorbei, wo ich damals mit dem Doktor Burbus gerastet, in dem Wirthshaus, wo er die Gensdarmerie geneckt, hielten wir eine halbe Stunde an. Wenige Stunden darauf erreichten wir die Stadt und mit einbrechender Nacht trat ich in das Zimmer meiner Großmutter.

Die Freude der alten Frau war unbeschreiblich, als ich ihr, so stattlich angethan, unter die Augen trat, sie setzte die Brille des alten General auf die Nase und nachdem sie mich von allen Seiten betrachtet, wurde ich

galoppirten, oder über Chauſſeegräben und Dämme hinwegſetzten, um uns in der Nähe zu betrachten.

Daß es dabei nicht ohne Zuſammenſtoß ablief, kann man ſich wohl denken; hie und da prallten ein paar Pferde zuſammen, ſtürzte auch wohl ein's hin, ohne daß ſich der Reiter viel daraus zu machen ſchien. Abgerechnet die verſchiedenen Trupps, die uns ſchon eine Stunde vor dem Ort begegneten, war die Hauptmaſſe in zwei Reihen zu ſechs und acht Mann hoch, rechts und links vom Weg aufgeſtellt, und nach meiner Uhr fuhren wir in ſcharfem Trabe eine ganze Viertelſtunde zwiſchen ihnen durch. Wie ich ſpäter erfuhr, waren nach amtlichen Berichten 14,000 Reiter hier bei Oroshaza zuſammengeweſen.

Obgleich ihre Führer bei der Ankunft des Herſcherpaars alles gethan, die wilden Banden des aufwirbelnden Staubes wegen und um Unglücksfälle zu verhüten, einigermaßen zu rangiren, ſo hatten doch Tauſende rechts und links über die Chauſſeegräben geſetzt, galoppirten vor, um ihren Kiraly und ihre Kiralyne zu ſehen, caracolirten auf's tollſte hin und her, ſchwenkten Hüte und Säbel, ließen immer und immer fort ihre betäubenden Eljens erſchallen und wirkten ſo anſteckend auf die ruhiger hintendrein Reitenden, daß auch dieſe endlich des trockenen Tones ſatt wurden und auf der Puſzte vor Orashaza, die weit und glatt wie ein Tiſch war, ſäbelſchwingend mit gellendem Geſchrei auseinander und durcheinander ſtoben — wahrhaftig ein wildes Heer von 14,000 Reitern.

Eine freundliche Abwechslung brachte in den heutigen wilden, etwas ſtaubigen Reiſetag der Empfang des hohen Kaiſerpaars auf der gräflich Wenkheim'ſchen Puſzta Kigyos. Schon eine Stunde vorher bei der gräflich Apponyi'ſchen Meierei Gerendas kamen wir aus der ſchattenloſen, glühenden Ebene in grüne wohlthuende Baumalleen, und fuhren zwiſchen dichtſtehenden blühenden Akazien auf einem friſchen Raſen dahin. Es iſt das unendlich

angenehm, so eine blüthenduftende würzige Schattenluft, so ein saftiges Grün, wenn man lange, lange Stunden in Staub und Hitze gefahren ist. Die Erbin der Wenkheim'schen Güter, die achtjährige Gräfin Christina empfing, umgeben von zwölf weißgekleideten Mädchen, die hohen Reisenden unter einer kolossalen Triumphpforte, die mit schwarz und gelben Fahnen und dem Gruß: „Isten hozott!" geschmückt war, an der Grenze ihrer Besitzungen. Der Kaiserin wurden von der kleinen Gräfin Blumen in einem silbernen Körbchen überreicht.

Von hier aus wurde der kaiserliche Wagen durch ein Banderium aus dem Arader Stuhlbezirk, vollkommen gleich uniformirt und trefflich beritten, geleitet.

In Gyula dieselben Empfangsfeierlichkeiten wie aller Orten; zahlreiche Banderien, unzählige Menschenmassen an der Straße, Jubel und herzliche Begrüßung. Rechts vor dem Ort sahen wir Vorbereitungen zu einem Volksfest, Zelte mit großen Kesseln, gewaltige Fässer Wein zum Anzapfen bereit. Unter dem Csikoscostüm und dem blauen Husarenspenser, die immer noch am zahlreichsten vertreten waren, sah man schon viele schwarze und weiße Schafpelze, sowie Gebirgswalachen mit ihren spitzigen Mützen, gleich denen der Perser.

Die letzte Station nach Gyula wurde das hohe Kaiserpaar von einem Edelmann, Constantin v. Szabo, mit einem prachtvollen Sechserzug der edelsten ungarischen Pferde geführt; man konnte nichts schöneres und geschmackvolleres sehen, als die edlen Thiere mit ihrer reichen Schirrung in der Hand ihres stattlichen Lenkers. Der Sechserzug bestand aus ganz gleichen dunkeln Fuchsen, die Zugstränge waren von blauer Seide, der weit herabhängende Sarllang zierlich von Leder ausgeschlagen, und mit weißen und blauen langherabflatternden Bändern verziert. Höchst geschmackvoll war das Costüm des Edelmanns selbst, der den kaiserlichen Wagen führte; er trug die Farben der Kaiserin in himmel-

blauem Sammet, Attila, Csismen und die enganliegenden Beinkleider reich mit Silber verschnürt; auf dem Kopf einen grauen aufgekrempten Hut mit weißen und blauen Bändern. Dabei war er einer der schönsten Männer, den man sehen konnte, so daß das Ganze, wie er mit seinen sechs Pferden daherbrauste, der Kaiser nach allen Seiten freundlich dankend, die Kaiserin mit ihrem gewinnenden Lächeln, inmitten der jubelnden Volksmenge, eine wirklich prachtvolle Erscheinung war.

Erlasse man mir Details über die schönen Empfangsfeierlichkeiten von Gyula zu geben; waren dieselben doch fast die gleichen, wie gestern und vorgestern; herzlich und ungezwungen strömte das Volk herbei, um dem hohen Kaiserpaar aufrichtige Beweise seiner Liebe und Verehrung zu geben. Abends war die kleine Stadt auf's reichste beleuchtet, und um in diesem sich für uns täglich wiederholenden Schauspiel hier vielleicht etwas neues zu finden, mußte man in den schönen Park treten, der das gräflich Wenkheim'sche Schloß umgibt, wo der Kaiser und die Kaiserin abgestiegen waren, und mußte nächtlicherweile zwischen dem Gebüsch und den dichtbelaubten Bäumen auf die leuchtende Stadt blicken, vor allem auf die im Glanz unzähliger Lichter blitzende kleine Kirche, dabei aber nicht vergessen einen Blick zu werfen an den tiefdunkeln Nachthimmel hinauf, wo die feine silberne Sichel des Mondes, unseres treuen Freundes und Begleiters, wie ein Gruß aus der Heimath erschien.

II.

Auf der Theiß.

So originell und eigenthümlich uns das Innere Ungarns erscheint, wenn wir im leichten Wagen über die weite Puszta dahin

fliegen, die ſich nach allen Seiten, oft unheimlich anzuſehen, in unabſehbare Fernen vor unſerem Blicke ausbreitet, eben ſo eigenthümlich und für uns fremdartig finden wir die Fahrt auf Ungarns zweitgrößtem Strome, auf der Theiß, der fiſchreichen Thiſſa. Die Donau hat in ihren verſchiedenen Partieen Aehnlichkeiten genug mit andern deutſchen Strömen; ſo findet man oberhalb Wien Stellen, die an die Schönheiten des Rheins erinnern, ja vollkommen mit dieſem gleich zu ſtellen ſind; tief unten, wenn man aus den Ebenen Ungarns zu den wunderſchönen Gebirgen Siebenbürgens aufſteigt, zeigt uns die Donau ſo grandioſe Schönheiten, wie kein anderer europäiſcher Fluß: Felsgeſtade von einer großartigen Wildheit, wie ſie der Rhein nicht einmal aufzuweiſen hat. Ja es iſt ein prächtiger Fluß dieſe Donau, hier durch die ausgedehnten fruchtbaren Ebenen fließend, dort ſchäumend über Felsdämme, die ihr Flußbett durchſetzen; an dieſer Stelle in raſchem Strom, dort von hohen Bergen eingeſchloſſen, einen gewaltigen ſtillen Landſee bildend. Es müſſen ſich nur die Schiffsangelegenheiten mehren oder, wie das ja in dem nächſten Jahre der Fall ſein wird, die Eiſenbahn bei Temeswar münden, ſo werden ſich ſchon eine Menge Reiſender und Touriſten finden, welche nach Orſowa gehen, dort die Veteranihöhle beſuchen, die Ueberbleibſel der alten Römerſtraße anſehen, oder die eine Luſtfahrt machen nach Siebenbürgen hinein, und eine zweite Schweiz, ein zweites Tirol wiederfinden werden.

Die Theiß aber iſt mit keinem andern Fluſſe zu vergleichen, oder nur mit einem, den wenig Reiſende ſehen: das iſt der alte Nil zur Zeit ſeiner Ueberſchwemmungen; ja mit ihm, wo er ſeine Fluten von Kairo abwärts dem Delta zuführt, hat die Thiſſa eine frappante Aehnlichkeit. Stundenlang ſtand ich am Bord des Dampfbootes auf dem ungariſchen Strome, blickte rechts und links in die weite Waſſerfläche, aus der nur hier und dort eine Schilfinſel hervorſah oder ein höher gelegenes Fruchtfeld, wo Büffel-

und Ochsenheerden scheinbar mitten in der Flut standen, wie man es auch dort in Aegypten sieht, wo Reiher über uns hinstreichen oder in Schaaren unbeweglich bei einander stehen; wo die provisorischen Hütten der Jäger, Fischer und Landleute jenen der Fellas ähnlich sehen; wo man sich statt der Weiden und Erlen, die in langen dunklen Streifen am Horizont erscheinen, schlanke Palmen hinzaubern muß, um das Bild des alten heiligen ägyptischen Stromes in allen seinen Nüancen, selbst in der Farbe seines Wassers wieder zu finden.

Es war Abends neun Uhr, als wir uns bei Tokaj einschifften; wir alle befanden uns in etwas gedrückter Stimmung, denn die Nachrichten, welche der General-Gouverneur, Erherzog Albrecht, noch vor der Abfahrt über das Befinden des kaiserlichen Kindes erhalten, — sie waren am Mittag desselben Tages von Ofen abgegangen und theilweise mit dem Telegraphen zu uns gekommen — sprachen die Befürchtung einer Lungenlähmung aus. Als aber diese Depesche bei uns einlief, war die arme kleine Prinzessin, wie bekannt, schon gestorben. Das Dampfboot — ich glaube es war der Boreas — war festlich geschmückt und auf's eleganteste hergerichtet. Teppiche breiteten sich auf dem Verdecke aus, auf dem Hintertheil des Bootes hatte man einen luftigen Pavillon aufgeschlagen und dort mit Fauteuils und Lehnsesseln einen förmlichen Salon eingerichtet. Auf dem Vordertheil drängte sich die Dienerschaft zusammen, dort sah man große Haufen Gepäck aller Art, so daß die geschäftigen Küchenbeamten kaum durchkommen konnten, und ganz vorn an der Spitze saß die Jägermusikbande des Schiffes auf Tauen, Fässern und Kisten; ihre Instrumente aber hatten sie weggelegt, denn es sollte bei den traurigen Nachrichten, denen man morgen früh entgegensah, begreiflicherweise keine lustige Musik auf dem Dampfer erschallen

Um zehn Uhr wurde das Schiff vom Ufer gelöst und rundete in die Theiß hinein. Hinter uns ließen wir den eigenthümlich

und malerisch geformten Berg von Tokaj, auf dessen Spitze während des Tages eine riesenhafte schwarzgelbe Fahne geweht und von dem nun durch die Nacht mächtige Flammen — Freudenfeuer — herableuchteten. Bei den vielen und eigensinnigen Windungen, welche die Theiß macht, muß der Anblick des Berges von Tokaj, namentlich wenn man auf der Theiß zu Berg fährt, die Passagiere gründlich langweilen, denn jetzt, wo wir zu Thal und sehr schnell fuhren, vergingen Stunden, ja wie mich der Kapitän versicherte, fast die ganze Nacht, ehe man sich scheinbar aus seiner Nähe entfernt. Bald hatten wir ihn, und durch die leuchtenden Feuer dem Auge noch näher gebracht, auf unserer rechten Seite, dann auf unserer linken; ja es war grade, als folge er uns, und nachdem wir bis Mitternacht gefahren waren, hätte man bei seinem Anblick schwören können, wir befänden uns auf demselben Punkte, wo wir um zehn Uhr ausgelaufen.

Glücklicherweise waren wir vom Mondschein begünstigt und konnten deßhalb mit voller Kraft fahren. Die Nacht war wunderbar hell und klar; meistens sah man so deutlich das Ufer, an dem wir fuhren, daß man Bäume, Schilf, Häuser, Viehheerden erkennen konnte. Beide Ufer waren zu gleicher Zeit selten sichtbar, denn bald rechts bald links dehnte sich das Ueberschwemmungsterrain aus — eine weiße im Mondschein leuchtende Fläche, dabei durch leichten Nebel und Duft oft so gänzlich unbegrenzt, daß man in einer Meerbucht zu fahren glaubte.

In den unteren Räumen, dem großen Salon und den dortigen Schlafcabinetten herrschte eine solche Hitze, daß die meisten des Gefolges so lang wie möglich auf dem Verdecke blieben. So saß ich noch lange mit ein paar Bekannten im Rauchzimmer des Schiffes bei einer guten Cigarre und einem Glase ächten von der Quelle mitgenommenen Tokajers. Es ist das ein eigenthümlicher Wein, von dem vielleicht nur sehr wenig unverfälscht zu uns nach Deutschland kommt; wenn man überhaupt die geringe Ausbeu-

nung der hiesigen Weinberge betrachtet und mit der Masse von Tokajer vergleicht, welche jedes Jahr im Lande consumirt und ausgeführt wird, so kann man wohl begreifen, daß mindestens der vierte Theil dieses Weines künstlich erzeugt ist. In Oedenburg soll darin außerordentliches geleistet werden, namentlich bei der Tokajer Essenz, die auch bei uns häufig am Schlusse eines Diners getrunken wird. Es ist das bekanntermaßen ein süßes Getränk, dick wie Oel, dem ich keinen Geschmack habe abgewinnen können; vortrefflich dagegen fand ich den feinen Tokajer Tischwein, der weniger ausgeführt wird, auch sehr viel Zuckerstoff enthält, sehr geistig ist und dabei etwas höchst Angenehmes und Rezentes hat. Er ist von klarer Farbe, ungefähr wie Moselwein und etwas heimtückisch, denn er trinkt sich außerordentlich leicht, wobei man seine Kraft nicht merkt, und erhitzt später wie kein anderer Wein. Eine der vorzüglichsten Lagen bei Tokaj ist kaiserliches Eigenthum, wo die Trauben auf's sorgfältigste behandelt und ausgebrochen werden, wodurch man die berühmte Krontokajer-Essenz gewinnt — einen Wein, der zur Stärkung für Kranke außerordentlich sein soll, weßhalb von der großen Kaiserin Maria Theresia noch ein Befehl existirt, daß gegen ärztliches Zeugniß an arme unbemittelte Kranke von dieser Tokajeressenz unentgeltlich abgegeben werden soll, was heutigen Tages noch oft genug vorkommt.

Obgleich bei der zahlreichen Gesellschaft, die sich an Bord befand, manche Lagerstätte, so auch die meinige, etwas sehr beengt war, so schlief ich doch, Dank der großen Tour von Debrezin nach Tokaj, recht fest und wurde erst von den spiegelnden Sonnenstrahlen erweckt, die vom Wasser abprallend in meine Augen blitzten. Es war ein wunderherrlicher klarer Morgen, kein Wölkchen am Himmel, die Sonne warf goldenen Glanz auf die Ufer mit ihren Häusern und Bäumen, während das Wasser der Theiß, nach beiden Seiten unendlich ausgedehnt, wie eine blanke silberne Fläche aussah.

Unser Schiff hatte während der Nacht wacker gearbeitet, doch sahen wir immer noch, jetzt aber im Morgennebel undeutlicher, den Berg von Tokaj hinter uns. So einförmig nun auch die weite Ebene war, die wir sahen, so weit das Auge reichte, mit der ungeheuren Fläche, welche die Theiß auf Wiese und Ackerland einnahm, so wechselten doch die malerischen Einzelnheiten, welche grade das überschwemmte Terrain bot, auf's interessanteste und mannigfaltigste.

Jetzt war es, als führen wir auf einem gewaltigen Landsee, in dem sich kleine Schilfinseln befinden, sowie die fruchtbarsten Eilande. Sahen wir dort nicht viele Morgen höher gelegene Weizenäcker? Die dicht und üppig stehenden Halme von leichten Winden bewegt, erschienen wie eine andere grünere Flut; sahen wir dort nicht Häuser, weiß hervorglänzend, daneben Wiesenland mit zahlreichen Heerden, aber eine förmliche Insel, denn rings umher flossen die Wasser der Theiß, und wo sie aufhörten, erblickten wir wieder ein Eiland, mit Wald umsäumt, zwischen dessen Stämmen hindurch weit, weit in der Entfernung wieder die silberne Flut leuchtete? — Also auch dort noch Wasser. — Jetzt bei den nächsten Umdrehungen der Schaufelräder wechselten plötzlich die Bilder und zeigten uns etwas, das man eben nur hier sehen kann: eine glatte, durch keine Inseln mehr unterbrochene Wasserfläche, stundenweit, fast mit dem Horizont verschwimmend, und in dieser Wasserfläche Hunderte von Ochsen und Pferden mitten in der Flut stehend, wie ein Hufbad nehmend, sich spiegelnd, oder auch wohl Gräser und Schilf benagend. Dadurch war die Fläche belebt und zeigte hier nicht, wie eine Strecke weiter, das fast erschreckende Bild einer förmlichen Ueberschwemmung; dort, wo nur einzelne Häuser aus dem Wasser hervorragten, das Stück eines Dammes oder, was den seltsamsten Anblick gewährte, der Bogen einer einsam stehenden Brücke. Weiterhin wurde die Landschaft trotz der sich gleich bleibenden gewaltigen Wassermasse wieder freund-

licher; dort ſah man ein Dörfchen, etwas höher gelegen, aber immer noch von der Flut beſpült; doch liefen Dämme von den Häuſern gegen den Fluß zu nach erhabeneren Punkten, wo ſich kleine, ſorgſam angelegte Gärten befanden, die mit Strohhecken umgeben waren.

Fort und fort rudern wir hinab, wir laſſen Dorf und Gartenland hinter uns; bald ziehen ſich die beiden Ufer des Stromes zuſammen, bald fliehen ſie wieder weit auseinander. Haben wir vorhin Landwirthſchaft im Waſſer geſehen: Viehheerden, Aecker und Gärten, ſo kommen wir nun an das Revier der Jagd; kleine ſaftig grüne Inſeln ſcheinen auf der Flut zu ſchwimmen und ſind umrändert mit einem breiten Schilfgürtel; dieſer iſt wieder freundlich geſchmückt von langen Guirlanden weißer und gelber Waſſerblumen, die ſich weite Strecken die Flut hinab fortſetzen und ſich nun durch die Bewegung, welche die Schaufelräder unſeres Schiffes machen, langſam auf und ab wiegen.

Inſeln und Schilf ſind belebt von zahlloſen Waſſervögeln; hier ſieht man ganze Schaaren von wilden Enten ſich erheben, durch das Röhricht ſtreichen und drüben wieder einfallen; einzelne tauchen unter, wenn wir näher kommen, bleiben unbegreiflich lange unter dem Waſſer und erſcheinen an einer andern Stelle wieder. Dazwiſchen flattern Schilf- und Tauchhühner, ganze Schaaren von Reihern ſtehen oft regungslos am Rande des Waſſers; weiter entfernt ſehen wir gravitätiſche Pelikane, und eine Schaar wilder Gänſe zieht, im Flug einen Keil bildend, über die Maſten unſeres Schiffes. Daß aber alle dieſe jagdbaren Thiere nicht ungeſtört in dem für ſie ſo ſchönen Terrain hauſen, hören wir an dem Knalle einer Flinte nnd ſehen es an dem aus einem einzigen Blocke gefertigten Jagdnachen, der dort leer im Schilfe liegt.

Aber nicht lange ſehen wir Schilf, Inſeln und Geflügel; wir kommen in eine dürre unfruchtbare Region. Alles grün

in unſerer Nähe iſt verſchwunden, rechts und links haben ſich gelbe Sanddämme erhoben, die ſich lang und trocken durch die ſpiegelnde Flut dahinziehen, — ein melancholiſcher Anblick, der nicht gemüthlicher gemacht wird durch einen einſamen Mann am Rande dieſer Dünen, welcher in ſeinem dicken Schafpelze im Nachen liegt, aus der kurzen Pfeife raucht und uns träumend nachblickt.

Was bis jetzt von der vielbeſprochenen und lange projektirten Theißregulirung geſchehen, iſt hier bei dem Rieſenwerk, das überhaupt auszuführen iſt, kaum erſichtlich, würde aber anderswo ſchon für außerordentlich viel gelten können. Doch kommt das, was man bisher gethan, eigentlich nur der Schifffahrt zu gut. Die Theiß, durch Herſtellung eines neuen und tieferen Bettes in ihre Ufer zu bannen und ſo den ausgedehnten Ueberſchwemmungen vorzubeugen, iſt ein Werk, woran freilich eifrig gedacht wird, das aber nicht nur ungeheure Geldmittel, ſondern auch viele Arbeitsjahre in Anſpruch nehmen wird; man wird den Fluß durch Dämme einengen, um ihn ſo zu zwingen, nach der Tiefe zu ſelbſt zu wühlen und zu arbeiten. Und daß dieß bei dem träge ſchleichenden Waſſer mit unmerklichem Gefäll außerordentlich langſam von Statten gehen wird, begreift jeder, der dieß Terrain einmal geſehen. Was aber bei einſtigen umfaſſenden Arbeiten derart an fruchtbarem Boden gewonnen werden wird, das beweist die Körös-Berrettyo-Regulirung zwiſchen Gyula, Bekes und Szarvas, wo man allein nach der Beendigung dieſer Arbeiten 840,000 Joch des beſten Landes gewinnen wird, was, das Joch zu nur 20 fl. angenommen, den Eigenthümern ein Kapital von 16 Millionen Gulden gewährt. Was hier an der Theiß bis jetzt geſchah, beſteht in großartigen Durchſchnitten, um die allzu eigenſinnigen Windungen des Fluſſes abzukürzen.

Es war für uns ein ganz ſonderbarer Anblick, wenn wir zuweilen die breite Waſſerfläche verließen und das Schiff rauſchend

der großen Ehre theilhaftig, eine Priſe aus der goldenen Doſe der verſtorbenen Gräfin nehmen zu dürfen.

Wir plauderten über dies und das, ich erfuhr unter Anderm, daß die Haushälterin des Vormunds vor einigen Tagen geſtorben und daß die älteſte Tochter ſich nächſtens verheirathen werde. Die alte Katze der Großmutter hatte ebenfalls das Zeitliche geſegnet, ſowie auch der Schuſter im Hinterhauſe — ſeine Wittwe ſetzte das Geſchäft fort.

Ein lautes Schluchzen vor der Thür verkündigte mir die Ankunft der Schmiedin, „wo iſt das Kind?“ ſagte die gute Perſon, und als ich ihr entgegentrat und die Hand gab, liefen ihr die hellen Thränen über die alten eingefallenen Backen. Ich mußte meine Schickſale umſtändlich erzählen, und das dauerte bis tief in die Nacht.

Am andern Morgen ſteckte ich mir eine Cigarre an und beſuchte mit ſeltſamen Gefühlen die Orte, wo ich während meines hieſigen Aufenthaltes Leid und Freud genoſſen: dort war die Kirche, wo ich meine geliebte Emma zum erſtenmale geſehen, jetzt betrat ich mit klopfendem Herzen die Straße, wo das Reißmehlſche Haus ſtand.

In der Wohnung des Doktors war man vergnügt über die paar Thaler, die ich in ſeinem Namen bezahlte, ſein Zimmer mocht ich nicht ſehen, es ſei nun geweißt und friſch herausgeputzt, ſagte die Wirthin. Vor dem

in einen Kanal einbog, der oft so eng war, daß die Flut rechts und links vom Dampfer wie die Meeresbrandung empor spritzte; zuweilen schlugen die Wasser über die Dämme hinüber, um einige Schritte weiter wieder wie ein kleiner Wasserfall zwischen dem Schilf hervorzustürzen. Daß man bei diesen Durchstichen außerordentlich viel an Zeit erspart, sieht man wohl, wenn man aufmerksam die oft seltsam verschlungenen Windungen des Stromes betrachtet, die man am besten erkennt, wenn man vor sich ein anderes Dampfboot erblickt und darauf Achtung gibt, wie es sich in der geschlungenen Fahrstraße hin und her windet. So sahen wir gegen zehn Uhr den Dampfer „Hermione" vor uns, von dem man zuweilen ungewiß sein konnte, ob er wirklich gleich uns zu Thal fahre, denn bald erblickten wir das Hintertheil des Schiffes, gleich darauf seine rechte oder linke Seite, ja zuweilen schien es uns direct entgegen zu fahren, was alsdann um so sonderbarer sich ausnahm, da die Windungen des Flusses mit einer seichten Wasserfläche verbunden waren und man so in der That wirklich oft glauben konnte, man begegne einem andern Schiffe auf weitem Landsee. Und doch fuhren wir dieselbe Bahn. Gegen elf Uhr holten wir die Hermione ein; sie war festlich beflaggt und begrüßte unser Schiff mit lautem Eljen.

Bekanntermaßen hätten der Kaiser und die Kaiserin am heutigen Tage den gleichen Weg auf der Theiß gemacht, wenn dieselben nicht durch die eingetroffenen traurigen Nachrichten über das Befinden der Erzherzogin Sophie veranlaßt worden wären, von Debreczin über Csege nach Ofen zurückzukehren. Doch sahen wir auf der ganzen Strecke von Tokaj nach Szolnok die hübschen festlichen Vorbereitungen, die zum Empfange des Kaiserpaares gemacht worden waren. Hier bemerkte man Triumphbogen aus Schilf, mit Blumen verziert, dort in der Nähe der kleinen Dörfer lagen Kähne mit weißblauen und schwarzgelben Fahnen geschmückt; ja Tausende von Menschen, die von der Aenderung des Reise-

plans noch nichts wußten, hatten ſich ſchaarenweiſe am Ufer eingefunden, um den Kaiſer und die Kaiſerin herzlich zu begrüßen. So ſahen wir die Bevölkerung ganzer Gemeinden mit Fahnen und grünen Büſchen am Ufer ſtehen, wobei es eben ſo originell als hübſch war, daß kleine Buben im Cſikoscoſtüm und weißgekleidete Mädchen die Volkshymne ſangen und dabei grünes Laub und Blumen in das Waſſer ſtreuten. Auch die Zigeuner-Muſikbanden fehlten nicht und kamen hie und da in Kähnen luſtig fidelnd gegen das Schiff gefahren.

So erreichten wir Szolnok gegen ein Uhr Mittags; auch hier war alles feſtlich geſchmückt, die Häuſer freundlich mit Flaggen und Grün verziert, die Theißbrücke mit bunten Fahnen und dichten Menſchenmaſſen beſetzt, welche das durchfahrende Schiff mit lautem Eljen begrüßten. Am Ufer waren die Beamten aufgeſtellt, und hier erhielt Erzherzog Albrecht eine telegraphiſche Depeſche aus Ofen, welche ihm das traurige Ereigniß vom dem Tode der kleinen Erzherzogin mittheilte.

III.

Ein Volksfeſt in Großwardein.

Es gibt Dinge, von denen wir in unſerer Jugend geleſen oder die man uns in der Kindheit erzählt, welche ſo gar nicht mehr paſſen zu unſeren jetzigen deutſchen, ruhigen, ſparſamen und übergeordneten Vrrhälniſſen, daß wir ſie ebenſogut für fabelhaft halten, wie die Sagen von Zauberern und Drachen, von furchtbaren und doch ritterlichen Räubern, von geraubten und wiedergefundenen Jungfrauen. Das ſind z. B. die Schilderungen von großen Volksfeſten, wie ſie in der alten guten Zeit abgehalten wurden; da haben wir erfahren von rieſenhaften Keſſeln

voll köſtlichen Fleiſches über helllodernden Feuern, von dem ganzen Ochſen mit den vergoldeten Hörnern, der ſich langſam am Spieße dreht, von ſpringendem Wein aus coloſſalen Fäſſern, die nie leer zu werden ſcheinen und die, wenigſtens dem äußern Anſcheine nach, von der Bevölkerung eines ganzen Landes in wenigen Stunden nicht erſchöpft werden können. Und doch gibt es Orte in der Welt, wo man ein ſolches Volksfeſt noch mitgenießen kann im urſprünglichen Glanze, in der urſprünglichen Wildheit.

Meine Leſer haben in den Schilderungen von der Kaiſerreiſe durch Ungarn ſchon manches Seltſame in dieſer Richtung geleſen. Etwas Originelleres aber als das, was ich auf den folgenden Seiten darzuſtellen verſuchte, ließ ſich wirklich weder denken noch träumen, und daher möge dieß Feſt als ein beſonderes hervorgehoben werden.

Es war zu Großwardein, wo man auf einem freien Platze vor der Stadt die großartigſten Vorbereitungen zu Feſtlichkeiten aller Art ſah. An der Straße erhob ſich eine Tribüne mit weiß und blauem Stoffe drapirt, und mit einer Loge, deren reiche Verzierungen in roth und goldgeſticktem Sammet, ſowie auch der vergoldete Doppeladler anzeigten, daß ſie zum Zuſchauen für den Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich beſtimmt waren. Rechts und links an dieſen Pavillon ſchloßen ſich andere Tribünen, ebenfalls freundlich verziert, für die Beamten und die übrigen Honoratioren der Stadt, und dieſes ganze Bauwerk gewährte mit ſeinen bunten Farben, ſeinen Hunderten von wehenden Flaggen und Fahnen einen überaus freundlichen Anblick am Rande der weiten grünen Ebene.

Dort ſah man hohe Gerüſte, farbig angeſtrichen, mit altersgrauen, rieſenhaften Weinfäſſern, deren ehrwürdiges Aeußere man durch grüne Kränze einigermaßen verjüngt hatte. Da loderten hie und da Feuer, über welchen an drei Stangen die großen Keſſel hingen, in welchen Kolas ſchmorte und aus denen leicht gekräu-

selter Dampf emporstieg; da sah man im Hintergrunde gegenüber der Tribüne zwei Rasenwände aufgebaut, über welche quer ein großer abgerundeter Balken lag, der an jedem Ende mit einem Wagenrade versehen war — der Bratspieß für den Ochsen, den die Metzgerschaar eben im Begriffe war zuzurichten und dort zu befestigen. Vor einer Stunde hatte ich dieses unglückliche Schlachtopfer noch lebend gesehen, da lockte mich eine lustige Zigeunermusik ans Fenster, und als ich hinausblickte, gewahrte ich eine Musikbande in feierlichem Zuge vorbeischreitend, die Spielleute angethan mit weißen Gatyen und mit scharlachrothen Spensern, welche weiße, übermäßig weite Aermel hatten. Ihnen folgte die Metzgerzunft in weißen Anzügen, ebenfalls mit blutrothen Westen, dann kamen zwei, die den hellgrauen Ochsen führten, dessen lange Hörner vergoldet waren und den man mit Bändern und Blumen geschmückt hatte. Hinter ihm schritt ein Oberknecht der Fleischhackerzunft in scharlachnen anliegenden Hosen, eben solchem Spenser, auf der Schulter das verhängnißvolle vergoldete Beil tragend. Eine unzählige Menge Volk zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen wälzte sich hintendrein zum Thore hinaus nach dem Festplatze.

Dort war es interessant, die Tausende von Zuschauern und Theilnehmern herbei strömen zu sehen. Nicht nur die Straßen waren bedeckt mit Reiterschaaren, mit ganzen Zügen zwei- und vierspänniger Wagen, sondern auch querfeldein, kleine Gräben und sonstige Terrainschwierigkeiten nicht achtend, kamen sie in vollem Galopp herbei unter lautem Geschrei und Jubel. Auf so einem Bauernwagen — es ist gewöhnlich ein Korbgeflecht auf vier gleichhohen Rädern ruhend — befindet sich bei ähnlichen Veranlassungen meistens die ganze Familie des Eigenthümers. Vorn sitzt er selbst, entweder im Csikoscostüm, oder bei Vornehmen und Reichern in dunkelblauem Husarenspenser und der eng anliegenden Hose, mit dem großen Hute voll flatternder

Bänder; im Wagen auf Bündeln von Stroh oder Heu, zuweilen auch auf regelmäßigen Sitzen, sieht man die Frauen und Mädchen, dazwischen ein halb Dutzend Kinder, vielleicht auch Katze und Hund, wenn letzterer es nicht vorzieht, in Gesellschaft von ein Paar Fohlen neben dem Gespanne her zu galoppiren. Dies Gespann besteht meistens aus vier, wohl auch fünf kleinen Pferden, im letzteren Falle drei vorn und zwei hinten; Schellen am Geschirr, lustig klingelnd und rasselnd kommt es daher. Zweispännige Wagen sieht man selten; Pferde laufen auf der Puszta genug herum, und das Fahren zu Vieren versteht der ungarische Bauer wie kein anderer.

Zuweilen bemerkt man einen Einspänner, ein kleiner viereckiger Kasten auf zwei hohen Rädern, von allen Marterwerkzeugen, zum Menschentransport erfunden, unbedingt das martervollste; schon das Ersteigen eines solchen Karrens hat seine großen Schwierigkeiten, und dann sind die Stöße derart, daß, wie der Ungar sagt, dabei die Seele mit eisernen Klammern im Körper befestigt sein muß.

Am liebsten bewegt sich der Ungar aber zu Pferde, weßhalb man denn auch Schaaren von Hunderten und mehr zu Pferd von allen Seiten herbeikommen sieht; dabei zeigen sie ihre ganze wilde Natur, Graben oder nicht, ist ihnen ganz gleichgültig, der erste plumpst hinein, die Andern folgen; ob einige stürzen, darnach schaut ebensowenig jemand um, als ob auf der andern Seite beim Herausspringen Einer an den Andern so heftig anprallt, daß Roß und Reiter auf den Boden rollen. Ein Hieb mit der Peitsche, ein lautes: Hussa! und weiter stürmt, was durch einen der eben erwähnten Zufälle grade nicht zurückbleibt. Dabei ist die Tracht dieser Leute ungemein malerisch: die meisten haben das Csikoscostüm, an den Beinen die weißen flatternden Gatyen, an den Armen die weiten weißen Aermel, eine rothe oder blaue Weste, auf der Schulter fliegend die Mente und ein farbig leuch-

tendes Tuch locker um den Hals geschlungen. Eigenthümlich fiel mir der Hut auf; er ist bei den ächten Ungarn meistens von derselben Form, wie ihn der Andalusier trägt; nur daß er, anstatt dort mit zwei schwarzseidenen emporstehenden Knöpfen, hier mit langen Bändern verziert ist.

Einen nicht minder interessanten Anblick gewährten hier die Banderien, Reiterschaaren von drei, vier und mehr Tausenden, welche zur Begrüßung des Kaiserpaars oft Meilen in der Runde weit herbeigekommen waren, sich selbst uniformirt hatten, und mit dem Säbel bewaffnet, regelmäßige Schwadronen und Regimenter bildeten. Manche dieser Banderien waren ebenfalls im Csikoscostüm, andere aber mit dunkelgrünen oder dunkelblauen Gatyen, rothen Spensern und umgehängter grüner oder blauer Mente. Ich wiederhol's, es waren das die stattlichen Reiterschaaren, welche den Wagen des Kaisers und der Kaiserin gewöhnlich am Weichbilde der Stadt empfingen und oft unter unsäglichem Staube bis zum Absteigquartier geleiteten. Von fern gesehen machten sich diese Reiterschwärme wahrhaft malerisch; es war in dem wilden Durcheinander, dem tollen Caracoliren etwas Orientalisches, und wenn man sie so daherstürmen sah, die vielfarbige Masse zwischen dem aufwirbelnden Staube, das Leuchten der Säbel, wenn man ihr wildes Eljen! hörte, das von fern wie ein brausender Schlachtruf klang, so konnte man sich schon ein deutliches Bild machen von jenen wilden Reiterschaaren, die einst Deutschland überschwemmten. Gerieth man zufällig, selbst zu Wagen, in einen solchen Schwarm hinein, so konnten ihre lebhaften Freudenbezeugungen, des furchtbaren Staubes gar nicht zu gedenken, zuweilen etwas lästig werden; dabei überboten sie sich und uns im Vorbeijagen, veranlaßten manchmal unsern Kutscher, ebenfalls in tollster Carriere mit los zu gehen, oder rissen auch wohl im Vorbeijagen ein Stück von einer Wagenlaterne oder sonst etwas unversehens anprallend mit fort.

Ruhiger waren natürlicherweiſe die Adelsbanderien, welche unmittelbar vor und hinter dem kaiſerlichen Wagen ritten. Meiſtens aus wohlhabenden Edelleuten beſtehend, waren ſie vortrefflich beritten und häufig reich coſtümirt; die meiſten in blauen, enganliegenden Beinkleidern, Attila und Pelz von derſelben Farbe, alles mit ſilbernen Schnüren beſetzt, auf dem Kopfe Kalpak mit Reiherbuſch.

Alle dieſe Schaaren hatten auf dem Platze bei Großwardein zu Pferd und zu Fuß ihr Contingent geſtellt, alle waren in roſiger Laune; hatten ſie doch den Kaiſer und die Kaiſerin in ihrer Mitte, und waren ſie doch nicht wenig ſtolz darauf, den ritterlichen Herrn und die ſchöne Dame herbegleitet zu haben. — Eljen! — Nur dieſen Reitern war es geſtattet, ſich zu Pferd auf dem Platze zu zeigen, alles Uebrige mußte hinter den Tribünen von Roß und Wagen abſteigen, weßhalb ſich dort, als wir ankamen, ſchon eine unabſehbare Wagenburg und ein zahlreiches Cavallerielager gebildet hatte. Die Beſitzer dieſer Pferde und Wagen, letztere mit Frauen und Kindern, ſtolzirten vor der kaiſerlichen Tribüne umher, in ihren verſchiedenen Trachten, eins der maleriſchſten Bilder gebend, das man ſehen konnte. Zahlreich waren auch die Walachen hier vertreten, die Männer in ſpitzen Pelzmützen, wie die Perſer, im langen weißen Rock, den weiten, mit zahlloſen Knöpfen beſetzten Ledergürtel um den Leib, worunter das Hemd über die anliegenden Hoſen heraushing, welche letztere unten an den Füßen mit den farbigen Schnüren der Sandalen umwickelt waren. Die Weiber trugen einen Kopfputz, mit weißem Kinntuch, an der Seite ſchleierartig herabhängend, wie man ihn bei den orientaliſchen Jüdinnen ſieht; dazu ein bunt ausgenähtes Hemd, eine verzierte weiße Jacke und die bekannte ſchmale farbige Schürze mit den langen Franſen.

Die Tracht der ungariſchen Männer, gewöhnlich das Csikoscoſtüm, habe ich ſchon beſchrieben; das einzige für uns Auffallende

am Anzuge ihrer Frauen und Mädchen iſt der mit bunten Bändern umwickelte lange Haarzopf, ſowie die rothen Csizmen, nothwendig in dem oft unergründlichen ungariſchen Schmutze. Doch ſieht man auch unter ihnen kleine Koketten, zierliche Palócsmädchen, im rothen oder weißen, in viele Falten gelegten, doch kurzen Rocke, und ſtatt des Leibchens mit bunten Rändern eingewirkten weißen Tuche, welches über den vollen Buſen das bloße Hemd am Leibe feſt anſchließt und übers Kreuz gebunden, vorn ſtets eine Bandmaſche angeheftet bekommt. Dazwiſchen ſchleicht der Slave umher, mit langem, ſchwarzem, glänzendem Haar, breitkrämpigem ſchwarzem Hute und hohen Stiefeln, oft in kurzer Jacke, meiſtens mit dem weißen, roth ausgenähten Szür.

Unſere Landsleute, die deutſchen Coloniſten, ſind unverkennbar an ihrem blonden Haar, an ihrem Geſichtsausdruck; man irrt ſich ſelten darin, und ein Grüß-Gott! wird immer freundlich erwidert. Auch in ihrer Tracht haben namentlich die Weiber und Mädchen viel von ihrem Heimatlande beibehalten — den langen dunklen Rock, die verzierte Tuchjacke mit Bruſtlatz, den wollenen Strumpf mit rothem Zwickel, die ausgeſchnittenen Schuhe, vor allem die Haare, einfach gebunden und mit einem meſſingenen Kamme zuſammengeſteckt.

Die Coſtüme, wie ich ſie eben angegeben und die man im bunteſten Gemiſche auf dem Volksfeſtplatze in Großwardein ſah, ſind indeſſen nur der Sonntagsſtaat oder die Tracht der Wohlhabenden und Reichen, die, wenn gleich ſehr zahlreichen Lichtpunkte in dieſer ungeheuren Menge, deren Grundton allerdings eine grauere, ſchmutzigere Färbung hat. Zahllos ſind hier die Slaven und Walachen der niedrigſten Volksklaſſe vertreten, die erſteren in ihren einſt weiß geweſenen und jetzt ſchmutzig gewordenen Mänteln, das mit Fett geſalbte Haar in Strängen bis auf die Schultern hängend, den breitkrämpigen Filzhut verbogen, voll Löcher und Beulen; wogegen die Walachen ſelbſt wie heute bei

der größten Hitze — wir hatten wenigstens dreißig Grad im Schatten — mit ihren Pelzen erscheinen, bald weiß, bald schwarz, dessen behaarten Theil sie im Sommer zum Schutze gegen die Sonne auswärts tragen, im Winter aber zum Schutze gegen den Frost nach innen kehren. Da nun diese Pelze dick und zottig sind, gewöhnlich fett und schmutzig, und so hoch bis zum Halse reichen, daß der Kopf von dem breiten Hute verdeckt, wenigstens von hinten gar nicht mehr sichtbar ist, so kann man sich vielleicht einen Begriff machen von dem Anblick eines Trupps solcher Walachen, die mit ihren gleichfalls in Pelz gekleideten Sprößlingen beieinander stehen. Dieß Tragen des Pelzwerkes im Sommer ist indessen auch den Ungarn der niedern Klasse eigen; so sieht man ganze Schaaren von Bauernweibern unförmlich gemacht durch überdicke Pelzspenser, die sie statt des Mieders angezogen haben. Es sind dieß aber die Pelze ihrer Männer, welche diese im Winter auf der Schulter tragen, und die so zweierlei Dienste zu versehen haben.

Vergessen wir aber einen Hauptbestandtheil dieses allgemeinen Menschengetreibes nicht — die Zigeuner nämlich, welche wir überall auf dem ganzen Platz zerstreut finden, hier bettelnd und auf alle Art lungernd, dort als Musikanten und Handlanger, aber immer mit dem ihnen eigenthümlichen unruhigen Wesen, mit dem lebhaften, suchenden Auge, das in einem Moment das ganze Gewimmel durchschweift. Von ihrem Anzuge ist nicht viel zu sagen, da sie wohl aus Armuth eine eigene Tracht nicht haben können; jeder zieht an, was er geschenkt erhalten, erhandelt oder auf weniger ehrliche Art erworben, nur zur höchsten Noth einen Bauernrock, so daß man die Männer meistens in einem schmutzigen, zerlumpten Spenser sieht, oder in einer abgetragenen Husarenhose, aus welcher die bloßen Füße hervorsehen, worüber sie eine zerlumpte Jacke als Pelz umhängen und häufig ohne Kopfbedeckung gehen. Die Zigeuner-Musikbanden waren dagegen an diesen fest-

lichen Tagen, wahrscheinlich auf Kosten der Gemeinde gekleidet, und nahmen sich stattlich genug aus.

Man könnte vielleicht einen gut angezogenen Zigeuner mit einem sehr gebräunten Ungarn verwechseln; die Zigeunerin dagegen ist unverkennbar, mag sie gekleidet sein, wie sie will; schon die Art, mit der sie aufmerksam umherblickend durch das Gedränge schleicht, ist keinem andern Wesen eigen. Dabei muß man ihr blitzendes Auge betrachten, wie es scheinbar gleichgültig den Boden sucht, in Wahrheit aber nicht das Geringste rings umher unbeobachtet läßt. Der Teint der Zigeunerweiber und Mädchen ist von einer eigenthümlichen tiefen Bronzefarbe, dunkler als der der Männer, und noch mehr als bei diesen blitzen die schönen Zähne und leuchtet das Grell des Auges aus dem Gesicht hervor. Auch ihre Kleidung, so zerlumpt und zerrissen sie auch sein mag, hat etwas Eigenthümliches, ja Malerisches: ein kurzer Rock, worunter die feinen Füße hervorsehen, meistens ein grellrothes oder gelbes Tuch, locker um Schultern und Brust gelegt, dazu ein langes dunkles Kopftuch, welches die Zigeunerin bald verhüllend um sich zieht, bald flattern läßt.

Der Anzug der Kinder bis zum zwölften Jahr ist von außerordentlicher Einfachheit; auf der Puszta laufen dieselben bis zu diesem Alter völlig nackt, hier bei dieser festlichen Gelegenheit sah ich viele mit einem schmutzigen Stücke Zeug drapirt, das als Hemd, Rock und Hose zu gleicher Zeit diente. Die Virtuosität der Zigeunerinnen, ihre kleinen Kinder herumzuschleppen, ist wahrhaft bewunderungswürdig; eine andere Frau geht mühsam unter der Last eines vierjährigen Knaben, den sie tragen muß; das Weib eines Zigeuners aber streicht behende durch die Menge und hat in einem Tuch auf dem Rücken ihr vielleicht einjähriges Kind, hat rittlings auf der Schulter einen Buben von drei bis vier Jahren, der seine Händchen auf ihren Kopf legt, und dabei hält sie mit dem linken Arm ein zweijähriges Kind, natürlicher Weise

Zwiſchenraume der beiden Häuſer blieb ich einen Augenblick ſtehen, ich ſah die beiden Fenſteröffnungen, welche wir durch die Bretterplanke verbunden hatten, dieſer Winkel hatte ſich in ſeiner grauen Trübſeligkeit in gar nichts geändert, unten lagen große Haufen Kehricht, an den Fenſtern flatterten wie damals, die Schnüre zum Wäſchetrocknen. Mir war, als ſei meine Flucht aus dem Reißmehl'ſchen Hauſe erſt geſtern vor ſich gegangen, dort hing auch die bewußte Laterne, auf ihrem Deckel lag eine zierliche Schneekappe. Auch an dem Reißmehlſchen Hauſe hatte ſich gar nichts geändert, vor der Thür wankte der getrocknete Stockfiſch hin und her, da ſtanden die Fäſſer mit Mehl und Butter und neben ihnen der alte ſteinerne Kriegsknecht, an ſeiner langen Naſe hing ein ſchwerer Eiszapfen. Ich trat in den Laden, da ſaß Philipp, jetzt der Prinzipal, auf dem Stuhle des ſeligen Herrn Reißmehl, es war noch dieſelbe trübſelige Geſtalt, doch hatte er ſich eine Brille zugelegt; er erkannte mich nicht wieder, und als ich Cigarren verlangte, pries er mir geſchäftig verſchiedene Blätter. Als ich darauf meinen Namen nannte, rückte er die Brille in die Höhe und ſeine Züge überflog ein melancholiſches Lächeln, das Wiederſehen machte aber wenig Eindruck auf ihn, er ſagte, ſeine Frau ſei abweſend und ich empfahl mich bald wieder.

So hatte ich denn auch das hinter mir, ich nahm einen herzlichen Abſchied von der Großmutter, ſowie von

ganz nackt, wobei sie immer noch Beweglichkeit genug hat, die rechte Hand nach einer Gabe auszustrecken oder mit ungemeiner Behendigkeit vom Boden aufzulesen, was jemand, der vor ihr ging, vielleicht unbemerkt fallen ließ.

So sind die Bestandtheile, aus welchen das Getreibe auf dem großen Platze bei Großwardein bestand; nimmt man nun dazu, daß sich all diese Tausende von Menschen, diese vielerlei Trachten ruhelos durcheinander treiben, daß man dazwischen die bunten Reiter hin- und her eilen sieht, daß hie und da Gruppen von kaiserlichem Militär der verschiedensten Waffen bei einander stehen, oder das Volksfest mitmachend, langsam durch die Menge schreiten, vernimmt man dann die wilde Musik der verschiedenen Zigeunerbanden, namentlich das gellende Gekreisch der Clarinetten und Violinen, wovon jede wie in toller Freude die willkürlichsten Figuren zu spielen scheint; hören wir dabei das brausende tausendstimmige Eljen! das sich von der Stadt heranwälzt, dort auf der Straße, wo so eben der Kaiser und die Kaiserin in offenem Wagen erscheinen inmitten eines ungeheuren Schwarms hin- und her galoppirender Reiter; sieht man wie nun die Tausende am Wege ihre Hüte und Tücher schwenken — so kann man sich vielleicht einen kleinen Begriff machen von dem unbeschreiblichen Durcheinander dieses orginellen Volksfestes, welches nun seinen Anfang nimmt, sowie das Kaiserpaar in der mit rothsammtner Decke behangenen Loge erscheint.

Ein enthusiastisches Eljen pflanzt sich über den weiten Platz dahin, die Militärmusik spielt: Gott erhalte unsern Kaiser! und dasselbe Thema wird nun in der Nähe und Ferne von den verschiedenen Zigeunerbanden oft auf die jammervollste Art verkratzt und verarbeitet. Schnell bilden sich vor der kaiserlichen Tribüne weite Kreise, eine zahlreiche Zigeunermusikbande spielt den Csárdás, den ungarischen Nationaltanz, und augenblicklich ist der leere Kreis mit Tänzern und Tänzerinnen in allen Trachten an-

gefüllt, die so lange herumspringen, bis ihnen der Schweiß von der Stirne rinnt, ja die erst aufhören, wenn die Zigeuner, die doch was aushalten können, Fidelbogen und Clarinette sinken lassen.

Bei einem Spaziergange, den das Kaiserpaar nach einiger Zeit auf dem Platze machte, war es oft kaum möglich, Raum genug für den Kaiser und die Kaiserin zu gewinnen, so gewaltig drängten die Tausende von allen Seiten herbei; glücklicher Weise wurden in diesem Augenblicke die großen offenen Weinbütten freigegeben und fingen die Fässer an ihren köstlichen Strahl herabzusenden, worauf dann ein Theil der Menge, so von beiden Seiten gefaßt, sich nach allen Richtungen zu zerstreuen begann. Bald darauf fuhren die kaiserlichen Wagen nach der Stadt zurück, denn der Jubel auf dem Platze entfaltete sich nach und nach doch in etwas zu derbem Maßstabe. Wenn man dabei gerade in einen dichten Volkshaufen hinein gerieth, so war an eine selbstständige Bewegung gar nicht mehr zu denken; man mußte sich oft, zwischen schwarzen und weißen Pelzen eingeklemmt, von der Masse fortschieben lassen.

So kamen auch wir, die wir beschlossen hatten, den Verlauf dieses originellen Festes etwas genauer zu sehen, in eine Strömung hinein, die uns dem Platze zuführte, wo der Ochse eben über dem Feuer schmorte. Doch hätten wir kaum in den Kreis vordringen können, wenn sich nicht ein ziemlich zerlumpter Kerl mit einem großen Knotenstock unserer angenommen und durch die Menge brechend oft auf ziemlich unsanfte Art für uns Platz gemacht hätte. So gelangten wir endlich in die unmittelbarste Nähe des Autodafés, eines nichts weniger als appetitlichen Schauspiels. Da stak denn der abgezogene Ochse an dem Balken, von dem wir oben sprachen, und die beiden Wagenräder wurden von einigen wild aussehenden Kerlen herumgedreht. Unten befand sich eine Grube, in welcher mächtige Holzscheiter flammten; doch

war trotz der gewaltigen Hitze das Fleisch noch ziemlich roh und blutig und sah in der That nichts weniger als einladend aus.

Es gewährt immer einen häßlichen Anblick, so ein ganzes mächtiges Thier mit abgestreifter Haut zu sehen; hier aber, so hoch in der Luft freischwebend, hatte es mit seinen Fleisch- und Fettpartieen, seinen Sehnen, langen Füßen, namentlich mit dem nackten Kopfe und seinen vergoldeten Hörnern etwas außerordentlich Widerliches. Die ganze Masse war mit Ketten an den Baum festgeschlossen, und wie sie sich langsam drehte, sah man zwei Kerle beschäftigt, vermittelst langer Stangen, an denen Strohwische befestigt waren, Fett und Wasser darauf zu träufeln. Mit Hülfe einer Anzahl Reiter aus den Banderien war um das Ganze ein ziemlich weiter Kreis gebildet worden, den die mit gierigen Blicken herandrängenden Ungarn und Walachen der niedern Volksklassen mit Gewalt zu verengen strebten. In diesem Kreise befanden sich die Metzgerknechte sowie die Zigeunerbande in dem oben beschriebenen Costüm; die Scharlachfarbe ihrer Westen und Hosen paßte vollkommen zu dem etwas wilden und unheimlichen Schauspiele.

Der Wein, der auf dem ganzen Platze schon gewirkt hatte, und der in Eimern und großen Krügen hierhergebracht wurde, fing auch hier schon an sich bedeutend bemerkbar zu machen; die Metzgerknechte mit theilweise blutigen Armen und ähnlichen Schmaren im Gesichte, sprangen bei der tollen Weise der Zigeunermusik mit gezückten Messern und Aexten umher, zuweilen dem armen Ochsen einen Stich versetzend, um zu sehen, ob das Fleisch noch nicht mürbe werde, wobei sie nicht vergaßen, einen Eimer voll Wein beständig die Runde machen zu lassen. Von den Zigeunern spielte immer nur die Hälfte, während die andere ebenfalls mit Trinken beschäftigt war. Da hierbei Einer dem Andern das große gläserne Trinkgefäß wegzunehmen versuchte, so brach der Rand desselben endlich entzwei, was aber keinen dieser Musikanten abhielt, zwischen den scharfen Spitzen und Rändern hindurch den

Wein in ihre Kehlen laufen zu laſſen. Wahrhaft eckelhaft waren dabei die Kerle, welche den Bratſpieß drehten und von denen ſich zuweilen einer an den Ochſen hinſchlich, um ein Stück Fleiſch herunter zu reißen.

Endlich ſchien der Braten für ungariſche Mägen gar zu ſein, und dieſer Moment war wahrhaft cannibaliſch; die Zigeuner mußten den Csárdás ſpielen, aus der Zuſchauermenge rings umher ſprangen frech ausſehende vollbuſige Weibsbilder in den Kreis, welche von den Metzgerknechten augenblicklich ergriffen wurden, worauf um das Feuer und den unglücklichen Ochſen ein Tanz begann, der über alle Beſchreibung war. Die wilden Menſchenfreſſer können ſich bei ihren blutigen Feſten kaum ausgelaſſener geberdet haben.

Unterdeſſen waren auf dem weiten Platze alle Fäſſer angezapft worden und bei jedem Gerüſte herrſchte ein furchtbares Gedränge, wobei man die ſeltſamſten Auftritte ſah. Dort hatte ſich ein Kerl krampfhaft an den Balken feſtgeklammert, und fing den Wein mit dem offenen Maule auf, wobei er auf's beharrlichſte die Stöße, Püffe und Tritte der Umſtehenden ertrug, bis er endlich genug hatte, herabfiel, ſich ſchwankend aufrichtete und weiter taumelte; hier hatte ſich eine Geſellſchaft gebildet, wobei Einer den Andern unterſtützte, die mit einem großen Holzzuber emporkletterten, denſelben voll laufen ließen und dann unter ſich vertheilten; Andere kamen mit Krügen, mit Flaſchen, mit kleinen Eimern, wobei ſich jeder gewaltſam Bahn brechen mußte und doch ſchwer zum Ziele kam, oder wo ihm am Ende das gefüllte Gefäß von einem Andern aus der Hand geſchlagen wurde, ſo daß der Wein heraus floß und die unten Stehenden durchnäßte. Wer weder Krug noch Flaſche aufgetrieben hatte, bediente ſich der untergehaltenen Hände oder des Filzhutes, wobei ſich dann der hereingelaufene Wein zu einer ſcheußlich trüben Brühe verwandelte; ja ich ſah einige Kerle, die ihren filzartigen weißen Mantel aufhielten, und was darüber

herab oder hindurchtropfte, kam kleinen Buben zu gut, die ſich überall zwiſchen die Menge drängten und ihre kleinen Mäuler öffneten, um etwas von dem koſtbaren Naß zu erhaſchen.

Es war ein unbeſchreibliches Durcheinander; jedes Gerüſt wurde von allen Seiten geſtürmt, wobei die Nächſten und Kühnſten über die Schultern der Andern hinweg mit Tritten und Stößen aufwärts zu kommen verſuchten und ſich endlich, oben angelangt, am Faſſe feſtklammerten, bis ſie vollgetrunken wieder hinabrollten. Bei den großen offenen Bütten ging es ebenſo toll her, doch waren dieſe bälder ausgeſchöpft. Bei einer derſelben kam es Anfangs zu gewaltigen Prügeln, da ein Walache in ſeinem dicken ſchwarzen Pelze mitten hineinſprang und ſich dann niederbückend mit langen Zügen zu trinken anfing. Was hier endlich am Boden noch übrig blieb: eine ſchmutzige Flüſſigkeit, war darum doch nicht verloren, und ich ſah da häufig in den Gefäßen eine Menge kleiner Buben ſitzen, die ihr Brod in den geweſenen Wein tauchten und begierig aßen.

Am pfiffigſten benahmen ſich bei dieſer Geſchichte die Zigeuner. Statt ſich in das Gedränge zu miſchen und vielleicht Püffe und Schläge zu erhalten, machten ſie ſich einzeln an die verſchiedenen Geſellſchaften, welche große Gefäße mit Wein erobert hatten und nun, ſchon tüchtig betrunken und leichtſinnig im Rauſche, nicht mehr ſo recht auf ihren Schatz Achtung gaben.

Der Ochſe war unterdeſſen von ſeiner Stange gelöst worden, und die Metzger hieben ihn mit ihren Aexten auseinander. Sonſt wohl wurde es dem Volke erlaubt, auf ein gegebenes Zeichen über den Braten herzuſtürzen, worauf das Thier dann förmlich zerriſſen wurde; dabei kam es aber mit Fäuſten und Meſſern oft zu ſchlimmen Händeln, weßhalb das Fleiſch heute ausgetheilt wurde. Dieſe Austheilung geſchah jedoch auf ſehr einfache Art; ſowie ein Stück abgehauen war, wurde es in die Luft geworfen und von den Glücklichen, auf welche es gerade fiel, oft nach einer

tüchtigen Balgerei hinweggetragen. Dabei kamen schauerliche Scenen vor, so daß sich die Gensd'armerie und die Reiter der Banderien zuweilen genöthigt sahen, einzuschreiten. Wer auf solche Art einen Bissen erobert hatte, eilte damit, von Freunden gefolgt, nach einem stilleren Platze, wobei mit dem noch ziemlich rohen Fleische ein sehr unappetitliches Mahl gehalten wurde.

So ausgelassen und betrunken ein großer Theil der untern Volksklasse war, so muß man doch rühmend anerkennen, daß selbst entstandene Händel von den Betreffenden selbst oder von Andern, die dabei standen, baldigst und freundlichst geschlichtet wurden, und wo es an andern Orten Messerstiche und blutige Köpfe gesetzt hätte, da genügte hier oft ein lustiges Wort, um die Parteien zum Lachen zu bringen und wieder zu versöhnen.

Mittlerweile war die Zeit gekommen, wo man mit Mephisto sagen mochte:

„ich hätte Lust nun abzufahren,"

denn in der That fing die Betrunkenheit unter diesen starken Naturen an, sich etwas kräftig zu offenbaren; der Rasen sah wie ein kleines Schlachtfeld aus, da, wenn einer der Taumelnden über etwas stolperte, er gewöhnlich liegen blieb. Den Weibern der also getroffenen Walachen muß man es lobend nachsagen, daß sie unter diesen Umständen ihrem „Herrn" so sanft als möglich zu betten suchten, ihm die eigene Jacke unter den Kopf schoben, ihn mit seinem Pelze zudeckten und dann, neben ihm kauernd, geduldig auf sein späteres Erwachen warteten. Außerordentlich komisch waren an verschiedenen Stellen des Feldes die Tänze dieser dichtbepelzten walachischen Bauern, wobei man nichts Einfacheres sehen konnte; jeder steckte seinen Stock vor sich in die Erde und tanzte, irgend eine Weise brummend, um ihn herum, was von Weitem aussah, als wenn sich eine Gesellschaft von Bären dort belustige.

Im Allgemeinen hatte sich eine unverkennbare Heiterkeit der activen Theilnehmer dieses Volksfestes bemächtigt; hier sangen

ſie ihre Volksweiſen, dort ſchrieen ſie Eljen! und wieder Eljen! Die Zigeuner-Muſikbanden fidelten die tollſten Melodieen herunter und brachten ihre Csárdástänzer zu immer gewagteren Sprüngen; aber wie geſagt, überall gab ſich das Vergnügen kund, kein Hang zu Streit und Händeln, und ſo konnte man mit einem Gefühle der Beruhigung nach Hauſe gehen, und ſich die nüchternen Phyſiognomien derer ausmalen, die ſich vielleicht heute Abend, wenn der Mond aufſtieg, neben ihrem Pferde, auch wohl mit umgeworfenem Wagen im Graben wieder fanden, oder die bei der Brandſtelle, wo der Ochſe gebraten worden, erwachten, und vielleicht erſchreckt ein verhängnißvolles Rad ſahen und auf demſelben den Kopf des Thieres mit ſeinen gewaltigen Hörnern, den ein Spaßvogel unter den Metzgerknechten dort aufgeſtellt.

IV.

Der Csárdás. *)

Wer hat nicht ſchon über Ungarn geleſen, oder ſich von dieſem eigenthümlichen und wunderbaren Lande erzählen laſſen und hörte nicht häufig das Wort „Csárdás“? Wer fuhr Abends auf einſamer Puſzta und kam nicht zufällig in die Nähe einer Schenke, die, mitten im Sand auf einem kleinen Hügel ſtehend, den Kutſcher auf dem Bocke ſo freundlich anlächelt, daß er die Zügel anzieht und eine kurze Raſt hält? Wer lehnte ſich träumend in ſeinen Wagen zurück und vernahm nicht auf einmal eigenthümlich wilde Geigentöne, das Pochen der Cimbalhämmer, die grellen Töne der Clarinette, alle zuſammen zu einem luſtigen Csárdás auf-

*) Sprich: Tſchardaſch.

ſpielend? Wer ging Abends durch die Gaſſen von Peſth bei jenen kleinen Gärten vorbei, die, im hinteren Hofraume verſteckt, durch Lichterglanz und friſches grünes Baumlaub die Vorübergehenden anlocken, und hörte nicht die ſonderbaren Klänge, die man nicht leicht vergißt, wenn man ſie einmal gehört, die uns wie ein bekanntes Lied tönen, ja deren wilden Tonfiguren wir mit Behagen folgen, nicht genug davon kriegen können und wie der tanzende Huſar denken: Geſchwinder! geſchwinder! — aufgeſpielt ohne Raſt und Ruh'! — Das iſt ein Csárdás, und die Muſikanten, die ihn aufſpielen, ſind heimathlos umherziehende Zigeuner, mit ſicherer Hand und feinem Sinn für die Muſik, mit Gluth im Herzen, heißem Blut im Kopfe und einer Ausdauer, die an's Fabelhafte gränzt.

Ich bin feſt überzeugt, daß keine Capelle der Welt im Stande iſt, einen Csárdás zu ſpielen wie eine Zigeunerbande. Die wilden Weiſen desſelben klingen mit ihrem umherſchweifenden Leben zuſammen und ſind ihnen angeboren; der Zigeuner hat ſie nicht mühſam gelernt, dieſe wildklingenden Tonfiguren — nein, ſie erzeugen ſich in ſeinem Gehirn, und er führt ſie aus, angeregt vom Augenblicke; bald melancholiſch, bald wild und ſtürmiſch, meiſtens das leuchtende Auge auf den Boden geheftet, in tiefe Gedanken verſenkt. Wie der Ungar Eins iſt mit ſeinem Pferde und man die Beiden faſt als unzertrennlich betrachten kann, ſo der Zigeuner mit dem Inſtrumente, das er ſpielt und das er ja ſeit der früheſten Jugend nicht von ſich gelegt. Schon mit acht, neun Jahren fangen die Zigeunerknaben an, Muſik zu treiben, wobei ſich jeder ſein Inſtrument wählt, mit Vorliebe die Geige, und haben ſie im Laufe der Zeit durch das Ablauſchen von ihren Vätern etwas erlernt, ſo formirt ſich ſogleich unter ihnen ein kleines Orcheſter, welches, wenn auch noch ſo mißtönig, zuſammenzuſpielen anfängt. Von Noten und der uns bekannten Tacteintheilung haben ſie natürlicher Weiſe keine Idee und lernen auch nichts dergleichen, ſelbſt um ſpäter öffentlich aufzutreten. Ein

oder zwei tüchtige Geiger setzen ihre Bande zusammen; diese erfinden vielleicht neue nationale Melodieen oder wissen die altbekannten und berühmten auf ihrer Geige zu spielen, ein einsames Gehölz ist der Musiksaal, dort wird der Bande das Stück einige Mal vorgespielt, und es dauert nicht lange, so hört man es mit allen Instrumenten vollstimmig executiren.

Schon in alten Zeiten bestanden aus Zigeunern die privilegirten Musikbanden in Stadt und Land. So findet man ihrer schon im Jahre 1525 während der Landtage zu Ragos und Hatvan erwähnt; auf jeder großen Herrschaft bildeten sie fast ständige Orchester und außerdem ziehen kleinere und größere Banden fortwährend im Lande umher, um bei Bauernhochzeiten, bei Kindtaufen und dergleichen zu spielen, wo natürlicher Weise ihre größere Zahl bestimmend ist, um ein Fest nach der Meinung der Landleute glänzend und geschmackvoll zu machen, wobei aber ihrer drei eben so wenig Schwierigkeiten machen, einen Csárdás aufzuführen, als wären sie ein Orchester von zwanzig. Die Musik besteht aus dem Basse, möglichst vielen Violinen, einer Clarinette und dem Cimbal oder Hackbrett; letzteres ist mit Metallsaiten bespannt, und der Musiker bearbeitet es mit zwei Hämmern, wobei man oft welche antrifft, die das Cimbal mit erstaunenswerther Virtuosität spielen, und wo man die schwierigsten Passagen, die längsten Läufe ohne Schwierigkeit ausführen hört. Man sollte glauben, der schwache Schlag der Hämmer auf den leise klingenden Saiten müsse bei den grellen Tönen der Violine und Clarinette gänzlich verschwinden. Und doch ist dem nicht so. Wohl wird das Cimbal zuweilen vom wilden Sturm der Instrumente verschlungen. Doch kaum tritt eine Pause ein, kaum klingen die Violinen sanfter, so tritt das Cimbal hervor auf eigenthümliche Art melodisch wie das Fallen der Regentropfen, nachdem bei Gewitter ein heftiger Sturmwind vorübergebraust ist.

Wenn auch im Spielen der National-Melodieen die Haupt-

ſtärke der Zigeuner-Muſikbanden liegt und ſie darin unübertrefflich ſind, ſo hört man ſie doch, namentlich in größeren Städten, oft Ouverturen und Potpourris aus Opern correct genug ausführen, wenn man bedenkt, daß, wie vorhin bemerkt, keiner eine Note verſteht, alle nach dem Gehör ſpielen. Doch bleiben dieſe Muſikſtücke immer in gewiſſer Beziehung etwas Fremdes für ſie und für uns, und gegen ihre eigenen Melodieen gehalten, klingen ſie uns, als hörten wir Jemanden, wenn auch mit Virtuoſität, eine fremde Sprache reden.

Das kommt aber auch wohl daher, weil ihre eigenen Weiſen ſo urſprünglich friſch, ſo wild und gewaltig unter ihren Fingern aus den Saiten hervorquellen, weil ſie ſo ganz eigen und Eins mit ihnen ſind, weil man fühlt, wie der Zigeuner ſeine Wünſche, ſein Hoffen, ſein ganzes ruheloſes Leben in die Töne hineinlegt, wie ſie aus ſeinem Herzen dringen und ſo im Stande ſind, die Herzen der Zuhörer zu ergreifen und zu rühren.

Hei! wie die Geigen ſingen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Cimbals ſpringen
Ueber die Saiten friſch auf und nieder,
Pochender Herzſchlag heimiſcher Lieder!
Himmel, wie jauchzen die Geigen ſo helle,
Schmetternd ſchreit Clarinette, die grelle!

ſingt der unvergeßliche Lenau, und er wie keiner hat ſeinem geliebten Ungarn das innerſte Weſen abgelauſcht.

Es ſind National-Melodieen, die ſie ſpielen, heimiſche Lieder, aber ſie weben und ſchmelzen ſie zuſammen, ſie variiren ſie auf unglaubliche Art mit ſteigender Haſt, mit ſteigender Wildheit, ſtundenlang fort; und dieſen Klängen folgt der Ungar in willkürlichen Tanzbewegungen zuerſt langſam und gemeſſen, dann immer wilder und ausgelaſſener, zuletzt in jauchzender Luſt eben ſo unermüdlich wie die Muſikanten. Und das iſt der Csárdás.

der Schmiedin und meiner Tante und Mittags saß ich im Coupé des Eilwagens, vor mir trabten die vier Pferde lustig auf dem gefrornen steinharten Boden und ich nahm für kurze Zeit Abschied von der heimathlichen Erde, wie ich auch jetzt von Dir, geliebter Leser, einen freundlichen Abschied nehme.

Wen übrigens die kleinen Abentheuer meines Lebens so sehr interessirten, daß er erfahren möchte, ob ich auch von meiner Reise nach Südfrankreich glücklich heimgekehrt sei, dem will ich anvertrauen, daß in diesem Augenblick Emma, meine Frau, ins Zimmer tritt, — es ist Abend, die große Lampe brennt und das Kaminfeuer knistert — und mich ersucht, endlich einmal die lange Geschichte von „Handel und Wandel" die ich in meinen Freistunden, wenn Wiegkammer und Comptoir geschlossen ist, niederschrieb, zu beendigen, was denn auch hiermit geschieht.

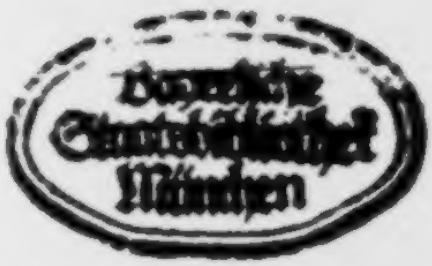

Druck von Carl Schultze in Berlin.

Sehen wir einer dieſer Muſikbanden zu. Der Schauplatz iſt vor einer Schenke, die ſeitwärts vom Dorfe liegt; die Zigeuner ſitzen und ſtehen unter weißblühenden Akazienbäumen; das Cimbal ruht auf zwei Holzblöcken, der mit dem Contrabaß ſteht da aufrecht, fertig zum Anfang, der Clarinettiſt netzt das Mundſtück ſeines Inſtrumentes, und die mit den Violinen ſchauen nach dem Erſten unter ihnen, der nun

— — raſch die Geige nimmt,
Scharf genau die Saiten ſtimmt,
Gibt dem Bogen noch des Harzes,
Und ſein Haar, ſein langes, ſchwarzes,
Wirft er ſchüttelnd in's Genick,
Drückt die Fiedel unter's Kinn,
Und ſein dunkler Feuerblick
Winkt der Bande zum Beginn.

Da fangen Alle mit einem Male an in wunderlich klingenden Tönen — ein Andante; es iſt wie einzelne Accorde, welche die erſte Violine mit eigenthümlichen Figuren verbindet. Rings umher ſtehen die Zuhörer, Eſikoſe und Huſaren, den aufgekrempten Hut auf dem Kopfe, die kurze Pfeife im Munde. Regungslos ſtehen ſie anfänglich da, die Hände auf dem Rücken oder im Gurte verborgen, ſinnend auf den Boden blickend oder hinaus auf die weite Puſzte, wo der Abendwind und die letzten Sonnenſtrahlen mit dem ſchwanken Graſe ſpielen; und wie nun die Accorde voller werden und die Töne der Fiedel auffordernder und dringender, fährt hier und da eine Hand an den Hut und drückt ihn vom rechten an das linke Ohr, die Pfeife wird feſter zwiſchen die Zähne genommen, die Sporen fangen an, leiſe zuſammenzuklingen, und ein Blitz aus dem Auge gibt der ſeitwärts ſtehenden Tänzerin ein Zeichen, ſich zu nähern. Sechs, acht, zehn oder noch mehr Paare, ſo viel gerade Tanzluſtige da ſind, ſtellen ſich in

einen Kreis und fangen an, den Csárdás zu tanzen. Das, was sie eigentlich tanzen, näher zu beschreiben, gehört wohl zu den Unmöglichkeiten. Der Tänzer faßt seine Tänzerin um den Leib, und so lange das Andante dauert, begnügt er sich, sie einfach rechts oder links zu drehen, sie schelmisch lächelnd zu betrachten, mit den bespornten Absätzen zusammenzuschlagen und bald das eine Bein, bald das andere aufzuheben. Sie blickt zu Boden, hat ihm eine Hand auf die Schulter gelegt und hüpft zuweilen in die Höhe, ohne dabei vom Platze zu kommen; überhaupt ist es bemerkenswerth, daß der Csárdás-Tänzer einen unglaublich geringen Raum für sich in Anspruch nimmt; nur zuletzt, wenn der „Fris" gar zu lustig wird, wenn die Violinen und Clarinetten in ihren wilden Klängen zur tollsten Lust auffordern, fängt er an, sich von seinem Platze zu bewegen und herumspringend einen Kreis zu beschreiben.

Betrachten wir nun einen Augenblick die Musikbande. Das Andante ist im Begriff zu endigen; es hat etwas Schwermüthiges und Trauriges. Es ist uns, als lehnten wir am Bergesabhang, an dem mächtigen Stamme irgend eines Baumes, der seine schattenreiche Zweige über uns ausbreitet, und blickten hinab in ein sonnbeglänztes Thal, weit weit hinaus, einem fernen Horizonte zu, wo wir Kuppeln und Thürme einer Stadt sehen, die unser Liebstes verbirgt, dem wir, hier angefesselt, vielleicht nie mehr folgen dürfen. — Sie, der wir durch das Leben gefolgt, ist verloren für uns, wohl auf immer, das scheinen uns die traurigen Accorde auszudrücken, die so feierlich in unser Herz dringen, und die uns mit ihren Tönen wieder trösten wollen, während die hastigen Striche der Geige wie spottend erzählen von dem, was wir verloren, — unwiederbringlich verloren.

Da mit einem Male, gewaltig, ohne Uebergang, stürmen andere Bilder durch unsere Seele: laut auf jauchzen die Violinen, wie toll und wild scheint die Clarinette zu lachen, das Cimbal

ahmt unſeren Herzſchlag nach: es geht immer raſcher und gewaltiger, und wie die Schläge ſchneller und immer ſchneller werden, dehnt ſich unſere Bruſt aus, wir athmen tief auf; es iſt eigentlich ein ſchmerzlicher Seufzer, aber er wirft einen Felſenblock von unſerer Bruſt. — Laß fahren dahin, laß fahren! Was geht mich die in der Ferne an, die mein Herz doch nicht verſtanden, die eine Luſt daran fand, es zu quälen und zu kränken! Ein Nebel bedeckt die ferne Stadt, die weite Ebene. Wir wenden uns rückwärts in einen dichten, friſchen, grünenden Wald; dort zwiſchen den mächtigen Stämmen macht ſchon die Nacht ihr Recht geltend, und ſie zu vertreiben, lodert vom Boden ein luſtiges Feuer, um welches phantaſtiſche Geſtalten ſitzen und uns mit Gläſern, voll des feurigen Ungarnweines, zuwinken. — Huſſa! das iſt das Leben. Weg mit den Träumereien, werft euch hinein in den ſchäumenden Strudel! Und die Töne der Muſik, die perfiden Töne, wie umziehen ſie uns mit ihren glänzenden Fäden, wie die Spinne ihre Opfer, und trachten nach unſerem Herzen, nicht um unſer Blut zu ſaugen, ſondern um es wild aufzuregen.

Weinendes Klagen, Freudengekicher,
Schüttern im ſchroffen Wechſel die Luft,
Setzen gewaltig, keck und ſicher
Ueber des Mißklangs drohende Kluft.
Alle die Töne, ſie klettern, ſie tanzen,
Wildverſchlungen wie Urwaldpflanzen,
Wilddahinfahrend wie ſchwalgende Flammen,
Aber der Brummbaß hält ſie zuſammen.

Das alles fühlen auch unſere Tänzer und Tänzerinnen, die mit dem erſten tollen Strich der Fiedel wie verwandelt ſind. Die Ungarin lächelt zuverſichtlich, und während ſie die linke Hand in die Seite ſtemmt, legt ſie die rechte feſt auf die Schulter ihres Tänzers. Dieſer biegt ſich unter lautem Huſſa! wie ein Stahlreif zuſammen, und wenn er wieder auseinander ſchnellt, ſo hebt

er ſeine Tänzerin oder wirft ſie vielmehr in die Luft. Dann drehen und winden ſich Beide offenbar nach Phantaſie und Gutdünken, denn von einer Tanzfigur, die ein einziges Paar unter ſich oder mehrere zuſammen beſchrieben, iſt, wie ſchon früher bemerkt, gar keine Rede. Man ſieht nichts Willkürlicheres als die Bewegungen der Csárdás-Tänzer. Wie der Zigeuner die Töne ſeiner Geige ſcheinbar willkürlich ſchweifen läßt, wohin ſie nur wollen, ſo ſcheint der Csárdás-Tänzer gerade das mit ſeinen wilden Bewegungen ausdrücken zu wollen, was ihm in den Sinn kommt; daß ſich aber alle dieſelben auf das blühende Mädchen beziehen, das er in ſeinen Armen wiegt, verſteht ſich von ſelbſt; es iſt ein ewiges Hinneigen und Fliehen, ein Winden und Drehen, ein Hochaufſpringen und tief Niederbeugen, ein höchſt ergötzliches, ja, hinreißendes Durcheinander, das um ſo mannigfaltiger und toller erſcheint, da jedes Paar ſich mit einem außerordentlich kleinen Raume begnügt und ſich um die Nebentanzenden durchaus nicht bekümmert.

Zuweilen findet man im Csárdás eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem ſpaniſchen Fandango; man könnte auch wohl ſagen, er gleiche dem verrufenen pariſer Cancan, wenn nämlich ein Cancan denkbar wäre ohne die bildenden ſeltſamen Stellungen und Geberden, welche bei dem ungariſchen Tanze, der in jeder Beziehung durchaus anſtändig iſt, gänzlich fehlen; aber wie ſich im Cancan auch ein einzelnes Paar, ohne viel Rückſicht auf die anderen zu nehmen, ſtundenlang durch Herumhüpfen amuſirt, ſo auch hier.

Indeſſen wird die Muſik mit jedem Bogenſtriche wilder, toller, ja, man könnte ſagen: gewaltiger. Als einfacher Zuſchauer fühlt man ſich fortgeriſſen und möchte mit ruhigem Blute einſtimmen in das fröhliche Huſſa der Tanzenden, weßhalb man wohl begreift, warum denen, deren Blut wild durch die Adern raſt, deren Augen blitzen, deren feſt auf einander gebiſſene, ſchneeweiße Zähne unter dem ſchwarzen Schnurrbarte hervor blicken, jeder Tact der

tollen Musik eine Aufforderung scheint, den seltsam phantastischen Figuren der Fiedel zu folgen.

Und dabei haben die Zigeuner etwas Dämonisches, es ist als fühlten sie die Kraft, die in ihren Saiten liegt, um das bethörte Volk tanzen zu machen, bis es vielleicht erschöpft zusammenbricht. Für mich war es bei diesen Csárdás-Tänzen interessanter, dem Orchester zuzuschauen, als dem Tanze selbst, namentlich denen, welche die Geigen spielen. Der Cimbalist hielt sich schon gemessener und ruhiger und streute nur zuweilen leichte, versöhnende, zur Ruhe ermahnende Klänge zwischen die lustig aufjauchzenden Accorde. Der mit dem Contrabaß blickte zu Boden und hatte genug zu thun, um das leichtsinnige Volk in Ordnung zu halten; der Clarinettist war ein gemüthlicher Schreier, ein Phantast, der wohl viel Lärm machte, dessen grelle Töne aber nicht zu Herzen drangen. — Aber die Geigen, die verfluchten Geigen! Ich habe sie in diesem Orchester von vier bis sechs Zigeunern mit Meisterschaft streichen hören, und dann packte jeder Bogenstrich mit dämonischer Gewalt, namentlich wenn man die wilden Gesellen, die Spielleute selbst, betrachtete. Da hing das schwarze Haar um die pochenden Schläfe, da blitzte das funkelnde Auge unter den buschigen Brauen so spähend hervor, da sah man die Eindrücke, die das eigene Spiel hervorrief, um den seltsam zuckenden Mund, jetzt wie Hohn und Spott über die ganze Welt, dann wie Lust und Freude, dann wieder wie Trauer und tiefes Weh. Und wenn man dabei den Tönen jeder Geige folgte, wie sie in den wildesten Sprüngen, in Läufen und Cadenzen fast ohne alle Rücksicht auf die anderen zu spielen schien, so war es mir oft zu Muth, als hörte ich die Zigeuner sprechen und sich an vergangene Tage mit ihren Leiden und Freuden erinnern. Der sprach vom flachen Lande, wo durch die unübersehbare Ebene die Theiß ihre grünen, klaren Wellen rollt, vom Fischfange und von der Jagd; und wie dort das Wasser sanft und ruhig gleitet, wie dort der

Abendwind leicht über die Fläche ſtreicht, ſo zieht auch er mit dem Bogen ruhiger über die Saiten, nur zuweilen einen Sprung machend, daß es iſt, als ſähe man die ſilbernen Fiſchlein aus der Flut ſpringen, oder als vernähme man die Ruderſchläge eines Kahnes, der nach der Schilfinſel ſchleicht, wo zahlreiches Geflügel niſtet und ſich verbirgt. Der Andere jagte wild durch die Saiten, und wenn auch das, was er ſpielte, grell und höhniſch klang, ſo fühlte man doch oft den Ton eines tiefen Wehes, wie den Ausdruck eines hoffnungsloſen Verlangens. Sah er vielleicht vor ſich die düſteren Wälder Siebenbürgens, oder folgte er dem Lauf der geliebten Marós, die ſelbſt ein Zigeunerleben, ihre reißenden Wogen durch Felſen und Klippen dahinſchäumt, raſtlos und ruhelos? Erblickte er wohl in einem Seitenthale eine ſchlechte Hütte, ärmlich von außen, aber einen Schatz verbergend, der ihm der größte dieſer Welt ſchien und den er wohl nie erlangen konnte? — Ja, ja, dort ſtand ſie, das ſchöne dunkle Zigeunermädchen mit dem ſo unausſprechlich ausdrucksvollen Blick im ſchwarzen Auge.

Die vom Abendroth Geküßte
Iſt vom leichten Weſt umflogen,
Und es flattert um der Brüſte
Melodiegeſchwellte Wogen
Ihres Haars gelockte Nacht;
O, wenn dieſe ſchöne Bruſt erwacht!
Dieſes Buſens keuſche Wellen,
Die noch Liebe nie empfanden,
Selig, wem ſie einſt entgegen ſchwellen,
Und an's Herz im Sturm der Liebe branden!

Der Dritte war ein kecker, luſtiger Geſelle, welcher den Csárdás mitzutanzen ſchien, und dem man anſah, daß es ihm gewaltig Mühe machte, ruhig auf dem Platze zu bleiben; er bewegte den Oberkörper und den Kopf hin und her, und je wilder

die vor ihm herumſprangen, um ſo verwegenere Sprünge machte er auf ſeiner Geige.

Der Vierte endlich hatte finſter ſeine Brauen zuſammengezogen und arbeitete mit gewaltigen Strichen. Wohl dachte er an den Bakonyer Wald, an das Räuberleben, das er dort geführt; jetzt ſah man ihn ſpähend durch die Büſche ſchleichen, ſich aufrichten, ſchauen, horchen. Da iſt die Beute — drauf, drauf! Und nun ſtürmt er wild durch die Saiten, in ſcharfen, unheimlichen, grellen Klängen, und wenn man dabei die funkelnden Augen ſchaute und die ſcharf gekrümmten zuckenden Finger, ſo ſah man unwillkürlich das Handbeil glänzen, hörte es dahinſauſen und erblickte das Opfer blutend zuſammenſinken.

So ſpielten die vier erſten Geigen, und Jeder ſchien in den Touren abzuſchweifen, wohin es ihm gerade gefiel; man glaubte vier ganz verſchiedene Melodien zu hören und in den Klangfiguren die ſeltſamſten Bilder zu ſehen; und doch war es wieder der Csárdás, den ſie mit einander aufführten. Zuweilen aber erwachten ſie aus ihren Träumereien und einigten ſich in ein paar kräftigen Strichen und Accorden, um aber gleich darauf wieder tändelnd und lachend, jauchzend und klagend weit, weit aus einander zu gehen.

Nicht nur auf der Puſzta wird der Csárdás getanzt, nicht nur in freier Luft unter blühenden Akazien oder auf dem feſtgeſtampften Lehmboden der Schenke — nein, in allen Geſellſchaftsklaſſen iſt er beliebt; man ſieht junge Mädchen aus den Bürgerſtänden ſeinen verführeriſchen Klängen folgen; ja, wir hörten ihn in den goldenen Sälen der Ofener Kaiſerburg, wo es einen eigenthümlichen Eindruck machte, als die große Militär-Muſikbande auf einmal verſchwand und die Zigeuner auf der reichen Tribüne erſchienen. Wie ſchauten ſie mit ihren funkelnden Augen ſo neugierig in all den Glanz, in die Strahlen der Tauſende von Wachskerzen, welche Seide, Spitzen, Brillanten und Federn beleuchteten!

Wie klangen die Weiſen hier in den weiten Hallen ſo ſeltſam, aber nicht minder zauberkräftig wie unter dem Lehmdache der Puſzta! Die ernſten ungariſchen Magnaten legten den Pelz mit Perlenſchnur und Edelſteinkette auf die Seite und ſtellten ſich in den Kreis mit ihrer Tänzerin, die ſich zierlich auf die Seite bog, mit der rechten Hand graziös ihr Spitzenkleid faßte und die linke auf die Hüfte legte. Es war ein Csárdás, einfacher und eleganter als der der niederen Volksklaſſen, aber es waren dieſelben ausdrucksvollen Bewegungen, daſſelbe Winden und Drehen, Entfliehen und Haſchen, der gleiche mit heißem Blute ausgeführte Nationaltanz. Sprachen doch die heimiſchen Liederklänge ſo gewaltig an, daß ungariſche Große mit weißem Bart am anderen Ende des Saales von ihren Sitzen aufſtanden, im Tact gegen einander ſchritten und ſich, wie bei der beliebten „Werbung", die Hände reichten.

Am natürlichſten aber bleibt der Csárdás auf der Puſzta, vom Huſaren und Cſikos getanzt; unermüdlich, mehrere Stunden dauernd, bis endlich die Zigeuner ermattet ihre Inſtrumente ſinken laſſen und ſich ein Tänzer nach dem andern verliert. Hier erſcheint er uns am originellſten, am paſſendſten, und beſonders da, wo er, wie ſo oft im Ungarlande, gänzlich improviſirt aufgeführt wird.

Wir fuhren durch die heiße Ebene — Raſen und Haidegras, ſo weit das Auge reicht; fern am Horizont vielleicht ein dunkler Punkt, eine Gruppe knorriger Eichen; drüben das Wahrzeichen der Puſzta, ein einſamer Röhrbrunnen, vor uns ſehen wir ſchon ſeit einer Stunde die weißen Mauern der Haideſchenke in einem Kranz von Akazien-Bäumen. Dicht an derſelben haben wir die Zigeuner eingeholt, die am Wege lagen, rauchten oder ſchliefen und ſich jetzt aufraffen, um in der Schenke zu ſpielen. So entſteht dieſer Ball, ſo wird Csárdás getanzt, und eben ſo ſchnell wie alles das gekommen, verſchwindet es auch wieder ins

Weite. Wir müſſen am längſten da bleiben, bis die Pferde auf der Weide eingefangen ſind, die vor unſeren Wagen geſpannt werden; die Cſikos und Huſaren ſchwingen ſich, nachdem kaum wieder die Töne verklungen ſind, auf ihre Pferde, reichen den Weibern und Mädchen in der Haideſchenke, mit denen ſie getanzt, zum Abſchiede die Hand, trinken noch einmal in langem durſtigem Zuge vom feurigen Ungarwein, und dann, Huſſa! geht's im Galopp auf die Puſzta hinaus. Lange ſehen wir ſie noch, die ſchlanken, kräftigen Reiter, endlich aber ſtieben ſie aus einander; der Eine reitet hierhin, der Andere dorthin, und bald erſcheinen ſie uns nur noch als einzelne Punkte in der gewaltigen öden, oft unheimlichen Fläche.

Auch die Zigeuner ziehen dahin, der nächſten Schenke, dem nächſten Erwerb zu. Was ſie verdient hier, vertranken ſie hier, und nichts iſt ihnen übrig geblieben als der erbettelte Tabak in der kurzen Pfeife. Bald folgten wir ihnen, und es dauert nicht lange, ſo haben wir ſie mit meinem leichten Wagen und den vier flüchtigen Pferden eingeholt. Gerade hatte ich die Gedichte des unvergeßlichen und theuren Lenau aufgeſchlagen; bald las ich darin, bald betrachtete ich unſer Geſpann und die Landſchaft, mich freuend, wie das alles mit dem Buche ſo wunderbar zuſammenklang. — Und auch jetzt wieder, wie ich da vor uns unter einer Gruppe weitäſtiger Eichen unſere Zigeuner ſah, die ſich dort gelagert — hing da nicht das Cimbal am Baume; hielt nicht

— der Eine für ſich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendſchein,
Sich ein feuriges Liedel?

Ja, ſo war es, und Einige lagen auf dem Rücken, ließen den gekräuſelten Tabaksdampf langſam aus ihrem Munde auf-

ſteigen, während ſie mir fröhlich zunickten, ohne Neid auf mein raſches, leichtes Fuhrwerk. Andere hatten den Kopf auf den Arm geſtützt und ſchliefen, unbeſorgt um Morgen und Uebermorgen — ein ſeltſames Volk, dieſe Zigeuner, glücklich in ihrer Freiheit, ihrer Armuth, glücklich, weil ſie in ihren geflickten Kleidern zufrieden ſind mit dem bischen, was ſie durch ihre Kunſt erwerben; glücklich, weil ſie ſo wenig bedürfen, weil ſie das, was wir Comfort nennen, nicht achten, ſondern geringſchätzen. Ja, glücklich, denn

Dreifach haben ſie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verſchläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

In demſelben Verlage iſt kürzlich erſchienen:

Aus Ungarn.

Von

Max Schleſinger.

Zweite Auflage.

8. geh. 33 Bogen. 1 Thlr. 20 Sgr.

Berlin und Wien.

Ein Skizzenbuch

von

Heinrich Pröhle.

kl. 8. geh. 12 Bogen. 22½ Sgr.

Inhalt.

Tagebuchblätter. I. Theil.

Seite

Ueber den St. Gotthard 7

Venedig 31

I. Venetianiſche Feſte 31
II. Venedig im Schnee 152
III. Weihnachtsabend in Venedig 161
IV. Venetianiſche Theater 190

Paris im Winter 1851 203

I. Die Boulevards 203
II. Der 24. Februar 209
III. Theater in Paris 216
IV. Die Pariſer Kunſtausſtellung von 1851 241
V. Ein Ball in der großen Oper von Paris 249

Tagebuchblätter. II. Theil.

Ungarn im Jahre 1857 259

I. Die Kaiſerreiſe 259
II. Auf der Theiß 345
III. Ein Volksfeſt in Großwardein 354
IV. Der Csárdás 369

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Siebenter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Einundvierzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

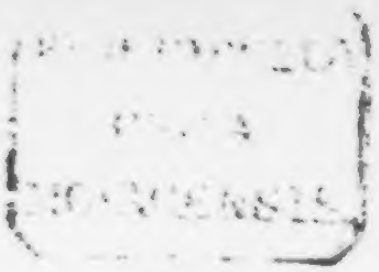

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Der Wechſel des Lebens.

Erſter Band.

Erſtes Kapitel.

Ahnen und Armenhaus.

Es iſt aus meinen Familienpapieren nicht ganz klar, wer und was heute vor hundert Jahren mein Urgroßvater geweſen iſt, wogegen es andere Leute gibt, die einen urkundlich benannten und betitelten Ahnen haben, der im zweiten Kreuzzug ſchon nicht wenig eitel war auf den Tannenzapfen in ſeinem Schilde und den Ochſenkopf auf ſeinem Helme; ja, der es höchlich übel nahm, daß ein junger, naſeweiſer Rittersmann, den erſt der Kaiſer Barbaroſſa zum Ritter geſchlagen hatte, Miene machte, das kaiſerliche Gezelt vor ihm zu betreten.

Nichts deſtoweniger habe ich der Ahnen ganz gewiß ſo viele, als irgend Einer auf der Welt. Ich ſehe ſie vor mir, Mann für Mann, jeden in Tracht und Haltung ſeiner Zeit, in der Hand als Attribut das Werkzeug haltend, mit dem er am Werke ſeines Jahrhunderts wohl oder übel ſeinen Streich gethan. Ich zähle ſie ab am Kerbholz der für alle Menſchheit gültigen und unabänderlichen Geſchlechtsfolge und wundere mich ordentlich, wie raſch die rückwärts fliehende Reihe in die Tiefe der Zeiten taucht.

Es iſt zuverläſſiger, als die meiſten Genealogieen höchſter Häuſer, daß etwa mein fünfzigſter Ahn ſo oder ſo Zeuge des tödtlichen Kampfes geweſen, in dem das römiſche Weltreich ſein Geſchick erfüllt, und mein Großvater mußte es mit anſehen, wie der letzte semper Augustus das römiſche Reich deutſcher Nation auflöste. Welche Kurve dieſe fünfzehnhundert Jahre lange Kette von fünfzig Gliedern durch die Geſellſchaft hindurch beſchrieben hat, iſt mir völlig unbekannt und gleichgültig. Ich weiß nur, daß ſie, nicht ſtramm geſpannt, ein „perpetuum nobile“ in prächtigem Niveau dahin läuft. Es wird wohl ein perpetuum mobile geweſen ſein, das ſich zwiſchen dem Schreiber und dem Kriegsknecht und dem an die Scholle Gefeſſelten ein paar Grade der hierarchiſchen Skala auf und ab ſchwang. Wenn ich aber nicht weiß, was meine Väter geweſen und gethan, ſo weiß ich deſto gewiſſer, was ſie erlebt, und das iſt mir die Hauptſache.

Ich zähle mir an den Fingern her: einer war dabei, als man das alte Heiligthum ſeiner Götter in einen Kreuzgang einſchloß; ein anderer nahm das Kreuz und zog zum heiligen Land, er müßte denn eine dringende Abhaltung gehabt haben; ein dritter ſah zuerſt eine Kirche mit lauter Spitzbogen; ein vierter half ein Kloſter ſtiften; ein fünfter half eins verbrennen, wenn es nicht einer und derſelbe war; ein ſechster holte ſeine Diſpenſen ausnahmsweiſe von Avignon; ein ſiebenter war der erſte in der Familie, der Beinkleider mit Knöpfen trug; ein achter — und das iſt der vornehmſte — hörte von den Türken zu Konſtantinopel, wunderte ſich zuerſt über ein gedrucktes Buch und hatte zuerſt eine ordentliche Büchſe in der Hand. Dieſer zeugte einen Sohn, dem zum erſten Mal eine Münze aus mexikaniſchem Gold durch die Finger ging, und dieſer zeugte einen, der evangeliſch, und dieſer einen, der wieder katholiſch wurde. Des Letzteren Sohn verlor durch den gregorianiſchen Kalender zehn Tage an ſeinem Leben, und der Enkel bekam durch den weſtphäliſchen Frieden

einen eigentlichen Landesherrn. Um diese Zeit muß auch einer sein, der mit gleicher Verwunderung ein nürnberger Ei picken hörte, und durch ein Fernrohr an den Himmel guckte, und es halb glaubte, daß sich die Sonne nicht mehr um die Erde drehte. Ich will hoffen, daß unter den weiteren zum wenigsten Einer eine Perrücke, und deren mehrere Haarbeutel mit Galonen am Kleid trugen.

Mein Großvater aber, der Stolz der Familie, so weit wir zurückdenken können, war Rathschreiber-Assistent einer kleinen deutschen Stadt, hat eine Montgolfière steigen und den Stern Friedrichs untergehen, hat den Kometen Bonaparte kulminiren und den Rübenzucker in die Welt kommen sehen; mein Vater hat noch das erste Dampfschiff gesehen und erfahren, wie äußerst vergnügt die Reisenden darüber waren, daß der damals entstandene Zollverein ihnen gestattete, auf eben diesen ersten Dampfbootreisen ihren Koffer uneröffnet durch ein halb Dutzend kleiner deutscher Staaten bringen zu können. Er selbst konnte leider das Dampfboot nicht besteigen, denn der Enkel des einstigen Rathsschreiber-Assistenten, welch' Letzterer mit dem Titel eines Sekretärs zur ewigen Ruhe einging, hat ein gar trübseliges Leben durchgemacht und starb, ohne viel Rennenswerthes gethan zu haben, nachdem meine arme Mutter mich in die Welt gesetzt und mein erster Schrei ihn auf seinem dürftigen Sterbelager traurig durchzuckte. Hinzufügen muß ich jedoch noch, daß mein Vater unter dem Eindruck eines großen Betruges starb, der ihn aber so glücklich machte, als ein Sterbender im letzten Augenblicke nur zu werden vermag. Doch hievon später ein Mehreres.

Was nun diese meine arme Mutter anbelangt, so stammte sie aus einer guten und sogenannten sehr frommen und christlichen Familie, von welcher ihre Heirath mit meinem Vater als eine große Mesalliance, als eine unverzeihliche Sünde gegen eine ganze Reihe von bürgerlichen Ahnen der sechsten und fünften

Rangklaſſe angeſehen ward, und wurde ſogar das Gewicht dieſer Sünde nicht einmal von ihr hinweggenommen, als der Tod meines Vaters ſie zur Wittwe machte und ſie mit einem armen, kränklichen Weſen allein in der Welt zurückließ. Was die unglückliche Frau gelitten haben mag, kann ich mir nur mit meiner einigermaßen lebhaften Phantaſie vorſtellen, da Alles, was ich von ihrem Jammer erlebt, ohne mich zu berühren über mich hinweggefloſſen iſt. Ihre unzähligen Thränen haben mein armes kleines Geſicht gewaſchen, und die Sonne hat meine eingefallenen Wangen getrocknet, wie ſie es ſpäter mitleidig und freundlich auch nach manchem heftigen Regenguſſe gethan. Von den Schmeichelworten und Namen, die meine arme Mutter gegen mich ausſprach, wenn ich fiebernd in unruhigem Schlummer auf ihrem Schooße lag, von der unendlichen Liebe, mit der ſie meine blaſſe Stirne, meine Wangen, ſowie meine ſchmalen, bläulichen Lippen küßte, — und daß ſie das Tage und Nächte lang gethan, deſſen bin ich ſicher — iſt mir manches Gute geblieben: eine Weichheit des Gemüths, ein Drang, Unglücklichen zu helfen, ein ſchnellerer Herzſchlag beim Erblicken jeder Art menſchlichen Elendes, und trotz der Weichheit meines Gemüthes ein raſch auflodernder Zorn bei aller Art von Heuchelei und bei der Berührung mit jenen Scheinheiligen und Phariſäern, welche die himmliſche Gnade nur auf ihren Lippen führen, aber nicht ſo viel Gnade in ihren verknöcherten Herzen haben, um ihren unglücklichen Nebenmenſchen aus den beſtändig zum Gebet gefalteten Händen den kleinen Finger hülfreich darzuſtrecken.

Als ich ein Jahr alt geworden war, konnte meine arme Mutter für ihre und meine Verhältniſſe nichts Beſſeres thun, als was ſie willenlos that: mich nämlich nach einem gewiß ſchrecklichen Kampfe ihrerſeits allein in der Welt zurücklaſſen. Wo wir uns Beide damals zuſammen befanden und ich hierauf allein, wurde mir ſelbſt erſt klar, nachdem ich einige Jahre älter geworden

Früher erſchien daſelbſt:

Anderſen's

Bilderbuch ohne Bilder.

Aus dem Däniſchen übertragen

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqu

Neue, ſehr vermehrte Auflage.

kl. 8. kartonnirt. 6 Bogen. 10 Sgr.

König Sigurds Brautfahrt

Eine nordiſche Sage.

Von

Emanuel Geibel.

Miniatur-Ausgabe in engl. Leinw. geb. 12 €

und so verständig, daß ich den Unterschied zwischen andern Kindern und mir einsehen lernte und zu begreifen anfing, daß es sehr viele Abstufungen im menschlichen Leben gebe, auf deren untersten ich mich zu befinden das Unglück hatte, — in dem Armenhause nämlich, wo ich ein kleiner Kostgänger war, für den die Stadt ein äußerst mageres Kostgeld bezahlte.

Wohl weiß ich, daß das Armenhaus nicht gerade der Ort ist, den man sich zu Anfang einer Erzählung wünscht; aber um den Titel derselben zu rechtfertigen, sehe ich mich genöthigt, bei der Nacht anzufangen, um den geneigten Leser der Wahrheit gemäß durch Dämmerung zum Licht und selbst zu freundlichen Sonnenblicken zu führen. Aber Alles mit dem gehörigen Wechsel, wie er ja in unserem Leben eine Kette von Freud und Leid, von guten und schlimmen Tagen bildet.

Es ist freilich ein trübseliger Ort, das Armenhaus, hat aber auch seine zwei Seiten, und ich habe Leute gekannt, die dort behaglich, sogar froh gelebt. Freilich waren das vom Wechsel des Lebens, der ihnen mehr Sturmwind als gutes Wetter gebracht, heftig durchschüttelte und stark mitgenommene Gemüther, ruinenhafte Herzen, die in ihrer beständigen Dämmerung und Nacht gern geneigt waren, einen blassen Mondscheinblick für die helle, strahlende Sonne zu nehmen; die sich schon glücklich fühlten beim Wehen eines scharfen Windes, wobei sie dann sich selber tröstend sagten: Gott sei Dank, daß es wenigstens nicht regnet oder kein Schnee fällt. Ja, ich habe Bewohner des Armenhauses gekannt, welche große Philosophen waren, und welche, ohne die Bedeutung des Wortes Philosophie zu kennen, also philosophirten: Je mehr es rings um uns her in der Welt donnert und blitzt, braust und zischt, je finsterer sich am Horizont, dem großen allgemeinen oder unserem privaten kleinen, drohende Wetterwolken aufthürmen, um so mehr sehen wir uns gern nach einem stillen Plätzchen um, wo wir unterkriechen können, wo wir uns vor dem brausenden Sturme,

vor allem Wechſel des Lebens in behaglicher Sicherheit fühlen, nach einem Aſyl von der Ruhe des Kirchhofes, und auch wie dieſer der Endpunkt eines oft bewegten Lebens, wo man fertig iſt mit der Welt, nur noch von Erinnerungen zehrt oder auch vielleicht von dieſen aufgezehrt wird.

Das Armenhaus, in welchem ich mich an einem ſchönen Morgen plötzlich befand, nämlich an jenem Morgen, an dem es mir ohne gedämmert zu haben auf einmal klar wurde, wo ich die erſten Jahre meiner Jugend zugebracht, war ein ziemlich großes, längliches Gebäude von drei Stockwerken und auf eigenthümliche Art entſtanden, d. h. auf eigenthümliche Art zum Armenhaus geworden. Ein alter Junggeſelle und Kaufmann, Herr Chriſtoph Schabegg, hatte es zu einer Fabrik gebaut, mit der er dort ein beträchtliches Vermögen erworben, und als er ſtarb, fand man in ſeinem Teſtamente die Verfügung, Fabrikeinrichtung und Maſchinen des Gebäudes ſollten verkauft, das letztere ſelbſt aber von der Stadt als Armenhaus benützt werden. Der einigermaßen boshafte Junggeſelle, der mit ſeiner Familie nie in beſonderer Harmonie gelebt, hatte dabei verfügt, daß, wenn Jemand von ſeiner damals reichen und angeſehenen Sippſchaft eine Neigung bezeigen würde, ſeine Tage im Armenhaus zu beſchließen, dieſen das ſchönſte Zimmer im erſten Stock zur Verfügung geſtellt werden müſſe. Daß der Familie die Erbſchaft ihres Vetters verloren ging, hätte ſie verſchmerzt, daß aber jene niederträchtige Vorausſetzung, als könne Einer der Ihrigen je in den Fall kommen, ſeine Tage im Armenhaus zu beſchließen, ſtadtkundig wurde, erfüllte ſie mit dem tiefſten Ingrimm und ließ ſie thörichter Weiſe einen Prozeß mit der Stadt über die ganze Erbſchaft beginnen, bei dem ſie nicht nur den Kürzeren zogen und die Koſten zu erſetzen hatten, ſondern es obendrein erleben mußten, daß der Vorſteher des Armenweſens, welcher den Prozeßführenden nicht befreundet war, das ſchönſte Zimmer im erſten Stock zur Kanzlei

bestimmte mit dem Zusatze: auf so lange, als nicht nach der in §. 4 des Testamentes vorgesehenen Klausel dieses Gemach zu Zwecken der benannten Familie verfügbar würde.

Dabei war es bemerkenswerth, ja man hätte es unheimlich nennen können, daß der Erblasser mit seinem Testamente gewissermaßen eine magische Formel ausgesprochen hatte; denn seine Familie, die große, mächtige Sippschaft, die früher recht ungläubig gelächelt hätte, wenn man sie in irgend welche Beziehung mit dem Armenhause gebracht, mußte es nun während Jahren erleben, daß das Zimmer im ersten Stock hie und da besetzt war; allerdings von sehr entfernten Zweigen der Familie, die auch ohne ihr Armenhausleben von dem Hauptstamme schon als verdorben abgefallen betrachtet wurden. Ja, es waren so weit entfernte Nichten oder Vettern, daß sie eben nur durch jene Testamentsklausel bewogen wurden, sich als zur Familie Schabegg gehörend zu legitimiren. Dagegen aber hatte die Familie Schabegg bis jetzt immer die Genugthuung gehabt, daß von Gliedern dieses Namens noch nie Jemand in den Fall gekommen war, sich nach einem stillen Asyle im Armenhause umzusehen.

„Gott hat es so eingerichtet," pflegte der Kommerzienrath Schabegg, das jetzige Haupt der Familie, zu sagen, wenn er, was übrigens sehr selten geschah, durch irgend etwas Unabweisliches auf dieses Thema gebracht wurde, „Lumpen gibt es in jeder Familie, wer kann dafür einstehen! Aber mich soll der gnädige Himmel davor bewahren, da würde ich lieber mein ganzes Vermögen opfern, ehe ich zugäbe, daß ein wirklicher und ächter Schabegg sich im Armenhause befindet." — Nachdem er also gesprochen, tauchte er sein Kinn in die weiße Halsbinde, die er beständig trug, faltete die Hände mit einer Neigung des Kopfes auf die Brust und sagte mit salbungsvoll näselndem Tone, wobei er gen Himmel schielte: „Aber nicht mein Wille, sondern der Deinige geschehe, Herr im Himmel."

Herr Kommerzienrath Schabegg war nämlich unter den Frommen einer der Frömmſten, unter den Stillen in gewiſſer Beziehung einer der Stillſten, unter den Scheinheiligſten der Allerſcheinheiligſte.

Ja, lieber Leſer, da ich mir nun einmal die ſtrengſte Wahrheit gegen Dich zur Pflicht gemacht habe, ſo kann ich Dir auch nicht verſchweigen, wie man es ein großes Spiel des Zufalles nennen konnte, daß meine arme, unglückliche Mutter ſelbſt eine geborene Schabegg war.

Ehe ſie mit einem gebrochenen Herzen und ſiechen Körper freiwillig in's Armenhaus ging, wo ſie ihre Tage und die meinigen durch feine Handarbeiten, in denen ſie Meiſterin war, kümmerlich friſtete, hatte die große Familie, ohne genannt ſein zu wollen, ihr unter der Hand Almoſen bieten laſſen, ein Anerbieten, das ſie mit vollem Recht verworfen, und als ſie nun mit mir in ihr letztes Aſyl ging, zitterten die Schabeggs, namentlich die in ihrem ſtolzen, weißbehalstuchten Gipfel, ob das Zimmer im erſten Stock wieder beſetzt werden würde, und athmeten erſt frei auf, als meine unglückliche Mutter in ein kleines, dumpfes Kämmerchen nach dem Hofe zu eingezogen war. Sie hatte übrigens dieſe Wohnung nicht ohne Abſicht gewählt; denn nebenan in einem etwas größeren Zimmer wohnte ein altes Ehepaar, welches auf eine eigenthümliche Art thatkräftig in unſer Leben eingriff, auch für meine Mutter ſtets eine rührende Anhänglichkeit bewies und ſich auch meiner ſpäter, ſoviel in ihren ſchwachen Kräften ſtand, annahm.

Herr und Frau von Schwanefeld hieß dieſes Ehepaar, und das von vor ihrem Namen war nicht wie bei ſo vielen Anderen nur eine bloße Redensart, ſondern ſie zählten der echten und gerechten Ahnen ſo viele, wie Mancher, der dadurch berechtigt iſt, einen goldenen Kammerherrnſchlüſſel über irgend einem unnennbaren Theil ſeines Körpers zu tragen. Die Beiden hatten viel vom Wechſel des Lebens zu erdulden gehabt, ehe ſie nach manchen

Kämpfen und Stürmen in den Hafen des Armenhauses geworfen wurden. Mit einem kleinen Vermögen hatte Herr von Schwanefeld wenig Luft zur Arbeit verbunden und lebte, wie man zu ſagen pflegt, von Oben herunter und zwar in der Hoffnung, reiche Verwandte zu beerben. Dieſe Verwandten aber, welche wohl nicht abgeneigt geweſen wären, dem damals luſtigen, eleganten und witzigen Herrn von Schwanefeld zur glänzenden Erhaltung des Familiennamens ihr Vermögen zu vererben, lebten für ihn leider länger als ſein kleines Vermögen; und wie er nun nach und nach aus der Beletage in das zweite, dritte und vierte Stockwerk zog, dann ſogar eine Dachkammer bewohnte und in ſeinem Aeußern, je mehr Treppen er hinauf ſtieg, um ſo tiefer herab kam, wurde er aus dem großen Familienſtammbaum eines Tages von ſämmtlichen Verwandten geſtrichen, und er hätte ſich einer troſtloſen Zukunft gegenüber geſehen, wenn ihn nicht die Spannkraft eines unverwüſtlichen Humors emporgehalten hätte. Ja, am erſten Morgen, wo ſich im Hauſe kein Stück Brod mehr zum Frühſtück befand, und es folgten noch viele ähnliche darauf — hatte er über dieſe höchſt ſonderbare, ungeſunde Situation, wie er es nannte, bis zu Thränen gelacht und alsdann der Frau von Schwanefeld, die ein wenig trüber in die Zukunft blickte, verſichert, jetzt erſt fühle er ſeinen inneren Werth und die Kraft eines ungeheuren Schaffens in ſeiner Bruſt. Sie ſolle ihn nur machen laſſen, er ſehe ſchon da oben den grünen Zweig, auf den er ſich mit Leichtigkeit ſchwingen werde.

Leider wollte ihm aber dieſer kühne Schwung nicht gelingen, denn die materiellen Lebensbedürfniſſe hingen ihm wie Blei an den Füßen. Er arbeitete bei einem Bereiter und richtete in ſeinen Freiſtunden Jagdhunde ab. — Das war ein adeliges Gewerbe, deſſen ſich der Herr von Schwanefeld nicht zu ſchämen hatte. Da aber ſeine Reitkenntniſſe nicht weit her waren, — er war früher nur ſehr gedankenlos ſpazieren geritten, das heißt

gedankenlos in Betreff des Reitens, denn wenn er im Sattel ſaß, dachte er an die Feinheiten ſeines nächſten Diners oder an die göttliche Muſik einer Oper, die er am Abend hören würde, — ſo ſah er ſich in kurzer Zeit veranlaßt, ſeine ganze Zeit den Jagdhunden zu widmen, wobei er aber auch keine glänzenden Reſultate erzielte.

„Beim Himmel!“ pflegte er zu ſagen, „es gibt keine Liebhaber mehr, die wirklichen Sinn haben für ein herrlich abgerichtetes Thier. Ueberhaupt iſt es eine Qual, theure Iduna“ — ſo hieß Frau von Schwanefeld — „ſich mit dieſen widerhaarigen Beſtien abzugeben. Laſſen wir uns höher hinauf ſteigen, hoch, höher, am höchſten, in die freie Himmelsluft, wo der Falke haust und kühn auf den dummen Reiher hinab ſchießt. Die Falknerei und was da drum und dran hängt, gehört ja ebenfalls zu den noblen Paſſionen, und ich will und darf nicht vergeſſen, daß ich Herr von Schwanefeld heiße.“

Darauf begann er Vögel abzurichten, wenn auch gerade keine Falken: es war kein Begehr darnach, und man ſchoß die dummen Reiher lieber, als daß man ſie beizte. Es hätten aber ja doch Falken ſein können, die Herr von Schwanefeld fing und zähmte, wenn es auch in Wirklichkeit nur Amſeln und Rothkehlchen waren. Iduna half ihm treulich darin, und ihre ehemals zarten Finger, die nun etwas dick und ungelenk geworden waren, machten aus Brettern und Weidenſtäben zierliche Käfige, die Herr von Schwanefeld verkaufen ließ und endlich, da er von den Zwiſchenhändlern zu ſehr betrogen wurde, ſelbſt an einer Straßenecke feil bot. Dabei aber vergaß er doch nie die Würde ſeines Standes, und wenn er neben ſeinen Vögeln, den Kopf ſtolz erhoben, auf und ab ſpazierte, ſo that er bei einem Verkaufe, als wenn ihn dieſer eigentlich ſelbſt gar nichts anginge und er nur den freundlichen Unterhändler machte, wobei er beſtändig in der dritten Perſon ſprach und zum Beiſpiel ſagte: „Man wird nichts dagegen zu

erinnern haben, daß Ihnen dieſer wunderbare Hänfling für einen Gulden abgelaſſen wird."

Aber Alles iſt wandelbar in dieſer trügeriſchen Welt, beſonders die Vögel unter dem Himmel, die bald hierhin, bald dorthin fliegen, und welche, wie man hätte glauben können, ſich alle erdenkliche Mühe gaben, von Herrn von Schwanefeld nicht gefangen zu werden. Auch wurde er älter, ſein Auge verlor an Schärfe, ſeine Hand an Feſtigkeit, und es kamen jüngere Konkurrenten, die beſſer mit allen Schlingen und Schlichen bekannt waren, als das biedere Gemüth unſeres Freundes. Deßhalb fing das Geſchäft an ſchlecht zu gehen und hörte endlich, nachdem er es eine Zeitlang zu einem en gros- und détail-Handel mit Vogelkäfigen vereinfacht, ganz auf.

„Was thut's?" ſagte er mit heiterem Geſichte achſelzuckend; „Hunderte wären jetzt am Ende ihres Lateins; mein Unternehmungsgeiſt dagegen fängt erſt an ſich zu entwickeln — keine Angſt, Iduna, daß ich ein Geſchäft ergreife, welches unſern Stand entehren könnte. Ich heiße von Schwanefeld und bin mir deſſen mit Stolz bewußt. Ich habe eine göttliche Idee, mit welcher wir hoch und immer höher ſteigen werden: ich werde Luftballons machen."

„Um Gotteswillen!" rief Iduna entſetzt.

„Sei ruhig," gab er lächelnd zur Antwort; „es fällt mir nicht ein, ſolche Ungeheuer anfertigen zu wollen, aus denen man herabſtürzt und ſeinen Hals riskirt, oder bei denen man brennend gen Himmel fahren kann; nein, ich mache kleine, elegante Ballons, die wir zum Nutz und Frommen der wißbegierigen Jugend und des klugen Alters an öffentlichen Orten ſteigen laſſen. — Ja, ſteigen laſſen, Iduna; das iſt ein göttlicher Gedanke," ſetzte er enthuſiaſtiſch hinzu, indem er aufwärts blickte. — „Steigen laſſen, hoch, höher, am höchſten."

Und ſo geſchah es; der unterdeſſen alt gewordene Herr von

Schwanefeld machte kleine Luftballons von feinem Papier in bunten Farben, mit phantaſtiſchen Wappen aufgeputzt, und verkaufte ſie der Jugend in öffentlichen Gärten, oder ließ ſie ſelber ſteigen zum Vergnügen alter, kluger Leute. Iduna von Schwanefeld ſaß alsdann am Eingange des Gartens und hatte eine kleine Blechſchaale neben ſich, ſowie ein Papier, auf dem geſchrieben ſtand: es ſteigen Luftballons und man bitte um eine kleine Beiſteuer für den Künſtler.

Das Geſchäft machte ſich in einer Beziehung gut für Herrn von Schwanefeld, in anderer aber war es nicht erſprießlich für ihn. Die jungen Leute amüſirten ſich an dem luſtigen alten Manne, der voller Ränke und Schwänke war, und deſſen ſonſt ſo feines und bleiches, etwas dickes Geſicht leicht purpurroth erglühte, beſonders ſeine kleine, ſpitze Naſe, wenn er ein paar Gläſer Wein oder Bier zu ſich genommen hatte. Und daß dieß häufiger geſchah, als ihm zuträglich war, dafür ſorgte die muntere Jugend. Hiebei muß ich zugeſtehen, daß er häufig mit einem vollen Glaſe dem Eingange des Gartens zuwandelte und dieſes Glas alsdann leer zurückbrachte.

Spät Abends ſah man die beiden armen, alten Leute zuweilen etwas wankend ihrer Wohnung zugehen, und in der Dachkammer angekommen, ſoupirten ſie glückſelig mit einander kleine Stücke Brod und Kuchen, welche wißbegierige Kinder auf dem Tiſchchen der Frau von Schwanefeld niedergelegt, um beſſer den dort ausgeſtellten Ballon betrachten zu können und die ſie dann vergeſſen hatten.

So lange die ſchöne Jahreszeit dauerte, blühte das Geſchäft, und Herr von Schwanefeld ſah den Himmel voller Luftballons und voller Geigen. Als es aber Herbſt und Winter wurde, die Blätter von den Bäumen fielen und kein Menſch mehr in den öffentlichen Gärten ſaß, da ſtand eines Tages Herr von Schwanefeld an ſeinem kleinen Dachfenſter, rieb ſich die erſtarrten Finger

und blickte sinnend an den weißen, kalten Himmel hinauf. Iduna saß am Tische, hatte den Kopf auf ihre Hand gestützt und dicke Thränen tropften aus ihren Augen auf einen Bogen Papier, der bedruckt und beschrieben vor ihr lag, und der ein trauriges Register kleiner, unbedeutender Schulden enthielt, die sie in äußerster Noth eingegangen und welche die Kreditoren, da sie auf andere Art nicht bezahlt werden konnten, eingeklagt hatten.

Herr von Schwanefeld hatte einen guten Freund aus früheren Zeiten, welcher Advokat war und ihm zuweilen unbedeutende Anlehen gemacht. Diesen hatte er in der kritischen Lage, in welcher er sich damals befand, um Rath gefragt und einen sehr untröstlichen Bescheid erhalten. „Lieber Freund," hatte der Rechtsgelehrte gesagt, „Ihr habt weniger wie gar nichts, denn Ihr seid mit kleinen Schulden belastet, auch Eure Hausmiethe schuldig und werdet am nächsten Quartale ohne Weiteres vor die Thüre gesetzt. Also resolvirt Euch und faßt einen Entschluß für die Zukunft. Ich wüßte schon, was ich an Eurer Stelle thäte."

„Und das wäre?"

„Ich machte mein Heimatsrecht geltend und ließe mich in's Armenhaus aufnehmen."

„Ein von Schwanefeld in's Armenhaus! Ist denn das überhaupt denkbar und möglich?"

Der Advokat hatte lächelnd die Achseln gezuckt und erwiederte: „Freilich seid Ihr der Herr von Schwanefeld, aber daneben auch ein großer Philosoph. Faßt die Sache von der rechten Seite auf und thut der Stadt die Ehre an, damit sie auch einmal anständige Leute in ihre Anstalt bekommt. Seht, von dem Gesichtspunkt müßt Ihr die Sache betrachten."

Und der arme, alte Schwanefeld, der an diesem kalten Novembertage, wo die Unterredung stattfand, nichts gefrühstückt hatte und nur ein dünnes Sommerröckchen auf dem Leibe trug,

mußte ſich nach einigem Ueberlegen dazu bequemen, die Sache von dem ihm angegebenen Standpunkte anzuſehen.

„Ich beſorge Euch alle die Formalitäten," ſagte der Advokat, als der Andere wegging, „und beſuche Euch, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen."

So ſaß denn Iduna am Tiſche und weinte, nachdem ihr Herr von Schwanefeld die letzte Ausſicht, die ſie hatten, eröffnet und ihr durch das bedruckte und beſchriebene Papier, welches vor ihr lag, bewieſen, daß kein anderer Ausweg möglich ſei. „Warum auch nicht?" hatte er hinzugeſetzt; „betrachten wir den Aufenthalt im Armenhauſe als vorübergehend. Ich bin überzeugt, daß mir bei ruhigem Nachdenken in den nächſten Tagen eine glückliche Idee kommt, die uns in beſſere Verhältniſſe verſetzt. Hier bei dieſer Kälte," fuhr er ſchaudernd fort, „kann man nicht von mir verlangen, daß mich große Ideen beſeelen ſollen. Geh', Iduna," ſetzte er ſchmeichelnd hinzu, indem er die Hand auf die Schulter ſeiner getreuen Lebensgefährtin legte, „Du biſt bei allem Wechſel des Lebens ſo verſtändig geweſen; — was iſt weiter dabei? Armuth ſchändet nicht, und im Uebrigen werden wir uns dort ſo in Reſpekt zu ſetzen wiſſen, wie es ſich für den Namen Schwanefeld geziemt."

Der Advokat, ſein guter Freund, hatte alle nöthigen Formalitäten erfüllt und zu gleicher Zeit mit der Erlaubniß zum Eintritt in's Armenhaus ein kleines Anlehen von zehn Gulden geſandt, welches für die erſten Bedürfniſſe dienen ſollte, „und welches vollkommen zu genügen im Stande ſein wird," bemerkte unſer Armenhauskandidat, „unſer Entrée dort mit jenem Glanze zu umgeben, der unſerem Namen und dem Alter der Familie entſpricht."

In dieſem Augenblicke klopfte es leicht an die Thüre der Dachkammer, und nachdem Iduna „Herein!" gerufen, erſchien eine alte Frau von ſehr ärmlichem Aeußeren, welche ſich mit dem

Zipfel ihrer blauen Schürze die Nase putzte und dann etwas höher fuhr, um ein paar Thränen in ihren Augen zu vertilgen.

„Ach, Du lieber Gott!“ sagte sie mit vernehmlichen Schluchzen, „da drüben bei den armen Leuten sieht es gar zu liederlich aus; sie will sterben und er will sterben. Was fang ich nun an?“

„Herr Jesus!“ rief Frau von Schwanefeld im Tone des Vorwurfs und des Schreckens. „Sind doch diese dummen Geschichten hier“ — sie schlug mit der Hand auf die Papiere — daran Schuld, daß ich heute Morgen noch nicht nachgesehen habe, wie es drüben aussieht. Ist das Kind da?“ wandte sie sich an die alte Frau.

Diese nickte mit dem Kopfe.

„Gott im Himmel!“ fuhr die Andere fort, „da bekümmern wir uns um unsere eigene, gleichgültige Zukunft, während wir doch Beide gesund sind, und lassen unsern Nebenmenschen vielleicht in seinem letzten Augenblick ohne Hülfe. Ist die Hebamme schon fort?“ fragte sie die alte Frau und setzte, ohne eine Antwort abzuwarten, gegen ihren Eheherrn gewendet hinzu: „Mann, mach' was Du willst: Spital oder Armenhaus, aber frage mich nicht länger. Geh', bringe Alles in Ordnung — oder nein, komm' lieber mit mir, Du könntest da auch von Nutzen sein.“

Sie setzte eilig eine Haube auf, strich ihr graues Haar etwas von der Stirne zurück, und folgte der alten Frau, die schon vorausgegangen war.

Schwanefeld's bewohnten unter dem Dache das noblere Quartier: eine gegipste Kammer vorne heraus. Nach dem Hofe zu war noch ein anderer Raum, der, weil er einen Ofen hatte, von dem Hausbesitzer mit dem Namen „Zimmer“ beehrt wurde; doch war dieses sogenannte Zimmer nur durch einen wurmstichigen Bretterverschlag entstanden, in welchen eine wackelige Thür den Eingang gewährte.

Diese Thür ächzte auf eine wahrhaft unheimliche Art, nach-

dem Frau Iduna hindurchgegangen, als beklage ſie ſich, daß man ihr zumuthe, gar zu Schreckliches zu verſchließen; und dann ſtöhnte ſie wiederholt, als nun auch Herr von Schwaneſeld in den traurigen Raum trat. Oben an der Decke war eine einzige Fenſteröffnung, die bei dem trüben Herbſtmorgen nur ein zweifelhaftes Licht gewährte, aber gerade genug, um das, was man ſah, noch troſtloſer erſcheinen zu laſſen. Rechts in der Ecke des Raumes ſtand eine alte Bettlade mit ſehr wenig Bettwerk darin; man ſah das deutlich, weil der kranke Mann, der ſich dort befand, ſo gar tief drunten lag. In der andern Ecke bemerkte man ein Lager auf dem Boden: ob Matratze, ob Strohſack? konnte man nicht genau unterſcheiden, wahrſcheinlich aber das letztere, auf welchem ſich eine Frau befand, die eben das Heiligſte und Schönſte vollbracht, zu welchem das Weib erkoren: einem Kinde das Leben gegeben! Der Himmel begnadigte ſie dafür durch eine ſanfte Ohnmacht. Begnadigt, ſagen wir, denn nach den eben ausgeſtandenen furchtbaren Schmerzen hatte ſie ihr Bewußtſein verloren und hörte nicht den kränklichen und ſchwachen Schrei ihres Kindes, und ſah auch nicht, wie die Hebamme rathlos daſtand, was eigentlich mit dieſem armen Erdenbürger anzufangen ſei, für den faſt alle Empfangs-Feierlichkeiten, ein Bettchen und die nothwendigſte Leinwand, fehlten. Sie hatte das arme Kind über einem Eimer nothdürftig gewaſchen und blickte fragend zu dem alten Weibe auf, die ihr mit gedämpfter Stimme zuflüſterte, indem ſie auf die Wöchnerin wies: „Sie muß was haben; ſie hat ſchon Wochen lang allerlei Weißzeug zuſammen gethan und es wahrſcheinlich unter ihrem Kopfkiſſen verborgen.“

„Gut,“ ſagte die Hebamme, „ſo geht, Frau Andler, und reibt dem armen Weib die Stirne mit Eſſig; fragt ſie aber nicht ſogleich, wenn ſie die Augen aufſchlägt, ſondern laßt ſie erſt recht zu ſich kommen.“ Sie zog aus dem neben ihr ſtehenden Handkörbchen ihre eigene Schürze hervor und wickelte das Kind darein.

Ein paar Minuten früher waren Herr und Frau von Schwanefeld in die Kammer getreten, und Iduna hatte zu ihrem Manne gesagt: „Obenauf in der Kiste neben meinem Bett liegt ein Betttuch, das uns gehört. Hol' es geschwind herüber: wir brauchen es ja doch nicht mehr."

„Natürlich," setzte Herr von Schwanefeld mit rührender Bereitwilligkeit hinzu, „da wir in unserem neuen Aufenthalte doch Alles haben werden, was wir brauchen, und da ich im Nothfalle ja auch Geld habe." Er klopfte mit der Hand an seine Hosentasche.

„Ja, was das Geld anbelangt," flüsterte ihm Frau Iduna zu, „so gib mir gleich davon: es ist hier entsetzlich kalt, die Frau Andler muß Holz holen."

„Und auch ein Thee für die arme Frau könnte nichts schaden," meinte die Hebamme.

„Und ein Schluck Wein für ihn," flüsterte die alte Frau in das Ohr des Herrn von Schwanefeld.

„Versteht sich von selbst," sagte dieser mit einem Ausdruck von Glückseligkeit in seinem Gesichte: „Holz, Thee und Wein."

„Man muß auch auf morgen Milch bestellen für das Kind," sagte rasch die Hebamme: „die Frau wird dem armen Wurm doch nichts geben können."

„Und Milch," wiederholte auf's Bereitwilligste Herr von Schwanefeld, worauf er hinzusetzte: „Hier sind fünf Gulden, die werden für's Erste genügen. — Wir haben's ja, nicht wahr, Iduna?"

„Ja wir haben's," gab Iduna mit freudestrahlendem Gesichte zur Antwort.

Von einem Balken des Daches hing ein altes Stück Zeug herab, und zwar so vor dem Bette des kranken Mannes, daß dieser von dem, was sich drüben begab, nichts sehen konnte. Von Zeit zu Zeit hörte man ihn schwer und dumpf husten; auch vernahm man, wie er sich langsam herumwandte, dann krachte die alte Bettlade in ihren Fugen. Jetzt hörte man eine matte Stimme sagen:

„Kann — ich — das Kind — nicht bald — ſehen?“

Sogleich eilte Herr von Schwaneſeld hinter den Vorhang, nahm einen Schemel, der in der Ecke ſtand, und ſetzte ſich mit dem freundlichſten Lächeln, das er hervorbringen konnte, neben den Kranken hin, deſſen abgezehrte Rechte er in ſeine beiden Hände nahm und in mildem Tone ſagte:

„Noch einen Augenblick Geduld, mein lieber Freund; es iſt ein ganz prächtiges und nettes Kind — ſieht Ihnen ähnlich, wie mir ſcheint.“

„Ein — Knabe?“

„Ich glaube faſt, daß es ein Knabe iſt,“ gab der Gefragte einigermaßen verlegen zur Antwort. „Ja, es wird ein Knabe ſein.“

„Und die — arme — arme Maria! — Wie geht es ihr?“

„Nach Umſtänden gut, o nach Umſtänden gewiß vortrefflich; ſie ruht in dieſem Augenblicke und man hat es gern, wenn Wöchnerinnen nach der Geburt ein wenig der Ruhe pflegen. Meine Frau auch“ — er wollte ſagen: Frau Iduna habe in ähnlichen Augenblicken auch der Ruhe gepflegt; doch fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, daß dieſelbe nie Kinder geboren, weßhalb er ſich korrigirend ſagte: „Meine Frau auch hat dieſe Erfahrung oft an Bekannten gemacht.“

Der Kranke, der auf dem Bette lag, war ein junger Mann von vielleicht dreißig Jahren; doch ſah er alt, entſetzlich alt und eingefallen aus, und wer etwas davon verſtand, bemerkte in ſeinem erloſchenen Blick, an dem ängſtlichen Schnappen nach Athem, an dem unſicheren Umhergreifen der dünnen, weißen Finger auf der Bettdecke, daß ihm der Tod zur Seite ſtände, um in kurzer Zeit ihn kalt anzuhauchen — — — —

— — Dort das Wimmern des neugebornen Kindes, hier das Stöhnen des ſterbenden Vaters — der Kontraſt des Lebens in einer ſeiner ſchauerlichſten Geſtalten.

Unterdeſſen hatte Frau Andler Holz, Thee und Wein gebracht,

auch zur Vorsorge etwas Weißbrod, und sogleich ein Feuer in dem Ofen angezündet, der nun gierig nach langem Fasten lustig zu knattern und zu prasseln anfing.

„Was ist das?“ fragte der Kranke.

„Das Feuer im Ofen,“ gab Herr von Schwanefeld vergnügt zur Antwort; „es war ein wenig kühl im Zimmer.“

Der Andere erhob seine müden Augenlider und blickte zu seinem Freunde empor. „Hier?“ fragte er alsdann. „Wie soll ich Euch danken?“

„Ach was, Kleinigkeiten! Davon spricht man unter Bekannten nicht, ich helfe Euch, wenn ich's habe, und Ihr mir wieder einmal, das gleicht sich aus. Hättet Ihr nicht vielleicht Lust, Etwas zu genießen? Einen Schluck Wein und etwas Weißbrod?“

Der Kranke lächelte so eigenthümlich, so entsetzlich traurig und nickte mit dem Kopfe, worauf Herr von Schwanefeld sich eilfertig erhob, um den Wein zu holen und ein Stück Weißbrod, das er hineintauchte und dem Kranken an die Lippen hielt, der etwas davon einsaugte, seinem Wohlthäter mit einem unbeschreiblich dankbaren Blicke ansah und dann leise sprach: „Aber — das — Kind.“

„Gleich, gleich,“ sagte Herr von Schwanefeld, wobei er sich mit einem freundlichen Lächeln die Hände rieb, denn er hatte gesehen, wie seine Frau ihr letztes Leintuch mit Hülfe der Hebamme kunstgerecht zu Windeln und langen Streifen zerschnitt, und war fest überzeugt, er werde das Kind im nächsten Augenblick in ganz respektabler Gestalt dem Vater in die Arme legen können.

Dieser machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als bäte er seinen Freund, sich etwas mehr herabzubeugen, worauf er die Hände faltete und mit matter Stimme sagte:

„Ich weiß wohl, wie krank ich bin; ich mache mir darüber keine Illusionen und fühle gut, daß ich heute oder morgen mit dem Leben fertig sein werde. Ich habe in der letzten Zeit viel gelitten, aber alle meine körperlichen Leiden waren nichts gegen

die Qual meiner Seele während der vergangenen Nacht. Habe ich in meinem — hinter mir — abgeſchloſſen liegenden Leben Unrecht gethan, und — ich habe es — ſchwer — ſchwer — an der armen, unglücklichen Frau — ſo habe ich — gewiß — Einiges davon — abgebüßt. — O ich litt — furchtbar, — als ich ſie ſtöhnen und — wimmern hörte, — unfähig, ihr zu helfen, — und als ich nun endlich — den erſten ſchwachen Schrei — jenes unglücklichen Kindes vernahm — das unter Mangel und Kummer geboren, — keinen Freund, — keinen Beſchützer, — keinen Vater haben wird, — der es pflegt, — der es durch's Leben führt, — der ihm das tägliche Brod gibt."

„Der liebe Gott im Himmel," verſetzte der Andere tief erſchüttert, „verläßt keines ſeiner Geſchöpfe."

„Aber er wird rächend die Fehler der Eltern an ihren Kindern heimſuchen," gab der Kranke lebhafter mit einem aufflackernden Blicke, der aber in der nächſten Sekunde wieder erloſch, zur Antwort. — — — — „Mein Kind, mein Kind! — und mein armes Weib! — Da oben wird man zu mir ſagen: Du haſt Dich feig — aus — dem Leben geſchlichen — und ließeſt die, — welche Dir vertraut, — hülflos zurück. — — Sei verdammt!"

Sein Haupt zuckte wie von einem Schlage getroffen auf die Seite und ſeine gefalteten Hände bebten lange nach.

Herr von Schwanefeld trocknete ihm den Schweiß von der Stirn, tränkte ihn abermals mit dem Wein, und als er ſah, wie unter den geſchloſſenen Augenlidern des Kranken dicke Tropfen hervorquollen, ſagte er mit weicher Stimme, aber doch in entſchiedenem Tone:

„Wer will verzweifeln! rollt nicht die Welt beſtändig? wechſelt nicht das Leben in Einem fort? Wie mögt Ihr nur, lieber und theurer Freund, von Eurem Tode ſprechen? — So weit ſind wir noch lange nicht."

Ueber die Züge des Kranken flog ein trauriges Lächeln.

— „Und wie will man sagen, man hätte keinen Freund, im Nothfall keinen Beschützer? Wozu wäre denn zum Beispiel ich da? Ich — Schwanefeld — freilich ein alter Knabe, aber noch rüstig und fest auf den Füßen."

„Gott möge es Euch lohnen, was Ihr an uns gethan habt, — aber —"

„O ich verstehe dieses Aber," versetzte der Andere, indem er mit einem sanften Druck seine Rechte auf die gefalteten Hände des Kranken legte. „Ich weiß wohl, was Ihr mit diesem Aber sagen wollt: Ihr denket, ein armer Teufel, wie ich bin, der bis jetzt selbst nicht wußte, woher sein nothdürftiges Essen nehmen, hat gut andern Leuten Versprechungen machen. — Aber — jetzt sage ich Aber, merkt Ihr wohl?" — hier stockte Herr von Schwanefeld einen Augenblick, schaute durch das kleine Dachfenster an den grauen Himmel hinauf und sprach zu sich selber mit Wärme und Inbrunst: „Diese Lüge kann keine Sünde sein. — — Also aber," fuhr er dann mit lustigem Tone fort: „Ihr habt mich oft vom Wechsel des Lebens philosophiren hören: bei mir ist einer eingetreten — seht mich nur groß an, — und das ein recht erfreulicher. Am Ende," setzte er mit leisem, vertraulichem Tone hinzu, „hat doch meinen alten, reichen Vetter das Gewissen geschlagen und er hat mir bis zum Ende meiner Tage ein Legat ausgesetzt, von dem wir uns pflegen wollen. — Keine Widerrede, wenn Ihr versteht, was ich damit sagen will: wir — uns. Ueberhaupt nicht viel gesprochen, sondern mich angehört."

Die Lippen des Kranken öffneten sich hastig, und wenn er auch dem Befehle seines Freundes gemäß mit dem Munde nicht sprach, so waren doch seine leuchtenden Blicke um so beredter.

„Ich bin schon ziemlich bei Jahren" fuhr Herr von Schwanefeld fort, „meine Frau ebenfalls; wir sind aber beide ein bewegtes Leben gewöhnt und werden es uns eine wahre Erholung

ſein laſſen, mit Euch eine einzige und gewiß nicht unglückliche Familie zu bilden."

„Und mein armes Kind?"

„Iſt wie mein eigenes," ſprach Jener betheuernd, indem er feierlich ſeine Rechte erhob.

„Und wenn ich alſo ſterbe —"

„Sprecht nicht davon!"

„Und wenn ich bald ſterbe," fuhr der Kranke dringender fort, während ſeine Finger haſtig auf der Bettdecke etwas zu ſuchen ſchienen, während ſein Athem kürzer und ſchwerer wurde, und während trotz dieſer Zeichen des nahenden Endes auf ſeinem weißen und eingefallenen Geſichte ein Schimmer unausſprechlichen Glückes erſchien, — „wird meine arme Maria einen Beſchützer haben und mein Kind nicht ganz verlaſſen ſein?"

„Was — ganz verlaſſen ſein!" gab Herr von Schwancfeld in einem etwas polternden, faſt heftigen Tone zur Antwort, den er aber nur annahm, um ſeine Thränen zu verbergen, weil er ſonſt in den Fall gekommen wäre, laut aufzuſchluchzen und zu weinen. — „Was, verlaſſen ſein, wenn ich da bin, der den guten Willen und die Mittel hat, für Eure Frau und Euer Kind zu ſorgen?"

Der Sterbende that einen tiefen Athemzug, der aber ſeine Bruſt erleichterte, auch bewegten ſich ſeine Lippen, er murmelte: „Gott ſei gelobt und gedankt! Wie es mir jetzt leicht iſt!" Seine eingefallenen, weißen Wangen zeigten eine ſcharf abgegrenzte Röthe: Kirchhofroſen, wie man zu ſagen pflegt; in ſeinen Mundwinkeln zeigte ſich ein ſtillvergnügtes Lächeln, und wenn er momentan ſeine Augenlider erhob, ſo ſah er zu ſeinem Freunde mit einem rührenden Blicke der Freude und Dankbarkeit empor. — „Alſo ſie werden — nicht allein — in der Welt ſtehen?" ſagte er nach einer längeren Pauſe mit einem abermaligen tiefen Athemzuge, „Maria und das Kind — ſie werden nicht in der Welt herumgeſtoßen

werden, sie werden nicht Hunger, Durst und Kälte zu leiden haben?"

„Was herumgestoßen! was Hunger, Durst und Kälte!" polterte Herr von Schwanefeld. „Glaubt mir, der kleine Bursch' wird ein glückliches Loos haben, — — und das sollt Ihr noch erleben," setzte er zögernd hinzu, worauf der Vater matt sein Haupt schüttelte. „Haben wir nicht Mittel?" fuhr der Andere lustig fort und schlug an seine Hosentasche, wo die einzigen und letzten fünf Gulden klapperten, — ha, Mittel genug, und guten Willen noch viel mehr." Er mußte laut und viel sprechen, um seine Bewegung zu verbergen und seine Thränen zurückzuhalten. — „Und Iduna wird das Kind pflegen," sagte er, „daß es eine Freude ist. Sie versteht das aus dem Fundament — gewiß, gewiß, obgleich sie selbst keine Kinder hatte. — Aber sie erzog die ihrer Tochter, — ihrer Schwester," verbesserte er sich — „das waren schwache, elende Würmer und sind zu den kräftigsten Buben herangewachsen."

Der Sterbende suchte mit seinen zitternden Fingern nach der Hand seines Wohlthäters, und nachdem er sie gefaßt hatte, drückte er sie innig, wenn auch schwach, und sagte:

„Der Himmel — lohne es — mit seinem — besten Segen Dem — dessen Herz sich erweichte, daß er — an Euch — dachte — meinen einzigen — und letzten — treuen — Freund. — — — — Und was für Heil — ich über Euch — herabflehen soll, der — meine — letzten Augenblicke, — die zu furchtbaren — zu werden drohten, — zu — glücklichen macht, — dafür — habe ich — keine — Worte."

„Amen!" sagte Herr von Schwanefeld und horchte in die Kammer hinein, wo eben ein Schemel gerückt wurde, und wo er die Stimme seiner Gattin vernahm, welche im Tone großer Zufriedenheit sprach:

„Wahrhaftig, Frau Andler, er sieht aus wie ein kleiner Prinz."

Die drei Weiber hatten aber auch das Mögliche gethan, um den neuen wimmernden Erdenbürger möglichſt herauszuputzen und ihn ſo zu einem wohlgefälligen Anblick für Vater und Mutter zu machen. Hatte doch Frau Iduna einen alten Haubenſtrich um den Hals des Knäbleins arrangirt, daß es ausſah, als läge es auf einem feſtonirten Tragkiſſen. Daß das Körperliche des Neugeborenen nicht hübſcher und kräftiger gemacht werden konnte, daran hatten ſeine Pflegerinnen keine Schuld, und um die Wahrheit zu geſtehn — ſolche auszuſprechen habe ich, auf Ueberlieferungen geſtützt, ſelbſt das größte Recht — ſo konnte man nichts Erbärmlicheres und Traurigeres ſehen, als dieſes Kind. Es war, wie Frau Andler ſpäter oftmals ſagte, nur der Schatten von einem Menſchen: eine magere Naſe, ein großer Mund, die eigentlich an gar nichts befeſtigt zu ſein ſchienen; Augen entdeckte man nicht, da das Kind in übergroßer Schwäche die Lider gar nicht emporhob.

Die Hebamme hatte ſich mit der Mutter beſchäftigt, und als dieſe wieder zu ſich gekommen war, begierig um ſich ſchaute und die Hände nach ihrem Kinde ausſtreckte, das ſie noch nicht geſehen, ſo trug es Frau von Schwanefeld mit großer Würde und Feierlichkeit an das ärmliche Lager und legte es in ihre Arme.

Das iſt ein großer und wunderbarer Moment, den Jeder von uns zwar einmal erlebt, aber nicht verſtanden hat. Erſt ſpäter können wir all' die Seligkeit, all' das Glück nachempfinden, das in dem erſten zitternden Kuſſe liegen muß, den eine Mutter auf die Stirne ihres Kindes drückt; erſt nach Jahren lernen wir verſtehen, welcher Segen aus den Wonnethränen herabzuträufeln vermag, womit ſie das Geſicht ihres eigenen, auf ſo wunderbare Art ihr geſchenkten Selbſt benetzt. — — —

Die Hebamme, eine gefühlvolle Frau, die ſchon unzählige Mal bei ähnlichen Veranlaſſungen geweſen war, welche Kinder aller Art ſowohl auf feines Leinen, als auf Lumpen gebettet,

gab der Frau Andler einen Wink, das Tuch zu entfernen, das vor dem Bette des Vaters hing, und nicht länger zu zögern, ihm das Schönste zu zeigen, was man einem Menschen zeigen kann: sein eigenes Kind in den Armen der Mutter.

Wenn er nur nicht gar so schwach gewesen wäre! Er versuchte es, von seinem Freunde unterstützt, sich etwas aufzurichten; doch fiel sein Kopf matt auf die Seite. „Maria," rief er mit großer Anstrengung, „ich sehe Dich — und das Kind — und ich — segne euch — tausend — und tausendmal. — Hier — er hat mir — versprochen — für euch — zu sorgen. — Er kann und — will es. — — — Und ich — werde — zufrieden — — — — sterben."

Das letzte Wort konnte die arme Frau, die ein paar Augenblicke lang nur an ihr Kind gedacht, die mit einemmale in die traurige Wirklichkeit ihres jammervollen Lebens zurücktrat und mit erschrecktem Auge hinüberblickte, nicht verstehen; denn Herr von Schwanefeld hustete und räusperte sich gar gewaltig, und Frau Andler, die in das Gesicht des Sterbenden schaute, ließ hastig das Tuch wieder herabfallen.

Doch mochte die Frau des Lagers am Boden eine Ahnung von dem Entsetzlichen haben, das sich drüben begab, denn sie umklammerte mit einem Arm den Hals der Hebamme, ließ sich nicht halten noch niederlegen, sondern erhob sich mit übermenschlicher Anstrengung und schleppte sich zu ihrem Manne hin, um ihm sein Kind im letzten Augenblicke vor den brechenden Blick zu bringen. — —

Herr von Schwanefeld war zartfühlender Weise zurückgetreten, und das herabhängende Tuch trennte nun von den Uebrigen im Zimmer die arme, kleine Familie, die nach ein paar qualvollen Minuten keine Familie mehr sein sollte. — — — — — — — — Ein krampfhaftes Aufschluchzen, ein paar tiefe Athemzüge, wie Seufzer, die mit einem eigenthümlichen nicht

zu verkennenden Geräuſche ſchloſſen, — dann war Alles vorüber. — —

Meine Mutter war eine Wittwe und mein Leben glich einem ſchwachen Flämmchen, das unſicher hin und her flackert und das der unbedeutendſte Windhauch auszulöſchen im Stande iſt.

Zweites Kapitel.

Ein Wechſel im Leben.

Der Eigenthümer des Hauſes, in welchem mein Vater ſtarb und ich das Licht der Welt erblickte, hatte von der Frau Andler, ſowie auch von der Hebamme erfahren, wie edel ſich die Familie Schwanefeld unſerer angenommen und fühlte darob in ſeinem ſonſt ſehr ſteinernen Herzen eine menſchliche Regung, die ſich dahin ausſprach, der eben genannten Familie ihre Dachkammer noch ein ferneres Vierteljahr und zwar obendrein unentgeldlich zu laſſen. Da ſich aber Herr von Schwanefeld, ſelbſt Iduna einmal feſt für das Armenhaus ausgeſprochen, ſo beſchloſſen ſie, ſobald wie möglich da hinüber zu ſiedeln und die unerwartete Güte des Hausherrn für meine Mutter und mich in Anſpruch zu nehmen. Deßhalb blieben wir noch ein paar Monate wohnen, während welcher meine Mutter ſich ſo gut wie möglich erholte und ich aus einem wimmernden Wurme ein kränklicher Schreihals wurde. Dann umfingen uns die Mauern des Armenhauſes, und es verging manches Jahr, bis ich in das Alter kam, von wo ſich mir die Erinnerung meiner Umgebung ſo klar und deut-

lich einprägte, daß sie heute ebenso lebendig vor mir steht, als hätte ich das Haus meiner Kindheit erst gestern verlassen.

Als ich damals anfing, mich in den Räumen des Armenhauses zu fühlen, hatte diese Idee durchaus nichts Erniedrigendes für mich; ich beneidete keinen Knaben meines Alters, wenn er auch besser angezogen war, schönere Spielsachen hatte, oder wenn er an Sonn- und Feiertagen mit Geschwistern und Eltern bei unserem Hause vorbei auf die benachbarten Dörfchen oder in die öffentlichen Gärten ging. Das letztere Vergnügen wurde mir auch häufig zu Theil und mit viel weniger Einschränkung, als den Kindern der sogenannten ordentlichen Familien. Herr und Frau von Schwanefeld besuchten, so oft es thunlich war, diese öffentlichen Gärten, die Schauplätze ihrer ehemaligen Thaten, und das Geschäft des Luftballonsteigens, welches sie früher des Verdienstes halber getrieben, setzte Herr von Schwanefeld jetzt aus Liebhaberei fort, wobei er, Frau Iduna und meine Wenigkeit, was Essen und Trinken anbelangte, nicht zu kurz kamen. Dabei fühlte ich denn so recht meine größeren Freiheiten gegenüber den andern Buben meines Alters; wenn diese an dem Tische ihrer Eltern stille sitzen mußten, nur hie und da aus dem Glase ihres Vaters nippen durften und die übrig gebliebene Sauce auf den Tellern mit Brod austunkten, war dagegen der ganze Garten jetzt frei für mich zum Spielplatze bestimmt, und was uns für unsere kleinen Luftballons und dergleichen an Lebensmitteln geboten wurde, konnten wir in den wenigsten Fällen bewältigen. Da hieß es an den verschiedenen Tischen: einen Schoppen Bier oder ein Glas Wein für Herrn von Schwanefeld, oder ein Stück Kuchen oder Butterbrod für den kleinen Schwanefeld, — damit war nämlich ich gemeint; — denn als ein paar Jahre nach dem Tode meiner armen Mutter verstrichen waren und die Schwanefelds mich förmlich zu sich genommen, da galt ich auch zugleich

bei allen, die von meiner Exiſtenz Kenntniß nahmen, als der leibliche Sohn der Frau Iduna.

Das Verſprechen, welches Herr von Schwaneſeld meinem ſterbenden Vater gegeben, bemühte er ſich, nach beſten Kräften zu halten; wenn ihm ſeine Mittel auch freilich nicht erlaubten, mir Lehrer zu halten, ſo bemühte er ſich doch ſelbſt, mir alles mögliche Nützliche und Unnützliche beizubringen, worin ihn Frau Iduna kräftig unterſtützte. Dieſe ſtammte aus einem ſehr guten Hauſe und hatte eine ſorgfältige Erziehung genoſſen; ſo ſprach ſie ein tadelloſes Franzöſiſch und gab ſich nicht geringe Mühe, mir dieſe Sprache beizubringen, was ihr auch gelang, da ich einen offenen Kopf hatte und leicht lernte, wenn ich nur wollte.

Auf Koſten der Stadt beſuchte ich die Armenſchule, eine wohlthätige Stiftung, wo wir Kinder aus dem Armenhauſe unſeren einfachen Mittagstiſch hatten, den wir aber in unſeren Freiſtunden durch allerlei kleine Handarbeiten, Anfertigung von Düten und Briefcouverts für Kaufleute, Abwickeln von Garn, Strümpfeſtricken und dergleichen verdienen mußten.

Da mein Pfleger in der Stadt noch immer wichtige Konnexionen hatte, wurde ich nicht nur von dieſen Handarbeiten befreit, ſondern durfte auch in der Realſchule einige Stunden hoſpitiren, wo das eigenthümliche Verfahren der Lehrer gegen mich mir ein ſtarker Sporn zum Fleiße war; ſowie ich nämlich etwas ziemlich ordentlich machte, ſtellte mich der Lehrer den faulen und leichtſinnigen Söhnen der ſogenannten guten Familien als rühmenswerthes Muſter vor. „Seht dieſes Kind aus dem Armenhauſe," ſagte er ſalbungsvoll, „obendrein ein Waiſe, dem in ſeiner armen Behauſung nicht die Sorgfalt liebender Eltern zur Seite ſteht, dem es häufig an Büchern und allem nöthigen mangelt, deſſen Kleidung ihn nothdürftig ſchützt gegen Kälte und ſchlechtes Wetter, und der doch der beſte unter euch iſt. Komm hierher," wandte er ſich dann voll Würde an mich, „nimm den

ersten Platz der Schule ein, zur gerechten Schande jener ganzen Legion von Schnallendrückern!“ Das war nämlich der technische Ausdruck für die, welche zuletzt das Schulzimmer verließen und demgemäß die Thürschnalle zudrücken mußten.

Um nun eine solche lobende Auszeichnung häufig zu erhalten, lernte ich zu Hause, daß mir der Kopf brannte, und machte meine Aufgaben für die Klasse mit einer musterhaften Pünktlichkeit.

Diese Bezeichnung als Kind des Armenhauses war auch bei den losen Streichen in der Feierstunde häufig der Schild, der mich vor sehr gerechten Prügeln schützte. Wurde ich mit den andern Kameraden in einem Nachbargarten erwischt, wo wir uns der Aepfel- und Birnenernte etwas zu egoistisch annahmen, und es fielen rechts und links klatschende Ohrfeigen, ging das Kind des Armenhauses meistens frei von dannen, weil, wie die erzürnten Besitzer sagten, mich der Hunger trieb, Obst zu mausen, was die andern nur aus sträflichem Leichtsinn thäten.

Neben den Schulkenntnissen, die ich mir, wie oben erwähnt, erwarb, brachte mir Herr von Schwanefeld das bei, was er von den sogenannten nobeln Passionen selbst wußte, und auch hierin waren mir seine guten Bekanntschaften der Stadt von großem Nutzen.

Bei dem Bereiter, wo er früher gearbeitet, ertheilte mir Herr von Schwanefeld selbst Reitunterricht, und da ich ein couragirter gelenkiger Bursche war, so scheute ich mich schon mit zehn Jahren vor keinem Pferde mehr, und ritt als ich zwölf Jahre alt geworden war, die Schule ab, daß es allen Zuschauern Freude machte. Mein Lehrer war nicht wenig stolz auf mich, und wenn die jungen Eleven des Bereiters, reiche Kaufmannssöhne, denen ich ein widerspenstiges Pferd vorgeritten hatte, sich nach mir erkundigten, so pflegte Herr von Schwanefeld sich in die Brust zu werfen und mit einem eigenthümlichen Lächeln zu sagen: „Es ist mein Zögling, ein Kind aus dem Armenhause, seine verstorbene

Mutter war eine geborene Schabegg.“ Darauf hatte ich ſchon häufig ein plötzliches Wegwenden und höhniſches Mundverziehen einiger dieſer jungen Leute bemerkt, und mein Pflegvater ſagte mir lachend auf dem Heimwege: „Deine Vettern wollen eben nichts von Dir wiſſen.“

Auch die Kunſt des Jagdhundedreſſirens brachte er mir bei und pflegte zu ſagen: „Das ſcheinen allerdings brodloſe Künſte zu ſein, aber Du kannſt nicht wiſſen, wo Du dergleichen noch einmal nothwendig brauchen kannſt.“

Und ſchon als Knabe ſah ich die Richtigkeit ſolcher Bemerkungen ein, denn alle die kleinen Geſchicklichkeiten, die er mich lehrte: Luftballons anfertigen, Vogelkäfige machen, ließen mich meinen Spielkameraden, ſowohl in- als außerhalb des Armenhauſes, als ſo werthvoll erſcheinen, daß ſie meinen Umgang eifrig ſuchten und ich häufig in gute Häuſer eingeladen wurde.

Aber auch von ſolchen Viſiten zurückkehrend, fand ich mich immer heimiſch in den ärmlichen Räumen unſerer Wohnung; lebte doch die beſſere Klaſſe des Armenhauſes wie eine große Familie zuſammen, Freud und Leid mit einander tragend. Freilich hatten wir auch Nachbarn, denen wir gerne aus dem Wege gingen, und gab es doch Familien, die, in Schmutz und Elend verſunken, uns, die wir uns nach dem Ausdruck meines Pflegevaters anſtändig über dem Waſſer hielten, hohnlachend über die Achſel anſchauten. Dabei muß man aber nicht glauben, meine Exiſtenz ſei eine beneidenswerthe geweſen, und jetzt, wo ich ruhig daran zurückdenke, überläuft es mich eigenthümlich, wenn mir unſer damaliges Elend recht lebendig vor die Seele tritt, das gerade meinen Pflegevater um ſo ſchmerzlicher traf, da er nach außen hin es nie vergeſſen machen wollte, daß er ein Herr von Schwaneſeld ſei.

Die Gewohnheit, von mildthätigen Leuten Geſchenke annehmen zu müſſen, die ſie uns theils heimlich zuſteckten, theils mit

Oſtentation überreichten, wirkten einigermaßen verwildernd auf das Gemüth des Knaben, und es war der ſtarke Schliff eines wechſelvollen Lebens nöthig, um manchen Riß, manche Scharte verſchwinden zu laſſen.

Da ich von ſo vielen Leuten bevorzugt und in Schutz genommen wurde, ſo fühlte ich auch den Drang in mir, zu protegiren, ſo viel in meinen ſchwachen Kräften ſtand. Neben uns wohnte ein armer Flickſchneider, welcher zwei Kinder hatte, einen ſchwindſüchtigen kränklichen Knaben von zehn Jahren und ein geſundes Mädchen, ein paar Jahre jünger. Man konnte nicht leicht einen größeren Kontraſt finden, als zwiſchen dieſen beiden Kindern. Franz, der Knabe, war gewiß in Folge ſeiner Krankheit ſtets in einer unangenehmen, fieberhaften Erregung und von einer außerordentlichen Heftigkeit, die ſich nicht ſelten gegen mich, ſeinen Beſchützer und Freund, auf die unangenehmſte Weiſe Luft machte; aber er konnte mich ſchimpfen, nach mir ſchlagen und ſtoßen, ſo daß ich vom Hofe fortging und ihn allein in der Sonne ſitzen ließ, ich kehrte doch beinahe jedesmal an der Thüre wieder um; und wenn ich dann ſein abgezehrtes trauervolles Geſicht ſah, wie er mit gefalteten Händen zuſammengeſunken daſaß, ſo unterließ ich ſelten, mich ihm wieder zu nähern, um ihn durch freundliche Worte zu beſänftigen. Die Anhänglichkeit und innige Liebe für den kranken Bruder vergalt mir ſeine Schweſter, das kleine Mädchen, auf's Rührendſte und Reizendſte. Erhielt ſie etwas geſchenkt an Blumen und Früchten, ſo hob mir Alice — den Namen hatte man ihr eigenthümlicher Weiſe in der Taufe gegeben — gewiß das Beſte auf; fand man irgend einen Topf muthwillig zertrümmert, oder eine Fenſterſcheibe zerſchlagen, bei welchen Veranlaſſungen ich, und ſelten mit Unrecht, in Verdacht kam, ſo gab ſich das arme Ding häufig als Thäterin an, wenn ſie auch nachweislich gar nicht in jenem Theil des Hauſes geweſen war, wo ſich der Topf oder die Fenſterſcheibe zertrümmert gefunden.

Ich erinnere mich, wie eines Tages ein betrunkener Maurer den kranken Knaben, der ihm vielleicht im Wege saß, ohne alle Veranlassung so heftig an den Kopf schlug, daß er von seinem Stühlchen auf den Boden fiel; ich kam zufällig in den Hof und da ich die Mißhandlung sah, sprang ich wie ein wildes Thier auf den erwachsenen Menschen los und faßte ihn mit beiden Händen so gewaltig an der Halsbinde, daß er taumelnd, wie er war, zu Boden fiel, mit dem Kopf auf einen Stein stürzte und besinnungslos liegen blieb.

Für diesen Hausfriedensbruch kam ich eine Nacht in Arrest und saß nun frierend und hungrig auf der Pritsche, nachdem es längst Abend geworden war. Da hörte ich auf einmal an die Thüre pochen und vernahm die Stimme des kleinen Mädchens, welches mir durch eine ziemlich große Spalte an der Schwelle ein Stück Brod in Papier gewickelt zuschob. Ich mußte es auf ihre Bitten essen, was ich auch gerne that, da mich stark hungerte, und dann blieb Alice draußen auf einem Stein sitzen und erzählte mir, um mich zu unterhalten, alle Geschichten, die sie wußte. Endlich, da es spät geworden war, ermahnte ich sie und befahl ihr, nach Hause zu gehen, worauf sie sich auch scheinbar entfernte, alsdann aber leise herangeschlichen kam und, wie ich später erfuhr, mit ihrem Köpfchen an die Thüre gelehnt eingeschlafen war. Ihr Vater hatte während der Nacht das arme Geschöpf nicht vermißt, oder wenn er sie vermißt hatte, es nicht der Mühe werth gehalten, sich nach ihr zu erkundigen.

Als der kranke Knabe endlich seinen Leiden erlag, fühlte ich eine große Lücke in meinem Leben, und es war der erste wirkliche Seelenschmerz, der mich traf. Stundenlang saßen Alice und ich darauf beisammen und sprachen von ihrem Bruder, wie er im Grunde doch so gut und brav gewesen sei; wie es ihn so gefreut habe, wenn wir mit ihm gespielt und ihn gepflegt, und wie der Gedanke so entsetzlich sei, daß wir jetzt das ganze Haus, ja die

Stadt und ſogar die weite, weite Welt ausſuchen könnten, ohne ihn wiederzufinden und noch einmal ſeine Stimme zu hören.

Rückwärts an's Armenhaus ſtieß ein Grundſtück, es war ein kleines Baumgut mit Obſtbäumen und Gras bewachſen, welches eine mildthätige Seele geſchenkt. Dort waren wir Kinder viel bis zur Zeit, wo die Aepfel und Birnen anfingen zu reifen, dann aber ſaß der alte Jakob, der älteſte Bewohner des Armenhauſes, mit ſeinem großen Stocke am Eingange, und nur wenn er in der Sonne eines warmen Herbſtnachmittages einnickte, war es uns möglich, das verbotene uns ſo wünſchenswerthe Revier zu betreten. In der Dämmerung aber ſcheuten wir alle dieſes Grundſtück. Am Ende deſſelben, verſteckt zwiſchen hohen Nußbäumen, befand ſich ein kleines, graues Häuschen, eine Art Scheune, mit beſtändig feſt verſchloſſenen Thüren und Fenſtern, darin lag nun nichts beſonders Unheimliches, wohl aber in der Haltung des Gebäudes, und was ſich unſere kindiſche Phantaſie damit vereinigt dachte.

Die Scheune ſtand nämlich ganz ſchief, nach einer Seite hingeneigt, und die alten Weiber im Armenhauſe erzählten, es habe ſich Jemand dort erhängt, und das Haus ſich darüber vor Entſetzen ſo geſchüttelt, daß es von der Zeit an ſo ein ſchwaches und hinfälliges Ausſehen bekommen. Uns graute beſtändig davor, und es hätte keines von uns Kindern gewagt, durch eine Thüre oder Fenſterſpalte in das Innere dieſes unheimlichen Hauſes zu blicken. Es war daher auch die furchtbarſte Strafandrohung bei Schelmenſtreichen, die wir begingen, in das alte Haus geſperrt zu werden. Meines Wiſſens aber kam dieſe Drohung nur einmal zur Ausführung, und zwar bei dem kleinen Mädchen des betrunkenen Maurers, als es einige Kreuzer verloren hatte, wofür das arme Ding hatte Bier holen ſollen.

Damals aber rotteten wir uns zuſammen und ſtürmten das unheimliche Haus, um die Kleine zu befreien, die wir in Krämpfen am Boden fanden.

Vor dem Armenhause nach der Straße zu befand sich ein ziemlich geräumiger Hof mit vier Akazienbäumen, welche das Vergnügen und die Unterhaltung der älteren Bewohner waren. Da, in dem dürftigen und doch so unentbehrlichen Schatten des sonst sehr öden und staubigen Raumes hatte jeder der Alten seinen beständigen Platz, der ihm von Andern gewiß nicht streitig gemacht wurde, und den er freiwillig nur in ganz besondern Fällen abtrat, wenn vielleicht ein Kranker sich zum ersten Mal wieder des goldenen warmen Sonnenscheins erfreuen durfte.

In den ersten Tagen des Frühlings, wenn noch kalte, heftige Winde den Aufenthalt im Hof unmöglich machten, betrachteten die alten Armenhäusler die Akazienbäume von den Fenstern ihrer Stuben aus, und wer zuerst eine kaum sichtbare grüne Knospe wahrnahm, der hatte eine wichtige Entdeckung gemacht. Wenn sich dann auch nach und nach die grünen Blätter entwickelten und endlich Schatten gaben, der zum ersten Mal benützt werden konnte, so war es großer Festtag. Da lag der lange, trübe Winter mit Hunger und Kälte, mit Jammer und Elend aller Art hinter ihnen, aber keiner sprach von den zurückgelegten trüben Tagen, sondern jeder erinnerte sich dieser oder jener schlimmen Mitternacht, wo der Sturmwind die alten Bäume tüchtig geschüttelt und wo jeder in seinem Bette Angst gehabt, es könne eine seiner grünen Lebensfreuden am Morgen zerschmettert gefunden werden.

Da saßen sie unter den vier Akazienbäumen, alte, gebeugte Männer, die ein wechselvolles Leben hinter sich hatten, und statt ihrer Schicksale zu gedenken, drehte sich meistens ihre ganze Unterhaltung um die schattenspendenden Zweige über ihren Häuptern; bald war der Sommer viel zu naß für sie, dann wieder zu trocken, einem schien es, als neige sich der Stamm der letzten Akazie seit dem vergangenen Winter doch etwas auf die Seite, einem Andern schienen die Blätter nicht so frisch wie im vorigen Jahr, einem Dritten hingen sie recht melancholisch herab, und einem

Kriegsgeschichte
von
F. W. Hacklaender
Stuttgart

Vierten wollte es gar nicht gefallen, daß man jetzt schon, Ende Auguſt, ſo viel welkes Laub herabflattern ſah.

Unſere ziemlich geräumige Wohnſtube — die Betten ſtanden hinter einem alten Vorhang — hatte Herr von Schwanefeld und ſeine Gemahlin im Laufe der Zeit ſo behaglich wie möglich eingerichtet. Von ihrem Mobiliar war mit Hülfe guter Freunde noch einiges gerettet worden, anderes erhielten wir von der Armenhausverwaltung, welche meinem Pflegevater, als dem ſolideſten und anſtändigſten der Bewohner, beſonders gewogen war, und auch wohl deßhalb, weil er ſich nach und nach durch ſchriftliche Arbeiten und Führung der Rechnungen zu einer Art von Unterbeamten emporgearbeitet hatte. In ſeinen Mußeſtunden nahm er häufiger ſeine alten Beſchäftigungen vor, und verfertigte unter meiner Beihülfe Luftballons und Vogelkäfige. Sein unverwüſtlicher Humor zeigte ſich bei dieſen Arbeiten am glänzendſten, und es gelang ihm faſt immer, die zuweilen trübe und bittere Laune der Frau Iduna zu verjagen. Sie hatte ſich an die ſtille Ruhe des Armenhauſes, für ſie die letzte Station dieſes Lebens, lange nicht gewöhnen können; denn da ſie eine lebhafte Phantaſie beſaß, hatte ſie in früheren Zeiten gerne Luftſchlöſſer gebaut, und mit Leidenſchaft geträumt von einem gänzlichen Umſchwunge ihres Schickſals, von einem heiteren glänzenden Abend ihres ſo wechſelvollen, trüben Lebens. Dieſe Hoffnungen waren jetzt alle verſchwunden und es traten leicht Thränen in ihre Augen, wenn ſie, beſonders an trüben Herbſtabenden, lange am Fenſter ſaß, dem welken Laube zuſchauend, wie es der Wind von den Bäumen ſchüttelte und wirbelnd von dannen führte.

Herr von Schwanefeld hatte ſeinen kleinen Arbeitstiſch neben den Ofen gerückt, in dem heute zum erſten Mal ein wohlthuendes Feuer brannte. Er ſummte ein Lied vor ſich hin, während er feine, farbige Papiere zu Luftballons, deren Ränder ich mit

Kleiſter beſtrichen, zuſammenfügte; Alice, unſer täglicher Gaſt, beſonders während der kalten Jahreszeit, wo es ihr in dem fadenſcheinigen dünnen Röckchen ſo außerordentlich wohl that, die Wärme unſeres Zimmers mitgenießen zu dürfen, hatte ſich neben mir auf eine Bank hinter den Ofen geſetzt.

Zuweilen trat ſie vor den Ofen, in deſſen Bratröhre ſich unſer Nachteſſen befand, ein Topf voll Kartoffeln in der Schale, welche ſie von Zeit zu Zeit betrachtete, um den richtigen Moment des Fertigwerdens nicht vorübergehen zu laſſen. Mein Pflegevater, der in früheren Zeiten viel und gut gegeſſen hatte, betrieb ſogar das Kochen der Kartoffeln mit einem gewiſſen gaſtronomiſchen Raffinement. Aus einem alten Stück Blech hatte er ſelbſt einen Schwadendeckel angefertigt, damit die Kartoffeln in keine Berührung mit dem Waſſer kämen und nur im Dampf gar gekocht würden. Auch mußte jede Kartoffel, wenn ſie fertig war, an einer Seite leicht aufgeplatzt ſein, weißliches Mehl zeigen, und den bekannten feinen Geruch ausſtrömen laſſen. „Eine ſolche Schüſſel Kartoffeln auf's Sorgfältigſte zubereitet und gelungen," pflegte er zu ſagen, „iſt mit einer Idee von Butter beſſer als ein mittelmäßiges Diner."

Da ſtand denn der alte Schwanefeld, zuweilen nach dem Ofen hin ſchnuppernd, in einem grauen, abgeſchabten Hausrock, ein Bild der Gemüthlichkeit. Sein Kopf, oberhalb ſo kahl wie eine Billardkugel, war auch ebenſo glatt und glänzend; aus ſeinem Geſichte ragte ſein ſpitzes, rothes Näschen neugierig wie ein Fragezeichen hervor und diente einem alten Brillengeſtell zur Unterlage, deſſen Gläſer ſich aber tief unter den Augen befanden, ſo daß ſeine Blicke, wenn ſie ſich von der Arbeit erhoben, alsdann unbewaffnet, aber etwas blöde um ſich ſchauten. Seine Backen hatten etwas ſchwammiges und waren von einer feinen Bläſſe überzogen. Am Munde erkannte man den Lebemann, be-

sonders an der Form der Lippen, wenn er sie spitzte oder in Erinnerung seinen guten Gerichtes in die Mundwinkel hineinzog.

Draußen trieb der Wind mit den welken Blättern der Akazienbäume sein Spiel, jagte sie im Hofe herum oder trieb sie über den Zaun hinaus auf die Straße; zuweilen hörte man droben die Wetterfahne ächzen, und die dunkeln Wolken, die am Himmel vorüberflogen, deuteten auf Regen oder Schnee.

„Reich mir, o Knabe, den Becher," sang Herr von Schwanefeld, wobei er im gleichen Augenblicke die Hand nach mir ausstreckte und einen kleinen, irdenen Krug mit Wasser in Empfang nahm, den er an seine durstigen Lippen brachte. „Das hat geschmeckt," sagte er, nachdem er den Mund abgewischt, „wie der köstlichste Wein; und jetzt, wo der Durst gestillt ist, also der Zweck erreicht, ist das Mittel hierzu vollkommen gleichgültig."

Frau Iduna seufzte und fing eine neue Nadel an ihrem Strumpfe an, nachdem sie sich ein paar Augenblicke an der Nase gekratzt, wobei sie nachdenklich zum Fenster hinausblickte.

„Ich hatte eigentlich in meinem Leben nie einen starken Durst und beneidete oft jene glücklichen Menschen, denen die Lust zum Trinken mit jedem Glase steigt. Ich kannte Virtuosen darin, echte gemüthliche Trinker, wie sie in Liedern und Balladen verherrlicht sind, die sich Abends in ihr Kämmerlein mit ihren Flaschen einschlossen, sich selbst an den Stuhl festbanden, und dann in seliger Gemüthsruhe tranken, bis der Mond und die Sterne auf den Boden herabkamen."

„So was muß man vor den Kindern erzählen!" sagte Frau Iduna in verweisendem Tone.

„Als abschreckendes Exempel, meine Liebe," entgegnete von Schwanefeld, indem er einen Zeigefinger in die Höhe hob.

„Laß mich endigen und die Moral dieser Geschichte anbringen. Ja, das nahm freilich kein gutes Ende," fuhr er alsdann zu uns gewandt fort:

„Heute noch auf ſtolzen Roſſen,
Morgen durch die Bruſt geſchoſſen,
Uebermorgen —"

„Nein, nein," verbeſſerte er ſich, es muß heißen: „Geſtern, heut' und morgen —"

„Gleichviel," warf ſeine Frau dazwiſchen, „der Kern der Wahrheit iſt, daß Jemand, der ſich ausſchließlich dem Wohlleben hingibt und nie für den nächſten Tag denkt, endlich zu Grunde gehen muß." Bei dieſen Worten ſtieß ſie abermals einen tiefen Seufzer aus.

Herr von Schwanefeld klebte eifriger als bisher ſeine Ballons zuſammen, und eine Zeit lang vernahm man in der Stube nichts mehr, als das Summen des Ofens und das Geräuſch des kochenden Waſſers.

„Geh' her, Alte," ſagte von Schwanefeld nach einer Pauſe, wobei er ſeine Brille feſt an die Augen rückte und nach ſeiner Frau hinüberſah, „es betrübt Dein Gemüth, wenn Du ſo in die traurige Nacht hinausſchauſt, komm' zum heimlichen Lampenſchein, komm' in unſere Mitte, wir wollen luſtig ſein, mein Ballon iſt fertig — ein furchtbarer Kerl. Alice hat an ihren Kartoffeln ein wahres Meiſterſtück gemacht, und nun wollen wir tafeln, beſſer als Kröſus. — Es lebe die Freude, es lebe der Wein!"

Frau Iduna ſchüttelte mit dem Kopfe, doch that ſie ihrem Gemahl den Wunſch, ſie ließ den alten Vorhang am Fenſter herab und trat an den Tiſch.

Mein Pflegevater hing den Luftballon zum Trocknen an die Wand, Alice und ich räumten die Papierſtreifen zuſammen, das kleine Mädchen holte aus einem Wandſchrank ein paar zinnerne Teller und einige Gabeln und Meſſer hervor, und nachdem die Schüſſel mit den dampfenden Kartoffeln auf den Tiſch geſetzt war, meldete Herr von Schwanefeld in untadelhafter Haltung der „gnädigen Frau", daß das Souper ſervirt ſei. Ehe er ſich

aber selbst zu uns an den Tisch setzte, trat er dicht heran, stützte seine Linke auf den Rand des Tisches, während er die Rechte mit feierlicher Miene in seinen Busen steckte.

„Was kommt nun da wieder?“ meinte Frau Iduna, und es zeigte sich ein Lächeln auf ihrem etwas erheiterten Gesichte.

„Meine Herren und Damen,“ sprach Herr von Schwanefeld nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „ehe wir unser köstliches Souper beginnen, muß ich Sie daran erinnern, daß es heute ein ganz besonderer Tag ist, welchem wir diese Festivität verdanken; heute sind es nämlich gerade ein Dutzend Jahre geworden, daß dieser kleine Schlingel da,“ er zeigte auf mich, „die Welt betrat.“

Ich hatte wahrhaftig meinen Geburtstag vergessen und der guten Frau Iduna war es ebenso ergangen, jetzt aber, als sie so plötzlich daran erinnert wurde, schien sie dieß Vergessen durch verdoppelte Herzlichkeit wieder gut machen zu wollen, denn sie zog mich an sich, legte ihren Kopf auf meine Stirne und flüsterte mir tausend Glückwünsche zu.

Alice blickte verwundert in die Höhe, denn von der Feier eines Geburtstages hatte das arme Geschöpf durchaus keine Idee. Sie wußte nicht einmal, auf welchen Tag des Jahres der ihrige fiel.

Herr von Schwanefeld nickte gerührt mit dem Kopfe, und als seine Frau mich los ließ, legte er die Hand auf meinen Kopf und sprach mit herzlichen Worten die Erwartung aus, daß ich in den nächsten zwölf Jahren noch ein ganz anderer Kerl werden müßte als heute — „wenn uns lange der kühle Rasen deckt,“ setzte er hinzu, fuhr aber gleich darauf in heiterem Tone fort: „Doch weg mit allen traurigen Schatten, feiern wir diesen festlichen Abend, so gut es unsere Verhältnisse gestatten, und diese Verhältnisse,“ setzte er schalkhaft lächelnd hinzu, „bestehen aus den vortrefflichsten Kartoffeln, wozu gute Butter kommt, die ich zum

Feſte angeſchafft mit einem Krug Bier; und nun wollen wir luſtig ſein, und vergnügter tafeln als der König.“ Er holte die beiden Gegenſtände, die er bis jetzt verſteckt hatte, herbei, und dann ſetzten wir Vier uns um den Tiſch und ließen es uns ganz vortrefflich ſchmecken. Unſer Souper war noch nicht zu Ende, als an die Thüre geklopft wurde und ſich dieſe, ohne daß man ein Herein abgewartet hätte, öffnete. Auf der Schwelle erſchien eine kleine korpulente Frau in ein großes Umſchlagtuch gehüllt, welche Frau mit dem Kopfe nickte und dann mit einem lauten ‚Guten Abend‘ näher trat. Es war Madame Merzer, die häufig nach uns ſah und mir ſeit dem Tage meiner Geburt ihre beſondere Neigung geſchenkt und erhalten. Jedesmal, wenn es ihre Geſchäfte erlaubten, hatte ſie den Abend des heutigen Tages bei uns zugebracht, war auch nie mit leeren Händen gekommen, und als ſie jetzt das Umſchlagtuch ablegte, blickte Herr von Schwaneſeld ſchmunzelnd auf den großen Korb, aus dem ein paar blinkende Flaſchenhälſe hervorragten. Sie ließ es ſich nicht nehmen, unſern Tiſch neu zu verzieren, und es dauerte nicht lange, ſo hatte ſich der Anblick deſſelben erſtaunlich verändert. Oben und unten ſtand eine Flaſche Wein und in der Mitte verſchiedene Stücke Kuchen, welche Madame Merzer in weißem Papier recht appetitlich vor unſern Augen ausbreitete. Nachdem ſie ſich's bequem gemacht hatte und mein Pflegevater die Gläſer vollgeſchenkt, langten wir herzhaft zu, und man konnte unſerem Appetite nicht anſehen, daß wir ſchon ein ſo ſtarkes Souper hinter uns hatten.

„Bier iſt gut, aber Wein iſt beſſer,“ meinte Herr von Schwaneſeld nach einem tüchtigen Zuge, „er erfreut wirklich des Menſchen Herz — ich hätte nicht gedacht, daß unſer heutiger Abend noch ſo außerordentlich feſtlich endigen würde.“

„Und mir iſt es unmöglich,“ ſagte Madame Merzer, „wenn ich es anders nur irgend machen kann, am heutigen Abend zu fehlen. Ich kann Sie verſichern, ich ſaß bei der Kindtaufe der

Frau Inſpektor Hauer, von der ich eben herkomme, wie auf Kohlen. Die Leute haben die eigenthümliche Manier, erſt gegen Abend taufen zu laſſen. Ich begreife nicht, was dabei Geſcheidtes herauskommen ſoll."

„Es iſt ein Mädchen?" fragte Herr von Schwanefeld.

„Ja, ſie haben nun deren vier, und er hat ein recht ſaures Geſicht gemacht. — So," fuhr die Frau fort, indem ſie mit beiden Händen über den Tiſch ſtrich, „jetzt wollen wir die Geſchichte ruhen laſſen, und nur uns und unſern Erinnerungen leben. Ja, Kleiner," ſprach ſie gegen mich gewandt, „ich werde den Tag niemals vergeſſen, wo Du auf die Welt gekommen, Deine Glückshaube — und er trug eine ſo ſchöne, wie ich nie etwas geſehen," — ſagte die Hebamme zu Frau von Schwanefeld, „hatte auf mich eingewirkt, damals fing ich meine Praxis an und hatte noch erſtaunlich wenig zu thun, kaum aber warſt Du da, ſo hatte ich nicht mehr Zeit genug für all' die reſpektabeln Häuſer; in welche ich gerufen wurde. — Aber ſo oft ich ihn ſehe," fuhr ſie nach einer Pauſe, während der ſie mich wohlgefällig betrachtete, fort, „kann ich mich nicht genug wundern, wie ſich das Bürſchchen gemacht hat. Erinnert Ihr Euch noch, Frau von Schwanefeld, was für ein armſeliges Ding er war, als wir ihn in das Leintuch wickelten und ſeiner armen Mutter, die Gott ſelig haben möge, brachten. Ich hätte keinen Sechſer um ſein Leben gegeben. — Er hat ſich unglaublich gemacht, und was das Seltſamſte iſt, von all' den Kindern, bei deren Geburt ich an dieſem 16. November zugegen war, iſt bis auf den heutigen Tag keines geſtorben. — Alle ſehe ich noch zuweilen friſch und munter, das heißt — doch nicht Alle," unterbrach ſich Madame Merzer nach einem kleinen, ernſten Nachdenken, „von einem weiß ich nicht, was aus ihm geworden iſt, und doch hätte mich das Schickſal dieſes Kindes wahrhaftig ebenſoviel intereſſirt, wie das von einem Dutzend anderer."

„Aha, ich erinnere mich," ſagte Frau von Schwanefeld, „Ihr ſpracht vor einigen Jahren davon, ich glaube, die Eltern ſtarben oder zogen von hier fort."

Madame Merzer ſchüttelte lange und nachdenklich mit dem Kopfe, dann ſagte ſie: „Keines von Beiden, das war es nicht, ich meine, ich hätte die Geſchichte einmal ausführlich erzählt."

„Nie, nie," ſagte mein Pflegevater in eifrigem Tone, und beugte ſich in einer horchenden Stellung über den Tiſch. „Erzählt uns das, Frau Merzer, Ihr pflegt ſo eine Sache vortrefflich darzuſtellen. — Wir ſitzen hier ſo fröhlich beiſammen und draußen ſaust der Wind um das Haus; es iſt das rechte Klima, um eine Geſchichte zu erzählen, namentlich wenn ſie ein Bischen abenteuerlich iſt, wie ich vorausſetze."

Die Hebamme nickte bedächtlich mit dem Kopfe, dann ſagte ſie: „Abenteuerlich iſt ſie genug, ja ſo außerordentlich ſeltſam, daß ich ſie überhaupt nicht Jedermann glauben würde, aber was ich ſage, darauf kann ich einen körperlichen Eid ablegen, gewiß und wahrhaftig." Darauf patſchte ſie, wie zur Bekräftigung, mit der flachen Hand auf den Tiſch.

„Feuchtet Euren Mund an und laßt hören," ſagte Herr von Schwanefeld.

Die Frau that einen guten Zug, dann begann ſie: „Meinetwegen. Es ſind einige Jahre darüber hingegangen und wir befinden uns hier ganz unter uns; aber," ſetzte ſie mit einem Blick auf mich hinzu, „ſollten wir die Kinder nicht vorher zu Bette ſchicken?"

Ich ſah meinen Pflegevater mit einem bittenden Blicke an, und als dieſer nichts ſagte, nahm ich Alice bei der Hand und ſetzte mich mit ihr in den hintern Winkel des Zimmers auf ein kleines Bänkchen, das neben meinem Bette ſtand.

„Das iſt eine Geſchichte gerade ſo wie man ſie in Romanbüchern lieſt," ſagte Frau Merzer, „und ich müßte mich ſehr

irren, wenn nicht was Aehnliches ſchon paſſirt wäre und ſogar gedruckt worden; doch weiß man nicht, ob den Leuten, welche ſolche Bücher ſchreiben, auch zu trauen iſt; was ich Ihnen aber hier erzähle, davon geht kein Titelchen ab."

Herr von Schwanefeld hatte eilig das Glas der Frau wieder gefüllt, worauf dieſe einen tiefen Zug that und alsdann fortfuhr:

„Es war in derſelben heutigen Nacht, es iſt ſchon manches Jahr her, als ich in der Dämmerung nach Hauſe ging, ich kam von einem komplizirten Fall, war etwas müde, und ſchlich an den Häuſern dahin, — du lieber Gott, es iſt mir gerade ſo, als ſei es heute Nachmittag erſt paſſirt, ich könnte euch die Steine am Boden zeigen, vielleicht hundert Schritte von der Kirche St. Jakob, wo ich plötzlich ſtehen blieb, ja ſtehen bleiben mußte, denn wie aus dem Boden hervor ſtand ein Mann mit einem Mal ſo dicht vor mir, daß ſeine Naſe meine Haubenbündel berührte.

„Na, was ſoll's? ſagte ich in einem Tone, der ſchon manchen kecken Geſellen weiter getrieben hat, und dabei lüpfte ich meinen rechten Arm unter dem Halstuch ein wenig, um dem Zudringlichen zu zeigen, daß er ſich im Nothfall auf eine Ordentliche gefaßt machen könne. Gebt Raum, ſage ich Euch!

„Der Mann trat lachend einen Schritt zurück, dann legte er die Hand auf meinen Arm und ſprach in vertraulichem Tone: Es iſt ein Geſchäft, Frau Merzer, Ihr werdet doch nicht glauben, daß man Euch überfallen will.

„Daß er meinen Namen nannte, beruhigte mich ſchon in etwas, obgleich die Gegend der Stadt, in welcher er mich anhielt, — ihr kennt ſie wohl, — nicht gerade dazu gemacht iſt, um mit einem wildfremden Menſchen zu plaudern."

„Ja, es iſt da wohl ein Bischen öde auf dem ehemaligen Kirchhof von St. Jakob," ſagte Herr von Schwanefeld, „man geht nicht gern Abends allein dahin."

„Und die einzige Gaslaterne, die dort brennt," meinte Madame

Merzer, „zeigt mehr die Dunkelheit und den Geiz der Stadträthe, als daß ſie hell macht; ich bin übrigens viel zu ſehr gewöhnt, zu jeder Stunde der Nacht auf den Straßen zu ſein, als daß ich furchtſam ſein ſollte. Und hier, als der Fremde, wie geſagt, meinen Namen nannte und vom Geſchäfte ſprach, da fühlte ich gleich an meine große Taſche, ob ich ſie auch bei mir habe, und fragte darauf: es handelt ſich wahrſcheinlich um eine Entbindung?

„Darum handelt es ſich, gab mir die Geſtalt zur Antwort; ich muß wahrhaftig ſagen Geſtalt, denn das Ding, welches vor mir ſtand in ziemlicher Größe, war wie ein Wickelkind in einen langen, dunkeln Mantel gehüllt, und hatte einen Hut auf mit ſo breiter Krempe, daß man nicht einmal die Spitze ſeines Kinns ſah.

„Wenn es ſich aber darum handelt, fuhr ich nach einer Pauſe fort, ſo wollen wir keine langen Vorreden machen. Geht voraus, ich folge Euch.

„Es wird etwas weit zu Fuße ſein, gab er zur Antwort und blickte um ſich, als hoffe er irgendwo einen Wagen hervorkommen zu ſehen.

„So nennt mir denn die Straße, ſagte ich, ich bin an weite Wege gewöhnt und laufe ziemlich rüſtig.

„Das Haus, wohin wir müſſen, iſt nicht in der Stadt, ſprach er, wir hätten wohl eine gute Stunde zu fahren.

„Das machte mich einigermaßen mißtrauiſch, denn ich hatte ſchon in Büchern geleſen, wo man eben ſo nächtlicher Weiſe Aerzte oder Scharfrichter zu einer ſchrecklichen That hinweggeführt hatte, deßhalb ſchüttelte ich mit dem Kopfe, und dabei gab ich der Geſtalt ruhig zur Antwort: Mein lieber Herr, ich bin allerdings eine approbirte Hebamme in hieſiger Stadt, und wenn man mich ſelbſt bei Nacht und Nebel holt, ſo muß ich gehen, vorausgeſetzt, daß ich weiß wohin, und wenn Ihr mir alſo nicht mit klaren Worten ſagt, wer meine Hülfe verlangt, ſo wünſche ich Euch einen

schönen guten Abend; damit machte ich eine Wendung, um bei ihm vorüberzukommen.

„Man hat mir schon erzählt, sagte darauf der Mann, der vor mir stand, kopfschüttelnd, daß Ihr eine ganz eigenthümliche Frau seid, und nur Eure anerkannte Geschicklichkeit ist schuld, daß wir uns an Euch wenden, wir hätten ja unter einem Dutzend wählen können.

„Das war nun allerdings wahr, und z. B. die Frau Schwarz und die Frau Maier, auch die Frau Müller und die Frau Fischer würden sich im andern Fall nicht im geringsten gesträubt haben, ein gutes Honorar zu verdienen oder mir eine Kundschaft wegzukapern.

„Daß Ihr wissen wollt, wer nach Euch verlangt, fuhr er fort, finden wir außerordentlich begreiflich. Kennt Ihr Schloß Felseck?

„Bei Stromfeld? fragte ich. Eine starke Stunde von hier? Allerdings, und dahin soll's gehen?

„Gehen gerade nicht, gab die Gestalt zur Antwort, aber wenn es beliebt, wollen wir dahin fahren."

Madame Merzer hatte die Arme breit auf den Tisch gelegt, blickte der Frau von Schwanefeld in's Gesicht, und fuhr dann nach einem kurzen Stillschweigen fort: „Was sollte ich machen? ich war einmal in meinem Beruf, die freiherrliche Familie auf Felseck war mir wohl bekannt, und ich glaubte auch gehört zu haben, daß dort bei der jungen Baronin etwas bevorstände. Im andern Falle fiel es mir freilich auf, daß so eine vornehme Familie mich nicht schon ein paar Tage früher benachrichtigt, doch ließ mir die Gestalt nicht lange Zeit zum Ueberlegen; sie wandte sich um, streckte den rechten Arm aus, und augenblicklich kam ein Wagen hinter der alten Kirchhofmauer von St. Jakob hervor. Sonst war nichts zu hören noch zu sehen. Es wäre mir schon angenehm gewesen, wenn Jemand meiner Bekanntschaft zufällig

des Weges gekommen wäre, aber es erſchien Niemand und der verſchloſſene Wagen fuhr ſo dicht neben uns hin, daß man uns von den benachbarten Häuſern aus nicht mehr ſehen konnte.

„Ihr habt alles Nothwendige bei Euch? fragte die Geſtalt.

„Das gab mir Veranlaſſung nicht nur noch eine Weile ſtehen zu bleiben, ſondern auch um den Wagen herumzugehen bis unter die Gaslaterne, um dort meine Taſche zu öffnen. Der im Mantel folgte mir und ſchaute aufmerkſam zu, wie ich die einzelnen Gläschen in die Hand nahm, Binden und Bandagen, meine Spritze, Hoffmänniſche Tropfen, Scheere und Zimmetwaſſer.

„Fehlt etwas? fragte er.

„Es iſt alles bei einander, gab ich zur Antwort, und wenn man gar etwas Außergewöhnliches braucht, ſo iſt ja in Stromfeld eine gute Apotheke.

„Er murmelte etwas in ſich hinein, das ungefähr ſo klang, als wollte er ſagen, das wird ſich finden, dann fuhr er lauter fort: Nun denn in den Wagen, Madame Merzer, wir haben wahrhaftig keine Zeit mehr zu verlieren.

„Ehe ich nur recht wußte wie das kam, hatte die Geſtalt mich unter den Armen gefaßt und im Handumdrehen in den Wagen gehoben. Wäre es nicht beſſer, ſagte ich noch, — woher es kam wußte ich nicht, aber ich war auf einmal ängſtlich geworden — wenn Sie bei meiner Wohnung vorbeiführen, damit ich ſagen könnte, wohin man mich geholt?

„Ach was, entgegnete er in einem härteren Tone als er bisher geſprochen, Ihr thut ja gerade, als ob wir aus der Welt gingen. Madame Merzer, ſo eine geſcheidte Frau wie Ihr ſollte nicht ſo viel Aufhebens machen, man drückt die Augen zu, empfängt ein tüchtiges Honorar und iſt dabei verſichert, daß man nichts Unrechtes von einem verlangt. — Fort! rief er dem Kutſcher zu.

„Die Pferde ſetzten ſich in einen anſtändigen Trab und liefen

anfangs nicht geschwinder, als seien sie an eine solide Taufkutsche gespannt. Was er vom Augenzudrücken sagte, wäre nicht nothwendig gewesen, denn ich sah ohnedieß so gut wie gar nichts. Auf der Seite, wo ich saß, war das Glasfenster des Wagens hinaufgezogen und ein blauseidener Vorhang herabgelassen, doch schielte ich fleißig drüber hinaus und sah, daß anfänglich alles in Ordnung war, nach Stromfeld zu nämlich. Da fuhren wir durch die Peterstraße, durch die Heugasse, dann über den Gänsemarkt und zum Steinthore hinaus. — Jetzt aber auf einmal kam es anders. Nach Stromfeld zu hätten wir geradeaus fahren müssen, plötzlich aber bog der Wagen links ab auf die Straße, welche rings um die Stadt führt, und nun auf einmal zogen die Pferde an: hast du nicht gesehen — es ging wahrhaftig wie mit der Eisenbahn.

„Ja, was ist denn das? rief ich meinem Begleiter zu, das geht ja nicht nach Stromfeld hinaus.

„Der Kutscher will einen anderen Weg machen, gab mir die Gestalt ruhig zur Antwort. Ich hielt mich mit beiden Händen an einer der Gurten fest, die neben den Fenstern hingen. Die Pferde rannten in gestrecktem Galopp dahin und der Wagen schwankte von einer Seite auf die andere. Dazu hatte mein Nachbar auch auf seiner Seite den blauen Vorhang herabgelassen, und so wurden wir ohne Luft und Licht hin- und hergerüttelt wie Erbsen in einer Schale.

„Endlich ward es mir zu arg. Hören sie, sagte ich zu der Gestalt, indem ich sie am Mantel zupfte, wenn das noch lange so fort geht, so wird es mir übel werden und dann stehe ich für gar nichts.

„Es wird wohl noch eine Zeit lang so fortgehen, gab er mir kurz zur Antwort, und wenn Sie Uebelkeiten verspüren, so rathe ich Ihnen, ein paar Hoffmannstropfen zu nehmen.

„Wir fahren nicht nach Stromfeld, ſagte ich darauf, ſonſt müßten wir ſchon lange dort ſein.

„Darin haben Sie recht.

„Aber wohin führt man mich? Ich würde um Hülfe ſchreien.

„Schreien ſie immer zu, es wird Sie niemand hören.

„Das wollen wir einmal ſehen," rief ich, im höchſten Grade entrüſtet, und fing in der That an ſo laut zu ſchreien, als es nur möglich war.

„Er lachte laut auf und es war gerade, als liefen die Pferde um ſo geſchwinder, je mehr ich ſchrie. Als ich darauf wieder ruhig wurde, ſagte die Geſtalt mit ſehr freundlichem Tone der Stimme: Meine liebe Madame Merzer, nehmen Sie Vernunft an, thun Sie ſich's ſelbſt zu lieb, was nützt es, daß Sie ſich alteriren, der Wagen wird ſeinen Weg doch fortſetzen. Seien Sie nicht kindiſch, Geſchäft iſt Geſchäft: ob Sie Ihre Kunſt auf Felseck betreiben oder anderswo, das kann Ihnen wohl in der That ganz gleichgültig ſein. Etwas Schlimmes verlangt man nicht von Ihnen, darauf gibt Ihnen ein Kavalier ſein Ehrenwort, und ſonſt werden Sie wohl auch mit uns zufrieden ſein.

„Ich ſchwieg und legte mich in eine Ecke des Wagens, was konnte ich auch Geſcheidteres thun? Wir mochten eine Stunde gefahren ſein, als der Wagen hielt, der Schlag geöffnet wurde, mein Begleiter ausſtieg und zu mir ſagte: Wenn Sie einen Augenblick friſche Luft ſchöpfen wollen, ſo bitte ich Sie ſich nicht zu geniren. — Begreiflicherweiſe wollte ich doch ſehen, wo wir wären, und ich folgte ihm. Wir waren auf einer Ebene, die mir völlig unbekannt war. Ein ſcharfer Wind ſtrich durch das dürre Gras. Links an der Straße war eine Vertiefung mit ſumpfigem Waſſer, ich ſah es zwiſchen Binſen im Mondſchein glänzen, und hinter demſelben ziemlich weit rückwärts glänzte ein Licht. Die Pferde waren ausgeſpannt worden; indem man ihnen wol-

lene Decken überwarf, bemerkte ich wohl wie sehr sie erhitzt waren. Dichter Dampf wie Nebel stieg von ihnen empor, auch schüttelten sie sich und schnauften; was mich aber mehr interessirte, das war ein Reiter, der mit der Gestalt, welche an ihn hingetreten war, ein paar Worte wechselte, darauf mit rauher Stimme gut! gut! rief, sein Pferd wandte und im vollen Galopp über die Ebene dahinflog. Auch ich mußte wieder einsteigen, der Schlag wurde zugemacht, und die alte Komödie fing wieder an. Es war ein entsetzliches Fahren, und ich konnte mich nicht enthalten, meinem Begleiter, der stumm neben mir saß, zu sagen: Geben Sie mir nur um's Himmelswillen die Versicherung, daß wir nicht Hals und Beine brechen. Er suchte mich lachend zu beruhigen, indem er sagte: Der Wagen sei stark, Kutscher und Pferde gut, und der Weg auch gerade nicht zu schlecht. Na, was das Letztere anbelangte, davon brauchte er nicht viel Rühmens zu machen. Ich sage Euch, wir fielen oft in Löcher hinein, daß das ganze Wagengestell krachte. Ich hielt meine Tasche sorgfältig auf dem Schooße fest, um das Brechen meiner Medizingläser zu verhüten."

„Trinken Sie einmal, Frau Merzer," sagte Herr von Schwanefeld: „das viele und rasche Sprechen trocknet Euch den Mund aus. Das ist ja ein außerordentlich merkwürdiges Erlebniß. Was meinst Du, Iduna, wenn Dir einmal so etwas passirt wäre. Doch stille, stille," setzte er hinzu, als Frau von Schwanefeld etwas entgegnen wollte, „laßt unsere gute Freundin weiter erzählen."

„Wir wechselten noch zweimal die Pferde," fuhr Madame Merzer fort, „und ich durfte jedesmal aussteigen, um frische Luft zu schöpfen. Das zweite Mal befanden wir uns in der Nähe eines Dorfes, auf dem Kirchthurme schlug es zehn Uhr. Wir waren drei Stunden gefahren. Die Gestalt hatte nichts dagegen, daß ich ein paar Dutzend Schritte neben dem Wagen

auf und ab ging. Als ich einmal ſtehn blieb, meinte ich zur Seite das dumpfe Rauſchen eines Fluſſes zu vernehmen; auch bemerkte ich, als ich ſcharf nach der Richtung hinblickte, daß ſich dort ziemlich hohe Berge erhoben. Deutlich konnte ich nichts ſehen, denn der Mond war hinter dichten Wolken untergegangen. Noch eine halbe Stunde fuhren wir, dann glitten die Räder des Wagens ſanft dahin, wie durch weichen Sand, doch nicht lange, und die Hufe der Pferde klapperten wie auf Holzwerk. Die Geſtalt ließ den Vorhang ein Bischen in die Höhe, und als ich hinausblickte, bemerkte ich, daß wir uns auf einem großen Boot mitten im Fluſſe befanden. Aufwärts ſchauend ſah ich auch, daß wir uns der Bergwand ſehr genähert hatten, und drüben in der Höhe ſchimmerte ein helles Licht.

„Als wir am andern Ufer angekommen waren, wurden noch zwei weitere Pferde vor unſeren Wagen gelegt, dann klatſchten die Peitſchen, und es ging, aber zum Erſtaunen ſchnell, ganz entſetzlich ſteil aufwärts. Ich konnte das deutlich fühlen, da ich ganz rückwärts lag und meine Taſche feſt an mich hin fiel. Auch vernahm ich zuweilen den Ruf des Kutſchers und das Klatſchen der Peitſchen. Früher hatte man auf dem ganzen Wege nichts dergleichen gehört.“

„Da ging es ja am Ende zu einem Raubſchloſſe hinauf mit Euch, meine Freundin,“ meinte Herr von Schwaneſeld. „Das intereſſirt mich außerordentlich; wenn ich nur an Eurer Stelle geweſen wäre, ich hätte ſchon zuweilen verſucht, ein wenig durch den Vorhang hinauszuſchauen.“

„O, verſucht hatte ich das auch einigemal, aber wenn ich den Vorhang aufheben wollte, ſo legte die Geſtalt ihre Hand ruhig auf meinen Arm und ſagte ganz gemüthlich: Laßt das gut ſein, Madame Merzer, es wird doch nichts nützen, — und da hatte ſie recht, denn wie ich vorhin ſchon ſagte, mir war die Gegend völlig fremd, und wenn es mir auch möglich geweſen wäre, einen

Blick auf das Haus oder das Schloß zu werfen, dem wir entgegenfuhren, so wäre es mir wahrscheinlich eben so fremd vorgekommen wie alles Uebrige."

„Trinkt einmal," sagte Frau von Schwanefeld, „ich hoffe, Ihr habt uns noch viel und lange zu erzählen."

„Gewiß," entgegnete Madame Merzer, mit dem Kopfe nickend, „und es ist gut, wenn ich mich ein Bischen erfrische," Sie tunkte ein Stückchen Kuchen in den Wein und verspeiste dasselbe mit großem Behagen.

Daß ich, der ich in der Ecke des Zimmers saß, fast jedes Wort dieser abenteuerlichen Erzählung mit Begierde in mich aufnahm, alles noch mit phantastischen Figuren ausschmückte, brauche ich wohl nicht zu sagen. Es war mir, als flög' ich neben dem Wagen her, in welchem die Gestalt und Frau Merzer saßen, über weite, öde Haiden dahin, wo das dürre Gras vom Winde bewegt so unheimlich flüsterte. Rechts und links an der Straße, im Mondschein leuchtend, sah ich große Wasserlachen mit wehendem Schilfe, und hinter dem Wagen, der mit rasender Eile dahinflog, ballten sich, wie zur Verfolgung, die dunkeln Wolken zu allerlei schrecklichen Gestalten zusammen. Was mich aber am meisten interessirte, das war jener einzelne Reiter, der dem Wagen vorausgaloppirte und der mit rauher Stimme gut — gut — gesagt hatte. An seiner Seite mußte unfehlbar ein langes Schwert hängen, und von seinem schwarzen Hute eine Feder nicken.

Das kleine Mädchen, welches neben mir saß, schien sich dagegen sehr wenig aus der Geschichte der Frau Merzer zu machen. Zuerst hatte sie aufmerksam zugehört, aber dann fing sie an zu gähnen und endlich legte sie ihr Köpfchen auf meine Kniee, worauf sie in Kurzem sanft eingeschlafen war. Das arme Ding mit seinem guten Gesichtchen. Es hatte dasselbe aufwärts gerichtet und lächelte so lieb im Schlafe, daß ich mich nicht enthalten

konnte, zuweilen einen Kuß auf ihre Stirne zu drücken, und es war gerade, als ob ſie das fühlte, denn darauf ſchmiegte ſie ſich nur noch feſter an mich an.

Nun begann die Frau Merzer ihre Erzählung wieder und ſagte: „Endlich hielt der Wagen und ich hörte etwas knarren und ſeufzen, gerade ſo, als ob ein großes Gitterthor aufgeſchloſſen würde, dann rollte der Wagen faſt eben auf weichem Sande dahin.“ Hier unterbrach die Frau ihre Erzählung, indem ſie ſagte: „Richtig, etwas hätte ich beinahe vergeſſen, als ich vernahm, wie ſich das Gitterthor öffnete, hörte ich auch einen Springbrunnen plätſchern.“

„Ihr thatet ſehr recht daran, Euch ſolche Kleinigkeiten in's Gedächtniß einzuprägen,“ bemerkte Herr von Schwanefeld, „wer weiß, ob Ihr nicht noch einmal in den Fall kommen könnt, großen Werth auf dieſe Einzelheiten zu legen.“

„Das dachte ich auch, und brachte den Fluß unten mit ſeiner Fähre, dahinter den ſteilen Berg, das Gitterthor, und vor allen Dingen den Springbrunnen ſo lebhaft vor meine Augen, daß ich alles das hätte aufzeichnen können.

„Nun machte der Wagen,“ erzählte die Frau weiter, „eine ſcharfe Wendung nach Rechts, rollte dann dumpf unter einen Thorbogen, und nachdem die Pferde ein paar Sekunden lang auf Pflaſterſteinen geklappert, hielten ſie plötzlich an. Der Schlag wurde geöffnet, die Geſtalt ſprang heraus und half mir auf den Boden, indem ſie mich eigenthümlicher Weiſe um den Leib faßte und mit einem Schwunge auf die Schwelle der Thüre ſetzte, die geöffnet war, in welche ich durch die eben beſchriebene Bewegung genöthigt war einzutreten, und die ſich dann raſch hinter mir verſchloß. Wohl hatte ich verſucht, als er mich aus dem Wagen hob, etwas von der Umgebung zu ſehen, doch war die Nacht rabenſchwarz und ließ er mir auch, wie eben geſagt, hierzu durchaus keine Zeit.

„Da ſtand ich denn auf einer Wendeltreppe, welche mäßig erhellt war und die man mich erſuchte hinanzuſteigen. Da ich nun einmal ſchon das Schlachtopfer war, ſo bemerkte ich kein Wort mehr, ſondern ging hinauf, wenigſtens vierzig Stufen, dann kamen wir auf einen kleinen Gang: eine Thüre wurde geöffnet, und ich betrat ein großes Gemach, ſchön und reich ausmöblirt, es war ungefähr ſo, wie man auf Bildern das Innere von alten Schlöſſern ſieht. An den Wänden herum ſah man lauter Holz, oben an der Decke ebenfalls, und von derſelben herab hingen große Zapfen farbig und vergoldet, und in der Mitte ein ſchwerer Kronleuchter von Metall und Glas, auf dem aber keine Kerze brannte. Ueberhaupt war die Beleuchtung in dem großen Zimmer ſpärlich genug und ging dieſelbe nur von einem einzigen Lichte aus, welches in einer Ecke auf einem Tiſchchen brannte. Etwas mehr Helle als dieſes Licht gab ein großer offener Kamin, in welchem mit ſo ſtarken Holzblöcken geheizt war, daß wir mit einem einzigen davon unſern Ofen den ganzen Winter hätten warm machen können. Vor dieſem Kamin ſtand ein Mann, der ſich die Füße wärmte. Er hatte große, ſehr beſchmutzte Reitſtiefel an mit mächtigen Sporen und trug einen grauen Jagdrock, ſowie einen Gürtel, an dem ein Hirſchfänger hing. Er nahm durchaus keine Notiz von mir, ſondern, als man die Thüre hinter mir ſchloß, ſtützte er ſeinen Arm auf das Kamingeſims, ſenkte den Kopf herab und ſchien aufmerkſam in das lodernde Feuer zu blicken.

„Die Geſtalt, die mit mir eingetreten war, hieß mich auf einem Stuhle niederſitzen, der gegenüber dem Kamin auf der anderen Seite des Zimmers ſtand. Das that ich, und nachdem ich ein paar Augenblicke geſeſſen, fing der am Kamin an mit mir zu ſprechen, d. h. er wandte ſich nicht um, und ich konnte nur aus ſeinen Worten entnehmen, daß das, was er ſagte, an mich gerichtet war. Ich war erzürnt über dieſe Unhöflichkeit, man

ſchien ja meine Hülfe zu brauchen, und ich wollte gewiß nichts von ihm, deßhalb hatte ich auch gute Luſt, keine Antwort zu geben und ſchwieg. Doch legte die Geſtalt, welche neben mich getreten war, ihre Hand ziemlich derb auf meine Schulter und ſagte in drohendem Tone: Man ſpricht mit Euch, ſeid geſcheidt und gebt Antwort.

„Der am Kamine wiederholte nun ſeine Frage: Ihr wißt, warum man Euch hierher geholt?

„Ich kann es mir allenfalls denken," gab ich zur Antwort, „und hoffe, daß es was Gutes iſt, denn ſonſt könnte man ſich in mir verrechnet haben.

„Eine Frau hier im Schloſſe bedarf Eurer Hülfe — augenblicklich, es iſt die höchſte Zeit.

„So wollen wir zu ihr gehen," ſagte ich.

„Sogleich, vorerſt aber thut Euch ſelbſt den Gefallen, von mir etwas anzuhören, wornach Ihr Euch ſtrenge zu richten habt. Ihr werdet jene Frau nur das fragen, was ihr Zuſtand bedingt, Euch auf ſonſt gar nichts einlaſſen, keine andere Frage ſtellen, keine beantworten. — Begreift Ihr mich vielleicht?

„O, vollkommen — aber" —

„Es iſt da gar kein Aber denkbar, entgegnete er barſch, Ihr habt Euch nur unſerem Willen zu fügen.

„Und wenn ich das verweigere?" fragte ich in einem ſo muthigen Tone, als mir nur möglich war anzuſtimmen, obgleich mir Herz und Seele anfing vor Angſt zu zittern. Das raſche ungewohnte Fahren hatte meine Nerven angegriffen, und ich ſah wohl, daß ich in dieſem düſtern Zimmer vollkommen in die Hände dieſer beiden Männer gegeben war.

„Der am Kamin ſtieß mit ſeinem Fuß heftig auf den brennenden Holzblock, daß Tauſende von Funken umherflogen, und die Geſtalt neben mir beugte ſich zu meinen Ohren herab und flüſterte mir zu: Ich habe Euch ſchon einmal die Verſicherung

Namenlose Geschichten.

I.

gegeben, daß man nichts Unrechtes von Euch verlangt, nehmt deßhalb Vernunft an, denn ich versichere Euch, man läßt hier nicht mit sich spassen. — Kommt, kommt.

„Als er meinen Arm anfaßte, um mich von dem Stuhle emporzuheben, mochte er wohl fühlen, daß ich zitterte, und er setzte in gutmüthigem Tone hinzu: macht keine Geschichten, Ihr seid ja in Eurem Berufe und die Zeit drängt.

„In Gottes Namen denn," gab ich zur Antwort, und das Weinen stand mir näher als das Lachen; ich kann Euch versichern, daß ich mich kaum auf meinen Beinen erhalten konnte.

„Die Gestalt ging voraus, ich folgte ihr, und hinter mir vernahm ich den festen, klirrenden Schritt des Andern — ich weiß nicht, der hatte etwas grauenhaft Unheimliches für mich, und ich hätte um Alles in der Welt nicht gewagt, meinen Kopf herumzudrehen.

„So schritten wir durch mehrere Zimmer dahin, kleinere und größere, und wandten uns ein paarmal rechts, so daß es schien, als wandelten wir um das ganze Schloß herum. Dabei hatten wir keine andere Beleuchtung, als ein einziges Licht, welches die Gestalt in der Hand trug. Jetzt setzte sie dasselbe vor einer Thüre nieder, welche sie behutsam öffnete, und hinter derselben betraten wir dicke Teppiche und ich vernahm klagende Töne, die mir nur zu bekannt waren. Wir hatten noch durch ein Vorzimmer zu gehen, um zu der Frau zu gelangen, die meine Hülfe in Anspruch nahm, und ehe wir jenes Gemach erreichten, legte der mit den klirrenden Schritten hinter mir seine Hand auf meine Schulter — ich wäre fast vor Schreck zusammengeknickt — und sagte mir in leisem, aber sehr scharfem Tone: Vergeßt nicht, keine Frage zu stellen und keine zu beantworten, als die zur Sache gehört."

„Ich bin ungeheuer begierig," sagte Frau Iduna, „wie sich das abwickeln wird."

„Die Abwicklung war an ſich ſehr einfach," fuhr Frau Merzer mit einem tiefen Seufzer fort: „Ich befand mich in einem reich möblirten Schlafzimmer, in deſſen Hintergrunde ein großes Bett ſtand mit herabgelaſſenen Vorhängen. Ich legte meine Taſche auf einen Tiſch und war ziemlich erſtaunt zu ſehen, daß für alles Nothwendige hier ſchon gewiſſermaßen geſorgt war. Da ſtand an der Seite eine große Kommode, deren ausgezogene Schublade alles mögliche Weißzeug zeigte; da waren Kiſſen, Tücher und Binden, Alles mit den feinſten Spitzen beſetzt, auf einem Tiſche ausgebreitet, und neben dem Ofen ſtand eine kleine Badwanne. Ich trat an's Bett, ſchob den Vorhang ſanft auf die Seite und fuhr einigermaßen erſchrocken zurück."

„Ich will nicht hoffen, daß es etwas Schreckliches iſt," ſagte Frau von Schwanefeld in größter Spannung.

„Schrecklich gerade nicht," fuhr die Hebamme fort — „aber mir war doch ſo etwas noch nicht vorgekommen. Im Bette nämlich lag eine Frau, ſchneeweiß angezogen, und hatte um den Kopf einen ſchwarzen Schleier gewickelt,und der war ſo dicht, daß ich von ihren Geſichtszügen nichts erkennen konnte. Daß aber die Frau jung und vornehm war, das ſah ich an ihren kleinen und feinen weichen Händen. Du lieber Gott! ich hatte nie was Zierlicheres geſehen und bin doch auch mein Lebtag nicht nur mit Bauern umgegangen. Wie ich ſo an das Lager trat, wo ich zu thun haben ſollte, und mich ſo in meinem Beruf und in meinem Rechte befand, da war meine Müdigkeit und auch meine Angſt verſchwunden. Ich fühlte ihren Puls an, lauſchte Minuten lang auf ihre Athemzüge und auf ihr Stöhnen, woraus ich entnahm, daß die arme Frau über alle Beſchreibung ſchwach war, dann trat ich an die Thüre des Zimmers, wo die Geſtalt auf einem Stuhle ſaß, und bat ſie, einen Augenblick mit in's Vorzimmer zu kommen. Dort ging der mit den klirrenden Schritten auf und ab, und hier erklärte ich den beiden rund heraus, daß, wenn der ſchwarze Schleier

nicht von dem Haupte der Frau entfernt würde, ich keine Hand anlege, und könnten sie mit mir in dem Falle machen was sie wollten.

„Der mit den klirrenden Schritten sprach hierauf mit heftigem Tone Etwas von der verfluchten Neugierde der Weiber, worauf ich gerechte Veranlassung nahm, ihm zu sagen, daß hier von Neugierde gar keine Rede sei, sondern nur von Pflicht und Schuldigkeit, und daß ich verantwortlich sei, eine arme Frau, die ohnedieß genug zu leiden habe, nicht mit solchen Sachen zu quälen, und kurz und gut, setzte ich entschlossen hinzu, entweder ohne Schleier oder gar nicht, und wenn euch das nicht gefällt, so könnt ihr mit mir machen was ihr wollt, werft mich in euren Brunnen, oder schneidet mir den Hals ab, ganz wie ihr gewohnt seid mit den Leuten umzugehen, deren Hülfe ihr gebraucht habt.

„Der mit den hohen Stiefeln trat so heftig auf den Boden, daß seine Sporen klirrten, was mir aber höchst gleichgültig war, denn ich fühlte auf einmal einen unbeschreiblichen Muth in mir. Die Gestalt zog ihn an's andere Ende des Zimmers und sprach heftig in ihn hinein, worauf er am Ende mit den Achseln zuckte und heftig ausrief: so laßt sie in's Teufels Namen machen, was sie will, aber wenn sie ein unnützes Wort plappert, so soll sie sich vor mir in Acht nehmen.

„Diese Aufforderung, in's Teufels Namen zu arbeiten, war mir denn doch ein Bischen zu stark, und ich konnte mich nicht enthalten, ein paar Schritte näher zu treten und den Beiden zu sagen, daß das, weßhalb man mich hieher gerufen, ein Werk sei, zu dem man die Hülfe Gottes gebrauche, und wenn es ihnen Lust mache, den Teufel anzurufen, so sollen sie das nicht in meiner Gegenwart thun. Ueberhaupt, setzte ich hinzu, müsse hier Alles mit richtigen Dingen zugehen, und wenn ihnen das nicht gefiele, so thäten sie besser, sich nach Jemand anderem umzuschauen."

„Das war brav von Euch," sprach Frau Iduna, „ihnen so die Meinung zu sagen."

„Ja, ich hatte aber doch ein Bischen zu viel gesagt, denn ich war in Händen von Räubern, die, wie mir schien, sich nicht viel daraus gemacht hätten, mich gar nicht mehr nach Hause zurückkehren zu lassen.

„Gut, gut, bemerkte der mit den hohen Stiefeln in einem so kalten und drohenden Tone, daß er mir durch die Seele schnitt, — ich nehme Eure Schwätzereien jetzt geduldig hin, die Abrechnung folgt später und hängt ganz von Euch ab, aber das wiederhole ich Euch zu Eurem eigenen Besten, beantwortet keine der Fragen, welche die Frau da drinnen an Euch thun wird, ich werde hinter dem Vorhang sein und selbst sprechen, wenn es nöthig ist."

„Man sollte nicht glauben," fuhr Madame Merzer nach einer Pause fort, in welcher Frau Iduna mit ziemlich starken Worten ihren gerechten Abscheu zu erkennen gegeben hatte über das tyrannische Betragen des Mannes mit den hohen Stiefeln, — „ja, ich kann es nicht beschreiben, wie unheimlich es ist, von Jemand bedroht zu werden, dessen Gesicht man nicht sieht. Ich machte mir allerlei Vorstellungen, wie er wohl aussehen könne, und war mit mir darüber einig, daß er eine lange, schief gekrümmte, spitze Nase haben müsse, schielende Augen und einen struppig emporstehenden, fuchsrothen Schnurrbart. Was sollte ich aber machen? Ich hatte mich einmal leichtsinniger Weise in die Hände dieser Unholde gegeben. Hätte ich nur vor der Kirche St. Jakob recht laut geschrieen, da wäre vielleicht doch eine mitleidige Christenseele oder wenigstens doch ein Nachtwächter mir zu Hülfe gekommen. — Gut also! Nachdem man so mit mir gesprochen, drehte ich mich herum und ging in das Schlafzimmer zurück. O ich hörte wohl am Klirren seiner Schritte, daß er mir folgte. Als ich in das Zimmer zurückgekommen war, wo die arme Frau lag, sah ich, daß man auf den Tisch einen Teller mit einer Flasche Wein, mit einem Glase und etwas Biscuit gestellt hatte. Das versöhnte mich ein klein wenig wieder. Nicht, als ob ich an mich selbst ge-

dacht hätte, sondern es schien mir ein Zeichen, daß sich in dem finsteren Schlosse doch eine mitleidige Seele befinde, die wisse, was sich schickt. Nun ging ich also eilig zu der Kranken hin und löste ihr den schwarzen Schleier vom Kopfe. — Ach, ihr Leute," unterbrach sich die Hebamme in ganz anderem Tone und schlug jetzt noch wie vor Verwunderung ihre Hände zusammen, „hatte die Dame ein liebes und schönes Gesicht! Und so jung war sie. Vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre; schneeweiß war ihr Teint und ihre Lippen brannten roth wie im Fieber. Dabei war sie so matt, daß sie kaum die Augen aufschlagen konnte, und als sie es doch that — die frische Luft mußte sie angenehm berühren — so blickte sie mich mit so innigem, so herzlichem und dabei so wehmüthigem Ausdrucke an, daß mir unwillkürlich das Wasser in die Augen trat. Sie zuckte mit der rechten Hand, als wolle sie dieselbe erheben, und als ich darauf ihren Puls fühlte, drückte sie meine Finger lange, aber schwach.

„Diese außergewöhnliche Schwäche und Mattigkeit wollte mir gar nicht gefallen; ich tauchte ein Biscuit in den sehr starken Wein und benetzte ihre Lippen damit. Das frischte sie merklich auf, und nach ein paar Minuten wandte sie ihren Kopf etwas gegen mich und fragte mit mattem Tone: Wer seid Ihr, liebe Frau?

„Ehe ich aber noch antworten konnte, hörte ich die Stimme des Mannes mit den hohen Stiefeln, der sich hinter dem Vorhange auf der andern Seite des Bettes befand, und der mir in's Wort fiel und sagte: Es ist die Frau, welche Sie gewünscht, Madame. Und eine sehr brave Frau; nur erlaube ich mir, Ihnen in's Gedächtniß zurückzuführen, daß das Gebot des Arztes, der Ihnen das Sprechen verbot, pünktlich befolgt werden muß.

„Sie preßte ihre Lippen auf einander; ich sah, wie ein Schauder über ihr Gesicht flog und dann drangen ein paar Thränentropfen zwischen ihren langen Wimpern hervor. — Habe

ich euch ſchon geſagt, daß die arme Frau das ſchönſte blonde Haar hatte, welches ich in meinem Leben geſehen? Es lag in zwei dicken Flechten geordnet rechts und links von ihrem Haupte und bedeckte auf der linken Seite ihre kleine Hand völlig."

Dieſer Theil der Erzählung bot für mich weniger Intereſſantes, und ich malte mir nur lebhaft aus, wie der mit den hohen Stiefeln und den langen Sporen, welcher mir mit ſeiner großen, ſpitzen Naſe, ſchielenden Augen bis auf den rothen, ſtruppigen Bart ganz richtig gezeichnet ſchien, nun hinter dem Bette, die Hand an ſeinen Hirſchfänger gelegt, mit leiſe klirrenden Schritten auf und ab ging. — Ja, bis auf den rothen, ſtruppigen Bart; den ſtellte ich mir blau vor. Ja, es war der leibhaftige Blaubart, und die arme blonde Frau hatte das ſchreckliche Gemach geöffnet und lag nun da, zum Tode erſchrocken, auf den Augenblick wartend, wo er ſie an ihren ſchönen langen Haaren in das Thurmzimmer ſchleppen würde.

Ich hatte gut die Zeit, ſolchen Phantaſieen nachzuhängen, denn die Frau Merzer hatte ſich jetzt über den Tiſch gebeugt und ſprach ſo leiſe, daß ich kein Wort verſtehen konnte. Alice hatte ihr Köpfchen auf meinen Knieen liegen und war eingeſchlafen, dabei aber ſehr unruhig. Sie athmete tief auf, ſeufzte zuweilen und weinte, was ſie oft im Schlafe zu thun pflegte. Dabei warf ſie ihren Kopf hin und her, ſo daß ich genug zu thun hatte, ihr die blonden Haare aus der Stirne zu ſtreichen. — Wenn ich die Frau Merzer geweſen wäre, dachte ich, ſo würde ich auf den Thurm geſtiegen ſein und nach Hülfe gerufen haben. Dabei aber ſtrengte ich mein Gehör ſo viel wie möglich an, um den Moment nicht zu verſäumen, wo der ſchreckliche Kerl mit den hohen Stiefeln endlich was Fürchterliches begehen mußte.

Die Hebamme that jetzt einen tiefen Zug aus ihrem Glaſe, ſeufzte hörbar und fuhr dann lauter fort: „So weit war Alles in Ordnung vor ſich gegangen; das kleine Kind war da — ein

reizendes Geschöpfchen, ohne jeden Fehler und Mackel, nur sah ich zu meinem Schrecken, daß es in der Gegend des Herzens ein blutrothes Maal hatte. Und dieses Maal sah gerade so aus, wie eine Stichwunde, die sich vor Kurzem geschlossen hat. Ja, der Anblick war so täuschend, daß ich mehrmals mit dem Finger darüber hinfuhr und, meinen Augen nicht trauend, mich durch das Gefühl überzeugte, daß die Haut dort ebenso fein und unverletzt war, wie an dem ganzen übrigen Körperchen. — Nun aber denkt euch," fuhr sie nach einer kleinen Unterbrechung fort, indem sie ihre Hand auf den Arm der Frau von Schwanefeld legte und ihr voll in's Gesicht sah, „er, der Kerl — Gott soll mich strafen! — hatte sich nun auf den Sessel gesetzt, der neben dem Bette der armen, erschöpften Frau stand und sprach zu dieser: Nun, Madame, ich gratulire Ihnen, daß Alles so glücklich vorübergegangen ist; all' unsere Wünsche sind erfüllt; man wird Ihnen im nächsten Augenblicke Ihren Sohn in die Arme legen. — Ihren Sohn, sagte der Unhold," fuhr die Hebamme in entrüstetem Tone fort, „Ihren Sohn, obgleich es doch ein Mädchen war."

„Ah!" machte Frau Iduna im höchsten Erstaunen. „Was Ihr nicht sagt! — Nun — und?"

„Nun, — und," wiederholte die Erzählerin eifrig, „ihr könnt euch schon denken, daß ich schon meinen Mund auf hatte, um zu sagen: Erlaubt! aber weiter kam ich nicht, denn als ich sprechen wollte, stand die Gestalt zwischen dem Bette und mir, bückte sich mit ihrem breiten Hut tief zu mir herunter und murmelte mit leiser Stimme, aber in so schrecklichem Tone, daß mir das Herz in der Brust verzagte: Sprecht ein Wort und Ihr kommt nicht lebendig aus diesem Schlosse. Meint Ihr, wir hätten Mühe und Zeit daran gewandt, um Eurer Zunge Gelegenheit zum Plaudern zu geben? Was kümmert's Euch, wenn man der Frau dort, die so schwach ist, daß sie jeden Augenblick sterben kann, ihre letzte

Stunde verſüßt? Eilt Euch. Ihr ſollt ihr das Kind ſelbſt in die Arme legen und ſagen: Hier iſt Euer Sohn.

„Ich ſchüttelte heftig mit dem Kopfe und ſprach entſchloſſen: nein, das thue ich nicht. — Hierauf ſah ich, wie die Geſtalt ihren Arm erhob und Jemanden hinter meinem Rücken winkte."

„Um Gotteswillen!" rief Frau Iduna.

„Daß meine Finger zitterten und ich kaum mit dem Zubinden der Schleifen fertig werden konnte, kann ich euch wohl geſtehen. — Endlich war das Kind beſorgt und ſah aus wie ein roſiger Engel. Ich konnte mich nicht enthalten, es empor zu heben und einen langen Kuß auf ſeine Stirne zu drücken, wobei mir die Thränen gewaltſam aus den Augen ſchoſſen und das Kind mit einem feinen Stimmchen anfing zu wimmern. Die arme Frau hinter dem Vorhange bewegte ſich heftig, und der in den hohen Stiefeln ſagte: Gleich, gleich, im Augenblicke, Madame!

„Die Geſtalt hatte meinen Arm ergriffen, zog mich — ich kann nicht gerade ſagen unſanft — vom Stuhle empor, führte mich aber, ohne daß ich widerſtreben konnte, in die entfernteſte Ecke des Zimmers, wo eine ſauber gekleidete, gut ausſehende junge und hübſche Frau ſtand. Mit kurzen Worten befahl er mir, ihr das Kind zu übergeben. Als ſie es in den Arm nahm, ſah ich beim erſten Griffe, daß die Frau mit Kindern umzugehen wußte, und das beruhigte mich einigermaßen. Seht, Frau Iduna, ich mußte meine Lippen auf einander preſſen und an meine eigenen Würmer zu Haus denken, um nicht laut hinaus zu ſchreien. Es ſtieß mir faſt das Herz ab, daß ich nicht den Beiden zum Trotz rufen durfte: es iſt ein Mädchen! es iſt ein Mädchen! Aber glaubt mir, — ich bin's feſt überzeugt, — ſie hätten mich kalt gemacht. — Meine Thränen konnte ich kaum zurückhalten, und als mich die Geſtalt, nachdem die Frau das Kind übernommen, fortführen wollte, ſagte ich im entſchiedenſten Tone: nein, hier bleibe ich ſtehen, ich will gewiß und wahrhaftig kein Wort reden,

aber ſehen will ich, wie die arme Mutter ihrem Kinde den erſten Kuß gibt. Das ſoll meine Belohnung ſein, ſonſt verlange ich keine.

„Die Geſtalt zuckte mit den Achſeln, ging zu dem Andern hin, und nachdem ſie ein paar Worte gewechſelt, ſchlug er den Vorhang zurück, ſo daß ich wie verlangt ſehen konnte, mit welcher Begierde die arme Mutter ihr eben überbrachtes Kind an die Bruſt drückte und ſein kleines Geſicht mit unzähligen Küſſen bedeckte. — Gut, dachte ich bei mir, der erſte Mutterkuß iſt ein heiliger Segen, und den hat nun das arme Geſchöpf. Der gute Gott wird weiter helfen. — Glaubt mir, Frau von Schwanefeld, ich habe immer gefürchtet, ſie würden der Mutter ihr Kind gar nicht geben. Aber das thaten ſie doch und ich hatte die Beruhigung, es zu ſehen, ſie umklammerte es ſo feſt mit ihren Armen, daß ſie es ihr gewiß ſo bald nicht wieder entreißen konnten. — Noch hörte ich, daß ſie mit ſchwacher Stimme nach mir fragte. Die gute Frau, ſagte ſie und ſuchte mich mit ihrem matten Blicke. — Gewiß, Madame, gewiß, verſetzte hierauf der mit den hohen Stiefeln, es ſoll beſorgt werden. Dann kam die Geſtalt und führte mich in's Nebenzimmer."

„Wahrhaftig," ſprach Frau von Schwanefeld nach einem tiefen Athemzug, „ich hatte immer noch gedacht, ſie würden Euch doch noch umbringen. — Aber was hat denn das Kind dahinten?" Dieſe Frage galt meinem kleinen Schützling Alice, welche im Schlafe laut ſchluchzte und weinte.

„Sie thut das oft ſo," gab ich zur Antwort; „jetzt träumt ſie ſchwer und ich will ſie wecken." Das that ich denn ſo ſanft wie möglich, und als ſie ihre großen Augen aufſchlug und mich anſah, ſchmiegte ſie ſich lächelnd feſter an mich und ſagte:

„Ich habe ſo arg geträumt; Du haſt mich vor die Thüre gebracht und ich konnte mein Haus nicht finden; ich war immer auf der Straße und es war finſtere Nacht."

„Wem gehört denn das Kind?“ fragte Frau Merzer, die ſich zu uns hinwandte.

„Einem Nachbar hier im Armenhauſe, dem Schneider Blind.“

„Und ihr habt es zu euch genommen?“

„O, es iſt öfter hier als zu Hauſe. Der arme Wurm hat keine Mutter mehr, und vor dem Vater, der“ — Frau Iduna machte das Zeichen des Glasaustrinkens — „fürchtet ſie ſich.“

„Auch ſo eine arme Kreatur,“ meinte die Hebamme mitleidig, „die nun ohne Erbarmen in die Welt hinausgeſtoßen wird. Komm' her, Kleine.“

Ich führte das Kind an den Tiſch, und Frau Merzer ſtrich ihr mit ſanfter Hand die blonden Haare zurecht. — „Was das für ein hübſches Ding iſt,“ ſagte ſie, „und wie gut ſchaut es aus ſeinen Augen. Da wäre manche reiche Familie glücklich, wenn ſie ſo ein Mädchen hätte. Und das muß nun hier vielleicht elend zu Grunde gehen.“

„Nein,“ ſagte ich mit großer Entſchiedenheit, „das wird es nicht.“

„So willſt Du alſo für ſie ſorgen?“ fragte lachend Herr von Schwanefeld.

„Ja wohl, das will ich, und recht arbeiten, daß ich für die Alice und mich etwas verdiene.“

„Nun, die Idee iſt nicht ſo übel,“ meinte mein Pflegevater; „wir wollen das noch näher überlegen. Aber vorderhand glaube ich, wäre es gut, wenn Du die Kleine nach Hauſe brächteſt.“

„Es iſt aber Niemand zu Hauſe,“ ſagte das Mädchen kopfſchüttelnd; „mein Vater näht bei dem Schneider in der Kaſerne und kommt heute nicht heim und morgen auch nicht.“

„Wer gibt Dir dann zu eſſen?“ fragte die Hebamme kopfſchüttelnd.

„Sie mögen ſie alle hier leiden, das arme Ding,“ entgegnete

Frau von Schwanefeld, „aber sie ist meistens hier bei uns. Nun, wenn Dein Vater nicht da ist, so kannst Du ja hier bleiben.“

Ein Strahl der Freude zuckte über das Gesicht des kleinen Mädchens; sie faßte meine Hand und sah mich fragend an.

Ich nickte mit dem Kopfe und sprach leise zu ihr: „Komm', wir setzen uns wieder in unsern Winkel, und nachher machen wir Dir ein schönes Bett auf den Boden.“

Die Frau Merzer blickte dem Kinde lange in's Gesicht, dann küßte sie es auf die Stirne und sagte: „Ich will einmal an Dich denken. — Was sie für ein feines Gesicht hat! Die wird einmal schön werden, ich verstehe mich darauf. Das macht die lange Praxis, und ich habe selten fehl gerathen. Ein Aberglaube ist es, daß häßliche Kinder später schön werden. Bah! Unsinn! Die Hautfarbe und so was kann sich ändern, aber wo von Anfang an keine schönen Formen sind, da wachsen sie auch später nicht hin, und ein schläfriges, mattes Auge in der Kindheit wird später auch nicht gescheidt und blitzend. — Aber wo bin ich denn in meiner Erzählung stehen geblieben?“

„Ach, ich bin so neugierig darauf,“ sagte Frau Iduna und goß das leere Glas der Hebamme wieder voll. — „Die Gestalt hat Euch in's Nebenzimmer geführt, nachdem die arme Frau ihr Kind zum ersten Male geküßt.“

„Ganz recht,“ fuhr Frau Merzer fort, „und als ich nun im Nebenzimmer war, da hörte ich, wie nebenan der Riegel vorgeschoben wurde. Aha! dachte ich, die trauen Dir nicht und sperren Dich ab. So unrecht konnte ich ihnen nicht geben,“ setzte die Hebamme, durch den starken Kindtaufwein redselig geworden, hinzu, wobei sie ihre geballten Hände gegen einander bewegte, wie ein Leineweber die seinigen. — „Es zuckte mir an allen Gliedern hinauszuschreien: es ist ein Mädchen! es ist ein Mädchen! Ja, es ging mir noch ein paar Tage nach, und als ich drüben beim Pfarrer Wendel arbeitete — es war vielleicht eine Woche

ſpäter — als nach ſechs Mädchen endlich der erſte Bube kam, da plagte mich der Kukuk und ich rief: Es iſt ein Mädchen! es iſt ein Mädchen! wofür ich beinahe die ſehr ergiebige Kundſchaft ſämmtlicher Pfarrer der Stadt verloren hätte, denn der Pfarrer Wendel behauptete, ich hätte getrunken gehabt, und wo das bei einer Wehmutter einmal einreiße, — denk' Sie, Schwanefeld," unterbrach ſie ſich ſelber, indem ſie die Frau Iduna an den Ellbogen ſtieß, „er nennt mich Wehmutter, obgleich ich mir das ſchon ein paar Mal verbeten habe, denn wo ich bin, da kommt gemeiniglich nicht das Weh in's Haus, ſondern der Jubel." — Alſo, was wollt' ich eigentlich ſagen? Richtig: ich hätte einestheils gern geſchrieen: es iſt ja ein Mädchen! anderntheils aber dachte ich: halt' Dein Maul, was willſt Du Dich da in Ungelegenheiten ſtürzen? Die Beiden ſcheinen nicht mit ſich ſpaſſen zu laſſen, und ich muß mich für meine Würmer geſund und friſch erhalten."

Die Frau trank abermals ihr Glas leer.

„Daneben muß ich auch geſtehen," fuhr ſie fort, nachdem ſie ſich mit der Hand die Lippen abgewiſcht, „daß ſich das Haus ſonſt ganz reſpektabel erwies, und daß man da wußte mit anſtändigen Leuten umzugehen. Die Geſtalt führte mich zu einem Tiſch, worauf ein vortrefflicher Imbiß ſtand mit einem Wein, der mich arme, durchrüttelte Frau bis in die Zehenſpitzen erwärmte. Auf höfliches Erſuchen mußte ich es mir ſchmecken laſſen, und dabei ſaß die Geſtalt ſeitwärts neben mir rittlings auf einem Stuhl, ſo daß ſie ihre Arme auf die Lehne aufſtützte, den Kopf mit dem breitränderigen Hut tief herabgeſenkt, und murmelte in mich hinein allerlei Lobendes und Angenehmes. — Es iſt ganz vortrefflich gegangen, ſo ſprach es; Ihr ſeid eine kluge und anſtellige Frau; werden auch vorkommenden Falles wieder an Euch denken und Euch beſtens bei der Sippſchaft empfehlen. Setzt aber Eurer Klugheit die Krone auf, hört mich genau an und befolgt, was ich Euch ſage. — Wißt Ihr, Frau Merzer, fuhr er nach

einer Pauſe fort, während welcher er ſeine Hand ſchwer auf meine Schulter gelegt, es könnte Euch morgen früh in den Sinn kommen, zu Dieſem oder Jenem zu laufen und ihm eine ganz unglaubliche Geſchichte zu erzählen. Oder Ihr könntet Euch einbilden, es ſei hier etwas ganz Abſonderliches paſſirt, was Ihr für Eure Schuldigkeit hieltet, irgend einem geiſtlichen oder gerichtlichen Rathe zu erzählen. Seht, gute Frau Merzer, ich bin auch ein Rath und rathe euch: thut das nicht, denn es könnte Niemand nützen und Euch nur große Ungelegenheiten bringen. Wir erführen es wahrſcheinlich wieder, und ich müßte mich dann veranlaßt ſehen, Euch wieder einmal in der Nacht — und Ihr geht oft des Nachts ſpät nach Hauſe — in einer abgelegenen Straße zu erſcheinen, und das könnte für Euch ſehr unangenehm ſein. — Habt Ihr mich verſtanden?

„O, ganz genau," entgegnete ich ſo ſchnell ich konnte, denn ſeine Hand lag ſchwer auf meiner Schulter.

„Ihr verſprecht mir das feierlich?

„Ich verſpreche Euch das, ſagte ich. Und ich habe mein Verſprechen auch gehalten, denn ich bin am andern Morgen nicht zu Dieſem und Jenem hingelaufen, habe auch, wie ich doch vielleicht hätte thun ſollen," ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu, „keinem geiſtlichen oder weltlichen Rath von der Geſchichte erzählt. Es iſt dazwiſchen ſchon manches Jahr verfloſſen, und hier unter guten Freunden iſt es das erſte Mal, daß ich von der Begebenheit ſpreche. Natürlich ſtreng unter uns!"

„Das verſteht ſich ja von ſelbſt," ſagte mein Pflegevater, indem er wie zur Betheuerung die Hand erhob.

Die Hebamme wandte mit einem Wink ihrer Augen den Kopf halb gegen uns hin, worauf Frau Iduna ſagte: „Ach, die Kinder haben nichts gehört und nichts verſtanden."

„Kleine Keſſel haben große Ohren," meinte Frau Merzer, auf welche Aeußerung hin ich meine Augen feſt zuſchloß und ſie

in der erſten Viertelſtunde nicht mehr öffnete. Doch entging mir deßhalb keine Sylbe vom Schluſſe der Erzählung, welche die Hebamme wieder aufnahm.

„Die Geſtalt," ſagte ſie, „that darauf die Hand wieder von meiner Schulter und ſprach in freundlichem Tone: „Gut denn, ſo ſind wir vorderhand im Reinen und hier iſt eine kleine Belohnung für Euch." Sie legte etwas ſehr anſtändig in ein Papier gewickelt neben mich hin, und als ich es mit meinem beſten Danke aufnahm und in die Taſche ſchob, fühlte ich, daß es hart und ſchwer war."

„Gewiß Gold," ſagte Herr von Schwanefeld.

„Zehn Dukaten — was denkt Ihr wohl! — Nun erhob ich mich von meinem Stuhle — ich hätte von dem ſtarken Weine nicht mehr trinken mögen, er machte mich ordentlich duſelig, und die Geſtalt ſprach: Gehen wir nun, ich werde Euch an den Wagen geleiten. — Dießmal fahrt Ihr allein, Frau Merzer, ſetzte er mit ſcharfer Betonung hinzu; aber thut mir den Gefallen und ſteckt Euren Kopf nicht wißbegierig zum Schlage hinaus, hebt auch nicht die Vorhänge auf; es iſt das dem Schlafe, dem Ihr Euch wahrſcheinlich hingeben werdet, ſehr hinderlich. Der Kutſcher auf dem Bocke wird Acht geben, daß Ihr meine Vorſchriften genau befolgt, und Ihr müßt den Mann nicht durch Ungehorſam veranlaſſen, daß er mehr auf Euch, als auf ſeine Pferde Acht geben muß, ſonſt könnte es wahrhaftig vorkommen, daß wir Euch morgen früh am hellen Tage aus irgend einem Abgrunde mauſetodt hervorholten.

„Ich erſchrak, und das ſah die Geſtalt wohl, denn ſie fuhr darauf freundlicher fort: Uebrigens ſind Straßen, Kutſcher und Pferde vollkommen gut und zuverläſſig, und wenn Ihr Euch in eine Ecke legt und ſchlaft, ſo ruht Ihr ſo ſicher wie in Abraham's Schooß.

„Darauf gingen wir miteinander fort durch die vielen

Zimmer bis in das erste Gemach und von da an die Wendeltreppe. Die Gestalt hatte ein Licht in der Hand und blickte von Zeit zu Zeit nach mir um. Als ich oben an der Treppe stand und hinunter schaute, kam mir auf einmal ein Gedanke, der gewiß nicht ganz dumm war. Wie wäre es, dachte ich bei mir, wenn du hier irgendwo ein Zeichen zurücklassen könntest, das Niemand sieht, das dir oder Jemand anders später aber beweisen könnte, du seiest in diesem und keinem andern Schlosse gewesen."

„Das war ein gescheidter Gedanke," meinte mein Pflegevater, und ich öffnete blinzelnd meine Augen, schloß sie aber gleich darauf wieder, als ich bemerkte, daß Frau Iduna zu uns herüberblickte.

„Die Wendeltreppe," fuhr Frau Merzer fort, hatte auf der innern Seite ein Geländer, das unten in einen großen Pfosten von Holz auslief, auf welchem eine hohe, ebenfalls von Holz geschnitzte Vase. Diese fiel mir plötzlich in die Augen, und nun kam mit der Gedanke, etwas in jene Vase hineinfallen zu lassen. — Aber was? Aus meiner Tasche, die ich am Arme trug, etwas zu nehmen, wäre auffallend gewesen, und die Gestalt, die mit ihrem Lichte vorausschritt, blickte, wie ich schon vorhin bemerkte, häufig nach mir um."

„Nun, da bin ich begierig," sagte Herr von Schwanefeld.

„Oho!" sagte lachend die Erzählerin; „die waren pfiffig, wir jedoch auch nicht auf den Kopf gefallen. Wißt ihr, was ich that? Ich hatte an meinen Handgelenken kleine Pulswärmer von weißer Wolle und streifte den von der Rechten, während ich, die Hand an dem Geländer, langsam hinunterstieg, vorsichtig ab. — Mir klopfte das Herz bedeutend, als ich näher zur Vase kam. Jetzt war ich dicht dabei, und glücklicherweise trat die Gestalt in diesem Augenblicke an die kleine Pforte, die auf den Hof führte, und rief etwas hinaus. In der nächsten Sekunde lag mein Pulswärmer in der Vase, ich drückte noch einmal dar-

auf und hatte die Freude zu fühlen, wie er raſch und tief hinunterfiel.

„Ich athmete tief auf und freute mich wie ein Kind. Ja, als er nun mit dem Lichte zurückkehrte — der Wagen war ſchon vorgefahren, der Schlag ſchon geöffnet — und freundlich von mir Abſchied nahm, reichte ich ihm lachend die Hand und erwiderte: Gute Nacht, Geſtalt.

„In der nächſten Minute ſaß ich im Wagen, in dem es ſo dunkel wie in einer Schachtel war, woher es denn auch wohl kam, daß mich nach der langen Anſtrengung plötzlich ein heftiger Schlaf überfiel, ſo daß ich nicht widerſtehen konnte und unter dem Raſſeln der Räder die Augen zuſchließen mußte.“

„Sie hatten Ihr einen Schlaftrunk gegeben,“ meinte Frau Iduna.

„Nein, nein, das glaube ich nicht,“ verſetzte Frau Merzer, „der ſtarke Wein that's; ich hatte im Durſt ein paar Gläſer getrunken. Auch ſpürte ich, als ich aufwachte, durchaus nichts Unbehagliches, wie es von etwas Einſchläferndem nicht ausbleibt.“

„Und wo wachtet Ihr auf?“ fragte mein Pflegevater.

„Ich ſaß recht warm in meinem Wagen,“ gab die Frau zur Antwort, „als auf einmal ein kalter Hauch über mich hinfuhr, ſo daß ich fröſtelnd meine Augen aufſchlug. Da ſah ich den Wagenſchlag geöffnet, ein Mann half mir ausſteigen, und als das geſchehen war, wo meint Ihr wohl, wo ich mich befand? — Gerade da, wo ich eingeſtiegen war; an der Kirchhofmauer von Sankt Jakob. Der Wagen war im Nu um die Ecke verſchwunden, und als ich mir die Augen rieb, hätte ich beinahe die ganze Geſchichte für einen ſchweren Traum halten mögen.“

„Und es war kein Traum?“ fragte Frau Iduna in beſorgtem Tone.

„O nein,“ verſetzte lachend die Hebamme; „meine zehn Dukaten zeigten mir deutlich, daß alles Wahrheit geweſen.“

Nach einer längeren Pauſe, während welcher Alle ſchwiegen und langſam die Reſte ihrer Gläſer ausſchlürften, ſagte Frau Iduna, nachdem ſie einigemal ihren Kopf langſam hin und her gewandt:

„Das iſt eine ganz abſonderliche Geſchichte; wer davon die Fortſetzung wüßte! Was konnten ſie wohl für Gründe haben, das Mädchen für einen Buben auszugeben?“

„Nicht nur auszugeben, ſondern vielleicht auch zu vertauſchen,“ bemerkte mein Pflegevater. „Wenn das eine reiche und vornehme Familie war, konnte es ſich um eine Erbſchaft handeln, die verloren ging, wenn ein Mädchen geboren wurde, aber bei dem Hauſe verblieb, ſobald ein Knabe erſchien. Glaubt mir, Kinder,“ ſetzte der alte Mann kopfnickend hinzu, es paſſiren bei unſern ſonſt ſo wohlgeordneten Zuſtänden mitunter Dinge, die an's Fabelhafte grenzen.“

„Und die arme Mutter?“ forſchte Frau Iduna. „War ſie wirklich ſo ſehr ſchwach; hätte ſie nach ihrer Niederkunft ſterben können?“

„Wer kann das mit Beſtimmtheit ſagen,“ antwortete achſelzuckend Frau Merzer. „Es war ein armes, junges und zartes Weib in einem ſchwachen Zuſtande, der das Schlimmſte befürchten ließ.“

„Gott möge ſie in ſeine Obhut genommen haben!“ ſprach Frau Iduna, indem ſie die Hände faltete. „Kummer hatte ſie gewiß genug durchgemacht, bis ihre ſchwere Stunde kam. — Ich kann den ſchwarzen Schleier nicht vergeſſen, mit dem ihr Kopf umhüllt war und das rothe Maal am Herzen des armen kleinen Mädchens.“

„Und den unausſprechlichen Blick, mit dem ſie mich anſchaute,“ ſagte die Hebamme. „Ich glaube, ſie hätte mir gern eine ganze Mordgeſchichte erzählt.“

„Laßt uns davon aufhören,“ ſprach Frau von Schwanefeld-

indem ſie mit den Händen abwehrte; „ich will für Mutter und Kind beten, das kann vielleicht nachträglich noch zu etwas gut ſein.“

„Amen! Amen!“

Damit ſtand Frau Merzer auf, und ſchickte ſich an nach Hauſe zu gehen.

Herr von Schwaneſeld wäre nicht ein Mann von gutem Ton geweſen, wenn er ſie bei Nacht ohne Begleitung gelaſſen hätte; auch mußte er ja das Hofthor des Armenhauſes öffnen laſſen. Deßhalb nahm er Hut und Stock und reichte ſeiner Gemahlin die Hand zum Abſchiede, wie er immer zu thun pflegte, ſelbſt wenn er nur auf eine Viertelſtunde ausging.

Wir ſchliefen; ich ſcheinbar, Alice, welche ihren Kopf auf meinen Schooß gelegt hatte, in Wirklichkeit. Ich hätte um Alles in der Welt jetzt meine Augen nicht öffnen mögen, denn Frau Iduna, meine gute Pflegemutter, trat leiſe zu uns hin, beugte ſich tief auf uns herab und küßte zuerſt mich, dann das kleine Mädchen ſanft auf die Stirne.

„Es geſchieht viel Schlimmes, viel Erſchreckliches im Wechſel dieſes Lebens,“ ſagte ſie mit leiſer Stimme; „möge euch, ihr armen Kinder, der liebe Gott gnädig und barmherzig ſein!“

Drittes Kapitel.

Das Haus Schabegg.

Das Haus Schabegg war eines der ſchönſten Häuſer in der Stadt, es lag an der Hauptſtraße und obendrein, um ſeine Di-

ſtinktion den Leuten recht anſchaulich vor Augen zu bringen, etwas zurückgezogen aus der Straßenlinie und ſomit auch aus der Reihe der ordinären Häuſer, — ordinär im Vergleich zum Haus Schabegg, denn ſonſt waren unter dieſen andern Gebäuden ſehr bemerkenswerthe, ſtattliche und anſtändige, ſowohl was das Aeußere, als auch was das Innere anbelangt. Das Haus Schabegg hielt ſich alſo in ſeiner Straße zurückgezogen, wie es eine gewiſſe Klaſſe vornehmer Leute bei großen Soiréen gern zu machen pflegt, die ſich nie unter die Gewöhnlichkeit miſcht, nicht gern in Einer Linie mit ihren Nebenmenſchen ſteht, die auf den Höhen des Lebens ruht und ſich in ihrer Zurückgezogenheit anſſuchen läßt. Es macht ſich außerordentlich ſchön, wenn die gewöhnliche Menſchheit mehrere Schritte machen muß, um ſo in den Dunſtkreis einer wirklichen oder eingebildeten Größe zu gelangen.

Das Haus Schabegg lag alſo zurückgezogen von der Straße, und der Hof, durch den es ſich von derſelben ſchied, obendrein durch Steine und Ketten abgegrenzt, war ein Terrain der Beobachtung, welche das Haus ſelbſt zu beſorgen ſchien, denn es lag mit ſeinen vielen Fenſtern ſo lauernd da, hatte ſeinen Mund — das große Hausthor — ſo trotzig verſchloſſen, daß man der ganzen Phyſiognomie des Gebäudes wohl anſah, es müſſe ſich etwas Außergewöhnliches über den Hof bewegen, bis der große Eingang geöffnet werde. Und das war ganz richtig; denn dieſer Haupteingang öffnete ſich in der That nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, oder wenn der Herr des Hauſes ausging oder ſeine Frau und Kinder, während ſich alle Uebrigen mit einer Seitenthüre begnügen mußten.

Das Haus Schabegg, ganz von Steinen gebaut, hatte eine ſchöne Front mit großen Fenſtern, deren Bogen mit Bildhauerarbeit verziert waren und deren Schlußſteine menſchliche Köpfe mit phantaſtiſchen Grimaſſen zeigten, und ein paarmal zur Abwechslung zwei Hände, welche nicht ohne Beziehung, wie wir ſpäter

ſehen werden, einen Stein in Form eines Brillanten hielten. Ueber dem großen Hausthor war ebenfalls eine Verzierung zu ſchauen, aber kein adeliges Wappen — ein ſolches beſaßen die Schabegg's nicht und thaten ſich etwas darauf zu gut, es nicht zu beſitzen. Statt alſo irgend einem Löwen, einem Bären oder Greifen ſah man hier den Gott Merkur mit geflügelten Sandalen, mit Stab und vollem Beutel, rechts und links neben ihm die Buchſtaben A S — Anton Schabegg, und darunter die Jahreszahl 1746. Etwas tiefer las man die Jahreszahl 1846, in welchem Jahre des Heiles und des guten Weines das Haus von dem jetzigen Beſitzer, Johann Chriſtian Schabegg, gründlich renovirt worden war.

Dieſe Renovation war im Hinblick auf allen möglichen jetzt gebräuchlichen Komfort und mit Hülfe der neuern Erfindungen ausgeführt worden. Die frühere breite Steintreppe vor dem Haupteingange mit ihren verſchiedenen Ruheplätzen und Windungen, mit ihrem phantaſtiſchen Eiſengitter hatte einer Rampe Platz machen müſſen, welche den Wagen, die zu den Soiréen des Hauſes Schabegg rollten, eine bequeme Anfahrt bot. Ueber dieſer Anfahrt trugen elegante Säulen ein heiteres Glasdach mit großen Scheiben, von deſſen Mitte ein Gasluſtre in Bronze mit drei matten Kugeln herabhing. Dieſes Licht hatte ſich auch im Innern des Hauſes Eingang zu verſchaffen gewußt. Unten auf dem Schlußpfoſten der breiten Marmortreppe ſtand ein mächtiger Kandelaber, in der Wendung ein zweiter, oben ein dritter und vierter, welche das weite Treppenhaus mit ſeinem Veſtibul und Korridor taghell erleuchteten. Auch alles Anderes, was zum Dienſt des Hauſes gehörte, war mit Gaslicht auf's Reichſte erhellt; nur in den Salons, ja ſelbſt in den Vorzimmern duldete es Frau Schabegg nicht des höchſt unangenehmen, plebejiſchen und penetranten Geruches wegen; auch weil es in Wirthshäuſern und bei gewöhnlichen Bürgersleuten zu brennen pflegte, und weil ſie ein-

Namenloſe Geſchichten

von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Carl Krabbe.
1851.

mal gehört hatte, das Brennen von Wachslichtern verbreite einen eigenthümlichen distinguirten Odeur.

Wenn wir uns mitten auf dem Hofe vor das Haus Schabegg hinstellen, so bemerken wir zu seiner Rechten und Linken Rasenplatz und grüne Bäume und vermuthen, daß sich hinter dem Hause ein weiter, stiller Garten mit uralten Bäumen, mit plätschernden Fontänen, geraden Wegen, steifverschnittenen Hecken und zopfigen Statuen ausdehnen wird. Und das war auch früher der Fall. Als Anton Schabegg, der durch den Kolonialhandel reich geworden war, sein Haus baute, machte er dort, dem Geschmacke der Zeit gemäß, auf dem weiten Terrain, welches zu den Gebäuden gehörte, solche Gartenanlagen. Damals war es noch keine große Verschwendung, im Herzen der Stadt große Gartenanlagen zu besitzen; es war nur ein weiterer Beweis für ein reiches, wohlgeordnetes Haus. Aber die Zeiten änderten sich, und in der Residenz, die endlich anfing, nicht allein Residenz sein zu wollen, sondern in welcher sich auch Industrie und Handel und damit größere Selbständigkeit ihrer Bewohner mächtig zu regen begann, entstanden wie mit einem Zauberschlage neue Gebäude neben neuen Gebäuden, Straßen neben Straßen, und es kam der große Augenblick, daß Johann Christian Schabegg, Vater, an seinem Fenster stehend zu sich selber sprach: „Wir wollen doch sehen, ob diese gewöhnlichen Häuser sich nicht in respektvoller Entfernung von dem Grundstücke der Schabeggs halten werden. Aber sie thaten es nicht, diese unverschämten Häuser; sie drängten näher und näher, und Johann Christian Schabegg, Vater, welcher die Regierung seit langen Jahren mit kräftiger Hand geführt hatte, dem der Ausdruck: Streitigkeit mit seinen Nachbarn etwas ganz Unbekanntes war, da sich diese Nachbarn in geziemender respektvoller Entfernung vom Hause Schabegg hielten, sah sich genöthigt, allerlei verdrießliche Prozesse zu führen wegen Entziehung von Sonnenlicht, wegen zudringlicher Fensteröffnungen,

die auf sein Terrain führten, und wegen Dachrinnen und Traufgerechtigkeiten.

Ja, was noch schlimmer war, rechts und links von seinem Hause machten sich zwei Straßenlinien breit, die, wie Johann Christian Schabegg kopfschüttelnd sagte, ja nun und nimmermehr ihre Vereinigung finden konnten. Denn diese Vereinigung hätte doch in seinem Garten gefeiert werden müssen, gerade dort, wo seit langen, langen Jahren an einem Wasserbassin der Lieblingsplatz der Schabegg's gewesen war. — Pah! Unsinn!

Und doch drängten diese Gebäude rechts und links immer näher und näher, ja man hörte schon das Klopfen und Hämmern, sowie das Klingen der Eisen an den Steinen in recht beunruhigender Nähe, und wenn Johann Christian Schabegg, Vater, in seinem Lehnstuhle am Fenster saß, so durchdrang ihn ein Gefühl, wie es wohl ein tapferer Festungskommandant haben mag, der das dumpfe Hämmern und Scharren der Schanzgräber hört, und welchen bei aller Tapferkeit, bei aller Ueberzeugung von der Festigkeit seiner Mauern doch zuweilen der finstere Gedanke überfliegt: wäre es denn doch möglich, daß sich diese Wälle beugen müssen? — Pah! Unsinn!

Aber Herr Johann Christian Schabegg, Vater, kam zum Sterben, — man konnte sagen: Schabegg ist todt, es lebe Schabegg! denn Johann Christian, der Sohn, trat die Regierung an.

Der Verstorbene war ein hochmüthiger und stolzer Mann gewesen, ein Polterer, der sich sogar bis zur Grobheit versteigen konnte, dabei aber als braver, gerader und rechtschaffener Mann von der ganzen Stadt gekannt und geachtet. Im Stadtrathe, von dem er ein leuchtendes Mitglied war, liebte man es nicht, den Straßenplan auf's Tapet zu bringen, oder that es nur, wenn Herr Johann Christian Schabegg abwesend war; denn in seiner Gegenwart führte eine derartige Erwähnung zu den unangenehmsten Erörterungen, welche mehr als einmal die ener-

gische Aeußerung des alten Herrn hervorgerufen hatte: er werde sich mit seinem Gewehr in den Hof stellen und Jeden niederschießen, der an seiner Grenze rühre. Ja, einem Architekten, der ihm alles Ernstes einen Bauplatz um schweres Geld abhandeln wollte, hatte er mit flammenden Augen den freundschaftlichen Rath gegeben, er möge sich auf dem Kirchhofe mit anständigem Platz zu einem Grabe versehen und sich hängen lassen, sobald er dort mit seinem Ankauf im Reinen sei.

So stand diese Angelegenheit, als Herr Johann Christian Schabegg, Sohn, an die Regierung kam. Dieser war ganz das Gegentheil seines Vaters, ein feiner, sehr feiner Mann. Polternde Redensarten oder gar Grobheiten kannte er nicht; auf seinem Gesichte hatte er neben der würdevollsten Miene für Jedermann ein freundliches Lächeln in Bereitschaft. Und dieses Lächeln konnte sich, je nachdem die Person war, zu einem freundschaftlichen Ausdrucke seines glatten Gesichtes steigern.

Johann Christian Schabegg, Vater, hatte nach dem Beinamen des tüchtigsten Kaufherrn der Stadt gestrebt, Johann Christian Schabegg, Sohn, dagegen nach dem des christlichsten Kaufmannes. Er war Kirchenvorsteher und Missionsbetreiber; sein Name stand mit bedeutenden Beiträgen auf allen Kollekten für arme christliche Familien; gewöhnliche arme Familien, denen man ersteres Prädikat leider nicht geben konnte, erhielten natürlicherweise nichts von ihm. Dabei gingen seine Bemühungen in's Große und Weite, und sein christliches Erbarmen umfaßte die entferntesten Länder. Wenn er auch an manchem bitteren Jammer, an manchem bitteren Elend in seiner nächsten Nähe, ja selbst in seiner eigenen, ausgedehnten Familie hart und kalt vorüberschritt, eingehüllt in sein christliches Bewußtsein, so sorgte er doch dafür, daß die rothhäutigen Indianer lesen und schreiben lernten und die Bekanntschaft mit europäischen Sitten und europäischem Schnaps machten, und wenn er es auch mit großer Gemüthsruhe

anſehen konnte, daß ein unſchuldiges Kind ſeiner Verwandtſchaft im Armenhauſe von fremden Leuten, die ſelbſt nichts hatten, nothdürftig gekleidet und ernährt wurde, ſo war es ihm doch ein ſüßes Bewußtſein, kleinen ſchwarzen Negerbälgen Hemden verſchafft, ſowie wenigſtens mittelbar dazu beigetragen zu haben, daß im Königreiche Dahomey bei großen Hoffeſtlichkeiten die Königin mit ihren Staats- und Ehrendamen wenigſtens zur Hälfte mit rothkarrirten Schürzen verſehen wurde. Für dieſe Idee hatte er ſich außerordentlich enthuſiasmirt, und ertappte ſich bei geſchloſſenen Augen zuweilen auf dem innigen Wunſche, die Früchte ſeiner Wohlthaten wenigſtens einmal anſchauend zu genießen und einen ſolchen Dahomey'ſchen Allerhöchſten Kammerball mitmachen zu können.

Herr Johann Chriſtian Schabegg, Sohn, faßte denn auch die Straßenangelegenheit nicht nur von einer ganz andern Seite auf, ſondern war klug genug, dabei noch ſeinen Titel des Chriſtlichen neu zu vergolden, indem er nicht bloß den für die Stadt nothwendigen Theil ſeines Gartens preisgab, ſondern auch unentgeldliches Terrain für ein Schulhaus anwies, wobei er aber die kleine beſcheidene Bedingung machte, daß daſſelbe auf ewige Zeiten „Schabegg'ſche Stiftung" heißen müſſe.

Wie ſchon vorhin geſagt, der alte Schabegg war Kaufherr geweſen und hatte ſeine Geſchäfte im großen und vornehmen Style getrieben. Von ſeinen umfaſſenden überſeeiſchen Verbindungen hatte er nur wenige beibehalten, und betrieb bis an ſein Lebensende ein kleines Geſchäft, in dem aber Millionen ſteckten, denn er handelte mit Perlen und Edelſteinen. Wie ein Geizhals in ſeinem Golde wühlt, ſo war es ſein Vergnügen, aus der doppelt und dreifach verſchloſſenen eiſernen Kiſte, welche in der Mitte ſeines Comptoirs auf einer Erhöhung ſtand, eine Handvoll Brillanten zu nehmen, von dem jeder einzelne ein ziemliches Vermögen war.

Johann Christian Schabegg, Sohn, war dagegen nur Kaufmann nach neueren Begriffen und überlegte, daß alle die Steine und Perlen, die er verkaufte, auch in Gold gefaßt sein müßten, und daß diese Goldfassung herzustellen ein sehr einträgliches Geschäft sei. Bei seinen großen Mitteln und der Energie, die er besaß, brauchte er keine große Zeit vergehen zu lassen zwischen dem Auftauchen einer Idee und deren Ausführung. Deßhalb suchte er einen Geschäftsführer, der mit der Fabrikation von Geschmeiden sehr vertraut war, und ließ sich einen Baumeister kommen, mit dem er einen Grundplan seines Gartens vornahm, und mit hocheigener fester Hand trotz des finsteren Blickes, welchen das Porträt des Vaters auf ihn warf, die Straßenlinie mitten durch jene oben erwähnte Fontäne, dem Vergnügungsplatze so vieler Schabegge, trassirte, Alles jenseits zu Bauplätzen parzellirte, und auf dem Platze diesseits ein Fabrikgebäude für Goldwaaren aufzurichten begann.

Daß dieses begreiflicher Weise nicht das alte Haus Schabegg berühren durfte, kann sich der geneigte Leser selbst denken. Doch um die Kommunikation für den Chef des Hauses oder vielmehr das komprimirte Haus Schabegg zu erleichtern, führte vom ersten Stock des alten Gebäudes eine Brücke in das neue Geschäft hinüber, welches diesseits und jenseits mit eisernen Thüren verschlossen war, und zu deren zierlichen aber starken Bramaschlössern Herr Johann Christian, der Sohn, allein die Schlüssel besaß.

Das Haus Schabegg, welches ich mich so bemüht, dem geneigten Leser vor die Augen zu führen, das Gebäude in Stein, Eisen, Holz und Glas war eigentlich nur die Schale, in welcher der edle Kern, das wirkliche und wahrhaftige Haus Schabegg, in der Person des Herrn Johann Christian, Sohn, steckte. Ja, in ihm vereinigte sich das ganze Haus; war er abwesend, so erschien jenes Gebäude nur wie ein Körper ohne Seele, wie ein

Wesen ohne Lebenskraft, wenigstens in seinen Augen. In diesen Phantasieen — und er hatte oft solche — kamen ihm die Mauern, welche so glücklich gewesen waren, ihn geboren werden zu sehen, nur wie ein Etwas vor, das gar keinen Sinn mehr hätte, wenn es nicht durch sein allgewaltiges Ich ausgefüllt würde. — — Es war vorgekommen, daß Fremde, welche das stattliche Gebäude anschauten, als er zufällig hinausging, sagten: das ist das Haus Schabegg, worauf er seine Nase höher empor hob, und mit einer Majestät dahinschritt, welche nicht geringer war, und in seinen Augen nicht weniger Erstaunen erregte, als wäre das ganze große, steinerne Gebäude durch die Straßen spazierend gesehen worden.

Wenn er zuweilen Abends im weichen Fauteuil vor der großen eisernen Kiste saß und träumend die Augen schloß, so konnte er eigenthümliche Visionen haben: er sah sich auf einer Wolke schweben, geformt aus Haupt- und Kassabüchern, aus Goldbarren und Perlenschnüren, die getragen wurde von sämmtlichen Kommis und Dienern des Hauses, um welche die hübschen Arbeiterinnen, welche das Poliren der Goldgeschmeide besorgten, als angenehme Genien schwebten, und auf welcher er selbst ruhte, auf der Wolke nämlich, angethan mit sämmtlichen licht- und flammensprühenden Brillanten, die sich in der eisernen Kiste befanden, und deren Glanz so mächtig war, daß sie um sein Haupt eine sanfte Glorie bildeten.

— Das Haus Schabegg. — —

Er war überzeugt, daß er verständigen und gebildeten Menschen so erscheine und daß sie es ihm Dank wissen mußten, wenn er im gewöhnlichen Leben ihre blöden Augen schonte, und in strengem Inkognito als einfacher Mann im feinen schwarzen Tuchrock mit sehr eleganter Wäsche und weißer Halsbinde unter ihnen wandelte, daß er sie sanft anlächelte, wenn sie ihn demüthig grüßten, daß er sogar ein freundliches Wort für Diesen oder

Jenen hatte, ein Wort mit menschlicher Stimme gesprochen, und nicht in Donnertönen oder Sturmgebraus, in majestätisch klingender Stimme, wie man doch hätte erwarten können vom Hause Schabegg.

War es diesem außerordentlichen Wesen möglich geworden, eine seiner würdigen Lebensgefährtin zu finden? — In stillen, unbewachten Augenblicken beantwortete er sich selbst zuweilen diese Frage mit einem leichten Schütteln des Kopfes. Und doch war er in der Wahl dieser Lebensgefährtin so vorsichtig wie möglich gewesen. Frau Schabegg war die Tochter eines großen Bankiers, der es prächtig verstanden hatte, ohne Vermögen in den Ruf großer Reichthümer und dadurch eines ungeheuren Kredits zu gelangen, der, wie eine schillernde Seifenblase, mit seinen bunten gaukelnden Farben die Leere der Kassen verdeckte, und die, als sie beim Tod des Bankiers endlich zerplatzte, nichts als unangenehme Flecken zurückließ.

Der Vater der Frau Schabegg hatte seiner Tochter Valerie nur die kleine Mitgift von einer halben Million dekretirt, jedoch dem Schwiegersohne davon keinen Groschen ausbezahlt. — „Mein lieber Sohn," hatte der alte wohlbeleibte Herr, der ein gewaltiger Lebemann war, nach einem vortrefflichen Diner zu dem Hause Schabegg gesagt, „es wäre Luxus, wenn ich Ihnen diese Kleinigkeit — damit meinte er die halbe Million — zustellen würde. Ich habe sie Ihnen in meinen Büchern gut geschrieben, und wenn es Ihnen recht ist, lassen wir Zinsen auf Zinsen dazu anwachsen, — hiebei rieb er sich schmunzelnd die Hände — für ein kleines Kapitälchen, womit wir dann seiner Zeit unseren Erstgebornen überraschen werden." — Aber der Erstgeborne blieb aus, ebenso wie die halbe Million mit Zinsen und Zinseszinsen, worüber sich indessen Frau Schabegg kein graues Haar wachsen ließ, was auch Schade gewesen wäre, denn sie besaß wunderschöne, dunkelbraune Flechten; überhaupt war sie eine der reizendsten und elegantesten

Frauen, die man ſehen konnte, fein und zierlich, vielleicht etwas zu ſchlank gewachſen, dabei aber nicht groß, wodurch das Gleichgewicht wieder hergeſtellt wurde. Ein hübſch geformter Mund ließ, wenn ſie lachte, ſchneeweiße regelmäßige Zähne ſehen; ihr Auge von unbeſtimmter Farbe war hell und glänzend, und bei allen dieſen Vorzügen hatte ſie Verſtand genug, um, ohne ſich leiten zu laſſen, ihren eigenen Weg zu gehen, — einen Weg, in geſellſchaftlicher Beziehung wohl angemeſſen dem Glanze des Hauſes Schabegg, auf welchem ſie ihren mannigfaltigen, oft kindiſchen Launen den Zügel im weiteſten Umfange des Wortes ſchießen ließ, und dabei die Kaſſe ihres Gemahls in keiner Weiſe ſchonte.

Wenn auf dieſe Art Frau Schabegg den Pfad ihres Gatten gerade auch nicht mit Roſen beſtreute, ſo bedeckte ſie ihn doch mit Koſtbarkeiten aller Art, mit glänzenden Equipagen, Wagen- und Reitpferden, reichen Stoffen, ſowie Gold und Brillanten. Sie war vielleicht zehn Jahre jünger als das Haus Schabegg, dabei aber wohl um hundert Jahre heiterer und lebensluſtiger, und wenn Herr Johann Chriſtian in ſeinem ſchwarzen Tuchrocke mit dem glatt gekämmten Haar, und der ſteifen, weißen Halsbinde, die er nie ablegte, von ſeiner Gattin ſpazieren geführt wurde, was übrigens nicht allzu oft vorkam, ſo hätten bei dieſem Anblick Unparteiiſche viel eher auf Vater und Tochter, als auf Mann und Frau gerathen.

Es war Schade, daß die Lebensrichtung dieſer beiden Leute ſo auffallend auseinander ging. Alle die chriſtlichfrommen Vereine, denen das Haus Schabegg ſo eifrig zugethan war, konnten ſich in gewiſſer Beziehung der Sympathieen der Frau Valerie nicht erfreuen; ja ſogar in ihren milden und ſehr reichlichen Gaben für Hülfsbedürftige herrſchte eine ſyſtematiſche Oppoſition, und wo er ſich mit Entrüſtung abwandte, und zu keiner Gabe zu

bewegen war, da bewilligte sie auf's Reichlichste, um, wie sie lachend sagte, Himmel und Erde wieder in Einklang zu bringen.

Johann Christian Schabegg war der einzige Sprößling des alten Handelsherrn gewesen, und wenn auch die Verzweigungen der Familie in weiteren Kreisen zahlreich genug waren, so gab es doch nur wenige Schabegg, die man für vollkommen würdig erachtete, um mit dem Stammhause in nähere Verbindung zu treten oder zu bleiben. Unter diesen Wenigen war ein rechter Vetter der Einzige, der mit dem Hause so liirt war, daß ihm dasselbe zu allen Zeiten offen stand. Dieß war Emil von Schabegg, oder der gnädige Herr, wie ihn die Dienerschaft nannte. Sohn eines Bruders des alten Handelsherrn, war auf ihn das Vermögen seines Vaters übergegangen. Beim Tode des Großvaters wohl recht bedeutend, hatte es sich übrigens bei dieser Linie des Hauses nicht vermehrt, da Paul Schabegg nicht wie sein Bruder Handelsherr wurde, sondern von seinen Revenuen ein angenehmes und heiteres Leben führte. Seine Abneigung gegen den Kaufmannsstand war auf den Sohn übergegangen, und als Emil von Schabegg in das Alter gekommen war, wo man sich für einen Lebenslauf entscheiden muß, wählte er sich einen nicht schwer zu erringenden, mit äußerem Glanze reich ausgestatteten, und wurde Lieutenant im Garde-du-Korps-Regiment Seiner Majestät des Königs. Als hübscher junger Mann von guter Erziehung und angenehmen Formen, welchem die Kasse seines Vaters mehr als wohl gut war zur Verfügung stand, wurde er trotz seiner bürgerlichen Herkunft in den hohen, höheren und allerhöchsten Kreisen gesehen, und von guten, einflußreichen Freunden empfohlen, erhielt er aus Anlaß irgend eines großen, festlichen Ereignisses bei Hofe das Ritterkreuz des Schwertordens, welches ihm den erblichen Adel verlieh, worauf seine adeligen Freunde im Offizierkorps nicht unterließen, ihn so lange ihren Herrn Kameraden von Schabegg zu nennen, bis er sich die drei be-

deutungsvollen Buchstaben nicht nur gefallen, sondern auch auf seine Karte stechen ließ, wofür ihn freilich sein Oheim Johann Christian, der Handelsherr, brummend und mit der derben Aeußerung empfing, er möge diese Handhabe vor dem altbürgerlichen Namen gefälligst dazu benützen, sich gelegentlich hängen zu lassen. Uebrigens brachte es Emil von Schabegg nicht weiter als zum Lieutenant. Die Avancements in der Armee, namentlich in der Kavallerie der Garde, waren schlecht, und wenn er, der genau betrachtet doch eigentlich von gar keiner Geburt war, auch deßhalb gerade nicht zurückgesetzt wurde, so verstand man es doch zu machen, daß die echten Herren Kameraden „von" in diesen langen Friedensjahren eher zum Grade des Rittmeisters gelangten als er.

So lange Emil von Schabegg jung und vollkommen lebenslustig war, empfand er hierüber keinen großen Kummer. Als er aber eines Morgens empfand, daß über Nacht auf sein Leben ein leichter Reif gefallen sei, daß die Elastizität seines Geistes und Körpers ihren Kulminationspunkt hinter sich habe, und daß es ihn einige Anstrengung koste, noch wie ehedem mitzumachen, da begann er nicht nur über die Zukunft nachzudenken, sondern auch nachzurechnen, und er sprach zu sich selber: „Wenn ich Offizier bleibe, so bin ich gezwungen, trotz alledem noch hie und da mitzumachen; es wäre ridikul, mich als Garde-du-Korps zurückziehen zu wollen. — Mitmachen aber, das heißt, die ganze Pferde-, Jagd- und Hundewirthschaft, spielen, trinken, und vor Allem die kleinen Soupers mit ihren Folgen, konsumirt mehr Lebenskraft und Geld, als ich verhältnißmäßig aufzuwenden habe. — Gut, erwarten wir also die erste, beste Gelegenheit, um mit einem gehörigen Eclat den Säbel ablegen zu können."

Emil von Schabegg hatte recht, auf einen Eclat zu warten, denn wenn man gewissermaßen von der Schaubühne tritt, so thut man das gern mit so viel Geräusch und Applaus, wie mög-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

lich. Und er hatte Glück, denn es erschien eine famose Gelegenheit. Der Kriegsminister protegirte einen jungen Grafen seiner Verwandtschaft etwas gar zu auffallend, und obgleich viele der Herren Kameraden bedeutend murrten, so war doch Emil von Schabegg allein geneigt sich zu opfern, und that das, indem er öffentlich erklärte: es sei unmöglich bei einer solchen Wirthschaft noch länger zu dienen, worauf er um seinen Abschied ohne Pension bat und ihn auch erhielt, sogar mit der Erlaubniß, Armeeuniform tragen zu dürfen, worüber er aber lächelnd die Achseln zuckte.

In den Augen der Kameraden hatte er aber hiedurch ungeheuer gewonnen: er war als hochherziges Opfer für die Andern gefallen und war und blieb hiedurch im ganzen Offizierkorps eine Autorität. Man hielt ihn nicht nur in den Zirkeln, wo er bisher gewesen, sondern seine Freunde von Einfluß brachten es auch dahin, daß er sogar als Pensionär nicht von der großen Hofliste gestrichen wurde.

Emil von Schabegg legte also die glänzende Uniform ab — wir glauben, als er seine letzte Meldung gethan, und zu Haus den Pallasch seinem Jäger übergab, sagte er mit Ferdinand in Kabale und Liebe: „Gute Nacht, Herrendienst," ohne übrigens, wie dieser unglückliche junge Mann, die Absicht zu haben, sich für sein übriges Leben mit matter Limonade zu begnügen. Im Gegentheil: er sah am Baume seines Lebens noch manche Blüte hängen, die er zu pflücken gedachte, aber nicht durch heftiges Stürmen und Ringen, sondern durch sanftes Bemühen und geduldiges Warten. Er überschlug seine Fonds, die der Gesundheit und die der Kasse, und schien über das Resultat gerade nicht unzufrieden, namentlich was den Stand seiner Finanzen anbelangte, so hätte man wenigstens glauben können; denn abgesehen davon, daß er seinen Stall um ein halb Dutzend Reitpferde verringerte, führte er sein Hauswesen mit ziemlich großem Train nach wie vor fort.

Als er zum ersten Mal in Civil erschien, sehr elegant und einfach gekleidet, da sagten die Kameraden: „Auf Ehre! von Schabegg, wir versichern Dich, daß Du um zehn Jahre jünger aussiehst.“ — Das war es aber durchaus nicht, was er ambitionirte, im Gegentheil: er hatte sich bewaffnet mit den Gefühlen eines älter werdenden Herrn, die er öffentlich zur Schau trug, hinter denen aber doch zuweilen der Schalk durch Augenblinzeln und ein angenehmes Lächeln um die Mundwinkel hervorschaute. Er, der noch vor acht Tagen mit festen, klirrenden Schritten durch die Straßen gegangen war, den Pallasch leicht und gewandt im Arme tragend, der sich nie anders in den Sattel schwang, als wenn das ungeduldige Pferd schon heftig vorwärts strebte, er hatte sich nun, im Civilanzuge erscheinend, einen Stock angeschafft, auf den er sich wirklich stützte, und setzte seine Füße vorsichtig, ja nicht ohne eine kleine Steifheit, welche sich in seinen Kniebewegungen aussprach. Und wenn er jetzt ausritt, so legte er, ehe er aufstieg, sorgfältig seine Zügel zurecht, und ließ von seinem Reitknechte fest den Bügel halten. Kam einer der früheren Kameraden hinzu, der darüber lachte, so pflegte Emil von Schabegg zu sagen: „Lieber Freund, man wird alt,“ worauf der Andere mit lautem Lachen erwiederte: „von Schabegg, Ihr seid der raffinirteste Kerl, den ich kenne.“ Kopfschüttelnd ritt alsdann Jener fort in ziemlich nachlässiger Haltung, bis er es vielleicht an irgend einem Fenster für nothwendig hielt die Zügel anzuziehen, oder eine erstaunenswerthe Lançade zu machen.

Es ist eigentlich unrecht, so viel von den Aeußerlichkeiten des ehemaligen Garde-du-Korps gesprochen zu haben, ehe ich dem geneigten Leser gesagt, daß Emil von Schabegg ein Ehrenmann in der schönsten Bedeutung des Wortes war, offen, redlich gegen seine Freunde, freigebig bis zum Exceß, treu und anhänglich. Und für all' dieses Licht seines Charakters zeigte derselbe nur einen einzigen tieferen Schatten, das war eine übergroße Eitelkeit

auf seine persönlichen Vorzüge. Für einen Offizier waren diese nun allerdings sehr bedeutend gewesen, und er hatte ihnen in jeder Beziehung Siege zu verdanken, die den Andern fabelhaft erschienen. Doch ließen diese Siege ein solches Selbstbewußtsein zurück und nährten seine Eitelkeit dergestalt, daß dieses die Stelle war, wo er zuweilen lächerlich wurde. Seine Kameraden konnten ihm nach einem Balle sagen: „Aber, von Schabegg, höre auf, Du hast wieder einem Dutzend armer Mädchen vollständig die Köpfe verrückt," worauf er vielleicht lächelnd erwiederte: „Ich bitte euch, keine Uebertreibungen, ein Dutzend ist viel, aber vier bis sechs werden schon den Rest der Nacht mit Seufzen zugebracht haben."

Daß diese seine Schwäche aus Scherz von den Andern redlich benützt wurde, versteht sich selbst, und es erhielt Niemand so viel anonyme Schreiben und sinnvoll gewundene Blumensträuße, wie der Garde-du-Korps, der schönste und eleganteste Offizier, der geistreichste Gesellschafter, die Quintessenz aller Ritterlichkeiten. Und wenn er durch die Straßen ging, so glaubte er es von unzähligen Lippen flüstern zu hören: „Das ist Emil von Schabegg, der schöne Schabegg."

Diese Eitelkeit war auch die schroffste Klippe, die er zu umschiffen hatte, nachdem er den Vorsatz gefaßt, den glänzenden Küraß abzuschnallen, und darnach brauchte er einige Zeit, um mit sich darüber in's Reine zu kommen, wie er von jetzt an in der Welt zu erscheinen habe, damit der Abstand gegen früher nicht gar zu bedeutend erscheine, und er war verständig genug, ziemlich richtig zu wählen. Seine Toilette fiel auf durch einfache Eleganz; seine Bewegungen, namentlich sein Gang, so wie der dazu gehörige Stock zeigten eine ernstere Lebensrichtung an, während Kopf und Gesicht das des ehemaligen Garde-du-Korps geblieben war. Seine etwas eingefallenen Wangen sahen immer angenehm geröthet aus, die Spitzen des Schnurrbarts hatte er

zuſammengedreht und etwas nach oben gerichtet; ſein lockiges Haar trug er genau in der Mitte geſcheitelt, es ſollte das ſeinem Geſichte beſondere Intelligenz und jugendliche Friſche verleihen, wogegen er wieder zur Dämpfung mit einem etwas heiſeren Organ ſprach, was aber doch, wie man ihn häufig verſicherte, auf das ſchöne Geſchlecht von einer unwiderſtehlichen Wirkung war.

Verheirathet war Emil von Schabegg nicht, obgleich er ſeit längeren Jahren ſogenannter glücklicher Bräutigam war. Er hatte ſich etwas leichtſinniger Weiſe in dieſes Verhältniß eingelaſſen, und zwar zur Abwehr anderweitiger, zuweilen zudringlicher Anfragen nach ſeiner Perſon und zur Löſung von Verbindungen, mit denen es ihm nicht Ernſt war. Seine Braut, wie er aus einer guten und reichen Familie ſtammend, hatte Vorzüge genug, um Frau von Schabegg werden zu können, und an dem Ballabende, wo er glühend von Tanz, Leidenſchaft und Wein den erſten Ring jener ſüßen Kette ſchmiedete, welche man das eheliche Band nennt, war es ihm mit ſeiner Abſicht auch wohl zur Hälfte Ernſt geweſen; ſie aber und ihre Eltern hatten die ganze Wichtigkeit dieſes feierlichen Augenblickes erkannt, und ohne ſich ſpäter genau angeben zu können, wie das eigentlich gekommen, ſah ſich der luſtige Lieutenant eines Tages veranlaßt, Karten umher zu ſchicken mit der Inſchrift:

Emil von Schabegg
und
Julie Breder
empfehlen ſich als Verlobte.

Es wären daraus für ihn beinahe ein Halbdutzend Duelle entſtanden; nicht als ob ihm Jemand den Beſitz ſeiner Braut mißgönnt, im Gegentheil, die Herren Kameraden fanden dieſe Verlobung des Garde-du-Korps-Offiziers ziemlich abſurd, und eine gute Anzahl dieſer Kameraden hatten ſich bei der nächſten Wachparade mit ſolchen Verlobungskarten verſehen und zeigten ſie ihm

Einer nach dem Andern, mit den Worten: „Du, was iſt denn das für ein von Schabegg?“ Daß der vierte oder fünfte der Frager als Antwort eine ſpitze Bemerkung einkaſſirte, wird nicht unglaublich erſcheinen. Kurz und gut, es engagirten ſich ein paar Duelle, die aber glücklicher Weiſe von einem ruhigeren, älteren Offizier als nicht genugſam motivirt in ein heiteres Diner verwandelt wurden, bei welchem es ſich die arme Julie Breder gefallen laſſen mußte, daß ſehr umſtändliche Toaſte auf ſie und ihre Perſönlichkeit ausgebracht wurden.

Allerdings war die Perſönlichkeit der Braut nicht der Art, daß man, wenn ſie am Arme des jungen glänzenden Offiziers dahinſchritt, hätte ausrufen mögen: „Welch' paſſendes Paar!“ obgleich ſie für ein intereſſantes Mädchen und durchaus nicht für häßlich galt. Sie war lang, etwas dünn und hatte hellblondes Haar; ihre geiſtreichen in der That ſchönen Augen thaten alles Mögliche, um ihr Geſicht in ein günſtiges Licht zu ſetzen, was ihnen aber nicht recht gelingen wollte, denn ihre etwas ſtark hervorſtehende ſcharfe Naſe dominirte zu ſehr, ohne deßhalb im Stande zu ſein, von dem etwas zu großen Mund abzulenken. Trotzdem aber war das Enſemble ihres Kopfes angenehm zu nennen, auf jeden Fall nicht unintereſſant, was auch überhaupt ihre ganze Erſcheinung nicht war. Dabei war ſie durch und durch gebildet, redete verſchiedene Sprachen mit einer ſeltenen Fertigkeit, und ihre Bemerkungen und Anſichten klangen geiſtreich und pikant.

Ich habe einen jungen Mann gekannt, der nur mit auffallend ſchönen Mädchen tanzte, und welcher gerade aus dieſem Grunde auch nie einen Korb bekam. Julie Breder befolgte ein ähnliches Syſtem: man wußte, daß ſie ſich nur mit geſcheidten Leuten unterhielt und alle Anderen, weß Standes ſie ſein mochten, mit einer kurzen Antwort und einem leichten Kopfnicken abfertigte oder auch geradezu ſtehen ließ, — Grund genug, daß es

bei den jungen Leuten für eine Auszeichnung galt, mit ihr in einer längeren Konversation gesehen zu werden. Dazu kam noch, daß man ihr nachsagte, sie habe bis jetzt alle die zahlreichen Bewerbungen, welche es auf ihre Person oder ihr Geld abgesehen hatten, ohne Weiteres von der Hand gewiesen.

Dieß Alles zusammengenommen waren für den sieggewohnten und bis zum Exzeß eitlen Garde-du-Korps-Offizier hinreichende Gründe, um diese gefährliche und für uneinnehmbar geltende Festung scharf zu attakiren. Emil von Schabegg hatte Verstand genug, um sich von der geistreichen Julie nicht mit einem Kopfnicken verabschieden zu lassen; ja, man muß gestehen, daß der Erfolg seiner Bewerbungen um das junge Mädchen wohl dazu gemacht war, seine Eitelkeit noch zu steigern. Denn er kam, er sah, er siegte, wurde aber selbst vollkommen besiegt, und biß in eine Angel, die mit ihren scharfen Widerhaken tief in sein Fleisch, nicht gerade in sein Herz eingriff. Er hatte nicht daran gedacht, sich in die Fesseln des Ehestandes schmieden zu lassen; er hatte unvorsichtig mit einer Rosenkette gespielt, und als er dieß so locker geglaubte Geflecht um seinen Nacken fühlte, empfand er plötzlich den ehernen Druck einer ganz gewöhnlichen Kette. Er hatte Wortspiele und witzige Bemerkungen wie einen Lasso gegen das junge Mädchen geworfen, gerade wie sie auch gethan, und fühlte nun mit einem Male, als er seiner Gewohnheit nach wieder davon flattern wollte, daß die feste Schlinge ihn erfaßt und ihn nur im Kreise herum, aber nicht mehr von der Stelle ließ.

Er verlobte sich, nicht gerade freiwillig, aber auch nicht gerade gegen seinen Willen. Der Garde-du-Korps-Lieutenant war Philosoph und hatte sich angewöhnt, alle Dinge von verschiedenen Seiten zu betrachten, um selbst bei ganz unangenehm scheinenden eine erträgliche abzugewinnen. „Bah!“ sagte er mit einem ziemlichen Aufwande von Leichtsinn: „es gibt Konvenienzheirathen, warum soll nicht auch einmal eine Konvenienzverlobung stattfinden können?

Und dann hat dieſes Band auch ſein Gutes; ich werde meinen Ruf und damit meine Geſundheit etwas ſchonen müſſen, und betrachte die ganze Sache, wie ehemals die galanten Malteſerritter das Kreuz auf ihrer Bruſt, als ein „bis hieher und nicht weiter, mein gutes Kind.“

So wurde er Verlobter und in gewiſſer Beziehung ein muſterhafter Bräutigam. Er ritt bei ihren Fenſtern vorbei, er fuhr ſie unter dem Schutz ihrer Mama ſpazieren; er war in Soirées und Konzerten an ihrer Seite; er ſtand auf Bällen hinter ihrem Stuhle und nahm eine gewiſſe würdevolle Haltung an, wenn er einem jungen Referendär erlaubte, mit Julie Breder eine Tour zu tanzen. Für alles das aber hatte er einige Zeit nach der Verlobung ſich von dem Schwiegervater in spe in's Haben ſeines Conto's eintragen laſſen, daß er durchaus keinem Verlangen nachgeben werde, als Lieutenant zu heirathen; denn er finde eine Frau Lieutenantin vollkommen ridikul.

Und Julie, die geiſtreiche und geſcheidte Julie? Sie fand, natürlicher Weiſe aus ganz anderen Gründen, dieſe Konvenienzverlobung ebenfalls nicht unangenehm. Ließ ihr dieſelbe doch vollkommen Freiheit, ſich ihren wiſſenſchaftlichen Studien, ihrer weitverbreiteten Korreſpondenz mit ausgezeichneten Männern hinzugeben. Durfte doch die Braut Emil's von Schabegg Beſuche annehmen, wann und von wem ſie wollte, und hatte dafür im Nothfalle nur ein Stirnrunzeln ihres Verlobten zu erwarten, vor welchem Beweis der Mißbilligung ſie aber vollkommen ſicher war.

Da kam die Kataſtrophe des militäriſchen Abſchieds, der Lieutenant war verſchwunden, und Emil von Schabegg's triftiger Grund, ſeine Heirath noch hinauszuſchieben, fiel hinweg. Auf einen fragenden Blick der Mutter Juliens zuckte er die Achſeln und ſagte einem alten Oheim ſeiner Braut, der ſich ihm als außerordentlicher Geſandter in dieſer Angelegenheit vorſtellte: „Sie werden vollkommen einſehen, mein Beſter, daß wenn ich jetzt

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Knall und Fall heirathen wollte, es gerade so aussähe, als hätte ich dieses Glück nicht erwarten können und deßhalb meinen Abschied genommen. Aber ich versichere Sie, daß ich triftige Gründe habe, eine solche Ansicht nicht aufkommen zu lassen."

Julie blieb sich vollkommen gleich; sie schien nicht daran zu denken, welch' schöne Reihe von Jahren sie schon als Braut verlebt. Im Vertrauen gesagt, hatte sie angefangen zu schriftstellern, ja auch kleine Erfolge gehabt, und wenn sie in jener Zeit, von der ich so eben sprach, zuweilen zerstreut fast verlegen vor ihrem Verlobten erschien, was diesen schon einigemal beunruhigt hatte, so war der Grund hievon der Kampf in ihrem Innern, ob sie ihn zum Mitwisser ihres Geheimnisses machen sollte oder nicht. Endlich kam es anfangs zu sehr verblümten Erklärungen, bei deren Eingang der gute Emil wie auf glühenden Kohlen saß, wornach er sich aber, als sich die Sache aufgeklärt, ihr zierlich gedrucktes Erstlingswerk, einen Briefwechsel zwischen zwei verlobten Glücklichen, mit einer Dankbarkeit in Empfang nahm, ja mit einem Enthusiasmus, der an's Rührende streifte. Auch ging er mit glühendem Eifer auf ihre Bestrebungen ein; er sorgte für Bekanntwerden des Buches der anonymen Verfasserin, er verschaffte demselben durch seine Bekanntschaften günstige Besprechungen, und machte sich ein Vergnügen daraus, ihr solche vorzulesen.

Als er zum ersten Mal im Civilanzug zu ihr kam, vergaß er nicht, sich fest auf seinen Stock zu stützen, mit langsamen Schritten zu gehen, sich behutsam auf einen Stuhl niederzulassen und im Gespräch zuweilen zu husten.

„Sie thaten recht daran, den anstrengenden Dienst zu verlassen," sagte Julie.

Sehr bezeichnender Weise waren die Verlobten noch nicht bis zum traulichen Du gelangt.

„Ja, ja," gab er mit einem leichten Seufzer zur Antwort, „ich hätte schon vor ein paar Jahren gehen sollen; ich fühle wohl,

die Strapatzen des Dienstes, namentlich beim Manöver und im Lager, hält man nur in der ersten Jugend ohne nachtheilige Folgen aus. — Ich muß mich wieder erholen."

Das sah Julie Breder vollkommen ein und empfahl ihm auf's Angelegentlichste die strengste Schonung seiner Gesundheit.

Diese Geschichte des Hauses Schabegg habe ich für nothwendig gehalten, dem Leser in leichten Zügen vorzuführen, da die Mitglieder desselben mehr oder minder wichtige Rollen in der Geschichte meines Lebens spielen. Wie ich schon früher erwähnt, war meine Mutter eine geborene Schabegg, in verwandtschaftlicher Hinsicht nicht sehr entfernt stehend von dem Haupte des Hauses Schabegg, welcher mit großem Behagen aber unersättlichem Geldurste, in seinem palastähnlichen Wohnhause Juwelen im Werthe ungeheurer Summen durch die Finger gleiten ließ, während sein kleiner Vetter im Armenhause mit nicht weniger Behagen aber größerem Hunger, ein hartes Stück Schwarzbrod verzehrte, das er der Mildthätigkeit fremder Leute verdankte.

Viertes Kapitel.

Der Letzte der Ifling-Steinfeld.

Die innere Einrichtung des Hauses Schabegg, d. h. des von Holz, Stein und Eisen erbauten, stimmte insoferne nicht mit dem Aeußeren überein, als dieses, wie der geneigte Leser bereits erfahren, noch Vieles aus jener Zeit zur Schau trug, in welcher es erbaut wurde; jenes aber, das Innere nämlich, war von jetzt lebenden Dekorateuren und Tapezieren nach der gerade herrschen-

den Mode im allerneuesten Geschmack ausgeführt, und mit Geschmack im rechten Sinn des Wortes.

Frau Schabegg verstand sich auf elegante Einrichtungen, überhaupt auf Alles, was das Leben komfortabel und angenehm zu machen im Stande ist, und waren ihr alle hierauf bezüglichen Anschaffungen besonders werth, wenn sie viel Gold gekostet.

„Die gnädige Frau —" Emil von Schabegg hatte diese Benennung, worüber sich das Haar des alten Christian gesträubt haben würde, eingeführt; Johann Christian, der Sohn, that, als wenn's ihm auch nicht gerade sympathisch sei, diese Benennung nämlich, denn er pflegte, wenn er sie hörte, hinzuzusetzen: „die Gnade ist nur bei dem da oben" — die gnädige Frau also saß in ihrem Salon oder lag vielmehr auf einem amerikanischen Schaukelstuhl, ein Möbel, das sie außerordentlich verehrte, und hatte denselben in eine gleichförmige und sehr angenehme Bewegung versetzt. Neben ihr stand ein niedriges Tischchen mit einer großen Schüssel voll Trauben, von welchen sie eine nahm, so oft sie die schaukelnde Bewegung des Stuhls in die richtige Nähe brachte; zuweilen fing sie auch im Vorüberfahren ein feines, auf's Reichste gesticktes Battisttuch, um den Zuckerstoff der Trauben von ihren Fingern zu entfernen. Ihren hübschen Kopf mit den hellbraunen Locken hatte sie gegen die hohe Lehne zurückgelegt und schien sich so bei angenehmer Bewegung und süßen Trauben außerordentlich wohl zu befinden.

Der Salon, in welchem sie sich befand, hatte eine graue matte Seidentapete, dunkelblaue Sammetvorhänge, und das ganze zahlreiche Ameublement war aus Palisander und reichgeschnitzt. Die Ueberzüge der Stühle und Sessel von eisenfarbigem Damast, eine kleine Nuancirung heller als die Tapete.

Durch die großen Spiegelscheiben drang das helle Licht eines klaren und schönen Spätherbsttages in's Zimmer, auch sogar ein scharfer Sonnenstrahl, der sich auf dem dicken smyrnaer Teppich

Inhalt.

		Seite
I. Kapitel.	Unter dem Stadtgraben	3
II. „	Unter dem Stadtgraben	11
III. „	Unter dem Stadtgraben	22
IV. „	Unter dem Stadtgraben	32
V. „	Ein Bürgerball und seine Folgen	53
VI. „	Ein Bürgerball und seine Folgen	64
VII. „	Aus dem Marstall	85
VIII. „	Aus dem Marstall	99
IX. „	Vor dem Hofball	112
X. „	Aus dem Marstall	126
XI. „	Ein Hofball und seine Folgen	137
XII. „	Aus dem Kutscherzimmer	150
XIII. „	Ein Hofball und seine Folgen	181
XIV. „	Elstergasse Nummer Vierundvierzig	195
XV. „	Unter dem Stadtgraben	210
XVI. „	Ein Bürgerball und seine Folgen	228
XVII. „	Unter dem Stadtgraben	256
XVIII. „	Im Hoftheater	266
XIX. „	Ein erstes Debut	274
XX. „	Thauwetter und Frühlings-Anfang	284
XXI. „	Unter dem Stadtgraben	300

förmlich gütlich zu thun schien. Dieser Teppich, so weich er war, schien doch noch zu hart als Unterlage des Schaukelstuhls für die gnädige Frau, denn wo dieser ruhte, war noch ein kolossales schwarzes Bärenfell ausgebreitet, in dessen dichtem Haare ihr kleines Füßchen förmlich verschwand, wenn sie einmal niedertrat, um den Stuhl in eine heftigere Bewegung zu versetzen.

Draußen spielte der Sonnenstrahl um die riesenhaften Kastanien, welche vor dem Hause standen und deren Blätter von Herbst und Licht wunderschön malerisch gefärbt erschienen. Sie sahen prächtig aus mit ihren gelben und röthlichen Blättern und den hellgrünen stachligen Fruchtschalen, die größtentheils schon geleert waren und nur hie und da noch eine glänzende dunkelbraune Frucht zeigten.

Frau Schabegg war nicht allein, an der andern Seite des Tischchens saß Vetter Emil auf einem niederen Fauteuil und beschäftigte sich ebenfalls mit den Trauben. Außer ihm war noch eine dritte Persönlichkeit im Zimmer, ein Knabe von vielleicht neun Jahren, welcher auf der andern Seite des Salons an einem Fenster stand. Er hatte einen Flügel desselben halb geöffnet und beschäftigte sich damit, Thonkugeln aus einem langen Blasrohre gegen die reifen Kastanien zu treiben, oder auch gegen kleine Vögel, die vorüberfliegend auf den Zweigen sich niederließen. Dieser kleine, junge Herr — er war sehr elegant, für sein Alter vielleicht schon zu sehr einem Erwachsenen ähnlich gekleidet, hatte ein angenehmes Gesicht; seine Kopfform war rund, etwas plump, die Nase nicht edel geformt, die Haare zeigten ein fahles Braun und dabei zeugten seine kleinen Augen, die sich sehr unstät hin und her bewegten, von List und Verschlagenheit. Seine dünnen Lippen hielt er fast beständig aufeinandergepreßt. Körperlich erschien der Knabe stark und gesund, nur hatte er große Füße, welchen selbst die glänzenden Lackstiefel keine feine Form bei-

bringen konnten, und seine Hände schienen trotzdem nicht zarter, daß sie zwischenzierlichen Manschetten hervorkamen.

In der Unterhaltung zwischen Frau Schabegg und ihrem Vetter war eine Pause eingetreten, während welcher beide eifrig Trauben verspeisten. Dann sagte er: „Beste Cousine, lassen wir dieses Thema ein- für allemal fallen, es verstimmt mich und kann Ihnen wahrhaftig auch keine Freude machen."

„Natürlich nicht," gab sie in leichtem, gefälligem Ton zur Antwort, „wenn Sie so starr und unbeweglich bleiben."

„Starr und unbeweglich? wie können Sie das sagen? Ich bin ja im Grunde vollkommen mit Ihnen einverstanden und will ja auch ganz genau dasselbe, wozu Sie mir so eifrig rathen; aber"

„Heute nicht, und morgen nicht, und über's Jahr nicht, und über zehn Jahre nicht," lachte die schöne Frau.

„Sie übertreiben —"

„Sie sind unverbesserlich, mich dauert nur die arme Julie; und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich begreife die Geduld derselben nicht."

„Julie ist so verständig, meine Gründe anzuerkennen."

„So, Sie haben Gründe?" fragte Frau Schabegg rasch, indem sie ihren Kopf herumwandte.

„Sonderbare Frage — ich werde doch nicht ohne Gründe handeln, und wenn Sie sich gütigst erinnern wollen, so habe ich Ihnen diese Gründe schon sehr ausführlich auseinandergesetzt."

Sie schüttelte lachend ihr Haupt hin und her. „Aber halten Sie mich doch nicht für kindisch," sagte sie nach einer Pause, „das sind doch keine Gründe. Sie kokettiren mit Unwohlsein, das glaubt Ihnen ja kein Mensch."

„Auch Sie nicht?" fragte er lächelnd.

Sie wandte ihm einen Augenblick ihr schönes Gesicht voll zu, dann lachte sie laut und lustig, und erwiederte: „ich am allerwenigsten." — Plötzlich aber nahm sie eine andere Miene an und

fuhr fort, nachdem sie ihre Lippen mit einem Battisttuch abgewischt — „jetzt aber Scherz bei Seite, Sie sollten es wahrhaftig mir zu Gefallen thun, und Julie so bald wie möglich heirathen."

„Vielleicht morgen," sagte er achselzuckend, „wenn es Ihnen gefällig ist."

„Sans Spaß," gab Frau Schabegg leiser zur Antwort, nachdem sie einen raschen Blick gegen das Fenster geworfen, wo der kleine, junge Herr stand. „Wissen Sie auch, was die böse Welt sagt?"

„Gewiß, schöne Cousine," entgegnete er treuherzig, wir wissen ganz genau, was die böse Welt von uns sagt, aber sollen wir uns die Mühe geben, ihr zu beweisen, wie falsch sie urtheilt, das heißt, soll ich mir die Mühe geben, da mir all' das Gerede gleichgültig ist? — Bei Ihnen ist das schon etwas anderes. Sie spielen, wie ich schon oft die Ehre hatte Ihnen zu sagen, bei Ihren geheimnißvollen Gängen ein gewagtes Spiel."

„Zugegeben, aber soll ich Ihnen die Wahrheit sagen und zu Ihnen sprechen: seht, wie ihr mich verkannt habt, seht, welcher Ausbund von Tugend ich bin, soll ich mir die Hand küssen lassen und das heuchlerische Gelispel hören: ach, gnädige Frau, wie man Sie verkannt hat. Nein, beim Himmel," sprach sie heiter, „ich will von dem langweiligen Volke verkannt sein, es macht mir nun einmal Vergnügen."

„Aber der Kommerzienrath?"

„Ah — er," sagte die schöne Frau mit komischer Salbung, „er, der sich so wohl fühlt in der Umgebung guter, gleichgesinnter Seelen, er sollte doch ahnungsvoll fühlen, welchen Ausbund von Tugend er an seiner Frau hat. — Ich mag ihn wahrhaftig nicht darüber aufklären, aber Sie könnten ihm darüber Ruhe verschaffen."

„Und womit, wenn ich fragen darf?"

„Indem Sie Julie heirathen."

„Laſſen wir das.“

„Man ſollte glauben, Sie hätten Gründe nicht zu heirathen.“

„Die habe ich auch, ich habe das nie geleugnet.“

„Ach, gehen Sie.“

„Wohin Sie befehlen,“ verſetzte er mit einer Verbeugung.

„Wollen Sie einen Augenblick ernſthaft bleiben?“

„Ihnen gegenüber fällt mir das ſchwer.“

Sie machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe, ſetzte ihren Schaukelſtuhl in Ruhe und legte ihre kleine Hand auf den Tiſch, worauf ſie ihn feſt anſah. — „Der Kommerzienrath,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „ſprach vor einigen Tagen über dieſes Thema, was mich auf's Höchſte überraſchte.“

„Und —?“ fragte Emil von Schabbegg, mit einemmal aufmerkſam geworden.

„Er ſprach von auffallendem Benehmen, von Reden, die er habe ſchon mit anhören müſſen, von Bemerkungen —“

„Bah!“ unterbrach Emil von Schabegg lachend ſeine Couſine; „Bemerkungen von Seiten ſeiner frommen, chriſtlichen Mitbrüder. Ich bin ihnen zu profan, und da ſie die Hoffnung noch nicht aufgeben, auch Sie, theuerſte Couſine, auf den Weg des Heils zurückzuführen, ſo möchte man meinen ſchädlichen Einfluß beſeitigen. — Iſt's nicht ſo?“

„Durchaus nicht.“

Der ehemalige Küraſſier-Offizier ſchien heute zu Scherzen aufgelegt. „So iſt's am Ende umgekehrt, ſchöne Couſine!“ lachte er. „Man hat Sie verloren gegeben, und will mich noch zu retten verſuchen.“

„Warhaftig, Emil,“ gab ſie ärgerlich zur Antwort, „Sie ſind oft wie ein kleines Kind und könnten doch Ihren Jahren nach ſchon lange geſcheidt geworden ſein. Wenn ich Ihnen ſage: der Kommerzienrath ſprach, wie ich es nicht gerne höre, ſo ſollten Sie mir ernſthaft zuhören. — Ja er ſprach, und,“ ſetzte ſie leiſer

hinzu, „wer kann es ihm im Grunde übel nehmen? Er hatte lange genug geschwiegen.“

Emil zuckte die Achseln, ehe er zur Antwort gab: „Meinetwegen denn lange genug geschwiegen, meinetwegen denn: die Augen zugedrückt. Das wollen Sie doch damit gesagt haben. Aber, Valerie, gaben Sie ihm dabei nicht das schönste Beispiel? — Ja wahrhaftig, wenden Sie Ihre schönen Augen zornig nach mir oder nicht. Zum Henker auch, warum lassen sie sich solche Reden gefallen? Unser guter Freund scheint die ganze Vergangenheit vergessen zu haben, und statt Reden von ihm anzuhören, thäten Sie besser, ihn ein wenig an Früheres zu erinnern.“

„Ich hasse alle Streitigkeiten, das wissen Sie, und will die Ruhe meiner Tage nicht gestört sehen.“

„Weßhalb Sie ihre Freunde opfern.“

„Im Gegentheil,“ gab sie lebhaft zur Antwort, „ich opfere mich selbst und ließ mit einem wahren Heroismus seine salbungsvollen Reden über mich ergehen. Einmal läßt sich das schon aushalten, aber freilich, wenn es häufig käme, so würde ich mich dafür bedanken. Und deßhalb —“

„Und deßhalb?“ wiederholte er.

„Sollen Sie heirathen. — Fahren Sie nur nicht gleich wieder auf, denken Sie, was das für kleine deliziöse Familien-Soiréen gäbe. Julie hat Hang zur Schwärmerei, und wenn man Ihr einmal die Pforten des Heils öffnet, so wird sie sich nicht lange besinnen, um —“

Das heftige Klirren einer Fensterscheibe im Hofe, ein lautes Gelächter im Salon, und dann unten im Hofe die laute und ernste Stimme eines Mannes, der sich dringend nach einer vernünftigen Ursache erkundigte, warum man muthwilliger Weise die Spiegelscheiben seines Arbeitszimmers zertrümmere, ließen Frau Schabegg ihren Satz nicht beendigen. Sie fuhr empor und bat sich von dem Knaben, der nicht aufhören wollte aus vollem

Halſe zu lachen, eine Erklärung aus, was dieſer gräßliche Lärmen bedeuten ſolle.

„O nicht viel!“ gab dieſer, ohne ſie anzuſehen, mit der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit zur Antwort. „Ich ſchoß mit meinem Blasrohr nach einem Sperling, den ich auch getroffen habe, wie ich glaube zu gleicher Zeit aber auch eine Scheibe da unten, und nun macht der Herr Kommerzienrath einen Spektakel, als wenn es ſich um die Welt handle. Man ſetzt eine neue ein und ſchreibt ſie auf meine Rechnung wie ſo Vieles.“

„Ein unverſchämtes Geſchöpf,“ ſagte die Frau des Hauſes halblaut, und Emil von Schabegg ſetzte lauter hinzu:

„Aber den Schrecken, den Sie andern Leuten einjagen, wie ſoll man den auf Ihre Rechnung ſetzen?“

„So hoch man will,“ gab der Knabe inſolent zur Antwort, „mein Vormund wird's zahlen.“

Bis jetzt hatte er immer noch zum Fenſter hinaus geſprochen: nun aber wandte er ſich mit einer raſchen Bewegung in's Zimmer hinein, hob den Kopf in die Höhe und fragte ordentlich in herausforderndem Tone: „Habe ich Sie vielleicht erſchreckt?“

Emil von Schabegg wollte ihm heftig etwas antworten, doch legte die Frau vom Hauſe ihre Hand auf ſeinen Arm und ſagte:

„Verſchwenden Sie doch keine Worte.“

„Aber wie ſoll das enden?“

Sie zuckte mit den Achſeln und erwiederte: „Irgendwo und irgendwie, was weiß ich! Jedenfalls aber nimmt der Bube ein Ende mit Schrecken.“

„Aber warum dulden Sie ihn in Ihrer Gegenwart?“

„Weil er wie ein Kind des Hauſes betrachtet werden ſoll, und weil ich dieſen boshaften, frühgereiften Buben gewiß nicht wegſchicken werde, wenn Sie bei mir ſind. — Doch ich höre da den Kommerzienrath, der ſoll ſehen wie er mit ihm fertig wird.“

Wirklich öffnete ſich im nächſten Augenblicke die Thüre, und

Herr Johann Chriſtian Schabegg trat in's Zimmer, das heißt er blieb vielmehr auf der Schwelle ſtehen, legte ſeine Hände zuſammen und ſagte mit ſanftem Ton in der Stimme:

„Aber um Himmelswillen, Herr Baron, was ſoll denn das nun ſchon wieder bedeuten? Ich hoffe, es thut Ihnen leid, daß Sie aus Unvorſichtigkeit meine Scheibe getroffen."

Der junge Menſch ſah dem Kommerzienrath gerade in's Geſicht, und ein höhniſches Lächeln ſpielte um ſeine Augen und ſeinen Mund. „Es iſt wahr," verſetzte er alsdann, „ich ſchoß eigentlich nicht auf die Fenſterſcheibe, aber als ich ſie traf, klingelte es ganz hübſch, und deßhalb kann ich nicht ſagen, daß es mir gerade ſehr leid thut, ſie getroffen zu haben. Man macht eine neue und —"

„Ich weiß ſchon was Sie ſagen wollen;" unterbrach ihn der Kommerzienrath raſch und in ärgerlichem Tone, wobei ſich ſeine Augenbrauen zuſammenzogen. „Sie wiederholen das bei jeder Gelegenheit, und meinen, wenn Sie eine Unart begehen oder einen Schaden anrichten, es ſei genug, daß derſelbe erſetzt wird. Das iſt aber nicht der Fall, wie ich Ihnen ſchon oft zu bemerken Gelegenheit hatte. Sie machen da einen Lärmen —"

„Sie aber einen viel größeren wegen einer ſolchen Kleinigkeit," warf ihm der trotzige Knabe raſch entgegen. „Ich zerbreche zu Haus auch Fenſterſcheiben, und darum bekümmert ſich Niemand."

„Aber in Ihrem Hauſe gibt es keine Damen, die man erſchreckt," ſagte der Kommerzienrath würdevoll mit einem Blick auf ſeine Frau, „und auch Niemand wie ich, den Sie durch das gräßliche Klirren im Arbeiten ſtören und aus Berechnungen aufſchrecken."

„O mein Onkel-Vormund arbeitet und rechnet auch. Aber wenn eine Fenſterſcheibe zerbricht, ſo macht er keinen Spektakel, zankt mich nicht, ſondern läßt ſie einfach wieder machen."

„Das ist leider die Wahrheit," gab der Kommerzienrath zur Antwort; „Ihr Herr Vormund bekümmert sich freilich zu wenig um Ihr Treiben. So lange Sie aber hier in meinem Hause sind —" dabei zuckte er die Achseln so hoch, daß man wohl einsah, er wolle pantomimisch ausdrücken, wie wenig Vergnügen ihm das verursache — muß ich bitten, sich zu betragen, wie es einem ordentlichen jungen Menschen zukommt."

„Sie haben mich wohl nicht gern in Ihrem Hause, es würde Ihnen ein Vergnügen machen, wenn ich abzöge?"

„Das ist eine Frage, über welche ich Ihnen die Antwort natürlicher Weise schuldig bleiben muß, die ich mich aber veranlaßt sehen werde, mit Ihrem Herrn Onkel und Vormund zu erörtern, sofern Sie es nicht über sich gewinnen können, ein sanfteres Betragen anzunehmen."

„Ich glaube schwerlich, daß ich das kann," erwiederte der Knabe mit großer Ruhe, und machte Anstalten, sich für sein Blasrohr ein neues Ziel zu suchen. „Es ist hier schrecklich langweilig und wäre gar nicht auszuhalten, wenn man nicht zuweilen etwas Spektakel machte."

„Sie können sich Ihre Langeweile durch Lernen vertreiben."

„Lernen," versetzte der junge Mensch achselzuckend. „Warum soll ich lernen? Ich habe ja Geld genug, wie mein Vormund sagt."

„Nun, Ihr Lehrer hat Ihnen schon oft auseinandergesetzt, daß es doch nothwendig ist, etwas zu lernen, wenn man auch Geld hat."

„O, er thut nur so, als wenn ihm am Lernen etwas gelegen wäre, der dürre Magister. Er geht viel lieber spazieren. Seht," setzte der Knabe ausgelassen lachend hinzu, „dort kommt er eben. Heda! aufgeschaut!" Rasch hatte er sein Blasrohr an den Mund gesetzt, und nachdem man an einer Bewegung seines Gesichtes

gesehen, daß er seinen Bolzen fortgeblasen, hörte man von drunten einen Ruf der Ueberraschung oder vielmehr des Schmerzes.

„Getroffen! getroffen!"

Der Kommerzienrath zuckte mit den Achseln; er war zu sehr ein Mann der Güte, des Friedens und stillen Wesens, um sich zu erlauben, seinem sich allerdings regenden Zorne durch eine heftige Aeußerung Luft zu machen.

Nicht so geduldig aber nahm Emil von Schabegg die Brutalitäten des kleinen Unholdes auf. Mit einem Sprunge stand er auf den Füßen, mit einem zweiten war er am Fenster, hatte den Knaben am Kragen gefaßt und entriß ihm das Blasrohr; ja er machte Miene, den überrascht aufschreienden damit kräftig zu bearbeiten; doch fiel ihm der Kommerzienrath in den Arm, worauf er sich begnügte, das Rohr in mehrere Stücke zu zerbrechen und diese alsdann zum Fenster hinaus zu werfen.

„Von Rechtswegen hätte man es auf Ihrem Rücken entzweischlagen müssen, Sie junger, unverschämter Bengel!" sprach er und setzte, zu dem Kommerzienrath gewendet, hinzu: „Jedenfalls würde ich ihm die Zimmer verbieten, wo sich anständige Leute aufhalten."

Der Knabe zog die runde Jacke, die er anhatte, und welche ihm, als er geschüttelt worden war, in die Höhe gegangen, mit beiden Händen wieder über die Hüften herab, während er seinen Angreifer mit einem wilden, tückischen Blicke ansah. Er ballte seine Fäuste und schien einen Augenblick entschlossen, auf Emil von Schabegg loszustürzen. Doch mochte er, bei der kaltlächelnden Miene desselben, einen üblen Empfang vermuthen, denn er drehte sich plötzlich halb herum, spuckte vor sich auf den Teppich nieder und sagte:

„Was kann es mich beleidigen, wenn mich so Einer angreift! — Heda;" rief er zum Fenster hinaus, „Sie sollen nicht allein fort, ich will spazieren gehen und Sie können mich begleiten."

Dann ſchritt er langſam gegen die Zimmerthüre, aber in einem großen Bogen um den Kommerzienrath und Emil von Schabegg herum, die er dabei beſtändig von der Seite anſtierte, und ziemlich nah bei der Frau des Hauſes vorbei, welche er ohne Gruß frech und inſolent anblickte.

Der ehemalige Offizier ſchüttelte lachend den Kopf, als der kleine Unhold das Zimmer verlaſſen hatte. — „Beſter Vetter," ſagte er zum Kommerzienrath, „ich glaube, es iſt das erſte Mal, daß dem Herrn Baron eine, wenn auch ſehr geringe Strafe für ſeine koloſſalen Unarten zu Theil geworden. — Wie Sie das mit all' der Geduld aushalten können, iſt mir ein großes Räthſel."

Der Kommerzienrath tauchte tief in ſeine weiße Halsbinde hinein und erwiederte mit ſeinem gewöhnlichen ſanften und weichklingenden Tone: „Sollen wir nicht Geduld haben mit den Schwächen unſerer Nebenmenſchen? Sollen wir nicht verſuchen, ein angenehmes Erziehungsreſultat durch Milde zu erzielen?"

Frau Schabegg hatte ihren Schaukelſtuhl wieder in ziemlich heftige Bewegung verſetzt und ſagte in lebhaftem Tone: „Vor allen Dingen, ſollte ich glauben, hätte man mit dem ſchlimmen Geſchöpfe überhaupt kein Erziehungsreſultat verſuchen ſollen, wir wenigſtens nicht. Ja, wenn man ein Geſchäft daraus macht, die unartigen Kinder anderer Leute zu beſſern, ſo muß man am Ende auch ſolch einen Unband mit in den Kauf nehmen. Weßhalb aber das Haus Schabegg," ſetzte ſie mit einem leichten Anflug von Spott hinzu, konnte aber ihren Satz nicht vollenden, da der Kommerzienrath ſie raſch unterbrach, indem er mit hoch hinaufgezogenen Augbrauen ſprach:

„Das Haus Schabegg, Madame, hat von jeher gewußt, was es zu thun hatte, und that nie etwas ohne es vorher reiflich überlegt zu haben. — Das Haus Schabegg, welches mit dem Hauſe des Baron von Iffling-Steinfeld ſeit langen Jahren genau bekannt und befreundet war, hatte keine Gründe, den Wunſch

desſelben unerfüllt zu laſſen, dieſen letzten, freilich etwas verwilderten Sprößling dieſes hochachtbaren Hauſes auf einige Zeit zu ſich zu nehmen. Daß ſich der junge Menſch zuweilen wie eine wilde Katze benimmt, iſt leider nur zu wahr, und würde man trotz der Freundſchaft für das vorhin genannte Haus den jungen Menſchen dahin zurückſchicken, wo er hergekommen iſt, wenn nicht der Vormund desſelben — wie Du ganz genau weißt," wandte er ſich ſpeziell an ſeine Frau — „auf Reiſen begriffen wäre."

„Da geht er hin, der junge Frei- und Erbherr," ſagte Emil von Schabegg, der an's Fenſter getreten war, mit lachendem Munde. „Da ſtolzirt er neben ſeinem Hofmeiſter, und es müßte mich Alles trügen, wenn er nicht gegen denſelben eben einen tückiſchen Anſchlag auszuführen im Begriff iſt. — Richtig, da liegt er auf der Naſe!"

„Wer denn?" rief der Kommerzienrath mit ärgerlichem Tone, denn wenn er auch alle Unarten ſeines hochadeligen Hausgenoſſen, ſo lange ſie zwiſchen den Mauern des Hauſes Schabegg vorfielen, durch die Finger ſah, ſo war er doch äußerſt empfindlich für einen öffentlichen Skandal, weßhalb er ſich denn auch mit beſorgtem Blick raſch an's Fenſter verfügte.

Drunten, wo der Hof an die Straße ſtieß, lag freilich Niemand mehr am Boden. Doch ſtand der Hofmeiſter des jungen Barons in einer Stellung da, welche deutlich zeigte, daß er ſo eben in die Höhe geſprungen war. Mit der einen Hand putzte er ſeine Beinkleider vom Staube rein, während er die andere drohend gegen ſeinen Zögling erhob, der ſich vor Lachen die Seiten hielt.

„Was war es denn eigentlich?" fragte der Kommerzienrath mit großer Entrüſtung, da er bemerkte, wie mehrere Leute auf der Straße ſtehen blieben.

„Etwas ganz Gewöhnliches bei dem liebenswürdigen Sprößling der Iffling-Steinfeld," ſagte Emil von Schabegg. „Während

die Beiden mit einander fortgingen, brachte er den Spazierstock sehr geschickt zwischen die Beine seines Hofmeisters, so daß dieser wie vom Blitze getroffen zusammenstürzte. — Ueber die Bosheit des kleinen Rackers sind wir einig," fuhr er nach einer Pause fort und stützte sich mit beiden Händen auf die Fensterbrüstung. „Aber dem mageren Spinnebein und Schleicher gönne ich wahrhaftig alle Unbilden, die ihm der kleine Racker zufügt. Sollt' er nicht jetzt dessen Spazierstock nehmen und ihn so durchwichsen, daß er keinen Schritt mehr gehen könnte? — Aber nein! Ich bin fest überzeugt, sie sind kaum um die Ecke der nächsten Straße herum, so lächelt er über den kräftigen Ausbruch der allerdings etwas tollen Laune des sonst nicht so unrechten Jungen, wie seine Redensarten sind."

Als Emil von Schabegg dies Letzte sagte, hatte er seine Hände gefaltet, den Rücken gekrümmt, den Kopf auf die Seite geneigt und sprach mit einem Tone, der sehr an den des Kommerzienrathes erinnerte, wobei er auch seine Augen erhob, wie es Johann Christian Schabegg gern zu machen pflegte.

„Allerdings," versetzte dieser, „ist der Hofmeister von etwas zu weichem Gemüthe, sonst aber ein gediegener, guter, christlicher Mensch ohne hervorragende Fehler." Frau Schabegg hatte bei diesen Worten ihren Schaukelstuhl mit einem Rucke und lauschend festgestellt, und sagte nun in einem sehr heiteren und freundlichen Tone: „O ja, er ist gediegen, gut und christlich, auch ohne besondere Fehler, nur klagte mir mein Kammermädchen, daß er sich gern mit ihrer Erziehung beschäftigen möchte, und vertraute mir dabei an, daß er auch den hübschen Mädchen aus der Fabrik in den Weg trete, wo sich das mit Anstand, das heißt bei ihm nämlich im Dunkeln, bewerkstelligen lasse."

Eine leichte Röthe flog über die sonst so blassen Züge des Kommerzienraths. — „Oh!" sagte er und wandte sein Gesicht

einen Augenblick wie beschämt auf die Seite, „sollte das möglich sein? — Nein, nein! ich glaube diesem Frauenzimmer nicht.“

„Nun, sie ist ein so schönes Mädchen, wie man es nur sehen kann,“ entgegnete Frau Schabegg und setzte in etwas leichtfertigem Tone hinzu: „Was das anbelangt, da würde ich ihm schon zutrauen, sein Auge zu erheben, und dann“ — sie sprach das sehr scharf und bestimmt — „habe ich alle Ursache, ihr Glauben zu schenken. — Besonders in solchen Dingen,“ fügte sie nach einer Pause bei.

Der Kommerzienrath hustete leicht, zuckte die Achseln auffallend und lange, schien aber keine Lust zu haben, dieß Gesprächsthema fortzusetzen. — „Durch diesen unangenehmen Auftritt,“ wandte er sich verbindlich an Emil von Schabegg, „kam ich wahrhaftig nicht einmal dazu, Ihnen guten Tag zu wünschen und mich nach Ihrem Wohlsein zu erkundigen. Es geht Ihnen gut? Sie sehen vortrefflich aus.“

„So, so,“ gab der ehemalige Offizier zur Antwort, „ich helfe mir langsam weiter; man wird wahrhaftig alt und kommt in die Zeit, wo man diese Bemerkung täglich macht. Früher fiel mir so was höchstens alle Jahre einmal ein und fand mich doch noch sehr ungläubig.“

Das Haus Schabegg hatte sich dem Tischchen, an welchem seine Frau saß, genähert und eine Traube angenommen, welche die Letztere ihm mit einer liebenswürdig freundlichen Geberde darreichte.

„Man spannt für Dich an,“ sagte er in angenehmem Tone, nachdem er ein paar Beeren verspeist. „Willst Du mit dem Vetter spazieren fahren?“

„Ich zweifle sehr daran,“ versetzte die schöne Frau, „ob er Lust hat mich zu begleiten. Sagten Sie nicht vorhin,“ wandte sie sich an Emil von Schabegg, „Sie hätten sich zu Hause ein Pferd bestellt und wollten reiten?“

„So iſt es, beſte Couſine," gab Jener zur Antwort und blieb auf einem Gang durch das Zimmer, in welchem er ein paar Mal hin und her gewandelt, bei dem Fauteuil ſtehen, auf dem ſein Hut und ſeine Reitpeitſche lagen. — „Und zwar ein neues gutes Pferd, das ich ſeit Kurzem eingeſtellt habe."

„Ah! lieber Vetter," lächelte der Kommerzienrath, „das widerſpricht Ihrer Bemerkung von vorhin. Wenn man fühlt, daß man alt wird, tauſcht man nicht beſtändig mit ſeinen Pferden, wie Sie es machen, ſondern iſt froh, wenn man ein geduldiges Thier hat, das Einem konvenirt. Wenn ich meinen alten Schimmel nicht mehr benutzen kann, dann iſt es auch mit meinem Reiten vorbei, davon bin ich überzeugt."

„Ich bin vollkommen mit Ihnen einverſtanden," ſagte Herr von Schabegg, „aber von den Neigungen eines Kavallerieoffiziers bleibt immer noch etwas übrig. — Alſo, ſchöne Couſine," wandte er ſich mit einer eleganten Verbeugung gegen die Frau des Hauſes, „auf Wiederſehen! Vielleicht heute Abend im Theater. Sie werden doch einen Akt von Rigoletto hören?"

„Wahrſcheinlich werden wir hingehen. Nicht wahr?" Sie ſah den Kommerzienrath an, der mit einem feinen Lächeln ohne zu antworten das Haupt neigte, worauf Frau Schabegg in fröhlichem Tone ausrief: „Ja ſo, Rigoletto! Das geht bei uns freilich nicht. — Ein unmoraliſches Stück, nicht wahr? — Don Juan oder ſo etwas darf als klaſſiſche Muſik beſucht werden. O, über euch Männer! So werde ich mich allein opfern müſſen," ſetzte ſie ſeufzend hinzu. „Adieu, Vetter Emil!"

Sie reichte dieſem ihre kleine Hand, welche er leicht und gewandt an ſeine Lippen führte und ſich alsdann empfahl.

Der Kommerzienrath folgte ihm, nachdem er ſeine Frau mit großer Förmlichkeit auf die Stirne geküßt,

Nun erhob ſich auch Frau Schabegg, zog ihren Shawl, der über ihre Schultern auf den Schaukelſtuhl herabgefallen war, über ihr

leichtes Morgenkleid zusammen und ging in ihr Schlafzimmer, wobei sie, wahrscheinlich an die heutige Oper denkend, die Melodie der bekannten Arie vor sich hin sang.

Das Haus Schabegg wandte sich auf dem Korridor vor dem Salon seiner Frau nach rechts, stieg die halbe Treppe hinab und kam so an eine kleine eiserne Thür, hinter welcher sich ein Gang befand, der, auf einem Bogen ruhend, das Fabrikgebäude mit dem Wohnhause verband. Eigentlich waren in dem Fabrikgebäude nur die Zimmer, in welchen sich Johann Christian bei Ausübung seiner Geschäfte bewegte: so das Comptoir mit dem Privatbureau des Hauses, und auf einer Seite desselben das Lokal für Buchhalter, Kassirer und zwei Handlungsdiener, auf der anderen das kleine Gemach, in welchem sich die Schätze des Hauses Schabegg befanden. Und, wie wir schon früher angedeutet, Schätze im wahren Sinn des Wortes.

Dieses Gemach bildete die eine Ecke des Hauses und war rings von Mauern umfaßt, die zwischen sechs bis acht Fuß Dicke hatten. Die Decke war gewölbt und in derselben befand sich die einzige Lichtöffnung: ein Kreis von vier Fuß Durchmesser, der mit Eisenstangen verwahrt war, jede von der Dicke eines Mannsarmes, die aber in gefälliger Form nach Art einer verglasten Kuppel angebracht waren. Ein Vorhang von grüner Seide, den man zuziehen konnte, dämpfte das Licht, und ließ den mäßig großen Raum in solchen Augenblicken sogar behaglich und wohnlich erscheinen. Hierzu trug noch bei, daß das Meublement zierlich aus Palisanderholz geschnitzt und mit dunkelblauem Sammet bezogen war. Allerdings war es nicht zahlreich, nur ein kleiner Schreibtisch mit feststehender Gold- und Edelsteinwage, zwei Fauteuils und ein sehr breiter Divan. Wozu auch mehr Stühle und dergleichen? Es war Grundsatz des Hauses Schabegg, nie mehr als einen Geschäftsmann zu gleicher Zeit in diesem Allerinnersten zu empfangen, und wenn dieser Geschäftsmann zufällig ein Fremder

war, so blieb die Thüre zum Bureau offen, und dort beschäftigte sich alsdann der Kassirer oder der Buchhalter mit irgend welchen gleichgültigen Dingen, jede Bewegung des betreffenden Fremden dabei fest im Auge behaltend.

Was nun den Schrank anbelangt, in welchem die Juwelen und Perlen verwahrt waren, so befand sich dieser in der Mitte des Gemachs und sah für Uneingeweihte einem ganz gewöhnlichen runden Tisch mit bis auf den Boden herabfallender Decke ähnlich. Wollte das Haus Schabegg zu seinen Schätzen gelangen, so entfernte es jenen Teppich und öffnete einige Schlösser, die auf der Tischplatte angebracht waren und deren Mechanismus ihm allein bekannt war. Hierauf drehte sich eben diese Tischplatte mit dem ganzen Gehäuse, und dann kamen an den Seiten die einzelnen Behälter und Schubladen zum Vorschein, deren jedes besonders mit einem überaus künstlichen Schlosse versehen war. Ein wahres Meisterstück von Schlosserarbeit war besonders die eiserne Eingangsthüre, welche in das Gemach führte, deren Schloß mittelst eines mäßigen Schlüssels eine Menge der stärksten Riegel nach allen Richtungen hinausschob. Daß neben dem Schreibtische des Chefs des Hauses geladene Pistolen hingen, verstand sich von selbst, und eine andere Sicherheit seiner Schätze und seiner Person gegen einen etwaigen Ueberfall bestand darin, daß sich rings umher an den Wänden nur ihm bekannte Drücker befanden, die bei der leisesten Berührung ein lärmendes Geklingel in allen Theilen des Fabrikgebäudes ertönen ließen.

Das Fabrikgebäude selbst oder vielmehr die Räume der Arbeiter und Arbeiterinnen standen mit dem Bureau des Chefs durch eine eiserne, ebenfalls gut verwahrte Thüre in Verbindung, welche nur von ihm allein benutzt werden durfte, oder wenn er Jemand von dem Personal drüben speziellen Befehl ertheilte, diese oder jene Arbeit in sein Kabinet zu bringen. Bei allen andern Veranlassungen kommunizirten Buchhalter oder Kassirer durch Sprach-

rohre mit den Werkführern, die aber alsdann eine besondere Treppe hatten, welche auf der einen Seite hinab und auf der anderen Seite wieder hinauf in die Räume des Comptoirs führte.

Der Kommerzienrath trat, von seinem Personal ungesehen, in sein Bureau, wo schon ein Arbeiter beschäftigt war, die zerbrochene Spiegelscheibe zu entfernen, worauf derselbe den Laden schloß, bis eine neue eingesetzt werden konnte. Er blieb einen Augenblick nicht nur kopfschüttelnd und mit zusammengepreßten Lippen stehen, sondern erhob auch drohend den Zeigefinger der rechten Hand, wobei der Gedanke in ihm aufstieg, es sei doch besser, wenn das Haus Schabegg die Ehre nicht habe, den letzten Sprößling der Iffling-Steinfeld zu beherbergen. Dann trat er in seine kleine Schatzkammer, wo er einige Mal mit auf den Rücken gelegten Händen auf- und abging. Seine Blicke erhoben sich zu der Oeffnung an der Decke, wo zwischen dem eisernen Gestell der kleinen Kuppel ein unbedeutendes Stück des glänzend blauen Himmels hereinschaute, nur ein ganz unbedeutendes Stück, eingeengt durch Stein und Eisen. Nachdem Herr Schabegg dieß eine gute Weile betrachtet, seufzte er tief auf und strich alsdann mit der Hand über die dicken, buschigen Haare, welche tief auf seine Stirne herabwuchsen.

„Es ist das eigentlich ein Bild meines ganzen Lebens," murmelte er in sich hinein; „rings um mich her gewaltige Steingrenzen, zu meinen Füßen unermeßliche Schätze in Gold und Edelsteinen, und wenn ich aufwärts blicke, nur ein geringes Stück blauen Himmels. Keine weite, herrliche Aussicht, keine reiche Zukunft, immer derselbe gleichförmige, ertödtende Kreis der Geschäfte und kein erquickendes Bewußtsein."

Er verbarg die Hand, die er so eben in die Höhe gehoben, unter seiner Weste auf der Brust und fuhr fort, laut zu denken.

„Das Haus Schabegg, fest gegründet, gewaltig gehalten von seinen Fundamenten, wie ein Riesenstamm von seinen Wurzeln,

aber mit kahl werdenden Zweigen, Mark in den Knochen, Lebenskraft in den Adern, ohne das Verständniß der Kunst, alles das ergötzlich anzuwenden. — Warum fehlt mir gerade das Verständniß, ein Leben voller Glanz und Reichthum zu genießen? Warum verstehe ich es nicht, wie zum Beispiel jener Emil, jener Narr, das Gold mit vollen Händen wegzuwerfen, um mir eine vergnügte Viertelstunde zu bereiten? — Was ist es denn, das wie Blei auf meinem Geiste und in meinen Gliedern liegt? Ist es die Gewohnheit von Kindheit an das todte Gold angeblickt zu haben, die glänzenden kalten Edelsteine, was mir nichts Anderes mehr in den Sinn kommen läßt, was mich abstumpft für alle Genüsse dieses Lebens, was mir nur erlaubt, mich zu erfreuen an diesen sich immer mehr anhäufenden Schätzen? Ist es vielleicht gerade Valeriens Sucht, jeden Augenblick ihres Lebens genießend zu verbringen, was mich in eine andere Richtung treibt? — — Ja, ja, es sind ihre lebhaften Augen, die sie mit Erstaunen auf mich richtet, wenn es mir einmal einfällt, auch nur mit Worten aus meinem gewöhnlichen gleichförmigen Geschäftsgang treten zu wollen. Vor aller Welt frei und offen, nicht im Geheimen, — — denn wenn die heimlich genossenen Freuden auch süß sind, so geht es einem doch wie dem einsamen Trinker, der, den Tisch voller Weinflaschen, seine Thüre abschließt und sich seinem stillen Vergnügen überläßt." — Er machte einen raschen Gang durch das Zimmer, trat an seinen kleinen Schreibtisch, über welchen er sich hinbeugte, gerade an der Goldwage, auf deren vom Hauch seines Mundes auf- und niederschwankende Schale er seine starren Blicke richtete, als wolle er das stürmische Für und Wider seiner Gedanken förmlich abwägen. Zuweilen murmelte er ein Wort vor sich hin, das er alsdann entweder mit einem finstern Stirnrunzeln oder mit einem plötzlichen Lächeln begleitete. — „Wenn Valerie wirklich, wie man schon gewagt hat mir anzudeuten — — — — und den Schein meidet sie nicht — — — was

unsereins mit tiefem Geheimniß umgibt, — — — ah, man will doch nicht am reich sprudelnden Born des Lebens stehen und vor Durst verschmachten, um seinen Ruf zu schonen, das triebe sie — — wenn es wahr wäre, — frei und öffentlich, mit lachendem Mund, die Frage auf den stets heitern Lippen — warum denn nicht?" — — Darauf blickte er abermals finster auf die Wage hin, und als sei es ihm nicht möglich, seine Gedanken mit dem Schaukeln der beiden Schalen in Einklang zu bringen, faßte er das Zünglein der Wage und stellte so das Gleichgewicht wieder her. —

„Ja, wenn ich sie heute kennen lernte, das heißt mit der Lust zu genießen, nicht eingeengt durch feste Schranken, die ich selbst zwischen mir und einem heitern Leben gezogen, ich glaube, wir Beide könnten glücklich sein — jetzt ist sie's allein, und um meinen lechzenden Gaumen, rings von sprudelndem Wasser, von den saftigsten Früchten, die mir gehören, umringt, zu kühlen, muß ich mit zitternder Hand verbotene Früchte pflücken. — Ich kann in solchen Stunden ihren Blick nicht ertragen, wenn sie mich ansieht, mit der Frage in demselben, ja fast auf den sonderbar lächelnden Lippen: Du ein Mann, dessen Sinn nur nach den himmlischen Freuden gerichtet ist, dem sie wohl gar noch hinzusetzen möchte: Ein väterliches Wort von Dir zu Deiner Frau scheint mir passender, als —"

Er fuhr empor, und da er dabei die federleichte Wage streifte, so tanzten die Schalen, wie von innerlichem Entzücken getrieben, lustig auf und nieder.

Der Kommerzienrath griff mit der rechten Hand in sein buschiges Haar und trat rasch an den runden Behälter in der Mitte des Zimmers, wo er mehrere Schlösser öffnete, dann die Tischplatte drehte und hierauf hastig einige Schubladen herauszog.

Da funkelte und glänzte es ihm wunderbar entgegen; da lagen auf dunkeln Sammetunterlagen die herrlichsten Steine

aneinander gereiht; Diamanten von kleinen Roſetten bis zu den großen, werthvollen Brillanten, welche Regenbogenfarben von ſich ſtrahlten, welche blitzten und leuchteten, als fühlten ſie ſich ordentlich glücklich, daß in ihr dunkles Gefängniß wieder einmal die hellen Strahlen des Tages fielen. — Grüne ſammetglänzende Smaragde, in deren weiche Farbe ſich das Auge gern verſenkt, von weiten Reiſen und einem ſonnigen Sommertag träumend; in denen es glitzert und funkelt wie in dichten Laubmaſſen, die auch durchſichtig ſcheinen, getroffen vom Strahl der ſinkenden Sonne. Es iſt was Luſtiges in dieſen grünen Steinen. Während der weiße Diamant uns ſo ernſt, ſo feierlich, ſo majeſtätiſch entgegenleuchtet, während bei ihm unſer Ohr volltönende rauſchende Muſik zu vernehmen glaubt, murmelt es uns bei jenen ſanft im Ohre, wie vom Wind bewegte Blätter, oder wie das Rieſeln des kryſtallhellen Baches durch ſonnbeglänzte Wieſenflächen. — — — — Wie aber bringt auf einmal aufflackernde Glut in die ſtille, träumeriſche Landſchaft! — — — Ah, es ſind dort die Rubinen, welche das Auge des Beſchauenden mit tiefer Glut erfüllen — — und wenn ſich das Auge erſt an den brennenden Schein, durchleuchtet vom hellſten bis zum dunkelſten Roth gewöhnt hat, ſo erſcheint dem Beſchauenden das Weiß und Grün der Brillanten und Smaragde matt und farblos und ſein Herz fühlt ſich von ſanfter Wärme angenehm durchſtrömt. — — Weg mit rauſchender Muſik, weg mit Lufthauch und Quellengerieſel, weg mit dem prachtvollen Diadem über kalter marmorner Stirne, weg mit den ſtillen landſchaftlichen Freuden — — hier iſt das wahre Leben, das warme, milde, blühende Leben, welches uns aus dieſen dunkelglühenden Steinen ſchmeichelnd anblickt; er fühlt einen brennenden Durſt, er möchte einen der Steine zur Kühlung zwiſchen die Lippen nehmen, er möchte eine Handvoll zuſammenraffen und hinſtreuen auf etwas Weiches, Elaſtiſches, Alabaſter gleiches, wo ſie hie und da hinabrollen und tanzen

Namenloſe Geſchichten.

würden, die milden funkelnden Steine — — Strahlen der Luft, lebendige Blutstropfen, um endlich Ruhe zu finden, wo man sie mit zitternden Fingern oder heißen Lippen wieder aufsuchen könnte. — — Gleich daneben sind Perlen, und Perlen bedeuten Thränen, sagt das Sprüchwort, Thränen des Schmerzes oder Thränen der Wonne, aber dieser Ausspruch scheint nicht ganz richtig.

Wenn man sich in den Anblick dieser ruhigen und weich glänzenden Flächen vertieft, überkommt uns ein stiller, seliger Friede, und Thränen zeugen doch von einer Bewegung des Gemüthes. Der Anblick der Perle gießt eine angenehme Ruhe in unser Herz, es umfängt uns eine Mondscheinnacht oder wir sehen das milde Leuchten des sanft athmenden Meeres, eine stille Bucht, in welcher unser Nachen dem Ufer zustößt, marmornen Hallen entgegen, die über schneeweiße Stufen emporragen, welche unsern Fuß zum Besteigen einladen — — tiefe Ruhe und Stille rings umher, und das einzige Geräusch, was wir vernehmen, kommt von den leise an's Ufer schlagenden Wellen, die auf dem Sande flüsternd seufzen. — — O, in einer solchen Mondscheinnacht dort in der Halle erwartet zu werden und süße Perlen zu finden, weiche, schwellende Perlen, untermischt mit sprühenden Rubinen — — — —

Der Beschauer ließ so das Funkeln der edlen Steine durch seine Sinne ziehen, tief herabgebeugt auf seine Schätze, und nahm dann wie mechanisch eine Handvoll der kostbarsten Rubinen, um sie zwischen unschätzbare Perlen hineinzustreuen. Darauf zuckte ein heißes, verlangendes Lächeln über seine Züge, welches an seinen Mundwinkeln erschien und sich verstärkte, bis zu den flammenden Augen sich verbreitete, während er sich einige Minuten damit beschäftigte, die Rubinen zwischen den Perlen wieder herauszulesen. — — Dann richtete er sich schnell empor, blickte aufwärts zu der kleinen Glaskuppel und murmelte zwischen den

Zähnen: „Dieſe Unmaſſe von Schätzen hier unten und nur das kleine, unbedeutende Stück Himmel, welches mir lächelt.“

Wieder ſchritt das Haus Schabegg in ſeiner Schatzkammer auf und nieder und durchkreuzte ſie längere Zeit in allen Richtungen. Anfänglich bemerkte man dabei an den tiefen Athemzügen des Kommerzienrathes den Sturm ſeiner Gefühle, bald aber milderten ſich dieſe; ſeine Augen, welche finſter auf den Boden geblickt, erhoben ſich nach und nach wieder und nahmen damit ihren gewöhnlichen Ausdruck an. Dann erſchien ein ruhiges Lächeln auf ſeinen Lippen, und als er hierauf eine Weile am Schreibtiſch geſtanden und auf die Goldwage geblickt, deren Schalen ſich ebenfalls wieder beruhigt hatten und jetzt wie unbeweglich ſtanden, trat er zurück an den Juwelenſchrank, ſchloß Schubladen und Deckplatte ſorgfältig zu, und als der Teppich darüber gebreitet, bemühte er ſich, die kleinſte Falte deſſelben mit ſeinen Fingern glatt zu ſtreichen. Leicht fuhr er alsdann mit der Rechten über die Stirne und das Haar und ging zuletzt durch ſein Kabinet in das Fabrikgebäude hinüber.

Dort befanden ſich rechts und links von einem langen Korridor kleine Zimmer, in welchen Arbeiter und Arbeiterinnen mit Schleifen der Steine, mit Faſſen derſelben, mit Poliren des Goldes und mit dem Ausputzen fertiger Geſchmeide beſchäftigt waren. Jede der Thüren dieſer kleinen Zimmer war mit einer großen Glasſcheibe verſehen, durch welche man in das Innere blicken konnte. Bei mehreren ging der Kommerzienrath vorbei, hie und da einen Blick auf die Arbeiter werfend, und endlich trat er in eines hinein, wo ein junges Mädchen beſchäftigt war, ein koſtbares Armband, welches ſie an ihrem Tiſchchen befeſtigt hatte, mit weißem Hirſchleder zu putzen. Das junge Mädchen blickte ſeitwärts, als ſie Jemand eintreten hörte und wollte ſich beim Anblick des Fabrikherrn erheben, doch trat dieſer neben ſie hin,

legte ihr den Arm auf die Schulter und drückte sie so sanft auf ihren Sitz zurück.

„Wie weit sind wir, Thereſe?“ fragte er mit einem angenehm klingenden Ton der Stimme, „mir scheint, Du bist wie immer außerordentlich fleißig.“

Das junge Mädchen drehte sich mit ihrem Stuhl zurück, und da sie zu gleicher Zeit den Kopf erhob, so zeigte sie ein rundes Gesicht mit frischen rothen Lippen und dunkel glühenden Augen, die einen etwas schelmischen Ausdruck hatten. Sie zuckte mit den Achseln mehr als gerade nothwendig gewesen wäre, so daß man die Bewegung ihrer vollen weißen Schultern sah, griff aber zu gleicher Zeit nach ihrem Halstuch, das sie neben sich auf den Tisch gelegt hatte. Dabei sagte sie: „Es ist leichte Arbeit, die ich hier habe, Herr Kommerzienrath, und da es mich zu gleicher Zeit freut, wie die blanken Steine so freundlich hervorblicken, so ist das, was ich hier schaffe, eine wahre Spielerei.“

Er bückte sich tief hinab, um das zierliche Geschmeide näher zu betrachten, und da sie sich, augenscheinlich um ihm etwas Platz zu machen, auf die Seite bog, so legte er, um dieß zu verhindern, seine Hand auf ihre Schultern.

„Das Gold scheint mir etwas dunkel!“ sagte der Kommerzienrath, nachdem er das Bracelett einen Augenblick beschaut — „schraub' es einmal los und gib mir den Probirstein.“

Das junge Mädchen lehnte sich mit ihrem Oberkörper so weit zurück, um aus der kleinen Schublade in dem Tische das Verlangte zu nehmen, dann schraubte sie das Armband los und reichte es mit dem verlangten schwarzen Steine dem Fabrikherrn.

Dieser hatte aus der Westentasche einen guten Dukaten genommen, machte damit einen feinen Strich auf dem Probirstein und dann mit dem Golde des Armbandes einen andern dicht daneben; beide betrachtete er einen Augenblick prüfend und sagte hierauf: „Ich habe mich geirrt, es hat das richtige Gehalt.“ Er reichte

dem jungen Mädchen das Armband und den Probirſtein mit der linken Hand, während er zwiſchen Daumen und Zeigefinger der Rechten den Dukaten hielt, den er anſcheinend in die Weſtentaſche ſtecken wollte; doch benahm er ſich dabei etwas ungeſchickt, das Goldſtück glitt zwiſchen ſeinen Fingern durch, fiel auf die bloßen Schultern des jungen Mädchens und glitt von da auf der glatten Fläche ſeitwärts unaufhaltſam tiefer hinab. —

Sie zuckte einen Augenblick leicht zuſammen, doch, wie es ſchien, weniger vor Schreck, als wegen der Berührung mit dem kühlen Metall.

„Wie kalt," — ſagte ſie und ſetzte mit einem gewinnenden Lächeln um ihre friſchen Lippen hinzu: „das iſt aber ein Unglück, was iſt nun anzufangen?"

Das Haus Schabegg machte eine leichte Bewegung mit der Hand, wobei es im gleichgültigen Ton der Stimme zur Antwort gab: „Es wird ſich wieder finden, und," ſetzte der Kommerzienrath hinzu, „da das Armband in wenigen Minuten fertig geputzt ſein wird, ſo kannſt Du's auf mein Kabinet bringen."

Thereſe nickte leiſe mit dem Kopf, und der Chef des Hauſes ſchritt würdevoll, wie er gekommen, mit erhobenem Haupte, ſein Kinn tief in das weiße Halstuch verbergend, aus dem kleinen Gemach. Ein ſcharfer Beobachter, der ihn hätte daherkommen ſehen, den ſanften Blick etwas zu Boden geſenkt mit dem erhebenden Lächeln ſeiner Mundwinkel, ja mit der Zufriedenheit in all' ſeinen Mienen, hätte darauf ſchwören können, der Mann habe eben etwas Bedeutendes zur Verbeſſerung des Chriſtenthums gethan.

Fünftes Kapitel.

Ein Unfall mit guten Folgen.

Unterdeſſen ritt Emil von Schabegg ohne eigentlichen Zweck ſpazieren. Er war, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, unter den Fenſtern ſeiner Braut geweſen, wo er aber nichts geſehen hatte, als herabgelaſſene Vorhänge. Wahrſcheinlich ſchrieb Julie an ihrem neueſten Roman, und den zu leſen hatte er vollkommen Zeit; auch war er zart genug, ſie in ihren Arbeiten ſo wenig wie möglich zu ſtören. Sein Pferd bog darauf rechts an der Promenade ab auf einen Weg, den er häufig zu machen pflegte, und den lockeren Zügel in der linken Hand haltend, ließ er das Thier gehen wohin es wollte.

Frau Schabegg lag in ihrem Wagen, den ſie und ihre umfangreiche Toilette faſt ganz ausfüllte, und war anzuſehen wie eine mächtige Wolke von Stoff mit einem menſchlichen, ſehr hübſchen Antlitz, welches willenlos ſpazieren geführt wird, und doch war dieſer reizende Kopf, den man kaum ſah vor Spitzen, Bändern und Federn, nie ganz willenlos, ſondern wußte ganz genau, welches Ziel er ſich vorgeſteckt, und wie das am leichteſten und ſicherſten zu erreichen ſei.

Der geneigte Leſer wird nicht von uns erwarten, daß wir im Stande ſeien, die Wege der ſchönen Frau zu belauſchen, ſobald ſich dieſe Wege vom gewöhnlichen und Hauptwege abzweigen, ſie alſo, wenn man ſo ſagen wollte, einen Nebenweg einſchlägt. Madame fuhren zur Stadt hinaus, wo eine breite vierfache Kaſtanienallee heute beſonders zum Spazierengehen einlud, denn der Boden war mit welken, aber ganz trockenen gelben, rothen und braunen Blättern bedeckt, welche förmlich einen dicken bunt-

farbigen Teppich bildeten, in den der Fuß bei jedem Schritte eintrat.

Hier sprach Frau Schabegg „Halten", worauf die Pferde fast augenblicklich parirt wurden, der Bediente hinten auf zu gleicher Zeit am Schlage stand und diesen auf weiteren Befehl öffnete. Die schöne Frau stieg aus, zog ihren Shawl ein wenig in die Taille hinein, sagte nichts als „Warten" und ging die Kastanienallee hinab. Der Bediente, welcher den Hut in der Hand behalten, bis er den Schlag wieder geschlossen und sich die Herrin einige Schritte entfernt hatte, setzte ihn nun langsam auf und trat vorne zum Kutscher hin, welcher indessen die Peitsche in das Futteral gesteckt, die Zügel unter seinen linken Schenkel genommen und im Begriff war, mit einem Schwefelhölzchen seine Cigarre anzuzünden; dann verhalf er auch dem Lakaien zu etwas Feuer, und beide neigten sich behaglich zu einander, um ein Gespräch zu beginnen. Diese Sorglosigkeit schien anzudeuten, daß die Beiden wohl gewohnt waren, bei dergleichen Promenaden ziemlich lange auf ihre Herrin zu warten.

Der letzte Sprößling der Issling-Steinfeld führte während der Zeit seinen Hauslehrer spazieren, umgekehrt wäre es passender gewesen, doch um der Wahrheit getreu zu bleiben, müssen wir gestehen, daß der kleine Herr diktatorisch den Weg bestimmte, den er gehen wollte, und daß der Andere, wenn auch zuweilen achselzuckend, folgte. Dabei schien es dem Ersteren sehr ergötzlich, alle möglichen Kreuz- und Querzüge zu machen, die eine Straße zwecklos hinauf-, die andere eben so zwecklos hinabzugehen, bald links, bald rechts abzubiegen, oder auch gerade wieder umzukehren, wenn es ihm so gefiel. Einwendungen, die sich der Hauslehrer zuweilen erlaubte schüchtern zu machen, beantwortete er entweder gar nicht, oder einfach dadurch, daß er den Kopf aufwarf und sagte: „Ich mag nicht." Dabei hatte der junge Baron, trotzdem man hätte glauben sollen, er schlendere ohne allen Zweck herum,

doch seine kleinen Absichten, die er denn auch mit großer Frechheit und meistens zum Verdruß der ihm Begegnenden ausführte. Bald traf er einen harmlos daherlaufenden Hund so empfindlich mit der Spitze seines Spazierstockes, daß dieser laut heulend auf die Seite sprang und nicht selten zwischen die Füße eines ruhigen Spaziergängers, der dann ebenfalls plötzlich aufgeschreckt mit einem Dritten ihm Begegnenden in unangenehme Berührung kam. — — Oder er ging auf einmal im langsamsten Schritt quer durch die Straße dicht bei daherrollenden Equipagen vorüber, wo dann die Kutscher, um das brutale Geschöpf nicht zu überfahren, fluchend ihre Pferde pariren mußten. Damen, denen er begegnete, blickte er frech in's Gesicht oder lachte ihnen ohne alle Veranlassung laut entgegen, und freute sich ausgelassen, wenn er von den Betreffenden indignirt durch Blicke oder Worte zurückgewiesen wurde. Das einzige, was sein armer schwacher Hauslehrer thun konnte, war, ihn seiner Wege gehen zu lassen, und immer zwanzig Schritte Entfernung zwischen sich und seinen würdigen Zögling zu bringen.

Es war ein schöner Herbsttag und vom tiefblauen wolkenlosen Himmel blitzte die klare Sonne warm, hell und freundlich nieder. Wie immer glänzte sie in gleicher Unparteilichkeit über guten und bösen Menschen, über Armen und Reichen. Dort im Hause Schabegg hatte sie funkelndes Licht hervorgelockt aus den edeln Steinen; an der anderen Seite der Stadt im Hof des Armenhauses strahlte sie mit derselben Liebe auf die gelb gewordenen Blätter der Akazienbäume, auf alte Männer und Weiber, die sich hier im Strahle der Sonne, zu Füßen dunkelbraune glatte Kastanien, mit denen wir Kinder an dem schönen Samstag Nachmittag spielten, wärmten.

Wenn es an diesen Nachmittagen gutes Wetter war, so daß wir Kinder im Freien zubringen konnten, freuten sich alle ordentlichen Bewohner oder vielmehr die ordentlichen Bewohnerinnen

des Armenhauſes, denn alsdann war das kleine Zeug nicht im Wege, wenn Treppen und Stuben gehörig gereinigt wurden, um am folgenden Sonntag in beſt möglichſtem Glanze zu prangen.

Frau Iduna machte wohl, was dieſes Treiben anbelangt, unter den ordentlichen Bewohnerinnen die einzige Ausnahme, nicht als ob bei uns das Putzen und Scheuern vergeſſen worden wäre, ſondern weil Herr von Schwanefeld es ſich am Samſtag Nachmittag nicht nehmen ließ, an der Reinigung des Wohnzimmers die thätigſte Hand mit anzulegen.

„Meine gute Alte," pflegte er alsdann zu ſagen, „Du plagſt und ſchindeſt Dich ſämmtliche Wochentage, während ich weiter nichts thue als die Fußböden, die Du morgens mühſam gekehrt, den Tag über zu beſtauben und zu beſchmutzen. Es iſt daher nicht mehr als billig, daß ich nun am Samſtag Nachmittage mein Kontingent ſtelle — — ich — der Herr." Dabei tippte er mit komiſchem Pathos mit dem Zeigefinger auf die Bruſt.

„Aber ein Herr von Schwanefeld," ſagte die gute alte Frau lächelnd, „ſollte keine Fenſter putzen;" worauf er würdevoll zur Antwort gab: „Und ich ſage Dir, ein Herr von Schwanefeld hat in früheren Jahren oftmals geſehen, wie junge Leute aus den beſten Häuſern, Leute, die ſpäter hohe Staatsbeamte, Generale oder berühmte Gelehrte und Schriftſteller geworden ſind, Fenſter mit eigener Hand putzten."

„Und wo war das, wenn ich fragen darf?"

„In der Kaſerne, dem Hauſe Seiner Majeſtät unſeres Königs, als jene jungen Leute freiwillige Artilleriſten, Infanteriſten und Kanoniſten oder vielmehr Kanoniere waren — alſo ſtille dahinten, nimm Du heute zu unſerem aufgewärmten Nachmittags-Kaffee vier friſche Bohnen, ſo habe ich etwas, worauf ich mich freuen kann."

Dann zog Herr von Schwanefeld eine alte ſehr fadenſcheinige Jacke an, welche er zu dieſem Zwecke zuſammengerollt irgendwo

aufbewahrte, ſchloß die Thüre ab und fing an das Zimmer herzuputzen, daß es eine Freude war.

„Du könnteſt Dir wohl von den Kindern helfen laſſen," hatte Frau von Schwanefeld geſagt, damit meinte ſie mich und Alice, worauf er aber mit ſanfter Stimme erwiedert: „Nun, meine Liebe, im Kaſernenhofe würde ich es mit Freuden ſehen, wenn der Junge ſeine Fenſter waſchen müßte, die Kaſerne iſt das Haus des Königs — — aber hier im Armenhauſe — — Du weißt, ich habe ſo meine eigenen Ideen."

„Ja — — — im Armenhauſe," ſeufzte die gute Frau und ließ ihn gewähren.

War er doch auch bei dieſer Beſchäftigung ſo vergnügt, als nur ein Menſch ſein konnte. Er ſummte alte Schelmenlieder vor ſich hin und freute ſich ſichtlich, wenn der Meſſingknopf der Thüre recht blank wieder hervortrat, wenn die kleinen Fenſterſcheiben glänzten, und namentlich zuletzt, wenn er, ſobald alles fertig war, feinen weißen Sand auf den Fußboden ſtreute und darauf mit dem Stiele des alten Federwiſches kunſtreiche Figuren hineinzog. Sobald er mit der Stube fertig war, ging es an ſeinen Sonntagsſtaat, die Stiefel wurden ſo blank gewichst, daß ſich kein Kavalier daran hätte zu ſchämen brauchen. Hellen Nähten an ſeinem ſchwarzen Rock, ſo wie unvertilgbaren Flecken an ſeinem Hute half er mit Tinte nach, und wenn ſich je irgendwo an demſelben fettige Stellen zeigten, ſo putzte er unverdroſſen ſtundenlang mit Seife und Fleckenwaſſer, bis ſie verſchwunden waren, denn er pflegte zu ſagen: „Ich verzeihe es einem Edelmann, wenn er einen Staub- oder gar Schmutzflecken am Hute hat, eine ſpeckige Stelle aber an demſelben iſt eines anſtändigen Mannes unwürdig."

Endlich war Herr von Schwanefeld mit allem fertig, dann wuſch er ſich ſeine Hände, zog den guten Rock wieder an und erſchien lächelnd vor der Gattin, indem er ſich bei ihr bedankte,

daß ſie ihn zu einem guten Kaffee eingeladen. Und der kam denn auch von Frau Iduna viel beſſer als gewöhnlich zubereitet. Er zündete ſich dazu das erſparte Stück einer Cigarre an, und die beiden guten alten Leute waren vollkommen glücklich.

Wir Buben ſpielten im Hofe mit herabgefallenen und zuſammengeleſenen Kaſtanien, welche bei den kleinen Hazardſpielen, die wir vortrefflich verſtanden, unſere Münze waren. Alice hatte unterdeſſen eine andere Beſchäftigung, es war die Zeit des Herbſtes, der Weinleſe, und die Weinbergbeſitzer mit ihren Freunden begingen dieſe Tage feſtlich in ihren Weinbergen, und da danach, in richtiger Reihenfolge, der kalte Winter kam, ſo brauchte das kleine Mädchen, die noch in ihrem dünnen Sommerkleid ging, etwas Wärmendes, und wie ſich Herr von Schwanefeld ausdrückte, wollte er dieſe beiden Fliegen, darunter verſtand er Herbſtfreuden und Winterkälte, mit einer Klatſche ſchlagen. Er hatte unſerem Schützling kleine zierliche Luftballons angefertigt, mit denen ſie am Thor des Armenhauſes ſaß, und ihre bunte Waare den Vorübergehenden anbot.

Aufrichtig geſagt, war ich mit meinen Gedanken viel weniger bei unſern Spielen, als bei den Geſchäften, welche meine kleine Alice machte, blickte häufig zu ihr hinüber oder ſprang auch zuweilen nach ihr hin, wenn ich ſah, daß ſich Jemand von dem Thore entfernte, der etwas wie ein buntes Papier in der Hand trug.

Da es ein außerordentlich ſchöner Tag war, eine warme, milde Luft, wie man ſie kaum im Frühling hat und nur zuweilen wie jetzt im Alten-Weiberſommer, ſo ſaßen die älteren Bewohner des Armenhauſes nun noch einmal, manche wohl zum letzten Male in dieſem Jahre, ja in dieſem Leben, unter den Akazienbäumen, neigten nachdenklich ihre Köpfe, ſchüttelten ſie auch wohl bedenklich gegen einander, wenn der leiſeſte Lufthauch die gelben Blätter herabflattern ließ. Wir Kinder ſahen freilich dem Winter

mit ganz anderen Gefühlen entgegen, gab es da doch Eisbahnen und Schneemänner, dann wieder in unserer Wohnung den behaglich summenden Ofen mit meiner Leibspeise, in Asche gerösteten Kartoffeln.

Wer mir gesagt hätte, ich sollte von all' diesen Herrlichkeiten hier nichts mehr genießen, dem hätte ich's wahrhaftig nicht geglaubt.

Als wir Buben im besten Spielen begriffen waren und ich gerade neben Alice stand, kam ein Herr mit einem Knaben in meinem Alter. Der Herr war sehr einfach gekleidet, der Knabe dagegen so reich, daß ich ihn fast beneidet hätte, wenn mir sein Gesicht beim ersten Blicke nicht außerordentlich mißfallen hätte. Seine kleinen Augen, die er nicht recht öffnete, blickten herausfordernd und doch wieder hochmüthig nach uns hin, während er ganz langsam, mit einem dünnen Spazierstöckchen in der Luft herumfuchtelnd, beim Hofthor vorüberging und uns dabei mit hocherhobener Nase anschaute.

„Das ist das Armenhaus," sagte der Herr, der bei ihm war, eigentlich war es kein Herr und doch wieder kein Arbeitsmann, für Ersteren schritt er neben dem kleinen Burschen zu demüthig hin, hatte einen ziemlich altmodischen schwarzen Rock an, für Letzteren war er zu gut gekleidet.

„So, das ist das Armenhaus," gab der Kleine zur Antwort, „also sind das dort," er wies auf uns, „wohl lauter Bettelkinder."

Ich hörte dieses Wort, und da wir auf unserem Terrain gerade nicht von sehr friedlicher Natur waren, ich aber unter den streitsüchtigen einer der Frömmsten, so näherte ich mich dreist dem Gitter und schaute dem, der uns für Bettelkinder angesehen, herausfordernd in die Augen.

„Bettelkinder kann man eigentlich nicht sagen," bemerkte der im schwarzen Rock mit mehr Entschiedenheit, als ich ihm zugetraut.

Er ſah ſo aus, als fühle er Sympathieen für uns, worauf ihm das junge Bürſchlein mit lauter Stimme erwiederte: „Bettelkinder habe ich geſagt, und ſo iſt es auch, ſehen Sie doch, wie ſie ſich ſo frech herandrängen und gerne von uns was haben möchten.“

Dieſe ſehr deutlich geſprochenen Worte ſo wie auch ein Wink von mir hatte mehrere meiner älteren Kameraden ebenfalls an das Gitter gelockt, und wir traten hierauf vor das Hofthor, wo wir uns in einem Kreiſe und zwar ſo aufſtellten, daß der junge Menſch, wenn er vorüber wollte, zwiſchen uns durchgehen mußte. Dabei dachte übrigens noch Niemand von uns an die Eröffnung von Feindſeligkeiten, ja wir lachten laut auf, als wir uns das geputzte Ding mit ſeiner Uhrkette, ſeinen Glanzſtiefeln und ſeinem ſchwarzen Hute etwas näher betrachteten. Ein Paar riefen freilich: „Was hat der geſagt, wir wären Bettelkinder, er ſoll nur ruhig vorübergehen, ſonſt könnten ihm die Bettelkinder vielleicht was geben.“

Der Mann mit dem ſchwarzen Rock grinste freundlich gegen uns und ſchien dadurch die Unart des jungen Burſchen wieder gut machen zu wollen, und ſo wäre vielleicht Alles auf's Ruhigſte abgelaufen, wenn dieſer nicht vor Alice ſtehen geblieben wäre, mit ſeinem Spazierſtöckchen die bunten Luftballons auseinander geworfen hätte und gefragt: „Was iſt denn das für Zeug?“

Das kleine Mädchen in ſeiner weichen lieben Weiſe und angenehmen Stimme ſagte beſcheiden: „Das ſind Luftballons, lieber Herr, man tränkt die Baumwolle hier unten mit Spiritus, zündet ſie an und dann fliegt es hoch in die Luft hinauf.“

Es hatte einen Augenblick den Anſchein, als entwaffne die Sanftmuth Alicens ſogar die Brutalität des böſen, verzogenen Knaben. Ich, der ich mit Aug und Ohr geſpannt lauſchte, werde nie das Bild vergeſſen, welches dieſe beiden Kinder gaben, die wohl in gleichem Alter waren und ſich hier gegenüberſtanden.

Der letzte Baron der Iffling-Steinfeld in seinem reichen übertriebenen Anzug, und die Tochter eines armen Flickschneiders in ihrem dünnen Sommerkleidchen, welches ihr überall zu kurz und zu enge war: er mit den groben brutalen Zügen, unangenehmen Munde und dem frechen Auge, sie dagegen mit den feinen, blassen Zügen, etwas leidend aussehend, mit den guten, hellen Augen und dem schönen blonden Haar, welches meine Pflegemutter, gerade wegen seiner Weichheit und eigenthümlichen Farbe so sorgfältig behandelte, wobei sie öfters sagte: „Alice, Du hast Haare wie eine Prinzessin." Ich wußte nicht, warum mir diese Aeußerung jetzt gerade so lebhaft in's Gedächtniß kam, und doch war dem nicht nur so, sondern auch das kleine Mädchen, welches da stand, konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie wirklich wie eine Prinzessin aussehen müßte, wenn sie fein und vornehm der Art gekleidet wäre, wie der fremde Knabe, der sie einen Augenblick überrascht anzustaunen schien — aber leider für ihn und glücklich für mich nur einen Augenblick, dann verzog er seinen breiten Mund zu einem übermüthigen Grinsen, faßte mit seinem Spazierstock einen der Luftballons uud warf ihn in die Luft, wobei er höhnisch sagte: „Ja, ja das fliegt allerdings recht gut," worauf er ruhig seiner Wege gehen wollte.

Jetzt aber faßte mich auf einmal eine mir damals unerklärliche Wuth, ich biß die Zähne auf einander und trat mit geballten Fäusten vor ihn hin. Meinen Kameraden, die mir folgen wollten, winkte ich zurückzubleiben. Dann sagte ich mit einer vor Aufregung zitternden Stimme: „Du hast einen Luftballon verdorben, den mußt Du bezahlen." Ich wußte im Voraus, daß er das nicht thun würde.

„Dummer Schlingel," gab er mir zur Antwort, „meinst Du, ich lasse mich auf so unverschämte Art anbetteln, Platz da, oder ich haue dir meinen Stock über die Ohren." Er hob das dünne Rohr in die Höhe, doch war er damit noch nicht weit gekommen,

ſo hatte ich ihn auch ſchon am Kragen ſeiner Jacke. Er ſtieß mir mit der Fauſt auf die Bruſt, um loszukommen, und da ihm das nicht gelang, faßte er mit der linken Hand in mein Haar und riß mit allen Kräften daran. Das konnte jedoch wenig helfen, ich packte ihn mit der einen Hand immer feſter, während ich ihm mit der andern und auf's Kräftigſte rechts und links in's Geſicht ſchlug.

Der Mann mit dem ſchwarzen Rock wollte dazwiſchen ſpringen, doch litten das meine Kameraden nicht, und auch nicht der alte Jakob, der ebenfalls im Hofe ſaß und mit den andern Zeuge dieſes Auftrittes war. „Nein, nein," entgegnete Jakob eifrig auf die heftigen Reden des andern, „die Buben ſind gleich ſtark und groß, ſie ſollen das miteinander ausmachen." Der Hauslehrer aber, dem es Angſt dabei wurde, lief in die Straße hinein, wahrſcheinlich, um nach einem Polizeiſoldaten zu ſehen, und wie mir die andern nachher erzählten, ſahen ſie ihn gleich darauf heftig mit der Hand winken. Es kam aber kein Polizeibeamter, ſondern ein Reiter, der, als er den im ſchwarzen Rock winken ſah und rufen hörte, im Galopp heranſprengte, dicht vor uns ſein Pferd parirte, und mit lauter, befehlender Stimme rief: „Halt da, ihr Buben — — den Augenblick auseinander — — was ſoll das heißen? — He, Herr Schmid, warum trennen Sie ſie nicht." Der Hauslehrer warf ſich nun zwiſchen uns, und da meine Kameraden und der alte Jakob aus Reſpekt vor dem vornehmen Reiter ruhig ſtehen blieben, ſo gelang es ihm auch, uns auseinander zu bringen.

Der fremde Knabe hatte mir ein dickes Büſchel ſehr ſchöner Haare ausgeriſſen, er aber zeigte eine aufgeſchwollene Naſe, aus welcher ihm das Blut über ſeine feine Jacke und ſein weißes Hemd herabtropfte. Wie ich ſo daſtand, den ſtarren Blick nicht von meinem Feinde laſſend, mußte mir Jeder anſehen, daß ich auf's Sehnlichſte eine Fortſetzung des Kampfes zu wünſchen

ſchien. Ich ſtrich mein Haar aus der Stirn, athmete ein paarmal tief auf und zog dann meine leinene Blouſe, die in dem Kampfe hinaufgerutſcht war, wieder über die Hüften herab.

Der vornehme Reiter mochte wohl ſehen, wie geneigt ich war, wieder anzufangen, und wahrſcheinlich um das zu verhüten, lenkte er ſein Pferd zwiſchen uns Beide, dann ſtützte er den rechten Arm in die Seite, nahm eine ziemlich nachläſſige Haltung an, und ich ſah, wie ſein linker Bügel nur leicht an ſeiner Fußſpitze hing. Er wiegte den Kopf auf und nieder, und ſagte zu dem fremden Knaben gewendet mit einem ironiſchen Lächeln: „Das ſind ſchöne Geſchichten, Herr Baron, muß man Sie da finden in einer Prügelei auf öffentlicher Straße.“

Er gab keine Antwort, ſondern biß die Zähne feſt aufeinander und ſchaute den Reiter mit einem böſen Blicke an.

„Und Sie, Herr Schmid,“ wandte er ſich an den Mann mit dem ſchwarzen Rock. Der Hauslehrer zuckte mit den Achſeln und entgegnete:

„Sie wiſſen wohl, gnädiger Herr, daß meine Worte nicht gehört werden.“

„Aber er hat auf jeden Fall wieder angefangen, er hat in ſeinem Uebermuth die Kinder da beleidigt.“

„Nein, nein,“ rief der letzte der Iffling, „dieſe Bettelbuben haben mich überfallen.“

Auf dieß Wort hin wollte ich um das Pferd herumſchlüpfen und ihn abermals am Kragen faſſen, doch legte mir der Reiter die Hand auf den Kopf und ſagte: „Bleib ruhig, Du da, hier ſind ohne Dich noch andere Zeugen, wir können das gemüthlich unterſuchen.“

„Ich brauche aber keine Unterſuchung,“ rief mein Feind, „ich habe Recht.“

„Ja, ja, wie immer,“ meinte der Reiter, und wandte ſich alsdann zu mir, der ich anfing mit lauter aber ruhiger Stimme den

ganzen Hergang der Wahrheit gemäß zu erzählen. Der Reiter hatte ein ſo gutes Geſicht, blickte mich ſo wohlwollend an und nickte mir ſo freundlich zu, daß mein Zorn ſchwand, und als ich ihm von der armen Alice erzählte, wie ſie dem böſen Knaben ſo freundlich Auskunft gegeben, überkam mich, ich wußte ſelbſt nicht warum, eine tiefe Wehmuth und meine Augen füllten ſich mit Thränen. „So iſt es geweſen," bekräftigte der alte Jakob meine einfache Erzählung; meine Kameraden ſagten: „Ja, ja," und ſelbſt der Hauslehrer mußte zugeben, daß ich vollkommen die Wahrheit geſprochen, ja er hatte den Muth hinzuſetzen, daß die brutalen Mienen und Aeußerungen ſeines Zöglings gar nicht wiedergegeben werden könnten, und den ruhigſten Menſchen in Zorn zu verſetzen im Stande ſeien. Damit meinte er ſich ſelbſt, der aber leider nie ein Mittel angewandt.

Der Reiter beugte ſich tief zu dem Knaben hinab und ließ dabei den einen Steigbügel ganz vom Fuße abgleiten. Was er zu ihm ſagte, ſprach er mit leiſer Stimme, aber Alice, die näher ſtand, hörte jedes Wort und erzählte es mir ſpäter. „Sie ſind ein kleiner, unverbeſſerlicher, bösartiger Taugenichts," hatte Emil von Schabegg zu dem Knaben geſagt, „und wenn mich nicht die Rückſicht abhielte, daß Sie im Hauſe meines Vetters wohnen und deſſen Obhut mehr oder minder anvertraut ſind, ſo würde ich jetzt nicht nur meiner Wege reiten, ſondern ich würde obendrein die armen Kinder da ermuntern, daß ſie alle miteinander, nicht nur ein Einzelner, über Sie, kleines, brutales Thier, herfielen und Ihnen auf einmal alle die Schläge geben, die Sie doppelt und dreifach ſeit Monden ſchon verdienen."

Glücklicherweiſe hatte ich, während er ſo ſprach, den ſchlanken Hals ſeines edlen Pferdes geklopft und ſtreichelte ihm in dieſem Augenblicke Maul und Naſe, welche ſich wie Sammet anfühlten, ja, Gott ſei es gedankt, daß ich dieß mit der linken Hand that, während ich durch die Finger meiner rechten die feinen Zügel

wie spielend durchfahren ließ, ohne daß es der Reiter sah — glücklicherweise, denn auf einmal vernahm ich einen zischenden Laut, das edle Pferd warf seinen Kopf wie rasend in die Höhe, bäumte sich gewaltig und hoch auf, und ich glaube, es war nur, weil ich mit einem raschen Blick sah, wie der Reiter fast rückwärts vom Sattel nach der andern Seite zu hinabstürzte, daß ich mit beiden Händen zugriff, die Nase des Pferdes, sowie die Zügel krampfhaft mit übermenschlicher Anstrengung faßte und nicht losließ, trotzdem mich das wüthende Thier im ersten Anprall wie eine Feder mit sich fortriß. Dabei aber vernahm ich die laute Stimme meines Pflegevaters, der mir in gellendem Tone zurief: „Halt fest, halt um Gotteswillen fest! — Laß ihn nicht fahren.“ In der nächsten Sekunde trat ich auch schon wieder mit dem Fuße fest auf den Boden und fühlte auch nach einigen scharfen Rissen in die Zügel, daß das Pferd nicht mehr so wild vorwärts strebte. — — Keuchend vor Anstrengung hatte ich es nach ein paar weiteren Sekunden glücklich zum Stehen gebracht, blickte um und da ich schaudernd sah, daß der Reiter, der mit dem Fuße im rechten Bügel hängen geblieben war, bis hieher geschleppt worden, und nun dicht an den Hinterhufen des unruhig tretenden Pferdes lag, sah ich, Dank meiner Kenntnisse von der Reitbahn her, was jetzt Noth that und drückte, so stark ich konnte, den Kopf des Pferds in die Höhe, daß es nicht im Stande war hinten auszuschlagen. Zu gleicher Zeit sprach ich schmeichelnd zu ihm, drückte mein Gesicht an seinen Hals und verblieb so ein paar angestrengte Augenblicke, bis mein Pflegevater langsam, um das Pferd nicht wieder zu erschrecken, auf dasselbe zutrat, und dann, nachdem er ihm leicht auf den Widerrist geklopft, mit einem Messer den Steigbügelriemen mitten durchschnitt. Er sagte zu mir: „wende ihm langsam den Kopf rechts, daß es hinten links herübertritt.“ Ich that so, und das noch immer geängstigte Thier flog mit der Groupe rasch in die Straße hinein, wodurch der unglückliche Reiter

frei zu liegen kam. Jetzt ließ ich es zurücktreten und war bald gänzlich aus dem Bereiche des am Boden ausgestreckt liegenden Körpers.

Wir glaubten Alle, der Gestürzte sei todt, denn so lag er da mit weit ausgestreckten Armen, zurückgebogenem Kopf und geschlossenen Augen. Ein großer Kreis entsetzter Zuschauer hatte sich im Augenblick vor dem Thore des Armenhauses gebildet, und zog aus der Nähe und Ferne immer noch mehr Menschen an. Herr von Schwanefeld war am Boden niedergekniet und hatte den Kopf des Unglücklichen leicht emporgenommen, ihn mit seinen Armen unterstützend, auch schon einige der Männer aus dem Hofe herbeigerufen, um ihn in's Haus zu tragen. Da erschien glücklicherweise ein Arzt, der aus einem benachbarten Hause gekommen war, welcher ihn rasch untersuchte, ihn dann aufheben und in die Wohnung meines Pflegevaters, als am nächsten gelegen, bringen ließ, wohin er ihm folgte.

Wie aber war Alles das gekommen, wer hatte das edle Pferd, welches fromm wie ein Lamm neben mir stand, so plötzlich erschreckt? Ich wußte natürlicherweise am allerwenigsten von der Ursache, da ich mich gerade auf der andern Seite befunden; jetzt aber, wo ich mit dem wieder gänzlich beruhigten Thiere näher kam, sah ich wohl an den Mienen Aller, die sich erschreckt auf einen Punkt richteten, wo die Quelle auch dieses Unheils war. — — Der fremde Knabe stand trotzig und mit herausforderndem Blicke, obgleich etwas bleich, inmitten des ganzen Kreises. Sämmtliche Blicke zeigten sich mit dem Ausdruck des Zorns und des Abscheus auf ihn gerichtet. Alice, welche sich dicht hinter ihm befand, kauerte am Boden neben ihren bunten Papieren, und hatte ihren Kopf mit beiden Händen verborgen. Der Hauslehrer, welcher vor Entsetzen seine Hände zusammengeschlagen hatte, und bei all' dem Schrecklichen keine Veranlassung gefunden, seine krampfhaft verschlungenen Finger zu lösen, blickte, ein Bild des

Schreckens, mit weit aufgeriſſenen Augen und offenem Munde ſeinen ungerathenen Zögling an. Als ich fragend zu meinen Kameraden trat, riefen dieſe wie aus einem Munde: „Er hat das Pferd mit ſeinem Stock über den Kopf gehauen — ja, das hat er — — aus Bosheit. — — Haltet ihn feſt — — bringet ihn auf die Polizei — — oder noch beſſer," murmelten ein paar halblaut, „laßt uns ihn in den Hof hineinnehmen und dort verarbeiten."

Der letzte Iffling-Steinfeld mochte wohl in den auf ihn gerichteten Augen, in den hie und da ſich erhebenden Fäuſten einen heftigen Sturm ahnen, welcher über ſeinem Haupte emporſtieg, und es gerathener finden, dem bei Zeiten zu entgehen. Er wandte ſich alſo auf dem Abſatz um, rief dem gänzlich zuſammengeknickten Manne im ſchwarzen Rock herriſch zu: „Kommen Sie mit!" und wollte den Platz verlaſſen, doch ſchienen die Umſtehenden, ohne daß ich mich hineingemiſcht hätte, das nicht ſo dulden zu wollen. Ein paar handfeſte Burſche, die von einem Zimmerplatz in der Nähe herbeigelaufen waren und ſich den Vorfall erzählen ließen, vertraten ihm den Weg und machten Miene, ihn am Kragen zu nehmen, als ſich der Hauslehrer mit ſchluchzender Stimme zwiſchen die Angreifer und ſeinen Zögling drängte. „Laßt ihn fort," rief er aus. — — „Laßt ihn gehen, wohin er mag — — nur, junger Burſche," ſetzte er mit erhobener Fauſt hinzu, „mußt Du Dich nicht unterſtehen, noch einmal zu wiederholen, ich ſoll Dir folgen oder mit Dir gehen — — verflucht ſei der Pfad, den wir noch einmal zuſammenwandeln, verflucht das Stück Brod, welches ich noch in Deiner Nähe eſſen werde. — — Da hinaus," er wies mit der Hand gegen die Straße — „da hinaus entfliehe, und wenn Du auch läufſt, ſo raſch Dich Deine Füße tragen mögen, Du entgehſt Deinem Schickſal nicht — — und um etwas Genugthuung zu haben," fuhr er zitternd vor Aufregung fort, indem er ihm den Spazierſtock aus der Hand riß, „für all die qualvollen Stunden, die Deine Bosheit mir verurſachte, will ich mit meinen

heißeſten Wünſchen den Stab über Dich brechen —“ er that alſo „und ihn Dir vor die Füße werfen — — — da.“ — — Die Stücke des leichten Stockes flogen auf die Erde und der Mann im ſchwarzen Rock, nachdem er ſo geſprochen, ließ ſeinen Kopf tief herabſinken und ging in den Hof des Armenhauſes, jener Thüre zu, wo hinein man Emil von Schabegg getragen. Der Bube wagte es nicht mehr aufzublicken und eilte raſch davon. Der Kreis der Männer öffnete ſich ſtillſchweigend vor ihm und keiner blickte ihm nach.

Jetzt kam der Arzt von unſerer Wohnung zurück und gab auf die vielerlei Fragen, die ihn beſtürmten, zur Antwort: „Es ſcheine mit dem Geſtürzten beſſer zu ſtehen, als er ſelbſt es für glaublich gehalten, aus der Betäubung ſei er erwacht und könne wohl in ein paar Stunden nach ſeiner Wohnung gebracht werden.“ An mich, der ich immer noch das Pferd hielt, wandte er ſich darauf, klopfte mir auf die Wangen und ſagte mit lauter Stimme: „Du biſt ein braver Kerl, ohne Dich wäre der Herr von Schabegg jetzt eine Leiche, hier haſt Du Straße und Hausnummer,“ ſetzte er hinzu und reichte mir eine Viſitenkarte, „bringe das Pferd dorthin und ſage den Leuten im Hauſe, man ſolle ungefähr in einer Stunde einen verſchloſſenen Wagen ſchicken.“

Ich brauche wohl nicht zu ſagen, wie glücklich mich das ſo öffentlich geſpendete Lob machte, um ſo mehr, da meine gute Alice herbeieilte, ihre Arme um meinen Hals ſchlang und laut weinend ihren Kopf auf meiner Schulter verbarg. Schmeichelhafter aber noch als die Worte des Arztes waren für mich die verſchiedenen Echos, welche dieſelben im Kreiſe ringsumher hervorriefen, und ich hörte da gute Eigenſchaften nennen, von denen ich gar keine Ahnung hatte, daß ich ſie beſaß. Nun betrachtete ich die Viſitenkarte, ſteckte ſie in die Taſche meiner Jacke und ließ mir von einem der Kameraden meine Mütze reichen, die im Hofe auf einem Erdhaufen lag, angefüllt mit Kaſtanien.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Es mag wohl manchem unserer Leser ergehen wie uns, daß er sich nämlich beim Anblick alter, zumal verfallener Gebäude und bei Spaziergängen auf wüsten Plätzen, die früher von einiger Bedeutung waren, unwillkürlich aber gern der Vorzeit erinnert, welche jene alten halbverfallenen Gebäude bevölkerte und in glänzenden Gewändern voll Lust und Freude über die jetzt so öden Plätze dahinschritt. In unserer Umgebung, und wohnten wir auch in der kleinsten Stadt, ist so Manches, das durch sein Aussehen fremdartig in unser Leben hineinblickt. Sind es nicht alte Schlösser, welche Kunst und Fleiß der Vorfahren mit riesenhaften, reichverzierten Thorwegen, mit Statuen und Sculpturen aller Art geschmückt, so ist es ein einsamer Marktbrunnen mit Röhren in Gestalt fabelhafter Unthiere, aus denen das Wasser sprudelt, oder eine alte Rittergestalt, die sonderbar lächelnd auf die neue Generation herabblickt, welche sie umgibt, und die nicht selten ebenso verwundert hinaufschaut. Die alten Häuser rings um den Brunnen sind dieselben geblieben, und an hohen Giebeln hängen in den sonderbarsten Gestalten allerlei Dachrinnen-Thiere,

Sehr zweifelhaft ist es, ob irgend ein römischer Triumphator stolzer und mit erhabenerem Gefühl das Kapitol verließ, als ich den Platz vor dem Armenhause. Ja, auf meinem Wege nach der Wohnung des Herrn von Schabegg erlebte ich einen förmlichen Triumphzug, denn die Erzählung des Vorfalls, dessen Held ich, nach meiner Ansicht unverdienter Weise war, flog vor mir her durch die Straßen und ließ mich freundliche Blicke sehen und lobende Aeußerungen genug vernehmen.

In dem schönen, großen Hause, dessen Herr in unserer ärmlichen Wohnung lag, kam die Nachricht mit mir zu gleicher Zeit an und unter dem Thorwege begegnete ich einem Reitknechte, der gerade im Begriffe war, davon zu eilen, um seinen Herrn aufzusuchen. Ich übergab ihm das Pferd, sowie auch den abgeschnittenen Steigbügel, den ich um meinen Arm gehängt hatte, und erzählte ihm was sich zugetragen.

„Ja, ja," sagte der Reitknecht eifrig, indem er sanft über die Stirne des Pferdes fuhr, „da sieht man wahrhaftig den Hieb, den die kleine Bestie gethan; nun ich hoffe, er ist doch dafür gehörig abgewamst worden?"

„Er hat sein Theil," sagte ich mit einiger Selbstzufriedenheit; alsdann richtete ich meinen Auftrag aus, man solle dem Herrn in einer guten Stunde einen verschlossenen Wagen schicken, und wollte mich nun wieder rasch entfernen, doch hielt mich der Reitknecht am Arme zurück, wobei er sagte: „Du mußt das Alles, ehe Du wieder fortgehst, der Haushälterin erzählen. Dort steht die Frau Gundel am Fenster und winkt in einem fort."

Aufblickend sah ich in einem Zimmer des Parterrestockes eine ältere, wohlbeleibte Frau mit einem freundlichen Gesichte stehen, die mir winkte näher zu kommen, und so gerne ich auch augenblicklich wieder zurückgekehrt wäre, so mußte ich mich doch von dem Reitknechte, der das Pferd einem Stallbuben übergeben, in das Zimmer der Frau Gundel führen lassen. Als ich eintrat,

ſtand ſie nicht mehr am Fenſter, bewegte auch nicht mehr winkend ihre beiden Hände, ſondern lag wie erſchöpft in einem großen Lehnſtuhl und ſagte einmal über das anderemal: „Mich trifft der Schlag, ja gewiß und wahrhaftig, mich trifft der Schlag — — o Gott.“ — — Sie ließ ihr Haupt, welches in einer breiten Haube ſteckte, auf die Bruſt herabſinken und fuhr nach einer Pauſe mit kläglicher Stimme fort: „Kind, ſage mir die Wahrheit — ganz genau die Wahrheit — — aber wenn unſer guter Herr todt iſt, oder ſchwer verletzt, oder was gebrochen hat, ſo bitte ich Dich um Gotteswillen, erzähl es nicht auf einmal, ſondern ſage es dem Chriſtian da, der ſoll mich vorbereiten — — es wird mein Tod ſein.“

„Ich weiß die Geſchichte ſchon, Frau Gundel,“ nahm der Reitknecht das Wort, „und brauch Euch nicht vorzubereiten, es iſt wohl ſchlimm — —“

„O mein Gott.“

„Aber nicht ſo ſchlimm.“

Die Haushälterin faltete ihre dicken Hände und blickte, wie dankend, in die Höhe.

„Das Pferd,“ fuhr Chriſtian fort, „hat einen plötzlichen Seitenſprung gemacht, der gnädige Herr, der an nichts dachte, ſtürzte herunter — —“

„Chriſtian, um Gotteswillen höre auf!“

„Stürzte herunter und wäre zu Tode geſchleift worden, wenn dieſer brave Junge da das Pferd nicht gehalten hätte.“

Die Haushälterin hatte ihr Geſicht mit dem Taſchentuch verhüllt und wagte nicht aufzublicken, als der Reitknecht fortfuhr: „Es iſt noch ein Glück beim Unglück, daß der gnädige Herr den Emir geritten, wäre es der Rappe geweſen, den hätten bei einer ſolchen Mißhandlung keine zehn Männer gehalten.“

Frau Gundel fuhr plötzlich in die Höhe. „Welche Mißhandlung!“ ſchrie ſie entſetzt, indem ſie ihre Hände zuſammenſchlug,

„ſprecht Chriſtian, oder vielmehr das Kind ſoll reden — — Euch trau ich wahrhaftig nicht, Ihr verheimlicht mir etwas.“

Nun mußte ich denn noch einmal die Geſchichte erzählen und that es, während Frau Gundel, ihre Hände gefalten, mich ſtarr anblickte und mich mit vielen Ausrufungen, als: um Gotteswillen, oder lieber Gott! unterbrach. Endlich war ich fertig, die dicke Frau ſchöpfte ſo tief Athem, daß ich glaubte, ſie wollte gar nicht aufhören Luft in ſich hineinzuziehen, dann ſtand ſie auf, kam langſam auf mich zu, blieb aber ein paar Schritte von mir entfernt ſtehen und ſagte zu Chriſtian mit dem Tone der feſteſten Zuverſicht: „Das iſt ein braver Bube, durch und durch ein gutes Kind, ſieh nur, wie ſich Azor mit ihm abgibt, das iſt noch gar nicht dageweſen.“

Nun hatte ich ſchon, als ich kaum im Zimmer war, bemerkt, daß ein kleiner, feiſter Mops, der in einem Körbchen hinter dem Ofen lag, dieſes verließ und auf mich zu watſchelte; er umkreiſte mich ein paarmal ſchwerfällig, ſchnauberte an meinen Schuhen und an meinen leinenen Hoſen, und gerade als die Haushälterin auf mich zukam, hatte er ſich langſam erhoben, ſeine Vorderpfoten auf meine Knie gelegt und leckte meine herabhängende Hand.

„Ja, das iſt freilich ein Wunder,“ ſagte Chriſtian kopfſchüttelnd, „der Azor hat ſich noch mit Niemand abgegeben.“

„Und das Thier hat Menſchenverſtand, ſage ich Euch,“ bekräftigte Frau Gundel, „das iſt, wie ich ſchon geſagt, durch und durch ein guter Junge.“ Sie trat jetzt dicht zu mir hin, gab mir einen tüchtigen Schmatz auf beide Wangen und ſagte: „Du wohnſt alſo im Armenhauſe, und bei wem?“

„Bei meinem Pflegevater, Herrn von Schwanefeld, Thüre 1 Zimmer 2.“

„Nun gut,“ fuhr Frau Gundel fort, „das wollen wir nicht vergeſſen, morgen komme ich ſelbſt Dich zu beſuchen, jetzt aber muß ich nach den Zimmern des gnädigen Herrn ſehen, und muß

ihm ſein Bett zurecht machen." — — Sie faltete die Hände, hob ſie unter ihr fettes Kinn und ſeufzte mit einem Blick gen Himmel: „Chriſtian, Chriſtian, wer uns das vor einer halben Stunde geſagt hätte; da ſaß ich ſo friedlich, ſo in meinem Gott vergnügt, trank meine arme Taſſe Kaffee und aß mein Bischen Kuchen dazu und jetzt" — —. — — Sie ließ ihre Hände herabſinken und blickte uns beide mißtrauiſch an — „und jetzt iſt es am Ende noch ſchlimmer als ich weiß. — Schont mich um Gotteswillen nicht, ſagt mir die Wahrheit — es iſt wahrhaftig beſſer." — Ich betheuerte, daß ich ihr die volle Wahrheit geſagt, daß Herr von Schabegg allerdings einen ſchweren Fall gethan, daß er aber nach der Verſicherung des Arztes außer aller Gefahr ſei, und nur noch ein wenig ausruhen ſolle, um dann in dem verſchloſſenen Wagen hiehergebracht zu werden.

„Du lieber Gott," rief die Haushälterin, auf's Neue in Thränen ausbrechend, „wenn der Wagen kommt und ich ſehe den guten gnädigen Herrn ſo bleich darin ſitzen, ſo ſterbe ich vor Jammer. Aber nun hurtig, Chriſtian, da hilft wahrhaftig kein Wehklagen, kein Plaudern oder Weinen. Wir müſſen Jedes das Seine thun, beſorg Du den Wagen und ich will nach den Zimmern ſehen. O mein Gott — o mein Gott!" — Damit eilte ſie nach der Thüre, wandte ſich aber dort noch einmal um und rief mir zu: „Dich wird man nicht vergeſſen, Kleiner, verlaß Dich nur auf die Frau Gundel."

Der Stallknecht und ich gingen zuſammen hinaus und er ſagte zu mir: „ſo ſind die Weibsbilder, die einen wie die anderen heulen und klagen, denken aber nie an das, was zuerſt Noth thut. Es wäre ihr nicht eingefallen, den Kammerdiener des gnädigen Herrn hinauszuſchicken. Nun, ſie werden ihn ſchon bei ſich finden, ich habe das vor Allem beſorgt. Adieu, Du braver Burſch, wir ſehen uns, hoff' ich, wieder." Er klopfte mir mit einer wahren Protektionsmiene auf die Schulter und ging in ſeinen Stall.

Ich lief nach Hause zurück.

Dort vor dem Thor des Armenhauses hatte sich die Menschenmenge fast ganz verlaufen, nur ein paar fremde Gesichter fanden sich noch vor und ließen sich vom alten Jakob den Vorfall erzählen. Im Uebrigen war Alles wieder im gewöhnlichen Geleise; die alten Männer plauderten wieder unter den gelben Blättern der Akazienbäume und meine Kameraden spielten wieder mit ihren Kastanien, nur Alice mit ihrem Körbchen voll Luftballons war nicht da. Ich sah vergebens nach ihr und fand sie auch später nicht, wie ich gehofft, in unserer Wohnung.

Wird es glaublich erscheinen, daß ich erst lange nachher erfuhr, daß ihr Vater, der Flickschneider, halb betrunken wie gewöhnlich, während dem ich fort war, nach Hause gekommen, und als man ihm die Ursache des Auflaufs vor dem Armenhause erzählt, das arme Mädchen mit sich in den Hof nahm, sie dort als Ursache des Streits mißhandelt und mehrere Tage eingesperrt hielt — mehrere Tage — — das unglückliche Kind — ohne gehörige Nahrung. Am Tage, während alles andere sich im warmen Sonnenschein erfreute, saß sie in ihrem dünnen fadenscheinigen Sommerkleidchen in dem feuchten, kühlen Zimmer, und in den schon kälter werdenden Nächten lag sie ohne wärmende Decke auf einem armseligen Strohsack — — — —

Und ich — ich hatte sie vergessen im Wechsel meines Lebens.

Sechstes Kapitel.

Glückliche Tage. — Traurige Stunden.

Ja, im Wechsel meines Lebens, eigentlich dem ersten, den ich erlebte, aber dafür war er auch um so schöner und glänzender.

Ich trat in unsere bescheidene Wohnung leise auf den Fußspitzen so geräuschlos wie möglich und sah den fremden Herrn in meines Pflegevaters weitem hölzernem Lehnstuhl sitzen, den man aber mit den Kissen und unsern sämmtlichen Betten weich und bequem gemacht. Er sah etwas bleich aus, lächelte aber freundlich, als ich an der Thüre erschien und streckte mir seine Hand entgegen, wobei er sagte: „Ah, da kommt mein Lebensretter, komm' hierher — so stell Dich recht nah zu mir hin und sieh mir in die Augen — frei und offen."

Da ich es nicht anders gewohnt war, als Jedermann frei und offen in die Augen zu schauen, so machte mir das durchaus keine Schwierigkeit, nur verzog ich mein Gesicht zu einem stillen Lächeln, als er mich so forschend anblickte. Die Hände hatte er vor sich gefalten und sagte, während er leise mit dem Kopfe nickte: „Ich glaube wirklich, in den Augen eine Aehnlichkeit zu finden, nur dunkel erinnere ich mich, seine Mutter ein paarmal gesehen zu haben, jedenfalls ist es ein gutes und ehrliches Auge."

„Und er hat ein braves Herz," sagte Herr von Schwanefeld, welcher vergnügt die Hände rieb, als er bemerkte, welch' vortrefflichen Eindruck meine geringe Persönlichkeit auf den fremden Herrn machte.

„Glauben Sie den Worten eines alten Edelmanns," fügte er mit erhobenem Kopfe hinzu, „der Junge da ist vollkommen gesund an Leib und Seele und," setzte er nach einer leichten

Verbeugung hinzu: „wie Sie selbst wissen, von einem guten Geschlecht."

Der Fremde blickte lächelnd zu dem alten Herrn empor. Nachdem dieser sich wieder stolz aufgerichtet, die rechte Hand unter seiner Weste verborgen, sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen: „Was seine Erziehung anbelangt, so ist sie durchaus keine Armenhaus-Erziehung. Er besuchte die höhere Stadtschule, war dort in Fächern ausgezeichnet, und was die französische Sprache anbelangt, die ein Mann von Welt und Erziehung kultiviren muß, so hat meine Gattin Madame de Schwanefeld, née Demoiselle de Stachelberg, keine Mühe gespart, um dem jungen Menschen die reine Aussprache beizubringen, in welcher sich Madame de Schwanefeld wie in so vielen andern Dingen, so lange sie noch in der großen Welt lebte," setzte er seufzend hinzu, „ausgezeichnet hat. Es hat sie allerdings manche saure Stunde gekostet, aber er hat doch darin etwas gelernt! N'est-il pas vrai — repondez mon garçon!"

So gut ich es konnte, antwortete ich auf französisch, daß ich mich mit dem größten Danke der Bemühungen meiner guten Pflegemutter stets erinnere und vielleicht dazu gelangen würde, bei größerer Uebung eines Tags mich erträglich verständlich zu machen.

„Die Fächer seiner Erziehung anbelangend," fuhr mein Pflegevater fort, „die nämlich, welche einem jungen Menschen wichtig sind, der in diesem Leben über das gewöhnliche Niveau emporklettern will, d. h. von den noblen Passionen, habe ich, Viktor von Schwanefeld, ihm soviel beigebracht, als ein Knabe in seinem Alter vertragen kann; er reitet nicht schlecht, versteht dabei sein Pferd vorschriftmäßig zu satteln, kennt die hohe und niedere Jagd, ziemlich genau die Dressur der Jagdhunde und Vögel, und man kann ihm ohne Sorgen ein Gewehr anvertrauen — — wenn er," hier machte mein Pflegevater abermals eine Ver-

beugung, „in so gute Hände geräth, so zweifle ich nicht, daß etwas Tüchtiges aus ihm wird. Den guten Willen, ein braver und brauchbarer Mensch zu werden," hier wandte er sich mit einem Blick an mich, „hat er, dafür möchte ich garantiren."

„Ja, den guten Willen habe ich," bekräftigte ich mit vor Freude leuchtenden Augen, denn ich fing an einzusehen, daß es sich hier um etwas Großes für mich handelte.

„Gut denn," sagte der fremde Herr, „wenn Sie mir also den Jungen überlassen und anvertrauen wollen, so nehme ich ihn gleich mit, nicht als ob ich Ihnen denselben wegnehmen wollte, im Gegentheil, wir Beide — — oder wir Drei vielmehr," setzte er mit einem gemüthlichen Lächeln gegen Frau von Schwanefeld hinzu, „wollen uns mit seiner Erziehung beschäftigen und ihn gemeinschaftlich überwachen, wozu ich Ihnen — — — mein Haus in jeder Beziehung zur Verfügung stelle."

Meine gute Pflegemutter war leise hinter mich getreten, hatte mich an sich gezogen und ich fühlte, als sie das Gesicht auf meine Stirne drückte, ihre heißen Thränen. War ich doch durch ihre unablässigen Sorgen und Mühen um mich wie ihr eigenes Kind geworden, und wenn auch die neue glänzende Lage, in die ich kommen sollte, sie innig freute, so fühlte sie doch, daß gerade dadurch, daß ich nicht ihr Kind war, eine große Kluft zwischen uns geöffnet wurde. Ich sah das freilich nicht so ein, und mir schien es ganz natürlich und angenehm, fortan in gewisser Beziehung zwischen den beiden Häusern nach Belieben wechseln zu können.

Als Emil von Schabegg die alte Frau so ergriffen sah, hustete er leicht und sagte: „Ich kann Ihnen das Vergnügen nicht ausdrücken, welches es mir verursacht, Ihre mir sehr werthe Bekanntschaft gemacht zu haben. Daß dieß nun gerade hier in diesem Hause geschah, gibt mir den Muth, offen und ehrlich mit Ihnen zu reden — — dieses Haus, nicht als Armenhaus be-

trachtet," ſetzte er mit Betonung hinzu, „ſondern als Schabegg'ſche Stiftung, wo Sie ſich eines armen unglücklichen Zweiges dieſer Familie ſo herzlich, ſo aufopfernd, ſo innig annahmen; unſere ganze Familie iſt in Ihrer Schuld, ich für meine Perſon doppelt und dreifach. Hätten Sie den Knaben dort nicht erhalten und erzogen, ſo wäre ich wahrſcheinlich elend zu Grunde gegangen, mittelbar verdanke ich alſo Ihnen mein Leben und Sie werden mir erlauben, dieſe Schuld an Sie abzutragen. — — — Keine Widerrede — keine falſche Scham, Herr von Schwanefeld, — wählen Sie ſich einen Theil der Stadt, wo man Ihre Wohnung einrichten ſoll, wenn Sie es nicht vorziehen ſollten, mein Haus als das Ihrige zu betrachten."

Jetzt war es an mir Thränen zu vergießen, aber vor inniger herzlicher Freude; war doch die Armuth meiner Pflegeeltern der ſchwarze Schatten geweſen, der in meine glänzenden Träume von künftigen glücklichen Tagen finſter hereinragte. — — Jetzt ſah ich Licht, überall helles ſtrahlendes Licht. — — Aber nur für ein paar Augenblicke, denn die Antwort meines Pflegevaters verlöſchte es ſogleich wieder. Er ſtand aufgerichtet da, hatte die Hand ſeiner Gattin ergriffen, dieſe, welche zweifelnd ihm in die Augen blickte, ſanft an ſich herangezogen, und gab zur Antwort, nachdem er ſeinen Arm um ihre Schultern geſchlungen: „Verzeihen Sie mir, Herr von Schabegg, was ich auf Ihr freundliches Anerbieten offen und ehrlich erwiedere. — Wir Beide, meine theure Iduna und ich, ſind ein altes mürbes Paar, zuſammengerüttelt und geſchüttelt von den Wechſelfällen dieſes Lebens, wir haben Alles verloren, was wir an irdiſchen Gütern beſaßen, und Nichts gerettet als die Ehre der Familie von Schwanefeld, dieß — entſchuldigen Sie meinen Ausdruck — möchte ich auch unbefleckt mit in's Grab nehmen. — — Es mag Ihnen ſonderbar erſcheinen, Jemanden, der ſich im Armenhauſe befindet, ſo reden zu hören, aber was wir hier im Armenhauſe genießen, iſt

kein Almoſen, iſt keine Vergünſtigung, die uns morgen wieder genommen werden kann, es iſt ein Recht, das wir uns erworben durch unſere Beiträge, Abgaben und Steuern in beſſeren Tagen und," ſetzte er mit einem bitteren Lächeln hinzu, „es gab eine Zeit, wo wir uns veranlaßt ſahen, viele Abgaben und Steuern zu bezahlen — — ſie liegt hinter uns — — unſer Vermögen verſchwand. Von den Schlöſſern und Häuſern dieſer Schwaneſeld," er zeigte auf ſich und ſeine Frau, „blieb Nichts übrig, als dieſe kleine geringe Stube, aber ſie iſt unſer Eigenthum. Kein neuer Wechſel des Lebens kann uns hier vertreiben — Schwaneſeld wird hier leben und ſterben. — — Geachtet und geehrt von den Mitbewohnern dieſes Hauſes, darf ich mit Stolz hinzuſetzen, und wenn der Herr von Schwaneſeld dort von jenem Bette hinweg einſtens zu ſeinen Vätern verſammelt wird, ſo bleibt ſeine Wittwe in dieſen ihren vier Mauern, ebenfalls geachtet und geehrt bis an ihr ſeliges Ende. — — Weine nicht, Iduna, wenn ich auch die Wahrheit geſprochen, ſo iſt das Letztere gewiſſermaßen doch nur eine Redensart, und der liebe Gott, der unſere beiderſeitige treue Anhänglichkeit gewiß mit großem Vergnügen anſieht, kann es vielleicht auch ſo fügen, daß wir Hand in Hand mit einander zu den himmliſchen Freuden eingehen."

Nach dieſen Worten entſtand eine tiefe Stille in dem kleinen Gemache, und dießmal flog gewiß ein Engel vorüber, der uns Alle mit freundlichem Blick betrachtete. Meine gute Pflegemutter weinte leiſe, und über meine Backen liefen die hellen Thränen hinab; der fremde Herr hielt den Kopf tief herabgeſenkt, und Herr von Schwaneſeld zwinkerte ſtark mit den Augen, doch zwang er ſich zu einem heiteren Lächeln, reichte ſeine Rechte dem Herrn von Schabegg, welcher ſie mit beiden Händen lange und innig drückte, und ſagte mit weicher Stimme: „Sie dürfen mich nicht verkennen, Sie ſollen meine feſte Ueberzeugung nicht für Stolz und Hochmuth auslegen. — — Hier bin ich ſo zu ſagen in

die ſo häßlich, wie ſie der Künſtler geſchaffen, nie exiſtiren konnten; die Kirchthurm-Uhr hat denſelben bekannten Klang, wie vor vielen hundert Jahren, nur iſt ſie vor Alter etwas heiſer geworden; die Thüren da unten öffnen ſich auf dieſelbe Art wie früher, und die Bewohner der Häuſer kommten nach wie vor aus denſelben heraus, aber der alte Ritter da oben auf dem Brunnen ſieht mit jedem Jahrzehnd das Aeußere dieſer Menſchen wechſeln, und wie hat ſich daſſelbe gar geändert ſeit der Zeit, wo er von ſeinem Piedeſtal herabſteigend, ohne viel Aufſehen zu erregen, unter ihnen hätte herwandeln können!

Es iſt aber nichts ſo geeignet, dergleichen Phantaſieen Raum zu geben, wie die Zeit der ſtillen Mitternacht, wo die Straßen leer, die Häuſer geſchloſſen ſind; nichts iſt dann hörbar, als das Rauſchen der Brunnen, und dieſe rieſelten damals gerade ſo wie heute, in derſelben Geſtalt, mit demſelben Ton.

An das Portal eines alten Hauſes gelehnt und an dem großen, mit Eiſen beſchlagenen Thor deſſelben lauſchend, iſt man leicht verſucht, zu glauben, drinnen erhebe ſich das alte, luſtige Leben und verjage die neue nüchterne Zeit mit ihren froſtigen, poeſieloſen Geſtalten. Dumpf wirbeln die Pauken, der Baß reißt gellend den Takt in das wirre Tongemälde einer luſtigen Tanzmuſik, Gläſer klirren, und der Thorweg iſt mit Dienern aller Art angefüllt, welche Fackeln tragen, um ihre Herrſchaft nach Hauſe zu begleiten. Jetzt öffnen ſich geräuſchlos die Flügel des großen Thors, und die Treppe herab wimmelt der glänzende Zug der Gäſte, die das gaſtliche Haus verlaſſen; Fackelglanz und Kerzenſchimmer erhellen die gewölbten Vorhallen und ſchimmern auf Gold- und Silberſtickerei, auf buntem Sammt und wallenden Federn. Der Hausherr ſteht oben an der Treppe, die Hand der Gemahlin ruht in der ſeinigen, und Beide winken den Gäſten recht wehmüthig zum Abſchied bis zur nächſten Mitternacht. Der Page, der vor ihnen ſteht, hält den kleinen Bologneſer empor, der mit hinabſchlüpfen wollte. Endlich hat ſich das Haus entleert,

meinem Eigenthum, wenigſtens in meinem Rechte, überall anderswo würde ich nur ein Geduldeter ſein — — aber," fuhr er nach einer Pauſe in einem heitern, ja luſtigen Tone fort, „glauben Sie ja nicht, daß ich Ihr freundliches Anerbieten, uns zu dienen, gänzlich von der Hand weiſe. — — Nein, ich will ſogar eine übermüthige Bitte an Sie ſtellen. Sie haben mir großmüthig eine Wohnung, ja Ihr eigenes Haus angeboten, gut, ich werde davon Gebrauch machen, nicht als Bewohner, ſondern als Gaſt, und hoffentlich als gern geſehener Gaſt. Herr von Schwanefeld mit Gattin werden zuweilen den Herrn von Schabegg beſuchen — — mit Gattin," ſetzte er in launigem Tone hinzu, „denn ohne meine alte Frau würde mir auswärts kein Biſſen ſchmecken — — Lucull ſpeist bei — — — Sie verſtehen dieſe Anſpielung — — — Ja noch mehr, Herr von Schwanefeld wird auch hie und da ein kleines freundſchaftliches Souper nicht verſchmähen. — — Sehen Sie, ich mißbrauche Ihre Güte."

„Nein, wahrhaftig nicht," rief Emil von Schabegg, indem er ſich aufrichtete und ſeine beiden Hände dem alten würdigen Paare darreichte. „Es ſoll ein Feſttag für uns ſein, wenn ich Sie bei mir ſehe, und Feſttage, lieber Freund, wiſſen Sie, kann man nie genug haben. — — Aber ehe wir uns trennen, muß das noch feſter geregelt werden. — Heute iſt Samstag, morgen am Sonntage iſt unſer erſtes Diner; wir ſpeiſen um zwei Uhr. — Frau von Schwanefeld muß doch zugleich Einſicht nehmen, ob ich Ihren Sohn gut gebettet. Iſt es ſchönes Wetter, ſo kommen Sie zu Fuß, im anderen Falle ſende ich Ihnen meinen Wagen. Jedenfalls aber ſchicke ich Ihnen meinen Bedienten, der Sie bis an mein Haus begleitet."

Herr von Schwanefeld that einen tiefen Athemzug, hob zärtlich, wie ein junger Ehemann, das Geſicht ſeiner Frau zu ſich empor und ſagte, nachdem er ſie einen Augenblick betrachtet und ein leiſes Lächeln in ihren Augen bemerkt: „Wir acceptiren Diner

für morgen, Wagen oder Bedienten. — — Sehen Sie, Herr von Schabegg, darin bin ich vielleicht ein kindiſcher alter Mann, und dieſes gute Weib da eine lächerliche alte Frau. Die Schwanefeld waren in guten Tagen gewohnt, ſich zu den Diners im Wagen zu begeben, oder gefolgt von einem Bedienten, und wenn die Schwanefeld auch im Armenhauſe wohnen, ſo macht es ihnen ein wirkliches Vergnügen, der Welt — — ohne Uebermuth und Stolz — — zu zeigen, daß ſie auch in dieſen Mauern die Schwanefeld gewiſſermaßen geblieben ſind, die ſie waren, und auch ſo von anſtändigen Leuten betrachtet ſein wollen. — — Wir kommen."

Während dieß im Zimmer vorging, war die Thüre ſchon ein paarmal leiſe geöffnet worden, und ich mit meinem ſcharfen Auge hatte den Kopf des Reitknechts bemerkt, den ich im Schabegg'ſchen Hauſe geſehen und der jetzt wahrſcheinlich gekommen war, um zu melden, daß der Wagen da ſei. — — Soll ich es geſtehen, daß ich mich darüber freute, daß der Wagen da war — — ja freute wie — — wie ein Kind, welches die Abwechslung liebt — — und eine ſolche Abwechslung, wo ich das große ſchöne Haus des Herrn von Schabegg vor Augen hatte und nebenbei an Wagen und Pferde dachte. Jetzt zum erſten Mal in meinem Leben erſchien mir das Armenhaus recht einfach und ärmlich, und es war mir, als könne ich kaum den Augenblick erwarten, wo ich in eine andere Umgebung verſetzt würde, ja ich war undankbar genug, es jetzt kaum begreifen zu wollen, daß ich hier ſo lange ohne andere Wünſche gelebt. — — Ich, bis jetzt ein glücklicher und zufriedener Knabe, fing ſchon an unglücklich zu werden, wenn ich nur bedachte, daß in dieſem Augenblicke noch Umſtände eintreten könnten, die mich zwängen hier im Armenhauſe zu bleiben, deßhalb ſchaute ich ſehnſuchtsvoll nach der Thüre, wo der Reitknecht erſchienen, deßhalb ſchlich ich mich, nachdem ich einen Blick durch's Fenſter geworfen, an die Seite meines Pflegevaters, um ihm zu melden, daß der Wagen da ſei.

Herr von Schwanefeld wandte ſich gegen Emil von Schabegg und ſprach: „Draußen ſind Ihre Leute und ein geſchloſſener Wagen, um Sie abzuholen. Ich ſage das nicht um Sie zu veranlaſſen, Ihren mir ſo ehrenvollen und lieben Beſuch abzukürzen, ſondern weil ich mir denken kann, daß Ihnen nach dem unangenehmen Vorfalle Ruhe und Bequemlichkeit zu Haus ſehr wohl thun werden.“

„Sie haben Recht,“ gab dieſer zur Antwort, „ich fühle mich von der verdrießlichen Geſchichte doch ein wenig ermüdet, ja wahrhaftig wie zerſchlagen.“ Er winkte mir näher zu kommen, ſtützte ſeine Hand auf meine Schulter und erhob ſich langſam, wobei er die Lippen auf einander biß, als ob er Schmerzen fühlte. „Der Teufel auch,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich bin doch tüchtig auf den harten Boden hingefallen, jetzt ſpüre ich es erſt, nur fühle ich im Kopfe, Gott ſei Dank, keine Schmerzen, ſo eine eigenthümliche Schwere iſt allerdings übrig geblieben, gerade ſo, als hätte ich dahinten Blei im Gehirn, nun, es wird auch vorübergehen. — — Alſo den Kleinen hier darf ich mitnehmen, ſeine Geſellſchaft wird mich unterhalten und zerſtreuen. Was ſeine Habſeligkeiten anbelangt, ſo bitte ich ſie ſpäter nachzuſchicken. — Meine Haushälterin, die Frau Gundel, wird ſich ſeiner auf's Beſte annehmen. — — Alſo auf Wiederſehen morgen — — und in den nächſten Tagen, wenn mich der Doktor nicht in's Zimmer ſperrt, werde ich nicht ermangeln, mich hier wieder einzufinden, um für die freundliche Aufnahme und geleiſtete Hülfe meinen beſten Dank zu wiederholen.“ Er reichte meinem Pflegevater und Frau Iduna ſeine Hände und ſchritt, auf mich geſtützt, allerdings etwas ſchwankend zur Thüre hinaus. Kaum konnte meine gute Pflegemutter dabei Zeit finden, mich flüchtig auf die Stirne zu küſſen; mein Pflegevater klopfte mir auf die Schulter und ſagte in herzhaftem Tone: „Kein Abſchied — — — durchaus kein

Abſchied — — — wir ſehen uns ja jeden Tag und bleiben in allen Beziehungen die Alten."

Der Wagen war am Hofthor vorgefahren, eine ſchöne glänzende Equipage, deren Schlag der Bediente öffnete und ſeinem Herrn hineinhalf; dann wollte er ihn mir vor der Naſe zuſchließen, und erſt als Herr von Schabegg mir eifrig rief, öffnete er wieder und ließ mich auch hinein. Da ſaß ich denn in dem ſchönen Gehäuſe mit dem angenehmen Ledergeruche, mit den platirten Beſchlägen und den blinkenden Spiegelſcheiben, meine Füße traten in einen dicken Teppich, ich ſelbſt ruhte, meine Mütze in der Hand, auf einem weichen ſchwerſeidenen Kiſſen, fühlte mich wie in einem Märchen, und dachte an die künftigen Tage voll Glanz und Herrlichkeit, an ein neues fröhliches Leben, an das große Haus, in welchem ich vorhin geweſen, an Emir, Azor und Frau Gundel, an Alles dergleichen — — nur nicht an meine arme kleine Alice, die in ihrem dunkeln Hinterſtübchen eingeſchloſſen war, welche frierend und faſt verzweifelnd das Ohr an die Thüre legte, um meine Schritte zu erſpähen — — denn daß ich kommen mußte, um nach ihr zu ſehen, war doch natürlich, wie hätte es auch anders ſein können, war ſie doch damals, als ich eingeſchloſſen war, nicht von der Schwelle meines Gefängniſſes weggegangen, ja hatte die Nacht dort ſchlafend verbracht — — und ich — ich fuhr davon und dachte nicht einmal an ſie — dachte aber auch im gegenwärtigen Augenblicke nicht an meinen Pflegevater, der ſich an das Fenſter geſetzt hatte und dem davon rollenden Wagen nachſchaute, während Frau Iduna mit Thränen in den Augen die Betten wieder in Ordnung brachte, wobei ſie mein Lager in der Ecke unberührt ließ, gerade ſo, als ſollte ich heute Abend wiederkommen. Auch Herr von Schwaneſeld war traurig geſtimmt, er hielt ſeine Hände auf den Knieen gefalten, und ſang mit zitternder Stimme:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond — — — —

Wir rollten unterdessen dahin in dem weichen und angenehm schwankenden Wagen, und erreichten in kurzer Zeit das Haus des Herrn von Schabegg, wo Frau Gundel unter der Thüre stand, und gewaltige Anstrengungen machte ihre Thränen zurückzuhalten, sie wußte, der gnädige Herr konnte das Weinen nicht leiden, weßhalb ihre Trauer wahrhaft komisch aussah. Ich mußte später dafür herhalten und ihre Thränenflut genießen, mit der sie mir schluchzend versicherte, der gnädige Herr sehe sehr blaß aus, ja zum Erschrecken blaß, er sei auch sehr schwankend die Treppe hinaufgegangen, was allerdings der Fall war, und die Sache sei jedenfalls schlimmer gewesen, als wir eingestehen wollten. Im Uebrigen freute sie sich sehr, daß ich mitgekommen sei, daß ich nach dem Befehl des gnädigen Herrn da bleiben werde, wobei sie triumphirend sagte: „Azor hat Recht, und wen Azor freundlich willkommen heißt, dem geht es gut hier im Hause, denn Azor ist, obgleich nur ein Hund, doch ein guter Menschenkenner."

So war ich denn in dem reichen und vornehmen Hause vortrefflich eingeführt, und da mich nicht nur der Herr desselben gerne hatte, sondern auch das Faktotum, die Frau Gundel, mich protegirte, da ferner Azor in seinen Freudenbezeugungen gegen mich sich gleich blieb, und auch die Dienerschaft dem Eindringling, der ihrem Herrn das Leben gerettet, freundlich gesinnt war, so hatte ich die glücklichste Existenz, die sich ein junger Mensch nur wünschen kann. Auch wenn ich nicht bisher in den beschränktesten Verhältnissen gelebt hätte, würde ich mich hier außerordentlich behaglich gefühlt haben. Ich hatte ein ganz hübsches Zimmer, ich wurde mehr als anständig gekleidet, man schickte mich in das Gymnasium, man ließ mir noch besonderen Sprachunterricht geben, man gab mir Taschengeld und beschränkte meine Freiheit im Ausgehen so

wenig als möglich. Mein Wohlthäter war in Folge seines Sturzes mehrere Tage im Bette geblieben, und da er trotzdem das Diner mit Herrn von Schwaneseld und Gattin nicht absagen wollte, so hatten wir drei im Speisezimmer allein gegessen, und da wir uns hier ebenso gegenüber saßen, wie noch gestern im Armenhause, so meinte mein Pflegevater: das sei gerade so, als habe er eine Wünschelruthe gefunden oder das Tischchen Deckdich erhalten. Nach diesem vortrefflichen Mittagessen begaben Herr von Schwaneseld und ich uns vor das Bett des Kranken, während meine Pflegemutter in meinem Interesse der Frau Gundel einen Besuch machte, und bei dieser würdigen Dame ihren Kaffee trinken mußte. Daß dabei über mich mehr Gutes gesprochen wurde, als ich wohl verdiente, versteht sich von selbst, und nebenbei erklärte Frau von Schwaneseld der Haushälterin, daß man mich nicht als einen wildfremden, hergelaufenen jungen Menschen betrachten dürfe; denn da meine Mutter eine Schabegg gewesen, gehöre ich gleichermaßen mit zur Familie, eine Entdeckung, über welche sich Frau Gundel — gewissermaßen die Leiterin eines so großen und vornehmen Hauses, die auf den Ruf desselben mitzusehen hatte, glücklich fühlte. — — — — Wenn man sich auch dem jungen Burschen, als Lebensretter des Herrn, zu Dankbarkeit verpflichtet fühlte, so war es doch etwas viel, ihn, einen Wildfremden, so ohne Alles in's Haus zu nehmen, da er aber zur Familie gehörte, so gestaltete sich die Sache ganz anders. In Folge dieser Reflexionen wurde ich denn vollkommen wie das Kind vom Hause gehalten.

Es ist erschreckend, wie leicht man sich nicht nur an ein besseres Leben gewöhnt, sondern wie schnell man auch vergangene trübere Tage vergißt, und sich auf dem Gedanken ertappt, sich dieser Tage, wenn auch nicht gerade zu schämen, doch so wenig wie möglich zu erinnern. Freilich war ich, als ich so dachte, fast noch ein Kind, das sich, wie wohl alle Kinder in meiner Lage, vom Reichthume seiner Umgebung blenden ließ. — — Ach, wie

der ſchwere, drückende Traum einer finſtern vergangenen Nacht erſchien mir in den jetzigen heitern Tagen mein Leben im Armenhauſe, und es mußten andere neue ſtürmiſche Nächte kommen, um mich wieder das Glück meiner erſten unbefangenen Jugendzeit erkennen zu laſſen. — — Ja, wie ein beängſtigender Traum erſchien mir mein ehemaliges Leben und Treiben, und ich hätte mir lieber den Tod gewünſcht, wenn ich hätte zurückkehren ſollen in die beſcheidene, ja ärmliche Wohnung meines Pflegevaters. Dieſer, welchem ſolches Denken und Fühlen, wenn ich es auch ſo viel als möglich verheimlichte, doch nicht verborgen blieb, lächelte darüber und pflegte wohl zu ſagen: „So denkt wohl die Jugend, ſie freut ſich am bewegten glänzenden Meer des Lebens, wo ſie übermüthig neben andern großen und kleinen Schiffen von einem günſtigen Winde getrieben luſtig dahin ſegelt, unbekannten, aber jedenfalls ſchönen Geſtaden, Gold- und Perleninſeln zu; ſie mag nicht zurückdenken an das ſtille, ſchützende Ufer, von dem ſie abgeſtoßen, oder an den verborgenen Hafen, zu dem ſie einſt zurückkehren wird; ſie iſt nur froh und glücklich, vor wilden Stürmen geſchützt zu ſein. Du," ſo ſprach er zu mir, „ſchwimmſt mit der hohen Flut und wir freuen uns darüber, da wir überzeugt zu ſein glauben, daß Du Dein Glück verdienen, und Dich ſeiner würdig erhalten wirſt. Deßhalb lache ich auch darüber, wenn es Dir ergeht wie jedem Seefahrer, welcher, am Stern ſeines Schiffes ſtehend, oft ohne großen Schmerz zuſchaut, wie die Ufer ſeiner Heimat undeutlicher werden, wie Feld und Wald in einander verſchwimmen, und wie endlich die höchſten Bergſpitzen langſam in der Flut verſinken. — — — — Sind ſie aber erſt einmal verſchwunden, und blickt er über die gewaltige, weite aber theilnahmloſe See dahin, ſo kommt ſchon die Erinnerung an das, was er verlaſſen, und mit ihm oft das ſchmerzlichſte Heimweh. Möge es Dir erſpart bleiben." Ich verſtand ihn damals nicht recht, aber ſpäter wurde es mir furchtbar klar, wie Jedem, der ſich von dem

wilden Treiben der Welt, wenn auch nur auf Augenblicke, retten möchte zur harmlosen Jugendzeit auf das kleine Bänkchen, zu den Füßen der Mutter oder sonst eines Wesens, das ihn geliebt und nicht vergessen. — —

Ach, er hatte Recht, nur zu schnell verschwammen mir Feld und Wald in einander, tauchten die Bergspitzen unter die Flut. Wohl ging ich häufig, meine Pflegeeltern zu besuchen, wohl mischte ich mich, wie in der ersten Zeit, noch gerne unter meine armen Kameraden, doch fühlte ich wohl, daß das Band zerrissen war, welches uns bis jetzt so innig verbunden, das Band gemeinsamer Armuth, gemeinsamer Noth. Vor meinem feinen Kleide traten sie scheu zurück, wie konnten es die armen Kinder auch wagen, beim Nachlaufen oder beim Blindekuhspielen mich mit ihren oft schmutzigen Händen zu berühren. — — Diesen Grund ihrer Zurückhaltung fühlte ich aber damals nicht, ich dachte, sie beneideten mich und gönnten mir nicht mein Glück. —

Und Alice — — — — O könnte ich, wenn ich an sie denke, ganz über jene Zeit hinweggehen. Heute noch könnte ich darüber weinen, und heute noch finde ich keinen auch noch so schwachen Grund der Entschuldigung. Daß sie fern von mir stehen blieb, als ich sie einige Tage nach meinem Verlassen des Armenhauses wiedersah, daß sie mir fast widerstrebend ihre Hand ließ und ich keinen herzlichen Gegendruck wie sonst immer empfand — o dafür hatte das feinfühlende Herz des armen Mädchens einen guten Grund, den ich in meinem Glück und Uebermuth nicht ahnte. Hatte sie doch an jenem Nachmittage lange, lange an der Thür gelauscht, stets geglaubt meinen Schritt zu vernehmen und am sichersten, als sie den Wagen wegrollen hörte. — — — Ich war nicht gekommen, um ihr Lebewohl zu sagen, wohl aber kam die Nacht mit Finsterniß und Kälte, mit Hunger und Kummer, wohl aber kamen Gedanken über sie, welche die schlaflose Nacht ihr zu einer Ewigkeit machten. — — Kein menschliches Wesen fragte nach

Alice, nicht einmal meine Pflegemutter, die das arme, unglückliche Kind im Schmerz über meine Abreise vergessen, die auch am andern Morgen keine Zeit fand, nach ihr sich umzusehen, denn Frau Iduna mußte ihre Toilette herrichten, um mit Anstand, so gut es gehen wollte, bei dem Diner zu erscheinen. Alicens Vater war am Samstag nicht nach Hause gekommen, wie er oft zu thun pflegte, und als die Nacht endlich vorbei war, kam der Morgen, ohne ihr Trost zu bringen, — der Sonntagmorgen mit hellem Sonnenschein, von dem sie aber in ihrer finstern Kammer nichts sah — der Sonntagmorgen mit seinem Glockengeläute, welches sie hörte und bei dessen Klängen sie ihre Hände zusammenfaltete, ruhig betend, nicht um ein langes, glückliches Leben, dazu hatte sie keine Aussicht, sondern um jenen seligen Augenblick, wo sie weiß gekleidet in ihrem Sarge liegen würde, vielleicht mit Blumen umgeben — — sie hatte etwas Aehnliches schon einmal gesehen — und wo dann beim Läuten der Glocken alle Bekannten kommen würden, die Armenhausbewohner und ich, ihr einziger Freund, gewiß auch, zu weinen auf ihr blasses Gesicht; dann würde sie wohl lächeln droben — hier unten im Leben konnte sie es ja nimmer. —

Der alte Jakob hatte sie endlich Nachmittags vermißt, hatte nach ihr gesucht, und als sie keine Antwort gab, durch den Verwalter die Thüre öffnen lassen. Da fand man sie ohnmächtig am Boden liegen und es brauchte eine gute Zeit, bis sie unter den Händen der mitleidigen Weiber, die sich ihrer annahmen, wieder zu sich kam.

Daß mein Pflegevater und Frau Iduna, als sie von ihrem Diner zurückkehrten und das Vorgefallene erfuhren, untröstlich waren, brauche ich wohl nicht zu sagen. Sie nahmen Alice gleich zu sich in ihre Wohnung, sagten ihr, wie es leider gekommen, daß man nicht an sie gedacht, und erzählten ihr von meinem Glücke und von meinen glänzenden Aussichten für die Zukunft. — Das Alles hatte sie herzlich gefreut, und wenn ihre Augen auch von Thränen überströmten, so sah man sie doch darunter

glänzen vor Wonne und Glückſeligkeit. Mit einer Geſprächigkeit wie ſonſt nie, hatte ſie alsdann geſagt: was ich jetzt Alles nach meinen ſo oft ausgeſprochenen Wünſchen lernen und ſehen könne, daß ich jetzt was Tüchtiges werden müſſe, und daß ſomit alle meine glänzenden Hoffnungen erfüllt würden. Mit welcher Emſigkeit und Sorgfalt hatte ſie meiner Pflegemutter geholfen, meine kleinen Habſeligkeiten an Wäſche und Kleidern zuſammenzuſuchen und zuſammenzuflicken, und namentlich das Letztere war ſehr nothwendig; denn wenn auch Frau Iduna ſtets Alles gethan hatte, um mich ſo anſtändig als möglich gehen zu laſſen, ſo war ich doch dagegen wieder ein ſo ausgemachter Reißteufel, wie man nur in meinem Alter einer ſein konnte, auch litten die Kleiderſtoffe, ehe ſie für mich zurecht gemacht wurden, ſchon ſo an Altersſchwäche, daß es recht begreiflich war, wie oft bei dem geringſten Balgen und Zerren ſogleich ein halber Aermel meinen Angreifern in der Hand blieb.

Alice hatte gelächelt über die vielen Knöpfe, die ſie annähen mußte, über die vielen Riſſe, welche ſie ſo gut wie möglich zu beſeitigen hatte, ſie hatte gelächelt, ja zuweilen geſcherzt, bis Frau von Schwanefeld durch das Fenſter ſchauend ſagte: „Da kommt er," und als ich nun in's Zimmer trat, blieb ſie ferne von mir am Fenſter ſtehen, und als ich auf ſie zulief und ſie küſſen wollte, wandte ſie ſich ab und ließ mich faſt widerſtrebend ihre Hand nehmen, die ich herzlich drückte ohne einen Gegendruck zu ſpüren. —

Zu jeder andern Zeit würde ich mit Fragen und Bitten nicht nachgelaſſen haben, bis ſie mir den Grund ihrer Verſtimmung angegeben — — zu jeder andern Zeit, wo noch das arme Mädchen den Inbegriff all' meines Glückes ausmachte, wo ſie die Einzige war, die ich für meine kindiſchen Pläne empfänglich wußte, und die meinen Gedanken mit ſtrahlendem Auge folgte, wenn ich ihr von ſchönen Häuſern mit Spiegeln und Bildern, wenn ich ihr von prachtvollen Pferden und glänzenden Wagen erzählte, in

Herr und Herrin auf der Treppe werden immer bleicher, immer unbestimmter und verschwinden endlich in dem Dampf der Fackeln und Kerzen; die gespenstigen Gäste ziehen in die Nacht hinaus mit unhörbarem Tritt, und obgleich die Damen von den Cavalieren aufs Beste unterhalten werden, hört man weder sprechen noch lachen: dunstig und nebelhaft schweben sie dahin und zerfließen vor dem nachschauenden Blick, ehe sie ihm verschwinden.

So hat jeder Platz auf der Erde, jedes Haus, das wir bewohnen, seine manigfachen Geschichten, die sich dem Auge des tiefer Schauenden bald anmuthig bald grauenhaft enthüllen.

Vor Allem aber wollen wir in diesem Sinne einen Platz ins Auge fassen, auf welchem unsere einfache Geschichte beginnt. Nicht als ob derselbe große welthistorische Momente gesehen hätte, oder als ob auf demselben viel Ungeheures geschehen sei — nein, im Gegentheil, was hier geschah und wie sich dieser Platz im Laufe der Jahre änderte, so mag es auch an vielen andern Orten eben so geschehen sein; nur erinnern wir uns nicht, daß schon Jemand desselben anderswo mit einigen beschreibenden Worten erwähnt hätte.

Wie alle deutschen Städte in vergangenen Tagen, so hatte auch die Residenzstadt, von der wir eben sprechen, in alten, mittelalterlichen Zeiten Wall und Mauer, breite Gräben und Zugbrücken. Viele Schutzmittel gegen äußere Feinde zwängten die Stadt wie in einen eisernen Gürtel zusammen und gestatteten lange nicht, daß sich Leben und Treiben, Handel und Verkehr über diese engen Schranken hinaus ergoß. Als aber die Zeiten etwas milder wurden, oder die Stadt als fester Punkt ihre Bedeutung verlor, oder als das immer mehr sich regende Leben gewaltsam übersprudelte und vor den Mauern Häuser erstehen ließ, die hohnlachend über die abendliche Straßensperre zu den alten Thoren hereinsahen, da begannen diese allmählig zu verfallen, zuerst die Mauern, dann die Thorbogen, dann die festen Thürme, und was sich nicht von selbst demüthigte und aus Altersschwäche

welchen wir zusammen spazieren fahren würden, denn ich konnte mir ein solches Glück nur vereint mit Alice denken. — — Jetzt aber war es über mich gekommen wie ein Traum, und ich konnte sie doch nicht daran theilnehmen lassen. Das schmerzte mich wohl, aber ich sah ein, daß ich es mir allein gefallen lassen müsse. Ich war eben noch ein Kind, ich war wie trunken von der Umwandlung, die so plötzlich mit mir geschehen war, und als ich nach den ersten Nächten, die ich in meinem neuen und schönen Zimmer zugebracht, nun wieder zurückkam in das Armenhaus, da erschien mir Alles so klein, so beschränkt und farblos, daß ich nicht begreifen konnte, wie es mir hier lange Jahre so behaglich gewesen, und dieses Gefühl dehnte sich auch einigermaßen auf meine liebe Gespielin aus, die ich nun wieder vor mir sah in ihrem unscheinbaren dünnen Kleidchen, mit dem blassen, mageren Gesichte. — — — Warum that sie auch so fremd gegen mich? — denn daß sie das that, fühlte ich wohl. — Gönnte auch sie mir mein Glück nicht?

Noch vor einigen Tagen hätte ich meinen Arm um ihren Hals gelegt und wäre dann mit Schmeichelworten in sie gedrungen, bis sie gesagt, was ihr fehle, bis sie wieder gelächelt hätte, heute aber sagte ich nichts mehr, als sie sich von mir ab dem Fenster zuwandte, ich ließ ihre kalte Hand los und beachtete es nicht einmal, daß sie ihre Finger einfach aus den meinigen fallen ließ. Als ich nach einer Stunde wieder fortgehen mußte, sagte ich: „Adieu, Alice," und sie gab zur Antwort: „Adieu, Eugen." — —

Es würde mich zu weit führen, wollte ich meinen Aufenthalt im Hause meines neuen Wohlthäters in seinen Einzelnheiten schildern. Herr von Schabegg blieb sich während der Jahre, die ich bei ihm zubrachte, immer gleich herzlich und gütig. Er sorgte für meine Erziehung, als wenn ich sein eigener Sohn gewesen wäre, und ließ mich vor allen übrigen Fächern Mathematik und Zeichnen fleißig betreiben. Was meine Zukunft anbelangt, so stellte er mir frei, ob ich Kaufmann werden wollte oder zum Mi-

litär gehen. Das Letztere war ein Lieblingsplan von ihm. Natürlicherweise ſollte ich im letzteren Falle nur unter die Artillerie oder das Geniekorps gehen. Daß ich als ein junger Menſch, dem wie den Meiſten meinesgleichen die glänzende Uniform gefiel, mich bereitwillig ſeinem Wunſche fügte, bedarf kaum der Erwähnung, und ſo ſah ich mich denn ſchon im Geiſte zu irgend einer Batterie als Freiwilliger eingetheilt. Zum Kaufmannsſtande fühlte ich mich durchaus nicht hingezogen, denn ein Hauptrepräſentant deſſelben in unſerer Stadt erweckte in mir durchaus keine Sympathieen. Das war nämlich der Kommerzienrath Schabegg, den ich im Hauſe ſeines Vetters zuweilen ſah. Das erſte Mal, wenige Tage nachdem ich das Armenhaus verlaſſen, kam er, ſich nach dem Befinden ſeines Neffen zu erkundigen, und da ich gerade zufälligerweiſe im Zimmer war, ſo wurde ich ihm vorgeſtellt und ziemlich kalt beſichtigt. Er ſteckte das Kinn in ſeine weiße Halsbinde, zwinkerte etwas mit den Augen und ſagte: „Ah, das Kind aus dem Armenhauſe," worauf mein Wohlthäter erwiederte: „Ja, deſſen Mutter eine geborene Schabegg war, und welche doch in den elendeſten Verhältniſſen ſtarb." Der Kommerzienrath ſchluckte, als könne er etwas Bitteres nicht hinunterbringen, und gab zur Antwort: „Sie verdankten es ihrem durchaus unmotivirten Hochmuth, daß ſie ein ſolches Ende nahmen. Die Familie und vor allen Dingen das Haus Schabegg bot ihnen ſeine Hülfe an — — — —"

„Ja, in Form von Almoſen."

„In Form von Unterſtützungen, wie ſie üblich ſind," erwiederte Johann Chriſtian, „man ſchlug unſere Anerbietungen aus und zog es vor, zum Skandal der ganzen Familie im Armenhauſe mit ſeinem Elende zu prahlen und mit Eklat unterzugehen."

Glücklicherweiſe ſaß ich, als er ſo ſprach, auf einem Schemel neben meinem Wohlthäter, welcher mir ſeine Hand auf die Schulter legte, als er an einer Bewegung merkte, daß ich gute Luſt hatte, aufzuſpringen.

„Expliziren wir uns nicht darüber," sagte er hierauf seinem Vetter, „geschehene Dinge sind nicht zu ändern; wir wollen lieber in die Zukunft sehen und gut machen, was gut zu machen ist. Ich habe mir nun einmal vorgenommen, aus dem Jungen da etwas Tüchtiges zu machen und es sollte mich freuen, wenn auch Sie ihn in Ihren Schutz nähmen — — Gott weiß es, wie bald es zu Ende gehen kann und wie schnell unsere schönsten Pläne durchkreuzt werden."

„Sie sind jünger als ich," sagte der Kommerzienrath, „und jetzt, da Sie einer drohenden Lebensgefahr so glücklich entgangen sind, haben Sie wahrscheinlich die Hoffnung auf lange, glückliche Jahre."

„Oder soll ich das als eine strenge Mahnung betrachten," sagte Emil von Schabegg düster.

„Was den Knaben anbelangt," meinte Johann Christian nach einer Pause, „so habe ich nichts dagegen, wenn er uns zuweilen besucht, wir können dann auch sehen, weß Geistes Kind er ist."

Als er fort war, sagte mein Wohlthäter zu mir: „Höre, Eugen, Du mußt nicht gleich heftig werden, wenn man auch über die Vergangenheit Deiner Eltern spricht, was Du vielleicht nicht gerne hörst; und was den da anbelangt, so nimmt man es überhaupt nicht so genau mit dem, was er sagt. Ich hab' Dich ihm empfohlen und das war meine Schuldigkeit. Weißt Du, mein Junge, er kann Dir später immer von großem Nutzen sein, wenn er will, und seinen guten Willen hast Du doch einigermaßen in der Hand. Er hat Dir die Erlaubniß gegeben ihn zu besuchen, das ist schon viel, und wenn Du gute Eigenschaften bei ihm herauskehrst, wenn Du Dich in seiner Art bildungsfähig zeigst, was ich Dir vielleicht später einmal näher erklären werde, so wäre es vielleicht möglich, an den lebendigen Theil seines Herzens durch die dreifache Schale von Gold, Perlen und Edelsteinen zu gelangen. — — — Zuviel Freunde kann man nicht haben," setzte er nach

einem längeren Stillschweigen mit einem tiefen Seufzer hinzu, „Du armer Junge hast eigentlich nur mich, und ich bin sehr geneigt, den Unglücksfall von neulich für eine Mahnung zu halten und nicht für eine Hoffnung.“

Es war eigenthümlich, daß er öfter so sprach, auch selbst dann, als er wieder vollkommen hergestellt schien. Was ihm vielleicht finstere Gedanken verursachte, das war ein heftiger Kopfschmerz, der ihn zuweilen befiel, und jenes Gefühl, von dem er mir gleich nach seinem Sturze sprach, als habe er, wie er sich ausdrückte, Blei im Gehirn. Es dauerte lange, ehe er wieder ausritt, er schien überhaupt keine rechte Freude mehr am Reiten zu haben. Früher war er fast jeden Tag im Sattel, jetzt mußte ihn der Reitknecht daran erinnern, daß die Pferde lange gestanden hätten, und förmlich verwilderten. Seine Freunde, die öfters in's Haus kamen, er hatte deren noch sehr viel unter dem Militär und zwar in allen Waffenarten, behaupteten oft, er sei furchtbar ernst geworden und man müsse Alles thun, um ihn wieder aufzuheitern. Diese seine ehemaligen Kameraden waren fast ohne Ausnahme alle meine ganz besondern Freunde, sie hatten ihre große Freude an meinem energischen, wie sie es nannten schneidigen Wesen, sie hielten es für eine große That, daß ich damals das Pferd meines Wohlthäters gehalten, und sie waren entzückt über meinen Muth, mit dem ich mich in den Sattel schwang und davon galoppirte, sie mochten mir ein Pferd vorführen, was es immer für eins sein mochte. Ueber den Entschluß des Herrn von Schabegg, mich zur Artillerie oder zum Geniekorps zu geben, fanden öfters die ergötzlichsten Debatten unter ihnen Statt. „Aber wie man nur eine solche Idee fassen kann!“ sagten die Herren von der Kavallerie; „Du, einer der tüchtigsten Reiteroffiziere, hast da einen jungen Menschen, für den Du Dich interessirst, als wenn es Dein eigener Sohn wäre — — —“

„Wer weiß denn, wie das eigentliche Verhältniß iſt,“ war ein Anderer lachend dazwiſchen.

„Ein ſchneidiger Burſch,“ fuhr der Erſte fort, „der im Satte zu Haus iſt ſo gut wie Unſereiner, und willſt ihn nun hinte einer ſo langweiligen Kanone laufen laſſen, oder ihm gar Schaufe und Spaten in die Hand geben. Ah, pfui Teufel — — wenn man die Wahl hat.“

„Erlauben Sie, Herr Kamerad von den Küraſſiren,“ miſchte ſich ein Premierlieutenant von der Artillerie in das Geſpräch, „allerdings, wenn man die Wahl hat, wird man ſich doch wahrhaftig dem Beſten zuwenden, Elitetruppen, Artillerie oder Geniekorps, und auch in der Erwägung zwiſchen dieſen beiden kann es nicht ſchwer ſein, wohin man ſich zu wenden hat. Unbedingt zum Geſchütz, zum Donner der heißen Schlacht, wie der Dichter ſagt. — — Was das Geniewesen anbelangt, ſo hat es ſchon zu viel vom bürgerlichen Gewerbe an ſich, es iſt eigentlich nur halbes Militär, und die Herren Kameraden von den Pionieren und Pontonieren haben etwas Sanftes an ſich und tragen auch nicht gern Schnurrbärte.

„Aber, beſter Herr Kamerad,“ gab der Küraſſir zur Antwort, „nehmen Sie mir nicht übel, Sie ſprechen da wie der Blinde von der Farbe, gibt es etwas Luſtigeres als den Kavalleriedienſt, das Zufußlaufen hat unter allen Verhältniſſen etwas Plebejiſches an ſich, aber wir, hoch zu Roß, den Säbel in der Fauſt:

Die Pferde ſchnauben und ſetzen an,
Liege wer will mitten in der Bahn,
Sei es mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß mir die Seele ſein Jammerton,
Ueber ſeinen Leib hinweg muß ich jagen,
Kann ihn nicht ſachte bei Seite tragen.“

„Alles ganz ſchön,“ ſagte der Premierlieutenant lächelnd, indem er ſeinen langen buſchigen Schnauzbart um ſeinen Zeige-

finger wickelte, „das hüpft und galoppirt ganz wohlgemuth heran bis zu einer recht soliden Kartätschendistanz, da kann man dann auch mit dem Dichter sagen: und Roß und Reiter sah man niemals wieder.“

„Auch umgekehrt wird ein Schuh daraus, Herr Kamerad; es gibt andererseits Augenblicke im Menschenleben, wo sich eine lustige Schwadron zwischen die Geschütze festsetzt, und dann gute Nacht, Kartätschenhagel.“

„Ich bin überzeugt,“ sagte der Lieutenant von der Artillerie, „daß ein gescheidter Bursch, wie unser kleiner Freund da, lieber in eine Waffe eintritt, wo er mehr lernen muß als Auf- und Absitzen und Dreinhauen, in seinen Verhältnissen nämlich. Bei Ihnen, Herr Graf,“ er wandte sich an einen der Küraſſirlieutenants, „ist das freilich was Anderes; Sie betreiben das Dienen so nebenbei als großer Herr und mit vollem Rechte. Ein Name wie der Ihrige ist auf die Kavallerie angewiesen, das repräsentirt sich schön, das eskortirt hohe Herrschaften, das fliegt als Adjutant gekrönter Häupter, das bekommt Orden, wer weiß weßhalb, das glänzt und strahlt, während wir einfache Bürgerliche uns mit der dunkeln, glanzlosen Uniform begnügen, mit unsern Arbeiten und Studien, und dabei gern hinter der langweiligen Kanone laufen.“

„O, das alte Kapitel,“ lachten die Kavallerieoffiziere, „als wenn ihr zu Artillerie und Geniewesen vorzugsweise befähigt wäret und diese Branche für euch gepachtet hättet.“

„Gepachtet haben wir sie freilich nicht, und was die Befähigung anbelangt, so verbietet mir die Bescheidenheit, mich darüber auszulassen; wenn ihr aber die Armeelisten nachsehen wollt, so werdet ihr finden, daß ihr euch zum Artilleriedienst äußerst wenig herabgelassen habt und zum Geniekorps fast gar nicht.“

Solche Reden hörte ich viele mit an, und wenn es auch nicht allein Unterscheidungen zwischen Bürgerlichen und Adeligen waren, welche mich zum Artilleriedienst geneigt machten, so interessirte ich

mich doch sehr für die dumpf und geheimnißvoll auf dem Pflaster rollenden Kanonen, für die Schätze der Munition- und Granatenwagen, für die wunderbaren Rakettenbatterien, besonders aber für die Laboratorien, wohin mich der Premierlieutenant von der Artillerie zuweilen mitnahm und mich zusehen ließ, wenn die Bombardiere köstliches Feuerwerk anfertigten.

Wenn ich jene Zeit an meinen Augen vorübergehen lasse, so vergesse ich nie des Nachmittags; ich war erst wenige Tage im Hause, als die Thüre des Salons geöffnet wurde, in welchem ich mich mit Herrn von Schabegg befand, und zwei elegante Damen eintraten, die ich vorher nie gesehen. In ihrem Aeußern waren sie sehr verschieden; die Eine, groß, etwas mager, mit einem blassen, ernsten Gesichte, in welchem sich eine lange, scharfe Nase sehr bemerklich machte, ging aufrecht und etwas steif auf den Lieutenant zu, legte ihm ihre eine Hand auf die Schulter, während sie mit der andern seine Rechte erfaßte, und sagte mit einer ziemlich klanglosen Stimme: „Wie geht es Ihnen heute, lieber Emil, der Arzt meint besser, und Ihr Aussehen gibt mir Hoffnung, daß der schreckliche Vorfall keine längeren Folgen haben wird."

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme, meine liebe Julie," hatte darauf der Kranke geantwortet, „es ist, Gott sei Dank, wohl nichts gewesen als eine heftige Erschütterung, von der mir heute nur noch eine Schwere des Hinterkopfes zurückblieb. Mein größter Kummer ist," setzte er galant hinzu, „Ihnen Schrecken verursacht zu haben."

„Ja, wir haben uns Alle furchtbar alterirt, wie ich Ihnen auch schon vorgestern sagte; herzlich dankbar bin ich der guten Valerie, die mich Alles bis zu den kleinsten Einzelnheiten gleich wissen ließ."

„Und woher erfuhr es meine schöne Cousine?" fragte Emil von Schabegg.

„Von einem Augenzeugen," erwiederte diese lächelnd, „eigent-

lich von zwei Augenzeugen. Der Hofmeiſter des würdigſten aller Zöglinge kam athemlos nach Hauſe gelaufen, ſobald er wußte, daß Ihr Zuſtand zu keinen Befürchtungen Veranlaſſung gab. Auch hatte ſich der Letzte der Iffling ſchon eingeſtellt und ſo unbefangen über dieſe gräßliche Geſchichte geſprochen, oder vielmehr nach ſeiner Art und Weiſe gelogen, daß es dem Kommerzienrath nicht in den Sinn kommen konnte, ihn für den Schuldigen zu halten."

„Und was iſt mit ihm geſchehen?"

Frau Schabegg zuckte mit den Achſeln und erwiederte: „Der Kommerzienrath hat ſich auf mein Zureden entſchloſſen, ihn in das Engelbrecht'ſche Knabeninſtitut abzuliefern, bis ſich der Onkel des Buben, den man augenblicklich von der Sache benachrichtigt, darüber ausgeſprochen haben wird, was mit ihm weiter geſchehen ſoll. Herr Engelbrecht, dem man die volle Wahrheit ſchuldig war, hat ſich allerdings anfänglich geweigert, ihn zu nehmen, und ließ ſich nur bereden, als ihm der Kommerzienrath plein pouvoir gegeben."

„Hoffentlich," ſagte Emil von Schabegg lachend, „verſteht er das ſo wie jener Korporal, der den Rekruten bei Vergehungen die Warnung zukommen ließ, bei der nächſten Gelegenheit werde ich euch plein pouvoir geben, womit er eine Tracht Schläge meinte — aber ich bin nur froh, daß ihr ihn los ſeid."

Die Couſine meines Wohlthäters gefiel mir beſſer als die andere Dame, ſie war ſehr ſchön und hatte etwas Angenehmes, Freundliches und Zutrauliches in allen ihren Worten und Bewegungen. Während ſich die Andere auf einen Stuhl vor den Kranken hinſetzte und ihn ſtill gerührt anblickte, wobei ſie zuweilen mühſam einen Seufzer zu unterdrücken ſchien, ſchob die Couſine einen niedrigen Schemel ſeitwärts an dem Fauteuil des Herrn von Schabegg, ließ ſich darauf nieder, wobei ſie die Hand auf ſeinen Arm legte und ihn durch allerlei luſtige Geſchichten zum Lachen brachte.

Als ſie wieder fortgegangen waren, ſagte er zu mir: „Die eine der Damen war meine Braut, wie hat ſie Dir gefallen?“

„O ſehr gut,“ gab ich ihm zur Antwort, denn ich dachte mir nicht anders, als daß er die gemeint, die er Couſine genannt. „Sie iſt ſo freundlich und lacht ſo herzlich, daß man oft gerne mitlachen möchte, wenn man auch nicht immer weiß, weßhalb ſie vergnügt iſt.“

„Nein, die iſt es nicht,“ hatte er darauf lachend zur Antwort gegeben, „ſondern die Andere.“ — —

„So, die Andere.“

Beide Damen hatten ſich mit mir beſchäftigt, aber jede auf eine andere Art und Weiſe. Die Braut des Herrn von Schabegg hatte mich lange und forſchend betrachtet, dann mit dem Kopfe genickt und geſagt: „das iſt ja wie ein Roman, auch Dein ganzes früheres Leben, wie es mir Emil erzählt, Du mußt mir das mit ſeinen Einzelnheiten genau mittheilen.“ Das that ich denn auch, ſo gut ich mich erinnerte, und plauderte unbefangen von meiner Jugendzeit, von Herrn und Frau von Schwanefeld, von Hundedreſſur, Vogelfang und Luftballons, ſo daß zuweilen ein augenblickliches Lächeln über ihr ſonſt ernſtes Geſicht flog, ja, ehe ſie damals fortging, notirte ſie ſich Einiges in ihr Taſchenbuch.

Dieſes an ſich geringfügigen Umſtandes erwähne ich nur deßhalb, weil, wie ich ſpäter erfuhr, die Braut meines Wohlthäters Bücher ſchrieb und es alſo wohl möglich iſt, daß ſie Etwas von meinen Erzählungen benützt hat, wie es Schriftſteller und Schriftſtellerinnen in ähnlichen Fällen wohl zu thun pflegen, und weil der geneigte Leſer dieſer Blätter ſich vielleicht erinnern könnte, Dieſes oder Jenes aus meinem Leben ſchon anderswo gehört zu haben, was mir allerdings ſehr unangenehm wäre, und zu welchem Räthſel ich mir erlaube hiemit den Schlüſſel zu geben.

Die andere, die hübſchere Dame hatte mich auch nach Einzelnheiten aus meinem Leben gefragt, doch in ganz anderer Art und Weiſe. „Du armer Junge,“ ſagte ſie, „haſt alſo ſchon viel Kummer und Noth durchgemacht. — — Nicht? Du ſchüttelſt mit dem Kopfe, ja ſo, Du wußteſt von keinem andern Leben, aber wenn Du jetzt wieder zurückkehren ſollteſt dorthin, wo Du früher geweſen, ſo würde Dir doch Manches fehlen.“ Dabei hatte ſie ihre kleinen Hände feſt auf mein volles lockiges Haar gelegt und bemühte ſich, einige Unregelmäßigkeiten meines Scheitels herzuſtellen; dann hub ſie mein Kinn etwas in die Höhe, küßte mich auf die Stirne und ſagte halblaut, ſich zu Herrn von Schabegg wendend: „Das iſt ein netter und friſcher Burſch, Vetter Emil, es iſt gut, daß Sie ſich ſeiner angenommen, man muß ihn auch dem Kommerzienrath empfehlen.“

„Das hab' ich ſchon gethan, aber Ihnen, ſchöne Couſine, möchte ich ihn auch beſtens an's Herz legen. Wir alle ſind ſterblich und er wird des Schutzes bedürfen.“ Er ſprach das mit einem eigenthümlichen, traurigen Lächeln.

„Vetter Emil,“ ſagte Frau Schabegg, „ich habe geſtern ſchon bemerkt, daß es Ihnen Vergnügen macht, ſich mit ſchwarzen Gedanken zu quälen, ich kenne Sie gar nicht mehr; wie kann denn ein ſolcher Unfall, der allerdings hätte ſchlimm werden können, einen ſo geſunden Lebensmuth wie den Ihrigen erſchüttern?“

„Ja, es hat uns ſehr betrübt, Emil,“ ſagte die andere Dame, „ſtellen Sie ſich in meine Lage, wie es mir um's Herz iſt, wenn ich Sie ſolche Gedanken ausſprechen höre.“

„Es ſind ja auch nur Gedanken, hervorgebracht von den unangenehmen Nachwirkungen meines Sturzes.“

„Die wir uns bemühen werden,“ ſagte lachend die ſchöne Frau, „durch Heiterkeit zu zerſtreuen.“ Und dann ſetzte ſie ſich neben ihn hin, plauderte freundlich mit ihm, erzählte allerlei luſtige

und Lebensüberdruß verfiel, dem half die Menſchenhand nach und riß die alten Werke ebenſo emſig nieder, wie ſie dieſelben früher aufgebaut; die Gräben füllten ſich mit Schutt und Steinen, darüber wuchs Unkraut und Strauchwerk, Gras und Blumen, und dieſe verweſten wieder und wurden zu Staub und guter Erde, woraus wieder Neues erwuchs; und das ging ſo fort, bis ſich die tiefen Gräben langſam auffüllten; und da auf dem guten, feuchten Grunde hier Bäume trefflich heranwuchſen, ſo gab es unter ihren überhangenden Zweigen bald ſchattige, angenehme Spaziergänge.

Nur einer dieſer Gräben widerſtund hartnäckig jedem Verſuche ihn zu entfernen. Nachdem auf faſt allen Seiten der Stadt die Gräben verſchwunden und einige der alten Thürme und Thorbogen, mit dichtem Epheu bewachſen, nur noch als eine Merkwürdigkeit faſt mitten in der Stadt ſtehen geblieben waren, hatte ſich einzig und allein auf der Stelle, von der wir ſprechen, der Graben in ſeiner ganzen Tiefe und Breite erhalten. Nicht als ob die Stadt hier in ihrem Wachsthum zurückgeblieben ſei, — im Gegentheil, ſie war hier ausgedehnter als irgendwo, und den alten Stadtgraben faßten auf beiden Seiten lange Reihen neuer Häuſer ein.

Der erſte Grund zu dieſem hartnäckigen Feſthalten an ſeinem längſt nicht mehr zeitgemäßen Daſein war wohl, daß der alte Stadtgraben hier nicht ſo breit und tief war, wie anderswo, und man wohl glauben mochte, wenn erſt die tieferen Stellen zugeſchüttet ſeien, werde das Bischen hier von ſelbſt nachfolgen. Zweitens hielt ihn als eine Art Kirchhof das Volk heilig; denn an dieſer Stelle war bei den vielen Belagerungen, welche die Stadt ausgehalten, Sturm und Vertheidigung beſtändig am heftigſten geweſen, manch ein Bürger und Bürgerskind ſchlief da, niedergeſtreckt auf dem Felde der Ehre, den ewigen Schlaf. Mochte es nun die Rückſicht ſein, um die Gefallenen hier zu ehren und ihrer Ruheſtatt eine gewiſſe Weihe zu geben — genug, man erbaute

Geſchichten und machte ſo lange fort, bis auch er in's Lachen kam und froh geſtimmt wurde.

Die beiden Damen kamen öfter, um nach dem Kranken zu ſehen, zuweilen kam auch Frau Schabegg allein, meiſtens war ſie heiter, aber nicht gerade immer. Nie werde ich es vergeſſen, wie ich einmal in's Zimmer trat und ſie in einem Fauteuil ſitzen ſah, zuſammen geſunken, die Hände auf dem Schooß gefalten und den Kopf tief herabgeneigt. Als ſie ſich bei meinem Eintritte erhob, ſah ich nicht nur, daß ſie rothgeweinte Augen hatte, ſondern auch, daß ihre Thränen floſſen und hörte ſie vernehmlich ſchluchzen. Herr von Schabegg ging im Zimmer auf und ab und ſprach lebhaft zu ihr. Natürlicherweiſe zog ich mich augenblicklich wieder zurück, doch vernahm ich im Weggehen, wie er ſagte: „Ich kann Ihnen nicht helfen, Valerie, ich muß es Ihnen hundertmal wiederholen, daß Sie Unrecht haben, er iſt einmal Ihr Mann, und wenn Sie ihn auch nicht lieben, ſo werden Sie das größte Unglück herbeiführen, wenn Sie es nicht unterlaſſen, ihm Ihre Abneigung offenkundig zu bezeugen; das erträgt Niemand, nicht das kälteſte Herz, und gerade Ihnen gegenüber, die ſo heiter und liebenswürdig ſein kann, muß es ihn zur Verzweiflung bringen und zu einem böſen Ende führen — — Nehmen Sie ſich in Acht, ich beſchwöre Sie bei der herzlichen Freundſchaft, die ich für Sie fühle."

Was meine Pflegeeltern anbelangt, ſo waren ſie glücklich bei meinem Glücke und bei der Art, wie ſich Herr von Schabegg gegen ſie benahm. Sie kamen häufig zum Diner oder zum Souper, und wenn das Wetter ſchlecht war, holte ich ſie im Wagen ab. Alle andern Anerbietungen zu Aenderung ihrer Lage ſchlug Herr von Schwanefeld aus, und ich kam einmal zu einer Unterredung, wo ich hörte wie Herr von Schwanefeld ſagte: „Wenn Sie mich alſo zwingen, das anzunehmen, gut, ſo muß ich es thun, werde aber keinen Gebrauch davon machen, ſondern es für ihn aufheben," worauf Herr von Schabegg geantwortet hatte: „Lieber

Freund, das grenzt an Eigenſinn, aber ich kann Sie nicht zwingen, thun Sie damit, was Sie wollen."

Bei meinen häufigen Beſuchen im Armenhauſe ſah ich Alice oft, bemerkte aber wohl, daß ſie es vermied, in's Zimmer zu kommen, wenn ſie von meiner Anweſenheit unterrichtet wurde. Woher der Bruch in unſere ſonſt innige Freundſchaft gekommen war, konnte ich mir damals nicht erklären, aber trotzdem ich mich bemühte, gegen ſie herzlich und freundſchaftlich zu ſein wie bisher, ſo fühlte ich doch, daß ſich das junge Mädchen abſichtlich von mir zurückzog. Wenn ich zuweilen meine Pflegemutter darüber fragte, gab ſie mir zur Antwort: „Die arme Alice fühlt wohl, daß euere Wege auseinander gegangen ſind, ſie hat Niemand auf der Welt, der ihr eine erträgliche Zukunft bereitet."

„Und bin ich nicht da?" ſagte ich dann wohl, „werde ich mich nicht ihrer annehmen, wie ich es ihr ſo oft geſagt, und wie ich es auch thun werde."

Frau von Schwanefeld ſchüttelte dann lächelnd den Kopf und ſagte: „Sie iſt zu klug, zu verſtändig für ihr Alter und fühlt ſo gut wie wir, daß ſie Dir nicht im Wege ſtehen darf, um Deinem Glück hinderlich zu ſein."

„Aber ſpäter, wenn ich, wie ich hoffe, mein Glück gemacht habe, dann wird mir Niemand verwehren wollen, für ſie zu ſorgen."

„Ja, ſpäter," hatte ſich darauf mein Pflegevater in's Geſpräch gemiſcht. „Das Wort ſpäter iſt der Handgriff zu guten Vorſätzen. Schlage Dir dieſe Gedanken aus dem Kopfe, denke was Rechtes zu werden, und wenn die Zukunft einmal zur Gegenwart und Du was thun kannſt, dann thue, was Dir gut dünkt, vorderhand haben wir uns des armen Mädchens angenommen und wollen ſie nicht von uns laſſen, ſo lange es Gott und ihrem Herrn Papa gefällt."

Dem Letzteren aber, dem Flickſchneider, welcher die Hälfte

seiner Tageszeit betrunken war, gefiel es nicht lange, sein Kind unter der Obhut meiner guten Pflegeeltern zu lassen. Daß ihre feinen gelenkigen Finger so bald als möglich für ihn mit der Nadel thätig sein mußten, dagegen konnte man nicht viel einwenden, daß er aber schalt und tobte, wenn er nach Hause kommend das arme Mädchen bei meinen Pflegeeltern fand, gab für diese wie für Alice zu so häufigen unangenehmen Auftritten Veranlassung, daß Herr und Frau von Schwanefeld am Ende eine förmliche Lösung des sonst so traulichen Verhältnisses als ein Glück für das arme Mädchen ansehen mußten. Diese Lösung bestand darin, daß der Flickschneider eines Tages seinen Abschiedsbesuch machte, wobei er erklärte, er sei im Begriff, seine Lage zu verbessern, da ihn sein alter Freund, der Regimentsschneider, nicht nur zum ersten Gehülfen angenommen, sondern ihm auch die Kasernenverwaltung aus besonderer Vergünstigung eine kleine Wohnung neben der Montirungskammer eingeräumt, wodurch er also künftig im königlichen Dienste thätig sein werde. Als hierauf Alice von unserer kleinen Wohnung Abschied nuhm — ich war nicht dabei als dieß geschah — war sie in Thränen zerflossen, — hatte jeden Winkel unseres Zimmers, als seien dieß so viel verschiedene Gemächer und für sie mit Erinnerungen angefüllt, insbesondere besucht, und hatte sich von jedem Stück Möbel einzeln verabschiedet. Ja, als sie endlich fertig zu sein schien und schon hinausgegangen war, kehrte sie wieder zurück, setzte sich neben dem Bette auf den kleinen Schemel hin, wo sie so oft traulich neben mir gesessen und legte bitterlich weinend ihren Kopf in beide Hände. Meine Pflegemutter erzählte mir nachher, es sei ein so tiefes Weh über sie gekommen, wie sie es bei einem so jungen Geschöpfe, das doch noch keine herben Schicksale erlebt, nie gesehen hätte. Alice hatte sich die verschiedenen Stunden in's Gedächtniß zurückgerufen, während wir hier bei einander gesessen, wenn ich ihr von neuen sehr interessanten Spielen gesprochen, wenn ich ihr alte bekannte

oder auch ſelbſt erfundene Mährchen erzählt, oder wenn wir ſtill hier ſaßen den Erzählungen Anderer lauſchend, wie an jenem Abend, als Frau Merzer ihre wunderbare Geſchichte erzählte, wobei das junge Mädchen freilich einſchlief, aber doch hie und da ein Wort hörte, welches ſich dann in ihre Träume fortpflanzte, ſo die Schilderung von der ſchönen blaſſen Frau mit dem ſchwarzen Schleier um das Haupt, die ihr auch ſpäter im Traume noch erſchien, wie ſie mir ſagte, ihr ſanft zulächelnd und zuweilen die Hand auf ihre reine, kindliche Stirne legend.

Endlich war ſie davon gegangen, Jedem, der ihr auf dem Wege durch den Hof begegnete, hatte ſie noch die Hand gereicht, an den Stämmen der Akazienbäume, unter denen wir ſo oft geſpielt, war ſie ſanft mit ihren Fingern hinabgefahren, und dem alten Jakob, der im Sonnenſcheine ſaß, hatte ſie ein Paar dicke wollene Socken zum Andenken gegeben, welche ſie heimlich für ihn geſtrickt.

Dann hatte ſie das Armenhaus verlaſſen mit einem kleinen Bündel am Arme, und außer meinen Pflegeeltern, die ihr noch freundlich vom Fenſter aus nachwinkten, hatte ſich Niemand weiter um ſie bekümmert, hatte auch Niemand geſehen, daß ſie an der Ecke des Gebäudes ſtehen blieb, daß ſie ihre brennende Stirne an die kühle Mauer drückte und die Steine mit ihren Thränen benetzte, und daß ſie ein fein zuſammengewickeltes Papier aus der Taſche ihres Kleidchens zog und es tief in einer der Mauerſpalten verbarg.

Dann hauchte ſie einen Kuß darüber hin und ging nun wirklich davon.

Ich war damals nicht in der Stadt, ſondern machte mit Herrn von Schabegg meine erſte Reiſe — — die erſte Reiſe. — — Liegt in dem Klange des Wortes ſchon etwas Entzückendes, oder thut es allein die Erinnerung, die uns an eine erſte Reiſe geblieben, daß wir ſpäter immer noch mit einem Seufzer der Sehn-

ſucht dieſe Worte ausſprechen und ihres Begriffs gedenken? — — Die erſte Reiſe! — — Es zum erſten Mal zu ſehen, zu fühlen, zu erleben, daß die Berge, welche unſeren ſcheinbaren Horizont ausmachen, überſteigbar ſind, daß hinter ihnen ſchöne weite Thäler kommen und wieder Berge, zu deren Füßen breite Ströme fließen und uns ſanft zu großen herrlichen Städten führen, daß aber trotz dem Vielen, was wir geſehen, doch überall kein Ende iſt, und wenn wir vielleicht meinen, bei dieſer großen Stadt, bei dieſem hohen Gebirge müſſe endlich Alles aufhören, ſo zeigt ſich unſerem Blick ein hohes Thor, durch welches hindurch es wieder weiter und immer weiter geht. oder die Augen folgen der breiten Straße, die im Zickzack jene Abhänge hinaufſtrebt, um ſich von oben, wo es wunderbare, allgewaltige Ausſicht gewähren muß, wieder jubelnd zu neuen und ſchönen Ländern hinabzuſtürzen.

Endlich kehrt man um, aber mit ungeſtillter Sehnſucht; ſtatt gänzlich zufrieden wieder zwiſchen unſere Berge heimzukehren, dringt durch die Erinnerung alles Schönen, was wir geſehen, immer wieder der glühende Wunſch unſerer Seele: hätt' ich nur noch jenes Gebirge beſteigen, nur noch in das nächſte angrenzende entzückende Thal ſchauen dürfen.

Und dieſe Sehnſucht nach der Ferne, neben all' dem Schönen, was wir erſchaut, läßt in gewiſſen Jahren und bei gewiſſen Verhältniſſen unſere Liebe zur Heimat etwas erblaſſen, wir finden Alles kleiner geworden und farbloſer, wir wundern uns, mit wenig Schritten eine Straße durchgangen zu haben, welche uns früher faſt endlos erſchien. Wir treten in Zimmer ein, die uns früher hoch und geräumig erſchienen, und ſind verwundert, dieſelben zu kleinen Kammern zuſammengeſchrumpft zu finden.

So ging es mir, als ich nach meiner erſten Reiſe zum erſten Mal wieder den Hof des Armenhauſes betrat und die kleine Wohnung meiner Pflegeeltern. War denn das immer noch dieſelbe Stube, wo neben den Betten und ſonſtigen Möbeln fünf

bis ſechs Perſonen geweſen waren, und wo ich doch noch Platz gehabt hatte, mit einem kleinen hölzernen Wagen zu ſpielen? — — Unbegreiflich. — Von der Thüre bis zum Tiſche waren nur zwei Schritte und von dort bis zur andern Wand auch nicht weiter.

Mein guter alter Pflegevater ſah meine verwunderte Miene, und da er als Mann von Welt meine Gedanken errathen mochte, ſo half er mir in ſeiner gutmüthigen Art und Weiſe ſie auszuſprechen. „Gebe Gott," ſagte er mit heiterer Miene, „daß Deine Lebensrichtung Dir erlaubt, die Erde nach allen Richtungen und auf angenehme Art zu durchkreuzen, denn ſonſt könnte es Dich traurig machen, ſo früh und auf ſo deliziöſe Art vom Baume dieſer Erkenntniß genaſcht zu haben. Ihr ſeid in eigenem Wagen gereiſt, wie ich gehört, Bedienter hintenauf, raſche Poſtpferde vorne und die langweilige Eiſenbahn ſo wenig benützend als möglich — — das iſt die einzige genußreiche Art zu reiſen. Ich habe das alles erlebt," ſetzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „und auch ich fand darauf alles merkwürdig verändert, als ich in unſere gewöhnlichen Verhältniſſe zurückkehrte."

„Kommt Dir auch hier viel verändert vor?" fragte Frau Iduna mit einer tonloſeren Stimme, als ich ſonſt an ihr gewohnt war, was mich bewog, meine gute Pflegemutter, welche wie gewöhnlich am Fenſter ſaß und die ich bei meinem Eintritte ſtürmiſch umarmt hatte, jetzt erſt näher zu betrachten.

Ja, die gute Mutter hatte ſich verändert, ich erſchrak als ich es bemerkte. Ihre Wangen waren eingefallen und die tief liegenden Augen blickten mich jetzt, wo ſie mein Erſchrecken bemerkte, mit einem matten Lächeln an.

„Die gute Alte iſt krank geweſen," ſagte Herr von Schwaneſeld, indem er neben ſie hintrat, ſeinen Arm ihr um den Hals ſchlang und ſein Geſicht auf ihren Kopf drückte. — — „Ja, die gute Alte — jetzt geht's beſſer — wieder ganz gut, und der Doktor hat mir geſagt, es ſei ein wahres Glück, daß ſie den

Krankheitsstoff, den sie schon lange in sich getragen, auf so leichte Art losgeworden sei."

„Meine arme gute Mutter," sagte ich und nahm ihre rechte, etwas welke Hand, die ich innig küßte. „Das wird auch Herrn von Schabegg, der sie bei dem morgenden Diner erwartet, recht betrüben."

„Ah, wir werden schon kommen," erwiederte Herr von Schwanefeld, „nicht wahr, Iduna? Man schickt uns den Wagen und ein fröhliches Mahl wird zu Deiner völligen Herstellung beitragen."

Sie machte mit einem trüben Lächeln ein paar leichte Einwendungen, die aber von meinem Pflegevater rasch und gründlich beseitigt wurden.

Sie wollten demnach zum Diner kommen, und ich kehrte wieder nach Hause zurück, nachdem ich ein paar Stunden bei ihnen gewesen war. — Nach Alice hatte ich nicht gefragt; ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich erst an sie dachte, als ich schon zu weit von dem Armenhaus entfernt war und nicht Lust hatte, um ein paar Fragen wegen zurückzukehren, die ich ja morgen auch thun konnte.

Das kleine Diner fand denn auch am anderen Tage Statt, aber es war keine recht vergnügte Stimmung dabei. Herr von Schabegg, der schon während der Reise häufig über Druck und Schwere im Kopfe geklagt, war nicht recht heiter, und meine gute Pflegemutter, trotzdem sie sich alle Mühe gab, ein vergnügtes Gesicht zu machen, sah ich doch öfter wie in einer Anwandlung von Schwäche in sich zusammensinken und sich dann wieder gewaltsam emporrichten, um an der Unterhaltung theilzunehmen. Später brachte ich beide im Wagen nach ihrer Wohnung, und blieb dann auch auf den Wunsch des Herrn von Schwanefeld noch bei ihnen. Meine Pflegemutter legte sich zu Bett, er kochte ihr einen kräftigen Thee, und ging dann mit mir, um mich noch ein paar Straßen weit zu begleiten. „Eugen," sagte er, nachdem

er eine Zeitlang schweigend neben mir gegangen, „es zieht sich über meinem Haupte ein schweres Wetter zusammen, und ich muß alle Anstalten treffen, um mich gegen einen fürchterlichen Schlag zu wassnen, der nächstens auf mich herabfallen wird; meine arme Frau ist kränker, als sie selbst wohl glaubt, und ich habe sie heute nur überredet, mit zu euch zu gehen, um ihr glauben zu machen, sie sei vollkommen wieder hergestellt und um ihren guten Muth, der sie oftmals zu verlassen droht, wieder aufzufrischen — — aber — — mein liebes Kind, ich werde bald allein stehen in der Welt, und das ist ein Gedanke, dessen Jammer Du, der unser Hauswesen kannte, wohl ahnen, aber doch nicht vollkommen begreifen kannst."

Ich erschrak sehr über seine Worte, da ich aber in meinem Leben, so weit ich denken konnte, noch keinen Verlust ähnlicher Art erlitten, so mochte ich auch an diesen nicht glauben und suchte meinen Pflegevater so gut wie möglich zu trösten.

Doch schüttelte er den Kopf und gab mir tief bekümmert zur Antwort: „Du wirst sehen, die nächste Zeit bringt uns nichts Gutes."

Mein Wohlthäter befahl mir, zuweilen das Haus des Kommerzienraths Schabegg zu besuchen; ganz aus eigenem Antriebe aber gern ging ich nicht dorthin. So freundlich ich auch von der Frau des Hauses aufgenommen wurde, so förmlich, um nicht zu sagen kalt und unfreundlich, erschien mir Herr Schabegg. Er hatte, wenn ich kam, ein Lächeln auf seinen Lippen, das eher für einen Ausdruck des Mitleids gelten konnte, als für den des Wohlwollens; er rieb sich die Hände, wenn ich ihm meine kleinen Botschaften aussprach und tauchte sein Kinn tief in die Halsbinde, wie als müßte er aus seinem Innersten widerstrebend das Wort hervorsuchen, das er mir allenfalls gönnte. Sie dagegen, die schöne freundliche Frau, zeigte mir, daß sie an meinem Schicksal Antheil nahm, ließ mich Stunden lang zu sich hinsitzen,

plauderte ungenirt mit mir, wobei es mir zuweilen komisch vorkam, wenn sie einen mütterlichen Ton gegen mich annahm und mich fleißig zu gutem Betragen ermahnte. Zuweilen, wenn ich sie verlassen wollte, besonders in Fällen, wo ich den Kommerzienrath nahen hörte, schien sie mich absichtlich nahe zu halten, sprach von kleinen Aufträgen, die sie noch zu ertheilen hätte, oder ließ sich aus irgend einem Buche vorlesen. Trat dann Herr Johann Christian in's Zimmer, so bemerkte ich wohl, daß ein Schatten über seine Züge flog, daß sein Lächeln noch erkünstelter und frostiger war als gewöhnlich, und daß er häufiger in sein Halstuch niedertauchte. Ich hatte dabei ein richtiges Gefühl, daß ich ihm lästig sei, und saß wie auf Kohlen, ohne gewöhnlich im Stande zu sein, meinen Besuch abkürzen zu können. Ein paarmal, als ich dann endlich von der Frau des Hauses entlassen wurde, und kaum im Nebenzimmer war, hörte ich, wie er seine Stimme erhob, seine Frau mit Madame anredete, und von einem unerträglichen Verhältnisse sprach. Einmal, da er mit einer von ihm nie gehörten Heftigkeit seine Worte herausstieß, blieb ich unwillkürlich im Vorzimmer einen Augenblick stehen und hörte wie sie ihm Etwas mit lächelnder Stimme erwiederte, was ich aber nicht verstehen konnte, desto besser aber verstand ich seine Antwort, denn er that so, als sollte die ganze Welt seine Worte vernehmen. „Madame," schrie er, „wenn Sie sich einbilden, daß ich Ihren Leichtsinn, Ihre Verschwendung, ja Ihr ganzes Leben so ruhig fortgehen lasse, so haben Sie eben so falsch gerechnet, wie ich in meinen Kalkulationen richtig bin; ich weiß wohl, Sie hassen mich, ja noch mehr, Sie verabscheuen mich, es würde Ihnen ein Vergnügen sein, von mir das Wort Scheidung aussprechen zu hören, um Ihnen so die größtmöglichste Freiheit zu all' Ihren Thorheiten zu geben, aber nie wird das geschehen, entweder sollen Sie mich durch Ihr Betragen, durch die ewigen Kränkungen, durch die beständigen fieberhaften Abspannungen,

die an meinem Verstande rütteln, zum Narren machen — — ja, Madame, zu einem Narren, dessen Wahnsinn darin bestehen soll, Sie zu quälen wie noch nie ein Wesen gequält wurde, oder ich werde alle Rechte, die ich an Sie habe, mit brutaler Gewalt geltend machen, und statt eines nachsichtigen Freundes, der ich bis jetzt gewesen, Ihr Herr und Tyrann sein."

Diese schrecklichen Worte — ich hatte nie etwas Aehnliches gehört — fesselten mich entsetzt an die Stelle, wo ich stand, und erst als ich sie mit einem lauten, scharfen und höhnischen Lachen antworten hörte, war es mir möglich, eilig das Gemach zu verlassen.

Als ich nach Hause kam, immer noch bewegt von diesem Vorfall, wollte ich meinem Wohlthäter Mittheilung davon machen, doch fand ich ihn sehr leidend in seinem Schlafzimmer sitzen, er ruhte in einem großen Fauteuil, neben welchem ein niederes rundes Tischchen stand, das mit Papieren bedeckt war. „Du triffst mich da in einer eigenthümlichen Beschäftigung," sagte er, „ich habe nämlich mein Testament hervorgesucht, welches ich schon vor einigen Jahren gemacht, und dem ich jetzt zu Deinen Gunsten Einiges hinzufügen will."

Ich erschrak, als ich ihn so reden hörte, denn die Idee eines Testamentes hatte für mich etwas Fürchterliches, es kam mir gerade vor wie die Mahnung an einen baldigen Tod, ungefähr so wie der Moschusgeruch im Zimmer eines schwer Kranken. Ich hatte begreiflicherweise keine Idee davon, daß man auch bei voller Gesundheit ein Testament machen könne, und daß dieß an sich ein ebenso unverfängliches Geschäft sei wie manches andere.

Das erklärte mir auch Herr von Schabegg, der in meinen weitgeöffneten, starr auf ihn gerichteten Augen das Erschrecken las, und setzte heiter hinzu: „Du mußt nicht glauben, daß ich deßhalb an meinen baldigen Tod denke, oder mich überhaupt in einer trüben Stimmung befinde, es ist eine Arbeit wie jede

an dem Stadtgraben mit den Steinen der Mauer ein Kloſter, und fromme Kapuziner machten ihn zu ihrem Garten und pflanzten da in ſtiller Beſchaulichkeit ihren Kohl. Auch verſäumten ſie nicht, wo bei dem Aufgraben des Grundes Lanzenſpitzen, Schwerterklingen, Pickelhauben und Menſchenknochen in größerer Anzahl zum Vorſchein kamen, ein Kreuz zu errichten, um, indem ſie auf dieſe Art die Gefallenen ehrten, ihren Garten ſelbſt gegen die Angriffe der Stadtbehörde ſicher zu ſtellen.

So lag der Kloſtergarten lange Zeit in einem ſtillen Grunde mitten in der Stadt, rings herum hatten die Mönche tüchtige Mauern aufgeführt, um die Blicke der Neugierigen abzuhalten, ſie hatten Bäume gepflanzt, Waſſer hergeleitet und lebten da unten fromm und gottgefällig.

Da aber in dieſer Welt nichts von Dauer iſt, ſo hörte auch das Kloſter an einem ſchönen Tage auf, ein Kloſter zu ſein, die Mönche verſchwanden, die kleine Thür, die aus dem Gebäude in den Stadtgraben führte, wurde zugemauert, der Garten verwilderte, die Waſſer hörten auf zu laufen, und die Bubenſchaar beluſtigte ſich lange Zeit damit, die Mauern abzubrechen und langſam in den Graben hinabrollen zu laſſen; denn der Magiſtrat war noch nicht mit ſich darüber einig, was mit dem alten Stadtgraben zu beginnen ſei. Endlich beſchloß man, denſelben aufzufüllen, und that von Rechts wegen, was die Knaben der Stadt unbefugter Weiſe angefangen: die Mauern wurden hinabgeworfen, der Stadtgraben an beiden Seiten geöffnet und zum Durchgang in zwei Straßen gebraucht, die bis jetzt keine Verbindung hatten. Das Kapuziner-Kloſter vermiethete man an eine Menge ärmerer Familien, von denen eine gute Anzahl in dem großen weitläufigen Gebäude Platz fand; des Gartens bemächtigten ſich die Kinder der Stadt zu einem außerordentlich gut gelegenen Spielplatze, und hier geſchah alles das, was die Jugend in ihrem lebensfrohen Uebermuth nur auszuführen pflegt. Bald wurde der Angriff und die Vertheidigung der Stadt dargeſtellt, und die junge Generation kämpfte

andere, und da ich gerade in meinen Papieren Etwas ſuchte, ſo fiel mir dieſe Verfügung in die Hand, und da beſchloß ich denn auch an Dich zu denken, wie ich es Dir wohl ſchuldig bin."

Ich konnte mich nicht enthalten, ſeine Rechte zwiſchen meine beiden Hände zu nehmen, ſie herzlich zu drücken und ihm innige Worte des Dankes zu ſagen.

„Großen Dank biſt Du mir eigentlich gar nicht ſchuldig," gab er mir kopfſchüttelnd zur Antwort, „denn ich habe bis jetzt nicht viel gethan, um meine Schuld gegen Dich abzutragen — — im Gegentheil, indem ich Dich aus Deiner bisherigen beſcheidenen Stellung wegnahm und Dich Anſprüche an das Leben kennen lehrte, von denen Du bis jetzt keine Ahnung hatteſt, hätte ich Dir mit Undank gelohnt, wenn ich nicht auch für Deine Zukunft ſorgen würde, das heißt für eine Zukunft, in der ich Dir Gelegenheit biete, etwas Tüchtiges zu lernen und die Mittel, um beim Eintritt in's Leben nicht gleich auf die Güte, oder Mildthätigkeit, oder Freundſchaft anderer Menſchen angewieſen zu ſein, erwarte darum aber nicht, daß ich Dir bedeutende Kapitalien hinterlaſſen werde, es ſind ſehr viele Gründe da, warum mir das nicht thunlich, ja unmöglich iſt," ſetzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu und fuhr dann fort, nachdem er noch auf ein paar andere Papiere einen prüfenden Blick geworfen, „Du haſt neulich eine Dame geſehen, welche meine Braut iſt, und die ich heirathen werde, ſobald ich mich wieder vollkommen hergeſtellt fühle, und ſobald noch einige Sachen planirt ſein werden, welche jetzt noch dieſes Vorhaben erſchweren. Natürlicherweiſe werde ich deßhalb auch meiner Gemahlin das Vermögen vererben, welches ich beſitze, und für Jene, denen ich Verbindlichkeiten ſchuldig bin, durch Legate beſorgt ſein. Laß mich jetzt allein, mein guter Eugen, um noch Einiges in dieſen Papieren durchzuſehen und zu ordnen, nachher beim Nachteſſen ſehen wir uns wieder. Sage auch der Frau Gundel, man ſoll mich nicht

ſtören. Ehe Du gehſt, zünde mir meine Lampe an, es wird doch bald dunkel werden, und dann habe ich nicht nöthig mich von Jemand ſtören zu laſſen.“

Seinem Befehle gemäß zündete ich ſeine Carcellampe an, wie ich ſehr häufig that, und ſtellte ſie neben ihn auf den runden Tiſch, wo die Papiere lagen, von denen er auch während des Sprechens abwechſelnd eines in die Hand genommen, durchgeleſen und wieder hingelegt hatte. Er nickte mir freundlich zu, und als ich ſah, daß er nach einer Cigarre langte, die er vorhin weggelegt hatte, ſo reichte ich ihm einen brennenden Fidibus und ging dann leiſe auftretend nach der Thüre zu. Als ich mich dort noch einmal umſchaute, bemerkte ich, daß er ſeinen Fauteuil hinter das Tiſchchen gerückt und, verdeckt von der Lampe mit dem breiten Schirme, in einem der Papiere zu leſen ſchien.

Unten im Hauſe trat ich einen Augenblick bei der Haushälterin ein, welche vor ihrem Buche ſaß, um das Silberzeug, welches die Bedienten geputzt hatten, nachzuzählen, ehe ſie es wieder in die Schränke verſchloß. „Frau Gundel,“ ſagte ich zu ihr, „Herr von Schabegg hat mir befohlen, Ihnen zu ſagen, es ſoll ihn Niemand ſtören, bis er klingeln wird — er arbeitet.“

„So, ſo, mein Kind,“ ſagte die alte Frau, und als ſie ihre Brille, welche ſie beim Schreiben und Rechnen auf der Naſe trug, bei Seite gelegt hatte, ſah ſie mich, wie ſie immer that, mit einem wohlwollenden und freundlichen Blicke an. So hatte ſie mich immer behandelt ſeit jenem Tage, wo mir Azor durch ſeine Schweifwedeln das Zeichen gegeben, daß er mich für einen ordentlichen und gediegenen jungen Menſchen hielt, der gute Mops konnte übrigens nicht mehr mit dem Schweife wedeln, er war ſchon vor einem Jahre geſtorben, und Frau Gundel hatte damals erklärt, ein Stück von ihrem Herzen ſei mit in die kleine Grube gelegt worden, welche man für Azor unter einem großen Fliederbaum im Garten mit einigen Feierlichkeiten gegraben. Das

runde Körbchen, welches ihm zum Lager gedient, ſtand immer noch hinter dem Ofen, wie er es verlaſſen, und wenn es die Haushälterin heute noch anſchaute, ſo traten ihr die Thränen in die Augen.

„So, mein Kind," hatte ſie alſo geſagt, „der gnädige Herr will nicht geſtört ſein in ſeinen Arbeiten, und was arbeitet er, wenn ich fragen darf?"

„Er hat eine Menge Papiere aus einem hölzernen Kiſtchen genommen und lieſt ſie durch."

Die alte Frau ſchüttelte mit dem Kopfe. „In dem Kiſtchen," ſprach ſie, „ſind ſeine Familienpapiere, aber auch die Verfügungen, die er im Fall ſeines Todes getroffen, er rührt ſie ſelten an und nie ohne wichtige Gründe. — — Entweder alſo," das Nachfolgende ſagte ſie mehr zu ſich ſelber als zu mir, „denkt er an ſeine baldige Heirath, was ſchlimm wäre, oder an etwas Anderes, was noch ſchlimmer wäre. — — — — Was meinſt Du," ſagte ſie nach einer langen Pauſe laut zu mir, „kam Dir der gnädige Herr in letzter Zeit glücklicher geſtimmt vor, oder leidender, trauriger?"

„Allerdings ſchien er mir in den letzten Tagen nicht ſo heiter wie gewöhnlich, er klagte über die kalten Herbſttage und über den heftigen Wind, den man ſelbſt im Zimmer ſpüre."

„Im Zimmer, das iſt nicht gut möglich," erwiederte eifrig die Haushälterin, „bei dem Heizen, was ich beſorge, und bei den feſtverſchloſſenen Vorfenſtern, die ich ſchon Anfangs November einſetzen ließ. — Es ſind ſeine Nerven, die von dem kalten Wetter angegriffen ſind. — Du mein lieber Gott! ich finde das ſo begreiflich, denn es geht mir auch nicht beſſer. An einem ſo rauhen Novemberabend wie der heutige kann auch ich mich nie eines bangen und unheimlichen Gefühles erwehren. — — Höre nur, wie der Wind ſauſt — — und wie die Wetterfahnen ſchreien, man ſollte glauben, jeden Augenblick kämen die Schornſteine vom Dach herunter. — — Alle Hände voll habe ich zu thun, um

Vorfenſter und Läden gehörig zu ſchließen und doch — — Horch, da klopft ſchon wieder irgendwo Etwas."

Sie hatte ihre Augen weit geöffnet und ſchaute horchend um ſich.

Ich hatte auch Etwas zwiſchen dem Brauſen des Windes gehört, doch war es nicht wie das Schlagen eines Ladens, nein — ſobald ich mein ſcharfes Ohr nach der Gegend hinhielt, woher das Geräuſch kam, vernahm ich wohl, daß Jemand außen am Fenſterladen klopfe, und ſagte dieß der Haushälterin.

„Aber mein Gott," erwiederte ſie erſchreckt, „was kann es denn ſein, das da bei einbrechender Nacht an die Fenſterläden klopft, gewiß etwas Schlimmes und Unheimliches; ein Menſch oder ſonſt ein gutes Geſchöpf klopft ja nie bei Nacht an Fenſterläden."

„Was es iſt, kann man gleich erfahren, wenn man nachſieht," und ehe Frau Gundel mir das verbieten konnte, hatte ich ſchon Fenſter und Vorfenſter geöffnet und hinausgeblickt. Der Wind riß mir beinahe den Fenſterflügel aus der Hand und zog mir ſo ſcharf durch die Augen, daß ich bei der ohnehin ſchon herrſchenden Dunkelheit im erſten Augenblick nichts auf der Straße ſah; als ich aber ſchärfer hinblickte, bemerkte ich einen ärmlich gekleideten Buben, der, wahrſcheinlich um die Wirkung ſeines Klopfens beſſer überſehen zu können, in die Mitte der Straße getreten war und nun, als er mich ſah, wieder näher kam. Er hatte die Hände in ſeine Hoſentaſchen geſteckt und die Schultern fröſtelnd hinaufgezogen.

„Biſt Du es, Eugen?" fragte eine Stimme, die mir ſogleich bekannt vorkam, denn es war einer meiner Kameraden aus dem Armenhauſe.

„Ja freilich bin ich's," gab ich darauf zur Antwort. „Komm' doch herein, es iſt ja draußen ſo kalt."

„Komm' Du lieber heraus, ich muß Dir etwas ſagen."

„Iſt es denn ſo wichtig, daß Du nicht einmal Zeit haſt hereinzukommen und Dich ein Bischen zu wärmen.“

„Ja, ſie ſagen, es ſei wichtig und ich glaub's auch wohl, — — Deine Pflegemutter will nämlich ſterben, und Du ſollſt hinkommen.“

O Gott, o Gott, was hatte ich gehört; meine gute Pflegemutter ſterben! — — Sie hatte gewiß nach mir gefragt und ich war nicht da. „Warte auf mich, ich komme,“ rief ich hinaus, und ohne weiter zu überlegen, ließ ich das Fenſter offen ſtehen, eilte bei der erſchreckt daſtehenden Haushälterin vorbei, aus dem Zimmer und aus dem Hauſe, und fühlte erſt, daß meine Thränen floſſen, als mir draußen auf der Straße der kalte Wind in's Geſicht peitſchte.

Meinen rechten Arm legte ich um den Hals meines ehemaligen Kameraden, um ihn, da mich die Angſt raſcher forttrieb, mit mir fortreißen zu können. Die Begegnenden ſahen uns einigermaßen verwundert nach, namentlich blickten ſie erſtaunt auf mich, der ich, gut angezogen, ohne Mütze oder Hut durch die Straßen rannte. Ich beſchleunigte meinen Lauf, als ich in die Nähe des Armenhauſes kam und aus den mir wohlbekannten Fenſtern einen ſchwachen Lichtſchimmer dringen ſah. — — Wenn ich zu ſpät kam — wenn meine Pflegemutter mich nicht mehr ſehen konnte, oder nicht mehr im Stande war, mir ihre Hand zu reichen und von mir Abſchied zu nehmen! Mein Begleiter blieb im Hofe und ich dankte ihm mit faſt athemloſer Stimme. — — Jetzt ſtand ich an der Thüre, die ich ſo oft und immer freudig ohne Zögern überſchritten. — — Jetzt ergriff ich die Thürklinke und wagte es, ein paar Sekunden lang nicht in das Zimmer einzutreten, endlich aber drückte ich die Thüre auf und ſah meinen Pflegevater vor dem Bette auf einem Stuhl ſitzen, den Kopf vorübergebeugt, als horche er auf Etwas, das man ihm mit leiſer Stimme ſage — — Gott ſei Dank, ich kam nicht zu ſpät.

Leiſe näherte ich mich, aber ſo geräuſchlos ich auch auftrat, ſo erregten doch meine Schritte die Aufmerkſamkeit Beider. Mein Pflegevater nickte mir mit dem Kopfe zu, und meine gute Pflegemutter blickte mich einen Augenblick lächelnd an, nur einen Augenblick, dann ſanken ihre Augenlider wieder zu, aber ihr Lächeln dauerte fort. Ich ſtellte mich dicht vor das Bett, nahm eine ihrer Hände und war hoch erfreut, als ich einen leichten Druck ihrer Finger ſpürte. Meinen Pflegevater, der zu mir aufſchaute und an deſſen roth geränderten Augen ich ſah, daß er geweint, blickte ich fragend an, worauf er flüſternd ſagte: „Sie iſt ſehr ſchwach, die arme, gute Frau, hoffentlich wird ſie nach ein paar Stunden Schlaf geſtärkt erwachen.“

Trotzdem er ſo leiſe ſprach, daß ich ihn kaum verſtand, ſo ſchien doch die Kranke ſeine Worte deutlich vernommen zu haben, ſie öffnete ihre Augen wieder und lächelte ſo gut und mild, wie ſie zu thun pflegte, wenn ſie Jemand eine große Freude bereitet hatte, ſie ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und ſagte mit ſchwachem Hauche: „Einſchlafen wohl! — — aber nicht wieder erwachen.“

„Was ſagſt Du da, meine gute Frau?“ erwiederte Herr von Schwanefeld, um deſſen Lippen es eigenthümlich zuckte, „Du brichſt mir ja das Herz, wenn Du ſo traurige Gedanken ausſprichſt.“

Sie that einen tiefen Athemzug und in ihren eben noch ſo müden Augen flackerte es heller und friſcher auf. „Das iſt ja nichts Trauriges,“ flüſterte ſie — — „ſchöne Gedanken — Ich gehe voraus — — wie es einer guten, braven Frau — die ich wohl immer war — geziemt — um Dir die Wohnung einzurichten. — — — Und Dir, mein liebes Kind,“ — — wandte ſie ſich durch einen Blick an mich — — „Dir gebe ich — — meinen Segen — das einzige, aber nicht ſchlechte Erbtheil — was ich Dir hinterlaſſen kann. — — Ach — —“ ſetzte ſie nach einer Pauſe von einigen Minuten hinzu, während ſich auf ihrem Geſichte ein

inniges Wohlbehagen aussprach und sie mit ihren zitternden Fingern die Hand ihres Mannes umfaßte — — „wir haben gut, treu und ehrlich mit einander gelebt. — — Es war ein langer Weg — — und verzeihlich, wenn ich jetzt müde bin — — müde — — angenehm müde — — und einschlafen möchte. — O, mein Friedrich, ich danke Dir für alle Deine Treue und Liebe.“ Sie hatte ihre Arme erhoben und, da er sich rasch und tief über sie beugte, ihre Hände um seinen Hals gelegt, aber nur ein paar Sekunden, dann lösten sich diese wieder und sanken leicht herab. Man hörte einen langen Seufzer, und als sich mein Pflegevater ein paar Minuten später langsam emporrichtete, sagte er, indem seine Stimme nur leicht zitterte, aber seine Thränen heftig flossen: „Während ich sie küßte, ist sie gestorben — — ein seliger Tod — mir wird es im letzten Augenblicke nicht so wohl werden.“

Obgleich ich das Gesicht meiner guten Pflegemutter in diesem letzten, großen und feierlichen Momente nicht sehen konnte, so hatte ich doch geahnt, daß der Tod sie berührt. Mein Herz klopfte gewaltsam, und ein heftiges, nie gefühltes Wehe, welches mein Herz zusammendrückte, ließ die Thränen unaufhaltsam meinen Augen entstürzen. Ich kann dabei nicht verschweigen, daß mich ein Schauer durchbebte, war es doch das erste Mal, daß ich den Tod ein geliebtes Wesen vom Baume des Lebens schütteln sah, aber ich hatte mir das schrecklicher vorgestellt, als ich es jetzt hier gesehen. Der Tod war mir in einer seiner lieblichsten Gestalten erschienen. Meine gute Pflegemutter lag da, zurückgesunken in ihre Kissen, als ob sie schlief, ja das Lächeln von vorhin schwebte noch um ihre Lippen und ihre Augenlider waren leicht zugefallen, als sei sie wirklich nur entschlummert, um in ein paar Stunden wieder zu erwachen.

Längere Zeit standen wir Beide schweigend an dem Lager und konnten unsere Blicke nicht von diesem blassen Gesichte trennen, dessen Augen uns Jahre lang so gut und liebreich angeblickt,

deſſen Lippen nur herzliche und freundliche Worte für uns gehabt. — — — Dann, nach dieſem langen Stillſchweigen, hoben wir wechſelſeitig unſere Klagelieder an, wie ſie uns das Herz eingab, und wenn ſie ſie hätte hören können, dieſe Klagelieder, ſie hätten ſie mit Glück und Luſt erfüllen müſſen. Wir ſagten uns abwechſelnd, was ſie uns geweſen, was wir an ihr verloren. Wir ſchilderten, oft nur in einzelnen Worten und Ausrufungen, ihre grenzenloſe Liebe für uns, ihre Sorgfalt, ihre Treue. Dazu fielen unſere Thränen tröpfelnd auf ihr bleiches Geſicht, und als unſer Klagelied endlich verſtummte, küßten wir ihre kalt gewordenen Lippen. Mein Pflegevater ſagte: „Was wird das für eine Freude ſein, wenn wir uns droben wiederſehen, wenn Du mit Deinem heiteren Lächeln mir entgegenkommſt und wenn ich Dir dann erzähle, wie lang mir bis dahin die Zeit geworden.“

Ich konnte nichts als ſchluchzend ſagen: „Meine gute Mutter, behalte mich lieb, denn ich habe ja Niemand mehr, der ſo für mich denkt wie Du.“

„Amen,“ ſprach Herr von Schwanefeld feierlich, dann legte er ſeinen Arm auf meine Schulter, küßte mich herzlich auf die Stirn und ſetzte mit bittender Stimme hinzu: „Jetzt laß mich allein, mein lieber Eugen, ich muß meiner guten Frau zum letzten Male eines ihrer Lieblingskapitel vorleſen. — — — — Wie ich aber ſehe, biſt Du in Deinem Eifer ohne Hut und Mütze gekommen, das freut mich recht ſehr, aber Du ſollſt nicht ſo wieder fortgehen, dahinten hängt noch ſo ein altes Ding aus der Zeit, wo Du bei uns warſt, die treue Alte da hat es nicht weggeben wollen, ſie hat es vielmehr jeden Tag ausgebürſtet, darauf wieder an den Nagel gehängt und oft geſagt: es iſt mir immer ſo zu Muthe, als müßte der wilde Bub' jeden Augenblick in die Stube fahren, die Mütze von der Wand reißen und dann wieder hinausfliegen — — haſt Du ihn nicht geſehen? — — Ja, Eugen, ſie hatte Dich ſehr lieb und hing arg an Dir, ſie war überzeugt,

daß Du uns nicht vergeſſen würdeſt und gerne an die Zeit zurückdenken, wo Du bei uns warſt. — — — Es iſt eigenthümlich," fuhr er kopfſchüttelnd fort, „damals habe ich ihr in dem Punkt immer widerſprochen und geſagt, ein junger Menſch, der in's Leben hinaus will, müſſe ſich tapfer von ſeinem Neſte losreißen und nicht wieder zurückſchauen — — heute aber — — da jetzt die Gute — — auch fortgegangen iſt, ſo — — — — muß ich mich überhaupt der Inkonſequenz beſchuldigen und hoffe, mein guter Eugen, daß Du das arme Neſt und den alten Mann doch nicht ſo ganz vergeſſen wirſt. — — — — Weiß es der liebe Gott," rief er plötzlich laut weinend aus, „wenn ich mich auch auf's Wiederſehen freue, ſo werde ich mich doch bis dahin ſo jammervoll allein fühlen — — — daß — — — nun, es iſt ſchon gut," rief er, ſich ermannend, „vergiß mich nicht und ſieh morgen nach mir. — — Adieu, mein Eugen, adieu, mein Kind und lieber Sohn."

Er holte die alte Mütze aus der Ecke herbei und brachte ſie mir; ehe er ſie mir aber aufſetzte, drückte er ſein Geſicht auf meinen Kopf, und trotzdem ich nicht in ſeine Augen ſah, verſtand ich doch das krampfhafte Zucken ſeiner Bruſt.

„Aber jetzt iſt es genug — gute Nacht, mein Kind."

Ich kann es nicht beſchreiben, in welcher Stimmung ich das Zimmer verließ. Ich war eine Minute nicht im Stande, die Thüre zu ſchließen, und blickte immer wieder durch die Spalte auf das blaſſe Geſicht meiner guten Pflegemutter. So lange ich ſie noch vor mir ſah, kam ich nicht zu dem vollen Bewußtſein, daß ſie kalt und todt — — eine Leiche ſei, und erſt als ich die Thüre zugedrückt hatte, durchfuhr mich dieſer Gedanke mit einem bis dahin nicht gekannten Entſetzen; ich hätte mich zwingen müſſen, die Thüre nochmals zu öffnen, und je mehr ich mich von ihr entfernte, um ſo mehr nahm mein Grauen auf eine mir gänzlich unerklärliche Art zu. Der ſtille, weite Hof des Armenhauſes, auf dem

ſich die wilde, ſtürmiſche Nacht gütlich that, dort an dem morſchen Thorflügel zerrend, hier unheimlich durch die Zweige der Akazien pfeifend, hoch oben mit den ächzenden Windfahnen ſpielend und tief unten das abgefallene Laub dahinfegend, welches nach allen Richtungen gleich ſchattenhaften Weſen vor meinen Schritten auseinanderzuſtieben ſchien, — dieſer ganze traurige Hof ſchien mir angefüllt mit Jammer und Leid, ſchien zu ächzen und zu klagen, und was noch ſchrecklicher war, ſchien zuweilen, wenn der Wind auf Augenblicke nicht mehr blies, den Athem an ſich zu halten und dann zugleich mit dem ganzen finſteren Gebäude nach jenem einzigen kleinen Lichtſchimmer entſetzt hinzuſtarren — — nach jenem matt erleuchteten Fenſter, wo ſo eben der Tod geweſen war. — — — Ja, dort war er geweſen, hatte in ſeiner Gier nach Menſchenleben gleich darauf wohl wieder die ärmliche Wohnung verlaſſen, um in irgend einem reichen Palaſte zu erſcheinen. Vielleicht ſchwebte er in dieſem Augenblicke neben oder über mir dahin, vielleicht ging er jetzt gerade hohnlachend in den dürren, ſich tief niederbeugenden Zweigen der Akazienbäume, in ſeiner Art luſtig umhergrinſend, wo er ſich hinwenden ſolle, um ja mit recht viel Jammer und Thränen in ſeinem Gefolge zu erſcheinen.

Ich weiß nicht, woher es kam, aber ich konnte dieſe ſchrecklichen Bilder aus meinen Phantaſieen nicht verjagen. Es war wohl der ſtürmiſche, unheimliche Abend daran ſchuld und das Verſcheiden meiner guten Pflegemutter, welches mich überall düſtere, unheimliche Geſtalten ſehen ließ. Ja, dort ſchwebte der Tod neben mir her, ja, jetzt wiegte er ſich auf dürren, bis zur nächſten Auferſtehung abgeſtorbenen Zweigen, einem für ihn behaglichen Ruhelager, jetzt nickte er hohnlachend herab und huſchte lang geſtreckt, ein grauer, nebelhafter Schimmer, durch die ſchmalen Oeffnungen des Gitterthores und dann auf der Straße neben mir, der ich ſchüchtern bei Seite blickte und eilig meines

mit hölzernen Schwertern und eben ſolchen Spießen tapfer und heldenmäßig auf derſelben Stelle, wo ihre Vorfahren in alter Zeit das Gleiche gethan. Die Kinder äfften den Lauf der Zeit vollkommen nach, und als wegen allzuviel zerſchlagener Naſen und blauer Augen, nicht zu gedenken der zerriſſenen Hoſen und Jacken, das Kampfſpiel verboten wurde, ſo beſchloß die ganze Verſammlung das Kloſterleben wieder erſtehen zu laſſen, und alsbald tönten in dem Stadtgraben geiſtliche Geſänge, der weibliche Theil der Schule wurde ſtreng abgeſondert, und feierlichen Schrittes zogen die Buben in Proceſſion unter dem Steingerölle dahin. Dieſe harmloſen Spiele aber ſollten ein blutiges Ende nehmen; nicht als ob eines der Kinder einmal bedeutenden Schaden genommen hätte, ſondern der Magiſtrat beſchloß in ſeiner Weisheit, den alten Stadtgraben zur Richtſtätte umzuwandeln, und hier wurde nun eine Reihe von Jahren geköpft und geſtäupt und alle möglichen Strafen ausgeführt, die das Gericht für gut fand, den Verbrechern aufzulegen, ohne daß die Menſchheit durch die vielen Beiſpiele im Geringſten gebeſſert worden wäre. Doch war der Platz von da an geflohen und gemieden, und man erzählte ſich unter der Hand an langen Winterabenden von ſchrecklichen und unerhörten Spuckgeſtalten, welche in dem alten Stadtgraben ſichtbar wurden und die umher Wohnenden ängſtigten. Bald wollte man die alten, längſt vermoderten Kämpfer der Stadt geſehen haben, wie ſie den letzten Gekörften voll Abſcheu, daß das unreine Blut ſich mit dem ihrigen vermiſche, über die Mauer entfernt hätten; bald habe ſich, ſo ſagte man, zur Nachtzeit die kleine vermauerte Thür des Kloſters geöffnet, und die Mönche ſeien paarweiſe erſchienen mit feierlichem Schritt und haben mit traurigem Geſang den Graben durchſchritten, wehklagend, daß die heilige Stelle entweiht ſei. Obgleich nun, wie es bei allen Geſpenſtergeſchichten geht, nie Einer behauptete, er habe dies und das mit ſeinen eigenen Augen geſehen, ſo wurde doch, namentlich in der Dunkelheit, der alte Stadtgraben von Niemand gerne beſucht, und man machte

Weges ging, als ſchwarzer Schatten in phantaſtiſcher, beſtändig wechſelnder Geſtalt meinen Pfad zu kreuzen. — — — Und es war keine Ausgeburt meiner erregten Phantaſie, nein, ich fühlte es, daß der Tod neben mir wandelte. Ja zuweilen überfuhr es mich grauenhaft, daß ich fröſtelnd zuſammenſchauerte und nicht wagte neben mich zu blicken, fürchtend, ſein blankes Knochengeſicht grinſe neben meiner Wange. — — Ah, wie dankbar war ich einem heftigen Windſtoße, der mit dumpfem Sauſen um die Ecke fegte und ihn, das leichte, flatternde Weſen, von meiner Seite riß. Ja, hoch empor flog er — — hoch empor bis über unſer Haus, das ich dort vor mir und an deſſen Fenſter ich ihn mit einem Mal verſchwinden ſah, durch das Toben des Windes umhüllt von emporwirbelnden abgeſtorbenen Baumblättern. — — —

Frau Gundel fand ich in ihrem Lehnſtuhle eingenickt, als ich in ihr warmes Zimmer trat, das Geräuſch meiner Schritte ließ ſie aufſchrecken, und als ſie mich ſah mit dem blaſſen, verweinten Geſicht, riß ſie ihre Augen weit auf, wehrte mit den Händen haſtig von ſich ab und rief: „O mein Traum, ſo iſt es denn wahr, es geſchah ein Unglück — o ein entſetzliches Unglück.“

„Ja,“ ſagte ich und mußte mir alle Mühe geben, meine Thränen zurückzuhalten, „meine gute Pflegemutter iſt todt.“

„Deine Pflegemutter — — — das iſt möglich — — aber mein Traum, mein entſetzlicher Traum.“ — Sie ſprang empor. „Wo kamſt Du denn her — — — nicht von oben? — — Ach Gott, ich bin ganz verwirrt,“ ſetzte ſie, ſich beſinnend, hinzu, „ich habe ja nur geträumt. — — — So, Du armes Kind, Deine Pflegemutter iſt geſtorben? Gott hab' ſie ſelig, es war eine brave Frau — — aber — — erzähl' Du das ſpäter, ich muß doch einmal nach dem gnädigen Herrn ſehen.“

„Hat er Nichts verlangt?“ fragte ich.

„O ja, vor einer Stunde ſeinen Thee — und als ich den-

ſelben beſorgt, habe ich mich daher geſetzt und bin eingeſchlafen. — — — Ach Kind, und da hatte ich einen wüſten Traum.“ —

„Ich habe auch geträumt, aber wachend,“ ſagte ich mit beklommenem Herzen.

„Ich erzähl' es Dir nachher, wenn Du mir geſagt, wie es mit der guten Frau von Schwanefeld gegangen. Du lieber Gott im hohen Himmel, was iſt der Menſch, heute roth, morgen todt.“

„Ja, und der Tod ſchreitet überall herum, ohne daß wir ihn ſehen.“

„Sprich nicht unheimliche Sachen, ich weiß nicht, mein Gott, der Traum hat mir ſo zugeſetzt, daß ich hundert Lichter anzünden möchte, weil ich überall dunkle Schatten ſehe. — Komm' mit, wir wollen ſehen, ob nicht der gnädige Herr noch etwas befiehlt; dann mach' ich Dir eine Taſſe Thee und wir plaudern noch was, gelt', Eugen.“

Das war mir auch ſchon recht, denn ich mochte doch noch nicht ſchlafen.

Wir gingen mit einander die Treppe hinauf, die Haushälterin voran, ich folgte ihr. Droben auf dem Gange, der zu den Zimmern des Herrn führte, wehte uns ein ſo ſcharfer Luftzug entgegen, daß Frau Gundel ihr Licht mit der Hand ſchützen mußte, damit es nicht ausgeblaſen würde. Doch erſtarb der Windhauch gleich darauf und ſchien ſich wie ſeufzend und klagend in den ſonſt ſo ſtillen Räumen des weiten Hauſes zu verlieren.

„Seh' Einer um Gotteswillen dieſe nachläſſigen Bedienten,“ ſagte unwillig die alte Frau, „da ſchließen ſie nicht einmal die Fenſter, wenn das nun der Herr gehört hätte.“

Dieſes Fenſter des Korridors hatte ich ſchon von der Straße aus geſehen, da war es zu, jetzt ſtanden ſeine Flügel weit offen und der Sturmwind und der Tod, den ich geſehen, waren eingezogen und der kalte Schatten hatte wahrſcheinlich ſeinen Pfad mit den gelben, welken Blättern beſtreut, welche auf dem Fußboden des

Ganges bis zum Zimmer des Herrn von Schabegg hingeſtreut lagen.

Durch das Schlüſſelloch ſchimmerte Licht, und es durchfuhr mich wieder ſo unheimlich und fröſtelnd wie vor Kurzem, als ich einen ähnlichen feinen Lichtſtrahl durch das Fenſter des Armenhauſes erglänzen ſah. — — — —

„Der gnädige Herr iſt noch nicht zu Bette," flüſterte Frau Gundel, „ich will doch anklopfen und fragen, ob er noch Etwas befiehlt."

So leiſe ſie auch klopfte, ſo hallte es doch laut durch das ſtille Haus.

„Er gibt keine Antwort, er ſchläft wahrſcheinlich auf ſeinem Lehnſtuhl; oder ſollte er zu Bette gegangen ſein und das Licht haben brennen laſſen? Das wäre in dieſer ſtürmiſchen Nacht recht gefährlich. — — Schau' einmal durch das Schlüſſelloch, Eugen."

Ich that, als habe ich ihre Worte nicht verſtanden, denn ich fürchtete mich, durch das Schlüſſelloch zu ſehen, deßhalb ging ich und ſchloß das Fenſter des Ganges.

„Er muß ſchlafen," flüſterte ſie, als ich wieder zurückkam, ſie hatte ſelbſt durch das Schlüſſelloch geſehen. — — „Er ſitzt hinter der Lampe, ſo daß ich ſein Geſicht nicht ſehen kann, aber wir müſſen ihn erwecken, damit er nicht fortſchläft und ſich erkältet."

Sie klopfte wieder, doch erfolgte keine Antwort.

Sie klopfte ſtärker, ſo daß ich ordentlich zuſammenfuhr, denn es hallte in dem weiten Hauſe wieder, als werde von unſichtbaren Händen an alle Thüren geklopft.

Die alte Frau ſchüttelte mit dem Kopfe, ſah mich lange an und ſagte dann mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Geſichtes: „Der ſchläft feſt, meinſt Du nicht auch, Eugen?"

Ich nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Geh' hinein und ſag' ihm — —"

„O, Frau Gundel," sagte ich mit einem tiefen Athemzuge, „wir wollen zusammen hineingehen, öffnen Sie die Thüre."

„Du bist ein recht albernes Kind," gab sie mir zur Antwort, und dann öffnete sie und die Thür that sich geräuschlos auf.

Es war so eigenthümlich, so unheimlich, so todtenstill in dem Gemach. Obgleich wir lauschend standen, vernahmen wir doch nicht das Geringste von den Athemzügen des Schlafenden.

Die alte Frau hatte meinen Arm gefaßt und zog mich langsam näher dem Tische zu. — — — —

Da saß Emil von Schabegg noch auf derselben Stelle, wie ich ihn verlassen, neben ihm das Tischchen, das Theeservice, die rechte Hand hatte er auf seine Papiere gelegt, die linke hing schlaff herunter, sein Kopf war hintenüber gesunken und ruhte auf dem Kissen des Fauteuils — — die halb geöffneten Augen starrten an die Zimmerdecke empor.

Ich fühlte, wie die Finger der alten Frau krampfhaft meinen Arm umspannten. „Eugen," hauchte sie kaum vernehmlich, „um Gottes Barmherzigkeit willen, Eugen — — — nicht wahr, er schläft?" — — — —

Meine Thränen flossen langsam über mein Gesicht herab. Ich konnte im ersten Augenblick nicht sprechen, mir war die Brust zusammengeschnürt wie mit eisernen Banden.

„Eugen — — — Eugen — schläft er?"

„Nein, Frau, Gundel," sagte ich nach einer langen Pause, und meine Stimme war so tonlos, daß ich kaum meine eigenen Worte verstand. „Nein, nein, er schläft nicht, — — ich habe ein ähnliches Gesicht so eben gesehen — — — — er ist todt."

— Und so war es. — —

Siebentes Kapitel.

Ein Rückschlag.

Nach dem Tode meiner Pflegemutter und meines Wohlthäters und Beschützers, Herrn von Schabegg, folgte nun unmittelbar eine Zeit, die für mich so traurig war, daß ich um so mehr rasch darüber hinweggehen will, weil die Einzelnheiten dieser Zeit für den geneigten Leser gewiß noch viel weniger Interesse haben, als meine ganze Geschichte selbst.

Dem schrecklichen Abend war eine ruhelose Nacht gefolgt, in welcher sich Frau Gundel in allen Theilen des Hauses außerordentlich viel zu schaffen machte, was ich damals nicht verstand. Sie verpackte ihr Privateigenthum, natürlich unter beständigem Schluchzen und Weinen, welches letztere sich häufig steigerte bis zu herzzerreißendem Schreien und Vorbereitungen zu Ohnmachten, die aber nicht zur Ausführung kamen, da Frau Gundel in dem entscheidenden Augenblicke mit einer unbegreiflichen Seelenstärke ihren Schmerz niederkämpfte und wieder anfing einzupacken, wobei ich ihr so gut als möglich hülfreiche Hand leistete. Daß man den Hausarzt sogleich gerufen, versteht sich von selbst. Nach seinem Ausspruch war Herr von Schabegg an einem Schlag verschieden und vielleicht schon eine Stunde früher, ehe wir in sein Zimmer getreten. Da es fast Mitternacht war, als er sich wieder entfernte, rieth auch er dazu, die Familie erst am Morgen von dem Todesfall in Kenntniß zu setzen.

Der Erste, welcher hierauf früh am Tage erschien, war der Kommerzienrath mit Frau Schabegg, Letztere in tiefer Trauer mit so bleichem, verweintem Gesicht und so schmerzvoll zuckendem Munde, daß auch meine Thränen wieder heftiger zu fließen began-

nen. Sie ſtützte ſich auf meine Schulter und ich mußte ſie in das Schlafzimmer zu dem Todten führen. Sie küßte ſeine Stirne, kniete dann vor dem Bette nieder und verbarg ihr Geſicht in beide Hände.

Herr Chriſtian Schabegg hatte beim Eintreten in's Zimmer ein wenig mit den Augen gezwinkert und etwas geſprochen von den unerforſchlichen Rathſchlüſſen Gottes, denen man ſich beugen müſſe und die, wenn ſie uns auch im erſten Augenblicke hart und grauſam erſchienen, doch ſtets geeignet wären, zum Heil unſerer Seele beizutragen. Uebrigens ſprach er dieſe Worte mehr für den Zimmerraum, für die Wände, welche ihn umgaben, als zu der weinenden Frau Gundel und zu mir. Dann richtete er ſeine Blicke nach dem Tiſche, auf dem die Papiere noch unberührt lagen, und ließ ſich auf dem Fauteuil nieder, in welchem ſein Vetter geſeſſen, um die Dokumente flüchtig zu überſchauen und dann in das kleine Kiſtchen einzuſchließen. Ich betrachtete ihn aufmerkſam bei dieſer Arbeit und bemerkte, wie er bald mit dem Kopfe nickte, bald die entgegengeſetzte Bewegung machte. Als er ſich wieder erhob, ſagte er zur Haushälterin, die mit gefalteten Händen vor ihm ſtand: „Man wird noch im Laufe des Vormittags überall die Siegel anlegen, ausgenommen an Ihrem Zimmer, an demjenigen des jungen Menſchen, und der Wohnung der Dienerſchaft.“

Frau Schabegg war aus dem Schlafzimmer gekommen, hatte ſich neben mich an's Fenſter geſtellt und ſagte mit einem etwas ſcharfen Tone: „Und was dieſen jungen Menſchen ſelbſt betrifft, den Emil ſo ſehr geliebt, ſo — —“

„Wird der Verſtorbene,“ fiel ihr der Kommerzienrath in die Rede, „gewiß darüber ſeine Beſtimmungen getroffen haben — — — vorderhand darf er ſelbſtredend im Hauſe bleiben, bis wir dieſe Beſtimmung eingeſehen haben.“

Ah, dieſes Wort: „darf er hier im Hauſe bleiben,“ fiel mir ſchwer auf's Herz. Ich wandte mich haſtig um und wollte ihm

rasch Etwas entgegnen. Ich wollte nämlich sagen, wenn es ihm gleichgültig sei, so könne ich das Haus an dem Tage verlassen, nachdem ich meinen Wohlthäter zu Grabe geleitet, was zu thun ich für eine heilige Pflicht hielte. Doch fühlte ich in dem Augenblicke, als ich den Mund öffnete, sich die Hand der Frau Schabegg auf meinen Arm legen und denselben leicht drücken, worauf ich ihr in's Gesicht sah und an dem Ausdruck ihrer Augen wohl bemerkte, daß sie mich zum Schweigen ermahnte.

Ich begnügte mich deßhalb, eine leichte Verbeugung zu machen, worauf der Kommerzienrath zu Madame Gundel sagte: „Sie werden das Hauswesen fortführen so lange, bis andere Bestimmungen getroffen werden. Sollte es Ihnen für die laufenden Ausgaben an irgend etwas fehlen, so bitte ich auf die Kasse des Hauses Schabegg schicken zu wollen. — — — Wenn es Ihnen gefällig ist," wandte er sich darauf mit einer steifen Neigung des Kopfes an seine Frau und ließ hierauf dieselbe, nachdem sie mir herzlich die Hand geschüttelt, zuerst zum Zimmer hinausgehen, worauf er ihr folgte, nicht ohne ringsumher noch einen Blick geworfen zu haben, welcher mit einem spöttischen Lächeln begleitet war.

Die zwei Tage, welche nun folgten, waren harte, unangenehme Tage. Wer kennt jene Tage nicht — — wo die Läden des Hauses halb geschlossen sind und sich so zu der tiefen Stille, welche kaum ein schleichender Fußtritt zu unterbrechen wagt, auch die trübe, künstliche Dämmerung gesellt, die uns in eine Stimmung versetzt, daß wir nur flüsternd zu sprechen wagen — — — Tage, wo gänzlich unbekannte Leute aus- und eingehen, wo man nur schwarze Trauerkleider und Thränen sieht, und wo in das vielleicht noch vor wenigen Tagen so heitere und glückliche Haus Geräthschaften gebracht werden, die uns mit Schauder erfüllen — — Geräthschaften, von jenen unbekannten Leuten mit einer Geschicklichkeit gehandhabt, welche uns Schrecken einflößt, und dazu mit einem offiziellen Trauergesicht, hinter dem wir, wie aus einer Larve,

luſtige Augen hervorblicken ſehen, welche behaglich ihren Verdienſt zu überſchlagen ſcheinen — und es thut weh, gerade von den Lippen ſolcher Leute den ſtillen Mann, dem all' dieſe Vorbereitungen gelten, loben zu hören mit überſchwänglichen Worten, mitten in der Arbeit, die ſie eifrigſt fördern, um ihn ſo bald wie möglich bei Seite zu ſchaffen. — — Dann kommt der letzte Morgen, und das gewiſſe Zimmer, ja das ganze Haus füllt ſich mit Blumenduft — mit einem Dufte, ſo durchdringend, ſo unvergeßlich, daß wir uns noch lange — lange nachher beim Geruch irgend einer Blume an jene traurigen Stunden erinnern, beſonders an jene ſchwerſten unter den ſchweren, wo die Glocken anfangen zu läuten, ernſt und feierlich, wo ſich der lange Trauerzug in Bewegung ſetzt, und wo der, den wir verloren, mit traurigem Gepränge das Haus verläßt, um nie — nie mehr dahin zurückzukehren.

Wie an jenem trüben Abend, ſo hatte ich auch an dem Tage des Begräbniſſes doppeltes Weh. In der Frühe ging ich an der Seite des Herrn von Schwanefeld — wir Beide die einzigen Leidtragenden — hinter dem Sarge meiner guten Pflegemutter und brachten ſie an ihr ſtilles Ruheplätzchen, behaglich und freundlich gelegen, nicht weit von der Kirchhofmauer, wo ein großer Fliederbuſch ſtand, der im Frühjahr ſeine duftenden Blüthenarme über ein halb Dutzend Gräber mit gleicher Liebe ausbreitete. — — Ein Plätzchen, über welches die Morgenſonne den erſten Strahl ſandte.

„Sie liebte die Sonne ſo ſehr," ſagte Herr von Schwanefeld.

Nachmittags war ich wieder an der Seite meines Pflegevaters, dießmal in einem verſchloſſenen Wagen, der in der Reihe von einer Menge anderer im langſamſten Schritt der Pferde beim beſten und vollſten Geläute der Stadt denſelben Weg zog, den wir heute Morgen gegangen, nach einem Platze mitten auf dem Friedhofe gelegen, den ein ſchweres Eiſengitter umfaßte, und wo die aufgehobene Steinplatte in eine dunkle Oeffnung ſehen ließ, die wie ein aufgeſperrter Schlund ausſah, bereit, wieder eines

von der großen Sippſchaft der Schabegge zu verſchlingen. Dieſes Begräbniß war, trotz aller Feierlichkeit, doch nicht ſo feierlich wie das von heute Morgen. Die tiefen, dröhnenden Klänge der Muſik hallten ſo gar geräuſchvoll von der Kirchhofmauer zurück, daß ſich mancher Mißton in die einfache Melodie miſchte, und die Rede des Geiſtlichen, welche das Sprüchwort: „man ſoll von den Todten nur Gutes reden," durchaus nicht beherzigte, warf Mißtöne anderer Art in die weiche Stimmung, mit welcher die Freunde des edlen Verſtorbenen ſein Grab umſtanden. —

Warum bei dieſer letzten Feier, wo der Redner mit der Schonung, die man ſchon im Leben jedem Abweſenden ſchuldig iſt, der nicht mehr im Stande iſt ſich vertheidigen zu können, ein Bild von deſſen irdiſchem Wandel entwerfen ſollte, ſeine guten Eigenſchaften hervorhebend, ſeine Schwächen vermittelnd, warum oftmals durch ſcharfe Worte eine gänzlich unbefugte und durch Nichts zu rechtfertigende Kritik die zurückbleibenden Verwandten und Freunde verletzen? — Dieſes Recht ſollte keinem Geiſtlichen zugeſtanden ſein. Glaubt er keine Gründe zu einer guten Nachrede zu finden, ſo empfehle er ihn einfach der Gnade ſeines Schöpfers und Richters; er aber, ſelbſt ein Sünder vor dem Herrn, hat nicht das Recht, Gericht zu halten über ein Leben, das er oft nur ſehr oberflächlich kennt, ſowie über Handlungen und Thaten, deren Beweggründe ihm unklar ſind, oder die er vielleicht nicht einmal zu faſſen vermag.

Heute Morgen hatten wir Beide der guten Pflegemutter eine Leichenrede in dieſem Sinne der Liebe gehalten, und heute Nachmittag, nachdem beim letzten Klange der Poſaune die ganze ſtolze Begleitung eilfertig auseinander geſtoben war, blieben wir noch bei dem offenen Grabe zurück, und unter jetzt erſt ſtrömenden Thränen ſagte ich meinem Wohlthäter herzliche Worte des Dankes. Dann gingen wir Beide nochmals nach der Kirchhofmauer und verließen den wieder ſtillgewordenen Ort. Als wir draußen den

Wagen fanden, der uns hieher geführt, sah mich Herr von Schwanefeld fragend an und nickte mir freundlich zu, nachdem ich dem Kutscher gesagt, er möchte nur ohne mich nach Hause fahren. Dann schob ich meinen Arm unter den meines Pflegevaters, und ohne daß wir uns darüber vereinigten, schlugen wir den Weg nach dem Armenhause ein.

„Es ist jetzt erst hier recht trüb und einsam für mich," sagte Herr von Schwanefeld, nachdem er sich mit einem Seufzer in der Wohnung umgeschaut. „Ueberall, wohin ich schaue, glaube ich meine gute Iduna zu sehen, und wenn sie dorten nirgendwo ist, so möchte ich mich vor dem Hause nach ihr umschauen. — — Kann aber Alles nichts nützen," setzte er kopfschüttelnd mit trauriger Miene hinzu, „muß schon noch ein Weilchen warten bis ich sie wiederfinde."

„Und unterdessen bleib ich bei Ihnen," sagte ich gewiß mit einem strahlenden Lächeln, denn es war mir nach mehreren Tagen wieder einmal recht heiter und froh zu Muth hier in der kleinen Stube, wo es mich wieder anheimelte, während ich an das große traurige Haus mit keiner Freude denken konnte. — — „Ja, ich bleibe bei Ihnen hier im Armenhause, oder wohin wir unsere Schritte lenken wollen."

Herr von Schwanefeld nickte mir mit einem Ausdruck von Rührung zu, dann gab er mir zur Antwort, nachdem er seine beiden Hände auf meine Schultern gelegt, „Du bist ein guter Kerl, ein anhänglicher Bursch, und wenn mich das, was Du da eben gesagt, auch außerordentlich freut, so ist das doch eine Sache, die genau überlegt sein will; abgesehen von dem großen Vortheil, der Dir aus den Verfügungen des Herrn von Schabegg erwachsen kann, ist es eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn und seine Familie, daß Du ihnen nicht, was man so nennt, den Stuhl vor die Thüre setzest, und daß Du ergeben abwartest, was man über Dich beschließt. — — Wenn freilich" — fuhr er nach einer Pause mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, „diese Verfügungen nicht

lieber einen großen Umweg, wenn man von einer Straße, welche in gerader Linie durch den Stadtgraben verbunden wurde, in die andere wollte. Die Bubenschaar hatte sich längst einen anderen Spielplatz ausgesucht und ließ dem Unkraut und Strauchwerk freien Spielraum, welches sich behaglich ausdehnte und diesen Platz mitten in der Stadt höchst unangenehm für das Auge machte.

Endlich wurde dieser Anblick den Vätern der Stadt unerträglich, auch war man des Platzes hier sehr benöthigt, und so faßte man die großartige Idee, den alten Graben theilweise zu überwölben, anderntheils zu pflastern und den benachbarten Hauseigenthümern unentgeldlich kleine Stücke zu Hofraum und Garten abzutreten.

Dieser Durchgang, finster und unheimlich, wie er war, gehörte nicht zu den angenehmen Theilen der Stadt und war doch den mittleren und ärmeren Volksklassen, die hier herum und namentlich in dem alten Kloster wohnten, von großem Nutzen. Da hatten Obstverkäuferinnen, vor dem Regen geschützt, ihre Waaren aufgestellt, da befanden sich kleine ambulante Bücher- und Bilderläden, und, wenn es draußen gar zu sehr stürmte und schneite, trieb auch wohl eine Knabenschaar ihre lärmenden Spiele hier und freute sich an dem dumpfen Klang, mit dem ihre dünnen Kinderstimmen von dem Gewölbe wiederhallten.

Der Eingang ins Kloster war in demselben frei gelassen worden und befand sich an der Seite in einem kleinen melancholischen Hofe; hier ragten die von Alter geschwärzten Mauern unendlich in die Höhe, und neue viereckige Fenster wechselten ab mit den alten gothischen des ehemaligen Klosters; ein einsamer Streifen Epheu schlang sich dort hinauf, und wenn er auch wenig Sonnenlicht genoß, so hatte er desto mehr Feuchtigkeit, denn die alten, seltsam geformten Dachrinnen mündeten alle in den kleinen Hof, und wenn es regnete, spie es eine wahre Sündfluth von Wasser herab. Jedes der verschiedenen Fenster hier war anders verziert: an diesem flatterte Wäsche an dünnen Seilen, an jenem

der Art wären, daß ſie Dir die erſten Schritte zu einer zu beginnenden Laufbahn erleichterten und Du ſomit keine Verpflichtungen mehr hätteſt, alſo wieder frei geworden, ſo würde ich mich wahrhaftig herzlich darüber freuen und emſig ſuchen, um Dir den erſten Schritt zur Leiter der höchſten Macht ſo ſehr zu erleichtern, als in meinen Kräften liegt."

Um nun Etwas von dieſen Verfügungen zu erfahren, welche Herr von Schabegg zu meinen Gunſten getroffen, begab ſich Herr von Schwanefeld nach einigen Tagen zu ſeinem alten Freunde, dem Advokaten, welcher auch der Anwalt des Hauſes Schabegg war. Dieſem war in der That die Regelung der Erbſchaft übergeben worden, und er empfing ſeinen Bekannten mit den Worten: „Ja, mein Beſter, wenn Alles ſo gemacht werden könnte, wie es auf dem Papiere ſteht, ſo wäre Deinem Schützling vielleicht geholfen, aber da finden ſich bei näherer Unterſuchung gar merkwürdige Thatſachen." — „O weh," hatte Herr von Schwanefeld kleinlaut zur Antwort gegeben. „So fand der Verſtorbene nicht mehr Zeit, in ſeinem Teſtamente etwas Bündiges für den armen Jungen niederzulegen?"

„Nein, denn während er im Begriffe war, das zu thun, hat ihn der Tod ereilt; der Anfang zum Teſtament war ſchon gemacht, wie Ihr hier ſeht, und mit dem Gedanken an ſeinen Schutzbefohlenen hat ihn der Tod ereilt. Aber," fuhr der Advokat mit einem bezeichnenden Achſelzucken fort, „wenn er ihm auch mit Formalitäten, ſogar unter Zuziehung von Zeugen hunderttauſend Gulden vermacht hätte, ſo hätte er doch keinen Deut davon bekommen." —

„Ah, ich verſtehe, die Familie würde Gründe finden, das Teſtament umzuſtoßen." —

„Auch ohne das."

„Nach welchem Rechte?"

„Nach keinem Rechte, aber nach einem alten Sprüchworte — Wo Nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren."

„Ah — — unmöglich.“

„Unglaublich — ja, aber wahr. Dieſer Verſtorbene, Herr von Schabegg, hat nur ausgegeben ohne einzunehmen, und Viel, ſehr Viel ausgegeben, hatte dabei auch die eigenthümliche Marotte, den Stand ſeines Vermögens nicht kennen lernen zu wollen, wenigſtens in den letzten Jahren nicht, und ſchon ſeit geraumer Zeit konnte man nicht begreifen, weßhalb er ſeinem Bankier auf die eingelaufenen Kontokurrente, welche jede eine erſchreckende Verminderung des Vermögens anzeigte, nie eine Antwort gab. Dieſe Kontokurrente der letzten Jahre nämlich fanden ſich ſammt und ſonders uneröffnet in einer Schublade ſeines Schreibtiſches.“

„Aber er hatte ein Teſtament gemacht?“

„Ganz richtig, ſchon vor zehn Jahren, und den Stand ſeines damaligen Vermögens zur Grundlage nehmend, hatte er verfügt.“

„Legirt?“

„Ja, und wenn es nicht traurig wäre, ſo könnte man es komiſch nennen. Seine Braut, Fräulein Julie Breder, hatte er zur Univerſalerbin eingeſetzt, aber nebenbei Legate vermacht, deren Totalſumme damals ſchon dem Stande des ganzen Vermögens gleichkamen.“

„Aber Schulden ſind keine da?“

„Das gerade nicht, und die, welche da ſind, können gedeckt werden, auch ſogar die älteſten der Legate im Betrag von kleinen Summen, meiſtens ſeine Dienerſchaft betreffend. Er iſt für ſich zur rechten Zeit geſtorben, aber für Euern Pflegebefohlenen thut mir's leid. Es ſoll das ein ganz ordentlicher junger Menſch geworden ſein.“

„Herr Emil von Schabegg war ihm verpflichtet, ſollte die reiche Familie nichts für Eugen thun?“

„Nein, darauf kannſt Du Dich verlaſſen.“

„Ich bin wenigſtens froh, daß ich klar ſehe,“ ſagte Herr von Schwaneſeld mit dem Kopfe nickend. „Ich will alſo keine Zeit

verlieren, für meinen Pflegeſohn zu thun, was in meinen Kräften ſteht, und auch Du kannſt vielleicht den Kommerzienrath veranlaſſen, daß er ihm als Erſatz für die verlorene Erbſchaft einige Empfehlungen nicht verſagt."

„So ſollte er Kaufmann werden?"

„Nein, er will zum Militär gehen und darauf hin hat er während der letzten Jahre ſeine Studien gemacht."

„Da wird der Kommerzienrath keine nutzbringenden Empfehlungen haben, er ſollte ſich lieber an Frau Schabegg wenden," hatte der Advokat mit einem liſtigen Lächeln geſagt, und da er zu gleicher Zeit ſeine Feder in das Tintenfaß tunkte, ſo war dieß ein Zeichen, daß er die Audienz als beendigt anſah.

Den Inhalt dieſer Unterredung erzählte mir Herr von Schwanefeld nicht getreu und ganz der Wahrheit gemäß, er ſprach vielmehr von einem allerdings kleinen Legat, welches mir ausgeſetzt ſei, und welches dazu angewendet werden ſollte, um die Ausgaben zu beſtreiten, welche der Eintritt in ein Artillerieregiment mit ſich brächte, ſowie auch zu einer kleinen Zulage für mich während der erſten Jahre. Ich hatte keine Ahnung davon, daß er hierzu die kleine Summe verwandte, welche ich ihm eines Tages im Namen Emil von Schabegg's überbracht.

Der Vorſatz, zum Militär zu gehen, hatte bei mir ſo feſte Wurzeln geſchlagen, daß ich hocherfreut war, als ich hierin von meinem Pflegevater nicht nur keine Einſprache erlitt, ſondern hörte, daß dieß auch mit ſeinen Ideen übereinſtimmte. Auf ſeinen Rath ſchrieb ich dem Kommerzienrath Schabegg einen Brief, worin ich ihm meinen beſten Dank ſagte für all' das Gute, was mir von ſeinem Verwandten zu Theil geworden, und zugleich den Entſchluß ausſprach, ſo lange zu meinem Pflegevater zurückzukehren, bis eine feſte Beſtimmung über meinen künftigen Lebensplan getroffen ſei.

Auf dieſes Schreiben erhielt ich eine kurze Antwort voll ein-

facher Redensarten, sowie das weitgefaßte Versprechen, mir in meiner neuen Carrière, wenn das möglich sei, nützlich sein zu wollen. — — Unterzeichnet — „Höflichst Johann Christian Schabegg."

Mein Pflegevater lachte, als er diesen Brief gelesen, und sagte: „Das ist der erste Regenschauer nach sonnigen Tagen; hoffentlich werden wir bei den Freunden Deines verstorbenen Schutzherrn nicht aus dem Regen in die Traufe kommen."

Ich richtete mich also zum Abzug aus dem Schabegg'schen Hause und muß offen und ehrlich bekennen, daß es mir durchaus keinen Kummer machte, diese glänzenden Räume zu verlassen, war doch Er, der das belebende Element für mich und für Alle war, daraus verschwunden, war doch mit seinem Tode das Band zerrissen, welches Herrn und Dienerschaft freundlichst zusammenhielt. Alle die, welche noch im Hause waren und bis jetzt so einträchtig zusammengelebt, schienen sich jetzt mit feindlichen Blicken, Jeder als natürlicher Feind des Andern, anzusehen, beständig fürchtend, daß dem Andern Etwas zukomme, was ihm selbst entgehe. Es war ein unheimliches, egoistisches Rennen und Treiben in dem Hause, welches sich sogar bis auf die alte, sonst so gemüthliche Haushälterin erstreckte. Der Dienerschaft und sogar ihr, die mich früher so eifrig beschützt, hatte doch Azor für mich gut gesprochen, schien ich jetzt ein Dorn im Auge, ein unberechtigter Mitesser, wie sie sagten, an der allgemeinen Erbschaftsportion, und das mußte ich schon wenige Tage nach der traurigen Veränderung in diesem Auge durch Blicke und Worte erfahren.

Wäre ich nicht klug und bescheiden gewesen, ich darf das, ohne ruhmredig zu heißen, von mir sagen, so hätten sich gewiß die spottenden Worte, die ich jetzt schon vernehmen mußte, zu bitteren Aeußerungen umgewandelt.

„Nun, wollen wir nicht ausfahren, Herr Eugen?" konnte der Kutscher sagen, oder „soll ich Ihnen ein Pferd satteln?" meinte

der Reitknecht, wenn ich mich ganz zufällig in der Nähe des Stalles ſehen ließ, wo ſie im wärmenden Sonnenſchein faul umherlungerten; oder es ſprach mich der Kammerdiener an, deſſen Hauptbeſchäftigung es jetzt war, die größte Zeit des Tages im Fauteuil ſeines Herrn, den er ſich hatte in's Zimmer bringen laſſen, auszuruhen: „Ja, mein lieber Herr Eugen, ſo ändern ſich die Zeiten, es thut mir für Sie außerordentlich leid, ſo jung ſchon all' dieſen Wechſel des Lebens erfahren zu müſſen, es hätte Sie in der That weniger verwöhnt, wenn Sie im Armenhauſe geblieben wären, als jetzt nach einigen Jahren des Glanzes und des Wohllebens vielleicht wieder dahin zurückkehren zu müſſen."

„Und wenn auch," gab ich ihm lächelnd zur Antwort. „Ich kann Sie verſichern, Monſieur Jean, das Armenhaus iſt ein ganz angenehmer Aufenthalt, und daß ich mit dieſer Behauptung recht habe, werden Sie wahrſcheinlich einmal ſpäter zu erfahren das Vergnügen haben."

Frau Gundel hatte nur wenige Stunden geweint und nur wenige Tage geſeufzt, dann wandte ſich ihr praktiſches Gemüth wichtigeren Sachen zu, als da waren, das Revidiren eines Theiles des Silberzeuges, welches zufälliger Weiſe nicht verſiegelt worden war, das Aufnehmen des Handkellerbeſtandes und das Durchſehen des gebrauchten Weißzeuges. Daß ich ihr hierbei im Wege war, merkte ich wohl an ihren Aeußerungen, und eines Nachmittags, zufällig ein paar Tage nachher, als mir Herr von Schwanefeld ſeine Unterredung mit dem Advokaten erzählt, ſagte ſie mir: „Du wirſt einſehen, Eugen, daß es nicht wohl mehr angeht, Dir ein eigenes Diner ſerviren zu laſſen" — ich hatte das ſeit dem Tode des Herrn von Schabegg weder verlangt, noch erhalten — „und da es Dir gewiß nicht angenehm iſt, mit uns zu eſſen, ſo — — —"

„Werde ich fortan, wie auch in der letzten Zeit geſchehen, bei meinem Pflegevater im Armenhauſe ſpeiſen. — Ja, nicht nur dort ſpeiſen, Frau Gundel, ſondern auch dort wohnen. — — Ja.

noch mehr, ich werde dieſes Haus noch heute verlaſſen," fuhr ich mit einer gerechten Entrüſtung fort, „und da ich nicht wohl die Kleider wieder anziehen kann, welche ich mit hierher gebracht, ſo muß ich meinen Anzug behalten und auch Etwas von meiner Wäſche mitnehmen; damit aber Alle, die hier im Hauſe ſind, ſehen, daß ich mich nur auf das Nothwendigſte beſchränke, ſo bitte ich Sie, Frau Gundel, mir einen letzten Gefallen zu erzeigen und einen kleinen Koffer für mich ſelbſt zu packen, den ich alsdann abholen laſſen werde."

„Aber Kind," ſagte die alte Frau faſt erſchrocken, „was ſind das für Reden und thörichte Entſchlüſſe."

„Thöricht vielleicht in Ihren Augen, aber ſie werden ausgeführt. Ihnen, Frau Gundel," fuhr ich mit weicher Stimme fort, „danke ich herzlich für all' das Liebe und Gute, was Sie mir bei meinem Aufenthalte in dieſem Hauſe erzeigt, und bitte verſichert zu ſein, daß ich Ihnen das nie vergeſſe und in ſpäterer Zeit ſtets bereit ſein werde, Ihnen Gefälligkeiten zu erzeigen, wo es mir möglich iſt. — — Adieu, Frau Gundel, Gott behüte Sie."

Ich ergriff haſtig ihre beiden Hände und eilte aus dem Zimmer ſo ſchnell ich konnte. Sie ſollte meine naſſen Augen nicht ſehen.

Jetzt war ich wieder frei von dem Drucke, der in der jüngſten Zeit auf mir gelaſtet, und der ſich jedesmal verſtärkte, ſo oft der Kommerzienrath in das Haus kam und mich nach einem ſteifen Gruße mit ſeiner feierlichen Miene und mit ſeinem eigenthümlichen Lächeln anſchaute. Es war mir, als könnte ich in ſeinen Blicken leſen und ich buchſtabirte beſtändig aus denſelben die Worte heraus: — Warte, mein Bürſchlein, Du wirſt Dich wundern, wenn Dir, dem Armenhauszögling, zu einem ganz andern Leben wie bisher verholfen wird. — Er war mir förmlich unheimlich geworden, und nicht nur mir, ſondern auch den übrigen Hausbewohnern. Warum er ſo oft kam, wußte Niemand, aber

alsdann hielt er sich Stunden lang im Schreibzimmer seines verstorbenen Vetters auf. Einmal konnte ich der Neugierde nicht widerstehen, zu erfahren, was er denn eigentlich dort treibe, und da ich überall Bescheid wußte, alle geheimen Ausgänge und Tapetenthüren kannte, so wußte ich trotz der Siegel in einen kleinen Alkoven neben dem Schlafzimmer zu gelangen, wo eine Oeffnung war, die nicht genau schloß, und in welche Emil von Schabegg allerlei Dinge hereinzuwerfen pflegte, die dann später vom dem Kammerdiener aufgehoben und beseitigt wurden.

Da sah ich ihn denn, wie er im Zimmer auf und ab ging, nachdem er die Thüren sorgfältig verschlossen, wie er überall mit scheuem Blick umherspähte und sich alsdann auf einen Divan warf, welcher in einer Ecke stand und auf dem Emil von Schabegg häufig zu ruhen pflegte; dann legte er den Arm unter seinen Kopf und seine Blicke starrten mit einem seltsamen Ausdruck nach der Thüre hin. — — „Ah, sie wird nicht kommen," seufzte er — — „und doch, sie hat es hundertmal versprochen, heiß und liebend versprochen — — Horch — klopft es nicht schon an der Thür." — —

Ich hatte nichts davon gehört, so angestrengt ich auch lauschte, und blickte jetzt ängstlich auf ihn, der sich mit einem freundlichen Lächeln erhoben hatte, mit der Hand durch das Haar fuhr und dann kopfnickend sagte: „Ja, ja, sie ist es — — Herein, Valerie — — — — O wie sie schön ist — — O wie ich belohnt sein werde mit diesem reizenden, süßen, heißen Lächeln." — Dann sprang er auf, schritt langsam auf die Thüre zu, machte eine leichte Verbeugung und that so, als wenn er Jemand zu dem Divan führte, worauf er sich selbst auf denselben wieder niederließ, seine Ellbogen auf die Kniee stützte, den Kopf in die beiden Hände verbarg und in Nachdenken versank. Aber es war gewiß nichts Angenehmes, was er dachte; denn auf einmal fuhr er mit einem verzerrten Gesicht und so hastig empor, daß ich erschreckt für ein paar Sekunden von der Oeffnung in der Wand zurück-

flog. Doch trieb es mich unwiderstehlich wieder hinzuschauen, und da sah ich ihn aufrecht neben dem Ruhebette stehen, eine Hand in seinem Haar verborgen, und hörte ihn murmeln: „Luft — Luft. — — — — Ah, wie er so glücklich gewesen ist, der Gedanke könnte mich wahnsinnig machen.“ Er beugte sich über die Kissen und fuhr mit der Hand hie und da darüber hin. Als er sich hierauf wieder emporrichtete, sah er sehr bleich aus, er hatte die Unterlippe zwischen seine Zähne geklemmt und schritt langsam durch's Zimmer, die Hände vor sich zusammengefalten haltend. — — — — „Da ist keine Spur von ihr,“ murmelte er, „wer kann sagen, hier strich der Fisch durch's Wasser, dort zog der Vogel durch die Lüfte, auch diese lassen keine Spur zurück, und doch weiß ich, daß Wasser und Luft durchschnitten wurde — — — und doch weiß ich, daß ihr kleiner Fuß diesen dicken Teppich niedertrat, daß ihr feiner, schlanker Körper auf jenen Kissen ruhte — — — Ha — verdammt! — — Stehlt mir meine Juwelen und Perlen, aber laßt mir“ — — — — hier verlor sich seine Stimme in ein unverständliches Geflüster. — — „Oder wenn ich diese Gnade nicht haben soll, so gewähre mir die andere fast noch größere, den Dieb halten zu können — — ihn halten und fassen — und so, und so — unter meine Füße zu treten.“ —

Jetzt klopfte es wirklich an die Thüre und es erschreckte mich auf's Neue, wie seine eben noch so verzerrten Züge, sein wilder, glühender Blick sich glätteten und beruhigten.

Er öffnete die Thür, und während Frau Gundel, etwas Gleichgültiges meldend, eintrat, schlüpfte ich aus meinem Versteck.

Ja, ich war frei geworden und glücklich, jenes Haus verlassen zu können und mich wieder zu meinem Pflegevater begeben zu dürfen, nicht als ob ich hätte denken mögen, wieder im Armenhause zu bleiben. — Nein, das erschien mir wie eine Reisestation, von wo ich nach kurzem Ausruhen meinen Flug in die Welt machen wollte.

Herr von Schwanefeld dachte ebenso und es schien ihm Freude zu machen, mit mir Pläne für die Zukunft zu schmieden und an deren Ausführung zu gehen. Diese Ausführung bestand darin, daß er sich an einem der nächsten Tage sorgfältig anzog, und daß er mit mir Besuche machte bei den militärischen Freunden meines Wohlthäters. Bei einigen derselben, und gerade bei solchen, die durch ihre vornehme Geburt und ihre dadurch große Verbindungen wohl im Stande gewesen wären, mir den Eintritt in's Militär sehr zu erleichtern, machten wir die unangenehme Erfahrung, daß man sich meiner kaum noch oder auch gar nicht zu erinnern schien. Die Kammerdiener oder gewöhnlichen Bedienten dieser Herren ließen ihre Herren nicht zu Hause sein oder außerordentlich bedauern, daß dringende Abhaltungen sie verhinderten, Jemand zu sehen, von dem sie überhaupt nicht wußten, auf welche Art es ihnen möglich wäre, ihm gefällig zu sein. Ein paar, die uns annahmen, erinnerten sich gnädigst meiner, riethen mir aber dringend, meinen Entschluß vorher noch genau zu überlegen und sprachen von sehr viel Dornen ihres Standes und von äußerst wenig Rosen. Bei einem Kavallerie-Regiment sei es ohnedieß Nichts für mich, und auch bei den andern Waffengattungen böten mir die eben eingetretenen Armeereduktionen sehr wenig Hoffnung für eine erfolgreiche Zukunft.

„Das hab ich Alles voraus gewußt," sagte lachend mein Pflegevater, als wir wieder auf der Straße waren. „Bei der Kavallerie ist es Nichts, was ich übrigens auch vorher wußte, und that ich diese erfolglosen Gänge nur deßhalb, um jene Herren nicht vielleicht später zu der Aeußerung zu veranlassen: Ja, wenn Sie zu mir gekommen wären — — Wenn Sie meine Hülfe in Anspruch genommen hätten. — — Jetzt haben wir doch freie Hand und wollen uns nach denen von der Artillerie umsehen; ich habe da verschiedene wackere Leute von früherher im Auge, theils auch Bekanntschaften, die ich bei Herrn von Schabegg ge-

macht, brave Männer, die weniger darauf ſehen, wie Dein Name iſt und woher Du ſtammſt, als darauf, ob Du was gelernt haſt und ob Dein Ausſehen gut, Deine Miene friſch und ehrlich iſt."

Wie der Zufall meinen Pflegevater in dieſem Streben unterſtützte, will ich dem geneigten Leſer im nächſten Kapitel erzählen.

Achtes Kapitel.

Eintritt in's Militär.

An einem der folgenden Tage waren wir ſpät am Nachmittage auf dem Kirchhofe geweſen, hatten die Gräber unſerer Lieben beſucht und ſpäter, auf einer Bank ſitzend, mit Vergnügen geſehen, wie die untergehende Sonne eines klaren, friſchen Dezembertages ſo freundlich den mit verwelkten Blumen bedeckten Grabhügel meiner Pflegemutter küßte, ſowie das ſchwere Eiſengitter, welches die Gruft der Schabeggs umgab, mit einem leichten Goldſchimmer anhauchte. Wir hatten Betrachtungen darüber angeſtellt, wer hier überhaupt ſanft ruhe, die armen, kleinen Leute, denen einfach die Graswurzeln in's Geſicht wachſen, oder die andern, über deren eichenem Sarkophag ſich ein feſter ſteinerner Bogen wölbe, ohne darüber zu einem gemeinſchaftlichen Reſultat gelangt zu ſein, da mir, dem jungen Menſchen, weniger drückend und beengend erſchien mit der Idee zu ſterben, daß ich unter einem Gewölbe ruhen würde, als wenn die ganze ſchwere Erde auf meine Bruſt drücke. — — Ein unheimlicher Gedanke.

Trotz dieſer Ideen fanden wir es aber hier auf dem Friedhofe in der ſpäten Nachmittagsſtunde ſo ſtill und feierlich ange-

waren Blumenbretter angebracht, und Geranien und Kapuziner friſteten hier in dem dunklen Winkel ein kümmerliches Daſein: auf dem Boden dieſes Hofes ſtanden Fäſſer von allen erdenklichen Formen, um das koſtbare Regenwaſſer aufzufangen, und wenn man dazwiſchen die großen Kehrichthaufen ſah, ſo konnte man ſich kopfſchüttelnd fragen, warum die geſtrenge Polizei nicht kräftigſt einſchritt. Doch wußte jeder, der hier genauer bekannt war, daß es unter den ordentlichen Familien, die hier wohnten, auch viel excentriſche Gemüther gab, die es der Polizei ſchwer machten, ſich allzu vorſorglich in ihre innern Angelegenheiten zu miſchen.

Dieſer Durchgang nun, ſowie die umliegenden Gebäude heißen:

„Unter dem Stadtgraben.“

nehm, daß wir uns lange nicht davon trennen konnten. Die Gebüsche, die Schlingpflanzen und wilden Rosen, welche fast jedes Grab umgeben, und so während der Sommerzeit eines vom andern trennen, hatten jetzt alle ihr Laub verloren, und da man nun deutlich durch die nackten Aeste und Zweige den ganzen Raum überschaute, so schienen die Kreuze und Steine mit den vielen Namen traulicher zusammengerückt zu sein, und in Aussicht auf den langen Winterschlaf unter der Alles verhüllenden und gleichmachenden Schneedecke, welche nächstens zu erwarten war, mehr eine einzige große Familie bilden zu wollen. Hie und da hing freilich noch welkes Laub in den Bäumen, aber auch die letzten Blätter beeilten sich beim leisesten Windhauche ihren Brüder zu folgen, um, hoffend auf ein neues Leben, wenn auch in anderer Gestalt, in der allgemeinen Vermoderung fröhlich mit unterzugehen. — — Ja, man konnte es nicht leugnen, der Friedhof hatte jetzt bei der untergehenden Sonne etwas Heiteres und sah freundlich und wohlthuend aus; die goldenen Buchstaben auf den Denkmalen, so glänzend sichtbar, schienen sagen zu wollen, ich bin auch da — und ich — und ich — wir Alle die Vorangegangenen auf dem Platze, wo auch ihr, die Nachfolgenden, ruhen werdet; und wir sind wahrhaftig recht froh, daß es überstanden ist. — — — Selbst die Amseln, welche durch die nackten Zweige strichen und sonst im Spätjahr etwas Melancholisches haben, waren hier vollkommen an ihrem Platz und kamen uns vor wie emsige Botenläufer, deren Pflicht es war, den Verkehr auf dem weiten Kirchhofe zu vermitteln, und die genug zu thun hatten, um Grüße hin und her zu tragen, Grüße einer Mutter an ihre entfernt liegenden Kinder, Grüße von alten guten Freunden, ja Grüße von ehemaligen Feinden, die hier in der allgemeinen Gleichheit einsehen gelernt, wie thöricht, ja wie dumm es war, sich um eine Geldsumme zu streiten, um eine Auszeichnung, um ein Grundstück, was ihnen ja doch nichts mehr half, sie, die jetzt hier Alle genug hatten, die nach

ihrem Tode Alle gleichmäßig beſchenkt wurden, gleich arm und gleich reich an Grund und Boden, acht Schuh lang und vier Schuh breit, lauter Lehen, die ſie nach zwanzigjähriger Benützung an ihre Nachfolger und unbekannten Erben abtreten mußten.

Dieſe Betrachtungen ſtimmten uns ſelbſt heiter, und erſt die ſinkende Nacht mahnte uns an's Nachhauſegehen. Unterwegs erzählte mir mein Pflegevater von dem glänzenden Projekt, das er in Betreff des Gedenkſteines für ſeine Frau hatte; wie ſein vollſtändiges altes Wappen darauf kommen müſſe, darunter der Name: „Iduna von Schwanefeld;" ferner etwas Platz für ſeinen eigenen und auf der Rückſeite den ſalomoniſchen Spruch: „Es iſt Alles eitel" mit dem Zuſatze: „denn Beide ſtarben heiter und vergnügt im Armenhauſe."

So gingen wir dahin, hatten bald eine der Vorſtädte erreicht und kamen auf einen weiten Platz, welcher dieſe von der eigentlichen Stadt trennte und zum Exerzierplatz für die Truppen diente. Am Rande dieſes Platzes, neben der Straße, befand ſich eine Reihe ziemlich vereinzelt ſtehender, alter und ſehr hoher Pappelbäume, welche, da der Mond eben voll und glänzend an dem klaren Nachthimmel emporgeſtiegen war, rieſenhafte Schatten über den ganzen freien Platz warfen.

Als wir ſo eine Zeitlang dicht an den Stämmen der Pappelbäume vorbeigewandelt waren, blieb mein Pflegevater auf einmal ſtehen und ſagte zu mir, indem er auf den Platz ſchaute: „Sieh einmal das eigenthümliche Treiben jenes Mannes — — — dort — — ſiehſt Du? — So oft er an eine der ſchwarzen Schattenlinien kommt, ſpringt er mit einem gewaltigen Satze hinüber, jetzt, wo er wieder in das Mondlicht kommt, und ich an ſeinem Anzuge hie und da etwas glänzen ſehe, dünkt mir, es ſei ein Offizier, der ſich auf die ſonderbarſte Art die Zeit vertreibt."

Daß es wirklich ein Offizier war, der über die Schattenſtriche und, wie es ſchien, mit großer Anſtrengung, ſah ich mit

meinem ſcharfen Auge ſogleich, worauf mein Pflegevater auf den Platz einbog, indem er ſagte: „Da wir eben ſo quer hinübergehen können, um das näher zu betrachten, ſo kann uns der, welcher ſich dort amüſirt, unſer Näherkommen nicht für Zudringlichkeit oder Neugierde auslegen; ich möchte doch wiſſen, was das zu bedeuten hat.“

Hierüber kamen wir nun nicht ſogleich in's Klare, ſelbſt nicht, als wir ſchon nahe waren und ich in dem Springer einen älteren Offizier von der Artillerie, Major Schemmer erkannte, den ich häufig bei Herrn von Schabegg geſehen, und der ſich immer außerordentlich freundlich und wohlwollend gegen mich benommen. Er murmelte etwas mit halblautem, ärgerlichem Tone, und jetzt, wo er wieder an einen ziemlich breiten Schattenſtrich gekommen war, nahm er einen förmlichen Anlauf, ſetzte hinüber und ſtand gleich darauf dicht vor uns, auf der vom Mond hell beleuchteten Stelle. Da ich in dieſem Augenblicke abſichtlich mit ziemlich auffallender Armſchwenkung meine Mütze abzog und mit lauter Stimme ſagte: „Schönen guten Abend, Herr Oberſtwachtmeiſter,“ ſo blieb er ſtehen, that einen Schritt gegen mich und legte, als er mich nun erkannte, ſeine Hand auf meine Schulter.

„Du kommſt mir gerade zur rechten Zeit, mein Sohn,“ ſagte er tief aufathmend, „weiß der Teufel, was dieſe verwünſchte Infanterie hier zum Schaden ihrer Nebenmenſchen auf dem Exerzierplatze treibt. — — — Ich meine doch, es gäbe draußen im freien Felde Gräben genug, wo ſie ihre Luftſprünge machen und hinüber hopſen könnten. — — — So windiges Volk — und ich muß dann gerade daher kommen, nachdem ich leichtſinniger Weiſe mein Augenglas zu Hauſe gelaſſen. — — Jetzt ſoll einer ſicher ſpringen, wenn er mit dem flimmernden Mondlicht nicht einmal ſieht, wie breit und tief dieſe vermaledeiten Gräben ſind. Es iſt auf Ehre ſchauderhaft, ich werde mich morgen bei der Kommandantur beklagen. — — — Wer iſt denn das da?“ er zeigte auf meinen

Pflegevater, „ich ſehe ſchlecht und erinnere mich nicht ganz genau.“

„Das iſt Herr von Schwanefeld,“ gab ich innerlich lachend zur Antwort, denn ich ſah ſogleich den ganzen Irrthum des ſpringenden Majors ein. „Herr von Schwanefeld, der zuweilen mit dem Herrn Oberſtwachtmeiſter bei Herrn von Schabegg dinirte.“

„Richtig, dieſer gute Schwanefeld, bei unſerem armen Schabegg — Gott habe ihn ſelig, das war ein braver Mann — — aber, da wir jetzt zu drei ſind, wollen wir mit richtiger Taktik dieſe Terrainhinderniſſe beſiegen, Du biſt das Avantkorps, ich das Zentrum, der gute Schwanefeld mit ſeinen ſteifen Beinen ſoll die Nachhut bilden, und nun trotz geboten allen Gräben.“

„Aber, Herr Oberſtwachtmeiſter,“ erlaubte ich mir im beſcheidenſten Tone der Welt zu ſagen, „es ſind ja gar keine Gräben.“

Er fuhr förmlich zurück. „Was,“ rief er aus, „keine Gräben und ich ſprang doch über ein halbes Dutzend im Schweiße meines Angeſichts trotz des kalten Wetters, das wäre ja wunderbar.“

Mein Pflegevater hatte ſich genähert und ſagte mit halblauter Stimme: „Herr Oberſtwachtmeiſter, es iſt der Schatten jener Pappelbäume, hervorgebracht durch den Mond, der ſo eben aufgegangen iſt.“

„Der Schatten der Pappelbäume,“ ſprach der Major im Tone tiefer Entrüſtung. Er ſchlug die Hände zuſammen, daß es klatſchte, faltete alsdann die Finger, ließ ſie auf ſeinen ziemlich umfangreichen Bauch niederfallen und wiederholte alsdann: „die Schatten der Pappelbäume,“ es klang das wie eine Entmuthigung. „Gott ſtraf' mich, die Schatten der Pappelbäume — — — — da kann man ſehen, Herr von Schwanefeld, wie leicht ein Artilleriſt dazu kommt, der Infanterie Unrecht zu thun und ihr allerlei Schelmereien zuzutrauen — — — Schatten von Pappelbäumen.“ — — Er ſchüttelte lange mit dem Kopfe. — — „Ich glaubte in der That an eine Schelmerei dieſer Infanterie, wir kennen uns nämlich, ſeh' ich doch wahrhaftig den Oberſtlieutenant Schwammbach

vor mir — — außer Dienst, mein guter Freund — — wie er zu seinem polizeiwidrig dürren Adjutanten, dem Hauptmann Pepering sagte: Das Fahren mit den langweiligen Kanonen auf unserem Exerzierplatz will ich ihnen schon vertreiben, ziehen Sie mir Gräben nach der Schwierigkeit. — — — Also es sind wirklich Schatten von Pappelbäumen? Nun dann habe ich ihm unrecht gethan, und wenn wir wieder Whist zusammenspielen, so will ich einmal so schlecht spielen, daß er einen Rubber gewinnt, denn sonst gewinnen die von der Infanterie niemals. — — Also Pappelbäume? — — Hol' sie der Henker. — — — ein nichtsnutziges, faules Holz, das man nicht einmal zum Brennen gebrauchen kann."

Bei diesen Reden waren wir mit einander fortgegangen, und der gute Major Schemmer hatte sich so daran gewöhnt, die Schatten für Gräben anzusehen, daß er auch jetzt noch nicht abgeneigt schien, einen kleinen Hopser über sie hinweg zu machen, den er aber, wenn er mich keck darauf hintreten sah, zu einem sehr großen Schritt über den Schatten ermäßigte. Er lachte aber selbst darüber und sagte: „Der Mensch ist ein Gewohnheitsthier; ich hatte einen Bekannten, der war so daran gewöhnt, sich in einer Brille zu sehen, daß, wenn er dieselbe in seinem Zimmer zufällig einmal ablegte und vor den Spiegel trat, er erschrocken nach dem fremden Herrn umblickte. Aber Scherz bei Seite," fuhr er launig fort, „ich bin glücklich, daß mich dieser gute alte Schwanefeld und Du, mein Sohn, in's Schlepptau genommen, denn sonst hätte ich am Ende noch eine halbe Stunde auf diesem verhexten Exerzirplatz herummanöverirt. — — Es war ein sehr guter Zufall."

„Ja, Herr Oberstwachmeister," gab mein Pflegevater zur Antwort, „es war allerdings ein Zufall, für den wir Beide nicht genug dankbar sein können, ich hatte nämlich die Absicht, mich morgen früh dem Herrn Oberstwachtmeister und zwar in hoch seiner Eigenschaft als Abtheilungskommandeur des wohllöblichen vierten Artillerieregiments vorzustellen, mich und diesen jungen

Menſchen da, und da es ein Grundſatz iſt, den auch der Herr Oberſtwachtmeiſter anerkennen, das Eiſen zu ſchmieden ſo lang es glüht, ſo faſſe ich den glücklichen Zufall beim Schopf und erkundige mich ganz gehorſamſt, wann wir morgen das Glück haben könnten, den Herrn Oberſtwachtmeiſter zu ſprechen."

„Morgen — — morgen" — entgegnete der Major, wobei er die Hand an ſeine Stirne brachte, „laſſen Sie doch einmal ſehen — — exerziren wir morgen? — — Nein — — Haben wir morgen Geſchützreviſionskommiſſion? — — Nein — Vortrag der Herren Offiziere? — — Nein — — Kaſernenviſitation? — — Nein — — Alſo ſind wir frei und ſtehen von neun Uhr bis halb Ein zur Verfügung. — — Und worin, beſter Schwanefeld, kann Ihnen der Abtheilungskommandeur des vierten Artillerieregiments nützlich ſein?" — —

„Es handelt ſich um den da," gab ihm mein Pflegevater zur Antwort, indem er auf mich zeigte, „er iſt nächſtens ſechszehn Jahre alt, geſund und kräftig, hat ſchöne Vorkenntniſſe, und will nun, wie es auch Herr von Schabegg gewünſcht, ein Wunſch, deſſen ſich der Herr Oberſtwachtmeiſter vielleicht noch erinnern, in ein Artillerieregiment treten, und wo könnte er dieſes Vorhaben glücklicher bewerkſtelligen, als unter Ihrem gütigen Schutz, Herr Oberſtwachtmeiſter?"

„Richtig, ich erinnere mich, unſer kleiner Kanonier von dazumal. Ja, ja, ich habe mich faſt verpflichtet ihn aufzunehmen, und wenn ich auch im Ganzen nicht dafür bin, die Batterieen mit zu viel Freiwilligen zu ſpicken, denn, unter uns geſagt, der Dienſt leidet dabei, ſo heißt's doch ein Mann ein Wort, kommen Sie morgen früh und wir wollen das Nähere verabreden. Alſo nochmals meinen herzlichen Dank, behüte euch Beide der Himmel, oder wie der Orientale ſo ſchön ſagt, möge ſich euer Schatten nie verringern und Gras wachſen auf der Schwelle eurer Feinde."

Damit ging er davon und wir eilten, glücklich über dieſes Zuſammentreffen, nach Hauſe.

Am andern Morgen ſtanden wir um zehn Uhr an dem Hauſe, in welchem der Major Schemmer wohnte, ich war einfach und ſauber gekleidet, auch hatte mein Pflegevater Sorge getragen, daß mir mein Haar noch militäriſch beſchnitten worden war.. So traten wir denn in das Haus, wo ſich mein Schickſal entſcheiden ſollte, und ein Bedienter in einer ziemlich abgetragenen Livree, er hatte eine Militärmütze auf dem Kopfe, trug mit beiden Händen einen Korb Wäſche und hieß uns in den zweiten Stock hinaufgehen. Dort fanden wir eine Glasthüre mit dem Namen des Major Schemmer und läuteten; das erſte Mal vergebens, es kam Niemand. Wo man als Bittſteller und wünſchend vor einer Thür ſteht, bedenkt man ſich eine Zeitlang, ehe man die Glocke zum zweiten Mal zieht, doch waren wir dazu genöthigt, und da uns noch Niemand öffnete, mußten wir zum dritten Male läuten. Jetzt wurde drin eine ſcharfe, keifende Stimme laut, die um Alles in der Welt nicht begreifen konnte, was denn das ewige Klingeln am frühen Morgen zu bedeuten habe, und die es ganz unerhört fand, daß der Bediente, der doch mit einem Waſchkorb fortgeſchickt war, nicht auch zu gleicher Zeit da ſei, um die Thür zu öffnen. Endlich that dieß eine für uns unſichtbare Hand, und dieſelbe ſcharfe Stimme rief uns entgegen: „Was wir eigentlich wollten?“

„Den Herrn Oberſtwachtmeiſter ſprechen,“ ſagte mein Pflegevater in ſo freundlichem und ſanftem Tone, als es ihm möglich war.

„Komm' Sie endlich her, Ricke,“ rief die ſcharfe Stimme, „und geb' Sie Antwort. — — Iſt der Herr droben?“

„Ja, gnädige Frau, er arbeitet und wird wahrſcheinlich nicht geſtört ſein wollen,“ gab Ricke zur Antwort, die mit einem Kochlöffel in der Hand zwiſchen der Thürſpalte erſchien.

„Der Herr Oberſtwachtmeiſter haben uns zu dieſer Stunde befohlen.“

„So führe ſie hinauf,“ entſchied die ſcharfe Stimme, und dann huſchte Etwas bei der halb geöffneten Thür vorbei, mit fliegenden Haubenbändern und ſchlürfenden Pantoffeln.

Ricke nahm ſich unſerer an und forderte uns auf, ihr zu folgen. Wir ſtiegen in den dritten Stock hinauf, dann in den vierten, und als nun die Magd noch eine Treppe mit uns hinaufſtieg, ſahen wir uns befremdet an, denn wir konnten unmöglich glauben, daß das Arbeitszimmer des Herrn Oberſtwachtmeiſters Schemmer oben unter'm Dach zu finden ſei. Mein Pflegevater meinte ſich falſch ausgedrückt zu haben und wiederholte auf derſelben Treppe nochmals den Namen: „Herr Major von Schemmer.“

Doch hatte Ricke oben eine Thüre geöffnet und rief zum Dachboden hinein: „Herr Oberſtwachtmeiſter, zwei Herren, die befohlen wären.“

Statt aller Antwort ſchallte uns das ſehr energiſche Klopfen eines Hammers entgegen; da aber Ricke die Dachbodenthür weit öffnete und zu gleicher Zeit ſagte: „Wenn es gefällig iſt,“ ſo traten wir in den halbdunklen, ziemlich großen Raum.

Hier bot ſich unſern Augen in der That ein ſeltenes Schauſpiel. Es war das Arbeitszimmer des Herrn Majors Schemmer und er in voller Thätigkeit — eine Thätigkeit, die uns auf's Höchſte überraſchte. Der Dachboden hatte eine große Fenſterlucke, an welcher ſich der Major befand, beſchäftigt, mit einem Hammer einen Nagel in einen ziemlich unförmigen Kaſten zu ſchlagen, welcher, was das Allermerkwürdigſte war, auf vier Rädern ſtand. Neben dieſem Ding ſahen wir eine Hobelbank und Schreinergeräth aller Art, auch kleine zugeſchnittene Brettchen von eigenthümlicher Form, Leiſten, Nägel, Leimpfanne und hölzerne Schraubſtöcke. Der Major war bekleidet mit einer Militär-

hose, einer dicken, wollenen, gestrickten Jacke und auf dem Kopf trug er eine alte Feldmütze. Als wir näher traten, legte er den Hammer hin, wischte sich den Schweiß von der Stirne und nickte uns freundlich zu, wobei er sagte: „Diese dumme Nicke hat Sie, wie mir scheint, für den Schlosser gehalten, den ich bestellt, und schleppt Sie alle Treppen herauf, hier in mein Atelier, wo ich eigentlich Niemand annehme. Demnach sind Sie," fuhr er fort, wobei er den Zeigefinger in die Höhe hob, „in mein Geheimniß gedrungen, das ich Ihrer Verschwiegenheit bestens empfohlen haben will."

Mein Pflegevater legte die Hand auf die Brust und versicherte, daß im Punkt der Verschwiegenheit ein Todter gegen ihn geschwätzig zu nennen sei, und was mich anbelange, so würde mir meinem hohen Chef gegenüber das Plaudern gewiß nicht in den Sinn kommen.

„Gut, gut," erwiederte der Major, „auf Ihr Versprechen bauend, halte ich es gewissermaßen für meine Schuldigkeit, Ihnen Erklärung meiner komplizirten Arbeit zu geben. Sie werden schon gesehen haben, daß ich an einem Wagen arbeite, hören Sie denn auch die Entstehung dieses nicht unverdienstlichen Werkes. Nach den Schießübungen vor zwei Jahren hatte Seine Majestät unser allergnädigster König," bei diesen Worten legte er zwei Finger der rechten Hand an seine Feldmütze, „die huldreiche Gewogenheit, uns, die Stabsoffiziere des Regiments, an einem gewissen Tage zu einem Dejeuner à la fourchette einzuladen, und wurden wir zu diesem Frühstücke vermittelst verschiedener Hofwagen expedirt, von denen einige von allerneuester, sehr leichter Konstruktion bei dem Fahren über die Feldwege nicht nur teufelmäßig stießen, sondern auch unterwegs alles Mögliche thaten, um uns gegen unsern Willen abzusetzen. Nach dem Dejeuner erkundigte sich Seine Excellenz der Oberststallmeister, wie wir mit unsern Equipagen zufrieden gewesen seien, worauf ich die Kühn-

heit hatte ihm zu sagen: Excellenz, die Wagen sehen allerdings sehr sauber und elegant aus, es ist schwer, sie zu besteigen, aber sehr leicht, hinauszufallen. — — Seine Excellenz nahmen das übel, hoben ihren Kopf empor und bemerkten in etwas scharfem Tone: Es ist schwer, es den Herren von der Artillerie recht zu machen, sehr leicht aber, Alles zu tadeln, setzte er darauf hinzu. Ich würde sehr glücklich sein, ein besseres Modell von dem Herrn Major zu erhalten.

„Das ging mir nun sehr im Kopfe herum, und noch am selben Abend entwarf ich eine wunderbare Zeichnung, ja faßte den Entschluß, dieselbe in natürlicher Größe auszuführen, begann auch sogleich damit und — muß Ihnen im Vertrauen gestehen," damit legte er die Hand an seinen Mund wie Jemand, der heimlich Etwas sagen will, „daß ich mit der Arbeit nicht zurecht kam. Um eine elegante, zierliche Equipage herzustellen, mangelt mir noch die Leichtigkeit in der Bearbeitung des Holzes, auch verdrängt eine zweite glücklichere Idee meine erste. Equipagen machen kann am Ende jeder Wagenbauer, und ich sehe bei Gott nicht ein, warum ich diesen Leuten in's Handwerk pfuschen soll, das Civil soll für sich selbst sorgen, was uns, dem Militär, aber bis jetzt noch abgeht, das sind vollkommen praktisch eingerichtete Ambulancewagen, und einen solchen zu konstruiren, gebe ich mir alle Mühe. — — Sehen Sie, meine Herren, und staunen Sie ordentlich." — —

Es würde nun zu weit führen, den detaillirten Erklärungen des guten Majors zu folgen, mit welchen er uns die Vorzüge seines Ambulancewagens auseinandersetzte; was mir von den Einrichtungen desselben für spätere Zeiten blieb, ist Etwas, welches er praktisch an mir versuchte. Ich mußte mich nämlich auf ein paar Bretter legen, die er aus dem unbehülflichen Wagenkasten zog, dann schnallte er mich mit zwei Riemen fest und zeigte uns nun triumphirend, wie der Ambulancewagen, wenn er fort-

Zweites Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Wenn der alte Stadtgraben schon am hellen Tage bei Sonnenschein ein unheimlicher und trübseliger Aufenthalt war, so konnte man ihn wirklich trostlos nennen, wenn man ihn an einem Abende betrat, wie an demjenigen, an welchem unsere namenlose Geschichte beginnt.

Es war ein unfreundlicher, trüber Novembertag; dichte Nebel, welche die Erde einhüllten, hatten Vor- und Nachmittags kräftig mit einander gerungen, bald waren sie aufgestiegen und bedeckten die Höhen rings um die Stadt mit schweren, grauen Kuppen, bald sanken sie auf den Erdboden nieder und hüllten dort Alles so dicht ein, daß man, auf der Straße gehend, nicht auf drei Schritte deutlich bemerkte, ob einem ein Mensch, ein Pferd oder ein Wagen begegnete; dazu war es naßkalt, das Pflaster feucht und schlüpfrig, und man mußte fest auftreten, um nicht auszugleiten. Was der Nebel schon am Morgen hätte thun sollen, nämlich vollständig auf die Erde herab kommen, das that er erst am Abend, indem er sich in einen feinen, scharfen Regen auflöste, der mit einigem Schnee vermischt, den Dahinwandelnden vom Wind unangenehm in das Gesicht geweht wurde. Dabei

bewegt würde, durch einen ſinnreichen Mechanismus die Verwundeten ſelbſt in ſich hineinzöge, was ihm von unberechenbarem Nutzen erſchien. Er verſuchte das Experiment, indem er ſich mit meinem Pflegevater vor den Wagen ſpannte, um ihn einige Schritte mit fortzuziehen, doch krachte die plumpe Maſchine ſo bedenklich in allen Fugen, auch bebte der ganze Dachboden unter uns, daß ſich der Major begnügte, mit einer gefälligen Handbewegung zu ſagen: „Auf dieſe Art geht es vortrefflich, und während die Pferde davonfahren, ſchlüpft der Verwundete leicht und angenehm in den Kaſten, wo er, wie Sie hier ſehen, ſanft gebettet iſt wie in Abraham's Schooß.“ Ich hatte mir Abraham's Schooß anders vorgeſtellt, als mit grobem Packtuche und Stroh ausgeſtopft, und was ich bei den paar Zoll, die man mich vom Boden emporgewunden, gefühlt hatte, wünſchte ich wahrhaftig keinem Schwerverwundeten, ſelbſt wenn es mein Feind geweſen wäre.

„Die Maſchinerie,“ ſagte der Major nachdenkend, „muß, wie mir ſcheint, friſch geſchmiert werden, neulich ging ſie leichter, da habe ich die Ricke feſtgeſchnallt und mit Hülfe meines Burſchen ziemlich hineingebracht — — — aber jetzt, meine Herren, ſteigen wir hinab, ich habe ſchon in der Frühe an unſere geſtrige Unterredung gedacht, und den Hauptmann von Manderfeld, auch ein Bekannter des Herrn von Schabegg, gebeten mich zu beſuchen, er muß ſchon drunten ſein. — — Glauben Sie wohl, meine Herren,“ rief er auf einmal mit tiefer Entrüſtung, indem er die gefalteten Hände auf ſeinen Bauch legte, daß ich während der ganzen Nacht dieſe verfluchten Pappelbäume vor mir ſtehen ſah und mich ſo hin und her wälzte, daß mich meine Frau, die an meinen ſehr ruhigen Schlaf gewöhnt iſt, mehrmals weckte. — Es iſt gut, daß Sie mich beſucht haben, lieber Schwanefeld,“ fuhr er im Herabſteigen in leiſem, gedämpftem Tone gegen meinen Pflegevater fort, „ich bitte, wenn ich Sie meiner Frau vorſtelle,

ihr unser gestriges Abenteuer mitzutheilen, diese Frau will nicht einsehen, daß man in der Nacht tiefe Schatten für Gräben halten kann, und sehr echauffirt nach Haus kommt, wenn man über ein Dutzend derselben gehüpft ist. — — Denken Sie nur, Bester, ich in meiner Positur und sonst wo herumhüpfen, ist das nicht geradezu lächerlich — — doch ruhig." — —

Ricke öffnete uns die Glasthüre und darauf das Zimmer des Majors. Ich trat mit einem schüchternen und doch wieder feierlichen Gefühl ein und fühlte meine Stimmung sich erheben, als ich an den Wänden Landkarten und Pläne erblickte, daneben Säbel von verschiedenen Formen und Gewehre aller möglichen Konstruktionen. In der Ecke auf einem kleinen Tischchen standen verschiedene Geschützmodelle neben einer schweren Pfeifenbatterie. In dem Zimmer befand sich ein Offizier, der Hauptmann von Manderfeld, und als wir eintraten, schlüpfte die Gestalt mit den fliegenden Haubenbändern und schlürfenden Pantoffeln, die ich vorhin auf dem Gange gesehen, ziemlich behende zur entgegengesetzten Thüre hinaus. „Mein Kind," rief der Major, indem er ihr nacheilte und diese Thür ein wenig öffnete, „willst Du nicht so freundlich sein, Dir Herrn von Schwaneseld vorstellen zu lassen, weißt Du, derselbe Herr von Schwaneseld, der gestern Abend auf dem Exerzierplatz so freundlich war" — — — Der Schluß dieser Rede des Hausherrn wurde durch das krachende Zuschlagen der Thür förmlich vom Munde abgeschnitten. Dann erschallte aus dem Nebenzimmer ein Lachen, das mir, der ich nie ähnliche Töne gehört, durch Mark und Bein ging.

Der gute Major wandte sich mit etwas verlegenem Gesicht zu uns herum, rieb sich die Hände und bemerkte achselzuckend: „Die gute Frau leidet an unerträglichem Kopfweh, und da bringen es die Schmerzen mit sich, daß sie ein Bischen übler Laune ist."

Ich dachte bei mir, sie müsse allerdings ungeheure Schmerzen

ausstehen, denn wie hätte sie es sonst wagen können, ihrem Manne, der noch dazu Major von der Artillerie war, so die Thüre vor der Nase zuzuschlagen, einem Manne, der verschiedene schwere und leichte Fuß- und reitende Batterieen kommandirte, so und so viel Geschütze und Haubitzen, Kartusch-, Granaten- und Raketenwagen, die geheimnißvolle Feldschmiede gar nicht einmal eingerechnet. Hatte ich doch befürchtet, es müsse jetzt nothwendig kommen, daß er einen der Säbel an der Wand ergriffe, und daß ihm der Hauptmann von Manderfeld in den Arm fiele, um ihn von etwas Gräßlichem abzuhalten. Glücklicherweise geschah nichts von all' dem, das Lachen im Nebenzimmer hatte bald aufgehört, der Major lächelte freundlich und stellte mich dem Hauptmann von Manderfeld, Chef der zweiten reitenden Batterie, bei der ich eintreten sollte, vor. Welches Glück, daß man mich nicht zur Fußartillerie bestimmte. Den Hauptmann von Manderfeld kannte ich schon von früherher, und war er mir immer als ein feiner Mann erschienen, der nur etwas zu vornehm auf die übrige Welt herabblickte. Er trug sich mit ausgesuchter militärischer Eleganz, mit sorgfältig arrangirtem Haar, spitz zugedrehtem Schnurrbart und einem sorgfältig gemachten Waffenrock mit einer Taille, die einem jungen Lieutenant Ehre gemacht haben würde. Selten sah man ihn anders als in lackirten Stiefeln mit kleinen silbernen Sporen. Seine ganze Erscheinung machte aus einiger Entfernung einen ziemlich jugendlichen Eindruck, beim näheren Betrachten aber sah man an dem dünnen Haar, namentlich aber an dem schmalen Gesichte, welches um Auge und Mund verdächtige Falten zeigte, daß Herr von Manderfeld über den Rosenschimmer der Jugend längst hinaus war. So zierlich sein Aeußeres war, paßte auch seine Art zu sein und zu reden vollkommen dazu, man hörte nie von ihm ein heftiges, grobes Wort, wie er das auch an seinen untergebenen Offizieren nicht leiden konnte. Wie er eigenthümlich in vielen Dingen war, so war er es auch vor

der Front der Batterie, und wer ihn zum erſten Mal ſah, wie er zu Fuß daher kam, ſorgfältig mit ſtark auswärts gekehrten Fußſpitzen gehend, den Oberkörper leicht und koquett auf den Hüften liegend, dazu häufig und leicht hüſtelnd und mit ſeiner feinen Hand die Spitzen des Schnurrbarts drehend, der konnte zu der Vermuthung kommen, es ſei ſchade, daß die prachtvolle reitende Batterie, die er kommandirte, keinen kräftigeren und energiſcheren Chef habe. Der Anſicht blieb man auch, wenn er zu Pferd ſtieg, mit ſorgfälig ausgeſuchten Bewegungen, wie es ein feiner Stutzer machen würde, vor den Fenſtern ſeiner Geliebten. Aber kaum war er im Sattel, kaum hatten die heftigen Pferde, die er zu reiten pflegte, ein paar volle Lançaden hinter ſich, und ehe er ſie noch mit feſter Hand geſtellt, ſo ſah der Mann plötzlich anders aus, ſeine Bruſt hob ſich, ſein Auge fuhr blitzend an der Reihe der Geſchütze herunter, und wehe dem, der vielleicht einen Riemen nicht feſt eingeſchnallt hatte, der ihm den Säbel nicht zu Dank hielt, oder einem Fahrer, deſſen Pferde etwas nachläſſig im Geſchirr ſtanden. Seinem ſcharfen Blick entging nicht die geringſte Kleinigkeit, und wenn er auch außer Dienſt gern durch die Finger ſah, ſo war er ſtreng, faſt hart, gegen jede Nachläſſigkeit, die beim Exerziren vorkam; nicht als ob er kleinlich geweſen wäre in Betreff des Anzugs, überhaupt in Handhabung des ſogenannten Kamaſchendienſtes, aus dieſem machte er ſich gar nichts, aber die Bewegungen der Batterie, das Laden und Feuern konnte ihm nie raſch und präzis genug gehen, namentlich verlangte er im Vorgehen das Unglaubliche, und ein Terrain, das für eine reitende Batterie nicht praktikabel wäre, behauptete er gar nicht zu kennen. Dabei klang ſeine Stimme, ſo fein und zierlich er im gewöhnlichen Leben auch zu ſprechen pflegte, im Kommandowort wie eine Glocke, und der Trompeter neben ihm hatte mit Signalen nicht viel zu thun, er machte ſich ſchon im tollſten Geraſſel bemerkbar. Bei dieſen glänzenden

Eigenſchaften, wozu noch kam, was ich oft gehört, er ſei in jeder Beziehung ein Ehrenmann, konnte ich mich glücklich ſchätzen, einen ſolchen Chef erhalten zu haben.

Herr von Manderfeld nahm mich denn auch freundlich auf, ſprach in ſehr gewählten, anerkennenden Ausdrücken von meinem verſtorbenen Wohlthäter, und ſagte unter Anderem, wobei er ſich ſüß lächelnd den Schnurrbart ſtrich: Er habe mit Vergnügen gehört, daß mir kein Pferd zu wild, kein Graben zu tief ſei, und das habe ihn hauptſächlich beſtimmt, mich zu ſeiner Batterie zu nehmen, „bei welcher ich im Allgemeinen," ſetzte er hinzu, „die Freiwilligen nicht liebe."

„Sie haben doch eine Zulage?" fragte er mich plötzlich, nachdem er eine Zeit lang angelegentlich ſeine Fußſpitzen betrachtet.

Obgleich ich mich nicht erinnerte, daß mein Pflegevater etwas von einem kleinen Legate geſprochen, das mir zugefallen und zu dieſem Zwecke benutzt werden ſollte, ſo blickte ich doch, ohne zu antworten, Herrn von Schwanefeld an, der an meine Seite trat und mit entſchiedenem Tone ſagte: „Allerdings hat er eine kleine Zulage."

„Viel braucht es nicht zu ſein," fuhr Herr von Manderfeld fort, „ich liebe es nicht, wenn die jungen Leute über bedeutende Gelder zu disponiren haben; er wird in der Kaſerne wohnen, ſeine Löhnung erhalten, ich hoffe ihn, natürlich bei ausgezeichneter Aufführung, baldigſt avanciren zu können, und wenn er in ſeinen Freiſtunden fleißig iſt, ſo kann man ihn vielleicht im nächſten Jahre ſchon zum Fähnrichexamen ſchicken. Beſorgen Sie ſeine nothwendigen Papiere," wandte er ſich an Herrn von Schwanefeld, „zu meinem Wachtmeiſter Mettler, und dann wird ſich das Uebrige finden." Er machte gegen mich eine leichte Neigung mit dem Kopfe, und nachdem er den Major pflichtſchuldigſt gefragt, ob er weitere Befehle für ihn habe, verließ er in einem leichten elaſtiſchen Schritt das Zimmer.

„Sie ſehen, beſter Schwanefeld," ſprach der Major, als er ſeinen Untergebenen bis vor die Thüre begleitet, „daß ich für Ihren jungen Menſchen da den paſſendſten Batteriechef ausgeſucht. Herr von Manderfeld iſt ein feiner und liebenswürdiger Mann, der weiß, wen er vor ſich hat, und der ſelbſt mit ſeinen Kanonieren nicht brüllt und donnerwettert. Auch ich kann das nicht ertragen und freue mich ſagen zu können, daß ſich, was das anbelangt, manches vortheilhaft im Dienſt verändert hat. — Du lieber Gott, zu meiner Zeit, da konnte nicht der kleinſte Befehl, ja nicht einmal ein Name im gewöhnlichen ruhigen Tone ausgeſprochen werden, das mußte Alles — k—r—r—r—rachen und d—r—r—r—öhnen. Ich habe einen ſehr beſcheidenen Namen: Schemmer, der ſich doch fein und angenehm ausſprechen läßt; haben Sie wohl eine Idee, wie mein damaliger Batteriechef dieſen Namen ausſprach? Nie anders als Schemmer—r—r—r. Ich kann Sie überhaupt verſichern, der Mann trieb einen unerlaubten Luxus mit „Rs", und hat von denſelben an meinen Namen allein ſo viel verſchwendet, daß er bei einiger Sparſamkeit für ſeine ganze Lebenszeit ausgereicht hätte. Aber nun leben Sie wohl, beſter Schwanefeld," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er durch das Nebenzimmer geſchielt, wo ſich, wie ich geſehen, etwas an der Klinke des Schloſſes bewegte. „Und Du, junger Herr," wandte er ſich an mich; „halten wir uns brav, geben zu keinen Klagen Veranlaſſung, und wir werden alsdann an dem Major Schemmer einen zugeneigten und wohlaffektionirten Kommandeur haben."

So war ich denn Kanonier der zweiten reitenden Batterie und glaubte, alle Welt auf der Straße müſſe mir das anſehen; war es mir doch zu Muth, als höre ich ſchon die Sporen an meinen Stiefeln, den Säbel an meiner Seite klirren, und als ſehe ich ſchon — — o Träume ſeligen Glückes! — — die Bombardirtreſſen an meinen Aermelaufſchlägen.

Neuntes Kapitel.

Die Kameradschaft in der Kaserne.

Am andern Morgen nahm mein Pflegevater die mir nöthigen Papiere zusammen und wir begaben uns nach der Artilleriekaserne, die ehemals ein Dominikanerkloster gewesen. Wenn man um das große Gebäude herumging, und es aufmerksam betrachtete, so fanden sich überall halbverwischte und auch noch sehr deutliche Spuren seiner ehemaligen Bestimmung. Die regelmäßigen Reihen der kleinen Fenster zeigten die ehemaligen Zellenabtheilungen, obgleich diese selbst nicht mehr bestanden, sondern vier bis sechs in ein einziges Gemach vereinigt worden waren. Dem einst schönen und berühmten Kreuzgang der Väter Dominikaner hatte man durch Zumauerung der inneren Bogen Luft und Licht genommen, und was früher ein von schlanken Säulen eingefaßter, freundlicher Garten gewesen war, sorgfältig angepflanzt und von einer zierlichen Fontäne bewässert, das war jetzt ein stiller, melancholischer Hof geworden, wo sich auf übrig gebliebener Erde und Kehrichthaufen Brennnesseln und Schmarozerpflanzen aller Art gütlich thaten, auch üppige Moose, getränkt von der Feuchtigkeit, welche die in den Hof mündenden Dachröhren, fabelhafte Thiere und Ungeheuer vorstellend, immer noch reichlich spendeten. Der Springbrunnen war versiegt, und hatte im Gegensatz zu dem, was er früher gewesen, jetzt die traurigste Bestimmung erhalten, denn seine Bassins und seine Schalen dienten, als der am wenigsten feuchte Punkt im ganzen Hofe, hauptsächlich zum Trocknen der Streue aus den angrenzenden Stallungen, zu denen der ganze Kreuzgang eingerichtet worden war. Diese Stallungen machten sich aber sonst noch sehr bemerkbar durch eine kolossale

Düngergrube, welche bei veränderlichem Wetter den Hof mit Dünsten aller Art erfüllte, und welche der Stallwacht habenden Mannschaft zu einem ergiebigen Jagdrevier diente; denn hier befanden sich Ratten von fabelhafter Größe und in erschreckender Menge. Von der ehemaligen Kirche des Klosters, die schon dazumal nicht sehr groß gewesen war, dafür aber von Gartenanlagen umgeben gewesen, war nichts mehr übrig als die an den ehemaligen Kreuzgang stoßende Vorhalle, welche ihre Erhaltung wohl einer Merkwürdigkeit verdankte. Dieß war nämlich eine kolossale Marmorschale, welche in der Mitte dieses Raumes stand, und in welche sich ehemals von vier Seiten aus den Mäulern seltsamer bronzener Thiere klare Wasserstrahlen in das Bassin ergossen. Man erzählte sich, der Erbauer dieses Klosters sei lange im Orient gewesen, und habe sich bei Gründung der christlichen Kirche irgend ein maurisches Vorbild, das ihm wohl gefallen, gar zu sehr zu Rathe gezogen. Für diese Ansicht sprach auch die Menge und Reichhaltigkeit der so solid angelegten Wasserwerke, daß die Röhren derselben nicht nur alle schweren Zeiten des Klosters überdauert, sondern sich auch bei späterer Verwendung der Gebäude mit verhältnißmäßig geringen Kosten so gut wiederherstellen ließen, daß dieß von der sonst sehr sparsamen Kasernenverwaltung geschah, weßhalb die Wasser an allen Ecken wieder fröhlich sprudelten mit Ausnahme des stillen Hofes, in dessen todter vernachlässigter Umgebung der frische Wasserstrahl auch gar zu unpassend gewesen wäre. Sonst aber in allen Räumen, wo es eben nur für passend erschien, brauchte man nur an den Stein zu klopfen, respektive die Hahnen umzudrehen, so lief einem das klarste Wasser entgegen, so in verschiedenen Theilen des äußeren Kasernenhofes, so in den großen Küchen, im früheren Refektorium, jetzt im Kasernenspeisesaal, in den verschiedenen Stallungen, vor allem aber in jener Kirchenvorhalle mit der maurischen Gestalt. Ja alles Ernstes, sie hatte diese Gestalt, und wer sie aufmerksam betrachtete, der

konnte auf den Glauben kommen, er befinde sich in irgend einer kleinen Halle der Alhambra oder des Alcazars von Sevilla. Der Fußboden war mit Marmorplatten bedeckt, an den Wänden sah man noch eine Menge jetzt leider halb eingemauerter schlanker Säulchen, die mit ihren phantastischen Kapitälen das Gewölbe der Decke trugen. An dieser war sogar hie und da noch ein bunter Farbenstrich zu erkennen, sowie an verschiedenen Stellen, wo die dicke Kalktünche nicht gar zu unbarmherzig gehaust, noch etwas übrig gebliebene Basreliefs, mit denen die Steine bedeckt waren. Um diese Vorhalle mit ihrem Wasserreichthum nutzbringend zu machen, denn wenn auch die seltsamen bronzenen wasserspeienden Thiere verschwunden waren, so versahen doch einfache Bleiröhren diesen Dienst und das Wasser floß reichlich wie vor hundert Jahren, hatte man sie dort, wo sich ehemals die Kirche befand, zugemauert, und diesen schönen Raum als Waschanstalt vermiethet, wozu er allerdings sehr geeignet war.

Die innere Einrichtung des ehemaligen Klosters, das ja auch gewissermaßen eine Kaserne gewesen, war wie die aller übrigen Einrichtungen derselben Art: breite Treppen, die vom äußeren Hofe nach den verschiedenen Theilen des Gebäudes führten, lange hallende Korridore, Zimmer von der gleichen Größe, gelb angestrichen, und wo sich unter der Stubenmannschaft ein Künstler befand, vielleicht mit einer Bordüre von feuerspeienden Granaten verziert. Gegenüber der Fensterwand dieser Zimmer befanden sich die zwölf Bettstellen der Bewohner, am Tage zu drei und drei aufgeprotzt, wie es mit dem Artillerieausdruck hieß, an jedem Bett ein Täfelchen mit dem betreffenden Namen. An der Wand, wo sich die ehemaligen Zellenthüren befanden, waren die verschließbaren Kistchen angebracht, in welchen die Artilleristen ihre Habseligkeiten bewahrten, und entlang der Fenster stand ein schwerer Tisch mit sechs hölzernen Schemeln.

Wo die Kaserne in die Straße mündete, sah man ein großes

und breites Thor, eigentlich nur zwei viereckigte Thorpfeiler, zwiſchen denen ſich kein Gitter zum Verſchließen befand. Ein erfindungsreicher Kopf hatte dieſe Pfeiler mit Bomben des ſchwerſten Kalibers verziert, aus deren Mündungen Flammen von Blech glühend roth angemalt hervorzüngelten. Schon als Kinder war uns dieſer Eingang in die Artilleriekaſerne mit den eben erwähnten feuerſpeienden Geſchoſſen vom höchſten Intereſſe, und wir konnten uns hier ſtundenlang aufhalten, das Ausmarſchiren oder Einrücken einer Batterie erwartend, die mit ihren Geſchützen und Haubitzen, mit ihren ſeltſamen Wagen und dem geheimnißvollen Dröhnen dieſer Fahrzeuge auf dem Pflaſter, unſere Einbildungskraft erhitzte, und uns gegenſeitig zu unerhörten und fabelhaften Erzählungen veranlaßte über die Einrichtung der Geſchütze und das Laden der Bomben und Granaten. Ueber alle Beſchreibung glücklich fühlte ſich der, welchem es gelang, ungeſehen von der Schildwache, welche grimmig den ſo wünſchenswerthen Eingang hütete, bis in die Geſchützſchuppen zu gelangen, wo man dann häufig freundlich geſinnte Artilleriſten traf, die nicht nur den Eintritt erlaubten, ſondern auch Antwort gaben auf die haſtigen Fragen der Kinder.

Da ſtanden ſie denn in dem halbdunkeln Raum, ſo harmlos und friedlich neben einander, die langen blanken Kanonen, die kurzen dicken Haubitzen mit den hohen Henkeln und die unförmlichen Mörſer; letztere am Boden auf ihren Blocklafetten niedergekauert, ſahen gegen die andern Geſchütze auf den hohen Rädern unheimlich und tückiſch aus. Da waren junge im Morgenroth ihres Lebens neu und funkelnd, wie ſie vor Kurzem aus der Gießerei gekommen, die noch im richtigen Sinn des Wortes kein Pulver gerochen hatten, neben alten, langgedienten von dunkler Bronzefarbe, auch mit franzöſiſchen Namen verſehen, voller Schrammen und Löcher, Säbelhieben und Kugelmaalen. — — Und dieſer wünſchenswerthe Schuppen ſollte mir von jetzt an offen ſtehen,

befanden ſich die Straßen der Stadt theilweiſe in großer Zerſtörung; man war im Begriff, die alten Straßenlaternen zu penſioniren und die Reſidenzſtadt mit Gas zu erleuchten; deßhalb war das Pflaſter in einer Breite von vier Fuß und dabei oft ganze Straßenlängen ausgehoben und ein tiefer Graben gemacht, um den Gasröhren im Schooße der Erde ein bequemes Lager bereiten zu können. Wo dieſe Röhren bereits lagen, da war der Graben wieder zugeworfen, und wenn auch der harmlos Vorüberwandelnde, der zufällig auf die loſe Erde trat, tief einſank, wenn auch Eilwagen und Omnibus, die mit zwei Räder hineingeriethen, dem Umſchlagen nur mit genauer Noth entgiengen, ſo waren das kleine Uebelſtände, die in Anbetracht der allgemeinen Nützlichkeit der Sache wohl zu ertragen waren. Wo aber die Röhren noch nicht gelegt waren, da gähnte der Graben in einer Tiefe von vier Fuß, und um den Darüberſchreitenden zu warnen, hatte man an ſolchen Stellen kleine ſchwarze, ſchmutzige Laternen aufgeſteckt, die, ſchon an ſich trübſelig, jetzt durch Oelmangel, Nebel und Regen in einem wahrhaft jammervollen, trübrothen Licht dämmerten und den Wanderer ſchon allein durch ihr melancholiſches Ausſehen darauf vorbereiteten, daß ſich zu ſeinen Füßen etwas Furchtbares aufthue.

Ein ſolcher Graben mit einer ſolchen Laterne ſperrte den einen Eingang des Stadtgrabens vollſtändig und zum großen Aerger aller Leute, die ihren Weg eigens hieher lenkten, um unter dem Gewölbe eine Zeit lang im Trockenen gehen zu können, und man hörte an dieſer Stelle viele leiſe Flüche, ſowie den halbunterdrückten Schrei weiblicher Stimmen, wenn ſie an den tiefen Graben kamen und den Sprung wagten, das Lachen der Straßenjungen, die dieſen unwillkürlichen Kraftanſtrengungen zuſchauten und ſie mit einem Zungenſchlag, wie auf der Rennbahn, begleiteten; dann traten Alle ſchallenden Schrittes in das Gewölbe, ſtampften mit den Füßen und ſchüttelten ihre Mäntel und Regenſchirme, um den anhängenden Schnee zurück zu laſſen, der auf dieſe Art in

dort sollte ich nicht nur geduldet, sondern auch berechtigt sein, wie überhaupt auf dem ganzen weiten von einer hohen Mauer umschlossenen Kasernenhofe, den ich jetzt an der Seite meines Pflegevaters mit sehr stolzen und erhabenen Gefühlen betrat. Die Schildwache am Thor ließ mich nicht nur ruhig passiren, sondern schien mir auch mit Interesse nachzublicken, als ihr Herr von Schwanefeld gesagt, ich sei ein neuer Freiwilliger bei der zweiten reitenden Batterie, Hauptmann von Manderfeld.

Nachdem wir an dem weitläufigen Gebäude die Inschrift gesucht, welche uns das Revier der benannten Batterie bezeichnete, stiegen wir durch eine Treppe hinauf und fanden bald eine Thüre mit der Aufschrift „Wachtmeister Mettler"; dort klopfte Herr von Schwanefeld, das erste Mal zu bescheiden, als keine Antwort erfolgte, lauter, worauf die Thüre von innen geöffnet wurde, und ein junger Mann in Uniform, der eine Feder quer im Munde trug, erschien, welcher sich nach unserem Begehr erkundigte, und die Antwort meines Pflegevaters auf seine Frage in's Zimmer hineinrapportirte, worauf nach ein paar Augenblicken eine feste Stimme sagte: „Laßt sie hereinkommen."

Und darauf traten wir ein, ich ziemlich schüchtern, mein Pflegevater mit dem sicheren Anstande eines Weltmannes, und so wandte er sich auch an den Mann in Wachtmeisteruniform, der uns entgegentrat. Dieser empfing meine Papiere kopfnickend, und schien von meiner Ankunft unterrichtet; er wandte sich wenigstens mit den Worten an einen Offizier, der an einer Ecke des Tisches saß und einem Schreiber in die Feder diktirte: „Da ist der junge Mensch, welcher der Batterie zugetheilt wurde."

In dem Zimmer befanden sich neben dem, welcher uns an der Thüre empfangen, noch zwei andere junge Leute, welche schrieben, und neben dem Offizier an der Ecke des Tisches noch ein anderer Offizier, welcher aber zum Fenster hinausschaute und von uns keine Notiz zu nehmen schien, der andere aber blickte

in die Höhe und ſah mich ſtrenge an. Er hatte überhaupt ein etwas finſteres Geſicht, deſſen Ausdruck nicht gemildert wurde durch dunkle buſchige Augenbrauen und durch den ſtarken Schnurrbart, der in ſeiner Länge über das gewöhnliche Maß weit hinausreichte. Der Wachtmeiſter Mettler machte gegen meinen Pflegevater eine Handbewegung und ſagte: „Der Herr Premierlieutenant Bachmann wird befehlen, was mit dem jungen Manne zu thun iſt.“

„So kommen Sie nun einmal näher, und laſſen Sie ſich betrachten,“ entſchied der Premierlieutenant. — „So — — ſo — — noch näher. — — Sehen Sie mir in's Geſicht.“ Ich that, wie mir befohlen, und während er mich ſcharf betrachtete, hob er ſeine Oberlippe mit dem gewaltigen Bart bis dicht unter die Naſe, worauf er durch dieſelbe von ſich blies, daß es einen ziſchenden Laut gab, und dann legte er ſeine rechte Hand auf meine Schulter, dieſe ſowie meine Arme und meine Bruſt befühlend. Nach einigen Augenblicken ſchüttelte er leicht mit dem Kopfe und meinte brummend: „Es iſt das eigentlich kein Fundament für einen Artilleriſten, wenn es ſich auch nach und nach herauswächst — — hat er etwas gelernt?“ wandte er ſich mit einem fragenden Blicke an Herrn von Schwanefeld, „und reitet gut, wie ich höre?“

Mein Pflegevater machte eine bejahende Bewegung.

„Herr Kamerad,“ ſagte hierauf der Premierlieutenant zu dem Offizier, welcher noch immer zum Fenſter hinausſchaute, „wollen Sie ſich den Freiwilligen einmal anſchauen, es wäre vielleicht nicht ohne Intereſſe für Sie.“

„So haben Sie vielleicht die Abſicht, ihn mir zuzuweiſen?“ gab der Angeredete zur Antwort, indem er ſich herumdrehte und näher trat.

Der hatte ein angenehmes, wohlwollendes Geſicht, ein großes, klares und freundliches Auge und eine breite und offene Stirne; allerdings lag etwas wie ein Schatten über dieſen Zügen, er

schien nicht froh zu sein oder gelangweilt, doch wurde dieser Ausdruck des Mißmuthes sehr gemildert, wenn er sprach, durch seine angenehm klingende Stimme, sowie durch einen liebenswürdigen Zug um den Mund, der dem ganzen Gesicht etwas Schalkhaftes gegeben hätte, wenn nicht, wie schon bemerkt, in den Blicken etwas wie Unglück oder Schmerz gewesen wäre. Von Allem dem erschien mir freilich beim ersten Betrachten nur der wohlwollende Gesammteindruck und machte in mir den Wunsch rege, der finstere Premierlieutenant möge mich seinem Kameraden zuweisen. „Schauen Sie sich ihn einmal an," sagte er hierauf, und setzte hinzu: „Das will jetzt Alles zur Artillerie, wenn es nur auf zwei Beinen stehen kann. Wachtmeister Mettler, wie viel von der Sorte haben wir bereits bei der Batterie?"

„Sieben, Herr Premierlieutenant."

„So wäre das also der Achte, und wenn das mit dem Segen so fort geht, so können wir nächstens ein Mustergeschütz montiren inclusive Fahrer und Pferde; denn von den letzteren wüßte ich auch ein Dutzend, die zu dem Korps der Freiwilligen prächtig passen." Das waren nun allerdings keine Aeußerungen, die mir schmeicheln konnten, doch schien das auch gar nicht in der Absicht des Redners zu liegen, denn er fuhr fort, indem er die Hand auf sein Knie stützte und mit dem rechten Bein behaglich schlenkerte: „Es ist wahrhaftig ein Unglück für den Dienst, daß dieses Freiwilligen-Unwesen allmälig so einreißt; ich habe jetzt schon ein Stücker zwanzig durch meine Finger schlüpfen sehen, und was ist aus Allen geworden? — — — Zwei" — er zählte an den Fingern her, „wurden Lieutenant — — — So so — — einer ein mittelmäßiger Oberfeuerwerker, ein paar Feldwebel, Wachtmeister, und die Uebrigen sind zerstoben, d. h. abgegangen, und kein Mensch weiß, was aus ihnen geworden ist. — — Alle aber," setzte er in lautem Tone hinzu, „traten in der Idee ein, mindestens General

zu werden. — -- Und Sie haben wohl auch die gleiche Abſicht?“ wandte er ſich an mich.

Während er ſo ſprach, hatte ich in einem fort den andern Offizier angeſchaut und ein paarmal hatte mich ſein Blick ertappt: ſein Geſicht hatte für mich ſo etwas Wohlthuendes, Bekanntes, und doch beſann ich mich vergebens, ob und wo ich ihn ſchon geſehen; bei Herrn von Schabegg war er nie geweſen, ſonſt hätte ich ihn gleich wieder erkannt, auch konnte ich mich nicht erinnern, ihm ſchon öfter begegnet zu ſein, und doch, wenn er mich raſch mit ſeinem ſchönen, klaren und doch wieder traurigen Auge anſah, wenn ſeine Mundwinkel lächelnd zuckten, ſo hätte ich rufen mögen, das iſt ja — — — aber wer? — — wer? das wollte mir nicht einfallen.

Mochte auch nun der Offizier in meinem Geſicht etwas finden, was ihm ſympathiſch war, oder hatte er in Betreff der Freiwilligen andere Ideen als der Premierlieutenant, genug, er wandte ſich an dieſen und ſagte mit ſeinem ruhigen Lächeln: „Wenn Sie keine beſſere Verwendung für den jungen Menſchen haben, ſo weiſen Sie ihn mir zu, ich will ihn gerne nehmen.“

Für dieſe Aeußerung hätte ich ihm die Hand küſſen mögen, und vermochte es in der That nicht, einen Ausdruck der Freude zu unterdrücken, als der Premierlieutenant hierauf lachend ſagte: „Ihr Wunſch iſt mir ſchmeichelhaft — — Sie haben ihn — — Mögen Sie glücklich ſein in dieſer neuen Vermehrung Ihrer Schwefelbande.“

„Apropos Schwefelbande,“ wandte er ſich an den Wachtmeiſter. „Legen Sie mir doch nachher das Sündenregiſter vor, welches der Unteroffizier Schmetterer die letzten Tage eingebracht hat; der Mann ißt ein ſaures Brod und hat, wie ich ganz genau weiß, bei Tag und Nacht keine Ruhe.“

„Gewiß,“ miſchte ſich der andere Offizier kopfnickend in das Geſpräch, „und doch waren Sie auf die Idee gekommen, die jungen Leute in einer Stube beiſammen zu laſſen.“

„Und gewiß eine richtige Idee," erwiederte der Premierlieutenant, „diese jungen Herren in ihrem Uebermuthe, in ihrer Sucht zu allen möglichen losen Streichen sind für jede ordentliche und solide Batterie ein Krankheitsstoff, den man soviel wie möglich absperren muß, damit er nicht die ganze Mannschaft vergifte; lassen Sie mich diese Freiwilligen, statt sie bei einander unter einer Faust zu behalten, in sieben verschiedene Zimmer legen, so wette ich zehn gegen eins, daß in diesen sieben Zimmern so viel Unsinn begangen werden wird, und die Mannschaft derselben so außer Rand und Band kommt, daß selbst meine doch so ziemlich gewichtige Hand kaum im Stande sein wird, die Zügel scharf genug anzuziehen und die ganze Batterie am Durchgehen zu verhindern." Er betrachtete bei diesen Worten seine allerdings schwere und gewichtige Faust, die er auf den Schenkel aufgestemmt hatte.

„So legen Sie also den jungen Menschen dort auch auf Nr. 44?"

„Gewiß, verehrtester Herr Kamerad, das muß sich auch nebenbei aneinander abschleifen, wie die Kinnketten in einem Putzbeutel, und erprobt auch am besten die eigene Kraft unter so nichtsnutzigen Seinesgleichen. Er muß schwimmen wie er mag, mit oder gegen den Strom, nur auf eine gescheidte und verständige Art sehen, daß er oben bleibt. Also hinein mit ihm in die Flut, daß er seine eigne Kraft kennen lernt. — — — Ich hatte in meiner Jugend," fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, „einen Schwimmmeister, welcher keinen Zögling annahm, der nicht vorher die Probe durchgemacht hatte, ob er von selbst untergehe oder sich nothdürftig über'm Wasser halte; denn bei Kaltblütigkeit und Muth, zwei Eigenschaften, die zu allen Leibesübungen erforderlich sind, hält ich auch der, welcher im Wasser noch nie den Grund unter den Füßen verlor, doch eine zeitlang oben, und die Praxis bewies, daß unser wirklicher Schwimmlehrer recht hatte; also nach Nr. 44,

junger Herr, das Nöthige wird der Herr Lieutenant, Baron von Steinfeld, von jetzt an Ihr unmittelbarer Chef, zu besorgen die Gewogenheit haben." Er legte die rechte Hand gleich an seine Dienstmütze, und da wir diesen Gruß für eine Entlassung annahmen, so zogen mein Pflegevater und ich uns nach der Thüre zurück, während im gleichen Augenblicke der Wachtmeister ein Papier dem Premierlieutenant darreichte.

„Ah," sagte dieser, und dann rief er, zu uns gewendet: „Halt einen Augenblick, Sie sollen das Sündenregister des Herrn Schmetterer mit anhören, natürlicher Weise in negativem Sinn zur Darnachachtung; denn wenn sie als nunmehriger achter Bewohner dieser unglückseligen Stube auch noch an diesen Teufeleien theilnehmen, so müßte ich geradezu auf den Bau eines Reservearrestlokals antragen. — — Hören wir also den Kummer des wirklichen Unteroffiziers Schmetterer. — — Da," — er gab das Papier dem Wachtmeister zurück, „lesen Sie es mir vor, ich kann mich alsdann besser in die Situation versetzen."

„Unteroffizier Schmetterer, Stubenkommandant des Zimmers Nr. 44," sagte der Wachtmeister murmelnd, „bringt demnach ganz gehorsamst zur Anzeige, daß der Kanonier Stautz und der Vizebombardier Schultes wieder eine sehr unangenehme Geschichte mit einander gehabt. Schultes saß über seiner Erbsensuppe gebückt, während sich Stautz hinter ihm zu schaffen machte und unglücklicherweise ein Buch aus seiner Hand auf den Kopf des Schultes fallen ließ, so daß dieser heftig erschreckt mit Nase und Mund in die Erbsensuppe tauchte."

„Unter uns gesagt," bemerkte der Premierlieutenant, „dieser Stautz ist ein boshafter junger Hund, ich werde ihn wieder einmal schütteln müssen."

„Schultes sprang im höchsten Zorne auf," las der Wachtmeister weiter, „und da der Andere sich gar nicht einmal entschuldigte, so nahm er die Schüssel mit Erbsensuppe und stülpte

sie dem Stauß über den Kopf, wodurch dessen Kolette Nr. 3 und Reithosen Nr. 4 stark besudelt wurden."

„Sollte man nicht mit Feuer und Schwert unter diese Bande fahren, und habe ich nicht Recht, Herr Kamerad von Steinfeld, daß diese Freiwilligen eine ganze Batterie zu ruiniren im Stande sind? — — — Geben Sie Beiden eine Strafwache, der Vizebombardier heute Abend in den Stall, Monsieur Stauß, die unschuldige Seele, nächsten Sonntag draußen auf Fort Nr. 10. — — Was haben wir weiter?" — —

„Der Freiwillige Ebert brachte vorgestern Abend heimlicher Weise einen jungen Hahnen mit, es war nach dem Zapfenstreich und Alles schon zu Bett, worauf er das Thier ungesehen in seinen Kasten einschloß; der Hahn in Angst gesetzt machte nun mit Kratzen und Scharren einen solchen Lärm, daß Niemand schlafen konnte, und obgleich man, die Ursache dieses Lärms nicht kennend, die ganze Stube untersuchte, so wollte doch Ebert seinen Kastenschlüssel nicht hergeben, bis Wetter und Ellendorf sich über ihn hermachten und ihm den Schlüssel abnahmen. Es war im Zimmer so dunkel, daß man nichts sehen konnte, und daß es dabei Püffe und Schläge gesetzt, glaube ich annehmen zu können."

„Ich auch," sagte lachend der Premierlieutenant, „und wenn der schmächtige Ebert unter die Finger des handfesten Wetter gefallen ist, so ist er für seine Hahnenhaltung einigermaßen bestraft. Doch können Sie ihm nebenbei an einem der nächsten Tage, wenn es recht kalt ist, die Heufuhren hereinholen lassen. Er kann dann nebenher draußen bei den Magazinen landwirthschaftliche Studien treiben."

„Der Vizebombardier Leiendecker kann es nicht unterlassen, gegen seinen vorgesetzten Unteroffizier und Stubenkommandanten durch naseweise Antworten die schuldige Achtung zu verletzen."

„Das ist ein Gelehrter," sagte der Premierlieutenant mit wichtiger Miene, „der macht Studien mit Schießbaumwolle, will

ein Dampfgeſchütz konſtruiren, und hat große Hoffnung die Quadratur des Zirkels aufzufinden."

„Er beſchäftigte ſich geſtern mit Logarithmen-Tabellen."

„Hat das Wort der Unteroffizier Schmetterer geſchrieben?" fragte zweifelnd der Offizier.

„Das nicht," erwiederte der Wachtmeiſter — — „aber nach ſeiner Beſchreibung müſſen es Logarithmen-Tabellen geweſen ſein."

„Was iſt's mit dieſen böhmiſchen Dörfern?"

Schmetterer, der am Tiſch ſaß, bat ſich auf die freundlichſte Art eine Erklärung über die vielen Zahlen aus, worauf ihm Leiendecker entgegnete, das ſei ein höchſt merkwürdiges und wichtiges Buch, denn es enthalte alle Hausnummern von ſämmtlichen Städten Europas.

Der Premierlieutenant fuhr mit der Hand an ſeinen Schnurrbart und es zuckte und blinzelte eigenthümlich unter ſeinen buſchigen Augbrauen, doch ſaß er gleich darauf wieder würdevoll, wie ein Richter thun ſoll, ein Bein über das andere geſchlagen, anzuſchauen wie ein grimmiger Löwe, während der Wachtmeiſter fortfuhr zu leſen: — über dieſe Antwort lachten die andern Freiwilligen ſo unziemlich, und es verlangte Jeder ſo auffallend die Nummer ſeines Hauſes ſuchen zu dürfen, daß Schmetterer es für gut fand, um allen unangenehmen Erörterungen zu entgehen, das Zimmer zu verlaſſen.

„Er wird das mit großer Würde gethan haben, und hatte Recht," meinte der Premierlieutenant, „richten Sie es ſo ein, Wachtmeiſter, daß der Leiendecker am nächſten Feſttage auf Stallwacht kommt, er kann dann ſeine Hausnummern ſtudiren. — — Sind wir fertig?"

„Es iſt hier noch ein Fall mit Ellendorf," fuhr der Vorleſer des Strafprotokolls fort, wobei er einen Blick auf mich warf, als wollte er ſagen, bei dieſer Meldung ſei ich überflüſſig, auch

verstand der Offizier diesen Wink und meinte kopfnickend: „Aha dieser Ellendorf, wo treibt er sich wieder herum?“

„In dem Quartier der Montirungskammer,“ sagte der Wachtmeister; „dort, wo der Hülfsschneider wohnt, der die hübsche Tochter hat.“

Mein Pflegevater schaute mich flüchtig an, und da er wohl bemerkte, wie ich meine Augen weit öffnete und mit sichtbarer Spannung den weiteren Worten des Wachtmeisters lauschte — — ja mit Spannung und mit einem bisher ungekannten schrecklichen Gefühl, denn vergangene Zeiten sprangen mit einem Male so vor mich hin, als habe ich gestern erst vergessen, von der armen Alice Abschied zu nehmen, und als sei ich heute hieher geeilt, um in herzlichster Zuneigung meine Jugendgespielin wieder aufzusuchen. — — Ja, als mein Pflegevater gewiß Aehnliches auf meinem Gesichte las, so machte er gegen beide Offiziere eine Verbeugung und fragte, ob er vielleicht mit mir den Unteroffizier Schmetterer aufzusuchen habe, um mich diesem vorzustellen.

„Ich werde ihn mit mir nehmen,“ sagte Lieutenant von Steinfeld, und wandte sich der Thüre zu.

„Thun Sie das,“ pflichtete der Premierlieutenant, der jetzt in Wirklichkeit ernst und finster drein schaute, bei, „und bitte, nehmen Sie mir den Ellendorf à faire — den Teufel auch! dieser Schlingel soll mir die Kaserne ansehen, wie jedes andere anständige Haus auch. Mögen sie draußen treiben, was sie vor ihrem Gewissen verantworten können, aber hier sollen sie sich in Acht nehmen, oder ich brauche mein Hausrecht und setze einmal ein Paar an die Luft, darauf will ich diesen übermüthigen Gesellen mein Wort verpfänden. — — Haben Sie das Mädchen schon gesehen?“ fragte er den Lieutenant von Steinfeld.

„Nein,“ entgegnete dieser in gleichgültigem Tone, „ich kann mich wenigstens nicht erinnern.“

„Ein liebes, gutes und braves Geschöpf,“ versicherte der

Premierlieutenant, und jedes seiner Worte traf mich schmerzlich in's Herz. — — — — „Es ist schade, daß die in keine guten Finger gekommen ist; ihr Vater, der Hülfsschneider bei der Montirungskammer, ist ein versoffenes Thier, und hätte ihn der Capitain d'Armes schon lange abgeschafft, wenn er nicht Mitleiden mit der Tochter, jenem armen Geschöpf, hätte."

Ja, jedes Wort traf mich wie ein Keulenschlag, und nicht nur mich allein, sondern ich bemerkte auch, wie mein Pflegevater unruhig mit den Achseln zuckte und leicht hüstelte, wie er zu thun pflegte, wenn ihm etwas höchst unbehaglich war. Er blickte mich von der Seite an und rührte leicht meinen Arm, wobei er sagte: Ich werde mich so bald als möglich nach ihr umsehen."

Da wir nun entlassen waren, der Lieutenant von Steinfeld schritt uns voraus, so gingen wir zur Thüre hinaus, und auf dem Korridor setzte Herr von Schwanefeld seinen Worten von so eben noch zu: „Mit ihrem Vater werde ich reden, man muß ihn veranlassen, daß er seine Zustimmung gibt, Alice in bessere Umgebung zu bringen"

Daß ich mir fest vorgenommen hatte, mich ebenfalls nach ihr zu erkundigen, brauche ich wohl nicht zu sagen: soviel war gewiß, daß ich beschloß, sie gegen jede Zudringlichkeit, besonders gegen die des mir bis jetzt noch unbekannten, aber nichtsdestoweniger schon gründlich verhaßten Herrn Ellendorf zu schützen.

Die Mittheilungen des vorhin angehörten Strafprotokolls hielt ich dem geneigten Leser für nothwendig, um ihn einen Blick werfen zu lassen in die Neckereien, wie sie damals zwischen den jungen Leuten unseres Schlages sehr gebräuchlich waren, und wie sie überall vorkamen. Daß ich bei meinem Eintritt in diesen Kreis die Zielscheibe einer Menge mehr oder minder schaler Späße werden würde, hatte mir Herr von Schwanefeld schon gesagt und sich seine Vermuthung auch als richtig bewiesen. Dergleichen oftmals sehr bittere Augenblicke hier in ihren Einzelhei-

dem Gewölbe liegen blieb und daſſelbe noch feuchter und unbehaglicher machte. Dazu pfiff der Wind von einer Seite, und die Straßenlaterne, die in der Mitte dieſes Durchganges hieng, ächzte kläglich hin und her. In dem kleinen Seitenhofe brach ſich der Luftſtrom und fuhr heulend und pfeifend, da er keinen Ausweg an den ſteinernen Mauern fand, in die Höhe und ins Freie. Kein Thier war auf der Straße oder im Gewölbe zu ſehen, und eine Katze, die eben von einem nachbarlichen Beſuche kam, eilte mit raſenden Sätzen über den kleinen Hof ins Kapuzinerkloſter, um ſobald als möglich ihren warmen Ofenwinkel zu erreichen.

Wer hätte nach allem dem glauben ſollen, daß in dieſem Gewölbe trotz des Unwetters eine Geſellſchaft menſchlicher Weſen, auf einem Stein neben der verwitterten Kloſterthür ſitzend, ruhig und unerſchüttert von Sturm und Regen auf etwas zu warten ſchien? Es mochten ſechs bis acht Frauen aus der niederen Volksklaſſe ſein, die dort neben einander kauerten, mit einem trübſeligen Schweigen, das nur zuweilen unterbrochen wurde durch einen abſichtlich ſehr laut ausgeſtoßenen Seufzer oder durch die Bemerkung, es ſcheine, als wolle der ganze Himmel mit all' ſeinen Waſſern auf die Erde herabkommen. Die Weiber waren ärmlich angezogen, ſie hatten unter ihre Umſchlagtücher Kopf und Arme verborgen und zitterten trotzdem vor Kälte und Näſſe; eine brennende Laterne ſtand in der Mitte vor ihnen und beleuchtete die abgemagerten und traurigen Geſichtszüge, und zeigte zu gleicher Zeit, daß vor jedem der Weiber auf dem Boden eine ebenſolche Laterne, aber unangezündet, nebſt einem kleinen blechernen Gefäße ſtand.

Dieſe Frauen waren nichts mehr und nicht weniger als Dienerinnen der Stadt, und hatten die wichtige Verrichtung, täglich die Straßenlaternen mit friſchem Oel zu verſehen und ſie anzuzünden. Das Oel wurde jeden Abend unter ſie ausgetheilt, und beim Eintreten der Dämmerung fanden ſie ſich zu dieſem Zwecke an gewiſſen Orten ein und verkürzten ſich die Zeit, bis

ten zu berühren, halte ich nicht für nothwendig und auch nicht für intereſſant genug, doch muß ich wenigſtens ſagen, daß ich auf den Rath eines guten Freundes Namens Wetter, den ich mir in der Kaſerne erwarb, eine Zeit lang all' die Plackereien geduldig ertrug oder wenigſtens geduldig zu ertragen ſchien. Ich murrte nicht, wenn ich mich müde zu Bett legte, und dann das ganze Bettgeſtell mit mir nach allen Richtungen auseinander brach, wobei mir denn ein tiefes und lautes Schnarchen meiner Stubengenoſſen beweiſen ſollte, daß ſie an dem Unfalle durchaus nicht ſchuld ſeien. Ich lachte mit, da ich eines Morgens früh um vier Uhr, als zum Stall geblaſen wurde, meine Stiefel, die ich haſtig anziehen wollte, voll Bürſten, Holz, Werg und allen möglichen Geräthſchaften fand. Ich nahm es ſogar das erſte Mal nicht übel, als ich den Lederbeſatz meiner Reithoſe mit beſonderer Sorgfalt blank wichſen wollte, und zu meinem Schrecken fand, daß Jemand das Leder mit Fett eingerieben hatte, und dann alle Mühe vergeblich war. Ich litt es eine Zeit lang geduldig, daß man die Rinde meines Kommißbrodes wegſchnitt und mir die weiche Krume ließ, oder daß ich, wenn ich von meinem einfachen Abendeſſen, beſtehend in etwas Butter und einem Stücke Wurſt, abgerufen wurde, bei der Rückkehr alles rein aufgezehrt fand.

Lieutenant von Steinfeld ſchritt uns voran über den langen Korridor, ſtieg dann noch zwei Treppen empor und brachte mich auf den Dachboden, wo die Montirungskammern waren, und wo er mich dem Capitain d'Armes vorſtellte. Dieſer wichtige Beamte war, wie die meiſten dieſer Kategorie, eine ſehr mürriſche Perſönlichkeit, welche die Montirungskammern mit Uniformen verſchiedener Garnituren als ihr ſpezielles Eigenthum anſehen, und nie anders glauben, als die Hauptbeſtimmung dieſer Unmaſſe von Koletten und Reithoſen ſei beſtimmt, in dieſen halbdunkeln Räumen aufgehängt zu bleiben, und es als eine unregelmäßige Aus-

nahme betrachten, wenn der Soldat ſeine beſſere Uniform hie und da einmal anziehen darf.

Der Capitain d'Armes unſerer Batterie, Unteroffizier Mäuler, ein ſchon älterer Mann, beſonders übel gelaunt, beſonders brummig, obgleich er im Herzen ein ſeelenguter Mann war, war furchtbar nachläſſig angezogen, und man ſah ihn ſelten anders als in ſchlottrigen Beinkleidern, einem abgeſchabten defekten Kolett mit fuchſigen Treſſen, auf dem breiten Kopf eine viel zu kleine grobe Dienſtmütze, unter der das graue Haar borſtig hervorſah, und unter dem Arm eine dicke rothe Brieftaſche, angefüllt mit Papieren; den ihm ſehr nothwendigen Bleiſtift hatte er faſt beſtändig hinter dem Ohre ſtecken.

Bei unſerem Eintritt tauchte er hinter einem großen Haufen älterer Mäntel hervor, ſchob zur Begrüßung ſeines Vorgeſetzten ſeine Mütze vom rechten auf das linke Ohr, und ſah meine kleine Geſtalt, nachdem ich ihm vorgeſtellt worden, mit einem etwas verächtlichen Blick an. „Das iſt ſehr gering," ſagte er mit einer rauhen Stimme, „wahrſcheinlich eine Offizierpflanze, Herr Lieutenant, ſchade, daß wir keine Infanterie ſind, hätte alles Zeug zum Tambour."

„Allerdings eine Offizierpflanze, wie Sie das zu nennen belieben," ſagte Lieutenant von Steinfeld in einem heiteren Tone, „auch nicht übermäßig groß, wird aber mit der Zeit Manchem über den Kopf wachſen. — Ich protegire ihn, ſetzte er leiſer, und ſich vertraulich zu dem Capitain d'Armes wendend, hinzu: — „iſt ein ſchneidiger Burſch, und reitet wie ein Alter."

„Nun das wär' mal ein Segen," knurrte der Unteroffizier, „denn mit Reſpekt zu melden, die Uebrigen von Nr. 44 ſitzen auf den Pferden, wie ſchwindſüchtige Affen. — — Soll ich ihn alſo einkleiden?"

„Allerdings, mein lieber Mäuler, und wenn Sie mir einen Gefallen erweiſen wollen, ſo kleiden Sie ihn ſorgfältig ein, geben

ihm keine Lumpen, daß er den ganzen Tag zu flicken hat, und lassen ihm auch die geringeren Garnituren hübsch passend machen."

„Wenn Sie ihn loben, Herr Lieutenant von Steinfeld, und sich seiner annehmen, so thue ich schon ein Uebriges — — und der Herr Premierlieutenant?" setzte er mit einem pfiffig sein sollenden Blinzeln hinzu, „Herr Lieutenant wissen wohl, daß er es nicht sehr mag, wenn man die Freiwilligen vor den andern auszeichnet." — —

„Ist in diesem Falle ganz meiner Ansicht."

„Nun dann kann was geschehen; Herr Simmler," rief er in das tiefe Dunkel der mit Kleidern vollgepfropften Montirungskammer hinein, „komm' er mit seinem Maß daher."

Simmler kam und erkannte mich augenblicklich, was er durch ein freundlich grinsendes Lächeln anzeigte. Er schien ausnahmsweise heute morgen sehr nüchtern zu sein, sah auch deßhalb leichenblaß aus und seine Augen waren fahl und glanzlos. Er war überhaupt bedeutend gealtert und seine Gestalt zusammengebückt. Im Uebrigen schien es ihm gut zu gehen, denn er war ordentlich gekleidet.

Herr von Schwanefeld, der in seinen Blicken zu lesen schien, daß der Flickschneider eine große Erkennungsscene beabsichtige, was er hier für sehr unnöthig hielt, ging ihm entgegen. Da Lieutenant von Steinfeld und der Capitain d'Armes für einen Augenblick zwischen den Montirungen verschwunden waren, um etwas nachzusehen, sagte er mit leiser Stimme: „Ihr seht, Simmler, es ist der Eugen, der bei der Batterie einrückt und Euch später in Eurer Wohnung besuchen wird, sprecht aber hier Nichts von früheren Zeiten, ich will Euch schon später einmal sagen weßhalb; was mich anbelangt," setzte er lachend hinzu, „so sollt Ihr Euch, so laut Ihr wollt, darüber freuen, daß Ihr in mir einen alten Freund, den Herrn von Schwanefeld, dermalen im Armenhause wiedergefunden."

Simmler ſchien auf die Idee meines Pflegevaters eingegangen zu ſein, denn er begnügte ſich mir freundlich zuzunicken, als er nun näher getreten war, und nach der Anweiſung des Capitain d'Armes mein Maß nahm.

„Das wird aber Alles wirklich paſſend gemacht," ſagte dieſer mit lauterem Tone, „nicht nur ſo hingehudelt, der Herr Capitän, der Herr Premierlieutenant und der Herr Lieutenant von Steinfeld wollen Muſteranzüge ſehen. — Verſtanden?"

Nachdem Simmler mit mir fertig war, ich mich auch mit einigen gutgeſetzten Worten dem Wohlwollen des Gebieters der Montirungskammer empfohlen, verließen wir dieſen wichtigen Ort und ſtiegen eine Treppe hinunter bis zur Thüre Nr. 44, die ſich, ſobald der Lieutenant von Steinfeld an's Schloß kam, wie durch Zauber von ſelbſt öffnete. Augenſcheinlich waren wir erwartet worden, und befand ſich deßhalb das Gemach in ziemlich guter Ordnung; die Ueberzüge der acht Betten waren ſtramm gezogen über den hochaufgelockerten Strohſäcken, auf dem Tiſch war neben Büchern und Schreibmaterialien nur ein einziges Käspapier zu ſehen, und von meinen Herren Kameraden ſtanden vier in vorſchriftmäßiger Haltung, den kleinen Finger an der Hoſennaht, vor dem Bett aufgeſtellt. Unteroffizier Schmetterer ſchritt dem eintretenden Lieutenant entgegen und meldete in einem durchaus nicht ſchmetternden Tone, vielmehr mit einer feinen Diskantſtimme: „im Zimmer Nr. 44 ein Unteroffizier und ſieben Freiwillige, von Letzteren vier anweſend, einer läßt exerziren, einer befindet ſich auf Stallwache, einer ſitzt im Arreſt."

Der Lieutenant nickte mit dem Kopfe und warf einen prüfenden Blick auf die vier jungen Leute, welche regungslos daſtanden. Ich folgte ſeinen Augen und glaubte zu wiſſen, warum er leicht mit dem Kopfe ſchüttelte. An dem Anzuge der vier nämlich ließ ſich Verſchiedenes ausſetzen, einer hatte ſeine Jacke ſchief zugeknöpft, ein anderer trug ſeine Beinkleider herabhängend,

wie der Capitain d'Armes, ein dritter trug neben dem Reitstiefel des rechten Fußes am linken einen niedergetretenen Pantoffel, und der vierte, der ein süßes, freundlich lächelndes Gesicht machte, und keine Halsbinde hatte, suchte hinter seinem Rücken eine Guitarre zu verbergen.

Lieutenant von Steinfeld zeigte auf mich und sagte: „Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen einen neuen Freiwilligen vorzustellen, Eugen Ramming, ein junger Mann von achtbarer Familie, wohl erzogen, von guten Kenntnissen, kurz Jemand, der alles nothwendige Zeug hat, um bei guter Aufführung baldigst avanciren zu können, nehmen Sie ihn freundlich auf, unterstützen Sie ihn mit gutem Rath und machen Sie ihm seinen Eintritt so leicht, als Sie sich das selbst gewünscht haben, damals, als jeder von Ihnen unter gleichen Verhältnissen in dieß Zimmer trat. — Ihnen, Unteroffizier Schmetterer empfehle ich diesen jungen Mann ganz besonders, nehmen Sie sich seiner an und glauben Sie mir, daß ich alle Meldungen über ihn stets mit großem Interesse entgegennehmen werde. Was Sie anbetrifft," sagte er zu mir, „so thun Sie Alles, um Ihren Vorgesetzten und diesen Herren da ein freundiger und angenehmer Stubengenosse zu sein. Jetzt lasse ich Sie hier und bitte Ihren Pflegevater, den Herrn von Schwaneseld, mich auf mein Zimmer zu geleiten. Unteroffizier Schmetterer wird Ihnen Ihr Bett und Ihren Kasten anweisen, und somit für heute Gott befohlen." Er nickte mir freundlich zu und verließ mit meinem Pflegevater das Zimmer, doch faßte der Letztere vorher meine beiden Hände, drückte sie herzlich und sagte mit einer Stimme, die eigenthümlich weich klang: „Möge es Dir wohl gehen, mein lieber, guter Eugen."

Es gibt ein Bild, wo ein trauriger gedrückter Mensch mit unsicherem Blick und zweifelhaftem Lächeln wie hingeweht neben der Thür an der Wand eines kleinen, kahlen Zimmers steht, das einzige Fenster ist vergittert, der Mann hat ein kleines Bündel am Arm,

ſeine Mütze iſt ihm aus der Hand gefallen, und unter dieſem Bilde ſteht: „die erſte Viertelſtunde von zwanzig Jahren.“ — — Aehnliche Empfindungen, wenn auch minder herber und ſchrecklicher Art, als ſie das Innere dieſes Mannes durchwühlen, hat gewiß Jeder ſchon einmal gehabt, den der Wechſel ſeines Lebens in neue, in gänzlich fremde Verhältniſſe und Umgebungen warf. Was mich anbelangt, ſo war mir dieſe erſte Viertelſtunde im Zimmer Nr. 44 härter und niederdrückender, als meine ganze übrige Dienſtzeit. Daß mich meine neuen Kameraden nicht wohlwollend empfangen wollten, das ſah ich an ihren Mienen und hörte es aus ihren Worten; war ich doch ein Eindringling, der mit ihnen um die Wette die militäriſche Stufenleiter erklimmen wollte, und der als beſonders empfohlen, vielleicht gar protegirt, wohl im Stande ſchien, ſie zu überholen. Unteroffizier Schmetterer allein machte ein freundliches Geſicht und hielt es für ſeine Pflicht, mich mit meinen neuen Zimmergenoſſen bekannt zu machen: „Herr Vizebombardier Schultes, Herr Vizebombardier Leiendecker, Kanonier Stautz und Ellendorf.“

„Ah, Ellendorf,“ dachte ich, und ſchaute mir dieſen beſonders an, es war der Letzte in der Reihe, der mit dem ſüßen Geſicht und der Guitarre; er allein intereſſirte mich, die andern fürchtete ich ein wenig. Hatte doch das Strafprotokoll, welches ich angehört hatte, nicht viel Rühmendes von ihnen geſagt; da war Herr Stautz, den der Premierlieutenant ein boshaftes Thier genannt, welcher ſein Buch unglücklicherweiſe auf den Kopf des Vizebombardiers Schultes hatte fallen laſſen; da war auch dieſer und der gelehrte Vizebombardier Leiendecker, deſſen Geſicht mir noch am beſten gefiel. Es war ein langer, blaſſer junger Menſch mit blondem Haar, der ſich bemühte, beſtändig ſehr wichtig auszuſchauen, im Gehen ſchwenkte ſein Oberkörper von einer Seite auf die andere. Schultes ſah unbedeutend aus, hatte eine trübe unreine Geſichtsfarbe, neben unbedeutenden Augen und ſpitzer Naſe einen großen

Mund und ſchwarzes Haar ſteif herabhängend, das beſtändig glänzte, als ſei es mit Fett eingerieben. Am aufgeweckteſten ſah Stautz aus, doch waren ſeine Blicke frech und herausfordernd, und ſeine aufgeworfenen Lippen umſpielte beſtändig ein unangenehmes höhniſches Lächeln. Was unſern Stubenkommandanten anbelangte, ſo war es ein großer, breitſchultriger Mann mit etwas ſtark geröthetem, breitem Geſichte, langem dichtem Barte und ſtruppigem Haupthaar. In ſeiner ſtrammen militäriſchen Haltung, mit ſeinem korrekten Anzuge, ſeinen großen ſchweren Schritten, hatte er ſo lange etwas Imponirendes, bis er ſeinen Mund zum Sprechen öffnete, und alsdann die große, ſchwere Geſtalt eine feine Kinderſtimme hören ließ. Dieß machte eine wahrhaft komiſche Wirkung, beſonders da dieſe Stimme, wenn er heftig wurde, immer feiner, ja vollkommen weinerlich klang.

Ich hielt es für meine Schuldigkeit, mich dieſen meinen künftigen Stubengenoſſen noch mit einigen freundlichen Worten zu empfehlen und ſie zu bitten, mich, den Anfänger, mit ihrem guten Rath unterſtützen zu wollen. Meine Rede, die voll Gefühl und nicht ſchlecht war, machte übrigens nicht die geringſte Wirkung. Herr Leiendecker ließ ſich auf einen Stuhl am Tiſche niederfallen, ſtreckte die Beine weit von ſich, ſeine Hände aber in die Hoſentaſchen und ſagte mit finſterem Blick, ehe er in ſein aufgeſchlagenes Buch blickte: „es iſt auf Ehre jammervoll, daß man in dieſer Kaſernenſtube jeden Augenblick durch alle möglichen Lapalien geſtört wird.“

„Oder vielmehr durch Leute von achtbarer Familie, wohlerzogen,“ ſetzte Ellendorf mit dem ſüßen Geſicht hinzu, und Stautz, der ſich gegen eine Bettlade rekelte, ſagte, indem er mich frech anſah: „Alſo Sie ſtecken voll Kenntniſſe wie der Hund voll Flöhe, vielleicht fangen wir gelegenheitlich Etwas von Ihnen.“

„Was Ihnen am Ende nicht ſchaden könnte,“ meinte der Vizebombardier Schultes, „dann hätten Sie doch einige Hoffnung,

durch das Examen zu kommen, denn mit muthwilligen Streichen allein erwirbt man sich nie die Tressen."

„Haben Sie vielleicht was gesagt," fragte der junge Stautz seinen Vorgesetzten, „oder pfiff der Wind durch den Ofen? Ich glaube wahrhaftig es war Wind — — alles Wind — — eitel Wind!"

„Halten Sie Ihr loses Maul, wenn es Ihnen gefällig ist," mischte sich der Unteroffizier in diesen für mich keineswegs ermuthigenden Dialog; „der Vizebombardier hat Recht, es wäre sehr wünschenswerth, wenn Sie Ihre Nase mehr in die Bücher steckten; ist es nicht eine Schande für einen Freiwilligen, welcher sich zum Offizier ausbilden will, wenn er, wie Sie, im gestrigen Artillerievortrag den Stirnriegel am Lafettenschwanz vermuthet. —

„Gibt es doch Leute," sprach der Vizebombardier wie zu sich selber, „die nicht einmal wissen, ob sie selbst ihre Stirne vorn oder hinten haben." Stautz wollte heftig etwas entgegnen, doch rief der Stubenkommandant in einem so hohen Diskanttone, daß es selbst den Streitenden, die doch daran gewöhnt waren, so komisch klang, daß sie lachten: „Ruhe vorne und hinten, ist das 'ne Aufführung gegenüber einem Neueintretenden. Ruhe, sage ich, R—R—R—R—Ruhe in's Teufelsnamen, Stubengenossen sollen gute Kameraden und Freunde sein."

Ellendorf hatte sich auf einen Schemel niedergelassen, das blaue Band seiner Guitarre um die Schulter geschlungen, griff in die Saiten und sang mit einer Stimme, süß wie sein Gesicht:

„Ich zähle Freunde unter den Schaaren,
Die muthvoll folgen Diavolos Wort."

„Aber mich zähle nicht darunter," brummte Stautz mit kaum vernehmlicher Stimme, „man kann mit Euch machen was man will, Ihr laßt Euch an die Leine nehmen wie junge Jagdhunde, ich für meine Person werde mich doch nächstens zu einer respektabeln Fußbatterie versetzen lassen."

Unterdeſſen hatte mir der Stubenkommandant meinen Kaſten angewieſen, ſowie mein Bett, und zeigte mir die Beſtandtheile des Letzteren: einen dicken Strohſack, ein paar grobe Leintücher, ein Kopfkiſſen von Roßhaar und eine wollene Decke, auch ſchrieb er mir auf, was ich nothwendig an Putzzeug brauchte. So war eine halbe Stunde vergangen, und ehe ich das Zimmer verließ, ſollte ich auch noch die beiden Freiwilligen Ebert und Wetter kennen lernen; der Erſtere kam aus ſeinem Arreſt in einem ſehr ſchlechten Anzuge, an welchem deutlich die Spuren der Nacht zu ſehen waren, während welcher er auf der harten Pritſche herumgerutſcht. Er hatte auf dem Kopf eine Feldmütze, Stiefel ohne Sporen und natürlicher Weiſe keinen Säbel. „Da bin ich wieder," ſagte er eintretend mit luſtigem Tone, „dem Himmel ſei getrommelt und gepfiffen, daß das vorüber iſt. Numero Sicher läßt Euch grüßen, ebenſo des Rattenkönigs Majeſtät, der ein rührendes Verlangen nach Euch trägt." Er warf ſeine Mütze auf das Bett, zog aus ſeinem rechten Stiefel eine geleerte Schnapsflaſche hervor und rief: „Der alte Kerl hatte den Schnupfen und deßhalb trübe Augen, ſonſt würde er ſicher das bischen Rum gefunden haben, mit dem ich mich heute Nacht erwärmte. Potz, es war verdammt kalt." Hierauf ſtellte er ſich vor den Stubenkommandanten in militäriſcher Haltung, trat mit dem linken Fuße ſcharf bei und fragte: „Erlauben der Herr Unteroffizier, daß ich mich ſo wie ich bin als aus dem Arreſt entlaſſen melden darf, oder — — —"

„Was mich anbelangt," erwiederte Schmetterer, „ſo iſt mir das vollkommen gleichgültig, dem Wachtmeiſter aber rathe ich Ihre Meldung in ſauberem Anzuge zu machen; da Sie leider Gottes als Schmierfinke bekannt ſind, ſo wird er ein ſcharfes Auge auf Sie haben."

Ebert zuckte mit den Achſeln, machte Kehrt, und als er hierauf ſeinem Kaſten zuſchritt, ſah er mich mit großen Augen an. Der Stubenkommandant ſtellte mich vor, worauf Leiendecker und Stautz

es nicht unterlaſſen konnten, abermals zu erwähnen, daß ich von achtbarer Familie ſei, gut erzogen und voller Kenntniſſe ſtecke, wie — — — Stautz drückte den Nachſatz pantomimiſch durch Kratzen an ſeinem Körper aus.

Wetter, der vom Nachexerziren kam, gefiel mir von Allen am Beſten. Es war ein hübſcher junger Mann von vielleicht zwanzig Jahren mit einem gutmüthigen roſigen Geſichte, vergnügt glänzenden Augen und einem auffallend hellblonden, ſehr krauſen Haar. Er war ſauber gekleidet, trug feine Stiefel und gute Handſchuhe, ſeine Säbelkuppel hatte er ſehr enge geſchnallt, um ſeine ſchlanke Taille zu zeigen, er war der Einzige, der von mir freiwillig Notiz nahm. „Aha," ſagte er zu mir, während er ſeinen Säbel loshakte, „Sie ſind der neue Freiwillige, der Lieutenant von Steinfeld hat Sie mir beſtens empfohlen, ſprach überhaupt wohlwollend von Ihnen — ſeien Sie mir willkommen, und wenn Sie ſich gut aufführen, will ich Sie beſtens protegiren. Der Oberſt hat einen Generalgrundſatz, den ich auch zu dem meinigen gemacht habe, die ganze Brigade, pflegt er zu ſagen, halten drei Dinge in Ordnung, das iſt erſtens Ordnung und zweitens Ordnung und drittens Ordnung. Er hat vollkommen Recht, Unordnung muß einem braven Soldaten verhaßt ſein und ebenfalls Schmierfinkerei."

Ob ſein Blick, den er in dieſem Augenblicke auf Schultes, Leiendecker und Ebert wandte, zufällig war, wußte ich damals noch nicht, mir gefielen aber ſeine Worte, vor Allem ſein entſchloſſenes Weſen. Er nahm jetzt einen Stuhl, ſetzte ihn ſehr dicht neben den ſtudirenden Leiendecker, und als dieſer brummend etwas zur Seite rückte, ſah er ihn ſtarr an und meinte, der Herr Vizebombardier wolle gütigſt geſtatten, daß auch er noch auf der Welt ſei.

sie ihr Oel erhielten und an die Arbeit gehen konnten, mit allerlei Bemerkungen über ihr sauer verdientes geringes Brod, wobei sie gewöhnlich versicherten, daß das Amt einer Laternen-Anzünderin eine langsame Art von Hungertod sei. Doch hatten sich diese Ansichten der armen Weiber seit einiger Zeit bedeutend geändert, und wenn wir vorhin von unterschiedlichen Seufzern sprachen, so waren sie nicht vom schweren Amte erpreßt, sondern galten einer neuen Einrichtung, die sie mit dem Verluste ihres Erwerbs bedrohte — der Gasbeleuchtung nämlich.

Ein neuer heftiger Windstoß, der durch das Gewölbe heulte und vor der Oeffnung desselben die kleine Laterne an dem breiten Graben auslöschte, brachte die Zungen der Laternen-Anzünderinnen auf einmal in Bewegung.

„Geh' Sie doch hin, Winklere!" sagte eines der Weiber, „und zünd' Sie die Laterne wieder an; nicht wahr Sie thut's mit Ihrem guten Gemüth? Mir wär's dort finster genug, und wenn's in der Finsterniß ein paar zerbrochene Beine gäbe, welche die Gassenlicht-Herren zu bezahlen hätten, thät' mich's auch freuen."

„Natürlich werd' ich's wieder anzünden," entgegnete die Angeredete, indem sie gewaltig hustete und sich zugleich erhob. Es war eine kleine buckelige Person, welche die brennende Laterne vom Boden aufhob und damit dem Eingange zuschritt.

„Gebt nur Acht," fuhr die andere Stimme fort, „die Winklere weiß schon, warum sie besorgt ist, die schleicht sich schon wieder in ein Aemtchen hinein, die wird schon wieder angestellt, und wenn sie sie auch nur als Wetterher auf das Dach setzen."

„Habt Ihr denn eigentlich eine Idee davon," sagte eine andere Stimme, „was das mit dem Gassenlicht eigentlich sagen will, und warum wir unsern Dienst deßhalb verlieren müssen? Laternen müssen sie nun doch einmal haben, und die Laternen muß auch ein Christenmensch putzen und muß ihnen Oel geben, das liegt auf der Hand; aber ich weiß schon, wir sollen abgeschafft werden, denn die Herren vom Stadtrath werden schon andere

Zehntes Kapitel.

Alice.

Das Leben und Treiben auf dem Zimmer Nr. 44, wie ich es eben in ein paar Zügen geſchildert, blieb ſich im Allgemeinen ziemlich gleich und war für mich, namentlich ſo lange ich als grün und vollkommen unmündig betrachtet wurde, äußerſt unangenehm. Ich habe früher ſchon erwähnt, daß ich mir all' die gewöhnlichen Neckereien, mit denen der Neueintretende verfolgt wird, eine Zeitlang geduldig gefallen ließ; doch war ich noch wenig Wochen bei der Batterie, als ſich mir die Gelegenheit bot, oder mir vielmehr von dem Lieutenant von Steinfeld, der mich protegirte, geboten wurde, um mich bei meinen Stubengenoſſen gewiſſermaßen in Reſpekt zu ſetzen. Das war auf der Reitbahn bei den neu angekommenen Remontepferden. Es befand ſich ein ſchönes und kräftiges Thier darunter, das indeß ſo wild und unbändig war, daß es nur von einem Unteroffizier geritten werden konnte, der aber krank wurde und in's Lazareth kam. Der Premierlieutenant ſelbſt nahm das Pferd, welches ihm ſehr gefiel, freilich an die Leine, ritt es auch zuweilen, war aber verdrießlich, daß dieß nicht regelmäßig geſchehen konnte und ſagte dieß eines Morgens dem Kapitän, als wir Freiwillige gerade in der Reitbahn waren. Dieſe prächtige Gelegenheit konnte und wollte ich mir nicht entgehen laſſen, weßhalb ich vortrat und beſcheiden bat, das Pferd reiten zu dürfen. Ich merkte wohl, daß meine Kameraden höhniſch lachten und las in ihren Mienen, daß ſie ſich mit Ausnahme Wetter's auf die unfreiwillige Trennung freuten, die ich von dem Gaul erleben würde. Sah mich doch ſelbſt der Premierlieutenant erſtaunt an und hätte mich wahrſcheinlich kurz und ziemlich barſch abge-

wieſen, wenn nicht der Kapitän geſagt hätte: „Warum nicht, er ſoll's verſuchen, wenn es ihm Vergnügen macht, fällt er auch etwas derb in den Sand, ſo wird ihm das doch keine Rippe koſten.“ Dabei drehte er, auf die wohlwollendſte Art von der Welt lächelnd, ſeinen Schnurrbart.

Das Pferd wurde vorgeführt, und wenn auch Lieutenant von Steinfeld gegen den Premierlieutenant eine mißbilligende Bemerkung machte, ſo zuckte dieſer abwehrend mit den Achſeln und rief mir mit ſeiner derben Stimme zu: „Allons, junger Herr, zeigen wir, was wir gelernt haben.“

Ich trat an das Pferd hin, klopfte es auf den Hals, ging vor ſeinem Kopfe herum, arrangirte mir die Zügel mit der linken Hand und ließ es ſcharf ein paar Schritte zurücktreten, dann ſtellte ich ſeinen Hals ein wenig nach rechts, ſetzte meinen Fuß in den Bügel, drückte mein Knie ſtark gegen den Sattel, und ehe es eine heftige Bewegung, die es gewöhnlich, wenn der Reiter aufſtieg, machte, ſaß ich ſchon oben und ließ ihm darauf Luft zu einer prächtigen Lançade, die das raſche Pferd mit großer Kraft bis in die Mitte der Bahn ausführte. Der erſten Lançade folgte eine zweite, dritte, dazwiſchen ſtieg das muthige Thier auch ein paarmal hoch empor, und nun wollte es ſeine alten Geſchichten erneuern und fing an zu bocken, um mich aus dem Sattel zu werfen.

Bis jetzt war ich Sieger, und ein raſcher Blick auf die Offiziere hatte mich zu meinem Vergnügen belehrt, daß man mit mir zufrieden war. Der Hauptmann winkte mir auf ſeine elegante Art zu, Herr von Steinfeld lächelte freundlich und der Premierlieutenant rief laut: „Gut gemacht, jetzt tüchtig ein paar kalte Eiſen hinter den Bauchgurt — — So — — Dabei feſtgeſeſſen — — Bravo! — — Nun ſcharf parirt und umgewandt — — Bravo, bravo! — — Alles in Ordnung.“

Ich hatte ſeinen Befehl befolgt und das Pferd trug mich,

nachdem es die Sporen gefühlt, in wenigen heftigen Sprüngen bis an's Ende der Reitbahn, dort parirte ich scharf und das Pferd folgte dem Zügel mit einer so heftigen Bewegung, daß ich hier um ein Haar all' meinen Ruhm verloren hätte, doch gelang es mir wieder den Schluß zu nehmen, erst ließ ich es ein paar Schritte zurücktreten, hielt, wandte um und war ihm so sehr Meister geworden, daß es mit mir im Trabe einigemal die Bahn umritt. Darauf hielt ich vor dem Kapitän, stieg ab, dann wieder auf, und wenn das Pferd auch dießmal wieder einen Satz vorwärts machte, so waren seine Bewegungen nicht zu rechnen gegen den Ungestüm seiner früheren Lançaden.

Eine halbe Stunde lang ritt ich es noch in den verschiedensten Gangarten durch die Reitbahn, und wenn das Pferd auch begreiflicherweise Alles sehr roh machte, so zeigte es sich doch in hohem Grade gelehrig, worüber der Premierlieutenant entzückt war und sich mir in der That dankbar zeigte, daß ich seine gute Ansicht über das Thier durch meine verständige Behandlung, wie er es nannte, so glänzend gerechtfertigt.

Auf meine Kameraden auf Nr. 44 hatte diese Scene ihre vortreffliche Wirkung nicht verfehlt, ich wenigstens verstand es, dieselbe vollkommen zu benützen. Ich kam mir vor, wie durch das Lob der Offiziere nun mit einem Male mündig geworden, und wenn ich es auch wie bisher immer an höflichem Betragen, ja an Zuvorkommenheit gegen meine Kameraden nicht fehlen ließ, so erklärte ich ihnen dagegen bei der nächsten frechen Neckerei, die sich Herr Stautz, wie das so seine Art war, mit mir erlaubte, dergleichen für die Zukunft unter keiner Bedingung mehr dulden zu wollen, und stellte mich dabei so fest und energisch auf meinen Rechtsboden, daß ich bald mit ihren unverträglichen Charakteren ebenso gründlich fertig wurde, wie auf der Reitbahn mit dem unbändigen Pferde.

Wetter unterstützte mich dabei kräftig und übersetzte ihnen

meine immer noch zarten Andeutungen in's Genießbare, wie er nannte, wobei er ihnen ſagte: „Seht, meine lieben Herren, das iſt nun ſo einmal der Lauf der Welt: Großmäuligkeit und Schmierfinkerei thun es nun einmal nicht bei einer anſtändigen Batterie, und wenn ſich ein tüchtiger Kerl, der ſchüchtern unter uns tritt, auch durch gewiſſes übermüthiges Weſen eine Zeitlang einſchüchtern läßt, ſo kommt er doch bald zu Kraft und Verſtand und macht es wie ich, wenn ſich junge Herren flegelhaft benehmen." — — Dieſe letzten Worte waren ſpeziell an Herrn Stautz gerichtet, welcher am Tiſche ſaß, den Ellbogen aufgeſtützt, mich höhniſch anlachte und ſich dabei mit ſeiner flegelhafteſten Manier ſo weit zurücklegte, daß er die Schultern Wetter's berührte. Ein kräftiger Stoß von Letzterem gegen den Schemel, auf welchem Stautz ſaß, geführt, brachte dieſen ſo aus dem Gleichgewicht, daß er auf den Boden gefallen wäre, wenn er ſich nicht noch am Tiſche gehalten hätte. Da der Stubenkommandant abweſend war, ſo glaubte ich ſchon, daß es eine höchſt ärgerliche Scene geben würde, doch begnügte ſich Herr Stautz, ſeinen Angreifer mit einem Blicke von oben bis unten zu meſſen und dann auf den Stubenboden zu ſpucken, was ihm wahrſcheinlich etwas ſehr Unangenehmes eingetragen haben würde, wenn ich mich nicht zwiſchen ihn und Wetter gedrängt und den Letzteren mit einigen abmahnenden Worten beſänftigt hätte.

Wenn mir auch einige von den Kameraden unleidlich waren, ſo fühlte ich doch gegen Ellendorf einen Haß in mir, der ſonſt meinem Gemüthe fremd war. Ich hatte die Anſpielung des Premierlieutenants nicht vergeſſen, und dabei war Ellendorf einer von den Leuten, die nicht nur gern mit eingebildeten Erfolgen prahlen, ſondern es auch nicht laſſen können, Anſpielungen herauszufordern, ſie behaglich aufzunehmen und ſich über ſie weitläufig und ruhmredig zu verbreiten.

So konnte er mit großem Anſehen ſeines Briefpapier vor ſich

hinlegen, lange an einer Feder herumschnitzeln und hierauf, die Fahne derselben zerbeißend, in die Luft schauen, wobei er sich bemühte, seine Umgebung durch Seufzer aufmerksam zu machen. That ihm einer der Danebensitzenden den Gefallen, durch ein aufmunterndes Wort der Geburtshelfer seiner Gedanken zu sein, so ließ er sich nicht lange bitten, uns durch einzelne Anspielungen den Inhalt des Briefes schon im Voraus wissen zu lassen, wobei er auch sogar im Namen keine Diskretion beobachtete und sich unterstand, sogar ein paarmal einen auszusprechen, bei dessen Nennung ich ihn gerne zu Boden geschlagen hätte, mich aber zusammennahm, um nicht einen furchtbaren Halo von Spöttereien gegen mich, namentlich aber gegen das arme Mädchen hervorzurufen. Glücklicherweise war aber Ellendorf wegen seines Renommirens bekannt, und wenn er sich breit hinsetzte, um die Stelle zu streichen, wo männlichere Naturen einen Schnurrbart besaßen, und dann von einer aufkeimenden Eroberung sprach mit Ausdrücken und Anspielungen, bei denen man auf eine Prinzessin hätte rathen können, so frug ihn Wetter mit ruhigem Tone: „Wo dient sie denn, Ellendorf?“ was ihn gewöhnlich einem allgemeinen Gelächter preisgab. Dabei war es aber bekannt, daß er ein unternehmender, oder besser gesagt, ein frecher Bursche war, der mit seinen Zudringlichkeiten schon manchem Frauenzimmer lästig geworden, und das allein fürchtete ich, wenn ich an Alice dachte. — — Ja, an Alice, und ich dachte viel und innig an sie, seit ich mit ihr unter einem Dache lebte, ohne sie gesehen zu haben, seit ich mit ihr die gleiche Luft athmete, ohne sie auffinden zu können.

Schon mehrere Male war ich bei ihrem Vater gewesen, welcher mich als einen alten Bekannten freundlich empfangen hatte, aber ziemlich wortkarg war. Wenn ich die Rede auf meine ehemalige Gespielin brachte, welche ich nämlich nie zu Hause antraf, so schaute er mich unter seiner großen Brille mißtrauisch an

und ſagte: „O, es geht ihr gut, ſie befindet ſich vortrefflich, arbeitet fleißig und verdient was Ordentliches.“

„Und wo arbeitet ſie?“ fragte ich ihn.

„In einem Putzwaarengeſchäft in der Steinſtraße — ja, ja, in der Steinſtraße“ — bekräftigte er ſelbſt ſeine Rede. — „Ich glaube Nr. 14, ſie iſt aber da beſchäftigt von Morgens früh bis Abends ſpät, zuweilen kommt ſie auch gar nicht nach Haus; wenn es nämlich viel zu arbeiten gibt, ſo darf ſie dort bleiben, die Frau vom Hauſe mag ſie gut leiden und will ſie ganz zu ſich nehmen, das mag ich aber nicht,“ ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu.

In der That, es mußte wohl wahr ſein, was er ſagte, und Alice ſehr früh weggehen, oder ſehr ſpät nach Hauſe kommen, denn häufig ſchon hatte ich ihr in dem Korridor aufgepaßt, ohne ſie je zu treffen, oder traf ich immer unglücklicherweiſe gerade die Tage, wo ſie Abends gar nicht nach Hauſe kam, alſo auch den andern Morgen nicht fortzugehen brauchte. Daß ſie übrigens den Tag über von ihrem Vater entfernt war, freute mich für ſie, denn er ſchien ſich, ſeit er in der Kaſerne wohnte, in ſeinen Manieren und ſeinem ganzen Weſen nicht gebeſſert zu haben, der Flaſche ſprach er häufiger als je zu, und wenn einmal beſonders dringende Arbeiten waren, ſo ſchloß ihn der Capitain d'Armes auf das Arbeitszimmer ein und verabreichte ihm nur das, was er an Getränke haben ſollte.

Daß ich mich in der Steinſtraße häufig nach Alice umſah, verſtand ſich von ſelbſt, aber auch hier war es mir nicht möglich, ſie zu ſehen. Allerdings wohnte in Nr. 14 eine Putzmacherin, für deren Schaufenſter ich eine wahre Leidenſchaft gefaßt hatte, ſo mochten wenigſtens die Leute, die in der Nachbarſchaft wohnten, glauben; denn da ſtand ich häufig längere Zeit und blickte angelegentlich nicht auf die bunten Hüte, Hauben und die reichverzierten Chemiſetten, ſondern zwiſchen dieſen hindurch in das Innere des Ladens, wo ich wohl verſchiedene junge Damen be-

ſchäftigt ſah, aber Alice war nicht darunter. Vielleicht, dachte ich, iſt ſie in einem rückwärts liegenden Arbeitszimmer beſchäftigt, muß aber endlich doch einmal Abends nach Hauſe gehen, und ſo hatte ich denn manchen Abend bis ſpät dort gewartet, bis alle die Arbeiterinnen das Haus verlaſſen hatten, um dann endlich zu finden, daß Alice nicht unter ihnen war. Es war auch ſchon vorgekommen, daß ich ihre Geſtalt im Dunkel des Abends zu erkennen glaubte, alsdann haſtig nacheilte, um beim Näherkommen von der Betreffenden eine unartige Bemerkung zu hören, oder oft vielleicht eine wohlwollende, was mich Beides verletzte.

Das Hausweſen von Alicens Vater beſorgte ein Dienſtmädchen, die ich längere Zeit für ſtumm gehalten. Wenn ich in's Zimmer kam, ſo ſaß ſie gewöhnlich in einer Ecke und nähte, oder ſie putzte das wenige Geſchirr, was in der Haushaltung war. Dieſes Mädchen war groß und ſchlank gewachſen, ging ſehr ärmlich gekleidet und trug um ihren Kopf ein buntes Tuch gewickelt. Der dunkeln Farbe ihres Geſichtes nach, von welchem nur ſelten etwas zu ſehen war, denn gewöhnlich wandte ſie es ab, oder beugte ſie es tief auf ihre Arbeit nieder, mußte ſie ſchwarzes Haar haben. Sie ſprach nie mit mir, und wenn ich wohl einmal in der Abweſenheit des Flickſchneiders in das Zimmer trat, um nach dieſem zu fragen, ob er nicht da ſei, ſo ſchüttelte ſie ſtatt aller Antwort mit dem Kopfe.

Um ſo auffallender war es mir denn auch, daß dieſes Mädchen, als ich ſie eines Tages wieder allein im Zimmer traf, wo ſie am Fenſter ſtand, ſich auf einmal umwandte, mir mit ihren großen, ſchwarzen Augen feſt in's Geſicht ſah und mit einem leichten Lächeln ſagte: „Und wenn Ihr Euch die Beine ablauft auf Eurem Wege hierher, ſo werdet Ihr doch Alice ſchwerlich finden.“

„So wohnt ſie alſo gar nicht hier?“ ſagte ich erſchreckt.

„O doch, ſie wohnt hier, aber — — —“

„Was aber, sprich gerade heraus," fragte ich heftig, da das Mädchen stockte.

„Sie will von Euch nicht gesehen sein."

„Hat sie das gesagt?"

„O mehrere Mal und der Alte auch."

Ich sah das Mädchen überrascht an, schmerzlich berührt, und etwas der Art mochte sie auf meinem Gesichte lesen, denn sie setzte mit einem schlauen Blicke hinzu: „Ihm ist es vollkommen ernst damit — — ihr vielleicht nicht so sehr."

„Und wann kommt Alice nach Haus," forschte ich dringender, „Du scheinst mir ein freundliches Wort für mich haben zu wollen," setzte ich in herzlichem Tone hinzu. „Sage mir die Wahrheit, es ist ja nichts Schlimmes, wenn ich die gute Alice einmal sehen und sprechen will — — Ich meine es ja so gut mit ihr."

„Hoffentlich meint Ihr es gut mit ihr," gab sie mir zur Antwort, wobei ein eigenthümlicher Blitz aus ihrem dunkeln, glänzenden Auge drang, „und wenn ich das nicht dächte, so hätte ich Euch auch ferner, wie bisher, keine Antwort auf Eure Frage gegeben."

„So gib mir jetzt eine richtige; wann kommt Alice nach Haus und warum hab' ich sie nie gesehen, so oft ich auch auf sie gewartet?"

„Wann sie nach Haus kommt?" sagte lachend das junge Mädchen und ließ zwischen ihren rothen, frischen Lippen eine Reihe glänzend weißer Zähne sehen; „nun, keine Uhr schlägt regelmäßiger, als sie nach Hause kommt. Abends gleich nach Acht kommt sie und Morgens vor Sieben geht sie wieder."

„Und warum traf ich sie nie, wenn sie kam oder ging."

„Weil sie, wie ich Euch schon gesagt, das nicht wollte, und weil ich da war, um Euch abzupassen."

„Und das habt Ihr gut ausgeführt," antwortete ich wieder

mit Bitterkeit, worauf ſie ſagte: „Es war nicht ſchwer, die Kaſerne hat viele Treppen.“

„Aber,“ fragte ich nach einer Pauſe weiter, „wie kam es denn, daß ich Alice nie aus ihrem Laden kommen ſah, dort in der Steinſtraße Nr. 14?“

„Weil ſie da nicht arbeitet, ſondern ganz wo anders.“

„Und wo denn?“

Sie zögerte einen Augenblick und ihre Augen ſchauten ernſt, faſt finſter auf mich. — — „Ich weiß nicht, ob ich das ſagen ſoll,“ meinte ſie alsdann. — — „Und doch will ich's thun — — Sie kann ja dann immer noch thun was ſie will, vielleicht iſt's ihr nicht unlieb.“ — — Das Letztere ſagte ſie mehr wie zu ſich ſelber und fügte lauter hinzu: „Sie iſt in der Marienſtraße Nr. 8.“

„Jetzt beantworte mir noch eine Frage. Wie kommt es, daß Du bis jetzt gegen mich geſchwiegen und nun auf einmal ſo gut und freundlich biſt.“

„Das weiß ich eigentlich ſelbſt nicht, ich denke nur, es iſt der Alice recht, daß ich es geſagt habe, und ich thue Alles, was ihr recht iſt, ja ſogar für ſie durch's Feuer laufen thät ich. — — — — Sie hat nämlich oft gefragt, ob Ihr da geweſen wäret, wie Ihr ausgeſehen und was Ihr geſagt — — — Aber immer hinzugeſetzt: Wie gut iſt es, Thereſe, daß er mich nicht finden kann. Nun verſteh' ich aber auch, ob eine Sache ernſtlich gemeint iſt oder nicht.“

„Und Du glaubſt, es war nicht ernſtlich gemeint, daß ſie mich nicht ſehen wollte?“ fragte ich eilig.

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Ich glaube, es war nicht ernſtlich gemeint, und da ich ſie ſo lieb habe, ſo habe ich gegen ihren Befehl gehandelt.“

Denſelben Abend ſtand ich in der Marienſtraße gegenüber dem Hauſe Nr. 8 feſt an die Mauer gedrückt ſchon lange vor ſieben Uhr. Sie konnte ja vielleicht durch einen Zufall bewogen

werden, früher nach Hause zu gehen als gewöhnlich, und was war mir eine Stunde, um auf sie zu warten. Hätte ich freilich damals, als ich in dem eleganten Wagen des Herrn von Schabegg das Armenhaus verließ, kürzere Zeit auf sie gewartet, oder mit der Sehnsucht, die jetzt mein Herz bewegte, nach ihr geforscht, so würde mir manche traurige Stunde erspart geblieben sein. — — Aufsehen, welches ihr nachtheilig gewesen wäre, konnte ich ja hier nicht erregen, war ich doch zum ersten Male hier, und hatte noch obendrein einen grauen Soldatenmantel über meine Uniform geworfen, auch kamen wenig Leute des Weges, da die Straße nicht sehr besucht war, namentlich während des unfreundlichen Winterwetters. Es war kalt und naß, Schnee mit Regen vermischt fiel auf mich nieder, und ein kalter Wind peitschte einzelne Tropfen in mein Gesicht. Von der Kälte fühlte ich nichts, auch wurde mir die Zeit nicht lang, im Gegentheil, die Uhren schienen ausnahmsweise ihren Gang beschleunigt zu haben, denn kaum hatte die letzte in einem entfernten Stadttheil ein Viertel geschlagen, so zeigte eine andere in meiner Nähe schon wieder mit lauter, klingender Stimme die halbe Stunde an. — — —

So schlug es acht Uhr, und bald darauf öffnete sich die Thüre, und drei bis vier weibliche Gestalten, welche auf die Straße traten, veranlaßten mich, ihnen ein paar Schritte annähernd zu folgen. Die kleine Alice von damals hätte ich auch bei Nacht unter Hunderten erkannt, aber ich dachte daran, daß seit jener Zeit ein paar Jahre vergangen waren, und daß ich wohl nicht allein größer geworden sei. — — — Doch war sie nicht unter denen, welchen ich ein paar Schritte gefolgt, die plauderten so laut und lachten so herzlich, ich konnte mir Alice nicht so denken, deßhalb wandte ich um und sah eine andere Gestalt allein aus dem Hause treten, bei deren Anblick mir mein Herz sagte: Sie ist es — — — und sie war es. Jeder Schritt, den sie gegen mich machte, brachte sie mir nicht nur näher, sondern auch jene vergangene

Leute im Auge haben, welche die Laternen anzünden ſollen, ja, ja, ganz andere Leute, wie wir, und natürlich viel jünger und verſtändiger.“

„Schwätz' Sie kein ſo dummes Zeug!“ ſagte die erſte Stimme wieder, „das Gaſſenlicht iſt nicht, wie ſo verflucht's Maſchinenwerk; da bauen ſie draußen ein Gaſſenhaus, und in daſſelbe kommen große Maſchinen, wie in der Spinnerei drüben am Bach, und ein großer Schornſtein daneben, und das arbeitet in einer Viertelſtunde alles das, wofür ſich alle Laternen-Anzünderinnen Morgens und Abends zu plagen haben, ich ſage Euch, dieſe Maſchine iſt unſer Unglück, und wo ſo ein Unrath anfängt zu laufen und zu wuſeln, ſollt man's gleich zerſchlagen.“

Eine dritte Stimme erhob ſich jetzt ſchüchtern und wollte gehört haben, das Gaſſenlicht bekäme kein Oel, ſondern werde durch die Luft allein hervorgebracht, — eine Behauptung, über deren Unhaltbarkeit und Lächerlichkeit ſämmtliche Weiber in ein gellendes Gelächter ausbrachen.

„Luft, Luft?“ ſagte die erſte Stimme wieder; „wie man nur ſo dumm ſein kann und ſo etwas glauben! Wozu legen ſie denn dieſe dicken eiſernen Röhren? Wohl damit die Luft hindurch geht? eine eiſerne Röhre für die Luft! nun hör' mir einer an, ſo was hab' ich mein Lebtag nicht gehört. Ich will's Euch ſagen, was die Röhren bedeuten: Dieſe Röhren laufen in dem Gaſſenhaus alle in einem großen Keſſel zuſammen und dieſer große Keſſel iſt voll Oel, und da thut man nichts, als jeden Abend den Hahnen aufmachen und läßt das Oel in die Laternen laufen, und ſo braucht man Euch nicht mehr — verſtanden?“

„Bloß die Winklere allein,“ ſagte eine vierte Stimme mit krächzendem Ton, „dort kommt ſie zurück gehumpelt, bloß die wird beibehalten, und, wenn man ſie nicht als Wetterher brauchen kann, ſo darf ſie an dem großen Oelhahnen ſitzen und ihn langſam aufdrehen.“

„Spottet nur,“ ſagte die alte verhöhnte und ſetzte die

Zeit, wo wir uns als Kinder so geliebt, wo sie so manchen Abend sanft entschlafen war, ihren Kopf auf meine Brust gelegt. — — O, jene glückliche Zeit. — —

Ja, sie war es — — obgleich sie größer geworden war, ganz anders in ihrem Auftreten, in ihrem Gang, in der Haltung ihres Kopfes, so hatte ich sie doch schon aus der Entfernung erkannt, und sah jetzt auch bei den hellen Gaslichtern ihre mir unvergeßlichen, weichen, lieben, guten Züge. Sie blickte vor sich hin, als sie einen Mann ihr im Wege stehen sah, und wollte vorübergleiten. — — Sie schrak heftig zusammen, als ich auf sie zutrat, meine Hand auf ihren Arm legte und mit einem so innigen Tone, als ich ihn hervorbringen konnte, zu ihr sagte: „Alice, ich bin es."

Obgleich sie mich erkannt hatte — ich sah das an der Art, wie sie zusammenschrak — machte sie doch Miene, an mir vorüberzugehen, und senkte ihren Kopf tief herab, wie um mich nicht ansehen zu müssen.

Ich ging neben ihr dahin, nur ein klein wenig von ihr entfernt, und sagte in bittendem Tone: „Willst Du mich nicht kennen, Alice — willst Du mir nicht erlauben, daß ich ein paar freundliche Worte mit Dir rede."

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe und sagte dann so leise, daß ich es kaum verstehen konnte: „Es ist besser, wenn wir nicht mehr zusammen reden — — gewiß, es ist besser. — — Unsere Wege sind auseinander gegangen und mußten auseinander gehen."

„Leider ist das wahr," sagte ich schmerzlich bewegt, „und ich bin daran Schuld, und daß ich es anders hätte machen können und nicht gethan, das hat mir schon immer so entsetzlich wehe gethan, auch habe ich Dich schon lange gesucht, um Dir das zu sagen. — — O Alice, Du mußt mir nicht nachtragen, daß ich Deine herzliche Freundschaft für mich damals so wenig erkannt habe. Ich war ja noch ein wilder Bube und das Glück, das vor mir aufstieg, so reich und gewaltig, hatte mich verblendet und ließ

mich nur vorwärts ſchauen. — Aber es dauerte nicht lange, da trat die Vergangenheit wieder lebhaft vor meine Seele — — weißt Du, Alice, die vielen Jahre, die wir ſo ſtill und glücklich zuſammen verlebt."

„Wohl waren ſie ſchön," ſagte ſie mit leiſer Stimme, „aber ich bin auch jetzt ſtill und glücklich. — Warum ſollt' ich es nicht? — ich arbeite gerne, und was ich arbeite, gefällt mir; Wünſche habe ich nicht und Dir — — den ich gewiß nicht vergeſſen — — geht es gut, Du haſt eine Zukunft — Du wirſt gewiß glücklich werden."

„So haſt Du meiner zuweilen gerne gedacht, Alice?" fragte ich freudig. „O, ich wußte es wohl, Dein Herz iſt ſo gut, ſo lieb, und jetzt erlaubſt Du mir auch, Dich zuweilen zu ſehen, jetzt gewöhnſt Du Dich wieder daran, meine liebe Alice zu ſein wie damals, als wir noch Kinder waren."

„Das ſind wir aber nicht mehr," ſagte ſie mit einem leichten Beben ihrer Stimme, „und deßhalb können wir nicht mehr zuſammen ſein wie damals. Ich hab' es Dir ſchon geſagt, Eugen — unſere Wege ſind auseinander gegangen, und deßhalb können wir nur entfernt von einander ſtehen und uns vielleicht hie und da ein freundliches Wort zurufen, einen herzlichen Wunſch ausſprechen für unſere Zukunft, und das werde ich gewiß thun — — aber verzeihe mir, daß ich Dich Du genannt und Eugen, das iſt eine alte Angewohnheit."

„O bleibe dabei, Alice," rief ich ihr zu. „Bleibe dabei — und wenn wir uns auch nicht mehr als Kinder betrachten können, und wenn Du glaubſt, daß unſere Wege damals auseinander gegangen ſind, ſo wende Dich wieder zu mir, wie ich mich aus vollem Herzen zu Dir wende. — — — Laß mir die liebe Hoffnung, daß ſich unſere Wege wieder nähern werden, um ſpäter dann immer fröhlich nebeneinander zu gehen. — — Glaube mir, meine gute Alice, ich habe ja Niemand auf der Welt als Dich,

zu dem ich so innig sprechen kann — — Niemand, der mich so versteht wie Du. Mit wem soll ich plaudern von vergangenen Zeiten, mit wem von unserer kleinen Stube reden, wo wir so vergnügt waren, von unsern Spielen, von Allem — — Allem, was uns lieb war? Wer weiß es, wie gut Du mir gewesen und wie lieb ich Dich gehabt — — was Du Alles für mich gethan? — — O, es war eine glückliche Zeit, Alice. — — Weißt Du noch, wie ich eingesperrt war und wie Du die ganze Nacht auf der Schwelle sitzen bliebst, nachdem Du mir ein Abendbrod gebracht?" — — —

„Ich weiß — — ich weiß," sagte sie und setzte kaum vernehmlich hinzu, „ich würde das heute ebenso noch für Dich thun, wie damals."

„O wie danke ich Dir für das Wort, laß deßhalb jene Zeit vergessen sein, sei wieder wie damals meine gute, liebe Alice. Sieh, ich darf nicht von Dir lassen und ich kann es auch nicht. Ich habe das mehr wie einmal meiner Pflegemutter, die mich so sehr liebte, versprochen. Was willst Du also machen — wieder Nein sagen kannst und darfst Du nicht, ich würde Dir doch folgen, ungesehen, ich wäre doch in Deiner Nähe, so oft es mir möglich wäre, und Du müßtest es doch ertragen, ohne mit mir reden zu können, und nicht wahr, Alice, Du redest doch gerne mit mir?"

Während ich so sprach, gingen wir dicht neben einander durch die Straßen, zuweilen glitt ihr kleiner Fuß auf dem Pflaster und dann fühlte ich die sanfte Berührung ihrer Schulter, freilich trat sie dann etwas auf die Seite, aber ich folgte ihr. — — — Zuweilen, wenn wir in die Nähe einer Gaslaterne kamen, konnte ich etwas von ihrem lieben Gesichte sehen. Sie sah blaß aus, aber ihr gutes Auge glänzte wie damals, ihr blondes Haar, welches in dicken Flechten ihre Schläfe umgab, hatte wie damals dieselbe helle, schöne Farbe.

Auf meine dringenden Bitten gab sie mir keine direkte Ant-

wort, doch ſprach ſie nach einer längeren Pauſe wieder mit mir und ſagte: „Du weißt, daß wir jetzt in der Kaſerne wohnen, es geht meinem Vater etwas beſſer, auch iſt er mehr zu Hauſe, da er nicht ſo viel ausgehen darf, und das iſt gut für ihn und für mich. Ich arbeite dort in dem Hauſe, wo Du mich vorhin herauskommen ſahſt, und man iſt mit mir zufrieden, ja man hat mich gerne. Die Beſitzerin des Geſchäftes wollte mich ſchon ganz zu ſich nehmen, aber mein Vater will das nicht und ich möchte auch nicht gerne.“

„Doch bleibſt Du zuweilen die Nacht über da, wenn es viel zu arbeiten gibt?“ fragte ich und konnte mich bei dieſer Frage eines peinlichen Gefühls nicht erwehren.

„Ich bleibe nie die Nacht über da,“ ſagte ſie mit einem beſtimmten Tone, „das hat mein Vater nur ſo geſagt, Thereſe erzählte es mir, und das war mir leid, daß er das gethan.“

„Es war Dir leid um mich, Alice?“

Auch darauf gab ſie keine Antwort, ſondern fuhr fort: „Wir haben die Thereſe zu uns genommen, die ein ſehr braves Mädchen iſt, ſie war früher bei dem Feuerwerker Link und kam oft klagend, daß es bei ihm ſo wild zugehe. — — Biſt Du auch zuweilen bei dem Feuerwerker Link?“

„Ich exerziere bei ihm,“ gab ich zur Antwort, „auch gibt er mir Unterricht, und deßhalb komme ich zuweilen in ſeine Wohnung, um ihn dieß und das zu fragen, ſeine Wirthſchaft beſuche ich nicht. Unſer Zugführer, Herr Lieutenant von Steinfeld, ſieht es nicht gerne, wenn wir Freiwillige hingehen.“

„Iſt das der Herr Lieutenant von Steinfeld, der immer ſo ernſt ausſieht,“ fragte ſie, „und der immer ſo kurz und befehlend ſpricht?“

„Es iſt ein großer, gut ausſehender Mann mit hellblondem Haar,“ antwortete ich, von ihrer Frage etwas überraſcht, „kennſt Du ihn?“

„Nein," entgegnete ſie ruhig, „ich kenne Niemand in der Kaſerne, weder von den Offizieren, noch von den Andern, ich intereſſire mich nur für ihn, weil er Dein Zugführer iſt und — —"

„Ich danke Dir herzlich für Deine Theilnahme, meine gute Alice, und daß Du ſie mir durch Deine lieben Worte ausdrückſt, freut mich ſehr, aber auch ſonſt kann man ſich wohl für den Herrn Lieutenant von Steinfeld intereſſiren, obgleich es undankbar von mir wäre, über einen der Offiziere bei der Batterie zu klagen, ſie ſind alle gut gegen mich, jedoch fühle ich mich zu keinem ſo hingezogen wie zu ihm, und das mag wohl neben ſeinem angenehmen, wohlwollenden Aeußern daher kommen, daß er ſich väterlich meiner annimmt; er hat mich neulich examinirt, und da er fand, daß ich in Mathematik und Geſchichte noch zurück ſei, ſo gibt er mir ſelbſt in dieſen beiden Fächern Unterricht und ich lerne recht bei ihm."

„Wie mich das freut, Eugen," ſagte ſie in wärmeren Tone als bisher.

„Und wie glücklich ich bin, daß Du mir dieſe Theilnahme ſchenkſt," entgegnete ich ihr, „kann ich Dir nicht ſagen. — So biſt Du wieder meine Alice von früher. — — Komm'," ſetzte ich bittend hinzu, „gib mir Deinen Arm, es iſt ſo ſchlüpfrig auf der Straße und Du brauchſt Dich auch nicht zu geniren, es kennt uns Beide Niemand."

Zuerſt zögerte ſie, und als ich ihre kleine Hand unter meinen Arm geſchoben, hielt ſie ſich immer noch ſo weit von mir entfernt, als ihr möglich war. Nach und nach aber kam ſie näher, und endlich legte ſie leicht ihre Schulter an die meinige. Ach, wie mich das ſo freudig durchzuckte, wie ich ſo tief, ſo ſchwer und doch ſo ſelig athmete. Wenn ich auf dem geraden Wege geblieben wäre, hätten wir ſchon lange zu Hauſe ſein können, aber ohne uns darüber auszuſprechen, bogen wir in andere Straßen ein, kamen endlich in bekanntere Gegenden der Stadt, ſchritten jetzt

über einen Platz hinweg, den wir als Kind so oft gegangen, und ſtanden auf einmal vor dem Hofe des Armenhauſes.

„Wie ſind wir eigentlich hierher gekommen?“ fragte Alice erſtaunt.

„Uns hat die Erinnerung an unſere Vergangenheit geführt,“ gab ich ihr zur Antwort, „und jetzt, da wir einmal hier ſind, laß uns auch näher treten. Siehſt Du dort den Lichtſchimmer, Alice, den bekannten lieben Lichtſchimmer, ſagte er nicht auch zu Dir ein freundliches Wort, bittet er Dich nicht auch hereinzukommen und kannſt Du der Bitte widerſtehen?“

Sie ſagte nichts, nur legte ſie ihr Köpfchen an meine Schulter, und erſt nach einer langen Pauſe flüſterte ſie mir zu: „Ich war nicht mehr hier ſeit jener Zeit, ich hätte es nicht ertragen können, dieſes Haus wiederzuſehen, wenn ich Dich nicht vorher wie jetzt geſprochen.“

„Es iſt Dir alſo lieb, daß ich Dir auf der Straße aufgelauert?“

„Es hat mein Herz erleichtert,“ ſagte ſie tief Athem holend.

Ich preßte heftig ihren Arm an meine Bruſt und ſprach: „So laß uns hineingehen, Alice, zu unſerem Pflegevater, er wird ſich gewiß herzlich freuen, wenn er uns verſöhnt ſieht, und wenn wir Beide kommen ihn zu beſuchen.“

„Vielleicht — — vielleicht — — vielleicht auch nicht,“ gab ſie zur Antwort. — „Doch warte einen Augenblick,“ ſagte ſie ſtehen bleibend, indem ſie an die Mauer des alten Hauſes blickte.

„Was willſt Du?“

„Ich überlege,“ antwortete ſie zögernd, „ob ich Dir etwas zeigen ſoll.“

„O zeig' es mir,“ bat ich, „was haſt Du, Alice?“

„Eine Kinderei. Als ich damals das Haus verließ, ſteckte ich etwas in die Mauer, um es erſt wieder hervorzuſuchen, wenn ich einmal — — mit Dir wieder hieher zurückkehren würde.“

„Mein lieber Engel,“ ſprach ich mit innigem Tone, „ſo haſt Du auch in jenen ſchweren Tagen gerne an mich gedacht.“

„Gerne nicht," gab ſie kopfſchüttelnd zur Antwort, „ach ich habe ſehr geweint, als ich das Haus verließ. Ich dachte, es ſei Alles, Alles aus."

„Und jetzt denkſt Du anders?"

„Ein klein wenig — ja," verſetzte ſie, „doch noch nicht genug, um Dir zu zeigen, was ich hier verborgen. Später, Eugen."

„Bitte — jetzt, Alice."

„Nein, nein, ein andermal, zwinge mich jetzt nicht dazu, es wird ſpäter ſchöner ſein." Damit zog ſie mich raſch hinweg durch das Thor.

„Du biſt eigenſinnig, Alice," ſagte ich, „aber ich folge Dir gerne."

Wir überſchritten nun den Hof, gingen zur Hausthüre hinein und ich klopfte leiſe an.

„Herein!" rief die bekannte Stimme.

Dann öffnete ich die Thüre, ſchob Alice hinein und folgte ihr raſch, wobei ich ausrief: „Da ſind wir Beide."

Herr von Schwanefeld ſaß am Tiſche und hatte in einem Buche geleſen. Als wir eintraten, blickte er auf, hielt ſeine Hand über die Augen, und als er meine Stimme erkannte, rief er aus: „Ja, ich ſehe wohl, daß ihr es ſeid. Welcher Wind hat euch zuſammengeblaſen und hierhergeführt? — — He, mein Burſch, was weißt Du mir darauf zu ſagen?"

Dieſe Anrede machte mich einigermaßen ſtutzig, doch fühlte ich mich zu glücklich, um irgend einem finſtern Schatten Raum zu geben. „Ich habe nach Alice lange genug geſucht, um ein Recht zu haben, ſie endlich aufzufinden, und da das geſchehen, ſo war nichts natürlicher, als hierher zu kommen in unſere Wohnung und Sie zu beſuchen."

Der gute Pflegevater hatte uns viel zu lieb, um ſich nicht im nächſten Augenblicke, trotzdem er es vielleicht anders im Sinne hatte, über unſern Beſuch zu freuen. „Ich habe es mir lange gedacht," ſagte er freundlich lächelnd, „daß dieſer Burſch da,

ſtatt Abends bei ſeinen Büchern zu ſitzen, den Mädchen auf der Straße nachläuft. Das zweierlei Tuch iſt wohl daran Schuld. — — Weiß der liebe Gott, es geht gleich in's Blut. — — Du brauchſt Dich nicht beſchämt abzuwenden, Alice," wandte er ſich an das junge Mädchen, „dem alten Schwanefeld, der es mit euch ſo gut meint, wird wohl ein Scherz erlaubt ſein. Jetzt lege Dein Tuch ab, mein Kind, und ſetzt euch."

Ich hatte meinen Mantel ſchon lange auf einen Stuhl geworfen und es freute mich gerade in dieſem Augenblicke ſehr, daß mich mein Pflegevater mit wohlgefälligem Blicke anſchaute. Ich fühlte, daß er fand, ich ſehe nicht übel aus, und darauf legte ich jetzt beſondern Werth.

„Ja, Alice," ſagte ich nun eifrig, „leg' das Tuch ab, das große und das kleine," das Letztere hatte ſie um den Kopf gebunden. Ich half ihr eifrig, es zu entfernen, und als ich nun beim Scheine des Lichtes zum erſten Male wieder ihr liebes Geſicht ſah, konnte ich mich nicht enthalten, meine Hände, die an ihrem Kopf beſchäftigt waren, ein wenig zu öffnen, ſie haſtig an mich zu drücken und auf ihre weiße Stirne zu küſſen.

Ich bemerkte nicht, daß mein Pflegevater das Mädchen mit einem freundlichen, aber zugleich wehmüthigen Blick betrachtete und alsdann den Kopf ſchüttelte. Ich hatte nur Augen für ſie. Ich ſchaute auf ihr volles, blondes Haar, auf die wohlbekannten, mir unvergeßlichen Augen, auf ihr feines Näschen, auf ihren kleinen friſchen Mund, das war immer noch meine Alice von damals, wie ſie neben mir ſaß, das Geſicht an meine Wange gelegt, wenn mein Arm ihren Hals umſchlungen hielt. — — Aber ihre Geſtalt hatte ſich verändert. Alice war viel größer geworden, und wenn ihre Taille auch fein und ſchlank geblieben war, ſo hatte ſie ſich doch ſonſt aus dem kleinen, ſchmächtigen Mädchen ſo eigenthümlich, ſo geheimnißvoll entwickelt, daß mich das allein abhielt, ſie mit meinem Arm umſchlungen zu halten,

wie ich die Absicht hatte, sie zu dem kleinen Bänkchen hinzuführen, wo wir als Kinder so oft gesessen. — — — Ich wußte nicht, woher es kam, aber sie erschien mir auf einmal wie eine duftige Blüte, die man nicht berühren soll, und an deren Anblick sich nur das Auge erfreuen darf.

Auch meinem Pflegevater mochten ähnliche Gedanken durch den Kopf gehen, und er sagte mit einem sinnenden Blick, indem er dem jungen Mädchen selbst einen Stuhl an den Tisch rückte: „Du hast Dich recht verändert, Alice, aber sehr zu Deinem Vortheile, wahrhaftig, Mädchen, ich will Dich nicht eitel machen — — vielleicht käme ich damit zu spät," setzte er launig hinzu — „aber ich wiederhole, was ich Dir früher schon oft gesagt, Du siehst aus wie eine Prinzessin, und Deine Mutter, die ich nicht gekannt habe, muß eine schöne Frau gewesen sein. — — Doch jetzt Scherz bei Seite, Kinder," rief er lustig, „setzt euch an den Tisch, ihr seid meine lieben Gäste und Herr von Schwanefeld wird sich bemühen, euch ein Souper vorzusetzen, so gut es das Haus vermag."

„Das sollen Sie nicht thun," meine Alice mit einem lieblichen Lächeln auf den Lippen, „ich weiß von früheren Zeiten schon noch, wo etwas zu finden ist." Damit sprang sie auf und ging an den alten, bekannten Wandschrank, wo sie eine Flasche Bier fand, Gläser herausnahm und Alles das mit einigen Tellern, Messern, etwas Butter und Brod auf den Tisch setzte. Wir Beide schauten ihr vergnügt zu, wie sie das Alles so allerliebst machte, wie ihre feine elastische Gestalt förmlich durch das Zimmer schwebte, und wie sie mit ihren kleinen Händen die verschiedenen Gegenstände zierlich auf den Tisch niedersetzte.

Dann wurde getafelt und wie schmeckte es uns. Ich glaube nicht, daß an diesem Abend in der ganzen weiten Stadt bis in die höchsten Kreise hinauf irgend ein Souper gefunden werden konnte, wo Wirth und Gäste so durch und durch vergnügt waren,

wie wir an dem kleinen Tiſch im Armenhauſe. Die Augen des alten Herrn glänzten vor Freude und er ſagte: „Ach, wenn die gute Iduna noch lebte, ſo müßteſt Du bei uns ſein, meine gute Alice, dann wäre das Leben Schwanefeld's wie vergoldet.“

„Das kommt auch ſo,“ rief ich glücklich und heiter, „leider ohne die gute Mutter, ſpäter werden wir wieder beiſammen ſein und beiſammen bleiben, ſpäter — —“

„Halt, mein Junge,“ ſagte Herr von Schwanefeld kopfſchüttelnd, „es ſind das eigenthümliche Worte — — ſpäter oder vielleicht, wenn und aber. — — Wer weiß, was ſpäter ſein wird, die Vergangenheit gehört uns, halb und halb auch die Gegenwart, obgleich auch in dieſe ſchon die Zukunft zuweilen finſter hereinragt. Was dieſe aber ſelbſt anbelagt, ſo gebietet ſie über uns und wir können nichts thun, als geduldig ſtille halten.“

„Nein,“ rief ich entſchloſſen, „wir können mehr thun, wir können wenigſtens der Zukunft helfen, daß ſie uns günſtig nahe, wir können vorbauen und den Weg zu unſerem Glücke bahnen.“

„Allerdings, durch Fleiß und tüchtiges Lernen, junger Herr,“ fiel mir mein Pflegevater in's Wort, „aber wir dürfen nicht ſagen, ſpäter ſoll das und das geſchehen.“ —

Ich fühlte wohl, er wußte, was ich ſagen wollte, was mir das ganze Herz erfüllte, denn er bemerkte deutlich, wie mein Auge an dem jungen Mädchen hing, wie ich zuweilen ihre Hand ergriff und daß ich auf dem beſten Wege war, ihr zu erklären, daß meine Zukunft und die ihrige unauflöslich in Leid und Freud zuſammengehen müſſen, und das wollte er hindern. Er warf denn auch plötzlich und jedesmal, ſo oft ich mit warmen Worten einſetzte, ein anderes Geſprächsthema ein und ſagte jetzt: „Apropos, mein Junge, ich habe geſtern den Herrn Lieutenant von Steinfeld geſprochen, er iſt im Allgemeinen mit Dir zufrieden und ſcheint ſich ſehr für Dich zu intereſſiren, was mich recht freut. Er iſt ein wackerer Mann, halte Dich feſt an ihn.“

Laterne ruhig auf den Boden. „Ihr wißt Alle, daß ich ein so armes Weib bin, wie Ihr, die ihre paar Groschen vom Laternenanzünden für ihr kümmerliches Leben ebenso braucht und die sonst nichts hat.“

„Und die uns das Geschäft verderbt,“ sagte die erste Stimme mit bitterem Tone, „ja Winklere, Sie hätte uns doch das Geschäft verdorben, wenn's der Teufel in den nächsten Tagen nicht ganz holen würde.“

„Ich, und womit denn?“

„Ja Sie! Hat Sie nicht durch Ihr Scharwenzeln und durch Ihre Bittgänge heraus geschlagen, daß die nichtsnutzige Weibsperson, die Marie, die Laternen in der hohen Gasse anzünden darf, und sind wir dadurch nicht alle verschimpfirt worden, und, sagt nicht seit der Zeit der Stadtsoldat Steinmann, der, beiläufig gesagt, einst in der Hölle in dem Oel braten wird, das er uns abgezwackt und dem Rathe gestohlen, hat er nicht seit der Zeit gesagt, wir seien alle zusammen liederliche Weibsbilder?

„Ja, ja, das hat er gesagt!“ riefen mehrere Weiber; „und sobald wir entlassen sind,“ setzte eine schrille Stimme hinzu, „kratze ich ihm sein scheeles Auge aus.“

„Und das ist noch nicht Alles,“ sagte die erste Stimme, „jetzt liegt die Marie schon ein halbes Jahr zu Bett als Strafe für ihren sündhaften Lebenswandel, und was thut die Frau Winklere, die hochmüthige Mama von dem hochmüthigen königlichen Stallknecht? Anstatt die Gelegenheit zu benutzen, um die Weibsperson los zu werden, geht sie her und versieht die ganze Zeit den Dienst der Marie.“

„Und ist da was Böses drinn?“ fragte die Winklere.

„Ei, nun seh' mir eins die Frage an!“ antwortete die Andere, „was hat der Steinmann neulich gesagt? Er hat gesagt, wenn er gewußt hätte, daß eine von uns zwei Stadtviertel versehen könnte, so hätte man eigentlich nur die Hälfte von Lampenanzünderinnen anzustellen gebraucht, und hat hinzugesetzt, wenn

„Kennen Sie ihn näher?“ fragte ich.

„Nein, ich sprach ihn nur ein paarmal in Deinem Interesse, aber ich muß gestehen, er gefällt mir ganz besonders, nicht nur allein weil er Dir wohl will, sondern weil er nebenbei etwas Ritterliches, ja Aristokratisches von der angenehmen Sorte hat. — — Ich verstehe mich darauf.“

„Wenn zuweilen der Capitain d'Armes zu meinem Vater kommt,“ warf Alice leicht hin, „so sprechen sie auch über die Offiziere, und da sagte neulich der alte Mäuler, der Lieutenant von Steinfeld sei nicht wie die gewöhnlichen Lieutenants, er käme ihm gerade vor wie ein verkleideter Prinz.“

„Und wie kommt er Dir vor?“ frug Herr von Schwanefeld lachend.

„Ich kenne ihn ja nicht,“ gab das Mädchen unbefangen zur Antwort, „habe ihn kaum ein paarmal gesehen und im Kasernenhofe kommandiren gehört. Er hat eine Stimme, vor der man sich fürchten könnte, obgleich er nicht so böse aussieht; aber Etwas ist mir doch an ihm aufgefallen, er muß Kummer haben, ich meine, man sehe das an der Art, wie er im Gehen seinen Kopf senkt und vor sich nieder blickt; auch dünkt er mir für einen Lieutenant etwas zu alt.“

„Du hast ihn ja sehr genau angesehen,“ sagte ich mit einer kleinen eifersüchtigen Regung, worauf mir Alice ruhig zur Antwort gab: „Nicht mehr und auch nicht mit größerem Interesse, als jeden Andern.“ Nach diesen Worten blickte sie auf die alte Schwarzwälderuhr, die im Zimmer hing, und fuhr erschreckt zusammen, als sie sah, daß der Zeiger schon auf Neun stand. „So spät bin ich nie nach Haus gekommen,“ rief sie aufstehend, „was soll mein Vater von mir denken und die Therese?“

„Wenn Du nicht die Wahrheit sagen willst, so könntest Du ja länger gearbeitet haben.“

„Nein, ich werde die Wahrheit sagen,“ sprach sie in einem

bestimmten Tone, „es ist ja für die Zukunft besser," setzte sie gegen mich gewandt mit leiserer Stimme und herzlichem Tone hinzu, während Herr von Schwanefeld seinen Hut suchte, denn er wollte uns begleiten. Hastig ergriff ich beide Hände des lieben Mädchens und drückte so schnell einen Kuß auf ihre Finger, daß sie nicht Zeit hatte dieselben vorher zurückzuziehen, und ich wieder aufrecht dastand, ehe sich mein Pflegevater umwandte.

Ich wußte nicht, woher es kam, aber ich schente mich doch etwas vor ihm.

„Nun, Kinder," sagte er, „wollen wir gehen, aber vorher hört mich an. — Es ist nun wohl recht hübsch, daß ihr euch wiedergefunden habt und alles Trübe vergessen, was zwischen euch lag, auch daß ihr euch wie ehemals als Bruder und Schwester betrachten wollt, aber ihr seid keine Kinder mehr, und wenn dieser junge Mensch da die Absicht hätte, Dir häufig auf der Straße aufzupassen, wie er heute gethan, so würde ich mich dagegen erklären müssen, denn — — denn — es wäre für Alice nicht gut — — also — — versteht mich recht — — sehen könnt ihr euch zuweilen, dagegen wird auch Dein Vater nichts einzuwenden haben, wenn ich ihm das Ding vernünftig vorstelle und ihm sage, daß ihr zuweilen hieher zu mir kommen wollt in eure frühere Heimat — — versteht ihr mich — — und da hätte ich auch nichts dagegen, aber — —"

Ich unterbrach ihn, indem ich stürmisch meinen Arm um seinen Hals schlang und ihn an mich drückte. Er neigte sein Gesicht lächelnd gegen Alice, die einen Augenblick ihren Kopf an seine Schulter legte — — „aber," fuhr er alsdann fort, indem er den Zeigefinger seiner rechten Hand in die Höhe hob, „dagegen versprichst Du mir, junger Mensch, Dich sonst nicht um Alice zu bekümmern, ihr nicht in den Weg zu laufen, wie das eure Art ist, und vor allen Dingen nicht anzufangen, ihr in der Kaserne Besuche zu machen."

„Um Gotteswillen, nein, Eugen, das würdeſt Du nicht thun.“

„Gib Dein Wort darauf,“ äußerte Herr von Schwanefeld mit Würde, „Alice namentlich in den Räumen der Kaſerne nicht abſichtlich in den Weg zu treten.“

„Ich gebe es feierlich,“ ſagte ich, „du lieber Gott, es iſt mir ja viel lieber, Alice hier ſehen zu dürfen in unſerer lieben, bekannten Stube und zu denken, es ſei noch wie damals — — nicht wahr, Alice?“

Sie reichte mir ihre Hand und nickte mit dem Kopfe. — — — „Weißt Du noch, wie wir dort auf dem Schemel zuſammen ſaßen?“

„O wie oft.“

„Namentlich den Abend vergeſſe ich nicht, als Frau Merzer ihre Geſchichte erzählte, die mich ſo in Angſt verſetzte, daß ich ſchauernd einſchlief.“

„Und dann träumteſt Du von einer ſchönen, blonden Frau, die einen ſchwarzen Schleier über das Geſicht hatte.“

„Ob ich damals davon geträumt habe, weiß ich nicht mehr,“ gab das junge Mädchen nach kurzem Beſinnen zur Antwort, „oder ob Du mir davon erzählt, ich glaube, ſo war es, aber gewiß iſt, daß ich das Bild der armen, ſchönen Frau mit dem ſchwarzen Schleier um den Kopf in wirklichen und in wachen Träumen oft und deutlich vor mir ſah.“

„Aber jetzt kommt, Plappermäuler,“ rief Herr von Schwanefeld, „wenn wir Deinen Vater durch langes Ausbleiben böſe machen, ſo wird er Dir keine Erlaubniß mehr geben, zu mir zu kommen.“

„Ja, kommt, kommt,“ ſagte Alice eilig, und ſo verließen wir Zimmer, Haus und Hof. Herr von Schwanefeld führte das junge Mädchen, ich ging auf ihrer andern Seite und berührte ſie ſo lange leicht aber bedeutungsvoll mit meinem Ellbogen, bis ſie

ihr kleines Händchen unter meinen Arm ſchob und ich nun ſelig neben ihr ging.

Ehe wir aber zur Kaſerne kamen, mußte ich zurückbleiben, es ſchickte ſich das nicht, meinte Herr von Schwanefeld, und wohl mit Recht, daß wir zuſammen bei der Schildwache vorbeizögen. Alice reichte mir noch ihre liebe Hand, dann blieb ich an der Ecke ſtehen, und ſah die Beiden in dem ſchwach erhellten Eingang des Kaſernenhofes verſchwinden.

Elftes Kapitel.

Eine ſchlafloſe Nacht.

Für meinen Zugführer ſchwärmte ich und betrachtete dieſen meinen vorgeſetzten Offizier als das vollendetſte Bild aller Nüancen von Ritterlichkeit; er ging und ſprach freilich nicht ſo geziert wie unſer Kapitän, und doch war ſein Weſen ſo, daß ſich alle Freiwilligen, wie es junge Leute zu machen pflegen, bemühten, ſeine Haltung zu Pferde, ſeine Art zu grüßen oder den Säbel zu führen, nachzuahmen; er ſprach nicht beſtändig derb und polternd wie der Premierlieutenant, aber wenn er etwas ſagte, ſo klang das ſo ſicher, ſo feſt und unabänderlich, daß ſelbſt die Widerſpenſtigſten nicht einmal eine Miene der Entgegnung gewagt hätten. Dabei war er außerhalb des Dienſtes nicht immer der gebietende Herr Lieutenant, hundert Grad über alle Möglichkeit vornehm auf Alles hinab blinzelnd, was nicht die Epauletten trug. Nein, er benahm ſich gegen alle ordentlichen Leute der Batterie, mochten ſie Kanoniere oder Chargirte ſein, wie ein wohlwollender Beſchützer und Rathgeber, namentlich hatte er, als er zur Batterie kam, den Ver-

ſuch gemacht, ſich ſo zu den Freiwilligen zu ſtellen, und nur unverbeſſerliche Naturen wie die eines Herrn Stautz und Schultes veranlaßten ihn im Lauf der Zeit, das Zimmer Nr. 44 zu meiden oder es nur als ſtrenger Vorgeſetzter zu betreten. Wetter war der Einzige, der nicht nur auf einem guten Fuße mit ihm ſtand, ſondern auf den er ſogar große Stücke hielt. In und außer dem Dienſt war derſelbe äußerſt propre und gut angezogen, und auf der Reitbahn, beim Exerziren und im Artillerie-Vortrag wurde er am Meiſten zu Dienſten verwendet, wie ſie ſonſt nur von Offizieren verſehen werden. Wetter hatte viel gelernt, und ließ auch jetzt noch keine Gelegenheit vorübergehen, ſeine Kenntniſſe zu vermehren. Dabei hatte er eine merkwürdige Lebens- und Arbeitskraft; worüber ein Anderer ſtundenlang brütete, das nahm er ſpielend in ſich auf, und in den Artilleriewiſſenſchaften, in Fällen, wo Offiziere überlegten, war er mit einem guten und praktiſchen Vorſchlage bei der Hand, dabei aber fand er Zeit genug, ſeine vielen Bekanntſchaften in der Stadt zu frequentiren, und konnte es dabei nicht unterlaſſen, ſich vor dem ſchönen Geſchlechte ſo elegant und vortheilhaft als möglich zu zeigen, wobei er ſich in ſeiner Kleidung Freiheiten herausnahm, die ſonſt ſtrenge verboten waren.

Da aber alle ſeine Vorgeſetzten ſeine Tüchtigkeit anerkannten, ſein Avancement auch nahe bevorſtand, ſo ließ man ihm Vieles durchgehen, was bei einem Andern ſcharf gerügt worden wäre. Mir war er dabei ein lieber und wohlwollender Kamerad, nahm ſich meiner in jeder Beziehung an, und ſeiner ſchroffen Weiſe meine Stubengenoſſen zu behandeln, wie ſie es auch nicht anders verdienten, wenn ſie ſich in ihrem Uebermuthe gar zu eifrig mit mir beſchäftigten, verdankte ich die Unterdrückung mancher für mich ſonſt unangenehm gewordener Zänkereien.

Da mich nun, beſonders auf die Empfehlung Wetter's hin, Herr Lieutenant von Steinfeld mit Wohlwollen überhäufte, ſo

mag der geneigte Leſer daraus ſchließen, daß ich mein Möglichſtes that, um in jeder Hinſicht vorwärts zu kommen, und auch nur die geringſte Unſauberkeit war mir von Grund meiner Seele verhaßt, und wenn ich in meinen Freiſtunden ebenfalls eine feine Uniform trug, ſo hatte ich doch in meinem Anzuge von Kopf bis zu den Füßen nichts Verbotenes, und ſtatt die Auszeichnung meiner Feldmütze von ſchwarzem Sammet zu tragen, war die meinige von ſchwarzem Tuch, und ſtatt neuſilbernen Sporen hatte ich welche von Stahl, die blank polirt waren und ebenfalls tüchtig glänzten.

So jung ich war, ſo hatte ich doch ſchon genug vom Leben erfahren, um nicht einzuſehen, daß es galt, tüchtig zu arbeiten und ſich Mühe zu geben, um etwas Rechtes zu werden — — und ich wollte was Rechtes werden, dazu hatte ich den Drang in mir und die Kraft. In dieſem löblichen Vorſatze beſtärkte mich auch der Lieutenant von Steinfeld. Er ließ mich häufig mit ſich ausreiten, freute ſich über die Art, wie ich zu Pferde ſaß und die Zügel führte, und wenn wir mit ihm ſpazieren ritten, was häufig geſchah, in die Berge kamen oder auf eine Stelle im Wald mit prachtvoller Ausſicht, ſo ſaßen wir ab, banden unſere Pferde an einen Baum, und wenn er ſich dann auf den grünen Raſen legte, mich auffordernd ein Gleiches zu thun, ſo merkte ich es an ſeinen Reden und Mienen, wie wohl ihm war, dann verſchwand auch auf Stunden der finſtere Blick ſeines Auges, ſeine meiſtens feſt zuſammengeſchloſſenen Lippen öffneten ſich, und er ſchien mit der friſchen Waldluft wieder Luſt am Leben, die ihm oft zu fehlen ſchien, in ſich einzuſaugen.

„Ach, wie iſt es hier oben ſo ſchön, wie erquickt die Ruhe der großen, ſtillen und friedlichen Natur, wie ſinkt alles Leid unſerer Bruſt in ſich zuſammen, wenn wir auf die gewaltigen Berge ſchauen, die dort ſtehen in ewig ungetrübter Heiterkeit, wohl wechſelnd in ihren Farben, aber ſich gleich bleibend in der wohlthuenden Harmonie ihrer Linien. — — Fühlen Sie das auch?“

Ich ſah die Wahrheit ſeiner Worte mehr an ſeinem glänzenden Blick, als ich ſie damals fühlte.

„In der Natur," fuhr er fort, „gibt es nichts Störendes, nichts Verletzendes, nichts Eckiges, Alles iſt weich, rund und behaglich, und wo eine Schlucht oder eine Felskante wie dort unten am Strom neben dem alten Schloſſe beim erſten Anſchauen den Blick zu verletzen ſcheint, ſo iſt doch die Heilung, die Verſöhnung gleich nebenan. — — Laßt das Auge an der ſteilen Felswand hinabgleiten, dort am Fuße derſelben wird es ſanft ruhen auf den weichen lebendigen Wellen des Fluſſes„ und mit ihm hinabſchwimmen in weite, weite Fernen — — — —"

„Begreife es wer's kann," fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, „daß Jemand, der ſo wie ich mit allen Fäden ſeiner ſtarken Seele an Wald und Flur hängt, da unten im Dunſt der Stadt leben mag, auf dem Pflaſter reiten und den unerquicklich klappernden Hufſchlag zu hören, oder das dumpfe Rollen der Geſchütze für Muſik zu halten. — Sie werden es nicht begreifen, weil Sie," ſetzte er leiſe hinzu, „es nicht wiſſen können, daß es mir zuweilen eine Luſt iſt, mit dem mißtönigen Lärm des täglichen Lebens meine Gedanken zu verjagen. — — — — Aber, was Sie anbelangt, ſo begreife ich es eben ſo wenig, wie Sie Geſchmack finden mögen an dem engen, nüchternen, kalten Kreis, den wir den Dienſt nennen, wie Sie ein junges, friſches Leben an dieſe traurige Kette legen mögen, die Ihnen heute freilich vergoldet erſcheint, und die Sie erſt in ihrer ganzen Laſt fühlen werden, wenn Sie alt geworden ſind und zu ſchwach, ſie zu brechen."

„Ich hoffe auf Krieg," erlaubte ich mir ihm ſchüchtern zu antworten.

„Wer von uns hofft nicht mehr oder minder darauf?" verſetzte er mit einem trüben Blick, „leider, daß es ſo iſt, daß Einzelne von uns Nutzen ziehen wollen und auch wirklich ziehen aus dem Elende von Tauſenden. — — Ja, wenn man ſich noch für eine

erhabene Idee, für eine große Sache ſchlägt — — Krieg — — ein Spiel mit Würfeln, deren Augen mit Blut bezeichnet ſind — — nur in der Erinnerung ſchön, wie eine lange, anſtrengende Reiſe in entfernte Länder, und doch iſt kein ungetrübtes Glück dabei, der Lorbeer, den wir vielleicht nach glücklich überſtandenem Feldzuge um unſere Schläfe winden, dient größtentheils dazu, um unſere Gedanken abzulenken von herben, unerſetzlichen Verluſten. — — Warum in den Krieg gehen," fuhr er finſter fort und ſtarrte vor ſich hinaus, weit, weit über die Ebene hinweg, „da uns der Kampf des Lebens ſchon ſo tiefe Wunden ſchlägt, für die es nicht einmal ein Lorbeerblatt gibt, um ſie darunter zu verbergen." Er richtete ſich auf und fuhr mit der Hand haſtig über ſeine Stirne. „Doch weg mit dieſen Gedanken," ſagte er, „ich wollte eigentlich von Ihnen ſprechen, von Ihnen, der Sie am Eingange des Lebens ſtehen, der Sie ausſäen zur ſpäteren Ernte. Ich wollte Ihnen nur ſagen, daß Sie ſich nicht damit begnügen ſollten, die Epauletten zu erringen, um eine lange Reihe von Jahren das Soldatenſpiel fortzutreiben; daß Sie jetzt dabei ſind und den ſtrengen Dienſt lernen, iſt ganz gut und kann Ihnen für jede Zukunft nützen, aber daneben ſollten Sie mit vollem Ernſt praktiſche Studien treiben, Geniewiſſenſchaften, Baufach, um, ſobald der falſche Glanz, der uns umgibt, auch in Ihren Augen zu erbleichen anfängt, vollkommen gerüſtet zu ſein, um ein anderes, ergiebigeres Leben anzufangen; und der Glanz, wenn es überhaupt Glanz iſt, wird bald anfangen, auch bei Ihnen ſeine Kraft zu verlieren. Es iſt das ſo lange ſchön und lockend, als man ſich mit friſcher Jugendkraft dieſen Eindrücken hinzugeben vermag, als man unbeſorgt auf den Wellen dieſes vielbewegten Lebens treibt, ohne ſich um die Tiefe zu bekümmern, die unter uns liegt, und in die wir hineingezogen werden früher oder ſpäter, ſobald unſere Kraft nachläßt, oder ſobald ſich eine Laſt an uns hängt, der wir nicht gewachſen ſind."

Mochte er den zweifelhaft lächelnden Blick verſtehen, den ich

auf ihn richtete, oder mochte er ſonſt meine Gedanken errathen, genug, er ſagte mir lächelnd: „Ich ſcheine Ihnen wohl einer jener Prediger zu ſein, die verlangen, daß man ihren Worten folgen ſoll, aber nicht ihren Thaten, und bei oberflächlicher Beurtheilung erſcheint dieſe Vorausſetzung richtig. Ich könnte Ihnen ſagen, ich hätte nichts gelernt, oder meine Verhältniſſe erlaubten mir nicht, den Dienſt zu verlaſſen und mich in einer anderen Carrière fortzubringen, ja, Sie erſtaunen vielleicht, wenn ich Ihnen von Beidem das Gegentheil verſichere. Ich habe etwas gelernt, ich habe Oekonomie Jahre lang ſtudirt und in großem Maßſtab praktiſch Decennien lang getrieben — — daher kommt auch wohl," ſchaltete er trübe lächelnd ein — „meine Leidenſchaft für den ſchönen Wald, für Feld und Flur — ja, daran hing ich mit ganzer Seele, und nur um die wunderbare, heilige Natur vergeſſen zu können, um Wunden vernarben zu laſſen, die mir der Kampf des Lebens ſchlug, und zu deren Bedeckung ich, wie ſchon früher bemerkt, kein Lorbeerblatt habe, trat ich in den Dienſt und ſuche nun bei dem einförmigen Treiben deſſelben wilde, traurige Stimmen meines Innern zum Schweigen zu bringen. — — Es iſt mir das auch ſchon recht brav gelungen, und wenn ich zuweilen zu Pferde ſitze und vor meinen Geſchützen über die Heide dahinfliege, wo ſie am ödeſten iſt, ſo komme ich mir oft ſelber vor, als ſei ich nie etwas Anderes geweſen, als der Lieutenant von Steinfeld, und hätte nie etwas Anderes beſeſſen, als Büchſe, Schwert und Roß, wie der Jäger in der Oper ſingt — — und doch überſchaute auch ich einſt mit einem unbeſchreiblich glücklichen und ſeligen Gefühl Berg, Wald und Flur, ſo ausgedehnt, wie das jetzt hier um uns liegt, und konnte es mit Stolz mein Eigenthum nennen. — — Mein Eigenthum, nicht nur ererbt, ſondern auch erworben, behauptet."

Schon öfter hatte ich aus Aeußerungen meiner Kameraden entnommen, daß es mit dem Lieutenant von Steinfeld eine eigene Bewandtniß haben müſſe. Er hatte nicht, um mich ſo auszu-

drücken, von unten auf gedient, er hatte weder die Militärſchulen beſucht, noch irgendwo als Freiwilliger oder Portepeefähnrich gedient. Er war, wie mir einer unſerer Stubengenoſſen erzählt, laut hoher Ordre bei der erſten Artillerie-Feſtungskompagnie aggregirt worden, hatte dort den Dienſt gelernt und wurde dann zur zweiten reitenden Batterie verſetzt, doch war er heute noch aggregirt, obgleich er einen Zug führte. Daß er Vermögen haben mußte, ging ſchon daraus hervor, daß er weder Gehalt noch ſonſt etwas wie die übrigen Offiziere bezog, daß er ſehr ſchöne Pferde beſaß, und daß ſeine Dienerſchaft weit über die Verhältniſſe eines Subalternoffiziers hinausging. Neben dem Burſchen, der ihm von der Artillerie zugetheilt war, hatte er einen Reitknecht, und ſein Hausweſen wurde von einem alten Kammerdiener beſorgt. Er wohnte allerdings in der Kaſerne, hatte aber ein Zimmer mehr als die übrigen Offiziere, und ſein ganzes Appartement war geſchmackvoll, faſt reich eingerichtet. Da er, wie ich ſchon früher bemerkte, ſo freundlich war, mir einige Stunden zu geben, gab mir das oft Gelegenheit, ſeine Zimmer zu betreten, und ich hatte mich oft gewundert, hier in gewiſſen Dingen eine koſtbarere Einrichtung zu finden, als ſelbſt bei Herrn von Schabegg. So waren die Geräthſchaften ſeiner Toilette von maſſivem Silber und jedes Stück mit ſeinem Wappen verſehen, ebenſo ſeine Leuchter, ſowie die Gefäße, die er zu ſeinem Frühſtück brauchte. Dabei ließ ſeine ganze Art zu ſein, wenn er auf ſeinen Zimmern war, Jemand erkennen, der gewöhnt iſt, ſorgfältig bedient zu werden. Zu ſeinem Frühſtück — er lud mich zuweilen dazu ein — ordnete der alte Kammerdiener eine Menge von Geſchirren mit der pünktlichſten Sorgfalt, von denen mir mindeſtens zwei Drittheile als völlig überflüſſig erſchienen, oder ihrem Gebrauche nach gänzlich unbekannt waren, mir auch unbekannt blieben, da er ſie ſelbſt nicht benützte und ſchon oft den alten Diener freundlich erſucht hatte, dieſe Ausſtellung, wie er es nannte, zu unterlaſſen. Joſeph,

nicht ohnehin Alles aufhörte, so würde man darauf hin die Hälfte von uns fortjagen."

„Der Steinmann iſt ein hartherziger, ſchlechter Kerl," ſagte die Winklere, die auch anfieng, in Zorn zu gerathen, ſo heftig es ihre zarte Stimme erlaubte, „und der Steinmann wird ſeiner gerechten Strafe nicht entgehen."

Ueber dieſen Punkt waren ſämmtliche Weiber vollkommen einig und eine mit einer ſehr ſchrillen Stimme meinte, wenn es unter dem größten Höllenofen ein recht tiefes und glühendes Aſchenloch gäbe, ſo wäre das ein paſſender Platz für den Steinmann.

Doch wie man in der Fabel nur den Wolf zu nennen braucht, damit er erſcheine, ſo war es auch hier, und die Weiber, die im Begriff waren, noch einige beſondere und recht empfindliche Strafen zu erdenken, die den Stadtſoldaten im Jenſeits unfehlbar erwarten dürften, bemerkten ſie am Ende des Durchgangs in demſelben Augenblick eine lange Geſtalt und den Schein einer Laterne, welche hinter dieſer Geſtalt hergetragen wurde, wodurch dieſelbe, da man weder das Licht ſelbſt noch den Träger ſah, wie in einem rothen Feuer heranzuſchweben ſchien. Dieſe Geſtalt war Herr Steinmann, welcher ein großes Oelgefäß in der Hand trug, und hinter ihm drein wandelte ein kleiner Bube mit der Laterne, von welcher der oben erwähnte Schein herkam.

Bei dieſem Anblick verſtummten die Weiber plötzlich und flüſterten ſich nur leiſe zu, keine ſolle mit dem Ungeheuer ein Wort ſprechen.

Dieſes Ungeheuer näherte ſich nun langſamen Schrittes, huſtete zuweilen, und wenn daſſelbe auch nicht gerade ausſah, wie man ſich die Ungeheuer gewöhnlich vorſtellt, ſo war ſein Geſicht doch ſo ſeltſamer Art, daß man glauben konnte, der Herr Stadtſoldat Steinmann habe einmal bei einer nächtlichen Runde etwas ganz furchtbar Entſetzliches geſehen, wodurch ſeine Geſichtszüge auf eine ſolch' unangenehme Art verzerrt worden ſeien, wie ſie zum Schrecken aller kleinen Kinder ſich öffentlich ſehen ließen; dabei

ſo hieß der alte Mann, beugte ſich alsdann tief herab, murmelte etwas, von dem ich kein Wort verſtand, und wenn ich ſpäter wieder einmal zur Frühſtückzeit hinkam, ſo war der Tiſch ebenſo beſetzt wie früher.

Nachdem er oben im Walde ſo zu mir geſprochen, wie ich vorhin angedeutet, hatte er ſich über das Moos und die alten Bäume lang ausgeſtreckt, und ſeine Arme kreuzweg auf die Augen gelegt: daß er heftig bewegt war, ſah ich an den tiefen Athemzügen, die ſeine Bruſt ſchwellten, endlich richtete er ſich mit einem tiefen Seufzer auf, blickte mich lange und forſchend an, und ſagte mit einem weichen Tone der Stimme: „Mein lieber Eugen“ — — — Es war das erſte Mal, daß er meinen Vornamen nannte, „ich habe noch nie zu Jemand geſprochen, wie jetzt eben zu Ihnen, und Sie können darauf ſtolz ſein, denn es iſt ein Beweis, daß ich Sie lieb habe, und daß dem ſo iſt, will ich auch nicht läugnen; woher dieſe Sympathie kommt, weiß ich jetzt noch nicht, es iſt nicht Ihr anſtändiges Aeußere oder Ihre gute Aufführung bei der Batterie, auch iſt es nicht die Mühe, welche Sie ſich geben, um Ihre Kenntniſſe zu vermehren — — allerdings hat mich das zuerſt auf Sie aufmerkſam gemacht, vielleicht aber,“ fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort — „rührt meine Theilnahme für Sie daher, daß ich von Ihrem Pflegevater, Herrn von Schwanefeld, Manches über Ihre Vergangenheit erfuhr, was mich intereſſirt. Sie ſind, obgleich noch ſo jung, ſchon bedeutend in der Welt herumgeſtoßen worden, und daß Sie trotz manchem Purzelbaum, den Sie der Wechſel dieſes Lebens ſchlagen ließ, friſch, munter und feſt auf Ihren Füßen ſtehen, iſt mir ein Beweis, daß eine gute und geſunde Zähigkeit in Ihnen ſteckt, welche Sie nie untergehen laſſen wird. Einzelnheiten aus Ihrer Jugend müſſen Sie mir nächſtens einmal ausführlich erzählen — — und nun wollen wir nach Hauſe — — an die Pferde und aufgeſeſſen.“

Dieſer Vorfall, vor Allem aber meine geſtrige Begegnung

mit Alice, die erſte nach ſo langer Trennung, ließen mich am heutigen Abend lange nicht einſchlafen. Mein Bett ſtand an der Seite desjenigen von Ellendorf, neben dieſem kam der junge Stautz, der trotz ſeiner allgemeinen Unverträglichkeit mit Ellendorf auf einem ziemlich intimen Fuße ſtand.

Die Lichter waren nach Befehl um zehn Uhr gelöſcht worden, wir durften ſie eine Stunde länger brennen laſſen als die übrige Kaſernenmannſchaft. Kleine Neckereien und anzügliche Redensarten plänkelten noch von einem Lager zum andern, hier ein Gelächter hervorrufend, dort eine heftige Gegenantwort, welcher eine noch ſchärfere Replik folgte, bis ſich endlich das Bedürfniß nach Stille und Ruhe in einer Rede des Stubenkommandanten kund gab, welche dieſer im hohen Diskante hielt, und auf welche antwortend nach einer längeren Pauſe — aus welchem Bett war ſchwer zu beſtimmen — das ſehr wohl nachgeahmte Krähen eines Hahnes in den höchſten Tönen erſcholl.

Der Unteroffizier Schmetterer war klug genug, das vorderhand zu allem Uebrigen zu legen, und ſo trat denn bald ziemliche Ruhe in dem Zimmer Nr. 44 ein, nur Ellendorf und Stautz, welche, wie ſchon bemerkt, dicht neben einander ſchliefen, unterhielten ſich noch leiſe, und wenn ich auch durchaus nicht hinhorchte, ſo hätte ich doch meine Ohren verſtopfen müſſen, um nicht häufig Worte von ihren Geſprächen zu hören; da mich aber dieſelben nicht intereſſirten, ſo war ich im Stande, ungeſtört meinen Gedanken nachzuhängen, bis auf einmal der junge Stautz fragte:

„Nun wie iſt es denn eigentlich mit Deinem Verhältniß zu der kleinen Blonden?“

Ellendorf ſeufzte und gab nach einem kurzen Stillſchweigen zur Antwort: „Das iſt eine kleine Hexe; wenn man glaubt, man hat ſie in der Hand, ſo entſchlüpft ſie einem wie ein Aal.“

Alſo trotz Deiner bekannten Unwiderſtehlichkeit will es Dir

nicht gelingen, ihr Herz zu erobern, trotz der vielen guten Schoppen, die Du ſchon an den alten Flickſchneider verſchwendet haſt."

Daß ich jetzt in fieberhafter Erregung horchte, wird man wohl begreiflich finden.

„Spotte nur," ſagte Ellendorf, und bemühte ſich, einen melancholiſchen Ausdruck in den Ton der Stimme zu legen. „Es geht mir dießmal wahrhaftig zu Herzen, denn ich bin in das zierliche Ding förmlich verliebt."

„Und doch keine Hoffnung, trotzdem Du gewiß alle Deine glänzenden Hülfsmittel anſtrengſt, um ihr näher zu kommen?"

„Trotzdem," ſagte Ellendorf mit großer Ruhe, „aber nicht weil ihr meine Perſönlichkeit zuwider iſt, im Gegentheil, glaube mir, Stautz," ſetzte er in einem vertraulichen Tone hinzu, „ſie hat mir durch Blicke und Worte, ja durch Seufzer und leiſe Händedrücke deutlich genug zu erkennen gegeben, wie leid es ihr thue, nicht mehr frei zu ſein, aber — —"

„Alle Wetter," unterbrach ihn der junge Stautz lachend, „ich hätte nimmer geglaubt, daß man da ſchon zu ſpät kommen könnte."

„Und doch iſt es ſo."

„Und wer iſt es denn?" fragte der junge Stautz.

„Um Gotteswillen," dachte ich, „ſoll mein Name genannt werden auf dieſe Art, im Verein mit dem ihrigen, im Munde dieſer rohen Geſellen." Ich hatte faſt Luſt, meine Bettdecke über die Ohren zu ziehen, um nichts mehr zu hören. — — O, hätte ich's gethan.

Ich hörte, wie Ellendorf ſich umwandte und ſagte: „Wenn ich Dir ſeinen Namen nenne, ſo wirſt Du einſehen, daß ich mich nicht zu ſchämen habe, vor dem zurückzutreten; denn wenn er auch um verſchiedene Jahre älter iſt als wir, ſo muß ich doch ſagen, daß, wenn ich ein Mädchen wäre, ich mir auch von ihm die Cour machen ließe."

Ich lauſchte athemlos und das Blut drang mir glühend heiß nach dem Kopfe.

„Sie hat ein Verhältniß mit dem Lieutenant von Steinfeld, ein ſehr intimes und ausgeſprochenes Verhältniß.“

Sollte ich aus meinem Bette ſpringen und ihn auf ſeinen lügenhaften Mund ſchlagen? — Halb folgte ich meiner Erregung und bewegte mich ſo heftig, daß mein altes, morſches Bettgeſtell bedeutend krachte.

Die Beiden neben mir mochten daran merken, daß ich noch gewacht, denn der junge Stautz ſagte nun mit unterdrücktem Lachen zu ſeinem Nachbar: „Ich glaube, der zukünftige General geruhen noch nicht zu ſchlafen?“

„Meinetwegen,“ gab Ellendorf barſch zur Antwort, „das Kameel ſoll machen was es will.“

Nun hätte ich zu jeder andern Zeit für dieſes Wort unbedingt eine Erklärung verlangt, war aber überzeugt, daß ich in dieſem Augenblicke durch einen begonnenen Streit die Herzensergießung der Beiden geſtört hätte — — deßhalb ſchwieg ich, denn ich wollte noch mehr hören — — noch mehr von dieſen ſchändlichen Lügen, denn anders konnte es nicht ſein.

„Ich glaube, Du haſt Dich geirrt,“ ſagte Stautz nach einer Pauſe, und ſetzte mit großer Heiterkeit hinzu: „der Mann der reſpektabeln Familie ſchläft den Schlaf des Gerechten; wenn man ausgebreitete Kenntniſſe gehörig unterhalten und vervollſtändigen will, ſo braucht man Ruhe. — — Alſo der Steinfeld, ein verfluchter Kerl mit allem Reſpekt zu ſagen, da kann man doch wieder die Wahrheit des Sprüchworts ſehen: ſtille Waſſer ſind betrüglich. — Hat einer je bemerkt, daß der öffentlich ein Mädel nur anſieht, ſo ein Heimtücker. — — Hat aber einen guten Geſchmack — —“

„Beim Himmel, das hat er,“ ſeufzte Ellendorf, „und wenn es nicht der Reſpekt gegen den Vorgeſetzten wäre, ſo würde ich mich doch noch bemühen, ihm den Rang abzulaufen.“

„Gib Dir keine Mühe,“ lachte der junge Stautz, „da kämſt Du zu kurz, gerade ſein ſtilles vornehmes Weſen macht bei den Weibern Eindruck, hab' ich doch ſelbſt eine Bekanntſchaft, die mir ſchon ein paarmal wiederholt hat: der Lieutenant von Steinfeld, wenn er ſo auf einem ſeiner ſchönen Pferde daherkäme, ſehe aus wie ein Prinz, dem könne man nichts abſchlagen.“

„Das muß eine ſaubere Bekanntſchaft ſein,“ murrte Ellendorf.

„Allerdings keine Gräfin, wie die Damen, mit denen Du gewöhnlich umzugehen behaupteſt. — Aber Scherz bei Seite, biſt Du Deiner Sache in Betreff der kleinen Blonden auch ſicher?“

„Vollkommen. — Ich hab's von ſeinem Burſchen.“

„Alſo beſucht ſie ihn.“

„Wahrſcheinlich, oder treffen ſie ſich ſonſt wo; was ich wenigſtens geſehen habe, iſt — —“

Ich faßte in höchſter Erregung meine Bettdecke.

„Daß er ein Porträt von ihr beſitzt. Neulich, als der Burſche ſein Schlafzimmer putzte, trat ich hinein und ſah das Porträt auf ſeinem Toilettetiſch ſtehen.“

„Dieſe kleine Hexe? Sollte man nicht glauben, wenn man ſie gehen ſieht, ſie wiſſe gar nicht einmal, daß es Männer in der Welt gebe; wenn man ſie aus Artigkeit grüßt, ſo dankt ſie mit Scheu und mit wahrer Angſt, mir wenigſtens, bei Dir iſt es freilich etwas Anderes, der Du Blicke und Händedrücke empfangen haſt.“

„Ja, bei mir iſt das freilich etwas Anderes,“ ſagte Ellendorf mit ſehr beſtimmtem Tone, „ich hatte wahrhaftig gehofft, ihr näher zu kommen, ſie gab mir zu dem Glauben alle Veranlaſſung, und nun kommt mir dieſer Lieutenant in die Quere — — Epauletten und ſilberne Schärpe haben doch für die Mädchen eine merkwürdige Anziehungskraft, merkwürdig —“

„Nun, wir kommen auch noch dazu,“ tröſtete ſie Stautz.

Ich ſprang aus dem Bette, es war mir, als läge ich in

Nadeln oder auf glühenden Kohlen, ich hätte mit der ganzen Welt Streit anfangen mögen, ſo wild und grimmig war ich, und gleich darauf wieder ſo betrübt und weich, daß ich kaum im Stande war meine Thränen zurückzuhalten.

„He, was gibt's da!“ rief Stautz in ſeinem gewöhnlichen barſchen Tone.

„Nichts, das Sie im Geringſten angeht,“ gab ich ihm heftig zur Antwort, und dann tappte ich zwiſchen den Betten hindurch nach dem Tiſche, wo das Feuerzeug ſtand, um das Licht anzuzünden.

Beim Scheine deſſelben hoben ſich mehrere Köpfe von ihren Kopfkiſſen, einige ſtarrten mich ſchlaftrunken an, um gleich darauf wieder brummend ihre Augen zu ſchließen.

„Wahrſcheinlich ſoll noch ſtudirt werden,“ ſagte der junge Stautz, und warf ſich alsdann, ohne eine Antwort abzuwarten, auf die andere Seite.

„Was ſoll's, Ramming?“ fragte der Stubenkommandant aus ſeiner Ecke.

Ich wußte im erſten Augenblick nicht, was ich antworten ſollte; in meinem Bette in der Stube konnte ich nicht bleiben, es drängte mich, in's Freie zu kommen, um dort in der kalten Nachtluft vielleicht dem wilden Klopfen meines Herzens, der Erregung und Empörung meiner Gefühle Herr werden zu können. Ich durfte keinen Augenblick länger in der Nähe dieſer beiden mir verhaßten Menſchen bleiben, da ich wohl fühlte, daß das nächſte ſpöttiſche Wort im Stande ſein würde, mich alle Vernunft vergeſſen zu laſſen, um vielleicht meinem Säbel zu ziehen und ſie aufzufordern, ſich mir gegenüber zu ſtellen. Ich zitterte ſo heftig, daß der blecherne Leuchter klapperte, als ich ihn auf den Tiſch ſetzte. Was ſollte ich aber dem Stubenkommandanten ſagen? glücklicherweiſe fiel mir etwas ein, was nicht ganz unwahrſcheinlich klang. „Ich will in den Stall,“ ſagte ich und zwang meine Stimme mit gewaltiger Anſtrengung, daß ſie nicht bebte und auf-

fallend klang, „mein Pferd hat ſich heute beim Reiten einen Stein in den Huf getreten und ich habe die Stallwache gebeten, von Zeit zu Zeit kalte Umſchläge zu machen, ob das geſchieht, will ich nachſehen; denn wenn am Morgen die Batterie vor dem Kapitän exerziert, ſo würde ich ſchlecht wegkommen, wenn mein Pferd ſeinen Fuß ſchonen wollte.“

„Bravo,“ ſagte Unteroffizier Schmetterer, „man muß den Reiter loben, der ſo auf ſein Pferd Achtung gibt, daran könnten ſich Manche ein Beiſpiel nehmen.“ Ich war verlegen, dieſes Lob zu empfangen, doch hatte dieſe Verlegenheit das Gute, daß es mich ein paar pikante Bemerkungen der Herrn Stauß und Ellendorf überhören ließ. Indeß wurden dieſe im nächſten Augenblicke durch eine kräftige Entgegnung meines Freundes Wetter zur Ruhe gebracht, der ſich halb aus ſeinem Bette erhob und ſie in ſeiner derben Manier erſuchte, gefälligſt ihre Mäuler halten zu wollen, indem er ſich ſonſt veranlaßt ſehe, nach ſeinem Stiefelknecht oder nach dem Waſſerkrug zu greifen.

Darauf wurde es ſtill, ich zog mich an, löſchte ſorgfältig das Licht und ging ſo geräuſchlos wie möglich aus der Stube.

Draußen auf dem Gange ſtand der Kaſernenpoſten, ſeinen Säbel im Arm, an einem Fenſter und ſchaute gähnend zum klaren Nachthimmel empor. „Es ſei ein Viertel nach zehn Uhr,“ ſagte er mir, „und er wünſche ſehr, daß die langweiligen zwei Stunden vorüber wären und er in ſein warmes Bett kriechen könne.“

Ich wünſchte ihm gute Wache, und ging den Korridor entlang, dann die Treppe hinab und trat unten in's Freie. Es war eine jener duftigen Winternächte, wo der feuchte Nebel mit den entlaubten Zweigen der Bäume kleine Zwiegeſpräche zu halten und ſie zu vertröſten ſcheint, daß ſie nur ein klein wenig Geduld haben möchten, indem es ja nicht mehr lange dauern würde, daß dieſem groben Flegel, dem Winter, das Handwerk gelegt würde,

daß wieder Licht und Wärme erſchiene und mit dieſem Luſt und Fröhlichkeit zwiſchen Himmel und Erde.

Es iſt etwas Eigenthümliches um dieſe ſtillen nächtlichen Geſpräche. Oft werden ſie für uns in gänzlich unverſtändlicher Sprache geführt; je nachdem wir uns aber in einer Stimmung befinden, ſo iſt uns das Rauſchen des Nachtwindes verſtändlich, das leiſe Seufzen des Windes, das Murmeln des Springbrunnens, ja der weiche, duftende Hauch von Gras und Blumen.

Es war an dieſem kalten Tage eine friſche und doch milde Luſt, die man, namentlich wie ich, aus dumpfer Stube kommend, mit ſchwerem Herzen in tiefen langen Zügen in die Bruſt zog, und dabei eine Ahnung hatte von bald eintretendem Frühling, welcher Bäche und Ströme vom Eis befreien würde, Blumen und Blüten hervorlocken und die Wandervögel ziehen machen. Zu letzteren ſollten ja auch wir gehören; denn man hatte ſchon viel davon geſprochen, daß mobil gemacht werde, daß wir in Kantonnirungen zögen und von da vielleicht in den Krieg. — Der Gedanke machte mich in der heutigen Nacht wahrhaftig glücklich, denn fortziehen von hier, von den Spielplätzen meiner Jugend, — ja von ihr, war meine Sehnſucht. Ja, es konnte mich mit dem Leiden in der Bruſt faſt auch augenblicklich glücklich machen, wenn ich dachte, mich auf mein Pferd zu ſchwingen, vor einem der dumpfdröhnenden Geſchütze zu ſprengen hinaus in die Weite, hinauf auf jene Anhöhe, um von dort Tod und Verderben in die Reihen der Feinde zu ſenden, vielleicht auch von einer feindlichen Kugel getroffen zu werden. — — Grüße Alice von mir und ſage ihr, ich hätte ſie trotz allem dem nicht vergeſſen.

Ob die Geſchütze dort in ihren Schuppen auch eine Ahnung hatten von einem ganz anderen Leben, das ſie im Frühjahr kennen lernen ſollten, ob ſie jetzt ſchon hungerten nach der eiſernen Ladung? begehrlich genug blickten ſie aus ihrem Lattenverſchlag herüber und leuchteten trotz des ſpärlichen Lichtes der Nacht.

Am Thore ging die Schildwache auf und ab, hielt den Säbel nachläſſig im Arm und ich hörte am Klange auf dem harten Fußboden deutlich, wie ſie öfters zu ihrer eigenen Unterhaltung Tritt wechſelte und dann leiſe vor ſich hinpfeifend weiter ſchritt.

Der Kamerad dort brauchte mich gerade nicht zu ſehen, deßhalb wandte ich mich, an der Mauer der Kaſerne gehend, um die nächſte Ecke den Stallungen zu. Da kam ich an dem kleinen ſtehen gebliebenen Chor vorbei, das mit ſeiner für mich ſo geheimnißvollen mauriſchen Architektur ſtets mein Intereſſe erregte. Oft trat ich am Tage hinein, wenn es da ſtill und einſam war, und wenn ich dann auf die arabiſchen Schriftzeichen blickte, fühlte ich, daß ſie mir gerne etwas erzählt von kühlenden Brunnen und rauſchenden Palmen, wenn es nur möglich geweſen wäre, uns beſſer zu verſtändigen. So mußte die Phantaſie aushelfen und es blieb beim allgemeinen Eindrucke und bei der Gewißheit, daß dieſe ſeltſamen Schnörkel Wunderbares zu berichten wüßten. Namentlich ſchienen dieß die verſchlungenen Linien der merkwürdigen Arabesken und Verzierungen zu können, die einem abſichtlich zu entſchlüpfen verſuchten, wenn man ihnen mit dem Auge folgte, die auf die eigenſinnigſte Art jetzt rechts und links ſprangen, dann, eine lange Linie beſchreibend, erfaßbar zu ſein ſchienen, um dann aber plötzlich umkehrend wieder nach einer ganz anderen Richtung zu entfliehen, blendende Linien auf dunklem Grunde, die man bei einem Augenzucken verloren hatte, und nicht wiederfinden konnte in der unzähligen Schaar anderer ganz gleicher.

Heute ſchimmerte Licht in den Hallen, und durch einen der hufeiſenförmigen Bogen, die von außen noch ſichtbar waren, qualmten Waſſerdämpfe in die Nacht hinaus. Ich wußte wohl, hier wurde gewaſchen, wie es oft geſchah, und es that mir leid für den ſchönen poetiſchen Raum.

An den Stallungen ging ich vorüber. — Mein Pferd hatte ſich keinen Stein in den Huf getreten, und ich wollte nicht zu ihm hingehen, um ſeine Ruhe zu ſtören. Ich ſchritt deßhalb um das Gebäude herum und war bald an der hintern Seite der Kaſerne, wo ich raſch einen Blick auf die Fenſter warf, welche zu den Zimmern des Lieutenants Steinfeld gehörten. Mir pochte heftig das Herz, und ich wurde tiefathmend etwas beruhigter, als ich es dort ganz dunkel ſah. — Beruhigter? Vielleicht war er noch nicht zu Hauſe, oder er ſchlief ſchon. — Das Letzte war nicht anzunehmen, da es erſt zehn Uhr vorüber war. — — Wo konnt' er ſein? — Von den vielen Orten, wo er hätte ſein können, trat mir nur ein einziger peinigend vor die Seele. Möglicher Weiſe in jenem Zimmer, aus deſſen Fenſtern noch Licht ſchimmerte, in der Wohnung des alten Simmler, die ich ja nicht betreten durfte. — Ah, ſie hatte das ſchlau gemacht, mich durch ihr Verbot dort fern zu halten, ein Verbot, das ich ſo treu und pünktlich erfüllte. — Ich hätte lachen können über meine Pünktlichkeit, aber ſtatt deſſen knirſchte ich mit den Zähnen und ſchritt dann eilig weiter um das ganze Kaſernengebäude herum, bis ich wieder den Geſchützſchuppen vor mir ſah und den Poſten am Thor des Hofes, der immer noch abwechſelnd leiſe vor ſich hinpfiff oder ſchrittwechſelte. — —

Hinauf wollte ich vor ihr Zimmer und dort warten, und müßte ich die ganze Nacht ſtehen — bis er herauskäme; dann wollte ich mich ſehen laſſen vor ihm und vor ihr und ihnen zeigen, wie ſehr mein Herz zerriſſen ſei, ja ſelbſt auf die Gefahr hin, wenn ich mich lächerlich machte durch herabſtürzende Thränen; denn die waren mir jetzt ſchon ſo nah, daß ich die Lippen faſt blutig biß, um ſie zurückzuhalten.

Jetzt erſchien etwas am Eingang des Kaſernenhofes, der Poſten pfiff nicht mehr, ſondern trat ſtille neben das Schilderhaus und zog den Säbel an. Es war ein Offizier, der eintrat. Ich ſtrengte

war er blatternarbig und hatte nur ein einziges Auge, welches sehr unangenehm schielte.

Wenn er als Diener der öffentlichen Gewalt die Knabenschaar zur Ruhe bringen wollte, so brauchte er sich nur vor sie hinzustellen und sie mit seinem einzigen Auge scharf anzusehen, was vollkommen hinreichte, um die Buben in höchster Angst nach Hause zu jagen. Ja, sein Anblick erschien denselben so entsetzlich, daß sie, um sich selbst recht in Furcht und Schrecken zu jagen, zuweilen Steinmannles spielten, wobei dann der Knabe der ihn vorzustellen die Ehre hatte, sich bemühte, durch die furchtbarsten Grimmassen und Fratzen die Gesichtszüge des Stadtsoldaten nachzuahmen.

In seiner Eigenschaft als Oberaufseher der Lampenputzerinnen und Oelvertheiler hatte er sich den Ruhm erworben, daß ein Wort von ihm, ja sein Anblick hinreichte, um die armen alten Frauen zur strengsten Pflichterfüllung anzuhalten. Wie eine Katze schlich er Tag und Nacht umher, und wenn eines der Weiber zufällig ein bischen Oel in ihrem Kännchen übrig behielt und nicht alles in die Laterne goß, so konnte plötzlich in dem hellen Scheine dicht vor der Uebelthäterin das schreckliche Gesicht des Herrn Steinmann auftauchen und sie lächelnd an ihre Pflicht erinnern. Dabei maß er ihnen das Oel so knapp zu, daß die Laternen schon eine Stunde, bevor sie erlöschen durften, auffallend zu kränkeln begannen und durch ein trübes Aufflackern deutlich anzeigten, daß es ihnen an der nothwendigen Nahrung fehle. Doch konnte man dem Steinmann darüber nichts anhaben, denn das Gefäß war bis an den Rand gefüllt, und wenn er der letzten Anzünderin ihr Oel gegeben, so drehte er dasselbe um, und es rann kein Tropfen mehr heraus; böse Zungen aber behaupteten, der Steinmann habe unten in seinem Oelgefäß einen großen Schwamm, den er später zu Hause in seine eigene Lampe ausdresse.

Die Oelvertheilung heute Abend begann von Seiten der Empfängerinnen mit einem melancholischen Schweigen und von

meine Augen ſo viel als möglich an. Sollte ich dieſe feſten, elaſtiſchen Schritte nicht kennen und die leichte, elegante Art, wie der Mann ſich hielt, wie er den Kopf trug und den Säbel hielt? — Ja, er war es. Es war Lieutenant Steinfeld, und ich hätte mich meines Argwohns gerne geſchämt, wenn die Eiferſucht nicht ihre Krallen ſchon zu tief in mein Gemüth geſchlagen hätte; wenn mich auch im erſten Augenblicke eine unausſprechliche Freude durchzuckte, da ich, den ich droben vermuthet, hier unbefangen eintreten ſah, ſo ſchien mir doch in der nächſten Sekunde ein Dämon zuzuflüſtern: „Ja, wenn heute auch — aber geſtern — morgen, oder vielleicht noch in der nächſten Stunde.“ Der letztere Gedanke ließ mein Blut heftiger toben, und ich hatte kaum ſo viel Ueberlegung, mich gegen den dicken Thürpfeiler zu drücken, um unbemerkt zu bleiben. In dem tiefen Schatten gelang es mir auch und Lieutenant Steinfeld ging ein paar Schritte von mir die Treppe hinauf, und als er auf dem erſten Korridor angelangt war, folgte ich ihm ſo leiſe als möglich. Es war mir das nicht ſchwer; denn er trat feſt und klirrend auf und ſein Säbel raſſelte laut und hörbar durch das ſtille Gebäude, namentlich auf dem langen, einſamen Gange, der zu ſeinem Zimmer führte.

Ich folgte ihm in ziemlich weiter Entfernung. Ich wollte nur Gewißheit, daß er wirklich ſeine Wohnung betrat, und daß er ſie in der nächſten Stunde nicht mehr verließ. Ich hätte etwas darum gegeben, heute die lange Nacht hindurch hier oben auf dem Korridor Wache ſtehen zu dürfen, und morgen wieder und übermorgen wieder. Ja, es war mir ſchon in den Sinn gekommen, dem Poſten hier oben anzubieten, ich wolle für ihn dableiben, doch wäre ein ſolcher Vorſchlag, als im wirklichen Leben noch nie da geweſen, zu auffallend erſchienen — aber ihm Geſellſchaft leiſten unter dem Vorwand, ich könne doch nicht ſchlafen, darin lag nichts Verdächtiges. — —

— — Doch halt! Im Sturme der Gedanken, die meinen Kopf durchzuckten, war ich für einen Verfolger, der unentdeckt zu bleiben wünscht, zu hart aufgetreten, und ungeschickter Weise in der Nähe einer der trüben Oellampen, welche den Korridor freilich spärlich erhellten, aber doch genug, um die Umrisse meiner Gestalt erkennen zu lassen.

„Wer geht da?“ rief die tiefe Stimme des Lieutenants Steinfeld. „Ist es der Posten auf dem Gange?“ worauf ihm eine andere Stimme gerade von der entgegengesetzten Seite des Ganges antwortete: „Der Posten ist hier, Herr Lieutenant.“

„Und wer treibt sich denn da in der Nacht herum?“ rief nun der Offizier mit lauter Stimme. „Ich will, daß man näher kommt. — Hieher!“

Diesem bestimmten Befehl, namentlich von dem Manne ausgesprochen, dem jene feste, klingende Stimme angehörte, mußte unbedingt Folge geleistet werden, weßhalb ich mich denn auch beeilte, näher zu kommen, und als ich so nahe war, daß mich mein Zugführer erkennen konnte, in schönster dienstmäßiger Haltung meldete: „Kanonier Ramming — konnte nicht einschlafen und ging deßhalb ohne eigentliche Absicht durch die Kaserne.“

„Ei, ei, mein guter Freund,“ sagte wohlwollend der Lieutenant, „in Ihrem Alter nicht schlafen zu können, das ist eine seltene Erscheinung und wäre in der That traurig. Ein solches Leiden müssen Sie für spätere Jahre aufheben. Es ist das Fürchterlichste, was es gibt,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu, fuhr aber gleich darauf heiter fort: „Hoffentlich ist dieser Fall nur vereinzelt, und er hat eine bestimmte Ursache; wenn Sie aber in Wahrheit heute nicht schlafen können und nicht besonders darauf erpicht sind, wie ein ruheloser Schatten durch die finstern Kasernengänge zu streifen, so treten Sie zu mir ein und leisten mir eine Stunde Gesellschaft. Ich gehe nicht früh zu Bette, und wenn es Ihnen recht ist, so plaudern wir ein Bischen.“

Was konnte mir erwünschter sein. Sein Bursche erschien mit Licht und wir traten in das Vorzimmer. Hier legte der Lieutenant Steinfeld seinen Mantel und seinen Säbel ab und ersuchte mich, ihm in das anstoßende Gemach zu folgen, wo eine Lampe auf dem Tische stand und mit freundlichem Schein den Raum behaglich erhellte. Der Bediente rollte zwei Sessel an den Tisch, zündete eine Spirituslampe unter einem silbernen Wasserkessel an und stellte eine Flasche daneben, zuerst mit einem Glas, wozu er aber auf einen Wink seines Herrn noch ein zweites brachte, dann ließ sich der Offizier nieder und befahl mir, es eben so zu machen, worauf er aus der Flasche eine dunkelbraune Flüssigkeit in die Gläser goß, heißes Wasser hinzuthat, und mir dann eines der Gläser voll vortrefflich duftenden Punsches mit einem freundlichen Kopfnicken hinschob.

„Kennen Sie auch das Laster des Rauchens schon?" sagte er freundlich; „wenn dem so ist, so stehen dort Cigarren. Die kleinen helleren sind schwächer."

Ich dankte ihm, wobei ich sagte, daß meine ersten, erst vor Kurzem angestellten Versuche des Rauchens ein so ungünstiges Resultat geliefert hätten, daß ich vorderhand beschlossen, noch einige Zeit mich dieses zweifelhaften Vergnügens zu enthalten. — In Wahrheit hatte ich damals einen förmlichen Abscheu vor Pfeife und Cigarren und konnte die entsetzlich qualvolle Stunde nicht vergessen, die mir das Rauchen einer Cigarre, welche mir Wetter gegeben, verursachte.

„Ich will Sie dazu nicht ermuntern," sagte Steinfeld lachend, „das kommt Alles viel zu früh von selbst, aber versuchen Sie meinen Punsch, er wird Sie erwärmen und Ihre Lebensgeister etwas auffrischen. Sie sehen in der That ermüdet aus. — Haben Sie Kummer?" fragte er mich plötzlich.

Was Nerven waren oder was man so benennt, wußte ich damals noch nicht, sonst hätte ich versichert, daß die

meinigen in diesem Augenblick sehr abgespannt und angegriffen seien, und es war wahrscheinlich nicht schwer, auf meinem Gesichte zu lesen, daß irgend ein großes Leid mein junges Herz berührt.

Als er mich so freundlich frug, ob ich Kummer habe, und mich dabei mit seinen ernsten, offenen Augen wohlwollend anblickte, mußte ich meine Lippen fest zusammenbeißen und fühlte wohl, daß meine Augen feucht wurden.

„Nun, nun," sagte er freundlich lächelnd, „ich will Sie nicht überrumpeln, oder Ihr Vertrauen gewaltsam verlangen, aber wenn Sie etwas auf dem Herzen haben, dessen Mittheilung Ihnen als Erleichterung scheint, so lassen Sie mich's hören! — Sehen Sie in mir nicht Ihren vorgesetzten Offizier, sondern vielmehr einen wohlwollenden Freund. — Gewiß, mein Junge," setzte er mit einer wohlthuenden Herzlichkeit hinzu: „Ihr väterlicher Freund; denn was das Alter anbelangte und auch sonst, da könnten Sie ohne allen Anstand mein Sohn sein. — Erzählen Sie mir von Ihrem früheren Leben, vielleicht erweicht sich auch bei mir die harte Rinde des Herzens," setzte er mit einem düstern Blick hinzu, „und es fällt mir ein, Ihrem jungen, warmen Gemüthe etwas davon mitzutheilen, was ich so oft diesen kalten, theilnahmslosen Wänden erzählt. — —

„Machen wir es uns aber vorher bequem," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er die Augen mit der Hand verdeckt hielt. „Diese Epauletten mit ihrem falschen Glanze stören jede vertrauliche Mittheilung, fort damit!" Er rief seinem Bedienten, und ließ sich einen leichten Morgenrock geben.

„Oeffnen Sie Ihr Kollet und machen Sie sich's bequem." Hatte ich noch einen Argwohn gegen ihn? Ich wußte selbst nicht, ob ich ihn noch hatte; wenn er mich mit dem ernsten Gesichte betrachtete, und ich gleich darauf meine Augen forschend auf ihm ruhen ließ, so konnte ich ihn keiner leichtsinnigen, unüberlegten

Handlung fähig halten. Seine Züge, hie und da ſchon leicht durchfurcht, hatten etwas ſo Ernſtes, ſo Gebietendes und Ehrfurchtforderndes, es war ſo gar kein frivoler oder auch nur leichtfertiger Zug in denſelben; ſein Auge, häufig umflort, blitzte nie in beſonderer Luſtigkeit auf, und ſein Mund ſprach nie ein Wort, dem man eine andere Deutung hätte geben können. Trotzdem ich aber das Alles meinen vorhin finſtern Gedanken gegenüberſtellte, ſo tauchte doch immer wieder das Bild Alicens lebhaft vor meiner Seele auf, beſonders wenn ich ihn betrachtete. Da war es mir auch, als müßte ſich aus ſeiner Stirn die ihrige entwickeln, und als ſeien es ihre lieben Blicke, die aus ſeinen ernſten Augen hervorbrachen.

„So," — ſagte er, nachdem er ein wenig aus ſeinem Glas getrunken hatte, „jetzt erzählen Sie mir von Ihrer Jugend, wenn Ihnen das nämlich keinen Kummer macht."

Anfänglich war ich ſchüchtern, dem ernſten Manne von den einfachen Erlebniſſen meiner Kindheit zu erzählen, doch nach und nach, als ich mich erwärmt fühlte, und ermuntert durch ſein freundliches Kopfnicken und durch den Antheil an meinen Schilderungen, den ich auf ſeinem Geſichte las, kam ich beſſer in Zug und plauderte unbefangen über meine Jugendzeit, die ich im Armenhauſe zugebracht.

Endlich trat aber der Name Alicens zum erſten Male über meine Lippen, und ich weiß nicht, ob ich ihrer inniger erwähnte oder häufiger, als gerade nothwendig war. Nachdem ich von meiner Jugendgeſpielin einigemale erzählt und vielleicht gezeigt, wie ſie in das Leben des Knaben ſo bedeutſam eingriff, da ruhten ſeine klaren Augen forſchend, faſt dringend auf mir, und ein leichtes Lächeln zeigte ſich in ſeinen Mundwinkeln. Faſt wäre mein Argwohn von Neuem verſtärkt erwacht, doch dämpften ihn die ruhigen Fragen wieder, welche er nach dem Mädchen that, und ſein ungekünſteltes Erſtaunen, als ich ihm ſagte, ich hätte

ſie neulich wieder geſehen; wo ſagte ich freilich nicht, und beſchrieb ſie flüchtig. Alles um zu ſehen, ob dieſe Einzelnheiten irgend einen Eindruck auf ihn hervorbringen würden.

Doch war dieß durchaus nicht der Fall. Sein Blick, jeder Zug ſeines Geſichtes blieb ſich vollkommen gleich, nur hob er freundlich drohend den Zeigefinger auf und warnte mich, wie es auch mein guter Pflegevater gethan, in meinen Jahren irgend ein Verhältniß zu befeſtigen, deſſen Bande, wenn ſie jetzt auch noch ſo ſchön und lockend erſchienen, doch mit der Zeit für mich oder Alicen zu drückenden Feſſeln werden würden.

Aber das Porträt, welches Ellendorf bei ihm geſehen haben wollte? — —

Ich hatte meine einfache Erzählung beendigt, und ich ſah, daß ſie den Lieutenant Steinfeld intereſſirte. Er hatte ſich erhoben und ging, mit mir redend und ſich dabei über meine Vergangenheit ausſprechend, im Zimmer auf und nieder. „Ich hätte Sie nicht zum Militär gehen laſſen," ſagte er, „ein friſcher und geſcheidter Burſch, wie Sie, der Fundament hat, etwas Rechtes zu lernen, auch ſchon gute Anfänge gemacht hat, ſollte keine Carrière ergreifen, wo er ſich im Frieden Tag für Tag in einem wenig anregenden Kreis herumtreiben muß, und im Kriege neben der Ausſicht, vielleicht ein paar Grade raſch zu erſteigen, eben ſo gut zum Krüppel geſchoſſen werden kann, wo ſich dann ihm doch früher oder ſpäter die Frage aufwerfen könnte, ob es auch der Mühe werth geweſen, um einer Laune der Kriegführenden willen ſeine geſunden Knochen zu riskiren. Sehen Sie mich nicht ſo verwundert an, daß ich ſo rede; ich errathe ihre Gedanken und die aus denſelben entſpringende Bemerkung, daß man mehr meinen Worten wie meinen Thaten folgen müſſe, und darin hätten Sie ganz Recht, wenn — — wenn es nicht Verhältniſſe gäbe, die auch ſcheinbare Widerſprüche im Stande wären zu erklären. — — — Ich fühle wohl, ich bin Ihnen ein

Räthsel, wie allen Andern hier, die mich kennen und doch nicht kennen." —

Er ging wieder mit großen Schritten auf und ab, blickte darauf, am Fenster stehend, eine Zeitlang in die Nacht hinaus und sprach dann, sich gegen mich umwendend: „ich weiß nicht, weßhalb sich gerade heute in mir das Bedürfniß regt, mit Jemand über meine Vergangenheit zu reden. Aber es ist mir so gepreßt in der Brust, daß ich fühle, ich muß eine Schleuse aufziehen, um endlich einmal wieder frei athmen zu können. Was ich Ihnen erzählen will, geschieht aber nicht in der Absicht, um meine finstere Vergangenheit wieder lebendig vor meine Seele zu führen. — Nein, gewiß nicht, vielmehr betrachte ich Ihr junges starkes Gedächtniß wie ein Pergament, auf das ich meine Worte zeichnen will und das unverwüstbar fest halten soll, was ich dem Papier nicht anvertrauen kann und will. — Doch," fuhr er ernster fort und sah mich fest an, wobei er die Hand auf meine Schulter legte, „halte ich Sie für einen jungen Mann von Ehre, der, was ich in sein Herz niederlege, treu bewahren wird, und der, was ich in sein Gedächtniß zeichne, betrachten wird als mit sieben Siegeln verschlossen, die ich allein nur das Recht habe zu lösen."

Ich sah einigermaßen verwundert zu ihm empor, und wollte ihm etwas Versicherndes sagen, doch war sein klarer, auf mich gerichteter Blick so ernst, daß ich das richtige Wort nicht fand und ihm nur offen und gewiß mit dem Ausdruck der Ehrlichkeit in das Gesicht schauen konnte.

Er ging in's Nebenzimmer, und als er gleich darauf zurückkam, trug er in der Hand ein kleines Futteral, etwas wie ein müssiges Buch, in schwarzes Leder gebunden, mit weißglänzenden, silbernen Verzierungen; das stellte er vor sich auf den Tisch, öffnete es behutsam, wobei ich ihn betrachtete und wohl bemerkte,

daß er seine Lippen fest aufeinander preßte und sein Aug noch düsterer schaute als gewöhnlich.

Nachdem er das Futteral geöffnet, wandte er die offenen Hände gegen mich, und ich war nahe daran, einen Schrei der Ueberraschung, ja des Schreckens auszustoßen; denn was ich hier vor mir sahe, war das Porträt, von dem Ellendorf gesprochen, welches er auf dem Tische des Lieutenants Steinfeld gesehen haben wollte — — war das Bild Alicens.

Ich mäßigte mein grenzenloses Erstaunen zu einem leisen Ausruf der Ueberraschung, und beugte mich vor, das kleine Bild in der Nähe zu betrachten, wozu er mir mit einer Handbewegung die Erlaubniß gab. — — — Da sah ich denn wohl bei genauerem Anschauen, daß ich mich gerade so geirrt, wie auch Ellendorf beim flüchtigen Beschauen. Wohl war eine auffallende Aehnlichkeit zwischen diesem Porträt und Alice nicht zu verkennen, und doch war es wieder ein ganz anderes Gesicht. Schön und lieblich, wie das ihre — ja ähnlich, außerordentlich ähnlich, und doch wieder ganz anders. Was diese Aehnlichkeit bei schnellem Besehen wohl am meisten hervorbrachte, war das hellblonde Haar und der blendend weiße Teint, doch waren die Augen anders, die Form der Stirne verschieden, namentlich aber der Mund. Der der Dame auf dem Bilde war fein geschwungen, die Lippen glichen einer geöffneten Rosenknospe, zwischen denen man wie Perlen die weißen Zähne hervorblitzen sah. Es lag eine reizende Frische, eine unbeschreibliche Lieblichkeit und ein Ausdruck des Glückes darin, wie man nicht leicht etwas Aehnliches sehen konnte. Das war bei Alice ganz anders. Sie hielt ihre ebenfalls schön geformten Lippen meistens fest verschlossen, ihre Mundwinkel bogen sich selten zu einem freundlichen Lächeln hervor, und standen so im Einklange mit ihren schönen, ernsten Augen, die aber meistens gedankenvoll, wenn nicht traurig blickten. — Aber das Haar, das reizende blonde Haar war in der Fülle und Farbe von einer

so überraschenden Aehnlichkeit, daß dieses allein wohl dazu verführen konnte, bei flüchtigem Beschauen dieß Porträt hier für das Bild Alicens zu halten.

Ich konnte mich nicht enthalten, auszurufen: „ach, wie ist das schön!“ welchen Ausdruck der Freude mein Gegenüber mit einem stummen Kopfnicken beantwortete, sowie mit einem tiefen Athemzuge, der wie ein Seufzer klang.

Wenn ich nun an die Ursache dachte, die mich aus dem Bette getrieben und hierher gebracht, so schämte ich mich ordentlich vor mir selber, und mein Zorn gegen Ellendorf, diesen elenden Schwätzer verwandelte sich in Verachtung. Ich begriff nicht, wie ich noch einen Augenblick Gedanken haben konnte wie die waren, welche mich in den Kasernenhof trieben, und zum Späher werden an einem freundlichen, guten und so edeln Vorgesetzten. In meinem Herzen fühlte ich eine Regung, ihn um Verzeihung zu bitten, und obgleich das nicht möglich war, so faßte ich doch seine Rechte, die neben mir auf dem Tische ruhte, in meine beiden Hände und drückte sie herzlich.

„Ja, ja,“ sagte er nach einer längeren Pause, während welcher er, tiefe Wehmuth in dem Blicke, das kleine Bild betrachtete, „alle die sie sahen, fühlten sich mächtig von ihr angezogen. Es war ein wunderbares Wesen, wie es die reiche Natur doch nur hie und da in ihrer allerbesten Laune erschafft.“

„Ich habe Aehnliches nur einmal gesehen,“ setzte er in einem tiefen Seufzer hinzu, „ein vollendet schönes, edles und gutes Wesen. —

„Mich freute der Eindruck, den das Bild auch auf Sie gemacht,“ sagte er nach einer Pause, und reichte mir die Hand über den Tisch hinüber, worauf er in ernstem Tone fortfuhr: „das Vertrauen, das ich Ihnen bewiesen, indem ich es Ihnen nicht nur gezeigt, sondern auch noch davon erzählen werde, kann und muß von Bedeutung für Sie sein. Denn dadurch hat sich

ein Band zwiſchen uns befeſtigt, das ich nicht löſen werde, und das vielleicht im Stande iſt, Sie bei Klippen und Abgründen vorbeizuleiten. — Ich gebe Ihnen das Recht, mich bei allen Wechſelfällen des Lebens an dieſe Stunde zu erinnern. — —

„Und nun will ich Ihnen eine Geſchichte erzählen; Etwas, das ſich zwar ſehr romanhaft anhört, aber doch furchtbare Wahrheit iſt.“

Seiten des Austheilers mit einem bösartigen Blinzeln seines einzigen Auges; er bemerkte wohl, daß die Weiber beschlossen hatten, keine Unterhaltung anzuknüpfen, und es verursachte ihm deßhalb die größte Freude, durch ein einziges Wort im Stande zu sein, ihre Zungen auf's Feindseligste zu entfesseln.

Während die Weiber ihre Oelgefäße schlossen und jede ihre Laterne anzündete, zog der Stadtsoldat eine Schnupftabacksdose aus Birkenrinde hervor und nahm bedächtig eine Prise und versicherte, wie leid es ihm thäte, daß er durch die neue Gasbeleuchtung gezwungen sei, bald für immer eine so angenehme Unterhaltung, wie ihm die Oelaustheilung gewähre, verlieren zu müssen.

Die Winklere schloß mit einem stillen Seufzer ihre Laterne, die übrigen Weiber rafften sich entschlossen von ihrem Steinsitze auf, um davon zu gehen.

„Von morgen an," sagte der Stadtsoldat sehr bedächtig und langsam, indem er eine zweite Prise nahm, „braucht nur die Hälfte hieher zu kommen, um Oel zu fassen!" — und bei diesen Worten verzerrte sich sein Gesicht zu einem scheußlichen Lachen, als er bemerkte, wie auf diese Neuigkeit hin die Weiber plötzlich Halt machten und ihn ängstlich und erwartungsvoll ansahen.

„Ja, ja, von morgen an nur noch die Hälfte," fuhr er fort und klappte den Deckel auf seine Dose; „wir haben die Gasbeleuchtungs-Gesellschaft unablässig angetrieben, und obgleich sie erst im nächsten Monat anfangen wollte, so werden doch schon, Dank unsern Bemühungen, in dem dritten, sechsten und achten Stadtviertel die Gaslaternen morgen Abend angezündet werden können; die betreffenden Frauen sind deßhalb von heute an schon entlassen."

Wie der Steinmann vorausgesehen hatte, so brach auf diese Ankündigung hin ein wahrer Strom von Worten, Klagen, ja Schmähungen los; manche Weiber setzten ihre Laternen hin,

Menzel, Allgemeine Weltgeschichte. 2. Subscription.

Im Verlag von **Adolph Krabbe** in Stuttgart erscheint und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

Wolfgang Menzel,

Allgemeine Weltgeschichte

von Anfang bis jetzt

in 24 Halbbänden.

Jeder Halbband geh. 13½ Sgr. — 45 kr. Rh. — 72 kr. Östr. W.

Das Werk wird bis Ende 1866 vollständig in den Händen der Subscribenten sein.

Auf vielseitigen an die Verlagshandlung gestellten Wunsch läßt sie von obigem anerkannt trefflichen Werke eine **neue Ausgabe in 24 Halbbänden** erscheinen.

Menzel's Weltgeschichte nimmt einen der ersten Plätze unter den deutschen Geschichtsbüchern ein. Sie macht die Vergangenheit zur Lehrmeisterin der Gegenwart. Und deshalb giebt sie gerade in der jetzigen Zeit der Spannungen und Verwicklungen aller Staaten zu einander die interessantesten Aufschlüsse und ein richtig vorhersagendes Urtheil für die Zukunft.

Das Werk wird in 12 Bänden oder 24 Halbbänden von je durchschnittlich 30 Bogen Umfang ausgegeben. Die Bände I—III enthalten die ältere Geschichte Asiens, Aegyptens, der Griechen, der makedonischen Reiche und Roms; die Bände IV—VI das Mittelalter; die Bände VII—IX die Reformation, die daraus hervorgegangenen Veränderungen in Europa und die Geschichte der neuen Welt; die drei letzten Bände X—XII das 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Im Verlage von **Adolph Krabbe** in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ottilie Wildermuth's Werke.

in Classiker-Format.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Mit dem Portrait der Verfasserin in Stahlstich.

8 Bde. (150 Bogen). Geh. 3 Rthlr. 6 Sgr. od. 4 fl. 48 kr. Rhein.

Der Inhalt ist folgender:

Band I. Bilder und Geschichten aus Schwaben. 1. Band.
„ II. „ „ „ 2. „
„ III. „ „ „ 3. „
„ IV. Im Tageslicht. Bilder aus der Wirklichkeit.
„ V. Aus dem Frauenleben. 1. Band.
„ VI. „ „ 2. „
„ VII. „ „ 3. „ Auguste. Ein Lebensbild.
„ VIII. Die Heimath der Frau.

Es gibt vielleicht keine zweite Schriftstellerin Deutschlands, die in so wenigen Jahren seit dem Erscheinen ihres ersten Buchs einen solchen Beifall erlangte, wie Ottilie Wildermuth. Dasjenige, was unser heutiges Publikum verlangt — die Naturwahrheit — findet man in diesen Büchern so scharf und innig ausgeprägt, wie es kein anderes Buch der Gegenwart in höherem Maße gewährt. Das Drollige und das Erhebende, die Lebenslust und der Lebensernst sind unmittelbar aus der Wirklichkeit genommen und in einer Weise wiedergegeben, welche es zu erreichen weiß, daß diese Bilder in allen Gauen unseres Vaterlandes denselben Anklang finden und dieselbe Wahrheit und Geltung haben, wie in dem engen Lande und Stamme, dem sie ursprünglich entnommen wurden. Sie verdanken dies aber auch, neben allen übrigen Vorzügen, hauptsächlich dem tief sittlichen, religiösen Gefühl, welches dem Leser überall, in den ernstesten wie in den launigsten Stellen wohlthuend entgegentritt.

Im Verlag von **Adolph Krabbe** in Stuttgart ist so eben erschienen und zu haben in allen Buchhandlungen:

Aus der Kinderwelt.

Ein Bilderbuch für jüngere Kinder.

Von **Ottilie Wildermuth.**

Mit 12 schön colorirten Bildern von

Gustav Süß und Ferdinand Rothbarth.

Zweite um das doppelte vermehrte Auflage.

Gr. 4. Eleg. geb. 1 Rthlr. 12 Sgr. oder 2 fl. 24 kr. rhein.

Diese Jugendschrift der gefeierten Verfasserin ist besonders für jüngere Kinder bestimmt, für deren Alter sehr wenig gute Bücher vorhanden sind. Die Verfasserin hat diese zweite Auflage um das doppelte vermehrt, so daß dieselbe eigentlich **ein neues Buch** ist. Auch für die Ausstattung sind keine Kosten gescheut, um sie dadurch den Kindern besonders lieb und werth zu machen.

Ferner erschien von derselben Verfasserin:

Kindergruß. Mit 6 Kupfern. Eleg. geb.
1 Rthlr. 12 Sgr. oder 2 fl. 24 kr. Rhein.

Aus Schloß und Hütte. Mit 6 Kupfern. Eleg. geb.
1 Rthlr. 12 Sgr. oder 2 fl. 24 kr. Rhein.

Von Berg und Thal. Mit 6 Kupfern. Eleg. geb.
1 Rthlr. 12 Sgr. oder 2 fl. 24 kr. Rhein.

Jugendgabe. Mit 6 Kupfern. Eleg. geb.
1 Rthlr. 12 Sgr. oder 2 fl. 24 kr. Rhein.

Im Verlage von **Adolph Krabbe** in Stuttgart sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Edmund Hoefer's

Erzählende Schriften

in 12 Bänden.

Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich.

Eleg. geh. 5 Rthlr. 12 Sgr. 9 fl. rhein. 8 fl. 64. östr. W.

Edmund Hoefer hat gleich von Anfang an eine hervorragende Stelle eingenommen, ist aber in kurzer Zeit unser erster und bester deutscher Erzähler geworden. Die höchste Wahrheit und Naturtreue der Schilderungen, Originalität der Auffassung, tiefe Kenntniß der Natur, des Lebens und Menschenherzens sichern ihm diesen Platz in der Literatur und die Liebe und Anhänglichkeit seiner Leser. Die Erfindungsgabe des Verfassers zeigt sich in allen Geschichten überaus glänzend und frisch. Nirgends wird man Behandlung, Darstellung und Schilderung reifer und schöner finden — nirgends lieblicher und ergreifender. Der folgende Inhalt wird besonders den Reichthum und Wechsel des Stoffs zeigen.

Aus einer Familie. — Das verlassene Haus. — Auf der Universität. — Das Annecken von Seedorf. — An der Grenze. — Die alte Apfelfrau. — Die alte Erlaucht. — Der wilde Heide. — Madonna Luna. — In einer stillen Straße. — Der Onkel Stephan. — Das Haus van der Roos. — Helene. — Verlorene Liebe. — Ein alter Mann. — Fräulein Else. — Erhard Waldow. — Das Burgfräulein. — Verhandelte Treue. — Die Dohlenkönigin. — Anno 92. — Vom großen Bart. — Rolof, der Rekrut. — Der Aufruhr. — Aus dem Freiheitskriege. — Der alte Kapitän. — Das Wyler Schlößchen. — Ein Schrei. — Das schwarze Schiff. — Die rothen Nelken. — Der Schäfer von Rodeck. — Musketier und Musketierin. — Es waren einmal zwei alte Soldaten. — Eine Gespenstergeschichte. — Bei den zwei hohen Tannen. — Im rothen Hause. — Erzählungen eines alten Fiedlers. — Melusine. — Die hellen Fenster. — Peter van Anwn. — Kapitän Ketelhoek. — Der stille Kamerad. — Der Buschhof.

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweiundvierzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Cramer, in Stuttgart.

Der Wechsel des Lebens.

Zweiter Band.

fuhren mit dem Schurzzipfel an die Augen und meinten, es sei gar nicht möglich, daß man ihnen so plötzlich und über Nacht ihr bißchen Brod nehmen könne.

Es war in dem engen Durchgang ein Klagen und Lamentiren, daß es einen Stein hätte erbarmen können; aber je mehr die armen Weiber wehklagten und weinten, um so inniger freute sich Herr Steinmann; auch schien es ihm durchaus nicht wehe zu thun, wenn mitunter sehr harte Aeußerungen gegen seine eigene Person fielen, ja er nahm ganz ruhig und lächelnd eine neue Prise, als der Jammer der Weiber in offene Rebellion auszubrechen drohte, indem die Hartnäckigsten erklärten, wenn man sie so schonungslos fortjage, so würden sie auch heute schon keinen Dienst mehr thun, und der Teufel möge die Stadt beleuchten wie er wolle, und ihnen sei es gleich, wenn dies sogar durch eine große Feuersbrunst geschehe.

Der Stadtsoldat stand, wie gesagt, in diesem Lärmen ruhig und lächelnd da, als wenn ihn das alles durchaus nichts angienge, und nur wenn eines der Weiber in ihrer Aufregung etwas zu nahe auf ihn zukat, wandte er sich um und scheuchte sie mit einer furchtbaren Grimasse weit zurück; ihn schien dieses Geschrei außerordentlich zu amusiren, und anstatt, daß er sich Mühe gab, den Sturm zu beschwichtigen, vermehrte er ihn vielmehr noch durch seine Bemerkungen.

„Dankt Gott," sagte er lachend, „daß der scheußliche Hundedienst ein Ende hat! Habt Ihr nicht allesammt oft bedauert, daß Ihr Euch je zum Geschäft des Lampenanzündens hergegeben, was? he? Habt Ihr nicht immer Euch verschworen und Euch selbst Esel genannt, daß Ihr je dieses Geschäft übernommen? Jetzt seid Ihr's ja los, dankt Eurem Heiland auf den Knieen dafür, dankt dem Steinmann, — jetzt macht daß Ihr fortkommt, oder..."

Das einzige Auge des Stadtsoldaten begann vor innerer Lust und Bosheit zu funkeln, und er streckte den gebieterischen Arm nach dem Eingange aus.

Zwölftes Kapitel.

Eine Lebensgeſchichte.

„Meine Jugend hat Aehnlichkeit mit der Ihrigen gehabt, obgleich die Verhältniſſe ganz andere waren! An meine Mutter kann ich mich eben ſo wenig erinnern, mein Vater ſtarb, wie der Ihrige, als ich vier Jahre alt war, und können Sie ſich deßhalb denken, daß ich mir von demſelben ein deutliches Bild nicht zu machen im Stande bin. Doch erinnere ich mich eines einzigen Vorfalles, der ſich, ſo jung ich auch damals war, feſt in mein Gedächtniß einprägte. Ich erhielt nach dem Tode meiner Mutter eine Gouvernante, mit der ich eines Tages ſpazieren fuhr, während mein Vater neben dem Schlage des Wagens ritt. Wie Kinder ſind, verlangte ich hartnäckig zu meinem Vater auf das Pferd, und wenn er dieſen Wunſch auch anfänglich abſchlug, mochte es ihn vielleicht doch freuen, daß ich kleiner Bube ſo viel Muth zeigte, und trotz dem Einreden der Gouvernante willfahrte er endlich meiner Bitte. Er ſetzte mich vor ſich auf den Sattel, hielt mich mit einem Arm feſt, während ich vor Vergnügen in meine kleinen Hände ſchlug, auch dabei rief, hopp hopp, fort, fort! mit den

Beinen strampelte, damit das Pferd schneller laufen sollte. Er setzte das feurige Thier dann in Trab, und im Augenblicke ging alles gut von Statten. Wir blieben neben dem Wagen, dessen Kutscher in seinem Vergnügen über den ersten Ritt des jungen Herrleins mehr nach mir schaute als auf seine Pferde. Plötzlich strauchelt eines derselben und fällt auf dem steinigen Weg auf die Kniee, der Kutscher aber — treibt es augenblicklich mit Zügeln und Zungenschlag in die Höhe. Es macht im Aufspringen einen raschen Satz vorwärts, erschreckt das Reitpferd meines Vaters, der dem Kutscher zugerufen, und dieses, ein etwas scheues, sehr flüchtiges Thier, wirft den Kopf in die Höhe und geht vom Flecke aus durch.

„Mir machte das Vergnügen, so in rasender Carrière dahinzufliegen, und ich jauchzte ordentlich auf, als ich bemerkte, wie wir Alles hinter uns zurückließen, wie Bäume und Sträucher scheinbar neben uns vorbeiflogen, und wie wir uns in einer erschrecklichen Eile auf dem ziemlich abschüssigen und steinigen Wege dem Thale näherten, wo ein tiefer und reißender Bach floß, neben welchem am diesseitigen Ufer sich der Fahrweg unter einem rechten Winkel hinwand, und der über eine leichte Plankenbrücke hier für Fußgänger zu überschreiten war. Mein Vater, der wohl die Gefahr kannte, in welcher wir Beide schwebten, versuchte alles Mögliche, das dahin jagende Thier zu zügeln. Vielleicht wäre es ihm auch gelungen, das Pferd zu pariren, wenn seine Bewegungen nicht durch mich, der ich vornen auf dem Sattelknopfe saß, und den er mit dem rechten Arm fest an sich drückte, theilweise gelähmt worden wären. So erreichten wir die Thalsohle, vor uns den schäumenden Bach, auf unserer rechten Seite Wiesen mit ziemlich hohem und dichtem Grase. Mein Vater, der wohl sah, daß das Thier geradeaus stürzen würde, faßte mich behutsam am Kragen meines Kleides, beugte seinen rechten Arm mit mir hinab und ließ mich mit einem leichten Schwunge nach

vorwärts in das üppige Gras gleiten, wo ich hinfiel, ohne weiter Schaden zu nehmen. Das Pferd stürzte fort, stutzte an der schmalen Brücke, war aber zu sehr im Lauf, um sich im Wege halten zu können, und sprang mit meinem Vater das ziemlich hohe und steile Ufer hinab in den Bach, dessen Wasser über beiden zusammenschlug. Glücklicher Weise kam das Pferd hier zur Besinnung, und nachdem es mein Vater, der ein vortrefflicher Reiter war, genöthigt, das andere Ufer wieder hinaufzusprengen, dann umzukehren und noch einmal durch den Bach durchzusetzen, was Alles das Werk weniger Augenblicke war, hatte er die Herrschaft über das schäumende Thier wieder vollkommen gewonnen, und jagte der Stelle zu, wo ich ruhig und behaglich im Grase saß und Blumen abriß. Hastig sprang mein Vater aus dem Sattel, nahm mich in die Höhe, stellte mich auf meine Füße, und erst nachdem er gesehen, daß ich ihn munter und schmerzlos anblickte und an ihm hinaufsprang, nahm er mich in seine Arme, hob mich hoch empor und drückte meinen kleinen Kopf an sein feuchtes Gesicht mit dem großen Schnurrbarte.

„Ob sich mir dieser Moment, welcher der unterdessen herbeigekommenen Gouvernante außerordentlich rührend erschien, damals so fest einprägte, oder ob er durch Erzählung dieses Ereignisses immer wieder in meinem Gedächtniß aufgefrischt wurde, weiß ich nicht zu sagen; so viel ist aber gewiß, daß ich mir das Bild meines Vaters, welcher bald darauf starb, am besten, ja fast einzig und allein, heute noch vorstellen kann, wenn ich mir jenen Augenblick vergegenwärtige, den schäumenden Bach mit der schmalen Brücke, das schnaubende Pferd und seinen innigen herzlichen Blick, mit welchem er mich ein paar Sekunden lang betrachtete, ehe er mich küßte.

„Diese kleine Episode," fuhr Lieutenant Steinfeld nach einer kurzen Pause fort, während welcher er seine Cigarre angebrannt hatte, „kann Sie auch so ziemlich in die Art unserer Lebensverhält-

niſſe einführen. Wir lebten auf dem Gute meines Vaters anſcheinend in glänzenden Verhältniſſen. Ich war der einzige Sohn, und wurde, wie ich vorhin ſchon andeutete, mit ſechs Jahren eine vater- und mutterloſe Waiſe.

„Daß ſich nach dem Tode meines Vaters ſein Vermögen als nicht ſo glänzend erwies, erfuhr und begriff ich natürlicher Weiſe erſt viel ſpäter. Es gelang meinem Vormund, durch große Umſicht und Mühe etwas für mich zu retten, um meine Erziehung anſtändig beſtreiten zu können. Ich machte die vollſtändigen Schulkurſe durch, ich beſuchte das Gymnaſium bis zum Abiturientenexamen und kam dann, ſtatt die Hochſchule zu beſuchen, auf eine landwirthſchaftliche Schule. Selten trafen nur die Studien eines jungen Menſchen ſo mit ſeinen Wünſchen überein, wie es bei mir der Fall war. Ich war Landwirth mit Leib und Seele, und in dieſem allgemeinen Begriff war es namentlich das Studium der Forſtwiſſenſchaften, dem ich mich mit der größten Liebe und dem ausdauerndſten Eifer hingab. Kaum zwanzig Jahre alt, war ich vollkommen mit meinen Studien fertig, praktizirte noch ein Jahr lang auf den weitläufigen Gütern des Inſtituts, und hatte dann, durch die glänzenden Empfehlungen des Chefs der Anſtalt ſowie der ſämmtlichen Profeſſoren, welche ſich alle für mich bemühten, die Auswahl unter vielleicht einem halben Dutzend guter Stellen.

„Für mich aber wählte mein umſichtiger Vormund, dem ich auch in dieſer Hinſicht den größten Dank ſchulde: und zwar wählte er von den mir vorgeſchlagenen Stellen keine einzige, ſondern hatte bereits eine andere, vielleicht weniger vortheilhafte gefunden, für deren Annahme er mir aber die vernünftigſten Gründe gab.

„Dein Name, ſagte er mir — der Name einer alten Familie vom beſten Klange, in andern Verhältniſſen gewiß vortheilhaft für Dich, würde Dich bei Annahme einer untergeordneten Stelle in widerſprechende Lagen bringen und Deiner Zukunft dann nur

hinderlich ſein. Deßhalb geht mein Rath dahin, Du nimmſt eine Stelle an, die ich für Dich gefunden, und zwar eine nach allgemeinen Begriffen minder glänzende als die andern, dafür aber bei einem tüchtigen Landwirthe, welcher eine Hülfe braucht, und zwar trittſt Du dieſen Dienſt an unter einem andern Namen, wobei ich Dir die Wahl laſſe, ob Du Dich: Müller, Fiſcher, Maier, Schulze nennen willſt. Für die nothwendigen Legitimationspapiere auf dieſen Namen werde ich Sorge tragen; Du aber haſt dafür bemüht zu ſein, daß dieſer Name einen guten Klang behält und Du weiter empfohlen wirſt. Dabei kannſt Du mir glauben, daß eine Rekommandation des Mannes, der Dich zur Aushülfe nehmen wird, Dir alle Güter des ganzen Landes öffnet und Du bei Deinen Kenntniſſen nur zu wählen haſt. — Suche mir alſo einen Namen.

„Ich entſchied mich für Müller, aus Anhänglichkeit an einen guten Freund dieſes Namens, eines Malers, deſſen Schwäche es war, die Behauptung aufzuſtellen, der Name Müller hindere am Berühmtwerden, obgleich er ſelbſt als ein tüchtiger, großer, bekannter Künſtler den Beweis vom Gegentheile geliefert hatte.

Ich war alſo Herr Müller, und nachdem ich die Schule mit einem ganzen Pack ſehr ſchöner Zeugniſſe verlaſſen, verfügte ich mich mit einem Empfehlungsſchreiben meines umſichtigen Vormundes, deſſen triftige Gründe für die Art, mich unterzubringen, ich erſt ſpäter einſah und ſchätzen lernte, nach Prag, in deſſen Nähe ich auf dem Gute eines Herrn von S. angeſtellt wurde. Der Herr des Gutes war ein ſchon älterer Mann, hatte lange im Militär gedient, ſehr jung Feldzüge mitgemacht, und war in Folge davon leidend, weßhalb er ſich nach einer Hülfe umgeſehen, und durch dieſe Hülfe, alſo durch mich, den Herrn Müller, oftmals vom Lehnſtuhl, ja vom Bette aus die weitläufigen Güter kräftigſt dirigirte. Er war etwas heftiger Natur, und ich lernte da mancherlei, was mir in meinem ſpäteren Leben von großem

Nutzen war, und von noch größerem hätte sein können, wenn — — doch davon später!

„Nicht nur trieb ich eifrigst praktische Land- und Forstwirthschaft, nicht nur führte ich die Aufsicht über große Hüttenwerke, sondern ich lernte, was ich eben andeuten wollte, und was für einen jungen Menschen das Wichtigste ist, mich unter den Willen und die Laune eines Andern fügen; ich lernte meine eigenen Meinungen und Ansichten denen eines Dritten unterordnen, und endlich lernte ich dabei, und das war mir von der größten Wichtigkeit, meine Meinung festzuhalten, und wenn ich sie für gut und richtig hielt, mit vernünftigen Gründen unterstützt, auf die passendste Art immer wieder vorzubringen, bis ich meinen Zweck, der meiner Absicht nach immer ein guter war, erreicht hatte.

„Ich hatte überhaupt etwas in mir, das ich, mit Mäßigung angewandt, einem jungen Manne, welcher eine Carrière machen will, auf's Dringendste anempfehlen kann.

„Sie sehen," unterbrach er sich lächelnd, „ich versuche es, das Angenehme, wenn meine Erzählung nämlich dergleichen für Sie hat, mit dem Nützlichen zu verbinden, und bemühe mich, Ihnen eine Geschichte meiner Vergangenheit mit angehängten Lebensregeln zu geben. — Vergessen wir aber bei dieser Vergangenheit die Gegenwart nicht," setzte er hinzu, indem er sein Glas erhob und mit mir anstieß. „Trinken Sie von meinem gewiß nicht schlechten Punsche auch zur Stärkung, denn wir haben noch einen ziemlich weiten Weg vor uns. Sie sind doch nicht müde?"

Ich versicherte ihn aus vollem Herzen des Gegentheils und blickte ihm fest in die Augen, um ihn von meiner großen Aufmerksamkeit zu überzeugen.

Das kleine Porträt hatte er von uns beiden abgewandt, was mir einigermaßen lieb war, denn aus dem feinen, schönen Gesichte blickten mich, trotz alles inneren Widersprechens, doch immer und immer wieder die lieben Züge Alicens an.

„Daß mich Herr von S. lieb gewann," fuhr Herr von Steinfeld fort, „und mich ſeines vollen Vertrauens würdigte, kann und darf ich mit Stolz ſagen. Wir hätten gewiß lange Jahre zuſammen gearbeitet, und für beide Theile mit Nutzen, wenn Herr von S. ſich nicht in Folge ſeiner leidenden Geſundheit veranlaßt geſehen hätte, ſeine Güter in die Hand ſeines Neffen und Erben zu übergeben — er ſelbſt hatte nämlich keine Kinder — um ſich nach Prag zurückzuziehen.

„Dieſer Neffe, ein junger Herr, etwas älter als ich, kam nun bald darauf mit einem Verwalter an, und wenn er mich aus Rückſicht für ſeinen Onkel, — ſo ließ er durchblicken — auch gerne noch eine Zeit lang bei ſich behalten hätte, ſo war mir doch der neue Gutsherr, noch weniger aber ſein Verwalter, nicht ſympathiſch genug, um länger zu bleiben.

„Herr von S. ſelbſt ſagte mir eines Tages: Mein lieber Müller, es iſt am Ende doch beſſer, wenn Sie mit nach Prag gehen. Wenn ich da auch keine Güter zu verwalten habe, bei denen ich Ihre Hülfe in Anſpruch nehmen möchte — mein ganzes Grundeigenthum dort beſteht in einem hübſchen Garten an der Moldau — ſo habe ich doch meine Vermögensverhältniſſe zu ordnen, und darin könnten Sie mir helfen, wenigſtens ſo lange, bis ich etwas recht Paſſendes für Sie gefunden habe. Und das ſoll meine Sorge ſein, das verſteht ſich von ſelbſt.

„Ich ſchrieb darüber meinem Vormund, der mir umgehend antwortete, ich thäte recht daran, mit dem alten Herrn nach Prag zu gehen, und ſein Rath wäre, dort zu bleiben, bis Herr von S., der alle Gutsverhältniſſe Deutſchlands genau kenne, mir eine Stelle empfehlen würde. Halt aber dabei, ſo ſchloß ſein Brief, Deinen guten, ehrlichen Namen Müller in aller Achtung, und glaube mir, es iſt das vorderhand das Geſcheidteſte, was Du thun kannſt.

„So gingen wir denn nach Prag, und ich wurde von Herrn

von S. wie der Sohn des Hauses behandelt, und half ihm ein halbes Jahr lang seine Papiere und Geschäfte ordnen. Nicht als ob er mich seines eigenen Nutzens willen so lange bei sich behalten hätte — im Gegentheil, er that schon in der ersten Zeit alle möglichen Schritte, mich passend zu placiren, erhielt auch von allen Seiten die besten Anträge für mich, verwarf aber Alles aus Gründen, die er mir auseinandersetzte.

„Endlich aber sagte er mir eines Morgens, nachdem er ein großes Paket mit mächtigem Wappen geöffnet: Jetzt, mein lieber Müller, haben wir, was wir brauchen. Hätte ich mich für Sie dorthin gewendet, so würde das, wie ich die Personen kenne, Mißtrauen erregt haben. Ich ließ sie aber an mich kommen und mich lange bitten, ehe ich ihnen Jemand ganz Außerordentliches empfehle — Sie brauchen keine Verbeugung zu machen: wir wissen Beide, was wir werth sind. Hier ist ein Vertrag von einem meiner ältesten Freunde, dem alten Baron Iffling, einem braven Herrn, durch die Gnade Gottes und des Landesherrn mit Gütern gesegnet, wogegen meine früheren, auch nicht zu verachtenden Besitzungen nur eine arme Erdscholle sind. Mit ihm ist in jeder Richtung auszukommen, doch sind ein paar nicht zu verachtende Klippen, an denen Mancher scheitern würde, und über deren Lage und Fahrwasser ich Ihnen so viel als möglich mittheilen werde.

„Dieser Vertrag hier, fuhr er fort, indem er denselben entfaltete, ist, was Ihre Bedingungen betrifft — in blanco gelassen und will ich Ihnen dann schon das Nöthige hineinkorrigiren, daß beide Theile zufrieden sein können. Man muß keine falsche Bescheidenheit kennen und ein hohes Salair ansprechen, wenn man zuweilen auf gute Behandlung nicht rechnen darf. Doch sind Sie der Mann, der gehörig damit umspringen kann, um sich nichts Ungehöriges bieten zu lassen.

„Ehe ich ihn verließ, gab er mir eine Schilderung der Ver-

hältniſſe, in denen ich mich voranbewegen ſollte, die ich ſehr wahr erfand und welche mir von außerordentlichem Nutzen waren.

„Da war die Hauptperſon der Gutsherr, der alte Baron von Iffling, ein Mann in den Fünfzigen: kränklich, verdrießlich, ſchwach an Körper und an Geiſt, ſonſt ein guter und wohlwollender Herr. Dieſe Kränklichkeit, ſo ſagt man, ſchrieb ſich von einem Sturze mit dem Pferde, von welchem ſich der Baron ſchwer erholte und welcher Unfall ſo tiefe Spuren hinterlaſſen hatte. Die Baronin von Iffling, ſeine Frau, war ſchon vor Jahren geſtorben. Sie hatten ein einziges Kind, eine Tochter, die damals 18 Jahre alt ſein mochte.

„Die Baronin von Iffling war eine ſchöne majeſtätiſche Frau geweſen, in deren Händen ſich ſo ziemlich das ganze Regiment des Hauſes befunden hatte, und welche namentlich ſeit jenem unglücklichen Sturze ihres Mannes alle Geſchäfte unter Hülfe ihres Bruders, eines Freiherrn von Germersbach, welcher ein Jugendfreund des Barons Iffling war, mit Kraft und Umſicht geleitet. Als ſie nun ſtarb, ging dieſe Leitung der Geſchäfte, ja man konnte ſagen die ganze Herrſchaft über Güter und Haus ſtillſchweigend auf ihren Bruder über, der ſich ſo nach und nach unentbehrlich zu machen gewußt hatte und in der That über Alles disponirte, als wäre er das Haupt der Familie. Um ſo weniger wurde hier ein Anſtoß genommen, da Baron Iffling keine männlichen Erben hatte, und der größte Theil der ungeheuern Güter Staatslehen waren, welche einſtens zurückfallen mußten und deßhalb für die Seitenlinie der Familie Iffling nicht in Betracht kamen.

„Wenn auch der eigentliche Herr des Hauſes bei wichtigen Veranlaſſungen um Rath gefragt wurde, ſo wußte es doch ſein Schwager ſo einzurichten, daß Jener keine andern Befehle ertheilte, als die mit ſeinen eigenen Wünſchen im Einklange ſtanden. Nur Etwas war im Hauſe, wo der Baron Iffling nicht allein beſtimmte und worüber er mit einer ſkrupulöſen Eiferſucht wachte, nämlich über Alles, was die Erziehung und das Leben ſeiner einzigen

Tochter anbelangte. Man hätte ſagen können, ſie eigentlich ſei das Haupt der Familie geweſen, an welcher der Vater ſeine Rechte abgetreten, die aber wieder geleitet wurde von ihrem Oheim, dem Freiherrn von Germersbach, in deſſen Hände alle Macht zuſammenfloß, welcher aber Anna von Iffling alle Rechte einer Herrin willig ließ, theils um den Vater zufrieden zu ſtellen, hauptſächlich aber, weil er der feſten Ueberzeugung war, Anna würde dieſe Herrſchaft eines Tages mit ſeinem eigenen Sohne theilen, der, als wie ſich von ſelbſt verſtehend, zum Gemahl der jungen und ſchönen Erbin beſtimmt war. Paul von Germersbach war in einem Alter mit mir, hatte ſich auch ſpielend etwas mit landwirthſchaftlichen Studien abgegeben; und ihn nun praktiſch einzuführen, ſowie die Verhältniſſe der einzelnen Güterkomplexe, deren Verwalter und Pächter hie und da etwas eigenmächtig geſchaltet hatten, wieder in feſte Ordnung zu bringen, war die Aufgabe, welche mir, dem Herrn Müller, geſtellt wurde.

„Durch Herrn von S. mit dieſen Eigenheiten der Familie bekannt gemacht, trat ich denn eines Nachmittags auf dem Schloſſe Iffling ein.

„Auf einem ziemlich hohen Berge, deſſen Fuß von der Donau beſpült wird, liegt das Schloß breit und majeſtätiſch, ein alterthümliches Gebäude, mit großer Sachkenntniß und vielem Geſchmack auf's Sorgfältigſte reſtaurirt. Ich ließ den Wagen, welcher mich von der letzten Eiſenbahnſtation hergeführt hatte, langſam hinter mir drein fahren und ſchritt raſch, in heiterer Stimmung, durch die Parkanlagen, in denen ſich der Fahrweg emporſchlängelte zu dem ſtolzen Gebäude hinan. Es war ein prachtvoller Frühlingsabend, und wie ringsumher an den grünen Büſchen Blüten und Blumen aufbrachen, ſo knoſpeten in meinem Herzen heitere Hoffnungen für die Zukunft.

„Im Schloßhofe angelangt, ſtürzten ein Paar rieſige Hunde mit wildem Gebell auf mich zu. Da ich mich aber vor dergleichen

Dies war das gewöhnliche Ende von dergleichen Scenen gewesen, und es hatten sich die Weiber darauf stillschweigend entfernt; heute aber, wo das lange Befürchtete so plötzlich über sie hereingebrochen war, wo die armen, durchnäßten und frierenden Weiber den harten Winter vor der Thür sahen, folgten sie nicht dem gebieterischen Wink ihres ewigen Plagegeistes, sondern ihre Thränen begannen reichlicher zu fließen und ihre Klagen übertönten das Geheul des Windes und den niederplätschernden Regen in dem engen Hofe nebenan.

Leute, die durch das Gewölbe eilten, blieben einen Augenblick erstaunt stehen und giengen dann rasch fort, als sie den Steinmann gewahrten. Dieser schnupfte heftig und wollte ebenfalls den Schauplatz seiner Thaten verlassen, als eine große starke Frau, gefolgt von zwei Dienstmädchen, die auf ihren Köpfen große Körbe mit Wäsche trugen, in das Gewölbe trat und erstaunt bei den heulenden Weibern stehen blieb.

Der Leser aber soll im nächsten Kapitel erfahren, wer diese Frau war und was sich weiter begeben.

nicht fürchtete, ſo blickte ich ſie feſt an, und als ich ihnen entgegentrat, zogen ſie ſich zurück, was die Verwunderung eines jungen Herrn erregte, der eben vom Pferd geſtiegen war und von den Stallgebäuden dem Haupteingange zuſchritt. Ich näherte mich ihm, begrüßte ihn freundlich und bat ihn, mir den Weg anzugeben, auf dem ich mich am leichteſten dem Baron Iffling vorſtellen könnte.

„Als er mir zur Antwort gab: mein Onkel wird wohl ſo ſpät keinen Fremden empfangen, wußte ich gleich, wen ich vor mir hatte und bat um Anmeldung bei dem Freiherrn von Germersbach. Der junge Herr betrachtete mich ſo auffallend prüfend, ja etwas von oben herunter, daß ich ihm dieſen Blick in jeder andern Lage mit Zinſen zurückgegeben hätte, ſo aber folgte ich ihm ohne Weiteres auf einen leichten Wink ſeines Kopfes, und wir traten durch den Haupteingang in ein hohes gewölbtes Veſtibul, ausgeſtattet mit der ſoliden ruhigen Pracht, welche Kennzeichen des vornehmen Hauſes ſind. Neben der breiten ſteinernen Treppe, welche ein kunſtreich von Eiſen gearbeitetes Geländer hatte, in deſſen Füllungen mit Gold und Farben ausgeführt man häufig das Wappen der Familie ſah, ſtand der Stuhl des Portiers aus Eichenholz geſchnitzt, an deſſen Lehne der hohe Stab mit vergoldetem Knopfe lehnte. Ich folgte dem jungen Herrn die Treppe hinauf, oben über einen breiten hallenden Korridor hinweg in ein Vorzimmer, wo ſich ein Diener befand, an den zu wenden er mich mit einer Handbewegung einlud, worauf er ſich entfernte, ohne mich weiter eines Grußes zu würdigen.

„Es war nothwendig, daß ich mir alle Lehren und Ermahnungen meines väterlichen Freundes, des Herrn von S., in's Gedächtniß zurückrief, um nicht in Verſuchung zu kommen, dieſe hohen etwas düſteren Hallen zu verlaſſen, um mich der heiteren Frühlingsnatur, welche im abendlichen Goldſchimmer zu den hohen

Bogenfenſtern hereinlachte, wieder zuzuwenden und auf's Gerathewohl in die Welt hinaus zu wandern — o es wäre beſſer geweſen!"

Lieutenant Steinfeld fuhr mit der Hand über die Augen, that einen tiefen Athemzug und fuhr dann, als er meine große Aufmerkſamkeit bemerkte, in der Erzählung fort. „Meine ruhige Ueberlegung ſiegte. Ich zog ein Empfehlungsſchreiben des Herrn von S. an den Freiherrn von Germersbach hervor, übergab es dem Bedienten, welcher mich erſuchte, Platz zu nehmen und ſich alsdann entfernte. Bald darauf kam er zurück, bat mich ihm zu folgen und führte mich durch mehrere Zimmer an eine Thüre, vor welcher er mir ſagte: der gnädige Herr erwartet Sie. Er öffnete die Flügelthüre, ich trat ein und ſtand vor dem Freiherrn von Germersbach. Sein Bild ſteht ſo lebendig vor meiner Seele, daß ich ihn heute noch nach Jahren Zug für Zug ſchildern könnte, doch iſt es überflüſſig. Sie werden ihn ſchon kennen lernen und ich will nur ſo viel ſagen, daß der unruhige Blick ſeiner ſcharfen Augen, ſowie ein beſtändiges Kauen an ſeiner Unterlippe ſchon gleich damals einen peinlichen Eindruck auf mich hervorbrachte — o wäre ich den Winken des goldenen Abends gefolgt!

„Er empfing mich übrigens in ſeiner Art recht freundlich und drückte mir ſeine Freude über meine Ankunft aus, fragte Einiges nach dem Herrn von S. und ließ darauf den Haushofmeiſter kommen, dem er befahl, mich in meine Wohnung zu führen.

„Gott ſei Dank, das Geſicht des alten Haushofmeiſters war doch einmal eine wohlthuende Erſcheinung, ein alter Herr, auf's Sorgfältigſte in Schwarz gekleidet mit weißer Halsbinde und faſt ebenſo weißem Haar. Als der Freiherr ſich entfernt hatte — ſo lange dieſer da war, blieb er ſteif an der Thüre ſtehen — trat der Haushofmeiſter ein paar Schritte gegen mich, nickte mir freundlich zu und ſagte mit wohlwollender Miene: Ah, der neue Verwalter, Herr Müller!

„Der hier in dieſem fremden Hauſe um Ihren gütigen Schutz

bittet, drängte es mich ihm zu ſagen, und meine Miene war dabei ſo herzlich und aufrichtig, daß dieſe Worte, wie er mir ſpäter geſtand, ihn gleich für mich eingenommen hatten. Er zeigte mir meine Wohnung, ein kleines hübſches Appartement von einigen wohl eingerichteten Zimmern an der hinteren Seite des Schloſſes, und, was mir hauptſächlich ſehr angenehm war, mit einer abgeſonderten Treppe, welche auf eine Terraſſe führte, die an den Park des Schloſſes ſtieß, und linker Hand auf einen kleinen Hof ging, welcher die Stallungen und Remiſen umſchloß. Nachdem der Haushofmeiſter meine Wünſche für ein Souper in Empfang genommen, zeigte er mir meinen Wagen, der unten in einem Hofe ſtand, ſowie einen Diener dabei, welcher beſchäftigt war, meine Koffer abzupacken, und der zu meinem ausſchließlichen Dienſte beſtimmt ſei. Ich habe ihn für Sie ausgeſucht, bemerkte der alte Herr mit freundlicher Miene, und Sie werden mit ihm zufrieden ſein. Das außerordentliche Wohlwollen, welches mir der Haushofmeiſter, dieſe mächtige Perſon des Hauſes, bezeigte, befremdete mich in der That, denn ich wußte damals noch nicht, daß ich demſelben von Herrn von S., bei dem er in früheren Jahren in Dienſten geſtanden, noch privatim auf das Dringendſte empfohlen worden war.

„Am andern Morgen berief mich der Freiherr von Germersbach, und nachdem er mir in allgemeinen Grundzügen eine Idee meines künftigen Wirkens auf den großen Gütern gegeben, nahm er mich mit ſich durch eine Menge von Gängen und Zimmern nach dem rechten Flügel des Schloſſes, welcher gegen Oſten und Süden lag, um mich dort dem Baron von Iffling vorzuſtellen. Ich war ſehr darauf geſpannt ihn zu ſehen. Wir traten in ein kleines Vorzimmer, wo ich ein paar Augenblicke warten mußte, während der Freiherr in's anſtoßende Gemach ging. Gleich darauf winkte er mir ihm zu folgen, und in der nächſten Minute ſtand ich vor dem Herrn des Schloſſes und dieſer ungeheuren Güter.

„Der Baron von Iffling ſaß zuſammengebückt in einem großen Lehnſtuhle, welcher an einem breiten und hohen Bogenfenſter ſtand, das eine entzückende Ausſicht auf das herrliche Donauthal gewährte. Der alte Herr hatte ſpärliche graue Haare, eine gefurchte Stirne und das Einzige, was den leidenden Zügen ſeines Geſichtes Leben, ja Friſche verlieh, waren ſeine ſchönen, hellen und klugen Augen, mit denen er mich freundlich anblickte. Er nickte mir zu und ſagte mit ſchwacher Stimme: Sie ſind mir von meinem alten Freunde auf's Beſte empfohlen. — Was ich allein an Ihnen ausſetzen möchte, bemerkte er nach einem zweiten Blick auf mich, nachdem er leicht in ſein Taſchentuch gehuſtet, iſt bei den großen und ſchweren Geſchäften Ihre Jugend; doch genügt mir auch darin die Bürgſchaft meines guten Freundes. —

„Da, er wies mit der Hand auf den Freiherrn von Germersbach, mein Schwager, er, welcher für mich arbeitet und denkt, ich bin das leider nicht mehr im Stande, wird Ihnen alle nothwendigen Anweiſungen geben, und Sie werden dann wieder ſo freundlich ſein, von Ihren Kenntniſſen, die mir als ſehr groß und glänzend geſchildert ſind, auf meinen jungen Neffen zu übertragen, der es ſich angelegen ſein laſſen muß, aus Ihren Anleitungen Nutzen zu ziehen. — —

„Ich machte eine Verbeugung gegen den Freiherrn und fand, als ich ihn näher betrachtete, daß ſich der unſtäte Blick ſeines Vaters auf ihn, nur noch unangenehmer ausgebildet, vererbt hatte. Er ſtand an einem reich beſetzten Frühſtücktiſche in der Mitte des Zimmers und führte ein Glas Wein an ſeinen Mund, über welches hinweg er mir nachläſſig zunickte. Er trug einen grauen Jagdrock und hatte an den Füßen hohe Stiefel von weichem Leder."

Hohe Stiefel, wiederholte ich unhörbar in mich hinein, als Herr von Steinfeld ein paar Augenblicke ſchwieg, ſeine Stirne in beide Hände vergrub, als berühre ihn Etwas tief und ſchmerzlich.

Auch ſchielte er vielleicht, dachte ich bei mir, hatte eine lange ſpitze Naſe und wohl einen rothen Bart — jedenfalls aber hohe Waſſerſtiefel an den Füßen. So eine Geſtalt mußte ich entweder geſehen und mich ſehr für ſie intereſſirt haben, oder hatte mir Jemand davon erzählt, war ſie mir als eine Art Popanz dargeſtellt worden und hatte deßhalb meine Neugierde, ja mein Entſetzen erregt, ſo daß ſie mir in der Erinnerung geblieben war — das mußte aber ſchon lange her ſein, in meiner Kinderzeit; denn wie dieſe Geſtalt jetzt deutlicher vor meiner Phantaſie auftauchte, ſo erinnerte ich mich auch, wie ſie mir damals grauſig erſchienen war. — Aber wo und wann? War es vielleicht die Geſchichte vom Blaubart? — Ja, ſo mußte es ſein, denn nach und nach tauchten andere Figuren neben ihm auf, vor Allem eine arme unglückliche Frau, die er an den langen ſchwarzen Haaren in das blutige Zimmer ſchleppte. — Nein, nein, es war anders. Die ſchöne Frau lag bleich auf ihrem Bette — — — — — ein ſchwarzer Schleier bedeckte ihr Geſicht. — Ah, ich hätte laut hinaus rufen mögen, jetzt traten die Geſtalten klar vor meine Seele, es war die Geſchichte der Frau Merzer, die ſie uns an jenem Novemberabend erzählt! Es hatte ſich da auch um ein großes alterthümliches Schloß gehandelt, das ebenfalls auf einem Berge lag. Es war mir wieder wie damals, als flög' ich neben dem Wagen her, in welchem die Geſtalt und Frau Merzer ſaßen, über weite, öde Haiden dahin, wo das dürre Gras vom Winde bewegt ſo unheimlich flüſterte. Rechts und links an der Straße, im Mondſchein leuchtend, ſah ich große Waſſerlachen mit wehendem Schilfe, und hinter dem Wagen, der mit raſender Eile dahinflog, ballten ſich, wie zur Verfolgung, die dunkeln Wolken zu allerlei ſchrecklichen Geſtalten zuſammen. Was mich aber am meiſten intereſſirte, das war jener einzelne Reiter, der dem Wagen vorausgaloppirte, und der mit rauher Stimme gut — gut — geſagt hatte. An ſeiner Seite mußte unfehlbar ein langes

Schwert hängen und von seinem schwarzen Hute eine Feder winken. — Dann ging es steil den Berg hinauf, es knarrte und seufzte, als ob ein großes Hinterthor aufgeschlossen werde, und in der Nähe vernahm man das Plätschern eines Springbrunnens. Hierauf sah ich die Wendeltreppe und das Innere des Schlosses, die Wände und die dunkle Decke von Holz, und von letzterer herab hingen große Zapfen farbig und vergoldet, und in der Mitte ein schwerer Kronleuchter von Metall und Glas. Vor dem großen offenen Kamin stand ein Mann, welcher die Füße wärmte; er trug einen grauen Jagdrock und hatte an den Füßen hohe Reitstiefel. — — Aber am deutlichsten sah ich die arme bleiche Frau vor mir mit dem schwarzen Schleier über das weiße Gesicht, und diese Frau hatte für mich immer eine gewisse Aehnlichkeit mit Alicen gehabt, mit der Tochter des armen Flickschneiders, was aber eine ganz natürliche Ursache hatte, denn während damals Frau Merzer ihre Geschichte erzählte, lag das kleine Mädchen schlummernd mit dem Kopfe auf meinen Knieen, und ich schaute aufmerksam in ihr Gesicht, während ich dabei auf's Angestrengteste der Erzählerin gelauscht hatte. So verwoben sich diese so weit auseinandergehenden Ideen unwillkürlich miteinander.

Lächerlich, zu glauben, daß jener Mann mit den hohen Stiefeln im Zusammenhange stehen könne mit diesem, welchen der Herr von Steinfeld erwähnt. — Und doch konnte ich dieses Gedankens nicht los werden, und der Schloßhof, die Wendeltreppe, die hohen dumpfen Zimmer traten immer lebendiger vor mein geistiges Auge.

Herr von Steinfeld hatte lange auf das kleine Bild geblickt, und sagte nun mit leiser Stimme: „So machte ich die Bekanntschaft mit der Familie des Barons Issling, mit sämmtlichen Mitgliedern derselben — — denn sie," [illegible] wandte er das kleine Porträt langsam gegen mich, „die einzige Tochter des Hauses, stand hinter dem Stuhle ihres Vaters und betrachtete mich, wie man einen Fremden zu betrachten pflegt, von dem man

schon eine Zeitlang gesprochen, und der nun dem Hause, ja selbst gewissermaßen dem Familienkreise angehören soll. O, sie hatte ein gutes Gesicht, offene liebe Augen mit dem seelenvollsten Ausdruck. Der Maler, der das Bild hier gemalt hat, ein tüchtiger Künstler, hat es doch nur stümperhaft vermocht, dieses wunderbare Antlitz wiederzugeben. Der helle Glanz, der von dem Gesichte ausging, ihr ganzes wunderbares, feenhaftes Wesen strömte so viel seliges Licht aus, daß das finsterste, unheimlichste Schloß, welches sich eine trübe Phantasie nur hätte ausdenken können, bevölkert von einer ganzen Legion von jungen und alten Germersbachs, doch verklärt erschienen wäre wie eine schöne Landschaft im Abendsonnenglanze. — Sie war der Friedensengel des Hauses, ihr entströmte Glück und Wohlbehagen. — —

„Ich wurde ihr vorgestellt und sie richtete ein paar gute und freundliche Worte an mich, die, so einfach sie auch waren, doch meine Sinne auf eine nie gekannte Art verwirrten. Herr von S., dachte ich bei mir, hat es am Ende doch nicht recht überlegt, daß er Dich hieher empfohlen — und doch, welche Kluft zwischen der Baronin Anna von Iffling und dem Herrn Müller.

„Der Letztere war sich aber im nächsten Augenblicke vollkommen wieder seines einfachen Daseins bewußt, und sagte in ehrerbietigem Tone seinen Dank für die gütige Aufnahme, und fügte das Versprechen hinzu, sich der ihm zu Theil gewordenen Empfehlungen gewiß würdig machen zu wollen.

„Der junge Freiherr hatte sein Frühstück beendigt, zog seine langen Stiefel in die Höhe und ließ sich von seinem Vater Anweisungen geben über den Weg, den er mit mir machen wolle, um mich einen Theil der Grenzen des zunächst liegenden Güterkomplexes kennen zu lehren.

„Verstehen Sie?“ fragte er mich, worauf ich ihm eine stumme Verbeugung machte, ohne mich jedoch eines kleinen Lächelns erwehren zu können. Dann gingen wir mit einander fort, nachdem

er Anna die Hand geküßt, und kamen in den Schloßhof, wohin auf einen Wink von ihm zwei ſchöne Pferde gebracht wurden. Eines davon bezeichnete er mir mit einer Handbewegung als das meinige, und beſtieg dann das ſeinige mit Hülfe eines Dieners, der ihm den Steigbügel hielt. Ich betrachtete einen Augenblick mein Sattel- und Zaumzeug, blickte auch am Schloß in die Höhe, wo ich das hohe Bogenfenſter ſah, an welchem der alte Baron ſaß, und hinter welchem ich ein weißes Gewand zu erkennen glaubte. Der junge Freiherr, ohne ſich weiter um mein Abreiten zu bekümmern, galoppirte ſchon unter dem Thorbogen, als ich meinen Fuß in den Bügel ſetzte. Glücklicher Weiſe war ich daran gewöhnt, bei meinem Umherſtreifen durch Feld und Wald den Sattel unter den ſchwierigſten Umſtänden zu gewinnen, ſonſt hätte ich vielleicht hier mit einem entſetzlichen Fiasko debütirt. Denn kaum hob ich den rechten Fuß vom Boden, ſo machte das raſche, feurige Thier eine gewaltige Lançade vorwärts, doch hatte ich es in der nächſten Sekunde feſt in meiner Hand; und wenn es auch in wilden Sprüngen dem Davoneilenden nachzukommen ſuchte, ſo hielt ich es doch zurück, daß es kopfſchüttelnd auf die Stange ſchäumte, und zwang es ruhig zum Thore hinauszugehen. Draußen aber ließ ich ihm etwas Luft und hatte bald meinen Führer eingeholt. Bei unſerem Weiterreiten ſchielte er häufig nach mir hin, um meine Führung des Pferdes zu beobachten. Ob er damit zufrieden war, weiß ich nicht, denn er ſagte kein Wort darüber, ſchien aber zuweilen die Abſicht zu haben, mich in Verlegenheiten zu bringen, indem er querfeldein ritt, über Hecken und Gräben ſetzte, oder in toller Carrière die Waldlinie hinaufflog. Daß ich ihm dicht zur Seite blieb, werden Sie mir glauben. Auch rauchte ich dabei gemüthlich meine Cigarre.

„Langweilt Sie das Alles nicht?“ Mit dieſer Frage unterbrach ſich plötzlich mein Erzähler, und fuhr alsdann fort, nachdem ich ihn auf's Eifrigſte des Gegentheils verſichert: „ich mußte ein

wenig breit mit der Einleitung sein, um Sie, meinen geduldigen Zuhörer, mit den bestehenden Verhältnissen des Hauses bekannt zu machen. Sie werden begreifen, daß ich Klippen vorfand, vielleicht anderer Art, als sich Herr von S. gedacht; aber für einen jungen Mann von unternehmendem Geiste und heißem Blute, der gerne etwas wagt, schwer zu umschiffen. Daß ich vor den andern Leuten einfach der Verwalter war, der Herr Müller ohne Rang und Titel, das hinderte mich doch nicht, mich, und mit vollem Rechte, von ebenso guter Geburt zu fühlen, als die Freiherren von Germersbach, Vater und Sohn. Was unsere beiderseitigen Vermögensverhältnisse anbelangte, so stand ich unbedingt über ihnen. Was sie besaßen, verdankten sie der Güte des Barons Iffling, und wenn es auch mehr war als mein kleines Erbe trug, so klebten doch an diesem keine Erpressungen, keine Uebervortheilungen, wie sie sich der alte Freiherr zu Schulden kommen ließ, und was ich aus den Büchern, die man mir vorlegen mußte, auch ohne großen Scharfsinn ersah. Freilich war Alles unter dem Namen von Schenkungen eingetragen, welche Baron Iffling seinem künftigen Schwiegersohn machte, auch waren die darauf bezüglichen Dokumente von dem Herrn des Hauses gehörig mit seiner Unterschrift versehen; doch war es mir schon nach wenigen Monaten meiner Geschäftsführung klar, die mich auch zuweilen, wenn auch nur pro forma, mit dem Baron Iffling geschäftlich zusammenbrachte, daß der gute alte Herr sein Todesurtheil unterschrieben hätte, wenn es ihm von seinem Schwager vorgelegt worden wäre.

„Für meine Person fühlte er Sympathie und setzte es mit einer Hartnäckigkeit, welche man bei dergleichen gebrochenen Charakteren zuweilen findet, durch, daß ich weniger als Diener oder Angestellter des Hauses, als zum Familienkreise gehörig betrachtet wurde. Zu den Diners erhielt ich, so oft man mich wünschte, jedesmal eine Einladung, wurde aber ein- für allemal Abends zur Theestunde erwartet, wenn mir nicht der Haushofmeister

melden ließ, der Baron finde sich unwohl und habe sich frühzeitig zurückgezogen.

„O, es war das für mich eine schöne, wunderbare Zeit. In meinem Herzen fühlte ich eine reine, heilige Liebe für Anna entstehen, und that mir durchaus keinen Zwang an, dieselbe zu unterdrücken. Baute ich doch still für mich einen Tempel, in welchem ich ihr Bild wie das eines höheren Wesens aufstellte, wie eines Wesens, dessen Nähe allein schon beglückend und beseligend wirkt, eines Wesens, das auch ohne erwiederte Liebe geliebt zu haben eine schöne Erinnerung sein müßte. — — Und ich war glücklicher. — Ja, so glücklich, wie man es in diesem armen Leben kaum und dann auch nur einmal werden kann."

Herr von Steinfeld legte die Hand auf meinen Arm, und sagte mit einem unaussprechlich weichen, ja rührenden Tone der Stimme: „Ein gütiges Geschick möge Ihnen so selige Augenblicke, so glückliche Stunden, so unaussprechlich schöne Tage geben, möge Sie mit Entzücken an einem Worte hören, am Klang der Stimme fühlen, an einem Blicke sehen lassen, wie ein edles, verschlossenes Mädchenherz einer Knospe gleich aufschwellt, nur für Sie allein bemerkbar, und auch nur für Sie allein sichtbar die wunderbaren Blüten einer ersten jungfräulichen Liebe treibt. O, das ist berauschend, sinnverwirrend, ein flüchtiger Blick läßt uns erröthen, ein zufälliges Anstreifen ihres Gewandes läßt uns erzittern, ein Berühren ihrer Hand läßt uns erschauern bis in unser tiefstes Innere.

„Ja ich fühlte, daß mich Anna mit besonderer Theilnahme behandelte, obgleich weder auf ihre, noch auf meine Lippen etwas Anderes als gleichgültige Worte traten. Aber ein Glück für uns war es, daß wir Beide nur allein eine leise, ja unbewußte Ahnung von dieser Seligkeit hatten, ein bezeichnender Blick, ein ungewöhnliches Wort hätte uns vor den Späherblicken, mit denen wir umgeben waren, verrathen müssen, und wäre fürchterlich gerächt

Drittes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Die Frau, welche bei dem großen Jammer der Lampenanzünderinnen plötzlich erschien und vor denselben ihren festen, aber eiligen Schritt anhielt, war die ehrsame Wittwe eines königlichen Hofkutschers, der in seinen besten Jahren das Zeitliche gesegnet und die Frau mit drei kleinen Kindern zurückgelassen hatte.

Da die Besoldung des Kutschers von jeher nicht groß zu nennen war, auch derselbe bei dem stundenlangen Sitzen auf dem Bock, wenn er bei Bällen, Concerten und dergleichen in bitterkalter Nacht auf seine Herrschaft zu warten hatte, von dieser kleinen Besoldung ein Erkleckliches verwenden mußte, um sich Behufs innerer Erwärmung etwas Geistiges anzuschaffen, so kann man sich leicht einbilden, daß der Frau von den Ueberbleibseln des Gehaltes nicht viel zu gute kam, weßhalb sie ein einträgliches Geschäft, das sie von ihrer Mutter überkommen, sorgsam beibehielt und möglichst ausdehnte. Dieses Geschäft bestand in dem Besorgen der Wäsche für die Gesandtschaften und andere große Häuser der Stadt.

Frau Welscher hatte ihren Mann, den Hofkutscher, eigentlich nur zum Staat geheiratbet, und es ließ sich auch in den ersten

worden. — Ob ſie mich würde lieben können, ob nicht allein in der Kluft, welche zwiſchen ihr und dem bürgerlichen Verwalter ihres Vaters lag, eine Sicherheit beſtand, welche ihr erlaubte, mir zu zeigen, daß ihr meine Unterhaltung angenehm war, daß es ihr lieb ſei, wenn ich häufig mit ihr verkehrte, und ſie in dieſem Verkehr über dieſes und jenes belehrte, darüber wagte ich nicht nachzudenken; ſoviel aber war gewiß, daß die Freiherren von Germersbach, Vater und Sohn, mich im vollen Bewußtſein ihres untadelhaften blauen Blutes wie eine Sache betrachteten, wie ein Spielzeug, das man der jungen Dame hie und da zur Unterhaltung wohl gönnen könne.

„Wie ich früher angedeutet, zeigte der Baron Iffling nur in den Dingen, welche ſeine Tochter Anna betrafen, einen eigenen und dann ſehr feſten Willen, nicht als ob er ſich, was das anbelangte, mit ſeinem Schwager in Debatten oder Erörterungen eingelaſſen, er pflegte dann kurzweg nein zu ſagen, und wiederholte dieſes nein, indem er langſam ſeinen weißen Kopf ſchüttelte, ſo lange der Andere fortfuhr zu reden. Dagegen war nun nichts zu machen, und ich hatte mehrmals Gelegenheit zu ſehen, wie ſich der Freiherr von Germersbach, von dieſem unbeugſamen „nein“ beſiegt, zähneknirſchend zurückzog, auch wohl draußen heftig mit dem Fuße ſtampfte und vielleicht ſeinem Sohne die Worte zuwarf: Das iſt doch wahrhaftig unerträglich, wann werden wir einmal unter dieſer Starrköpfigkeit nicht mehr zu leiden haben? Daß ihn Anna, in dieſer Art für ſie zu handeln, beſtärkte und ihn dabei unterſtützte mit der Gewalt ihres ganzen Weſens, vor der ſich auch die beiden Herren von Germersbach beugten, hatte ich wohl bemerkt.

„So verfloſſen mir Wochen, Monate, ein Jahr hatte ſich gerundet ſeit ich im Hauſe war, und obgleich meine Leidenſchaft für Anna mein ganzes Herz eingenommen hatte, ſo ließ ich gewiß nicht die Laſt von Geſchäften, welche auf mir lag, darunter leiden,

im Gegentheil, dieſe Liebe zu dem herrlichen Mädchen war ein Sporn für mich, das Uebermögliche zu leiſten. Man war denn auch zufrieden mit mir, und wenn auch die beiden Germersbach keine Sympathieen für meine Perſon fühlten, ſo mußten ſie doch den Geſchäftsmann, der auch ihnen gegenüber auf eigenen Füßen zu ſtehen pflegte, in mir achten. Daß meine Anleitungen dem jungen Freiherrn viel genützt hätten, könnte ich gerade nicht ſagen; denn er gab ſich nie recht Mühe, in das eigentliche Weſen der Sache einzudringen, bei ihm war Alles oberflächlich, und nach Vergnügen und Zerſtreuung gerichtet. Wenn er die Wälder durchſtreifte, ſo geſchah das um zu jagen; wenn er mit benachbarten Gutsbeſitzern zu Berathungen zuſammenkam, ſo wurden dieſe eigentlich mir, dem Verwalter, überlaſſen, und er ſelbſt amüſirte ſich dabei mit anderen jungen Leuten ſeines Schlages durch Wettrennen und Spielpartieen.

„Meine ſeligſten Stunden waren, wenn ich Anna auf ihren Spazierritten in der Eigenſchaft als dienſtthuender Stallmeiſter begleiten durfte. Natürlich hatten wir hinter uns zwei Reitknechte, die auf Schritt und Tritt folgten, doch ſah ich bei dieſen kleinen Touren mit Entzücken, wie ſie tief Athem holte, ſobald wir die düſteren Mauern des Schloſſes hinter uns hatten, wie ſich ihre Bruſt hob, ſobald wir auf dem weichen Moosboden des Waldes ritten, um uns her den Duft von Kräutern und Blumen, über uns die leiſe ſpielenden Blätter, wir ſelbſt beſtreut von Sonnenblicken, welche hie und da durch die Laubmaſſe auf uns fielen, wenn ich dicht an ihrer Seite ritt, der Enge des Pfades wegen.

„Da ließ ſie oft, ſich ganz dem wonnigen Gefühl des Dahingleitens auf duftigem Moosboden überlaſſend, ihrem Pferde gänzlich den Zügel frei und litt es gern, wenn ich in ſchnellerer Gangart denſelben erfaßte und ſie ſo leitete. Zuweilen geſchah es dabei, daß meine Hand ihren Arm berührte, oder daß ich von ihrem

Pferde, nach einem muthwilligen Galoppſprung deſſelben, dicht an meine Seite gedrückt wurde, worauf ſie heiter lachend ihrem Thiere mit der Reitpeitſche drohte, auch wohl ihre kleine Hand auf meinen Arm legte, wie um ſich auf ihrem Sattel wieder zurecht zu ſetzen.

„O dieſe wunderbaren und doch für mich jetzt ſo ſchrecklichen Erinnerungen!“ unterbrach ſich der Erzähler plötzlich, wie mit einem Ausruf des Schmerzes, worauf er emporſprang und einen raſchen Gang durch das Zimmer machte. Er hielt ſeine Hände zuſammengefaltet, trat einen Augenblick an's Fenſter, in die Nacht hinauszuſchauen, und ſetzte ſich jetzt wieder zu mir hin, nachdem ſeine ſchweren Athemzüge ruhiger geworden waren.

„Wir hatten einen Lieblingsplatz im Walde, nach dem wir häufig und gern ritten. Es war dieß ein trauliches Plätzchen am Fuße eines kleinen ſteilen Hügels, wo eine klare Quelle zwiſchen moosbedeckten Steinen hervorbrach, ſich von da einige Fuß herabſtürzte, und unten im Geſtein eine glatte Schale ausgewaſchen hatte, wo die klare Flut, beſtändig erregt von dem nachſtürzenden Waſſer, luſtige Schaumperlen aufwarf, — immerfort, immerfort mit geheimnißvollem Rauſchen und Murmeln zu ſtillen Träumen einladend.

„Hier ſtiegen wir häufig von den Pferden ab, ließen ſie durch die Reitknechte in das Gebüſch führen, und ſetzten uns auf die glatten Steine, nicht neben einander. Ich ließ immer die gehörige Entfernung zwiſchen uns, konnte ich doch auf dieſe Art beſſer und unbefangener in die Augen des geliebten Mädchens blicken, als wenn ich dicht an ihrer Seite geſeſſen wäre. Anna pflückte Blätter ab von den überhängenden Zweigen, und blaue Glocken der Waldblumen, die zu ihren Füßen wuchſen, warf ſie in das ſprudelnde Waſſer und ſah wie ſie im Kreiſe umhergetrieben wurden, und dann dem Ausfluſſe des Bächleins zuflossen, wo ich ſaß. — Einmal ſagte ſie: alle dieſe Blumen aus meiner Hand treiben zu

Ihnen hin. Sie erzitterte, als ſie das ſagte, und wagte es nicht, mich anzublicken.

„Zuweilen erſtiegen wir auch den Hügel auf einem ſchmalen Pfade, der ſich zwiſchen dichtem Buſchwerk emporwand, und da ſie einmal ermüdet ſchien, bot ich ihr ehrerbietig meinen Arm, auf den ſie ſich leicht ſtützte. — — Aber ſo ſchwach auch der Druck war, den ich von ihrer Hand empfand, ſo drückte er mich faſt zu Boden und ich fühlte nach meinem Herzen, ſo daß ich kaum Athem holen konnte.

„Oben war eine Waldlichtung, auf welcher man, im dichten Schatten ſtehend, auf das von der Sonne beglänzte wunderherrliche Donauthal eine unermeßliche Ausſicht hatte. Dort ſah man den ſilbernen Faden des Stromes ſich dahin winden zwiſchen grün bewachſenen Höhen, die ſich immer mehr abflachten bis zu einem weiten Thale, an deſſen äußerſter Grenze die gewaltigen Maſſen tief blaugefärbter Berge ſich erhoben, welche von andern noch höheren mit ſchneebedeckten Gipfeln gekrönten hervorragten.

„Dort ſtanden wir oft und ſprachen mit einander von fernen Zeiten und fernen Ländern, von der Luſt, in die weite Welt hinausfliegen zu können — und nicht mehr zurückkehren zu müſſen auf das finſtere Schloß und in trübe Verhältniſſe, ſagte einmal Anna zu mir und ſetzte mit einem leichten Seufzer hinzu: O wenn ich doch meinen Vater bewegen könnte, mit mir etwas von der ſchönen Welt zu ſehen. Er iſt aber kränklich und ſchwach und — ſie laſſen ihn nicht fort. Es war das erſte Mal, daß ſie Etwas dergleichen zu mir ſprach, was mir lange zu denken gab.

„Häufig begleitete uns auch der junge Freiherr von Germersbach, dann aber war ſie nie zu bewegen, das kleine reizende Plätzchen zu beſuchen, von dem er keine Ahnung hatte. Kehrten wir beide aber von dorther zurück, ſo waren wir froh, heiter und glücklich, und plauderten vernünftig zuſammen, lachten auch wie Kinder über die unbedeutendſten Gegenſtände, und wurden erſt wieder

ernſt und ſchweigſam, wenn wir die düſteren Thürme des Schloſſes hoch über uns zwiſchen den mächtigen Eichen durchblicken ſahen. Es war dann, als erhöbe ſich dort ein rieſenhafter Finger, der uns zum Schweigen ermahnte.

„So blieb es eine Zeit lang, bis wir auch eines Tages von dem kleinen Hügel herunterſtiegen, aber nicht froh und heiter, wenn auch glücklich und tief bewegt. Es war wie vom Himmel herab zwiſchen unſere harmloſe Unterhaltung plötzlich ein zündendes Wort gefallen. Wer von uns es ausſprach, weiß ich ſelbſt nicht mehr. Es war auch nur der Blick, mit dem es das Andere auffing, welches ihm ſeine Wirkung verlieh. Anna hatte ſich darauf von mir abgewandt, doch ließ ſie mir ihre kleine Hand, die ich mit heißen Küſſen bedeckte. Wir ſprachen uns über nichts aus, es folgte auch keine Annäherung weder in Blicken, noch in Worten, als daß ſie mir für einen kurzen ſeligen Moment ihre zitternde Hand ließ. Dann ſagte ſie ruhig: Es hat mir ſchon lange geahnt, daß es ſo kommen mußte, daß wir aufgeſchreckt werden würden aus unſerem ſeligen Traum, um dann von der rauhen Wirklichkeit auseinander geriſſen zu werden.

„Ich ſah das junge Mädchen erſtaunt, ja erſchrocken an. Ich hatte Alles um mich her vor Seligkeit vergeſſen, Vergangenheit und Gegenwart, ich ſchaute nur in die Zukunft wie in ein wogendes Meer von Glück. Was dachte ich an den Verwalter Müller. — Da brachten mich ihre nächſten Worte zur Beſinnung, und da ich fand, daß ſie recht hatte, wenn ich auch vertrauensvoll vor mich hinblicken konnte, ſo ſchien es mir doch beſſer, zu thun wie Anna verlangte. Sie haben, ſagte ſie, einen richtigen Blick in mein Herz gethan, und ich bin zu ſtolz das läugnen zu wollen. Ach, aber es iſt der Glanz eines kurzen, kurzen Sonnenblicks an einem heißen Sommertage, wo die wilden Wetterwolken rings um uns her von dem einzigen kleinen blauen Fleckchen Himmels haſtig Beſitz ergreifen, alles Licht verlöſchend, — ein Tag, der unter

grollendem Donner vorübergeht, an den ſich eine wilde Regennacht reiht, ſelbſt ohne Hoffnung auf ein fröhliches Erwachen. — — — —

„Es iſt Alles vorbei, mein Freund, Gott ſchütze Sie! Sie wandte ſich raſch gegen mich und reichte mir mit einer haſtigen Erregtheit ihre beiden Hände. Leben Sie wohl, mein Freund, mein lieber Freund! Dann zog ſie ihre Hände zurück, wandte ſich zum Weggehen und ſagte: Sie werden begreifen, daß wir heute zum letzten Male beiſammen waren. Wir ſehen uns nie wieder, denn ich erwarte von Ihrer Ehrenhaftigkeit, daß Sie unter irgend einem Vorwande morgen früh das Schloß verlaſſen. — — Lebe wohl!

„Dort, wo der Weg hinabführte, blieb ſie einen Augenblick ſchwankend ſtehen, drückte ihre Rechte vor die Augen und wandte ſich dann raſch gegen mich um. Schwöre mir, meinem Befehl zu folgen! Das Schloß, die Gegend morgen früh zu verlaſſen! — Ich zögerte. — Schwöre es mir, ſagte ſie dringender, und ganz leiſe ſetzte ſie hinzu, ſo daß es klang, als flüſterte der Abendwind in den Zweigen: Du ſollſt zwar ohne Hoffnung, aber nicht ohne Troſt von mir gehen — ſchwöre mir.

„Ich ſchwöre es bei Allem, was mir lieb und theuer iſt.

„Du ſollſt auf dem Heimwege mit mir reden; ehrerbietig wie mit einer Herrin.

„Ich ſchwöre es.

„Nun, dann laß uns für immer ſcheiden, rief ſie leidenſchaftlich aus. Ich habe Dich geliebt, wie man auf Erden Etwas lieben kann, und werde nie, nie Jemand Andern lieben können.

„Ich wollte auf ſie zuſtürzen, um ſie in meine Arme zu ſchließen, um ſie an mein Herz zu drücken und ihr zuzurufen: ich bin ja nicht der, für den Du mich hältſt, ich darf Deinem Vater und dieſem ſtolzen Germersbach frei unter die Augen treten. Laß uns hoffen — —. Aber ſie hob ihre Hand gegen mich und ſagte

in feierlichem Tone: Vergiß Deinen Schwur nicht, ich bin auf dem Heimwege, und damit wandte ſie ſich um und ſchritt den Abhang hinab. Ich folgte ihr wankend, wie betäubt. Ich brauchte alle meine Kraft, um, nachdem ich ſie auf ihr Pferd gehoben, nicht in der leidenſchaftlichen Aufregung ihre Hand zu faſſen, oder ihr Gewand, um es mit meinen Küſſen und Thränen zu bedecken. Aber ich vermochte es mich zu faſſen, mich zurück zu halten. Wir ritten mit einander dahin im Abendſonnenſchein, den alten bekannten Weg. Ich blickte nach allen Seiten, um hier einen Fels, dort einen Baum, die Blätter an den Büſchen, die Blumen im Graſe, die die alten Zeugen ſo glücklicher Stunden geweſen waren, noch einmal zu grüßen, um ſie zu bitten, während meiner Abweſenheit im Herzen des geliebten Mädchens die Erinnerung an mich wach zu halten. Wir ſahen die Thürme des Schloſſes hoch über uns aus dem Grün emporragen, und vermochten es hier wieder, beim Hinanſprengen jenes Schloßberges, ein gleichgültiges Wort zu reden. Oben vor der Freitreppe half ich der jungen Herrin von ihrem Pferde, nahm ehrerbietig, wie ich zu thun gewohnt war, meinen Hut in die Hand, als ich mich nach ihren weiteren Befehlen erkundigte.

„Ich danke Ihnen, ſagte ſie mild und freundlich, wie immer. Ich werde morgen nicht ausreiten.

„Auf meinem Zimmer angekommen trat ich an's Fenſter und drückte meine beiden Hände auf's Herz, um es leiſer ſchlagen zu machen, denn es klopfte wild beweglich vor Glück und Seligkeit.

„Als ich mich einigermaßen geſammelt hatte, ſetzte ich mich an meinen Schreibtiſch, und erſuchte den Freiherrn von Germersbach, mir einen Urlaub für kurze Zeit zu bewilligen, und hatte dieſes Schreiben eben geſchloſſen, als der alte Haushofmeiſter eintrat und mir die Meldung machte, die Herrſchaften würden ſich heute Abend nicht zum Thee vereinigen. Der alte Herr war

ſich in ſeinem Benehmen gegen mich nicht nur beſtändig gleich geblieben, ſondern ſein Wohlwollen und ſeine Freundſchaft, wovon er mir unzählige Beweiſe gegeben, hatten ſich in der Zeit, welche ich hier zugebracht, beſtändig geſteigert. Seinen Belehrungen, ſeinem guten Rathe verdanke ich vieles, namentlich aber den Winken, die er mir zuweilen gab, konnte ich es hauptſächlich zuſchreiben, mit dem jungen Freiherrn von Germersbach nie in unangenehmen Konflikt gerathen zu ſein. Wie oft hatte mir der Haushofmeiſter geſagt, wenn er Abends vertraulich mit mir plauderte, ich ſei ein gutes Element in dem eigentlichen Treiben dieſes Hauſes und er bitte den lieben Gott jeden Tag, daß er mir Kraft gebe, mich in meiner Stellung zu erhalten, und mich vollkommen feſtzuſetzen in dem Wohlwollen des alten Herrn. Wer alle Verhältniſſe genau kennt, wie ich, ſagte er mir einmal, der fühlt wohl in dem Frieden, den wir jetzt hier haben, die Stille vor dem Sturme, der kommen muß, und der Himmel helfe uns allen, wenn beim Losbrechen des Unwetters nicht wenigſtens eine feſte Hand da iſt, an der man ſich halten kann. Ich wußte wohl, daß er auf den Tod des alten Herrn anſpielte, oder auf die Heirath Anna's mit dem jungen Freiherrn, die trotz dem Sträuben des jungen Mädchens doch endlich einmal feſtgeſetzt werden mußte.

„Deßhalb erſchrak der Haushofmeiſter auch heftig, als ich ihm von dem Inhalt meines Schreibens, von einem Urlaubsgeſuch ſagte. O das iſt ſchlimm, meinte er, die Hände faltend, dahinter ſteckt Etwas, was Sie mir verheimlichen — Sie wollen uns verlaſſen. Ich verſicherte ihn auf's Feierlichſte, daß dem nicht ſo ſei, und daß ich der Hoffnung lebe, in ganz kurzer Zeit zurückzukehren, und dann für lange Zeit hier zu bleiben. Er konnte ſich nicht beruhigen, und ehe er mich kopfſchüttelnd verließ, mußte ich ihm noch durch Handſchlag das feſte Verſprechen geben, jedenfalls wieder hieher zurückzukehren.

„Da ich in meinem Urlaubsgeſuch über die Arbeit der letzten Zeit diſponirt hatte, und ſie klar und deutlich meinem Unterbeamten zugetheilt, ſo erhielt ich nach einigen Stunden eine gewährende Antwort, und wurde noch erſucht, vor meiner Abreiſe morgen früh zum Freiherrn von Germersbach zu kommen, ein Verlangen, welches ich ganz begreiflich fand. Einen guten Theil der Nacht verbrachte ich damit, meinem Vormunde das Erlebniß des geſtrigen Tages in den geringſten Einzelnheiten mitzutheilen, ihm zugleich meinen Beſuch anzukündigen, nachdem ich Herrn von S. geſehen.

„Anna ſah ich am andern Morgen nicht mehr. Meine Unterredung mit dem Freiherrn dauerte nur kurze Zeit, und ehe noch die Sonne über die Gipfel der mit Thau benetzten Eichen emporſtieg, rollte ich in meinem leichten Wagen, tauſend Grüße und Küſſe zurückſendend, den Abhang hinunter zur nächſten Eiſenbahnſtation.

„Ich begab mich zunächſt nach Prag zu Herrn von S., der ſich ſehr freute, mich wieder zu ſehen, und welcher mir lachend ſagte, er habe gute Nachrichten, daß ich bis jetzt an den vielen Klippen dort oben nicht geſcheitert ſei. Er las mir aus einem Briefe des Barons von Iffling die ſchmeichelhafteſten Dinge für mich, und ſetzte hinzu, wie er auch von anderer Seite her benachrichtigt ſei, daß der Freiherr von Germersbach mich dauernd zu behalten wünſche. Ich bat ihn, mich ruhig anzuhören, und ſchilderte ihm nun meinen Aufenthalt im Schloſſe vom erſten Tage an der Wahrheit gemäß. Er hörte mir beifällig nickend zu, bis ich zu jener Zeit kam, wo ich meine Spazierritte mit Anna von Iffling begonnen. Da zog er ſeine Augbrauen etwas in die Höhe und huſtete ein paar Mal bedeutungsvoll, und endlich verwandelte ſich ſein Kopfnicken in ein Kopfſchütteln. Als ich ihm nun getreu berichtete, wie mein Herz in Liebe aufgekeimt für das herrliche Mädchen und wie ich zu fühlen geglaubt, daß auch ich ihr nicht gleichgültig ſei, da rief er aus: Der Teufel auch, an

die Klippe habe ich eigentlich nicht gedacht — und weiter, junger Mann! Seine Stirne zog ſich finſter zuſammen. Haben Sie meiner Empfehlung Schande gemacht? Ich zuckte mit den Achſeln und erzählte ihm das Erlebniß des letzten Tages, wobei er mich mit manchem A! und O! unterbrach. Endlich erhob er ſich haſtig, und ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer haſtig auf und ab. Ich blickte ruhig nach ihm hin, während ich zu ſprechen fortfuhr: Sie werden denken, ich ſei ein leichtſinniger junger Menſch. — Beide, beide, unterbrach er mich heftig, und es ſei unverantwortlich, daß der Verwalter Müller es gewagt, ſeine Augen zur Tochter des Barons von Iffling zu erheben.

„Das weiß Gott im Himmel.

„Ehe ich mich aber darüber entſchuldige, muß ich mich eines ebenſo großen Unrechts, welches ich gegen Sie begangen, anklagen.

„Was wäre das? rief er, plötzlich ſtehen bleibend. Ich habe keine Tochter, und wenn ich eine hätte, ſo wären Sie hoffentlich geſcheidt genug, um — das Ende ſeiner Rede endigte hier in einem unverſtändigen Gemurmel, welches aber wahrſcheinlich für mich nicht viel Schmeichelhaftes enthielt.

„Die Liebe iſt wie der Hauch der Luft. Wer weiß, wo ſie entſteht, wohin ſie geht. Aber angenommen auch, Sie wären überzeugt von der unwiderſtehlichen Kraft derſelben, ſo werden Sie meiner Ehrenhaftigkeit zutrauen, daß ich das Schloß ſchon früher verlaſſen hätte, wenn ich wirklich der Verwalter Müller wäre.

„Er ſtarrte mich mit offenem Munde an, und fing kaum noch ſeine kleine Cigarrenpfeife, die ihm faſt entfallen wäre.

„Und wer ſind Sie dann? fragte er mich mit dem Ausdruck der höchſten Ueberraſchung.

„Mein Vormund und Oheim, der mich bei Ihnen unter dem Namen Müller einführte, verſicherte, dazu ſeine guten Gründe zu haben.

Jahren ganz gut an, wenn die junge hübsche Frau mit dem stattlichen Manne in glänzender Livree Arm in Arm dahin wandelte.

Sie hatten drei Kinder miteinander, als der Mann starb, und der Frau blieb von ihm nichts übrig, als das Andenken an manchen guten und manchen bösen Tag, die sie mitsammen verlebt, sowie die Kundschaft einiger Hofdamen, die der selige Kutscher Welscher beständig gefahren und in welch' angestrengtem Dienst er sich, so behaupteten nämlich seine Kameraden, den frühen Tod geholt; denn so eine Hofdame läßt nicht mit sich spassen und spaßt auch nicht mit ihrem Kutscher und ihren Pferden, und wenn Nachts alle Geschörfe zur Ruhe gegangen sind, wenn sogar Wachposten und Nachtwächter einnicken, so hört man gewiß noch eine verspätete Equipage auf dem Pflaster rasseln — einen Hofdamenwagen.

Frau Welscher hatte sich bei ihrem Geschäft und durch den Umgang mit vornehmen Leuten oder doch mit deren Kammerdienern und Kammerjungfern einen gewissen Grad von Bildung angeeignet, die sonst Leute ihres Ranges nicht besitzen; hierdurch, sowie durch einen außerordentlich rechtlichen und ehrsamen Lebenswandel hatte sich die Frau nicht nur in dem Hause, wo sie wohnte, sondern im ganzen Stadtviertel, wo dieses Haus lag, ein größeres Ansehen erworben, als selbst der Polizei-Commissär besaß. Sie wohnte in dem alten Kapuzinerkloster und war bei häufig vorkommenden Streitigkeiten der Nachbarschaft eine vollkommen competente richterliche Behörde, und wer bei einem Streit von ihr Unrecht bekam, der mochte sein Urtheil in aller Geduld hinnehmen, denn eine Appellation dagegen würde ihm die ganze Nachbarschaft für ein Majestätsverbrechen ausgelegt haben.

Dieses Ansehen nun, in welchem die Waschfrau stand, äußerte sich auch bei ihrem Erscheinen sogleich auf die heulenden Lampenanzünderinnen, ja sogar auf den hartherzigen Steinmann. Die Weiber hörten auf zu weinen und eine beeilte sich auf die Frage der Frau Welscher nach dem Spectakel die schreckliche Ursache

„So sind Sie Paul von Steinfeld, der Sohn meines alten Freundes?

„Ich war aufgestanden und verbeugte mich lächelnd.

„Nun, da sollen doch gleich zehntausend Granaten in diese Wirthschaft schlagen, rief er unter einem so schallenden Gelächter, wie ich dem sonst so ernsten, fast mürrischen Mann nie zugetraut. — — — Nein, eine köstlichere Geschichte ist nicht zu erfinden. — — War ich die unschuldige Veranlassung, dem Germersbach einen solchen Dorn in's Nest zu setzen. — O das ist zu viel, das ist zu viel! Aber die Beiden verdienen es, bei Gott im Himmel, sie verdienen es!

„Als er sich beruhigt hatte und wieder niedergesetzt, sagte ich ihm, daß ich mit seiner Hülfe und mit der meines Vormundes zu einem glücklichen Resultate zu kommen hoffe. Unser Haus kann sich mit dem der Iffling messen, und nur was mein allerdings kleines Vermögen anbelange, würde ich es nie wagen, Anna von Iffling meine Hand anzubieten, wenn ich nicht wüßte, daß der weitaus größere Theil der Güter ihres Vaters Staatslehen sind, welches nach dessen Tode zurückfallen müsse. — Im Falle freilich, setzte ich hinzu, daß Anna mit dem bescheidenen Loose, welches ich ihr anbieten könne, nicht zufrieden sei, würde ich zurücktreten und das Glück meines ganzen Lebens sei dahin.

„Ja, ja, brummte Herr von S. vor sich hin, Staatslehen werden es sein, und daß daneben von den riesenhaften Einkünften dieser ungeheuern Güter nicht ein allzugroßes Vermögen auch fühlbar sein wird, dafür werden die Herren von Germersbach, Vater und Sohn, schon sorgen oder schon gesorgt haben.

„Aber, fuhr er plötzlich wieder sehr aufgeheitert fort, die Geschichte ist zu köstlich, und man muß Alles anwenden, daß Sie zu Ihrem Zwecke kommen. Was ich kann, soll geschehen, hier ist meine Hand darauf!

„Ich ergriff seine dargereichte Rechte mit Wärme, drückte sie

herzlich, und dankte ihm im Voraus für Alles, was er zum Glücke meines Lebens beitragen würde.

„Es ist nichts mit all' den Neffen, meinte er nach einem längeren Nachsinnen, ich bin fast im gleichen Falle, wie der gute Iffling, und werde doch auch durch Undank belohnt. Hätte weit besser gethan, mein Sohn, er nannte mich zum ersten Male so, Ihnen die ganze Geschichte in Bausch und Bogen zu übertragen, und meine Familien-Verbindlichkeit in einem Jahrgehalte zu bezahlen. Doch bin ich immer noch nicht so arm, als ich vielleicht scheine, und habe für einen guten Freund noch was Tüchtiges übrig. Was sagt denn unser Vormund?

„Ich erzählte, daß ich demselben geschrieben, aber hieher zuerst gereist sei, was dem Herrn von S. sehr zu schmeicheln schien.

„Ueber die nächste Zeit will ich rasch hinweggehen," fuhr der Erzähler nach einer längeren Pause fort, „sowie auch über jene Tage, die für mich so voll Glück und Seligkeit waren, daß sie ausgereicht hätten, ein ganzes Leben zu erhellen, wenn auf diese lichtvollen Tage nicht gar zu finstere, wilde, grauenhafte Nächte gefolgt wären.

„Mein Vormund hatte durch große Umsicht mit den Resten meines Vermögens ein kleines Gut meines Vaters zu behaupten gewußt. Herr von S. setzte ihn nun in Stand, durch Kapitalien, die er mir ohne nennenswerthe Zinsen vorstreckte, dieselben zu vergrößern und zu arrondiren, und nebenbei that er noch viel Größeres für mich. Er, der Prag seit langen Jahren nicht verlassen, der überhaupt nicht mehr daran gedacht, noch einmal Reisen zu unternehmen, begab sich zu dem Baron von Iffling, um für sich zu werben.

„Ich hätte ihn begleitet, doch konnte ich es nicht thun, ehe Anna mir nicht mein Wort, sie nicht mehr zu sehen, zurückgegeben. In welcher Aufregung ich Nachrichten erwartete, brauche ich nicht zu sagen, und als sie kamen, waren sie gut und doch noch so

schlecht, daß ich in dem Brief meines Freundes und Wohlthäters Stunden lang rathlos brütete, ohne zu einem Entschlusse kommen zu können.

„Herr von S. schrieb mir in seiner kurzen lakonischen Weise: Angekommen bin ich glücklich, auch gut empfangen worden. Nach der ersten Unterredung mit dem alten Iffling aber, der übrigens, beiläufig gesagt, froh zu sein scheint, den Neffen los zu werden, und einen andern Schwiegersohn zu bekommen, habe ich Gesichter hier um mich bemerkt, die es mir nothwendig zu machen schienen, nie anders als mit ein Paar Revolvern in der Tasche auszugehen.

„Es war Familienzusammenkunft, bei der sich Alles, was mit den Germersbach zusammenhängt, so weit ziemlich anständig benahm, bis auf den liebenswürdigen Neffen, der allerdings viel verliert, und dem ich für sein rüdes Betragen einige passende Worte gesagt. — Ich kann das, wenn es sein muß. — Ihren Brief las ich vor, und die Ehrenhaftigkeit in demselben, Ihre darin ausgesprochene Gewißheit, mit Anna auf dem kleinen ererbten Gute glücklich sein zu können, machte guten Eindruck, wo ein guter Eindruck hervorzubringen möglich war. Selbst der alte Germersbach lächelte, aber wie ein Fuchs oder wie ein Wolf, der seiner Beute sicher ist. So dacht' ich, und hatte mich in der Idee nicht getäuscht; denn als ich geendet, kramte er in Dokumenten und nahm ein dickleibiges zur Hand. Die Sachen stehen etwas anders, wie es der Herr von —, er schien sich Ihres Namens nicht erinnern zu wollen, anzusehen scheint. Die großen Iffling'schen Güter sind Staatslehen, welche aber, durch besondere Gnade des Landesherrn, wie dieses Statut ausführlich dekretirt, beim Aussterben der männlichen Nachkommen des Iffling'schen Hauses auf die älteste der nachgelassenen Töchter übergeht, und erst erlischt, wenn diese in ihrer legitimen Ehe keine männlichen Erben hat. Somit ist Anna von Iffling wohl die reichste Erbin im Lande und — ich gebrauche seine eigenen Worte — ist

es von dem Herrn von — keine üble Spekulation, ein kleines verſchuldetes Gut gegen die Renten von einer halben Million anzubieten. — —

„Dieſe Klippe hatte ich nicht erwartet, und darum mußte ich Schiffbruch leiden. Auch war mein Entſchluß bald gefaßt. Ich ſchrieb umgehend dem Herrn von S., und ſagte ihm, es bedürfe meinerſeits wohl nicht der Betheuerung, daß ich dieſe Lage der Sache nicht gekannt, da ſie aber einmal beſtehe, ſo müſſe ich mich in mein Schickſal ergeben, und bäte ihn, alle weiteren Schritte für mich zu unterlaſſen.

„Hätte ich den Gedanken ertragen können, vielleicht auch von Anna als Spekulant der niedrigſten Art angeſehen zu werden? Jetzt dachte ich ſelbſt daran, wie es damals mein Vormund gewünſcht, meinen Namen abzulegen, und in die Welt hinauszugehen, ein fremder, unbekannter Menſch ohne Freund und Familie, ohne Glück und Hoffnung.

„Aber es kam anders. Ob beſſer für mich und ſie, ich wage es nicht zu entſcheiden! Einige Zeit darauf, kaum ſo viel Tage ſpäter, als eine Antwort durch die Poſt gebraucht hätte, kam der alte Haushofmeiſter mit einem Schreiben von Anna und einigen Zeilen ihres Vaters, des Barons von Iffling. — Später vielleicht, mein junger Freund," unterbrach ſich der Erzähler, „ſollen Sie auch dieſen Brief leſen. Er ſoll einmal unter meinem Nachlaß das koſtbarſte Vermächtniß ſein, mir iſt er eine Reliquie, welche ich an dieſem Altare hier, er zeigte auf das kleine Bild, niedergelegt habe; hundertmal mehr aber, als mir die wenigen Zeilen Ihres Vaters ſagten, theilte mir mein alter Freund mit, und eine Stunde ſpäter eilten wir Beide davon, haſtig, unaufhaltſam, mit der Gewalt des Dampfes, und doch zu langſam für meine Wünſche. — — — —

„Laſſen Sie mich aber jetzt in meinen Gedanken über jenes Ziel meiner heißen Sehnſucht hinausfliegen. Anna wurde mein

Weib. — Diese paar Worte bezeichnen ein ganzes Meer von Wonne und Glückseligkeit. — Wir sollten reisen, doch wenn auch Anna's Vater minder krank und schwach gewesen wäre, wo hätten wir in diesen glückseligen Verhältnissen etwas Reizenderes finden können, als jetzt bei anbrechendem Frühling frei und offen durch die herrlichen Wälder zu schwärmen, und täglich jenen lieben, traulichen Platz zu besuchen, wo sich unser Glück begründete.

„Was den Freiherrn von Germersbach anbelangte — seinen Sohn hatte ich nicht mehr gesehen, er war auf weiten Reisen, wie es hieß — so hatte der Baron von Iffling zu dessen Gunsten Verfügungen getroffen, welche Anna und ich bereitwillig unterschrieben. Ja, wir kamen ihm mit vollem, gutem Herzen entgegen, und wenn er auch immer eine Zeit lang abwesend war, so kehrte er doch in Zwischenräumen zurück und schien sich mit dem Geschehenen nach und nach aussöhnen zu wollen. — Der alte Haushofmeister freilich schüttelte bedeutsam mit dem Kopfe, wenn ich derartige Vermuthungen, Hoffnungen aussprach. Ich weiß, sagte der alte Mann in solchen Augenblicken, was Anna als gute Tochter hier zurückhält und zurückhalten muß. Aendert sich das aber nach Gottes Willen, so werde ich nicht eher ruhen, bis Sie mir gefolgt sind, und sich statt des finsteren Schlosses einen freundlicheren und — minder gefährlichen Aufenthalt gewählt.

„Ich verwarf diese Andeutungen, und verwies es dem alten treuen Diener mit ernsten Worten, als er ein paar kleine, unangenehme Vorfälle, die mich betrafen, mit seinen Befürchtungen in Einklang bringen wollte. Eines Tages nämlich befand ich mich allein im tiefen Walde, als ein Holzdieb oder Wilderer, dem ich vielleicht ungelegen erschien, nach mir schoß, und zwar beinahe mit großem Erfolg, denn seine Kugel riß mir einen Busch Spielhahnfedern von meinem Jagdhute. Ein andermal ging ein allerdings rasches und feuriges, aber sonst nicht unsicheres Pferd

auf gefährliche Art mit mir durch, es stürzte an einem abgehauenen Baumstamm zusammen, ohne mir Schaden zu thun, und da sah ich, daß die sehr solid gearbeitete Kinnkette einen allerdings unerklärlichen Bruch hatte und gerissen war. Was mir diese Vorfälle besonders unangenehm machten, war die Angst Anna's, die unter Verhältnissen litt, wo jede Aufregung für sie doppelt schmerzlich und angreifend war. Entsetzliche Träume beschäftigten sie, blutige, trauervolle Bilder erhitzten ihre Phantasie, und wenn ihr Zustand wohl auch viel Schuld daran war, so drückten sie sich doch so fest und lebhaft in ihre Seele, daß ich mit Vernunftgründen schwer dagegen ankämpfen konnte. Oft klammerte sich dieses arme Weib fest an mich und wollte mich keinen Augenblick von ihrer Seite lassen. Oft beschwor sie mich mit Thränen, zu reisen, weit, weit hinweg zu reisen, denn ich sei überall sicherer, als hier bei ihr. Nachts hörte ich sie häufig stöhnen und klagen, und wenn ich besorgt nach ihr schaute, so bemerkte ich, wie sie, indem ihr Gesicht einen unendlich schmerzlichen Ausdruck annahm, die Hände auf ihr Herz preßte. In solchen Momenten litt sie um mich, sie fühlte eine drohende Gefahr, es war kaum möglich, sie durch Ueberredung zu beruhigen. Einstmals, ich vergesse das nie, erwachte ich aus tiefem Schlafe; ich sah sie über mich gebeugt, sie hatte ihre kleine Hand auf meine Brust gedrückt und heiße Thränen tropften aus ihren Augen auf mich herab. Es ist geschehen, hauchte sie leise und schmerzlich, was ich lange befürchtet, hier dicht an seinem Herzen ist die tiefe blutige Wunde. — — Dann zuckte sie zusammen, schlug mit einem heftigen Aufschrei ihre Hände vor die Augen, und sank ohnmächtig auf ihr Lager zurück.

„Dann hatte sie wieder Tage, ja Wochen, wo sie ihren erregten Zustand richtig erkannte und begriff, ja wo sie selbst lächeln konnte über ihre Schreckbilder und Visionen.

„Wochen und Monate vergingen, berauscht von der Glück-

ſeligkeit, in welcher wir lebten, wie Sekunden und Minuten. Wir berechneten in ſtillen, ſeligen Augenblicken ſchon die Zeit, wo ſich unſer Glück verdoppeln würde, und im Allgemeinen ſchienen ſich die Verhältniſſe des Hauſes freundlicher geſtalten zu wollen. Der Freiherr von Germersbach hatte ſeine Wohnung wieder bezogen, welche er ſeit langen Jahren inne gehabt, und ſchien ſich mehr und mehr mit der Lage der Dinge befreunden zu können. Sein Sohn ſei immer noch auf Reiſen, hörten wir hie und da, er ſprach ſelten von ihm, und, wie mir ſchien, nicht gern. Zuweilen ließ er Aeußerungen fallen, wie: es iſt am Ende doch gut ſo, wie es gekommen iſt, er hätte nicht den verſtändigen Sinn und die feſte Hand gehabt, das Alles zu führen. Ich werde auch alt, ſo ſprach der Freiherr zu mir und ſetzte hinzu: die Güter hätten unter keine beſſere Leitung fallen können. Dazu konnte er auch wohl lächelnd ſagen: ja mein Lieber, wenn ich in den Jahren meines Sohnes geweſen wäre, ich hätte Ihnen das Terrain hier in jeder Beziehung, und vielleicht auch nicht ohne Erfolg, ſtreitig gemacht. Er war aber auch eine ganz andere Perſönlichkeit, er konnte ein höchſt angenehmer Geſellſchafter ſein, hatte große Kenntniſſe, und war namentlich mit den Verhältniſſen der Güter auf's Innigſte vertraut, ſo daß mir ſein Rath, ja ſeine Leitung in vielen Dingen von außerordentlichem Nutzen war."

Der Erzähler machte hier eine längere Pauſe, und als er endlich wieder fortfuhr, war ſeine Stimme eigenthümlich gepreßt und bewegt. „So war es Mitte Oktober geworden. Der Nachbar einer unſerer Güter, welches vielleicht zwanzig Meilen von Schloß Iffling entfernt war, beabſichtigte eine große Waldſtrecke zu verkaufen, die uns von bedeutendem Nutzen ſein konnte und auf welche wir ſchon lange unſer Augenmerk gerichtet. Jenes Gut hatte ausgedehnte Hütten- und Eiſenwerke, und wenn es auch ſelbſt mit großem Holzbeſtande verſehen war, ſo mußte man

doch auch für die Zukunft ſorgen. — — Es erſchien als dringend nothwendig, daß ſich Einer von uns perſönlich dorthin begab; wenn ich ſage Einer von uns, ſo konnte damit nur der Freiherr von Germersbach oder ich gemeint ſein, denn der Baron von Iffling, welcher ſich gerade im Sommer kränker als je gefühlt, konnte nicht in Betracht kommen."

„Ah!" unterbrach ich den Erzähler mit einem lauten Ausruf, der ihm ſo überraſchend klang, daß er mich erſtaunt anblickte! — Ich wußte nicht, woher es kam, daß auf einmal wieder mir wohlbekannte unheimliche Bilder vor meine Seele traten. Ich ſah einen Wagen dahinfliegen über weite öde Haiden, wo das dürre Gras, vom Winde bewegt, ſo unheimlich flüſterte; rechts und links an der Straße, im Mondſchein leuchtend, ſah ich große Waſſerlachen im wehenden Schilfe, und hinter dem Wagen, der mit raſender Eile dahinflog, ballten ſich wie zur Verfolgung die dunkeln Wolken zu allerlei ſchrecklichen Geſtalten zuſammen. Was mich aber am meiſten intereſſirte, das war ein einzelner Reiter, der dem Wagen vorausgaloppirte, und der mit rauher Stimme gut — gut — geſagt hatte. An ſeiner Seite mußte unfehlbar ein langes Schwert hängen, und von ſeinem ſchwarzen Hute eine Feder winken. — —

Dann ſah ich wieder in die hohen, dunkeln Zimmer hinein, wo vor einem großen offenen Kamin ein Mann ſtand, der ſich die Füße wärmte. Er hatte große, ſehr beſchmutzte Reitſtiefel an mit mächtigen Sporen und trug einen grauen Jagdrock, ſowie einen Gürtel, an dem ein Hirſchfänger hing. — —

„Der Freiherr von Germersbach," fuhr Herr von Steinfeld fort, „erhob ſich allerdings, die Angelegenheit in's Reine zu bringen, doch ſah ich, wie mein Schwiegervater bei dieſem Vorſchlage leiſe mit dem Kopfe ſchüttelte und dann war es Anna, die ich, wenn auch nur für kurze Zeit, nicht gern verlaſſen hätte, welche mich beſtimmte, hier keinen Fremden handeln zu laſſen. Daß ich

mich nicht mit leichtem Herzen entfernte, können Sie mir glauben; ich müßte aber lügen, wenn ich sagen würde, ich hätte es gar zu schwer genommen. Die Tage bis zu meiner Abreise widerlegten Alles, was man von der Theorie der Ahnungen sagen mag. Ich hatte durchaus keine trüben Gedanken, auch Anna war auffallend ruhig gestimmt; es handelte sich ja auch nur um eine ganz kurze Zeit, und so — verließ ich eines Morgens Schloß Iffling."

„Sie hätten nicht gehen sollen," erlaubte ich mir ganz leise zu sagen, oder vielmehr laut zu denken; doch verstand er meine Worte vollkommen, und nickte mir mit einem schmerzlichen Lächeln zu.

„Den folgenden Tag nach Mittag," fuhr er in einem tiefen Athemzuge fort, „verließ ich die Eisenbahn, die mich in die Nähe jenes Gutes gebracht, und bestieg ein Pferd, das mir der Verwalter auf die Station entgegen gesandt, um die paar Stunden bis zum Hüttenwerke zurückzulegen. Es führten dorthin von dieser Seite nur Waldwege, über sehr coupirtes Terrain. Eine breite Straße zur Verbindung mit der Eisenbahn sollte erst gebaut werden, und ich sah hie und da zahlreiche Arbeiter beschäftigt beim Bauen von Brücken, beim Ebnen des Untergrundes, beim Fällen uralter Bäume.

„Es war ein prachtvoller klarer Herbstnachmittag, ich werde das nie vergessen. Ich könnte die Streiflichter der Sonne vor mich hinmalen, wie sie meinen Weg beglänzten, wie sie an uralten Buchenstämmen hinabliefen; wie sie mit den herbstlich gefärbten gelben und rothen Blättern spielten. — — Ich war in ruhiger, fast glücklicher Stimmung. Ich hatte ein Jagdgewehr, welches ich mitgebracht, über meine Schulter gehängt, und es war mir, als wollte ich noch auf ein paar Stunden in den Forst hinein, um mich an einen stattlichen Hirsch anzuschleichen — nur ein paar Stunden, dann würde ich mit Jagdbeute wieder heimkehren zu Anna, aber nicht auf das hohe und düster gelegene Schloß Iffling

— es ſchwebte mir ein anderes kleines behagliches und freundliches Haus vor, das ich bauen wollte, und zu dem ich in Gedanken, ſowie auf dem Reißbrette ſchon Pläne genug gemacht: in meinen Phantaſien aber war es bereits fertig und leuchtete im Abendſonnenſtrahl entzückend ſchön von einer ſanften Anhöhe herunter. — Allerlei wechſelnde Bilder unterbrachen aber häufig den Gang meiner Idee. Ein kreiſchender Raubvogel, dem ich mit meinen Blicken folgte, ein durchbrechendes Reh, jetzt eine eigenthümliche Muſik, die ich vor mir von einer Waldkuppe ſchallen hörte. Dort liegen die Eiſengruben, erklärte mir mein Begleiter, welcher neben mir herging und meinen fragenden Blick ſah. Es iſt ein Feſttag auf der Hütte, der Oberſteiger verheirathet ſeine Tochter an einen Einfahrer, und nun iſt der Hochzeitszug, wie es ſo Brauch bei uns iſt, zu den Eiſengruben hinaufgezogen, um die Einfahrt zu bekränzen. Wenn wir etwas ſchärfer d'rauf loshalten, ſetzte er gutmüthig lächelnd hinzu, ſo können wir hinter dem Zuge d'rein hinabſteigen: da vorn an der Waldecke ſehen wir auch die Hüttenwerke vor uns liegen. Darauf hielten wir denn, wie er den Wunſch ausgeſprochen, ſchärfer darauf zu, und als ich mein Pferd in Trab ſetzte, flog er rechts auf einem Seitenpfade in die Büſche hinein, mir zurufend, dort an den Gruben treffen wir wieder zuſammen. Ich langte dort an, als ſich der Hochzeitszug ſchon wieder nach dem Thale zu in Bewegung geſetzt hatte, und mir ſo, wie er auf dem Waldwege zwiſchen den alten Stämmen ſich dahinſchlängelte, einen lieblichen Anblick bot. Die dunkeln Geſtalten der Bergknappen mit einem grünen oder blumigen Buſch auf der Fahrkappe, dazwiſchen die bunten Gewänder der Weiber und Mädchen, Schlägel und Eiſen aus blankem Metall hochtragend, den Stiel mit flatternden Bändern in den lebhafteſten Farben geziert. Vornen bei der Muſik Steiger, Einfahrer, Schichtmeiſter und ſonſtige Beamte des Bergwerks, dabei ein paar der älteſten Knappen mit den Berg-

deſſelben anzugeben und hinzuzuſetzen, auf welch' boshafte und ſcheußliche Weiſe der Stadtſoldat ihnen ihre Entlaſſung mitgetheilt.

Die Waſchfrau ſtemmte den Arm in die Seite, und die beiden Dienſtmädchen hinter ihr thaten das Gleiche, es gehörte ihr ganzes Anſehen dazu, die keifenden und lärmenden Weiber zu vermögen, ihr Maul zu halten, nachdem ſie, wie eine Schaar Gänſe durcheinander ſchreiend, ihre Anklage alle zuſammen bekräftigt hatten.

Jetzt aber ſchwiegen ſie mit Einemmal und hoben ihre Laternen in die Höhe, um aus den Geſichtszügen der Frau Welſcher zu erfahren, ob ſie aus denſelben eine Hoffnung ſchöpfen könnten; natürlicher Weiſe war dem nicht ſo, die Waſchfrau ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Seht, Ihr Weiber, da iſt nichts zu machen, der Stadtrath iſt in ſeinem Recht; er hat Euch angenommen, um die Straßenlaternen anzuzünden und jetzt, da keine mehr anzuzünden ſind, wenigſtens nicht in der Art wie früher, entläßt er Euch und hat ſein vollkommenes Recht dazu.“

Ein tiefer Seufzer war die Antwort auf dieſe Entſcheidung, und die Weiber waren von dieſem Augenblick an ſo hoffnungslos, als hätte der oberſte Gerichtshof des Landes dieſen Ausſpruch gethan.

„Ihr könnt nichts thun,“ fuhr die Frau fort, „als Euch an die Gnade des Rathes wenden, um irgend ein anderes Aemtchen zu erhalten; leider habt Ihr keine Ausſicht, mit dieſem Geſuch von Eurem Aufſeher, dieſem Menſchen da, unterſtützt zu werden; doch Gott iſt barmherzig, und wenn ich einer von Euch mit meinem beſonderen Rathe dienen kann, ſo wißt Ihr alle, wo ich wohne. Ihr aber“, wandte ſie ſich zum Stadtſoldaten, „ſolltet Euch in Eure Seele hineinſchämen, dieſe armen Weiber, die mit dem erbärmlichen Lohne oft noch Mann und Kinder ernähren mußten, zu verhöhnen und ihren Abſchied ſauer zu machen.“

„Vor wem ſoll ich mich ſchämen?“ grinzte der Steinmann, „vor Euch vielleicht?“

barden, welche in der Abendsonne funkelten und die die Ehrenwache des Brautpaares bildeten. Rechts von mir lagen die Grubeneinfahrten, heute still und einsam ohne Getreibe, die Gerüste, Kurven und Winden mit grünen Guirlanden verziert. Vor mir im Thale sah ich die weitläufigen Gebäude der Hüttenwerke, der Schmelz- und Hochöfen, die Hammer-, Walz- und die Streckwerke. Auch dort festtägliche Stille. Man hörte nichts von dem Sausen der Räder, von dem erschütternden Schlag der Hämmer. Das Werk lag ruhig athmend da, aber sein Athmen war würdig dieser Organisation, die mit Feuer und Wasser gespeist wird, denn dort von den Hochöfen strömte es stoßweise empor, glühende Lohe und dunkler Rauch. Rings um die Werke lagen die Wohnungen der Arbeiter zerstreut: kleine Häuser, die hoch überragt waren von dem stattlichen Fabrikgebäude mit den Schmied- und Schlosserwerkstätten, mit den Wohnungen der Beamten. Weiter hinten, wo sich ein Bergabhang in's Thal hineinschob, ragte ein Kirchthurm hervor, und daneben sah ich so recht innig, vom letzten Strahl der Abendsonne geküßt, den zur Kirche gehörigen Friedhof mit seinen vielen Kreuzen und Steinen hervorleuchten. Alles das gab ein unbeschreiblich schönes Bild des Friedens und der Ruhe, und ich befand mich so recht in der Stimmung, das alles durch meine Seele strömen zu lassen. Ich fühlte mich behaglich, glücklich und still wie lange nicht; ich dachte an meine geliebte Anna, wie man aufblickend an ein höheres heiliges Wesen denkt; es war mir zu Muthe, als müßte ich noch durch ernste, tiefe Prüfungen durchgehen, ehe ich wieder das unnennbare Glück hätte, dauernd mit ihr vereinigt zu werden. — — Ich hätte es zu fassen vermögen, drunten auf dem Friedhofe sei ihr stilles Grab, an das ich jetzt zu beten ginge, und dann mein Leben zu beschließen.

„Die nächsten Augenblicke riefen mich aber wieder aus meinen weichen Träumereien. Mein Begleiter war mir auf seinem Neben-

pfade vorausgeeilt und hatte wahrscheinlich bei dem Hochzeitszuge meine Ankunft berichtet, denn mit einem Male hielten die Vorderen und wandten ihre Gesichter nach mir hin. Der ganze Zug stockte, Einer nach dem Andern drehte sich herum, und ich sah hundert fröhliche, lachende Augen und hörte ein herzliches Glück auf durch die Reihen schallen, als ich mich näherte. Neben Braut und Bräutigam, denen ich meine besten Glückwünsche sagte, ging ich dann mit dem Zug hinab in's Thal und wurde dort vom Verwalter in die bereit stehende Wohnung geführt. Noch am selben Abend machte ich einen Gang durch die ausgedehnten Werke und erfreute mich an der großartigen Anlage derselben. Hier wäre ein prachtvoller Wirkungskreis gewesen, und ich beschloß auf dieses Gut ein besonderes Augenmerk zu halten. Der Festlichkeit wegen war heute hier Alles still. Nur einzelne schwarze Gestalten sah man hin- und hergehen, um die Feuer, welche Wochen, Monate, ja Jahre lang nie erlöschen, zu unterhalten. Die Kolben der riesenhaften Dampfhämmer ruhten müssig auf den gewaltigen Amboseu, die kolossalen Schwungräder, welche sich sonst mit einer erschreckenden Schnelligkeit drehen, so daß Felgen, Speichen zu einer grauen Scheibe verschwimmen, standen stille, und unter ihnen setzte mich namentlich eines durch seine ungeheure Größe in Erstaunen. Denken Sie sich, es hatte vielleicht vierundzwanzig Fuß im Durchmesser, und in voller Arbeit warf es sich herum mit einer rasenden Schnelligkeit von neunzigmal in der Minute. Sie sind gefährlich, diese Räder," setzte der Erzähler nach einer kleinen Pause mit seltsam klingender Stimme fort. „Durch kleine Störungen, die Niemand zu berechnen im Stande ist, durch Zufälligkeiten, durch einen vom Dach herabbröckelnden Stein von der Größe einer Haselnuß, welcher unglücklich auf das Achsenlager fällt, kann eine Stockung eintreten, deren fürchterliche Folgen die sind, daß ein solches Schwungrad während seines rasenden Umschwungs bricht, sich selber aus seiner

Bahn ſchleudert, in unzählige Stücke auseinanderfliegt, Alles zerſchmettert, was ſich in ſeiner Nähe befindet, Mauern einſtürzt, Dächer hinwegreißt. Auch eine boshafte Hand iſt im Stande, eine ſolche furchtbare Zerſtörung hervorzubringen, ohne daß man zuweilen im Stande wäre, ihr die Urſachen zu beweiſen." — —

„Aber ein ſolches Verbrechen wäre ja entſetzlich," konnte ich mich nicht enthalten zu ſagen.

„Neben dieſem größten Rade," fuhr Herr von Steinfeld fort, „lehnte der Aufſeher der Maſchine, aus ſeiner kurzen Pfeife rauchend, und mich, wie ich näher trat, mit einem ſtarren eigenthümlichen Blicke betrachtend. Ich erinnerte mich deſſen aber erſt lange nachher. Auf meinen freundlichen Gruß rückte der Arbeiter ſtumm ein wenig an ſeiner Mütze und brummte was vor ſich hin. Ich betrachtete ſtaunend das gewaltige Rad und kehrte immer dorthin wieder zurück, mich ſchon im Voraus dafür intereſſirend, wenn ich es morgen arbeiten ſehen würde.

„— — Aber Sie trinken Ihren Punſch nicht," unterbrach ſich der Erzähler, „kommen Sie, ſtoßen Sie mit mir an. Wir haben Beide Kraft nöthig," ſagte er, eigenthümlich lächelnd, „ich zum Erzählen, Sie zum Zuhören."

Ich trank.

Wenn mir nur bei dieſer Erzählung jetzt nicht immer die Geſtalt mit den hohen Stiefeln und dem Hirſchfänger an der Seite vorgeſchwebt hätte, aber ich ſah ſie durch das Gehölz ſchleichen, als Herr von Steinfeld denſelben Weg ritt — ich ſah ſie in das dunkle, berußte Hüttenwerk mit eintreten, ja ich bemerkte, wie der Arbeiter, der am Schwungrade lehnte, bedeutſam winkte — —

„Am andern Tage," fuhr der Erzähler fort, „war Alles in voller Arbeit, die Hochöfen athmeten und ſtießen aus glühender Lunge Rauch und Funken empor, die Hämmer klopften, daß es weithin durch das Thal ſchallte, und die großen Räder an den

Walz- und Streckwerken jagten brausend und sausend um ihre Achsen wie mit einer gewissen innerlichen Wuth, als riefen sie einander zu: immer schneller, immer schneller. Ich machte einen Gang durch die verschiedenen Werkstätten und ritt dann mit dem Verwalter in den benachbarten Wald, wo ich den Eigenthümer desselben traf, und den Kauf des ganzen Areals bald mit ihm in's Reine brachte. Den andern Tag hatte ich zu meiner Abreise festgesetzt, und Sie können sich denken, daß es mich nach Haus drängte. Abends aber sollte sich das ganze Hüttenwerk vor mir in vollständigem Glanze zeigen, indem in dunkler Nacht einige kolossale Stücke gegossen wurden und die Streck- und Walzwerke in voller Thätigkeit waren. Es gibt nun keinen prachtvolleren Anblick, als so ein großartiges Eisenwerk bei Nacht in vollem Betrieb zu sehen, wenn die tief dunkeln Räume, matt erhellt von wenigen Oellampen, nun auf einmal in rother Glut aufstrahlen bei dem Oeffnen eines der Oefen, in welchen das weißglühende Eisen brodelt und kocht. Die schwarzen, schattenhaften Gestalten der Arbeiter, so eben kaum noch zu erkennen, treten dann plötzlich scharf umgränzt hervor in dem dunkel glühenden Lichte, welches die weiten Räume taghell beleuchtet mit tiefer rother Lohe. — Und wie imponirt das Arbeiten dieser Cyclopen, das Heranschleppen fabelhaft großer glühender Eisenmassen von ungeheurem Gewicht, welches der gewaltige Dampfhammer im nächsten Augenblicke leicht und ohne Mühe zusammenpreßt wie Kinderhände einen lockeren Schneeballen, wie bei diesen Wasser, so quillen dort von allen Seiten Ströme flüssiger Lava hervor. Dann die Streckwerke, deren eiserne Walzen sich grollend und murrend gegen einander drehen und die ingrimmig sprühenden Feuerballen erfassen, um sie auf der andern Seite in Form einer langen feurigen, sich leicht windenden glühenden Schlange hinausgleiten zu lassen. Und immer länger wird diese Schlange, immer biegsamer. Es scheint kein Eisen zu sein, sondern weiches Wachs, welches die Arbeiter

mit ihren ungeheuren Zangen ſo leicht handhaben. Jetzt ſchleppen ſie es auf den eiſengeſchienten Boden hin zu einer Radſäge, welche aus dem Boden hervorragt und ſich mit einer ungeheuren Geſchwindigkeit herumdreht. Kaum bringen ſie das immer noch Fuß dicke Eiſen mit der Säge in Berührung, ſo beißen ſich die Zähne derſelben ein, Myriaden von Feuerfunken, tief roth, blau, grün, gelb, weiß, erfüllen den ganzen hohen Raum bis zur Decke, und in kürzerer Zeit, als ich brauche um Ihnen dieſes zu erzählen, iſt der Eiſenbaum durchſchnitten. — Und Alles das wird in Bewegung geſetzt von jenem ungeheuren Rade, deſſen furchtbare Gewalt mich ſo in Staunen und Nachdenken vertiefte, daß ich immer wieder zu demſelben hintrat. Es lag ziemlich entfernt von den Oefen und auf Augenblicke ganz dunkel; dann ſah ich nichts, als eine koloſſale graue Scheibe und jenen Arbeiter, der ruhig daneben lehnte und ſeine kurze Pfeife rauchte. Ich bemerkte das Feuer in derſelben, ſowie hie und da den Glanz ſeiner Augen, die er nach mir hinwandte, dazu das betäubende Tönen und Klingen, das Stampfen der Hämmer, das Brauſen und Sauſen der Räder, das Ziſchen des Dampfes, das Knirſchen der Walzen. — Wenn man darauf hinhorchte, klang es immer wilder, immer toller, ſinnverwirrend, man ſehnte ſich nach Ruhe, nach der Stille des Abends. Und doch hielt es mich wie feſtgebannt auf dieſer entſetzlichen Stelle. — — — —

„Laſſen Sie mich wenigſtens in der Erinnerung raſch darüber hinwegeilen," rief der Erzähler aufſpringend. „Es geſchah ein furchtbares Unglück gerade als ich vor dem Rade ſtand. — Zuweilen, wenn ich darüber nachdenke, klingt es noch in meinen Ohren, aber nur als ein ſchwacher Wiederhall des furchtbaren Getöſes, gegen welches der bisherige Lärm in den Hüttenwerken wie ein ſchwaches Summen erſchien. Es dröhnte und krachte um mich her, es war als ſprängen alle Maſchinen mit einem

wilden, wüthenden Aufschrei in unzählbare Stücke — dann war plötzlich Alles still."

Ich hatte athemlos zugehört und obgleich ich wußte, daß etwas Furchtbares eintreten mußte, so erschütterte mich doch diese lebendige leidenschaftliche Schilderung, und was mich allein beruhigte, war der Anblick des Erzählers, der hastig im Zimmer auf- und abschritt, und erst nach einem längeren Stillschweigen, dann aber ruhig und gesammelt, weiter sprach:

„Das Achsenlager des großen Schwungrades war, Gott allein weiß es, ob durch Zufall, ob durch absichtliche plötzliche Sperrung, gesprungen. Es hatte neben sich die Maschinen zertrümmert, es hatte einen Theil des Daches eingerissen, es hatte ein paar Arbeiter und auch mich, der ich gerade davor stand, zu Boden geschmettert. Man trug mich in die Wohnung des Verwalters, und die Aerzte, die man herbei rief, zuckten die Achsel, nachdem sie mich untersucht. Ich war hier und dort an meinem Körper schwer verletzt, doch schien ihnen eine Wunde unbedingt tödtlich, ein tiefer Riß nämlich, der an meinem Hinterkopfe anfing und bis auf die Stirne ging. Wahrscheinlich von einem herabfliegenden Stücke Eisen, es war ein furchtbarer Säbelhieb. Sehen Sie her," unterbrach sich Herr von Steinfeld, indem er an den Tisch trat, sein dichtes blondes Haar emporstrich und mir eine tiefe Narbe zeigte, die in der eben bezeichneten Richtung lief. „Nach diesen Spuren können sie auf die Verwundung schließen.

„Ich schwebte Wochen lang zwischen Leben und Tod. Ich brauchte lange Zeit, bis meine Besinnung so weit zurückkehrte, um mich erkennen zu lassen, was mit mir vorgegangen. Dann aber überfiel mich ein unbeschreibliches Weh, weil ich zu gleicher Zeit einsah, wie lange ich von Hause entfernt und Anna ohne meinen Schutz gelassen. Der Verwalter des Hüttenwerks war mir ein erfreulicher Pfleger und Tröster; er beruhigte mich auch, soweit das möglich war, und sagte mir, es seien gute Nachrichten

von Hauſe da, nur ſei meine Frau noch zu angegriffen, um mir ſelbſt ſchreiben zu können — alſo, fuhr ich mit einem Aufſchrei in die Höhe, iſt Alles vorüber, Glück und Unglück, und ich mußte fern von ihr ſein. — Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, welch' ein entſetzliches Gefühl des Elends, des Jammers mich überfiel, als ich mir vorſtellte, was Anna gelitten. Man mußte ſie doch von dem unglücklichen Vorfalle, der mich hier auf's Lager geworfen, unterrichtet haben, und nun konnte ich mir denken, wie ſich das treue Herz abgequält unter dem marternden Gedanken, man verſchweige ihr das Schlimmſte und ich ſei todt. Daß dieſe innerlichen Stürme meiner Kopfwunde nicht zuträglich waren, verſtand ſich von ſelbſt. Ich lag dann auch wieder eine Zeit lang beſinnungslos, gefühllos, gleichgültig da, und als ich wieder denken konnte, die Gegenſtände um mich her erkennen, durchzuckte mich ſeit langer Zeit zum erſten Mal wieder ein freudiges Gefühl; denn ich ſah den alten Haushofmeiſter vor meinem Bette ſitzen, und als er mir freundlich zunickte, als er zwiſchen ſeine beiden Hände meine Rechte nahm, ſie herzlich drückend, da ſtürzten zum erſten Male erleichternde Thränen aus meinen Augen. Ich ſah ihn flehend und fragend an. — O es geht gut, ſagte er.

„Und keine Zeile von ihr?

„Die Aerzte haben's noch nicht gelitten.

„Und?

„Der alte Mann nickte abermals mit dem Kopfe, dann ſprach er mit leiſer Stimme: Beruhigen Sie ſich. Wir haben einen Sohn. In ſeinen Augen flimmerte und glänzte es ſeltſam.

„Ich ſank in die Kiſſen zurück, ich faltete meine Hände, blickte an die Decke empor, und die Worte, welche meinen Lippen entſtrömten, waren Gebete, in denen ich von Anna ſprach und von meinem Kinde.

„Weiter, weiter — vorüber all' die ſchrecklichen Stunden, daß wir zum Schluſſe kommen!

„Meine Krankheit hielt mich noch Wochen lang auf dem Lager, und als ich endlich aufstehen durfte und an das Fenster treten, da sah ich die Gegend ringsumher, die ich an einem farbigen Herbsttage gesehen, mit tiefem Schnee bedeckt. Alle Wege waren unpraktikabel, auch wenn Anna vollkommen wieder hergestellt gewesen wäre, so hätte sie doch, sagte man mir, bei ihrer angegriffenen Gesundheit in tiefem Winter die Reise nicht zu mir antreten können. Deßhalb war es nothwendig, daß ich vollkommen gesund wurde: ich gab mir damit alle Mühe, und nachdem meine Kopfwunde einmal geschlossen war und meine starke Natur gesiegt, so erholte ich mich auffallend schnell. Bald konnte ich Zimmer und Haus verlassen und es war mir ein grauenhaftes Vergnügen, den Platz meines Unglücks wieder zu sehen. Nur an dem neu eingefügten Dache sah man noch die Spuren der Verwüstung, die Maschinen waren wieder hergestellt und das neue Schwungrad jagte heute mit nicht verminderter Schnelligkeit in seiner Achse, wie es damals sein Vorgänger gethan. Nur den Arbeiter, welcher damals hier beschäftigt war, sah ich nicht mehr. Auf meine Frage, ob auch er verunglückt sei, schüttelte der Verwalter mit dem Kopfe und sagte mir, derselbe sei den Tag nachher spurlos aus der Gegend verschwunden. Das gab mir zu denken, sowie auch ein paar Worte, die der Haushofmeister, als wir Abends allein waren, fallen ließ. Ich begann in einen fürchterlichen Abgrund zu schauen, ich grübelte nach, ich fragte ohne Unterlaß, ich wog die Antworten meines alten Freundes auf's Schärfste ab, ich zeigte ihm Widersprüche, ich drang in ihn, ich bat, ich befahl. Endlich wußte ich Alles."

Wäre der Erzähler nicht selbst in so großer Aufregung gewesen und hätte er sich nicht so furchtbar ergriffen gefühlt von diesen entsetzlichen Erinnerungen, so müßte er bemerkt haben, wie ich mit weit aufgerissenen Augen und fliegendem Athem seinen Worten gelauscht, wie ich endlich zitternd seine Rechte ergriff, die

er zuſammengeballt vor ſich auf den Tiſch gedrückt hatte, wie ich ihn anſtarrte, wie ich Alles, was er ſagte, mit einer fieberhaften Erregung entgegennahm. — Ja dieſe zwei Erzählungen, jene, die ich damals als Kind gehört und dieſe vom heutigen Abend hatten Einen ſchrecklichen Ausgangspunkt und Ein furchtbares Ende.

„Sie war todt," rief ich ſchmerzlich aus, „ſie war geſtorben in jener Nacht, die arme ſchöne Frau mit dem ſchwarzen Schleier auf dem Haupte."

Er ſah mich erſtaunt an.

„Ich weiß es, ich weiß es," fuhr ich erregter fort: „ſie ſtarb in jener Nacht, wo das arme Kind geboren wurde."

„Bei Gott, ſo iſt es!"

„Am 10. November."

„Woher wiſſen Sie das?" rief er aufſpringend.

„O ich weiß noch mehr," rief ich haſtig; „Unglaubliches, Entſetzliches."

„Das Kind, welches ſie geboren hatte, war ein Mädchen."

Eine erſchreckende Bläſſe überzog ſein Geſicht, er ſtreckte wie abwehrend beide Hände gegen mich aus und blickte mich mit einem Ausdruck des Schreckens und des Schauderns an.

„So iſt es," murmelte er kaum hörbar. „Aber wer hat Ihnen davon geſagt?"

„Das kleine Mädchen verſchwand," rief ich in der furchtbarſten Aufregung mit zitternder Stimme. — „Nicht wahr, es iſt ſo? O ich will Ihnen ja ſpäter Alles ausführlich ſagen, nicht wahr, ſo geſchah es."

Er drückte die Rechte vor ſeine Augen, während er ſich mit der Linken am Tiſche feſthielt. „Ja ſo geſchah es," ſprach er mit leiſer Stimme, und dieſe Worte klangen wie ein ſchmerzlicher Seufzer.

„Anna war todt. — Ich ſollte ein fremdes Kind, das man mir entgegentrug, als meinen Sohn anerkennen, und als ich das

nicht wollte," setzte er nach einer langen Pause mit einem matten Tone hinzu, „als ich ihnen die ganze fürchterliche Wahrheit schonungslos vorhielt, den Anschlag gegen mein Leben, als ich sie verantwortlich machen wollte für den Tod meines armen Weibes," hier lachte er laut und schrecklich, „da bewiesen mir die Aerzte, welche man herbeigerufen und wahrscheinlich mit schwerem Gelde erkauft, daß mir von der Verletzung meines Kopfes ein tiefes Leiden übrig geblieben sei, welches sich hie und da, und jetzt zum Beispiel bei dieser Veranlassung, in stillem Wahnsinn äußere. Denn ein stiller Wahnsinn war es ja, daß ich diese zweifachen Mörder zur Verantwortung ziehen wollte. — O könnte ich Ihnen ausmalen, o könnte ich Ihnen anschaulich machen das Furchtbare meiner damaligen Lage. Man suchte mich auf freundliche, milde Art zu beruhigen, man behandelte mich weich und mitleidig, wie man einen armen Wahnsinnigen behandeln muß. — O diese Versuche, dieses Mitleid von solchen Menschen wäre allein im Stande gewesen, mich wirklich wahnsinnig zu machen. Man hatte mir einen Arzt gegeben, der mich beobachtete, man bewachte mich, man hatte mich als Jemand, dessen Zustand gefährlich werden konnte, unter die betreffenden Gesetze des Landes gestellt, man konnte mich jeden Tag in eine Irrenanstalt abführen, und wenn ich von der Vergangenheit sprach, wenn ich des Mordanschlags erwähnte, wenn ich von Anna sprach und meinem Kinde — wenn ich mich voll Abscheu abwandte, sobald man mir das andere vor Augen brachte, so sah ich sie Zeichen machen, und Alles das auf meinen verwirrten Zustand beziehen, — oh — oh!" — machte er und preßte einige Augenblicke die Hände vor die Stirne, „meine Briefe unterschlugen sie oder sandten sie mit Randbemerkungen ab. Wer mir anhänglich war, wurde entfernt, so der Haushofmeister, von dem ich die ersten Andeutungen des Vertauschens der beiden Kinder erfahren. Die Germersbach, welche hofften und glaubten, ich würde meinen Wunden erliegen, mußten nothwendig einen Erben haben,

„Ja, und vor der ganzen Stadt, die Euch kennt,“ sagte die Frau, und die beiden Dienstmädchen setzten laut genug hinzu: „der widerwärtige, häßliche Kerl!“

Der Stadtsoldat wollte alles Ernstes böse werden, doch war er klug genug, sich zu besinnen, daß er in einem Viertel sei, dem nicht zu trauen, und daß es nur Ein Wort von der Frau, die vor ihm stand, bedürfe, um ihm den nächsten Besuch unter dem Stadtgraben sehr unangenehm zu machen; auch standen die beiden handfesten Mädchen der Waschfrau so herausfordernd da, ja, sie faßten schon an ihren schweren Körben, um sie auf den Boden zu setzen, was ganz wie eine Vorbereitung zum Kampfe aussah, wie ein: „Macht Euch fertig!“ — um bei dem geringsten beleidigenden Worte, das er gegen ihre Frau und Meisterin ausstoßen würde, über ihn herfallen zu können, daß er es für besser hielt, unter verschiedenartigen Drohungen für die Zukunft mit seiner Laterne den Heimweg anzutreten.

Auch die Weiber verabschiedeten sich von der Frau Welscher und gingen still seufzend ihres Weges. Anfänglich wankten die Laternen auf Einem Punkte durch das Gewölbe bis zum Ausgange, die ärmlichen Schuhe schlurften auf dem Pflaster, die Oelmaße klapperten, hier und da hustete Eine schwer auf, und als die Weiber von dem noch heftig strömenden Regen auf's Neue durchnäßt wurden, sagten sie einander wehmüthig gute Nacht und giengen nach allen Richtungen auseinander.

Noch lange sah man die kleinen rothen Lichter in den Straßen umher irren, hörte die schweren Seile der Straßen-Laternen niederrasseln und sah manch' blasses, eingefallenes Gesicht, wie es sich bemühte, den halb durchnäßten Docht in dem gläsernen Behäuse anzuzünden.

Droben aber, in den Fenstern der Häuser, wurden ebenfalls Lichter angezündet, und manch' frohes Kindergesicht drückte in dem behaglichen, warmen Zimmer die Nase platt an das angelaufene Fenster und konnte nicht begreifen, was die Frau an ihrer

für welchen sie, da der Baron Iffling seiner langjährigen Krankheit und dem Kummer erlegen war, als die nächsten Verwandten die Güter beaufsichtigen und verwalten konnten.

„Ich verhielt mich eine Zeit lang ruhig, still und geduldig, und als ich merkte, daß sie in ihrer Wachsamkeit etwas nachließen und mich weniger scharf beobachteten, entfloh ich eines Tages mit Hülfe eines treuen Reitknechts. Meinen langjährigen Freund und Wohlthäter, Herrn v. S., traf ich nicht mehr, und bei meinem Vormund mußte ich das Entsetzliche erleben, daß er meine Erzählung mit einem unverkennbaren Mißtrauen aufnahm. Durch gewichtige Empfehlungen jedoch erleichterte er meinen Eintritt in's Militär, worauf ich sehr drang, da mich die Uniform des Königs vor jeder Verfolgung der so mächtigen und reichen Familie sicher stellte. Vergebens aber that ich alle mir möglichen Schritte, um zu Gunsten meiner Tochter zu wirken. Ich hatte nicht den geringsten Anhaltspunkt, um den Tausch der beiden Kinder beweisen zu können. Alle Papiere hierüber waren in vollkommenster Ordnung. Die Hebamme des Dorfes, welches zum Schloß Iffling gehört, hatte schriftlich bezeugt, daß dort in der Nacht des sechzehnten November ein Knabe geboren worden sei und von den Aerzten lagen Atteste vor, daß mein armes Weib noch in derselben Nacht an Schwäche gestorben.

„Ja, mein junger Freund, die Gewißheit über die Verbrechen, welche an uns begangen, und die anfänglich fest vor meiner Seele standen, fing durch alle diese Widersprüche und Unsicherheiten an zu verblassen, ja mir zuweilen wie böse Träume zu erscheinen. — Denken Sie sich jetzt, wie glücklich ich mich preise, Ihnen diese Nachricht meines Lebens gegeben zu haben, da Ihre Worte von vorhin mir wieder neue Hoffnung gaben, Gewißheit zu erhalten. Meine Erzählung ist zu Ende. Hinter mir liegt wieder jene schreckliche Zeit, und nun, mein lieber junger Freund, beschwöre ich Sie, mir ausführlich mitzutheilen, was Sie vorhin in wenig

Worten andeuteten. Aus einem eifrigen Erzähler werde ich ein Zuhörer, der mit Leib und Seele jedes Wort von Ihren Lippen nimmt."

Er setzte sich mir gegenüber und ich strengte mein Gedächtniß an, von jenen Einzelnheiten, welche Frau Merzer an jenem Abend berichtet, nicht das scheinbar Geringfügigste zu verschweigen. Zuweilen nickte er mit dem Kopfe, hie und da murmelte er ein paar Worte oder stimmte mir eifrig bei, wenn er in meiner Schilderung die Gegend zu erkennen glaubte. So bei der öden Haide mit den großen Wasserlachen, bei dem Rauschen des Flusses, bei dem Klappern der Pferdehufe auf der Fähre im Wasser, dann bei dem großen Sitterthor, bei dem Plätschern des Springbrunnens, bei der Beschreibung der Gemächer und bei der Gestalt mit den hohen Stiefeln. — Ach, und als ich ihm erzählte von der schönen armen Frau, welchen Eindruck ihr bleiches Gesicht auf das Herz der Frau Merzer gemacht, und von dem schwarzen Schleier, womit man anfänglich ihren Kopf verhüllt, da biß sich Herr von Steinfeld die Lippen blutig, da preßte er in wildem Schmerz die geballte Faust vor die Stirne und rief doch immer: „Weiter — weiter," wenn ich ergriffen einen Augenblick still schwieg. — Dann wieder legte er seine Hände wie in tiefer Ermattung vor sich auf den Tisch, nickte leicht mit dem Kopfe und schien an etwas Anderes zu denken, bis ich ihm wieder irgend eine Einzelheit erzählte, wo er dann die Augen weit aufriß und mich mit lebhaften Blicken anstarrte. Das that er namentlich auf eine mich erschreckende Art, als ich ihm nun sagte, wie nach der Schilderung der Frau Merzer das kleine Mädchen gar ein so reizendes Geschöpfchen gewesen sei ohne Fehler und Makel, nur habe das Kind — das hatte sich am Allertiefsten in meine kindliche Phantasie eingeprägt — in der Gegend des Herzens ein blutrothes Maal gehabt, gerade so wie eine Stichwunde, die sich erst vor Kurzem geschlossen hatte. — Bei diesen Worten zuckte es

schmerzlich über sein Gesicht, ja seine Augen füllten sich mit Thränen, während er mit weichem, zitterndem Tone der Stimme ausrief: „Es ist Alles, Alles Wahrheit, was die Frau erzählt: solches hat sich in jener schrecklichen Nacht begeben: Anna's Traum hatte ihrem Kinde das blutige Maal aufgedrückt." — — — —

Die Nacht war weit vorgerückt, als wir uns trennten. Herr von Steinfeld drückte sein Gesicht auf meinen Kopf. So verblieb er eine kurze Zeit und dabei zuckte sein Körper eigenthümlich. „Es mußte so sein," sagte er alsdann, „daß wir uns kennen lernten, daß wir uns näherten, daß wir einen Bund schlossen, der für dieses Leben unzerreißbar sein wird. Vertrauen Sie auf mich für Ihre Zukunft. Nehmen Sie mich für Ihren väterlichen Freund und glauben Sie meiner Versicherung, diese paar nächtlichen Stunden haben Sie fester an mein Herz geschlossen, als es selbst Bande der Verwandtschaft zu thun im Stande wären. — Gute Nacht, mein Sohn!"

Ich entfernte mich zufrieden, glücklich. Ich schätzte und liebte meinen Vorgesetzten, und seine Freundschaft zu mir nahm mir vollkommen das Gefühl, allein in der Welt zu stehen, welches mich zuweilen traurig beschlich.

Der Posten auf dem Gange blickte mir verwundert nach, als er mich so spät oder vielmehr so früh durch den Gang daher kommen sah. In unserem Zimmer angekommen, fühlte ich nichts mehr von jener Feindschaft, von jenem Hasse, welche mich in's Freie getrieben. Ich betrachtete ruhig das vergnügte Gesicht des jungen Stanz, der wahrscheinlich in angenehmen Träumen schwelgte, ja ich konnte lächeln beim Anblick von Ellendorf's spitziger Nase, welche er in die Höhe streckte, als ich ihn im Schlafe murmeln hörte: „O Babette, warum bist Du so grausam gegen mich?"

Dreizehntes Kapitel.

Valerie.

Es wurde Frühjahr, und die Erde fing an ſich zu dehnen und zu recken, wie es ja andere lebendige Geſchöpfe zu machen pflegen, welche aus langem Winterſchlafe erwachen und behaglich fühlen, daß ſich unterdeſſen die Kälte, mit der ſie eingeſchlafen, in eine angenehme warme Athmoſphäre verwandelt hat.

So oft wir auch ſchon das Erwachen des Frühlings mit erlebt, ſo finden wir doch immer etwas Neues darin, wozu aber viel die Stimmung beiträgt, mit der wir auf den fliehenden zurückblicken. Etwas Sehnſuchtsvolles, etwas Süßhoffendes durchſtrömt immer unſer Herz, wenn wir den eigenthümlichen Hauch einathmen, den die jetzt wieder jungfräuliche Erde von ſich gibt, wenn wir den ſchüchternen Lauten der Vögel lauſchen, die ſich zuerſt wieder bemerklich machen, wenn wir es mit anſehen, wie die Knoſpen ſchwellen, und wenn wir das erſte Veilchen finden und den ſüßen Geruch deſſelben genießen. Dieſer Duft erzählt uns Geſchichten ſo ausführlich und umſtändlich von einer Menge Frühjahre, ſo lebendig, daß, wenn wir die Augen ſchließen, wir all die Veilchenbouquets vor uns ſehen, die wir gewunden oder gekauft, oder all' die lächelnden Augen ſehen, welche wohlgefällig auf dieſen Bouquets geruht und uns freundlich zugenickt.

Ja der Winter war vorübergegangen, nachdem er der Erde ſeine Macht hatte fühlen laſſen, nachdem er Bäche und Flüſſe in ihrem Lauf gehemmt und auch zu verſchiedenen Malen Alles auf Hunderte von Meilen rings umher in ſeine weiße einförmige Livree gekleidet. Er war in Schneeſchauer eingehüllt, auf den Flügeln des Sturmwindes über Dörfer und Städte gezogen, er hatte eben-

ſogut die Akazien im Hofe des Armenhauſes geſchüttelt, wie die majeſtätiſchen Kaſtanienbäume vor dem Hauſe Schabegg.

Er war vorübergezogen mit ſeinen furchtbar langen Nächten, hier eine glänzende Beleuchtung anzündend, dort ein armes Nachtlicht, hier erſchallen laſſend heitere Muſik zu luſtigem Tanze, dort leiſe Klagen über einem ruheloſen Lager. Und jetzt war Alles das vorübergeſaust und vorübergeſeufzt, Luſt und Leid. In der Hütte wie im Palaſte waren wieder die Fenſter geöffnet und ließen einziehen mit der warmen würzigen Frühlingsluft die Hoffnung auf ein ſchönes Jahr.

Auch im Hauſe Schabegg hatte der alte Kammerdiener die hohen Fenſterflügel geöffnet und erlaubte dem eindringenden Luftzuge mit den ſchweren Seidenvorhängen zu ſpielen, ſo lange derſelbe das leicht und manierlich that. Auch über das ſtolze Dach dieſes Hauſes war die Winterzeit heimgezogen, und unten in den glänzenden Räumen war es zugegangen wie ſeit vielen Jahren ohne beſondere Abwechslung. Die japaniſche Porzellanſchale im Vorzimmer der gnädigen Frau hatte ſich auch in dieſem Jahre mit Viſitenkarten gefüllt. Zahlreiche Einladungen waren eingelaufen, theils angenommen worden, theils ablehnend beantwortet. Madame hatte dafür wieder ihre Eltern und Bekannten zu verſchiedenen großartigen und langweiligen Thees geladen, hatte auch einige Routs veranſtaltet, hatte zwei Bälle gegeben, wie das ſeit ihrer Verheirathung im Hauſe gehalten wurde. Der Kommerzienrath, Herr Johann Chriſtian Schabegg, war ſeinen Verpflichtungen nachgekommen und hatte ein paar Mal die Spitzen des Handelsſtandes und der bürgerlichen Kollegien zu einem Thee bei ſich vereinigt, wo man viel ſchwarze Fräcke ſah, einen Aufwand von weißen Halsbinden und Weſten, und beim Deſſert ſanft geröthete Naſen.

Sonſt war ſich im Hauſe Alles ziemlich gleich geblieben, nur daß der Chef deſſelben noch ernſter und ſtiller geworden, als er

bisher gewesen, noch weniger und noch kürzere Zeit sein Bureau verließ und zuweilen an auffallender Zerstreuung litt, an einem seltsamen Vorsichhinstarren, das dann häufig mit einem eigenthümlichen Schlucken endigte oder mit einem tiefen Seufzer. Auch besuchte ihn der Hausarzt öfter als bisher, blieb oft stundenlang plaudernd bei ihm und rieth ihm Zerstreuung an, wobei er lachend sagte: „Eigentlich sollte Frau Schabegg meine Funktionen bei Ihnen versehen, denn ein Rezept der Zerstreuung für Sie versteht wahrhaftig kein Arzt der Welt zu schreiben. Es ist mir rein unerklärlich, wie Sie, verehrtester Freund und Kommerzienrath, im täglichen Umgange mit einer so liebenswürdigen, heiteren und lebenslustigen Frau Anlage zur Schwermuth haben können. Ich stelle Frau Schabegg allen unseren Bekannten als Muster dar."

Darauf schien dann Johann Christian Schabegg zu lächeln, aber es war mehr das unfreiwillige Zucken der Mundwinkel, welches uns überkommt, wenn wir unverhofft auf ein Sandkorn beißen.

Was der Hausarzt von Frau Schabegg gesagt, dasselbe konnte man von allen ihren Bekannten hören. Sie blieb sich gleich in ihrer Heiterkeit vor denselben, sie war die liebenswürdigste Wirthin, die ausgezeichnetste Gesellschafterin; wo es das Arrangement zu irgend einem Feste galt, da war sie unermüdlich in Erfindung und Ausführung. Freilich waren ihre Erfindungen und Ausführungen sehr kostspieliger Natur, aber was hatte das zu sagen? mußte es doch Jedermann für lobenswerth finden, daß Etwas von den kolossalen Reichthümern des Hauses Schabegg auf so anerkennenswerthe Weise verwendet wurde.

Die Zeit, welche doch so gerne alles Vergängliche angreift, schien an dieser Frau spurlos vorüber zu gehen. Ein eigentliches Bild der Gesundheit, eine Schönheit, die durch Frische glänzt, war sie allerdings auch in ihrer frühesten Jugend nicht gewesen, dagegen reizend und elegant geblieben, mit ihrer feinen Gestalt,

ihrem schönen dunkelbraunen Haar, dem hübschen Munde mit den schneeweißen Zähnen und den hellen und glänzenden Augen, um viele Jahre jünger aussehend, als sie in der That war. Auch ließ das anstrengende gesellschaftliche Leben keine Spuren bei ihr zurück, und mochte man sie sehen, nachdem sie vielleicht wochenlang geruht, oder nach einem Balle, auf dem sie anhaltend getanzt, sie war sich beständig gleich, scheinbar unermüdet, fröhlich, voll heiterer Einfälle.

Der jungen Männerwelt, welche sich stark um sie drängte und sich eifriger um sie bemühte, als um junge blühende Mädchen an ihrer Seite, war sie in vieler Beziehung ein unlösbares Räthsel. Man konnte mit Niemand so leicht, ja man hätte sagen können, so leichtfertig konversiren, als mit ihr. Sie brauchte nur angeregt zu werden, um irgend eine recht weite, recht extravagante Idee lebhaft anzunehmen, zu der ihrigen zu machen und in allen erdenklichen Ausschmückungen auszuführen. Sie schonte ihren Ruf nicht, wie es eine Frau thun soll; sie besuchte Gesellschaften auch ohne den Kommerzienrath; sie machte große einsame Spaziergänge; sie fuhr, wie wir bereits wissen, allein aus, ließ ihren Wagen irgendwo stundenlang halten und kehrte alsdann wieder nach Hause zurück, ohne daß Jemand wußte, wo sie gewesen sei.

So lange ihr Vetter, Emil von Schabegg, lebte, galt er als von ihr besonders begünstigt, und daß sie ihn gerne gehabt, bewies sie auch dadurch, indem sie längere Zeit tief und aufrichtig um ihn trauerte, ohne ein Hehl daraus zu machen.

Nach seinem Tode waren begreiflicher Weise gute Freunde, besonders aber gute Freundinnen, begierig zu erfahren, wer an seine Stelle treten würde, und da man lange Zeit Niemand fand, dem sie einen besonderen Vorzug gegeben, so sagten die für sie besser Gesinnten, sie nimmt sich in Acht, Andere aber meinten, sie wechselt so häufig, daß man unmöglich sagen kann, wer gerade

in ihrer Gunſt ſteht. Obgleich ſich aber noch Niemand dieſer Gunſt rühmen konnte, ſo wurde doch Jemand, der ihre Vertheidigung unternahm, mit ſprachloſem Erſtaunen angeblickt, oder man gab ihm vielleicht in auffallender Weiſe und mit einem bezeichnenden Räuſpern Recht.

Und doch waren Alle in Betreff dieſer Frau auf einer falſchen Spur. Allerdings liebte ſie und mit der vollen Kraft eines ſtarken weiblichen Herzens; ſie liebte leidenſchaftlich mit Angſt und Bangen, ja mit einer unerklärlichen Eiferſucht, daß ſich auch Jemand Anders ſiegreich dem Gegenſtande ihrer Neigung zuwenden und ihr dadurch ihre innere Ruhe rauben könne, die ihr ſo nothwendig war zur Erhaltung dieſer Liebe. Sie liebte — — ſich ſelbſt und zwar ſo ausſchließlich, ſo ausdauernd, daß daneben kein anderes Gefühl in ihrem Herzen Platz finden konnte. Sie bewunderte ſich ſelbſt, ihr Aeußeres, ihren Verſtand, und wenn ſie kokett war und ihre Perſon geltend machte, ſo that ſie das nicht, um Jemand Speziellem zu gefallen und anzuziehen, ſondern ſie that es nur, wie man einen geliebten Gegenſtand, deſſen man vollkommen ſicher iſt, vor aller Welt bewundern läßt, ſie liebte ihr eigenes ſchönes Haar, ihre herrlichen Zähne, ihre glänzenden Augen, ihren feinen zierlichen Wuchs, und war glücklich in dieſer Bewunderung ihrer ſelbſt. Eine andere Leidenſchaft hatte ihr in dieſer Beziehung ſo kaltes Herz niemals gekannt, ſie gab dem reichen Schabegg ihre Hand, weil die Familien übereingekommen waren. Sie trat als Braut geſchmückt vor ihren Spiegel und war entzückt über ſich ſelbſt. Sie betrachtete den Schatz von Perlen und Juwelen, welche Herr Johann Chriſtian um ſie ausgebreitet, und dachte erfreut, wie Alles das dazu beitragen müſſe, ihre Schönheit zu erhöhen. Sie fuhr mit ihrem Bräutigam in die Kirche und war entzückt, als ſie, die Reihen der Zuſchauer durchwandelnd, rings umher das Murmeln der Verwunderung vernahm. Nach der Trauung kehrte ſie in das

Haus Schabegg zurück, kleidete sich nach einem Familiendejeuner in eine reizende Reisetoilette, und als sie nun als Herrin des Hauses die Glückwünsche in Empfang genommen, als die Bedienten sie „gnädige Frau" nannten, und der Kommerzienrath ihr ein prachtvolles Etuis übergab mit Visitenkarten: „Madame Valerie Schabegg," da glaubte sie alle ihre Pflichten der Ehe erfüllt zu haben und vielleicht nur noch die Kleinigkeit besorgen zu müssen, allen Reichthum und Glanz des Hauses Schabegg als Relief für ihre eigene innig geliebte Person zu benutzen.

Der Erziehung in ihrem elterlichen Hause gemäß hatte es nicht anders sein können. Ihrem Vater, dem reichen Bankier ohne Geld, war es nur durch den grassesten und unverschämtesten Egoismus, sowie durch ein beispielloses Geltendmachen seiner eigenen, allerdings schlauen Persönlichkeit, gestützt auf eine große leere Geldkasse, gelungen, bis zu seinem Tode die Stellung eines reichen Mannes zu behaupten. Valeriens Mutter war eine schöne, unbedeutende Frau gewesen, mit marmorglatten Gesichtszügen, von der man behauptet, sie habe in ihrem ganzen Leben nie gelacht, um ihrem Gesichte keine Falten einzuprägen.

Das Verhältniß Valeriens zu Emil von Schabegg war deßhalb ein so andauerndes und intimes gewesen, weil es für beide Theile ohne tiefe Bedeutung war, und für sie so angenehm, weil es jeden Andern abhielt, sich der schönen Frau auffallend zu nähern. Der Kommerzienrath hatte Unrecht gehabt, zuweilen in eifersüchtigen Aufwallungen etwas Anderes darin zu sehen, und hätte weit klüger gehandelt, sich mit ungetrübtem Auge von der Harmlosigkeit dieses Verhältnisses zu überzeugen, was ihm leicht geworden wäre, als durch harte Bemerkungen und zornige Aufwallungen die Kluft zu vergrößern, welche ihn vom Tage der Vermählung an von seiner Frau schied. Valerie war damals fast noch ein Kind. Er hätte diese Kluft zudecken können, ja vielleicht nach und nach gänzlich verschwinden lassen, wenn er sich weniger

auf seinen Rechtsboden gestellt, sondern durch Freundlichkeit und kluges Nachgeben hie und da seine junge Frau zu sich herangezogen. Emil von Schabegg hatte treu und redlich an ihr gehandelt; er hatte durch ernste Ermahnungen sehr häufig den Versuch gemacht, der Cousine einen richtigen Begriff von ihrer Stellung beizubringen; er hatte es auch dahin gebracht, daß die Stellung zwischen Herrn und Frau Schabegg wenigstens vor der Welt so war und blieb, daß das Wirkliche dieses eigenthümlichen und traurigen Verhältnisses nur geahnt werden konnte. Er hatte ihr oft seine feste Ueberzeugung ausgesprochen, daß sie mit ihrem kalten, selbstsüchtigen Herzen jeden Mann unglücklich machen müsse, und der Kommerzienrath nach Allem sie mit einer unbegreiflichen Schonung und Nachsicht behandle.

Er war nun todt, und statt eines Feindes seiner häuslichen Ruhe, von dem der Kommerzienrath in finsteren Stunden geträumt, den er aber überwachen konnte, tauchten jetzt vor seiner Eifersucht andere Schreckbilder auf, ihm um so gefährlicher erscheinend, da er nicht im Stande war, sie zu verkörpern, und das wäre auch unmöglich gewesen, da sie nur in seiner Phantasie existirten. Valerie that aber nichts, um diese Besorgnisse zu zerstreuen; im Gegentheil, Andeutungen hierüber, welche sich der Kommerzienrath veranlaßt sah ihr zu machen, beantwortete sie mit leichtem Achselzucken oder mit geheimnißvollem Lächeln. Da sie bei dergleichen Scenen ihre Ruhe vollkommen behielt und da ihre Kälte nicht erkünstelt war, wie die des Kommerzienrathes, so befand sie sich im Vortheil und endigte diese Unterredung gewöhnlich mit irgend einem harten verletzenden Worte, das sie mit lachendem Munde aussprach und sich alsdann ohne Aufregung in ihre Zimmer zurückzog, während er mit blitzenden Augen, zuckenden Lippen und krampfhaft sich schließenden Fingern in sein Bureau ging, um dort in seinen kalten theilnahmlosen Schätzen zu wühlen.

Laterne so lange zu schaffen habe; der Vater aber, der hinzu trat, sagte: „Nun, das hört glücklicher Weise auf, die ganze Stadt wird sich freuen über das Gaslicht, das wir jetzt bekommen.“

Unterdessen gieng die Frau Welscher ihrer Wohnung zu und hatte ein Gespräch angeknüpft mit der Winklere, die nebenher hinkte, um an dem alten Kapuzinerkloster ein Laterne anzuzünden.

„Wie geht's Eurer Kranken?“ sagte die Waschfrau, „Ihr könnt morgen eine warme Suppe für sie holen, — was macht die Marie?“

„Ach, Ihr wißt ja noch nicht, Gott, das hab ich vergessen,“ entgegnete die Winklere und setzte Oelmaß und Laterne auf den Boden, „Gott hab' sie selig, die unglückliche Person! Sie ist heute Mittag gestorben, ich glaube an Entkräftung, denn mit ihrer Schwindsucht hätte sie's noch ein paar Monate ausgehalten; ich hätt' es aber auch gewiß nicht früher sagen dürfen, denn wenn der Steinmann erfahren hätte, daß sie schon heute Mittag gestorben sei, so hätte er mir unbedingt den Lohn für den letzten Tag abgezogen.“

„Die arme Person!“ sagte die Frau Welscher weich, „und wo ist das Kind?“

„Ja, das Kind, das hab' ich bei ihr lassen müssen; ich hab's bei seiner armen Mutter eingeschlossen.“

„Bei der Todten?“ fragte entsetzt die Waschfrau.

„Ich konnt's nicht anders machen,“ entgegnete die Winklere, „es klammerte sich an das Bett fest und wollte seine Mutter durchaus nicht verlassen; hätt' ich es mit Gewalt hinweggenommen, so hätte das Gezeter und Geschrei des kleinen Mädchens die Nachbarn aufmerksam gemacht.“

„Aber was wollt Ihr heute Nacht machen?“ fragte die Frau; „wo soll das Kind bleiben?“

„Ich will es in Gottes Namen in mein Stübchen nehmen und morgen sehen, ob sich mitleidige Seelen finden, die etwas für das Kind thun wollen.“

Ob Valerie in ihrer ersten Jugend geliebt, sind wir nicht im Stande anzugeben. Emil von Schabegg hatte es sehr oft lächelnd behauptet und der Cousine dabei gesagt: „Ich möchte wohl den Roman Ihres Herzens kennen; das müssen schreckliche Erfahrungen sein, welche im Stande waren, das warme Herz des jungen Mädchens zu solcher Diamanthärte zu krystallisiren," worauf sie ihn freilich versicherte, mit dem besten Willen sei sie nicht im Stande, hierin seine Neugierde zu befriedigen; sie habe nie geliebt, aber ebenso wenig besäße sie ein gefühlloses Herz. Dieß war nun in gewisser Beziehung allerdings auch nicht der Fall; denn gegenüber Allem dem, was menschliches Elend hieß, war Frau Schabegg so empfänglich, wie es das weichste Gemüth nur sein konnte! Arme und Kranke, welche bei ihr Hülfe suchten, gingen nicht ungetröstet, und es war auch in solchen Fällen nicht allein ihre Kasse, die sie bereitwillig öffnete, um auf vornehme Art vielleicht Ostentation zu geben, nein, in solchen Fällen trat sie mit ihrer Person ein, prüfte, untersuchte und half mit Rath und That. Daß sie dabei große Summen verwendete, war nicht zu leugnen, aber eigenthümlich mußte es erscheinen, daß sie den größten Theil derselben auf das Budget ihrer Toilette nahm und lieber mißbilligende Blicke und Aeußerungen des Kommerzienrathes ertrug, als daß sie nachgewiesen hätte, wohin diese Gelder geflossen wären, und wohin sie selbst ihre Schritte gelenkt bei dem größten Theile ihrer geheimnißvollen Ausgänge. Emil von Schabegg war der Einzige, der das durch Zufall entdeckt hatte und ihr sanfte Vorwürfe machte, daß sie so was namentlich dem Kommerzienrathe verschweige. Auch setzte er hinzu, er halte es für seine Schuldigkeit, ihrem Manne darüber Mittheilung zu machen, worauf sie aber zum ersten Male in ihrem Leben gegen jenen vertrauten Freund heftig wurde, ihn beschwor, diese kleinen Geheimnisse zu achten und sie nicht durch Veröffentlichung derselben zu veranlassen, sich vielleicht einen anderen Zeitvertreib zu

ſuchen. „Was werden Sie auch Gutes dabei ſtiften," hatte ſie dann geſagt, „wenn Sie den Kommerzienrath davon unterrichten, daß ich arme Familien unterſtütze, die weder Bibelſtunde noch Miſſionspredigten beſuchen, alſo gewiſſermaßen der Gottloſigkeit Vorſchub leiſte?" Trotzdem aber hatte ſich Emil von Schabegg vorgenommen, bei der nächſten ihm paſſend ſcheinenden Gelegenheit dem Kommerzienrathe Aufklärungen zu machen. Doch kam das Ende ſeines Lebens eher als eine ſolche Gelegenheit, und Valerie ertrug es nach wie vor mit großer Ruhe, ja gewiſſermaßen mit Behagen, ihre geheimnißvollen Gänge mißdeutet zu ſehen, und beantwortete leiſe und zarte Anſpielungen mit dem reizendſten Lächeln einer ſchönen koketten Frau.

So fuhr denn wie gewöhnlich ihr Wagen in einer Nachmittagsſtunde vor das Portal des Hauſes von Schabegg. Sie legte ſich in die Kiſſen zurück, und als ihre glänzende Equipage durch die Straßen dahinrollte, grüßte ſie anmuthig und auf's Freundlichſte nach allen Seiten, ja befahl auch wohl hie und da, langſamer zu fahren oder zu halten, um mit Dieſem und Jenem ein paar Worte zu plaudern und um auch wohl einem eleganten Reiter zu erlauben, ſie eine kleine Strecke zu begleiten, bis ihn eine leichte Neigung mit dem Kopfe verabſchiedete und durch ihr liebenswürdiges Lächeln mit dem Gedanken beſchäftigt zurückließ, es ſei wahrhaftig der Mühe werth, der ſchönen Frau Schabegg nachdrücklich die Cour zu machen.

Sie fuhr weiter, ſehr unbekümmert um dergleichen Phantaſieen, und ließ endlich ihren Wagen in einer ſtillen Seitenallee halten, worauf ſie ausſtieg, ihren Shawl ein wenig in die Taille hineinzog, einfach ſagte: „warten!" und davonging. Am Ende der Allee bog ſie links, durchſchritt ein ärmliches Stadtviertel mit kleinen Häuſern, deren Einwohner wenig Acht gaben auf die elegante Dame, welche vorüberſchritt, dann kam ſie auf einen freien Platz und wandte ihre Schritte einem Gitterthore zu, das

in einen Hof führte, wo einige Akazienbäume ſtanden, deren Zweige einen leichten bräunlichen Duft zeigten, als Vorläufer der grünen Knoſpen, die im Begriff waren, aus ihren glänzenden Hülſen hervorzubrechen. Unter dieſen Akazienbäumen, im ſchon recht warmen Sonnenſcheine, ſaßen auf einfachen Holzſtühlen ein paar alte Männer, die angelegentlich in die Zweige hinaufſahen und über dieſe Bäume in einer Unterhaltung begriffen ſchienen.

Die Dame wandte ſich an einen der Männer und fragte nach der Wohnung des Herrn von Schwanefeld, worauf es der alte Jakob, der freiwillige Portier des Armenhauſes, für ſeine Schuldigkeit hielt, die fremde Dame zurechtzuweiſen. Doch blieb er ſtehen, nachdem er ein paar Schritte gegen das Haus gemacht, und fragte den andern alten Herrn, der ſich mit ihm geſonnt: „Iſt der Herr von Schwanefeld nicht oben im Bureau des Hauſes?“ worauf jener mit dem Kopfe nickte und dann hinzuſetzte: „Ja, aber Alice iſt da unten in der Wohnung; ich ſah ſie vor einer halben Stunde hereinkommen.“ — „Wer iſt Alice?“ fragte die Dame raſch. „Vielleicht eine Tochter des Herrn von Schwanefeld?“ — Der alte Mann ſchüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „O nein, es iſt ein junges Mädchen, deren Vater früher auch im Armenhauſe hier wohnte. Sie ging bei den Schwanefelds aus und ein, ſo lange Frau Iduna noch lebte, und nun kommt ſie, ſo oft ſie kann, und ſieht nach der kleinen Haushaltung. Ja, ja,“ ſetzte er kopfnickend hinzu, „das iſt ein gutes, dankbares Kind — es hat uns Allen weh gethan, als ſie ging.“

„Bitte alſo,“ ſagte Frau Schabegg, „führen Sie mich in die Wohnung, und wenn es Ihnen nicht zu viele Mühe macht, ſo wäre ich Ihnen ſehr dankbar, wenn Sie Herrn von Schwanefeld erſuchen würden, einen Augenblick zu kommen, im Falle es ihm ſeine Zeit erlaubt.“

Darauf ging ſie mit Jakob nach der kleinen Wohnung, und als dieſer an die Thüre geklopft und auf ein leiſes „Herein“

geöffnet, ſah ſich Frau Schabegg einem jungen Mädchen gegenüber, deſſen außerordentliche Schönheit ſie frappirte, und von deſſen anſpruchsloſem, ſtillfreundlichem Weſen ſie nach den erſten Worten entzückt war.

Alice war erröthet, als die fremde vornehme Dame eintrat und ſie in ihrer Beſchäftigung überraſchte, welche darin beſtand, etwas alte Wäſche in Ordnung zu bringen. Sie erhob ſich ſogleich, bat die Dame niederzuſitzen und wollte davoneilen, den Herrn von Schwanefeld zu rufen.

Doch zeigte ihr Jakob, der noch an der Thüre ſtand, pantomimiſch an, er wolle das ſogleich und auf's Schnellſte beſorgen.

Frau Schabegg bat das junge Mädchen, ungeſtört ihre Arbeit fortſetzen zu wollen, und als Alice dieß auch, nachdem ſie ſich leicht mit dem Kopfe verneigt, gethan, betrachtete die Kommerzienräthin mit offenbarem Erſtaunen ihr Gegenüber, ſowie die, wenn gleich ſaubere, doch ärmliche Ausſtattung des Zimmers. Immer aber kehrte ihr Blick wieder zurück zu der feinen Geſtalt Alicens, zu ihrem eleganten Kopfe mit dem ſchönen blonden Haare, namentlich aber zu der feinen weißen Hand, worauf ſich die vornehme Dame nicht enthalten konnte, Vergleichungen anzuſtellen zwiſchen ihren eigenen, anerkannt ſchönen Händen und denen der jungen Arbeiterin.

„Sie ſind keine Verwandte des Herrn von Schwanefeld?“ fragte die Kommerzienräthin nach einer längeren Pauſe, die ſie jetzt für ſchicklich hielt zu unterbrechen.

„Nein, Madame,“ gab Alice zur Antwort, „doch war ich in meiner früheſten Kindheit gewohnt, dieſes Zimmer hier als meine Heimat zu betrachten. Frau von Schwanefeld nahm ſich meiner an, und ich kann es wohl ſagen, ich betrachte mich wie zu ihrer Familie gehörig. Ich lebte nämlich lange Jahre mit meinem Vater hier im Armenhauſe,“ ſetzte ſie hinzu, während ſie ihre Arbeit in

ihrem Schooße ruhen ließ, und der fremden Dame voll und unbefangen in's Geſicht blickte.

„Und jetzt wohnen Sie nicht mehr hier?“ fragte Frau Schabegg, deren Intereſſe im höchſten Grade erregt war.

„Mein Vater verließ das Armenhaus vor ein paar Jahren, und ich arbeite jetzt in einem Putzgeſchäfte in der Marienſtraße.“

„Und dort wohnen Sie auch?“

„Nein, Madame — ich wohne bei meinem Vater.“

In dieſem Augenblick trat Herr von Schwanefeld in die Thür und ſtutzte, als er Frau Schabegg ſah, welche er wohl am Allerwenigſten hier erwartet hatte. Er trug einen ſehr fadenſcheinigen Arbeitsrock, am rechten Arm einen Schreibärmel, den er ſich aber bemühte raſch abzuziehen, und zu dieſem Zwecke ſeine Feder, die er in der Hand trug, hinter das Ohr ſteckte. „Wahrlich,“ ſagte er, indem er eine tiefe Verbeugung machte, „einen ſolchen Beſuch, gnädige Frau, hätte ich mir in meinen kühnſten Träumen nicht vorgeſtellt.“

„Sie haben mich alſo nicht vergeſſen?“

„Wie wäre das möglich,“ erwiederte der alte, galante Herr, „nachdem man Sie nur einmal geſehen, und ich hatte öfter dieſes Glück in einem Hauſe und zu einer Zeit, welche mir ſtets unvergeßlich ſein wird.“

„Das muß ich nur als eine Redensart betrachten,“ gab die Kommerzienräthin lächelnd zur Antwort, „ſonſt hätten Sie mich wohl mit jener Zeit in Verbindung laſſen können und zuweilen ein Lebenszeichen von ſich geben. Aber Herr von Schwanefeld iſt ſehr ſtolz, wie mein guter Vetter Emil häufig zu ſagen pflegte.“

„Wenn er das geſagt, gnädige Frau, ſo konnte es nur im Scherze geſchehen. Stolz kann wahrlich nicht in dieſen Räumen gedeihen, und was allenfalls in einem ähnlichen Artikel zu leiſten wäre, beſteht in dem Beſtreben, durch Kampf und Mühe auf der Oberfläche zu bleiben, und das haben wir redlich gethan.“

„Wenn ich Ihnen aber die Verſicherung gebe," ſagte Frau Schabegg mit einem herzlichen Tone ihrer Stimme, „daß es uns gewiß gefreut hätte, in Beziehung zu bleiben zu Ihnen und jenem jungen Manne, den mein Vetter Emil ſo ſehr geliebt."

„Von Ihnen glaube ich das gerne," erwiederte Herr von Schwaneſeld mit Wärme, „aber —"

„Ich verſtehe dieſes Aber," unterbrach ihn die Kommerzienräthin, „und um Ihnen den Beweis zu führen, daß meine Theilnahme keine Redensart iſt, ſo komme ich ſelbſt hieher, um mich nach Ihrem Pflegeſohne zu erkundigen."

Alice hatte eifrig ihre Arbeit wieder aufgenommen, aber erſt nachdem die fremde Dame ſie gebeten hatte, da zu bleiben. Sie wollte nämlich beim Eintritt des alten Herrn das Zimmer verlaſſen.

„Was Eugen anbelangt," ſagte Herr von Schwaneſeld, „ſo geht es ihm gut. Er iſt, ſeiner eigenen Neigung folgend, und in Uebereinſtimmung mit dem Wunſche des Herrn von Schabegg, in den Militärdienſt getreten, der ihm ſehr behagt, und ich erwarte, ihn mit Nächſtem den erſten Schritt auf die Leiter zur höchſten Macht thun zu ſehen — als Vicebombardier; allerdings ein ſehr kleiner Anfang, aber es iſt doch mindeſtens ein Anfang. Seine Vorgeſetzten ſind mit ihm zufrieden, er betreibt in den Freiſtunden ſeine Studien, und ich hoffe, es ſoll was Tüchtiges aus ihm werden."

„Und ich kann ihm zu ſeinem Fortkommen weiter nicht behülflich ſein?" fragte die Kommerzienräthin. „Glauben Sie mir, es hat mir ſchon lange auf der Seele gelegen, daß ich mich um Ihren Pflegebefohlenen, ſowie den kleinen Freund Emil's von Schabegg nicht gekümmert habe; an gutem Willen hätte es mir wahrhaftig nicht gefehlt, aber was ich hätte gleich thun ſollen, verſchob ich von einer Zeit auf die andere."

„Im Strudel des Lebens," ſagte der alte Herr, „es geht

uns Allen ja ſo, gnädige Frau. Was vergißt der Menſch nicht Alles? Dinge, von denen er geglaubt, ſie müſſen bis an's Ende ſeiner Tage ſeine Gedanken ausſchließlich beſchäftigen, und dann," ſetzte er mit einer Verbeugung hinzu, „hätten wir uns auch der gnädigen Frau allenfalls in Erinnerung bringen können, wenn —"

„Der Stolz nicht wäre," unterbrach ihn Frau Schabegg mit heiterem Blick. „Wir beſitzen ziemlich davon, nicht wahr, Herr von Schwanefeld?"

Dieſer lächelte einen Augenblick und gab hierauf zur Antwort, nachdem er langſam rings um ſich her einen Rundblick gethan: „Etwas davon, ja, gnädige Frau, trotz alle dem und alle dem. Wie ſingt doch jener würdige Prokonſul in der Oper Norma: Ich bin ein Römer."

„Und Sie ein Schwanefeld," warf die Kommerzienräthin munter hin. — „Ich verſtehe, aber Emil von Schabegg war aus unſerem Geſchlechte."

„Ja, unſer Freund," erwiederte der alte Herr ernſt. „Er verſtand es, uns zu verpflichten, ſo daß dieſe Verpflichtungen doch nicht wie dergleichen ausſahen. Wir waren in ſeinem Hauſe gerne geſehene Gäſte, Iduna und ich, und wenn wir bei ihm ſpeisten, ſo bat er ſich die Ehre aus, Frau von Schwanefeld zu Tiſche führen zu dürfen." Bei dieſen Worten ſchaute er mit einem leiſen Seufzer im Zimmer umher und ſetzte dann hinzu: „Gott hab' Beide ſelig! Sie war eine vortreffliche Dame und er ein vollendeter Kavalier. Aber fort mit dieſen Gedanken," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, während er ſich mit der umgekehrten Hand über das Geſicht fuhr, „ſie paſſen für dieſen Augenblick nicht."

„Die gnädige Frau könnte mir eine Frage erlauben, die ſich mir bei der Erinnerung an Herrn von Schabegg unwillkürlich aufdrängt. Was iſt aus jenem jungen Menſchen geworden, der wenigſtens mittelbar an dem großen Unglücke ſchuld war, er wohnte ja in Ihrem Hauſe?"

„Bis zu jenem ſchrecklichen Vorfalle, ja," verſetzte die Kommerzienräthin. „Es war ein böſer Bube und mir ſein Anblick von jeher verhaßt. — Der Letzte der Iffling-Steinfeld. — Er verließ unſer Haus, kam in eine Erziehungsanſtalt und, wie ich neulich zufällig hörte, ſpäter zum Militär."

„Der junge Herr Baron," meinte Herr von Schwanefeld mit einem ironiſchen Lächeln, „wird wahrſcheinlich eher zu den Epauletten gelangen, als mein armer Eugen — aber verdienter nicht, deſſen bin ich gewiß."

„Leider kann ich in dieſem Punkte für Ihren Pflegeſohn nichts thun, wie Sie wohl ſelbſt einſehen werden, aber wenn Sie mich nicht kränken wollen, ſo weiſen Sie in andern Beziehungen meine Freundſchaft nicht zurück. Ich bitte darum und habe faſt das Recht es zu verlangen."

„Sie nannten mich ſtolz," gab lächelnd der alte Herr zur Antwort, „doch möchte ich einer ſo hochverehrten Dame gegenüber dieſes Prädikat in vollem Umfange nicht auf mich nehmen, Ihnen dagegen beweiſen, daß wir wahrhaftig nicht zu ſtolz ſind, uns durch Sie, gnädige Frau, verpflichten zu laſſen, wo das einen guten Zweck hat."

„Sie winden ſich ſo ängſtlich zwiſchen Ihren Worten durch," erwiederte die Kommerzienräthin, „daß ich wohl ſehe, wie ſauer es Sie ankommt, mir eine kleine Konzeſſion zu machen. Doch ſehen Sie mich um der guten Sache willen bereit, jede der Ihnen nothwendig erſcheinenden Bedingungen einzugehen."

Herr von Schwanefeld verbeugte ſich abermals, dann warf er einen Blick auf das junge Mädchen und ſagte: „Alice, mein Kind, Du könnteſt wohl Deine Beſchäftigung unterbrechen. Vielleicht ſehe ich Dich morgen oder übermorgen." Alice erhob ſich augenblicklich und ging hinter den Vorhang, hinter dem die Betten ſtanden, um ihr Tuch und ihren Hut zu holen.

„Warum ſchicken Sie ſie fort?" frug Frau Schabegg leiſe.

„Sie hat ein so gutes, wohlthuendes Aeußeres. Sie interessirt mich sehr."

„Das macht mich glücklich," versetzte Herr von Schwanefeld, „und wenn Jemand Theilnahme verdient, so ist sie es. Ich möchte sie aber entfernen, da gerade das, worüber ich mit Ihrer Erlaubniß mit Ihnen reden will, sie betrifft."

„Ah, das freut mich, und ich werde im Voraus mit Allem einverstanden sein."

Alice kam zurück, reichte dem alten Herrn Abschied nehmend ihre Hand und wollte sich zurückziehen, nachdem sie der Kommerzienräthin eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gemacht hatte. Doch nahm diese ihre beiden Hände, schaute ihr einen Augenblick in die Augen, welche das junge Mädchen niederschlug, und küßte sie alsdann rasch auf die Stirne. Alicen durchzuckte ein eigenthümliches Gefühl und eine tiefe Röthe durchflog ihre sonst so bleichen Züge. Sie war in ihren eigenthümlichen und traurigen Verhältnissen nicht daran gewöhnt, von Höherstehenden ihres Geschlechtes so freundlich, ja liebevoll behandelt zu werden. Vornehme Damen, mit denen sie verkehrt, hatten in ihr bisher, wie sich das ja auch von selbst verstand, nur die Arbeiterin gesehen, und wenn sie neben vielen mißbilligenden Worten zuweilen auch eine Aeußerung der Zufriedenheit hörte, so galt diese ihrer Arbeit und klang wohl gnädig, selten aber freundlich. Es hatte sie ordentlich durchschauert, als die schöne vornehme Dame mit den feinen Lippen ihre Stirne berührte, und es überschlich sie ein Gefühl, als sei sie nach langem einsamem Umherirren auf der Welt unter fremden Menschen jetzt endlich auf ein befreundetes, verwandtes Herz gestoßen, welches ihr einen kleinen Winkel einräumen wolle zu einer Heimat, auf die ja auch sie berechtigt war Ansprüche zu machen.

Etwas Aehnliches fühlte auch Valerie, und sie, die Alles rasch und entschlossen auffaßte, und gewohnt war, ihren Willen durch-

zuſetzen, war ſogleich mit ſich ſelbſt im Reinen, dieſes Mädchen nicht mehr von ſich zu laſſen.

Um ſo erfreuter hörte ſie dann auch den Worten des alten Herrn zu, nachdem Alice das Zimmer verlaſſen, in denen er ihr die Verhältniſſe des jungen Mädchens auseinanderſetzte, ihr inneres Weſen ſchilderte, ihr vortreffliches Herz und reines Gemüth, wobei der alte Mann ſo ſichtlich erregt war, daß ihm die Augen feucht wurden. Doch war ſie boshaft genug, die Ueberraſchte, Zurückhaltende zu ſpielen, und dabei durchblicken zu laſſen, wie ſchwer es ſei, für ein junges Mädchen von der Schönheit Alicens, ohne Namen und Familie, zu ſorgen. Es machte ihr Vergnügen, durch ihre Gegenreden ſeinen Eifer zu entflammen und ſchließlich hörte ſie es lächelnd an, wie er die Verſicherung gab, er würde ſich eine Ehre daraus machen, das junge Mädchen förmlich zu adoptiren, und wie er alsdann würdevoll und beſtimmt ſeine Ueberzeugung ausſprach, „eine Schwanefeld aufzunehmen müſſe ſich, was Namen und Familie anbelangte, jedes Haus zur Ehre ſchätzen.“ — Gleich darauf aber änderte er leicht ſeinen Ton und ſagte mit einer eleganten Handbewegung, „das ſind ſo meine Anſichten, gnädige Frau, und ich kann nur noch hinzuſetzen, daß, wenn Sie Neigung haben, ſich des jungen Mädchens anzunehmen, Sie gewiß nie darüber Reue empfinden werden.“

Valerie war entſchloſſen, und wenn ſie auch kein förmliches Verſprechen gab, ſo ſagte ſie doch einige Worte der Bereitwilligkeit, die dem alten Herrn ſo erfreulich waren, daß er ſich mit einem Ausdruck großer Zufriedenheit die Hände rieb, als er vom Hofthor zurückkehrte, wohin er Frau Schabegg geleitet. Ja er ſprach mit ſich ſelber, was er ſelten zu thun pflegte, und ſagte: „Es iſt doch nebenbei ein gutes Werk, dieſem naſeweiſen jungen Menſchen,“ damit meinte er mich, „dieſe ſüße Traube etwas höher zu hängen, und zum Beſten Beider — das könnte mir ſo eine Militärliebſchaft werden und dafür müßte ich danken: ein einſtiger

„Und von dem Vater hat man nichts gehört?“ fragte die Waschfrau, „hat er sie so elend zu Grunde gehen lassen, die arme Marie?“

„Ach, daß sich Gott erbarme,“ entgegnete die Winklere, „was denkt so ein Herr weiter an ein armes bürgerliches Mädchen, wenn er sie ins Unglück gebracht! Von sich hören lassen? ja, abgereist ist er und hat sie nicht wieder gesehen, und was hat er ihr zurückgelassen? ein paar seidene Kleider, einen goldenen Ring und so etwas Flitterkram.“

„Ich mochte die Marie immer leiden,“ sagte betrübt Frau Welscher, „es war ein gutes Geschöpf, eine fleißige Näherin, aber immer etwas leichtsinnig.“

„Ob sie ein gutes Geschöpf war!“ sagte die Winklere, und Thränen rollten über ihre Backen; „wie hat sie ihr Mädchen, das arme Kind, gepflegt! und sie hat es recht gut erzogen und immer aufgeputzt, wie eine Puppe, ach, daran hat sie sich die Schwindsucht an den Hals und zu todt genäht, Gott hab' sie selig! Und als sie nun endlich auf dem Bett lag und nicht mehr ausgehen konnte und auch am Ende nicht mehr im Bette nähen, und der Armendoctor kam, wie hat sie es da getrieben? Obgleich ihr der Tod in den Augen saß, hat sie ihn nie um ihren Zustand gefragt, sondern nur gesagt: Das Kind darf doch auch davon nehmen? das arme Kind ist so schwach; und denken Sie nur, als er einmal Wein mitgebracht, da mußte die Kleine den Wein trinken, und die arme Creatur sagte, es stärke sie so viel mehr, wenn sie sehe, wie das Kind wieder zu Kräften komme, als wenn sie den Wein selbst trinke; ja, Frau Welscher,“ schloß die Winklere ihre Rede und trocknete ihre Augen mit dem Halstuche: „es ist viel Elend in der Welt!“

Die Waschfrau, deren Augen ebenfalls feucht wurden, schien über etwas ernstlich nachzudenken; sie ließ die beiden Mägde in das Haus hinauf gehen und ließ sie droben sagen, sie werde in einer halben Stunde nach Hause kommen; dann besann sie sich

Lieutenant und eine hübſche Putzmacherin. — — Nein, nein," ſetzte er mit einem leiſen Seufzer hinzu, „Frau Iduna da oben ſoll nicht ärgerlich auf mich herabblicken und achſelzuckend ſagen — wenn man da droben überhaupt die Achſeln zuckt — er hat doch nie weiter geſehen als ſeine Naſenſpitze ging, und ſich um die armen Geſchöpfe, die ich ihm zurückgelaſſen, ſchlecht bekümmert. — Nein, wahrhaftig nicht, foi d'un gentilhomme! Das ſoll man mir nicht nachſagen."

Er betrat ſeine Stube wieder und wollte gerade die Thüre hinter ſich zumachen, als er, einen Gegendruck verſpürend, ſie wieder öffnete. — Frau Merzer ſtand auf der Schwelle und ſah etwas echauffirt aus, auch holte ſie tief Athem, wie Jemand, der raſch gelaufen iſt. „Puh!" machte ſie und ſagte: „laßt mich niederſitzen, damit ich wieder zu mir ſelber komme." Damit ſetzte ſie ſich auf einen Stuhl, lüftete ihr dickes wollenes Tuch ein wenig und legte ihre Hände auf ihre Kniee, wobei ſie mit einem bedenklichen Geſichtsausdrucke zu wiederholten Malen mit dem Kopfe nickte. „Ja — a — a" — ſprach ſie dann nach einem tiefen Seufzer, „das ſind ſchöne Geſchichten!"

Herr von Schwanefeld ſchaute ſie erwartungsvoll an, als ſie aber, anſtatt dieſe ſchönen Geſchichten näher zu bezeichnen, fortfuhr, mit dem Kopfe zu nicken, ihn auch zuweilen zu ſchütteln und dazwiſchen aus tiefſtem Herzensgrunde zu ſeufzen und zu ſagen: „Ja — a — a, ja — a — a," bemerkte der alte Herr, der ſich bei dieſem Treiben eines Lächelns nicht erwehren konnte: „das müſſen allerdings ſeltſame Geſchichten ſein, die Sie ſo in Aufregung verſetzen."

„Seltſam, pah," gab die Frau zur Antwort, indem ſie haſtig mit den Armen in die Höhe fuhr, „was iſt ſeltſam? — ſeltſam iſt gar nichts dagegen, unerhört — will auch noch nichts bezeichnen — es iſt um zu erſtaunen, um die Hände über dem Kopfe zuſammenzuſchlagen, ſelbſt für Jemand, der keine Hände hätte."

„Ei, Frau Merzer, habt Ihr am Ende in Eurer Praxis ein Seitenſtück zu den ſiameſiſchen Zwillingen geliefert?"

„Was Zwillinge oder Drillinge — das kann einem Chriſtenmenſchen jeden Tag begegnen. — Aber wo war es denn," fragte die Frau ſich ſelber — „hier war es, auf dieſer Stelle — Gott hab' mich ſelig, da am Tiſche ſaßen wir. Sie, Herr von Schwaneſeld und Frau Iduna, — Gott ſchenke ihr den ewigen Frieden! — und ich ſelber."

„Wir ſaßen hier oft zuſammen."

„Und tranken Wein oder Punſch, ich weiß nicht mehr recht."

„Das iſt Beides zu wiederholten Malen vorgekommen."

„Es war, glaube ich, am 16. November, dazumal, am Geburtstage von Eurem Eugen, ja, am 16. November, und die beiden Würmer, er und das kleine Mädel, die Alice, ſaßen dort neben der Bettlade auf dem Schemel."

„Ah!" machte Herr von Schwaneſeld.

„Ja, dazumal, wenn Ihr Euch erinnern wollt, erzählte ich jene merkwürdige Geſchichte."

„Wie man Euch Nachts ſo geheimnißvoll geholt?"

„Ganz recht, und von der Geſtalt mit den hohen Stiefeln."

„Und dem ſchnellen Fahren über die Haide?"

„Und der armen ſchönen Frau mit dem ſchwarzen Schleier über den Kopf, — ach mein Gott; ja, das erzählte ich Euch damals Alles. Offenherzig geſagt, das Glas Wein hatte mich redſelig gemacht, aber ich kann Euch zuſchwören bei Allem, was mir heilig iſt, es war das erſte Mal, daß ich von dieſer Geſchichte geſprochen, habe auch ſpäter niemals ein Wort darüber verloren, und nun — Gott der Gerechte! — — iſt das in der Welt bekannt worden, ja, es weiß Jemand davon, der ſich dafür ganz beſonders intereſſirt. — Was ſagt Ihr dazu, Herr von Schwaneſeld?"

„Wenn Ihr mir nicht mehr darüber mittheilt," erwiederte

der alte Herr, „ſo kann ich Euch wahrhaftig meine Gedanken nicht ſagen. Iſt Euch am Ende jene Geſtalt wieder erſchienen und hat Euch bedroht?“

„Sprecht nicht ſo grausliche Sachen,“ unterbrach ihn die Frau mit einem Ausdruck des Schreckens — „das fehlte mir noch. — Nein, aber wartet einmal, ehe ich weiter erzähle,“ ſie rieb ſich mit der Hand die Stirne. „War das nicht die Frau Kommerzienrath Schabegg, die Ihr eben an das Hofthor geleitet? — Eine ſchöne, elegante und brave Frau,“ ſagte ſie nachdenkend. — „Schade, daß — aber war ſie es nicht?“

„Allerdings war ſie es.“

„Nun ſeht, Herr von Schwanefeld,“ ſprach Frau Merzer mit großer Wichtigkeit, „der Mann dieſer braven Frau hat auch mit der Geſchichte zu thun.“

„Ah — laßt mich in Frieden!“

„Mein Wort darauf — das Wort einer ehrlichen Frau!“

„Nun, jetzt fang' ich an neugierig zu werden,“ ſagte Herr von Schwanefeld, „nehmt die Zeit dazu und erzählt ruhig. Euch wird es ja ſonſt nicht ſchwer, zuſammenhängend zu reden.“

„Es war heute Morgen, gegen elf Uhr,“ ſprach die Hebamme, nachdem ſie auffallend geſeufzt, „ich erholte mich bei einem guten Kaffee von einem höchſt anſtrengenden Geſchäfte, da fährt unten ein Wagen vor und gleich darauf kommt ein Bedienter mit der Frage in die Stube, ob ich zu Hauſe ſei und zu ſprechen. — Natürlich war ich das, und einige Minuten ſpäter kommt wieder Etwas die Treppen herauf und es tritt ein Herr in mein Zimmer.“

„Ein Herr?“

„Ein großer, hübſcher Mann, vornehm angezogen, mit einem dunklen Paletot, etwas ernſt ausſchauend und mit ſehr beſtimmter, faſt kurzer Art zu ſprechen, — der ſagt mir, — was denkt Ihr wohl, Herr von Schwanefeld?“

„Vielleicht, daß er um die Geſchichte von damals wiſſe?"

„Daß er darum wiſſe," ſeufzte die Frau kopfnickend, „ganz genau darum wiſſe, mit allen Umſtänden — Gott im Himmel, daß er mich in der Hand habe, ſagte er, und daß er nicht anders könne, als mich erſuchen müſſe, meine Ausſagen vor Notar und Zeugen zu wiederholen. — Ich bin eine geſchlagene Frau!"

„Das iſt allerdings ſeltſam," meinte Herr von Schwaneſeld. „Aber wer war der Herr, und woher wußte er die Geſchichte?"

„Wer er war, das ſollt Ihr gleich erfahren. Hier habe ich ſeine Karte, die er mir zurückließ." Sie kramte in ihrer großen Taſche und klapperte lange zwiſchen ihren verſchiedenen Geräthſchaften herum, ehe ſie die Karte vorbrachte, dann ſagte ſie, während ſie dieſelbe dem alten Herrn überreichte, und dieſer einen erſtaunten Blick darauf warf, „und wer glaubt Ihr wohl, daß ihm dieſe Geſchichte erzählt hat?"

„Das hat Eugen gethan," erwiederte Herr von Schwaneſeld mit einer Ruhe, die ſeltſam kontraſtirte gegen die heftige Aufregung der Frau Merzer.

„Ja, Eugen kann es nur gethan haben," rief ſie aus. „O mein Gott, ich habe damals wohl geſehen, daß er mit ſeinen funkelnden Augen aufpaßte wie ein Hechelmacher. Hätte ich aber denken können, daß der Bube dieſe Geſchichte behalten würde, und daß er ſo ſchlecht wäre, mich zu verrathen, er, ein Kind, dem ich nichts wie Gutes gethan habe? Sagt mir was Ihr wollt, die Welt wird immer ſchlechter, es iſt auf Niemand ein Verlaß mehr. Was ſoll ich arme Frau anfangen, wenn ich nun vor Notar und Zeugen dieſe Geſchichte wiederholen muß, wenn es bekannt wird, und wenn nun eines Abends in einer dunklen Straßenecke die Geſtalt vor mich hintritt und mir in ſchrecklichem Tone ſagt: Ihr habt gut Wort gehalten, Frau Merzer! was ſoll ich ihr zur Antwort geben?"

„Das wird nicht ſo leicht geſchehen," ſagte ruhig Herr von

Schwanefeld. „Ueber die Sache iſt viel Gras gewachſen, die werden ſich nicht mehr darum bekümmern oder es auch nicht ſo leicht erfahren, wenn man Euch hier zwingen ſollte, vor Notar und Zeugen den Verlauf der Geſchichte niederzulegen.“

„Alſo kann man mich zwingen?“

„Zwingen kann man Euch, das iſt gar keine Frage, und da man Euch zwingen kann, ſo würde ich Euch den freundſchaftlichen Rath geben, ungezwungen zu thun, was man von Euch verlangt.“ Der alte Herr hielt die Karte empor. „Der Mann hier, der das wünſcht, iſt ein braver Mann und hat gewiß andere Gründe, als eine ganz gewöhnliche Neugierde.“

„So kennt Ihr ihn alſo?“

„Ziemlich genau. Es iſt ein Offizier.“

„Er trug keine Uniform.“

„Das geb' ich zu. Er iſt aber doch ein Offizier und zwar bei derſelben Batterie, bei der auch Eugen ſteht. — Seht Ihr nun etwas klarer?“

„Etwas wohl, aber nicht viel,“ ſeufzte die Frau. „Du lieber Gott, wenn der Bub' das nur ſo dem Erſten Beſten erzählt, da weiß es bald die ganze Stadt und ich muß in's Unglück kommen.“

Herr von Schwanefeld ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe und meinte: „Ihr thut dem Eugen unrecht. Daß er das dem Herrn von Steinfeld erzählt hat, muß ſeine ganz beſonderen Gründe haben. Glaubt mir, er iſt ein Ehrenmann und nimmt ſich Eugen's väterlich an, vor ihm dürft Ihr ſchon mit der Sprache heraus.“

„Gründe, ja Gründe, ich ſage Euch, das iſt eine ganz unangenehme, verwickelte Geſchichte, der Mann der Dame von vorhin —“

„Ah! das hätt' ich bald vergeſſen,“ rief eifrig Herr von Schwanefeld, „ſagtet Ihr nicht, der Kommerzienrath Schabegg hätte auch mit der Geſchichte zu thun. Wie iſt das möglich, Frau?“

„Wie das möglich, weiß ich nicht, aber wahr iſt es. — Glaubt

nicht, Herr von Schwaneſeld," fuhr die Hebamme in zuverſichtlichem Tone fort, „daß ich eine Frau bin, die ſich ſogleich in die Enge treiben läßt. Ehe ich alſo dem Herrn Etwas von der Geſchichte zugeſtand, wollte ich auch meinen kleinen Profit davon haben und ſtellte mich ſo lange gänzlich unwiſſend, machte ſo viel Ausflüchte, bedachte mich ſo lange über alle Geſchäfte, die ich an all' den 16. Novembern gehabt, daß er am Ende ungeduldig wurde, und als ich ihm nun ſagte, ſo viel ich mich erinnere, ſei ich einmal in einer von dieſen Nächten auf Stromfeld geweſen, auch einmal auf Tiefenbach, einmal ſogar auf dem Wolkenſtein, da wurde er ein klein wenig heftig und ſagte: Wozu all' das Gerede? Ich will aufrichtiger ſein als Ihr, und Euch ſagen, wo Ihr damals in der Nacht des 16. Novembers geweſen ſeid."

„Nun?" fragte Herr von Schwaneſeld erwartungsvoll, als Jene eine kleine Pauſe machte — „und wo waret Ihr denn eigentlich geweſen?"

„Auf Schloß Iſſling," gab die Hebamme zur Antwort, worauf ſie nachſinnend wohl eine Minute lang mit dem Kopfe nickte.

„Auf Schloß Iſſling, alle Wetter!"

„Auf Schloß Iſſling, und er beſchrieb mir den Weg von hier dorthin, die Auffahrt zum Schloſſe, das Gitter, den Springbrunnen, ja die Geſtalt mit den hohen Stiefeln ſchauderhaft genau — ja das Zimmer, in dem die arme Frau gelegen — ſie ſelbſt — o — o — o — glaubt mir, es iſt das eine haarſträubende Geſchichte."

„Schloß Iſſling," murmelte der alte Herr vor ſich hin, „Schloß Iſſling und der Letzte der Iſſling, bei Gott, ja, Iſſling, Steinfeld, es iſt ja auch ſein Name, der Letzte der Iſſling-Steinfeld, jener boshafte Bube, der das furchtbare Unheil angerichtet."

„Der bei Kommerzienraths wohnte," ſagte die Frau mit triumphirendem Lächeln; „glaubt Ihr nun, daß er etwas damit zu thun hat? der Mucker!" —

Herr von Schwanefeld wehrte mit der Hand von ſich ab, „o nein, o nein,“ ſagte er haſtig, „die haben nichts damit zu thun. Aber er, — Steinfeld, bei Gott im Himmel, er könnte der Vater ſein jenes armen Mädchens, das ſo ſpurlos verſchwunden, und ſeine Nachforſchungen haben ja den Zweck, ſein Kind wiederzufinden. — Ja, Frau,“ fuhr er ernſter fort, „es hilft Alles nichts, da müßt Ihr zeugen und Alles, was Ihr wißt, ſchriftlich niederlegen und eidlich erhärten. — Seht, ich bin ein alter Mann, aber ich würde mich noch in dieſer Stunde auf's Pferd ſchwingen, wenn ich eines hätte, oder zu Fuß herumlaufen, ſoweit mich meine Beine trügen, wenn ich in der Sache Etwas aufklären könnte. Denkt nur, Frau,“ ſetzte er eifrig hinzu, indem er mit der rechten Hand in der Luft herumfuchtelte, „denkt nur, es gälte die Geſtalt mit den hohen Stiefeln zu ſtrafen und dem armen kleinen Mädchen, das Ihr in Euren Armen gehabt, und das jetzt Gott weiß wo in der Welt herumirrt, Familie, Stand und Vermögen wieder zu geben, und dabei jenen nichtswürdigen, untergeſchobenen Buben zu beſtrafen. — O, das zu Stande zu bringen, wäre ein braves Ritterſtücklein, eines alten Schwanefeld's würdig.“ — — — — Er legte einen Augenblick die Hand an die Stirne, dann ſagte er: „Nicht wahr, die Kleine hatte ein Maal an ſich?“

Frau Merzer nickte mit dem Kopfe. „Ja,“ ſprach ſie alsdann leiſe, „ein Maal wie eine offene Wunde, dicht am Herzen.“

„Und Ihr ließt,“ forſchte der alte Herr weiter, „ein Zeichen auf dem Schloſſe zurück, ſehr kluger Weiſe, Frau Merzer — ?“

„Ja, einen meiner Pulswärmer, Gott, ſie waren von weißer Wolle, meine Sophie hatte ſie mir geſtrickt — welchen ich in eine von Holz geſchnitzte Vaſe fallen ließ, die unten an der Treppe ſtand.“

Herr von Schwanefeld rieb ſich vergnügt die Hände. „Seht Ihr,“ ſagte er alsdann, „wie ſolche Sachen wichtig ſind; daran,

wenn man den Pulswärmer wiederfindet, kann man erkennen, daß es Schloß Iffling war, auf dem die Geſchichte vorgegangen und darauf kann man weiter bauen.“ Er ging mit großen Schritten leiſe vor ſich hin ſprechend im Zimmer auf und ab.

„Ach, Herr von Schwaneſeld,“ ſagte die Hebamme nach einer längeren Pauſe, während ſie etwas eifrig überlegte, „wie wird es nur möglich ſein, da Etwas herauszubekommen. Denkt doch nur, die Reihe von Jahren, die ſeitdem verfloſſen ſind. Dabei kann ich nicht verſchweigen, daß das arme kleine Geſchöpfchen, das echte nämlich, von gar zarter Beſchaffenheit war. — Herr des Himmels, ſo ein armer Wurm, wenn man ſich ſeiner entledigen will, braucht man nicht gerade umzubringen, man braucht es nur nicht recht ſorgfältig zu pflegen, und es geht Euch aus wie ein Bettlerlämpchen — da müßte ein Wunder geſchehen!“

Herr von Schwaneſeld ſtand am Fenſter und blickte aufmerkſam auf den Hof des Armenhauſes, ja er nahm ſeine Brille von der Naſe und putzte ſie mit dem Rockſchooße ab, als traue er den alten bewährten Gläſern nicht recht. Plötzlich wandte er ſich raſch um und ſagte: „Vor allen Dingen den Muth nicht verloren, Frau Merzer. Glaubt mir, es geſchehen auch heutigen Tages noch Zeichen und Wunder, da ſchaut her, dort ſteht ein lebendiges — der Kommerzienrath, Herr Johann Chriſtian Schabegg im Armenhauſe.“

Vierzehntes Kapitel.

Traum und Wirklichkeit.

Auf der Kanzlei des Wachtmeiſters Mettler ging es hoch her, d. h. es wurde dort in dieſem Frühjahre eine unſägliche Menge

Papier verschrieben. Die gewöhnlichen Arbeiter reichten nicht aus, weßhalb bei jedem Appell für die nächsten Tage und die folgenden Hülfsschreiber kommandirt wurden, zu denen Zimmer Nr. 44 ein starkes Kontingent stellte. Stautz, Ellendorf und Schultes ließen sich das ganz gerne gefallen, denn es war ihnen viel behaglicher, als am Geschütz zu exerziren oder sich auf der Reitbahn zu plagen. Auch nahm man es auf der Schreibstube nicht so genau mit dem Anzuge, da wurde schon ein weiter Pantoffel erlaubt, und wenn die Hose nur eben durch den Schnallengurt festgehalten wurde, so war das Alles, was man verlangte.

Der Wachtmeister selbst fühlte sich von dieser Unmasse von Schreibereien, namentlich aber von den Umständen, welche dieselben hervorriefen, durchaus nicht freundlich angeregt. Es stand eine Mobilmachung zu erwarten, und deßhalb regnete es jeden Tag Brigade- und Abtheilungsbefehle, auch hatte die Geschützrevisionskommission sowie das Remontekommando alle Hände voll zu thun, und es war keine Kleinigkeit, diese dickleibigen Protokolle abzuschreiben, in welchen jede Schramme an der Lafette, sowie jeder krumme Nagel mit einer förmlichen Lebensbeschreibung beehrt wurde. In Folge einer solchen Mobilmachung stand es denn zu erwarten, daß wir Kaserne und Stadt verlassen mußten und Kantonnirungsquartiere beziehen, eine Veränderung, die den verheiratheten und bequemeren Herren von der Batterie, vor allen Dingen dem Wachtmeister nicht sehr erwünscht war — Mobilmachung und Feldzug, dabei hatte er nichts zu gewinnen, nur zu verlieren. Der Wachtmeister Mettler war wohlbeleibt, liebte ein behagliches Leben über Alles, weßhalb er auch Dreiviertel des Tages auf seinem Lehnstuhl verbrachte, über die Unmasse von Arbeit seufzte, eine wahre Verschwendung mit seiner Schnupftabaksdose trieb und jeden Augenblick die Redensart fallen ließ: „Da ist nichts zu machen, jetzt muß es einmal an ein scharfes Arbeiten gehen.“ Doch blieb es, was seine Person anbelangte,

bei dieſer Redensart, und er ließ ſeine Schreiber arbeiten, daß die Federn ſtöhnten und die Tinte floß.

Was Wetter und mich anbelangte, ſo waren wir auch hie und da zum Schreiben kommandirt worden, doch hatte uns der Lieutenant Steinfeld davor bewahrt, indem er kurz ſagte: „Die Beiden brauche ich nothwendig in der Reitbahn oder auf der Geſchirrkammer;“ unſer Stubenkommandant, Unteroffizier Schmetterer, ſagte mir aber eines Tages: „Wenn ich Ihnen einen guten Rath geben darf, ſo melden Sie ſich nächſtens an einem Nachmittage, wo Sie nichts zu thun haben, freiwillig zum Schreiben, es freut das den Wachtmeiſter, und es iſt immer von großem Nutzen, bei dieſen Herren einen Stein im Brett zu haben. Auch können Sie dort,“ ſetzte er in vertraulicher Weiſe hinzu, „Manches über die nächſte Zukunft erfahren, was mir von großer Wichtigkeit wäre. Ein geſcheidter Menſch wie Sie ſieht da in den Brigadebefehlen, wie die Sachen ſtehen, und Sie können auch aus Geſprächen mit dem Wachtmeiſter hören, ob in der That alle Batterieen mobil gemacht werden, auch können Verſetzungen zu Feſtungsbatterien ſtattfinden, ſo was wäre ſchrecklich für den, den es gerade träfe; vor allen Dingen aber ſuchen Sie darüber eine Gewißheit zu erlangen, wer von uns Unteroffizieren zum Remonteabholen kommandirt wird. Ich kann Ihnen wohl ſagen,“ fuhr er leiſer fort, daß ich mit großem Vergnügen dabei wäre. Sie ſtehen mit Lieutenant von Steinfeld auf gutem Fuße, ich weiß, er ſpricht mit Ihnen Mancherlei, und da könnten Sie wohl auch gelinde anfragen und meinen Namen mit einfließen laſſen.“ Ich verſprach ihm, das zu thun, und hielt auch mit Vergnügen Wort, denn der Unteroffizier Schmetterer war ſtets freundlich und wohlwollend gegen mich, ja er beehrte mich mit ſeiner beſonderen Freundſchaft, und ihm hatte ich es mit zu danken, daß ich kaum ein halbes Jahr nach meinem Eintritte zum Bombardierexamen zugelaſſen wurde und dabei mit dem glänzendſten Zeug-

noch einen Augenblick und sagte darauf zur Winklere: „Komm' Sie, Frau, wir wollen zu dem armen Kinde gehen, ich will es heute Nacht zu mir nehmen, und morgen wollen wir sehen, was weiter zu machen ist.“

Die arme Lampenanzünderin, welche über diesen Entschluß höchlich erfreut war, versicherte wiederholt, Gottes Segen werde solch' einem edlen Werke nicht fehlen, und so giengen die beiden Frauen dahin durch den Stadtgraben bis an's Ende der andern Straße, wo sie vor einem kleinen, unscheinbaren und höchst ärmlich aussehenden Hause stehen blieben; die Winklere deutete mit dem Finger auf ein Fenster im untern Stock, das gänzlich finster da lag und so niedrig am Boden, daß man daraus abnehmen konnte, das Zimmer, zu welchem dieses Fenster gehöre, müsse mehrere Fuß unter dem Boden liegen; das erste Stockwerk dieses Hauses war, wie es bei alten Gebäuden oft der Fall ist, über das untere hinausgebaut, und dann kam eine zweite, dritte und vierte Etage, und in allen brannte Licht, sogar in dem einzigen Giebelfenster, zu welchem die schneidenden Töne einer Violine in die Nacht hinausseufzten; nur unten war's finster! —

Vor diesem Hause befand sich eine Straßenlaterne, und die Winklere öffnete den kleinen Kasten und ließ sie herab, dann zündete sie das Licht in derselben an, mehr zu sich selber, als zu der Waschfrau sprechend: „Ach, diese Laterne habe ich immer am liebsten angesteckt, ein Licht konnten wir bei aller Sparsamkeit für die arme Person da drinnen nicht herausschlagen, und nun wußt' ich wohl, wie sehr sie sich in ihrem dunklen Zimmer freute, wenn sie mich endlich kommen hörte, sie und das Kind, und wenn sie in einem leichten Schlummer lag, dann wachte sie gern auf bei dem Rasseln der alten Laterne und versicherte, es sei ihr ordentlich, als erwärme sich die Stube, wenn die Lichtstrahlen hineinfielen. Sie fielen gerade auf ihr Bett, und wenn Sie durch das Fenster schauen wollten, Frau Welscher, so könnten Sie die arme, todte Person in ihrem Bette liegen sehen. — —

niſſe meines Geſchützführers über gute Führung erſchien. Dieſe Prüfung ſelbſt beſtand ich ſo gut, daß ich den Vizebombardier überſprang und gleich zum wirklichen avancirte.

Ich muß geſtehen, es war dieß ein hoher Feſttag für mich; wenn auch das Gefühl, General zu werden, ein großes ſein muß, ſo kann es doch wohl nicht den Vergleich aushalten mit der Seligkeit des Augenblicks, wo man durch das erſte und kleinſte Avancement aus dem Niveau des Gewöhnlichen erhoben wird, wo man den Fuß auf die berühmte Stufenleiter ſtellt, und wo man der feſten Ueberzeugung iſt, die andern Grade mit eben ſo großer Leichtigkeit zurücklegen zu können.

Ich vergeſſe jenen Tag nicht, wo ich mir die goldenen Treſſen an die Aermelaufſchläge nähen ließ, ſie ſo ſichtbar als möglich trug, wie ich durch die Straßen ſchritt, und welches Gefühl des Entzückens mich durchſtrömte, als ich zum erſten Male von einem Gemeinen mit den vorgeſchriebenen Honneurs beehrt wurde.

Daß ich mich zu meinem Pflegevater begab, verſtand ſich von ſelbſt. Es war in jeder Beziehung ein großer Feſttag für mich, denn auch Alice erſchien ſpäter und freute ſich innig über mein Glück. Ueberhaupt waren die Stunden, welche wir zuſammen in dem kleinen Zimmer verbrachten, die angenehmſten und ſüßeſten, deren ich mich erinnere. Wenn auch meine liebe Alice auf der Straße, oder wo ſie mir ſonſt begegnete, mit fremdem Gruße an mir vorüberging, wenn ſie auch ihre ernſte, faſt traurige Miene beibehielt, während ſie über den Hof des Armenhauſes ſchritt, ſo hatte ſich doch kaum die Thüre der kleinen Wohnung meines Pflegevaters hinter ihr geſchloſſen, als ſie dem alten Herrn beide Hände darreichte, als ſich ihr Geſicht aufheiterte und ſie mir, nun dem Herrn Bombardier, mit einer tiefen Verbeugung ihren Reſpekt und ihre volle Achtung bezeugte. Dabei konnte ſie ſo fröhlich lachen, ſo aus vollem Herzen heiter ſein. Sie geſtand auch gerne, daß es ſich wie ein Druck von ihrer Bruſt löſe, ſobald ſie inner-

halb der ſtillen Mauern des wohlbekannten Hauſes wäre. Hier machte ſie denn auch die Wirthin und übte ſtrenge Aufſicht. Wie komiſch war es, wenn ſie den alten Herrn wie ſtrafend anſchaute, weil er ihr dieſen und jenen Defekt ſeiner Kleidungsſtücke nicht früher angezeigt, und dann ließ ſie ſich durch nichts abbringen, Nadel und Faden in die Hand zu nehmen und fleißig die Schäden zu verbeſſern.

Mir waren dieſe Augenblicke die liebſten, denn ich fühlte mich dann unwillkürlich wieder in unſere Kinderzeit zurückverſetzt, nur daß wir die Rollen vertauſcht hatten. Alice ſaß auf einem Stuhle und ich auf dem kleinen Bänkchen, das ich an ihre Seite gerückt hatte. Da plauderten wir dann wieder wie die Kinder Alles bunt durcheinander, lachten über Dieſes und Jenes, was an ſich gar nicht lächerlich war, und das größte Vergnügen gewährte es mir, Alice auf alle erdenkliche Art zu necken. Das ertrug ſie eine Zeitlang freundlich und geduldig, dann aber — und das war es gerade, was ich wollte, ſagte ſie ernſt und ſchmollend, „jetzt laß es ſein, Eugen, gewiß, ich werde böſe" — und in meinem Uebermuth trieb ich es auch ſo lange fort, bis ſie in der That böſe wurde oder es zu werden ſchien, und ich ſie alsdann durch alle möglichen Schmeicheleien verſöhnen konnte. In ſolchen Augenblicken allein wagte ich es, meine Hand ſanft auf ihren Arm zu legen und dieſelbe nicht zurückzuziehen, wenn ſie mich mit einem ernſten Blicke anſchaute. Auch verſuchte ich es alsdann, ihre kleine Hand zu faſſen, ja einen Kuß darauf zu drücken, während ich um Verzeihung bat, worauf eine leichte Röthe über ihre bleichen Wangen flog. Einmal wollte ſie meinen Verſicherungen über künftige gute Aufführung durchaus kein Gehör geben und ſchüttelte bei jedem Worte, das ich ſprach, ernſt mit dem Kopfe. Dieß Zeichen der Feindſeligkeit konnte ich denn doch nicht ſo hingehen laſſen, weßhalb ich mich erhob, meine beiden Hände auf ihr weiches, blondes Haar legte und ihren Kopf etwas

zurückbiegend sie so festhielt. Wahrhaftig, ich hatte die kühne Idee, sie auf die Stirne zu küssen. Da aber schreckte mich ein Blick ihrer großen, dunkeln Augen so zurück, daß ich ihr nur verlegen sagen konnte: „Gewiß, Alice, Du bist gar zu böse mit mir. Nicht den leisesten Scherz kannst Du ertragen, und ich habe Dich doch so unendlich lieb.“ Da lächelte sie, — aber es war ein schmerzliches Lächeln, welches dadurch gemildert wurde, daß sie mir rasch ihre Hand reichte und mit einem lieben, milden Blick sagte: „Weißt Du denn nicht, Eugen, wie auch ich Dich so gerne habe? — aber — —“

Das Weitere verschwieg sie, und Herr von Schwanefeld, der am Tische saß und für Alice ein Kästchen zusammenklebte, nahm für sie das Wort und sagte: „Ja, dieses Aber, mein junger Bursch, ist ein gewichtiges Wort, und sie thut wohl daran, es Dir oft und bestimmt zu wiederholen. Kinder, was man so unter diesem Begriffe versteht, seid ihr Beide nicht mehr, — es ist Dir freilich nicht übel zu nehmen, daß Du unserem guten Mädchen die alte Anhänglichkeit bewahrst — aber — man muß nicht nur an die Gegenwart denken, sondern auch an die Zukunft.“

„O, das thue ich oft, sehr oft!“

„Bombardier der reitenden Artillerie,“ fuhr der alte Herr lächelnd fort, „ist eine schöne Charge — aber — Du wirst mich verstehen!“

„Ich hoffe mehr zu werden. Lieutenant, Hauptmann, Major, Oberst.“

„Schön, sehr schön — — aber bis dahin —“

„Jetzt habe ich sämmtliche Knöpfe wieder angenäht,“ sagte Alice, „und wir wollen uns nicht mehr zanken,“ wandte sie sich freundlich an mich, und setzte hinzu, indem sie mir die Hand reichte, „dann brauche ich auch nicht mehr aber zu sagen, nicht wahr, Eugen?“

„O," gab ich halb unmuthig zur Antwort, die Knöpfe müssen einmal wieder reißen, wir werden uns wieder zanken und Du wirst auch wieder aber sagen — sehr oft aber, ich werde mich am Ende daran gewöhnen müssen."

Natürlicherweise war dieser kleine Zwist in der nächsten Viertelstunde wieder vergessen. Alice machte die Hauswirthin, kochte die Kartoffeln, deckte den Tisch, und dann setzten wir uns vergnügt hin. Während wir das einfache Nachtessen verzehrten, erzählte uns Herr von Schwanefeld, wie er bei ähnlichen Veranlassungen so gerne that, von großen Diners und Soupers, welchen er angewohnt und malte uns einzelne vortreffliche Schüsseln so anschaulich aus, daß wir hätten glauben können, statt mit Kartoffeln und Butter, mit etwas ganz außerordentlich Feinem beschäftigt zu sein.

So wurde es neun Uhr und ich war ärgerlich auf die alte Schwarzwälderin, als sie schnarrend aushob und nun ihre Glocke ertönen ließ. Wahrhaftig, so oft wir beisammen waren, lief sie schneller als sonst, ja sie führte sogar, wie um uns zu ärgern, ihre Schläge weit geschwinder nacheinander.

Herr von Schwanefeld war alsdann unerbittlich, in unserem Interesse, wie er sagte, und gewissermaßen hatte er auch Recht: Alice sollte nicht so spät in ihre Wohnung kommen, schon der Leute wegen und auch um ihren Vater in guter Laune zu erhalten. Das war ohnehin schwer, wie sie uns gesagt hatte. Herr Simmler war ziemlich alt geworden, hatte angegriffene Augen, und da es ihm hierdurch sehr beschwerlich wurde, ordentliche Stiche zu machen, so konnte er nun auch nur beim Aufräumen der Montirungskammer, beim Sortiren der verschiedenen Garnituren und zu sonstigen kleinen Handlangerdiensten verwendet werden. Obgleich nun Alice durch angestrengte Arbeiten so viel verdiente, um den Ausfall in ihren Einnahmen zu decken, so war sie doch oft nicht im Stande, auch durch ihre freundlichsten Worte seinen

Trübsinn und seine üble Laune zu bekämpfen. Herr Simmler war fromm geworden, besuchte häufig die Betstunden und litt in Folge dessen an allerlei finsteren Gedanken über die großen Sünden, die er begangen, so daß er oft stundenlang in sich versunken da saß, den Kopf auf die Brust herabgesenkt, und von seinen Unthaten sprach, als sei er, der harmlose Flickschneider, ein berüchtigter Räuberhauptmann gewesen. Seine Tochter behandelte er allerdings nicht mit Härte, aber es war, als scheue er sich vor ihrem guten, offenen und reinen Wesen. In solchen Augenblicken betrachtete er sie mit unverkennbarer Aengstlichkeit, und wenn sie sich mit freundlichen Worten näherte, betrachtete er sie seufzend, wehrte sie leicht von sich ab und las um so eifriger in seinem Gebetbuche.

„Allons, Kinder," sagte Herr von Schwanefeld, „auf nach Valencia!" Damit suchte er hinter dem Vorhange seinen Hut und Stock; denn Alice bis in ihre Wohnung zu begleiten unterließ er nie.

„Wir gehen schon langsam voraus," sagte das junge Mädchen, und ihre Worte freuten mich unendlich. Vor dem Hofe nahm sie meinen Arm, ja sie lehnte sich fest an mich und machte kleine, zögernde Schritte. „Hast Du auch zuweilen Ahnungen?" fragte sie mich plötzlich, stehen bleibend.

„Nein," gab ich zur Antwort, „Ahnungen nicht, aber Hoffnungen."

„Das ist etwas ganz Anderes."

„Denkst Du denn nicht zuweilen, jetzt müsse sich Dein Leben mit einem Male ändern und Du durch irgend etwas Unvorhergesehenes aus dem Kreise Deiner Freunde gerissen werden?"

„So etwas habe ich nur einmal gedacht, damals, als mich Herr von Schabegg mit sich nach seinem Hause nahm."

„Nun, das war keine Ahnung, sondern eine Gewißheit, daß sich Dein Schicksal ändern würde."

„Hast Du denn solche Ahnungen?" fragte ich das junge Mädchen besorgt. „O, Alice, das wäre für mich schrecklich, wenn

Du Deinen Freunden, also auch mir, entrissen werden solltest. Ich würde es nicht geduldig ertragen, Dich wie damals eine so lange, lange Zeit nicht mehr zu sehen."

„Ja, wie damals," sagte sie mit leiser Stimme und blieb abermals in ihrem zögernden Gange stehen und vor der Stelle, wo sie mir gesagt, daß sie an dem Abend, wo sie das Armenhaus verlassen, Etwas in der Mauer verborgen. Daran erinnerte ich sie und bat, es jetzt mir zu zeigen, doch schüttelte sie mit dem Kopfe und sagte, „es ist noch nicht die Zeit — erst dann," setzte sie hinzu, „wenn wir Beide einmal recht glücklich sind, oder — recht unglücklich."

„Dann ist es freilich noch nicht die Zeit," gab ich verstimmt zur Antwort, „ich wenigstens bin noch gar nicht glücklich und werde es auch wohl so bald nicht werden. Da wollen wir lieber warten," setzte ich dann traurig hinzu, „bis wir einmal recht unglücklich sind."

„Sprich nicht so, Eugen," sagte sie hastig, „um Gotteswillen nicht, man muß so etwas auch nicht einmal im Scherze sagen. Komm' — komm'! Laß uns diese Stelle verlassen. Sie hat mich schon namenlos traurig und unglücklich gesehen."

„Gehen wir also," sagte ich verstimmt, „wenn Du mir doch nicht zeigen willst, was Du hier verborgen. Ich werde es schon finden, wenn nur ich einmal recht unglücklich und allein bin — ja, ich werde es finden, und wenn ich auch die ganze Mauer durchwühlen sollte."

Sie wandte ihren Kopf nach mir hin und sah mich mit einem trüben Lächeln an. „Warum sollst Du unglücklich werden?" fragte sie. „Wenn Du gut und brav bleibst, fleißig bist und Dir Mühe gibst, so hast Du das Glück in Deiner Hand."

„Nicht alles Glück," sagte ich trotzig, „Du wirst nichts dazu beitragen."

Sie schritt schweigend neben mir dahin, und als ich wieder-

holte: „nicht wahr, Du wirſt nichts dazu beitragen?“ erwiederte ſie: „es iſt eigentlich ſchade, daß ich Dir nicht gezeigt habe, was ich dort ſorgfältig verborgen.“

„Du biſt hart gegen mich,“ fuhr ich heftig fort, „und wenn man Dir ein herzliches Wort ſagt, gleich verletzt, Du haſt kein Herz für mich.“

„Das glaubſt Du nicht im Ernſt,“ ſagte ſie ruhig, „gewiß nicht, Eugen, und wenn Du es wirklich je einmal glauben ſollteſt —“

„Dann wäre ich ganz unglücklich,“ rief ich leidenſchaftlich aus, „dann —“

„Dann darfſt Du ſuchen, was ich dort verborgen,“ unterbrach mich raſch Alice, „und dann darfſt Du es mir zeigen und ſagen, damals dachteſt Du anders und Du kannſt Dich nicht ſo gegen mich geändert haben!“

„Ihr führt eine ziemlich laute Konverſation, Kinder,“ vernahm ich jetzt die Stimme meines Pflegevaters, welcher uns eingeholt hatte. „Ich glaube, ihr wollt die Leute auf der Straße hören laſſen, was ihr ſprecht.“

„Es iſt ja Niemand da, der uns hört,“ gab ich zur Antwort und ſetzte verdrießlich hinzu, „man muß auch ſehr laut ſprechen, um ſich Alicen verſtändlich zu machen, und dann gelingt's Einem noch nicht immer.“

„Daß ich nicht wüßte,“ meinte ruhig mein Pflegevater. „Alice verſteht ſonſt die leiſeſten Andeutungen und iſt taktvoll genug, immer eine richtige Erwiederung darauf zu geben.“

„Ja, ich weiß wohl,“ gab ich mit dem Trotze des jungen Menſchen zur Antwort, „alle Welt iſt fein und taktvoll, nur ich mache eine traurige Ausnahme, ich bin ein Ausbund von Rohheit und taktloſem Weſen, ſo behandelt man mich wenigſtens — auch weiß ich wohl, daß ich oft überläſtig bin. — — Nun, das kann ich ja ändern und meiner Wege gehen. Alice wird ſich doch nichts daraus machen.“

Ich blieb stehen und hatte gehofft, das junge Mädchen würde meinen Arm nicht sogleich loslassen, doch that sie es schnell und plötzlich, ja es war mir, als schrecke sie ordentlich von meinem heftigen Wesen zurück.

„In dem vorliegenden Falle," sagte Herr von Schwaneseld mit großer Entschiedenheit, „und bei einer solch' eigenthümlichen Auffassung wird sich Alice allerdings nicht viel daraus machen, ob Du Deiner Wege gehst. Glücklicher Weise hat sie mich, und ich würde sie nicht so trotzig stehen lassen. — Gute Nacht, mein Sohn!"

„Gute Nacht," sagte ich, und drehte mich so schnell und kurz um, daß ich nicht einmal hören konnte, ob Alice etwas darauf erwiederte. O ich war überzeugt, daß mein entschlossenes Betragen, als solches sah ich es an, einen großen Eindruck auf sie machen müsse, und wenn sie mir auch nachgerufen hätte: bleibe doch, Eugen! so wollte ich es nicht hören, um nicht am Ende schwach zu sein und ihren Bitten nachzugeben.

Aber sie rief nicht und sie bat nicht.

Als ich mich endlich umschaute, sah ich sie um die nächste Straßenecke am Arm des alten Herrn verschwinden. Wie gerne wäre ich ihr jetzt nachgeeilt, um ihre Hand zu küssen, um sie mit den süßesten Schmeichelworten zu versöhnen, um vor ihr niederzuknieen und ihr zu sagen: „Ach, Alice, ich liebe Dich ja so grenzenlos, — so ganz anders wie damals, als wir noch kleine Kinder waren, und daß Du das nicht verstehen willst, macht mich tief unglücklich." — Ich hätte laut ihren Namen gerufen, wenn ich mich nicht vor den Bemerkungen meines Pflegevaters gescheut hätte. Aber als sie nun verschwunden war, eilte ich ihr hastig nach, und sah sie wieder um die nächste Ecke verschwinden, und fühlte mich glücklich, wenigstens den Weg gehen zu dürfen, den ihr Fuß betreten. — Ich Narr! der ich hätte können an ihrer Seite gehen. Auf den Boden blickte ich forschend nieder; es war

mir, als müsse ihr lieber kleiner Fuß eine leuchtende Spur hinterlassen haben. — —

Als ich in die Kaserne kam, sagte mir Unteroffizier Schmetterer, Lieutenant von Steinfeld habe nach mir gefragt, und hinterlassen, er wolle morgen Früh um sieben Uhr ausreiten, ich solle ihn begleiten. Es war mir so beengt in der dumpfigen Stube, und das Wesen meiner Kameraden widerte mich nie so sehr an, als am heutigen Abend. Einige meiner Kameraden verzehrten, da sie lange Zeit auf der Schreibstube gewesen waren, jetzt erst ihr Abendbrod, Brod, im wirklichen Sinne des Wortes, mit etwas Butter, das sie auf ein Blatt Papier gestrichen hatten. Der Vizebombardier Leidebecker rauchte eine übelriechende Cigarre, und Ellendorf, welcher die Guitarre im Arm hatte, zupfte Akkorde und erzählte dabei eine anstößige Geschichte. Wie kam ich mir in diesen Verhältnissen, in dieser Umgebung so tief unten vor, wenn ich an Alice dachte, und wie mußte ich ihr in meinem Herzen recht geben, daß sie mich zurückstieß — denn das hatte sie durch ihr Benehmen gethan — doch darüber war ich mit mir im Reinen, sie wollte sich von mir losmachen. — — — —

„Sie haben gehört," fragte mich der junge Stauß, „daß Sie morgen Früh zum Spazierenreiten gewünscht werden. Sie sind ein Glückskind, und das mit Recht, denn das Sprüchwort sagt: dem Verdienste seine Krone!"

Ich gab ihm um so weniger eine Antwort, als sich der Unteroffizier Schmetterer, welcher mit dem Sortiren einer Menge Gegenstände, als alte Sporen, Schnallen, Tressen, Handschuhe und dergleichen beschäftigt war, zu mir wandte und sagte: „Nun Gott sei Dank, die Mobilmachung ist endlich herausgekommen; begreiflicherweise mit einer Masse von Anordnungen und Versetzungen. Wir bleiben bei der Batterie," setzte er hinzu, während er mich fest ansah.

„Darüber werden Sie sich nicht allein freuen, Herr Unter-

offizier," ſagte Schultes, „ſondern auch die, welche von dieſer Batterie zu einer andern verſetzt ſind, wie meine Wenigkeit zum Beiſpiel."

„Mir iſt es auch kein Kummer, daß ich ohne eine gewiſſe Begleitung zur Feſtungskompagnie nach J. verſetzt bin," meinte Herr Stautz. „Ueberhaupt, daß ich aus einer Atmoſphäre komme, wo Alles nach Protektion geht."

„Als Sie vorhin Ihr Maul öffneten," gab ihm Wetter in ſeiner ſcharfen Manier zur Antwort, ſo beliebten Sie ſich auszudrücken, dem Verdienſte würde ſeine Krone gereicht. Warum widerſprechen Sie ſich immer? — Im Uebrigen laßt ſie reden," ſetzte er mit einer wegwerfenden Kopfbewegung hinzu. „Es iſt immer hart, wenn man den Schleppſäbel abthun muß und das Käſemeſſer umhängen. Nicht wahr, Ellendorf, Dir thut es ganz beſonders leid, daß Du künftig nicht mehr mit den Sporen klingeln darfſt?"

„Wie ſollte mir das leid thun," entgegnete Ellendorf mit einem ſüßen Lächeln, während er ein Paar Moll-Akkorde anſchlug. „Ich habe nun einmal keine Roßnatur, deßhalb iſt es mir viel angenehmer, bei einer Fußbatterie zu dienen."

Es war ſo, wie der Unteroffizier geſagt, wir machten mobil, und das in großartigem Maßſtabe. — Da kamen denn aus dem Magazine all' die Fahrzeuge, die man hauptſächlich aus dem Artillerieleitfaden kannte, und deren perſönliche Bekanntſchaft man bisher nur oberflächlich gemacht. Die Vorraths-, Cartouche- und Granatwagen, vor Allem aber die fabelhafte Feldſchmiede, welche immer ein Gegenſtand großer Neugierde von Seiten der bürgerlichen Zuſchauer war, welche ſich jetzt, bei der Mobilmachung, dieſem Anzeichen eines möglichen Krieges, häufig und zahlreich im Kaſernenhofe ſehen ließen, ohne daß man ſie bei der guten Laune, in der ſich Alles befand, wie ſonſt wohl, weggeſchickt hätte.

Begreiflicher Weiſe wurden ihnen viele Fabeln aufgebunden,

Gott! das arme kleine Kind, es hat mich gehört, hören Sie, wie es mir ein Zeichen gibt!“

Und die Waschfrau, der es schauderte durch das Fenster zu sehen, hörte wirklich, wie von innen an die Thür leise geklopft wurde — drei leichte, dumpfe Schläge.

Rasch fuhr die Winklere in die Tasche, holte einen Schlüssel heraus und öffnete die Hausthür, welche zugleich den Eingang zum Zimmer bildete. Es war hier früher einmal ein Laden gewesen, aber die Specereiwaaren verdarben, weil das Gewölbe zu feucht war.

Klopfenden Herzens traten die beiden Weiber in das Gemach, und ein kleines Mädchen von vier bis fünf Jahren lief eilig auf die Winklere zu und verbarg ihr Gesicht in die Falten ihres Rockes. „Ach Frau, ach Frau,“ sagte das kleine Wesen, „laßt mich nicht mehr allein, die Mutter lacht nicht und spricht nicht mit mir, freilich ist sie todt, habt Ihr gesagt, und der Kummer habe sie todt gemacht, aber ich habe ihr ja nichts gethan, und mit mir könnte sie doch wohl sprechen.“

„Sei ruhig, mein Kind,“ sagte die Winklere; „das kommt Alles wieder.“ Und sie trat mit gefalteten Händen und schweigend vor das Bett der todten Mutter.

Die Waschfrau hatte sich vor demselben auf ein Knie niedergelassen und betete leise und innig; das Kind kauerte sich neben sie hin und legte die kalte starre Hand auf seinen Kopf, um die Mutter zu vermögen, ihr durch die dichten Locken zu fahren, was sie in früheren besseren Tagen so oft gethan.

Aermlich war das Gemach über alle Beschreibung, so wie das Bett, in welchem die Todte lag; ein Stuhl mit einigem elendem Weißzeug und eine Kiste in der Ecke, keine Truhe, die etwas Werthvolles verschloß, sondern eine einfache Kiste aus weißen Brettern, mit Heu ausgefüllt, welches mit einem alten Weiberrock bedeckt war — dort hatte das Kind geschlafen.

Die Todte lag auf ihrem Bette ausgestreckt, eine Hand auf

ein Artikel, in welchem Wetter, der auch zum Bombardier avancirt war, das Unglaublichſte leiſten konnte. Er trieb ſich außerordentlich emſig in den Magazinen und Schuppen umher und war mit Leib und Seele bei der Mobilmachung. Auf die Gefahr eines Verweiſes hin hatte er ſich einen ſchweren Säbel angeſchafft, der, wie er behauptete, etwas zu leiſten im Stande ſei, und am Griffe deſſelben hing beſtändig ein ſchwerer Bund Protzkaſten- und Munitionswagenſchlüſſel, welche bei jedem ſeiner Schritte angenehm zuſammenklingelten.

Wetter hatte Ausſichten, es ſehr raſch zum Offizier zu bringen; er war ein gebildeter junger Mann von guten Kenntniſſen, hatte namentlich Mathematik mit wahrer Leidenſchaft und großem Erfolge betrieben und hatte, ehe er bei der Batterie eintrat, auf der Kriegsſchule freiwillig ein ſo glänzendes Examen gemacht, daß er ſeine Beförderung erwarten konnte, wenn er nach dem Zeugniß ſeiner Vorgeſetzten ſich im praktiſchen Dienſt ſo weit vervollkommnet hatte, um einen Zug Geſchütze führen zu können. Dieſe praktiſchen Kenntniſſe hatte er ſich in der Zeit ſeines Dienſtes vollkommen angeeignet, und ſo wurde er denn jetzt ſchon zur Beaufſichtigung beim Munitions-Empfang und Verpackung derſelben verwendet, und führte häufig den Zug des Lieutenants von Steinfeld, wenn wir, was jetzt täglich vorkam, zum Exerziren ausrückten.

Seinem Charakter konnte man in jeder Beziehung nur das beſte Zeugniß geben. Er war vollkommen ehrenhaft, durch und durch anſtändig, geordnet in ſeinen Ausgaben, nicht kriechend gegen ſeine Vorgeſetzten, wohlwollend gegen die Untergebenen, kurz das im vollen Sinne des Wortes, was der Engländer unter dem Ausdrucke „Gentleman" verſteht, eine Benennung, für die wir, trotz des Reichthums unſerer Sprache, doch keinen vollgültigen Namen haben. Auch hatte er dabei ein vornehmes impo-

nirendes Aeußere, und wenn er auf dem Kasernenhofe herumwirthschaftete, so wandten sich die Zuschauer mit ihren ehrfurchtsvollen Fragen über dieß und das statt an den Oberfeuerwerker oder die Unteroffiziere meistens an ihn, und konnten sicher sein, gut bedient zu werden. So erklärte er eines Tages in seiner übermüthigen Mobilmachungslaune einigen Herren vom Zivil die Feldschmiede mit ihrer Feueresse, ihrem Schornsteine und Blasbalge als ein neuerfundenes Dampfgeschütz von furchtbarer Wirkung, und sagte ein andermal auf Befragen, als man das Metall älterer Geschützröhre durch Anschlagen mit dem Hammer probirte, dieß fände jedes Frühjahr Statt, um die Metallmotten zu vertreiben.

Man hätte ihm schon lange eine bessere Wohnung gegeben, doch blieb er hauptsächlich auf den Wunsch des Lieutenants von Steinfeld auf dem Zimmer Nr. 44, wo er, seit er Bombardier geworden, neben dem Unteroffizier eine strenge Aufsicht führte, welche übrigens sehr Noth that. Er hielt sein Versprechen, das er mir am ersten Tage gegeben, mich nämlich zu protegiren, wenn ich mich gut aufführe, und ich glaube, daß ich mich auch seiner Protektion würdig machte. Er hatte mir gleich in der ersten Zeit eine genaue und sehr richtige Schilderung unserer sämmtlichen Studiengenossen gemacht und hinzugefügt, „ich thue das durchaus nicht, um Sie gegen einen dieser jungen Leute einzunehmen, und deßhalb bitte ich Sie, meinem Worte nicht unbedingt zu glauben, sondern zu beobachten und zu prüfen. Finden Sie, daß ich Recht habe, so werden Sie gescheidt genug sein, meine Partie zu ergreifen. Unter andern Verhältnissen," setzte er achselzuckend hinzu, „möchten das vielleicht passable Leute und rechtschaffene Staatsbürger sein, zum Militär aber, im richtigen und guten Sinne genommen, hat keiner von denen das Zeug, auch werden Sie sehen, daß sie keine Zukunft haben. Unteroffiziere können sie werden, und vielleicht sogar Einer oder der Andere

Feldwebel oder Wachtmeiſter, die einzige Ausnahme könnte vielleicht der gelehrte Leiendecker machen; er hat ein Ziel, auf das er losſteuert, das Laboratorium, und wenn er da einmal im Pulverſtaub ſitzt, ſo wird man an ſeiner Schmierfinkerei weiter keinen großen Anſtoß nehmen; — s'iſt nur Schade, daß ſie bei einer ſo ſchönen reitenden Batterie ſind — nun, wenn wir einmal mobil machen, was doch nächſtens mit Gottes Hilfe geſchehen wird, ſo ſchafft ſie ſich der Hauptmann von Manderfeld ſchon vom Halſe, darauf können Sie ſich verlaſſen." Und es war ſo, wie Wetter geſagt, er hatte vollkommen Recht. Kaum war die Mobilmachung ausgeſprochen, ſo wurden Alle andern Batterieen zugetheilt. Stautz, Schultes und Ebert kamen zu der Feſtungskompagnie, Ellendorf als Bombardier zu einer Fußbatterie, und unſer gelehrter Stubengenoſſe, der Bombardier Leiendecker, hatte ſich zum Oberfeuerwerker-Examen gemeldet, in welchem er auch beſtand und ſpäter im Laboratorium ſeinen Poſten gut ausfüllte.

Da mir nun hienach meine Stubengenoſſen bald aus dem Geſichte kamen, ſo will ich noch kurz anführen, was ich ſpäter noch von ihren Schickſalen hörte. Ellendorf eroberte durch ſein Guitarreſpiel, durch ſein ſchmachtendes Weſen und durch ſonſtige körperliche Vorzüge das Herz einer noch rüſtigen Wittwe, welche ihn zu ihrem Mann und zum Mitregenten in ihrem Spezereigeſchäfte machte; Stautz, der endlich auch Bombardier geworden war, konnte ſein loſes Maul nicht bezähmen und verging ſich gegen einen Vorgeſetzten, ſo daß er es als eine außerordentliche Gnade anſehen mußte, daß er einfach von der Batterie entlaſſen wurde. Ich hörte nichts mehr von ihm, als daß er nach Amerika gegangen ſei. Ebert wurde Steueraufſeher und Schultes Poſtkondukteur.

Wetter und ich nahmen von Allen keinen beſonders zärtlichen Abſchied. Ellendorf allein that, als ſei er gerührt, und war es

vielleicht auch in der That, denn er hatte im Grunde kein übles Gemüth.

Wie Unteroffizier Schmetterer vorausgesagt hatte, so machte die Mobilmachung eine Remontekommission nothwendig, welche zur Uebernahme und zum Ankauf von Dienstpferden auf das Land geschickt wurde. Dieselbe stand unter dem Kommando des Premierlieutenants Bachmann, und von unserer Batterie wurden ihr der Unteroffizier Schmetterer, Wetter und ich zugetheilt. Schmetterer, welcher die Quartiere in Dörfern überhaupt liebte, freute sich wie ein Kind darüber, und entwarf mir von den Einquartirungsfreuden auf dem Lande die schönsten und lockendsten Bilder. „Es ist schon beim Manöver ein prachtvolles Leben," sagte er, „wenn man nur einen halbwegs ordentlichen Hauswirth hat, aber erst bei einer Remontekommission, wo man mehr Herr seiner Zeit und seines Willens ist, das ist ganz wie der Himmel auf Erden. Da sind auch die Offiziere anders, Niemand denkt an's Exerziren oder sieht einen Rostflecken im Spornrad; die Hauptsache ist, durch List und Ueberredung, ja auch zuweilen mit etwas Gewaltthätigkeit die besten und brauchbarsten Pferde zu erhalten. Zu einer solchen Remontekommission werden dann auch," setzte er mit Stolz hinzu, „die famosesten Reiter ausgesucht, man muß den andern Batterieen imponiren, auch der Kavallerie, die sich dort einfindet, zeigen, was die Artillerie im Sattel zu leisten im Stande ist, und nimmt dabei die unbändigsten Pferde, als wenn es nur Lämmer wären.

Wenn ich auch nicht so große und schöne Erwartungen von einer solchen Remontekommission hatte, so erschien mir die Abwesenheit von einigen Wochen doch als ein angenehmer Wechsel in dem Einerlei des Kasernenlebens, und dann hoffte ich auch, daß man meine Abwesenheit von gewisser Seite bemerken, daß man das Wiedersehen herbeiwünschen würde.

Den andern Morgen meldete ich mich in der Frühe beim Lieutenant von Steinfeld; er befahl darauf, die Pferde vorzu-

führen, und bald nachher ritten wir zum Kasernenhofe hinaus, durch die noch nicht sehr belebten Straßen der Stadt, und waren bald im Freien. Hier setzten wir unsere Pferde in einen scharfen Trab und eilten den nicht fernen Bergen zu, nach denen Lieutenant von Steinfeld gewöhnlich seine Spazierritte richtete.

Der Frühling drang mit Macht hervor, von den frisch umgebrochenen Feldern erhob sich jener eigenthümliche Duft, welcher uns an frische Waldkräuter und Maiblumen erinnert; aus tiefen Furchen flog jubilirend die Lerche und sang, neckisch in die Höhe flatternd, ihr frohes Lied.

Der Wald, der uns bald aufnahm, gewährte uns allerdings noch keinen Schatten, doch war es dafür um so lieblicher anzusehen, wie das frische Gras aus dem Boden sproßte, und wie die Knospen an Sträuchen und Bäumen beinahe zusehends aufsprangen und die grünen zarten Blätter fast sichtbarlich wuchsen, wenigstens waren alle Farben des ersten Grüns so jungfräulich frisch, daß man deutlich sah, sie seien Kinder der heutigen Sonne, und hätten noch keinen kühlen Nachthauch erlebt.

Wir folgten einem geschlungenen Wege, der uns auf die Höhe des Berges brachte, von wo wir eine weite Aussicht über das Land hatten; dort stiegen wir von den Pferden, banden dieselben an einen Baum und legten uns auf einen moosigen Platz. Es war hier oben so still und feierlich wie in einer Kirche. Von fernher hörte man das Summen der Stadt, das Rauschen des Flusses, ja sogar taktförmig die Schläge der Schaufelräder der auf- und abpassirenden Dampfboote.

„Ich kann Ihnen nicht sagen," begann Lieutenant von Steinfeld nach einer längeren Pause, „wie wohl ich mich hier oben unter Gottes freiem Himmel befinde, und wie sehr das Leben drunten in der Stadt mich drückt. Sie werden es einigermaßen sonderbar von einem Offizier finden, wenn er Angesichts einer Mobilmachung so spricht, doch kann ich Ihnen nicht verhehlen,

was Sie auch begreiflich finden werden, daß mich wichtigere Sachen beschäftigen, wichtiger dadurch, weil ich für meine Person nicht an die Wichtigkeit und Aufrichtigkeit der Mobilmachung glaube."

Ich blickte ihn fragend an.

„Im besten Falle," fuhr er fort, „denkt man, dem alten Sprüchwort zu folgen, daß, wer den Frieden will, sich für den Krieg rüstet, im andern Fall, und den kann ich leider nicht umhin vorauszusetzen, denkt man nur etwas thun zu müssen, um dem Gewicht der allgemeinen Stimmung nachzugeben."

„Aber macht man denn nicht vollständig mobil?" fragte ich besorgt.

„Zwei Armeekorps werden allerdings vollständig mobil gemacht. Aber was will das heißen? Es ist kein rechter Eifer bei der Sache, und da ich den von oben herab vermisse, so sind all' die Geschichten auch nicht im Stande, meinen Eifer zu entflammen — ich bin der ganzen Sache herzlich müde, und um so mehr, da Ihre Mittheilungen einen kleinen Lichtstrahl in diese tiefe Finsterniß geworfen, die mich bisher umgab. — O, wenn ich diesem Lichte näher käme, wenn ich sie wiederfände, mein Kind wiederfände, wenn mich wieder etwas Reelles an dieses Leben fesselte, wenn ich wieder Feld und Wald durchstreifen könnte, nicht fast erliegend unter dem niederdrückenden Gefühl der Oede und des Alleinseins; o dann wollten wir noch glücklich sein."

„Wie würde ich Ihnen das wünschen," sagte ich mit Wärme, wie sollte es mich freuen, wenn Sie glücklich würden."

„Ich möchte allein nicht glücklich sein," gab er mit glänzendem Auge zur Antwort, „auch Du, mein Junge, Du hast mir durch Deine Erzählung wieder ein Interesse am Leben gegeben — einen Hoffnungsstrahl, und wenn ich Dich nicht schon früher lieb gehabt hätte und beschlossen, die Hand über Deinem Haupte zu halten, so würde ich das jetzt als eine heilige Verpflichtung ansehen — ja ich werde für Dich sorgen und mich bemühen, aus

Dir einen tüchtigen Menschen zu ziehen, hoffend, daß Du mir in dieser Sorgfalt durch guten Willen und unermüdliches Streben, vorwärts zu gelangen, entgegenkommst. Da wir nun einmal an dem Kapital über Deine Zukunft sind," fuhr er mit guter Laune fort, „so sage mir frei und offen, ob Du denn wirklich eine so große Neigung zum Militärstande hast, um demselben Dein Leben widmen zu wollen; wenn Du auch erst kurze Zeit dabei bist, so ist es doch lange genug, um im Stande zu sein, mit Deinem frischen Sinn einen richtigen Blick in diesen falschen Glanz werfen zu können. Jetzt freilich siehst Du nur Alles in rosenfarbigem Lichte — nicht wahr? Du hast kürzlich Deine ersten Tressen bekommen, Du bist in einer Mobilmachung drin, siehst Krieg und Avancement vor Dir, kurz den Himmel voller Geigen; aber all' der Glanz wird verblassen, Du wirst eines Tages Lieutenant werden, auch vielleicht Hauptmann, wenn Du nicht ein ewiger Lieutenant bleibst, was auch schon vorgekommen ist, nachdem Du zwanzig Jahr lang jeden Tag exerziert, Deine Untergebenen gehudelt, und von einem Vorgesetzten gehudelt worden bist. Du wirst Dich nach dieser langen Zeit in Deinem unendlich einförmigen Wirkungskreise geistig verknöchert, und dann vielleicht behaglich fühlen, vorausgesetzt, daß es keinen langen Krieg gibt, wo Du entweder Glück hast, oder zum Krüppel geschossen wirst. — Es kann aber auch sein, daß Du Dich in dem ewigen Einerlei des Dienstes niemals heimisch fühlen wirst, daß Du nach etwas Anderem, Frischem strebst, und zu alt geworden bist, um eine neue Laufbahn einzuschlagen. Dann wirst Du Dich sehr unglücklich fühlen, und deßhalb ist es schon der Mühe werth, mit Leuten, die das ein wenig kennen, über diese Dinge zu reden. Was mich betrifft, so habe ich Dir früher schon einmal gesagt, daß gerade das Einförmige des Dienstes, diese regelmäßigen Pendelschwingungen nach rechts und nach links mir nothwendig waren, um durch deren Hülfe wieder in die natürlichen Geleise dieses Lebens

zurückzukehren und nicht im tollen Wirbel fortgeschleudert zu werden.

„Ach," fuhr er mit einem Aufleuchten seines schönen Auges fort, „es ist etwas Göttliches, so frisch und frei durch Feld und Wald streifen zu können, aber man muß es mit Glück im Herzen oder wenigstens mit Ruhe im Gemüthe thun können, so sich der wunderbar schönen Natur in die Arme zu werfen, in ihr zu leben, während man ihre Geheimnisse belauscht, von ihr zu ernten, zu genießen; während man sie pflegt und ihr nachhilft, mit einem Worte, ein Bauer zu sein. Hättest Du keine Lust dazu? — Versteh' mich wohl, Du sollst nicht den Spaten oder den Pflug in die Hand nehmen, oder vielleicht nur um es zu lernen, um es später Deinen Knechten zeigen zu können! Hättest Du nicht Lust, Landwirth zu sein, oder ziehst Du das Militärleben vor?"

Ich muß gestehen, seine Worte hatten mich tief berührt; sie hatten mir einen Blick eröffnet in ein neues Leben, von dessen Dasein, daß es nämlich schön und wünschenswerth sein könne, ich keinen rechten Begriff hatte. Ja draußen in Feld und Wald zu leben, das fühlte ich wohl, mußte einen eigenen wunderbaren Reiz haben. Was mich zum Militär getrieben hatte, war ja auch die Lust an dem frischen Getreibe des Lebens, war die Angst vor dem finsteren Comptoir und der dunstigen Schreibstube. — Und mein väterlicher Freund sprach die Wahrheit, ich hatte schon genug gesehen von dem Stande, dem ich mich gewidmet, um zu wissen, daß die Grenzen dort sehr eng gezogen seien, und daß das lustige, frische Treiben für den Soldaten in Friedenszeiten meistens auf Phantasiegebilden beruhe, und daß sein Horizont vom Exerzierplatze und allenfalls der Manövrirhaide streng und scharfbegrenzt, und daß die Poesie des Soldatenstandes von hausbackener Prosa oft schwer zu unterscheiden sei.

Früher hatte ich eigentlich keine rechte Idee von dem Leben eines Landwirthes fassen können. Es schien mir das ein Stand-

der ſich allein in der Figur des gewöhnlichen Bauern repräſentire, wie er in ſeiner Blouſe zu Markte kam. Daß das vom höheren Standpunkte gelernt werden konnte, daß die Landwirthſchaft eine Wiſſenſchaft ſei, bei deren Ausübung man nicht den ganzen Tag den Spaten und die Haue in die Hand zu nehmen brauche, das erfuhr ich erſt durch die Erklärungen Steinfeld's, und hatte ſchon einen Begriff davon bekommen durch ſeine Erzählung in jener Nacht, wie er mir ſeine Beſchäftigung auf den Gütern des Barons Iſſling geſchildert. Ein ſolches Loos, das mußte ich ſchon geſtehen, ſchien mir beneidenswerth, und ich konnte mich nicht enthalten, das meinem väterlichen Freunde zu ſagen, und die Beſtimmungen über meine Zukunft ganz in ſeine Hand zu geben.

„Vor allen Dingen muß ich ſelber," ſagte er, „wieder einen feſten Standpunkt gewinnen, und mit der Hoffnung, die auf's Neue mein Herz erfüllt, hat ſich auch die Luſt und Kraft zur Arbeit bei mir wieder eingeſtellt.

„Was nun meine Angelegenheit anbelangt, ſo war ich ſeit Deinen Mittheilungen nicht müßig. Ich ſuchte jene Frau auf, welche in der bewußten Nacht auf Schloß Iſſling geweſen, und ſie beſtätigte mir Deine Erzählung mit noch mehreren für mich wichtigen Einzelnheiten. Ja," fuhr er mit zuſammengebiſſenen Zähnen fort, „ich erkannte jedes Zimmer, jedes Möbel, welches ſie geſehen und mir beſchreiben konnte. Es iſt kein Zweifel, das Verbrechen iſt begangen worden, wie weit ſie es aber für nothwendig hielten zu gehen, das kann nur der allmächtige Gott wiſſen. Vertauſcht wurden die Kinder und den Zweck dieſes Tauſches ſehe ich ganz genau ein. Sie hofften auf den Tod meines armen Weibes, wie ſie des meinigen gewiß ſein zu können glaubten, ſie mußten aber in dieſem Falle einen männlichen Erben haben, bei dem, dem Familienſtatut gemäß, die großen Güter blieben, welche ſie nun unter vormundſchaftlichen Rechten verwalten."

„Und diesen Erben," rief ich eifrig, „kenne ich genau."

„Ich weiß, daß Du den letzten der Iffling-Steinfeld kennst, und weiß auch, unter welchen empörenden Umständen Du seine Bekanntschaft machtest. — Glaube mir, vor Jahren hatte ich Augenblicke, wo ich doch an die Möglichkeit glaubte, jenes Kind könnte in der That mein und Anna's Sohn sein. Es entsprang dieser Gedanke aus dem Bedürfnisse, etwas zu haben, das mich wieder mit der Welt verbände. - So oft ich ihn aber sah, und ich sah ihn einigemale, stieß mich sein Anblick zurück, und ich fühlte wohl, daß das ein für mich gänzlich fremdes Wesen sei. Diese Ansicht wurde zur vollkommenen Gewißheit, als ich später dieß und das von seinem Charakter erfuhr, lauter schlimme harte Züge, nie auch nur den Schimmer eines guten. Ich zog einen großen Theil dieser Erkundigungen in letzter Zeit bei dem Kommerzienrathe Schaberg ein, bei welchem der letzte der Iffling eine Zeitlang untergebracht war, ich suchte seinen Hofmeister auf, der mir durch haarsträubende Erzählungen über diesen kleinen Bösewicht die beglückende Gewißheit gab, daß er unmöglich der Sohn Anna's sein konnte, das Kind dieses guten, edlen, liebenswürdigen, sanften Wesens. — Es ist also ein Tausch vorgegangen, aber was wurde aus dem unglücklichen Mädchen, das sie verstießen, das sie beraubten — aus meiner armen, unglücklichen Tochter? — O — glaube mir," fuhr er fort, indem er seine Hand einen Augenblick fest auf die Stirne preßte und dann hart an seinem Gesichte herunterfuhr, „das ist ein Gedanke, der mich wahnsinnig machen könnte, und der mich wahnsinnig machen wird, wenn Gottes Güte nicht ein Einsehen mit meinem Jammer hat. Seit ich die Gewißheit des Frevels habe, der an uns begangen ward, seit ich weiß, daß ich eine Tochter gehabt, die das Ebenbild ihrer schönen und guten Mutter sein müßte, sehe ich dieses unglückliche Kind vor mir in allen Gestalten und Lagen, aber nie in einer wünschenswerthen. Ich

dem Herzen, die andere auf dem Kopf des Kindes; ihr Gesicht war, wie es bei Brustkranken gewöhnlich der Fall ist, eingefallen und wachsbleich, doch hatte der Tod dasselbe nicht verzerrt; es war das Antlitz eines jungen Weibes von einigen zwanzig Jahren, dem man ansah, daß es einstens schön gewesen war. Durch das gewölbte Fenster drang der Schein der Straßenlaterne, und da dieselbe vom Winde hin und her bewegt wurde, so warf das flackernde, zitternde Licht seine beweglichen Strahlen über das Antlitz der Gestorbenen, daß man hätte glauben können, sie zucke bisweilen mit den Lippen.

Nachdem die beiden Weiber eine Zeit lang still gebetet, erhob sich die Frau Welscher und zog das ärmliche Leintuch über das Angesicht der Verstorbenen. Die Winklere nahm den alten Weiberrock aus dem Kasten in der Ecke und heftete ihn mit einigen Stecknadeln vor das Fenster des Zimmers; sie sagte, es sei ihr schauerlich, wenn das Licht der Laterne die ganze Nacht durch auf das Gesicht der armen Marie falle, und sie könne sich nicht des Gedankens erwehren, als werde sie davon aufgeweckt und schaue um sich, verwundert, daß sie gestorben sei; auch setzte sie mit leiser Stimme hinzu: „Ich wohne hier neben dran, und wenn ich heute Nacht vorbeigienge, so müßte ich immer durch das Fenster hinein sehen und würde immer glauben, sie lebe doch noch.“

Als dieses geschehen war, zog sie eine Putzschachtel unter dem Bette hervor und nahm daraus einige alte seidene Tücher, welche sie dem kleinen Mädchen um den Kopf und um den Hals wand, zog ihm ein Paar Handschuhe an und schob ihm ein zusammengedrehtes Hemdchen unter den Arm. Damit war der An- und Auszug für das Kind besorgt, die Frau Welscher nahm es bei der Hand, und alle drei verließen das Zimmer. Nachdem die Thür geschlossen war, beteten sie noch ein Vaterunser, und die Waschfrau sagte: „Komm' Sie morgen früh, um nach dem Kinde zu sehen, Winklere,“ — und alsdann gieng sie ihrem Hause zu.

ſehe ein bleiches Geſicht, von Kummer und Elend durchfurcht, ich ſehe ihre ſchönen Augen ſchmerzlich aufblickend nach einer hülfreichen Hand, welche ſie emporzöge aus einem elenden Leben, in dem ſie phyſiſch und moraliſch zu Grunde gehen muß. Oft höre ich im Gedränge der Menſchen den Klang einer Stimme, die mir ſympathiſch iſt, und wenn ich hinblicke, ſehe ich ein fremdes Geſicht, welches — o es iſt entſetzlich, doch vielleicht — das meiner Tochter ſein könnte. Ich fahre häufig erſchreckt zurück, wenn ſich eine feine, dürre, magere Hand zu mir erhebt, wenn ein verſchämter Mund mich um ein Almoſen anſpricht, ich gebe viel und eile hinweg, kann ich doch nicht jede Bettlerin um ihren Lebenslauf befragen. — O, mein Gott!“ — — — —

Er war haſtig aufgeſprungen und ein paar Schritte vorgetreten, wo er den rechten Arm an einen Baumſtamm lehnte und ſich mit dem Kopfe darauf ſtützte. So blieb er eine Zeitlang, und als er ſich wieder zu mir wandte, ſah ſein Geſicht ruhig aber abgeſpannt aus, und ſeine Augen waren matt und umflort.

„Welche Nachforſchungen mir möglich waren, habe ich nicht unterlaſſen mit aller Kraft zu betreiben. Das Zeugniß der Frau Merzer iſt nur bedingt von Wichtigkeit; wenn ſie auch jetzt vor Gericht ein Zeugniß ablegt, daß ſie in jener Nacht des 16. Novembers auf dem Schloſſe Iffling ein Mädchen von jener unglücklichen Frau empfangen und dieſes Mädchen, nachdem ſie es angekleidet, in die Arme einer andern Frau gelegt, welche ſich im Zimmer befand, ſo wird man ihr einfach entgegenhalten, warum ſie keinen Geburtsſchein ausſtellte, daß in jener Nacht auf dem Schloſſe Iffling ein Mädchen geboren worden ſei, und wenn ſie dieſen Schein ausgeſtellt hätte, wo iſt er geblieben? Er wird gewiß nicht aufzufinden ſein, während ein anderer gültiger bei den Dokumenten liegt, von der alten Hebamme des Dorfes Iffling ausgeſtellt, bezeugend, daß in der Nacht des 16. Novembers auf dem Schloſſe Iffling in denſelben Zimmern,

in welchen Frau Mezer war, ein Knabe geboren wurde. Der Pfarrer und der Schultheiß des Dorfes sahen diesen Knaben noch in derselben Nacht und wurden nicht ohne Grund veranlaßt, schriftlich ihren Glückwunsch darzubringen wegen der Geburt eines Erben des alten und vornehmen Hauses.

„Und doch leuchtet mir durch diese verworrenen dunkeln Thatsachen ein wenn gleich schwaches Licht. Mein treuer Freund, von dem ich Ihnen damals erzählte, der alte Haushofmeister, der vielleicht mehr wußte oder erfahren, als den Germersbach lieb war, verfiel, erschüttert von all' dem Schrecklichen, was sich auf Schloß Iffling begeben, in eine gefährliche Krankheit, und wenn er auch von dem hitzigen Fieber, welches ihn monatelang an's Lager fesselte, wieder genas, so blieb doch sein Geist umflort, und er war ein kindischer alter Mann geworden, welcher seine Tage im dumpfen Hinbrüten verlebte und nur zuweilen lichte Momente hatte. Ich muß eingestehen, daß ich ihn in diesem Zustande sah, daß er mich allerdings erkannte, daß er sich wohl bemühte mit mir zu reden, daß er aber nach den ersten Worten wieder in sich zusammensank, mit schmerzlichem Ausdrucke den Kopf schüttelnd. Freilich waren wir nicht ohne Zeugen, und es gelang mir auch nie ihn allein zu sprechen. Dann floh ich aus dem Schlosse, und als es mir wieder gelang, Erkundigungen nach ihm einzuziehen, konnte ich nur erfahren, daß er sich immer in gleichem Zustande befände. Mehrmals versuchte ich ihn zu sehen, zu ihm zu dringen, aber es war unmöglich; er wurde zu gut bewacht. Die Gerichte konnten nichts für mich thun, weder in der Angelegenheit des Hauses meiner verstorbenen Frau, — wohin man mir gern zurückzukehren erlaubte," setzte er höhnisch hinzu, „wo ich ja mit den Germersbach hätte friedlich unter einem Dache leben dürfen, meinen Sohn erziehen und die Vormundschaft mit ihnen theilen, vielleicht ein paar Jahre lang," setzte er düster hinzu, „bis sie Beweise genug gesammelt, um

mich wieder für wahnsinnig zu erklären, wie ja schon einmal versucht. — O, es war empörend für mich, wie wohlwollende, ruhige Geschäftsleute, mit denen ich in dieser Angelegenheit zu thun hatte, plötzlich ausweichend antworteten und mich achselzuckend zu beruhigen suchten, wenn ich jene für die hochgeborenen Freiherren von Germersbach so delikate Sache berührte, wie man alsdann plötzlich meine fixe Idee wieder auftauchen sah, — die Idee des unglücklichen Vaters, eine Tochter haben zu wollen. — Verdammt! —

„Ich will Ihnen nicht all' die Mühe beschreiben, die es mich kostete, bis sie mir endlich bewilligen mußten, den alten kranken Diener des Hauses zu sehen. Aber sie hatten nicht nöthig, diese Unterredung ohne Zeugen vor sich gehen zu lassen; was konnte es mich nutzen, daß ich in dem aufflammenden Blicke des alten treuen Mannes deutlich las, er habe mir Mittheilungen von bedeutender Wichtigkeit zu machen, die er aber vor Zeugen nicht machen könne, und die man auch nöthigenfalls mit Gewalt zu verhindern gewußt haben würde. In seinem Auge sah ich den Schmerz seiner Seele, als ich von ihm Abschied nehmen mußte. Er wollte meine Hand nicht los lassen, als ich sie ihm zum Abschied reichte. Er zog sich an mir empor, was die anwesenden Zeugen nicht hindern konnten, und hauchte mir zu, so leise, daß ich es kaum verstand, ich muß Sie noch einmal sprechen, ehe ich sterbe. — — Damit hatte unsere Unterredung ein Ende, und wenn es mir auch gelang, von Zeit zu Zeit Nachricht über sein Befinden zu erhalten, so scheiterten doch mehrere Versuche, die ich machte, eine vertraute Person zu ihm zu bringen."

„Und er lebt noch?" fragte ich in größter Spannung.

„Ja, er lebt noch, aber seine schwachen Kräfte neigen sich dem Ende zu, wie ich gestern aus zuverlässiger Quelle erfahren. Auch hatte er wieder dringend verlangt mich zu sehen, und," setzte Herr von Steinfeld mit auffallend ruhigem Tone hinzu, „ich muß Alles

verſuchen, ſeinen Wunſch zu erfüllen, — Verſtummt ſein Mund, ſchließen ſich ſeine treuen Augen, ohne daß er mir eine Mittheilung gemacht, die, wie ich weiß, auf ſeiner Seele laſtet, ſo iſt Alles für mich verloren."

„Aber der Verſuch, ihn zu ſehen," ſagte ich beſorgt, „wird mit Gefahr für Sie verknüpft ſein."

„Möglich," gab er zur Antwort, „deßhalb iſt Vorſicht nöthig! Glaub' mir, die Germersbach wiſſen um alle meine Schritte, und werden mich in dem wichtigen Momente des Hinſcheidens jenes alten Dieners nicht aus den Augen verlieren. Sollteſt Du alſo hören, daß ich in den nächſten Tagen wegen Unwohlſein mein Zimmer nicht verlaſſen könne, ſo beſuche meine Wohnung, mein Kammerdiener wird Dir öffnen, bleibe manchmal eine Zeitlang da und erzähle alsdann hie und da Deinen Kameraden oder wem Du ſonſt willſt, Du habeſt mich geſehen, es gehe mir ordentlich, nur wolle ich in den nächſten Tagen von Niemanden geſtört ſein. Für den Fall, daß ich länger ausbleiben ſollte, als nach meinen Berechnungen nothwendig iſt, hat mein Kammerdiener ſeine Befehle und wird dann vielleicht Deine Hülfe in Anſpruch nehmen."

„O, wenn er das thäte," rief ich in innigem Tone, „o wenn ich Ihnen helfen und dienen könnte! Eine ſolche Hoffnung macht mich ſtolz und ich würde Ihnen beweiſen, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geſchenkt."

Herr von Steinfeld ſchaute nach einem tiefen Athemzuge in den ruhigen klaren Himmel, der ſich über uns ausſpannte, und reichte mir ſeine rechte Hand, während er ſeine Linke in die Höhe hob. „Ich bin vollkommen von Dir überzeugt," ſagte er mit ſeiner tiefen Stimme, „doch Gott allein kann uns helfen."

Darauf ſaßen wir auf und ritten nach der Stadt zurück. Es war noch früh am Morgen, als wir ſie wieder erreichten, doch herrſchte auf dem Kaſernenhofe ein reges Leben. Die Geſchütze wurden aus den Schuppen hervorgezogen, um beſpannt zu werden,

denn wir sollten mit den vier Kanonen, für welche wir schon Pferde hatten, hinaus auf die Manövrirhaide ziehen, um dort im Feuer zu exerziren. Ich hatte Zeit mich umzuziehen und nach meinem Pferde zu schauen, für das übrigens Unteroffizier Schmetterer, der mir gewogen war, schon das Nöthige besorgt hatte. Unsere zu anderen Batterien versetzten Kameraden von Nro. 44 zeigten uns, während sie faul auf Stühlen und Betten herumlagen, wie wohl sie es hätten, diesen ewigen Plagereien bei einer reitenden Batterie enthoben zu sein, worüber wir übrigens lachten, wohlgemuth die Säbel umschnallten, und uns drunten im Kasernenhofe nach erfolgtem Kommandowort lustig auf unsere Pferde schwangen. Der Premierlieutenant Bachmann kommandirte die Batterie, unser Sekondelieutenant kommandirte den ersten Zug, Wetter den zweiten, da Lieutenant von Steinfeld zu Haus blieb.

Einem jungen Militär vergeht die Zeit nie schneller und angenehmer als draußen auf der Manövrirhaide, namentlich wenn im Feuer exerzirt wird, wenn das Krachen der Geschütze und der Geruch des Pulverdampfes die Phantasie erregt, und man sich leicht in eine wirkliche Schlacht versetzt glaubt; hat man dazu noch einen prachtvollen Frühlingsmorgen, wie wir heute, so ist ein solches kleines Manöver eine wahre Vergnügungstour. Ueber uns der klare blaue Himmel, zu unseren Füßen blühender Ginster und frische sprossende Halme, ringsumher die Berghöhen in feierlicher Ruhe, nur die Abhänge derselben hie und da belebt durch arbeitende Landleute oder durch einen Zug Vögel, über uns dahinstreichend und jenseits unseres Horizonts verschwindend.

Singend zogen wir nach Hause und fanden uns, obwohl etwas ermüdet, doch lustig und guter Dinge beim Appell ein. Sahen wir doch vor uns eine frischbewegte Zeit, durften wir doch wohl für länger den dumpfigen Kasernenstuben Lebewohl sagen, im Felde liegen, in guten Quartieren oder auch am Bivouakfeuer. Das waren Alles Dinge, von denen der größte Theil der

älteren Unteroffiziere mit Vergnügen erzählte, und die wir natürlicher Weise als noch etwas Unerlebtes in besonders rosigem Lichte sahen.

War doch der sonst so trockene Appell jetzt schon ganz anders geworden. Handelte es sich doch jetzt nicht mehr nur von Exerziren und Wachen, sondern es wurden auch schon Kommandos zusammengestellt zur Uebernahme von echten Cartouchen und wirklichen gefüllten Granaten. Man theilte die Mannschaft ein zu sechs Kanonen und zwei Haubitzen, und die Feuerwerker oder Unteroffiziere, welche zu Geschützführern der letzteren ernannt wurden, sahen stolz um sich her wie verdiente Generale, denen man Armeekorps anvertraut. Heute beim Appell begab sich etwas ganz Besonderes, die Remontekommission wurde zusammengestellt, und der Wachtmeister dispensirte uns schon von dieser Stunde an vom allgemeinen Dienste, indem wir uns jeden Augenblick bereit zu halten hätten, auszumarschiren. Ja am Schlusse des Appells vertraute mir der Bursche des Premierlieutenants Bachmann an, er habe so eben Befehl erhalten, für seinen Herrn Alles zusammenzupacken, und wahrscheinlich ginge es morgen mit dem Frühesten schon von dannen.

Diese an sich erwünschte Nachricht ließ mich Revue halten über meine Habseligkeiten, und da ich dem Unteroffizier Schmetterer die erhaltene Nachricht natürlicher Weise unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit mittheilte, so fing auch er an, seinen Mantelsack mit dem nothwendigen Erlaubten auszustopfen, leistete auch mir darin thätige Hülfe, und versprach mir all' die Kleinigkeiten der Putztasche für mich anzuschaffen, die erforderlich seien. „Ein junger Mensch wie Sie," sagte er gutmüthig lachend, „hat vor einem Ausmarsche noch so eine Menge kleiner Geschäfte zu besorgen, o, ich kenne das ganz genau, und will Ihnen gerne Urlaub geben. Kommen Sie heute Abend nur nicht zu spät, daß Sie noch etwas vom Schlafe profitiren, denn morgen haben wir

einen ſcharfen Ritt, ich kenne unſeren Premierlieutenant Bachmann.“ Mir war es ordentlich lieb, daß er ſich meiner ſo freundlich annahm, denn allerdings hatte ich noch meine kleinen Geſchichten zu beſorgen. Mußte ich doch vor allen Dingen in die Marienſtraße und den Verſuch machen, Alice zu benachrichtigen, daß ich ſehnlich wünſche, ſie heute Abend bei unſerem Pflegevater zu ſehen. Alice war nicht da, doch verſprach mir eine ihrer Nebenarbeiterinnen mein Briefchen zu beſorgen. Wahrſcheinlich käme ſie am Nachmittage wieder, meinte dieſe, und wenn das nicht der Fall wäre, würde ich ſie ja ſonſt wohl zu finden wiſſen. Ich eilte fort und zurück nach der Kaſerne, denn heute war ein vielbewegter Tag, wir hatten noch einige Stunden Dienſt auf der Reit- und Fahrbahn, den der Hauptmann ſelbſt leitete, und wo ich deßhalb nicht fehlen mochte, trotzdem ich vom Wachtmeiſter dispenſirt war. Das ging auch vorüber, und als wir auf die Stube kamen, fühlte ich mich doch ſehr ermüdet. Es war die weiche, laue Luft des Frühlings, wie Unteroffizier Schmetterer mir ſagte.

Gerne hätte ich mich ein wenig zum Ausruhen hingeſetzt, ja ſogar hingelegt, doch war mir das Treiben meiner bisherigen Kameraden, welche morgen die Kaſerne und die Stadt verließen, zuwider. Sie kramten ihre Schränke aus und boten einander die darin befindlichen Gegenſtände unter den gewöhnlichſten Witzen an, ja Stautz veranſtaltete von den an ſich werthloſen Dingen, welche er von Dieſem oder Jenem erhalten, eine Auktion, und bot den Uebrigen Bandſchleifen, Haarlocken und Liebesbriefe zum Kauf an. Daß er dabei Bemerkungen machte und Erläuterungen gab, die hauptſächlich darauf berechnet waren mich zu verletzen, verſtand ſich von ſelbſt.

Es trieb mich wieder in's Freie, hatte ich doch auch Alice noch kein Wort zukommen laſſen können, das ihr für den Fall, daß ſie mein Briefchen nicht erhielte, anzeigte, wie ſehr ich ſie

noch heute Abend bei unſerem Pflegevater zu ſehen wünſchte. In die Nähe ihrer Wohnung ging ich nicht gerne, da ich wohl wußte, wie unlieb es ihr ſei, mir dort zu begegnen, jetzt aber mußte ich doch hinauf, um wenigſtens ihr Dienſtmädchen Thereſe zu ſehen. Das gelang mir auch, und als ich den langen Gang hinabſchritt, kam ſie mir entgegen. Auf dem Kopfe trug ſie einen Korb mit Wäſche, den ſie zierlich und gewandt mit der rechten Hand feſthielt, während ſie die linke in die Seite geſtemmt hatte. Als ſie mich erkannte, zeigte ſie lachend ihre weißen Zähne und winkte mir mit den dunkeln, glänzenden Augen freundlich zu. Ich hielt ſie an und ſagte ihr meine Botſchaft, welche zu überbringen ſie ſich freundlich geneigt erklärte.

„Es wird wohl gehen," ſagte ſie nachdenkend, „obgleich der Meiſter ſehr krank iſt."

„Was fehlt ihm?" fragte ich beſorgt; denn mich erſchreckte jeder Wechſel, der Alicens Umgebung und alſo auch ſie ſelbſt mitbetraf. „Der Arzt hat verſichert," ſagte das Mädchen, „es ſei eigentlich keine beſonders ausgeſprochene Krankheit, ſondern nur ein Nachlaß der Kräfte. Es könne ſich zwiſchen heute und ein paar Tagen wieder machen, aber —"

„Es könnte doch ſchlimm mit ihm gehen," fiel ich ihr raſch in's Wort. „Hört, Thereſe, in einem ſolchen Falle werdet Ihr hoffentlich an mich denken und mich rufen laſſen, wenn es auch mitten in der Nacht iſt, damit Alice nicht einen Augenblick ohne Rath und Hülfe iſt."

„Das werde ich wohl thun," ſagte ſie mit einem zweifelhaften Blick, „natürlicher Weiſe nach ihrem Befehl. Aber," ſetzte ſie hinzu, „Sie reiten ja morgen ab, wie es heißt, und kommen vielleicht wochenlang nicht wieder. Da wird es ſchwer ſein, Sie zu rufen. Eigentlich brauchen wir auch Niemand," fuhr ſie mit einem verächtlichen Aufwerfen ihrer Oberlippe fort, „ſo lange ich da bin, iſt mein liebes Fräulein ſo geſchützt, wie es nur Jemand

ſein kann, — dann haben wir ja auch Herrn von Schwanefeld.“

„Den wollte ich gerade nennen.“

„O, der Meiſter hat ſeinen Namen auch ſchon mehrere Male genannt, geſtern und vorgeſtern, und hat geſagt, wenn es zum Schlimmen mit mir gehen ſollte, ſo laßt mir den alten Schwanefeld rufen, vergeßt's nicht, und wir werden's auch nicht vergeſſen.“

„Leider muß ich fortreiten,“ entgegnete ich kopfnickend, „und es kann wochenlang dauern, deßhalb Thereſe, vergeßt nicht, es Alice zu ſagen, wie ſehnlich ich ſie heute Abend erwarte. Wollt Ihr?“

„Ja, ich will's wohl ſagen, junger Herr,“ erwiederte das Mädchen, „ſie kann ja dann doch thun, was ſie will.“

„O, ſie wird kommen.“

„Wohl möglich.“

„Im Voraus meinen Dank, Thereſe. Adieu!“

„Adieu, junger Herr!“

So ſchieden wir freundlich als gute Bekannte von einander, und das Mädchen ſetzte, ungebeugt von der ſchweren Laſt, die ſie trug, mit feſtem, elaſtiſchem Schritt ihren Weg fort.

Ich ging in entgegengeſetzter Richtung, um wenigſtens bei ihrer Thüre vorbeizukommen, die aber feſt verſchloſſen war. Vor der Thüre mäßigte ich meinen Schritt, um ſo lange als möglich in ihrer Nähe verweilen zu können. Auch horchte ich, hörte aber hinter der Stubenthüre nur das tiefe, heiſere Huſten des alten kranken Mannes.

Ich ſtieg in den Hof hinab und trat in den Stall, um noch einmal nach meinem Pferde zu ſehen. Gerne hätte ich mich neben daſſelbe auf die friſche, hochaufgeſchüttelte Streu niedergelaſſen. Ich war recht müde, es mußte das, wie Unteroffizier Schmetterer geſagt, die Frühlingsluft thun. Sie wehte mich ſo weich und

duftig an, als ich nun wieder in's Freie getreten war, und veranlaßte mich, noch einen Gang um die Gebäude zu machen, um so die Zeit hinzubringen, bis ich zu meinem Pflegevater gehen wollte, um dort auf Alice zu warten.

Sogar hier in diesen Räumen, wo von den ehemaligen Gartenanlagen des Klosters um die Kirche so gar nichts mehr zu sehen war, machte sich doch auch gewissermaßen der Frühling bemerkbar. In einem schattigen Winkel hatte Jemand von der Kasernenverwaltung ein kleines Gartenbeet angelegt und zog dort süß duftende Veilchen. Aus Spalten der alten Mauer wuchsen hie und da wilde Stachelbeersträuche, welche schon ihre wolligen, gezackten Blättchen lustig ausgetrieben hatten. Ueber die Mauer her flog ein Fink, ruhte einen Augenblick auf einem Stein aus, und schlug sein Lied, ehe er wieder fortflatterte. Dort der Epheu an der Vorhalle zur Kirche hatte auch schon frische Sprossen getrieben. Das alte Gemäuer war mir stets interessant, und ich mochte nicht auf längere Zeit die Kaserne verlassen, ohne es noch einmal betreten zu haben. Es war schon dämmerig in diesem Raume, als ich ihn betrat, doch betrachtete ich wieder mit neuem Interesse die halb eingemauerten, schlanken Säulen, die mit ihren phantastischen, maurischen Kapitälen die Gewölbe der Dächer trugen, die übrig gebliebenen Basreliefs, und die eigensinnig in den seltsamsten Windungen wiederkehrenden Linien der Wandverzierung, wo sie hie und da noch sichtbar. Ich konnte mich so lebhaft an vergangene Zeiten erinnern, als ich an der kolossalen Marmorschale stand, die in den Fußboden eingelassen war, und welche ich heute bis an den Rand mit klarem Wasser gefüllt sah. Ich streckte meine Hand hinein, um das Wasser leicht zu bewegen, und fühlte, daß es gewärmt war.

Wozu mochte diese Schale früher gedient haben? Zu einem Taufbecken war sie viel zu groß, zu einer Waschanstalt, wozu sie jetzt benützt wurde, zu kostbar. Wer weiß, ob sie nicht in

Die Lampenanzünderin nahm ihre Laterne auf, überzeugte ſich, daß der alte Rock das Fenſter vollkommen verdecke, und gieng dann eilig an ihr Geſchäft, die übrigen Straßenlaternen anzuzünden. Sie hatte viel Zeit verloren und fürchtete nun, der Steinmann möge ihr unterwegs begegnen. Doch war dieſer Plagegeiſt längſt zu Hauſe; überhaupt ſchien Niemand ſonderlich darauf Acht zu haben, daß jetzt erſt die Laternen angezündet wurden; es ſtürmte und ſchneite an Einem fort, auf den Straßen war Niemand mehr zu ſehen, und nur zuweilen hörte man in der Entfernung auf den breiteren Straßen eine herrſchaftliche Equipage rollen.

den damals üblichen Zeiten des Klosterlebens zum Baden benützt wurde. Gewiß — das mußte ihre Bestimmung gewesen sein, wenigstens die des ersten maurischen Vorbildes, nach welchem man diese hier aufgestellt hatte.

Dort, wo die maurische Halle an den ehemaligen Kreuzgang des Klosters stieß, befand sich eine Thüre, welche gewöhnlich verschlossen war und in ein Heumagazin führte, zu welchem man einen Theil dieses Klosterganges eingerichtet: auch an dieser Thüre sah man arabische Verzierungen. Ich legte die Hand auf den Drücker des Schlosses, und als die Thüre meinem Drucke nachgab und sich öffnete, trat ich in den ziemlich dunkeln Raum, wo das aufgespeicherte Heu verführerisch zum Ausruhen einlud. Ich gab meiner Müdigkeit nach, und ließ mich auf die weiche, schwellende Unterlage nieder, lehnte den Kopf hinüber und lauschte eine Zeit lang, umgaukelt von allerlei seltsamen Phantasieen und Bildern, den melodisch herabplätschernden Tropfen eines der Wasserhahnen an der großen Marmorschale, welcher nicht vollkommen geschlossen war.

Das murmelnde Wasser erzählte mir von fernen Ländern und längst vergangenen Zeiten, und in der geschwätzigen Weise seiner Erzählung ließ es das Gemach vor mir auferstehen in ehemaliger Pracht und Herrlichkeit.

In diesen Träumereien entschlief ich — — — —

Die phantastischen Abenteuer der Tausend und eine Nacht lebten in meinem Gedächtniß. Die Wunder Granadas und der Alhambra hatten sich meinem Kopfe aus Büchern, die der Knabe schon mit Begierde verschlungen, fest eingeprägt. O, ich wußte genauer Bescheid in den Kämpfen der Zegris und Abenceragen, als in denen der neueren Zeit, die mich füglich mehr hätten interessiren sollen. — Aber ich schwärmte nun einmal für das wunderbare Volk der Mauren, tapfer im Kriege, klug im Rathe, hocherfahren in allen Künsten. — Deßhalb war es mir auch so

heimlich hier in dieſem alterthümlichen Gemache mit ſeinen phantaſtiſchen Linien und Verzierungen, deßhalb wurde es den murmelnden Quellen auch ſo leicht, mich in jene mir ſo wohl bekannten Zeiten zurückzuführen. Das gleichförmige Aufſchlagen der Waſſertropfen verwandelte ſich für mich in fernher klingende gedämpfte Muſik, die näher kommend, kriegeriſche Klänge annahm; dann war es mir, als hörte ich Waffen klingen, die Hufe der Pferde auf dem Pflaſter dröhnen, und ich zog ſelbſt mit dahin, mitten in einem bunten, leuchtenden Strom zahlloſer Farben aus Gold- und Silberglanz beſtehend, gewaltige Wogen bildend, die ſich um mich herwälzen, die mich emporheben, und deren Schaumkronen aus bunten Fähnlein, wehenden Federbüſchen und ſtrahlenden Helmzierden beſtehen. Hoch in die Luft hinaus flattert dieſe Farbenpracht, Gold und Silber wie ein ſtrahlender, ſchillernder Schaum in alle Lüfte, höher — und immer höher, und läßt mich zurück am Eingangsthor zum Allerheiligſten der Alhambra, zum Löwenhofe.

Die Thüre iſt feſt verſchloſſen, doch eine kleine Spalte geſtattet mir einen Blick auf die Wunder, welche ſich dort in dem Hofe begeben.

Es iſt Nacht, und wenn auch das weiße Licht des Mondes durch die ſchwarzen Cypreſſen glitzert, und ſeltſame Schatten der gezackten Dächer auf den hellen Marmorboden wirft, ſo hat man doch Lichter angezündet, um die Schatten der Nacht zu verjagen. Sind es Fackeln oder farbige Lampen? ich bin nicht im Stande es zu unterſcheiden, denn ein feiner Flor vor meinen Augen trennt mich von dem ſchillernden Gebilde. — Das iſt die Marmorſchale mit ihrem Waſſer, der Lichtſchein reflektirt ſo ſeltſam darauf. Da ſind die ſchlanken Säulen mit den wunderbaren arabiſchen Kapitälen, und auf ihnen ruhen die hufeiſenförmigen Bogen in durchbrochener Arbeit, wie Spitzengewebe anzuſehen, durch deren feinſte Oeffnungen Licht und Glanz ſchimmern.

Der eben noch so kleine Raum scheint mir größer und weiter geworden; die Säulen stehen nicht mehr eingemauert in der Wand, sondern treten frei hervor in einer bewunderungswürdigen Eleganz und Zierlichkeit. Die schmutzige Farbe an den Wänden ist verschwunden, überall treten arabische Schriftzeichen hervor, eingerahmt durch wunderliche Verzierungen in Gold und in den buntesten Farben. — Eigenthümlich, wenn ich die Augen festschließe, so erweitert sich das Gemach zu den prächtigsten aller Höfe des maurischen Königsschlosses; will ich aber genauer hinblicken und öffne momentan meine Augen, so schrumpft das Alles zusammen und jene grauen Schleier erscheinen wieder, welche von allen Seiten herabfallen, den Raum verkleinern und verdüstern.

So ruhe ich da zwischen Schlaf und Wachen, und wenn ein ungewöhnliches Geräusch mich veranlaßt die Augen zu öffnen, so drücken mir gleich darauf wieder Müdigkeit und Schlaf die Augenlider schwer herab.

— Ich träumte also vom Löwenhofe der Alhambra.

Wie ist die Nacht so würzig und mild; wie angenehm und wohlthuend kämpft sie mit jenem zweifelhaften Dämmerlichte, das hervorgebracht wird vom weißen Schein des Mondes und vom röthlichen Schimmer der Lampen. — Es zittert ein lieblicher Ton an mein Ohr, der Klang einer sanften Mädchenstimme, die mir bekannt scheint, mir — dem Träumer. —

„Sind wir auch sicher hier?" fragt es leise, und eine hellere, lachende Stimme antwortete: „o, vollkommen sicher, ich habe rings umher Alles abgeschlossen." Dann sehe ich weibliche Gestalten, theils in dichte Gewänder gehüllt, theils halb entkleidet, einige beugen sich über den Rand der Marmorschale, ich sehe weiße Arme tief in das Wasser tauchen. Andere haben sich hie und da niedergelassen, entkleiden sich plaudernd und lachend,

wickeln ihre Haarflechten fest um den Kopf, oder stellen sich lächelnd vor einander hin, ihre Arme über die Brust gekreuzt.

Ah, es ist so, die jungen Mädchen des Maurenschlosses haben die stille, verschwiegene Nacht gewählt, um ungesehen in der Marmorschale des Löwenbrunnens ein Bad zu nehmen. —

Es ist ein eigenthümlicher aber äußerst lebendiger Traum. Wenn ich im Halbschlummer versuche meine Augen zu öffnen, und sich dann auch gleich wieder das Gemach verkleinert, so bleiben doch die hin- und hergleitenden Figuren der Mädchen für mich sichtbar, aber schöner und duftiger wird Alles wieder, wenn sich meine Augen schließen.

Um Eine schienen sich alle andern zu bemühen; es ist vielleicht die maurische Königin oder doch eine der Prinzessinnen. Ich kann ihr Gesicht nicht sehen, da sie mir den Rücken zuwendet; doch hat sie seltsamer Weise hellblondes Haar, welches eine Andere, die fast ganz entkleidet neben ihr steht, beschäftigt ist, hoch auf ihrem Kopfe zu befestigen. — Ja es muß eine Fürstin sein, denn auch von den andern Mädchen bemühen sich noch einige lachend und schmeichelnd um sie. Sie beugen sich zu ihr herab, um ihr die Sandalen zu lösen, was sie leicht widerstrebend geschehen zu lassen scheint, nur zuweilen ihr blondes Haupt schüttelnd.

„Ach sie hat Füßchen so klein und zierlich wie ein Kind," sagt eine, die vor ihr niedergekauert ist; „so fein und lieb," und dann nimmt sie das Füßchen mit ihren beiden Händen und drückt es schmeichelnd an die eigene volle Brust. —

Ein seltsamer Traum!

Ich erschrecke fast über das hellblonde Haar der maurischen Königin. Ich wage kaum zu athmen und es durchzittert mich bis tief in's Herz hinein. —

Schon ist die Scene bewegter, lebendiger geworden. Ein Paar der Odalisken plätschern schon in der Marmorschale herum,

und man hört sie sagen: „wie das Wasser so angenehm warm ist!“ — — — —

Die Fürstin schüttelt wieder ihr blondes Haupt und läßt es kaum geschehen, daß die Dienerinnen sie entkleiden. Man hüllt ein weites Tuch um sie, und nur die weißen Arme sowie die glänzenden Schultern und ein Theil des Rückens ist sichtbar. — Sie erhebt sich zögernd oder wird vielmehr von den Andern sanft und spielend emporgehoben. Da wendet sie langsam ihren Kopf. — — — —

Das ist kein Traum, das ist Wirklichkeit!

Ich habe meine Augen weit geöffnet, presse meine rechte Hand fest auf die Brust, um mich durch den Druck zu überzeugen, daß ich in der That wache, — ja ich wache und sehe ängstlich und bebend ein Schauspiel vor mir, das man sonst vielleicht nur in einem heißen Traume sieht. — Noch halb von dem davonflatternden Schlummer betäubt, will ich meine Augen wieder schließen, während sich das halb verhüllte Mädchen mit dem blonden Haar langsam gegen mich wendet; ich fahre erschreckend zusammen, als ich ihr Gesicht erkenne — was soll ich beginnen? sie steht am Rande der Marmorschale und blickt zweifelhaft lächelnd in die Flut, ihre linke Hand hält das Tuch, welches sie verhüllt, ihre rechte stützt sich auf die glänzende Schulter der Dienerin, die sie entkleidet — o, o, und die ich nun auch erkenne — an ihrem schwarzen, blitzenden Auge, an ihren weißen Zähnen, an ihrem ganzen energischen Wesen. Sie löst sanft das Tuch von den Schultern ihrer Herrin, — — — — da verliere ich meine Geistesgegenwart, da sehe ich plötzlich vor mir ein Räthsel gelöst, das ewig unerforschlich bleiben zu wollen schien — — an Alicens Seite in der Gegend des Herzens erblicke ich jenes blutrothe Maal, das mir seit jener Erzählung so hundertmal wachend und träumend vorgeschwebt. —

„Alice, Du bist es ja!“ rief ich mit lauter Stimme, und

als ich so gerufen, als meine Worte schallend durch den stillen Raum drangen, erschrak ich über meine Unbesonnenheit, und mit vollem Rechte. — Ein heftiger Aufschrei erfolgte in dem kleinen Gemache, dann hörte ich eine Lampe zu Boden schmettern, dichte Finsterniß umgab mich, und ein paar Minuten lang herrschte tiefe Stille, kaum unterbrochen von dem ganz leisen Plätschern des Wassers und dem Rauschen der Gewänder.

Es war die unheimliche Stille vor dem Sturme.

Nachdem diese Stille eine Zeitlang gedauert hatte, freilich nur ein paar Minuten, die mir aber wie eben so viele Stunden erschienen, denn ich vermochte ohne einen Anstoß von denen da draußen keinen Entschluß zu fassen, hörte ich, wie verschiedene Stimmen eifrig zusammenflüsterten, vernahm auch leises Aufschluchzen und dazwischen heftig und ziemlich laut ausgestoßene Worte — „nein, wir sollten das nicht leiden — es ist über alle Beschreibung — es ist infam — wir wollen das nicht so hingehen lassen." — Eine Stimme erkannte ich genau, die energischste und lauteste unter allen, und wie ich sie vernahm und erkannte, dachte ich an ein schwarzes, blitzendes Auge und weiße, fest übereinander gebissene Zähne. —

Die Mädchenstimmen erhoben sich lauter und heftiger, und endlich sagte die eine Stimme, die ich erkannte, „nein, wir wollen uns das nicht so ruhig bieten lassen, meiner Herrin das anzuthun, wir sind unserer viele, verstummen soll er unter unseren Händen, so lange unter Wasser halten wollen wir ihn, bis er nichts mehr von dem plaudern kann, was hier vorgefallen — o, der Schande, Mädchen zu belauschen!"

Diese und noch mehr ähnliche Aeußerungen mußte ich, der ich doch gänzlich unschuldig war, mit anhören, und wenn ich auch durchaus keine Furcht davor hatte, von den gereizten Mädchen in's Wasser geworfen zu werden, so bemächtigte sich doch meiner eine andere Angst, und das war die, es würde mir

vielleicht unmöglich sein, Alice von meiner Unschuld zu überzeugen.

Jetzt hörte ich ihre Stimme, sie sprach ganz leise, aber ich verstand jede Sylbe auf's Genaueste, trotzdem daß mein Herz hörbar und heftig schlug. „Nein," sagte sie, „lasse Alles das! Therese, wenn Du mich lieb hast, so denke nicht an so etwas. — Oeffne Eines die Thüre und laßt — ihn fortziehen — wohin er will." — Bei den letzten Worten brach ihre Stimme und ich hörte sie leise weinen.

„Es sei so," sagte die andere mit tiefem Tone, „weil die Herrin es so will, die Thür ist offen, fort, hinaus!"

Ich sah, daß man nach dem Hofe zu geöffnet hatte. Ein leichter Schimmer der helleren Nacht drang herein und ließ mich die Richtung in's Freie erkennen, von den Mädchen sah ich nur undeutlich die Gestalten und glaubte beim flüchtigen Hinblick eine einzige zu erkennen, die trotzig, herausfordernd, ziemlich nahe an meinem Wege stand und in verbissenem Zorne ein böses Wort murmelte, als ich vorüber ging, und hätte ich auch Alice erkannt, es wäre wahrhaftig der unpassendste Augenblick gewesen, um einen Versuch zu machen, mich ihr zu nähern, und doch drängte es mich, hastig vor sie hinzutreten und ihr zuzurufen: „O, Alice, verurtheile mich nicht ungehört, das, was geschehen, ist nun einmal nicht mehr zu ändern, so tief ich es auch einerseits bedaure, ja nur einestheils, denn anderstheils muß ich den Zufall segnen, der mich eine Entdeckung machen ließ, die zu Deinem Glücke führen muß. — Bist Du doch die verloren geglaubte Tochter eines guten und edeln Vaters, der Dich so unaussprechlich lieben wird, und der Alles daran setzt, Dich aufzusuchen. — Und ich habe Dich aufgefunden, ich, der Dich ebenfalls liebt und mehr wie er, denn er kennt Dich ja noch nicht, er weiß nicht, wie gut und lieb Du bist! O, Alice, das Glück und das Unglück!"

Diese Gedanken durchkreuzten glühend mein Hirn, als ich

zögernd durch den kleinen Raum schritt. Ein paarmal wollte ich stehen bleiben und that es auch wohl, doch alsdann bewegte sich jene trotzige Gestalt schattenhaft auf mich zu, und ich glaubte sie murmeln zu hören: „Nun, wird's bald!"

Einige Augenblicke später stand ich dann rathlos und fast betäubt von dem, was ich gesehen und gehört, auf dem einsamen Hofe hinter der ehemaligen Klosterkirche. Sollte ich warten bis Alicee herauskam? — Nein, gewiß nicht, ich hatte nicht Lust, mich hier noch einmal dem Gerede, vielleicht dem Spott der Anderen auszusetzen. — Aber wenn wir morgen mit dem Frühesten abreiten mußten, und es war mir vorher nicht möglich sie zu sehen! — O, ich mußte sie sehen, sie mußte mir erlauben, mich zu rechtfertigen! Wie konnte mir das mißlingen, wenn ich ihr einfach und wahr den ganzen Hergang erzählte, und dann wollte ich ihre Hände fassen und ihr freudig zurufen: „Jetzt, nachdem Du mir verziehen, kommt das Gute und Herrliche, kommt das Glück aus dem Unglück, Du bist jenes Mädchen, das man verloren geglaubt, Du, das Kind aus dem Armenhause, bist die reiche Erbin von Ilsling. — O, ich habe es ja immer gedacht und gesagt, Du seiest eine kleine Prinzessin." In dem Augenblicke war ich zu sehr mit den glänzenden Gedanken beschäftigt und zu freudig erregt, als daß ich an die Kluft gedacht hätte, welche von diesem Momente an den Bombardier der reitenden Artillerie von Alice trennen mußte.

Mit diesen Gedanken eilte ich auf den äußern Kasernenhof; wohin? Begreiflicher Weise zu Herrn von Steinfeld! Wie flog ich die Treppen hinauf, wie stürzte ich über den Korridor — o, die Botschaft, welche ich brachte, mußte ihn ja überglücklich machen. Ich klopfte an die Thüre, einmal, zweimal, erst beim dritten Male öffnete mir der alte Kammerdiener und winkte mir einzutreten.

„Der gnädige Herr ist unwohl," sagte er mir, und dabei

lächelte er geheimnißvoll. Ich hatte im Taumel des Glücks vergessen, was mir Herr von Steinfeld heute Morgen anvertraut und rief hastig: „o, lassen Sie mich zu ihm, auch wenn er zu Bette läge. Ich habe ihm etwas überaus Wichtiges mitzutheilen.“

Ich wollte in das Zimmer hineinstürzen, da hielt mich der alte Diener am Arme und sagte: „Der gnädige Herr sprach ja mit Ihnen: erinnern Sie sich doch.“ —

„Ja so,“ gab ich bestürzt zur Antwort, „richtig, er ist nicht da.“

Der Kammerdiener schüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Er ist aber auch gewiß nicht da?“ forschte ich dringender. „O, ich habe ihm etwas so sehr wichtiges mitzutheilen, etwas, das ihn glücklich machen könnte.“

„Das könnten wir brauchen,“ erwiederte bekümmert der alte Mann, indem er die Hände zusammenlegte.

Sollte ich ihm etwas von Alice sagen? Ich wußte nicht ob ich ein Recht dazu habe. Doch fragte ich hastig: „Können Sie Ihrem Herrn im Augenblicke eine Botschaft zukommen lassen?“

„Nein, das kann ich nicht.“

„Gewiß nicht?“

„Unmöglich!“

„Dann muß ich meinen Pflegevater aufsuchen,“ und damit eilte ich fort, sprang die Treppen hinab über den Kasernenhof fort, zum Thore hinaus, und nahm die Richtung gegen das Armenhaus — ja, meinen Pflegevater aufsuchen wollte ich, ihm erzählen, was ich entdeckt und auch was mir begegnet sei. Was das Letztere anbetraf, auf sein Fürwort bei dem geliebten Mädchen fest hoffend.

Die Fenster seiner Wohnung waren dunkel, und als ich an die Thüre ging und anklopfte, erhielt ich keine Antwort. Um diese Zeit ging er selten aus, wo konnte er sein? Ich trat zurück an die Hausthür und schaute hinauf an die Fenster seiner Schreibstube, auch dort war kein Lichtschimmer. Nachdem ich noch

einige Male an die Stubenthüre geklopft, ſtand ich rathlos im Hofe und wollte mich, getrieben von Haſt und Unruhe, wieder entfernen, als ich den alten Jakob langſam vom andern Flügel herüberkommen ſah, und von ihm auf mein Befragen erfuhr, Herr von Schwaneſeld ſei vor einer halben Stunde ausgegangen und zwar nach der Kaſerne, wohin man ihn gerufen, da der alte Schneider, der ehemalige Armenhausgenoſſe in den letzten Zügen liege.

Auf dieſe Nachricht eilte ich nach der Kaſerne zurück, doch wenn ich auch anfänglich haſtig lief, ſo verminderte ich doch die Schnelligkeit meines Schrittes, je näher ich kam. „Wie wird mich Alice empfangen," dachte ich, „nach dem was vorgefallen, und ehe ich im Stande bin, ſie zu überzeugen, daß ich gänzlich abſichtslos dorthin gekommen, gänzlich ohne es zu wollen dort geblieben?" Und was das Andere, Glücklichere anbelangte, davon durfte ich ihr auch ohne Vorbereitung nichts ſagen, hatte ſie doch keine Ahnung davon, daß ſie einem andern Stande angehöre, daß ſie ſtatt des armen Schneiders einen reichen und vornehmen Vater habe. Ja, wenn ich näher überlegte, ſo befiel mich die Furcht, ſie könne meinen Worten keinen Glauben ſchenken, ſie könne, eingenommen, wie ſie gegen mich war, Alles das für ein Märchen halten, von mir erfunden, um über meine Schuld gegen ſie hinwegzukommen.

Ich war müde, nicht nur körperlich ſondern auch mein Geiſt war müde, ſonſt hätte ich vielleicht nicht ſo gedacht, aber eine Folge dieſer Gedanken war, daß ich langſam zum Kaſernenhofe hineinſchritt, mich langſam der Treppe näherte, und Stufe um Stufe langſam hinaufſchritt. Froh war ich nur, daß es dunkle Nacht war, ſonſt hätte ich vielleicht Dieſem oder Jenem Rede ſtehen müſſen, dem ich zufällig begegnete. Ueber den Korridor ging ich um ſo zögernder, je näher ich der Thüre ihrer Wohnung kam, und als ich ſie endlich erreicht, ſtreckte ich die Hand mehr-

Viertes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Das Haus, in welchem die Frau Welscher wohnte, das ehemalige Kapuzinerkloster, war von außen durch die daſſelbe umgebenden Häuſermaſſen der benachbarten engen Straßen und des Stadtgrabens kaum ſichtbar; es hatte ſich, des Unſchönen ſeines Aeußern bewußt, bereitwillig verſteckt und war zufrieden, daß blos ſein einziger allenfalls ſchöner Theil, — es war ein rieſenhafter, treppenförmiger Hausgiebel, — über die andern Dächer hinwegblickte und daß eine alte roſtige Wetterfahne mit ſtattlichem Kreuze heute noch, wie ſchon vor ein paar hundert Jahren, von den umliegenden Höfen deutlich geſehen wurde. Auch im Innern war das Kloſter zur Zeit ſeines Beſtehens in der damaligen Umgebung wenig intereſſant geweſen; heute aber, wenn man durch die Straße kam, wo all' die neuen Häuſer ſtanden, mit viereckigen Fenſtern und eben ſolchen Thüren, geraden Treppen und hellen Gängen, konnte man ſich eines gewiſſen Eindrucks nicht erwehren, wenn man in das ehemalige Kloſter trat.

Der Eingang war in dem erwähnten kleinen Hofe, und an der kleinen maſſiven Thüre ſah man deutlich das verſtümmelte

mals nach dem Drücker aus, um sie wieder zurückzuziehen — denn mir fehlte wahrhaftig der Muth einzutreten. Alles, was ich erlebt, kam mir so märchenhaft vor und ich fühlte so sehr das vollkommene Recht der armen Alice, mir böse zu sein, daß ich es trotz meiner gänzlichen Unschuld nicht wagte, so plötzlich und unvorbereitet vor sie zu treten.

Ich trat deßhalb von der Thüre zurück und lehnte mich gegenüber derselben neben eines der Fenster des langen Ganges, um geduldig zu warten.

Das konnte ich hier thun, ohne Aufsehen zu erregen, es war zehn Uhr vorüber, und alle, die des Weges kamen, hielten mich in der Dunkelheit für die Schildwache. Lange mußte ich warten, ich sah unsern Arzt in das Zimmer gehen und nach einer halben Stunde herauskommen, er wechselte unter der Thüre einige Worte mit Jemand, der für mich unsichtbar hinter derselben stand, wahrscheinlich mit meinem Pflegevater, und als der Arzt gesagt: da ist nichts zu machen, in kurzer Zeit wird es vorüber sein, entfernte er sich, eine Melodie vor sich hinsummend, und die Thüre wurde wieder in's Schloß gedrückt.

Auch dieser Zustand des todtkranken Mannes da drinnen hielt mich ab einzutreten — Alles hatte sich gegen mich verschworen. Ich konnte nichts thun, als ruhig warten. Endlich wurde die Thüre wieder geöffnet, Therese kam heraus und wollte rasch an mir vorübergehen, ich trat ihr aber in den Weg und bat sie dringend, vernünftig zu sein und mich einen Augenblick anzuhören.

„Dazu ist wohl gar keine Zeit mehr," entgegnete sie finster, „und am allerwenigsten jetzt, ich habe alle Ursache eilig zu sein. Lassen Sie mich gehen."

„Und ich habe alle Ursache, Sie noch einen Augenblick zurückzuhalten," gab ich ihr entschlossen zur Antwort, „ich muß in ein paar Stunden fortreiten, und will vorher noch Alice sehen."

„Muß und will," lachte sie in höhnischem Tone. „Nun, was

das Erste anbelangt, so wird Sie Niemand halten, reiten Sie, wohin Sie wollen, aber Alice werden Sie vorher nicht sehen, und wenn Sie jetzt in das Zimmer hineingingen, so würden Sie sie nur von dem Bette ihres alten Vaters fortjagen, der nächstens todt sein wird. Ja, ich bin überzeugt, sie würde ihn eher in seinem letzten Augenblicke verlassen, als mit Ihnen zusammen zu stehen. — Lassen Sie mich gehen!"

„So geh'," sagte ich zornig. „Freilich bei Deinen giftigen Reden habe ich nichts Gutes zu erwarten, aber die Zeiten ändern sich, geh', Du wilde Katze!"

„Die hätte ich freilich gespielt," warf sie mir lachend entgegen, „wenn ich zu befehlen gehabt hätte, und Sie sollten an uns gedacht haben. Pfui der Schande!"

Daß diese kleine Unterredung nicht dazu gemacht war, um mich vertrauensvoll Alicen zu nähern, brauche ich wohl nicht zu sagen. Ich mußte mich auf einen glücklichen Moment verlassen und wartete geduldig.

Die Zimmerthüre öffnete sich indessen nicht mehr, aber in einer ziemlich langen Zeit kam Therese zurück und ich trat ihr abermals in den Weg, wofür sie mich erstaunt, ja herausfordernd anblickte.

„O, ich will nichts von Euch," sagte ich ihr in barschem Tone, „ich habe aber etwas Wichtiges mit meinem Pflegevater, Herrn von Schwanefeld, zu sprechen, und ihm zu sagen, daß ich hier außen warte; wird Mamsell Therese wohl die außerordentliche Güte haben.

Sie nickte mit dem Kopfe und verschwand hinter der Thüre.

Kurze Zeit nachher öffnete sich denn auch diese wieder und mein Pflegevater trat heraus. Er entdeckte mich nicht sogleich in der Dunkelheit und sah mich erst, als ich auf ihn zutrat. „Ah, da sind wir," sagte er, — „wir fangen gute Geschichten an."

„Alice hat mich ungerecht angeklagt," entgegnete ich lebhaft,

„und ich habe Sie nur heraus bitten laſſen, um Ihnen in Wahrheit zu ſagen, wie Alles dies gekommen.“

„Alice hat mir nichts geſagt,“ erwiederte der alte Mann kopfſchüttelnd, „aber ich kann Dich verſichern, junger Sauſewind, daß ſie wie ein Bild des Jammers dabeigeſeſſen iſt, als mir Thereſe die ganze ungeheuerliche Geſchichte berichtet. Plagt ihn denn der Teufel, junger Herr, anſtändige Mädchen ſo auf's Tiefſte zu verletzen? — Ja, auf's Tiefſte,“ fuhr er entrüſtet fort, als ich antworten wollte. „Das iſt ein unverzeihlicher Streich, und den wird Dir auch Alice niemals verzeihen, darauf kannſt Du Gift nehmen. Ah pfui, Monſieur Eugen, ein ſo gutes und liebes Geſchöpf gerade da verwunden, wo ſie am Empfindlichſten iſt. Hat doch das arme Mädchen vor Scham geweint, als habe ſie ſelbſt etwas Schlimmes begangen. Ja, wenn ſie Jemand ſcharf anſieht, ſo ſchlägt ſie die Augen nieder, zittert und erröthet.“

„Fahren Sie fort mit Ihren Vorwürfen,“ ſagte ich in ruhigem Tone, „aber wenn Sie fertig ſind, dann laſſen Sie mich etwas zu meiner Entſchuldigung ſagen.“

„Darauf wäre ich geſpannt, auf mein Wort,“ ſagte er erſtaunt; „die Entſchuldigung will ich kennen lernen, die in dieſem Falle einen Schimmer von Glaubwürdigkeit hat.“

„Und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort,“ entgegnete ich gereizt, „ja, ich beſchwöre es Ihnen bei Allem, was Sie wollen, daß ich Ihnen die Wahrheit ſage.“ — Und nun erzählte ich ihm kurz, aber beſtimmt, wie Alles gekommen und ſchloß mit den Worten: „So iſt der Hergang dieſer unglückſeligen Geſchichte, und da Sie mir eingeſtehen müſſen, daß Sie mir nie eine Lüge haben vorwerfen können, ſo hoffe ich auch dieſes Mal Glauben zu verdienen.“

Er hatte mich angehört, dabei oft den Kopf geſchüttelt, auch wohl geſagt, hm, hm, oder ja, ja, und als ich geendet, meinte

er: „gesetzt, es ist Alles so wie Du sagst, so hast Du Dich doch bei Alice bös hineingeritten. — Zugegeben, sie glaubt Deiner Erzählung und an Deine Unschuld, so wird sie Dir doch nie verzeihen, wohin Dich der Zufall geführt, und es bleibt ewig etwas Fremdes zwischen euch."

„Das wäre schrecklich für mich," rief ich aus, „aber auch in den Falle müßte ich den Zufall segnen, welcher mich dorthin geführt."

„Der Teufel auch," rief mein Pflegvater; „das ist wenigstens ein offenes, ehrliches Geständniß."

„Ja, denn der Zufall ließ mich eine Entdeckung machen," fuhr ich in großer Aufregung fort.

„Und welche Entdeckung, junger Herr?"

„Ich sah Alice . . ."

„Schlimm genug, daß Du sie gesehen"

„Nein, es war das größte Glück, welches mir und namentlich ihr begegnen konnte."

„Eugen, Eugen, ich glaube, Du hast mit Deinen Kameraden einen Abschiedstrunk gethan."

„O nein, das kommt später, ein Trunk der Verzweiflung," rief ich wehmüthig aus. — „Alice ist jenes Mädchen, von dem die Frau Merzer in jener Nacht erzählt. — Ja, sie ist es," setzte ich mit einer zitternden Stimme hinzu, denn mein Herz war jetzt übervoll, ich konnte meine Bewegung nicht zurückhalten, ich freute mich nur, daß es auf dem Gange zu dunkel war, um meine Thränen sehen zu können.

„Gerechter Gott, was sagst Du da?"

„Die Wahrheit. Alice hat jenes Maal, von dem die Frau Merzer sprach, was ich niemals vergessen."

„Alice —?"

„Ja," rief ich aus, „und," fuhr ich nach einer Pause fort, während ich mit meiner Hand an die Stirne schlug, „wie kann

man so blind sein, gleicht sie doch ihrer Mutter — o so sehr — so sehr."

„Junge, Du machst mich verrückt. Was weißt Du von ihrer Mutter."

„Ich sah das Bild bei Lieutenant von Steinfeld."

„Licht, Licht!" rief der alte Mann mit emporgehobenen Händen. „Ja, bei Herrn von Steinfeld. Er war es ja auch, der so eifrig nach jenem verloren gegangenen armen Mädchen forschte. — Ja, Du hast Recht, jene Entdeckung ist schon des andern Unglücks werth. Aber, mein armer Junge," setzte er mit weicher Stimme hinzu, „Dir wird das doch im gegenwärtigen Augenblicke bei Alice nichts nützen. Sie ist zu erregt und ganz niedergedrückt durch den Tod ihres — — — Vaters."

„So ist — der da drinnen gestorben," fragte ich mit leiser Stimme, „o, das ist schlimm, sehr schlimm, und hat er Ihnen vor seinem Ende nichts über das arme Mädchen anvertraut?"

„O ja, er hat," entgegnete der alte Mann feierlich, „er hat mir Mittheilungen gemacht, aber sie wären fast werthlos ohne Deine Entdeckung. Jetzt aber —"

„Kann Alice glücklich werden, nicht wahr!" rief ich freudig aus, „dann ist ja Alles gut, und wenn Sie ihr später einmal erzählen, wie Alles das gekommen, — daß auch ich mitgeholfen," setzte ich schluchzend hinzu, „und daß das Unglück doch wohl kein Unglück war, so wird sie mir verzeihen und freundlich an mich denken."

„Du sprichst ja gerade wie Jemand, der auf Nimmerwiedersehen hinaus in die Schlacht will," gab Herr von Schwanefeld mit jenem barschen, polternden Tone zur Antwort, den er gerne anzunehmen pflegte, wenn ihm wehmüthig und weich um's Herz wurde. „Sei doch nur ruhig, bleib' da stehen, ich will versuchen, ein freundliches Wort für Dich einzulegen — natürlicher Weise

von der Entdeckung darf ich im gegenwärtigen Augenblicke nicht sprechen."

„Nein, gewiß nicht, aber sagen Sie ihr, ich müßte in kurzer Zeit fortreiten."

„Ah, mit einer Remontekommission?"

„Ja, ja, und möchte sie nur ein einziges Mal noch sehen."

„Gut; ich will mein Möglichstes thun."

Damit ging er hinein, drückte die Thüre sanft hinter sich zu und blieb sehr lange aus, endlich öffnete er, winkte mir näher zu kommen, und ich that das mit einem bangen, beklommenen Gefühle.

Da stand ich an der Thüre des kleinen ärmlichen Zimmers, und als ich einen Blick hineingeworfen, durchschauerte es mich. Vor mir sah ich das Bett, von dem Scheine der Lampe hell beleuchtet, auf dem der alte Mann lag, der vor Kurzem gestorben. Man hatte ein Tuch über seinen Kopf gebreitet, aber gerade, daß dieses sein Gesicht verhüllte und doch die Formen desselben ahnen ließ, ließ meiner lebhaften Phantasie einen so schauerlichen Spielraum. Neben dem Bette saß Alice, ihr Gesicht in den Händen verborgen, während ihr langes, blondes Haar aufgelöst ihren Hals und ihre Schultern verdeckte. In der Ecke des Zimmers stand Therese hoch aufgerichtet, einen Arm in die Seite gestemmt, und sah mich finster mit ihren blitzenden Augen an. Ich blieb wie festgebannt auf der Schwelle stehen — ja mir fehlte der Muth, näher zu treten.

Mein Pflegevater trat zu dem jungen Mädchen hin, legte ihr sanft die Hand auf das Haupt und sagte in bittendem Tone: „Da ist er, Alice, er will nur Abschied von Dir nehmen."

Sie rührte sich nicht, ja auch dann nicht, nachdem er seine Worte dringender wiederholte; hierauf schaute er nach mir hin und zuckte die Achseln.

Der erste tiefe, gewaltige Schmerz, den ich in meinem Leben empfunden, durchzuckte meine Brust, doch kam es auf einmal über

mich, trotzig und zornig, daß man mir Unrecht thue, daß ich dieſe Behandlung nicht verdiene. „Gut denn, Alice," ſagte ich, „Du willſt mich nicht mehr ſehen, ſo lebe denn wohl, vergiß mich nur, es wird Dir leicht werden, aber ſei verſichert, daß ich Dich nie vergeſſen werde, wenn ich Dich auch nimmer wiederſehe." — —

Jetzt fühlte ich auf einmal eine Ruhe in mir, wie ich ſie den ganzen Tag nicht empfunden. Es war mir, als habe ich mit der Vergangenheit abgeſchloſſen, und wenn auch bei dieſer Abrechnung mein Herz faſt brach, ſo hatte ich mein Gleichgewicht wieder in ſoweit erlangt, daß ich es vermochte, meinem Pflegevater ganz beſonnen die Hand zu ſchütteln und von ihm mit dem Verſprechen zu ſcheiden, daß ich nicht ermangeln würde, ihm in nächſter Zeit ein Lebenszeichen von mir zu geben. Um daſſelbe bat ich ihn auch, und als ich dieß that, wollte es abermals in meinem armen Herzen aufwallen, denn ich ſah bei dieſen Worten auf Alice — doch blieb ich feſt, wie es einem jungen Kriegsmann geziemt, wandte mich um, und nachdem ich noch an Thereſe einen kalten Blick verſchwendet, verließ ich das Zimmer und ſchritt muthig den Korridor hinab. Bei den erſten Schritten fühlte ich mich federleicht, je weiter ich mich aber von der kleinen, ärmlichen Kaſernenwohnung, und gewiß auf Nimmerwiederſehen, entfernte, um ſo bleierner lag es mir in den Gliedern, und es war mir immer, als zöge mich eine unſichtbare Gewalt rückwärts, als müſſe ich Alice noch einmal wiederſehen, als müſſe ich vor ihr niederſtürzen und ſie anflehen, mir nur noch einmal ihr gutes, liebes Geſicht zu zeigen.

Wer weiß, was geſchehen wäre, wenn ich nicht am Ende des Korridors auf den erſten Stufen der Treppe mit Wetter zuſammengeſtoßen wäre, der aus dem Stalle kam und mich gleich beim Arme nahm, während er ſagte: „Schau Einer an, da finden wir Dich endlich, mein Bürſchlein, der alte Schmetterer war ſchon mehrere Male außer ſich, und hätte Dich ſuchen laſſen, wenn er

offizier Schmetterer auf, der im Stall war, und so froh mich endlich zu sehen, daß er statt aller Vorwürfe nur mit dem Kopfe schüttelte und sagte: „Ich habe jetzt keine Zeit, viel zu fragen, warum der Herr Bombardier die Nacht nicht nach Haus gekommen, soviel steht aber fest, wenn man sich im Laufe des Tages über Müdigkeit beklagen wird, so muß ich dem Premierlieutenant melden, woher diese Müdigkeit kommt. Sehen Sie jetzt nach Ihrem Pferde und satteln sorgfältig. Wir haben einen scharfen Ritt vor uns und ich möchte die Schande nicht erleben, daß ein Bombardier meines Geschützes mit dem Sattel auf dem eigenen Rücken in's Quartier käme."

Es war gut, daß ich noch allerlei zu thun hatte, und so nicht im Stande war, meinen immer wiederkehrenden, traurigen Gedanken nachhängen zu können. Ich that Alles wie in halber Betäubung, sattelte mein Pferd, trank meinen Kaffee, den Wetter freundlich für mich besorgt, und gab ihm keine Antwort, als er mir wohlwollend sagte: „Mein Junge, Dir ist etwas Absonderliches begegnet. Du bist heute Morgen wie verhagelt, ich hoffe aber, daß Dich ein tüchtiger Ritt und die scharfe Morgenluft wieder zusammenrappeln wird."

Bald nachher saßen wir im Kasernenhofe auf und ich konnte es nicht unterlassen, nach den gewissen Fenstern hinaufzuschauen. Da schimmerte noch ein schwacher Lichtstrahl und ich sah Alles wieder deutlich vor mir: das Bett mit der verhüllten Gestalt und Alice mit ihrem aufgelösten blonden Haar. — Ohne daß ich merkte, wir wären fortgeritten, passirten wir schon das Thor der Kaserne und die Hufe unserer Pferde klapperten auf dem Pflaster der menschenleeren Straßen. Alles ringsumher schlief noch in tiefer Ruhe sanft und glücklich träumend — so dachte ich wenigstens.

Vor der Stadt zündete der Premierlieutenant eine Cigarre an und gestattete Jedem von uns, es ebenso zu machen, dann

ſetzte es einen feſten Trab und wir eilten raſch über die glatte Chauſſee hin.

Die heftige Bewegung des ſcharfen Rittes that mir wohl und ich fühlte mich von Viertelſtunde zu Viertelſtunde leichter, ja wurde faſt heiter geſtimmt, als uns ein herrlicher Frühlingsmorgen in aller Pracht anbrach, als ein lichter Streifen im Oſten das Kommen der Sonne verkündigte, und als dieſe nun unendlich glänzend und ſtrahlend aufſtieg unter jubelndem Finkenſchlag und luſtigen Lerchentrillern. Unſer Premierlieutenant war einige Schritte voraus und man ſah ihm ordentlich das Behagen an, mit dem er dahinritt. Zuweilem wickelte er ſeinen langen Bart um die Finger der rechten Hand und ſchaute nach rückwärts, wobei er fragte, wie ſich unſere Pferde hielten! Als es ganz hell geworden war, verließen wir die Chauſſee und bogen links in einen Feldweg ein, wo es ziemlich aufwärts ging, und auf dem wir nach einigen Stunden abwechſelnd ſcharfen Reitens eine Hochebene erreichten, auf der es angenehm und ziemlich eben fortging. Nachdem wir ſpäter wohl eine Stunde im Schritt geritten waren, um unſere Pferde wieder zu Athem kommen zu laſſen, erreichten wir ein paar einzeln ſtehende Häuſer, wo Premierlieutenant Bachmann ſein Pferd anhielt, abſtieg und uns eine Stunde Zeit zum Ausruhen gab.

Es war ein warmer, ſonniger Morgen, und während die zwei Kanoniere unſere Pferde auf- und abführten, lagerten wir auf einer Erhöhung der Straße. Wetter bot mir eine Feldflaſche an und befahl mir zu trinken. „So ein tüchtiger Schluck," ſagte er, „hält Leib und Seel zuſammen, und wie ich es auch heute Morgen bemerkte, ſcheinſt Du mir überhaupt ein Bindungsmittel zwiſchen dieſen beiden höchſt wichtigen Faktoren ſehr nothwendig zu gebrauchen. — Du haſt mich früher ſchon einmal — ungefragt — in die kleinen Geheimniſſe Deines Lebens eingeweiht, ich habe Dir in mancher Beziehung gute Lehren gegeben und möchte es

Wappen des gräflichen Geschlechts, unter dessen Protectorate das Kloster erbaut ward; hinter dieser Thür, die Tag und Nacht offen stand, gähnte ein langer finsterer Gang dem Eintretenden entgegen, und es dauerte eine Zeit lang, ehe in die Finsterniß einiges Licht kam, und zwar, wenn es draußen nicht gar zu dunkel war, durch eine kleine viereckige Oeffnung, die ins Freie gieng; dann bemerkte man, wenn sich das Auge etwas an die Dunkelheit gewöhnte, im Hintergrunde des Ganges von oben herab eine dürftige Helle, welche bei längerem Hinstarren die Formen einer alten Wendeltreppe erkennen ließ. Diese Helle kam aus dem ersten Stock, wo sich eine kleine Weinwirthschaft befand, welche recht sinnig das Refectorium des Klosters zu ihrem Gastzimmer gemacht.

Von den untern Räumen des Hauses war nichts bewohnbar, und in diesem feuchten, dunklen Gewölbe wurden Fässer aufbewahrt und allerlei Geräth, das den Miethsleuten des Klosters im Wege stand.

Die Wendeltreppe war von Stein und die einzige bequeme Einrichtung im Hause; gehörig breit und solid, wie sie war, konnten die Leute des Hauses die schwersten Lasten bequem auf ihr transportiren. Für die Kinder dieser Hausbewohner war sie nebenbei eine Quelle beständigen Vergnügens und ein Gegenstand stillen aber angenehmen Grauens; auf ihrem breiten Geländer rutschten die Knaben von oben hinunter, und auf den ungeheuren Ruheplätzen trieben die Mädchen ihre harmlosen Spiele. Vom zartesten Lebensalter an bis zu der Zeit, wo man die Schule verläßt, tummelten sich die Kinder, die in dem Kloster wohnten, auf der Treppe herum, und auf dem alten Steinwerk jauchzte und lachte es den ganzen Tag, rumorten und krabbelten eine Menge kleiner Geschöpfe beständig auf und nieder. Diese Treppe war ihre Gouvernante, ihre Amme, ihre Kleinkinderbewahr-Anstalt, und das dauerte den ganzen Tag, bis der Schatten des Abends begann zuerst den Fuß der Treppe und den untern Gang in tiefe Dunkelheit zu hüllen, und dann das erste Stockwerk, wo

auch, da ich sehr gut gelaunt bin, jetzt wieder thun, um Dich vielleicht von einem falschen Wege abzubringen."

Nun war es allerdings so, daß ich mit Wetter die Erlebnisse unserer Jugendzeit ausgetauscht, und daß ich durch richtige und vernünftige Bemerkungen, die er mir machte, schon damals ein großes Vertrauen zu ihm gefaßt. Auch wird man es verzeihlich finden, daß es mich drängte, einem Freunde Mittheilungen zu machen, seinen Rath zu hören, wenigstens ein freundliches Wort zu vernehmen. Alicens oder sonst eines Namens hatte ich allerdings nie gegen ihn erwähnt, und Wetter war auch zu diskret, um darnach zu fragen. Es konnte also Niemand schaden, wenn ich ihm offen und ehrlich die Erlebnisse des gestrigen Abends mittheilte, um zu erfahren, wie er mit seinem klaren ruhigen Verstand diese höchst verwickelten Verhältnisse ansah.

„Hier aber sprich nicht darüber," sagte er, „nachher reiten wir ein paar Stunden bergan, da wird der alte Schmetterer schon Gelegenheit finden, sich an den Lieutenant zu machen, und wir bleiben alsdann zurück und können zusammen plaudern."

So kam es auch und ich, voll von den Begebenheiten des gestrigen Tages, war in der Lage, dieselben mit allen Einzelnheiten meinem Freunde mittheilen zu können.

„Das ist ein förmlicher Roman," sagte er, „mit einer prächtigen Verwicklung: denn wenn nun das junge Mädchen gefunden ist, wenn auch selbst ihr angeblicher Vater, der gestern starb, Beweise hinterlassen, daß sie nicht seine Tochter ist, wenn auch die Hebamme eidlich erklärt, daß Kind mit dem beschriebenen Maale auf ihren Armen gehabt zu haben, so bliebe immer noch ein rechtskräftiger Beweis zu führen, daß ein Tausch in jener Nacht wirklich stattgefunden, — verstehst Du mich — ein rechtskräftiger Beweis, denn was wir als vernünftige Leute von einer Sache glauben, und wovon wir fest überzeugt sind, das ist dem sogenannten „Rechte" gegenüber häufig nichts als leerer Schall. Wenn ich

Dir etwa dienen kann, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß Du über mich zu verfügen haſt. Weißt Du, was mich ungeheuer intereſſiren würde?"

„Und das wäre?" fragte ich.

„Das wäre nämlich, einen vollgültigen Beweis aufzufinden über die Wahrhaftigkeit der Erzählung jener Frau Merzer: nicht als ob ich Mißtrauen in ſie ſetzte, aber ſolche alte Weiber ſind geſchwätzig, ſie haben etwas an ſich unbedeutendes erlebt, ſetzen aber nun aus ihrer Phantaſie. oder auch Etwas, was ſie ſonſt wohl gehört, hinzu, und dann wächst eine abenteuerliche Geſchichte zuſammen, wie ſich die ungeheure Lawine aus einem kleinen Schneeballen bildet." —

„Aber wie wäre ein ſolcher Beweis zu finden?"

„Ein Beweis eigentlich nicht für die Wahrheit der ganzen Geſchichte, ſondern nur im Allgemeinen für die Glaubwürdigkeit jener alten Frau."

„Und?"

„Wenn es nämlich möglich wäre, auf jenem Schloße das Zeichen wieder zu finden, welches ſie dort zurückgelaſſen."

„Ja gewiß, und es aufzufinden ſoll, ſobald es mir möglich iſt, meine dringende Sorge ſein."

„Natürlich weißt Du den Namen des Schloſſes?"

„Gewiß — und wüßte auch keinen Grund, der mich abhielt, ihn Dir, meinem Freunde, mitzutheilen," gab ich vertrauensvoll zur Antwort.

„Wenn Du es für gut findeſt, ſo brauche ich Dich nicht erſt zu verſichern, daß Dein Geheimniß bei mir gut aufgehoben iſt; wer weiß, ob ich nicht eher in jene Gegend komme als Du, mir wäre es außerordentlich intereſſant, den Pulswärmer jener alten Dame aufzufinden."

„Holla, meine Herren," rief der Premierlieutenant, der ſein Pferd in Galopp geſetzt hatte und vor uns eine Anhöhe hinauf-

gesprengt war, „kommen Sie her!“ Wir folgten ihm, so rasch wir konnten, und sahen entzückt in ein weites, herrliches Thal.

„Sehen Sie dort in der Ferne zwischen den dichten Waldungen das mächtige Schloß hervorschimmern, und etwas mehr rechts, da am Flusse, das Dorf mit dem glänzenden Kirchthurme? — Dort ist unser Quartier, wo wir einige Tage bleiben werden. Ein großer Theil der Remontepferde wird dorthin gebracht — eine schöne, angenehme Gegend, ich war früher schon einmal da — gastfreie Leute; auch die da oben auf der herrlichen Besitzung — auf Schloß Iffling!“

Einen Augenblick starrte ich in höchster Ueberraschung in die reizende Landschaft hinaus, hatte ich mich doch nicht um unsere Marschroute bekümmert, auch war sie im Befehl nicht schriftlich mitgetheilt worden — dann aber drückte ich meine Hand fest auf den Arm meines Freundes und sagte ihm: „Schloß Iffling, dort können wir suchen!“

Fünfzehntes Kapitel.

Aufklärungen.

Die Wohnung des Herrn von Schwanefeld im Armenhause, unsere ehemalige Wohnung, war schon in den nächsten Tagen, nachdem ich mit der Remontekommission abgeritten, nach den Aeußerungen des alten Herrn fast wieder so angenehm und behaglich geworden, wie in jenen glücklichen Zeiten, als noch die gute Frau Iduna mit ihrem Strickstrumpf am Fenster saß. Alice hatte die Stelle der Hausfrau nämlich gleich nach dem Tode ihres

Vaters angetreten, und füllte sie zur vollkommensten Zufriedenheit des bisher so einsamen Bewohners aus.

Da man bei der Verwaltung mit seinen guten Diensten sehr zufrieden war, so hatte man dem Herrn von Schwanefeld noch ein kleines Nebengemach eingeräumt, welches nun das Schlafzimmer Alicens war, während der Herr dieses jetzt weitläufigen Appartements in seiner Stube verblieb und diese auch ihren Rang als Wohnzimmer behielt. Fast hätte er gleich am ersten Tage von Alicens Anwesenheit seine Schreibereigeschäfte versäumt, denn er konnte sich nach dem so behaglichen Morgenkaffee nicht von den Zimmern trennen, in welchen das liebe Wesen so emsig und wohlthuend freundlich schaltete und waltete. Händereibend ging er auf und ab, und wenn er zuweilen so recht liebevoll lächelnd vor dem jungen Mädchen stehen blieb, so konnte er denken: „Ja, Kind, Du bist ein ganz eigenthümliches Wesen, ich glaube gewiß, Du bist eine verwunschene Prinzessin, oder noch etwas Besseres, das Kind irgend einer wohlthätigen Fee, in diese arme Welt gesetzt, um die Menschen glücklich zu machen."

Von den Geheimnissen, welche Alice umgaben, und von einer vielleicht glänzenden Aenderung ihres Schicksals hatte ihr der vorsichtige alte Mann nichts gesagt. „Warum Hoffnungen erregen," sprach er zu sich selber, „die vielleicht doch nicht erfüllt werden. Ja," setzte er alsdann mit sich selbst redend hinzu, „wenn die Leute, welche Recht sprechen sollen, so von diesen gerechten Ansprüchen überzeugt wären, wie ich, da könnte es gar nicht fehlen, wundern muß ich mich nur, wie ich bei meiner Weltkenntniß dem alten Schneider, Gott hab ihn selig, eine solche Tochter zutrauen konnte."

So dachte er und murmelte in sich hinein, während er in seinem kleinen Zimmer auf- und abschritt, zuweilen vor Alice stehen bleibend und sie mit einem glücklichen und frohen Ausdruck anschauend.

„Seh' Einer nur dieſes edle und ſchöne Profil, dieſe freie und offene Stirne, und dann ihre zierlichen Hände und Füßchen, kaum groß genug für ein zwölfjähriges Kind. Ich habe mich eigentlich gründlich blamirt mit meiner Weltkenntniß, ſonſt hätte ich lange eine Ahnung haben müſſen, daß in ihren Adern ein anderes und edles Blut fließt. — Mich dauert nur mein armer Junge, dem ich es wahrhaftig nicht übel nehmen kann, daß er wie ein Narr in das Mädchen verliebt iſt, aber ihm iſt nicht zu helfen, man muß ihm die Wohlthat erzeigen und ihm helfen, dieſe Grillen zu verjagen —

— „Wollteſt Du Etwas ſagen, mein Kind," ſagte er, ſeinen Gedankenlauf unterbrechend, zu dem jungen Mädchen, welches ihn fragend anſah.

„Ich nicht," lächelte ſie, „aber ich glaubte, Sie ſprächen mit mir."

„Habe ich am Ende laut gedacht?" fragte er beinahe erſchrocken; denn es wäre ihm unangenehm geweſen, wenn er vielleicht meinen Namen genannt hätte. „Hab ich etwas Unangenehmes geſagt?"

„Nein, Sie bewegten nur die Lippen, als wollten Sie ſprechen, aber Unangenehmes war es auf keinem Fall, Sie ſehen mich ja ſo freundlich und lächelnd an."

„Weiß Gott, mein Kind, da haſt Du Recht; ich bin aber auch ſo freudig und angenehm geſtimmt, wie lange nicht, wenn ich Dich ſo daſitzen ſehe, nach jahrelanger Abweſenheit ſo hübſch herangewachſen, ſo groß und verſtändig geworden, da habe ich nur noch einen Wunſch, nämlich den, daß es lange ſo bleiben möge."

„Und warum ſollte es nicht?" fragte Alice in aufrichtigem und herzlichem Tone.

„Ah — a — a — a —," entgegnete er mit einer faſt ehrfurchtsvollen Verbeugung, „das würde ſich auf keinen Fall machen laſſen. Was ſollteſt Du hier in dieſer Umgebung thun?"

„Und war ich nicht früher ebenfalls hier," erwiederte ſie erſtaunt über ſeine Worte, „und war ich nicht glücklich und zufrieden?"

„Ja, damals," gab ihr Herr von Schwanefeld kopfnickend zur Antwort. „O es war eine angenehme Zeit, als die gute Frau Iduna noch lebte und ihr hier aus und ein liefet, Du und Eugen."

„Ja, das war's," ſagte Alice mit leiſer Stimme nach einer kleinen Pauſe, während welcher ſie ihre Hände mit der Arbeit, die ſie vor hatte, in den Schooß ſinken ließ. „Ja, eine ſehr glückliche Zeit," fuhr ſie fort, „daß ſich Alles ſo ändern mußte! — Aber warum ſoll ich nicht hier bei Ihnen bleiben, — ich will Ihnen gewiß nicht zur Laſt fallen. Wenn die erſten Tage vorüber ſind, gehe ich wieder zu meiner Arbeit und bleibe Abends bei Ihnen. Es iſt hier ſo angenehm ſtill, wir plaudern zuſammen wie damals, Sie erzählen mir wie früher von Ihrem vergangenen Leben — warum ſchütteln Sie mit dem Kopfe, geht das nicht, wollen Sie mich nicht bei ſich behalten?"

„Ob ich das möchte?" erwiederte er herzlich, „wenn es möglich wäre, aber es iſt hier kein paſſender Ort mehr für Dich. Als kleines Kind konnteſt Du ungehindert und unbeachtet hier aus- und eingehen, ja froh und glücklich ſein, aber das erwachſene Mädchen würde ſich bald hier nicht mehr heimiſch fühlen, auch," ſetzte er zögernd hinzu, „muß ich an Eugen denken. Er ſieht ja auch immer noch dieſes Zimmer als ſeine Heimat an."

„Ja, das iſt wahr," ſagte ſie langſam und mit ſehr leiſem Tone. „Da iſt es denn beſſer und nothwendig, daß ich anderswo hingehe. — Aber Sie verlaſſen mich nicht?" fragte ſie raſch mit ſchmerzlicher Stimme, während ſich ihre Augen voll Thränen füllten.

„Ich Dich verlaſſen, welcher Gedanke, im Gegentheil, mein Kind, ich bin ja ſtolz darauf, für Dich zu thun, was meine ſchwachen Kräfte vermögen. O ich wäre glücklich, wenn es mir

überlaſſen bliebe, für Deine Zukunft ſorgen zu können. Aber da ſind andere — ja ſo," unterbrach er ſich ſelber, indem er, ſtatt ſeinen Satz zu beendigen, laut huſtete.

Alice ſah ihn fragend an, dann ſagte ſie: „O, um mich bekümmert ſich Niemand."

„Doch, mein Kind, man bekümmert ſich um Dich — ſehr bekümmert man ſich um Dich. Erinnerſt Du Dich der Dame, die neulich hier war?"

„Der Frau Kommerzienräthin Schabegg?"

„Dieſelbe, eine ſehr angenehme und freundliche Dame. Sie hat Dich liebgewonnen, mein Kind, gleich als ſie Dich das erſte Mal hier ſah, wie das ja auch nicht anders möglich iſt, ſie will ſich mit Deiner Zukunft beſchäftigen und Dich, wie mir ſcheint, zu ſich nehmen."

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre haſtig und ſehr weit geöffnet und Frau Merzer, welche auf der Schwelle erſchien, ſchlug beim Anblick des jungen Mädchens die Hände auf ſo auffallende Art zuſammen, wie man es nur zu thun pflegt, wenn man eine große Freude oder ein außerordentliches Erſtaunen ausdrücken will. „Gott, Herr von Schwanefeld," rief die Frau, nachdem ſie einige durch allzuſchnelles Laufen bedingte ſehr tiefe Athemzüge gethan, „weiß ſie es denn ſchon?"

„Was denn?" ſagte der alte Herr unmuthig, indem er ſich raſch herumwandte und raſch und von Alice ungeſehen ein verneinendes Zeichen machte.

„Nun, was Sie mir heute Morgen geſagt."

„Ah, das," entgegnete Herr von Schwanefeld und zwinkerte heftig mit den Augen, „daß die Frau Kommerzienräthin Schabegg ſich unſerer lieben Alice annehmen will. — Ja," ſetzte er mit lautem Tone und ſehr beſtimmt hinzu, „darüber ſprachen wir ſo eben."

Einen Augenblick blickte ihn die Frau verwundert an, dann

ſchien ſie in den Ideengang des alten Mannes einzugehen und rief: „ja freilich, ja freilich, das war es ja, worüber ich faſt närriſch vor Freude geworden bin.“ Sie trat nun raſch in's Zimmer und dicht vor Alice hin und ſagte, indem ſie ſich umſah, „ſeht mir in's Geſicht, Herr von Schwanefeld, und wenn Ihr den Muth habt zu leugnen, daß ich immer geſagt, Alice iſt was Rechtes und wird noch was Großes werden, ſo thut es in Gottes Namen. — Du brauchſt nicht den Kopf zu ſchütteln und zu lächeln,“ wandte ſie ſich gegen das junge Mädchen, „das muß ich verſtehen, und habe Praxis genug, um Jemand an den Händen und Füßen abzuſehen, ob was Rechtes in ihm ſteckt.“

„Ja, was ſoll denn ſo Beſonderes in mir ſtecken?“ fragte Alice mit dem freundlichſten Geſichtsausdrucke.

Der alte Herr, welcher hinter ihr ſtand, ſchlug ſich, mit bedeutſamem Blick auf Frau Merzer, heftig auf den Mund, worauf dieſe ſagte: „Was in dir ſtecken ſoll, mein Kind, nun, was wird in Dir ſtecken, etwas Rechtes, wie ich geſagt habe – eine vornehme Dame, und die mußt Du auch durchaus werden und wirſt es auch, wenn — natürlicher Weiſe wenn — Dich die Frau Kommerzienräthin als Kind zu ſich nimmt.“

„O, das ſind ſo Phantaſieen,“ gab Alice lächelnd zur Antwort.

„Nein, mein Kind, es ſind keine Phantaſieen, ſondern, wie ich Dir vorhin ſchon ſagte, die Frau Schabegg intereſſirt ſich für Dich und hat mir das auf's Beſtimmteſte verſichert.“

Während Frau Merzer bis zum Ueberlaufen voll von dem, was ſie gerne auf's Umſtändlichſte beſprochen hätte, haſtig im Zimmer hin- und herging und mit unverſtändlichen Ausrufen, welche ihre Ungeduld deutlich kennzeichneten, bald dieſen, bald jenen Stuhl anfaßte und hin- und herrückte, beugte ſich Herr von Schwanefeld auf Alice herab und ſagte ihr leiſe: „Geh' einen Augenblick in's Nebenzimmer, mein Kind, Thereſe iſt ſo

eben mit einem Korbe gekommen, und zeige ihr, wohin sie die Sachen legen soll."

Das junge Mädchen nickte mit dem Kopfe, dann erhob sie sich bereitwillig und verließ das Zimmer.

Frau Merzer hatte ihre beiden Arme in die Seite gestemmt und sagte, nachdem sie ihr lange nachgesehen: „Ist sie doch gewachsen, wie eine Prinzessin es sein sollte. Gott der Gerechte, wie freue ich mich, wenn die Sache wirklich so ist, und der arme Wurm, dem ich in's Leben geholfen, zu seinem Rechte kommt. — Ich könnte darüber weinen, wenn ich nicht so ungeheuer vergnügt wäre."

„Vor allen Dingen schreit nicht so, Frau Merzer," sagte Herr von Schwanefeld ernst, „ich glaube, Ihr habt mich verstanden, daß ich Euch vorhin andeuten wollte, Alice wisse noch nicht das Geringste von der ganzen Sache, und Ihr werdet mir glauben, daß ich meine guten Gründe hatte, gegen sie darüber zu schweigen. — Ihr wollt da mit der Thüre in's Haus fallen und dem armen Mädchen vorschwätzen von ihrem hohen Stande, von was Rechtem, von Prinzessinnen und dergleichen dummem Zeuge mehr, verzeiht mir den Ausdruck — ja von dergleichen, was an und für sich keinen Grund hat, so lange wir nicht die gehörigen Beweismittel haben,"

„Was, Beweismittel," rief die Frau fast entrüstet, „bin denn ich nicht da als ein lebendiges und sehr verständiges Beweismittel! Glaubt Ihr, jetzt werde ich mich noch im Geringsten um die Gestalt von damals kümmern, nicht um alle Gestalten der ganzen Welt? — Ich werde vor das Gericht hintreten und werde sagen, meine Herren, Sie kennen mich" —

Herr von Schwanefeld nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Ja, Sie kennen mich — ich bin die Frau, welche jenes Mädchen, das nun hier wieder so glücklich zu Tage kommt, zuerst auf meinen Armen hatte, als es in die Welt kam."

„Ganz recht," unterbrach sie Herr von Schwanefeld in sehr ruhigem Tone, „Ihr werdet sagen, ich bin jene Frau, welche damals schon Argwohn hatte, daß man ein armes Kind vertauschen wollte, die aber siebenzehn Jahre lang schwieg, statt, wie sie hätte thun sollen, gleich am andern Morgen ihre Anzeige zu machen. — Der Präsident des Gerichts wird in seinem dicken Buche nachschlagen, und dekretiren, setzen wir diese Frau vorläufig in guten Gewahrsam, bis wir ermittelt haben, wie viel Jahre lang es unsere Schuldigkeit ist, sie unter Aufsicht und in geschlossener Gesellschaft spinnen zu lassen."

„Das wäre möglich?" fragte die Hebamme erschreckt.

„Sehr möglich, leider wahrscheinlich, und da dem so ist, so werdet Ihr einsehen, daß Euer sonst so vortreffliches Zeugniß im vorliegenden Falle gar nicht benützt werden kann."

„Ich soll gar nichts reden dürfen über diese Geschichte?"

„Nicht eine Silbe, von wegen des Spinnens, oder nur im äußersten Nothfall. Man hat das kluger Weise damals so eingerichtet, Eure Hülfe in Anspruch zu nehmen für das arme Mädchen, welches man bei Seite schaffen wollte, als aber der Erbe etwas schnell und unerwartet kam, da holte man in aller Eile die Hebamme aus dem Dorfe, und als sie erschien, war ihr der Bube schon zuvorgekommen und sie attestirte, es sei in jener Nacht auf dem Schlosse so und so von den Eltern so und so ein Knabe geboren worden. — Habt Ihr vielleicht das Gegentheil attestirt und Euer Attest bei der Behörde niedergelegt?"

„Sie haben kein Attest von mir verlangt und ich hätte ihnen auch wahrhaftig auf meine Ehre kein falsches gegeben."

„Da haben wir's also," meinte lächelnd der alte Herr. „Ihr seid nirgendwo genannt, offiziell habt Ihr nicht fungirt; der Richter würde wahrscheinlich ziemlich barsch fragen: was haben wir mit Frau Merzer zu thun, was geht uns dieselbe an, wir kennen diese Frau nicht."

ſchon größere Fenſter waren, und alsdann das zweite und zuletzt das dritte, wo ein großer Bogen im Dache die Treppe ſo lange erleuchtete, als überhaupt das Licht in der Natur noch nicht vollſtändig verſchwunden war. Die Kinder folgten allabendlich dem verſchwindenden Licht, und dann hörten die lärmenden Spiele der Buben auf, ſie kauerten zu den Mädchen hin auf den großen Ruheplätzen, zuerſt auf dem erſten Stocke und dann auf dem zweiten, und wenn ihnen die unerbittliche, finſtere Nacht überall geheimnißvoll und düſter folgte, ſo ſaßen ſie zuletzt noch an dem großen Dachbodenfenſter und ſchauten in die goldene Abendluft und ließen ihre kleinen Geſichter beſtrahlen von der letzten Gluth der untergehenden Sonne. In ſolchen Momenten ſtockte die luſtige Unterhaltung der Kleinen, und aus dem dunkeln Treppenhauſe ſchienen ſchwarze Schatten emporzuſteigen und miſchten ſich in die kindlich-frohen Geſpräche; alsdann fröſtelte es ſogar den keckſten unter den Buben, die Kinder jedes Stockwerks drängten ſich eng zuſammen und ſuchten haſtig, den Beherzteſten an der Spitze, ihre Stuben auf, und bald war die Treppe leer und lag einſam und ausgeſtorben da.

Es gieng nämlich die Sage, es ſei in dem alten Kloſter zur Nachtzeit nicht geheuer, und die verſtorbenen Kapuziner wandelten oft geſpenſterartig darin herum; namentlich wäre, ſo hieß es, der Bruder Pförtner ein unruhiger Geſell und erſcheine allabendlich auf der Erde, um ſich ſchmerzlich zu überzeugen, daß die Thür, die er ſo ſorgfältig verſchloſſen, allnächtlich offen ſtehen bliebe. Der Bruder Pförtner, deſſen Ebenbild aus Holz geſchnitzt mit einem großen Schlüſſelbund am Gürtel unten an der Treppe ſtand, war übrigens ein harmloſes Geſpenſt und hatte nie Jemanden etwas zu Leide gethan; viele Bewohner des Hauſes erzählten gern und bereitwillig, daß ein Bruder, ein Onkel, eine Tante, ein Vetter den Kapuziner deutlich wandeln geſehen. Einer ſogar behauptete, er habe ihn ſelbſt huſten gehört, und ein Schuſter im dritten Stock, der von ſeinen ſtillen Wirthshausfreuden ſchon zu jeder Stunde

„O, er würde mich kennen," rief die Hebamme mit gerechter Entrüstung, „wer kennt mich nicht? man kennt mich von oben herab bis tief unten. Ich kann Euch versichern, aus den vornehmsten Kutschen werde ich am vertraulichsten gegrüßt."

„Ja, am vertraulichsten," erwiederte Herr von Schwanefeld, „da haben wir das richtige Wort, vertraulich: was habe ich Euch vorhin gesagt, Ihr hättet kein Recht mit großem Lärm vor das Gericht hinzutreten, aber dem Richter seiner Zeit eine vertrauliche Mittheilung zu machen, das wird sich thun lassen. — Denkt an das Wort: vertraulich, deßhalb kann man Euch aber auch nicht als Beweismittel gelten lassen, müssen darum andere suchen, und bis diese genügend gefunden sind, halte ich es für unrecht, dem jungen Mädchen Hoffnungen zu machen, welche doch vielleicht niemals in Erfüllung gehen. — Habt Ihr das nun begriffen?"

„Allerdings fange ich das an einzusehen — aber —"

„Was für ein Aber, Frau Merzer?"

„Aber das sage ich Euch," fuhr die Frau mit großer Entschiedenheit fort, „wenn man keine Beweismittel auffinden kann, so trete ich trotz des Spinnens als Beweismittel auf und will vor die Gestalt hintreten und will ihr den 16. November von dazumal in's Gedächtniß zurückrufen und will ihr sagen: Versucht's doch und läugnet mir ab, daß es am 16. November dazumal kein Mädchen gewesen ist, welches die arme Frau mit dem schwarzen Schleier über dem Kopfe — o, das war an sich schon eine Gräuelthat — ja, die arme Frau," fuhr sie nach einem tiefen Athemzuge fort, „die Ihr wahrscheinlich umgebracht, geboren hat. Heiliger Petrus, so will ich sprechen."

„Das wäre nicht schlecht, aber auch in vertraulicher Weise, Frau Merzer."

„Na, hört, für eine Vertraulichkeit mit denen müßte ich danken."

„Jetzt aber beruhigt Euer Gemüth," fuhr der alte Herr lächelnd fort, „darin werdet Ihr mir vollkommen beipflichten, daß ich das junge Mädchen hier nicht bei mir behalten kann."

„Gewiß nicht — ein so vornehmes Fräulein."

„Frau Merzer, Frau Merzer," sagte Herr von Schwanefeld mit aufgehobenem Zeigefinger, „Ihr könnt Euch nun einmal nicht in die Lage finden, es darf vor der Hand nicht geathmet werden von einem vornehmen Fräulein, aber da Ihr sonst eine geschcidte Frau seid, und einen so großen Antheil nehmt an dem Schicksal des jungen Mädchens, so will ich Euch meine Gedanken in aller Kürze sagen."

„Laßt mich einen Augenblick niedersitzen," sagte die Hebamme mit einem Seufzer, „und wenn Ihr mir ein Tröpfchen hättet, Herr von Schwanefeld, so wäre ich Euch dafür sehr dankbar. Meine Zunge ist vor Aufregung so trocken wie ein Bimsstein."

„Ich werde Euch von dem bekannten Magenbitter einschenken," meinte der alte Herr, und damit holte er die betreffende Flasche aus dem Wandschranke und ein kleines Gläschen, setzte beides vor die Frau hin, welche einschenkte und trank.

„Daß Alice nicht hier bleiben kann," fing Herr von Schwanefeld nach einer Pause wieder an, „seht Ihr also ein."

„Gewiß, vollkommen."

„Auch daß sie nicht mehr zu ihrer Arbeit gehen kann?"

Frau Merzer machte ein Zeichen der Entrüstung.

„Konnte nun in dem Falle etwas Geschickteres für uns kommen, als das Anerbieten der Frau Schabegg, denket nur, da käme sie, so zu sagen, als Kind in ein reiches, vornehmes Haus und wäre wahrscheinlich für ihr Leben lang versorgt, wenn auch die andere Sache, was ja immer möglich ist, nicht zur Ausführung gebracht werden könnte."

„Erlaubt," antwortete Frau Merzer mit großer Energie, „was das anbelangt, so —"

„Ihr sollt mich ruhig anhören," unterbrach sie der alte Herr, „ich setze den Fall, der ja auch möglich ist, denn wir müssen nicht glauben, daß die sich ruhig ihrer fatalen Geschichte werden überführen lassen, in dem Falle nun wäre für Alice doch gesorgt. Freilich habe ich auch meine Bedenken dabei gehabt, denn unter uns, Frau Merzer, ich habe gehört, man spricht über die Kommerzienräthin Schabegg so mancherlei, und da Ihr viel in der Welt herumkommt und Vieles erfahrt, was einem Andern verschwiegen bleibt, so könnt Ihr mir Mittheilungen machen, was Ihr davon allenfalls gehört habt."

„Das kann freilich Niemand besser wie ich!" rief die Hebamme aus; dann hob sie ihre Hände in die Höhe und fuhr mit einem Blicke auf die Zimmerdecke fort: „o, die Verläumdung ist groß in dieser Stadt!"

„Wie überall, meine gute Frau!"

„Nein, hier ganz ausnahmsweise und besonders — ja, Ihr habt Recht, was hat man von dieser Frau Schabegg schon Alles erzählt — Schlechtes nämlich, und ich will einen heiligen Eid darauf ablegen, daß das lauter pure Lügen sind. Ich kenne sie besser."

„Das ist mir außerordentlich lieb zu hören, und ich gebe sehr viel auf Eure Aussage."

„Das könnt Ihr auch, denn ich bin nicht die Frau, die ein Mäntelchen umhängt, wo man es mit schlechten Leuten zu thun hat, aber bei dieser Frau, heiliger Pankratius, ich möchte behaupten, daß Alle, die ihr was Böses nachsagen, selbst nicht eine faule Bohne werth sind. Was hat die Frau Arges gethan? Sie ist schön, freundlich, liebenswürdig, das ist allerdings ein Fehler in den Augen der Klatschmäuler. Sie zieht sich vortrefflich an, es steht ihr Alles ganz besonders, sie fährt in einem schönen

Wagen — Grund genug, daß man über ſie die Achſel zuckt. — Der Neid, Herr von Schwanefeld, der Neid iſt ein grimmiges Laſter. Aber weiter. Die Frau ſpricht mit Jedermann freundlich, mit Jung und Alt im Hauſe und öffentlich, ja, öffentlich vor aller Welt, und ſcheert ſich den Teufel um all' das Gerede, und das können ſie ihr gar nicht verzeihen. Ja, machte ſie es wie viele Andere, die auf der Straße mit geſenktem Blick herumlaufen, die den Gruß eines jungen Herrn kaum erwiedern, die mit dichtem Schleier und dem Geſangbuche in der Hand zu einem Rendezvous gehen; da hätte ſie den Schein bewahrt, und das iſt in hieſiger Stadt die Hauptſache. Nur heimlich, recht heimlich, wenn man wohin geht, wo man nicht geſehen ſein will. Aber die Frau fährt mit ihrem ſchönen Wagen hierhin und dorthin, o, ich weiß das ganz genau, dann ſteigt ſie aus, und geht mit ihrem auffallenden, hellſeidenen Kleide und ihrem prachtvollen Shawl in irgend eine ärmliche Gaſſe hinein, und wer von den Muckern das ſieht, der ſagt ſchadenfroh: Aha! das war wieder einmal die Schabegg."

„Ja, ja," meinte der alte Herr, es iſt ſo, namentlich in der Richtung ſpricht man viel über ſie."

„Ich aber weiß, wo ſie hingeht," fuhr Frau Merzer in ſehr lautem Tone fort, und dabei ſchlug ſie mit der Hand auf den Tiſch, „ich könnte es aller Welt ſagen und hab' es auch ſchon gethan."

Herr von Schwanefeld rieb ſich lächelnd die Hände.

„Was nun das Schlimmſte iſt," begann Frau Merzer wieder, nachdem ſie ihr Gläschen geleert, „ſo hat die Frau einen Mann, der zu den ſogenannten Frommen gehört, aber den kenne ich auch. Reden wir nicht darüber. Sie machte mit ihrer rechten Hand eine ſehr entſchiedene horizontale Bewegung. „Der gehört zu den ausgemachteſten Muckern, verfolgt die arme Frau mit ſeinem finſteren Argwohn, denn er hat keine Idee davon, daß

Jemand gute Werke verrichtet, ohne es an die große Glocke zu hängen, und gute Werke verrichtet Niemand so viel, als gerade diese verläumdete Frau Schabegg."

„So sagte man mir auch, und es freut mich sehr, das von Euch bestätigen zu hören."

„Ich will's drucken lassen, wenn man's verlangt," erwiederte trocken die Hebamme, „und wie oft habe ich es schon laut ausgesprochen, neulich noch bei Bankier Rennbrand's; sie ist eine ordentliche Frau, aber hat zwei Schwestern, die alte Jungfern geworden sind. Da saß ich neulich im halbdunkeln Zimmer, als ich mit dem kleinen Kinde, das nun sechs Wochen alt ist, fertig war, und trank mein wohlverdientes Schlückchen Wein, da fingen sie auch an über die Schabegg loszuziehen. Hast du nicht gesehen, was wußten sie der armen Frau alles nachzusagen, ich versichere Euch, es hätte kein Hund ein Stückchen Brod von ihr angenommen; eine Zeitlang schwieg ich still, denn sie sprachen von Geschichten, wo ich nicht mitreden konnte, auch mehr Bosheiten im Allgemeinen, endlich aber sprachen sie von einem Hause in der Ringelgasse, wo die Schabegg häufig hinginge, — jetzt kam ich in mein Fahrwasser, denn die Geschichte wußte ich ganz genau, ja, ich mischte mich in's Gespräch — denn wißt Ihr, Herr von Schwanefeld, in meiner Stellung kann ich mir das schon erlauben — und sagte ihnen: es ist nicht zu läugnen, dahin geht die Frau Kommerzienrath häufig, wissen Sie aber, was sie da treibt? — Die dummen alten Dinger schlugen ihre Augen nieder und wollten verschämt thun. O, sagte ich, es hat sich gar nichts dergleichen, und was ich hier erzähle, das kann man in der Kirche hören. Die Frau Kommerzienrath Schabegg geht allerdings häufig auch wohl Abends in das Haus der Ringelgasse zu einer armen Frau, die Zwillinge hat, deren Mann im Steinbruch verunglückt ist, ja, dahin geht sie und sieht nach, ob es den Leuten an nichts fehlt, denn sie unterhält die ganze Familie und noch

einen alten Vater dazu, der nichts mehr verdienen kann. — Das iſt aber nicht das einzige Haus, fuhr ich mit recht lauter Stimme fort, wohin ſie in gleicher Abſicht geht, o, da ſind noch recht viele in den Vierteln der Stadt, wo die armen Leute wohnen, und da iſt die Frau beſſer bekannt, als bei ihresgleichen. Wenn man da den Namen der Frau Schabegg nennt, da heben die Leute ihre Hände empor, blicken an den Himmel und ſagen: Das iſt ein leibhaftiger Engel, und ſo meine ich auch und dafür will ich meine Hand in's Feuer legen."

„Wie mich das beruhigt," ſagte Herr von Schwanefeld, „nicht als ob ich von der Frau Schlimmes geglaubt hätte, aber von Euch bin ich überzeugt, daß Ihr mir ſchon um Alicens willen die Wahrheit ſagen würdet."

„Ob ich die Wahrheit ſpreche," verſetzte die Hebamme, „o, wenn ich ſie nur dem alten Kommerzienrath ſo einmal recht vor ſeinen Dickſchädel ſagen könnte, es iſt was Rechtes Jedermann mit Verachtung zu betrachten, der nicht des Sonntags zweimal in die Kirche geht und alle Betſtunden beſucht, ſeiner Sünden willen. Der hat freilich viel abzubüßen, er ſollte unter Anderem jeden Tag vor ſeiner Frau eine Stunde auf Erbſen knieen, ſtatt ſie mit ſeinem dummen Mißtrauen zu plagen. — Nun, glücklicher Weiſe hat die Frau ein ſo heiteres, glückliches und feſtes Temperament, daß ſie ſich nicht unterdrücken läßt — aber da fällt mir eben ein — Apropos," unterbrach die Hebamme plötzlich ihren Redeſtrom, „der Kommerzienrath war ja kürzlich erſt bei Euch, ein Wunder, daß ein Schabegg in's Armenhaus geht."

„Allerdings wunderbar," erwiederte lächelnd der alte Herr, „aber was werdet Ihr denken, wenn ich Euch ſage, daß er nicht einmal, ſondern mehrere Male bei mir war."

„Hier in dieſer Stube?" fragte die Frau erſtaunt.

„Nein, droben auf dem Bureau des Hauſes, aber bei mir allein."

Frau Merzer ſchüttelte mit dem Kopfe. „Und was will er bei Euch, wenn man fragen darf?“

„Darüber bin ich noch nicht ganz im Klaren. Das erſte Mal, als er kam, und ich mich in Abweſenheit des Hausmeiſters als eine Art Beamten vorſtellte, ſchien er ſich bei Nennung meines Namens meiner nimmer zu erinnern, und ſagte dann: Er habe es ſchon lange für eine Pflicht gehalten, das Armenhaus, welches doch eigentlich eine Schabegg'ſche Stiftung ſei, etwas näher kennen zu lernen.“

„Der Mann iſt ſchwach im Kopfe geworden,“ meinte Frau Merzer, „wenn der bei ſeiner Portion Hochmuth, die er hat, anfängt, ſich an die Schabegg'ſche Armenhausſtiftung zu erinnern, ſo muß es wahrhaftig nicht ganz richtig mit ihm ſein.“

„Etwas ſonderbar kam er mir allerdings auch vor. Zuweilen ſprach er haſtig, aufgeregt, vom Glücke der zufriedenen Armuth gegenüber einem Herzen, dem alle Schätze dieſer Welt zu Gebote ſtänden und das doch keine Zufriedenheit kenne. Dann ſaß er wieder eine Weile ſtumm vor mir, wie in ſich ſelbſt verſunken, tauchte ſein Kinn in die Halsbinde hinab und ſchloß ſeine Augen halb zu, während er ſeinen Mund ſpitzte wie ein Karpfen.“

„Sollte der am Ende ſchon etwas von Alice wiſſen? Wie ich Euch ſchon damals ſagte, ſo kann ich mir nicht nehmen laſſen, daß er irgendwie mit dieſer Geſchichte zuſammenhängt. War nicht das kleine Ungeheuer, wie hieß er doch? — der Steinlinger Iſſling bei ihm — o, der alte Kommerzienrath weiß mehr als er ſagt.“

Herr von Schwaneſeld ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe während er zur Antwort gab: Da ſeid Ihr im Irrthum, Frau. Allerdings war der letzte der Iſſling-Steinfeld im Hauſe der Schabegg, wo aber keine Menſchenſeele eine Ahnung davon hatte oder hat, daß dieſer Bube nicht das ſei, wofür man ihn ausgab. Von Alice ſprach er allerdings, aber erſt bei ſeinem dritten Beſuche.“

„Aha, er nahm sich wohl in Acht, sogleich mit der Thüre in's Haus zu fallen."

„Er sprach nur von ihr, indem er das Vorhaben seiner Frau erwähnte, das junge Mädchen in's Haus zu nehmen."

„Und dagegen hat er wohl nichts einzuwenden, der alte Mucker? Nun, Frau Schabegg wird es verstehen, Alice unter ihre Obhut zu nehmen, dafür ist mir gar nicht bange."

„Ihr beurtheilt den Mann zu strenge," versetzte der alte Herr, „mir kam er vor wie Jemand, der nicht mehr an die Eitelkeiten dieser Welt denkt, sondern der Ruhe sucht, um ein beschauliches Leben zu führen."

„Seinen Worten nach allerdings, mit solchen Heucheleien ist er immer freigebig gewesen."

„Ihr urtheilt zu hart, indem Ihr Partei für die Kommerzienräthin nehmt. Allerdings müssen über diese Ehe tiefe Schatten hingeflogen sein, ja, ich weiß sogar einiges Positive, denn merkwürdiger Weise scheint der Kommerzienrath ein außerordentliches Zutrauen zu mir gefaßt zu haben, oder er sprach auch wohl in tiefen Gedanken, wie zu sich selber, und da ließ er mich in Verhältnisse blicken, die allerdings viel Trostloses haben. — Obgleich er zuweilen fast in Räthseln sprach, so verstand ich ihn doch, Frau Merzer, denn wir haben in der Welt gelebt, und in unserer guten Zeit wohl mehr erfahren, als die Mauern dieses Hauses bergen. Was meine Person anbelangt, so kann ich ein solches Verhältniß allerdings nicht fassen, Ihr wißt, wie ich mit Frau Iduna gelebt habe —"

„Na, allen Respekt vor Eurer Verträglichkeit, Herr von Schwanefeld," unterbrach ihn die Hebamme, „das war aber auch eine Frau, mit der selbst der Schlimmste hätte auskommen müssen."

„Darin habt Ihr Recht, Gott habe sie selig, es war ein vortreffliches Weib, und doch gab es in unserer an sich so glücklichen

Ehe zuweilen ebenfalls Differenzen; auch ſie konnte mir hie und da ein trübes Geſicht machen, aber dann brauchte ich ihr nur die Hand auf die Schulter zu legen und ihr zu ſagen: Sprich, Alte, was drückt Dich, ſo erfuhr ich ſogleich die ganze Beſcheerung. Wir ſprachen uns über alle Dinge offen gegen einander aus, ſelbſt als wir noch reiche und vornehme Leute waren," ſetzte er mit leiſerem Tone hinzu; „es wäre uns aber auch nie eingefallen, Mißtrauen gegen einander zu haben, eben ſo wenig wie es bei uns zu Betheuerungen kam. Ja, — ja, oder nein, — nein, ſo hielten wir es unter einander, und lebten deßhalb glücklich und zufrieden, bis es dem Himmel gefiel, Frau Iduna vor dem alten, armen Schwanefeld heimzurufen. — Doch laſſen wir das," ſagte er, plötzlich weich geworden, mit barſcher Stimme. — „Was ſagt ich doch vorhin?" fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, während welcher er ſtarr zum Fenſter hinausgeſehen. „Ich glaube, ich ſprach von dem tiefen Mißtrauen des Kommerzienraths gegen ſeine Frau, worüber er, in tiefe Gedanken verſunken, mir gegenüber ſitzend, Andeutungen fallen ließ, welche mir vollkommen verſtändlich waren. — Mich jammert der Mann, denn es iſt hart, unglücklich zu ſein, wenn man ſo über die Glücksgüter dieſer Erde gebieten kann. Wir waren arm, aber ſehr glücklich, er dagegen hat Reichthum und Unglück, und da ich nun einmal der gute Narr bin, den Menſchen zu helfen, wo es mir möglich iſt, ſo vermag ich Euch nicht auszudrücken, Frau Merzer, wie ſehr mich die Mittheilungen gefreut, die Ihr mir über die Kommerzienräthin gemacht. Das ſoll er Alles erfahren, bekräftigt von den Worten eines alten Edelmannes, und dießmal," ſetzte er heiter hinzu, „handle ich nicht ſo, um ein gutes Werk zu thun, ſondern aus größtem Egoismus, denn ich kann unſere gute Alice nur in einem Hauſe zufrieden wiſſen, wo die Menſchen, welche ſie beſchützen, ebenfalls in Harmonie leben."

„So glaubt Ihr alſo in der That, daß Alice dort lange

bleiben wird, und Ihr seid nicht überzeugt, daß ihre Angelegenheit zu einem guten Ende geführt werden kann?"

„Geführt werden kann, das glaube ich wohl, aber eine Bürgschaft dafür möchte ich nicht übernehmen, und das könnt Ihr auch nicht, Frau Merzer."

Die Hebamme seufzte aus tiefster Brust und sagte nach einem kleinen Stillschweigen: „Was mich anbelangt, so bin ich zu Allem bereit, um dem armen Mädchen zu helfen. Ja ich will sogar ein Opferlamm sein und für sie spinnen, wenn es unser Herrgott so beschlossen hat."

„Amen!" sagte der alte Herr, und so endigte ein Gespräch, dessen Inhalt mir mein Pflegevater später mittheilte und welches, wie der geneigte Leser später sehen wird, für die Betheiligten von so außerordentlichem Nutzen war, daß es wohl ein eigenes Kapitel verdient hat.

Sechzehntes Kapitel.

Eine unangenehme Begegnung.

Das bewegte, lebendigfrische Treiben des Remontekommandos, besonders als Einleitung zu einem Feldzuge, hätte mich zu jeder andern Zeit auf's Höchste angesprochen und meine Gedanken ausschließlich beschäftigt. Leider aber waren dieselben durch das, was ich zuletzt erlebt, so in Anspruch genommen, und so ausschließlich von dem Gegenstande meiner verschiedenen Forschungen erfüllt, daß alles Andere wie ein Traum an mir vorüberglitt.

Wir hatten unser Quartier im Dorf Iffling, und Wetter, wie er unzählige Male versicherte, ein ganz vortreffliches Quartier. Mir war Alles das gleichgültig, unser freundlicher Wirth

der Nacht nach Hause gekommen war, sagte aus: Den Kapuziner habe er eigentlich nicht gesehen, wohl aber sei er im Stande, tausend Eide zu schwören, daß in einer Nacht die Statue an der Treppe verschwunden gewesen sei; er habe mit den Händen auf den leeren Fleck gefühlt, und am andern Morgen sei sie wieder unten gestanden, wie immer.

Tiefe Stille lag heute Abend in den untern Räumen des alten Hauses, sogar in der Schenkstube befanden sich des schlechten Wetters wegen nur zwei Gäste, welche vor dem helllodernden Feuer saßen, dessen Schein es war, welcher durch eine Oeffnung in der Thür die Treppe etwas Weniges beleuchtete; von hier aber gieng sie finster in den zweiten Stock und lag da schmutzig und unreinlich mit Gemüse-Abfällen und Strohhalmen bedeckt; die Kalkwand, an der man sich hinaufführlen mußte, war glänzend und unangenehm schlüpfrig; im zweiten Stock waren die Bewohner alle in ihren Zimmern, darum hier Alles finster, und es kostete einige Mühe, in den dritten Stock hinauf zu tappen, wo die Frau Welscher wohnte.

Man muß nicht glauben, daß diese würdige Frau so hoch hinaufgezogen wäre, um wohlfeiler in der Miethe zu sitzen, sie hatte vielmehr die großen Räume und Bodenkammern, die zum Trocknen ihrer Wäsche unerläßlich waren, ins Auge gefaßt, so wie eine feuerfeste, gewölbte Küche, die ihr sehr zu Statten kam. Aus dieser Küche nun brach, so oft sich die Thür öffnete und so oft die hin- und herlaufenden Dienstmädchen die großen Ofenthüren aufstießen, ein gewaltiger Feuerschein auf den Gang hinaus und beleuchtete die schwarzen Wände und das Geländer der Treppe blutroth.

Die Wäsche der Frau Welscher war an dem heutigen Tage in jenes Stadium getreten, wo sie durch Bügeln einen sanften Glanz erhält und die letzte Hand an sie gelegt wird. Dieses Geschäft wurde im großen Wohnzimmer rechter Hand verseben, und alle Augenblicke öffnete sich die Thür und liefen die Mädchen zur

und die behäbige Wirthin, die so gern auch ohne besondere Veranlassung aus vollem Herzen lachte, ja, selbst die Töchter des Hauses, zwei freundliche, frische Mädchen, die, als wir einzogen, gerade Wäsche in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause aufhingen, zweistimmig dazu ein Volkslied sangen, und wie Wetter mir sagte, der am Fenster auf der Lauer lag, über die Waschleine hinüber häufig in die blaue Luft hinausschielten.

Ich sah nicht den goldenen Sonnenschein, der auf Berg und Thal lag, nicht die frischen grünen Blättchen an Strauch und Baum, nicht den blühenden Flieder und all' die buntfarbigen verschieden gestalteten bunten Blumen, die zwischen den spitzen, saftigen Blättern vom Kuß des Frühlings gelockt, von Sehnsucht getrieben, rasch dem warmen, duftenden Boden entsproßten.

Meine Wünsche, meine Blicke hatten nur Ein Ziel, das alte Schloß Issling nämlich, welches eine halbe Stunde von dem Dorfe gelegen, und auch durch den Fluß von demselben getrennt, hoch vom Berge herabblickte. Mächtige Eichen umgaben es auf drei Seiten, und nur auf der Seite, die gegen uns gekehrt war, sah man vollständig die weitläufigen Gebäude mit ihren vielen Fenstern. Davor bemerkte man zwei niedrige Thürme, zwischen denen sich am Ende des Schloßhofes das Haupteingangsthor befand. Unterhalb desselben waren Parkanlagen, welche noch tiefer gegen den Fuß des Berges zu von einer hohen Mauer umschlossen waren, deren schweres, eisernes Gitterthor den Weg nach dem Dorfe zu absperrte. Auf dem höchsten der Thürme, oben auf dem Schlosse, ragte dunkelgrau, aus dem grünen Eichenkranze umher, eine Flaggenstange mit einer großflatternden Fahne in weiß und blau, den Farben der Herrschaft und das Zeichen, daß sich dieselbe im gegenwärtigen Augenblicke auf ihrem Schlosse befand. Auch mußten Gäste droben sein, wahrscheinlich Offiziere von den andern Remontekommandos, die sich hier zusammenfanden, denn gleich an dem Abende, wo wir ankamen, und ich mit

Wetter einen Gang vor das Dorf machte, ſahen wir ein paar Huſaren- und Dragoneroffiziere den Berg hinanſprengen und in dem Parke verſchwinden.

Obgleich es für heute ſchon zu ſpät war, um noch Etwas zu unternehmen, wozu mich mein Herz mächtig antrieb, einem Drange, dem ich lieber heute als morgen gefolgt wäre, ſo ſpazierten wir doch langſam gegen den Fluß hin, welcher ſich hier in einem weiten Bogen um den Fuß des Berges herumwand, auf dem Schloß Iffling ſtand. Als wir an das Waſſer kamen, war die Fähre gerade im Begriffe an das jenſeitige Ufer zu fahren, und da uns der Schiffer freundlich einlud, ſo ließen wir uns mit dem ſchwerfälligen Boote hinübertreiben. Als ich am Rande deſſelben ſtand und in das ſtrömende Waſſer hinabſah, fielen mir deutlich die Worte der Frau Merzer wieder ein, als ſie damals erzählte: „Plötzlich klapperten die Hufe der Pferde wie auf Holzwerk.“ Ich hatte das mit meiner lebhaften Phantaſie deutlich zu hören geglaubt und dazwiſchen das unheimliche Rauſchen des Waſſers. Jetzt im Abendſonnenſtrahle kam mir das Alles nicht ſo düſter vor; begann doch, ſo hoffte ich wenigſtens, über dieſe finſtere Angelegenheit ein Licht zu dämmern, und was dem Kinde damals, gepackt von den Schauern der Erzählung, wie eine lange Nacht voll Geſtalten und Geſpenſter zu ſein ſchien, das war mir jetzt wie der Anbruch eines heiteren Frühlingstages. Ich hoffte wenigſtens für Alice, für mich nicht. O, ſie hatte einen ſo ſtarren Sinn.

Der Stoß des Fahrzeuges am Ufer weckte mich aus meinen Träumereien, um mich gleich darauf in andere ähnliche zu verſenken. Es war immer wieder die Erzählung jener Frau, die mich hier auf Schritt und Tritt begleitete.

„Als wir am anderen Ufer angekommen waren,“ ſo hatte ſie geſagt, „wurden noch zwei andere Pferde vor den Wagen gelegt, dann klatſchten die Peitſchen und es ging ganz entſetzlich ſteil

aufwärts. Ich konnte das deutlich fühlen, da ich ganz rückwärts lag und meine Tasche fest an mich hinfiel.“ Diese Einzelnheiten hatte ich nicht vergessen, und es war mir damals auf meinem Schemel zu Muthe gewesen, als führe auch ich einen steilen Weg hinan, und vernehme das Klatschen der Peitsche.

Da lag dieser Weg vor uns, der allerdings, wenn gleich in einem Zickzack, doch außerordentlich steil hinauf ging. Wie hätte ich mir früher gedacht, ihn je zu wandeln und dabei zu wissen, daß er zu jenem Schlosse führe, dessen düstere Geschichte mich schon als Kind so sehr beschäftigt, eine Geschichte, deren Hauptperson bestimmt war, eine so große und wichtige Rolle in meinem Leben zu spielen — wohl nur eine traurige — gleichviel, wenn nur Alice glücklich wurde.

Wetter war vorhin zurückgeblieben und hatte sich an der kurzen Pfeife des Fährmannes seine Cigarre angezündet; bald hatte er mich aber wieder eingeholt und sagte nun, als er eine Zeit lang neben mir hergegangen war: „Jetzt wäre es endlich Zeit, so däucht mich, daß Du mit Deinen Träumereien aufhörtest, oder dieselben durch Mittheilung auch für mich verständlich machtest. Ich kann mir am Ende wohl denken, daß dieser Weg Dich beschäftigen mag, aber da Du mir einmal die Ehre angethan hast, mich in einen Theil Deiner Geheimnisse einzuweihen, so könntest Du mich auch Etwas von Deinen angenehmen Phantasieen mitgenießen lassen, wenn dieselben nämlich genießbar sind.“

„Verzeihe mir mein Stillschweigen,“ gab ich zur Antwort, „mich erfaßte die Erinnerung gar zu gewaltig. Ich dachte sogar lebhaft an jene Nacht, an die Vergangenheit.“

„Und an die Zukunft,“ unterbrach er mich lachend. „Nun, ich muß schon gestehen, Du hast Dir einen guten Faden eingefädelt. Deine Liebe zum Soldatenstande ist wahrscheinlich im Begriffe in einer anderen Liebe unterzugehen, und ich kann Dir das wahrhaftig nicht übel nehmen. So ein ordentlicher und dienst-

eifriger Kerl, wie Du auch bist, so habe ich doch schon bemerkt, daß Dir das rechte Zeug fehlt, um geduldig Schritt vor Schritt vorwärts zu kriechen, in Erwartung einzelner kleiner Ruhepunkte, als da ist der Lieutenantsgrad und der Premierlieutenant und der Hauptmann u. s. w., wenn's Gottes Wille ist. Du hast Dich als Bombardier schon verliebt, das ist ein großes Unglück, mein Junge, es kann Keiner ein rechter Soldat sein, der 'was Anderes im Kopfe hat als seine Pferde und sein Geschütz. Meine Haubitze ist mein Liebchen und ich kann Dich versichern, wenn sie mich so recht blank geputzt anschaut, so geht mir das Herz im Leibe auf."

Ich durfte ihm nicht erzählen, welcher Zufall meine junge Liebe so gewaltsam zerrissen.

„Ich habe auch keine andere Wahl," fuhr er heiter fort, „und bin eigentlich froh, daß mich die gebieterische Nothwendigkeit mit eisernem Finger in dieser einen Richtung forttreibt. Ich will nicht rechts und nicht links schauen, und so denke ich es mit einem braven Herzen und offenen Augen schon zu Etwas zu bringen."

„Du bist glücklich" sagte ich mit innerer Ueberzeugung, „was habe ich denn zu hoffen, wenn es ist, wie Du gesagt, daß ich nur mit halbem Sinn bei meinen Dienstgeschäften verweile?"

„Der Teufel auch," versetzte er, „Du hast ganz andere Aussichten, soviel habe ich mir schon zusammengesetzt aus den Mittheilungen, die Du mir gemacht. Ich will Dir einmal in kurzen Zügen ein Bild entwerfen von dem, was Du zu hoffen hast."

„Laß das lieber bleiben," erwiederte ich ernst gestimmt, „ich sehe vor mir Hindernisse, die wahrscheinlich unübersteiglich sind."

„Pah! — Ideen," gab er zur Antwort. „Dich hält eine starke Hand, welche schon im Stande ist, Dich über Hindernisse wegzuleiten, wenn Du Deine eigenen Beine nur gebrauchen willst. Herr von Steinfeld hat einen hübschen Narren an Dir gefressen und wird schon für Deine Zukunft sorgen. — Apropos," fuhr er fort, indem er einen Augenblick stehen blieb, „Du weißt wahr-

ſcheinlich beſſer als ich, daß er nicht krank auf ſeinem Zimmer iſt? Na, brauchſt nicht darüber zu reden, haſt vielleicht Deine Gründe, nicht darüber zu ſprechen, ich aber ſehe keine Veranlaſſung, Dir zu verſchweigen, daß heute Morgen, ehe wir abritten, Hauptmann von Manderfeld mit dem Premierlieutenant über Herrn von Steinfeld ſprach. Ich ſtand allerdings hinter den Pferden, habe aber ein vortreffliches Gehör. Der Hauptmann ſagte, er, nämlich der Lieutenant von Steinfeld, hat mir angezeigt, er müſſe in dringenden Angelegenheiten auf einige Tage fort, mich auch gebeten, nicht in der Stadt darüber zu reden. Ich gab ihm einen unbeſtimmten Urlaub, da ich überzeugt bin, daß er ſo bald zurückkommt, als es ihm möglich iſt. — Lange wird er überhaupt nicht mehr bei uns aushalten, das werden Sie ſehen, und ich finde das begreiflich, wenn man über ein Vermögen disponiren kann wie er. Haben wir einen Feldzug, ſo fuhr der Hauptmann fort, nachdem der Premierlieutenant ſeinen Worten beigepflichtet, ſo wird er allerdings bleiben, kommt es aber nicht zur Mobilmachung, ſo verlieren wir ihn und das thäte mir leid, denn er iſt ein vortrefflicher Kamerad."

„Das Letztere wird Jeder von uns ſagen," ſetzte Wetter nach einer Pauſe hinzu, „aber ich für meinen Theil glaube auch ſo, wie der Hauptmann geſagt, und dann, mein Junge, wird er Dich ebenfalls veranlaſſen, den Dienſt zu quittiren, wird Dich mit auf ſeine Güter nehmen und einen tüchtigen Landwirth aus Dir machen, und dazu könnte ich Dir nur gratuliren."

Ich hörte ſeine Worte, und was er als ſo beſtimmt vorausſetzte, daran hatte ich wahrhaftig noch nicht gedacht, doch fühlte ich eine eigenthümliche Aufregung bei ſeinen Worten. Ich ließ meiner Phantaſie den Zügel ſchießen und blickte ein paar Minuten lang in eine roſige Zukunft, doch mit dem erſten Blicke aufwärts auf das alte Schloß, deſſen düſteres Mauerwerk ſo ernſt hernieder-blickte, dachte ich wieder an Alice und fühlte, daß dieß wunder-

bare Mädchen, ſo geſchmückt mit allen Vorzügen des Körpers und des Geiſtes, auch wenn ſie nicht ihre Hand abwehrend gegen mich ausgeſtreckt hätte, doch für immer und ewig zwiſchen mir und meinem Glücke ſtehen müſſe.

„Dieſes eiſerne Gitter ruft uns „Halt“ zu und ſcheidet uns ſtreng von unſerem Ziele,“ rief Wetter aus, und es war mir zu Muthe, als ſei er in meine Gedanken eingegangen.

Wir hatten den Eingang zum Park erreicht und konnten allerdings nicht weiter, denn das Gitter war verſchloſſen.

„Mir ſcheint,“ meinte Wetter, „es wird einem Neugierigen nicht ſo leicht gemacht, Schloß Iſſling zu inſpiziren. Freilich ſehe ich da den Griff einer Glocke, doch wäre es jedenfalls für heute zu ſpät, ſich bei einer ſo vornehmen Herrſchaft jetzt noch zum Beſuche anzukündigen. Wir müſſen das auf morgen verſchieben, d. h. wenn auch morgen ſo gemeinen Leuten, wie wir ſind, der Eintritt geſtattet wird, woran ich faſt zweifeln möchte.“

Und Wetter hatte mit dieſer Bemerkung, wie wir bei unſerer Zurückkunft in die Quartiere erfuhren, nicht ſo ganz Unrecht; denn der Eintritt zu Park und Schloß Iſſling wurde einzig auf ſpeziellen Befehl des Vormundes des jungen Barons von Iſſling, des Freiherrn von Germersbach, und zwar nur an Sonn- und Feſttagen geſtattet.

„Das hat nichts zu bedeuten,“ ſagte Wetter lachend, „am nächſten Sonntag werde ich meine Erlaubniß haben, und da müßte es ſonderbar gehen, wenn wir nicht erführen, was die hölzerne Vaſe an der kleinen Treppe droben enthielte.“

Wenn es mir alſo auch nicht erlaubt war, gleich in den erſten Tagen das Ziel meiner Sehnſucht, das alte Schloß droben, zu beſuchen, ſo konnte doch Niemand meinen Blicken und Gedanken verbieten dort hinaufzuſchweifen. Die Erſteren konnten freilich nur um die Thürme ſchweifen, welche zwiſchen den Eichenkronen emporſchauten, die Letzteren hatten es dagegen ſchon beſſer, ſie

drangen in das Innerſte des Hauſes ein und ſtellten mir namentlich jenen kleinen Winkel ſo lebhaft vor mein inneres Auge, wo die gute Alice mit ihren glänzenden Kinderaugen um ſich geblickt, wo ſie einen ſo kurzen Traum von Glück und Herrlichkeit erlebt. Vielleicht auf derſelben Wendeltreppe, auf welcher auch Frau Merzer herabgeſtiegen, hatte man alsdann das unglückliche Kind hinausgetragen aus dem Erbe ſeiner Väter, in rauher kalter Nacht einem rauhern elenden Leben entgegen. Wenn ich mich an meinem Fenſter ſtehend in dieſe Gedanken verſenkte, ſo war es mir, als ſehe ich die Geſtalt eines Weibes durch den Park dort drüben hinabeilen, ſchüchtern mit einer Hand das Gitterthor öffnen, während die andere ein armes weinendes Kind hielt. Es waren das nur lebloſe Schatten, aber mein Auge ſah ſie deutlich. Unten auf der Ebene am Fluſſe flatterte dieſes Gebild auseinander, und dann fühlte ich mich in meine Jugendzeit zurückverſetzt und ſah Alice neben mir auf dem kleinen Schemel, ihr Köpfchen auf meine Schulter gelehnt, und mich mit ihren guten Augen ſo freundlich und dankerfüllt anblicken.

Wetter, der drunten vor dem Hauſe im Garten ſaß und ſich mit unſeren Wirthsleuten unterhielt, ihnen allerlei luſtige Dinge erzählte, ſo daß ich das helle fröhliche Lachen unſerer Wirthin häufig hörte, rief mir zu herabzukommen, und als ich keine Luſt dazu bezeugte, ſchalt er mich in luſtigem Tone einen unverbeſſerlichen Träumer.

Das war ich denn auch im vollen Sinne des Wortes, und nicht nur am erſten Abend unſeres Hierſeins, noch erfüllt von den Erlebniſſen des geſtrigen Abends, ſondern ich blieb es auch in den nächſten Tagen trotz des geräuſchvollen Treibens, welches das Dorf belebte und mich umgab. Die Hauptſtraße des Orts glich förmlich einem Kavallerielager, und im Hofe unſeres Hauſes, wo ein Theil der Offiziere zuſammenkam, wurde unterſucht, gewählt oder verworfen. Wir jungen Leute mußten Pferde vorreiten, wo-

bei es auf einen kleinen Exceß nicht ankam. Wir wurden von den Bauern umlagert und befragt, die frischwangigen Mädchen des Dorfes staunten unsere Reiterkünste an, auf den Tischen, umgeben von frischem Grün des Laubes, blinkten Gläser und Flaschen, letztere waren statt des Pfropfens häufig mit einer Blume verschlossen, Pfeifen und Cigarren brauchten nicht entfernt zu werden, wenn auch die Offiziere zu uns traten, während wir die Nationale der verschiedenen Pferde aufschrieben, kurz es war ein vergnügtes Leben, voller Lust und Freiheit, das mich zu jeder anderen Zeit entzückt haben würde, und das ich unter anderen Verhältnissen jedenfalls mitgenossen hätte in vollen Zügen.

Ich dachte nur an den Sonntag und erwartete Briefe von meinem Pflegevater, welchen ich dringend gebeten hatte, mir Nachrichten zu geben über Alice, und mir zu schreiben, wann Herr von Steinfeld zurückgekehrt sein würde. Diese Briefe blieben aus, der Sonntag kam.

Wetter hatte sich die Erlaubniß verschafft, das Schloß sehen zu dürfen; ich, der beständig davon geträumt es zu sehen, hätte das vergessen. Wir stiegen den Berg hinauf, sobald es eben nicht mehr zu früh war, um das mit Anstand thun zu können. Dießmal fanden wir das Gitterthor geöffnet, traten in den Park und sahen links am Wege die Fontäne ihren Wasserstrahl emporwerfen mit gleichmäßigem Gemurmel, heute wie gestern, und gestern wie vorgestern, und wie vor Monaten und Jahren, und wie auch in jener Nacht, als Frau Merzer vorbeigefahren. Dann ging es auf weichen Sandwegen aufwärts, und in kurzer Zeit hatten wir die Umfassungsmauer des Schlosses erreicht, wo eine Zugbrücke über einen tiefen Graben führte und durch einen hohen gewölbten Thorbogen in den Schloßhof. Auf der Brücke blieb Wetter stehen und forderte mich auf, in die weite vom Sonnenschein beglänzte Ebene hinabzublicken. „Ich weiß wohl," meinte er, „daß Du dafür jetzt freilich keinen Sinn hast, und lieber da

hineinstürzen möchtest, so auffallend wie nur möglich jene kleine Wendeltreppe aufsuchen, um Deine allerdings verzeihliche Wißbegierde zu befriedigen, bemerke aber gütigst jenen Diener dort im Schloßhofe, der wahrscheinlich den Befehl hat, denen, welche die Burg sehen wollen, einen bestimmten Weg anzuzeigen; bezwinge Dich also, wenn Dir das auch lästig vorkommt, vielleicht werden wir gerade über die Wendeltreppe in die oberen Gemächer geführt, das heißt, wenn man überhaupt für gut findet, uns diese zu zeigen, dann bleibst Du etwas zurück und nimmst den richtigen Augenblick wahr. Werden wir aber nicht hinaufgeführt, so werde ich mich bemühen, den Aufpasser durch ein geistreiches Gespräch im Schloßhof zu fesseln, und Du als junger, sehr neugieriger Mensch nimmst die Gelegenheit wahr und verlierst Dich langsam in's Haus hinein. Aber nur keine Hast, keine Uebereilung."

Ich mußte ihm Recht geben, und zwang mich die Gegend zu betrachten.

Während wir darauf langsam durch den Thorbogen schritten, sagte mein Freund: „Der Eingang zur Wendeltreppe ist gar nicht zu verkennen; er ist dort links an jenem vorspringenden Thürmchen — siehst Du?"

Ich nickte mit dem Kopfe und meine Blicke hingen begierig an dem bezeichneten Ort.

„Es führen ein paar Stufen hinauf, und wenn mich nicht Alles trügt, ist die Thüre nur angelehnt."

Der Diener, welcher sich im Hofe befand, trat auf uns zu mit ziemlich mürrischem Gesichte und ließ sich unsere Karten zeigen, dann zeigte er auf eine Thüre, welche sich entgegengesetzt von dem Eingange befand, und sagte: „Sie können dort hinaus in den Garten des Schlosses gehen und von außen die Gebäude betrachten, später werde ich Ihnen alsdann die Haupttreppe und den großen Saal zeigen."

„Es scheint," flüsterte mir Wetter zu, „die Fremden werden hier sehr karg abgespeist, vielleicht aber auch stellt dieser Herr Betrachtungen an über unsere Unteroffiziersuniform im Verhältniß zu dem zu erwartenden Trinkgeld," — dann setzte er laut zu dem Bedienten gewandt hinzu: „Zuerst werden Sie uns wohl erlauben, den Schloßhof zu betrachten, er interessirt mich ganz besonders."

Der Lakai zuckte die Achseln und ging ein paar Schritte von uns weg.

„Siehst Du, mein Freund," sprach Wetter mit lachender Miene zu mir, „das hier nennt man also einen Schloßhof. Du hast Phantasie genug, um Dich in jene alte romantische Zeit zurückzudenken, wo die biderben Ritter auf ihren plumpen Streitrossen, schwer gepanzert, durch jenen Thorbogen hereinsprengten, die Harnische, respektive die Kettenhemden, rasselten, die Schwerter mögen vielleicht geklirrt haben, gewiß aber ist es, daß die bunten Federn auf den Helmzierden entweder im Morgen- oder im Abendwinde flatterten. — Das galoppirte dann bis dort vor jene Haupttreppe, wo die Diener harrten, wo sich die Biderben von ihren Gäulen schwangen und zum Imbiß in denselben großen Saal hinaufschritten, den wir nachher zu sehen bekommen. Kam aber vielleicht der Herr des Schlosses Abends ermüdet von der Jagd, so möchte ich Zehn gegen Eins wetten, er ritt nicht an die große Treppe, sondern er lenkte sein müdes Roß dort an jenes kleine Thürmchen" — Wetter machte bei diesen Worten ein paar Schritte dorthin — „wo," fuhr er alsdann fort, „gewiß eine Wendeltreppe hinauf in's Schloß und in die Gemächer führte. — Ist es nicht so?" wandte er sich fragend an den Lakaien, der verdrießlich umherschielend uns leider gefolgt war.

„Was soll das sein?" fragte dieser.

„Eine kleine Treppe," sprach Wetter mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt, „auf welcher die Herrschaft ebenfalls in's

Küche, um neue glühende Bolzen zu holen; die Ofenthür wurde mit einer eisernen Stange aufgestoßen, und darin sah es aus wie in einem kleinen Hochofen: eine unendliche Gluth strahlte heraus, und die Bügelstähle lagen darin roth und weiß glühend; hie und da fiel eines dieser glühenden Eisen auf den Steinboden, dann zischte die Feuchtigkeit desselben hoch auf, die Mädchen schrieen und suchten mit roth angestrahlten Gesichtern den Deserteur zu fangen und sperrten ihn lachend in das schwarze Bügeleisen.

In dem Wohnzimmer der Frau Welscher sah es nun recht behaglich und freundlich aus; dieses Wohnzimmer war zugleich das Schlafgemach der Frau selber, und das große Ehebett stand in der Ecke hinter dem Ofen. Leider war dieses Bett seit dem Tode des seligen Herrn Welscher viel zu groß für die einsame Frau, da sie sich nie entschließen konnte, ihrem ersten Manne einen Nachfolger zu geben.

Zwei große gothische Fenster giengen auf den ehemaligen Stadtgraben und zeigten bei Tage ein gutes Theil Dächer und Schornsteine der neueren Stadttheile. Das Wohnzimmer war ordentlich und reinlich möblirt. Doch sah man jedem einzelnen Stücke an, daß es schon lange Zeit gedient; auch war in der Farbe der Stühle von Eichenholz, sowie in dem Getäfel, welches durch das Zimmer lief, eine Harmonie eingetreten, die deutlich anzeigte, daß beide schon lange Jahre zusammen gewohnt hatten und älter geworden waren. Und so war es auch. Diese Wohnung hatte die Mutter der Frau Welscher schon lange Jahre vor ihrem Tode inne gehabt und hier dasselbe Geschäft getrieben, von dem die Tochter jetzt ihren Lebensunterhalt zog.

In der linken Ecke des Zimmers stand ein großes Sopha, seine gepolsterten Arme mütterlich weit geöffnet und in seiner auffallenden Größe im Stande, eine ganze Familie allliebend zu umschlingen. Hier befand sich die nachwachsende Familie Welscher, bestehend aus zwei Mädchen und einem Buben, erstere im Alter

Schloß kann, wenn sie die große Treppe vermeiden will. Das ist bei allen alten Schlössern so."

Ehe der Bediente ihn hindern konnte, wenn er das wirklich gewollt hätte, erstieg Wetter rasch die paar Stufen, die zu jener Thüre führten, drückte sie auf, da sie unverschlossen war, und ließ mich hineinschauen. „Siehst Du, daß ich Recht habe?"

Ich blickte hinein, und wie fühlte ich mein Herz schlagen, als ich die Wendeltreppe bemerkte, welche auf der inneren Seite ein Geländer hatte, das unten in einen großen Pfosten auslief, auf welchem eine hohe von Holz geschnitzte Vase stand.

Nur ein flüchtiger Blick war mir erlaubt, denn Wetter faßte mich am Arm und führte mich die Stufen hinab, augenscheinlich in der Absicht, um kein Interesse zu zeigen, und als sei uns nur darum zu thun gewesen, mir zu beweisen, daß derartige Schlösser neben der Haupttreppe noch Nebentreppen hätten, welche man — so sagte er mir jetzt mit lauter Stimme, in der ich einen bezeichnenden Ausdruck nicht verkannte — zuweilen des Abends bei gewissen Veranlassungen zu benützen pflegt.

Der Lakai schritt an uns vorüber, und als er weit genug entfernt war, um meine Worte nicht mehr verstehen zu können, sagte ich in großer Aufregung zu meinem Freunde: „Ich habe sie gesehen."

„Die Vase?"

„Genau wie sie mir beschrieben wurde."

„Das ist schon etwas, aber in diesem Augenblicke dürfen wir uns hier nicht aufhalten; jener Spürhund mit seiner mißmuthigen Physiognomie würde uns doch nicht allein eintreten lassen. Bezähme also Deine Neugierde und gib Dir Mühe, mit großem Interesse den Schloßgarten und den hinteren Theil der Gebäulichkeiten zu betrachten."

Er schritt auf die uns bezeichnete Thüre zu und ich folgte

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20775 / 041

ihm nicht ohne einen leichten Seufzer, doch fühlte ich, daß Wetter Recht hatte.

Obgleich ich die kleine Wendeltreppe, die für mich von so außerordentlicher Wichtigkeit war, im Rücken laſſen und wie mein Freund ſagte, meine Neugierde bezähmen mußte, ſo gab es hier im Schloßhofe und neben demſelben doch noch ſonſt Intereſſantes für mich. Wie deutlich erinnerte ich mich hier der Einzelnheiten aus der Erzählung des Herrn von Steinfeld, beſonders als wir nun durch die uns bezeichnete Thüre getreten waren und auf einer kleinen Terraſſe ſtanden, an welche ſich linker Hand Stallungen und Remiſen ſchloſſen. Hier hinaus hatte Herr von Steinfeld gewohnt, dort oben waren ſeine kleinen Appartements, dort zur rechten Hand neben uns bemerkte ich die Treppe, von der er mir geſprochen, daß ſie unmittelbar von ſeiner Wohnung in's Freie geführt.

Vor uns lag der kleine Schloßgarten mit zierlich angelegten Blumenbeeten, und neben demſelben, aus der Tiefe emporwachſend, erhoben die uralten, gewaltigen Eichen ihre majeſtätiſchen Blätterkronen. Hier ſah man durch eine Lichtung in den Bäumen auf das von der Sonne beglänzte wunderherrliche Donauthal, tief unten wand ſich der ſilberne Faden des Stromes zwiſchen grünbewachſenen Höhen, die ſich immer mehr abflachten bis zu einem weiten Thale, an deſſen äußerſter Grenze die gewaltigen Maſſen tief blau gefärbter Berge ſich erhoben, welche von andern noch höhern mit ſchneebedeckten Gipfeln gekrönten überragt wurden.

Ich erkannte dieſelbe Ausſicht aus der Erzählung des Herrn von Steinfeld. War es doch gewiß ganz dieſelbe, die man von jenem Plätzchen dort unten auf dem Hügel hatte, jener Stelle am Fuße des kleinen ſteilen Hügels, wo eine klare Quelle zwiſchen moosbedeckten Steinen hervorbrach, ſich von da einige Fuß herabſtürzte und unten im Geſtein eine ganze Schale ausgewaſchen hatte, wo die klare Flut, beſtändig erregt von dem nachſtürzenden

Waſſer, luſtige Schaumwellen aufwarf, — immerfort, immerfort mit geheimnißvollem Rauſchen und Murmeln zu ſtillen Träumen einladend.

Das Alles ſtand jetzt ſo lebendig vor meiner Seele, als wenn ich ſelbſt an jenem klaren Waſſer geſeſſen wäre. Dort hinaus mußte das liegen, denn zwiſchen den grauen Stämmen und dem nicht allzu dichten Unterholze hindurch zeigte ein Streifen friſcheren Grünes und ſaftigerer Gräſer die Stelle an, wo der kleine Bach in Schlangenwindungen hinfloß.

Wie war mir Alles hier ſo wichtig, ſo intereſſant; hier die Freitreppe, wo er an jenem Tage Abſchied von ihr nahm, dort jene andere Treppe, das Ziel meiner heutigen Wünſche, wo vielleicht das arme Kind nächtlicher Weile aus dem Schloſſe der Väter getragen wurde, um ſein Erbtheil betrogen, um es nicht wieder zu ſehen.

„Unſer mißvergnügter Freund, der Lakai,“ ſagte Wetter, indem er meinen Arm ergriff, „ſcheint ſich verzogen zu haben, wenigſtens ſehe ich keine Spur mehr von ſeiner geſpreizten Figur und ſeinem angenehmen Geſicht.“

„So laß' uns hin,“ erwiederte ich raſch. „Wer weiß, was ſpäter unſerem Vorhaben wieder in den Weg treten könnte.“

„Ja, ja, aber laß uns langſam vorrücken, nur keine Uebereilung, nichts Auffallendes. Wenn wir ſo behaglich durch den Hof ſchlendern, bald dieſen intereſſanten Stein betrachten, bald jenen, ſo können wir uns bis zur Treppe hinſchlängeln, ohne daß Jemand etwas Beſonderes darin findet. Werden wir gefragt, ſo haben wir unſern Lakaien geſucht, von dem wir glaubten, er ſei dort die Treppe hinaufgeſtiegen.“

So thaten wir alſo, gingen in den Schloßhof zurück und ſchauten mit großer Aufmerkſamkeit, ſehr viel Intereſſe verrathend, an den alten Steinkonſtruktionen hin, unter denen allerdings manches Merkwürdige zu ſehen war, und kamen ſo, ohne von

dem Lakaien beläſtigt zu werden, der wahrſcheinlich glaubte, wir ſeien noch eifrig mit der Betrachtung des Gartens beſchäftigt, an die Treppenſtufe.

Ich ſtieg hinauf, während Wetter unten ſtehen blieb, die Thüre öffnete ſich, ſobald ich auf die Klinke des Schloſſes drückte, und ließ mich in den kleinen Raum eintreten, wo ich ſchon vorhin den Pfoſten und die aus Holz geſchnitzte Vaſe geſehen hatte. Daß ich mich ruhig gefühlt hätte, kann ich gerade nicht ſagen, wenn ich mir auch, auf eine mögliche Ueberraſchung gefaßt, alle mögliche Mühe gab, es zu ſcheinen. Ich glaube, ich ſummte ſogar ein Liedchen vor mich hin, doch war das Klopfen meines Herzens ſo heftig, daß ich mich mit meinem Takte darnach richten mußte. Es war nicht hell in dem kleinen Raum, weßhalb es mir, als ich nun neben der hölzernen Vaſe ſtand, unmöglich war hineinzublicken. Ich würde aber auch mit den Augen das Geſuchte doch kaum entdeckt haben, denn es lag wahrſcheinlich tief unten, bedeckt von dem Staube langer, langer Jahre.

Ja tief drunten mußte es liegen; denn wenn ich auch meinen Arm, ſo tief es mir möglich war, hineinſteckte, ſo konnte ich doch Nichts erfühlen und erfaſſen. Sollte ich denn unverrichteter Sache wieder hier abziehen, mit der Ungewißheit im Herzen; denn wenn ich das nicht fand, was jene Frau hier zurückgelaſſen, ſo war kein Beweis vorhanden, dieſes ſei das Schloß geweſen, auf welches man ſie in jener Nacht ſo geheimnißvoll geführt — dieſes die Wendeltreppe, über welche ſie jene Geſtalt hinabgeleitet — dieß die Vaſe, die ich in der letzten Zeit ſo vielmal wachend und träumend vor mir geſehen. — — —

Mir kam ein glücklicher Gedanke, ich zog raſch meinen Säbel und brachte die Spitze der Klinge in die Oeffnung der Vaſe und drückte ſie langſam durch die Oeffnung hinab.

Ah, ich ſtieß auf etwas Weiches, ja wahrhaftig, das war nicht nur aufgehäufter Staub, es war ein anderer weicher Gegen-

ſtand. Kaum konnte ich vor Erregung meinen Säbel feſt genug halten, um die Spitze der Klinge mit dem daranhängenden Gegenſtande feſt an die Wandung zu drücken und denſelben ſo herauszubringen; endlich konnte ich ihn mit der linken Hand erreichen, und ich glaube, ich wäre über das koſtbarſte Geſchenk nicht glückſeliger geweſen als jetzt, da ich wirklich den alten von den Motten zerfreſſenen, beſtaubten Pulswärmer feſthielt. Es hatte mich Mühe gekoſtet, ihn an das Tageslicht emporzuziehen, und als ich ihn beinahe oben hatte, hätte ich ihn nicht wieder fallen laſſen, ſelbſt wenn mir ſämmtliche Schloßbewohner zugeſehen hätten; deßhalb wollte ich es auch nicht beachten, daß Wetter draußen ſehr vernehmlich und auffallend huſtete, und daß ich vernahm, wie Pferdehufe auf dem Pflaſter des Schloßplatzes klapperten.

Ja, ich hielt es in meiner Hand, wonach ich ſo eifrig geſtrebt, dieſes armſelige, zerfreſſene Wollengewebe, dieſes koſtbare, unumſtößliche Beweismittel. Den Staub klopfte ich, ſo gut es möglich war, herunter, und wollte es gerade in die Taſche meines Kollets ſchieben, als mich eine laute Stimme in ziemlich barſchem Tone fragte: „Was treiben Sie denn da unten?“ Ich blickte erſchrocken empor, — die Frage ſchallte von der Treppe herab, und ſah vor mir eine Geſtalt — ja wahrhaftig, es war nicht nur eine Geſtalt, ſondern gerade die Geſtalt, deren Aeußeres ich nicht vergeſſen. Sie trug einen grauen Jagdrock, einen grünen Hut, und hatte an den Füßen hohe Stiefel von weichem Leder. Hinter ihr ſtand der mürriſche Lakai, der mich mit unverkennbarem Erſtaunen betrachtete.

„Nun?“ wiederholte die Geſtalt in noch ſchärferer Betonung, „darf man fragen, was man da unten treibt, und iſt man geneigt, bald hierauf Antwort zu geben?“

Die richtige Antwort zu geben war nun allerdings für mich nicht ſehr leicht, doch als ich mich von meinem Erſtaunen, welches der Anblick dieſer Geſtalt in mir hervorgebracht, erholt, ſteckte ich

zuerſt meinen Säbel in die Scheide und ſagte alsdann mit ruhigem Tone: „Ich habe mir die Treppe und vor allem dieſe kunſtreich geſchnitzte Vaſe betrachtet.“

„Und dazu zieht man ſeinen Säbel und ſtößt in die Vaſe, um es zu betrachten? Hm — hm— wir wollen das draußen im Hofe unterſuchen. Suchen Sie Ihren Weg dorthin!“

„Er hält Etwas in ſeiner Hand,“ flüſterte der Lakai, „was er aus der Vaſe herausgeholt.“

Ich fand es nicht für nöthig, noch etwas zu ſagen, ſondern trat in's Freie, wo mich Wetter erwartete, dem ich raſch und leiſe mittheilte, was ich gefunden, und daß man mich geſehen.

„So laß' uns in der langſamſten Gangart abmarſchiren,“ gab dieſer zur Antwort, wobei er ſeinen Säbel unter den Arm nahm, und ſich dem Thorbogen zuwandte. Doch ſchoß der Lakai in dieſem Augenblicke hinter mir die Stufen herab, legte die Hand auf Wetter's Arm, der ihm zunächſt ſtand, und ſagte zu ihm in unverſchämtem Tone: „Der gnädige Herr befiehlt, daß Sie dableiben.“

„Was ſein gnädiger Herr befiehlt, geht mich nichts an,“ entgegnete Wetter, „ihm aber rathe ich, ſeine Hand von meiner Uniform zu entfernen, damit ich nicht unangenehm werde.“

Da wir bei dieſem kurzen Wortwechſel ſtehen geblieben waren, ſo hatte uns im nächſten Augenblicke die Geſtalt erreicht, ſtellte ſich mit auseinandergeſpreizten Beinen, die Arme in die Seite geſtemmt vor uns hin, und herrſchte mir zu: „Und nun frage ich noch einmal, ich, der Freiherr von Germersbach, Beſitzer des Schloſſes, was trieben Sie dort an der Treppe mit gezogenem Säbel, was holten Sie aus der hölzernen Vaſe empor, die dort ſteht?“

Wetter lächelte ganz gemüthlich, als er ſtatt meiner zur Antwort gab: „Vielleicht iſt ihm beim Betrachten jener kunſtvollen Vaſe ein Handſchuh hineingefallen, oder ſonſt Etwas,“ verbeſſerte

er ſich, als er bemerkte, daß ich meine beiden Handſchuhe anhatte. — „Iſt's nicht ſo?“ wandte er ſich an mich.

„Ja,“ verſetzte ich, „ich zog Etwas hervor, was hineingefallen iſt.“

„Ich will es ſehen,“ ſagte die Geſtalt.

Wetter zuckte mit den Achſeln und faßte meinen Arm, um mich mit fortzuziehen.

Doch trat uns der Andere abermals in den Weg, indem er mit lauter Stimme rief oder vielmehr ſchrie: „Der Teufel, ich will, daß man mir auf meinen eigenen Grund und Boden eine genügende Antwort gibt!“

Der Lakai war vor ein paar Augenblicken durch den Hof geeilt, und als ich jetzt Schritte hinter mir hörte und mich umwandte, ſah ich drei Offiziere, zwei von den Huſaren und einen von den Dragonern, die ſich uns raſch näherten und ſich neben dem Freiherrn von Germersbach aufſtellten.

„Sollten Sie's wohl glauben, meine Herren,“ ſagte dieſer mit großer Heftigkeit, „daß dieſe beiden gemeinen Soldaten —“

„Erlauben Sie,“ fiel ihm Wetter mit eben ſo hartem Tone in's Wort, „von gemeinen Soldaten kann durchaus nicht die Rede ſein, es gibt überhaupt keine gemeinen Soldaten, ſondern nur Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine.“

„Herr Bombardier von der Artillerie,“ miſchte ſich der Dragoneroffizier in ſehr ſüffiſantem Tone in's Geſpräch, „bedenken Sie, wo Sie ſind, und mäßigen Sie Ihre Ausdrücke.“

„Das werde ich ganz nach dem Beiſpiele Anderer thun.“

„— Dringen in mein Haus mit gezogenem Säbel, ſtöbern da in den Winkeln umher und ſind grob, wenn ich darüber Auskunft verlange.“

„Ja, dieſe Artillerie,“ meinte einer der Huſarenoffiziere, „nimmt ſich beſtändig erſtaunliche Rechte heraus.“

„Und,“ ſetzte der Dragoneroffizier hinzu, „wenn Sie dem

Herrn Baron von Germersbach die billige Auskunft verweigerten, ſo gewiß doch nicht mir, Ihrem Vorgeſetzten?"

„Wir werden uns bemühen, alle Fragen des Herrn Lieutenants geziemend zu beantworten," verſetzte Wetter mit einem boshaften Lächeln.

„Was hatten Sie in dem Hauſe zu ſchaffen?" fragte mich darauf der Dragoneroffizier.

„Wir hatten Erlaubniß, das Schloß zu beſehen," entgegnete ich, „hier iſt unſere Karte. Ich ſah nichts Unziemliches darin, auch das Treppenhaus zu beſichtigen."

„Warum hatten Sie Ihren Säbel gezogen?" fragte die Geſtalt.

Wetter ſtieß mich an, und ich verſtand ſeinen Blick, weßhalb ich ſchwieg.

„Warum?" fragte barſch der Offizier.

„Er wollte wahrſcheinlich mit dem Säbel die Höhe des Treppenpfoſtens meſſen," antwortete mein Freund anſtatt meiner.

„Soll ich Sie daran erinnern, daß das gehaltloſe Ausflüchte ſind, Winkelzüge, und daß ich, ein Offizier, eine gerade Antwort verlange?"

„Weiß der Teufel, was dieſe beiden Menſchen dort zu ſchaffen hatten. Wir ſahen deutlich, Jean und ich, daß der Eine Etwas aus der Vaſe herauszog, er hält es noch in ſeiner Hand, ich will, daß er es zeige!"

„Zeigen Sie es," herrſchte mich der Dragoneroffizier an, „ich befehle es!"

„Da mußt Du allerdings gehorchen," ſagte Wetter lächelnd, „halte es dem Herrn unter die Naſe!"

„Wem?" rief der junge Offizier.

„Nun, dem Herrn dieſes Schloſſes," ſagte mein Freund, „er verlangt ja es zu ſehen."

Ich hob meine Hand, doch als die Geſtalt dem Lakaien

winkte, das Corpus delicti von mir zu nehmen, ließ ich es auf den Boden fallen.

„Ah — ah — ah — ah," machten die beiden Lieutenants von den Husaren, und der Dragoneroffizier rief im Tone der höchsten Entrüstung: „Das muß ich gestehen, Herr—r—r—r, dieß Benehmen werde ich nicht ermangeln Ihrem Offizier zu melden, und es möchte mit dem Henker zugehen, wenn man Sie dafür nicht bei Wasser und Brod einsperrt."

„Es ist Schade," bemerkte einer der Husarenoffiziere, „daß das Krummschließen abgeschafft ist, es war das eine sehr heilsame Maßregel."

„Für Husaren vielleicht," warf Wetter kurz hin.

„Herr—r—r—r!" Der Lakai hatte unterdessen den Pulswärmer aufgehoben und ihn dem Freiherrn von Germersbach gezeigt, der das Ding kopfschüttelnd betrachtete und alsdann die Frage that: „Was ist es eigentlich?"

„Es ist ein sogenannter Pulswärmer," erwiederte der Lakai, „wie ihn alte Frauen zur Winterzeit zu tragen pflegen, wie er aber in die Vase der Treppe kommt, das begreife ich nicht, er muß schon lange, lange Jahre da gelegen haben."

Der Freiherr von Germersbach starrte auf das kleine wollene Gewebe hin; doch schien es mir, der ich ihn am aufmerksamsten betrachtete, als sei er mit seinen Gedanken ganz wo anders beschäftigt. Während sich der Blick seiner Augen fast unheimlich verschärfte, erschlafften seine übrigen Züge, namentlich seine Unterlippe, die sich auffallend herabsenkte — — — — „Lange, — ja lange, meinst Du, habe das dort gelegen und alte Weiber tragen es zur Winterzeit? — — — — Verflucht!" rief er nun plötzlich in so heftigem Tone, daß ihn selbst die Offiziere verwundert betrachteten — „verflucht und verdammt sollt Ihr sein — wer gibt Euch das Recht, die Winkel meines Hauses zu durchsuchen — Sachen hervorzuziehen — und mitzunehmen?" Er hatte diese

von acht und sieben Jahren, der männliche Sprößling dagegen ungefähr sechs, alle drei gesunde und wohlgebildete Kinder.

Die beiden Fräulein Welscher saßen auf dem Sopha und buchstabirten in einem Bilderbuche; sie lasen einförmig und im strengsten Takte, wie es Kinder zu machen pflegen und welches von Weitem klingt, wie der gedämpfte Ton einer melancholischen Straßenorgel. Der Sprößling aber stand hinter den Schwestern mit seinen beiden Füßen auf dem Sopha, hielt in der einen Hand einen gebratenen Apfel, in der andern ein ansehnliches Stück Butterbrod und sprach diesen beiden Leckerbissen sehr eifrig und mit der größten Unparteilichkeit zu. Das Bilderbuch der Schwestern handelte von der Naturgeschichte und erzählte von den einzelnen Eigenschaften, von den Fehlern und Tugenden der Hausthiere, und so oft die Schwestern sich bemühten, den Namen eines dieser nützlichen Geschöpfe auszusprechen, so bemühte sich der Herr Bruder mit vollen Backen und im schnarrenden Tone die Stimme dieses Thieres täuschend darzustellen und die eigenthümlichen Bewegungen desselben sehr geschickt zur Anschauung zu bringen. Bald krähte er wie ein Hahn und schlug dabei mit den Händen, daß Apfelbrocken und Stücke Butterbrod in der Stube herumflogen, bald bellte er wie ein Hund und versuchte eine der Schwestern gelinde zu beißen, welche ihn statt aller Antwort vom Sopha herunterwarfen, worauf er alsdann mit einem großen Geschrei wieder hinaufkletterte.

Mitten in der Stube befand sich eine lange Tafel, an welcher von drei Frauen eifrig gebügelt wurde; sie hatten einen ganzen Berg von fein geglätteter Wäsche vor sich aufgehäuft, und wenn sie sich gerade auf ihre Arbeit bückten, so sah man nichts, als ihre Hände mit den Bügeleisen, die eifrig und unaufhörlich rechts und links hinausfuhren.

Die Dienstmädchen trugen die abgekühlten Eisen fort und brachten dafür andere mit glühenden Stählen; dies war ein kleiner Moment, wo ausgeruht wurde, darnach ergriff jede der Frauen

Worte kurz hervorgeſtoßen mit zuckenden Lippen, während er zwiſchen jedem Satze tief Athem ſchöpfte — — — — — „Sagen Sie, meine Herren," wandte er ſich raſch an die Offiziere, „iſt das nicht Diebſtahl zu nennen?"

Wetter trat raſch einen Schritt zurück und ließ ſeinen Säbel, den er bisher gemüthlich unter dem Arme getragen, aus der Hand fallen, ſo daß die Spitze der Scheide klirrend das Pflaſter des Hofes berührte. „Herr," rief er aus, „mäßigen Sie Ihre Worte."

„Ich ſage Ihnen, meine Herren," fuhr der Freiherr in wilder Bewegung fort, ohne die Worte meines Freundes zu beachten, „Sie haben keine Idee davon, wie ich von zudringlichem Geſindel geplagt werde — von rachſüchtigen, verrückten Menſchen — erſt vor einigen Tagen — ja von Geſindel — von diebiſchem Geſindel, deſſen man ſich wahrhaftig nicht anders erwehren kann, als wenn man ihm eins auf den Pelz brennt — und daraus machen wir uns auch gar kein Gewiſſen."

Wetter hatte ſich wieder gefaßt, nahm ſeinen Säbel vorſchriftsmäßig auf die Seite und ſagte dem Dragoneroffizier in ſehr bezeichnendem Tone: „Wenn der Herr Lieutenant jetzt nichts weiter zu befehlen haben, ſo werden wir uns mit Ihrer Erlaubniß in unſer Quartier begeben. Wir gehören zur zweiten reitenden Batterie, Bombardier Ramming und Wetter, unten im Dorf Iffling zur Remontekommiſſion kommandirt."

„Halt," rief der Freiherr von Germersbach, deſſen Zorn ſich eher zu ſteigern ſchien, als daß er ſich legte, indem er ſich zwiſchen den Offizier und Wetter drängte, „hier läuft man nicht ſo davon, ehe man ſich erklärt: meine Herren," wandte er ſich an die Offiziere, „ich verlange von Ihrer Freundlichkeit, daß Sie mich unterſtützen, um zu erfahren, was dieſe beiden Menſchen hier auf meinem Schloſſe geſucht, warum ſie etwas entwendet haben, das mir gehört?"

„S'iſt eigentlich Schade, daß Du ihm das nicht ſagen kannſt," verſetzte mein Freund mit höhniſchem Lächeln — „aber Herr Baron," wandte er ſich achſelzuckend an dieſen, „es wird wohl Ihr Ernſt nicht ſein, dieſe faſt lächerliche Scene noch weiter treiben zu wollen. Behalten Sie Ihre Koſtbarkeit, auf die wir wahrhaftig keinen Werth legen, und wenn die Herren Offiziere an unſerem Betragen etwas Tadelnswerthes finden ſollten, ſo wird ihnen unſer Vorgeſetzter drunten im Dorfe, Herr Premierlieutenant Bachmann, jedenfalls gerecht werden. — Sie ſind ja wieder im Beſitze Ihres Eigenthums," ſetzte er mit einer leichten Neigung des Kopfes hinzu.

„Eines Eigenthums," ſetzte ich unvorſichtig hinzu, „das vielleicht nicht einmal Ihr Eigenthum iſt, denn es könnte es ja vor langen Jahren Jemand verloren und wir es jetzt wieder gefunden haben. Ueberhaupt," fuhr ich entſchieden vortretend fort, „hat mein Freund dort ſchon zu lange von einer Sache geſprochen, die mich ja ganz allein angeht, es wird Niemand abläugnen können, daß er ruhig hier im Hofe ſtand, während ich allein jene hölzerne Vaſe unterſuchte."

Der Freiherr von Germersbach war bei meinen Worten wie erſtarrt dageſtanden und murmelte in ſich hinein: „Es könnte das Jemand vor langen Jahren dort verloren haben — — — — ah, es iſt ſo," rief er dann mit einem Male wüthend ausbrechend, „das hängt Alles zuſammen. — Alles — Alles — dieſer Diebſtahl geſchah mit Abſicht."

„Sie ſollten ſich ſchämen, Herr," rief Wetter empört, „ein ſolches Wort nur zu gebrauchen, mögen die Herren dort," er wies auf die Offiziere, „unſerem Vorgeſetzten Meldung machen, welche ſie wollen, wir werden ſie dagegen als Zeugen aufrufen über dieſe unwürdige Behandlung — wenn Sie es nicht vielleicht vorziehen, mir eine andere Satisfaktion zu geben."

„Nun, was ſich dieſer Burſche herausnimmt, iſt doch auf

Ehre zu stark," hörte ich jetzt plötzlich eine andere Stimme hinter mir sagen, und ehe ich mich umwenden konnte, wurde ich von einem Reiter, der zwischen mich und Wetter hineinritt, unsanft auf die Seite gestoßen, indem mich die Schulter seines Pferdes berührte. „Der Teufel auch, warum macht man denn hier so viele Umstände? Warum ruft man nicht die Husaren und Dragoner aus den Ställen und läßt diese beiden Kerle arretiren? — He, Jean!"

„Der gnädige Herr befehlen?" rief der bereitwillige Lakai.

Ich stand erstarrt, denn wenn mir auch der Klang jener Stimme im ersten Augenblick fremd erschien, so drang doch ein Ton hindurch, der mich lebhaft an eine vergangene Zeit erinnerte. Es war ein scharfes, schneidendes, übermüthiges Organ, das ich bei einer wichtigen Veranlassung schon einmal gehört und nicht vergessen hatte. Ich blickte auf. Dicht vor mir hielt ein junger Husarenoffizier auf seinem Pferde, welches mich auf die Seite gestoßen. Sein hochmüthiger, abstoßender Gesichtsausdruck zeigte, als er mein Gesicht sah, eine plötzliche Ueberraschung, keine angenehme in der That, und so kam es denn, daß diese schon an sich nichts weniger als wohlwollenden Züge jetzt mit einem Male Haß und Zorn zu sprühen schienen.

Der letzte der Iffling-Steinfeld war es, und ich sah wohl an seiner boshaften Schadenfreude, daß er auch in mir jenen Knaben aus dem Armenhause wieder erkannte, der nun hier wieder in seine Gewalt gegeben war. So glaubte er wenigstens.

Es ist mir unmöglich, die tiefe Erregung zu beschreiben, die bei seinem Anblicke mein Blut förmlich fiebern machte. Trat mir doch jener entsetzliche Moment von damals wieder so lebhaft vor die Seele, als wenn er soeben erst an mir vorübergegangen. War es mir doch, als sehe ich den unglücklichen Emil von Schabegg ausgestreckt vor mir auf dem Pflaster liegen, und als sähe ich das arme mißhandelte Mädchen, meine theure Alice, in deren Rechte er durch Verbrechen Anderer eingetreten — Rechte eines reichen, vornehmen Mannes, welche er schon damals rücksichtslos mißbrauchte und das wieder zu thun er in diesem Augenblicke den Anfang machte. — Mich wollten sie eines Diebstahls beschuldigen — diese Räuber und Mörder.

Ob von diesen wilden Gedanken, welche meine Zähne aufeinander klappern ließen, etwas auf meinem Gesichte zu lesen war oder ob meine Rechte unwillkürlich den Säbelgriff umspannte, weiß ich nicht, doch fühlte ich, daß Wetter meine Hand ergriff und hörte, wie er mir zuflüsterte: „Was hast Du denn? komm', laß uns gehen,"

„Nein — nein," brachte ich mühsam hervor, während ich kein Auge von dem Gesichte des Reiters verwandte, „erst wollen wir noch hören — was Jener — sagt."

Auch die übrigen Zeugen dieses seltsamen Auftritts hatten uns ziemlich erstaunt betrachtet und schienen sich im Voraus der Wendung zu freuen, welche diese pikante Geschichte durch die Ankunft des jungen Erbherrn, der als ziemlich roh und heftig bekannt war, nehmen würde.

„War hier nicht die Rede von einem Diebstahl?" fragte der letzte der Iffling, „das sollte mich gar nicht wundern; denn wenn man als Knabe schon herumvagabundirt, bettelt und den Beschützer kleiner, lüderlicher Mädchen macht, so ist's wahrhaftig nicht anders zu erwarten."

Ich drückte Wetter, der mich halten wollte, heftig zurück, trat rasch und so dicht als möglich an den Reiter hinan und fragte ihn mit bebenden Lippen, von wem er rede. — Ich fühlte, was kommen mußte, trotzdem ich meine Stellung dem Offizier gegenüber nicht einen Moment aus dem Auge verlor. Doch wollte ich ihm Veranlassung geben, diese furchtbare Scene zu mildern, wenn auch nicht, indem ich erwartete, er würde ein gelinderes Wort aus Wohlwollen gebrauchen — so doch vielleicht aus Furcht vor dem, was kommen mußte. — Doch nein, er fühlte sich geschützt durch die Gegenwart der andern Offiziere, durch die tiefe Kluft, welche zwischen seinem Stand und dem meinigen war.

„Wen ich meine?" rief er hohnlachend, „Dich meine ich, sauberer Bursche. Hast Du den Auftritt vergessen, wo Deine groben Fäuste gewagt, sich gegen mich zu erheben? Danke es dem Rock, den Du unverdienter Weise trägst, sonst sollte meine Reitpeitsche heute das Nothwendige nachholen," damit fuchtelte er mit der schwanken Gerte, die er in der Hand hielt, über meinem Kopfe.

„Nicht die Reitpeitsche," heulte ich wüthend vor Zorn, „aber der Säbel, den auch Du trägst, infamer Mörder, soll den Ausschlag zwischen uns Beiden geben. Herab von Deinem Pferde — laß die da Platz machen und stelle Dich mir gegenüber. — Herab!" Bei diesen Worten, die ich sinnlos vor Wuth ausstieß, hatte ich seinen Arm ergriffen, und würde ihn unfehlbar vom Pferde herabgerissen haben, hätte nicht Wetter mit der riesigen Kraft, die er besaß, meine beiden Arme umschlungen und mich wie ein Kind zurückgeworfen.

Die zuschauenden Offiziere standen entsetzt, erstarrt; so etwas hatten sie nie erlebt, so etwas hatten sie im Traum nicht für möglich gehalten. Es war aber auch in der That das tollste Stück gröblicher Insubordination, welches seit langer Zeit vorgekommen. Auch fühlte ich selbst wohl das Verbrechen, welches ich begangen, doch nicht, daß ich Unrecht gethan. Es war die Wiederholung jener Scene vor dem Armenhause; freilich waren wir heute keine Knaben mehr, aber das Unrecht, welches mir jener zugefügt, heute noch schreiender wie damals — ich war nicht entmuthigt — ich stand da tief aufathmend, meinen tödtlichen Feind mit funkelnden Blicken messend, mich hielt nur Wetter's kräftiger Arm zurück, sowie sein begütigendes Wort, das er mir zuflüsterte. Auch wandte er sich an die Offiziere und sagte ihnen in sehr ruhiger Haltung, doch mit tiefer, eindringlicher Stimme: „Es ist dieser allerdings erschreckliche Vorfall nur die Fortsetzung einer früheren Begegnung. Der Herr Lieutenant von Iffling wird nicht verfehlen, Ihnen das zu erzählen, und natürlicherweise auf meinen Freund alle Schuld wälzen, ihm das ganze unsagbare Unglück, das er hier leider angerichtet, jetzt zum Vorwurf machen. Sie werden den Erzählungen Ihres Herrn Kameraden begreiflicher Weise allen Glauben schenken und darnach ihre gemeinschaftlichen Schritte thun. Seien Sie übrigens überzeugt, daß ich mich von hier zu unserem vorgesetzten Offizier begeben und ihm ohne Beschönigung den ganzen Vorfall berichten werde."

„Was soll das lange Gerede," rief der Dragoneroffizier, der heftig an seinem Schnurrbart gedreht und überhaupt Zeichen

großer Ungeduld gegeben, „man wird dieſen Burſchen einfach arretiren, und wenn er ſich wehren ſollte, geſchloſſen nach dem Dorfe unten transportiren.“

„Mich ſchließen?“ rief ich zähneknirſchend, „ich will doch ſehen, wer eine Hand an mich legt.“

„Glauben Sie mir, Herr Lieutenant,“ wandte ſich Wetter an den Dragoneroffizier, es iſt nothwendig und menſchlich, dieſe unangenehme Scene nicht weiter fortzuſpielen, ſondern ihr ein raſches Ende zu machen. — Nach dieſer furchtbaren Aufregung,“ ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „iſt mein unglücklicher Freund dort vollkommen unzurechnungsfähig. Laſſen Sie ihn deßhalb in meiner Begleitung nach dem Dorfe zurückkehren; ich verpfände Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ihn mit unparteiiſchem Bericht meinem vorgeſetzten Offiziere übergebe; allein dieſem ſteht denn doch wohl das Recht zu, über ſeine Gefangennehmung zu beſtimmen.“

Der Letzte der Iffling hatte ſich unterdeſſen auch wieder geſammelt, und obgleich er bleicher als früher erſchien, ſo hatte ſich doch auf ſeinem unangenehmen Geſichte der Ausdruck von Wuth und Bosheit noch vermehrt. „Ein gutes Auskunftsmittel,“ rief er höhniſch lachend, „das Ehrenwort eines ſolchen Burſchen annehmen zu ſollen, Hehler und Stehler! Ich glaube, Herr Kamerad,“ wandte er ſich an den Dragoneroffizier, „Sie werden nicht länger ſäumen, ein paar Leute zu beſtimmen, welche dieſe Beiden da entwaffnen und eskortiren.“

Wetter hatte ſich ruhig und beſonnen gegen den Sprecher gewandt, hielt ſeinen Säbel vorſchriftsmäßig an die linke Seite, legte ſeine Rechte an den Rand der Feldmütze, die er trug, und ſprach: „Herr Lieutenant von Iffling, Sie ſollen es heute nicht erleben, daß ich mich durch Ihre Worte zu einer unpaſſenden Aeußerung hinreißen laſſe; erlauben Sie mir aber Ihnen zu bemerken, daß, was heute zwiſchen uns Beiden als unpaſſend betrachtet werden könnte, es morgen oder übermorgen vielleicht nicht mehr iſt — ich werde Sie wieder ſehen, Herr von Iffling-Steinfeld. — Da es mir ſcheint,“ fuhr er gegen die Uebrigen gewendet fort, „daß auch Sie mein Ehrenwort nicht acceptiren wollen, ſo

kommandiren Sie denn nach Ihrem Gutdünken eine Eskorte von einigen Ihrer Leute für uns. — Sei ruhig," sprach er zu mir. der ich etwas heftig antworten wollte, „füge Dich, wie ich, in das Unvermeidliche, es ist besser so."

Daß die gewünschte Eskorte von einem Unteroffizier der Husaren mit einigen Mann nicht lang auf sich warten ließen, dafür hatte Jean auf einen Befehl des Freiherrn von Germersbach schon gesorgt. — Die Forderung des Letztern, daß wir entwaffnet werden sollten, hielten die Offiziere, denen es am Ende auch darum zu thun war, nicht noch einen größern Skandal hervorzurufen, für eben so unnöthig, als daß die Husareneskorte mit gezogenem Säbel hinter uns marschirte, wie der Lieutenant von Iffling gewünscht.

„Komm', sagte Wetter zu mir, „schaue grad' aus und kümmere Dich weder um Rechts, noch um Links." Damit schritten wir durch den Schloßbogen langsam den Weg zum Dorfe hinunter. Die Offiziere riefen nach ihren Pferden und hatten uns in kurzer Zeit, den Weg ebenfalls nach dem Dorfe nehmend, überholt.

Was die Husaren anbelangte, so benahmen sie sich ganz anständig und kameradschaftlich. Sie schlenderten oft ziemlich entfernt hinter uns drein, und Leute, die uns begegneten, hätten sie eben so, wie uns, für harmlose Spaziergänger halten können, welche sich den Sonntag zu Nutzen machten.

Wetter, der dieß mit Vergnügen bemerkte, nahm meinen Arm, zog mich dicht an seine Seite und entgegnete mir, als ich etwas zu meiner Entschuldigung sagen wollte: „Laß das gut sein, ich habe Dir nie verhehlt, daß Dir Manches mangelt zu einer Soldatennatur, wie sie sein sollte und einmal sein muß. Du hast Dich vom Zorne fortreißen lassen, vielleicht hätte ich es an Deiner Stelle auch gethan. Daran ist nun einmal nichts zu ändern, laß uns nun ruhig überlegen, was geschehen muß."

„Was geschehen wird, weiß ich wohl," gab ich achselzuckend zur Antwort, „man wird mich in Untersuchungsarrest setzen und nach der Stadt zurückschicken. Dann kann ich sagen: Adieu, Militärcarrière; denn unter einem Jahr Festung wird es wohl nicht abgehen."

„Das kennst Du schlecht," erwiederte mein Freund, „daraus können auch zwei oder drei werden; Du hast das Schlimmste gethan, was ein Soldat thun kann; aber," setzte er hinzu, nachdem er vorsichtig auf unsere Eskorte geschaut, „die Nürnberger hängen keinen, den sie nicht vorher haben."

Ich sah ihn fragend an.

„Ich bin von Herzen froh," fuhr er fort, „daß diese — Herren es für gut fanden, mein Ehrenwort nicht anzunehmen, Dich in sicheren Gewahrsam zu bringen; denn in dem Falle hätte ich es natürlicher Weise auch halten müssen und, Du säßest in einer halben Stunde so fest wie möglich."

„Wie soll ich aber loskommen?" fragte ich erstaunt, „meine Ankläger werden jetzt schon im Dorfe drunten sein, und einmal vom Thatbestand unterrichtet, kann Lieutenant Bachmann bei allem Wohlwollen für mich nichts in der Sache thun."

„Darin hast Du schon recht, aber so viel ich weiß, ist der Premierlieutenant heute in der Früh nach dem benachbarten Hornstein geritten, wo er einen Bekannten hat, und darauf baue ich meine Hoffnung; wenn nur Jemand käme, auf den man sich verlassen könnte." — Er blickte scharf auf die Straße unten am Flusse, wobei er die Rechte über die Augen legte, da ihn die Sonne blendete, und rief nach einer Pause lustig aus: „ein Soldat muß immer auf einen glücklichen Zufall vertrauen! — Da kommt unser Zufall."

Ich schaute ebenfalls scharf aus, und sah drunten auf dem Wege in einer Staubwolke einen Reiter, der im vollen Galopp den Berg hinansprengte. „Es ist Schmetterer," sagte mein Freund; „jetzt kann noch Alles gut gehen."

Es war in der That der Unteroffizier, der sich uns im vollen Laufe seines Pferdes näherte. Als er dicht bei uns war, schien er gute Lust zu haben, seine Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen, doch konnte er die Linke nicht von dem Zügel seines jungen und wilden Pferdes entfernen. — „Was sind das um Gotteswillen für Geschichten?" rief er uns schon von weitem entgegen, „so was ist ja noch gar nicht dagewesen. Die Herren von den Dragonern und Husaren bringen das ganze Dorf in

Allarm, und einer ist direkt zum Ortsvorsteher geritten, um sich nach dem Zustande des Gefängnisses zu erkundigen."

Jetzt hielt Schmetterer neben uns, und Wetter, der die Hand auf den Sattelknopf des Pferdes gelegt hatte, gab ihm mit leiser Stimme zur Antwort: „Es ist allerdings ein Unglück, aber hören Sie mich einen Augenblick ruhig an, Sie können mich schon länger und wissen wohl, daß ich nicht zu den Unbesonnenen gehöre; auch sind meine Epauletten schon unterwegs und der Lieutenant Wetter wird gewiß das nicht verläugnen, was der Bombardier Wetter jetzt gesagt. — Andere hätten an Ramming's Stelle ebenso gehandelt; er ist furchtbar gereizt worden und zwar von einem Nichtswürdigen, den die Uniform, welche er trägt, nicht besser gemacht; ich erzähle Ihnen das nachher ausführlich. Wir müssen dem Ramming helfen."

„Aber ich sehe nicht ein, wie das möglich ist; da unten im Dorfe sind die Offiziere, die euch am Hause des Premier-Lieutenants erwarten, und hinter euch habt ihr eine anständige Begleitung, die euch nicht aus den Augen verlieren wird."

„Aber der Lieutenant ist nicht zu Hause!"

„Nein, er ist vor einer Stunde ausgeritten."

„Darauf habe ich gerechnet, wenn Sie also dem armen Jungen helfen wollen, und das kann Sie in gar keine Verlegenheit bringen, so reiten Sie in das Dorf zurück, sagen meinem Burschen, er solle die beiden braunen Remontepferde satteln, die wir gestern Abend gekauft, und soll sie hinter dem Dorfe an den Brunnen bringen, wo wir gewöhnlich tränken; dort soll er warten, bis ich ihm durch Ramming weitere Befehle zukommen ließe. — Das ist doch wahrhaftig unverfänglich," setzte er hinzu, als er sah, wie der Unteroffizier Schmetterer bedächtig mit dem Kopfe hin und her wiegte. „Beide Pferde sind Ramming und mir zum Zureiten zugetheilt, und ich bin gerade so dienstfertig wie Sie, um mich auch am Sonntag in den Sattel zu schwingen. Es gilt wahrhaftig keine Kleinigkeit und es ist eine Christenpflicht, einen guten Kerl vor einigen Jahren Festung zu bewahren. Auch erweisen Sie damit dem Hauptmann und dem Premier-Lieutenant einen Gefallen."

„Meinetwegen denn, Sie verantworten Alles — mein zukünftiger Vorgesetzter.“

„Alles — aber Sie wissen noch nicht Alles, was Sie zu thun haben.“

„Teufel — noch mehr?“

„Allerdings, Ihr Pferd ist ein vortrefflicher Läufer; wenn Sie das drunten besorgt gaben, so müssen Sie nach Hornstein reiten, Sie kennen das Schloß dort drüben, an dessen Fuße wir gestern die Koppel übernahmen, dort auf dem Schlosse finden Sie Lieutenant Bachmann.“

„Aha, aha, dem soll ich die ganze Geschichte melden; nun, darin sehe ich nichts Verfängliches!“

„Im Gegentheil, Sie sollen ihm gar nichts melden, Sie sollen ihn aufsuchen und ihm sagen, Sie seien von mir beauftragt, ihm eine dringende Bitte vorzutragen, eine Bitte, woran das Wohl oder Wehe unseres jungen Ramming's hinge. Die genauesten Aufklärungen würde ich nicht verfehlen, ihm noch bei seiner Zurückkunft zu machen.“

„Und diese Bitte besteht?“

„In einer schriftlichen Urlaubsbewilligung für Ramming auf drei Wochen von heute an gerechnet.“

„So sollen wir ihm zur Flucht verhelfen?“

„Ja, ja, doch nicht Sie, der Sie Nichts von der ganzen Geschichte wissen.“

„Das ist allerdings richtig, aber —“

„Rechnen Sie auf meine größte Erkenntlichkeit,“ unterbrach ihn Wetter rasch und eilig; „aber bitten Sie dringend in meinem Namen um die Urlaubsbewilligung, es hängt das Glück oder Unglück eines Freundes davon ab.“

„Sie lassen mich durch meine Bereitwilligkeit in keine Ungelegenheit kommen?“ fragte der vorsichtige Unteroffizier.

„Ich nehme Alles auf mich, darauf geb' ich Ihnen mein Ehrenwort.“

„Das Ehrenwort des zukünftigen Lieutenants?“

„Gewiß, und das eines zukünftigen Generals.“

„Gut,“ — erwiederte der Unteroffizier sichtlich zufrieden gestellt.

ein frisches Bügeleisen, hielt es einen Augenblick an die Wange, um zu erproben, ob es nicht gar zu heiß sei, und fieng wieder an zu arbeiten. In dem Zimmer herrschte bei solchen Veranlassungen die gewöhnliche dunstige und feuchte Atmosphäre, welche eine große Masse frischer Wäsche mit sich bringt; dazu klapperten die Bügeleisen und zischte die feuchte Leinwand, die beiden Schwestern lasen fort und fort, der Bruder lärmte und schrie, und auf dem Ofen schmorten einige Aepfel mit leisem singendem Geräusch und gaben in dem allgemeinen Dunst ihren eigenthümlichen Geruch ab.

Wenn jedoch der Lärm des Buben zu arg wurde oder die feuchte Leinwand zu heftig zischte, so ließ sich aus der Ecke des Zimmers die feine zitternde Stimme einer alten Frau vernehmen, die dort Ruhe, hier Vorsicht gebot; überhaupt schien diese wirklich sehr alte Frau in Abwesenheit der Herrin des Hauses die Aufsicht zu führen. Sie saß an einem kleinen Tischchen in der Nähe eines der gothischen Fenster, und ihr schneeweißes Haar, das sie zurückgestrichen unter einer altmodischen, sehr reinlichen Haube trug, so wie ihre tief eingeschnittenen Gesichtszüge zeigten ihr sehr hohes Alter.

Wenn ich sie vorhin Frau nannte, so habe ich sehr Unrecht gethan, denn sie war die vierundachtzig Jahre alte Jungfer Kiliane und ihres Zeichens erste Büglerin, als welche sie in der ganzen Stadt bekannt und respectirt war. Ihr Anzug bestand in einem altmodischen Cattun-Ueberrock und gekräuselten Busenstreifen von demselben Stoff, mit sehr kurzer Taille; vor sich hatte sie feine Damenwäsche, der sie mit einem kleinen zierlichen Bügeleisen die letzte Vollendung gab; zu ihrer Linken war eine Näherin, der die fehlerhaften Stücke hingereicht wurden, und welche Knöpfe und Bändel hinnähen mußte. Jungfer Kiliane trug eine große Brille und hatte trotz der starken Hitze, die im Zimmer herrschte, die Füße auf einer Wärmflasche stehen. Zu ihrer rechten Seite saß an einem größeren Tische eine andere Gestalt, die wir etwas näher ansehen müssen.

„Jetzt aber machen Sie um Gotteswillen, daß Sie in's Dorf hinabkommen und nach Hornstein."

Wetter war im Verlauf dieſer Unterredung mit dem Unteroffizier im langſamſten Schritte vorausgegangen, nachdem er mir einen Wink gegeben, ſtehen zu bleiben. Da ich das nun natürlicherweiſe that, ſo hatte auch unſere Huſareneskorte keine Veranlaſſung näher zu kommen, und hielt ſich wie bisher in ſehr anſtändiger und ganz kameradſchaftlicher Entfernung. Endlich trennten ſich die Beiden da vornen, und, während Wetter ſtehen blieb, trabte der Unteroffizier den Berg hinab auf die Fähre, wo er ſich augenblicklich überſetzen ließ und uns dann im ſcharfen Galopp bald aus den Augen gekommen war.

Als ich meinen Freund wieder erreicht hatte, ſetzte er mich mit kurzen Worten von dem in Kenntniß, was er mit dem Unteroffizier Schmetterer verhandelt, und ſetzte hinzu: „hoffentlich gelingt mein Plan, wozu es vor allen Dingen nothwendig iſt, daß der Premierlieutenant Bachmann den erbetenen Urlaub gibt. Mit dem Vorzeiger dieſes kannſt Du über die Grenze gehen und wir haben drei Wochen Zeit, Schritte für Dich zu thun, ehe man Dich im ſchlimmſten Fall ſteckbrieflich verfolgt, da muß dann Dein Freund Steinfeld mit ſeinen mächtigen Protektionen für Dich eintreten. Was freilich Deine Militärcarrière anbelangt, ſo hat dieſelbe, wie Du auch vorhin ſelbſt bemerkteſt, wahrſcheinlich einen ſtarken Riß bekommen. Doch tröſte Dich darüber, ich bleibe bei meinem Ausſpruch, daß Du doch nicht das rechte Zeug zu einem Soldaten und Offizier in Friedenszeiten haſt. Du haſt bei der Geſchichte da oben meinen Ausſpruch glänzend gerechtfertigt. Jetzt aber höre weiter. Wir begeben uns ruhig in's Dorf hinab, in's Quartier des Premierlieutenants, wo wir ſchon, wie Du denken kannſt, ſehnlichſt erwartet werden. Sobald wir in die Hausflur eingetreten ſind, wenden wir uns nach der Treppe im erſten Stock, ſteigen die halbe Treppe hinauf, und ich dann vollends die ganze, während Du den Gang nach dem Hinterhauſe verfolgſt, dort die Gartentreppe hinabſteigſt und Dich ſo eilig wie möglich nach dem Brunnen hinter dem Dorfe begibſt, wo unſere Leute gewöhnlich tränken. Dort findeſt Du Schultes mit

zwei Pferden, eines besteigst Du, auf dem andern soll er Dich begleiten. Ihr reitet so scharf ihr könnt gegen Nordhausen, und eine halbe Stunde vor dem Orte, wo der dichte Wald anfängt, wir waren ja gestern noch draußen, da steigst Du ab, lässest Schultes mit den Pferden zurückkehren und folgst dem Fußwege rechts bis zu jener Felspartie, die wir gestern entdeckten, und die Du als ganz vorzüglich und geeignet für den Schlupfwinkel eines verfolgten Räubers erklärtest. Dort bleibst Du verborgen, bis Du von mir Nachricht erhältst. Hast Du mich verstanden?"

„Ganz genau, ich bewundere Deinen scharfsinnigen Plan; aber meinst Du, ich solle mich in Sicherheit bringen, wenn man Dich wahrscheinlich festnimmt als den, der mir durchgeholfen?"

„Was das anbelangt, so kannst Du ganz ruhig sein. Ich habe mich nicht einmal mit einem Blick, geschweige mit einem Wort gegen unsere gestrengen Herren Vorgesetzten verfehlt. Mein Ehrenwort, Dich richtig abzuliefern, haben sie verworfen, also bin ich durchaus nicht mehr verpflichtet, für Dich einzustehen."

„So wird unsere anständige Eskorte dort hinten in Ungelegenheit kommen."

„Kaum wahrscheinlich — die Herren drunten werden uns empfangen und unser guter Freund von den Husaren hat seine Pflicht gethan, wenn er uns richtig in das Haus abliefert."

Wir betraten die Fähre und fuhren über, dießmal natürlicherweise in nächster Nähe mit unserer Eskorte. Hinter dem Flusse bemerkten wir einen der Husarenoffiziere, der uns entgegen geritten war. „Sie passen auf," sagte Wetter zu mir, „von dem, was ich Dir vorhin mit der Treppe und dem Gang im Garten andeutete, machst Du Gebrauch, wenn es möglich ist; sollten sie uns aber zu nahe auf der Ferse bleiben, so mußt Du sonst einen richtigen Augenblick erwischen. Auf alle Fälle, denke ich, wirst Du die Pferde finden, und wenn nicht Alles schief geht, so suche ich Dich heute Abend selbst auf, um das Weitere mit Dir abzureden, nachdem ich den Premierlieutenant gesprochen."

Der Husarenoffizier ließ uns vorüberziehen und sagte dann einige Worte, die ich nicht verstand, zu dem Unteroffizier der Husaren, der nun dicht hinter uns war. In Kurzem hatten wir

das Dorf erreicht und dort die Wohnung des Premierlieutenants Bachmann, die ſich in einem der am meiſten rückwärts gelegenen Häuſer befand. Vor der Thüre wurden die Pferde der Offiziere von ein Paar der im Dorfe ſtationirten Dragoner gehalten; oben am Fenſter lehnte der Letzte der Iſſling und ſchaute behaglich und mit wohlgefälligem Blick auf uns hernieder. Der Huſarenoffizier, der uns am Fluß erwartet, ſchwang ſich raſch aus dem Sattel und trat vor uns in's Haus, während er ſeinem Unteroffizier Befehl gab, uns die Treppe hinauf zu folgen — Sicherheit genug, um mein Entfliehen zu vereiteln; doch kannten ſie glücklicherweiſe die Gelegenheit des Hauſes nicht und hielten die Thüre, welche hinter der erſten Treppenbiegung in's Nebenhaus führte, für eine einfache Zimmerthüre.

„Geh' nur voran," ſagte Wetter zu mir, als wir an die Treppe kamen, „und gehab' Dich wohl; da der freundliche Huſarenoffizier vorausgeeilt iſt, um unſer Erſcheinen anzukündigen, ſo iſt vornen die Luft rein, und was unſere Arrièregarde betrifft, ſo werde ich ſie ſchon ein wenig aufhalten."

Ich ſtieg langſam hinauf und hatte kaum die erſten drei oder vier Stufen hinter mir, ſo vernahm ich, wie Wetter ausglitſchte und hinfiel. „Der Teufel auch," rief er aus, „bei dem Spaß hätte man leicht einen Fuß brechen können. Ich habe mir tüchtig das Schienbein angerannt." Bei der Biegung der Treppe flüchtig rückwärts ſchauend, ſah ich noch, wie mein Freund breit mitten auf der Treppe ſtand und ſich den Staub von ſeinen Beinkleidern abputzte, während er der Huſareneskorte, die ihm gemüthlich zuhorchte, ſehr weitläufig erzählte, auf welche Art er zum Fallen gekommen ſei; dabei winkte er mir aus den Augenwinkeln auf eine höchſt komiſche Art Jetzt hatte ich die Thüre, die in's Nebenhaus führte, leiſe geöffnet, drückte ſie hinter mir zu und verſäumte nicht, den Riegel vorzuſchieben; dann beſchleunigte ich meine Schritte, ſprang am Ende des Hauſes über die Gartentreppe hinab, durcheilte den Garten und ſäumte durchaus nicht, ſo ſchnell als möglich den Brunnen zu erreichen, wo ich richtig Schultes mit den beiden Pferden fand. Ich ſchwang mich in den Sattel und befahl ihm, ein Gleiches zu thun, dann ein Zungen-

ſchlag, eine leichte Berührung mit den Sporen, und fort flogen wir über die breite Chauſſee dahin. Jetzt hätten uns die Herren Huſaren und Dragoner verfolgen mögen; ich hätte Hundert gegen Eins wetten wollen, daß ſie auf eine tüchtige Entfernung das Nachſehen gehabt hätten. Schultes ſchien das kleine Rennen, welches wir anſtellten, zu gefallen, und wir blieben in einem animirten Jagdgalopp bis zu der mir von Wetter bezeichneten Grenze des Waldes. Dort ſprang ich von meinem ziemlich warm gewordenen Pferde, befeſtigte die Bügel auf dem Sattel und gab den Zügel dem Kanonier in die Hand, mit der Weiſung, nach Nordhauſen hineinzureiten und dann auf einer andern Straße in einem ziemlichen Umwege zurückzukehren. Schultes war als ein pfiffiger Burſche der ganzen Batterie bekannt und ich brauchte ihm nur eine kurze Andeutung zu geben, Niemand ſolle es wiſſen, daß ich überhaupt geritten, und auch nicht, daß er an dieſem Platze geweſen ſei, ſo war ich vollkommen ſicher, daß keine Macht der Erde die Wahrheit aus ihm herausgebracht hätte.

Nachdem er mich verlaſſen, ſchlug ich den Fußweg ein, der in den Wald hineinführte, und erſt nachdem mich der Schatten der dichtbelaubten Bäume umgab und tiefe Stille, fing ich an, an die Erlebniſſe des heutigen Morgens zurückzudenken und mich mit meiner eigenthümlichen Lage zu beſchäftigen. Einen größeren Wechſel des Lebens, als dieſen, hatte ich wohl noch nicht erlebt. Aus einem wohlbeſtallten, dienſteifrigen und gewiſſenhaften Bombardier einer königlich reitenden Batterie war ich ein geſetzloſer, faſt vogelfreier Flüchtling geworden, der vor jedem Rauſchen des Windes, vor jedem fallenden Blatt von Rechtswegen hätte zittern müſſen. Mußte ich doch bei jedem derartigen Geräuſch denken, es ſeien Verfolger hinter mir, und wäre doch auch der Anblick eines harmloſen Gendarmen im Stande geweſen, mir Furcht einzuflößen. Allerdings verlachte ich anfänglich dieſe Gedanken, doch als ich mich in der Felspartie niedergelaſſen, — hoch auf einander gethürmte Steinmaſſen bildeten eine tiefe Grotte, die herrlich zu einem Schlupfwinkel paßte, — kam es mir doch vor, als ſei meine Lage ſchwieriger, als ich mir es anfänglich wohl gedacht. — Wetter hatte Recht, meine Militärcarrière war durch dieſen

unangenehmen Vorfall plötzlich und wohl für immer unterbrochen. Wollte ich mich nicht vor das Militärgericht ſtellen und einer gewiß ſtrengen Strafe durch die Flucht entgehen, ſo mußte ich über die Grenze fliehen, wurde dort wahrſcheinlich nicht ausgeliefert, mußte aber dann fern bleiben von Allem, was mir theuer war, meiner Heimat, meinen Freunden — und ferne von ihr. — Seit ich droben auf dem Schloſſe die Vaſe unterſucht, hatte ich an Alice nur flüchtig gedacht; hier aber, in der tiefen Stille, die mich umgab, traurig geſtimmt durch die ernſten Ereigniſſe des heutigen Morgens, trat ihr liebes Bild wieder ſo recht lebhaft vor meine Seele, und es war, als ſchaue ſie mich mit ihren ſchönen hellen Augen ſo traurig an, als bewege ſie flüſternd ihre Lippen, um mir zu ſagen: jetzt iſt Alles aus und zu Ende zwiſchen uns Beiden, und es iſt am Ende beſſer, daß es ſo gekommen iſt, ich hätte Dich doch nicht mehr lieben können und ſo gleichgültig wäreſt Du mir auch nicht geweſen, daß ich Dich ruhig hätte wieder ſehen können. — Fahrt wohl, Träume unſerer Jugend! —

So dachte und träumte ich lebendig, aber mit tiefen Schmerzen, Es mußte ſo kommen, ihre Wagſchaale ſtieg, während die meinige tief hinabſank. Ihr Vater mußte ſie und ihr Recht wieder finden, ihr wurde zurückgegeben der glänzende Rang, dem ſie angehörte, ihr Reichthum, ihre Schlöſſer, ſie ſtand hoch über dem gewöhnlichen Leben — nur dann vielleicht dachte ſie, von Glanz und Glück umgeben, wohl flüchtig wieder einmal ihres armen Jugendgeſpielen, der — der — der ihrer nicht gedacht, als ein Wechſel des Lebens ihn damals in hohe, glänzende Verhältniſſe hob. — Ja, ſo war es, und wenn ſie wirklich vergaß, durfte ich mich nicht einmal darüber beklagen.

Stunde um Stunde verging, und nachdem ich die erſte peinlichſte hinter mir hatte, kann ich nicht einmal ſagen, daß mir die andern lang oder langweilig erſchienen wären. Auch beruhigten ſich meine wilden Gedanken, die mich anfänglich ſo geplagt, und daran trug wohl die tiefe, wohlthuende Stille des ſchönen Waldes die Schuld. Mußte ſich doch unwillkürlich meine Seele abwenden von dem Treiben der Welt draußen, das ich ſoeben verlaſſen, wenn ich auf die geraden, ſchlanken Stämme blickte, die wie die

Säulen eines gewaltigen Riesendomes hier in eben so ernstem und feierlichem Schweigen neben einander standen — ja etwas so unendlich feierlich Erhabenes hat der tiefe, stille Wald, zur Andacht fordernd, wie es nur eine Kirche zu thun vermag, dabei der kühle, wohlthuende Schatten, nur hie und da unterbrochen von einem feinen Sonnenstrahl, der sich glänzend und schillernd zwischen dem grünen Laub, zwischen Stämmen, Moos und Steinen dahinzieht, und über uns statt Orgelton das melodische Säuseln der Blätter und der Gesang der Waldvögel. — O, man ist gleich so ferne gerückt mit seinen Gedanken, entweder sie fliegen weit vor uns hinaus in die Zukunft, wo wir an ferne, fremdartige, noch prachtvollere Waldungen denken, die wir einst sehen werden, oder sie kehren zurück zu jener ersten süßen Zeit unserer kindlichen Waldeslust, wo der kleinste Busch für uns ein Urwald war, wo wir zwischen harmlosen bemoosten Steinen, zwischen Riedgras und Ginster umherspähten nach der Riesenschlange und dem Tiger, die uns zur Beute fallen mußten, unserem Heldenmuthe und dem kleinen Bogen, der aus einem Tonnenreife gemacht war. — Glückliche Zeit!

Wie hundertmal schon hatte ich hinausgespäht und gehorcht nach dem Rascheln des Laubes, welches mir einen menschlichen Fuß anzeigte, — bis jetzt immer vergebens. Nichts hörte ich, als den Ruf des Kukuks, welcher mir eine Menge von Lebensjahren anzeigte; nichts als das Klopfen eines Spechts; nicht einmal das Schallen einer Axt unterbrach die feierliche Stille des Sonntags.

Meine Uhr zeigte die Mittagsstunde und es war jetzt an der Zeit, wo im Garten hinter unserem Hause in Iffling das Mahl aufgetragen wurde; ich fühlte mich heute besonders aufgelegt, daran Theil zu nehmen, und es machte mir ein selbstquälerisches Vergnügen, in Gedanken bei diesem angenehmen Ereignisse so ausführlich wie möglich zu verweilen. — — Da — — nein, ich täuschte mich nicht, auf der Landstraße erklang das Geräusch galoppirender Pferde — ja, ein Irrthum war unmöglich, es kam näher und näher und mußte nächstens die Stelle erreicht haben, wo der Feldweg von der Chaussée abging — jetzt — nun hielten

die Pferde und ich fand es für rathſam, mich in meine Felspartie zurückzuziehen; konnte ich doch nicht wiſſen, ob ich von Freund oder Feind aufgeſucht und gefunden würde. Nicht lange dauerte es, ſo hörte ich die Pferde im Schritt auf der Straße zurückkehren und gleich darauf vernahm ich deutliches Raſcheln im Laube, welches mir Jemand anzeigte, der ſich meinem Verſtecke näherte. Vorſichtig lugte ich um die Felskante herum und verließ gleich darauf mit einem luſtigen Sprunge meine Höhle, um meinem Freunde Wetter entgegen zu eilen, der mit lachender Miene auf mich zukam. Ich kann nicht ſagen, wie ſehr mich dieſe lachende Miene beruhigte; ja ſie erſchien mir noch angenehmer als das, was er unter dem Arme trug, und was doch unmöglich etwas anderes als eine in Papier eingewickelte Flaſche ſein konnte.

„Haſt Du warten müſſen, mein Junge," rief er mir ſchon von Weitem entgegen. „Es war auch keine Kleinigkeit, bis wir uns durch das Protokoll arbeiteten, das die Herren für gut fanden, mit aller Umſtändlichkeit aufnehmen zu laſſen. Ich ſage Dir, der Unteroffizier Schmetterer, den ſie dazu erwiſchten — ihm iſt überhaupt alle Schreiberei in den Tod verhaßt — fluchte in ſich hinein, wie ich nie etwas Aehnliches gehört."

„Aber wie iſt's mit dem Premierlieutenant?" unterbrach ich ihn haſtig, „ſchrieb er meine Urlaubsbewilligung?" —

„Eins nach dem Andern," entgegnete Wetter mit unverbrüchlicher Ruhe." Ich ſollte ſchreiben, das heißt das Protokoll, erklärte aber, ich hätte mir die Finger verſtaucht und könne keine Feder halten."

„Und als ſie entdeckten, daß ich nicht mehr da ſei?" fragte ich haſtig.

„Eins nach dem Andern! Da nimm zuerſt die Flaſche Wein, die ich für Dich mitgebracht, und dieß Packet mit allerlei ſoliden Eßwaaren, darauf laß uns in Deine Behauſung treten, und während Du tafelſt und ich mir eine Cigarre angezündet habe, ſollſt Du meinen Bericht hören."

Flaſche und Packet hatte ich ihm abgenommen und beeilte mich, ihm voran in die Höhle zu gehen, um endlich das zu erfahren, was mich begreiflicherweiſe ſo außerordentlich intereſſirte,

doch hielt er mich, ehe ich noch einen Schritt gethan, am Arme zurück und ſagte mit komiſchem Pathos: „Junger Mann, Sie ſcheinen mir durchaus keinen Begriff von Etikette zu haben.“

„Ja ſo, Du biſt der Gaſt, Du mußt vorangehen.“

„Es handelt ſich weniger um den Gaſt, als um Ihren ſehr hohen Vorgeſetzten, belieben mich der Herr Bombardier einmal genau anzuſchauen.“

Wahrhaftig, ich hätte keine Veränderung an ihm entdeckt, denn er trug dieſelbe Uniform wie heute Morgen, wenn er mir nicht ſein Säbelgefäß faſt unter die Naſe gehalten hätte. Da konnte ich denn freilich einen Ausruf freudiger Ueberraſchung nicht unterdrücken, denn dort funkelte ein nagelneues Offizier-porteépée. — „Iſt es denn wahr geworden?“ rief ich im Tone der höchſten Freude, — „iſt es gewiß ſo, Wetter?“

„Herr Lieutenant Wetter, wenn ich bitten darf, neugebacken wie eine friſche Semmel, die eben erſt aus dem Ofen kommt, gerade noch ſo warm und duftig, — Herr Lieutenant Wetter, nicht wahr, das klingt? Und nun, Herr Bombardier Ramming, machen Sie mir die erſte dienſtliche Meldung, oder geben Sie mir wenigſtens Antwort auf meine Frage, wie es ſich für einen Untergebenen gegenüber ſeinem Vorgeſetzten ſchickt. Sind Sie neugierig?“

„Zu befehlen, Herr Lieutenant,“ gab ich zur Antwort, nachdem ich meine Sporen klirrend zuſammengeſchlagen und meine rechte Hand vorſchriftsmäßig mit dem Rand meiner Feldmütze in Verbindung gebracht.

„Auch hungrig?“

„Zu befehlen, Herr Lieutenant.“

„Gut denn,“ verſetzte er lachend, „die Eitelkeit iſt befriedigt, es hat mir wohlgethan.“

„Und nun hinein in Deinen Felſenpalaſt, ich will Dir ſo viel erzählen, als Deine weiten Ohren nur zu faſſen vermögen.“

„Zu Befehl“ — —

„Halt, genug!“ unterbrach er mich, — „die Fortſetzung dieſer ſubordinationsmäßigen Haltung beim nächſten Dienſte, wenn Du überhaupt noch Dienſt thun wirſt, woran ich übrigens ſehr zweifle.“

Bald ſaßen wir im Schatten der Felsſtücke, ſeine Cigarre brannte, und während ich dem mitgebrachten Imbiß kräftig zuſprach, erzählte er mir: „die Geſichter der Kavallerieoffiziere, als Du nun gar nicht kamſt, nachdem ich ſehr gemächlich die Treppe hinaufgeſtiegen war, die zu ſehen, das wäre nicht mit Gold zu bezahlen. Ich mußte auf meine Lippen beißen, um nicht laut hinauszulachen. Ganz toll war der Letzte der Iffling, und ſein Zorn, ſeine Wuth ſteigerte ſich zu einem bedenklichen Grad, als die natürlicherweiſe zu Fuß ausgeſchickten Soldaten mit der Meldung zurückkamen, im Hauſe ſei keine Spur von Dir zu finden, und als ich ihnen mit aller Gemüthsruhe auseinander ſetzte, Du habeſt höchſt wahrſcheinlich einen Gang in's Freie benützt, welcher durch das Hinterhaus in den Garten führe. Darauf wollten ſie mich verantwortlich machen. — Du haſt nun ſchon früher Gelegenheit gehabt, meine unverwüſtliche Gemüthsruhe und verletzende Höflichkeit in gewiſſen Fällen zu bewundern. Heute nun übertraf ich mich ſelbſt, als ich ſie fragte, ob ich ihnen nicht die Verantwortlichkeit für Deine Perſon mit Verpfändung meines Ehrenwortes angeboten, und ob ſie es nicht für gut befunden, dieſelbe ſo geringſchätzend als nur möglich zurückzuweiſen; überhaupt ſei ich nur der freundlichen Huſareneskorte aus dem einfachen Grunde gefolgt, weil es meine Pflicht ſei, den Befehlen eines Offiziers zu gehorchen; jetzt aber möchte ich die rechtliche Forderung kennen, die man noch weiter an mich zu ſtellen vermöge, möchte überhaupt das verletzende Wort, den unpaſſenden Ausdruck von den Herren Lieutenants wiederholt haben, der ſie berechtige, mich hier einem Verhör unterwerfen zu wollen. Ich ſage Dir aber, Freund, ſie waren ſo durchdrungen von ihrer Erhabenheit, von der Höhe des Ranges und Standes, daß ich kaum zu einem glücklichen Ende gekommen wäre, wenn nicht gerade zu rechter Zeit der Burſche des Premierlieutenants in's Zimmer getreten wäre und mir in einem Schreiben des Abtheilungskommandeurs, das ſoeben von der Poſt gekommen, mein Offizierspatent überreicht hätte. — Junge, das war ein großer Augenblick, ich werde nie einen ähnlichen erleben!

„Dieſer Bombardier, hatte gerade der Freiherr von Iffling

in einem maliziösen Tone gesagt, und dabei drohend seinen Zeigfinger gegen mich geschüttelt, worauf ich ihm im entschiedensten Tone Halt! zurief, und zwar so laut und deutlich, daß mich auch die Uebrigen erstaunt ansahen. Hier kann von einem Bombardier nicht mehr die Rede sein, fuhr ich fort, indem ich mich sehr stark in die Brust warf, dabei hielt ich mein Patent in die Höhe; es ist der Lieutenant Wetter, der vor Ihnen, meine Herren, steht, und der Sie fragt, ob Sie sonst noch was zu wünschen haben. Ich sage Dir, so was ist noch nicht erlebt worden. Fast im gleichen Momente, als sie sich noch rathlos anstarrten, hörte ich auf der Straße Hufschläge und Bachmann kam mit dem Unteroffizier Schmetterer zurück. Ich überreichte dem Ersteren bei seinem Eintritt in's Zimmer das Schreiben des Abtheilungskommandeurs, und wie ich von ihm überzeugt war', schüttelte er mir glückwünschend mit ungeheuchelter Herzlichkeit die Hand."

Mit dem größten Interesse hatte ich seiner Erzählung gelauscht, hatte Essen und Trinken fast vergessen, und faßte jetzt wiederholt seine Rechte, um ihm nochmals alles Gute zu wünschen.

„Deine Sache, mein armer Junge," fuhr er nach einer Pause fort, „stellte sich aber darum nicht besser; so sehr der Premierlieutenant geneigt war, für Dich Partei zu nehmen, so hätte er Dich doch müssen einstecken und nach der Stadt transportiren lassen, wenn Du zufällig dagewesen wärest; daß Du aber nicht da warest, das war der klügste Streich meines Lebens. Auf Deine Flucht hin, wie sie es nannten, verlangten sie augenblicklich Ausschreiben Deiner Person als Deserteur, worauf jedoch der Premierlieutenant erklärte, das ginge nicht an, da er Dir von gestern an einen Urlaubspaß auf drei Wochen ausgestellt, Du auch gewiß nicht ermangeln würdest, Dich einer Aufforderung zu stellen, die alsbald an Dich ergehen soll. Damit zogen sie ab, einsehend, daß weiter nichts zu erreichen war, und ich konnte es nicht unterlassen, dem Freiherrn von Iffling an der Thüre in sehr ausdrucksvollem Tone zu sagen, daß ich in sehr kurzer Zeit das Vergnügen zu haben hoffe, ihn wieder zu sehen. Und" — setzte er ernst hinzu, „beim allmächtigen Gott, ich werde ihn wieder sehen!

Es bedarf nur eines Blickes auf die Nadel, welche dieſelbe, ein junger Mann von vielleicht dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, in der Hand hielt, ſo wie auf ſeine nach orientaliſcher Weiſe untergeſchlagenen Beine, um vollkommen gewiß zu ſein, daß wir es mit einem Schneider zu thun haben; auch müſſen wir leider hinzufügen, daß der junge Mann nur ein Flickſchneider war. Wir können dies mit dem beſten Willen unmöglich verheimlichen, denn er war gerade im Begriffe, an einem Beinkleid des jungen Herrn Welſcher einen defect gewordenen, ſehr nothwendigen Theil zu ergänzen. An der ganzen Figur des Schneiders iſt vor der Hand nichts Auffallendes und Bemerkenswerthes, als ein wirklich ausdrucksvolles Geſicht, ſehr weiße Hände und eine gewiſſe gute Manier, mit welcher er ſein volles, blondes Haar um den Kopf geordnet hatte; fieng er aber an zu ſprechen, ſo bemerkte man einen gelinden Zungenanſtoß, verbunden mit der Schwierigkeit, den Buchſtaben St auszuſprechen, welchem Naturfehler er dadurch abzuhelfen ſuchte, daß er auf dem S ſo lange verharrte, bis er in den Bereich des T kam und alsdann krampfhaft über daſſelbe herfiel und es feſthielt.

Eine Zeit lang finden wir keine Gelegenheit, die ſeltſame Sprachweiſe zu vernehmen, denn Alles iſt mit ſeiner Arbeit beſchäftigt, und Niemand hat Zeit, eine Converſation anzuknüpfen. Endlich jedoch fieng die Schwarzwälder Uhr neben dem Ofen ſehr laut an zu ſchnarren und ſchlug darauf hell und vernehmlich ſieben Mal; was den jungen Herrn Welſcher außerordentlich zu beunruhigen ſchien, denn er verſicherte mit vollen Backen und immerfort kauend, daß es jetzt ſchon ſieben Uhr ſei, und er um dieſe Zeit gewöhnlich ſein Nachteſſen bekomme.

Jungfer Kiliane, welche ihrem Gehör nicht recht traute, blickte die Uhr einen Augenblick durch ihre Brille feſt an und ſagte: „Wahrhaftig, es iſt ſchon ſieben Uhr, ich weiß nicht, wo die Frau bleibt.“

„Die Frau,“ entgegnete der Schneider, „bleibt ſelten über

„Was nun mein Verhör als Zeuge anbelangt, auch das mußte der arme Schmetterer im sonntäglichen Schweiße seines Angesichts niederschreiben, so habe ich vollkommen der Wahrheit gemäß ausgesagt und darnach Deine Sache so hingestellt, daß ein ganz leidenschaft- und parteiloses Kriegsgericht, wie sie eigentlich alle sein sollten, bei der stattgehabten Provokation beide Augen zudrücken, Dich ein Vierteljahr auf die Festnng schicken, dann aber zum Avancement empfehlen müßte. Da aber selten in dieser verdorbenen Welt nach Recht belobt und gestraft wird, so kommt Deine Sache wahrscheinlich in die Finger irgend eines diensteifrigen Auditors, der den hochadeligen Offizieren nicht zu nahe treten will und Dich als ein kleines Ungeheuer darstellt, dem ein dreijähriger Festungsarrest außerordentlich gesund wäre."

„Das wäre ja entsetzlich!" rief ich aus. „Nach drei Jahren auf demselben Punkte wieder eintreten, wo ich vor einem Jahre begonnen!"

„Daß das für Dich schlimm wäre, ist auch die Meinung des Premierlieutenants, und da des Vorgangs wegen, selbst wenn Du wieder beim Gemeinen anfangen wolltest und für alle Zukunft ein Muster von Subordination wärest, doch Deine militärische Laufbahn für alle Zeiten einen unheilbaren Riß behalten würde, so halten wir es für das Beste, daß Du irgend wohin in Urlaub gehest, wo Dich, versteh' mich wohl, Briefe nicht finden können, weil Du in die Schweiz gegangen. Der Premierlieutenant macht seinen Bericht an den Hauptmann, dieser thut seinen Senf dazu für den alten Major Schemmer, und wenn dann die Erzählung Deines Attentats von diesem an das Brigadekommando gelangt, so muß es in so gute Zeugnisse und in Bedauern über diesen traurigen Vorfall eingewickelt sein, daß sich der Oberst veranlaßt sieht, bei einem hohen Kriegsministerium einfach um Deine Entlassung aus dem Militärdienste nachzusuchen. Einen tüchtigen Hebel aber zum Letzteren muß Dein besonderer Freund, der Lieutenant von Steinfeld, ansetzen, welcher, wie wir alle wissen, in den Regionen da oben herum sehr brauchbare Konnexionen hat. Apropos," unterbrach sich Wetter selbst, „von Lieutenant von Steinfeld zu reden, so ist er in der Nähe."

„Wo?" rief ich aufspringend.

„Gemach, gemach," erwiederte Wetter, indem er mich zurückhielt, „da draußen im Walde wird er ſich nicht herumtreiben."

„Aber wo iſt er? Du weißt nicht, Wetter, was ich ihm Alles mitzutheilen habe; kannſt Dir aber wohl denken, wie ſehr es mich drängt, ihn von dem was vorgefallen, in Kenntniß zu ſetzen."

„Das haben wir uns gedacht und deßhalb beſchloſſen, daß Du noch heute zu ihm gehen ſollteſt. Der Premierlieutenant Bachmann, der unverdienter Weiſe einen eben ſo großen Affen an Dir gefreſſen hat wie ich ſelbſt — kaute er doch in förmlich weicher Stimmung an ſeinen ungeheuren Schnurrbart, als wir nun im Reinen waren, daß Du würdeſt den Dienſt verlaſſen müſſen — hat an Steinfeld geſchrieben und ihm den Stand Deiner Angelegenheit mitgetheilt."

„Aber warum mußte er an ihn ſchreiben, kommt Lieutenant von Steinfeld nicht zurück, oder iſt er weit entfernt? Du ſagteſt mir ja, er ſei in der Nähe."

„Deine beiden haſtigen Fragen muß ich mit neuen beantworten; er kommt nicht ſobald zurück und iſt auch nicht weit entfernt. Ja, der Premierlieutenant ſah ihn noch heute Morgen auf Hornſtein, wohin er geritten, um ihn aufzuſuchen."

Mich hatte Steinfeld alſo nicht rufen laſſen, das berührte mich ſchmerzlich.

„Bachmann," fuhr Wetter fort, „wollte Dich übrigens zu ihm ſchicken, ſobald er nach Iffling zurückkehrte, fand aber ſtatt deſſen die ſaubere Beſcheerung."

„So laß mich hin zu ihm."

„Später, mein Junge, ſobald ſich, um mich poetiſch auszudrücken, die Schatten des Abends etwas auf dieſe jetzt allzuhelle Landſchaft niedergeſenkt haben werden."

„Ich verſtehe Alles das nicht," ſagte ich kopfſchüttelnd. „Lieutenant von Steinfeld ſo in der Nähe und kommt nicht zur Batterie zurück. Er iſt erkrankt!" rief ich erſchrocken aus.

„Etwas Aehnliches muß es wohl ſein," entgegnete mir Wetter mit großer Ruhe; aber Bedeutendes iſt es nichts, darüber kannſt Du Dich beruhigen, — ſo irgend eine Quetſchung; ich glaube, er iſt mit dem Pferde geſtürzt."

„Sage mir die Wahrheit, Wetter, es ist ihm gewiß nichts Schlimmes zugestoßen?“

„Nichts Gefährliches, — mein Wort darauf; aber jetzt ziehe mir um Gotteswillen keine Gesichter, ich habe im Laufe des Vormittags Aufregungen genug gehabt; betrachte auch Deine Lage nicht als hoffnungslos, denn man wird Dir auf die glimpflichste Art durchhelfen, und so viel ich aus den Worten des Premierlieutenants Bachmann entnahm, ist Steinfeld schon der Mann dazu, Dir eine andere und vielleicht nicht minder gute Carrière zu gründen. Weiß der Teufel, wenn ich nicht Lieutenant Wetter wäre — möchte ich vielleicht Bombardier Ramming sein. Aber jetzt laß uns Harmloses plaudern, ich bin wahrhaftig müde geworden.“ Nach diesen Worten streckte er sich auf den bemoosten Boden aus, und da ich neben ihm in tiefes Nachsinnen versank, also sein harmloses Geplauder schlecht unterstützte, so konnte ich ihm nicht übel nehmen, daß er in der nächsten Viertelstunde fest in Schlaf versunken war.

Hatte auch mich körperliche und geistige Ermüdung, ohne daß ich es selbst gemerkt, aus dem Nachdenken in Schlummer hinübergetragen? Es mußte wohl so sein; denn ich erwachte endlich von einem eigenthümlichen Flimmern vor den Augen, und als ich verwundert aufschaute, bemerkte ich, daß die tief herabgesunkene Sonne durch eine Waldlichtung vor uns mir gerade in die Augen schien. Wetter, welcher neben mir noch ganz ruhig und fest schlief, hatte sich von Anfang an so gelegt, daß ihn kein Sonnenstrahl erreichen konnte, und so mußte ich das Geschäft übernehmen, ihn aufzuwecken.

„Wir sind saubere Flüchtlinge,“ sagte er indem er sich lachend die Augen rieb, „wenigstens zeugt der gesunde Schlaf von einem guten Gewissen; aber sieh', was die Sonne schon für lange Schatten wirft, wahrhaftig, dort blinzelt sie noch eben über das Gebirge zu uns herüber, als wollte sie sagen: jetzt, meine Jungen, ist es auch für euch nächstens Zeit, euch davon zu machen.“

Mein Freund sah auf seine Uhr und fuhr alsdann fort: „Wenn Schultes pünktlich ist, wie ich es an ihm gewohnt bin, so werden wir, wenn wir uns jetzt aufmachen, mit ihm zusammen-

treffen, wo der Feldweg auf die Landstraße mündet; also nimm Abschied von Deinem Asyl, einen zärtlichen, warmen, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen; denn es müßte eigenthümlich zugehen, wenn Du noch einmal zwischen diesen Steinmassen ein Obdach suchen müßtest."

„Aehnliche Gedanken," gab ich zur Antwort, „haben mich schon häufig ergriffen und traurig gestimmt. Ach, es ist etwas außerordentlich Schmerzliches um das Abschiednehmen auf Nimmerwiedersehen, sogar von leblosen Gegenständen."

„Laß es gut sein," sagte Wetter gutmüthig, „verkümmere uns nicht mit Deinen herben Gedanken die letzte Viertelstunde, die wir heute zusammen verleben, wir werden uns baldigst wieder sehen, damit hat's keine Noth."

Er war aufgesprungen, zog sein Kollet fest in die Taille, schnallte die Kuppel um, und nachdem er behutsam den Säbel mit dem neuen Porteépée unter den Arm genommen, gingen wir Arm in Arm durch den Wald der Landstraße zu.

Schultes war pünktlich wie immer; denn kaum traten wir in's Freie hinaus, so sahen wir ihn auch schon mit einem Handpferde uns im Schritte entgegenreiten, neben ihm schritt ein Bauer mit einem Korbe auf dem Rücken.

„Es geht nichts über die pünktliche Befolgung eines vernünftigen Befehls," meinte Wetter.

„Und was soll der Mann bei Schultes?" fragte ich.

„Er trägt Deine Habseligkeiten, meine Junge," versetzte Wetter, „Du mußt schon die Strecke nach Hornstein zu Fuße gehen; denn so weit können wir's doch nicht treiben, daß wir Deine Flucht mit königlichen Dienstpferden bewerkstelligen; hier muß also geschieden sein. Zieh' Du ostwärts, laß mich westwärts gehen. Der Mann, der Dich begleitet, führt Dich einen kürzeren, höchst angenehmen und verborgenen Fußpfad. — Also Gott befohlen, auf baldiges Wiedersehen. — Nur keine Rührung, mein Junge."

„Adieu, Wetter, — wie soll ich Dir danken."

„Thu' es lieber gar nicht, oder später einmal, wenn ich Dir vielleicht bessere Veranlassung dazu gebe — gehab Dich wohl."

Er ſchwang ſich raſch in den Sattel, winkte nochmals mit der Hand zum Abſchiede und galoppirte dann, um dieſen abzuſchneiden, von Schultes gefolgt raſch auf der Chauſſée dahin.

Ich ſtand allein im Dämmerlichte des Abends; ich hatte wieder einmal einen guten, treuen Freund für längere Zeit verloren — o, ich hatte viel verloren in den letzten Tagen! —

Siebenzehntes Kapitel.

Ein Lebensende.

Obgleich ich den Weg nach Hornſtein unter Führung meines Begleiters in weniger als einer Stunde zurückgelegt hatte, ſo war es doch ſchon dunkel, als ich dort anlangte. Das Haus, ein neues, freundliches Gebäude, lag auf einer mäßigen Anhöhe, deren vordere Seite mit Reben bepflanzt war, durch welche ein breiter Fahrweg hinaufführte. Oben ſah man an ein paar alten Umfaſſungsmauern noch etwas von dem ehemaligen alten Schloſſe Hornſtein, doch waren dieſe Umfaſſungsmauern, einer neuern freundlichern Zeit gemäß, dem heitern Style des jetzigen Landhauſes anpaſſend, zu Terraſſen angewandelt, über welche ſich luſtige Veranden hinzogen, die auf den vorſpringenden Thurmüberreſten in runden Gitterpavillons endeten. Als ich die Terraſſe erſtiegen, ſah ich, begünſtigt vom hellen Scheine des Mondes, rings um mich weit in die Landſchaft. Dort gen Oſten bemerkte ich deutlich die ſchwarzen Maſſen des Schloſſes Iffling, über dem die volle glänzende Scheibe des Mondes ſtand. Aber auch ſein ſanftes beruhigendes Licht vermochte jenen trotzigen Thürmen keine freundliche Färbung zu geben, denn je heller ſie erſchienen, um ſo ernſter, ja übermüthiger ſchauten ſie hervor aus dem tiefdunkeln Eichenkranze der ſie umgebenden Waldungen.

Im Hauſe ſchien man unſere Ankunft gehört zu haben, denn

eine Thüre öffnete sich und ich sah Jemand unter dieselbe treten, der ein Licht in der Hand hielt, mit dem er hinausleuchtete. Als ich näher kam, bemerkte ich zu meinem großen Vergnügen, daß es der alte Kammerdiener des Herrn von Steinfeld war, den ich noch in der Stadt glaubte. Er streckte mir freundlich winkend seine Hand entgegen, nahm dann meinem Begleiter die Sachen ab, welche derselbe aus seinem Korbe hervorholte, und hieß ihn drunten warten, worauf er mich die Treppe hinaufbegleitete. Ehe ich noch fragen konnte, wie es seinem Herrn ginge, flüsterte er mir zu, es sei lange nicht so schlimm als er gefürchtet. „Allerdings stürzte er vom Pferde," fuhr er in besorgtem Tone fort, „und streifte mit dem Kopfe an einem Baumstamme. Sie können sich denken, welche Angst ich bei dieser Nachricht hatte, da ich obendrein erfuhr, mein armer Herr müsse nach diesem Sturze eine Zeit lang besinnungslos gelegen haben. Du lieber Gott, ich hatte wohl alle Ursache das Schrecklichste zu fürchten, aber wie gesagt, es ist Alles besser als ich erwartet, nur muß man ihm Ruhe lassen. — Haben Sie ihm etwas Besonderes mitzutheilen?" fragte er mich.

„Das hätte ich wohl," gab ich zur Antwort; „aber ich fürchte, meine Erzählung wird ihn aufregen."

„Dann ist es besser, Sie sagen heute nichts darüber," versetzte der alte treue Diener. — „Sind es vielleicht unangenehme Nachrichten?"

„Nein, im Gegentheil höchst angenehme und dabei sehr wichtige Mittheilungen."

„Wornach er vielleicht fragen wird?"

„Das ist sehr wahrscheinlich."

„Nun dann, wenn er dringend fragt und Sie ihm in der That etwas Angenehmes zu melden haben, so sehen Sie, wie es sich im Verlauf des Gespräches gibt. Sie lieben ihn ja auch," setzte er in herzlichem Tone hinzu, „und wissen am Ende noch besser als ich, wie weit Sie in einer gewissen Angelegenheit bei ihm vorgehen dürfen. Doch jetzt sind wir an seiner Thüre, bleiben Sie hier einen Augenblick, ich will ihm melden, daß Sie da sind."

Da ſtand ich in dem matt erleuchteten Gange, mit meinen Gedanken kämpfend, die jetzt plötzlich und mächtig auf mich eindrangen. Ich hatte mir das anfänglich als herrlich und ſchön ausgemalt, vor ihn hinzutreten und ihm zu ſagen: „Ich bin der Bringer der glücklichſten Nachricht, ſie iſt wiedergefunden. — Ja, ich habe ſie aufgefunden" — hier aber ſtockte ich ſchon; denn es mußte mir peinlich ſein, ſeine haſtigen Fragen zu beantworten, wie und wo? Es widerſtrebte mir, ihm das Ereigniß jenes Abends mitzutheilen, hatte ich es doch kaum vermocht, mit meinem Pflegevater darüber zu ſprechen, wenn ich auch völlig unſchuldig war, ſo brachte es mich doch, ihm, dem Vater des jungen Mädchens gegenüber, in ein eigenthümliches Licht, — o, ich fühlte mich recht unglücklich, recht rathlos. Und doch durfte ich nicht ſchweigen — eine Ungewißheit über das Schickſal ſeiner Tochter war ja für ihn noch viel peinlicher, — ſo glücklich ich mich anfänglich gefühlt hatte, daß gerade ich es geweſen, der dieſe Entdeckung gemacht, ja ſo peinlich war es für mich, gerade ihm jene Scene zu ſchildern. — Brauche ich denn gerade am heutigen Abend davon zu reden, hatte mir nicht vielmehr ſein Diener gerathen, ihm nichts mitzutheilen, was ihn aufregen könne — und dagegen wieder, wie glücklich wäre ich geweſen, ihm zurufen zu dürfen: ſie iſt gefunden! — ich habe ſie gefunden, es iſt Alice, meine geliebte Jugendgefährtin! — O nein, nein, das durfte ich ihm niemals ſagen.

Jetzt öffnete der Kammerdiener geräuſchlos die Thüre und winkte mir freundlich zu, ich möchte eintreten. Mir klopfte mein Herz ſo ängſtlich und heftig; von dem Vorzimmer, durch welches ich ging, ſah ich in einen kleinen Salon, wo Herr von Steinfeld in einem Lehnſtuhle am offenen Fenſter ſaß. Ich ſchritt ſehr langſam vorwärts, doch kaum hörte er meinen Schritt, ſo wandte er das Geſicht gegen mich und winkte mir herzlich mit der Hand. — Wie das meinen Gang beſchleunigte! Im nächſten Augenblicke war ich an ſeiner Seite, ergriff ſeine beiden Hände, die er mir entgegenſtreckte, und da er mich ſanft zu ſich hinzog, ſo ſank ich neben ſeinem Stuhl in die Knie nieder, und ehe ich wußte, wie das

gekommen war, drückte ich mein Geſicht laut weinend in ſeine Hände. — —

„Mein lieber Eugen, mein lieber, guter Eugen," ſagte er mit ſanfter, inniger Stimme, „wir ſind ſo kurze Zeit getrennt geweſen und haben doch in dieſen paar Tagen ſo Vieles erlebt. — Auf, mein Sohn, zeige mir ein frohes Geſicht, noch iſt nichts verloren, nur wer ſich ſelbſt und ſein Geſchick aufgibt, der hat die Partie verſpielt; wir aber, ſo hoff' ich bei Gott, wir wollen gewinnen."

Ich erhob mich raſch und mußte ihm gegenüber an dem Fenſter Platz nehmen, ein Blick dort hinaus auf die mondbeglänzte Gegend zeigte mir die gewaltigen Maſſen des düſtern Schloſſes Iffling, wie ich es drunten von der Terraſſe geſehen.

Er bemerkte meinen Blick und ſagte: „Ich habe träumend wieder einmal vergangene Jahre durchlebt, und wo konnte ich das beſſer, als bei dieſem Anblick. O, ich ſage Dir, Eugen, dort mit jenen Mauern und Thürmen vor Augen ſind die Ereigniſſe mit einer Friſche und Lebhaftigkeit vor mich hingeſprungen, als hätte ich geſtern, heute erſt all' das Schreckliche durchgemacht. — Ah, Du warſt ſelbſt droben? ich habe Alles das durch Bachmann erfahren, Du haſt merkwürdige Dinge dort erlebt, förmliche Verbrechen begangen; nicht wahr, es weht ein finſterer Geiſt durch die Mauern jenes Schloſſes? — — Aber Etwas iſt mir in jenem Bericht lückenhaft," fuhr er lebhaft fort, „Du gingſt mit Wetter in der Abſicht dort hinauf, um nach jenem gewiſſen Gegenſtand daſelbſt zu ſuchen." —

„Ja," gab ich ſo ruhig als möglich zur Antwort, „und fand ihn auch."

„Du haſt ihn gefunden?" fragte er lebhaft, „bei Gott, Du haſt ihn gefunden?"

„Ich fand Alles ſo, wie jene Frau es erzählt."

„Du-fandeſt Alles ſo" — ſprach er mit leiſer Stimme. „Wie konnte es auch anders ſein, iſt doch das ganze entſetzliche Ereigniß nur eine ſchauderhafte Wahrheit. — Ja, ja, Du fandeſt jene Wendeltreppe, Du fandeſt die Vaſe und auch jenen armſeligen Gegenſtand, der dort ſiebenzehn Jahre in Vergeſſenheit geruht

— Du fandeſt jenen Freiherrn von Germersbach, ja ſogar den Letzten der Iffling-Steinfeld — — Alles haben wir gefunden, ich noch mehr wie Du — ich will das nachher ausführlicher erzählen — wie die Beweiſe ihrer Geburt in meine Hand kamen."

„Ah," rief ich erregt aus.

„Alles, Alles haben wir gefunden," fuhr er nach einer Pauſe fort, und ſetzte hinzu, nachdem er die Hände vor das Geſicht gedrückt und in ſeinem Lehnſtuhle zuſammenſank, „Alles haben wir gefunden — nur ſie nicht, ohne die Alles — Nichts iſt."

Konnte ich ſeinen tiefen Schmerz ſehen und ſchweigen, da ich doch im Stande war, ihn mit wenig Worten ſo unbeſchreiblich glücklich zu machen? Nein, ich durfte nicht ſchweigen, und doch vermochte ich es nicht über mich, ihm die ganze Wahrheit zu ſagen; hätte ihn das, was mich ſo niedergedrückt, nicht auch jedenfalls ſchmerzlich berühren müſſen? Gewiß, und war es nicht auch im ſchlimmſten Falle möglich, daß er nicht an meine vollkommene Unſchuld glauben konnte? Dieſe meine gewiß gerechten Befürchtungen mögen es verzeihlich erſcheinen laſſen, daß ich nicht wagte, ihm die volle Wahrheit zu ſagen.

Ich legte meine Hand ruhig auf ſeinen Arm, beugte mich gegen ihn und ſagte: „Warum ſollen wir nicht die gegründete Hoffnung haben, ſie wiederzufinden; ich glaube" — ſetzte ich ſtockend hinzu, als ich ſah, wie er, durch den vielleicht unwillkürlich feierlichen Ton meiner Stimme aufmerkſam gemacht, mich ſcharf anblickte, „ja ich glaube," fuhr ich nach einer Pauſe fort, „daß wir eine Spur gefunden haben."

„Wer iſt wir?" fragte er haſtig.

„O, lieber Herr von Steinfeld," gab ich ihm ſchmeichelnd zur Antwort, „ich will Ihnen gerne Alles ſagen, was ich weiß, nur fürchte ich, meine Erzählung könnte Sie aufregen, und das könnte Ihnen in Ihrem jetzigen Zuſtande ſchädlich ſein."

„Haſt Du mir etwas Gutes mitzutheilen?"

„O, etwas ſehr Gutes."

„Von ihr, von meinem Kinde?"

Ich nickte ſtumm mit dem Kopfe; denn es preßte mir auf eine unerträgliche Art die Bruſt zuſammen, als ich ſah, wie er

ſeine Hände zuſammenlegte und mit einem dankenden Blicke aufwärts ſchaute. „Etwas Gutes," murmelte er, „o, etwas Gutes — — dieſe Freude werde ich ertragen, die wird mir nicht ſchaden, o ſprich — ſprich," wandte er ſich haſtig gegen mich, „ſage mir, was Du weißt."

„Sie erinnern ſich," fuhr ich nach einem Augenblicke, in welchem ich mich geſammelt hatte, fort, „daß jene Frau Merzer das Kind, welches ſie in der bewußten Nacht in ihren Armen gehalten, als ein kleines, reizendes Geſchöpfchen geſchildert, ohne Fehler und Makel, nur habe es in der Gegend des Herzens ein blutrothes Maal gehabt, gerade ſo wie eine Stichwunde, die ſich erſt vor Kurzem geſchloſſen."

„Ob ich mich erinnere? O, im Wachen ſowohl wie im Schlafe gedenke ich an den fürchterlichen Traum meines unglücklichen Weibes, welcher ihrem Kinde das blutige Maal aufgedrückt; aber weiter — weiter!" Er richtete ſich empor und ſeine Blicke ſuchten in den meinigen zu leſen.

„Ich glaube, Ihnen eines Kindes erwähnt zu haben," ſprach ich abſichtlich langſam und ruhig, „eines kleinen Mädchens, welches mit mir im Armenhauſe aufwuchs und von einem ſehr armen Vater als ſein Kind ausgegeben wurde."

„Ausgegeben wurde," wiederholte er geſpannt.

„Wir alle glaubten, d. h., wenn ich ſage wir Alle, ſo meine ich uns Kinder, die wir mit ihr ſpielten und uns eben als Kinder nur um das bekümmerten, was gerade vor uns lag, und ebenſo unſere Nachbarn im Armenhauſe; mein Pflegevater dagegen, wenn er auch vielleicht nie auf eine ganz richtige Vermuthung kam, ſowie auch meine gute Pflegemutter, die beide eine faſt unerklärliche Liebe zu dem kleinen Mädchen hatten, konnten das Spiel der Natur nicht begreifen, das einem ſolchen Vater eine ſolche Tochter gab. Jene Frau Merzer aber lieh dieſen Gedanken häufig Worte, wenn ſie das kleine Mädchen mit ihrem guten Geſichte, ihrem zierlichen Wuchſe, ihrem liebenswürdigen Weſen mit einer verzauberten Prinzeſſin verglich."

„Und dieſes Mädchen?" fragte er nach einem tiefen Athemzuge mit faſt tonloſer Stimme.

ſieben Uhr aus, und ich glaube faſſſ-t, es iſſſ-t ihr etwas Sonderbares begegnet.“

„Sie werden ſie im Gaſthof lange aufgehalten haben, es iſt eine engliſche Familie dort mit drei erwachſenen Töchtern und die können mit ihrer Wäſche nie ein Ende finden.“

„Es ſind überhaupt gar ſonderbare Leute, dieſe Engländer, beſſſ-tändig misvergnügt, haben viel Geld und ſind dabei ſehr knauſerig. Gott, wenn ich ſo viel Geld hätte! ich habe mir oft gedacht, Jungfer Kiliane, wenn ich viel Geld hätte, was das für ein Leben gäbe.“

„Nun, was wär' es weiter?“ fragte die alte Jungfer.

„Zu erben habe ich eigentlich gar nichts,“ ſeufzte der Schneider „und wenn die ganze Welt ausſſſ-türbe, ſo bekäme ich doch in rechtmäßiger Weiſe keinen Kreuzer; aber die Lotterie, das iſſſ-t mein Troſt, meine Hoffnung.“

„So ſpielt Er in der Lotterie?“ fragte die Kiliane.

„Das nicht,“ entgegnete der Schneider, „man muß das Glück ſeinen eigenen Weg gehen laſſen, ihm bei Leibe nicht vorgreifen, auch hab' ich kein Geld dazu; doch denk' ich immer, ich bekomme einmal ein Loos geſchenkt und dieſes Loos gewinne den höchſſſ-ten Satz.“

Die alte Büglerin ſchüttelte mit dem Kopf und meinte, da könne er lange warten.

„Das glaub' ich auch,“ meinte der arme Flickſchneider und ließ einen Augenblick die Hand mit der Nadel ſinken, „und doch iſſſ-t der Gedanke ſo ſchön, es ſind meine ſeligſſſ-ten Träume, daß, wenn eines Tages der Collecteur zu mir hereinträte und während er ſpräche: Lieber Herr Dubel, ſich vor Freude und Rührung die Augen mit ſeinem Sacktuch abwiſchte, lieber Herr Dubel, Sie haben das große Loos gewonnen, — dieſer Augenblick wär' wahrhaftig ſelig.“

Die Kiliane lächelte bei dieſen Worten und ſagte: „Jetzt wär' ich doch begierig, was Er mit all' dem Gelde anfienge, wenn

Doch that ich, als hätte ich dieſe Frage nicht gehört und fuhr fort: „Ihr Vater wurde ſehr krank und ſtarb; doch ehe er verſchied, lieferte er dem Herrn von Schwanefeld Beweiſe in die Hand, aus denen dieſer erſah, daß das Mädchen nicht die Tochter ihres angeblichen Vaters, ſondern ihm vor ſiebenzehn Jahren als eine elternloſe Waiſe übergeben worden war.“

„Vor ſiebenzehn Jahren? — ja — aber dieſes Mädchen?“

„Es war meine Jugendgeſpielin,“ ſagte ich in überſtrömendem Gefühl, und ich hatte ſie unbeſchreiblich lieb, wir theilten als Kinder Freude und Leid mit einander, ſie war mir anhänglich, und ich hätte im Nothfalle mein Leben für ſie gelaſſen. Das war aber auch kein Wunder, und wie ich über ſie dachte, ſo dachten Alle über ſie, die ſie kannten; Alice war der Liebling Aller, und ſie verdiente es zu ſein.“

„Alice,“ wiederholte er — „Alice.“

„Könnte ich ſie nur beſchreiben,“ fuhr ich begeiſtert fort, „ihre feine, zierliche Geſtalt, ihr ernſter und doch ſo freundlicher Blick, ihr unbeſchreiblich reizendes Lächeln, ihr gutes, etwas bleiches Geſicht, ihr blondes Haar!“

„Ah, ſie hat blondes Haar,“ ſagte er haſtig.

„So blond wie die Dame auf dem Bilde, welches Sie mir gezeigt.“

„Weiter — weiter!“

Jetzt mußte ich von der Wahrheit abweichen, ich konnte nicht anders.

„Jene Frau Merzer,“ fuhr ich nach einer Pauſe fort, „ſie iſt es, der wir die Entdeckung verdanken, daß Alice das Mädchen iſt, welches ſie vor ſiebenzehn Jahren in ihren Armen hielt. — Das Maal —“

„Man fand es bei ihr?“ rief er auffahrend.

Ich nickte mit dem Kopfe.

„Licht, Licht — ein Schimmer in dunkler, troſtloſer Nacht, o daß ich in dieſer Stunde von hier fort könnte, zu ihr eilen — und nur einen einzigen Blick auf ſie werfen — nur einen einzigen, und er ſollte mich von allen Zweifeln erlöſen. — Ich brauchte weiter keine Beweiſe, keine Dokumente — iſt ſie die

Tochter ihrer Mutter, hat sie nur einen Schimmer vom Ausdrucke des Auges meiner unvergeßlichen Anna, so würde ich sie unter Tausenden erkennen. — O, ich muß sie nie gesehen haben. — Wie kam es wohl, daß ich sie nie gesehen?"

„Sie lebte still und zurückgezogen," gab ich ihm eifrig zur Antwort, „es kennen sie nur Wenige, aber dabei hat sie das Glück, daß alle die, welche sie kennen, sie achten, lieben, ja verehren."

„Das gebe Gott," erwiederte er in innigem Tone der Stimme, indem er seine Hände zusammenlegte. „Und wo finde ich sie, wenn ich morgen zur Stadt gehe? denn länger soll mich nichts hier zurückhalten."

„Alice ist bei meinem Pflegevater, dem Herrn von Schwanefeld, der sie wie seine Tochter liebt."

Er erhob sich rasch von seinem Lehnstuhle und schritt einigemale in seinem Zimmer auf und ab, während er sagte: „Das Kranksein muß jetzt gänzlich abgeschüttelt werden, ich fühle auch, wie die Erregung wohlthätig auf meine Nerven wirkt, wahrhaftig, mein Sohn, wir haben jetzt keine Zeit, hier müßig zu liegen. Ist es mir doch, als wichen die Nebel mit einem Male, die zuweilen mein Gemüth umschleiert hielten. — O, wenn es wahr wäre," setzte er mit unaussprechlich weicher Stimme hinzu, indem er vor mir stehen blieb und seine Hand auf mein Haupt legte, „daß ich sie wieder fände, und so wieder fände, wie ich es nur allein wünschen darf, denn sonst wäre sie besser todt für mich, wenn mein Leben wieder einen Zweck hätte, wenn ich vielleicht noch glücklich werden könnte, und sie — und auch Du. — O, es ist das zu schön, um es für Wahrheit halten zu können." Er drückte die Hände vor das Gesicht und schauerte zusammen, als überlief ihn ein Fieberfrost.

„Ja, wir haben genug zu thun," fuhr er nach einer längern Pause heiter fort, „und auch Du hast meine Geschäfte tüchtig vermehrt. — Sprich nicht, entschuldige Dich nicht, o wenn Du in den Augen Deiner höheren Vorgesetzten so entschuldigt wärest, wie in den meinigen, so müßten sie Dir augenblicklich eine Belohnung zuerkennen — dieser übermüthige Bube! Ah, wenn ich

die Genugthuung hätte, ihn und seine Helfer des Betrugs überweisen zu dürfen und sie fortzujagen von der Schwelle des glorreichen Hauses, dessen Name er durch seine brutale Gegenwart besudelt — der Letzte der Iffling, o er wird der Letzte sein." —

Ich konnte mich nun nicht enthalten, ihm zu erzählen, daß Wetter, welcher heute sein Offizierspatent erhalten, mit ihm noch besonders zusammengekommen und nicht gesonnen sei, ihm den Dank für die zugefügte Beleidigung zu erlassen. —

„Wetter's Avancement freut mich sehr," sagte Herr von Steinfeld mit großer Theilnahme, „er wird ein tüchtiger Offizier werden und eine gute Zukunft haben, wenn ihm Gelegenheit geboten wird. Was Dich anbelangt, mein lieber Eugen, so wird es Dir vielleicht schmerzlich werden, eine Laufbahn verlassen zu müssen, wo auch Du vielleicht Erfolge gehabt hättest — vielleicht — sage ich, aber es ist das ein Glücksspiel mit vielen Nieten und wenig Treffern, und wo obendrein ein glorreicher Treffer auch noch zur Null führen kann. Gräme Dich nicht darüber, daß Du den bunten Rock ausziehen mußt, ich werde Dir darin mit gutem Beispiele vorangehen, und verspreche Dir, mit Gottes Hülfe Deine Zukunft so zu arrangiren, daß Du mir in kurzer Zeit Deinen besten Dank dafür sagen sollst. —

„O, wie ich mich auf morgen freue," fuhr er nach einem längeren Stillschweigen mit rührender Lebhaftigkeit fort, „wie ich, zagend wie ein Kind, sie aufsuchen werde, denn darüber kann und darf ich mir keine Illusionen machen. Der erste Anblick ist entscheidend." Er schritt wieder eine Zeit lang im Zimmer auf und ab, dann warf er sich in einen Lehnstuhl und sagte: „Ich muß meine heißen Gedanken etwas abkühlen, und zu diesem Zwecke will ich Dir erzählen, was mir in den letzten Tagen begegnet ist. — Jetzt, wo ich fühle, daß ich die da drüben," er zeigte mit der Hand auf die dunkeln Massen des Schlosses Iffling, „bald in meiner Gewalt und unter mir haben werde, ist es mir fast eine Erholung, Dir meine Begegnung mit ihnen zu schildern.

„Ich erfuhr aus sicherer Quelle, daß der alte treue Diener unseres Hauses, den sie in seiner jahrelangen Krankheit bei sich verborgen hielten, seinem Ende entgegensehe und dringend ver-

lange, mich noch einmal zu ſprechen. Da ich nun genau wußte, daß es mir nicht gelingen würde, offen zu ihm zu gelangen, um ihn ohne Zeugen zu ſprechen, ſo mußte ich zur Liſt und zur Verkleidung meine Zuflucht nehmen, und war mir dabei ein ergebener Diener des Schloſſes behülflich. Ich erreichte das Dorf Iffling bei einbrechender Nacht und fand dort ein Pferd, die graue, unſcheinbare Kleidung eines Jägers und den Brief eines benachbarten Gutsbeſitzers, den ich in's Schloß bringen ſollte, um dort vielleicht bis zum nächſten Morgen auf Antwort zu warten. Glaube mir, es bewegte mich ein eigenes Gefühl, als ich den bekannten Weg hinaufritt, als ich das Schloß vor mir ſah, als mich endlich der Ton der Hufe auf dem Pflaſter des Hofes aus meinen Träumereien riß. Ich wandte mich nach der Halle, wo die Bedienten Abends verſammelt ſind und wo ich wußte, daß ich keinen finden würde, der mich wieder erkenne. So war es auch; es ſaßen da um den Tiſch lauter mir fremde Geſichter, und einem der Lakaien, der mir, als ich in das Zimmer trat, entgegenkam, händigte ich meinen Brief ein mit der Bitte, mich wiſſen zu laſſen, ob ich auf eine Antwort zu warten habe; dann ſtellte ich mich an ein Fenſter und blickte in den Abend hinaus. Trotz der Dunkelheit ſah ich da draußen nach dem kleinen Parke zu lauter mir bekannte Gegenſtände: die kleine Terraſſe vor den Fenſtern, die mir unvergeßliche Freitreppe, wo ich ſo oft ihren Zügel gehalten und ſie von dem Sattel gehoben, der Weg, der ſich zwiſchen dem dunkeln Geſträuch hell abhob und mit einer Windung drüben in's Waldthal hinabführte, die mächtigen Eichen, die das alte Schloß ſtill und geſpenſterhaft, wie rieſige Wächter, umſtanden. Hoch oben, durch ihre leiſe ſpielenden Blätter drangen die Strahlen des Mondes hindurch und warfen weiße, zitternde Lichtbilder auf den uralten, trotzigen Wartthurm.

„Mein Pferd hatte ich draußen im Hofe angebunden, ich konnte ja nicht wiſſen, ob man mich gleich wieder fortſchicken würde.

„Nach einer Weile kam jener Lakai zurück und ſagte mir, er habe den Brief übergeben; der Freiherr von Germersbach ſei aber im Augenblicke ſehr beſchäftigt und erſuche mich zu warten,

voraussichtlich nur eine Stunde, vielleicht aber auch sei es nicht anders zu machen, als daß ich erst morgen früh zurückreiten könnte. Das hatte ich erwartet und soweit war Alles in Ordnung. Die Aufforderung, mein Pferd in den Stall zu bringen, lehnte ich mit der Bemerkung ab, ich wollte doch erst warten, ob ich nicht nach einer Stunde abgefertigt würde; vorderhand aber zöge ich vor, das Thier im Freien zu lassen, wolle es aber an einer andern Stelle anbinden, wo es durch die Gebäude des Schlosses vor dem Abendwinde geschützt sei. Das wurde mir natürlich gänzlich freigestellt; auch hatte der Lakai nichts dagegen einzuwenden, als ich ihm sagte, ich wolle draußen bei der Terrasse die prachtvollen Bäume betrachten, die für mich als Jäger und Forstmann ein ganz besonderes Interesse hätten.

„Mein Pferd nahm ich nun aus dem Schloßhofe fort und führte es auf die Terrasse hinter dem Gebäude, wo links jener kleine Hof war, den die Stallungen und Remisen umschlossen. O, es war beim ganzen Schlosse wohl kein Terrain, welches ich so genau kannte wie dieses; stand es doch so lebhaft vor meiner Erinnerung, wenn ich an jenen Abend dachte, wo ich das Schloß als Verwalter Müller betreten; hier war die kleine abgesonderte Treppe, die zu dem Appartement führte, welches ich damals bewohnte, dieselben Zimmer, wo jetzt mein armer alter Freund seine letzte Stunde erwartete.

„Ich blickte aufwärts und sah durch die herabgelassenen Vorhänge einen schwachen Lichtschimmer; dort wußte ich ihn zu finden, dort erwartete er mich.

„Nachdem ich eine Zeit lang wie ohne alle Absicht auf der Terrasse hin und her gegangen war, dabei aber vorsichtig nach allen Seiten umhergespäht, wandte ich mich der Thüre zu, welche die kleine Treppe verschloß, öffnete sie, und da ich mein Terrain ganz genau kannte, so ging ich sicher, aber so geräuschlos wie möglich, hinauf. Ich hatte nicht gehofft, jene Thüre offen zu finden, und wollte mich schon bei dem mir bekannten vorsichtigen und mißtrauischen Charakter des Freiherrn von Germersbach darüber wundern, als ich mit einem Male, auf dem kleinen Gange angekommen, der zu dem Vorzimmer führte, Stimmen hörte, und

zwar die der Freiherren von Germersbach Vater und Sohn, die hier in dem anſtoßenden Gemache auf das Ende des nebenliegenden Sterbenden warteten.

„Auf dieſem Wege konnte ich alſo nicht weiter, denn es wäre Wahnſinn geweſen, mich den Beiden zu zeigen, beſonders ehe ich irgend Etwas auf dem Schloſſe erreicht hätte. Ich mußte mich alſo zu einem Umwege über die Haupttreppe des Schloſſes bequemen, und ging deßhalb ſo raſch und geräuſchlos als möglich den Weg zurück, den ich gekommen, trat wieder auf den Schloßhof, ging die Rampe hinauf, und trat durch den Haupteingang in das Veſtibule, wo an dem Stuhle neben der breiten ſteinernen Treppe heute wie damals der Stab des Portiers lehnte — und ich, der hier als Herr hätte empfangen werden ſollen, war genöthigt, mich wie ein Dieb einzuſchleichen. Bewaffnet war ich allerdings für alle Fälle, unter meinem grauen Jagdrocke trug ich einen kurzen, ſcharfen Hirſchfänger, und in den Taſchen der Beinkleider hatte ich ein Paar doppelläufige, vortrefflich gearbeitete Piſtolen; aber es mußte mir Alles daran gelegen ſein, einen Kampf zu vermeiden, bei dem mich am Ende die Uebermacht doch überwältigt haben würde, und wo ich in dem Falle ſicher war, ohne alle Schonung behandelt zu werden. Die Bewegung, in welche mich dieſe eigenthümliche Lage verſetzte, hatte das Gute, daß ſie die ſchmerzlichen Gefühle dämpfte, die mich gewaltſam erfaßten beim Anblick des Veſtibules, der Treppe, des Korridors oben und der weiten jetzt finſteren Gemächer, die ich nun mit leiſem Schritte betrat, Alles Orte, die für mich durch ihre Gegenwart geheiligt waren, die mir damals ſo licht und freundlich, heute aber wie mit finſteren Schatten erfüllt erſchienen.

„Unterdeſſen ſetzte ich ruhig den mir bekannten Weg fort, öffnete ſo leiſe als möglich eine Thüre nach der andern, und ging faſt unhörbar auftretend durch die hohen, gewölbten Gemächer, in welchen trotzdem mein Fußtritt verrätheriſch hallte. — Dabei blieb ich zuweilen ſtehen und freute mich an der tiefen Stille, die mich rings umgab. Endlich hatte ich die lange Zimmerreihe durchſchritten — o, ich hätte hier meinen Weg mit verbundenen Augen gefunden, und fand zu meiner Freude, daß die Thüre,

welche zu dem oben erwähnten kleinen Appartement auf der Rückseite des Schlosses führte, nicht verschlossen war. Wahrscheinlich hatten die Freiherren von Germersbach auch diesen Eingang benützt.

„Ich verriegelte ihn, um von dieser Seite wenigstens vor einer Ueberraschung sicher zu sein. Dort die zweite Thüre rechts führte zu dem Schlafzimmer, von wo ich drunten einen Lichtschimmer erblickte, behutsam öffnete ich und trat in ein mäßig erhelltes Krankenzimmer. Mein erster Blick war auf die gegenüberliegende Thüre, welche in das Vorzimmer führt, wo sich die beiden Germersbach befanden und deren Stimmen ich wieder vernahm und erkannte, ohne ihre Worte verstehen zu können. Glücklicherweise stand diese Thüre nicht offen, und da ich das Schloß derselben genau kannte, so gelang es mir, geräuschlos auch dort einen kleinen Riegel vorzuschieben, dann blieb ich tief aufathmend stehen und blickte im Zimmer umher. Dort war das Bett mit halb zurückgeschlagenen Vorhängen, dort lag er, den ich suchte, mein treuester Freund, sein Gesicht war bleich und eingefallen, sogar für mich kaum erkennbar. Mit geschlossenen Augen lag er unbeweglich da und mich durchzuckte schmerzlich der Gedanke: du kommst zu spät. Rasch wandte ich mich dem Bette zu, legte meine Hand auf die Stirne des unbeweglich Liegenden und fühlte zu meiner größten Freude ein leises Klopfen in den Adern seiner Schläfe. Ich beugte mich auf ihn herab und sprach mit leiser Stimme seinen Namen aus, wobei ich auch den meinigen nannte.

„Ein langer Athemzug schwellte seine Brust, dann hob er müde seine Augenlider empor, blickte mich einige Sekunden an, worauf ein Lächeln seine bleichen Züge überflog und seine Lippen kaum vernehmlich murmelten: Gott sei — Dank — Sie sind es. Ich richtete meine Hand auf das Nebenzimmer — ein Zeichen, das er zu verstehen schien, denn er nickte leicht mit dem Kopfe und flüsterte: sie sind da, wir haben keine Zeit zu verlieren. Dann legte er seine zitternden Finger um meine Rechte und versuchte es, meine Hand an seine Lippen zu ziehen. Doch drückte ich sanft mein Gesicht auf seine Stirne und er spürte wohl, daß meine Augen feucht waren. Hastig öffnete er nun seine Finger wieder, griff mit der linken Hand auf seine Brust und zog ein kleines

flaches Paketchen hervor, nicht größer und dicker als ein mäßiger Brief, das in Form eines Amulets mit dunklem Seidenzeug umnäht war. Dann hauchte er mir zu: Bewahren Sie es wohl, es ist wichtig — und nun um aller Heiligen willen verlassen Sie mich und das Schloß. — Begreiflicherweise zögerte ich und lehnte mich an das Bett, um ihm Muth einzusprechen, doch sah ich wohl, daß er auf meine Worte nicht zu achten schien, sondern daß er angstvolle Blicke auf die Thüre des Nebenzimmers richtete. Auch drückte er wiederholt meine Hand, legte sie auf sein Herz und flüsterte mit kaum hörbarer Stimme: Ich sterbe zufrieden und bald, o verlassen Sie mich, mein theurer, geliebter Herr, verlassen Sie dieses Schloß, daß nicht meine letzten Augenblicke noch durch etwas Entsetzliches gestört werden.

„In dem Nebenzimmer hörte ich einen Stuhl rücken, und dieß Geräusch schien die Angst des Sterbenden zu vermehren. Wiederholt winkte er mir zu gehen, und ich konnte nicht anders, als seinem dringend ausgesprochenen Wunsche Folge zu leisten. Noch einen langen und herzlichen Kuß drückte ich auf seine entfärbten Lippen und fühlte einen Moment seine zitternden Hände meinen Kopf umfassen — — aber nur einen kurzen Augenblick, dann sanken seine Arme kraftlos zurück, sein Kopf bog sich wie willenlos in die Kissen, er athmete noch einmal mit dem so unverkennbaren eigenthümlichen Geräusche, und wenige Minuten nachher hatte ich die Genugthuung, dem Treuesten der Treuen die leblosen Augen zudrücken zu dürfen.

„Ich will Dir gestehen, daß ein so heftiger Schmerz meine Brust durchzog, daß der Verlust dieses edlen Mannes so sehr alle meine Gedanken beherrschte, daß ich für alles Uebrige abgestumpft und gleichgültig war. Es gibt Empfindungen, die uns überwältigen, nachdem wir mit aller Vorsicht ein Ziel erstrebt, welche uns nun mit einem Male alle diese Vorsicht vergessen lassen und uns auf unerklärliche Art zwingen, gerade aus zu gehen, sei es auch in unser eigenes Verderben. So war es mir in diesem Augenblicke: Haß, Trotz und Schmerz trieben mich an, mit festem Schritte auf die Thüre des Nebenzimmers zuzugehen, den Riegel geräuschvoll zurückzustoßen, die Thüre zu öffnen und scheinbar in großer

Ruhe in das Zimmer zu treten. An einem Tiſche ſaß der Freiherr von Germersbach und ſein Sohn. Letzterer war im Jagdanzuge und hatte quer vor ſich eine Büchſe liegen. Wenn ihnen der ſo eben Verſtorbene mit aufgehobener drohender Hand als Rache drohender Geiſt erſchienen wäre, ſie hätten ihn nicht mit größerem Entſetzen anſtarren können, als ſich jetzt in ihren auf mich gerichteten Blicken zeigte. Ich hatte ſchon die Hälfte des Gemaches durchſchritten, die Beiden abwechſelnd betrachtend, ehe das geringſte Zucken ihrer Geſichter bewies, daß noch Leben in ihnen ſei. Endlich ſprang Paul von Germersbach auf, doch nicht auf mich zu, ſondern er trat hinter ſeinen Seſſel, krampfhaft die Lehne deſſelben faſſend, während ſich die Lippen des alten Freiherrn von Germersbach öffneten und er mühſam die Worte hervorſtieß: Er iſt's — er iſt's — aber bei Gott, er iſt vollkommen wahnſinnig! — Noch ein paar Schritte, die ich langſam zurücklegte, wobei ich mich rückwärts wendend und eines plötzlichen Ueberfalls gewärtig mein Auge feſt auf ſie gerichtet hielt, brachten mich an die Ausgangsthüre, dort aber blieb ich ſtehen und ſagte: Ob er wahnſinnig iſt, ſollen Sie noch erfahren, ſo hoffe ich; der Mann dort drinnen aber, ich zeigte gegen das andere Zimmer, iſt in meinen Armen geſtorben, und ihn noch einmal zu ſehen, deßhalb bin ich hieher gekommen. Ich hatte die Thüre geöffnet und war ſchon auf der Schwelle, als Paul von Germersbach, deſſen Geſichtszüge ſich plötzlich auf unheimliche Art verzerrt hatten, gegen mich ſtürzte, aber im nächſten Momente zurücktaumelte, als ich ihm gelaſſen eine meiner doppelläufigen Piſtolen entgegenhielt, ehe er im Stande war, den Lauf der raſch ergriffenen Büchſe gegen mich zu wenden, dann zog ich die Thüre hinter mir zu, ſtieg, ohne mich gerade ſehr zu beeilen, die Treppen hinab und löſte drunten die Zügel meines Pferdes.

„Ueber meinem Kopfe wurde haſtig das Fenſter aufgeriſſen und ich vernahm die Stimme des alten Freiherrn von Germersbach, der in haſtigem Tone ausrief: Es iſt ein Dieb, der in unſer Haus gedrungen, wir ſind um etwas Koſtbares beſtohlen, dort ſchwingt er ſich auf ſein Pferd — triff ſicher und ſchieß ihn vom Sattel, ich will die Leute zuſammenrufen."

Herr von Steinfeld hielt einen Augenblick in seiner Erzählung inne, athmete dann tief auf und fuhr alsdann mit einem eigenthümlichen Lächeln fort: „Ich kann Dich versichern, es ist ein unheimliches Gefühl, einem auf sich gerichteten Gewehrlaufe den Rücken kehren zu müssen, lieber gerade in's Feuer hineinsehen; und obendrein wußte ich, daß er seine Büchse gut zu handhaben verstand, war es doch das Einzige, was er gelernt hatte.

„Zwei Wege waren mir offen, entweder links in den Schloßhof einbiegen und dort unfehlbar der bereits alarmirten Dienerschaft in die Hände zu laufen, oder rechts um die Terrasse in wenigen Schritten den schützenden Wald zu erreichen; ich mußte Letzteres wählen. Hätte ich eines meiner eigenen Pferde gehabt, so würde ich wahrscheinlich mit einem tüchtigen Satze den Rand der Terrasse erreicht haben, und hätte von dort auf den Weg hinabgesetzt; der Klepper aber, den ich ritt, zeigte wenig Gefühl für den kräftigen Druck meiner Sporen; kaum daß er einen leichten Sprung vorwärts machte, und dieser kurze Sprung brachte mich von der schützenden Mauer hinweg in das Feuer meines Todfeindes. Der Schuß krachte hinter mir und ich fühlte einen furchtbaren Schmerz an meiner linken Hüfte, es war als hätte mich Jemand mit einem glühenden Eisen dorthin geschlagen; glücklicherweise fühlte ich aber meine Knochen unverletzt, denn ich konnte das Bein bewegen — die Kugel hatte mich gestreift, hatte aber mein armes Pferd schwer am Widerrist verletzt. Ich fühlte mit der Hand dorthin und zog sie benetzt mit strömendem Blute zurück. — In kürzerer Zeit aber, als ich Dir dieß zu erzählen vermochte, hatte ich den Waldweg erreicht, der sich rasch abwärts senkte und mich so vor einer zweiten Kugel schützte, die erst geladen werden mußte. Ich wollte den Sattel des verwundeten Pferdes verlassen und meinen Weg zu Fuß durch das Gebüsch suchen, doch schien der Klepper noch fest auf seinen Beinen zu sein, während mich das meinige heftig schmerzte; auch hatte ich vor mir einen weichen Sandweg, auf welchem ich rasch fortzukommen hoffte, was vor Allem Noth that, denn ich hörte von droben rufende Stimmen und hatte bei einer Biegung des Weges Lichter bemerkt, die sich vom Schloßhof gegen die Terrasse bewegten.

man Ihm ſo zehn Säcke voll Doppel-Louisd'or ins Haus ſchleppte. Er kaufte Sich zuerſt ein ſchönes Haus und neue Kleider?“ Und dabei ſah die alte Perſon fragend in die Höhe.

Herr Dubel ſchüttelte ſtill lächelnd mit dem Kopf.

„Nicht? Nun Er würde ſich ein großes Logis nehmen, einen Koch anſchaffen, Equipage halten.“

Herr Dubel ſchüttelte abermals mit dem Kopf.

„Auch das nicht?“ fragte verwundert die Kiliane, „Er wird doch alsdann nicht Flickſchneider bleiben wollen?“

Der Schneider ſteckte die Nadel auf ſein linkes Knie, fuhr mit ſeiner weißen Hand durch die vollen Haare und ſchaute, wie in ſeligen Gedanken verſunken, ſchmunzelnd an die Decke. Nach einigen Augenblicken, während welcher die alte Büglerin ihn aufmerkſam anſah und ebenfalls ihr Eiſen ruhen ließ, ſagte der Schneider: „Sieht Sie, Jungfer Kiliane, ich würde alsdann meinen Gedanken ausführen, den ich ſchon ſeit meiner frühſſſ-ten Jugend im Herzen trage, eine Schwärmerei, der ich mich nicht entſchlagen kann, eine Lieblings-Idee, die mich verfolgt bei Tag und bei Nacht, ich würde nämlich — aber Sie wird lachen, Jungfer Kiliane, — ich würde nämlich Theater-Director werden.“

„Theater-Director?“ ſagte erſtaunt die Büglerin und ließ ihre Hände in den Schooß hangen.

„Ja,“ fuhr der Herr Dubel eifrig fort, „Theater-Director, Heger und Pfleger dieſer ſchönen Kunſſſ-t, ich würde ein ſolches Regiment, einen ſolchen Herrſcherſſſ-tab nicht mit dem Zepter eines Kaiſers vertauſchen; wäre ich nicht reicher und mächtiger, wie jedes gekrönte Haupt, ſſſ-tänden mir nicht alle Theile dieſer Welt, alle SSSS-tände die[illegible] Erde zu Gebot? Ich will nach Aſien! ein Zug an der Klingel und Aſiens Palmenwälder, Aſiens Bambushäuſer ſſſ-tehen vor meinem erſſſ-taunten Blick und aus allen Büſchen ſchweben die Bajaderen hervor und loben mich, ihren Gebieter. Zu heiß iſſſ-t mir dieſe Luft, zu drückend; ich will die brennende Bruſſſ-t kühlen am Eiſe des Nordpols;

Jetzt galt es die letzten Kräfte meines armen Thieres zu benützen. Ich hatte nun den ebenen Sandweg erreicht, und nachdem ich das verwundete Pferd mit Zügeln und Sporen fest zusammengenommen, zwang ich es zu einem ziemlich gestreckten Trabe, den es auch anschlug, doch fühlte ich wohl an seinen unsicheren Bewegungen, an dem Anstreifen seiner Füße bei den kleinsten Hindernissen des Bodens, daß es nicht lange mehr aushalten würde, und als ich auf diese Art den Waldweg eine gute halbe Stunde durchritten hatte, auch umblickend weder Lichter sah, noch Stimmen hörte, so war ich schon im Begriffe, das ermattete Pferd anzuhalten, als es mit dem Hufe an eine Baumwurzel stieß und so furchtbar hinstürzte, daß ich, der ich wegen meiner Schmerzen in der Hüfte angefangen hatte ziemlich locker auf dem Sattel zu hängen, aus diesem heraus weit über den Kopf des Pferdes hinweggeschleudert wurde, und dabei so unglücklich fiel, daß ich mit dem Kopfe einen Baumstamm streifte und augenblicklich besinnungslos wurde.

„Die kühle Nachtluft hatte mich nach dem Verlaufe ziemlicher Zeit insoweit erfrischt und gestärkt, daß ich, von einem brennenden Schmerz an meinem Kopfe gepeinigt, endlich die Augen aufschlug und um mich blickte. Doch dauerte es eine Reihe langer schmerzlicher Minuten, ehe es mir möglich war, daß ich mir die Erlebnisse dieser Nacht ziemlich klar vergegenwärtigen konnte, dann aber versuchte ich mich zu erheben, und ohne mir die Mühe zu geben nach meinem Hute zu suchen, der mir beim Sturze heruntergeflogen war, band ich mir das Taschentuch um meinen Kopf, welcher mich heftig schmerzte, und sah dann nach dem Pferde. Dieses hatte sich auch wieder aufgerafft und ich fand es nicht weit von mir mit tief herabgesenktem Kopfe stehen.

„Daß man uns vom Schlosse nicht verfolgt hatte, war mir klar; doch begriff ich es vollkommen, hatte mich der Schuß aus dem Fenster tödtlich verwundet, so wurde ich am folgenden Morgen entweder gefunden, oder wenn es mir gelungen war, ein benachbartes Dorf oder Haus zu erreichen, so erhielt man frühzeitig genug die Kunde meines Todes. Was sollten sie aber mit einem Verwundeten anfangen, den sie, da er sich wahrscheinlich den nach-

ſetzenden Leuten zu erkennen gab, verpflegen mußten, und da ſie gewärtig waren, daß jener benachbarte Gutsbeſitzer, der ihm, d. h. mir durch jenen Brief geholfen, das Schloß unerkannt betreten zu können, nicht verfehlen würde, ſorgfältige Nachrichten einzuziehen, was aus mir geworden ſei, wenn ich nach ein paar Tagen nicht zum Vorſchein gekommen wäre. Ja, wenn die mir nachgeſandte Kugel nur einen Zoll breit mehr rechts gegangen wäre, wenn der Freiherr von Germersbach den vermeintlichen Dieb todtgeſchoſſen hätte, dann wäre Alles für ſie gewonnen geweſen — aber Gott war mir gnädig und ſchützte mich," ſagte Herr von Steinfeld, mit einem dankenden Blick gen Himmel.

Was mich anbelangt, ſo konnte ich mich nicht enthalten, dieſen Blick mit tiefgefühlten Worten zu begleiten, wofür er gerührt ſeine Hand auf meinen Kopf legte und mir mit weicher Stimme ſagte: „Auch Deine Zukunft, mein armer Junge, wäre damit ſehr in Frage geſtellt worden, ſo aber," fuhr er mit einem leuchtenden Blicke fort, „hoffe ich die Fäden ſo genügend und feſt in meiner Hand zu halten, um Alles zu einem guten Ende führen zu können."

Achtzehntes Kapitel.

Der Fund in der Mauer.

Beim Anbruch des Morgens, während ich ermüdet von den Erlebniſſen des geſtrigen Tages noch ſanft und ruhig ſchlummerte, trotzdem das Schwert des Damokles über meinem Haupte ſchwebte und mir auch in meinen Träumen während der erſten Stunden des Schlafes unter allerlei Geſtalten erſchienen war, bald als der letzte der Iffling, welcher, obgleich noch Knabe, in einer Huſarenjacke mit gezogenem Säbel auf mich losſtürzte, bald als Frau Merzer, die mit der kleinen Alice im Arm angſterfüllt den Berg von Schloß Iffling herabeilte, beſtändig niederſtürzte und endlich gar

nicht mehr von der Stelle konnte, ebenso wenig als ich, der sich bemühte, sie fortzuziehen und ebenfalls eingewurzelt im Boden mußte stehen bleiben — ruhig erwartend eine ganze Legion gräßlicher Gestalten, die in hohen Stiefeln und Jagdröcken jetzt riesenhafte Hände nach uns ausstreckten, oder ihre eigenen Köpfe mit schauerlich verzerrten Gesichtern nach uns warfen, bald, ein Adagio in dieser wilden Traumphantasie bildend, als hölzerne Vase oder verrissener Pulswärmer vor mir herumtanzend und dabei immer und immer fort eine höchst langweilige Melodie ableiernd, während ich also nach solchen Schrecknissen endlich fest und ruhig schlummerte, verließ Herr von Steinfeld das Haus, um nach der Stadt zurückzukehren. Ich, der dem Gesetz Verfallene, blieb noch ein paar Tage zurück, bis mein väterlicher Freund mir einen Zivilanzug verschafft hatte und ich dann die Weisung erhielt, mit Vermeidung der Stadt nach einem Orte aufzubrechen, der sich jenseits der Grenze befand, und wohin ich eine Empfehlung erhielt an den Vorstand einer berühmten landwirthschaftlichen Schule, welche sich dort befand.

Durch diese Empfehlung, welche ich mit großer Beruhigung und Freude las, war zu gleicher Zeit ein neuer Wechsel meines Lebens eingetreten, der mich mit den angenehmsten, besten Hoffnungen erfüllte. Ich mußte mir gestehen, daß der Nimbus, mit dem ich bis jetzt das Militärleben umgeben betrachtet, so abgeblaßt war, daß er mir wie ein ganz gewöhnlicher Dunstkreis erschien, wozu eine Nachricht, die ich kurze Zeit darauf erhielt, bedeutend beitrug, die Nachricht nämlich, daß die Mobilmachung wieder einmal sistirt sei, und sich der bevorstehende Feldzug in einen Wechsel trübseliger diplomatischer Noten aufgelöst habe.

„Der Soldat zäumt ab, der Bauer spannt ein,
Eh' man's denkt, wird's wieder beim Alten sein!"

schrieb mir Wetter auf einen Zettel, den er mir noch vor meiner Abreise von Hornstein durch Schultes übersandte.

„Das ist die größte und wichtigste Neuigkeit, die ich Dir mit kummervollem Herzen mitzutheilen habe. Schmetterer ist nur noch der Schatten der Maria und er hat den verzweiflungsvollen Vorsatz gefaßt, sich zum Steuersache zu melden. Daß ich mein

Patent schon in der Tasche habe, ist für mich ein großes Glück, und ein weiteres erfahre ich so eben durch Bachmann, daß Lieutenant von Steinfeld, wie es unser guter Premierlieutenant schon vorausgesagt, Du wirst Dich dessen erinnern, den Dienst verläßt und ich also Hoffnung habe, bei der reitenden Batterie zu bleiben, wo wir auch noch überglücklicher Weise vier Geschütze bespannt erhalten. Sonst läßt bei uns Alles Kopf und Ohren hängen, inclusive die Pferde, welche sich auch vor dem dumpfen Kasernenstall fürchten, nachdem sie hier einmal Gottes frische Landluft und duftiges Gras geschmeckt, in welchem Artikel bedeutend blind souragirt wurde. Vielleicht bleiben wir aber nicht in der Kaserne, sondern kommen unseres großen Pferdebestandes wegen in Kantonnirungen, und diese Hoffnung hält uns noch aufrecht. Was Deine Angelegenheit anbelangt, so hat Bachmann mit meiner bescheidenen Beihülfe ein Meisterstück zuwege gebracht, und wenn da oben herum noch Gerechtigkeitsgefühl ist, so muß man Dir den Abschied mit Pension bewilligen. Dabei sind wir hübsch langsam verfahren, denn man kann nie recht trauen und man darf Dich nicht zu finden wissen, wenn vielleicht umgehend der Befehl vom Brigadekommando käme, Deinen dreiwöchentlichen Urlaub und Dich selbst aufzuheben. Da ich natürlicherweise keine Ahnung davon habe, wo Du Dich zur Zeit aufhältst, so ist auch das Gegenwärtige in Form eines fliegenden Blattes geschrieben, Gedanken einer schönen Seele an einen fernen Freund, das Dir ein gütiger Zephyr zuführen möge.

„Mit Ungeduld erwarte ich meine äußerliche Offiziersausstattung und habe deßhalb dem alten Mäuler die dringendsten Aufträge gegeben, nicht als ob es mich drängte, vor den guten Leuten hiesigen Ortes als glänzender Schmetterling zu erscheinen, nein, wahrhaftig nicht, sondern es ist mir nur darum zu thun, mich durch Epauletten und Schärpe auf das gleiche Niveau stellen zu können, welches unser gemeinschaftlicher Freund, der hochedle Baron von Iffling, einzunehmen geruht. Wenn ich ihn sehe, oder wenn er meiner ansichtig wird, so glaube ich fast, es überfällt ihn eine Idee von meinen Absichten auf sein hochfreiherrliches Dasein; denn ihm dieses auf wenigstens längere Zeit zu

verkümmern, darauf habe ich geschworen, und ein Schwur ist heilig, sagt schon Borgia. Nun lebe wohl, der Du die das Brigadekommando angehende Begnadigung mit Ungeduld erwartest. Erinnere Dich Deines Freundes Wetter, und laß bei Gelegenheit mit gehöriger Vorsicht Etwas von Dir vernehmen."

Meine neue Garderobe war zur bestimmten Zeit angekommen, und zu gleicher Zeit eine kleine Brieftasche mit Kassenbillets, welche eine Summe ausmachten, deren Größe mich, der ich an bedeutende Gelder nicht gewöhnt war, überraschte, ja fast erschreckte. Da ich mich nun von Hornstein mehr hinweg sehnte, so traf ich augenblicklich Anstalten zu meiner Abreise, und hörte auf Nachfragen unten, daß ich von hier aus auf zwei Routen meinen neuen Bestimmungsort erreichen könne, beide durch Vermittlung der Eisenbahn, die ich von Hornstein aus in einer kleinen halben Stunde erreichen könne. Eine dieser Routen führte auf einem weiten Bogen mit Vermeidung der Stadt dorthin, die andere aber, welche viel kürzer war, mitten durch dieselbe und gewährte mir dort einen Aufenthalt von zwei Stunden.

Es war vielleicht nicht recht von mir, daß ich die Letztere wählte, aber nachdem ich mich selbst auf künstlichem Wege weich gemacht durch den Gedanken, daß ich gezwungen sei die Heimat zu verlassen und in fremde Länder zu ziehen, die allerdings in kurzer Zeit zu erreichen waren, und da ich mir dabei die Möglichkeit dachte, vielleicht lange Jahre abwesend sein zu müssen, was indessen höchst unwahrscheinlich war, so beschloß ich noch einmal die Mauern zu sehen, in denen ich meine Jugendzeit vollbracht, noch einmal die Spielplätze meiner Kindheit zu betreten, um vielleicht zum letzten Male meinen alten Pflegevater zu umarmen, an sie — hatte ich begreiflicherweise nicht gedacht.

So erreichte ich denn die Stadt mit einem Eisenbahnzuge, der für mich so geschickt eingerichtet war, daß er in der Dunkelheit dort eintraf. Ich eilte nach dem Armenhause, und so sehr ich auch anfänglich meine Schritte beschleunigte, so ging ich doch um so langsamer, ja zögernder, je mehr ich mich meiner ehemaligen Wohnung näherte. War es mir doch zu Muthe, als sei ich Jahre lang von hier entfernt gewesen und als müßten sich in

der Zeit außerordentliche und ganz unerhörte Geschichten zugetragen haben. Ich war in der That erfreut zu sehen, daß das Armenhaus noch auf demselben Platze stand und daß sich, so viel ich in der Dunkelheit erkennen konnte, in seinem Aeußern durchaus nichts verändert hatte. Da war der Eingang zum Hofe mit dem offen stehenden Gitter, hier war die Stelle, wo die gute Alice damals ihre Papierballons verkaufte, dort waren die Akazienbäume, welche trotz aller finsteren Prophezeiungen während der Winterszeit doch wieder frisch und lustig grünten, vor mir sah ich den Eingang zu unserer ehemaligen Wohnung. Dort aus dem Fenster drang der freundliche Schimmer eines Lichtes in die Nacht hinaus, das Einzige, was mich tröstlich ansprach. Gerne hätte ich jeden Stab des Gitters mit meiner Hand berührt, — o wie gerne mich auf dem Steine niedergelassen, wo das kleine Mädchen so oft zusammengekauert gesessen, wenn sie an frostigen Herbst- und Wintertagen unseren Spielen zuschaute; wie drängte es mich, meine heiße Stirne an die kühle Mauer zu drücken und alle die Bilder meiner Kindheit, in denen sie eine so große Rolle spielte, wieder einmal vor meiner erregten Seele vorüberziehen zu lassen — ein wechselvolles Schattenspiel. — Doch riß mich der Ton der Glocke vom benachbarten Kirchthurm aus meinen Träumereien, ich eilte durch den Hof, klopfte an die Thüre und öffnete hastig, als die mir so wohlbekannte Stimme „herein" rief.

Da saß mein Pflegevater an seinem Tische, hatte ein Buch in der Hand und blickte höchst überrascht auf, als ich eintrat, — obgleich ich sie ja nicht aufsuchen wollte, wie ich mir fest eingeredet hatte, so sandte ich doch meine Blicke rings umher, um — nach irgend Etwas zu spähen, was mir ihre Anwesenheit kund gäbe. Da war aber nichts dergleichen, kein Tuch, kein Sitz, welcher anzeigte, daß Jemand ihn soeben verlassen. Die paar Stühle, welche sich im Zimmer befanden, standen so langweilig an ihren Plätzen und sahen so trostlos leer aus, als wollten sie sagen: uns fängt es an hier sehr einsam zu werden — ah, — ah, — ah, ich hatte es hier anders erwartet. —

In das Erstaunen, mit welchem mich mein Pflegevater anschaute, mischte sich ein leichtes Lächeln, als er meine umher-

irrenden Blicke bemerkte, und erſt als ich nun auf ihn zuſprang, ſeinen Hals umſchlang und ihn herzlich auf die Backen küßte, ſah er freundlich und wohlwollend aus wie immer.

„Aha," ſagte er, „junger Herr, man ſtürzt gegen Vorſchrift nicht hieher, wie mir ſcheint, um ſeinen alten Pflegevater aufzuſuchen, ſondern man hat erwartet, einen kleinen angefangenen Roman, der eine unangenehme Unterbrechung erlitten, wieder aufnehmen und fortſpielen zu können."

Ich ſchaute ihn ehrlich an und erwiederte: „ich will es nicht leugnen, daß es mich gefreut hätte, nach Allem dem, was vorgefallen, Alice einen Augenblick zu ſehen, aber — ſie iſt nun wohl fort?"

„Ja, ſie iſt fort."

„Wird eine vornehme Dame werden und ſehr glücklich ſein."

„Hoffentlich wird ſie Beides — und darüber wollen wir uns freuen," gab der alte Mann kopfnickend zur Antwort, wobei ſeine Stimme etwas ſchwächer klang — „auch Du freuſt Dich darüber, nicht wahr, Eugen?"

„Gewiß, ich freue mich darüber."

„Denn Du wirſt nie der Zeit vergeſſen, wie ſich die gute Alice damals über den glücklichen Wechſel gefreut, welcher in Deinem Leben eintrat."

Ich nickte mit dem Kopfe — „ſo iſt ſie für immer fort?" fragte ich kleinlaut.

„Von hier wohl für immer," verſetzte mein Pflegevater, „und ich kann Dich verſichern, es fängt mir nun auch an hier ſo einſam zu werden, daß ich mich nach einer Veränderung ſehne." Er ſchaute ſtarr vor ſich nieder und trommelte leicht mit den Fingern auf dem Tiſche. — „Doch reden wir von was Anderem," fuhr er nach einer Pauſe mit dem mir wohl bekannten barſchen Tone fort, „ja von was Anderem, und zwar von Deinen Streichen, junger Herr, Du haſt in letzter Zeit ſchöne Sachen angeſtellt."

„Wiſſen Sie Alles?" fragte ich, indem ich das letzte Wort betonte.

„So ziemlich Alles und zwar von Jemand, der Dir wohl geneigt iſt und auch mächtig genug, um Dir eine neue Laufbahn

zu eröffnen. Die Art, wie er für Dich sprach, hat mich nun einigermaßen getröstet, mein Junge, denn sonst wäre es dem alten Schwanefeld, der Dich so sehr liebt, gar traurig um's Herz gewesen."

Er schaute mit einem langen Blicke rings um sich her, dann sagte er nach einem tiefen Seufzer: „es ist hier sehr still und einsam geworden, meine gute Iduna ist fort — Alice nicht mehr da und Du wirst mich auch verlassen, um lange nicht mehr zurückzukehren. — O es wäre mir, dem alten Manne, so angenehm gewesen, wenn ich Dich, den ich wie einen lieben Sohn betrachte, unter meinen Augen hätte behalten können, wenn sich eines Tages der Lieutenant Ramming bei mir gemeldet hätte, und ich mit diesem jungen Offizier, stattlich angethan, wie es einem Herrn von Schwanefeld geziemt, Arm in Arm über die Straßen gegangen wäre und die Leute gesagt hätten: Seht diesen alten Schwanefeld, hat er doch nun erlebt, daß der kleine Junge aus dem Armenhause ein tüchtiger Offizier geworden ist — das ist nun vorbei."

„Aber es ist nicht vorbei," antwortete ich mit tiefbewegter Stimme, „daß ich Ihnen in einer andern Laufbahn nicht ebenfalls Ehre machen kann, und das will ich gewiß und wahrhaftig thun, ich schwöre es Ihnen."

„Ein Schwur, den ich entgegennehme," versetzte der alte Herr feierlich, „und an den ich Dich seiner Zeit erinnern werde."

„Wenn wir Arm in Arm spazieren gehen," sagte ich mit feuchten Augen lächelnd, „und wenn dann die Leute sagen: was Herr von Schwanefeld für einen tüchtigen Kerl aus dem armen Jungen gemacht hat."

„Amen — aber nun erzähle mir, wie Du eigentlich hieher kommst. Herr von Steinfeld sagte mir doch, ich könne Dich jetzt nicht erwarten, da er Dir empfohlen hätte, die Stadt zu vermeiden."

„Das ist allerdings wahr, doch konnte ich unmöglich vielleicht für längere Zeit von hier fortgehen, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben."

„Sie?" gab der alte Herr lächelnd zur Antwort, „dieses

„Sie" wird in Deiner Orthographie wohl, was vorliegenden Fall anbelangt, mit einem kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben."

„Mit einem kleinen sowohl, wie mit einem großen. Leider werde ich darauf verzichten müssen, Alice zu sehen."

„Das kommt mir auch so vor, mein Junge, und es ist wahrhaftig besser für euch Beide. Sieh', Herr von Steinfeld nimmt sich Deiner an, und aufrichtig gesagt, es ist das für Dich ein großes Glück, dessen würdig zu machen Du Dich mit aller Kraft bestreben mußt. Nun glaube ich aber nicht, daß es dem Herrn von Steinfeld — dem Freiherrn von Steinfeld gerade besonders wohlgefällig wäre, wenn Du, vorderhand noch ein armer, unbedeutender junger Mensch, besonderes Wohlgefallen an seiner Tochter an den Tag legtest. Siehst Du das ein?"

Ich mußte gestehen, daß ich es einsah.

„Dazu kommt noch diese unglückselige Begebenheit, welche eine tiefe Kluft riß zwischen Dir und dem jungen Mädchen. Ich kann Dir das nicht verschweigen. Alice ist so verletzt, daß sie zusammenschauerte, wenn ich nur Deinen Namen nannte."

„Ich muß das dulden," erwiederte ich, die Achseln zuckend, „obgleich ich mir keiner Schuld bewußt bin."

Es drängte mich, an das Fenster zu treten und auf den Hof des Armenhauses zu blicken, der nothdürftig erhellt war von einer einzigen Gaslaterne, welche dicht bei den Akazienbäumen brannte, und viel lieber mit den glänzend angestrahlten hellgrünen Blättern zu kokettiren schien, als sich in die Winkel des düsteren Hofes zu verlieren. Dort hatte ich so häufig mit ihr gespielt, dort war sie mir gefolgt auf Schritt und Tritt, bald meine Mütze voll Kastanien tragend, wenn wir Knaben in einem Bombardement begriffen waren, bald Bogen und Pfeile, wenn ich auf eine eingebildete Jagd zog. — Vorbei das Alles, vorbei. Ich lehnte meinen Kopf an die Scheiben und sagte, ohne rückwärts zu schauen: „Wenn es Herr von Steinfeld erfährt, daß ich hier war, so wird er mir's nicht übel nehmen, die Eisenbahn ließ mir auf dieser Route zwei Stunden Zeit, um Sie zu besuchen, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, bei dem andern Wege um

die Stadt herum zu fahren. — Ach sie verfliegen gar bald, diese zwei Stunden."

„Ja, ja, ich weiß wohl," sagte der alte Herr mit bekümmertem Tone der Stimme, „daß der Zug um zehn Uhr abgeht und es ist schon neun vorüber. Komm', setz' Dich noch ein wenig zu mir her und lass' uns noch über Deine Zukunft plaudern."

Ich trat seinem Wunsche gemäß an den Tisch zurück und setzte mich ihm gegenüber auf einen Stuhl. „Lassen Sie uns noch plaudern, aber nicht von meiner Zukunft, sondern von der Zeit, wo wir uns alle wiedersehen, hier oder sonst wo."

„Hier nicht," erwiederte Herr von Schwanefeld kopfschüttelnd, „das heißt hier in diesem Zimmer nicht. Ich weiß nicht, wie es auf einmal kommt, aber die Einsamkeit dieses Raumes drückt mich. Wenn mir wieder einmal anständige Anerbietungen gemacht werden, dieß Haus, wo ich Jahre lang so still und glücklich lebte, zu verlassen, so nehme ich sie am Ende doch noch an, besonders wenn es sich fügt, daß Du, mein Sohn, für längere Zeit auswärts bleibst."

„Und hat man Ihnen Anerbietungen gemacht?"

„J—a—a," versetzte er zögernd, „aber ein Schwanefeld bedenkt sich, ehe er Anerbietungen annimmt und dadurch Verpflichtungen auf sich ladet. Alles, was man mich zwingt anzunehmen, hat Etwas von Almosen an sich, denn ich werde schwerlich im Stande sein, es mit guten und tüchtigen Diensten zu belohnen. — Ach, sonst würde ich nicht skrupulös sein, und wenn man mich an den rechten Platz stellte, so könnte ich wohl noch Dienste leisten. Sieht man mir meine Jahre an?"

„Gewiß nicht," sagte ich lächelnd.

„Und ich fühle sie innerlich noch viel weniger. Doch genug davon," unterbrach er sich selbst, „das klingt wie Großsprecherei, sagen wir lieber: Wie Gott will."

Ich blickte auf die alte Schwarzwälder Uhr, welche heute Abend in einem überaus schnellen Tempo lief. Der Weg zum Bahnhof war weit und ich hatte noch eine Frage auf dem Herzen, die ich so wie in gleichgültiger Manier beim Abschiednehmen hin-

noch einige tauſend Meilen weiter, wie ſelbſſſ-t Franklin und Roß gekommen, will ich die Schneeluft genießen — Verwandlung, und es ſſſ-tarren die Eismaſſen empor, ein ewig zugefrorenes Meer liegt unabſehbar vor mir ausgebreitet, das Eis kracht, der Seevogel krächzt, die Einſamkeit thut dem Herzen wohl. Doch bin ich endlich überſättigt von dem einförmigen Anblick dieſer ſſſ-tarren Maſſen — zurück nach dem Süden! italieniſche Luft, italieniſcher Himmel, ein Gaſthaus in Terracina, das Schlafgemach der ſchönen Zerline!«

Bei dieſer heftigen Rede ſchüttelte die Kiliane erſtaunt den Kopf und ſagte: »Nehm' Er's mir nicht übel, Dubel, aber dergleichen ſchiefe Anſichten kommen von dem Leſen der vielen confuſen Bücher her, mit denen Er ſich abgibt.«

Der Schneider hatte ſeine Scheere auf den Schenkel geſtützt, ungefähr in der Art, wie gemalte Marſchälle ihren Stab zu handhaben pflegen, und ſchaute triumphirend um ſich, indem er fortfuhr: »Und das alles wäre mein, und das alles hienge an dem Blick meines Auges und hoffte und fürchtete bei dem Zucken meiner Wimper — o, ich wäre ein glückſeliger Menſch, ich dürfte mich in den Couliſſen aufhalten, ich dürfte mit den hochmüthigen Schauſpielerinnen ganz vertraulich ſprechen, dürfte den coquetten Sängerinnen einen kleinen Verweis geben und dürfte mit den niedlichen Tänzerinnen lachen und ſcherzen, und dabei wäre ich nicht bloß geduldet, ich wäre die Perſon, um welche ſich Alles dreht; vor mir zieht der Theaterdiener ſeinen Hut, und mich betrachtet der erſſſſ-te Held in ſſſ-tiller Ehrfurcht . . . o Gott, das wird aber nie ſein, und ich werde mein Lebtag nichts werden, als ein erbarmungswürdiger Flickſchneider!« —

Haſtig warf er die Scheere in der Hand herum und begann auf dem Tiſche mit großem Geklapper ein Stück Zeug zuzuſchneiden; die Kiliane verfolgte mit ihrem kleinen Bügeleiſen aufmerkſam und hartnäckig eine eigenſinnige Falte, die ſich unbefugter

werfen wollte, deßhalb erhob ich mich, reichte ihm beide Hände und ſagte: „Ich muß jetzt gehen, um meinen Zug nicht zu verſäumen. Laßt uns jetzt aber keinen ſchweren Abſchied nehmen, denn ich bin überzeugt, daß wir uns in kurzer Zeit wiederſehen.“

„So ſei es, mein lieber Sohn,“ gab er zur Antwort, indem er ſeine Arme um meinen Hals legte, mich feſt an ſich zog und auf Stirne und Mund küßte. — „Wir wollen ſcheiden — wie es ein paar Männern geziemt, und auch ich will wahrhaft überzeugt ſein, daß wir uns baldigſt wiederſehen werden.“

Als es nun wirklich zum Scheiden kam, und ich mich nochmals in dem traulichen Raume umſah, wurde mir doch das Herz ſchwerer, als ich es gedacht. Ich konnte nur mühſam Athem holen, und die Frage, welche ich auf den Lippen hatte, beengte meine Bruſt noch mehr, es ſtrengte mich ordentlich an, ſie in gleichgültigem Tone hervorzubringen.

„Aber wo iſt denn Alice eigentlich?“ ſo klang meine Frage, als ich mich ſchon der Thüre zuwandte.

„In der That,“ gab mir der alte Herr heiter zur Antwort. „das habe ich Dir ja noch nicht einmal geſagt. Sie iſt im Hauſe der Frau Kommerzienrath Schabegg mit Bewilligung ihres Vaters.“

„Mit Bewilligung ihres Vaters?“ wiederholte ich.

„Der ſo glücklich über ſeine Tochter iſt, wie — ein Vater es nur ſein kann, der plötzlich eine ſolche Tochter findet.“

„Und Alice?“

„Sie findet ſich ſtill und demüthig in ihr Glück. Sie hat ſich feſt an Frau Schabegg angeſchloſſen, welche ihr mit einer faſt mütterlichen Zärtlichkeit zugethan iſt, und der Umgang mit dieſer feinen liebenswürdigen Frau wirkt erfriſchend und belebend auf das junge Mädchen.“

Ich nickte ſtumm mit dem Kopfe, und vor meinem innern Auge rollte die glänzende Equipage der Kommerzienräthin vorüber, in der ich jetzt zwei Damen erblickte, beide ſchön, beide reich und elegant gekleidet, vielleicht gleichgültig hinabblickend auf arme Leute wie unſereins, die da unten demüthig am Wege ſtehen blieben. — Wie das Leben wechſelt!

„Zu ihrem Vater blickt ſie ſcheu, faſt furchtſam auf,“ fuhr

der alte Herr nach einer Pauſe fort, „ſie muß ſich erſt daran gewöhnen, den fremden ernſten Mann als ihr ſo gar nahe ſtehend zu betrachten. Ich kann Dich verſichern, Eugen, wenn ich ſie beſuche, und ich war heute noch dort, ſo fliegt ſie mir an den Hals, daß ich alter — Burſche faſt zu Thränen gerührt bin und ſie gerne beim Kopf nähme, wenn ihr Vater nicht ſo ſeltſam lächelnd zuſchaute. Doch das wird ſich Alles ändern.“

„Und was ſagt der Kommerzienrath zu dieſen Dingen, namentlich zum Verkehr der Leute aus dem Armenhauſe mit ſeinem Palaſt?“

„Er?“ ſagte lächelnd Herr von Schwaneſeld, indem er ſich ein klein wenig in die Bruſt warf, „er und ich ſind die beſten Freunde geworden, wenn ich freilich hinzufüge, daß ſeine Gedanken etwas viel an Schärfe und Kraft abgenommen haben, ſo erſcheint Dir vielleicht dieſes freundſchaftliche Verhältniß in weniger günſtigem Lichte, doch kann ich wieder mit einigem Stolze hinzufügen, daß der reiche Kommerzienrath Johann Chriſtian Schabegg große Verpflichtungen hat gegen mich, den armen Herrn von Schwaneſeld; denn er hat es hauptſächlich meinen raſtloſen Bemühungen zu verdanken, daß das Verhältniß zu ſeiner Frau ein erträgliches, ja gutes geworden iſt, wobei ſich alle Parteien wohl befinden, vor Allem die von ihm früher ſo ſehr gehaßte Armenanſtalt, welche er reich dotirt hat, um die er ſich bekümmert, bei der aber auch, im Vertrauen geſagt, ſeine Gedanken die größte Gefahr laufen, Schiffbruch zu leiden. Sollteſt Du's glauben, Eugen, daß er Augenblicke hat, wo er die Stellung eines Armenhausvorſtehers beneidenswerth findet, ja ſich oft ſo unumwunden darüber ausſpricht, daß ich ihn ſchon im Geiſte auf den Zimmern droben, welche nach den bekannten Teſtamentsparagraphen Nr. 4 für die Angehörigen der Familie Schabegg reſervirt ſind, einquartirt finde, nur glaube ich in dem Falle,“ ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, als fürchte er von Jemand gehört zu werden, „daß alsdann die Fenſter beſagter Zimmer vergittert werden möchten.“

„So grüßen Sie denn Alice herzlich von mir,“ ſagte ich aus tiefem Nachdenken auffahrend, „und nun noch einmal Lebewohl, auf baldiges Wiederſehen.“

Der alte Herr legte seine beiden Hände leicht auf meinen Kopf, wobei er mit feierlicher Stimme sagte: „Gott gebe Dir Glück, mein Sohn.“ Dann eilte ich aus dem Zimmer, um meine hervorstürzenden Thränen zu verbergen. Ich kam aus dem Hofe, ohne eigentlich zu wissen wie, waren doch alle meine Gedanken noch immer in der kleinen traulichen Stube, wo ich nur immer sie zu erblicken meinte, sie, die ich so heiß, so innig liebte — sie, die ich verloren hatte. Ich konnte mich auch jetzt nicht enthalten, bei dem Gitter des Hofes vorübergehend, jeden Stab mit der Hand zu berühren, vielleicht hat auch ihre Hand an einem derselben geruht, während sie Abschied nahm — vor kurzer Zeit oder damals — bei ihrem schmerzlicheren Abschied. — Ja damals, als sie, dieß Haus verlassend, die kalten Mauern mit ihren heißen Thränen benetzte, — hatte sie mir nicht so gesagt an jenem Abend, als ich sie nach langer Zeit zum ersten Male wiedersah, und mit ihr hieher ging, ja, ja — und hatte sie nicht hinzugefügt, sie habe Etwas der Mauer anvertraut, um es wieder an sich zu nehmen, wenn sie oder ich einmal recht glücklich oder recht unglücklich geworden sei. — Ach, das Letztere war bei mir eingetroffen, ich hatte ein Recht, ihr Vermächtniß an mich zu nehmen. — Aber wo es finden? Glücklicherweise erinnerte ich mich so ziemlich der Stelle, auf welche sie mit der Hand gedeutet. Es war das dort, wo sich ein Stück der Mauer mürbe und zerbröckelt zeigte — mit welcher Hast grub ich meine Finger jetzt hier, jetzt dort in die aufgerissenen Spalten — ich fand nichts, wohl aber klang die Glocke mit ihrem hellen Schlage wie höhnend in mein Ohr, hier wich ein Steinchen — es war nichts dahinter, — dort ein anderes —a—a—ah! ich berührte ein klein zusammengefaltetes Papier, erwartungsvoll riß ich es heraus, entfaltete es mit wahnsinniger Hast, hielt es vor meine Augen und sah ein kleines metallenes Kreuzchen an einer schwarzen Schnur, an welcher es meine geliebte Alice um ihren Hals getragen. — — Rasch davonstürzend drückte ich es unzählige Male an meine Lippen, betrachtete es wieder und immer wieder und verbarg es endlich auf meinem Herzen, als ich in die Nähe des Bahnhofes kam, wo mir der gellende Pfiff der Lokomotive verkündete, daß es für mich die

höchste Zeit sei. — Auch gelang es mir nur mit Mühe, in einen Wagen zu springen, während sich der Zug schon langsam in Bewegung setzte.

Da saß ich denn, vom raschen Laufen tief und schwer athmend und blickte durch die Fenster des Wagens in die Nacht hinaus, wobei ich kaum im Stande war, meine Gedanken zusammenzuhalten, die in der Erinnerung an helle und finstere Tage und Stunden umherschwärmten, welche von Diesem auf Jenes übersprangen, welche Personen, Orte und Zeiten hartnäckig durch einander mengten, und mich in einen Zustand wachen Träumens versetzten. Nur hie und da konnte ich mir einen vollkommen lichten, ja glücklichen Moment verschaffen, wenn ich nämlich das Kreuzchen hervorzog, es wiederholt an meine Lippen drückte und dazu flüsterte: Alice, o meine geliebte Alice. — — — Gleich darauf eilten aber meine Gedanken wieder dem dahin sausenden Zuge voraus, oder wenn ich sie gewaltsam zurückrief und meinen Augen dienstbar machte, so schmückten sie mir auf phantastische Art und Weise Alles, was im Dämmerschein der Nacht an mir vorüberhuschte: Feld und Wald, einzelne Häuser, jetzt hoch über uns gelegen und sich vom Nachthimmel noch dunkler abhebend, jetzt tief unter uns, dann auf beiden Seiten der Bahn wie erschreckt auseinander fahrend beim Dahinsausen des feuerschnaubenden Ungeheuers. Zuweilen klangen Melodieen in mein Ohr, einfache Kindermelodieen, hervorgebracht durch das gleichförmige Stampfen der Maschinen und das taktmäßige, so eigenthümlich klingende Umdrehen der Räder. Immer leiser summten diese Melodieen, immer leiser und leiser, und dann schlief ich ein, bis ein gellender Pfiff ebenso unsanft mein Ohr berührt, als der helle Schein der Laterne meine Augen. — Eine Station, Passagiere kommen und gehen, die Ersteren suchen sich seufzend ein Plätzchen in dem vollen Wagen, bitten vielleicht um Entschuldigung, daß sie unsere Beine inkommodiren, oder begnügen sich wohl auch damit, uns müde und gähnend anzuschauen, die Letzteren sagen: Gott sei Dank, da sind wir endlich. Der Kondukteur läßt sich wieder einmal unsere Billete zeigen, der Wagenschlag fliegt zu, die Lokomotive pfeift, und der alte Rundtanz beginnt von Neuem. Das wiederholt sich

häufig in der Nacht, faſt immer auf die gleiche Art, nur wo wir die Grenze überſchreiten mit unangenehmen Variationen, mit Kofferöffnen und Paßviſiren. Endlich iſt auch das vorüber, wir fahren weiter und nach einer halben Stunde dämmert der Morgen auf. Ich habe noch ſechs Stationen bis zu meinem Ziele, dann noch fünf, noch vier, und ſo fort, bis ſich der Kondukteur meine Karte ausbittet, und ich endlich mit meinen Habſeligkeiten auf einem kleinen ländlichen Bahnhofe, wie auf einer wüſten Inſel, ausgeſetzt werde. Glücklicherweiſe rettet mich ein Omnibusführer, der den Ort ſeiner und meiner Beſtimmung nennt, der meinen Koffer und mich aufpackt, der nach einer Stunde Fahrens in der Ebene die breite Straße verläßt und rechts abbiegt, in die Berge hinein. Der Wald duftet ſo zauberhaft, der Wagen ſchaukelt ſo angenehm, ich verſenke mich in Träume und träume ruhig fort, und heute, wo ich dieſes niederſchreibe, kommt mein damaliger Wechſel des Lebens mir immer noch wie ein angenehmer Traum vor, mit deſſen Einzelnheiten ich die Geduld des Leſers nicht ermüden will, ſondern denſelben bitte, ein wenig mit mir zu träumen, bis ich für den Fortgang und Schluß dieſer wahrhaftigen Geſchichte ein klares Erwachen für unbedingt nothwendig halte.

Mein Wagen führte mich bis Nachmittags durch anmuthige reizende Gegenden, dann gelangten wir in ein weites und ſtilles Thal, zu einem großen Gebäude, wo ich zu einem ältlichen wohlwollenden Herrn geführt wurde, der meinen Brief in Empfang nahm, mir ein Zimmer anweiſen ließ, und mich beim Abendeſſen den übrigen Lehrern der landwirthſchaftlichen Anſtalt, wo ich mich befand, vorſtellte. Andere junge Leute meines Alters empfingen mich freundlich und wohlmeinend, und da ich beim Militär, beſonders auf der Stube Nr. 44, in kameradſchaftlicher Beziehung eine gute Schule durchgemacht hatte, auch von Natur gefällig und verträglich war, ſo erwarb ich mir in kurzer Zeit meine Mitſchüler zu Freunden; da ich auch vor allen Dingen mit Luſt und Liebe lernte, und mich unabläſſig bemühte, meine Kenntniſſe zu vermehren, ſo hatte ich die Zufriedenheit meiner Lehrer und war im Stande, meinem väterlichen Freunde, dem Herrn von Steinfeld,

von Zeit zu Zeit die beſten Zeugniſſe einzuſchicken. Ich muß geſtehen, daß ich damals vollkommen glücklich hätte ſein können, wenn nicht das kleine Kreuzchen mit ſeinen Erinnerungen in manchen Augenblicken ſchwer mein Herz berührt hätte. O ich wollte ſie nicht vergeſſen, und wenn auch endlich meine Vernunft ſo weit geſiegt hatte, um die Kluft zwiſchen ihr und mir als unüberſchreitbar feſtzuſtellen, ſo gab es doch wieder Zeiten, wo meine Phantaſieen luftige Brücken bauten, die ich aber glücklicher Weiſe immer wieder, da ſie keinen genügenden Halt haben konnten, in ſich zuſammenſtürzen ließ. In meine Angelegenheit mit dem Letzten der Iffling hatten meine Vorgeſetzten ſammt und ſonders durch die günſtigſten Berichte über mich und die Sache ſelbſt ſo gut eingewirkt, daß das Brigadekommando ſich veranlaßt ſah, mich und mein Vergehen dem Kriegsminiſterium auf die gelindeſte Art vorzutragen. Da auch Herr von Steinfeld Gelegenheit hatte, auf dieſe hohe Behörde günſtig einzuwirken, ſo wurde ich einfach zur Kriegsreſerve entlaſſen und die Strafe für mein Vergehen beſtand demnach darin, daß ich keine Hoffnung mehr hatte, einſtens General zu werden. Wenn ich aber hinzufüge, daß ich dem Entſcheid in dieſer Angelegenheit zagend entgegenſah, indem ich fürchtete, es könnte mir vielleicht nach Erſtehung einer gelinden Feſtungsſtrafe die Erlaubniß zum Fortdienen in Gnaden ertheilt worden ſein, ſo kann man daraus entnehmen, daß die Hoffnung auf Epauletten und Schärpe mir nicht mehr als roſige Zukunft vorſchwebte.

So war denn das Jahr wieder einmal vergangen, der Winter mit Kälte und Froſt, mit Schnee und Eis in ſeiner ſtrengen Majeſtät vorübergegangen, und der milde Frühling hatte wieder Beſitz ergriffen von der, Liebe und Wärme athmenden Erde. Unſere Beſchäftigungen in Feld und Wald hatten wieder begonnen, und da ich mich hauptſächlich der Forſtkultur widmete, ſo war ich ſo glücklich, tagelang zwiſchen mächtigen Stämmen einherſchweifen zu können, ſie in ihrem Wachſen zu beobachten, ihre Eigenſchaften kennen zu lernen, oder mich auf neubeſtockten Kulturflächen an dem Wachſen und Gedeihen der friſchen grünen Ausſaat zu erfreuen. Wie im Leben ſo auch hier folgen die verſchiedenen Alters-

klaffen unaufhörlich einander, und an der Grenze eines mächtigen Buchenwaldes, von diesem gegen Nord und West wieder geschützt, erhob sich eine Pflanzung prächtig aufwachsender Lärchen, deren fein gezackte hellgrüne Nadeln, im Lufthauche spielend, eine wunderbar beruhigende Wirkung hervorbrachten. Neben einem der mächtigen Buchenstämme hatte ich mich in's Moos gestreckt, mein Jagdhut mit der Spielhahnfeder lag neben mir am Boden, und ich schickte mich an, hier in der prachtvollen stillen Natur einige Briefe zu lesen, welche mir die heutige Post gebracht.

Die Adresse des ersten Schreibens, welches ich eröffnete, war von der Hand Wetter's, nur befremdete mich das Postzeichen und es steigerte sich diese Befremdung zum Erschrecken, als ich oben am Blatte las: „Festung D.," sowie den Eingang des Schreibens, welches lautete: „Als wirklicher und berechtigter Bewohner eines mit Fenstergittern versehenen Zimmers dieser in der That schönen Festung, und als demnach zu einer geschlossenen Gesellschaft gehörend, schreibe ich Dir. Ich schicke diese Worte voraus, damit Du nicht etwa den nüchternen Gedanken hättest, als sei ich von einer stolzen reitenden Batterie zu einer langweiligen Festungskompagnie versetzt worden. Lass' mich Dir nun erzählen, was mich hieher gebracht. — Du wirst so wenig wie ich vergessen haben, auf welch' liebenswürdige und wahrhaft edelmännische Art mir seiner Zeit Herr von Steinfeld seine Offiziersequipage, Pferd und Ausrüstung zur Verfügung stellte, nicht als Geschenk, aber gegen einen wahrhaft lächerlichen Anschlag. Darin lag ja hauptsächlich das Feine und Anständige seines Benehmens, und wenn ich auch die mir aufgelegten Verbindlichkeiten rasch und pünktlich erfüllte, so war unsere Rechnung doch bei weitem nicht ausgeglichen und ich fühlte in meinem Herzen einen so riesenhaften Saldo zu seinen Gunsten, der nicht anders auszugleichen war, als wenn ich das Beste, was ich besaß, mein Leben nämlich, ein wenig dafür einsetzte.

„Erschrick nicht, mein lieber Junge, die Sache ist nun einmal nicht zu ändern, und um Dich nicht bis zu Ende dieses Schreibens in Spannung zu erhalten, was ein gewöhnlicher Romanschreiber vielleicht thun würde, so sage ich Dir mit kurzen Worten:

der Letzte der Iffling ist nicht mehr, und nahm ein Ende, wie es sich ein vollkommener Gentleman und ein braver Offizier, was er übrigens beides nicht war, nur wünschen konnte. Geschwätzige Zeitungen werden Dir das Nähere über unsere Begegnung mittheilen, wenn sie aber von einer schweren Verwundung meiner geringen Person faseln, so glaube nicht die Hälfte. Die Sekundanten meines Gegners hielten denselben nach meinem Schusse gegen alles Recht und Herkommen in ihren Armen aufrecht, und so traf mich eine Streifkugel in die linke Seite, die allerdings auf Besseres abgesehen war, aber glücklicherweise ihr Ziel verfehlte. Wenn ich auch ein Duell mit meinem Gegner nicht aufsuchte, dafür zeugt die lange Zeit, die vorüberging, ehe es stattfand, so hielt ich auch nicht zurück, als vor ungefähr drei Wochen zufällig eine Begegnung stattfand, bei der er sich mit derselben brutalen Rohheit benahm, die sein ganzes Leben auszeichnete, und kann mir Niemand von den Zeugen übelnehmen, daß ich eine Vergleichung, die er sehr anstrebte, zurückwies. Ob sein Tod der Tochter unseres gemeinschaftlichen Freundes und Wohlthäters zu ihrer Anerkennung verhelfen wird, ist noch zweifelhaft. Ein Rechtsgelehrter, den ich mir behufs meiner eigenen Vertheidigungsschrift zugelegt habe, und der wie die ganze Welt die bewußte Angelegenheit kennt, zuckte die Achseln darüber und meint, die Beweise für den Umtausch der beiden Kinder seien doch nicht vollgültig genug, um gegen den Freiherrn von Germersbach mit einer so schweren und niederschlagenden Beschuldigung aufzutreten. Jeder Unbefangene ist aber bei sich darüber im Klaren, daß Deine Gönnerin, die Frau Merzer, die vollste Wahrheit gesagt hat und daß Alice die Erbin von Iffling ist. De facto, so sagt mein Advokat, wird sie das auch sein; denn nach dem Tode des Letzten der Iffling konnte dem Herrn von Steinfeld nicht verwehrt werden, als Erbe seiner Frau, abgesehen von den Fideikommißgütern, in alle Rechte einzutreten und das kolossale Vermögen zu übernehmen, was ihm auch die Freiherren von Germersbach nicht mehr streitig machen zu wollen schienen; Herr von Steinfeld hat, wie Du wohl weißt, Alice vollgültig und rechtskräftig adoptirt.

„Mich anbelangend, so sitze ich hier, vorderhand mit schöner

Aussicht in äußere Angelegenheiten, hoch oben von der Citadelle auf eine reizend schöne Gegend. Hoffentlich wirst Du mich nächstens besuchen und mir diesen Blick in die Natur bewundern helfen. Die Einsicht in meine inneren Angelegenheiten scheint sich auch nicht so ganz finster zu gestalten, denn während ich an dieser Depesche arbeite, erfahre ich durch den Festungskommandanten, der mir freundlich gesinnt ist, daß man Schritte versuchen werde, um mich für die Zeit meiner Haft bei der hiesigen Festungskompagnie zu aggregiren. Das wäre immer schon Etwas und ich würde mich dann mit meinen Kameraden trösten, von denen einige schon zwei Jahre hier oben sind und sich ganz wohl dabei befinden. Wie lange meine Haft dauern wird, kann man freilich noch nicht so genau wissen, doch wenn ich Glück habe, so falle ich in irgend eine Amnestie hinein und stehe eher befreit vor Dir, als Du Dir so etwas träumen lässest. Nun lebe wohl, mein Junge, und lass' mich bald Gutes über Deine Aufführung und Deine Blicke in die Zukunft vernehmen."

Ich kann nicht verschweigen, daß mich dieses Schreiben eigenthümlich berührte. So plötzlich war das Schicksal vernichtend eingetreten in jenes junge Leben, das, wenn auch selbst unschuldig, einem Verbrechen gedient und nun in Folge davon so plötzlich, so jäh zerrissen wurde. Um meine Gedanken von diesem unangenehmen Ereignisse abzuwenden, erbrach ich rasch den Brief meines Pflegevaters, des Herrn von Schwanefeld, dessen wenn gleich schwere, doch immer noch feste Handschrift mir von dem nächsten Umschlag entgegenleuchtete. „Wie ich höre," schrieb er mir, „hältst Du Dich brav und tüchtig, und deßhalb habe ich den Gedanken verschmerzt, mit einem jungen Offizier Arm in Arm durch die Straßen gehen zu können, sehne mich aber trotzdem, Dich bald einmal wieder zu sehen. Was mich betrifft, so sage ich Dir, daß ich eben einen neuen hübschen Koffer mit meinen Habseligkeiten gepackt habe, und kannst Du daraus ohne großes Kopfzerbrechen entnehmen, daß ich im Begriffe stehe, unsere bisherige Wohnung zu verlassen; wundern wirst Du Dich aber, wenn ich Dir sage, wohin ich im Begriffe bin mich zu begeben. Herr von Steinfeld hat mir schon längst Anerbietungen gemacht,

auf ſeinem großen Gute irgend eine Beſchäftigung zu übernehmen, doch ſchienen mir dieſelben immer der Art zu ſein, daß ich mir dabei wie das fünfte Rad am Wagen vorkommen mußte und ſie mir nach unverdienter Unterſtützung ſchmeckten, und in dieſem Punkte kennſt Du meine Grundſätze. Nun aber hat er ſeinen Geſtütshof ſo weit vergrößert, daß ihm ein Intendant dorten von Nutzen ſein kann, und da er meine hippologiſchen Kenntniſſe ſchätzt, ſo hat er mir auf's Freundlichſte dieſe Stelle angeboten, welche anzunehmen ich kein Bedenken trage, da ſie mir Gelegenheit gibt, mich mit der nobelſten aller Paſſionen nutzbringend und auf edelmänniſche Art zu beſchäftigen. Ehe ich auf meinen Poſten abgehe, hätte ich Dich gerne beſucht; doch ſchrieb mir Herr von Steinfeld, er wünſche mich baldigſt zu ſehen, und da ich Dir eine angenehme Nachricht nicht gerne vorenthalte, ſo theile ich Dir, aber ganz unter uns, mit, daß ich aus ſeinem Schreiben erſehen, ich würde in Kurzem das Vergnügen haben, Dich ebenfalls dorten begrüßen zu können. — Alſo auf Wiederſehen, aber reinen Mund gehalten! So eben verläßt mich Frau Merzer nach einem gelungenen Verſuche, mir mein altes Herz noch ſchwerer zu machen als es ohnehin ſchon iſt. Sie nahm in meinem und ihrem Namen Abſchied von den alten Möbeln, die hier zurückbleiben, ja von jeder Wand und Zimmerecke beſonders, wobei ſie eine jahrelange Vergangenheit mit unterſchiedlichen Thränen und Seufzern noch einmal Revue paſſiren läßt. Die gute Frau iſt etwas gealtert, und da ſie ihr Schäfchen in's Trockene gebracht, ſo hat ſie ſich entſchloſſen, das Geſchäft mit ausgedehnter Kundſchaft ihrer älteſten Tochter förmlich zu übertragen, und wurde dieſes Ereigniß als Familienfeſt begangen, wozu auch ich eingeladen war. Rührend war der Moment, wo ſie ihre große Taſche mit den bekannten Utenſilien, die wir ſo oft klappern gehört, wenn ſie zu uns kam, ihrer Nachfolgerin übergab. Dich und Alice wieder zu ſehen hofft ſie auf's Beſtimmteſte.

„Du weißt, wie wenig Freunde und Bekannte mir auf meinem langen Lebenswege treu geblieben ſind. Einer nach dem Andern von denen, die einſtens luſtig und heiter mit mir dahin

Weiſe in eine Chemiſette eingeſchlichen, und vertilgte ſie endlich nach längerem Kampfe.

Die Bügeleiſen klapperten wie zuvor, die Leinwand ziſchte, die Uhr pickte, und es war daſſelbe Geräuſch und Geſumme, wie den ganzen Abend, mit dem kleinen Unterſchiede, daß der junge Herr Welſcher eingeſchlafen war und ein außerordentlich heftiges und tactmäßiges Schnarchen hören ließ. Eine der Büglerinnen meinte, es wäre, als ſäge er einen eichenen Block durch, und eine andere ſetzte lachend hinzu: „Ja, und jetzt kommt er wieder an einen harten Aſt, und da ſpringt ihm die Säge zurück.“

Jungfer Kiliane hatte die Falte ausgerottet und nahm das vorige Geſpräch wieder auf, indem ſie ſagte: „Aber wenn Er ſo viel Luſt zum Komödienſpielen hat, warum geht Er nicht hin und wird Schneider bei der Theater-Garderobe?“

„Ich habe früher auch daran gedacht,“ entgegnete Herr Dubel, „und will Ihr geſſſſ-tehen, daß ich mir einſſſſ-tens alle Mühe gab, eine ſolche SSSS-telle zu erhalten, doch kam ich davon zurück, denn es iſſſſ-t ein ganz poeſieloſes und ärmliches Geſchäft; was iſſſſ-t ſo ein Theaterſchneider? Den Tag über ſitzt er zuſammengekrümmt und muß nähen, bis die Nadel glüht, ach, und all' die ſchönen Kleider, die Abends auf dem Theater ſo herrlich ſſſſ-trahlen und glänzen, ſetzt er zuſammen aus geringen, ſchlechten SSSS-toffen, und die herrlichen SSSS-tickereien, womit ſie prangen, ſind nur elendes Flitterwerk, das er aufnäht, und kommt nun endlich die SSSS-tunde, wo der glückliche Künſſſſ-tler ſſſſ-tolz in ſeine Garderobe tritt, ſo iſt der arme Schneider ſein unterthäniger Diener, und muß ſich hudeln laſſen nach der Laune des Herrn, ja, nach dem Charakter der Rolle, die er gerade ſpielt. Tritt der Schauſpieler als König auf, ſo iſſſſ-t der Schneider der Sclave, und der Tyrann, welchen er anzieht, läſſſſ-t ihn für ein fehlendes Band, für eine etwas kurze Taille grimmig merken, wie es ihn nur Ein Wort koſſſſ-te, um ihn lebenslänglich auf die Galeere zu ſchicken, oder wie er nichts Anderes verdiene, als unter

gewandelt, blieben stehen, als es mit dem alten Schwanefeld bergab ging, und blickten mir achselzuckend nach, um alsdann einen andern Weg einzuschlagen. Die Meisten von ihnen wandeln überhaupt nicht mehr und haben sich da und dort zur Ruhe gelegt. Von Anderen, die mir einigen Antheil bewahrt, habe ich Abschied genommen, so von meinem alten Freunde, dem Advokaten, der bei seinem Abschied wie immer kurz angebunden war, mir aber herzlich die Hand drückte und sagte: ich hab' Dir's immer prophezeit, Du steigst nochmals in die Höhe, wie damals Deine Luftballons. Gott erhalte Dir Deine gute Gesundheit. — Er, der Advokat nämlich, ist etwas kränklich geworden, hohläugig und hustet stark. Von Deinen freundlichen Vorgesetzten, welche sich Deiner immer noch gerne erinnern, konnte ich nicht unterlassen mich zu verabschieden. Premierlieutenant Bachmann läßt Dich bestens grüßen und ich soll Dir sagen, daß die Angelegenheiten Deines Freundes Wetter, der Dir wohl selbst geschrieben haben werde, so gut wie möglich stünden, und daß zu hoffen sei, die bevorstehende Vermählung des Kronprinzen würde Veranlassung geben, seinen Prozeß niederzuschlagen und ihm die Freiheit wiederzugeben. Hauptmann von Manderfeld ist als Major nach E. versetzt worden. Endlich besuchte ich auch noch den Major Schemmer, den zwei unglückliche Ereignisse betroffen haben. Er wurde nämlich als Oberstlieutenant zur Ruhe versetzt, was ihn sehr darniederschlug, dann starb ihm seine Frau, was ihn wieder ein wenig aufrichtete, denn ihre knöcherne Hand soll schwer auf ihm gelastet haben. Da sein Modellwagen zum Transportiren von Verwundeten noch nicht fertig war, als er pensionirt wurde, so ließ er die Arbeit stehen, und wurde das ungeheuerliche Gestell bei der Versteigerung, die er hielt, auf den Abbruch verkauft.

„Wundern wird es Dich noch, wenn ich Dir sage, daß mich eine Dame, die Du auch früher gesehen, noch in den letzten Tagen bitten ließ, sie zu besuchen, nämlich die Braut unseres unvergeßlichen Freundes Herrn Emil von Schabegg. Die gute Dame ist auch nicht jünger geworden und dabei so dünn, daß man sie fast durchscheinend nennen könnte. Sie hatte von Deinen Erlebnissen

Etwas gehört, sowie auch von dem Duell Deines Freundes Wetter. Ueber Letzteres bat sie mich um Einzelnheiten, um, wie ich glaube, dieselben zu einem kleinen Romane zu gebrauchen; sie hat schon eine Menge von Büchern geschrieben, die alle von unglücklichen Mädchen handeln, deren Bräutigame auf irgend eine Weise abhanden gekommen. Dießmal scheint sie einen Zweikampf benützen zu wollen; es geht ihr übrigens ganz vortrefflich und sie läßt Dich bestens grüßen.

„So wäre ich nun mit alle dem fertig, was Dich interessiren könnte, und hätte nur noch meines armen Freundes Schabegg zu erwähnen, von dem ich Dir neulich schon schrieb, daß sein Schicksal so geworden, wie ich es vorhergesagt; die Zimmer im ersten Stock, welche bei Errichtung des Armenhauses gleichsam prophetisch zur Verfügung der Familie blieben, wurden mit Eisengittern versehen und sind nun bewohnt vom Haupt der Familie Schabegg. Er ist übrigens still und harmlos, und fühlt sich sogar glücklich unter der unermüdlichen Pflege seiner Frau, die ihn nicht verlassen will und so auf rührende Art Etwas abbüßt, was sie eigentlich nicht verschuldet. Herr Johann Christian Schabegg hält sich für den König irgend eines Reiches, er ertheilt den Bewohnern des Armenhauses bereitwilligst Audienzen, wobei er nicht unterläßt, ihnen Unterstützungen und Gnadenbezeugungen aller Art zu dekretiren, die dann von der Kommerzienräthin auf umsichtige und würdige Art besorgt werden.

„Von Alice erhielt ich ebenfalls einige Zeilen, lieb und freundlich wie immer, sie ist begierig mich zu sehen und schreibt, es habe sie gefreut, von Dir so viel Schönes und Gutes zu vernehmen.“

Dieser Nachsatz des Briefes ließ mich fast alles Uebrige vergessen. Es war zum ersten Male seit all' der langen Zeit, daß Alice in Briefen eine Aeußerung über mich gethan; in Briefen ihres Vaters an mich hatten nur immer die kurzen Worte gestanden: „Alice ist wohl und läßt Dich grüßen.“

Daß ich den dritten Brief, welcher das Steinfeld'sche Wappen zeigte, unruhig und hastig erbrach, wird Jeder begreiflich finden. Es waren nur wenige Zeilen, aber sie entlockten mir einen ju-

belnden Freudenruf: „Mein lieber Eugen," schrieb Herr von Steinfeld, „nehme ein paar Wochen Urlaub und komm' zu uns. Wir freuen uns alle herzlich darauf, Dich zu sehen."

Neunzehntes Kapitel.

Die Schlußnovelle.

Wer möchte es leugnen, daß das Wetter nicht gewissermaßen gleichmäßig einwirkt auf eine selbst gänzlich gesunde und durchaus nicht reizbare Konstitution, wenn diese auch mehr Kälte ertragen kann, während der andern eine heiße Witterung zusagt, und die erstere es bei 16 Grad unter Null eben so behaglich findet, wie die letztere bei 16 Grad drüber; wenn es auch Leute gibt, die sich bei anhaltendem Regenwetter vollkommen wohl fühlen, und dagegen von einem wochenlang ungetrübten Himmel nicht gerade angenehm berührt sind, während Andere von einigen Regentagen in eine gelinde Verzweiflung gebracht werden, und ein Klima, wie das von Egypten z. B., wo es nur alle zwei Jahre ein einziges Mal regnet, für den Himmel auf Erden halten, — ja wir erfahren gewisse Wetterveränderungen, die fast Jedermann gleich angenehm und gleich unangenehm sind. Wer fühlt sich nicht an einem heißen Sommertage gedrückt, wenn die Luft schwer auf uns lastet und so dick ist, daß die umhersummenden Insekten nach wenigen Flügelschlägen schon ermüdet scheinen, und sich den Rand unserer Ohren oder unsere Nasenspitze mit einer Beharrlichkeit zum Ruhepunkte erwählen, die uns noch mehr aufregt, als wir es ohnedieß schon sind in Folge der auf uns lastenden Schwüle. Wer athmet nicht tief und schwer, wenn am Horizont einzelne dicke schmutzig graue Wolken aufqualmen zum Himmel hinan, der nicht mehr frisch dunkelblau aussieht, sondern eine bläuliche Bleifarbe angenommen hat. Wer leidet nicht unter

dieſen Vorboten eines ſchweren Gewitters und fühlt ſich nicht, wenn dieſes unter Donner und Blitz unter dem Brauſen des Windes und unter plätſchernden Regengüſſen vorübergegangen, ſo erleichtert, als habe man ihm vom Kopf, Arm und Bruſt unſichtbare zentnerſchwere Gewichte weggenommen, und als mache es ihm jetzt gar keine Mühe mehr, einen zehn Fuß hohen Luftſprung fertig zu bringen, während er vor einer halben Stunde kaum noch im Stande war, eine ſonſt ſehr bequeme Treppe hinaufzuſchleichen — und wie wirkt dieſes vorher und nachher auf unſer Gemüth; das Wetter hat uns verdrießlich geſtimmt, zänkiſch, unglücklich, wir plagen uns mit ſchwarzen Gedanken, eine Kleinigkeit, die uns ſonſt kaum als der Rede werth erſcheint, nimmt die unangenehmſten, ſchreckbarſten Dimenſionen an, um dann wieder zu ihrem Nichts zuſammenzuſchrumpfen, wenn der dem vorbeigezogenen Gewitter folgende leichte Lufthauch die leuchtenden ſchillernden und blitzenden Waſſertropfen von den Blättern ſtäubt.

An einem heißen Sommertage hatte ich das lebhaft an mir ſelbſt erfahren. Es war an jenem Tage, an welchem ich die landwirthſchaftliche Anſtalt verließ, um mich in meinen Urlaub zu begeben. Daß ich mich beeilt hatte, denſelben ſo ſchnell als möglich anzutreten, bedarf eigentlich keiner Erwähnung, doch mußte ich vorher eine Arbeit beendigen, die ich unternommen hatte, und ſo konnte ich meine Reiſe erſt vierzehn Tage nach Empfang des Briefes von Herrn von Steinfeld antreten.

Auf der Eiſenbahn fuhren wir in ein ſchweres Wetter hinein, und wenn ſich meine Gedanken ſchon vorher ziemlich ernſt und gerade nicht heiter mit der Vergangenheit beſchäftigt hatten, ſo trug das heraufziehende Wetter noch dazu bei, meine erſte Begegnung mit Alice ſeit jener Zeit mir in minder roſigem Lichte als noch geſtern erſcheinen zu laſſen. Die zuckenden Blitze, der dröhnende Donner und der niederpraſſelnde Regen, verbunden mit der auf mir laſtenden Schwüle drückten meine Stimmung immer mehr darnieder, und als ich mich inzwiſchen dem Orte näherte, wo ich die Eiſenbahn verlaſſen mußte, hätte ich gewünſcht, noch eine Fahrt von mindeſtens vierundzwanzig Stunden

vor mir zu haben. Wie dachte Herr von Steinfeld für mich, nachdem er doch gewiß von jener Begebenheit, wie sie wirklich war, Kunde erhalten und nun gefunden hatte, daß ich ihm ganz anders darüber berichtet. Fast hätte ich gewünscht, er betrachte jene Zeit, welche ich mit Alice zusammen verlebt, als gar nicht vorhanden, und als stelle er mich, den armen, bis jetzt noch von ihm abhängigen jungen Menschen als solchen seiner Tochter vor, worauf sie mit einem höflichen Lächeln sich auszusprechen beliebe, es sei ihr nicht unangenehm meine Bekanntschaft zu machen. Wenn es so geschah, so glaube ich im Stande zu sein, über das, was mein Herz so tief erschütterte, leicht hinweg zu kommen, ein paar bittere Tage gingen ja vorüber; und dann war noch die Kleinigkeit zu besorgen, später in einem entfernten Theile des Landes irgend eine Stelle anzunehmen, die mich veranlassen konnte, das von mir so heiß geliebte Mädchen nicht mehr zu sehen. — Ja, so mußte es kommen. Die reiche Erbin der Iffling und ein unbedeutender angehender Gutsverwalter; hat ihre Mutter doch auch im Grunde nicht anders gehandelt, — und doch hätte ich lächeln können, wenn ich mir dachte, daß zwischen mir und dem Verwalter Müller, welcher auf Schloß Iffling erschien, immer doch eine kleine Aehnlichkeit bestand.

Diese meine Gedanken wurden eingerahmt von rollendem Donner, und der Regen, der an die Fenster schlug, nöthigte sie hübsch innen zu bleiben, und nicht hinauszuschwärmen über Berg und Thal, der sausenden Lokomotive voraus, wie sie so gerne gethan hätten.

Herr von Steinfeld hatte mich lieb, das wußte ich wohl und ebenso war ich fest davon überzeugt, daß er wie ein Vater an mir handeln würde. Er war ein kluger Mann, ein erfahrener Mann, ein Mann von Welt. Unsere kindlichen Erinnerungen waren ihm wahrscheinlich von gar keinem Gewichte, nnd wenn ich bedachte, daß Alice über mich gewiß nie anders als in ganz gewöhnlicher Weise gesprochen, so konnte es auch gar nicht anders der Fall sein, hatte er auch vielleicht durch einen andern Mund gehört, wie innig die beiden Armenhauskinder an einander gehangen, und wie herzlich der junge Bombardier der damaligen

Putzmacherin zugethan gewesen — nun so hatte er vielleicht über diese Spielereien gelacht, und dachte als erfahrener Mann mit einem einzigen Striche zu vertilgen, was von dieser thörichten Leidenschaft in meinem jugendlich brausenden Kopfe noch übrig geblieben war.

Das Wetter nahm an Heftigkeit immer noch zu, und die Luft war so drückend, daß man kaum zu athmen vermochte.

Ja, so war es, ich wurde zu einem Familienfest beschieden — die reiche Erbin der Iffling verlobte sich wahrscheinlich einem Ebenbürtigen, und daß man mich zu dieser Feierlichkeit kommen ließ, mußte nothwendiger Weise im Stande sein, mich ohne Weiteres auf den mir geziemenden Standpunkt zu stellen. Ich brachte meine Glückswünsche dar, und die Sache war vollkommen in Ordnung. — Mich schickte man alsdann zurück nach meinem Institute, ließ mich fertig ausbilden und praktiziren, bis ich eine Stellung fand, in diesem Falle aber dann hoffentlich eine Stelle in einem entfernten Theile von Amerika oder Brasilien.

Das Wetter zog rückwärts, während der Bahnzug mit rasender Schnelle vorwärts zog, die Bäume am Wege beugten sich unter der Gewalt des Windes, welcher zahlreiche Blätter abriß und sie wie zu einem Triumphzuge vor sich hinstreute. — Bald aber waren die Wolken über uns nicht mehr so dicht zusammengeballt, nicht mehr so tief grau gefärbt wie vorher, der Kampf schien beendigt, der böse Feind geschlagen; nicht mehr trotzig wie zum Angriff zog er daher, sondern seine Glieder lösten sich auf und jagten über das Feld hin wie in regelloser Flucht in dünnen Schaaren lang gestreckt. Hie und da leuchtete noch ein Blitz und murmelte ein schwacher Donner, aber es waren das Batterien, die im Abfahren begriffen waren; der Regen, welcher noch herabfiel, kam nicht mehr vom Winde ergrimmt gepeitscht in scharfen Güssen, sondern träufelte weich und wohlthuend, Thränen, die der Himmel weinte über die betrübende Zerstörung, welche Hagel und Schloßen in dem unschuldigen Pflanzen- und Blumenreiche angerichtet hatten. Die Luft wurde nach und nach frischer und elastischer, man athmete sie wieder mit einem wonnigen Gefühle ein, in tiefen erquickenden Zügen.

Da hatte ich auch meinen Beſtimmungsort erreicht und wurde mit meinem Gepäck auf einem kleinen Bahnhof ausgeſetzt, dießmal kam mir übrigens dieſer nicht wie eine verlaſſene Inſel vor, von der das Fortkommen unmöglich ſchien, denn drüben ankerte ein flottes Schiff, das man hergeſandt hatte mich aufzunehmen. Dieß Schiff war ein leichter Jagdwagen, mit ein paar guten Pferden beſpannt.

Der Kutſcher langte an ſeinen Hut, als ich näher trat, nannte meinen Namen, und als ich mich zu demſelben bekannte, winkte er einem Gepäckträger, welcher Livrée und Wagen gut zu kennen ſchien und ſich deßhalb beeilte, meinen Koffer aufzuladen. Dieß war in kurzer Zeit geſchehen, und nachdem ich eine höfliche Frage des Kutſchers, ob er jetzt fortfahren dürfe, bejaht, that er einen leichten Zungenſchlag, und die Pferde trabten luſtig dahin.

In jeder Beziehung war ich froh darüber, daß das Gewitter, mit dem der Bahnzug heute Morgen gekämpft, nicht jetzt erſt herangezogen kam; ſo ſchnell es übrigens gekommen war, ſo ſchnell hatte es uns auch verlaſſen. Drüben am Horizont zogen noch einige graue Wolkenreſte und beeilten ſich, leichten, hellen Nachzüglern, zwiſchen denen man den blauen Himmel freundlich hervorbrechen ſah, Platz zu machen. Hie und da durch die Riſſe der Wolken brach auch ſiegreich das holde Sonnenlicht wieder hervor, zauberte auf Laub und Gras Milliarden von Brillanten in den prachtvollſten Farben, und wo es Erde, Moos und Blumen küßte, da bezeugte Alles ſeinen innigen Dank durch wunderbaren erquickenden Duft.

Mir war die Bruſt ſo leicht und ich fühlte mich froh wie lange nicht. Kaum konnte ich es begreifen, woher die ſchwarzen Schatten gekommen, mit denen ich kurz vorher meine zukünftigen Tage bevölkert; konnte nicht Alles beſſer kommen, als ich es in meinen Träumen geſehen? War es nicht möglich, daß Alice das Unangenehme vergeſſen, welches zwiſchen uns vorgefallen, und daß ſie mich heiter und freundlich empfing in Erinnerung an die lieben traulichen Tage, die wir mit einander verlebt, — und dann konnte ich gewiß erwarten, daß mich Herr von Steinfeld

mit der Herzlichkeit empfangen würde, die er mir immer bezeigt. Ja, ich war froh und glücklich, denn ich hoffte noch auf eine andere mächtige Hülfe dorten, auf meinen Pflegevater, den ich gewiß schon daselbst antraf.

Nachdem unser Weg eine Zeit lang durch die Ebene geführt, fing er langsam an aufzusteigen, und damit näherten wir uns dem Walde. Bald hatten wir diesen erreicht, und rollten auf weichem Sandboden unter dem Schatten hochstämmiger Bäume dahin. „Wir haben noch eine halbe Stunde zu fahren," sagte der Kutscher, „bis wir unsere Grenze erreichen, dort finden wir gewiß den Herrn, der Ihnen entgegenreiten wird."

Schon einige Male hatte ich eine Frage nach den Bewohnern des Gutes auf meinen Lippen gehabt, sie aber beständig in der Besorgniß unterdrückt, eine Erkundigung nach Alicen könnte meinem Führer befremdlich erscheinen, jetzt aber, wo er des Herrn erwähnt hatte, war es sehr natürlich, daß ich ihn um dessen Wohlsein befragte. Er entgegnete mir, es sei Alles außerordentlich wohl und vergnügt, der gnädige Herr, das Fräulein, und auch der Besuch, den er, der Kutscher, vor ungefähr zehn Tagen mit demselben Wagen von der Eisenbahnstation abgeholt.

„Welcher Besuch denn?" fragte ich ihn erwartungsvoll.

„Nun, der alte Herr von Schwanefeld," gab er lächelnd zur Antwort, „ein lustiger alter Herr, der sich viel in den Stallungen zu schaffen macht, und das Wesen aus dem Fundament versteht. Wie wir hören, soll er den Gestütshof übernehmen. Er macht so schnurrige Späße, lacht gern, auch mit dem gnädigen Fräulein, was uns alle recht freut."

„Und warum freut euch das so besonders?"

„Je nun, weil das gnädige Fräulein bisher immer ziemlich ernst war, und da sie dabei so ausnehmend gut und freundlich ist, so freuen wir uns darüber, da wir jetzt sehen, daß sie auch herzlich lachen kann."

„Sie haben das gnädige Fräulein wohl nie gesehen?" fragte er mich plötzlich.

Es war gut, daß er bei dieser Frage gerade beschäftigt war, eine hartnäckige Bremse vom Kopfe des Handpferdes zu entfer-

nen und dorthin ſchaute, ſonſt hätte er vielleicht meine Befangenheit bemerkt, mit der ich ihm ſagte: „ich habe ſie früher einige Male geſehen.“

„Es hat Alles ein anderes Geſicht gekriegt, ſeit ſie da iſt,“ fuhr der Kutſcher kopfnickend fort. „Jetzt haben wir doch wieder eine Herrſchaft, und es geht wieder auf dem gehörigen Fuße zu. Wenn wir wiſſen, daß ſie ausfährt, macht es Jedem von uns das größte Vergnügen, die neuen Wagen und Geſchirre in der Nachbarſchaft herumzuführen. Dann paßt auch Alles zuſammen und es iſt eine Pracht, die Herrſchaft zu ſehen. Dabei iſt das gnädige Fräulein gegen jeden von uns ſo gut, ſo artig, daß man es kaum ausdrücken kann. Für Alles hat ſie einen Dank, und wenn ſie etwas befiehlt, ſo klingt es immer wie eine Bitte. Da fliegt denn aber Alles, deſſen kann ich Sie verſichern.“

„So fährt ſie viel in die Umgegend?“

„O ja, am liebſten in den großen Wald.“

„Reitet ſie auch mit dem Herrn Baron?“ fragte ich nicht ohne Abſicht.

„Auch reiten thut ſie häufig. Gewöhnlich Morgens in der Frühe mit dem gnädigen Herrn. — Ja, ja, es iſt eine gute Herrſchaft. — Jetzt aber,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „haben wir beſſern Weg und wollen ein wenig auftreten laſſen; wenn wir dort vor uns über den Hügel hinweg ſind, ſo haben wir auch die Grenze.“ Und nach einem lauten Zungenſchlag und einem leichten Berühren mit der Peitſche trabten die raſchen Pferde tüchtig darauf los. Der Hügel vor uns war bald erſtiegen, und dann zeigte der Kutſcher mit ſeiner Peitſche auf eine Waldlichtung, wo ich zwei Männer zu Pferde ſah — Herrn von Steinfeld und meinen Pflegevater; ſie ritten mir entgegen, und nach wenigen Augenblicken hielt mein Kutſcher. Ich ſprang aufgeregt aus dem Wagen und eilte auf Herrn von Steinfeld zu, der mir die rechte Hand reichte und die meinige herzlich drückte und ſchüttelte. „Sei willkommen, mein Sohn,“ ſagte er mit ſeiner tiefen wohlklingenden Stimme, die etwas bewegt klang, dann aber zeigte er auf ſeinen Begleiter und ſagte in heiterem Tone: „Nicht wahr, Eugen, es wird Dich freuen, unſern alten würdigen Freund hier zu ſehen.“

„Und hoch zu Pferde," rief ich freudig aus, „wie mich das glücklich macht." Dann eilte ich auf Herrn von Schwanefeld zu, der mir mit leuchtendem, zufriedenem Blick seine Hand schon eine Zeit lang entgegengestreckt hatte.

„Ja, hoch zu Pferde," rief er aus, „ein glücklicher Umschwung der Dinge, ein herrlicher Wechsel des Lebens!"

Herr von Steinfeld war von seinem Pferde abgestiegen, und da ich sah, daß Herr von Schwanefeld ein Gleiches beabsichtigte, so eilte ich, ihm eine kleine Beihülfe zu leisten, wie sie einem alten Herrn sonst gewöhnlich nicht unangenehm ist, doch hatte ich durchaus nicht nöthig, mich zu bemühen, denn er schwang sich so leicht aus dem Sattel, daß ich ordentlich erstaunt zuschaute und Herr von Steinfeld mir zurief: „Ich sage Dir Eugen, unser Freund ist ein vollendeter Kavalier, woran ich auch nie im Geringsten gezweifelt habe, ein Kleinod für meinen Gestütshof."

„Ein verwittertes Kleinod," meinte Herr von Schwanefeld lächelnd, „das lange unter Lumpen und Kehricht verborgen war und das dort am Ende auch langsam verkümmert wäre, wenn es nicht ein edler Freund hervorgesucht und mit neuem Schliff und Goldumfassung versehen hätte."

„Ja, ein sehr edler Freund, der jetzt einmal genau sehen will," unterbrach ihn Herr von Steinfeld rasch, „wie sich dieser junge Mann in Jahresfrist äußerlich gemacht hat." Er legte seine Rechte auf meine Schulter, betrachtete mich mit zufriedenem Blick von oben bis unten und sagte: „nicht so übel, er ist kräftiger und breiter geworden, das macht die gesunde Bewegung unter Gottes freiem Himmel. Nicht wahr, mein Sohn, es ist das ein Unterschied mit der Kasernenluft?"

„Er sieht in der That nicht schlecht aus," meinte Herr von Schwanefeld, „nur ist er ein Bischen kokett angezogen. Ist das die Uniform für Forstleute?"

„Gerade keine Uniform," entgegnete ich ihm, „aber diese Tracht hat sich allmälig bei uns eingeführt." Allerdings war etwas von Koketterie daran, doch wer möchte das jungen Leuten unseres Alters übel nehmen; blickte man uns doch gerne nach, wenn wir uns in der benachbarten Stadt oder den umherliegen-

dem Beil des Henkers zu fallen. Hat er den Anzug eines feilen Böſewichts, eines entſetzlich ſchlechten Kerls zu beſorgen, ſo erhält er die heimtückiſchſſſſ-ten, boshafteſſſſ-ten Redensarten für einen kleinen Fehler: er ſolle Gift ſaufen bei der nächſſſſ-ten Veranlaſſung, wünſcht ihm der ſchlechte Charakter, oder er fährt plötzlich mit der Hand nach der verborgenen Taſche ſeines Rocks, wo er den Dolch aufbewahrt, und auf dieſe Art, Jungfer Kiliane, muß ſich ſo ein armer Teufel abplagen und muß bald hier, bald da ſein. Kaum hat er den König und den Böſewicht angezogen, ſo erſucht ihn der würdige Hausgeiſſſſ-tliche, ihn endlich auch einmal zu bedienen, zuerſſſſ-t würdevoll und liebreich, wie es die Rolle vorſchreibt, dann aber heftig, wie in der Ermordungs-Scene des SSSS-tückes, und iſſſſ-t dieſer endlich befriedigt, ſo muß er einen Trabanten anziehen, bis er, wenn das Zeichen zum Anfange des SSSS-tückes gegeben wird, ermattet in einen SSSS-tuhl fällt, und auch jetzt noch keine Ruhe, keine Idee, daß er hinter den Couliſſen ſſſſ-tehen und das SSSS-tück mit anſehen dürfe; der erſſſſ-te Liebhaber hat während des erſſſſ-ten Acts ſeinen Mantel umzunehmen, und der unglückliche Schneider wird mit dem Mantel an die letzte Couliſſe poſſſſ-tirt, hinter einem alten Felſen und muß dort das SSSS-tichwort abwarten. — Jetzt ſchreit der Held:

Zu den Waffen, tapfere Gefährten,
Nieder mit dem Tyrannen!

und rennt mich beinahe um. Geſchwind meinen Mantel! eilen Sie doch ins Teufels Namen, Sie ſind entſetzlich ungeſchickt! Jetzt ſpringt er wieder auf die Bühne —

Hinaus in jene Wüſſſ-te — — —!"

„Er erzählt das ſo lebendig," ſagte die Jungfer Kiliane lachend, „als habe Er das ſelbſt mit angeſehen."

„Das hab' ich auch," entgegnete trübſelig der Schneider; „einer meiner Bekannten iſſſſ-t in der Garderobe des Theaters

den Dörfern ſehen ließen, mit den hohen glänzenden Stiefeln, an denen bei uns, die wir vom Forſtfache waren, die Sporen nicht fehlten, mit dem grauen, zierlich gemachten Jagdrock, mit dem ſpitzen Hute, mit der Feder irgend eines erlegten Vogels geziert. Auch fehlte der Hirſchfänger nicht, und bei kaltem Wetter ein grauer Plaid auf der Achſel.

„Jetzt wollen wir heimwärts ziehen," ſagte Herr von Steinfeld, nachdem die Muſterung vorüber war.

„Wenn Du vorziehſt zu reiten," meinte Herr von Schwanefeld, „ſo werde ich Deinen Sitz im Wagen einnehmen."

Ich nickte ihm freundlich zu, ſchwang mich auf ſein Pferd und ritt an der Seite des Herrn von Steinfeld im Schritte weiter, während der leichte Wagen im vollen Trabe der Pferde uns vorauseilte.

„Es iſt das eine neue Beſitzung, die ich hier zuſammengekauft und arrondirt habe," ſagte mein väterlicher Freund, „ich that das, um Etwas zu ſchaffen, worauf ſich mit Behagen verweilen läßt, und dazu paßt mir die Gegend hier ganz vortrefflich; es fehlt auch, wie Du ſpäter ſehen wirſt, nicht an Dingen, die mich an jene Zeit erinnern, wo ich ſo namenlos glücklich war, und auch wieder andere, die mir harte und ſchwere Tage zurückrufen. Siehſt Du dort hinten über dem Walde den dunkeln Rauch aufſteigen? Es iſt ein kleines aber vortreffliches Hüttenwerk, das reichhaltigſte Erz und vortreffliche Steinkohlenlager waren dort in der Nähe und ich habe eine Gußſtahlfabrik angelegt, die ſich jetzt ſchon rentirt — nur wirſt Du jetzt noch keine Streckwerke mit ungeheuren Rädern finden. — Auf der andern Seite, wo Du über die Baumgipfel hinweg in wellenförmigem Terrain ausgedehnte Wieſen ſiehſt, iſt mein Geſtütshof; beide Etabliſſements ſind vom Wohnhauſe aus in einer halben Stunde Fahrens zu erreichen. Was nun das Wohnhaus anbelangt, ſo werden wir es gleich vor uns haben. Ich habe es auf einem Hügel erbaut, deſſen hintere Seite ein dichter Wald von alten Eichen umſäumt. Du wirſt darin eine Anſpielung auf Schloß Iſſling finden — aber in's Heitere überſetzt, auch eine Terraſſe nach dem Walde zu fehlt nicht, mit einem ſchattigen Wege, der uns zu einer klaren Quelle führt und den ich mit Alice häufig reite."

Es war das erste Mal, daß er ihren Namen nannte, und jetzt konnte ich mich nicht enthalten, nach ihrem Befinden zu fragen.

„Es geht ihr gut," gab er zur Antwort, worauf er sinnend vor sich niederblickte und nach einer langen Pause fortfuhr: „Wenn sie nur halb so glücklich ist im Besitze ihres Vaters, als ich es bin im Besitze einer solchen Tochter, so wird zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit nicht das Geringste fehlen. Sie hat sich recht langsam an ihre neuen Verhältnisse, und, ich kann es nicht leugnen, auch an mich gewöhnt; ihr Charakter ist ernst, um nicht zu sagen schwermüthig, doch war sie immer so, nicht wahr, Eugen?"

„Sie war nie sehr heiter," gab ich zur Antwort.

„Die Ankunft des alten Herrn wirkte so glücklich auf sie, daß ich fast eifersüchtig geworden wäre; wir wollen sehen, wie sie Dich, ihren ehemaligen Jugendgespielen, aufnimmt, ich hoffe das Beste."

Diese Worte wurden ruhig gesprochen, wie Alles, was er sagte, und doch machten sie mich so befangen, daß ich kaum die Frage wagte, ob Alice von meiner Ankunft wüßte.

„Allerdings weiß sie davon," sagte er, „ja sie gab dem alten Herrn einen freundlichen Gruß an Dich mit, den er wahrscheinlich in der Freude seines Herzens, Dich wiederzusehen, vergessen. Doch sieh', da haben wir unser Haus."

Ich hielt unwillkürlich mein Pferd an und blickte vor mich in die schöne, ruhige, lachende Landschaft. Der Wald, durch den wir bisher geritten, hatte schon in einer Viertelstunde aufgehört und unsern Weg begrenzten zu beiden Seiten Wiesen und üppig stehende Fruchtfelder. Vor uns ging es noch eine Strecke weit hinab, dann kam ein saftig grünes Thal, dem man die belebende Kraft eines durchlaufenden Flüßchens ansah; der Wasserspiegel selbst erglänzte nur hie und da auf einigen Stellen und war sonst verdeckt durch grünes Buschwerk, welches ihn umstand und zu gleicher Zeit einen Hügel umrahmte, auf dessen sanft ansteigender Höhe ein elegantes Gebäude lag, aus hellen Steinen erbaut, die sich so zierlich und freundlich abhoben von dem tiefgrünen Kranze der vorhin erwähnten Eichen. Die scheidende Abendsonne blitzte

in den großen Fenstern und übergoß das Thal vor uns, den Hügel und das Gebäude selbst mit einem warmen, reizenden Lichte. Ich nahm es als eine gute Vorbedeutung, daß die Landschaft hier, von der ich geträumt, für die ich geschwärmt, ohne sie zu kennen, mir ein so heiteres Antlitz zeigte, mir ein freundliches Willkommen zuzurufen schien.

Von den Bewohnern des Hauses erblickte ich Niemand, auf dem Balkon kein helles Gewand, wie ich mir wohl in meinen Phantasieen ausgemalt.

„Nicht wahr, es ist schön da unten?“ sagte Herr von Steinfeld, „so habe ich mir den Ort vorgestellt, so sollte er aussehen, wo ich ruhig und friedlich leben möchte, und bis jetzt ist mir das gelungen. Laß uns hinab, und Du wirst sehen, daß der Blick von den Fenstern jenes Hauses auf die Umgegend nicht minder schön ist.“

Langsam ritten wir dem Thale zu, überschritten den kleinen Fluß drunten auf einer soliden steinernen Brücke, und ritten dann einen Weg zum Hause empor, der in einer sanften Schlangenlinie um den Hügel herumführte und an der hintern Seite des Hauses mündete. Mir kam er unbeschreiblich kurz vor dieser Weg, und dabei klopfte mein Herz so, daß ich es fast schlagen hörte, ja es ließ mich nur mühsam die Fragen beantworten, die mein freundlicher Führer mir über diese und jene gleichgültigen Dinge that. Wie gerne wäre ich noch einmal zurück geritten, um in tiefer Nacht anzukommen, wo droben im Hause Alles schlief, wo ich vielleicht nach einer schlaflosen Nacht morgen Früh ruhiger und gesammelter hätte erscheinen können, nach deren Wiedersehen ich mich so lange, so innig gesehnt, und das mir jetzt, wo es mir nahe bevorstand, fast fürchterlich erschien. Doch die Zeit rollte unaufhaltsam dahin, der Weg endigte, wir stiegen ab und befanden uns im nächsten Augenblicke auf einer kleinen Veranda, von welcher man von dieser hinteren Seite des Hauses auf den schönen Wald blickte, der sich dort weit hinaus zu erstrecken schien.

Ich betrat diese Veranda und — Alice stand vor mir. Sie war etwas größer geworden, sonst aber die liebe freundliche, schlanke Gestalt mit dem guten, ernsten Gesichte, wie sie in meinen Träumen lebte. Sie stützte sich mit der linken Hand auf die

Balustrade der Terrasse und blieb einen Augenblick ruhig stehen, vielleicht nur eine Sekunde, aber mir erschien er entsetzlich lang und ich glaube, daß ich auch auf der Stelle hielt, ohne mich gegen sie zu bewegen — einen Augenblick, aber einen langen, langen Augenblick, dann trat sie auf mich zu, reichte mir ihre Hand und sagte mit dem lieben, weichen Ton ihrer süßen Stimme: „Wir sind alle erfreut, daß Du gekommen bist."

„Daß Du gekommen bist," hatte sie gesagt, und dieses einfache Wörtchen „Du" erschütterte mich auf eine selige Art. Ich hatte gefürchtet, ja ich hatte fest geglaubt, sie würde mich anders anreden, und ich hätte das am Ende als selbstverständlich betrachtet; jetzt aber bei der gewaltigen Aufregung, unter der ich in den letzten Stunden gelitten, hätte ich weinen können, laut hinaus weinen, und das würde auch geschehen sein, wenn ich nicht in das Gesicht ihres Vaters geblickt hätte, der heiter lächelnd auf uns sah.

Herr von Schwanefeld, der nun aus dem Hause kam, brachte mich glücklicherweise wieder gänzlich in die Wirklichkeit zurück, indem er mich ohne Umstände beim Kopfe nahm, tüchtig abküßte, und dann, sich gegen den Freiherrn wendend, mit einer Handbewegung auf mich sagte: „Mit dem Aeußern unseres jungen Pflegebefohlenen muß ich mich zu wiederholten Malen zufrieden erklären, ob aber, was das Innere anbelangt, seine vortrefflichen Zeugnisse nicht gelogen haben, darüber wird ihm hoffentlich von kompetenter Seite nächstens scharf auf den Zahn gefühlt werden, beim Himmel, 's ist keine Kleinigkeit, wenn man einen Gönner hat, wie unser hochverehrter Hausherr dorten, und wenn man einen Freund besitzt, wie Viktor von Schwanefeld. Parbleu!"

„Ich hoffe, diese Examina," meinte Herr von Steinfeld, „die Sie ihm so bereitwilligst in Aussicht stellen, wird er glänzend bestehen; jetzt aber wollen wir ihn fragen, ob er nicht Appetit zu einem kleinen Souper hat."

Obgleich ich seit Vormittag nichts zu mir genommen, so hätte ich doch diese Frage verneinen können; ich dachte nur an Eins und beobachtete nur Eins, so viel es thunlich erschien, die Mienen Alicens und ihre Bewegungen. Sie erschien mir noch ruhiger,

noch ernster als früher, sie hatte allerdings bei den Worten des Herrn von Schwanefeld freundlich gelächelt, aber mit einem Blick auf den alten Herrn, und bei den Worten ihres Vaters sagte sie: „Ich werde gleich nachsehen," und wandte sich nach dem Hause zu; ehe sie aber fort ging, sagte sie noch zu mir: „Du wirst sehen, Eugen, wie schön es hier ist, morgen wollen wir Alles das sehen."

Ich war überglücklich, daß sie zweimal Du zu mir gesagt, daß sie mich bei meinem Vornamen genannt, sonst hätte mich doch die Ruhe ihres Empfanges, trotzdem ich nichts gehofft und viel gefürchtet, Alles fürchten und gar nichts hoffen lassen, — hoffen? Was hoffte ich denn eigentlich — o, man hofft viel, selbst bei keiner berechtigten Hoffnung, wenn man zwanzig Jahre alt ist und glühend liebt.

Bald saßen wir um den runden Tisch im Speisezimmer, das von einer Lampe mit großem Schirm erhellt wurde. Ich saß Alicen gegenüber, die Lampe mit dem viel zu großen Schirm befand sich zwischen uns beiden. Man sprach über dieß und das, lauter gleichgültige Dinge, und da Herr von Steinfeld annahm, ich sei ermüdet, so erhoben wir uns bald nach beendigtem Souper, und Herr von Schwanefeld erbot sich bereitwillig, mich in mein Zimmer zu führen.

„Bis morgen also," sagte der Hausherr, „und wenn es gutes Wetter ist, wie ich hoffe, so machen wir einen Ritt durch den Wald und über die Felder, um Dir mein Besitzthum zu zeigen."

Mein Pflegevater führte mich in ein kleines hübsches Zimmer, auf der Rückseite des Hauses gelegen, und als wir, um dorthin zu gelangen, über einen langen Korridor gingen, lächelte er, als er bemerkte, daß ich betroffen stehen blieb, und mit ernstem Gesichte einer Dienerin nachblickte, welche mit kurzem Gruße an uns vorüberging. Es war Therese, und ihre Anwesenheit, sie, die mir nie freundlich gesinnt war, schien mir von keiner guten Vorbedeutung zu sein.

Herr von Schwanefeld verstand meinen Blick und sagte: „Sie ist ihrer Herrin treu ergeben, auch sonst gut und anhänglich, aber von etwas heftiger, unversöhnlicher Gemüthsart."

Wenn bei unserem Inspektionsritte am andern Morgen Herr von Steinfeld nur ein Zehntheil so zufrieden war mit meinen Antworten und Bemerkungen, als ich mit seinem Besitzthum, wo Alles in der musterhaftesten Ordnung war, so hatten wir beide ein vortreffliches Resultat von unserem Spazierritte.

Herr von Schwaneseld hatte Recht gehabt. Seine Fragen in die gleichgültigste Form eingekleidet, die Ausstellungen oder Aenderungen, die er mich machen ließ, wenn diese oder jene Verhältnisse auf den Gütern anders seien, konnte man schon ein Examen nennen, und ich glaube, daß ich nicht schlecht bestand; denn als wir abgestiegen waren, sagte er zu meinem Pflegevater, der uns entgegenkam: „Ich bin überzeugt, daß Eugen in seinem Fache zu brauchen sein wird, wenn er die Sache noch einige Zeit praktisch betrieben.“ Auch sorgte er dafür, daß ich nicht aus der Uebung kam, denn bald ließ er mich diese oder jene Aufnahme machen, namentlich in dem ausgedehnten Waldrevier, auch gab er mir Aufträge, die er mich ausführen ließ, wobei es häufig vorkam, daß ich oft tagelang von Hause fortbleiben mußte.

Daß ich auf diese Art nicht nur als Gast betrachtet wurde, machte mich außerordentlich glücklich, und ich brauche wohl kaum die Versicherung zu geben, daß ich mich auf's Aeußerste anstrengte, seine Zufriedenheit zu erlangen, und daß ich glücklich war, als mir dieß gelang.

Und Alice? — sie blieb in ihrem Betragen gegen mich wie am Abend meiner Ankunft, sie war freundlich, aber ruhig und ernst. Sie sprach sogar mit mir über ferne Zeiten, wenn wir in Gesellschaft der Andern waren, oder wenn wir uns auch allein im Hause und Garten befanden. Ich hätte es nicht so leicht gewagt, ihr gegenüber unserer Jugendzeit zu erwähnen, denn wenn ich nur daran dachte, was Alice mir ehedem gewesen war, so mußte ich gewaltig mit mir kämpfen, um einen solchen Gedanken, sowie meine Aufregung zu bezwingen. — Und sie sprach so ruhig darüber, so gemessen, um nicht zu sagen gleichgültig, daß es mich oftmals schmerzlich berührte. Wenn ich dann, von der Erinnerung hingerissen, ein rasches Wort sprach, oder ihren Namen etwas warm betonte, so blickte sie mich fast verwundert an mit ihren

großen, schönen, stillen Augen — ja erstaunt, o, und dieses kalte Erstaunen schreckte mich stärker zurück, als es das heftigste Wort gethan haben würde.

Und doch mußte ich ihr wieder dankbar sein für dieses ruhige, gemessene Betragen: sah ich doch ein, daß sie Recht hatte, und fühlte ich es doch deutlich, daß dieß der einzige Weg war, um ein Zusammenleben möglich zu machen. Leicht wurde es mir nicht, mein Betragen nach dem ihrigen einzurichten, und für eine Stunde solch' gleichgültigen, vernünftigen Gespräches mußte ich mir Erholung verschaffen, indem ich durch den Wald streifte und in tiefer Einsamkeit stille, wilde Partieen desselben aufsuchte und mich dort häufig auf den Boden warf, mein heißes Gesicht in das kühle Moos drückend. In solchen Augenblicken war ich dann entschlossen, das Haus zu verlassen, meinen väterlichen Freund zu bitten, daß er behülflich sei, mir weit, weit von hier eine Stelle zu finden, ja, dann fühlte ich wohl, ich müsse Alice verlassen, um sie vergessen zu können, oder um durch ihren Anblick nicht immer an andere Tage erinnert zu werden — ja, an andere Tage, in denen sie auch nicht in Worten der Liebe zu mir gesprochen, wo sie aber vertraulich neben mir saß, wo wir in Herzlichkeit gute und schlimme Stunden getheilt, und unsere Empfindungen unverholen mitgetheilt und glücklich gewesen waren — ein paar arme verlassene Kinder. — —

Ja, das wollte ich, fort in die Welt, und so lange stand mein Wille unerschütterlich fest, bis ich zwischen den Eichen das helle Haus hervorschimmern sah, bis ich das Dach erblickte, unter welchem sie weilte — bis ich bedachte, welch' ein unsägliches Glück doch für mich in dem Gedanken läge, mit ihr unter demselben Dache sein zu dürfen, bis sie mir entgegentrat, heute, zuverlässig freundlicher, ja herzlicher als gewöhnlich — ja, heute — aber diesem Heute wollte nie ein Morgen folgen, der ihre Herzlichkeit bestätigte.

Ihr Vater schien durchaus nichts dagegen zu haben, daß ich mit ihr Spaziergänge machte, oder sie zu Pferde begleitete. Häufig ritt Herr von Schwanefeld mit uns und immer folgte ein Reitknecht; dabei zeigte sie mir ihre Lieblingswege, die Aussichten,

bei denen sie gerne verweilte, die Plätze, auf denen sie auszuruhen pflegte. Sie freute sich, wenn mir Alles das ebenfalls gefiel, und ich so ihren Geschmack theilte, andernfalls aber mußte ich ihr meine Gründe angeben, warum ich dieß oder jenes vorzöge. — Zwei ihrer Lieblingsplätze waren über alle Beschreibung reizend, und dort waren wir häufig; nur fühlte ich mich bei einem derselben immer von einer schmerzlichen Erinnerung befangen, das war, wenn man im Walde jenseits des Landhauses dem kleinen Bache folgte, der sich aus dem Thal auf der andern Seite des Hügels in den Wald ergoß, einem spiegelklaren Wasser, das in munteren Sprüngen dem schattigen Dickicht zueilte, froh darüber, daß es Wiesen und langweiligen Fruchtfeldern entronnen war, das lustig hüpfte und murmelte, im Vorbeirauschen allerlei muthwilligen Kurzweil trieb mit den Gräsern und Farrenkräutern, welche am Rande des Bächleins wuchsen und oft die feingezackten Spitzen in die kühle Flut tauchten, und das sich endlich mit jubelndem Ton hoch aufspritzend viele Fuß hinabstürzte in ein Felsenbecken, das wie durch Kunst geschaffen schien. — Dort aber wurde der Muthwille des Baches gebändigt und floß, durch unterirdische Quellen verstärkt und größer geworden, auch ernster und gesetzter im langsameren Laufe bis zu einem ziemlich bedeutenden See, der still und einsam in der Mitte des Waldes lag, eine kleine Insel umfassend, zu der ein leichter Nachen uns zuweilen hinübertrug.

Aber es war nur die erste Partie dieses reizenden Weges bis zu dem Wasserfall und zu dem Felsenbecken, der mir eine ähnliche Scenerie, die man mir früher einmal geschildert, so gar lebhaft und schmerzlich in's Gedächtniß rief. War doch auch sogar eine Aehnlichkeit zwischen den handelnden Personen von damals und uns beiden, ja eine Aehnlichkeit und doch auch wieder gar keine. Herr von Steinfeld fühlte, daß er geliebt wurde und wußte, was er dem Mädchen, das er anbetete, zu bieten hatte. Er erkannte an dem Zucken ihrer Wimper, an einer Bewegung ihrer Lippen, daß der Augenblick gekommen sei, wo er es wagen durfte, die Gefühle seines Herzens zu verrathen. — Dort wie hier führt ein schmaler Weg von dem Felsenbecken aufwärts nach

einer entzückenden Aussicht. O wenn er auf diesem schmalen Wege zufällig ihre Hand streifte, so mußte ihm der Funke, der auf ihn überströmte, eine selige Gewißheit geben; wenn er mit ihr von oben auf die weite Landschaft hinabschaute, sie neben ihm stehend mit halb abgewandtem Gesichte, so wußte er, wenn sich darauf ihre Augen wieder wie zufällig trafen, daß ein Blitz in beiden aufflog, der zünden mußte und auch zündete.

Auch Alice kannte nicht die Geschichte ihrer Mutter, sie fühlte nicht, wie diese gefühlt hatte. Ich brauchte auf dem engen Pfade nicht den Versuch zu machen, ihre Hand zufällig zu berühren, sie legte häufig ihren Arm in den meinigen und ließ sich von mir führen, aber so ruhig, so besonnen. Sie blickte wohl von mir abgewandt in die Gegend hinaus, aber ohne Absicht, zufällig, und wenn sie ihre Augen wieder auf mich richtete, so leuchtete kein Blitz in denselben, sie blickten mich an, so still, so ernst, ja so schwermüthig.

Abends war es hier oben am schönsten, wenn die Sonne sank und der Himmel mit dunkeln, aber zerrissenen Wolken bedeckt war, zwischen denen das glühende Licht hervorbrach, hie und da die weite Ebene glänzend bestrahlend, und sie wieder so malerisch und mannigfaltig mit Wolkenschatten unterbrach; die fernen Berge dunkelviolett gefärbt schauten so unbeweglich ernst herüber, vor der Sonne selbst zog langsam eine fast schwarze Wolke, deren Ränder golden flammten, welche mit der Sonne niederzusinken schien, das Licht des Tages verlöschend, noch ehe es uns entschwand; ein glänzendes Auge, schwermüthig umflort, sich müde und traurig schließend, verlieh es der ganzen Landschaft eine unbeschreiblich ernste und schwermüthige Färbung.

„Wie das so schön ist!“ sagte Alice.

„Schön wohl, aber mich stimmt es traurig!“

„Das Gefühl habe ich auch, aber es ist mir angenehm — harmonirt es doch mit meinem Leben,“ setzte sie leiser hinzu.

„Mit Deinem Leben?“ fragte ich, „warum bemerkst Du nur dessen ernste, dunkle Seiten, Du, deren Lebenssonne so hell und rosig aufsteigt.“ —

Sie schüttelte leise mit dem Kopfe, und als sie nach einer

kleinen Weile keine Antwort gab, fuhr ich fort: „Ja, Alice, es hat mir schon lange auf der Seele gelegen, mit Dir zu reden —“

„O rede nicht mit mir,“ unterbrach sie mich hastig.

„Daß ich Dich so ernst, ja häufig so traurig finde,“ setzte ich hinzu, ohne ihre Worte zu beachten, „wozu ich keine Ursache entdecken kann.“

„Rede nicht mit mir,“ bat sie in so leisem Tone, daß sich ihre Lippen kaum bewegten, aber schmerzlich zuckten.

Du warst immer ernst und sehr besonnen,“ fuhr ich dringender fort, „aber Du konntest auch heiter sein gegen mich, Deinen Jugendgespielen, o, so lieb und heiter. Soll ich Dir vielleicht die Stunden und Tage in's Gedächtniß zurückrufen, wo Du meine gute liebe Freundin Alice warst.“

„O, thue es nicht, — laß uns gehen,“ bat sie.

„Nein,“ sagte ich entschlossen, „ich will einmal reden, ehe ich wieder von hier fortgehe. In Deinem Herzen ist ein Groll gegen mich, den Du absichtlich nährst, und der die Kluft immer größer machen wird, die uns jetzt schon scheidet — aber das willst Du wahrscheinlich.“

„Ja — ich will es,“ gab sie mir kaum hörbar zur Antwort.

Diese Worte durchzuckten mich mit einem wilden Schmerz. Ich fand kaum die Kraft zu athmen, ich hörte meine Zähne aufeinander schlagen. — „So bist Du unversöhnlich,“ brachte ich endlich mühsam hervor. — „Bist Du's, Alice.“

Sie blickte in die Gegend hinaus mit ihrem bleichen, ernsten, schmerzerfüllten Gesichte, ohne eine Sylbe zu antworten.

„Du bist der Ansicht,“ fuhr ich heftiger fort, „ich habe Dir etwas Entsetzliches zugefügt, und habe Dich absichtlich so furchtbar beleidigt. Willst Du denn meinem Schwure nicht glauben, den ich Dir hier feierlich vor Gott thue, daß ich vollkommen unschuldig bin?“

Sie streckte bebend und abwehrend ihre Rechte gegen mich aus, während sie ihren Kopf wandte und sich zum Fortgehen anschickte. Ich ergriff ihre Hand und hielt sie fest, sie zuckte zusammen, als sie das fühlte, und schien eine Bewegung machen zu wollen, um sie mir wieder zu entreißen, doch nur einen kleinen

und hat mich hie und da bei großen SSSS-tücken auf die Bühne geführt, zu Luſt und Schmerz, und ich gieng gewöhnlich mit zerriſſenem Herzen nach Hauſe.“

„Nehm' Er mir nicht übel,“ entgegnete die alte Büglerin eifrig, „aber Er hat gar viel verrückte Ideen in ſeinem Kopf, ſchlag' Er ſich die Grillen aus dem Sinn und bleib' Er fleißig bei ſeinem Handwerk, da kann was Rechtes aus ihm werden; Er iſt ein fleißiger und geſchickter Menſch und würde dem erſten Meiſter der Stadt keine Schande machen; ich begreif' Ihn wahrhaftig nicht, warum Er Flickſchneider bleibt und nicht lieber in eine ſolide Werkſtatt geht.“

Herr Dubel ſeufzte tief auf und entgegnete: „Weil ich meine Freiheit liebe, weil mich alles Rohe und Unelegante aneckelt, ich habe die Gefühle eines reichen Mannes, ohne leider deſſen Geld zu beſitzen, ich kann nicht mit ſechs Geſellen aus einer Schüſſel eſſen, ich kann nicht mit zwei in einem Bett und mit vier in einer elenden Dachkammer ſchlafen, o Gott, ich kann's nicht!“ — —

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, und die Frau Welſcher trat ein, an der Hand ein kleines Mädchen führend, welches ſich verwundert in dem Zimmer umſah, eben ſo verwundert blickten die Büglerinnen auf die Frau und das Kind, es ruhte für einen Augenblick die Arbeit, und die Stille, welche im Zimmer herrſchte, wurde nur durch das Picken der Uhr und das Schnarchen des Herrn Welſcher unterbrochen; auch letzteres hörte in einigen Secunden auf, denn das Geſchrei der kleinen Mädchen: „Mama, Mama!“ erweckte den Sprößling, und er fuhr mit einem lauten Gebrüll in die Höhe und folgte ſchlaftrunken ſeinen Schweſtern, welche mit dem Ausdruck des größten Erſtaunens, ja mit einer Art von Schrecken das kleine Mädchen anſtarrten.

Die Frau Welſcher ließ das arme Kind in der Nähe des Ofens ſtehen und gieng raſch durch das Zimmer zur Jungfer Kiliane hin, nicht ohne vorher einen prüfenden, ſachkundigen Blick auf die Haufen fertiger Wäſche auf dem großen Tiſche zu werfen; ſie nickte

Augenblick, dann wandte sie sich ruhig gegen mich, ihre Brust wurde durch einen tiefen Athem geschwellt, und nachdem sie mich einen Augenblick mit ihren großen Augen fest angeblickt, sagte sie mit einer Härte des Tones, die ich bei ihr nicht möglich gehalten: „Ich will, daß Sie meine Hand loslassen, Herr Ramming! — ich will, und im Nothfalle befehle ich's."

„Ah, das gnädige Fräulein befiehlt?" sagte ich hierauf mit einer Ruhe, die ich mir eine Sekunde vorher nicht zugetraut hätte, „das gnädige Fräulein befiehlt dem armen jungen Menschen, der von den Wohlthaten ihres Vaters lebt? — — — o, Alice, wie ist das möglich?" rief ich hierauf mit lauter Stimme schmerzlich aus. — „Ist es wahr, hast Du wirklich diese Worte gesprochen oder schallten sie von sonst irgendwo her an mein Ohr — o, mein Gott, träume ich denn?"

Aber es war kein Traum, schreckliche Wahrheit. Sie hatte sich von mir abgewandt, und ging vor mir den schmalen Weg hinab, mit langsamen aber festen Schritten, bis jenseits des Felsenbeckens, wo die Pferde mit dem Reitknecht standen. Ich fühlte wohl, daß Fassung nothwendig war. Ich eilte an ihr vorüber, nahm ihr Pferd aus der Hand des Dieners, ordnete die Zügel, wie ich es immer zu thun pflegte, und hob sie in den Sattel, was sie auch ruhig geschehen ließ, dann ritten wir schweigend nach dem Landhause. Ein paar Mal, bei irgend ein Waldlichtung, konnte ich, da der Abend schon stark dämmerte, ihre Züge deutlicher erkennen; sie waren bleicher als gewöhnlich, ernster und trauriger, auch athmete sie tief und schwer. Als wir an der Treppe des Hauses angekommen waren und ich ihr vom Pferde geholfen hatte, sagte sie mir mit ruhigem aber nicht unfreundlichem Tone: „gute Nacht," und ging in das Haus hinein.

Glücklicherweise erinnerte ich mich eines Auftrags, den Herr von Steinfeld mir vor einigen Tagen gegeben und der darin bestand, einmal nächtlicher Weile einen mir näher bezeichneten Distrikt des Waldes zu durchstreifen, da man dort Holzfrevler vermuthete. Ich ließ mir ein anderes Pferd satteln, nahm ein Gewehr und sagte dem alten Kammerdiener, in welcher Absicht ich das Haus mit einbrechender Nacht noch einmal verlasse. Leise

war ich durch die Gänge des Hauses geschlichen; ich fürchtete, von Herrn von Steinfeld oder von meinem Pflegevater gesehen und vielleicht veranlaßt zu werden da zu bleiben. Ich hielt meinen Athem zurück, als ich an den betreffenden Zimmerthüren vorbei ging, und fühlte mich erst dann leicht und frei, als ich wieder im Sattel saß, und mein Pferd im langsamen Schritte leitend, um kein Geräusch zu machen, den Abhang hinabgehen lassend, wieder im dichten Walde war, doch ließ ich es sich seinen Weg selbst suchen, hatte ihm den Zügel auf den Hals gelegt und stützte mich mit beiden Händen auf den Sattelknopf, während ich den Kopf tief herabsenken ließ und mich in wirre Träumereien verlor. Es war kein klares Bild der letzten Stunden, das sich meinem unruhigen Geiste zeigte, es war vielmehr ein Aufleuchten und Aufzucken verschiedener Augenblicke, Stunden, Tage, die ich in diesem oder jenem Jahre verlebt, aber freilich alle standen in Beziehung zu ihr, zu Alice, aber nicht zu meiner Jugendgespielin, sondern zu der stolzen, selbstbewußten Erbin, die es so vortrefflich verstand, mir den gebührenden Platz anzuweisen. Daß ich in meinen Phantasieen ungerecht gegen sie war, versteht sich ganz von selbst, daß ich Worte, Blicke, die mir wieder lebhaft vor die Erinnerung traten, jetzt mit einem Male so verstand, als habe sich in ihnen damals schon ein kaltes herzloses Gemüth deutlich gezeigt. O es war so begreiflich, daß ich sie jetzt hassen mußte, gerade so glühend hassen, wie ich sie vor Kurzem noch glühend geliebt. Ich war mir das selbst, ja dem ganzen männlichen Geschlechte schuldig, und fühlte in der Kränkung unverdienten Unrechtes, daß es mir sehr leicht wäre, sie zu hassen — sehr leicht — unendlich leicht — bis — sich meine Zähne fest aufeinander preßten, bis es mir in meinen Augen seltsam flimmerte, bis es in meinem Herzen laut und siegreich rief: „Nein, nein, hassen wirst Du sie nie können, vergessen noch viel weniger," und bis dann all' die Schranken einstürzten, die meine Vernunft und mein Herz gebaut, und über welche hinweg unaufhaltsam und siegreich all' die Gefühle fluteten und brausten, die mich unauflöslich an Alice banden.

Unbegreiflich, aber wahr: stundenlang kämpfte ich so mit mir

ſelber, um ſtets zu unterliegen, um immer wieder von dem Gedanken erfüllt zu ſein, zu ihr zurückzukehren, ihr zu Füßen zu fallen, und zu ſagen: „ſtoße mich nicht von Dir zurück — denke an unſere Jugendzeit, denke an jene Alice, die, ein kleines Mädchen, an die Schulter des Knaben geſtützt, ſo oft ſanft und ruhig einſchlief, die eine lange bange Nacht auf der Schwelle des Gefängniſſes ſaß, wo ihr Geſpiele eingeſchloſſen war, denke an die beiden armen Kinder, die ſo oft ihr Brod mit einander getheilt. — Denke an — —“ dann verwirrten ſich meine Gedanken und Bilder wieder und es traten Scenen vor mein inneres Auge, woran zu denken ich ſie nicht auffordern wollte, dann kämpfte ich wieder mit mir ſelber im Gefühle von erduldetem Unrecht, dann haßte ich ſie wieder, bis ich meine Rechte auf's Herz drückte und da jenes Kreuzchen fühlte, welches mir Alice vererbt und das ich ſtets bei mir trug. —

Ach, ich merkte es endlich, dieſes Kreuzchen war der Talisman, der mich immer wieder weich und mild ſtimmte. Er verſuchte es, ſo außerordentlich beredt den Beweis zu führen, daß Alice nicht kalt und herzlos ſei, daß ſie wenigſtens damals innig für mich gefühlt, und daß es nur ein böſer finſterer Traum ſei, der mich vor einigen Stunden ſo erſchüttert und der mich jetzt im nächtlichen Walde umhertrieb.

Da vor mir ging der Mond auf und glitzerte durch die dunkeln Zweige. Ein paar Mal blieb mein Pferd ſtehen, hob den Kopf auf, wandte ſich halb zurück nach dem Landhauſe und wieherte leicht. — Was ſollte ich jetzt ſchon zu Hauſe thun? vielleicht war bei dem ſchönen Abend noch Jemand auf, und ich hatte wahrhaftig keine Luſt, noch Bericht abzuſtatten über meine angebliche Streiferei nach Holz- und Wilddieben — und doch war ich müde geworden, nicht vom vollbrachten Tagewerk, ſondern vom Kampf meines Herzens mit meinen Gedanken. Ich beſchloß deßhalb, auf einem großen Umweg nach dem Landhauſe zurückzukehren, und bemühte mich gewaltſam, die Schönheiten des nächtlichen Waldes zu betrachten und ſo meine Phantaſieen fern zu halten. Ich ſtieg vom Pferde ab und führte es hinter mir drein, langſam dahingehend unter dem tiefen Schatten des lautloſen Waldes.

Der Mond, der langsam emporstieg, war am Himmelsgewölbe der Zeiger meiner Uhr, und erst, als er schon ziemlich hoch durch die Wipfel der Bäume glänzte, verließ ich den Wald und schritt langsam den Hügel empor dem Hause zu. Dort lag es vor mir so ruhig und feierlich still übergossen von dem sanften weichen Lichte des nächtlichen Gestirnes, nur ein Fenster sah ich noch erleuchtet, es war das von Alicens Zimmer — o hätte ich den Schimmer nicht gesehen. Ich war fast ruhig geworden auf meinem langen Spaziergange, jetzt begann der alte wilde Kampf auf's Neue, verfolgte mich auf mein ruheloses Lager, und als endlich der Schlaf meine Augen schloß, verwandelten sich meine bitteren Gedanken in Schreckbilder anderer Art, in denen ich mich bis zur Ermattung abmühte. —

Den andern Morgen schien die Sonne wieder ebenso freundlich wie gestern über Berg und Thal, die Wipfel der Eichen rauschten unter dem gleichen Luftzuge die gleiche Melodie, und Alles war unverändert, selbst Alice, die mich mit ruhigem Blicke wie bisher auch nicht unfreundlich begrüßte, und die mich so unbefangen anredete, als sei gestern zwischen uns gar nichts vorgefallen. Sie nannte mich Eugen, und sagte im Laufe der Unterhaltung, wo über irgend eine Angelegenheit gesprochen: „Was meinst Du dazu?“ Allerdings traf mich dieses Wort heute wieder ebenso gewaltsam wie an dem Abende, wo ich sie nach längerer Zeit zum ersten Male wieder sah, aber heute that es mir weh, es gewährte mir nicht die geringste Hoffnung. Wenn ich vorhin sagte: Alice war vollkommen wie früher gegen mich, den heutigen Tag und die darauf folgenden, so muß ich hinzufügen, mit einer einzigen Ausnahme: sie wußte es nämlich so einzurichten, daß ich sie nicht mehr allein, sondern nur unter Zeugen sprechen konnte. Das verletzte mich; denn sie, die ihrer selbst so sicher war, konnte nur die Befürchtung haben, ich möchte einen Augenblick des Alleinseins benützen, um wiederholt zu ihr zu reden wie an jenem Abend. O, darüber hätte sie sich beruhigen können!

Herr von Steinfeld liebte den kleinen Waldbach, von dem ich vorhin erzählt, dem er selbst seine Richtung gegeben, und das Felsenbecken, welches er in Erinnerung an frühere Zeiten ange-

legt, und so oft es ihm möglich war, bei seinen Streifereien durch den Wald den Weg an den Ufern des klaren Baches vorbei zu nehmen, unterließ er es nicht. Auch die Insel in dem See, der noch eine kleine Viertelstunde weiter lag, wurde häufiger von ihm gewählt, um dort an den schönen Abenden eine Stunde zuzubringen. Diese kleine Insel, mit einem feinen Rasen bedeckt und mit hochstämmigen Bäumen versehen, welche Schatten gaben, war besondes ein Lieblingsplatz Alicens, dort hatte sie eine Bank und einen Steintisch, wo sie gern ruhte oder las. Eines Abends gingen wir wieder dorthin, Herr von Steinfeld mit Alice, mein Pflegevater und ich. Alice wollte ihre Insel besuchen, und wir drei eine Strecke weiter gehen, wo Herr von Steinfeld in einem Buchenwalde Bestimmungen über die Durchforstung desselben getroffen hatte.

Der kleine Kahn, in dem Alice überzufahren pflegte, war am Ufer angeschlossen und sie selbst trug den Schlüssel dazu bei sich, da es häufig vorkam, daß sie sich selbst hinüberruderte. Heute Abend aber sollte ich sie auf die Insel führen, um alsdann das Fahrzeug wieder an's Ufer zurückzubringen, damit es später von uns benützt werden konnte.

Als ich den Kahn vom Ufer losmachte, sagte Herr von Steinfeld: „wenn Du uns nicht nachkommen willst, so kannst Du auch bei Alicen auf der Insel bleiben, bis wir wieder zurückkommen, dann holst Du uns hinüber."

„Nein, nein, ich komme gleich nach," gab ich im bestimmten Tone zur Antwort, indem ich mich auf die Uferkette hinabbeugte, um eine leichte Röthe zu verbergen, die, wie ich wohl fühlte, über mein Gesicht flog. Ich wäre um Alles in der Welt nicht bei Alicen geblieben. Sie hatte rasch einen Blick auf mich geworfen, und als sie meine Worte vernommen, stieg sie in das kleine Fahrzeug und ließ sich an dem einen Ende desselben nieder, ich setzte mich an dem andern ihr gegenüber, stieß vom Lande ab, und als ich erst die Ruder in die spiegelglatte klare Flut getaucht hatte, schoß auch der leichte Nachen schon wie ein Vogel über das Wasser dahin — sie sollte nicht lange bei mir allein sein, ich wollte sie dieser Verlegenheit entheben. In wenig

Minuten waren wir denn auch dicht bei der Insel, und dort hielt ich den Lauf des Fahrzeuges etwas zurück, damit es nicht unsanft an's Ufer stoße. Die Spitze des Bootes, an der ich saß, drückte ich zuerst an's Land, faßte dann die Kette, und während ich mit einem Fuße auf's Land trat, streckte ich Alicen meine Hand entgegen und unterstützte sie, daß sie sicher die Insel beträte. Nun weiß ich heute noch nicht wie es gekommen, entglitt die Kette meiner Hand oder ließ ich sie absichtlich fallen, um sie später in den Nachen zu nehmen, genug, wie ich mich wieder in denselben hineinschwingen wollte, fühlte ich, wie das leichte Fahrzeug unter meinem Fuße zurückwich und schaukelnd entschwand, ehe ich noch zum Sprunge ansetzen konnte, um nachzukommen.

Was in jedem andern Falle Veranlassung zum Lachen gegeben hätte, mußte mir im gegenwärtigen Augenblicke als höchst peinlich erscheinen. Ich sah auf Alice, welche ihre Lippen zusammengepreßt hatte und bleicher aussah als gewöhnlich.

„Es thut mir wahrhaftig leid," sagte ich entschuldigend, „ich weiß wirklich nicht, wie das gekommen ist."

„Wenn Du das in der That nicht weißt," gab sie zur Antwort, „so hat es gar nichts zu sagen."

„Nur ist es mir höchst unangenehm, daß es heute Abend vorkam," sprach ich mehr zu mir selber, wie zu dem jungen Mädchen. „An sich wäre das Unglück nicht zu groß, ich muß warten, bis Dein Vater zurückkommt, oder ist vielleicht die Strömung so freundlich und treibt den Nachen langsam an's Ufer." Dazu machte diese aber durchaus keine Anstalten, vielmehr entfernte sich das kleine Fahrzeug schaukelnd immer weiter.

Ich mochte nicht wieder auf Alice sehen, denn sie blickte dem dahin flutenden Boote mit einer Spannung in den Zügen nach, als seien wir beide oder sie allein von einem Sturme auf irgend eine einsame Insel verschlagen worden. Wie gesagt, ich schaute sie nicht an, doch war es nicht zu verhindern, daß ich ihre Worte hörte, obgleich sie sie kaum hörbar wie in tiefen Gedanken sprach: „Wenn er den Nachen nur nicht absichtlich fortschwimmen ließ."

Ich wandte mich rasch um und antwortete ohne Aufregung

und in so einfachem Tone als mir möglich war: „Und warum soll ich den Nachen absichtlich haben schwimmen lassen?"

„Habe ich das gesagt?" fragte sie erstaunt.

„Vielleicht nur laut gedacht," entgegnete ich achselzuckend, „und in der ungegründeten Furcht, es verlange mich vielleicht darnach, eine Viertelstunde mit Dir allein zu sein; doch weiß ich," setzte ich bitter hinzu, „daß es sich unter den jetzigen Verhältnissen nicht mehr schickt, ein Alleinsein mit Dir zu einem vertraulichen Gespräch zu benützen — die Zeiten haben sich geändert."

„Allerdings haben sich die Zeiten geändert," sagte sie, „und wenn Du noch etwas Theilnahme für mich hast, so solltest Du Dir Mühe geben, das nicht zu vergessen, aber Du thust es nicht. Du rufst die Vergangenheit hervor, um Dich und mich zu quälen."

„Und womit rufe ich die Vergangenheit hervor?"

Sie heftete ihren düstern Blick auf den Nachen, welcher sich langsam immer mehr und mehr entfernte.

„So glaubst Du alles Ernstes," rief ich entrüstet, denn ich glaubte ihren Blick zu verstehen, „daß ich ein so einfaches Mittel, um nicht noch mehr zu sagen, angewandt hätte, um Dich zum Reden zu bringen."

Sie gab darauf keine Antwort, sondern sagte nur nach einer Pause mit ihrer gewöhnlichen Ruhe: „Ich werde mich dort auf die Bank setzen; vielleicht hast Du die Freundlichkeit, hier am Ufer zu warten, bis mein Vater kommt, um ihm zuzurufen, daß der Nachen von selbst losgegangen ist."

„So soll es geschehen," gab ich kalt und trotzig zur Antwort, „wie das gnädige Fräulein befehlen, Sie dort — ich hier; vielleicht," fuhr ich wieder lachend fort, als ich sah, daß sie sich langsam entfernte, „hat trotzdem diese Insel nicht Platz für uns Beide — — für uns Beide," schloß ich, ein tiefes Weh im Herzen gewaltsam niederkämpfend, „ja für uns Beide, für die einst ein kleiner, armseliger Fußschemel groß genug war. — Ah, es ist unglaublich, wie das Glück Jemand verwandeln kann."

Ich sah das junge Mädchen zusammenzucken und Miene machen, stehen zu bleiben, aber nur eine Sekunde, dann setzte sie ihren

Weg nach den Bäumen zu fort und erhob nur ihre rechte Hand an die Stirne.

Ich hatte mir Anfangs Mühe gegeben, gelassen und kalt zu bleiben, als ich aber sah, wie sie mich so unbekümmert verließ, wie sie es sogar vermeiden wollte, auch nur ein gleichgültiges Gespräch mit mir zu führen, da wallte mein Blut heftig auf, da steigerte ich mich selbst durch quälende Gedanken und halblaute Selbstgespräche, da rief ich zuweilen ein Wort zu ihr hinüber, das sie hören mußte und auch gewiß hörte, obgleich sie that, als lese sie aufmerksam in ihrem Buche.

Ah, sie hatte mich fähig gehalten, das Boot wegzustoßen und sie so zu zwingen, mich anzuhören. Gott wußte, wie Unrecht sie mir wieder that. „Also eine solche Meinung hattest Du von mir?“ rief ich lauter. „Gut denn, — wenn Du das wirklich glaubst, so sollst Du mich auch hören.“

Ich war der Baumgruppe, unter der sie saß, näher getreten, und sah, wie sie mit angsterfüllten Blicken das Buch in ihren Schooß sinken ließ und mich mit den stillen Augen in ihrem bleichen Gesicht anschaute.

„Ich schwöre Dir zu, Alice,“ fuhr ich mit bebenden Lippen fort, „daß ich nicht daran gedacht, Dich allein sehen zu wollen, aber da Du mich für fähig hältst, so Deinem Wunsche entgegenzuhandeln, da ich also Deiner Ansicht nach so gänzlich taktlos, so ohne alles Gefühl bin, und da dadurch das letzte Band zwischen uns zerrissen ist, sollst Du denn in der That auch ein Paar Worte von mir hören, vielleicht die letzten.“

„Sei es denn, die letzten,“ hauchte sie leise, aber mit einer Festigkeit in der Stimme hervor, die mich auf's Schmerzlichste berührte, — „ich bin in Deiner Hand.“

„O das bist Du nicht,“ rief ich rasch, „und wenn auch die Erinnerung an vergangene Tage Dich in meinen Augen nicht wie mit einem Heiligenschein umgeben, so bist Du ja die Tochter meines Wohlthäters und Herrn, und also gewissermaßen auch meine Herrin und Gebieterin. Sei deßhalb gnädig, wie es eine gnädige Gebieterin sein soll, und gestatte mir ein Paar Worte, die Dir vielleicht unangenehm sind, da sie Dich in eine Zeit

zurückführen, deren Erinnerung Dir in Deinen jetzigen Verhältnissen und von mir berührt vielleicht doppelt schmerzlich sind."

Das Buch war von ihren Knieen hinabgeglitten, sie hielt ihre Hände gefaltet und ließ ihr Haupt tief hinabsinken.

„Es war eine Zeit," sprach ich zitternd vor Aufregung, „wo zwei arme Kinder, die eine herzliche Neigung zu einander hatten, bei guten, freundlichen Menschen aufgenommen und von diesen wie ihre eigenen Kinder behandelt wurden. Es war ein Knabe und ein Mädchen, und dem Ersteren lächelte damals das Glück; er verließ seine Pflegeeltern ohne viel an das arme Mädchen zu denken, die allein zurückblieb, er war damals ein Kind und berauscht von seinem Glück, vergaß aber gewiß nicht seiner Jugendgespielin, und als er wieder von ihr hörte und sie später wieder sah, fühlte er erst recht, daß die Neigung zu ihr in seinem Herzen unvertilgbar war. — Sie schien etwas Aehnliches zu fühlen" — Alice schauerte leicht zusammen. — „Gehen wir darüber hinweg," fuhr ich fort, „es ist nicht das, was ich sagen wollte, ich will nur etwas berühren, was vielleicht außer uns Beiden Niemand weiß. Das arme Mädchen hatte auch das Haus und die guten Leute verlassen, aber nicht um in ihr Glück zu gehen, sie war gegangen mit einem kleinen Bündel am Arme, aber mit festem Schritte, so lange man sie aus den Fenstern des Hauses noch sehen konnte, dann blieb sie an der Ecke des Gebäudes stehen, drückte ihre brennende Stirne an die kühle Mauer, benetzte die Steine mit ihren Thränen, und zog ein fein zusammengewickeltes Papier aus der Tasche ihres armseligen Kleides hervor, das sie tief in einer der Mauerspalten verbarg, dann hauchte sie einen Kuß darüber hin und ging nun wirklich davon.

„Was sie in der Spalte der Mauer verborgen, war ein Talisman, der den Knaben immer und immer wieder zu der Mauer dieses alten Hauses hinzog, sie hatte ein Paar Worte dazu gesprochen, die, wie er wohl fühlte, mit seinem Leben im innigsten Zusammenhange stehen mußten."

„Ja," sagte das junge Mädchen, „ja!"

„Sie hatte dort Etwas verborgen, das sie später wieder suchen wollte, später, wenn sie einmal mit ihm wieder dorthin

zurückkehren würde, sollte das aber nicht der Fall sein, so wollte sie es zurücknehmen, wenn sie einmal recht, recht unglücklich geworden wäre — aber der Himmel segnete sie, wie sie es verdiente: ein glänzendes Schicksal hob sie aus der Tiefe der Armuth auf die strahlende Höhe des Lebens, sie war glücklich in jeder Beziehung — ja in jeder Beziehung," rief ich schmerzlich aus, als ich bemerkte, wie sie leise ihr Haupt schüttelte, „sie rechnete leicht und willig mit ihrer Vergangenheit ab, sie schwamm mit Behagen auf dem prächtigen Strome des Lebens — ohne rückwärts zu blicken. — Ihm wurde es nicht so gut; wenn sich auch sein Leben glücklich gestaltete, so konnte er doch nicht vergessen was er verloren, so konnte er doch das liebe Bild seiner Jugendgespielin nicht aus seinem Herzen reißen, und als er einst wieder, von dem Talisman mächtig angezogen, schmerzlich bewegt ihn suchte und fand, glaubte er, ihn zum Troste in seinem Unglück nehmen zu dürfen. Er dachte damals nicht, daß ihm dieser Talisman keinen Segen bringen würde, und daß ein Augenblick komme, wo er ihn wie jetzt wieder von sich lassen werde."

In heftigster Erregung, mit zuckenden Lippen hoch erglühend sprechend hatte ich das kleine Kreuzchen hervorgeholt, und ließ es nun langsam zwischen ihre zusammengefalteten Finger gleiten mit dem schmerzlichen Ausrufe: „Nimm' es zurück, Alice, es ist das Liebste, was ich auf der Welt besaß, o, ich bin ärmer als damals."

Hatte ich gehofft, sie würde mir ein gutes Wort erwiedern? hatte ich geglaubt, ihr Herz würde sich dem Jugendgespielen wieder öffnen? ich weiß es nicht mehr genau, und doch mußte ich von dieser Hoffnung erfüllt gewesen sein, denn ich blickte sie erschreckt an, als sie stumm und unbewegt vor mir sitzen blieb, ich schlug meine Hände zusammen, als ich ihre kalten Worte vernahm: „Es mußte so kommen, es ist ja nicht anders möglich." — Ah, ich war tief empört, die unaussprechliche Liebe zu ihr, die jedes meiner Worte beseelt hatte, fühlte ich sich in Haß verwandeln. „Ja," rief ich im Tone der Entrüstung, zwischen dem, mir unbewußt, ein tiefes schneidendes Weh durchklang: „Das war es allein, was ich noch mit Dir abzumachen hatte, und

zufrieden mit dem Kopfe und ſagte alsdann zu der alten Büglerin: „Kiliane, komm' Sie ins Nebenzimmer, ich hab' mit Ihr zu ſprechen;“ worauf die Alte ihre Brille ablegte, ſie einen Augenblick kopfſchüttelnd anſah und alsdann mit ihr ins andere Zimmer gieng.

„Höre Sie,“ ſagte die Waſchfrau, „die Marie iſt geſtorben, ſie liegt in ihrem kleinen Zimmer neben der Winklere und hat auf der Herrgottswelt nichts zurückgelaſſen, als das kleine Mädchen, das ich eben mitgebracht; ich frag' Sie jetzt, Kiliane, was ſoll ich mit dem armen, kleinen Geſchöpf anfangen, ſoll ich es nur für dieſe Nacht hier behalten und es morgen der Armen-Commiſſion übergeben, oder was meint Sie?“

Die Kiliane ſtemmte die linke Hand in die Seite, ſtützte mit der rechten das Kinn, wie ſie gewöhnlich that, wenn ſie nachzudenken pflegte, dann ſagte ſie ziemlich raſch und heftig: „Frau, darin kann ich nicht rathen, Sie hat ſelbſt drei Kinder, und wenn Ihr Einkommen auch ziemlich iſt, ſo muß man ſich doch nicht leichtſinniger Weiſe fremder Leute Kinder auf den Hals laden, und obendrein welcher Leute Kind!“

„Die Marie war doch ein braves Mädchen.“

„Bis ſie ſich verführen ließ,“ entgegnete die Kiliane, „und das Mädchen dort in die Welt ſetzte; aber was geht das mich an. Sagt mir Eure feſte Meinung, Frau, und dann will ich Euch ſagen, was ich denke, aber laſſet Euch durch Euer gutes Herz nicht hinreißen, man kann der ganzen Welt nicht helfen, und wenn man das Seinige vor Gott redlich thut, ſo könnte man, mein' ich, ſchon zufrieden ſein.“

Die Waſchfrau legte ihre beiden Hände auf den Rücken und ſpazierte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; die Kiliane ließ den Kopf ſinken und blinzelte unter ihrem großen Haubenſtreif mit einem ſeltſam pfiffig lächelnden Ausdruck auf die Frau Welſcher hin.

Die Kiliane hatte nämlich das beſte Herz von der Welt, und

deßhalb segne ich den Zufall, der Dich zwang, mich anzuhören, jetzt aber," setzte ich meiner selbst kaum mehr mächtig hinzu, „soll Deine hohe Person auch nicht länger beengt sein durch meine Gegenwart, der unbedeutende arme junge Mensch weicht seiner reichen und mächtigen Gebieterin."

Ich wußte in diesem Augenblick nicht, was ich that, das Blut stieg mir bedeutend in den Kopf, ich stürzte von Alice weg an das Ufer des Sees, ich sprang in's Wasser, nicht um mir den Tod zu geben, sondern um sie, durch Anwendung des einzig möglichen Mittels, mit ihrer Herzlosigkeit und ihrem Hochmuthe allein zu lassen. — —

So viel ist mir noch erinnerlich, daß ich hinter mir einen lauten Aufschrei zu vernehmen glaubte, auch daß ich ein Drittel der Strecke, die mich vom Ufer trennte, kräftig schwimmend zurücklegte, dann umfing mich plötzlich statt des heitern, sonnigen Tages tiefe, schwarze Nacht, die für mich schmerzlich zerrissen wurde von grell zuckenden Lichtern, die aus meinem Kopfe hervorzubringen schienen. — — — —

Das wäre für mich beinahe der letzte Wechsel des Lebens gewesen, doch mag sich der freundliche Leser, der mir bisher mit einigem Interesse gefolgt, beruhigen.

Die vorliegenden Aufzeichnungen sind nicht aus nachgelassenen Memoiren, sondern von mir selbst erzählt, und bis zu einem Zeitpunkt dem Wohlwollen des geneigten Lesers übergeben, wo die Wechselfälle meines Lebens eine weichere Form anzunehmen schienen, und damit auch das allenfals vorhandene Interesse an den früheren mehr oder minder verschwinden müßte.

Es sei aber ferne von mir hier plötzlich abzubrechen, nachdem ich mich kopfüber in's Wasser gestürzt; dieß wäre vielleicht nur einigermaßen zu entschuldigen am Ende eines ersten Bandes, oder wenn ich die für den Leser vielleicht nicht trostreiche Aussicht auf eine Fortsetzung dieses Buches auf ein „Zwanzig Jahre später" damit verbände.

Der Nervenaufregung, in der ich mich befand, folgte nach meinem Sprunge in das kühle Wasser eine zu heftige Reaktion, so daß ich von einer Ohnmacht überfallen wurde, die mich zum

weiteren Schwimmen unfähig machte, und mich auf die Tiefe des Sees niedersinken ließ. Alice war im höchsten Schrecken aufgesprungen, und als sie mit einem gellenden Aufschrei nach dem Ufer des Sees stürzte, kam glücklicher Weise Herr von Steinfeld und mein Pflegevater aus dem Walde zurück. Ihnen folgte eine Anzahl Leute, die zum Fällen einiger großen Eichen bestimmt waren, und zu diesem Zwecke neben ihren Aexten und Sägen große Taue mit eisernen Hacken bei sich führten; so allein war es möglich, daß man mich aus dem Wasser zog, worauf ich in das Landhaus getragen wurde. Als ich wieder vollständig zur Besinnung kam, glaubte ich zu träumen; ich lag in meinem Bette so müd und abgespannt, daß ich kaum meine Augenlider zu erheben vermochte, und als ich dieß doch endlich mühsam that, ließ ich sie gleich darauf wieder zufallen, um ein angenehmes Traumbild, das mir erschien, nicht verschwinden zu machen.

An einem der Fenster nämlich saß Alice in einem Fauteuil und schien Etwas zu betrachten, das sie in ihrer Hand hielt. O, der Ausdruck ihres Gesichtes war so ganz anders wie früher, daß es in der That nur ein Traumbild sein konnte, was ich vor mir sah. Die zurückschreckende Ruhe, ja, ihre entschlossene, finstere Miene war verschwunden, sie hatte ihre schwellenden Lippen leicht geöffnet, und ein seliges Lächeln flog über ihre nicht mehr so bleichen Züge.

Als ich meine Augen wieder schloß, war auch das schöne Traumbild verschwunden, und ich seufzte tief und schmerzlich auf. Da rauschte Etwas leise gegen mein Lager zu, eine weiche Hand legte sich auf meine Stirne, und die von derselben ausströmende Wärme ließ mich tief erschauern.

Ich blickte auf — und, o Seligkeit — ich hatte nicht geträumt. Alice beugte sich auf mich herab, das Lächeln verschwand nicht von ihren Lippen, nur füllten sich ihre Augen mit Thränen, als ich mit matter Stimme sagte: „Sind wir denn Beide nicht mehr auf der Welt? denn hier konnte sich ja nicht Alles so wunderbar und schnell verwandeln.“

„Es hat sich auch Nichts verwandelt, mein lieber Eugen,“ gab sie mit einem Tone der Stimme zur Antwort, der mich mit

Entzücken erfüllte. „Es war vorher Alles ſchon, wie es ſein mußte, aber Dein Talisman, den ich Dir hiermit zurückgebe, hat den böſen Bann gebrochen, jetzt wird Alles gut werden."

Ich kann nicht beſchreiben, wie unnennbar glücklich mich ihre Worte machten, und mit welchem Entzücken ich das kleine Kreuzchen zwiſchen meine Hände nahm, das ſie mir gab, nachdem ſie es vorher an ihre Lippen gedrückt. — Haſtig wollte ich mich emporrichten, wollte fragen, doch legte Alice wieder ſanft ihre Hand auf meine Stirne, indem ſie lächelnd ſagte: „Ich habe den ſtrengen Befehl, Dich nicht ſprechen zu laſſen, was ſollen auch Deine Fragen, ſiehſt Du nicht in meinen Augen, daß ich glücklich bin, und ſollte Dich das nicht ebenfalls zufrieden machen?"

„Gewiß." ſagte ich kopfnickend, „gewiß, mein innig geliebtes Mädchen. Dieſer Glanz in Deinen Augen, das Lächeln auf Deinen Lippen, wie kann ich mir etwas Glückverheißenderes denken?"

„So will ich jetzt meinem Vater ſagen, daß es Dir beſſer geht," entgegnete ſie, und ließ mir zögernd ihre Rechte, die ich mit meinen beiden Händen feſthielt.

„Meine Alice!"

„Ja, Eugen, — ich darf jetzt wieder gegen Dich ſein, wie mein Herz ſpricht."

„Meine Alice?"

„Ja, Eugen."

Sie ſträubte ſich nicht, als ich ſie ſanft an mich zog, und meine Lippen die ihrigen ſuchten, dann aber richtete ſie ſich haſtig auf, ſtrich ihr reiches, blondes Haar aus ihrem flammenden Geſichte, und verließ nach einem langen, innigen Blicke auf mich das Zimmer.

Da ich übrigens ſehr ſchwach war, mich auch dieſes glückſelige Wiederſehen angegriffen hatte, ſo ſchloſſen ſich meine Augen wieder, freilich nur in der Abſicht, um das Bild des geliebten Mädchens und den glücklichen Ausdruck ihres Geſichtes recht feſt halten zu können, doch erſchien mir ſchon nach ein paar Sekunden ihr Haupt wie mit einem Glorienſcheine umgeben. Dann ſah ich

ſie von einer großen Engelſchaar umringt, es wallte und wogte um mich her immer höher und höher, während ich mit einem unausſprechlich behaglichen Gefühle immer tiefer und tiefer ſank — in die Arme eines tiefen und geſunden Schlafs.

Als ich daraus endlich erwachte und verwundert um mich blickte, ſah ich meinen Pflegevater neben dem Bette ſitzen, blickte ihn erſtaunt, ja ängſtlich an und fragte ihn haſtig, ob er ſchon lange bei mir geweſen. Hatte ich von dem geliebten Mädchen am Ende doch nur geträumt. — „Und Alice war nicht hier?“ ſetzte ich hinzu, ehe er noch die Frage von vorhin beantworten konnte, oder habe ich nur geträumt.“

„Beruhige Dich,“ gab er mir mit einem frohen Lächeln zur Antwort, „ſie war vor ein paar Stunden hier, und etwas ſehr Angenehmes, das Dir wahrſcheinlich begegnet, haſt Du nicht geträumt.“

„Gott ſei Dank! und Alice?“

„Wird ſpäter mit ihrem Vater wiederkommen, vorher aber möchte ich Dich fragen, was das eigentlich für unverantwortliche Geſchichten geweſen ſind, um da Kopf über in's Waſſer zu ſpringen? Deine Gründe dazu brauchſt Du mir nicht anzugeben, die hat Alice ihrem Vater klar und offen mitgetheilt.“

„Und Herr von Steinfeld?“ fragte ich in höchſter Spannung; „o, ich beſchwöre Sie, mir zu ſagen, iſt er ſehr böſe auf mich? Was habe ich von ihm zu fürchten?“

„Nun,“ gab er zur Antwort, nachdem er mich ein paar Augenblicke mit komiſchem Ernſte angeblickt, „da er ſeiner Tochter erlaubt, dieſen unſinnigen jungen Menſchen zu pflegen, ſo kannſt Du vielleicht daraus abnehmen, daß ſein Zorn gegen Dich gerade nicht groß ſein muß. Halt! halt!“ fuhr er lebhaft fort, als er ſah, daß ich mich aufrichten und ſprechen wollte, „nur keine Deklamationen, zuerſt und alles Ernſtes will ich unter Verpfändung Deines Ehrenwortes wiſſen, in welcher Abſicht Du in den See geſprungen, junger Menſch,“ ſetzte er ſehr ernſt hinzu, „ich will nicht hoffen, daß —“

Ich verſtand ſeine Befürchtung und es beſchlich mich ein

peinliches Gefühl, dann aber ſagte ich mit Feſtigkeit: „Bei dem Andenken an meine gute Pflegemutter ſchwöre ich Ihnen, daß ich in den See ſprang, um durch Schwimmen das Ufer zu erreichen, und ſo Alice von meiner Gegenwart zu befreien. Schmerzlich bewegt bei der Erinnerung an die Unterredung mit ihr," ſetzte ich hinzu, „o, ſie gab mir klar und deutlich zu verſtehen, wie überläſtig ich ihr war."

„Wie überläſtig Du ihr warſt," wiederholte er kopfnickend, „daß ſie Dich haßte, daß ſie, die reiche Erbin, nun wohl hauptſächlich aus dieſem Grunde den armen, jungen Menſchen von ſich ſtieß? He, Herr Sauſewind, die Erinnerung an all' die Theilnahme und innige Zuneigung, die Dir das gute Mädchen früher bewieſen, waren aus unſerem ſtürmiſchen Herzen verſchwunden; Alice, die aus einem dunkeln, dürftigen Leben durch einen guten, aber ſehr ernſten Vater nun plötzlich zu Glanz und Reichthum erhoben wurde, zu einer Stellung, in welche ſich ihr einfaches, demüthiges und beſcheidenes Herz noch immer nicht recht finden konnte, ſollte mit dem jungen Herrn, deß Glück von ihrem Vater erſt noch gemacht werden muß, ſogleich einen kleinen, zierlichen Roman beginnen, ein Verhältniß fortſetzen oder auf's Neue wieder anknüpfen, von dem ſie denken konnte, ihr Vater werde demſelben nun und nimmermehr ſeine Zuſtimmung geben. — Wer hätte ahnen können, daß er großherzig genug iſt anders zu denken?"

„So denkt er gut für uns," rief ich, in einen Freudenruf ausbrechend.

„Stille davon, junger Herr," erwiederte Herr von Schwaneſeld, und ſeine Stimme klang rauh und polternd wie immer, wenn ihn ein Gefühl übermannte, von dem er fürchtete, daß es im Stande wäre, ſeine Augen zu verdunkeln, — „ſtille davon, man wird einen jungen, unbeſonnenen Menſchen noch genauer kennen lernen und ihn veranlaſſen wollen, ſich durch eigene Kraft eine Stellung im Leben zu erringen, ehe man ihm auch nur die geringſte Hoffnung auf den Beſitz des edelſten und beſten Mädchens macht. Foi de gentilhomme! Das wird man, und wenn man

nicht wollte, würde ich mich dafür dringend verwenden. Ich — Viktor von Schwaneſeld, der —“ ſetzte er nun auf einmal mit auf's Herzlichſte verändertem Tone und ſonderbar glänzenden Augen hinzu, „aus dem armen Jungen da einen tüchtigen Kerl gemacht hat.“

„Dazu ſage ich Amen!“ hörte ich jetzt plötzlich die ernſte und milde Stimme des Herrn von Steinfeld ausſprechen, der, Alice an der Hand führend, leiſe in's Zimmer getreten war. „Ein etwas größeres Vertrauen zu mir,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er meine beiden Hände ergriffen und ſie herzlich drückte, „hätte meinem armen Mädchen manche bittere Stunde und Dir ſelbſt den fatalen Waſſerſprung —“

„Nur in der Abſicht an's Ufer zu ſchwimmen,“ fiel ihm Herr von Schwaneſeld raſch in's Wort.

„Erſpart, anderntheils aber achte ich es auch, daß er erwartend ſtillgeſchwiegen.“

Bei ſo wunderbar ſchönen Hoffnungen und bei ſo ſorgfältiger Pflege erholte ich mich in kurzer Zeit wieder vollſtändig, und verlebte dann hier noch eine Zeit ſo herrlich, ſo glücklich, daß ſie wohl die ſüßeſte Erinnerung meines Lebens bleiben wird, dann aber ſollte ich meinen letzten forſtwiſſenſchaftlichen Kurſus auf der hohen Schule beendigen, und ſpäter noch ein Jahr lang auf irgend einem großen Gute das praktiſch anwenden, was ich theoretiſch gelernt.

Nach einem herzlichen Abſchied verließ ich das Landhaus, und blickte erſt wieder zurück, als ich die gegenüberliegende Anhöhe erreicht hatte. Heute ſah ich von hier eine helle Geſtalt auf dem Balkon ſtehen, welche mir einen herzlichen Gruß nachwinkte.

Herr von Steinfeld und mein Pflegevater, welche beide keine großen Freunde von verlängertem Abſchiednehmen waren — Herr von Schwaneſeld hatte ſchon den ganzen Morgen ſo rauh und polternd mit mir geſprochen, daß ich daraus entnahm, ſein gutes Herz ſei nicht minder bedrückt als das meinige — ließen mich von hier mit der herzlich ausgeſprochenen Hoffnung baldigen und frohen Wiederſehens allein meines Weges ziehen, und nun, lieber

Leſer, will ich Dir auch für dieſes Mal die Hand zum Abſchied reichen.

Einen ſchöneren Wechſel in meinem Leben, als er mir nach der vorgeſetzten Zeit zu Theil wurde, werde ich doch wohl nicht im Stande ſein, Dir aus meinen ſpäteren Erlebniſſen mitzutheilen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Neunter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Dreiundvierzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

wir ſind überzeugt, daß ſie in dieſem Augenblick entſchloſſen war, das Kind ſelbſt aufzunehmen, wenn die Frau Welſcher ſich veranlaßt ſehen könnte es fortzuſchicken; doch ſo wie die Waſchfrau das Factotum des ganzen Stadtviertels war, ſo war die alte Büglerin die oberſte rathgebende Behörde bei der Frau Welſcher ſelbſt, und wozu die Kiliane rieth, das geſchah unwiderruflich. In dieſem wichtigen Falle nun wollte die Kiliane mit ihrem Rathe zurückhalten, bis ſie einen feſten Entſchluß ihrer Freundin erfuhr, und dieſer Entſchluß ließ nicht lange auf ſich warten.

Die Waſchfrau blieb mitten in dem Zimmer ſtehen, ſchlug mit der linken Fauſt auf die rechte Handfläche und ſagte entſchieden: „Und wenn ich heute zum erſten Male Ihrem Rathe nicht folgen ſollte, Kiliane, ſo behalt' ich dieſes arme kleine Mädchen doch da; wo drei Kinder eſſen, kann auch ein viertes mithalten.“

Die Kiliane faltete die Hände, und ein paar Thränen rollten über ihr weißes Geſicht. „Gott weiß, daß Sie Recht hat,“ ſagte ſie triumphirend, „vollkommen Recht, Frau, aber das war eine wichtige Sache, da mußte ich mit meinem Rathe zurückhalten, bis Sie mir Ihren feſten Entſchluß geſagt.“

Inzwiſchen war das Kind, über deſſen Schickſal hier entſchieden wurde, der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit ſämmtlicher Anweſenden; die Mägde, welche neue Bügelſtähle holten, blieben einen Augenblick an der Thür ſtehen, die Büglerinnen ſchauten mehr auf das Mädchen, als auf ihre Arbeit, und ſogar der Herr Dubel war von ſeinem Tiſch herabgeſtiegen mit der Abſicht, einen Blick auf die Uhr zu werfen, eigentlich aber, um die kleine Fremde zu beſchauen; am geſpannteſten aber waren die drei Kinder der Frau Welſcher auf die Dinge, welche da kommen ſollten; ſie ſtanden im Halbkreis um das Mädchen herum, eiferſüchtig und halb gereizt, wie es kleine Hunde zu machen pflegen, wenn ſich ein fremder Eindringling zeigt.

Das fremde Mädchen nun ſtand neben dem Ofen auf demſelben Platze, wo die Waſchfrau ſeine Hand losgelaſſen, und

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Der verlorene Sohn.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Perſonen.

Frau von Wildau.
Ferdinand Waldern, ihr Sohn erſter Ehe.
Albertine, deſſen Frau.
Eliſabeth, deren Schweſter.
Eugen von Wildau.
Der Baron von Raynval.
Die Baronin von Raynval.
Brooker.
Kammerdiener der Frau von Wildau.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erſter Aufzug.

Decoration: Ein eleganter Salon, rechts ein Kamin mit verglimmenden Kohlen; vor dem Kamin ein Fauteuil, in welchem Brooker eingeſchlafen ſitzt, dicht wie vor Kälte ſchauernd in einen Plaid gehüllt; neben ihm ein kleines Tiſchchen, worauf eine Champagnerflaſche und ein Glas ſteht. Im Uebrigen iſt der Salon reich möblirt; Thüre in der Mitte und zu beiden Seiten; die herabgelaſſenen Fenſtervorhänge machen das Zimmer dämmerig; auf dem Sopha links liegt ein Paletot, Hut, Reitpeitſche. *)

Erſter Auftritt.

Kammerdiener

(durch die Hinterthüre eintretend, geht langſam vor und betrachtet kopfſchüttelnd den Schläfer).

Wenn unſer Schloß eine Herberge an der lebhafteſten Heerſtraße wäre, ſo könnte es wahrhaftig nicht toller zugehen und man würde ſich nicht weniger geniren, ſo ohne Weiteres einzufallen — was zu arg iſt, iſt zu arg. Früher als der gnädige

*) Rechts und links vom Zuſchauer.

Herr noch lebte, wurden Beſuche der vertrauteſten Freunde des Hauſes wenigſtens vier Wochen vorher angezeigt, beſprochen und auch mir wurde geſtattet, meine beſcheidenſten Bemerkungen dabei zu machen. Da hatte man Zeit, Jedermann gehörig und ſeinem Range gemäß unterzubringen, wie ich das gelernt habe und auch nicht anders gewohnt war bei meinen früheren Herren, den Grafen von Schömbach, Vater und Sohn — wo aber bei dem angemeldeten Beſuche doch noch ein Tag vorher der betreffende Kourier erſchien, um Stunde und Minute der Ankunft ſeiner Herrſchaft aufs Genaueſte anzugeben. — Jetzt aber, du lieber Gott, bei der, mit Reſpekt zu ſagen tollen Wirthſchaft, die Herr Eugen bei uns eingeführt hat und die bis jetzt und nicht gerade zur Ehre des Hauſes geduldet worden iſt, ſchickt er uns einen mit Bleiſtift beſchriebenen Zettel mit dem Befehle, zwei bis drei Gaſtzimmer immer in Bereitſchaft zu ſetzen, oder das Höchſte was er thut, iſt, wie geſtern ſeinen ſauberen Reitknecht eine halbe Stunde vorauszuſchicken und auch das nur, weil es ſich um eine Dame handelte, die man freilich nicht wie den da in einem Fauteuil unterbringen kann. — (Er betrachtet den Schläfer.) Schläft das nicht mit einer Ruhe bis in den lichten Tag hinein, die man nicht ohne Neid anſehen kann — verſuchen wir, ob ein gelindes Mittel zu ſeiner Erweckung hilft. (Er geht an das Fenſter neben der Mittelthüre, um die Vorhänge hinaufzuziehen.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, Eliſabeth (durch die Mittelthüre).

Kammerdiener.

Ah, gnädiges Fräulein, ich habe um Verzeihung zu bitten, daß dieſer Salon noch nicht in Ordnung gebracht wurde, (mit leiſer Stimme) wenn mich daran auch eigentlich keine Schuld trifft:

er wurde, wie Sie sehen, heute Nacht auf Befehl des Herrn Eugen in ein Schlafzimmer umgewandelt; (achselzuckend) was kann ich machen?

Elisabeth.

Wer schläft denn dort?

Kammerdiener (kopfschüttelnd).

Ich sah ihn heute Nacht zum ersten Male in meinem Leben. Er gehört zu den Gästen des Herrn Eugen, und gnädiges Fräulein weiß wohl, daß sich Herr Eugen nicht die Mühe gibt, den Kammerdiener, auch zugleich Haushofmeister seiner Frau Mutter, mit dem Namen und Stand der ankommenden Gäste bekannt zu machen. Eben war ich indessen im Begriffe, den da auf eine sanfte Art zu wecken, und wenn das geschehen, hoffe ich, diesen Salon, der sich allerdings in einer musterhaften Unordnung befindet, in kurzem in Ordnung gebracht zu haben.

Elisabeth.

Wann kamen die Fremden an?

Kammerdiener.

Es war gegen zwei Uhr in der Nacht, Herr Eugen und der da zu Pferde, der Herr und die Dame in einer Extrapost-Chaise.

Elisabeth.

Und Sie wissen noch nicht, wer der Herr und die Dame ist?

Kammerdiener.

Ebenso wenig, gnädiges Fräulein; Herr Eugen befahl das rothe Zimmer, brachte sie Beide dorthin und wies dem da sein Fauteuil am Kamine an, wobei er lachend sagte, Herr Eugen nämlich: dort (er zeigte auf die Seitenthüre links) gehts zu meinen Zimmern und wenn ich hinaus will, muß ich an Ihnen vorüber.

Elisabeth.

Das verstehe ich nicht.

Kammerdiener.

Ich erlaube mir auch kaum, es zu verſtehen, denn wenn man, wie ich, ſeit ſeiner Jugend bei vornehmen Herrſchaften diente, geht einem der Reſpekt gewiſſermaßen ins Blut und man kann ihn nicht ſo leicht fallen laſſen.

Eliſabeth (ungeduldig).

Nun denn?

Kammerdiener.

Aber der da ſieht mir aus, als wäre er mitgekommen, um irgend eine Spielſchuld oder eine Wette einzukaſſiren und der ſich dahin geſetzt hat wie die Schildwache vor einem Schuldgefängniß.

Eliſabeth.

Sie ſahen jene Dame und jenen Herrn? wer könnte es ſein? Jemand von den Freunden und Bekannten des Hauſes?

Kammerdiener.

O nein, gnädiges Fräulein, ich würde mich der Perſonen erinnern und wenn ich ſie auch zehn Jahre nicht geſehen hätte. Der Herr hat das Ausſehen einer Art Leute, wie ſie in anſtändigen Häuſern nie über das Vorzimmer hinauskommen ſollten; er iſt eine bis oben an zugeknöpfte Perſönlichkeit mit einer ſteifen Halsbinde bis unter die Ohren, einem verwetterten, fahlen Geſichte, kleinem, ſchwarzem, ſtruppigem Schnurrbart und dabei einer ſo wichtigen Miene, als wolle er jeden Augenblick etwas höchſt Bedeutendes ſagen, kommt aber nie über die Anrede hinaus.

Eliſabeth (raſch).

Und die Dame?

Kammerdiener.

Zu der Dame, mit der er kam, ſagte er z. B. meine Liebe, und ehe er weiter etwas hinzuſetzen konnte, gab ſie ihm verdrießlich zur Antwort: ich weiß ſchon, oder: laſſen Sie mich, oder ſie kehrte ihm einfach den Rücken.

Eliſabeth (ungeduldig).

Aber jene Dame?

Kammerdiener.

Iſt wie Herr Eugen ſagte, die Frau des zugeknöpften Herrn.

Eliſabeth.

Eine ältere Frau?

Kammerdiener.

Im Gegentheil, gnädiges Fräulein, eine ſo ſchöne, junge und elegante Dame, daß ich nie ein ungleicheres Paar ſah.

Eliſabeth

(geht zögernd ein paar Schritte vor, tritt zu dem Sopha links und nimmt die dort liegende Reitpeitſche in die Hand).

Glauben Sie, daß Herr von Wildau ſein Zimmer bald verlaſſen wird?

Kammerdiener.

Es wäre gegen ſeine Gewohnheit; vor zehn oder elf Uhr haben wir ihn nicht zu erwarten.

Eliſabeth.

So möchte ich einen Augenblick mit dem da reden.

Kammerdiener.

Mit einer ſo zweideutigen Perſönlichkeit und ohne daß er Ihnen vorgeſtellt iſt; bei den vornehmen Herrſchaften, denen ich diente —

Eliſabeth (ihn unterbrechend).

Sie bleiben in meiner Nähe; Furcht kenne ich nicht, wie Sie wiſſen, und ebenſo wenig kann mir Jemand nachſagen, daß ich begierig auf derartige Bekanntſchaften ſei; aber ich habe meine Gründe, den Herrn da kennen zu lernen.

Kammerdiener.

Die Gründe des gnädigen Fräuleins reſpektire ich wie das ganze Haus — ſoll ich ihn wecken?

Eliſabeth.

Geben Sie ſich keine Mühe, es genügt, wie Sie ſehen werden, wenn ein bekannter Laut ſein Ohr trifft. (Sie ſchwingt die Reitpeitſche, die einen ziſchenden Ton von ſich gibt.)

Brooker (noch halb im Schlafe).

Recht ſo, — recht, halt' dein Pferd zurück — laß jenen miſerabeln Schelm vorbei, — zehn gegen eins, Miranda verliert — haſt du nicht Geld genug bekommen, Schurke? — Geld — Geld — (erwachend). Ah, ich habe geträumt, wo bin ich denn? (er ſpringt raſch auf und da er im Zimmer umberſchaut und Eliſabeth ſieht, macht er eine etwas linkiſche Verbeugung) — ah, die Herrin dieſes gaſtlichen Hauſes!

Eliſabeth (nachdem ſie ihn feſt betrachtet).

Nehmen wir an, es ſei ſo, und wen hat dieſes Haus die Ehre zu beherbergen?

Brooker.

Miſter Brooker in meiner geringen Perſönlichkeit, eingeführt durch Herrn Eugen von Wildau, der gewiß nicht verſäumt haben würde, mich der Gnädigen vorzuſtellen, wenn er früher aufgeſtanden wäre — bitte übrigens um Verzeihung, daß ich ſo in den Tag hinein geſchlafen — ah, ſchon neun Uhr — bitte ſehr um Verzeihung, meine Gnädige.

Eliſabeth.

Die Gäſte, welche Herr von Wildau ins Haus bringt, ſind ſtets willkommen und ich habe eigentlich um Entſchuldigung zu bitten, daß ich unbewußt Ihre Ruhe geſtört! ich verwies es unſerem Kammerdiener, daß er Ihnen kein anderes Zimmer angewieſen und er ſoll dieſen Fehler gleich wieder gut machen. Bitte ihm zu folgen, Miſter Brooker.

Brooker

(mit auffallender, elegant ſein ſollender Höflichkeit in Wort und Geberde).

Warum dieſe Umſtände, meine Gnädige? Die Nacht iſt vor-

über und wenn Sie mir gütigſt erlauben, erwarte ich hier das Erſcheinen meines theuren Freundes Eugen.

Eliſabeth (wie in Gedanken).

Ihres Freundes? eigenthümlich, er nannte nie Ihren Namen, ich finde das unrecht von ihm.

Brooker.

Er hätte nie meinen Namen genannt, ſo ganz ſeines lieben und intelligenten Brookers vergeſſen, wie er mich zu nennen pflegt; in der That, ich finde das ebenfalls unerklärlich, doch hoffe ich, er wird das ſpäter durch eine förmliche Vorſtellung wieder gut machen. Wir kennen uns ſchon ziemlich lange, Herr von Wildau und ich; ich machte ſeine Bekanntſchaft bei dem erſten Rennen in Baden — die Gnädige beſuchten jene wunderbar arrangirten Rennen nicht?

Eliſabeth.

Ich war nicht dort.

Brooker.

Schade darum, meine Gnädige, ſchade nämlich für die Rennen: ein Enthuſiaſt wie ich muß es immer bedauern, wenn eine ſolche Vermehrung des Glanzes denſelben entgeht.

Eliſabeth

(macht eine Bewegung der Ungeduld, die ſie bemeiſtert).

Sie kamen geſtern von Baden?

Brooker.

Direkt, meine Gnädigſte, Herr Eugen und ich zu Pferde, der Herr Baron von Raynval mit Frau Gemahlin zu Wagen.

Eliſabeth (zum Kammerdiener).

Ich hoffe, daß für den Herrn Baron und Frau Baronin beſtens geſorgt wurde.

Kammerdiener.

Sie bewohnen das rothe Zimmer.

ſchaute verwundert in das ſeltſame Getriebe um ſich; es mochte, wie früher ſchon geſagt, in einem Alter von vier bis fünf Jahren ſein, war ziemlich groß und zierlich gewachſen und hatte ein feines, blaſſes und ſehr ausdrucksvolles Geſicht; lange, ſchwarze Locken, die früher ſorgfältig geordnet waren, denen man aber anſah, daß in den letzten Tagen keine ſorgſame Hand ſich um ſie bekümmert, beſchatteten ihren Kopf, und ein großes glänzendes Auge gab den etwas ermatteten Zügen Leben und Bewegung. Der Anzug war ärmlich und beſtand in einem Kleidchen von Wollenzeug, in dunklen Strümpfen und Schuhen, welche letztere offenbar einer erwachſenen Perſon angehörten. Um den Hals hatte das Mädchen ſeltſamer Weiſe einen langen, blauſeidenen koſtbaren Seidenſtoff gewunden, wie ihn vornehme Herrn zu einer guten Toilette zu tragen pflegen, und ihre Hände ſtacken in weißen, wenig beſchmutzten Glaçe-Handſchuhen, die ebenfalls einem Manne gehört hatten, und deren große Formen an den kleinen Fingern des Kindes ſonderbar ausſahen.

Jungfer Kiliane trat ein und gieng ſtillſchweigend an ihre Arbeit, die Frau Welſcher machte einen Gang durch's Zimmer, ſagte ihren Kindern ein freundliches Wort, lobte den Fleiß der Büglerinnen und ſetzte das fremde Mädchen auf einen Stuhl neben den Ofen, nachdem ſie ihm zuvor das blaue Tuch und die Handſchuhe ausgezogen, Beides in ein Papier gewickelt und in einem Schubladenfache ſorgfältig aufgehoben.

Mittlerweile war es acht Uhr geworden, die Dienſtmädchen räumten einen der großen Tiſche ab, deckten ein ſauberes, großes, leinenes Tiſchtuch darüber und brachten zinnerne Teller, Meſſer und Gabeln, ſowie eine Schüſſel voll dampfender Suppe und eine dergleichen voll Kartoffeln in der Schale, zu welcher ein Teller mit Gänſefett aufgeſetzt und das Abendeſſen auf dieſe Art hergerichtet wurde. Alsdann ſetzte ſich Alles zu Tiſche, die Jungfer Kiliane nahm den obern Platz am Tiſche ein, neben ihr ſaß der junge Herr Welſcher, dann die Waſchfrau ſelbſt, dann das fremde

Eliſabeth.

Daneben iſt ein hübſches kleines Zimmer für den Herrn da, man hätte ihm daſſelbe ſogleich anweiſen ſollen und er würde es ſicher dieſem Salon vorgezogen haben — bitte, Miſter Brooker, nehmen Sie daſſelbe jetzt noch; man ſoll Sie ſogleich benachrichtigen, ſobald Herr von Wildau ſich zeigt.

Brooker (mit einiger Verlegenheit).

Laſſen Sie mich hier, meine Gnädige; ich bin ein eigenthümlicher Kauz; Sie haben keine Idee von meiner treuen Anhänglichkeit an Herrn Eugen.

Eliſabeth.

Aber Ihr anderer Freund, Miſter Brooker, der Herr Baron von Raynval?

Brooker.

Weniger, meine Gnädige, weniger; Herr Baron von Raynval und ich ſind nicht ſo genau liirt; ich habe das Vergnügen, den Herrn Baron zuweilen in Baden zu ſehen, aber das Verhältniß, in welchem ich zu ihm ſtehe, iſt nicht zu vergleichen mit der Intimität, deren mich Herr von Wildau würdigt.

Eliſabeth

(reckt ihre Lippen auf einander und lächelt ſchmerzlich).

Kammerdiener (zu Eliſabeth).

Im Falle Herr Brooker das Zimmer neben ſeinem Freunde nicht wünſcht, dürfte ich denſelben wohl erſuchen, ſich in das Vorzimmer des Herrn Eugen zurückzuziehen — (zu Brooker gewandt) — dieſer Salon nämlich —

Brooker.

Ah, ich verſtehe, Brooker kennt und achtet alle geſellſchaftlichen Formen und wenn ich nicht fürchten muß, den theuern Schläfer da drinnen zu ſtören, ſo werde ich mich gerne in jenes Vorzimmer zurückziehen.

Kammerdiener.

Unbeſorgt, Sie ſind in dem Zimmer ganz allein, erſt das nächſtfolgende iſt das Schlafgemach des Herrn Eugen.

Brooker.

Nehme dankend an und habe die Ehre, mich dem Wohlwollen der Gnädigen bis auf ſpäter beſtens zu empfehlen; Brooker wird alsdann das Vergnügen haben, in anderem und beſſerem Anzug zu erſcheinen. (Er rafft Plaid, Mantelſack, Hut, Reitpeitſche u. ſ. w. zuſammen und verſchwindet unter Verbeugungen in das Zimmer links.)

Dritter Auftritt.

Eliſabeth

(bedeckt ihre Augen einige Sekunden lang mit der Hand, dann wirft ſie die Reitpeitſche haſtig hin).

Es iſt ſo wie Sie angedeutet, dieſer Brooker läßt Herrn von Wildau nicht aus den Augen, weil er eine Schuld einzufordern hat, eine ſogenannte Ehrenſchuld, welche aber häufig mit der Ehre nicht viel zu thun hat! — und mit ſolchen Menſchen iſt man gezwungen unter einem Dache zu leben — o, Herr von Wildau hat uns viel Schlimmes zugefügt. (Sie ſteht einen Augenblick in finſteres Nachſinnen verſunken und wendet ſich dann raſch zum Abgehen.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Fr. v. Wildau.

Fr. v. Wildau

(mit Briefen in der Hand, die ſie dem Kammerdiener übergibt).

Man ſoll dieſe Briefe ſogleich nach der Stadt auf die Poſt ſchicken; wenn Franz ſchon fort iſt, kann einer von den Kutſchern

hinreiten, ſoll ſich aber vorher bei Fräulein Klara erkundigen, ob ſie Aufträge für ihn hat. (Zu Eliſabeth, die ihr entgegengeeilt iſt.) Ah guten Morgen, mein liebes Kind, freue mich, Dich ſo wohl und friſch zu ſehen (küßt ſie auf die Stirn).

Eliſabeth.

Guten Morgen, Mama, haben Sie gut geſchlafen?

Fr. v. Wildau.

So ſo, liebe Eliſabeth, in meinem Alter ſchläft man nicht mehr wie in dem Deinigen; Sorgen, Laſten, mein liebes Kind, von denen Du, Gott ſei Dank, noch nichts weißt.

Eliſabeth.

Aber Sie arbeiten zu viel, Sie denken zu viel, liebe Mama.

Fr. v. Wildau.

Eines muß doch für Euch arbeiten und denken, Närrchen, und ich bin das einmal ſo gewohnt; ich glaube, es wäre mir nicht recht, wenn es plötzlich anders käme (während ſie mit Eliſabeth ſpricht, hält ſie den Bedienten, der forteilen wollte, am Arme feſt) — hat er mich verſtanden, Amadeus? Jemand mit dieſen Briefen auf die Poſt, Fräulein Klara fragen, ob ſie etwas zu beſorgen habe und auch den Herrn, wenn er ſchon ſichtbar iſt. (Sie faßt Eliſabeth herzlich unter'm Arme und geht mit ihr in den Vordergrund, wo ſie ſich behaglich in einen Fauteuil ſetzt, während Eliſabeth neben ihr ſtehen bleibt.) — So jetzt wäre der Anfang des Tagewerks gemacht: vier Briefe geſchrieben und in jedem einen wichtigen Auftrag gegeben, der mich die halbe Nacht beſchäftigt hat; ich bin froh, daß ich ſie vom Halſe habe — und was hat mein gutes Kind den Morgen ſchon gethan? warſt Du im Garten? o es iſt heute Morgen wunderbar ſchön draußen — aber ſieh mich an, Eliſabeth, nicht ſo, mein Kind, ſondern feſt in die Augen; Du biſt verſtimmt; haſt Du am Ende gar unruhig geſchlafen? (lachend) ſchloß die Geſchichte, welche Du geſtern Abend laſeſt, nicht ſo wie Du es wünſchteſt? (mit Pathos:) bekam er ſie

nicht, oder verſchmähte ſie ihn — ſchreckliche Schickſale das, die in den Büchern.

Eliſabeth.

Ich ſchlief allerdings nicht gut, Mama, das heißt, ich erwachte mitten in der Nacht, als der Wagen in den Hof rollte.

Fr. v. Wildau

(plötzlich verdrießlich den Kopf ſchüttelnd).

Ah — ah — ja ja, die Erinnerung daran kann meinen beſten Humor tödten. Gott verzeih' mir meine Sünden, aber Ferdinand hat Recht, es iſt mit Eugen nicht mehr auszuhalten, und die Sache muß arrangirt werden. Stelle Dir vor, mein Kind, ich will geſtern Abend gerade einſchlafen, als mir meine Kammerfrau einen Zettel bringt, auf dem mit Bleiſtift geſchrieben ſteht: Herr und Frau Baronin von Raynval kommen heute Nacht und werden ein paar Tage bei uns bleiben; ſie gehören zu meinen Freunden — unterſchrieben: Eugen; und das ſchreibt er mir, ſeiner Mutter, ohne vorher um Erlaubniß zu fragen, ob mir der Herr und die Dame auch angenehm ſind. Iſt Dir von einem Sohne je ſo etwas vorgekommen?

Eliſabeth.

Und das iſt das erſte Mal, daß Herr von Wildau fremde Leute auf dieſe Art ins Haus bringt?

Fr. v. Wildau.

Das erſte Mal? — wie Du fragen kannſt; ich weiß gar nicht, wie oft das ſchon vorgekommen iſt.

Eliſabeth.

Und als es das erſte Mal geſchah, was ſagten Sie dazu?

Fr. v. Wildau.

Aha, Du Schalk; ich weiß ſchon, wohinaus Du willſt. Du magſt auch Recht haben; aber ich ſah das damals mit ganz

anderen Augen an; ich hatte ihn ſo lieb, dieſen meinen Sohn Eugen, ich lachte über ſeine tollen Streiche, und wenn er, nachdem er ſie begangen, ſeine Arme um meinen Hals legte und ſchmeichelnd ſagte: o Mama, wir Beide ſind noch lange die ſchlimmſten nicht, ſieh' da mußte ich abermals lachen und habe auf dieſe Art leider ſo viel gelacht, daß Thränen als nothwendige Abwechslung darauf folgen mußten — — o meine gute Eliſabeth, wenn Du ihn geſehen hätteſt, wie er als Kind ſo lieb und herzig war, freilich immer etwas wild, niemals ſo ernſt, ſo verſtändig, ſo geſetzt wie mein älterer Sohn, Dein Schwager; hätteſt Du ihn damals gekannt, ſo würdeſt Du ihn nicht ſo haſſen, wie Du das jetzt thuſt.

Eliſabeth.

Ich haſſe Herrn von Wildau gerade nicht, aber daß er mir vollkommen gleichgültig iſt, daran trägt er allein die Schuld.

Fr. v. Wildau.

Darin haſt Du Recht, mein Kind; ſein Betragen iſt unverzeihlich und ich will auch Deinem Schwager folgen, und noch heute ſoll Eugen, dieſer verlorene Sohn des Hauſes, die Urkunde unterſchreiben, die ihn auf ein gewiſſes Einkommen ſetzt und ihm das Recht nimmt, hier im Hauſe ſo nach Belieben ſchalten und walten zu können — hab' ich in meinem Leben etwas von einem Baron und einer Baronin von Raynval gehört? — niemals, und Deine Schweſter gewiß ebenſo wenig — o das ſind Sachen, die ſein Maß zum Ueberlaufen gebracht haben, auch ſagte mir Amadeus, er habe noch einen andern verdächtigen Kerl mitgebracht, dem er wahrſcheinlich ſchuldig ſei, Wetten oder Spielſchulden oder dergleichen, er ſoll das Geld zahlen, mich im Nothfall darum bitten, wenn er's nicht hat, aber das Geſindel ſoll er mir aus dem Hauſe laſſen.

Eliſabeth (zögernd).

Und glauben Sie, Mama, daß dieſer Herr Baron und die Baronin keine achtbaren Leute ſind?

Fr. v. Wildau.

Nach dem Sprüchwort: ſage mir, mit wem Du gehſt, ſo will ich Dir ſagen, wer Du biſt, muß ich ſie leider für nichts Beſonderes halten und gerade weil ſie mein Herr Sohn einführt. Daß eine Mutter das ſagen muß, iſt hart, aber in dieſem Falle wahr; vielleicht kann ich mich auch irren und es ſollte mir lieb ſein. Doch wie ich vorhin ſchon geſagt, Dein Schwager hat Recht, ich bin gezwungen, Eugen auf ein gewiſſes Einkommen jährlich zu ſetzen.

Eliſabeth (zögernd).

Da Sie gerade davon anfangen, liebe Mama, ſo möchte ich mir auch ein Wort in dieſer Sache erlauben.

Fr. v. Wildau.

Soviel Du willſt, Du biſt doch auch unſerer Anſicht?

Eliſabeth.

Nicht ſo ganz oder wenigſtens nur bedingungsweiſe.

Fr. v. Wildau.

Aber Deine Schweſter iſt ſehr dafür und ſie hat Recht, ſie iſt eigentlich die Frau des Hauſes.

Eliſabeth.

Unter Ihrem Schutze, Mama, — denn meine Schweſter —

Fr. v. Wildau.

Unterbrich mich nicht; ſie iſt die Frau des Hauſes, was den geſellſchaftlichen Gang deſſelben anbelangt, und da ſie mit vollem Recht ernſtlich auf dieſen hält, muß ihr das leidige Treiben Eugens auf's Tiefſte verhaßt ſein. Auch mein älterer Sohn hat nicht Unrecht: vielleicht wenn wir Eugens Verſchwendungen mit wohlthätigen Schranken umgeben, wenn er einmal anfangen muß, gehörig zu rechnen, ſo geht er vielleicht in ſich und ändert ſein wildes Leben, vielleicht ſchreckt es die Schwindler von ihm zurück, wenn er einmal nicht mehr im Stande iſt, ihnen die oft förmlich

lächerlichen Summen zu erſetzen, die er an ſie verſpielt, oder die er mit ihnen durchgebracht hat. Ferdinand iſt überzeugt, daß er auf dieſe Art noch zu beſſern iſt, und Ferdinand hat ſich noch immer als richtigen Rechner erwieſen.

Eliſabeth (für ſich).

O, ja er verſteht zu rechnen; (laut:) ich kann Ihnen darin nicht ganz Unrecht geben, Mama, doch wird man Herrn von Wildau zwingen können, auf ſein väterliches Vermögen zu verzichten und ſich mit einer Rente zu begnügen?

Fr. v. Wildau (ernſt).

Vergiß nicht, liebe Eliſabeth, daß ich über den größten Theil dieſes Vermögens zu verfügen habe und daß Eugen mich ſo weit bringen kann, ihn auf ein Pflichttheil zu ſetzen, welches vielleicht geringer wäre als die Rente, die man ihm ausſetzt, (in ihren gemüthlichen Ton wieder verfallend) doch ſoll er ſeines Vermögens ja nicht beraubt werden, liebes Kind, das will ja auch Ferdinand nicht, noch viel weniger Deine Schweſter, aber es iſt dennoch ganz richtig, Feſſeln muß man ihm anlegen — o, wenn ich Dir mein geheimes Kaſſenbuch zeigen wollte, Du würdeſt dort ſchöne Summen finden, die im Spielhauſe, auf dem Rennplatze oder wer weiß wo ſonſt geblieben ſind.

Eliſabeth.

Alſo man wird keine Art von Zwang bei Herrn von Wildau anwenden, auch keine Ueberredung; man will ihm die Sache einfach vortragen, um ihn alsdann entſcheiden zu laſſen?

Fr. v. Wildau.

Dein Schwager Ferdinand wird mit ihm darüber reden; natürlicher Weiſe kann ich ihm nicht verbieten, daß er ſeine Anſicht mit Gründen unterſtützt, wogegen ja Eugen auch das Recht zu reden hat, doch kannſt' Du von mir, der Mutter, überzeugt ſein, daß ich keine Art von Zwang gegen meinen jüngeren Sohn

anwenden werde; — (vertraulich:) laß' die Beiden mit einander reden, vielleicht wenn Ferdinand ſeinem Bruder einmal einen recht klaren Spiegel vorhält und jener hineinſchaut, daß es ihm ängſtlich wird bei der wahren Geſtalt ſeines Lebens und Treibens, und daß er dann, ſo hoffe ich zu Gott, in ſich geht und einen anderen Wandel beginnt. Könnte ich Dir nur begreiflich machen, welch' gutes Kind er immer geweſen iſt und welch' vortreffliches Herz er heute noch hat. — Ja, Du ſiehſt mich zweifelnd an; glaube mir, ich bin nicht blind für ſeine Schwächen, aber deßhalb freuen mich doch die guten Eigenſchaften, die ich an ihm entdecke. Er iſt allerdings ein wilder Menſch, wer kann das läugnen; er iſt ein Verſchwender, das aber im Guten wie im Böſen. Du haſt keine Idee davon, wie gut und leichtherzig er ſeine Börſe leert, wenn ihm Armuth und Elend entgegentritt, ich aber erfahre es zuweilen, ſeine Mutter, und ſchreibe ihm das nicht nur in meinem Notizbuche zu gut, ſondern auch in meinem Herzen — (nach einem Seufzer) dem Himmel ſei gedankt, daß ich einen ſtarken und guten Muth habe, der mir über ſo Manches hinweghilft. — So, mein Kind, nun habe ich mit Dir über ihn geplaudert, und es hat mir wohlgethan, daß Du mich angehört, ohne Dich mißmuthig wegzuwenden.

Eliſabeth.

Warum ſollte ich nicht voll Theilnahme zuhören, wenn mir unſere liebe Mama etwas ſagt, und warum ſollte ich mich nicht über Alles das freuen, was Sie angenehm bewegt. Sind Sie doch ſtets ſo gut gegen mich und iſt es doch gerade Ihre unerſchöpfliche Güte, welche mir die Stellung in Ihrem Hauſe ſo angenehm macht: ich darf Sie Mama nennen, ach und ich liebe Sie wie meine rechte Mutter.

Fr. v. Wildau (ſie küſſend).

Du gutes Kind, meinem Herzen würdeſt Du nicht näher ſtehen, wenn Du auch meine wirkliche Tochter wäreſt.

Eliſabeth.

Und was Sie mir von Herrn von Wildau ſagten, war mir um Ihretwillen angenehm zu hören.

Fr. v. Wildau.

Ich ſah das an Deiner Miene und es hat mir wohlgethan. Wenn ich gegen Ferdinand oder gegen Deine Schweſter meines jüngeren Sohnes nur mit einem halbwegs freundlichen Tone erwähne, ſo wird mir gewöhnlich durch ein ſehr bezeichnendes Achſelzucken und ein verletzendes Schweigen geantwortet — nun ich weiß ja, daß ſie im Grunde vollkommen Recht haben, aber eine Mutter denkt doch anders und ich kann Dich verſichern, Kind, es iſt ihrem Herzen ſo ſüß, wenn man ihr nur einen kleinen Schimmer von Hoffnung läßt. Daher kann es mich auch bei Ferdinand recht verdrießen, wenn er mit ſeiner ruhigen Kälte, die mich ſchon oft in Alteration gebracht hat, des Jammers und unſäglichen Unglücks gedenkt, das dieſer verlorene Sohn ſchon über unſer achtbares Haus gebracht (mit bitterem Tone:) — was er mir ſagt, weiß ich Alles, ich brauche kein Beklagen des Verlorenen, ich brauche ein kräftiges Mittel, ihn zu ändern und zu beſſern, und das iſt eben die Angelegenheit, über die wir vorhin zuſammen ſprachen.

Eliſabeth (nach einer Pauſe).

Und über welche mit Herrn von Wildau ſelbſt zu reden ich entſchloſſen bin.

Fr. v. Wildau.

Du, mein Kind? par exemple! Wie kommſt Du mir vor?

Eliſabeth.

Sie wiſſen, Mama, daß ich, und gewiß ohne meine Schuld, mit Herrn von Wildau nie in einem freundſchaftlichen Verhältniß gelebt.

Fr. v. Wildau.

Das hätte ein Blinder hören können.

Eliſabeth.

Der Vertrag nun, von dem Sie vorhin ſprachen, und den mein Schwager ſeinem Halbbruder vorſchlagen wird, kann in ſeinen Folgen ſo ſehr das Intereſſe meiner Schweſter begünſtigen, daß ich es für meine Pflicht halte, dem Herrn von Wildau mit kurzen Worten den Rath zu geben, ſich die Sache gehörig zu überlegen, ehe er unterſchreibt.

Fr. v. Wildau (erſtaunt).

Das wollteſt Du thun, einen Rath geben, der gegen das Intereſſe Deiner Schweſter gerichtet wäre?

Eliſabeth.

Gewiß, da meine Schweſter dieſen Rath nicht ertheilen wird, ſo iſt es meine Pflicht, es zu thun; ich möchte nicht, daß Herrn von Wildau der Vorwand gegeben würde, uns für eigennützig zu halten, — ja, aus dieſem Grunde würde ich ihn ſogar erſuchen, auf jenen Vorſchlag nicht einzugehen.

Fr. v. Wildau.

Meine gute Eliſabeth! Ich danke Dir von Herzen, daß Du es gut mit meinem Sohne Eugen meinſt; leider muß ich Dir aber ſagen, daß bei der Art, wie Ihr zuſammen ſteht, der Schritt, den Du vorhaſt, gerade die entgegengeſetzte Wirkung haben könnte. Du wirſt mir zugeben, Kind, daß Keines vom Andern ein freundliches Wort gewohnt iſt, daß Ihr mit einer Unverträglichkeit neben einander hergegangen ſeid, die mir hätte komiſch vorkommen können, wenn ſie mir nicht recht, recht wehe gethan; ich will Dir dabei keine Schuld beimeſſen, bin aber überzeugt, daß auf den beſten Rath von Dir Eugen, wenn es ihm möglich wäre, gerade das Gegentheil thun würde. — (Da Eliſabeth ernſt vor ſich niederſchaut:) Laß Dich aber meine Worte nicht verdrießen, mein Kind, ich weiß, daß Du es gut gemeint, doch wie ich Dir ſchon

Kind u. ſ. w. Das jüngſte Fräulein Welſcher, welches auf ſolche Art ihren Ehrenplatz neben der Mama verloren, aß vor Kummer und Neid heute Abend ihr Brod mit Thränen und konnte nur durch die ernſten Blicke der Mutter von einem förmlichen Attentat auf die arme Fremde abgehalten werden. Ueberhaupt zeigten ſich ſämmtliche drei Kinder nichts weniger als freundlich gegen dieſelbe geſinnt, und der junge Herr Welſcher, nachdem er zum Ergötzen der Dienſtmägde unterſchiedliche Grimaſſen gegen das Kind gemacht, warf ihm eine Hand voll zuſammengeballter Kartoffelſchaalen zu, worauf er mit einer klatſchenden Ohrfeige von der harten, knöchernen Hand der Kiliane belohnt wurde.

Mittlerweile war die gewaltige Suppenfluth verſiegt, die Kartoffeln verſchwunden, und die letzten Reſte des Gänſefettes vertilgte der junge Herr Welſcher mit einem Stück Brod. Der Tiſch wurde abgeräumt, die alte Kiliane ſowie die Büglerinnen richteten ſich zum Nachhauſegehen, erſtere band ſich eine ſchwarze Kapuze um den Kopf, hängte ein kleines Tuchmäntelchen um und ſteckte ihre Laterne an; letztere richteten die großen Haufen Wäſche auf einen Seitentiſch zuſammen, ſtellten die Bügeleiſen auf einen Haufen und ſchlugen ein großes Tiſchtuch über die fertige Wäſche. Der Herr Dubel zog ſeinen Rock an, ſuchte ſeinen Hut hervor und rechnete mit der Waſchfrau ab; dieſe Abrechnung war eigentlich mehr ein Tauſchgeſchäft zu nennen, denn der Schneider beſorgte einen Tag in der Woche die Flickereien für die Familie, und dafür wurde ihm ſeine Wäſche umſonſt beſorgt, und man muß geſtehen, daß dieſe Wäſche, wenn auch klein an Zahl, doch beſtens in Ordnung war. Hiefür ſorgte aber auch die Kiliane, und jedes Hemd, das dem Herrn Dubel gehörte, jedes Vorhemdchen, jeder Vatermörder wurde von ihr mit beſonderer Aufmerkſamkeit durchgeſehen, und wir ſind überzeugt, ſie hätte einen Fehler in der Wäſche eines gräflichen Hauſes überſehen, aber eine ſchlecht gebügelte Weſte des Herrn Dubel hätte ſie nicht durchgehen laſſen. Dafür war der junge Menſch aber auch voll Artigkeit gegen die

vorhin geſagt, iſt es beſſer, wenn man Eugen in dieſer Angelegenheit ganz ſeinen eigenen Weg gehen läßt.

Eliſabeth.

Wie Sie meinen, Mama, doch hätte ich dieſe Gelegenheit gerne ergriffen, um ihm zu zeigen, daß ich nicht ſo weit ſeine Feindin bin, um ihn ohne Warnung einen unüberlegten Schritt thun zu laſſen.

Fr. v. Wildau (küßt ſie auf die Stirn).

Närrchen, ich, ſeine Mutter, bin ja auch noch da, und wenn Ihr mir Alle zuſammen auch das gerne abſprechen wollt, was man allzuzärtliches Gefühl nennt, ſo bin ich doch eine praktiſche Frau und meine, daß ich das oft genug bewieſen habe.

Eliſabeth (nach der Thüre rechts blickend).

Ich folge Ihnen wie in Allem, Mama, doch laſſen Sie mich jetzt gehen, ich meine Herrn von Wildau zu hören und ich möchte ihm zu dieſer Stunde nicht hier begegnen.

Fr. v. Wildau.

Ich auch nicht, mein Kind; er hat wieder einen von den gewiſſen Leuten bei ſich, die meiner Kaſſe ſchon öfter ſo gefährlich geworden ſind — nun künftig kann er ſelbſt anfangen zu rechnen.

(Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Eugen von Wildau, hinter ihm Brooker.

(Eugen in elegantem, etwas vernachläßigtem Anzuge, verdrießlich und ermüdet ausſehend, Brooker mit etwas ſchäbiger Eleganz gekleidet.)

Eugen.

Wenn ich Ihnen dieſen Salon zum Aufenthalte anwies, bis unſere Geſchäfte geregelt ſind, ſo hatte ich meine Gründe dazu

und wollte ich Ihnen damit anzeigen, daß unſere Intimität nicht bis zu einem gemeinſchaftlichen Schlafzimmer geht.

Brooker.

Wie ich Ihnen ſchon ſagte, ſo gab man mir vorhin hier zu verſtehen, daß ich mich aus dieſem Zimmer zurückziehen möge, und mit welchem Rechte ſollte ich mich dieſer beſcheidenen Anforderung widerſetzen? — Sie wiſſen, Herr Baron, ich weiß zu leben und bin nicht zudringlich.

Eugen.

Gut, daß Sie es ſelbſt ſagen; aber wer ſchickte Sie vorhin hinaus?

Brooker.

Eine Dame, und ich darf hinzuſetzen, eine ſchöne Dame.

Eugen (ſieht ihn achſelzuckend an).

Brooker.

Auch iſt ja von einem gemeinſchaftlichen Schlafzimmer gar nicht die Rede. Beſcheiden und ohne Anmaßung, wie Brooker immer zu ſein pflegt, hielt ich mich im Vorzimmer auf und benützte die Zeit, um eine kleine nöthige Sorgfalt auf meine Toilette zu verwenden.

Eugen (bitter lächelnd).

Wozu das, Brooker? Um hinausgeworfen zu werden, waren Sie auch vorhin ſchön genug.

Brooker.

Sie ſcherzen, Herr Baron — in Ihrem Hauſe und unter Ihrem Schutze?

Eugen.

Mein Schutz hat auch ſeine Grenzen, wie Alles in dieſer Welt, und um auf das Wort zurückzukommen, das Sie vorhin ſtutzig machte, das Wort „hinauswerfen“ nämlich —

Brooker.

Ich höre es nicht gerne, Herr Baron, namentlich nicht in fremder Umgebung, auf einem unbekannten Terrain.

Eugen.

Pah! was verſchlägt Ihnen das, mit zehntauſend Gulden in der Taſche, die Sie mir bei den Rennen abgegaunert.

Brooker (mit ſehr empfindlicher Miene).

Herr Baron, Sie brauchen Worte gegen mich, gegen einen bekannten Geſchäftsmann —

Eugen.

Weil ich ihn kenne, dieſen Geſchäftsmann — ſind es vielleicht nicht zehntauſend Gulden?

Brooker.

Und fünfhundert, die ich mir erlaubte, Ihnen im Spielſaal zu behändigen.

Eugen (gedankenvoll).

Und fünfhundert Gulden. — Sehen Sie, mein lieber Brooker, Sie machen ſo gute Geſchäfte mit mir, daß Sie mir wohl erlauben können, Ihnen unter vier Augen hie und da eine kleine Grobheit zu ſagen.

Brooker.

Habe ich Ihnen denn je einen der Titel übel genommen, die Sie ſo freigebig an mich verſchwendet? — aber nur keinen Titel, der das Geſchäft anbelangt: den Müller darf man bei Leibe nicht Mehldieb heißen.

Eugen.

Und dem Gauner nicht ſagen, daß er gaunert — ganz recht (indem er ſein herausgezogenes Schnupftuch in heftiger Aufregung zwiſchen ſeinen Händen dreht) und doch gibt es auch für das verzeihliche Augenblicke — (heftiger) und ein ſolcher iſt der jetzige — und ich will, daß man mir dieſe Freude laſſe, (mit dem Fuße ſtampfend) und ich

will ſagen, daß Sie mir wieder einmal tauſend Louisd'or abgeſchwindelt.

Brooker (geſchmeidig).

Wir ſind unter vier Augen, Herr Baron, und wenn das zur Beruhigung Ihrer Nerven beiträgt, ſo läßt Brooker aus Freundſchaft für Sie es über ſich ergehen.

Eugen

(nach einer Pauſe, in welcher er ihn mit finſteren Blicken betrachtet).

Sie ſind ein trefflicher Ableiter meiner Aufregung; wenn ich Ihr lächelndes Geſicht betrachte und Ihren gekrümmten Rücken, ſo kommt es faſt über mich wie Seelenruhe — würden Sie vielleicht nicht die Güte haben, mir ein klein wenig zu widerſprechen?

Brooker.

Gott ſoll mich davor bewahren, ich danke dafür.

Eugen.

Thun Sie es mir zu lieb; ich erwarte in der nächſten Viertelſtunde eine etwas aufregende Unterredung mit meinem freundlich geſinnten Herrn Bruder. Was in dieſem Zwiegeſpräch vorkommen wird, weiß ich ganz genau, ich könnte ſie von A—Z vorherſagen — leider wird viel Wahres darin vorkommen, und da ich dabei ſo ruhig wie möglich ſein möchte, ſo wäre mir jetzt eine kleine Ableitung meiner erregten Gefühle recht wünſchenswerth.

Brooker (lauernd).

Iſt Ihr Herr Bruder nicht die Sanftmuth ſelbſt? wird er Sie durch ein hartes Wort verletzen? Gewiß nicht, Herr Baron.

Eugen.

Hol' ihn der Teufel! Er iſt von gleichem Stoffe wie Sie, nur mit dem Unterſchiede, daß Sie mit krummem Rücken Ihr Auge zu Boden ſchlagen, während Jener dieſelben gen Himmel hebt und um Verzeihung für meine Sünden zu flehen ſcheint und daß jedes ſeiner kalten, ruhigen Worte mich wie mit Meſſerſtichen

trifft — aber er iſt ein frommer Mann von untadelhaftem Lebenswandel: kein Spieler, kein Schlemmer, kein falſcher Würfler wie wir, Brooker.

Brooker (huſtet auffallend).

Eugen.

Gilt dieſer Huſten dem falſchen Würfler oder wollen Sie ſonſt noch etwas dadurch ausdrücken? ohne Abſicht, umſonſt thun Sie nichts.

Brooker.

Darf ich reden?

Eugen.

Ohne Sorge, ſogar Bosheit reden, ich bin gemüthlich geſtimmt wie nie und dort liegt meine Reitpeitſche auf dem Boden — weiß nicht, wer ſie dorthin warf.

Brooker (dienſtfertig).

Ich will ſie aufheben (er thut es und behält ſie in der Hand).

Eugen

(hat ſeine Stirne einen Augenblick mit der Hand bedeckt, und ſcheint ohne Intereſſe zuzuhören).

Brooker.

Ihr Herr Bruder heißt doch mit ſeinem Vornamen Ferdinand?

Eugen.

Ja, Ferdinand Waldern, wie der erſte Gatte meiner Mutter — wollte Gott, es wäre der einzige geblieben.

Brooker (launig).

Das wäre Schade, Herr Baron.

Eugen.

Ja, Sie hätten alsdann einen guten Freund weniger, der Ihnen zuweilen mit tauſend Louisd'or aushilft, aber weiter, was wollen Sie mit Ferdinand Waldern, einem großen und bekannten

Induſtriellen, der das Geld verdienen läßt, welches ſein jüngerer Halbbruder mit ſchlechten Geſellen verjubelt? — Ferdinand Waldern, Abgeordneter ſeines Kreiſes, auch Kirchenälteſter und deßhalb nothwendiger Weiſe ein Frommer und Gerechter vor dem Herrn.

Brooker.

Auch Kirchenälteſte und Abgeordnete haben ihre ſchwachen Stunden.

Eugen.

Zugegeben, wenn ſie nicht ſtatt des Herzens einen Geldſack in der Bruſt haben, und was meinen theuern Bruder anbetrifft, ſo habe ich ihn oft an ſeine Bruſt klopfen ſehen, wenn er den Himmel bittet, daß er mir gnädig ſein möge, und an ſeiner Bruſt klang es dann jedesmal wie in Ihrer Taſche, Brooker, nachdem Sie mit mir geſpielt — erfinden Sie glaublichere Geſchichten.

Brooker.

Ich erfinde nie, nur habe ich einige Fertigkeit im Hören.

Eugen.

Das weiß Gott, Sie würden einem Stummen ſeine Schwächen ablauſchen.

Brooker.

Wenn ſich die Abgeordneten zum Parlament verſammeln, ſo ſind ſie nicht immer ſo beſchäftigt, wie ſie gerne glauben laſſen möchten, ſie haben nicht nur ihre freien Stunden, ſondern auch ihre freien Tage und ihre freien Wochen — ein beneidenswerthes Daſein, denn ſie werden dafür in Gold bezahlt. In ſolchen Freiſtunden nun ſucht man ſich zu erholen.

Eugen.

O ja, mein Bruder geht in die Kirche, beſucht Betſtunden, Sitzungen des Miſſionsvereins und dergleichen, und beſchäftigt ſich eifrig mit der Bekleidung hülfsbedürftiger Chineſenkinder und

armer Negerbuben, er veranſtaltet Sammlungen für allerlei wohlthätige Zwecke, und in ſolchen Fällen hält er es nicht unter ſeiner Würde, auch mein Scherflein einzukaſſiren — nun ich gebe nicht ungerne.

Brooker.

Wer kann daran zweifeln; aber laſſen Sie mich bei meinem Konzept (plump, zutraulich, indem er die Reitpeitſche ſchwingt). Aber wie wäre es, wenn Ihnen Brooker auch andere Beſchäftigungen des Herrn Landtagsabgeordneten und Kirchenälteſten nachwieſe — wiſſen Sie, Beſchäftigungen, wie man ſie bei einem jungen, ledigen, eleganten Manne für ganz gerechtfertigt hält, Beſchäftigungen, in denen galante Damen vorkommen!

Eugen.

Sie haben ſchon einmal daſſelbe Kapitel angeregt, und was ich Ihnen damals ſagte, wiederhole ich Ihnen jetzt: Sie ſind ein Narr, Brooker, was werden Sie erfahren haben, was werden Sie wiſſen? Geſetzt auch, mein Bruder hätte ſeine ſchwachen Stunden gehabt, ſo können Sie verſichert ſein, er wird ſie mit Schleiern umgeben, die ſelbſt Ihre Spürkraft nicht zu durchdringen im Stande iſt — oder wiſſen Sie Poſitives? Nun ſo reden Sie.

Brooker.

Würde ich in dem Falle ſo lange geſchwiegen haben, — aber ich habe triftige Gründe, Vermuthungen, ja mehr noch als das, ich weiß einen Faden, an den man anknüpfen könnte; um in das künſtliche Labyrinth ſehr vorſichtiger Herren zu bringen.

Eugen.

Und wie heißt Ihr Faden?

Brooker.

Demoiſelle Peretti von der großen Oper.

Eugen.

Dieſer Faden iſt ſehr abgenutzt und würde unter Ihren Händen zerreißen.

Brooker.

Man muß ihn mit Gold verſtärken.

Eugen (lachend).

Aha, wollen Sie da hinaus? Sie ſind doch ein unerſättliches Thier.

Brooker.

Ich weiß in der That nicht, wodurch ich Ihre ſchlimme Meinung verdient habe; ich möchte Ihnen helfen, uneigennützig helfen, Ihnen eine Waffe in die Hand geben gegen Ihre Feinde, und ſtatt mir zu danken, kränken Sie den ergebenen Brooker mit ſolchen Verdächtigungen.

Eugen.

Nun, wenn ich Ihnen Unrecht that, ſoll's mir meinetwegen leid thun, aber laſſen wir die ganze Geſchichte fallen. Was nützt mich eine ſolche Waffe gegen ihn? Iſt ſie ſcharf genug, um ihn zu verwunden, ſo könnte ſie einen tiefen Schnitt in ſein häusliches Glück machen — ich möchte ihm nicht ſo wehe thun; haben wir doch eine gemeinſchaftliche Mutter, und welche gute und treue Mutter — ah, wenn der Gedanke über mich kommt, ſo fühle ich meine ganze Erbärmlichkeit.

Brooker.

Nicht ſolche Anwandlungen, beſter Herr Baron, Jugend muß austoben wie friſcher Wein, und je mehr Schaum wir entfernen, um ſo kräftiger und klarer wird das, was übrig bleibt.

Eugen.

Ganz recht, was übrig bleibt, wenn überhaupt noch etwas bleibt, doch fort mit dieſen Gedanken — Sentimentalität war mir von jeher verhaßt, und mit Ihnen, Brooker, empfindſame Reden

zu wechſeln, ſo tief bin ich doch noch nicht geſunken. — Etwas Geſcheiteres: gehen Sie zu dem hochgeborenen Herrn Baron von Raynval und erkundigen ſich, wie er und die Gnädige geſchlafen — (da der Andere zögert) ſo gehen Sie doch in's Teufels Namen, laſſen Sie überhaupt Ihre Lächerlichkeiten, mich wie meinen Schatten zu verfolgen. — Ihre tauſend Louisd'or ſind Ihnen ſicher, darauf können Sie ſich verlaſſen.

Brooker.

O, daran habe ich nie gezweifelt, (mit verdrießlichem Geſicht) aber zu den Raynvals gehe ich nicht gerne.

Eugen.

Es iſt das für Sie eine ſehr anſtändige Geſellſchaft.

Brooker.

Sie hätten ſie nicht einladen ſollen, ein paar Tage hier zuzubringen (ſich umſchauend). es hat Alles in dem Hauſe hier ſo einen achtbaren Schnitt.

Eugen.

Bis auf uns Beide, gewiß. Aber diesmal haben Sie Recht, Brooker, ich hätte das Pack nicht hieher bringen ſollen — o, in jenem Augenblick dachte ich wieder einmal ſo gar nicht an meine gute Mutter.

Brooker (ſingend).

Le vin — le jeu — le vin, le jeu, les belles. — Und woran dachten Sie?

Eugen.

Es fuhr mir durch den Kopf, meine theure Schwägerin gründlich zu ärgern; ihre Gefühle ſind ſo ungeheuer ſtreng und anſtändig, ſie iſt ſo ganz durch und durch gute Sitte und Anſtand, daß ſie ſich ein untrügliches Ahnungsvermögen zuſchreibt und behauptet, ſich im Innern eines Menſchen auch bei der glatteſten und unverfänglichſten Außenſeite nie zu täuſchen.

Brooker.

Dieſes Ahnungsvermögen könnte bei der Raynval zu Schanden werden, wenn die hochgeborene Baronin zufällig Luſt hat, für gute Geſellſchaft zu gelten.

Eugen.

Das gerade hätte ich ſehen mögen und deßhalb lud ich ſie ein; ſie nahm aber auch meine Einladung mit einer überraſchenden Schnelligkeit an — ich hätte es nicht thun ſollen, doch jetzt kann ich ſie nicht entfernen ohne größeres Aufſehen zu machen. — Gehen Sie zu ihnen, Brooker; es iſt jetzt 10 Uhr; ſie ſollen ſich in einer Stunde hier im Salon zum Frühſtück einfinden, ich werde ſie vorſtellen, und ſagen Sie ihm, er ſolle keine überflüſſige Silbe reden.

Brooker.

Gut, ich gehe um Ihnen einen Gefallen zu thun.

Eugen (ihm nachrufend).

Sie müſſen ſich auch um 11 Uhr hier im Salon ſehen laſſen, aber thun Sie etwas in Ihrer Toilette, laſſen Sie ſich von meinem Reitknecht eine meiner dunkeln Halsbinden geben und eine anſtändige Weſte — Sie ſehen ja aus wie ein vacirender Kunſtreiter.

(Brooker durch die Mittelthüre ab.)

Sechster Auftritt.

Eugen (allein).

(Er wirft langſam einen Blick rings umher und bedeckt ſeine Augen einen Moment mit der Hand.)

Das Alles hätte ich mir erſparen können, alle die tauſende von gerechten Vorwürfen, die man mir hier nicht nur durch Blick und Wort in's Geſicht ſchleudert, ſondern die ich auch in ver-

alte Person, las ihr Abends, ehe das Licht gebracht wurde, an den Tagen, wo er bei der Frau Welscher arbeitete, die Zeitung vor, begleitete sie, wie auch heute, nach ihrer Wohnung und führte sie dabei sorgsam, wie es nur ein Enkel thun kann, der überzeugt ist, daß ihm seine Großmutter ein bedeutendes Vermögen zu hinterlassen Willens ist.

Heute Abend machte sich die Kiliane in ihren Taschen Einiges zu schaffen, ehe sie schied, dann pätschelte sie beim Weggehen das fremde Kind auf den Kopf und drückte ihm etwas in die Hand.

Es wurde nun von allen Seiten gute Nacht gewünscht, — „wohl zu schlafen", — „bis morgen also" — und bald war die Stube der Frau Welscher leer und man hörte nichts mehr, als das Picken der Uhr, das Sausen des Windes, welcher Regen und Schnee an die Fenster trieb, und dazu wie früher das Schnarchen des jungen Herrn Welscher, der nach genossenem Abendbrod auf dem Sopha wieder eingeschlafen war.

Die Waschfrau ordnete das Zimmer, richtete die Stühle an ihren Platz und nahm ein großes Buch vor, worin sie Soll und Haben für ihre Kunden eintrug, ins Soll so und so viel Dutzend Hemden, ins Haben die geleistete Zahlung. Nachdem dieses Geschäft beendigt, rief sie ihre beiden Töchter zu sich und sagte ihnen mit kurzer, aber eindringlicher Rede, das fremde Kind werde auch ferner bei ihnen wohnen und müsse artig und freundlich behandelt werden; wer nicht also thue, der werde sehen, wie es ihm gehe. „Es ist aber bald Weihnachten," sagte die Frau und rechnete an den Fingern, „Ihr könnt Euch denken, wenn das heilige Christkind kommt und erfährt, daß Ihr gegen ein fremdes, armes Kind unartig gewesen seid, so wird die Bescheerung für dieses Mal schlecht ausfallen. Wer von Euch will zu Eurem kleinen Bruder ins Bett und wer will bei dem Mädchen schlafen?"

Auf diese Frage erfolgte keine Antwort, vielmehr zogen sich die zwei Gesichter der Fräulein Welscher bedächtig in die Länge,

ſtändlichen Charakteren leſe auf dieſen ſtummen Wänden, auf Allem, was mich hier umgibt und mich ſo ſchmerzhaft an frühere glücklichere Zeiten erinnert — doch ſtille, ſtille mit dieſen entſetzlichen Selbſtanklagen, ich muß mich zwingen, mein Gewiſſen unter feſtem Zügel zu halten, daß es nicht ſeinen häßlichen Kopf emporwirft und mit mir durchgeht, Gott weiß welchem Abgrunde zu — — o meine Mutter!

Siebenter Auftritt.

Voriger, der Bediente, ſpäter Ferdinand.

Der Bediente.

Der Herr läßt fragen, ob der Herr Baron jetzt für ihn zu ſprechen ſei.

Eugen.

Sag' ihm, daß ich ihn erwarte. (Er ſetzt ſich in ein Fauteuil.)

Ferdinand Waldern

(mit großer Sorgfalt ohne gerade ſehr elegant gekleidet, geht langſam vor und lehnt ſich an das Sopha, neben welchem Eugen ſitzt).

Eugen.

Du verzeihſt, daß ich ſitzen bleibe, ich bin müde, abgeſpannt.

Ferdinand.

Du haſt ſchlecht geſchlafen.

Eugen.

Wenig und ſchlecht, doch gehört erſteres zu meinen Gewohnheiten und würde mir nicht viel anhaben, doch bin ich angegriffen von geſtern: ich war lange zu Pferde, ich habe aufregende Wetten eingegangen, ich habe geſpielt, ſtark ſoupirt, wie man das ſo zu machen pflegt; Alles das lieſt man vielleicht auf meinem Geſichte-

— Du dagegen ſiehſt vortrefflich aus wie immer, ich mache Dir mein Kompliment.

Ferdinand.

Auch meine Nachtruhe war nicht ungeſtört und erquickend.

Eugen.

Du mit Deiner Gemüthsruhe, Deinem vortrefflichen Gewiſſen, Du, der nach einem leicht verdaulichen Souper zu Bette zu gehen pflegt? Du hatteſt doch keine häusliche Scene mit Deiner Frau?

Ferdinand.

Ich habe nach Deinen Begriffen nie häusliche Scenen mit meiner Frau.

Eugen (lachend).

Richtig, ich vergaß, Du biſt einer von den glücklichen Menſchen, die es in ihrem Willen haben, ſchweigend anzuhören.

Ferdinand.

O ja, ich habe dieſe glückliche Eigenſchaft, doch kann ich auch reden, wenn ich es für nothwendig halte.

Eugen.

Gut denn, ſo rede; ich verſtehe Deine Mienen vollkommen, aber ſei ganz Geſchäftsmann, faſſe Dich ſo kurz als möglich, denn Zeit iſt Geld.

Ferdinand.

Bei Dir doch wohl nicht?

Eugen.

Aber bei Dir, ich bin noch nicht genug Verſchwender, um zu viel von Deiner koſtbaren Zeit in Anſpruch zu nehmen.

Ferdinand.

Laßt uns alſo ſo kurz als möglich ſein: übergehen wir das eigenthümliche Verhältniß, in welches Du Dich zu Deinen Angehörigen, zu Deinem elterlichen Hauſe geſtellt, geſtehe mir aber, daß wir Dich bisher trotz dieſer Verhältniſſe mit aller möglichen Rückſicht behandelten.

Eugen.

Weiter — dieſen Eingang kenne ich, ich gebrauche ihn auch bei meinem Reitknecht, ehe ich ihn fortjage, und bei der gleichen Wendung biſt Du auch.

Ferdinand (achſelzuckend).

Es ſei ferne von mir, meinem Bruder die Thüre des elterlichen Hauſes zu weiſen, doch ſind wir in die Nothwendigkeit verſetzt, dieſen Bruder auf einen gewiſſen Theil dieſes Hauſes zu beſchränken. Du ſchalteſt und waltеſt, als wenn es außer Dir Niemand mehr hier gäbe.

Eugen.

Wenn das wirklich einmal geſchehen iſt, ſo doch nur für ganz kurze Zeit, dagegen laſſe ich Euch wieder Wochen, Monate lang ſo ungenirt als möglich.

Ferdinand.

Du kommſt mit Geſellſchaften, die wir nicht kennen, nimmſt Haus, Stall und Keller in Beſchlag, wie es Dir beliebt.

Eugen.

Ohne Euch zu beeinträchtigen; habe ich eine Bemerkung gemacht über irgend einen Deiner Bekannten oder über Verwandte Deiner Frau, die uns wochenlang mit ihren Beſuchen erfreuen? — Du mußt gerecht ſein: was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig.

Ferdinand.

Die Leute, die bei uns ein- und ausgehen, gehören zur anſtändigen Welt und ſind auch unſerer Mutter bekannt.

Eugen.

Es hat mich ſchon oft geſchmerzt, daß Mama meine Freunde nicht kennen lernen will, Freunde, die ſich ebenfalls in der großen Welt ſehen laſſen können.

Ferdinand.

In der großen Welt, vielleicht ja, aber nicht immer in ſtillen und geordneten Häuſern, wie das unſrige.

Eugen.

O über dieſe Stille, Ihr ſolltet es mir Dank wiſſen, daß ich etwas Leben in Eure Langeweile bringe, (Ferdinand macht eine abwehrende Handbewegung) und wenn Ihr Euch die Mühe geben wolltet, meine Bekannte kennen zu lernen, ſo würdet Ihr ſehr liebenswürdige und anſtändige Leute finden; ſo habe ich mir zum Beiſpiel geſtern Abend erlaubt, den Herrn Baron von Raynval und ſeine Frau mitzubringen, Leute, die in guter Geſellſchaft geſehen ſind.

Ferdinand.

Wer ſind dieſe Leute, wenn ich Dich fragen darf? hat der Herr jene Dame mitgebracht oder die Dame jenen Herrn?

Eugen.

Diesmal hat Deine doppelzüngige Frage einen Sinn, und um ehrlich zu ſein, will ich Dir geſtehen, was Du auch mit Deinem ſcharfen Blicke ſehen würdeſt, daß es die Frau mit ihrem Manne iſt, eine geiſtreiche, elegante, ſchöne Perſönlichkeit von den beſten Sitten, (nachläßig hinwerfend:) ich glaube ſogar, daß ſie zu Hof kommt.

Ferdinand.

Und reiſen heute Morgen wieder ab?

Eugen.

Leider nein; ich habe ſie auf ein paar Tage eingeladen und werde mir erlauben, ſie der Mama vorzuſtellen.

Ferdinand.

Die Frau iſt alſo ſchön und elegant, auch wohl galant?

Eugen.

Ueber dieſe Frage in Deinem Munde möchte ich lachen; woher kennſt Du den Unterſchied zwiſchen elegant und galant? — doch beruhige Dich, ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich zu der Baronin von Raynval in keiner Beziehung ſtehe und daß ich nie Verſuche gemacht habe, zu erfahren, ob ſie eine galante Frau iſt; hältſt Du mich vielleicht für miſerabel genug, um in das Haus meiner Mutter eine meiner Geliebten einzuſchwärzen?

Ferdinand.

Ich denke beſſer von Dir als Du glaubſt; ja, ich würde mich bemüht haben, Deinen Ruf bei uns zu heben, wenn Du von jeher offener gegen uns geweſen wäreſt.

Eugen.

Nun darüber kannſt Du Dich denn doch nicht beklagen: alle Folgen meiner ſchrecklichen Thaten liegen klar vor Deinem geſtrengen Auge, denn ich weiß, daß Du die für mich bezahlten Schulden mit einer wunderbaren Genauigkeit in Deine Bücher einträgſt. Oder hätte es Dich vielleicht intereſſirt, etwas Näheres zu erfahren über die Verwendung meiner Gelder? hätte ich Dir ein Bild entwerfen ſollen vom Verlauf meiner Wetten, von meinen Spielen, meinen kleinen Verhältniſſen? wahrhaftig, ich ſetzte bei Dir durchaus kein Intereſſe dafür voraus.

Ferdinand.

Und ich danke dem Himmel, daß er mir erſpart, davon zu hören; ſo etwas taugt nicht für ein ſtilles geordnetes Leben, wie ich es zu führen gewohnt bin.

Eugen.

Ja, unter der Hand einer ſo reichen Frau, die ſich vielleicht erkundigen könnte, woher Dir das Verſtändniß dergleichen Unthaten käme; ich weiß, Du biſt mittheilſam gegen meine theure Schwägerin, Dir könnte ein Wort darüber entſchlüpfen, Du gäbeſt

vielleicht eine zu lebhafte Schilderung, (lachend:) vielleicht gar eigene Erinnerungen zu dem, was ich Dir erzählt.

Ferdinand (verwirrt).

Brechen wir dieſes Geſpräch ab, es iſt ein Thema, das mir nicht behagen kann.

Eugen.

Wie Du willſt, ſo wähle eines, das Dir beſſer gefällt.

Ferdinand

(nachdem er nachdenklich einen Augenblick ſeine Nägel betrachtet).

Wenn ich offen mit Dir rede, ſo thue ich es nur im Auftrage unſerer Mutter.

Eugen.

Ich wäre ihr ſehr dankbar, wenn ſie ſelbſt mit mir geſprochen hätte.

Ferdinand.

Du weißt, wie ſehr ſie Dich liebt und wie häufig ſie bei Deinem Treiben beide Augen zugedrückt. Aber Alles hat ſeine Gränzen, der kleinſte Tropfen höhlt nach und nach einen Stein aus und man kann jeden See trocken legen, wenn man die Schleuſen unverhältnißmäßig aufzieht, ohne den Zufluß zu berechnen.

Eugen.

Darin haſt Du Recht: ich ſehe das vollkommen ein und errathe auch, wohin Du zielſt: Ihr habt eine Art geſellſchaftlicher Hinrichtung mit mir vor, ich war lange darauf gefaßt, werde mich mit Geduld in mein Schickſal ergeben und bitte nur, mich nicht lange leiden zu laſſen. Laß' Deine Vorſchläge hören, aber ohne große Vorrede, wenn ich bitten darf; Du haſt doch Alles ſchriftlich und wohlverklauſulirt bei Dir.

Ferdinand

(indem er zögernd ein Papier aus der Taſche zieht).

Daß Mama es ſo wünſcht, wirſt Du aus ihrer Unterſchrift erſehen.

Eugen.

Gib her — (Er lieſt.) Etwas Gewiſſes jährlich iſt nicht zu verachten, auch iſt's mehr als ich Deinem kaufmänniſchen Sinne zugetraut hätte, aber im Vergleich mit dem, was ich dafür hingebe, immer noch ſehr wenig, für einige jährliche tauſend Gulden den Antheil an ein großes Vermögen, das bei Mama's raſtloſer Thätigkeit und Deiner gewiſſenhaften Umſicht täglich wächst — welches Recht habt Ihr eigentlich, mir dieſen Vorſchlag zu machen?

Ferdinand.

Die Maſſe Deiner Schulden, mein lieber Eugen, die wir zu decken genöthigt ſind und die Du ſo in's Fabelhafte vermehrſt, daß ſie mit Deinem Vermögen nicht Schritt zu halten im Stande ſein werden.

Eugen.

Schulden?! einige lumpige tauſend Gulden; was will das ſagen? Es läge ja in meiner Gewalt, keine mehr zu machen, wenn ich wollte; ich könnte ja bußfertig in meines Vaters Haus zurückkehren, dort auf der Schwelle Beſſerung gelobend und könnte ſie auch halten, wenn — mir das ſo gefiele. O, es würde mich kein großes Opfer koſten, jene Geſellſchaft, die Ihr in Eurem ſtillen, frommen, geordneten Haushalte ſo verabſcheut, nicht mehr zu ſehen, ja, weder ſie mehr zu ſehen, noch das Spielhaus, noch den Rennplatz; mein Herz hängt wahrhaftig nicht daran — aber gib mir einen Erſatz dafür, Du Mann des weiſen Rathes und der vernünftigen Vorſchläge.

Ferdinand.

Hätteſt Du Neigungen wie wir.

Eugen.

Wir gleichen unſern Vätern; Du erhielteſt von dem Deinigen die Liebe zu dem Geſchäfte, Sparſamkeit, Ordnung, Abſcheu vor allem ausſchweifenden Leben; ich erbte von dem meinigen die

Liebe zu den nobeln Paſſionen. Jeder mußte ſeine Erbſchaft antreten, lieber Freund, und deßhalb mußt Du es Dir nicht als zu großes Verdienſt anrechnen, daß man Dich als Licht, als Stütze des Hauſes betrachtet, während ich der verlorene Sohn bin. Was mich aber dabei aufrecht erhält, iſt ein Erbtheil, bei dem Du verkürzt wurdeſt.

Ferdinand (argwöhniſch).

Wie ſo?

Eugen.

Sei ruhig, es handelt ſich nicht um Gold und Silber; es iſt der Humor meiner guten Mutter, ihre Art, das Leben leicht zu nehmen, von dem Dir kein Theil zufiel. Und doch iſt das ein koſtbares Gut, denn es läßt mich nicht nur alle Widerwärtigkeiten leicht ertragen, ſondern gibt mir auch ein offenes Herz und eine offene Hand; (in das Papier ſchauend, welches er geöffnet in der Hand hält) — ja da ſteht die Unterſchrift der Mutter und das iſt das Einzige, was mich bei dieſem gut verklauſulirten Inſtrumente ſchmerzt, ihre lieben Schriftzüge, mit denen ſie hier alle Hoffnung aufgab, den verlorenen Sohn reuig wiederkehren zu ſehen, und doch will ich meine Lippen auf dieſen Namen drücken, ſei es auch nur um Dir zu beweiſen, daß ich noch etwas von den Sprüchen unſerer Kinderzeit behalten habe: man küßt die Hand, die uns züchtigt.

Ferdinand.

Und Du willigſt ein, dieſes Abkommen mit uns zu treffen?

Eugen.

Pfui, Abkommen iſt ein garſtiges Wort, es hat ſo etwas almoſenartiges an ſich, etwas wie ein Gnadengeſchenk, um ſich mit Jemand abzufinden, von Jemand loszukommen — und das hier (er ſchlägt auf das Papier) möchte ich doch nicht ſo betrachtet wiſſen, guter Ferdinand. Wahrſcheinlich werde ich unterſchreiben

— wenn es mir gutdünkt, und dann glaube ich Dir und Deiner lieben Frau ein hübſches Geſchenk zu machen — ſei es drum.

Ferdinand.

Laß' meine Frau dabei aus dem Spiele; weder ich noch ſie wollen Dich in dieſer Angelegenheit drängen, Du ſollſt ganz nach Gutdünken handeln.

Eugen.

So ſind die Worte der Mutter, — o ich meine, ich hörte ſie das ſagen. (Er blickt nochmals in das Papier.) Ein paar kleine Bedingungen habe ich indeſſen noch zu machen, — hier ſehe ich allerdings die Uebernahme meiner Schulden, ſoweit ſie Dir bekannt waren.

Ferdinand (lebhaft).

Es kommt alſo noch mehr dazu? Du erſchreckſt mich.

Eugen.

Nur einige Kleinigkeiten; ich habe geſtern unglücklich gewettet und unglücklich geſpielt, es handelt ſich im Ganzen vielleicht um zweitauſend Louisd'or.

Ferdinand (ſeufzend).

Welche wohl an die Geſellſchaft, die Du mitgebracht, auszubezahlen ſind?

Eugen.

Du mengſt Alles durcheinander; nicht an die Geſellſchaft, ich ſagte Dir ſchon einmal, daß ich mit den Raynvals in gar keiner Verbindung ſtehe, Brooker erhält 'ne Kleinigkeit und das Andere zerſplittert ſich.

Ferdinand (ſeufzend).

Angenehme Splitter.

Eugen (lachend).

Du ſiehſt ſie in meinem Auge, während ich mich doch um die Balken in dem Deinigen nicht bekümmere.

Ferdinand.

Ich kann mein Auge frei erheben und Jedem in's Angeſicht ſchauen.

Eugen.

Was geht's mich an; danke Du dem Himmel, wenn es ſo iſt, denn bei dem angenehmen Charakter meiner Frau Schwägerin möchte ich Dir nicht ſo viel Böſes wünſchen, als daß ſie in Deinem Auge nur das geringſte Splitterchen entdeckte — doch nun wieder zu meinen Bedingungen!

Ferdinand.

Du haſt noch mehrere?

Eugen.

Keine mehr die Geldeswerth betreffen, alſo beruhige Dich; ich ſagte Dir ſchon, daß ich die Raynvals für einige Tage eingeladen.

Ferdinand.

Aber unſere Uebereinkunft gibt uns das Recht, ſie zu entfernen.

Eugen.

Ganz richtig — ſobald wir über dieſe Uebereinkunft übereingekommen ſind; merke Dir das, guter Ferdinand, und mache mich nicht widerſpenſtig: die Raynvals bleiben ein paar Tage hier und werden als anſtändige Leute behandelt.

Ferdinand.

Eine unangenehme Bedingung; Du weißt, wie ſehr meine Frau gegen Leute eingenommen iſt, die — —

Eugen.

Von mir gekannt ſind; Du weißt aber dagegen auch, daß meine theure Schwägerin ein wunderbares Talent hat, zu entdecken, ob die Leute, die ihr gegenüber treten, anſtändig und von guten Sitten ſind.

und die beiden Schürzen derselben dirigirten sich unwillkürlich gegen zwei Paar feuchte Augen.

„Wer will bei dem fremden Kinde schlafen?“ fragte die Frau abermals. „Du Emilie?“

Ein Kopfschütteln war die Antwort.

„Du, Sophie?“

Ein zweites Kopfschütteln.

„Schön,“ antwortete die Frau, „also wird das Kind im Bett der Mama schlafen.“

Das war für die beiden Mädchen ein fürchterlicher Schlag, denn das Mama-Bett wurde von den Kindern wie ein Heiligthum betrachtet, und nur bei leichtem Unwohlsein oder bei einer außerordentlich guten Aufführung war einem hie und da erlaubt worden, in demselben bei der Mutter zu schlafen.

Das Mama-Bett hatte aber auch namentlich Winters außerordentlich schätzbare Eigenschaften: in demselben befand sich eine gute, sehr breite Matratze und ein sehr dickes und weiches Federbett, und dann stand es auch in der Nähe des Ofens und war dadurch beständig von einer behaglichen Wärme durchströmt.

Genug. Die beiden Töchter brachen bei dieser Erklärung der Mutter in ein lautes Weinen aus, dem sich der junge Herr Welscher, aus dem zweiten Schlaf erwachend, abermals und jetzt mit einem furchtbaren Gebrüll anschloß. Das fremde Kind drückte sich zitternd hinter den Ofen und wußte nicht, was mit ihm geschehen würde.

Nach einigen Secunden aber erklärte sich Emilie bereit, das fremde Mädchen zu sich ins Bett zu nehmen, und wie schon hier auf Erden die Belohnung einer guten That oftmals rasch erfolgt, so auch jetzt: Emilie wurde in das Mama-Bett spedirt, Sophie und der Herr Welscher sollten zusammen schlafen und das Kind allein in dem andern Bett.

Ehe aber dieses geschah, mußten die beiden Mägde einen großen Kübel übrig gebliebenen, warmen Seifenwassers hereintragen, das

Ferdinand.

Und wenn ſie das Gegentheil findet?

Eugen.

Sie wird es nicht finden; die Baronin von Raynval iſt eine Frau comme il faut.

Ferdinand (nach einiger Ueberlegung).

Du hältſt an dieſer Bedingung feſt?

Eugen.

Wie Brooker an mir, ehe er bezahlt iſt. Nimm indeſſen die Sache nicht ſo ſchwer, bezeichne die Raynvals als das was ſie ſind und ſage, Du hätteſt ſie in der Reſidenz zuweilen in der beſten Geſellſchaft geſehen.

Ferdinand.

Eine Lüge? Eugen, ich habe nie gelogen.

Eugen.

So thue es zum erſten Mal; o eine Sünde zum erſten Mal begehen, hat etwas Süßes, Berauſchendes, thue es aus Liebe zu — dieſem Papier.

Ferdinand.

Ich will ſehen, wie ich mich da herausfinde, aber wenn das Betragen dieſer Baronin mich Lügen ſtraft, ſo —

Eugen.

Zerreißeſt Du das Papier und Alles bleibt beim Alten.

Ferdinand.

Du biſt unverbeſſerlich.

Eugen.

So habe ich doch eine Aehnlichkeit mit Dir, denn auch Deine hohen Tugenden ſind keiner Beſſerung mehr fähig — alſo auf Wiederſehen in einer kleinen Weile. Wir werden, hoffe ich, hier

zuſammen frühſtücken, und ich muß meinen Anzug ein wenig in Ordnung bringen; Du ſollſt mich nachher äußerlich und innerlich von einer Liebenswürdigkeit ſehen, die Dich überraſchen wird.

(Ab in ſein Zimmer.)

Achter Auftritt.

Der Vorige, dann ſeine Frau, ſpäter Eliſabeth.

Ferdinand (Eugen nachſehend).

Hole der Teufel dieſen Narren und meine Gutmüthigkeit: in ſeinem unbegreiflichen Leichtſinn hätte er noch viel ſchärfere Bedingungen unterſchrieben, wir haben viel zu übereilt gehandelt; ich möchte hundert gegen eins wetten, daß ihm das Feuer auf die Nägel brennt und daß dieſer Brooker einen Verhaftbefehl in der Taſche hat — ich hätte dieſen Kerl vorher zutraulich machen ſollen.

Albertine.

Verließ Dich nicht ſoeben Dein ſauberer Bruder.

Ferdinand

(ſich raſch umwendend und ihr zärtlich entgegeneilend).

Ah, mein liebes Kind, Du biſt von Deinem Spaziergange zurück; wie vortrefflich Du ausſiehſt, haſt Du eine weite Tour gemacht?

Albertine (ſieht ihn mißtrauiſch an).

Warum fragſt Du, ob ich eine weite Tour gemacht habe? hätte ich vielleicht keine machen ſollen? (ſich umſchauend) oder bin ich Dir vielleicht zu früh zurückgekommen? Du haſt eine ſo erregte Miene.

Ferdinand.

Möglich, daß ich aufgeregt ausſehe, denn wie Du ganz richtig bemerkteſt, verließ mich Eugen ſo eben; ich hatte eine lebhafte Unterredung mit ihm.

Albertine.

Und hat er eingewilligt, unſere Vorſchläge anzunehmen?

Ferdinand.

Er ſcheint einzuwilligen; er hat wenigſtens keine großen Einwendungen gemacht und die Papiere mit ſich genommen.

Albertine.

Alſo doch Einwendungen?

Ferdinand.

Ein paar Bedingungen, die mir nicht ganz unerwartet kamen; er ſcheint noch ein paar Schulden zu haben, die ihn drücken und welche man vorher für ihn bezahlen ſoll.

Albertine.

Dieſer Verſchwender! ich kann Dir nicht ſagen, wie glücklich es mich machen wird, wenn es uns gelungen iſt, dieſen Menſchen, Deinen Herrn Bruder, in anſtändiger Entfernung von uns zu halten; laß' mich niederſitzen, ich bin müde geworden. Deine Familie hat mir ſchon unſäglichen Kummer verurſacht.

Ferdinand.

Doch nur Eugen, mein liebes Kind; leider muß ich geſtehen, daß Du darin nicht Unrecht haſt.

Albertine.

Das mußt Du mir leider geſtehen; o ich kann mir denken, daß es Dich Ueberwindung koſtet; natürlich wäre es Dir lieber, wenn Dir eine Möglichkeit geboten wäre, die Partei dieſes Menſchen gegen uns zu ergreifen, und in Deinem Herzen findeſt Du vielleicht Manches verzeihlich, was er thut und treibt — Gott ſei

es geklagt, aber es iſt wahr. Euch Männer beherrſchen alle die gleichen Neigungen.

Ferdinand.

Du ſcherzeſt, meine liebe Albertine, denn in Deinem Herzen biſt Du vollkommen überzeugt, daß mein Sinn nur auf das Solide und Anſtändige gerichtet iſt.

Albertine.

Hier im Hauſe unter meinen Augen bewahreſt Du den Schein ſo viel als möglich.

Ferdinand.

Kind, Du biſt heute Morgen nicht gut gelaunt, aber ich bitte Dich, laſſe doch einmal dieſe finſteren Gedanken fahren, die Dein Leben verbittern und das meinige wahrhaftig nicht verſchönern; macht uns Eugen nicht Sorgen und Unannehmlichkeiten genug?

Albertine.

Eugen iſt ein leichtſinniger, verabſcheuungswürdiger Menſch, aber im Grunde gibt es für ihn Entſchuldigungsgründe: hat er Verpflichtungen gegen eine arme, unglückliche Frau, der er Liebe und Treue geſchworen?

Ferdinand.

Die hat er allerdings nicht, aber Du kannſt mir glauben, daß andere Männer, welche dergleichen Verpflichtungen übernommen haben, auch darnach zu leben und zu handeln wiſſen. Sage mir um des Himmelswillen, woher die unerklärlichen Schatten, die Dein Gemüth verdüſtern?

Albertine.

Schatten?

Ferdinand.

Ja, Schatten, denn wenn es etwas Wirkliches iſt, ſo laß' es mich endlich einmal erfahren; mein Leben und Treiben liegt klar

vor Dir und der ganzen Welt — o mein Kind, Du ſollteſt endlich aufhören, mich mit Dingen zu quälen, die Du ſelbſt nicht glaubſt. (Albertine ſeufzt tief.) Und wenn es denn einmal ſein muß, wenn Du Deine üble Laune an mir auslaſſen willſt, ſo wähle eine beſſere Zeit; laß' mich wenigſtens vollenden, was ich Dir über Eugens Angelegenheiten noch zu ſagen habe.

Albertine.

Ich dachte, wir wären damit zu Ende.

Ferdinand.

Noch nicht ganz, ich erwähnte ſeiner Bedingungen.

Albertine.

Die ich ja kenne.

Ferdinand.

Er ſtellt noch eine andere: Du weißt, daß er von ſeinen Bekannten eingeladen hat, die ſich hier bei uns befinden.

Albertine.

O ja, ich hörte davon.

Ferdinand.

Nun, wenn er unſere Vorſchläge annimmt, iſt es ja das letzte Mal, daß er ſich dieſes Recht herausnehmen darf, er wünſcht alſo oder bedingt, daß man ſeine Bekannten, den Baron und die Baronin von Raynval mit Artigkeit und ihrem Stande gemäß empfange — wie geſagt, mein Kind, es iſt das letzte Mal und ich glaube, wir ſollten wegen dieſer Bedingungen nicht das Zuſtandekommen unſeres ganzen Abfindens auf's Spiel ſetzen.

Albertine.

Wer iſt dieſer Baron von Raynval?

Ferdinand (verlegen achſelzuckend).

Ich müßte lügen, wenn ich ſagen wollte, daß ich ihn genau kannte, doch erinnere ich mich, in der Reſidenz ſeinen Namen

gehört zu haben, ſo wie auch, daß er zur guten Geſellſchaft gezählt wird.

Albertine.

Es wäre wunderbar, wie Eugen zu guter Geſellſchaft kommt.

Ferdinand.

Ohne Dir widerſprechen zu wollen, ſehe ich gerade darin nichts ungeheuer Wunderbares. Eugen von Wildau hat in vielen Häuſern Zutritt, iſt auch hie und da in guter Geſellſchaft gerne geſehen, denn Du weißt, mein Kind, wie ſehr er den Schein zu wahren verſteht, wenn es ihm darum zu thun iſt.

Albertine (halblaut).

O ja, es iſt viel Heuchelei in der Familie.

Ferdinand.

Er hat nur um ein paar Tage gebeten und wenn Du meinſt —

Albertine.

Was gilt meine Meinung? würde mir gefolgt werden, wenn ich nein ſagte?

Ferdinand.

Gewiß, mein Kind, bis zur Annullirung jenes Vertrags.

Albertine (bitter).

Ich habe es in dieſem Hauſe zu ſehr gelernt, gute Miene zum böſen Spiele zu machen, als daß es mir auch in dieſem Falle unmöglich würde, die Wünſche Deines Herrn Bruders Eugen, die Deinigen und die Deiner Frau Mutter zu erfüllen.

Ferdinand (nach einem tiefen Athemzuge).

Ich wiederhole Dir, man wird Dich nur ein paar Tage beläſtigen; ich denke, Eugen verläßt alsdann mit ſeinen Bekannten unſer Haus und dann darf ich auch wohl hoffen, daß Deine und meine ungetrübten Tage beginnen. (Er will ihre Hand ergreifen, die ſie zurückzieht.)

Albertine.

Schon gut, ſchon gut.

Eliſabeth (tritt durch die Mittelthüre ein).

Ah, guten Tag, Ferdinand, ich ſtöre doch nicht.

Ferdinand.

Gewiß nicht, was ich mit meiner Frau zu reden hatte, iſt geſchehen.

Albertine.

O nein, Niemand ſtört ihn, der ihm Veranlaſſung gibt, ein Geſpräch mit ſeiner Frau zu unterbrechen; komm, Eliſabeth, ſetze Dich zu mir.

Ferdinand (zu ſeiner Frau).

Noch eines, mein Kind, wenn Eugen kommt, ſo behandle ihn nicht allzu ſchroff, ich glaube, es iſt wichtig, ihn für den Augenblick bei guter Laune zu erhalten.

Albertine.

Du machſt mir da wieder einen Deiner gewöhnlichen Vorwürfe — als ob ich überhaupt Jemand ſchroff behandelte; (zu ihrer Schweſter, während Ferdinand abgeht:) ach, es iſt ſo traurig, daß mein Mann immer nur Klagen und Vorwürfe für mich hat.

Eliſabeth.

Er meinte es gewiß nicht ſo ſchlimm, ich würde es wenigſtens nicht ſo aufnehmen. — — Sieh, wie ſich meine Stickerei macht, nicht wahr, vortrefflich, ein reiches Deſſin, ohne daß man gerade zu viel Arbeit damit hat; wenn es Dir recht iſt, ſticke ich noch ein wenig, oder ſoll ich Dir vorleſen?

Albertine.

Nein, nein, ich danke Dir, laß' uns lieber ein wenig plaudern; haſt Du gehört, daß wir Fremde haben, (mit einem ſpöttiſchen Lächeln:) vornehme Fremde? Der Herr Bruder Eugen hat ſie bei

Nacht und Nebel hiehergebracht, und der Herr Bruder Ferdinand wünſcht, daß wir ſie empfangen und freundlich behandeln.

Eliſabeth.

Ein eigenthümliches Verlangen — Leute, die man nicht kennt.

Albertine.

Der Herr Baron und die Frau Baronin von Raynval; mein Mann erinnert ſich, dieſe Namen gehört zu haben und behauptet, man ſähe ſie in der Reſidenz in der guten Geſellſchaft.

Eliſabeth.

Und wirſt Du ſie bei Dir empfangen, in Deiner Geſellſchaft ſehen?

Albertine.

Was nennſt Du bei mir? Habe ich in dieſem Hauſe die vollgültigen Rechte einer Frau, kann ich mich auf Ferdinand verlaſſen, wie es ſein ſollte, hat er mich bis jetzt geſchützt vor den Beleidigungen ſeines Bruders, vor den Uebergriffen ſeiner Mutter.

Eliſabeth.

Du thuſt Deinem Manne Unrecht und handelſt gewiß nicht klug: Du ſollteſt bei den eigenthümlichen Verhältniſſen dieſes Hauſes um Alles in der Welt mit Deinem Manne in Frieden leben; auch was Mama anbelangt, kann ich Dir nicht Recht geben, Albertine; laß ihr doch das ſorgliche Walten, ſie nimmt Dir Laſten ab, ohne Deiner Stellung im Geringſten nahe treten zu wollen.

Albertine

(nimmt ſeufzend ein Buch aus ihrem Körbchen).

Ich fühle mich recht, recht verlaſſen in dieſem Hauſe.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Eugen (ſorgfältiger gekleidet).

Eugen.

Guten Morgen, meine Damen. — (Beide nicken ſchweigend mit dem Kopfe.) Darf ich mir erlauben, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen; ich hatte leider nicht das Vergnügen, Sie in den letzten Tagen zu ſehen.

Albertine.

Ich danke, Herr von Wildau, wir befinden uns ſo gut als es möglich iſt.

Eugen.

Was mich zu hören recht freut, und Ihr Ausſehen, Frau Schwägerin, beſtätigt Ihre Worte. — Sie werden mir erlauben, mich auf dieſem neutralen Grunde hier einen Augenblick zu Ihnen zu ſetzen.

Albertine.

Der Saal iſt groß genug für uns Alle. (Wie er ſich niederſetzt, nimmt Eliſabeth ihr Körbchen und geht mit ihm auf die andere Seite des Saals.)

Eugen (lächelnd).

Wir haben durchaus keine Geheimniſſe, meine Schwägerin und ich, Sie hätten ſich nicht zu entfernen gebraucht, Fräulein Eliſabeth.

Eliſabeth.

Ich ziehe dieſen Platz vor.

Eugen.

Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich und ich wünſche Ihnen alle Seligkeiten deſſelben. (Zu Albertine:) Darf ich mich erkundigen, was Sie leſen?

Albertine

(ſieht ihn einen Augenblick an, dann ſagt ſie mit Betonung).

Es iſt ein Buch, Herr von Wildau, das Ihren Beifall nicht haben wird: Ueber den Frieden mit ſich ſelbſt.

Eugen.

O das muß ein höchſt lehrreiches Buch ſein, und wenn es mir zur rechten Zeit unter die Hände gefallen wäre, wer weiß, ob ich nicht ebenſo eifrig wie Sie darin geleſen haben würde.

Albertine.

Zum Guten iſt es nie zu ſpät.

Eugen.

Gewiß nicht, Frau Schwägerin, und darauf beruht auch meine einzige Hoffnung; ich bin, Gott ſei Dank, noch ſo jung, daß mir vorausſichtlich noch eine hübſche Reihe von Jahren bleibt, um meine vielen und großen Fehler wieder gut zu machen und ein recht ſtilles und geordnetes Leben zu führen.

Albertine.

Sie haben Zeit, ein ſolches anzufangen, aber mit Ihrem Spott, den Sie über Alles ausgießen, kommen Sie nicht dazu.

Eugen.

Es iſt ein Unglück, daß man jede meiner heiteren Mienen für Leichtſinn, jedes friſche Wort für Spott auslegt; wenn ich einmal mit düſterer Miene ſagen könnte, ich werde mich beſſern, ſo würde man es vielleicht glauben. Um das aber zu thun, müßte ich meine Beſſerung mit einem ſchlimmeren Laſter beginnen: mit der Heuchelei! (Er hat zuweilen nach Eliſabeth hinübergeblickt, und da dieſe jetzt von ihrem Garn fallen läßt, ſo ſpringt er hinzu, um es aufzuheben und ihr in die Hand zu geben.)

Eliſabeth (trocken).

Ich danke, Herr von Wildau, ich brauche dieſe Farbe nicht mehr.

fremde Kind wurde von der Frau Welscher seiner armseligen Lümpchen entkleidet, in den Kübel gesetzt und sorgfältig gebadet und gewaschen. Als die Reihe an die Händchen des Mädchens kam, und es das linke, welches es fest geschlossen hielt, öffnen mußte, fand die Waschfrau in demselben einen alten holländischen Ducaten, welchen die gute Kiliane da hineingesteckt hatte. Dieser Ducaten wurde sorgfältig aufgehoben, alsdann die Haare des kleinen Mädchens sauber gekämmt und dasselbe hierauf mit reinem, frischem Weißzeug und einem gestreiften Nachtkittel bekleidet, dann wurden die dichten, schwarzen Haare unter einem weißen Nachthäubchen verborgen, und als das Kind so frisch und glänzend dastand, hatte die gute Frau Welscher Freude an ihrem Werk, küßte es auf die Stirn, ließ es ein Abendgebet sprechen und legte es alsdann zu Bette. Die Kinder giengen ebenfalls in das ihrige, Emilie ins Mama-Bett, und wir sind überzeugt, daß die ganze Familie eines guten und soliden Schlafes genoß.

Eugen.

Mit der Heuchelei ſagte ich; (er legt das Garn auf ihren Tiſch, welches aber, da ſie eine Bewegung mit ihrem Körbchen macht, wieder herabfällt, worauf er es wieder aufhebt und in die Taſche ſchiebt.) — ehe ich mich aber zur Heuchelei verſtehen kann, bleibe ich lieber, um mit Hamlet zu reden, in meiner Sünden üppiger Maienblüte. (Er wirft einen finſtern Blick auf Eliſabeth, ohne daß dieſe es ſieht, ſetzt ſich aber im nächſten Momente wieder mit heiterem Geſichte auf die nächſte Seite.) Apropos, Frau Schwägerin, ich bin entzückt über Ihre freundliche Bereitwilligkeit, meine Bekannten, den Herrn Baron und die Frau Baronin von Raynval bei ſich aufnehmen zu wollen. Undank gehört nicht zu meinen Laſtern, ich vergeſſe weder Wohlthaten noch die Erinnerung an abſichtliche Kränkungen, und (mit Betonung) für jedes dergleichen bin ich immer zu Gegendienſten bereit.

Albertine (indem ſie langſam aufſteht).

Sie erinnern mich zur rechten Zeit, daß ich meine Toilette nachſehen muß, denn ich war heute Morgen nicht darauf gefaßt, ſo vornehme und in jeder Beziehung ausgezeichnete Fremde bei mir zu empfangen. Sie werden mich alſo entſchuldigen, daß ich Sie verlaſſe. (Im Abgehen zu Eliſabeth:) Wenn Du mir folgſt, liebe Eliſabeth, ſo ſei ſo gut mein Körbchen mitzubringen.

Eliſabeth

(packt ihre Stickerei zuſammen, ſteht langſam auf und will das Körbchen nehmen).

Eugen (legt die Hand darauf).

Eliſabeth

(bleibt einen Augenblick erwartend ſtehen, da aber Eugen ſeine Hand nicht zurückzieht, ſo will ſie mit einer leichten ſtolzen Neigung des Kopfes das Zimmer verlaſſen).

Eugen (tritt ihr in den Weg).

Einen Augenblick, wenn ich bitten darf.

Eliſabeth.

Was befehlen Sie, Herr von Wildau?

Eugen.

Keine erheuchelte Demuth, mein Fräulein; ich wünſchte Ihnen ein paar Worte zu ſagen.

Eliſabeth.

Die ich aber nicht anzuhören wünſche. (Sie will vorbeigehen.)

Eugen (vertritt ihr den Weg).

Die Sie aber anhören ſollen.

Eliſabeth (verächtlich).

Zwang, Herr von Wildau, gegen eine Dame?

Eugen.

Nennen Sie es wie es Ihnen beliebt, ich habe Ihnen einige Worte zu ſagen und Sie ſollen mich anhören. — Sind Sie vielleicht der Anſicht, daß es mir entgangen wäre, wie Sie, ſo oft ich das Glück hatte, Ihnen hier in dem Hauſe zu begegnen, mit einem Ausdrucke des Geſichts an mir vorübergingen, der nicht nur Gleichgültigkeit, die ich von Ihnen erwarte, oder Kälte, die ich begreife, ausdrückte, ſondern auch Haß, ja Verachtung.

Eliſabeth.

Sie leſen vortrefflich in meinen Mienen, Herr von Wildau.

Eugen.

Wozu ich mich nicht erinnere, Ihnen Veranlaſſung gegeben zu haben, wozu Sie kein Recht haben, und was ich ferner nicht mehr dulden werde.

Eliſabeth.

Gut, Herr von Wildau, ſo machen Sie von Ihrem Rechte als Sohn des Hauſes Gebrauch und dulden mich nicht länger hier, um meine Mienen nicht ferner zu ſehen.

Eugen

(der nach und nach aufgeregter, beſtimmter, ja ſchmerzlich bewegt wird).

— Noch ſo eben, vorhin an dieſem Tiſchchen — ich erfüllte gegen Sie einen Akt der Höflichkeit, mein Fräulein —

Eliſabeth.

Wofür ich Ihnen meinen Dank ſagte.

Eugen.

O ja, mit der einen Hand, während Sie mir mit der andern in's Geſicht ſchlugen. — Sagen Sie mir doch, welche meiner Handlungen, welcher Mangel an Achtung gegen Sie, den ich vielleicht da oder dort bewieſen, gibt Ihnen das Recht einer ſolchen Behandlung? Hat man es vielleicht verſtanden, Ihnen einen wohlthätigen Abſcheu beizubringen vor dem Leben des verlorenen Sohnes, als der ich hier gelte — gut, Sie haſſen mich wegen meiner Fehler, wegen meiner Verirrungen; Sie haben das Recht, mich zu haſſen, ich verlange es nicht beſſer, aber Sie haben kein Recht, mich durch Mangel an Höflichkeit beſtrafen zu wollen. Ich ließ mich herab, Ihnen einen kleinen Dienſt zu leiſten; es war Ihre Schuldigkeit, dieſen kleinen Dienſt höflicher Weiſe anzunehmen.

Eliſabeth (ſieht ihn achſelzuckend an).

Eugen.

Ja, von mir, mein Fräulein; von einem Manne, der nie die Pflicht der Höflichkeit gegen Sie aus den Augen geſetzt, der Ihnen aus vollem Herzen Achtung bezeugt, der immer noch der Sohn des Hauſes iſt, wenn man ihn auch den verlorenen Sohn deſſelben nennt.

Eliſabeth.

Sind Sie zu Ende? Ich habe Sie ruhig angehört und erſuche Sie jetzt dringend, mich gehen zu laſſen.

Eugen.

Gewiß, mein Fräulein, ich habe geendigt, wir ſind fertig. (Mit ſchmerzlichem Humor:) Ehe ich als freiwillig Gezwungener dieſes Haus, mein Vaterhaus verlaſſe, glaube ich es mir ſelbſt ſchuldig zu ſein, Ihnen dieſe paar Worte zu ſagen, vielleicht zweck- und abſichtslos, in einer Eingebung des Augenblicks, in einer Auf-

wallung des Zorns. — Nicht Jeder ist im Stande, mich schmerzlich, zornig wollte ich sagen, zu bewegen, Sie dagegen haben das trefflich verstanden, und worüber ich bei Anderen vielleicht gelacht, hat mich bei Ihnen zu heftigen Aeußerungen veranlaßt.

Elisabeth (im Abgehen spöttisch).

Und woher diese unverdiente Auszeichnung?

Eugen.

Nehmen Sie es immerhin als solche, wenn Sie auch in Ihrem Herzen anders denken. Glauben Sie mir, ich habe mich so sehr daran gewöhnt, nicht mehr zu achten auf die Mienen der mir Begegnenden, daß es schon etwas ganz Außerordentliches sein mußte, wenn ich es doch that, und aus diesen Worten, mein Fräulein, (mit einer etwas spöttischen Verbeugung) können Sie die Stellung entnehmen, die ich Ihnen anweise.

Elisabeth.

Sie zwangen mich, Sie zu hören, und erlauben mir dagegen auch die Bemerkung, daß mir der Ausdruck Ihres Unwillens angenehmer klang, als Ihre versteckte Artigkeit.

Eugen.

Leider würde ich mich nie unterstehen, der stolzen Elisabeth eine Artigkeit geradezu zu sagen, aber warum als Feinde scheiden, weil man als Freunde nicht zusammenleben konnte.

Elisabeth (bitter).

O es gibt Mittelwege, Herr von Wildau, die Gleichgültigkeit.

Eugen (schmerzlich bewegt).

Ein trostloser Pfad, den ich lange, lange Jahre gewandelt, dem ich in seiner kalten Nüchternheit gefolgt, vergebens rechts und links die Hand verlangend ausstreckend, vergebens schmachtend nach etwas außerhalb diesem Pfade Liegendem, das so stark gewesen wäre, mich der flachen Alltäglichkeit zu entreißen, (achselzuckend) — ich habe es nicht gefunden — wandeln wir weiter — abwärts.

Eliſabeth.

Eine traurige Ausſicht.

Eugen.

Allerdings, bejammerungswürdig, verloren zu ſein, wo vielleicht ein dünner Faden, ja, mein Fräulein, ein Faden, ſo ſchwach wie jener, der vorhin von Ihrem Tiſche fiel — und den ich hier bewahre, im Stande geweſen wäre, einen Menſchen am jähen Abgrunde zu halten, (indem er ſich langſam umwendet und ihr nachſieht) ja, vom jähen Abgrunde, und ich, der verlorene Sohn, der leichtſinnige, thörichte Menſch, der Verſchwender und Spieler, würde ſtolz ſein in dem Gefühl, eine Seele retten zu können.

Eliſabeth

(zögert unter der Thüre einen Augenblick, ehe ſie abgeht).

Eugen (ausrufend).

Ah, ſie liebt mich dennoch!

Zweiter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

Frau von Wildau, Eugen, ſpäter Brooker.

Frau v. Wildau nöthigt ihren Sohn, dem ſie unter der Thüre begegnet, mit ſanfter Gewalt in's Zimmer zurück.)

Fr. v. Wildau.

Iſt das auch verzeihlich, unnatürliches Kind, Dich ſo gar nicht um Deine Mutter zu bekümmern, mich gar nicht aufzuſuchen, und mich, die ich ſo viel zu thun habe, zu nöthigen, hieherzukom-

men zu meinem wohlgerathenen Herrn Sohn, um mich zu erkundigen, wie er geſchlafen? Pfui, Eugen, ich habe das nicht um Dich verdient.

Eugen.

Aber, liebe Mama, Du weißt —

Fr. v. Wildau.

Nichts weiß ich, als daß Du ein ungerathener, wilder Menſch biſt, der keine Lebensart hat und keinen Reſpekt vor ſeiner Mutter, ſonſt wäreſt Du heute Morgen demüthig an meiner Thüre geſtanden, hätteſt ſchüchtern angeklopft und wenn ich gerufen: herein! würdeſt Du geantwortet haben: ach, Mama, ich wage es nicht.

Eugen.

Das hätte ich allerdings thun ſollen, oder noch beſſer, mich auf die Thürſchwelle ſetzen wie der reuig heimgekehrte verlorene Sohn.

Fr. v. Wildau.

Heimgekehrt biſt Du allerdings, haſt auch ſehr viel vom verlorenen Sohn an Dir, aber von Reue iſt noch gar nichts bei Dir zu entdecken.

Eugen.

Doch, Mama, ich fühle es ſtark bei mir dämmern.

Fr. v. Wildau.

Wohl Angeſichts eines gewiſſen Vertrags, den man durch Deine Aufführung gezwungen war, einzugehen. Ja, junger Herr, ſo können wir nicht fortmachen.

Eugen.

Auch das ſehe ich ein und kann Dich verſichern, daß meine Reue gewaltig und groß iſt, wenn ich an die viele verlorene Zeit und das viele verſchwendete Geld denke.

Fr. v. Wildau (ihn zweifelnd betrachtend).

Während Du mir das ſagſt, was mein Herz erfreut, und was von ſo ernſter Natur iſt, ſiehſt Du ſo außerordentlich heiter aus und das macht mich mißtrauiſch.

Eugen.

Soll ich vielleicht betrübt ausſehen, wenn ich mir bewußt bin, gute Vorſätze gefaßt zu haben und wenn ich ſehe, daß Dich das freut, beſte Mama. Und was die Uebereinkunft anbelangt, ſo kannſt Du verſichert ſein, die iſt nicht ſchuld daran, daß ich mir ernſtlich vorgenommen habe, ein anderes Leben anzufangen.

Fr. v. Wildau.

Wie würde ich Gott danken, wenn Du die Wahrheit ſprichſt, aber um feſt darauf hoffen zu können, möchte ich doch wiſſen, was Dir ſo plötzlich die Augen zum Guten geöffnet?

Eugen (ernſthaft).

Das hat ein Traum gethan, liebe Mama.

Fr. v. Wildau.

Ah bah, ſeit wann hältſt Du etwas auf Träume?

Eugen.

Ich kann Dich verſichern, ein Traum, Mama. Mir träumte nämlich, ich ſähe — weißt Du, Mama, hoch in den Wolken an mir vorüberſchweben den Schutzengel meines Lebens — jeder Menſch hat einen ſolchen, wie Du mir oft ſagteſt, Mama, da oben, und dieſer Schutzengel wandte finſter ſein ſchönes Antlitz von mir ab, ſo ſehnſüchtig und verlangend ich ihm auch nachblickte; ich hätte eine Million darum gegeben, im Traume nämlich, daß er ſein edles Auge nur einen Moment auf mich richte, aber vergebens; da erfaßte mich ein wilder, gewaltiger Schmerz und ich dachte, dein Schutzengel hat Recht, du biſt ſeiner Beachtung nicht mehr werth, und das machte mich ſo troſtlos, warf mich ſo dar-

nieder, daß ich es Dir gar nicht auszudrücken vermag. Aber auf einmal dachte ich, wie, wenn du dir gelobteſt, umzukehren auf dem bisherigen Wege, feſt und ernſtlich? Das that ich denn auch, und wie ich es that, wandte mir der vorüberſchwebende Engel ſein Antlitz zu und gönnte mir einen ſeiner ſchönen, ernſten Blicke, unvergeßlich, tief in's Herz dringend.

Fr. v. Wildau.

Und als Du erwachteſt?

Eugen.

Fühlte ich den Blick noch tief im Herzen und erneuerte mein Gelübde — hier iſt meine Hand darauf, Mama.

Fr. v. Wildau (ſeine Hand annehmend).

Mein guter Eugen, wie glücklich wirſt Du mich machen.

Eugen.

Ja, wir werden Alle glücklich ſein.

Fr. v. Wildau

(hängt ſich an ſeinen Arm und geht mit ihm auf und ab).

Wie ſtolz könnte ich auf Dich ſein, Eugen, und wie war ich es auch, bevor Du das wilde Leben angefangen; und was haſt Du eigentlich davon? durchſchwärmte Nächte — müde Tage — Gewiſſensbiſſe und Niemand mag Dich leiden; ja, ſie haſſen Dich und haben ein Recht dazu; ſogar Eliſabeth, die für die ganze Welt ein ſo gutes Herz hat, wendet ſich, wenn man Deinen Namen nennt, ab, und wenn Du in's Zimmer kommſt, geht ſie hinaus, wenn es irgend möglich iſt — Du mußt das bemerkt haben.

Eugen.

Allerdings, Mama, es mußte mir ſogar auffallen.

Fr. v. Wildau.

Und die gehäſſigen Bemerkungen Albertinens und der Zwieſpalt im ganzen Hauſe; ich kann Dich verſichern, Eugen, es gehört

mein ganzer guter Humor dazu, um nicht den ganzen Tag bitterlich zu weinen.

Eugen.

Was war ich für ein Ungeheuer.

Fr. v. Wildau.

Nun, wenn Du es wirklich warſt und nicht mehr biſt, ſo habe ich keinen lieberen Sohn als Dich. (Während ſie auf- und abgehen, erſcheint Brooker an der Mittelthüre.)

Brooker (für ſich).

Er ſcheint mit ſeiner reichen Mutter ausgeſöhnt, das iſt mir angenehm, es erleichtert die Geſchäfte.

Eugen

(bei einer Wendung, indem er den Eingetretenen ſieht).

Ah, da iſt ja Brooker; Mama, ich hatte noch keine Gelegenheit, Dir dieſen würdigen Mann und theuern Freund vorzuſtellen; er iſt auch ſchon lange Dein theurer Freund geweſen.

Fr. v. Wildau.

Ich weiß davon zu ſagen.

Brooker

(mit vielen Verbeugungen näher kommend).

Zu viel Ehre für mich, gnädige Frau, der Herr Baron haben mich immer mit Güte überhäuft.

Eugen.

Und mit Louisd'or, was am Ende die Hauptſache iſt.

Brooker.

Die Geſchäfte ſpäter, Herr Baron; erlauben Sie mir jetzt, daß ich meine volle Hochachtung, meinen tiefen Reſpekt einer ſo würdigen Dame bezeuge, welche das Glück hat, einen ſo angenehmen Sohn zu beſitzen.

Fr. v. Wildau (mit Humor).

Bewahre mich der Himmel vor dem Komplimente, das Sie mir da machen; er iſt allerdings mein Sohn, mag auch für manche Leute angenehm genug geweſen ſein, aber ich hätte ihn mir doch etwas anders gewünſcht.

Brooker.

Jugend hat nicht Tugend, gnädige Frau, ſie muß austoben.

Fr. v. Wildau.

Sie toben wohl ſchon ziemlich lange.

Brooker.

O gnädige Frau, ich habe das längſt hinter mir; ich mag nur den jungen Leuten nicht gerne den Spaß verderben.

Eugen.

Natürlicher Weiſe ſo gute und theure Späſſe, (abſichtlich bei Seite zu ihm ernſthaft:) unſere Geſchäfte ſtehen ſchlecht, Brooker!

Brooker.

Der Teufel auch!

Eugen.

Sie will nicht zahlen.

Fr. v. Wildau

(iſt gegen die Mittelthüre gegangen, zu welcher ſie hinausſchaut).

Brooker.

Es iſt gleich geſagt, man will nicht zahlen, aber zu ſolch' unangenehmen Aeußerungen muß man vollwichtigere Gründe haben; Brooker iſt kein Kind.

Eugen.

Nicht ſo laut, ſie hat auch ihre Gründe; ſie will genaue Nachricht von dem geſtrigen Rennen haben; ſie behauptet, der Jockey der Miranda ſei beſtochen geweſen, er habe im Wirthshaus vor Zeugen davon geſprochen.

Fünftes Kapitel.

Ein Bürgerball und seine Folgen.

Die Gasbeleuchtung der Stadt, deren wir in den vorigen Kapiteln gedacht, war nun in einigen Stadtvierteln, namentlich in den neueren und breiteren Straßen, ins Leben getreten; die schmutzigen Gräben hatte man meist zugefüllt, an einigen Stellen dieselben sogar wieder gepflastert; doch erwies sich dieß sehr bald als unpraktisch; das lockere Erdreich gab nach, und wo man die Röhren gelegt, bildeten schon nach wenigen Tagen die Pflastersteine eine ziemliche Vertiefung, in welcher sich Regen und Schneewasser ansammelte und sicherlich für die Fußgänger und Fahrenden schon unangenehm geworden wäre, wenn nicht ein frühzeitiges, aber starkes Frostwetter den Boden gehärtet und im nachfolgenden Schneesturme mit seiner weißen Decke wie mit einem großen Mantel christlicher Liebe die Schwächen des residenzlichen Pflasters bedeckt hätte.

Es hat um diese Gasbeleuchtung bei den Vätern der Stadt manche Streitigkeiten gegeben, namentlich hatte die höchst schwierige Frage, was mit den alten Straßenlaternen wohl anzufangen sei, manche Debatte hervorgerufen. So viele Straßen-

Brooker (ungläubig lächelnd).

Glauben Sie das nicht; Philipp ist dazu viel zu klug, er weiß, daß ihn das eine hübsche Zeit in's Zuchthaus brächte.

Eugen.

Still, meine Mutter kommt, gehen wir in ein Nebenzimmer.

Fr. v. Wildau.

Laß' mich einen Augenblick allein; Deine Schwägerin kommt hieher und ich habe im Auftrage Ferdinands ein paar Worte mit ihr zu reden.

Eugen

(küßt ihr die Hand, mit Betonung).

Glaube nur dieses Mal noch meinen Worten, verehrte Mama, ich kann Dich versichern, Brooker ist nicht halb so schlimm als er sich ausnimmt.

Brooker (im Abgehen ärgerlich).

Sie halten da verzweifelte Reden über mich.

Eugen.

Lassen Sie mich machen, ich sorge für Ihr Bestes.

(Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Frau v. Wildau, Albertine.

Albertine.

Sie ließen mich suchen, Mama?

Fr. v. Wildau.

So that ich, mein Kind, setze Dich, ich komme gleich wieder.

(Sie geht an die Mittelthüre, welche sie zumacht.)

Albertine (ihr achſelzuckend nachſehend).

Wenn die gute Frau nur nicht Alles mit ſo unnöthiger Wichtigkeit thäte.

Fr. v. Wildau.

Ich habe mit Dir zu reden, Albertine, etwas ganz Beſonderes, nicht aus eigenem Antriebe, Ferdinand hat mich gebeten, mit Dir zu ſprechen.

Albertine.

Mein Mann? ich finde das ſonderbar, da er mich erſt vor kurzem hier verließ.

Fr. v. Wildau.

Ja, allerdings, er verließ Dich und ich fand ihn zufällig draußen im Garten heftig auf und ab gehend, geſtikulirend, aufgeregt, mit ſich ſelbſt redend — Ihr hattet wohl eine kleine Scene?

Albertine.

Hat Ferdinand das geſagt?

Fr. v. Wildau.

Gott bewahre; Du weißt wohl, daß er nie über ſo etwas ſpricht; als ich ihn aber ſo ſah und hörte, drang ich in ihn und —

Albertine.

Er klagte über mich, er ſagte, ich ſei unausſtehlich, er verſicherte, man könne mit mir nicht leben — o, ich kenne das.

Fr. v. Wildau.

Nein, das that er nicht, er wollte mir auch ganz ausweichende Antworten geben, doch weißt Du ſo gut wie das ganze Haus, liebe Albertine, daß ich nicht die Frau bin, die ſich mit ausweichenden Antworten abſpeiſen läßt; ja, ich bin ziemlich geradeaus, eine reſolute Frau, und Dank dieſer koſtbaren Eigenſchaft, erfuhr ich denn, daß Ihr wieder einmal ſpitzige Redensarten mit einan-

der gewechselt und daß er Dich verlassen, nachdem Du ihm eine gehörige Portion Mißtrauen vorgesetzt.

Albertine.

O Mama, Sie nehmen Partei gegen mich.

Fr. v. Wildau.

Das kannst Du im Ernste nicht sagen; schon als Frau bin ich auf Deiner Seite und Ferdinands Abgeschlossenheit und ernstes Wesen paßt so wenig zu meiner Gemüthsart, daß ich schon deßhalb keine Partei für ihn nehme; auch weißt Du ganz genau, daß ich mich nie in Eure kleinen Verdrießlichkeiten mische — wer hat die nicht in der Ehe? Gestehe mir auch, daß ich Dir in seinem Beisein fast immer Recht gegeben habe oder wenigstens gesagt, Eure Differenzen seien viel zu unbedeutend, als daß sich ein Geschäftsmann wie er den Kopf damit anfüllen solle. Dabei kann ich Dich versichern, daß Eure Streitigkeiten für mich etwas Unerquickliches haben; Ihr sprecht Euch nie offen und ehrlich gegen einander aus. Da war ich's zu meiner Zeit anders gewöhnt, namentlich mit Waldern; wir sprachen uns gegen einander aus, wir sagten einander fest die Meinung und damit basta; unsere Streitigkeiten glichen Krankheiten mit wohlthätigen Krisen, die Eurigen dagegen sind wie ein schleichendes, faules Fieber.

Albertine.

Die Persönlichkeiten sind verschieden —

Fr. v. Wildau.

Gott sei Dank! möchtest Du hinzusetzen; genire Dich nicht, rede frei von der Leber weg, wie ich's thue.

Albertine.

Ich bin nicht gewohnt, mit meinen Ansichten zurückzuhalten.

Fr. v. Wildau.

Doch, mein Kind, Du brockst Deinem Manne eine Suppe ein voll Mißtrauen, bitterer Bemerkungen, gehässiger Anspielungen,

und gibſt ihm keinen Löffel dazu, daß er ſeine Eheſtandsſuppe auseſſen kann.

Albertine.

Ich verſtehe das nicht, Mama.

Fr. v. Wildau.

Ah bah, Du willſt mich nicht verſtehen, Ihr ſeid wie die Kinder, welche auch ſagen: ja, wenn ich wollte, ſo könnte ich wohl; ja, wenn ich möchte, ſo ſollteſt Du erfahren; Du haſt immer verſteckte Anſpielungen auf den Lippen und unverſtändliche Klagen im Herzen, nur Erdachtes, Phantaſieen, nichts Poſitives.

Albertine.

O, Poſitives genug.

Fr. v. Wildau.

Ah, das iſt ſchon ein Wort, das uns näher bringt, und wenn dem wirklich ſo iſt, ſo laß' endlich einmal hören, was Du auf dem Herzen haſt.

Albertine (ſeufzend).

Es würde zu nichts führen.

Fr. v. Wildau.

Im Gegentheile, es führt zu etwas; wo man das Feld nicht frei macht, wo man das Unkraut des Mißtrauens ſtehen läßt, da kann keine friſche und fröhliche Saat gedeihen, und ich möchte in der That, daß unſere unangenehmen Verhältniſſe ſich aufklärten. — Mit Eugen ſind wir ſo weit, daß ich wieder Hoffnung habe.

Albertine.

Was kann ich Ihnen ſagen? Eine Frau mit ſo feinem, leicht verletztem Gefühl wie ich, iſt durch Sachen beunruhigt, die jemand Anderem nicht ſo bedeutend erſcheinen und wird deßhalb nicht verſtanden.

Fr. v. Wildau.

O, ich werde Dich ſchon verſtehen, auch ohne ein ſo gar erregbares und leicht verletzliches Gefühl; ſage nur was Dich drückt, mein Kind, wenn es nicht bloß Phantaſieen ſind, und Du wirſt finden, daß ich Dich verſtehe und einen trefflichen Rath zu geben im Stande bin.

Albertine (ſchüttelt leicht mit dem Kopfe).

Fr. v. Wildau.

Ich will gerade nicht unbedingt das Loblied meines Sohnes Ferdinand ſingen; er hat ſeine unangenehmen Seiten, das weiß Niemand beſſer als ich, aber ſonſt kann man ihm eigentlich nichts Schlimmes nachſagen; lebt er nicht genug für Dich, für unſer Haus, das er ſelten verläßt? Geſellſchaften hat er wenig und ſucht auch keine neuen.

Albertine (ſeufzt).

Fr. v. Wildau.

Alles das wirſt Du mir zugeben und dann ſehe ich auch keinen Grund zu Befürchtungen ein. Habe ich Recht oder Unrecht?

Albertine.

Sie haben nicht Unrecht, Mama, was die Gegenwart anbelangt.

Fr. v. Wildau.

Alſo aus der Vergangenheit iſt es etwas, das Dir Grund zu Klagen gibt, das Dich beunruhigt? Erlaube mir, liebe Albertine, das iſt ſchon ſehr unpraktiſch, man muß beſonders im ehelichen Leben die Vergangenheit nie in die Gegenwart hereinziehen und ſo Erinnerungen auffriſchen, die man gerne beſeitigen möchte.

Albertine.

Ich will auch nichts auffriſchen, daher ſchweige ich lieber.

Fr. v. Wildau.

Aber die Mienen ſprechen deſto deutlicher — alſo Vergangenes quält Dich? So laß' einmal hören, was das iſt. (Da Albertine ſie ſchweigend anſchaut:) — Nur zu, Du kannſt doch zu mir, die Dir beſtändige Beweiſe von Liebe gibt, Zutrauen haben, oder iſt die Sache gar ſo ſchlimm?

Albertine.

Das weiß ich ſelbſt nicht genau, aber ich fürchte es — Sie wiſſen, daß ich meinem Manne nie ein Hinderniß in den Weg legte, wenn er genöthigt war, Beſuche in der Nachbarſchaft zu machen, auch weitere Reiſen.

Fr. v. Wildau.

Nun Schwierigkeiten gerade nicht, aber Deine Abſchiedsworte waren doch zuweilen wie an Jemand gerichtet, dem man nicht bis um die nächſte Ecke traut, und darin thateſt Du Deinem Manne Unrecht — er hat nur ſein Geſchäft im Kopfe.

Albertine.

Meinen Sie, Mama? — — Nun kam die Zeit, wo er dem an ſich ſehr ehrenvollen Ruf in die Kammer folgen mußte, wo er Monate lang, ja einmal ein halbes Jahr abweſend war.

Fr. v. Wildau.

Für Dich nicht, mein Kind, denn ſo viel ich mich erinnere, beſuchteſt Du ihn wenigſtens alle Monate einmal.

Albertine.

Er kam zurück und ich ordnete, wie ich immer zu thun pflegte, ſeine Sachen, wobei mir eine Maſſe von Briefen, Viſitenkarten, Einladungen der verſchiedenſten Art in die Hand fiel.

Fr. v. Wildau.

Als eine kluge Frau hätteſt Du Dich nicht damit befaſſen ſollen; zu meiner Zeit kam auch dergleichen vor, und ich nahm

die ſämmtlichen Geſchichten, die mich nichts angingen, warf ſie in eine Schublade und ſagte: da ſind Deine Papiere, ſortire ſie und verbrenne was Du willſt. (Zutraulich.) Liebes Kind, eine geſcheite Frau iſt es ſich ſelbſt ſchuldig, in ſolchen Fällen zuweilen nicht nur eines, ſondern ſogar beide Augen zuzudrücken; man muß dem Manne auch ſeine kleinen Geheimniſſe laſſen, es ſieht ſich das meiſtens viel ſchlimmer an, als es in Wirklichkeit iſt.

Albertine.

Ich will Ihnen darin Recht geben, und handelte auch meiſtens ſo; bei dem Aufräumen aber, von dem ich ſprach, fiel mir eine kleine zierliche Brieftaſche mit einer Stickerei in die Hände; ich betrachtete ſie genau, aber nur in der Abſicht, weil ich mich augenblicklich nicht mehr genau erinnerte, ob ich oder Eliſabeth ihm dieſelbe gemacht. So beim Anſchauen öffnete ſich die Brieftaſche und ein Schreiben fiel heraus und mir zufälliger Weiſe in die Hand.

Fr. v. Wildau.

Ein eigenthümlicher Zufall.

Albertine.

Allerdings, Mama, und ich war auch ſchon im Begriffe, den Brief wieder an ſeinen Platz zu thun, als ich eine Frauenzimmerhandſchrift erkannte; da muß ich geſtehen, entfaltete ich das Papier; es hätte ja an mich gerichtet und vergeſſen worden ſein können.

Fr. v. Wildau.

Nun, und was enthielt dieſes furchtbare Papier?

Albertine.

Ich weiß es nicht, Mama, es war nur die Hälfte eines eng beſchriebenen und dann der Länge nach durchzerriſſenen Oktavblattes.

Fr. v. Wildau (lachend).

Da war Deine Erwartung allerdings getäuſcht.

Albertine.

Aber mein Argwohn war durch einige Worte, die ich leſen konnte, erregt; ich zitterte, eine furchtbare Entdeckung gemacht zu haben, und doch hoffte ich mit dem Vorhandenen den ganzen Inhalt noch ergänzen zu können, weßhalb, da ich Ferdinands Schritt vernahm, ich den Brief raſch zu mir ſteckte.

Fr. v. Wildau.

Das hätte ich nicht gethan, aber Jeder hat ſeine Anſicht; wenn mir ein ſolches Papier zu meiner Zeit wichtig genug erſchienen wäre, ſo hätte ich meinen Mann darum befragt: willſt du es mir ſagen — gut; haſt du Gründe, es zu verſchweigen, ſo werde ich ſie achten.

Albertine.

Ja, Mama, es wäre beſſer geweſen, wenn ich auch ſo gethan hätte, ich hatte dieſe Abſicht, doch dachte ich gleich darauf, er wird das Blatt, das er ſo ſorgfältig aufgehoben, vermiſſen und darnach fragen, wenn es etwas Unverdächtiges iſt. Aber er frug nie darnach, obgleich er den Verluſt entdeckt, wie ich deutlich bemerkt habe. Mir aber brannte dieſes unheilvolle Papier ſchmerzlich auf der Seele; wie oft wollte ich es verbrennen und vermochte es nicht, es war wie ein böſer Dämon, der mich verfolgte; es raubte mir meine Ruhe, mein Vertrauen zu meinem Manne.

Fr. v. Wildau.

Iſt ſo Etwas denkbar? Das kommt von Euern überreizten, ſchwachen Nerven; da hätte ich doch hundertmal lieber das Papier zum Vorſchein gebracht und klar und ehrlich darüber geſprochen.

Albertine.

Ich vermochte es nicht, aber wenn ich Ihnen ſagen wollte, wie viel qualvolle Stunden ich damit zubrachte, die Worte zu ergänzen, und wie ich immer Schrecklicheres, Fürchterlicheres damit zu Stande brachte.

Fr. v. Wildau.

Laß mich das Papier gelegentlich ſehen und wenn Du willſt, rede ich mit Ferdinand darüber.

Albertine.

Nein, Mama, das Letztere kann ich nicht zugeben, ich hätte, wie Sie vorhin ganz richtig ſagten, in der erſten Stunde mit ihm darüber reden müſſen; denken Sie ſich meine Lage, wenn er mir vielleicht jetzt lachend die andere Hälfte herbeibrächte und ſich das Ganze als etwas Unverfängliches auswieſe.

Fr. v. Wildau.

Das würde ihm allerdings gerechte Veranlaſſung geben, Dir über Dein Mißtrauen, ſowie über die vielen qualvollen Stunden, die Du ihm dadurch bereitet, tüchtig den Text zu leſen, und das hätte ich wahrhaftig große Luſt zu thun.

Albertine.

Wenn aber jener Brief nicht unverfänglich iſt?

Fr. v. Wildau.

Dir wäre das am Ende lieber, nur um Recht zu behalten.

Albertine (zögernd).

Das nicht, Mama, aber ich befinde mich in einer troſtloſen Lage —

Fr. v. Wildau.

Die man ändern muß — ich werde mit Ferdinand kurz und bündig reden.

Albertine.

Nein, um Gotteswillen, Mama, das dürfen Sie nicht, erſt dann könnte es einen vollſtändigen Riß zwiſchen uns geben, ich ertrüge ſeinen Spott nicht.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Eugen und Brooker. Später der Baron und die Baronin von Raynval.

Fr. v. Wildau.

Still, man kommt; es iſt Eugen mit einem ſeiner Gäſte — Laß die Falten von Deiner Stirne verſchwinden, mein Kind; ſei freundlich und herzlich, vor allen Dingen gegen Ferdinand, ich glaube, Du haſt alle Urſache, ſo bald wie möglich zum Guten einzulenken.

Eugen (ceremoniös).

Frau Schwägerin, ich erlaube mir, Ihnen einen Bekannten von mir, Herrn Brooker vorzuſtellen; wären wir in England, ſo würde ich hinzuſetzen, ein Gentleman, hier aber begnüge ich mich zu ſagen, ein Mann, der überall geſehen iſt, der ſich auf die nobeln Paſſionen verſteht und viel Glück im Wetten hat. (Zu Brooker, der während der Vorſtellung verſchiedene ſteife Bücklinge gemacht, indem er ihn ein wenig verſchiebt, halblaut:) So, nun habe ich Empfehlendes genug über Sie geſagt, machen Sie ſich nun ſo liebenswürdig als es Ihnen möglich iſt. (Brooker ſetzt ſich etwas linkiſch und ſucht vergebens ein Geſpräch anzuknüpfen.)

Bedienter.

Der Herr Baron und die Frau Baronin von Raynval. (Er trägt einen dunkeln Ueberrock bis unter das Kinn zugeknöpft, mit einem rothen Bändchen im Knopfloche, eine hohe, ſteife Halsbinde ohne weißen Kragen, hat einen bis auf zwei kleine Punkte zuſammen raſirten Schnurrbart; die Baronin iſt

laternen, die der Stadt ein so bedeutendes Geld gekostet, so mir nichts dir nichts abzuschaffen, war von den jüngern Mitgliedern des Stadtraths freilich mit jugendlichem Leichtsinn bald ausgesprochen; aber die älteren Väter setzten lange Zeit hindurch dem Andringen der Neuerungssüchtigen die Frage entgegen: was geschieht mit den alten Straßenlaternen? eine Frage, die indessen wie so manche andere in der Welt nicht vollständig gelöst wurde.

Genug, die Röhren waren gelegt, die Candelaber aufgepflanzt, und an einem stillen Abend war die ganze Bevölkerung einiger Stadtviertel in großer Aufregung: es brannten heute die Gaslaternen zum ersten Male.

Ein ganzer Haufe Buben zog hinter dem Anzünder her und verwunderte sich zuerst höchlich über das ungemein kleine Laternchen, das der Mann an einer langen Stange trug, brach aber alsdann in ein ungeheures Jubelgeschrei aus, als sich nun plötzlich die erste Flamme blendend weiß entzündete und hoch aufflackerte; doch war diese Freude nicht von großer Dauer; denn weil die Einrichtung noch ziemlich mangelhaft war, so sank die Flamme bald wieder in sich zusammen, brannte dunkelroth, sprang wieder plötzlich in die Höhe und geberdete sich zum großen Ergötzen der Straßenjugend auf sehr komische Art.

Die lange, breite Straße, welche zuerst beleuchtet wurde, sah aus, wie mit Irrlichtern besät, die bald groß, bald klein, bald blau, bald roth brannten.

Vorn unter den Zuschauern, die beim Anzünden um jeden Candelaber einen großen Kreis bildeten, sah das häßliche verzerrte Gesicht des Stadtsoldaten Steinmann hervor; er freute sich ganz unsinnig über die neue Einrichtung, und seine Freude war um so größer, als er unter dem Haufen das betrübte Gesicht der alten Winkiere erblickte, die bei mehreren ihrer entlassenen Colleginnen stand, die Hände in die Schürze gewickelt und dem neuen Licht traurig zuschauend. Zuweilen, wenn die Flammen ganz niedersanken und sich zu besinnen schienen, ob es nicht besser sei, zu

in faſt zu reicher und eleganter Toilette. — Eliſabeth, die hinter den Fremden eingetreten iſt, geht zu ihrer Schweſter, ſo daß ſie neben Brooker zu ſtehen kommt, der glücklich iſt, wieder aufſtehen zu können, und ihr eine tiefe Verbeugung macht.)

Baronin

(zu Eugen, der ihr raſch entgegengeht).

Sie vernachläßigen mich, lieber Wildau, ich ſollte Ihnen böſe ſein, doch will ich Ihnen verzeihen, vorausgeſetzt, daß Sie wie früher ſind und es auch bleiben.

Baron.

Ja, cher Baron, — Sie — (da die Baronin einen Blick auf ihn wirft, ſchweigt er.)

Eugen (der ihr cordial die Hand gibt).

Sie haben Recht, mit mir zu zanken, aber unter guten Freunden nimmt man das nicht ſo genau; ich war ſehr beſchäftigt, ſtehe aber jetzt ganz zu Ihren Dienſten; erlauben Sie, daß ich Sie mit meiner Familie bekannt mache.

Baronin.

Ich freue mich ſehr darauf und bin wohl eines guten Empfanges gewiß, da ich unter Ihrem Schutze eingeführt werde.

Eugen

(indem er ſie zu ſeiner Mutter führt).

Ihre Liebenswürdigkeit, ſchöne Baronin, iſt Ihr beſter Schutz — Mama, erlaube mir, Dir die Frau Baronin von Raynval vorzuſtellen, (mit einer Handbewegung nach dem Baron, der gefolgt iſt,) ſowie den Herrn Baron von Raynval — meine Mutter, Frau von Wildau. (Zu ſeiner Schwägerin:) Frau Baronin von Raynval und Gemahl — meine Schwägerin, Frau Waldern. (Wie er ſich gegen Eliſabeth wendet, um auch dort die Fremde vorzuſtellen, weicht dieſe unwillkürlich einen Schritt zurück:) Fräulein Eliſabeth Aich, die Schweſter meiner Schwägerin.

Baronin.

Ich habe die Damen um Verzeihung zu bitten, daß wir uns erlaubt, hier in ſpäter Nacht anzukommen, ohne vorher Ihre gütige Erlaubniß eingeholt zu haben; doch wußte Herr von Wildau mir ſo viel Liebenswürdiges von der Nachſicht und der Freundlichkeit ſeiner theuern Frau Mutter, ſeiner verehrten Schwägerin, und (zu Eliſabeth gewandt:) von Ihnen, liebes Fräulein, zu ſagen, daß wir es darauf hin wagten, ſo die Konvenienzen zu vergeſſen, wie wir gethan, und bitte ich herzlich, dieſe Unart verzeihen zu wollen.

Baron.

Gewiß, meine Damen, dieſe Unart —

Baronin (ihm in's Wort fallend).

Ja, wir hoffen und bitten dringend, ſie uns verzeihen zu wollen.

Fr. v. Wildau.

Bekannte meines Sohnes, die er bei uns einführt, und über die er uns ſchon ſo viel Schönes wie über Sie geſagt, ſind gewiß willkommen. — Wir hoffen auf das Vergnügen, Sie einige Tage bei uns zu ſehen.

Baronin.

Ihre Güte rührt mich, gnädige Frau, doch wollen Sie verſichert ſein, daß wir Ihre Gaſtfreundſchaft nicht mißbrauchen werden, mein Mann erwartet heute oder morgen Briefe, die uns nach der Reſidenz rufen.

Baron.

Briefe von Wichtigkeit —

Albertine.

So werden Sie unſere Gegend darauf für längere Zeit verlaſſen? — Sie wohnten längere Zeit in der Reſidenz?

Baronin.

Seit zwei oder drei Jahren.

Albertine.

Mein Mann erinnert ſich, Sie dort geſehen zu haben.

Brooker (zu Eugen leiſe).

Thun Sie mir den Gefallen und diſpenſiren Sie mich von dem gemeinſchaftlichen Frühſtück.

Eugen.

Und warum das, mein lieber Brooker, Sie ſind eine ganz hübſche Figur unter uns.

Brooker.

Ich liebe dergleichen nicht, ich habe einen Abſcheu vor allen Diners mit Damen. Sie kennen meine Grundſätze.

Eugen.

Ich will nicht hoffen, daß Sie bei uns für Ihre Grundſätze fürchten.

Brooker.

Das nicht, ſtatt Grundſätze wollte ich auch ſagen Neigungen; — was ich liebe, iſt ein erträglicher Biſſen und ein guter Schluck Wein, aber unter Bekannten; in größeren Geſellſchaften bin ich verwirrt und es ſtoßt mir da leicht ein Unglück zu; es ſollte mir leid thun um die ſchönen Kleider dieſer Damen, wenn ich mit Sauce unvorſichtig umginge.

Eugen.

Ich will ſehen, was ich für Sie thun kann.

Brooker.

Bitte — (Der Kammerdiener erſcheint in der Seitenthüre links.) Da iſt auch ſchon der ernſte Menſch in ſeiner feierlichen, weißen Halsbinde.

Kammerdiener.

Das Frühſtück iſt aufgetragen.

Albertine

(indem ſie Frau von Wildau etwas auf die Seite zieht).

Sogleich, mein Mann wird augenblicklich kommen. (Leiſe.) Seit ich mit Ihnen geſprochen, iſt es mir wie ein Stein vom Herzen gefallen, und ich glaube wirklich, ich habe Ferdinand Unrecht gethan; ſobald ich kann, werde ich mit Ferdinand freundlich darüber reden.

Fr. v. Wildau.

Daran thuſt Du ganz Recht, und wenn Dir wieder etwas dergleichen vorkommen ſollte, ſo rede mit mir; Gott ſei Dank bin ich eine praktiſche Frau und ſehe die Dinge mit klaren Augen an.

Eugen

(hat ſich Eliſabeth genähert, die ihm aber ausweicht).

Baron (welcher hinzutritt).

Dieſe Beſitzung hat eine wunderſchöne Lage —

Eugen (ihm in's Wort fallend).

Ausgezeichnet, auch hat ſie Waldungen mit herrlichen Jagden, um die wir zu beneiden ſind.

Baron.

Sie ſind hier um Vieles zu beneiden.

Baronin (wendet ſich raſch an Eugen).

Ich nehme Ihre Gefälligkeit in Anſpruch, lieber Herr von Wildau, damit wir die Umgebungen dieſes reizenden Landhauſes kennen lernen.

Eugen.

Sie haben nach dem Frühſtück über mich zu befehlen — wollen Sie einen Ausflug zu Wagen oder zu Pferd machen?

Baronin.

Ich würde gerne reiten, wenn dieſes ſchöne und liebenswürdige Fräulein uns die Ehre ihrer Begleitung gönnen wollte.

Eliſabeth.

Verzeihen Sie, Frau Baronin, ich reite ſehr ſelten.

Eugen.

Und meiſtens allein mit einem unſerer Leute, Fräulein Eliſabeth iſt eine Menſchenfeindin.

Eliſabeth (wendet ſich etwas raſch ab)

Baronin (ſie bei der Hand ergreifend).

Sie ſollten Herrn von Wildau genugſam kennen, um ihm dergleichen Spöttereien nicht übel zu nehmen.

(Ferdinand hat in der geöffneten Thüre ein paar Worte mit dem Kammerdiener geſprochen.)

Albertine

(ihm entgegeneilend in freundlicherem Tone).

Ah, da iſt Ferdinand, wir wollen frühſtücken, wenn es Ihnen gefällig iſt.

Brooker (leiſe zu Eugen).

Nun, kann ich zurückbleiben?)

Eugen.

Ich wüßte nicht, wie das möglich wäre; Sie gehören einmal zur Geſellſchaft.

Ferdinand (zu ſeiner Frau).

Ich bedaure ſehr, mein Kind, wenn ich habe warten laſſen.

Baronin (zu ihrem Manne).

Sie führen die Frau des Hauſes zu Tiſche.

Baron

(nähert ſich Albertine mit ſteifem Anſtand).

Darf ich die Ehre haben, meine Gnädige?

Albertine.

Sie erlauben mir, vorher Ihnen meinen Mann vorzuſtellen — Herr Baron von Raynval, lieber Ferdinand. (Dann mit dem Baron

ab in's Nebenzimmer. Eugen hat ſich währenddem Eliſabeth genähert, wie um ihr ſeinen Arm anzubieten, doch wendet ſie ſich mit einem kalten Blick gegen die Baronin, welche in einem Album blättert.)

Ferdinand (zu Eugen).

Darf ich Dich bitten, nach unſerem werthen Gaſte vorzuſtellen?

(Die Baronin wird aufmerkſam, als ſie die Stimme des Commerzienraths hört.)

Eugen

(der mit den Augen Eliſabeth folgt, die langſam gegen das Nebenzimmer geht und welcher Brocker folgt, indem er ein paar Handſchuhe anzieht).

Mein Bruder, Commerzienrath Waldern, — die Frau Baronin von Raynval. (Ehe ſich letztere umwendet, macht Eugen ein paar Schritte gegen Eliſabeth und bietet ihr mit Brocker zugleich ſeinen Arm an, worauf ſie den von Brocker annimmt.)

Eugen (in ſchmerzlichem Tone).

Allerdings, man muß von zwei Uebeln das kleinſte wählen — ſtarrer Trotzkopf.

Ferdinand

(hat die Baronin erkannt und erſchrickt heftig).

Sie hier? Um Gotteswillen, welcher Zufall?

Baronin (leiſe).

Erlauben Sie mir darüber eine Erklärung zu geeigneter Zeit, — geben Sie mir Ihren Arm.

Ferdinand.

Ich kann nicht, mir fehlt dazu im Augenblick die Faſſung — o, mich ſo zu kompromittiren, das habe ich nicht verdient.

Eugen (wird aufmerkſam und tritt näher).

Baronin.

Es gab eine Zeit, wo Sie anders zu mir ſprachen.

Ferdinand (raſch).

Aber ſie liegt hinter uns, jene Zeit, wir leben in einer ganz andern.

Baronin (verächtlich).

Und Sie glauben vielleicht, ich wollte jene alte Zeit zurückrufen? — Geben Sie mir Ihren Arm, Herr von Wildau.

Eugen (erstaunt).

Du kennst also die Baronin, und wie mir scheint genau?

Ferdinand.

Frage nicht, mach' um Gotteswillen kein Aufsehen, sage, ich würde nachkommen, ich hätte etwas Dringendes vergessen.

Eugen

(ihr den Arm bietend, im Abgehen für sich).

Sollte Brooker doch Recht haben? ei, ei, (zu dem Kammerdiener, der unter der Thüre erscheint) wir kommen schon (zurückrufend:) ich werde Dich entschuldigen, Ferdinand.

Vierter Auftritt.

Ferdinand, später Brooker.

Ferdinand.

Wenn mir ein Gespenst erschienen wäre, ein entsetzliches Gespenst, es hätte keinen fürchterlicheren Eindruck auf mich machen können, als der Anblick dieser Frau, die mir einst so schön erschien. Habe ich nicht Opfer genug gebracht, um diese Kette zu lösen, will sie neue Ansprüche an mich erheben oder ist es ein Zufall, der sie herführt? — am Ende gleichviel, für mich ist die Wirkung dieselbe und mein Erschrecken gerechtfertigt. Wie kann ich mich da drinnen zeigen in der Furcht, mich durch eine Miene, durch einen Blick vor meiner mißtrauischen, Alles beobachtenden Frau zu verrathen? (indem er auf- und abgeht, wirft er einen Blick in den Spiegel über dem Kamin) und ich habe eine aufgeregte Miene, die gewöhnliche

Ruhe meines Gesichts ist verschwunden, mein Blick ist lebhafter als man es an mir gewöhnt ist — verfluchtes Zusammentreffen, das ich wie so viel Unangenehmes auch wieder jenem Burschen verdanke. Oder sollte es ein angelegter Plan sein, um mich zu verdächtigen, um eine Herrschaft über mich zu erringen? — schlimmer, wenn es so wäre — schlimmer — schlimmer; wo gäbe es zwischen der Gegenwart dieses rücksichtslosen, energischen Weibes und dem auflodernden Mißtrauen meiner Frau einen Ausweg? ich sehe keinen — keinen! (Er wirft sich in einen Stuhl.)

Brooker

(der eilig aus dem Nebenzimmer kommt und sich mit der Serviette abwischt).

Ich habe es ja vorher gesagt, daß es da drinnen ein Unglück absetzen würde — wenn ich auch gerade nicht sagen möchte Unglück, so doch ein unnöthiges Aufsehen.

Ferdinand (erschrocken).

Von welchem Unglück oder Aufsehen reden Sie?

Brooker.

Ah, gnädiger Herr, Sie waren nicht dabei, sonst hätten Sie schon gesehen, welches Aufsehen es gab.

Ferdinand.

Daß ich der Baronin und meinem Bruder nicht folgte?

Brooker.

Nicht das, aber dem Herrn von Wildau sagte ich's voraus; ich bin's einmal gewohnt, erstens mein Frühstück allein einzunehmen, wenigstens einen großen Platz für mich zu haben, denn wenn ich in's Erzählen komme, da habe ich die leidige Gewohnheit, mit den Händen ein wenig stark um mich herumzufahren.

Ferdinand.

Ich verstehe Sie wahrhaftig nicht.

Brooker.

Hätten Sie zugesehen, würden Sie mein Unglück augenblicklich begriffen haben; ich redete irgend Etwas, es war gerade nichts Wichtiges, und fuhr mit dem linken Arme dabei so hinaus — kurz und gut, das Unglück wollte es, daß sich gerade da, wo ich mit meiner Hand hinkam, zufällig eine Schüssel befand (er riecht an seinen Aermeln) mit vortrefflichen Hammelskotelettes, die nun sammt Sauce in einem großen Bogen auf das Kleid meiner unglücklichen Nachbarin servirt wurden — o ich könnte mich selbst bemaulschellen über meine Ungeschicklichkeit, aber ich habe es dem Herrn von Wildau vorausgesagt.

Ferdinand.

Und wer war so glücklich, neben Ihnen zu sitzen.

Brooker.

Ihre Gattin, gnädiger Herr, da hilft kein Läugnen. Uebrigens war sie die Liebenswürdigkeit selbst, sie hat sich recht artig entschuldigt und versicherte mich, es habe das durchaus nichts zu bedeuten — aber das ist nur so eine Redensart, was das auf sich hat, wenn Seide und Hammelskotelettes zusammengerathen, (sich verdrießlich umschauend) — man sollte mich entlassen.

Ferdinand.

Und meine Frau verließ den Frühstückstisch?

Brooker.

Sie konnte nicht anders, ich sage Ihnen, Herr Commerzienrath, es war eine garstige Schlamperei, die ich angerichtet — wenn nur Herr von Wildau bald kommt, daß wir unsere Sachen ordnen können.

Ferdinand (bei Seite).

Wie dankbar bin ich für diesen Vorfall, er erlaubt mir, hier zu bleiben, (laut:) Sie haben Geschäfte mit meinem Bruder?

Brooker.

Ja, ſo ein kleines Geſchäftchen, das aber ſchon längſt bereinigt ſein könnte.

Ferdinand.

Sie haben eine Forderung an ihn?

Brooker.

Wenn Sie ſo wollen, ja, eine Forderung.

Ferdinand.

Eine verlorene Wette von tauſend Louisd'or — er ſprach mir davon. Sie verdienen Ihr Geld auf eine leichte Art, Herr Brooker.

Brooker.

Gnädiger Herr, das können Sie im Ernſte nicht ſagen, ich laſſe es mir bei meinen Geſchäften recht ſauer werden, und kann in Wahrheit ſagen, daß ich mein Brod im Schweiße meines Angeſichts verdiene.

Ferdinand.

Ja, es iſt heiß auf dem Rennplatz und im Spielklub.

Brooker.

Heiß allerdings, und dazu die Aufregung, die Angſt, ob einem das Glück günſtig oder ungünſtig iſt; unſer einer iſt ſehr im Nachtheil gegen die vornehmen Herren, mit denen wir zu thun haben; gewinnen ſie gegen uns tauſend Louisd'or, gut, ſo haben ſie eine hübſche Summe gewonnen.

Ferdinand.

Das iſt doch bei Ihnen der gleiche Fall.

Brooker.

Nicht ſo ganz; wir Geſchäftsleute betreiben das in Kompagniegeſchäften; es ſind immer unſerer Mehrere, die Antheil an dem haben, was wir gewinnen, und ſo kommt auch in dem vorliegenden Falle nur ein kleiner Antheil in meine Taſche; (zutraulich:)

erlöschen, zuckte ein zweifelhafter Hoffnungsstrahl auf ihrem Gesichte empor; Steinmann wurde in solchen Augenblicken ganz ingrimmig und jagte alsdann mit tüchtigen Scheltworten und auf handgreifliche Weise die Buben von der Stelle weg, wo die Röhre lag, indem er sich den Anschein gab, als glaube er, das Herumtrampeln auf denselben thue dem Lichte Schaden; hauptsächlich aber war es seine Lust, Kopfnüsse auszutheilen, was ihn zu diesem Verfahren bewog.

Endlich verlief sich der Haufe und Steinmann gieng die lange Straße hinab, jede Laterne aufmerksam betrachtend und hie und da einen harmlosen Spaziergänger wegjagend, der ebenfalls zufällig stehen blieb oder auf der verbotenen Rinne lief.

Sein Hauptaugenmerk hatte der Stadtsoldat aber heute Abend der Straßenjugend gewidmet, welche auf den glatten, mit Schnee bedeckten Trottoirs lustig schleifte; da schlich er sich langsam hinzu, stellte dann rasch einen Fuß auf die Schleife und lachte laut auf, wenn die Buben plötzlich und heftig auf ihre Nase purzelten. Wehe auch dem Dienstmädchen, das unter dem Schleier der Nacht Wasser auf die Straße goß! Steinmann war da und Steinmann hielt die Frevlerin am Arme fest und notirte sich augenblicklich den Namen der Herrschaft, so wie die Hausnummer, zur gerechten Strafe.

Unter so harmlosen Scherzen und Privatvergnügungen wandelte der Stadtsoldat seines Weges dahin, mit seinem einzigen Auge aufmerksam wie eine Katze umherspähend. Wo sich zufälliger Weise an einer dunklen Hausthür ein Liebespaar sehen ließ, da eilte er hin; doch war ihm heute Abend die Gasbeleuchtung in Ausübung der Sittlichkeitspolizei hinderlich; denn kaum näherte er sich besagter Hausthür, so verschwand das Mädchen hinter derselben, das Schloß fiel zu, und ein langer, wie es schien, baumstarker Handwerksgesell lachte dem Steinmann in's Gesicht.

Am Ende der Straße blieb der Stadtsoldat vor einem ansehnlichen Hause stehen, gieng die Treppen hinauf und erkundigte

aber sagen Sie mir, gnädiger Herr, hat es einen Haken mit der Ausbezahlung?

Ferdinand (achselzuckend).

Ich kann Sie versichern, Herr Brooker, daß meine Mutter schon zu viel für ihren Sohn bezahlt hat, und daß im vorliegenden Falle —

Brooker.

Machen Sie mich nicht ängstlich.

Ferdinand.

Wie kann man denn einen Geschäftsmann wie Sie ängstlich machen; bin ich doch überzeugt, daß Sie für Ihre Forderung gewisse Papiere haben, die meinen Bruder sehr in Verlegenheit bringen können; (lauernd:) habe ich Recht, Herr Brooker?

Brooker (nach einer kleinen Pause).

Allerdings, ganz gewiß (an seine Brusttasche klopfend), ich habe meine vollkommene Sicherheit, und wenn Herr von Wildau beabsichtigen sollte, Seitensprünge zu machen, so würde Brooker wissen, was er zu thun hat; (freundlich:) aber hoffentlich wird die gnädige Frau Mutter nachgeben.

Ferdinand.

Das hängt wohl davon ab, ob nicht zu gleicher Zeit noch andere Forderungen an meinen Bruder gemacht werden. — Unter uns, Herr Brooker, ich fürchte fast, dieser Baron von Raynval, so respektabel er auch sonst sein mag, ist gleichfalls nicht ohne Nebenabsicht in unser Haus gekommen?

Brooker (verächtlich).

Der Baron — ist nur der Mann zu der Frau, und was die Baronin anbelangt, so spielt und wettet sie selten; ob sie aber Ansprüche zarterer Art an Herrn von Wildau zu machen hat, das wage ich nicht zu entscheiden; hat sie aber dergleichen zu machen, so können Sie überzeugt sein, daß sie, um zu ihrem Recht

zu kommen, härter und rückſichtsloſer auftreten wird als unſer einer.

Ferdinand.

Wie könnte ſie derartige Anſprüche im Beiſein ihres Mannes erheben?

Brooker.

Im Beiſein dieſes Mannes? o ja; er iſt mit ſeinem Namen nichts mehr als ein Aushängſchild, wenn Sie wollen, wie ein ſauberer Paletot, mit dem man zerriſſene Kleider bedeckt — und ſie hat einige Vergangenheit.

Ferdinand (für ſich).

Das weiß der Himmel.

Brooker (zutraulich).

Thun Sie 'was für mich, Herr Commerzienrath, in der Angelegenheit mit Herrn von Wildau.

Ferdinand.

Was in meinen Kräften ſteht, gewiß, doch habe ich Sie um einen Gegendienſt zu bitten.

Brooker.

Ich bin ganz zu Ihren Befehlen.

Ferdinand.

Suchen Sie, wenn es Ihnen möglich iſt, zu erfahren, ob die Baronin in der angedeuteten Abſicht hieher kam.

Brooker (nachdenkend).

Sie wird nichts darüber ſagen, die Frau iſt ſtumm wie ein Grab, wenn ſie nicht reden will, aber ich werde ſehen, was ich erfahren kann, doch ehrlich geſagt, möchte ich ſo bald als möglich mein Pferd ſatteln.

Ferdinand.

Und ich möchte Sie gerne noch den heutigen Tag hier behalten. — Sie haben es ſehr eilig, Herr Brooker, bei der Ausſicht, tauſend Louisd'or einzukaſſiren.

Brooker (geſchmeidig).

Die Sie mir gewährleiſten?

Ferdinand.

Vielleicht, wenn Ihre Anſprüche an meinen Bruder nämlich ſo dokumentirt ſind, daß ſie ihm im Weigerungsfalle Verlegenheit bereiten könnten.

Brooker.

Ah, das will ich meinen, Brooker verſteht es, mit ſolchen Herren umzuſpringen, doch da kommt er.

Ferdinand.

Drängen Sie ihn im gegenwärtigen Augenblicke nicht, das gehört zu meinen Bedingungen; (für ſich:) ich muß Eugen in der Hand zu behalten ſuchen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß er unſern Vertrag nicht unterſchreibt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Eugen, ſpäter Frau v. Wildau, der Baron und die Baronin.

Eugen.

Hat der Brooker ſein Abenteuer erzählt? Mich hat Albertine wahrhaftig gedauert, ſie mußte den Tiſch verlaſſen, um andere Toilette zu machen. (Zu Ferdinand leiſe:) Du haſt Glück, lieber Freund, daß ſo Deine Abweſenheit nicht bemerkt wurde; ich ſah nie ein beſtürzteres Geſicht als das Deinige beim Anblick der Baronin.

Ferdinand (verwirrt).

Daß ich nicht wüßte — Du irrſt Dich.

Eugen.

Ich traue meinen beiden Augen und erlaube mir, Dir einen freundſchaftlichen Rath zu geben: ſei offen gegen mich, Du könnteſt

meine Hülfe gebrauchen, — hier ſind auch die Verträge, von mir unterzeichnet, und wirſt Du jetzt ſo gut ſein, mich bei Deinem Kaſſier für tauſend Louisd'or anzuweiſen — ich möchte jenen Kerl los werden.

Ferdinand

(nimmt die Verträge und ſieht nach, ob es beide ſind, worauf er ſie in die Taſche ſteckt).

Eugen (gleichgültig).

Meine Abſchrift kannſt Du mir gelegentlich zurückgeben, Du ſiehſt, daß ich in Dich unbegrenztes Vertrauen ſetze, aber weiſe mir das Geld an.

Ferdinand.

Sogleich, nachdem ich mit der Mutter darüber geſprochen.

Brooker

(iſt dem Baron entgegengegangen, ſobald derſelbe unter der Thüre erſchien, und geht im Hintergrunde mit demſelben ſprechend auf und ab. — Frau von Wildau und die Baronin treten auf).

Fr. v. Wildau (zur Baronin).

Meine Schwiegertochter hat ihre Toilette in kurzer Zeit beendigt und wird Sie, wenn es Ihnen gefällig iſt, zu einer Spazierfahrt abholen.

Baronin.

Wozu ich mit großem Vergnügen bereit bin.

Brooker (demüthig herbeikommend).

Gnädige Frau, Sie ſehen mich troſtlos für das Unglück, welches ich angerichtet — wird es mir möglich ſein, Verzeihung zu erhalten?

Fr. v. Wildau (lachend).

Das Unglück iſt nicht ſo groß, ich bedaure nur Sie, daß Sie um Ihr Frühſtück gekommen ſind.

Eugen.

Das läßt ſich nachholen, Mama, wenn Sie erlauben, gebe ich Amadeus einen Wink, daß dem Herrn Brooker eine Kleinigkeit nachſervirt wird; er hat heute noch einen ſtarken Ritt vor ſich und ich möchte ihn nicht gerne ungeſtärkt entlaſſen — folgen Sie dem Kammerdiener, (mit einem Blick auf Ferdinand und die Baronin) vielleicht acceptirt der Herr Baron von Raynval auch noch ein Glas Wein in Ihrer Geſellſchaft — folgen Sie!

Brooker.

Ich habe eine gerechtfertigte Scheu vor jenem Zimmer, wenn es Ihnen einerlei wäre, ſo würde ich hier in Ihrer Geſellſchaft einen Tropfen Wein annehmen.

Baron.

Gewiß, man verſchmäht nicht leicht einen Tropfen Wein.

(Frau von Wildau, von Eugen bis zur Mittelthüre begleitet, geht ab.)

Ferdinand (für ſich).

Eugen wollte die Beiden entfernen, um mir Veranlaſſung zu geben, mit der Baronin zu reden, vielleicht ſollte ich ihm doch trauen. (Nähert ſich der Baronin.) Ihre für mich ſo unerwartete Anweſenheit in meinem Hauſe bedingt eine Aufklärung, die Sie mir gewiß nicht verweigern werden.

Baronin (ſich umſchauend).

Bei einer paſſenden Gelegenheit gewiß nicht, aber hier iſt doch dazu nicht der Ort und die Zeit.

Ferdinand (ſpöttiſch).

Ich glaube, Sie werden ſo viel Gewalt über Ihren Herrn Gemahl haben, um ihn zu veranlaſſen, mit Herrn Brooker das Frühſtück nebenan fortzuſetzen.

Baronin.

Sie irren, Herr von Raynval hat ſeinen eigenen Willen, und wenn dem auch nicht ſo wäre, würde es Sie nicht bloßſtellen,

wenn wir zufällig hier in einem animirten Geſpräche allein getroffen würden?

Ferdinand (bitter).

Ah, Sie wiſſen, daß Ihre Anweſenheit hier mich kompromittiren konnte und kamen dennoch? ein mildes Herz wäre mir lieber wie alle Ihre Klugheit.

Baronin.

Ehrlichkeit währt am längſten und ich übe dieſe Tugend ſtets an meinen Freunden wie an meinen Feinden.

(Brooker und der Baron haben ſich an einen Tiſch rechts geſetzt, während ihnen der Kammerdiener Wein u. ſ. w. ſervirt.)

Eugen (tritt zu ihnen).

Wie wäre es, Herr Baron, wenn wir eine Partie Ecarté machten, zwei ſpielen und der Zuſchauer betheiligt ſich mit Wetten; man muß die edle Zeit nicht unnütz verfließen laſſen.

Brooker.

Es wäre mir ſchon recht, aber der Baron iſt ſtark im Ecarté.

Eugen.

Und da Sie Ihr unverwüſtliches Glück haben, ſo werde ich wohl wieder als Opfer fallen müſſen, (laut mit Betonung gegen die Anderen:) nun, für meine Freunde opfere ich mich gerne.

Brooker.

Wollen Sie, Baron?

Baron.

Wenn's Ihnen gefällig iſt. (Er zieht langſam und gravitätiſch ein Spiel Karten aus der Taſche.)

Brooker (beſorgt zu Eugen).

Haben Sie denn keine Karten, Herr von Wildau? es wäre mir ebenſo lieb.

Eugen.

Gewiß, wir ſind mit allem Handwerkszeug verſehen. (Er nimmt von dem Kamin ein Käſtchen und ſtellt es vor die Beiden hin.) Hier ſind Karten und Marken.

(Der Baron und Brooker beginnen ihr Spiel, Eugen ſteht neben ihnen, zuweilen flüchtig zur Baronin hinüberſchauend, die ſich links auf einem Fauteuil niedergelaſſen.)

Ferdinand.

Ich glaube nicht, daß Sie mir die Ehre Ihres Beſuchs ohne Abſicht geſchenkt. Die Frau Baronin von Raynval, ein mir ſo unbekannter Name.

Baronin.

Sie wußten nicht, daß ich mich verheirathet?

Ferdinand.

Ich wußte es nicht.

Baronin.

Sie intereſſiren ſich wenig für Ihre ehemaligen Freunde — doch gleichviel. Mein Beſuch galt eigentlich Ihrem Hauſe, in das wir von Wildau freundlich eingeladen wurden, doch will ich Ihnen nicht verſchweigen, daß mich nebenbei etwas Geſchäftliches hieher führte.

Ferdinand.

Geſchäfte zwiſchen uns Beiden? ich lebte des feſten Glaubens, dieſelben ſeien für alle Ewigkeit beendigt.

Baronin.

Dieſe Aeußerung iſt wenig ſchmeichelhaft für mich, doch laſſen wir das: die Bedingungen über ein gewiſſes Arrangement waren allerdings feſtgeſtellt.

Ferdinand.

Und erfüllt — (laut:) pünktlich erfüllt.

(Der Baron, während er Karten gibt, wirft einen gleichgültigen Blick hinüber.)

Eugen.

So, die Partieen ſtehen gleich — Sie haben den König aufgelegt, alſo zwei gegen zwei, ich wette zehn Louisd'or für den Baron.

Brooker.

Sie gehen gleich ſtark in's Zeug, Herr von Wildau, doch nehme ich an.

Baronin.

Unſere Bedingungen ſind nicht in allen Theilen erfüllt worden, ich war zufällig in der vergangenen Woche bei meinen Geſchäftsmanne in der Reſidenz.

Ferdinand.

Dieſem theuren Geſchäftsmanne.

Baronin.

Sie erinnern ſich, daß Sie über gewiſſe Summen eine Beſcheinigung von mir verlangten, was an ſich ſchon nicht ſehr zart war, doch willigte ich ein und gab dieſe Quittung in Form eines Briefes — erinnern Sie ſich?

Ferdinand (verwirrt).

Allerdings habe ich das nicht vergeſſen.

Baronin.

Gut, es däuchte Ihnen gefährlich, dieſen Brief bei Ihnen aufzubewahren, und auch mir war es nicht gleichgültig, ein ſolches Papier, das mich bloßſtellen konnte, in Ihren Händen zu wiſſen. Ich hatte damals ſchon die Abſicht, mich zu vermählen, und der Herr Baron von Raynval iſt etwas empfindlich im Punkte der Ehre — wir fanden einen Ausweg.

Ferdinand.

Sie ſchlugen ihn vor und ich erklärte mich damit einver-
verſtanden.

Baronin.

Ich zerriß den Brief, die eine Hälfte behielt ich, die andere Hälfte bekamen Sie, und nun frage ich, haben Sie in Betreff Ihrer Hälfte unsere gegenseitigen Bedingungen erfüllt?

Ferdinand.

Zweifeln Sie daran?

Baronin (etwas lauter).

O nein, ich zweifle nicht daran, denn ich bin sicher, daß Sie diese Bedingungen nicht erfüllt haben.

Eugen.

Baron, Sie haben ein furchtbares Glück; ich gewinne sicher meine zehn Louisd'or.

Brooker.

Man kann mit Ihnen nicht spielen, da hat er schon zum drittenmale den König aufgelegt.

Eugen.

Nicht verzagt, Brooker, die Dame Fortuna ist launenhaft, ich hätte eher Ursache zu klagen.

Baronin.

Beide Hälften dieses Briefes, jede besonders couvertirt und gesiegelt, sollten bei meinen Geschäftsmanne niedergelegt werden und keines von uns Beiden sollte das Recht haben, sie einseitig zurückzuziehen.

Ferdinand.

Allerdings, aber —

Eugen.

Fertig — schreiben Sie mir zehn Louisd'or zu gut, Brooker.

Brooker.

Ich sollte nie bei Sonnenlicht spielen, ich habe nur Glück, wann die Kerzen brennen.

Eugen.

Im Halbdunkel, ja wohl.

Baron (vergnügt).

Eine Kapitalbemerkung, unter guten Freunden — denn sonst —

Brooker.

Ersparen wir uns die Redensarten, ich bitte um Revanche.

Eugen.

Nicht mehr als billig — abermals zehn Louisd'or für den Baron.

Baronin

(hat sich während dem erhoben, wie um dem Spiel einen Augenblick zuzuschauen, dann zu Ferdinand, der unschlüssig drüben stehen blieb, zurückkehrend).

Ist es so, wie ich gesagt, oder hätte mich mein Geschäftsmann belogen?

Ferdinand.

Ich muß Ihnen zugeben, daß er Ihnen die Wahrheit gesagt, doch bitte ich zu glauben, daß nur ein unglücklicher Zufall mich verhinderte, diese Bedingungen zu erfüllen — offen und ehrlich gesprochen, dieses verhängnißvolle Blatt ging mir auf eine unerklärliche Weise verloren.

Baronin.

Sie, ein so umsichtiger Geschäftsmann, sollten Papiere verlieren, die Ihnen von so großer Wichtigkeit sind? Werden Sie es mir übel deuten, wenn ich dagegen annehme, Sie hätten, als Sie meine Verheirathung erfuhren, eine Waffe gegen mich behalten wollen — ja, eine gefährliche Waffe bei der edeln Sinnesart meines Gatten? — Sie lachen? — Glauben Sie mir, Zeit und Umstände haben sich geändert, (lauter:) ich will in Ihrer Hand nicht ein Papier wissen, das mich in der Gesellschaft kompromitiren könnte.

ſich, als auf ſein Klingeln die Glasthür geöffnet wurde, ob der Herr Stadtrath zu Hauſe ſei.

„Der Herr Stadtrath ſind da,“ antwortete das hübſche Dienſtmädchen, „und der Herr Stadtrath raſiren ſich eben.“

„Fragen Sie ihn, ob ich ihn ſprechen kann,“ antwortete der Steinmann ſchmunzelnd und wollte dem Mädchen auf die runden Backen klopfen; doch öffnete ſich in demſelben Augenblick die Thür des Zimmers, der Herr Stadtrath in eigener Perſon trat haſtig in den Gang, und bei ſeinem Anblicke ſah man deutlich, daß das Dienſtmädchen nicht gelogen, als es vorhin ſeine Beſchäftigung angegeben. Der Stadtrath ſchwang in der linken Hand ein Raſirmeſſer, hatte eine weiße Serviette umgebunden, und der weiße Seifenſchaum auf ſeiner Wange zeigte deutlich an, wo er mit ſeiner Arbeit ſtehen geblieben war.

„Iſt Jemand vom Flaſchner da?“ fragte er haſtig und ſetzte verdrießlich hinzu, als er des Stadtſoldaten anſichtig wurde: „ſo, der Steinmann! was gibt's Neues?“

Steinmann zog ſeine Mütze herunter und meldete gehorſamſt, daß die Gaslaternen in den Straßen angezündet ſeien und ſo hell und freundlich brennen, daß einem das Herz im Leibe lache.

„Schon gut,“ ſagte der Stadtrath verdrießlich, „ich danke! — Wenn aber nur der Flaſchner käme!“ ſetzte er ſeufzend hinzu; „guten Abend!“

Damit zog er ſich ins Zimmer zurück, und nachdem der Stadtſoldat einen vergeblichen Verſuch gemacht, die Hand des Dienſtmädchens zu erfaſſen, gieng er ebenfalls davon.

In dem Zimmer angekommen, nahm der Stadtrath das Geſchäft des Raſirens, in welchem er durch die Ankunft des Stadtſoldaten unterbrochen worden war, eifrig wieder auf, doch kann man nicht ſagen, daß dieſer Eifer ein anhaltender war: denn kaum hatte er einen kräftigen Strich über die linke Wange gethan, ſo lief er an die Thür des offenſtehenden Nebenzimmers und rief hinein: „Gott, wenn mich nur der Flaſchner nicht ſitzen läßt,

Eugen.

Die Geſchäfte gehen ſchlecht, Brooker, der Baron wird Sie forciren.

Brooker (ärgerlich).

Sie ſollten ihm keine ſolchen Rathſchläge geben.

Baron.

Brauch' keine Rathſchläge, die Welt kennt mein Ecarté.

Ferdinand.

Wenn ich Ihnen aber mein Wort darauf gebe, daß dieſes Papier nicht mehr in meiner Hand iſt?

Baronin (achſelzuckend).

Was man verliert, kann man wiederfinden, Sie ſehen, ich habe mich nicht geſcheut, Ihnen unter die Augen zu treten und —

Ferdinand (ihr in's Wort fallend).

Ich kenne Ihren Muth und ehrlich geſagt, zittere ich vor den Beweiſen Ihrer Energie — Sie kennen meine Verhältniſſe und ich kann nichts dagegen machen, wenn Sie dieſe Verhältniſſe mißbrauchen.

Baronin.

Sie denken ebenſo gering als feige.

Ferdinand

(ſeine Heftigkeit bezwingend, mit großer Kälte).

Ich denke, die Baronin von Raynval braucht die Hülfe ihrer Freunde und ſoll ſich in mir nicht verrechnet haben.

Baronin (lauter).

Die Baronin von Raynval zählt Sie nicht zu ihren Freunden, und ſie kennt Sie genügend, um ein Papier von ſolcher Wichtigkeit nicht in Ihren Händen zu laſſen.

Eugen (lachend).

Ich habe Glück gegen Sie, Brooker.

Baronin (entſchloſſen).

Ich erſuche Sie, dieſes Papier wiederzufinden oder —

Ferdinand.

Sie drohen mir? — mir? Camilla.

Baronin (zuckt verächtlich die Achſeln).

Oder ſich mit dem Baron von Raynval über dieſe Angelegenheit zu verſtändigen; was mich anbetrifft, ſo ſcheue ich mich nicht, mit meinem Manne über meine Vergangenheit zu reden.

(Sie geht zu den Spielern.)

Ferdinand (lauter).

Einen Skandal — in meinen Verhältniſſen.

Eugen (zu Brooker).

Geben Sie Acht, der Baron bekommt den König.

Baron.

Hier iſt Seine Majeſtät.

Brooker (ſehr ärgerlich aufſtehend).

Ah, ich hätte Vormittags nicht ſpielen ſollen, es bringt mir das immer Unglück.

Eugen.

Nicht der Rede werth — zwanzig Louisd'or.

Baronin.

Die Sie gewinnen, Herr von Wildau?

Eugen (galant).

Zur Hälfte, ſchöne Baronin — Sie wiſſen, daß ich mit Ihnen ſtets moitié mache.

Baron (langſam aufſtehend).

Das darfſt Du annehmen — ein ſo liebenswürdiger —

Baronin (ſpöttiſch).

Darf ich? ich danke Dir für dieſe Erlaubniß.

(Die Commerzienräthin erſcheint an der Mittelthüre.)

Ferdinand (für ſich).

Meine Frau — Faſſung. (Indem er auf die Baronin zugeht). Sie werden zur Spazierfahrt erwartet. (Bei Seite:) Ich muß Sie heute noch einen Augenblick allein ſprechen.

Baronin (leiſe).

Mit dem gewiſſen Papiere in der Hand. (Laut, halb gegen Albertine:) Ihre Frau Gemahlin, Herr Commerzienrath, iſt von einer außerordentlichen Freundlichkeit, ich habe ſie förmlich liebgewonnen; in der Lotterie der Ehe haben Sie glücklich geſpielt.

Ferdinand (mit einer Verbeugung).

Gewiß, gnädige Frau.

Baronin (zu Eugen).

Herr von Wildau, begleiten Sie mich an den Wagen.

Eugen.

Mit Vergnügen, gnädige Frau.

(Beide durch die Mittelthüre mit der Commerzienräthin ab.)

Baron (zu Brooker).

Was fangen wir an? — ſpielen?

Brooker (raſch einfallend).

Mag ich nicht mehr, Gott ſoll mich bewahren.

Baron.

Gefrühſtückt —

Brooker.

Haben wir bereits zur Genüge — ich werde mir in dieſem Hauſe Magen und Galle zu Grunde richten.

Baron (mit großer Wichtigkeit).

So wollen wir in den Garten und rauchen.

Brooker.

Meinetwegen — zum Commerzienrath, der nachdenklich auf- und abgeht:) wenn Sie meiner bedürfen, bin ich in der Nähe; (zum Baron:) haben Sie Cigarren?

Baron.

Nein, aber dort auf dem Kamin —

Brooker.

Ah, Herr von Wildau's Cigarrenetuis — geben Sie her, man nimmt es unter Freunden nicht ſo genau.

(Beide durch die Mittelthüre ab.)

Sechster Auftritt.

Ferdinand, ſpäter Eugen.

Ferdinand.

O, ich kenne dieſes energiſche, rückſichtsloſe Weib, ich habe ſie damals zu ſchroff behandelt, das verzeiht ſie mir nicht, doch welche Gründe ſind es, die ſie bewegen? Will ſie neue Forderungen an mich ſtellen? Iſt es ihre bekannte gefährliche Luſt, Leute an einander zu hetzen? O, laß dich von dem Teufel an einem Haare faſſen und du biſt ſein auf ewig.

Eugen (der langſam zurückgekommen iſt).

Du wirſt mir zugeben, Ferdinand, daß ich mit Umſicht und Zartgefühl für Dich handelte.

Ferdinand.

Ich verſtehe Dich nicht.

Eugen.

Ihr wurdet ein paarmal ſo laut, daß ſelbſt ein ſo nachſichtiger Ehemann, wie der Baron von Raynval, hätte aufmerkſam werden müſſen, wenn ich dieſe Aufmerkſamkeit nicht abgelenkt; (gleichgültig:) nun, ich gewann dabei zwanzig Louisd'or, was gewannſt Du bei Deiner animirten Unterredung? Ihr ſpieltet doch auch, wenn auch nur mit Worten.

Ferdinand (halb für ſich).

Und mit Erinnerungen, dabei iſt für mich wenig zu gewinnen.

Eugen.

Und doch hätteſt Du etwas dabei gewinnen können. (Ferdinand ſieht ihn fragend an.) — Vertrauen zu Deinem Bruder. — Gewiß, Ferdinand, etwas gegenſeitiges Vertrauen hier im Hauſe könnte uns Allen nicht ſchaden — es ſcheint mir Manches nicht ſo zu ſein, wie es ſein könnte.

Ferdinand.

Das weiß Gott.

Eugen.

Und bei dieſem Vertrauen gewinnſt Du offenbar mehr als ich — des Hauſes verlorener Sohn. (Beſtimmt:) Du ſtandeſt früher mit der Baronin in einem Verhältniß?

Ferdinand.

Wer ſagt das?

Eugen.

Das ſagt Niemand, ich aber ſehe es. — Du haſt Streitigkeiten mit ihr und Deine ſo ſorgfältig bewahrte Reputation ſteht auf dem Spiele — ich kenne dieſe Frau.

Ferdinand (ſeufzend).

Ja, ich kenne ſie auch.

Eugen.

Gut denn, ich biete Dir meine Hülfe an — glaube mir, Ferdinand, es iſt mir um die Ehre dieſes Hauſes zu thun, wo, ich wiederhole es, vieles nicht ſo iſt, wie es ſein ſollte — bei mir angefangen allerdings. Ihr nennt mich den verlorenen Sohn und ich gab genügende Veranlaſſung dazu; was aber hält mich ab, meinem glänzenden Vorbilde in allen Stücken bis zur reuevollen Rückkehr zu folgen?

Ferdinand.

Deine Neigung, die Luſt an einem wilden Leben.

Eugen.

Wenn aber die Luſt an dieſem wilden Leben aus einem leeren Herzen entſprungen wäre, das bis jetzt vergebens etwas Anderes geſucht?

Ferdinand.

Pah — Du?

Eugen.

Pah — ich. Nimmſt Du meine Hülfe an?

Ferdinand.

Du wirſt Bedingungen ſtellen.

Eugen.

Allerdings, aber ſie ſind unbedeutend.

Ferdinand.

Kann ich Dir wirklich vertrauen, Eugen?

Eugen.

Ich habe ſtets Vertrauen gerechtfertigt, ich habe ſtets offen und ehrlich gehandelt; das Zeugniß müſſen mir ſelbſt meine Feinde geben.

Ferdinand (ihm die Hand reichend).

So habe ich Dich verkannt.

Eugen.

Häufig genug, doch laſſen wir das.

Ferdinand.

Gut denn, ſo nenne mir Deine Bedingungen.

Eugen.

Du wirſt nicht nur erſtaunen, wie unbedeutend die erſte iſt, ſondern Du wirſt ſie gerne erfüllen: Du ſollſt nämlich der Mutter ſagen, lieb wäre es mir im Beiſein Deiner Frau, ich hätte mir

ernſtlich vorgenommen, ein anderes Leben anzufangen und ſei geſonnen, mich zu dieſem Zwecke zu verheirathen — Du erſtaunſt?

Ferdinand.

Und nicht ohne Grund — haſt Du denn ſchon eine Wahl getroffen?

Eugen.

Gewiß.

Ferdinand.

Und wer iſt die Glückliche?

Eugen.

Unſere Gutsnachbarin, Fräulein von Heeren — es trifft das, glaube ich, mit dem Wunſche der Mutter zuſammen.

Ferdinand.

Ich bin wie aus den Wolken gefallen.

Eugen.

Doch hoffe ich, dieſer Fall hat Dir nicht wehe gethan.

Ferdinand.

Nein, nein, die Idee iſt nicht übel, aber glaubſt Du —?

Eugen.

Daß ich mir auch keinen Korb hole? Sei unbeſorgt, wenn ich anfrage, bin ich meiner Sache gewiß. Aber Dich bitte ich, dieſe Angelegenheit vor der Mutter und meinetwegen vor wem Du willſt, nicht in ſpöttiſchem Tone zu behandeln, ſondern offen und ehrlich, überzeugend, daß ich es ebenſo meine.

Ferdinand.

Und Deine andere Bedingung?

Eugen.

Mache meine Geſchichte mit Brooker ab, er fängt an mir widerwärtig zu werden.

Ferdinand.

Das will ich mit Vergnügen thun — es ſind Wetten, die Du ihm ſchuldeſt? iſt Alles auf dem Rennplatz reell zugegangen?

Eugen (achſelzuckend).

Das Gegentheil wäre nicht ganz leicht zu beweiſen.

Ferdinand.

Alſo gibt es doch ein Gegentheil? ich will mit dieſem Brooker auf gut kaufmänniſch verfahren. Aber die Baronin, Eugen, Du haſt noch keine Ahnung davon, an welchem Abgrunde ich wandle.

Eugen.

Ueber die Baronin hoffe ich von Dir das Nöthige zu erfahren, um Dir alsdann die Treue Deines Bruders beweiſen zu können — komm auf mein Zimmer.

Ferdinand

(indem ſie langſam nach rechts abgehen).

Sie iſt ſchwer zu behandeln; Du kennſt das Mißtrauen meiner Frau; wenn ſie einen Skandal macht, bin ich ein verlorener Menſch.

Eugen (lachend).

Alsdann im wahren Sinn des Wortes mein Bruder, doch beruhige Dich, ich hoffe Dich zu retten.

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

Frau von Wildau, Eliſabeth (mit Handarbeit beſchäftigt, rechts ſitzend, ein Buch neben ſich).

Fr. v. Wildau (ehe ſie die Mittelthüre zumacht).

So, jetzt bitte ich, daß man mich in Ruhe läßt, iſt dies ein Gelauf in dem Hauſe und ein Gefrage nach mir, als wenn ſonſt Niemand da wäre, der irgend einen Beſcheid geben könnte — wie geſagt, laßt mich in Ruhe, geht zu Fräulein Klara oder zu meinem Sohn, ich will auch meine Erholungsſtunden haben. (Vorkommend zu Eliſabeth.) Sage gerade heraus, liebes Kind, kann man es mir übel nehmen, wenn ich auch einmal Ruhe haben will; es wird mir nächſtens langweilig, den ganzen Tag gerufen zu werden, von einem Zimmer in das andere, Trepp' auf, Trepp' ab, hier etwas zu befehlen, dort etwas anzuhören, immer das Gleiche. (Sie ſetzt ſich.) A—a—a—ah, ich kann Dir nicht beſchreiben, wie wohl es mir thut, daß ich mich einen Augenblick ſetzen kann, und beſonders, daß ich keine fremden Geſichter zu ſehen brauche; das ganze Haus iſt leer bis auf uns Beide: Ferdinand iſt in der Gießerei, Albertine iſt mit der fremden Dame ausgefahren — wie heißt ſie doch?

Eliſabeth.

Frau von Raynval.

Fr. v. Wildau.

Eine hübſche, elegante Frau und gewiß von guter Familie; Albertine verſteht ſich darauf und hat mich verſichert, es ſei das eine höchſt anſtändige Frau.

Eliſabeth.

Um ſo ſchlimmer.

Fr. v. Wildau.

Haſt Du aber je eine merkwürdigere Perſönlichkeit geſehen als den Mann dieſer Frau; den möchte ich mir als Vogelſcheuche engagiren.

Eliſabeth.

Er iſt allerdings eigenthümlich ſtill, mir kommt er vor, als lebe er in gedrückten Verhältniſſen, ſie ſcheint mir zu lebhaft für ihn.

Fr. v. Wildau.

Du haſt nicht ganz Unrecht, aber das iſt für uns gleichviel; das kommt und geht und läßt keine Spur zurück.

Eliſabeth.

Wohl möglich, Mama.

Fr. v. Wildau.

Hat Dir die Baronin nicht auch gefallen?

Eliſabeth.

O ja, ſie iſt eine ſchöne Frau — ſoll ich Ihnen vielleicht vorleſen, Mama?

Fr. v. Wildau.

Ja, das kannſt Du thun, das jagt mir meine Gedanken fort und wenn ich Deine liebe Stimme höre, ſo beruhigen ſich meine Nerven.

Eliſabeth (leſend).

Es war an einem ſtrengen Wintertage, rings war Alles mit Schnee bedeckt —

Fr. v. Wildau.

S'iſt eigenthümlich, wie man ſich im Sommer ſo lebhaft und ſo gerne an den Winter erinnern kann und umgekehrt, wenn ich im Winter von warmer Luft und Blüthen höre.

ich habe eine solche Angst im Leibe, daß ich vor Zittern kaum das Rasirmesser halten kann. Wenn mich der Flaschner wirklich im Stich ließe, ich wäre blamirt, sowohl als Mensch wie als Stadtrath.“

Aus dem Nebenzimmer antwortete hierauf eine fette weibliche Stimme: „Warum mußt du dir auch beständig solche Geschichten muthwilliger Weise auf den Hals laden? — Kümmere dich künftig um deine eigene Sache!“ —

Die Stimme sprach so langsam, daß, bevor sie geendigt hatte, der Stadtrath lange wieder vor seinem Toilettespiegel stand und schon einen halben Schnitt gethan hatte; jetzt hielt er aber inne und fuhr wieder an die Thür des Nebenzimmers. „Ich mir auf den Hals laden?“ sagte er gereizt; „was lade ich mir auf den Hals? was lade ich mir muthwilliger Weise auf den Hals? Ich lade mir nichts auf den Hals, aber auf meinem Halse liegt das Wohl der Stadt, dafür muß ich treulich sorgen, und zu diesem Wohl der Stadt gehört auch das, was du nennst: muthwillig auf den Hals laden; — aber ihr Weiber habt keine Einsicht, keinen Begriff vom Großen und Schönen!“ —

Mit diesen letzten Worten gieng der Stadtrath wieder an den Rasirtisch, murmelte aber immer in sich hinein: „Als wenn ich dergleichen gemeinnützige Anstalten zu meinem Privatvergnügen zu unterstützen pflegte! Ich lade mir dergleichen Geschichten auf den Hals, und obendrein muthwillig, sagt sie; ich müßte lachen, wenn ich nicht fürchtete, mich zu schneiden.“

Die fette Stimme im Nebenzimmer hustete gelinde und sagte dann ruhig wie vorher: „Wer ist denn am meisten gelaufen wegen der Gasbeleuchtung, wer hat nicht Ruh' gehabt bei Tag und bei Nacht und so lange gewirthschaftet und graben lassen, bis die ganze Stadt wie ein Morast aussah? Ich für meine Person gehe seit der Zeit nicht mehr aus dem Hause; man läuft ja Gefahr, sich den Hals zu brechen.“

Ungeachtet der Gefahr des Halsabschneidens lachte der

Eliſabeth.

Gewiß, Mama.

Fr. v. Wildau.

Aber da fällt mir etwas Wichtiges ein — denke Dir nur, Ferdinand ſprach mir vorhin über Eugen, und was er mir von ihm ſagte, wirſt Du gewiß nicht errathen.

Eliſabeth.

Ich glaube ſchwerlich, Mama. (Sie will weiter leſen.)

Fr. v. Wildau.

Mich hat es recht gefreut, denke Dir nur, er will alles Ernſtes ein ruhiges und geſetztes Leben beginnen.

Eliſabeth.

Das wäre recht zu wünſchen, Mama, aber —

Fr. v. Wildau.

Du glaubſt dieſem Vorſatze nicht; ja es ging mir beinahe auch ſo, doch hat ſich Eugen zum Heirathen entſchloſſen und ſo meinen ſehnlichſten Wunſch erfüllt, denn ich bin überzeugt, eine vernünftige Frau wird ihn ſchon zurecht bringen; ein gutes Herz hat er, daran iſt nicht zu zweifeln, glaubſt Du nicht auch, mein Kind?

Eliſabeth.

Ich hatte leider noch keine Gelegenheit, das zu erfahren.

Fr. v. Wildau.

Geh' doch, Eure kleinen Neckereien ſind nicht der Rede werth — ja er will eine Frau nehmen und ſeine Wahl hat mich recht glücklich gemacht; denke Dir nur, er will ſich um die Hand des Fräuleins von Heeren bewerben, eine anſtändige Verbindung, gegen die gewiß Niemand etwas einwenden kann — freuſt Du Dich nicht darüber? — doch, Eliſabeth, das ſollte Dich ſchon aus Liebe zu mir intereſſiren.

Eliſabeth.

Es intereſſirt mich auch; Fräulein von Heeren iſt eine angenehme und liebenswürdige junge Dame.

Fr. v. Wildau.

Sehr geſetzt und ruhig, ſie hat 'was von Deinem Charakter und das paßt ganz vortrefflich zu dem ſeinigen.

Eliſabeth (nach einer kleinen Pauſe).

Soll ich jetzt weiter leſen, Mama?

Fr. v. Wildau.

Wenn Du willſt, ja, doch wenn Dich das Leſen ermüdet, ſo können wir auch noch ein wenig über Eugens Zukunft plaudern. Er ſprach mit Ferdinand aufrichtig und ernſt über ſeine Angelegenheiten; er ſagte ihm, er wolle durch ſeine Heirath einen feſten Strich unter ſein bisheriges Leben machen.

Eliſabeth.

Er liebt Fräulein von Heeren?

Fr. v. Wildau.

Das hat er gerade nicht geſagt; doch vermuthe ich es aus Aeußerungen, die er gethan: er ſprach von einem leeren Herzen, von vergeblichem Suchen nach ſtillerem Glück, ſo ungefähr, als hätte er lange vergeblich nach etwas getrachtet, das ihn abgezogen von dem wilden Leben, das ihm jetzt ſelbſt unerträglich geworden ſei. — Es ſind das Redensarten, die ich Wort für Wort nicht behalten konnte, aus denen ich aber zu entnehmen glaubte, daß er in ſeinem Herzen doch eine verborgene Neigung hegt — glaubſt Du nicht auch ſo?

Eliſabeth.

Es könnte ſo ſein. — Ich glaube, er ſah Fräulein von Heeren häufig?

Fr. v. Wildau.

Er ſah ſie zuweilen; wie Du weißt, war ſie mit ihren Eltern zuweilen bei uns, auch ritt Eugen zuweilen zu ihnen hinüber.

Eliſabeth.

Das muß ſich raſch gemacht haben, denn ich erinnere mich genau, daß Herr von Wildau noch vor kurzem in nicht freundlichen Ausdrücken über Fräulein von Heeren ſprach.

Fr. v. Wildau.

Ganz richtig, und ich bin überzeugt, daß er vielleicht ihr gegenüber auf ſeine Neigung anſpielte, ſie ihm aber vielleicht zu verſtehen gab, ſie wolle mit einem leichtſinnigen Menſchen wie er ſei, nichts zu thun haben; ich finde das ganz begreiflich.

Eliſabeth.

Ich auch, Mama.

Fr. v. Wildau.

Nun aber ſcheint ſie doch nachgegeben zu haben, und wenn es ſo iſt, gebe Gott ſeinen Segen dazu.

Eliſabeth (mit leiſer Stimme).

Dazu will ich Amen ſagen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Eugen (zum Ausreiten gekleidet).

(Eliſabeth hat ihr Buch ergriffen.)

Fr. v. Wildau

(bei ſeinem Anblick raſch aufſtehend und ihm entgegeneilend, legt ihm beide Hände auf die Schultern).

Ich dachte, Du wäreſt ausgegangen, ſonſt hätte ich Dich ſchon lange auf Deinem Zimmer aufgeſucht; Ferdinand hat mit

mir geſprochen, hat mir Alles geſagt und mir dadurch eine große Freude gemacht — Du wilder, böſer Menſch, hätteſt Du nicht ſelbſt mit Deiner Mutter reden ſollen, brauchſt Du jemand Anderes, um ihr Erfreuliches mitzutheilen?

Eugen (zögernd).

Ich wußte nicht, liebe Mama, ob meine Wahl Deinen Beifall finden würde.

Fr. v. Wildau.

Ganz gewiß, mein Sohn, hat ſie meinen Beifall, ich ſprach eben mit Eliſabeth darüber, und wir Beide lobten Deine Wahl — nicht wahr, Eliſabeth?

Eliſabeth.

Gewiß, Mama.

Eugen.

Ah, auch Fräulein Eliſabeth iſt ſo freundlich, einiges Intereſſe an meiner Zukunft zu nehmen? (förmlich:) ich bin Ihnen dafür außerordentlich verbunden.

Fr. v. Wildau.

Eliſabeth hat es immer gut mit Dir gemeint, aber wie uns Allen, that es auch ihr weh, wenn man über Dich ſo Vielerlei hören mußte und nur mit Bedauern und Achſelzucken — Du kannſt ihr das nicht übel nehmen.

Eugen.

Das habe ich ihr auch nicht übel genommen.

Fr. v. Wildau.

Ach, ich bin ſo glücklich, Eugen — ſo glücklich, daß ich es Dir gar nicht auszudrücken vermag; wer hätte das noch geſtern Abend gedacht, als ich hörte von Deinem Brooker und von den Fremden, die Du, wie ich mir nicht anders denken konnte, direkt vom Spielhauſe zu uns gebracht, und nun hat ſich Alles das mit einem Male geändert, mein lieber Sohn.

Eugen.

Nicht mehr der verlorene Sohn? — Und was Sie anbelangt, Fräulein Eliſabeth, bin ich auch in Ihrer Achtung ein klein wenig geſtiegen? (da ſie zögert zu antworten:) o, antworten Sie mir lieber nicht, ich ſehe, wie ſchwer es Ihnen wird, mir auch nur die geringſte Theilnahme zu bezeugen.

Fr. v. Wildau.

Du thuſt ihr Unrecht, ſie wünſcht Dir alles mögliche Glück, nicht wahr, Eliſabeth? (mit mütterlichem Stolze:) meinem Sohne Eugen? — nun gratulire unſerem Bräutigam.

(Eliſabeth geht zögernd auf ihn zu und reicht ihm ihre Hand, die er mit ſeinen Beiden ergreift und langſam an ſeine Lippen führt.)

Eugen (nach einer Pauſe).

Vielleicht that ich Ihnen Unrecht, vielleicht hatten Sie doch eine beſſere Meinung von mir, als ich mir einbildete, vielleicht begleiteten Sie doch meine Zukunft mit einem freundlichen Segenswunſche.

Eliſabeth.

Gewiß, — Gott iſt mein Zeuge. (Sie wendet ſich raſch ab.)

Fr. v. Wildau.

Wie mir ſcheint, biſt Du gerade im Begriffe, zu unſeren Nachbarn hinüberzureiten, ich ſehe das an Deinem ſorgfältigen Anzuge.

Eugen.

Meiner Gemüthsſtimmung nach hätte ich ſchwarz gekleidet ſein ſollen; ich bin im Begriff, einen ernſten Ritt zu thun.

Fr. v. Wildau.

Gott bewahre uns vor ſchwarz, das iſt die Farbe der Trauer, Du aber gehſt hoffentlich dem Glück und der Freude entgegen, zum Troſt Deiner Mutter, die Dich ſo innig liebt.

Eugen (mit Beziehung).

Wer kann das wiſſen? ich werde zögernd dieſe Schwelle überſchreiten, da vielleicht mit dem erſten Schritte, den ich heute aus dem Hauſe thue, das erſte Glied einer langen Kette von Leiden und Täuſchungen beginnt.

(Eliſabeth iſt an das Fenſter getreten.)

Fr. v. Wildau.

Geh! geh! Du wirſt mir am Ende noch melancholiſch, wie kann Jemand in Deiner Lage ſo ernſte Gedanken haben wollen?

Eugen (mit angenommener Heiterkeit).

Gerade in meiner Lage ſind die ernſten Gedanken am begreiflichſten — ich fühle etwas wie Herkules, als er am Scheidewege ſtand. — Fort denn, dem dornigen Pfade der Tugend entgegen! (Er betrachtet Eliſabeth, die ſich nicht umwendet.) Adieu denn, Mama — auf Wiederſehen in ein paar Stunden!

Fr. v. Wildau.

Vergiß nicht an Heerens meine herzlichen Grüße auszurichten, ſage ihnen auch, wie ſehr uns Dein Entſchluß gefreut. (Während des Nachfolgenden geht Eugen zögernd und ſich oft umwendend gegen die Mittelthüre.)

Eugen.

Das iſt mein Empfehlungsbrief, damit werde ich mich einführen — wer weiß, ob mein perſönlicher Kredit ausreichend wäre.

Fr. v. Wildau.

Wenn Du nicht immer Alles über Hals und Kopf abmachteſt, ſo hätten wir die Sache ruhig überlegen können und ich würde Dich vielleicht begleitet haben.

Eugen.

Eine ausgezeichnete Idee, Mama, das könnteſt Du jetzt noch thun; wenn Du willſt, laſſe ich einſpannen.

Fr. v. Wildau.

Nein, nein, jetzt ſo plötzlich genirt mich das.

Eugen.

Oder ich kann auch bis morgen warten.

Fr. v. Wildau.

Nein, nein, führe Deinen erſten Entſchluß aus.

Eugen.

Und doch glaube ich, daß Du eben Recht hatteſt und es beſſer wäre, wenn wir zuſammen hinüberführen, es wäre mir eine Beruhigung, gewiſſer Maßen unter Deinem Schutze und perſönlich von Dir eingeführt zu werden.

Fr. v. Wildau.

Verſchiebe es nicht bis morgen, Eugen, einen guten Vorſatz muß man wo möglich gleich ausführen, und Dich hindert nichts, das zu thun.

Eugen (für ſich, Elſabeth betrachtend).

Nicht einen Blick gönnt ſie mir; (laut, aber zerſtreut:) allerdings hindert mich nichts.

Fr. v. Wildau.

Dein Herz ſpricht für Fräulein von Heeren?

Eugen.

Gewiß — o es ſpricht ſehr.

Fr. v. Wildau.

Für beide Theile ſteht die Partei gleich, Du wirſt gewiß willkommen ſein.

Eugen (für ſich, wie eben).

O dieſer Trotzkopf! (laut:) Auf alle Fälle werde ich dort willkommen ſein, und da ich das weiß und tief in meinem Herzen fühle, ſo zieht es mich auch mächtig hin.

Fr. v. Wildau (ergriffen).

So geh' mit Gott, mein Kind! möge Dein Weg ein glücklicher ſein.

Eugen (ein paar Schritte zurückkommend).

Im Augenblicke geh ich; mich freut's nur, Mama, daß auch Du der Anſicht biſt, ich werde dort willkommen ſein. — Alſo leb' wohl, Mama (reicht ihr nochmals die Hand) bis ſpäter! — adieu, Fräulein Eliſabeth! Soll ich vielleicht Fräulein von Heeren einen Gruß von Ihnen überbringen?

Eliſabeth.

Wenn ich bitten darf, Herr von Wildau, und ſagen Sie ihr auch, wie herzlichen Antheil ich an ihrem Glücke nehme.

Eugen (ironiſch).

An ihrem Glücke? das iſt wohl noch ſehr zweifelhaft; denken Sie nur, Fräulein Eliſabeth, an eine Verbindung mit dem verlorenen Sohn des Hauſes.

Eliſabeth.

Ich würde mir nie erlaubt haben, eine ſolche Benennung zu gebrauchen.

Eugen.

Zugeſtanden — Ihre Worte ſind zu koſtbar, um ſie an unbedeutende Dinge wie ich bin zu verſchwenden — aber in Gedanken.

Eliſabeth.

Ich hatte ſelten Veranlaſſung, an Sie zu denken, Herr von Wildau.

Eugen (heftig).

Ich danke für dieſen neuen Beweis Ihrer Achtung und wenn Sie mir noch erlauben würden, Ihnen zu bemerken —

Fr. v. Wildau.

Laß' alle Deine Bemerkungen, Eugen, ich bitte Dich dringend darum, es iſt wahrhaftig traurig, daß Ihr Beide nie einen Augenblick beiſammen ſein könnt, ohne ſpitzige Redensarten zu wechſeln.

Eugen.

Du haſt Recht, Mama, doch kannſt Du Dich darüber tröſten, das wird ja Alles bald von ſelbſt aufhören. (Heftig:) ich glaube, der Anſicht ſind wir alle Drei, ich wenigſtens, Du auch, Mama, und (ſich gegen Eliſabeth verbeugend) von Fräulein Eliſabeth glaube ich daſſelbe überzeugt ſein zu dürfen.

Eliſabeth.

Gewiß, Herr von Wildau, eine Aenderung kann uns Allen nur wünſchenswerth ſein.

Eugen.

Und damit Gott befohlen. (Durch die Mitte ab.)

(Frau von Wildau ſetzt ſich an den Tiſch, Eliſabeth bleibt am Fenſter ſtehen. Eine kleine Pauſe.)

Fr. v. Wildau.

Es thut mir leid, daß er mißſtimmt fortgegangen iſt, aber Du hätteſt in der That ein wenig freundlicher gegen ihn ſein ſollen, ich darf Dir's ſchon ſagen, da ich immer Deine Partei gegen ihn genommen. (Pauſe.) Hat er das Schloß ſchon verlaſſen, ſahſt Du ihn wegreiten?

Eliſabeth.

Nein, Mama, Herr von Wildau wird den Weg durch den Wald genommen haben.

Fr. v. Wildau.

Jetzt, da er fort iſt, hätte ich ihm noch mancherlei zu ſagen, vorhin war mir das Herz ſo voll, daß ich kein ruhiges, überlegtes Wort hervorbringen konnte; ich hätte ihm anempfehlen

sollen, zuerſt die Frau von Heeren zu ſprechen; mit ſeinem Ungeſtüm fällt er am Ende mit der Thüre ins Haus, was bei dieſer ſtillen Familie nicht gut angebracht wäre.

Eliſabeth (lebhaft).

Herr von Wildau iſt noch nicht fort, der Bediente führt ſein Pferd im Hofe umher.

Eugen (eintretend).

Ich muß wahrhaftig noch einmal zurückkommen, Mama, und gegen Dich eine Bitte ausſprechen, die Dir gewiß gerechtfertigt erſcheint.

Fr. v. Wildau (ihm entgegen gehend).

Was iſt's, Eugen? Alles was Du wünſcheſt, werde ich thun, mein Kind.

Eugen.

Da Du mich nicht begleiten kannſt, Mama, ſo ſollteſt Du wenigſtens ein paar Zeilen an Frau von Heeren ſchreiben; Du kennſt dieſe würdige Dame ſchon längſt und ein freundliches Wort von Deiner Hand würde meine Werbung ſehr erleichtern.

Fr. v. Wildau.

Zum Schreiben bin ich in dieſem Augenblicke nicht gefaßt genug, aber Deine Idee, (ſie faßt ihn unter dem Arm und führt ihn langſam gegen die Mittelthüre.) Dich zuerſt an Frau von Heeren zu wenden, iſt ganz richtig und ich vergaß vorhin, Dir es anzuempfehlen. Thue das alſo bei Deiner Ankunft dort, ſage der alten Dame meine herzlichſten Grüße, —

Eugen (ſich gegen Eliſabeth umſchauend).

Gewiß, Mama.

Fr. v. Wildau.

Ich würde ſie morgen beſuchen und freue mich ſchon im Voraus darauf, mit ihr liebreich zu plaudern — Du weißt, ſie

Stadtrath bei diesen Worten krampfhaft auf, doch gebrauchte er dabei die Vorsicht, das Rasirmesser weit von sich weg zu halten; mit zwei Schritten war er wieder an der Thür des Nebenzimmers und rief: „Beim Herkules, es ist wirklich stark, was man Alles von dir erleben muß! Eine Einrichtung, von der ich mit Stolz reden kann, von welcher meine Kinder und Enkel eben so sprechen werden, eine Einrichtung, welche der Nachwelt bis ins hundertste Glied zu Gute kommt, eine Einrichtung, die dadurch, weil eben bei dieser Einrichtung ich die Hauptursache war, wirklich ins Leben trat, und die dadurch für mich so äußerst ehrend ist, und das Alles begreifst du nicht einmal! Aber was schwatz' ich hier, was sprech' ich dir Vernunft vor, wozu nützt's? Ich will mich gar nicht mehr ereifern!“ —

Damit gieng der würdige Vater der Stadt festen Schrittes zurück an seinen Spiegel, und da er sein Geschäft eifriger als je aufnahm, so wäre er in wenigen Augenblicken fertig gewesen, wenn die fette Stimme im Nebenzimmer nicht auf die eifrige Rede des Stadtraths nach einer ziemlichen Pause geantwortet hätte: „Für all' das schwere Geld hättet Ihr ein solides Schlachthaus bauen können.“

„Ein Schlachthaus!“ jauchzte der Stadtrath, und man konnte einen Moment lang ungewiß sein, ob dieses Jauchzen Freude oder Schmerz ausdrückte, aber es war mehr das letztere, was ihn bewegte, und mit einem großen Sprunge stand er abermals in der Thür des Nebenzimmers und wiederholte äußerst zornig: „Ein Schlachthaus, ei, ein Schlachthaus! Frau, man merkt augenblicklich, daß du eine Mezgerstochter bist! Ein Schlachthaus und eine Gasbeleuchtung! ob wohl ein vernünftiger Mensch im Stande sein wird, das in eine Paralelle zu stellen — ja, und in Einem Athem zu nennen? Eine Gasbeleuchtung, eine der edelsten und menschenfreundlichsten Einrichtungen, eine Einrichtung, welche die Stadt und Residenz den ersten und größten gleich stellt, — und haben wir nicht ebenfalls ein Schlachthaus? ge-

iſt die wichtigſte Perſon des Hauſes (indem ſie mit Eugen abgeht) und ihre Anſicht gilt.

Eliſabeth

(geht rechts an den Tiſch, nimmt das Buch, legt es aber wieder hin und tritt langſam ans Fenſter zurück).

Dort iſt noch immer ſein Pferd — da iſt er auch ſelbſt — er ſitzt auf, er ordnet die Zügel (mit leiſer Stimme:) ohne aufzublicken — begreiflich, erfüllt von dem Glücke, das ſeiner wartet; (plötzlich ſchmerzlich und heftig bewegt ausrufend:) o hätten die Wünſche meiner Seele Kraft genug, ihn zurückzurufen, doch er verſteht ſie nicht, dieſe lautloſe Sprache — Eugen! — Eugen! — nicht dorthin! — nicht dorthin! — kehre zurück und laß Dir ſagen, wie ich dich liebe! — Es iſt zu ſpät, entſetzliches Wort (laut ausrufend:) zu ſpät! (Sie blickt erſchrocken um ſich und faßt ſich gewaltſam.)

Fr. v. Wildau (eintretend).

Nun iſt er fort und mit einer Haſt den Waldweg hinauf, als ſtände bei einer Verzögerung Alles auf dem Spiele; ja, ſo ſind dieſe jungen Leute — (ſie ſetzt ſich) jahrelang hat er dieſes Mädchen geſehen, war ſo häufig in ſeiner Geſellſchaft, hat mit ihm getanzt, die gleichgültigſten Dinge der Welt mit ihm geſprochen, und nun auf einmal fällt es ihm ein, er könne ohne daſſelbe nicht leben und iſt der feſten Ueberzeugung, daß er nur mit ihm glücklich werde. (Eliſabeth bewegt und nachdenkend geht hinten auf und ab.) Es iſt ein ganz hübſches Mädchen, das iſt nicht zu läugnen, und gut erzogen, nun, Du kennſt es beſſer als ich, glaubſt Du, daß es eine gute Frau für Eugen ſein wird?

Eliſabeth.

Wer könnte daran zweifeln, ſie wird ihn lieben und wo gegenſeitige Liebe iſt, iſt auch Glück.

Fr. v. Wildau.

Wenn ich nur eine Idee hätte, wo er näher mit ihr bekannt geworden iſt; ſprach er doch bis jetzt nie ein Wort, daß er ſie

häufiger gesehen, daß sie ihm gefallen und daß er Absichten auf sie habe — erinnerst Du Dich, daß er je ihren Namen genannt?

Elisabeth.

Ich erinnere mich nicht, doch war Herr von Wildau in meiner Gegenwart immer schweigsam.

Fr. v. Wildau.

Allerdings und leider möchte ich sagen, aber darin habt Ihr Beide einander nichts vorzuwerfen; wenn ich nur wüßte, woher diese gegenseitige Abneigung eigentlich gekommen? ich glaube doch, mein Kind, daß Du damit angefangen, denn wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, kam Dir Eugen herzlich entgegen, als Du vor zwei Jahren aus der Pension kommend bei uns erschienst.

Elisabeth

(die einen Augenblick stehen bleibt).

War Herr von Wildau wirklich herzlich gegen mich? ich kann mich nicht mehr erinnern.

Fr. v. Wildau.

Aber ich desto besser; er freute sich sehr über Deine Anwesenheit; er wollte mit Dir spazieren gehen, fahren, reiten, was weiß ich Alles, aber damals warst Du ein wenig Prinzessin, sehr zurückgezogen und etwas zu stark gehalten.

Elisabeth.

Ich kam eben aus der Pension, Mama.

Fr. v. Wildau.

Nun, das liegt jetzt hinter uns; doch jetzt, wo sich Alles anders gestaltet, kann ich Dir wohl gestehen, daß mich damals Euer gegenseitig schroffes Benehmen etwas verletzt hat; ich hatte Dich damals, als Du kamst, sogleich lieb gewonnen, das weißt Du ganz genau.

Eliſabeth (auf ſie zueilend).

O gewiß, meine gute, liebe Mama.

Fr. v. Wildau (ſie anblickend).

Ich dachte ſo allerlei — weißt Du, eine Mutter beſchäftigt ſich immer mit der Zukunft ihrer Kinder, es hätte mich gefreut, wenn Ihr Beide Euch recht gut vertragen hättet; (Eliſabeth ſchlägt die Augen nieder.) ich kann das jetzt ſagen, da es nun ganz anders gekommen iſt. Weißt Du aber auch, mein Kind, daß damals ein Augenblick war, wo ich Dich nicht recht leiden mochte, damals, es war die gleiche Zeit, als Eugen ein wildes Leben anfing, und da dachte ich mir denn, wenn das junge Mädchen — Du nämlich, einen guten Einfluß auf ihn gewonnen hätteſt, ſo würde er nicht wie toll in der Welt herumfahren.

Eliſabeth.

O ich hätte nie einen Einfluß auf ihn haben können, weiß ich doch zu gut, wie haſtig und heftig er mit mir war, wie er jedes Wort übel nahm, das ich ihm ſagte, wie er trotzig von mir wegliefe, wenn ich nicht immer ſeiner Meinung war.

Fr. v. Wildau.

So, an das erinnerſt Du Dich doch noch?

Eliſabeth (lebhaft).

O gewiß; ein paar dieſer kindiſchen Auftritte ſtehen noch ſo lebhaft vor mir, daß ich ſie Ihnen auf's Genaueſte erzählen könnte: ſo brachte er mir eines Tages einen Strauß Waldblumen, die er ſelbſt geſammelt.

Fr. v. Wildau.

Ja? das war viel von ihm, ich kann mich einer ſolchen Aufmerkſamkeit von ihm nicht rühmen.

Eliſabeth.

Und als ich dieſelben neben mich hinlegte und nicht augenblicklich in's Waſſer ſtellte, ſah er mich zornig an und ſagte, ich

hätte keinen Sinn für die Schönheiten der Natur, begriffe gar nicht, welche Mühe es ihm gemacht, die Blumen für mich zu sammeln.

Fr. v. Wildau.

So, das sagte er?

Elisabeth.

Ja, Mama, und als ich ihm entgegnete, ich hätte ja keinen Wunsch geäußert, Waldblumen von ihm zu haben, da nahm er sie heftig vom Tische weg, ging an's Fenster und streute sie einzeln hinaus.

Fr. v. Wildau

(sie mit einem langen Blicke betrachtend).

So, das that er? davon hast Du mir nie etwas gesagt.

Elisabeth.

Ich fand keine Gelegenheit dazu, aber ähnliche Fälle könnte ich Ihnen zu Dutzenden erzählen, wo er ohne alle Ursache heftig gegen mich wurde, ja mich förmlich beleidigte, ohne daß ich ihm Veranlassung dazu gab, und ich that ihm ja damals Alles zu Gefallen.

Fr. v. Wildau.

Davon habe ich nicht viel gemerkt.

Elisabeth.

Ich bin mit ihm ausgefahren und geritten, obgleich ich im Voraus immer wußte, daß es Streitigkeiten geben würde.

Fr. v. Wildau.

Ich möchte, Du hättest mir früher davon gesprochen.

Elisabeth.

Ich konnte das nicht, ich hätte ja Herrn von Wildau anklagen müssen, überhaupt rede ich jetzt nur darüber, weil Alles so gekommen, wie es kam; Sie bemerkten das vorhin ganz richtig. —

Ja, meine liebe Mama, es gestaltet sich Alles hier anders und wird sich auch noch Vieles anders gestalten müssen.

Fr. v. Wildau.

Ich verstehe Dich nicht recht.

Elisabeth (erregt).

O Sie müssen mich verstehen und Sie müssen mir auch Recht geben: Herr von Wildau wird sich verheirathen, er wird eine junge, geliebte Frau in's Haus bringen, Sie werden die Schwiegertochter herzlich lieben und Ihre arme Elisabeth wird nach und nach vergessen werden — es wird sich Niemand mehr um sie bekümmern.

Fr. v. Wildau.

Was das für garstige Reden sind, setze Dich hieher und sieh mir in die Augen — pfui, mein Kind! wie kannst Du so was sagen — Du weißt doch, wie lieb ich Dich habe.

Elisabeth (schmerzlich bewegt).

Ob ich das weiß, Mama, ob ich's nicht dankend gefühlt habe, wie vollkommen Sie mir meine theure Mutter ersetzten, die ich so früh verlor; aber gerade da ich das in der Tiefe meines Herzens so lebhaft gefühlt, so könnte ich's nicht ertragen, wenn ich von Ihrer Liebe auch nur das Geringste an eine Andere abgeben müßte; in dem Punkte wäre ich entsetzlich eifersüchtig, (lebhafter:) und so wird es kommen, so muß es kommen, ich weiß, wie Sie Ihren Sohn Eugen lieben, und diese Liebe werden Sie auch auf Ihre Schwiegertochter ausdehnen müssen. Daß dabei vielleicht noch ein Theilchen Zuneigung für mich übrig bleiben wird, o daran zweifle ich bei Ihrer Herzensgüte nicht, aber ich habe alsdann kein volles Recht mehr an Ihr Herz: was Sie mir noch zukommen lassen, ist ein Gnadengeschenk, ein Almosen, und es ist hart, Almosen der Liebe zu empfangen.

Fr. v. Wildau (erstaunt).

Was ist Dir, mein Kind? so sah ich Dich nie — wie kannst Du mir solche Worte sagen?

Elisabeth.

Weil ich sie fühle, o so wahr, so wahr fühle — lassen Sie mich ausreden, Mama, lassen Sie mich Alles sagen, hören Sie den heißen Wunsch meiner Seele und möge mir Ihre herzliche Liebe zur Ausführung desselben verhelfen.

Fr. v. Wildau.

Du siehst mich erstaunt und überrascht — meine sonst so ruhige Elisabeth, welchen Wunsch könntest Du haben?

Elisabeth.

Den Wunsch, dieses sonst so geliebte Haus zu verlassen, sobald Herr von Wildau seine Gattin einführt.

Fr. v. Wildau

(sieht sie überrascht und mit einem traurigen Blicke an).

Um Gott, mein Kind, warum hast Du nicht früher so mit mir gesprochen — (Elisabeth verbirgt ihr Gesicht in beide Hände,) warum hast Du mir früher keinen Blick in Dein verschlossenes Herz gestattet?

Elisabeth (heftig).

Mein Herz hat damit nichts zu schaffen, Mama — o lassen wir mein Herz aus dem Spiele — was könnten Sie in meinem Herzen gelesen haben? — o nichts — nichts, gewiß nichts, nur die Vernunft sprach aus mir und in diesem Sinne müssen Sie mir zugestehen, daß ich Recht habe, dieses Haus verlassen zu wollen.

Fr. v. Wildau (nach einer Pause).

Ja, mein armes Kind, es könnte wahr sein, daß Du Recht hättest — o hätte Eugen abermals gezögert — es ist zu spät.

Eliſabeth

(erhebt ſich raſch und tritt an das Fenſter, für ſich).

Ja, zu ſpät!

Fr. v. Wildau.

Wie er davon geritten iſt, hat er Heerens Gut lange erreicht und —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Eugen (heftig eintretend).

Eugen.

Nein, das iſt zu ſtark, ſo etwas iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen.

Fr. v. Wildau (ihm entgegeneilend).

Wo kommſt Du her, Eugen? biſt Du ſchon zurück?

Eugen.

Zwei Fragen auf einmal, wovon ich Dir keine mit einfachen Worten beantworten kann; wo ich herkomme, iſt auch nicht ohne Kommentar verſtändlich — aus der Sandgrube komme ich, die vor dem Walde links am Wege iſt, und wie Du ſiehſt, bin ich auch ſchon zurück, aber nicht gerade von daher zurück, wohin ich gewollt — ſo 'was iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen (nach Eliſabeth ſchauend) in meinem ganzen Leben noch nicht, ich hätte den Hals brechen können.

Fr. v. Wildau.

Um Gotteswillen, ſo ſprich einmal, Du biſt doch nicht vom Pferde gefallen?

Eugen.

Ah, Mama, das muß ich mir ausbitten, unſer einer fällt nicht ſo leicht vom Pferde, aber wir Beide fielen zuſammen,

Cäſar und ich, und in die eben erwähnte Sandgrube hinab, (ſehr langſam:) ungefähr zwanzig Fuß tief hinab, (für ſich:) ich glaube, wenn ſie wüßte, ich wäre vom Kirchthurm gefallen, ſie wendete doch ihren Kopf nicht herum — Du ſollſt mir's büßen. (Laut:) Ja, Mama, es iſt Gott ſei Dank glücklich abgelaufen. Weißt Du, ich ritt von hier etwas raſch den Waldweg hinauf.

Fr. v. Wildau.

Etwas toll könnte man ſagen.

Eugen.

Nun ja, in der erſten Aufwallung der Freude — einem ſo ſchönen Ziele entgegen.

Fr. v. Wildau.

Ich kann mir denken, daß Du irgend ein ſchönes Ziel vor Augen hatteſt.

Eugen.

Ja und ich dachte innig daran, und als ich den Wald erreicht, ritt ich langſamer — o es reitet ſich ſo ſüß und heimlich im Schatten des Waldes, (nach Eliſabeth blickend) wenn man in ſeinen Gedanken mit einem geliebten Bilde beſchäftigt iſt.

Fr. v. Wildau (dieſen Blick bemerkend).

Ah, Du warſt mit einem geliebten Bilde beſchäftigt?

Eugen.

Gewiß, Mama, und auf's allerinnigſte; ich ſtellte es mir ſo lebhaft vor, wie ich jetzt bei Heerens einreiten würde, wie man erſtaunt wäre, mich ſo unverhofft zu ſehen, wie dieſes Erſtaunen wachſen müßte, wenn ich bei der Frau von Heeren um eine Privatunterredung nachſuchte und dann —

Fr. v. Wildau.

Nun, und dann?

Eugen (ungeduldig).

Nun, und dann? das Andere hätte ſich gefunden und wird ſich finden. — — Was aber uns Beide anbelangte, Cäſar und mich, ſo ritten wir gerade an der eben erwähnten Sandgrube; ich, verſunken in meine ſüßen Gedanken, ließ ihm die Zügel fahren, er thut einen Fehltritt, ich will ihn emporreißen und erſchrecke ihn damit, (wieder nach Eliſabeth blickend) er gleitet aus und wir Beide rollen zuſammen in die Sandgrube hinab.

Fr. v. Wildau.

Um Gotteswillen, das hätte ja ein furchtbares Unglück geben können.

Eugen.

Allerdings geben können und ich kann mir gratuliren, daß das Unglück, welches es gegeben hat, gleich wieder gut gemacht ſein wird: die Verſpätung einer Stunde bei meiner Braut und ein zerriſſener Sattelgurt, (mit Betonung:) ohne den ich wahrhaftig nicht zurückgekehrt wäre, darauf kann man ſich verlaſſen. Alſo da bin ich wieder und habe es nur für meine Pflicht gehalten, Dir das zu ſagen, ehe ich dem Cäſar einen andern Sattel auflegen laſſe.

Fr. v. Wildau (lächelnd).

So willſt Du alſo doch noch hinaus?

Eugen.

Das verſteht ſich, (mit Beziehung:) jetzt bin ich erſt recht entſchloſſen.

Fr. v. Wildau.

Nimm Dich aber beſſer in Acht als das erſte Mal. Und da der Unfall Dich zwang zurückzukehren, ſo will ich das benützen, um Dir noch ein paar Zeilen für Frau von Heeren zu ſchreiben, wenn Du nämlich ſo viel Zeit haſt, um darauf zu

warten. (Für ſich:) Wie freut es mich, daß er zurückkam, ich will ſie allein laſſen.

Eugen.

Du kannſt Dir denken, daß mir in meinen Verhältniſſen jede Minute koſtbar iſt, aber um einen Brief von Dir mitzunehmen, warte ich gerne.

Fr. v. Wildau.

Es ſoll bald geſchehen ſein. (Sie geht nach der Thüre links, neben welcher Eliſabeth am Fenſter ſteht.)

Eugen (ihr langſam nachgehend).

Uebereile Dich nicht, liebe Mama, ſage der Frau von Heeren Alles, was Du für gut findeſt, und drücke ihr meinen innigen Wunſch aus, Mitglied ihrer Familie zu werden; ſage ihr, wie innig ich Dich um Deine Einwilligung gebeten, und ſage ihr, Du ſeieſt überzeugt, daß ich ihre Tochter herzlich liebe und daß ich ſie glücklich machen würde, (Frau v. Wildau ab.) ja, daß ich ſie recht innig liebe, und daß ich mir alle Mühe geben werde, ſie glücklich zu machen, (lebhafter:) ja, der ganzen Welt zum Trotze, die der Anſicht iſt, ein junger Menſch, der ein wenig friſch in's Leben hineingegriffen, habe kein Herz, — kein Gemüth — kein Gefühl — ja, gar kein Herz und gar kein Gefühl — ſo — — und jetzt will ich gehen und mir Cäſar auf's neue ſatteln laſſen. (Er geht ſingend nach dem Hintergrunde, zögert aber abzugehen und wendet ſich endlich mit allen Zeichen der Ungeduld, um entſchloſſen vor Eliſabeth hinzutreten.) Fräulein Eliſabeth! wenn man zwanzig Fuß tief mit dem Pferde in eine Sandgrube rollt, ſo kann man den Hals brechen — haben Sie davon eine kleine Idee?

Eliſabeth.

Gewiß, Herr von Wildau, und es hat mich ſehr erſchreckt.

Eugen.

Nun, ich wünſche allen Menſchen Ihr Erſchrecken, es greift wenigſtens die Nerven nicht an. O wenn ich doch etwas von

legen, wie ein Schlachthaus gelegen ſein muß, in einem finſtern Winkel der Stadt, klein, unſcheinbar, und iſt dieſe Lage in ihrer Kleinheit und Unbedeutenheit nicht recht ſinnig gewählt? Soll man mit einem Schlachthauſe Staat machen? Nein! Soll man in einem prachtvollen Gebäude zur Schau tragen den ſchmerzvollen Tod ſo vieler unglücklicher Geſchöpfe, in glänzender Umgebung recht erkennen laſſen, welch' ein grauſames, blutiges Geſchöpf der Menſch iſt? weite Hallen bauen, um gefühlloſe Zuſchauer herbeizuziehen, die ſich weiden an dem fließenden Blut und dem Todesgeröchel unzähliger armer Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit? Nein, verehrte Kollegen" —

„Ja ſo!" verbeſſerte ſich der Stadtrath, denn ihm war im Eifer des Geſprächs etwas von ſeiner Rede entſchlüpft, die er vor einiger Zeit in der Stadtrathsſitzung pro Gasbeleuchtung contra Schlachthaus gehalten.

„Ich weiß wohl," fuhr er hitziger fort, „daß mir gerade aus deiner Familie heftig opponirt wurde, und welche Minen dein Vetter, der Mezgeroberzunftmeiſter, wider mich ſpringen ließ; ich werd' es ihm nie vergeſſen, daß er abſichtlich den alten Ochſen mehrere Tage hangen ließ, die Nachbarſchaft mit dem Geruch verpeſtete und alſo eine Bittſchrift zu Wege brachte um Erbauung eines Schlachthauſes; aber wir triumphirten — welch' eine Himmelsgabe iſt das Licht u. ſ. w.! Aber jetzt ſpar' deine Bemerkungen und laß' mich mit meinem Raſiren zu Ende kommen."

Für jetzt wurde dieſes Geſchäft denn auch ohne Störung vollzogen; der Stadtrath wuſch ſich mit einem warmen Schwamme das Geſicht, kämmte ſein etwas borſtiges Haar gerade in die Höhe, legte alsdann eine weiße Halsbinde um, knöpfte ſich in eine weiße Weſte hinein, ſchlüpfte in einen ſchwarzen Frack, und als er ſich ſo im Ballanzuge in ſeinem Spiegel beſchaute, begriff er vollkommen das Gefühl, mit welchem ſich Gott der Herr am ſechsten Schöpfungstage eingeſtand, daß er mit ſeinem Werke zufrieden ſei.

Ihrem Gleichmuthe hätte, was für ein ruhiger und beſonnener Menſch wäre ich geworden — ein Muſter von einem jungen Manne, geradlinig und — langweilig wie eine Pappelallee, ganz Ihr Geſchmack, Fräulein Eliſabeth.

Eliſabeth.

O Herr von Wildau, Sie kennen meinen Geſchmack nicht, und haben ſich auch nie Mühe gegeben, meinen Geſchmack zu ergründen.

Eugen.

O keine Wortklaubereien, darin ſind Sie mir zu ſtark, ich wollte überhaupt nur ſagen, daß es unter fühlenden Menſchen Sitte iſt, wenn Einem ein Unglück zuſtößt, daß der Andere ſein Bedauern ausdrückt, wenigſtens äußerlich; man hätte in dem Falle z. B. ſagen können: ſchade, daß Sie geſtürzt ſind und ſo Ihre koſtbare Zeit verloren haben.

Eliſabeth.

Ich habe das gedacht, Herr von Wildau, Gott iſt mein Zeuge, und hätte dieſen Gedanken gerne Worte geliehen, aber ich wußte nicht, wie Sie ein freundliches Wort von mir aufnehmen würden.

Eugen.

Das konnten Sie allerdings nicht wiſſen, denn freundliche Worte haben Sie noch nie an mich verſchwendet und jetzt gerade hätten Sie beſondere Urſache gehabt, mir etwas derartiges zu ſagen.

Eliſabeth.

Warum gerade ich?

Eugen.

Weil Sie die Hauptſchuld trugen, daß mein Pferd ausglitt und fiel; (mit Betonung:) es war dieſelbe Stelle an einem gewiſſen Waldwege, wo ich das Glück hatte, vor zwei Jahren mit Ihnen zu reiten — das ſind aber Kleinigkeiten, deren Sie ſich wahrſcheinlich nicht mehr erinnern.

Eliſabeth.

O, ich erinnere mich!

Eugen.

In der That? Nun das freut mich. Damals, es war ein ſchöner duftiger Frühlingsmorgen, wir ritten zuſammen den Waldweg hinauf, heiter und vergnügt — ich wenigſtens.

Eliſabeth.

Auch ich, Herr von Wildau.

Eugen.

Nun denn, als ich heute wieder an die Stelle kam, dachte ich —

Eliſabeth (lebhaft einfallend).

Sie dachten an Ihre Braut, Herr von Wildau, Sie dachten an Ihre Liebe, an eine glückliche, ſonnenhelle Zukunft.

Eugen.

Allerdings, auch daran dachte ich, an eine Liebe, die ich tief im Herzen trage, aber nicht ſo ganz an eine glückliche, ſonnenhelle Zukunft — doch wie ich zu der bewußten Stelle kam, trat die Vergangenheit lebhaft vor mein geiſtiges Auge — o ſo lebhaft, könnte ich es Ihnen nur beſchreiben, Fräulein Eliſabeth — an damals, als ich bemerkte, daß der Zügel Ihres Pferdes ſich verwirrt hatte und ich denſelben zurecht legte und Ihnen auf's Neue in die Hand gab.

Eliſabeth.

O Herr von Wildau, warum dieſe Erinnerungen zurückrufen? Das liegt Alles hinter uns, weit hinter uns, und wenn ich Sie damals durch ein hartes Wort verletzte, ſo habe ich ſchon häufig und innig bedauert, daß ich dieſes raſche Wort geſprochen – Sie hätten das längſt vergeſſen ſollen — es jetzt um ſo mehr vergeſſen ſollen, da in Ihren Verhältniſſen jene Erinnerung doch durchaus nichts Unangenehmes mehr für Sie haben kann.

Eugen.

Unangenehmes nicht, aber noch immer tief Schmerzendes, es war ein Abschnitt in meinem Leben, dem eine düstere und wilde Zeit folgte, eine Zeit, die Sie mir hätten ersparen können.

Elisabeth.

Ich nicht, um Gotteswillen, Herr von Wildau, ich gewiß nicht!

Eugen.

Sie, Fräulein Elisabeth: ich ergriff damals Ihre Hand im Ernste scherzend und wollte sie an meine Lippen führen.

Elisabeth (hastig).

Ich weiß, ich weiß —

Eugen.

Da sagten Sie mir ein hartes, mich tief verletzendes Wort und an dies Wort, das ich nie vergessen, dachte ich an jener Stelle und stürzte heute wie damals, heute freilich nur in den Sandbruch, während ich damals aus allen meinen Himmeln stürzte, (Elisabeth bedeckt ihre Augen mit der Hand.) — ja, damals und jetzt, zwei bittere Augenblicke — o hätten Sie dem ersten eine freundliche Wendung gegeben, hätten Sie Ihre Zurückweisung mit einem guten Worte begleitet, — doch wozu diese Erinnerung, diese traurigen Erinnerungen, die mich schmerzen und die Ihnen wenige Freude machen können, das ist nun Alles vorbei. Aber laßt uns heute wenigstens ohne Feindschaft scheiden, lassen Sie mich mit einem guten, einem freundlichen Worte von Ihnen gehen.

Elisabeth.

Das that ich vorhin schon, Herr von Wildau, meine Gesinnungen ändern sich nicht.

Eugen.

Leider habe ich davon Beispiele, Sie bleiben sich gleich hart gleich kalt.

Eliſabeth (erregt).

O halten Sie mich nicht für hart, o halten Sie mich nicht für kalt und theilnahmlos. Sie haben eine glückliche Wahl getroffen — glauben Sie mir, das Beſte, das Schönſte, was die Zukunft Ihnen zu bringen vermag, erflehe ich für Sie aus vollem —

Eugen.

Vollenden Sie, wenn Sie die Wahrheit ſprechen, wenn Sie es über ſich vermögen, mir zu meinem Vorhaben Glück zu wünſchen — aus vollem Herzen.

Eliſabeth (wendet ſich raſch ab).

Eugen (freudig bewegt).

Ah, Sie können es nicht, Eliſabeth, Ihr Herz ſpricht anders, — wenden Sie ſich zu mir, blicken Sie auf mich, um zu ſehen, wie namenlos glücklich es mich macht, daß Ihr Herz ſich geweigert, dieſen Glückwunſch auszuſprechen, (Frau v. Wildau iſt mit einem Briefe in der Hand ungeſehen eingetreten.) o, meine Eliſabeth!

Eliſabeth

(wendet ſich halb gegen ihn um, er drückt ſie heftig in ſeine Arme).

Ja, ich liebe Dich!

Fr. v. Wildau (vergnügt).

Es ſcheint mir, Du brauchſt jetzt mein Schreiben nicht mehr. (Eliſabeth eilt in die Arme der Frau von Wildau.)

Eugen.

Nein, Mama, im Falle Du meine Wahl billigſt.

Fr. v. Wildau (Eliſabeth den Kopf aufhebend).

Was ſagt Eliſabeth, was ſagt mein trotziges Mädchen dazu? willſt Du uns noch verlaſſen oder willſt Du jetzt bei uns bleiben?

Eliſabeth.

Für immer, liebe Mama, (reicht Eugen die Hand.) o, ich bin ſo glücklich!

Der Bediente (aus der Mittelthüre eintretend).

Die Herrschaften sind so eben von ihrer Spazierfahrt zurückgekehrt, die Frau Baronin von Raynval wünscht Herrn von Wildau dringend zu sprechen.

Eugen (unangenehm überrascht).

Ich hatte sie ganz vergessen, ich bin gleich zu ihren Diensten; (zu Elisabeth, die ihn besorgt anblickt:) sie werden verschwinden, die letzten Zeugen einer unangenehmen Vergangenheit.

Elisabeth.

Ohne Spuren zurückzulassen?

Eugen.

Gewiß spurlos.

Elisabeth.

Mama, ich kann und will diesen Leuten jetzt nicht begegnen, Eugen wird mir schon erlauben, daß ich in Ihrer Gesellschaft sein Zimmer betrete.

Eugen.

Du machst mich selig dadurch, aber erlaube mir eine Bitte an Dich und Mama, laß unser Glück für die nächsten Stunden nur uns Dreien angehören, (man sieht die Baronin durch den Garten kommen.) es sind noch fremde störende Elemente hier, ich brauche eine reine, klare, ungetrübte Luft, um ausrufen zu können, daß Du mein bist. (Die Beiden links ab.)

Vierter Auftritt.

Der Vorige, Frau v. Raynval, ſpäter Ferdinand.

Baronin.

Wiſſen Sie auch, daß Sie ein Verläumder ſind, Eugen?

Eugen.

Ich erſtaune über dieſe Beſchuldigung.

Baronin.

Ja, ein garſtiger Verläumder — haben Sie nicht zuweilen Worte über Ihre Schwägerin bei mir fallen laſſen und ſie als kalt und abſtoßend geſchildert.

Eugen.

In der That, ich erinnere mich nicht.

Baronin.

O ja, Sie erwähnten ihrer als eines feindſeligen Elements im Hauſe, als verſchloſſen, unverträglich, was weiß ich Alles — und Sie haben dieſer Frau das größte Unrecht gethan; ſie iſt freundlich, zuvorkommend, liebenswürdig und herzlich.

Eugen.

Mir ſcheint, da ſind gegenſeitige Eroberungen gemacht worden.

Baronin.

Ja, Eroberungen, die mir Gewiſſensbiſſe verurſachen.

Eugen.

Laſſen wir das Vergangene vergangen ſein; blicken wir froh in die Zukunft; hoffen wir dieſelbe für uns heiter und ungetrübt, und geben wir uns Mühe, dieſe Zukunft Anderen ebenſo zu bereiten; (Baronin zuckt lächelnd die Achſeln.) ſeien wir ehrlich gegen einander. Sie hatten hier auf dieſer Stelle vor Kurzem eine Unter-

redung mit meinem Bruder, welche lebhafter war, als man sie gewöhnlich mit Fremden zu halten pflegt.

Baronin.

Sagte ich Ihnen, daß Ihr Bruder und ich uns gänzlich fremd seien?

Eugen.

Sie sagten mir das nicht, und nach dem, was ich hier bemerkt, würde ich es Ihnen auch nicht geglaubt haben; Sie dagegen mußten bemerken, wie sehr ich mich bemühte, die Aufmerksamkeit Ihres Mannes von jener Unterredung abzulenken.

Baronin (ihm die Hand reichend).

Dafür danke ich Ihnen herzlich, ich habe Sie stets als meinen Freund erkannt.

Eugen.

Das bin ich auch, beziehungsweise, und da man von Freunden Ehrlichkeit verlangt, so möchte ich von Ihnen eine wahre Beantwortung der Frage: warum verschwiegen Sie mir gestern, daß Sie meinen Bruder kannten, ja warum folgten Sie meiner Einladung hieher und vermieden nicht ein Zusammentreffen, das Ihnen Beiden peinlich sein mußte.

Baronin.

Diese Frage ist nicht besonders galant, Sie wünschen mit andern Worten zu wissen, warum ich hieher gekommen sei? nun, ich folgte Ihrer Einladung.

Eugen.

Diese Einladung galt der Baronin von Raynval. — Sie wissen, ich beschäftige mich stets mit der Gegenwart, ich dachte nicht daran, daß Sie eine Vergangenheit hätten, die in Beziehung zu unserem Hause stände.

Baronin.

Nun denn, ehrlich gesagt, ich hasse Ihren Bruder und habe alle Ursache dazu.

Eugen.

Und greifen ihn auf einem Terrain an, wo er sich nicht vertheidigen kann — ich hätte Sie für großmüthiger gehalten.

Baronin.

Was nennen Sie angreifen? ich muß mich nur gegen Angriffe seiner Seits sicher stellen: er besitzt eine Waffe gegen mich, die ich seiner Hand entwinden muß.

Eugen (lächelnd).

Heißt diese Waffe vielleicht Erinnerung?

Baronin.

Erinnerungen dieser Art erschrecken mich nicht, sie sind wie Gespenster am hellen Tage, ein frischer Muth fürchtet sich nicht vor ihnen, was ich von ihm verlange, ist Positiveres.

Eugen.

Ließ er Bedingungen unerfüllt?

Baronin.

Ja, und ich bin hier, um auf die Erfüllung derselben energisch zu dringen.

Eugen.

Was er verweigert?

Baronin.

Ja, unter leeren Ausflüchten, die ihn bezeichnen, aber er sollte diese Sache nicht so leicht nehmen; will er ein falsches Spiel mit mir treiben, mag er sich die Folgen selbst zuschreiben.

Eugen.

Aufrichtig gesagt, Baronin, ich bin nicht vollkommen im Vertrauen meines Bruders; Sie kennen wahrscheinlich seinen ver-

ſchloſſenen Charakter, doch da Sie mich häufig Ihrer Freundſchaft verſicherten, ſo berufe ich mich auf dieſelbe; laſſen Sie mich mit meinem Bruder reden, ernſt und dringend, denken Sie, zu welchem Skandale eine Erklärung mit Ihnen führen müßte.

Baronin.

Im Nothfalle bin ich darauf gefaßt; es iſt eine Abwechslung, ich haſſe dies langweilige Leben an der Seite eines langweiligen Mannes.

Eugen.

Sie ſuchen doch nicht am Ende einen Skandal?

Baronin.

Nein, aber ich vermeide ihn auch nicht. (Ferdinand erſcheint an der Thüre links, die Baronin wendet ſich zum Abgehen.) Ihre Schwägerin iſt eine zu kluge und welterfahrene Frau, um mich gänzlich zu mißverſtehen; ja, ich glaube in ihrem Sinne zu handeln, wenn ich ihr Aufklärungen gebe, von denen ſie längſt eine Ahnung hat.

Eugen

(mit ihr gegen die Mittelthüre gehend).

Laſſen Sie mir Zeit, um mit meinem Bruder zu reden.

Baronin.

Bis heute Abend, wo ich dies Haus zu verlaſſen gedenke; ich habe meine Pferde nach dem Diner auf 8 Uhr beſtellt; ſagen Sie Ihrem Bruder, daß er ſeine Bedingungen erfüllen möge, oder daß er ſich auf einen unerbittlichen Angriff meiner Seits gefaßt mache — ich werde Wort halten, Sie kennen mich. (Ab.)

Ferdinand (vortretend).

Sie wird Wort halten, ja; o ich kenne ſie.

Eugen.

Schlimm genug, daß Du ſie kennſt; wäreſt Du offener gegen mich geweſen, hätteſt Du mir Dein vollkommenes Vertrauen geſchenkt, ſo würde ich beſſer für Dich haben handeln können, ſo

aber muß ich gegen ſie mit ſtumpfen Waffen kämpfen, während ſie alle meine Einwendungen ſiegreich abwehren zu können ſcheint — ſage mir, Unglücklicher, in welchem Verhältniſſe ſtehſt Du zu dieſer Frau?

Ferdinand (auf- und abgehend).

Sprich nicht von der Gegenwart; es iſt eine düſtere Vergangenheit.

Eugen.

Die aber drohend in die Gegenwart hereinreicht — ſie ſpricht von unerfüllten Bedingungen.

Ferdinand.

Ja, ja.

Eugen.

In ſolchen Dingen muß man nicht leichtſinnig ſein — was verlangt ſie denn von Dir?

Ferdinand.

Ein Papier — einen Brief, nicht einmal einen Brief, nur die Hälfte deſſelben, ein Schreiben, das ſie allerdings bloßſtellt.

Eugen.

Nun, da hat ſie alle Urſache, es zurückzuverlangen.

Ferdinand.

Gewiß hat ſie das gegenüber ihrem Manne, gegenüber ihrer jetzigen geſellſchaftlichen Stellung.

Eugen.

Warum zögerſt Du, ihren Wunſch zu erfüllen?

Ferdinand.

Dieſes unglückſelige Papier —

Eugen.

Haſt Du's vernichtet?

So angezogen und gerüstet trat der Stadtrath ins Nebenzimmer; und während er die Hände auf den Rücken legt und mit großen Schritten nachdenkend auf- und abspaziert, und, so oft er ans Fenster kommt, vergnügt auf die hellen Strahlen der Gaslaternen hinabschaut, finden wir Zeit, uns in diesem Zimmer umzusehen und die persönliche Bekanntschaft jener fetten Stimme zu machen.

Das Zimmer, in welchem der Stadtrath seinen äußeren Menschen geputzt, war einfach möblirt; es hatte einen kleinen Sopha von Rohrgeflecht, einige Stühle, Commode und Spiegel und ein kleines Stehpult, auf dem sich mehrere Actenfascikel befanden; das andere Gemach daneben war mit einer gewissen bürgerlichen Eleganz möblirt, an den drei Fenstern desselben hiengen weiße gestickte Vorhänge, diesen Fenstern gegenüber befand sich ein Sopha von Nußbaumholz mit grünfarbenem Plüsch überzogen, und im Zimmer umher eben solche Stühle.

Vor dem Sopha stand ein runder Tisch; auf diesem eine kleine Lampe, ein Kaffee-Service mit zwei Tassen, und vor demselben auf dem Sopha saß die Inhaberin jener fetten Stimme, eine corpulente Frau, die Gemahlin des Stadtraths.

Wir wollen dieser Dame nicht zu nahe treten, indem wir behaupten, daß sie sich im tiefsten Negligé befand, und setzen deßhalb hinzu, daß dieses Negligé einen Anstrich von großer Sauberkeit besaß und daß dasselbe am heutigen Tage eine Uebergangsperiode bildete, durch welche die Stadträthin aus dem Alltagsanzuge in den vollkommensten Ballstaat überzugehen im Begriffe war.

Ja, es war der erste Winterball dieses Jahres, der heute Abend in der Bürgergesellschaft statt finden sollte, der erste Ball dieses Winters und der erste Ball ihres Lebens, den Stadtrath und Stadträthin in dieser neuen Würde mit ihrer Gegenwart verherrlichen wollten.

Ferdinand.

Schlimmer als das, ich habe es verloren.

Eugen.

In dem Falle ſehe ich keine Hülfe.

Ferdinand.

Keine, keine, ſo ſehr ich auch mein Gehirn abmühe, um eine zu finden; Du kennſt das Mißtrauen meiner Frau, unbegründet bis jetzt, ohne Beweiſe, und doch, wie hat ſie mich mit dieſem Mißtrauen gemartert, wie hat ſie damit meine Tage vergiftet! Denke Dir nun meinen Zuſtand gegenüber dieſer Frau, wenn ſie ſich auf Beweiſe, auf Thatſachen ſtützen kann — rathe mir — helfe mir!

Eugen.

Da iſt guter Rath ſelbſt für einen Verſchwender zu theuer, denn er iſt gar nicht zu haben; könnteſt Du Dich nicht auf eine andere Art mit der Baronin abfinden?

Ferdinand.

Unmöglich; ich weiß, daß ihre Verhältniſſe jetzt vollkommen geordnet ſind.

Eugen.

Wie wäre es, wenn wir ihre Drohung damit abwendeten, wenn Du ihr ſagteſt, gut, reden Sie mit meiner Frau, ich rede mit Ihrem Mann.

Ferdinand.

Die Partie iſt zu ungleich, jener Schatten von einem Manne, das Echo ſeiner Frau.

Eugen (lachend).

Darin iſt die Partie allerdings ungleich; von einem ſanften Widerhalle Deiner Worte im Munde meiner theuren Schwägerin habe ich noch nie etwas vernommen.

Ferdinand (nach einigem Nachdenken).

Es gibt nur ein Mittel für mich, aber ein verzweifeltes; jenes Papier habe ich verloren und es iſt an ein Wiederfinden nicht zu denken; ich muß der Baronin zuvorkommen, ich muß mit meiner Frau über dieſe Geſchichte ſelbſt reden.

Eugen.

Ein heldenmäßiger Entſchluß, ich würde mich beſinnen.

Ferdinand.

Wie Du die Baron kennſt —

Eugen.

Allerdings, ſie iſt rückſichtslos.

Ferdinand.

Glaubſt Du, ſie würde ihre Drohung nicht ausführen?

Eugen.

Im Gegentheil, ich bin überzeugt, daß ſie es thun wird.

Ferdinand.

So bleibt mir kein Mittel, als mit meiner Frau zu reden.

Eugen.

Dazu haſt Du gerade die beſte Gelegenheit, ich ſehe ſie aus dem Garten kommen. Du wünſcheſt doch nicht, daß ich dableibe? Ich würde Dir von keinem Nutzen ſein. Apropos, Du haſt doch meine Unterſchrift des gewiſſen Kontrakts bei Dir? zeige Deiner Frau, daß dieſe Sache ſauber planirt und bereinigt iſt, das wird ihre Nerven beruhigen.

Ferdinand.

Wäre ich tauſend Meilen von hier — was biſt Du für ein glücklicher Kerl, frei und ledig!

Eugen (launig).

Bruder, es muß weit mit Dir gekommen ſein, daß Du den verlorenen Sohn des Hauſes beneideſt; doch wer weiß, was

mir die Zukunft bringt, vielleicht ſind meine Feſſeln auch ſchon geſchmiedet. (Rechts ab.)

Albertine (durch die Mittelthüre).

Ferdinand

(eilt ihr entgegen und führt ſie zu einem Fauteuil, wo ſie ſich niederläßt).

Fünfter Auftritt.

Der Vorige, Albertine.

Ferdinand.

Ihr habt eine hübſche Spazierfahrt gemacht?

Albertine.

Recht angenehm, die Baronin iſt eine liebenswürdige Frau; ich habe mich gut mit ihr unterhalten und werde ſie dringend bitten, noch eine Zeitlang bei uns zu bleiben.

Ferdinand.

Wenn es Dir Vergnügen macht.

Albertine.

Du ſagteſt mir früher nie, daß Du dieſe Familie bei Deinem Aufenthalte in der Reſidenz gekannt — Du haſt doch gewiß häufig mit ihr verkehrt.

Ferdinand.

O ja, zuweilen, ſo weit es meine Zeit erlaubte; übrigens hat man bei den Kammerſitzungen ſehr viel zu thun, man wird in Kommiſſionen gewählt, wo man tüchtig arbeiten muß, man iſt auch gezwungen vielerlei Leute zu ſehen und kann ſich deßhalb einer einzelnen Familie nicht ſo widmen — doch ſah ich ſie oft genug.

Albertine.

Schade, eine ſolche Frau wünſchte ich mir zu meinem ſpeziellen Umgange und auch zu dem Deinigen.

Ferdinand.

Du biſt in der That ſehr freundlich.

Albertine.

Wie ſchon geſagt, ſie iſt ſo unterhaltend, hat viel erlebt, weiß Alles — eine Frau von Welt, die unſer Einem vom Lande recht vernünftige und praktiſche Lehren zu geben vermag.

Ferdinand (für ſich).

Davor ſoll mich der Himmel bewahren. (Laut:) Du biſt zu ſehr für ſie eingenommen.

Albertine.

Ganz und gar nicht; ich ſage Dir, dieſe Frau wäre im Stande, meinen Geſichtskreis auf eine ſehr lehrreiche Art zu erweitern.

Ferdinand.

Ich wäre begierig, das zu hören.

Albertine.

Sie entwickelt über das Leben ſo praktiſche Anſichten, ſie kennt die Männer durch und durch, aber für das, was ſie von Euch ſagt, könntet Ihr Euch bei ihr bedanken, Du ganz beſonders, lieber Ferdinand.

Ferdinand

(verlegen, wiſcht ſich mit dem Sacktuche über die Stirne).

Du ſpannſt meine Neugierde; wie könnten Lebensanſichten der Baronin für mich als Mann von Intereſſe ſein, ja mich zum Danke verpflichten? — (Sie betrachtend.) Du ſcherzeſt wohl, mein Kind?

Albertine.

Wenn Du willſt, ja; glaube mir, die Baronin könnte mich über Dinge ſcherzen lehren, die mir bis jetzt vielleicht falſcher Weiſe als troſtlos ernſt erſchienen, auch darin verdiente ſie Deinen Dank.

Ferdinand.

War von mir ſpeziell die Rede?

Albertine.

Auch von Dir, aber mehr von den Männern im Allgemeinen; ſie bewies mir unter Scherzen und Lachen, daß es ganz vollkommene Männer gar nicht gebe und auch nicht geben könne.

Ferdinand.

Und mit dieſer Anſicht?

Albertine.

Bin ich vollkommen einverſtanden, lernte aber von der Baronin eine ſolche Anſicht minder ernſt und ſtreng erfaſſen, als ich dieſes bis jetzt gethan.

Ferdinand (für ſich).

Das wäre ein großer Segen, (laut:) ich verſtehe Dich nicht recht, mein Kind.

Albertine.

Lieber Ferdinand, ich wollte ſagen, man ſollte, um ſich das Leben gegenſeitig angenehm zu machen, manches leichter erfaſſen, finſtere Gedanken verjagen und der Vergangenheit in mancher Beziehung weniger gedenken, um ſich die Gegenwart deſto heiterer zu machen.

Ferdinand (ihre Hand ergreifend).

Mein liebes Kind, wenn Du wirklich ſo dächteſt, ſo könnteſt Du mich zu einem außerordentlich glücklichen Menſchen machen, Du könnteſt die Schatten verſchwinden laſſen, die bisher unſer glückliches Daſein trübten. — Ah, mit welchem heiteren Blick wollte

ich in die Zukunft ſchauen, wenn Du nicht mehr Veranlaſſung nähmeſt, ſchwarze Schatten aus der Vergangenheit heraufzubeſchwören, und mit Unrecht, beziehungsweiſe mit großem Unrecht.

Albertine (offen).

Ich will es verſuchen. Um aber dieſe Vergangenheit gänzlich hinter uns zu werfen, mußt Du mir ein paar Worte erlauben, die ich offen und ehrlich mit Dir reden will und über die ich ebenſo eine Antwort erwarte.

Ferdinand (huſtet verlegen).

Das trifft ſich außerordentlich gut, denn auch ich war im Begriffe, Dir aus meiner Vergangenheit eine kleine, an ſich unbedeutende Mittheilung zu machen, (für ſich:) wer darüber ſchon hinaus wäre.

Albertine.

Aber keine Einzelnheiten, lieber Ferdinand; folge meinem Rathe, laß das Vergangene vergangen ſein, denn es ſind doch nur Phantaſieen und unangenehme Träume, die mich zuweilen beſchäftigen und die ich gerne verbannen will, (ihn herzlich anblickend.) nicht wahr, Thatſachen, die aus der Vergangenheit ſtörend in unſere Gegenwart dringen könnten, gibt's doch unter uns nicht zu beſprechen.

Ferdinand.

Allerdings — in der That — ſolches exiſtirt nicht — in Wirklichkeit nicht — wenn auch der Schein oder Verkettung ſeltſamer Umſtände —

Albertine.

Auf derartiges Scheinen und Meinen wollen wir nichts mehr geben und wenn Du mir aus Deiner Vergangenheit, wie ich übrigens feſt überzeugt bin, nichts Wichtigeres der oben genannten Art mitzutheilen haſt, ſo will ich Dir meine kleine Mittheilung machen, aus der Du erſehen wirſt, wie ich mir vorgenommen

habe, von jetzt ab mit Dir gemeinſchaftlich durch's Leben zu gehen, ohne trübe Gedanken, ohne Mißtrauen.

Ferdinand.

Ich bin entzückt über Deine Worte, aber geſtatte mir doch vorher eines Umſtands zu erwähnen, der Dir vielleicht wichtiger erſcheinen könnte und auch wichtig iſt zu einem künftig ungetrübten Zuſammenleben, wie Du es mir ſo ſchön in Ausſicht geſtellt — (zögernd:) die Baronin von Raynval — (für ſich:) es iſt ein verfluchtes Gefühl und doch muß ich —

Albertine.

Nun, was iſt's mit der Baronin?

Ferdinand.

Vor ihrer Verheirathung war die Baronin in der Reſidenz —

Albertine.

So ſagte ſie mir, bei einer Tante, wo ſie erzogen wurde, einer würdigen Anverwandtin.

Ferdinand.

Allerdings einer ſehr würdigen Anverwandtin, und die Baronin, ehe ſie verheirathet war —

Albertine.

Hängt das, was Du mir ſagen wollteſt, mit der Baronin zuſammen.

Ferdinand.

Es betrifft ſie allerdings und da Du ſo freundlich geneigt biſt, der Vergangenheit nach dieſer Unterredung in keiner Weiſe mehr gedenken zu wollen, ſo möchte ich Dich bitten, freundlich anzuhören, was ich Dir mit ehrlicher Offenheit zu ſagen habe.

Albertine.

Meinetwegen denn, ich will es hören, obgleich es gewiß nicht der Rede werth iſt, aber vorher laß mich Dir meine kleine Mittheilung machen.

Ferdinand (für ſich).

Ich ſitze wie auf Nadeln.

Albertine (für ſich).

Es wird mir ſchwer, es ihm zu ſagen.

Ferdinand.

Die Baronin alſo vor ihrer Verheirathung —

Albertine.

Sei galant gegen Deine Frau und laß' mich zuerſt reden. Als Du das letzte Mal aus der Reſidenz zurückkamſt, ordnete ich Deine Sachen und fand unter denſelben —

Ferdinand.

Du fandeſt?

Albertine.

Eine kleine Brieftaſche, die mir ihrer zierlichen Arbeit wegen gefiel.

Ferdinand (für ſich).

O mein Gott!

Albertine.

Ich kann Dich verſichern, lieber Ferdinand, daß ich ſie ohne alle Abſicht in die Hand nahm, ſie betrachtete und daß ich faſt erſchrack, als ein Papier herausfiel.

Ferdinand (gedankenvoll vor ſich hinſprechend).

Ein Papier — ja ein Papier.

Albertine.

Ein entzwei geriſſener Brief, ich wollte denſelben wieder an ſeinen Ort thun, doch kamſt Du im ſelben Augenblicke und — ich geſtehe Dir, ich war thöricht genug, dieſes Papier zu mir zu nehmen.

Ferdinand.

Und dann?

Albertine.

Haſt Du es nie vermißt?

Ferdinand.

Ich? — nein — o ja — vermißt wohl aber — und dieſes Papier?

Albertine.

Betrachtete ich ſpäter genauer, ich will Dir nichts läugnen, doch waren ſeine Schriftzüge Hieroglyphen für mich.

Ferdinand

(in großer Aufregung, die er mühſam zu verbergen ſucht).

Und dieſes Papier? Du haſt es zerriſſen?! Du haſt es verbrannt?! — Du haſt ſeine Aſche in alle vier Wände geſtreut?! o! — o! — Gut denn, ſo laß mich nun auch reden — jenes Papier und die Baronin Raynval —

Albertine.

Halt! eher will ich Deine allerdings gerechtfertigten Ausrufungen beantworten; ich verdiene Dein Mißtrauen, Du darfſt mich für fähig halten, daß ich jenes Papier, da ich es unrechtmäßiger Weiſe zu mir genommen, auch im Stande geweſen wäre zu vernichten.

Ferdinand.

Es iſt eben ein Unglück.

Albertine.

Doch Du thuſt mir Unrecht, (Ferdinand blickt ſie überraſcht an, dann freudig.) — ich habe es nicht zerriſſen — ich habe es nicht verbrannt — ich habe ſeine Aſche nicht in die vier Winde geſtreut — hier iſt es, da, nimm es zurück und wirf es zur Vergangenheit, deren wir in dieſer Art nicht mehr gedenken wollen.

Ferdinand

(freudig erregt, ſich gewaltſam bemeiſternd, küßt ſeiner Frau die Hand).

Dieſes Papier iſt mir koſtbar und unerſetzlich — ja, von ungeheurem Werth, (ſich faſſend) da ich es aus Deiner Hand zurück-

erhalte mit ſo freundlichen Worten, und da ich aus dieſer Zurückgabe und dieſen freundlichen Worten erſehe, wie jetzt Alles anders, beſſer und glücklicher zwiſchen uns werden ſoll; o es iſt mir ein koſtbares Papier!

Albertine.

Deine Freude beglückt mich und nun, da ich mein Herz erleichtert habe, will ich auch recht gerne Deine kleine Geſchichte hören.

Ferdinand (erſchreckend).

Ja ſo — das hätte ich beinahe vergeſſen — meine kleine Geſchichte, (ſich umſchauend für ſich:) will denn nicht ein kleines Erdbeben kommen oder uns ſonſt etwas unterbrechen? (laut:) Gleich, mein Kind, ſollſt Du ſie hören — vorher aber — ja ganz recht, das geht mir ſchon ein paar Stunden im Kopf herum, vorher wollte ich Dir ſagen, da wir nun doch gerade allein ſind, daß Eugen die bewußten Papiere mir unterſchrieben übergeben hat — hier ſind ſie, ausgefertigt wie wir es gewünſcht und beſprochen.

Albertine.

Es iſt eigenthümlich, daß eine Frau wie die Baronin von Raynval mit ſo großem Intereſſe von Deinem Bruder ſpricht.

Ferdinand.

Gewiß eigenthümlich; doch hat Eugen trotz alledem auch ſeine guten Eigenſchaften, und ich kann Dich verſichern, daß er ernſtlich daran denkt, ein anderes Leben anzufangen.

Albertine.

Woher aber wird er die Kraft nehmen, einen ſolchen Gedanken durchzuführen.

Ferdinand.

Dazu hat er ein eigenes Mittel gewählt, (für ſich:) das iſt ein ableitendes Thema — (laut:) er will ſich nämlich verheirathen.

Die Frau war eben mit ihrer sechsten Tasse fertig, und eine außerordentliche Zufriedenheit glänzte auf ihrem dicken, wohlgerundeten, nicht unschönen Gesichte.

Die Stadträthin war aus einer reichen Bürgersfamilie, deren Mitglieder sammt und sonders zur Wohlbeleibtheit sich hinneigten, sie war eines jener Wesen, die sich harmlos ihres Lebens freuen, die keinen Spektakel in der Welt machen wollen und können und in stiller Verborgenheit ein gedeihliches Leben führen. Leidenschaften kannte die Frau nicht, Kinder hatte sie keine, und besondere Vorliebe nur für einen guten Kaffee, im Kreise ihrer vertrautesten Bekanntinnen genossen. Die Stadträthin wäre bei etwas mehr Lebhaftigkeit eine interessante, schöne Frau gewesen; doch nahm sie sich kaum die Mühe, ihre Augenlider zu öffnen, und schien keine Ahnung davon zu haben, daß sie unter diesen Augenlidern ein Paar anziehende, schöne Augen verbarg.

Der Stadtrath dagegen war eine kleine magere Figur, lebhaft, leicht erregt, und im Sprechen sowie in den Bewegungen von einer eidechsenartigen Behendigkeit. Er war Patriot und Vater der Stadt im edelsten Sinne des Wortes. Wir müssen gestehen, daß er vorhin mit vollem Rechte davon sprach, welche große Verdienste er sich um die Gaseinrichtung in der Residenzstadt erworben; rastlos war er von einer Behörde zur andern gelaufen, hatte Eingaben an das Ministerium und an den König zu Dutzenden gemacht und in der betreffenden Stadtrathssitzung durch seine feurige Rede, von der wir vorhin einige Proben hörten, den Ausschlag gegeben.

Jetzt eilte er mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab, horchte bei jedem Geräusch, das sich auf der Treppe hören ließ, und seufzte bei jeder fehlgeschlagenen Hoffnung nach dem Flaschner, der immer noch nicht erscheinen wollte. Bald trommelte er auf die Fensterscheiben, bald zupfte er an den Fenstervorhängen und trat an den Tisch, seine Frau zu ermahnen, daß sie sich anziehen möge.

Albertine.

Und wer iſt die Glückliche?

Ferdinand.

Fräulein von Heeren.

Albertine.

Und ſoll das wirklich zu Stande kommen?

Ferdinand.

Es iſt ſeine feſte Abſicht; er will mit Mama darüber reden, und dann in den nächſten Tagen um die Hand des Fräuleins anhalten.

Albertine.

Die Aermſte, wie ſie mich dauert; ich glaube nicht, daß Eugen im Stande ſein wird, das ruhige Glück der Ehe zu genießen, einer Ehe, wie wir ſie jetzt führen werden — nicht wahr, lieber Ferdinand?

Ferdinand.

Gewiß, mein Kind.

Albertine.

Und nun Deine Geſchichte anbelangend —

Ferdinand.

So ſollſt Du jetzt hören, daß — (ſich umſchauend) wieder eine leidige Unterbrechung, (für ſich:) Gott ſei Dank! (laut:) Herr Brooker, mein Kind; ich habe eine kleine Angelegenheit mit ihm zu bereinigen.

Albertine.

Wobei ich nicht ſtören will. (Herzlich:) Wenn Deine Geſchichte wirklich ſo intereſſant iſt, ſo kannſt Du mir ſie ſpäter einmal mittheilen, doch überlege Dir, ob es nicht beſſer wäre, die Ver-

gangenheit gänzlich ruhen zu laſſen. — Bis nachher, Ferdinand. (Er führt ſeine Frau an die Seitenthüre rechts, wo er ihr die Hand küßt, ehe ſie abgeht.)

Ferdinand (nach einem tiefen Athemzuge).
Ja, ich will mir's überlegen.

Sechster Auftritt.

Ferdinand, Brooker (welcher an der Mittelthüre ſtehen geblieben iſt).

Ferdinand.

Hier habe ich Dich wieder, koſtbares Papier, du, mir von größerem Werthe als jedes andere, und trüge es an der Stirne eine noch ſo große Zahl, du Papier, ſo unbedeutend ſcheinend, ja nur das Bruchſtück eines Papiers, aber mir eine feſte Brücke, die mich glücklich geführt über einen bodenloſen Abgrund. Wie fühle ich mich ſo leicht, ſo freudig bewegt. Dank dir, Eugen. Der verlorene Sohn des Hauſes hat die Ehre deſſelben gerettet. (Zu Brooker, der ſich langſam nähert:) Ah, Herr Brooker, ich freue mich ſehr, Sie wiederzuſehen, (für ſich:) ich muß Eugen von dieſem gaunerhaften Kerl befreien.

Brooker.

Und ich freue mich nicht weniger, Herr Kommerzienrath; es fing an, mir in dieſem Hauſe unheimlich zu werden: Herr von Wildau war nicht zu ſehen; Sie waren verſchwunden und der Baron hat ſich in ſein Zimmer zurückgezogen, um ſein Frühſtück zu verſchlafen.

Ferdinand.

Und warum thaten Sie nicht ebenſo? ein fleißiger Geſchäftsmann wie Sie ſollte ſich auch die nöthige Ruhe gönnen.

Brooker.

Gerade weil ich ein fleißiger Geſchäftsmann bin, Herr Kommerzienrath, kann ich mir keine Ruhe gönnen; wenn ich wie die Raynvals in dieſes gaſtliche Haus gekommen wäre, nur um mich zu amuſiren, da wäre es freilich etwas Anderes, aber die Geſchäfte laſſen mich nun einmal zu keinem ſtillen Genuſſe kommen. — Haben Sie einen Augenblick Zeit für mich, Herr Kommerzienrath, denn da ich einmal von Geſchäften rede, möchte ich's gerne gründlich thun. Sie ſchienen ja geneigt, ſich meiner Sache anzunehmen.

Ferdinand.

Und bin es auch noch; alſo gründlich, Herr Brooker, ſetzen wir uns. — Sie haben alſo Forderungen an meinen Bruder Eugen?

Brooker (ſich in die Bruſt werfend).

Die ſolideſten.

Ferdinand.

Betragend?

Brooker.

Tauſend Louisd'or für verlorene Wetten und fünfhundert Gulden baares Geld, welche ich Herrn von Wildau an der Bank behändigt.

Ferdinand.

Wenn Eugen letztere empfangen hat, woran ich nicht zweifle, ſo wäre alſo dieſer Punkt als bereinigt anzuſehen.

Brooker.

Das heißt, nachdem er bezahlt iſt.

Ferdinand.

Nachdem er bezahlt ſein wird, betrachten wir alſo jetzt die tauſend Louisd'or.

Brooker.

Wetten, Herr Kommerzienrath — klare, ſolide, unbeſtreitbare Wetten.

Ferdinand.

Vor Zeugen, Herr Brooker?

Brooker.

Wie kann man bei Wetten Zeugenſchaft verlangen? Sie wiſſen ja wohl ſelbſt, wie das auf dem Rennplatze zuzugehen pflegt: die Pferde laufen ab und wir folgen ihnen ſo gut als möglich. — Da iſt ein brauner Hengſt, dem ich Chancen zutraue, ein Anderer, Herr von Wildau z. B., traut einer Schimmelſtute mehr zu — gut, er ruft mir zu: Brooker, hundert Louisd'or gegen Ihren Hengſt — ich ſage gut, und wenn ich es forciren will, rufe ich ihm zurück: vierhundert wenn Sie wollen, er acceptirt vierhundert, wir ſchreiben die Summen in unſere Taſchenbücher ein und da der Hengſt zufällig gewonnen, ſo ſchuldet mir Herr von Wildau vierhundert Louisd'or. — Das ſind meine Beweiſe und die gelten unter Männern von Ehre wie acceptirte Wechſel — hier iſt mein Buch (er zieht eine ſchmierige Brieftaſche hervor) — ſehen Sie: Herr von Wildau gegen den Hengſt Alamir vierhundert Louisd'or — Alamir ſchlug ſeinen Mitrenner um dreiviertels Kopflängen; ferner hier: Herr von Wildau für die Miranda ſechshundert Louisd'or, Miranda verlor um eine ganze Pferdelänge. — Das Alles kann man in den Büchern des Rennplatzes nachleſen.

Ferdinand.

Und das iſt bindend?

Brooker.

Bindend wie ein Schwur unter anſtändigen Leuten.

Ferdinand (achſelzuckend).

In dem Falle ſehe ich wohl, daß mein Bruder nach der Art

anſtändiger Leute, wie Sie ſind, tauſend Louisd'or gegen Sie verloren hat.

Brooker.

Gott ſei Dank, daß Sie das einſehen, Herr Commerzienrath, und nun werden Sie auch ſo freundlich ſein und mir zu dem Gelde verhelfen; es drängt mich nach Hauſe zu kommen, meine Zeit iſt Geld, wie der Engländer zu ſagen pflegt, und ich bin auf das bischen Erwerb angewieſen.

Ferdinand.

Das verſtehe ich vollkommen und begreife, daß Sie Ihr Geſchäft ſo raſch als möglich abwickeln wollen, doch haben wir Sie hier ſo freundlich aufgenommen, daß Sie uns wohl noch länger Ihre ſchätzbare Gegenwart ſchenken könnten — Sie zählen ja meinen Bruder zu Ihren genauen Bekannten.

Brooker.

Gewiß, aber Herr von Wildau gibt ſich heute nicht mit ſeiner gewöhnlichen Offenheit; beim Hieherreiten ſagte er mir, wir machen die Sachen ab wie gewöhnlich, Brooker, ich gebe Ihnen baares Geld und gute Wechſel, nachdem ich ausgeſchlafen habe; nun hat er ausgeſchlafen, aber ſtatt ſein Geſchäft raſch mit mir abzumachen, hält er mich hin und ſetzt mich vorhin zu dem verfluchten Baron von Raynval, um mir zwanzig Louisd'or abzunehmen; (lauernd:) Herr von Wildau kommt mir beſchäftigt und ſehr ernſt vor.

Ferdinand (ſeufzend).

Er hat alle Urſache dazu.

Brooker.

Hat er ſich mit ſeiner Frau Mutter nicht gut zu ſtellen gewußt?

Ferdinand.

Sie ſind weiter aus einander als mir lieb iſt, — ja, und wenn das noch Alles wäre.

Brooker.

Erlauben Sie mir, Herr Commerzienrath, das wäre schon schlimm genug, denn so wie ich auf Herrn von Wildau gerechnet, so hatte Herr von Wildau auf seine Mutter gerechnet, da kann ich nichts thun als mich an Sie wenden, Herr Commerzienrath — so zu sagen gaben Sie mir Versprechungen.

Ferdinand.

Aber auch nur so zu sagen. — Sie werden mir zugeben, daß ich nichts Sicheres versprach, und nun da mein armer Bruder —

Brooker

Sie erschrecken mich, was ist's denn mit Herrn von Wildau?

(Eugen erscheint von Brooker unbemerkt unter der Thüre.)

Ferdinand.

Nun hat er sich die Vorwürfe der Mutter, die gerechten Vorwürfe, Herr Brooker, so zu Herzen genommen, daß er förmlich schwermüthig geworden ist, dabei aufgeregt, heftig, düster, und in diesem Zustande behauptet er, mit den Wetten, die Sie gegen ihn gewonnen, sei es nicht auf die reellste Art zugegangen.

Brooker.

Wer kann das behaupten? Der ganze Rennplatz, die Preisrichter, das ganze Publikum weiß es, daß Alamir ein famoser Hengst ist und daß die Miranda auf die redlichste Art der Welt geschlagen wurde.

Ferdinand.

Es ist nicht meine Sache, das zu untersuchen.

Brooker.

Ihr Bruder ist Partei und er thut sehr Unrecht, so etwas zu sagen. (Eugen zieht sich wieder zurück.)

Ferdinand.

Ja, sein Zustand —

Brooker (ärgerlich).

Was Zuſtand! Ich bin auch in einem Zuſtand, auch meine Nerven ſind aufgeregt und wenn ich daran denken müßte, daß man mir mein ſauer erworbenes Geld vorenthalten will, ſo könnte auch ich ſchwermüthig werden.

Ferdinand (mit großer Ruhe).

Es iſt das aber ein Gedanke, an den Sie ſich doch vielleicht gewöhnen müſſen.

Brooker.

Es gibt Gerichte, Herr Commerzienrath —

Ferdinand.

Ganz richtig, für Sie wie für uns — unparteiiſche Gerichte und man ſpricht nicht beſonders gut von Ihnen, Herr Brooker.

Brooker.

Wer kann Verläumdungen entgehen? die edelſten, die biederſten Charaktere haben darunter zu leiden und ich ſchmeichle mir eines glänzend rechtlichen Charakters.

Ferdinand.

Man erzählt ſich Rennplatz-Geſchichten — ganz eigenthümliche Geſchichten!

Brooker.

Wie ſchon geſagt, Verläumdungen — wer kann ihnen entgehen?

Ferdinand.

Selbſt glänzend rechtliche Charaktere nicht, aber die Gerichte, von denen Sie vorhin ſprachen, hören zuweilen auf dergleichen Geſchichten, welche die Betreffenden gerne für Verläumdung auslegen.

Brooker (aufſtehend).

O Herr Commerzienrath, das ſind harte Dinge, die Sie mir da ſagen, unangenehm, höchſt unangenehm. — Soll ich denn mit dieſem Hauſe Schaden leiden an meinem ehrlich Erworbenen? Eine

Ahnung hat es mir übrigens geſtern Abend geſagt, denn als ich in den Hofraum einritt, ſtrauchelte mein Pferd, (auf- und abgehend) — ſcheußliche Verläumdungen, ehrenrührige Verläumdungen; Herr von Wildau hätte ſich nicht dazu hergeben ſollen.

Ferdinand (ruhig).

Ich habe es von anderer Seite, Herr Brooker.

Brooker.

Von anderer Seite? — Sagen Sie mir wer es wagt, dergleichen über Brooker zu reden? — ſagen Sie mir's.

Ferdinand.

Soll ich Ihnen einen Rath geben? — glauben Sie mir, Herr Brooker, Sie ſind bei anſtändigen Leuten: Sie haben Wetten gewonnen, bei deren Verlauf ſich allerlei Unrichtigkeiten eingeſchlichen haben — o läugnen Sie nicht, wir wiſſen das genau — Sie verlangen eine koloſſale Summe, die weder meine Mutter noch ich Ihnen zu bezahlen geneigt ſind. Da ich nun überzeugt bin, daß Sie nicht mit ſich handeln laſſen —

Brooker.

Sie kennen mich, Brooker läßt nie mit ſich handeln.

Ferdinand.

So ſchlage ich Ihnen vor, uns eine anſtändige Abfindungsſumme überlaſſen zu wollen, welche die Sache gütlich vergleicht.

Brooker (heftig auf- und abgehend).

Mir ſolche Vorſchläge? — eine Abfindungsſumme? (Eugen von links.) Iſt das die Art, wie man in Ihrem Hauſe Wetten bezahlt. (Brooker ſich umwendend ſieht Eugen.)

Eugen (in ſehr düſterem Tone).

Dergleichen Wetten, ja, mein theurer Brooker.

Brooker (überraſcht).

Herr von Wildau!

Eugen.

Etwas von ihm, nicht mehr der Mann von früher.

Brooker.

Man hat mich verläumdet, Herr von Wildau.

Eugen.

Hat man Sie vielleicht eines Mordes angeklagt? (Leise zu ihm:) Ich weiß nicht genau, warum es ſich handelt, aber im Vertrauen zu Ihnen geſagt, murmelt man hier allerlei von Ihnen; man will wiſſen, daß Sie ein ganz verfluchter Gauner ſeien; ſoll ich Ihnen das vor aller Welt wiederholen? ſoll ich Philipp herbringen laſſen, der die Miranda geritten?! — o mein Kopf! (Er geht mit langſamen Schritten nach links ab.)

Brooker (ihm betroffen nachblickend).

Das iſt allerdings ein ſeltſamer Zuſtand: es gibt Naturen, die eine ſolche Lebensweiſe nicht ertragen könnten; es iſt ein Unglück; ich habe auf roth geſetzt und es iſt ſchwarz gekommen, o ſo ſchwarz, daß ich förmlich dunkel ſehe.

Ferdinand.

Wollen Sie meinen Rath annehmen?

Brooker (nach einigem Kampfe).

Wenn es nicht anders ſein kann, überlaſſe ich mich Ihrer Diskretion, nur um aus dieſem Hauſe wegzukommen, das mir Unglück gebracht, aber ich ſtelle eine Bedingung, Herr Commerzienrath: ich will wiſſen, wer mich verläumdet; von Herrn von Wildau geht das nicht allein aus.

Ferdinand.

Wohl möglich.

Brooker (nach einigem Nachdenken).

Ah, dieſe Raynvals! ſie haben mich verläumdet.

Ferdinand (zögernd).

Es wäre gewiſſenlos, wenn ich Ihnen das zugeſtehen würde; allerdings kennt Sie der Baron von Raynval ziemlich genau.

Brooker.

Ah, gehen Sie mir mit dem Baron — sie war es, die über mich gesprochen, dieses Weib, das ich immer gehaßt und gefürchtet (Ferdinand zuckt die Achseln) — ja, sie war es, ich sehe es an Ihrer Miene, aber ich werde mich revanchiren.

Ferdinand (bei Seite).

Das hätte die Baronin an mir verdient. (Laut:) Rache gegen eine Dame, Herr Brooker? Das liegt nicht in Ihrem Charakter.

Brooker.

Auch der Wurm sticht, wenn er getreten wird; lassen wir uns zum Ende kommen.

Ferdinand (lachend).

Sie armer getretener Wurm! Ich schätze Sie um Ihrer freundlichen Bereitwilligkeit, ja, ich war im Voraus davon überzeugt und habe hier ein hübsches Paketchen für Sie, mit dem Sie zufrieden sein werden.

Brooker

(durchfliegt rasch die übergebenen Papiere seufzend).

Nur die Hälfte meiner Forderung, Herr Commerzienrath — Sie gehen hart mir um.

Ferdinand.

Mehr als die Hälfte; ich habe die zwanzig Louisd'or, die mein armer Bruder gewonnen, nicht abgezogen — dort kommt er selber, wollen Sie sich nicht bei ihm bedanken. (Eugen von rechts.)

Eugen.

Ah, Sie sind noch da? — leben Sie wohl! — Ihr Gesicht ist mir förmlich fremd geworden — auch ich habe mich verändert, unsere Ansichten haben sich verändert, die Zeiten haben sich verändert — leben Sie wohl auf Nimmerwiedersehen! Und wenn Sie je an mich zurückdenken, so thun Sie es ganz im Stillen, ohne meines Namens laut dabei zu erwähnen — leben Sie wohl!

(Brooker zieht sich nach der Mittelthüre zurück, wobei er sich häufig umschaut und im Abgehen mit dem Baron zusammenstößt.)

„Meine Liebe,“ ſagte er, „es iſt noch eine halbe Stunde, bis der Wagen kommt, und du weißt, daß wir denſelben mit dem Regierungsrath und Frau genommen haben und dieſelben um alles in der Welt keine Secunde unnöthig vor dem Hauſe dürfen halten laſſen; erzeige mir die Gefälligkeit und laß mich nicht noch obendrein auf dich warten; ich ſtehe ſo auf Kohlen und weiß mir vor Unruhe gar nicht zu helfen.“

Dabei begann der Spaziergang durch das Zimmer von Neuem und mit ſolcher Haſt, daß die Rockſchöße flogen und der Stadtrath mit größter Mühe kaum im Stande war, nicht einige Stühle und ein Nachttiſchchen über den Haufen zu rennen.

Die Frau zuckte die Achſeln und konnte trotz der vorhin gehörten Strafpredigt ſich nicht enthalten, abermals zu ſagen: „Ja, wie kann man ſich auch nur ſolche Geſchichten auf den Hals laden?“

Der Stadtrath war im Begriff, äußerſt zornig zu werden, bezwang ſich aber, indem er abermals auf der Treppe ein Geräuſch hörte, und eilte achſelzuckend ins Vorzimmer. Gott ſei Dank! es war diesmal der ſo lange erſehnte Flaſchner, und wenn er ſich nicht in ſo außerordentlich rußigem und ſchwarzem Anzuge befunden hätte, ſo würde ihn der Stadtrath in der Freude ſeines Herzens trotz weißer Weſte und Halsbinde feierlichſt an ſeine Bruſt gedrückt haben; doch begnügte er ſich ihm die Hand zu ſchütteln, und vernahm mit freudeſtrahlendem Geſicht die Botſchaft, daß in der Bürgergeſellſchaft die Gaseinrichtung ſo eben zu Stande gebracht ſei, daß der neue Kronleuchter aufgehängt worden, und daß die Lichter in demſelben zu ſeiner, des Flaſchners, vollkommenen Zufriedenheit im Brennen wären.

Jetzt ſchwamm der Stadtrath in einem Ocean von Seligkeit; ſein Schritt wurde gemäßigter und feierlicher, er ſtreckte den Kopf in die Höhe, zog die Halsbinde hoch hinauf, und war ſelig in dem Gedanken, trotz vieler Mühe und Widerſprüche ſolche Arrangements getroffen zu haben, die jeden der ankommenden

Ferdinand (zu Eugen).

Du ſiehſt mich glücklich und zufrieden, ich habe das verhängnißvolle Papier wiedergefunden.

Eugen.

Dazu wünſche ich Dir von Herzen Glück und danke Dir für das Ordnen meiner Angelegenheit.

Ferdinand.

Danke mir durch einen Gegendienſt — hier iſt das Papier, ſuche die Baronin auf, befreie mich von ihr.

Eugen.

Und ſoll ich das Papier in ihren Händen laſſen?

Ferdinand.

Nein, nachdem ſie es geſehen, zerreiß' und verbrenn' es vor ihren Augen. (Eugen rechts, Ferdinand links ab.)

Siebenter Auftritt.

Brooker, der Baron von Raynval.

Baron.

Abreiſen, Verehrteſter und ſo ſchnell?

Brooker.

Mein Pferd iſt ſchon geſattelt; nichts hält mich mehr bei dieſen Leuten zurück; meine Geſchäfte ſind in Ordnung gebracht, bereinigt, (auf ſeine Taſche klopfend) ſaldirt.

Baron.

Gänzlich abgemacht?

Brooker.

Das will ich meinen; glauben Sie, Brooker ſei der Mann, der ein Geſchäft halb abmachen läßt? — ah, da kennen Sie mich

beſſer! Unter uns geſagt, ſie wollten ſich auf's handeln legen — mit mir handeln; (er ſetzt ſeinen Hut auf) ich habe ihnen aber heimgeleuchtet, ſie haben Brooker kennen gelernt — nun auf Wiederſehen, Baron — natürlich Ihnen eilt's nicht mit dem Abreiſen oder vielmehr Ihrer beſſeren Hälfte nicht, o—o—o—o (er kneift auffallend ein Auge zu) ich verſtehe; Brooker verſteht Alles wie ein Menſch.

Baron.

Was verſtehen Sie, was ſoll —?

Brooker.

Daß ich ein Narr wäre, mich deutlich auszuſprechen, Sie ſind ein hitziger Mann, Baron.

Baron.

Das bin ich.

Brooker.

Kitzlich im Punkte der Ehre.

Baron.

Das will ich meinen.

Brooker.

Ich würde keinen Spaß verſtehen — he? wegen Ihrer Frau und dieſem Herrn von Waldern; man muß dieſen Leuten gegenüber auftreten können.

Baron.

Das kann ich auch.

Brooker.

Ja, wenn Ihre Frau Gemahlin nicht zufällig in der Nähe iſt, doch ich habe nichts geſagt, Gott ſoll mich bewahren; vielleicht haben Sie auch keine Luſt, Ihre Augen aufzuthun — nun adieu, Baron, ich ſchwinge mich auf mein Roß und reite hinweg, die Taſchen voll Gold, froh und ledig. (Er geht ſingend ab.)

Achter Auftritt.

Der Vorige. Ferdinand.

(Der Baron zieht seine Handschuhe an, knöpft seinen Ueberrock auf, unter welchem er einen schwarzen Frack ebenfalls mit rothem Ordensband trägt.)

Ferdinand (von links, für sich).

Ich muß meine Frau aufsuchen; ich halte es gerade nicht für nothwendig, daß sie noch viel mit der Baronin verkehrt.

Baron (ihm entgegentretend).

Darf ich vielleicht bitten?

Ferdinand (eilig).

Sie suchen die Baronin? Ich glaube, mein Bruder ist mit ihr in den Garten gegangen.

Baron.

So? — ei, aber —

Ferdinand (will vorüber).

Wenn ich sie sehe, werde ich ihr sagen, daß Sie sie zu sprechen wünschen.

Baron (sehr ernst).

Vorher aber möchte ich Sie um ein paar Worte bitten.

Ferdinand.

In einem so ernsten Tone, also etwas Wichtiges.

Baron (sehr wichtig).

Es handelt sich um meine Frau und um meine Ehre —

Ferdinand (zurückfahrend, für sich).

Zum Henker auch, das fehlte noch.

Baron.

Um eine Ehre, die man nicht leicht touchirt; man weiß zu leben, man scheut sich vor keiner Degenspitze und vor keinem Pistolenlauf — man wird wählen lassen.

Ferdinand.

Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, Herr Baron, daß ich Sie durchaus nicht verstehe; Ihre Frau Gemahlin, bei uns auf's Freundschaftlichste empfangen, wird gewiß keine Ursache haben, sich über irgend ein Mitglied dieses Hauses zu beklagen.

Baron.

Das Beklagen wäre auf meiner Seite und ich wünsche eine Explikation.

Ferdinand.

Gewiß — Gewiß! (für sich:) o — o, und meine Frau, die jeden Augenblick erscheinen kann.

Baron.

Eine Explikation wie unter Männern gebräuchlich.

Ferdinand.

Wenn ich Sie aber versichere, daß ich nicht weiß, worüber wir uns erklären sollen.

Baron (mit sehr lauter Stimme).

Explication oder Arrangement!

Ferdinand.

Die Bombe platzt — meine Frau.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, die Baronin, Albertine, später Frau v. Wildau, Eugen und Elisabeth.

Baronin (rasch zum Baron).

Was geht hier vor?

Baron.

Explikation oder Arrangement.

Baronin (achſelzuckend zu ihrem Manne).

Seien Sie ruhig, wenn ich bitten darf.

Albertine

(die, ehe ſie eintrat, in den Garten zurückgeſehen hat, zu ihrem Manne gehend).

Denke Dir nur, Ferdinand, die Frau Baronin hat Briefe erhalten, welche ſie noch heute in die Reſidenz zurückrufen, ſie acceptirt nicht einmal unſer Diner.

Baronin.

So iſt's, leider müſſen wir abreiſen. (Zu ihrem Manne:) Ich bitte Sie freundlich, auf unſer Zimmer zu gehen und unſere Koffer in den Wagen beſorgen zu laſſen. — Herr von Wildau war ſo freundlich, mir ſeine Pferde bis zur Station anzubieten.

Baron (für ſich).

Ah, ſie verläßt dies Haus, alſo keine Explikation und auch kein Arrangement.

Baronin

(in etwas heftigem Tone zu ihrem Manne).

Wollen Sie ſo freundlich ſein?!

Baron.

Gewiß, meine Theure — ſogleich, doch die Dame des Hauſes wird erwarten —

Baronin (laut).

Der Baron empfiehlt ſich Ihnen, gnädige Frau, und dankt beſtens für die freundliche Aufnahme.

Albertine (zum Baron).

Ich bedaure nur, daß Ihr Aufenthalt ſo kurz war, hoffentlich ſchenken Sie uns ſpäter wieder einmal das Vergnügen.

Ferdinand (zur Baronin bei Seite).

Sie haben mich gerettet, ich danke Ihnen.

Baron.

Wird mir eine Ehre ſein. (Er macht eine ſteife Verbeugung gegen Albertine und geht ab ohne Ferdinand anzuſehen.)

Baronin (zu Ferdinand leiſe).

Was Sie nicht um mich verdient haben.

Ferdinand (laut).

Schade, Frau Baronin, daß Sie uns heute ſchon verlaſſen müſſen; Sie kehren nach der Reſidenz zurück?

Baronin (zu Albertine).

Ja und hoffe ſehr, Sie ſpäter einmal dort zu ſehen.

Albertine.

Gewiß, Baronin, und ich freue mich recht darauf, habe ich Sie doch in den paar Stunden recht lieb gewonnen — erlauben Sie mir, daß ich Sie an den Wagen begleite.

Baronin.

Sie ſind zu freundlich gegen mich.

Ferdinand.

Oder darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?

Baronin (lachend).

Nein, nein, Herr Commerzienrath, da wird mir die Wahl nicht ſchwer, Ihre Frau iſt mir ſympathiſcher.

(Albertine und die Baronin links ab.)

Ferdinand

(verbeugt ſich und athmet tief auf).

Das war ein Abgrund, unergründlich tief, lebensgefährlich — ah, mein Retter! (zu Eugen, der von rechts kommt:) Wie herzlich danke ich Dir für Deine vortrefflichen Arrangements, ſie iſt fort, Du haſt mich auf immer von ihr befreit.

Eugen.

Da ſiehſt Du, wozu doch zuweilen die Connexionen eines verlorenen Sohnes nützlich ſind; hätte ich ſie nicht in's Haus gebracht, hätte ſie Dir nicht gedroht, ſo würdeſt Du Dir keine Mühe gegeben haben, das verhängnißvolle Papier wieder zu finden. — Jetzt ein wenig zu meinen Geſchäften! haſt Du meine Verträge bei Dir?

Ferdinand.

Schweige mir davon; ſchon die Zumuthung, nur noch daran zu denken, wäre eine Beleidigung für mich, ich werde ſie Dir ſpäter zerriſſen wieder geben.

Eugen.

Alſo glaubſt Du in der That meinen Worten, daß ich geſonnen bin, ein anderes Leben anzufangen?

Ferdinand.

Unbedingt — (lachend:) und dann die Bürgſchaft, die Du uns gibſt, Deine Heirath. (Albertine kommt von rechts zurück.) — Albertine weiß ſchon darum, ich habe es ihr geſagt, in jeder Hinſicht habe ich mich für Dich verbürgt; (zu Albertine:) in jeder Hinſicht, Albertine, denn ich weiß am beſten, wie ehrlich es Eugens Beſtreben von nun an ſein wird, (mit Beziehung:) Alles für die Ehre des Hauſes zu thun. (Frau v. Wildau mit Eliſabeth durch die Mittelthüre.) Nicht wahr, Du biſt mit Eugens Entſchluß vollkommen einverſtanden und billigſt ſeine Wahl?

Albertine.

Gewiß, lieber Schwager.

Eugen.

So darf ich mir wohl erlauben, Ihnen meine Braut vorzuſtellen?

Albertine.

Sobald dies möglich ist; wir werden sie als eine Bürgschaft besserer Zeiten auf's beste empfangen.

Eugen.

In Gottes Namen denn, hier ist meine Braut. (Er führt Elisabeth vor.)

Albertine.

Elisabeth?! Das ist ja nicht möglich.

Ferdinand.

Was soll das heißen?

Fr. v. Wildau

(vortretend, rechts Eugen, links Elisabeth an der Hand fassend).

Ja seht, Kinder, das habe ich so arrangirt, ich eine praktische Frau, mein lieber Eugen hatte sich fest vorgenommen, nicht mehr der verlorene Sohn der Familie zu sein, und wollte sich, um jeden Rückfall zu vermeiden, die sanften Fesseln der Ehe anlegen. O, eine Frau, wie sie sein soll, vermag viel im Guten wie im Bösen. Aber warum hätte man ihm Fräulein von Heeren zur Frau geben sollen? hierzu sehe ich keinen vernünftigen Grund, da wir die liebenswürdigste und beste Frau für ihn so ganz in der Nähe haben, und da die Beiden sich schon lange verstanden, ohne das eigentlich selbst zu wissen.

Albertine.

Sieh mein Erstaunen, Elisabeth. Ist es so wie Mama sagt — Du liebst ihn.

Elisabeth (auf ihre Schwester zueilend).

Liebe Schwester.

Ferdinand (lachend).

Du hast Deine bisherige Laufbahn würdig beschlossen — mit einer unerhörten Heuchelei.

Eliſabeth (Eugen die Hand reichend).

Ein bißchen lieb ich ihn ſchon und iſt es nicht Chriſtenpflicht, einen Verirrten beſſern zu helfen?

Fr. v. Wildau.

Und uns Alle glücklich zu machen.

Ferdinand.

Durch die Rückkehr des verlorenen Sohnes.

(Der Vorhang fällt.)

Unverheirathete Eheleute.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Ballgäſte aufs Höchſte überraſchen würden, und daß ſein Name, der Name des Stadtraths Schwämmle, von Mund zu Mund gehen und von vielen ſchönen Lippen feiernd genannt werden würde.

Die Stadträthin hatte ſich langſam entfernt und kehrte bald darauf im Ballſtaat zurück; ſie war in ein ſchwarzſeidenes Kleid hineingezwängt, und wenn man auf ihrem Rücken bemerkte, wie krampfhaft die Haken und Haften in einander verbiſſen waren, ſo konnte man nur mit Schrecken daran denken, wie furchtbar es ſein mußte, wenn dieſe armen Dinger durch allzu ſtarke Bewegung gezwungen würden, einander loszulaſſen und ſich heftig und unaufhaltſam zu trennen. Auf dem Kopfe trug Frau Schwämmle eine zierliche Haube mit Roſaband und hatte ſich ſogar in ihrer neuen Würde bis zu einer künſtlichen Blume verſtiegen.

Der Stadtrath zog ſeine Handſchuhe an, befeſtigte an ſeinem rechten Arm eine weiße Schleife, das Zeichen ſeiner Würde als Feſtordner; dann nahm er ſeinen Hut, denn der Wagen mit Regierungsrath und Frau rollte vor, und nach einigen, durchaus nothwendigen Complimenten ſaßen alle Vier auf den gemäß ihrem Range ihnen zukommenden Plätzen und rollten dem Locale der Bürgergeſellſchaft zu.

Perſonen.

Der General.
Der Baron, ſein Bruder.
Clara, } Töchter des Generals.
Eliſe, }
Ferdinand, } Offiziere.
Karl, }
Jean, Kammerdiener.
Flora, Kammerjungfer.

Erſter Aufzug.

Reicher Salon. Im Fond eine große Doppelthüre, durch welche man in den Garten ſieht. Thüren zu beiden Seiten.

Erſter Auftritt.

(Der **General** ſitzt an einem Tiſchchen auf der linken Seite, hinter welchem ein eleganter Sopha. Der **Baron** ſitzt an einem Tiſch auf der rechten *) Seite. Es iſt Morgens; Erſterer lieſt eine Brochure, Letzterer eine Zeitung.)

General (ziemlich heftig ausrufend).

Oh! — oh! — Nein, das iſt zu ſtark! — Hat man je ſo etwas erlebt? — es wär' zum Todtlachen, wenn es nicht zum Todtweinen wäre.

(Baron ſchielt lächelnd über ſeine Zeitung nach ihm hin.)

(Nach einer Pauſe.) Läßt da ein Cavallerie-Regiment, ein braves Cavallerie-Regiment, das ſich außerordentlich geſchlagen, durch einen Hohlweg vorgehen. — Durch einen Hohlweg! — und weiß nicht einmal, daß dieſer Hohlweg rechts und links mit feindlicher Infanterie umſtellt iſt. Nun, das muß ich mir ausbitten! — Mag das Zeug gar nicht mehr leſen. Wie man ſo dumm ſein kann!

*) Rechts und links vom Zuſchauer.

— Es iſt wahrhaftig nichts mehr mit der jetzigen Kriegsführung; — — — der General ſollte mir vor ein Kriegsgericht. —

Baron (lächelnd).

Aber wie kannſt Du Dich wieder über Dinge ereifern, die Dich im Grunde gar nichts angehen?

General.

Mich nichts angehen? — Ein Regiment, bei welchem —

Baron (einfallend).

Du vor circa vierzig Jahren als Freiwilliger eintratſt.

General.

Das iſt einerlei. — Herr Gott, wenn ich bedenke, in vierzig Jahren nichts zu lernen! (Er wirft die Brochure auf den Tiſch und geht heftig auf und ab.)

Baron.

Ich begreife in der That nicht, weßhalb Du da herumrumorſt. Ich glaube, Du ſprichſt von einem Cavallerie-Angriff, der Dir nicht gefällt. Der Commandirende hat wohl ſeine Gründe dazu gehabt.

General (heftig lachend).

Ha! ha! ha! ha! — Gründe?!

Baron.

Wahrſcheinlich.

General.

Gründe! — Wie könnte ein Menſch bei ſo etwas Unvernünftigem einen Grund haben? (Eilt nach dem Tiſche, an welchem der Baron ſitzt.) Siehſt Du, Du verſtehſt von der Kriegswiſſenſchaft nicht ſo viel, wie mein kleiner Finger; aber das kann ich einem Kinde begreiflich machen, einem kleinen, ganz unſchuldigen Kinde. (Er nimmt ſeinem Bruder die Zeitung aus der Hand, ballt ſie zuſammen und drückt ſie auf den Tiſch.) Hier iſt das Regiment, von dem ich ſpreche —

Baron.

Aber meine Zeitung! —

General

(hallt eine andere Zeitung ebenfalls auf ähnliche Art).

Und da iſt der Feind —

Baron (zeigt auf den General).

Nein, da iſt mein Feind!

General.

Das muß ich beſſer wiſſen — hier ſteht der Feind!

Baron (lächelnd).

Ich verſichere Dich, da ſteht der Feind.

(Der General macht eine ungeduldige Bewegung).

Der Feind meiner Zeitung nämlich. Spare Deine Mühe, ich verſtehe wirklich nichts von Deinen Geſchichten und kann daher nicht ſagen, wer Recht oder Unrecht hat.

General.

Recht oder Unrecht? — Ich habe Recht!

Baron.

Wie gewöhnlich. Du ſollſt auch Recht behalten; aber laß' mich ruhig meine Zeitungen leſen.

General.

Du biſt unverbeſſerlich. Es iſt mit Dir gar nichts anzufangen.

(Geht heftig im Zimmer auf und ab.)

(Der Baron nimmt ſeine Zeitung wieder auf und lieſt weiter. Pauſe.)

General.

Es iſt heute Morgen wieder fürchterlich ſchwül, ich fühl's in allen Gliedern, ich kann mit meinem linken Fuß kaum auftreten.

Baron.

Unerträglich heiß. (Mit einem lächelnden Seitenblick auf den General.) Heute gibt es gewiß noch mehrere Gewitter.

General.

Wohl möglich. Wenn's nur nicht irgendwo einſchlägt.

Baron.

Das wollen wir nicht hoffen.

General

(der mehreremale hinter dem Stuhle ſeines Bruders auf und ab geht und ein paarmal, als wenn er ſprechen wollte, ſtehen bleibt).

Und das muß ſchon wahr ſein, wenn Du einmal hinter Deinen Zeitungen ſitzeſt, ſo iſt man nicht im Stande, ein vernünftiges Wort aus Dir herauszubringen. Dann iſt Dir Alles gleichgültig; — — für Anderes haſt Du gar keinen Sinn, nicht einmal für Deinen Bruder. O fürchterlicher Egoiſt, der Du biſt.

Baron.

Lieber Freund, wenn Du etwas mir Verſtändliches mit mir ſprechen willſt, ſo ſtehe ich zu Befehl. (Er legt ſeine Zeitungen weg.) Aber Du weißt, Kriegswiſſenſchaften —

General.

Zum Teufel mit den Kriegswiſſenſchaften! — Ich habe andere Dinge auf dem Herzen. Haſt Du mit Karl und Ferdinand geſprochen?

Baron (lächelnd).

Erinnere Dich, daß Du mir keine genauen Befehle gabſt, und ich bin unter Deinem militäriſchen Regiment hier im Hauſe zu ſehr an Subordination gewöhnt, um auf eigene Fauſt zu agiren, würde mir auch nicht einmal erlauben, ohne ſpeciellen Auftrag nur eine Schleich-Patrouille fortzuſchicken. — Gelt, ich habe was von Dir profitirt?

General (ebenfalls lächelnd).

Du biſt ein komiſcher Kerl; aber wir haben doch über dieſe Sache Langes und Breites geſprochen.

Baron.

Ich bin auch vollkommen mit den Verhältniſſen bekannt.

General.

Nun alſo!

Baron.

So gib' mir einen genauen Befehl und Alles ſoll wo möglich nach Deinem Wunſche gehen.

General.

Du weißt, wir haben zwei Töchter —

Baron.

Wir? — Du haſt zwei Töchter.

General.

Nun ja, ſo ein alter Junggeſelle wie Du, ein Onkel, erwirbt ſich ein gewiſſes Recht mit auf die Vaterſchaft.

Baron.

Ich werde mir das merken.

General.

Alſo die beiden Mädchen ſind ſehr brav, recht liebenswürdig.

Baron (nickt mit dem Kopfe).

Und ſehr ſchön und gut erzogen.

General.

Ihre Herzen ſind frei und ich kann daher über ihre Hand verfügen.

Baron (huſtet auffallend).

General.

Haſt Du Dich erkältet?

Baron.

Nein, die heranziehenden Gewitter liegen mir auf der Bruſt.

General.

Alſo ich kann frei über ihre Hand verfügen, und das habe ich gethan.

Baron.

Das haſt Du gethan? — Ei!

General.

Du kennſt meine beiden Neffen, unſere Verwandten —

Baron.

Entfernte Verwandte.

General.

Das iſt mir gerade recht, denn ich halte das Heirathen in naher Verwandtſchaft für unanſtändig.

Baron.

Es thut mir leid, ich hatte immer die Hoffnung noch nicht aufgegeben, eine meiner Nichten ſelbſt zu heirathen.

General.

Mach' keine ſchlechten Witze!

Baron.

Alſo weiter!

General.

Dieſen beiden braven Offizieren habe ich die Hand meiner Töchter beſtimmt.

Baron (lächelnd).

Soweit Alles in der ſchönſten Ordnung.

General.

Ferdinand ſoll meine Eliſe heirathen, Karl meine Clara.

Baron (erſtaunt)

Iſt das Dein Ernſt?

General.

Mein vollkommenſter Ernſt, mein feſter Wille.

Baron.

Aber, lieber Bruder, prüfe doch die Charaktere der beiden Mädchen und die Charaktere der beiden jungen Männer! Eliſe, lebhaft und heftig wie Du, willſt Du mit einem Manne verheirathen, der ebenſo lebhaft und heftig iſt

General.

Allerdings! Gleich und gleich, das paßt am Beſten zuſammen.

Baron.

Aber die Beiden werden in den erſten vierzehn Tagen die größten Händel haben, ſie werden Dir das Haus über dem Kopf abbrechen.

General (ſchüttelt mit der Hand).

Baron.

Und Clara, die ſanfte Clara, mit dem ruhigen Karl. — Das wird eine höchſt langweilige Ehe werden. Wenn Du einmal die beiden Paare zuſammen verheirathen willſt, ſo gehe mit Vernunft dabei zu Werke und vergiß nicht, daß Du ihr Glück willſt. Nur um Gotteswillen nicht die gleichen Charaktere zuſammen! — Thu' das nicht, ich rathe es Dir ernſtlich. Schon der große Schiller ſagt: wo Hartes ſich mit Weichem bindet, da gibt es einen guten Klang.

General (heftig).

Laß' mich in Ruhe mit Deinem großen Schiller; es iſt wahrhaftig, als wenn es Dir die größte Luſt wäre, immer meine Pläne zu durchkreuzen!

Baron.

Du fragſt mich ja um meinen Rath!

General.

Ich will nur Deinen Beiſtand! Ueber ſeine Kinder hat ein Vater allein zu verfügen.

Baron (lächelnd).

Aber ein alter Junggeſelle, der zugleich Onkel iſt — hat auch gewiſſe Rechte. —

General.

Dummes Zeug! — Ich habe dieſe beiden Heirathen feſt bei mir beſchloſſen, und kein Teufel ſoll im Stande ſein, mich davon

abzubringen! — Man kann aber auch mit Dir keinen Augenblick ruhig ſprechen!

Baron.

Aber warum Dich gleich wieder ereifern? — Warum ſo heftig werden? — Laß' uns die Sache ruhig beſprechen, denn nur ſo iſt man im Stande, das Für oder Wider zu überlegen.

General

(iſt heftig auf- und abgegangen und bleibt vor einem Tiſchchen ſtehen, worauf ein Miniaturbild ſteht, das er einige Augenblicke in die Hand nimmt und ruhig betrachtet, dann bringt er es ſeinem Bruder. Weich und ruhig).

Siehſt Du, da iſt meine Frau, meine verſtorbene Clara.

Baron.

Eine brave, liebenswürdige Frau.

General.

Das iſt wahr, Gott hab' ſie ſelig!

Baron.

(nachdem er das Bild eine Zeit lang betrachtet).

Und die ſpricht für mich und meine Anſichten.

General.

Gewiß nicht, lieber Hektor. Ich habe mit der Frau während zwanzig Jahren glücklich gelebt, das iſt wahr; ſie war die Liebe, die Sanftmuth ſelber. Aber wie glückſelig wäre unſer Verhältniß geweſen, wenn die Frau neben ihren übrigen vortrefflichen Eigenſchaften einen einigermaßen heftigen Charakter gehabt hätte.

(Der Baron ſieht ihn fragend an).

Kleine Scenen gibt's in jeder Familie; ich will Dir auch zugeben, daß ich hie und da etwas heftig mit ihr ſein konnte. Kam das nun vor, ſo ſchwieg meine Frau, ſie ließ mich reden und gab mir keine Antwort. Das machte mich immer heftiger — ſiehſt Du, Hektor, und wenn ſie am Ende gar zu weinen anfieng, da gerieth ich in eine wahrhafte Wuth. Leider Gottes, ich habe der guten Frau manche betrübte Stunde damit gemacht. —

— Nach ihrem Tode kam unſere Schweſter in das Haus, — die beiden Mädchen waren noch klein, ſie bedurften einer Erzieherin — und unſere Schweſter — Du kennſt ihren lebhaften Charakter ſie war im Stande, mit mir fertig zu werden. Sie ſprach zu mir in demſelben Tone, in welchem ich mit ihr ſprach, ſie blieb uns keine Antwort ſchuldig.

Baron.

Das weiß Gott im hohen Himmel.

General.

Sie wurde heftig, wenn ich heftig wurde.

Baron.

Und immer heftiger.

General.

Immer heftiger, und das kühlte meinen Eifer ab. Siehſt Du, Hektor, dadurch bin ich auf den Gedanken gekommen — und der Gedanke ſteht nun feſt bei mir — Ferdinand und Eliſe müſſen ein Paar werden, und Clara und Karl. Denk' Dir nur z. B. die reizende Ehe bei den Letzten. Das wird nie ein böſes Wort geben, ſie werden einander auf den Händen tragen und uns Alle — —

Baron (ſchnell einfallend).

Ungeheuer langweilen.

General.

Wie?

Baron.

Nun freilich, was die Langeweile anbetrifft, dagegen werden die beiden Andern treffliche Mittel haben. —

General (ungeduldig, aber immer noch ruhig).

Ich habe wahrhaftig nicht erwartet, bei Dir auf dieſe Widerſprüche zu ſtoßen; habe mir dieſen Gedanken ſo ſchön ausgemalt, habe die beiden Männer unabläſſig beobachtet: ſie paſſen zu den

Sechstes Kapitel.

Ein Bürgerball und seine Folgen.

Wer den Stolz kannte, mit welchem die mittlere und die reiche Bürgerklasse das Local, das sie zu ihren Wintervergnügungen erbaut, als ihr Eigenthum zu betrachten pflegte, wie einige der ältern Herrn bei jedem Tanzvergnügen, bei jedem Concert Länge und Höhe des großen Saales mit prüfendem Blick maßen, um sich zu überzeugen, daß der Saal der höheren Bürgergesellschaft wenigstens um sechs Zoll niedriger und wenigstens um vier Zoll schmäler war; wer die Strenge kannte, mit welcher in den meisten Fällen darauf gesehen wurde, daß zur Bürgergesellschaft, wenigstens zu den Mitgliedern derselben, nur Urbürgerkinder von reinem Blut zugelassen wurden; wer es wußte, daß bei dem Aufnahmegesuch eine Urgroßmutter oder ein Urgroßvater, der vor einigen achtzig Jahren eingewandert war, von dem Vorstand als fremdes, eingeschmuggeltes und nicht vollkommen ebenbürtiges Blut betrachtet wurde; wer sie endlich kannte diese Bürgergesellschaft-Republik mit streng abgesonderten Kreisen nach Familien, nach Vermögensverhältnissen und nach der königlichen Rangordnung, regiert von selbstgewählten

Mädchen, wie eigens für ſie beſtellt. Nun komme ich zu Dir und bitte Dich um Deine Hülfe; Du ſollſt ihnen meinen Wunſch, meinen Willen ankündigen. — Ja, meinen Willen, und das wirſt Du thun, denn Du weißt, daß ich gefaßte Entſchlüſſe nicht ändere! Sollteſt Du aber anderer Anſicht bleiben und am Ende gar, wie das ſchon geſchehen iſt, gegen mich conſpiriren, (plötzlich ſehr laut und heftig) ſo kann ich Dich verſichern, daß ich auf meinem Willen feſt beharre und daß kein Engel im Himmel im Stande ſein ſoll, daran ein Jota zu ändern! Alles iſt vorbereitet, die Papiere ſind bereit, der Pfarrer iſt avertirt. Ferdinand und Eliſe, und Clara und Karl! — Und noch heute wird geheirathet! (Er wirft ſeinen Strohhut heftig auf den Kopf und lauft an die Mittelthüre, dreht ſich aber plötzlich herum und ruft ſehr laut:) Haſt Du vielleicht noch etwas dagegen einzuwenden?

Baron.

Nicht das Geringſte!

General.

Nun, das freut mich. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Baron (allein).

Alſo heute wird geheirathet! — Was iſt dagegen zu machen? Mit Gewalt — gar nichts, und mit Liſt wahrſcheinlich auch nichts. Das iſt eine unangenehme verdrießliche Geſchichte! Wenn man ihm auch ſagte; die beiden Paare lieben ſich ſchon ſeit längerer Zeit, aber in anderer Zuſammenſetzung, wie Papa es ſich gedacht, es würde dies die Sache noch viel ſchlimmer machen; die beiden jungen Herrn dürften ihm nie mehr vor die Augen

kommen; ich thu' am Beſten, ich verkündige ihnen ihr Schickſal und verhalte mich paſſiv; es geht ſie doch am Ende mehr an wie mich, vielleicht finden ſie ein Mittel, ſich zu helfen (Er klingelt.)

Dritter Auftritt.

Voriger. Kammerdiener.

Baron.

Haben Sie Herrn Ferdinand oder Herrn Karl geſehen?

Kammerdiener (lächelnd).

Beide, Herr Baron, Beide.

Baron.

Und die jungen Damen?

Kammerdiener.

Ebenfalls Beide; ich wollte ſagen: alle Vier, Herr Baron.

Baron.

Alle Vier? — So!

Kammerdiener.

Ja wohl, Herr Baron, alle Vier bei einander, am Ende des Parks bei der ſchönen Ausſicht. Die jungen Herrſchaften ſahen die Sonne zuſammen aufgehen. — Ein prächtiges Schauſpiel! Der Herr Baron verſäumen das jeden Morgen.

Baron (ſteht auf und nimmt ſeinen Hut).

Aber Sie, Monſieur Jean, verſäumen nie, über Sachen zu ſchwätzen, die Sie nichts angehen. Was ſchiert Sie die Sonne?

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Kammerdiener (allein, räumt die Zeitungen auf).

Es iſt doch in dieſem Hauſe nicht möglich, ein einziges Wort der Empfindung laut werden zu laſſen. Namentlich iſt der Herr Baron noch viel ſchlimmer, wie Seine Excellenz. Seine Excellenz ſagen höchſtens: halt Er Sein Maul! und damit iſt's abgemacht; aber der Herr Baron weiß auf ſeine ſanfte ruhige Manier einem immer etwas Bitteres, etwas Hartes zu ſagen. — Soll mich die Sonne nichts angehen!

(Die Kammerjungfer kommt aus dem Zimmer links und will zur Mittelthüre hinaus.)

Fünfter Auftritt.

Voriger. Kammerjungfer.

Kammerjungfer.

Monſieur Jean!

Kammerdiener.

Fräulein Flora! — Ich wünſche einen guten Morgen! Freundlich geſtimmt? kann man es wagen, nach dero ſchätzbarem Befinden ſich zu erkundigen? — Immer noch mißvergnügt? — Iſt kein freundliches Wort im Stande, dies finſtere Geſichtchen aufzuhellen? — Wie? — Was?

Kammerjungfer.

Laſſen Sie Ihre langweiligen Reden, gehen Sie auf die Bibliothek und holen den zweiten Theil dieſes Buchs.

Kammerdiener.

Iſt es für die jungen Herrſchaften, ſo gehe ich, iſt es aber für Sie —

Kammerjungfer.

Nun?

Kammerdiener.

So fliege ich.

Kammerjungfer.

Nun, ſo rathe ich Ihnen, abwechſelnd zu gehen und zu fliegen, denn es iſt dies hier ein charmantes Buch, ein gebildetes Buch; auch ich leſe gern darin.

Kammerdiener

(faßt ihre Hand und führt ſie einen Schritt vorwärts).

So iſt es recht, Mädchen, bilde Deinen Geiſt.

Kammerjungfer.

Sie wollten wohl ſagen: Ihren Geiſt.

Kammerdiener.

Ich ſprach mit den Worten des Dichters.

Kammerjungfer.

Sprechen Sie lieber mit Ihren eigenen Worten, und endlich einmal ruhiger, vernünftiger.

Kammerdiener.

In welcher Beziehung, ſchönſte Flora?

Kammerjungfer.

Beziehung! — in welcher Beziehung? — Herr Gott im Himmel, Sie ſind der leichtſinnigſte Menſch, den es gibt! Meinen Sie denn in der That, ich wollte ewig darauf warten, bis Sie einmal Luſt haben, in Betreff unſerer Beiden ein ernſtes Wort mit dem Herrn zu reden? Es ſind jetzt ſchon vier Wochen, ſeit wir zuſammen aus der Stadt hieher fuhren.

Kammerdiener.

Hinten auf dem Wagen der Herrſchaft; der Regen ſtrömte herab, es war eine göttliche Nacht! (Er küßt ihre Hand.)

Kammerjungfer.

Laſſen Sie Ihre Späſſe!

Kammerdiener.

An einer abſchüſſigen Stelle des Wegs befeſtigte ich den Hemmſchuh, und darauf ſprach ich zu Ihnen: o könnte ich die Kette meiner Liebe auch ſo um Sie herumſchlingen, Flora, daß wir vereint durch's Leben wandelten, unauflöslich verbunden! — Das war ein ſchöner Gedanke!

Kammerjungfer.

Und Sie machten ſo ehrliche Pläne.

Kammerdiener.

Luftſchlöſſer!

Kammerjungfer.

Was?

Kammerdiener.

Luftſchlöſſer, die ſich verwirklichen werden. Vorderhand hole ich Ihr Buch, und noch ehe Sie das glückliche Ende Ihres Romans geleſen, bin ich mit dem Meinigen im Reinen. Ich trete vor Seine Excellenz hin und ſage: Excellenz, Flora oder keine! Geben Sie mir Ihre Einwilligung oder geben Sie mir nicht Ihre Einwilligung — mir gleichviel! Ich war früher ein harmloſer Schneider und werde wieder ein harmloſer Schneider ſein, aber nie ohne Flora! — So werde ich ſprechen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. (Der General ruft im Garten: Jean!) Laſſen wir uns nicht ſtören; Privatgeſchäfte gehen vor.

Kammerjungfer.

Ich bin mit Ihnen zufrieden, lieber Jean; aber was nutzt das Warten? — Die Zeit verrinnt, wir ſind Beide freilich noch ſehr jung —

Kammerdiener (ſie anſchauend).

Sehr jung!

Kammerjungfer.

Und wer weiß, es könnten ſich andere Partieen für mich finden, und es ſollte mir ſehr leid thun, wenn ich mich im Drange der Umſtände genöthigt ſähe, über meine Hand anders zu verfügen.

Kammerdiener.

Ich wag' es darauf! Ohne ſtolz zu ſein, Fräulein Flora, bilde ich mir ein, daß, nachdem Sie dieſes Herz in ſicherem Beſitz wiſſen, Sie durchaus keine anderen Eroberungsverſuche machen werden.

(Der General ruft im Garten, ſehr nahe: Jean! — Beide fahren auseinander.)

Sechster Auftritt.

Baron Ferdinand und Clara. Karl und Eliſe.

Eliſe.

Pfui, Onkel! uns ſo lange warten zu laſſen! für uns die wichtigſten Geheimniſſe zu haben und mit uns durch den ganzen Park zu gehen, ohne ein Wort zu ſagen, immer mit dem Finger auf dem Munde — abſcheulich.

Ferdinand.

Aber jetzt reden Sie, beſter Baron! — Sie kommen vom General?

Karl.

Wir wurden diesmal ſo plötzlich hieher beſchieden; um ſo unerwarteter, da unſere Regimenter morgen Früh zu den großen Manövern abmarſchiren ſollen.

Ferdinand.

Gerade als gäbe es einen Ball oder die größten Feſtlichkeiten; ich habe zwei Koffer mitgebracht.

Baron.

Es gibt auch Feſtlichkeiten hier.

Ferdinand.

Feſtlichkeiten?

Karl.

Alſo doch?

Eliſe.

O Clara, liebe Schweſter! —

Baron.

Ja Kinder, Feſtlichkeiten. Hört mich an. Der General — um mich kurz zu faſſen — wünſcht ſeine beiden Töchter zu vermählen. Er ſuchte lange nach paſſenden Schwiegerſöhnen und ſcheint dieſe endlich in euch, meine beiden Herren, gefunden zu haben.

Ferdinand.

O welches Glück!

Clara.

Der gute Vater!

Eliſe.

Aber Onkel, das ſagen Sie Alles mit einem Leichenbittergeſicht, mit einer wahren Jammermiene. Freuen Sie ſich doch mit uns!

Baron.

Ich wollte, ich könnte mich mit Euch freuen, aber —

Eliſe.

Aber?

Baron.

Der General hat, wie ihr Alle wißt, ſeine Grillen, und was er einmal beſchließt, davon geht er nicht ab.

Clara.

Ja, ja, das iſt ſchon wahr.

Baron.

Nun hat er ſich in den Kopf geſetzt, daß nur die gleichen Charaktere zuſammen paſſen, und dieſe Idee will er auch bei eurer Verheirathung zur Geltung bringen.

Ferdinand.

Vortrefflich! Gibt es zwei gleichgeſtimmtere Seelen, wie Clara und ich?

Karl.

Nicht wahr, Eliſe, unſere Charaktere paſſen vortrefflich zu einander?

Baron.

So glaubt ihr, aber der Vater denkt anders.

Eliſe.

Anders?

Ferdinand.

Wie ſollen wir das verſtehen, Herr Baron?

Baron.

Es thut mir wahrhaftig leid, ſo mit Einemmale alle eure Hoffnungen zu zerſtören, aber mein Bruder, der ja von eurer Liebe nichts weiß und wiſſen ſoll, hat feſt beſchloſſen, Ferdinand ſoll Eliſe heirathen und Karl — Clara.

Karl.

O Baron, Sie ſcherzen mit uns!

Baron.

Es iſt ſo, wie ich euch geſagt.

Ferdinand.

Aber um Gotteswillen, Baron, wie kann der General auf dieſen Gedanken kommen? — Welche Gründe kann er dafür angeben?

Baron.

Gründe genug! Der General findet z. B., daß Ihr Charakter, Ferdinand, zu dem von Eliſen vortrefflich paßt.

Eliſe.

Aber das iſt ja eine unglückſelige Idee! Woher hätte mein Charakter mit dem von Ferdinand eine Aehnlichkeit?

Baron.

Ihr wäret Beide gleich heftig, gleich oben hinaus.

Ferdinand (lebhaft).

Ich ſei heftig? — Wer kann mir Heftigkeit des Charakters vorwerfen? Wer kann behaupten, ich handle raſch oben hinaus? Eine ſolche Behauptung würde mich auf's Tiefſte kränken, wenn ſie nicht durch ihre ausgeſuchte Lächerlichkeit ſpurlos an mir vorübergehen müßte.

Eliſe (ebenfalls gereizt).

Und was mich betrifft, ſo will ich mich ernſtlich dagegen verwahren, als ſei mein Charakter irgend einer unüberlegten Heftigkeit fähig. Es koſtet Mühe, mich zu reizen. Freilich, wenn man es darauf anlegt, Jemand in Zorn zu bringen, wenn man ſieht, wie der eingebildeten (ſpöttiſch lächelnd) Charakter-Aehnlichkeit wegen ein ganzes Lebensglück zerſtört werden ſoll, ja! da möchte ich den Menſchen ſehen, der nicht aus ſeinem ruhigen Gleichmuthe zu bringen wäre! Aber ehe ich mir eine ſolche Tyrannei gefallen laſſe, lieber treibe ich es auf's Aeußerſte.

Ferdinand.

Ja, Baron, wir haben mit kindlicher Liebe zu Seiner Excellenz aufgeſchaut, wir haben uns allen ſeinen Launen gefügt; aber das iſt zu viel!

Eliſe (heftig).

Ich werde mich niemals dieſem Machtgebot fügen, niemals! niemals! niemals!

Baron (lächelnd).

Aber Kinder, ihr müßt mir doch zugeben, daß der Vater euch vortrefflich kennt, und daß, wenn er zu einer guten Ehe gleichgestimmte Charaktere verlangt, ihr Beide herrlich zusammen paßt.

Elise.

O den Charakter wollt' ich sehen, der bei einer solchen Eröffnung kalt und gleichgültig bliebe!

Ferdinand.

Solche müßten erst geschaffen werden — sie existiren nicht.

Baron.

Und doch sehe ich hier zwei Personen, die, wenn auch nicht kalt und gleichgültig, doch ohne heftig zu werden, sich dem Willen des Vaters unterwerfen.

Ferdinand.

O Clara, das könntest Du in der That? — Du wärst im Stande, Dich diesen Befehlen des Vaters zu unterwerfen, eine Verbindung einzugehen, die mich, Dich, uns Alle unglücklich machte?

Clara (schüttelt den Kopf).

Ferdinand.

So rede doch! Laß' mich nicht an unserem Glück, an Dir verzweifeln! — Könntest Du wirklich Dich dem Willen Deines Vaters unterwerfen, mich zum unglücklichsten aller Menschen machen?

Clara.

Glaube das nicht, Ferdinand; aber was hilft's, sich in heftige Worte zu ergießen? Werden wir dadurch etwas ändern?

Elise.

Werden wir etwas ändern, wenn wir unthätig bleiben, in Demuth uns dieser Tyrannei beugen, als einzigen Beweis unseres

Oberhäuptern, ein Staat, in welchem möglicherweise der letzte Cotillontänzer von heute morgen an der Spitze der Geschäfte stehen konnte; wer Alles dieß genau überlegt und ins Auge faßt, der begreift den freudigen Schreck, die selige Ueberraschung, welche Jeden überschüttete und beschlich, indem er, als sich die Flügelthüren vor ihm öffneten, statt der bisherigen Stearinkerzen und Oellampen den herrlich glänzenden Kranz von Gaslichtern auf dem neuen Kronleuchter erblickte!

Es war ein Gemurmel in dem Saale, ein Durcheinanderrennen, ein Betrachten des neuen, fabelhaften Lichtes, vom kleinsten Kellner in der Tiefe bis zum Orchester-Dirigenten in der Höhe, Alles war in außerordentliches Staunen, in vollkommene Befriedigung aufgelöst; Eins rannte, indem es aufwärts sah, gegen das Andere, und es gab heute mehr Entschuldigungen wegen Aufeinanderstoßens und zertretener Hühneraugen, als sonst bei der verwickeltsten Cotillon-Tour.

Es war noch früh, und die, welche zuerst gekommen waren, erfreuten sich sichtlich an dem unbegränzten Erstaunen der Nachfolgenden; von dem Glanze schon etwas gesättigt, warfen sich diese Anwesenden in die Brust und fühlten sich geschmeichelt von den Ausrufungen der Freude, mit denen jeder neue Ballgast in den Saal trat, und beantworteten die Fragen nach dem charmanten Licht mit selbstgefälligem Lächeln, als habe es sie selbst gar nicht überrascht, und Jeder ließ den Andern durchblicken, er habe, im Vertrauen gesagt, auch dabei die Hand im Spiele gehabt.

Trotz dieser Undankbarkeit, wodurch die Verdienste des Vaters Schwämmle etwas geschmälert wurden, ward sein Name doch, zuerst mit leisem Gemurmel, dann lauter und immer lauter in allen Ecken genannt; einer seiner Collegen, der ihm freundlich gesinnt war und der mit ihm pro Gasbeleuchtung contra Schlachthaus gestimmt, eilte geschäftig durch den Saal, sprach hier mit Freunden und Bekannten und Unparteiischen, prallte dort

Unmuths unſer Blumen-Bouquet zerreißen? — Fahr' hin, Geduld! — Ich ärgere mich über dieſe entſetzlichen Projekte des Vaters nicht ärger, als über Deine Gleichgültigkeit, Clara! (Zu Karl:) Und was die Ihrige anbelangt, mein Herr —

Karl.

Die meinige, theure Eliſe?

Eliſe.

Ja, Ihre Gleichgültigkeit! — So ſollteſt Du Dich ſchämen, Karl, dieſe empörenden Vorſchläge ſo ruhig anzuhören!

Karl.

Ja, aber geliebte Eliſe, mir ſcheint das ruhige Anhören der gewiß vernünftigen Vorſchläge unſeres guten —

Eliſe.

Vernünftige Vorſchläge? — — mein Gott! — vernünftige Vorſchläge meines Vaters! — —

Karl.

Nein, unſeres guten Freundes hier, das Beſte zu ſein, was wir thun können. Aber Du läßt nie einen Menſchen ausreden, Eliſe.

Clara.

O rathen Sie uns, mein Onkel! Gibt es denn kein Mittel, den Vater von ſeinem Vorſatze abzubringen? Er iſt ja ſonſt ſo gut, ſo freundlich geſinnt!

Karl

(der ſich von der andern Seite genähert, während Ferdinand und Eliſe heftig auf- und abeilen).

Und Sie vermögen ja Alles über ihn. Schildern Sie ihm unſere Liebe, ſagen Sie ihm, wie ich Eliſe anbete!

Clara.

Verſchweigen Sie ihm nicht, beſter Onkel, wie theuer mir Ferdinand iſt!

Karl.

Beſtimmen Sie den General, daß er unſer Glück nicht zerſtört!

Baron.

Es wäre wirklich Schade, liebe Kinder, wenn mein Bruder nicht auf ſeinem Vorſatze beharrte. Ihr Beide paßt ſo vortrefflich zuſammen. Und ſeht, wie die Beiden dahinten in gleichem Schritt umher rennen, mit ſich ſelbſt redend, heftig geſtikulirend; ein Paar, wie für einander geſchaffen.

Clara.

Alſo auch Sie nehmen Parthie gegen uns?

Karl.

Auch Sie verlaſſen uns?

Baron (lächelnd auf die andern zeigend).

Der Bruder hat wahrhaftig nicht Unrecht. Gleich und gleich geſellt ſich gern.

Eliſe

(die im Hintergrund mit Ferdinand eifrig geſprochen, trennt ſich plötzlich von ihm, heftig zu Karl tretend).

Niemals!

Ferdinand (ebenſo zu Clara).

In meinem ganzen Leben nicht! Nicht wahr, Clara, ich darf von Deiner treuen Liebe überzeugt ſein?

Clara (reicht ihm beide Hände).

Gott im Himmel weiß, wie ſehr ich Dich liebe!

Karl (zu Eliſe).

Du weißt es, Eliſe, ich bin nicht im Stande, in eine heftige Oppoſition gegen Deinen Vater zu treten, ich achte, ich liebe ihn zu ſehr; aber Deiner Treue zu mir bewußt, bin ich im Stande, Alles zu wagen.

Ferdinand (zum Baron).

Von jeher gewöhnt, Ihrem Rath zu folgen, Sie zum Mit-

wiſſer aller unſerer Geheimniſſe zu machen, ſtehen wir hier ganz allein, da Sie uns verlaſſen und die Partei Ihres Bruders nehmen. — Kommt, überlegen wir, was zu thun iſt; unſer ehemaliger Freund wird, da er im Beſitze unſerer Geheimniſſe iſt, wenigſtens edel genug ſein, uns nicht als Feind gegenüber zu treten.

Baron.

Hitzkopf! Muß denn bei Dir Alles oben hinaus, muß denn Alles im erſten Anlauf biegen oder brechen, iſt denn keine ruhige Ueberlegung möglich?

Eliſe.

Diesmal hat Ferdinand Recht. Sie behandeln dieſe gewichtige Sache ſo leicht hin, Sie ſcheinen dem Vater Recht zu geben, indem Sie ſagen —

Baron.

Daß ihr ein vortreffliches Paar würdet. Vollkommen gleichgeſtimmte Seelen. Das ſage ich noch und das ſieht jedes Kind.

Ferdinand.

Alſo komm'!

Clara.

O es iſt traurig! Wir hatten ſo feſt auf Sie gehofft.

Baron.

Und nicht vergebens, mein liebes Kind. Ihr hättet nur ſehen ſollen, wie ich mich heute Morgen für euch in's Feuer geworfen. Aber ihr kennt ja den Papa. Je mehr man ihm widerſpricht, deſto feſter beharrt er auf ſeiner Anſicht; ich habe ſchon hin und her geſonnen, aber ich ſehe keinen Ausweg. — Wollt ihr dem Papa offenbare Oppoſition machen? In Gottes Namen! aber dann laß' ich ſatteln und reite davon. Mich ſoll der Himmel bewahren, das will ich nicht erleben.

Karl.

Der Baron hat Recht; dem General offen entgegen zu treten, iſt unmöglich.

Eliſe.

Wenn wir die Tante kommen ließen! Sie vermag allein etwas über ihn.

Baron.

Dazu iſt keine Zeit, heute ſoll die Trauung ſein, in der Kirche drunten iſt ſchon Alles in Bereitſchaft; ich glaube, der General macht ſo eben ſeine Toilette, — es iſt Alles verloren!

Clara (weinend).

Alles! unſer ganzes Lebensglück!

Baron.

Still! ſtill! weint nicht — ruhig! Ich höre ihn kommen. — Geht in Eure Zimmer, verhaltet Euch ruhig, ich will das Meine nochmals verſuchen.

Eliſe.

Wir haben Niemand als Sie! thun Sie, was nur möglich.

Ferdinand.

O Baron, helfen Sie uns, wenden Sie großes Unglück ab.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Der General.

(Der General, auf Jean geſtützt, mit der andern Hand an einem Krückſtock gehend.)

General.

Habe es den Morgen gleich gefühlt, wir bekommen heute ſchwere Gewitter, und das liegt mir jedesmal entſetzlich in den Gliedern, aber noch nie ſo, wie heute. — Uff! Laß' mich einen

Augenblick ausruhen; ich bin kaum im Stande, mich aufrecht zu erhalten. Schmerzt mich doch das verfluchte Bein, wie an dem Tage, wo mich die Kartätſche geſtreift.

Kammerdiener (geſchmeidig).

Ich glaube, das war bei Jena, Excellenz.

General.

Halt Dein Maul! — Wenn es nur nicht wieder ein Gichtanfall iſt. Bin kaum im Stande, bis zu einem Stuhl zu kommen. — — Da wechſel um, komm' auf die andere Seite.

(Jean trägt in ſeiner linken Hand, die er auf dem Rücken hält, ein ſehr großes Bouquet, das er jetzt in die Rechte nimmt, und dadurch kommt er langſam auf die andere Seite des Generals.)

General.

Nun, wird's bald? — Nimm' Dich vor meinem Stock in Acht! Uff! Das wird mir ſauer. — So rück' meinen Stuhl etwas näher. — Ach, Hektor, da biſt Du ja; mir iſt ganz elend zu Muth. Läßt mich da der Schlingel eine ganze Viertelſtunde warten, vergeblich rufen und ſchreien; ſieht man doch gleich, daß der Kerl nie Soldat war. Iſt das auch Manier? — Und wie der Burſche daſteht! die Hände auf dem Rücken, hat man je ſo was erlebt? — Hand vor!

(Jean wechſelt das Bouquet in der anderen und bringt die Linke vor.)

General.

Auch die Rechte, beide vor! (Jean bringt beide Hände vor, ein ſiebenhaftes Bouquet fällt hinter ihm auf den Boden.)

General.

Seh' einer die Geſchichten! Was fällt da?

Baron.

Ich glaube, ein Blumen-Bouquet.

General.

Ein Blumen-Bouquet? — Heb' Er's auf, Sein Blumen-

Bouquet. — Weßhalb hat Er meinen Garten geplündert — was ſoll's mit dem Blumen-Bouquet?

Jean

(hebt das Bouquet auf und ſchluckt heftig und mühſam).

Ein Irrthum, Excellenz, ein Irrthum. Ich ſtand heute Morgen mit dem feſten Glauben auf, heute ſei der Namenstag Eurer Excellenz. Ich hatte ſo im Kalender geleſen.

General.

Was, mein Namenstag im hohen Sommer?

Baron.

Lügen Sie nicht, lieber Jean.

Jean.

Keine Lüge, Herr Baron, nur ein Irrthum. Ich las vielleicht aus Verſehen in einem uralten Kalender, wo die Datum's ganz anders ſind.

Baron.

Geſtehen Sie nur, lieber Jean, Sie dürfen das ſchon geſtehen — man muß mit den heiligſten Gefühlen des Herzens keinen Scherz treiben — Sie haben das Bouquet für Ihre Geliebte abgepflückt?

General (ſehr heftig).

Für ſeine Geliebte! — Der Menſch hat eine Geliebte? — Unglücklicher, wer iſt dieſe Geliebte?

Jean.

Ich kann Euer Excellenz auf's Heiligſte verſichern —

Baron (einfallend).

Daß dieſe Geliebte Mademoiſelle Flora iſt.

General.

Die Kammerjungfer? — Wo iſt die Kammerjungfer? Sie ſoll augenblicklich daher kommen, die Kammerjungfer! — O mein

Fuß! Und all' der Aerger dazu! — Eine Geliebte in meinem Hauſe, die Kammerjungfer meiner Töchter! — Iſt das nicht unerhört, Hektor? — Dieſe Unſchicklichkeit! — Mir aus den Augen, Böſewicht! Ich muß mich wahrhaftig niederlegen. Das iſt einer der completteſten Gichtanfälle, die ich je gehabt. Hektor ſei ſo gut und führ' mich in mein Zimmer.

Baron.

Mit Vergnügen, lieber Bruder.

General

(erhebt ſich und ſtützt ſich auf den Baron. Zu Jean:)

Ueber Dich, Du Ungeheuer, werde ich meine Beſtimmungen treffen. — Uff! (Zu Hektor:) Und die Geſchichte — haſt Du mit meinen Kindern geſprochen?

Baron.

Verſteht ſich. Sprechen wir drinnen darüber! (Ab.)

Achter Auftritt.

Kammerdiener, Kammerjungfer, ſpäter Baron.

(Jean nimmt mit beiden Händen ſein Bouquet, riecht zuweilen daran und ſieht ſich ſcheu um. Die Kammerjungfer ſteckt den Kopf durch die Thüre, ſobald der General verſchwunden iſt.)

Kammerjungfer.

Sind Sie allein, Jean? — Gott, welcher Spektakel! Ich ſoll mich erkundigen, was es hier eigentlich gegeben hat. — Was iſt denn vorgefallen?

Jean (nach einer Pauſe, ſehr wichtig).

Ich habe mit Seiner Excellenz geſprochen.

Kammerjungfer.

Ueber mich, über unſer Verhältniß?

Jean.

Allerdings, aber — Seine Excellenz waren ſehr ungnädig. Ich ſprach mit einem Feuer, mit einer Ueberzeugung, wie nie. Aber Seine Excellenz — es thut mir leid, Ihnen das mittheilen zu müſſen. Mamſell Flora — Seine Excellenz fanden es für unpaſſend, daß ſein erſter Kammerdiener ſich mit der übrigen Dienerſchaft ſo — ſo abgäbe.

Kammerjungfer.

Herr Gott im Himmel!

Jean.

Ich glaube, er ſagte abgäbe, er kann aber auch geſagt haben, ſich gemein mache. Es kommt darauf nicht an, aber ſo viel iſt ſicher, daß er meine warme Bitte zu ſeiner Einwilligung — nun Sie verſtehen mich — rund abgeſchlagen hat.

Kammerjungfer.

O Jean, was muß ich hören?

Jean.

Leider werden Sie Ihre Stelle verlieren.

Kammerjungfer.

Und Sie?

Jean (zuckt die Achſel).

Kammerjungfer.

Und Du Jean? — Du wirſt mit mir ziehen, wir werden, wie Du ſo oft geſagt, einen ſtillen harmloſen Hausſtand gründen, fern von unſerer jetzigen Herrſchaft.

Baron.

(der eingetreten iſt und die letzten Worte gehört hat).

Das iſt vorderhand nicht nöthig. Eure Sache hat ſich vortrefflich arrangirt.

Jean (ſieht ihn fragend an).

Baron.

Der General hat eingeſehen, daß es grauſam wäre, ſo zarte Liebe zu trennen; ſeid vergnügt, ich habe die Erlaubniß zu Eurer Heirath ausgewirkt.

Kammerjungfer.

O Herr Baron, wie ſoll ich Ihnen danken?

Baron.

Natürlicher Weiſe werden ſich Ihre Verhältniſſe nach einiger Zeit im Hauſe ändern und der General wird ſehen, wo er euch am beſten placiren kann.

Jean.

Ja — allerdings — freilich — nicht verkennend — die guten Abſichten Seiner Excellenz — weiß ich doch nicht genau — ob auch Mademoiſelle Flora —

Kammerjungfer.

O Jean, Du kennſt mein Herz! —

Jean.

Wollte ſagen, ob auch ich — (zum Baron:) Und ſollte dieſe Heirath bald vor ſich gehen, Herr Baron?

Baron (luſtig).

Noch heute, lieber Jean; der General iſt zu zartfühlend, um Sie lange ſchmachten zu laſſen.

Jean.

Gerechter Gott! — Nur weiß ich nicht, Herr Baron, ob meine Papiere ſich in ſolcher Ordnung befinden, ob — nicht eine hohe Geiſtlichkeit — man iſt ſehr ſtreng in dieſem Punkt — auch bin ich nicht hieſigen Ortes Bürger —

Baron.

Unbeſorgt! der General beauftragt mich, dem Pfarrer ſo eben einige Zeilen zu ſchreiben.

Jean.

Dann auch wegen dem Alter, Herr Baron. — O Gott! ich komme nicht mehr hinaus.

Baron.

Alter?

Kammerjungfer (gereizt).

Welches Alter?

Baron (lachend).

Lieber Jean, wo zwei Instrumente gleich gestimmt sind, da kommt es nicht darauf an, ob die Saiten des einen zehn Jahre älter sind. Es gibt doch einen guten Klang. (Er nimmt das Bouquet aus den Händen Jean's und überreicht es der Kammerjungfer.) Schöne Braut, machen Sie Ihre Toilette, ich gratulire von Herzen.

(Jean und Kammerjungfer ab.)

Neunter Auftritt.

Baron. Später Ferdinand und Karl.

Baron (allein).

Der Heuchler wär' bestraft; er muß heirathen oder aus dem Hause, und daß die ihm seinen Kopf zurecht setzen wird, davor ist mir gar nicht bange. — Und was die Uebrigen anbelangt — ich athme wieder auf. Der General muß das Zimmer hüten und ich soll die Brautpaare in die Kirche begleiten. Damit ist freilich nicht viel, aber vielleicht etwas gewonnen. Sehen wir weiter!

(Ferdinand und Karl kommen zur Mittelthür herein.)

Karl.

Wir haben uns die Sache ruhig überlegt, bester Baron, aber wir stehen am Rande des Unglücks, der Verzweiflung.

mit einer kalten Verbeugung zurück, als er bemerkte, daß er in die Nähe einer Gruppe Schlachthaus-Menschen gerathen war.

Der College des Stadtraths Schwämmle, ein schon ältlicher Mann von sanften Gesichtszügen und eben solcher Stimme, suchte schwitzend vor Hitze und innerer Aufregung die Anwesenden zu vermögen, dem Helden des Tages einen freundlichen, feierlichen Empfang zu bereiten. Die Freunde stimmten natürlich bei, den Unparteiischen war es gleichgültig, und die jungen Herrn und Damen, die eigentlich gar keiner Richtung angehörten, freuten sich auf das Beifallsgeschrei. Sogar bei einigen Blutmenschen seiner Bekanntschaft versuchte es der sanfte College, indem er ihre beiden Hände ergriff, und dabei dieselben freundlich schüttelnd, den Versuch machte, ihnen schmunzelnd von unten herauf in die finster niedergeschlagenen Augen zu blicken. Bald sah man ihn hier, bald dort; jetzt eilte er die Stiege hinauf zum Orchester, klopfte dem Dirigenten auf die Schulter, indem er ihm einige Worte hastig sagte, bot dem Paukenisten eine Prise an und blieb oben stehen, sehr aufgeregt vor Erwartung, und sah mit klopfendem Herzen nach der Eingangsthür des Saales.

Jetzt stürzt ein Kellner herein und winkt mit der Serviette, der sanfte College auf dem Orchester zupft die Halsbinde in die Höhe und gibt dem Dirigenten einen bedeutsamen Wink.

Die Thür öffnet sich und als Vater Schwämmle hereintritt am Arm seiner dicken Gattin, da schmettern die Trompeten, da wirbeln die Pauken und der ganze Saal hallt wieder von dem wüthenden Geschrei: Hoch lebe Schwämmle! — Hoch der Stadtrath Schwämmle! — Drei Mal donnernder Tusch, und drei Mal schreien die Ballgäste.

Die Orchester-Mitglieder haben sich würdig benommen, und namentlich der Pauken ist, eingedenk der eben erhaltenen stadträthlichen Prise, hat gearbeitet, daß es klang, wie ein fern dahinziehendes Gewitter; ein solcher Moment muß das grausamste Herz erschüttern; ja, man bemerkte unten im Saale einige Schlacht-

Ferdinand.

Kein Ausweg! — die Zeit verrinnt, was ſollen wir beginnen?

Baron.

Vorderhand zum General gehen und ihm herzlich dafür danken, daß er in eine Verbindung mit ſeinen Töchtern willigt. Denke Jeder an die, die er liebt, und ſo werden Ihnen die Worte leicht von den Lippen gehen.

Ferdinand.

Und dann? — Was iſt damit geholfen?

Baron.

Der General iſt plötzlich unwohl geworden; er liegt an einem heftigen Gichtanfalle nieder. Ich ſoll die beiden Paare in die Kirche begleiten und die Trauung vornehmen laſſen.

Ferdinand.

Ein Hoffnungsſtrahl!

Karl.

Aber ein ſehr ſchwacher.

Ferdinand.

O nein, o nein! Baron, wenn Sie wollen, ſind wir heute noch die Glücklichſten der Menſchen.

Baron.

Nun, wie das? Darauf wär' ich begierig!

Ferdinand.

Sie geleiten uns in die Kirche, Sie verheirathen uns, aber nicht wie es der General befohlen, ſondern nach unſern Neigungen, ſo wie wir allein glücklich werden können.

Baron (ſchüttelt mit dem Kopfe).

Nein, das geht nicht, das geht wahrhaftig nicht! Nehmt's mir nicht übel, Kinder, das könnte ich gegen meinen Bruder nicht

verantworten. Ich bitte Euch, wenn er dieſen Betrug erfährt — und das muß er ja gleich — ſo trifft ihn der Schlag.

Ferdinand.

Dann weiß ich keinen Rath mehr.

Karl.

Aber ich habe eine Idee, Baron, einen glücklichen Ausweg, wenn Sie uns unterſtützen; denken Sie, es gilt das Glück Ihrer Nichten, und ich bin feſt überzeugt, wenn wir Zeit hätten, mit dem General ruhig zu ſprechen, er ließe ſich überzeugen. Aber natürlich, das iſt jetzt unmöglich; kaum eine Viertelſtunde und dabei ſeine Schmerzen, die ihn ungeduldig machen. Ah, Baron, ich beſchwöre Sie!

Baron.

Nun, reden Sie, ich bin begierig.

Karl.

Sie ſollen nichts gegen Ihren Bruder thun, aber auch nichts für ihn. Sie begleiten uns in die Kirche, wir ziehen den Pfarrer in das Geheimniß unſerer Liebe, und während der General glaubt, wir würden getraut, fahren wir ungetraut auf einem großen Umwege hieher zurück.

Baron.

Ohne verheirathet zu ſein?

Ferdinand.

Prächtig! eine vortreffliche Idee!

Baron.

Und der General bleibt in dem Glauben, er ſehe zwei neuvermählte Paare vor ſich? — Das kann gefährlich werden.

Karl.

Nur für kurze Zeit ſoll er das glauben. Unſere Liebe wird weiter helfen, nach einigen Tagen werfen wir uns ihm zu Füßen,

geſtehen, was wir aus Verzweiflung gethan und bitten ihn ernſtlich um ſeinen Segen.

Baron.

Aber bedenkt doch, in welche Lage ihr kommen könnt! — Und wenn auch die beiden Mädchen im erſten Augenblick zu dieſem, gelinde geſagt, tollen Streich ihre Zuſtimmung geben, ſo könnten doch im Laufe des Tags Sachen vorfallen, die ſie zur Verzweiflung bringen könnten. Zwei junge Mädchen, die ſich als Frauen betrachten ſollen, als Frauen betrachtet werden, und es doch nicht ſind — das kann ſonderbare Verwicklungen herbeiführen.

Karl (lächelnd).

Ich weiß, was Sie ſagen wollen, Baron, und ich habe daran gedacht. Alle Verlegenheiten, in die wir uns und namentlich die beiden Damen ſtürzen können, werden durch das eine Wort: Dienſt abgeſchnitten. Der Dienſt ruft uns noch heute Nacht zur Stadt zurück, heute gleich nach dem Diner müſſen wir wegfahren, um mit unſeren Regimentern abmarſchiren zu können. Wir ſind die Unglücklichſten aller jungen Ehemänner — aber der General war viel zu ſtrenger Soldat, um nur den Verſuch zu machen, uns in dem Falle zurück zu halten.

Ferdinand.

Prächtig! Prächtig! Ja, das iſt das einzige Mittel; willigen Sie ein, Baron, verhüten Sie größeres Unglück!

Baron.

In Gottes Namen! was kann ich anders machen? — Aber daß ihr mir ſpäter genau ſagt, wenn jene verzweifelte Erklärung ſtattfindet, damit ich vorher mich aus dem Staube machen kann.

Ferdinand.

Gewiß, Baron. — Dank Dir, Karl, für dieſen vortrefflichen Gedanken!

Karl.

Jetzt fort zum General.

Zehnter Auftritt.

Baron. Später Jean und die Kammerjungfer.

Baron (allein).

Ich kann's nicht ändern. Warum iſt auch mein Bruder ſo hartnäckig und heftig! — Was kann er mir thun, wenn ich abgereist bin? — Einen ungeheuer groben Brief ſchreiben? Das wird er auch wahrhaftig nicht unterlaſſen.

(Glockengeläute in der Ferne.)

Gott! da läuten ſie ſchon. — Meine Toilette! Und da fällt mir eben Monſieur Jean ein. Leider darf auch er heute nicht verheirathet werden! Darüber wird der Kerl eine beſondere Freude haben; aber er ſoll mir ſpäter daran, ich will es ihm vertreiben, allen Mädchen rings herum Schönheiten zu ſagen; und glauben ſoll er an ſein Schickſal bis zum letzten Moment, bis vor dem Altar. — Ah, da kommt er! — Nun, Herr Jean, ſchon im feſtlichen Anzug? Das freut mich. — Sie haben ein unerhörtes Glück.

Jean.

Sehr verbunden, Herr Baron.

Baron.

In der That, merkwürdiges Glück; Sie werden gehört haben, daß unſere beiden jungen Damen heute ebenfalls heirathen, mit Ihnen in derſelben Stunde, vor demſelben Altar.

Jean.

Wird das nicht für den Herrn Pfarrer zu mühſam ſein, dieſe drei Copulationen auf einmal? Ich könnte ja warten.

Baron.

Nein, guter Jean, das iſt ſchnell abgethan.

Jean.

Wiſſen Sie, Herr Baron, man liebt nicht immer, um zu heirathen; es gibt Verhältniſſe, Herr Baron —

Baron (lachend).

Die Vereinigung mit der Geliebten ſoll das höchſte Glück ſein; noch eine Viertelſtunde und Sie haben dies Glück erreicht.

Jean.

So iſt nichts daran zu ändern?

Baron.

An der Trauung? — Nein, mein Freund. Es iſt ja bald vorüber.

(Es läutet abermals).

Baron (indem er lachend abgeht).

Horch, die Glocken hallen dumpf zuſammen, und der Zeiger hat vollbracht den Lauf!

(Aus der linken Seitenthüre erſcheint Flora, feſtlich herausgeputzt, das rieſenhafte Bouquet in der Hand.)

Jean (fällt in den Fauteuil).

— — — — Keine Rettung mehr!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Kammerdiener. Kammerjungfer.

Kammerjungfer.

Ja, was bin ich denn nun eigentlich? Das möchte ich in der That wiſſen. So was iſt doch gewiß noch keinem Mädchen geſchehen, ſo lange die Welt ſteht.

Jean (lächelnd).

Es iſt allerdings ein ſonderbares Verhältniß.

Kammerjungfer.

Und Sie ſcheint das gar nicht zu alteriren! — — — Wir fahren hier vom Schloſſe in das Dorf hinab, ich im Hochzeitſtaat; die Glocken läuten, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Kirchthür' ſteht offen, wir treten hinein, hinter der Herrſchaft. — — Das kann ich Sie verſichern, Herr Jean, es hat mir ſchon gleich nicht gefallen, wie man die Kirchthür' allen Leuten vor der Naſe zuſperrte; denn wenn ich mich verheirathe, ſo ſoll es öffentlich ſein, das habe ich mir immer ſo gedacht; je mehr Menſchen, die zuſchauen, je größer die Feier, die Erhebung. — —

Jean (reibt ſich die Hände).

Es iſt in der That eine merkwürdige Geſchichte, eine ganz abſonderliche Geſchichte.

Kammerjungfer.

Und als nun die Kirchthür' verſchloſſen iſt, erklärten der Herr Baron: gewiſſer Familien-Rückſichten wegen könne heute nicht geheirathet werden. — Ah! —

Jean.

Bedeutende Familien-Rückſichten!

Kammerjungfer.

Was gehen mich die Familien-Rückſichten an? Wenn einmal ein Mädchen vor dem Altar ſteht, will ſie auch geheirathet ſein. — Ja, antworten Sie mir, was bin ich denn eigentlich? Bin ich eine Frau? — Nein! — Bin ich ein Mädchen? —

Jean.

Ich hoffe ſehr!

Kammerjungfer.

Ich bin alſo ein Mädchen und Jedermann ſieht mich für eine Frau an.

Jean.

Tröſten Sie ſich, das kam häufig vor.

Kammerjungfer.

Häufig vor? — Nicht ein einziges Mal, ſo lange die Welt ſteht! — und das Geheimnißvolle dabei! — Nein, ich werde das Alles nicht ertragen! O Gott, ich bin entſetzlich unglücklich! — Jean, Sie ſind ein Ungeheuer! Aber wenn Sie glauben, ich laſſe mir das ſo ruhig gefallen, ſind Sie im Irrthum. Ich war einmal in der Kirche und nun will ich geheirathet ſein!

Jean.

Mir ſcheint, das war von jeher Ihr ſehnlichſter Wunſch.

Kammerjungfer (krampfhaft lachend).

Mein Wunſch! — O Gott! wer hat beſtändig geſchworen, er könne nicht ohne mich leben?

Jean.

Das geſchah nur in leidenſchaftlichen Augenblicken.

Kammerjungfer.

Mein Wunſch?! — Und hat der Herr nicht befohlen, ich

müſſe Sie heirathen, bin ich nicht gezwungen worden? — Hat man mich nicht zur Schlachtbank geſchleppt, ein armes wehrloſes Opferlamm?

Jean.

Aber Sie ließen ſich auf's Bereitwilligſte ſchleppen, ſchönes Opferlamm. Wozu dieſe Thränen, dieſe Vorwürfe? Glaube mir, Mädchen, (wichtig) glauben Sie mir, Madame, wollt' ich ſagen, es iſt doch für einen Ehemann keine Kleinigkeit, eine Frau zu beſitzen, die nicht ſeine Frau iſt.

Kammerjungfer.

Entſetzlich!

Jean.

Aber tragen wir das Unvermeidliche. Was heute nicht geſchehen, kann ja morgen, übermorgen vielleicht.

Kammerjungfer (gereizt).

Vielleicht? — Nur vielleicht? — O Jean, mir ſcheint, Ihre Geſinnungen haben ſich ſchon jetzt geändert!

Jean.

Glauben Sie das nicht, theuerſte Flora; meine Liebe hat an Heftigkeit nur zugenommen. O wenn Sie wüßten wie ſehr — (Er will ſie küſſen.)

Kammerjungfer.

Bleiben Sie mir vom Leibe, wenn Ihnen Ihre Augen lieb ſind.

Jean.

Ei, Mademoiſelle Flora, dieſe Drohung vor der Hochzeit! Das Vielleicht könnte vielleicht ſehr wahr werden. Doch Reſignation vor Allem. — Da kommt die Herrſchaft.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Der Baron. Die beiden Paare.

(Karl führt Eliſe, Ferdinand Clara.)

Baron.

Aber wenn man euch ſo gehen ſieht, Einer des Andern Frau führend, Einer nur mit des Andern Frau innig ſprechend, ſo weiß man in der That nicht, was man davon denken ſoll. Seid doch klug! — Trennt euch, trennt euch! — Nur Gleiches zu Gleichem! Komm' her, Eliſe, — Ihren Arm, Ferdinand!

(Sie wechſeln ihre Stellung, eilen aber bei den nächſten Reden wieder zu einander.)

Ferdinand.

O Clara, ſchon jetzt fühle ich, wie unglücklich ich geworden wäre! Schon Dich einen Augenblick an eines Anderen Arm zu ſehen, iſt mir unerträglich!

Eliſe.

Obgleich es die Schweſter war, die Du führteſt, ſo wollte mein Herz brechen, wenn ich an das grenzenloſe Unglück dachte, dem wir mit Mühe und noch nicht ganz entgangen ſind.

Baron.

Macht mir keine Geſchichten! Ich ſehe ſchon, ihr werdet euch und mich in die ſchönſten Verlegenheiten bringen. Ich muß wahrhaftig heute noch abreiſen. Kommen Sie, Ferdinand, führen Sie Ihre Frau in jenen Fauteuil und bleiben Sie bei ihr, und auch Sie, Karl, ſonſt ſo ruhig.

Eliſe.

Nicht wahr, Karl, wir trotzen Allem, was da kommen wird.

Karl.

O Eliſe, Du kennſt meine grenzenloſe Liebe zu Dir.

Ferdinand

(küßt Clara feurig die Hand, ehe Karl ſie auf den Fauteuil rechts führt).

(Jean wiſcht ſich auffallend die Augen; Kammerjungfer eilt auf Eliſe zu, die ihr zunächſt ſitzt, küßt heftig ihre Hand und geht weinend ab.)

Baron.

Nun, Alles zuſammengenommen, ſcheint mir, wir ſind in ſaubere Geſchichten hinein gerathen. O^a daß ich auch nachgegeben habe! (Zu Jean:) Iſt der General noch auf ſeinem Zimmer?

Jean (ſchluchzend).

Seine Excellenz haben ſich etwas beſſer befunden und ſich langſam angezogen. Seine Excellenz werden gleich daher kommen.

Baron.

Lieber Herr Jean, verſchonen Sie uns mit dieſem Geheule; weinen Sie keine Krokodillsthränen, ſuchen Sie Ihre Frau auf und bedanken Sie ſich in ordentlicher Verfaſſung bei Seiner Excellenz, dem Herrn General, (Kammerdiener ab.)

Alſo, Kinder, er kommt gleich daher. Wenn das Erſte und Schwerſte glücklich überſtanden iſt, will ich Gott danken. Aber ſeid mir nicht ſo einfilbig! Vorhin wußtet ihr ſo unendlich viel zu ſprechen und jetzt; . . . ihr werdet Alles, Alles verderben!

Ferdinand (zu Clara gehend).

Der Baron hat Recht, Clara; fügen wir uns mit Klugheit in das Unvermeidliche.

Karl (ebenſo).

Gewiß, Eliſe, ſeien wir vorſichtig.

Baron.

Aber nicht ſo, nicht ſo! — Gott! welche Confuſion! Da kommt ſchon der Bruder.

(Der General, auf ſeinen Stock geſtützt, hinter ihm Jean, der Flora ſehr feierlich führt. Der General geht ſehr mühſam an ſeinem Stock.)

haus- und Blutmenschen, die ebenfalls kräftig mitschreien; der sanfte College oben auf dem Orchester trommelt mit den Füßen, brüllt, daß er blau im Gesicht wird, und hat die goldene Schnupftabacksdose in der Hand, womit er alle Bewegungen des Taktirstockes nachahmt; doch ist er vor Rührung und Hochgenuß beständig einen Vierteltakt voraus.

Vater Schwämmle aber, solchergestalt überrascht und namenlos gefeiert, ließ den Arm seiner dicken Gattin los, drückte die Hände vor seine Brust, als wollte er sagen: Seid umschlungen Millionen, und wischte sich alsdann die Augen, indem er auf diese Art pantomimisch ausdrückte: Laßt sie fließen, die Thränen der Wonne! Dann trat er vollends in den Saal, mehr von der Menge geschoben, als freiwillig gehend; rechts und links griff er nach den Händen, die sich ihm entgegenstreckten, und drückte immer mehrere zugleich an sein Herz; auch versuchte er einige passende Worte zu stottern, aber er zeigte auf sein Herz: dieses sei zu voll, und warf dann einen schwärmerischen Blick an die Decke des Saales, als wollte er sagen: „Das will ich Euch nie vergessen!“

Einige Augenblicke schwelgte der sanfte College oben im Anblick der Wogen von Glück und Ehre, in welchen der Stadtrath, sein Freund da unten herumschwamm; dann aber, als er bemerkte, wie die Kraft des Schwimmers zu erliegen schien und die Fluthen liebevoller Aufmerksamkeiten über dem Haupt des Freundes zusammen zu schlagen drohten, gab er dem Orchesterdirigenten ein Zeichen, worauf dieser eifrig auf sein Notenpult klopfte, die linke Hand ebenfalls in die Höhe hob, sich um einige Zoll streckte, dann die Musikanten links und rechts herausfordernd ansah und beim Niederfallen des Taktirstockes eine lustige Polka losbrechen ließ, welche wie frischer Wirbelwind da unten in das nebelhafte Gewühl fuhr, den Menschenknäul auseinander trieb, die Paare ordnete und dem Stadtrath Raum und Zeit gab, sich aus dem erdrückenden Getümmel in die stille Heimlich-

Dritter Auftritt.

Vorige. Der General. Jean. Die Kammerjungfer.

General

(zu Jean und Flora, welcher Erstere ihm die Hand küßt. Die beiden vorderen Paare sprechen emsig zusammen und achten nicht auf den Baron, der in großer Angst bald den, bald jenen am Rocke zupft).

Nun laßt's genug sein; seid wie bisher treu, ehrlich, fleißig und ich werde für euch sorgen. Madame, wachen Sie über Ihren Mann, er hat hie und da die Neigung, etwas locker zu leben. Auch bitte ich, gewöhnen Sie ihm die vielen unnützen Redensarten ab. (Hebt lächelnd seinen Stock.) Und wenn Sie je meine Unterstützung brauchen, so kommen Sie zu mir.

Kammerjungfer (schluchzend).

Ich werde mein Möglichstes zuerst selbst versuchen.

General.

Also adieu! Die ganze Dienerschaft ist heute bei euch zu Gast geladen. (Der General kommt langsam vor und reicht seinem Bruder, der etwas im Hintergrund steht, die Hand.) Ich danke Dir, Hektor.

Baron

(mühsam lächelnd, während der General langsam vorgeht).

Ja, lieber Bruder, es war ein saures Geschäft, so ohne alle Vorbereitung, — wir haben nicht einmal Brautführer gehabt, — und siehst Du, da habe ich mir nicht anders zu helfen gewußt: eins mußte die Frau des Andern führen, und so kommen wir im Augenblicke daher. Es ist ganz komisch.

General (gerührt).

Meine Kinder!

Elise und Clara (fliegen in seine Arme).

Mein Vater! guter Vater!

(Kleine Pause.)

General.

Hab' ich's in der That recht gemacht, meine Kinder? Nun, es ſollte mich herzlich freuen! Ich habe ja in dieſem Leben nichts Höheres, wie euer Glück. — Karl, Ferdinand, gebt mir eure Hände!

(Karl tritt zu Eliſe, Ferdinand zu Clara, obgleich der Baron im Hintergrund die heftigſten Geberden macht, die Stellen zu wechſeln. Die beiden Töchter küſſen dem General die Hand und Karl und Ferdinand wollen das Gleiche thun; dann zieht der General die Hände langſam empor und legt ſie rechts und links auf die Köpfe der beiden Paare.)

General.

Leider war es mir unmöglich, euch auf dem wichtigſten Gang eures Lebens zu begleiten, doch euer nächſter Verwandter war bei euch, mein beſter Freund, mein Bruder. Gott ſegne euch, meine Kinder! Möge der Herr euch ſchützen und begleiten auf eurem Lebenswege!

Baron.

Amen!

General.

Aber Kinder, jetzt laßt mich niederſitzen, ich kann mich kaum auf meinem Fuße aufrecht erhalten.

(Sie führen ihn zu einem Fauteuil, wo er ſich niederſetzt.)

General (die Paare betrachtend, lachend).

Aber was Teufel, Kinder, ich habe euch ja unrecht geſegnet!

Baron (mühſam lachend).

Das kommt von der Brautführerſchaft!

General.

Aber es war eben ſo gut gemeint.

Eliſe (ergreift ſeine Hand, weinend).

Ja Vater, wir ſind ja Alle Deine Kinder. Nicht wahr, alle vier Deine lieben, lieben Kinder?

(Der General küßt ſie auf die Stirne; der Baron zieht Karl heftig hinter dem Stuhle mit ſich fort, drückt Ferdinand auf die andere Seite.)

Baron.

Tröſten Sie doch Ihre Frau — in's Teufels Namen.

General.

So, Kinder, jetzt geht in den Garten. Neuvermählte haben ſich viel zu erzählen. Das weiß ich auch von meinen früheren Jahren her.

Baron.

Ja, ja, das glaub' ich auch.

General (lachend).

Was weißt Du davon, alter Junggeſelle? (Auf die Paare zeigend, die durch die Mittelthüre gehen.) Siehſt Du, lockerer Burſche, das Alles haſt Du verſäumt! Wie das gut zuſammen paßt, wie das glücklich iſt!

Baron (fächelt ſich mit ſeinem Sacktuch).

Unſäglich glücklich!

Vierter Auftritt.

General. Baron.

General.

Nun, wie war's in der Kirche? Wäre mein leidiger Gichtanfall nur eine halbe Stunde früher gekommen und ſchneller vergangen, ſo hätte ich dabei ſein können. Jetzt fühle ich mich ziemlich wohl. War's recht feierlich?

Baron.

Ja — ja — es war — es war — recht — feierlich.

General.

Viel' Leute in der Kirche?

Baron.

Wenig, ſehr wenig Leute.

General.

Das wundert mich!

Baron.

Es hat mich auch gewundert.

General.

Es war vielleicht nicht genug bekannt; es ging Alles ſo ſchnell vor ſich.

Baron.

Ungeheuer ſchnell; in fünf Minuten war Alles vorüber.

General.

In fünf Minuten die drei Copulationen?

Baron.

Ach nein! Was ſpreche ich da?

General.

Und der Pfarrer hielt eine ſchöne Rede?

Baron.

Sehr ſchön, ſehr paſſend!

General.

Kurz?

Baron (wiſcht ſich die Stirne).

Ja! ſie war kurz. — Apropos, machen wir nicht einen Spazierritt? 's iſt herrliches Wetter.

General.

Ich mit meinem Fuß? Wo denkſt Du hin? — Wer trat denn zuerſt vor den Altar?

Baron.

Zuerſt?

General.

Ja, wer zuerſt?

Baron.

Nun, eine der beiden Mädchen. Ich hab' es wahrhaftig vergessen, welche; Du weißt, ich habe kein Gedächtniß für so etwas. — Aber soll ich nicht in den Garten gehen, nach den jungen Paaren ausschauen?

General.

Laß' die nur in Ruhe! sie brauchen Dich nicht und werden auf Deine Gesellschaft nicht begierig sein. Doch will ich Dir jetzt einmal zeigen, welche Anordnungen ich hier auf dem Landhaus getroffen habe, Alles provisorisch, in der Stadt soll es schon anders werden. Nicht wahr, Du hast nie begriffen, weßhalb ich meine Zimmer hier (zeigt auf die rechte Seite) verlassen und in das Hinterhaus gezogen bin? — Siehst Du, diese Zimmer da bezieht Ferdinand und Elise.

Baron.

Ah! — Ferdinand und Elise —?

General.

Natürlich! Ich werde das auf jeden Fall zu arrangiren wissen. — Das junge Paar wird sich da ganz behaglich einnisten. — Aber was siehst Du mich so verwirrt an?

Baron (ängstlich).

Ja ich hab' mir immer eingebildet, Karl und Ferdinand müßten heute Abend nach der Stadt zurück! Und es wird auch so sein.

General.

Mit ihren Frauen? — Ah, Gott bewahre! — Ich habe schon Mittel, sie da zu halten. Im Herbst können sie ihre Hochzeitreise nachholen, aber vorderhand wollen wir uns auch an ihrem Glück erfreuen. — Also hier wohnt Ferdinand und Elise. — Gefällt Dir's nicht auch so?

Baron (in großer Verlegenheit).

Außerordentlich!

General.

Und hier gegenüber, (zeigt nach links) wo die Mädchen bis jetzt zusammen gewohnt, ist das Appartement für Karl und Clara. — Habe ich das nicht vortrefflich arrangirt?

Baron.

Ganz vortrefflich!

General.

Weißt Du, große Ansprüche müssen sie auf dem Lande nicht machen. Sie ein Zimmer, er ein Zimmer und ein Schlafzimmer. — He, alter Junge! Ha! ha! ha!

Baron (lacht mühsam).

General.

Du machst mir heute eigentlich so ein saures Gesicht und das Lachen geht Dir nicht recht von Herzen. Nicht wahr, Du denkst an Sachen, die man hätte anders machen können?

Baron.

Du hast Recht!

General.

Lieber Junge, das ist jetzt vorbei. Du bist zu alt zum Heirathen, überhaupt geschehene Dinge sind nicht zu ändern.

Baron (mit gefalteten Händen).

Das weiß Gott im hohen Himmel!

General.

Für Jean und für Flora habe ich auch gesorgt. Im Hinterhaus, wo die Kammerjungfer wohnte, sind noch zwei Zimmer leer, die rückwärts an das Archiv stoßen. Das soll vorderhand ihre Wohnung sein. Ich will dann später sehen, was weiter mit ihnen zu machen ist. — Siehst Du, lieber Hektor, das ist heute

ein recht glücklicher Tag für mich; und wie haſt Du meine Pläne mit Deinen Einwendungen durchkreuzen wollen? — Und iſt nicht Alles vortrefflich gegangen? Die beiden Mädchen ſind glücklich durch die Wahl, die ich für ſie getroffen, und gib nur Achtung, wie ſich mein Grundſatz, daß nur die gleichen Charaktere zuſammenpaſſen, bewähren wird.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Eliſe. Ferdinand.

(Eliſe tritt ſehr heftig durch die Mittelthüre, ihr folgt Ferdinand.)

Eliſe.

Nein! ſag' ich, und noch einmal Nein! und wieder Nein!

Ferdinand (der auch gereizt ſcheint).

Aber liebes Kind, man braucht deßhalb nicht gleich heftig zu werden! Spreche ich nicht vollkommen ruhig mit Dir?

Eliſe.

Das nennſt Du ruhig ſprechen, mir mit einer ſolchen Heftigkeit zu opponiren?

Ferdinand.

Aber der Mann wird doch um Gotteswillen anderer Meinung ſein dürfen, wie die Frau und wird doch am Ende wohl das Recht haben, dieſe Meinung auszuſprechen?

Eliſe.

Nein!

Ferdinand.

Und wenn es ſich überhaupt für Jemand ſchickt, heftig zu werden, ſo paßt ſich das am Ende für den Mann beſſer, wie für die Frau.

Eliſe.

Wie? Ich ſollte mich Ihren Launen in Unterthänigkeit fügen, ſollte nicht einmal das Recht haben, meine Anſicht auszuſprechen.

Ferdinand.

Ja, aber mit Ruhe!

Eliſe.

Und wenn es bei der Heftigkeit, mit der Sie gegen mich auftreten, nicht möglich iſt, ruhig zu bleiben, dann ſoll ich wohl ſtillſchweigen?

Ferdinand.

Allerdings, es wäre weit beſſer, weit klüger.

Eliſe.

Weit klüger? — Wenn Ihre Aeußerungen nicht ſo unartig wären, ſo würde ich ſie komiſch finden!

Ferdinand.

Finden Sie ſie komiſch oder unartig, wie Sie wollen!

Eliſe.

Und ich werde mir Ihre Heftigkeit nie gefallen laſſen!

Ferdinand (mit einer gezwungenen Verbeugung).

Und ich mir nie Ihre — — Lebhaftigkeit!

Eliſe (auffahrend).

Ich bin nicht lebhaft!

Ferdinand (ebenſo).

Nein, das iſt wahr, Sie ſind nicht lebhaft, aber unerträglich heftig!

Eliſe.

Ich unerträglich? — Sie ſind unausſtehlich!

(Die Beiden ſind während dieſer Streitigkeit vorgekommen und ſcheinen den General und den Baron nicht bemerkt zu haben.)

General.

Aber um Gotteswillen, meine Kinder, was gibt's denn?

Ferdinand.

Verzeihung, General!

Eliſe (wirft ſich ihm in den Arm).

Ach, mein Vater!

General.

Was ſoll denn das bedeuten? — Dieſer Zank am Hochzeitstag! — Woher kommt das?

Baron (leiſe zum General).

Von der Gleichheit der Charaktere.

General.

Geh' zum Teufel! — Aber, Kinder, laßt mich wiſſen, was habt ihr denn eigentlich, was iſt vorgefallen? — Seht, ich kann das nicht ertragen. Ich haſſe Zank und Streit in meinem Hauſe, ja ich haſſe alle Heftigkeit. (Zu Ferdinand:) Wie kann man denn an ſolch' einem wichtigen Tage heftig werden? (Zu Eliſe:) Wie kann man ſich denn über eine Kleinigkeit ereifern?

Eliſe.

Es war keine Kleinigkeit!

Ferdinand.

General, ich verſichere Sie, ſehr unbedeutend.

Eliſe.

Sehr bedeutend!

Ferdinand.

Nicht der Rede werth.

Eliſe.

O ja!

Ferdinand.

O nein!

General (ebenso heftig).

Nein, Eliſe, ſag' ich auch! Es war auf keinen Fall bedeutend genug, um eine ſolche Scene herbeizuführen. Ich muß mir das alles Ernſtes verbitten. — Ich will das nicht, von Beiden nicht! Ich will Ruhe in meinem Hauſe haben, ich will mich nicht den ganzen Tag ereifern; das iſt ja unausſtehlich! — Kannſt Du es begreifen, Hektor, wie es einem Menſchen möglich iſt, ſich an einem ſolchen Tage zu ereifern, an einem ſolchen Tage heftig zu werden, und wegen einer Kleinigkeit?

Baron.

Es iſt wirklich unglaublich.

Eliſe (die ſich in einen Fauteuil geworfen).

Aber Papa, es war keine Kleinigkeit.

General (äußerſt heftig).

Ja, es war eine Kleinigkeit, und es ſoll eine Kleinigkeit geweſen ſein, und ich will, daß es eine Kleinigkeit war und will Ruhe haben in meinem Hauſe, und damit Punktum!

Baron (zu Ferdinand).

Führen Sie Ihre Frau in den Garten und ſöhnen ſich mit ihr aus. Ein ſolcher Zank am Hochzeitstag! das iſt zu arg. Seien Sie vernünftig, geben Sie nach!

(Ferdinand geht zu Eliſe und bietet ihr ſehr ceremoniös ſeinen Arm. Sie ſpringt auf und eilt durch die Mittelthüre ab, Ferdinand folgt ihr achſelzuckend. Der General eilt heftig auf und ab. Der Baron ſteht vornen am Tiſch und ſieht ihm lächelnd zu.)

Sechster Auftritt.

General. Baron.

General (während er bei dem Baron vorbeikommt).

Weiß ſchon, was Dein Lächeln bedeutet! (Wieder ſo.) Kann mir ſchon denken, was Du ſagen willſt!

keit eines benachbarten Restaurationszimmers an der Hand seiner dicken Gattin zurück zu ziehen.

Diese Restaurationszimmer, welche den Saal auf allen Seiten umgaben, waren ebenfalls schon ziemlich angefüllt, und der Stadtrath Schwämmle schritt zwischen den Tischen hindurch, rechts und links freundlich grüßend und mit einiger Freude die ehrerbietigen Blicke hinnehmend, welche ihm von allen Seiten gespendet wurden.

Auch diese Zimmer waren mit Gas beleuchtet, und die schlanken Messingröhren hiengen von der Decke herab auf die Tische, bogen sich dann unten zierlich in die Höhe und ließen die weiße Flamme ausstrahlen.

Der Stadtrath hatte fast das Gemach erreicht, wo ihrem Range gemäß seine Gattin sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, als ihm die unerwartete Ehre zu Theil wurde, von einem andern Tische eingeladen zu werden. Dieser Tisch war besetzt von den Gattinnen einiger Regierungs- und Kanzleiräthe, welche, die Höchsten im Range der Bürgergesellschaft, gewöhnlich ein eigenes Zimmer behaupteten. Zwar blickten einige ebenfalls hier sitzende schon ältliche Honoratiorentöchter verschämt auf ihre Teller, als sich die Metzgerstocher in ihrer Nähe auf einen Stuhl niederließ, doch war der Stadtrath heute einmal der Held des Tages, und so konnte man sich schon erlauben, ihn einigermaßen zu feiern, namentlich da der Präsidirende dieses Damen-Cirkels, der pensionirte Hauptmann von Müller, dem Stadtrath einen Stuhl neben den seinigen schob und ihm mit kräftigen Worten versicherte, die neue Gasbeleuchtung hier mache sich verflucht schön.

„Sehr schön, wirklich gut, außerordentlich schön!“ bekräftigten die Damen im Kreise, und eine lange, dürre Hofräthin, die vor dem Theekessel saß, in weißem, zierlich ausgeschnittenem Kleid, fügte hinzu, indem sie der Stadträthin eine Tasse Thee reichte: „Ja, dieses helle Licht ist so geeignet für eine gutgewählte Toilette.“

Baron.

Das zu errathen iſt in der That nicht ſchwer.

General.

Hilft Alles nichts; habe doch Recht! Habe gehandelt, wie es ſein mußte, würde jetzt wieder ſo handeln. — Oder glaubſt Du etwa immer noch, daß ich Unrecht habe.

Baron.

Ich glaube gar nichts, Gott ſoll mich bewahren!

General.

Alſo habe ich Recht, und Du geſtehſt mir ein, daß ich Recht habe.

Baron.

Nach dem Pröbchen, was wir eben erlebt, ſage ich gar nichts mehr; ich denke nur das Meinige.

General.

Aber was denkſt Du? Ich will wiſſen, was Du denkſt!

Baron.

Du ſagteſt ja vorhin, Du wüßteſt ſchon, was ich dächte. — Aber Du haſt Recht, immer Recht!

General (äußerſt heftig).

Das habe ich auch!

Baron (zuckt die Achſeln).

Aber thu' mir eins zu Lieb'! bedenke doch, daß Du vorhin ſelbſt ſagteſt, es wäre unpaſſend, an einem ſolchen Tage heftig zu werden. — Soll das ganze Haus dieſe Scene hören? Den Herrn Jean bemerke ich ſchon da hinten herumſchleichen; wenn Du noch heftiger wirſt, wie die beiden jungen Leute, ſo iſt das wahrhaftig kein Mittel, ſie zu beſſern. Sei ruhig, ich bitt' Dich

darum. Da kommt eben unſer anderes Paar, verdirb' denen doch nicht die ſtillen ſanften Freuden ihres Hochzeitstages.

(Der General wirft ſich heftig in ſeinen Fauteuil.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Karl und Clara.

Baron (zu Clara).

Ah! ſchöne Frau, iſt euer Spaziergang im Garten beendigt; haſt Du Alles geſagt, was Du auf dem Herzen hatteſt?

Clara.

O nein, wir haben nicht viel zuſammengeſprochen; nicht wahr, Karl.

Karl.

Ich habe dem Gärtner geholfen, einen prächtigen Lorbeerbaum verſetzen.

Baron.

Am Hochzeitstage? (Zu Clara:) Und Du?

Clara.

Ich habe ihm zugeſchaut.

Baron.

Auch nicht übel! — Aber ich habe an der vorigen Scene genug, ich will friſche Luft ſchöpfen. (Ab.)

Clara.

Was iſt denn das, Papa, Eliſe eilt in dem hinteren Laubengange mit heftigen Schritten auf und ab?

Karl.

Und Ferdinand ebenſo bei der Orangerie.

Clara.

Haben ſie ſich ein Bischen gezankt? Papa, Du ſiehſt verdrießlich aus.

General.

Ach, laß mich!

Clara.

Wie Du willſt, Papa.

(Sie ſetzt ſich auf die linke Seite der Bühne und nimmt ein Buch. Karl ſetzt ſich an die andere Seite des Tiſches, wo der General ſitzt und beſieht ſeine Nägel.)

(Längere Pauſe.)

(Der General, der zu warten ſcheint, daß man mit ihm ſpricht, ſieht bald ſie, bald ihn an.)

General (endlich ungeduldig).

Sie haben neue Pferde gekauft?

Karl.

Zwei Schimmel, Excellenz; ruhige Thiere.

General.

Ei! Ei! — Aber Clara kann die Schimmel nicht leiden.

Clara.

O ich habe das nur einmal geäußert; aber wenn Karl die Schimmel lieber mag, ſo ſind ſie mir auch recht.

General.

Aber man hat oft eine Abneigung gegen gewiſſe Farben.

Karl.

Ja, das iſt richtig; und wenn Clara darauf beſtanden hätte, ein paar Braunen vor dem Wagen zu haben, ſo hätte ich auch ſolche gekauft.

Clara.

Ich beſtehe auf gar nichts.

General.

So—o—o—o.

(Pauſe.)

Karl
(der zufällig aufblickt, als ihn der General anſieht).
Wollen wir eine Parthie Schach machen, Excellenz?

General.
Danke gehorſamſt! (Ungeduldig:) Ich ziehe es vor, ſo — — — — angenehm mit Euch zu plaudern.

Clara.
Wie Du willſt, Papa. (Lieſt weiter.)
(Pauſe.)

General (der immer ungeduldiger wird).
Oh! Oh!

Karl.
Wie Excellenz?

Clara.
Haſt Du mir was geſagt, Papa?

General.
Nicht das Geringſte!
(Pauſe.)

General.
Jetzt will ich aber lieber einen Spaziergang in meinem Garten machen.

Karl.
Soll ich Sie begleiten, Excellenz?

General.
Wie Sie wollen!

Karl.
Oder ſoll ich bei Dir bleiben, Clara?

Clara.
Geh' nur mit dem Papa, ich will hier fortleſen; oder wenn Du willſt, kann ich euch auch begleiten.

General.

Nein, bleib' nur um Gotteswillen bei Deinem Buch! Das fehlte mir! Ich komme ſchon wieder, bleib' nur ruhig ſitzen!

Clara.

Wie Du willſt, Papa.

(Der General mit Karl ab.)

Achter Auftritt.

Clara (allein).

Karl iſt in der That ein guter Menſch, aber entſetzlich langweilig. Gott, wenn ich den hätte heirathen müſſen, ich glaube, wir hätten im Tag nicht zehn Worte geſprochen, und das wär' ſchrecklich! Ich glaube faſt, daß ich es nicht ertragen könnte, wenn mein Mann gar keinen Willen hätte, wenn er mir in Allem Recht gäbe. Da iſt Ferdinand ſchon anders. — Ach, ſo ein kleiner Zwiſt iſt etwas Himmliſches, das heißt die Verſöhnung nachher. Ich freue mich recht darauf. (Seufzend:) Ach, wenn wir doch ſchon am glücklichen Ende angelangt wären, wenn Papa nur ſeine Einwilligung gibt!

Neunter Auftritt.

Vorige. Eliſe.

Eliſe (durch die Mittelthüre).

Biſt Du allein, Clara?

Clara.

Ganz allein.

Eliſe.

Wie mich die Scene vorhin alterirt hat, kannſt Du Dir gar

nicht vorſtellen. Es war freilich nur Scherz, aber trotzdem fühlte ich, wie mein Blut anfing, aufzuwallen, und am Ende war ich gegen Ferdinand in der That ſo gereizt, als habe er mich wirklich beleidigt, und ich wüßte doch in der That nicht, womit.

Clara.

So iſt es Dir ſchon oft gegangen, liebe Schweſter.

Eliſe.

Leider! leider! Aber mit Dir habe ich doch nie einen Streit gehabt, mein Herz. Du biſt ſo gut, ſo ſanft, wie —

Clara.

Wie Karl, willſt Du ſagen.

Eliſe.

Ja, wie Karl. O Clara, wenn ich Ferdinand, dieſen heftigen, gereizten Mann wirklich gereirathet hätte, ich wär' unausſprechlich unglücklich geworden. Ich fühlte das eben ſchon ſo deutlich; wir würden jeden Tag ähnliche Scenen haben, denn ich kann es nun einmal nicht ertragen, wenn man ſo muthwilliger Weiſe immer mit mir entgegengeſetzter Anſicht iſt. — Wo iſt Papa?

Clara.

Er iſt mit Karl fortgegangen.

Eliſe.

Habt ihr ihm auf eure Art eine Scene gemacht; ſeid ihr recht langweilig geweſen?

Clara (unbefangen).

Nein, ich war wie gewöhnlich. Papa ließ uns zu gar nichts kommen. Auf einmal ſprang er auf und ging fort.

Eliſe.

Hatteſt Du ihm denn etwas geſagt?

Clara.

Nein, ich las in meinem Buch.

Eliſe.

Und Karl?

Clara.

Bot ihm eine Parthie Schach an.

Eliſe (lachend).

Nun, da kann ich mir denken, daß er wegging. — Aber Clara! Clara! Wird uns alles dies etwas helfen? Ich weiß nicht, mir ſchauert eigentlich bei der Komödie, die wir ſpielen. Zwei Mädchen, die von der Welt und ihrem Vater als verheirathet angeſehen werden! Es iſt mir gerade, als ſtänden wir in einem Zauberkreis, und rings herum wandle allerlei Entſetzliches und Unheimliches. Wenn mich Ferdinand bei der Hand faßt, zittere ich, und ſelbſt die Nähe Karls macht mir keine Freude. Ich weiß nicht, es treibt mich ein Gefühl, ihn zu fliehen, und nur bei Dir iſt mir wohl, meine innig geliebte Clara. Nicht wahr, wir verlaſſen einander nicht, wir halten feſt zuſammen? Zwei Schweſtern haben ſich ja einander ſo viel zu ſagen. Niemand wird es unpaſſend finden, wenn wir wie früher immer bei einander ſind.

Clara.

Nein, Eliſe, gewiß nicht. Auch ich wollte Dich gerade aufſuchen, auch mir iſt es unheimlich, wenn mich Karl ſeine Frau nennt.

Eliſe.

Wie ſich nur dies Alles löſen wird? Wir haben viel, viel gewagt. Papa wird uns nie verzeihen.

Clara.

Morgen Früh, wenn wir aufſtehen, wollen wir einmal reiflich überlegen, was am beſten zu thun iſt.

Eliſe.

Ja, in unſerem kleinen Boudoir; wir kommen nicht eher zum Vorſchein, bis wir einen Plan gefaßt haben. (Drückt Clara heftig an ihr Herz.) Meine Clara, meine gute Clara!

Clara.

Theure Eliſe!

Eliſe.

Gehen wir in den Garten. Es wird bald dinirt werden; wir ſahen heute Morgen zuſammen die Sonne aufgehen, nachher gehen wir auf unſer kleines Belvedere, um auch ihren Abſchiedskuß zu empfangen. — Aber allein, wir Beide ganz allein.

Zehnter Auftritt.

Kammerjungfer. Nachher Jean.

Kammerjungfer.

Wenn ich nur in all' dem einen Sinn finden könnte! Leute, die glücklich ſind, die heirathen können, denen gar nichts im Wege ſteht, und die nicht wollen! Gott im Himmel, die nicht wollen! und die durch dieſen Eigenſinn ein armes Mädchen auch noch mit in's Unglück ziehen. — Und mich ziehen ſie in's Unglück, das iſt gar nicht zu läugnen. Ich weiß nicht, wie mir iſt: die ganze Dienerſchaft beglückwünſcht mich; der Kutſcher Friedrich ſagt einmal über das Andere zu mir: Madame Flora, und ich habe das traurige Bewußtſein, daß ich keine Frau bin, daß Niemand das Recht hat, zu mir Madame zu ſagen. O das iſt niederdrückend.

Jean (ſehr luſtig, ſingt).

Treibt der Champagner Alles im Kreiſe ꝛc. — Schöne Frau, haben Sie einen Augenblick Zeit, mit mir zu koſen? Die Herrſchaft iſt bei der Tafel, ich als Hochzeiter bin vom Dienſt befreit, nichts hindert uns, die zärtlichſten Gefühle auszutauſchen.

Kammerjungfer.

O Jean, wie können Sie ſo luſtig ſein!

Jean (umſchlingt ſie mit einem Arme).

Warum nicht, ſchöne Flora? — Der Beſitz dieſes herrlichen Weibes macht mich zum Glücklichſten aller Sterblichen.

Kammerjungfer.

Jean, ich fürchte mich vor Ihnen. Hat ſich ein Mädchen je in einer entſetzlicheren Lage befunden?

Jean.

Schon oft, theuerſte Flora! — Ich machte ſo eben einen Gang in unſere künftige Wohnung. Drei herrliche Zimmer! Wie glücklich werden wir dort ſein!

Kammerjungfer.

Laſſen Sie meine Hand, Sie ſind entſetzlich!

Jean.

Soll heißen: Du biſt entſetzlich. Komm' ich Dir wirklich wie fürchterlich vor, Flora, Dein Geliebter, Dein Bräutigam, Dein Gemahl, Alles das zugleich, — — es kommt ſelten vor.

Kammerjungfer.

Laſſen Sie mich los, Sie haben noch keinen Theil an mir! — Aber lange werde ich dieſen Zuſtand nicht ertragen, das kann ich Sie verſichern.

Jean.

Aendern wir ihn, ſo bald als möglich.

Kammerjungfer.

Aber bis er geändert iſt, Herr Jean, bleiben Sie mir ſo fern als möglich.

Jean (mit Pathos).

Ha, ich verſtehe! Sie finden eine Luſt daran, mich zu quälen, Sie beargwöhnen ein treues Herz. —

(Bediente mit Lichtern treten in den Salon.)

Doch ruhig! wie ſich plötzlich dieſes Gemach erhellt, ſo werden Ihnen auch einſt meine Abſichten klar werden, und Ihr Argwohn

verſchwinden, wie jene verſchwindende Dunkelheit. (Indem er ihre Hand nimmt und ſie feierlich abführt.) Aber vor den Augen dieſer Herren darf ich uns keine Blöße geben. Komm, folge mir, geliebte Flora, die Herrſchaft hat abgeſpeist, unſer Hochzeitsmahl beginnt.

Eilfter Auftritt.

General. Die beiden Paare. Der Baron.

General.

Es iſt eigenthümlich, was ſo ein gutes Diner die Nerven beruhigt, die aufgeregten Lebensgeiſter beſänftigt. Man iſt ſo mit der ganzen Welt zufrieden und mit ſich ſelbſt. Nicht wahr, Hektor?

Baron.

Ja, man fühlt ſich ſo angenehm ermüdet, namentlich nach einem ſtrapaziöſen Tagwerk wie das heutige.

General (der ſich in einen Fauteuil geſetzt hat).

Nun, meine Kinder, wie geht's euch? — Gut, will ich hoffen, ich denke, ihr befindet euch vortrefflich. Eliſe, der kleine Streit heute Vormittag, war, hoffe ich, eine gute Vorbedeutung, und alle dergleichen Scenen haben damit ein für allemal ihr Ende gefunden.

Eliſe (die ſich an ſeine Seite geſchmiegt hat).

Ja, mein Vater, ich hoffe es.

General.

Nicht wahr, Ferdinand?

Ferdinand.

Gewiß, General.

General.

Und Du, Clara, mein ſanftes, ruhiges Mädchen, iſt in Deinem Herzen vielleicht noch irgendwo ein Wunſch verſteckt, der

„Eine herrliche Erfindung!“ sagte der Hauptmann: „wie hätte man noch vor zwanzig Jahren gelacht bei der Behauptung, man würde heut zu Tage einen Saal mit Luft erleuchten! Denn das Gas, meine Damen, ist nur eine brennbare Luft, welche von dem Gasometer durch die Röhren getrieben wird.“

„Nur bei dem Tanzen soll es nicht ganz angenehm sein,“ sagte eine der ältern Honoratiorentöchter, „es soll sehr heiß machen, man muß sich mit dem Tanzen in Acht nehmen.“

Sie wollte damit andeuten, als sei sie freiwillig und aus Furcht vor der Hitze des Gases sitzen geblieben.

Neben der dürren, nicht sehr schönen Hofräthin saß ein junger blasser Mensch von ungefähr zwanzig Jahren, ihr Sohn, was man aus einer erschreckenden Familienähnlichkeit deutlich sah. Dieser junge Mensch schien außerordentlich schüchtern und hatte seinen Stuhl so weit zurückgezogen, daß er kaum zwischen seiner Mama und einer sehr dicken Kanzleiräthin durchzublicken vermochte. So oft er von ersterer ermahnt wurde, einigen Thee zu genießen, streckte er seine Hand zitternd durch die kleine Lücke, die ihm geblieben, und Löffel und Tasse klapperten zusammen, während er einen furchtsamen Blick umherwarf, um zu erfahren, ob es auch Jemand bemerke, wie ungeschickt und unsicher er sich in dieser gewählten Gesellschaft benehme.

Er befand sich heute zum erstenmal auf einem Balle und hatte diesen Ort des Vergnügens wahrhaftig nicht aus freien Stücken gewählt; die Hofräthin jedoch, welche sein zwanzigstes Jahr als den passenden Zeitpunkt zum Eintritt in die Welt bestimmte, war trotz seines Bittens von dieser Idee nicht abgegangen und behauptete, er könne nur auf praktischem Wege seine Ungeschicklichkeit und seine Furcht vor dem weiblichen Geschlecht überwinden.

Der junge Mensch hatte den besten Tanzunterricht erhalten, einer der ersten Schneider der Residenz mußte ihm einen außerordentlich eleganten Ballanzug besorgen, und so saß er da

nicht an's Tageslicht hervor will? — Sprich ihn aus! Wenn es in meinen Kräften liegt, will ich thun, was Du verlangst, ich gebe Dir mein Wort darauf. (Pauſe.) Haſt Du was auf dem Herzen, mein Töchterchen?

Clara

(wendet den Kopf zum Baron und ſcheint ihn etwas zu fragen, der ihr aber heftig Nein winkt).

Baron.

Was ſoll eine junge Frau an ihrem Hochzeitstag für Wünſche haben? Und wenn ſie geſtern welche gehabt hätte, das iſt Alles heute verſchwunden und kommt erſt nach Wochen, nach Monaten wieder zum Vorſchein, frage dann wieder und Du wirſt ſicher eine befriedigende Antwort bekommen.

General.

Ich glaube, Du haſt Recht, Hektor; auch ich habe eigentlich gar keinen Wunſch mehr, und wenn ich einen ausſprechen ſollte, ſo wäre es der, euch immer glücklich zu ſehen. Gewiß, Ferdinand, gewiß, Karl. (Er ſtreckt die Hände nach ihnen aus.) — Aber, apropos! ihr habt euch ja vor meinen Augen noch keinen Kuß gegeben, noch keinen ſo recht herzlichen Hochzeitstagkuß: — Allons, Ferdinand, küß' Deine junge Frau einmal recht herzlich. — Aber ihr ziert euch ja Beide, Kinder! So hat man es zu meiner Zeit nicht gemacht. — Nun, Clara! — vorwärts, Karl! Ihr ſeid mir wahrhaftig ein kaltes Paar. (Zum Baron, der hinter ihm ſteht:) Unbeſorgt, das wird ſchon anders werden.

Baron.

Ich bin davon überzeugt.

General.

Ueberzeugt? — armer alter Knabe! Vom Hörenſagen, Deine Ueberzeugung iſt nicht weit her.

Baron.

Nun, das muß ich mir ausbitten.

General.

Du bringſt mich zum Lachen.

(Die beiden Paare ſind in den Hintergrund getreten und haben wieder ihre Stellung gewechſelt.)

Ferdinand (zu Clara).

Mir ſchien aber, Karl hat Dich recht innig geküßt.

Karl (zu Eliſe).

Wahrhaftig, Eliſe, noch ehe wir verheirathet ſind, noch ehe ich eine Schwägerin habe, fängt dieſelbe ſchon an mir gefährlich zu werden.

(Während dem ſprach der General mit dem Baron etwas leiſe.)

General (zeigt dem Baron ein Papier).

Siehſt Du wohl, daß ich ſie halten kann? — Ich habe für Alles geſorgt.

(Der Baron macht ein ſehr verlegenes, unangenehm überraſchtes Geſicht; der General wendet ſeinen Fauteuil. Die beiden Paare ſpazieren gegen einander und beide Herren führen ihre Damen an das Tiſchchen links, wo ſie ſich auf dem Sopha niederlaſſen.)

General.

Aber jetzt, Kinder, wollen wir uns trennen. Der Baron und ich rauchen unſere Cigarre in meinem Zimmer, und ihr könnt den Thee bei euch nehmen.

(Ferdinand und Karl haben ihre Hüte genommen und Jeder küßt ſeiner Geliebten verſtohlen die Hand.)

Clara.

Bis morgen, Ferdinand!

Eliſe.

O Karl, möge Gott unſer Geſchick gnädig wenden.

(General ſpaziert auf und ab und reibt ſich lächelnd die Hände; der Baron hat ſich in einen Fauteuil niedergelaſſen und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne.)

Ferdinand.

Ihrem Wink gehorſam, General, wollen wir Sie allein laſſen.

General.

Mich? — Ich will euch allein laſſen!

Karl.

Gute Nacht, General! — Schlafen Sie wohl, Baron!

General (lachend zu ſeinem Bruder).

Komm, alter Junge! — Adieu Kinder!

(Alle vier gehen auf die Mittelthüre los.)

Ferdinand.

Aber General, wozu dieſe Umſtände? (ihn zurückhaltend.)

General.

Aber wozu die Complimente? — Bleibt doch bei euern Frauen! (Dreht ſich um und hält die Beiden zurück.) Aber allen Ernſtes, jetzt bleibt mir ruhig da!

Karl.

Das iſt unmöglich, Excellenz!

General.

Wie ſo? — Was ſoll das heißen?

Ferdinand.

Leider ruft uns der Dienſt, General. Wir ſind in der That untröſtlich; aber Sie werden ſich vielleicht erinnern, daß morgen die großen Manöver anfangen; unſere Regimenter marſchiren ſchon um vier Uhr aus der Stadt.

Karl.

Und da wir noch acht Stunden zu fahren haben, ſo müſſen wir uns ſehr beeilen, um noch zur rechten Zeit nach der Stadt zu kommen.

General (zieht das Papier hervor).

Ja, das hätt' ich in der That beinahe vergeſſen. Unbeſorgt, Kinder; ich habe an Alles gedacht, Alles vorhergeſehen. Hier iſt ein Urlaub von euren Chefs; ich habe euch die Erlaubniß

ausgewirkt, erſt heute über vierzehn Tage bei euren Regimentern eintreffen zu dürfen.

(Der Baron iſt zu den jungen Damen gegangen, und ſpricht mit ihnen angelegentlich, um ihre Aufmerkſamkeit abzulenken.)

Ferdinand (erſchrocken).

Aber, General, ich weiß, wie ungern es der Oberſt ſieht, wenn junge Offiziere ſich den Manövern entziehen; unſere Carriere könnte darunter leiden.

General.

O bei einer ſolchen Veranlaſſung verzeiht man Alles, das kommt ja nur einmal vor. Die Oberſten haben durchaus keine Schwierigkeiten gemacht.

Karl.

Vielleicht auf Ihre dringende Bitte nicht, Excellenz, aber —

General.

Nun, nun, laßt das gut ſein! Ich weiß, was ich davon zu halten habe. (Auf rechts zeigend.) Hier, lieber Ferdinand, ſind Ihre Zimmer; (auf links) hier die Ihrigen, lieber Karl.

Baron (für ſich).

Da ſind wir in eine ſchöne Lage gekommen! — Wie wird das enden?

General (feierlich und lächelnd, halb zum Baron).

Da es alſo heute an Brautführern gefehlt hat, ich auch keinen Ceremonienmeiſter beſitze, ſo muß ich dies Amt ſelbſt verwalten.

Baron

(in großer Angſt, führt ihn auf die rechte Seite des Theaters).

Nein, das mußt Du mir überlaſſen! Ich habe heute Morgen angefangen, Deinen Bevollmächtigten vorzuſtellen, und dieſe Rolle will ich auch zu Ende ſpielen. Ueberhaupt bring' die jungen Männer nicht ſo in Verlegenheit!

General.

Ja, was willſt Du denn eigentlich?

Baron.

Wie geſagt, meine Rolle ausſpielen. Setz' Dich da her in Deinen Fauteuil, Du biſt ein alter barſcher Soldat, und das iſt eine ſehr delikate Geſchichte. Leute, wie ich, die bei Hof waren, ſind dazu tauglicher. (Immer ängſtlicher.) Nun, thu' mir doch den Gefallen! Setz' Dich nieder, da lies die Zeitung.

General (ſetzt ſich).

Du biſt wirklich ein äußerſt komiſcher Kerl!

Baron (zu den beiden Damen leiſe).

Der General und ich haben Einiges zu ſprechen; vielleicht läßt ſich noch heute die Geſchichte arrangiren; jetzt küßt eurem Vater die Hand und geht in euer Zimmer.

Eliſe.

O lieber Onkel, ſorgen Sie für uns!

Clara.

Unſer Schickſal iſt in Ihrer Hand.

Baron.

Ich weiß ſchon, ich weiß ſchon! — Macht, daß ihr fortkommt!

Eliſe (geht zu ihrem Vater).

Adieu, Papa!

Clara.

Bis morgen, Papa!

(Gehen Arm in Arm auf ihr Zimmer in der linken Seite.)

(Der Baron gibt während der Zeit den beiden jungen Leuten einen Wink, die ſich ebenfalls dem General nähern.)

Ferdinand.

(der aufmerkſam den Bewegungen der beiden Damen gefolgt, für ſich).

Gott ſei Dank! Der Baron rettet uns aus grenzenloſen Verlegenheiten. (Laut.) General, wir ſind nicht im Stande, Ihnen

genügend zu danken für die Beweiſe väterlicher Liebe, die Sie uns gegeben.

Karl.

Excellenz, wir werden unſer ganzes Leben erkenntlich ſein!

(Beide auf die rechte Seite ab.)

Baron

(faßt die Lehne des Fauteuils und hält ſie feſt, damit der General ſich nicht umdrehen kann).

Siehſt Du nun, wie Recht ich gehabt habe! So hat ſich die Geſchichte ganz famos arrangirt, Alles iſt mit der größten Delikateſſe, mit dem größten Anſtand vor ſich gegangen.

General.

Sind ſie in ihren Zimmern?

Baron.

Verſteht ſich.

General.

Beide Paare?

Baron.

Natürlich! — Aber Du weißt gar nicht, wie viel Du mir zu danken haſt. Ich habe mich für Dich und Deine Kinder aufgeopfert.

General (luſtig).

Nun, das muß ich ſagen, macht der Menſch nicht ein Aufhebens über ſeine, eigentlich komiſchen, Arrangements! Nun ja, nun ja! ich bin Dir auch dankbar. — Aber jetzt laß' mich aufſtehen, Du hältſt mich ja complett in meinem Stuhle feſt!

Baron (für ſich).

Das wäre glücklich vorüber gegangen!

General (ſteht auf und wendet ſich nach hinten).

Ich muß doch einmal nachſehen —

Baron (ſpringt ihm erſchrocken in den Weg).

Was willſt Du nachſehen? — Wo willſt Du hin? — Haſt denn Du gar keine Ruhe?

General.

Ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommſt! Ich will nur in den beiden Appartements einmal nachſehen, ob Alles in Ordnung iſt.

Baron.

Wie kann auch ein alter Menſch ſo neugierig ſein!

General (lächelnd).

Dann will ich aber die beiden Zimmer abſchließen.

Baron.

Und wozu das?

General.

Bst! bst! — eine Ueberraſchung! ſie ſollen mir morgen nicht zu früh entwiſchen. Ich habe aus der Stadt eine Muſik beſtellt, die ſoll ihnen ein Ständchen bringen.

Baron.

Laß doch die Poſſen!

General.

Das ſind keine Poſſen. Das iſt in unſerer Familie bei jeder Verheirathung ſo gehalten worden. Davon weißt Du freilich nichts, armer Junggeſelle.

Baron.

Nein, man darf keinen Menſchen zwingen, man darf keinen Menſchen einſchließen!

General.

Aber doch bei ſeiner Frau; es iſt ja nur ein Spaß. Aber ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommſt! — Dummes Zeug! — Was weißt Du davon!

(Er ſchließt beide Thüren ab und legt die Schlüſſel auf den Tiſch. Der Baron will ihm nacheilen, hält ſich aber zurück und wirft ſich in ſein Fauteuil.)

General (lachend).

Jetzt habe ich ſie eingeſchloſſen. — —

Baron (für ſich).

O Gott, wenn er morgen früh die Thüren öffnet! —

General.

Du, ich hab' ſie eingeſchloſſen!

Baron (laut).

Du biſt der Vater; Du kannſt thun, was Du willſt.

General.

Aber Du biſt ein Narr, das kann ich Dich verſichern. Man kann aber auch in dem Punkt von Dir nichts anderes verlangen. Wie willſt Du auch wiſſen, wie es bei einer Hochzeit zugeht?

Baron.

Ich habe es heute erlebt! —

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Jean (mit einem Armleuchter).

General (überraſcht).

Ja, Menſch, was machſt denn Du noch hier? — Habe ich Dich nicht heute von allem Dienſt diſpenſirt? — Warum biſt Du nicht bei Deiner Frau?

Jean.

O Excellenz, das hat gar keine Eile.

Baron.

Der fehlt auch noch!

General.

Iſt denn heute das ganze Haus verrückt, oder haben ſich die Zeiten geändert? — Stelle Deinen Leuchter hin und mach', daß Du zu Deiner Frau kommſt!

Jean.

Aber wenn ich mir erlauben darf, gehorſamſt zu bemerken — wenn ich heute Nacht wie gewöhnlich —

General.

Nun?

Jean.

In dem Vorzimmer Euer Excellenz ſchlief? — Es wäre wirklich beſſer ſo.

General.

Laß' die dummen Poſſen! Komm', ich will Dir zeigen, wo Du hin gehörſt. (Geht nach der Mittelthüre.)

Jean.

Aber ich verſicher' Euer Excellenz in der That, es wäre beſſer —

General.

Komm' nur, komm!

Jean.

Euer Excellenz ſollten nicht darauf beſtehen!

General.

Halt' Dein Maul und leuchte nach Deiner Wohnung!

(General und Jean ab.)

Baron.

Für heute hätten wir uns nun gerettet, aber wie es Morgen gehen wird, das weiß der liebe Gott im Himmel! und dazu die unbeſonnenen jungen Leute, die ſo gar keine Ueberlegung haben, die es wahrhaftig mit Gewalt darauf anlegen, ſich zu verrathen. Nein, nein, das halt ich nicht aus! — Morgen reiſe ich ab.

Dreizehnter Auftritt.

Baron. General.

General (kommt mit einem Armleuchter zurück).

So, das wäre abgemacht! — Ich weiß gar nicht, was dem Menſchen eingefallen iſt! Wollte mir auf dem Hofe davonlaufen. Ich hab' ihn aber noch zur rechten Zeit am Kragen erwiſcht und ebenfalls bei ſeiner Frau eingeſchloſſen. Hier iſt der Schlüſſel. — Nun, was ſagſt Du dazu: habe ich nicht Recht?

Baron.

O vollkommen Recht, wie immer.

General.

Jetzt wollen wir aber auch auf unſere Zimmer gehen. (Nimmt die Schlüſſel vom Tiſch.) He! was meinſt Du, alter Knabe! — Petrus mit den Himmelsſchlüſſeln!

Baron (ſehr abgeſpannt).

Das iſt ein ſchöner Himmel! (Beide ab.)

Der Vorhang fällt.

im schwarzen Frack und weißen Glacéhandschuhen und schauderte zusammen, so oft ein Kleid hinter ihm rauschte, denn da er noch sehr undeutliche Begriffe von den Gesetzen eines Balles hatte, so fürchtete er immer, von irgend einer tanzlustigen Dame in den Tanzsaal geschleppt zu werden — ein wehrloses Opfer zur Schlachtbank.

Ach! er hatte sich nie auf den heutigen Abend gefreut, die ganze vergangene Nacht hatte er kein Auge zugethan und immer von allerlei Entsetzlichem geträumt, das ihm begegnen würde. Bald trat er seiner Tänzerin auf den Fuß, bald riß er ihr die Schleppe vom Kleid herunter, bald stürzte er mitten im Saale hin und über ihn alle Tänzer und Tänzerinnen, einen großen Haufen bildend, wie es zuweilen bei den Buben auf der Schleifbahn vorkommt; ja, in den Morgenstunden der vergangenen Nacht hatte er ein noch viel schrecklicheres Gesicht: da träumte ihm, er stehe in einer Française, und als er sich genau besah, bemerkte er zu seinem größten Entsetzen, daß er seine — Unaussprechlichen zu Hause gelassen habe.

Aber trotz allem Widerstreben, trotz allem Bitten, ihm noch einige Jahre Ruhe zu gönnen, mußte er mit auf den Ball; und man klage die Mutter deßhalb nicht der Grausamkeit an. Sie hatte an ihrem Manne, dem Hofrath, das erschreckende Beispiel erlebt, was es heißt, einen Mann zu besitzen, der alle seinen Gesellschaften, alle großen Bälle, alle Tanzvergnügungen, alle Concerte floh und der nur Abends im Wirthshause hinter seinem Schoppen vergnügt war; sie wollte ihren Sohn nicht zu einem ähnlichen, unwürdigen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft erziehen.

Die arme Frau hatte in ihrem Ehestand schon viel gelitten; um sogar in ihren jungen Jahren einen Ball zu besuchen, hieng sie beständig von der Freundlichkeit, ja, von der Barmherzigkeit anderer Menschen ab; glücklicherweise war sie Hofräthin, zählte sich zur siebenten Rangklasse, weßhalb sämmtliche Sekretärs- und

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Dieſelbe Dekoration.

Die beiden Seitenthüren ſtehen weit offen. Die Zwiſchenakt-Muſik ſpielt einige Takte bei geöffneter Bühne.

Baron

(erſcheint hinten im Garten, ſieht ſich rechts und links um, kommt vorſichtig vor).

Es iſt doch etwas langweiliges um ſo eine Morgenmuſik; aber die beiden Paare braucht ſie nicht mehr zu erwecken. (Setzt ſich.) Ah! — ſo früh bin ich ſeit vierundzwanzig Jahren nicht mehr aufgeſtanden; und das nach einer Nacht, in der ich nicht eine einzige Stunde ruhig geſchlafen. Zuerſt die Alteration geſtern Abend, dann heute Nacht die ewige Furcht, ich könnte mich verſchlafen, der General käme zuerſt aus ſeinem Schlafzimmer, öffne die beiden Thüren und fände die ſaubere Beſcheerung. — Nein, ehe ich mich wieder in eine ſolche Geſchichte einlaſſe, lieber will ich, Gott weiß was, thun! Ich bin zu dergleichen gar nicht gemacht. — Wenn mich der General forſchend anſieht, ſo meine ich immer, er weiß Alles, jetzt bricht ſein unmenſchlicher Zorn los. — Und der Mann hat in ſolchem Falle gar keine Rückſichten; ich glaube, er würde ſeinen eigenen Bruder vor den Lauf ſeiner Piſtole nöthigen, und das wegen einer ſolchen Lappalie — na, da dank' ich! — bin ich nicht heute Morgen wie ein Dieb auf den Zehen geſchlichen, um im Vorzimmer die beiden Schlüſſel zu holen, die er dort glücklicher Weiſe auf den Tiſch gelegt? — Und wenn er jetzt kommt und hat die Schlüſſel vermißt, und findet die Thüren offen! Nein, da geht es an ein Examiniren, daß es nicht zum Aushalten iſt. — Ich glaube gar, da kommt er ſchon! — Nun, ich bin auch kein Kind; ich werde ihm tüchtig

antworten, wenn er wieder Händel ſucht! (Er nimmt ſeine Zeitung und ſcheint emſig zu leſen.) — Habe ich doch die Geſchichte zum Glück ſeiner Kinder unternommen, nur, weil er ein Tyrann, ein Barbar iſt! — Ich will ihm ſchon dienen. —

Zweiter Auftritt.

Baron. General.

General

(durch die Mitteltür. Sehr ernſt und ruhig).

Richtig! die Thüren ſtehen ſchon offen. Sie waren Beide im Garten. — Ich habe mich gewiß nicht geirrt! — Nein, das hätt' ich in meinem ganzen Leben nicht erwartet! Ah Hektor, Du biſt auch ſchon da? — Guten Morgen, Bruder!

Baron (der immer fort lieſt, etwas barſch).

Guten Morgen!

General.

Du biſt heute ungemein früh auf, lieber Bruder.

Baron.

Pah! Das kommt bei mir oft vor. Du ſiehſt es nur nicht immer.

General.

Das kann ſein, Hektor; aber heute Morgen wünſcht' ich faſt, Du hätteſt länger geſchlafen.

(Der Baron ſieht ihn fragend an).

Doch iſt es vielleicht auch ſo gut.

Baron.

Ja, ich denk' auch, es kann nichts ſchaden, wenn ich früh aufſtehe. — Das Vergnügen wirſt Du mir doch wohl gönnen?

General.

Gönnen? — Vergnügen gönnen? Ich weiß gar nicht, lieber Hektor, wie Du mir vorkommſt? — Habe ich Dir je etwas mißgönnt?

Baron.

Nein. Freilich nicht, aber Du — Du — examinirſt mich immer!

General (für ſich).

Ich weiß nicht, mein Bruder iſt heute ſo aufgeregt. — Sollte er etwas davon wiſſen?

Baron (für ſich).

Dieſe Ruhe meines Bruders! — Er ſpricht ſo ſanft, — dahinter ſteckt etwas! Um Gotteswillen! er wird doch nicht jetzt ſchon etwas erfahren haben!

General

(ſetzt ſich auf die rechte Seite, nach einer kleinen Pauſe).

Du haſt die beiden Thüren da aufgeſchloſſen, — Du haſt die jungen Leute aus ihren Zimmern gelaſſen?

Baron.

Allerdings habe ich das gethan! — Du wirſt doch nichts dagegen haben?

General.

Nicht das Geringſte.

Baron.

Nun, das iſt mir lieb. Ich dachte ſchon, es wäre Dir wieder nicht recht geweſen.

General.

O mein lieber Hektor, Du biſt ja mein beſter Freund; was Du thuſt, iſt ja, als wenn ich es ſelbſt thäte. Ich habe die beiden Paare auch nur zum Scherz eingeſchloſſen.

Baron (für ſich).

Der Mann wird gar nicht heftig, ich kann ſagen, was ich will. — Schlimm! Schlimm! — Was mag da geſchehen ſein? — Vielleicht haben die beiden Mädchen geplaudert, und er iſt nun daher gekommen, um mich ſachte in's Verhör zu nehmen, um mich von unten herauf lebendig zu rädern.

General (ſeufzt tief auf und ſchüttelt den Kopf).

Baron (für ſich).

So habe ich ihn nie geſehen. (Laut:) Ich ging gerade durch Dein Vorzimmer, da ſah ich die beiden Schlüſſel liegen; ein prächtiger Morgen iſt's, da denk' ich: du willſt die armen Gefangenen erlöſen, — und ſie ſind gleich hinaus in den Park gegangen.

General.

Alle Vier?

Baron.

Alle Vier! — Verſteht ſich — Eigentlich wir fünf, denn ich ging auch mit. Es iſt köſtlich draußen; (will aufſtehen) und wenn Du nichts Beſonderes für mich haſt, ſo promenire ich noch ein Bischen herum.

General.

Es wäre mir in der That lieber; wenn Du noch eine Weile bei mir bliebeſt, ich habe mit Dir zu reden.

Baron (für ſich).

Gott! Er hat mit mir zu reden! (Laut:) Ja, ja, lieber Bruder, das iſt was Anderes, wenn Du mit mir zu reden haſt, allerdings. Doch ich will nur eben ſagen, daß man mein Pferd ſattelt; — ich könnte mich vielleicht veranlaßt ſehen, ſpäter einen längeren Spazierritt zu machen.

General.

Wenn Du willſt, lieber Hektor — ich begleite Dich ſpäter auf Deinem Spazierritt.

Baron (für ſich).

Das wird ernſthaft! (Laut:) Aber die Schmerzen in Deinem Fuße? —

General.

Fühle ich nicht mehr. (Auf ſein Herz deutend.) Hier ſchmerzt mich etwas, worüber ich alle andere Leiden gern vergeſſe.

Baron (für ſich, ſehr erſchrocken).

Es iſt richtig! — Er hat mich!

General.

Ich weiß nicht, mein Bruder, ob Dir nichts Abſonderliches aufgeſtoßen; aber in meinem Hauſe iſt nicht Alles, wie es ſein ſollte.

Baron (für ſich).

Er hat mich! —

General.

Vielleicht, daß Du nichts davon weißt. In dem Falle will ich ruhig mit Dir ſprechen, ganz ruhig, und Du wirſt Dich entſetzen, (etwas heftiger) denn wenn Du darum wüßteſt, lieber Hektor, — doch nein, ich wäre feſt überzeugt, Du würdeſt der Erſte geweſen ſein, der mich davon in Kenntniß geſetzt!

Baron (mühſam, aber laut).

Kannſt Du zweifeln? — (Für ſich:) Er hat mich ganz gewiß!

General.

Erinnere Dich der geſtrigen Scene zwiſchen Eliſe und Ferdinand, — ein Streit am Hochzeitstage iſt doch eigentlich etwas Unerhörtes. Ich habe aber Alles auf das heftige Temperament der beiden jungen Leute geſchoben; man zankt ſich — man verſöhnt ſich wieder, — wir kennen das ja! — Ich hatte nichts dahinter geſucht; aber heute Morgen ſind mir entſetzlich die Augen geöffnet worden! — dem Streit liegt eine andere fürchterliche Urſache zu Grunde.

Baron.

Du erſchreckſt mich!

General.

Die beiden jungen Leute lieben ſich nicht — werden ſich — nie lieben —

Baron (ſich vergeſſend).

Das habe ich lange gewußt!

General.

Das haſt Du lange gewußt?

Baron.

Nein, nein, lieber Bruder! — ich verſprach mich! — ich wollte Dir ſagen — was ich Dir ſchon oft geſagt habe — Du wirſt Dich erinnern, ich habe Dir das ſchon oft geſagt — die beiden Charaktere — paſſen durchaus nicht zuſammen. — Du ſiehſt, ich hatte Recht!

General.

Das wäre entſetzlich! Aber höre, was ich auf dem Herzen habe! Daß meine Töchter ihre Männer bis jetzt nicht ungemein lieben, das habe ich wohl gewußt, das hätte ſich ſpäter gefunden. Aber daß Ferdinand ſeine Frau haßt, iſt mir fürchterlich. — — Er haßt ſie, und weßhalb glaubſt Du wohl?

Baron (für ſich, ſehr erleichtert).

Er ſcheint doch nichts zu wiſſen, ich athme wieder auf! (Laut:) Aber was Du glaubſt, General, o davon iſt keine Rede! — Ferdinand und Eliſe ſollten ſich haſſen? — Kein Gedanke! O da kannſt Du ganz ruhig ſein! — Daß vielleicht keine glühende Liebe da iſt, wohl möglich — ja wahrſcheinlich; aber das wird ſich machen, wie Du ſelbſt ſagſt.

General.

Du ſuchſt mich zu beruhigen, das iſt ſehr ſchön von Dir. — Aber die Sachen ſtehen viel ſchlimmer. Ferdinand, der mit ſeiner

jungen Frau am Hochzeitstage einen Streit anfing, — o, ich kann es kaum aussprechen! — Ferdinand — — — liebt seine Schwägerin Clara.

Baron

(mühsam lachend, da er sieht, wie der General heftig wird).

Ha! ha! ha! — Das wär' komisch!

General.

Komisch? — Was die Ehre meines Hauses verletzt, nennst Du komisch?

Baron.

Gott soll mich bewahren; nur Deine Idee nenne ich komisch. — Wie kann Dir so etwas einfallen? — Eine solche Täuschung!

General.

Es ist keine Täuschung, was ich mit meinen Ohren gehört, mit meinen Augen gesehen habe.

Baron.

Du hast Dich gewiß geirrt. — Ich bitte, sieh' Dir die Sache genauer an!

General.

Das werde ich auch und jetzt gleich! — O hätte ich mich geirrt! — aber es ist unmöglich.

Baron (für sich).

Das glaube ich auch! — Dieß leichtsinnige junge Volk! Da stecken sie immer bei einander.

General.

Was sagst Du, lieber Bruder?

Baron.

Nun, ich habe gesagt, sie stecken immer bei einander, alle Vier, — die beiden Paare, und da hast Du Dich wahrscheinlich getäuscht.

General.

O ich kenne meine Kinder zu genau. Es war Ferdinand und ſeine Schwägerin Clara. Sie gingen Arm in Arm durch die Platanen-Allee, und plötzlich blieben ſie ſtehen, und Ferdinand küßte ſeine Schwägerin auf's Zärtlichſte.

Baron.

Nun ja, — das kann ſchon vorkommen.

General.

Das kann vorkommen? — Am Hochzeitsmorgen? — Du haſt ſchreckliche Grundſätze! — Und dann hört' ich einige Worte, die ich um Alles in der Welt lieber nicht gehört.

Baron.

Pah! — Ich kann mir unmöglich ſo Schlimmes denken.

General.

Nach dem, was ich geſehen, ſchien mir, als wenn Ferdinand und Clara ihre Schritte hieher gerichtet hätten. — Es iſt mir ein ſchrecklicher Gedanke, meine Kinder zu belauſchen, aber unter ſolchen Verhältniſſen halte ich es als Vater für meine Schuldigkeit; und darin wirſt Du mir Recht geben.

Baron.

O vollkommen Recht!

General.

Du ſollſt mich begleiten; komm' mit in den Garten, wir behalten die Thüre im Auge und ſehen, was hier vorgeht.

Baron.

Aber General!

General.

Die arme Eliſe! — Aber ich weiß, welche Schritte ich zu thun habe! — Wenn ich nicht irre, kommen ſie dort ſchon!

Baron (für ſich).

In welcher Situation bin ich? (Laut:) Aber Du irrſt Dich, das iſt ja Karl und Eliſe, (ſehr laut, als wenn er ihnen rufen wollte:) Ah! lieber Karl!

General (ärgerlich).

Was ſoll Dein Schreien? — Sei doch ſtill! Du biſt in der That ein alter lächerlicher Narr. — Komm!

(Er faßt ſeinen Bruder am Arm.)

Baron (im Abgehen).

Wenn ſie mich nur gehört haben! — Die werden ſich auch nicht in Acht nehmen.

Dritter Auftritt.

Karl und Eliſe.

Karl.

Aber Eliſe, den ganzen Morgen gönnſt Du mir kein freundliches Wort! — Du gehſt ſinnend umher und ſchlägſt Deine Augen zu Boden; für mich keinen Deiner lieben Blicke.

Eliſe.

Denk' an die Lage, in der wir uns befinden. Wüßteſt Du, wie Clara und ich während der ganzen Nacht geweint haben, was wir gelitten! Mein Herz iſt voll Angſt und Furcht, ein Wort, ein Blick, ein fallendes Blatt jagt mir Schrecken ein.

(Der General, der ſeinen Bruder feſthält, erſcheint an der Thür.)

Jeder Laut ſagt mir, wir ſind verrathen! — Und das iſt gewiß, Karl, von unſerem Vater haben wir keine Verzeihung zu erwarten: wir haben ihn zu grenzenlos betrogen. Laß' mich, Karl, es iſt beſſer, wir ſehen uns nicht allein.

Karl.

So liebſt Du mich nicht mehr, ſo haſt Du mich nie geliebt; ſo waren all' die ſüßen Worte, die ich aus Deinem Munde gehört, unwahr, ſo hat Dein Herz nie — nie für mich geſprochen?

Eliſe.

O Karl, dieſe ungerechten Vorwürfe! — Aber bedenke die neuen, ganz anderen Verhältniſſe, in denen wir uns befinden. Gewiß, Karl, wie kann ich Dir offen in's Auge ſchauen und kann Dir ſagen: ich liebe Dich!?

Karl.

Aber laß mich hoffen, Eliſe. Nicht wahr, Du entziehſt mir Dein Herz nicht? In einiger Zeit wird ja Alles beſſer werden!

Eliſe (macht einen Schritt nach der Thüre).

Karl.

Laß' mich nicht allein, entfliehe mir nicht wieder, gebe mir nur ein kleines Zeichen, daß Du mich liebſt; laß' mich Deine Hand küſſen!

(Während Eliſe nach ihrem Zimmer links geht, winkt ſie ihm mit der Hand zurück.)

Karl (ergreift ihre Hand und küßt ſie innig).

O meine Eliſe!

(Bei den letzten Reden will der General vortreten. Der Baron hält ihn mühſam zurück, und Beide verſchwinden, als Karl ſich umwendet und zur Mittelthüre hinaus will.)

Vierter Auftritt.

Karl. Baron. Nachher General.

Baron (ganz alterirt).

Nein, das iſt zu ſtark! — Plagt denn euch insgeſammt der Teufel? — Machen Sie, daß Sie fort kommen!

Revisors-Frauen es sich zur Ehre machten, in ihrer Gesellschaft zu sein. Jetzt aber war der Moment gekommen, wo sie nicht mehr von der Gnade der achten Rangklasse abhieng, indem ihr Sohn in das Alter getreten war, in welchem er seine Mutter mit Anstand auf den Ball führen konnte, und dies war der zweite Grund, aus welchem sich der junge Eduard hier befand.

Die erste Polka zu tanzen, hatte er entschieden abgelehnt und horchte mit klopfendem Herzen in den Ballsaal hinüber; er wünschte, der Tanz möchte eine Ewigkeit dauern, denn für den zweiten, einen Walzer, hatte ihm die unerbittliche Mutter den Befehl gegeben, ins öffentliche praktische Leben einzutreten.

Man muß aber nicht glauben, daß der junge Eduard sich in seinem sonstigen bürgerlichen Leben mit einer ähnlichen Schüchternheit bewegte; vielmehr hatte er das Kneipgenie von seinem Vater ererbt; er fühlte sich im Wirthshause, in der Weinstube vollkommen an seinem Platze und bewegte sich allda mit größter Sicherheit. Auch dem weiblichen Geschlechte war er bis zu einer gewissen Rangklasse nicht abgeneigt; nur fürchtete er die verbindlichen Redensarten, die feinen Unterhaltungen, und in der Gesellschaft eines Kleides von Kattun oder Merino fühlte er sich weit behaglicher, als beim Rauschen eines seidenen Gewandes oder beim Flattern eines eleganten Ballanzuges.

Drinnen im Saale aber schnarrte die Violine, jubelte die Clarinette und dazwischen stöhnte der Contrebaß und schien in beständigem Hader zu liegen mit den dumpfen Paukenschlägen, die immerfort bemüht waren, seine brummende Stimme zu übertönen.

Armer Eduard! Endlich war die Polka beendigt, und erhitzt vom Tanze, mit blitzenden Augen und glühenden Wangen flüchteten die Bürgerstöchter in die Restaurationszimmer und begaben sich allda unter die schützenden Fittiche ihrer respektiven Mütter und Tanten, um allda geduldig zu warten, bis beim Wiederanfange der Musik ein anderer Ritter die sanft widerstre-

Karl (luſtig).

Zu meiner jungen Frau? — O, es preſſirt mir gar nicht!

Baron.

O, euch preſſirt gar nichts, nur eure Leidenſchaften! — Müßt ihr denn euch und mich zu Grunde richten?

Karl.

Ach, Sie ſehen immer Geſpenſter!

(Der General erſcheint unter der Thüre ernſt und ruhig.)

Und dann, Baron, wiſſen Sie ja, wie ſehr ich Eliſe liebe!

Baron (ergrimmt).

Unglücklicher, ich weiß gar nichts! — Ihre Frau ſollen Sie lieben, ſonſt nichts auf der Welt!

Karl.

Aber Baron, Sie kommen mir ſpaßig vor! — Wie kann ich denn meine Frau lieben?

Baron (faſt weinend).

Eine ſo ſchöne junge Frau!

Karl.

Aber Sie wiſſen ja ſchon lange, wie ſehr ich Eliſe liebe, anbete! —

General

(mit tiefer Stimme, indem er ſich an die Stirne faßt).

Das wußte Hektor ſchon lange? — — — —

Karl (erſtaunt).

Der General!

Baron.

Ja, der General, Unglücklicher!

General (vortretend zu Karl).

Fort aus meinen Augen!

(Er geht in den Vordergrund und ſtützt ſich tief erſchüttert auf ſeinen Fauteuil.)

Baron.

Sie haben Alles verdorben! Machen Sie, daß Sie fortkommen! (Karl ab). Und ich? — Bleibe ich? — Es iſt beſſer, ich laſſe ſatteln und reite ein Bischen nach der Stadt. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

General. Nachher Kammerjungfer.

General (allein).

Unglücklicher Vater, der ich bin! — Das muß ich an dieſen Kindern erleben, an Kindern, die ich erzogen, die bis heute folgſam und gut erſchienen, das muß ich an meinen Kindern erleben! — Großer Gott! — Wie mich das tief erſchüttert! — Und Beide! — Beide! — Und es ſind nicht blos leichte Vergehen, die ich entdeckt, kleine Fehler! — nein, es ſind Verbrechen gegen die Geſetze der Natur! — Fürchterlich! fürchterlich! — Die Schweſter liebt ihren Schwager! — nein — beide Schweſtern ihre Schwäger, und beide Männer meiner Töchter ihre Schwägerinnen! — Ein ſolches Unglück in meiner Familie, in einer Familie, die bis jetzt tadellos dageſtanden, deren Glieder ſich von je beſtrebt, ein anſtändiges Leben zu führen, rein vor der Welt da zu ſtehen! — Und wie hatte ich auf dieſe Verbindung gehofft! — Welche Luftſchlöſſer hatte ich gebaut! — Und das Alles, Alles zerſtört! (Heftiger:) Aber ſie ſollen mir dafür büßen, die Verbrecher, ſie ſollen nicht glauben, daß ich am Ende den guten Vater ſpiele, daß ich mich durch Thränen erweichen laſſe, und ihre entſetzlichen Laſter für leichte Verirrungen nehme! —

(Die Kammerjungfer kommt aus dem Zimmer links und bleibt erſchrocken ſtehen, da ſie den General ſo heftig ſprechen hört.)

Dieſe Mädchen, ſo gut erzogen, ſonſt ſo brav und anſtändig! — Ha, die Verführer, die mir mein Beſtes geraubt, die Tugend

meiner Kinder — (Immer heftiger:) Sie will ich exemplariſch züchtigen! (Er nimmt ſeinen Stock vom Tiſche.) Und wer im Hauſe um dieſe Geſchichte gewußt hat; wehe! ihm wäre beſſer, er ſeie nicht geboren! — Es ſoll keine Schonung gelten, keine Schonung! — Ich ſehe ſchon klar in der Sache; ſtrafen will ich ſie mit ihren Helfershelfern, und jetzt gleich damit anfangen!

(Er wendet ſich in der höchſten Leidenſchaft nach der Mittelthür und ſteht plötzlich der Kammerjungfer gegenüber, die über dieſen Anblick vor Schrecken in die Knie ſinkt.)

Kammerjungfer.

Gnade, Excellenz! — Gnade!

General.

Was ſoll's? — Was gibt's? — Was will Sie?

Kammerjungfer.

Gnade, Excellenz! Ich bin ja vollkommen unſchuldig!

General.

Steh' auf! — Woran biſt Du unſchuldig!

Kammerjungfer.

Ach, Excellenz, hat Jemand mehr unter dieſen traurigen Geſchichten gelitten, wie ich?

General.

Du? — Ha, ich glaube ſchon, daß mein Strafgericht beginnt!

Kammerjungfer.

Ach, Excellenz, ich bin gewiß unſchuldig; ich verſichere Euer Excellenz, ich habe ſeit dem Augenblick keine Ruhe mehr gehabt, nicht bei Tag, nicht bei Nacht.

General.

Was geht mich Deine Ruhe an? — Seit wenn weißt Du von der Geſchichte?

Kammerjungfer.

Seit geſtern, Excellenz, als wir zur Trauung fuhren.

General.

Erſt ſeit geſtern? — Unglückliche, und Du weißt dieſe ſchrecklichen Geſchichten ſo ganz genau, und dieſes Entſetzliche iſt ſo gewiß, iſt ſo ganz gewiß?

Kammerjungfer.

Ja, Excellenz, da iſt nichts daran zu läugnen.

General.

Ferdinand liebt meine Clara?

Kammerjungfer (weinend).

Ach, das wäre an ſich kein Unglück!

General.

Kein Unglück ſagſt Du? — Und Karl liebt Eliſe — das nennſt Du kein Unglück?

Kammerjungfer.

Ach, Excellenz, das Andere iſt doch noch viel ſchlimmer; und ich hab' es ja immer geſagt, man ſollte ſo etwas nicht thun, ach ja, das iſt doch gewiß viel ſchlimmer.

General (aufmerkſam).

Unglückliche, was iſt ſchlimmer? — Was iſt noch ſchlimmer, als jene verbrecheriſche Liebe? — O Gott, was werde ich hören?

Kammerjungfer (ſieht den General erſtaunt an).

Ja meinten Euer Excellenz nicht vorhin wegen der Trauung —?

General.

Wegen welcher Trauung?

Kammerjungfer (ängſtlich).

Nun, wegen der Scheinheirath!

General.

Weib, wegen welcher Scheinheirath!

Kammerjungfer

(weinend, nachdem ſie den General einen Augenblick ſtarr angeſehen).

O Gott, Excellenz, ich weiß nicht, was ich ſpreche! — O

laſſen mich Euer Excellenz um Gotteswillen gehen! — Ich habe ja ohne allen Sinn geſprochen.

General (feſt und beſtimmt).

Flora, Du kennſt mich! — Was iſt es mit der Scheinheirath? — Sprich Unglückſelige, ich will Alles wiſſen!

Kammerjungfer.

Ach, Excellenz, das iſt aber gar zu fürchterlich; Sie wiſſen es nicht —? Ich ſoll Alle verrathen?

General.

Sprich!

Kammerjungfer.

Den Morgen — geſtern Morgen — als wir drei Paare in die Kirche fuhren, getraut zu werden, Herr Ferdinand mit Fräulein Eliſe, Herr Karl mit Fräulein Clara, Jean und ich, da —

General.

Weiter!

Kammerjungfer.

Da wurden wir nicht getraut?

General.

Nicht getraut?

Kammerjungfer (weinend).

Nein, Excellenz, nicht getraut!

General (erſchrocken).

Das heißt, Du wurdeſt nicht getraut? Aber meine Kinder Eliſe und Clara; ſie wurden doch mit ihren Männern verheirathet?

Kammerjungfer.

Nein, Excellenz.

General.

Bin ich denn ein Narr, oder ſprichſt Du im Fieber — Karl und Ferdinand wären nicht ſeit geſtern die Männer meiner Töchter?

Kammerjungfer.

Nein, Excellenz.

General.

O gerechter Gott, welcher Betrug! — Und doch ein Hoffnungsſtrahl! — Alſo lieben ſie nicht ihre Schwägerinnen, aus dem einfachen Grunde, weil ſie keine haben? — — — (Pauſe.) Aber wenn mir auch das eine Beruhigung wäre, ſo hat ſich doch auf der anderen Seite die Geſchichte um ſo fürchterlicher verwickelt! (ernſt und düſter:) Ich bin ein unglücklicher Mann! — — — — Die Ehre meines Hauſes iſt dahin. (Er faßt die Lehne des Fauteuils.) Ich habe meine Töchter geſtern Abend bei zwei jungen Männern eingeſchloſſen! (Er ſinkt in ſeinen Fauteuil.) Fürchterlich! (Pauſe. Er ſpringt wieder auf.) Aber mein Bruder! — Wo iſt mein Bruder? — Hektor ſoll augenblicklich zur Stelle! (Zur Kammerjungfer:) Fort! — Jean ſoll meinen Bruder aufſuchen — Jean ſoll meinen Bruder daher bringen! — Fort! mir aus den Augen!

(Kammerjungfer weinend durch die Mittelthüre ab.)

General.

Mit mir ein ſolches Spiel zu treiben! — Mein Bruder, meine Kinder, meine eigenen Kinder, und zwei junge Leute, mit denen ich es ſo gut gemeint! — Und das Alles ohne Grund; all' dieß Unglück ohne Grund! — Und es iſt ein Unglück, wenn man ſeine Töchter bei zwei jungen Männern einſchließt! — Und das habe ich — der Vater, gethan! Aber wo bleibt Hektor?

Sechster Auftritt.

Der General. Jean (im Hintergrund).

Jean

(indem er ſehr laut ſpricht, blickt er rechts in den Garten).

Excellenz wünſchen, der Herr Baron mögen die Gnade haben nur einen Augenblick herein zu kommen!

General.

Er ſoll gleich kommen, gleich!

Jean.

Seine Excellenz wünſchen, daß der Herr Baron ſogleich kommen!

General.

Nun, warum kommt er nicht!

Jean.

Der Herr Baron ſteigen ſo eben zu Pferd, um einen längeren Spazierritt zu machen!

General.

Uff! mein Fuß! (Sinkt langſam nach der Mittelthüre.) Er ſoll aber keinen Spaziergang machen; er ſoll daher kommen.

Jean.

Der Herr Baron möchten lieber keinen Spazierritt machen, ſondern gefälligſt daher kommen.

General.

Halt Dein Maul, dummes Echo!

Jean (eilig).

Der Herr Baron ſind bereits aufgeſeſſen!

General

(eilt an die Mittelthüre. Mit ſehr lauter Stimme, während Jean an ihm vorbei in's Zimmer ſchlüpft und ſich die Hände reibt).

Hektor! — Hektor! — Ich bitte Dich ganz gehorſamſt, einen Augenblick da herzukommen; oder wenn Du es vorziehſt, ſo reite ich mit Dir ſpazieren. (Während er abgeht:) Hektor, hörſt Du nicht? — Man ſoll mein Pferd ſatteln! — Augenblicklich! — Und dann ſoll ein Donnerwetter hineinſchlagen!

Siebenter Auftritt.

Jean. Später Kammerjungfer.

Jean (allein).

Gott ſei Dank, die Bombe iſt geplatzt! — Das wird einen fabelhaften Spektakel geben, und ich habe das ungeheure Vergnügen, den Alten lärmen zu hören, ohne daß es mich angeht. Vom beſtändigen Mitſpieler bin ich zum Zuſchauer geworden. — Das Gewitter, das da heraufzieht, wird ſeine Früchte tragen. Es wär' doch kein Menſchenverſtand, wenn der General nach allem dem noch heirathen ließe. — Nein, das wird nicht ſtattfinden. — Gott ſei Dank, auch ich geh' nochmals frei aus!

Kammerjungfer (eilig aus der Mittelthüre).

Ach Jean, das Unglück! — Gott, dieſe Auftritte! — Seine Excellenz wiſſen Alles und führen den Herrn Baron ſoeben hieher.

Jean

(zieht ſein Sacktuch und affektirt einige Thränen).

Flora, Sie wiſſen — Du weißt Flora, wollte ich ſagen — o Gott! nein, nicht mehr dieß vertrauliche Du — Sie wiſſen, wie ſehr ich Dich geliebt, wie es mein heißeſter Wunſch war, mit Ihnen unaufhörlich verbunden zu ſein. — Aber als Haupttugenden meiner künftigen Gattin, dachte ich mir erſtens Treue, zweitens Treue, und drittens Treue.

Kammerjungfer.

Warum dieſe Worte? — Kannſt Du an mir zweifeln, Jean?

Jean (mit feierlicher Stimme).

Und drittens Treue! — Treue gegen mich, aber vor allen Dingen Treue gegen die Herrſchaft! Du aber warſt treulos, Du warſt treulos, der Herrſchaft und mir. Du warſt eine Verrätherin an Deiner Herrſchaft — fahre hin!

(Kammerjungfer will reden.)

Schau' mir nicht in mein Angeſicht, laß' es mich verhüllen ob dieſer unglückſeligſten aller Stunden. (Er geht rechts ab.)

Kammerjungfer.

Auch das noch! — Ich bin die bejammernswertheſte aller Frauen — nein, aller Mädchen! (Links ab.)

Achter Auftritt.

General. Baron.

Baron

(die Hände auf dem Rücken, ſpricht, wie um ſich ſelbſt Muth zu machen).

Ja, ja, Du ſollſt Deinen Willen haben! — Ja, ja, Du ſollſt Deinen Willen haben! Natürlich, wie immer; ich reite nicht ſpazieren, wenn Du es nicht wünſcheſt. — Ich bin ſchon da! ich bin ſchon da! Man wird das ſo allmälig bei Dir gewohnt, daß man gar keinen eigenen Willen mehr haben kann. — Gar keinen eigenen Willen mehr.

General (ernſt und ruhig).

Hektor, es wäre beſſer, wenn Du mich nicht obendrein zu reizen ſuchteſt!

Baron.

Ich Dich reizen? — Gott ſoll mich bewahren! — Fällt mir nicht ein, ich muß genug hören, ohne daß man Dich reizt. — Nun, hier bin ich; was ſoll's weiter? — Das muß ich Dir ſagen, Eugen, ich bin eigentlich kein Kind und wenn Du glaubſt —

General (beſtimmt).

Setz' Dich!

Baron.

Ja, das kann ich auch thun — warum nicht?

(Setzt ſich auf die linke Seite, der General auf die rechte. Pauſe.)

General (ſpringt heftig auf, ſehr laut).

Hektor, was hab' ich hören müſſen? (Sich faſſend.) Doch nein, ich will mich mäßigen, die Sache iſt zu wichtig. (Setzt ſich wieder nieder.) Du wirſt die Güte haben, mir zu antworten.

Baron.

Das kann ich ſchon, es kommt mir nicht darauf an.

(Pauſe.)

General.

Ich habe Dich, meinen Bruder, geſtern gebeten, an meinen beiden geliebten Kindern an ihrem wichtigſten Tage Vaterſtelle zu vertreten. Weißt Du, was das heißt, Vaterſtelle zu vertreten?

Baron.

Ich habe nur einen ſehr undeutlichen Begriff davon.

General.

Das weiß Gott! — Ich bat Dich, meine Kinder zum Altar zu führen, und dort bei ihrer Verheirathung gegenwärtig zu ſein, bei ihrer Verheirathung mit zwei Männern, die ich für meine Töchter ausgeſucht. — Haſt Du meinen Wunſch, meinen Auftrag vollzogen?

Baron (zuckt die Achſeln).

General (ſehr laut).

Nein, das haſt Du nicht gethan? — Du haſt dieſen wichtigen und ehrenvollen Auftrag, den ich Dir ertheilt, nicht vollzogen! Du haſt gegen mich conſpirirt, Du haſt durch dieſe Unterlaſſung, durch dieſe Falſchheit gegen mich namenloſes Unglück, ja Schande über mein Haus gebracht.

Baron.

Oh! oh!

General.

Unglück und Schande!

bende Jungfrau aufs Neue vom Mutterbusen hinweg in den Wirbel des Tanzes reißen würde.

Auch an den Tisch, von dem wir eben sprachen, traten einige erhitzte Mädchen, und die ebenfalls dicke und vollbusige Tochter der Kanzleiräthin, ein munteres, lustiges Ding, lehnte sich auf den Stuhl ihrer Mutter, hinter welchem der unglückliche Eduard saß, und als sie nach einer Tasse Thee und nach einigem Backwerk langte, streifte sie bemerklich den schüchternen jungen Mann. Es schwamm ihm vor den Augen, wo er nichts sah, als einen entblößten Nacken, eine schlanke Taille und ein sehr füll- und faltenreiches Ballkleid. Zu Vermehrung seiner Bestürzung gab ihm die Mutter einige sehr bedeutsame Winke und zeigte mit dem Finger auf das Mädchen vor ihm, so daß sich Eduard nicht anders zu helfen wußte, als indem er aufstand und den pensionirten Hauptmann ersuchte, mit ihm einen Gang in den Saal zu machen. Die Mutter entließ ihn mit der ernsten Ermahnung, um keinen Preis den nächsten Tanz zu versäumen, und Eduard versprach es klopfenden Herzens.

Im Ballsaale wandelten unterschiedliche Gruppen von jungen Mädchen und jungen Herrn, fächelten sich mit ihren weißen Sacktüchern Kühlung zu und erholten sich von der gehabten Mühe. Aeltere Herrn hatten ebenfalls die Restaurationszimmer verlassen und betrachteten sich die jüngere weibliche Generation oder staunten an die Decke des Saals hinauf, wo der Kronleuchter in ungetrübter Herrlichkeit prangte.

Der Stadtrath Schwämmle und sein sanfter College giengen ebenfalls auf und ab, und ersterer bemühte sich, durch liebevolle, freundliche Worte, die er an Einzelne spendete, die Ehre einigermaßen zu vergelten, die ihm in Masse zu Theil geworden.

Der Hauptmann und der junge Eduard betrachteten sich die Damen; aber so oft der erstere auf eine Gruppe Mädchen lossteuerte, um seinen jungen Freund vorzustellen und ihn zu veranlassen, eine Tänzerin für den nächsten Walzer zu gewinnen,

Baron.

Oh! — Oh! — Du ſiehſt mich erſtaunen; Du häufeſt Vorwurf auf Vorwurf auf mich.

(Pauſe.)

Doch ich bleibe ganz ruhig. Ich habe mir vorgenommen, ganz ruhig zu bleiben. Ich werde nicht heftig werden.

General.

Du willſt nicht heftig werden? Das iſt lächerlich! — — — Nun, meinetwegen!

Baron.

Allerdings Deinetwegen. Höre mich an und — dann — dann — — — — — will ich meinen Spazierritt machen. — Du ſprachſt mir geſtern von der projektirten Heirath. Mit Deinem gewöhnlichen Starrſinn hatteſt Du dieſelbe beſchloſſen, ohne Dich bei den Betreffenden zu erkundigen, ob ſie ſich auch Deinem Willen fügen würden, ob ihre Herzen auch frei ſeien, ob ſie ſich zu einer Verbindung entſchließen könnten, wie ſie der Papa und — — — — General kommandirt.

General.

Hektor! — — Doch weiter!

Baron (für ſich).

Wenn ich nur von dieſem verfluchten Platz weg wäre! (Sich mühſam faſſend, um wieder in den vorigen Ton zu fallen) Du wirſt Dich erinnern, wie ich Dir auf dieſem Platz hier von jener Verbindung abrieth, wie ich Dir zu verſtehen gab, daß die Paare ſo, wie Du ſie zuſammen beſtimmt, nicht zuſammen paſſen. Ich war meiner Sache gewiß, denn ich wußte — was Du mit Deinem großen Verſtand freilich nie geſehen haſt — daß Ferdinand Deine Clara liebt, und Karl Deine Eliſe.

General

(der auf ſeinem Seſſel zuſammengeſunken iſt).

Das wußteſt Du, Hektor? Das wußte mein Bruder, und Du ſagteſt mir nichts davon? — Du ließeſt mich in dem feſten Glauben, die Herzen meiner Kinder ſeien frei, ich könne nach meinem Willen über ſie verfügen?

Baron.

Du haſt gut fragen; wie kann man mit Dir ein ruhiges Wort ſprechen? — Haſt Du 'nicht geſtern Morgen alle Teufel herauf beſchworen, und haſt geflucht und gewettert, Dich ſollte keine Macht von Deinem Entſchluſſe abbringen? — Haſt Du dieß nicht gethan? — —

General (düſter).

Es iſt wahr, ich bin zuweilen etwas heftig.

Baron (ermuthigt).

So ſpricht man nicht mit einem Bruder, mit einem Bruder, der es gut meint. (Für ſich:) Ich kann mich wahrhaftig noch herausreden. (Laut:) Ah, das thut man nicht! (Für ſich:) Aber die Sache ſcheint ihn in der That entſetzlich anzugreifen. Es wäre mir wirklich lieber, wenn er etwas heftig würde. — Dieß Schweigen iſt mir ängſtlich — — — und er macht ſo ein wehmüthiges Geſicht.

General.

Ich bin in der That ein unglücklicher Mann. Ich hatte bis jetzt ſolche Freude an meinen Kindern erlebt! Aber das überlebe ich nicht! (Er zieht ſein Sacktuch hervor.)

Baron

(für ſich, zieht ebenfalls ſein Sacktuch).

Der Mann mißfällt mir. Jetzt hat er ſogar ſein Sacktuch herausgezogen. (Wehmüthig.) Wenn er nur recht ſchimpfen wollte!

General
(ſteht auf und reicht ſeinem Bruder die Hand).

Hektor!

Baron.

Eugen!

General (lehnt ſich an ihn).

Mein Bruder!

Baron (faſt weinend).

Mein Bruder!

General (drückt ſein Sacktuch an die Augen).

Baron.

Aber lieber Bruder, ich ſehe ein, daß ich gefehlt habe, aber ſo tief ſollte Dich die einfache Sache doch nicht alteriren. Verzeihe es den jungen Leuten, vor allen Dingen aber mir, als einen harmloſen Scherz, der gar keine Folgen haben kann.

General.

O Hektor, er kann Folgen haben!

Baron.

Welche denn, lieber Bruder? — Der Pfarrer weiß nichts Genaues, die jungen Leute werden nicht darüber ſprechen, Du gibſt nochmals Deinen Segen, ſo läßt ſich die Sache machen.

General.

Nein, es läßt ſich nicht ſo machen; Ferdinand liebt Clara, Karl Eliſe, und ich — — ich habe ja geſtern Abend die beiden Paare ganz anders eingeſchloſſen.

Baron (erſtaunt).

Und das macht Dir ſo viel Kummer? O das iſt recht komiſch!

General.

Das nennſt Du komiſch? — Bruder, ich kenne Dich gar nicht mehr!

Baron (vergnügt).

Ah, das iſt in der That zu komiſch, wenn Dich nichts weiter quält. —

General

(mit einem tiefen Athemzuge, heftiger).

Hektor, ich habe mir Gewalt angethan, ich habe mich mit einer Kraft gemäßigt, die ich mir ſelbſt nicht zugetraut. Ich hätte Dir, was Du mir gethan, verziehen, — — ich habe Dir Deine — Perfidie ruhig vorgehalten (ſeufzend). — Ich hätte Alles verziehen, denn ich trage die Hauptſchuld, aber es empört mich, daß Du eine Sache, welche die Ehre unſeres Hauſes ſo nahe angeht, komiſch finden kannſt.

Baron (fällt lachend in ſeinen Stuhl).

General.

Biſt Du toll geworden, Hektor? — Rede, oder ich vergeſſe mich! (Er faßt ſeinen Arm.)

Baron.

Nun, laß' mich nur los! Daß Du doch gar keinen Scherz verſtehen willſt!

General (ergrimmt).

So etwas kann nur ein alter, unnützer Hageſtolz ſcherzhaft finden! Und glaube nicht, daß ich mich dazu hergeben werde, das — Unglück meiner Töchter durch eine andere Heirath wieder gut zu machen. Lieber ſoll Alles zu Grunde gehen!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Karl. Ferdinand. Elise und Clara. Später Jean und Kammerjungfer.

Clara.

Verzeihung, mein Vater!

Elise.

Lassen Sie das Schreckliche, was wir seit gestern ausgestanden, unsere Strafe sein! (General hebt die Hand vor die Augen.) O mein Vater, wenden Sie Ihre Blicke nicht von uns; wir haben sehr gefehlt, unendlich gefehlt. Ach, wir hatten nicht den Muth, gegen Sie aufrichtig zu sein.

Clara.

Wir liebten schon lange —

Elise (sucht seine Hand zu fassen).

Nur einen Blick, Vater! Nur ein Wort der Verzeihung!

General.

O meine armen Kinder, meine unglücklichen Mädchen; euer ganzes Lebensglück ist zerstört!

Elise.

Gewiß nicht, lieber Vater, wenn Du uns verzeihst!

Clara.

Gewiß nicht!

Elise.

Mach' uns glücklich, und Dich durch uns!

General (düster).

Es ist zu spät!

Ferdinand.

O General, Verzeihung für die Uebereilung, die wir begangen!

General

(wehmüthig, nachdem er ſie betrachtet).

O! — es iſt zu ſpät!

Karl.

Excellenz, es iſt gewiß nicht zu ſpät! o wenn Sie wüßten, wie ſehr ich Eliſe liebe! —

Ferdinand.

Und daß ich ohne Clara nicht leben kann! — Machen Sie uns glücklich, willigen Sie in unſere Verbindung!

General.

Was ſoll mein ganzes Haus, was ſoll die Welt davon denken? — Nein, es iſt unmöglich! — Ich erkenne euren gegenſeitigen Edelmuth an, aber nach dem, was hier vorgefallen, kann von einer weiteren Verbindung keine Rede ſein.

Ferdinand.

So bin ich der unglücklichſte aller Menſchen!

Karl.

Mein ganzes Lebensglück iſt zerſtört!

Eliſe.

Unmöglich, Vater, Du kannſt mich nicht von Karl's Seite reißen!

Clara.

O Papa, ich kann Ferdinand nicht vergeſſen!

Baron

(zu ſeinem Bruder, indem er den beiden Paaren winkt, zurückzutreten).

Lieber Bruder, blamire Dich nicht vor der Welt und dem ganzen Publikum! (General will auffahren.) Stille! ich weiß, was Du ſagen willſt. — Du haſt freilich geſtern Abend die beiden Paare eingeſchloſſen, doch vergiß nicht, daß ich dabei war, daß ich um Alles gewußt; Karl und Ferdinand waren dort, Eliſe und Clara auf der anderen Seite.

General (erfreut).

Ah!

Baron.

Siehſt Du, ich habe doch noch Recht; deßhalb ſagte ich Dir auch geſtern Abend, man müſſe keinen Menſchen zwingen.

General.

Hektor, ich danke Dir!

Baron.

Laß' aber die Kinder um Gotteswillen nichts von Deinen ſchrecklichen Ideen merken. Spiele noch ein paar Augenblicke den hartherzigen Vater, das iſt Styl beim letzten Akt einer ſolchen Komödie, und dann gib nach! — Du ſiehſt, wie die armen jungen Leute auf die Entſcheidung harren.

General (zu ſeinem Bruder).

In Gottes Namen! Das hat mich ganz glücklich gemacht.

Baron (laut).

Hm! — Hm?

General (ebenſo, wie zornig).

Hm! — Hm!

Baron (mit Pathos).

Verzeihung, General! — Wenn Du Deinen Zorn nicht mäßigen kannſt, ſo laß' ihn auf mein Haupt fallen! — Ich bin die ſchuldige Urſache, mich treffe Dein gerechter Grimm! — (Für ſich:) Das werden mir die da hinten nicht vergeſſen!

Ferdinand.

Der gute Baron!

Karl.

Unſer Freund!

(Jean kommt von hinten, um dem Baron etwas zu melden.)

Baron (laut).

Verzeihung! — Gnade! (Leiſe:) Soll ich vielleicht niederknieen?

General.

Laß' Deine Poſſen! (Wendet ſich nach hinten). Ihr ſollt erfahren, meine Kinder, welch' guten Vater ihr an mir habt. Aber für euren unverantwortlichen Leichtſinn muß Strafe ſein. (Zu Ferdinand und Karl:) Seht her, euer Urlaub wird hiemit feierlich zerriſſen und noch heute reist ihr euren Regimentern nach.

Ferdinand.

Ah, General, Sie verſtoßen uns doch?

Karl.

Wir dürfen nicht hoffen?

Eliſe.

O mein Vater!

General.

Ruhig, Kinder! Es ſoll noch gut werden, hoff' ich, aber ihr müßt mir einige Zeit laſſen, mich in die neue Lage der Dinge zu finden. So ſchnell kann die neue Hochzeit nicht vor ſich gehen! Ihr müßt mir einen Wittwerſtand durchmachen. — Nur ein kleines Trauerjahr.

Jean (für ſich, doch ziemlich laut).

Gott ſei Dank!

Baron.

Was gibt's, Monſieur Jean?

Jean.

Ob das Pferd des Herrn Baron abgeſattelt werden ſoll?

General

(zu ſeinen Kindern, die ihn heftig beſtürmen).

Nein, nein; es geht nicht, — gewiß nicht!

(Die Kammerjungfer iſt indeſſen in die Thüre links getreten und nähert ſich, das Sacktuch vor den Augen.)

Eliſe.

O Papa, wir ſind recht unglücklich!

Ferdinand.

Seien Sie nachſichtig gegen uns!

Kammerjungfer (zum General).

Ach, Excellenz, Verzeihung, Verzeihung! — Ich habe meine Herrſchaft unglücklich gemacht, ich habe mich ſelbſt unglücklich gemacht; ich war eine Verrätherin.

Jean (für ſich).

Das iſt wahr!

Kammerjungfer.

Ach, Excellenz, ich bin das traurigſte Geſchöpf auf der Welt! — O gnädiges Fräulein, helfen Sie Seine Excellenz bitten, daß er mir verzeiht.

General.

Nun ja, ich hab' Dir ja verziehen; was ſoll das Geheule?

Baron (zu ſeinem Bruder).

Die ſind ja auch noch nicht verheirathet. Die haſt Du auch eingeſchloſſen, ohne daß ich ſie erlöſen konnte; ſollen die auch ein Trauerjahr durchmachen?

General (erſchrocken).

Ah, das iſt wahr!

Baron.

Nun ſiehſt Du; laß' Gnade vor Recht ergehen.

Clara.

Ach, Vater!

Eliſe.

Gewähren Sie vollkommene Verzeihung!

Jean (ängſtlich).

Der Herr Baron ſollten ſich meiner nicht ſo dringend annehmen.

Baron (zum General).

Es iſt beſſer, Du gibſt nach. Auch hier Dein treuer Jean vereinigt ſeine Bitten mit den unſrigen.

Kammerjungfer.

Ach, Excellenz, gewähren Sie Verzeihung!

General.

In Gottes Namen denn! So geht hin und macht nochmals eure Brauttoilette.

Jean

(zieht das Bouquet von geſtern aus der Taſche und ſteckt es in ſeinen Rock).

Da iſt alſo nichts mehr zu machen!

Baron.

Soll ich wieder für Dich in die Kirche?

General.

Davor bewahre mich der Himmel! — Ueberhaupt rathe ich jedem Vater, ſeine Kinder ſelbſt zu verheirathen!

Ende.

schauderte dieser jedesmal zurück und machte allerlei sonderbare Einwendungen. Endlich aber klopfte der Taktirstock auf dem Orchester bedeutsam aufs Notenpult — die jungen Damen geriethen in sichtbare Bewegung, die jungen Herrn stürzten wie Raubvögel auf sie los und in die Nebenzimmer, und dem jungen Eduard klopfte das Herz erschrecklich und es sauste ihm gewaltig in den Ohren — der Befehl der Mutter, der Walzer, der eben begann, die Ermahnung des Hauptmanns, ins Teufels Namen endlich zuzugreifen, alles das klang ihm wie Hohngelächter der Hölle, und er kam sich wie ein Verdammter vor, hinter dem die Himmelsthüre zugeschlagen ist, und der hinaus soll auf ein weites schlüpfriges Meer, wo ihn vor dem fürchterlichen Falle nichts mehr erretten kann.

„Engagiren Sie, engagiren Sie!“ rief der Hauptmann, „die Zeit verrinnt, der Walzer beginnt! Sehen Sie, dort stehen drei Damen, die, wie mir scheint, noch keine Tänzer haben; fahren wir auf das Centrum los, auf jenes hübsche blonde Mädel, und wenn diese schon versagt ist, so wenden Sie sich an die beiden anderen, nette, allerliebste Kinder.“

Der gute Hauptmann hatte auch nicht viel Ballkenntniß und schien durchaus nicht zu wissen, wie sich junge Damen zu geberden pflegen, die zu Anfang eines Walzers noch keine Tänzer haben; solche sehen schüchtern, aber dennoch auffordernd nach allen Seiten und gehen mit entschiedenen, aber sehr langsamen und kleinen Schritten einem Stuhle in der Ecke des Saales zu, breiten ihren Fächer aus, wenn sie einen besitzen, und sind es mehrere, so wandeln sie Arm in Arm dahin, mühsam aber hörbar lachend, als wollten sie sagen: „die unglücklichen Männer suchen Tänzerinnen und merken nicht, daß wir noch nicht engagirt sind.“ Eine von ihnen schleift auch wohl muthwillig einen Walzerpas oder rennt unvorsichtiger Weise einem jungen Herrn in die Arme und sagt alsdann vielleicht, wenn der junge Mann sich entschuldigt: „Sie irren, ich bin noch nicht engagirt.“

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Vierundvierzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

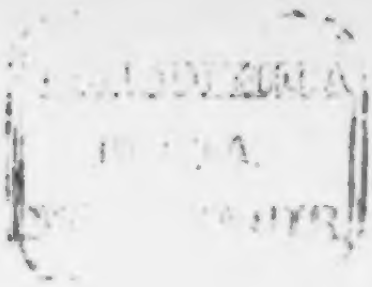

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Die dunkle Stunde.

Erſter Band.

Erſtes Kapitel.

Von dunkeln Stunden überhaupt.

Wenn Du, geneigter und vielgeliebter Leſer, den Titel dieſer ganz wahrhaftigen und getreuen Vorfällen nacherzählten Geſchichte lieſeſt, ſo haſt Du unbeſtreitbar das vollkommenſte Recht, an Dich ſelbſt, Deinen Mitleſer, Nachbar oder ſonſtigen Nächſten die Frage zu richten: was iſt eine dunkle Stunde? Glücklich aber biſt Du zu nennen, wenn Dir dieſe Frage aus innerſter Seele quillt und Du in der That keine Ahnung davon haſt, was eine dunkle Stunde iſt. Vielleicht weiß aber auch jener, den Du gefragt, Dir keine genügende Antwort zu geben und behilft ſich, wie man in ähnlichen Fällen, beſonders Kindern gegenüber, zu thun pflegt, mit allerlei unbeſtimmten Redensarten. — Eine dunkle Stunde? — Was wird eine dunkle Stunde ſein? Eine Stunde, die uns in der Erinnerung durch irgend eine Begebenheit traurig, dunkel, ſchwarz erſcheint, der Gegenſatz zu einer lichten, weißen Stunde, zu einem glücklichen Moment, zu einem freudigen Ereigniß! — Das iſt alſo eine dunkle Stunde? — Ungefähr das iſt es, und doch iſt dieſe Erklärung für die vorliegende Geſchichte nicht vollkommen richtig.

Die dunkle Stunde in unſerem Leben, hervorgerufen durch irgend einen ſchmerzlichen Vorfall, iſt eigentlich nicht ſo ganz die, welche wir in dieſen Blättern dem geneigten Leſer zu ſchildern den Verſuch machen wollen. Dunkle Stunden, wie die aus oben angedeuteten Quellen entſpringende, gibt es leider zu viele; — dunkle Stunden, deren Andenken ein nachfolgender lichter Augenblick leicht zu verwiſchen im Stande iſt, dergleichen dunkle Stunden ſind — und mit vollem Rechte — zahlreich in jedes Menſchen Leben; ſie bilden den Schatten lichtvoller Tage, ſie ſind die eigentliche Würze, ſie ſind es, die uns einen guten, ungetrübt dahin fließenden Tag erſt recht genießen laſſen.

Dunkle Stunden! Wir ſind ſehr verwöhnt. Erſcheint uns doch oft die Verſagung des unbedeutendſten Wunſches als eine dunkle Stunde. Halten wir nicht zum Beiſpiel ein langweiliges Regenwetter, das uns eine Landpartie verdirbt, auf die wir uns Wochen lang gefreut, für eine Kette qualvoller dunkler Stunden? Schauen wir nicht mit zuſammengepreßten Lippen in den mit einer troſtloſen Emſigkeit herabrinnenden Regen und fühlen uns unglücklich, wie nie? — Kurzſichtige, Undankbare, die wir ſind! Würden uns ewige Landpartieen mit fortgeſetztem Sonnenſchein nur das geringſte Vergnügen gewähren, wenn uns nicht ein übelgelaunter Regentag mit der anderen Seite der Medaille bekannt machen würde?

Und undankbar ſind wir, o, entſetzlich undankbar! Höre mich an, junges Mädchen im weißen Kleide mit dem breitrandigen Strohhut am Arme, die Du mit umflortem Auge ins Regenwetter blickſt und mit zuſammen gepreßten Lippen vom Himmel wenigſtens das Zeichen zu verlangen ſcheinſt, daß es im ſelbigen Augenblicke in der ganzen Welt keine unglückſeligere Creatur gebe, — ja, im ſelben Augenblicke, wo auch er an einem anderen Fenſter ſteht im blauen Frack mit gelben Unausſprechlichen, eine Cigarre wüthend zerkauend, — ja, Undankbare, die Du biſt, junges Mäd-

chen? Was Du, an dem mürrischen grauen Himmel hinaufblickend, eine dunkle Stunde nennst, ist vielleicht der lichteste Augenblick Deines Lebens, von Deinem Schutzgeist herbeigeführt, um Dir eine wirkliche, vernichtende dunkle Stunde zu ersparen.

Und alle Ihr, die Ihr wähnt, von dunkeln Stunden gequält zu werden, so oft sich leichte Wolken vor Eurer heiteren Lebenssonne zeigen, so oft Euch irgend ein, häufig sogar sehr unbilliger, Wunsch versagt wird, so oft Eurem Nächsten das geschieht, was Ihr Euch selbst gewünscht, so oft Ihr ein Amt, eine Auszeichnung, eine Belohnung nicht erhalten, auf die Ihr Ansprüche machen zu können glaubtet, die Ihr vielleicht beim Lesen des Titels dieser Geschichten achselzuckend und naserümpfend ausruft: Es ist wohl der Mühe werth, von dunkeln Stunden im menschlichen Leben zu erzählen, von Sachen, die uns allen täglich begegnen, deren eine der dunkelsten ich gestern noch erlebte, als das rothe Band nicht in mein Knopfloch kam, sondern in das eines Menschen, der an Wissen und Rang tief unter mir steht. Oder als ich sehen mußte, daß jenem die Beförderung zu Theil wurde, die ich lange erstrebt und selbst nach den Aussagen meiner Feinde verdient. Oder als mir das Schreckliche geschah, daß bei einem verzweifelten Wettrennen durch schlüpfrige Gartenwege er, der unbärtige Geck, mit dem ewigen faden Lächeln auf seinen dummen Zügen, triumphirend ihren Arm erhielt, während ich, ausrutschend, mit meiner ganzen Würde, meinem ganzen Anstande in den Koth fiel, daß es patschte! Oder als sie, die ich Jahre lang meiner treuen, ungetheilten Liebe versichert, gerade zufällig in jene wenig besuchte Straße kommen mußte, um mich zu sehen, wie ich der kleinen, bildungsfähigen Putzmacherin freundschaftliche, aber gänzlich mißverstandene Ermahnungen zuflüsterte!

Oder Ihr, die Ihr das eine dunkle Stunde nennt, wenn Ihr bei Sturm und Regenwetter Euren Hausschlüssel vergessen, oder wenn Euch der Hausmeister ungebührlich lange stehen läßt,

weil Ihr mit ſeinem Sperrgroſchen geknauſert und ihn nicht zuweilen in Geſtalt eines Sechſers gegeben; oder Ihr, die Ihr von dunkeln Augenblicken träumt, wenn Euch der Stiefel drückt, wenn Euer neuer Frack loſe auf den Schultern hängt oder wenn Euer Hemd von wunderbarem Deſſin bauſchig Euren Buſen bedeckt, wenn Gläubiger an Eure Thüre pochen, wenn ſie, mit der Ihr durch das herrliche Band der Ehe verknüpft ſeid, nach dem Texte: „das Treiben der Männer iſt böſe von Jugend auf" ihre tägliche Gardinenpredigt beginnt, wenn niemand Deinen Namen als Dichter kennen will, obgleich Du doch gedruckt herausgekommen und nicht nur broſchirt, ſondern auch in Percal gebunden mit Goldſchnitt zu haben biſt; wenn der Buchhändler Dir als angehendem Schriftſteller mit höhniſchem Lächeln verſichert — und alle Buchhändler pflegen gern höhniſch zu lächeln — es ſei von Deinem Werke, mit dem Du das größtmöglichſte Aufſehen zu machen gedachteſt, ein Exemplar mehr zurückgekommen, als er verſandt, ein geſpenſtiges Exemplar, das auf unbegreifliche Art entſtanden ſein muß, das er Dir aber mißmuthig unter die Naſe hält; oder wenn Du Journaliſt biſt und der Haupt-Redacteur, der Eigenthümer des Blattes, für welchen zu ſchreiben Du die Ehre und das unausſprechliche Vergnügen haſt, Dir die geiſtreichſten und pikanteſten Stellen herausſchneidet und dem Papierkorb übergibt, oder wenn dieſer Haupt-Redacteur und Eigenthümer ſelbſt gedankenvoll mit gefalteten Händen in ſeinem Selamlik, wie der Morgenländer ſagt, ſitzt, im verſteckteſten Winkel ſeines Hauſes, ſchmerzzerriſſen und gramdurchwühlt, der zwei Verwarnungen ſich erinnernd, die er erhalten, und denkend der dritten, die wie das Schwert des Damokles über ſeinem Haupte ſchwebt, — alle Ihr habt Unrecht; es ſind wohl trübe Augenblicke, die ihr zu durchleben hattet, aber noch keine dunkle Stunde. Es war vielleicht ein ſtiller, trauriger Tag, aber Euch bleibt die gegründete Hoffnung auf morgen, ein klares heiteres Morgen mit ſtrahlendem

Lichte, auf eine [illegible] eine Besserung, auf eine neue Sonne, die nasse Wege und Thränen trocknet, auf ein glückliches Ungefähr, das eintreten kann und auch das Gestern vergessen macht.

Ja, geneigter und vielgeliebter Leser, alles das und vielleicht noch mehr Aehnliches ist es nicht, woran ich gedacht, als ich den Titel der vorliegenden Geschichte schrieb.

Und doch erscheint im Leben eines jeden Menschen etwas, das man seine dunkle Stunde zu nennen berechtigt ist; entweder ist sie Dir schon erschienen oder sie wird Dir noch erscheinen. Doch ist es fern von mir, mit dieser Aeußerung einen Schatten in Dein vielleicht sonnenhelles Leben werfen zu wollen. Obgleich Dir die dunkle Stunde gewiß ist, brauchst Du ihr doch nicht ängstlich entgegen zu sehen; Du brauchst bei dem Gedanken an sie nicht mit den Wimpern zu zucken. Dein Herz soll deßhalb nicht schneller und ängstlicher schlagen, wenn Du ihr entgegen siehst; sie wird Dir vielleicht auch nicht erscheinen, als drohendes, finsteres Gespenst, mit unheimlicher Stille ein wildes Wetter verkündend, das Dich darniederschlägt; sie kann zu Dir in der lockendsten Gestalt kommen, unter den verführerischen Klängen der Musik, sie kann Dich umstricken in den lauen Düften einer mondbeglänzten Sommernacht. Aber sie kommt, sie kommt gewiß!

Sie kann Dir erscheinen in Gestalt eines Freundes, eines Rathgebers, der Dir die Augen öffnet, während Du arglos und heiter einem tiefen Abgrunde entgegen gehst; sie kann vor Dich hintreten unerbittlich hart und grausam, Deine ganze Vergangenheit zerstörend, Deine rosigsten Hoffnungen niederschmetternd. Aber sie kommt, sie kommt gewiß! Sie kann in Deine Tage treten, Deine Lebensuhr kann diese dunkle Stunde anzeigen; sie kann ernst und vernichtend in Dein Dasein schlagen, sie kann Dich namenlos elend machen, aber sie kann Dich auch vor namenlosem Elend bewahren.

Ja, sie kommt, sie kommt gewiß und greift in Dein Leben

Die drei aber in der Mitte des Saales, die da festen Fußes stehen und den Angriff des jungen Eduard erwarten, konnte man, mit einiger Ballkenntniß, nicht zu jenen zählen; sie erwarten den heranstolpernden jungen Menschen sicheren Blickes, und die kleine Blonde, der es nicht an Tänzern fehlen würde, wenn der Ball auch dreimal vierundzwanzig Stunden dauerte, wirft trotzig die Lippen auf, als der unglückliche Eduard jetzt vor ihr steht und etwas von nächstem Walzer und großer Ehre und vielem Vergnügen stammelt, sie macht einen Knix und bedauert, daß sie engagirt ist. Die beiden andern rechts und links, nachdem der jammervolle Blick des neuen Tänzers auf sie gefallen ist, knixen ebenfalls und bedauern ebenfalls, daß sie engagirt sind, und in dem Augenblick glaubt der junge Mann, daß sämmtliche Damen, die jetzt in den Ballsaal treten, ihm gleichfalls zuknixen und ebenfalls bedauern, daß sie eben so engagirt sind, und alsdann knixen ringsum die Stühle und Bänke, und bedauern, ihm nicht helfen zu können, und dann knixen die Musikanten auf dem Orchester und scheinen zu sagen, sie müßten spielen, und dann knixen die Flammen auf dem Kronleuchter, weil sie leuchten müssen, und dann der pensionirte Hauptmann, und Eduard summt und wogt es im Kopfe, und er weiß nicht, wie er an den Theetisch zu seiner Mutter zurückkommt und auf seinen Stuhl hinfällt, beladen mit drei allerliebsten Körben.

Der Walzer beginnt und zornig strahlen die Augen der Hofräthin; umsonst erzählt der Hauptmann leise von der erlittenen Niederlage, umsonst bittet die dicke Kanzleiräthin ebenfalls leise, den jungen Menschen zu schonen, Alles umsonst; erzürnt richtet sich die Mutter empor in ihrer ganzen ansehnlichen Größe, mit einem Zornblick schmettert sie den Sohn noch tiefer hinab, verwandelt darauf durch ein äußerst sinnreiches Mienenspiel das erzürnte Antlitz in ein mildlächelndes und bittet die ihr gegenübersitzende, etwas ältliche Honoratiorentochter um die Ehre, mit ihrem Eduard den leider schon begonnenen Walzer zu tanzen.

ein, ernſt, gewaltſam, gebieteriſch. Aber dabei kann ſie zum Guten lenken, was ohne ſie zu Deinem Verderben geführt hätte; ſie kann glänzende, trügeriſche Gebilde Deiner Phantaſie zertrümmern; durch Thränen des Schmerzes, die Anfangs Dein Auge umfloren, glaubſt Du ein wüſtes Chaos zu ſehen, ein brauſendes Meer, das Dich zu verſchlingen droht, deſſen Wogen bedeckt ſind mit zerpflückten Blumenkränzen, deſſen emporſtürmende Wellen nur ungewiß und zerriſſen die Regenbogenfarben Deiner zerſtörten Hoffnungen zeigen. Aber der Sturm wird austoben, Dein Blick wird ſich klären und nach kräftig durchkämpften Stunden und Tagen wirſt Du „Land, Land!“ rufen — kein trügeriſches Land Deiner Phantaſie, keine Fata Morgana, die Dich neckt mit unerreichbaren, wonnig anzuſchauenden Waſſerflächen, über welchen geſpenſtige Palmen nicken, — nein, ein Land, wo Du feſt zu ſtehen vermagſt und von wo aus Du alsdann gern zurückſchauſt auf das tobende Meer, welches Du durchſchwommen, auf die dunkle Stunde, welche mit jeder Sekunde weiter und weiter zurückweicht. —

Aber ſie kommt, ſie kommt gewiß und ſie kann Dich berühren, ehe Du ihr Daſein ahnſt; ſie kann unter Lachen und Scherzen an Dich hintreten, und erſt, wenn ſie hinter Dir zurückgeſchwunden iſt, fühlſt Du ſchaudernd, daß Dich ihre kalte Geiſterhand berührte.

Ja, ſie kommt, und wenn ſie kommt, biſt Du nicht einmal des Mitgefühls Deiner Nebenmenſchen gewiß. Sie kann ſchlagen, die dunkle Stunde, Deine Wünſche zermalmend und Dich Unglücklichen ſelbſt dabei dem Verletzendſten Preis gebend, was Dir geſchehen kann — der allgemeinen Heiterkeit. Das iſt wohl die dunkelſte der dunklen Stunden, wenn auch nur für Dich Aermſten allein. Sie kann aber auch wieder, wie mit weicher, mitleidiger Hand, durch Dein Daſein ziehen, von allen unbemerkt, von Dir tief empfunden, ungeahnt von dem Gegenſtande, der innig verwebt iſt mit Deinen Hoffnungen, Deinen heißen Wünſchen. Das

iſt eine entſetzlich bittere und ſchmerzliche dunkle Stunde, wo ſich Dein zuckender Mund zu einem Lächeln zwingen muß, wo Du Deinem gebrochenen Herzen mit übermenſchlicher Anſtrengung befiehlſt, gleichmäßig fortzuſchlagen, denn die raſchere Folge Deiner Athemzüge könnte Dich verrathen und noch unglücklicher machen.

Ja, ſie kommt, ſie kommt gewiß in jedes Menſchen Leben, die dunkle Stunde, und dauerte auch ſein Daſein nur wenige Tage, nur wenige Augenblicke. Dem ſterbenden kleinen Kinde ſchlägt ſie, wenn die Hand des Todes den letzten flatternden Athem von den zitternden Lippen wiſcht, und dann auch wohl der unglücklichen Mutter, die mit dem geliebten Weſen alles verliert. Vor dem wankenden Greiſe, deſſen Tage vielleicht in immerwährendem ungetrübtem Glücke dahin gefloſſen, erſcheint ſie vielleicht noch ſpät am Abende, wenn der letzte Strahl der untergehenden Sonne, ſeiner untergehenden Sonne, ein friſches Grab beſcheint, an dem er zuſammengebrochen ſteht.

Ja, ſie kommt, ſie kommt gewiß, wenigſtens einmal im Leben, und da wir nach allen bisherigen Erfahrungen ihrer gewiß ſein können und dabei nicht im Stande ſind, ſie gänzlich abzuwenden, ſo thun wir am beſten, ihr mit offenem Auge und friſchem Muthe entgegen zu ſehen. Können wir ihren Schlag nicht abwehren, ſo können wir ihn doch vielleicht mildern. Ein friſcher Muth, ein offenes Auge hat ſchon manches Unheil abgewandt oder ſind doch wenigſtens im Stande, es ſo wenig ſchädlich wie möglich zu machen.

Und um ein offenes Auge und einen friſchen Muth bitte ich auch den geneigten und vielgeliebten Leſer, indem ich ihn in dieſen Blättern einen Blick thun laſſe, auf welche Art in dieſes oder jenes Menſchenleben die dunkle Stunde trat, vernichtend oder beſchämend, ernſt oder heiter, und da es nun einmal gegen mein Gemüth iſt, die finſtere Seite des Lebens gern, ausſchließlich und mit Wohlgefallen in's Auge zu faſſen, ſo darfſt Du, geneigter

Leſer, Dich vielleicht der Hoffnung hingeben, daß den dunklen Stunden, die ich Dir vorzuführen im Begriffe bin, wenigſtens in vielen Fällen heitere, glückliche und verſöhnende Stunden folgen werden.

Vor allen Dingen aber ſpreche ich den herzlichen Wunſch aus, daß die dunklen Stunden, die ich Dir hiemit übergebe, Dir keine trüben Stunden verurſachen mögen.

Der geneigte Leſer glaubt vielleicht, es ſei außerordentlich leicht, eine neue Geſchichte zu beginnen, wenn man einmal den Titel hat und über den Inhalt wenigſtens des Kapitels, das man gerade anzufangen im Begriffe ſteht, mit ſich im Reinen iſt. Es iſt das aber gerade wie mit einem Briefe, deſſen Concept Du, geneigter Leſer oder theuere Leſerin, vollſtändig im Kopfe haſt, das aber nicht ſo recht auf's Papier fließen will, weil Dir das erſte Wort fehlt. Das erſte Wort iſt aber ein wichtiges Wort, und ſeine Bedeutung iſt in unſeren überfeinen, bis zum Zerbrechen zugeſpitzten ſocialen Verhältniſſen noch nie recht gewürdigt worden. Es hat, und mit großem Unrecht, noch keine Bedeutung, wie zum Beiſpiel das ſo oft erwähnte Mitglied derſelben Familie — das letzte Wort, trotzdem man in dieſem meiſtens eine unangenehme, zänkiſche Perſönlichkeit vermuthet, und obgleich man gemeinhin nichts Angenehmes ausdrücken will, wenn man ſagt: das war ſein letztes Wort, oder: ſie hat wie immer das letzte Wort behalten.

Wie geſagt, man thut ſehr Unrecht, wenn man dem erſten Worte eines Buches, eines Briefes, einer Converſation nicht die gehörige Aufmerkſamkeit zuwendet. Namentlich in letzterem Falle, bei einer mündlichen Unterredung, iſt das erſte Wort oftmals von größerer Bedeutung als das letzte; oder man könnte wenigſtens ſagen, daß dieſes durch jenes in vielen Fällen bedingt werde. Ich halte es bei wichtigen Unterredungen für ſehr erſprießlich, ſchon in den erſten Worten durchblicken zu laſſen, welches Geſprächsthema

ich anſchlagen will oder wohin ich ein im Voraus angenommenes zu führen gedenke. Auch bei Briefen, die nicht nur reine Courtoiſie-Schreiben ſind, finde ich es zweckmäßiger, wenn das möglich iſt, ſchon in den erſten Worten mein Gegenüber au fait zu ſetzen, um wenigſtens die Tonart anzudeuten, in welcher unſere Unterhandlung geführt ſein wird.

Bei einem Buche oder bei einer Geſchichte, die ich zur Unterhaltung des Leſers ſchreibe, iſt das ſchon etwas Anderes. Da halte ich es in wenigen Fällen für zweckmäßig oder richtig, den geneigten Leſer ſogleich mit nüchternem Auge — wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf — die Scene mit einem Blicke überſehen zu laſſen. Da iſt ein Umweg angenehmer, faſt nothwendig, wie ja auch eine anmuthige Gegend einen größern Eindruck auf uns macht, wenn wir auf einem gewundenen Pfade durch dichtes Geſtrüpp auf den Berg geklettert ſind, als wenn wir uns ohne alle dieſe Vorbereitungen ſo mit einem Male vor einer prachtvollen Landſchaft befinden.

Deßhalb führe ich den geneigten Leſer nur höchſt ungern ſo ohne alle Umſtände auf den Schauplatz der Begebenheiten, und es iſt mir bisher immer als das Paſſendſte erſchienen, ihn wie in leichtem Geſpräche mit ein paar einleitenden Worten an die Thüre des Gemachs zu bringen, wo ſich die Perſonen befinden, welche die Handlung unſerer wahrhaftigen Geſchichte beginnen ſollen. Zum Anfang einer ſolchen harmloſen Einleitung empfehle ich allen Collegen und angehenden Schriftſtellern das Wörtchen „Wenn," deſſen ich mich ſchon in vielen derartigen Fällen mit großem Nutzen bedient habe. In der That, „Wenn" iſt als erſtes Wort ein ſehr angenehmes Wort, es nimmt ſich gedruckt vortrefflich aus, es hat ſo runde behäbige Formen, es klingt ausgeſprochen ſehr gut; es iſt eine Maske, hinter der alles Mögliche zum Vorſchein kommen kann. Es läßt uns ſo behaglich flaniren; es erlaubt uns, ſchon nach den erſten Zeilen ohne Aufſehen rechts

oder links abzuſchweifen oder gar den entgegengeſetzten Weg von dem einzuſchlagen, den wir anfangs gewandelt. Können wir nicht zum Beiſpiel ſagen:

Wenn am Morgen des 4. Mai der unbewölkte Himmel einen klaren Tag verſprochen hätte, ſo würde u. ſ. w. Da es aber regnete, ſo wird es nicht. — — Oder: Wenn das Gehölz, vor welchem Eliſe bei Beginn unſerer glaubwürdigen Geſchichte ſtand, einen Pfad gezeigt hätte, ſo würde ſie dieſen betreten haben; da ſich aber kein Weg ihren Blicken darbot, ſo wandte ſie ſich um und ſtand plötzlich mit verſchämten Mienen vor einem Jünglinge, der, vom erſten Strahl der Sonne beleuchtet, ihr ſanft zulächelte.

Es iſt mir da willenlos ein ſehr pikanter Novellen-Anfang entſchlüpft, für welchen ich mich genöthigt ſehe, hiermit feierlich mein Eigenthumsrecht vorzubehalten, indem ich zu gleicher Zeit dieſe vielleicht ſehr unnöthigen Betrachtungen ſchließen will, die, offenherzig geſagt, dadurch entſtanden, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, gleich zu Anfang dieſer wahrhaftigen Geſchichte den theuren Leſer zu erſuchen, mit mir eine weite Reiſe zu unternehmen. Alſo beginnen wir ſo gut wie möglich, indem wir uns durch einige Contraſte zu ſteigern ſuchen, um nicht wieder, wie man es mir ſchon zum Vorwurf gemacht hat, leichtfertiger Weiſe in die Situation hinein zu ſtürzen.

Zweites Kapitel.

Bilder aus dem Süden.

Wenn Du, geneigter und vielgeliebter Leſer, den Anfang dieſer meiner wahrhaftigen Geſchichte leſen wirſt, iſt der Sommer wieder

einmal vergangen und der Winter hat ſich eingeſtellt mit ſeinen Leiden und Freuden. In dem vieljährigen Verkehr, den wir mit einander unterhielten — ich mich bemühend, Dich zu unterhalten, Du freundlich geneigt, mich zu leſen, wofür ich Dir außerordentlich dankbar bin, — haben wir die Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbſt und Winter, ſchon ſo oft mit einander durchlebt, daß ich wahrhaftig ſchüchtern geworden bin, eine Geſchichte mit den Worten anzufangen: Es war, als der Blüthenſchmuck des Frühlings, oder: Im Herbſt beim Niederraſcheln des erſten gelb gewordenen Blattes — und doch kann ich nicht umhin, der Jahreszeit zu erwähnen, in der wir uns gerade befinden. Tröſten wir uns mit den ewig wechſelnden Zeiten ſelbſt, die ja auch, obgleich immer dieſelben, doch ſtets Neues und Schönes bringen. Wenn ich auch nicht ſo vermeſſen bin, des Letzteren allzuviel von meiner Geſchichte vorausſetzen zu wollen, ſo wird ſie doch hoffentlich einiges des Erſteren bringen, um damit zu Deiner Unterhaltung etwas beizutragen.

Mit dem Winter hab' ich nun freilich noch nichts zu thun, allein ſo ſehr ich auch den Frühling liebe und ſo gern ich von ſeinen Blüthen und dem jungen ſproſſenden Laube erzähle, ſo kann ich es doch nicht ändern, ihn und den Sommer vermag ich Dir jetzt nicht zurückzubringen und Du mußt für diesmal ſchon mit dem Vorläufer des Winters, dem Herbſte, fürlieb nehmen. Dabei will ich Dir aber nicht verhehlen, daß ich ſchließlich für Dich eine kleine Ueberraſchung habe, eine Ueberraſchung, die Dir zu Theil werden ſoll, wenn Du nicht ſchon mißmuthig über den Eingang dieſes Kapitels die nachfolgenden Blätter zu überſchlagen gedenkſt.

Der Herbſt iſt alſo da; die Aeſte der Bäume, des rauhen Windes noch nicht recht gewohnt, ſchütteln ſich kurz und verdrießlich, und es iſt gerade, als verſtände man ihr Sauſen, und

als wollten sie sagen: Gemach, gemach, so überfällt man die Leute nicht. Die Tage sind kürzer, die Abende länger, und Morgens kann die Sonne erst Herr werden, nachdem sie schwer gekämpft mit langweiligen Nebelmassen, die frech emporwallen und die, wenn man sie Meister werden läßt, als das Trostloseste, was es gibt, als Landregen, wieder auf die Erde niederstürzen. Zu keiner Zeit so sehr, wie zu dieser, ergreift uns ein reges Verlangen, mit den Wolken zu ziehen, wenn sie der Nord und West nach Süd und Ost treibt, wenn wir uns so recht als kaltdurchschauerter Fichtenstamm fühlen und von Palmen und Orangen träumen. Wie gerne möchten wir mit den Störchen und Staaren ziehen durch die trübe nebelige Herbstluft, oder mit den Schwalben, die am längsten bei uns aushalten und uns durch ihr freundliches Zwitschern einzuladen scheinen, dem schönen Süden herzliche Grüße mitzugeben.

Und was hält uns ab, ihnen zu folgen, — uns, die wir im Stande sind, auf den Zauberflügeln des Gedankens uns hierhin und dorthin zu bewegen? Schließe die Augen, geneigter Leser und vertraue Dich mir an, ohne ängstliche Ueberlegung, aber, auch ohne Furcht und mit etwas Hingebung, wie Du mir ja schon so oft gefolgt bist. Da Du aber selbst weißt, daß die größten Wirkungen in künstlerischer Hinsicht durch Contraste erzielt werden, so schaue noch einmal an diesem trüben, regnerischen Herbsttage um Dich und präge Dir den Anblick der nördlich gelegenen Heimat recht lebhaft ein, wate durch die schmutzigen Straßen, drücke Dich dort an dem großen Platze, ehe Du ihn muthig überschreitest, noch einmal fest an das Eckhaus, um Dich zu stärken, und Dich so den Windstößen, die Dich gleich darauf ergreifen werden, mit mehr Kraft entgegenwerfen zu können; fasse Deinen Regenschirm kürzer oder lasse ihn lieber ganz zu, denn die Regenschauer, die von allen Seiten, jetzt horizontal auf Dich nieder, jetzt vertical an Dich hinprasseln, hohnlachen über

das schwache Fischbeingestell mit dem undurchdringlich sein sollenden Seidenzeug überzogen. Muthig vorwärts, dort gegenüber an der bekannten Hausthüre, die aber ungeschickter Weise fest verschlossen ist, winkt Dir, Durchnäßter, Wassertriefender, die Palme des Sieges.

Wenn es Dich trösten soll, so betrachte auch Deine Nebenmenschen beiderlei Geschlechts, wobei Du sehen wirst, daß die schönere Hälfte mit ihren wallenden Röcken, die in der Verhüllung so gar oft nicht das richtige Maß finden können, viel schlimmer daran ist, als wir; blicke auf die prasselnden Dachrinnen, die nächstens in dem Ueberflusse zu ersticken drohen; sieh, wie die Fensterläden vom Winde bewegt an ihren Ketten und Schließhaken rütteln; bemerke dort den unglücklichen Hut, den der Wind, Gott weiß, wohin entführt; schau auf den triefenden Hund, auf das arme Wagenpferd, wie es den Kopf so gut wie möglich vom Winde abkehrt und den Schweif einzieht; hebe Deinen Blick empor zur Wetterfahne, die, wie wir aus einer meiner wahrhaftigen Geschichten wissen, auch Gefühl hat, oder zum Hahn eines Kirchthurms, der sich mit schrillendem Tone in einer Minute unzählige Male herumwirbelt, oder höher hinauf zum Himmel, der mit seinen träge dahinziehenden schweren Wolken wahrhaft trostlos aussieht, so matt und langweilig, daß man glaubt, seine schöne blaue Farbe könne niemals wiederkehren, — so grau in grau schattirt ist er, so weit das Auge reicht.

Und nun, geliebter Leser, schließe dieses Auge für kurze Zeit: halte Dich fest an mich und dann — — blick' um Dich.

Verschwunden ist Regen und grauer Himmel, verschwunden Nebel, Feuchtigkeit und kalte Luft. Du fühlst Deine Wange angenehm gefächelt von weichem, duftigem Hauche; ein warmer Sonnenschein wirkt wohlthuend auf Dich, ein Sonnenschein, der Dir zu heiß werden könnte, wenn es uns nicht möglich wäre, in den Schatten zu treten. Und was erzeugt diesen Schatten? Ah!

Du blickſt erſtaunt empor und biſt faſt verwundert über dieſe ſtattliche unabſehbare Reihe maſſiver, altersgrauer Paläſte, die in ihrer tiefen Färbung ſo trotzig daſtehen auf ihren ſchweren, wohlbehauenen Sockelquadern, die ſich hoch in die Luft erheben und dort den Himmel ſo wunderbar tiefblau erſcheinen laſſen.

Schau neben Dich; dort wo der Schatten aufhört, ſtrahlt das hellſte, unbeweglichſte Sonnenlicht, kein bald trüberer, bald hellerer, flatterhafter Schimmer, wie Du ihn bei uns oft geſehen, wenn immerwährend, auch an heiteren Tagen, Wolkenmaſſen am Himmel ſpazieren ziehen.

Ich ſehe, Du biſt erſtaunt über die fremdartigen Geſtalten, die Dich umgeben, über das ſeltſame Treiben, das an Dir vorüberrauſcht, ja im wahren Sinn des Wortes rauſcht und blendet; denn wenn wir einen Augenblick ſtehen bleiben, vielleicht geſchützt durch einen ſchweren Gascandelaber, ſo kommſt Du Dir vor, wie irgend ein Fels im Meer, an dem eine ewig raſtloſe, ſprudelnde und ſchäumende Brandung ſich bricht, an dem ſich ein fort und fort dahinziehender Menſchenſtrom lachend, ſchreiend, rufend und ſingend zertheilt.

Ich verſtehe Deinen fragenden Blick, und da Du mir vertrauensvoll gefolgt biſt, ſo iſt es meine Schuldigkeit, Dir die reine Wahrheit zu ſagen.

Du biſt in Neapel, in der Strada Toledo. Da ich Dich aber nicht hieher geführt, um Paläſte anzuſchauen oder Dich in den verwirrenden Strom des Volkes tauchen zu laſſen, wenn ſich dieſer Strom auch noch ſo bunt und maleriſch darſtellt, ſo folge mir von Toledo nach Santa Lucia. Links iſt der königliche Palaſt, ein mächtiger Steinhaufen, etwas ernſt anzuſchauen, und er hat Urſache dazu, ſeine Fenſter ſind verſchloſſen, die Vorhänge hinter denſelben zuſammengezogen; er macht, was er auch in der That iſt, den Eindruck der Stille und Leere. Gegenüber haben wir die Kirche von San Francesco de Paolo mit ihren gewaltigen

Säulenhallen, eine Votivkirche, welche König Ferdinand IV. in Sicilien decretirte, wenn es ihm gelingen würde, wieder nach Neapel zurückzukehren.

Doch weiter! Gerade vor uns ist einer der schönsten Gasthöfe Neapels, das Hotel de Rome. Wenn Du Neapel später einmal wieder besuchst, rathe ich Dir, dorthin zu gehen, denn die Aussicht von der Terrasse des Hauses auf den Golf von Neapel, auf den Vesuv und auf die zahllosen Städte und Städtchen, Dörfer und Landhäuser, die den Strand des Meeres umsäumen, ist entzückend schön. Träumerisch aber wirst Du hinausschauen auf das tiefblaue Meer, in welchem vor Deinem Blicke die wunderbaren Inseln Capri, Procida, Ischia, wie farbige duftige Blumen zerstreut liegen. Links liegt Sorrento, das göttliche Sorrento, Tasso's Geburtsort, rechts der Posilippo mit seinen malerischen Formen.

Wandern wir Santa Lucia entlang und sehen hier, ohne uns aufzuhalten, eines der interessantesten Stücke neapolitanischen Volkslebens.

Die ganze lange Straße an dem Meere hin ist wie ein einziger großer Markt, wo sich Hunderte von Verkäufern zwischen Tausenden von Käufern und Fremden umhertreiben, ihre Waaren zeigen, sie zum Verkauf anbieten oder auch wohl zu kosten geben; denn von sämmtlichen Artikeln, die hier verhandelt werden, kann unbedingt die größere Mehrzahl zu Speise und Trank gerechnet werden. Orangen und indische Feigen werden hier mit gellender Stimme. ausgerufen, dort Schnecken, Castanien; in einer langen Reihe sehen wir zur Linken offene Buden, in denen Austern zierlich ausgelegt sind, die vollen großen Haufen rings bekränzt mit goldgelben Citronen. Hinter den Buden bemerkt man Tischchen, wo sich der Neapolitaner niederläßt, um mit großem Wohlbehagen seine frutti di mare zu verzehren.

Ah, ein inniges Wohlbehagen kann hier nicht fehlen, sitzt

Eduard, durch der Mutter Hand emporgeschnellt, stammelte etwas von Ueberraschung, Unmöglichkeit, doch legte dieß die Dame ihm gegenüber als einen glühenden Wunsch aus, mit ihr zu tanzen, sie nimmt ihr Sacktuch zierlich in die Hand, kommt eilig dem jungen Manne entgegen und der pensionirte Hauptmann muß das Paar in den Tanzsaal begleiten.

Wie ein Fisch auf trockenem Sand schnappt der junge Mensch nach Athem, seine Kniee zittern ihm, er drückt krampfhaft die Hand seiner Tänzerin, welche diesen Druck freundlich erwidert.

Jetzt treten sie in den Saal und alle Augen richten sich nach dem so spät eingetretenen Paar, welches die Rollen getauscht zu haben scheint; sie tritt siegreich einher mit erhabenem Kopfe, eine reife, stolze Sonnenblume, er wankt an ihrer Seite, eine geknickte Lilie. An der Stelle, wo sie in die Reihe der Tanzenden eintreten, steht Vater Schwämmle und er macht sich ein Vergnügen daraus, den Sohn der Hofräthin, indem er die andern Paare um Entschuldigung bittet, vorne hin zu stellen.

„Gleich kommt die Reihe an Sie," flüstert der freundliche Stadtrath, die, welche gerade gewalzt haben, treten klopfenden Herzens in die hinteren Reihen, der Stadtrath zählt sechs neue Paare ab, voran den unglücklichen Eduard, der nicht mehr weiß, ob er sich in einem Tanzsaale oder sonst wo befindet; er könnte auf einem Carousſel sitzen, so täuschend und geschwind dreht sich Alles mit ihm herum; er macht einen krampfhaften Versuch, in ein Nebenzimmer zu entfliehen, doch seine Tänzerin hält ihn mit fester Hand.

„Wenn's gefällig ist," sagt Vater Schwämmle, und wie ein Wirbelwind sausen die sechs Paare dahin; zuerst erhält Eduard einige Rippenstöße und gelinde Fußtritte von den Nachfolgenden und genießt dadurch ein momentanes Bewußtsein; auch wird er, so oft er beim Orchester vorbeirast, durch Trompetengeschmetter und Paukenwirbel zu sich selber gebracht, sonst hat er aber die Augen geschlossen, und es ist ihm zu Muth, als sänke er lang-

doch der Schmauſende, vor dem Menſchenſtrom geborgen, dicht am Rande des Quai's, an welchem unten hin die in gleichförmigen Pauſen heranrollenden leichten Meereswellen anklatſchen und ihm durch ihre Nähe verbürgen, daß das, was er auf dem Teller hat, friſch und echt iſt. Und erſt noch, wenn er den Blick emporhebt zum alten Veſuv hinauf, der in prachtvollſter Färbung da liegt, hoch auf dem Haupte die Rauchwolke, wie ein Federbuſch geformt, der freundliche Spender des tiefgefärbten Weines hier in der Foglietta!

Ziehen wir aber mit dem Strome weiter. Kaum ſind wir im Stande, uns einiger ſehr zudringlicher Weiber zu erwehren, die uns mit Gläſern in der Hand umringen und ihre Körbchen emporhalten, in denen kleine Brodringe liegen: chi vuol bove, chi vuol bove! Der Teufel trinke ihr Schwefelwaſſer, um daran Geſchmack zu finden, muß man Neapolitaner ſein.

Glücklicher Weiſe ſind wir jetzt in Chiartamone, wo es ruhiger wird; auch haben wir nicht mehr weit zur Villa Reale, dem königlichen Garten und beliebteſten Spaziergang der Neapolitaner. Es iſt aber auch hier unter den ſchattigen Bäumen über alle Beſchreibung ſchön; von weither brauſt der Lärm der großen Stadt, und in den erſten Stunden des Tages biſt Du mit wenig anderen Naturſchwärmern vergleichsweiſe gegen das Getümmel der Straßen ziemlich allein. Dein Fuß tritt auf weiche Sandwege, Orangenblüthen umduften Dich, Springbrunnen werfen ihren Waſſerſtrahl in die Höhe und Marmorſtatuen blicken geheimnißvoll zwiſchen den tiefdunkeln Blättern immergrüner Bäume und Sträucher hervor.

Tritt hinaus an das Meer auf die halbrunde Terraſſe, deren Fuß vorſpringend unten von den Wellen beſpült wird. Was ſiehſt Du? Was Du heute ſchon einige Mal erblickt und was nach Tagen, Wochen, Monaten, ſelbſt Jahren immer noch entzückend ſchön für Dich bleiben wird — den Golf von Neapel.

Jetzt zu Deiner Linken, da Du weiter entfernt bist, tritt auch die gewaltige Stadt mehr und mehr hervor. Rechts vor Dir siehst Du das Ziel unserer Wanderung, den Posilippo, an dessen Abhängen sich terrassenförmig eine Villa über der andern erhebt, hell schimmernd zwischen dem dunkeln Grün, jede mit ihren Augen hinausschauend auf das tiefblaue, weite, unendliche Meer.

Auf eines dieser Landhäuser führe ich Dich, geneigter Leser, und ich bilde mir ein, Dich damit nach einem Stücke irdischen Paradieses zu bringen. Laß uns aber unsern Weg langsam verfolgen; sehen wir doch hier auf jedem Schritt so viel des Interessanten und Schönen, daß es schade wäre, von unserem Zaubermantel Gebrauch zu machen, um in raschem Fluge das Ziel unserer Reise zu erreichen.

Den königlichen Garten lassen wir hinter uns und betreten abermals die Straße, die Mergelina, welche, eine Fortsetzung von Santa Lucia und der Chiaja, immer am Meeresstrande entlang geht und so in einem weiten Bogen zur Grotte des Posilippo führt. Je mehr wir uns damit dem Ende der Stadt nähern, um so ruhiger wird das Straßenleben; ruhig für Neapel, ohne aber auch nur für einen Augenblick gänzlich aufzuhören oder die Straßen leer lassend. Wenn auch der Fußgänger hier wenige sind, sehen wir um so mehr glänzende Equipagen, einfache Carocelli, Reiter zu Pferd und Esel, oder Landleute der Umgegend, welche Schaaren der letztgenannten nützlichen Thiere mit Säcken und Körben beladen vor sich hertreiben und sie durch ein bekanntes Zungenschnalzen zu neuem hastigerem Laufe antreiben.

Wenn auch auf der Mergelina weniger Handel und Wandel herrscht, als wir in den anderen Straßen Neapels gesehen, so tragen doch die Bewohner hier, meistens Fischerfamilien, unbewußt selbst dazu bei, ihre Häuser mit den malerischsten Gruppen zu verzieren. Da sie gewöhnlich im Parterre wohnen, in den sogenannten Bassi, ziemlich dunkeln und kühlen Räumen, so findet

man es begreiflich, daß namentlich an den unvergleichlich schönen Abenden Alt und Jung vor die Thüre strömt, um sich hier beim Nichtsthun und bei der Arbeit der reinen Luft und des goldenen Sonnenlichtes zu erfreuen. Ist dabei zufällig ein Corsotag, wo die reichen, glänzenden Equipagen des neapolitanischen Adels bis zur Mergelina fahren, so ist die Straße nicht nur belebter, als gewöhnlich, sondern auch reich an den grellsten Gegensätzen. Hier die mit glänzenden Stoffen, mit Seide und Sammt bekleideten Damen, dort der braune, halbnackte Fischerjunge, wie er mit seinem zerfetzten farbigen Mäntelchen, so gut als es gehen will, die kräftig gebauten Schultern bedeckt. Dabei aber hält er seinen Kopf mit dem schwarzen gelockten Haar, auf dem keck die rothe Mütze sitzt, nicht weniger trotzig und herausfordernd, als dort der Cavalier seinen feinen schwarzen Hut, gewiß nicht vornehmer, aber viel malerischer.

Lassen wir sie dahin ziehen zu Pferd und Wagen; opfern wir dabei sogar den Blick auf's Meer und wenden uns den Häusern zu, wo ein schönes Bild das andere verdrängt. Kann man sich etwas Originelleres denken, etwas, das mehr den südlichen Charakter ausdrückt, als die kecken schönen Gestalten mit ihren gebräunten Gesichtern und den leuchtenden Augen, mit ihrer spärlichen Bekleidung, von der aber immer wenigstens ein Stück, selbst noch in seinen Resten, eine helle, schillernde Farbe zeigt, sitzend oder liegend vor den Thüren ihrer Häuser? Dazu die Allee, unter der wir wandeln, von hellsaftig grünen Akazien, durch welche die Strahlen der langsam sich senkenden Sonne goldig durchbrechen, jetzt hier die Spaziergänger und Gruppen, die an den Häusern lagern, mit den wärmsten Farben beleuchtend, jetzt andere dort in violette Schattentöne hüllend — eine Reihe von Bildern, prächtig in Licht und Schatten, und sich darstellend, als hätte sie der größte Maler mit allem Aufwande seiner Kunst so zusammen gestellt.

Wenn wir näher hinblicken, so löſ't ſich vor unſeren Augen das Ganze in einzelne nicht minder intereſſante Gruppirungen auf. Sieh' dort die alte Frau mit dunklem, braunem, runzligem Geſichte; in der knöchernen rechten Hand hält ſie hoch die Kunkel mit ſchimmerndem Flachs, während die linke behende auf dem Knie die Spindel dreht. Iſt ſie nicht mit ihren ſilbergrauen Haaren, die in vollen Locken zurückgeſtrichen ſind, das ſchönſte alte Weib, daß man ſehen kann? Iſt ſie nicht eine wahrhaft claſſiſche Erſcheinung? Zu ihren Füßen liegt ein prächtig ausſehender, vor Geſundheit ſtrotzender Säugling in einem geflochtenen Korbe, ſeiner einfachen Wiege, den die Alte mit ihrem Holzſchuhe in beſtändig ſchaukelnder Bewegung erhält. Neben dieſen Beiden, der Großmutter und dem Enkel, ſitzt eine jugendliche, volle Geſtalt: die Mutter, welche an einem Fiſchernetze flickt und von Zeit zu Zeit das dunkle Auge, von langen Wimpern halb verſchleiert, mit träumeriſchem Blicke erhebt. Gewöhnlich ſchaut ſie nur wenig vom Boden auf und erhebt ihre Augen nur bis zu dem Kinde, worauf ein wohlthuendes, liebliches Lächeln ihr ſonſt ſo ernſtes Geſicht erhellt; zuweilen aber betrachtet ſie ſich auch einen kurzen Augenblick die Spaziergänger.

Dort nebenan ſtehen drei braune, kräftig gewachſene Männer im leichten Fiſchercoſtume, mit den hochrothen Mützen auf den ſchwarzen, krauſen Haaren; einer lehnt an der Mauer, der Andere hat ſeine Hände auf die Hüften gelegt und Beide horchen auf die Erzählung des Dritten, die man aber eher ein Geſchrei nennen könnte. Und dabei arbeitet dieſer lebhaft mit den Händen, zeigt nach rechts und nach links, rückt auch wohl die Mütze von einem Ohr auf das andere und muß ſehr überzeugend ſprechen, denn wir ſehen, wie ſich die Züge der andern energiſch anſpannen, wie ſich ihre trotzigen Lippen öffnen, wie ihre Augen leuchten, und hören nun auch, wie dieſe Beiden jetzt in nicht minder lauten Redensarten eben ſo lebhaft antworten. Dabei erheben auch ſie

ihre Fäuste oder spreizen die Finger aus einander, über die dunkeln Gesichter fahren blitzähnliche Streiflichter tiefer Leidenschaftlichkeit. Es muß hier im nächsten Augenblicke ein furchtbarer Zank ausbrechen — doch auf einmal fliegt eine Orange in die Gruppe hinein und trifft den ärgsten Schreier an der Schulter. Alle Drei wenden ihre Köpfe nach der Straße zu und lachen nun wie auf Kommando so laut und herzlich, daß man ihre schneeweißen Zähne zwischen den Lippen hervorschimmern sieht.

Mitten im Wege spielt eine Schaar vierzehn- bis sechszehnjähriger Bengel Borelle — ein Ballspiel mit Orangen, die so schön sind, daß sie bei uns jede Tafel schmücken würden; zwischen ihnen, neben ein paar Gespielinnen, steht ein schönes, frisch aufgeblühtes Mädchen, und wenn sie in diesem Augenblicke auch noch so unbefangen drein schaut, so weiß der Getroffene doch ganz genau, woher der Wurf gekommen. Die Buben halten hartnäckig die Straße besetzt, und erst wenn die daher rollenden Equipagen oder die galoppirenden Pferde der Reiter dicht bei ihnen sind, machen sie eine kleine Bewegung auf die Seite und stoßen dabei einen kurzen, wie Hohn klingenden Ruf aus.

So zeigt sich bei jedem Schritte ein neues Bild, ein für uns ungewohnter Anblick, ein immer wechselndes buntes Durcheinander. Hier sind Fischer, die ihre Waaren auf kleinen Tischen feil bieten, andere dort haben sie in flachen Körben und verfolgen uns eine Strecke Weges mit der Versicherung eines unerhört billigen Preises; sie werden verscheucht von lustig aussehenden Barcajoli, welche ihnen launig die Versicherung geben, Excellenza denke bei einem so herrlichen Abend nicht an's Schmausen, aber in dem Blick von Excellenza zeige sich die größte Lust zu einer Meerfahrt. Und darin beweise Excellenza einen außerordentlichen Geschmack.

So verfolgen uns nun diese und suchen uns für eine Fahrt auf dem Meer durch die wärmste Schilderung des schönen Wetters und des zu erwartenden prachtvollen Abends zu gewinnen.

Um den Zudringlichen zu entgehen, und auch, um das ermüdete Auge nach dem ewigem Gewirre auf der Straße am Anblick der großartigen Natur wieder ausruhen zu lassen, treten wir, die Allee verlassend, einen Augenblick an das Gestade.

Ja, der beredte Barcajolo hat in seiner Schilderung Recht. Da liegt das Meer vor uns, dunkelblau und flimmernd, weit, weit hinaus in einer tiefen und gesättigten Farbe, die sich am Horizonte in einer kaum bemerkbaren Linie lostrennt vom Himmel, der sich beinahe eben so dunkel aufwölbt und dessen strahlende Fläche nur hie und da von einigen leichten weißen Wolkenstreifen unterbrochen wird. Capri in duftigem Violett ruht dort wie hingehaucht, und es scheint uns beinahe, als berühre das malerisch gezackte Eiland das Wasser nicht, sondern schwebe nur darüber hin, eine farbige phantastische Wolke. Ein leichter Wind weht über die Wasserfläche herüber, sie zu kleinen Wellen kräuselnd, die je näher sie dem Ufer kommen, desto mehr sich schwingen, heben und senken, um endlich schäumend und murmelnd an's Ufer zu spritzen.

Aber auch hier im Anblick der gewaltigen Natur siehst Du Dich von Bildern umgeben, die Deine Aufmerksamkeit ablenken. Dort liegt ein Fischerboot umgestürzt am Strande und wird von den dabei beschäftigten Männern reparirt. Wie kräftig zeichnet sich die schwarze Pechfarbe von dem blauen Meere ab; wie feuerig und warm glänzt die der Sonne zugekehrte Seite des Bootes mit seinen roth und weiß gemalten Streifen! Wie zierlich und nett blinken auch die hellen Sonnenlichter auf den weißen Hemden der Bootsleute, die einen langen Schatten auf den röthlichen Sand werfen. Jetzt erhebt sich eine schwarze Rauchsäule zwischen dieser Gruppe, gleich darauf zuckt eine flackernde rothe Flamme empor: das brennende Pech, und vervollkommet das alles zu einem der schönsten und zierlichsten Bilder.

Die länger werdenden Schatten der Bäume und Häuser mah-

nen uns daran, unſern Weg fortzuſetzen, und bald ſind wir am Fuße des ſchönen claſſiſchen Poſilippo angelangt, der als lang geſtrecktes maleriſches Vorgebirge auf dieſer Seite den Golf einſchließt. Die Fahrſtraße, auf welcher wir hieher gelangt, zieht ſich weiter immer am Ufer des Meeres dahin; doch wir verlaſſen ſie hier, um nach dem Ziel unſerer Reiſe, dem reizenden San Antonio hinauf zu ſteigen, das mit ſeinen zierlichen Häuſergruppen ſo kokett, ſo leicht und einladend an dem Hügel wie hingeſäet liegt. Vor uns, wo die Fahrſtraße ſich biegt, zeigt ein tiefer Einſchnitt in der Bergwand, der jetzt ſchon mit bläulichem Dufte angefüllt iſt, die Stelle, wo die Grotte von Poſilippo beginnt und ſich fortzieht unter dem Berge, der ſich hier über der Grotte in zackigen Felsmaſſen aufthürmt, welche aber unterbrochen ſind von üppigen Caſtanien- und Maulbeerbäumen und auf der Höhe gekrönt erſcheinen mit hohen, faſt ſchwarzen Pinien, deren ſchirmartige, unbeweglich ſtehende Gipfel ſich ſcharf von dem glänzenden Himmel abzeichnen. Etwas links unter ihnen liegt das alte Kloſter San Antonio mit ſeinem grauen Thurme die Höhe beherrſchend; hier wohnen nur einige Franziscaner-Mönche aus adeligen Familien, und es iſt ein Ort, der mit ſeiner ungeheuren Rundſicht wohl ein heiß erſehnter Aufenthalt ſein kann.

Etwas tiefer, durch eine Treppe und ein Pförtchen mit dem Kloſter verbunden, liegt die reizende Villa Taglioni, vormals Cedronia, in einfachem und doch ſchönem Style erbaut; ihren Aufgang zieren weiße Säulen, die eine Nebenperculate tragen, deren feines Grün und wehende Ranken die ganze Villa ſo fein und maleriſch einrahmen, daß ſie Leopold Robert in ſeine Rückkehr von Madonna del Arco benutzen konnte.

Laß uns beim äußeren Anblick dieſer Villa noch etwas länger verweilen, geneigter Leſer, denn dorthin führe ich Dich beim Anfang dieſer wahrhaften Geſchichte, und dort, hoffe ich, werden wir uns auch ſpäter einmal wieder ſehen.

Drittes Kapitel.

Die Villa San Antonio.

Der Garten der reizenden Villa Taglioni zieht sich bis an den Fuß des Hügels, und zwischen dem reichen Baumwuchs unterscheidet man deutlich, verschieden in Farbe und Gestalt, Terrassen, Treppen, Bogengänge, bald röthlich, bald gelblich unter dem grünen Laub hervorschimmernd; die Wege treten noch heller hervor, schlingen sich hin und her, sind auf dieser Stelle sichtbar, um sich auf einer andern unter Rebengewinden, dichten Lorbeerhainen und uralten Nußbäumen zu verlieren. Ganz am Ende des Gartens, ins Meer hinausragend, steht auf einem vorspringenden Felsen, den ein ungeheurer Steinbogen stützt, ein Pavillon in röthlicher Farbe mit wundervoller Aussicht. Neben ihm lehnen sich Terrassen an den Berg, zu denen in drei verschiedenen Etagen Wege geleiten; unten tritt einer dieser Wege in eine gewölbte Halle, aus welcher Treppen hinaufführen; oben ist ein anderer von einer dunkeln Cypressen-Allee beschattet, welche von jenem Pavillon wieder dem Hause zuführt. Ueber diese Allee hinaus blicken zwei andere Villen, welche ganz oben auf dem Bergrücken stehen, kokett zwischen Grün und Bogengängen mit weißen Säulen hervor.

Die Lage des eben beschriebenen Landhauses hat etwas eigenthümlich Großartiges und doch dabei wieder Geheimnißvolles, was noch dadurch vermehrt wird, daß man bei flüchtigem Umherschauen keinen Weg bemerkt, der zu diesem reizenden Aufenthalte führt. Man sieht wohl am Ende des Gartens gelbliche Mauern hie und da hervorblicken, die man, wenn man aufmerksam hinschaut, im Zickzack am Berge hinablaufen sieht, bis sie sich unten in dem Häuserlabyrinth verlieren. Dort führt die Straße hin-

auf, und ist der Anfang derselben von den Häusern, die unten den Berg umstehen, für den Uneingeweihten so gänzlich verborgen, daß man glauben könnte, sie seien absichtlich so dahin gestellt, um die Villa zu beschützen und den Aufgang zu ihr zu verbieten. Haben wir uns aber durch die uns bekannte Häuserlücke geschlichen — wir wollen übrigens dem Leser verrathen, daß dort ein Crucifix, steht, er also später auch ohne Führer nicht fehlen kann — so sehen wir vor uns einen steilen Weg und gehen aufwärts auf einem zwar breiten Pfade, der jedoch nur für Reiter und Fußgänger zu benutzen ist.

Eine Zeitlang wandeln wir zwischen den Häusern dahin, die hier ziemlich willkürlich vor und neben einander stehen, und da wir auf unserem etwas steilen Pfade dem italienischen Sprüchwort folgen müssen, daß, was chi va piano, va sano, so haben wir immer noch Zeit, die herrlichen Genrebilder zu betrachten, die sich auch hier, wie überall in diesem classischen Lande, dem Auge darbieten.

So sehen wir an der ersten Ecke eine tavorna di Campagna, wo unter einer mit Rebenlaub und Blumen bewachsenen Veranda Tische und Bänke stehen, an denen junge Fischer oder Campagnoli, hier auch Massari genannt, vor einer caraffa di vino nero sitzen und ihr rothes Pfeifchen rauchen, während die außerordentlich dicke Wirthin des Etablissements vor der Thür ihres Hauses auf einem Holzschemel sitzt und einen großen schwarzen Kessel vor sich hat, der über loderndem Feuer steht, und in welchem sie in rauchendem Oel viereckige Stückchen aus Maisteig bäckt und diese Delicatesse noch heiß an Alt und Jung verkauft. Ihre halbnackten braunen Kinder balgen sich in innigster Verbindung mit dem großen zottigen Haushunde auf dem Boden umher, wobei es ihnen gleichviel ist, ob sie unter die Tische und Stühle oder unter die Füße der Gäste rollen.

Das ländliche Bild wird vervollständigt durch ein paar große

ſtattliche Gänſe, die wackelnd und ſchnatternd vor den Balgereien der Kinder und dem Bellen des Haushundes entfliehen. Werfen wir einen flüchtigen Blick in das Innere der Veranda, ſo ſehen wir nichts als ein finſteres, ſchwarzgeräuchertes Loch, eine förmliche Räuberhöhle; von der Decke herab hängen verſchiedene Gegenſtände, die uns verdächtig erſcheinen müſſen. Was kann es ſein? Dunkelbraune Keulen, dicke Schnüre und Stricke, gekrümmte Eiſen, Ketten, Netze und dergleichen. Wenn wir aber näher hinblicken, ſo erkennen wir nach und nach, daß das, was wir für Räuber-Requiſiten gehalten, harmloſe Schinken, große Schnüre mit Würſten, unſchuldige Speckſeiten ſind. Auf einander gethürmte Gegenſtände, die wie Steine ausſehen, ergeben ſich als sopressata und cacio cavallo, Pferdekäſe, den man nach einer langen und anſtrengenden Fußpartie, vermiſcht mit dem ſchweren rothen Weine, genießen und dann ſogar verdauen kann.

Uebrigens ſind die Leute hier freundlich, harmlos und gutmüthig; die Burſchen unter der Veranda rücken ein klein wenig an ihren Mützen, die dicke Wirthin begrüßt uns mit ihrem: buona sera, Collonza! was eine Abkürzung von Excellenza iſt, und ein paar junge Weiber, die halb entblößt, ihren Säugling auf dem Schooße, ſich den Mutterfreuden hingeben, rufen uns ein freundliches Wort nach und machen, noch ehe wir um die Ecke verſchwunden ſind, ziemlich ungenirt ihre lauten Bemerkungen über uns.

Unſer Weg ſcheint nach einer kleinen Biegung durch ein mächtiges Haus verſperrt zu werden, das ſich mit gewaltigem Thorweg gerade vor uns hingelagert hat, aber eben dieſer dunkle Thorweg nimmt uns auf und führt uns weiter. Unter ſeinem Bogen iſt eine kleine Kapelle angebracht, vor dem Bilde der Mutter Gottes ſtehen Blumen, deren bunte Farben eben ſo wie das Geſicht der Madonna nur ſpärlich von der ewigen Lampe

ſam unter in einem tiefen Waſſer, allerlei Niren mit blitzenden Augen, bloßen Armen, in weißen Kleidern, ſchweben neben ihm her, endlich kommt er auf den Boden dieſes tiefen Waſſers an und vermag es feſten Fuß zu faſſen: er ſchlägt die Augen auf, athmet mühſam, und erinnert ſich endlich, daß er im Ballſaal iſt; ſeine Tänzerin ſteht neben ihm und verſichert, es ſei nicht ſo ganz ſchlecht gegangen; der penſionirte Hauptmann kommt und ſagt daſſelbe.

Eduard, der mit Erſtaunen bemerkt, daß er nicht niedergeſtürzt iſt, daß er nicht ein halb Duzend Kleider zerriſſen hat, und daß an ſeinem eigenen Anzug auch nichts fehlt, fühlt ſich wunderbar ermuthigt und geſtärkt: es taucht, obgleich noch ſehr undeutlich, eine Ahnung in ihm auf, daß das Tanzen doch am Ende ein Vergnügen ſei, und als wieder die Reihe an ihn kommt, und als Herr Schwämmle wieder ſagt: „Wenn's gefällig iſt!“ — da fühlt er nur ein gelindes Herzklopfen und iſt wirklich ſchon im Stande, bei dem Umherwalzen einige Mal freiwillig die Augen zu öffnen.

Jetzt iſt der Tanz zu Ende und die Tänzerin führt ihren Tänzer im Triumph zum Theetiſch zurück. Mutter Hofräthin, welche die ganze Zeit über auf Nadeln ſaß, und mit banger Sehnſucht dem Ausgang des Kampfes entgegen ſah, iſt höchlich erfreut bei der Verſicherung, daß Alles gut abgelaufen.

„Jetzt noch eine Française und eine Polka,“ ſagte das ſchelmiſche Mädchen, „und dann iſt Herr Eduard für alle Zeiten eingetanzt.“

„Mit einer ſo vortrefflichen Lehrmeiſterin,“ ſagte lächelnd die Mutter, „kann es ihm nicht fehlen, daß er in kurzer Zeit einige Sicherheit erlangt. Eduard wird Sie, mein Fräulein, um die nächſte Française und um die nächſte Polka bitten.“

Eduard nickte mit dem Kopfe, und einige kaum verſtändliche Worte, die er hervorbrachte, ſollten ſagen, daß er ſich außerordentlich glücklich ſchätzen würde, und obgleich man den Sinn

beleuchtet wird. Alte Bettler haben hier Posto gefaßt; vor dem kleinen Altar knieend, oder auch am Ein- und Ausgange liegend, vergessen sie nie, den durchpassirenden Fremden mit italienischer Hartnäckigkeit anzubetteln, wobei sie indessen ihr halbgemurmeltes Gebet nur auf Augenblicke unterbrechen.

Jenseits, im sanften Lichte des hereinbrechenden Abends setzen wir wohlgemuth unseren Weg fort; immer noch haben wir Häuser zu beiden Seiten, die mit vier und fünf Stockwerken hoch an der Bergwand emporragen und der schon tief stehenden Sonne nur spärliche Lichtblicke in die halb dunkeln Höfe und Lücken der Gebäude erlauben. Doch wird auch dieses letzte Sonnenlicht noch benutzt; dort sieht man schlanke elastische Mädchengestalten, welche weiße Leinwand, auch wohl sehr fadenscheinige, geflickte und zerrissene, an Seilen aufhängen und diese Seile so zu spannen wissen, daß die Sonne vor ihrem Verschwinden noch daran hinstreifen muß. Andere Mädchen und Weiber ziehen Wasser aus einem tiefen Brunnen oder bearbeiten Wäsche auf einem Stein. Gesprochen wird dabei nicht so viel, wie bei uns, wenn man „an's Brünnele" geht; aber zuweilen erhebt eine ihre schrillende Stimme und singt: O dolce Napoli, O suol beato, Ove sorridere Volle il creato, Tu sei l'impero dell armonia.

Obgleich wir schon ziemlich lange aufwärts gestiegen sind, wobei sich der Weg bald rechts, bald links gebogen hat, so sind wir doch noch nicht im Stande, über die Häuser hinweg zu sehen. Kein Wunder, denn die Höhe verschiedener dieser Gebäude ist enorm; hier ist ein solches Wahrzeichen des Weges nach San Antonio, ein sieben Stockwerk hohes Haus, wo unten in einem Basso ein magerer langer Schuster die nicht sehr feinen Chaussuren der Mergelinerinnen und San Antonierinnen flickt. Seine Tochter Marineta mit keckem, lebhaftem Gesicht und vollem Wuchse strickt vor der Thür, beständig mit anderen Mädchen schäckernd

und lachend, und die jungen Herren, die hinauf gehen, freundlich, zuweilen auch sehr herausfordernd grüßend.

Hier aber athmen wir freudig aus tiefster Brust auf; das vielfarbige Häuserlabyrinth — Grau und Gelb ist jedoch vorherrschend — bleibt nun hinter uns zurück und sinkt, da der Weg noch immer steil aufwärts führt, mit jedem Schritte weiter in die Tiefe hinab. Den herrlichen, tiefschattigen Laubmassen, die wir schon an der Straße bewundert, sind wir nun schon so nahe gekommen, daß wir entzückt den balsamischen Hauch der Blumen und Blüthen des vor uns liegenden Gartens auf uns einströmen fühlen. Vor uns, schon ziemlich nah, liegt die Villa Taglioni mit ihrem weißen Säulengange und der Zickzackrampe, die jetzt so deutlich hervortritt. Die alten Mauern dieser Rampe, auf denen der Weg hinanklimmt, blicken zwischen dem Grün gar malerisch hervor, reizend zerklüftet und zerrissen, in heller warmer Farbe, mit ihren von der Seeluft zerfressenen Steinen und den üppigen Schlingpflanzen, die in langen wehenden Guirlanden aus jeder Spalte, aus jedem Risse herabhängen. Garten, Villa und Rampe, ja, die ganze Bergseite, die wir vor uns haben, liegt schon in tiefe Abendschatten eingehüllt, nur oben auf der Höhe schimmert und strahlt das Kloster San Antonio noch im Glanze der sinkenden Sonne.

An der Ecke der dritten Biegung der Rampe, unter dunklen Bäumen halb verborgen, steht ein Thürmchen mit ganz bemoostem Dache und einer kleinen verschlossenen Thüre. Es ist dies der heimliche Eingang des Gartens, zu dem nur besonders Bevorzugte den Schlüssel erhalten, um Abends noch hinein zu können, wenn das große Thor schon geschlossen ist. Eine enge Wendeltreppe führt in das Dickicht der Bäume, und ein schmaler Pfad windet sich hinauf zwischen Buxhecken und Feigenbäumen an einem großen grauen Felsen und einer dort tief hinein lau-

senden Grotte vorüber; auf einer schmalen steinernen Treppe gelangt der Wanderer in den großen Aufgang mit den weißen Säulen.

Dieser Steg hat besonders um Mittag im hohen Sommer einen eigenen Reiz; außen sind dann die Rampen von den senkrechten Strahlen der Sonne blendend beleuchtet und zum Verschmachten heiß; tritt man aber in's Thürmchen und hat die Thüre verschlossen, so umhüllt geheimnißvolles Dunkel das geblendete Auge und einen Moment darauf athmet die Brust mit Wonne die balsamische kühle Luft ein, die hier im wohlthuenden Schatten junger Mandel- und Maulbeerbäume herrscht. Duftender Rosmarin, feuriger Goldlack und hohe Stauden Levkojen bilden längs des Weges, in ihrem ungestört wuchernden Wachsthum eine Hecke, deren Duft sich Morgens wundervoll entfaltet und den vom Seebade kommenden Spaziergänger neu belebt. Rebengewinde überhängen den Weg bis zur Stiege, wo im kühlen Hauche der Grotte Colocasien und andere saftige Blätterpflanzen ein tiefgrünes Rondel bilden.

So sehr auch der angenehme Schatten uns einladet, in diese Grotte zu treten, so eilt doch Jeder scheu an ihr vorüber, denn wie man sagt, sollen hier Schlangen in Menge hausen. Unbedingt aber diesem Gerede zu glauben, möchte ich dem geneigten Leser doch nicht empfehlen, denn wer kann wissen, welche Absicht der erste Verbreiter dieses Gerüchtes dabei hatte, die vielleicht ganz unschuldige Grotte in Verruf zu bringen.

Uebrigens benutzen wir den eben geschilderten kürzeren Weg nicht, sondern gehen im Schatten gemächlich außen über die Rampe hinauf bis zur nächsten Biegung, wo in der Mauer eine Eremiten-Zelle ist, deren Bewohner, ein alter, ziemlich corpulenter Capuciner, vor dem Eingange sitzt und uns freundlich grüßend um einen Beitrag für das Licht der Madonna (l'olio della Madonna) ersucht.

Das hier so plötzlich lebendig gewordene Bild eines Ein-

ſiedlers, mit dem wir uns ſchon in der Kinderzeit gerne beſchäftigten, macht auf uns einen gleich großen Eindruck, wie das Erblicken der erſten im Freien wachſenden Palmen oder eines mit ſüßen, goldglänzenden Früchten bedeckten Orangenbaumes, der nicht in einem Kübelgefäß vegetirt. Wir möchten uns darüber verwundern, daß der lebendige Einſiedler — todte, von Holz und Blech ausgeführte, haben wir auch bei uns ſchon geſehen — ſo freundlich mit uns ſpricht und lächelnd mit dem Kopfe nickt. Aber es gibt der größeren Wunder in dieſem herrlichen Lande ſo viele!

Schauen wir einen Augenblick rückwärts auf das Panorama, das ſich nach und nach immer großartiger vor uns ausbreitet. Dort ſteht der Veſuv in unausſprechlich ſchöner, warmer Beleuchtung; wir ſehen das Meer zu ſeinen Füßen, weiter links das gewaltige Neapel; dort den maleriſchen Steinhaufen des Caſtel del' Uovo, die Riva die Chiaja, alles das zeigt ſich in prachtvoll röthlichem Lichte, mit den unter uns liegenden grauen Häuſern einen ſcharfen Contraſt bildend. Wir ſitzen hier im Schatten, und für uns iſt in dieſem Augenblicke das ganze Licht der untergehenden Sonne auf den ſtrahlenden, in Stahl- und Goldglanz ſchimmernden Golf concentrirt.

Hier möchte ich Dich gerne verlaſſen, geneigter Leſer, und Du ſollteſt ſchwärmen in dem entzückend ſchönen Anblick der nun von Sekunde zu Sekunde wechſelnden farbigen Tinten, bis die Sonne verſchwunden iſt. Da ich aber hoffe, daß es Dir gelingen wird, an einem der nächſten Abende dies Plätzchen allein aufzufinden, ich, dem Du vertrauensvoll gefolgt biſt, es auch für meine Schuldigkeit halte, Dich vor einbrechender Nacht unter Dach und Fach zu bringen, ſo ſpende dem Einſiedler eine Kleinigkeit für das Oel der Madonna und laß uns unſern nur noch kurzen Weg bis zur Villa fortſetzen.

Noch eine Biegung der Rampe und wir haben die Grenzen

des Parkes erreicht; ein Gitterthor lehnt ſich links an einen Felſen, rechts an ein Häuschen, und durch daſſelbe treten wir in eine Art Vorhof, der hier wie ein heiliger Hain am Eingange eines Tempels den Ermüdeten begrüßt und ihn freundlich überraſcht. Es iſt ein Rondel, auf der einen Seite durch einen Felſen und von einer alten, ganz bewachſenen Mauer begrenzt, während auf der andern Seite dieſer kleine heimliche Platz eingeſchloſſen iſt von hohen Akacien, die, ſich über den Weg hinüberlegend, mit gegenüberſtehenden ihre Aeſte kreuzen und ſo das Rondel und den Weg bedachen, an welchem alsdann bemooste Steinbänke zur Ruhe einladen. Der Boden iſt bedeckt mit tauſenden abgefallener Akacienblüthen, welche die Luft mit ihrem ſüßen Dufte ſchwängern. Rieſenhafte Aloes, deren friſchgrüne Blätter ſo angenehm von den grauen Mauern abſtechen, bilden zu beiden Seiten des Weges eine eigenthümliche Hecke und geben dieſem Eingange etwas ganz Orientaliſches.

Blicken wir in die Höhe, ſo bemerken wir vielleicht, daß wir nicht allein ſind; auf der Mauer iſt ein niedliches Gärtchen angebracht, deſſen rothe Geranien, Oleander und goldene Citronen gar feurig hinter dem Grün hervorſchauen, und doch nicht feuriger als die ſchwarzen Augen eines dunkeln Lockenkopfes, der, halb zwiſchen den Blumen verborgen, neugierig auf die Fremden hernieder ſieht.

Schreiten wir leiſe weiter, geneigter Leſer, mit dem beſten Willen kann ich Dich in dieſem Augenblicke nicht vorſtellen. Die ſchwarzen Augen ſind ja auch ſchon verſchwunden, wer weiß, ob ſie einem lebenden Weſen angehörten, oder ob uns nicht bloß eine phantaſtiſche Erſcheinung geneckt. Man erzählt ſich allerlei von dieſem geheimnißvollen Rondel, ob mit mehr Wahrheit, als von der Schlangengrotte, wage ich nicht zu entſcheiden. Oft ſoll man hier an ſtillen Abenden luſtiges Lachen, leiſes Plaudern und ſüße Abſchiedsworte vernehmen.

In alten Zeiten nämlich, als noch die damals mächtige Familie Cedronia, die nun längst ausgestorben ist, hier oben residirte, war das Rondel, in welchem wir uns gerade befinden, und weiterhin die mächtige Eingangshalle beim Austritt oder beim Nachhausekommen der Rendezvousplatz für die Herrschaft und ihre eingeladenen Gäste. Hier warteten demüthig die Vasallen des Conte di Cedronia mit abgezogenem Hute und brachten dem gewaltigen Herrn ihre Bitten vor; hier rauschten bunte seidene Gewänder, hier klirrte Schwert und Sporn, hier sah man goldene Stickereien glänzen und Federn wehen, hier wieherten die Pferde und wurden von ihren Reitern, den jungen Nobili, verlassen, die sich beeilten, den schönen Damen beim Absteigen behülflich zu sein. Da glänzten die schwarzen Augen, da blinkten die schimmernden Zähne unter süßem Lächeln, da kam wohl mancher Händedruck vor und da vernahmen die alten grauen Mauern manch verstohlen geflüstertes und gern gehörtes Wort.

Lassen wir hinter uns all diese Erinnerungen, das bunte, glänzende Gewühl der Reiter, der Jagdpagen, die dort harrten, den Falken auf der Faust, der Diener in reicher Livree, der Knechte mit angezündeten Fackeln, wenn die Nacht hereingebrochen war. Wir brauchen die letzteren nicht, — uns leuchtet noch der Widerschein der scheidenden Sonne.

Wir haben den Säulengang erreicht, der uns schon von weitem entgegenblinkte und den wir bei jeder Biegung des Weges wieder sahen. Er ist mit Rebengewinden überwachsen und läßt uns auf der einen Seite eine entzückende Aussicht auf den ganzen Vomero-Hügel mit seinen zahlreichen Villen, auf das Castel San Elmo, auf die Rampen, die wir erstiegen, und tief unter uns auf die Häuser der Riva di Chiaja gewinnen. Rechts erhebt sich eine hohe Mauer mit tiefen Bogen, über welcher weiße Glocken, dunkelglühende Rosen und Passionsblumen wild durch einander wachsend in langen Guirlanden herunterhängen.

Noch ein paar Schritte aufwärts und wir ſind an Ort und Stelle. Hier iſt die Terraſſe der Villa Cedronia, marmorne Statuen blicken von ihren Piedeſtalen auf Dich herab; glaube mir, geneigter Leſer, Du wirſt hier oben willkommen ſein. Siehſt Du, wie die Eingangsthür gaſtlich geöffnet iſt, der Vorplatz ſanft erhellt? Darum für heute — felicissima notte!

Viertes Kapitel.

Franceſca und Roſa.

Wenn man in der heißen Jahreszeit auf einer dieſer reizenden Villen am Golf von Neapel einen längeren Aufenthalt macht, ſo wird ſelbſt der Ausländer, wenn er auch anfänglich glaubt, er dürfe keine Viertelſtunde des Tages vorübergehen laſſen, ohne in der reichen Natur zu ſchwelgen, ohne ſich bald hier, bald dort umzuthun, doch in kurzer Zeit anfangen, ſich vollkommen nach der italieniſchen Lebensweiſe zu richten, wenn er auf längere Zeit von ſeinem Landaufenthalte Genuß haben will. Worin wir Deutſche bei einer italieniſchen Villeggiatur vielleicht allein ausſchweifend bleiben, iſt das frühe Aufſtehen, welches uns der Italiener gern überläßt. Denn er, der bis tief in die Nacht den heutigen Tag, den er erſt ſpät beginnt, zu verlängern trachtet, bleibt dafür in der Frühe länger unſichtbar und erſcheint erſt, wenn wir ſchon unſere Frühnaturſtudien beendigt.

Und wie belohnend ſind dieſe Naturſtudien hier! Wie wunderbar iſt es, hier dem Erwachen zuzuſehen, mit welcher Glut, mit welchem Feuer ſchlägt hier der Tag ſein leuchtendes Auge auf! Leider, daß uns ſein Blick verſenkt, daß uns ſeine heißen Um-

armungen schon so früh wieder den dunkeln Schatten suchen lassen! Aber wir haben doch einige wunderbare Momente genossen, wir sahen die Thautropfen an Blumen und Blatt und Gras nirgends so zahlreich, nirgends so strahlend, wie hier in der unaussprechlich reinen und klaren Luft, in dem wunderbaren Glanz der italienischen Sonne. Und vorher dieses prachtvolle Farbenspiel auf dem Meer und am Himmel beim Erscheinen des jungen Lichtes, der Aufwand an Tönen von dunklem Grau durch tiefes Violett bis zum glänzenden Purpur, die an jedem Morgen seine Wiege umgeben! Hier wird sie zur vollsten Wahrheit, die rosenfingrige Eos, und wir sehen sie voran eilen, den ganzen weiten Himmel mit ihren glänzenden Blumen bestreuend.

Da aber der Mensch nicht nur von Naturanschauung lebt, so weiß ich ein Plätzchen, wo wir versteckt zwischen Lorbeerbüschen weilen, die uns mit ihren in der Morgenluft spielenden Zweigen die Aussicht einestheils verdecken, anderntheils um so reizender machen. Da nehmen wir unsere kleine Tasse schwarzen Kaffee's, zünden uns eine Cigarre an, wenn wir Raucher sind, und genießen dann, eingerechnet das Gespräch mit guten Freunden, ein vierfaches Vergnügen.

Zu lange wollen wir uns übrigens an diesem reizenden Plätzchen nicht aufhalten; erheben wir uns daher und steigen an das Ufer des Meeres hinab. Dort, wo wir gestern die umgekehrte Barke sahen, welche von den Schiffern hergestellt wurde, dort treten wir hinaus, und es braucht diesmal keines Ueberredens der Barcajoli; auch sehen sie uns schon unsern Wunsch an, und einer springt in das Fahrzeug, es mit der Ruderstange am Ufer festhaltend und den andern Arm ausstreckend, um uns hinüber zu geleiten.

Da schwimmen wir denn im nächsten Augenblicke sanft schaukelnd auf den leise sich hebenden Wogen; es ist förmlich, als athmeten die Wellen nur leicht und dabei so gleichmäßig, daß

ſich wie ein Uhrwerk unſere Barke jetzt hebt, jetzt ſenkt und nur, wenn wir wenden, die Fluten mit einem etwas ſtärkeren Geräuſch gegen die Seite des Bootes anſchlagen.

Jetzt ſind wir weit genug draußen und entkleiden uns raſch, um in die kryſtallhelle dunkelblaue Tiefe zu ſpringen, uns den wiegenden Wellen anzuvertrauen, die uns nicht nur tragen, ohne daß wir die geringſte Anſtrengung machen, ſondern uns auch, wenn wir ausgeſtreckt auf ihnen ruhen, mit eigenthümlich murmelnden Tönen allerlei Geheimnißvolles in die Ohren flüſtern.

Unſer Barcajolo rudert langſam nach und ſingt auch wohl leiſe ein Lied, uns aber, die wir uns jetzt, vom Schwimmen ausruhend, regungslos mit verſchränkten Armen da liegend, von den Wellen tragen laſſen und mit weit offenen Augen um uns ſchauen, erſcheint rings umher alles ſo ganz anders, noch viel prachtvoller gefärbt, noch viel großartiger, als wir es geſtern geſehen. Scheint doch Neapel und der Veſuv und die hellglänzende Kette von Städten zu ſeinen Füßen bis nach Caſtellamare und weiter hinaus bis zu dem ſteilen Geſtade von Sorrent in immer friſcheren, glühenderen Farben aufzuflammen und ſich dabei phantaſtiſch zu drehen, als lebten wir in einem Zaubermärchen.

Ah, dort in dem großartigen Reigentanze, welcher Städte und Hügel, Berge und Felſen an uns vorübertreibt, zieht auch das majeſtätiſche und zu gleicher Zeit ſo maleriſche und liebliche Capri heran. Dann folgt wieder die ſtille glatte Meeresfläche mit weißen leuchtenden Punkten beſäet: Schiffsſegel oder Möven; und nun ſchwebt Procida heran, dann das prächtige Iſchia. — In der That, es könnte uns ſchwindlig machen, all das unnennbar Schöne, das wir hier in ſo wechſelndem Lichte ſehen, wenn wir, auf dem Rücken liegend, uns von der Flut tragen und ſchaukeln laſſen. Jetzt ruft uns die Geſtalt unſeres Bootsmannes, der hoch auf dem Bord ſeines Fahrzeuges ſitzt und ſein rothes Pfeifchen raucht, aus dem Traume zurück, auch vielleicht etwas

Anderes, das in unserer Nähe erscheint: ein Fisch, der sich blitzartig über die Oberfläche des Wassers erhebt, in der Sonne einen Augenblick funkelnd und strahlend.

Nun haben wir genossen auch dieses irdische Glück, wir rudern langsam an's Gestade zurück und treten noch langsamer die Wanderung nach unserem Tusculum an. Die italienische Sonne brennt heiß, und sorgfältig benutzen wir jede Spanne Schatten an Mauern und Gebüschen; bald sind wir indessen oben und bergen uns nun vor der allgewaltigen und strengen Herrscherin Sonne, wie jedes andere lebende Wesen, in irgend einem schattigen Winkel. Voll und glühend am wolkenlosen Himmel strahlend, geht sie nun ruhig ihren Weg, die unumschränkte Alleinherrscherin in den Stunden des Tages zwischen zehn Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags. Wagt es jetzt doch kaum ein Blatt, sich zu bewegen, eine Ranke, vorwitzig zu wehen: bleibt doch der Vogel unter seinem Laubdache, der Käfer in seiner Erdspalte, und was sich allenfalls zwischen Moos und Gestein blitzartig umherbewegt, sind gelenkige, roth und goldig schimmernde Eidechsen, durch deren gepanzerten Rücken die Glut der Sonne nicht dringen kann. Die Rosen halten ihren Duft zurück und lassen ihre Köpfchen hängen; andere begabtere Blumen schließen ihre Kelche und halten während der Mittagsglut ihre Siesta.

Ihrem Beispiele wollen wir folgen.

Unterdessen schwingt sich die Sonne höher und immer höher, sie steht über dem Kloster San Antonio, und das schmale Plateau vor der Front der Villa Cedronia ist nun bedeckt mit einem angenehmen, erfrischenden Schatten, welcher tief dunkel abgrenzt auf der Steinbalustrade, deren Vorsprünge von dem Sonnenlicht noch hell und grell gefärbt sind. Dieses Plateau oder Terrasse, wie man will, theilt sich in einen Platz dicht am Hause und ein sorgfältig gepflegtes Blumengärtchen mit einem Wasserbassin, aus

dieſer Rede errathen mußte, ſo verſtand ihn das Fräulein doch vollkommen und erklärte ſich bereitwillig, Française und Polka mit ihm zu tanzen.

Darauf machte der junge Eduard und der penſionirte Hauptmann abermals einen Spaziergang in dem Saale, und der erſtere trat ſchon weit ſicherer auf als früher; er vermochte es ſogar, bei der kleinen, blonden Perſon von vorhin mit einem kalten Blicke vorüber zu gehen, und alsdann begaben ſich die beiden Herrn nach dem großen Buffet, um einige Gläſer Punſch zu ſich zu nehmen. Hier befand ſich der junge Eduard nun ſchon mehr in ſeinem Element; er ſetzte ſich mit dem Hauptmann an einen Nebentiſch, pflanzte den Hut verwegen auf ſein Ohr und trank einige Gläſer des warmen und ſtarken Getränkes haſtig nach einander aus.

Auch der Hauptmann, der verſicherte, daß ihm das Theewaſſer da drüben den ganzen Magen verdorben, nahm mehr von dem Punſche zu ſich, als er hätte thun ſollen, und in einer Viertelſtunde — draußen wurde unterdeſſen die Maſurka getanzt — befanden ſich beide Herrn in dem Anfang einer kleinen geiſtigen Erheiterung und wurden hiedurch ſo außerordentlich luſtig und wohlgemuth, daß ſie beſchloſſen, dieſes erſte Tanzdebut mit einer Flaſche Champagner zu begießen.

Wenn man in der Aufregung, namentlich nach einem heftig angreifenden Tanze, einigen Punſch genießt und darauf Champagner trinkt, ſo kann es vorkommen, daß man in Folge dieſer verſchiedenartigen Genüſſe zu allerhand luſtigen Streichen aufgelegt iſt. Umſonſt fieng drüben die Française an, umſonſt ermahnte der Hauptmann mit einigen ſchwachen Worten, man ſolle die alte Schachtel nicht ſitzen laſſen und an den Zorn der Mama denken; der junge Eduard hielt es in dieſem Augenblicke für weit paſſender, einige kleine Entdeckungsreiſen in der Nachbarſchaft des Tanzſaales anzuſtellen. Der Hauptmann gab nach,

deſſen Mitte ein lebendiger Strahl emporſteigt, der ſich jetzt, wo ſeine Spitze, noch in das Sonnenlicht hineinragend, in tauſend ſchimmernde Brillanten aus einander ſtäubt, doppelt reizend macht. Auch ſein ſanftes Plätſchern iſt ſo ſehr angenehm und ſcheint ordentlich Kühle rings umher zu verbreiten.

Auf dem Plätzchen dicht am Hauſe ſteht ein kleiner Tiſch, und daneben ſitzen auf amerikaniſchen Schaukelſtühlen zwei junge Damen, von denen die eine ein Buch in der Hand hält, das ſie aber ohne zu leſen in ihrem Schooße ruhen läßt. Die andere lehnt ihren Kopf rückwärts und hat ihn mit der Rechten unterſtützt, während ſie die Linke auf die Lehne eines Seſſels gelegt hat.

Beide Damen ſind jung und ſchön, beide ſind weiß gekleidet, und nur an ihrem Gürtel und an ihren Haaren bemerkt man ein farbiges Band. Die Haare ſind verſchieden von Farbe; die eine der jungen Damen mit dem Buche in der Hand, hat blondes Haar und dazu eigenthümlicher Weiſe hellbraune Augen; ihre Geſichtszüge ſind weich und außerordentlich angenehm. Die andere hat dunkelbraunes, faſt ſchwarzes Haar, dunkle, leuchtende Augen; ihre Geſichtszüge gleichen denen der Blonden, doch iſt der Ausdruck derſelben ernſter, ſtrenger, aber als Ganzes unbedingt ſchöner.

„Gott ſei Dank," ſagt nun dieſe, „daß die unerträgliche Hitze heute einmal wieder vorüber iſt. Ich muß Dir geſtehen, Françoiſe, ich könnte mich ſchwer an das Klima hier gewöhnen."

„Und doch iſt der Sommer ſchon vorüber," verſetzte die Angeredete mit weicher Stimme; „als ich hieher kam, war es viel heißer. Die Hitze an ſich ſelbſt macht mir nicht ſo viel zu ſchaffen, aber ich habe eine große Sehnſucht, wieder einmal Schnee zu ſehen, viel Schnee und ſchöne glänzende Eiszapfen. Darauf freue ich mich," ſetzte ſie leiſer hinzu.

„Ja—a, ja—a," gab die Andere zur Antwort, während ſie ſich mit einer raſchen Schwingung ihres Stuhles erhob und ein

paar Schritte vortrat; „es ist unnennbar schön hier, aber eigentlich zu schön, zu glühend, zu aufreibend; ich sehne mich nach Schatten, nach tiefem, dunklem Waldesschatten. Sieh dort hinaus — Glanz, wohin Du blickst, Glut und Licht; das flimmert und strahlt, und sprüht und glänzt von allen Seiten, und ermüdet so nicht nur die Augen, sondern auch das Herz."

Sie war mit raschen Schritten an die Brüstung des Plateau's getreten, und zeigte so in den Schattentönen, die sich warm auf ihr weißes Gewand legten, und in dem hellen Reflex der Sonne, welche glänzende Streiflichter auf ihre vollen Formen warf, eine wunderbar schlanke, elastische, ja prachtvolle Gestalt. Jetzt wandte sie sich rasch wieder um und trat an das Tischchen zurück, wo sie ihre Hand aufstützte und dann die noch ruhig Dasitzende mit einem wohl ernsten Blicke betrachtete, in dem sich aber viel Liebe und Theilnahme abspiegelte.

„Morgen ist Deine letzte Vorstellung," sprach sie, „und dann —"

„Reisen wir," ergänzte Françoise; „gewiß, Rosa, wohin Du willst."

„Sprich nicht so," erwiederte diese, indem sie unmuthig den Kopf emporwarf. „Wohin ich will?" Sie zuckte mit den Achseln. „Bin ich denn gekommen, um nach meinem Willen zu leben? — Wir reisen, wohin Du willst — und Er."

Françoise schaute mit einem Blicke zu Rosa auf, der ernst, fast traurig umflort war. — „Wenn aber —" sagte sie —

Doch unterbrach sie die Andere, indem diese ihr die Hand sanft auf das blonde Haar legte: „Laß vor der Hand Deine Wenn und Aber ruhen, liebe Françoise; wir haben diese Angelegenheit mit aller Ueberlegung und Geschicklichkeit wie einen Spielball zwischen uns hin und her geworfen, von allen Seiten auf's genaueste betrachtet und sind doch nicht klüger geworden. Morgen, übermorgen muß eine Entscheidung erfolgen, komme sie,

wie ſie wolle, Du mußt ſie ertragen und wirſt ſie ertragen; ich ſtehe Dir zur Seite und hoffe, daß meine von Dir ſo oft gerühmte Energie auf Dich influiren ſoll."

„Gewiß, Roſa, ich werde ſo handeln, wie Du es für gut findeſt."

„Nicht, wie ich es für gut finde," entgegnete dieſe faſt unmuthig, „ſondern wie es die Umſtände geben und wie Du es ſelbſt für das Beſte halten mußt. — Aber Eins ſage mir noch," fuhr ſie nach einem augenblicklichen Nachſinnen fort, „kannſt Du Dich auf Jeanette verlaſſen?"

„O ja, unbedingt, ſie hat ſich immer als treu und anhänglich bewieſen."

„Aber ſie verkehrt viel in der Stadt, zu viel ſogar, wie mir dünkt."

„Sie hat bei der franzöſiſchen Geſandtin eine Verwandte und beſorgt für mich viele Aufträge."

„Und durch ſie erhielteſt Du die erſten Andeutungen?"

„O nein; jener Brief, den Du geleſen, war es, der mit Recht den erſten Funken des Argwohns in mein Herz warf. O, es war ein ſchrecklicher Augenblick für mich! Darauf ſchrieb ich Dir gleich nach Marſeille, und wie danke ich Dir, daß Du ſo bald wie möglich kamſt."

„Das verſtand ſich ja von ſelbſt, Du würdeſt nicht anders gehandelt haben. — Aber Jeanette —"

„Wollte bald darauf eine Beſtätigung dieſes Schreibens hier und dort gehört haben."

„Aber Neapel iſt doch nicht ſo groß, um nicht der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Haſt Du Deinen Impreſario, der ja die Stadt wie ſeine Taſche kennt, nie über dieſe Angelegenheit, natürlich unter gleichgültigen Beziehungen, geſprochen?"

„Nein, ich habe es nicht gewagt; er mußte um mein Verhältniß wiſſen, ich mochte mich ſeinen freundſchaftlichen Fragen nicht ausſetzen."

„Nun, ich verstehe das; aber am Ende ist es wichtig genug, um eine Frage, die wohl nicht ganz angenehm klingt, verschmerzen zu können. — Aber Eins begreife ich bei alle dem nicht," setzte sie mit großer Energie hinzu, wobei sie ihren Kopf erhob, „auch ohne Dich an Deinen Impresario zu wenden, muß doch Jeder in der Stadt ein großes Haus wie das der Marchesa Fontana mit allen seinen Verhältnissen kennen."

„Ueberall sonst, ja," entgegnete Françoise schüchtern, „aber hier in diesem eigenthümlichen Lande, bei den eigenthümlichen Verhältnissen ist das nicht so ganz leicht."

„Nun, und welche Verhältnisse?"

„Nach dem Tode des Marchese Fontana," sagte die Andere mit niedergeschlagenen Augen und mit ihrer weichen Stimme, „ging die Marchesa mit ihrem Sohne nach Sicilien, wo sie ebenfalls Besitzungen haben. Dort hätte er sich — vermählt mit der Tochter aus einer vornehmen Familie, die aber hier bei Hofe nichts weniger als freundlich angesehen wurde. Und als nun die Marchesa mit ihrem Sohne hieher zurückgekehrt, sei die Schwiegertochter noch in Palermo geblieben und sollte erst hieher kommen, wenn es einflußreichen Freunden gelingen würde, ein gutes Verhältniß mit dem König wieder herzustellen."

Rosa hatte hastig ihr Haar aus der Stirne gestrichen, preßte ihre Lippen fest auf einander und sprach dann mit etwas heftiger Stimme: „So wie so, die Sache wäre nicht schlecht angelegt, und Du hast Recht; da müssen Erkundigungen, wie wir sie anzustellen die Macht haben, erfolglos sein. Aber die Wahrheit muß doch an den Tag kommen, und wenn ich an Deiner Stelle wäre —"

Françoise lächelte unbeschreiblich mild.

„So würde ich vor ihn hintreten, ihm in's Auge sehen und am Zucken seiner Lippen, an seinem Blicke merken, ob eine Beschuldigung, die ich gegen ihn erhöbe, wahr oder nicht wahr wäre."

„Ich habe alles das gethan, meine gute Rosa; ich habe ihn ehrlich gefragt und er hat mir — ehrlich geantwortet. So glaube ich wenigstens," setzte sie mit einem leuchtenden Blick hinzu, „und mein Herz sprach für ihn und seine Antwort. Er sagte mir: Es ist so begreiflich, daß man mir den Schatz, den ich in Dir besitze, nicht gönnen will; man will uns auseinander reißen, und da man wohl weiß, daß es nichts helfen würde, wenn man Dich, sei es in welcher Art es wolle, bei mir verdächtigte, so greifen sie mich an und wählen das gewöhnlichste, aber ich muß es zugestehen, gewissen eigenthümlichen Verhältnissen nach auch das glaubwürdigste Mittel."

„Und wie sprach er von einer Heirath Dir gegenüber? — Oft? — dringend?"

„Wie Jemand mit seiner Leidenschaftlichkeit über so etwas sprechen kann," gab Françoise mit niedergeschlagenen Augen zur Antwort. „So oft ich ihn sehe, ich möchte sagen jeden Augenblick, gelingt es ihm durch irgend eine Wendung des Gesprächs die Rede auf unsere Verbindung zu bringen. Und dann ist er außer sich, jetzt vor Glück, dann vor Schmerz, wie ein Kind, hoffend und fürchtend."

„Und immer natürlich?"

„Immer, ich habe ihn nie anders gesehen."

Rosa zuckte heftig mit dem Kopfe, dann trat sie ein paar Schritte vor, an die Brüstung der Terrasse und schien ihre Blicke in das wirklich großartige Gemälde, das vor ihren Augen entrollt war, zu versenken.

Françoise hatte sich leise erhoben, war an ihre Seite getreten, und legte ihre linke Hand auf die Schulter des anderen jungen Mädchens. So gaben die beiden herrlichen Gestalten ein prächtiges Bild. Die mit dem dunklen Haar und dem leuchtenden Auge, stolz und hoch aufgerichtet, tief Athem holend, in ihrer Haltung, im Ausdrucke des Gesichtes etwas Strenges, Un-

nahbares, man möchte fast sagen, Abstoßendes, wenigstens Ehrfurcht Gebietendes; und die Andere mit den weicheren Zügen, dem auffallend blendenden Teint, dem freundlichen, zuweilen etwas schalkhaften Lächeln um den Mund, doch eine lieblichere Erscheinung, zu der man sich unwillkürlich hingezogen fühlte.

Und dieser Gedanke bewegte Rosa auch wohl mächtig das Herz, als sie so dicht an ihrer Wange den warmen Hauch von Françoise's Athem fühlte. Sie wandte sich hastig gegen die Schwester — denn es waren Schwestern, die beiden Mädchen — umfaßte sie innig mit ihren Armen und hielt sie ein paar Sekunden lang fest umschlungen, an ihr Herz gedrückt. Dann sagte Rosa, indem sie ihre heiße Wange auf das kühle Haar der Schwester legte und ihr alsdann in die thränenden Augen blickte: „Weine nicht, mein Herz, was gut zu machen ist, werden wir gut machen, — und das Andere," fuhr sie mit einem leichten Achselzucken fort, „vergleichen, so viel das in unseren Kräften steht." — —

„Ein herrliches Bild!" hörte man in diesem Augenblicke eine Stimme in reinem Italienisch, wenn auch etwas in der breiten neapolitanischen Mundart, sagen. „In der That, eines der wunderbarsten Genrebilder, die in uns den Wunsch erregen, sie gemalt zu sehen! Tausend Ducati wären nicht zu viel."

Françoise schrak bei dieser lauten lustigen Rede leicht zusammen, während Rosa langsam den Kopf herumdrehte, um den Sprecher mit einem ernsten, fragenden Blicke anzuschauen.

„Ah, Signora Franscesca," fuhr dieser fort, „es ist eigentlich unverantwortlich von Ihnen, so weit von der Stadt zu wohnen. Wissen Sie wohl, daß ich schon eine Menge der kostbarsten Zeit daran gesetzt habe, um hie und da nach diesem ver— nach diesem schönen San Antonio wollte ich sagen, heraus zu kommen?"

Jetzt hatte sich auch Françoise umgewandt, und trat, ihre Schwester an der Hand, dem so unerwarteten Besuche entgegen.

„Rosa," sagte sie, „dies ist Herr Bertolini, der Impresario von San Carlo, — Herr Bertolini, dies ist meine Schwester."

Herr Bertolini hatte seinen Hut in der Hand, denn er war damit beschäftigt, seine schweißtriefende Stirne mit dem Taschentuche abzuwischen. Jetzt drückte er Taschentuch und Hut gegen die Brust und machte eine tiefe Verbeugung, wobei sein Gesicht deutlich den Ausdruck freudiger Ueberraschung, ja einer außerordentlichen Verehrung und Hochachtung an den Tag zu legen sich bemühte.

Das Gesicht des Impresario war ein dickes, gutmüthiges Gesicht mit freundlich zusammengezogenem Munde und recht lebhaften und pfiffigen Augen. Von Farbe war es etwas gelblich, dafür aber auch auf beiden Seiten beschattet von einem außerordentlich starken pechschwarzen Backenbart. Von gleicher Farbe war auch das glatt angestrichene Haar. Herr Bertolini war, wie viele Italiener guter Stände, trotz des heißen Tages schwarz gekleidet: über seine glänzende Atlasweste hing eine schwere goldene Kette mit einem faustdicken Charivari, in welchem die kleine bekannte Korallenhand mit den beiden ausgestreckten Fingern in mehreren Exemplaren zu sehen war. Die Chaussure: lackirte Stiefel, war untadelhaft, die Handschuhe ebenfalls, von Farbe ein klein wenig dunkler als das Gesicht.

„Beim Bacchus!" sagte er mit einer abermaligen tiefen Verbeugung, die sich noch specieller gegen Rosa richtete, „ich freue mich außerordentlich, die Schwester einer großen Künstlerin zu sehen, die selbst eine große Künstlerin ist. Und Ihre Ankunft, mein Fräulein, gibt mir die schönsten Hoffnungen, ja Hoffnungen, die, wenn sie sich auch nur zum Theil erfüllen sollten, mich veranlassen würden, dieses — San Antonio zwischen heute und den nächsten Tagen noch ein paarmal zu besuchen und — ich schwöre es! — sogar zu Fuß." Das letztere sprach er mit einem leichten Seufzer und ließ die Blicke an seiner eigenen Gestalt herabgleiten,

welche allerdings für Bergtouren und obendrein in der Sonnenhitze, etwas zu corpulent war. Dann schaute er auf's freundlichste lächelnd von unten zu Rosa hinauf und fragte: „So darf man vielleicht hoffen?"

„Hoffen Sie nicht zu früh," gab ihm diese mit einer heiteren Miene zur Antwort, „ich bin nur gekommen, um meine Schwester für ein paar Tage zu besuchen."

„Aber ich hoffe bei allen Heiligen," sagte plötzlich mit großem, aber etwas affektirtem Ernst der Impresario, „nur zu besuchen, nicht mit fort zu nehmen. Ich wäre ein ruinirter Mann."

„Pah!" meinte Rosa mit einer leichten Neigung des Kopfes, „wir sind ja bei euch Italienern doch nur geduldet, wir Deutsche; unsere Stimme hat keinen Schmelz, wir selbst keine Routine und keine Schule, und wenn wir Andern gar anfangen zu tanzen, so ist das für Ihr Publikum rein zum Davonlaufen."

Der Impresario drückte abermals Hut und Sacktuch fest auf sein Herz, und sein Blick hatte etwas Flehendes, während er mit hoch emporgezogenen Augenbrauen rasch zur Antwort gab:

„Sagen Sie das nicht, Signorina, bei Gott! sagen Sie das nicht. Ja, ich gebe zu, es war vielleicht früher einmal so; aber was Ihre Fräulein Schwester anbelangt, so hat seit den Zeiten der großen Malibran und der nicht minder glorreichen Grisi keine Künstlerin mehr allabendlich das Publikum so hingerissen, wie es jetzt der Fall ist, wenn Signora Francesca die Gnade hat, bei ihrem ganz unterthänigen Diener in San Carlo den Leuten zu zeigen, was Stimme und Gesang ist. — Uff!" blies er von sich, halb um seine Worte zu verstärken, halb auch um die Erhitzung zu bezeichnen, unter der er augenscheinlich litt.

„Lassen wir das, Signor Bertolini," sagte Françoise, „und setzen Sie sich hier an die Balustrade. Der frische Seewind, der sich erhebt, wird Sie abkühlen. Und die Abkühlung wird Sie alsdann meine Worte besser aufnehmen lassen.

„Sprechen Sie nicht ſo feierlich und entſetzlich," erwiderte der Italiener. „Wahrhaftig, ich wäre ein geſchlagener Mann, wenn es mir nicht gelänge, Sie, Allverehrte, dem Publikum zur nächſten Saiſon anzukündigen. Die Concurrenz würde mir den Pacht von San Carlo nehmen."

Ein Diener, der an der Hausthüre erſchienen war, hatte auf einen Wink der Herrin die beiden Schaukelſtühle und einen kleinen Fauteuil nach dem Rand der Terraſſe befördert. Die Schweſtern ließen ſich dort nieder, und der Impreſario folgte nach einigen Complimenten ihrem Beiſpiele. Dann ſetzte er ſeinen Hut auf den Boden und fächelte ſich mit dem Taſchentuch Kühlung zu.

„Ich bin entzückt von San Antonio," ſagte Roſa nach einer Pauſe, „es iſt ein prächtiger, lohnender Aufenthalt, und namentlich für ein glückliches und zufriedenes Gemüth. Was mich anbelangt," ſetzte ſie hinzu, während ſich ihre Blicke in das tiefe glänzende Blau des flimmernden Meeres verſenkt hatten, „ſo iſt mir alles hier zu weit, zu maßlos; der Golf öffnet ſich ſo ohne alle Schranken, es iſt gerade, als ob uns hier nichts zurückhalten wollte, als wenn wir das alles nur vorübergehend anſtaunen dürften, um ſpäter in einem ruhigeren Winkel der Erde davon träumen zu können. — Ja, zu viel Schönheit," ſprach ſie leiſe vor ſich hin, „zu viel Glanz!"

„Es geht allen ſo, die zum erſten Mal hieher kommen, mein gnädiges Fräulein," bemerkte der Impreſario. „Und dann präſentirt ſich auch hier auf San Antonio der Golf und alles, was ihn umgibt, wahrhaft majeſtätiſch und großartig. Ich habe ſchon von vielen Reiſenden ſagen hören, was die Signora eben bemerkte; man fühlt ſich beim erſten Anblick von Neapel, nachdem, ich möchte faſt ſagen, der erſte Schreck der Ueberraſchung vorbei iſt, verlaſſen und heimatlos."

„So iſt es," meinte Françoiſe, „man möchte ſich ſchüchtern in einen dunkeln Winkel zurückziehen, wie ein Kind ſich an der

Mutter Bruſt verbirgt, nachdem es eine Zeitlang einem ſprühenden und praſſelnden Feuerwerk zugeſchaut."

„Das verliert ſich aber," ſprach Herr Bertolini, wobei er behaglich über ſeine glatte Atlasweſte hinabſtrich. „Man muß nur erſt in das ſprudelnde und friſche innere Leben Neapels eingedrungen ſein, um auch ſeine äußeren Schönheiten ertragen zu können: man muß in dieſe ungeheuere Poeſie ſelbſt ein wenig Proſa hinein tragen, ſeiner Phantaſie einen Dämpfer aufſetzen, möchte ich mir erlauben zu bemerken, das rieſenhafte Rundgemälde, welches hier vor uns ausgebreitet iſt, in ſeine Beſtandtheile zerlegen. Da oben iſt zum Beiſpiel das Fort San Elmo; von hier aus geſehen bewundern wir die großartige Linie, die ſeine Werke auf dem Bergrücken bilden; der Dämpfer, von dem ich vorhin ſprach," ſetzte er mit etwas leiſerer Stimme hinzu, „iſt hier der Gedanke, daß das Fort charmante Kanonen des ſchwerſten Kalibers hat, die drohend auf unſer herrliches Neapel herabblicken, und daß unter dieſen Mauern außerordentlich tiefe und ſehr unangenehme Gefängniſſe ſind. Zu etwas Erhebenderem übergehend, iſt der Anblick des Veſuv einzig in ſeiner Art; wenn man aber an die ver— fatiguante Kletterpartie, wollt' ich ſagen — denkt, um hinauf zum Krater zu gelangen, ſo möchte man ſich den Berg etwas weniger hoch wünſchen. Wieder zum Gewöhnlichen herabſteigend, ſehen Sie da unten die ſchön geſchwungene Linie, die Straße von Santa Lucia; ich glaube, irgend ein Poet hat ſie mit einem reichen Perlenhalsband verglichen, welches die Stadt an ihrem Buſen trägt. Ich verweile gern mit meinem Auge dort, miſche mir aber etwas Proſa in den Anblick, indem ich an die herrlichen frutti di mare denke, die dort, friſch dem Wellenſchaum entſtiegen, feilgeboten werden."

„Laſſen wir Ihren Dämpfer und Ihre Proſa weg," ſagte Roſa nachſinnend; „da will ich doch lieber unter dem allgewal-

und die Beiden traten in ein anstoßendes Zimmer, wo sich ihnen ein sonderbarer Anblick darbot.

Sie geriethen nämlich in die Garderobe der Bürgergesellschaft, wo rings an den Wänden Mäntel und Ueberröcke, Kapuzen und Hüte aller Art hiengen, jedes Stück mit einem Zettelchen versehen, auf welchem eine große Nummer zu lesen war.

Die Atmosphäre in diesem Zimmer war nicht gerade angenehm zu nennen: vom Buffet herein drang unterschiedlicher Punsch- und Weingeruch, und die Mäntel und Ueberröcke, die draußen in dem Regen und Schnee ziemlich naß geworden waren, gaben einen wohlbekannten feuchten Duft von sich, der mit dem oben erwähnten Geruch eine sonderbare Mischung hervorbrachte.

Inmitten dieses Gemachs aber hatte sich eine kleine Tanzgesellschaft gebildet, welche außerordentlich heiter und guter Dinge zu sein schien; es waren zwei Herrn und drei Damen; der eine der Herrn hatte eine Serviette unter dem Arm und leistete, wenn er gerade nicht mit Tanzen beschäftigt war, auf dem Balle die Dienste eines Kellners; der andere Herr aber, geliebter Leser, war Niemand anders, als der vortreffliche Herr Dubel, der bei Tanzgelegenheiten hier beschäftigt war, seine Kunst und seine Nadel der nothleidenden Menschheit zu widmen, das heißt, abgerissene Knöpfe anzunähen oder einen im Sturm des Tanzes defekt gewordenen Frackschoos zu reparieren. Von den beiden Damen war die eine eine Nähterin, welche dem weiblichen Geschlecht der Ballgesellschaft dieselben Dienste leistete, wie Herr Dubel dem männlichen. Das zweite Mädchen war eine junge Dame aus der Stadt, die im Gasthofe, welcher zur Bürgergesellschaft gehörte, das Kochen erlernte; die dritte Dame, eine Putzmacherin, endlich saß auf einem Stuhle in der Ecke und schaute zu.

In diesen harmlosen Zirkel nun traten der junge Eduard und der pensionirte Hauptmann, als die zwei Paare sich gerade aufgestellt hatten, um nach den fern herüberklingenden Tönen

tigen Anblick der herrlichen Natur mein Herz ſchüchtern, furchtſam ſchlagen fühlen."

„Und ſollteſt Du wohl glauben," ſprach Françoiſe, „daß Signor Bertolini ſelbſt Poet iſt? Jede neue Primadonna, die erſcheint, bekommt ihr officielles Gedicht, das ihr der galante Impreſario vom Kronleuchter herabflattern oder in Bouquetten oder Kränzen zuwerfen läßt."

„Nun, bei Ihnen war das nicht der Fall, verehrteſte Signora," gab Herr Bertolini mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung zur Antwort. „Da überhoben mich ein Dutzend andere und beſſere Poeten bereitwilligſt dieſer Arbeit. Morgen Abend," ſetzte er wehmüthig hinzu, „als bei Ihrem letzten Auftreten — natürlich nur vor der Hand — fürchte ich wahrhaftig für Sie bei dem unermeßlichen Blumenregen, der nicht ausbleiben wird. Man muß wirklich von den Gärtnern protegirt ſein, um für Morgen etwas Ordentliches zu bekommen."

„O laſſen wir das," entgegnete Françoiſe plötzlich ernſt werdend. „Es thut mir wahrhaftig weh, daß morgen der letzte Tag meines Aufenthaltes hier in Neapel iſt."

„Um Gotteswillen, ſetzen Sie hinzu: vor der Hand!" rief der Impreſario mit einem wahrhaft komiſchen Ausdruck des Entſetzens in Stimme und Zügen. „Helfen Sie mir bitten, Signora Roſa," wandte er ſich an die Schweſter.

„Darein miſche ich mich nicht," ſagte dieſe feſt und entſchieden. „Françoiſe muß ſelbſt wiſſen, was ſie zu thun hat."

Letztere legte, um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, ihre Hand auf den Arm des Herrn Bertolini und ſagte: „Ich habe Sie ſo eben nicht ohne Urſache einen Poeten genannt; bezeugen Sie mir die Wahrheit und erklären Sie meiner Schweſter, aber ohne Dämpfer und Proſa, das herrliche Rundgemälde hier vor unſeren Blicken. Obgleich ich das alles ſchon Monate lang geſehen, es mir auch ſchon ſehr oft erklärt worden iſt, ſo habe

ich doch darin ein so schlechtes Gedächtniß, daß es mir heute noch passiren könnte, Ischia und Capri zu verwechseln."

Der Impresario sah bei dieser Aufforderung fragend nach der Signora Rosa hinüber, die ihm einfach sagte: „Ich bitte darum!" und dann ihre Blicke wieder über das Meer schweifen ließ.

„Ich lasse Sie einen Augenblick allein," sprach Françoise, worauf sie sich erhob und ins Haus ging.

Fünftes Kapitel.

Erkundigungen.

„Sehen Sie," sagte Herr Bertolini, „hier liegt der Golf in seiner vollen Pracht vor uns, einen vollkommenen Halbbogen bildend, dessen äußerste Spitze drüben Cap Misene ist, die diesseitige das Vorgebirge des Posilipp. Links haben wir das San Antonio-Kloster mit seiner hohen Pinie, weiter unten die Grotte des Posilipp und rechts von dieser den Vomero-Hügel, an dessen Abhang amphitheatralisch eine Villa über der anderen emporstrebt. Dort ist die Floridiana und das Belvedere, ein paar reizende Punkte, gehören den besten Familien Neapels, sind gastfreie Häuser mit den herrlichsten Diners. — Ah," setzte er mit einem leichten Schnalzen der Zunge hinzu.

„Die Prosa — der Dämpfer," ermahnte Rosa.

„Richtig," sagte lachend Herr Bertolini; „man fällt so leicht wieder in seine alte Gewohnheiten. Klettern wir also dort über treppenartig hinter und neben einander gebaute Häuser, den Petrajo, oder auch Salita dei centi grati genannt, nochmals zum

Caſtel San Elmo hinauf. Gleich daneben reiht ſich Haus an Haus in gelber und gelbröthlicher Färbung, von hier aus geſehen ein völlig unentwirrbares Labyrinth, ein Steinhaufen mit Tauſenden von Fenſtern; vor demſelben ſehen wir eine Reihe blendend weißer Gebäude langſam zum Meere herabſteigend, Pizzefalcone, welche das Vorgebirge bilden, deſſen Ausläufer Caſtel del Uovo zu ſein ſcheint. Nachdem wir uns an den Häuſermaſſen müde geſehen, ſchweben wir zum greiſen Veſuv empor. Sein ſtolzes Haupt iſt beſtändig von einer pinienartigen Rauchſäule gekrönt und an ſeinem Fuße lagern die Städte Portici und Reſina. Weiter rechts reihen ſich die Küſten von Torre del Greco, Torre del Annunziata, Caſtellamare, Vico, Mela, Sorrento, wie eine Perlenkette und ſchimmern freundlich als weiße Punkte auf dem röthlichen Violett der Berge, deſſen duftige Farbe dem geſchickten Maler ſo unerreichbar, während unſere Arbeiter in Gouache ſchon näher hinkommen. Weiter nach rechts, an der Grenze unſeres Geſichtskreiſes, liegt Capri, das liebliche Eiland, mit ſeinen felſigen Ufern immer deutlicher werdend. Und ſehen Sie, dieſe Reihe der ſchönſten Puncte iſt durch die Flut eines ewig klaren tiefblauen Meeres umſpült, auf deſſen Spiegel unzählige Fiſcherboote ihre weißen Segel ausbreiten. Hier zu unſeren Füßen im Vordergrunde liegt die Villa Reale in immer wärmeren Tönen, die Mergelina mit ihrem Gedränge und Wagengeraſſel und mit den vielen Booten und Netzen, am Ufer zum Trocknen ausgebreitet."

Roſa nickte mit dem Kopfe und ſagte wie im Traume: „Ja, es iſt alles das hier unſäglich ſchön; man könnte ſich glücklich dabei fühlen. Und Ihnen muß ich geſtehen," wandte ſie ſich an den Erzähler, „daß in Ihrer Idee eines Dämpfers doch etwas Wahres liegt, wenn auch nicht ſo, wie Sie dieſe Idee ausgeführt. Nachdem Sie mir die Namen der Orte, die wir hier vor uns ſehen, genannt, kommt mir alles das ſchon nicht mehr ſo großartig und erſchreckend fremd vor; ich finde Beziehungen zwiſchen

früheren Zeiten, wo man mir von diesen Orten erzählt, und jetzt; ich kann mir Manches ausmalen, was ich darüber gelesen, ich denke an Bilder, die ich gesehen, so namentlich von Sorrent, von dessen Panorama ich selbst eine kleine reizende Zeichnung besitze; man sieht den Ort vor sich, ist schon an den ersten Häusern vorüber und hat neben sich am Wege tiefe malerische Spalten, aus denen Oleander emporwachsen, und die überbuscht sind mit blühenden Orangen und Citronen. Dahin flüchte ich mich, wenn mir Licht und Glanz zu viel wird."

„Richtig," meinte lächelnd Herr Bertolini; „auch ein Dämpfer, aber keine Prosa."

Ein Tritt, der hinter den Beiden hörbar wurde, ließ den Italiener umschauen, worauf man ein schmunzelndes Lächeln auf seinen Zügen erscheinen sah. Es näherte sich der Diener, welcher vorhin die Stühle an die Balustrade gebracht, und trug jetzt in einer Hand ein Tischchen, das er zwischen Fräulein Rosa und Herrn Bertolini hinsetzte, in der andern Hand hatte er eine Tablette, auf der sich ein kleines, zierliches Kaffeeservice befand.

„Sie sehen, Fräulein Rosa," rief der Impresario mit Enthusiasmus, „daß Ihre Fräulein Schwester nicht nur erhaben groß als Künstlerin ist, sondern auch als Hausfrau. Glücklich der — so etwas kann man gar nicht denken, ohne schwindlig zu werden. — Welche Liebenswürdigkeit, welch' rührende Sorgfalt! Fräulein Francesca weiß, daß mir Thee verhaßt ist, daß Zuckerwasser und Limonade auch nicht zu meinen Leidenschaften gehört, daß ich aber ein grenzenloser Verehrer von Kaffee bin, von gutem, starkem, duftendem Kaffee. Und um ihrer Güte die Krone aufzusetzen und mich ordentlich schamroth zu machen, läßt sie dieses kleine Feuerzeug dazu setzen und die Kristallschale, um —" Er vollendete den Satz nicht, spitzte aber seinen Mund, wie ein Karpfen, wobei er mit zusammen gekniffenen Augen Fräulein Rosa anschaute.

„Nun, um eine Cigarre zu rauchen," ergänzte diese; „ich

finde das ganz begreiflich, und Sie werden ſich doch vor mir nicht geniren wollen. Ich würde Ihnen ſogar ſelbſt Geſellſchaft leiſten, aber mir iſt die Luft hier oben bei herannahendem Abend zu würzig, zu angenehm. Sie wiſſen, für uns Nordländerinnen hat es etwas Berauſchendes, den Duft von Orangenblüthen ſo in der freien Natur einathmen zu können. Ah, wie das köſtlich iſt!" Sie that einen tiefen Athemzug.

Der Impreſario ſteckte den Zeigefinger der linken Hand in den Mund und hielt ihn alsdann in die Höhe.

„Was machen Sie?"

„Ich möchte wiſſen, woher der zarte Lufthauch weht, der die trägen Blätter kaum emporhebt, um mich mit meiner Cigarre hinter den Wind zu ſetzen, damit Signorina durch den Rauch derſelben auch nicht im allermindeſten genirt iſt."

Roſa ſchüttelte lachend ihre Hand gegen den Nachbar, worauf ſie ſagte: „Bitte Sie ruhig an Ihrem Platze zu bleiben, was auch Ihre eigenthümliche Windfahne ſagen möge. Das bischen Rauch Ihrer Cigarre wird nicht im Stande ſein, die Atmoſphäre zu verderben. Fühlen Sie, wie jede Schwingung der Luft einen friſchen Hauch zu uns herüberträgt, gewürzt mit Blumendüften. Man ſollte hier oben gar nicht ſprechen, ja, nicht einmal denken, man ſollte ſich ruhig in ſeinen Fauteuil zurücklehnen, um langſam das wunderbare Bild in ſich aufzunehmen, und dann die Augen ſanft ſchließen, um ein ganz vollendetes Glück zu träumen."

„Was Sie da ſagen, verehrtes Fräulein," gab Herr Bertolini zur Antwort, „erfüllt mein italieniſches Herz mit Stolz Aber Sie haben vollkommen recht: Neapel iſt der ſchönſte Fleck der Erde, und bei Neapel iſt die Villa Cedronia unbeſtritten der ſchönſte Punkt. — — Göttlich am heutigen Abend!"

Zu dieſer Göttlichkeit des heutigen Abends, von welcher der gute Italiener erfüllt war, wirkte neben der Ausſicht im gegenwärtigen Augenblicke auch Kaffee und Cigarre mit; er ſchlürfte

den duftigen Trank mit solchem Behagen in sich hinein, daß seine Augen ordentlich zwinkerten, und als er darauf den ersten Zug aus der Cigarre that, schloß er sie ganz, um, nach dem Ausdrucke Rosa's, nur in ganz anderer Art, eines vollendeten Glückes zu genießen.

Geneigter Leser, ich bin überzeugt, daß Du in ähnlichen Fällen nicht anders fühlen wirst, und hoffe, daß, wenn Du später San Antonio besuchst, Dich dort auf die Terrasse setzest und auf das unaussprechlich schöne Panorama hinabblickst, Du mir vielleicht Dank wissen wirst, daß ich Dir diesen kleinen reizenden Punct so ausführlich geschildert.

Rosa warf einen raschen und forschenden Blick auf ihren Nachbar, und als sie ihn schwelgen sah in Aussicht, in Kaffee und Cigarre, da schaute sie wieder vor sich hin, schlug die Arme über einander und sagte in höchst gleichgültig klingendem Tone: „Nicht wahr, Herr Bertolini, Sie sind Neapolitaner?"

„Vollblut-Neapolitaner," gab dieser zur Antwort: „von Großvater und Urgroßvater her die ächteste und reinste Race, auch so durchdrungen von den Schönheiten meines Vaterlandes, daß mich nur die äußerste Noth in Betreff des Theaters einmal zu einer kleinen Reise in's Ausland, nach Rom und Mailand, veranlaßte. Dort sah ich die mit Schnee und' Eis bedeckten Alpen und schauderte, als ich bedachte, daß hinter denselben auch noch Menschen wohnen."

„Das ist mein Vaterland," sagte lächelnd das junge Mädchen.

„Ich muß das glauben," versetzte der galante Italiener; „blühen doch auch in den Gewächshäusern wunderschöne südliche Blumen. Signora müssen unbedingt von italienischen oder spanischen Eltern abstammen."

„Das ich nicht wüßte," erwiederte Rosa lächelnd; „ich kann Ihnen ebenfalls mit Stolz versichern, daß mein Großvater und Urgroßvater von der reinsten deutschen Race sind."

„So haben wir ein prachtvolles Spiel der Natur, das uns jedenfalls zur Bewunderung nöthigt," ſagte der Impreſario mit einer tiefen Neigung des Kopfes.

„Warum ein Spiel der Natur?"

„Weil zwiſchen Ihnen, Signora, und den Damen einer Familie, in welcher ſich italieniſches und ſpaniſches Blut vermiſcht hat, eine außerordentliche Aehnlichkeit ſtatt findet."

„Da Sie alſo Neapolitaner ſind und die Stadt nie verließen, ſo werden Sie ſie und ihre Verhältniſſe genau kennen."

„Ich muß zur Antwort einen etwas gewöhnlichen Ausdruck gebrauchen: wie meine Taſche. Es gibt nichts bezeichnenderes."

„Neapel hat vielen Reichthum?"

„Allerdings, aber auch viel unbemitteltes Volk. Arm kann man ſie gerade nicht nennen, denn da ihre Lebensbedürfniſſe ſo außerordentlich gering ſind, ſo kommt ſelbſt der Unbemitteltſte ſelten in die Lage, darben, hungern zu müſſen. Sein Brod, Maccaroni, eine unendliche Menge von Früchten, Wein, wächst um ihn her; der Himmel wärmt ihn, und ſelbſt wenn er nicht eigenes Dach und Fach hat, ſo leidet er keine große Noth, da überall ein Mauervorſprung, eine Halle, ein umgeſtürztes Boot zu finden ſind, die ihm Nachtherberge geben; ſeine frutti di mare dritten und vierten Ranges kann er faſt umſonſt haben, und wenn ihm auch dieſe einmal fehlen ſollten, ſo vertreibt er ſich Hunger und Langeweile, indem er eine Handvoll semensi verſpeist."

„Was iſt das?"

„Es ſind die Kerne der Sonnenblume, nahrhaft, geſund und zeitvertreibend."

„In Neapel iſt ein großer Adel?" fragte das Mädchen weiter.

„Viel Adel — weniger große und reiche Familien."

„Kennen Sie die Marcheſa Fontana?" fragte Roſa raſch, ohne aber dabei ihren Nachbar anzublicken.

Dieſer ſchielte mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdruck zu

ihr hinüber; offenbar war er überraſcht, dieſe Frage zu hören, denn ein paar Sekunden lang gab er keine Antwort und hielt die Cigarre bei geöffneten Lippen mit ſeinen ſchneeweißen Zähnen feſt. Da aber das junge Mädchen mit unbewegten Geſichtszügen auf das Meer hinausſtarrte, ſo nahm der ſchlaue Italiener ſeine Partei und erwiderte: „Ah, Fontana — wer ſollte die Familie nicht kennen! Da iſt der Duca von Fontana, Palazzo Strada Toledo, da iſt der Conte Fontana, ihnen gehört die Floridiana, die ich vorhin die Ehre hatte, Ihnen zu zeigen; da iſt endlich die verwittwete Marcheſa Fontana auf ihrem Schloſſe bei San Forio mit großen Beſitzungen hier und in Sicilien.“

„Sie hat einen Sohn — Gaetano?“ forſchte Roſa, ſcheinbar mit der größten Unbefangenheit, weiter.

Signor Bertolini ſchielte abermals mit ein klein wenig Ueberraſchung in den Zügen zu ihr hinüber, dann begnügte er ſich, zu ſagen: „Bekannt, ſehr bekannt.“

Das junge Mädchen gab kein Zeichen von Bewegung, fragte dagegen mit langſamer und ſehr deutlicher Stimme: „Und iſt dieſer Marcheſe Gaetano Fontana verheirathet oder nicht?“

Herr Bertolini hatte das Gefühl, als ſetze ihm Jemand eine Piſtole auf die Bruſt; er ſchien einen Augenblick unſchlüſſig zu ſein, was er ſagen ſolle; er zuckte mit den Achſeln und ſeine Stimmung wurde unbehaglich, als er nun, nach ſeiner Nachbarin hinüberblickend, ſah, wie dieſe ihre großen glänzenden Augen feſt auf ihn gerichtet hielt.

Unter dem Drucke dieſes Blickes ſagte er nach einer kurzen Pauſe: „Der Marcheſe Gaetano Fontana gilt bei Leuten, die ſeine Verhältniſſe kennen, für unverheirathet.“

„Warum gilt?“

„Per Bacco! verehrtes Fräulein,“ erwiederte der Impreſario mit einer etwas forcirten Luſtigkeit, „man muß ſeine Landsleute

kennen. Dieſe jungen vornehmen Herren machen oft ganz merkwürdige Streiche."

„A—a—ah! In der That?"

„Vom Marcheſe Fontana," fuhr Herr Bertolini fort, indem er vor dem kalten, gedehnten Ah plötzlich wieder ernſt wurde, „iſt mir, auf Ehre, nicht das geringſte Nachtheilige zu Ohren gekommen. Er iſt kein leichtſinniger Herr, er iſt kein Schuldenmacher, und wenn ich vorhin ſagte: er gilt für unverheirathet, was allerdings zweideutig klang, ſo bezieht ſich dieſe Aeußerung nur auf ein unbeſtimmtes Gerücht, das mir, wie vielen Anderen, bei einer gewiſſen Veranlaſſung zu Ohren kam."

„Und dieſes Gerücht?" fragte das junge Mädchen mit ruhigem, aber feſtem Ton.

„Nun — dieſes Gerücht," ſagte der Impreſario, indem er den Kopf hin und her wiegte, — „eben ein Gerücht, wie es ſo viele gibt — wie ich feſt überzeugt bin, eine Lächerlichkeit, ſagte: Marcheſe Gaetano Fontana habe ſich in Palermo verheirathet, werde aber ſeine Gemahlin erſt nach Neapel bringen, wenn gewiſſe Differenzen mit dem Allerhöchſten Hofe hier ausgeglichen ſeien."

„Wer, ſagte man, ſei dieſe Gemahlin?"

„Eine Fürſtin Pallavicini."

„Ah, bei Gott, man ſpricht ſehr beſtimmt darüber?"

„Beſtimmt nicht — nur gerüchtweiſe."

„Sie kennen dieſe Fürſtin Pallavicini?"

„Ich ſah ſie in Palermo, und das iſt gerade —" Der Italiener ſtockte, als habe er zu viel geſagt.

Doch faßte Roſa dieſes Wort auf und ſagte haſtiger, als bisher: „Was iſt gerade?"

„Eigentlich nichts —"

„Nun denn?"

„Das Spiel der Natur, von dem ich vorhin ſprach. Signora ſehen dieſer Fürſtin Pallavicini außerordentlich ähnlich."

Rosa ließ den Kopf in ihre Rechte sinken, athmete einen Augenblick tief und schwer, dann strich sie leicht mit der Hand über ihre Stirn und sprach: „Erlauben Sie mir noch eine Frage. Sie sagten vorhin, das Gerücht über diese Verheirathung des Marchese Gaetano sei Ihnen zu Ohren gekommen bei einer gewissen Veranlassung. Welches war diese Veranlassung?"

Das junge Mädchen hatte in ihrem Wesen und in ihrer Art, zu sein, etwas so ungemein Ernstes und Imponirendes, daß ihre Fragen, so einfach sie auch klangen, dem Impresario ein unbehagliches Gefühl erregten. Ja, das Feuer seiner vortrefflichen Cigarre war erloschen, und statt sie wieder anzuzünden, legte er sie ruhig bei Seite. Er hätte in diesem Augenblicke gern gewünscht, daß ihm der Vesuv den Gefallen gethan hätte, etwas weniges außergewöhnliches Feuer empor zu werfen, um diese peinliche Unterhaltung abbrechen zu können.

Doch stand der Berg da, erhaben und majestätisch, wie immer, in der glänzenden, glutvollen Abendbeleuchtung, ließ seine feine, scharf gezeichnete Rauchsäule aufsteigen, die sich oben fächerartig über die Sommat ausbreitete und an den Rändern mit dem hellen Himmel fast verschmolz. — Aber es kam nichts Außergewöhnliches, und der feste Blick des Mädchens nöthigte ihn, um so mehr ihre Frage zu beantworten, als er wohl wußte und fühlte, daß sie ihn nun einmal nöthigen wollte, mit ihr über Dinge zu sprechen, die ihr vollkommen bekannt waren.

„Diese Veranlassung also —?"

„Bei allen Heiligen!" platzte der Italiener nach einer längeren Pause endlich heraus, „es war dies eine Veranlassung, wie sie Ihnen und der Signora Schwester häufig genug vorgekommen sein muß. Welch' immense Künstlerin Signora Francesca ist, wissen Sie ja selbst ganz genau, ebenfalls, ob sie Liebenswürdigkeit mit Schönheit gepaart in solchem Maße besitzt, um der ganzen Welt den Kopf zu verdrehen. Wollte ich Ihnen

der Tanzmuſik eine Françaiſe zu eigenem Nutzen und Frommen aufzuführen.

Die Damen wollten ſich beim Anblick der fremden Herrn zurückziehen, doch holte der galante Hauptmann die Nähterin unter einem alten Mantel hervor, wohin ſie ſich geflüchtet, und der junge Eduard that alſo mit der Elevin der Kochkunſt.

Nach einigem Sträuben ſtellten ſich die beiden Paare wieder auf; auf einen ermunternden Rippenſtoß des Hauptmanns engagirte der junge Eduard die Putzmacherin, dann trat der Hauptmann als viertes Paar ein, und der Tanz begann zum großen Vergnügen ſämmtlicher Anweſenden.

Wie fühlte ſich der junge Eduard ſo behaglich in dieſem Zirkel, wie war die Putzmacherin charmant, und wie leicht tanzten die Nähterin und die Elevin, wie amuſant war erſt der Kellner und der Herr Dubel! Namentlich der Letztere machte ſo kühne, herausfordernde Sprünge, Entrechats und Pirouetten; er und der Kellner ſteigerten einander und überboten ſich; aber Dubel blieb der Held des Abends, und bei jeder beendigten Figur ſchwenkte er ſeine Tänzerin im Kreiſe, daß die Röcke flogen, und ließ ſich, nachdem er ihr auf ſolche Art ſeine Kraft und Ueberlegenheit gezeigt, ſanft auf ein Knie nieder, der ſiegreiche Ritter vor der zarten Dame.

Auch Eduard war wie ausgewechſelt, er hatte den Hut keck auf ein Ohr geſetzt, bald ſteckte er ſeine Hände in die Hoſentaſchen, bald ſchritt er an der Hand der Putzmacherin mit einer Sicherheit, die erſtaunend war, und als nun gar der penſionirte Hauptmann einen Damenmantel von der Wand nahm und mit dieſem tanzte, als ſei es eine menſchliche Figur, da ſtieg der Jubel auf die höchſte Höhe.

Leider endigte aber in dieſem Augenblick die Françaiſe drüben, und der junge Eduard, der ſich jetzt zu amuſiren anfieng, beredete die Anweſenden leicht, einigen Punſch zu ſich zu nehmen und dann die nächſte Polka ebenfalls en petit comité zu genießen.

alle die Namen herzählen, die ſich voll Enthuſiasmus an den Triumphwagen unſerer großen Sängerin ſpannten, da müßte ich nicht nur die glorreichſten Familien des Landes nennen, ſondern auch, was ſich von diſtinguirten Fremden in Neapel befindet. Auf meine Ehre, ſo etwas haben wir Alle noch nie erlebt, die offenbare Raſerei aller der jungen Leute und dabei die Ruhe und Kälte unſerer ſo hoch gefeierten und noch höher geachteten Sängerin!" —

„Und unter dieſen Verehrern, wenn wir ſie ſo nennen wollen, machte ſich der Marcheſe Fontana bemerkbar?"

„Bemerkbar — ja—a; man muß, um der Wahrheit die Ehre zu geben, ſagen, recht bemerkbar, aber — Signora Franscesca iſt kalt, wie der Schnee des Veſuvs."

„Laſſen wir das, Herr Bertolini," ſagte das Mädchen mit großer Kälte im Ton ihrer Stimme. „Nehmen Sie überhaupt meine Fragen für müßiges Geplauder. Aber ſehen Sie," fuhr ſie raſch und plötzlich verändert und heiter fort, „Sie ſcheinen unſere Unterredung wahrhaftig von einer ſehr ernſten Seite aufgefaßt zu haben, denn im Eifer des Geſprächs ließen Sie Ihre Cigarre ausgehen — etwas Schlimmes für einen guten Raucher. Bitte, zünden Sie an und ſchauen Sie in die Gegend hinaus, wie prächtig die Lichter und Schatten auf Meer und Landſchaft nun mit jeder Minute wechſeln."

Der Vordergrund, die Gebüſche vor der Terraſſe und weiter hinab die Rampen, dann die Häuſer unten und der Weg zur Mergelina lagen ſchon in tiefem Schatten, und mächtig ſchritt dieſer vorwärts, jetzt auch die Villa Reale einnehmend, und immer weiter und weiter gleitend, ſeine Herrſchaft über Meer und Land unaufhaltſam auszudehnen. Die ganze Vegetation glänzt durch die Streiflichter der Sonne prächtig wie im herbſtlichen Schmucke röthlich und gelb angeſtrahlt; die Landhäuſer des Vomero, ſo wie die des Petrajo ſprühen goldene Strahlen aus ihren be-

leuchteten Fenstern. Das Gemäuer der beiden Castelle scheint reiner Goldocker, und die ruhige See gibt treulich das Bild des Castel del' Novo zurück. Doch auch dieser Theil geht in Violett über, der Schatten macht Riesenschritte; nur der Vesuv und die Gebirgskette von Monte Sant Angelo glühen noch im wärmsten Lichte und scheinen selbst über die ihnen werdende Auszeichnung immer tiefer zu erröthen.

Die Eremitage am Vesuv tritt nun ganz deutlich hervor, und die Fenster der Sternwarte funkeln wie bei einem Brande. Tiefe blaue Schatten zeigen deutlich die Risse des Berges, und der braunschwarze Streifen, der bis an das Ufer hinab kommt, ist die letztgeflossene Lava. Der ganze Berg beginnt sich im Meere zu spiegeln, das nun in der wundervollsten Farbenpracht, vom glühendsten Roth, zartesten Violett bis zur dunkelsten Neutraltinte und zum tiefsten Schwarzblau im Vordergrunde spielt. Nicht eine Welle, nicht ein Kräuseln auf dem ganzen weiten Golfe, der nun wie hingegossenes Oel in unerreichbarem Glanze da liegt, ein Bild der Ruhe. Kein Lüftchen weht, alle Blumen und Gewächse hauchen ihren Duft aus, ehe sie ihre Kelche schließen.

Das Wagengerassel unten in der Stadt hat allmälig aufgehört, und von San Antonio erschallt das Ave-Maria, die vierundzwanzigste Stunde und den Tagesschluß anzeigend; unten gesellt sich die tiefe Glocke von Pie di Grotta, weiter die von San Giuseppe di Chiaja dazu, und immer mehrere nahe und ferne Glocken tönen leise dazwischen, bis eine um die andere langsam verhallt und gänzliche Ruhe eintritt. Welchen Frieden träufeln diese Glockentöne in unser Herz und lassen uns zu gleicher Zeit an ferne Lieben denken! Haben wir doch das Bewußtsein, daß auch sie mit tausend und tausend Anderen diesen Klängen lauschen, mitsprechend das schöne Gebet: der Engel des Herrn, das sich nun mit der vorrückenden Sonne von Ort zu Ort schwingt, von Mund zu Mund — um den ganzen Erdball herum.

Die Spitze des Vesuv, die noch immer leicht geröthet war, so wie die des Monte San Angelo werden auch allmälig finster, und nur die Rauchsäule hat noch einige blaßrothe, ungemein zarte Lichtchen, die aber bald verschwinden. Jetzt wechselt die Farbe wieder: das Violett wird weniger hart, es verliert seine Kälte, und der Vor- und Mittelgrund erlangt nach und nach wieder seine Localfarbe, während die Berge immer heller und heller werden, und jetzt — o, des wunderbaren Anblicks! — von neuem mit rosigem, obgleich schwächerem Scheine übergossen werden — dem Abglanze des gerötheten Himmels, der sie auch lange noch in einem warmen Tone erhält. — —

Françoise hatte sich vom Hause her mit leichten Schritten den Beiden genähert, war hinter die Schwester getreten und nun wie diese im Anschauen all' der unendlichen Pracht und Herrlichkeit versunken. Wie eine müde Blume, die vom Abendschatten getroffen wird, neigte sie ihr Haupt herab, bis ihre Wange das Haar Rosa's berührte, worauf diese ihre beiden Hände erhob, die Rechte der Schwester faßte und innig drückte.

Ein paar Augenblicke später sagte Françoise so leise flüsternd, daß es dem Nebensitzenden wie das leise Wehen eines Blattes klingen mußte: „Halte ihn noch eine Weile zurück und dann entlaß ihn. Sage ihm, ich sei nicht aufgelegt zu Geschäftssachen, und Du wüßtest meine Absichten nicht, oder sage ihm, was Du willst — morgen Abend vor der Vorstellung würde ich noch mit ihm reden. — Ich — ich — will noch einen Gang nach dem Pavillon machen," setzte sie schüchtern hinzu und neigte das Gesicht seitwärts, um dem klaren Blick ihrer Schwester zu entgehen, welche langsam den Kopf gegen sie wandte.

Rosa drückte die kleine Hand, die sie gefaßt hielt, inniger und sprach mit eben so leiser Stimme zurück: „Willst Du nicht bleiben, Françoise, mit mir einige Worte reden — ehe Du — ?"

„O, nein, nein," verſetzte die Andere mit zitternder Stimme, „ſpäter, Roſa! Glaube mir, ich werde klug ſein."

Roſa biß ihre Lippen auf einander und über ihr ernſtes, ſchönes Geſicht flog wie ein finſterer Schatten der Ausdruck eines tiefen Schmerzes.

„Wird er kommen?" fragte ſie eben ſo leiſe.

„Ich glaube nicht," gab Françoiſe ausweichend zur Antwort. „Er — er war auf Iſchia und wollte bei ſinkender Sonne unten vorüber fahren. Ich will ihm nur ein Zeichen geben. Er hat mir geſagt, um dieſen letzten Tag kein unnöthiges Aufſehen zu machen, wolle er ſich mit der größten Ueberwindung fern halten — da morgen —"

Der Italiener, der jetzt doch wohl hörte, daß die beiden Schweſtern leiſe zuſammen ſprachen, hatte ſich als discreter Mann erhoben und war dicht an die Baluſtrade der Terraſſe getreten. Als er ſich nach einer Weile wieder umwandte, war Françoiſe verſchwunden. Noch ein paar Augenblicke ſchaute Herr Bertolini rings um ſich her, wobei er ſeinen Blick über das junge Mädchen hinſchweifen ließ, das in tiefe Gedanken verſunken da ſaß und ſich nicht regte; dann nahm er langſam ſeinen Hut vom Boden auf und ſagte mit lauter Stimme: „Ich begreife vollkommen, daß unſere große Sängerin nicht Luſt haben wird, bei dieſem wunderbaren Abend an Geſchäfte zu denken. Leider," ſetzte er mit *einem Seufzer hinzu, „ſind die Damen überhaupt ſchwer dazu* zu bringen. Ich lege alſo meine Bitten und Wünſche in Ihre Hand, Signora, und erſuche Sie um ein kleines Fürwort, damit ein armer, geplagter Impreſario mit einiger Ruhe in ſeine ſonſt ſo dunkle Zukunft blicken kann. Machen Sie um's Himmels willen, daß alle Kunſtfreunde Neapels nicht tiefe Trauer anlegen müſſen."

„Allerdings ſcheint meine Schweſter heute Abend nicht geneigt, ſich mit Geſchäften abzugeben," verſetzte Roſa; „ja, ſie

ſcheint mit Abſicht entflohen zu ſein. Wie ich aber von ihr vernahm, wird ſie morgen früher nach der Stadt fahren, um vor der Vorſtellung auf dem Bureau mit Ihnen zu reden."

Der Impreſario hatte ſeinen Hut mit beiden Händen gefaßt und drückte ihn mit einer pathetiſchen Bewegung, wobei er ſich zugleich tief verneigte, vor die Bruſt; dann erhob er das Geſicht mit einem bittenden Ausdruck, während er ſagte: „Und was wird ſie mit mir reden? O, Signora, könnten Sie die Spannung fühlen, mit der ich die Stunde dieſer Unterredung erwarte! Gewiß, könnten Sie das, ſo würden Sie es ſicher nicht an einem freundlichen Fürworte fehlen laſſen."

„Auch ohne dieſe Spannung vollkommen ermeſſen zu können," gab Roſa zur Antwort, „ſoll es gewiß an meinem Fürwort nicht fehlen. Doch kann ich Ihnen verſichern, daß wir Schweſtern gewohnt ſind, jede ihren eigenen Weg zu gehen, und daß wir Beide auf Ueberredungen nichts halten."

„Aber Sie ſind nicht gegen mich?"

„Warum das? Gewiß nicht!"

„So erlauben Sie, daß ich Ihnen ſchon für dieſen Beweis von Wohlwollen die Hände küſſe."

Und der galante Italiener that alſo, trat darauf mit einer tiefen Verbeugung zurück, verließ alsdann die Terraſſe nnd gleich darauf die Villa Cedronia.

Roſa hatte ſich wieder in ihren Stuhl zurückgelehnt, legte ihren Kopf gegen die Lehne und ſchloß ihre Arme feſt an einander, als wolle ſie ſich mit irgend etwas verhüllen. Es war das aber nichts Sichtbares, vielmehr war es eine Flut von Gedanken, in die ſie langſam verſank — Gedanken freundlicher und wieder finſterer Art. Doch hatten die letzteren die Oberhand, das ſah man deutlich an der düſtern Miene des jungen Mädchens, an dem Zuſammenpreſſen ihrer Lippen, und hätte es hören können an ihren Athemzügen, die zuweilen wie ein tiefes Auf-

ſchluchzen klangen. Dann und wann, wie um ihren Ideengang gewaltſam zu verändern, erhob ſie ihren Kopf und ſchaute mit weitgeöffneten Augen auf das herrliche Landſchaftsbild, das ſo nahe vor ihr lag. Dann ließ ſie ihre Blicke raſch über Neapel wegſchweifen, auch über den Veſuv, wo ſie einen kleinen Moment verweilte, über Caſtellamare und Sorrent, um dann länger nach Capri zu ſehen.

Das Meer war ſo ſtill wie der Himmel, und alles in weiter Ferne rings umher war wie verloren in träumeriſchen Duft, ſo ſtill und weich — es paßte nicht zu ihrer Stimmung. Aber der Anblick von Capri war ihr ſympathiſch, das ſtand da ſo groß und ernſt, ſo klippenſtarr und felszacken-gepanzert in der melancholiſchen Wildheit ſeiner Berge und in der ſchroffen Jähe der ſchwindelſteilen Kalkwände von rother Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit.

Dichter haben Capri mit einer Sphinx verglichen, Anderen erſchien die ſchöne Inſel wie ein antiker Sarkophag, deſſen Seiten ſchlangenhaarige Eumeniden ſchmücken, oben auf aber liegt der blutige Tiberius. — Und Gedanken, welche zum letzteren Bilde paßten, erfüllten das Gemüth des jungen Mädchens.

Sechstes Kapitel.

Die erſte dunkle Stunde.

Françoiſe hatte die Terraſſe und die dunkeln Laubgänge des Gartens betreten, in denen ſie dahin eilte, Blicke, welche ihr gefolgt wären, würden ihr weißes Gewand noch eine Zeitlang zwiſchen den grünen Blättern haben durchſchimmern ſehen. Sie ging

bei der Scala del Leone, jener Treppe vorüber, die auf den abkürzenden Weg nach der Mergelina führt, wandte ſich wieder und ſchritt über zwei Stufen zu dem ſchmalen Wege hinunter, der unter den finſtern Cypreſſen, welche wir von unten ſahen, zwiſchen hohen, duftenden Buxhecken nach dem röthlichen Pavillon der Terraſſe führt, die unmittelbar eine weite Ausſicht auf den Golf gewährt.

Dort vor dem Pavillon lehnte ſie ſich an das Mauerwerk, und ſo mußte die weiße Geſtalt neben den jetzt tiefdunkeln Steinen auf weite Entfernung geſehen werden. Und das war auch in Wahrheit ihre Abſicht.

Ob es ihr dagegen gelingen würde, unter der Menge von Fahrzeugen, die mit und ohne Segel die weite Bucht kreuzten, das Boot zu erkennen, nach dem ſie mit angeſtrengter Sehkraft blickte, und das, wie ſie wußte, eine brennend rothe Fahne führte, war eine andere Frage.

„Nein, nein," ſprach ſie zu ſich ſelber, „das iſt unmöglich; ich werde deſto lebhafter und herzlicher an ihn denken. — Vielleicht auch, wenn ich mich ſo innig nach ihm ſehne, leitet der gewaltige Wunſch ihn zu ſehen, mein Auge. — Dort — nein, es iſt ein Fiſcherboot! — O Gaetano! — bald *mein* Gaetano!" Sie flüſterte dieſe Worte mit weicher, ſchmelzender Stimme und mit einer unausſprechlichen Innigkeit, ſchrak aber im nächſten Augenblicke heftig zuſammen, da ſie mit einem Male fühlte, wie zwei Hände aus einer der Fenſterwölbungen des Pavillons hervor, an welchem ſie lehnte, ſanft ihren ſchlanken Leib umfaßten.

„O mein Gaetano!"

„O ſüße Franceſca, verzeihe mir, daß ich mein Wort nicht gehalten, aber es war ſo unüberlegt das Verſprechen, welches ich Dir gegeben. Und daß Du es mir abverlangteſt, beweist einen grenzenloſen Egoismus. Du willſt nur geſehen ſein, immer hoch ſtehend, helleuchtend, die Andern ſollen ſo in Maſſe vor Dir ver-

ſchwinden, auch der arme Gaetano! Du ſchauſt mit Deinem wundervollen Blicke ſo auf das Gewimmel zu Deinen Füßen: vielleicht iſt auch er darunter — er, o meine Francesca, der aus Liebe zu Dir ſtirbt und die ganze Welt ausgeſtorben wünſchte, um mit Dir allein leben zu können!“ —

„Wie Du mich erſchreckt haſt! — Wahrhaftig, ich könnte Dir böſe ſein,“ gab ſie zur Antwort. Doch ſtrafte der herzliche Ton ihrer Stimme dieſe Worte Lügen. „Und wie Du nun wieder ſprichſt, ungemeſſen, leidenſchaftlich wie immer! Wahrhaftig, ich bin froh,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, wobei ſie einen ſehr ſchwachen Verſuch machte, ſich einen ſehr kleinen Schritt von dem Pavillon und ihm zu entfernen, „daß uns feſte Mauern trennen.“

„O dem kann ſogleich abgeholfen werden,“ erwiderte er lachend und ſchwang ſich leicht und gewandt zu dem Fenſter hinaus auf die Terraſſe.

„Du überſpringſt freilich alle Schranken, ich weiß das wohl,“ ſagte ſie und wehrte ihn mit ihren kleinen Händen anmuthig von ſich ab. „Ich will aber heute Abend hier allein ſein — gewiß, Gaetano, ganz allein ſein.“

„Das iſt nicht Dein Ernſt, Francesca,“ entgegnete er mit einer betrübten Miene, die aber wieder heiter wurde, ſowie er in ihr Auge blickte, das voll Freundlichkeit und Liebe glänzte.

„Nun, ich will Dir denn die Erlaubniß geben, eine kurze Zeit zu bleiben,“ ſagte ſie, „aber ich ſtelle Bedingungen.“

„Bedingungen? — Und welche?“

„Du ſetzeſt Dich an dieſes Ende der Bank hier und ich mich an das andere.“

„Und der leere Raum zwiſchen uns Beiden?“

„Wird mit äußerſt ruhigen Geſprächen ausgefüllt. Gehſt Du darauf ein?“

„Ich muß mich wohl Deinem ſtrengen Willen fügen, Herrin der Villa Cedronia, Königin von Neapel, ſüße, ſüße Majeſtät! —

Aber zuerſt darf ich zu Einleitung des Geſprächs Deine beiden lieben Hände küſſen?“

Das mußte ſie ihm wohl erlauben, und er küßte nicht nur die Hand, ſondern auch jede einzelne Fingerſpitze; ja, als er endlich damit fertig war, zog er das widerſtrebende Mädchen einen Augenblick heftig in ſeine Arme, und ſie mußte es geſchehen laſſen, daß er ſeine Lippen eine Sekunde lang feſt auf die ihrigen preßte. Dann aber fuhr er zurück, machte eine komiſche, ſehr tiefe Verbeugung, ſetzte ſich ganz knapp auf das eine Ende der Bank, während er ſagte: „Und nun — in's Exil! — Jetzt werde ich Dir ausführlich ſagen, welch' ungeheuren Fortſchritt ich in der letzten Zeit in der deutſchen Sprache gemacht habe, und nur Dir zu lieb, ſüße Franceſca, denn ſonſt würde keine Macht der Erde es mir möglich machen, dieſe barbariſchen Worte zu lernen.“

Dies ſagte er in einem allerdings wunderlichen Gemiſch von Deutſch, Italieniſch und Franzöſiſch, doch war aus dem, was er in erſterer Sprache ſagte, wohl zu erſehen, welch' außerordentliche Mühe er ſich gegeben.

„Mein Sprachmeiſter in Neapel iſt mit mir zufrieden, hoffentlich auch Du, meine ſonſt ſo ſtrenge Richterin.“

Sie lächelte ſelig in ſich hinein, als ſie die Töne der heimatlichen Sprache aus ſeinem Munde hörte.

„Iſt es aber nicht traurig,“ fügte er heiter hinzu, „daß ich nach all der guten Aufführung, und nachdem ich ſogar Deutſch gelernt, Dich nun heute Abend verlaſſen ſoll?

„Eigentlich aber,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er nicht in die vom Abendduft verſchleierte Gegend geſchaut, ſondern nur auf ihr Geſicht, und jetzt ſprach er wieder nur in der Sprache ſeiner Heimat, „eigentlich habe ich nicht nöthig, mich ſogleich zu fügen, denn ich kann wohl ſagen, daß ich mit vollem Rechte hier bin.“

„Ah! Das möchte ich hören.“

„Und dieſe Auseinanderſetzung ſoll nicht auf ſich warten laſſen. Excellentiſſima werden ſich ohne Zweifel erinnern, welch' wichtiger Tag morgen für uns Beide iſt.“

„Ich erinnere mich nicht ganz genau,“ ſagte ſie mit einer angenommenen Zerſtreutheit.

„O Francesca!“ rief er nun plötzlich mit einem ganz veränderten und ſehr innigen Ausdruck der Stimme, „das wüßteſt Du in der That nicht?“

„O doch, Gaetano, o doch!“ gab ſie haſtig mit einem weichen Tone zur Antwort, und ſtreckte eine ihrer Hände gegen ihn aus, die er ergriff und natürlicher Weiſe feſthielt.

„Meine Berechtigung, heute noch zu kommen, liegt alſo darin,“ ſagte er, „daß doch noch Einiges für morgen zu beſprechen iſt. Da Deine Schweſter Roſa mit uns abreiſen wird, ſo werden wir jedenfalls in zwei Wagen fahren. Das iſt nun alles beſorgt; Du weißt, wo wir die Reiſe-Equipagen finden, das Gepäck wird im Laufe des morgenden Tages dorthin beſorgt, und nun — kommt die Hauptſache.“ — Er zog ein Papier aus der Taſche. — „Neben den Päſſen, die zu einer Wegreiſe von Neapel ſehr in Ordnung ſein müſſen, und bei uns auch ſind, braucht es noch einen beſonderen Ausweis für's Thor, der gewöhnlich nur am Tage der Abreiſe ſelbſt ertheilt wird. Doch hat die hohe Polizei davon eine Ausnahme gemacht und mir die Papiere für Dich und Deine Schweſter ſchon heute ausgefertigt, damit es morgen keinen Aufenthalt gibt. Habe ich darauf hin nun nicht Recht gehabt, heute noch zu kommen, Hartherzige? Oder hätte ich vielleicht dies wichtige Dokument durch Jemand ſchicken ſollen?“

„Dieſe Frage iſt nicht Dein Ernſt, Gaetano,“ erwiderte ſie. „Soll ich Dir wiederholen, wie lieb es mir iſt, Dich heute, wenn auch nur einen Augenblick, zu ſehen? Ueberhaupt haſt Du ja das Verbot Deines Beſuchs Dir ſelbſt auferlegt.“

„Aber nach ſchwerem Kampf,“ ſchaltete er ein.

Mittlerweile hatte sein Verschwinden drüben am Theetische keine geringe Bestürzung hervorgerufen; seine ihm von der Mutter oktroyirte Tänzerin war gänzlich außer sich; denn da sie zuversichtlich auf Eduard wartete, so hatte sie ein anderes Engagement zur Française abgelehnt, — ein Fall, der ihr lange nicht vorgekommen war, und sie blieb nun doppelt sitzen. Die Hofräthin, welche begreiflicher Weise in dem Ausbleiben ihres Sohnes nur übergroße Angst und Schüchternheit erblickte, dachte trotzdem auf eine scharfe und exemplarische Bestrafung, und so oft sich nach Beendigung des Tanzes ein Männertritt im Zimmer hören ließ, richtete sie sich in voller Majestät empor.

Aber Eduard kam immer nicht; die Polka begann, er blieb aus; zu dem Zorn der Mutter gesellte sich die Besorgniß, es könnte ihrem einzigen Sohne ein Unglück zugestoßen sein. Die Polka nahm ihren Fortgang, im Tanzsaale unter rauschender Musik ausgeführt von einigen vierzig geputzten und geschmückten Paaren, und im Nebenzimmer des Buffets ausgeführt von der kleinen Privatgesellschaft in größter Ausgelassenheit, wozu der neu angeschaffte Punsch das Seinige beigetragen. — — — —

Sogar die schweigsame Stadträthin Schwämmle fand nun das Benehmen des jungen Eduard unbegreiflich, und die Honoratiorentochter that, als sei ihr so etwas in ihrem ganzen Leben nicht begegnet.

Als nun auch die Polka beendigt war und kein Eduard erschien, beschloß die Hofräthin, ihren Sohn aufzusuchen; sie nahm die unglückliche Verlassene an ihren Arm und betrat den Tanzsaal mit erhobenem Haupte und tiefem Schmerz in ihren Zügen. Zuerst spähte sie in den Winkeln des Saales umher; denn sie glaubte nicht anders, als dort ihren Sohn zu finden, zerknirscht in einer Ecke sitzend und still weinend aus Furcht vor dem mütterlichen Zorn.

Der Ballsaal war nicht mehr in der hellglänzenden und jungfräulichen Frische, wie vor einigen Stunden; ein feiner

„Und hatteſt im Grunde gewiß vollkommen Recht, denn ich fühle wohl, daß wir von Spähern Deiner Mutter umgeben ſind. Deßhalb bleibe nicht zu lange.“

„O heute Abend hat es keine Gefahr,“ ſprach er mit herzlicher Stimme, wobei er ſanft ihre Hand auf ſeine Schulter legte, und ihr ſo unmerklich etwas näher kam. „Ich bin in Iſchia geweſen,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „und habe von dort mein Boot über den Golf hinüber heim geſchickt mit meinem Diener, der zu Hauſe ſagen muß, daß ich heute Nacht auf der Inſel bleibe.“

„Alſo darfſt Du nicht nach Haus?“ fragte ſie ein wenig erſchrocken.

„Nein,“ gab er lächelnd zur Antwort, indem er ihr wieder etwas näher rückte. „Wärſt Du eine Italienerin, ſo würde ich Dir ſagen —“

„Ich will nicht wiſſen, was Du mir alsdann ſagen würdeſt.“

„Da Du aber eine kalte, erbarmungsloſe Deutſche biſt, ſo muß ich Dir erklären, daß ich mich von hier entfernen werde, ſobald Dein ſtrenger Befehl mich dazu zwingt, und daß ich alsdann in Wirklichkeit nach Iſchia zurückkehre.“

Es entſtand eine längere Pauſe, in welcher es rings um die beiden Liebenden ſo ſtill war, daß man deutlich das ſchwache Murmeln des Meeres hörte und das ſanfte Wehen des Abendwindes in den Orangenbüſchen, die ein Laubdach über ihren Häuptern bildeten. Zuweilen löste ſich eine duftende Blüthe und fiel herab.

„O Deine Mutter, Gaetano,“ ſagte das junge Mädchen endlich, „macht mir recht viel Kummer. Wenn das anders wäre, ich könnte grenzenlos glücklich ſein.“

„Das wird ja anders, mein Herz,“ erwiderte er ſchmeichelnd, indem er leicht ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib legte. „In das, was geſchehen ſein wird, findet ſie ſich, wenn auch anfäng-

lich ſeufzend. Aber dieſe Seufzer werden ſich bald in Lächeln verkehren. O darüber bin ich vollkomen ruhig. — Gewiß, Francesca, Du weißt, wie ſehr ich meine Mutter liebe; ja ich liebe ſie herzlich und innig; würde ich etwas thun, von dem ich überzeugt wäre, daß es ihr wirklich ſo tiefes Herzeleid verurſachte? — Nein, nein, glaube mir ſicher, die vollendete Thatſache wird ſie anerkennen und gern anerkennen."

Françoiſe hatte ihr Haupt ſinken laſſen und ſagte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „O Gaetano, wenn Du nicht fühlen würdeſt, wie unendlich ich Dich liebe, welch' ungeheures Opfer ich Dir ſchon gebracht und noch bringe, ich wäre das unglücklichſte Weſen! — Und ich bin ſchon ſo recht unglücklich," ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu. — „Ich habe mich an Dich angeſchloſſen mit meinem zu weichen, offenen Herzen; ich zwang mich mit aller Macht, keinen der finſtern Schatten, die man um mich aufſteigen ließ, über unſer Verhältniß herein ragen zu laſſen. Aber die finſteren Geſtalten, die ich mit aller Kraft, deren ich fähig bin, niederhielt, ſtrecken doch zuweilen ihre hohnlachenden Häupter rieſengroß und entſetzlich empor, und alsdann ruft eine innere Stimme, die ich nicht verachten ſollte, mir zu: ich bin betrogen, ich bin verlaſſen, ich werde verloren ſein. — O, das ſind qualvolle Momente."

Sie zog ihre Hände raſch an ſich und drückte ſie vor das Geſicht.

Schon wieder dieſe ſchwarzen Träumereien, Francesca?" bat er flehend. „Und heute wieder, ſo nahe der Stunde, die uns auf ewig vereinigen wird! Sage mir, was haſt Du ſchon wieder? Wie kommen dergleichen falſche Klänge abermals in Dein vertrauensvolles Herz?"

„O es iſt zu vertrauensvoll, ich weiß das ganz genau. Hätte ich das Gemüth meiner Schweſter, ſo würde ich länger geprüft haben."

„Ah, Deine Schweſter!“ gab er mit einem Aufzucken der Lippen zur Antwort. Dann aber hob er den Kopf ſtolz empor und ſagte feierlich: „Ich hätte mich jeder Probe unterworfen und würde ſie beſtanden haben. Das ſchwöre ich Dir zu, zum wie vielten Male,“ ſetzte er achſelzuckend hinzu, „wird Gott gezählt haben. Ich aber wiederhole Dir meinen heiligen Schwur, daß alles klar und recht zwiſchen uns iſt — ſo oft Du ihn hören magſt, meine Franceſca, mein ſüßes, geliebtes Weib, bei allem, was dem Menſchen heilig iſt, bei unſerem Daſein mit ſeinen Freuden, bei der Ewigkeit mit ihrem furchtbaren Ernſt!“

„Gewiß, Gaetano, gewiß?“ rief ſie fragend aus. Und während ſie ihre beiden Arme um ſeinen Hals ſchlang, blickte ſie ihn mit thränenfeuchten Augen an. „Schwöre nicht,“ fuhr ſie erregt fort, „nein, nein, ich will keinen Schwur; ich will nur noch einmal Dein einfaches, gutes Wort; ich will Dir vollkommen vertrauen, und Du wirſt dieſes heilige Vertrauen nicht täuſchen. — Nicht wahr, mein Gaetano, es iſt alles klar zwiſchen uns? Wir dürfen einander angehören? Du biſt frei und unabhängig wie ich? Es darf keine kalte, entſetzliche Hand zwiſchen uns erſcheinen? Es darf keine Stimme das Recht haben, uns zuzurufen: Scheidet, ihr habt Furchtbares begangen! —? — O, das wäre mehr als der Tod!“

Sie ſchluchzte laut auf und ließ dann ihr Geſicht auf ſeiner Schulter ruhen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Blick' auf, Franceſca,“ ſagte Gaetano nach einer längeren Pauſe, während welcher er dem erregten, heftig athmenden Mädchen abſichtlich Zeit vergönnte, ſich zu ſammeln. — „Blick' auf,“ wiederholte er mit lächelndem Munde. „Könnte ich Dir ſo heiter in's Auge ſehen, wenn mein Herz nicht wahr und ehrlich fühlte? Ob ich mich noch frei und unabhängig nennen kann,“ ſetzte er mit einem leichten Schütteln des Hauptes hinzu, „weiß

ich wahrhaftig nicht, denn Du meine ſüße, fremde Eroberin, haſt Deinem Sklaven mächtige Feſſeln angelegt."

„Nicht ſo, nicht ſo!" bat ſie, ihm feſt in die Augen ſchauend und mit leidenſchaftlicher Stimme ſprechend. — „Nicht ſo, Gaetano — nicht ſcherzend ſollſt Du mir Antwort geben; Du weißt, was ich meine, und daran denkend ſollſt Du dem armen Mädchen, das Dir alles geopfert, ehrlich Deinen Blick zuwenden und ihm nochmals wiederholen, während Du die Hand auf Dein Herz legſt: ich bin frei und unabhängig, mich feſſeln keine Bande."

„Nun denn, meine Franceſca," gab er ſanft zur Antwort, indem er die Rechte nach ſeiner Bruſt erhob, „mich feſſeln keine Bande, ich bin frei und unabhängig — gewiß und wahrhaftig, ſo wahr mir Gott helfe!" Dann fuhr er leicht mit der Hand über die Stirn und athmete etwas tiefer als gewöhnlich.

„Amen," ſprach ſie und litt es geduldig, als er ſie feſt in ſeine Arme ſchloß und ſeine Lippen lange auf ihrem vollen blonden, duftigen Haar ruhen ließ.

Nach einer langen ſüßen Pauſe, während welcher ihre Herzen ſchneller geſchlagen, löste ſie ſanft ſeine Hände und behielt ſie in den ihrigen; dann lehnte ſie ihren Kopf an ſeine Bruſt und blickte träumeriſch lächelnd auf den dunkler werdenden Golf, auf welchem die Bilder wohl wechſelten, aber auch jetzt in der Dämmerung nicht aufhörten.

„Sieh dort," ſagte ſie, „jenen ſchwarzen Punkt oberhalb der Brücke des Caſtel del Uovo; über ihm erhebt ſich jetzt ein grauer Rauchſtreifen — das Dampfboot. Ich hatte es mir immer ſo ſchön ausgedacht, Neapel zu Waſſer zu verlaſſen und alsdann, während wir den Poſilipp umführen, noch einmal nach dem ſchönen Geſtade hinauf zu ſchauen, um alle die lieben Punkte, an denen wir ſo vergnügt und glücklich waren, zum letzten Mal recht innig in's Auge zu faſſen. Das wäre bei hellem Tage geweſen," ſetzte ſie mit einem eigenthümlich bewegten Ausdruck der Stimme

hinzu, „während wir jetzt bei Nacht im finſteren Wagen Deinem ſchönen Vaterlande entfliehen. — Doch nein," unterbrach ſie ſich ſelbſt, „keine ſolchen Nachtgedanken; laß es Nacht ſein, wenn wir Neapel verlaſſen, folgt doch darauf der ſchönſte und glücklichſte Tag. Nicht wahr, mein Gaetano?"

„Gewiß, gewiß, mein ſüßes Leben."

„Blicken wir alſo dem Dampfboote ruhig nach," fuhr ſie nach einer Pauſe fort. „Sieh', wie es langſam abfährt, dann aber ſchneller und kräftiger mit ſeinen Rädern die Fluten theilt, zwei lange helle Streifen im Waſſer hinter ſich laſſend. Auf dem Decke bemerkt man ſchwarze Geſtalten; manche gehen hin und her, die meiſten aber drängen ſich an's Steuerruder, um noch einen Blick auf die Stadt zu werfen. Da ſieht man auch weiße Taſchentücher wehen — wir würden es gerade ſo gemacht haben, wenn —"

Gaetano nahm ihr die weitere Bemerkung mit einem Kuſſe vom Munde weg; dann ſagte er: „So werde ich Dich fortan immer beſtrafen, ſobald Du mich quälſt."

Unterdeſſen machte das Dampfboot drunten auf dem ſchon dunkeln Waſſer anmuthig einen Bogen; ſein Schornſtein ſpie dicke, ſchwarze Rauchwolken aus, zwiſchen denen wie Blitze roth leuchtende Funken erſchienen. Die Beiden hörten jetzt deutlich das Geräuſch der Räder durch die Stille des Abends.

Franceſca athmete zuweilen ſo tief auf, daß es wie ein Seufzer klang; ſie hatte ihr Haupt rückwärts an die Mauer gelehnt und litt es geduldig, daß er ſeine heiße Stirn an ihre Schulter legte. —

Jetzt gab der Golf draußen und die weite Landſchaft eines der großartigſten Schauſpiele, die nur ein Menſchenauge erblicken kann. Die Dämmerung geht allmälig und doch ziemlich ſchnell in tiefe Nacht über. Das Dampfboot iſt jetzt bei Sorrent und verſchwindet dann zwiſchen den Vorgebirgen Campanello und Capri. An den helleren Felswänden dort ſieht man nur noch

einen langen Rauchſtreifen wie Nebelduft, der ſich aber auch raſch zertheilt und verſchwindet. Unwillkürlich werden unſere Blicke zu dem Veſuv empor gezogen, der anfängt, in unbeſchreiblicher Großartigkeit zu leuchten. —

Jetzt ſieht man nur auf ſeiner Spitze ein ſchwaches Glimmen, das ſich aber mit einem Mal vergrößert, wie ein Feuer vom mächtigen Windhauche angefacht, rieſenhaft wächst, rings umher einen weiten Leuchtkreis erſcheinen läßt, in dem weiß glänzende, glitzernde Schlangenlinien ſichtbar werden, die ſich von Sekunde zu Sekunde mehren, einen Moment feuergarbenartig emporſtreben, dann Myriaden von Funken ausſprühen, um darauf wieder, wie ſie entſtanden, zur rothen Glut und zu einem ſchwachen Glimmen zuſammen zu ſinken.

Es iſt das keine Eruption, ſondern es iſt nur eine Mahnung des gewaltigen Vulkans, daß es fort und fort in ſeinem Innern ſchafft und kocht und brodelt. Dort, vom Eremiten abwärts erblicken wir jetzt deutlich die letzte Arbeit des Bergrieſen: zwei Lavaſtröme, die am Tage unter der leichten Schlackendecke ſchwarz gefärbt erſchienen, ſchimmern jetzt in einer dunkeln Glut und wunderbar prächtig durch die Nacht und röthen ſelbſt das Meer zu ihren Füßen.

Wohl ſchön iſt dieſer Anblick, ſchauerlich prächtig, faſt unheimlich. Wenden wir jedoch den Blick zur Stadt, indem jetzt bald hier, bald da unzählige Lichter aufflammen, die Häuſermaſſe, von der Nacht bedeckt, wie mit einem ſilbergeſtickten Schleier überziehend.

Darauf ſuchen wir die früher ſo ruhige Meeresfläche; auch dieſe ſcheint von der Luſt nach Licht und Glut ergriffen. Ueberall, wo ein unſerem Auge unſichtbares Boot dahinzieht, zucken geiſterartige bläuliche Phosphorlichter auf, hier in einzelnen Sternen, dort in langen glänzenden Streifen. Ah, wer in dieſem Augenblicke in einem leichten Kahne an der Küſte des Poſilipp fahren

dürfte und dort dem Spiel der Wellen folgen, wie ſie in den zauberiſchen Grotten blitzen und Feuer ſpeien!

Es iſt ein ſeltſames, nächtliches Getriebe rings um uns her; dazu duften die Orangenblüthen ſtärker und die leicht bewegten Blätter erzählen ſich in ihrer eigenen Sprache leiſe flüſternd geheimnißvolle Geſchichten, die zwei liebetrunkene Herzen zu verſtehen im Stande ſind. —

„O Francesca!“ —

„Mein Gaetano!“ antwortete ſie mit leiſer, ängſtlicher Stimme. —

Und jetzt hat das Meer noch andere Bilder. Dort die glitzernden Phosphorſtreifen zeigen uns ein Boot an, das wir, wenn wir ſcharf hinblicken, endlich zu erkennen im Stande ſind. Seine Ruderſchläge ſprühen Diamanten; jede bewegte Welle glänzt von einem eigenthümlichen Lichte. Plötzlich wird eine dunkelrothe Pechflamme unheimlich flackernd ſichtbar; ſie bewegt ſich bis an die Spitze des Bootes und ihr Licht wirft einen langen dunkelrothen Schein in's Meer. In ihrer Glut tritt das Boot tief ſchwarz hervor, ebenſo eine Geſtalt, die vorn auf der Planke ſteht, eine Harpune in der Hand, aufmerkſam in die Flut blickend. Jetzt fliegt die mörderiſche Waffe in's Waſſer, der, welcher ſie geſchleudert, ſteht einen Augenblick regungslos, bis ein hinter ihm ſitzender Schiffer das Boot langſam vorwärts treibt.

Es ſind Fiſcher, die mühſeliger Weiſe ihrem nächtlichen Gewerbe nachziehen; ſie fangen die Cefali und geben uns dabei ein prächtiges Schauſpiel. Dort auf dem Meere glüht eine zweite Flamme, in der Ferne eine dritte und vierte, und wo ſich ein ſolches Boot unter raſchen Ruderſchlägen ſcharf wendet, da erſcheint für uns, die wir mit einiger Phantaſie begabt ſind, ein rieſenhafter Rubin, eingefaßt durch einen Strahlenkranz von Brillanten.

Ah, auch der bis jetzt dunkle Nachthimmel tritt nun mit-

wirkend in das wunderbare Schauſpiel ein. Dort über Torre del Greco, in dem Einſchnitt, den die Sommat mit dem Berge San Angelo bildet, leuchtet ein heller Schein auf; der untere Theil des Veſuv tritt ſcharf als Silhouette hervor, und langſam, in unbeſchreiblicher Klarheit, ſchwingt ſich der volle Mond empor, die Landſchaft mit blauem Lichte übergießend. Dann ſich im Meere wiederſpiegelnd, wirft er über daſſelbe einen langen blendenden Zickzackſtreifen hin, Schein an Schein, ſich jetzt verbindend, ſich jetzt wieder trennend, wie die Welle unter ihm ſteigt und fällt, immer beweglich, immer auf dem dunkeln Waſſer ſchaukelnd, ſo daß es das Auge mit ſeinem unruhigen Strahlen und Glitzern ordentlich blendet, und das Meer, welches in Nacht und Dunkelheit zuſammenſchauerte, jetzt wieder unendlich groß und erhaben erſcheinen läßt.

Die Ufer von Santa Lucia, der Riva di Chiaja ſind Anfangs nur matt erhellt; aber ſchnell treten alle Gegenſtände in bläulicher Beleuchtung hervor und ſcheinen beinahe tageshell; überall glänzt ein lichter Streifen oder ein feuchtes Blatt und unterbricht die Schattentöne, die durch das Undeutliche dem ganzen Bilde eine ungemeine Ruhe verleihen. —

— Ja, tiefe Nacht rings umher. —

Und man höret nur verſtohlen
Das Geflüſter kluger Myrten
Und der Blumen Athemholen. — —

Welch' raſche Bewegung unterbricht dieſe tiefe Stille mit einem Mal? Ein unterdrückter Schrei, ein leiſe, aber innig geſprochenes Wort — ein tiefer Seufzer, dann das Rauſchen von Blättern, an denen Jemand haſtig vorüberſtürzt. —

Dort durch den dunkeln Laubgang, der nach dem Hauſe zurück führt, flieht eine weiße Geſtalt; ihr Gewand ſtreift an tief niederhängenden Lorbeerzweigen, die alsdann emporſchrecken

und deren glänzende Blätter so eigenthümlich im Mondlicht funkeln, daß es ist, als blickten sie mit tausend feuchten Augen zum Himmel empor.

Mich dünkt, von Thränen blinke Luna's Glanz;
Und wenn sie weint, weint jede kleine Blume
Um einen wild zerriss'nen Mädchenkranz.

Siebentes Kapitel.

Ein gebrochenes Herz.

Die weiten und großen Räume des Theaters San Carlo waren an diesem letzten Abend, an welchem die deutsche Sängerin auftrat, mit Menschen überfüllt — eine seltene Erscheinung für die Jahreszeit, wo das Publikum der Sperrsitze und des Parterre's noch weit lieber vor den Kaffeehäusern sitzt oder Eis bei Doncelli verzehrt, als bei dem wunderbaren, angenehmen Abend draußen im dunstigen Innern des Hauses von Lichterglanz und Hitze zu leiden.

Was aber das Merkwürdigste an dieser italienischen Zuhörermasse war: man bemerkte nicht das beständige Aus- und Einströmen, man sah nicht das Haus bei einem langweiligen Akte oder bei einem gewöhnlichen Duett oder Terzett oder einem mittelmäßigen Chor leer werden, um sich erst wieder zu füllen, wenn ein guter Sänger oder eine gefeierte Sängerin zu irgend einer beliebten Arie ansetzte. Auch die Logenbesitzer waren aufmerksam, wie nie, und wenn sie, die deutsche Sängerin, der all' diese Theilnahme galt, auf der Bühne erschien, so sank das laute Geplauder zu einem leisen Gemurmel herab, und wenn Signora

Francesca — ihren harten deutſchen Familiennamen konnte kein Italiener behalten — mit ihrem lieben, weichen Lächeln vortrat, ſo herrſchte Todtenſtille in dem weiten Hauſe.

Dann ſang ſie, wunderbar ſchön, wie ſie nie geſungen, ſtets geſteigert von dem wüthenden Beifallsſturm des Publikums, das ſich dann immer mehr begeiſterte an ihrem unvergleichlichen Geſang, ſo daß eine gegenſeitige Steigerung ſtatt fand, die ſich bei jedem Actſchluß von Seiten des Publikums durch ein nicht aufhören wollendes Hervorrufen Luft machte, ſo wie durch Blumenſpenden, welche ſelbſt hier für Italien in ihrer Maſſe und Großartigkeit an's Fabelhafte grenzten. Dabei vernahm man wenig Händeklatſchen, und nur der Ruf: „brava!“ und „bene!“, tauſendſtimmig anſchwellend, zerriß die Luft, wo nur ein paar Tacte Pauſe dem Publikum erlaubten, ſich hören zu laſſen.

Françoiſe trat nach jeder großen Scene erſchüttert, betäubt, die Lippen zuſammengepreßt und mit Thränen kämpfend von der Bühne hinter die Couliſſen, wo ihre Kammerfrau eifrig beſchäftigt war, alle, welche ſich hinzudrängten, um ihr enthuſiaſtiſche Worte der Verehrung zu ſagen, von der Erſchöpften abzuhalten.

Da ſie in jedem Acte zu thun hatte, ſo ging ſie in der Zwiſchenzeit nicht in die Garderobe und hatte ſich in der erſten und zweiten Couliſſe ſo geſetzt, daß ſie von dem weiten, überfüllten Hauſe nur die beiden Logen ſehen konnte, die ſie intereſſirten.

Das war oben im zweiten Rang ihre Schweſter, gerade unter derſelben Gaetano. Er ſchien allein zu ſein, ohne Mutter, ohne einen Bekannten. Er ſchien, ſage ich, denn zuweilen kam es Françoiſe vor, als horche er auf irgend etwas, was ihm aus dem Hintergrunde der Loge geſagt wurde; ja, zuweilen wandte er ſein Geſicht, wenn auch kaum merklich, auf die Seite, nickte wohl ein klein wenig oder ſchüttelte mit dem Kopfe.

Staub und Duft erfüllte die Räume und verdunkelte die Lichter, welche überhaupt außerordentlich trüb zu brennen schienen.

Der Stadtrath Schwämmle und sein sanfter College betrachteten den Kronleuchter, an welchem die Flammen bald ungewöhnlich hoch flackerten, bald mehr in sich zusammensanken, als gerade nothwendig war; auch brannte das Gas nur hie und da weiß und klar, gewöhnlich aber dunkelroth und mit unheimlichem Feuer.

Tänzer und Tänzerinnen bemerkten dies aber weniger, denn sie wogten während der großen Pause, die jetzt eingetreten war, plaudernd und lachend durcheinander; dort zog eine Schaar Mädchen, sechs bis acht, Arm in Arm, lustig und heiter, und vor ihnen tänzelten junge Herrn und sagten ihnen alle erdenkliche Artigkeiten; hier führte ein alter Herr seine ebenfalls schon ältliche Tochter spazieren und pflichtete derselben vollkommen bei, die Bürgerbälle seien das nicht mehr, was sie früher gewesen: keine gesetzten Tänzer mehr, die sich um gebildete junge Mädchen bekümmerten, sondern nur naseweises junges Volk, kaum der Ammenstube entwachsen, eine wahre Kleinkinder-Bewahr-Anstalt.

In der Mitte des Saals trieb eine stattliche Mutter mit stolz erhobenem Haupte ihre vier erwachsenen Töchter vor sich her. Diese hatten ebenfalls den Kopf hoch und stolz erhoben, und wie alle fünf dahinzogen in ihren weißen, bauschigen Kleidern, hätte man sie für Schwäne halten können, wenn sie schweigsamer gewesen wären.

Weiter hinten bemerkte man eine Anzahl junger Damen, welche zu zwei und zwei in einer Reihe hinter einander giengen und durchaus keinen der jungen Herrn zu beachten schienen; jetzt aber wurden die ersten von mehreren Tänzern angeredet und blieben plötzlich stehen; die nachfolgenden hätten ganz gut an der Gelie vorbei gekonnt, aber sie blieben auch stehen und prallten für die ersten an, und die dritten prallten an die zweiten, und die vierten an die dritten und so fort; es war ein Anprallen, ein

Beunruhigendes fand sie gerade nichts darin; wenigstens wurde es ihr leicht, eingedenk der gestrigen Unterredung, alle trüben Gedanken zu verscheuchen. — Wenn Jemand da ist, sprach sie zu sich selber, so wird es die Marchesa sein, die sich dem Publikum nicht zeigen will. — Und wenn sie dabei bedachte, daß sie am heutigen Abend in der That vortrefflich sang und daß die Mutter ihres Gaetano sie hören — ja, und bewundern müßte, so fühlte sie ihr Herz im Busen schwellen, und das wirkte gerade so auf sie ein, wie der Beifallssturm des Publikums.

Ja, es war Jemand bei ihm in der Loge; nur einen Augenblick war so eben hinter dem seidenen Vorhang, der etwas zugezogen war, ein kleiner weißer Handschuh erschienen und die Idee eines Armes, um den Brillanten blitzten und der mit heller Seide und Spitzen umhüllt schien.

Warum durchzuckte sie der Anblick dieser kleinen Hand so eisig kalt? Warum mußte sie, deren Brust sich heute Abend so völlig unbeschränkt und frei erhob, nun auf einmal einen Moment heftig nach Athem ringen? Warum preßte sie ihre Hand auf das Herz und fühlte sich glücklich, mehrere lange Scenen vor sich zu haben, ehe sie wieder auftreten mußte?

Und wenn sie sich nicht geirrt, wenn es wirklich der Arm und die Hand einer Dame gewesen, die dort blitzähnlich erschienen und verschwanden, wenn — o mein Gott nein! — flehte sie, warum diese finstern entsetzlichen Gedanken? Hat er mir nicht gestern noch feierlich geschworen, und glaube ich ihm nicht unbedingt? Und jene Frau in der Loge — wird es nicht seine Mutter sein? O, sie war schon mehrmals da; ich habe sie öfters gesehen. Und was sollte sie, wahrscheinlich noch keine alte Frau, abhalten, Brillanten und helle Seide zu tragen? — Aber wenn es anders wäre? — O nein, nein, nur jetzt nicht so entsetzliche Gedanken! — Liegt denn aber ein Verrath seinerseits so gänzlich außer dem Bereich der Möglichkeit? — Nein, nein! —

Doch wozu dieſe entſetzliche Selbſtquälerei? Muß nicht der heutige Abend alles entſcheiden? — Und er wird entſcheiden. — Wird er ſich nicht dir zu Liebe losreißen von ſeinem Vaterlande, von ſeiner Familie, dir folgen von dem geliebten heitern Meeresgeſtade hinweg nach dem für ihn ernſten und kalten Norden? — Ja, wird er? Wenn er aber heute Abend vor dich hinträte, wenn er dir ſagte: ich kann heute Neapel nicht verlaſſen, laß mir Zeit bis morgen, bis übermorgen — wenn er Ausflüchte ſuchte? O nein, nein, fort mit dieſen Gedanken! Fort, fort, er hat es mir feierlich zugeſchworen, daß ich glücklich ſein ſolle — ſein dürfe! —

Sie trat einen kleinen Schritt vor aus dem tieferen Schatten in das Halbdunkel zwiſchen den Couliſſen und erhob ihre Augen nach ſeiner Loge. Ah, auch er ſchaute herunter, er drückte die Hand feſt auf ſein Herz, ſeine Blicke flammten voll Liebe und Glück.

So ging die Vorſtellung vorüber; der letzte, beinahe nicht enden wollende Beifallsſturm brauste gewaltig durch das Haus, und Françoiſe trat erſchöpft in ihre Garderobe, wo die vielen Blumen in Kränzen und Bouquets, die man dort aufgehängt, ſo betäubend dufteten, daß man die Fenſter öffnen mußte.

Roſa trat erregt ein, ſchloß die Schweſter in ihre Arme und drückte einen langen und innigen Kuß auf deren weiße Stirn.

Françoiſe, die ſich niedergeſetzt hatte, ſchaute mit einem unbeſchreiblich guten und kindlichen Blicke zu ihr empor und fragte beſcheiden: „Nicht wahr, ich habe es ordentlich gemacht?“

„Du haſt es ſo gemacht,“ gab Roſa leiſe zur Antwort, „daß ich tief ergriffen war, wie alle Zuhörer, aber auch ſo, mein Herz, daß Dir jetzt die größte Ruhe nothwendig iſt, ſonſt würdeſt Du Dich unfehlbar aufreiben.“

„Ja, Ruhe und Glück,“ ſagte Françoiſe mit leuchtenden Augen.

„Ruhe und Glück," wiederholte Roſa mit einem wehmüthigen Blicke, den ſie aber vor der Schweſter verbarg.

Signor Bertolini ließ ſich melden und trat ein, in der Hand ein Bouquet aus den koſtbarſten und ſeltenſten Blumen, unter Aeußerungen des höchſten Entzückens, des Glückes für San Carlo, dann aber unter Ausrufungen des tiefſten Bedauerns und eines leichten Anfluges der Verzweiflung, wenn er bedenke, daß es ihm noch nicht gelungen ſei, einen Contract für die nächſte Saiſon mit Signora Franceſca zu Stande zu bringen; und daß er für ſeine finſtere Zukunft nicht das Geringſte habe, als einige ſehr kleine Hoffnungen.

„Aber Eines müſſen Sie mir verſprechen," rief er mit einer ausdrucksvollen Pantomime und einem ſchmerzerfüllten Blicke, welchen er der Decke der kleinen Garderobe gönnte, „Eines müſſen Sie mir feierlich geloben: in der nächſten Saiſon an keinem anderen italieniſchen Theater zu ſingen, wenn Sie San Carlo felice oder vielmehr," rief er mit Pathos aus, „San Carlo infelicissimo verſchmähen."

„Darauf gebe ich Ihnen meine Hand," ſagte Françoiſe milde, lächelnd, und reichte ihm die kleine Rechte dar, welche Signor Bertolini zuerſt an ſein Herz, dann an ſeine Augen und zuletzt an ſeine Lippen drückte, worauf er in überwallender Rührung mit einem vielſagenden Blicke zur Thür hinausſtürzte.

Françoiſe blickte ihm nach und ſprach ſo leiſe, daß es nur die Schweſter hören konnte: „Der gute Bertolini! Ich hätte gern Abſchied von ihm genommen und will ihm auch heute Abend noch ein paar Zeilen ſchreiben. Es würde ihn tief ſchmerzen, wenn er morgen nach San Antonio hinaus käme und uns nicht mehr fände." —

Gaetano kam nicht nach dem Schluſſe der Vorſtellung, wie er ſonſt wohl zu thun pflegte, und wenn das für heute Abend auch zwiſchen Beiden ſo verabredet war, ſo konnte ſich Françoiſe

doch nicht enthalten, ſo oft ſich Jemand der Thür näherte, ihr Auge dorthin zu wenden.

Endlich verließen die beiden Schweſtern das Haus, und als ſie draußen auf der Treppe ſtanden, ſchaute die Sängerin mit einem innigen Blicke zurück und ſagte: „Ich muß doch mit einem guten Gedanken von San Carlo Abſchied nehmen, wer weiß, ob ich ſeine grauen Mauern wiederſehe, dieſe grauen Mauern, in denen ich ſo viel Glück erlebt, in denen ſich ja das ganze Schickſal meines Lebens gewendet. — Lebt wohl, ſollte ich euch wieder ſehen, ſo will ich es gewiß nicht unterlaſſen," ſetzte ſie innig bewegt hinzu, „wieder auf dieſe Stelle zu treten, meine Hand an den kalten Stein zu legen und mich — hoffentlich froh und glücklich — des heutigen Abends zu erinnern. — Lebt wohl."

Vor der Thür ſtanden noch Gruppen beiſammen, Verehrer der großen Künſtlerin, riefen ihr Evviva nach und warfen Blumen in den davonrollenden Wagen.

Die Straßen Neapels glänzten und flimmerten voll Lichter, die vor den Thüren der Kaffeehäuſer brannten, auf den Schenkbuden der Eis- und Limonadenverkäufer oder an den dampfenden Maccaronikeſſeln und ſonſt überall, wo etwas Trink- und Eßbares verkauft wurde. Die wunderbar laue Nachtluft begünſtigte das Straßenleben, Maſſen von Spaziergängern wandelten hierhin und dorthin, und die dumpf rollenden Räder des Wagens zerriſſen hier auf Augenblicke ein geſungenes Lied, dort das Geklimper einer Mandoline oder die pathetiſchen Worte eines Improviſators, der auf dem Quai beim Scheine einer Papierlaterne in einem Kreiſe aufmerkſamer Zuhörer ſaß.

Auf Santa Lucia daſſelbe lebendige Treiben. Eine Nacht wie die heutige iſt der Tag der Neapolitaner; zwiſchen Hunderten von kleinen Lichtern und Lampen werden Eßwaaren aller Art feil geboten. Welch' buntes Durcheinander: die Haufen goldgelber Orangen, die in allen Farben ſchillernden Fiſche, das zitternde

Licht auf den Flaſchen und Gläſern, dazwiſchen die verſchiedenartigſten Töne, die rufenden Stimmen der Verkäufer, Singen und Lachen, der eigenthümlich klappernde Ton der Metallſchalen, mit dem die Eiswaſſer-Verkäufer ihre Waare anbieten, das Summen der auf- und abwandelnden Menge, das dumpfe Rollen der Wagenräder auf den breiten Lavaplatten.

Françoiſe blickte nachſinnend auf dieſes bunte, glänzende, wechſelvolle Getreibe; ſie dachte an ihre Abreiſe in dieſer Nacht, ſie wollte alles das ihrem Gedächtniß noch einmal tief einprägen, ſie wollte Abſchied nehmen von all den Gegenſtänden, die ihr Auge ſo oft erfreut, von allen zuſammen und von jedem insbeſondere.

Roſa hatte ihre Hand in die der Schweſter gelegt, ſie fühlte ſich angegriffen, faſt betäubt von dieſem wilden, nächtlichen Straßenleben; ihr Herz zuckte ſchmerzlich zuſammen, wenn ſie daran dachte, mit welchen Gefühlen ſie hieher gekommen und was ſie hier ſchon erfahren, was die nächſten Tage bringen würden, die ſie nicht mit demſelben Glück, mit derſelben Heiterkeit erwarten konnte, mit der Françoiſe noch der Zukunft gedachte. Jetzt noch ſeufzte ſie ſchmerzerfüllt und dachte, während ſich ihre Lippen feſt auf einander preßten: wenn es ſo kommen wird, wie helfe ich der Unglückſeligen über dieſe ſchwere, entſetzliche Stunde?

Sie ließ ihren Blick über die See zu ihrer Linken dahin ſchweifen.

Dieſe lag da, ſo ruhig und ſtill athmend, ſo behaglich unter dem Silberbande, welches der Mond gleich einer Feſſel über ſie geſchlungen. Sie trug leiſe murmelnd ihre Fluten an das Geſtade, die nach einem leichten ſpielenden Anſchlage dann wieder zurückglitten, um ſich nach wenigen Augenblicken abermals dem Lande zu nähern — ein beſtändiges, einförmiges Spiel, dem man doch ſo gern zuſieht und zulauſcht. — Ach, ſie erzählen ſo hübſch, die anprallenden Wellen; man muß nur Sinn dafür haben und ſie verſtehen.

Wie das Straßenleben am Tag, so verliert auch das der Nacht von seinem lebhaften Charakter, wenn man die Chiaja erreicht hat. Die Villa Reale liegt schon ganz einsam, der Mond möchte gern eindringen auf die tiefschattigen Wege und Ruheplätze, aber die Blätter der Bäume leiden das nicht, sie kennen den lockeren, alles betastenden Gesellen wohl und haben das Recht, das ihnen Anvertraute, so viel sie können, vor seiner Berührung zu schützen. — Dort hat er sich eingeschlichen, und wie lüstern schmiegt er sich an jene Marmorfigur an, Lichter aufsetzend, wo es unnöthig ist, und Partieen erhellend, welche der Künstler absichtlich in Schatten gestellt.

Hier liegen die großen Paläste schon still und träumend da, und die mit silbernem Glanz erfüllten Fenster blicken melancholisch auf die funkelnde See. Aber auch sie erlöschen eins nach dem anderen, wie der Mond wechselnd seine Bahn dahinzieht, und in wenig Stunden werden sich auf den weißen Trottoirplatten dort die zackigen Dächer der Häuser in schwarzen Schattenbildern abzeichnen.

Die Mergelina ist wieder etwas belebter; hier und da erfreuen sich die Fischerfamilien, vor den Thüren ihrer Bassi sitzend, der entzückenden Nacht. Vater und Brüder sind vielleicht eben nach Hause gekommen — ja, richtig, dort sind noch ein paar kräftige Gestalten beschäftigt, den Nachen an's Land zu ziehen und umzukehren. Die von der Seefahrt Ermüdeten sitzen rittlings auf einer langen Bank, die Foglietta steht vor ihnen, auch Salami und cacio cavalo nebst Brod, und nun werden die einfachen Abenteuer der Meerfahrt erzählt. Ein halberwachsener Bursche lehnt an der Mauer des Hauses, hat den Kopf gegen dieselbe gestützt und denkt allerlei, während er aus der kurzen Pfeife raucht. Neben ihm, im hellen Licht des Mondes, sitzt eine jugendlich volle Mädchengestalt; sie hat den Kopf mit dem edelgeschnittenen Gesicht erhoben, und ihr großes Auge leuchtet eigen-

thümlich im Doppelglanze des Mondes und der eigenen ſammtſchwarzen Augenſterne. Sie ſingt:

La notta tutto dormeno,
E io che buò dormire
Pensanno a Nenna mia
Me sent' ascevoli
Li quarti d'ora sonano
A uno a doje e tre,
Jo te voglio beno
E tu non pienz' a me.

Wir rollen raſch dahin, an mehr ſolchen Gruppen vorüber, die ſich alle gleichen und von denen doch jede wieder ein ganz anderes, aber ſtets intereſſantes und belebtes Bildchen liefert.

Endlich hält der Wagen am bekannten Aufgange zur Villa Cedronia, der Bediente öffnet den Schlag und die beiden Schweſtern ſteigen aus.

„Komm, ſtütze Dich auf meinen Arm," ſagte Françoiſe lächelnd zu Roſa, welche ernſt an ihrer Seite dahin ſchritt. „Ich fühle mich heute ſo frei, ſo leicht, ſo muß es Jemand zu Muth ſein, der Schwingen hat und aufſliegen kann."

Sie ſchritten über die Rampe hinweg, ſie hatten bald die Terraſſe erreicht, und freundlicher Lichterglanz drang aus der geöffneten Hausthüre hervor und vermiſchte ſich draußen eigenthümlich mit dem Scheine des Mondes. Die kleine, ſonſt ſo heimliche Wohnung der deutſchen Sängerin, anmuthig durch ihr Talent, überall kleine niedliche Plätze zu ſchaffen und dieſe oft durch die unbedeutendſten Dinge zu verzieren, ſah ſchon recht zerſtört aus. Hier war faſt alles eingepackt, und was zurückblieb, ſtand begreiflicher Weiſe in Unordnung umher. In dem Vorplatze des Hauſes ſah man ein paar Reiſekoffer, die da bereit ſtanden, um auf den Wagen geſchraubt zu werden; größere Maſ-

ſen Gepäck waren ſchon vor ein paar Tagen mit dem Dampfer nach Genua geſchickt worden.

Roſa begab ſich in ihr Gemach, und auch Françoiſe trat in das ihrige, um ihr nach dem abgeworfenen Coſtume leichter gewordenes Gewand mit einem ſchwarzen Reiſekleid zu vertauſchen. Ihre Kammerfrau hatte hierzu alles vorbereitet, und ſo wäre die Toilette ſehr raſch von Statten gegangen, wenn nicht Françoiſe einmal über das andere ſich gegen das Fenſter gewandt hätte, den Vorhang ein wenig bei Seite geſchoben, um auf die faſt taghell erleuchtete Rampe zu blicken.

„Mademoiſelle nehmen jedenfalls ihren leichteren Shawl,“ ſagte die Kammerfrau, „und werde ich den Mantel, der in der Morgenfrühe nothwendig iſt, an den Wagen bringen laſſen.“

Lag bei dieſen Worten etwas in der Stimme der Franzöſin, was Françoiſe befremdete und ihre Aufmerkſamkeit erregte? — Sie wandte raſch ihr Geſicht gegen die Dienerin, welche ſich aber in dieſem Augenblicke an einer geöffneten Schublade zu ſchaffen machte.

„Biſt Du mit Deinen Abſchiedsbeſuchen fertig geworden?“ fragte ſie gütig. „Ich habe Dir ſo viel Zeit wie möglich gelaſſen. Ich hoffe ſo und wünſche Dir, gute Jeanette, daß Du vor Deiner Abreiſe hier keine feſten Bande zu löſen gehabt haſt. Oder hätte ich mich geirrt?“ fuhr ſie mit einem Ausdrucke des Erſtaunens fort, als ſie die rothgeweinten Augen des Mädchens erblickte. — „Jeanette, haſt Du Kummer?“ ſagte ſie darauf herzlich. „Sei offen, wie Du es immer gegen mich geweſen.“

Die Gefragte ſchüttelte mit dem Kopfe, doch ſprach das Auf- und Abwallen ihres Buſens deutlich für eine heftige Bewegung ihres Innern. — „Ich habe keinen Kummer,“ erwiderte ſie mit leiſer Stimme, „gewiß nicht.“

„Aber Du haſt geweint?“

„Das leugne ich nicht, die Arbeiten der letzten Tage, die —

Aufregung — meiner Nerven; ich fühle — daß ich — mich lächerlich mache — und wenn mir — Mademoiſelle zürnen ſollten — bei Gott! — ich kann meine Thränen nicht zurückhalten."

Damit drückte ſie heftig ihre Hände vor das Geſicht und weinte laut und bitterlich.

„Meine gute Jeanette," ſagte Françoiſe ſchmeichelnd, „weine nur, wenn es Dich erleichtert; auch mir ſchnürt der Abſchied von hier das Herz zuſammen, und nur die übergroße Spannung, in der ich mich befinde, hält mich aufrecht. Ich bin überzeugt, wenn ich ſpäter im Wagen ſitze, weine ich auch reichliche Thränen."

„O möchten es Thränen der Freude ſein, wie Sie verdienen!" rief das Mädchen mit zitternder Stimme.

„Ich hoffe es, bei Gott, meine gute Jeanette, und Du wirſt ſehen, wir alle gehen einer ſtill glücklichen, frohen und heiteren Zeit entgegen."

Die Franzöſin faltete langſam ihre Hände vor dem Geſicht und ließ dieſelben alsdann an ſich herabgleiten. Ihr Geſicht war bleich, aus ihren weitgeöffneten Augen rannen die Thränen, dann mit einem Male neigte ſie das Haupt, ihre Geſtalt ſchien zuſammenzubrechen, und ſie ſank zu den Füßen ihrer Herrin nieder, nicht willenlos, ſondern in aufgelöſtem, tiefem Schmerze, dem ſie dadurch einen bezeichnenden Ausdruck verlieh, daß ſie die herabhängende Hand der jungen Dame ergriff, ſie an ihre Lippen drückte und krampfhaft mit unzähligen Küſſen bedeckte — „O," ſchluchzte ſie dazwiſchen, „ſie ſind ſo gütig, ſo mild und freundlich gegen alle Welt, daß Ihnen — die Vergeltung — nicht fehlen kann! — Sie müſſen — noch — glücklich werden — oder es gibt — keine Gerechtigkeit — im Himmel."

„Das hoffe ich auch," verſetzte Françoiſe ſanft lächelnd, und nicht nur ich, ſondern wir alle. — Beruhige Dich, Jeanette, ſei nicht kindiſch, ſtehe auf. — Was ſoll man davon denken? Hörſt Du, es kommt Jemand."

Und wirklich näherten ſich leiſe Tritte der Thüre; es wurde beſcheiden angeklopft, und als Françoiſe rief: „Nur herein!“ öffnete ſich dieſelbe, und der italieniſche Bediente, der herein ſah, meldete: „Der Herr Marcheſe iſt im Salon.“

Françoiſe eilte dorthin.

Gaetano ſtand am Fenſter und blickte in die helle Nacht hinaus. Bei dem Rauſchen des ſeidenen Kleides wandte er ſich um, trat raſch auf das junge Mädchen zu und reichte ihr beide Hände.

Sie blickte ihm in's Geſicht und fand etwas in ſeinen Zügen, was ſie befremdete. Wohl lag ein Lächeln um dieſelben, aber ſeine Augen ſchienen ernſt umflort.

„Was iſt, Gaetano,“ rief ſie unwillkürlich mit lauterer Stimme, als ſie gewollt. — „Du haſt mir eine Nachricht mitzutheilen. — Was iſt vorgefallen?“

„Wenig und viel,“ ſagte er achſelzuckend, „nichts und alles.“

„Mein Gott, du erſchreckſt mich! — Müſſen wir uns beeilen? Müſſen wir fliehend Neapel verlaſſen?“

Er ſchüttelte langſam den Kopf, dann ſchlang er ſanft ſeinen Arm um ſie, um ſie nach einem Sopha zu führen, wo er ſie bat, niederzuſitzen. Er nahm vor ihr auf einem kleinen Stuhle Platz.

Françoiſe hielt ihre beiden Hände vor die Bruſt gepreßt und athmete raſch und ſchwer. Sie las in ſeinen Zügen, daß er ihr etwas von Wichtigkeit mitzutheilen habe, und wie die Verhältniſſe nun einmal ſtanden, war Wichtiges und Unangenehmes faſt gleichbedeutend.

„Du bringſt nichts Gutes, Gaetano,“ ſprach ſie leiſe, „ich leſe das in Deinen Zügen.“

„Dann lügen meine Züge,“ gab er lächelnd zur Antwort. „Glaube mir, Franceſca, oder ich muß ſie Lügen ſtrafen. Allerdings habe ich Dir etwas mitzutheilen, was Dich überraſchen wird, wie es mich im erſten Augenblicke überraſcht hat. Aber

Lachen und Kichern, das höchſt amuſant war — „und wie bin ich erſchrocken!“ ſagten die Einen, „und wie haben ſie mich geſtoßen!“ ſagten die Andern, und das gieng ſo fort, bis ſämmtliche Damen mit ſämmtlichen Herrn, die ſich hier zufällig begegneten, in ein eifriges Geſpräch verwickelt waren.

Aber Eduard kam immer nicht. — — —

Die Pauſe war vorüber, der Staub durch ausgeſprengtes Waſſer niedergeſchlagen, und die unglückliche Mutter ſuchte immer noch vergeblich ihren Sohn; da fügte es das Schickſal, deſſen unerbittliche Hand ausgeſtreckt über dem Haupte der Menſchen ſchwebt und unberufen und oft ſchrecklich die Zügel des Lebens erfaßt oder den Schleier von ſchauerlichen Thaten hinwegzieht, — da fügte es das Schickſal, daß die Hofräthin auf einen Knäul von Herren aufmerkſam wurde, die in eifrigem und leidenſchaftlichem Geſpräche an der Eingangsthür des Saales ſtanden, dort, wo es zum Buffet hineingeht, und es fügte ſich ferner, daß aus dieſem Knäul der Stadtrath Schwämmle mit erhitztem Geſicht heraustrat und auf die Hofräthin zuſchritt, ſie im Namen der Geſellſchaft feierlichſt erſuchend, dem Benehmen ihres Sohnes Einhalt zu thun, der im Begriffe ſei, etwas Entſetzliches zu begehen.

Ahnungsvoll, aber gefaßt, trat ſie näher, und wie die Schaaren der Erwachenden am jüngſten Tage ihre dichten Reihen dem Engel des Gerichts öffnen, ſo öffnete ſich der Knäul der jungen Herrn im Ballſaal vor der heranſchreitenden zitternden Mutter, und ſie ſah das Entſetzliche, ſie ſah das namenloſe Unglück, die Schmach, welche ihr Sohn ihrem Namen, ja, der ganzen Bürgergeſellſchaft angethan! — —

Der junge Eduard ſtand in der Eingangsthür zum Buffet mit ungeheuer freundlichem und lächelndem Geſichtsausdrucke, und an einem Arme hatte er die ſich ſträubende Putzmacherin, an dem andern Arm die ſich ebenfalls ſträubende Nähterin, und obendrein hatte er das Gräßliche begangen, dem Stadtrath Schwämmle

Schlimmes iſt es nicht, beim allmächtigen Gott! Es iſt das Beſte, was ſich für uns ereignen kann. Meine Mutter —"

„O, Deine Mutter," unterbrach ihn raſch das Mädchen; „wenn die Marcheſa im Spiel iſt, ſo fürchte ich, es handelt ſich für mich um nichts Gutes."

„Willſt Du mich ruhig anhören, Franceſca," bat er. „Was ich Dir mittheile, iſt in der That wichtig. Doch mußt Du mir ſchon ein paar Minuten gönnen; ich kann mich nicht in zwei Worten ausſprechen."

„Ich höre, Gaetano."

„Du weißt, Franceſca," begann er, „mit welcher Umſicht ich alles zu unſerer Abreiſe vorbereitete; Du weißt, daß ich mir die nöthigen Papiere, Diſpens und alles verſchaffte, um ſogleich in Rom mit Dir getraut zu werden."

„So ſagteſt Du mir."

„Alles das zu beſorgen war um ſo ſchwieriger für mich, da da es im Geheimen geſchehen mußte, und nur durch die Hülfe mächtiger Freunde ward es mir möglich, die ſich täglich neu aufthürmenden Schwierigkeiten zu beſeitigen. Doch ſo ſtill und geheim auch dieſe Vorbereitungen getroffen wurden, ſo bemerkte ich doch ſchon vor einigen Tagen zu meinem Schrecken, daß meine Mutter, wenn auch nur im Allgemeinen, von unſerem Plane in Kenntniß geſetzt war. Sie hatte ihre gut beſoldeten und ſehr geſchickten Späher und Agenten; man ſah mich hier und dort an auffallenden Orten, bei Behörden und Kanzleien; Unterbeamte, die nicht verſchwiegen waren, ließen Worte über mein Vorhaben fallen, — genug, meine Mutter hatte am heutigen Vormittage eine Unterredung mit mir, bei welcher ich aus ihren Worten erfuhr, daß ihr meine Abſicht, heute Nacht Neapel zu verlaſſen, bekannt ſei."

Françoiſe machte eine raſche Bewegung; ihre Geſichtszüge hatten ſich verändert, waren furchtbar ernſt geworden, ſie drückte

ihre Rechte tief in die Kissen des Sopha's und schaute den jungen Mann mit starren Blicken an.

„Ihrer klar ausgesprochenen Darlegung gegenüber," fuhr er fort, „konnte und wollte ich nicht leugnen. Ich sagte ihr einfach, es sei so, setzte aber hinzu, nichts vermöge meinen Entschluß zu erschüttern. — O meine Francesca," sprach er nach einer Pause mit weicher Stimme, „in dem Augenblick, wo ich das gesagt, fühlte ich mich fest gegen eine ganze Welt und bedachte nicht, welche Kraft die Thränen, die flehenden Bitten einer Mutter haben. Hätte sie mir heftig geantwortet, wie früher bei ähnlichen Veranlassungen, hätte sie Worte über Dich, die Geliebte meines Herzens, über mein Weib fallen lassen, wie es sonst ihr ungerechter Zorn, ihr Stolz ihr wohl eingegeben, nichts hätte meinen Entschluß ändern können, nichts hätte mich zu einem Versprechen vermocht."

„Ah, Gaetano, Du gabst Deiner Mutter Versprechungen?"

Er machte eine Bewegung mit der Hand, als bäte er sie, ihn nicht zu unterbrechen. „Meine Mutter," sagte er, „war tief ergriffen; erschüttert, aufgelöst in Thränen beschwor sie mich, sie nicht zu verlassen, ich, ihr einziger Sohn, ich, ihr Trost, ihre Stütze! — Und welche Entschädigung, Francesca, glaubst Du wohl," fuhr er mit leuchtenden Augen fort, „daß sie mir versprach? Ihre verdoppelte Liebe, ihren Segen und — Deine Hand!" rief er freudig. „Ja, Francesca, ihr Herz ist erweicht, sie will Dich sehen."

„Ah, sie will mich sehen?" fragte das junge Mädchen, ohne ihren starren Blick zu verlieren; und dabei klang ihre Stimme schwach und tonlos. — „Sie will mich sehen, morgen oder übermorgen, oder vielleicht in den nächsten Tagen? — Wann es ihr gefallen wird?"

Gaetano schaute sie erstaunt an. „Ich begreife Dich nicht recht, Francesca," sprach er nach einer augenblicklichen Pause; „ich

höre wohl Deine Worte, aber ich ſehe an Deinen Blicken, daß Du mit Deinen Gedanken ganz wo anders biſt. — Höre mich, Francesca," bat er ſchmeichelnd.

„Ich habe Dich ja gehört," rief ſie ſchmerzlich bewegt, und ein Thränenſtrom benetzte ihre Wangen; „ich habe Dich gehört und verſtanden. Du frugſt mich, wo ich mit meinen Gedanken ſei. Nun, wo konnten ſie ſein, als bei der Fortſetzung eines Traumes, der mich ſo glücklich gemacht? — Ich athmete frei auf, in Gedanken nämlich, als ich Neapel hinter mir hatte, als Du auf der erſten Station meine Hände ergriffeſt — ſo träumte ich — und nun in voller Wahrheit zu mir ſagteſt: jetzt ſind wir frei und unabhängig — fort, fort, unſerem Glücke entgegen!"

„Und dieſer Traum wird und muß ja zur Wahrheit werden, meine ſüße Francesca; nur ein paar Tage ſpäter vielleicht werden wir Neapel verlaſſen, dafür aber auch begleitet von dem Segenswunſche meiner Mutter. — Iſt das nicht eine kleine Zögerung werth?" ſetzte er im Tone eines leichten Vorwurfs hinzu.

Das Mädchen athmete ſchwer und ſchluchzte leiſe, da ſie ihre Thränen mit Gewalt zurückdrängte. Sie nickte mit dem Kopfe; ſie ſagte: „Ja, ja, Gaetano, wenn das alles ſo geſchieht, wenn Deine Mutter uns ſegnet, dann iſt freilich alles beſſer und ſchöner. — Wenn aber —"

„Und was, meine ſüße Francesca?"

„Verzeihe mir," gab ſie kopfſchüttelnd zur Antwort, ich bin ſo ſchwach heute Abend, ſo aufgeregt. Die große Rolle hat mich angegriffen, und dann hatte ich auch in der That all' mein Denken, alle meine Wünſche darauf concentrirt, heute Nacht San Antonio und Neapel zu verlaſſen. Du weißt, Gaetano," ſagte ſie unter Thränen lächelnd, „wenn wir Frauenzimmer einmal einen Entſchluß gefaßt haben, und er wird nicht ausgeführt, ſo gibt es feuchte Augen. — Darum verzeihe mir."

„Was habe ich Dir zu verzeihen, Françoiſe?" verſetzte er,

ihre beiden Hände ergreifend. „Kam ich doch selbst mit schwerem Herzen hieher, und war es mir hart, von einem wenngleich kurzen Aufschub unseres Glückes zu sprechen. — Aber Du bist mein verständiges Mädchen, und wenn Du heute Nacht geschlafen hast, so wirst Du morgen früh einsehen, daß sich nur so unser Glück fest begründen läßt.

Sie preßte ihre Lippen auf einander und blickte kopfnickend zu Boden.

„Wie ich mich darauf freue," plauderte er vergnügt weiter, „wenn Du meiner Mutter gegenüber stehen wirst, wenn sie Dich betrachtet, wenn sie mir zuwinkt, um mir anzudeuten, daß sie auf ihre Schwiegertochter stolz sein muß! Dann wirst Du sehen, Francesca, gefällt Dir auch Neapel wieder, all' das Schöne, das wir dann zusammen sehen und genießen. — Und was für Augen Herr Bertolini machen wird, wenn er mit seiner Erneuerung des Contractes kommt! O alles das zu sehen und zu erleben, Francesca, ist doch besser, als Neapel so bei Nacht und Nebel zu verlassen!" —

So bei Nacht und Nebel. — Die Worte schnitten in dieser dunklen Stunde tief in ihre Seele.

— — — — — — — — — — — — — —

Bei dieser Unterredung in einem Salon der Villa Cedronia, der sich zu ebener Erde befand, standen die Fenster offen, wie dies Abends meist der Fall war, und da sich Rosa — wir wollen gestehen nicht ohne Absicht — vor die Thüre des Hauses gesetzt hatte, so war ihr kein Wort des innen geführten Gesprächs entgangen. Dabei stellte sich ihre lebhafte Phantasie seinen Gesichtsausdruck noch anders vor, als er in Wirklichkeit war; sie sah ihn, wie er die arme Schwester lauernd betrachtete, wie sein finster zusammengezogener Mund lächelte, wenn sie empor blickte. Sie wog alle seine Worte schwer ab, und jedes derselben hatte für sie einen doppelten und gehässigen Sinn. Sie hatte ihre

Arme über einander gelegt und drückte sie fest gegen ihre heftig athmende Brust. Zuweilen schlugen ihre Zähne leicht auf einander, alsdann aber warf sie trotzig die Oberlippe auf und ihre dunkeln Augen leuchteten.

Es kam Jemand die Rampe hinauf — eine weibliche Gestalt. Es war Jeanette, sie bewegte sich in dem Schatten, den der Vorsprung des Daches auf die Terrasse warf, zu Rosa hin und flüsterte ihr in's Ohr: „Dort auf der Mergelina hält der Wagen des Marchese, und —"

„Sprich weiter!"

Die Kammerfrau schüttelte heftig mit dem Kopfe, und als Rosa sie erstaunt anblickte, bemerkte diese, wie die Augen Jeanettens voll Thränen standen und wie sie gewaltsam ihre Zähne aufeinander biß.

„Nie, nie werde ich mehr darüber sprechen," sagte sie leise und flüchtig und eilte, die Hände ringend, in's Haus.

Rosa erhob sich von ihrem Sitze; sie that einen tiefen Athemzug, dann strich sie leicht über ihr Haar und richtete ihre großen, dunklen Augen gen Himmel. Alle Bewegung von vorhin war aus ihrem Gesichte gewichen; dasselbe erschien im Wiederschein des Mondes wie das eines edel geformten Marmorbildes: ruhig, ernst, unbeweglich.

Sie trat einen Augenblick in den Vorplatz des Hauses und erschien gleich darauf wieder, an ihrer Seite den italienischen Bedienten. Im Dahinschreiten über die Terrasse schlang sie ein gelb und roth gestreiftes Tuch in der Art über ihren Kopf, wie es die Landmädchen zu thun pflegen, und wenn man sie in ihrem dunkeln Gewande so in der Entfernung, wenn auch im Mondscheine, sah, so hätte man die edle Gestalt ganz gut für eins der Fischermädchen der Mergelina halten können.

Sie ging die Rampe hinab, schnell aber mit festem Schritte, und war in kurzer Zeit unten zwischen den Häusern angelangt,

wo man vor dem Aufgange nach San Antonio eine herrſchaftliche Equipage halten ſah. Hier blieb das junge Mädchen mit hochklopfendem Herzen ſtehen, und zwar ſo nahe vor dem Wagen, daß ſie das Wappenſchild der Fontana und die Livree der Diener in dem hellen Lichte des Mondes deutlich erkennen konnte. Sie ſelbſt ſtand tief im Schatten eines der Häuſer, blickte aber von hier aus aufmerkſam auf die Straße.

Der Bediente war weiter vorgegangen, hatte aber kaum die Mergelina betreten, wobei der Klang ſeiner Schritte zwiſchen den hohen Mauern deutlich wiederhallte, als man an dem Schlage des Wagens die Geſtalt und den Kopf einer jungen Dame erſcheinen ſah, welche nach dem Ankommenden zu ſpähen ſchien.

Obgleich Roſa auf etwas Schreckliches gefaßt war, fühlte ſie doch, wie ihr Blut plötzlich zu ſtocken ſchien, und es war ihr, als könne ſie ein paar entſetzliche Sekunden lang nicht athmen. Die junge Dame im Wagen — ſie hatte ihre Hand auf den Schlag gelegt — ſchaute hinauf nach San Antonio, ſie hatte ein fein geſchnittenes, edel geformtes blaſſes Geſicht und große dunkle Augen, in denen jetzt, als ſie ſich etwas aus dem Wagen herausbeugte, ein Strahl des weißen Lichtes hell erglänzte.

Roſa legte ihre Hand an die brennende Stirn, und ſie konnte nicht anders: ſie mußte an das Wort des Impreſario denken, daß es ein Spiel der Natur ſei, wie ſehr die Fürſtin Pallavicini, die jetzige Marcheſa Fontana, ihr ſelbſt ähnlich ſehe.

„Zurück, zurück!“ klang es in ihr, „ehe er Dich vielleicht hier bemerkte. Er iſt zu ſchlecht, als daß ich ihm entgegen treten ſollte, um ihm mit glühenden Worten meinen Haß in's Geſicht zu ſchleudern.“

Der Bediente trat gegen das junge Mädchen hin, und ſagte mit geſenktem Haupte und leiſer Stimme: „Es iſt der Wagen des Marcheſe Fontana.“

„Gut," gab Rosa kalt und ruhig zur Antwort; „so muß man ihm melden, daß er hier unten erwartet wird."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später rollte ein schwerbepackter Reisewagen von vier Pferden gezogen über die Mergelina gegen Santa Lucia. Früher glänzend beleuchtet, angefüllt von einem bunten, lebendigen Treiben, lag jetzt alles hier still und öde; die Nacht machte ihr Recht geltend und hatte, da nun der Mond hoch über San Antonio stand, ihre schwarzen Schatten über die Straße, über den Quai und die noch immer leicht anschlagenden Wellen vorgeschoben. Von den Lichtern auf dem Meere brannte keines mehr in rother Glut, auch das phosphorische Leuchten hatte aufgehört, da kein Ruder mehr die Flut durchwühlte. Nur die Spitze des Vesuv war noch zuweilen erhellt von aufsteigender Lohe, die sich auf Augenblicke majestätisch erhob und dann wieder still in sich zusammensank. — Sonst war alles still und finster in dieser nächtigen dunklen Stunde.

Achtes Kapitel.

In der Dachkammer.

Durch Contraste muß der Künstler das Publikum packen, sagte mir einst ein junger Maler mit sehr langen Haaren, in welchen er, ein zweiter Simson, seine Hauptkraft vermuthete, als er mir sein neuestes Bild zeigte, auf dem zu sehen war eine vom Sonnenlicht grell beleuchtete weiße Kalkwand, vor der ein Mohr spazieren ging mit feuerrother Halsbinde, aus dessen schwarzem Frack ein giftig grünes Tuch hervorschaute — ja, durch

Contraſte, wiederholte er ſchmunzelnd und hatte im Grunde nicht Unrecht, wenn er auch dieſe Contraſte etwas zu grell und ohne mildernde Uebergänge neben einander hinkleckste.

Es iſt das im Leben, wie in jedem Kunſtwerke: wir ſehnen uns nach Regen, wenn wir anhaltenden Sonnenſchein gehabt; wir erfreuen uns an dem erſten fallenden Schnee, der die goldglänzende herbſtliche Landſchaft in einem Momente verändert; wir empfinden die Süßigkeit eines guten Deſſerts am beſten nach einem pikanten Salat, und auf ein kaltes Gefrorenes, das wir zu uns genommen, ſchmeckt uns ein ſiedend heißer Kaffee ganz beſonders.

Contraſte alſo, die ſich in unſerem gewöhnlichen Leben täglich an einander reihen und daſſelbe ſeine Einförmigkeit verlieren machen, muß der Künſtler auf wohlthuende Art herbei zu führen ſuchen, der Maler durch einen tiefſchwarzen Neger auf weißer Kalkwand, der Schriftſteller, indem er ſeinen geduldigen Leſer aus den Armen eines engelgleichen Weſens an die Bruſt eines unbeſchreiblich ſchlechten Charakters wirft, oder indem er ihn mit ſich führt aus dem heißen Sommer in den kalten Winter, aus dem Palaſt in die Hütte. Beſteht doch unſere ganze Kunſt darin, daß der freundliche Leſer nicht nur den Palaſt ungern verläßt, ſondern ſich auch nach kurzer Zeit heimiſch fühlt in der armſeligen Hütte, wohin wir ihn geleitet. —

Hinter uns ſind verſchwunden Campaniens glückliche Gefilde; rückwärts blickend ſahen wir den Veſuv niederſinken, ſahen das tiefblaue Meer ſich verſtecken vor den mächtigen Alpen mit ihren mit Eis und Schnee bedeckten Häuptern, und auch dieſe Rieſen mußten vor unſeren Blicken untertauchen, nachdem wir ſie verlaſſen, hinter andere, weit geringere Größen. Dann ſahen wir wieder deutſches Land und athmeten fröſtelnd deutſche Luft, kalte, herbſtliche, heimatliche Luft, ſeufzend, wenn wir an den ſchönen Süden gedachten. Entgegen zog uns die geſchäftige Schwalbe und lachte

zwitschernd über uns, eben so der Kranich und der verständige Storch. Alle zogen heimwärts, wie wir, aber ihre Heimat ist dort, wo Brunnen kühlen und Palmen rauschen, die unsrige hier, wo über spitze Giebeldächer hinweg aus langen Schornsteinen dichte Rauchwolken in die schwere dunstige Luft hinaufsteigen; hier, wo kalter Wind uns so recht boshaft um die Häuserecken in's Gesicht bläst, wo uns der Regen durchnäßt und der Staub fast erblindet. Trage es mit Geduld, theurer Leser; die Pflicht, nur Wahrhaftiges Dir mitzutheilen, hat uns hieher in die große deutsche Residenzstadt geführt. Leider sind wir augenblicklich nicht einmal im Stande, Dich vor den ersten Gasthof zu führen oder in eines der schönen und vornehmen Häuser, wie sie neben einander liegen in steifem Hochmuthe in den eleganten und reichen Vierteln der Stadt.

Wir lassen diese vielmehr hinter uns und tauchen in ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen, wo kein Rollen von Equipagen unser Ohr betäubt, wo wir nur das Klopfen des Hammers hören, mit welchem der fleißige Schmied sein Eisen bearbeitet, oder das taktmäßige Klappern des Webstuhls und unter vielerlei ähnlichem Geräusche das Seufzen einer Säge, die Stimme der Straßenverkäufer, die Schuhwichse und Besen feil bieten, Kindergeschrei, Hundegebell und ähnliche Töne, die uns nach tagelanger Wanderung durch einen dichten Wald höchst angenehm, ja, fast poetisch erscheinen, hier aber, im Uebermaße genossen, unsere Nerven anzugreifen im Stande sind.

Es ist eine sehr enge und kurze Gasse, in die wir getreten sind; die Häuser sind mit ihren Giebeln nach vorn gekehrt und stehen so eng zusammen gedrückt, als seien sie einmal in einer hellen Mondnacht vor irgend etwas erschrocken und haben sich Schutz suchend so dicht an einander gedrängt, wie es eine Herde Schafe zu machen pflegt, wenn sie der Wolf oder sonst ein Raubthier umkreist. Durch dieses hastige Zusammenfahren mag es

denn auch gekommen ſein, daß manches aus dieſer Geſellſchaft etwas das Gleichgewicht verlor und ſich ſo ſtark vorüber neigte, daß es an verſchiedenen Stellen einem langen Arme nicht unmöglich geweſen wäre, eine drüben hinaus geſtreckte Hand freundlich zu ſchütteln.

Weiter iſt dieſe Gaſſe nur dadurch bemerkenswerth, daß faſt ſämmtliche Einwohner eine große Vorliebe für feuchte Wäſche an den Tag zu legen ſcheinen, denn dergleichen ſieht man wie eine helle flatternde Guirlande rings umher, namentlich vor den oberen Stockwerken der dunkeln Gebäude, was einem faſt begreiflich wird, wenn man die zahlreichen Kindergruppen in meiſtens ſchmutzigen Hemden, Kitteln und Blouſen von den verſchiedenſten Zuſchnitten und den auffallendſten, einſtens friſch geweſenen Farben auf der Straße ſieht, während die Häuſer ſelbſt von Einwohnern förmlich überzuquellen ſcheinen; denn überall, wohin wir die Blicke wenden, bemerken wir Geſtalten unter den Hausthüren und an den Fenſtern, zeigen ſich Geſichter hinter den Fenſterſcheiben oder oben aus den Dachläden herausblickend. Wenn man über das Ganze ein Glasdach ſetzen könnte, ſo hätte man etwas wie einen koloſſalen Bienenkorb, nur ſtatt mit dieſen emſigen, ſummenden, aus- und einziehenden Thierchen, mit nicht weniger emſigen und nicht weniger zahlreich aus- und einziehenden Menſchen beſetzt.

Selbſt an einer Königin fehlt es hier nicht; dieſe ſehen wir vor dem ſtattlichſten der Häuſer in Geſtalt der Beſitzerin des dort befindlichen Wurſtladens ſtehen, eine große, breite und ſchwere Perſönlichkeit, faſt rieſenhaft neben den dürftigen und gebückten Weibern, die dort aus- und eingehen, die erkauften Leckerbiſſen in Papier gewickelt mit ſich forttragend.

Die Wurſtkönigin ſteht unter der Hausthür, nach deren Nummer wir ſchon beim Eintritt in die Gaſſe geſpäht. Wir gehen bei der ſtattlichen Frau vorbei, ſehen an den Wänden des halb-

einige Grobheiten zu ſagen, als er ihn aufmerkſam machte auf die Unſchicklichkeit, welche er zu begehen im Begriffe ſei.

Die Honoratiorentochter wollte bei dieſem Anblicke in Ohnmacht fallen; da ſie aber keinen Stuhl neben ſich ſah und keine bereitwillig geöffneten Arme, ſo ließ ſie es vor der Hand bleiben; doch war es ihr in dieſem ſchrecklichen Augenblicke, als werde es im Ballſaale dunkler und immer dunkler; die unglückliche Hofräthin hatte daſſelbe Gefühl und kam auf die Vermuthung, auch ſie müſſe unbedingt eine Ohnmacht anwandeln, denn es flimmerte ihr nebelhaft vor den Augen; aber auch den jungen Herren, die umher ſtanden, flimmerte es nebelhaft vor den Augen, und der Stadtrath und ſein ſanfter College ſahen mit Entſetzen, daß die Flammen des Kronleuchters ſich unendlich lang ſtreckten und dann zu kleinen blauen Punkten zuſammenſchmolzen.

„Entſetzlich!“ kreiſchten viele Damen, und die dicke Kanzleiräthin, die ebenfalls gefolgt war und an deren Mutterbuſen ſich die dicke Tochter ängſtlich verbarg, ſagte erſchüttert, indem ſie auf das überall verſchwindende Licht zeigte: „Es iſt kein Wunder, wenn erſchreckliche Zeichen geſchehen an einem Orte, wo Putzmacherinnen und Nähterinnen in der Geſellſchaft anſtändiger Leute erſcheinen.“

Lieber Leſer! haſt du je eine Abbildung geſehen, wie bei dem großen Diner des hochſeligen Königs Sardanapal die Finſterniß das Licht des Tages verſchlang und die entſetzte, ſchauernde Menſchheit ſich gegenſeitig an die Bruſt flüchtete, um Schutz zu ſuchen gegen die hereinbrechenden Schrecken der gewaltigen Natur? So ungefähr ſah es in dieſem Moment auch in der Bürgergeſellſchaft aus: noch einmal zuckten die Flammen geſpenſtig lang mit blauem, flackerndem Licht und zeigten die entſetzten Züge der erſchrockenen Ballgeſellſchaft, die ſich ohne Anſehen der Perſon, des Ranges und Geſchlechts gegenſeitig an die Bruſt flüchtete, — dann gieng es wie ein Seufzer rings umher, es ziſchte und

dunkeln Hausganges die weißen Leichname einiger unglücklichen Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit hangen, daneben den schauerlichen Richtplatz dieser armen Geschöpfe, den mächtigen Hackblock mit dem breiten Beil und der im Zwielicht blinkenden Klinge des langen und spitzen Messers. Rechts neben uns erblicken wir blutige Kübel, links Knochenüberreste; über unserem Haupte schweben schwere Ketten von Würsten.

Vorbei an allen diesen Gräueln eilen wir die Treppen hinauf in den ersten, zweiten, dritten und vierten Stock, wo wir an einer Thür mit der Aufschrift: „Daniel Schweizer, Damenkleidermacher," stehen bleiben. Dank dem Zauberstocke, den wir bei uns führen, öffnet sich diese Thüre geräuschlos bei unserem Erscheinen und wir treten in ein weites, dunsliges Gemach, welches dem Geruche nach, der hier herrscht, Küche und Werkstätte zu gleicher Zeit sein muß, und das von dem Schlafzimmer, einem tiefen finsteren Alkoven, nur durch einen geflickten Kattunvorhang getrennt wird, der wohl das Auge absperrt, aber nicht das Ohr, denn wir vernehmen die wimmernden Laute eines wahrscheinlich kranken Kindes und die sanften Schmeichelworte einer mitleidig klingenden weiblichen Stimme.

In der Werkstätte ist der Meister selbst, der auf dem Tische sitzt, eine kleine gebrechliche Gestalt, nur von einer Seite sichtbar, da er fast ganz umgeben ist von einer Wolke von Gaze oder einem sonstigen feinen weißen Stoffe, einem Damenrocke in den bekannten riesenhaften Dimensionen, an welchem er beschäftigt ist, Bandschleifen mit Stecknadeln zu befestigen, die er darauf mit Kennermiene betrachtet, wobei er den dünnen, schmalen Kopf etwas auf die Seite neigt und mit roth unterlaufenen Augen unter der Kneifbrille hervor auf sein Werk schielt.

Neben ihm vor dem Tische sitzt ein junges Mädchen auf einem Stuhle, das den Kopf so tief auf die Arbeit gesenkt hat, daß der gewöhnliche Beschauer, der durch das Zimmer schritte,

ihre Gesichtszüge nicht hätte unterscheiden können. Wir werden sie vielleicht später noch kennen lernen. Vielleicht ist es der Mühe werth, ihr Gesicht zu betrachten, denn trotz der dürftigen und abgetragenen Kleidung scheint ihre Figur voll und doch wieder schlank zu sein. Wir sehen das an den breiten runden Schultern, die locker mit einem Tuche verhüllt sind, so wie an der schlanken Taille, die ohne künstliche Mittel in ihrer natürlichen Form viel versprechend erscheint.

Das junge Mädchen betrachtet ein Modekupfer, welches vor ihr auf dem Tisch liegt, wobei wir sehen, daß sie mit ihrer rechten Hand das Haupt unterstützt und ihre feinen weißen Finger in einer Fülle von dichtem schwarzem Haar vergraben hält.

Der kleine Damenkleidermacher hebt den Kopf von seiner Arbeit auf und horcht einen Augenblick auf das Wimmern des kranken Kindes.

„Der arme Wurm," sagt er mit seiner sehr dünnen Stimme, „scheint mir wirklich recht krank zu sein. Wenn ich nachher ausgehe, will ich mich nach dem Doktor umsehen. Man muß das Seinige thun — und dann — wie Gott will."

Diese Worte klangen in dem Munde eines Vaters vielleicht etwas hart, doch war die Stimme, mit welcher sie gesprochen wurden, so weich, fast zitternd, daß man wohl fühlte, wie dem Manne das Klagen der kleinen Kreatur tief zu Herzen ging.

„Ach ja, ach ja!" hörte man die Frau sagen; „wenn ich auch nicht viel darauf halte, was der Doktor so einem kleinen Kinde verschreibt, so ist es doch eine Beruhigung, und es kostet uns ja nichts, da Du den Mantel der Frau Doktorin zum Flicken da hast. Man ist gleich so ängstlich, wenn man, Gott sei Dank, noch wenig kranke Kinder zu behandeln gehabt hat. Aber das ist schon wahr, sie sind gleich ganz miserabel, um sich eben so schnell wieder zu erholen. Nicht wahr, Rosa, das wird bei euch auch wohl gerade so gehen?"

Das junge Mädchen hob den Kopf in die Höhe, und während ſie dies thut und ſich etwas umwendet, um nach dem Kattunvorhange zu blicken, ſehen wir deutlich ihr nicht nur angenehmes, ſondern ſogar ſchönes Geſicht, Züge, die nicht für ihre Kleidung und Umgebung paſſen. Dieſer ſchlanke weiße Hals, das edel geformte länglichte Geſicht mit den glänzenden Augen, der geraden Naſe und dem kleinen Munde wäre, ſich aus einem reichen Pelze hervorhebend, der vornehmſten Dame würdig. Ihr Teint iſt etwas bleich, wodurch die dunkeln Augen noch ſchärfer hervorgehoben werden. Eigenthümlich iſt es, daß ſie die Lippen zuſammenpreßt, wodurch in den Mundwinkeln ein leichter, man könnte ſagen, ein Zug tiefer Angſt entſteht, der ſich aber augenblicklich wieder verwiſcht, ſobald das Mädchen ſeine friſchen Lippen öffnet und, prachtvolle Zähne zeigend, mit einem ſehr tiefen Organ langſam und äußerſt bedächtig ſpricht.

„Ich habe es oft bemerkt, Frau Schweizer," ſagt ſie nun, „Mittags friſch und geſund, ſind die Kleinen Abends todtkrank, um am andern Morgen wieder herum zu ſpringen."

„Das ſpringt morgen früh nicht wieder herum, fürchte ich," meinte der Damenkleidermacher, indem er ſeine Brille feſter auf die Naſe drückte und ſeine Nadel einfädelte. „So eilig verlangen wir es ja auch gar nicht. Du meine Güte, wenn dem Kinde überhaupt nur nichts geſchieht."

Das junge Mädchen hatte ihre Hand leicht zuſammen geballt und auf das Kupfer der Modezeitung, welches vor ihr lag, gedrückt, während ſie unverwandten Blickes und mit geſpannter Aufmerkſamkeit, ſobald die Frau vorhin geſprochen, nach dem Alkoven ſah und von da ab kein Auge mehr von dem Vorhang wandte, der ſich hier und da bewegte, wenn die Frau dem kranken Kinde eine andere Lage gab.

„Sehe Sie doch einmal den Kleinen an, Roſa," hörte man die Stimme drinnen ſagen.

Worauf sich das Mädchen augenblicklich erhob, fast von ihrem Sitze emporsprang, gleich darauf aber, als zucke ihr ein Gedanke durch den Kopf, ruhig stehen blieb, dann langsam die Modeblätter auf dem Tische zusammen schob und hierauf erst dem Alkoven zuschlenderte.

Während sie so dahin schritt, in fast nachlässiger Haltung, sich leicht in den Hüften wiegend, sah man deutlich ihre hohe, kräftige und schöne Gestalt, und konnte es nur bedauern, daß ihr Anzug eher dazu gemacht war, diese zu entstellen, als zu verschönern. Dabei hatte ihr Gang, ihre Haltung trotz des nachlässigen Wesens, mit dem sie dahin schlich, etwas unverkennbar Ausgezeichnetes. Man hätte sie für eine vornehme Dame halten können, die sich das Vergnügen machte, die Welt durch einen unscheinbaren Anzug zu täuschen, oder für die erste Liebhaberin irgend eines Theaters, die gewohnt ist, nur Prinzessinnen darzustellen, und die nun die Rolle eines Weibes aus dem Volke übernommen hat. Für dieses paßte wohl das verschobene Halstuch, das locker hängende, wenig anschließende Kleid, die nachlässig zusammen gedrehten dichten Haarflechten; aber durch alles das schimmerte für den Kenner ein ganz anderer Kern hindurch. Diese lange und feine Taille war offenbar nicht für den unscheinbaren baumwollenen Ueberrock geeignet; diese Schultern waren einer anderen Bedeckung, als die des groben bunt karrirten wollenen Tüchleins gewohnt; dieses dichte schwarze glänzende Haar war absichtlich zerzaust; wenn man es frei herabwallen ließe, so würde es sich mit viel weniger Widerstreben in kunstreiche Flechten, in Bandeaux oder dergleichen fügen. Ja, wenn man die hohe, offene Stirn des Mädchens betrachtete, so brauchte es wahrlich wenig Phantasie, um sie passend zu finden für den Schmuck eines Blumenkranzes, selbst eines Diadems.

Während sie nun in nachlässigem Gange dahin schreitet, bemerkt sie vor sich auf dem Boden eine Schleife liegen; sie bückt

ſich, um dieſelbe aufzuheben; ehe ſie das aber thut, hebt ſie ihr Kleid mit der linken Hand auf wahrhaft graziöſe Weiſe etwas in die Höhe, und wir, mit den eben angedeuteten Phantaſien beſchäftigt, erſchrecken beinahe, als wir unter dem dunkeln, faſt unreinlichen Rocke einen ſchneeweißen Strumpf erſcheinen ſehen, den feinſten, zierlichſten Knöchel umſpannend, und unter demſelben ein ſchwarzes Stoffſtiefelchen, genau anſchließend, von tadelloſer Form.

Roſa hebt den Vorhang etwas in die Höhe und geſtattet uns ſo einen Blick in den Alkoven. Dort ſteht ein breites Bett, das Geſtell vom gewöhnlichſten Holze und der einfachſten Tiſchlerarbeit, reinlich aber faſt dürftig überzogen. Neben demſelben befindet ſich ein Kinderbettchen, offenbar aus einer anderen Werkſtatt herrührend; letzteres iſt aus polirtem Nußbaumholz zierlich gearbeitet, mit ſchwellenden Kiſſen und weichen Decken verſehen, die aber unordentlich durch einander liegen, da die Frau des Damenkleidermachers das Kind von ſeinem Lager empor genommen hat und es auf ihren Knieen ruhen läßt, wobei ſie das Köpfchen ſorgfältig mit ihrem rechten Arme unterſtützt.

Das Kind iſt vielleicht vier Jahre alt, hat ein rundes, angenehmes Geſichtchen, neben dem verſchobenen Nachthäubchen ſind blonde, krauſe Haare ſichtbar. Es liegt da mit geſchloſſenen Augen, die feinen Lippen leicht geöffnet, ſeine Wangen ſind fieberhaft geröthet, ſein Athem geht kurz und ſchwer und zuweilen zucken ſeine kleinen Glieder, namentlich die Arme, wobei es dann jedesmal einen klagenden Laut ausſtößt und eine Sekunde lang die Augen öffnet, die aber gleich darauf wieder von den ſchweren Lidern bedeckt werden.

Das junge Mädchen hat ſich mit einer Schnelligkeit auf das Kind herabgebeugt, die faſt auffallend abſticht gegen ihre früheren, ſo langſamen Bewegungen; ſie legt ihre kühle, weiße Stirn einen Moment an die heißen Wangen des kleinen Bübchens; ſie er-

faßt seine glühenden Händchen, sucht den Puls und zählt die Schläge.

„Ja, ja," sagte sie dann hastig, „ich fürchte auch fast, das Kind ist sehr krank. Um Gottes Willen, wie das nur so schnell kommen konnte! Gestern Abend war es doch noch gesund und munter."

„Vollkommen gesund," erwiederte die Frau in betrübtem Tone. „Das kann mir mein Mann bezeugen. Ich mußte dem Bübchen, als es im Bette lag, die Geschichte vom Müller und den Thieren erzählen, und ich habe es lange nicht so herzlich lachen hören, als Schweizer dazu wie der Hund bellte und wie der Hahn krähte."

„So ist es," bekräftigte der Meister vom Tische herüber; „aber Du mußt Dich deßhalb auch nicht so grimmig ängstigen, Frau. Hat der Kleine doch schon ein paarmal einen ähnlichen Zufall gehabt. Damals kam es von den Zähnen her, und jetzt wird es hoffentlich auch nichts Anderes sein."

„Vielleicht, vielleicht," versetzte hastig das Mädchen. „Doch müssen wir nach dem Doktor gehen, und das so bald wie möglich. Weiß Sie was, Frau, gebe Sie mir das Kind und gehe Sie sogleich. Es sind ja nur ein paar Schritte bis zum Spital, wo der Doktor um diese Stunde zu finden ist."

„Sie hat Recht, die Rosa," sagte der Damenkleidermacher, „sie hat vollkommen Recht; man muß das Seinige gethan haben. Geh' also sogleich, und auf dem Rückwege kannst Du mir für einige Kreuzer weiße Seide mitbringen."

Das junge Mädchen hatte sich auch schon, während sie vorhin sprach, auf das breite Bett gesetzt und nahm das in unruhigem Schlummer liegende Kind sanft aus den Armen der Frau Schweizer. Sie bettete es weich auf ihrem Schooße, sie legte sein Köpfchen an ihre Brust und dann winkte sie der Frau, die vor ihr stehen blieb, ein paarmal schnell zu, wobei sie sagte: „Geh' Sie nur, geh' Sie, es ist nothwendig."

Frau Schweizer nahm ein wollenes Umſchlagtuch von der Wand und warf es um die Schultern, und als ſie in das Zimmer hinaus trat, fiel der Kattunvorhang vor dem Alkoven herab und ſchied ſo das junge Mädchen und das kranke Kind von den Anderen.

Daß Meiſter Schweizer ein alter Mann von vielleicht ſechzig Jahren war, haben wir ſchon vorhin geſehen. Nach dem zarten Alter des Bübchens aber wären wir befugt geweſen, die Frau für viel jünger zu halten. Dem war aber nicht ſo, vielmehr mochte die Frau Schweizer nur einige Jahre weniger als ihr Mann zählen; und dabei hatten die Züge des Kindes nicht die Spur einer Aehnlichkeit mit einem der Beiden — ein Räthſel, welches uns indeſſen jetzt durch die Worte des Damenkleidermachers gelöst wird.

„Sollteſt Du," ſagte er ſehr leiſe und flüſternd zu ſeiner Frau, „nicht auch geſchwinde bei dem Advokaten Berger vorbei laufen und ihm mittheilen, daß das Kind ſehr krank zu ſein ſcheint? Du weißt, als er uns den Kleinen übergeben, hat er uns ausdrücklich befohlen, ihn von allem Unvorhergeſehenen, was geſchehen könnte, ſogleich in Kenntniß zu ſetzen."

„Ich weiß wohl," entgegnete die Frau kopfſchüttelnd. „Ehe wir aber da ein Geſchrei und Aufſehen machen, wollen wir den Doktor fragen, ob das Kind gefährlich krank iſt oder nicht, und dann iſt es immer noch Zeit, den Herrn Berger zu beunruhigen."

„Wie Du meinſt," verſetzte Herr Schweizer. „So geh' denn zum Arzt und vergiß nicht, mir für einige Kreuzer Seide mitzubringen. Laß Dir aber ein Strängelchen geben, was nicht verwirrt iſt; man muß den Kaufleuten immer auf die Finger ſehen."

Damit ging die Frau hinaus, der Meiſter fuhr fort, ſeine Schleifen aufzuheften und das junge Mädchen ſaß mit dem kranken Kinde hinter dem Vorhange.

Obgleich ſie das Bübchen ſorgfältig in die Arme genommen,

ſo hatte ſie es doch, ſo lange die Frau vor ihr ſtand, anſcheinend nur mit großer Theilnahme, aber lange nicht mit der Liebe und Innigkeit betrachtet, die jetzt in ihren dunkeln Augen glänzte, ſobald der Vorhang vor dem Alkoven niedergefallen war. Nun aber beugte ſie ſich tief auf das Kind herab, nun hob ſie es in ihren Armen auf, drückte ihre Lippen auf ſeine Stirn, auf ſeine Augen, auf ſeinen kleinen Mund und ſprach zu ihm mit den herzlichſten Worten, gab ihm die ſüßeſten Schmeichelnamen. Dabei tönte ihr tiefes Organ, obgleich jetzt gewaltſam gedämpft, um ſo klingender und eigenthümlicher. Das Kind ſchien dieſe Stimme zu kennen, denn es hielt ſeine müden Augenlider ein paar Sekunden offen, ja es zeigte ſich ein mattes, kurzes Lächeln um ſeinen Mund.

„Du liebes Kind," ſagte ſie ſchmeichelnd, „Du kleiner, ſüßer Eugen, mußt uns das nicht anthun, daß Du ernſtlich krank wirſt. Nein, nein, das thut unſer gutes Bübchen nicht. Morgen biſt Du wieder luſtig, und dann bringe ich Dir einen großen Wagen, einen Wagen mit Pferden, und damit ſpazierſt Du im ganzen Zimmer umher; ja, im ganzen Zimmer, ſo lange Du noch nicht ganz wohl biſt. Wenn aber Eugen wieder ausgehen darf, ſo komme ich mit einem ganz großen Wagen und wir fahren dann hinaus auf den Platz, wo die Bäume ſtehen und wo die Muſik iſt. — Weißt Du, die ſchöne Muſik!"

Es war, als ob der Kleine in ſeinem Fieberſchlummer dieſe Schmeichelworte verſtanden, und als ob es ihm wohler ſei an dem Buſen des jungen Mädchens. Er legte ſein Köpfchen feſt an ſie, er ſtreckte ſeine kleinen Hände zwiſchen die Aermel ihres Kleides und drückte ſeine Fingerchen in ihren vollen Arm.

Sie ſaß, obgleich zuweilen ein leiſes Wort ſprechend, regungslos wie ein Marmorbild, denn ſie glaubte in dem Blick des Kindes zu leſen, wenn ſich auf Sekunden ſeine Augenlider öffneten, daß es ſich behaglich fühle und ruhiger ſchlummern werde.

Das Kind dehnte ſich in ihrem Schooße; die Zuckungen ſeiner Glieder wurden ſchwächer und ſchienen endlich ganz aufzuhören; es ſtreckte ſeinen kleinen Körper lang aus, es ſeufzte ein paarmal tief auf, und obgleich das Mädchen anfänglich angſtvoll dieſem Seufzer lauſchte, ſo flog doch ein entzückendes Lächeln über ihre ſchönen Züge, denn am Ende eines recht, recht langen Athemzuges ſagte der Kleine, wenn auch leiſe, doch vernehmlich: „Liebe Roſa!“ — Dann entſchlief er wirklich, die Röthe auf ſeinen Wangen hatte ſich vermindert, während er in längeren Zügen athmete.

Mit dem Ausdrucke unſäglicher Liebe in den ſchönen Zügen blickte das Mädchen auf das Geſicht des Kindes, und nur einmal fuhr ſie leicht in die Höhe, als draußen die Kirchenuhr ſchlug. Sie zählte die Schläge und ſprach dann zu ſich ſelber: „O, Gott ſei Dank, es iſt noch nicht ſpät — erſt drei Uhr.“

Draußen im Zimmer huſtete der Damenkleidermacher zuweilen, aber kaum hörbar, und wenn er ſeine Scheere gebraucht hatte und ſie wieder aus der Hand ließ, ſo legte er ſie behutſam auf einen dicken wollenen Lappen, damit das ſchwere Eiſen kein Geräuſch verurſache.

Deßhalb war es auch, als die Frau fortgegangen, ſehr ſtill in dem Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Die Wohnung eines Künſtlers.

Wir haben vergeſſen, dem geneigten Leſer zu ſagen, daß die Wohnung des Damenkleidermaches, die wir eben ſo leiſe wie

möglich verlassen, nach der Straße zu gelegen ist. Es ist das eigentlich von keinem Belang, doch wünschen wir selbst in den unbedeutendsten Dingen alle Irrthümer zu vermeiden. Vor der Stubenthür befindet sich, wie oft in alten Häusern, ein geräumiger Vorplatz, der aber ziemlich dunkel ist, da er sein Licht durch eine einzige und obendrein sehr schmale Thüre erhält, welche von diesem Vorplatz direct in's Freie auf die angelegenen Dächer zu gehen scheint. Wenn wir aber an diese Thüre treten, so finden wir, daß sie auf einen schmalen unbedeckten Gang führt, der uns um das Haus herum nach einem Hintergebäude leitet.

Stellen wir uns auf diesen Gang, so haben wir eine Aussicht auf die umherliegenden hohen und schmalen Gebäude, auf altersgraue Dächer, auf geschwärzte Mauern und Schornsteine, auf zerbrochene und verwitterte Wetterfahnen, auf tiefe, enge Höfe, von welchen herein allerlei Geräusch des täglichen Lebens, obgleich ziemlich gedämpft, an unser Ohr schlägt.

Wenn wir so die hintere Seite irgend einer Straße betrachten, deren vorderer Theil meistens so glatt vor unseren Augen dahin läuft, so erstaunen wir über die seltsamen Formen, die wir hier sehen, über die eigenthümlichen Auswüchse, mit denen die armen Häuser gleich krankhaften Geschwulsten behaftet sind. Da ist, namentlich in diesen engen Stadtvierteln, keine regelmäßige Linie mehr, kein rechter Winkel; da scheinen die Häuser in heftigem Streit sich in den Haaren zu liegen und jedes sich gewaltsam vorzudrängen, wo es ihm nur immer möglich ist. Da ergrimmt das ruhige Gemüth eines hausbackenen Architekten, da freut sich dagegen die Phantasie des Zeichners und Malers. Wer kann die Formen und Anbaue erdenken, die hier winklig und zackig zu Tage treten! Wer kann die dunkeln und doch dabei malerischen Töne erfinden, die wir hier an dem Durcheinander von Mauern und Giebeln sehen, an den ehrwürdigen dunkelbraunen Holzconstructionen, an dem zerbröckelten, weiß und grau ge-

praſſelte aus den Röhren, ein Angſtruf erſcholl und — tiefe Finſterniß herrſchte im ganzen Hauſe. — —

Stadtrath Schwämmle-Sardanapal hielt mit Mühe die unglückliche Hofräthin aufrecht und ſah mit brechendem Auge, wie mehrere Schlachthaus- und Blutmenſchen, hohnlachenden Larven gleich, mit angezündeten Talglichtern in den Saal ſprangen; die Honoratiorentochter aber ſtürzte ſchreiend durch das Buffet in das Gaderobezimmer, und als ſie auch dort keinen Stuhl erblickte, wohl aber die geöffneten Arme des Herrn Dubel, ſo fand ſie dieſen Moment äußerſt paſſend, in wirkliche Ohnmacht zu fallen; wie lange ſie, die geknickte Blüthe, dort in den Armen des Schneiders ruhte, werden wir ſpäter erfahren.

ſtreiften Mauerwerk, an dem eigenthümlichen Schimmer der einſt vergoldet geweſenen Wetterfahnen, und dann an den zufälligen Verzierungen dieſes Conglomerats, — Verzierungen, beſtehend aus flatternder Wäſche, wucheriſchen Schlingpflanzen an feuchten Mauern, Blumentöpfen mit üppigem Rosmarin und verkümmerten Geranien; mit menſchlichen Geſichtern aller Altersklaſſen, die aus den tiefen Höfen und den engen Fenſtern hervor nach dem kleinen, gezackt erſcheinenden Stückchen Himmel blicken, das ſich dürftig über ihren Häuptern ausſpannt.

Das ſieht unſer Auge, während wir auf unbedecktem Gang, dem Lauf unſerer Geſchichte gemäß, nach dem Hinterhauſe wandeln; aber auch unſer Ohr iſt dabei nicht unbeſchäftigt. Unter uns ſummt und braust der Bienenſtock noch ärger als vordem, da wir durch die Straßen gewandelt; ſchauen wir doch jetzt noch genauer in das geſchäftige Treiben des Stockes, und hören all' die hundertfachen Laute, womit jeder Einzelne ſeinen Honig nach Hauſe trägt oder bereitet. Hier vernehmen wir ein paar kreiſchende Stimmen, accompagnirt von dem Bellen eines Hundes; dort hören wir klopfen auf Holz und Leder, die Töne eines Liedes ſchlagen an unſer Ohr, die in erbittertem Kampf zu liegen ſcheinen mit dem Gequick einer Clarinette zu unſerer Linken, ſowie mit dem jämmerlichen Klagen einer Violine zu unſerer Rechten, welche unter der Hand eines Schülers ſtöhnt und ſeufzt, und welche zu beſänftigen ſich der tiefe Klang eines Waldhorns vergeblich abmüht.

Am Ende des Ganges, auf dem wir wandeln, befindet ſich ein Zimmer, hoch und luftig gelegen; es hat zwei ziemlich große Fenſter und zeigt beſcheidene, weiß getünchte Wände, deren einzige Verzierung in verſchiedenen Lithographieen beſteht, Bildniſſen berühmter dramatiſcher Künſtler und Künſtlerinnen, die mit vier Nägeln an der Wand befeſtigt ſind. Es befinden ſich effectvolle Köpfe darunter, und ihrer Haltung nach könnte man, auch ohne

eine Unterſchrift zu leſen, mit einiger Sicherheit beſtimmen, welches Fach dieſer oder jener Künſtler, dieſe oder jene Künſtlerin, ausfüllte.

Dort jenes Bruſtbild, deſſen Kopf mit wohlgerollten Locken etwas verdreht auf dem Halſe ſteht, kühn um ſich ſchauend und zwiſchen den affectirt geöffneten Lippen Zähne zeigend, wie man es eben nur auf einem Bilde oder bei einer Marionette zu ſehen gewohnt iſt, um deſſen Mund ein fades Lächeln ſpielt, und deſſen Hals in einer Cravatte ſteckt, welche auf der Bruſt durch eine dicke Buſennadel zuſammengehalten iſt, während bauſchige Manchetten eine Hand einſchließen, deren Finger voller Ringe ſtecken, und die offenbar auf der Lithographie nur angebracht iſt, um Ringe und Hand zu zeigen, — iſt unverkennbar das Conterfei eines erſten Tenors.

Der bärbeißige Mann nebenan mit dem etwas ſtruppigen Haar, mit den halb zugekniffenen Augen, der ziemlich nachläſſigen Kleidung und dem verächtlichen Lächeln um die groben Lippen kann nur ein Baſſiſt ſein, — ein tiefer Baß, ein vortrefflicher Baß, ein Künſtler, der ſich den Henker um die Welt kümmert und der ſeines Sieges gewiß iſt, wenn er vor die Lampen tritt.

Auch Bildniſſe von Damen, wie früher ſchon geſagt, bemerkt man hier. Dort unverkennbar eine Primadonna Aſoluta; hoch aufgerichtet daſtehend, ſchaut ſie ſich ſiegreich um; man könnte auf ihren ſtummen Lippen die Frage leſen: Würde es überhaupt noch Geſang geben, wenn mir es beliebte, zu ſchweigen? — O nein, gewiß nicht, glaubt man im ſchelmiſchen Auge einer andern Dame zu leſen, die uns freundlich naiv anlächelt, und in deren munterem Blicke, der leichten graziöſen Haltung wir alsbald die wunderbarſte aller Soubretten entdecken. Dies Nein iſt begreiflicher Weiſe ironiſch gemeint, und wenn ſie im Kreiſe der Vertrauten über jene ſpricht, ſo ſagt ſie: Ihre Stimme iſt nicht

übel, aber keine Biegſamkeit, keine Coloratur, man braucht aber auch nicht viel gelernt zu haben, um als dramatiſche Sängerin zu glänzen.

So hängen ſie an den weiß getünchten Wänden und ein paar dieſer Litographieen haben eigenhändige Unterſchriften. Seinem — als Beweis der Freundſchaft und Verehrung, oder: Dem verehrten — die dankbare Künſtlerin.

Weiter befindet ſich im Zimmer in einer Ecke ein Bett, in der anderen ein ſehr beſcheidenes Clavier; ein Tiſch und ein paar Stühle fehlen natürlicher Weiſe auch nicht; auf einigen der letzteren liegen Kleidungsſtücke, Bücher, Muſicalien, alles durcheinander in bunter Unordnung; das Clavier iſt geöffnet, und vor demſelben ſehen wir einen jungen Mann, ziemlich nachläſſig angezogen. Seine Füße ſtecken in weiten Pantoffeln, das Kleidungsſtück, welches den untern Theil ſeines Körpers bedeckt, entbehrt einer angenehmen Straffheit und zeigt herabhängend ſehr unnöthige Falten. Sein Oberkörper ſteckt in einem grauen Sommerrocke, der wahrſcheinlich aus Verſehen ſchief zugeknöpft iſt, wenn nicht etwa zu dem betreffenden Knopfloch der correſpondirende Knopf fehlt, was anzunehmen wir leider ſogar einige Berechtigung haben.

Dieſer junge Mann — er mag im Anfang der Zwanzig ſein — iſt nicht allein im Zimmer; ein anderer, ſcheinbar im gleichen Alter, vollſtändig, wenn auch mit wenig Eleganz angekleidet, ſitzt an dem oben erwähnten Tiſche und hat den Kopf herabgebeugt, um in die brennende Lampe einer Kaffeemaſchine zu blicken, die vor ihm ſteht, und welche nicht die nöthige Hitze zu geben ſcheint.

„Hier mangelt Spiritus," ſprach er. „Wenn ich zu einem ſchlechten Witze aufgelegt wäre, würde ich ſagen, dieſe Lampe hat etwas Menſchliches, etwas Künſtleriſches an ſich. — Und Du ſelbſt, junger angehender Künſtler, beſitzeſt Du etwas Geiſt, das

heißt von dieſem, den ich meine, um der Lampe auf- und uns zu einem guten Kaffee zu verhelfen."

„Dort in dem Wandſchrank iſt die Flaſche," verſetzte der Angeredete kurz, worauf er ſich auf das Clavier niederbeugte, einen Accord anſchlug, dann zurücktrat, ſich ſo hoch wie möglich aufrichtete, die Bruſt herausdrückte, und nachdem er mit dem Zeigefinger der rechten Hand leicht einige Takte bezeichnet, mit einer nicht allzuſtarken, aber wohlklingenden Baritonſtimme zu ſingen begann:

„Der Mufti uns befohlen hat —
Befohlen hat — befohlen hat — zu melden dem Kalifen —
„Eins — zwei — drei — vier" — zählte er alsdann —
„zu melden — eins — zwei — drei — vier — dem — eins — zwei — drei — vier — Kalifen."

„Der Mufti," fiel der Andere in tiefem Baſſe und richtigem Takte ein.

„Uns befohlen hat, zu melden dem Kalifen."

„Zu melden — zu melden," intonirte abermals der Baß ganz richtig.

„Zu me—e—el—den — de—em — Kali—i—i—fen."

„O Herr! — o Herr!" fängt nun der, welcher am Tiſche ſitzt, an und ſchreit dabei ſo laut, daß man augenblicklich verſteht, er ſtelle den ganzen Singchor vor und müſſe durch ſein: O Herr! den Kalifen um Aufmerkſamkeit bitten, daß er ein geneigtes Gehör dem ſchenke, was der Andere im Namen des Mufti zu melden habe.

Worin aber dieſe Meldung beſteht, erfahren wir vor der Hand nicht; es bleibt im Dunkel des Geſanges, wie ſo Manches in einer wohlcomponirten Oper.

Der am Clavier läßt nun ſein Notenblatt niederſinken, blickt ſchwärmeriſch gen Himmel, als wolle er auf den Flügeln des Geſanges empor flattern, und beginnt abermals und dieſes Mal in ſo hohen Tönen, daß man fühlt, er ſei an den Grenzen ſeiner Möglichkeit angekommen.

„Der Mu—u—u—ſti—ti—ti — uns — be—ſoh—o—len — hat — zu—u — me—e—e—lden — de—em — Ka—li—i—i—ſifen — Alla—a—ah!“

„Gut, gut!“ ruft der Andere; „famos! Du haſt Dein Allah mit dem ganzen Tone des Schreckens herausgeſungen. — Weiter, weiter! — Allah, Allah!“ brüllte er nun als Chor, worauf der am Clavier mit einem Schrei der unverkennbarſten Angſt einfällt: „Allaaah!“ und den letzten Ton ſo lange aushält, bis ihm die Augen hervortreten und er faſt blau im Geſichte wird.

„Wenn Du es heute Abend ſo ſingſt,“ ſagt der junge Mann am Tiſche, „ſo kann Dir ein Applaus nicht fehlen. Nimm Dich aber bei der Stelle in Acht, daß das dazu gehörige Spiel nicht in die Brüche geht. Es iſt, wie Du weißt, im entſcheidenden Augenblicke. Du — Sidi-ben-Abenhamet, Oberhaupt der Ulemas, und wir, Dein heiliges Collegium, ſind gekommen, dem Kalifen zu melden, daß ſeine ſtumme Favoritſklavin ihn den Franken verrathen habe. — Du mußt das nicht leichtſinnig nehmen, guter Kerl. Das Auge des Herrn funkelt, und ich kann Dir verſichern, der Herr Benzenberger wird in dieſem erhabenen Momente ſeine Augen nicht ſchlecht funkeln laſſen. — Da thut ſich der Vorhang neben dem Kalifen auseinander, und ſie erſcheint.“

„Ja, ſie erſcheint,“ ſpricht der am Clavier ſeufzend, „in all' ihrer Schönheit, in all ihrem Liebreiz.“

„Bumdurumdum du-dum! wirbeln die Pauken; — Trompetenfanfare, — ſie ſtürzt in einem graziöſen Pas zwiſchen Dich und den Herrſcher, den armen Sidi-ben-Abenhamet mit der Hälfte eines einzigen ihrer glühenden Blicke zu Boden ſchmetternd, und dann pantomimirt ſie dem Herrſcher auf ihre deliciöſe Art eine ganze Geſchichte, worin ſie ihre Unſchuld beweist, ſich wieder in Gunſt ſetzt und Dich mit jeder Bewegung ihrer ſüßen lieben Beine dem Stricke näher bringt. — Das ſiehſt Du voraus, ſo wie Zuleyma erſcheint, alſo Dein letztes Allaaah! muß Schrecken,

Angst, unser ganzes zukünftiges Schicksal andeuten. Tritt demnach, ehe Du zu diesem Allah ansetzest, unvermerkt mit dem linken Fuße ziemlich bedeutend zurück — so!" —

Bei diesen Worten war der junge Mann vom Tische aufgestanden und that gerade so, wie er gesagt.

„Siehst Du, guter Kerl," fuhr er darauf fort, „dann hast Du einen Halt und bist nun im Stande, Deinen Oberkörper, indem Du darauf den rechten Fuß weit nach hinten bringst, so kräftig zurückzuwerfen, als es die erhabene und furchtbare Situation verlangt. Du mußt in den Geist Deiner Rolle eingehen, wie die denkenden Schauspieler zu sagen pflegen; Du darfst um alles in der Welt in diesem Augenblicke nicht der angehende Sänger Carl Bander oder Carlo Banderi sein, wie Du Dich später zu nennen gedenkst, Du mußt vielmehr ganz in Sidi-ben-Abenhamet aufgehen; Du mußt den Strick um Deinen Hals fühlen; Du mußt mit einer Wahrheit zurückfahren, die das Publikum erwärmt und die, was Dir am Ende die Hauptsache ist, Dir einen dankbaren Blick aus den bewußten schwarzen Augen verschafft."

„O Gott ja, diese lieben schwarzen Augen!" seufzte der junge Sänger am Clavier; „ich fürchte nur, wenn ich sie erblicke, werde ich eher zum Entgegenstürzen als zum Zurückfahren geneigt sein. — Aber sage mir die Wahrheit, Richter, findest Du mich bei Stimme oder nicht?"

„Ich finde Dich vollkommen gut bei Stimme," erwiderte Richter, „nur halte ich es für nothwendig, daß Du jetzt Dein Instrument zuschließest und Noten und Stimme ruhen läßt. Unser Kaffee ist fertig und, dem Geruche nach zu urtheilen, gelungen; setze Dich also hieher, und dann denke so wenig wie möglich an den bevorstehenden Abend. — Wo hast Du einiges Brod?"

Nachdem Carlo, nicht ohne einen leichten Seufzer, gethan,

wie ihm ſein Freund geſagt, ſchlurfte er in ſeinen weiten Pantoffeln an den Wandſchrank hin, aus welchem der Andere vorhin die Spiritusflaſche geholt, und nahm ein großes Stück Brod und ein Meſſer hervor, welches er Beides auf den Tiſch legte, dann einen Stuhl heranzog und ſich ſetzte.

Herr Richter ſchenkte den Kaffee in zwei defecte Taſſen, ſchien ſich alsdann nach Milch umzuſchauen, und da er keine bemerkte, nahm er die Spiritusflaſche und goß von deren Inhalt in ſeinen Kaffee.

„Haſt Du heute dinirt?“ fragte er alsdann.

„Nein,“ entgegnete der Andere.

„Ich auch nicht,“ fuhr Herr Richter fort, nachdem er einen tüchtigen Schluck aus ſeiner Taſſe gethan und ſich ein großes Stück Brod abgeſchnitten. „Ich pflege am Tage, wo ich ſingen muß, ſelten oder nie zu Mittag zu eſſen. Wenn man ſtark dinirt, ruinirt man ſich die Stimme und verdirbt ſeinen Humor. — Was das letztere anbelangt,“ ſetzte er nach einer Pauſe, während welcher er ſein Brod verzehrend den Andern aufmerkſam betrachtet hatte, hinzu, „ſo könnte man bei Dir glauben, Du habeſt immens ſtark geſpeist, denn Dein Humor ſcheint mir nichts weniger als roſig gefärbt.“

„Und habe ich nicht Urſache dazu?“ erwiderte der junge Sänger. „Setze ich nicht heute Abend mein Alles, meine Zukunft auf's Spiel, auf eine einzige Karte? Wenn es mir mißlingt, was bin ich alsdann?“

Herr Richter zuckte mit den Achſeln. „Du biſt üblen Humors,“ ſprach er darauf, „und es beliebt Dir nun einmal, alles ſchwarz zu ſehen. Glaube mir, guter Kerl, ich hoffe, daß Du reuſſirſt, daß Du Beifall erhältſt, daß Dich dann morgen Seine Excellenz, der Herr Intendant, auf die Theaterkanzlei beſcheidet und Dir einen Contract anbietet.“

„Gebe es der Himmel!“ ſeufzte Carlo.

„Ich hoffe, wie geſagt, ſo. Aber ſage mir, was haſt Du alsdann für ein großes Glück errungen?“

„Und das fragſt Du noch?“ ſprach der junge Sänger heftig, — „Du, der meine Gefühle kennt, Du, der Du weißt, wie ich für dieſes göttliche Mädchen ſchwärme? Für dieſe wunderbare Künſtlerin, für ſie, die es mir angethan hat, die mich mit einem Zauber umſtrickt, den zu brechen ich nicht im Stande bin!“

„Ja, ein Zauber,“ ſagte der Andere kopfnickend, „der Dich, wie der Dichter ſagt, beſtändig in einem öden Kreiſe wandeln läßt, und rings herum liegt friſche, grüne Weide.“

„Und wenn es die Wüſte ſelbſt wäre, in der ich mich verloren! Wächst in der Wüſte nicht die Palme?“

„Ja, ja, die Palme!“ lachte Herr Richter. Dann ſang er mit lauter Stimme:

„Zu gnädig wäre ſie
Für alle Welt, nur nicht für Dich — dum! — dum!“

„Und wenn ich ſelbſt in der Wüſte pfadlos umher irren muß,“ rief der Sänger enthuſiaſtiſch — er ſchien die Anſpielung ſeines Freundes nicht verſtanden zu haben oder nicht verſtehen zu wollen — „verloren auf öder Fläche, ſchwebt ſie nicht vor mir, eine reizende Fata Morgana —?“

„Unerreichbar wie dieſe?“

„Ja, unerreichbar für den, der ſchüchtern zurücktritt. Aber dem Muthigen gehört die Welt.“

Herr Richter hob ſeine Taſſe zum Mund, während er leicht mit den Achſeln zuckte. „Gut denn,“ ſprach er nach einer Pauſe; „zugegeben, daß es Dich glücklich macht, in dem Dunſtkreis einer angebeteten Tänzerin zu leben. Betrachten wir aber nun einmal Deine körperliche Wohlfahrt, um zu ſehen, ob die dann im Falle des Mißlingens auch förmlich Fiasko machen müßte. Verzeihe mir, wenn ich das Gegentheil vermuthe.“

„Was bleibt mir übrig?"

„Dir? — Unendlich viel."

„Und was, wenn's beliebt?"

„Drei wichtige Factoren im menſchlichen Leben: Feder, Papier und Tinte, für wenige Pfennige anzuſchaffen; und nebenbei haſt Du Talent genug, um durch Beſudelung des Papiers Dich geltend zu machen und ein unabhängiges Leben zu führen."

„Habe ich das nicht ſchon verſucht?"

„Teufel ja, Du haſt es verſucht. Aber wie? Du haſt Gedichte an Deine Angebetete gemacht, worüber dieſe vielleicht geſpottet, die ſie wenigſtens ruhig bei Seite geſchoben. Du haſt Tragödien geſchrieben, worüber die Regiſſeure des Hoftheaters in Verzweiflung geriethen."

„Alſo!" ſagte der junge Sänger mit einem traurigen Blick gen Himmel.

„Alſo?" fragte Herr Richter, wobei er einen Augenblick mit Kauen einhielt. — „Alſo? — Wir haben dadurch vielleicht geſehen, daß Gedichte machen für Dich ein unfruchtbares Geſchäft iſt und daß Du kein Talent zur Tragödie haſt. Erinnerſt Du Dich aber," fuhr er in beſtimmtem Tone und ſehr langſam fort, „eines Artikels, ich ſage Dir, eines deliciöſen Artikels, den Du mir einmal vorgeleſen und der Furore gemacht hätte, wenn er gedruckt worden wäre?"

„Sprich nicht davon," gab Carlo mißmuthig zur Antwort.

„Natürlicher Weiſe handelt auch dieſer Artikel von ihr; aber Du hatteſt ihn in einem Anfalle von Wuth, von Eiferſucht — was weiß ich! — geſchrieben; er beſprach ihre Leiſtungen als Künſtlerin, freilich etwas rückſichtslos, aber wahr — ſehr wahr — unendlich wahr."

Der junge Sänger machte eine ungeduldige Bewegung.

„Weißt Du, was geſchehen wäre, wenn man den Artikel hätte drucken laſſen?"

„Sie hätte mich verachtet, sie hätte mich nie mehr eines Blickes gewürdigt.“

„Im Gegentheil, mein guter Kerl,“ versetzte Herr Richter mit einem etwas malitiösen Lächeln, „sie hätte Dich erst recht angesehen, sie hätte sich wahrscheinlich in ihren vier Wänden geärgert; sie hätte einen Vertrauten oder eine Vertraute, wenn Dir das lieber ist, gefragt: Das hat Herr Bander geschrieben? Wie kann man Herrn Bander beikommen? Kann man vielleicht Herrn Bander dafür bezahlen, daß er anders schreibt?“

„Sie hätte mich einer solchen Prostitution für fähig gehalten!“ rief Carlo entrüstet.

„Mein guter Kerl,“ sagte der Andere mit sehr kaltem Tone, „man hat dergleichen Beispiele; es muß auch solche Käuze geben. Ich selbst war schon ein paarmal in dem Falle, etwas dergleichen zu vermitteln.“

„Also ein literarischer Kuppler, Herr Richter?“

„Wenn Du ein reicher Schriftsteller wärest, würde ich mich über Deine Aeußerung ärgern. Aber da Du ein armer Teufel bist, wie ich, so gehe ich ruhig darüber hinweg. Setzen wir also den richtigen Fall, sie hätte erfahren, daß Du ein Mann von Grundsätzen und nicht käuflich bist —“

„Ich hoffe, sie wird mir diese Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Gut denn — und hätte Dich doch erkauft —“

„Wie so?“

„Durch ein freundliches Wort; hätte das nicht geholfen, durch einen Blick oder durch zwei Blicke, durch einen Blick der Theilnahme — durch einen Blick der Freundschaft — durch einen Blick der Liebe.“

„Richter, Du sagst mir da fürchterliche Dinge.“

„Fürchterlich nicht, aber wahr,“ erwiderte ruhig der Chorist. „Versuch's doch noch einmal.“

Siebentes Kapitel.

Aus dem Marſtall.

Die Gebäude des königlichen Marſtalles, obgleich ſie in ſtattlicher Länge und Ausdehnung dalagen, ſahen neben dem hohen, impoſanten Schloße durchaus nicht ſchön und bemerkenswerth aus; ſie waren außerordentlich lang, einſtöckig mit einer hohen Manſarde, hatten kleine Fenſter und waren mit blaßgelber Farbe angeſtrichen.

Wenn man dagegen ſeine Scheu vor dem weißen Plakat, das an dem Thore prangte und auf welchem deutlich zu leſen ſtand, daß für Jedermann, der nichts hier zu thun habe, der Ein- und Durchgang verboten ſei, überwand und in die Ställe trat, ſo mußte man geſtehen, daß die Pferde eine recht beneidenswerthe und angenehme Wohnung hatten; namentlich an froſtigen Tagen oder wenn draußen Schnee und Winterregen fiel, mochte wohl ſchon Mancher die Pferde in ihrer angenehmen Stallung und der thieriſchen Geſellſchaft um die ſanfte Wärme, die hier herrſchte, beneidet haben.

Die Ställe waren außerordentlich hübſch und geſchmackvoll eingerichtet; jedes Pferd hatte ſeinen beſonderen Stand, und eine

„Ich ſchreibe keine derartigen Artikel mehr.“

„Nach Deinen Erfolgen,“ ſprach der Andere, wobei er einen verächtlichen Blick über die Bildniſſe der Künſtler und Künſtlerinnen gleiten ließ, „kann ich Dir freilich ſo Unrecht nicht geben. Du, ein freundliches Gemüth, ein guter Kerl, träufelteſt nur Wohlwollen und Milde in Dein Tintenfaß, Deine ſanfte Feder ſchrieb das nieder, und die Betreffenden waren von Deinen Arbeiten befriedigt, gerührt; ſie belohnten Dich fürſtlich, ſie ſandten Dir ihre verzerrten Phyſiognomieen, ſogar mit der Unterſchrift: dem verehrten Karl Bander der dankbare — Hol' ihn der Teufel. — Siehſt Du, Kerl, hätte ich Dein Talent, glaube mir, ich wäre ſchon lange nicht mehr armer Choriſt, der ich zu ſein das Glück habe, ich würde fetirt, geſchmeichelt, ich könnte ein Heidengeld verdienen; ich wäre ein ſtark beſoldeter Mitarbeiter irgend eines Journals, ich wäre Doctor Richter.“

Der angehende Sänger hatte ſeinen Kopf in die Hand geſtützt und blickte finſter vor ſich nieder, wogegen Herr Richter mit vielem Behagen ſeinen Kaffee mit Spiritus trank, ſich dann erhob und mit lauter Stimme zu ſingen begann:

„Der Mufti uns befohlen hat —
Befohlen hat, befohlen hat — der Mufti — Mufti — Mufti —

„Dieſen intereſſanten Text habe ich nämlich in meiner Chorſtimme,“ ſagte er. Dann fuhr er fort:

„Zu melden, ha! zu melden,
Zu melden, melden melden, — zu melden dem Kalifen.
Der Mufti — ja, — der Mufti — —

„Jetzt aber, edler Sidi-ben-Abenhamet, ſchlüpf' in Deine Stiefel, zieh Deine Unausſprechlichen an und folge mir in den Tempel des Ruhms. Es iſt vier Uhr vorüber; zu Deiner Rolle brauchſt Du Sammlung; der Chor würde, Dich ermunternd, alſo ſingen:

Seufzer, der durch die ganze Natur geht und auf eine baldige traurige Aenderung hindeutet. Und vor dieſen Windſtößen ängſtigten ſich die furchtſamſten der gelb und roth gewordenen Blätter; ſie verließen den Ort, wo ſie Frühjahr und Sommer über ſo friſch und luſtig geprangt, und flatterten zu Tauſenden und aber Tauſenden auf den Boden herab, die Muttererde, die ſie hervorgebracht, wenn auch nur für kurze Zeit, freundlich ſchmückend.

Ja, für recht kurze Zeit, denn am Horizonte ſteigen immer neue und neue Wolkenmaſſen auf, ſchräg über die Erde dahinziehend und ſo zuſammengeballt und dampf- und rauchähnlich, daß man hätte glauben können, es ſtehe dort hinter den Gebirgen ein koloſſaler Behälter voll irgend einer ſiedenden Flüſſigkeit, durch unterirdiſche Feuer immer ſtärker erhitzt. Anfänglich ſahen die Wolken ſo weiß, leicht, durchſichtig, ſo jugendlich aus; ſie ſchifften hoch im blauen Aether, dem klaren Morgen einen klaren Abend verheißend. Bald aber folgten andere, dichtere, grauere Wolken, finſter anzuſchauen, näher an der Erde dahinſtreichend, begleitet von jenen unheimlichen Windſtößen, die zwiſchen den Häuſerecken ſo eigenthümlich ſauſen und heulen und ordentlich einen Regengeruch mit ſich führen.

Dieſer unangenehme, verdrießliche, oft ſo pöbelhafte Geſelle — der Regen, läßt denn auch nicht lange auf ſich warten und erſcheint in ſeiner unangenehmſten Geſtalt, nicht wie ein nebelhafter Staub, vor dem wir uns nicht ſcheuen und der ſeinem Bruder am Boden das Lebenslicht auslöſcht, auch nicht wie ein ſolider charakterfeſter Landregen, der die dunkleren Bergpartieen, namentlich aber die ſchwarzen Fenſteröffnungen der gegenüber liegenden Häuſer regelmäßig ſchraffirt und vor dem wir den Regenſchirm nur immer nach einer Seite halten müſſen, um uns zu ſchützen —, nein, das heutige Regenwetter iſt wie ein junger unbändiger Menſch in den blühendſten Flegeljahren. Jetzt glauben wir ſchon, es ſei genug für heute, wir ſchließen unſeren Regen-

ſchirm — auf einmal aber braust er wieder daher und von einer ganz anderen Richtung, vereint mit einem boshaften Winde, der das ungezogenſte Spiel mit Röcken und Schirmen treibt. Man kann ſich vor dieſen Regenſchauern nicht ſchützen; freilich verſchwinden ſie eben ſo ſchnell wieder, wie ſie gekommen, ja, während wir die beiden tollen Geſellen in der Ferne noch wirthſchaften ſehen, zerreißt nicht ſelten über unſerem Haupte auf Augenblicke die dichte Wolkenmaſſe und ein leuchtender Sonnenſtrahl zuckt glänzend durch, vielleicht lächelnd über uns arme Erdenkinder, die wir wenigſtens drei Viertel unſerer guten, koſtbaren, wenigen Zeit in Dunſt und Nebel gehüllt zubringen müſſen.

Es iſt alſo ein herbſtlicher kalter und ſcharfer Regen, deſſen Tropfen ein heftiger Wind, oft von allen Seiten zugleich, auf den Dahinwandelnden peitſcht, auf unangenehme Art ihr Geſicht treffend oder ihre Hände, wenn ſie zufälliger Weiſe keine Handſchuhe tragen, wie unſere beiden Freunde, die wir eben in der Wohnung des Einen beſucht und die nun vor uns her gegen das Theatergebäude laviren.

Beider Anzug, ziemlich dünn und vielleicht für den hohen Sommer zweckmäßig, iſt nicht für dieſe Jahreszeit geeignet. Das Aeußere des angehenden Sängers erſcheint von Weitem noch am anſtändigſten, ja, man könnte ſagen, ſein dunkler Paletot habe einen faſt eleganten Schnitt, wogegen bei näherer Beſichtigung der Stoff an dieſem eleganten Paletot ſich als ſo dünn ausweist, daß er ſeinen Träger unmöglich vor den kalten Herbſtregenſchauern zu ſchützen oder ihn warm zu halten vermag. Um aber wenigſtens den für ihn wichtigſten Theil des Körpers nicht all zu ſehr Preis zu geben, hat er einen wollenen geſtrickten Shawl um den Hals geſchlungen und bedeckt mit dem Ende deſſelben ſorgfältig ſeinen Mund. Er ſchreitet übrigens in ſichtlicher Reſignation dahin, weicht dem Wetter aus, indem er ſich zuweilen wendet, um dem heranſtürmenden Regen den Rücken zu bieten,

duckt ſich auch hie und da nachgebend und zieht die Schultern empor, wie um ſeinem Kopfe oder Halſe einigen Schutz zu verleihen.

Herr Richter ſcheint dagegen trotz ſeines ſehr mangelhaften Anzuges dem Wetter trotzig die Stirn bieten zu wollen; er wendet zuweilen ſein Geſicht auffallender Weiſe mit einem verächtlichen Lächeln auf den ziemlich plumpen Zügen dem Regen zu; er knurrt und murrt wie ein böſes Thier, und wenn ihn hie und da unvermuthet an irgend einer Straßenecke ein tückiſcher Windſtoß trifft, ſo fährt er nicht ſelten gegen denſelben herum und grinst mit den Zähnen, als wolle er den unſichtbar Dahinflatternden beißen.

Beide haben noch ein ſaures Stück Arbeit zu beſtehen, als ſie ihr Ziel, das Hoftheater-Gebäude, ſchon vor ſich liegen ſehen und noch über einen weiten Platz, der ſich vor ihnen befindet, gehen müſſen. Hier praſſelt der Regen auf dem Pflaſter, hier hat er ſchon ziemlich große Lachen gebildet, die man umgehen oder überſpringen muß; hier hat der Wind ein Terrain, auf dem er Alleinherrſcher iſt, was er auch auf ſo unartige Art mißbraucht, daß ſich unſere beiden Freunde durch ſehr beſchleunigte Schritte vor ſeinem Wüthen zu ſchützen ſuchen.

Das weite Portal des Hoftheaters hat ſie jetzt ſchützend aufgenommen, und hier ſieht man ſchon Collegen und Colleginnen, die Regenſchirme ſchließend, mit den Füßen auf den Steinplatten auftretend, um die Stiefel und Schuhe einigermaßen von Erde und Feuchtigkeit zu ſäubern, dazu über das Wetter läſternd, wobei von Einigen jede Equipage, die im raſchen Trabe der Pferde dumpf rollend und ſpritzend vorüberfährt, zum Gegenſtande laut ausgeſprochener Wünſche wird.

„Ha!“ ruft ein ſehr langer und hagerer Choriſt, dem ſein kurzes Mäntelchen locker um die Schultern flattert, „ich hege nicht ſo vermeſſene Wünſche, Pferde und Wagen in meinem Stalle

haben zu wollen; wenn ich nur das Zauberstäbchen einer Fee besäße, um jeden Morgen, sobald es mir gut dünkte, aus einem Apfel oder einer Rübe die nothwendige Equipage hervor zu zaubern."

Während er das sagt, sieht er so entschlossen und finster aus, als habe er statt eines harmlosen Wunsches etwas ganz Entsetzliches ausgesprochen. Es ist das aber nur so eine Gewohnheit, die sich von der Bühne in sein gewöhnliches Leben hinüber gezogen hat; denn dort ist es, wahrscheinlich wegen seiner langen, dürren Gestalt, sein Amt, so oft im Chor irgend welche Verräther, Ankläger, Trabanten, blutdürstige Herzoge oder Leute vorkommen, die mit finsterem, abstoßendem Wesen unglückliche Schlachtopfer zum unsichtbaren Schaffot oder zum sehr sichtbaren Kessel voll siedenden Oeles zu führen haben, der Erste zu sein, der bei den erwähnten Veranlassungen thätig ist, der überhaupt bei allen auf der Bühne vorkommenden Schrecknissen, Blut und Gräuelthaten zuerst die Hand aufhebt und immer, wenn gleich nur um einen hundertstel Takt zu früh singt:

Sehet hin und schaudert!

„Ja, eine Rübe oder einen Apfel," sagt er nun mit Grabesstimme.

„Wenn Du aber weder das Eine noch das Andere hättest," entgegnet ihm lachend ein kurzer und dicker College, welcher die Hände in seine Hosentaschen gesteckt hat und nach Art verschiedenen Geflügels auf einem Beine steht, „dann würde Dir der Zauberstab der Fee Quinquanquabizka, oder wie sie sonst heißen mag, nicht viel nützen."

„Es gibt Leute," sagt der lange Chorist mit dem kalten Lächeln eines Tyrannen, der so eben ein Dutzend köpfen ließ und darauf eine Prise nahm, „denen es an Phantasie oder sonst an noch etwas Höherem mangelt, die nicht im Stande sind, dem

Schwung eines Geiſtes zu folgen, die mit ihrer Naſe beſtändig im Erdboden umherwühlen." —

„Nach Rüben, allerdings," erwiedert der Andere, indem er unter luſtigem Sprunge ſein Bein wechſelt, „die ein leckeres Gericht ſind, wenn man ſie gut gekocht erhält, und die Mancher auch eher verſpeiſen würde, ehe er ſich eine Equipage daraus machte."

Der lange Choriſt zuckt mit den Achſeln und zieht ſeinen Mantelkragen feſter um ſich.

„Er könnte das noch bequemer haben, mit der Equipage nämlich," ſagte einer der Collegen in ſehr trockenem Tone, der mit über einander geſchlagenen Armen an einem Pfeiler des Portals lehnt. „Er ſoll erſter Tenor werden, wozu er alle Anlagen hat, dann wird er bei ſolchem Wetter auch in das Theater gefahren."

„Oder noch beſſer, wenn er Tänzerin wird," lachte ein Anderer; „die Beine geben aus. Siehſt Du, Staude, wenn Du Tänzerin wäreſt, da ſäßeſt Du jetzt in dem Wagen da, der ſo flott daher kommt."

Der dürre Choriſt begnügt ſich damit, den beiden Spöttern den Rücken zu kehren, ſieht aber dabei mit nachdenklichem Blick auf den Theaterwagen, der ſich raſch nähert, an der Seitenthür hält und ſich mit Beihülfe des Theaterdieners ſeines zahlreichen Inhaltes entledigt.

Der Theaterdiener iſt gewiſſermaßen der väterliche Beſchützer, der Oberaufſeher, der Rathgeber und Freund der kleinen Tänzerinnen des Balletchors. Er öffnete den Schlag nicht ſogleich, als der Wagen hielt, ſondern er beſchwichtigte das ungeduldige Volk mit den Worten: „Seht Ihr denn nicht, daß hier vor der Thür eine ganze Ueberſchwemmung iſt? Habt Ihr Luſt in dem Koth zu patſchen? Wartet, ich will mich nach einem Brette umſehen."

„Du kannſt uns auch hinüber heben, Lindenbach," verſetzte

eine der Tänzerinnen luſtig; „das macht weniger Mühe und iſt auch für uns bequemer.“

Der alte Lindenbach brummte etwas in den Bart von übermüthigem Zeug und dergleichen, öffnete aber doch den Schlag, griff in den Wagen hinein und hob behutſam eine der leichten Figuren um die andere aus dem weiten Wagenkaſten. Wenn man zuſieht, muß man erſtaunen, welche Menge von ihnen darin Platz hat, und dabei noch die Unzahl von Paketen und Schachteln, die nach dem lebendigen Inhalte nun ebenfalls heraus befördert werden. Dabei hört man Lachen, Plaudern, ja, zuweilen einen leiſen Schrei, untermiſcht mit den vielfältigſten Ermahnungen und Vorwürfen an den alten Theaterdiener.

„Lindenbach, ich habe noch ein Paket im Wagen.“

„Lindenbach, ich noch eine Schachtel.“

„Lindenbach, ich noch ein Umſchlagtuch.“

„Und ich meine Galoſchen, Lindenbach.“

Worauf Lindenbach der Letzteren zur Antwort gibt: „So, Du haſt Galoſchen mitgebracht? Da wirſt Du alſo nachher nicht mit uns nach Hauſe fahren. Du gehſt in dem Regenwetter zu Fuß? Na, mir kann das ſchon recht ſein.“

Es würde noch länger ſo fortgegangen ſein, wenn nicht ſchon zwei oder drei andere Stimmen Lindenbach, Lindenbach! gerufen hätten.

„Du zerdrückſt mir ja mein Paket!“

„Du läßt meine Schachteln naß werden!“

Endlich iſt nichts mehr im Wagen; die wilde Schaar ſtürmt unter witzigen Bemerkungen über Lindenbach, der ihnen kopfſchüttelnd nachſieht, die Treppen hinauf, und da ſie ihm mit den Händen nicht mehr zuwinken können, da ſie ja ihre Pakete und Schachteln tragen, ſo thun es die Ausgelaſſenſten mit den Füßen, worauf oben alles im zweifelhaften Dunkel verſchwindet.

Lindenbach ſchließt den Schlag, und der Wagen fährt davon, um eine neue Ladung zu holen, wieder an dem Portale vorbei, wo noch die Choriſten ſtehen und wo ſich immer mehr einfinden, namentlich von den Damen des Chors, die häuslicher Beſchäftigungen halber ſtets etwas ſpäter kommen und die nun eilfertig heranziehen, mühſam den Regenſchirm balancirend, während ſie verzweifelte und oftmals wenig lohnende Anſtrengungen machen, ihre Kleider vor der Näſſe des Bodens zu bewahren.

„Ah, guten Morgen Fräulein Semmelich! Gut geſchlafen? Nach der geſtrigen Oper waren Sie heute Morgen ohne Zweifel von der Probe dispenſirt? Ja, wenn man Protectionen hat!"

So ſpricht vergnügt lachend der dicke Choriſt, während er ſich halb gegen Fräulein Semmelich, eine friſche runde Perſon, umwendet, und bei dieſer Bewegung gegen eine ältere Collegin bedeutungsvoll ein Auge zukneift.

„Kopfſchmerzen, Herr Stern," entgegnete die Angeſprochene; „da iſt von Protectionen keine Rede. Wenn wir von der Probe wegbleiben, ſo thun wir's nur, indem wir ein ärztliches Atteſt beibringen."

„Sie hat es auch mit dem Doctor," flüſtert die ältere Choriſtin einer anderen, nicht jüngeren zu.

Worauf dieſe erwidert: „Es iſt wahrhaftig wenig Ehre mehr, bei dem Theater zu ſein."

„Früher war das anders. Meinſt Du nicht auch, Pauke?"

„Ja früher war das ganz anders," ſeufzt Madame Pauke. „Zu unſerer Zeit, Schelle!"

„Ja, zu unſerer Zeit!" gibt Madame Schelle ſeufzend zurück.

„Ah, bon jour, Richter!"

„Guten Morgen, Herr Vander!"

„Saluti!" erwidert unſer Bekannter vom vorigen Kapitel, der unter die Halle tritt, ſich ſchüttelnd wie ein Hund, ſo daß von ihm wie auch von einem ſolchen die Regentropfen wegfliegen.

„Der Teufel hole das Wetter! Das Wetter — Wetter — Wetter! würden wir in einer neueren Oper singen. Der Teufel hol' das Wetter — der Teufel ja das Wetter! Aber was steht ihr hier alle und schaut in den Regen hinaus? — Ah, Fräulein Semmelich, habe die Ehre! Immer schön und frisch! Meinen Respekt, Madame Pauke! Apropos, thun Sie mir den einzigen Gefallen und spielen Sie heute Abend nicht so verflucht natürlich wie heute Morgen in der Probe. Wissen Sie, in der Scene des letzten Acts, wo wir als Kreuzritter in den Hof des Harems dringen, um die schöne Sklavin zu befreien. Sie sind heute Morgen auf mich eingefahren wie eine wilde Katze; ich sah schon den Moment kommen, wo meine arme Nase mit ihren langen Nägeln in Berührung kam."

„Ich habe keine langen Nägel," sagte Madame Pauke entrüstet; „ich bin in dem Punkte —"

„Verleugnen Sie Ihre langen Nägel nicht," mischt sich der dürre Chorist mit dumpfem Tone in das Gespräch, „lange Nägel sind schön und modisch."

„Meinetwegen," erwidert die Pauke, indem sie sich mit einem geringschätzenden Kopfaufwerfen abwendet. —

Der angehende Sänger, Herr Bander, war nicht unter dem Portal stehen geblieben, sondern hatte sich an eine Seitenthür des großen Hauses begeben, wo er verschwunden war.

„Daß man bei schönem Wetter hier steht und auf die Straße hinaussieht," bemerkt nun Herr Richter, „bis es Zeit in die Garderobe ist, begreife ich allerdings; aber heute, bei dem Hundewetter, ist es doch, beim Himmel, droben besser — droben im Theater nämlich, meine ich. Wer mich lieb hat, der folge mir."

„Wenn nur die folgen sollen, welche ihn lieben," sagt verächtlich die Pauke zur Schelle, „so haben wir heute Abend gar keinen Chor. Das ist ein unausstehlicher Kerl."

„Ein schlechtes Subject!"

war von dem andern durch feststehende Barrieren getrennt. In jedem dieſem Ständer befand ſich eine ſteinerne, glatt geputzte Krippe, eine hübſche Raufe aus Gußeiſen, der Boden war gepflaſtert, und wo dieſe kleine Wohnung für jedes einzelne Pferd hinten endigte, war ein zierliches Rohrgeflecht angebracht, welches auf dem Boden auflag und jedes Pferd, wenn es darauf trat, ſanft erinnerte, daß hier die Gränzen ſeines Reiches ſeien und es nicht weiter zurückgehen dürfe.

Ueber jedem Stande hieng eine Tafel, worauf der Name des Bewohners verzeichnet war, und wenn man dieſe Namen las, ſo konnte man glauben, man ſei in die Götter- und Heldenzeit verſetzt und befinde ſich in einem mythologiſchen Reitſtall. Da waren Jupiter und Juno, Mars und Venus, Kaſtor und Pollux, Achill, Ulyſſes, Ajax u. ſ. w. Auch die Namen berühmter Orientalen ſah man hier, und neben Achmet und Bajactas ſah man Tamerlan, Roxana und Soliman.

Am allerbehaglichſten war der Marſtall Nachmittags um drei und vier Uhr, wenn die Pferde ihr Diner beendigt hatten, wenn das Heudeſſert verſpeist war und die Thiere einer angenehmen Sieſta oblagen; alsdann gewährten die ruhig daſtehenden und ſtill vergnügten Pferde in der feierlichen Stille, die ſie umgab, einen höchſt angenehmen Anblick; in dem mittleren Gange des Stalles, der mit dem techniſchen Ausdruck die Stallgaſſe heißt, war Alles ſchön aufgeräumt, man ſah kein Geräth umherſtehen, das nicht hieher gehörte, das nothwendige Lederzeug war an den Pfeilern der Stände zierlich aufgehängt, und wenn man ſo die Stallgaſſe hinabſah, bemerkte man nichts, als die vollen Schweife der Pferde, die vergnügt hin und her wedelten, und ſah im Vorbeigehen hier einige mit geſenkten Köpfen und träumend daſtehen, während andere leiſe zuſammenflüſterten und allerlei unbekannte, ſeltſam klingende Töne ausſtießen. Im Ganzen herrſchte alsdann eine feierliche Stille, welche heute noch erhöht

Herr Richter hatte dieſe Worte nicht gehört, denn er eilte mit raſchen Schritten nach der Seitenthür, und wenn auch nicht aus Liebe, ſo folgten ihm doch alle Uebrigen, denen es unter dem Portal gar zu naß und windig war.

Da zogen ſie ein durch die kleinſte, unſcheinbarſte Thür des großen Hauſes, alle die Helden und Heldinnen, die Ritter und Fräulein, die wilden Krieger, die ruhigen Bürger, die Diebe, Räuber und Mörder; da zogen ſie ein, und als ſie hinter der ſchmalen Thür verſchwunden waren, lag das große Haus ringsum öde und leer, der Wind ſauste um die Ecke, der Regen ſchraffirte immer fort, in unregelmäßigen Linien, die dunklen Thür- und Fenſteröffnungen.

Eilftes Kapitel.

Auf der Probe.

Wie alles in dieſer doppelgeſichtigen Welt, ja noch mit ſchärferem Contraſte als bei hundert andern Gegenſtänden, hat auch das Theater zwei gänzlich verſchiedene Seiten, die man hier am paſſendſten wohl mit dem Ausdruck „Licht und Schatten" bezeichnen kann. Die meiſten unſerer geehrten Leſer kennen die erſtere Seite ziemlich genau, haben aber von der letzteren nur ziemlich unvollkommene Begriffe. Schon im Aeußern des Theatergebäudes ſind dieſe Contraſte auf's deutlichſte bemerkbar. Das große Portal mit ſeiner Anfahrt für die Wagen, mit dem gallonirten Portier, mit dem blendenden Lichterſchein, der aus den hohen Thüren hervordringt, beſonders wenn ſich die ſchweren rothen Vorhänge bewegen, bildet ſchon einen ſchroffen Gegenſatz

zu der kleinen Thür, von der wir vorhin sprachen, vor deren ausgetretener Schwelle sich ein breiter Regenpfuhl gelagert hat, die uns schwarz und traurig anblickt, und wo wir bei näherem Betrachten statt des blendenden Lichtes, statt des breiten Vorhanges den trüben Schein der Oellampe bemerken, die uns nasse und kothige Treppenstufen zeigt.

Kehren wir zurück und treten durch das Hauptportal in das Vestibul des Hauses. Eine behagliche Wärme umfängt uns, zahlreiche Gasflammen auf vergoldeten Wandleuchtern strömen ein fabelhaftes Licht aus, bei dessen hellem Scheine wir die breiten schönen Treppen sehen, und auf weichen Teppichstreifen aufwärts steigen, zugleich mit vergnügt plaudernden Menschen, mit elegant gekleideten Herren, deren Anzug tadellos ist vom lackirten Stiefel an bis zum feinen glänzenden Hute; mit Damen, welche der gewandte Lakai aus ihrer Equipage, wie aus einer weichen, parfumirten Putzschachtel genommen, deren vielfache Umhüllungen von feinen Pelzen und Shawls er oben vor dem Corridor der ersten Logenreihe in Empfang nimmt. Hier haben die Thüren so etwas Mysteriöses und dabei ungemein Behagliches; mit rothem Tuche überzogen, mit unzähligen glänzenden Nägeln beschlagen, hört man nie einen Ton, wenn sie noch so heftig zugeworfen werden. Auf dem Bodenteppiche herrscht eine angenehm erwärmte Luft, ein unbeschreiblicher, aber nicht widriger Parfum, — ein Parfum, zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten Wohlgerüchen, der uns gerade dadurch so viel erzählt, der unsere Erinnerung wach ruft, der uns träumen läßt von irgend einer glücklichen, süßen Stunde der Vergangenheit oder der Zukunft.

In dem engen Corridor rauschen die schweren Seidenstoffe, flattern die Bänder, bauschen sich die leichten weichen Kleider, strahlen die Blumen, nicken die Federn, blitzen die Brillanten. Und jede der kleinen Logenthüren, die diensteifrig geöffnet wird, verschlingt ihr Opfer und zeigt, wenn sie sich wieder geschlossen

hat, verrätherisch die kleine Nummer, die, wenn sie uns bekannt ist, so verführerisch lächelt, als wollte sie sagen: ich weiß, was Du suchst — hier bin ich.

Mittlerweile hat sich auch das Parterre gefüllt, sowie die Logen in allen Rängen, und überall bemerkt man vergnügt lachende Gesichter; fast überall sieht man Mienen, die uns deutlich sagen, daß ihre Träger hierher gekommen sind, um ein paar Stunden angenehm zu verbringen.

So ist es hier am Abend und wenn die Vorstellung beginnt auf der Lichtseite des Theaters, die wir nun aber verlassen wollen, um uns auch ein wenig auf der andern, der Schattenseite, umzuschauen.

Vielleicht bist Du, geneigter Leser, dort oft vorübergegangen und hast einen schüchternen Blick durch jene kleine Thür geworfen auf die nasse und kothige Treppe, die schwach erhellt, Dir flüsternd zu winken scheint, als wolle sie Dir Wunderdinge erzählen. Aber Du darfst sie nicht betreten; man hat Dir gesagt, daß ein eigenthümlicher Bann, ein Zauber auf ihr ruhe, daß sie nur für die Eingeweihten gangbar sei. Und daran ist etwas Wahres. Wenn Dich auch niemand hindert, durch die Thüre einzutreten und die erste Windung der Treppe zu ersteigen, so erblickst Du doch mit einem Male, oben angekommen, das ernste Gesicht einer alten Hexe, die Dich aus einem Ding, gleich einer Nische, mit stechendem Blicke anschaut — die Pförtnerin zum Himmel und zur Hölle, natürlich in Hinsicht auf den Ort gesprochen, wo wir uns gerade befinden. Betrachten wir sie uns etwas genauer. Obgleich sie denken, handeln und sprechen kann wie die übrigen Menschen, sind wir doch nicht recht überzeugt, ob die Alte nicht ein Phantom ist, das nur so lange seine Pflichten erfüllt, als das Theater dauert, um alsdann in eine unbegreifliche Erstarrung zu verfallen. Wie sie heute da sitzt, so befindet sie sich hier allabendlich seit langen Jahren, seit unvordenklichen Zeiten, — niemand weiß das anders;

ſie ſcheint nach und nach hier eingeroſtet zu ſein; ſie müßte bei Tage eine der ſeltenſten Erſcheinungen geben, die man ſehen kann, aber da hat ſie ihr Gitter vor ihre Loge gezogen und ſchlummert wahrſcheinlich bis zum Abend, wo ſie wieder ſichtbar wird. — Jetzt iſt ſie alſo ſichtbar; ſie drückt ihre Kneifbrille feſter auf die Naſe, ſie öffnet ihren zahnloſen Mund, um Dich in ſchnarrendem Tone auszuforſchen, wer Du biſt, was Du willſt, wohin Du willſt, zu wem Du willſt, und Dich noch mit einer Menge ähnlicher Fragen zu überhäufen, die ſo unverhofft auf Dich einſtürmen, daß Du vielleicht mit dem beſten Gewiſſen nur ſchüchtern, vielleicht ſtotternd eine Antwort zu geben vermagſt, und gerade durch dieſe Schüchternheit, dieſes Stottern verdächtig wirſt.

Du wünſcheſt Herrn A. zu ſprechen.

Herr A. iſt nicht anweſend.

Oder den Herrn B.

Herr B. iſt dringend beſchäftigt.

Oder Herrn C.

Herr C. hat ausdrücklich befohlen, niemanden in die Garderobe zu ihm zu laſſen.

Du haſt endlich in Deiner Verwirrung die unglückliche Idee, nach dem Herrn Hoftheater-Intendanten zu fragen. Das Geſicht der alten Hexe verzieht ſich zu einem höhniſchen Lächeln; bei dieſer verdächtigen Frage iſt ſie vollkommen überzeugt, daß Du Contrebande biſt. Du willſt Dich ohne Talisman in jenes Zauberland wagen, Du willſt vielleicht eine Prinzeſſin entführen, oder Du willſt mit einer Tänzerin an der Garderobethür oder hinter der ſechsten Couliſſe plaudern. Wenn Du wirklich dieſe Abſicht hatteſt, ſo mußteſt Du wiſſen, daß der Herr Hoftheater-Intendant ein paar Stunden vor Beginn des Theaters gewiß nur in den allerſeltenſten Fällen auf der Bühne anzutreffen iſt, und ſollte je ein ſolcher Fall eintreten, er für Dich, ja für die ganze Welt, vielleicht mit einer einzigen ſehr ſchönen Ausnahme, unſichtbar

iſt. Du haſt Dich durch dieſe unvorſichtige Frage compromittirt, die alte Pförtnerin wünſcht Dir höhniſch einen guten Abend, Du ziehſt Dich zurück mit den Gefühlen eines begoſſenen Pudels, Du machſt die Fauſt im Sacke, und wenn Du unten angekommen nochmals rückwärts ſchauſt, ſo ſcheint Dir die Treppe noch dringender zu winken und verſpricht Dir die allerſchönſten Wunderdinge.

Vielleicht kann man mit großer Routine die Eroberung dieſes ſchwierigen Terrains praktiſcher angreifen, ohne aber dennoch eines Erfolges gewiß zu ſein. Man ſteigt die Treppe mit ſchallenden Tritten hinan; man räuſpert ſich, man ſummt ein Stück von einer Arie, am beſten aus der Oper, die am Abend ſelbſt gegeben wird; man würdigt den Drachen in ſeiner Höhle keines Blickes, und wenn er ſeine Fragen ſtellt, ſagt man in lautem und ſehr nachläſſigem Tone: Regiſſeur X. — ich ſoll ihn um dieſe Stunde finden. Wo kann er ſein? — Vielleicht läßt ſich die Pförtnerin durch dieſe Sicherheit bewegen, Dir Auskunft zu geben, wo Du den Herrn Regiſſeur X. finden kannſt. Hat ſie aber ihren hartnäckigen Augenblick, ſo wird ſie Dir zur Antwort geben: Wenn Sie den Herrn Regiſſeur wirklich ſprechen müſſen, ſo warten Sie einen Augenblick, bis Jemand vom Perſonal kommt, der ihn heraus ruft. Darauf nun kannſt Du vielleicht ziemlich lange warten müſſen, und wenn endlich wirklich Jemand vom Perſonal kommt, und Dir verſpricht, Deine Botſchaft an den Herrn Regiſſeur X. auszurichten, ſo kannſt Du fünf Mal von zehn Mal gewiß ſein, der vom Perſonal wird im Drange anderer wichtigerer Geſchäfte Deine Botſchaft vergeſſen, und mit jeder Minute, welche Dich der Herr Regiſſeur auf der Treppe ſtehen läßt, da er ja nichts von Dir weiß, wächſt das Mißtrauen der Alten, ſie brummt in ihren Bart — und das iſt nicht figürlich geſprochen —: der ſoll mir wieder kommen.

Unter unſerem Schutze, geneigter Leſer, brauchſt Du aber alle dieſe Winkelzüge nicht; die alte Hexe und wir ſind gute Freunde;

wenn ſie uns ſieht, lächelt ſie, und ſollte Dich vielleicht ihr Lächeln geniren, ſo treten wir unſichtbar in die kleine Thür, erſteigen unſichtbar die ſchmutzige Treppe und gehen unſichtbar bei dem Drachen vorüber, der vielleicht in dieſem Augenblicke an einem groben wollenen Strumpfe ſtrickt oder ein Glas Bier an die ewig durſtigen Lippen ſetzt.

Ehe wir droben in einer kleinen Thür verſchwinden, welche auf die Bühne führt, werfen wir noch einen Blick auf die ſchmutzige gewundene Treppe, die uns hier herauf geführt — die arme beſcheidene Schweſter jener breiten, prachtvoll mit Teppichen belegten Stiege, die wir vorhin betrachtet. Wie groß iſt in allem der Unterſchied zwiſchen beiden! Auf jener ſehen wir ſtrahlende, ſchöne Geſtalten in elegantem Anzuge, umgeben und gekleidet mit allem Luxus der Welt; heitere Geſichter, glückliche Menſchen, wenigſtens dem Anſchein nach von Vergnügen zu Vergnügen eilend. So eben iſt das allerliebſte pikante Diner beendigt; man wirft ſich in die ſchwellenden Kiſſen des Wagens, um hieher in die Oper zu fahren; man verläßt dieſe wieder, um zwei oder drei glanzvolle Geſellſchaften zu beſuchen. —

Und die Leute, die hier auf- und abſteigen, die gleichen Geſchöpfe, die gleichen fühlenden Weſen — mindeſtens drei Viertel von ihnen kommen nicht von einem guten Diner, kommen nicht in warmen Pelzen und Mänteln, kommen nicht fröhlich und guter Dinge. Wie viele von ihnen ſind mit Kummer und Sorge beladen, wovon wir freilich nachher nichts mehr ſehen, wenn ſie heiter lächelnd auf die Lichtſeite dieſer eigenthümlichen Welt treten! Wer lieſt es auf den Mienen jener armen Choriſtin, daß ihrer zu Hauſe vielleicht ein ſterbendes Kind harrt, daß ſie, die jetzt ſo freundlich lächelt, vielleicht nicht mehr das Lächeln ihres Kleinen ſehen wird, wenn ſie nach Hauſe zurückkehrt? Wer kann das Leid jener Tänzerin beſchreiben, die in einer glänzenden Decoration mit den Geſpielinnen die glückliche Braut umtanzt oder den Ge-

liebten empfängt! Wer kann all' den Kummer, alle Trauer, alle Noth und Sorgen kennen, die sich hier unter strahlenden Gewändern, unter geschminkten Wangen, unter erheuchelter Lust und Fröhlichkeit verbergen! — Und doch sind sie heiter und lustig, diese armen Wesen, wenigstens beim geringsten Sonnenblick, der in ihr Leben fällt oder der golden an ihrem Horizont auftaucht. Es ist die Hoffnung auf ein Besserwerden ihrer Lage, die sie aufrecht erhält — die Hoffnung auf ein neues unbekanntes Glück, worauf alles, vom Lampenputzer an bis zur Primadonna, wie auf irgend eine Beförderung harrt — alles, mit Ausnahme der alten Pförtnerin in ihrer Nische, welche mit der Zukunft abgeschlossen hat, woher auch wohl ihre ewig mürrische Laune kommen mag. Dieser hofft auf eine Vergrößerung des täglichen Lohnes, Jener auf eine Gehaltszulage oder auf bessere Rollen, auf Beifall, auf Hervorruf; die erste Sängerin, obgleich schon in vorgerückten Jahren, auf eine glänzende Heirath, die ihr den Anblick der kleinen gewundenen schmutzigen Treppe auf immer entzieht, — die letzte Choristin, die Jüngeren des Ballets, die vielleicht keine Aussicht haben, auf der Leiter des Ruhmes in andere Regionen zu steigen, betrachten hoffend die reichen Treppen auf der Lichtseite des Hauses und sehen sich dort schon in Pelz und Sammt gehüllt auf- und absteigen. Es ist das schon öfters da gewesen, und warum sollte ein ähnlicher Fall nicht auch wieder einmal und zu ihren Gunsten eintreten können?

Doch lassen wir diese Betrachtungen, die mit ihrem ernsten, fast drohenden Hintergrunde doch nicht recht zu dem Orte passen wollen, auf dem sie folgerecht entsprungen sind. Sie hat etwas Eigenthümliches an sich, diese finstere Seite des Theaters; der hohe schwarze Raum der Bühne hat für die Eigeweihten trotz seiner theilweisen Düsterheit etwas Beruhigendes. Das seltsame Leben, das sich hier entfaltet, das geräuschvolle Treiben, die ewige Unruhe nimmt manches Herzeleid in sich auf, verwischt

manche Thräne, übertüncht manches Leid. Oeffnen wir deßhalb getrost die kleine Pforte mit ihrem rasselnden Gewichte und treten wir in einen Raum, der für unser Auge, welches an's helle Tageslicht gewöhnt ist, in der ersten Zeit vollkommen finster erscheint. Es dauert eine gute Weile, bis wir beim Schein einer einzigen trüben Lampe, deren Licht zwischen Latten, Brettern, Seilen und dergleichen wie fernher durch die Stämme eines dichten Waldes leuchtet, anfangen, die Gegenstände um uns her zu erkennen. Und dann scheint es, als befänden wir uns in einem völligen Chaos; von allem, was wir auf der Lichtseite des Theaters zu bewundern gewohnt sind, bemerken wir hier die Rückseite. Keine bunten Farben, keine Vergoldung, keine leuchtenden Vorhänge, keine Quasten und Schnüre. Rechts und links, in der Tiefe und in der Höhe sehen wir graue, staubige Balken, nacktes, geschwärztes Mauerwerk, ein Durcheinander von Stricken und gewaltigen Tauen, einen Wirrwarr von Bretterverschlägen aller Art, Leitern in den seltsamsten Gestalten, Walzen mit langen, unheimlichen Hebearmen, sonderbar geformte und gezackte Hölzer, über deren Verwendung wir uns unmöglich eine Idee machen können.

In diesem unheimlichen, fast gespensterhaften Raume huschen seltsame Wesen an uns vorüber, Gestalten junger und alter Männer, mit unhörbarem Tritt, denn sie tragen Filzschuhe an ihren Füßen, Leute, die wohl emsig arbeiten, ohne daß man sieht, was sie gerade thun, wogegen man es zuweilen etwas ziemlich derb zu fühlen bekommt, daß hier etwas geschieht, denn jeden Augenblick wird man gestoßen und angerannt. Man flüchtet sich hinter eine Coulisse, hinter einen Vorhang, um hier im Hintergrunde dasselbe zu entdecken, was man vorhin drüben auf der Seite gesehen: wieder Balken und ausgezackte Bretter, und Latten und Stricke und Walzen und Hebel, hier alles noch großartiger und wüster, beim Lichte einer röthlich brennenden und qualmenden

Lampe erſcheinend. Auch zeigt uns dieſes Licht einen Wirrwarr von Farben an Decorationen, an Decken und Teppichen, an Möbeln, deren Vergoldung mit ungewiſſem Schein herüberblinkt, ohne uns jedoch irgend welche Formen deutlich erkennen zu laſſen.

Von anderen Arbeitern, abermals in Filzſchuhen — ſie ſcheinen uns ordentlich zu verfolgen — werden wir nun vorwärts getrieben; wir fühlen hinter uns eine ſchwankende Leinwand, die herabhängt, wir entdecken einen Ausſchnitt wie eine Thür, wir treten hindurch und ſehen uns mit einem Male in einem Raume, der faſt noch dunkler iſt, als der, welchen wir eben verlaſſen. Vor uns in der Tiefe entdecken wir ein wandelndes Licht, etwas wie einen Irrwiſch, der bald hier, bald da erſcheint, und wo er ſich ſehen läßt, beleuchtet er im engen Kreiſe um ſich herum bunte Farben, Vergoldung, Draperieen und rothen Sammt. Jetzt flattert das Irrlicht aufwärts, bald erſcheint es zu unſerer Rechten, bald zu unſerer Linken und ſenkt ſich jetzt wieder herab, dicht vor uns andere Lichter entzündend, die ſich alsdann mit Schirmen bedecken und bei deren Schein wir nach und nach Muſikpulte erkennen, auch ſchlafende Violinen, verhängte Pauken, nachdenklich an der Wand lehnende Contrebäſſe — das Orcheſter. Wir ſind auf der Bühne, der große Portal-Vorhang iſt noch aufgezogen, wir haben das öde, gewaltige leere Haus vor uns. Dort erſcheint auch das Irrlicht wieder, jetzt hoch auf der oberſten Logenreihe, das Irrlicht huſtet, und obgleich dies nur der heiſere Huſten eines alten Weibes iſt, welches nachſieht, ob Sperrſitze und Seſſel in gehöriger Ordnung ſind, ſo klingt es doch in dem großen Raume, als huſte der hochſelige Stentor ſelber mit aller Kraft ſeiner gewaltigen Lunge.

Das iſt die Dämmerung des Theatertages.

Und allmälig fängt es an, lichter und heller zu werden; hier und da flammt auf der Bühne eine Gasflamme auf, und auch vorn am Proſcenium wird eine ganze Reihe angezündet, worauf

das Haus vor uns aus seinem Schlafe zu erwachen scheint. Mit tausend funkelnden Augen blickt es zu uns herüber, die Sperrsitze stehen mit einem Male aufrecht da und schauen uns mit ihren Nummern an; von den Logen sehen wir deutlich die bunt bemalten und vergoldeten Brüstungen, sie selbst aber scheinen angefüllt zu sein mit nächtlichen Schatten, mit geisterhaften Zuschauern, die nach und nach verschwinden werden, wie das Licht heller und heller wird. Der Kronleuchter hoch oben an der Decke scheint bereits seine Wichtigkeit zu fühlen, und auf seinen Glasschalen und seinen Krystallzapfen zittern tausendfache Lichtpunkte, so daß es aussieht, als sei dort in der Höhe ein leuchtendes und blitzendes Spitzengewebe aufgehängt.

Mit einem Male verschwindet das alles vor uns; eine schwarze Wolke scheint sich herabzusenken — der große Portal-Vorhang, der uns den Anblick nimmt auf das erwachende Haus, auf die aufmerksamen Sperrsitze, auf die Schattengestalten in den Logen, auf die schlummernden Violinen und Contrebässe — wird herabgelassen. —

Dafür aber beginnt nun auf der Bühne selbst ein ganz neues und für uns interessantes Leben. Der Gaslampen haben sich immer mehr und mehr entzündet; der schwarze, unheimliche Raum, in dem wir uns befinden, verwandelt sich in einen dämmernden Palmenhain. Wir sind mit einem Zauberschlage von Europa nach Asien versetzt, wir sehen indische Krieger erscheinen, ernsthafte Muselmänner, Derwische in langen weißen Gewändern, Große des Reiches mit dicken Bäuchen und langen schwarzen Bärten. Einige von ihnen haben Brillen auf, andere verspeisen Aepfel und wieder Andere sieht man bei einer Gaslampe stehen und eifrig in einem Notenhefte studiren.

Mit einem Mal wird der Frieden, der bis jetzt über dem Palmenhain geruht, auffallend gestört. Wie ein anderes wildes Heer stürmen einige zwanzig Tänzerinnen auf die Bühne in phan-

oder recht fühlbar wurde durch ein einfaches Lied, welches am untern Theile des Stalles von einer Stallwache gepfiffen wurde.

„Wenn die Schwalben heimwärts ziehen"

klang es in melancholischen Tönen und lullte die schläfrigen Pferde in tiefe und sanfte Träume von ihrer südlichen Heimath; denn alle, wie sie hier standen, waren arabischem Geblüt entsprossen.

Von dem Künstler jedoch, der dieses Lied vortrug, war nichts zu sehen; er hatte sich vielleicht nach beendigtem Mittagessen in einen großen Haufen Stroh gelegt und hielt pfeifend ebenfalls seine Siesta.

Das einzige menschliche Wesen, das wir demnach hier erblicken, war ein junger Mann in der Livree der königlichen Stallleute, welcher in der Mitte der Stallgasse auf der großen Futterkiste saß und mit seinen Sporen zum oben erwähnten Liede klirrend den Takt schlug.

Der junge Mann war groß und schlank gebaut, hatte hellgelbe Lederhosen an und Kappenstiefel dazu, der obere Theil seines Körpers befand sich in Hemdärmeln, und die Kleidungsstücke, welche solchergestalt fehlten, lagen hübsch zusammengefaltet neben ihm auf der Kiste, nämlich eine rothe Weste, ein blauer Rock und auf demselben ein Paar Zügel; der lakirte Hut stand neben ihm auf einem Schemel und in demselben die große Wagenpeitsche.

Dieß alles deutete darauf hin, daß der junge Mann im Begriffe war, einen Dienst anzutreten, und es ward diese Absicht noch bestätigt durch den Anblick eines Paars mächtiger Schimmel, die der Futterkiste gegenüber vollkommen angeschirrt und in ihren Ständern herumgedreht standen, so daß die Köpfe in die Stallgasse schauten.

Diese Schimmel schienen es durchaus nicht angenehm zu finden, daß man im Begriffe war, sie aus der behaglichen Wärme des Stalles und der noch nicht beendigten Siesta an den Wagen

taſtiſcher Kleidung; die weißen, kurzen, bauſchigen Röcke laſſen ſehr viel fleiſchfarbene Tricots ſehen, die reich verzierten, ziemlich tief ausgeſchnittenen türkiſchen Jäckchen enthüllen dagegen einiges nicht Unbedeutende, wie es die Natur erſchaffen. Beides ein nicht unangenehmer Anblick, was auch die Muſelmänner zu fühlen ſcheinen, denn ſie nicken den Bajaderen ſchmunzelnd zu und erhandeln für eine freundliche Begrüßung oder für einen leichten Klapps auf irgend eine weiße Schulter einen lachenden Dank oder ein mürriſches Geſicht.

Dieſem wilden Heere, das hüpfend, ſpringend, lachend und plaudernd augenblicklich den Raum der Bühne überflutet, folgt ein geſetzt und ſehr bleich ausſehender Tänzer; er iſt noch nicht geſchminkt, überhaupt noch nicht vollſtändig angekleidet. Während nämlich ſeine Beine ſchon in tadelloſen Tricots ſtecken, iſt ſein Oberkörper mit einer weißen Piquéjacke bedeckt, und ſein kohlſchwarzes Haar, ſpäter bei Vollendung der Friſur ein Glanzpunkt des Künſtlers, ſteckt noch in Papilloten und iſt mit einem ſeidenen Faden rings am Kopf feſt gehalten; ſeine Naſe iſt etwas ſcharf gebogen, wodurch ſein Geſicht, und nicht mit Unrecht, einen ausgeprägten orientaliſchen Schnitt zeigt.

Der Tänzer, der zugleich Balletmeiſter iſt, trägt eine Latte in der Hand, mit der er, in der Mitte der Bühne angekommen, dreimal heftig auf den Boden ſtößt, worauf augenblicklich das Plaudern und Lachen in der leichten Schaar verſtummt und jede der Tänzerinnen unter gewiſſen Vorbereitungen an den Platz tritt, den ſie während des Tanzes einzunehmen hat. Dieſe Vorbereitungen beſtehen gewöhnlich in einem ſo heftigen Herabdrücken der Hüfte, daß man glaubt, die betreffende junge Dame wolle oben hinaus ihren eigenen Röcken entfliehen; andere, die ſich vielleicht an eine Couliſſe gelehnt oder auf einen hölzernen Stein geſetzt, um etwas an ihren Schuhen nachzuſehen, ſchütteln hinten ihre Gazekleider aus oder ſuchen dieſelben durch ein

außerordentliches Hin- und Herwedeln wieder in die gehörige Lage zu bringen.

„Meine Damen," ſagt der Tänzer, „es iſt nothwendig, daß wir das Enſemble des letzen Aktes vor der Vorſtellung noch einmal durchmachen. Es ließ in der Probe noch ſehr Vieles zu wünſchen übrig. Faſſen Sie die Lage, in der Sie ſich befinden, recht lebhaft ins Auge; es iſt das nöthig, um etwas Außerordentliches zu leiſten, denn der Künſtler muß ein denkender Künſtler ſein, um wirklich als Künſtler vor dem Publicum zu ſtehen. — Alſo Sie, meine Damen, befinden ſich im Harem des Kalifen, — Sie haben, wie ich hoffe, eine ſchwache Idee davon, was ein Harem beſagen will. — Gut alſo, Sie ſind Odalisken, an blinden Gehorſam gewöhnt — Fräulein Fanny," unterbricht ſich der Balletmeiſter, indem er ſich an eine plaudernde Tänzerin wendet, „Sie ſcheinen dieſe Eigenſchaft einer Odaliske noch nicht recht erfaßt zu haben — Gehorſam gegen mich, ihren Lehrer."

Sechszehn von den zwanzig Tänzerinnen lachen laut auf, und man hört das Wort Harem einigemal bedeutungsvoll ausſprechen.

„Ruhig, meine Damen," ruft der Balletmeiſter und ſtößt mit der Latte abermal dreimal auf den Boden. „Man ſollte wahrhaftig glauben, man habe es mit lauter unerfahrenen Kindern zu thun! Kein Ernſt, keine Hingebung bei der Arbeit. Schämen Sie ſich! — Alſo Sie ſind an Gehorſam gegen den Kalifen gewöhnt, Sie ſind Orientalinnen mit Leib und Seele: ſo wie Sie nur den Namen eines Chriſten nennen hören, iſt Ihr Herz von Furcht und Abſcheu erfüllt."

„Einen Juden darfſt Du alſo lieben," flüſtert Mamſell Fanny ihrer Nachbarin zu.

Der Balletmeiſter begnügte ſich mit einem verächtlichen Achſelzucken, dem ein majeſtätiſches Stirnrunzeln folgte, nach der Schwätzerin hinüber zu blicken. Dann fuhr er fort: „Das Chriſten-

heer hat die Stadt erſtürmt, den Palaſt überrumpelt, weßhalb Sie, meine Damen, nicht lachend und mit den gewöhnlichen vergnügten Geſichtern auf der Bühne zu erſcheinen haben, auch ſich in dieſem wichtigen Augenblick gefälligſt enthalten wollen, nach allen Logen des ganzen Hauſes zu kokettiren, wie das leider gewöhnlich geſchieht. — Sie ſammeln ſich, Sie fliehen tanzend hierhin und dorthin aus einander, um ſich beim Anblick der ungläubigen Krieger wieder ſchüchtern zurückzuziehen. Die ungeraden Nummern auf beiden Seiten werden von den Barbaren geraubt, aber ich bitte, ſich erſt nach großem Widerſtreben rauben zu laſſen und durchaus keine Hingebung zu zeigen. Die Anderen eilen zurück, händeringend, verzweifelnd, bis an die Stufen der großen Treppe, wo in dieſem Moment der Kalife erſcheint, zu deſſen Füßen ſie ſich hülfeſuchend maleriſch gruppiren. Der Kalife ſingt ſeine große Arie, dann durchbohrt er ſeine Bruſt mit dem Dolche, und ehe er niederſinkt, gleitet eben dieſer Dolch die Treppe hinab in Ihre Mitte. — Meine Damen, es iſt das ein erhabener Augenblick, der ſeine Wirkung nicht verfehlen kann. Sie, Mamſell Eliſe, ergreifen den Dolch, Sie haben dabei Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, Sie zucken ihn gegen Ihr Herz, die Anderen drängen ſich mit aufgehobenen Armen heran; auch ſie wollen lieber ſterben, als in die Hände fallen jener chriſtlichen Schaaren, die ob dieſem Heroismus erſchüttert ſtehen bleiben und dadurch ihrem Könige, der hinter den Couliſſen den Purpurmantel um werfen muß, Zeit laſſen, herbei zu eilen und Sie vor Tod und Schande zu retten."

„Und ich falle als einziges Opfer!" lachte Mamſell Eliſe. „Gut denn, dadurch ſeid ihr Andern in meiner Schuld."

In der zweiten Couliſſe iſt unterdeſſen ein junger Menſch mit einer Violine ſichtbar geworden, der nun auf einen Wink des Balletmeiſters zu fideln anfängt, worauf das Lattenſtück

abermals gebieteriſch auf den Boden pocht und der Tanz beginnt.

Der Tänzer iſt auf einen Stein im Hintergrunde geſprungen und leitet das Enſemble mit lautem Zuruf. — „Eins! Zwei! Drei! Vier!“ ſagt er, „vorwärts, vorwärts! Lebhaft in den Vordergrund geſtürzt! — Mehr Angſt und Schrecken, meine Damen, wenn ich bitten darf! — Aufgepaßt! Die ungeraden Nummern rechts und links! — Sie werden von den chriſtlichen Soldaten ergriffen. — So, ganz gut! — Mehr Widerſtreben, Mamſell Emma! — Sie ſind immer noch zu hingebend, Mamſell Fanny! — Die Anderen gut, die Anderen gut. — Jetzt aber raſch zurück mit allen Zeichen des Entſetzens — eins, zwei, drei, vier, — mehr Entſetzen! — Eins, zwei, drei, vier! — So iſt's recht! — Zeigen Sie hierhin und dorthin. — Dum-durum-dum-dum-dum! — Werfen Sie Ihre ſcheuen Blicke in die Couliſſen. — Jetzt zurück! — So iſt's gut — ſchnell zurück, die Muſik geht zu Ende. — Brrrum — die Thüren des Palaſtes öffnen ſich — der Kaliſe tritt auf — Gruppirung. Stürzen Sie nieder, meine Damen! — Mamſell Pauline, Sie gehören nicht dahin, Sie ſind an einem falſchen Platze. — Recht ſo, Fräulein Eliſe, Sie bleiben aufrecht ſtehen. — Nun erſcheint der Kaliſe auf der Treppe! auf Vier wenden Sie ſich Schutz ſuchend ihm entgegen. — Eins, zwei, drei, — vier! — Gut ſo! Es iſt ordentlich gegangen, ich danke Ihnen. Nachher bei der Aufführung noch etwas mehr Beweglichkeit, etwas mehr Feuer, und wir haben einen immenſen Applaus. — Ich danke Ihnen.“

Der junge Menſch mit der Violine hat ſich ſehr abgearbeitet, um das ganze Orcheſter würdig darzuſtellen, und jetzt, nachdem ſich der Balletmeiſter zufrieden erklärt, geht er, wie zu ſeiner eigenen Belohnung, in eine luſtige Polka über, von deren Tönen die unglücklichen Odalisken ſogleich lebhaft ergriffen werden, um

zu Zwei und Zwei von der Bühne abzutanzen und im Dunkel der Couliſſen zu verſchwinden.

Wie es während der Zeit in den Garderoben zugegangen iſt, hoffen wir dem geneigten Leſer ein anderes Mal erzählen zu können. So viel dürfen wir nur für heute berichten, daß der angehende Sänger, Herr Bander, in dem neuen türkiſchen Coſtume ſehr hübſch ausſieht, daß Herr Richter ſich in einen wohlbeleibten Ulema verwandelt hat, und daß der lange dürre Choriſt mit dem hageren ernſten Geſicht und dem kurzen Mäntelchen, der als chriſtlicher Ritter erſcheint, viel Aehnlichkeit mit dem ſcharfſinnigen Edlen von la Mancha hat. Was die Damen des Chors anbelangt, ſo ſind dieſe nicht wieder zu erkennen; verſchwunden ſind neue und alte Mäntel, modiſche und zerknitterte Hüte, verſchwunden der unentbehrliche Muff mit der Notenrolle, die unbedingt aus demſelben hervorſchauen muß; natürliche Vorzüge, auch Watte und Schminke haben das Ihrige gethan, um aus unſcheinbaren Europäerinnen blühende Aſiatinnen zu machen; Fräulein Semmelich ſieht ſo verführeriſch aus, daß manche der Choriſten, bei denen ſie vorüber kommt, ein gewiſſes Schnalzen mit der Zunge hören laſſen, und ſelbſt die alte Schelle und die alte Pauke ſind ſo umgewandelt, daß man mit einiger Nachſicht wohl geneigt ſein könnte, ihren erſten Chorgeſang zu verzeihen, der in der heutigen Oper mit den Worten anfängt:

In der Jugend friſchem Prangen
Sammeln Blüthen wir und Blumen.

Während ſich alles, wie wir es eben berichtet, auf der Bühne und in den Garderoben begeben, lag der Zuſchauerraum noch immer halbdunkel da, öde und leer. Wir hielten es für nothwendig, unſerer Geſchichte ein paar Stunden vorauszueilen, und müſſen nun zu dem Augenblicke zurückkehren, wo von den Kirchthürmen die vierte Nachmittagsſtunde ſchlug, wo die Choriſten

und Choriſtinnen durch die kleine Seitenthüre in das Opernhaus verſchwunden ſind, wo der Wind um die Ecken des großen Gebäudes ſauste, und wo der Regen in unregelmäßigen Linien immer und immerfort die dunklen Thür- und Fenſtereinfaſſungen ſchraffirte.

Zwölftes Kapitel.

Françoiſe und Roſa.

Es iſt ein außerordentlich behagliches Gefühl, wenn man ſich bei naßkaltem Wetter von der ſchmutzigen Straße hinweg in einen ſanft durchwärmten, elegant eingerichteten Salon zu verſetzen vermag. Je kürzer die Uebergänge ſind, die man zu machen hat, deſto angenehmer wirkt auf uns das behagliche Gefühl, weßhalb in dieſem Punkte niemand ſo vortrefflich daran iſt, wie wir, geneigter und vielgeliebter Leſer.

Um friſchweg von der naſſen, unheimlichen Straße in einem angenehmen, eleganten Salon zu erſcheinen, brauchſt Du, an unſerer Hand, nicht erſt nach Hauſe zu gehen, Deine Kleider zu wechſeln und Dich in einen Wagen zu ſetzen, um da und dorthin zu fahren; Du wirſt ſehen, wir haben das viel bequemer. So eben erſt haben wir Dir gezeigt, wie an einem kalten Herbſt-Nachmittage der Wind um die Ecken des Theatergebäudes ſauſt, wie der Regen herunter plätſchert und Tropfen um Tropfen die Waſſerlachen vergrößert, die hie und da entſtanden ſind; kaum warſt Du erſt mitten unter durchnäßten Tüchern und Mänteln, unter trieſenden Regenſchirmen, biſt vielleicht von einer vorüberrollenden Equipage unſanft beſpritzt worden und haſt jetzt, bei der Zaubermacht, mit der wir begabt ſind, nichts zu thun, als

das Blatt umzuwenden und Dich in ganz anderen Regionen zu befinden.

Wir sind im reichen Vestibul eines kleinen, aber sehr behaglich aussehenden Hauses; wir befinden uns unten an einer breiten und schönen Treppe, deren Stufen mit Teppichen belegt sind, die zu unsern Füßen in einer dicken Franse von vielleicht zwei Fuß Länge auf dem Marmorboden auslaufen. Vestibul und Treppenhaus zeigt freundliches Grün von Sträuchern und Bäumen, doch nicht in der Art, wie die Dekoration für einen einzigen Tag, vielmehr sind die eben genannten Piecen wie der Anfang eines Gewächshauses, wie der Aufgang zu demselben behandelt, denn wenn wir die Treppen langsam ersteigen, so kommen wir auf einen geräumigen viereckigen Vorplatz, dessen uns gegenüberliegende Wand aus Eisen und Glas besteht und welcher sich uns als der zierlichste Wintergarten darstellt, den sich eine frische Phantasie nur erdenken kann.

Oben, gerade gegenüber der Treppe, zeigte die Gewächshauswand einen kleinen ausspringenden Altan, aus fünf riesenhaften Scheiben von so klarem Glase gebildet, daß man unwillkürlich stehen bleibt und in's Freie zu blicken glaubt. Wo diese Scheiben zusammenstoßen, sind sie kunstvoll mit tropischen und andern Schlingpflanzen bedeckt, daß man keine Fugen sieht. Rings um diesen kleinen Altan läuft ein niedriger Divan, von türkischen Stoffen in den lebhaftesten Farben bezogen, und in der Mitte erhebt sich eine Marmorschale, aus der ein klarer Wasserstrahl aufsteigt, um nach erreichter Höhe von vielleicht vier Fuß melodisch plätschernd wieder zurück zu fallen.

Der Boden des ganzen Glashauses, soweit er zwischen den Gesträuchen und Blumengruppen sichtbar, ist mit feinen indischen Matten belegt, die nach kleinen bequemen Etablissements führen, nach zierlichen runden Tischen, um welche Schaukelstühle stehen, nach einsamen Sophas oder weichen Fauteuils, über welch' letzteren

immer irgend ein Korb angebracht iſt, aus dem Blumen hervorquellen, oder eine Hängevaſe mit ſeltſamen Blättern und phantaſtiſchen Ranken angefüllt, die auf allen Seiten herabhängen und dem Auge ein Spielzeug bieten, während die Gedanken des hier ruhig Sitzenden vielleicht anderswo beſchäftigt ſind; vier Thüren von polirtem Eichenholze, führen von hier in die Wohngemächer.

Vor dem Springbrunnen auf dem Altan ſtehen zwei Lakaien in großem Anzug: kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen, weißen goldbeſetzten Weſten und hellblauen Livréeröcken, an deren Kragen man das Wappen des Hauſes ſieht: auf goldenem Grunde eine Lotusblume von einem ſchwarzen Pfeil durchbohrt. Der eine der Lakaien hat die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt und hält eine kleine Orange zwiſchen den Fingern, die wahrſcheinlich von einem der Bäume herabgefallen iſt und die er aufgehoben, während der Andere mit dem Daumen in dem Waſſer der Marmorſchale herumfährt und die Goldfiſche aufjagt, die ſich dort befinden.

„Der Kammerdiener hat mir heute Morgen den vom Herrn Grafen eigenhändig geſchriebenen Zettel gezeigt," ſagte der Lakai mit der Orange, „und ich will ſchwören, daß darauf ſtand: Ein Diner zu fünf Perſonen; wahrſcheinlich hat er ſpäter ſelber ſechs daraus gemacht, denn ich kann mir nicht denken, was der Kammerdiener für einen Grund haben ſollte, ein Couvert mehr aufzuſtellen, als ihm befohlen iſt."

„Alſo haben wir ſechs?"

„Nein, fünf," verſetzte der Erſtere, „den Grafen, die Gräfin, Herrn von Scherra, den unvermeidlichen Lieutenant von Marlott und den Doktor Spanger."

„Der iſt mir beinahe der Liebſte," bemerkte der Lakai, welcher die Goldfiſche jagte. „Er iſt ſo zufrieden mit allem, was man ihm ſervirt, bedankt ſich häufig mit einem Augenblinzeln, nimmt ſich nie etwas gegen Unſereinen heraus und vergißt nie, einem

etwas mit großer Delikateſſe in die Hand zu drücken, wenn man ihm den Paletot anziehen hilft."

„In der That ein charmanter Herr."

„Ja, ein ſehr charmanter Mann. Und unterhaltend; ich ſtelle mich immer hinter ſeinen Stuhl und höre gar zu gerne, wenn er von ſeinen Reiſen erzählt."

„Namentlich wenn er mit dem Herrn von Scherra disputirt, wo der Herr Graf dann ſeine kurzen trockenen Bemerkungen dazwiſchen gibt," ſtimmte der eine Lakai bei, indem er die Orange an ſeine Naſe brachte. „Dabei habe ich mich aber oft gefragt," fuhr er nach einer Pauſe fort, „warum bei dieſen kleinen Diners ſo häufig der Lieutenant von Marlott eingeladen wird. Haſt Du von dem nur ein einziges Mal irgend ein geſcheidtes Wort gehört?"

„Er iſt um des Contraſtes willen da. Ich freue mich jedes Mal, wenn er ſich unterſteht, mit einer Bemerkung in das Geſpräch hinein zu hageln, und ihn dann der Doktor Spanger mit ſeinen großen Augen ſo ſonderbar anſieht, bis der Herr Graf, wie er neulich gethan, ruhig ſagt: Lieber Arthur, das geht über Pferde und Hunde. — Dann iſt er ja auch ein Verwandter des Herrn."

„Und weiß das Genaueſte zu ſagen," fiel der Andere wieder ein, „wenn die gnädige Gräfin zufällig einmal das Geſpräch auf die Toiletten des letzten Balles bringt oder von einem neuen Ballette ſpricht."

„Apropos vom Ballet," ſagte der Goldfiſchjäger mit einem pfiffigen Lächeln. „Ich glaube, Herr von Marlott hat ernſthafte Abſichten auf die Schweſter der gnädigen Frau; es iſt mir unbegreiflich, daß ſo eine geſcheidte, geiſtreiche Dame, und ſchön, wie man nur etwas ſehen kann, mit dem da fürlieb nehmen ſolle."

„Ja, es iſt erſtaunlich, aber die Liebe iſt blind."

„Hier ſollte man ſagen, ſie muß taub ſein, denn was der Herr für dummes Zeug in den Tag hineinſchwatzt, das iſt gar nicht zu ſagen.“

„Aber es iſt ein ſchöner Herr.“

„Ah, das muß man ihm laſſen. Wenn man ihn ſo auf einem ſeiner hübſchen Pferde ſieht, da begreift man, daß ihm die Mädchen mit Verlangen nachſchauen.“

„Nicht wahr, er hat kein Vermögen?“

„Sehr wenig. Was er hat, braucht er, um ſeine Pferde zu unterhalten, um die Zinſen ſeiner Schulden zu bezahlen und —“

„O je, o je!“ rief der mit der Orange, wobei er die kleine gelbe Frucht in die Höhe warf und geſchickt wieder auffing. „Wenn ſich davon einmal was hören läßt, dann gute Nacht!“

„Aber ſie hat Vermögen?“

„O ja, ſie hat einiges, und dann legte die Frau Gräfin bei ihrer Vermählung mit dem gnädigen Herrn, mit deſſen Bewilligung oder vielmehr auf deſſen Wunſch, ein großes Capital auf Zinſen, welche ihre Schweſter jetzt ſchon erhält mit der weiteren Beſtimmung, daß ihr auch das Capital zufällt, ſo wie ſie ſich verheirathet.“

„Da kann ſie ja wählen, wen ſie will.“

„Das wird ſie auch thun; aber ich fürchte, ſie wählt den Lieutenant.“

„Sind die Frauenzimmer verblendet!“

„Das weiß der liebe Gott!“ —

„Ehe ich's vergeſſe, um noch einmal auf das Menu zurück zu kommen,“ ſagte der, welcher bis jetzt die Goldfiſche gejagt hatte, und der nun den Daumen aus dem Waſſer zog, wobei er die Tropfen von ſich abſchlenkerte, „hat's der Kammerdiener tüchtig abgekriegt?“

„Ja, es ſchien mir ſo; auf die Art des Herrn: mit wenigen Worten, aber feſt.“

zu ſpannen; denn ſie ſchüttelten unwillig mit ihren Häuptern, ſteckten ihre Mäuler zuſammen und ſchienen durch heftiges Schnauben ihren Unwillen über dieſe Ungerechtigkeit auszudrücken; auch ſtampften ſie zornig mit den Hufen und ſchlugen hie und da an die Bretterwand, daß es dröhnte, ſo daß ſich der Kutſcher ihnen gegenüber mehrere Mal genöthigt ſah, ſie mit einigen paſſenden Worten zur Ruhe zu verweiſen.

Er ſchien ſich nebenbei für die vorhabende Fahrt mit einem kleinen Veſperbrode zu ſtärken und hatte zu dieſem Zweck auf den Knieen einen großen Laib Brod, von welchem er von Zeit zu Zeit ein tüchtiges Stück abſchnitt, neben ihm auf der Futterkiſte ſtand ein Schoppenglas mit weißem Wein, das er zuweilen bedeutſam in die Höhe hob und durch daſſelbe, ſo wie durch das Stallfenſter an den grauen Winterhimmel hinaufſah, als vergleiche er die Flüſſigkeit im Glaſe mit der Flüſſigkeit draußen, die in Geſtalt von weißen Schneeflocken luſtig in der Luft herumtanzte. Nach einer jeden ſolchen Betrachtung nahm er einen tüchtigen Schluck und wiſchte ſich alsdann mit der umgekehrten Hand den Schnurrbart.

„He, he! alter Pluto!“ rief er jetzt zu den Pferden hinüber, die neue Zeichen der Ungeduld gaben, „kann das alte Vieh nicht einen Augenblick ſtehen? kommſt noch früh genug in den Schnee hinaus, wirſt's ſchon noch ſatt kriegen, alter Kerl!“ Und dann ſeufzte er in ſich hinein: „Heute wird das Fahren wieder einmal kein Ende nehmen, ungefähr ſechs bis acht Viſiten — mit der erſten Hofdame,“ zählte er an den Fingern, „dann mit der Kammerjungfer ein neues Kleid beim Friſeur holen, vielleicht auch in die Leihbibliothek, um ein altes Buch heranzuſchleppen, dann auf den alten Ball, das wird wieder eine ſchöne alte Geſchichte werden! — Tibull!“ rief er wieder zu den Pferden hinüber, „kann der alte Gaul keinen Augenblick ſtill ſtehen? wart, ich werde ihm einen Beſuch machen!“

Mittlerweile hatte ſich die Stallthüre langſam geöffnet und eine ärmlich, aber reinlich gekleidete Frau mit gebeugtem Rücken,

„So war er ſchlecht gelaunt?“

„Es ſcheint; er warf ſchon heute Morgen mehrere Cigarren nach einander fort, und als er am Fenſter ſtand, biß er ſich häufig auf die Unterlippe.“

„Ah, ich kenne das. Wahrſcheinlich hat er ſchlecht geſchlafen.“

In dieſem Augenblick vernahm man den leiſen Ton einer Glocke, den aber das geübte Ohr der Lakaien augenblicklich hörte, weßhalb der eine ſeine Orange haſtig in die Taſche ſchob und mit den Worten: „Bei der Gräfin!“ nach der rechten Seite von dannen eilte.

Der andere blieb einige Sekunden an dem Springbrunnen ſtehen, ſchaute durch die großen Glasſcheiben auf das Regenwetter draußen, und zog alsdann ſeine Uhr hervor — ſie zeigte die vierte Stunde. Mit einem leichten Gähnen ging er hierauf die Treppen hinunter.

Wenn wir uns nach rechts wenden, der Thüre zu, wo ſo eben der andere Lakai verſchwunden, ſo öffnet ſich dieſe geräuſchlos vor uns. Wir treten in ein einfach gehaltenes Cabinet, das uns in ein Vorzimmer führt, von dem wir in das elegante Schreibgemach einer Dame kommen. Daß das Ameublement deſſelben, ſowie die ganze Ausſtattung mit dem gleichen Reichthum und feinen Geſchmack des Beſitzers behandelt iſt, den wir ſchon im Treppenhaus und in dem kleinen Wintergarten bewundert haben, verſteht ſich von ſelbſt. Dicke Teppiche liegen auf dem Boden, oft drei-, vierfach übereinander vor den Sophas und Fauteuils, in allen möglichen Geſtalten; die Wände ſind mit Kunſtwerken aller Art geſchmückt; in dem Vorzimmer ſehen wir ausgezeichnete Oelbilder, in dem Schreibkabinet Aquarelle berühmter Meiſter in Rahmen von dunklem Paliſanderholz, welche Holzart hier zu allen Mobilien verwandt iſt.

Von da gelangen wir in das Boudoir der Frau vom Hauſe, — ein kleines, reizendes Gemach, an der Ecke des Gebäudes ge-

legen; es hat zwei große Fenster; jedes aus einer einzigen Scheibe bestehend; vor einem derselben sieht man einen Lese- und Arbeitstisch, unter dem andern wird die Wand von dem Kamin gebildet, der aus weißem Fayence besteht und dessen spielende Flammen einen wunderbar heimlichen Eindruck machen, um so angenehmer und behaglicher, da man über ihn hinaus in die weite Landschaft sieht, — ein Ausblick, den wir dadurch haben, weil das Haus sich auf der Höhe der Straße befindet, über einem tiefer liegenden Stadtviertel, über dessen Häuser hinweg unser Auge in das Freie hinaus schweifen kann.

Heute ist die Landschaft freilich mit grauen Regenschleiern verhüllt; die Natur des Spätherbstes fängt schon an, sich trübe und farblos zu zeigen; aber gerade deßhalb kehren wir um so lieber in das freundliche Boudoir zurück, lassen uns behaglich an dem Kaminfeuer nieder und denken, während wir in die Glut desselben schauen, an die häuslichen Freuden des Winters, an trauliches Beisammenleben mit angenehmen und lieben Menschen.

In der Ecke des Zimmers befindet sich ein geräumiges Doppelsopha mit einem runden Tische, vor welchem kleine Fauteuils stehen, — ein allerliebster Winkel, über den sich eine Epheulaube rankt, deren leichte, broncirte Stäbe von Marmorfiguren gehalten werden, die neben dem Sopha auf zierlichen Postamenten von dunklem Holze stehen.

Die Dame des Hauses ist nicht in ihrem Boudoir; die Thüre des daran stoßenden Schlafzimmers ist halb geöffnet, und aus ein paar Worten, die wir dort sprechen hören, entnehmen wir, daß die Gräfin bei der Toilette zu ihrem kleinen Diner ist.

Da wir viel zu diskret sind, um auf dieser Seite des Hauses weiter vordringen zu wollen, so hätten wir bis zum Erscheinen der Herrin Zeit genug, die Schätze dieses reizenden Boudoirs zu betrachten, selbst den Inhalt der Bücher und Mappen zu untersuchen, und würden uns auch damit beschäftigen, wenn wir nicht

durch den Eintritt des Lakaien, der vorhin die kleine Orange zwiſchen ſeinen Fingern gedreht, geſtört würden.

Dieſer trat nun behutſam in das Gemach, warf einen forſchenden Blick auf die Thüre des Nebenzimmers und drückte dann auf die Feder einer kleinen Glocke, welche auf dem Kamin ſtand.

Augenblicklich erſchien ein junges Mädchen, einfach gekleidet, das raſch auf den Eingetretenen zuging und ein paar Worte anhörte, die dieſer flüſternd zu ihr ſprach, worauf ſie wieder in das Schlafzimmer zurückeilte. Dann vernahm man von dorther eine helle, wohlklingende Stimme: „Natürlich bin ich zu Hauſe; ſie ſoll augenblicklich kommen. Warum denn dieſe Meldung?“

Wieder erſchien das junge Mädchen im Boudoir und erläuterte die Worte ihrer Gebieterin dahin, daß dieſe nicht begreife, warum das Fräulein erſt noch gemeldet werde.

„Sie haben es ſo verlangt,“ flüſterte der Lakai; „Sie wollten wiſſen, ob vielleicht Beſuch da ſei. Ich thue, was man mir befiehlt.“

„Nun ja, dann beeilen Sie ſich jetzt und bitten das gnädige Fräulein zu kommen,“ gab die Kammerjungfer mit ſehr wichtiger Miene zur Antwort, worauf ſie einen Blick in den Spiegel warf, ehe ſie mit tänzelndem Schritt in das Schlafzimmer zurückging.

Einen Augenblick ſpäter öffnete der Lakai die Thüren des Boudoirs, man vernahm das Rauſchen eines ſchweren Seidenſtoffes, und eine junge und ſehr ſchöne Dame trat mit einer außerordentlich graziöſen Bewegung etwas haſtig in das kleine Gemach, blieb aber wie erſtaunt eine Sekunde ſtehen, als ſie niemand darin gewahrte. Nur eine Sekunde, dann wandte ſie ſich in ſchnellem entſchloſſenem Schritte gegen das Schlafzimmer, aus dem aber in dieſem Momente die Herrin heraustrat.

Beide ſtanden ſich eine kleine Weile ſtumm gegenüber, dann trat die Gräfin Lotus ein paar Schritte vor, nachdem ſie die Thüre des Schlafzimmers hinter ſich zugezogen.

„Was iſt's? Was iſt's, Roſa?“ fragte ſie mit leiſer Stimme. „Dein Beſuch vor dem Theater zu ſo ſpäter Stunde erſchreckt mich. Was iſt vorgefallen?“

„O nichts Schlimmes,“ entgegnete die andere Dame zögernd.

„Alſo doch etwas! — Ich beſchwöre Dich, Roſa! — Er —“

„Der Kleine iſt ein bischen unwohl.“

„Er iſt gefährlich krank?“

„Das nicht,“ ſagte die junge Dame, die vorhin eingetreten war. „Wäre ich ſonſt hier? Wäre ich in dem Falle von ihm gegangen?“

„Ah! Du mußteſt fort — die heutige Vorſtellung!“

Die Lippen der jungen Dame zuckten eine Sekunde lang verächtlich. „Ich hätte mich eben entſchuldigen laſſen,“ ſprach ſie in geringſchätzendem Tone. „Aber beruhige Dich, Françoiſe, es iſt bei dem Kleinen nicht mehr und nicht weniger, als wie es oft bei Kindern vorzukommen pflegt. — So ſagt nämlich der Doktor.“

„Alſo der Doktor war bei ihm?“

„Verſteht ſich. Ich hatte das Kind auf dem Schooße.“

„O, wie glücklich Du biſt!“

„Und er ſprach von einer leichten Indiſpoſition, ohne die Quelle davon angeben zu können oder zu wollen. Morgen, ſo meinte der Doktor, würde er wieder luſtig herumſpringen. Ich verſprach dem Kleinen, wenn er recht folgſam ſei, Spielſachen und einen großen Wagen zum Spazierenfahren. Da kannſt Du ihn ſehen.“

„Ja, ich muß ihn ſehen,“ ſagte die Gräfin wie zu ſich ſelber mit gepreßtem Tone, wobei ſie ihre Hand auf das Herz drückte, als wolle ſie die wilden Schläge deſſelben beruhigen, während ſie zugleich einen tiefen Athemzug that. „Setze Dich ein wenig, Roſa,“ bat ſie darauf, „wenn auch nur zwei Augenblicke. „Du mußt noch ein Weilchen bei mir bleiben.“

Die andere Dame warf einen raſchen Blick auf die Uhr und erwiederte dann: „Einen Augenblick bleibe ich noch, aber laß mich ſtehen, es iſt mir lieber. Setz' Du Dich nur, Françoiſe, meine Nachricht hat Dich erſchreckt, aber ich hielt es für meine Schuldigkeit, Dich davon in Kenntniß zu ſetzen."

„Wofür ich Dir innig danke, meine gute, gute Schweſter," rief die Gräfin, während ſich in ihrem Auge ein leichter Flor von Thränen zeigte.

Sie ließ ſich in einem der kleinen Fauteuils nieder, die vor dem Kamin ſtanden und blickte mit kummervollem Geſichte zu ihrer Schweſter Roſa empor.

Ja, es waren die beiden Schweſtern, die der geneigte Leſer gewiß nicht vergeſſen hat, die Töchter armer Eltern, die längſt geſtorben waren, und die ſich durch ungewöhnliches Talent zu der Stellung emporgeſchwungen hatten, in der ſie ſich jetzt befanden. Françoiſe, noch vor wenig Jahren eine der gefeiertſten Sängerinnen, verließ die Bühne, um ſich mit dem Grafen Lotus zu vermählen. Roſa war als erſte Tänzerin die Zierde, ja, man könnte faſt ſagen, die Beherrſcherin des Hoftheaters, denn wenn man anderswo Ballette gewiſſermaßen als Nebenſache betrachtet, um ſie hier und da zwiſchen Opern einzuſchieben, ſo war hier beinahe der umgekehrte Fall, und man hörte zuweilen von Enthuſiaſten ſagen: „Schade, heute iſt die und die Oper, es konnte leider kein Ballet ſein."

Roſa, die Jüngere der Schweſtern, mochte vierundzwanzig Jahre alt ſein, und auch ſie hätte ſchon mehrere Mal Gelegenheit gehabt, eine glänzende Verbindung einzugehen; doch hatte ſie noch keine Luſt, die Bühne zu verlaſſen. So ſagte ſie wenigſtens und wies unter dieſem Motiv die vortheilhafteſten Anträge zurück. Sie war ein eigenthümlicher, ſtolzer, faſt harter Charakter. Die Bewunderung, mit der die Männerwelt ſie anſchaute, mit der man ihr Kränze und Huldigungen aller Art zu Füßen

legte, nöthigte ihr höchſtens ein oft ſichtbar erzwungenes Lächeln ab, dem nicht ſelten ein finſterer Blick aus den glänzenden Augen folgte, oder das einem verächtlichen Zuge Platz machte, der alsdann häufig um die ſchönen Lippen ſpielte. Auch in ihrem Aeußern zeigte ſich unverkennbar dieſe Feſtigkeit, dieſe Unbeugſamkeit. Man mußte dieſe ſchlanke, elaſtiſche Geſtalt ſehen, man brauchte nur zu beobachten, wie ſie ihren Kopf zu tragen pflegte, wie ſie um ſich blickte, um zu wiſſen, welch' entſchloſſener Geiſt dieſen ſchönen Körper regiere. Die Natur hatte ihr viel, faſt alles gegeben. Leider, leider! ſeufzten ihre unglücklichen Bewunderer. — Sie war eine große Künſtlerin, ſie war von einer vollendeten Schönheit, und dabei zeigten die ernſten und edeln Züge ihres Geſichtes Geiſt und Verſtand, — weniger Gemüth und Herz, hörte man häufig hinzuſetzen, wenn alle dieſe Eigenſchaften enthuſiaſtiſch gelobt worden waren; und vielleicht hatten die, welche ſo ſprachen, Recht, vielleicht war noch kein Zauberer erſchienen, dem es gelungen war, dieſem Marmor den belebenden Strahl entquellen zu laſſen.

Françoiſe war etwa zwei Jahre älter als Roſa, in vielen Dingen aber der Gegenſatz ihrer Schweſter. Wenn auch die Züge ihres Geſichts denen von Roſa außerordentlich glichen, ſo zeigte ſich, was dort Ernſt und Strenge war, hier weich und lieblich. Françoiſe hatte blondes Haar, einen auffallend blendenden Teint, ihre Körperformen waren ſtärker, weicher, ihren kleinen Mund umſpielte häufig ein freundliches, wohlthuendes Lächeln und ihre hellbraunen Augen glänzten in ſeltener Gutmüthigkeit und Heiterkeit. Freilich ſchien letztere leicht getrübt werden zu können, doch dauerte eine ſolche Umflorung ihres Blickes nie ſehr lange und die hellen Zeichen ihres freundlichen Sinnes drangen bald wieder lebhaft vor.

Auch jetzt hatte ſie mit ihrem Battiſttuche kaum die Augen leicht berührt, ſo blickte ſie vertrauensvoll, ja, ſchwach lächelnd

zu der Schweſter empor, indem ſie ſagte: „O, meine liebe Roſa, wenn ich weiß, daß Du von ihm kommſt, ſo iſt es mir gerade, als hätte ich das Glück gehabt, ihn ſelbſt zu ſehen. Sage mir, haſt Du wirklich Befürchtungen gehabt?“

„Das gerade nicht, obgleich er mir heute Nachmittag während einer Stunde recht krank erſchien. Als ich ihn aber in meine Arme genommen hatte und freundlich mit ihm ſprach, da glaubte ich ordentlich zu fühlen, wie ſeine Leiden ſich verminderten, wie er immer ruhiger wurde, bis er zuletzt auf meinem Schooße ſanft entſchlief.“

Ein leichtes Beben fuhr bei dieſen Worten der Schweſter durch den Körper der Gräfin.

„Und das darf ich nicht empfinden!“ ſprach ſie. „Auf meinem Schooße darf er nicht einſchlummern! — O, das iſt hart, das iſt entſetzlich! — Und ich darf mich nicht einmal in einen Winkel ſetzen und darüber weinen, ich muß vollkommen glücklich ſcheinen; mein Auge darf keine Spur einer Thräne zeigen, um nicht tauſend läſtigen Fragen ausgeſetzt zu ſein, was mir fehle, warum ich nicht heiter ſei. — Und doch muß ich ihn ſehen, bald, bald ſehen,“ ſetzte ſie ſo leiſe hinzu, daß Roſa, welche in dieſem Augenblicke über den Kamin hinweg in's Freie ſah, nichts davon zu verſtehen ſchien. —

„Du haſt Geſellſchaft?“ fragte nach einer Pauſe die Tänzerin.

„Wir haben ein kleines Diner, wie gewöhnlich,“ erwiderte die Gräfin. „Paul wollte Dich bitten, doch fiel ihm ein, daß Du zu thun habeſt. Du kommſt dann nach der Vorſtellung.“

„Iſt ſpäter noch jemand da? Muß ich Toilette machen?“

„Gewiß nicht,“ gab die Gräfin Lotus zur Antwort. „Sollte vielleicht jemand zum Thee kommen, ſo wäre es ein ganz genauer Bekannter, vor dem Du Dich in keiner Weiſe zu geniren hätteſt.“

„Das iſt mir lieb,“ ſagte die Tänzerin, indem ſie einen Blick

an ſich heruntergleiten ließ; „denn Du ſiehſt, ich bin zu keiner Soirée angezogen. — Deine Toilette iſt ſchön, Françoiſe," fuhr ſie nach einer Pauſe fort und nachdem ſie die Schweſter aufmerkſam betrachtet. „Du haſt alles von Paris?"

„Ich weiß das nicht genau, aber ich glaube ſo," verſetzte die Gräfin. „Madame Henriette hat es mir wie gewöhnlich beſorgt. Mein Mann iſt einer ihrer beſten Kunden."

„Dein Mann?" fragte Roſa lächelnd.

„Nun ja, er überhebt mich der Mühe, für meinen Anzug zu ſorgen; es macht ihm Freude, für mich zu wählen, und da man ſagt, meine Toilette ſei eben ſo reich, wie geſchmackvoll, ſo habe ich Recht, ihm ſeinen Willen zu thun. — Aber ſage mir, Roſa," unterbrach ſie ſich plötzlich, wobei ein trüber Strahl aus ihrem Auge trat, „kann man nicht heute Abend noch nach ihm ſehen? O, was gäbe ich darum, wenn ich einen Augenblick fort könnte!"

Die Tänzerin warf einen Blick auf die Uhr. — „Jetzt ſchläft er," ſagte ſie, „und der Arzt hat befohlen, man ſolle ihn ſo ruhig wie möglich laſſen. Auch kann ich nicht wohl mehr in meinem Anzuge hinfahren, ich würde bei den guten Leuten, die mich bis jetzt vollkommen als Ihresgleichen betrachten, als eine eifrige Schülerin, und die ſich deßhalb in ihrem Betragen gegen das Kind, in ihren Reden durchaus nicht geniren, — Verdacht erregen. Dasſelbe iſt der Fall, wenn ich gleich nach der Vorſtellung hingehe. Du kannſt aber ruhig ſein, ich habe meine Maßregeln ſo gut getroffen, daß mir alles Außergewöhnliche ſogleich in meine Garderobe berichtet wird, und ich kann Dir darüber ſpäter ſelbſt Nachricht bringen. Im Falle ich nicht zu ſpät von Dir nach Hauſe fahre, iſt es mir vielleicht möglich, noch einen Augenblick nach ihm zu ſehen. Und daß ich das thue, davon wirſt Du hoffentlich überzeugt ſein."

„Gewiß, gewiß, meine gute Roſa!" rief Françoiſe in er-

regtem Tone. „Was wäre ich ohne Dich! Ich müßte vor Angſt und Unruhe vergehen.“

Ihr Auge umflorte ſich wieder leicht, doch ſchaute ſie im nächſten Momente mit ſtarrem Blicke auf ihre Schweſter, die ihr mit der einen Hand haſtig winkte, während ſie horchend mit der anderen nach der Thüre zeigte, die in's Schreibzimmer führte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Graf Lotus.

In der That vernahm man auch gleich darauf ein Geräuſch wie von Schritten, die ſich langſam näherten. Dann wurde die Thür geöffnet und Graf Lotus trat in das Boudoir.

„Ah, eine angenehme Ueberraſchung,“ rief er mit freundlichem Tone, als er die junge Tänzerin gewahrte, welche ſich neben dem Kamin, an dem ſie gelehnt, emporrichtete und ihre Hand in die Rechte des Grafen legte, der ſie herzlich ſchüttelte. — „Unſere liebenswürdige Schwägerin,“ ſagte er; „vielleicht eine Ueberraſchung? Kommſt Du noch zu unſerem kleinen Diner?“

„Wo denkſt Du hin!“ verſetzte Roſa lachend. „Soll ich unſern Intendanten unglücklich machen? Ich komme nur in aller Geſchwindigkeit vorbei, um Françoiſe einen guten Abend zu ſagen. Habe ich ſie doch ſeit zwei Tagen nicht geſehen.“

„Roſa kommt ſpäter zum Thee,“ ſagte die Frau des Hauſes, wobei ſie das Geſicht auf ihren Arm herabbeugte und dort ihre ſchweren Bracelets zu ordnen ſchien.

„Das freut mich in der That,“ erwiderte der Graf; „dann mußt Du mir aus beſter Quelle über die Vorſtellung berichten. Ich kann nicht gut in's Theater gehen,“ ſetzte er mit einem trau-

rigen Tone hinzu, und dabei hob er die Hand leicht an seine Stirn. „Ich spüre das abscheuliche Regenwetter wieder einmal in meinem Arme und auch hier oben.“

Die Gräfin blickte besorgt in die Höhe, und Rosa sagte, während sie ihre Hand sanft auf die Schulter ihres Schwagers legte: „Um so lieber komme ich später zu Euch, wenn ich Dir einen kleinen Gefallen damit erzeige.“

Der Graf war ein Mann in den Fünfzigern, von hoher Gestalt, sehr schlank, fast mager, mit etwas gebeugter Haltung. Sein Gesicht hatte gewöhnlich einen ernsten Ausdruck, der indessen gemildert wurde durch geistreiche klare Augen, die meistens offen und nicht unfreundlich erschienen, häufig aber mit einem finsteren Blicke wechselten, wobei er alsdann die Lippen fest auf einander preßte. Die Ursachen zu diesem öfteren Wechsel entdeckte man beim ersten Anblick des Grafen; er hatte nur einen vollständigen Arm, den rechten; vom linken fehlte ihm die Hand, und er trug diesen, da er überhaupt schwer verletzt war, in dem Aermel des Rockes, der vorn an den Knöpfen desselben befestigt war. Auch zeigte sich von der linken Seite der Stirn bis zu den Augenbrauen herab eine tiefe Narbe, beides Verletzungen, welche der Graf im Kriege erhalten. Auf seinen vielen und weiten Reisen war er auch in Indien gewesen und hatte dort an den Gefechten der englischen Armee gegen die Sikhs Theil genommen, wo ihn im Handgemenge der Säbelhieb eines feindlichen Reiters getroffen hatte, während ihm eine Flintenkugel die Hand zerschmetterte. Obgleich beide Wunden vernarbt und geheilt waren, so litt er doch häufig, namentlich an dem Hiebe, der seinen Kopf schwer getroffen, so heftige Schmerzen, daß er sich alsdann in sein Zimmer zurückzog und dort in Stille und Dunkelheit Stunden lang verblieb. Der Graf hatte lange im heißen Süden gelebt, dort in seiner Jugend an dem aufregenden und darauf auch wieder um so mehr abspannenden Leben Theil

etwas hinkend, ſchlich herein und ſah ſich, wie ſie die Stallgaſſe herunter kam, ſchüchtern und vorſichtig und nach allen Seiten um. Hiebei faßte ſie hauptſächlich die Schilder über den Pferdeſtändern ins Auge, und als ſie ſchon von Weitem ſah, daß „Tibull“ und „Pluto“ zum Herausziehen fertig daſtanden, beſchleunigte ſie ihre Schritte und pätſchelte einen Augenblick die Köpfe der Schimmel, ehe ſie ſich nach dem Futterkaſten umwandte, von welchem der junge Kutſcher lächelnd zuſchaute.

„Ich hatte nicht geglaubt, dich hier im Stalle zu finden, Joſeph,“ ſagte die alte Frau, und der Kutſcher entgegnete:

„Ich hatt' es auch vor einer Stunde noch nicht geglaubt. Was macht die alte Frau, was läuft Sie in dem alten Schneewetter herum?“

„Ei nun,“ entgegnete dieſelbe, „was ſoll ich zu Haus den ganzen Tag Holz verbrennen! Ich hab' nach ein paar Leuten geſehen, und jetzt wollt' ich wiſſen, was du machſt, und gieng glücklicher Weiſe durch den Stall, weil es da ſo angenehm warm iſt, und bin nun froh, dich hier zu finden.“

Der Leſer kann unmöglich errathen, wer die alte Frau ſei; denn obgleich ſie ihm bereits vorgeſtellt wurde, ſo geſchah dies doch nur bei Nacht und Nebel in aller Schnelligkeit, weßhalb wir uns erlauben müßen, zu ſagen, daß wir die Frau Winklere vor uns haben, ſo wie ihren Sohn, den königlichen Kutſcher.

„Aber alte Frau,“ entgegnete der junge Winkler, „Ihr wißt, daß der Durchgang durch den königlichen Stall verboten iſt, und wenn Euch der alte Stallmeiſter ſieht, ſo wird er ſagen: „Alte Weiber gehören vor allen Dingen nicht in den Stall.“

Nach dieſer Ermahnung, die durchaus nicht ſo ernſt gemeint war, hielt der Kutſcher ſein Glas abermals gegen das Stallfenſter, dießmal prüfend, ob er von dem Weine etwas abgeben könne. Doch ſchien das Reſultat dieſer Prüfung günſtig auszufallen, denn er reichte das Glas ſeiner Mutter hin: „Trinkt

genommen, und empfand bei seiner Rückkehr in die Heimat, daß sein Nervensystem bedenklich gestört sei. Ruhe und sorgfältige Pflege hatten ihn hier wohl wieder so ziemlich hergestellt, doch blieb ihm eine außerordentliche Reizbarkeit, die sich namentlich zu Zeiten zeigte, wo er, was häufig vorkam, die Nächte ohne festen, erquickenden Schlaf verbrachte. Da brauchte er alle Kraft seines Verstandes, um nicht bei den geringsten Widerwärtigkeiten in maßlose Heftigkeit auszubrechen, höchst unangenehm für ihn selber, oft unerträglich für seine Umgebung.

Nachdem er mehrere Jahre auf seinen Gütern in Deutschland gelebt, hatte er seinen Aufenthalt in der Residenz genommen und hier Françoise gehört und dann ihre Bekanntschaft gemacht. Die weiche, angenehme Stimme der berühmten Sängerin hatte seinem Gemüthe wunderbar wohl gethan; er versäumte weder eine Vorstellung, in der sie auftrat, noch eine Probe, in welcher sie beschäftigt war. Da saß er, in die Ecke seiner Loge gedrückt, den Kopf in die rechte Hand gestützt, oft die Augen geschlossen und lauschte den wunderbar milden Tönen, die sein Gemüth so zauberhaft beruhigten, die ihn in eine tiefe Wehmuth versenkten, die seinen Augen häufig Thränen entlockten. Da fühlte er nach und nach eine Ruhe sich über sein ganzes Leben ergießen, da empfand er eine angenehme, lange nicht gekannte Müdigkeit seines Geistes, wenn er nach Hause zurückkehrte; da verschwanden nach und nach die wilden Bilder, die gleich zuckenden Blitzen sein Gehirn durchkreuzten, wenn er sich zur Ruhe legte; da lösten sich die zackigen, feurigen Linien, die seine tollen Träume einrahmten, allmälig in weiche, lichte Kränze auf, in Blumengewinde, die seine erhitzten Phantasieen mitleidig zu verdecken schienen; da drang durch alles hindurch der Ton ihrer lieblichen Stimme und bedeckte ihn wie mit duftenden Blüthen, mit einem, wenngleich leichten, so doch erquickenden Schlafe.

Er hatte sich der schönen Sängerin mehr und mehr genähert,

er hatte ihr mit seiner Hand sein großes Vermögen angeboten, er hatte viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt; er hatte endlich sein Ziel erreicht, Françoise war seine Gattin geworden, die Welt war darüber erstaunt, man hatte sich in Vermuthungen erschöpft; man hatte sich darüber geärgert, daß er die allbeliebte Künstlerin der Bühne entzogen, man hatte sich in boshaften Bemerkungen darüber erschöpft, daß er das junge blühende Mädchen zur Gräfin Lotus gemacht; man hatte achselzuckend auf die Zukunft gedeutet; man hatte von sehr kurzer Dauer dieser Ehe gesprochen — man hatte sich geirrt.

Der Graf wußte wohl, welch' kostbaren Schatz er in seiner Gemahlin erworben; er bezwang seine tollen Launen, wenn diese zuweilen wieder hervorbrechen wollten, und es wurde ihm leicht, diese zu mäßigen, denn der Zauber, welchen Françoise mit ihrem weichen und milden Charakter, mit dem wunderbaren Klang ihrer Stimme auf ihn ausübte, schwächte sich nicht ab, er wurde vielmehr stärker und kräftiger.

Sie fand sich aber auch mit außerordentlicher Leichtigkeit, mit einem großen Geschick in ihre neuen Verhältnisse. Gut erzogen und gebildet, wie sie war, wurde es der Sängerin leicht, im vollen Umfange des Wortes die Frau des reichen, vornehmen Hauses, die Gräfin Lotus, zu sein. Manche der ehemaligen Bekannten des Grafen, die anfänglich abwartend entfernt geblieben waren, beeilten sich bald wieder, näher zu kommen, und da Françoise fortfuhr, auch von ihrem großen Talente den liebenswürdigsten Gebrauch zu machen, so galt es bald bei der sogenannten Gesellschaft für eine Gunst, für eine Auszeichnung, bei ihren kleinen Soiréen erscheinen zu dürfen.

Für den Grafen war und blieb, wie schon bemerkt, ihr stilles, angenehmes Wesen das beste und wirksamste Heilmittel, und sie benutzte diesen Einfluß auf ihn in zarter und rührender Weise. Wie oft schon war sie in der Nacht erwacht und hatte im Schlaf-

zimmer des Grafen, welches an das ihrige ſtieß, deſſen Schritte gehört, wenn er ſchlaf- und ruhelos auf- und abging. Wie war es ihr alsdann eine angenehme Pflicht, ſich leiſe zu erheben, ihn mit ſanfter Stimme nach ſeinem Befinden zu fragen und dann mit freundlichem Tone hinzuzuſetzen: Wenn mein großes Kind artig zu Bette geht, ſo will ich es einſchläfern. Darauf hatte er ſich folgſam wieder niedergelegt, ſie hatte ſich alsdann neben ſein Lager geſetzt und ihm mit ihrer zu Herzen gehenden Stimme ein einfaches Lied geſungen, das er gern hörte, deſſen Klänge ſanft ſeine Augen zudrückten und das ſeine finſtere Miene in ein weiches Lächeln auflöste, mit dem er wirklich einſchlief.

Aber dann war es oft, als ſeien die finſteren wilden Gedanken, die ihn bis jetzt beunruhigt, tückiſch über ſie hergefallen. Wenn ſie auch ihre weichen Melodieen fortſang, ſo trübte ſich doch zuſehends ihr Auge, ſo ſchloſſen ſich ihre Hände krampfhaft, ſo ſah man, daß ſie ſich Gewalt anthun mußte, um nicht ihre Lippen plötzlich auf einander zu preſſen, um ſtatt den Ton des Liedes, das nicht mehr recht fortquellen wollte, einen wilden Schrei des Schmerzes zu unterdrücken. — Sie ſaß da an dem Lager ihres Mannes, den ſie wohl achtete und ſchätzte, für den ſie aber nicht die Liebe fühlte, die uns beglückt, die uns alles Andere vergeſſen läßt. Sie hatte nicht alles vergeſſen, ſie hatte ihr großes Kind, wie ſie ihn genannt, ſanft in den Schlaf geſungen und ſtarrte jetzt mit weit aufgeriſſenen Augen gerade aus, als ſähe ihr Auge ein armes, kleines Kind, das vergebens darauf lauſchte, etwas von der ſüßen Stimme der Mutter zu hören. — Entſetzlich! In ſolchen Augenblicken konnte ſie aufſpringen, mit beiden Händen wild ihr volles Haar aus der Stirn ſtreichen und faſt erſchreckt das bleiche Geſicht des Grafen anſtarren, der ihr alsdann wie ein Phantom erſchien, wie ein Vampyr, der langſam ihr Herzblut ſauge, wie ein böſes Weſen, das ſie aus ihrem Himmel entführt, in eine theilnahmloſe, kalte Welt. Dann floh ſie

in ihr Zimmer, ſie ſank dort auf ihr Lager, und zwiſchen ihren Fingern hervor, mit denen ſie krampfhaft ihr Geſicht bedeckte, quollen die heißen Thränen — lange — lange Stunden.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Graf war ein paarmal in dem kleinen Boudoir auf und ab gegangen, während er zu gleicher Zeit bisweilen die Hand an die Stirn legte und dann einen mißmuthigen Blick in das Freie warf, wo der Regen noch immer, ſcheinbar bald von hier, bald von da kommend, bei den Fenſtern vorüberfuhr und häufig einzelne Tropfen auf die großen Scheiben ſpritzten.

Die beiden Schweſtern hatten halblaut gleichgültige Dinge beſprochen, und nun wandte ſich die Tänzerin nach einem abermaligen Blicke auf die Uhr zum Fortgehen; ſie zog ihren Shawl feſter um und bot ihrem Schwager die Hand.

„Ich bedaure Dich wahrhaftig, mein Kind," ſagte dieſer, „daß Du bei ſo abſcheulichem Wetter das Haus verlaſſen mußt."

Worauf ſie lachend erwiderte: „Sieh, ſo ſind die Anſichten verſchieden; unſer Intendant, der vorhin ein paar Augenblicke mit mir ſprach — er ſah, wie mein Wagen unten an der Thür anfuhr — behauptete hinſichtlich des Wetters gerade das Gegentheil; er meinte, ich brächte ihm auch darin Glück, wenn ich aufträte — das vortrefflichſte Theaterwetter. Und von ſeinem Standpunkt aus hat er Recht: ſo ein grauer Himmel, ein naßkalter Abend treibt die Leute in die Oper. Es wird heute voll werden, und da es ſchrecklich wäre, wenn ich irgend jemand nur eine Sekunde warten ließe, ſo muß ich mich beeilen. Es wird im nächſten Augenblicke fünf Uhr ſchlagen. Adieu, Françoiſe! Adieu, mein lieber Freund!"

Sie reichte den Zurückbleibenden die rechte Hand, Einem nach dem Andern, da ſie ihren linken Arm brauchte, um den Shawl feſt zu halten. Dann verließ ſie mit freundlichem Kopfnicken das Boudoir und betrat wenige Augenblicke darauf, gefolgt von dem

Grafen, der ihr das Geleite gab, den Wintergarten, wo sie aber in ihrem eiligen Gange abermals aufgehalten wurde.

Drunten war ein Wagen vorgefahren, die Thür des Treppenhauses öffnete sich und ein junger Mann in Husaren-Uniform sprang eilig die ersten Stufen der Treppe hinauf und blieb dann wie überrascht stehen, als er droben die schöne Tänzerin sah.

„Ah, der Teufel!“ rief er etwas überlaut. „Auf Ehre, das heiße ich ungeheures Glück haben! Da komme ich her, wie der alte Römer sagt, sehe und —“

„Wirst aber in keinem Falle siegen, theurer Vetter,“ unterbrach ihn ironisch lachend der Graf.

„Verdammt, wenn ich das sagen wollte!“ fuhr der Husar in noch lauterem Ton fort. „In solchem Fall ist es sehr schlimm, wenn man Einen nicht ausreden läßt. Ich wollte nämlich bemerken: ich kam, ich sah und wurde besiegt. Das ist, wie ich mir schmeichle, keine ganz leichte Aenderung des immense langweiligen Sprichworts.“

„Dann hättest Du es,“ entgegnete Graf Lotus, „in der Ursprache von Dir geben sollen, um Effect zu machen.“

„In der Ursprache?“ sagte der Offizier mit einem zweifelhaften Lächeln, das sich aber gleich darauf in ein sehr pfiffig sein sollendes verwandelte, wobei er sein rechtes Auge gegen den Grafen zukniff. „In der Ursprache? Du bist ein netter Kerl. Als wenn ich in der Ursprache so bewandert wäre!“

Beim ersten Erblicken des jungen Mannes war ein nicht unfreundlicher Zug auf dem schönen Gesichte der jungen Tänzerin erschienen, welcher aber bald darauf einem leichten Schatten Platz machte, der sich von ihren dunkeln Augen aus über die regelmäßigen Züge verbreitete.

„Aber ein wahres Sch — ein außerordentliches Glück habe ich doch in der That. Ich denke mir, wir finden heute Abend bei unserem kleinen Diner nur ein paar langweilige Kerl, den

Scherra und den alten Spanger, die mich beide gründlich ennuyiren, und nun ſehe ich die ſchönſte der Roſen vor mir erblühen."

„Doch kannſt Du dieſes Mal, um in Deine beliebte Redeweiſe einzugehen, mit dem Jäger aus dem Nachtlager ſingen:

Ich muß ſie einem Andern laſſen,
Mir blühet dieſe Roſe nicht."

„Alle Hagel!" rief der Huſar erſtaunt, während er noch ein paar Stufen aufwärts hüpfte und dort mit ausgebreiteten Armen ſtehen blieb, „ich muß wiſſen, wer dieſer Andere iſt. Eher laſſe ich Sie nicht paſſiren."

„Das königliche Hoftheater, Herr von Marlott," ſagte die junge Tänzerin mit einem, wenn gleich kaum ſichtbaren, Zeichen des Unmuths. „Jetzt aber bitte, laſſen Sie meinen Weg frei; ich habe wahrhaftig keine Zeit mehr zu verlieren."

„Und bei Dir verliert man doch nur ſeine Zeit," fügte der Graf ſpöttiſch bei.

„Oh!" machte der Offizier mit einem Geſichtsausdrucke, welcher deutlich anzeigte, daß er ſich vergeblich bemühte, den richtigen Sinn dieſer Worte zu ergründen. — „Zeit verlieren!" rief er alsdann lachend, „ich verliere nie meine Zeit und weiß ſie ſchon zu benutzen."

Bei dieſen Worten war er vollends die Treppe hinauf geſprungen und ſagte nun mit einer in der That untadelhaften und vollendet eleganten Verbeugung, indem er dem jungen Mädchen ſeinen Arm bot: „Darf ich mir nun erlauben, Sie an Ihren Wagen zu führen?"

Die Tänzerin willigte lächelnd ein, und als Beide nun, der Offizier abſichtlich langſam und zögernd, die Stufen hinabſtiegen, mußte man geſtehen: die Beiden waren ein wunderſchönes Paar.

Das mochte auch Graf Lotus denken, als er ſich nun kopfſchüttelnd zurückzog.

„Aber in Wahrheit, schönste aller Rosen," sprach der Offizier, „eigentlich sollte ich sagen: reizende Cousine, denn wenn auch auf einem ziemlich großen Umwege, so habe ich doch das Recht dazu. Ich hätte mich unsinnig gefreut, wenn wir zusammen dinirt hätten. Daß Sie auch heute gerade tanzen wollen!"

„Tanzen müssen, sollten Sie sagen," erwiderte Rosa.

„Ach, wer kann Sie zwingen! Beim Henker, den wollt' ich sehen! Sie, den Liebling des ganzen Publikums, Sie, graziös wie — wie — nun, wie Sie selbst!" rief er nach einer Pause, da er einen passenden Vergleich nicht alsbald fand.

„Und doch habe ich meinen Dienst eben so gut, wie Sie, Herr von Mariott," versetzte lächelnd die Tänzerin.

Worauf dieser erwiderte: „Dienst — sehr gut gesagt, famos gesagt! Aber das heißt: Dienst als General-Feldmarschall, als die Erste, welche das ganze übrige Corps kommandirt, ja, die alles kommandirt — grausam kommandirt, mindestens zwanzigtausend Herzen, alte und junge. Auch meines ist darunter — ein sehr liebenswürdiges Herz, das kann ich Ihnen versichern."

„An dem letzteren zweifle ich nicht, Herr von Mariott, und Ihr Herz ist jedenfalls ein sehr amusantes Herz." — Das sprach sie nicht ohne einen leichten Spott, der ihm aber durchaus nicht auffiel. — „Habe ich doch bei Ihrer Unterhaltung kaum bemerkt, daß wir schon die Treppen hinab und an meinen Wagen gekommen sind."

„Nicht wahr, mein Fräulein?" versetzte geschmeichelt der schöne Husar. „Ich habe das schon oft von Frauen und Mädchen hören müssen, daß meine Unterhaltung amusant sei, und thue mir darauf etwas zu Gute. Man muß Unterschiede zu machen verstehen, und dafür, schöne Rosa, sind Sie gescheidt genug. Wissen Sie, über etwas Vernünftiges kann am Ende jeder Narr sprechen, aber über gar nichts eine Conversation führen, das ist keine Kleinigkeit."

„Und das verſtehen Sie," gab die Tänzerin zur Antwort, während ein finſterer Blick aus ihrem ſchönen Auge drang.

„Ja, das verſtehe ich vollkommen."

Er hatte den Schlag des Wagens geöffnet und Roſa warf ſich in die Kiſſen deſſelben.

„Wenn Sie nicht ein Herz von Marmor hätten," ſprach Herr von Marlott, „ſo würden Sie meine unglückliche Lage mit empfinden; Ihr plötzliches Verſchwinden, nachdem ich kaum das Glück gehabt, Sie nur ein paar kleine Augenblicke ſehen zu dürfen. Es iſt auf Ehre unverantwortlich, gerade heute Abend das dumme Ballet!"

„Sie ſind nicht ſehr galant."

„Muß ich es nicht verdammt haſſen, da es Sie ſo plötzlich von hier wegreißt, und ich alſo heute Abend kein Wort mehr von Ihnen hören werde?"

Die ſchöne Tänzerin ſchien eine kleine Weile mit ſich ſelbſt zu kämpfen; aus ihren dunkeln Augen zuckte ein eigenthümlicher Blick auf das offene ſchöne Geſicht des jungen Offiziers, dann ſagte ſie mit einem Tone, als müſſe ſie ſich zu ihren Worten zwingen laſſen, langſam und zögernd: „Nach der Vorſtellung werde ich noch eine Stunde hier ſein."

„Und ich werde mir von Vetter Paul die Erlaubniß verſchaffen, nach dem Theater eine Taſſe Thee im Kreiſe der Familie nehmen zu dürfen." Er ſagte das mit einem behaglichen Lächeln, wobei er auf äußerſt wohlgefällige Art ſeinen Schnurrbart hinaufdrehte. „Was übrigens unſer heutiges Diner anbelangt," ſetzte er hinzu, indem er darauf mit einem affectirten Seufzer den Wagen ſchloß, „ſo wird meine Unterhaltung keine faule Bohne nutz ſein.

„Mein Herz iſt im Hochland,
Mein Herz iſt nicht hier.

„Mein Geiſt wird bei Ihnen ſein und was übrig bleibt, muß

ſich recht fade ausnehmen. Aber ſobald es mir möglich iſt, entſchlüpfe ich hier und werde in der Loge ſichtbar. Darf ich alsdann auf einen einzigen Blick hoffen, grauſame Schöne?"

„Bedaure unendlich," antwortete Roſa, „meine Blicke gehören heute alle meinem Herrn und Gebieter, dem mächtigen Kalifen."

„Ah, wer auch ſo ein Kalif wäre! — Aber einen Kuß auf Ihre ſchöne Hand werden Sie mir doch erlauben, edle Couſine? Sie werden ſchon müſſen, denn ich bin eigenſinnig wie ein Pferd, und wenn Sie ſich hartherzig bezeigen, ſo laufe ich neben Ihrem Wagen her wie ein Bettelſunge. Das wird unendliches Aufſehen machen," ſetzte er außerordentlich wohlgefällig hinzu.

Roſa ließ die Spitzen ihres Handſchuhes an dem Wagenſchlage ſehen, auf welche der junge Mann den blonden Schnurrbart drückte. Dann trat er einen Schritt zurück und grüßte militäriſch, während der Wagen davon fuhr.

Die Tänzerin hatte ſich in die Kiſſen gedrückt, zog ihren Shawl mit einer anmuthigen Bewegung feſter um ſich, preßte eine Minute lang die Lippen auf einander und ſtieß dann unruhig und halblaut hervor: „Was würde ein Anderer darum gegeben haben, wenn ich ihm geſagt hätte, er dürfe heute Abend noch eine Stunde in meiner Geſellſchaft ſein! Welch unſägliches Glück hätte aus ſeinen Augen geblitzt! Und dieſer nimmt es hin, wie eine Huldigung, die man ihm darbringen will." — Sie drückte heftig ihren Fuß auf den Boden und flüſterte dann, während ſie die ſchönen Zähne auf einander preßte: „Fürchterlich, ich darf darüber nicht nachdenken, es iſt zum wahnſinnig werden! Welche traurige Miſchung in dieſem Manne! So ſchön, ſo elegant und ſo — dumm!"

Wieder fuhr ein finſterer Schatten über ihre Züge, und unter dem Shawle preßte ſie die Hand feſt auf ihr Herz.

Vierzehntes Kapitel.

Bei einem kleinen Diner.

Der Husaren-Offizier war noch einen Augenblick vor der Hausthüre stehen geblieben, hatte seinen Schnurrbart wohlgefällig hinauf gedreht und darauf die Säbelkoppel so tief wie möglich in seine schlanke Taille hinabgedrückt. Er schien die Straße hinauf und hinab zu blicken, in Wahrheit aber blinzelte er nach einem gegenüberliegenden Hause, wo sich am Fenster der Kopf eines jungen Mädchens zeigte, das schon vorher über die Stickerei hinaus nach dem Wagen geschaut hatte und jetzt begreiflicher Weise einen flüchtigen Blick auf den Offizier warf.

Daß Herr von Marlott mit seiner unglaublichen Gewandtheit für dergleichen Dinge diesen Blick sogleich auffing, um ihn im nächsten Momente mit Zinsen heimzuzahlen, versteht sich von selbst.

Das junge Mädchen beugt sich hierauf tief auf ihre Stickerei nieder, doch war es bei dieser Arbeit gleich darauf sehr nothwendig, einen seidenen Faden gegen das Licht zu halten, um dessen Farbe genau beurtheilen zu können. Dabei fiel ein zweiter Blick für den Husaren drunten ab, ein Blick, den freilich die gleichgültigste Miene begleitete, der aber Herrn von Marlott veranlaßte, sich das Haus und dessen Nummer genau zu betrachten, und für den er sich dadurch bedankte, daß er seine Hand abermals an den Schnurrbart brachte, sich irgend etwas mit demselben zu schaffen machte und dazu einen Blick hinauf lancirte, wie er, von einem schönen Lieutenant auf ein unerfahrenes, oder ein sehr erfahrenes Mädchenherz geschleudert, selten seine gute Wirkung verfehlt.

einmal, alte Frau, es iſt ein vorzüglicher Achter; wollt Ihr auch ein Stück von dem alten Brod?“

Die Frau Winklere nahm Beides dankbar an und trank mit ſichtlichem Behagen einen Schluck von dem vorzüglichen Achter; eine längere Pauſe entſtand, während welcher der Kutſcher in das Schneegeſtöber hinausſah, die beiden Schimmel die Ohren geſpitzt hatten, indem ſie ebenfalls nach einem Stück Brod lüſtern waren, und die unſichtbare Stallwache, jetzt aber in einer andern Tonart, die Schwalben fortwährend heimwärtsziehen ließ.

„Hat's geſchmeckt, alte Frau?“ ſagte der Kutſcher gutmüthig lachend; „na, trinkt den Wein nur aus, es thut Eurem alten Körper wohl, und dann ſagt, wo kommt Ihr eigentlich her? wart Ihr bei der Frau Welſcher, was macht das alte Kind? ich wollte ſagen, das Kind von der Marie; ſitzt's hinter dem Ofen und freut ſich, daß es einmal in einem warmen Zimmer iſt, das arme Wurm? In meiner nächſten Zeit, die ich zum Ausgehen habe, werde ich die alte Welſcher beſuchen; in vollſter Uniform werde ich ſie beſuchen, ich werde auf der Treppe mit den Sporen tüchtig klirren, daß ſie im ganzen Hauſe ihre alten Thüren aufreißen und mit Erſtaunen ſehen, wie auch Leute vom alten Hof ſich nach dem Kinde erkundigen. Wird die alte Welſcher es bei ſich behalten?“ fragte er alsdann haſtig, ſetzte aber, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: „Seht, alte Frau, die Marie — Gott hab' ſie ſelig — hat manchen dummen Streich gemacht, aber der allerdümmſte von ihren Streichen war doch, daß ſie, als das alte Kind nun einmal da war und als es laufen konnte, mit dem Steinle, Ihr wißt, den vom Stalle — war freilich nur ein Vicarier, — kein Verhältniß anfangen wollte; der Steinle hat geweint, wie ein alter Schloßhund, und hat bei der Collekte, die wir für das arme Kind zuſammen gebracht, einen ganzen Gulden gegeben; jetzt haben wir doch ſchon vier Gulden und dreißig Kreuzer, und am Ende des Monats, ich kann

Auch dieser Blick wirkte, und mit einem Male war sie vom Fenster verschwunden.

Sie hat mich bemerkt, sagte wohlgefällig lächelnd Herr von Marlott, ça marche, nöthigen wir die Belagerten zu einem Ausfalle, indem wir uns in unsere Schanzen zurückziehen.

Darauf trat er unter die Hausthüre, blieb aber hier wieder stehen, indem er kokett seine Säbeltasche emporhob, ein feines Battisttuch daraus nahm, alles mit großer Umständlichkeit, und sich damit die Lippen wischte.

Ah! —

Das junge Mädchen erschien nach seiner richtigen Berechnung auf dem bekannten Terrain wieder, und zwar an einem Fenster, welches der Hausthüre, unter der er stand, fast gegenüber lag. Aber sie kam nicht, um nach dem Lieutenant drunten zu schauen — bewahre, gewiß nicht! Sie hatte dort nothwendig an einer Hängevase zu thun, die mit Schlingpflanzen gefüllt oben am Fenster hing. Sie ließ auch ihr Gesicht nicht sehen; das wurde durch eben diese Schlingpflanzen verborgen, zu denen sie beide Hände emporhob.

Sehr gut, sprach der Husaren-Offizier zu sich selber. Das ist eine famose Taille. Werfen wir noch eine Angel unserer Liebenswürdigkeit aus, und dann warten wir ab.

Schon in der Hausthüre verschwunden, wandte er sich plötzlich noch einmal um, legte die rechte Hand auf die Stelle der linken Brust, wo er sein Herz vermuthete, und trat dann in das Haus zurück nach einem der schmachtendsten Blicke, deren ein junger Lieutenant fähig ist.

Eine Sekunde lang zeigte sich der hübsche Mädchenkopf zwischen den grünen Ranken, und somit schien vor der Hand alles aufs beste eingefädelt zu sein.

Das mochte auch Herr von Marlott denken, denn ehe er die Treppen hinaufstieg, zog er seine Tabletten aus der Tasche des

Attila und schrieb hinein: „Zu beachten und weiter fortzuführen: Fürstenstraße Nr. 44, 1. Stock; hübscher Kopf, dunkelbraunes Haar, vielversprechende Taille. Gab Appel und ist zu cultiviren.“ Nach dieser richtigen Buchung von Soll und Haben hüpfte der Husaren-Offizier leicht und gewandt die Treppe hinauf.

Der Lakai, der vorhin mit der Orange gespielt, öffnete ihm die Thüre auf der linken Seite des Wintergartens, wo das Appartement des Grafen begann und fast ebenso eingetheilt war, wie drüben das der Gräfin. Den Eintretenden empfing hier im dritten Zimmer der Duft einer feinen Cigarre, die vielleicht vor einer Stunde geraucht worden war, und doch noch das Appartement parfumirte.

Die Einrichtung der Zimmer war ebenfalls sehr geschmackvoll, reich, elegant, zeigte aber im ganzen Effecte, so wie in tausend Kleinigkeiten, die Wohnung eines Herrn so wie eines Mannes, der weite Reisen gemacht und von diesen Reisen eine Menge der interessantesten und seltensten Dinge mitgebracht. Die Fußböden waren mit persischen Teppichen bedeckt, auf welchen in dem Salon, der mit dem Schreibzimmer der Gräfin correspondirte, vor türkischen und indischen Möbeln, so wie vor Ruhesitzen in seltsamen Formen stattliche Löwen-, Tiger und Bärenfelle lagen. An den Wänden hingen nebst prachtvollen Aquarellen südlicher Landschaften Jagdtrophäen kälterer Zonen, der Kopf eines Sechszehnenders so wie der eines riesenhaften wilden Schweines mit gewaltigen blinkenden Hauern. In einem Glaskasten befand sich eine bemerkenswerthe Gewehrsammlung von der schwersten Kugelbüchse an bis zum leichtesten Jagdzwilling. Auf Etagèren und Tischen sah man interessante Vasen, alte Broncen, seltene reiche Mo[illegible], Statuetten und dergleichen. Ein Gestell in der Mitte des Zimmers, reich geschnitzt, von der Form eines Kirchenchorpultes, enthielt in der unteren Abtheilung eine Menge Kupferwerke, während eins auf dem Pulte selbst aufgeschlagen war.

Der Husaren-Offizier, der hier genau bekannt schien, legte in diesem Salon Säbel und Säbeltasche ab, die er auf einen türkischen Divan warf, darauf eine kleine Tapetenthüre öffnete, die sich neben dem Gewehrschranke befand, und von hier auf einem kleinen Gange mit Vermeidung des Wintergartens in den Salon trat, wo die zum Diner eingeladene Gesellschaft bereits versammelt war.

Der Hausherr warf lächelnd einen Blick auf die Standuhr vor dem Spiegel, als Herr von Marlott eintrat, worauf er sagte;

„Nun, das muß ich gestehen, Arthur, Du begleitest die Damen mit einer Umständlichkeit an ihre Equipage, die wahrhaft rührend ist."

„Er hat sich wahrscheinlich überzeugen müssen, ob der Kutscher auch glücklich über die nächste Ecke kommt," sagte Herr von Scherra, ein wohlbeleibter älterer Herr, dessen Gesicht von ziemlich dunklem Teint um so schärfer abstach, da sein Kopf von dichtem, etwas struppigem weißem Haar bedeckt war. „Der fragliche Wagen ist nämlich schon lange weggerollt, so viel wir hörten."

„Ja, unsere schöne Rosa kann schon fast im Theater sein," erwiderte der Offizier in gleichgültigem Tone. „Daran ist nicht zu zweifeln. — Schöne Cousine," wandte er sich an die Frau des Hauses, „ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu sagen. Sie sehen wie immer wunderbar aus. Auf Ehre! ganz wunderbar, wie — wie —"

„Auf das Wie kannst Du Dich nach der Suppe besinnen," meinte der Graf. „Sie ist schon lange servirt."

„Wir werden sie kalt essen müssen," sprach Herr von Scherra.

„Teufel ja! Es ist wirklich schon zehn Minuten nach Fünf!" rief Herr von Marlott. „Bitt' tausend Mal um Entschuldigung. Aber man muß doch trotzdem gestehen, daß ich in jeder Lage viel Anregendes habe. Komm ich einmal zu früh, so heißt's: ich müsse

entſetzliche Langeweile gehabt haben, komme ich einmal zu ſpät, ſo iſt man beſorgt wegen meines Ausbleibens. Ich finde das ſehr ſchmeichelhaft. — Herr Profeſſor Spanger, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten? Sie allein werden mir Dank wiſſen, denn ich hörte Sie zwei Mal ſagen, eine kühle Suppe ſei dem Magen weit zuträglicher. Vielleicht dient eine kalte Suppe auch gleich dem kalten Kaffee: man wird ſchön danach, und das können wir alle brauchen."

Der Profeſſor, ein kleiner dürrer Mann mit einer nicht beſonders elegant gemachten Perrücke hätte allerdings in dieſer Beziehung viel kalten Kaffee gebrauchen können. Seine Stirne war übermäßig breit und vortretend, und der untere Theil des Kopfes, Wangen und Kinn dagegen ſo zugeſpitzt, daß der Kopf faſt die Geſtalt eines gleichſeitigen Dreiecks hatte; er trug eine weiße Halsbinde, einen ſchwarzen, ſchlottrigen Frack und im Knopfloche deſſelben ein rothes Ordensband.

Herr von Scherra führte die Gräfin in das Eßzimmer; die Anderen folgten.

Auch hier in dieſem Gemach ſah man die Vorliebe des Grafen für Licht, Blumen und murmelndes Waſſer, — Anklänge an die langen Jahre, welche er im Süden zugebracht.

Der Speiſeſalon hatte keine Fenſter, wurde aber auf's ſinnreichſte beleuchtet durch ein daneben liegendes Cabinet, welches mit demſelben durch eine Oeffnung in Verbindung ſtand, die faſt die eine Seite der Wand einnahm. Dieſes Nebenzimmer zeigte eine koloſſale Glaswand, die in's Freie führte und war ebenfalls ein Pflanzenhaus. Hier ſah man kleine Palmen, phantaſtiſche Farrenkräuter, etwas von der üppigen Vegetation der Tropen; ein plätſcherndes Waſſer war auch hier hörbar, und alles dies zuſammen genommen: der Duft der Pflanzen, die angenehme, beinahe feuchte Wärme, das Murmeln des Springbrunnens, das gedämpfte Licht, machten dieſen Salon außerordentlich heimlich.

„Wir werden Lichter brauchen," ſagte übrigens der Graf, nachdem die Geſellſchaft Platz genommen. „Die Jahreszeit iſt leider ſchon ſo weit vorgerückt — es kommen die trüben Tage des Winters," ſetzte er leiſe hinzu.

„Befehlen Eure Erlaucht Lichter?" fragte flüſternd der Kammerdiener.

„Was meinſt Du, Françoiſe?"

„Ich wäre ſehr für das Licht!" rief Herr von Marlott, indem er ſich behaglich die Hände rieb. „Man ſitzt dann feſter bei ſeinem kleinen Diner und wird durch keine Geſchichten von außen beläſtigt."

Die Gräfin machte ihrem Gemahl ein zuſtimmendes Zeichen mit den Augen.

„Ich habe immer gedacht, mein lieber Marlott," meinte Herr von Scherra, „Sie ließen ſich bei einem guten Diner durch gar keine äußern Eindrücke ſtören."

„O, man denkt doch an dies und das, wenn man vor ſich dieſe komiſchen Pflanzen ſieht, das Waſſer hört und ſo ein Stück von dem grauen Regenhimmel bemerkt, welchen ich da vor mir zu ſehen die Ehre habe."

„Die beiden erſteren erinnern mich an angenehme Tage," bemerkte der Profeſſor. „Es war in der Heimat jener Palmen, als ich die Ehre hatte, Euer Erlaucht zum erſten Mal zu ſehen."

„Auch mir erzählen ſie viel Schönes," ſprach Herr von Scherra nach einer Pauſe. „Wenn ich ſie ſo ſinnend betrachte, oder die wunderbaren Farrenkräuter und dazwiſchen die üppigen, ſchlingenden Ranken, ſo iſt es mir gerade, als ſchlüge ich mein Skizzenbuch auf; jedes Blatt, jede Ranke, jede Blüthe hat für mich ihre Geſchichte. Und erſt das murmelnde Waſſer! Erinnerſt Du Dich noch, Paul, an die liebenswürdigen Fontainen in den Gärten von Schubra bei Kairo? Das war ein reizender Ruhepunkt für uns."

„Ja, ja," erwiderte der Graf, „ich erinnere mich wohl."

„Es ist wahrhaftig schade," sagte der Husaren-Offizier, indem er sich an die Gräfin wandte, „daß wir Beide, schöne Cousine, keine solchen Erinnerungen haben. — Aber was schwatz' ich da!" unterbrach er sich; „Sie haben ja allerdings auch das herrliche südliche Klima genossen, Palmenblätter und Farrenranken und Schlingkräuter, was weiß ich?"

„Ja, etwas davon," versetzte lächelnd die Frau des Hauses. „Auf Sicilien."

„Ah! Sicilien muß ein famoses Land sein!" rief Herr von Marlott, indem er mit beiden Händen gesticulirte. „Palermo — immense! Der Monte Pellegrino mit seinen verfallenen Klöstern; — dort," recitirte er,

„Erhebt das Grabmal sich
Der heiligen Rosalia,
Das eine Schaar verdammter Geister hütet.
Schrumm! Schrumm!"

„Ja, Herr von Marlott, so singt Bertram im Robert der Teufel, und es ist gut, daß er uns so au fait gesetzt hat, wo das Grabmal eigentlich zu suchen ist. Es ist das ein Gewinn für die Wissenschaft."

Unterdessen hatten die Lakaien den Vorhang an der Wand herabgelassen, der in das Pflanzencabinet führte, und der Kammerdiener eine schwere silberne Girandole mit brennenden Kerzen auf den Tisch gesetzt.

„Da kommt Marlott's Skizzenbuch!" sagte Herr von Scherra lachend, indem er auf die brennenden Kerzen wies.

„Ja, ja," erwiderte der Husaren-Offizier, „da haben Sie ganz Recht: beim Anblick solcher Lichter fallen mir allerhand Dinge ein, wie Ihnen, wenn Sie Palmen und wie das Zeug alles heißen mag, sehen. Wahrhaftig, wenn ich mein Skizzenbuch öffnen wollte,

da könnte ich Ihnen einige ganz famose Geschichten zum Besten geben. — Auf einer meiner Reisen —"

„Also sind Sie auch gereist, Herr Lieutenant?" fragte der Professor, gewiß nur in der Absicht, auch einmal sein Scherflein zu einer gewöhnlicheren Unterhaltung beizutragen.

Herr von Marlott machte eine Miene, als nehme er die Frage des gelehrten Professors für eine Neckerei. Doch zeigte dessen offener Gesichtsausdruck, die gänzlich harmlose Miene, daß er sich in vollem Ernste und in der besten Absicht erkundigt. Trotzdem aber antwortete der junge Offizier mit einem etwas scharfen Tone: „allerdings bin ich auch gereist, Herr Professor, habe auch viel Interessantes mit nach Hause gebracht, wenn auch keine Steine und Schmetterlinge."

„Von der letzten Species nur sich selbst," sagte Graf Lotus.

Der Husar trank mit Behagen einen Kelch Madeira und schloß seine Augen leicht, wobei ein Lächeln des Selbstbewußtseins um seine Lippen spielte. Nach einer Pause sprach er: „Was meine Reisen anbelangt, so könnte ich manches Interessante davon erzählen; ja, es wäre darin Stoff zu Novellen enthalten, wenn ich einmal den Versuch machen wollte, eine solche zu schreiben. Da war zum Beispiel bei meinem Aufenthalt in Verona eine ganz wunderbare Geschichte, die ich vielleicht mit einigen Modifikationen zum Besten geben könnte."

„Halt!" rief Herr von Scherra, indem er sein Tafelmesser gegen den Offizier ausstreckte. „Du wirst meiner Ansicht sein," wandte er sich an den Hausherrn, „daß bevor Marlott seine Geschichte zum Besten gibt, er den Titel sagt, den er ihr als Schriftsteller geben würde."

„Ja, ja, Du hast ganz Recht," erwiderte der Graf mit einem Seitenblick auf seine Frau.

„Ein Titel — ein Titel?" fragte der Offizier. „Wozu einen Titel? Habe ich je nach einem Titel verlangt, wenn Sie, Herr

von Scherra oder der gute Professor, von euren Reisen erzählten, von Pflanzen und Blumen, von Steinen und allerhand kriechendem Gezeug?"

„Ah! Das ist etwas ganz Anderes," gab Herr von Scherra zur Antwort. „Wenn wir von unseren Reisen erzählen, da weiß man, um was es sich handelt. Deßhalb brauchen wir auch unsere Erlebnisse durch keinen Titel einzuführen."

„Den wir ihm auch erlassen können," meinte der Hausherr, „wenn er uns versichert, daß seine Geschichte ebenfalls von Pflanzen, Blumen, von Steinen oder allerhand kriechendem Gezeug handelt."

„Nein, beim Teufel! Das thut sie nicht," entgegnete fast entrüstet Herr von Marlott. „Meine Thema's sind nicht so langweilig. — Es war also in Verona —"

„Den Titel, den Titel!" rief Herr von Scherra mit komischem Pathos.

„Oder geben Sie auf andere Weise dem billigen Verlangen dieser Freunde nach, mein lieber junger Herr," sagte bedächtig der Professor. „Sagen Sie, um was sich diese Geschichte dreht."

„Drehen? — Von Drehen ist gar keine Rede."

„Nun denn, Arthur," sprach der Herr des Hauses lachend „was für Personen kommen in Deiner Geschichte vor?"

„Nun — nun, das ist doch ganz einfach, ich — und eine junge Dame. Ich meine, das verstände sich von selbst."

„O weh, o weh!" machte der Professor.

„Arthur, ich muß auf dem Titel bestehen," lachte Herr von Scherra.

„Der Teufel hole euch mit eurem Titel! Was kann ein Titel nützen?"

„Er ist das Gesicht der Geschichte, die wir nach und nach kennen lernen werden."

Ihr seid wirklich bodenlos langweilig. Nun meinetwegen

denn! Was kann ich Einzelner gegen drei obstinate Menschen machen? Der Titel meiner harmlosen Erzählung würde heißen: Smozarto il lume."

„Oh, — oh!" machte Herr von Scherra, indem er laut lachte. „Habe ich Recht gehabt, Paul, daß ich von diesem jungen Menschen den Titel seiner Geschichte verlangte? — Verzeihung, Gräfin, für mein lautes Lachen, aber ich glaube nicht, daß wir ihm erlauben dürfen, eine solche lichtscheue Geschichte hier zu erzählen."

„Es war ja nur Scherz von ihm," entgegnete die Frau des Hauses, indem sie sich mit ihrem milden, freundlichen Gesichtsausdruck gegen den Husaren-Offizier wandte, der sie ein paar Augenblicke verwundert anschaute.

„Natürlich war es ein Scherz," sagte auch der Graf, „und ein ganz famoser Scherz. Der Titel wäre in der That nicht so übel."

„Hm!" machte der Husaren-Offizier, wobei er bald den Einen, bald den Andern ansah, besonders den Professor, der nun sagte: „Ein schöner Titel, aber —"

„Stoßen wir an auf Verona," sprach der Herr des Hauses, indem er seinen gefüllten Champagnerkelch dem Offizier darhielt, „Deine Geschichte ein anderes Mal," setzte er flüsternd hinzu, worauf er nach einer kleinen Pause laut fortfuhr: „Erinnerst Du Dich auch noch des Tages, Scherra, wo wir zusammen von Indien zurückkehrend in Suez landeten und den köstlichen Aufenthalt in Kairo machten?"

„Gewiß, Paul, ein wunderbarer Frühlingstag im Februar. Glaubte ich doch in meinem Leben noch kein so saftiges Grün gesehen zu haben."

„Da fanden wir unsern guten Professor; er war einer von den gewissenhaften Leuten, welche die große Sphinx am Fuße der Pyramiden von Ghize zum Gott weiß wie vielten Male abmessen und immer gegen den Vorgänger eine kleine Differenz herausbringen."

„Ein glücklicher Tag für mich," meinte der Professor, „denn ch durfte darauf unsern theuern Freund, den Herrn von Scherra, nach Nubien begleiten, wo wir außerordentlich viel Schönes und Neues sahen und aufzeichneten."

„Du gingst von Aegypten nach England," sagte Herr von Scherra zum Hausherrn, „und von da in die deutsche Heimat. Ich habe oft an Dich gedacht; wir sprachen viel von Dir, wenn wir Beide, der Professor und ich, Abends am heiligen Strome unter unserem Zelte lagen."

„Und wie oft erinnerte ich mich dieser letzten Monate in Kairo! Ich habe heute noch eine Sehnsucht darnach und Francoise schon oft bestimmen wollen, mit mir das Wunderland Aegypten zu sehen."

„Würden sich die gnädige Gräfin nicht vor einer solchen weiten Reise scheuen?" fragte der Professor.

„Gewiß nicht," entgegnete diese; „das Meer hat mir bis jetzt nie etwas gethan, und wenn man dort nicht leidet, so ist eine Reise nach Aegypten wohl die interessanteste Tour, die man mit Comfort und Behaglichkeit machen kann."

„Wie wäre es also, Professor," rief Herr von Scherra launig, „wenn auch wir uns nochmals ein Rendezvous in Kairo gäben?"

„Sie können das wohl," versetzte der Gelehrte bedächtig, „aber ich — ah!" setzte er seufzend hinzu, „es war damals für mich eine große, wunderschöne, eine in ihrer Schönheit niemals wiederkehrende Zeit."

„Professor! Professor!" meinte die Gräfin, indem sie leicht drohend ihren Zeigefinger emporhob. „Wenn Ihre Hausgötter diesen Seufzer gehört hätten!"

„Sie würden mir verzeihen, vielleicht sogar Recht geben, denn es ist eine nicht zu läugnende Wahrheit, daß alles, was wir genossen haben, uns in rosigem Lichte erscheint, während sich die Gegenwart meistens minder farbig anläßt."

leider für heute nichts thun, lege ich noch einen Gulden und dreißig Kreuzer darauf, das macht sechs Gulden.“

„Nein, nein!“ sagte die Frau Winklere, „du kannst den Monat nichts mehr geben, du hast ja meine Hausmiethe bezahlt und schon Anfangs vierundzwanzig Kreuzer zur Collekte gethan; du kannst nichts mehr geben, — o Gott, wenn ich doch wieder was verdienen könnte! Du ziehst dir ja an deinem Munde ab, was du mir zahlst — ach Gott! wenn ich nur wieder dazu komme, etwas verdienen zu können! Wo bin ich in diesen vier Tagen nicht als herumgelaufen und hab' doch nichts, wie eine armselige kleine Hoffnung.“

„Heult nicht so, alte Frau,“ sagte der Kutscher; „so lange was da ist, geb' ich Euch gern, was thu' ich sonst mit dem alten Gelde? So Gott will, bekomm' ich nächstens vier Gulden Zulage, und dann wird's schon besser gehen.“

„Ich habe mir immer gedacht,“ fuhr die Frau betrübt fort, „du willst einmal zum Stadtrath Schwämmle hingehen; der ist ein Mann, der bei der Stadt viel vermag und der so allerhand kleine Dienstchen zu vergeben hat; auch ist er im Grunde Schuld an unserem ganzen Unglück, denn er hat eigentlich die Gassenbeleuchtung angefangen; du nimmst ein Herz und gehst zu ihm und sagst ihm: Herr Stadtrath, ich bin eine arme, alte Frau und bin durch das Gassenlicht brodlos geworden; es gibt freilich viele arme Frauen, die ebenfalls brodlos geworden sind, aber ich habe einen Sohn, Herr Stadtrath —“

„Nun, was soll da herauskommen?“ sagte der Kutscher, neugierig und streng aussehend.

„Ich hab' einen Sohn,“ fuhr die Frau fort, „und dieser Sohn ist im königlichen Leibstall, Herr Stadtrath, und dieser Sohn ist ein braver Mensch, Herr Stadtrath, — du brauchst nicht zu lachen, Joseph, — und dieser Sohn, Herr Stadtrath, gibt mir mit Gewalt, was er erübrigen kann, und sehen Sie, das geht nicht bei einem königlichen Bedienten, Herr Stadtrath,

Der Herr des Hauses ſah träumend vor ſich nieder, dann ſagte er, während er ſanft mit der Hand hinter dem Stuhle ſeines Nachbars die Schulter ſeiner Frau berührte: „Das läßt ſich auch umkehren und paßt dann ebenfalls häufig. Bei mir wenigſtens.“

Herr von Scherra hob ſein Glas empor, verneigte ſich gegen die Gräfin und ſprach mit Beziehung auf die Worte ſeines Freundes: „Eine Wahrheit, die man in der That nie ſo ſehr empfindet, als wenn man in dieſem freundlichen Hauſe iſt.“

Die Gläſer klangen zuſammen, und Herr von Marlott, der mit Leib und Seele bei jedem Toaſte war, ſtieß mit ſämmtlichen Anweſenden an, wobei er, ohne genau zu wiſſen, um was es ſich handle, mit Wärme ausrief: „Famos, außerordentlich famos!“

„Auch Deiner gedachten wir oft,“ ſprach Herr von Scherra nach einer Pauſe zum Grafen, „und ſahen Dich im Geiſt zu Hauſe die gewonnenen Schätze aufſtellen und ordnen, während wir uns zu Pferd und Kameel immer noch damit beſchäftigten, Neues aufzufinden und einzuſammeln. Glaube mir, Paul, nicht ohne einen gewiſſen Neid dachte ich daran, ſtellte mir Dein behagliches Leben vor, wie Du ſo mit begreiflichem, unendlichem Wohlbehagen eine Kiſte um die andere öffneteſt und Dich beim Auspacken dieſes oder jenes Gegenſtandes, des Tags, der Stunde, wo Du ihn erworben, auf's lebhafteſte erinnerteſt. Ich hörte gewiſſermaßen Deine Beſprechungen mit Künſtlern und Handwerksleuten, und wenn ich ſo im Geiſte Dein kleines Muſeum entſtehen ſah, ſo dachte ich auch an das meinige, und wie ich es einrichten würde. Und dieſes Bauen und Einrichten in der Phantaſie hat mir damals oft viel mehr Vergnügen gemacht als ſpäter die Wirklichkeit.“

Graf Lotus hatte vor ſich nieder geblickt und in tiefem Nachſinnen mit der Hand auf dem Tiſchtuch getrommelt.

„Und ich,“ ſagte er nach einem kurzen Stillſchweigen, „dachte

oft mit gleicher Sehnsucht an euch, an eure neuen Erwerbungen, an die Vervollständigung eurer Sammlungen, während die meinigen nur schwache Bruchstücke waren und sind."

„Paul hat mir oft aus jener Zeit erzählt," meinte die Gräfin. „Damals gingen Sie nach Nubien, und als Sie in Jahresfrist nach Kairo zurückkehrten, durchforschten Sie Arabien und Syrien."

„So ist es, Gräfin," erwiderte Herr von Scherra. „In Damaskus verweilte ich vorzugsweise gern und lang, und als ich dort die Bauten der Araber ziemlich genau studirt, drängte es mich, die Spuren von dem Zuge dieses intelligenten Volkes nach Westen aufzusuchen und zu verfolgen, und ich kann Ihnen versichern, daß meine Bereisung der Nordküste Afrika's von Kairo über Barka, Tripolis, Tunis nach Algier mit zu den interessantesten Touren gehört, die ich überhaupt gemacht. Von Tanger schiffte ich nach Gibraltar über und verfolgte hier Schritt für Schritt den Zug der Mauren durch ganz Spanien, deren Erbe noch heute überall sichtbar ist und zu dem Interessantesten und Schönsten gehört, was das Königreich aufzuweisen hat. Da ich direkt aus Syrien kam, voll der gewaltigen Eindrücke, die Damaskus auf mich gemacht, so war ich empfänglicher und befähigter als mancher Andere, die Spuren der Mauren noch im heutigen Leben der Spanier, namentlich der Andalusier, so unverwischt wiederzufinden in Kleidung, in Worten, hauptsächlich aber im Liede. Die reichverschnürte und mit zahlreichen Knöpfen besetzte Jacke des Majo würde heutzutage im Libanon sehr wenig Aufsehen erregen; manche Worte und Ausdrücke der spanischen Sprache verstände man wohl jetzt noch in Syrien, und was die sehr verwandten Gesangsweisen anbelangt, so hörte ich oft genug, wenn ich Abends spät auf der wunderbar prächtigen Alameda von Granada lustwandelte, Töne, Lieder, die ich in ganz gleicher Art von dem platten Dache meines Nachbarhauses in Damaskus gehört."

„Granada muß ſchön ſein?“ fragte die Frau des Hauſes, nachdem Herr von Scherra einige Augenblicke geſchwiegen.

„Es iſt das Paradies der Erde,“ verſetzte der alte Herr leidenſchaftlich. „In einer der maleriſchſten Gegenden, die ſich eine glühende Phantaſie nur erdenken kann, finden ſich alle Reize des Nordens und Südens vereinigt. Unten im Thale, das vom herrlichſten Waſſer durchſtrömt wird, haben Sie Granaten und Orangen; an den Höhen aufwärts ſteigend, finden Sie die ſonſt ſo kahle Natur des Südens ſeltſam verwandelt: Sie gehen unter hochſtämmigen Ulmen und Eichen, Sie haben um ſich die üppigſten Roſenbüſche; der Boden iſt im Frühjahre mit unzähligen duftenden Veilchen bedeckt, und wo Sie hinblicken, rieſeln und ſprudeln Ihnen klare Quellen entgegen.“

„So iſt der Berg, auf welchem das Maurenſchloß, die Alhambra liegt,“ beſtätigte gedankenvoll der Profeſſor.

„Ja, gewiß,“ fuhr Herr von Scherra begeiſtert fort, „und eben dieſe Alhambra, dieſe gewaltige, phantaſtiſche Ruine, mit ihren rothen Thürmen aus dem dunkeln Grün hervorblickend, wie herrlich ſchmückt ſie die Gegend, wie ſie da liegt, trotzig auf breiter Baſis, die alte Königsburg! Und wie ſchweift von ihr aus der Blick ſo gern zum lieblichſten Punkte in der Umgebung von Granada — zur Xeneralife, die mit ihren Arkaden und Terraſſen ſchneeweiß aus dem faſt ſchwarzen Grün der Cypreſſen hervorſieht und hoch überragt wird von den ſchneebedeckten blitzenden Kämmen der Sierra Nevada.“

Alles ſchwieg einige Augenblicke nach der Schilderung des alten Herrn, die er im Tone der Begeiſterung gegeben. Herr von Marlott war der Erſte, der ſeine Theilnahme an dieſer Schilderung in Worte kleidete, indem er ſagte: „Ich wette Eins gegen Hundert, daß nicht bloß die ſpaniſche Natur unſern Herrn von Scherra ſo enthuſiasmirt; ich bin gewiß, daß er auch an einige reizende Andaluſierinnen denkt, die ihm zwiſchen Roſen und Veil-

chen erschienen. Ah, man sagt viel Schönes von den Damen von Granada!"

„Ganz gewiß, man sagt das," versetzte der alte Herr mit einem spöttischen Lächeln, „und wenn Sie einmal nach Spanien kämen, Herr von Marlott, da hätten Sie vielleicht die Güte, in dieser Richtung meine Tagebücher zu vervollständigen."

„Aber die Spanierinnen sind im Durchschnitt sehr geistreich," meinte trocken der Professor, ohne zu bedenken, daß sein unschuldiges „Aber" diese Bemerkung nicht eben schmeichelhaft für den Husaren-Offizier an die Worte des Herrn von Scherra anknüpfte.

Alles lachte, weßhalb sich der junge Offizier begnügte, mit einem etwas strengen Blick auf den Professor die Achseln zu zucken. Er besann sich auf eine Entgegnung, die vielleicht etwas derb ausgefallen wäre, wenn ihm nicht der Graf dieselbe mit der Frage an Herrn von Scherra vom Munde weggeschnitten hätte, wie lange er eigentlich in Spanien zugebracht.

„Fast zwei Jahre," entgegnete dieser. „Ich begab mich von Gibraltar auf einem englischen Kriegsschiffe nach Malta und von dort über Sicilien nach Neapel."

„Das war gewiß ein angenehmer Ruhepunkt für Dich," meinte der Herr des Hauses. „Neapel ist wie gemacht, um sich für die Mühseligkeiten einer längeren Reise zu entschädigen und um, nachdem man Mappen und Bücher geschlossen, seines Lebens im behaglichen Flaniren froh zu werden."

„Das habe ich auch redlich gethan," erwiderte Herr von Scherra; „da mir aber der beständige Lärm der großen Stadt, namentlich Morgens, nicht behaglich war, so acceptirte ich eine Wohnung auf dem Schlosse eines Bekannten bei San Jorio am Fuße des Vesuvs."

„Bei wem wohntest Du dort?" fragte der Graf.

„Bei der Wittwe eines vor Jahren verstorbenen Freundes

von mir," gab der alte Herr zur Antwort, „bei der Marchesa Fontana, einer würdigen, hochbejahrten Dame."

Wer von dem Augenblicke an, wo der Erzähler Neapel nannte, die Frau des Hauses genau beobachtet hätte, müßte bemerkt haben, wie sich ihre Aufmerksamkeit verdoppelte, und einem sehr scharfen Beobachter wäre es vielleicht nicht entgangen, daß diese Aufmerksamkeit nicht viel mehr als eine Maske war, hinter welcher sie eine kleine Aufregung verbarg. Als aber Herr von Scherra San Jorio nannte und darauf den Namen Fontana aussprach, da schrak die Gräfin sichtlich zusammen, ohne daß übrigens einer der Anwesenden dieses Zusammenschrecken wahrgenommen hätte.

„Mein damaliger Aufenthalt in Neapel," fuhr der alte Herr fort, „wird mir unvergeßlich bleiben; denn ich war Zeuge einer Begebenheit, so tragisch, so erschütternd, daß sie mir nie aus dem Gedächtniß schwinden wird."

„Davon hast Du mir nie erzählt," sagte der Graf. „Wovon handelt es sich?"

Es war in diesem Augenblicke für die Gräfin, deren sonst sonst so ruhige Züge unverkennbar ein Ausdruck des Schreckens überflog, nicht unangenehm, daß sich Herr von Marlott mit Eifer und ziemlich viel Geschrei in das Gespräch mischte, indem er sagte: „Da sehe Einer die Ungerechtigkeiten dieser Welt, die Parteilichkeit von sogenannten guten Freunden gegen einander! Als ich vorhin eine äußerst pikante Geschichte erzählen wollte, da fiel alles über mich her und ich sollte mich mit einem Titel legitimiren. Kaum aber will Herr von Scherra eine Geschichte aus Neapel erzählen, so macht niemand Einwendung und alles scheint begierig darauf zu sein. Liegt darin auch nur eine Spur von Gerechtigkeit?"

„Dieses Mal hat Arthur nicht ganz Unrecht," sprach die Frau des Hauses, indem sie sich gewaltsam zu einem Lächeln zwang.

„Wir ſind alle gewiß ſehr dankbar für das Intereſſante, das uns Herr von Scherra zum Beſten geben wird, aber —“

„Bravo, ſchöne Couſine, bravo!“ rief der junge Huſaren-Offizier. „Aber — wollten Sie ſagen, er ſoll auch vorher den Titel ſeiner Geſchichte angeben, das iſt nicht mehr als billig. Und hol mich — hm! Wenn hier Gerechtigkeitsgefühl waltet, ſo muß er ebenfalls ſagen, wie ſeine Geſchichte heißt. — Danach wollen wir entſcheiden,“ ſetzte Herr von Marlott mit großer Wichtigkeit hinzu, wobei er ſeinen Schnurrbart aufdrehte, „ob ſeine Geſchichte zuläſſig iſt, oder nicht.“

„Ich habe ja meine Geſchichte, wie Sie es nennen, gar nicht erzählen wollen,“ bemerkte der alte Herr lachend. „Lieber Marlott,“ wandte er ſich an dieſen, „beruhigen Sie ſich, ich werde ſie für mich behalten.“

„Nein, nein,“ ſagte der Graf entſchieden, „davon hätten wir alle den Schaden. Sei geſcheidt, Arthur.“

„Gewiß nicht,“ erwiderte dieſer eigenſinnig, „ich will zuerſt den Titel hören, und dann ſoll die ſchöne Couſine entſcheiden.“

Die Gräfin bezwang gewaltſam ihre Aufregung, doch wenn man ihre kleine Hand genau betrachtete, welche ein Blumenbouquet ergriffen hatte, das ſie mit zu Tiſch genommen, ſo konnte man ſehen, wie ihre Finger zuckten.

„Das kann ich mir ſchon gefallen laſſen,“ verſetzte Herr von Scherra, „und wenn meine harmloſe Mittheilung auch durchaus keinen Anſpruch auf den Rang einer Geſchichte machen kann, ſo iſt es mir doch möglich, einen Titel dafür zu finden.“

„Den Titel, den Titel!“ rief der Lieutenant.

„Nun denn — eine dunkle Stunde.“

„Ah,“ machte Herr von Marlott in ſehr nachläßigem Tone. „Da werden mir die verehrten Anweſenden zugeben, daß mein Titel mindeſtens pikanter war und nicht ſo viel Schauerliches verſprach, als der unſeres verehrten Freundes. Eine dunkle

Stunde, das klingt wie Mord und Todtſchlag. Meinen Sie nicht auch, ſchöne Couſine?“

„Es iſt allerdings ein düſterer Titel,“ ſagte dieſe, „und — ich weiß nicht, ob die Begebenheit zu unſerem heiteren kleinen Diner paſſen wird.“

„Ah, was können uns Geſchichten von Perſonen erſchüttern, die wir gar nicht kennen!“ ſprach lächelnd der Graf. „Ich möchte wahrhaftig etwas von der dunklen Stunde hören.“

„Man ſoll den Teufel nicht an die Wand malen,“ wandte Herr von Marlott ein, der es gern geſehen hätte, wenn auch Herr von Scherra durchgefallen wäre. „Aber, wie ſchon vorhin geſagt, die ſchöne Couſine ſoll entſcheiden.“

„Ja, ja, Françoiſe,“ rief der Herr des Hauſes mit lauter Stimme, wobei er ſeine Frau heiter anſah. „Fehlt Dir etwas?“ flüſterte er ihr gleich darauf hinter dem Stuhle ſeines Nachbars zu; „Du ſiehſt etwas bleich aus.“

„Mir? — Durchaus nichts,“ erwiderte die Gräfin, während ſie ihre ganze Kraft zuſammen raffte. „Im Gegentheil, ich bitte Herrn von Scherra um Mittheilung der Begebenheit. Ich will auch etwas von der dunklen Stunde erfahren,“ ſetzte ſie mit leiſerem Tone hinzu.

„Parteilichkeit, nichts als Parteilichkeit!“ ſagte der Lieutenant. Darauf trank er ſeinen Champagnerkelch aus und fing an, in ſeinen Zähnen zu ſtochern, während er ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnte und dabei noch eine Zeitlang von der gegen ihn begangenen Ungerechtigkeit murmelte.

Fünfzehntes Kapitel.

Eine dunkle Stunde.

„Wir ſind alſo in Neapel," ſagte der Graf.

„Ja, oder um mich ganz richtig auszudrücken," verſetzte Herr von Scherra, „wir ſind auf Caſtel Fontana, einer Beſitzung der Marcheſa, mit prachtvoller Lage. Oberhalb San Jorio an den Ausläufer des Veſuv gelehnt, liegt es ſo erhaben, daß man von der Terraſſe des Haupthauſes all' die großen und kleinen reizenden Ortſchaften überſieht, welche dieſe wunderbare Küſte maleriſch umgürten. Portici, Reſina, Torre del Annunciata, Torre del Greco mit ihren grauen, ſcharfkantigen Häuſern, mit den flachen Dächern, mit den zackigen Zinnen, die man an verſchiedenen dieſer Gebäude bemerkt, ſo ſcharf abſtechend gegen das dahinter hervortretende tiefblaue Meer mit ſeinen leichten, ſchneeweißen Segeln, und gegen die klare Luft, die ſo kryſtallhell iſt, daß ſie uns nicht nur die pittoresken Formen von Iſchia und Procida auf's deutlichſte zeigt, ſondern auch unſerem Auge erlaubt, fern an den Steinmaſſen der Inſel Capri, welche am Horizonte in röthlichem Dufte aufſteigt, Riſſe und Sprünge ſo deutlich zu entdecken, daß wir glauben könnten, nur eine Viertelſtunde davon entfernt zu ſein. Ein kleiner Park, mühſam dem ſteinigen Boden abgerungen, umgibt das Schlößchen, und hinter dieſem Parke geht es unmittelbar zum Veſuv hinan, deſſen Kegel mit ſeiner grauen unbeweglichen Wolke in Form einer Pinie man deutlich ſieht, und der Einen nie vergeſſen läßt, wo man ſich befindet, und faſt drohend die ſchwarzen Lavafelder erklärt, die unmittelbar hinter dem grünenden Garten beginnen.

„Wie ich ſchon bemerkte, bin ich in früheren Jahren mit dem Marcheſe ſehr liirt geweſen; er war ein ſehr unterrichteter Ita-

liener, der es ſich zur Aufgabe gemacht hatte, den vulcaniſchen Boden, auf dem er geboren war und lebte, mit all ſeinen Zufälligkeiten und all ſeinem Wechſel genau zu beobachten und zu ſtudiren. Er führte ein glückliches, beneidenswerthes Familienleben, aber auch ſeine dunkle Stunde kam, die Stunde, von der Horaz ſo ſchön ſingt:

„Omnes eodem cogimur; omnium
Versatur urna, serius ocius
Sors exitura et nos in aeternum
Exilium impositura cymbae.“

„In ſeiner Ode an Dellius,“ ſagte der Profeſſor.

„Und das heißt in unſere Sprache überſetzt?“ fragte etwas pikirt der Huſaren-Offizier, wobei er gegen die Frau des Hauſes gewendet hinzuſetzte: „Man kann doch wahrhaftig nicht verlangen, daß Unſereiner ſein einmal ſo mühſam gelerntes Latein bei einander halten ſoll.“

„Das heißt,“ ſagte der Profeſſor pathetiſch:

„All' eine Straße müſſen wir; allen rauſcht
Die Urn' im Umſchwung; früher oder ſpäter fällt
Das Loos des Schickſals, uns zum ewig
Währenden Bann in den Kahn zu ſetzen.“

„So ungefähr, ja, wird es heißen, jetzt erinnere ich mich,“ meinte wichtig der Lieutenant.

„Eine ſchöne Umſchreibung meines Titels,“ bemerkte Herr von Scherra lächelnd, dann fuhr er fort: „Der gute Marcheſe alſo ſtarb, während wir in Indien waren, und hinterließ einen einzigen Sohn, der damals ſechszehn Jahre alt ſein mochte — ein angenehmer, hoffnungsvoller junger Mann, er hatte uns damals auf unſeren Excurſionen begleitet — Gaetano — er war zuvorkommend, liebenswürdig und wißbegierig. Da er das ein-

zige Kind war, konnte man sich denken, wie seine Erziehung von dem gewissenhaften Vater geleitet wurde und mit welcher Liebe und Sorgfalt das Auge der Mutter über ihn wachte. Nicht, als ob man ihm dadurch die Freiheiten geschmälert hätte, die einem jungen Manne zu seiner Ausbildung nothwendig sind, im Gegentheil, er lebte in gewissen Beziehungen vollkommen frei und unabhängig, und der Marchese konnte dies bei seinem großen Vermögen dem Sohne schon gestatten. Gaetano hatte im Schlosse sein eigenes Appartement, er hatte seinen Bedienten und eine kleine leichte Equipage, mit der er auf den breiten Lavaplatten des herrlichen Weges in unglaubig kurzer Zeit nach Neapel fuhr."

Wie alle am Tische, so war auch die Frau des Hauses eine aufmerksame Zuhörerin, doch hatten die Blicke, mit welchem ihre Augen an dem Erzähler hingen, etwas Fremdartiges, Starres, ja, Unheimliches; zuweilen holte sie tief Athem, den sie dann in kleinen Pausen, wie um keine Aufmerksamkeit zu erregen, aus gepreßter Brust von sich stieß. Uebrigens war Niemand bei dem Diner, der sie so genau beobachtet hätte, um diese kleinen Auffälligkeiten an ihrem Aeußern zu bemerken, am wenigsten der Graf, der in seinem Stuhle lehnte und das Gesicht mit der rechten Hand verdeckt hielt, scheinbar, weil seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erzählung gerichtet war, in Wahrheit aber, weil er an der rechten Seite des Kopfes und an seiner Stirn ziemlich heftige Schmerzen fühlte. Zuweilen fuhr die Gräfin aus ihrem Hinstarren auf, blickte mühsam lächelnd um sich und benetzte alsdann ihre Lippen mit ein paar Tropfen Wasser aus dem Glase, welches vor ihr stand.

„Als ich nun damals," erzählte Herr von Scherra weiter, „nach vorheriger Anfrage im Castel Fontana erschien, wurde ich von der Marchesa aufs herzlichste, aufs zuvorkommendste empfangen. Begreiflicher Weise zitterte eine Thräne in ihrem Auge, als sie zum ersten Mal wieder nach ihrem Trauerfalle den Freund

ein königlicher Diener braucht alles, was er bekommt, und muß immer sauber und anständig einhergehen, namentlich die vom königlichen Stall, Herr Stadtrath, und wenn sich die vor den Augen des Stallmeisters nicht immer ordentlich sehen lassen, da kommen sie in Mißachtung und werden hintenan gesetzt, Herr Stadtrath, und bekommen keine Zulage und assezziren nicht und gehen zu Grund, und dann ist das Unglück erst vollständig da."

Die Frau war bei dieser Rede sichtlich bewegt geworden und wischte sich mit ihrem Schürzenzipfel die Augen; der Kutscher aber trommelte heftig mit seinen Sporen auf dem Futterkasten und bekämpfte eine ihm unmännlich scheinende Rührung mit Gewalt.

Die Frau fuhr in ihrem Berichte fort: „Und wie heißt Sie?" fragt der Herr Stadtrath Schwämmle, — Ich bin die Frau Winklere, sage ich. — Und Ihr Sohn heißt auch Winkler? sagt er, und antworte ich: Das will ich doch meinen, und dann sagt er: Schau, schau, das ist also der Reitknecht Winkler, Ihr Sohn; ei, ei, das trifft sich ja ganz hübsch, sagt er, ein sehr gewandter Bursche, ein braver Reitknecht."

„A hah!" lachte Joseph, „jetzt fällt mir ein, warum der mich lobt."

„Ihr wißt, Frau Winklere, sagte der Stadtrath zu mir, daß wir vor zwei Jahren die Prinzessin Karolina einholten in feierlichem Auftritt, und damals war ich noch nicht Stadtrath und ritt ein Pferd, das äußerst unbändig und scharf war, dazu die Musik, die vielen Fahnen, all' das Volk, das Hurraschreien — nun, da hat mir Ihr Sohn einen wesentlichen Dienst geleistet."

Der Kutscher lachte bei diesen Worten so unbändig, daß er mit seinen Händen die Seiten halten mußte, und schrie so lustig auf, daß Tibull und Pluto in ihrem leisen Gespräch plötzlich verstummten, und daß so gar das Schwalbenlied auf einmal abgebrochen wurde.

ihres verstorbenen Gatten vor sich sah. Andererseits aber gewährte es ihr auch eine Beruhigung, daß ich häufig von ihm sprach, seiner Liebenswürdigkeit, seiner vortrefflichen Eigenschaften erwähnte — ein trauriger Trost zwar, aber gewissermaßen doch ein Trost. — Und Gaetano? Ich sah ihn nicht bei meiner Ankunft, doch fragte ich gleich nach ihm. — Er ist in Neapel, sagte mir die Marchese, und sie setzte mit einem eigenthümlichen Tone hinzu: er ist jetzt sehr viel in Neapel, wobei sie einen leichten Seufzer ausstieß und dann fortfuhr: Wie freue ich mich auch um Gaetano's willen, daß Sie eine Zeitlang bei uns verweilen.

„Ihn sah ich nun am anderen Tage beim Frühstück; aber mit Erstaunen bemerkte ich, daß es nicht mehr der heitere, glückliche, frohe, junge Mann war, als den ich ihn vor ein paar Jahren verlassen."

„Hatte sich etwas in seiner Lage verändert?" wagte die Gräfin mit zuckenden Lippen zu fragen.

„In seiner Lage eigentlich nichts."

„Nichts?" wiederholte Françoise fragend mit tonloser Stimme und mit nicht verkennbarem Schrecken in den Zügen. Sie trank darauf hastig den Rest ihres Wassers, und als sich der Kammerdiener ihr näherte, um frisches einzugießen, sagte sie ihm flüsternd: „Ich wünsche einen Lichtschirm, meine Augen schmerzen mich."

Der Lichtschirm wurde alsbald vor ihr aufgestellt, worauf sie sich so in ihren Stuhl zurücklehnte, daß ein tiefer Schatten auf ihr Gesicht fiel.

„Was aber mit Gaetano vorgegangen war," sprach Herr von Scherra weiter, „erfuhr ich durch die Marchesa nach einigen Tagen, während welcher Zeit ihr Sohn wenig sichbar war. Es hatte ihn eine unselige Leidenschaft erfaßt zu einer fremden Künstlerin, die damals, wie man mir sagte, außerordentliches Aufsehen in Neapel machte."

„Wie man Dir ſagte?“ warf der Graf in das Geſpräch; „denn ſo viel ich mich erinnere, hatteſt Du damals ſchon Deine Averſion gegen das Theater und gegen alle dergleichen Productionen?“

„Leider hatte ich ſie und leider habe ich ſie nicht verloren,“ entgegnete lächelnd Herr von Scherra. „Hat ſie mich doch unter Anderem des Glücks beraubt, unſere liebenswürdige Gräfin ihrer Zeit als Stern erſter Größe bewundern zu dürfen.“

„Er war alſo verliebt, dieſer junge Herr?“ ſagte der Huſaren-Offizier leicht hin. „Zum Teufel, was brauchte ihm denn das ſo großen Kummer zu verurſachen!“

„Er war nicht nur verliebt,“ ſprach ruhig Herr von Scherra, „ſondern er liebte, ja, er liebte mit aller Kraft eines friſchen jugendlichen Gemüthes, eines reinen unverdorbenen Herzens.“

„Alſo eine erſte Liebe!“ meinte geringſchätzend Herr von Marlott. „O, darüber kommt man auch hinaus. Wer hat das nicht ſchon erlebt!“

Françoiſe hatte ſich ſchon ein paarmal vornüber gebeugt gegen den Erzähler und die Lippen geöffnet, wobei der Ausdruck ihrer Augen zeigte, daß ſie eine Frage thun wolle. Immer aber hatte ſie wieder geſchwiegen und ſich zurückgelehnt, ohne dabei ihre ſtarren Blicke auch nur eine Sekunde lang von dem Geſichte des alten Herrn abzulenken.

„Die Künſtlerin, eine fremde, wie mir die Mutter ſagte, eine berühmte Sängerin — ich glaube wenigſtens ſo — war ein braves, unbeſcholtenes Mädchen und wenig geneigt, eine Liebſchaft nach gewöhnlichen Begriffen mit dem jungen Marcheſe einzugehen.“

„Ah, ſie ſpekulirte auf eine Heirath!“ lachte Herr von Marlott. „Und das nahm die alte würdige Mutter ſo gewaltig übel? Ich hoffe aber, daß Signor Gaetano ſeine Unabhängigkeit gezeigt hat, und daß die gnädige Marcheſa ſich am Ende fügen mußte.“

Da ſprach die Gräfin mit leiſer Stimme, wie aus einem Traume heraus: „Das ging nicht wohl an, denn Gaetano war verheirathet.“

„Habe ich das geſagt?“ fragte Herr von Scherra erſtaunt. „Nein, nein, davon ſprach ich nichts. Ich ſagte im Gegentheil, in ſeiner äußeren Lage habe ſich durchaus nichts geändert.“

„O, mein Gott, mein Gott!“

Das ſprach die Gräfin ſo leiſe, daß es nur der verſtand, an den ſich ihr Herz in furchtbarſtem Weh in dieſem Augenblicke wandte, der ihr die Kraft gab, ſcheinbar ruhig zu bleiben und nichts von dem zu verrathen, was in wildem Schmerz ihre Bruſt zerriß. Nur brach ſie für einige Sekunden in ſich zuſammen, preßte ihre Hand vor das Geſicht und ließ ein paar Thränen, die ihrem Auge entquollen, in ihrem Taſchentuch verſchwinden.

„Nein, verheirathet war Gaetano nicht,“ fuhr Herr von Scherra fort, „aber er hatte in einer Unterredung mit ſeiner Mutter dieſer ſeinen feſten Entſchluß kund gethan, ſich mit jener Künſtlerin zu vermählen, worüber die alte Frau außer ſich war.“

„Lächerlicher Hochmuth!“ ſagte der Huſaren-Offizier achſelzuckend.

„Lächerlich vielleicht, aber wenn man jene alten Familien kennt, die ihre unverfälſchte Abkunft von Gott weiß welchem alten ſicilianiſchen Könige aufs klarſte documentiren, ſo kann man ſich am Ende den Kummer einer alten Dame denken, deren Sohn unter Prinzeſſinnen wählen kann und doch eine fremde Künſtlerin von unbekannter Familie heirathen will.“

Während Herr von Scherra die letzten Worte ſprach, warf er zuweilen einen Blick auf die Gräfin, und da er ſah, daß ſie den Kopf in die Hand geſtützt, regungslos da ſaß, ſo bedauerte er, eine Erzählung begonnen zu haben, die, wenn auch nur in unbedeutenden Einzelheiten, doch eine gewiſſe Aehnlichkeit mit derjenigen der ihm ſo hoch verehrten Frau hatte. Er unterbrach

ſich deßhalb raſch und entſchloſſen, indem er lächelnd ſagte: „Verzeihung, ich bin für ein kleines heiteres Diner zu ernſt geworden. Wenn es mir geſtattet iſt, will ich meine Geſchichte ein andermal beendigen.“

Françoiſe richtete ſich bei dieſen Worten etwas in die Höhe, doch rief der Huſaren-Offizier überlaut: „Nein, nein, Herr von Scherra, ſo kommen Sie nicht durch. Sie nöthigten mich, eine wunderbare Geſchichte für mich zu behalten, und jetzt, da die Ihrige anfängt, ein ganz klein wenig pikant zu werden, wollen Sie ſich zurückziehen? Ich kann das nicht dulden.“

Dieſes Mal kam der Kammerdiener des Hauſes, ohne es zu wiſſen, der Gräfin zu Hülfe. Das Diner war beendigt, im Nebenzimmer warteten Kaffee und Liqueur ſchon ungebührlich lange, weßhalb er, die Bewegung der Frau vom Hauſe als einen Befehl zum Aufſtehen betrachtend, durch einen nur für die Lakaien ſichtbaren Wink dieſe anwies, ſich hinter die Stühle der Gäſte zu begeben.

Die Gräfin zauderte noch einen Augenblick. Sollte ſie das Ende dieſer Geſchichte verlangen — einer Geſchichte, die allein durch den Ausſpruch: er war *nicht* verheirathet! für ſie ſo entſetzlich zu werden verſprach und deren Ende doch wieder ganz intereſſelos gegen den Anfang ſein mußte? — Konnte das möglich ſein? Gaetano nicht verheirathet? — Und doch, und doch! Hatte ſie nicht Beweiſe für ſeine Treuloſigkeit? Hatte er ſich nicht geweigert, mit ihr in jener furchtbaren Nacht Neapel zu verlaſſen? — O, die unglückliche Frau fühlte nicht die Kraft in ſich, die Erzählung zu Ende zu hören. Oder ſollte ſie ſich gewaltſam zuſammen nehmen, um alles zu erfahren? —

Doch zitternd vor dem Gedanken, ſich vielleicht durch eine Miene verrathen zu können, erhob ſie ſich mit einem Mal raſch entſchloſſen, reichte dem Grafen nach einer Verbeugung gegen die Herren mit einem ſich mühſam abgerungenen Lächeln die Hand

und verließ den Eßsalon, um sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, wo sie heftig athmend ruhelos auf und ab schritt. Sie drückte ihr Taschentuch in der Hand zusammen, sie stieß zuweilen einen Seufzer aus, der wie ein unterdrückter Schrei heftigen Schmerzes klang, dann warf sie sich in einen Fauteuil, vergrub das Gesicht in ihre Hände, und blieb so lange, lange liegen.

Die Herren hatten sich in den Salon des Grafen begeben, nahmen dort Kaffee und Cigarren und machten es sich jeder auf seine Art bequem, wobei der Husaren-Offizier nicht zu kurz kam, denn er streckte sich auf einem Fauteuil aus und legte die Beine auf ein Tabouret. Als er sich so in eine bequeme Lage gebracht, zeigte dieser junge Mann eine große Neugierde, Verlauf und Ende der Geschichte des Herrn von Scherra zu erfahren.

Selbst der Professor schien begierig darauf, und Graf Lotus, obgleich er, seine ihn schmerzende Stirn mit einem Tuche reibend, auf und ab schritt, bat den alten Herrn, seine dunkle Stunde zu vollenden.

„Ihr stellt Euch unter dieser Geschichte eigentlich mehr vor, als wirklich daran ist," sagte dieser. „Mich hat sie damals allerdings erschüttert, weil ich um die Betreffenden war und so fast jedes Detail mit erlebte. — Nachdem sich die Marchesa überzeugt, daß der Entschluß ihres Sohn, jene Künstlerin zu heirathen, bei ihm feststand, und daß keine Bitten, keine Ermahnungen ihrerseits ihn vermochten, ihren Worten Gehör zu geben und jenem Mädchen zu entsagen, wandte sie alle Mittel an, um die Beiden zu trennen. Da sie den festen Charakter Gaetano's kannte und es ihr Leben verbittert haben würde, wenn jene Verbindung zu Stande gekommen wäre, so war sie gerade nicht scrupulös in der Wahl ihrer Mittel, und das ist's, was ich ihr verdachte und worüber ich ihr auch meine Meinung durchaus nicht verhehlte."

„Ich bin beim Teufel neugierig, ob sie nicht am Ende das arme Mädchen vergiften ließ," sagte Herr von Marlott. „Woher war sie?"

„Ich glaube, sie war eine Deutsche."

„Ah, pfui, Herr von Scherra! Gegen eine Landsmännin Partei zu nehmen, sie nicht zu schützen!"

„Und Du sahst sie nie?" fragte der Herr des Hauses.

„Nie," erwiderte der Erzähler. „Davor habe ich mich wohl gehütet. Sie soll außerordentlich schön und liebenswürdig gewesen sein; und da ich in der That, wie sich unser junger stürmischer Husar dort ausdrückte, Partei gegen sie nehmen mußte — war ich doch der Gast der Marchesa und konnte ihr nicht Unrecht geben —, so nahm ich mich wohl in Acht, in den Fall zu kommen, mich von jener Zauberin, welche ganz Neapel die Köpfe verrückte, bestricken zu lassen. Daß ich aber deshalb so blind für die Handlungsweise der Mutter Gaetano's gewesen wäre, um die Mittel, welche sie zur Trennung der Beiden verwandte, gut zu heißen, braucht Ihr darum doch nicht zu glauben. Und diese Mittel bestanden darin, daß sie der Fremden von den verschiedensten und unverdächtigsten Seiten die Nachricht zukommen ließ, der junge Marchese sei verheirathet, er habe seine Gemahlin zu Verwandten nach Sicilien geschickt, um bei seiner Bewerbung freie Hand zu haben. — Ob sie diesen Nachrichten geglaubt, weiß ich nicht; ich muß aber annehmen, daß sie denselben nach und nach Gehör schenkte. Gaetano war verstimmter, aufgeregter, heftiger als je; er ließ bittere Worte gegen die Mutter fallen; er sah mich, der ich doch gänzlich aus dem Spiele blieb, mit unfreundlichen Blicken an, er that manch Geheimnißvolles, wovon aber die Mutter durch gut bezahlte Späher unterrichtet wurde; er erhob bedeutende Gelder bei einem Banquier, er verschaffte sich einen Paß — alles Umstände, die darauf hindeuteten, daß er entschlossen sei, nächstens einen entscheidenden Schritt zu thun.

„Auf solche Weise ging die Staggione zu Ende; es war am Tage der letzten Vorstellung in San Carlo, als die Marchesa bei Tische den Wunsch aussprach, heute das Theater zu besuchen.

Sie war in Jahren nicht mehr dort gewesen. Auch mich engagirte sie dazu, doch bewog mich ein richtiges Gefühl, mich fern zu halten. Eine kleine Begebenheit, von der ich ein paar Tage vorher unfreiwilliger Zeuge war, hatte mich einen Blick in die Mittel thun lassen, welche die Marchesa anwandte, und die ich, wie schon bemerkt, unmöglich billigen konnte. Ich befand mich nämlich eines Nachmittags im kleinen Park der Villa, und saß in einem Buche lesend in einer dichten Laube von Lorber, als ich die Marchesa daher kommen sah in Begleitung eines jungen Mädchens, von dem ich auf den ersten Blick überzeugt war, daß es keine Italienerin sei. Nach ein paar Worten, die sie in sehr gebrochenem Italienisch sprach, fand ich auch meine Vermuthung bestätigt: es mußte eine Französin sein. Es dauerte nun die Unterredung der Beiden nicht lange, so hörte ich, wie das Mädchen der alten Dame eine Frage im besten Französisch beantwortete, worauf diese die Unterhaltung in dieser Sprache fortführte. Und um was es sich handelte, erfuhr ich nach den ersten Worten. Das junge Mädchen war die Kammerfrau jener Künstlerin, und wenn ich auch gestehen muß, daß sie eine Zeit lang leidenschaftliche Einwendungen machte gegen das, was die Marchesa von ihr wünschte, so schien sie doch endlich nachzugeben; sie war gerührt, sie führte ihr Taschentuch an die Augen, sie rief mit Heftigkeit aus: „Ah! c'est donc un scelerat! – ah, c'est infame! — ah, c'est détestable — infame!“ Darauf schluchzte auch die Marchesa, und ich hörte, wie sie sprach: kann man es einer Mutter verargen, wenn sie so großes Unglück von ihrer Familie abwenden will? — Gewiß nicht, gewiß nicht! — Aber es ist unmöglich, erwiderte das junge Mädchen, unmöglich! Man hat uns das Gegentheil versichert. — Wer denn? fragte heftig die Marchesa. — Er selbst. — Ah! das finde ich begreiflich; sehen Sie denn nicht ein, daß ich auch für das Glück Ihrer Dame sorge, wenn ich meinen Sohn verhindere, einen Entschluß auszuführen, der

ſie Beide grenzenlos unglücklich machen muß? Er will Neapel mit ihr verlaſſen, ſeine alte Mutter, ſeine arme Frau! Wird er es ihr, an die ihn keine heiligen Bande feſſeln, nicht in Kurzem ebenſo machen? Und daß ich das verhindere, muß mir die Signora Dank wiſſen. Und Sie, die mich darin unterſtützen, verdienen den Lohn des Himmels."

„Scherra, Scherra!" unterbrach dieſen der Graf, indem er leicht mit dem Finger drohte, „Du mußt in einer peinlichen Lage geweſen ſein, als Du das hörteſt."

„Das war ich auch, ich kann's nicht leugnen. Ich ging ernſtlich mit mir zu Rathe, ja ich ſchwankte eine Zeitlang in der Abſicht, die Fremde aufzuſuchen und offen mit ihr zu reden, oder Gaetano von den Schritten ſeiner Mutter in Kenntniß zu ſetzen. Aber denkt euch in meine Lage: ich kannte jene Fremde nicht, im Hauſe der Marcheſa war ich befreundet; ich mußte es am Ende billigen, daß ſie alles anwandte, um einen jungen Mann, ihren Sohn, von einem Schritte abzuhalten, der ſeine ganze Zukunft zu zerſtören drohte. Ich ließ der Sache ihren Lauf, aber ich fühlte mich geängſtigt, gedrückt; ich war in einer Stimmung, wie wir ſie im Süden oft erfahren vor dem Ausbruche eines großen Sturmes.

„Daß Gaetano nicht angenehm von dem Wunſche ſeiner Mutter überraſcht war, ihn nach San Carlo zu begleiten, ſahen wir deutlich an ſeinen Mienen; er gab ſich auch gar keine Mühe, das zu verhehlen; er ſprach unverhohlen von fruchtloſen Schwierigkeiten, die man ihm mache, auch von ſeinen beſtimmten Entſchlüſſen, die nichts zu erſchüttern im Stande ſein würde.

„Die Beiden fuhren im Coupé der Marcheſa nach Neapel; ich ließ mir ein Pferd ſatteln, ritt zum Eremiten hinauf und beſtieg da wieder einmal den Krater des Veſuv. Es wurde mir leichter da oben; wie die Städte und Dörfer zu den Füßen des majeſtätiſchen Berges allmälig in ſich zuſammenſanken, während

ich hinaufstieg, und mit den Büschen und Bäumen, die sie umgaben, zuletzt nur noch eine graue, undeutliche Verzierung um die gewaltige Bucht bildeten, da verschwanden auch nach und nach die kleinen Leiden menschlicher Herzen, die mir vor wenig Stunden noch so tief und schmerzlich erschienen waren; da ebneten sich all die Widerwärtigkeiten, die mir vordem betäubend und groß erschienen, sie verschwanden, sie verglichen sich, sie gingen für mich unter, beim Anblick des unendlichen Meeres, das mit seinem leichten Wellenschlage gleichförmig und ruhig athmend wie etwas Ungeheueres, Lebendiges, riesenhaft zu meinen Füßen lag.

„Es war schon spät, als ich die Höhe des Berges erstiegen, der Abend kam mit leichtem Duft heran, die Sonne sank nieder, übergoß die Spitzen der nahe liegenden Sommat mit ihren letzten Strahlen und zauberte dort im zerklüfteten Gestein ein unendliches Farbenspiel hervor. Capri, Ischia und Procida lagen vor mir wie zusammengeballte Massen eines zauberhaften, violetten Stoffes, der von innerlichem Feuer erglüht, welches hie und da in Rissen und Spalten durch die duftige Oberfläche gewaltsam zu Tage treten will. — Dann war die Sonne verschwunden und reflectirte nur noch auf der unbeweglichen Rauchsäule des Vesuv, der auf Augenblicke wie ein leuchtender Feuerbusch erschien.

„Die Nacht kam; bald hier, bald dort schimmerte das Meer, überall an den Ufern glänzten Lichter auf — bei Neapel wurde es heller, durchsichtig, silbern, die leuchtenden Häusermassen machten die Wirkung, als wolle dort der Mond aufsteigen. Ich blieb droben auf einem Steine sitzen, ich hüllte mich in meinen Mantel, betrachtend all' diese wunderbaren Schönheiten, sie in mich aufnehmend, in feierlicher Stimmung — andächtig. Es wurde spät, sehr spät; vom Hafen herüber vernahm ich den dumpfen Knall einer Kanone. Es mußte ein Dampfer sein, der das Signal zur Abfahrt gab; es folgte ein zweiter Schuß, dann ein dritter. — Richtig: nach einiger Zeit sah ich einen schwach leuchtenden Punkt

durch das Meer dahinziehen — Was mochte das Schiff bergen? Welche Gefühle, wie viel Glück, wie viel Luſt, wie viel erfüllte Hoffnungen, wie viel getäuſchte Erwartungen mochte es in ſeinem Schooße mit ſich davon nehmen! —

„Ich hatte den Weg den Berg hinauf ſo oft gemacht, daß mir das auch in der Nacht keine Schwierigkeiten verurſachte. Doch war es ſpät, als ich im Caſtel Fontana ankam, — eigentlich früh: es ſchlug die zweite Stunde nach Mitternacht. Im Schloſſe war alles dunkel und ſtill; nur aus den Fenſtern der Zimmer, die Gaetano bewohnte, drang ein Lichtſchein. Ich erſtieg geräuſchlos die Treppen, konnte aber nicht ſo leiſe gehen, daß er mich nicht gehört hätte. Der junge Mann öffnete die Thüre, als ich an ſeinem Zimmer vorbei gehen wollte, und bat mich, einzutreten. Er ſah erſchreckend bleich aus, ſchien aber ruhig; doch bemerkte ich nach den erſten Worten, die er ſprach, daß ſeine Ruhe nur eine erkünſtelte war, daß jeder Nerv, jede Fiber an ihm zuckte und bebte. Eines der Fenſter des Gemaches, von wo man auf das Meer gegen Neapel blicken konnte, war geöffnet, und während er mit mir ſprach, trat er in großer Aufregung oft an daſſelbe und blickte hinaus.

„Herr von Scherra, ſagte er, Sie waren der Freund meines Vaters, Sie bewieſen ſich immer lieb und freundlich gegen mich; Sie ſind ein zu aufmerkſamer Beobachter, als daß Ihnen entgehen konnte, was mit mir vorgegangen, was mich veranlaßte, gegen meine Mutter, die ich liebe und verehre, zum erſten Mal ungehorſam zu ſein. Wenn ich Ihnen ſage, daß ich jenes Mädchen liebe, fuhr er leidenſchaftlich fort, mit einer Raſerei liebe, die es mich als das kleinſte Opfer erſcheinen läßt, alles hier zu verlaſſen, alles, alles, ſo werden Sie vielleicht über mich lächeln. — Und doch nicht; Sie waren ja auch jung, Sie haben wahrſcheinlich ſelbſt geliebt, Sie werden es begreifen, was es heißt, ein Weſen ſo anzubeten, daß wir den Boden küſſen möchten, auf

„Der alte Schwämmle,“ sagte er und wischte sich die Thränen aus den Augen, „der Herr Schwämmle saß gar zu komisch auf seinem Pferde, die Knie hoch an den Hals hinaufgezogen, die Fußspitzen abwärts, die Sporen hinter dem Sattelgurt vergraben, und das gequälte alte Vieh machte einen Bocksprung um den andern; da kommen wir vorbei gesegelt in vollem Galopp, hinter dem Prinzen Eugen eine zahlreiche Suite, und das klapperte und klirrte auf dem Pflaster, daß einem das Herz im Leibe lachte; ich ritt damals solch einen wilden alten Hengst, schneidig wie der Teufel, kaum vierjährig und das alte Vieh macht immer noch Sätze von sechs Ellen; so fuhren wir wie das Donnerwetter durch die berittenen Kaufleute, und der alte Schwämmle, dessen Pferde die Sache gefiel und das mit uns davon wollte, zog die Zügel unmenschlich kurz an — jetzt steigt der Gaul, gerade wie ich neben ihm bin, und ich denke bei mir: du altes Vieh brauchst auch wegen ein bißchen Haber nicht so wild zu thun, und der Schwämmle seufzte: um Gottes willen, halten Sie mein Pferd einen Augenblick! und ich, mitleidig, wie ich immer bin, parire den alten Hengst auf dem Pflaster, haue dem Gaul des Schwämmle Eins mit dem Knopf der Reitpeitsche über die Nase, daß er den Kopf zwischen die Füße streckte, dann fasse ich den Stadtrath am Arm, zeichne dem Gaul noch Eins über die Croupe und rufe: er solle ins Teufels Namen seine alten Sporen herausziehen, ich meinte natürlich aus dem Sattelgurt, der Schwämmle aber verstand die Geschichte anders und ließ sich von ein paar Leuten, die herzu sprangen, in der Geschwindigkeit die Sporen aus seinem alten Absatz herausreißen, und von dem Augenblick an gieng der alte Gaul ruhig. Ja, so ein Sporn ist ein gefährliches Ding für Jemand, der es nicht versteht.“

Die Frau Winklere schlug die Hände zusammen und sagte freudig lachend: „Ei der tausend, das hast du mir ja noch gar nie erzählt; deßhalb war der Stadtrath so freundlich, sieh, sieh! und deßhalb hat er mir Hoffnung gemacht auf einen kleinen Er-

dem ſie wandelt, daß wir die Luft beneiden, die ſie einathmet, daß uns der geringſte Gegenſtand heilig, heilig erſcheint, den ſie mit ihrer Hand berührt, auf dem ihr Auge geruht. Und ſo liebe ich, und ſo werde ich wieder geliebt.

„Als er das geſagt, drückte er eine Hand vor ſeine Augen und ſeinen Körper durchfuhr ein krampfhaftes Zittern. Ich wußte in der That nicht, was ich ihm zur Antwort geben ſollte; er riß mich aus dieſer Verlegenheit, denn ehe ich noch etwas ſagen konnte, fuhr er ruhiger fort: Ich hätte mich Ihnen ſchon lange gern anvertraut, aber ich achtete Ihre Stellung als Gaſt meiner Mutter; ich wollte Sie nicht in eine Lage bringen, wo Sie hätten wählen müſſen und wo Ihnen dieſe Wahl vielleicht ſchwierig geworden wäre. Jetzt aber, ſagte er, nachdem er ſich heftig auf die Lippen gebiſſen, bin ich am Ende jeder Vorſicht, am Ende jedes Ueberlegens. — Ich habe in der heutigen Nacht, ſetzte er weicher hinzu, ſchreckliche Stunden verlebt. Mein Gemüth iſt ſo erregt, mein Herz ſo voll, daß ich nothwendig jemand brauche, dem ich mich mittheilen kann, jemand, der mir ein gutes, tröſtliches Wort ſagt, denn ſonſt riskire ich, daß ich noch, ehe der Morgen kommt, den Verſtand verliere. — Das ſprach er mit einem ſo traurig ſchrecklichen Tone, daß es mich in innerſter Seele ergriff. — O könnten Sie fühlen, fuhr er nach einer Pauſe fort, wie es in meinem Blute tobt, wie jeder Schlag meines Herzens gleich dem Streiche eines Hammers in meinem Gehirne wiederklingt. — Luft! Luft! Ich muß das Meer ſehen, ich muß nach Neapel hinüberblicken können. Dort, wo ſie weilt, ſie, die für mich die Welt iſt, meine Angebetete, mein Alles, mein geliebtes Weib! Er eilte wieder an's Fenſter, faßte dann mit den Händen krampfhaft den Stein der Brüſtung, und ich hörte ihn mit dumpfer Stimme murmeln: Wenn ſie aber nicht mehr dort wäre! — O doch, o doch! rief er alsdann zu mir zurückkehrend, ſie muß da ſein, ſo kann mich der Himmel nicht verlaſſen haben!

„Daß ich ihn nun, so viel es in meinen Kräften stand, zu beruhigen suchte, könnt ihr wohl denken, aber eben so gut, daß ich nur allgemeine Sätze für ihn hatte; wußte ich ja nicht, was vorgefallen war. Endlich vermochte er mir zu sagen, was geschehen sei. Seine aufgeregte Art, zu erzählen, seine leidenschaftlichen Ausbrüche bin ich nicht im Stande wiederzugeben; für uns genügt ja auch ein einfacher Bericht."

Der Herr des Hauses hatte sich leise in einen Fauteuil niedergelassen und lauschte mit großer Aufmerksamkeit; selbst den Professor schien die Sache einigermaßen zu interessiren, und sogar der Husaren-Offizier war auf seine Art von Mitleid durchdrungen. denn er sagte: „Ich kann mir denken, daß der arme Teufel in einer verdammten Position war. — Ja—a—a, man muß so was selbst erlebt haben."

„Mutter und Sohn waren nach Neapel gefahren," fuhr Herr von Scherra nach einem ziemlich langen Stillschweigen fort; „sie hatte angefangen, über die bewußte Angelegenheit zu sprechen, sie hatte sich scheinbar milder gezeigt, sie hatte gesagt, sie wisse ganz genau, Gaetano habe die Absicht, nach beendigter Theatervorstellung mit der Signora Neapel, sein Vaterland, seine Mutter zu verlassen. Er hatte das nicht geleugnet und fest hinzugesetzt: nichts vermöge seinen Entschluß zu erschüttern. Bei dieser Freimüthigkeit hatte er aber nicht bedacht, welche Kraft die Thränen, die Bitten einer Mutter haben. Dabei ließ diese durchblicken, wie sie selbst erschüttert sei, wie sie am Ende geneigt wäre, unter zwei Uebeln das kleinste zu wählen, wie sie sich vielleicht entschließen könne, eine unangenehme Schwiegertochter aufzunehmen, statt den einzigen Sohn zu verlieren.

„So kamen sie in die Oper und während der Vorstellung blieb sie an seiner Seite, ihm beständig zuflüsternd, hinter dem Vorhange ihrer Loge sitzend; den Zuschauern unsichtbar konnte nur ein Theil ihres Kleides von der Bühne aus bemerkt werden.

„Gaetano ließ sich erweichen.“

„Ah! Das ist sehr ungeschickt von ihm!“ rief der Husaren-Offizier, wobei er sein großes Interesse an der Erzählung dadurch verrieth, daß er das Tabouret unter seinen Füßen wegschob und sich in seinem Fauteuil aufrichtete. — „Verdammt ungeschickt! Ich sehe deutlich, was da kommen wird.“

„Er versprach der Marchesa,“ begann Herr von Scherra wieder, „heute Nacht Neapel nicht zu verlassen, wenn sie ihm erlaube, seiner Verlobten — denn als solche hatte er die Fremde der Mutter feierlich genannt — die frohe Hoffnung zu bringen, daß nun eine heimliche Entfernung nicht mehr nöthig sei.

„Diese Erlaubniß hatte die Marchesa ihm ertheilt und sich dadurch eines großen Unrechts schuldig gemacht. Da sie aber trotzdem noch nicht genau von der Folgsamkeit ihres Sohnes überzeugt schien, so hatte sie darauf bestanden, ihn nach der Vorstellung an das Haus der Fremden zu begleiten und dort in ihrem Wagen auf seine Zurückkunft zu warten. Berauscht von der glücklichen Zukunft, die ihm aufzudämmern begann, hatte er nach einigen Einwendungen dies zugestehen müssen und hatte gänzlich arglos der alten Dame einen feierlichen Schwur geleistet, in kurzer Zeit zu dem Wagen zurückzukehren, in dem sie wartend saß.“

„Man muß für diesen jungen Menschen Partei nehmen!“ rief Herr von Marlott, „denn man sieht ihm bei allem, was er thut, die Unerfahrenheit an. Die Signora müßte ja kein Weib gewesen sein, wenn sie nicht Argwohn geschöpft hätte, da er, statt mit ihr, wie es verabredet war, davon zu gehen, nur auf ein paar Augenblicke erscheint, schon verlegen gemacht durch die gnädige Mama, die draußen wartet, die ihn wie ein Kind nicht aus dem Gesichte läßt, um anzuzeigen, daß Hoffnungen vorhanden seien. — Hundert gegen Eins wette ich, das ist keine erbauliche Unterredung gewesen.

„Darin hat unser junger Freund Recht. Gaetano gestand mir, er sei wie betäubt zu seinem Wagen zurückgekommen, nachdem ihm die Signora ganz anders als bisher erschienen. Es war ihm vorgekommen, als wenn sie seine Freude über die Hoffnungen, die er hegte, nicht genugsam theile. Sie hatte Aeußerungen gethan, die er im ersten Augenblicke nicht recht beachtet, aus denen ihm aber, als er sie sich beim Nachhausefahren wieder in's Gedächtniß zurückrief, ein furchtbarer Sinn hervorzuleuchten schien. Sie war ihm in ihrem Aeußeren sehr zerstört vorgekommen, so, als suche sie sich über etwas Unvermeidliches mit übermenschlicher Anstrengung zu fassen. Alles: Blicke, Worte, Aeußerungen, hatte er sich auf der Fahrt nach Hause und während er jetzt ruhelos in seinem Zimmer auf und ab schritt, in den grellsten Farben zusammen gesetzt und schauderte, als ihm diese Zusammenstellung ein entsetzliches Bild gab.

„Wie konnte ich ihn trösten, ihm rathen? — Und was befürchten Sie denn eigentlich? fragte ich ihn. — Daß sie mich für treulos hält, gab er mir zur Antwort, und Neapel und mich verlassen wird. — Und woher sollen ihr denn diese Vermuthungen kommen? Ah, man hat Sie bei dem jungen Mädchen verdächtigt! Ich hatte kaum den Muth, das zu sagen, denn ich wußte ja darum. — Allerdings hat man mich bei ihr verdächtigt, entgegnete mir Gaetano leidenschaftlich. Denken Sie, man hat ihr das Schrecklichste gesagt, was man über mich sagen konnte: ich sei verheirathet. — Aber wird sie das glauben? — Ich hoffe nicht, und wenn sie es glaubte, so wären wir Beide die unglücklichsten Geschöpfe.

„So ging unsere Unterredung fort und dauerte ein paar Stunden; ich sah schon, wie sich im Osten der Himmel heller färbte, als sich der arme junge Mensch leidenschaftlich an meine Brust warf und ausrief: Dieser Tag bringt mir nichts Gutes! Wie war ich gestern beim ersten Strahl der Sonne so glücklich!

Ich ordnete meine Papiere, ich packte meine Effekten. — Mit dem Vorsatz, Ihre Mutter heimlich zu verlassen, unterbrach ich ihn, worauf er mir erwiederte: Ja, so ist es, aber um ihr zu folgen, der einzig Geliebten, gegen die ich heilige Verpflichtungen habe.

„Darauf schieden wir," fuhr Herr von Scherra nach einer längeren Pause fort, „und darnach habe ich Gaetano nicht wieder gesehen."

„Das heißt, in jener Nacht sahst Du ihn nicht wieder?" fragte fast besorgt der Herr des Hauses. „Aber den anderen Tag, in der nächsten Zeit?"

Der alte Herr schüttelte den Kopf, blickte eine Weile sinnend vor sich nieder und sagte dann: „Ich habe ihn nie wieder gesehen — niemand, weder seine Mutter noch einer seiner Freunde sah ihn wieder, hat je weiter etwas von ihm gehört. Was wir nach sorgfältigen Nachforschungen erfuhren, war, daß Gaetano bei Anbruch des Tages nach Neapel gefahren, wohin, war leicht zu wissen. Aber auf San Antonio, wo die Künstlerin gewohnt, ging jede weitere Spur von ihm verloren. Sie selbst war mit ihrer Dienerschaft den Abend zuvor abgereist, wahrscheinlich auf jenem Dampfer, dessen Lichter ich von der Höhe des Vesuv gesehen."

Damit schwieg Herr von Scherra; der Graf schritt kopfschüttelnd auf und ab, der Professor ließ ein Wort des Mitleids hören, und Herr von Marlott meinte: „Wer weiß, ob Gaetano so sehr zu beklagen ist; ich meines Theils nehme an, er hat den schönen Flüchtling wieder gefunden, hat sich mit ihm verglichen, lebt irgendwo heiter und vergnügt und würde über uns lachen, wenn er erführe, welch' wehmüthigen Antheil wir an seiner vermeintlich so entsetzlichen Geschichte genommen. — Aber," unterbrach er sich plötzlich, indem er auf die Uhr schaute und dann mit gleichen Füßen von seinem Fauteuil in die Höhe sprang, „bei allen Teufeln, es ist sieben Uhr lange vorüber, ich werde

nicht mehr zur ersten Scene in die Oper kommen; ich werde das Auftreten der göttlichen Rosa versäumen, ich werde von ihr keinen Blick der Liebe erhalten. Ich Unglückseligster aller Menschen! Ich fürchte, Herr von Scherra, Ihre dunkle Stunde wirkt ansteckend. — Adieu, Paul! Leben Sie wohl, meine Herren!"

Damit schritt er zur Thür hinaus, um draußen den Säbel und seinen Tschako zu nehmen. Er schien sich jedoch plötzlich auf etwas besonnen zu haben, denn er stürmte wieder zum Zimmer herein und rief: „Apropos, Paul, Deine Frau wird vielleicht erlauben, daß ich heute Abend nach der Vorstellung eine Tasse Thee bei Euch nehme; ich werde Dir auf's famoseste erzählen, was ich in der Oper gesehen."

Der Graf zuckte lächelnd mit den Achseln, als er erwiderte: „Meine Frau wird so wenig wie ich etwas dagegen haben; ob Du aber unserer Schwägerin willkommen bist, die ebenfalls erscheinen will, das ist eine andere Frage."

„Wenn sie mich aber in ihrem Wagen mit hieher nimmt?" sprach der Lieutenant mit großem Selbstgefühl.

„Dann habe ich durchaus nichts dagegen einzuwenden."

„So werden wir also kommen," versetzte der Husaren-Offizier mit der Miene eines Siegers. — „Adieu denn! Auf Wiedersehen, Paul!"

Er hüpfte die Treppen hinab und blieb einen Augenblick unten an der Thür stehen, um nach dem gegenüber liegenden Hause zu blicken. Dort war das Fenster, wo er vorhin das hübsche Mädchen gesehen, schwach erleuchtet, die Töne eines Pianoforte drangen auf die Straße hinaus; man vernahm die Melodie des Liedes:

„Ach, wenn Du wärst mein eigen,
Wie lieb sollst Du mir sein!" —

welche dem Offizier ein leichtes Lächeln entlockte.

„Wenn die da oben das mit Beziehung ſingt, ſo iſt es nicht ſo übel, erklärlich auf alle Fälle, denn wir ſind gewohnt, keinen Blick umſonſt zu vergeben. Auch ſind wir kein undankbares Gemüth, das ſoll die, hoffe ich, noch erfahren."

Mit dieſen Worten ſprang Herr von Marlott in den Fiaker, der auf ihn wartete, und fuhr in behaglicher, angenehmer Stimmung nach dem Hoftheater.

Sechzehntes Kapitel.

In der Garderobe der erſten Tänzerin.

An einem Theaterabend wie der heutige, wo Oper und Ballet zuſammenwirkt, wo das ganze Perſonal beſchäftigt iſt, und wo von der erſten Sängerin an bis zur letzten Choriſtin und Figurantin jedes weibliche, dem Theater angehörige Weſen irgend ein fühlendes Herz unter dem Publikum weiß, das ſich für ſeine Leiſtung oder auch nur für ſein bloßes Erſcheinen auf's lebhafteſte intereſſirt — an einem ſolchen Abend hatte die Pförtnerin in der kleinen Niſche an der engen, feuchten, gewundenen Treppe alle Hände voll zu thun, was jedoch nur figürlich geſprochen iſt, um Contrebande und Ueberläſtige vom Eingang jener geheiligten Räume abzuhalten. Die Alte brauchte in Wahrheit aber nur ihre ſcharfen Augen und ihre flinke Zunge, höchſtens einmal ihre rechte Hand, um ihre Kneifbrille feſter auf die Naſe zu drücken.

Sie hatte in der That außerordentlich viel zu thun, denn die, welche wider Fug und Recht die Bühne betreten wollten, waren unermüdlich in ſinnreichen Erfindungen, um ſich einzu-

schwärzen. Aber alle scheiterten schmählich auf der Mitte der engen Treppe, und mancher, der mit selbstzufriedener, triumphirender Miene hier heraufstieg, schlich einen Augenblick später ganz demüthig die Treppe hinab — die Alte war eine Klippe, an welcher der kühnste Muth, die kälteste Entschlossenheit Schiffbruch litt.

„Ei siehe da, Herr Baier," konnte sie einem Choristen sagen, der mit drei bis vier Collegen, den Anfang einer Arie pfeifend, die Treppe hinanstieg. „Wen haben wir da? Habe nicht die Ehre, diesen Herrn zu kennen."

„Ein angehender Sänger, Frau Veil," versetzt der Chorist, indem er vorüber eilen will. Doch geht es dem angehenden Sänger nicht besser, als schon einigen Andern, die das gleiche Manöver versucht.

Die Pförtnerin schüttelt mit einem boshaften Lächeln ihr Haupt und gibt zur Antwort: „Müssen was Schriftliches vom Chordirektor haben, der angehende Sänger. Ah, Herr Baier," sagt sie achselzuckend und mit einem Tone der Geringschätzung. „Sie sollten doch so etwas bei mir nicht versuchen. Gehen Sie in Frieden," wendet sie sich an den Andern, der etwas verblüfft drein schaut, „und kommen Sie mir nicht wieder."

Herr Baier deklamirt vielleicht etwas, wie: „Mit des Schicksals Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten!" und der angehende Sänger verschwindet schnell.

Glücklich, wer endlich oben angelangt ist, auf einem erhellten Vestibul, wo es schon behaglicher aussieht, wo viele Thüren sind, wo eine Menge Corridors einmünden, einige halb erhellt, andere ganz dunkel, sich unabsehbar weit in das Haus hineinziehend, an ihrem Ende mit einer kleinen Lampe besetzt, die sich von hier wie ein Irrlicht ausnimmt.

Dieses Vestibul ist, wie man sagen könnte, das erste Vorzimmer der Bühne, die Thüren, die wir sehen, führen fast alle

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20776 / 042

in die Garderobe der Herren, eine etwas größere auf einen Vorplatz, von dem man dann unmittelbar zu den Coulissen gelangt. Aus den Garderoben hören wir kräftige Stimmen Skala singen, solfeggiren und sich so zur nächsten Arie vorbereiten.

In dem Vestibul befinden sich einfache Holzbänke, auf denen Krieger des christlichen Heeres sitzen, deren fleischfarbene Tricots eine etwas sehr röthliche Nuance zeigen, auch verdächtige Falten werfen, und deren meistens pechschwarze Bärte mit Schnüren um ihre Ohren befestigt sind. Zuweilen sitzen diese Bärte etwas schief auf der Seite, was dem grell roth geschminkten Gesicht ein ziemlich komisches Ansehen gibt.

Hier herrscht die friedlichste Gemeinschaft, denn neben dem tapferen Kreuzfahrer, der die wuchtige Hellebarde zwischen den Knieen mit beiden Fäusten hält und auf diese Fäuste sein Haupt stützt, gelegentlich vor sich auf die Erde spuckend, sitzt ein biederer Saracene mit unterschlagenem Arme, und beide unterhalten sich mit einer christlichen Jungfrau aus der Jetztzeit, die, eingehüllt in ein wollenes Umschlagtuch, einen Waschkorb am Arme hat und vor ihnen steht.

Aus den Garderoben kommt hier und da einer der Choristen oder auch wohl der Solosänger und schreitet durch das Vestibul auf die Bühne, Tänzerinnen in umfangreichen Röcken und mit schlanken Taillen, die sie so kokett und gewandt hin und her bewegen, daß man glauben könnte, sie hätten dort ein ganz besonderes, den übrigen Sterblichen nicht verliehenes Gelenk, erscheinen unter einer anderen Thür und hüpfen auf die Bühne.

Folgen wir ihnen.

Im Vorplatz, der uns noch von der Bühne trennt, haben wir es, die Alte auf der gewundenen Treppe als Charybdis angenommen, noch mit einer Scylla zu thun, die sich uns in der Gestalt eines Portiers mit Bandelier, Degen und silberbeschlagenem Stocke präsentirt. Der Mann hier aber ist umgänglicher

werb; er ſagte nämlich, es ſei eine kleine Stelle bei der Bürgergeſellſchaft offen, um die vierteljährigen Beiträge einzukaſſiren, und die könne er mir vielleicht verſchaffen; obendrein, ſetzte er hinzu, wollten einige Herrn eine concertive Zeitung gründen, und da könnte ich vielleicht als Austrägerin hinkommen — aber warum haſt du mir die Geſchichte nie erzählt?"

Der Kutſcher hielt wiederholt ſein Glas gegen das Fenſter, und während er freundlich mit einem Auge dazu blinzelte, ließ er die Weintropfen, die ſich jetzt noch in demſelben befanden, in einer Ecke zuſammenlaufen, verhalf ſich zu dieſem ſpärlichen Reſte und ſagte alsdann: „Es gibt manche Dinge, alte Frau, die man nicht gleich wieder erzählt, ich hatte den Morgen noch eine Geſchichte, die für mich viel angenehmer war. Wie ich dem alten Schwämmle geholfen und nun ſo dahin fegte, um die alte Suite wieder einzuholen, da ſtand mein Schatz, das heißt mein jetziger Schatz, die Sophie, am Fenſter, und wie ſie mich ſo daher kommen ſah, ſo hat ſie mir ſpäter geſtanden, habe es in ihrem Herzen lebhaft geſprochen: der und kein anderer! und Ihr wißt, alte Frau, auf die Sophie kann ich mir was einbilden."

„Das iſt wahr!" ſagte die Winklere und ſchaute mit mütterlichem Stolze recht hochmüthig um ſich; „da iſt Keiner vom ganzen Stall, der mit einem ſolchen Mädchen Bekanntſchaft hat, nicht einmal der Oberbereiter."

Der Kutſcher, welcher dieſes Geſchäft beendigen zu wollen ſchien, ſagte jetzt, indem er von der Futterkiſte herunter ſtieg: „Ihr habt mir aber noch gar nicht geſagt, ob die alte Welſcher das Kind bei ſich behalten will, oder was mit dem Wurm geſchehen ſoll."

„Das habe ich wirklich noch nicht geſagt?" ſagte die Frau eifrig; „nun freilich will ſie es behalten, ach Gott! Die Welſcher iſt eine ſo brave Frau, und auch die Jungfer Kiliane iſt recht brav, ſie hat dem Kinde einen Dukaten geſchenkt, um ihm etwas machen zu laſſen, und will auch mit für daſſelbe ſorgen."

und drückt ein Auge, nach Befinden auch beide zu. Die hellen und dunkeln Gänge, von denen wir vorhin sprachen, führen zu den Sperrsitzen und zur ersten Galerie, und dort befinden sich schon ein paar Glückliche, die es wagen können, sich im Zwischenact auf der Bühne zu zeigen. Hier hilft ein gewisses ungezwungenes Benehmen, auch ein gewählter Anzug schon dazu, von dem Portier eingelassen zu werden. Junge Offiziere in glänzender Uniform huschen hier zuweilen verstohlen ein, auch wohl ältere Herren mit Stern und Ordensband, diese dem Mann im Bandelier herablassend, jene ihm vertraulich zunickend.

Wir sind nun auf der Bühne, da es aber mitten im Acte ist, so wollen wir es vermeiden, mit dem grimmigen Inspicienten, der, so lange der Portalvorhang in der Höhe ist, nicht den geringsten Spaß versteht, zusammen zu treffen, und beeilen uns deßhalb, bis zur achten Coulisse zurück zu gehen, wo sich die Helle, die vorn herrscht, in ein angenehmes Halbdunkel verwandelt hat. Vom Orchester herauf brausen die Musikklänge mächtig auf uns ein, die Stimmen der Sänger und Sängerinnen auf der Scene klingen uns erschreckend nah, und wir blicken schüchtern um uns, ob nicht irgendwo eine Spalte offen ist, durch die wir das Publikum sehen und von diesem vielleicht wieder gesehen werden könnten.

Doch ist alles in bester Ordnung; von der ersten Coulisse bis zur vierten ist eine lebendige Mauer, hinter der wir ungesehen vorüberschlüpfen. Kreuzfahrer und Türken, Odalisken und gefangene Christinnen, lauter junges, gesprächiges Volk, das vor Begierde brennt, einen Blick ins Haus hinaus zu werfen, und immer ermahnt werden muß, nicht über den schwarzen Strich zu treten, der sich am Boden von Coulisse zu Coulisse hinzieht.

Diese Ermahnungen, jetzt in freundlichem, jetzt in ärgerlichem Tone gesprochen, gehen vom Regisseur aus, einem alten, würdigen Herrn mit einem warmen Paletot; er trägt den Hut etwas

auf dem Hinterkopfe, sein Hals ist mit einem dicken Shawl umwickelt und seine Füße sind mit Filzschuhen bekleidet, der kalten Luft wegen, die aus dem Podium hervorkommt.

Weiter zurück hinter der fünften Coulisse sehen wir Christen und Christinnen, auf Rasenbänken und Felsstücken sitzend, die das hier alles schon zu lange mitgemacht haben, um noch einen Blick auf die Scene zu werfen, wenn sie nicht gerade in den nächsten Takten auftreten müssen.

Hier sitzen Madame Pauke und Madame Schelle; Beide befinden sich, nicht vorgerückten Alters halber, sondern als Opfer schreiender Ungerechtigkeit, im grauen unscheinbaren Gewande gefangener Christensclavinnen, während unreifes, nichtswissendes Volk, wie zum Beispiel die unproportionirte, dicke Semmelich als junge Türkin in sehr ausgeschnittenem knappem Mieder einherstolzirt.

Die Pauke und die Schelle strickt jede an einem wollenen Strumpfe, und die Eine sagt zur Anderen mit einem geringschätzenden Achselzucken: „Geht das nicht da herum, wie ein Pfau? Gott der Gerechte, das war früher doch anders, und wer nichts im Hintergrund zu thun hatte, der blieb hübsch vorn, wo es hell ist.“

Beide nicken in innigster Uebereinstimmung mit den Köpfen und stricken fort, daß die Nadeln klappern.

Wir gehen gerade hier vorüber, geneigter Leser, und vernehmen mit einem Mal eine Stimme, die uns unwillkürlich zwingt, stehen zu bleiben. Es ist eine dünne und zitternde Stimme, die Stimme eines Bekannten aus früherer Zeit, und da wir so nahe sind, daß wir die Worte, welche jene Stimme spricht, verstehen können, so wissen wir auch, wer zusammengebückt dort auf den Stufen des großherrlichen Thrones sitzt.

„Ihr habt etwas gehört und wißt nicht, was!“ sagt die Stimme. „Leuchtkäfer gibt es allerdings in Australien, Kerls

wie meine Hand so groß; aber das ist das wenigste. Ich bin einmal Nachts von Melbourne weggeritten — auf einem Reitkameel — es machte seine zwanzig Meilen in der Stunde."

„Doch englische Meilen, will ich hoffen?" fragte eine andere Stimme lachend.

„Was englische? — australische Meilen — zwei deutsche sind gleich einer australischen Meile. Es war finstere Nacht, als ich wegritt, und auf einmal komme ich auf eine weite Ebene, die taghell beleuchtet ist."

„Von Leuchtkäfern, Schellinger?"

„Nein, von Leuchtbüffeln; jedes dieser merkwürdigen Thiere hat auf dem Kopfe eine hörnerne Laterne von zwei Fuß Höhe und einer Leuchtkraft von zwanzig Gasflammen."

„Die sollte man aber der Ersparniß halber beim Theater anstellen, diese Leuchtbüffel."

„Würden sich mit den anderen nicht vertragen," entgegnete der Theaterschneider in seinem ruhigen, näselnden Tone.

Gehen wir ruhig vorüber an dieser Gruppe, es sind meistens Zimmerleute, die den Erzählungen Schellinger's lauschen und die plötzlich aus einander stieben werden, so wie die Glocke zur Verwandlung ertönt. Darn steigt der Eine auf einem der großen Wagenzüge empor zum Theaterhimmel, dem Schnürboden, während der Andere unter das Podium zur Hölle hinabfährt.

Wie gesagt, schreiten wir vorüber, aber leise, drücken wir uns dort vorsichtig in den tiefen Schatten jener tropischen, kunstvoll gemalten Blätterverschlingung, über w lche einzelne schlanke Kokospalmen emporragen, um so dem spähenden Blicke des Inspicienten zu entgehen, der selbst einen Habitué der Bühne während des Actes nicht duldet, der selbst jenem alten Herrn mit dem Stern auf der Brust und den jungen Offizieren, die zuweilen hier geduldet werden, keinen freundlichen Blick schenkt und ihnen

vorkommenden Falles mit scharfer Stimme sagen wird: „Sie erlauben mir, zu bemerken, daß der Zwischenact vorüber ist.“

Der Inspicient ist eine eigenthümliche Figur im Theater, originell in seinem ganzen Thun. Was kümmert ihn der Inspector und Verwalter, von den einzelnen Künstlern gar nicht zu reden! Was fragt er nach den Regisseuren, ja, selbst nach dem General-Intendanten, wenn er seinen Kommandostab, d. h. die kleine hellklingende Glocke, in der Hand hat? Für ihn gibt es nur einen Willen, einen Befehl, ein Gesetzbuch — das Summarium — so heißt das Buch, welches er sich während mühevoller Proben angelegt und in dem er verzeichnet hat: wann, wo, wie und mit welchem Stichwort ein Jeder auftreten muß, wo es Tag sein soll oder Nacht, wo heitere Lüfte wehen oder dumpfer Donner grollt, wo Kerzenlicht oder Mondschein ist, wo der Blitz einschlägt oder der Hagel niederprasselt.

Zwischen der dritten und vierten Coulisse sehen wir ein kleines Stehpult; auf demselben liegt das erhabene Buch, von dem wir sprachen, so wie eine Klingel. Das alles ist Tabu — geheiliget, wie einzelne Indianerstämme von dem zu sagen pflegen, was ihr großer Häuptling berührt hat; es ist unverletzlich, unangreifbar, es wird von den unternehmendsten Charakteren des Künstlerstandes hier auf den Brettern mit Scheu betrachtet, niemand wird wagen, ein Blatt dieses Buches umzuwenden oder die kleine Klingel zu berühren. Ja, selbst die angehenden kleinen Mimen, welche mit der größten Fertigkeit gottlose, alles verhöhnende Straßenbuben spielen — kleine Schlingel, welche keinen Anstand nehmen, selbst die Posaunen der Priester der Isis und des Osiris als Spucknäpfe zu gebrauchen oder auf dem Divan des Großsultans oder dem Ruhebette der Valentine von Saint-Bris eine Balgerei zu veranstalten — selbst diese gehen schüchtern um das Pult des Inspicienten herum und betrachten das Wirken

dieſes gewaltigen Mannes aus der Ferne mit Ehrfurcht und Hochachtung.

Von der linken Seite der Bühne wird der wüthende Liebhaber, überzeugt von der Untreue der Geliebten, herausgelaſſen. Er dreht ſeinen Schnurrbart in die Höhe, er fährt durch ſein Haar, daß es ſich emporſträubt, ſeine Blicke funkeln, er tritt mit dem rechten Fuße vor. — „Noch nicht," ſagt ihm der Inſpicient mit der größten Seelenruhe, indem er auf die Bühne horcht, wo der Nebenbuhler gerade noch beſchäftigt iſt, einen Brief zu leſen.

„Sie wiſſen, was Sie zu ſagen haben?" flüſtert der Beamte, indem er ſeine Brille feſter auf die Naſe drückt, und dann ſpricht er in näſelndem Tone: „Ha, Verruchte, es iſt noch nicht ſo ſpät, wie Du gewähnt — Du biſt entlarvt, Heuchlerin! — So jetzt gehen Sie."

Der Liebhaber ſtürzt hinaus, nachdem er ſich noch einmal geräuſpert, vor das geſpannte, erſchreckte Publicum. „Ha, Verruchte!" knirſcht er, und ſo weiter, während der Inſpicient auf die andere Seite der Bühne eilt, um dort gegenwärtig zu ſein, damit die treuloſe Geliebte, welche ihren Edgardo in den Garten treten ſah, nicht den richtigen Moment verpaßt, um ihm mit verabſcheuungswürdiger Heuchelei entgegenzufliegen.

„Laßt die Thür nicht ſo haſtig hinter mir zufallen," ſagt ſie zu den Zimmerleuten, die dort ſtehen; „das wäre ein ſchöner Scandal, wenn mir meine Schleppe eingeklemmt würde, wie es geſtern der Grippenberger geſchehen. Seh' ich blaß genug aus, Franzel?" wendet ſie ſich an eine der Ankleiderinnen, welche hinter ihr ſteht und beſchäftigt iſt, die beſprochene Schleppe in anmuthig bauſchende Falten zu legen. „Iſt mein Haar anſtändig derangirt?"

„Alles in Ordnung," verſetzt das junge Mädchen, nachdem es einen prüfenden Blick auf die Künſtlerin geworfen. „Ich will

die rechte Locke noch mehr zerzausen." — „Ha, da ist er," murmelt die treulose Geliebte für sich, und ihr Busen wallt in künstlicher Erregung, als wolle er über seine Ufer von weißem Atlas treten. „Doch Fassung, o mein Edgardo!"

Der Inspicient, der neben ihr steht, wiederholt diese Worte, aus dem Buche lesend, nochmals auf die eintönigste Weise von der Welt: „Ha, da ist er, doch Fassung, o mein Edgardo!"

„So — hinaus!"

Und so ist er überall gegenwärtig, jetzt an den Seitenthüren, dann im Hintergrunde, und gleich darauf wieder an einem offenen Fenster, um hier auch zuweilen mitspielend in den Gang der Handlung einzugreifen.

Sie steht z. B. am Fenster, ihn erwartend.

„Bst, bst!" Hört man draußen, — die Stimme des Geliebten? — O nein, es ist der Inspicient, der hier für ihn eintritt, während sich der Andere noch in der Garderobe seinen Schnurrbart kräuselt.

Es ist ein anderes Stück, eine andere Scene, ein kleines harmloses Lustspiel, wo er, da er den Weg durch die Thüre nicht wagen kann, sich genöthigt sieht, zum Fenster hinaus zu springen. Aber, o weh! Schon steht er zum Sprunge gerüstet da, auf einmal hört man das wuthentbrannte Bellen eines bösartigen Kettenhundes. — Eines wirklichen Kettenhundes? — Nein, es ist das Organ des Inspicientem, welcher auch hierin Unglaubliches leistet, denn wirkliche lebendige Thiere werden nur bei ganz besonderen Veranlassungen auf der Bühne geduldet.

Und so gehen seine Leistungen ins Unglaubliche: er begeht vier Handlungen nacheinander, die in der Wirklichkeit von vier besonderen Wesen ausgeführt werden müßten. — Morgengrauen — im einsamen Schloßhof, rechts im Kerkerthurm, durch eine Spalte der dicken vergitterten Mauern schimmert das letzte Flackern eines ersterbendes Lichts, dumpf wie aus einer Tiefe von hun-

dert Fuß vernimmt man Kettengeklirr — der Inſpicient. Ein herzbrechender Seufzer folgt darauf — der Inſpicient. Eine Uhr zeigt mit gellendem Schlage die vierte Morgenſtunde an — der Inſpicient. Um uns in die gehörige Frühſituation zu verſetzen, hören wir in der Ferne einen Hahn krähen — der Inſpicient kräht mit einer wahren Virtuoſität. Es wird an das Burgthor gepocht, drei ſchwermuthsvolle dumpfe Schläge — der Inſpicient hat es gethan. Dann klirrt die Kette abermals, und hierauf ſagt eine Stimme hinter dem Burgthor: O Gott, noch immer verſchloſſen! — ebenfalls der Inſpicient, denn der fromme Pilger, welcher ſeinen Herrn ſuchend, von Jeruſalem herpilgerte, — das iſt nämlich der mit Ketten klirrende und im Burgverließ Seufzende — kommt im ganzen Stück nicht mehr vor.

Und ſo ſtellt er nicht nur Thierſtimmen und menſchliche Leidenſchaften aller Art vor, läßt nicht nur aus dem Boden oder aus ſchauerlichen Felshöhlen blitzen, wenn die Teufel über eine gefallene Menſchenſeele jubeln — nein er ſchwingt ſich auch hinauf in die reinen Lüfte, er läßt den Mund der Glocken ertönen, jetzt zu friedlichem Geläute, jetzt zu Brand und Kriegsnoth, er läßt regnen und Winde wehen, blitzen und donnern. Und was das Letztere anbelangt, ſo kann er ſich nicht genug in Acht nehmen, daß die rohe Hand der Zimmerleute, denen er die Ausführung in der Höhe anvertrauen muß, nicht den Einſchlag-Donner regiere, wenn es nur in weiter Ferne frühlingsartig murren und grollen ſoll. Und wie verfinſtert ſich ſeine Miene, wenn der Donner nicht auf ſein Stichwort einfällt!

„Antworte, bei dem Gott, der da droben donnert," ſagt der alte Thibaut, und das Publikum wird dieſe Worte ſchaudernd mitfühlen, wenn nun wirklich der Donner murrt. Aber vergebens lauſcht der Inſpicient, vergebens blickt er in die Höhe, die Lippen finſter zuſammengebiſſen, vergebens klopft er mit ſeinem Buche die magern Lenden — der Zimmermann droben, der eine Priſe

genommen und heftig genießt hat, kommt eine Minute zu spät. Die Jungfrau drunten benutzt ihre größere Pause zu einer ausdrucksvollen Pantomime und der alte Thibaut, dessen effectvolles Spiel durch die fehlende Mitwirkung des Donners abgeschwächt wird, murmelt leise, aber doch so laut in den Bart, daß es die allerchristlichste Majestät mit allerhöchstem Gefolge, so wie die Volksmassen von Rheims deutlich hören können: „Diese verfluchten Esel!“

Aber auch der Zimmermann entgeht seinem Schicksale nicht, mag er sich im Zwischenact noch so weit hinten befinden, um harmlos, als sei nie etwas geschehen, lange Drahtstifte gerade zu klopfen — der Inspicient wird ihn finden, er wird sich zu ihm hinabbeugen und ihm mit verhaltener Wuth ins Ohr flüstern: „So, Knuber, Du hast so vortrefflich gedonnert?“ worauf Knuber sich entschuldigend sagt: „Aber, Herr Inspicient, ich donnere doch sonst gerade nicht so schlecht.“

Daß ein Mann, der alle diese Macht hat, im Himmel, auf Erden, ja tief hinab, wo die Teufel und Kobolde hausen, der, wenn er einen Künstler oder eine Künstlerin veranlaßt, zu früh oder zu spät heraus zu treten, den Effect einer ganzen Rolle stört, der das Publikum bei der wirksamsten Scene zum Lachen bringen kann, wenn z. B. der ruchlose Bösewicht sein Opfer erlauernd, schaudernd aufbrüllt: Ha, Mitternacht! aber die Uhr hartnäckig schweigen läßt — daß ein Mann, dessen Gewalt in die höchsten Sphären hinaufreicht, der durch ein zu frühes oder zu spätes Anfangen der Ouverture sogar einen feierlichen Empfang Allerhöchster Personen zu schmälern im Stande wäre, daß ein solcher Mann gefürchtet ist, daß ihn alle Mitwirkenden um sein Wohlwollen ersuchen, ist leicht begreiflich. Aber in diesem Punkt ergeht es ihm, wie man es von den Leibkutschern des Czaren erzählt, welche, so oft sie die Staatscarosse erkletterten, zu hohem Rang emporstiegen. Unten auf der Erde ganz gewöhnliche Stall-

bedienstete, hatten sie, so erzählt die Sage, beim ersten Tritt auf das Rad Lieutenantsrang, gingen dann vom Capitän zum Major über, um sich auf dem breiten Sitze mit dem Charakter als Oberst niederzulassen.

So ist der Inspicient außer Dienst einfach der Herr Bärenbläser, ein gemüthlicher harmloser Mann, der seinen Schoppen Bier dort trinkt, wo ihn auch die gewöhnliche Menschheit genießt, und der erst gerade dann, wie der russische Leibkutscher, zur Macht emporsteigt, wenn er die Theatertreppe hinaufgeht. Die Pförtnerin grüßt ihn noch ziemlich mürrisch, der Portier aber schon respectvoller, die Zimmerleute reißen ihre Mützen herunter, wenn er an ihnen vorbeigeht, und ist er erst an seinem kleinen Stehpulte angekommen, so ist er mit einem Male zu einem unerhörten Range emporgestiegen; denn er darf sich unterstehen, dem jugendlichen König von Frankreich, Ludwig XIV., zu sagen, ohne dabei nur an seine Sammtmütze zu rühren: „Sie haben es, wie mir scheint, vergessen, daß Sie aus dem Hintergrunde zur Mittelthüre hereinkommen. — Unerhört."

Und doch gibt es Orte auf dem Theater, denen sich selbst der barsche Inspicient milde und freundlich nähert, die abgezogene Sammtmütze in der Hand, wo er bescheiden anklopft und auf freundliches Herein! nicht nur demüthig an der Thüre stehen bleibt, sondern ganz ehrerbietig fragt: „Erlauben Sie, daß man das Zeichen zum Anfang geben kann?"

Das Gemach, zu welchem der Inspicient also herein spricht, ist ein kleines, aber elegantes Zimmer. Das Ameublement besteht aus einem großen Spiegel, der in angemessener Breite von der Decke bis zum Fußboden reicht, und welchen, so wie das ganze Gemach, Gasflammen, auf broncenen Armleuchtern brennend, taghell erleuchten. In der Ecke stehen ein paar zierliche Fauteuils, hie und da einige Sessel und auf einem Tischchen neben der Thüre liegen nach Umständen ein bis sechs kolossale Blumen-

bouquets Auf dem Boden in der Nähe des Fenſters befindet ſich ein zierlich geflochtener grofer Korb mit blauer Seide ausgeſchlagen, die Decke deſſelben iſt halb zurückgeworfen und läßt uns ein duftendes Durcheinander gewahren von Battiſt, Mouſſeline, Spitzen und Bändern.

Neben dem Spiegel lehnt ein älterer Herr in ſchwarzem Frack und einen Stern auf der linken Seite und lieſt in einem Papier, welches ihm der Theaterdiener übergeben, der nun draußen vor der Thür auf die Befehle des Intendanten und Theaterchefs wartet. Auf einem der Fauteuils ſitzt der Lieutenant von Marlott in einer Haltung, wie jemand, der ſich hier zu Hauſe fühlt. Er hat das rechte über das linke Bein geſchlagen und dehnt ſich in der Erinnerung, in die ihn das gute Diner, von welchem er eben kommt, verſetzt zu haben ſcheint, behaglich aus, wobei er ein kleines aber äußerſt zierliches Blumenbouquet mit der rechten Hand hoch emporhebt.

Von dieſem Gemach führt eine halb offen ſtehende Thüre in ein Nebenzimmer — die Garderobe der erſten Tänzerin. Zuweilen hört man von dort her ein von weiblichen Stimmen leiſe geſprochenes Wort, auch dann und wann einen eigenthümlich ſchleifenden Ton, ſo wie das Rauſchen von Seide oder das Krachen eines atlaſſenen Gewandes.

„Schönſte Couſine," ſagt der Offizier, wobei er ſich über den Fauteuil zur Seite beugt, um einen Blick in das Nebenzimmer werfen zu können, was ihm aber nicht gelingt, „es iſt wahrhaftig nicht meine Schuld, daß ich den erſten Act verſäumt habe. Sie wiſſen, wie vortrefflich die Diners bei unſerm guten Paul ſind, aber auch wie langſam ſervirt wird, was allerdings ſeine guten Seiten hat, und als wir endlich fertig waren, kamen Erzählungen auf's Tapet, dabei war denn Herr von Scherra wieder unerſchöpflich wie immer, wenn er auf Neapel zu ſprechen kommt. — Aber

Der Kutſcher winkte vergnügt mit dem Kopfe, zog alsdann eine dicke ſilberne Uhr heraus und überzeugte ſich mit einem Blicke, daß es Zeit ſei, an ſeinen Dienſt zu gehen; doch hielt er ſie zuvor an ſein Ohr, um zu hören, ob ſie nicht zufällig ſtehen geblieben ſei, dann ſagte er: „die Welſcher hat's von ihrem Manne, dem alten Welſcher; ſeh' Sie, Frau, das war ein Kutſcher, der drehte mit Vieren auf einem Teller um, hieb Euch mit der Peitſche einen Achter in die Luft, daß man ihn nachher noch deutlich ſehen konnte. Ich hab' als kleiner Bub' das Fahren von ihm gelernt und manche Ohrfeige von ihm bekommen. Als er geſtorben war, ſoll Se. Majeſtät der König Sr. Excellenz dem Oberſtſtallmeiſter geſagt haben: „„Geben Sie Acht, alter Oberſtſtallmeiſter,““ hat er geſagt, „„ſo Einen, wie den Welſcher, bekommen wir ſo bald nicht wieder, geben Sie Acht, ich hab's geſagt!““

Mit dieſen Worten nahm der Kutſcher ſeine rothe Weſte von dem Schemel neben ſich, fuhr mit der Hand an dem Tuch hinunter, als wollte er Staub abwiſchen, deſſen ſich aber keiner da befand, und zog ſie an. Während er vorn zuknöpfte, bemühte ſich die Mutter, das Futter der Weſte ſo lang als möglich herabzuziehen, ſich freuend über die gute Taille ihres Sohnes.

„Aber Joſeph,“ ſagte ſie, „warſt du nicht heute ſchon einmal im Dienſt? Wie kommt es, daß du noch einmal einſpannen mußt, und namentlich bei ſolchem Schneewetter?“

„Weiß der Teufel, wie das kommt, alte Frau, das heißt, ich weiß es ganz genau, weßhalb ich heut' noch einmal fahren muß; aber ich möchte eigentlich nur wiſſen, warum bei mir immer ſo Widerwärtigkeiten vorkommen. Wird Einer krank, wie heute, ſo iſt es ſicherlich der, für den ich einſtehen muß, und ſo auch jetzt: da hat einer einen Anfall von Wechſelfieber gekriegt, und nun muß ich in dem Hundewetter hinaus und muß den Geſpenſterwagen fahren.“

„Was ſagſt du, Joſeph,“ rief die Mutter entſetzt, „den Geſpenſterwagen?“

zum zweiten Acte bin ich auf meinem Platze, und das ist doch die Hauptsache. Nicht wahr, Baron?"

Diese Frage galt dem Intendanten, welcher sein Papier zusammenfaltete, nachdem er mit Bleistift einige Worte darauf geschrieben.

„Was nennen Sie die Hauptsache?" entgegnete dieser lächelnd, „daß Sie auf Ihrem Platze sind? Oder wollen Sie sagen, der zweite Act sei die Hauptsache der Oper?"

„Ich kann Sie versichern, Baron," versetzte der junge Offizier, „daß Sie wahrhaftig der Einzige sind, der an meiner Redeweise immer etwas auszusetzen hat. Ich bin überzeugt," fuhr er mit lauter Stimme fort, „meine schöne Cousine hat mich verstanden — nicht wahr?"

„Nein," hörte man im Nebenzimmer eine klangvolle Stimme.

„Nicht? — Beim Himmel, es ist doch sehr einfach, daß ich sagen wollte, der zweite Act mit Ihrer großen Scene sei die Hauptsache."

„Aber dieser zweite Act wird bald beginnen und es wäre schade, wenn Sie eine Note davon verlören," klang es aus dem Nebenzimmer zurück.

„Wir scheinen heute nicht gut gelaunt zu sein," sagte Arthur mit leiser Stimme, wobei er lächelnd auf den Intendanten blickte, Dann fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort: „Ich verstehe vollkommen, schöne Rosa, und würde dieser verblümten Aufforderung gemäß augenblicklich das Zimmer verlassen, wenn ich nicht außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Höchstdero Frau Schwester wäre."

Dieß Wort schien magisch zu wirken, denn es rauschte im Nebenzimmer stärker und einen Augenblick später trat die Tänzerin in ihren kleinen Salon. Sie sah blendend schön und reizend aus; das Atlasjäckchen ihres türkischen Costumes, mit unzähligen Knöpfen besetzt, von silberfarbener Seide und rosa Verzierungen,

so einfach, wie geschmackvoll, zeigte wahrhaft blendend ihren vollen und doch so schlanken Oberkörper. Sie trug eng anliegende, unten weite Aermel, unter denen der runde Arm zwischen einer Unmasse von Spitzen hervortrat. An den Handgelenken hatte sie ächt türkische Armbänder, und die Broche vor ihrer Brust bestand aus einem jener herzförmig geschnittenen mit arabischen Schriftzügen bedeckten Edelsteine, die als Amulet im Orient sehr hoch geschätzt werden. Ihr Kleid war lang und reichte fast bis an die Knöchel, doch so, daß der feine Fuß in seiner ganzen Form sichtbar blieb.

Der junge Offizier war emporgesprungen und rief mit einem ungekünstelten Erstaunen: „Bei Gott, Rosa, Sie sind wunderbar schön!"

Ein leichtes, fast schmerzliches Lächeln fuhr über die edeln und ernsten Züge der Tänzerin, als sie zur Antwort gab: „Sie wissen, wie wenig Werth ich auf ein solches Wort lege; am allerwenigsten von Ihnen, der das so häufig gebraucht. — Guten Abend, Herr Baron," sagte sie zu dem Intendanten, während sie ihm ihre kleine Hand reichte. „Und nun," sprach sie rasch zu Herrn von Marlott, „was wünscht meine Schwester?"

Jeden Andern hätte die auffallend kalte Art, mit der die Künstlerin den jungen Mann behandelte, etwas aus der Fassung gebracht. Bei Arthur war dies aber durchaus nicht der Fall. Er lächelte außerordentlich selbstgefällig, schlug seine Sporen klirrend zusammen und präsentirte sein Bouquet, nachdem er vorher mit demselben auf der Brust salutirt hatte, wobei er sagte: „Zuerst erlaube ich mir, als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister mein Creditiv zu überreichen."

„Schickt es mir Françoise?" fragte die Tänzerin, indem sie die Blumen aus der Hand des jungen Mannes nahm und gegen ihr Gesicht erhob.

„Bei Gott, nein," gab dieser zur Antwort, „unsere theuere

Gräfin schien mir heute Abend nicht in der Laune zu sein, Blumen, die doch gewöhnlich ein Sinnbild der Freude sind, durch ihren Gesandten überreichen zu lassen. Das Bouquet kommt von Ihrem ganz gehorsamen Diener."

„Und meine Schwester?" fragte Rosa, nachdem sie das Bouquet mit einer leichten Handbewegung auf den kleinen Tisch hatte fallen lassen. „Was sollen Sie mir von Françoise sagen?"

„Parbleu, schöne Cousine," sprach der Offizier erstaunt, „Sie haben sich heute Abend schon so sehr in Ihre Rolle hineingelebt — ganz Favoritsultanin, ganz unbeschränkte Herrscherin. Es sind seltene Blumen, die ich Ihnen gebracht, Veilchen, die Sie so sehr lieben, und die in der jetzigen Jahreszeit nicht leicht zu bekommen sind — doch beuge ich mich vor Eurer Hoheit," setzte er lachend hinzu, indem er sich tief verneigte und seine Arme über der Brust kreuzte. „Ich denke, auf Regen folgt Sonnenschein."

„Und nun?" fragte Rosa ungeduldig, während ein eigenthümlicher Blitz aus ihren Augen fuhr.

„Die Frau Gräfin Françoise," sprach Arthur mit komischem Ernste, „wünschen Fräulein Rosa heute Abend nach dem Theater bei sich zum Thee zu besitzen. Es wird niemand da sein, als der unterthänige Sklave, der vor Ihnen steht, wenn Sie demselben nämlich ein ganz kleines Plätzchen in Ihrem Wagen gönnen wollen."

„Ich bin nach dem Theater müde und will keine Toilette machen."

„Wozu das auch, schöne Cousine?"

„Wenn Fremde da sind."

„Gehöre ich denn zu den Fremden?"

Die Tänzerin preßte einen Augenblick ihre Lippen auf einander und unter ihren herabgesenkten langen Wimpern sah man ihre Augen aufleuchten, dann sagte sie: „Zuweilen — ja. Und so heute Abend."

„Sehen Sie, Baron," wandte ſich der Offizier lachend an den Intendanten, „ſo geht es uns armen jungen Leuten. Will man ſtill und ordentlich ſein, will man ſeine Stunden angenehm und behaglich im Familienkreiſe zubringen, ſo wird man verſtoßen! — Mein Schickſal komme über Ihr Haupt, Grauſame," fuhr er nach einer Pauſe in komiſchem Pathos fort; „ſo muß ich denn ſehen, wo ich heute Abend bleibe."

Die Augenbrauen des jungen Mädchens hatten ſich finſter zuſammengezogen und ſie ließ ihm widerſtrebend ihre Hand, die er ergriff, um ſie langſam und feierlich an ſeine Lippen zu führen, und dann ſeinen krauſen blonden Bart bedächtig darauf zu drücken.

Sie zuckte leicht zuſammen, um gleich darauf ihre Finger raſch wegzuziehen. „Poſſen!" ſagte ſie finſter, und trat dann raſch zu dem Intendanten hin, der ihr das Papier überreichte, auf das er vorhin einige Worte geſchrieben.

„Wir müſſen das Repertoir ändern," ſagte er, nachdem ſie geleſen, „und wenn Sie ſo freundlich ſein wollten, die Woche noch zwei Mal zu tanzen, ſo würden Sie mir einen rechten Gefallen erzeigen."

Die Tänzerin ſchaute, ohne eine Antwort zu geben, über das Papier hinweg, denn ſie bemerkte, wie die Thüre auf dem Corridor langſam geöffnet wurde und ſich draußen eine ärmlich gekleidete Frauensperſon zeigte, die aber die Thüre raſch wieder zudrückte, als ſie im Zimmer die glänzende Dame und die beiden Herren erblickte. Roſa trat raſch einen Schritt vor, doch erſchien im nächſten Augenblick der Theaterdiener mit einem Brief in der Hand.

„Es wurde mir dies," ſagte der Mann ſchüchtern, „für eine der Ankleiderinnen, Jungfer Roſa gegeben, ich wußte in der Garderobe keine dieſes Namens." Er ſah fragend den Intendanten an, welcher mit den Achſeln zuckte.

„Es iſt für mein Mädchen," ſprach die Tänzerin in ſo be-

stimmtem Tone, daß ihr der Theaterdiener mit einer Verbeugung das Billet augenblicklich übergab. Rosa nahm es mit sichtbarer Bewegung, welche aber den beiden Herren entging, da sich Arthur in diesem Augenblick dem Intendanten näherte, um ihn zu fragen, wo er nach dem Theater seinen Abend zubringen würde, während das junge Mädchen rasch in ihre Garderobe ging, dort das Papier hastig aufriß, und seinen Inhalt, der in wenigen Linien bestand, überflog, wobei sich ihre Züge sichtlich erheiterten. Dann sagte sie leise zu ihrer Kammerfrau: „Nimm diesen Brief so in die Hand, daß man ihn draußen sieht, als hättest Du ihn selbst gelesen, und sage dem Theaterdiener, es sei recht, Du würdest morgen kommen."

Die Kammerfrau that, wie ihr befohlen, und als sie im nächsten Augenblick wieder zurückkehrte und das Papier ihrer Herrin wieder gab, trat diese in den kleinen Salon hinaus, sich mit einer Bitte um Entschuldigung an den Intendanten wendend.

„Verzeihen Sie mir, Herr Baron," sagte sie mit ihrer gewinnenden Stimme, „ich habe mir überlegt, was ich Ihnen übermorgen im Zwischenakte tanzen könnte. Was meinen Sie zu einer Madrilena? Es braucht ja nicht lang zu sein, dann könnten wir Freitag, wenn es Ihnen so gefällt, die Satanella haben."

„Ich bin entzückt über Ihre Bereitwilligkeit," versetzte erfreut der Intendant. „Sie helfen mir aus einer wahren Verlegenheit. Zählen Sie bei Gegendiensten ganz auf mich."

„Ja, ja," warf Arthur dazwischen, „gefällig ist sie wohl für alle Welt, nur nicht für mich, sagt jener arme Page, der von der Königin noch nicht zum Thee eingeladen wurde. Nun, wie schon bemerkt, schöne Cousine, Sie haben mich auf dem Gewissen."

„Also ich ändere so das Repertoir?" fragte der Intendant.

„Gewiß, ich stehe mit größtem Vergnügen zu Diensten."

„Nun denn bis nach dem nächsten Akte. Ich werde Ihnen

nachher von oben herab ein sehr freundliches Wort mitzutheilen haben."

Der Intendant reichte seiner ersten Tänzerin die Hand, und verließ das Zimmer.

Der junge Offizier hatte sich ebenfalls der Thüre genähert. Dort legte er die rechte Hand auf den Drücker des Schlosses und sagte in nachlässigem Tone: „Schöne Sultanin, werden Sie mein Bouquet dort auf dem Tische liegen lassen, oder wird es Ihre Kammerfrau, die Rosa heißt, ohne viel Umstände in einen Ihrer Körbe packen?"

„Und dann?" fragte die Tänzerin mit einem scharfen Tone, wobei sie unmuthig den Kopf empor warf.

„Dann wäre es schade für meine schönen Veilchen, und ich wüßte eine bessere Verwendung dafür."

Ihre Brust wurde durch einen tiefen Athemzug geschwellt, dann hob sie ihre Oberlippe etwas spöttisch empor, während sich ihre Wimpern so tief herabsenkten, daß man kaum noch etwas vom Glanze ihres dunkeln Auges sah, als sie sagte: „Dort auf dem Tische liegen die Blumen, ich habe sie nicht verlangt."

Herr von Marlott zuckte leicht mit den Achseln, doch wandte er sich um und schritt langsam dem Tischchen zu, auf dem das Veilchenbouquet lag. — „Gut," meinte er lächelnd, „es ist wenigstens ein Glück, daß es noch dankbare Gemüther in der Welt gibt, und nicht schwer zu finden."

Die Tänzerin schaute seinen Bewegungen zu, wie er sich langsam dem Tische näherte, und wie er die Hand hob, um die Blumen zu ergreifen, und während dessen that sie einen tiefen Athemzug um den andern; man hätte den Atlaß ihres türkischen Leibchens können krachen hören. Sie öffnete ihre Augen weit und wieder leuchtete ein heller Blitz in denselben, ein eigenthümliches Feuer, etwas wild Leidenschaftliches. Dabei hatte sie ihren Mund wie unter einem leichten Lächeln geöffnet, so daß man

ihre weißen Zähne sah, aber es war kein angenehmes Lächeln, es war etwas Starres, Gezwungenes darin, man hätte erwarten können, diese feinen Lippen würden sich im nächsten Augenblicke zu einem heftigen Worte öffnen oder sich stumm und finster verschließen.

„Halt!“ rief sie plötzlich, ehe noch seine Finger das Bouquet berührt hatten, es ist einmal da, es gehört mein, und ich allein habe das Recht, es zu verschenken, wenn ich will.“

Als sie so in heftigem Tone gesprochen, blickte sie vor sich nieder auf den Boden.

Der junge Offizier zeigte trotz seines gewöhnlichen Gleichmuthes in diesem Augenblicke doch eine Miene des Erstaunens, fast des Aergers, doch machte er eine so tiefe Verbeugung, daß die Ironie derselben unverkennbar war, und schritt wieder der Thüre zu, während er vor sich hin murmelte: „Es sind wohl noch Veilchen zu finden.“

Sie wandte langsam den Kopf nach ihm hin und ihr Auge hatte gänzlich den harten Ausdruck von vorhin verloren; es blickte weich und milde, obgleich im Gegensatze zu diesem Blick ihre rechte Hand die Schärpe ergriffen hatte, welche um ihre Hüften herabhing, und sie heftig zerknitterte.

„Arthur,“ sagte sie mit leiser Stimme, „da Sie heute Abend so folgsam sind —“

„Das bin ich Ihnen gegenüber leider viel zu viel,“ entgegnete er lachend.

„So will ich Sie nach dem Theater mit zu meiner Schwester nehmen, wenn —“

„Ich nichts Interessanteres vorhabe,“ fiel er ihr mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn in die Rede.

Sie warf mit einer trotzigen Miene den Kopf in die Höhe und sagte, als hätte sie seine Bemerkung vollkommen überhört:

„Wenn Sie nach der Vorstellung unten auf mich warten wollen; hieher dürfen Sie heute nicht mehr kommen."

„So sei es, hohe Sultanin," erwiderte er, indem er rasch und vergnügt vor sie hintrat, „Ihr Sklave wird da unten warten — diesen Handkuß zum Pfande, daß ich Dich wiedersehe, sagt Schiller in der Schweizer-Familie."

Er hüpfte davon, und als sich die Thüre hinter ihm geschlossen, blickte sie ihm einige Sekunden nach, wobei ihr Auge einen heißen, leidenschaftlichen Ausdruck annahm. Sie drückte ihre Linke auf die Brust, dann aber wehrte sie mit beiden Händen wie etwas Schreckliches von sich ab und rief: „Nie, nie! Es wäre das unerträglich!"

Siebzehntes Kapitel.

Vor der Oper.

Während in der Garderobe der ersten Tänzerin im Zwischenakt der Oper das vorging, was wir so eben zu schildern versucht, hatte sich auch die Bühne draußen, sobald nach dem ersten Akte der Portalvorhang gefallen war, mit all' den Leuten gefüllt, welche bisher ruhig oder auch leise plaudernd zwischen den Coulissen gestanden. Die Zimmerleute stellten das Theater für den nächsten Akt, der Hintergrund des großherrlichen Palastes rutschte herab; es stellte eine offene Halle dar, durch welche hinaus von weiter rückwärts man in reizende Gärten schaute, wo die Theater-Zimmerleute einen Springbrunnen festschraubten, welcher bald darauf einen wirklichen Strahl in die Höhe senden sollte. Schwarze

Sklaven trugen dicke Polster herbei, welche zum Thronsitz des großen Sultans zusammengelegt wurden. Seine Pagen, seine Waffen- und Pfeifenträger, sein Janitscharen-Aga, die wilden Mameluken und sonstigen kriegerischen Horden mit Schwert und Spieß, ausgesucht schöne Leute in reichen glänzenden Costumes, die Köpfe mit dichten, trotzigen Bärten verziert, wurden vom Statisten-Anführer, der auch Schlachtenlenker genannt wird, neben und hinter dem Throne gruppirt, und dieser, ein zartes, hustendes Männlein, zeigte den wilden Kriegerhorden, welche kecke und herausfordernde Haltung sie anzunehmen hätten, um gewaltig imponirend und schützend den Sultan zu umgeben, mit ihren kriegerischen Leibern eine lebendige Mauer in Waffen bildend. Dabei nahm es sich komisch aus, wenn der kleine Mann zuweilen einen riesenhaften Spieß ergriff, um einem der himmellangen Janitscharen zu zeigen, wie man ihn wirkungsvoll halten müsse, oder wenn er einem derben Mameluken den Kopf in die Höhe hob, damit er grimmig und herausfordernd ausschaue.

Der Tänzerinnen leicht geschürztes Corps flutete von allen Seiten durch die nun aufgestellten Gallerien, Thorbogen und Palmengruppen herein, und dem Balletmeister gelang es nur mit Mühe, sich einen kleinen Platz auf der Bühne zu erobern, um etwas, was in der letzten Probe nicht besonders gut gegangen war, nochmals durchzumachen. Natürlich befahl er jetzt mit heller Stimme, und wenn er zum Takte des Tanzes zuweilen seinen Stock aufstieß, so geschah dies mit der größten Diskretion, denn von dem Treiben auf der Bühne war das zahlreich versammelte Publikum draußen ja nur durch den dünnen Leinwandvorhang getrennt.

Der Regisseur in seinen Filzschuhen, im warmen Paletot, stand mitten in diesem bunten, schillernden, verwirrenden Leben, hier Beifall nickend, dort einen Tadel aussprechend und die unzählig an ihn gerichteten Fragen nicht immer mit großem Gleich-

muth beantwortend. Es iſt aber auch keine Kleinigkeit, noch im letzten Augenblicke vor der Schlacht neue Verhaltungsbefehle zu geben, dieſem zu ſagen, wie er ſeine Waffen tragen ſoll, jenen daran zu erinnern, daß er ſeinen Helm verkehrt aufgeſetzt, einem dritten einen Verweis zu geben, der ſeinen Bart ſchief aufgeklebt, und einem vierten auf's ſtrengſte zu befehlen, das Rückenſtück des Harniſches an ſeinen gehörigen Platz zu bringen, ſtatt es auf den Bauch geſchnallt zu tragen.

Intendant und Capellmeiſter gehen auch unter den Gruppen umher, und während der erſtere als Ober-General, der mit der Haltung ſeiner Truppen wohl zufrieden iſt, ſeiner Primadonna und dem erſten Tenor etwas Schmeichelhaftes ſagt, ſich dann theilnehmend nach den Wünſchen einer jungen Sängerin erkundigt, die ihm ſchüchtern in den Weg tritt, dabei im Vorübergehen einer kleinen vielverſprechenden Tänzerin freundlich zuwinkt, eilt der Capellmeiſter bald hierhin, bald dorthin, ſpendet hier ein: „Vortrefflich gegangen!“ dort ein: „Ganz gut, ganz gut!“ warnt den Chor vor dem Enſemble Nummer vier im nächſten Akt als einer gefährlichen Klippe, wo man ſich ſehr zuſammen nehmen muß, um nicht ſchmählich zu ſcheitern, und tritt ſchließlich zur erſten Sängerin, indem er ihr verſichert, daß ſie ſo friſch bei Stimme ſei, wie nie, daß ſie im erſten Akt außerordentlich gut geſungen habe, daß es im zweiten aber noch brillanter gehen werde und daß ſie am Schluſſe alles unbedingt mit ſich fortreißen müſſe. „Gewiß, meine liebe Frau,“ ſagt er, „morgen eine wunderbare Vorſtellung — heute, wollt' ich ſagen, ſehr gut, ſehr gut! Man findet nirgends eine ſolche Oper, wie bei uns. Sehr gut, ſehr gut! Können wir anfangen, Herr Bärenſtecher?“ wendet er ſich an den Inſpicienten.

Doch ſchüttelt dieſer würdige Beamte mit dem Kopfe, zieht ſeine Uhr hervor und ſagt: „Der Zwiſchenakt wird wohl noch zehn Minuten dauern, da mehrere vom Chor noch nicht umgezogen

„Freilich, alte Frau,“ entgegnete der Kutſcher und fuhr in ſeinen blauen Rock hinein, „den Geſpenſterwagen.“

„Joſeph, du willſt wohl ſagen: den Leichenwagen,“ entgegnete die Winklere.

Der Kutſcher, welcher gerade den blauen Rock zuknöpfen wollte, hielt in dieſem Geſchäft plötzlich inne und ſpuckte auf die Seite aus, während er mit einem Blick der ungeheuerſten Verachtung vor ſich niederſah.

„Einen Leichenwagen fahren?“ ſagte er alsdann bitter lachend; „alte Frau, was habt Ihr für merkwürdig verbrannte und alte Ideen! Ein königlicher Kutſcher und ein Leichenwagen! wie kann man das nur in einem Augenblicke nennen? Doch ich vergaß,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „daß Ihr eigentlich nicht wiſſen könnt, was wir Stallleute unter dem alten Geſpenſterwagen verſtehen. Seht Ihr, Mutter, der Geſpenſterwagen, das iſt nichts mehr und nichts weniger, als der Wagen der erſten Hofdame und die Benennung „Geſpenſterwagen“ iſt eine ſehr richtige und gut gewählte alte Benennung, ich habe ſie nicht erfunden.“

Der Kutſcher ſetzte, während er zu ſprechen fortfuhr, ſeinen lakirten Hut etwas keck aufs Ohr, warf die Zügel über die Schulter, nahm die Peitſche in die Hand und wickelte die Peitſchenſchnur auf, indem er das Ende derſelben mit Zeigefinger und Daumen erfaßte und alsdann mit der Hand eine kreisförmige Bewegung beſchrieb. „Alte Frau, es mag ein Wetter draußen ſein, welches es will, es mag regnen oder ſchneien, es mag die Sonne ſcheinen oder es mag ſtürmen, daß ſich Hunde und Katzen verbergen, paßt auf, der alte Geſpenſterwagen fahrt doch durch die Straßen; es mag Morgens oder Mittags ſein, bei einer Hitze, wo jeder alte Chriſtenmenſch froh iſt, im Schatten zu ſein — der Geſpenſterwagen iſt auf der Straße; es mag Nachmittags ſein oder Abends, ſei es in der Dämmerung oder Mitternachts zwiſchen zwölf und ein Uhr — Ihr könnt drauf fluchen, daß Ihr den Geſpenſterwagen ſeht; ewig rollen die Räder an dem alten

ſind und der Benzenberger in der Garderobe noch mit Schminken beſchäftigt geweſen."

„Erlauben Sie," ſprach eine tiefe Baßſtimme hinter den Beiden, „Benzenberger läßt nie auf ſich warten. Da bin ich und ſtelle immer meinen Mann."

Der Inſpicient greift wie zur Entſchuldigung leicht an ſeine Mütze, und der Capellmeiſter, der ſich raſch herumwendet, ſagt zu dem Herrn Benzenberger: „Nicht wahr, mein lieber Herr Bärenſtecher —"

„Benzenberger, Herr Capellmeiſter," meint der Künſtler mit der Baßſtimme.

„Ja wohl, gleichviel, Herr Benzenberger, thun Sie mir nur den Gefallen, in dem Enſemble Nummer zwei — Sie wiſſen wohl: Ha! wer wagt es, ſo vor meinem Blicke zu erſcheinen? um Gottes willen nicht ſo zu eilen, damit der Chor nachkommen kann."

„Gewiß, Herr Capellmeiſter, ich werde das, trotz der Wuth, welche die Situation bedingt, gelaſſen und majeſtätiſch ſingen; nicht nur jeder Zoll ein König, wie der ſelige Lear, ſondern jede Linie ein Kalife."

„So iſt es recht," verſetzt der Capellmeiſter, indem er darauf im Dunkel eines Palmenwaldes verſchwindet, der zur Damengarderobe führt.

Herr Benzenberger, Kalif Soliman, Gott weiß der wievielſte, ſteht mitten auf der Bühne, eine rieſenhafte Geſtalt, namentlich jetzt, wo er angethan iſt mit den weiten faltigen türkiſchen Gewändern und dem lang herabwallenden Mantel. Sein Coſtume zeigt in den Farben eine große Neigung für brennendes Roth und tiefes Gelb, beſpickt iſt er mit ſo vielen Waffen wie möglich; ſein Gürtel beherbergt ein paar Dolche von verſchiedenen Formen, einen Yatagan mit ſilberner Scheide, den er von einem Freunde zu dieſer Rolle zu entlehnen pflegt, und ein paar große

Piſtolen, deren gekrümmte Hälſe mit Silber beſchlagen ſind. Außerdem ſchaukelt an ſeiner Linken ein mit falſchen Steinen beſetzter Damascener, auf deſſen Griff er gelegentlich die Hand ſtützt, weniger des Stützpunktes wegen, als um vor dem Publikum ſeine zahlreichen Brillantringe in gehörigem Lichte erſcheinen zu laſſen.

Auf die Piſtolenhälſe hat der Regiſſeur lächelnd mit dem Zeigefinger getippt und geſagt: „Lieber Herr Benzenberger, das iſt eigentlich ein Anachronismus, denn zur Zeit der Kreuzfahrer war das Pulver noch nicht erfunden.“

„Pah,“ erwidert der Kalif Soliman mit finſterem Stirnrunzeln, „Sie wiſſen auch wohl nicht ſo genau, wann das Pulver erfunden worden iſt! Ich habe viel darüber geleſen; die arabiſchen Fürſten kannten die Kraft des Pulvers ſchon lange vorher, ehe die Abendländer noch eine Ahnung davon hatten.“

„Aber Kuchenreuter mit Steinſchlöſſern waren damals doch wohl noch nicht Mode,“ erwidert der Regiſſeur, worauf er ſich achſelzuckend entfernt.

Dieſes Achſelzucken wollte andeuten, daß man nach Umſtänden einem erſten Sänger ſchon etwas zu gut halten müſſe.

Herr Benzenberger legt zur Abwechslung ſeine linke Hand auf die Läufe der fraglichen Piſtole, hebt den Kopf hoch, drückt die Bruſt und intonirt in der erſten Octave C E G C und rückwärts G E C, worauf er bis zum dreigeſtrichenen G abwärts geht. Dabei ſtand er majeſtätiſch auf der Bühne, in ſeinem leuchtenden Coſtume anzuſehen, wie jener Nordlandskönig im blut'gen Nordlichtſchein.

Doch brach er plötzlich dieſen Ton ab, indem er ziemlich deutlich ausrief: „Bomben und Granaten, wie kann man vergeßlich ſein! Ich wollte ja mit Fräulein Roſa die große Scene geſchwind durchmachen. — Iſt unſere liebenswürdige Tänzerin fertig?“ fragte er den Inſpicienten.

Dieser nickte mit dem Kopfe.

„So werde ich sie her bitten müssen," sagt der große Kalife mit so lauter Stimme, daß es das ganze Balletchor hören mußte, indem er überzeugt ist, daß sogleich ein halbes Dutzend kleiner Tänzerinnen in die Garderobe stürzen würden, um Fräulein Rosa von den Wünschen des Herrn Benzenberger in Kenntniß zu setzen, was denn auch seiner Berechnung nach augenblicklich geschieht.

„Ha, und wo ist denn der junge Debutant, Herr Bander?" rief er nun, sich auch an diesen erinnernd, mit einem Mal aus, wobei er sich rings umschaute.

Wo Herr Bander war, — sein Freund, der Chorist, Herr Richter wußte es wohl, und man sah diesen nach dem Rufe des Kalifen augenblicklich zwischen den Palmenwäldern verschwinden.

Gegenüber dem Vorzimmer der ersten Tänzerin gelangte man mittels eines kleinen Ganges auf die Bühne, und wenn man sich am Ende dieses Ganges zwischen die Coulissenwagen drückte, so konnte man, ohne selbst gesehen zu werden, bei geöffneter Thür in jenes Vorzimmer blicken.

Da stand Sidi-ben-Aben-Hamet, Herr Bander, freilich mit seiner Rotenrolle in der Hand, die er aber keines Blickes würdigte, sondern er starrte in das kleine Zimmer, wo der junge Offizier soeben von der schönen Tänzerin Abschied genommen hatte. Bander hatte wohl bemerkt, wie jener die zierlichen Finger an seine Lippen drückte, und ihm war auch der lange Blick nicht entgangen, welchen Rosa dem Davoneilenden nachsandte. O, was hätte er für den tausendsten Theil eines solchen Blickes gegeben! Welche Opfer hätte er gebracht, um der Angebeteten, der Heißgeliebten die Fingerspitzen küssen zu dürfen! — Ja, heiße Liebe, Anbetung für die schöne Tänzerin, das waren die Gefühle, welche sein Herz durchströmten, das waren die unsichtbaren Mächte, welche ihn, einen jungen Mann voll Phantasie und Talent, auf

die Bühne getrieben. Den Freunden hatte er wohl gesagt, eine unüberwindliche Neigung zum Theater bewege ihn hierzu — mochte er sich doch selbst den andern und wahren Grund nur in stillen Augenblicken gestehen. Ja, er liebte dieses stolze, strenge, unnahbare Mädchen, er liebte sie mit aller Kraft seiner jugendlichen Seele, und wohl um so mehr, je größer die Kluft war, die ihn von ihr trennte. So viele Proben er auch schon in ihrer Nähe mitgemacht, hatte er doch noch nie die Veranlassung finden können, ein Wort mit ihr zu reden, sie anzusprechen, wie es andere Unbefangene seiner Collegen thaten; dazu hatte er nicht den Muth, auch mochte er ihr nicht eine ganz gewöhnliche Bemerkung machen, eine alltägliche Frage stellen, und wenn er sich dagegen, wie er häufig gethan, fest vorgenommen hatte, den Versuch zu wagen, mit ihr in ein Gespräch zu kommen, so konnte er doch das rechte Wort nicht finden, wenn er in ihrer Nähe war. Da blickte sie so stolz, so vornehm und doch wieder so unbefangen über ihre ganze Umgebung, für ein freundliches Wort, für ein Compliment wohl mit einem Lächeln dankend, aber w[illegible] einem Lächeln, das wieder jede weitere Bemerkung von selbst abschnitt.

Und trotzdem, daß, je häufiger er in ihre Nähe kam, um so schmerzlicher das tiefe Weh einer hoffnungslosen Liebe mit nicht zu beschreibenden Qualen in seinem Herzen wühlte, konnte er es doch nicht lassen, immer gerade da zu sein, wo Rosa auftrat oder abging.

Da stand er mit starren, brennenden Blicken in der Coulisse, die richtige hatte er sich bei der Probe genau gemerkt, und wußte sich so aufzustellen, daß der schönen Tänzerin gerade so viel Platz blieb, um bei ihm vorüber zu kommen, wobei es denn nicht anders möglich war, als daß er von ihrem Kleide gestreift wurde, ja, daß zuweilen ihr heißer, süßer Athem sein Gesicht berührte. — Einmal — o des unaussprechlichen Glückes — eilte Rosa nach einem langen, anstrengenden Tanze von der Bühne ab; sie war

athemlos, erschöpft und blieb einen Augenblick mit halb geschlossenen Augen in der Coulisse stehen, wobei ihre Hand einen Gegenstand suchte, um sich fest zu halten; da hatte sie dieselbe auf seinen Arm gestützt, da hatte sie ihm lächelnd gesagt: „Erlauben Sie einen Augenblick, es hat mich furchtbar angestrengt!“ und da fühlte er ein paar Sekunden durch sein dünnes Gewand hindurch den heißen Druck ihrer zierlichen Finger.

Diese Glut immer fort fühlend, war er darauf wie mit einem eroberten Schatze in den dunkelsten Winkel der Bühne gegangen, hatte scheu um sich geblickt und dann innig seine Lippen auf die Stelle des Gewandes gedrückt, wo soeben ihre Hand geruht. Ja, er hatte sich das ärmliche baumwollene Kleid unter einem Vorwande von dem Garderobe-Verwalter für einige Tage geliehen, um eine kurze glückliche Zeit hindurch etwas in seiner Wohnung, in seiner Nähe zu haben, was von dem geliebten Mädchen berührt — geheiligt worden war.

Den jungen Offizier, der so eben von ihr fortging, der ihre Hand küssen durfte, dem sie mit einem langen Blicke nachgeschaut, kannte er wohl; er hatte ihn ja schon oft und mit allen Qualen rasender Eifersucht in ihrer Nähe gesehen, hatte sich nach ihm erkundigt und zu einigem Trost erfahren, daß derselbe ein Verwandter der Tänzerin sei, ein ziemlich unbedeutender, fader junger Mensch, dessen Unterhaltung ihr, dem gebildeten, geistreichen Mädchen — dafür war sie bekannt, unmöglich genügen konnte. Hatte er doch auch sonst seinem Leben nachgespäht und von diesem und jenem Verhältnisse erfahren, das er ziemlich offenkundig betrieben, von dem auch Rosa wissen mußte, und das nicht dazu gemacht war, bei ihr, dem als streng bekannten Mädchen, Sympathieen für den jungen, leichtsinnigen Offizier zu erwecken.

Aber der Blick, mit dem sie ihm nachgeschaut? Hatte sein von Eifersucht geschärftes Auge nicht gesehen oder wenigstens zu sehen geglaubt, wie sich der Ausdruck ihres Gesichtes verändert,

wie sie sich vorn übergebeugt, nach ihm hinstrebend, als wolle sie ihn, der, ein lustiges Lied auf den Lippen, davontänzelte, zurückrufen, noch für einige Augenblicke in ihrer Nähe behalten? Hatten sich nicht ihre Lippen geöffnet und ihre Brust gehoben, von einem langen und tiefen Athemzuge geschwellt?

Er biß die Zähne in seine Lippen, denn es drückte ihm krampfhaft das Herz zusammen; doch gleich darauf löste er gewaltsam die Kette glühender, entsetzlicher Gedanken, die seine Seele zu umschlingen drohten, und zwang sie, anderen, freundlicheren und versöhnlicheren Bildern Platz zu machen. War das, was er von eigenthümlichen Blicken an dem geliebten Mädchen bemerkt, nicht wieder ein Spiel seiner lebhaften Phantasie gewesen? Hatte sie nicht dem jungen Offizier nachgeschaut, wie man gewöhnlich jemand nachblickt, der sich entfernt, und lag nicht viel eher ein Ausdruck der Langenweile auf ihrem Gesichte, als der Spannung? Gewiß, es mußte so sein, denn er, Vander, hatte schon so viel von der Unterhaltungskunst des Offiziers gelegentlich erfahren, um zu wissen, daß dieselbe für sie nicht genügen konnte.

Eine bekannte Stimme störte ihn in seinen Betrachtungen.

„He, Sidi-ben-Aben-Hamet!“ rief der Chorist Richter, nachdem er vorsichtig um die Waldcoulisse herumgeschaut, hinter welcher Vander stand. „So, da steckst Du, während der edle Kalif seine Nasenlöcher gewaltig aufbläht und nach Dir, einem seiner niedrigsten Sklaven lebhaft verlangt? Komm aus Deinem Lugwinkel heraus auf die Bühne. Herr Benzenberger wünscht, so viel ich gemerkt habe, in aller Geschwindigkeit mit Dir noch eine kleine Vorprobe zu halten, was Dir im Grunde gar nicht schaden kann.“

Der junge Sänger fühlte, wie sein Herz in diesem Augenblicke rascher schlug. Die Thür zu der bewußten Garderobe wurde nämlich in diesem Augenblicke geöffnet und Rosa trat heraus, die kleinen, jüngeren und älteren Colleginnen des Ballets, welche sich

dort verſammelt hatten, freundlich begrüßend. Dann ſchritt ſie mit erhobenem Haupt auf die Bühne.

Der gewaltige Kalif trat ihr raſch ein paar Schritte entgegen und neigte ſich tief vor ihr, indem er ſagte: „Der große Sultan beugt ſich demüthig vor ſeiner Sklavin. Sie ſehen das Morgenland zu Ihren Füßen, wie Sie vom Abendlande längſt gewohnt ſind.“

„Das wollten Sie mir ſagen?“ fragte die Tänzerin lächelnd; „deßhalb ließen Sie mich aus der Garderobe rufen?“

Der Kalif trat einen Schritt zurück, legte die Hand mit den vielen Ringen wieder auf den Griff ſeines Säbels und ſprach in tiefſtem Tone: „Beim Propheten, ohne wichtigeren Grund, als um ein ſchon oft gehörtes Compliment bei Ihnen vorzubringen, würde ich es wahrhaftig nicht gewagt haben, die Ruhe Ihres Boudoirs zu ſtören. Mahomed ſei mein Zeuge, gewiß nicht! — Hier handelt es ſich aber darum, ſchönſte aller Roſen, unſere große Scene in aller Geſchwindigkeit noch einmal durchzuprobiren.“ Er trat einen Schritt näher und fuhr in vertraulichem Tone fort: „Es iſt mir wegen Sidi-ben-Aben-Hamet, des jungen Debutanten, eines ſehr gebildeten, anſtändigen Menſchen von guter Familie. Bis jetzt iſt er nur das Zwielicht während der Proben gewohnt, und wenn nun mit einem Mal die Helle der Gasflammen auf ihn einwirkt, während obendrein vor ſeinen Augen — Sultan Soliman neigte ſich abermals tief vor ſeiner Sklavin — plötzlich eine ſolche Sonne aufſteigt, da könnte ihm ſchwindlig werden und er unſere ganze große Scene verderben. Wir haben noch ein paar Minuten, nicht wahr, Herr Bärenſtecher?“

„Leider, leider,“ gab der Inſpicient mürriſch zur Antwort, „das türkiſche Coſtume zwingt uns zu unerträglich langen Zwiſchenakten.“

„Recht gern,“ ſagte die Tänzerin und fragte dann freundlich: „Wo iſt denn Ihr Sidi-ben-Aben-Hamet?“

Der Kalif Benzenberger ſetzte den rechten Fuß vor den linken, dehnte ſeine gewaltige Bruſt aus und indem er mit majeſtätiſchem Blicke um ſich ſchaute, machte er mit der rechten Hand jene horizontale Bewegung, welche im Morgenlande zu den guten alten Zeiten ein pantomimiſcher Befehl zum Kopfabſchlagen war. Hier aber bezweckte ſie, den jungen Debutanten herbeizurufen, der denn ſogleich in der Geſtalt unſeres Freundes Karl Bander mit einer Verbeugung gegen die Tänzerin vortrat.

„Ah, wir haben uns ſchon öfters geſehen," ſagte dieſe mit ihrer gewinnenden, ſo ſehr zu Herzen gehenden Stimme. „Sie werden heute in einer Solopartie debutiren?"

„Ich habe nur wenige Takte zu ſingen," gab Sidi-ben-Aben-Hamet zur Antwort, und ſo feſt er ſich auch vorgenommen hatte, ihr frei in's Auge zu ſchauen, ſo konnte er doch dieſen hellen und glänzenden Blick nicht lange ertragen, und indem er ſich an den Baſſiſten wandte, ſagte er: „So klein meine Rolle iſt, ſo ſchwer erſcheint ſie mir, weßhalb ich für eine Probe ſehr dankbar wäre."

„Nun denn," ſprach Roſa. — „Herr Kapellmeiſter," rief ſie dieſem zu, „geben Sie das Tempo an, wir wollen die dritte Scene probiren, ich bin hinter dem Vorhang und warte, bis Herr —"

„Herr Bander," ſagte der Sultan.

„Bis Herr Bander geſungen hat: zu melden dem Kalifen; dann fällt die Muſik in der Ferne rauſchend ein, die beiden Schwarzen öffnen den Vorhang und ich trete auf. Wenn es alſo gefällig iſt, meine Herren, ſo machen wir das geſchwind." — Sie wandte ſich auf ihre graziöſe Art um und trat mit ſo leichten, elaſtiſchen Schritten hinter den Vorhang, daß ihr alle voll Bewunderung nachſchauten.

Bander fühlte ſeine Kehle ſo zuſammen geſchnürt, daß er ſich

nur durch ein leichtes Husten etwas Luft verschaffen zu können glaubte.

„Pah, mein guter Kerl," flüsterte ihm Richter zu, „laß Dich das nicht so sehr angreifen, nimm dein Herz in beide Hände und singe deinen Part halb so gut wie heute Morgen, so werden wir Ehre mit Dir einlegen."

„Hier sitze ich," sagte Herr Benzenberger, nachdem er sich, von zwei Schwarzen unterstützt, würdevoll auf seine schwellenden Polster niedergelassen.

„Wünschest Du, daß die Ulemas mit herauskommen?" fragte der Chorist Richter und winkte schon ein paar der Collegen, die auch bereitwillig aus der Coulisse herantraten.

„Es kann nicht schaden," meinte der Kalif, wenn wir die Situation so richtig wie möglich machen. Also — —"

„Tudum — bududumbum," sang der Capellmeister, worauf er taktirte: „Eins — zwei — drei —"

Bei vier fiel Soliman ein und intonirte: „Man lasse sie man lasse sie — vor uns erscheinen!"

Herr Richter mit dem langen hageren Choristen waren so freundlich, die jetzt folgende einleitende Musik mit halber Stimme zu murmeln, während welcher der Chor der Ulemas mit über der Brust gekreuzten Armen langsam und demüthig vorging. Sidi-ben-Aben-Hamet schritt voraus.

Der Kalif hatte den rechten Arm in die Seite gestemmt und ließ unter der buschigen Braue hervor sein Auge blitzen und funkeln, so viel es nur immer möglich war.

„Der Mufti uns befohlen hat," sang Herr Vander mit halber Stimme, doch brachte er die Töne ziemlich ordentlich hervor — „zu melden dem Kalifen —"

Dieser richtet sich mit zornigem Ausdruck in die Höhe, doch sagt er dabei mit freundlicher Miene: Jetzt sechs Takte der Janitscharen-Musik hinter der Scene, dann kommt Fatime und

Ihr Allah mit dem Ausdruck des Schreckens. Also — eins — zwei — drei — vier — fünf —"

Der Vorhang hinten wurde aus einander gerissen und die Sklavin erscheint, jetzt nicht mehr die Tänzerin Rosa mit dem ruhigen Gesichtsausdruck, nein ihr Auge flammte, ihre leicht geöffneten Lippen zeigten ihre zusammen gebissenen weißen Zähne, und in der blitzschnellen Bewegung, mit der sie plötzlich zwischen dem Kalifen und dem zurückprallenden Chor der Ulemas stand, lag etwas erschreckend Ueberraschendes, etwas unheimlich Schlangenartiges.

„Allah!" klang es im Tone tiefen Entsetzens aus der Brust Sidi-ben-Aben-Hamets, ein Allah, aus dem man deutlich heraushörte: wir sind verloren!

„Bravo, bravo, junger Freund!" sagte Herr Benzenberger kopfnickend; „Sie haben das ganz gut gemacht, müssen aber Fräulein Rosa zum Dank die Hand küssen, denn sie mit dem schrecklich schönen Ausdruck ihres Gesichtes hat Ihnen Ihr Allah als wahren Schreckensruf ausgepreßt. Wunderbar," wandte er sich an die Tänzerin, „ihr Blick schüchtert sogar mich, den blutdürstigen Kalifen, ein."

„Das soll ja auch sein," sprach die Tänzerin, jetzt wieder mild lächelnd, denn da ich als Stumme keine Worte zu meiner Vertheidigung habe, so muß ich meinen Blick zu Hülfe nehmen."

„Und eine mächtige Hülfe, bei Gott!" versetzte Sultan Soliman mit einem affectirten Seufzer, beim Propheten, Sie thun es jedem an, der in ihre Nähe kommt. Ha, mit welcher Lust werde ich diese verfluchten Kerls, diese Ulemas, hängen und spießen lassen! Doch da kommt Herr Bärenstecher, die Sache kann angehen. So nimm, Gerechtigkeit, denn Deinen Lauf."

„Platz auf der Bühne!" ruft der Inspicient mit leiser, aber eindringlicher Stimme. Und wie fortgeweht von einem Zauberstabe verschwindet alles nach rechts und links in Gebüsche und

Wagen, ewig ſchaukeln die Federn, und ich bin überzeugt, wenn die alte Hofdame einmal einen Tag lang nicht ausfahren ſollte, was jedoch noch nie vorgekommen iſt, ſo würde der Geſpenſterwagen am ganzen Leibe zitternd in der Remiſe ſtehen, als ſei ihm etwas Entſetzliches begegnet.“

Die Frau Winklere ſchüttelte mit dem Kopf und ſagte: „Es fahren aber doch keine Geſpenſter darin?“

„Für jetzt noch nicht,“ ſagte Joſeph, „aber wenn die alte Hofdame einmal todt iſt, wollen wir ſehen, was geſchieht; alsdann gehe ich dem Wagen zehn Schritt aus dem Wege; denn daß die Alte da oben einmal ſpucken muß, das kann nicht fehlen, ſonſt gäb' es keine Gerechtigkeit mehr, ſie hat das um uns alle verdient.“

Damit zog Herr Winkler ſeine beiden Schimmel aus dem Stande, ſah ſorgfältig nach, ob nicht ein Hälmchen Stroh oder Heu irgendwo ſitzen geblieben ſei, ſchnallte die Regendecke feſter an und zog, den Hut hälftig auf das rechte Ohr geſetzt, die Stallgaſſe hinab.

Am Ende derſelben links in einem leeren Stande lag auf einem großen Strohhaufen der Pfeifer des Schwalbenliedes und war ſanft entſchlummert; Joſeph, der dies ſchon von Weitem bemerkte, wickelte lächelnd ſeine Peitſche los und applicirte mit ungemeiner Sicherheit mit dem Ende der Schnur einen feinen Hieb auf einen Theil des Körpers, den die Stallwache unvorſichtigerweiſe emporſtreckte, und als der alſo Getroffene in die Höhe ſprang, rief der Kutſcher mit ernſter Miene: „Thür auf, Thür auf!“ und gieng gravitätiſch mit ſeinen beiden Schimmeln von dannen, innerlich aufs vergnügteſte lachend.

Die Frau Winklere folgte ihrem Sohne, aber in ſehr weiter Entfernung von den Schimmeln, denn ſie hatte gehört, daß ſolche Thiere manchmal ſehr bösartig ſind und gern ausſchlagen.

In der Remiſe, die ſich neben dem Marſtall befand, war wegen des ſchlechten Wetters [illegible] einzige Thüre geöffnet,

Bayerische Staatsbibliothek München

Palmenwälder. Die Bühne, ſo eben noch angefüllt mit dem bunteſten Getreibe, liegt nun mit einem Mal öde und leer; ſtatt des ſchimmernden, glänzenden Lebens, das hier eben noch geherrſcht, ſehen wir nun eine einſame Halle, zu der auf beiden Seiten Palmen hereinnicken, im Mondſchein da liegen, und das einzige Geräuſch, das wir vor der Hand hören, iſt das Plätſchern des Springbrunnens, der ſein Waſſer in die Höhe wirft.

Achtzehntes Kapitel.

Sidi-ben-Aben-Hamet's dunkle Stunde.

Vor dem Portal-Vorhange drunten ſetzt der Souffleur ſeine Brille auf, nachdem er ſie vorher ſorgfältig abgewiſcht; das erſte Zeichen mit der Klingel ertönt, alle vom Publikum, welche während des Zwiſchenaktes aufgeſtanden waren, laſſen ſich ziemlich geräuſchvoll auf ihre Sitze nieder; dann hören wir das zweite Zeichen, und nachdem der Capellmeiſter einen Augenblick ſeine rechte Hand mit dem Taktirſtocke, wie Aufmerkſamkeit fordernd, ausgeſtreckt, ſinkt Hand und Stock nieder und die einleitende Muſik zum zweiten Akt fängt mit einem Pizzicato der Streich-Inſtrumente an, das Saitenſpiel zu einer Serenade darſtellend, welche gleich darauf in den mondbeglänzten Hallen der Kalifenburg ertönen wird.

Herr Bander hatte ſeinen gewöhnlichen Platz hinter den Couliſſen eingenommen, das heißt ſo nahe als möglich bei ihr, und

da er nachher mit der Tänzerin zu gleicher Zeit aufzutreten hatte, ſo war es durchaus nicht auffallend, wenn er ſich heute unmittelbar in ihrer Nähe hielt. Wie gern hätte er ſie angeſprochen, und ſeine Blicke hingen unausgeſetzt an ihrer ſchlanken Geſtalt, um, wenn ſie zufällig einmal umſchaute, es durch ein raſches Vortreten möglich zu machen, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen und darauf hin ein paar Worte wagen zu können.

Jetzt hatte der Kalif draußen eine große Scene, an deren Schluß er gerade abtrat, wo die Tänzerin und Sidi-ben-Abenhamet ſtanden. Kaum hinter den Couliſſen angekommen, legte er ſeinen kaiſerlichen Anſtand und ſeine großherrliche Miene ab, um zu ſeiner reizenden Collegin zu ſagen: „Wenn man in einer Scene vor Ihnen auftritt, ſo iſt das undankbare Publikum noch undankbarer, als gewöhnlich; ich finde es aber auch begreiflich, daß ſich alsdann keine Hand rührt. Sie ſparen das für was Beſſeres auf.“

„Sie ſind undankbarer, als das Publikum,“ gab Roſa lächelnd zur Antwort. „Das nennen Sie keine Hand rühren? Hören Sie doch! Wir armen Tänzerinnen ſind für Ausnahmefälle mit dem Beifall vollkommen zufrieden, den Ihr für gewöhnlich dahinnehmt.“

„O ſchöne Heuchlerin! — Doch Scherz bei Seite!“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich ſage auch nur zu Ihnen ſo etwas, einer Dame, von der ich weiß, wie wenig ihr an dem rauſchenden Beifall von da unten gelegen iſt; aber kalt ſind ſie ſchon da draußen. Es iſt gut, wenn ſie ſich bei Ihrem Anblick etwas erwärmen. Ah, edler Sidi,“ wandte er ſich an Herrn Bander, der ſich ſchüchtern am Ende der Couliſſe hielt. Sie thun recht daran, ſich hier in dieſer gefährlichen Nähe zu halten; man muß ſich an alles gewöhnen, damit ein armes Herz, das doch vergebens ſchmachtet, von dem ſüßen Gift aus dieſen Augen nicht zerſtört wird.“

„Sie sind wahrhaft unverbesserlich," sagte die Tänzerin, indem sie lächelnd sich umblickte, und während der Kalif nach den oben gesprochenen Worten stolz und mit majestätischen Stirnrunzeln durch die zurückweichenden Reihen der Gartenwachen, Janitscharen, Ulemas und Verschnittenen aller Art dahinschritt, sagte sie zu Herrn Vander: „Sie werden finden, es ist hier eine ganz eigenthümliche Sprache, die man sich, um sie zu verstehen, zuerst ins Genießbare übersetzen muß."

Dies war der Augenblick, wo Sidi-ben-Aben-Hamet es wagen konnte, vorzutreten.

„Und dies ist sehr begreiflich, mein Fräulein," sagte er, „herrschen doch hier dieselben Gefühle und Leidenschaften, wie in der andern Welt, nur zuweilen vielleicht etwas schärfer ausgeprägt, und deßhalb ist die Sprache hier auch wohl bilderreicher — phantastischer, wenn auch diese Phantasie nicht immer am rechten Orte angewandt wird."

Sie blickte ihn erstaunt an, und ein leichtes Wohlwollen überflog ihr Gesicht. Sie war es so wenig gewohnt, aus den Kreisen, denen auch Herr Vander angehörte, ein außergewöhnliches Wort in so ruhigem, ja, edlem Tone aussprechen zu hören, daß sie sich nicht enthalten konnte, den jungen Mann aufmerksam zu betrachten und das Gespräch fortzusetzen, indem sie sagte: „Ich möchte Ihnen widersprechen, daß hier dieselben Gefühle und Leidenschaften wie in der andern Welt herrschen; hier tauchen welche auf, von denen man jenseits dieser Mauern gar keinen Begriff hat."

„Andere Leidenschaften wohl nicht," gab Herr Vander in ruhigem Tone zur Antwort, „aber wie ich mir vorhin erlaubte zu bemerken, Leidenschaften leidenschaftlicher aufgefaßt und wiedergegeben."

„Ein Unterschied, der mir nicht ganz klar ist."

„Den man ſich vielleicht erklärlich machen kann, wenn man zugeben will, daß alles, was uns hier umgibt, ſo viel Schatten und ſo viel Licht, ſo viel Pracht und Herrlichkeit, welche von Muſik, Talent und Schönheit getragen, in unmittelbarer Nähe auf ein empfängliches Gemüth gewaltig einwirkt und das Herz leidenſchaftlicher fühlen läßt.“

„Ein gefährliches Gefühl,“ erwiederte nachdenkend die Tänzerin, „wenn es hervorgerufen iſt durch dieſe blendende, aber ſo falſche Theaterwelt. Denken Sie, nach einem ſo ſchillernden, brillanten Abendleben, wie ſie es eben geſchildert, an die Nüchternheit des andern Morgens. Wir müßten uns ja alle wie Geſpenſter vorkommen, die beim erſten Hahnenſchrei unſichtbar werden, wenn wir ja nur etwas von der Welt auf dieſen Brettern für die wahre Welt halten wollten.“

„Ich gebe zu, daß beim Licht des Tages manches abgebleicht, fahl erſcheinen würde, das heute Abend ſchimmernd und friſch vor uns ſteht. Aber,“ ſetzte er mit einem flammenden Blicke auf das ſchöne Mädchen hinzu, „iſt denn hier alles Schein und Trug, gibt es hier nicht auch ein Leben, das ſich im natürlichen Kleide ohne Flitter und Gold, ohne Schminke viel herrlicher zeigt, wenn es all den falſchen Glanz abgeſtreift hat? Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, Sie haben dort vor ihrer Bruſt eine einzige, ächte, eben erſt aufgeblühte Roſenknospe, die ſich ſchüchtern verſteckt zwiſchen den golddurchwirkten Bändern. Würde ſie ſich weniger ſchön ausnehmen, wenn ſie morgen früh an einem einfachen weißen Kleide ſichtbar wäre?“

„Wenn auch ein klein wenig Wahrheit in Ihren Worten liegt,“ verſetzte Roſa, die anfing, ſich für den Sprecher zu intereſſiren, „ſo gehen Sie doch von einem falſchen Fundamente aus, und was Sie als Regel geltend machen wollen, ſind allenfalls ſpärliche Ausnahmen.“

„Ja, Ausnahmen sind es," rief er enthusiastisch aus. „Bei Gott, darin haben Sie Recht! Und hier bei diesem Theater vielleicht nicht einmal Ausnahmen, sondern nur Eine Ausnahme — Sie, mein Fräulein!"

Rosa hatte den Arm auf ein hervorstehendes Palmblatt gelegt und den Kopf unendlich anmuthig an denselben zurückgelehnt. Dann sagte sie lächelnd in freundlichem Tone: „Ich wäre wahrhaftig geneigt gewesen, Sie den ersten Worten nach auch für eine Ausnahme von der hiesigen Regel zu halten, aber nun fallen auch Sie auf einmal in den alten bekannten Ton zurück. Das müssen Sie vermeiden, wenn wir künftig zusammen plaudern sollen."

In seinem Auge flammte es auf, er richtete sich empor und indem er die Hand auf sein Herz legte, gab er zur Antwort: „Ich bin vom Stamme der Ulemas, mein Fräulein, denen etwas prophetische Gabe zugeschrieben wird. Wenn ich nur gewußt hätte, daß Sie mir auf meine, wenngleich wahre, doch etwas triviale Bemerkung die Antwort geben würden, ja, wenn ich diese Antwort heiß gewünscht hätte —"

„Und was würden Sie dadurch gewinnen?" fragte die Tänzerin nicht ohne Theilnahme in Blick und Stimme.

„Die entfernte, mich beglückende Hoffnung, vielleicht später noch einmal mit Ihnen reden zu dürfen," sagte der Ulema, indem er sich verneigte, leise aber doch verständlich.

In diesem Augenblicke segelte Herr Bärenstecher um die Ecke des Palmenwaldes herum, sein Buch in der Hand und sprach mit seiner näselnden Stimme: „Ihre Scene wird sogleich kommen, Fräulein Rosa. — Sie, Herr Bander, kommen zwischen der dritten und vierten Coulisse heraus, die Anderen sind schon auf ihren Posten. Sie thäten auch gut daran, junger Mann," setzte er murmelnd hinzu, „sich nicht allzu sehr zu zerstreuen. Gott der Gerechte, wie ist die Welt geworden! Wenn man früher zum

erſten Mal auftrat, ſo wartete man zitternd vor Aufregung hinter der Couliſſe, bis ſeine Scene kam, ließ die Naſe nicht aus dem Notenblatt. Es wäre einem ſolchen Dilettanten gar nicht eingefallen, ſeine Zeit mit der erſten Tänzerin zu verplaudern."

Roſa hörte von dieſen Worten nichts mehr; ſie war mit einer freundlichen Neigung des Kopfes nach dem Hintergrunde gegangen. Bei Herrn Bander aber riefen ſie eine peinliche Stimmung hervor; er war durch das unverhofft gekommene Glück, mit dem angebeteten Mädchen reden zu dürfen, ſo völlig der Wirklichkeit entrückt worden, daß er, wie aus einem ſüßen Traume auf barſche Art wach gerüttelt, nun ſehr unſanft auf den Boden der Wirklichkeit zurückfiel. Ihn überfiel ein leichtes Fröſteln, denn im erſten Augenblicke wußte er ſo wenig mehr von ſeiner Rolle, daß er ſich kaum noch erinnerte, es gebe überhaupt einen Sidi-ben-Aben-Hamet auf der Welt.

„Nun, alter Ulema," rief Herr Richter lachend unter einem Palmenblatt hervor, „ſind wir zum Dienſt der Muſen gerichtet, nachdem wir vorher mit der gefährlichſten Sklavin des Großherrn Worte gewechſelt? Guter Knabe, nimm Dich in Acht. Wenn es kalte, herzloſe Sirenen gibt, die den Sinn bethören und das Herz ermatten laſſen, ſo iſt es dieſe, trotzdem ſie nicht mit der Stimme wirkt, ſondern nur mit ihren gefährlichen Augen und ihrem unvergleichlichen Körper."

Bander wandte ſich unmuthig ab. Dieſe Worte aus dem Munde des leichtfertigen Collegen verletzten ihn. Wie durfte es jemand wagen, ſo von ihr zu ſprechen? Jede derartige Bemerkung erſchien ihm eine Entweihung, und wenn er ſich ſagen mußte, daß vielleicht die Mehrzahl der Tauſende, die ihrem Auftreten mit Spannung entgegen ſahen, etwas Aehnliches denken würden, ſo ballte er ſeine Hände zuſammen und haßte die ſchauluſtige rohe Menge.

Doch weg mit diesen Gedanken! Er zog seine Rolle aus den Falten des Gewandes und überschaute sie noch einmal flüchtig. Sonderbar, sein Herz schlug heftig und den Athem mußte er fast mit Gewalt in die Brust ziehen.

„Sie müssen sich an die Spitze des Chores stellen," sagte Herr Bärenstecher, „wir haben von dem Augenblick an, wo die Janitscharenmusik einfällt, noch vierundzwanzig Takte. Geben Sie Acht, junger Mann, es handelt sich um Ihre Zukunft, doch seien Sie nicht verzagt," setzte der gutmüthige Beamte hinzu, „gestern in der Probe und vorhin ist es ganz gut gegangen. — Also vierundzwanzig Takte! Zählen Sie ein bischen mit, Richter!"

„Das versteht sich von selbst," gab dieser zur Antwort, „und beim zwanzigsten Takte werde ich ihm einen Puff appliciren. Dann gehst Du los, machst vier große Schritte gegen Herrn Benzenberger und sperrst den Schnabel auf."

Wenn Du, geneigter Leser, auf der Bühne einen Anfänger herauskommen siehst, der zu melden hat: Gnädiger Herr, so eben wurde dieser Brief für Sie abgegeben, so begreifst Du nicht, wie es möglich ist, daß dieser Anfänger bei der so unbedeutenden Sache sich so linkisch benehmen kann, und daß er statt mit einem decidirten Schritte aufzutreten, nur hereintrippelt, und statt mit ruhiger Miene laut und deutlich zu sprechen, zuerst nach Luft schnappt, wie ein Fisch auf trockenem Sand, und dann vielleicht sagen wird: Gnädiger Brief, dieser Herr da draußen, oder etwas mehr oder minder Gelungenes. Du würdest das natürlicher Weise besser machen. So liest man wenigstens aus manchem Achselzucken und manchem mitleidigen Lächeln aus der Masse der Zuschauer. Glaube mir aber, geneigter Leser, es ist für Manchen ein furchtbarer Augenblick, so zum ersten Male vor die gewissen Lampen treten zu müssen, die in der Wirklichkeit in einer schönen geraden Linie am Proscenium flammen, für den aber, welcher sie

in dieſem entſcheidenden Augenblicke ſieht, ganz beſondere Schlangenlinien beſchreiben und mit einer erſchreckenden Lebhaftigkeit auf und ab zu hüpfen ſcheinen, hinter ſich das Publikum beleuchtend, Kopf an Kopf, wogende, murmelnde Maſſen, ein wild bewegtes Meer, das ſo gerne geneigt iſt, ein neues Opfer zu verſchlingen.

Für Herrn Bander war dieſer furchtbare Augenblick gekommen, und als er dicht an der Scene, an der Couliſſe ſtehend, hinausſchaute, kam ihm alles ſo ganz anders vor als auf der Probe oder als noch vor wenigen Augenblicken. Jedes der alten bekannten Geſichter von den Sängern und vom Chor ſchien einen andern Ausdruck angenommen zu haben, hatte etwas Fremdartiges, ſchien mit ſtarren Augen nach der Couliſſe zu blicken, wo er ſtand, und ſich mit dem Vorgefühl zu beſchäftigen, es müſſe ſich im nächſten Augenblicke etwas Schreckliches begeben.

„Eins, zwei, drei, vier!“ zählte Herr Richter.

Selbſt der Kalif, der bis jetzt in finſterem Gleichmuthe dem Tanze der Odaliskenſchaar zugeſchaut, ſchien einen bangen Blick auf Herrn Bander zu werfen — ſo kam es dieſem wenigſtens vor — und fuhr mit der Hand über die Stirne, als fühle er ſie auffallend heiß werden.

„Fünf, ſechs, ſieben, acht!“ zählte der pünktliche College weiter, und das Herz Sidi-ben-Aben-Hamet's, welches den Takt der lebhaften Muſik in halben Noten begleitet hatte, ſchlug auf einmal Viertel und ging, während jener fortfuhr: neun, zehn, elf, zwölf zu zählen in haſtigen Achteltakt über.

Wenn nur die Janitſcharenmuſik hinter der Scene nicht gar ſo toll gelärmt hätte! So aber übertönte ſie förmlich die Muſik des Orcheſters und ließ ihn kaum die Tonart unterſcheiden, in welche er im nächſten Augenblicke einſetzen mußte.

Von der Stirne des Debutanten rieſelte der Schweiß herab

und verlor sich tropfenweise in dem dicken schwarzen Barte, den man um sein Kinn und seine Wangen geklebt, das fühlte er wohl, und trotz der großen Aufregung, welche sein ganzes Nervensystem erschütterte, stieg auf einmal ein Gefühl in ihm auf, als ob dieser falsche Bart sich loslösen müsse und von ihm herabfallen, so wie er vor Soliman stände.

Dieser schreckliche Gedanke raubte ihm fast den letzten Rest seiner Sinne, und es war noch ein Glück für ihn, daß er seinen treuen Richter hinter sich hatte — zwanzig! zählte dieser nun, und darauf fühlte Bander den angekündigten leichten Puff, der ihn vorwärts schob.

„Hinaus, hinaus!" flüsterten die Ulemas, und er sprang von einem tausend Fuß hohen Thurme in ein wild brausendes, an Klippen schäumendes Meer hinab. So war das Gefühl, mit welchem er nach vier schlecht ausgeführten Schritten vor den grimmig blickenden Kalif Soliman trat.

Im Schauspiel kann man schon eine Pause riskiren, man kann, ehe man eine Anrede herausbringt, wohl einen Augenblick stumm dastehen. Ist der, mit welchem man zu thun hat, ein routinirter Schauspieler und dabei ein wohlwollender Mensch, so wird er uns durch eine Pantomime unterstützen, durch eine Handbewegung, welche zum Beispiel so viel sagt als: Sprich, mein Sohn! Ja er kann noch mehr thun, er kann für uns sprechen: ich verstehe deine Miene, ich lese aus den verzerrten Zügen deines bleichen Gesichtes, daß die Feinde vor den Thoren sind.

Bei einer Oper aber, wo der Takt der Musik unerbittlich fortschreitet, ist kein Anhalten, kein Verweilen möglich; die Violinen klingen, die Hörner schmettern, der Contrebaß brummt, das tobt und rauscht durch einander, und es ist das gerade, als triebest du auf wild bewegtem Strome einem Wassersturze zu, der

dich in der nächsten Sekunde mit hinabreißen muß in seine unergründlichen Tiefen. Selbst der Capellmeister, der Mann, der mit sicherer Hand und hochgeschwungenem Taktirstock das Ganze regiert und leitet wie der Reiter ein wohldressirtes Pferd, muß geschehen lassen, was da geschieht, und wenn ihm selbst eben so gut wie dem Sänger da droben der helle Angstschweiß auf der Stirne perlt. — Es ist wie in der Schlacht:

„Die Pferde schnauben und setzen an,
Liege, wer will, mitten in der Bahn,
Sei es mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß' mir die Seele sein Jammerton,
Ueber seinen Leib hinweg muß ich jagen,
Kann ihn nicht sachte bei Seite tragen."

Und hinter dem Orchester sitzt das Publikum, und lacht und zischelt und reckt die Hälse und liest den Zettel und richtet seine tausend gläsernen Augen gegen das Opfer, welches nun auf der Bühne erschienen ist. Das ist also der angehende Sänger? flüstert ein Nachbar dem andern zu, bleich genug sieht er aus. — Und schlecht angezogen ist er. — Wie er mit den Armen schlottert und mit gebogenen Knieen geht. — Da erleben wir etwas. — Ein schönes Oberhaupt der Ulemas; er hat furchtbare Angst, wie ein schlechter Soldat in der Schlacht — der hinter ihm ist, muß ihn ordentlich vorschieben. — Jetzt öffnet er den Mund.

„Der Mufti uns befohlen hat,"

hätte nun der unglückliche Sidi-ben-Aben-Hamet singen sollen, da er aber nur den Mund öffnete und keinen Ton hervorbrachte, so erbarmte sich der Chor der Ulemas seiner und sang Solo und Chorstimme alles durcheinander, doch richtig wie es geschrieben stand, und so wäre diese Scene auch ohne besondere Störung

und aus derſelben hervor ragte die Deichſel des Geſpenſterwagens, und der Wind, der durch den Hof in die Remiſe fuhr, ſpielte mit den gelben, ſchweren Troddeln oder ſchüttelte auch zuweilen leiſe das Geſtell des Wagens.

Der Kutſcher ſtellte die Pferde zu beiden Seiten der Deichſel, ſchnallte die Aufhalter feſt, dann trat er an den Wagenſchlag, öffnete ihn und nahm ſeinen mit Pelz beſetzten Mantel heraus, den er alsdann mit großer Geſchicklichkeit auf den Sitz des Bockes hinaufwarf. Hierauf ſteckte er die Peitſche daneben, ſpannte die Pferde vollends ein, ſchnallte die Zügel feſt und reichte ſeiner Mutter die Hand zum Abſchied, während er im Begriffe war, hinauf zu ſteigen.

„Vergeßt alſo nicht, alte Frau,“ ſagte er, „zu der Welſcher hinzugehen und ihr zu ſagen, daß ich nächſtens komme in großer Uniform, um mich nach dem Befinden des Kindes zu erkundigen; auch mehrere meiner Kollegen werden ebenfalls kommen, und das alte Haus ſoll aufpaſſen, ich meine nämlich das alte Kloſter, wenn es uns heranwackeln ſieht. Adieu Frau!“

Mit dieſen Worten ſchwang ſich der Kutſcher mit großer Leichtigkeit auf den Bock, fühlte mit der Hand, ob der Hut auch recht keck auf dem rechten Ohr ſitze, ſetzte ſich dann ſo leicht und elegant wie möglich in die rechte Ecke des Sitzes (die Kutſcher vornehmer Herrſchaften ſitzen nie anders, als auf dieſe Art), dann nahm er die Zügel feſt in die Hand, grüßte die Mutter nochmals mit der Peitſche und fuhr zum Thor hinaus, wobei er ſorgfältig jedem Stoß der Rinnſteine und jedem anderen kleinen Hinderniß durch eine angenehme Biegung des Oberkörpers auswich und ſo in beſtändiger Bewegung war, ſeine Arme und Hände ausgenommen, die er unbeweglich und wie feſtgemauert hielt.

Die Frau Winklere ſah dem ſtattlichen Sohne nach, bis der Wagen um die Ecke des Schloſſes verſchwand.

vor sich gegangen, wenn sich nicht der unglückliche Debutant etwas Weniges ermannt hätte, um so wie er den Vorhang im Hintergrunde sich bewegen sah, sein Allah! heraus zu schreien. Leider aber verfehlte er den Takt und irrte sich auch, wie man in der musikalischen Welt zu sagen pflegt, um eine dicke Schwingung in der Tonart.

Im Publikum wurde gelacht, und selbst ein zischender Ton drang zu den Ohren des unglücklichen Oberhauptes der Ulemas.

Da erschien Fatime, und das Publikum empfing seinen Liebling mit einem rasenden Applaus.

Hätte sich der Debutant, durch diesen Beifallssturm gedeckt, leise zwischen die Reihen der Ulemas zurückgezogen, so wäre noch alles gut gegangen, doch konnte er es nicht ertragen, so vor ihren Augen gänzlich zu verunglücken, und was er im Sange gefehlt, hoffte er durch ein ausdrucksvolles Spiel wieder gut zu machen. Deßhalb als er sein Allah! hinaus schrie, trat er, so viel Schrecken und Entsetzen auf seinen Mienen zeigend, als ihm nur möglich war, mit dem linken Fuße einen so ungeheuren Schritt zurück, und trat seinen Freund Richter so furchtbar auf ein Hühnerauge, daß dieser, obgleich im Singchor an Selbstüberwindung gewöhnt, doch ein halblautes: Kreuzdonnerwetter! ertönen ließ und seinen schmerzenden Fuß so heftig zurückzog, daß er den armen Sidi-ben-Aben-Hamet nothwendiger Weise aus dem Gleichgewicht bringen mußte. Da dieses unglückliche Oberhaupt der Ulemas im selben Augenblicke aber auch schwunghaft mit seinem Oberkörper zurückwich, so verlor er das Uebergewicht und stürzte mit einer entsetzlichen Behendigkeit, den Kopf rückwärts voran, in die Tiefen der Ulemas, die für ihren Chef in diesem furchtbaren Augenblicke nicht das Geringste thun konnten. An ein Aufhalten dieser niederstürzenden Bombe war nicht im Geringsten zu denken, und erst als der unglückliche Debutant unter

dem kränkenden Gelächter des Publikums zur Ruhe gekommen war, schaarten sich die Ulemas dicht um ihn herum, und Herr Richter, so wie der lange hagere Chorist griffen lebhaft zu, um ihn vom Boden emporzuheben und mit so wenig Aufsehen wie möglich hinter die Coulissen zurück zu schleppen.

Es war noch ein Glück für ihn, so wie für die ganze Vorstellung, daß Rosa gerade auf der Bühne stand. Einen Augenblick zuckte etwas wie die Idee von einem Lächeln über ihr schönes Gesicht, nicht sowohl hervorgerufen durch den Fall des jungen Mannes als durch den furchtbar verzerrten Gesichtsausdruck des Kalifen Soliman, welchen er zu zeigen genöthigt war, um ein lautes, für den großen Sultan sehr unanständiges Lächeln darunter zu verbergen.

Später sagte Herr Benzenberger zu dem unglücklichen Debutanten: „Und wenn Sie mein Bruder wären, so müßte ich Ihnen gestehen, daß ich nie etwas Komischeres sah, als das förmliche Rad, welches Sie rückwärts zwischen die Ulemas hinein schlugen."

Das Publikum benahm sich wie häufig bei solchen Fällen; ein großer Theil lachte, Wenige zischten, aber eine noch geringere Anzahl fühlte ein Mitleiden mit dem jungen Mann, dessen Laufbahn wenigstens vor der Hand durch diesen Fall jählings unterbrochen worden.

„Ich habe nie so was Hölzernes gesehen," sagte ein junger Lieutenant, der selbst aussah, wie ein bunt angemaltes Bleistift, und ein Anderer setzte hinzu: „Stürzt das Scheusal in die Wolfsschlucht!"

Damit war die Sache abgemacht, denn Fatime trat nun in ihrer entschiedenen Haltung vor das Publikum, und der halb lächelnde halb spöttische Ausdruck ihrer großen dunkeln Augen, mit dem sie während einiger Sekunden das ganze Haus über-

ſchaute, ließ in allen deſſen Theilen die gewohnte Ruhe und geſpannte Aufmerkſamkeit wiederkehren.

Schon nach den erſten ſo eleganten, wie graziöſen Bewegungen, die ſie machte, war die Scene von vorhin vergeſſen, und das ganze Publikum wandte Augen und Gedanken ſeinem Lieblinge zu.

Inhalt.

Erstes Kapitel. Seite

Von dunkeln Stunden überhaupt 7

Zweites Kapitel.

Bilder aus dem Süden 16

Drittes Kapitel.

Die Villa San Antonio 29

Viertes Kapitel.

Francesca und Rosa 38

Fünftes Kapitel.

Erkundigungen 53

Sechstes Kapitel.

Die erste dunkle Stunde 67

Siebentes Kapitel.

Ein gebrochenes Herz 80

Achtes Kapitel.

In der Dachkammer 98

Inhalt.

Neuntes Kapitel. Seite

Die Wohnung eines Künſtlers 110

Zehntes Kapitel.

Vor dem Theater 123

Eilftes Kapitel.

Auf der Probe 132

Zwölftes Kapitel.

Françoiſe und Roſa 147

Dreizehntes Kapitel.

Der Graf Lotus 160

Vierzehntes Kapitel.

Bei einem kleinen Diner 171

Fünfzehntes Kapitel.

Eine dunkle Stunde 189

Sechzehntes Kapitel.

In der Garderobe der erſten Tänzerin 208

Siebzehntes Kapitel.

Vor der Oper 228

Achtzehntes Kapitel.

Sidi-ben-Aben-Hamet's dunkle Stunde 241

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Elfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Fünfundvierzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

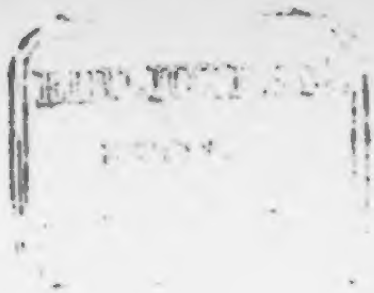

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Achtes Kapitel.

Aus dem Marſtall.

Anfangs fluchte Joſeph bedeutend, als er ſo aus dem warmen Stalle heraus in den Schnee des November-Nachmittags kam und trotz ſeines dicken Mantels zuſammenſchauderte; auch hielt er kleine heftige Monologe über das alte Hundewetter, wie er es zu nennen beliebte, über den alten Geſpenſterwagen und über die alten Hofdamen, welche es aus lauter Uebermuth hinter ihrem alten Kamin nicht mehr aushalten können und abſolut in den alten Straßen herumfahren und alle die alten Läden beſuchen müſſen, die ſie ja ſchon hundert Mal geſehen. Daß ſein Wagen gerade der einzige war, der ſich in dem Schneegeſtöber auf den Straßen bewegte, trug auch nicht zur Erhöhung ſeiner Heiterkeit bei.

Jetzt fuhr er vor eines der Schloßportale, hielt die Pferde an, — ein Lakai, der aus der Glasthür herausſprang, öffnete den Schlag, warf den Wagentritt herunter und half der Hofdame einſteigen.

So viel man in der Geſchwindigkeit von derſelben ſehen konnte, war es eine ziemlich ſtarke Dame mit ſehr blondem Haar,

Die dunkle Stunde.

Zweiter Band.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Neunzehntes Kapitel.

Nach der Oper.

Als Herr Bander hinter der Scene wieder auf seine Füße zu stehen kam, befand er sich vor dem Inspicienten Herrn Bärenstecher, welcher gelassen den Deckel seiner Schnupftabaksdose zuklappte und mit einem viel wohlwollenderen Tone der Stimme, als man von ihm gewohnt war, sagte: „Das ist ein Mißgeschick, mein lieber junger Freund, welches Sie nicht zu schwer nehmen müssen. Wenn es Sie trösten kann, so will ich Ihnen von einer Anzahl unserer größten Künstler Beispiele von ähnlichen verunglückten Debuts erzählen. Das thut alles nichts, wenn man nur den wahren Funken in sich fühlt und eine unüberwindliche Lust zu diesen fürchterlichen Brettern. Ist die aber vielleicht bei Ihnen nicht besonders groß, so könnten Sie wohl auch nicht übel daran thun, diesen Vorfall als einen kleinen Fingerzeig zu benutzen. Gott der Gerechte! Sie sind jung und die Welt ist groß — Herr Löffler," unterbrach er sich selbst, indem er mit halber Stimme einem Zimmermann zurief, „sagen Sie den Andern da hinten, daß man nicht den Platz in der achten Coulisse versperrt, da wird ja das ganze Balletchor hinausrasen."

Vander dankte für die gut gemeinte Rede des Inſpicienten und ſtammelte ein paar Worte der Entſchuldigung gegen den Regiſſeur, der auf ihn zutrat.

Dieſer zuckte mit den Achſeln und ſagte: „Es iſt ſchlimm, wenn man zum Lachen Anlaß gegeben hat. Was das falſche Singen anbelangt, ſo würde ich mir daraus nichts machen, aber —! — Nun, laſſen Sie ſich keine grauen Haare darüber wachſen, ziehen Sie ſich aus, Sie dürfen doch heute nicht mehr auf die Scene."

Dieſem Befehl gemäß ging Vander in die Garderobe und machte dort unter widerſtreitenden Gefühlen ſeine Toilette. Unglücklich fühlte er ſich wohl, daß ihm dieſer Unfall gerade vor ihren Augen geſchehen war, daß er ſich vor ihr lächerlich gemacht, und gerade ein paar Minuten nachher, da ſie ſo freundlich mit ihm geſprochen. Was den ächten Funken anbelangte, den Herr Bärenſtecher berührt, ſo mußte er ſich ſelbſt eingeſtehen, daß er dieſen nicht ſo ſehr in ſich verſpürte, um hoffen zu dürfen, ihn in gewaltiger, heiliger Lohe emporflammen zu ſehen. Ihm war ſein Betreten der Bühne nur Mittel zum Zweck geweſen, und oft, wenn ihn ſein Freund Richter auf ein anderes Talent, welches in ihm ſchlummerte, aufmerkſam gemacht, mußte er ihm Recht geben und fühlte wohl die Kraft in ſich, auf dieſem andern Gebiete der Kunſt etwas Tüchtiges leiſten zu können. Aber Roſa, ſie, die er ſo unbeſchreiblich liebte, daß es Augenblicke gab, wo er ſich mit ſeiner lebhaften Phantaſie ausmalte, es müſſe irgend ein Zauber ſein, der auf ihn eingewirkt und der ihn nur dann ruhig und glücklich ſein ließ, wenn er ſich in ihrer Nähe befand! Wie oft ſchon hatte er ſich in der Garderobe des Theaters etwas zu thun gemacht, wenn er in Wahrheit nichts dort zu thun hatte, wie oft war er dem Inſpicienten, dem Garderobier, dem Hausverwalter in kleinen Dingen nützlich geweſen, nur um mit ihr, die an ſolchen Abenden beſchäftigt war, die Luft unter einem Dache athmen zu können.

Wie konnte er sich Stunden lang vor dem glänzenden Hause aufhalten, wo sie wohnte, Abends an die erleuchteten Fenster hinaufschauen und oft von Weitem dem Wagen folgen, wenn sie in Gesellschaft fuhr, um sich alsdann, nachdem die raschen Pferde längst verschwunden waren, an einer Straßenecke nieder zu setzen und zu träumen von dem dumpfen, behaglichen Rollen eines Wagens, welcher jeden Lärm der Außenwelt abschnitt und der es bei seinem einförmigen Getöne so angenehm machte, ein heimliches Gespräch an ihrer Seite zu führen, wenn seine Hand an dem feinen Gewebe ihres Shawls streifte, wenn seine Wange den duftigen Hauch ihres Mundes spürte.

Seine ärmliche, in dem Viertel des arbeitenden Volkes gelegene Wohnung gewährte ihm häufig eine angenehme Ruhe, ein unbeschreibliches Behagen. Hier war es ihm oft, wenn er in tiefes Sinnen versunken in dem alten Lehnstuhle saß, als könnten seine mächtigen Gedanken, die gewaltsam an ihrer Sphäre zogen, sie in seine Nähe zaubern, da schien es ihm, wenn er sein Auge schloß, als vernehme er den Klang eines leichten elastischen Schrittes auf der Treppe, als höre er an den Wänden des engen Corridors draußen ihre Gewänder rauschend anstreifen, als erschalle in seiner Nähe ihre tiefe, wohlklingende Stimme. Ja, oft schon hatte es ihn in solchen Augenblicken aus seinen Träumen aufgeschreckt; er war aus seinem Zimmer gegangen in das vordere Haus und hatte dort geschaut und gelauscht, um nichts zu sehen, als vielleicht eine der ärmlichen Arbeiterinnen seines Nachbars, des Damenkleidermachers Daniel Schweizer, oder dessen dünnes, zwirnfadenähnliches Organ zu vernehmen. Die Zeit ist vorbei, sprach er dann zu sich selber, wo holde Feen einen armen Sterblichen, wenngleich incognito, beglücken, wo irgend eine Blumenkönigin erscheint, mit holder Stimme sprechend: Deine stille Liebe zu mir, Deine Verehrung für die Rosen hat mich gerührt, laß uns glücklich sein die wenigen Augenblicke,

die mir vergönnt, in der Sphäre zu leben, der ich nicht angehöre.

Dies und Aehnliches bewegte auch jetzt wieder den Geist Vander's, als er in der Garderobe Stück für Stück seines Ulema-Costumes ablegte, und er dachte mehr und mehr, daß sein heutiges Mißgeschick wohl der Fingerzeig einer gütigen über ihn wachenden Macht sein könne, die ihn vor anderem größerem Mißgeschick bewahren wolle. Noch ehe er sich gänzlich in den gewöhnlichen Menschen umgewandelt hatte, war er mit sich selbst im Reinen und sagte, als er das letzte Stück seines Costumes ablegte: „Gute Nacht, Herrendienst; hoffen wir auf das Glück, noch zwei Worte mit ihr reden zu können!"

Daß er so mit sich in's Reine gekommen war, gab seinem Geiste die Spannkraft wieder, und so war es ihm möglich, sich im Zwischenakt den Collegen auf der Bühne mit lächelndem Munde zu präsentiren, ja, auf die Scherze mit einzugehen, die sich dieser oder jener minder zarte Charakter erlaubte.

Der lange und hagere Chorist mit der Gräberstimme, der einen Kreuzfahrer darstellte, stand da in malerischer Haltung an eine riesenhafte Banane gelehnt und sagte: „Laßt Euch diese Kleinigkeit nicht anfechten, guter Vander; was kümmert's einen großen Geist, ob das vielköpfige Ungeheuer da unten, welches sich Publikum nennen läßt, witzelt oder spöttische Bemerkungen macht? Der Eleganteste unter ihnen soll es versuchen, einen Brief heraus zu bringen, oder was noch schlimmer ist, singend zu melden, wie ich im Robert dem Teufel: Zu Dir, Robert der Normandie, bringt diesen Ruf zur Fehde — ha, beim Styx, sie würden sich schön ausnehmen! Wenn sie sich dann so selbst sehen könnten in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle!"

„Komisch war es bei alledem, lieber Kerl," meinte Richter lachend, als Du so kopfüber unter die entsetzten Ulema's hineinschlugst."

„Ja, ja, komiſch!“ meinte ein Dritter, der hinzutrat.

„Und recht komiſch,“ ſagte der lange Kreuzfahrer, „und ſo iſt's Recht; was man thut, muß man ganz thun; aber die feine Nuancirung in Ihrem Spiel,“ ſetzte er etwas boshaft lächelnd hinzu, „verſtand doch Keiner von denen da unten. Sie wollten pantomimiſch zeigen, daß jeder zu Boden geſchmettert wird, der es wagt, dem Strahl der Augen der göttlichen Fatime entgegentreten zu wollen. Glaubt mir, da iſt ſchon mancher Sterbliche unterlegen, dafür aber auch zehntauſendmal glücklich der, dem er einſt in heißer Liebe zulächelt. — Ah, dort kommt ſie wieder, ſeht nur hin, Kameraden, ob das nicht eines der prächtigſten Wunderwerke der Natur iſt, ein herrliches Stück Arbeit, auf das der Schöpfer ſtolz ſein kann. Bei meinem Schwert!“

Er hatte dieſe Worte ſehr poetiſch geſprochen und legte ſeine Rechte an den Griff ſeines langen Ritterſchwertes und blickte dabei ſo herausfordernd um ſich, als warte er nur auf ein mißbilligendes Wort, um einem ſolchen Frevler gleich den Ritterhandſchuh zuſchleudern zu können.

Aber die Männer, die umherſtanden, waren alle der Anſicht ihres hageren Collegen und wandten ihre Augen mit Vergnügen der leuchtenden Erſcheinung zu, die aus ihrer Garderobe trat und ſich der Bühne näherte. Nur eine weibliche Stimme, die der Madame Schelle nämlich, welche hinter der Banane ſaß und an ihrem wollenen Strumpfe ſtrickte, ließ ſich vernehmen.

„Gewiß, Pauke, wie ich ja ſchon vorhin ſagte, es iſt nächſtens keine Ehre mehr, bei dem Theater zu dienen. Jetzt ſchaut mir einmal die wieder an, könnte ſie nicht gerade ſo gut den leichten Fetzen, den ſie noch anhat, an die Couliſſe hängen und ſo herauskommen? Damit wäre ihr und Manchem da unten noch beſſer geholfen.“

Worauf die Pauke entgegnete: „Weiß Gott, daß Sie Recht hat, Schelle; ich wäre nicht dazu zu bringen, ſo hinaus zu treten.“

„Was auch entſetzlich für das Publikum wäre," bemerkte der lange Choriſt, indem er um die Ecke ſchaute nach den beiden Colleginnen hin, die aber beruhigt fortfuhren, zu ſtricken, und durchaus nicht ſo thaten, als gäbe es überhaupt Kreuzfahrer in der Welt.

Ja, da ſchritt ſie hin, und Bander's Auge hing in kaum verdeckter Glut an ihr. Eigentlich ſchritt ſie nicht, ſondern ſie ging mit feſtem Schritte, ruhig und majeſtätiſch, aber jeden Auftritt des Fußes durch eine unbeſchreiblich elegante Bewegung markirend. Dabei wiegte ſie ſich leicht und elaſtiſch in den Hüften und ſchaute mit dem ſchönen edlen Geſicht freundlich nach allen Seiten, während ſie die Lippen leicht geöffnet hatte und ſie nur zuweilen ſchloß, nachdem ſie geathmet. Einige dunkel blühende Granatblüthen in ihrem ſchwarzen Haar waren der einzige Schmuck, den ſie an ſich trug.

„Was meint Ihr, Richter," ſagte der lange Kreuzfahrer, „um dieſes wunderbare Mädchen da, wie es geht und ſteht, einen reichen feinen Pelz geſchlungen und nun fort mit ihr in einem dicht verſchloſſenen Wagen, um ſie an's Ende der Welt zu entführen? — Wie?"

Richter nickte lächelnd mit dem Kopfe, worauf er zur Antwort gab: „Wenn Du Deine üppige Phantaſie nur mit Deinen übrigen Gaben in Einklang bringen wollteſt! Du biſt mir ein rechter Don Quixote, ſchwärmſt für die Dulcinea von Toboſo und kannſt glücklich ſein, wenn Dich ein geringes Schenkmädchen mit einem zweifelhaften Blicke beehrt."

„Bah, ſo habe ich doch wenigſtens meine Phantaſie! —"

„Ja, und Andere die Wirklichkeit."

Bander biß ſich heftig auf die Lippen, als er dieſe Aeußerung hörte, und war ſchon im Begriff, mit bebender Stimme eine Frage zu thun, als ihm der Choriſt mit der üppigen Phantaſie zuvorkam und lachend ſagte: „Kannſt Recht haben, mein Junge,

es ergeht mir wie dem kleinen Bettelbuben, der ſein Stück trockenes Brod behaglich vor dem Küchenfenſter des Reſtaurant verzehrt, wo ihm die pikanteſten Speiſedüfte in die Naſe ſteigen. Eine edle Phantaſie, wie die meinige, iſt etwas Göttliches und frei von allem Egoismus. Wenn ich nachher im Regen nach Hauſe patſche und ihr Wagen bei mir vorüberfährt, ſo bin ich im Stande, ohne Neid den Traum von dem reichen Pelze fortzuträumen."

„Das können Sie freilich ohne Egoismus thun," miſchte ſich Bander in das Geſpräch, wobei er ſich Mühe gab, den Ton ſeiner Stimme vollkommen gleichgültig erſcheinen zu laſſen, „denn daß die in ihrem Wagen allein fährt, darauf würde ich Gift nehmen."

„Aber ſehr geringes Gift," verſetzte der Andere mit einem verſchmitzten Lächeln, „ſonſt würde es Ihnen unbedingt ſchaden."

„Sie glauben?"

„Wenn ich etwas glaube, ſo brauche ich doch darum meinen Glauben nicht auszuſprechen. Was das Auge ſieht, glaubt das Herz."

„Na, Du wirſt auch nicht viel geſehen haben," warf Richter leicht hin. „Madame Pauke hat Recht," ſprach er mit einem Blick auf die Bananengruppe, „daß ſie mich vor Dir warnt, Du haſt eine glatte Zunge. Nicht wahr, Madame Pauke?"

„Ob ich Sie vor dem da gewarnt habe," entgegnete die würdige Choriſtin, „weiß ich mich in der That nicht zu erinnern, was aber den erwähnten Fall anbelangt, ſo möchte ich mir erlauben, zu ſagen, daß Sie es ſo wenig wie ich ſchriftlich haben, daß die da nach der Vorſtellung allein nach Hauſe fährt. Wenn wir nur reden wollten, nicht wahr, Schelle?"

Dieſe hob ihre Achſeln ſo hoch empor, als es ihr möglich war, worauf ſie mit einigem Geräuſch eine neue Nadel anſtrickte und ſich zu ſagen begnügte: „Darüber ſchweigt man beſſer."

Ein wilder Beifallssturm, Händeklatschen und der Ruf: Bravo, bravo! schallte aus dem vollen Hause hinter die Couliſſen.

„Der, welchen wir meinen, meine verehrten Damen," ſagte ſchmunzelnd der lange hagere Choriſt, „ſchaut und hört jetzt mit Entzücken zu und denkt an die nächſte Stunde, wo ſie erhitzt und noch bebend von der gehabten Anſtrengung an ſeine Seite geſchmiegt mit ihm durch die dunkeln Straßen fliegen wird."

Mehr konnte Bander nicht hören, er ſchützte Kopfweh vor, preßte die Hand vor ſeine Stirn und ging nach dem Hintergrund der Bühne, wo er ſich in einem dunkeln Winkel bei der Requiſitenkammer auf das Polſter niederließ, welches vor einer halben Stunde während ſeines unglücklichen Debuts dem Kalifen zum Sitze gedient, das Polſter, vor welchem ſie geknieet, auf das ſie während eines Augenblickes ihre kleine liebe Hand gedrückt.

Bander ſtützte ſeinen Arm auf ſeine Kniee und vergrub den Kopf tief zwiſchen die Finger. — — Ah, wenn er vorhin glücklich geweſen wäre, wenn er ſeine kleine Rolle glänzend durchgeführt, wenn man ihm applaudirt hätte, wenn ihr Auge ihn darauf wohlgefällig angeblickt und ſie ihm ein paar freundliche Worte geſagt! — Das hätte ja ſo kommen können, wenn ein großes, eminentes Talent aus ſeiner kleinen Rolle durchgeſchillert, wenn ihm die Collegin ein Wort der Anerkennung gezollt, wenn der Intendant im Zwiſchenacte zu ihm tretend geſagt hätte: Vortrefflich gelungen, Herr Bander, melden Sie ſich morgen um 10 Uhr bei mir, man wird Ihnen eine große Rolle zutheilen. — Dabei hatte ſie freundlich gelächelt und — — — im Traume fliegt man raſch und hoch — er hatte die große Rolle erhalten, und ſchon ehe er auftrat, war's im Publikum bekannt geworden, daß man etwas Außerordentliches zu erwarten habe. Das Haus erſchien angefüllt in allen Theilen. — Er trat heraus, nicht mehr befangen, wie damals bei ſeinem erſten Debut, nein, er war ſich ſeines Sieges bewußt, und mit einem Lächeln auf ſeinen Lippen

die ſich mürriſch in die Kiſſen warf, dem Bedienten einige Worte ſagte, worauf dieſer den Schlag zumachte, dem Kutſcher ebenfalls einige Worte zuflüſterte, hinten aufſprang, und dann liefen die Pferde mit dem Wagen in ſcharfem Trabe davon.

Dieſes Mal gieng es nach dem erſten Gaſthofe, und als der Wagen dort hielt und der Lakai an den Schlag trat, reichte ihm die Hofdame eine Karte heraus, welche der Bediente dem Portier des Gaſthofes übergab; dann rollte der Wagen weiter und hielt vor einem der erſten Kupferſtich- und Bilderläden der Stadt. Die Hofdame ſtieg aus und verſchwand in dem Gewölbe; der Lakai ſchloß die Ladenthür hinter ihr und trat alsdann ſo nahe als möglich zu dem Kutſcher heran, um einige freundliche Worte mit ihm zu wechſeln.

„Heute wird's einmal wieder lange dauern," ſagte der Bediente und hüpfte dabei von einem Beine auf's andere, um ſich die Füße zu erwärmen, wobei ſein überlanger Rock maleriſch in die Höhe wallte; „ich habe da eine ſchöne Liſte von Beſuchen in der Taſche, Freund Joſeph; ich rathe Euch, laßt nur wacker laufen, ſonſt haben wir vor dem Balle keine Viertelſtunde für uns."

„Wo geht's zunächſt hin?" fragte der Kutſcher.

„Wahrſcheinlich auf den Domplatz zu dem Hofjuwelier; ich habe ſchon viermal dahin laufen müſſen, und jetzt iſt ihm ein hoher Beſuch von der gnädigen Frau ſelbſt zugedacht; der Mann kann ſich auf eine freundliche Anrede gefaßt machen — wie hat ſie getobt! Ueberhaupt war das wieder ein ſchöner Tag! Sie kam mit rothgeweinten Augen von der jungen Herzogin herauf, das war ſchon um zehn Uhr, dann wurden Briefe geſchrieben und ich und der Garderobediener mußten den ganzen Vormittag herumlaufen. Puh, ſchlechtes Wetter, ſchlechtes Wetter!"

„Meint Er hier auf der Straße?" ſagte lachend der Kutſcher.

„Hier und zu Hauſe," entgegnete der Lakai; „Regen, Ungewitter und Sturm, was weiß ich!"

begann er den erſten Ton ſeines großen Recitativs. Drunten hielten ſich die Tauſende, die dieſen gewaltigen Tönen entzückt lauſchten, todtenſtill, bis im Geſang und Muſik eine Pauſe eintrat, dann —

Ein wiederholter verdoppelter Beifallsſturm durchbrauste abermals das Haus — — — — ihr geltend — — und ließ ihn weiter träumen. In der Leichtigkeit, mit der er ſang, war es ihm auch möglich, gänzlich unbeirrt von Angſt und Spannung ruhig das ganze Haus zu beobachten. Ah, wie viele ſchöne weibliche Köpfe lehnten lauſchend in der Logenbrüſtung, wie viel ſchöne Augen blickten mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit auf die Bühne, auf ihn. — Was waren ihm all dieſe glühenden Blicke! Er, der große Sänger, ſcherzte mit ihnen, wie mit Muſik und Spiel; er ſchaute triumphirend, gleichgültig an den Tauſenden vorbei, um immer an einer gewiſſen Loge ſchüchtern umzuwenden oder dorthin noch einen ſchnellen Blick zu wagen. Da ſaß ſie nämlich, für die er allein ſang und ſpielte, welcher all die Glut galt, die mit den Tönen ſeiner Bruſt entſtrömte. Zuweilen mitten im Spiele wagte er es, ihr ein kleines Zeichen zu geben; er legte die Hand auf ſeine Bruſt und bemerkte alsdann mit unausſprechlichem Entzücken, wie ſie ihre Rechte erhob und leicht ihr dunkles Haar aus der Stirn ſtrich. Dann wieder überbot er ſich ſelber, und wenn es am Schluß einer großen Scene Blumen und Kränze regnete, ſo war das nur der ſchuldige Tribut ſeiner außerordentlichen Leiſtung. Was kümmerten ihn aber all die reichen Kränze und Blumenbouquets? Er hob von alle dem nichts vom Boden auf, als einen kleinen Strauß Veilchen, deren feiner, angenehmer Duft ihm eine ſüße Erinnerung war, denn es waren ihre Lieblingsblumen, ihr Lieblings-Odeur.

Das alles träumte er in dem dunkeln Winkel neben der Thür der Requiſitenkammer, indem er ſeinen Kopf tief in beide Hände vergrub.

Die Oper ging zu Ende, die seiner Einbildung nämlich, und ehe er sich in seine Garderobe zurückzog, trat er in das nun schon leere Vorzimmer, von wo eine Thür auf den Corridor führte, der mit den ersten Logen zusammenhing. Dort wartete er einen Augenblick, und dann kam sie, in ihren weichen Pelz gehüllt, blieb eine kleine Weile stehen und reichte ihm ihre Hand, die er heftig an seine Lippen drückte, mehrere Mal heiß und innig, bis sie dieselbe sanft zurückzog und lächelnd sagte: Bis morgen, mein Freund, schlaf wohl!

Ah, mit welchem Bewußtsein ging er in sein Zimmer, um sich umzukleiden. Sie setzte sich drunten in ihren Wagen und fuhr allein nach Hause, sein Bild im Herzen — sein Bild ganz allein — allein im Herzen — und sie allein in ihrem Wagen — — — —

Warum entrang sich jetzt seiner Brust ein tiefer, schmerzlicher Seufzer? Warum drückte er die Nägel seiner Finger so fest in seine Haare, daß es ihn ordentlich schmerzte? — Sein Traum war zu Ende; er wurde jetzt gewaltsam zerrissen durch einen wahrhaft betäubenden, nicht enden wollenden Beifallssturm, der vom Hause heraufdröhnte. Ja, seine glänzenden Phantasieen zerplatzten wie Seifenblasen; für ihn rührte sich kein Mund zu einem freundlichen Worte, er hatte keinen glänzenden Abend verlebt, er fuhr nicht nach Hause, Triumph und Glück im Herzen. Von ein paar seiner Bekannten, die es gut mit ihm meinten, wahrhaft bemitleidet, von anderen mit höhnischen Blicken verfolgt, mußte er das Haus verlassen, um in kaltem Regen seine dunkle Straße zu ziehen, während sie in ihrem dumpf rollenden Wagen nach Hause fuhr, gehüllt in den weichen Ueberwurf; — aber allein — o gewiß, allein — Tod und Hölle! Ja, allein, sonst wäre es ja zum Wahnsinnigwerden, neben ihrem Wagen zu stehen, von dem Schmutze ihrer Räder bespritzt zu werden, während sie und ein Anderer traulich zusammen dahinfuhren, träumerisch an

einander geſchmiegt! — Und doch die marternde Seligkeit, wenn es ſo wäre, ſich davon überzeugen zu können. — Und mit welchem Rechte? — O, mit dem Rechte, das ihm tauſend qualvolle Stunden gegeben, in denen er ſchmerzlich gerungen, die ſein Herz verbittert, zerriſſen.

Ja, die Vorſtellung war zu Ende; die Statiſten und Choriſten ſtrömten bei ihm vorüber eilfertig den Ausgängen zu, um in der Garderobe in ihre gewöhnlichen Kleider zu gelangen, in ihr kleines Wirthshaus oder auch wohl nach Hauſe in den Kreis einer oftmals ſehr ärmlichen Familie. Einige verließen ſchweigend die Bühne, verdrießlich nachſinnend, Andere mit einer Melodie des Finales auf den Lippen; Herr Richter, als er an ſeinem Freunde, ohne ihn zu ſehen, vorüberſchritt, ſang auf irgend eine Melodie der Oper:

„So wär' vorüber dieſes Stück,
Vorüber, ja, vorüber,
Ins Wirthshaus zieh'n wir uns zurück
Je länger, um ſo lieber,
Je länger, ja, je lieber."

Draußen hörte man das Publikum murmelnd und geräuſchvoll die weiten Räume verlaſſen. Die Gaslichter in den Couliſſen erloſchen bis auf wenige, die noch zum nothdürftigen Beleuchten der Bühne blieben, dann auch die Proſceniums-Lampen mit Einem Drucke des Gas-Inſpectors an dem betreffenden Hahnen, und nun wurden auch die hundert Lichter am großen Kronleuchter mit einem Male von der Dunkelheit des weiten Raumes verſchlungen — ein fetter Biſſen für die gefräßige Finſterniß.

Bander verließ die einſame Bühne, ging durch die Vorzimmer und Corridore, auf der engen und finſtern Treppe hinab, wo die alte Pförtnerin immer noch ſaß mit den unheimlich leuchtenden

Brillengläsern. Man wußte eigentlich nicht, ob die Alte jetzt, nachdem das Theater geschlossen, bis morgen Abend in einen Zauberschlaf versunken hier sitzen bleiben würde, und konnte annehmen, dem sei so, denn bis jetzt hatte sie weder jemand kommen noch gehen sehen. — —

Drunten war es Nacht, eine finstere unbehagliche Nacht. Der Regen in dicken schweren Tropfen schlug schräg hernieder und spottete der mühsam gehaltenen Regenschirme. Die Gaslichter flackerten zuweilen in ihren Glasgehäusen und dann spiegelte sich ihr Licht in breiten Wasserlachen wieder, die stellenweise den aufgeweichten Boden bedeckten.

Die Zuschauer, die zu Fuß nach Hause gingen, schritten bedächtig auf dem Trottoir dahin, paarweise hinter einander, oder machten auch wohl große, hastige Sprünge, wenn eine eilige Equipage daher rollte.

Bander ging dicht am Theatergebäude hin, wo er von dem breiten Dache etwas gegen den Regen geschützt war, und trachtete, einen der größeren Eingänge zu gewinnen, welcher nicht weit von der kleinen Treppe für das Personal lag. Dieser Eingang hatte ein Vordach, von zwei Säulen getragen, an deren eine er sich anschmiegte, um einigermaßen vor der Nässe geschützt, doch in der Nähe bleiben zu können, um einen der abfahrenden Wagen genau zu beobachten.

O, sie fuhr gewiß allein!

Als Bander ein paar Sekunden in seinem Versteck war, hörte er, daß auch noch Andere es für gut befunden hatten, sich dieses Verstecken zu bedienen. Er vernahm eine schüchterne Mädchenstimme, welche sagte: „Aber jetzt bitte ich Sie herzlich, lassen Sie mich gehen. Mama hört ganz gut an dem Rollen der Wagen, daß das Theater aus ist, und berechnet sehr genau, wann ich zu Hause sein kann."

„Himmlische Emma," hörte der Lauscher die Stimme eines

Mannes, „nur noch einen ſüßen Augenblick. Mama wird ſo geſcheidt ſein, zu denken, daß man bei dem ſchlechten Wetter nur langſam gehen kann. Wenn ich Sie nur nach Hauſe begleiten dürfte!“ ſetzte er zögernd hinzu.

„Nein, nein!“ verſetzte ſie angſtvoll.

„Wie war ich ſo glücklich,“ ſprach er nach einer Pauſe, während welcher man ſie ſeufzen hörte, „heute Abend von der Straße aus Ihren Geſang zu hören. O, wie gern wäre ich hinaufgeeilt, um aus der Nähe zuzulauſchen.“

Herr Vander erkannte jetzt die Stimme, welche ſprach, es war die des jungen Offiziers, den er vorhin während der Vorſtellung aus der kleinen Garderobe hatte kommen ſehen, deſſelben, dem ſie, wie ihm ſchien, einen langen Blick nachgeſandt. — O, ſie wird allein fahren! dachte er mit einem dankenden Blick, den er an den dunkeln Nachthimmel emporſandte.

„Darf ich nicht einmal kommen?“ bat Arthur ſchmeichelnd.

„Nein, nein, gewiß nicht! — — — — Das muß wohl überlegt ſein,“ ſprach ſie zögernd.

„Aber nur nicht zu lange überlegt, ſchönſte Emma,“ ſagte er in etwas leichtfertigem Tone. „Wer lange überlegt, verliert die beſte Zeit. O, laß mich nicht vergebens bitten!“ — —

„Nein, nein,“ hörte man ſie leiſe mit gepreßtem Tone ſagen, „nein — — nein — — nein! Aber jetzt muß ich fort, gewiß muß ich fort. An der Ecke ſteht mein Dienſtmädchen im Regen und erwartet mich.“

„O, noch einen kleinen Kuß, Emma!“ — —

„Nein,“ verſetzte ſie; doch verging eine etwas lange Zeit zwiſchen ſeiner Bitte und ihrer Antwort. Dann riß ſie ſich aber los und eilte mit raſchen Schritten über die Straße dahin.

Dies hier unten waren die Vorbereitungen zu einer ſüßen dunkeln Stunde.

Jetzt trat der Offizier zwiſchen die Säulen, und nachdem er

dem dahineilenden Mädchen ein paar Sekunden nachgeschaut, lachte er vergnügt in sich hinein und murmelte zwischen den Zähnen: „Was das für ein kleines, wildes, widerspenstiges Ding ist! Glück, ich danke dir, daß ich hier zufällig wartend sie traf, die schöne Emma muß mir das bei solchem Hundewetter hoch anrechnen. — — Aber der Wagen bleibt verdammt lang!“ —

Vander, der diese Worte deutlich hörte, fühlte ein krampfhaftes Zucken in seiner Brust und biß seine Zähne in die Lippen.

Dem Theater gegenüber, wo sich ein kleiner, freier Platz befand, hielt eine Equipage mit zwei leuchtenden Laternen. Jetzt erschallte von der Thür, auf welche die uns bekannte kleine Treppe mündet, der Ruf eines Theaterdieners — der Wagen mit den Laternen lenkt scharf auf das Haus zu, und Vander sah eine Dame einsteigen. O, er erkennt sie wohl.

„Der Teufel,“ murmelte der Offizier zwischen den Zähnen, „es sähe ihr ähnlich, mich im Stiche zu lassen, und das hieße zwischen zwei Stühlen niedersitzen. — Doch nein, sie vergaß mich nicht.“

Er hatte Recht, der Wagen fuhr im Schritt längs dem Gebäude an das Portal mit den beiden Säulen, wo die zwei Männer standen, bewegt von den verschiedensten Gefühlen. Während sich Vander, von rasender Eifersucht durchzuckt, in den tiefen Schatten des Vorsprungs zurückwarf, trat der Offizier rasch auf die Straße, schwang sich leicht in den Wagen und zog den Schlag hinter sich zu.

„Also doch!“ stöhnte der Andere, und von einem Gefühle der Wuth ergriffen, schnellte er aus seinem Versteck hervor, um den Wagen zu erreichen, was ihm auch nach einigen raschen Sprüngen gelang, da die Straße eine Biegung machte, während er, quer über den kleinen Platz eilend, schneller die nächste Ecke erreichte. So gelangte er auch an die Seite, wo sie saß.

Er knirschte mit den Zähnen. Ach, welch' marternde Wollust

wäre es, den erſten glühenden Kuß der Beiden zu erlauſchen! Und wer hindert mich daran? Ja, ich will ihn ſehen," keuchte er, „und ſo auf meine Art mitgenießen, „will mir das Meſſer bis an's Heft in's Herz ſtoßen."

Der Wagen rollte eben an ihm hin und war jetzt dicht neben ihm. Vander legte die Hand auf den glänzenden Metallbeſchlag an der Thür; das Glück ſchien ihm günſtig: das Fenſter des Wagens war herabgelaſſen. Er ſchwang ſich auf den Tritt, er ſah das von ihm angebetete Mädchen nicht, wie er geglaubt und gefürchtet, ja, im gegenwärtigen Augenblicke gehofft, in den Armen des jungen Mannes, ſondern ruhig in ihrer Ecke lehnend und ſich nun bei dem Anblick des fremden Geſichtes, das mit ſtarren Augen hereinblickte, entſetzt und mit einem lauten Aufſchrei auf die Seite werfend.

Dieſer Schrei erſchütterte ihn, brachte ihn zu ſich, er fuhr zurück, und als er abſpringen wollte, glitt ſein Fuß von dem ſchlüpfrigen Wagentritte, ſeine Hand ließ den Metallbeſchlag der Thür fahren, und von den raſch rollenden Rädern geſtreift, ward er auf die Seite geſchleudert, wobei ſein Kopf mit einem heftigen Anprall auf das Straßenpflaſter niederſchmetterte.

Eine Sekunde lang rollte und ſauste es in ſeinen Ohren, wie das Getöſe einer Legion davon rollender Wagen, dann zuckten ſeine Finger rechts und links, irgend etwas zu faſſen, und einen Moment darauf lag er leblos da, benetzt von dem herabſtrömenden Regen, der ſich mit ſeinem rieſelnden Blute vermiſchte.

Zwanzigſtes Kapitel.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

Das Geſicht, welches ſo plötzlich am Wagenfenſter erſchienen war und eben ſo raſch wieder verſchwand, hatte die Tänzerin einen Augenblick erſchreckt, ſo daß ſie, welche ſich bis jetzt feſt in ihre Wagenecke gedrückt, nun ſich plötzlich gegen Arthur neigte, der als junger Mann voll großer Geiſtesgegenwart in ähnlichen ſchwierigen Lagen des Lebens, ſogleich ſeinen Arm um ſie ſchlang und ſie ſanft an ſich drückte. Obgleich ſie ſich im nächſten Moment wieder von ſeinem Arm befreite, ſo hatte ſie doch ein paar koſtbare Sekunden verloren, während welcher der Wagen, von den raſchen, unruhigen Pferden gezogen, ſchon wieder um die nächſte Ecke flog und die Straße hinabeilte.

Sie wollte dem Kutſcher ein Zeichen geben, ſie wollte augenblicklich halten laſſen, ſie faßte mit der Hand an die Schnur, welche zu dieſem Zwecke von draußen hereingieng, doch ergriff der junge Offizier raſch ihre Hand und ſagte in unmuthigem Tone: „Was wollen Sie thun, ſchöne Couſine? Sich doch nicht um dieſen unverſchämten Kerl kümmern, der, wie ich hoffe, beim Herabſtürzen tüchtig etwas abgekriegt hat — oder ſoll ich halten laſſen, um ihn der Polizei zu übergeben, wenn bei dieſem Hundewetter jemand von der heiligen Hermandad auf der Straße iſt?“

Roſa hatte zuerſt an irgend eine Frechheit, an ein Attentat auf ihre Perſon gedacht, als jene ſtarren Blicke ſo plötzlich vor ihrem Geſichte erſchienen, dann aber durchzuckte ſie mit einem Male ein Strahl der Wahrheit, als ſie ſich plötzlich jener Augen erinnerte, die den ganzen heutigen Abend, wie ſie wohl bemerkt, und auch ſchon früher manches Mal auf ihrem Geſichte, auf ihrer Geſtalt geruht.

Was konnte den Unglücklichen bewogen haben, ihren Wagen zu verfolgen und sich ihr aufzudrängen? Hatte ihn der Schmerz um sein verunglücktes Debut so alle Schicklichkeit vergessen lassen — hatte er vielleicht eine Hülfe von ihr verlangt — er hätte ja oben im Hause auf sie zutreten können — sie mit ihrem guten Herzen würde ihn angehört haben — sonderbar! Er war ihr als ein so ruhiger, stiller und anständiger Mann geschildert worden, es mußte etwas ganz Außerordentliches sein, das ihn zu dieser seltsamen That veranlaßt. Sie dachte nach und strich dann plötzlich, wie von einer großen Unruhe befallen, ihr Haar von der Stirne zurück — ja es fiel ihr ein, daß sie einmal gehört hatte, er wohne in jenem ärmlichen Stadtviertel, das ihr so genau bekannt war — wenn er vielleicht eine Botschaft an sie auszurichten gehabt? —

Jetzt rasselte der Wagen in jenem eigenthümlichen Tone von dem weichen Mittelweg auf das Pflaster neben den breiten Trottoirplatten des Hauses, wobei er eine leichte Schwingung machte und dann plötzlich hielt; der Schlag wurde geöffnet, Arthur sprang hinaus und streckte dann seine Hand hülfreich unter ihren Arm empor.

Rosa blieb auf dem Tritte stehen, wobei sie einen der Lakaien, der am Schlage stand, fragte: „Was war das vorhin mit dem Manne, der so plötzlich zu mir hereinschaute? Du hast es doch wohl gesehen?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein,“ gab der Bediente zur Antwort, „sprang er doch wie wahnsinnig vom Trottoir weg, gegen den Wagen hin. Er muß aber den Tritt verfehlt und dafür die Achse des Hinterrades erreicht haben, denn ich sah ihn gleich darauf auf das Pflaster niederstürzen, daß ich meine, er müsse Arm und Bein gebrochen haben.“

„Gott wolle das verhüten! Sahst Du ihn nicht wieder aufstehen?“

„Nein, gnädiges Fräulein, er blieb ausgeſtreckt liegen.“

Roſa preßte ihre Lippen aufeinander und ſagte zu ſich ſelber in entſchloſſenem Tone: ich muß nach ihm ſehen, wenn ich nur nicht die Indiscretion meines Begleiters zu fürchten hätte.

— „Arthur,“ ſagte ſie mit lauter Stimme, „Sie könnten mir einen Gefallen thun. Gehen Sie zu Françoiſe hinauf, und ſagen Sie ihr, ich käme im Augenblick, ich hätte etwas vergeſſen, was ich ihr hätte mitbringen wollen, ich fahre zum Theater zurück und werde in weniger als einer Viertelſtunde wieder hier ſein.“

„In dem Falle werden Sie mir doch erlauben, Sie zu begleiten,“ erwiederte der junge Offizier „das Theatergebäude wird ſchon geſchloſſen ſein und ſie können doch nicht bei dunkler Nacht allein den Hausverwalter aufſuchen, und ihre Garderobe öffnen laſſen.“

„Die iſt noch nicht geſchloſſen,“ ewiderte die Tänzerin, „Jeanette braucht eine gute halbe Stunde, um meine Sachen zuſammen zu packen.“

„Gut,“ verſetzte Arthur, „aber auf alle Fälle, und wenn Sie auch einen noch ſo geringen Begriff von meiner Galanterie haben, werde ich Sie doch nicht allein fahren laſſen.“

„Wenn ich Sie aber ausdrücklich darum bitte?“ entgegnete ſie in ruhigem, aber ſehr beſtimmtem Tone.

„Aber — ſchöne Couſine —!“ Die dringenden Vorſtellungen, welche dem jungen Offizier auf den Lippen ſchwebten, verſtummten plötzlich, nicht ſowohl, weil ſich Roſa ſchon in die Kiſſen des Wagens zurückgeworfen hatte und den Schlag zugezogen, als weil er auf der andern Seite der Straße ein Dienſtmädchen mit einer Laterne ſah, die ihrer Herrſchaft, einer jungen Dame, voranleuchtete, welche letztere ſehr langſam und ſehr ſorgfältig die Fußſpitzen aufſetzend über die naſſen Trottoirplatten dahinſchritt.

„Wenn Sie denn durchaus befehlen, ſo muß ich als Ihr

„Und hat's eingeſchlagen?“ fragte der Kutſcher außerordentlich vergnügt.

„Kann wohl ſein,“ antwortete der Andere; „die Nelly hatte ein ganz rothes Geſicht und ſehr verweinte Augen; unter Anderem,“ fuhr der Lakai leiſer fort und kletterte behende auf den Fußtritt neben dem Kutſcherbock, „unter Anderem mußte ich einen Brief zu meinem früheren Herrn, dem Baron Karl, tragen, und als mir die Nelly den Brief gab, ſagte ſie: der iſt auch an all' den Geſchichten ſchuld, wenn nur der 'mal vor der Stadt draußen wäre! und dann ſetzte ſie mit einer Beziehung auf mich hinzu: alles Männervolk taugt nicht, alle ſind ſchlecht mit einander.“

„Oh ho!“ ſagte der Kutſcher, „die alte Hexe! ich meine nämlich die Nelly.“ Und dann klaſchte er zwiſchen die Pferde hinein, welche ungeduldig ſcharrten und trippelten, und wiederholte ſein Oh ho! welches ſowohl den Thieren wie dem Collegen Lakaien galt, der bei der heftigen Bewegung nach dem Peitſchenſchlage und der Erſchütterung des Wagens faſt von demſelben heruntergefallen wäre.

„Ja, der Baron Karl wär' an Allem ſchuld, ſagte die Nelly, und er thäte am Beſten, ſich gar nicht mehr ſehen zu laſſen. Als ich nun meinem frühern Herrn den Brief überbrachte,“ fuhr der Lakai fort, nachdem er wieder auf den Tritt geklettert war, — „ich gab ihn dem Jäger und blieb draußen ein Bischen am Kamin ſtehen, um meine Hände zu erwärmen — da hörte ich, wie der Baron drinnen laut lachte, und dann kam der Kammerdiener heraus und ſagte zum Jäger: jetzt geht's doch auf den Ball, und nach drei Viertel auf acht Uhr ſoll der Brougham beſtellt werden.“

„Was ſollen aber all' die alten Geſchichten heißen?“ ſagte Joſeph, „weiß der Teufel, was Ihr da hinten auf Eurem Wagen nicht allerhand Zeug ausheckt! Da haben wir's vorn auf dem

unterthäniger Sklave, der gewöhnt ist, sich Ihren oftmals seltsamen Launen zu fügen, willenlos gehorchen — aber ich kann Ihnen versichern, schöne Rosa, mit gebrochenem Herzen."

„Nach dem Theater, rasch!" sagte sie, und der Bediente hatte kaum Zeit, sich neben den Kutscher zu schwingen, so rasch wandten die Pferde und eilten den Weg, den sie gekommen, zurück.

Einen Augenblick schaute der junge Offizier lächelnd dem Wagen nach, wobei er leicht an seinem Schnurrbart strich, und dann sagte er vor sich hin: „Wer wagt, gewinnt, und ich wäre einer der größten Tölpel auf der ganzen Erde, wenn ich einen solchen Fingerzeig vorübergehen ließe." Er nahm seinen Säbel unter den Arm, daß er nicht klirrte, und sprang leicht und gewandt über die Straße hinüber zwischen das Dienstmädchen mit der Laterne und die nachfolgende junge Dame.

Rosa warf beim Wegfahren rasch ihren seidenen Mantel ab, nahm einen einfachen, grauen Plaid, der auf dem Rücksitze lag, über die Schulter und zog die dunkle Capuze, die sie auf dem Kopfe trug, tiefer in ihre Stirne, dann ergriff sie die Schnur, die der Kutscher draußen um seinen Arm befestigt hatte; der Wagen stand augenblicklich still und der Bediente, welcher rasch hinabgesprungen war, öffnete den Schlag.

„Ich will zu jener Stelle hinfahren, wo jener Mann gestürzt ist," sagte die Tänzerin, „man kann den Unglücklichen nicht sich selbst überlassen. Wenn aber dort vielleicht Leute stehen, so laß etwas weiter fahren, dann will ich aussteigen."

Der Schlag schloß sich wieder, die Pferde zogen abermals an, um wenige Minute später zu halten, worauf der Bediente die Herrin aussteigen ließ.

Regen und Wind fegten noch immer durch die Straßen und die zuckenden Gasflammen in den Laternen warfen zitternde Streiflichter auf die Wasserlachen am Boden. Dort lag das massenhafte Gebäude des Theaters dunkel ohne ein Spur von

Beleuchtung, und Rosa, welche um sich blickte, erkannte augenblicklich den kleinen Platz vor demselben, über welchen sie gefahren war, wo jetzt ihr Wagen stand, und dort die Hausecke, wo jener niedergestürzt war. Ihrem Befehle gemäß war der Kutscher eine kleine Strecke weiter gefahren, weil dort bei dem Gefallenen einige Leute standen, die eben im Begriffe waren, ihn aufzurichten.

Die damit Beschäftigten schienen Polizeibeamte zu sein und eine ältliche Frau. Letztere hatte sich auf das Pflaster niedergekauert und unterstützte das Haupt des am Boden Liegenden, während sie in keifendem Tone sprach: „Das kommt von dem schnellen Fahren dieser vornehmen Leute; nicht genug, daß sie uns, die wir zu Fuß vorübergehen, mit Wasser und Koth bespritzen, nein, sie machen sich gar kein Gewissen daraus, uns umzufahren, wenn wir auch den Hals brechen. Den armen Teufel hier hat's nicht schlecht hingeschlagen; da hinten an seinem Kopfe, wo ich meine Hand halte, fühle ich ordentlich das Blut zwischen meinen Fingern durchrieseln. — Wofür seid denn Ihr von der Polizei eigentlich auf der Welt," fuhr sie lauter fort, indem sie aufblickte, „als um dem Straßenunfug Einhalt zu thun? Ja, ja, aber man weiß wohl, wo man Euch hat und wo Ihr niemals zu finden seid."

„Statt Eures dummen Geschwätzes," gab der Polizeisoldat verdrießlich zur Antwort, „solltet Ihr dafür sorgen, dem da eine Binde um den Kopf zu machen, ich will unterdessen laufen und nach einer Tragbahre suchen, es scheint mir wahrhaftig auch nicht, als ob der da, wie ich geglaubt, sich von selbst aufrabbelt."

„Binde machen?" murmelte das alte, ärmlich gekleidete Weib, „möcht' wissen, wovon? Springt nach einer Tragbahre und laßt ein paar Binden mitbringen."

„Kann das da vielleicht für den Augenblick helfen?" sagte eine leise Stimme, und als der Polizeisoldat rasch in die Höhe blickte, sah er eine weibliche Gestalt neben sich stehen, die der Frau ein Taschentuch und eine lange seidene Schärpe darreichte.

Diese nahm das feine Gewebe in die Hand und sagte kopfschüttelnd: „Das ist so dünn, daß es als Charpie dienen kann, schade darum. Nun, im Nothfall thut sich's schon, die Binde kann schon besser helfen — seht nur, daß wir eine Tragbahre kriegen!“

„Könnt Ihr nicht auch einen Wagen gebrauchen?“ sagte rasch die verhüllte Dame, „hier wäre wohl einer, der den Unglücklichen nach Hause brächte.“

„Wo ist um diese Zeit und bei solchem Wetter eine Droschke zu finden,“ murmelte die Alte, „ja, die sind nur zu haben, wenn die Sonne scheint.“

„Gleichviel,“ sagte die Andere dringend, „es ist ein Wagen da; meint Ihr, man könne den armen jungen Mann aufrichten?“

„Ich glaube wohl, denn ich fühlte so eben, wie er tief aufathmet. Da Ihr so mitleidig seid, was Euch Gott lohnen möge, so helft mir auch die Binde um seinen Kopf befestigen, während Ihr,“ sprach die Alte zu dem Polizeisoldaten, „ihn bei den Schultern festhaltet, — so ist's recht.“

Wer diese seltsame Gruppe bei Tage hätte sehen können! Der tiefaufathmende junge Mann von dem Polizeisoldaten aufgerichtet und unterstützt, die alte Frau in ihrem verblichenen, fadenscheinigen Anzuge, beschäftigt ein feines Battisttuch auf das blutige Haar zu drücken und die junge schöne Tänzerin, sonst umgeben von allem erdenklichen Comfort des Lebens, jetzt hier in finsterer Nacht im seidenen Kleide, mit dem weichen verwöhnten Knie auf dem nassen Pflaster knieend und mit ihren feinen Fingern die seidene Schärpe zusammenknüpfend.

Sie erkannte wohl ihre seltsame Situation, worin sie ein unerklärlicher Drang ihres Herzens gebracht; sie hätte lächeln mögen, wenn nicht Thränen in den Augen sie daran gehindert hätten — Thränen des innigsten Mitleids, die aus ihren langen Wimpern hinabtroffen, als sie in das bleiche Gesicht des jungen

Mannes ſah, den ſie gut erkannte, und deſſen Herz wohl heute Abend von einem tiefen Weh erfüllt war. Jetzt ſchlug er die Augen auf und ſie wandte raſch ihren Kopf auf die Seite; dann ſtieß er einen tiefen Seufzer aus, verſuchte, ſich aufzurichten, ſank aber wieder in die Arme des Polizeiſoldaten zurück und ſein blutiges Haupt berührte in dieſem Augenblick die Schultern des jungen Mädchens. Doch war es gerade, als habe ihm dieſe Berührung neue Kraft gegeben, denn er ſtützte ſeine rechte Hand auf den Boden, während ſeine linke langſam an ſeine Stirne fuhr. Roſa hatte ſich raſch erhoben und war hinter ihn getreten, während ſich auf ihren Wink der Wagen langſam näherte. Der Bediente hatte den Schlag geöffnet und ſagte nun zu dem Polizeiſoldaten, als er bemerkte, daß ſich ſeine Herrin etwas zurückzog: „Wenn wir nur erſt aus ihm herausgebracht haben, wo er wohnt.“

„Dazu brauchen wir kein Kopfzerbrechen und kein Fragen,“ ſagte die alte Frau; „ich kenne den Herrn Bander wohl, wohnt er doch in meiner Nähe in der Balkenſtraße bei der Wurſtkönigin, wißt Ihr das? — Armer Herr Bander,“ ſetzte ſie mitleidig hinzu. „Habe ich ihn doch heute Nachmittag noch ſo wohlgemuth nach dem Theater gehen ſehen! Es ſoll ihm da ſchlecht gegangen ſein, wie mir mein Vetter, der Choriſt, vorhin ſagte; es iſt aber ein Jammer, wenn ſo gutes Blut auf's Theater geht.“

„Hört doch auf mit Eurem Geſchwätz,“ ſagte barſch der Polizeiſoldat, „er ſcheint mir wieder ganz bei ſich zu ſein, und wenn wir alſo den Wagen da benutzen dürfen, ſo wollen wir ihn hineinbringen, wenn er nur nicht von dem naſſen Pflaſter ſo gar naß und ſchmutzig geworden wäre — ſollen wir alſo?“ wandte er ſich fragend an den Bedienten.

Dieſer ſchaute ſeine Herrin an, welche ſehr entſchieden mit dem Kopfe nickte.

„Vielleicht könnte er aber auch zu Fuße gehen.“

„O ja,“ ſagte nun Herr Bander mit matter Stimme, „ich

kann schon wieder gehen," und damit machte er einen wankenden Schritt vorwärts.

„Nein, nein," rief die alte Frau eifrig, während sie empor sprang und ihn unterstützte, „er kann sich ja kaum auf seinen Füßen halten! Nur nicht lange gefragt; kommen Sie, Herr Vander. Da ist eine gute mitleidige Dame, die will Sie in ihrem Wagen nach Hause fahren lassen. Gott möge es ihr lohnen!"

Der junge Mann griff mit beiden Händen nach seinem Kopfe, und versuchte, um sich zu schauen, doch schien ihn bei dieser Bewegung ein Schwindel zu befallen und er stützte sich auf die Schultern der alten Frau, welche ihn sorgsam an den Wagenschlag führte. Hier faßte der Polizeisoldat und der Bediente ihn unter den Arm, hoben ihn empor und ließen ihn sanft auf die weichen Kissen des Wagens niedergleiten, worauf die Tänzerin rasch an die Seite der alten Frau trat und ihr etwas in die Hand drückte. „Fahrt mit ihm nach Hause, da Ihr wißt, wo er wohnt, und sorgt für ihn, man wird sich morgen sorgfältig erkundigen."

Der Bediente, welcher hinter der Alten den Schlag geschlossen hatte, griff fragend an seinen Hut und schwang sich dann auf eine hastige Handbewegung seiner Herrin neben den Kutscher, worauf der Wagen augenblicklich davon fuhr.

Rosa blieb noch einen Augenblick auf der Straße stehen, dann zog sie ihren Plaid fester um ihre Schultern, blickte mit einem eigenthümlichen Lächeln nach dem Theatergebäude hinüber und schritt dann langsam dem Hause ihrer Schwester zu.

Der ganze Vorfall, den wir eben erzählt, hatte kaum die Zeit einer Viertelstunde in Anspruch genommen, kaum fünfzehn Minuten, welche Arthur auf seine Weise auf's vortefflichste benutzt hatte. Seine neue kleine Eroberung, welche mit vollem und warmem Herzen aus dem Theater kam, wo der schöne

glänzende Offizier es nicht unterlaſſen hatte, ihr von ſeiner Loge aus alle erdenklichen Aufmerkſamkeiten zu erweiſen, in deren Ohren noch ſüß und berauſchend die flüchtigen Worte nachklangen, welche er ihr nach beendigter Vorſtellung unter dem Portale zugeflüſtert, war wohl erſtaunt, aber leider auch erfreut, ihn, deſſen Bild ſie ſich auf dem Heimweg lebhaft vergegenwärtigte, wieder ſo plötzlich vor ſich hintreten zu ſehen. Wie gerne glaubte ſie ſeinen Worten, daß er Sturm und Wetter nicht achtend, vorausgeeilt ſei, um noch für ein paar Augenblicke den Klang ihrer lieben Stimme zu vernehmen.

„Mama iſt ruhig in ihrem Zimmer oben," flüſterte das gefällige Dienſtmädchen, als Emma mit einem kleinen Erſchrecken an dem Hauſe emporblickte und dabei nur ſchwach den Verſuch machte, ſich dem Arme des jungen Offiziers zu entwinden, der ſchnell und kühn ſeine Hand um ihre ſchlanke Taille gelegt.

„Schöne Emma, nur eine Minute!" bat er ſchmeichelnd. „Sie ſind ſo furchtbar raſch gegangen, daß Sie noch unmöglich zu Hauſe ſein können; gönnen Sie mir ein paar ſüße Augenblicke, wer weiß, ob mir ein glücklicher Zufall bald wieder ſo günſtig ſein wird. Oder verſprechen Sie mir, dem Zufall nachzuhelfen? So lange habe ich mich geſehnt, Sie zu ſehen und zu ſprechen. Wenn Sie wüßten, wie lange ich mich vergeblich bemüht, Ihre ſchönen Blicke auf mich zu ziehen."

„Wer ſoll Ihnen das glauben?" entgegnete ſie kopfſchüttelnd mit einem freundlichen Lächeln. „Wo nehmen Sie die Zeit her, nach mir zu ſchauen? Nein, nein, glauben Sie nicht, mir ſolche Märchen aufzubinden. Gute Nacht, ſchlafen Sie wohl!" Damit machte ſie ſich von ihrem Begleiter los und ſprang auf die erſte Treppenſtufe ihres Hauſes, wo ſie aber lachend ſtehen blieb.

Es iſt das nun aber von allen Stellungen eines Mädchens gegenüber einem jungen Manne, dem ſie ſich entziehen möchte, die allergefährlichſte, auf der erſten Stufe zu ſtehen, während er

noch auf dem Trottoir bleibt; da sieht man sich so plötzlich und so nah Aug' in Auge, da braucht es nur eines kleinen Nachgebens von ihrer Seite, um fast willenlos an seine Brust zu sinken, da ist ein Entkommen fast unmöglich, namentlich wenn ein unvorsichtiges Dienstmädchen das schützende Licht der Laterne auslöscht, und da vermag man sich nur gewaltsam loszureißen, nachdem man gezwungen worden ist, mit Hand und Mund die Versicherung eines baldigen Wiedersehens zu geben.

Hier war es aber vielleicht ein glücklicher Zufall für Emma, der es ihr auch nach dem gegebenen Versprechen möglich machte, in ihrer Hausthüre zu verschwinden, und dieser Zufall trat in Gestalt einer verhüllten Dame auf, welche, dicht vorüberschreitend, einen raschen Blick unter der tief herabgezogenen Capuze auf die Beiden warf, um dann, geräuschlos die Straße überschreitend, in der Nacht zu verschwinden.

„Nicht um eine Million blieb ich länger hier an der Thür," sagte das zitternde junge Mädchen, indem sie sich jetzt ernstlich bemühte, ihre Hände denen des jungen Offiziers zu entziehen, „wer weiß, wer es war, der mir einen so leuchtenden Blick zugeworfen. Sie konnten die Gestalt freilich nicht sehen."

„Wer könnte das gewesen sein?" lachte der leichtsinnige junge Mann. „Jemand, der absichtslos so dicht an uns vorüberging. Süße Emma, nur noch einen kleinen, süßen Augenblick."

„Nein, nein, gute Nacht!"

„Aber auf baldiges Wiedersehen?"

„Vielleicht."

Die Thür schloß sich geräuschlos, und Arthur fühlte jetzt erst wieder, daß der Regen noch immer herabrieselte. Er wandte sich unmuthig nach dem Hause seiner Cousine und sagte fast in vollem Ernste: Nun, wenn das nicht unverantwortlich ist, mich hier im Regen warten zu lassen, während sie, Gott weiß wo, in der Welt herumfährt, so gibt es gar nichts Unverantwortliches

mehr; bin ich doch auf Ehre so naß wie ein begossener Pudel, und wenn sie jetzt zurückkäme, ich könnte sie nicht einmal mit Anstand mehr hinaufbegleiten. Ah, das soll sie mir büßen, und wenn sie mir wieder einmal sagt: ich komme sogleich wieder, so werde ich ihr zur Antwort geben: ja, ja, wie nach jener Theater-Vorstellung, schöne Rosa; ich verstehe alles, wie ein Mensch — wahrhaftig, man kann sich auf niemand mehr verlassen, kaum mehr auf sich selber.

Unter diesen halblaut gemurmelten Worten vorwärts schreitend, blickte Herr von Marlott noch ein paarmal nach dem Hause zurück, das er so eben verlassen und meinte, stille vor sich hin lächelnd: Das ist ein angenehmes, warmes Mädchen, gut und hingebend, wir müssen diese Bekanntschaft kultiviren. Wenn auch Rosa sehr liebenswürdig sein kann, so weiß doch der Teufel, woher es kommt, daß sie die Theaterprinzessin nie ganz verleugnen kann; wenn ich einmal denke, jetzt geht ihr das Herz weit auf und ihre Liebe zu mir — denn daß sie mich liebt, daran ist gar kein Zweifel — trägt die erwarteten Früchte, so blickt sie mich plötzlich mit ihren großen Augen an und macht eine Bewegung, wie die Herrin zu ihrem Sklaven. — Auf Ehre, zuweilen ganz Theaterprinzessin! Dabei thut dann, setzte er stehen bleibend hinzu, indem er sich halb umwandte und seine Fingerspitzen gegen das Haus küßte, so eine frische Natürlichkeit Einem so unbeschreiblich wohl — wenn ich nur in dem verfluchten Regen nicht so pudelnaß geworden wäre; ich muß wahrhaftig nach Hause gehen und mich umkleiden. —

Die verhüllte weibliche Gestalt, welche vorhin das junge Mädchen an der Treppe erschreckt, hatte, von Herrn von Marlott ungesehen, das gegenüberliegende Haus des Grafen Lotus erreicht und sich dort rasch in den tiefen Schatten einer der Säulen gestellt, welche das Vordach trugen. Von hier warf sie einen Blick auf die Straße, sah, wie sich der junge Offizier entfernte, und

drückte dabei ihre Hand heftig auf das pochende Herz. Wer ihr nahe gewesen wäre, hätte ihre leuchtenden Augen sehen müssen und bemerken, wie sie ihre Zähne fest auf einander biß und sich dabei ihre Lippen wild und trotzig öffneten; ihr ganzer Körper bebte, und wenn sie sich zuweilen etwas vorbeugte und sich dann wieder stolz aufrichtete, so hatten ihre sonst so schönen Züge einen so wilden Ausdruck, daß man hätte glauben können, sie habe die so leise gemurmelten Worte des Davoneilenden verstanden, was doch unmöglich war; vielleicht aber mochte sie, die ihn genau kannte, etwas von seinen Gedanken errathen.

So blieb sie hier stehen, nicht nur bis er in der Dunkelheit verschwunden war, sondern bis sie auch nichts mehr von seinem klingenden Tritt und seinem klirrenden Säbel vernahm. Dann wandte sie sich gegen die Hausthür und zog heftig an der Klingel.

Augenblicklich wurde geöffnet, und sobald der alte Portier nicht ohne einiges Erstaunen die Dame erkannt, zog er rasch eine Klingel, die im ersten Stocke zweimal anschlug. An der Treppe öffnete sich sogleich die Thür, welche in das Vestibul und den kleinen Wintergarten führte, und der Kammerdiener des Grafen, durch das zweimalige Anschlagen der Glocke benachrichtigt, daß jemand gekommen sei, der besondere Aufmerksamkeit beanspruche, huschte rasch die Treppen hinab und machte dann eine tiefe Verbeugung, als er der Schwester der gnädigen Gräfin ansichtig wurde. Auf seinem Gesichte zeigte sich trotz des in Unordnung gerathenen Anzuges der Dame durchaus keine Veränderung, kein Erstaunen; er war dafür zu gut geschult, und wenn der Herr Graf vielleicht einmal im Schlafrocke hätte ausgehen wollen, würde er kaum gewagt haben, lächelnd die Bemerkung zu machen, daß der Thermometer kaum sechs Grad Wärme anzeige.

„Meine Schwester ist zu Hause?“ fragte die Tänzerin.

„Zu Hause wohl,“ entgegnete der Kammerdiener, „doch wer-

den das gnädige Fräulein die Güte haben müſſen, ein paar Augenblicke im Boudoir zu warten; der Herr Graf zog ſich in ſeine Zimmer zurück, da er einige Schmerzen fühlte, und die gnädige Gräfin leſen ihm, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, etwas vor."

Roſa nickte mit dem Kopfe und ſtieg raſch die Treppen hinauf. Oben öffnete einer der Lakaien geräuſchlos die Thür und, minder wohl erzogen, als der Kammerdiener, zog er ſeine Augenbrauen hoch empor, als er die junge Dame in ihrer Capuze, mit durchnäßtem Plaid und beſpritztem Kleide an ſich vorbeieilen ſah. Es war derſelbe, der vor dem Diner mit der Orange geſpielt und die kleine Frucht, da er jetzt nichts Beſonderes zu thun hatte, aus ſeiner Taſche hervorgeſucht. Er kniff ſein linkes Auge gegen ſeinen Collegen zu, und als der Kammerdiener die Treppe langſam wieder heraufſtieg, ſagte er mit einem bezeichnenden Lächeln: „Draußen ſcheint es ſtark zu regnen."

Der Kammerdiener nickte ſtatt aller Antwort ernſthaft mit dem Kopfe und ging links nach dem Zimmer ſeines Herrn, während die junge Dame auf der rechten Seite verſchwunden war.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Françoiſe und Roſa.

Das zierliche Veſtibul ſah jetzt am Abend noch gemüthlicher, ja noch reizender aus, als am Tage. Vor den großen Glasſcheiben des Wintergartens waren grüne Vorhänge herabgelaſſen und

Bock beſſer — eingeſpannt, aufgeſeſſen, wohin? dann einen Zungenſchlag — und fort geht's.“

Der Lakai lächelte pfiffig und ſagte: „Guter Freund, das verſteht Ihr nicht; wir im Vorzimmer ſehen ſo allerlei merkwürdige Sachen, und Manches gleitet durch unſere Hand; wißt Ihr, man macht die Augen zu, läßt ſich mit der größten Bereitwilligkeit ein X für ein U machen und wird auf dieſe Art unentbehrlich.“

Jetzt öffnete ſich die Thür des Bilderladens, und der Beſitzer deſſelben erſuchte den Lakaien, einen Augenblick herein zu kommen: ehe er aber herunterſprang, ſagte ihm der Kutſcher eilig:

„Wenn wir von hier auf den Domplatz fahren, Jean, ſo mache ich einen kleinen Umweg; ſollte die Alte deßwegen fragen, ſo ſage Er nur, die gerade Straße dahin wäre ſo verflucht glatt.“

„Ich verſtehe,“ ſagte Jean pfiffig lächelnd; „eine kleine Fenſterparade, Herr Joſeph, verlaßt Euch auf mich.“

Damit ſprang er in den Laden und kam gleich darauf mit einer großen Mappe zurück, die er in die Equipage legte, wonach er der Hofdame ebenfalls hinein half: der Tritt flog herauf, die Thüre zu und Jean rief, indem er hinter den Wagen ſprang: „Domplatz Nro. vierundſechzig.“

Pluto und Tibull, die einen kräftigen Merks mit der Peitſche bekamen, ſauſten dahin, daß der Schnee in die Höhe fuhr; fort gieng es durch die Straßen und um die Ecken, wobei der Wagen oftmals zur Seite rutſchte, ſo daß die Hofdame zuweilen erſchrocken ihre Hand an das Fenſter legte und Jean hinten die komiſchſten Seitenſprünge machen mußte, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten; doch lachte derſelbe, denn er war des guten Roſſelenkers vorn ſicher und freute ſich innerlich, wie jetzt die Pferde in der Nähe eines unſcheinbaren Häuschens in einen ſanften Trab verfielen; dann öffnete ſich in dem kleinen Häuschen ein kleines Fenſter, und ein hübſches junges Mädchen ſah heraus, welches dem Kutſcher freundlich mit der Hand winkte und jetzt dem Wagen nachblickte, der nun wieder mit verdreifachter Schnelligkeit davon

zwischen den Blumengruppen in den Ecken standen Carcel-Lampen, deren matte Kugeln ein angenehmes Licht rings umher verbreiteten. Von draußen her hörte man zuweilen den Wind um die Ecke des Hauses sausen und vernahm auch, wie die schweren Regentropfen gegen das Glasdach des Wintergartens schlugen.

Bei der Stille, die im Hause herrschte, vernahm man das Plätschern des kleinen Springbrunnens deutlicher, wie am Tage.

„Ich muß schon gestehen," sagte der Lakai, indem er kopfschüttelnd nach links blickte, „es ist das ein eigenes Vergnügen, im Regen zu gehen, wenn man einen Wagen zur Verfügung hat."

„Besonders," meinte der andere Bediente, „den Wagen zu verlassen, wenn man einmal warm darin sitzt. Diese Damen haben doch ganz eigene Gelüste."

„Hm," sagte der erste, „wenn der Kammerdiener das Wort hörte, so würde er Dir eine Bemerkung dafür nicht ersparen. Vornehme Personen, würde er sagen, haben keine Gelüste, man nennt dies in diesem Falle Phantasieen. Merke Dir das, junger Anfänger."

Der junge Anfänger mochte vielleicht ein halbes Dutzend Jahre älter sein als der Andere, doch war er erst seit einigen Monaten aus dem Stalle in das Vorzimmer befördert worden und bedurfte deßhalb noch einer sorgfältigen Erziehung.

„Eigentlich hätte auch ich den Regen nicht scheuen sollen," fuhr der Andere fort, nachdem er sich auf dem niedrigen türkischen Divan niedergelassen, der die hintere Wand einnahm, „es ist heute Abend hier verdammt langweilig und mich hätte der Kammerdiener schon ein paar Stunden fortgehen lassen können. Oh—oh—oh—oh," machte er, sich dehnend, und streckte sich hintenüber in die weichen Kissen.

Außer den beiden Lakaien war noch eine dritte Person anwesend, von so eigenthümlichem Aeußern, daß wir es für unsere Pflicht halten, dieselbe dem geneigten Leser etwas näher zu be-

ſchreiben. Es war dies ein nicht großer, aber ſchlank gebauter Mann von vielleicht dreißig Jahren, der neben dem Divan mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Bodenteppiche geſeſſen. Er hatte den rechten Ellenbogen auf das Knie geſtützt und blickte, während er den Kopf auf der Handfläche ruhen ließ, ohne eine Miene zu verziehen, in die ſpielenden Waſſerſtrahlen des kleinen Springbrunnens. Sein Geſicht war dunkelgelb oder hell broncefarben, jenachdem der Schein des Lichtes darauf fiel; die Stirne breit, über die lang geſchlitzten, tief liegenden Augen wölbten ſich ſeine, hochgeſchwungene Brauen, und an die glatten, etwas mageren Wangen ſchloß ſich ein voller krauſer Bart von einer Schwärze, wie man ihn nur bei den Orientalen findet.

Juſſuf war ein Indier, den der Graf Lotus mit nach Europa gebracht, der ihm in gefährlichen Lagen ſeines wildbewegten Lebens mit ſeltener Treue und Umſicht zur Seite geſtanden und der die glänzendſten Anerbietungen zu einer ſorgenfreien Exiſtenz in ſeiner Heimat zurückgewieſen und es vorgezogen hatte, ſeinem hochverehrten Herrn Tauſende von Meilen nach deſſen fernem Vaterlande zu folgen.

Der Graf behandelte ihn auch hier mehr als Vertrauten denn als Diener. Er war der eigentliche Haushofmeiſter, ohne daß ihm dieſe Stelle ausdrücklich übertragen worden war, und ſorgte dabei für das Intereſſe ſeines Herrn verſtändig und ſo taktvoll, daß er mit der übrigen Dienerſchaft durch keine Veranlaſſung in eine ſchiefe Stellung kam. Wie meiſtens die Südländer, ſprach er ſehr ruhig, nur in gewählten, oftmals ſogar in poetiſchen Ausdrücken, und wenn auch keiner ſeiner Collegen ihm nachſagen konnte, er habe je ein hartes oder verletzendes Wort von ihm gehört, ſo wußte er ſich gerade durch dieſes feſte und ruhige Auftreten ſo in Achtung zu ſetzen, daß ſie allen ſeinen Worten und Winken unbedingt folgten und es auch ſogar in

seiner Abwesenheit nicht wagten, von ihm anders als dem „Herrn Jussuf" zu reden.

Daß er seine sanfte und gute Herrin fast noch mehr verehrte als den Grafen selbst, mochte wohl darin liegen, daß er, der so so häufig um die Person desselben war, wohl bemerkte, welche sanfte und mildernde Gewalt sie auf dessen oft wilde und heftige Laune äußerte, und weil er mit fast schaudernder Ehrfurcht die Kraft ihres himmlischen Gesanges mit empfand, wenn er sah, wie diese wunderbaren Töne im Stande waren, den finsteren Unmuth von der Stirne seines Herrn zu bannen, ja seine schmerzhaft zusammen gepreßten Lippen zu einem milden Lächeln zu kräuseln.

Wenn er sie singen hörte, blieb Jussuf wie eine Bildsäule stehen, kreuzte die Arme über seine Brust, schaute mit dem blitzenden Auge tiefsinnend vor sich hin, gedankenvoll wohl in die weite, weite Ferne, wo Palmen rauschen und sich im stillen Strome der Lotus auf schwankem Stengel wiegt, und dabei murmelte er, allen unverständlich, jene geheimnißvollen Worte, die von den Lippen der knieenden Indier ertönen, wenn sie am Ganges betend ihre heiligen Gebirge von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen sehen.

War sie doch die lebende Sonne seines Herrn, die Sonne des Hauses, seine eigene Gnaden spendende Sonne. Konnte er doch in der Frühe sagen, wenn jemand nach der Gebieterin fragte: Das Gestirn des Tages ist noch nicht sichtbar! oder Abends spät, wenn sie zur Ruhe gegangen war: Unsere Sonne ist verschwunden! — Blitzten doch seine Augen unwillig, wenn er im Anhören der wunderbaren Töne ihrer Stimme durch einen rauhen Fußtritt gestört wurde, und er konnte mit tiefem strengen Tone sagen: Störe nicht den Frieden des Hauses, hörst Du nicht den Engel des Herrn?

Neu eintretende Diener unterließen es wohl im Anfange nicht, über das eigenthümliche Betragen des Indiers zuweilen

ihre unpassenden Bemerkungen zu machen, die er mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung hinnahm; doch achteten in kurzer Zeit auch die leichtsinnigsten Kameraden sein ruhiges Walten im Hause, lernten wohl auch seine tigerartige Gelenkigkeit und riesenhafte Körperstärke kennen, von welcher er bisweilen spielend, aber ohne jemand ein Leid zuzufügen, die erstaunlichsten Proben ablegte. Und dann war es noch etwas anderes, was die unbändigsten Charaktere veranlaßte, den Indier mit Furcht und scheuer Ehrfurcht zu betrachten. Der eine der Lakaien nämlich, der schon sehr lange im Hause war, hatte bei einem kleinen Souper servirt, wo der eben erst von seinen Reisen zurückgekommene Herr von Scherra anwesend war, und dort eine abgebrochene Unterhaltung aufgelesen, wo von Jussuf die Rede gewesen und wo der Graf, so behauptete er nämlich, zugegeben, daß Jussuf den Thugs oder dem indischen Mörderorden angehört habe. Leider konnte der Bediente den Faden der Unterhaltung nicht fortspinnen hören, da er ab- und zugehen mußte, doch war er so glücklich, eine Aeußerung des Grafen zu erlauschen, als dieser sagte, ein Angehöriger dieser eigenthümlichen Verbrüderung, deren Existenz historisch nachgewiesen sei, und er ganz besonders bezeugen könne, vollführe nach Art der alten Assassinen unbedingt jeden Mord, der ihm von seinem Herrn befohlen werde, mit Dolch oder Schlinge, wie es ihm gerade am passendsten erscheine. — Dazu kam noch, daß Jussuf, wenn er übler Laune war, den Andern zuweilen seine Geschicklichkeit in der Handhabung seines langen zugespitzten Messers zeigte und den Lasso mit einer Geschicklichkeit warf, bei deren Anblick ein furchtsamer Zuschauer allerdings unwillkürlich an seinen Hals greifen konnte.

Der deutschen Sprache war der Indier nicht sehr mächtig: er gab sich wenigstens den Anschein, als achte er nie auf Gespräche, welche Andere in seiner Gegenwart führten und die nicht besonders an ihn gerichtet waren, oder als verstände er sie

nicht. Der Graf sprach mit ihm in seiner Landessprache und die Gräfin brauchte ihm selten ihre Befehle oder Wünsche mitzutheilen, denn er schien in ihren Augen zu lesen und überreichte ihr oft schon das Verlangte, ehe sie nur die Lippen öffnen konnte.

Wie er aber solchergestalt seine Sympathieen kund gab, so konnte oder wollte er auch sein Antipathieen nicht verbergen. Zu den Personen, die er im besten Falle mit einer eiskalten Gleichgültigkeit betrachtete, über die er aber nicht selten aus seinen dunkeln Augen einen Strahl des Hasses hingleiten ließ, oder deren Fragen er, Unkenntniß der Sprache vorschützend, häufig ein finsteres Stillschweigen entgegensetzte, gehörte vor allen der junge Reiter-Offizier, Herr von Marlott. Dessen leichtfertige Art, sich zu benehmen und zu reden, so wie auch seine an sich vielleicht harmlosen Späße, die er sich gegen den ernsten Indier erlaubt, hatten im Letzteren eine Empfindung des Widerwillens hervorgerufen, die er sich auch gar nicht zu verbergen strebte. Jussuf ging dem jungen Manne einfach aus dem Wege, wann er ihn kommen sah, und auch dieser schien gerade nicht besonders Lust zu haben, nach seinen ersten übel aufgenommenen Scherzen, sich weiter mit dem Indier einzulassen. „Bah," pflegte er zu sagen, so ein Kerl ist wenig mehr als eine wilde Bestie, und wenn mich ein böser Hund anknurrt, so bin ich der Gescheidtere, wenn ich ihm aus dem Wege gehe." Jussuf kam auch nur in's Zimmer, sobald Herr von Marlott anwesend war, wenn er ausdrücklich gerufen wurde.

Eine andere Angehörige des Hauses, welcher der Indier nie Beweise von Sympathie, höchst selten von Anhänglichkeit, wohl aber von Unterwürfigkeit gab, war Fräulein Rosa, die Schwester der Gräfin. Sie, das schöne junge Mädchen von guter Familie, reich und unabhängig, war eine Tänzerin — unbegreiflich in den Augen des Indiers; eine Tänzerin, die öffentlich auftrat,

um sich von der schaulustigen Menge bewundern zu lassen. Der erste Eindruck, den das auf den Indier gemacht, war unverwischbar; wenn er es auch nicht unterlassen wollte, der jungen Dame als Schwester seiner angebeteten Herrin, als so gerne gesehenem Mitglied des Hauses seine Dienstwilligkeit und seine Ehrfurcht zu bezeigen, so betrachtete er sie doch dabei mit einem scheuen Widerstreben, mit einem mühsam unterdrückten Widerwillen, daß es Rosa verletzt haben müßte, wenn sie nicht die Quelle seiner Abneigung gekannt hätte, und wenn nicht oft sein zurückschreckendes Benehmen durch einen Zug von Theilnahme und Anhänglichkeit gemildert worden wäre, ja durch unverkennbares Mitleiden, welches er ihr, der so schönen, reizenden, liebenswürdigen Dame, nicht vorenthalten zu können schien, obgleich sie nur eine Tänzerin war.

Als sie vorhin ins Zimmer trat, hatte er sich rasch und ehrerbietig vom Boden erhoben, denn er würde sich nie unterstanden haben, eine äußere Achtungsbezeigung gegen sie zu unterlassen. Dabei fuhr sein blitzendes Auge über ihre ganze Gestalt hin, und was keiner der Lakaien bemerkte, das sah er sogleich mit seinem scharfen Blick: einen kleinen Blutflecken an ihrem weißen Halse. Er schüttelte leicht mit dem Kopfe, zog seine Augenbrauen finster zusammen, und ließ dann nach einem langen Athemzug, den er that, einen Augenblick zwischen den dünnen Lippen hindurch seine großen schneeweißen Zähne sehen; dabei hatte er den Kopf wie zum Gruße gesenkt, und als er ihn wieder emporhob, war die junge Dame hinter der Thüre verschwunden. —

Sie ging durch das Vorzimmer und das Schreibgemach ihrer Schwester geräuschlos auf dem weichen Teppiche nach dem Boudoir der Gräfin, wo sie an der Thüre einen Augenblick lauschend stehen blieb und schmerzlich bewegt um sich her blickte, wobei ihre Lippen zuckten und sich zu einem Lächeln zu zwingen schienen, als wollte sie gewaltsam die finsteren Schatten von

ihrem bleichen Gesichte verjagen. Doch wenn ihr das auch zu gelingen schien, so drückte sie doch vergebens ihre Hand auf das heftig pochende Herz, und schon ihr tiefes und schweres Athemholen zeigte deutlich den Sturm in ihrem Innern. Dabei war das Lächeln, welches jetzt um ihre Lippen erschien, ein so unaussprechlich schmerzliches, daß sie nach einem raschen Blick in den Spiegel selbst davor zu erschrecken schien und mit beiden Händen ein paar Sekunden ihr Gesicht verdeckte. Dann schüttelte sie leicht mit dem Kopfe, entfernte die dunkle Capuze und trat näher vor das Spiegelglas, um ihr Haar ein klein wenig zu ordnen und aus der Stirn zu streichen. Ihren Plaid legte sie nicht ab, sondern zog ihn noch höher am Halse zusammen.

Mit einem Mal blieb sie regungslos horchend stehen. Sie vernahm die Stimme ihrer Schwester, welche durch das Nebenzimmer gedämpft in leisen Tönen an ihr Ohr schlug. Françoise sang ein Schlummerlied, das verstand sie wohl, und wenn Rosa nun starr vor sich hin auf den Boden blickte, so sah sie die Schwester am Lager ihres Mannes sitzen, wie sie ihm mit ihrer zu Herzen gehenden Stimme ihr einfaches Lied sang, dessen Klänge er so gern hörte und die ihn weich und milde einwiegten, so daß er mit einem sanften Lächeln auf den Lippen einschlief.

War die eigene weiche Stimmung der Tänzerin schuld daran, die ihr jenes einfache Lied heute so besonders rührend erklingen ließ, oder war es der Gedanke, der sie unwillkürlich beschlich, wie noch ganz anders Françoise am Lager eines kleinen Wesens singen würde, das mit frischen, erhitzten Wangen und glühenden Lippen auf seinen Kissen vor ihr läge, vielleicht auch noch selig beschaut von einem andern Augenpaar, das mit demselben Stolze, derselben Lust auf die blühende Mutter des reizenden Kindes schauen würde.

„Warum kommen mir gerade heute diese Bilder?“ murmelte

Roſa, welche ſich auf einen der kleinen Fauteuils am Kamin niedergelaſſen hatte und, den Kopf in die Hand geſtützt, in die ſpielenden Flammen blickte. „Will dieſe Glut mit ihren eigenthümlichen Figuren und Bildern das Bild jenes leuchtenden Berges in mir wach rufen, den wir noch ſo ſchön an jenem ſchrecklichen Abend geſehen, oder ſind es die Töne des Liedes, welches Françoiſe ſo eben ſingt? — — Ja, ja, es ſind die bekannten Klänge, und ich begreife nicht, wie ſie dazu kommt, ihr armes Herz aufs neue zu zerreißen, indem ſie dieſes einfache Fiſcherlied ſingt mit jenem für ſie ſo entſetzlichen Refrain!

„Jo ti voglio beno assai,
Ma tu non pensi a me.“

„Ja, ja,“ fuhr ſie nach einer Pauſe in ihrem tonloſen Selbſtgeſpräch fort, „du denkſt nicht mehr an ſie, du haſt nie ehrlich an ſie gedacht!“ Sie drückte beide Hände vor das Geſicht, dann durchflog ein heftiges Zucken ihren Körper, und ſie ſagte mit tiefer, gewaltſam unterdrückter Stimme: „Sei verflucht, falſcher Italiener! — —

„Oh, ich kann mir nicht anders helfen,“ fuhr ſie empor, wild um ſich blickend, „wenn es auch eine Sünde iſt, ſo muß ich's doch hundertmal wiederholen, wenn die Erinnerung an jene furchtbare Zeit über mich kommt: Sei verflucht, falſcher Italiener! — —

„Oh, wir hätten glücklich ſein können,“ fügte ſie nach längerem Nachſinnen bei, „oh, ſehr glücklich! Françoiſe, das arme Kind, und ſogar ich, — wären wir doch gewiß nicht mehr zurückgekehrt hieher nach dem kalten Norden, wo die Menſchen nur ſprechen, aber nicht empfinden, nur berechnen, aber nicht fühlen, wo es gegen Anſtand und gegen alle Sitte iſt, ein volles, warmes Herz zu zeigen, wo man Gefühle heuchelt, ohne zu fühlen, wo man ſich hingibt, ohne zu lieben.

„Jo ti voglio beno assai,
Ma tu non pensi a me.“

„Ja, ja, er denkt nicht an mich, aber auch ich will ihn aus meinem Herzen vertilgen, und wo ſein Bild ſtand, ſoll Haß und Rache erglühen — nein, nur Haß," fuhr ſie nach einem verächtlichen Lächeln fort; „warum auch Rache, warum ein ſo ſchönes, wohlthuendes Gefühl an jemand verſchwenden, der dieſes und jedes anderen Gefühles unwerth iſt?

„Still, mein Herz, ſprich nicht für ihn," flüſterte ſie in einem entſchloſſenen und doch ſchmerzlichen Ausdruck, und dabei drückte ſie beide Hände gegen ihre Bruſt.

Ein leichter Schritt im Nebenzimmer ließ ſie aufſchauen, und da ſie die Schweſter erkannte, ſtrengte ſie ſich an, ſie ruhig und lächelnd anzuſchauen; doch verſchwand dieſer erkünſtelte Ausdruck augenblicklich wieder von ihrem Geſichte, als ſie ſah, wie Françoiſe ſo entſetzlich bleich war, wie ihre Augen Spuren von Thränen zeigten, wie ihr zerſtörtes, dichtes blondes Haar Spuren ihrer eigenen Finger zeigte, welche darin gewühlt, — als ſie ſie mit wankenden Schritten näher kommen ſah, und als ſie erſchreckt ſehen mußte, wie die geliebte Schweſter, nachdem ſie mit tonloſer Stimme geſagt: „er ſchläft," das Haupt langſam auf die Stirn Roſa's niederſinken ließ, und dann zuſammenbrechend und krampfhaft weinend auf den Teppich des Bodens niederglitt.

„Um Gottes willen, was iſt Dir, meine liebe Françoiſe, was iſt Dir begegnet?"

Statt zu antworten, umklammerte die Gräfin mit ihren Armen die Schultern der Schweſter, welche ſich tief herabgebeugt hatte, und drückte ihr Geſicht feſt an deren Bruſt.

„Du haſt Dich wieder ſelbſt aufgeregt," ſagte Roſa nach einer längeren Pauſe mit weicher Stimme, „ich habe es hier wohl gehört, wie Du jenes Lied geſungen, das Du doch ſuchen wollteſt, zu vergeſſen, wie Du mir auch feſt verſprochen."

Françoiſe ſchluchzte krampfhaft.

„Warum rieſſt Du auch jene Zeit hervor und machteſt die

alten traurigen Geſchichten lebendig durch den Klang jenes Liedes? Zuweilen denke auch ich jener Zeit, aber ich verjage jene Gedanken und laſſe ſie nicht zur Geltung kommen. — Sage mir, Schweſter, iſt Dir etwas begegnet, das Dich wieder ſo lebhaft an jene Zeit erinnert?“

„Ja, Roſa, ja, entſetzlich lebhaft.“

„So haſt Du wieder in Briefen geleſen, in Briefen, die ich Dich ſchon ſo oft, ſo dringend bat, zu vernichten?“

„O nein, o nein.“

„Oder haſt Du gar,“ ſetzte ſie vorwurfsvoll hinzu, „ſein Bild wieder hervorgeſucht und betrachtet? — Ja, Françoiſe, das iſt es, ich fühle es ja hier, wie Deine wildbewegte Bruſt ſich gegen die meinige drückt. Arme Françoiſe, dieſer kalte, trübe, troſtloſe Herbſtabend war wohl dazu gemacht, um Erinnerungen an warme, duftige Mondſcheinnächte in Dir wach zu rufen, aber Du darfſt das nicht, Du mußt vergeſſen, Du haſt es Dir und mir und“ — ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu — „dem armen Kinde heilig gelobt.“ —

Die Gräfin zuckte heftig und ſchmerzlich zuſammen.

„Wie kannſt Du auch nur ſo an ihn denken, an einen falſchen Meineidigen, der ſo viel Unglück über Dich gebracht, an einen feigen Verräther — er ſei verflucht!“

„Halt ein, Roſa, halt ein, mit Deinen entſetzlichen Reden!“ fuhr die Gräfin heftig empor und blickte dabei wild ihrer Schweſter ins Geſicht, während ſie ſich zu bemühen ſchien, ihre Haare haſtig aus der Stirn zu ſtreichen, dabei aber dieſelben durch ihre krampfhaft zuckenden Finger noch mehr verwirrte — „halt ein, fluche ihm nicht!“

Waren es dieſe Worte oder war es der entſetzlich jammervolle Anblick Françoiſens, welche auf Roſa's Zügen plötzlich einen ſo gewaltigen Schrecken erſcheinen ließen; ſie öffnete ihre Augen ſtarr und weit, ſie legte die rechte Hand auf die Stirn der Schwe-

flog. Jetzt gieng es um eine ſcharfe Ecke herum, ſo haarſcharf an den Mauern eines altes Gebäudes vorbei, daß der Lakai beſtürzt zurück blickte, ob nicht etwa ein Rand hangen geblieben ſei; dann fuhren ſie durch eine enge Gaſſe voller Kramläden, ſo eng, daß die Cattunſtücke, die Hüte und Mützen, die da herum hiengen, ſowie Würſte und Schinken, faſt in die Wagenfenſter ſchlugen, und endlich kamen ſie auf den Domplatz und hielten mit einem ziemlichen Ruck vor Nro. vierundſechzig.

Schon während des Ausſteigens hörte der Kutſcher die Hofdame fragen, warum er einen ſolch' horriblen Weg gefahren ſei; doch log der Lakai mit der größten Unverſchämtheit und ſagte: in den andern Straßen ſei an mehreren Stellen wegen der neuen Gasbeleuchtung das Pflaſter aufgeriſſen und deßhalb habe man einen Umweg machen müſſen.

Nachdem in dem Hauſe am Domplatz der Hofjuwelier ſeine verdienten Vorwürfe empfangen — warum hatte er auch das Unmögliche nicht gethan? — und der Lakai inzwiſchen die Wagenlaternen angezündet, ſtieg die Dame wieder ein und Joſeph fuhr in mäßigem Tempo davon.

Dieſes Mal hielten ſie vor einem Privathauſe, und nachdem Jean ſich überzeugt, daß die Dame, welcher der Beſuch galt, zu Hauſe war, begleitete er die gnädige Frau hinauf, kam aber bald darauf die Treppe wieder herunter geſprungen, trat an die linke Seite des Wagens und nachdem er den Kutſcher gebeten, ein klein wenig Platz zu machen, ſchwang er ſich neben ihn auf den Bock.

„Da oben wird's lange dauern," ſagte er und zog eine kleine Horndoſe aus der Taſche, um ſich und dem Kutſcher zu einer Priſe zu verhelfen; „wenn die da oben zuſammen kommen ſo dauert's eine geſchlagene Stunde; 's iſt halb fünf, paß auf, wir ſind um halb ſechs noch auf dem Platz."

„Ich möchte nur wiſſen," brummte der Kutſcher, „wa die jeden Tag zuſammen zu ſchwätzen haben! Unſereins beſuch

ſter, während ſie ihren Hals mit dem linken Arm umſchlang, als wolle ſie dieſelbe im gleichen Augenblicke von ſich ſtoßen und an ſich ziehen. „Du biſt im Begriffe," murmelte ſie, „mir etwas Fürchterliches zu ſagen. Wie jetzt, habe ich Dich nur einmal geſehen, Du weißt wohl, damals."

„Und heute iſt mein Herz zerriſſener," rief das unglückliche Weib, laut weinend. — „Doch was iſt mit Dir geſchehen, Roſa," fuhr ſie nach einer Pauſe im Tone des Schreckens fort.

Der umhüllende Plaid war bei der heftigen Bewegung von den Schultern der Tänzerin gefallen und zeigte an ihrem Halſe, ſo wie an dem weißen Kragen über ihrem blauſeidenen Kleide und an dieſem ſelbſt unverkennbare Blutſpuren.

„Es iſt nichts, Françoiſe," ſagte Roſa dringend, „ſprich, was Du mir zu ſagen haſt, kümmere Dich nicht um mich, es iſt wahrhaftig nichts."

„Doch, doch, Du verheimlichſt mir etwas Furchtbares. O ſieh meine entſetzliche Aufregung, fühle, wie mein Blut ſtürmt, quäle mich nicht."

„So beruhige Dich, Françoiſe," gab Roſa zur Antwort, indem ſie ihre Schweſter an ſich zog und ſie innig küßte, „beruhige Dich nur, mir iſt wahrhaftig nichts Schlimmes widerfahren, und wenn Du mir verſprechen willſt, ruhiger zu werden und mir mit Ueberlegung mitzutheilen, was Dir widerfahren iſt, ſo will ich Dir vorher raſch mein kleines Abenteuer erzählen. Ich war Samariterin," fuhr ſie mühſam lächelnd fort, als ſie ſah, wie Françoiſe heftig mit dem Kopfe nickte. „Doch horch, vernahmſt Du kein Geräuſch im Nebenzimmer?"

„Nein, nein, es kann auch niemand ſein, der Graf iſt ruhig und feſt eingeſchlafen; es war Wind und Regen, welche gegen die Fenſter ſchlagen. Erzähle mir!"

„Als ich aus dem Theater fuhr," begann die Tänzerin, doch ſprach ſie leiſe und machte Pauſen zwiſchen ihren Worten, wäh-

rend ſie nach dem Nebenzimmer horchte, wo ſich aber nichts mehr hören ließ, — „ſtreifte mein Wagen einen armen Fußgänger und warf ihn nieder. Ich erkannte ihn, denn er gehörte zum Theater und hatte heute Abend ſchon bei ſeinem erſten Debut Unglück gehabt. Daß er mich dauerte, kannſt Du Dir denken, Françoiſe, Herr von Marlott, der bei mir im Wagen war —“

„Arthur?“

„Ja, Herr von Marlott verhinderte mich daran, den Kutſcher ſogleich halten zu laſſen und zu ſehen, ob der arme junge Menſch keinen bedeutenden Schaden genommen. Als ich aber hier an's Haus kam und den Bedienten ſagen hörte, er ſei auf dem Pflaſter liegen geblieben, ſo eilte ich augenblicklich zurück, um ihm wo möglich Hülfe zu verſchaffen, obgleich ich Dir verſichern kann, daß der Kutſcher nicht im geringſten an dem Unfalle ſchuld war; er warf ſich wie abſichtlich zwiſchen die Räder des Wagens.“

Françoiſe ſchien nur mit halbem Ohre zu hören. Sie hatte ihren Arm auf die Kniee der Schweſter geſtützt und ihren Kopf auf die Hand gelegt.

„Ich fand ihn noch auf der Straße,“ fuhr Roſa fort, „und da ich in Gemeinſchaft mit einer alten Frau Hand anlegte, um ihn aufzurichten, ſo kam es, daß ſein Blut dieſe traurigen Spuren zurückließ. Ich ſah es übrigens erſt, als ich hier vor den Spiegel trat, und wenn Du mir erlaubſt, gehe ich zu Deiner Toilette, um ſie zu entfernen — ſie fangen wahrhaftig an, mir fühlbar zu werden,“ ſetzte ſie mit einem leichten Schauder hinzu, nachdem ſie mit ihren Fingerſpitzen ihren Hals berührt.

„Nein, nein,“ rief Françoiſe, „bleibe jetzt, ich fühle, daß ich mich ſo weit geſammelt habe, um Dir, wie Du es verlangt, mit Ueberlegung das Entſetzliche mittheilen zu können, was ich gehört, was mich niedergeworfen. — Gaetano —“

„Nenne den Namen nicht,“ erwiderte die Tänzerin mit einer

abwehrenden Bewegung der Hand, „denke nicht an ihn; und wenn Dir in tiefer, ſtiller Nacht dieſes unheimliche Bild erſcheinen will, ſo bete, bete, und er wird vor Deinem Gebete verſchwinden, wie der Böſe ſelbſt.“

„So war es bis jetzt, meine Roſa. Ich dachte faſt über ihn, wie Du, faſt ſo ſtrenge. O, mein Gott,“ ſagte ſie mit weicher Stimme, „ein Band, welches uns verknüpfte, ließ ſich ja doch von kalter Ueberlegung, vom Gefühle ſeiner Schuld nicht gänzlich zerreißen. O, meine geliebte Schweſter,“ fuhr ſie in ſteigender Heftigkeit fort und dabei ergriff ſie Roſa's beide Hände, ſchlang ſie um ihren Hals und drückte ſich dann feſter an ihr Herz. „Blicke nicht ſo ernſt und finſter auf mich nieder, durchbohre mich nicht ſo mit Deinen leuchtenden Blicken, meine Roſa, wie ich es gethan!“ Und als ſie das ſagte, tropften ihre Thränen unaufhaltſam aus den weit geöffneten Augen, ihren ſonſt klaren Blick verwirrend.

„Gaetano —“

Die Tänzerin, erſchreckt von dem unerklärlichen Benehmen der ſonſt ſo ruhigen Frau, zog ſie haſtig an ſich und blickte ſie geſpannt, fragend an, beinahe willenlos das gleiche Wort wiederholend: „Gaetano?“

„Hat nicht ſo furchtbar an mir gehandelt, als wir geglaubt,“ rief Françoiſe ſchluchzend in wild ausbrechendem Schmerz, „hat mich nicht betrogen — Gaetano war nicht verheirathet.“

„Françoiſe, Du biſt wahnſinnig!“

„O wäre ich es, Gott verzeihe mir die Sünde, wäre ich es! Spräche die Phantaſie des Wahnſinns oder des Fiebers aus mir — mir gleich, ich ſähe ein Ende vor mir, wenn auch ein entſetzliches Ende; aber ich bin nicht wahnſinnig, meine liebe Schweſter, es klingt auch keine Fieberphantaſie aus meinen Reden. Was ich Dir eben ſagte, iſt einfache und furchtbare Wahrheit.“

„So ist er wieder erschienen, so hat er gewagt, zu Dir zu dringen?"

„O nein, ich würde ihn nicht vorgelassen haben oder vor ihm geflohen sein."

„So hast Du Briefe von ihm erhalten und gelesen?"

„Ich würde seinen Betheuerungen nicht geglaubt haben."

„So gab er Dir sonst irgend ein Lebenszeichen?"

Françoise schüttelte mit einem schmerzlichen Blicke gegen den Himmel das Haupt.

„Kann er wohl noch leben," sagte sie in einem Tone, der, obgleich ruhig und gefaßt, der Schwester doch tief ins Herz schnitt, „da er im Gefühle seiner Unschuld Jahre lang stumm blieb, stumm wie das Grab, in welchem er ruht?"

„Wenn Du nicht wahnsinnig bist, Françoise," stieß die Tänzerin mühsam hervor, „so sind Deine Reden danach, mir den Verstand zu verwirren. — Du sahst ihn nicht, Du erhieltest keine Briefe von ihm, auch sonst kein Lebenszeichen, was ist Dir denn begegnet, Schwester? Todte erscheinen nicht, oh nein, oh nein," sie zuckte schaudernd zusammen — „fühle ich nicht, wie Du?" fuhr sie nach einem tiefen Athemzuge fort. „Warum mich denn so entsetzlich quälen mit Deinen verwirrten Reden, mit Deinen abgerissenen Ausrufungen? Um des Himmels willen beschwöre ich Dich, fasse Dich, sei ruhig und sage mir, was ist Dir begegnet?"

Nachdem Françoise mehrmals vergeblich versucht, ihrer Stimme zu gebieten, die sich bei jedem Versuche in ein krampfhaftes Schluchzen auflöste, nachdem Rosa ihr Gesicht auf das Haupt der Schwester gelegt und deren weiches blondes Haar mit reichlichen Thränen benetzt, und nachdem sie dabei ihrer Schwester mit weicher, inniger Stimme wie einem hülflosen Kinde zugesprochen und ihr gesagt, daß sie auch ferner wie bisher alles mit ihr theilen werde in treuer, schwesterlicher Anhänglichkeit — Freud' und Leid, und daß es ja nur durch ruhige Ueberlegung

und Besprechung möglich sei, etwas so Entsetzlichem, wie sie eben erwähnt, zu begegnen, da erst fing die unglückliche Frau an, ruhiger zu werden, und war im Stande, ihrer Schwester zu erzählen, was sie bei dem heutigen Diner von Herrn von Scherra gehört, was dieser alte zuverlässige Mann mitgetheilt von einer jungen deutschen Sängerin in Neapel, die zu dem Marchese Gaetano Fontana in einem Verhältniß gestanden, welches zu stören und aufzulösen die Mutter des Marchese alle Schritte gethan, wie ihr dies auch gelungen sei, da sie wahrscheinlich die Nachricht verbreitet, Gaetano sei bereits verheirathet, und auf diese Art das Band zwischen ihm und der Geliebten zerrissen.

Rosa's Hände, mit denen sie die ihrer Schwester hielt, zitterten heftig, und: „Gaetano war nie verheirathet?“ fragte sie mit kaum vernehmlicher Stimme.

„Nie, sagte Herr von Scherra, der ihn genau kannte.“

„Und jene Dame, die ich in jener Nacht mit eigenen Augen in seinem Wagen sah, wer war sie denn, was sagte Herr von Scherra?“

„Darüber vernahm ich nichts von ihm; oh, meine Rosa, wie hätte ich können ruhige Zuhörerin bleiben bei einer Geschichte, deren Anfang mich gleich so Ungeheures wissen ließ!“

„Aber Herr von Scherra erzählte seine Geschichte ruhig zu Ende?“

„Gewiß, und eine lange Geschichte. Mir schien die Zeit eine Ewigkeit zu sein, während sie drüben in dem Zimmer des Grafen blieben und ich hier in diesem kleinen Gemach fast vergeblich nach Fassung ringend mit zusammengepreßten Händen auf- und abschritt. Ich durfte ihn ja keine trübe Miene, keine Thränenspur im Auge sehen lassen.“

„Arme, arme Schwester! — — Oh warum war ich nicht anwesend! Glaube mir, ich hätte lächelnd ausgehalten, um alles zu erfahren — und wir müssen alles erfahren,“ setzte sie mit

einem entſchloſſenen Tone hinzu. „Wer war ſonſt noch bei dem Diner anweſend?“

„Arthur.“

Roſa machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand, wobei ſie mit finſterem Blick einen Moment die Lippen feſt auf einander preßte. — „Nichts von ihm, wie könnte ich über eine ſo furchtbar ernſte Begebenheit auf eine ſo leichtſinnige Art mir von ihm berichten laſſen? Schade, daß er es angehört.“

„Oh, Arthur hat das bald wieder vergeſſen.“

„Wie alles! — Aber Herr von Scherra muß meine unſchuldige Neugierde befriedigen,“ ſagte ſie mit feſtem entſchloſſenem Tone. „Er muß mir unſere eigene Geſchichte erzählen, und ich werde ihm mit großer Ueberraſchung zuhören. — O, das kann ich, Françoiſe, wenn ich will.“

„Ja, Du kannſt es, aber mich traf jedes Wort wie ein Dolchſtoß, ich glaubte, zu vergehen.“

„Meine arme Françoiſe,“ verſetzte die Tänzerin ſchmeichelnd, während ſie ihrer Schweſter die verwirrten Haare aus der Stirne ſtrich, „faſſe Dich, nimm all' Deine Kraft zuſammen; bedenke Deine Stellung. Wenn es Dir auch ſchrecklich iſt, Dich mit dem Gedanken vertraut zu machen, den Du vorhin gegen mich ausſprachſt, daß den armen Unglücklichen das ſtille Grab deckt, ſo iſt es doch der einzige, aus dem für Dich ein Troſt erwächst. Die Zeit wird kommen, wo Du ruhiger an ihn denkſt, wo Du ihn beweinen darfſt, und dabei meine Françoiſe, will ich Dir redlich helfen, — glaube mir, ſo furchtbar es mir auch im erſten Augenblicke erſchien, ihn ſchuldlos zu wiſſen, ſo athme ich doch jetzt ſchon freier auf, wenn ich an ihn denke, und wenn mir ſein Bild nicht mehr als etwas Verabſcheuungswerthes vorſchwebt, ſondern als ein Weſen, das mit Milde auf uns herabblickt, und das alles Unrecht vergeſſen wird beim Anblick Deines grenzenloſen Schmerzes, beim Anblick meines tiefen Leides.“ —

„Amen!“ hauchte es flüsternd durch das kleine Gemach. — Rosa fuhr entsetzt empor und sagte wild um sich blickend mit gepreßter Stimme: „Sprachst Du das Wort, Françoise?“

„Welches Wort? ich hörte nichts.“

„Sagtest Du Amen, — meine Schwester?“

„Ich dachte so bei Deinen tröstenden Worten, vielleicht sprach ich es auch unbewußt aus, wenn Du es nicht selbst sagtest.“

„Nein, nein, ich nicht,“ erwiderte eifrig die Tänzerin, und dabei blickte sie forschend um sich und setzte nach einer Pause hinzu, während welcher sie die umschlingenden Arme ihrer Schwester sanft gelöst und sich langsam erhoben: „Laß mich einen Augenblick in Deinem Nebenzimmer nachsehen, ich weiß wohl, es ist kindisch, daß ich mir einbilde, von dort her ein Geräusch gehört zu haben, da der Graf schläft, aber laß mich nachsehen, es beruhigt mich.“

Françoise, die sich ebenfalls erhoben hatte, nickte schmerzlich lächelnd mit dem Kopfe, als sie ruhig entgegnete: „Sieh nach, Rosa, wenn es Dir gefällt, Du wirst dort alles lautlos und still finden.“

Darauf ließ sie durch eine Feder, auf welche sie drückte, den Vorhang über dem Kamin in die Höhe schnellen, und es schien ihr wohl zu thun, in die stürmische Nacht hinaus zu schauen, zu sehen, wie die wild aus einander gerissenen Wolken vom scharfen Wind östlich gejagt wurden, zu hören, wie der Wind sauste, und wie er die fliehenden Regentropfen an die Scheiben des Fensters jagte, wo sie dann thränengleich an der glatten Fläche hinabrannen.

Oh, es war eine trübe Nacht, eine Nacht voll Thränen!

Rosa kam leisen Schrittes aus dem Schlafzimmer zurück und sagte: „Du hattest Recht, Françoise, es ist in Deinem Schlafzimmer und im angrenzenden Gemach alles ruhig und still. Gott sei Dank, daß er wenigstens schläft — laß auch uns jetzt Ruhe

ſuchen. Lege Dich nieder, liebe Schweſter, und thue Dir Gewalt an, Deine wilden finſtern Gedanken niederzukämpfen. Denk an morgen, und daß man Dich fragen wird, warum Du ſo bleich ausſiehſt, woher die Thränenſpuren kommen, woher Deine gerötheten Augen."

„Oh, hätte ich Dein Temperament, Deine Ruhe, Deine Faſſung!"

„O ja," verſetzte Roſa mit einem eigenthümlichen Lächeln, „äußerlich erſcheine ich oftmals ſehr ruhig, ſehr gefaßt, ich kann mich bezwingen und das ſollteſt auch Du noch lernen, Françoiſe; es iſt das ſo nothwendig in dieſer traurigen Welt. — Gute Nacht, mein Herz, gute Nacht, meine liebe Schweſter!"

„Ich ſehe Dich doch morgen in der Frühe?" erwiderte dieſe faſt ängſtlich; „Du mußt zu mir kommen, Du mußt um mich ſein, mit mir ſprechen, mich nur mit Deinem ruhigen, entſchloſſenen Blick anſchauen, ſonſt fürchte ich mich." Sie warf einen ſcheuen Blick nach dem Nebenzimmer, fügte dann aber raſch hinzu, als wollte ſie keine Antwort ihrer Schweſter hören: „Du haſt doch Deinen Wagen unten?"

„Ausdrücklich wieder herbeſtellt habe ich ihn nicht; finde ich ihn unten, ſo iſt es gut, iſt er aber nicht da, ſoll es mir noch lieber ſein; es wird mich mehr zerſtreuen, ja faſt beruhigen, durch die ſtürmiſche Nacht zu Fuße nach Hauſe zu gehen. — Gute Nacht, Françoiſe!"

„Gute Nacht, Roſa, Gott beſchütze Dich!"

Die Tänzerin glitt geräuſchlos zum Gemach hinaus durch das Schreibkabinet und Vorzimmer auf das Veſtibul, wo der Lakai, der ſeine Orange noch zwiſchen den Fingern hielt, laut und vernehmlich den Schlummer des Gerechten ſchlief. Unten öffnete der Portier und wollte ſich entſchuldigen, daß der Wagen nicht da ſei, er habe auch keinen Befehl erhalten, ihn wieder her zu beſtellen.

Roſa ging nach einem freundlichen Worte in die finſtere Nacht hinaus, während Françoiſe droben in ihrem Zimmer eine Zeit lang vergeblich auf das Rollen des Wagens lauſchte. —

„Sie iſt zu Fuß fort," ſagte ſie endlich, „o Roſa iſt glücklich, ſie darf ihren Thränen freien Lauf laſſen, und dabei fliegen ihr die kühlenden Regentropfen in's Geſicht, und ſo bleibt es unentſchieden, ob ſie in der That geweint. Sie darf durch die Straßen wandeln allein mit ihren Gedanken, kann dort bei dem unſcheinbaren Hauſe ſtehen bleiben, um nach einem einſamen Lichtſchimmer zu ſpähen, der ſeine liebe, ſüße Wange beleuchtet, kann alles das thun, da ſie frei iſt, — frei — frei — während ich in einem glänzenden Käfig gefangen bin, während mich, wohin ich ſehe, Gold umgibt, abermals Gold und wieder Gold — goldene Ketten und Banden."

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Eine ſchlafloſe Nacht.

Der Schlaf war mitleidiger, als es ſich die arme Frau gedacht. Er umgaukelte weich und linde das Lager, auf das ſie ſich unter ſtrömenden Thränen geworfen; er ließ ihr ſanfte, tröſtende Muſik erklingen, unerklärliche, beruhigende Töne, er ließ ihr Haupt umſchweben weiche, duftende Nebel, ſeine wunderbaren Vorläufer, und ſchloß ihr dann tröſtend mit ſanftem Finger die ſchweren und müden Augenlider.

So that der Schlaf hier, während er bei einem andern Lager ganz in der Nähe, im anſtoßenden Gemache, anders ver-

fahren, während er dort ebenfalls müde Augenlider, die ſich ſo innig nach Schlaf ſehnten, mit einigen armſeligen neckenden Schlummerkörnern bewarf, welche, leuchtend und unruhig zitternd durch das Gehirn rollend, ſtatt feſten erquickenden Schlafes jenen leichten, ermüdenden Halbſchlummer hervorbrachten, wo man ſeine eigenen Athemzüge fühlt, wo man ſich ſelbſt zuflüſtert: glaube nicht, daß Du ſchläfſt, wie andere glückliche Menſchenkinder, Du kannſt ja aus tiefem, lebendigem Traume Deine Augen weit öffnen, ſchauen, hören, um gleich darauf wieder andere tolle Traumgeſtalten um Dich gaukeln zu ſehen — ja, Du kannſt ſchauen und hören und vielleicht decken Deine ſchweren Augenlider in der nächſten Sekunde wieder Deine müden Augen, wenn nicht zufällig ein Ton, ein Wort an Dein Ohr ſchlägt, das Deine ohnedies ſchon aufgeregten Nerven zum Zerſpringen anſpannt und alle Deine Sinne mit einer erſchreckenden Klarheit umgibt.

So war es dem Grafen Lotus geſchehen, in deſſen leichten und unruhigen Schlummer plötzlich ein Ton drang, der ihn zum Wachen aufſchreckte — o, zum klarſten, erbarmungsloſeſten Wachen. Er hörte die Gräfin ſchluchzen, er hörte ſie mit ſchmerzerfüllter Stimme Worte ſprechen, deren Klang ihm, wenn er ſie auch nicht verſtand, anzeigte, daß ſie aus zerriſſenem Herzen kamen — ja, aus dem Herzen ſeiner Frau, die noch vor Kurzem mild und ruhig lächelnd neben ſeinem Lager geſeſſen und deren Hand nicht gezittert, als ſie dieſelben ſanft auf ſeine Stirne gelegt.

Ja, ſie ſprach, ſie ſprach Worte des Jammers und des Unglücks, und es war wohl begreiflich, daß ihn dieſe Töne nicht ruhig auf ſeinem Lager ließen; belauſchen wollte er ſie nicht, darum erhob er ſich in derſelben Art, wie er immer zu thun pflegte, doch wurde er nicht gehört, ſelbſt kaum, als er das Schlafzimmer ſeiner Frau durchſchritt. Dort aber an der Thür, als er eben den Griff des Schloſſes anfaſſen wollte, um ſie geräuſchvoll ganz zu öffnen, vernahm er Worte, die das Blut

ja auch hie und da einen Bekannten und dann ſagt man: guten Tag! — Wie geht's? — Gut! — Behüt dich Gott! Und dann fährt man ſeiner Wege. Aber die haben immer eine alte Wirthſchaft zuſammen, als hienge das Heil der Welt davon ab. — Brrrr, 's wird kalt!"

„Ja, 's wird kalt," ſagte der Lakai und ſteckte ſeine Hände in die Taſchen ſeines langen Rockes, „'s wird recht kalt heute Nacht; ich freue mich jetzt ſchon auf das Warten, wenn der Ball zu Ende iſt, und heute iſt daſſelbe doppelt, für Euch und für mich."

„Wie ſo doppelt?" fragte Joſeph, „ich werde doch am Ende nicht mit zwei Wagen hinfahren ſollen?"

„Wenn auch nicht mit zwei Wagen," lachte der Lakai, „ſo doch mit einem Wagen zweimal."

„Macht mir keine alten Geſchichten vor, Freund Jean! Ich fahre die alte Hofdame und das alte Hoffräulein, und damit Baſta!"

„Allerdings," entgegnete Jean, „nur mit dem Unterſchiede, daß die Beiden heute nicht zuſammenfahren, wie ſonſt, ſondern Jede allein, macht zweimal; 's hat ja was gegeben." — Damit ſtieß er den Kutſcher pfiffig lächelnd an die Rippen.

„Alle Donnerwetter!" fluchte Joſeph, „was kümmert uns das, wenn's was gegeben hat! Ich fahre, wie mein Befehl lautet, einmal mit dem alten Geſpenſterwagen vor das alte Schloß und dann nach dem alten Ball; einmal nur, ſage ich Euch, und dann ſpanne ich aus und fahre um zwölf Uhr zum Abholen, aber auch nur einmal."

„Das iſt bald geſagt," meinte der Lakai; „doch habe ich von der gnädigen Frau den Auftrag an Euch und muß es alſo ausrichten: ſie will allein auf den Ball fahren, und wenn das Hoffräulein auch hin will, ſo fahrt Ihr nochmals und holt auch die ab."

gewaltsam gegen sein Herz strömen ließen, so daß die Pulse seiner Schläfen wild zu pochen anfingen und daß es ihm nur gelang, den Athem kurz und mühsam in seine Brust zu ziehen. — Er vernahm alles — alles — alles, und als er hörte, wie Rosa die Schwester in ihrem grenzenlosen Unglück tröstete, war er es, der mit heiserer Stimme Amen dazu gesagt.

Ja — Amen, ein Wort, das man ausspricht mit dankendem Blick, mit glückselig geöffneten Lippen, nach einer überstandenen großen Gefahr, wo alles glücklich beendigt ist, das man aber auch hervorstößt tief aus gebrochenem Herzen zwischen zusammen gebissenen Zähnen, wenn alles verloren ist — alles, alles dahin, was uns lieb und theuer war. — —

Eine gute Stunde nach diesem Vorfall erhob sich der Graf abermals von seinem ruhelosen Lager. Wie er während dieser Zeit unter dem fürchterlich marternden Gedanken gelitten, zeigte wohl die furchtbare Bläße seines Gesichts, die tiefen Furchen auf seiner hohen weißen Stirn, auf der jetzt die Spuren jenes Säbelhiebes dunkelroth zu sehen waren. Seine rechte Hand, mit der er sich bemühte, den seidenen Schlafrock über die Schultern zu werfen, zitterte heftig und benahm sich dabei oft so ungeschickt, daß er die verstümmelte Linke zu Hülfe nehmen wollte, um gleich darauf von diesem vergeblichen Bemühen unter einem bittern Lächeln abzustehen.

Er war so an ihre Hülfe gewöhnt, daß er sich vorkam wie ein armes unbeholfenes Kind. Als er endlich sein Gewand über der Brust befestigt hatte, that er einen tiefen, tiefen Athemzug und trat in die Thür ihres Zimmers, wo er sie beim Scheine der Nachtlampe auf ihrem Lager ruhen sah. Er legte den Arm an das Holzgetäfel, drückte seine Stirn dagegen und blieb so regungslos, sie anschauend, stehen.

„Wie sie bei all dem Jammer glücklich ist, so im ruhigen Schlaf ihr Leid vergessen zu können," murmelte er, „das heißt,

wenn ſie nicht von böſen Träumen beunruhigt wird! — Doch nein, ihre Athemzüge ſind ruhig und gleichmäßig, ja, ich glaube faſt, es ſpielt ein Lächeln um ihre Züge. — O, ſie kann lächeln," ſetzte er nach einer kleinen Pauſe flüſternd mit heiſer klingender Stimme hinzu, „ſind es doch wahrſcheinlich glückſelige Bilder, Bilder der Liebe, Bilder einer ſüßen Vergangenheit, welche ſie umſchweben.

„Ah, ſie iſt glücklich, ſie ſchläft und hat ſüße Träume. Sie hat kein Recht, ſich zu beklagen, ſie nicht! Wer ſchläft, vergißt Leid und Schmerz. Ich," fuhr er fort, indem ſein Blick düſter aufflammte und ſein Körper erzitterte, „ich ſchlafe nicht, ich liege müde auf meinem Lager, ein Fraß wilder, giftiger Gedanken, mich läßt kein ſanfter Schlummer Leid und Schmerz vergeſſen. Wer weiß ſogar," ſetzte er mit einem entſetzlichen Lächeln hinzu, „ob ich einſtens im Grabe ruhig ſchlafen werde, oder ob ich auch da noch bevorzugt bin, von düſtern, unheimlichen Träumen unterhalten zu werden.

„Doch fort mit dieſem thörichten Vielleicht! Im Grabe iſt Ruh', und die hat ja auch wohl jener gefunden, der ſeine gierige Hand aus der Ewigkeit herüberſtreckt, um mir mein Liebſtes zu rauben, das einzige ſchätzbare Gut meines reichen und doch ſo armſeligen Daſeins. Ja, er iſt todt, er muß todt ſein — er ſoll todt ſein, oder —

„An Scherra muß ich mich wenden," murmelte er nach einem tiefen Seufzer, während deſſen er krampfhaft und unruhig mit der rechten Hand ſeine Stirn und ſeine Augen betaſtete und darauf ſeine Finger an den Mund brachte, an deren Nägeln er, ſtarr vor ſich niederſehend, unruhig kaute. „Scherra muß mir das genau und umſtändlich erzählen, er muß ſich auf's ſorgfältigſte nach dieſem — Gaetano erkundigen; er muß nach Neapel ſchreiben — nach Palermo — überall hin — überall, er muß mir zu Liebe ganz Italien, ja, die ganze Welt durchforſchen,

um — ſein Grab zu finden, denn er muß todt ſein; o—o—o —oh," fuhr er, wie vor ſeinen Gedanken erſchreckend, auf, „todt muß er ſein, oder —"

Während er mit zuckenden Lippen und unheimlich glänzenden Augen dieſen Phantaſieen, bald leiſe mit ſich ſelbſt flüſternd, bald dumpf in ſich hinein murmelnd, nachhing, während die Muskeln ſeines hagern, bleichen Geſichtes krampfhaft ſpielten und ſich zuweilen ſein ganzer Körper zuſammenbog, wie niederſinkend unter der Wucht der Gedanken, lag ſie auf ihrem Lager, ein Bild der ſüßeſten Ruhe, des tiefſten Friedens; ihre rechte Hand ruhte unter ihrem Haupte und hatte ſich dort in der Fülle ihres reichen, blonden Haares vergraben, ihre Augenlider erſchienen leicht geſchloſſen, ſo ſanft zugefallen, als hätten ſie ſich in tiſer Ermüdung bei der leiſeſten Berührung des Schlummergottes geſchloſſen, während dagegen wieder ihre gleichförmigen und tiefen Athemzüge ihren feſten Schlaf bekundeten. Ihr vorhin noch ſo bleiches Geſicht erſchien jetzt leicht erhitzt und dadurch wunderbar roſig angeſtrahlt. Dabei verklärte ein mildes Lächeln ihre noch kürzlich ſo ernſten, ja, düſtern Züge, und dieſes Lächeln hatte ihre Lippen ſanft geſchloſſen und ließ zwiſchen ihnen hindurch die glänzenden Zähne ſehen.

Die linke Hand hatte ſie auf ihre Bruſt gelegt, und nach den Fingern dieſer linken Hand ſtarrte der Graf, indem er ſich an der Thür feſthaltend, ſo weit als möglich vorbeugte. Zwiſchen Daumen und Zeigefinger ſchlang ſich eine kleine fadendünne Goldkette durch, die unter ihrem Kopfkiſſen verſchwand.

„Was ſagte doch Roſa von einem Bilde, welches Françoiſe bei ſich führe? Ich habe nie etwas davon bemerkt, habe aber auch niemals jene Goldkette geſehen, die dort ſo verrätheriſch hervorlauſcht. Ah, Madame, es ſcheint mir, daß Sie ſich nicht damit begnügen, ſüße Erinnerungen in Ihrem Herzen zu begraben, ſondern daß Sie auch ſichtbare Zeichen einer beſſeren, glücklicheren

Zeit bei sich verbergen! — Ich muß jenes Bild haben," setzte er zähneknirschend hinzu, „ich muß sehen, Françoise, wer so unaussprechlich glücklich ist, von dir so heiß geliebt zu werden! — Nehmen wir uns in Acht, seien wir vorsichtig, wie auf der Tigerjagd!"

Und nach diesen Worten wand er sich so rasch, so geräuschlos, so schlangenartig nach dem Lager seiner Frau hin, daß er sich auch einem aufmerksameren und scheueren Wesen, als das arglose Weib war, unbemerkt hätte nahen können. Dann griff er mit sicherer Hand die kleine Kette an, zog sie langsam unter dem Kopfkissen hervor und über seine Züge glitt ein triumphirendes Lächeln, als derselben ein sehr kleines flaches Medaillon folgte. Noch war aber das Ende der Goldkette leicht um den Zeigefinger der schlafenden Frau gewunden, und statt den Versuch zu machen, auch diese zu lösen, berührte er mit der eiskalten Spitze seines Fingers die warme Hand der Gräfin, wodurch er erreichte, was er gewollt: sie machte eine zuckende Bewegung mit der Hand, wodurch die Goldkette von dem Zeigefinger herabglitt; dann wandte sie leicht den Kopf auf die andere Seite und flüsterte im Schlafe: „Du irrst, es sind Regentropfen, aber keine Thränen."

Mehrere Sekunden lang betrachtete er mit starrem Blick die Schlafende, dann sagte er mit dumpfer Stimme: „Amen, mögen auch keine Thränen folgen." —

Geräuschlos, wie er gekommen, ging er in sein Zimmer zurück und schloß und verriegelte die Thür hinter sich. In seinem Schlafgemach angekommen, entzündete er auf einem silbernen Leuchter ein Bouquet Wachslichter, und als es taghell um ihn geworden, ließ er sich langsam in einen Fauteuil nieder, den er zum Tische gerollt, und schickte sich an, den goldenen Deckel des Medaillons aufspringen zu lassen. Doch ehe er dies ausführte, hielt er einen Augenblick inne, stützte die Stirn auf die rechte Hand

und ſprach: „Warum ſoll ich's thun? Wird ein Bild nicht ſchrecklicher in meinen Phantaſieen erſcheinen, als ein körperloſes Weſen, als ein Ding, das ſich Gaetano nennt? Ja, es nicht anzuſehen, wäre vernünftiger gehandelt, aber der Teufel," rief er heftiger aus, „betrage ſich immer vernünftig; ich will es ſehen!"

Er drückte auf die Feder des Deckels, dieſer ſprang auf und der Graf betrachtete mit gierigem Blick das kleine Bild, welches ſich ſeinem Auge darbot.

Lange betrachtete er es, hielt es bald weit von ſich weg, brachte es dann wieder näher an die Augen und murmelte endlich: „Ein ſchöner Kopf, ein prächtiger Kopf, ſchade darum, daß er im Grabe fault — — — — laſſen wir ihn verſchwinden." —

Er erhob ſich mühſam aus ſeinem Stuhle, ging nach einem Seitentiſchchen, wo eine kleine, zierlich gearbeitete Caſſe ſtand, die er öffnete und das Bild hinein verſchloß.

Als dies geſchehen, ging er lange Zeit in tiefe Gedanken verſunken in ſeinem Zimmer hin und her, wobei er ſich zuweilen mit langſamen Schritten dem kleinen Tiſchchen, auf dem die Caſſette ſtand, wieder näherte, ſich aber jedesmal haſtig umwandte und nach der anderen Seite des Gemaches eilte.

„Als ich ſie zu meinem Weibe nahm," ſprach er zu ſich ſelber, nachdem er längere Zeit vor ſich hin gebrütet, „hätte ſie mir die Wahrheit ſagen ſollen, die volle Wahrheit ſagen müſſen; doch iſt das auch der einzige Vorwurf, den ich ihr machen kann, und den ich ihr doch nicht einmal machen werde — gewiß kein Wort des Vorwurfs — wenn — doch nein, nein, fort mit ſolchen entſetzlichen Gedanken! — Gab ſie mir doch nie Veranlaſſung zum Mißtrauen! — Ihn deckt das Grab, ſein Bild ſoll verſchwunden bleiben und dafür werde ich ihr, wenn ſie es wünſchen ſollte, meine Gründe angeben."

Der Graf blieb einen Augenblick mitten im Zimmer ſtehen, drückte die rechte Hand gegen ſeine Stirn und rief in ſchmerzlichem

Tone: „O, wer jetzt ſchlafen könnte! Gab ich mir doch mit allen Gründen der Vernunft, der Milde, des Mitleidens alle Mühe, meine finſteren, entſetzlichen Gedanken niederzukämpfen, aber wenn ich einen Moment inne halte, ihnen beruhigt zuzuſprechen, ſo ſpringen ſie an mir empor, die Zähne fletſchend gleich wilden, blutgierigen Beſtien — ſchrecklich, wenn er lebte — wenn er lebte! Ich muß jemand haben, der mit mir ſpricht, der mir hilft, meine Phantaſieen nieder zu kämpfen; ich will Juſſuf wecken, er ſoll mir von Indien erzählen.“

Der Graf öffnete die Thür ſeines Nebenzimmers und ſchritt von dort über einen kleinen Corridor in ein auf der anderen Seite daran grenzendes Cabinet. Dort war es ſo dunkel, als es in einem Zimmer nur ſein kann, wo kein Licht brennt und wo nur die zweifelhafte Helle des Nachthimmels einen Gegenſtand, irgend ein Möbel oder ſonſt einen Körper als noch ſchwärzere Schatten erſcheinen läßt. Hier ließ der Graf einen leiſen Ton vernehmen, der wie das Ziſchen einer Schlange klang, worauf ſich augenblicklich in der Ecke des Zimmers, wie von einer Feder emporgeſchnellt, eine Geſtalt erhob und wonach man ein Geräuſch hörte, als werde raſch ein Dolch aus einer Scheide gezogen.

„Ich bin es, Juſſuf, folge mir!“

Der Indier warf raſch einen weißen Mantel über und ſchritt, ohne ein Wort zu verlieren, hinter ſeinem Herrn bis nach dem Schlafzimmer, wo ſich der Graf in ſeinem Fauteuil niederließ und den Diener bedeutete, ſich auf einen kleinen Divan, der an der Wand ſtand, zu ſetzen; „oder wenn es Dir lieber iſt,“ fügte er lächelnd hinzu, „auf den Teppich des Bodens,“ da er bemerkte, wie Juſſuf dieſen betrachtete. — „Ich kann nicht ſchlafen und Du ſollſt mit mir plaudern.“

„Ich hatte gehofft, Herr, Ihr vergäßet heute Nacht alle Freuden und Leiden in ſüßem Schlummer, denn es erklang ja die wunderbare Stimme, die Euch gewöhnlich Ruhe gibt.“

„Ich ſchlief auch ein, doch weckte mich irgend ein Zufall, und ſo ſollſt Du es denn dieſes Mal verſuchen, mir einen guten Traum zu verſchaffen.“

„Herr, meine Zunge iſt rauh und ohne Wohlklang.“

„Der Himmel ſoll mich bewahren,“ erwiderte der Graf lächelnd, „Geſang von Dir zu verlangen, Du ſollſt mit mir ſprechen, mir etwas erzählen.“

Der Indier neigte zum Zeichen des Gehorſams ſein Haupt, ehe er zur Antwort gab: „Wollt Ihr, Herr, etwas hören von unſeren Zügen in Afghaniſtan, von unſeren blutigen Gefechten mit den Shiks? Ah eine ſchöne Zeit!“

„Nein, nein, dieſes Mal nichts davon.“

„So werde ich es verſuchen, vor Eure Augen zu führen die Bilder, wie wir den Tiger gejagt in den Jungeln am Ganges.“

„Nichts davon, Juſſuf.“

„Oder den Elephanten auf Ceylon?“

Der Graf ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, dann ließ er ihn in ſeine rechte Hand niedergleiten und ſtarrte lange vor ſich hin. „Wenn er noch lebte,“ murmelte er, unverſtändlich für den Andern, „ſo wäre all mein Glück dahin, ſo hätte die wildeſte, finſterſte Nacht den einzigen Sonnenſtrahl ausgelöſcht, der mein armes Leben erhellt; o, wenn er noch lebte! — Nein, nein, Juſſuf,“ rief er nach einer Pauſe, „erzähle mir nichts von unſeren Kriegszügen, nichts von unſeren Jagden, ich will etwas Wilderes, Unheimlicheres hören.“

„Um Euch Schlaf zu bringen, Herr?“ fragte der Indier verwundert.

„Ja, um mir ſpäter vielleicht Schlaf zu geben, um Aufregung mit Aufregung niederzukämpfen, um Leid und Schmerz mit Unheimlicherem zu verjagen. Erzähle mir von den Thugs.“

„Herr!“ rief der Indier, und ſeine Augen flammten; ein convulſiviſches, faſt unmerkliches Zittern durchflog ſeinen Körper

und er gab mit dumpfer Stimme zur Antwort: „Dieſen Namen hat mein Ohr ſeit Jahren nicht mehr vernommen — o, es hoffte ihn auch nicht mehr zu hören, er ſollte nicht mehr ertönen vor den Ohren Juſſuf's — war nicht ſo die Abrede, Herr?“ ſetzte er mit fragendem Tone und einem lauernden Blicke hinzu.

„Die Verabredung war nicht ganz ſo,“ entgegnete ruhig der Graf. „Weißt Du noch, als Dein Gooroo Dich mir empfahl, der alte Bhurtotes, der furchtbare Erdroßler im Dienſte der Göttin Kalee Davey?“

„Ja, deſſen Blut floß auf Euern Befehl.“

„Auf den Ausſpruch des Gerichtes, Juſſuf, den ich gezwungen war, vollziehen zu laſſen, faſt ſo, wenn auch ganz anders, wie Ihr gezwungen waret, die Ausſprüche der finſtern Göttin zu vollziehen; es war eine Nothwendigkeit, denn er durfte nicht leben, hatte er doch über 200 Mordthaten eingeſtanden.“

„Ja, ja, es war ein großer und berühmter Burka,“ murmelte der Indier, und bei dieſer Erinnerung belebten ſich zuſehends ſeine Augen.

„Wie er mir ſagte,“ fuhr der Graf nach einer längern Pauſe fort, „bewieſeſt Du bei der Vollziehung eurer furchtbaren Gelübde und bei euren Thaten, um den Ausſprüchen der Göttin Kalee gehorſam zu ſein, einen ſeltenen Grad von Kaltblütigkeit und Gewandtheit.“

„Es iſt ſo, Herr,“ gab der Indier zur Antwort, nachdem er einen eigenthümlich murmelnden Ton ausgeſtoßen. „Ich war nicht lange unter den Sotahs, das ſind Leute, die den Auserwählten ins Netz locken — zu den Lughas, die wie Ihr wißt, die Todten forttragen und mit der heiligen Hacke ſein Grab graben, gehörte ich nur kurze Zeit — und als ich Shumſeeas geworden, welche die Pflicht haben, dem zum Tode Beſtimmten Hände und Füße zu halten, erbarmte mich der Unglückliche, da der Erdroßler ſelbſt ſeinen Dienſt ſchlecht verſah, und ich vollzog ſein Amt, um das

Opfer auf die kürzeste und sicherste Weise in den Himmel zu befördern."

„Du selbst bist aber nicht der Sohn eines Thugs?"

„Nein, Herr, ich wurde als vierjähriger Knabe bei einem großen Opfer verschont, an dem die Göttin meine Eltern und Verwandten verschlang."

„Und hattest Du keinen Abscheu vor dem Dienste der Kalee?"

„Abscheu?" fragte der Indier verwundert, „gewiß nicht, Herr; man gab mir schon als Kind von dem heiligen Zucker, und ich fand den Dienst der Göttin süß und ehrend, wie alle meine Freunde und Bekannten, die zu dem Orden der Thugs gehören. Leider blieb ich nicht lange unter den Burkas, man machte mich zum Tillas, und ich begleitete als Wegweiser oder Dolmetscher die Karawanen, unter denen sich unsere Opfer befanden. — Aber, Herr," setzte Jussuf nach einer längeren Pause, während welcher der Graf nachsinnend vor sich hingeschaut, hinzu, „erlaßt mir diese Erinnerungen, sie ist ja vorüber, jene glänzende Zeit. Hier wo die Sonne so selten ihre erwärmenden Strahlen schickt, wo keine Palmen gedeihen noch der süß duftende Lotus, wo die Sterne nur mit bleichem, unsicherem Lichte schimmern, vernimmt man kein Zeichen der großen Göttin Kalee-Davey."

„Nein, nein, man vernimmt es nicht," versetzte rasch der Graf, wie aus einem tiefen Traume aufschreckend, „es wäre entsetzlich, wenn man es vernähme."

„Entsetzlich? O nein," versetzte der Indier mit funkelnden Augen. „Welche Wonnen müssen dem nach seinem Tode bestimmt sein, den die Göttin durch ein Zeichen begnadigte, daß sie ihm hieher folgte über Länder und Meere, um ihn zu erwärmen und zu begeistern in dieser kalten, dunkeln Welt!"

Der Graf hatte sich erhoben und blieb nach einem Gange durch das Zimmer an einem der Fenster stehen, wo er den Vorhang aufhob und in die finstere Nacht hinausschaute. „Ja," sagte

er, wie zu ſich ſelber, indem er ſeine einzige Hand auf das Herz drückte, „es iſt hier ſo froſtig und dunkel und würde unerträglich ſein ohne ihre belebende Wärme — ihre ſüße Wärme, die ich theilen ſollte mit jemand, o nein — o nein. Was nützt ihm, der im Grabe liegt, jene Wärme? Die Hitze des Veſuv würde nicht im Stande ſein, ſeine kalten Glieder zu beleben. Der im Grabe ruht? Und doch zieht es mich immer zu ihm hin. Noch einmal will ich ihn anſchauen, um nicht zu vergeſſen das Bild desjenigen, dem Françoiſe ihre erſte, vielleicht ihre einzige Liebe zugewandt.“

Raſch wandte er ſich um, öffnete mit zitternder Hand die Caſſette und ließ noch einmal die Feder des Medaillons ſpielen. Lange betrachtete er hierauf das kleine Bild, und während er es betrachtete, verfinſterten ſich ſeine Blicke immer mehr und die Narbe auf ſeiner bleichen Stirne ſchwoll dunkelroth an.

Daß der Indier im Zimmer war, ſchien er ganz vergeſſen zu haben. „Wenn du noch lebteſt,“ rief er aus, „es wäre fürchterlich! Todt mußt du ſein, todt, todt!“ Und er ließ das Medaillon, ohne den Deckel zu ſchließen, wieder in die Caſſette zurückfallen.

Wieder trat er an das Fenſter, legte die heiße Stirne an die kühlen Scheiben. „Kalt, kalt, hier und dort,“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, „o mein Gott, gib mir nur Ruhe — Ruhe.“

Er ſeufzte tief auf und fuhr dann, an Juſſuf gewandt, fort: „Um die Nacht ſind wir faſt betrogen und auch den kleinen Reſt derſelben wollen mir meine zuckenden Nerven ſtreitig machen, ich fühle das — gib mir Opium!“

„Ihr habt mir verboten, daß ich Euch ein Pulver miſchen ſoll,“ entgegnete der Indier.

„Ja, ja,“ rief der Graf unmuthig, „aber heute brauche ich es, um nicht wahnſinnig zu werden; miſche mir ein Pulver, wobei ich einſchlafe; erzähle mir von unſern Zügen durch Kaſchmir.“

„Das iſt doch die infamſte Thierquälerei!“ entgegnete der Kutſcher; „doch nun muß ich's ſchon thun, denn wenn ich's auf eine alte Strafwache ankommen ließe und nur einmal führe, ſo hätte Niemand anders den Schaden davon, als das Hoffräulein, und die mag ich wohl leiden.“

„O, eine ſcharmante Dame!“ entgegnete der Lakai, „ſo freundlich, ſo liebenswürdig, und was ſie ſagt das meint ſie auch, und verklagen thut ſie auch Niemanden, hat's aber auch nicht nöthig; denn wenn ſie zum tölpelhafteſten Schloßknecht ſagt: wollt Ihr ſo gut ſein, mein Freund? ſo gienge er durch's Feuer für ſie, — gebildeterer Leute, wie wir ſind, nicht zu gedenken.“

„Ja wohl, ja wohl,“ bekräftigte der Kutſcher.

„Ich glaube, die hat in ihrem ganzen Leben nicht gelogen. Wenn die Andere — die da droben — zufällig ſagt: Jean, ich bin mit Euch zufrieden, ſo kann man drauf rechnen, daß es alsdann bei der Tafel zum Hofmarſchall heißt: der Jean wird mit jedem Tage dümmer und unbehülflicher; und es iſt gefährlich, wenn ſie was Böſes über einen ſagt: die Herzogin ſelbſt glaubt ihr in allweg, und da man das bei Hofe weiß, ſo hat ſie einen Anhang, der merkwürdig iſt; und die haßt das Hoffräulein nun ſeit heute, und wie haßt ſie ſie!“

„Aber weßhalb?“ fragte der Kutſcher, „ſie muß doch, beim Blitz! eine Urſache haben!“

Der Lakai ſtieß ihn abermals freundſchaftlich in die Rippen und ſagte mit pfiffigem Lächeln: „Ei, mein früherer Herr, von dem ich Euch vorhin erzählte, der Baron Karl, und das Hofſräulein.“

Der Kutſcher nickte fragend mit dem Kopfe und der Lakai antwortete durch dieſelbe Bewegung.

„Ich habe ſchon lange bemerkt,“ ſetzte der Lakai wichtigthuend hinzu, „daß Baron Karl dem Fräulein die Cour macht, unſereins bemerkt das augenblicklich.“

Der Indier richtete ſich raſch vom Boden auf und ging aus dem Zimmer, während ſein Herr den ſeidenen Schlafrock von ſeinen Schultern herabgleiten ließ, hierauf die Thür, die er vorhin verriegelt hatte, leiſe wieder öffnete, um in das Nebenzimmer zu lauſchen, und ſich alsdann langſam und ſcheinbar ruhig auf ſeinem Bette ausſtreckte.

Juſſuf kam nach einigen Augenblicken wieder und reichte dem Grafen eine kleine Kryſtallſchaale mit einer trüben Flüſſigkeit, die jener raſch leerte und ſich wieder auf das Kiſſen zurücklegte, wobei er ſeine beiden Arme unter den Kopf ſchob.

„Löſche die Lichter, nur die kleine Nachtlampe ſoll brennen bleiben, und erzähle mir von Kaſchmir.“

Juſſuf ließ ſich vor dem Bette auf den Boden nieder, und that wie ihm befohlen. Mit leiſen monotonen Worten ſprach er in blühenden Bildern von Kaſchmir, von den klaren Fluten des Dſchelum, der kühlend durch die Stadt fließt, von dem Berge Takt-Soliman, der ſie überragt, der ihr die murmelnden Bergquellen ſendet, und von dem ſchönen Thale rings umher voll Roſen, Lilien und Tänzerinnen.

Ein ſeltſames Lächeln überflog zuckend die Züge des Schlafenden.

Der Indier horchte noch eine Zeit lang, und als ſein Herr keine Bewegung machte, welche ein Erwachen deſſelben andeutete, beugte er ſich über ihn hin, beſchaute ihn lange und aufmerkſam und wandte ſich dann dem Tiſche zu, wo die Caſſette mit dem kleinen Bilde ſtand. Auf dieſes warf er einen langen, forſchenden Blick, und murmelte dann: „Vergeſſen werde ich es niemals, das Geſicht dieſes Mannes, welches das Herz meines Herrn mit ſo tiefem Schmerz erfüllt, dem er den Tod gewünſcht.

„Möge dein Schlummer ſanft ſein und fröhlich dein Erwachen,“ ſprach er alsdann leiſe gegen den Schlafenden

gewandt, wobei er ſeine beiden Hände erhob und hierauf das Gemach verließ.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Dr. Henderkopp und Familie.

Wenn ſchon die gewöhnliche Ausſtattung des Wurſtladens der Frau Wittwe Speiteler (der Wurſt-Königin, die Firma hieß eigentlich: Joſua Speiteler, ſelige Wittib) vom Herbſt bis zum Frühjahr ein Glanzpunkt der Balkengaſſe war, ein Stolz für die häufig vorübergehenden Bewohner dieſer Straße, ein Triumph für ſämmtliche Straßenjungen dieſes mit Kindern reich geſegneten Stadtviertels, welche hier beim Anblick all' der Herrlichkeiten, ihren an ſich ſchon unmäßigen Appetit verrätheriſcher Weiſe noch zu ſchärfen pflegten, ſo war doch in dieſen letzten Tagen hinter den zwei großen Spiegelſcheiben, die ſich auf dem alten, finſtern Hauſe rechts und links von der verwitterten, narbigen Hausthüre ausnahmen wie klare Brillengläſer auf der Naſe eines verſchrumpften alten Mannes, ſo Ungeheures geſchehen, ja ein ſolcher Glanz, ein ſolcher Reichthum entwickelt worden, daß die Vorübergehenden, welche von der Veranlaſſung zu einer ſo ungewöhnlichen Ausſtellung keine Ahnung hatten, kopfſchüttelnd die alte Firma über der Hausthüre betrachteten, ob dort nicht vielleicht ein neuer Name prange, und ein junger rüſtiger Nachfolger des Joſua Speiteler ſelige Wittib entſchloſſen ſei, den eleganteſten Laden ähnlicher Art in den reichſten Stadtvierteln keck ein Paroli zu biegen.

Aber da oben in der Firma hatte ſich ſo wenig geändert als im Allgemeinen in der Perſon der regierenden Wurſtkönigin ſelbſt,

die auch in corpulenter Majestät, blühend wie der Vollmond, wenn er eben erst aus der Nebelschichte des Horizontes emporgetaucht, nach wie vor hinter ihrem Ladentische stand, und in behaglichem Schmunzeln und mit einem mehr oder minder freundlichen Wort ihre verschiedenartigen Kunden bediente.

Genauere Bekannte wollten bemerkt haben, daß sie seit einem Vierteljahre selten mehr ihre alten geblümten Kattunkleider trug, ja daß sie sich sogar zu einer seidenen Schürze verstiegen hatte, und daß die handbreiten Streifen und Spitzen ihrer Haube stets blendend weiß waren, außerordentlich gestärkt und mit bunten Bändern versehen, welche nicht selten über ihren fetten Nacken hinabflatterten. Dabei schwebte häufig, auch wenn sie sich allein im Laden befand, ein Lächeln der ausgesprochensten Zufriedenheit um ihre Lippen, die Knechte sprachen mit Begeisterung von dem Wohlwollen der sonst so strengen Meisterin, und der Lehrjunge hatte im Schlachthause erzählt, daß er die Wurstkönigin, und noch dazu am hellen Tage, habe singen hören:

„Guter Mond, du gehst so stille
Durch die Balkengasse hin."

Und die Veranlassung von alle dem? —

Da wir es von jeher verschmäht haben, die Aufmerksamkeit unserer geliebten Leser auf eine unerlaubte Art zu spannen, wie es manche andere Erzähler zu thun für nothwendig halten, so wollen wir auch hier geradezu mit der Sprache herausgehen, und bitten zu diesem Zweck den geneigten Leser, durch die offene Thüre einen Augenblick in den Laden hinein zu lauschen, wo vor der Wurstkönigin ein alter Herr steht mit einer ärmlichen fuchsigen Perrücke auf dem Kopfe, einfach, aber sauber angezogen, irgend ein pensionirter Beamter, der sich täglich etwas Wurst zu seinem Abendbrode holt. Zu diesem hören wir Frau Wittwe Speiteler die denkwürdigen Worte sagen: „Also Sie kennen meinen zukünf-

tigen Schwiegersohn, den Herrn Doctor und Director? Nicht wahr, es ist das ein außerordentlicher Mann?"

Ja, geneigter Leser, die Veranlassung zu dem außerordentlichen Glanze, in welchem sich während der letzten Tage der Wurstladen in der Balkengasse befand, war die Verlobung der einzigen Tochter mit dem berühmten Doctor Henderkopp, Director einer Privat-Irren-Anstalt, Mitglied mehrerer gelehrten und ungelehrten Gesellschaften, Besitzer der Medaille für Kunst und Wissenschaften, welche ihm erlaubt war, an einem rothen Bande da zu tragen, wo andere Leute ihren Orden zu zeigen pflegen.

Die Vermählung sollte in acht Tagen statt finden, die Familie und Freundschaft war dazu aufgeboten, und zu dieser höchst ehrenvollen Umwandlung der Fräulein Sophie Speiteler in Frau Directorin Henderkopp wurden mit einem halben Dutzend Näherinnen in einem paar Stuben im ersten Stocke, so wie in Küche und Keller von der würdigen Wittwe selbst ganz außerordentliche Vorbereitungen getroffen.

Was wir von diesen Vorbereitungen genießen können, ist freilich vor der Hand nur die Ausstellung des Ladens, die schon der Mühe werth ist, einige Minuten angeschaut zu werden. Wie in der Welt alles von einem soliden Mittelpunkte ausgeht, so auch hier, und obendrein hatte jedes der großen Spiegelgläser seinen Mittelpunkt für sich und bildete so eine eigene Ausstellung; auf der linken Seite mehr für derbere Gaumen und Mägen berechnet, auf der rechten mehr für zartere Wesen, die ein feines Schweineknöchelchen einer vor Gesundheit und Fett strotzenden Wurst vorzuziehen pflegten.

Dort bei den derberen Genüssen bildete ein künstlich aus Fett modellirtes Schwein den eben erwähnten Mittelpunkt: seine Hauer, Klauen, ja sogar die Nase waren vergoldet, und im geöffneten Munde trug es einen Lorberzweig, wahrscheinlich als zarte Anspielung der Lorbern, welche sich Dr. Henderkopp durch sein ver-

dienſtvolles Wirken geſammelt. Dieſes Schwein ruhte auf einem Piedeſtal, an dem man in Haut-Relief verdienſtvolle Leute aus der ehrſamen Metzgerzunft ſah, welche eine ungeheure Wurſt trugen, unter der geſchrieben ſtand:

„Wir tragen beim Feſte die Rieſenwurſt,
Drum haben wir auch ſo großen Durſt.“

Von dieſem Mittelpunkte aus breiteten ſich nach allen Seiten die Genüſſe, welche das nützliche Thier, das wir unverdienter Maßen wegen ſeiner genialen Unſauberkeit verachten, zu gewähren im Stande iſt: angeſchnittene und ganze Schinken, deren Schwarten durch künſtliche Einſchnitte ſich auf wunderbare Weiſe tätowirt darſtellten, kühle, glänzende Sulzen und Hachés mit rothen und gelben Rüben, Gurken, rothem ſpaniſchem Pfeffer, Peterſilie und zierlichen weißen Zwiebeln, moſaikartig ſo prachtvoll hergerichtet, daß ſelbſt einem nicht hungrigen Beſchauer das Waſſer im Munde zuſammenlaufen mußte; unten, zwiſchen Wurſt-Guirlanden in allen Farben, in gelb, weiß, hell- und dunkelbraun, ſtand ein trotziger farcirter Schweinskopf ſo kühn und mit ſolchem Erfolge herausfordernd, daß man ſich unwillkürlich nach Meſſer und Gabel umſah, um ihm zu Leibe zu gehen. Alles dies war poetiſch verbunden und die allenfallſigen Lücken ausgefüllt durch friſche Immergrün-Kränze und blühende Blumen in Töpfen.

So die linke Seite des Ladens. — Wenden wir uns jetzt zu der rechten, und es wäre wahrhaftig keine Entweihung, wenn über der verbindenden Hausthür die Worte ſtänden:

„Wo Hartes ſich mit weichem bindet,
Da gibt es einen guten Klang.“

War links das Reelle, ſo war rechts das Ideal, dort die ſtrotzende Kraft, hier die weiſe Hingebung im Mittelpunkte der

großen Spiegelscheibe, repräsentirt durch ein Lamm, zierlich aus weißer Butter gefertigt, welches auf seinem Kopfe als rührende Anspielung einen Myrtenkranz trug, über dessen Rücken eine himmelblaue Decke herabhing mit den Buchstaben S. und E., Sophie und Edmund, und dessen Fußgestell eine ländliche Scene zeigte, das Einfangen eines fetten Hammels auf giftig grüner Wiese, aus dessen Munde, — aus dem des Hammels nämlich, — die Worte zu kommen schienen:

„O, daß sie ewig grünend bliebe,
Die Wiese mit dem grünen Triebe!"

Wer hierin nicht augenblicklich die so zart verdeckte Anspielung herausgeschmeckt hätte, wäre wahrlich ein Barbar gewesen.

Ach, und wie paßte hier alles zu dem weißen Butterlamme. Die sanft geringelten feinen Würstchen, die zierlichen Ferkelfüßchen, obgleich etwas wassersüchtig angeschwollen, Kalbs- und Schweinerouladen mit den schönen Farben, grün, weiß und roth: Unschuld, Liebe, Hoffnung, die ja so vollkommen das Bild und den Verlauf einer glücklichen Ehe repräsentiren. Vergessen wir vor allen Dingen hier nicht der schlanken Würste in silbernen Hülsen mit blauen Bändern zu einer strahlenden Guirlande vereinigt, die kleinen zitternden Sulzen aus Formen hervorgegangen, welche ihnen Rosen und Vergißmeinnicht aufgeprägt. Betrachten wir insbesondere als Seitenstück zu dem oben erwähnten trotzigen Schweinskopfe hier das allerliebste kleine Spanferkel in künstlichen Rosen gebettet, das sanft geringelte Schwänzchen mit einem rothen Band verziert, das kleine süße Maul aufgesperrt — durch eine zierliche Citrone — ja sehen wir nach dort und hier, und wer ein fühlendes Herz im Busen trägt, wird auch zwischen Schweinskopf und Spanferkel der beiden Fenster den rührend-sinnigen Zusammenhang nicht vermissen, der sich dem zarten Gemüthe eines empfänglichen Metzgerknechtes vielleicht unbewußt entwand.

Daß auch hier Blätter und Blumen zur Ausfüllung nicht fehlten, versteht sich von selbst, doch waren auch darin die beiden Gedanken durchgeführt. Wie dort zackigen Farrenkräutern schwere Aster erblühten, sah man hier die zierlich herabhängenden Blumen der Fuchsien; wie sich dort eine brennende Nelke zwischen dunklem Immergrün schreiend hervorthat, sah man hier zwischen feinen Mimosen die letzte weiße Rose.

Frau Wittwe Speiteler war in dem Augenblicke, von dem wir hier reden, nicht in dem Laden. Ein Ladenmädchen wirthschaftete an ihrer Stelle, sie selbst war in ihre Privatwohnung im ersten Stock gegangen, nicht hinten hinaus zu den Näherinnen, sondern vorn hinaus in ihr Staatszimmer, wo man die alten Damastmöbel ihres weißen Kattun-Ueberzuges entledigt hatte, wo man die beiden künstlichen Blumensträuße in den zwei Vasen sorgfältig abgestaubt hatte, wo die Luft allerdings etwas moderig roch, wo aber frisch gewaschene Vorhänge dem an sich düstern Zimmer einen festlichen Anstrich verliehen.

Dort saß Frau Wittwe Speiteler, angethan mit einem etwas knapp gewordenen blauseidenen Kleide, die dicken Hände, an denen man einige Ringe bemerkte, so breit und quatschelig auf der schwarzseidenen Schürze ausgelegt — als wollten sie eine Fortsetzung der Ladenausstellung bilden.

Neben ihr, auf einem auffallend nahe gerückten Stuhle befand sich Fräulein Sophie Speiteler, ein kleines schmächtiges Wesen, welches so gar nichts von der robusten Haltung und dem energischen Auftreten der Mutter hatte. Sophie hielt gerne die Hände über dem Schooß gefaltet und liebte es, ihre blauen Augen niederzuschlagen. Sie war das einzige Kind der kurzen, aber an sich glücklichen Ehe ihrer Mutter mit ihrem Vater und das vollkommene Ebenbild des letztern, soweit nämlich eine Tochter dem Vater ähnlich sehen kann. Von ihm hatte sie das Händefalten, wozu er gern zu seufzen pflegte, auch das Augen-Nieder-

ſchlagen, und außer vielem Andern auch noch die Gewohnheit, daß ſie ſchreckhaft zuſammenfuhr, wenn die Mutter ſich heftig räuſperte.

Freilich nannte Frau Wittwe Speiteler dieſe Schüchternheit ein angenommenes Weſen und behauptete, bei ihr, ſo wie bei ihrem ſeligen Manne ſei das Sprichwort anwendbar: Stille Waſſer ſind betrügeriſch. Im Uebrigen war Sophie in alles Wiſſen einer bürgerlichen Haushaltung eingeweiht, war, wie ihre Mutter ſelbſt zu ſagen pflegte, was Schönheit anbelangt, vor Ah! und vor Pfui! bewahrt und hatte das nicht unbeträchtliche Vermögen beider Eltern zu erwarten — ein Magnet, der ihren Bräutigam mächtig angezogen.

Gegenüber den beiden Damen, in ſicherer, ſelbſtbewußter Nachläſſigkeit nur die Hälfte des Stuhles einnehmend und den rechten Arm über die Lehne herabhängen laſſend, ſaß Herr Dr. Henderkopp, ein Mann von dem glücklichen Alter zwiſchen dreißig und vierzig; er war ſchlank und ſeine Geſtalt hatte nichts Außerordentliches, ſie war nicht dick und nicht mager, wie man deren unzähligen begegnet, ohne ſich zu der Frage veranlaßt zu fühlen, wer das wohl ſein könne; auch trieb ſein Kopf nicht beſonders zu ſolchen Forſchungen an: er hatte ein gewöhnliches, blaſſes, etwas dickes, vollkommen glatt raſirtes Geſicht mit einem auffallend ſpitzen Kinn, eine gewöhnliche Naſe, ſchlichtes, hellblondes, über die Ohren herabhängendes Haar, einen gewöhnlichen, etwas großen Mund, ganz gewöhnliche graue Augen und zwei nicht ſehr auffallende, gewöhnliche Ohren. Um aber dieſer Gewöhnlichkeit ſeines Geſichtes, deren er ſich wahrſcheinlich bewußt war, etwas Piquantes zu verleihen, trug er hellblaue Brillengläſer von gewöhnlichem Fenſterglas, hob die Augenbrauen gern hoch empor, was ihm aber ſtatt eines gedankenvollen, oft ein lächerlich erſtauntes Anſehen gab, und liebte es, wenn er über etwas nachdachte, ſeinen Mund zuſammen zu ziehen und pianiſſimo zu pfeifen

oder vielmehr ziſchend die Luft zwiſchen den Lippen hervorzuſtoßen, wobei er dann gern ſeine Augen ſchloß, um in ſeinen tiefen Betrachtungen durch den Anblick der übrigen gemeinen Welt nicht geſtört zu werden. — Doch wurden wieder dieſe Erſcheinungen, welche den tiefen Denker verkündigen ſollten, etwas gemildert durch ein wohlwollendes Lächeln, welches faſt beſtändig ſeine Züge erheiterte und ſagen zu wollen ſchien: O, dieſe komiſche, alberne Welt, wie hoch fühle ich mich über ihr erhaben, und doch, welch' Mitleid bewegt ſich in meinem großen Herzen über dieſe gemeine, im Staube kriechende Alltäglichkeit!

Er hatte den linken Fuß über den rechten gelegt und bewegte ſeinen tadelloſen Stiefel taktmäßig auf und ab. Eben ſo wenig, wie an dieſem Stiefel war auch an dem ganzen Anzug des Doktor Henderkopp das Geringſte auszuſetzen. Er ging gewöhnlich ganz in Schwarz gekleidet, und wenn er zuweilen einmal in Beinkleidern und Weſte eine Farbennuance machte, ſo war dies in Grau oder Braun. Er ſcheute alle hellen Farben, und nur aus dem Grunde, weil ſie dem Ernſt und der Würde in dem Aeußern eines Mannes Eintrag thäten. Was er ſich vielleicht im Sommer erlaubte, war ein grauer Strohhut mit ſchwarzem Bande, doch trug er auch dieſen nur innerhalb der Grenzen ſeiner Anſtalt; was er dagegen zu zeigen nie unterließ, war das rothe Band ſeiner Medaille, welches er als Schleife im Knopfloche ganz mit dem Anſtande eines wirklichen Ordens trug, häufig ſogar doppelt an Rock und Paletot. Würdig und ernſt war auch ſein ganzes Auftreten, man ſah ihn nur einherwandeln mit feſtem, feierlichen Schritte, das Haupt entweder betrachtend dem Himmel zugekehrt oder nachſinnend der Erde.

Frau Wittwe Speiteler ſchien eben etwas geſagt zu haben, was in ihren Augen von großer Wichtigkeit war, weßhalb ſie ihr Erſtaunen ausdrückte, daß es auf den zukünftigen Schwiegerſohn ſo wenig Eindruck zu machen ſchien.

Dieser erwiderte: „Meine liebe Madame — zu dem Worte Mama hatte er sich noch nicht entschließen können — das, was Sie glänzende Verhältnisse nennen, konnte in keiner Weise auf mich da influiren, wo nur Einverständniß des Herzens gepaart mit den Ansichten der Vernunft maßgebend sein kann. Die Familie Henderkopp," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „obgleich sie niemals das war, was man reich, im gewöhnlichen, gemeinen Sinne nennt — sehr reich dagegen an Adel des Herzens und Erhabenheit der Gesinnung — die meisten Mitglieder der Familie Henderkopp, wollt' ich bemerken, waren so glücklich, so viel Gediegenheit in sich zu besitzen, um sich mit einfachen, sorglosen Existenzen zu begnügen; ich gedenke dabei natürlich nicht meines Großoheims, des holländischen Admirals von Henderkopp, oder seines Neffen, des Vice-Staats-Sekretärs von Batavia, eben so wenig, als des Banquiers Henderkopp in Rotterdam; das sind Ausnahmen," setzte er achselzuckend hinzu, „und doch nur Männer, deren großer Einfluß und unermeßliches Vermögen sie nie daran gehindert haben, im Grunde ihres Herzens schlichte, ächte und rechte Henderkopp's zu sein; ja, meine liebe Madame, darauf wollen wir hinarbeiten, in dem Bündnisse, das wir eingewilligt haben, mit Ihrer Fräulein Tochter zu schließen. Hat die gute Sophie Glücksgüter, wird sie ein unabhängiges Vermögen besitzen, gut dann, gut, es kommt einer Zukunft zu Statten, die ich nicht gern näher hier bezeichnen möchte. — Sie hat Vermögen, wie Sie sagen" — bei diesen Worten schloß er seine Augen, lächelte eigenthümlich und zuckte, wie, um seine Gleichgültigkeit zu bezeugen, mit den Achseln — „gut dann, gut, ich werde es ihr verwalten als ein treuer Haushalter; in meinen Augen aber macht sie das nicht um ein Atom werthvoller, nicht um den Begriff eines Stecknadelkopfs."

Madame Speiteler war augenscheinlich verblüfft durch die lange und salbungsvolle Rede; sie, deren Zunge sonst durchaus

Joseph hatte einen Augenblick nachgedacht und gab alsdann das Resultat seiner Betrachtungen Preis, indem er sagte: „Hört, alter Jean, das gäbe ein merkwürdig schönes altes Paar — ein schönes Paar, wollt' ich sagen; was der Mann für einen Geschmack in Pferd und Wagen hat! wenn ich nicht königlicher Kutscher wäre, oder auch meinetwegen so, so würde ich mir wahrhaftig eine Ehre daraus machen, ja, eine Ehre, ich hab' es gesagt, das Paar zur Trauung in die Kirche zu fahren, im großen Staatswagen, ich auf einer reichgestickten Bockdecke, sehr schöne Uniform mit weißer Perücke und spitzem Hut, vor mir die zwei prachtvollen englischen Braunen, die er hat, — ich sage Euch, alter Jean, ich will nicht Joseph heißen, aber die Leute schauten mehr auf Kutscher und Geschirr, wie auf den Bräutigam, der drinnen sitzt."

„Dahin hat's noch weit," sagte der Lakai und nahm äußerst wehmüthig eine Prise Taback, „ja, wenn die da oben wollte!"

„Ja, was geht's denn die Alte da oben an?" fragte der Kutscher.

„Merkt Ihr denn gar nichts, Joseph! habt Ihr denn nie gesehen, wie der Baron Karl halbe Stunden lang am Wagenschlag der gnädigen Frau stand und mit ihr schwäzte, während er das Hoffräulein, die auch drinnen saß, kaum fragte, wie es ihr gehe?

„Nun ja, was weiter?"

„Was weiter?" sagte Jean; „und im Schlosse macht er's gerade so; Ihr wißt doch, das Hoffräulein, das nicht Vater und Mutter mehr hat, ist von der alten Herzogin erzogen worden und hat sich gewöhnt, sowohl den Befehlen derselben, als auch denen der ersten Hofdame, unserer gnädigen Frau, unbedingt zu gehorchen; sie ist jetzt achtzehn Jahre alt und wird natürlicher Weise noch immer wie ein kleines Mädchen behandelt; daß sie sich die Cour machen ließe, oder daß die überhaupt jetzt schon ein Herz hätte, das ist keiner von den alten Damen eingefallen.

nicht um eine Antwort verlegen war, ſtrich, ohne anfänglich eine Sylbe zu erwidern, ein paar mal mit den Händen über ihre Schürze und ſagte dann faſt kleinlaut: „Aber Sie werden an der Sophie eine brave, fleißige und doch demüthige Frau haben.“

„Vortreffliche Eigenſchaften, auf die ich gerechnet,“ ſagte der Direktor der Privat-Irren-Anſtalt mit hoch emporgezogenen Augenbrauen, „fleißig und demüthig, ſo ſchilderte ich auch meine Braut der großen Familie Henderkopp, und nur dadurch, daß ich feſte Bürgſchaft übernahm für dieſe Eigenſchaften meiner Braut, gelang es mir, Vorurtheile zu überwinden, Meinungen zu brechen, die — die — die — über die wir nicht weiter reden wollen. Die Familie Henderkopp, ohne in den Fehler eines abſurden Hochmuths zu verfallen, war doch zu allen Zeiten ſehr wähleriſch in den Verbindungen, welche ſie einging, und es darf Sie durchaus nicht verletzen, meine liebe Madame Speiteler, wenn ich Ihnen ſpäter einmal den Brief des Admirals van Henderkopp vorlege, in dem der ewige Refrain auf Schilderungen meiner guten und liebenswürdigen Braut dahin lautet: Aber vergiß nicht, mein Couſin, Du erhebſt ſie zu einer Henderkopp! — Doch reden wir nicht mehr davon,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher ſein Geſicht ein ſtrahlendes, die ganze ordinäre Welt mit allgewaltiger Liebe umfaſſendes Lächeln zeigte, „ſchweigen wir darüber — abgemacht!“

Fräulein Sophie Speiteler ſchien förmlich niedergedrückt zu ſein von der Größe des Glückes, welches ſich ſo ſtrahlend vor ihren Augen aufthat; zuweilen ſeufzte ſie, aber faſt unhörbar, und blickte auch wohl ihre Mutter an, die mit Bewunderung auf den Schwiegerſohn ſchaute, welcher Worte ſprach, ſo ſchön und wohlklingend, ſo vornehm und ſo ſtolz, daß ſie kaum ein Drittel davon verſtand und durch dieſes Drittel momentan vollkommen überzeugt wurde, welche Ehre es für ihre Tochter, Frau Dr. Hender-

kopp zu werden, die Nichte eines reichen Banquiers, eines Vice-Staats-Sekretärs, und die Großnichte eines Admirals.

„Wie geſagt," nahm der zukünftige Schwiegerſohn nach einem kurzen Stillſchweigen das Wort wieder auf, „reden wir vor der Hand nicht mehr von dieſen Verhältniſſen, die Sache iſt arrangirt, und Sie können verſichert ſein, daß die Frau Direktor Henderkopp, wenn ſie es verſtehen wird, ſich die Liebe und Achtung ihres Mannes zu erhalten, von der bedeutenden und vornehmen Familie deſſelben nach jeder Richtung hin anerkannt werden wird; reden wir von gewöhnlichen Dingen, von dem, was unter den gegebenen Verhältniſſen doch erwähnt werden muß."

Ein abermaliges Achſelzucken, von einem bezeichnenden Lächeln begleitet, bewies deutlich, wie ſehr ſich Doktor Henderkopp über die gewöhnlichen Alltäglichkeiten des Lebens erhaben finde.

„Ach ja, lieber zu etwas Reellem; glauben Sie mir, lieber Herr Schwiegerſohn, man kommt doch immer wieder darauf zurück und ſo vernünftig und ſchön auch alle die vortrefflichen Worte klingen, die wir von Ihnen zu hören gewohnt ſind, ſo iſt doch auch wahrhaftig das ſolide Fundament — bei dieſen Worten patſchte ſie mit ihrer zuſammen gelegten rechten Hand in die offene Fläche der linken, wobei ſie ſehr raſch und bezeichnend wiederholt den Daumen über den Zeigefinger ſchob — doch gewiß nicht zu verachten."

Doktor Henderkopp machte lächelnd eine abwehrende Bewegung mit ſeiner Rechten.

„Papperlapapp," rief gutmüthig die Wittwe, welche jetzt wieder feſten Boden unter ihren Füßen fühlte, „einmal muß man darüber reden, und da es Ihnen unangenehm iſt, dann lieber ſo raſch, als möglich. Sophie erhält bei ihrer Verheirathung zwanzigtauſend Gulden in Staatspapieren, die Sie übernehmen können, wann Sie wollen, und wenn ich einmal ſterbe —"

„Sprich nicht davon, Mutter," ſagte die Braut in einem

ängstlichen Tone, „wahrhaftig lieber gar nichts haben, als durch eine solche Veranlassung!“

„Ach was, Kindereien,“ entgegnete Madame Speiteler, wobei sie im Gefühle von Kraft und Gesundheit vergnügt um sich blickte, „auch davon muß man reden, es ist der Lauf der Welt, junge Leute können sterben, alte müssen sterben; aber wenn es an mir liegt, fuhr sie mit einem ziemlich schallenden Gelächter fort, „so soll das nicht so bald geschehen, und der Herr Schwiegersohn,“ sie klopfte ihm fühlbar mit ihrer dicken Hand auf die Schulter, „soll noch etwas warten müssen, ehe er mindestens noch einmal so viel bekommt, als seine Mitgift.“

Doktor Henderkopp schien unzart berührt durch den derben Ausdruck von Lustigkeit der alten Dame. Er machte ein Gesicht, als habe er mit einem schlechten Zahn auf ein festes Sandkorn gebissen, und blickte scheu um sich, ob auch niemand die Vertraulichkeit gesehen, welche sich Madame Speiteler gegen ihn herausgenommen.

Sophie schien Blick und Pantomime verstanden zu haben. Sie preßte ihre Lippen auf einander und senkte den Kopf noch tiefer hinab. Nicht so die alte Dame; diese erhob heiter ihr Haupt, schlug in ihre Hände, daß es laut patschte, und sagte mit freudestrahlendem Gesichte: „Gewiß, Sophie, das soll ein ganz angenehmes Leben werden. Drunten die Friederik' im Laden läßt sich ganz gut an, ich bekomme dadurch Zeit genug und besuche Euch, so oft ich kann; dann sitzen wir draußen zusammen in dem Garten und ich helfe Dir in der Haushaltung.“

„Ach ja, Mutter, das soll mich recht freuen,“ entgegnete Sophie aus Grund ihres Herzens.

Doktor Henderkopp hielt seine Hand vor den Mund und hüstelte leicht, wobei er süß lächelte. „Gewiß,“ sagte er mit süßer Stimme, „liebe Madame, werden Sie uns besuchen, zuweilen, wenn wir gerade zu Hause sind; da aber meine Frau,“ fuhr er

wichtig fort, vorausſichtlich eine ausgebreitete Bekanntſchaft haben wird, ſo wollen wir uns alsdann über die Tage verſtändigen, wo wir für Sie zu Hauſe ſein werden, damit Sie keinen Fehlgang machen."

„Werde ich mir daraus etwas machen?" rief die Wittwe luſtig. „Sehen Sie mich an, mir kann Bewegung nur nützlich ſein, und wenn ich Euch auch nicht zu Hauſe treffe, nun, ſo ſehe ich nach der Wirthſchaft und warte, bis Ihr nach Hauſe kommt. — Später," ſetzte ſie hinzu, indem ſie händereibend mit einem glückſeligen Blick vor ſich niederſtarrte, „ſind dann noch andere Geſchäfte — genug, genug," unterbrach ſie ſich, „ich werde gewiß willkommen ſein mit meinem großen Korbe voll Rauchfleiſch, delikaten Würſtchen und Ferkelfüßchen."

Doktor Henderkopp ſchien zwiſchen ſeinen ſchlechten Zähnen noch immer das fatale Sandkorn zu ſpüren. „Ja, ja," meinte er alsdann mit einem ſauren Geſichte, „das wird ſich alles finden, vor der Hand möchte ich aber noch ein paar Worte reden über die Einladungen zu der Hochzeits-Feierlichkeit. Wollen Sie denn nicht, meine liebe Madame," ſetzte er in fragendem Tone hinzu, „meinem Wunſche gemäß dieſe Feierlichkeiten klein und ſtill, zum Beiſpiel mit einer Trauung im Hauſe oder in der kleinen Kirche meiner Anſtalt und einem Dejeuner von ein paar guten Freunden vor ſich gehen laſſen?"

Sophie ſchaute zum erſten Mal in die Höhe und richtete einen ängſtlichen Blick auf ihre Mutter, die einen Zoll zu wachſen ſchien und ihren Kopf mit ſolcher Energie emporhob, daß die breiten Spitzen ihrer Haube ſich ordentlich zu ſträuben ſchienen, wie das erzürnte Gefieder eines Truthahns. „Nein, Herr Schwiegerſohn," ſagte ſie in ſehr entſchiedenem Tone, „darüber, meine ich, hätten wir zur Genüge hin und her geſprochen, mein einziges Kind wird nicht nur ſo im Haus, im Verborgenen getraut, ſondern in der Kirche vor unſerem heiligen Altar! Dann wird hier ſo

zahlreich zu Mittag gegessen, als dieses Zimmer Platz hat; sechs und zwanzig Leute können wir unterbringen, davon gehen ab wir drei, der Pfarrer, die Pfarrerin und ihre Tochter, macht sechs, und drei Brautjungfern, macht neun, bleiben siebzehn, wovon ich Ihnen für Ihre Verwandtschaft und Freunde zehn Plätze überlassen habe und nur sieben für mich behalte, was doch wahrhaftig aller Ehre werth ist. Sollte sich der Herr Admiral oder der Herr Banquier, wie Sie gemeint haben, vielleicht doch noch mit ein paar guten Freunden einfinden wollen, so wäre es allerdings eine große Ehre für mich und meine Tochter und könnten wir in dem Falle dort im Nebenzimmer einen Tisch decken für ein paar jüngere Leute aus der Freundschaft, die sich daraus nichts machen würden."

Dr. Henderkopp schien nach einigen Anstrengungen eine bittere Pille glücklich hinabgewürgt zu haben, und nachdem sich die Wolken auf seiner Stirne verzogen, lächelte er wieder in unverwüstlicher Heiterkeit und erwiderte: „Ja so, ein Tisch im Nebenzimmer wäre für alle Fälle ein Ausweg; ich hoffe, Sie werden mich nicht mißverstehen, meine liebe Madame, aber die Familie Henderkopp, welche außer ihren Kreisen wenig Bekanntschaften sucht, noch macht, eben so einige meiner vornehmen Freunde, die anderen Schichten der Gesellschaft ziemlich ferne stehen, werden es dankbar erkennen, wenn die Hochzeit ihres Vetters und Freundes nicht allzusehr gemischt ist."

„Verzeihen Sie mir," unterbrach ihn die Wittwe, „wir wollen darüber weiter keine Worte verlieren, Sie und Sophie zehn, ich sieben, so wird es recht sein, nicht wahr?"

„Machen wir zwölf und fünf, meine liebe Madame, dabei sind Sie ja noch immer im Vortheil, und das Verhältniß stellt sich, Sophiens Freunde, die ja auch die Ihrigen sind, abgerechnet, wie sechs zu dreizehn."

Er hatte wohl bei sich überlegt, daß es ihm keine besondere

Mühe machen würde, über die sechs Plätze seiner Braut nach eigenem Gutdünken zu verfügen.

Glücklicher Weise schien Madame Speiteler sich den Begriff des Wortes „gemischt" nicht besonders klar gemacht zu haben, auch begegnete sie einem bittenden Blicke ihrer Tochter und sagte deßhalb in ihrer gutmüthigen Weise: „Nun meinetwegen denn, darauf soll es mir nicht besonders ankommen, ich kann ja immerhin noch im Nebenzimmer decken lassen, und wenn uns auch eine Thüre trennt, so wollen wir doch mit Gottes Hülfe an diesem schönen und feierlichen Tage recht vergnügt sein."

Vor der Hand entsprach das Aussehen der Braut dieser Voraussetzung der Mutter durchaus nicht; sie erhob sich mit einer ziemlich gedrückten Miene, als der Bräutigam nun aufstand, und reichte ihm fast widerstrebend ihre Hand.

„So bleibt es denn dabei," sagte dieser in salbungsvollem Tone, „daß unsere Hochzeit heute über zehn Tage statt finden wird. Die nothwendigen dreimaligen Verkündigungen von der Kanzel werden morgen noch einmal besorgt werden, die Papiere sind in Ordnung, und so," setzte er mit seinem milden Lächeln hinzu, „steht denn unserem Glück nichts mehr im Wege."

Sophie hatte sich plötzlich gegen ihre Mutter gewandt, hatte ihre Arme um deren Hals geschlungen, und da es der guten Frau vorkam, als höre sie ihr Kind leise schluchzen, so füllten sich auch ihre Augen mit Thränen.

Kann man es einer Braut wohl übel nehmen, wenn ihr Herz ernste Gefühle erfüllen, in dem Gedanken an den Tag, wo sie aus dem Vaterhause scheiden, wo ihr Leben sich fortan in fremden und so geheimnißvollen Kreisen bewegen soll? Ihre Brust durchzittert ein Gefühl wie Lust, mit Schmerz gepaart, denn ach, wie oft gleicht der Hochzeitstag einer dunkeln Stunde!

Der zukünftige Schwiegersohn des Hauses, der als ein feiner Mann wohl fühlte, daß es indiskret sei, hier bei Austausch der

mütterlichen und kindlichen Gefühle der Dritte im Bunde sein zu wollen, er, der trotz der wichtigen Auseinandersetzungen schon mehrmals nach der Thüre geschielt, drückte jetzt seinen Hut mit beiden Händen gegen die Brust, neigte seinen Kopf und lispelte mit weicher Stimme: „Auf Wiedersehen denn, theure Sophie! Adieu, meine liebe Madame!“

Beide aber waren nicht in der Stimmung, darauf etwas zu entgegnen, vielleicht hörten sie diese Worte gar nicht einmal, das Mädchen hing bebend in den Armen seiner Mutter, und die rauhe, starke, oft so rücksichtslose Frau, der es übrigens nicht an einem gefühlvollen Herzen fehlte, drückte ihre Lippen fest und innig auf die Stirne ihres Kindes, und sagte mit fester Stimme: „Sei gescheit, Sophie, mein Mädchen, wir haben das ja gehörig überlegt und Du bist ja recht aus freien Stücken damit einverstanden. Du magst ja Deinen Bräutigam gut leiden, liebst ihn wohl auch ein wenig, und da er gewiß ein würdiger und braver Mann ist, so wirst Du glücklich sein; dann,“ setzte sie mit einem bezeichnenden Lächeln hinzu, „dann hast Du ja auch mich, ich werde Dir fest zur Seite stehen, darauf kannst Du Dich verlassen. Heitere Dich jetzt auf, betrachte alles wie ein vernünftiges Mädchen, wenn ich auch begreiflich finde, daß Du Dich jetzt ernst gestimmt fühlst. Du lieber Gott, mir ist es gerade so ergangen. So muß man sich doch nicht unterkriegen lassen, und denke, daß wir alle Hände voll zu thun haben.“

Sophie preßte einen Moment ihr Taschentuch gegen die Augen, und blickte dann tief nachsinnend durch die Fenster an den Himmel empor. Ach, ihr war so Manches in dem Benehmen ihres Bräutigams aufgefallen, was sie mit Schmerz erfüllte, doch stahl sich durch ihre trüben Gedanken ein allerdings nicht sehr frohes Lächeln auf ihre Züge, aber es war doch ein Lächeln, das aufblitzte, wenn sie bedachte, wie er der Meinung sei, daß sie so gar nie und bei keiner Veranlassung einen eigenen festen Willen

haben werde. Sie glaubte, das beſſer zu wiſſen, wenn nur die Selbſtkenntniß keine Täuſchung war.

„Soll ich Dir etwas helfen, Mutter?“ fragte Sophie nach einer Pauſe, als letztere ſich an eine der ſchweren Eichenholzcommoden, die im Zimmer ſtanden, begeben und die Schubladen, trotz ihres knarrenden Widerſtrebens, leicht herauszog, um dort nach weißer unzerſchnittener Leinwand zu ſehen.

„Jetzt nicht,“ gab die Mutter zur Antwort, „ich habe Einiges zu überlegen, und will Dir ſpäter ſagen, wie wir's machen wollen. Gehe einen Augenblick hinauf zum alten Schweizer und ſieh nach Deinem Brautkleid, das wird Dich zerſtreuen. Wiederhole ihm noch einmal, daß er mir an Band und Spitzen gar nichts ſparen ſoll.“

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Eine Luſtſpielſcene.

Folgſam, wie immer, verließ Sophie, ohne weiter ein Wort zu entgegnen, das Zimmer und ſtieg langſam in den vierten Stock hinauf, wo ſie an der Thür des Damenkleidermachers langſam anklopfte.

„Herein!“ rief eine friſche Kinderſtimme.

Die Braut trat in das ärmliche Gemach, wo der alte Meiſter, wie faſt immer, zuſammengebeugt auf ſeinem Arbeitstiſche ſaß. Neben ihm befand ſich das kleine Bübchen, welches wieder vollkommen wohl zu ſein ſchien, denn wenn es auch noch ein wenig bleich ausſah, ſo blickten doch ſeine klaren Augen friſch um ſich

her, und es lächelte freundlich, als das junge Mädchen in das Zimmer und an den Tiſch trat. Das Kind hatte eine der großen Scheeren in der Hand, zwiſchen derer Schneiden es ſorgfältig ein Stückchen Zeug legte und dann den Verſuch machte, mit beiden Händchen die ſchweren Eiſen zuzuklappen, wobei der Schneider nie unterließ, mit ſeiner dünnen, näſelnden Stimme auszurufen: „Aufgepaßt, Finger weg!“ Dieſe Ermahnung durfte auch nie fehlen, und darin ſchien bei dem Kleinen gerade das Hauptvergnügen zu beſtehen, denn ehe das Kind die Eiſen zuklappte, blickte es immer erſt ſchelmiſch lächelnd zu dem alten Manne auf.

„Aha,“ ſagte dieſer, als er das junge Mädchen eintreten ſah, „Jungfer Sophie kommt, nach ihrem Kleid zu ſehen; Frau, reich mir einmal den Stoff herüber und Bänder und Spitzen.“

„Es iſt noch nicht zugeſchnitten?“ fragte die Braut.

„Wo denkt Ihr hin, Jungfer Sophie?“ Er hatte ſeine Kneifbrille von der Naſe genommen und neben ſich hingelegt, worauf er ſie lächelnd mit ſeinen beiden Augen anblickte. „Wir haben ja zehn Tage, und ſo delicater weißer Atlaß darf nicht lange Zeit herumgezerrt werden. Das nimmt man die letzten vier Tage vor, ſchneidet's zu und macht's fertig, ohne es wieder aus der Hand zu legen. Ihr glaubt doch nicht etwa, wir werden Euch in Verlegenheit bringen?“

Dieſes „Euch“ betonte er ſo ausdrucksvoll, daß das Bübchen, welches unterdeſſen die Kneifbrille aufgeſetzt hatte, dieſes Wort begierig auffaßte und ernſt und gravitätiſch ſagte: „Nein, wir laſſen Euch nicht im Stich, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen.“

„Ja, kleiner Prinz,“ bemerkte lächelnd der Meiſter, „Du wirſt uns helfen und dann kann es nicht fehlen.“

Das junge Mädchen war näher zum Tiſche getreten, hatte ihren Arm um den Hals des kleinen Knaben geſchlungen und küßte ſein blondes, lockiges Haar. „Gott ſei Dank,“ ſagte ſie,

„daß es Dir wieder gut geht, ich habe recht Angſt um Dich gehabt, als Du krank wurdeſt.“

„Und warum haſt Du Angſt gehabt?“ fragte das Kind.

„Nun, wenn man ſehr krank iſt, ſo kann man ja auch ſterben müſſen.“

„O, ich ſterbe nicht ſo leicht und eher nicht, bis meine Mutter da iſt; Tante Roſa hat's geſagt und ich hab's gehört.“

„Was wird ſie geſagt haben, kleiner Schelm?“ ſprach der Meiſter, und dabei ſchlug er ihm ſanft auf die Wange, ſo daß die Kneifbrille herabfiel, worüber das Kind fröhlich lachte und die Brille wieder aufſetzte, die ihm dann der alte Mann auf dieſelbe Art wieder herabſchlagen mußte.

Die Frau des Schneiders hatte unterdeſſen den Atlaß ausgebreitet, Band und Spitzen daneben gelegt, und Sophie erklärte ſich nach kurzem Beſinnen und Betrachten mit allem einverſtanden. Sie hatte ſich auf einen Stuhl niedergelaſſen, den ihr die Meiſterin gebracht, und ſchien, die Hände in den Schooß gelegt, noch etwas plaudern zu wollen.

„Wie geht es denn Eurem Miethsmann?“ fragte ſie nach einer Pauſe; „nicht wahr, der Arzt meint, es ſeien keine ſchweren Verletzungen?“

„Nicht gefährlich, wohl aber ſchwer,“ erwiderte die Frau des Schneiders, welche am Tiſche ſtand und die Seide, die Bänder und Spitzen wieder ſorgfältig zuſammenpackte; „er ſagte, der Herr Bander habe einen harten Kopf, ſonſt wäre es vorbei mit ihm geweſen.“

„Habe ich auch einen harten Kopf?“ fragte das Bübchen.

„Nein, keinen harten, aber zuweilen einen böſen Kopf,“ erwiderte lächelnd die Frau.

„Es kommt das von dem raſenden Fahren her, was die vornehmen Leute nun einmal nicht laſſen können,“ meinte der Schneider achſelzuckend, „neulich wäre es mir auch faſt paſſirt, daß mich

Alſo im Schloſſe macht er's gerade ſo: da konnte er wohl Stunden lang der Hofdame die lächerlichſten Geſchichten erzählen und ſagte dem Fräulein nur hie und da ein einziges Wort; aber für mich, der ich meinen früheren Herrn wohl kannte, war dieſes einzige Wort vollkommen verſtändlich — der gnädigen Frau brachte er die prachtvollſten und ſeltſamſten Blumen und dem Fräulein gab er höchſt ſelten eine einfache Blüthe, aber, Joſeph, ich verſtand das Alles, die Frau aber . . .

„Nun?“ ſagte der Kutſcher und es ſchien ihm ein Licht aufzudämmern, „die Alte . . .“

„Hat natürlich geglaubt . . .“ lachte der Lakai.

„Hat geglaubt, der Baron . . .“ ſagte der Kutſcher, ebenfalls lachend und nickte mit dem Kopfe.

„Sei in ſie ſelbſt verliebt!“ platzte der Lakai laut lachend heraus und der Kutſcher lachte nun ſo heftig, daß Tibull und Pluto erſchreckt zuſammenfuhren.

Nachdem ſich Jean durch eine neue Priſe reſtaurirt, fuhr er fort: „Heute iſt nun die Geſchichte an den Tag gekommen, und Ihr könnt Euch denken, wie man bei der alten und jungen Herzogin den Baron als ein Ungeheuer und das Fräulein als eine ausgelaſſene Perſon dargeſtellt hat; der Brief, den ich heute Morgen habe hinbringen müſſen, hat ihm wahrſcheinlich den Beſuch des Schloſſes unterſagt und ihn auch wohl erſucht, nicht auf den Ball zu gehen, weßhalb es mich freut, daß er doch hinfahren wird — ha, der würde ſich um des Teufels Hofdamen nicht's bekümmern.“

„Unter dieſen Verhältniſſen,“ entgegnete der Kutſcher, „werde ich wahrſcheinlich nicht zwei Mal zu fahren haben, wie Ihr gemeint habt, Jean; denn es iſt doch ſonnenklar, daß das Hoffräulein heute Abend zu Hauſe bleibt und nicht auf den alten Ball geht.“

„Ja, das kann ſie aber nicht, denn die Prinzeſſin Eugen, welche den Ball gibt, hat das Fräulein außerordentlich lieb, und

ſo ein Wagen umgefahren hätte. Gerechter Gott, um mich ſelbſt wär's am Ende kein großer Schaden geweſen, aber ich hatte ein Roſaſeidenkleid in der Schachtel — denkt nur, wenn ich das hätte erſetzen müſſen!"

„Liegt der Herr Vander zu Bette?" fragte das junge Mädchen.

„Nein, auf dem Sopha," ſagte der Knabe in beſtimmtem Tone, „wenn Du ihn ſehen willſt, will ich ihn Dir zeigen."

„Das würde ſich nicht ſchicken," ſagte Sophie, nachdem ſie das Kind auf ſeine friſchen Lippen geküßt, „wenn ich zu einem jungen Herrn auf's Zimmer ginge."

„Warum würde ſich das nicht ſchicken? Tante Roſa hat ihn ja auch geſehen," meinte das Kind.

Die Frau des Schneiders gab dem Kinde einen leichten Klapps, wobei ſie ſagte: „Du biſt ein kleiner Schwätzer; Tante Roſa hat nur draußen an der Thür geſtanden, um zu hören, was der Arzt ſagte. Der arme junge Menſch hat ſie in ſeinem Unglück ſehr intereſſirt."

„Und wen ſollte er nicht intereſſiren?" warf der Meiſter dazwiſchen, „zwei Unglücke an Einem Abend. Hatte er doch geglaubt, er müſſe ein großer Sänger ſein, und wenn man ihn ſo hörte, klang es auch gar nicht übel; aber auf dem Theater ſingen, iſt doch etwas ganz Anderes."

„So," rief das Kind, indem es die ſchwere Scheere auf den Tiſch niederlegte, „jetzt will ich meinen Freund Vander beſuchen und meinen Freund Richter; ſie machen mir Schlitten und Pferde, und einen großen Drachen, wenn nächſtens der Wind wieder geht." Damit erhob es ſich auf dem Tiſche, ſpreizte ſeine Hände weit aus einander und ließ ſich laut lachend in die geöffneten Arme der Frau Schweizer fallen, die ihn herzlich küßte und dann auf den Boden niederließ.

„Ehe Du aber ins Zimmer gehſt, mußt Du vorher an-

klopfen," rief ſie ihm nach, als er aus der Thür hinausging, worauf er vom Gange her erwiderte: „Ja, aber mit dem Fuße, das klingt beſſer."

So that er denn auch, als er über den langen Gang hinweggeſchritten war, von dem man in die benachbarten tiefen Höfe hineinblickte, und an die Stubenthür gelangte, hinter welcher Herr Bander und Herr Richter wohnten. Den dort Befindlichen ſchien dieſe Art zu klopfen auch ſehr bekannt und der Beſuch er angenehm, denn es wurde nicht nur alsbald gerufen: „Komm herein, kleiner Böſewicht!" ſondern auch die Thür von dem Herrn Richter geöffnet, welcher hinzuſetzte: „So, mein Sohn, wenn auch kein ſüßes Saitenſpiel in Deiner Macht ſteht, ſo biſt Du doch vielleicht im Stande, durch liebliches Geplauder Saul's finſtern Geiſt zu erheitern."

„Ja, Saul iſt finſter, finſter, finſter,
Ihn plagt ein tückiſches Geſchick!"

„So ungefähr müßte es in ähnlichem Falle in einer Oper von dem edlen Judenkönige heißen."

Herr Bander lag ausgeſtreckt auf einem Sopha, welches ihm der Vermiether dieſer ärmlichen Wohnung, der Schneidermeiſter Schweizer, aus freiem Antriebe hingeſtellt, über welchen Fall unbegreiflicher Großmuth und Aufmerkſamkeit Herr Richter eine halbe Stunde lang Recitative geſungen hatte. Ja, es war noch Unglaublicheres geſchehen, denn der alte Meiſter, welcher ſich ſonſt um ſeine Miethsleute nie viel bekümmert hatte, nöthigte dem Kranken einen warmen Hausrock, ſo wie ein Paar neue Pantoffeln um beiſpiellos wenig Geld mit kaum nennenswerthen Abſchlagszahlungen faſt mit Gewalt auf, und ſo ruhte der Verwundete, behaglich eingehüllt, die Füße mit dem kurzen Mäntelchen ſeines Freundes bedeckt, und ſtreckte lächelnd ſeine Hand dem ſchönen friſchen Knaben entgegen, welcher nicht unterließ, augen-

blicklich zu fragen: „Wie geht es Dir heute, Vander? Iſt es Dir recht, daß ich gekommen bin?“

„Du weißt wohl, daß Du mir ſtets willkommen biſt,“ ſagte der Kranke, wobei er ſeine Hand ausſtreckte und den blonden Kopf des Knaben pätſchelte.

„Haſt Du Schmerzen?“ fragte dieſer.

„Nein, mein Sohn, Gott ſei Dank.“

„Du wirſt alſo nicht ſterben?“

„Ich hoffe, dieſes Mal nicht,“ entgegnete lachend Herr Vander.

„Nein,“ fuhr das Kind mit einem wichtigen Tone fort, „dieſes Mal wirſt Du nicht ſterben, weil Du einen harten Kopf haſt.“

„Wer hat Dir das geſagt, kleiner Medicus?“ fragte Herr Richter unter lautem Lachen, indem er näher trat.

„Alle haben es geſagt,“ erwiderte das Bübchen, während es die Beiden mit großen Augen anſah, „alle, der Meiſter Schweizer und die Frau und die Sophie unten und Tante Roſa; nein,“ verbeſſerte er ſich aber im gleichen Augenblicke, „Tante Roſa hat es nicht geſagt, die war gar nicht da, heute nicht, und den erſten Tag, wo Du auf dem Bette lagſt und die Augen zu hatteſt und ſo bleich warſt, und wo der Mann mit dem Eiſen neben Dir ſtand, der Dir am Kopfe krabbelte, da hat ſie auch nichts geſagt — aber ſie hat geweint.“

„All' ihr Heiligen, ein Abenteuer! — Kann ich dafür, daß mich die Damen vom Hofe verfolgen überall, ſchrumm, ſingt Raoul; kleiner Mann, wer iſt Tante Roſa?“

„Sei ſtille, Richter, Du machſt das Kind ja confus mit Deinen dummen Recitativen; wenn Du überhaupt nur endlich vernünftig werden wollteſt!“

„Ich habe noch lange hin bis zu vierzig Jahren,“ verſetzte der unverbeſſerliche College.

„Sage mir, lieber Sohn,“ fragte der Kranke den Knaben mit ſanfter Stimme, „wer iſt denn Tante Roſa?“

„Nun, Tante Roſa iſt eben Tante Roſa.“

„Wohnt ſie bei Euch?“

„Nein, aber ſie kommt, ſo oft ſie kann, und bringt mir Gutes und Spielſachen.“

„Iſt Tante Roſa ſchon eine alte Frau?“

„Alt? Das weiß ich nicht, aber ſie iſt größer als ich, größer als Sophie und größer als die Frau Schweizer, gewiß ſo groß;“ er ſtreckte ſein Aermchen aus, ſo hoch er konnte.

„Aber ſie iſt nicht alt, wie die Frau Schweizer?“

„Beim Cid,“ ſagte Herr Richter mit allen Zeichen von Ungeduld, „wenn man geſcheit ſein will und iſt es doch nicht! Du willſt wiſſen, ob Tante Roſa alt oder jung iſt; laß mich den Kleinen fragen.“

„Dabei wird was Geſcheites herauskommen,“ ſagte der Verwundete achſelzuckend.

Herr Richter hatte eine theatraliſche Stellung angenommen, ſeine rechte Hand unter die Weſte geſteckt und ſagte mit einer Stimme, die ſüß klingen ſollte: „Lieber Eugen, wem gibſt Du am liebſten einen Kuß, der Frau Schweizer, der Sophie oder Deiner Tante Roſa?“

Der Knabe verſetzte mit einem Blick, als wolle er ſagen, dieſe Frage beantworte ſich doch von ſelbſt: „Nun, meiner Tante Roſa.“

„Und warum, kleines Kußmaul?“

„Warum? Nun, Tante Roſa iſt Tante Roſa, und hat ſo klare, freundliche Augen, ich ſtreichle ihr gern das Geſicht, weil es ſo fein und glatt iſt, und am liebſten ſchlafe ich ein, wenn ſie mich auf den Schooß nimmt und an ſich drückt, da iſt es wärmer als in meinem Bettchen.“

Herr Richter ſchaute ſeinen Freund mit einem Blicke an, als wollte er ſagen: wirſt du jetzt meinen Scharfſinn bewundern? und als jener reden wollte, forderte er ihn durch eine wahrhaft majeſtätiſche Handbewegung zum Schweigen auf und fuhr gegen den

Knaben gewandt fort: „Was hat denn Deine Tante Roſa für Kleider? Iſt ſie angezogen wie Frau Schweizer?“

„Du fragſt einmal dumm,“ ſagte der Knabe mit Entſchiedenheit, „Frau Schweizer hat ihr graues Kleid immer an, aber Tante Roſa hat unter ihrem dicken Tuche oft ſo was Gutes und Feines, oft ſo was Glattes, das kracht.“

„Aha, Atlaß,“ ſagte Herr Richter offenbar befriedigt von ſeinem außerordentlichen Scharfſinn.

„Oder auch was Anderes, das fühlt, das fühlt ſich ſo arg weich und warm an, daß ich gerne darüber ſtreiche.“

„Sammt!“

„Zuweilen hat ſie auch ein Kleid, und das iſt mir das liebſte, das hat eine dicke Schnur mit einer großen Quaſte, und mit der darf ich ſpielen.“

„Du kleiner glücklicher Schelm,“ meinte Herr Richter mit einem behaglichen Lächeln, „und dieſe Schnur ziehſt Du wohl auseinander?“

„Halte gefälligſt Dein Maul,“ ſagte der Kranke ernſt, „laß jetzt Deine Fragen ſein, und wenn Du etwas Geſcheites thun willſt, ſo feuchte meine Umſchläge an, ſie ſind ganz trocken geworden.“

„Der Mohr hat ſeine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen,“ entgegnete der College, that aber ſo, wie ihm geheißen, denn er nahm die Umſchläge vom Kopfe ſeines Freundes, benetzte ſie mit einer Feuchtigkeit, welche er aus einer Flaſche darauf goß, und legte dann die Leinwandlappen wieder auf das Haupt des Kranken, und alles das machte er mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt, rückte auch die Kiſſen zurecht, und als Herr Vander Luſt zeigte, ſich etwas aufzurichten, nahm er ihn ſanft unter den Armen und hob ihn in die Höhe.

„Du, Richter,“ ſagte der Patient nach einer Pauſe, „hat unſere Wäſcherin noch nicht das Tuch zurück gebracht, welches

mir eine mitleidige Hand an jenem unglücklichen Abend um den Kopf gebunden?“

Der Gefragte ſchüttelte mit dem Kopfe. „Es war ſo voll Blut,“ ſagte er alsdann, „daß unſere edle Wäſcherin, Frau von Kärcher, behauptete, das müſſe langſam und ſorgfältig behandelt werden, beſonders da es von ſo außerordentlicher Feinheit ſei.“

„Denk aber daran, und daß ſie es uns ſo bald als möglich zurück gibt; ich will es wie eine Reliquie aufheben.“

„Ja, wir wollen es unter Glas und Rahmen thun, und davor ſitzen, uns mit unſerer heißen Phantaſie die Finger vergegenwärtigen, welche das Tuch um Dein verletztes Haupt gewunden. Was die ſeidene Schärpe anbetrifft, mit der man Dich ebenfalls geſchmückt, ſo habe ich ſie auch der Frau von Kärcher zum Reinigen gegeben. Dieſe ſah leider nicht weniger troſtlos aus, und es war wahrhaftig jammerſchade um das feine ſeidene Gewebe; möchte nur wiſſen, wer der Schutzengel geweſen iſt? Frau von Springer, die Dich gebracht —“

„Wer?“ fragte der Kranke ärgerlich.

„Nun, die Springer, laß mir dieſe Grille, oder wenn es Dir ſo lieber iſt, unſere Obſtfrau an der Ecke, die Springer, eine brave Frau, welche mir einen mäßigen Credit bewilligt, da ſie wohl weiß, daß ich als edler Spanier bezahlen werde, ſobald ich bei Geldern bin. Du, lieber Freund,“ unterbrach er ſeinen pathetiſchen Ton durch ſeine gewöhnliche Sprechweiſe, „das muß ein famoſes Gefühl ſein, wenn man ſo ohne alle Heuchelei und Selbſttäuſchung mit vollem Munde, ſo recht fett ſagen kann: meine Gelder, meine Kaſſe, ich werde die Summe auf einen meiner Banquiers anweiſen, a—a—a—ah!“ Er wiſchte ſich den Mund ab, als habe er etwas ſehr Saftvolles genoſſen. „Wenn ich aber dieſes Gefühl auch nicht habe,“ fuhr er nach einer Pauſe heiter fort, „ſo beſitze ich dafür Zufriedenheit, und weiß mich

nicht nur zu begnügen, ſondern habe auch Phantaſie genug, mir bei ganz ordinären Genüſſen die wunderbarſten Dinge einzubilden, ſo zum Beiſpiel: Wenn ich jetzt meinen Pfeifenkopf mit einem in der That miſerablen Kraut ſtopfe und den Dampf von mir blaſe, ſo wird es mir gar nicht ſchwer, das glückſelige Gefühl zu haben, als rauche ich eine immenſe Havannah, eine ächte unverfälſchte Puros."

„Die habe ich Dir nun nicht anzubieten," verſetzte der Kranke lächelnd, „wenn Du aber mit meinen Cigarren fürlieb nehmen willſt, greif zu, dort ſtehen ſie."

Herr Richter ſchüttelte langſam mit dem Kopfe, während er fortfuhr, ſeine Pfeife zu ſtopfen, und erwiderte dann: „Behalte Deine Cigarren für Deine Geneſung und für die famoſen literariſchen Arbeiten, die wir zu unternehmen geſonnen ſind. Du biſt ein ganz fertiger Verſchwender; die Vierteljahrsgage, welche Dir von einer hohen Theaterintendanz als linderndes Pflaſter für Gemüth und Kopf zugeſandt wurde, wird früher zur Neige gehen, als Dir ſelbſt lieb iſt. Deßhalb ſpare, mein guter Freund, rauche Du hie und da von Deinen Cigarren und laſſe mir meinen Portorico extrafein — Haſt Du Luſt, etwas zu ſchreiben, oder iſt vielleicht Dein Kopf wüſt und leer?"

„Ja, ſchreib etwas," ſagte das Kind, das ſich neben ſeinen kranken Freund in die Kiſſen des Sopha's gedrückt hatte; „ſage ihm, wie neulich," wandte es ſich direct an Herrn Bander, „ſo allerlei Sachen, die er dann niederſchreiben muß, das iſt ſo luſtig."

„Na, luſtig finde ich das Schreiben gerade nicht," meinte Herr Richter, „aber was thut man einem Freunde nicht zu lieb?"

Herr Bander ſtarrte finſter vor ſich hin: „Iſt das nicht auch," ſprach er nach einer Pauſe, „wieder ein verfehltes Unternehmen, wie ſchon ſo Vieles, was ich angefangen? O, ich werde nie auf

eine beſcheidene Höhe des Lebens kommen. Ich rolle abwärts — abwärts — tief hinab.“

Herr Richter hatte ein kleines Tiſchchen, welches neben dem Claviere ſtand und worauf Schreibmaterialien lagen, etwas näher gerückt, einen Stuhl davor geſtellt und ſich auf denſelben niedergelaſſen. Als er hierauf an der Feder herumſchnippelte, ſagte er: „Wie Du undankbar biſt! Biſt Du bisher nicht immer die Treppe hinaufgefallen? Als ein armer Handlungsbefliſſener fielſt Du in das Spirituoſen-Gewölbe hinein, was von Dir durchaus kein geiſtreicher Einfall war, brachſt den Arm und fandeſt an Deinem Schmerzenslager einen ſogenannten wohlwollenden Kunſtmäcen und Freund, der Deine Stimme wunderbar fand, der Dir kärgliche Mittel verſchaffte, viel zu wenig zu lernen, und erhobſt Dich alsdann zu jenen fatalen Brettern, wo Du immerhin, auch nach Deinem Durchfall, im Chor immer noch als Stern erſter Größe hätteſt glänzen können. Du fielſt aber auf Deinen glücklicher Weiſe harten Kopf, wie unſer kleiner, geſcheiter Freund dort geſagt, und biſt nun endlich zu der herrlichen Idee gekommen, Deine Kräfte ſo anzuwenden, wie Du es ſchon früher hätteſt thun ſollen, Feder und Papier zu mißbrauchen und ein Schriftſteller zu werden, im Speciellen ein Luſtſpieldichter, zu dem Du, wie ich feſt überzeugt bin, ganz außerordentliche Anlagen haſt.“

„Es gab auch Leute,“ erwiderte der Kranke düſter, „die mir einredeten, ich hätte eine vortreffliche Stimme, und wenn ich aufträte, ſo müßte ich die ungetheilte Bewunderung des Publikums erringen.“

„Das waren ſchlechte Freunde,“ verſetzte Herr Richter ſehr entſchieden. „Haſt Du von mir je dergleichen gehört? Habe ich Dir nicht im Gegentheil immer geſagt, Deine Stimme ſei paſſabel und Du müßteſt noch viel lernen? Nur ein einziges Mal glaubte ich Dich aufzurichten und ermuthigen zu müſſen, das war an

jenem Tage, nicht wo Du mir Treue geſchworen, wie Hans Heiling ſingt, vielmehr an jenem Tage, dem jener verhängnißvolle Abend folgte, wo —

„Der Mufti uns befohlen hat —
Befohlen hat — befohlen hat — zu melden dem Kalifen“

ſang er mit voller Kraft jene fatale Stelle, und fuhr dann kopfſchüttelnd fort: „Es iſt immer ein Unglück, wenn man Anfängern eine Rolle gibt, und iſt doch oft nicht anders möglich, wo ſie nur einmal und unbedeutend zu thun haben, und zum Beiſpiel im zweiten Acte keine Gelegenheit, um durch etwas Glanzvolles die Scharten auszuwetzen, welche ſie im erſten Acte erlitten. — Dein Unglück, lieber Freund —“

„Laſſen wir das,“ unterbrach ihn Herr Vander raſch, „bleibe es in der Vergangenheit und ſei vergeſſen! Laß' mich dafür Deinen Worten von vorhin glauben, als habe ich jenen Fall gethan, um mich darauf glänzend zu erheben. Wahrhaftig, lieber Freund, wenn ich ſo allein nachgrüble, ſo denke ich immer, es ſei vielleicht eine gute Fee geweſen, die mir an jenem Abend erſchienen, die mein Haupt mit ihrer Zauberſchärpe umbunden — vergiß' nur nicht,“ unterbrach er ſich ſelber, „daß wir ſie bald wieder bekommen, die Schärpe nämlich. Was die Fee anbelangt, ſo hoffe ich, daß es mir mit ihr geht, wie in den Märchen gebräuchlich; ſie wird mir noch in ein paar Verkleidungen erſcheinen, ich muß die Feuer und Waſſerprobe durchmachen und dann —“

„Fällt der Chor ein,“ ſagte der Herr Richter luſtig:

„Baſſa Selim lebe lange,
Ehre ſei ſein Eigenthum,
Seine holde Scheitel prange
Voll von Jubel, voll von Ruhm!“

„Dann legt irgend ein alter Vater, der zufällig zum Vorſchein kommt, eure Hände in einander, und ſie liſpelt, wie am

Schluſſe jeder ächten und gerechten italieniſchen Komödie: Padre mio, madre mia, noi siamo felice, dato ci la vostra benedizione! Worauf der edle Vater mit tiefer Stimme zur Antwort gibt: Si, carissima mia figlia, la virtù ò sempre recompensata!

„Das klingt gerade ſo, als wenn Tante Roſa zuweilen mit der andern ſchönen Frau ſpricht, die mich ſo gern hat,“ ſagte das Kind wie zu ſich ſelber, indem es dabei in ſeiner Beſchäftigung fortfuhr, die Bänder an den groben Ueberzügen des Sophas auf- und zuzuknüpfen.

„Was iſt denn das für eine Dame?“ fragte Herr Richter, durch dieſe Worte aufmerkſam gemacht.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte der Knabe kopfſchüttelnd, „aber ich ſehe ſie oft, ſie hat mich lieb, und ich habe ſie auch lieb, nur weint ſie oft, wenn ſie mich küßt — und ſie küßt mich ſehr viel, ſagt dann auch: o mein liebes Kind, o mein ſüßer Eugen.“

Herr Richter wechſelte raſch einen Blick mit dem Kranken, der aber eine lebhafte, verneinende Bewegung mit der Hand machte, und dann ſeinem Freunde, der wieder eine Frage ſtellen wollte, in die Rede fiel: „Laß das ſein, frage das Kind nicht aus, nimm lieber Dein Papier zur Hand, wir wollen verſuchen, noch eine Scene zu ſkizziren.“

„Ja, es iſt beſſer, wenn Du endlich einmal ſchreibſt,“ ſagte das Bübchen mit großer Entſchiedenheit, „ſo erfahren wir was Neues.“

Herr Bander richtete ſich aus ſeiner Sophaecke auf: „Ich habe über den Titel nachgedacht, Anfangs ſträubte ich mich dagegen, aber ich glaube, er läßt ſich doch gebrauchen —“

„Und?“

„Des Teufels Diener.“

„Nicht ſo übel.“

„Es iſt freilich eine Aehnlichkeit da mit den Memoiren des Teufels oder des Teufels Antheil.“

die würde nicht nachlassen, bis sie erführe, weßhalb sie zu Hause geblieben wäre, und dann käme die ganze Geschichte zu früh an den Tag; nein, das geht nicht! Aber jetzt wollen wir noch eine Prise nehmen, und dann will ich mich hinauf verfügen, es könnte bald an der Zeit sein, daß die gnädige Frau herabkäme."

So war es auch in der That, und Jean war eben ins Haus gegangen, so kam er auch wieder heraus, riß den Schlag auf, hob die Hofdame hinein und fort rollte der Wagen.

Jetzt gieng es zu einem großen Modewaarenmagazin — weniger um Einkäufe zu machen, vielmehr wollte die Hofdame eine ihrer Bekannten treffen, die dorthin gefahren war.

Vor dem Magazin stand ein herrschaftlicher Wagen, und kaum war Jean von dem seinigen heruntergesprungen und hatte den Schlag geöffnet, als die Thür des Ladens aufgerissen wurde und eine junge Dame heraustrat, dicht in ihren Shawl gewickelt, die eben in ihre Equipage steigen wollte, als Jean mit abgezogenem Hute näher trat und gehorsamst meldete, hier sei die Frau von C., welche die Frau Gräfin einen Augenblick sprechen und deßhalb aussteigen wolle. Sogleich eilte die junge Dame im Shawl auf die Hofequipage zu; nachdem einige Complimente gewechselt waren, da Frau von C. unter allen Umständen aussteigen wollte (sie war nämlich fest überzeugt, daß die Gräfin dies nicht zugeben würde), sprang letztere in den Wagen, Jean drückte den Schlag sanft zu und blieb an demselben horchend stehen.

Der Kutscher auf seinem Bock hatte das wohl bemerkt und dachte bei sich: der infame Schlingel! er muß schon wieder wissen, was die Zwei da drinnen sprechen! Damit wickelte er leise seine Peitsche los und schwang sie herum und traf mit derselben Geschicklichkeit den lauschenden Jean auf denselben Theil des Körpers, wie früher die schlafende Stallwache.

Nachdem im Wagen selbst die ersten Begrüßungen vorüber waren, nachdem die Hofdame geklagt, daß sie entsetzliche Migräne habe, leitete sie die fernere Unterhaltung so gut und zweckmäßig

„Wo kann man am Ende nicht eine Aehnlichkeit finden? Es iſt ja, wie Ben-Akiba ſagt, ſchon alles da geweſen. Skizzire nur den Plan, damit wir klar ſehen, ob was zu machen iſt. Mir hat der Gedanke nicht übel gefallen.“

„Ein junger, leichtſinniger Mann, ein Roué,“ dictirte Herr Vander langſam, „reich, von guter Familie, in Geſinnungen nicht unnobel, von Herzen nicht ſchlecht, der ein junges Mädchen —“

„Liebt,“ ergänzte Herr Richter, indem er ſeine Feder über das Papier fliegen ließ, „das verſteht ſich von ſelbſt.“

„Befindet ſich in der erſten Scene in einer furchtbaren Verlegenheit. Er iſt in Geſellſchaft, in einem vornehmen Hauſe, wo er Rückſichten ſchuldig iſt, hat vielleicht geſpielt, oder noch beſſer, hat einer ſchönen Frau, der er den Hof macht, verſprochen, ihr dieſe oder jene wichtige Nachricht oder Auskunft zu verſchaffen; es iſt ihm alles daran gelegen, ſein Wort halten zu können; er tritt von dem Hauptſaal in ein Vorzimmer, die Bühne, und vertraut dort einem Freunde die furchtbare Verlegenheit, in der er ſich befindet — was er will, muß ich noch erfinden, es wird das aber nicht ſchwer ſein — der Freund iſt eben ſo rathlos wie er.“

„Wäre es nicht beſſer,“ meinte Herr Richter, „wenn der junge leichtſinnige Kerl einen wichtigen Brief, den man ihm anvertraut, den er aber heute Abend übergeben ſoll, es kann ja ſeine künftige Laufbahn betreffen, verloren hat?“ —

„O ja, das ginge auch; er muß den Brief herbeiſchaffen, oder kann ſich nicht mehr ſehen laſſen.

„Er iſt ein junger Diplomat, der obendrein ſeiner Geſandtin den Hof macht, der Brief iſt ihm von einem Courier für den Geſandten übergeben worden, er hat ihn, wie er glaubt, in ſeinen Paletot geſteckt, aber nicht gefunden. Seine Excellenz, der außerordentliche Geſandte und bevollmächtigte Miniſter — man ſieht ihn in weißer Halsbinde, Band und Stern ordentlich vor ſich,

wie er im Nebenzimmer steht, mit halbem Ohr auf ein Gespräch lauscht und erwartungsvoll nach der Thüre blickt, durch welche sein Legationssecretär hereintreten muß, um den Brief zu übergeben. —"

„Aber dieser Brief ist verloren."

„Ungeheure Verlegenheit," sagte Herr Richter schreibend.

„Der Freund entschließt sich, nach Hause zu eilen, um dort Schreibtisch und alle Taschen zu durchstörben, der Andere bleibt in bodenloser Verlegenheit auf der Scene zurück."

„Auf — der — Scene — zurück," wiederholte der Schreibende.

„Da tritt ein schwarzgekleideter Herr, der bis jetzt, von den Beiden unbeachtet, an einem Fenster gelehnt, näher."

„Gut, gut," sagte Herr Richter, „es ist das ein sehr eleganter, etwas magerer Mann, bleich mit schwarzem Haar, ruhig, aber entschlossen in jeder Bewegung."

„So ist es. — Erlauben Sie einem Unbekannten, sich Ihnen mit ein paar vertraulichen Worten zu nähern.

„Mein Herr, ich habe nicht die Ehre —

„Wir werden uns kennen lernen; erlauben Sie mir aber, auf diese unsere spätere Bekanntschaft bauend, Ihnen jetzt schon einen guten Rath zu geben.

„Erlauben Sie, aber ich habe wahrhaftig nicht die Ehre —

„Der Fremde lächelnd," diktirte Herr Vander weiter, — „wie ich Ihnen schon bemerkte, wir werden uns näher kennen lernen, halten Sie aber weder mich noch meinen Rath für indiskret. — Der junge Mensch, ungeduldig nach der Thüre blickend: Nun, ich höre Sie.

„Wenn man sich an einem fremden Orte zu Verlegenheiten bekennt, so ist es besser, sich umzuschauen, ob keine unliebsamen Zeugen da sind.

„Der junge Mann in kaltem Tone: Erlauben Sie mir,

Ihnen zu bemerken, daß ich wohl weiß, wie leicht man belauſcht werden kann, deßhalb ſprach ich mit meinem Freunde ſo leiſe, daß niemand meine Worte verſtehen konnte.

„*Oder es müßte jemand ſehr ſcharfe Ohren haben.*

„Der junge Mann zweifelhaft lächelnd —"

Herr Richter unterbrach ſein Schreiben einen Augenblick, indem er ſagte: „Geben wir dem jungen Manne einen Vornamen, damit ich nur den Anfangsbuchſtaben deſſelben hinzuſetzen brauche. Sagen wir Edgar, das klingt romantiſch."

„Meinetwegen, alſo."

„Halt einen Augenblick, ich habe noch eine Kleinigkeit; es iſt unbedingt nothwendig, daß der Geſandtſchaftsſekretär, wenn er mit ſeinem Freunde ſpricht, dieſen bei Seite zieht, um ſich zu ſchützen, daß er nicht gehört wird; es tritt dann um ſo ſchärfer und auffallender hervor, daß der Unbekannte, des Teufels Diener, doch verſtanden hat, was die Beiden geflüſtert."

„Ganz richtig, — aber weiter."

„Edgar, zweifelhaft lächelnd," fuhr nun Herr Vander zu diktiren fort, nachdem Herr Richter die Feder eingetunkt: „Und Sie wollen gehört haben, was ich meinem Freunde mitgetheilt?

„Vielleicht, vielleicht auch ſonſt erfahren, gleichviel. Da ich aber Antheil an Ihnen nehme, ſo geſtatten Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Ihr Freund vergeblich nach Hauſe geeilt iſt — den Brief, um den es ſich handelt —

„Edgar erſtaunt: Mein Herr, wie können Sie wiſſen?

„Der Unbekannte ruhig: Den Brief, um den es ſich handelt, für Seine Excellenz den Grafen N. beſtimmt, haben Sie verloren.

„Edgar: Das wäre entſetzlich.

„Verloren, und ich, indem er den Brief hervorzieht und übergibt, war der glückliche Finder.

„Edgar freudig erſchreckend: Verzeihen Sie meine raſchen

Aeußerungen von vorhin; ja, er iſt es: Handſchrift, Siegel, das geheime Correſpondenzzeichen. Wie ſoll ich Ihnen danken?

„Der Unbekannte ruhig, aber verbindlich: Da wir uns ſpäter genauer kennen lernen, ſo werden wir auch Zeit zum Danken finden, jetzt aber verlieren Sie keine Zeit, der Inhalt dieſes Briefes iſt ſehr wichtig.

„Edgar erſtaunt: Sie wüßten darum?

„Der Unbekannte ihn ſanft forttreibend: Vielleicht, aber eilen Sie, dort ſehe ich Seine Excellenz nahen.

„Edgar, ehe er mit allen Zeichen des Erſtaunens davon eilt: Werde ich Sie wieder hier finden, mein Herr?

„Gewiß, — eilen Sie! — Edgar ab.

„Dritte Scene. — Die Geſandtin und die Herzogin P. treten auf.

„Die Geſandtin: Glauben Sie mir, Herzogin, es muß etwas ſehr Wichtiges ſein, gab doch mein Mann ſelbſt Seiner Durchlaucht zerſtreute Antworten, während er nach der Thür blickte, ja, er ließ ihn wahrhaftig mit einer leichten Verbeugung ſtehen, ſobald Edgar den bewußten Brief brachte.

„Die Herzogin: Werden Sie etwas erfahren?

„Die Geſandtin: Ich hoffe u. ſ. w., u ſ. w."

„Natürlich," meinte Herr Richter lächelnd, „wird ſie etwas erfahren durch Edgar; die Herzogin muß auf das kleine Verhältniß anſpielen. Du lieber Himmel, ſie wird ja, auf Gegendienſte hoffend, allen möglichen Vorſchub leiſten, nach dem bekannten Sprüchwort: manus manum lavat. — So, jetzt kannſt Du weiter machen, meine Seite iſt trocken."

„Was heißt das, was Du eben geſagt haſt?" fragte das Bübchen gähnend.

„Das iſt ein lateiniſches Sprüchwort," erwiderte Herr Richter, indem er mit dem Aermel eine noch etwas feuchte Stelle auf-

trocknete, „und heißt in richtiger deutſcher Ueberſetzung: Schlägſt Du meinen Juden, ſo ſchlag ich Deinen Juden.“

„Laß Deine Poſſen,“ ſagte Herr Vander unmuthig, „Du bringſt mich aus meinem Concept.“

„Nun denn, weiter im Text.“

„Vierte Scene,“ fuhr Herr Vander fort zu diktiren, — „der Freund Edgar's ſtürzt athemlos herein, er hat den bewußten Brief in der Hand, wie er die Damen aber ſieht, verbirgt er ihn raſch, indem er ihn in ſeinen Hut wirft, und will an den Damen vorbeieilen. Die Herzogin freundlich lächelnd: Ich hoffe, Herr von Werden, daß Sie ſich wegen Ihres ſpäten Kommens gründlich bei mir entſchuldigen werden.

„Herr von Werden: Ich bitte Eure Durchlaucht, mir zu verzeihen, aber ich hatte heute Abend ſchon die Ehre, mich Eurer Durchlaucht vorzuſtellen. Freilich war Eure Durchlaucht ſo umgeben, daß Sie unmöglich Ihres ganz gehorſamen Dieners anſichtig werden konnten.

„Die Geſandtin: Herr von Werden hat Recht, ich ſah ihn ſchon vor einer Stunde im Salon.

„Die Herzogin: So that ich Ihnen Unrecht u. ſ. w. Kehren wir in den Salon zurück, geben Sie mir Ihren Arm.

„Die Geſandtin bei Seite: Ah ſo, die Herzogin wird mein Geheimniß bewahren. — Alle drei ab; indem Herr von Werden der Herzogin den Arm bietet, läßt er, ohne deſſen gewahr zu werden, den Brief aus ſeinem Hute fallen, der Unbekannte lächelt triumphirend und hebt ihn auf, indem er ſagt: Das iſt über alle Erwartung gelungen; ein feſter Faden angeknüpft und ſomit das Schwerſte geſchehen. Glück und Verſtand ſollen uns weiter helfen. Er geht ab.

„Findeſt Du das ziemlich gut, Richter?“ unterbrach ſich der Diktirende; „ich meine, es wäre ſpannend?“

„Ganz famos,“ erwiderte der Andere; „jetzt kommen natür-

lich in der folgenden Scene die beiden jungen Leute zurück, der Eine ſucht den Brief, den er aus ſeinem Hut geworfen, der Andere will ihm begreiflich machen, daß er ja zu Hauſe habe gar keinen Brief finden können, da er bewußtes Schreiben von einem Unbekannten erhalten, der es gefunden und ihm zurück gegeben; und daß das Schreiben, welches er von dem Unbekannten erhalten und dem Geſandten übergeben, ächt ſei, darauf will er ſchwören, denn er kennt ja Siegel, Handſchrift und hat auch nicht vergeſſen nach dem geheimen Zeichen auf dem Umſchlag zu ſchauen."

Der Knabe hatte ſeinen blonden Kopf in die Kiſſen des Sophas gedrückt und ſchläfrig mit den Augen geblinzelt, jetzt ſagte er: „Aber das iſt langweilig, was Richter da ſchreiben muß, da höre ich noch lieber, wenn er ſingt."

„Behüte Gott!" erwiderte der Choriſt lachend, „daß hier das Sprüchwort eintrifft: Kinder und Narren ſagen die Wahrheit."

„Vielleicht hat er doch Recht," meinte Herr Vander düſter, „ich glaube, mir fehlt die Kraft, ein gutes Luſtſpiel zu ſchreiben."

Herr Richter hatte die Feder neben ſich hingelegt, ſtreckte ſeine Beine gerade aus und ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen. „Der Himmel gebe," ſagte er hierauf, „daß es Dir nie an einem edlen, aufopfernden und geiſtreichen Freunde fehlt, wie ich bin, welcher Deiner Zaghaftigkeit als Sporn dient. Wer eine ſolche Scene ſkizzirt, wie Du ſo eben gethan, der hat die Berechtigung, ein gutes Luſtſpiel zu ſchreiben. Was fehlt Dir auch? Du kannſt einen natürlichen und lebhaften Dialog machen, Du haſt die Theaterverhältniſſe und die Bühne ziemlich kennen gelernt, und wenn Du beim Schreiben oder Diktiren den Grundſatz feſthältſt, die Scene immer vor Augen zu haben, die handelnden Perſonen förmlich zu ſehen und ſprechen zu hören, ſo wird es Dir mit meiner immenſen Hülfe ſchon gelingen, was Ordent-

liches zu arbeiten, wie die Journaliſten von ihren Freunden zu ſagen pflegen."

„Und wenn ich etwas Ordentliches mache, wer wird es annehmen, wer wird es aufführen?"

„Jede Intendanz," gab Herr Richter entſchieden zur Antwort, „und jede Theater-Direktion, wenn Du wirklich was Tüchtiges übergibſt. Verkannte Genie's und Talente gibt es gar nicht, und jetzt, wo alle deutſchen Schauſpiel-Regiſſeure auf gute Stücke hungrig wie die Wölfe ſind, werden ſie nichts Neues bei Seite legen, was wirklichen Gehalt hat. Freilich führt man von fünfzig Stücken, die geſchrieben werden, kaum ein halbes Dutzend auf, aber gib Dir einmal die Mühe, den größten Theil dieſer eingeſandten Meiſterwerke durchzuſehen. Ich war ſo glücklich, einen Blick in dieſen Wuſt zu thun, da ich, wie Du weißt, ein halbes Jahr auf der Theaterkanzlei zur Aushülfe im Schreiben mißbraucht wurde. — Legen wir unſere Geſchichte aber jetzt bei Seite," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er ſah, daß ſein Freund ſich zurückgelegt hatte und die Augen ſchloß, „Du biſt ermüdet, man muß nichts übertreiben."

„Was das anbelangt, haſt Du Recht," gab Herr Bander zur Antwort; „ſei ſo freundlich, nochmals meine Umſchläge zu erneuern, und dann will ich verſuchen, ein wenig zu ſchlafen."

„Thue das," erwiderte der Choriſt; „ich habe ohnedies eine kleine Theaterprobe niedern Genres. Es iſt kein fröhlicher Landmann oder biderber Ritter, den ich in der Oper darzuſtellen habe, auch nicht ein Hofherr oder Mörder im Schauder-Trauerſpiel, ſondern es hat mich getroffen, einen Ballet-Cavalier darſtellen zu müſſen im Gefolge eines ſehr verliebten Prinzen, und ich muß ſchon im erſten Tableau ſechsmal ſchaudern, achtmal pantomimiſch ein höhniſches Lachen andeuten und viermal mit dem rechten Arme jene wegwerfende Bewegung machen, welche deutlich ſagt: Geh hin, junges Scheuſal, ich verachte Dich. — Unſern kleinen

Prinzen bringe ich zum Schweizer hinüber, laſſe die Vorhänge herab und ſehe in einer Stunde wieder nach Dir.“

Nach dieſen Worten ſorgte er noch einmal für die Wunden ſeines Freundes, nahm den Kleinen an die Hand und ſummte im Abgehen, um dem lächelnden Knaben eine Freude zu machen:

„Ja, ſchlafen will er, ſchlafen,
Sidi-ben-Aben-Hamet;
Sidi-ben-Aben-Hamet
Will ſchlafen — ſchlafen — ſchlafen.“

Damit ſchlich er leiſe aus dem Zimmer.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Tante Roſa und Roſa die Tänzerin.

Draußen auf dem Gange, der von dem Hinterhauſe in's Haupthaus führte, blieb der Knabe ſtehen und ſagte zu ſeinem Begleiter: „Weißt Du auch, was Du mir neulich verſprochen?“

Worauf Herr Richter mit großer Heiterkeit zur Antwort gab: „Mein lieber Prinz, ich habe in meinem Leben ſchon viele Verſprechungen gemacht, die ich nicht immer im Stande geweſen bin, zu erfüllen. Fürchten wir, daß auch die Dir gegebene darunter mit einbegriffen ſei.“

„Aber was man verſpricht, das muß man auch thun, und Du haſt es mir feſt verſprochen, daß Du es halten wirſt, denn ſonſt mag ich Dich nicht mehr und ſehe Dich auch gar nicht mehr an.“

„Das wäre allerdings eine furchtbare Strafe; aber wollen Eure Hoheit, mein gnädigster Herr und Prinz, sich nicht deutlicher zu erklären belieben, was ich eigentlich versprochen? Vielleicht ließe sich ein Arrangement treffen, und ich liebe in Versprechungen milde Arrangements."

Du hast mir versprochen, mich einmal mitzunehmen auf die Theaterprobe und mich dort die großen Schwerter und Schilde sehen zu lassen."

„Dich einmal mitzunehmen, habe ich versprochen, mein Prinz? Ja, siehst Du, das ist eine sehr vage Bezeichnung. Einmal kann heute sein, morgen, oder über's Jahr."

Der Knabe schüttelte heftig seinen Kopf und sagte mit entschiedenem Tone: „Du sollst mich aber heute mitnehmen, und so sollst Du es mir versprochen haben."

„Eine eigene Art, Versprechen zu deuten," lachte Herr Richter; „nun, am Ende könnte ich Deinen Wunsch erfüllen; aber wird Herr Schweizer nichts dagegen einzuwenden haben? Du weißt, es bedarf seiner Erlaubniß, ob Du mit jemand ausgehen darfst."

„Wir wollen ihn lieber nicht fragen!" erwiderte rasch der Kleine.

„Entschuldigen Sie, mein Prinz, ich glaube, es wäre doch besser, wenn wir ihn von diesem Wunsche in Kenntniß setzten, er hat so zuweilen seine eigenen Ansichten, und schon um meines kranken Freundes willen möchte ich mit unserem würdigen Miethsherrn nicht gern in Differenzen kommen."

„So laß uns ihn fragen," sagte der Knabe entschlossen. Damit faßte er den Choristen bei der Hand und zog ihn in die Wohnung des Schneiders, wo die Bitte vorgetragen, aber erst nach einigem Hin- und Herreden bewilligt wurde.

Der Schneider hatte die Brille abgenommen und den trüben Blick fragend auf seine Frau gerichtet. „Können wir das wohl erlauben?" meinte er. „Was Sie, Herr Richter, anbelangt,"

ſetzte er gegen den Choriſten gewandt hinzu, „ſo ſind wir überzeugt, daß Sie gute Aufſicht über das Kind führen und ihm nichts geſchehen laſſen — wenn es nur recht iſt, daß wir ihn in's Theater auf eine Probe gehen laſſen.“

„Bitte, bitte recht ſchön,“ ſagte der Knabe.

„Verboten iſt es uns nicht, ihn auf eine Theaterprobe gehen zu laſſen, davon hat Herr Berger nie etwas geſagt.“

„Daran hat er auch wohl nicht gedacht,“ ſprach Herr Schweizer, „aber es iſt ja nichts Schlimmes dabei.“

„So darf ich?“ rief der kleine Knabe jubelnd.

„Wenn Herr Richter verſpricht, Dich nicht aus den Augen zu laſſen, und Du folgſam ſein willſt, ſo kannſt Du ſchon mitgehen,“ entſchied die Frau. „Aber wie lange kann es dauern?“

„O, eine Stunde oder höchſtens anderthalb.“

„Und Sie bringen ihn wieder hieher in's Zimmer?“

„Auf Cavalierſsparole,“ verſetzte Herr Richter, indem er die rechte Hand feierlich in ſeinen Buſen ſteckte und den rechten Fuß, einer Theater-Attitude entſprechend, vorrückte, „auf Cavalierſsparole, denn ein ſolcher bin ich laut des morgenden Theaterzettels.“

Frau Schweizer hatte dem Knaben im Nebenzimmer ein Mäntelchen angezogen, auch einen hübſchen Hut aufgeſetzt, und nun gingen die Beiden mit einander fort, wobei Eugen auf der Treppe nicht unterließ, ſeiner Freundin Sophie, welche ihm begegnete, triumphirend zu berichten, daß er auf die Theaterprobe gehen dürfe und daß er ein Ritterſchwert und einen Ritterhelm ſehen werde.

Am Theatergebäude war es leerer, als bei gewöhnlichen Proben. Das Ballet war ſchon längſt droben verſammelt, und die Herren und Damen vom Chor, welche oben beſchäftigt waren, ſchlichen einzeln und verdrießlich die kleine halbdunkle Treppe hinauf, und Madame Schelle, welche mit der Madame Pauke zu-

ein, daß die Gräfin im nächsten Augenblick vollkommen überzeugt war, es laste ein schwerer Kummer auf dem Herzen der Hofdame; bald hatte sie auch die Ursache dieses Kummers entdeckt und erfuhr zu ihrem großen Erstaunen, daß Baron Karl, einer der liebenswürdigsten, elegantesten Cavaliere, sowohl bei der alten wie bei der jungen Herzogin in die vollkommenste Ungnade gefallen sei.

„Das ist ja unglaublich!“ rief die Gräfin. „Natürlich kann und darf ich nicht in Sie dringen, eine Ursache dieses schrecklichen Ereignisses zu erfahren; ich kenne den edlen und liebenswürdigen Charakter der Frau Herzogin vollkommen und bin fest überzeugt, daß der Baron sich ein bedeutendes Vergehen gegen die hohen Herrschaften hat zu Schulden kommen lassen; denn wegen einer Kleinigkeit, wegen einer pikanten Salongeschichte allenfalls ist die Frau Herzogin nicht im Stande, Jemanden nur finster anzusehen. Ja, ja, diese jungen Leute!“

Die Hofdame seufzte aus tiefem Herzen.

„Ich weiß, was Sie dabei leiden, liebe Freundin,“ fuhr die Gräfin fort; „aber ist es nicht möglich, etwas Näheres über diese Geschichte zu erfahren, einen kleinen Wink, um die Ursache zu errathen? Hat vielleicht der junge Herzog die, wie man allgemein sagt, etwas leichten Gesellschaften des Barons zu häufig besucht?“

Die Hofdame schwieg und seufzte abermals.

„Mir ist das genug,“ fuhr die Gräfin eifrig fort, „ich will der Frau Herzogin beweisen, daß ihre Feinde auch die meinigen sind, — darf man die Geschichte einigen Bekannten anvertrauen?“

„Leider kann man sie nicht verschweigen,“ entgegnete die Hofdame. „Liebe Clara, was mein Herz dabei leidet, können Sie sich denken. Gott im Himmel! wie ich heute den jungen Mann in Schutz nahm, Sie hätten das hören sollen! ja es war meine Schuldigkeit, er hat sich ja gegen mich beständig so aufmerksam, so liebevoll benommen; ich versichere Ihnen, Gräfin, ich hatte

sammentraf, meinte mit einem Seufzer, es sei bald bei dem Theater nicht mehr auszuhalten; täglich die längsten Opernproben, die ein quälerischer Capellmeister nur ausdenken könne, nebst den ermüdendsten Vorstellungen, wozu man freilich engagirt wäre; auch könne man es sich schon gefallen lassen, hier und da im Trauerspiel eine anständige Hofdame vorzustellen, man habe ja die Gestalt und Würde dazu; „aber," fuhr sie ingrimmig fort, „da bei dem Ballet mitzuwirken, das sollte man einer ehrbaren Frau schon gar nicht zumuthen. Denke Sie sich nur, Pauke, was mich heute Morgens der boshafte Schelle fragt: ob ich auch morgen Abend in einem kurzen Röckchen herauskommen würde?"

„Empörend!" murmelte dumpf die Pauke. „Der Meinige wollte auch seine spaßhaften Bemerkungen machen, aber ich habe es ihm fast unter der Nase weggeschnitten."

„Sind das Ritterfrauen?" fragte eine helle Kinderstimme neben den beiden Choristinnen, und als diese sich nach dem naseweisen Frager umwandten, hörten sie zu ihrem nicht geringen Aerger Herrn Richter antworten:

„Nein, das sind ein paar alte Hexen, natürlicher Weise im Ballet; im Leben dagegen ist es die hochachtbare Frau von Schelle und die Frau von Pauke."

Daß sie ihren Collegen selbstverständlich keiner Entgegnung würdigten, war gewiß; doch grollte die Pauke, als sie im Halbdunkel der Bühne verschwanden: „Sie hat Recht, Schelle, es ist wahrhaftig nächstens keine Ehre mehr, auf dem Theater zu dienen. Was hat der freche Richter da für einen Buben bei sich?"

„Weiß Gott," flüsterte die Schelle, „das genirt sich am hellen Tage nicht mehr, mit solchen Ablegern herum zu spazieren! — Zu unserer Zeit —"

„Ja, zu unserer Zeit — aber wird nicht von oben herab

alles geduldet? Zu unserer Zeit sollte sich eine unterstanden haben, Monate lang so mir nichts dir nichts wegzubleiben."

„Und dann wieder mit zu singen und zu tanzen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre."

„Damals hätten die Ordentlichen das schon gar nicht geduldet."

„Die Ordentlichen?" klingelte giftig die Schelle, „hat's denn bei denen noch Ordentliche? Ich kenne keine."

„Ich auch nicht, das weiß der liebe Himmel."

Der Schlund der halbdunkeln Bühne hat die beiden klagenden Hexen verschlungen, und wer sich die Mühe hätte geben wollen, nachzuforschen, würde sie gleich darauf gesehen haben, am Fuße einer Palme sitzend, und unter niederhangenden Bananenbüschen Strümpfe strickend.

Was ein Ballet ist, weißt Du vielleicht, geneigter Leser, aber gewiß ziemlich ungenau, und wir unserestheils würden uns in nicht geringer Verlegenheit befinden, wenn wir Dir mit kurzen Worten darüber eine genügende Aufklärung verschaffen müßten.

Man könnte allenfalls sagen, ein Ballet sei die Zusammenstellung einer Menge völlig unzusammenhängender Dinge, Personen, Situationen und Leidenschaften, bei denen es Verwegenheit wäre, eine vernünftige Folgerung zu verlangen, bei denen ein Contrast den andern wieder aufhebt, bei denen dem Zuschauer zugemuthet wird, die unglaublichsten Dinge als ganz natürliche anzunehmen — ein Ballet ist ein Ding, wo die himmlischen Heerscharen und die Bewohner der Unterwelt dicht neben einander wohnen, wo Dolch und Giftbecher ganz alltägliche Dinge sind, wo Du aus dem starrenden Winter plötzlich in den heißen Sommer versetzt wirst, wo man mit einem Lächeln auf den Lippen stirbt, da man gewiß ist, im nächsten Tableau durch einen sanften Kuß wieder aufgeweckt zu werden, wo gute Feen, Dä-

monen und Hexen ganz gewöhnliche Dinge sind, wo alles das harmonisch verschmolzen wird durch die Klänge der süßen Musik, und wo es wundersam anzusehen ist, wie Freude und Schmerz, Lust und Jammer höchst ausdrucksvoll dargestellt wird durch das Gezappel mehrerer Dutzend rechter und linker Beine. Im Trauerspiel begnügt sich gewöhnlich der Held mit einem Schauder, der uns schaudern macht, im Ballet schaudern sämmtliche Anwesende gefühlvoll und taktmäßig, eins — zwei — drei — ha, Entsetzen! In einer wohlconditionirten Oper sinkt die Geliebte allein dem Geliebten an die Brust. im Ballet dagegen wirkt eine Umarmung ansteckend: sämmtliche Tänzerinnen drücken einander an ihre Busen, die Tänzer schütteln sich gerührt die Hände, und wenn in diesem Augenblicke zufällig, wie das oft vorkommt, eine Fee mit Genien vorüberfliegt, so umschlingen diese ihre Herrin mit Rosengewinden oder lehnen ihre Häupter mitfühlerisch an einander.

Hier ist alsdann alles Glut, Liebe, Hoffnung, Umarmung, Tricots und bengalische Flammen.

Trotzdem bei einer Probe im Orchester alle Lampen wie bei einer Vorstellung angezündet sind, so ruht doch jetzt auf diesem niedrig gelegenen Musikraume eine gewisse Düsterheit, welche wohl daher kommt, daß das ganze weite Haus hinter dem Orchester von keinem Lichte erhellt ist und die Finsterniß, die rings in dem großen Raume herrscht, die paar Lampen im Orchester, zudringlich sich ausdehnend, zu ersticken droht. Die Musiker stehen und sitzen hinter ihrem Pult oder haben sich in Gruppen zusammengethan und plaudern lebhaft und ziemlich laut mit einander, da sie jetzt in der Probe nicht zu befürchten haben, von irgend welchem Publikum gehört zu werden. Zuschauer sind ja keine da, und das einzige lebende Wesen, welches sich in dem großen und düstern Raume bewegt, ist die alte Frau, die man mit dem schwach blinkenden Lichtchen in ihrer Laterne oben hoch

in der dritten Gallerie herumschweifen sieht, wo sie die Sitze abbürstet oder sonst was in Ordnung bringt. Zuweilen niest sie auch wohl einmal oder hustet laut, da sie an einem beständigen Schnupfen leidet, und dann schallt es aus allen Logenräumen so laut wieder, daß die Musiker lachend in die Höhe sehen, auch wohl einer „Helf Gott!" hinaufruft.

Die meisten der Künstler hier unten haben Hüte und Mützen auf dem Kopfe, die sie auch während der Probe nicht ablegen. Jetzt ist auch der Orchester-Dirigent erschienen, nicht der Capellmeister, denn dieser hält es nur bei ganz besonderen Veranlassungen nicht unter seiner Würde, im Ballet zu dirigiren. Der Dirigent setzt sich auf seinen Stuhl, schlägt die Partitur auf und schickt sich an, von dem Balletmeister oder auch von den ersten Tänzern und Tänzerinnen, die von der Bühne herab mit ihm sprechen, kleine Wünsche in Empfang zu nehmen: dieses Tempo soll ein bischen rascher genommen werden, jenes viel langsamer, hier wird ein Ruhepunkt gewünscht und dort bittet man, die Musik zu beschleunigen, da es sonst nicht möglich sei, bei einem Adagio den gewünschten Effect hervorzubringen.

Der Balletmeister, wenn er ebenfalls Tänzer ist, trägt Beinkleider, welche fest um die Knöchel schließen, dazu Tanzschuhe, die weiße Piqué-Jacke, und hat jenen langen Stab in der Hand, mit dem er den Takt auf den Boden schlägt. Besitzt er langes Haar, so bindet er einen seidenen Faden um den Kopf, damit seine Frisur bei den oftmals heftigen Sprüngen nicht gar zu sehr in Unordnung kommt. Das Costume der Tänzerinnen ist eigentlich unbeschreiblich, keinenfalls in ein System zu bringen, denn bei der Probe gestattet man alle möglichen Phantasieen, da ja hier eigentlich kein uneingeweihter profaner Blick zugelassen ist. Alte Tanzstrümpfe und defecte Schuhe, sehr gesteifte, und deßhalb furchtbar abstehende Tanzröcke, so wie weiße Mieder, welche den Armen eine recht freie Bewegung gestatten, sind vor-

herrschend, die Frisur, wie man sie im gewöhnlichen Leben trägt, was einen komischen Anblick gewährt, zugleich mit den goldenen und silbernen Armspangen, welche gewöhnlich zur Probe nicht abgelegt werden. Die ersten Tänzerinnen haben schon ein etwas gewählteres Costume, doch auch nach seinen Grundzügen dem eben beschriebenen gleichend; nur sind sie bis zu ihrem ersten Auftreten in Shawls oder weite Mäntel gehüllt, die irgend ein dienstbares Wesen, oder eine würdige Theatermutter hinter der Coulisse in Empfang nimmt, kurz bevor der Tanz beginnt. Was die prima Ballerina assoluta anbelangt, so hat diese ihre eigene Garderobe nahe bei der Bühne, und wird von dem Inspicienten oder auch vom Balletmeister benachrichtigt, daß sie aufzutreten habe. Diese trägt wo möglich bei der letzten Probe schon einen Theil ihres Costumes, um gewisse Stellungen und Effecte besser beurtheilen zu können.

Wir sind bei dem Hochzeitsfeste in einer prachtvollen, zauberisch erhellten Halle. Der alte ehrwürdige Fürst, ein etwas versoffener Chorist, der früher Tänzer war, und die Mutter der Braut, eine Pantomimistin, welche deßhalb in einem alten, verschossenen Merinokleide agirt, drücken ihre Tochter abwechselnd in die Arme, da ihr Entzücken ohne Schranken ist, daß der benachbarte reiche Königssohn sie heim führen wird, während der ganze Chor Lust und Freude theilt und durch einen Schritt vorwärts und zwei Schritte rückwärts anzudeuten scheint, daß er sich ebenfalls an dieser Umarmung betheiligen würde, wenn es der Respect nicht verböte; dabei zeigen die Tänzerinnen durch eine sanfte Biegung des Oberkörpers, verbunden mit einem unbeschreiblichen Ausbreiten der Arme, auf's Undeutlichste an, wie sehr der Bräutigam zu beneiden ist.

Dieser aber, gestützt auf seinen Mentor und ersten Cavalier, einen Herrn, welcher bei der Vorstellung pechschwarzes Haupt- und Barthaar haben, um den Mund ein teuflisches Grinsen, und

ſich durch unheimliches Rollen ſeiner Augen auszeichnen wird, ſo wie umgeben von ſeinen Rittern und Hofherren, gibt in der erſten Scene des Ballets ſonderbare Beweiſe von Zerſtreutheit und von einem faſt gänzlichen Mißkennen ſeiner Stellung als Bräutigam: er hebt die Augen finſter gen Himmel, er ſeufzt zuweilen bedeutend und macht jene pantomimiſchen, ſehr complicirten Geſten, welche dem Eingeweihten deutlich ſagen: Die Luſt und Freude, welche hier herrſcht, iſt nicht in meinen umnachteten Buſen gedrungen. O nein, ſeht mich mit verbiſſenem Ingrimm dem Befehle meines ſtrengen Vaters gehorſam, um dieſe verhaßte Braut werben, für die keine Stimme in meinem Innern klingt, während ein anderes ſüßes Bild dieſes arme Herz erfüllt. — Bei dieſem letzten Gedanken verklären ſich ſeine Züge, ſein Geſicht grinst Liebe, und der Mentor, welcher die Gefühle ſeines Zöglings kennt, ſeufzt herzzerbrechend und fährt mit dem Daumen und dritten Finger ſeiner rechten Hand an beiden Backen hinunter, was in der Balletſprache ungefähr heißen will:

„Schön wie der Mond, der einſam wallt,
So ſchön biſt du, doch auch ſo kalt.“

Natürlicher Weiſe iſt damit nicht die Braut gemeint, ſondern eine uns noch unbekannte Schöne, die der Königsſohn im Verborgenen liebt, eine unerlaubte Liebe, welche der verrätheriſche Mentor begünſtigt. Aber fort mit dieſen finſtern Leidenſchaften, mit dieſer Diſſonanz in der Balletharmonie, welche die Contrebäſſe im Orcheſter durch ein gelindes Murren darſtellen; Freude herrſcht in dieſen Hallen, Tanzen und Singen. Die Braut mit einem gewinnenden Lächeln, nähert ſich dem Bräutigam, nachdem ſie ihrer erſten Geſpielin durch ein ſanftes Zittern ihres Körpers und einen himmelnden Blick angedeutet, wie ſie ſo unbeſchreiblich glücklich ſei; ſie faßt die Hand des Erwählten, und als dieſer bei der ſanften Berührung zuſammenzuckt, als ſich mühſam durch

die finstern Schatten seiner Züge ein frostiges Lächeln stiehlt, als der verruchte Mentor bedeutungsvoll den Zeigefinger auf seinen Mund legt und als der ganze Chor deutlich genug sein Erstaunen zu erkennen gibt, daß jene heiße Liebe so kühl erwidert wird, da erst zieht ein eisiger Hauch durch ihr argloses, heißes Balletgemüth.

Aber die Trompeten schmettern, die Trommeln wirbeln, der erhabene Vater mit der ehrwürdigen Mutter sitzt bereits auf dem Throne, beide haben in Uebereinstimmung der Seelen so eben eine Prise genommen, und darauf pantomimirt er: Laßt sie vor unser erhabenes Angesicht treten, die Tänzer und Springer, wir sind gewillt, uns ein paar Minuten lang von ihnen zerstreuen zu lassen.

Das ist der Augenblick, wo das Corps de ballet bei rauschender Musik freudig durcheinander wirbelt, als wollten sie ihr Glück ausdrücken, vor dem hohen Gebieter erscheinen zu dürfen, und zugleich das Publikum auffordern, etwas Unerhörtes zu erwarten. Sie haben geendigt, schwänzeln rechts und links an die Coulissen hin, untersuchen ihre Tanzschuhe, ziehen ihre Mieder vorn etwas in die Höhe und die Röcke hinten etwas hinab, und dies ist bei der Aufführung der große Augenblick, wo sämmtliche Chortänzerinnen vernichtende oder zündende Blicke in das Publikum hinabschleudern.

Ein Pas de cinq, das hierauf folgt, erfüllt uns mit Freude und Wohlbehagen; die nächste Nummer, ein Pas de trois, steigert uns zur Bewunderung, und ein Pas serieux des Balletmeisters mit der zweiten Tänzerin würde uns zum Entzücken treiben, wenn wir dieses Gefühl nicht noch zurückhielten, da wir wissen, daß auch im Ballet das Beste immer zuletzt kommt und daß sie noch nicht dagewesen ist.

Nachdem nun am Ende des Pas serieux dem Publikum Zeit zum Applaus gegönnt ist, welche hier dazu benutzt wird, daß der

Musik-Dirigent den zweiten Violinen zuruft, sie hätten wieder einmal unter dem Affen gegeigt, und der großen Trommel bemerkt, es sei doch wahrhaftig in der Partitur kein Bärentanz-Tempo verzeichnet, vernimmt man droben hinter den Coulissen eine rauschende Musik und der Haushofmeister des Palastes verdeutlicht seinem Herrn durch einige Armverdrehungen und Grimassen, draußen vor dem Thore des Schlosses sei eine Zigeunerbande erschienen und wünsche nichts Sehnlicheres als vor den Augen des hohen Brautpaares sich zeigen zu dürfen. Auf dem Gesichte des Mentors tritt ein teuflischer Zug hervor und die Augen des Bräutigams zwinkern ahnungsvoll.

Sie tritt auf, gefolgt von Zigeunern und Zigeunerinnen, und da sie, wie es in ihrer Rolle vorgeschrieben ist, der anwesenden hohen Versammlung einen anmuthsvollen und freundlichen Gruß spendet, dessen Schlußbewegung auch noch über das Orchester hingleitet, so murmeln die fühlenden Herzen unter ihnen einen halblauten freundlichen Gruß ihrem und des Publikums Liebling.

Herr Richter, welcher sich unter den Cavalieren des jungen oppositionellen Königssohns befand, hatte seinen kleinen Schutzbefohlenen in die erste Coulisse auf einen mit baumwollenem Moos bewachsenen hölzernen Stein gesetzt und ihn unter Androhung der furchtbarsten Dinge, die ihm je geschehen könnten, ermahnt, still zu sitzen und sich nicht zu rühren, und so saß denn hier der kleine Knabe, ganz betäubt von dieser nie geahnten Wunderwelt, und blickte mit seinen großen glänzenden Augen in das Gewirr der Gestalten, die sich so sonderbar herumdrehten und so närrisch durcheinander sprangen nach dem Takte dieser rauschenden Musik.

Mit einem Male überflog ein eigenthümliches Lächeln die Züge des aufmerksamen Knaben, er streckte seinen Hals empor, er erhob wie freudig überrascht seine Händchen, ja, er schien auf-

stehen und sich unter die Tanzenden mischen zu wollen. Glücklicher Weise winkte ihm in diesem Augenblicke Herr Richter, der gerade Wuth und Schmerz pantomimirte, drohend mit aufgehobenem Finger und so abscheulicher Grimasse, daß er förmlich vor Schreck erstarrte; nur seine Augen zeigten doppeltes Leben und folgten mit ungetheilter Aufmerksamkeit jener phantastischen Gestalt, die flimmernd hin und her schwebte, sich auf und nieder neigte, nun mit einem Male ruhig da stand, und sich dann, hoch aufathmend, gerade gegen ihm zu bewegte.

„Ja wohl," sprach das Kind zu sich selber, „das ist freilich meine Tante Rosa, aber so habe ich sie noch nie angezogen gesehen, auch nie so lustig, bei uns ist sie immer so ernst und still. — Sollte es aber doch wohl nicht Tante Rosa sein?"

Jetzt war sie seinen Blicken entschwunden, nicht als ob sie auf die andere Seite der Bühne gegangen wäre, nein, sie war so nahe zu ihm hingetreten, so ganz nahe und dicht, daß ihre vielen Röcke das kleine Bübchen, welches im Halbdunkel der ersten Coulisse saß, fast eingehüllt mit einer Wolke von Flor und Spitzen. Neben ihr stand ein ältlicher Herr, der zu ihr sagte, daß er ganz entzückt sei von ihrem Tanze, und noch Aehnliches mehr, was das Kind nicht verstand und behielt, jetzt aber gab sie etwas zur Antwort, und als der Knabe die Stimme hörte, da glaubte er gewiß zu sein, daß seine Tante Rosa vor ihm stände, und zupfte leicht an ihrem Rocke und nannte ihren Namen. Wie der Blitz fuhr die Tänzerin herum, so schnell, daß sie fast den ältlichen Herrn auf die Seite gestoßen hätte, nahm sich auch gar keine Zeit, um Entschuldigung zu bitten, sondern blickte wie vor Schrecken erstarrt auf das Bübchen, welches sie aus den großen klaren Augen lächelnd, so heiter und so freundlich ansah, und gerade im Begriffe war, aufzuspringen, um, wie es gewöhnlich that, in ihre Arme zu fliegen.

Sie aber blieb regungslos stehen, ja, nachdem sie mit der Hand langsam über ihr Gesicht hinabgefahren war, wich sie etwas zurück und sah so ernst, ja, so drohend aus, daß der Knabe förmlich irre an der Erscheinung wurde, welche fremd und kalt vor ihm stand.

Nein, es war doch nicht seine Tante Rosa, gewiß nicht, so hatte ihn diese nie angeschaut, o nein, o nein! Wenn es ja Tante Rosa gewesen wäre, so hätte sie ihre Arme geöffnet, wäre auf ihn zugestürzt, hätte ihn an sich gedrückt und hätte ihn hundert Mal geküßt, während sie gesagt: Mein guter, mein herziger Eugen! — Nein, nein, sie war es nicht, wie hätte sich auch Tante Rosa so sonderbar angezogen und wäre hieher auf das Theater gegangen, um zu tanzen! Er war eigentlich froh, daß sie es nicht war, nach dem strengen Blick, den die Tänzerin auf ihn geworfen. So hätte ihn seine wirkliche Tante Rosa gewiß nicht einmal angeschaut, wenn er ein Loch in eines der Kleider des Meisters Schweizer geschnitten hätte, gewiß nicht.

Aber, wie schon gesagt, es machte ihn zufrieden, daß sie es nicht war, und er freute sich darauf, der ächten Tante Rosa heute Abend sagen zu können, er habe auf der Theaterprobe jemand gesehen, die wäre bis auf die Kleider ihr so sehr ähnlich gewesen.

Nein, diese hier war nicht Tante Rosa, denn sie sagte jetzt zu dem ältlichen Herrn, der sie etwas fragte, mit ruhiger, kalter Stimme: „Es ist nichts, ich erschrak nur, als ich so dicht neben mir jenes fremde Kind erblickte."

„Es hat wohl in der heutigen Vorstellung zu thun?" fragte der Intendant des Hoftheaters mit so lauter Stimme, daß der Balletmeister, der Maschinist und der Inspicient herbeistürzen und die Versicherung abgeben mußten, es käme in dem ganzen Ballete nicht die Idee eines Kindes vor, und dieses da sei ihnen überdies vollkommen fremd.

mit der Herzogin eine heftige Scene, aber ich mußte ihn fallen laſſen.“

„Sollte hier eine andere Urſache zu Grunde liegen, meine gute, innig geliebte Freundin?“ ſagte die Gräfin und faßte beide Hände der Hofdame, „vertrauen Sie's mir an, liebe Adelaid; wir haben alle wohl bemerkt, wie der junge Mann beſtändig in Ihrer Nähe war, ſollte er vielleicht — Sie verzeihen meine freundſchaftliche Zudringlichkeit — ſollte er vielleicht von Leidenſchaft verblendet — — ja, es kann nicht anders ſein!“ rief ſie aus, „ſollte er Ihnen eine Deklaration gemacht haben? O, dieſe jungen Leute ſind ſo unvorſichtig, ich kenne das!“

„Schweigen Sie, Clara!“ rief die Hofdame mit gebrochener Stimme und drückte ihr Taſchentuch an die Augen.

„O läugnen Sie nicht!“ rief die Gräfin dringender, „ich kenne Ihr edles Herz, ich kenne Ihr Pflichtgefühl, Sie haben ihn zurecht gewieſen, Sie haben dem jungen Leichtſinn eine tüchtige Lektion gegeben.“

„Clara!“ bat die Hofdame mit bewegter Stimme.

„Jetzt durchſchau' ich die ganze Geſchichte!“ rief die Gräfin triumphirend. „Sie durften das Ihrer hohen Freundin, der Herzogin, nicht verſchweigen, und der Befehl, das Schloß nicht mehr zu beſuchen, wird nun in der Geſellſchaft durch die Ungnade der Frau Herzogin vollkommen motivirt.“

„Ich bitte Sie, liebe Gräfin!“ entgegnete die Hofdame mit einer Stimme, die überzeugend klingen ſollte, „Sie haben mich vollkommen mißverſtanden, die Sache iſt ganz anders, ich verſichere es Ihnen, ganz anders! Wer das je gedacht hätte!“ ſetzte ſie hinzu und brach in wirkliche Thränen aus.

Die Gräfin, ebenfalls tief bewegt, faßte abermals ihre Hände und ſagte mit leiſer Stimme: „Faſſung, theure Adelaid! Wir wollen dieſen jungen Leuten zeigen, was es heißt, ſo leichtſinnig und unüberlegt zu Werke zu gehen; noch hab' ich Zeit, einigen meiner Bekannten den Baron als vollkommenes Ungeheuer

Durch diese Fragen und Antworten veranlaßt, hatte sich ein ziemlicher Kreis von Zuschauern um den Knaben versammelt, und es fing ihm an unbehaglich zu werden, weßhalb er sehr erfreut war, als sich nun Herr Richter mit raschen Schritten näherte, seinen Hut demüthig vor dem Intendanten abzog und gehorsamst berichtete, er habe das Kind, welches in seinem Hause wohne, auf inständige Bitten desselben mit auf die Theaterprobe genommen; er, Richter, fühle wohl, daß er sich hiedurch gegen die Bestimmungen vergangen und bitte, diesen kleinen Fehler gütigst entschuldigen zu wollen.

Der Intendant des königlichen Hoftheaters, der sich zufällig in einer guten Laune befand, begnügte sich damit, dem Choristen zu sagen, er werde wohl fühlen, wie entschieden Unrecht er gethan, also zu handeln, und er, der Intendant, erwarte zuversichtlich, daß der Chorist sich künftig ähnliche Verletzungen der bestehenden Theatergesetze nicht mehr zu Schulden kommen lasse.

Damit löste sich der neugierige Kreis auf, und als nun der zweite Act des Ballets begann, wo die Cavaliere des treulosen Bräutigams nichts zu thun hatten, nahm Herr Richter seinen Schützling hinter die Coulissen und sagte ihm lachend: „Du bist ein netter Kerl, daß Du bei Deiner ersten Theaterprobe nicht Besseres zu thun weißt, als auf solche Art die Aufmerksamkeit meines hohen Chefs auf Dich zu ziehen. Aber nun sage mir, mein Bürschlein, was hat's denn eigentlich gegeben?"

Eugen, der von der eben stattgefundenen Scene ganz überrascht war und dessen Augen sich mit Thränen gefüllt, schluchzte ein wenig und sagte alsdann mit weinerlicher Stimme: „Ich habe nichts gethan, als die große schöne Frau, die so dicht neben mir stand, an ihrem weißen Rock gezupft."

„Na, erlauben Sie mir, mein Prinz," erwiderte Herr Richter, „eine erste Tänzerin, der man nicht vorgestellt ist, an ihrem Rock zu zupfen, das ist immer schon etwas, und weist

auf gute natürliche Anlagen hin; aber warum zupften Eure Gnaden gerade dieſe Dame an ihrem Rocke? Da wären andere geweſen, die ſich nicht viel daraus gemacht hätten, warum denn gerade dieſe?"

„Weil ich glaubte, es ſei meine Tante Roſa, denn ſie ſieht ihr ſehr ähnlich."

„O, o, mein Prinz," gab Herr Richter lächelnd zur Antwort, wobei er ſein Haupt hin und her wiegte, „Aehnlichkeiten aufſuchen, zumal auf der Bühne, iſt eine ganz undankbare und zuweilen gefährliche Sache — und ſieht jene Dame, die da mit dem rothſeidenen Leibchen, in der That Deiner Tante Roſa ähnlich?"

„Ja, ſehr, aber ich weiß, daß ſie es nicht iſt."

„Das hätte ich Dir gleich ſagen können," lachte der Choriſt, „Deine Tante Roſa mag eine ganz gute und hübſche Perſon ſein — und ich werde mich bemühen, ihre Bekanntſchaft zu machen," ſagte er bei Seite — „aber da ſie mit dem Schneider Schweizer verkehrt, ſo wird ſie nicht von denen ſein, welche, wie die da — er zeigte auf die Tänzerin — in eigener Equipage fahren und Dienerſchaft haben, welche feinere Kleider tragen und welchen es beſſer geht, als unſer Einem. Das da, mein Junge," ſchloß er mit wichtiger Miene und mit einem Blick auf die berühmte Künſtlerin, „iſt eine vornehme, reiche Dame, und ich möchte Dir ein bischen Verwandtſchaft mit ihr wohl gönnen. Doch nun komme, ich bringe Dich in die Requiſitenkammer, da bleibſt du, bis die Probe vorüber iſt, und kannſt Dich dort mit Waffen und wunderbaren Gegenſtänden nach Herzensluſt unterhalten."

„Biſt Du mir böſe, Richter?" fragte das Kind.

„Ganz und gar nicht, aber nun komm, ſonſt erhalte ich einen Rüffel Nummer zwei; ſie ſchauen immer noch nach Dir."

Und ſo war es in der That, wenn ſich auch die erſte Tänzerin auf der andern Seite der Bühne befand und dort, ihrer

Rolle nach, Blicke mit dem treulosen Bräutigam hätte wechseln müssen, so schaute sie doch häufig nach der ersten Coulisse hinüber, nach der Stelle, wo der kleine Knabe gesessen, nun aber verschwunden war.

Als Herr Richter wieder aus der Requisitenkammer zurückkam — er hatte dort das Bübchen vor einen Haufen alter Schwerter hingesetzt, die es eines nach dem andern nicht nur in die Hand nehmen, sondern auch damit in der Luft herumfuchteln durfte — trat er zwischen die erste und zweite Coulisse und war höchlich erstaunt, als er sah, wie Fräulein Rosa, die sich nach beendigtem Tanze in ihren Shawl gewickelt hatte, zu ihm hintrat und mit freundlichem Blick sagte: „Nicht wahr, Sie waren es, welcher den kleinen Knaben, der vorhin hier saß, mit zur Probe gebracht? — Sie haben ihn doch nicht allein nach Hause gehen lassen," setzte sie fragend, mit einem Anflug von Aengstlichkeit in der Stimme hinzu — „ein so kleines Kind?"

„Gewiß nicht, Fräulein, das Kind ist mir anvertraut worden, und es wäre von mir gewissenlos, ihn allein gehen zu lassen; er ist dort in der Requisitenkammer und spielt mit alten Degen."

„Wo er sich am Ende verletzen kann," setzte die Tänzerin wie mit sich selbst redend hinzu, doch so laut, daß Herr Richter zu erwidern sich veranlaßt sah: „O nein, das ist ein gescheiter Bube, der faßt ein Schwert an, wie ein erwachsener Mensch, auch würde ich ihm nicht erlauben, mit etwas zu spielen, woran er sich verletzen könnte; dafür haben wir den kleinen Prinzen viel zu lieb."

„Wen?" fragte lächelnd die Tänzerin.

„Nun, Fräulein," antwortete heiter der Chorist, „ich habe so Augenblicke, und Gott sei Dank, nicht wenige, wo meine gute Laune durch die kühle und bittere Rinde dieses Erdenlebens wacker hindurch schlägt, und dann nenne ich den kleinen, hübschen

Buben zuweilen Prinz oder Eure Gnaden; er lacht darüber und kann so herzlich lachen."

Die Tänzerin nickte mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: Ja, das kann er! — „Aber," setzte sie nach einer Pause stockend und langsam hinzu: „Wem gehört das Kind eigentlich?" .

Der Chorist zog seine Achseln hoch empor und sagte: „Das Kind ist ein Pflegebefohlener unseres Zimmernachbars und Miethsherrn, des Schneiders Schweizer, aus dessen Verwandtschaft er aber keineswegs stammt, so viel wissen wir; etwas Näheres scheint Schweizer nicht mittheilen zu wollen, und deßhalb fanden wir uns auch nicht veranlaßt, weiter darnach zu forschen."

„Sie sagen immer, wir," sagte die Tänzerin mit einem Anflug heiterer Laune. „Sie sprechen wohl von sich selber, wie es fürstliche Personen zu machen pflegen?"

„Nein, dieses Mal nicht, das Wir ist ganz reel zu verstehen, es betrifft meine Wenigkeit und einen Zimmer-Kameraden, Herrn Vander, dessen Sie sich wohl erinnern werden, Fräulein Rosa, Sidi-ben-Aben-Hamet —"

„Ach ja," sagte die Tänzerin, sinnend vor sich niederblickend."

„Eine traurige Erinnerung," entgegnete Herr Richter, trüb lächelnd, „der arme Kerl!" Dann sang er leise:

„Der Mufti uns befohlen hat,
Zu melden dem Kalifen," —

„aber seine Meldung fiel schlecht aus und er glänzend durch, woran auch Sie ein wenig schuld hatten, Fräulein Rosa," setzte er mit einem pfiffigen Lächeln und kopfnickend hinzu.

„Wie so, ich?"

„Es war, wie immer, wenn Sie auftreten; Sie kamen, sahen, oder vielmehr wurden gesehen, und siegten, und mein armer Freund Vanderi, wie er sich genannt haben würde, wenn er ein großer Sänger geworden wäre, Carlo Vanderi nach meinem

Rathe, verlor bei Ihrem Anblick so vollständig seine Fassung und Stimme, daß er die letztere noch nicht wieder gefunden hat, das heißt, er ist entschlossen, nie mehr auf diesen falschen Brettern hier zu singen — — ach, mein Fräulein, ich zitterte für ihn und sagte es ihm auch voraus, er würde Ihren Blick nicht aushalten können."

„Bitte, reden wir keinen Unsinn, Herr Richter," erwiderte die Tänzerin in einem Tone, der sehr ernst klingen sollte.

„Ja, Unsinn ist es allerdings, fuhr der unermüdliche Freund Carlo Banderi's fort, „das habe ich ihm schon tausend Mal gesagt, ich habe ihm auch vorgesungen, wie der große Sarastro in der Zauberflöte singt:

„Zur Liebe kann man sie nicht zwingen!" —

„'s hat aber alles nichts geholfen, und ich muß es einmal gerade heraus sagen, — wenn Sie auf der Scene waren, Fräulein Rosa, sei es bei der Probe oder der Vorstellung, da stand er hinter der Coulisse, und ich dachte, wie wahr es ist, wenn der Dichter singt:

„Mit Deinen schönen Augen
Hast Du mich zu — — — —"

„Bitte, bitte, Herr Richter," unterbrach ihn die Tänzerin, „ich kenne den Vers sehr wohl."

„Zu Grunde gerichtet," murmelte der Chorist in tiefem Basse und mit einer tiefen Verbeugung.

„'s ist wahrhaftig ein Jammer," versetzte lachend die Tänzerin, „daß es so schwer hält, hier hinter den Coulissen ein vernünftiges Wort zu reden; Ihr Freund wurde an demselben Abend von einem vorüber rollenden Wagen niedergeworfen und schwer verletzt?"

„So ist es."

„Wie geht es ihm?"

„Danke für Ihre gütige Nachfrage, ſo ziemlich. Er hat viel Blut verloren, und damit, wie ich hoffe, auch etwas von ſeiner thörichten Leidenſchaft," ſagte der unverbeſſerliche Choriſt.

„Weiß er, welcher Wagen es geweſen iſt, der ſo unvorſichtig war, ihn zu überfahren?"

„Er ſprach darüber nie Vermuthungen aus; wie ſollte er's auch wiſſen, in finſterer Nacht, wo keine Sterne leuchten?"

„Sagen Sie ihm," ſprach die Tänzerin nach einer Pauſe, doch ſtockte ſie einen Augenblick, fuhr aber dann raſch fort: „ja, ſagen Sie ihm, ſein Unfall hätte mir ſehr leid gethan, und wenn ich bei der Intendanz für irgend einen Wunſch, den er hat, ein gutes Wort einlegen kann, will ich es recht gern thun."

„Verzeihen Sie mir," gab Herr Richter kopfſchüttelnd und in ſehr ernſtem Tone zur Antwort, „das werde ich ſo frei ſein, ihm nicht zu ſagen; er fängt an, mit ſeinem unruhigen Herzen ein wenig ins Gleichgewicht zu kommen — ich hoffe, mein Fräulein, daß ruhige Ebbe bei ihm eintritt, um mich poetiſch auszudrücken. Warum alſo durch ein unvorſichtiges Wort eine wilde Springflut erregen, die alle Dämme einreißen würde, welche unſere beiderſeitige Vernunft aufgebaut hat?"

Die Tänzerin that, als hätte ſie dieſe Bemerkungen nicht gehört; ſie zog ihren Shawl feſter in die Taille und ſprach nach einer kleinen Pauſe: „Der kleine närriſche Knabe, warum hat er vorhin mein Kleid berührt?"

„Wollte ich Unſinn ſprechen, ſo würde ich ſagen —"

„Bitte, keinen Unſinn!"

„Nun denn, der Kleine behauptete, Sie, mein Fräulein, ſähen einer Verwandten von ihm außerordentlich ähnlich," erwiderte Herr Richter völlig unbefangen, „ſeiner Tante Roſa; der Name allerdings würde zutreffen."

„Aber auch nur der Name," entgegnete heiter lächelnd die Tänzerin. „Doch warten Sie einmal," ſetzte ſie nach einer

Pauſe hinzu, während ſie ihr Geſicht mit der Hand verdeckte, — „es iſt mir gerade, als hätte ich von einer ſolchen Aehnlichkeit ſchon einmal gehört.“

„Wirklich, Fräulein Roſa?“

„Ja, man ſprach mir davon, es ſei eine Näherin oder Putzmacherin, die mir wahrhaft auffallend ähnlich ſehen ſoll, Geſicht und Geſtalt.“

„Der Unſinn würde ſprechen: das muß ein wunderſchönes Mädchen ſein!“

„Ich hatte mir ſchon längſt vorgenommen, die Bekanntſchaft dieſer Mademoiſelle Roſa zu machen, es würde mich ſehr anſprechen, mein Ebenbild zu ſehen. Ja,“ ſetzte ſie nachſinnend hinzu, dieſe Aehnlichkeit ſoll ganz außerordentlich ſein, ſogar in Gang, Haltung und Sprache.“

„Nur wahrſcheinlich in der göttlichen Kunſt nicht,“ meinte Herr Richter. —

In dieſem Augenblicke flüſterte der Inſpicient, der näher getreten war: „Wenn es Ihnen gefällig wäre, Fräulein Roſa, Ihre Muſik muß gleich beginnen.“

„Ja, ich muß ſie kennen lernen,“ ſetzte die Tänzerin, ihren Shawl abwerfend, hinzu.

„Und auch ich werde mich bemühen, die Bekanntſchaft der Tante unſeres kleinen Prinzen zu machen.“

„Warum Sie?“

„Im Intereſſe meines Freundes,“ erwiderte der Choriſt mit einer eleganten Verbeugung.

„Wie beliebt, Herr Richter?“

„Nun, vielleicht als Gegengift wider Sie, mein Fräulein.“

Statt aller Antwort zuckte die Tänzerin mit ihren ſchönen Schultern und umſpannte darauf mit den Händen ihre Taille, um das rothſeidene Mieder tiefer auf ihre Hüften hinabzudrücken,

und trat dann auf die Bühne mit ihrem so stolzen, so eleganten und so elastisch weichen Schritt.

„Wenn es mir auch Ernst wäre mit dem Gegengift," seufzte Herr Richter mit einem Blick auf die wegschwebende herrliche Gestalt, „so wird es mir wahrscheinlich wenig nützen. Da hinan wird Tante Rosa schwerlich reichen."

Hierauf steckte er die Hände in die Taschen seiner Beinkleider, und während er um die Coulissen herum nach dem Hintergrund tänzelte, sang er halblaut vor sich hin:

„Er kann nicht von ihr lassen, nein
Nicht lassen, nein, nicht lassen, nein,
Er kann nicht von ihr lassen!"

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Françoise und Rosa.

Die Probe nahm nun in Ruhe und Ordnung ihren Fortgang, und das Sujet des Ballets stellte sich jetzt bei der halben Dunkelheit, so wie bei dem Mangel an Costumen noch viel verworrener dar, als dies bei der wirklichen Vorstellung statt findet. Es war, wie alle romantisch-tragischen Ballets, eine alte Geschichte, die immer neu bleibt: sie liebt ihn, er liebt sie nicht, sondern eine Andere, die ihn auch wieder liebt, und da es nicht minder unheilvoll ist, wenn zwei junge Damen Ein Männerherz zu besitzen wünschen, als wenn, wie es in dem alten Liede heißt: zwei Buben Ein Mädchen lieb haben, so entwickelten sich hier die

furchtbarsten Scenen der Liebe, der Rache, der Eifersucht. Dazwischen erscheint der augenverdrehende Mentor, als ein wahrer Teufel, der seine Lust daran findet, dem Vater des oppositionellen Königssohnes alles mögliche Herzeleid anzuthun, und als dieser endlich am Schlusse, wo sich das Herz des eben erwähnten Königs und Höchstseiner Gemahlin erweicht hat und Beide in die Verbindung ihres Sohnes mit jener Zigeunerin, die ja ein geraubtes fürstliches Kind sein könnte, willigen, ein kleines, wahrscheinlich erlogenes Einverständniß derselben mit einem hübschen Zigeunerbengel aufdeckt, tritt der unglückliche Bräutigam in das Stadium der Raserei und tanzt mit der verlassenen Braut ein wahnsinniges Pas de deux, wonach die entrüstete Zigeunerin stolz entsagend von dannen zieht, indem sie in den schönsten Pantomimen und einem wunderbaren Tanze nicht undeutlich zu verstehen gibt, es würde ihr nicht im Schlafe einfallen, sich mit einer solchen verrückten Familie zu verbinden.

Während hierauf unten auf der der Scene der Bräutigam sich erdolcht, nachdem die Braut in ein Asil für Geistesschwache abgeführt worden ist, erscheint die Zigeunerin noch einmal hoch im Hintergrunde, im Begriffe, sich in die Wälder zurückzuziehen, gibt den vor Schrecken erstarrten Gruppen ihren Segen und dem Publikum die Lehre mit nach Hause, daß alle unnatürlichen Verbindungen zu keinem guten Ende, höchstens zu einem erträglichen Balletschlusse führen können. —

Herr Richter, der nun der Requisitenkammer zuging, wunderte sich hierauf höchlich, daß die erste Tänzerin, statt augenblicklich in ihrer Garderobe zu verschwinden, wie sie sonst immer zu thun pflegte, ihm nochmals in den Weg trat und freundlich zu ihm sagte: „Jetzt werden sie wahrscheinlich mit Ihrem kleinen Freunde nach Hause gehen; lassen Sie ihn aber künftig von der Probe weg, damit Sie mit der Intendanz keine Verdrießlichkeiten bekommen.“

Der Choriſt verneigte ſich ſchweigend, und als ſie ihn hierauf verlaſſen, ſprach er zu ſich ſelbſt: „Das iſt auch neu, daß ſich unſere erſte Tänzerin um die möglichen Verdrießlichkeiten eines armen Chorſängers mit der hohen Intendanz zu bekümmern ſcheint — Zeichen und Wunder," murmelte er kopfſchüttelnd, „doch darf ich wahrhaftig meinem verrückten Carlo Banderi davon nichts mittheilen, ſonſt bildet ſich der arme Kerl ein, Fräulein Roſa nehme Antheil an mir, weil er mein Freund iſt."

Der kleine Bube war noch immer in der Requiſitenkammer und mochte ſich auch jetzt noch ſchwer von all den Herrlichkeiten trennen, die hier um ihn angehäuft waren und ſeine jugendliche Phantaſie erhitzten. Um ihn zu tröſten, ſagte Richter: „Wenn Du zu Hauſe recht artig biſt, ſo werde ich Dir ſelbſt ein ſolches Ritterſchwert anfertigen, von Holz, die ſind leichter und angenehmer. — Aber jetzt komm, wir gehen nach Hauſe."

Damit gingen ſie die dunkle ſchmale Treppe hinab, die jetzt wieder ganz einſam war, denn alle Collegen und Colleginnen, die bei der Probe beſchäftigt waren, hatten nach dem letzten Geigenſtrich eilfertig das Haus verlaſſen, wobei Madame Schelle der Madame Pauke anvertraute, ſie habe Hammelfleiſch mit weißen Rüben und ſei in furchtbarer Sorge darüber, ob ihr kleines, unbehülfliches Laufmädchen das erſtere nicht habe verbrennen und die letzteren nicht habe verſchmoren laſſen; worauf die Pauke wehmüthig ſeufzend entgegnete: „Ja, und das alles wegen einer ſo lumpigen Balletprobe — nein, es iſt wahrhaftig nichts mehr bei dem Theater."

Herr Richter ließ, unten an der Treppe angekommen, ſeinen Schützling einen Augenblick von der Hand los, um ſein eigenes dünnes Mäntelchen oben zuzuhaken, worauf der wilde Knabe zur Thür hinausſprang und faſt ein Unglück gehabt hätte, denn wie er vor das Gebäude hüpfte, fuhr ein elegantes Coupé ſo raſch vor, daß der Kleine um ein Haar unter die Pferde gekommen

zu schildern. Adieu, liebe Freundin, in zwei kleinen Stunden habe ich wieder das Glück, Sie zu sehen."

Damit hauchte sie einen Kuß auf die Stirn der Hofdame und hüpfte aus dem Wagen.

„Ja," sprach sie zu sich selber, als sie ihrer Equipage zueilte, „dieser leichtsinnige junge Mensch, er verdient es vollkommen, daß man ihn für eine Zeit lang schlecht behandelt; geht da her — ich begreife die Welt nicht mehr — und macht der armen Adelaid den Hof, einer Frau hoch in den Dreißigen, als wenn es sonst keine schönen Frauen in der Gesellschaft gäbe! Aber er soll schlecht behandelt werden!"

Damit warf sie hastig die Thür ihres Brougham zu und fuhr davon.

Jean hatte ebenfalls den Wagenschlag geschlossen, rief dem Kutscher einen erhaltenen Befehl zu — nach Hause! — und sprang hinten auf; er hatte von der Unterhaltung keine Sylbe verloren, und während er so an der Equipage an seinen beiden Quasten hieng und hin und her wackelte, machte er sich allerhand seltsame Ideen und meinte, es wäre so übel nicht, wenn er heute Abend seinen ehemaligen Herrn, den Baron Karl, auf einige Augenblicke besuchte.

Sobald sie vor das Schloß fuhren, war dieser Vorsatz bei ihm zur Reife gelangt; er verabschiedete sich von Joseph, welcher Pluto und Tibull ausspannte, und gieng lustig pfeifend durch die Nacht davon.

wäre, die, ſcharf parirend, ihn über und über mit Straßenſchmutz beſpritzten.

„He, mein Freund," rief der Choriſt, der eilfertig hinzugeſprungen war und das Kind zurückriß, in großer Entrüſtung dem Kutſcher zu, „iſt es auch eine Art, ſo toll zuzufahren, daß die Leute faſt gerädert werden? Meint Er vielleicht, Seinesgleichen ſei alles erlaubt?"

Der Bediente, der neben dem Kutſcher ſaß und eilfertig herabſprang, um den Wagenſchlag zu öffnen, war ſchon im Begriffe, eine barſche, derbe Antwort zu geben, als an dem Fenſter des Coupé's der Kopf einer Dame ſichtbar wurde, deren ſchöne Züge plötzlich die tiefe Röthe eines heftigen Erſchreckens zeigten, und welche haſtig und mit bewegter Stimme ſagte: „Der Herr hat ganz Recht, und Ihr ſeid zu unvorſichtig; ich kann dieſes raſche Fahren an Gebäuden nicht leiden; zwingt mich nicht, es dem Grafen zu ſagen."

Der Lakai hatte demüthig ſeinen Hut abgenommen und murmelte mit tief geſenktem Haupte etwas, wie: er wolle es dem Kutſcher mittheilen und es ſolle gewiß nicht mehr vorkommen.

„Gehen Sie jetzt hinauf und ſagen meiner Schweſter, ich ſei da und wolle ſie nach Hauſe führen."

Herr Richter, der von der ſeltenen Schönheit der Dame und von den milden, weichen Zügen ihres Geſichts überraſcht war, hatte ſeinen Hut abgenommen und ſagte: „Es hat in dieſem Falle wohl nichts zu ſagen, die paar Spritzen bürſten wir ſchon hinweg; aber es hätte leicht ein Unglück geſchehen können, und, um die Wahrheit zu ſagen, ich wäre lieber ſelbſt unter die Pferde gekommen, als hier mein kleiner Freund."

Dabei blickte er die Dame an und mußte ſich nur wundern, daß das ſchöne große Auge derſelben ſo unverwandt auf dem Knaben ruhte, der aber auch ſeinerſeits die fremde vornehme Frau mit großer Verwunderung, aber freundlich lächelnd an-

ſchaute. Er ſtieß ihn leicht mit dem Arme an und flüſterte ihm zu: „Nimm Deinen Hut ab und mache Deinen Gruß, daß wir weiter kommen.“

Eugen that, wie ihm geheißen, und als der ſcharfe Wind hierauf die blonden Locken des Knaben emporhob, rief die Dame aus ihrem Wagen faſt ängſtlich: „Setze Dein Hütchen auf, mein liebes Kind, Du wirſt Dich erkälten.“

Der Choriſt machte eine abermalige Verbeugung, und als er den Knaben bei der Hand nahm und weiter ging, ſah er zu ſeinem Erſtaunen, daß ſich die Dame förmlich aus dem Wagen herausbog, um ihm mit ängſtlicher Miene nachzublicken; auch verminderte ſich ſein Erſtaunen durchaus nicht, als der Kleine, nachdem ſie ein paar Schritte entfernt waren, heiter zu ihm aufblickend, ſagte: „das iſt die Dame.“

„Welche Dame?“

„Nun, die andere Dame, die ich bei Tante Roſa ſchon geſehen habe.“

„Kerl, hör' auf,“ rief Herr Richter faſt ärgerlich; „ich glaube wahrhaftig, Dir hat die Theaterluft den Kopf verrückt, wie das ſchon geſcheiteren Leuten paſſirt iſt.“

„Es iſt aber doch die Dame,“ ſagte das Kind hartnäckig.

„Welche Dame denn, beim Cid?“

„Die andere ſchöne Frau, die mich ſo gern hat, und die auch ich lieb habe; oft weint ſie, wenn ſie mich küßt.“

„Wenn ſie Dich küßt? Die da?“ Er klopfte ungeduldig an ſeine Stirn, als wolle er damit anzeigen, wie ihm das Geplauder des Knaben vorkomme.

„Ja, es iſt die Dame, ich habe ſie wohl gekannt und ſie mich auch; oft, wenn ſie mich küßt, weint ſie und ſagt dann: „O, mein ſüßes Kind, mein lieber Eugen.“

Der Choriſt war ſtehen geblieben und betrachtete kopfſchüttelnd ſeinen kleinen Freund, welcher mit ſo zuverſichtlicher Miene zu

ihm aufblickte, daß er ſich nicht enthalten konnte, zu ihm zu ſagen: „So wahr mir Gott helfe, entweder, kleiner Schelm, Du haſt mich zum Beſten, oder es iſt das das ſeltſamſte Abenteuer, welches man in dieſer poeſieloſen Welt nur erleben kann.“ Gehen wir jetzt nach Hauſe, denken wir unterwegs nach, ſprach er zu ſich ſelber, was wir von dieſen Räthſeln unſerem armen Carlo Bandieri anvertrauen mögen; ſein Kopf und Herz iſt ſchwach und krank, er kann keine ſtarke Medicin vertragen, nur Kühlendes — recht Kühlendes. Spreche ich ihm von dem Antheil, den die ſchöne und ſtolze Tänzerin an ihm zu nehmen ſchien, ſo regt das ſein Blut auf — ja, ja, das geht nicht. Aber von Tante Roſa kann und will ich ihm erzählen — es wäre ja wahrhaftig möglich, wie ich im Scherze geſagt, daß ich in dieſer wirklich ein Gegengift fände wider ſeine thörichte Leidenſchaft zu dem glänzenden Phantom da oben, zu jenem ſtrahlenden Irrlicht, das ſchon manchen armen Teufel von richtigen und vernünftigen Wegen abgebracht.“

Unter dieſen Betrachtungen erreichte Herr Richter ſeine Wohnung und war froh, ſeinen Schützling wieder wohlbehalten abliefern zu können. —

Der Wagen mit der ſchönen eleganten Dame hielt noch immer an dem kleinen Seitenportale des Hoftheaters, und als ſie ſelbſt den Knaben, dem ſie unverwandt nachgeſchaut, nicht mehr erblicken konnte, lehnte ſich die Gräfin Lotus in die Ecke des Coupé's zurück und erwartete ihre Schweſter, die auch wenige Augenblicke darauf erſchien. Ehe ſie einſtieg, ſagte die Gräfin: „Wenn es Dir recht iſt, Roſa, ſo fahren wir zu Dir,“ worauf die Tänzerin dem Lakaien einen hierauf bezüglichen Befehl gab.

Der Wagenſchlag wurde geſchloſſen, und der Wagen fuhr raſch davon.

„Was war denn das, Roſa,“ fragte Françoiſe haſtig, während ſie die Hand ihrer Schweſter ergriff, „Eugen im Theater? Um

Gotteswillen, wie mich das erſchreckt hat! Wie kam er hieher? Wußteſt Du, daß er oben war? War er bei Dir?"

Roſa, welche dieſe Fragen ihrer Schweſter wohl erwartet hatte und ihre Aengſtlichkeit vorausſah, wenn ſie die volle Wahrheit gewußt hätte, ſagte ruhig: „Nun ja, Eugen war bei mir; das arme Kind hatte ſo ſehr gebeten, das Theater einmal zu ſehen, daß ich für beſſer hielt, ihn auf eine Probe kommen zu laſſen, ſtatt zu erlauben, daß er einer Vorſtellung beiwohne."

„Und iſt ſein Begleiter zuverläſſig?"

„So zuverläſſig als nur irgend jemand. Er iſt ein Angeſtellter des Theaters, wohnt porte-à-porte mit Schweizer und hat den freundlichen Knaben lieb."

„O mein Gott, wie wäre das auch anders möglich," ſagte die Gräfin mit einem innigen Tone der Stimme, während ſich ihre Augen mit Thränen füllten; „Du mußt mich nicht auslachen, liebe Schweſter," ſetzte ſie wehmüthig lächelnd hinzu, „daß ich wieder ſo aufgeregt bin, aber glaube mir, in den letzten Tagen iſt viel auf mich eingeſtürmt."

Die Tänzerin drückte die Hand ihrer Schweſter und ſchaute ſie mit einem ruhigen, aber herzlichen Blicke an. „Sieh' nur keine Geſpenſter, Françoiſe," ſagte ſie, „und was meinen lieben, herzigen Eugen anbelangt, ſo denke nur, daß ich über ihn wache, wie eine Mutter nur über ihr eigenes Kind wachen kann."

„Gott lohn' es Dir in Deinem ganzen Leben, aber Du biſt ja auch ſchon hier dafür belohnt. Welch' namenloſes Glück, ein ſo liebes Kind warm an's Herz drücken zu können, ſein Lächeln zu ſehen, ſeine Stimme zu hören, von ihm mit ſüßen Schmeichelworten angeredet zu werden! — Was habe ich dagegen? Ein reiches, glänzendes, aber ödes Haus und einen Gatten," ſetzte ſie mit ganz leiſer Stimme flüſternd hinzu, „den ich anfange, zu fürchten."

„Ah, Françoiſe, keine Uebertreibung."

„Gott iſt mein Zeuge, daß ich nicht übertreibe; aber Du wirſt hören und mir Recht geben.“

„Da ſind wir an meinem Hauſe, liebe Schweſter,“ verſetzte ruhig die Tänzerin; „laß Deinen Schleier herab und zwinge Dich, etwas mit heiterem Tone zu ſprechen, die Leute ſind gar zu neugierig. Schicke dann Deinen Wagen fort.“

„Nein, nein, ich will ihn dalaſſen, ich will jeden Grund zu irgend welchem Argwohn vermeiden; hätte ich ſonſt nicht auch,“ rief ſie leidenſchaftlich aus, „mein liebes Kind in den Wagen genommen und ſeinen ſüßen Mund mit Küſſen bedeckt?“

„Ruhig, Françoiſe!“ —

Die Tänzerin wohnte im erſten Stock eines anſehnlichen Hauſes. Ihre Wohnung war bequem und elegant eingerichtet, ohne gerade ein beſonders koſtbares Ameublement zu zeigen; der Salon war behaglich, dunkle ſchwere Vorhänge und dunkle Möbelſtoffe auf dunklem Eichenholze. Reizend war eine Epheulaube, die das einzige breite Fenſter des Gemachs umſpannte, wo ein paar kleine Fauteuils neben einem ſchönen Tiſchchen mit eingelegtem Marmor ſtanden, einem Geſchenk aus Florenz. Die gegenüber liegende Wand zierte das einfach aufgefaßte Portrait der Gräfin, von einem berühmten Künſtler gemalt. Der Hintergrund dieſes Bildes erinnerte an die Villa San Antonio; man ſah über der Terraſſen-Einfaſſung hinweg das tiefblaue Meer und in der Ferne die maleriſch zerklüftete Küſte von Sorrent in ihrer warmen hellröthlichen Färbung.

„Ich ſah Dich geſtern nur einen Augenblick,“ ſagte Françoiſe, nachdem ſie ſich auf einem der kleinen Fauteuils niedergelaſſen.

„Ja, Du ſagteſt mir von dem Medaillon, das Du unter Dein Kopfkiſſen gelegt und nicht wiedergefunden habeſt.“

„Ich glaubte, es habe ſich doch irgendwo verloren und ich würde es wiederfinden.“

„Nun?“

„O, ich fand es nicht wieder, da es vorher ſchon jemand gefunden hatte.“

„Du erſchreckſt mich, Françoiſe.“

„Da Dich meine Worte erſchrecken, Roſa, ſo kannſt Du Dir meinen Zuſtand denken — der Graf hat es gefunden.“

Die Tänzerin fuhr leicht zuſammen und ſchaute ihre Schweſter mit einem Laute des Schreckens an. „Oh—oh—oh—oh,“ machte ſie alsdann, „dieſes unglückſelige Medaillon! Hätteſt Du es mir nur gegeben, wie ich Dich ſo oft darum gebeten.“

„Es war die einzige Erinnerung an jene glückliche Zeit,“ gab Françoiſe mit einer rührenden Innigkeit zur Antwort; „Dir gab ich ja mein Kind, liebe Schweſter, ich konnte es nicht über's Herz bringen, auch das Bild ſeines Vaters wegzugeben — des unglücklichen Mannes,“ rief ſie in Schmerz ausbrechend, „der ja nicht ſchuldig iſt, wie wir erfuhren, o, nicht ſchuldig, meine gute Roſa! Der vielleicht elend zu Grunde gegangen iſt, deſſen liebendes, treues Herz vielleicht im Schmerze brach, während wir ihn ſchuldig glaubten und ihm geflucht.“

Roſa hatte die Hände gefaltet und ſchüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Ja, ja,“ fuhr die Schweſter heftig fort, „wir haben ihm geflucht, ich wenigſtens in Nächten der Qual und des Jammers, ja, ich habe ſeiner nur in Verwünſchungen gedacht, des Vaters meines Kindes!“ —

„Das haſt Du nicht gethan, Françoiſe,“ erwiderte die Tänzerin, indem ſie ſich gewaltſam zwang, ruhig zu erſcheinen. „Du hatteſt immer entſchuldigende Worte für ihn, Du haſt ihn vertheidigt, wenn ich ihn ſchwer anklagte; wir ſind ſchwache Menſchen, und der Schein zeugte gegen ihn.“

„O, wenn ich nur Scherra ſehen könnte,“ klagte die Gräfin ſchluchzend, „meinen alten, ruhigen, würdigen Freund! Wenn

er mir nur das Ende jener furchtbaren Geſchichte mittheilen wollte!"

„Ich hätte ihn aufgeſucht," ſagte Roſa, „aber es war noch nicht möglich, denn in leidenſchaftlichen Momenten, meine gute Schweſter, muß ich ruhig und kalt für Dich denken. Wir dürfen kein Aufſehen erregen, um Deiner und des Kindes willen. Glaube mir, ich ſuche baldigſt eine Gelegenheit, mit Herrn von Scherra zu ſprechen."

„Auch ich halte das für ſehr nothwendig, denn ich fürchte, dieſe Geſchichte wird Folgen haben, wo wir die Hülfe dieſes bewährten Freundes dringend gebrauchen."

„Laß das jetzt, Du haſt mir Wichtigeres mitzutheilen."

„O, mein armer Kopf, ich menge alles durcheinander! Doch ich will mich zwingen, Dir zu ſagen, was Du wiſſen mußt. — Der Graf fand das Medaillon; an jenem entſetzlichen Abend überfiel mich ein wohlthätiger und tiefer Schlaf, während er wie ſo oft ruhelos durch ſein Zimmer ſchritt — o, er iſt ein armer unglücklicher Mann, und ihn ſo ſehen zu müſſen, auch das zerreißt mein Herz! — er nahm das Medaillon zu ſich, er hat es geöffnet und Gaetano's Bild geſehen.

„Weiter, Françoiſe, weiter!"

„Vorgeſtern und geſtern ſprach er kein Wort darüber, aber ich ſah wohl, daß ihn etwas furchtbar quälte, ſeine Nächte waren faſt ganz ohne Schlaf, ſeine Züge bleich und abgeſpannt, wie nie, und wenn er mich mit den roth unterlaufenen Augen zuweilen lang anſtarrte, ſo merkte ich wohl an den wechſelnden Ausdrucke ſeines Blickes, daß ſeine Gedanken ſich in die Weite verloren. Dann preßte er die Lippen heftig auf einander, ſein Mund zuckte krampfhaft und über ſein ſo ſtarres Geſicht flog es, als wenn er weinen wollte — o, meine Roſa, der Anblick hat mich entſetzlich erſchüttert."

„Suche Dich zu beruhigen, Françoiſe, o, Du weißt wohl, wie ich mit Dir fühle.“

„Geſtern Nacht,“ fuhr die Gräfin, nachdem ſie ſich etwas geſammelt, mit tonloſer Stimme fort, „war ich an ſeinem Bette aus Erſchöpfung eingeſchlummert, und wachte auf, als ich fühlte, daß er ſeine kalte Hand auf meine Stirn legte. Ich regte mich nicht, denn ich hörte ihn halblaut zu ſich ſelbſt reden. — Wenn er todt iſt, ſagte er mit einer Stimme, wie ich ſie nie vernommen, o, mit einer Stimme, die mir das Blut in den Adern erſtarren machte, wenn er todt iſt, ſo habe ich nichts dagegen, daß ſie ſich ſeiner erinnert. Wenn er aber noch lebt und ich ihn aufſände, dann ſoll Juſſuf mir helfen. — — Ah—ah—ah—ah,“ machte die unglückliche Frau ſchaudernd.

Die Tänzerin hatte ſinnend dageſtanden, ſie hatte wohl die Worte ihrer Schweſter gehört, aber dazwiſchen ſchien ſie auch an etwas Anderes gedacht zu haben. „Erinnerſt Du Dich,“ ſagte ſie mit einem Male haſtig, „wie Du mir an jenem Abende von Gaetano ſprachſt, daß Du überzeugt ſeieſt, er ſei geſtorben, daß er im Grabe ruhe — erinnerſt Du Dich?“

„O ja, ich werde dieſer furchtbaren Nacht ſo wenig vergeſſen, wie der Worte, die ich geſprochen.“

„Du glaubteſt, der Graf ſchliefe?“

„Gewiß, ſah ich ihn doch eingeſchlafen.“

„So war er erwacht und hörte aus dem Nebenzimmer unſere Unterredung, und wenn es ſo iſt, wie ich überzeugt bin,“ ſetzte ſie mit Entſchloſſenheit hinzu, „ſo iſt es beſſer; es muß Dir ein nothwendiges Geſtändniß erleichtern.“

„Du haſt Recht, Roſa,“ gab die Gräfin kaum vernehmbar, zur Antwort, „es hat es mir erleichtert.“

„So ſprachſt Du mit ihm?“ fragte die Schweſter erſchreckt.

„Geſtern Nacht.“

„Und geſtandeſt Du ihm alles — alles? Françoiſe, um

Gottes willen, Du haſt Dich unglücklich gemacht, Dein Kind!“ —

„Ich habe ihm nur geſagt,“ verſetzte die Gräfin, „daß ich Gaetano geliebt, daß er meine erſte, aber heiße Liebe geweſen, daß ich ſeit Jahren nichts mehr von ihm gehört, daß er todt ſei.“

„Und der Graf?“

„Er antwortete, nachdem er mich lange mit ſtarren Augen betrachtet, in einem Tone ſo entſetzlich kalt, ſo unheimlich: Und wenn er vielleicht doch noch lebte? Madame —! — O Roſa, Roſa,“ fuhr ſie nach einer Pauſe der furchtbarſten Aufregung fort, „ich muß Dir ja alles ſagen, ich darf Dir nichts verſchweigen! Dann ſprach der Graf unzuſammenhängende, aber ſchreckliche Worte, wobei er mich mit verwirrtem Blick betrachtete, und als ich hierauf ſeine Hand ergriff und flehend ſeinen Namen rief, ſagte er mit einem ſeltſamen Lächeln: Sei ruhig, mein Kind, gewöhnlich kommen die Todten nicht wieder, wenn dem aber doch ſo wäre, ſo werden wir Dich zu ſchützen wiſſen, ich und Juſſuf.“

„Françoiſe,“ rief Roſa entſetzt, „um des Himmels Willen, Du glaubſt doch nicht —“

„Laß mich ausreden! Als das vorbei war, legte er ſich in tiefer Erſchöpfung nieder, und erſuchte mich, ihm ein Lied zu ſingen. O, meine Schweſter, ich mußte ſingen, ich hatte die Kraft, es zu thun. — Es iſt ja nur ein böſer Traum, nicht wahr, mein Kind? flüſterte er mehrere Male, bevor er einſchlief. Glücklicher Weiſe trat heute Morgens Scherra mit dem Arzte bei uns zuſammen; ich mußte dem Letzteren einige Andeutungen geben, doch beruhigte er mich; es ſei, ſagte er, eine gewaltige Nervenaufregung, die er ſchon mehrere Male glücklich bewältigt. Scherra blieb bei uns, und zwang mich, zu meiner Zerſtreuung, wie er ſagte, auszufahren.“

„Und wie iſt der Graf heute?“

„O, Gott ſei Dank, beſſer, faſt heiter; er ſcherzte mit mir

über dieſe furchtbare Geſchichte, und ſagte mit dem gutmüthigen Ausdrucke ſeines Geſichtes, den ich ſo ſehr an ihm liebe: Das kommt davon, mein Kind, wenn man nicht zur rechten Zeit aufrichtig iſt, aber trotzdem biſt Du mein gutes und treues Weib! — Und," ſetzte die Gräfin mit gefalteten Händen und thränenfeuchtem Blick hinzu, „Gott im Himmel, der mein Herz kennt, weiß, daß ich das bin."

Roſa war ein paarmal durch das Zimmer geſchritten, und ſagte nach einer Pauſe: „Du fährſt wieder zu Dir zurück? Gut, ich begleite Dich und bleibe heute bei Euch Vielleicht kann ich dort Scherra einen Augenblick allein ſprechen, er iſt ein würdiger Mann und erprobter Freund, ich muß ihm Einiges vertrauen; ich wollte noch nach dem Knaben ſehen, aber beruhige Dich, er iſt gut aufgehoben."

„Wie glücklich bin ich, daß Du mit mir gehſt," ſagte die Gräfin. „O, wenn Du doch die Wohnung in unſerem Hauſe annehmen wollteſt, die Dir der Graf ſchon ein paarmal angeboten!"

„Und dann?" fragte achſelzuckend die Tänzerin, — „gewiſſermaßen gebunden ſein, und nicht mehr für ihn ſorgen können? Nein, nein, es iſt beſſer, wie es iſt! Wenn Du mich brauchſt, bin ich zu Deiner Hülfe da. — Nun komm!"

Sie ordnete ein klein wenig an ihrer Toilette, nahm ihren Shawl, und dann verließen die beiden Schweſtern das Haus.

Neuntes Kapitel.

Vor dem Hofball.

Es wird dem Leſer nicht unangenehm ſein, einen Augenblick die feuchten, kalten Straßen zu verlaſſen und mit uns in eine kleine, ſehr elegante und behagliche Wohnung einzutreten, die ſich am Ende der Stadt befindet. Es iſt ein maſſives, zierlich gebautes Haus, von hohen Bäumen welche in der jetzigen Jahreszeit mit ihren kahlen Aeſten das Gebäude von allen Seiten wie mit einem Gitterwerk umſchlingen und zwiſchen welche hindurch aus den Fenſtern des erſten Stocks heller Lichterglanz auf die dunkle Straße bricht.

Wir betreten den Kiesweg, der nicht unter unſern Füßen knarrt, wir öffnen geräuſchlos die Hausthür und gehen über einen beleuchteten Gang ein escalier dérobée hinauf; oben iſt die Thür eines Vorzimmers nur angelehnt, wir gehen dreiſt hinein und haben das unausſprechliche Vergnügen, hier die Bedienten des Hausherrn zu überraſchen, welche, da das Diner beendigt iſt, hier in behaglicher Ruhe ſitzen und die Reſte einer Straßburger Gänſeleberpaſtete verzehren und dieſes ziemlich ſchwer verdauliche Gericht zur Erleichterung ihres Magens mit einigen Reſten Bordeaux und Champagner reichlich begießen.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Die Anſtalt des Dr. Henderkopp.

Es war einer jener herrlichen Tage im Spätherbſt, wo ſich die Natur noch einmal in all ihrer Pracht zeigt, in ſolchem Sonnenglanz, in ſolcher Wärme, als halte ſie es ſelbſt für unmöglich, daß vielleicht wenige Tage ſpäter kalter Wind und Regen, ja, vielleicht Schneegeſtöber die gelben und rothen Blätter, welche heute noch die Landſchaft ſo herrlich zieren, unbarmherzig von den Bäumen fegen würden.

Es war einer jener Tage, die wir mit dem Namen Altenweiberſommer bezeichnen, wo die Wieſen nach vorhergegangenem Regen noch einmal aufleuchten in ſmaragdner Pracht, wo weiße Spinnenfäden mit den Sonnenſtrahlen buhlen und langſam durch die laue Luft ziehen. Die Raſenplätze, an denen Bäume ſtehen, erſcheinen durch die herabgefallenen Blätter wie prachtvolle Teppiche, wo auf grünem Grunde gelbe und rothe Punkte eingewirkt ſind, in deren Mitte ein leuchtendes Bouquet prangt von Aſtern und Dahlien in prächtigen Farben. Die alten mächtigen Stämme der Bäume mit ihren gefärbten Laubmaſſen glänzen in der Zufriedenheit eines glücklichen Alters, ihre kahl gewordenen Häupter blicken ſo ergebungsvoll gen Himmel, als ſeien ſie jeden Augenblick des Schnees gewärtig, der ſie bedecken wird, und doch lächeln ſie aus den bunten Blätteraugen auf die Erde hinab, nach den ahnungsloſen Blumen, die nicht daran zu denken ſcheinen, daß vielleicht ſchon in der nächſten Nacht ein Reif auf ſie fallen wird, vor deſſem rauhem Gruße ſie ihre Köpfe verwelkt hangen laſſen werden, oder die alten Rieſen necken eine ſpät erblühte Roſe, indem ſie leicht ihre Aeſte ſchütteln und ein gelbes Blatt auf ſie hinabflattern laſſen.

Die Berge erſcheinen röthlich-violett, alle Schatten tiefblau, und kleine Schlöſſer, Kapellen und Landhäuſer glänzen ſo aus dem ſie umgebenden Grün hervor, als hätten alle, dieſem letzten Herbſttage zu Ehren, ein ganz beſonderes Feierkleid angezogen.

Und erſt der tiefblaue, gänzlich unbewölkte Himmel in ſo wunderbarer klarer Färbung, daß man dort auf der Anhöhe, wo die alten Linden ſtehen, jedes Zweiglein, jedes Blatt deutlich erkennt, wie es ſich ſcharf von der ſtrahlenden und doch ſo ruhigen Fläche abhebt. Er iſt

„So klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen ſich.“

So ein Herbſttag iſt auch ein Tag des Herrn, und wenn es einmal geſchieden ſein muß von dieſer ſchönen Erde, ſo wäre ein ſolcher Tag wünſchenswerth, wo man auf ſo natürliche Art zugedeckt wird von herabflatternden Blumenblättern und von gelbem und rothem Laube, in dem der Fußtritt ſo freundlich raſchelt, wenn man hingeht, ein geliebtes Grab aufzuſuchen.

Wir wollen dieſen ſchönen Herbſttag dazu benutzen, um vor das Thor der Stadt zu gehen, nur eine Viertelſtunde weit, durch ein ſchmales Bergthal, deſſen Windungen bald die Häuſermaſſen hinter uns verdecken.

Droben auf der Höhe blicken wir in ein prachtvolles Panorama. Hinter Rebenlaub und niederen Gebüſchen ſtreben auf einer Seite die Kirchthürme der Stadt empor, während wir auf der andern weit in das Land hinaus ſchauen auf grünende Wieſen, auf ſproſſende Winterſaaten, auf freundlich leuchtende Dörfer, auf den Fluß mit ſeinen lieblichen Krümmungen, auf die lang ſich hinziehende Eiſenbahnlinie mit dem rauchenden Dampfroß, und auf den weiten blauen Himmel, der ſich ſo gleichmäßig und glänzend blau rings umher auf unſern Horizont niederläßt, in ſo gänzlich wolkenloſer Fläche, welche nur dort gegen Süden leicht

unterbrochen iſt durch eine langgeſtreckte Schaar von Zugvögeln, die das ſchöne Wetter zu ihrer Reiſe benutzen.

Noch einen langen Blick in die Gegend wollen wir thun, und dann treten wir durch eine Holzeinfriedigung auf einen kleinen Platz, der von mächtigen Linden beſchattet und ſo dicht mit herabgefallenen Blättern bedeckt iſt, daß wir kaum den Weg unterſcheiden können, der uns zu ſchweren, etwas unförmlichen Thorpfeilern führt und an ein verſchloſſenes, ſtarkes eiſernes Gitterthor.

Da wir nicht nöthig haben, die Oeffnung des Gitterthores zu erwarten, ſondern unſer Wunſch genügt, um uns hinter daſſelbe zu verſetzen, ſo befinden wir uns auch ſchon im nächſten Augenblicke in einem weiten Hofraum, der von verſchiedenartigen Gebäuden begrenzt iſt und durch eine tiefe Stille, ſo wie durch wucherndes Gras zwiſchen dem Pflaſter etwas öde und trübſelig erſcheint.

Zur linken Hand haben wir eine kleine Kirche mit niederem viereckigem Glockenthurm, deren Außenwände leider mit hellgelber Kalkfarbe angeſtrichen ſind, was dem Gebäude wohl ein reinliches Anſehen gibt, aber alle Spuren der alten, nicht unkünſtleriſchen Architektur verwiſcht und, was hier für unſer Auge noch übrig geblieben iſt, das zierliche Maßwerk der hohen Bogenfenſter, ſo fremdartig und plump unter der dicken, ſtörenden Tünche erſcheinen läßt. Rechts haben wir, mit der Kirche gleichlaufend, ein Oekonomie-Gebäude, und wenn man die Kirche und dieſe Gebäude die Flügel des Hauſes nennen könnte, ſo iſt daſſelbe vor uns geſchloſſen durch ein langgeſtrecktes, zweiſtöckiges Bauwerk mit kleinen, ſehr gleichförmigen Fenſterreihen und der Idee eines Kreuzganges, der ſich mit ſeinen Ueberreſten und Bogen nach der Kirche zu hinzieht.

Dieſer Kreuzgang, ſo wie die Anſicht des eben erwähnten Landhauſes, laſſen uns leicht errathen, daß dies ehemals ein

Kloster war, und so ist es auch. Benedictiner hatten sich hier auf dieser Anhöhe, von wo sie einen wunderbaren Blick in die herrlichen Thäler hatten, angebaut, und die gelehrten Herren lebten und lehrten hier in stiller Beschaulichkeit, bis auch sie vom Sturme der Zeiten aus ihren stillen Räumen verjagt wurden, bis zum letzten Male das Kirchenglöcklein zur Frühmette klang und die weißen Gestalten sich in ihrem kleinen Chor versammelten.

Auf einmal waren sie spurlos verschwunden, verweht wie der Klang eines ernsten Musikstücks, verblaßt wie die Gestalten eines lebhaften Traumes, und nach ihnen nahmen die Gräuel der Verwüstung von Kloster und Kirchlein Besitz. An den Bogenfenstern des letztern zertrümmerten muthwillige Hände die bunten Scheiben, und der Raum, wo sich noch vor Kurzem die Andächtigen versammelt, bot das traurige Bild eines Heu und Stroh-Magazins. Auch das ging vorüber: das Stroh traten die im Hofe angebundenen Reiterpferde unter die Hufe, während sie das Heu verspeisten, und als darauf die kaiserlichen Küraſſiere oder die schwedischen Dragoner wieder von dannen gezogen waren, blieb es lange Zeit hindurch still und öde in Kirche, Kloster und Hof.

Darauf kamen wieder ordentliche Zeiten. Der Staat nahm sich seines Besitzthums an, ließ dasselbe restauriren, übergab das Kirchlein der Gemeinde des naheliegenden Dorfes, das Oekonomie-Gebäude einem Cameralbeamten, und das ehemalige Kloster wurde einem apanagirten Fürsten der königlichen Familie zum Sommerwohnsitz angewiesen.

Das waren wieder schönere Tage, da vernahm man in den bisher so stillen Hofräumen das Rasseln der Equipagen, das Stampfen und Wiehern der Pferde, und hörte lustige Hörner-Fanfaren, wenn der Fürst an schönen Herbsttagen, wie der heutige, hinauszog auf das edle Waidwerk.

Doch auch das blieb nicht immer so. Der alte Fürst kam zum Sterben, und seine Söhne, junge, lebenslustige Prinzen,

wußten Beſſeres zu thun, als ihre Sommertage in dem alten Schloſſe zuzubringen; der Eine diente hier, der Andere dort im Heere, und da ſie dergeſtalt auf den väterlichen Sommer-Aufenthalt verzichteten, ſo nahm der Staat denſelben wieder in ſeinen Beſitz und errichtete dort, verſuchsweiſe, eine landwirthſchaftliche Lehranſtalt. Da ſich aber die Wälder nach und nach auf allen Seiten ſchüchtern zurückgezogen hatten, auch die Aecker, welche das Kloſter umgaben, von keiner außerordentlichen Güte waren, ſo kam dieſe landwirthſchaftliche Schule zu keinem rechten Gedeihen, und wieder kamen lange, öde Zeiten für das ehemalige Kloſter. Freilich blieb die Kirche im Beſitz der Gemeinde, auch zog in das Oekonomie-Gebäude der Cameral-Verwalter wieder ein, doch das lange Haus gewährte viele Jahre hindurch den troſtloſen Anblick verſchloſſener Fenſterläden.

Auf einmal las man in den Zeitungen, die wunderherrliche Lage des Kloſters Wieſenbronn, die milde Luft, welche hier fächle, die außerordentliche, das Gemüth zuſehens beruhigende Ausſicht auf grüne Wälder, ſaftige Wieſen und friedliche Thäler haben den Unterzeichneten veranlaßt, dort ein Privat-Aſil für Geiſteskranke zu errichten und es ſich zur Lebensaufgabe zu machen, die geſtörten geiſtigen Fähigkeiten derſelben durch ſanfte Behandlung und liebevolle Pflege wieder herzuſtellen; der ergebenſt Unterzeichnete, geſchult und gebildet in den bedeutendſten europäiſchen Anſtalten gleicher Art, wolle den Unglücklichen ein Vater ſein, und nur die Liebe zur Wiſſenſchaft veranlaſſe ihn, die Kranken, welche man ihm anvertrauen werde, zu den untenſtehenden, ganz beiſpiellos billigen Bedingungen aufzunehmen.

Der Unterzeichnete hieß Dr. Henderkopp, und wenn wir unſern geneigten Leſer, bei unſerm Eintritt in den Hof, nicht auf die große Meſſingplatte am Gitter mit ſeinem Namen aufmerkſam machten, ſo geſchah dies nur in der freundlichen Abſicht, um ihm eine Ueberraſchung zu bereiten.

Das alte lange Haus glänzt in weißer neuer Farbe, die Läden sind geöffnet, aber bevor wir sein Inneres betreten, wollen wir durch einen weiten Thorbogen, der neben der Kirche gerade vor uns liegt und unter dem langen Hause hin wegführt, in den großen Garten gehen. Wenn auch alle Umwandlungen des Klosters, deren wir oben erwähnt, an diesem nicht spurlos vorüber gegangen waren, so war er doch in seinem Charakter noch gut erhalten, denn die Baumgruppen und Alleen, welche die ehrwürdigen Benedictiner gepflanzt, von ihren Nachfolgern ziemlich geschont, waren nun zu mächtigen Stämmen herangewachsen, die mit weit ausgebreiteten Aesten schattige Plätze in Menge darboten. Nebenbei gaben sie aber dem Garten etwas Düsteres und Melancholisches, wozu noch kam, daß die Steintreppen und Terrassenmauern nicht mehr sorgfältig unterhalten und auch die Wege nicht so von Unkraut und Gras gereinigt waren, wie es wohl wünschenswerth gewesen wäre. Am trübseligsten zeigte sich ein ziemlich tief liegendes Parterre, welches mit Rosen umpflanzt war, deren hohe Stämme und lange Ranken sehr den Schnitt eines verständigen Gärtners vermissen ließen. Daß einige der Kranken sehr unregelmäßige landwirthschaftliche Versuche anstellten, dort ein Stück Land umgruben, hier einen neuen Weg anzulegen versuchten, ohne dabei auf Zweckmäßigkeit oder Symmetrie die geringste Rücksicht zu nehmen, machte den Platz für das Auge nicht erfreulicher. Dieses Parterre mußte man durchschreiten, um nach dem gegenüber liegenden höhern Theil des Gartens zu gelangen, wo es jetzt im Spätherbste, da die Bäume schon viel Laub verloren hatten, welches in gelben Massen den Boden bedeckte, etwas freundlicher aussah, ohne daß selbst hier eigentlich ein Aufenthalt gewesen wäre, genügend heiter, um ein umdüstertes Gemüth wieder aufleben zu lassen.

Zur Unterhaltung der Kranken sah man hier eine Kegelbahn, eine Schaukel, so wie Tische und Bänke, roh aus Holz gezimmert,

letztere namentlich zahlreich um ein kleines Waſſerbecken, welches durch einen Strahl geſpeist wurde, der, in einen Stein gefaßt, aus dem weit geöffneten Munde eines grotesken menſchlichen Antlitzes hervorſprang. Dr. Henderkopp war der Anſicht, daß dieſes gleichförmige Plätſchern des Waſſers beruhigend auf die Kranken einwirke, und war dies vielleicht eine richtige, jedenfalls wohlfeile Einrichtung. Hier hingen auch an langer eiſerner Kette zwei hölzerne Becher zum beliebigen Gebrauche.

Rings um den Garten herum liefen die noch gut erhaltenen Mauern des ehemaligen Kloſters, um einem etwaigen Entweichungs-Verſuche der Penſionäre vorzubeugen, und zu gleichem Zwecke, ſo wie auch um etwaige Differenzen zu ſchlichten, befand ſich ein handfeſter Wärter im Garten, der übrigens von ſeiner Amtsgewalt ſelten oder nie Gebrauch zu machen genöthigt war, denn da ſich Dr. Henderkopp nur mit leicht zu behandelnden Kranken abgab, ſo befand ſich hier eine ziemlich ruhige und harmloſe Geſellſchaft.

Dieſe dem geneigten Leſer flüchtig zu ſkizziren, halten wir dem Verlaufe der Geſchichte gemäß für nothwendig.

An dem eben erwähnten Waſſerbecken ſaß ein kräftig gebauter Mann in vorgerückten Jahren in grauer Juppe mit grünem Kragen, eine einfache Jagdmütze von gleicher Farbe auf dem ſchon etwas ergrauten, ſtarken und buſchigen Haare. Er blickte zu einer prachtvollen Buche empor und ſagte in ruhigem, ganz leidenſchaftsloſem Tone zu dem Wärter, der neben ihm ſtand: „Ich habe es ja ſchon vor vier Wochen geſagt, daß ich fürchte, dieſer ſchöne Baum werde abſterben; ich, ein alter und erfahrener Förſter, muß das wiſſen. Sieh dort oben, wie die Zweige nicht gleichförmig kahl werden, ſondern zwei der ſtärkſten Aeſte durch die Laubmaſſen hindurch bis auf den Hauptſtamm ihre Blätter verloren haben, die werden dürr oder ſind es jetzt ſchon und greifen das Mark des Stammes an.“

Der Wärter, welcher die Hände in ſeinen Hoſentaſchen ſtecken hatte, blickte gleichgültig in die Höhe und erwiderte: „Sie mögen Recht haben, wenn man die Erlaubniß bekäme, ſollte man ihn umhauen; das gäbe Luft und ein gutes Quantum Brennholz.“

Der Förſter ſenkte den Kopf ein wenig auf die Seite, maß den Stamm mit prüfendem Blick und meinte: „Ich werde mich nicht um zwei Scheite verrechnen, wenn ich Euch ſage, daß der Stamm ſeine ſechs Klafter gibt, aber das Herz im Leibe thut einem weh, wenn man ſo einen Rieſen umhauen läßt.“

„Na, etwas mehr Luft und Licht könnten wir hier ſchon gebrauchen.“

„Habt Ihr meine Baumpflanzung geſehen?“ fuhr der Andere nach einer Pauſe fort; „es iſt eine Freude, zu ſchauen, wie geſund die Stämmchen dieſes Jahr ſtehen, das Laub will gar nicht von den Zweigen fallen, ſo kräftig war es herausgewachſen.“

Raſchelnde eilige Fußtritte hörte man, und der Förſter, der raſch auf die Seite blickte, machte ein finſteres und dabei unruhiges Geſicht. Es näherte ſich ein langer, hagerer Mann, mehr hüpfend als gehend, gut gekleidet, den dunkeln Rock bis unter das Kinn zugeknöpft, die Hände hinten in die Rocktaſchen geſteckt, aus welchen eine große Menge gedruckten Papiers hervorſah. Er lächelte auf eine freundliche Art, und als er ſo tänzelnd neben den Beiden angekommen war, begrüßte er ſie freundlich durch zweimaliges Kopfnicken, blieb dann auf einmal gerade vor dem waſſerſpeienden Steinkopfe ſtehen, zog vor dieſem den Hut ab und ſagte, nachdem er ſich faſt bis zur Erde verneigt: „Ich werde mir ſpäter die Freiheit nehmen, die Fortſetzung Ihrer wunderbaren Vorleſung zu hören, jetzt ſind wir leider nicht allein. Ich habe die Ehre, Sie unterthänigſt zu grüßen.“ Nach einer abermaligen tiefen Verbeugung hüpfte er eben ſo tänzelnd, wie er gekommen, davon.

„Der Narr!“ ſprach der Förſter mit finſtern Blicken, in

denen jetzt ein unheimliches Feuer loderte; „Ihr werdet sehen, Gevatter, daß ich Recht habe, vollkommen Recht, wie ich Euch schon oft gesagt, er ist gerade der Teufel, den ich mit aller Gewalt nicht hinunter schlucken kann, und im Schlucken von Teufeln habe ich was geleistet, das müßt Ihr mir zugeben."

Der Wärter, der dem Kranken in die Augen blickte, zog rasch seine Hände aus den Hosentaschen und klopfte ihm freundlich auf die Schulter. „Ach was," sagte er in munterem Tone, „denken wir nicht an so 'was. Kommen Sie, zeigen Sie mir Ihre Baumpflanzungen! Also die Blätter wollen nicht herabfallen? Das müssen ja merkwürdig gesunde Stämmchen sein."

Statt daß der Andere sich aber erhob, um die Stämmchen zu besehen, die er vorhin so gelobt, verzerrte er jetzt sein Gesicht auf eine gräuliche Art, öffnete den Mund, schloß ihn wieder, schluckte unzählige Male mit großer Anstrengung und drückte dabei die Hände vor seinen Leib. Zuweilen hielt er einen Augenblick inne, sah nach dem Wärter, und wenn er ihm alsdann zunickte, war sein Blick etwas ruhiger. Auch murmelte er in solchen Zwischenmomenten: „Seht Ihr, wie hart es geht? Neunhundert Teufel habe ich bereits niedergeschluckt."

Dann aber fing das Schlucken und Würgen mit dem tollsten, fast komischen Gesichtsverdrehen auf's neue an, und dazwischen stöhnte er nach längerer, angestrengter Arbeit: „Neunhundertneunzig — ein — zwei — drei — vierundneunzig — — achtundneunzig — — neunundneunzig — o mein Gott, es gelingt mir nicht, ich bringe den tausendsten nicht hinab und muß deßhalb immer von vorn anfangen! Ist das nicht ein grenzenloser Jammer? Wenn ich einmal den tausendsten hinabwürgen könnte, so hätte ich Ruhe, aber so muß ich immer wieder von vorn anfangen."

Er hielt erschöpft inne und ließ den Kopf betrübt auf die Brust hinabsinken.

„Na, laſſen Sie es gut ſein," meinte in ſeine Ideen eingehend der Wärter, welcher dieſen Anfällen häufig genug zugeſehen hatte, „nächſtens gelingt es doch einmal"

Der Förſter ſchüttelte betrübt ſeinen Kopf, worauf er ſeufzte: „O, ich habe dieſes ſchon ſo unzählige Male verſucht, und kann es immer nicht zu Stande bringen; neunhundertneunundneunzig ſitzen hier unten, aber an dem tauſendſten mag ich ſchlucken, wie ich will, ich fühle, wie er mir widerſtrebt, wie ich ihn nicht feſt halten kann, und wie er hohnlachend davonflattert. Wißt Ihr auch," ſprach er nach einer Pauſe leiſer und flüſterte geheimnißvoll weiter, während er den Wärter an ſeine Seite zog, „wißt Ihr auch, wer der tauſendſte iſt? — Entweder der Narr da oder der Doktor ſelbſt. Glaubt einem ehrlichen Manne, der es genau weiß, glaubt mir, aber ſprecht nicht darüber. Ich habe ſchon lange den Gedanken gehabt, den Doktor einmal vorzunehmen und mit Honig zu beſtreichen, erſtens, daß er ſüß werde — puh, er iſt ſo gallenbitter — und zweitens endlich, daß er glatt werde, damit ich ihn doch einmal hinabwürgen könnte."

Nach dieſen Reden blieb er eine Zeitlang ſtill in ſich gekehrt ſitzen, den Oberkörper vornüber gebeugt, die Hände gefaltet, wobei er den Kopf langſam hin und her ſchüttelte; dann zog er einen tiefen Seufzer, wie man zu ſagen pflegt, aus dem tiefſten Grunde ſeines Herzens und ſprach, langſam aufſtehend: „Da iſt nun einmal nichts zu machen; kommt, gehen wir nach der Baumſchule!"

Der Wärter wollte dieſer Aufforderung folgen und mit ihm nach dem anderen Ende des Gartens gehen, als ein neuer Patient ſchüchtern herangeſchlichen kam und auf einige Schritte Entfernung mit tief geſenktem Kopfe und faſt komiſch aufwärts gerichteten Augen mit einem bittenden Ausdruck in denſelben ſtehen blieb; auch hatte er ſeine Hände zuſammengelegt und be-

Es ſind hier im Ganzen vier Perſonen, die beſagtem Geſchäft mit größerem oder geringerem Eifer obliegen; die eigentlichen Vertilger der Gänſeleberpaſtete ſind aber zwei ſehr elegant gekleidete Lakaien in himmelblauen Fräcken, langen weißen, mit Gold beſetzten Weſten, weißen Halsbinden, weißen kurzen Hoſen und weißen ſeidenen Strümpfen in ſchwarz lakirten Schuhen.

Eine bemerkenswerthe dritte Perſon ſteht mit dem Rücken gegen den Ofen und hält einen Champagnerkelch, den ſie eben ausgetrunken, und ſtiert, wie in tiefe Träumereien verſunken, gedankenlos vor ſich hin — dieſe Perſon iſt der Jäger, eine rieſenhafte Figur, und ſeine Kleidung iſt ebenfalls reich und geſchmackvoll. Beſonders zu beachten iſt der Kopf deſſelben. Wir geſtehen, nie einen volleren und ſchwärzeren Bart geſehen zu haben, er umfaßt die Wangen und das ganze Kinn dichtgekräuſelt, und der Schnurrbart hebt ſich in zwei langen Spitzen drohend davon ab. Der Ausdruck des Geſichtes iſt, wie wir ſchon bemerkten, träumend, ja ſchwärmeriſch zu nennen, und der Jäger erhebt nur zuweilen die Augen, um mit tiefer Verachtung dem gefräßigen Treiben der Lakaien zuzuſchauen.

Die vierte Perſon endlich iſt unſer Bekannter von vorhin, der Hoflakai Jean, der ruhig neben dem Ofen auf einem Stuhle ſitzt.

„Sie wollen nicht mithalten, Herr Lukas?“ ſagte einer der Lakaien zu dem Jäger und holte gerade eine große Trüffel aus dem Paſtetengehäuſe.

„Laßt ihn doch, wenn er nicht will,“ ſagte der Andere, „er würde ja doch behaupten, er träume nur, daß wir eine Gänſeleberpaſtete eſſen.“

Jean ſah lächelnd zu dem Jäger empor, der ſein Champagnerglas niederſetzte und ruhig aus dem Zimmer gieng.

„Wenn ich der Herr wäre,“ ſagte der erſte Lakai mit vollen Backen kauend, „ich behielt' einen ſolchen närriſchen Kerl gar nicht bei mir,“ worauf der Andere lachend entgegnete:

wegte ſie demüthig auf und ab, wie kleine Kinder zu thun pflegen, wenn ſie ein inniges Begehren ausdrücken wollen.

Der Wärter ſchüttelte ſeine Hand verneinend gegen ihn und rief ihm zu: „Nein, nein, es iſt noch zu früh, das telegraphiſche Bureau kann noch nicht geöffnet werden; auch iſt die Luft zu neblig, man ſieht in der Entfernung die Zeichen nicht.“

„O ja, man ſieht ſie,“ verſetzte der Kranke heftig, „gewiß, man ſieht ſie, man wird ſie ganz deutlich ſehen, ſo deutlich, wie noch nie; und dann iſt es hohe Zeit, daß die Bureaux aufgemacht werden, denn eine ungeheure Menge wartet draußen, um ihre Depeſchen aufzugeben. Natürlicher Weiſe gehen die Ihrigen vor,“ ſetzte er raſch hinzu, „ja, gewiß gehen ſie vor! Bitte, geben Sie mir Ihre Depeſche und laſſen Sie mich den Telegraphen in Bewegung ſetzen.“

Der Förſter hatte etwas in den Bart gemurmelt von verrückten, unausſtehlichen Kerlen, und ging darauf, die Hände auf den Rücken gelegt, mit ſtrammen, feſten Schritten allein davon.

„Na,“ ſagte der Wärter nach einer Pauſe, indem der Andere in einem fort pantomimiſch ſprach und flehte, „ich will gern erlauben, daß die Bureaux geöffnet werden und auch ſelbſt eine wichtige Depeſche aufgeben; aber wollen Sie denn nie zu der Einſicht gelangen, daß der Zeichen-Telegraph eine veraltete Einrichtung iſt? Geben Sie doch dem Herrn Doktor ein gutes Wort, daß er Ihnen einen elektriſchen Telegraphen einrichten läßt.“

Der Kranke, ohne ſeinen Kopf zu erheben, ſchüttelte denſelben raſch hin und her und ſagte dann mit einer Geſchwindigkeit und Zungenfertigkeit, die ſeine Worte kaum verſtehen ließen: „Der elektriſche Telegraph hat durchaus den Erwartungen nicht entſprochen, die man von ihm gehegt, er iſt dem Verderben ausgeſetzt, in der Erde durch Näſſe und Trockenheit, durch Regenwürmer und Eidechſen, durch Maulwürfe, die gern davon proſitiren möchten, durch den Blitz, der noch tauſend Klafter tiefer

hineinschlägt, und durch andere natürliche und seltsame Umstände, deren Herzählung Sie mir gestatten mögen, zu unterlassen. In der Luft — hier schöpfte er heftig Athem — sind die Vögel, fliegende Drachen, böse Buben, Revolutionäre, Krieg, Feuer, Brand und Wasser höchst gefährlich; was nun gar die unterseeischen Telegraphen anbelangt, so —"

„So sind wir darüber einverstanden," sagte ruhig der Wärter, während der Andere abermals heftig den Athem an sich zog, „daß sie nicht praktisch sind."

„Fische und Meerungeheuer, vor allem Klippen und Sandbänke —"

„Gewiß, gewiß," rief der Wärter; „also lassen wir in Gottes Namen denn den optischen Telegraphen spielen. Hier ist meine Depesche — er zog ein schmieriges, graues Papier aus der Tasche — aber wenn diese Depesche zu Ende ist, wird gerastet, haben Sie mich verstanden? Sonst schließe ich die Bureaux für immer zu."

Ein Strahl von Freude flog über die eingefallenen Züge des unglücklichen Telegraphisten, eines Mannes, der beim Eingehen der optischen Telegraphen pensionirt und darauf gemüthskrank wurde. Er ergriff hastig das Papier und eilte an eine Stelle der Gartenmauer, wo sich ein Auftritt befand, vermittels dessen man in die weite Landschaft blicken konnte; dort stellte er sich hin, legte die erhaltene Depesche vor sich auf die Mauer und telegraphirte mit den Armen und mit dem Kopfe, wobei er Verrenkungen zum Vorschein brachte, die auf neue, bisher noch unbekannte Körpergelenke schließen ließen.

Der Wärter nahm eine große Schnupftabaks-Dose aus der Tasche und schickte sich an, einen Gang durch sein Revier zu machen; doch hatte er kaum zwei Schritte gethan, als ein neuer Kranker zu ihm hintrat, seinen Schritt nach dem des Wärters regelte und ein Zeitungsblatt vorwies, das er in der linken

Hand hielt, und worauf er mit der rechten wiederholt schlug, wie um Aufmerksamkeit zu erregen. Er hatte ein ernstes, vertrocknetes Gesicht, auf der großen knöchernen Nase eine schwere Brille, und da er die Augenbrauen hoch empor zog, so wie die Lippen fest zusammen preßte, so gab ihm dies das Aussehen eines Mannes, der nach langen Forschungen zu einem befriedigenden Resultat gelangt ist.

„Nun," fragte der Wärter, indem er langsam weiter ging, „sind noch Druckfehler zu finden?"

„Ich habe sie gefunden," erwiderte der Kranke mit einer tiefen Stimme, „obgleich das ganz unbegreiflich ist in einem stereotypirten Satze, von dem der gestrige Abzug korrekt und ohne Fehler war; Geist und Herz sind ganz in Ordnung, aber in der Publicität da fehlt es; da finde ich hartnäckige Druckfehler, und was das Eigenthümliche ist, wenn ich sie in diesem Augenblicke korrigirt habe, sind sie im nächsten schon wieder da — unbegreiflich — unerhört! Rathen Sie mir, was ich machen soll!"

„Da ist guter Rath allerdings theuer," meinte der Wärter, „aber zum Glück kommt da der Herr Dr. Henderkopp, der ist ein sehr gelehrter Herr und wird auch noch ein Mittel für Sie ausfinden."

Der Druckfehlerfänger machte bei Nennung dieses Namens ein sehr saures Gesicht, schüttelte heftig mit dem Kopfe, und als er sich hierauf langsam nach dem Hause umschaute, von wo der eben Erwähnte die Treppen hinabstieg, brachte er sein Zeitungsblatt dicht vor die Augen, und während er eifrig in demselben zu studiren schien, verlor er sich mit raschen Schritten zwischen die Bäume des Gartens.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Von den Kranken des Dr. Henderkopp.

In der That war es Dr. Henderkopp in eigener Person, welcher in Begleitung seiner Braut und seiner zukünftigen Schwiegermutter zu dem verwahrlosten Rosenparterre hinabgestiegen war. Die letztere hatte sich seit langen Jahren zum ersten Male zu einem modischen Hut entschlossen, welcher ihr aber unbequem zu sitzen schien, denn sie zog bald die rechte, bald die linke Schulter in die Höhe und auch häufig bald hier, bald da an dem steifen Hutrande. Sophie sah ziemlich bleich aus und hatte trotz des neuen schwarzseidenen Kleides, des schönen grünen Shawls und des weißen zierlichen Seidenhutes doch nicht die Haltung, die man berechtigt ist, von einer glücklichen Braut zu verlangen; auch hing sie, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ziemlich locker am Arme ihres Bräutigams. Es schien kein rechter Zusammenhang zwischen Beiden zu sein, und statt an den blauen, klaren Himmel hinauf zu blicken, betrachtete sie eifrig das vergilbte Laub, welches unter ihren Füßen raschelte.

„Das Gärtchen hier sieht ziemlich verwahrlost aus," sagte die Wittwe Speiteler in gutmüthigem Tone, „es hat etwas Trauriges, was sich aber leicht ändern ließe; man müßte nur die Wege besser putzen, das Unkraut entfernen, auch die Rosen sollte man ziemlich zusammenschneiden. Ich will Ihnen was sagen, Herr Schwiegersohn," fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie eine der langen Ranken in die Höhe gehoben und kopfschüttelnd betrachtet, „nächstes Frühjahr zur Zeit des Rosenschnitts komme ich selbst hieher und werde das Geschäft besorgen, denn Sie können sich darauf verlassen, ich verstehe es

aus dem Fundament, habe ich doch nicht umsonst den Garten meines Vaters unter Aufsicht gehabt."

Der Direktor der Privat-Irren-Anstalt hatte leicht seine Augen geschlossen und gab zur Antwort, nachdem er eine unerkennbare Melodie leise vor sich hin gepfiffen: „Meine liebe Madame, wenn es Ihnen recht ist, wollen wir das alles der Zukunft vorbehalten. Gewiß bin ich gern geneigt, freundliche Aenderungen zu treffen, doch müssen sich diese Aenderungen mit den Zwecken der Anstalt vereinbaren lassen. Hier zum Beispiel werden Sie bemerken, daß es den Kranken der Anstalt erlaubt ist, Gartenbeete umzugraben und Wege nach ihrem Gutdünken anzulegen."

„Das sehe ich wohl," erwiderte eifrig die Wittwe; „aber nehmen Sie mir nicht übel, Herr Schwiegersohn, man sollte die Narren anhalten" — sie sprach dieses Wort in ihrer gutmüthigen Weise, ohne etwas Böses dabei zu denken — „das Umgraben und Anlegen mit etwas Ordnung zu machen."

Dr. Henderkopp zog ein saures Gesicht und versetzte in scharfem, verdrießlichem Tone: „Diesen Namen, Madame, höre ich sehr ungern; man nennt diese Art von Kranken wohl Gemüthskranke, aber nicht Narren; es soll dies hier kein Narrenhaus vorstellen."

Sophie, die schon längst unter dem Vorwande, eine späte, kümmerliche Rose zu pflücken, den Arm ihres Bräutigams losgelassen hatte, schauerte leicht zusammen und senkte ihren Kopf tief hinab auf diese Rose, deren halbverwelkte Blätter bei einer leichten Berührung ihrer Finger zu Boden flatterten.

„Ich habe damit nichts Unangenehmes sagen wollen," rief Frau Speiteler, die sich nicht leicht aus der Fassung bringen ließ, heiter aus; „aber in der Sache habe ich doch Recht. Nicht wahr, Sophie, wir wollen das schon arrangiren?" —

„Gewiß, Mutter." —

„Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir jetzt weiter gehen," sprach der Direktor der Anstalt, und bot seiner Braut den Arm, welche sich auch willenlos von ihm führen ließ.

Oben an der Treppe trat ihnen der Wärter entgegen und meldete dem Direktor, daß es nichts wesentlich Neues gäbe. „Der Förster," sagte er in gleichgültigem Tone, „hat wieder einmal einen Anfall gehabt, und der Telegraphist ist dort hinten in voller Arbeit."

Sophie folgte mit ihren Augen dem Finger des Wärters, und als sie oben an der Mauer einen Mann stehen sah, der auf so eigenthümliche und heftige Art die Arme und den Kopf verdrehte, trat sie dicht an ihre Mutter heran und blickte dieser fragend, ängstlich in die Augen; war doch selbst das Lächeln der unerschütterlichen Frau bei diesem Anblick ein gezwungenes, und klang es doch besorgt, als sie fragte: „Thut der Mann dort, der so heftig mit den Armen um sich schlägt, nie jemand etwas zu Leide?"

Sie hatte ihre Frage an den Wärter gerichtet, der ihr ruhig zur Antwort gab: „O nein, jetzt ist er ziemlich ruhig geworden, und wenn er es gar zu toll treibt, stecken wir ihn einen Tag in die Zwangsjacke oder in die Tobzelle, da wird er gleich geschmeidig."

Der Direktor schüttelte mit finsterer Miene seinen Kopf und erwiderte: „Das sollte überhaupt häufiger geschehen; Ihr faßt mir den da viel zu gelinde an."

Der Wärter zuckte die Achseln und entgegnete: „Er bat so demüthig, daß ich nicht scharf mit ihm umgehen mochte; auch erlaubte ich ihm nur, eine einzige Depesche zu telegraphiren, er muß gleich fertig sein."

„So laßt ihn endigen. — He da oben!" rief der Doktor in so lautem und hartem Tone, daß der Telegraphist an der Mauer sich umwandte, und als er die erhobene Hand des strengen, ge-

fürchteten Herrn erblickte, augenblicklich von seinem Steine herabsprang und, die Hände toll um den Kopf schwingend, mit großen Sätzen davonlief.

„Sie sehen, meine liebe Sophie, wie schnell man mir hier gehorcht," wandte sich der Direktor der Privat-Irren-Anstalt mit dem süßesten, wohlwollendsten Lächeln von der Welt an seine Braut; „so muß es aber auch sein, wenn ich winke, müssen sie aus Furcht zusammenfahren. — Was macht unser widerspänstiger Graf?" wandte er sich an den Wärter; „hat ihn die dunkle Zelle ein wenig über seine Stellung hier im Hause aufgeklärt?"

„Es scheint so," gab der Wärter zur Antwort; „freilich sprach er kein Wort mit mir, als ich ihn herausließ; er betrachtete mich nur, wie er so oft zu thun pflegt, mit seinen großen dunkeln Augen und schlich sich in den Garten."

„Und wo ist er jetzt?"

„Wo er immer zu sein pflegt, dort bei der Baumpflanzung des Försters, da sitzt er an dem vergitterten Mauerfenster und starrt in die Gegend hinaus."

„Ich werde zu ihm gehen," versetzte der Doktor in bestimmtem Tone, „und den Versuch machen, ihm zu beweisen, daß Widersetzlichkeiten hier im Hause nicht zulässig sind und daß es mir durchaus nicht darauf ankommt, die dunkle Zelle durch alle Grade hindurch bis zur Zwangsjacke zu verstärken; es ist das ein bösartiger und verstockter Kamerad, der angebliche Herr Graf. — Darf ich bitten, mich zu begleiten?" wandte er sich an die beiden Damen.

„Ich möchte lieber hier bleiben," flüsterte Sophie ihrer Mutter zu; doch versetzte diese:

„Ei was, man muß sich in der Welt an alles gewöhnen, und da es später zu Deiner Lebensaufgabe gehört, mit diesen — Herren umzugehen, so mußt Du einen allenfallsigen Widerwillen zu überwinden suchen. Ueberdies bin ich ja auch da!"

„Aber Du bist nicht immer hier," flüsterte leise die Braut.

„Darf ich bitten?" fragte Dr. Henderkopp, der ein paar Schritte vorausgegangen war und nun stehen bleibend sich umsah.

Mutter und Tochter folgten denn auch dieser Bitte; die erstere schaute aufmerksam nach allen Seiten hin und es erschien ihr äußerst sonderbar, verschiedene Gestalten zwischen den Bäumen zu entdecken, die, so wie sich der Direktor der Anstalt zeigte, von ihren Sitzen auffuhren oder hinter dicke Stämme huschten, um sich zu verstecken.

Die sind gehörig im Respekt, sprach sie zu sich selber, und wenn sie dabei an ihre Knechte dachte, welche sie, eine so resolute Frau, so schwer in der Botmäßigkeit und Ehrfurcht erhalten konnte, so stieg ihre Achtung vor dem zukünftigen Schwiegersohne bedeutend. Madame Speiteler aber dachte nicht daran, daß sie in ihrem Hause in der Balkengasse weder Schläge noch Hunger, weder Dunkelarrest noch Zwangsjacken anwenden durfte — Dinge, welche hier an der Tagesordnung waren und die armen Kranken ungefähr mit demselben freundschaftlichen Gefühle gegen den Doktor beseelten, welches ein Thier in seinem Käfig empfindet, wenn es, durch ziemlich ähnliche Mittel überwältigt, in die vorgehaltenen Eisenstangen beißt.

Während die Drei so dahin schritten, floß der Mund des Direktors über von lehrreichen Bemerkungen über diesen und jenen Kranken, ließ auch einen oder den anderen derselben, der gerade in seine Nähe kam, durch den Wärter anhalten, so auch den armen Druckfehlerfänger, der ihn durch seine großen Brillengläser erschreckt anblickte und, hastig auf sein Zeitungsblatt schlagend, rasch die Worte hervorstieß: „Sehr viel Druckfehler, ungeheuer viel Druckfehler, auch in Geist und Herz, nicht bloß in Publicität — erstaunlich, schreiben letzteres vorn mit einem weichen, hinten mit einem harten B. — O, unverantwortlich — unverantwortlich. — Hm?" machte er plötzlich fragend, indem er dem

Doktor sein Zeitungsblatt vor die Nase hielt und ihm von unten herauf in die Augen schaute.

„Es ist schon gut, mein Freund," bemühte sich Herr Henderkopp in sanftem Tone zu sagen, „suchen Sie die Druckfehler nur auf und corrigiren Sie fleißig, Sie werden sehen, daß Sie nach und nach immer weniger finden."

Der Druckfehlerfänger entfloh eilig, als ihn der bleierne Glanz der blauen Brille nicht mehr festhielt, wie der Blick der Schlange das schüchterne Reh.

„Er macht sich bedeutend besser," sagte der Wärter lebhaft, „vor einer Stunde fand er nur noch Druckfehler in Publicität, ich glaube doch, wir kommen so weit, daß er keine mehr finden wird."

„Es ist der Factor einer großen Druckerei," erklärte der Doktor, „der bei seinem mühseligen Geschäft endlich so weit kam, überall Druckfehler zu sehen. Dazu kam noch der täglich überwältigende Anblick des Kopfes seines Journals, was auch höchst nachtheilig auf seinen Geist einwirkte, und so fing seine Krankheit damit an, daß er in dem stereotypirten Satze eines Werks Druckfehler suchte und zu finden glaubte."

Bei diesen Worten waren sie weiter gegangen und hatten die Baumpflanzung erreicht, wo der Förster emsig beschäftigt war, den Boden um die Stämmchen zu lockern und den schwachen feste Stützen zu geben. Zwischen dieser Arbeit sprach er mit einem andern Manne, der am Ende der Anpflanzung auf einer Bank saß und durch eine vergitterte Oeffnung in der Mauer auf die im Sonnenglanz schimmernde Landschaft blickte. Obgleich der Sitzende dem Anderen den Rücken zukehrte, so schien er doch auf dessen Worte zu lauschen, denn zuweilen nickte er wie beistimmend mit dem Kopfe.

Als der Doktor mit den beiden Damen näher trat, zog der Förster seine Mütze herunter, warf sie hoch in die Luft, unbe-

kümmert darum, wo sie niederfiel, und brummte dann mit finsterer Miene seinen Gruß, ohne weiter die Arbeit, die er vorhatte, zu unterbrechen.

Der Direktor nickte leicht mit dem Kopfe und ging zu dem, der an der Mauer saß, den er mit den Worten anredete: „Nun, wie steht's heute, mein Freund, sind wir freundlich und gehorsam?"

Es erfolgte keine Antwort, und als diese auch bei einer zweiten ähnlichen Ansprache ausblieb, berührte der Doktor mit seinem Spazierstocke leicht die Schulter des hartnäckig Schweigenden. Doch sprang dieser jetzt in die Höhe, wischte heftig mit der Hand über seine Schulter, drehte sich rasch gegen den Fragenden um und beschaute ihn mit blitzenden Augen von oben bis unten.

Es war dies eine eigenthümliche Gestalt und ein noch eigenthümlicheres Gesicht. Sein Alter konnte man schwer auch nur annähernd schätzen; ein krauser, schwarzer, voller Bart, so wie langes, gleichfalls schwarzes Haar hüllten seinen Kopf so vollständig ein, daß man außer der hohen, bleichen Stirn und der geraden, wohlgeformten Nase nur einen kleinen Theil der Wangen sah und von den blassen Lippen sehr wenig, da er sie fest aufeinander gepreßt hielt. Wenn graue Streifen in seinem Haupthaar von reiferen Jahren zu zeugen schienen, so sprach sich dagegen in dem leuchtenden Glanz der Augen, so wie in der, wenngleich magern, doch schön gebauten und elastischen Körpergestalt die Kraft der Jugend aus. Sein Anzug schien verwahrlost und doch wieder gewählt: er trug Schuhe mit weißen Strümpfen, nachlässig angezogene Sommerbeinkleider, einen grauen leinenen Rock, den er auf der Brust nicht zugeknöpft hatte, und seinen Hals umschloß locker ein langes schwarzes seidenes Tuch, dessen beide Enden vorn über ein rothes wollenes Hemd herabfielen. Als er saß, hielt er auf den Knieen einen Strohhut, den er jetzt

„Sag' ihm doch, er ſolle dich zum Jäger machen und Lukas fortſchicken.“

Der alſo Angeredete zuckte die Achſel und ſagte: „Er hat nun einmal den Narren an ihm gefreſſen; mir kann's im Grunde ſchon recht ſein, aber ich haſſe ihn nun einmal, denn ein Menſch, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, wie wir, oder der nicht verrückt iſt, wie er, kann nicht wie der Herr Lukas glauben, er träume alles, was er thue, er träume, was er eſſe und trinke, und er müſſe endlich an einem ſchönen Morgen einmal ernſtlich aufwachen.“

„Glaubt er wirklich noch daran?“ fragte Jean.

„O ja,“ entgegnete der erſte Lakai, „und er iſt ungeheuer pfiffig in ſeiner Narrheit: wenn er etwas nicht thun will, ſo ſagt er: wozu auch? wenn ich nächſtens aufwache, iſt's ja doch nicht geſchehen.“

„Das kannſt du ihm nie verzeihen,“ lachte der andere Lakai und ſetzte dann, zu Jean gewendet, hinzu: „er hat den Lukas neulich um zehn Gulden anpumpen wollen, und darauf hat ihm der Jäger geantwortet, er würde es recht gern thun, aber was könne es ihm nützen? beim Erwachen nächſtens habe er ja doch keine zehn Gulden!“

„Ja, ſo iſt's,“ ſagte der erſte Lakai, „aber ich bin feſt überzeugt und hoffe darauf, der wird noch einmal auf eine unangenehme Art geweckt werden.“

Bei dieſen Worten verſorgte er eine halbe Flaſche Bordeaux und ſpülte dadurch ſeinen Aerger über den träumeriſchen Jäger hinab.

Der andere Lakai aber, der ſchon länger im Dienſt war, ſagte zu dem Bordeauxtrinker: „Wenn dir übrigens deine Stelle im Hauſe lieb iſt, ſo rathe ich dir, über den Herrn Lukas keine Witze zu machen, am allerwenigſten an Orten, wo man ſie hören könnte; dergleichen iſt bei uns, wie du weißt, kurz entſchieden. Sieh nur den Jean da hinten an, der wär' auch nicht

langsam auf sein langes, dichtes Haupthaar setzte und durch einen leichten Schlag dort festdrückte. Hierauf kreuzte er ruhig seine Arme über die Brust und blickte dem Direktor der Privat-Irren-Anstalt fest in das Gesicht.

„Wir scheinen doch noch übel gelaunt zu sein," wandte sich dieser an den Wärter, welcher achselzuckend daneben stand; „wir scheinen unsere südliche Tigerlaune zu haben, wir wollen wahrscheinlich wieder eingesperrt werden?"

Diese Worte sprach Dr. Henderkopp mit einer boshaften Behaglichkeit, welche noch dadurch vermehrt wurde, daß er selbstgefällig dabei lächelte. „Wie befinden sich der Herr Graf?"

Auf dem Gesichte des also Angeredeten zeigte keine Spur von Bewegung an, daß er die Worte seines Quälers verstanden, nachdem aber seine Augen, welche allein und sehr deutlich sprachen, noch ein paar Sekunden die blauen Brillen fixirt hatten, nahm der Kranke mit einer sichern und zierlichen Handbewegung seinen Strohhut ab, wandte sich gegen die beiden Damen und redete sie mit tiefer, wohlklingender Stimme an: „Mesdames, j'ai l'honneur de vous saluer. Si Monsieur le Docteur avait eu seulement une idée de bienséance, il me vous aurait présenté.

„Lassen wir das, mein Freund," unterbrach ihn rasch der Doktor. „Sie wissen, daß ich es Ihnen ein- für allemal verboten habe, Fremde, die meine Anstalt besuchen, mit Ihren fixen Ideen zu belästigen. Seien Sie folgsam, gehorsam, das allein ist im Stande, Ihnen hier einen angenehmen Aufenthalt zu verschaffen."

„Agréable — jamais, c'est l'enfer sur la terre, et vous Docteur, êtes —"

„Der letzte Teufel, den ich nicht niederschlucken kann," brummte der Förster in den Bart.

„Gebhard," rief der Doktor so laut und gebieterisch dem Wärter zu, daß er die Bemerkung des ruhig Arbeitenden über-

hörte und auch der andere Kranke verſtummte, „ich ſehe, die dunkle Zelle hat noch keine Wirkung gethan, wir wollen die Douche ein wenig ſpielen laſſen. Ich will doch einmal ſehen, ob ich dieſen widerſpänſtigen Herrn nicht zum Gehorſam zwingen kann. Ja, ja, die Douche, Gebhard, und fortgefahren, bis ich ſelbſt komme und ſage: genug.“

Ein paar Sekunden lang zuckte eine ungeheure Wuth über die Züge des Kranken, er fuhr mit ſeinen Armen auseinander und faßte mit ſeinen Fingern in die leere Luft, als ſuche er irgend eine Waffe zu erfaſſen und ſeinen Quäler damit zu Boden zu ſchlagen. Auch ſchien ihm der Förſter dabei behülflich ſein zu wollen, denn dieſer ſchleuderte die Hacke, mit welcher er gearbeitet, in ſeine Nähe, doch trat Gebhard mit ſeiner kräftigen breitſchultrigen Geſtalt dicht an ihn heran und hob drohend den Zeigefinger ſeiner ſchweren Fauſt in die Höhe.

Der Kranke bedeckte einen Augenblick ſein Geſicht mit beiden Händen, und als er dieſe wieder hinabſinken ließ, war er noch bleicher als vorher, ſeine Lippen zuckten und ſtießen abgebrochen und mühſam die Worte hervor: „O, meine Damen, bitten Sie für mich! Nicht Douche, um Gottes willen nicht Douche! — Sie macht wahnſinnig meinen armen Kopf! Ich will ruhig ſein — ſehr ruhig — bis —“

Ein ſeltſames Gefühl hatte ſelbſt die feſten Nerven der Wittwe Speiteler erſchüttert, und als ſich ſchon bei den erſten Worten der eben ſtatt gehabten Unterredung Sophie vom Arm ihrer Mutter losmachte, um leiſe den Weg, den ſie gekommen waren, zurückzukehren, mochte ſie ſie nicht zurückhalten. Sie ſelbſt dagegen blieb ſtehen, ja, ſie ſtemmte unter der ungewohnten ſchwarzſeidenen Mantille ihre Arme in die Seite, wobei ſie unmuthig auf den Doktor blickte und feſt entſchloſſen war, wenn er eine Gewaltthätigkeit gegen den armen Kranken, für den ſie ſich intereſſirte,

zur Ausführung bringen lassen wollte, für den Letzteren recht energisch Partei zu ergreifen.

Doch kam es dieses Mal nicht so weit. Der Doktor ließ die blauen Brillengläser eine Zeit lang fest und unverwandt auf dem Gesichte seines Opfers ruhen. und begnügte sich dann damit, dem Wärter zu sagen: „Also lassen wir's für jetzt gut sein, aber bei der ersten Unart, bei der ersten noch so geringen Widersetzlichkeit Douche und Drehstuhl. Der Bursche da wäre im Stande, meine ganze Autorität in Frage zu stellen. — Wo ist Sophie?" setzte er fragend, indem er sich umblickte, hinzu.

„Sie ist dort hin gegangen," gab Madame Speiteler zur Antwort, „da sitzt sie auf der Bank unter den hohen Bäumen."

„Wir wollen sie aufsuchen," sagte Herr Henderkopp mißmuthig den Kopf schüttelnd, und während sie dem bezeichneten Orte zuschritten, fuhr er in erhöhtem scharfem Tone fort: „Es will mir das an Sophie durchaus nicht gefallen, daß sie so gar keinen Antheil an meinen Schöpfungen zu nehmen scheint. Meine liebe Madame, Sie werden begreifen, daß man, um die Ehre zu haben, Direktorin einer so berühmten Anstalt zu werden, das zimperliche schüchterne Wesen ablegen muß; meine Gattin muß gewissermaßen meine Stelle vertreten können, mich wenigstens unterstützen, soweit man es überhaupt von einer Frau verlangen kann."

„Allerdings, mein lieber Herr Schwiegersohn," meinte Madame Speiteler, „soll sie sich bemühen, ihre Pflicht zu thun, aber eigentlich ist ihr Wirkungskreis doch nur im Wohnhause, in Küche und Keller; um auch anderswo in Ihrer Anstalt mit der so nothwendigen Energie aufzutreten, dazu werden Sie wohl schwerlich eine brauchbare Frau finden. Sehen Sie mich an, ich kann wahrhaftig schon einen Puff vertragen, aber einen armen Teufel, der seiner Sinne nicht recht mächtig ist, körperlich abstrafen zu sehen, dazu könnte selbst ich mich schwerlich verstehen."

„So, ein armer Teufel?“ fragte der Direktor der Privat-Irren-Anstalt mit Verwunderung. „Das ist ein verstockter Bursche, der gehört, unter uns gesagt, eher ins Zuchthaus als in eine respectable Anstalt wie die meine; er hat sich durch Schwindeleien aller Art, durch falsche Papiere und mit einer unerhörten Frechheit in den Besitz eines erlauchten Namens und unermeßlichen Vermögens setzen wollen, ungerechnet sonstige verbrecherische Absichten, mit denen er seinen Geburtsort verließ und auf Reisen ging. Seine Verwandten, die ihm folgten, fanden ihn hier in einem allerdings jämmerlichen Zustande und brachten ihn als einen tobend Wahnsinnigen zu mir. Meiner Kunst, Madame, gelang es, ihn so weit wieder herzustellen, daß es möglich war, ihn in meinem ruhigen und so überaus anständigen Hause zu behalten. Glauben Sie ja nicht, daß ich, wie er jetzt ist, Unmögliches von ihm verlange, wenn ich mich bestrebe, ihn von seiner fixen Idee abzubringen. Hat er doch Stunden, Tage, wo er mit größter Ueberlegung handelt und spricht, wo ich förmlich seine Absicht durchmerke, mir beweisen zu wollen, daß ich es mit einem vernünftigen Wesen zu thun habe. Stelle ich mich aber einmal an, als gehe ich in seine Ideen ein, so kommt im Handumdrehen der ganze alte Wahnsinn wieder zu Tage: er verlangt Geld, um abreisen zu können, und ist ein vornehmer Herr, der von verbrecherischen Verwandten, die ihn um sein Vermögen betrügen wollen, hier festgehalten wird.“

„Und kennen Sie diese Verwandten?“ fragte Madame Speiteler, die sich von ihrer innigen Theilnahme für jenen Unglücklichen nicht so leicht abbringen ließ: „wäre es denn nicht vielleicht möglich, daß ihm ein großes Unrecht geschehen?“

Herr Henderkopp nahm jene selbstgefällige, lächelnde Miene an, welche sagen zu wollen schien, so will ich mich denn herablassen, und Dir den Beweis führen, daß zwei mal zwei vier ist. „Das, meine liebe Madame,“ sagte er hierauf, „ist eine alte Ge-

schichte, die sich in unserer Praxis zu oft wiederholt hat, um einen Kenner zu täuschen. Fragen Sie die meisten meiner Pensionäre, wenn sie sich nicht gerade im Stadium der Tobsucht befinden, und sie werden Ihnen zur Antwort geben, sie seien die gescheitesten Menschen der ganzen Welt und nur hieher gebracht worden, weil irgend jemand ein grausames Vergnügen daran finde, sie ihrer Freiheit zu berauben."

„Daß dies aber doch bisweilen der Fall sein kann, liest man in Büchern," versetzte die Wittwe.

„O ja, in England soll dergleichen schon vorgekommen sein, aber bei uns in Deutschland, wo die väterliche Fürsorge des Staates nur erprobten Männern die Aufsicht über so wichtige Anstalten, wie die meinige ist, zu erlauben hat, ist ein solcher Fall nicht denkbar, rein unmöglich." Der Doktor sagte diese letzten Worte mit solcher Bestimmtheit und machte dabei eine so entschiedene Bewegung mit der Hand, als wollte er dieses Gesprächsthema ein- für allemal abgeschnitten wissen, daß es die würdige Wittwe für besser hielt, nicht länger über eine Sache zu sprechen, wo ihrerseits weibliches Mitgefühl allein gegen langjährige Erfahrung und außerordentliche Kenntnisse doch nur mangelhaft stritten.

„Sie müssen das begreiflicher Weise besser wissen," sagte sie, während sie langsam der Bank zugingen, auf der sich Sophie niedergelassen hatte. „Wenn es Ihnen nun gefällig ist, Herr Schwiegersohn, so wollen wir jetzt den Theil des Hauses noch einmal durchsehen, wo wir besser bekannt sind und allenfalls ein Wort mitreden dürfen; nicht wahr, Sophie, das ist Dir auch lieber?"

„O gewiß, Mutter," versetzte die gedrückte und bekümmerte Braut, und so schritten denn die Drei dem Hause zu, um dort Küche und Keller zu besichtigen.

Wie es oft bei dem scheuen Wild im Walde vorkommt, daß

es bei dem Rufe der Treiber und dem Knallen der Gewehre nach allen Richtungen auseinanderstiebt, um sich später wieder leise schleichend zusammenzufinden, wenn die Jagd nicht mehr zu sehen und zu hören ist, so war es hier der gleiche Fall im Garten der Privat-Irren-Anstalt des Herrn Dr. Henderkopp. Kaum war der Direktor und der Wärter aus dem Gesichtskreise der Kranken verschwunden, so näherte sich einer nach dem andern schüchtern der Bank, auf der der Mann mit dem Strohhute wieder Platz genommen hatte und sich an einem Sonnenstrahl zu erheitern schien, den das sinkende Gestirn des Tages durch die Mauerspalte sandte, so Stämme als Blätter mit diesem letzten Kusse nochmals festlich vergoldend.

Der Förster, der sich noch einmal vergeblich bemüht hatte, den letzten Teufel niederzuschlucken, hatte seine Hacke auf die Bank gestellt und stützte sich mit beiden Armen darauf.

„Lasset es Euch nicht kümmern, wenn er auch mit Douche und Drehstuhl droht," sprach er mit einem pfiffigen Lächeln, „beide gehen nicht mehr, an der verfluchten Douche habe ich das Bleirohr zusammengebogen und in das Getriebe des Drehstuhls einen Stein gesteckt. Ha, ha, ha," lachte er, „diese dummen Kerle wollen klüger sein als wir."

Eine andere Gestalt, die wir bisher noch nicht gesehen, näherte sich mit festen Tritten, wobei dieselbe jedoch nicht unterließ, sich vorsichtig nach allen Seiten umzuschauen, zu welchem Zwecke sie alle paar Schritte stehen blieb. Es war dies ein großer und kräftig gewachsener Mann von militärischer Haltung, gut angezogen; seinen dunkelblauen Rock hatte er bis unter das Kinn zugeknöpft und in einem der Knopflöcher zeigte sich ein rothes Ordensband. Sein breites, knochiges Gesicht war durchfurcht, und namentlich auf der Stirn zeigten sich tiefe Falten. Unter buschigen Augenbrauen blickten stechende, graue Augen finster hervor, ein langer und starker Schnurrbart ließ von dem bestän-

dig unruhig zuckenden Munde wenig ſehen. Er näherte ſich ebenfalls der Bank, aber nicht in geradem Wege, vielmehr ging er in großen Kreiſen immer näher und näher, wobei er zuweilen, wie um ſich zu verbergen, hinter einen der dicken Baumſtämme trat. Dies that er beſonders, wenn ſich einer der andern Kranken ſcheu und vorſichtig jenem Theile des Gartens näherte, wo ſich der Mann mit dem Strohhute befand. Alle Penſionäre des Dr. Henderkopp waren mit auffallender Unruhe in Bewegung, mit Ausnahme des Telegraphiſten, der ſich ruhig an die Treppe geſtellt hatte, welche zu dem tiefer gelegenen Roſengarten und von da ins Haus führte.

Der finſtere Mann mit dem Ordensbande war endlich neben dem Förſter angelangt; hier kreuzte er ſeine Arme auf der Bruſt und ſprach mit dem gedämpften Tone einer ſonſt ſtarken Stimme: „Ohne eine geregelte Verſchwörung geht es nun einmal nicht, und ich bin der Mann dazu, ſie zu leiten. Ah, welche Complotte ſind mir ſchon gelungen! — Denkt an die letzten Tage des Kaiſers Paul, denkt an die Höllenmaſchine, die leider zu früh explodirte, gedenkt vor allen Dingen meiner Beihülfe bei dem Tode des großen Cäſar, und geſteht, daß ich der Mann dazu bin, eine Verſchwörung zu leiten und dieſes kleinliche, ſchauderhafte Neſt hier in die Luft zu ſprengen.“

Der mit dem Strohhute wandte langſam ſein Geſicht herum und antwortete, wie wir es ſchon vorhin hörten, wieder auf Deutſch und mit großer Ruhe: „Alle Sachen da, die Ihr nennt, Signore Generale, paſſen nicht auf dieſe Verhältniſſe. Es iſt hier nicht Kaiſer Paul, nicht der große Napoleon, nicht der viel größere Cäſar, ſondern nur ein ganz miſerabler Menſchenquäler.“

„Aber ein Cäſar in ſeinem Reich,“ verſetzte der General, indem er den Zeigefinger hoch emporhob und die Augen weit aufriß, „ein mächtiger Cäſar. Er hat Prätorianer, er hat Ketten

und Bande zu ſeiner Verfügung, nur eine gute Verſchwörung kann ihn ſtürzen."

„Oder auch ein feſter Schlag mit dieſer Hacke auf ſeinen dicken Kopf," meinte der Förſter, und ſetzte dann mit einem unheimlichen Grinſen hinzu: „Dann würde ich dieſen tückiſchen Teufel mit Honig überziehen, hinabſchlucken, und alle Qual hätte ein Ende."

Auch der Druckfehlerfänger hatte ſich genähert und ſtand da mit weit vorgeſtrecktem Halſe, wobei er ſeine Hände, die das Zeitungsblatt hielten, zuſammengelegt auf dem Rücken ruhen ließ.

Der mit dem Strohhute ſchüttelte langſam ſein Haupt und ſagte mit großer Ruhe: „Eine Verſchwörung, Signor Generale, iſt allerdings nothwendig, aber wir müſſen an eine neue, ganz beſondere denken, die eben erwähnten paſſen nicht hieher. Und Eure Hacke," wandte er ſich in entſchiedenem Tone an den Förſter, „darf dabei nicht zum Vorſchein kommen. O, das muß ſehr fein gemacht werden, wir wollen nicht Mörder und Todtſchläger ſein, wir ſind arme Gefangene, die ihre Freiheit wollen, nicht wahr?"

„O ja, o ja," ſeufzte der Förſter kopfnickend, „ich will zurück in meine ſchönen, großen Wälder, vielleicht daß mir da der tauſendſte Teufel ſo recht in den Schuß hineinläuft — prrrdauz, da liegt er!" Er hatte ſeine Hacke wie ein Gewehr angeſchlagen und ſcheinbar losgedrückt.

„Und ich werde auf den Marktplatz gehen," ſprach der General, „auf die Rednerbühne ſteigen, dort zum Volke ſprechen: Und Brutus war ein ehrenwerther Mann."

„Und ich," flüſterte der ehemalige Factor, „habe ein großes Engagement für Geiſt, Gemüth und Publicität; für jeden Druckfehler einen Gulden, macht vierzigtauſend Dukaten im Jahre; ich vertraue dabei ganz auf Ihre Hülfe, erlauchter Herr Graf."

„Das alles wird zu erreichen ſein," entgegnete dieſer, „nur

müßten Sie, meine Herren, ſich gänzlich allen den wichtigen Anordnungen fügen. Wiſſen Sie noch, Signor Generale, womit ich Sie beauftragt habe?"

Der General legte mit nachdenklicher Miene ſeine Hand an die Stirn, dann ſagte er: „Nachdem die Hauswachen und Prätorianer in ihre Kaſernen conſignirt ſind, begebe ich mich an das Hauptthor des Palaſtes und ſchlage einen jeden nieder, der aus demſelben heraustreten will."

„Nicht niederſchlagen, General," verſetzte eifrig der Andere, „nur nicht hinauslaſſen."

„Richtig, richtig, wer ſich aber widerſetzt, wird niedergeſchlagen, dazu bin ich der Mann."

„Gut," gab der mit dem Strohhute zur Antwort; „der Herr Förſter hat die ſchwierigſte Partie, auf ihn müſſen wir uns unbedingt verlaſſen können."

„Und das könnt Ihr, bei Gott! — Hört, ob ich meine Rolle noch auswendig weiß: Wenn der Gebhard in ſeinem Zimmer iſt, ſo ſchiebe ich von außen ſo leiſe als möglich den Riegel vor und drehe den Schlüſſel im Schloſſe zweimal herum. Der wird aufſchauen, wenn er gefangen iſt; zum Fenſter hinaus kann er nicht, das hat verflucht dicke Eiſenſtangen. Dann gehe ich hin und ſchließe alle Eure Zimmer auf."

„Worauf ich allein ein Wort mit dieſem verdammten Dottore reden werde," ſprach der Mann mit dem Strohhute, wobei er ſeine rechte Fauſt ingrimmig ballte.

„Immer kommt es mir vor," warf der Factor hier ſchüchtern ein, „daß dieſer Doktor, der uns unverantwortlich plagt, ein großer Druckfehler in der Schöpfung iſt, den wir hinauscorrigiren müſſen,"

„Ja, das wollen wir," fuhr der Graf fort, „thue jeder nur ſeine Schuldigkeit. Herr Förſter," wandte er ſich nochmals an dieſen, „bedenkt, daß auf Euch alle unſere Hoffnungen ruhen,

und daß man Euch nicht einschließt, Ihr dürft bei Tag und Nacht frei im Hause umher gehen; deßhalb thut mir den Gefallen, macht nicht zu viele Versuche, Eure Teufel niederzuschlucken. Denkt daran, wann Ihr frei werdet, könnt Ihr den tausendsten Teufel nach Belieben aufsuchen."

„O, ich werde nicht lange zu suchen brauchen," erwiderte eigenthümlich lachend der Angeredete, „den haben wir in der Nähe; ich brauche ihn nur noch mit Honig zu bestreichen, er schmeckt mir schon im Voraus. Doch ruhig," unterbrach er sich auf einmal in verändertem Tone, „dort der verrückte Telegraphist gibt uns eine Depesche, der Gebhard kommt vom Hause herüber."

„Trennen wir uns also für heute," sprach der General finster, aber mit Würde; „lebt wohl, edle Verschworene, auf dem Marktplatz bei Cäsars blutiger Leiche sehen wir uns wieder."

Nach diesen Worten huschte der Druckfehlerfänger eilfertig ins Gebüsch, und man hörte ihn murmeln, daß es bei alledem schwer sei und bleibe, die nöthigen Druckfehler zu finden, und daß nicht einmal mehr Verlaß sei auf eine stereotypirte Ausgabe.

Der Wärter Gebhard, welcher in der That vom Hause herüber kam, verwies es dem Telegraphisten, daß er ohne Erlaubniß arbeite; sonst bemerkte er durchaus nichts Ungebührliches an seinen Untergebenen. Hätte er freilich sehen können, wie der General hinter jedem dicken Baume ein scharfes Messer hervorzog und die Spitze desselben sorgfältig prüfte, oder hätte er die Geberden verstanden, mit welchen der Förster seine Hacke schwang und in den Boden hineinhieb, oder hätte er vor allen Dingen die Gedanken zu errathen vermocht, welche in dem Gehirne des Mannes mit dem Strohhute tobten, so würde er nicht so sorglos seine kleine Pfeife in Brand gesetzt und nicht so behaglich an diesem wunderschönen, heitern Abend bläuliche Rauchwolken in die Luft hinaus geblasen haben.

aus dem Haus gekommen, wenn er mit dem Jäger hätte leben können."

„'s iſt aber deſſen Schade nicht geweſen," ſagte der Erſte.

„Allerdings," entgegnete der Andere; „aber um Hoflakai zu werden, kann man nur Kerle brauchen, die gepfiffen ſind und keine Strohköpfe."

Jean zupfte geſchmeichelt ſeine weiße Halsbinde und erwiderte, er habe eigentlich durchaus nicht wegen des Jägers das Haus verlaſſen, denn im Grunde ſei der Lukas ein Menſch, neben dem ſich ganz gut leben laſſe; „wohl verſtanden," ſetzte er wichtig thuend hinzu, „ein Bedienter, der nur nach der Zufriedenheit und nicht nach dem Vertrauen des Herrn ſtrebt. Ich konnte mich mit erſterer nicht begnügen, ich muß wiſſen, was um mich her geſchieht, und bei einigen Verſuchen, dies zu erfahren, kriegt' ich einen Wortwechſel mit dem Herrn Lukas, und wir trennten uns auf die freundlichſte Weiſe von der Welt."

Da das Haus, in welchem wir uns eben befinden, ziemlich klein war und unmöglich viel Räumlichkeit enthalten konnte, ſo waren die Bedienten genöthigt, die eben erwähnte Unterhaltung mit gedämpfter Stimme zu führen.

An die Thür des Vorzimmers ſtieß drüben das Eßzimmer, in welchem ſich ein kleiner Tiſch zu ſechs Perſonen in jener maleriſchen Unordnung befand, die eine reich mit Silber und Kryſtall beſetzte verlaſſene Tafel darbietet, an welcher ſechs junge Herrn ſo eben ihr Diner eingenommen.

In der Mitte des nicht zu großen Tiſches ſtand ein prachtvoller ſilberner Aufſatz, ein Rebengewinde vorſtellend, und zwiſchen den fein gearbeiteten Blättern aus mattem Metall ſah man wirkliche Früchte aller Weltgegenden und Jahreszeiten geſchmackvoll geordnet, und oben drauf ein rieſenhaftes Blumenbouquet, welches die herrlichſten Wohlgerüche ausduftete. Doch war ſowohl Blumenbouquet als Fruchtaufſatz zerzauſt und in Unord-

Obgleich aber der Mann mit dem Strohhute, den die Anderen wohl nur im Scherze Herr Graf genannt, mit offenen Augen in die sonnenbeglänzte Landschaft hinausblickte, während er den Kopf auf den rechten Arm gestützt hielt, wobei sich seine Finger vergruben in die dichten, schwarzen Haare, waren seine Gedanken nicht bei diesem wunderbaren Wechsel von Schatten und Licht, ja, er starrte unverwandt noch immer die fernen Gebirge an, als diese schon ihre warme, violette Färbung verloren hatten und von tiefem Blau in kaltes Grau übergingen; und dabei zeigte nicht die leiseste Veränderung auf seinem Gesichte, kein Zucken der Lippen, kein Wechseln des Blicks, daß er es empfinde, die Sonne sei heute wieder einmal untergegangen und ihr folge finstere Nacht. Ja, als jetzt ein kalter Abendwind das welke Laub am Boden bewegte und durch seine dünne Sommerkleidung fröstelnd zog, schauerte sein Körper wohl zusammen, aber sein Blick blieb starr und unverwandt in die Ferne gerichtet. Innerhalb der Mauern eines Irrenhauses saß er und träumte. — —

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Im Salon der Gräfin Lotus.

Der kleine Salon der Gräfin Lotus nahm sich nie reizender aus, als wenn im Kamin ein helles Feuer loderte und die Flamme desselben ohne jede weitere Beleuchtung den Raum wunderlieblich, fast magisch erhellte. Es war dann gerade, als kokettirten diese Flammen mit den Teppichen am Boden, mit den grünseidenen Vorhängen, welche die hohen Spiegelscheiben verdeckten, mit

der kleinen Epheulaube in der Ecke des Zimmers, vor allem aber mit den zierlichen Marmorfiguren, welche das Dach dieser Laube trugen.

Es war köstlich anzusehen, wie die Flammen des Kaminfeuers in ihrer beweglichen Weise bald diesem, bald jenem der genannten Gegenstände ihre warme, ja, glühende Aufmerksamkeit schenkten. Jetzt schienen sie es ein paar Augenblicke lang nur auf den dunkeln Smyrnaer Teppich zu ihren Füßen abgesehen zu haben, und strahlten eine solche Glut auf ihn hin, daß er in seiner Freude und Erregung ob diesen heißen Küssen schönere Farben und zierlichere Dessins sehen ließ, als selbst am Tage; ja, man hätte glauben können, diese einzelnen Flocken bunter Wolle, aus denen er zusammengesetzt war, fingen an, sich aufzublähen, und wollten eine Erzählung beginnen aus dem fernen Süden, von dem kleinen Dorfe, wo sie erzeugt, wo ein ganzes emsiges Dorf die bunten Fäden zusammengewoben und gestickt, während herangezogene ernsthafte Beduinen, die in dem Dorfe Rast halten wollten, die lange Pfeife im Munde, zuschauten; während bei den Arbeitenden vorüberzogen die Kameele mit dem gravitätischen Schritt und dem nickenden Haupte, die edeln Pferde in muntern Sprüngen und der geduldige Esel mit melancholischem Ohrenwackeln zum abseits gelegenen Brunnen, wo eine hochgewachsene, schlanke Frauengestalt die Amphora heute noch eben so auf der Schulter hielt, wie Rebecca vor so viel Hundert Jahren. Darüber wiegten hohe, ernsthafte Palmen ihre schlanken, zierlichen Blätter und — —

Unmuthig verstummten die erzählenden Farben, denn die flatterhaften Flammen brachen jetzt anderswo durch zwischen den knisternden Holzblöcken und ließen, hoch aufstrahlend, den grünen Fenstervorhang wie durchsichtig erscheinen. Es war, als seufze es tief aus der Seide, und mit dem Tone, der sich hören läßt, wenn man mit der Hand über sie streicht, flüsterte sie leise, wie der nächtliche Himmel draußen so klar sei, wie die Sterne fun-

keln und wie ſich der junge Mond in einer weißglänzenden, haarſcharfen Sichel zeige. Kalt ſei es, ſehr kalt, die Scheiben beklagten ſich darüber, und aus den Thälern ſtiegen verrätheriſche Dünſte auf, die Morgen früh als eiſiger Reif auf die noch übrigen Blumen und Blätter niederfallen würden. Gerade ſchienen ſie etwas Anziehenderes berichten zu wollen von einer weißen Mauer, die dort von der Anhöhe herunter leuchtete, und von ſtarren, unbeweglichen Augen, als die boshaften Flammen triumphirend erwiderten: Ja, ſie iſt vorbei, die Zeit des Sommers, unſeres Nebenbuhlers, wir herrſchen wieder, unſer Reich beginnt! Damit ließen ſie die Fenſtervorhänge wieder im Dunkeln und ſchienen mit ganz beſonderer Liebe auf die Epheulaube und die Marmorfiguren.

Letztere ſchienen es übel genommen zu haben, daß die Glut des Feuers zuerſt mit dem Teppich und den Vorhängen gekoſt und blickten, als nun der volle Schein der Flammen auf ſie fiel, ſtarr und unbeweglich, wie bisher. Doch war es gerade die Kälte, welche die Begehrlichen ein ſo kokettes Spiel mit den bleichen, zurückhaltenden Marmorbildern treiben ließ, welche ſie veranlaßte, die Köpfe derſelben für einen Augenblick roſig zu beſtrahlen, ſich dann hinauf zu ſchwingen, um der dunkeln Blättermaſſe einen feurigen Kuß zu ſpenden und dann, wieder langſam hinabgleitend, mit den Gewändern der Statuen zu ſpielen; ein heiteres Spiel mit Licht und Schatten, dem ſelbſt der Stein auf die Länge nicht zu widerſtehen vermochte und ſich allmälig zu beleben und zu bewegen ſchien. War es doch, als erhielten die leeren Augenhöhlen Glanz und Verſtändniß, als öffneten ſich die feinen Lippen und als zeigten die langen Gewänder wechſelnde Falten. —

Dort, wo wir heimiſch ſind, klang es aus dem Stein, iſt es ſo unnennbar ſchön, daß uns in der Erinnerung an das glückliche Land ein tiefes Weh erfaßt, daß es ſchmerzhaft in uns wieder-

klingt, wenn der Mond aufgeht über dem weißen Marmorfelſen, der uns geboren. Dort ſind die linden, würzigen Lüfte, die unſere Jugend umſpielt, die, mit den glänzenden Blättern der Orange koſend, deren duftende Blüthen auf uns niederwarfen. O, das göttliche tiefblaue Meer mit ſeinen roſig gefärbten Zauberinſeln! — — — — —

„Nichts iſt ſo im Stande, mich recht lebhaft nach dem herrlichen Neapel zurückzuverſetzen, als der Anblick jener Marmorfiguren, die dort auf unſerer Terraſſe ſtanden; erinnerſt Du Dich wohl, Roſa?“

Das ſprach eine klangvolle Stimme, vor deren Tone das ſchattenhafte Geplauder der lebloſen Gegenſtände plötzlich verſtummte; die beweglichen Flammen ſchienen zu erſchrecken und zogen ſich für einen Augenblick ſcheu in ſich zuſammen, um gleich darauf mit einer Veränderlichkeit ohne gleichen ihre ganze Glut derjenigen zuzuwenden, welche die eben erwähnten Worte geſprochen.

Die Gräfin ſaß an der Seite ihres kleinen Kamins und beugte ſich etwas vor aus dem tiefen Fauteuil, ſo daß ihr bleiches Geſicht purpurn übergoſſen war von dem Scheine der ſpielenden Flammen.

„Noch mehr tritt mir das Bild Neapels vor die Seele,“ gab Roſa, die ihr gegenüber an dem Kamingeſims lehnte, zur Antwort, „wenn ich den Duft einer Orange oder deren Blüthe rieche. Da möchte ich die Augen ſchließen und um mich gaukeln laſſen den ſchönſten Golf der Welt mit ſeinen unſäglich ſchönen Formen, mit ſeiner blendenden und doch ſo harmoniſchen Färbung. Hat es Dich nicht oft gedrängt, ihn wieder zu ſehen?“

Françoiſe ſchüttelte leicht und melancholiſch ihr ſchönes Haupt.

„Was mich anbelangt,“ fuhr die lebhaftere Schweſter fort, „ſo regt ſich in mir in jedem Herbſte eine kaum zu bewältigende Luſt, nach dem Süden zu ziehen, und ich beneide aus tiefſtem

Grunde meines Herzens die klugen Vögel, welche dem welken Laube, den traurigen Regen- und Schneetagen ausweichen und an schönen, lichten Herbsttagen aufbrechen und auf ihren Wanderungen nach schöneren, glücklicheren Ländern über uns dahinziehen. Wer mit ihnen ziehen könnte, so frei, so fesſellos, wie ſie! Glückliches Volk," ſetzte ſie launig hinzu, „ſie brauchen keine Eiſenbahnen und kein Gepäck!"

„Und nehmen alles mit, was ſie lieben," bemerkte die Gräfin ſchwermüthig.

„Daß auch in uns die Sehnſucht nach wärmeren, ſüdlichen Ländern gelegt iſt, will ich mir nun einmal nicht abſtreiten laſſen. Im Frühling und Sommer wird es Dir nicht einfallen, einem Zugvogel folgen zu wollen, aber im Herbſte beneide ich jeden, den ſein Geſchick dorthin führt, wo auch Du einſtens ſo gern warſt, und ſo glücklich. Mein hochwohlgeborner Intendant hat nicht Unrecht, wenn er darüber klagt, daß ich im Spätherbſt unerträglich ſei. Es iſt wahr, er hat Recht, ich würde kein Wort darüber verlieren, wenn er mir um dieſe Zeit in oder ohne Gnaden meinen Abſchied bewilligte; ja, ich hätte ihm ſchon längſt an einem trüben Octobertage ſeinen Contract zurückgeſchickt, wenn —"

„Ich nicht da wäre," fiel ihr Françoiſe ſanft in die Rede, „nicht wahr, meine gute Roſa?"

„Nun, das verſteht ſich von ſelbſt; aber wir könnten ja zuſammen eine Luftveränderung verſuchen und für den Winter fortgehen."

„Alle?" fragte die Gräfin mit einem bedeutungsvollen Tone.

„Gewiß alle," fuhr Roſa in einem ſo muntern Tone fort, daß derſelbe ihrer Schweſter auffallen mußte, und als dieſe fragend aufblickte, bemerkte ſie, wie die Augen Roſa's nach dem dunkeln Nebenzimmer blickten, und verſtand ſie vollkommen, als ſie hinzuſetzte: „Hat nicht der Arzt geſagt, daß meinem Schwager ein Winter in milderer Luft ſehr wohl thun würde?"

„Allerdings,“ verſetzte Françoiſe, „nur iſt er nicht dazu zu bewegen.“

„Was ich auch wieder begreiflich finde, wenn man in einer ſo wunderbar freundlichen und behaglichen Umgebung lebt, wie ſie dieſes kleine Haus bietet.“

Eine hohe, dunkle Geſtalt hatte ſich an der Thür des Nebenzimmers gezeigt und mit langſamen Schritten genähert und da in dieſem Augenblicke die Flamme des Kamins, vielleicht aus Neugierde, vielleicht auch aus Theilnahme für ihren Herrn, der manche nächtliche Stunde hier geſeſſen und ſie genährt, hoch emporloderte, ſo erkannte man deutlich den Grafen Lotus mit ſeinem bleichen und ernſten, aber nicht unfreundlichen Geſichte.

„Meine liebe Schwägerin,“ ſagte er mit wohlwollendem Tone, „es iſt nicht allein das freundliche Haus, welches mich abhält im Herbſte auch einmal mit den Zugvögeln von dannen zu ziehen. Das ließe ſich wohl erſetzen durch warmen Sonnenſchein und den Anblick immergrüner Bäume; nein, was mich zurückhält, iſt hauptſächlich, daß mein Inneres ſo geworden iſt, daß es beſſer zuſammenſtimmt mit einem trüben deutſchen Winter, als mit dem heiteren Glanze eines ſüdlichen; auch ſchlafe ich beſſer bei Eis und bei Schnee, als bei lauer Luft.“

Bei den letzten Worten hatte er einen Fauteuil vor den Kamin gerollt, ſich in der Nähe ſeiner Frau niedergelaſſen und mit einem herzlichen Ausdrucke ſeines Geſichtes ſeine Hand leicht auf ihren Arm gelegt.

„Ich brauche Dir wohl nicht zu ſagen, lieber Schwager, wie ſehr mich die Mittheilung Françoiſe's gefreut, daß es in den letzten Tagen mit Deinem Schlafen erträglich geht.“

„Erträglich, ja,“ gab er zur Antwort, „nur iſt der Begriff dieſes Wortes einer großen Ausdehnung fähig; ich habe in dem Punkte ſchon viel ertragen, aber ungerecht wäre es, wenn ich gerade jetzt klagen wollte. Ich ſchlief in den letzten Nächten

mehrere Stunden ſanft und ruhig, und das iſt alles, was ich brauche; wahrhaftig, Roſa, ich könnte wieder anfangen, meine Exiſtenz eine behagliche zu nennen, wenn mich nicht etwas Anderes quälte."

Er ſchwieg nach einem tiefen Seufzer; Françoiſe blickte ängſtlich zu ihrer Schweſter auf, die aber mit dem unbefangenſten Tone fortfuhr zu ſprechen: „Was bekümmert Dich denn ſo außerordentlich? Weißt Du noch, wie Du mich ein verſtändiges und energiſches Mädchen genannt und verſichert haſt, es ſei Dir eine Beruhigung, mit mir über Deine Verhältniſſe zu reden, mir anzuvertrauen, was Dich quäle? Wenn Du alſo Deine Geſinnungen gegen mich nicht geändert haſt, was mir, nebenbei geſagt, ſchmerzlich wäre, ſo laß mich hören, ob Dir nicht zu helfen iſt."

Françoiſe drückte ihr Taſchentuch an den Mund und ſchaute mit beſorgtem Blick über daſſelbe hinweg auf das Geſicht des Grafen, der mit düſterem Sinnen in die Glut des Kaminfeuers ſtarrte und dann kopfſchüttelnd ſagte: „Zu helfen, liebe Roſa, wird mir ſchwerlich ſein, denn das Gefühl, welches mich drückt und quält, iſt ein alter Feind, der mich nach jahrelanger Ruhe immer wieder tückiſch überfällt. Zum erſten Male," fuhr er nach einem tiefen Athemzuge mit dumpfer Stimme fort, „mußte ich unter ſeinen Angriffen leiden, als der Hieb jenes niederträchtigen Shiks meinen Kopf getroffen. Das war eine traurige Zeit, wo ich bei furchtbarer Hitze lange Tage und Nächte im halbdunkeln Zimmer lag, wo meine Augen alles doppelt ſahen, o, ſo ausgeſprochen doppelt, daß man es hätte komiſch nennen können. Ich erinnere mich ſehr gut, wie ich damals immer vier Arme und vier Hände vor mir auf der Bettdecke liegen ſah; dazu kam noch ein unerträgliches Gefühl, daß es mir nämlich bei dem eifrigſten Bemühen nicht möglich war, einen Gedanken nur kurze Zeit feſtzuhalten, er entſchlüpfte mir, wie der glatte Aal aus der Hand, und entflat-

terte in seltsamen Bildern und Farben in unerreichbare Weiten, und das Gefühl habe ich jetzt auch wieder zuweilen."

„Doch nicht das Doppeltsehen?" fragte Françoise besorgt; „davon hast Du mir ja nichts gesagt."

„An dem Doppeltsehen leide ich allerdings nicht vollkommen ausgesprochen, doch wenn ich zuweilen einen Gegenstand fest ansehe, so muß ich alle meine Sehkraft zusammennehmen, daß es mir nicht zu zwei aus einander fließt, und dieses Zusammennehmen thut meinem Kopfe weh. Was aber das Entschlüpfen meiner Gedanken anbelangt," fuhr er mit einem düstern Blicke fort, „so habe ich sehr darunter zu leiden, und ich bin überzeugt, es muß Euch das durch meine abspringende Redeweise schon aufgefallen sein."

„Wenn ich ehrlich sein darf, Schwager," versetzte Rosa in heiterem Tone —

„So wirst Du mir Recht geben," unterbrach sie der Graf.

„Nein, nein, das wollte ich nicht sagen," erwiderte die Tänzerin lebhaft, „so muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß Du Dich mit solchen Phantasieen unnöthig plagst und daß sie bei Dir zur fixen Idee werden. Glaube mir, ich habe auch Zeiten, wo mir vielerlei Gedanken wie Blitze durch den Kopf fahren, wo einer den andern verdrängt, wo ich vom Hundertsten ins Tausendste komme, und häufig nicht im Stande bin, den Anfang meiner oft lächerlichen Combinationen wiederzufinden."

„Du willst mich beruhigen, liebe Rosa, Du und Die gute Françoise. Auch sie hat mir schon in gleicher Weise Trost gespendet, aber ich weiß am besten, daß mein Zustand ein ganz anderer ist, denn ich selbst fühle nur zu deutlich den Unterschied zwischen meinen guten und schlimmen Tagen."

„Deine Nerven sind zuweilen aufgeregt," sprach die Gräfin mit sanfter Stimme, „und darunter leidest Du, lieber Paul, und in solchen Augenblicken schließest Du Dich zu sehr gegen die

äußere Welt ab. Sei mittheilend, namentlich gegen uns, die wir Dich so sehr lieben; sprich Deine Gedanken aus, laß uns mit Dir fühlen, mit Dir leiden."

„Und wenn Dir einmal ein Gedanke hartnäckig entschlüpfen will," sagte Rosa heiter, „so rufe mich zu Hülfe und ich werde mich bemühen, die widerspänstigen wieder einfangen zu helfen."

Der Graf reichte seiner Schwägerin mit einem trüben Lächeln die Hand und entgegnete: „Ich kenne wohl Eure Freundschaft und Liebe zu mir, und weiß sie wahrhaftig auf's höchste zu schätzen. Ja, es ist mir oft zu Muthe, als wagten sich die finstern Gestalten, die mich oft umdrängen, nicht in meiner Nähe, wenn Eure guten, klaren Augen auf mir ruhen. Und doch," setzte er mit leiserer Stimme hinzu, „ist nicht alles, wie es sein sollte, und ich hatte mir schon vorgenommen, mit einem erfahrenen Manne über meinen Zustand zu sprechen."

„Mit wem denn, Paul?" fragte Françoise rasch.

Der Graf zuckte die Achseln und erwiderte, während er nachdenklich in die Glut des Kamins blickte: „Mit meinem Arzte, das kann nichts nützen, ich habe diesen Gegenstand schon hundert Mal mit ihm besprochen; er tröstet mich, so gut er kann, und wenn ich ihn endlich mit meinen Fragen in die Enge treibe, so kommt er mit gelehrten Ausdrücken, die ich nicht verstehen kann, und das will er gerade, wie ich schon bemerkte. — Man hat mir da von einem jungen Manne gesprochen," fuhr der Graf nach einer Pause fort, während welcher er zuerst seine Frau und dann Rosa forschend angesehen, „der bei leichten Störungen des — wie soll ich's nur gerade nennen? — nun gerade heraus — des Denkvermögens schon außerordentliche Erfolge erzielt haben soll."

„Aber das ist nicht Dein Fall," warf die Tänzerin rasch ein.

„Bis jetzt wohl nicht, aber es könnte mein Fall werden, und um das zu verhüten, möchte ich den Rath jenes Mannes hören; es ist ein Dr. Henderkopp, welcher einer Anstalt für Er-

krankte der eben geschilderten Art, wie man mir versichert, mit großem Geschicke vorsteht."

„Ach, Paul," flüsterte die Gräfin mit einem ängstlichen Blick auf ihre Schwester, die sie aber durch einen Wink mit ihren Augen zu schweigen bat und dann selbst ruhig entgegnete: „Einen solchen geschickten Mann zu Rathe zu ziehen, darin sehe ich durchaus nichts, was man Dir abrathen könnte, im Gegentheil, ich finde, Du hast ganz Recht, das zu thun. Sprich mit ihm vertrauensvoll, und es wird Dich beruhigen, wenn er Dich von der völligen Grundlosigkeit Deiner Befürchtungen überzeugt."

Der Graf nickte eine Zeit lang schweigend mit dem Kopfe, ehe er erwiderte: „Wenn ich einem solchen Manne zu gleicher Zeit mein vergangenes Leben mit seinen Leiden und Freuden offen und klar darlege, mache ich es ihm möglich, meinen Seelenzustand zu verstehen, indem ich einem unbefangenen, unparteiischen Verstande mit einem Male ein klares Bild meiner selbst vorlege, wogegen unser Arzt, der alles das schon kennt und unzählige Male mit mir besprochen hat, nie geneigt war, auf Einzelheiten Gewicht zu legen, die mir wichtig genug vorkommen. Wenn ich mich so ausdrücken darf, er steht mir zu nah, er ist zu sehr mein Freund, um meinen ganzen Zustand scharf überblicken zu können."

„Ich habe den Namen dieses Dr. Henderkopp nie gehört," sagte Rosa, worauf der Graf lächelnd erwiderte: „Das glaube ich wohl, glückliche Künstlerin, was solltest Du Dich auch in der Blüthe Deiner Jahre um Leute bekümmern, welche Anstalten vorstehen, deren Name allein Euch Frauen schon erschreckt? Namen, die allerdings in unserem ernsten Deutschen etwas abstoßend klingen, für welches aber die leichtere französische Sprache einen besser klingenden Ausdruck, maison de santé erfunden hat. Und dieses maison de santé, von dem hier die Rede ist, kannst Du hier von Deinem Fenster aus sehen, Françoise; es liegt

nung gerathen, und von ersterm hatte sich jeder der jungen Herrn eine wohlriechende Blüthe in das Knopfloch gesteckt.

Die leeren Champagnerflaschen in schweren Eiskübeln standen zwischen den Couverts neben kleinen, außerordentlich massiven krystallenen Gefäßen, welche für jeden Gast besonders mit Eis gefüllt waren, um die Champagnerkelche darin abzukühlen.

Reiche Damastservietten lagen neben und über einander, die zu Anfang des Diners so zierliche Gläserpyramide bei jedem Teller war in Unordnung gerathen, und in ihnen blitzten Getränke von allen Farben vom Weiß der Sauterne bis zum tiefen Purpurroth des Bordeaux; dazu leuchteten sechszehn Wachskerzen von schweren, silbernen Girandolen, und ihr Licht strahlte wieder in dem Krystall und Silber mit tausend glänzenden Punkten und zitternden Sternen.

Das Zimmer selbst war sehr einfach möblirt, die Wände bedeckte eine einfarbige Ledertapete, in welche unterschiedliche Figuren in altem Geschmack gepreßt waren; unten war ein drei Fuß hohes Getäfel von geschnitztem Eichenholz und mit demselben gelben Leder überzogen wie die Tapeten, nur waren auf ihnen statt der eingepreßten Zeichnungen kleine vergoldete Figuren aufgesetzt; Fenster und Thüren waren mit schwerem, korinthfarbenem Sammt verhängt, und der Einrichter dieses schönen kleinen Gemachs hatte vollkommen gefühlt, wie unangenehm es sei, bei einem guten Diner durch Betrachtung der Fensterformen gestört zu werden und dadurch genöthigt zu sein, einen Theil der so angenehm beschäftigten Phantasie auf so unnütze Gegenstände zu verwenden; deßhalb ließ der breite Sammtvorhang nur ahnen, wo vielleicht die Fenster sein könnten, und der Blick glitt wohlgefällig an der weichen Masse des Sammts wieder auf den eigenen Teller hinab.

Was den Koch des Hauses anbelangt, so können wir nur sagen, daß nichts als die in Unordnung gebrachte Tafel an ein Zimmer erinnerte, in welchem eben gespeist wurde, und daß die

gerade vor Dir auf dem Hügel nach Feltheim zu und zeigt deutlich seine lange, weiße Mauer. — Erinnerst Du Dich?"

„Ach ja," erwiderte die Gräfin bellommen, „ich habe es für einen Kirchhof gehalten."

„Das ist es auch in gewisser Beziehung, meine Liebe. Glaube mir, hinter jenen weißen Mauern liegt manch' heiße Phantasie, liegen manch' kühne Entwürfe begraben, dort wurde schon manches reiche Gemüth zur Ruhe gebracht. — Scherra sprach mit mir davon, er lernte den Doktor auf seinen Reisen kennen. — Oft, wenn ich hier an diesem Fenster stehe, blicke ich hinüber und freue mich, wie das Kirchlein, das man über die weiße Mauer hervorragen sieht, so reizend mitten im Grün der Bäume liegt. Von dort kann man auch Deine Fenster sehen, meine liebe Françoise, und das allein schon könnte mir einen Aufenthalt dort lieb und werth machen."

„O, sprich nicht so, Paul," erwiderte die Gräfin tief ergriffen, „nein, Du mußt nicht so sprechen, es ist Unrecht von Dir, das zu sagen."

„Selbst im Scherze thut es uns weh," meinte Rosa.

„So seid Ihr Weiber nun einmal; selbst die muthigsten, worunter ich Dich, Rosa, rechne, haben doch nicht Muth genug, einem drohenden Feind fest in's Auge zu sehen, und doch ist es nothwendig, denn nur so ist man im Stande, einen Schlag, der uns vernichten könnte, abzuwehren. Aber um Euch zu beruhigen, setze ich hinzu, daß das ja nur sehr weit gezogene Voraussetzungen sind. Doch werdet Ihr wenigstens gegen meine Absicht nichts einwenden, mit jenem Arzte ein vernünftiges Wort zu reden. Oder hätte ich es heimlich thun sollen, ohne mit Euch darüber zu sprechen? Seht, wie Ihr Weiber seid! In jenem Augenblicke verlangt Ihr Offenheit, und wenn man offen mit Euch spricht, so macht Ihr in diesem Momente solche Einwendungen, daß man bereut, es gethan zu haben."

Die Thür des Salons war bei den letzten Worten des Grafen geöffnet worden, und der Kammerdiener, der auf der Schwelle erschien, meldete den Herrn von Scherra, der sich im Vorzimmer befände.

„Sehr willkommen," rief der Hausherr; „wenn man es dem guten Scherra nur einmal abgewöhnen könnte, sich immer so förmlich anmelden zu lassen! — Dann soll man auch Licht bringen, Scherra liebt das Licht, viel Licht." — Er war hastig aufgestanden, um seinem Freunde entgegen zu gehen.

Françoise und ihre Schwester, welche beide im Grunde ihres Herzens froh waren, daß das Gespräch von eben, welches ihnen peinlich und schmerzlich war, unterbrochen wurde, wechselten einen langen, bedeutungsvollen Blick bei dem letzten Aufleuchten der Flamme des Kaminfeuers, die nun bei dem hereinbrechenden hellen Licht ihre Kraft verlor und darüber unmuthig, wie vor Zorn roth erglühend, in sich zusammen zu sinken schien.

„Guten Abend, meine Damen, guten Abend, Paul!" rief Herr von Scherra, der trotz seiner Wohlbeleibtheit rasch in das Gemach trat, mit seiner freundlich wohlwollenden Stimme, „bei dem frostigen Herbstabend draußen kenne ich keinen angenehmern Contrast als das Flackern des Kaminfeuers und die freundlichen Augen meiner schönen Gönnerin. Du siehst," wandte er sich launig an den Hausherrn, nachdem er jeder der Damen eine seiner Hände gereicht, „Du siehst, daß wir das in der Jugend Gelernte und oft Geübte noch lange nicht vergessen haben."

„Das weiß Gott," lachte der Graf, „Dir blüht im Aeußern wie im Innern ewige Jugend."

„Unter dem Schnee des Winters," versetzte freundlich Herr von Scherra, indem er seine Rechte bedeutungsvoll auf sein dickes, schneeweißes Haar legte; „aber nun genug der Complimente! Theure Gräfin, wie befinden Sie sich? Hoffentlich haben Sie den klaren Tag zu einem Spaziergange benutzt?"

„Gewiß, ich war draußen; Rosa und ich ließen uns vor die Stadt fahren und spazierten dort eine Stunde in dem angenehmen Sonnenschein.“

„Und Du, mein Freund?“ wandte sich Herr von Scherra an den Grafen, „Du hast wahrscheinlich wieder einmal das Haus nicht verlassen. O, es ist das eine leidige Gewohnheit, sich so einzusperren.“

„Nicht wahr?“ pflichtete ihm eifrig die Gräfin bei, „wir haben so gebeten, er möge mit uns fahren, oder möge hinaus reiten und uns draußen treffen, aber alles vergebens.“

„In einem solchen Falle, meine Gnädigste,“ sagte Herr von Scherra, „müssen Sie befehlen, aber nicht bitten. Der gute Paul ist oft wie ein Kind, das lieber zu Hause spielt — er thut das mit seinen Erinnerungen — als sich in Gottes herrlicher Natur ergeht; ist er aber einmal draußen, dann thaut er auf und unterhält sich bestens, nicht wahr, mein Freund?“

„Ich glaube, daß Du Recht hast.“

„O, ich bin davon überzeugt, und deßhalb, liebe Gräfin, müssen Sie diesem unartigen Kinde künftig befehlen.“

„Darf ich das?“ fragte Françoise ihren Gemahl mit freundlichem Lächeln, wobei sie ihre Hand sanft auf seine Schulter legte.

„O ja, Françoise, thue es einmal, ich möchte dabei auch sehen, wie Dir das Befehlen ansteht.“

„Nun, nach der Erlaubniß,“ rief Herr von Scherra lustig, „hoffe ich, werden Sie künftig ein scharfes Regiment führen; armer Paul, Du bist verloren, unsere gute Gräfin mit so kräftiger und lieber Unterstützung,“ — er verbeugte sich gegen Rosa, — „sind eine Achtung gebietende Macht.“

Der Kammerdiener hatte unterdessen auf einem runden Tische, der in der Mitte des Zimmers stand, das Theeservice aufgestellt, und nachdem er sich überzeugt, daß das Wasser in dem silbernen

Kessel leise zu ziſchen und zu ſingen anfing, den Salon wieder verlaſſen. Roſa war an den Tiſch getreten, um den Thee zu bereiten, wobei ihr Françoiſe half, indem ſie gefüllte Taſſen zuerſt Herrn von Scherra, dann ihrem Manne brachte, welche ſich beide vor dem Kamin niedergelaſſen hatten. Zu dem Erſtern ſagte ſie dabei: „Dieſe iſt für Sie nur zur Einleitung, Sie bekommen vortreffliche Trauben, ein Biscuit und ein paar Tropfen Marſala.“

„Ja, ja,“ ſprach der Graf heiter, „Du biſt einmal das enfant gâté meiner Frau.“

„Nicht wahr? Und Du findeſt es begreiflich, daß ich gern meine Abende bei Euch zubringe. So bei lieben Bekannten freundlich empfangen zu werden, iſt eine von den wenigen Süßigkeiten eines Junggeſellenlebens.“

„Wenn aber dieſer Junggeſelle ſelbſt heirathen könnte,“ meinte Françoiſe lächelnd, „um dann auch bei ſich einen heimlichen Kaminwinkel zu bilden —“

Herr von Scherra verſetzte, ſein Haupt ſchüttelnd: „Dieſes Junggeſellenleben führt uns zu leidigen Gewohnheiten, die wir ſchwer wieder ablegen können. Wenn der Abend kommt, hält es mich nicht mehr zu Hauſe, und es treibt mich, liebe Freunde aufzuſuchen, wo ich gern meine Abende verbringe. Ich verſtehe vollkommen die Lage jenes alten Garçons, der eine geliebte Freundin, die er täglich beſuchte, nur deßhalb nicht heirathete, weil er dann nicht mehr gewußt hätte, wo er ſeine Abende zubringen ſollte.“

Roſa hatte ein paar kleine Tiſchchen neben das Kaminfeuer geſetzt, um dort die Taſſen aufzuſtellen. „Es iſt ſchade,“ ſagte ſie, „daß Sie in dieſem Punkte ſo unverbeſſerlich ſind, ich glaubte, Sie hätten alle Eigenſchaften, ein vortrefflicher Hausvater zu werden.“

„Davon bin ich durchaus nicht überzeugt, Fräulein Roſa.

Allerdings können mich Freunde und Gewohnheiten Jahre lang an einen Ort feſſeln, aber wenn alle Welt glaubt, ich ſei feſtgewurzelt, ſo treibt es mich auf einmal wieder fort in die Ferne, und es erwächst mächtig die alte Reiſeluſt."

„Du haſt doch im gegenwärtigen Augenblicke nicht dergleichen vor?" fragte der Hausherr in faſt beſorgtem Tone.

„Beſtimmtes nicht," entgegnete Herr von Scherra, „doch wenn ich meine Tagebücher durchblättere, oder aus ihnen arbeite, wie ich auch heute mehrere Stunden gethan, ſo tauchen ferne Gegenden, wo ich gern verweilte, wieder ſo friſch und lebendig vor mir auf, daß ich an mich halten muß, um nicht auf der Stelle einen Befehl zum Einpacken zu geben."

„Ueber Aehnliches ſprachen wir vorhin auch, aber nicht à cause der Tagebücher — leider haben wir keine ſolchen — ſondern beim Erblicken glückſeliger Zugvögel, die ſo frei und feſſellos glücklichere Gefilde aufſuchen können."

„Was meinſt Du dazu?" wandte ſich Herr von Scherra an den Hausherrn. Hätteſt Du nicht auch wieder einmal Luſt, Zugvogel zu ſpielen, und noch einmal den Nil oder den heiligen Ganges zu beſuchen?"

„Dorthin zieht mich's eigentlich nicht," erwiderte der Graf und Roſa ſetzte raſch hinzu: „Lieber Herr von Scherra, ich muß bitten, nicht ſo egoiſtiſch zu ſein, wenn Sie über Reiſen reden, und auch an uns zu denken."

„Erwünſchteres könnte uns nichts kommen," verſetzte der Angeredete galant; „dann freilich wäre es nichts mit Nil und Ganges, aber wohin ſonſt? Italien? Neapel? Ich fürchte, der gute Veſuv hat ſeine beweglichen Landsleute angeſteckt und wir haben dort in nächſter Zeit einen Ausbruch zu erwarten, wie noch nie etwas Aehnliches dageweſen. Du haſt doch heute die Zeitung geleſen?" wandte er ſich an ſeinen Freund, „Garibaldi

iſt ausgeſegelt, und ich wette zehn gegen eins, er wird in Sicilien landen."

Françoiſe, welche wohl wußte, daß ein Geſpräch über Politik höchſt aufregend auf den Grafen wirkte, neigte ſich gegen Herrn von Scherra und bemerkte lächelnd: „Sie ſollen mir nicht umſonſt geſagt haben, daß ich zuweilen befehlen möchte; ich mache jetzt davon den erſten Gebrauch und befehle, daß in meinem Salon nicht über Politik geſprochen wird."

„Da haben wir's," rief Scherra mit komiſchem Ernſt, „aber im Grunde hat die Gräfin Recht. Man ſoll am freundlichen Kaminfeuer, bei einer guten Taſſe Thee, in Gegenwart von liebenswürdigen Damen, mit Freunden, die noch dazu entgegengeſetzter Meinung, wie wir, ſind," ſetzte er mit einem leichten Augenblinzeln gegen den Grafen hinzu, „nicht politiſiren, es iſt das ein unfruchtbares Geſchäft. Und es iſt dies wahrhaftig auch nicht meine Abſicht; nur um in den Augen der liebenswürdigen Fräulein Roſa nicht als Egoiſt zu erſcheinen, wollte ich die Frage an dieſelbe ſtellen, ob man, trotz einer Umwälzung in Italien, als Fremder dort ungehindert auftreten könnte?"

„Wie ich die Italiener kennen lernte," verſetzte der Graf, „bin ich der Anſicht, man würde nicht beläſtigt werden, auch glaube ich an keine dauernde Umwälzung. Worauf begründet ſich auch das Recht der piemonteſiſchen Regierung," ſetzte er eifrig hinzu, während ſich ſeine Augen belebten, „die Lombarden, Toscaner, Römer und Neapolitaner auf ihre Art glücklich zu machen, und durch unrechtmäßiges Vertreiben ihrer angeſtammten Fürſten zu einem Ganzen verſchmelzen zu wollen, was doch nie zuſammenhalten kann und wird? Dieſe piemonteſiſche Regierung," fuhr er heftiger fort, „die —"

„Halt, halt!" rief Herr von Scherra in komiſchem Ernſte. „Sind wir ſchon wieder mitten drinn, und ſoll ich jetzt den alten Streit erneuern, indem ich Dir aus einander zu ſetzen ver-

ſuche, daß die Italiener wohl ein Recht haben, eine große und freie Nation zu bilden, und daß es Dir ſelbſt, um von etwas Praktiſchem zu reden," ſetzte er lachend hinzu, „außerordentlich angenehm ſein würde, wenn Du ſpäter einmal vom Lago Maggiore nach Sicilien reiſen kannſt, ohne alle paar Quadratmeilen genöthigt zu ſein, Deinen Paß zu zeigen und theure Sporteln zu zahlen, damit Dich irgend ein italieniſcher Beamter, der Dich gar nicht kennt, für einen unbeſcholtenen und ehrlichen Mann erklärt? Meine Damen, ich muß dieſem ſtrengen Verfechter alles Beſtehenden die Erinnerung an einen Morgen in Livorno zurückrufen, auf deſſen Rhede wir Morgens um 4 Uhr ankamen, um nach zehn Stunden gänzlich unmotivirten Wartens endlich ans Land gelaſſen zu werden. Hat dieſer gute Graf damals nicht das Lob der kleinen italieniſchen Regierungen in den verſchiedenſten Sprachen der Welt geſungen, leider auch auf italieniſch, weßhalb es uns auch faſt begegnet wäre, daß man uns, endlich in der Stadt Livorno angekommen, ohne viele Umſtände eingeſteckt hätte?"

„Ich will wahrlich dieſen Chicanen und elenden Neckereien nicht das Wort reden, aber das ſind Mißbräuche, die ſich abſtellen laſſen."

„Die man aber nicht abſtellen wird; man hatte wahrhaftig lange genug Zeit, das zu thun."

Roſa ſchüttelte unmuthig ihren Kopf; ſie ſah voraus, daß es bei der reizbaren Gemüthsverfaſſung des Grafen in der nächſten Minute zu heftigen Worten kommen werde; ſie blickte Françoiſe fragend an, die es aber nicht wagen durfte, den Herrn von Scherra, der ſich auch noch obendrein etwas von ihr abgewandt hatte, durch einen Wink zu bitten, daß er das Geſpräch abbrechen möge. Glücklicher Weiſe öffnete der Kammerdiener in dieſem Augenblicke die Thür und ließ Arthur von Marlott eintreten, der

mit ſo geräuſchvollem und ſelbſtgefälligem Behagen erſchien, daß auch die lauteſte Unterhaltung unterbrochen werden mußte.

Dreißigſtes Kapitel.

Die Thugs oder indiſchen Mörderorden.

„Das heiße ich einmal Ahnungs-Vermögen entwickeln und Glück haben!“ rief der Huſaren-Offizier, während er nach allen Seiten ſein Compliment machte, mit großer Luſtigkeit, „Ahnungs-Vermögen, weil ich mir halb und halb dachte, ich würde hier einen warmen Kamin und ein kleines, vernünftiges Souper finden, und Glück, daß ich mich nicht getäuſcht.“

„Sie erlauben doch, ſchöne Couſine,“ wandte er ſich an die Gräfin, „daß ich mich in Ihrem angenehm durchwärmten Salon häuslich niederlaſſe? Es iſt draußen verdammt kalt,“ ſetzte er fröſtelnd hinzu.

Wir können hier unmöglich verſchweigen, daß der Huſaren-Offizier ſich ziemlich lange in der Straße vor dem Hauſe aufgehalten hatte.

„Man kann doch,“ fuhr er heiter fort, „nicht jetzt ſchon im dicken Paletot herumlaufen.“

„Wenn es einen friert, warum nicht?“ meinte Herr von Scherra trocken.

Der junge Offizier machte gegen den Sprecher eine Bewegung mit den Schultern, als könne er nicht umhin, ihn wegen ſeiner hausbackenen Anſichten zu bemitleiden; dann rollte er mit vielem Geräuſch einen Fauteuil herbei, ließ ſich hineinfallen, und erſt nach längerem Händereiben, während er mehrmals ver-

ſichert, daß es in der That verflucht kalt ſei, wandte er ſich an Roſa, um ihr auf ſeine Ehre die Verſicherung zu geben, daß für die morgende Theater-Vorſtellung jetzt ſchon kein einziger Platz mehr zu bekommen ſei. „Der Intendant," fuhr er geſchwätzig fort, „hat geſtern Abends im Club verſichert, daß Ihre Vorſtellung für morgen Abends, ſchöne Grauſame, entſchieden Ihre beſte ſei."

„Ich bitte Sie, Herr von Marlott, verſchonen Sie mich," ſagte unmuthig die Tänzerin.

„O," verſetzte er ſeufzend mit einer Miene, die ernſthaft ſein ſollte, wobei er mit der rechten Hand von ſich abwehrte, „der Himmel ſoll mich bewahren, zu Ihnen dergleichen zu reden, edle, aber grauſame Couſine; aber Ihrer liebenswürdigen Schweſter, unſerer theuren Gräfin, werden Sie mir nicht verbieten wollen, mitzutheilen, daß in der geſtrigen Theaterprobe das ganze Theaterperſonal außer ſich geweſen iſt über die Auffaſſung Ihrer Rolle. Ja," wiederholte er, ſich ernſt umſchauend, „bei unſerer großen Tänzerin, Fräulein Roſa, kann man von Auffaſſung einer Rolle ſprechen, und daß ſie in ihrem Zigeuneranzuge wunderbar ausgeſehen, bedarf eigentlich gar keiner Erwähnung."

„Wenn Sie ſo fortfahren," erwiderte Roſa gereizt und verdrießlich, „ſo zwingen Sie mich wahrhaftig, nach Hauſe zu gehen oder wenigſtens den Schutz des Hausherrn anzurufen."

„Der wird auch nicht auf ſich warten laſſen," ſagte der Graf; „ſei doch geſcheut, Arthur, ſprich lieber von Deinen Kameraden und Pferden, was doch auch ein ſchon oft dageweſenes Kapitel iſt."

„Es iſt traurig, daß Ihr es nicht ertragen könnt, wenn ich meiner ſchönen Couſine die aufrichtigen Gefühle meines Herzens darlege," meinte der Huſaren-Offizier, wobei er mit der heiterſten Miene von der Welt die Anweſenden der Reihe nach anſah;

„aber wenn es Euch gefällig iſt, kann ich auch von etwas Anderem reden, nur nicht von meinen Kameraden, die ſind langweilig; auch nicht von meinen Pferden, von denen leider im gegenwärtigen Augenblicke nicht viel Rühmens zu machen iſt.“

„Darf man ſich denn auch darnach erkundigen, wo Du herkommſt?“

„Das iſt vielleicht eine Gewiſſensfrage,“ warf Herr von Scherra ein.

„Ganz und gar nicht,“ ſagte Arthur von Marloit, „ich komme direct von der Straße — ja, von der Straße,“ ſetzte er mit einem ſehr behaglichen Geſichtsausdrucke hinzu, „es war da recht froſtig; vorher aber war ich auf unſerem Jockeiclub und ſah dem Spielen zu.“

Die Tänzerin hatte ſich ihrer Schweſter genähert und ſprach, auf den Rand ihres Fauteuils gelehnt, angelegentlich mit ihr.

„Es wurde ſehr hoch geſpielt,“ fuhr der junge Offizier fort, „verdammt hoch, und Lieutenant von Bonnet gewann, wie gewöhnlich.“

„Und Du ſpielteſt nicht?“ fragte der Graf.

„Nie gegen Bonnet, dieſer Kerl hat ein zu unverſchämtes Glück, und ich habe keine Luſt, mit meinem Wenigen ſeine Einkünfte zu vermehren. — Apropos, lieber Herr von Scherra, ich habe Sie ſpäter um einen rechten Freundſchaftsdienſt zu bitten.“

„So laſſen Sie hören, was ich mit meinen ſchwachen Kräften für Sie thun kann.“

„Später, ſpäter,“ verſetzte luſtig der Huſaren-Offizier, „jetzt muß ich meine theure Couſine Roſa noch um eine Taſſe Thee bemühen, wenn nicht etwas Soliderés da iſt,“ ſetzte er, um ſich ſchauend, hinzu.

„Scherra bekommt ein Glas Marſala,“ ſagte der Graf; „ich

Feinheit der aufgetragenen Schüſſeln dem würzigen Aroma des rieſenhaften Blumenbouquets durchaus nichts von ſeiner Friſche benommen.

Heben wir den ſchweren Sammtvorhang, welcher die Thür zum Salon verbirgt, in die Höhe und treten, Dank unſerer Unſichtbarkeit, in denſelben unbemerkt ein, ſo finden wir ſechs junge Herrn, welche von den ſechs Stühlen im Eßzimmer aufgeſtanden ſind, ſich nun nach der gehabten Mühe in weichen Fauteuils ausdehnen und, von einer guten Cigarre unterſtützt, dem Werke der Verdauung obliegen.

Der Jäger verließ ſo eben durch die andere Thüre den Salon, mit feſter Hand einen ſchweren ſilbernen Teller tragend, auf welchem er den Kaffee umhergereicht.

Dieſer Salon war eben ſo elegant, nur ungleich reicher möblirt, als das Speiſezimmer. In einem großen Kamin von weißem Marmor brannten große Holzblöcke, in welche das Auge, durch die ſpielende Flamme angenehm unterhalten, gedankenlos und doch ſanft träumend hineinſtarrte.

Die Unterhaltung in dieſem Gemache iſt ſehr einſylbig, und man hört einen Augenblick nichts als das Klappern der Taſſen, wenn ſie auf einem großen Tiſche von Marmor geſchoben werden, der in der Mitte des Zimmers ſteht, oder als das Picken der Uhr, die jetzt langſam, tiefklingend die ſiebente Stunde ſchlägt.

„Es iſt ſieben Uhr,“ ſagte einer der jungen Herrn, indem er ſich mühſam aus dem weichen Fauteuil aufraffte; „wer geht mit mir denſelben Weg?“

„Iſt das Gehen,“ fragte ein Anderer, „buchſtäblich zu verſtehen oder haſt du deinen Wagen beſtellt?“

„Ei, mein Lieber,“ verſetzte Jener, „bei ſolch' ſcheußlichem Wetter dürfen meine Pferde nicht aus dem Stalle; doch da auch das Nachhauſe g e h e n nicht buchſtäblich zu verſtehen iſt, ſo habe ich mir die Freiheit genommen, mich einer Drotſchke zu bedienen, welche wahrſcheinlich ſchon dort unten hält.“

glaube, wenn Du Dich gut aufführſt, wird für Dich auch was da ſein; iſt's nicht ſo, Roſa?"

Die Tänzerin war an den Tiſch gegangen und gab von dort her lachend zur Antwort: „Wenn das von der guten Aufführung unſeres theuern und verehrten Couſins abhängt, ſo glaube ich, daß ſein Souper ſehr ſchmal ausfallen dürfte, denn er ſcheint mir in der Laune zu ſein, wo ſeine Aufführung mir nicht gefallen kann."

Der Huſaren-Offizier hatte ſchmunzelnd ſeine feinen Stiefel betrachtet, wobei er ſeine Sporenräder leiſe zuſammenklingen ließ. Gerade wollte er irgend etwas Unüberlegtes entgegnen, als ſein Blick auf den Aermel ſeines Attila fiel und er dort auf dem dunkeln Tuch einen kleinen rothen, wollenen Faden bemerkte. Er nahm ihn raſch zwiſchen ſeine Finger, betrachtete ihn ein paar Sekunden, behaglich lächelnd, und ließ ihn alsdann auf den Teppich niederfallen, nachdem er ihn zuvor zu einem kleinen Kügelchen zuſammengedreht. Dieſer rothe, wollene Faden ſchien auf ſeinen Ideengang einzuwirken, denn nachdem er einen Augenblick über irgend etwas nachgedacht, erhob er ſich raſch von ſeinem Sitze und trat an den Tiſch, wo Roſa eben für Herrn von Scherra einen Kelch mit dem edlen, goldgelben ſicilianiſchen Weine füllte. Hier überflog ſein Auge raſch die anmuthige Geſtalt des jungen Mädchens, und darüber wurde ſein Blick ernſt; er berührte mit ſeiner Hand leiſe ihren Arm und ſagte: „Geben Sie mir immerhin auch ein paar Tropfen, Roſa, ich werde ſie nachträglich durch eine muſterhafte Aufführung verdienen."

Das junge Mädchen ſah ihn forſchend an, und als ſie bemerkte, daß von ſeinem Geſichte jene Luſtigkeit verſchwunden war, deren etwas roher Ausdruck ſie beſtändig verletzte, ſagte ſie in freundlicherem Tone: „Gut denn, ſo will ich Ihnen wieder einmal trauen. Sie ſehen, wie verſöhnlich ich bin, und daß ich

viel mehr auf Sie halte, als ich eigentlich thun ſollte; aber jetzt ſeien Sie auch vernünftig."

„Nach Möglichkeit, ſchöne Couſine. Gott, wenn Sie wüßten, daß es nur an Ihnen läge, mich zu einem vollkommen vernünftigen Menſchen zu machen, ſo würden Sie ſich einmal recht viel Mühe mit meiner Erziehung geben."

„Glaub' ihm nicht," rief der Graf, „mit der Erziehung wäre keine Ehre einzulegen."

Der Huſaren-Offizier hatte ſich einen Stuhl an den Tiſch gezogen, ſo nahe als möglich dem ſchönen Mädchen, und während er ein Biscuit in den Marſala tauchte, verſetzte er kopfſchüttelnd: „Ihr thut mir alle Unrecht. Weiß der Himmel, woher es kommt, daß ich ein ſo zweideutiges Renommee habe; aber ich tröſte mich mit der hochſeligen Königin von Schottland: auch ich bin beſſer, als mein Ruf."

Françoiſe hatte ſich ebenfalls erhoben und war auch an den Tiſch getreten, wo ſie ihren Arm um den Hals ihrer Schweſter legte und dem Geplauder des jungen Offiziers zuhörte, der behaglich ſpeiſte und in der That etwas vernünftiger geworden zu ſein ſchien, denn er berichtete von einer Gemälde-Ausſtellung, wo er heute geweſen, und von dieſem oder jenem Bilde, welches ihm beſonders gefallen.

Herr von Scherra war am Kamin ſitzen geblieben, trank Tropfen für Tropfen ſeinen Marſala und ſchien ſich eben ſo ſehr, wie an dem Geſchmack deſſelben, an der Farbe des edeln Weines zu erfreuen, der bei der Glut des Kaminfeuers wie flüſſiges Gold funkelte. „Ich las neulich wieder," ſagte er, zu dem Grafen gewandt, „Nachrichten über die Thugs oder indiſchen Mörderorden. Es iſt mir das ſehr intereſſant, und es wäre mir wichtig, über Einiges, das mir unklar geblieben, belehrt zu werden. Sollte ich den Juſſuf," ſetzte er flüſternd hinzu, „nicht einmal in dieſer Richtung befragen dürfen?"

Der Graf ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und blickte eine Zeit lang in die glühenden Kohlen, ehe er zur Antwort gab: „Du würdeſt ihn ohne Nutzen befragen, ſein Mund wäre gegen Dich ſtumm wie das Grab, verlaß Dich darauf.“

„Würde er auch Dir eine Auskunft verweigern?“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht; er ſpricht nicht gern von ſeiner Vergangenheit.“

„Es iſt ſchade,“ meinte Herr von Scherra; „aber Du ſelbſt,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „der Du zugegen warſt und betheiligt bei der Unterſuchung gegen die indiſchen Mörderorden, könnteſt mir Einiges ſagen, was mir in jenen Berichten undeutlich bleibt.“

„Aufrichtig geſagt,“ verſetzte der Graf mit einem ſeltſamen Lächeln, „geht es mir faſt, wie Juſſuf, auch ich ſpreche nicht gern über jene Geſchichten.“

„Das heißt, Du magſt Neugierigen nicht gern darüber mittheilen, und darin haſt Du vollkommen Recht; aber mir würdeſt Du es nicht abſchlagen, mich in meinen Forſchungen zu unterſtützen.“

Der Graf hatte ſich gegen das Kaminfeuer gebeugt und ſtieß mit der Zange zu wiederholten Malen in die brennenden Holzſtöße, ſo daß Myriaden von Funken leuchtend aufflogen. „Von ihren Geheimniſſen,“ ſagte er alsdann, „weiß ich auch nicht viel; ſollte ich Dir aber etwas Intereſſantes mitzutheilen im Stande ſein, ſo würde ich Dir gern einige Fragen beantworten, im Falle ich das nämlich zu thun vermag.“

„Ich möchte aber nicht, daß es unangenehme Erinnerungen in Dir hervorriefe.“

„Was Du mich fragen wirſt, wird wohl keine unangenehmen Erinnerungen in mir erwecken. Du biſt auf dieſem Welttheil wohl der einzige Menſch, der Kenntniß davon hat, was Juſſuf war, und haſt auch die Gründe gebilligt, warum ich den

Indier in meine Dienſte nahm.“ Er ſagte das, wie in halber Zerſtreuung, mit gedankenvollen Blicken, welche er in die Glut des Feuers verſenkte.

„Gibt es noch von dieſen Mörderorden in Indien?“ fragte Herr von Scherra nach einer Pauſe.

„O ja, es gibt deren noch, aber lange nicht mehr ſo zahlreich, wie damals, wo ſie mit vollem Rechte eine grauenhafte Plage genannt werden konnten; geſtanden doch manche der eingefangenen Mörder, daß ſie das Handwerk 25 bis 30 Jahre getrieben, jährlich ihren Raubzug zurückgelegt und an manchen Tagen 10 bis 20 Perſonen ermordet hätten.“ —

„Wie man hört, meine Damen,“ ſagte drüben am Theetiſche der Huſaren-Offizier in lautem, ſehr wichtigem Tone, „ſo ſoll die diesjährige Saiſon außerordentlich glänzend werden, man wird bei Hofe Comödie ſpielen und tanzen.“ —

„Dabei ſind aber keine Fälle bekannt, daß ſie Blut vergoſſen?“ forſchte Herr von Scherra weiter.

„Nein,“ erwiderte der Graf, „hatten doch die eigentlichen Mörder auch den Beinamen „Buttoat“ oder Erwürger, welche das Palu, ſo heißt das Tuch zum Erdroſſeln, drei Fuß lang und leicht zuſammen gedreht mit einem Knoten am Ende am Gürtel trugen. Der Buttoat folgte der Perſon, die ermordet werden ſollte, warf ihr das Tuch über den Hals und kreuzte dann mit außerordentlicher Kraft die Arme, worauf alles vorüber war. Die entſetzliche Geſchicklichkeit dieſer Leute war ſo groß, daß, ehe das Opfer noch zu Boden fiel, das Leben erloſchen war.“ —

„Mit Hof-Concerten,“ lachte Arthur, „bitte ich, mich zu verſchonen; es kommt auch dieſe Ehre ſelten an mich, denn ich kann nicht umhin, dort ein ſolches Bild von Langeweile zu geben, daß es, wie mir Seine Excellenz der Oberhofmeiſter verſicherte, förmlich anſteckend ſein ſoll und ſchon Veranlaſſung gegeben zu einem Allerhöchſten Gähnen.“

„Und doch haben Sie oft verſichert," meinte Roſa, „daß die Muſik Ihnen Vergnügen macht."

„Doch nur die Tanzmuſik, nicht wahr, Arthur?" ſagte lächelnd die Gräfin.

„Allerdings kann ich mich in der Branche von Tanzmuſik und Tanz unbedingt für einen Kenner ausgeben. Fragen Sie die grauſame Roſa, ob ich nicht bei jedem Ballete von Anfang bis Ende nur Auge und Ohr bin."

„Wie kann ich das wiſſen? Sie werden doch nicht ſo eitel ſein, vorauszuſetzen, daß ich nach Ihnen ſehe, um Ihre Aufmerkſamkeit zu beurtheilen?"

„Nicht immer, begreiflicher Weiſe, ſchöne Couſine, aber zuweilen erhalte ich doch meinen Blick, ach, ſo einen kleinen Blick der Freundſchaft, mit Liebe verbrämt!" —

Die beiden Schweſtern lachten, und Roſa ſagte: „Er iſt unverbeſſerlich, es hilft wahrhaftig nichts, wenn man ſich die Mühe gibt, ihm Vernunft zu predigen. Geſtehen Sie, Herr von Marlott," fuhr ſie fort, nachdem ihre Blicke plötzlich den Ausdruck des freundlichen Lächelns verloren hatten, „daß Sie den ganzen lieben Tag nie an etwas Ernſtes denken und immer nur überlegen, wie Sie ſich in der nächſten Stunde am beſten amuſiren wollen."

„Das Letztere zugeſtanden, thun Sie mir im Erſten Unrecht; ich denke oft an etwas Ernſtes, und zwar an Sie, ſchöne Roſa, ohne daß mich aber dieſes Denken je etwas genützt. Sie haben nun einmal eine ſchlechte Meinung von mir und wollen nicht davon ablaſſen."

„Trotzdem er alles thut," warf die Gräfin heiter ein, „um Dich in Deiner Meinung zu beſtärken. Du haſt Recht, er iſt unverbeſſerlich." —

„Etwas möchte ich noch wiſſen," ſprach Herr von Scherra nach einer längeren Pauſe, „ob die Thugs nämlich ſich von An-

dern gebrauchen ließen, um eine bezeichnete Perſon aus der Welt zu ſchaffen?"

Der Graf blickte mit einem Ausdrucke zu ſeinem Freunde auf, als habe er die Frage nicht recht verſtanden.

„Ich meine," fuhr dieſer fort, „ob ſie ſich in der Art gebrauchen ließen, etwa wie die italieniſchen Bravi — ob ſie auf Beſtellung und für Geld mordeten?"

Der Graf fuhr langſam mit ſeiner Hand über die Augen, ehe er mit leiſer Stimme zur Antwort gab: „Das Letztere thaten ſie wohl niemals, und was das Andere anbelangt, ſo weiß ich Dir auch darüber keine genaue Auskunft zu geben. So viel iſt ſicher, daß ſie bei ihrem entſetzlichen Gewerbe vorgaben, nur dem Rufe ihrer finſteren Göttin Kalee zu folgen. Dieſer Ruf oder die Vorzeichen waren verſchiedener Art, z. B. das Geſchrei des Wolfes, der Eule, auch das Zuſammenſchlagen von Stein und Eiſen, ſobald dies auf ihrer rechten Seite ertönte. War ihre Aufmerkſamkeit dadurch erregt, ſo überließen ſie ſich allerdings dem Einfluß ihrer Vorgeſetzten oder auch vielleicht dem von Perſonen, die ſie hoch verehrten."

Bei dieſen letzten Worten ſtieß der Graf die Holzblöcke im Kamin zuſammen und ſprach ſo leiſe, daß Herr von Scherra Mühe hatte, ihn zu verſtehen. Da dieſer auch hieraus abzunehmen ſchien, daß die Fortſetzung dieſes Geſpräches ſeinem Freunde nicht angenehm ſei, ſo lehnte er ſich in ſeinem Fauteuil zurück und blickte nach den beiden Damen, denen es Spaß zu machen ſchien, den jungen Offizier bei ſeinem Souper wechſelweiſe zu bedienen.

„Da ſieht man es wieder einmal," rief er mit komiſchem Ernſte, „welchen Vorzug die Jugend hat — dieſer undankbare Offizier wird von ſchönen Händen gefüttert, während ich vergeblich nach einem Tropfen Marſala ſchmachte."

„Falſch, Herr von Scherra," lachte Arthur, „Nur aus Dis-

cretion, um Ihr ernſtes und gewiß ſehr intereſſantes Geſpräch mit Paul nicht zu ſtören, zogen wir uns hieher zurück, und ich wurde, wie ſchon oft, das Opfer meiner Gefälligkeit, denn ich habe allerdings ſtark ſoupirt."

„Sie nennen das ein Opfer, was andere, minder begünſtigte Sterbliche vollkommen glücklich machen würde. Ich werde mich auch, um in Ihrer Redeweiſe fortzufahren, ein wenig opfern," ſprach Herr von Scherra, aufſtehend.

„Im Falle nämlich Arthur noch etwas übrig gelaſſen hat," ſagte der Graf, indem er dem Beiſpiele ſeines Freundes folgte, ſich ebenfalls von ſeinem Fauteuil erhob und an den Tiſch trat.

„Mit dieſer Aeußerung, beſter Paul," verſetzte Arthur, „machſt Du allein Deiner hochverehrten Frau, unſerer liebenswürdigen Wirthin, ein ſchlechtes Compliment. Daß Du mich als ein Muſter von Unerſättlichkeit hinſtellſt, will ich Dir verzeihen, und wie ſehr Du der vortrefflichen Gräfin Unrecht gethan, davon magſt Du Dich durch den Augenſchein überzeugen. Rücken wir alſo zuſammen, und fahren wir in unſerem höchſt angenehmen Geſchäfte fort."

„So war es eigentlich nicht gemeint," lachte Herr von Scherra, und ſetzte, nachdem er auf ſeine Uhr geſehen, bei: „es iſt ſpät genug, um einen kleinen Abſchiedstrunk zu thun, und ich bitte zu dieſem Behufe Fräulein Roſa noch um ein Glas Marſala."

„Es iſt traurig," meinte der Huſaren-Offizier, „daß dieſer gute Herr von Scherra nie die ächte und gerechte Ruhe hat."

„Beim Souper, wollen Sie ſagen?"

„Da und auch ſonſt."

„Nun erlauben Sie, lieber Herr von Marlott," verſetzte der alte Herr, „es gibt Gelegenheiten, wo ich ſchon beweiſe, daß es mir an der nöthigen Ruhe nicht fehlt; aber wenn es eilf Uhr vorüber iſt, ſo iſt es wohl nicht zu früh, an's Nachhauſegehen

zu denken, beſonders da Paul vor Mitternacht zur Ruhe gehen ſoll und muß."

„Ja, daran habe ich nicht gedacht," gab der Huſaren-Offizier zur Antwort und ſetzte, zu dem Hausherrn gewandt, nachdem er ſeinen Bart ſorgfältig mit der Serviette abgewiſcht hatte, hinzu: „Wie geht es Dir jetzt eigentlich mit dem Schlafen, ich denke beſſer, nicht wahr? Das freut mich ganz außerordentlich, wahrhaftig, ganz außerordentlich, obgleich ich mir eigentlich von den Leiden der Schlafloſigkeit keinen rechten Begriff machen kann."

„Denk Dir einmal, Arthur," erwiderte der Graf gut gelaunt, „Du ſeiſt ſo recht hungrig und durſtig; dieſe Gefühle kennſt Du doch?"

„O, was das anbetrifft, ſo kenne ich auch andere," antwortete der Huſaren-Offizier etwas piquirt.

„Alſo Du ſeiſt hungrig und durſtig, hätteſt die beſten Speiſen und Getränke um Dich ſtehen, und unſichtbare Hände verhinderten Dich, zuzulangen."

„Das wäre allerdings entſetzlich."

„So iſt es mit meiner Schlafloſigkeit," ſprach der Hausherr ſehr ernſt; „ich bin ſchläfrig zum Umſinken, die Augen fallen mir faſt zu, der Schlaf, der alle Geſchöpfe erquickt, umgaukelt mich, daß ich ihn faſt glaube mit den Händen ergreifen zu können, und wenn ich die Augen ſo recht müde ſchließe und denke, er ſenke ſich ſanft auf mich nieder, ſo flattert er wie hohnlachend davon in alle Weiten — doch reden wir nicht davon," ſchloß der Graf mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Das iſt auch meine Meinung," ſagte Herr von Scherra, „ich kenne auch ähnliche Zuſtände und habe mich immer bemüht, Abends auf andere Gedanken zu kommen und ſo die Furcht zu überwinden, die man vor ſeinem eigenen Bette hat."

Der Graf hatte ſeine eine Hand ſanft unter den Arm ſeines Freundes geſchoben, und ſagte, ihn etwas bei Seite ziehend, mit

leiſer Stimme: „Haſt Du Dich nochmals nach jenem Arzte erkundigt? Räthſt Du mir, ihn zu einer Conſultation zu beſuchen?“

„Warum nicht, es wird Dich beruhigen. — Dr. Henderkopp — bei dieſem Namen wandte ſich der Huſaren-Offizier raſch gegen Herrn von Scherra, wobei er für ſich ſelbſt mit dem Kopfe nickte, wie jemand, der ſich auf etwas beſinnt — „war Aſſiſtenz-Arzt bei einem meiner wertheſten Freunde,“ ſetzte Herr von Scherra ſeine Rede ruhig fort, ohne die Bewegung Arthurs zu ſehen, „welcher ſeine Kenntniſſe lobte und mit ſeinen eifrigen Studien zufrieden war. Die Anſtalt, die Dr. Henderkopp jetzt ſelbſt führt, habe ich allerdings nur flüchtig geſehen, doch was ich ſah, hat mir nicht mißfallen. Wenn Du willſt, begleite ich Dich hin.“

„Nein, nein, ich danke Dir,“ entgegnete der Graf raſch, faſt ängſtlich, „das mache ich lieber allein ab; nicht, daß ich's heimlich thun wollte, im Gegentheil, ich werde Dir genau referiren, was er mir geſagt.“

„Wie Du willſt, mein guter Paul. Und nun,“ er reichte ihm die Hand, „ſchlaf' wohl, — es iſt das bei mir keine Redensart, ſondern ein Wunſch, der von Herzen kommt. — Gehen Sie mit, junger Weltenſtürmer?“ wandte er ſich an Herrn von Marlott.

„Gewiß,“ entgegnete dieſer; „doch, ehe ich es vergeſſe, darf ich Sie wohl fragen, ob Sie nicht eben den Namen des Dr. Henderkopp nannten?“

„Allerdings; aber wie kommen Sie auf dieſen Namen?“

„O,“ machte lachend der junge Offizier, „in Betreff dieſes Wortes habe ich Sie ſpäter um eine Gefälligkeit zu erſuchen.“

„Darauf wäre ich begierig,“ verſetzte lächelnd der alte Herr; „ich wüßte nicht, was mehr aus einander ginge, als Dr. Henderkopp und Sie.“

„Zugeſtanden, und doch haben auch die verſchiedenartigſten

Menſchen gemeinſchaftliche Annäherungspunkte," meinte Herr von Marlott, und ſetzte gegen die Damen gewandt hinzu: „Meine ſchönen Couſinen, ich habe die Ehre, Ihnen eine gute Nacht zu wünſchen." Françoiſe reichte ihm freundlich die Hand, die er bedächtig an ſeine Lippen führte, dabei aber zu Roſa hinüberſchielte und dann ſagte: „Françoiſe hat doch ein gutes und verſöhnliches Gemüth und läßt mich ſelten ohne ein Zeichen ihrer Güte ſcheiden, aber Sie —"

„Schon gut, Herr von Marlott," lachte die Tänzerin, „ich bin um Ihren ruhigen Schlaf beſorgt. Wie oft haben Sie mir ſchon verſichert, daß ich Ihnen mitternächtige qualvolle Stunden verurſacht."

„Und auf Ehre, das iſt wahr! Selbſt im Traume noch umſchwebt mich Dein Bild! ſingt jener glückſelige junge Menſch in der Nachtwandlerin, indem er, ach, mit ganz anderen Gefühlen ſcheidet, als ich. Gute Nacht denn, Paul! Ich wünſche Dir von Grund meines Herzens einen feſten Schlaf."

„Gute Nacht, meine Damen," ſagte Herr von Scherra, und damit verließen Beide das Gemach, während der Hausherr an der Glocke zog, die neben dem Kamin hing.

Draußen im Veſtibul ſtand der Kammerdiener des Grafen Lotus und präſentirte den beiden Herrn Cigarren auf einem ſilbernem Teller, während einer der Lakaien ein brennendes Wachslicht bereit hielt. Ein anderer der Bedienten half Herrn von Scherra ſeinen Ueberrock anziehen, und bot alsdann auch dem Huſaren-Offizier den ſeinigen, welchen deſſen Reitknecht gebracht.

„Das iſt wunderbar," meinte Herr von Marlott, „daß mein theurer George ſich um ſolche Kleinigkeiten, wie meinen Paletot, bekümmert; ich fürchte, er hat wieder allerlei Streiche gemacht, weßhalb er ſich bemüht, mich bei guter Laune zu erhalten, es iſt mir das immer verdächtig." Er brannte ſeine Cigarre an und

Mit dieſen Worten trat er an's Fenſter und zählte, durch die Scheiben ſehend, zwei ... vier ... ſechs Wagenlaternen, welche in dem Hofe durch den dunklen Abend leuchteten.

„Ich habe es ebenſo gemacht," ſagte ein Dritter und ſuchte, langſam im Zimmer umhergehend, ſeinen Hut, und ein Vierter ſetzte lachend hinzu:

„Da ich im Voraus gewußt, daß Jeder von Euch eine Droſchke beſtellen wird, ſo habe ich es unterlaſſen, daſſelbe zu thun, und Einer von Euch kann die Ehre haben mich nach Hauſe zu bringen."

„Gehen wir alſo," ſagte der Erſtere; „guten Abend, Karl! wir ſehen uns doch auf dem Balle?"

Dieſe Frage richtete er an einen jungen Mann, welcher vor dem Kamin ſaß und einen mächtigen Holzblock mit der Zange herumwarf.

„Wahrſcheinlich komme ich auf eine halbe Stunde," erwiderte der Hausherr, denn er war es, und reichte die Hand zum Abſchiede, wobei er aufſtand und ſeine vier Gäſte, welche eben geſprochen, bis an die Thür geleitete. „Behüt' Euch Gott! — Bis nachher! — Bis morgen!" —

Der Jäger im Vorzimmer zog die Thüre hinter den Gäſten ins Schloß, ſie ſtiegen die Treppen hinab, und bald darauf hörte man unten drei Wagen über das Pflaſter davonraſſeln. Der Hund im Hofe bellte jedem eifrigſt nach, dann ward es wieder ſtill, wie vorher.

In dem Salon blieb bei dem Herrn des Hauſes nur Einer der Gäſte zurück, welcher nun ſeinen Fauteuil näher an das Feuer zog und die Füße behaglich ausſtreckte.

Der Baron Karl ſtand ihm gegenüber, auf die Kaminplatte geſtützt, und ſetzte einen kleinen Chineſen, der da ſtand, in Bewegung, ſo daß derſelbe eifrigſt mit dem Kopfe nickte; dann blickte er auf die Uhr und ſagte: „Wir haben noch eine Weile Zeit, und es iſt ſchön von dir, daß du noch bleibſt."

folgte dem alten Herrn, der ſchon die Treppe hinabgegangen war. —

Es war eine kalte, ſternenklare Nacht. Der Offizier ſchaute an den Himmel empor und heftete dann ſeine Blicke auf das gegenüber liegende Haus, wo aber kein Lichtſchimmer mehr zu ſehen war.

„Sie ſchläft und träumt von mir,“

trillerte er nach einer bekannten Weiſe, worauf er dem alten Herrn freundlich ſeinen Arm bot.

Nachdem ſie ein paar Schritte gegangen waren, ſagte Herr von Marlott: „Ich habe Sie in der That um eine kleine Gefälligkeit zu bitten, welche, was Ihnen allerdings ſonderbar vorkommen wird, jenen Dr. Henderkopp betrifft. Sie kennen ihn, wie ich weiß, und könnten etwas für mich thun.“

Ich muß wiederholen, daß ich begierig bin, auf welche Art ich Ihnen bei dem Direktor der Privat-Irren-Anſtalt nützlich ſein kann.“

„Nun, in dieſer Eigenſchaft freilich nicht,“ lachte der Huſar, „Gott ſoll mich in Gnaden bewahren; aber wie ich ganz genau weiß, wird ſich der Doktor in den nächſten Tagen verheirathen.“

„So iſt es; wenn ich aber hinzuſetze, daß ſeine Braut ein ganz unbeſcholtenes Mädchen iſt, die ſehr eingezogen lebt, und, wie ich glaube, keine militäriſchen Bekannſchaften hat, ſo —“

„Machen Sie mir mit dieſer Aeußerung durchaus kein Compliment, ſprechen vielmehr eine Befürchtung aus, die ich aber dadurch zu entkräften vermag, daß ich Ihnen mein Ehrenwort darauf gebe, daß ich die Braut des Doktors in meinem Leben nicht geſehen habe, und auch kein beſonderes Verlangen darnach trage, ihre Bekanntſchaft zu machen.“

„Gut denn; aber meine Bemerkung können Sie mir nicht

übel nehmen, denn ich weiß, um was es ſich bei Euch jungen Leuten gewöhnlich handelt."

„Haben auch dieſes Mal nicht Unrecht, verehrter Herr und Freund. Ich will ehrlich ſein; es betrifft in der That ſo eine kleine, liebenswürdige Bekanntſchaft, die ich gemacht habe und zu cultiviren gedenke."

„Und dazu ſoll ich die Hand bieten?"

„O, unbeſorgt," ſagte der Huſar mit einem affectirten Seufzer, „es iſt eine reine, unſchuldige Liebe."

„Das glaube Ihnen der Henker, aber was wollen Sie denn eigentlich?"

Statt auf dieſe Frage ſogleich eine Antwort zu geben, zog Herr von Marlott ſeinen Begleiter etwas auf die Seite, um eine raſch daherrollende Equipage vorüber zu laſſen. „Es iſt der Wagen des Grafen," ſprach er nach einer Pauſe, ihm nachſchauend, „Roſa fährt nach Hauſe. Nicht wahr, das iſt doch eine prächtige Erſcheinung? — — Aber um wieder auf meine Bitte zu kommen, ſo iſt ſie im Grunde nur eine Kleinigkeit, die Ihnen nicht ſchwer wird, mir zu erfüllen, eine Einladung zu jener Hochzeits-Feierlichkeit — laſſen Sie mich ausreden, Verehrteſter, ehe Sie, wie ich an Ihrem Kopfſchütteln merke, mit Gründen gegen mein Verlangen aufmarſchiren. Dieſer Dr. Henderkopp," fuhr er eifrig fort, „den ich perſönlich zu kennen nicht das Vergnügen habe, ſpricht, wie ich erfahren, gern von ſeinen vornehmen Verwandtſchaften und Bekanntſchaften, und es iſt ihm und auch der verehrlichen Schwiegermama alles daran gelegen, daß die Geſchichte mit gehörigem Pompe vor ſich geht. Dazu will ich nun mein Scherflein beitragen, und Sie werden mir zugeben, verehrteſter Herr und Freund, daß es keinen geringen Schlagſchatten hinwerfen wird, wenn ich zur kirchlichen Trauung in meinem Wagen vorfahre und mich in meiner Uniform zwiſchen den ſchwarzen Fräcken präſentire. Daß der Doktor nur einige

Plätze für Leute von Diſtinction reſervirt hat, habe ich ebenfalls erfahren, und —"

„Aber ſagen Sie mir ums Himmels Willen," fragte heiter der alte Herr, „woher erfahren Sie denn eigentlich alles das?"

„Soll ich ehrlich gegen Sie ſein?"

„Nun, ich hoffe."

„Ich habe alles das von einer der Brautjungfern, o, ich ſage Ihnen, von einem liebenswürdigen, kleinen, friſchen, runden Geſchöpfe, die mir außerordentlich zugethan iſt."

„Aha, in reiner, unſchuldsvoller Liebe?"

„So iſt es, auf Taille! Und nachdem ich ſo ehrlich und offen war," ſetzte er ſchmeichelnd hinzu, „bin ich feſt überzeugt, bei meinem lieben und bewährten Freund Scherra keine Fehlbitte gethan zu haben, nicht wahr, alter Freund? Du lieber Himmel, Sie waren ja auch jung und haben auch Ihre kleinen Geſchichten gehabt! Bitte, ſchlagen Sie mir die Kleinigkeit nicht ab."

„Was kann ich denn eigentlich für Sie thun? Den Dr. Henderkopp um eine Einladung für Sie bitten? Wenn er es mir aber abſchlägt?"

„O, o," rief der Huſaren-Offizier erfreut, „er ſchlägt es Ihnen nicht ab! Alſo Sie wollen?"

„Meinetwegen denn, aber unter Bedingungen."

„Nur keine zu harten."

„Daß ich die junge Dame unter meinen Schutz nehmen darf, und daß Sie ſich nicht einfallen laſſen, ſie nach der Feſtlichkeit in Ihrem Wagen nach Hauſe bringen zu wollen."

„Mir ſcheint," ſagte der Huſaren-Offizier, pfiffig lächelnd, „daß Sie auch ſchon kleine Verhältniſſe mit Brautjungfern hatten — es iſt hart, aber es ſei. Sie bitten alſo für mich."

„Ich werde mit dem Dr. Henderkopp ſprechen."

„Bitten!"

„Nun ja, aber Sie verſprechen mir, ſich vernünftig aufzuführen.“

„Wie immer.“

„Nein, nicht wie immer, ſondern wie es ſich für meinen Schützling geziemt.“

„Der Ihnen von ganzem Herzen dankbar iſt.“

„Wer weiß, ob Sie dazu Urſache haben.“

„Gewiß, denn ich verdanke Ihnen einige frohe, lichtvolle Stunden.“

„Licht gibt Schatten, mein junger Freund, und wenn uns der Schatten beſchattet, ſind wir ſelten geneigt, das vorausgegangene Licht zu verwünſchen.“

„Aber mit Unrecht,“ ſagte der Huſar in leichtfertigem Uebermuthe, „wer kann immer Sonnenſchein verlangen? Ihm folgt naturgemäß der Regen. Soll ich die hellen Augenblicke haſſen, weil auf ſie vielleicht eine dunkle Stunde folgt?“

„Möge Ihre Philoſophie Sie nie im Stiche laſſen,“ bemerkte etwas ernſt Herr von Scherra. „Und nun gute Nacht, denn hier bin ich an meiner Wohnung.“

„Ich darf alſo auf Sie zählen?“

„Wie auf eine dunkle Stunde.“

„Meinetwegen auch, ich trotze ihr.“

„Gute Nacht denn!“

Damit ſchieden die Beiden.

Einunddreißigstes Kapitel.

Eine nächtliche Unterredung.

Während Herr von Scherra die Klingel an seinem Hause zog, blickte er seinem jungen Freunde nach und sprach lächelnd zu sich selber: „Da geht er hin und ist glücklich bei seinem Leichtsinn, und sein Leichtsinn verzeihlich bei seiner Jugend; für ihn hat der Tag fast vierundzwanzig Stunden des Genusses. Ist es uns früher zeitweise nicht auch so ergangen? Jetzt sucht er vielleicht noch ein Kartenspiel auf, oder — bei diesen Worten trat Herr von Scherra in die mittlerweile geöffnete Hausthür — wenn er nach Hause kommt, meldet ihm sein Bedienter —"

„Es ist drinnen eine Dame, die Sie zu sprechen wünscht," sagte der Kammerdiener des Herrn von Scherra, und traf damit zufälliger Weise, aber so genau den Gedankenstrom seines Herrn, daß dieser lächelnd zur Antwort gab: „Ja, so dachte ich, leichtsinniges Volk!"

„Ob die Dame unter die leichtsinnigen zu zählen ist, gnädiger Herr, das weiß ich nicht so genau, aber da ist sie einmal, und —"

„Wer ist da?" fragte der alte Herr fast bestürzt.

„Eine junge Dame, die so eben kam und im Zimmer auf Sie wartet, da dieselbe Sie, gnädiger Herr, sprechen will und muß, wie sie sagte."

„Bin ich denn hier in meiner Wohnung?" fragte kopfschüttelnd Herr von Scherra. „Was schaust Du mich so sonderbar lächelnd an? Ich hoffe nicht, daß Du irgend einen Spaß mit Deinem Herrn vor hast. Wer ist in meinem Zimmer?"

„Eine junge Dame."

„Und fragte nach —?“

„Nach Ihnen, nach dem Herrn von Scherra.“

„Da ſieht man,“ meinte der alte Herr kopfſchüttelnd, „daß man nie nach dem Scheine urtheilen ſoll! Was ich bei Arthur als natürlich vorausſetzte, geſchieht bei mir, und doch gewiß nur im allerunſchuldigſten Zuſammenhange. — Sehen wir, wer die Dame iſt.“

Er trat in ſein Wohnzimmer und ſah dort bei der ſchwachen Beleuchtung einer mit einem Schirm bedeckten Lampe eine weibliche Geſtalt, welche raſch auf ihn zutrat, und die, als er ſie mit einem ernſten, ſchüchternen und zugleich fragenden „Mein Fräulein“ anredete, heiter erwiderte: „Ich bin es, lieber Freund, Roſa. Daß ich Ihnen unerwartet komme, glaube ich, hoffentlich aber zürnen Sie über mein Kommen nicht, ich muß mit Ihnen reden.“

„Hätte ich gewußt, daß mir das Glück zu Theil werden ſoll, Sie, mein verehrtes Fräulein, bei mir zu ſehen, ſo würde ich gewiß nur ein freudiges Erſtaunen haben blicken laſſen, und das will ich jetzt nachholen und Ihnen zum herzlichen Empfang ſtatt einer Hand meine beiden reichen. So, und nun bitte ich Sie, ſich zu ſetzen.“

Roſa ließ ſich auf dem kleinen Sopha des alten Herrn ganz ungezwungen nieder und nahm Capuze und Schleier von ihrem Kopfe.

Herr von Scherra ſetzte ſich vor ihr auf einen Stuhl, legte ſeine Hände auf die Knice und betrachtete mit wohlwollendem Lächeln die ſchöne Erſcheinung.

„Und nun zur Sache,“ ſagte die Tänzerin, „die Zeit iſt ſo vorgerückt, daß ich mir und Ihnen jedes einleitende Wort erſparen muß.“

„Um ſie nicht zu unterbrechen,“ nickte der alte Herr mit dem Kopfe und nahm alsdann einen aufmerkſamen Ausdruck an.

„Vor ein paar Tagen," fuhr sie fort, „war ein kleines Diner bei meinem Schwager. Sie waren dort, Herr von Marlott, Professor Spanger; ich konnte nicht da bleiben, da ich nothwendig im Theater zu thun hatte."

„Was wir alle sehr bedauerten," sagte der galante Zuhörer.

„Während des Diners sprach man von Reisen, von fernen Ländern, Sie erwähnten Neapels und erzählten eine Geschichte, die sich während Ihres Aufenthaltes dort zugetragen, und welche Sie, da Sie die Handelnden genau gekannt, schmerzlich berührt."

„So ist es, mein Fräulein," entgegnete Herr von Scherra, dessen Aufmerksamkeit, welche bisher nur der liebenswürdigen Persönlichkeit seines Gastes zugeschrieben werden konnte, sich mit einem Male steigerte. „Ich erzählte von einem jungen Manne, dessen Vater ich gekannt und geliebt, und der mir selbst seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen werth und theuer war — von dem jungen Marchese Gaetano Fontana."

Rosa nickte mit dem Kopfe und dabei preßte sie ihre Lippen heftig aufeinander, ja, ihr Gesicht nahm einen so schmerzlichen Ausdruck an, daß Herr von Scherra sie mit dem größten Erstaunen betrachtete. Er fuhr mit seiner Hand über die Augen, er blickte das junge Mädchen starr an. — „Bei Gott," murmelte er, so leise, daß sie es kaum verstand, „sollte denn meine Erzählung die Frau Gräfin näher interessirt haben, als ich gedacht? Sie war ja auch in Neapel, um des Himmels Willen, sollte —"

Die Tänzerin hatte sich gesammelt und versetzte nach einem tiefen Athemzuge: „Wie ich vorhin schon sagte, wir haben keine Zeit zu einleitenden oder vorbereitenden Worten. Ihre Erzählung enthielt Thatsachen aus dem Leben meiner armen Schwester."

Herr von Scherra sprang rasch in die Höhe und blickte entsetzt auf das junge Mädchen. „Das ist ja ein fürchterlicher Zufall," rief er aus, „und Françoise, unsere gute, liebe, un-

ſchuldige Françoiſe mußte das mit anhören! Ach, jetzt erinnere ich mich, bemerkt zu haben, daß ihr meine Erzählung nicht behaglich erſchien; ich glaube auch, daß ich dieſer Bemerkung Worte lieh und vorſchlug, meine traurige Geſchichte ein andermal beendigen zu dürfen, ſie aber lehnte es ab."

„Weil ſie einen Vorwand fand, ſich zu entfernen, und weil ſie das Furchtbarſte aus Ihrer Geſchichte, die Gewißheit, daß Gaetano damals nicht verheirathet geweſen, bereits erfahren. Sie können ſich die Lage meiner armen Schweſter denken; ich brauche Ihnen, dem vertrauten Freunde unſeres Hauſes, kein Geheimniß daraus zu machen, daß das Verhältniß Françoiſe's mit Gaetano ein inniges geweſen, daß ihre ganze Seele an ihm hing, und daß es ihr nur dadurch möglich wurde, im Verlaufe der Zeit etwas Ruhe und Troſt zu finden, daß ſie in Gaetano einen treuloſen, unwürdigen Verräther ſah."

„O, mein Gott, das war er nicht! Mit Beiden wurde ein furchtbares Spiel getrieben, wie ich jetzt vollkommen begreife. Was iſt zu thun, Fräulein, wie kann ich Ihnen in dieſer entſetzlichen Angelegenheit nützlich ſein?"

Das junge Mädchen zuckte mit den Achſeln. „Zu thun wird darin wohl nichts mehr ſein," ſagte ſie mit einer erſchreckenden Ruhe. „Alles, was Françoiſe und ich von Ihnen, unſerem Freunde, wünſchen, beſteht darin, uns mittheilen zu wollen, ob in dem, was Sie damals erzählten, als meine Schweſter fortgegangen war, noch etwas Wichtiges enthalten war, und ob," ſetzte ſie ſtockend hinzu, „Ihnen etwas über das fernere Schickſal Gaetano's bekannt wurde. Ich, für meine Perſon," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „ſtellte, nachdem wir Neapel verlaſſen, und auch ſpäter noch Nachforſchungen an, ohne je etwas von ihm zu erfahren."

„Ich kann Ihnen nichts Beſſeres ſagen," gab Herr von Scherra nach einem längern Stillſchweigen zur Antwort. „Nachdem jene,

mir damals unbekannte Künſtlerin, meine arme Freundin Françoiſe, Neapel verlaſſen, verſchwand auch der unglückliche junge Mann. Daß ich ſchon ſeiner Mutter zu Liebe alles aufbot, um Spuren von ihm zu entdecken, werden Sie mir glauben. Auf San Antonio war er noch geſehen worden, da aber ging jede weitere Spur von ihm verloren, und ſo viel ich mir auch auf meinen vielen Reiſen durch Italien, Deutſchland und Frankreich Mühe gab, etwas von ihm zu erfahren, waren doch alle meine Schritte vergeblich, eben ſo wie die ſeiner armen Mutter, welche bis zu ihrem Tode begreiflicher Weiſe nie die Hoffnung aufgab, ihren einzigen Sohn wieder zu ſehen.“ —

„Die Marcheſa ſtarb?“

„Vor anderthalb Jahren, und bis zu ihrem Tode ſtand ich mit ihr in Correſpondenz. Sie zeigte mir ihre erfolgloſen Schritte an, ich ihr die meinigen; wir beklagten Beide in Gaetano einen Verſtorbenen, und ſo wird es auch ſein,“ ſetzte er mit ſchmerzerfülltem Tone hinzu, „ein Herz wie das ſeinige, das ſo innig und heiß geliebt, mußte brechen bei dem ungeheuren Verluſte. Aber eines, Roſa,“ rief er leidenſchaftlich aus, „iſt mir unklar, unbegreiflich, wie Sie, mit Ihrem ruhigen Verſtande, an die furchtbare Schuld jenes unglücklichen jungen Mannes glauben konnten, wie Sie, bekannt mit dem italieniſchen Charakter, Einflüſterungen, Verdächtigungen Gehör geben konnten, da Sie doch ahnen mußten, daß dieſe Verdächtigungen von einer ſtolzen, unerbittlichen Mutter herrührten!“

„Sie machen mir Vorwürfe, lieber Freund,“ erwiderte Roſa trübe lächelnd, „die jetzt, aber in viel ſtärkerem Maße mein Gewiſſen belaſten, jetzt, wo die Verhältniſſe anfangen, furchtbar klar zu werden. Damals aber hätten Sie gewiß nicht anders gefühlt und gehandelt, wie wir. Lange, lange widerſtanden wir, ſelbſt ich, jenen Verdächtigungen und Einflüſterungen, bis jener entſetzliche Abend kam, wo, ich will das nicht leugnen, alles zur

Flucht meiner Schweſter mit Gaetano vorbereitet war, zu einer Flucht, wozu ſich Françoiſe lange nicht verſtehen wollte, wozu ſie nur endlich zaghaft ihre Zuſtimmung gab, da ſie nicht länger im Stande war, ſeinen wilden, leidenſchaftlichen Bitten zu widerſtehen, und da ich mich an ihrer Seite befand. Gerade am Abend, der dieſem Tage voranging, wurden wir, anſcheinend von einer Seite, welche durchaus kein Intereſſe an einer derartigen Verdächtigung haben konnte, auf's beſtimmteſte davon unterrichtet, daß der Marcheſe Gaetano Fontana verheirathet ſei, auch wurde der Name ſeiner Frau genannt, eine Fürſtin Pallavicini aus Palermo."

Herr von Scherra ſchüttelte traurig lächelnd mit dem Kopfe.

„Meine Schweſter zweifelte; was mich anbetrifft, ſo geſtehe ich offenherzig, ich hielt ihn eines ſolchen Frevels fähig — möge es mir Gott verzeihen — ich liebe die Italiener nicht. Nun kam er, und ſtatt wie er früher gethan, auf die Abreiſe zu dringen, ſprach er von Verſprechungen, die er ſeiner Mutter gegeben — Verſprechungen," wiederholte Roſa, indem ein leuchtender Blick aus ihren Augen ſchoß, „Verſprechungen ſeiner Mutter, als ob er nicht gegen meine arme Françoiſe frühere und heiligere zu halten gehabt hätte."

„Er gab dieſe Verſprechungen, ich weiß das ganz genau, aber erſt, nachdem die Mutter ihm feierlich gelobt, ſich der von ihm erflehten Verbindung nicht länger widerſetzen zu wollen."

„Der Verbindung ihres Sohnes, des Marcheſe Gaetano Fontana mit einer fremden Sängerin von gar keiner Familie?" verſetzte Roſa in ſcharfem Tone; „und glauben Sie, die ſtolze Dame, welche ihre Abkunft von ſicilianiſchen Königen herleitete, würde ihr Gelöbniß gehalten haben?"

„Sie vielleicht nicht, aber Er hätte ſein Wort gehalten, liebe Roſa; ich kannte Gaetano, ich blickte in ſein liebendes und treues

„Schreibe es meiner Neugierde zu,“ entgegnete der im Fauteil. „Deine Andeutungen vor Tisch haben mich auf die näheren Umstände heißhungrig gemacht — also Alles entdeckt! Du bist ein entlarvter Verbrecher.“

„In der That ein entlarvter Verbrecher,“ entgegnete der Baron lachend, und der kleine Chinese bekräftigte es durch unzähliges Nicken mit dem Kopfe.

„Wie ist aber die Sache so plötzlich gekommen?“ forschte der Andere weiter; „und was soll jetzt geschehen?“

„Ich gieng also gestern ins Schloß,“ antwortete der Baron, „wie immer um dieselbe Zeit und wurde wie immer angenommen; man öffnete mir den Salon und Jean sagte mir, Frau von C. werde gleich herauskommen. Ich stehe also in dem Zimmer, die würdige Dame läßt mich eine Zeit lang warten, ich setze mich, ich stehe wieder auf, ich schaue durch die Fenster auf den Schloßhof und besehe zum tausendsten Mal alle Bilder und gehe endlich durch eine offen stehende Thür, natürlich entgegengesetzt den innersten geheiligten Gemächern der Frau von C., in ein anstoßendes Gemach, von da in ein zweites und drittes, komme endlich vor eine halb angelehnte Thür, öffne dieselbe leise — denke dir mein Erstaunen, meine freudige Ueberraschung, ich befinde mich im Zimmer meiner angebeteten Pauline und sehe sie vor einem kleinen Tischchen sitzen und zeichnen.“

„Ah!“ rief der Andere aus.

„Du weißt, wie viel tausend Mal ich schon im Schlosse war, du weißt, wie oft ich schon den Versuch machte, — natürlich in allen Formen, — dem Fräulein meinen Besuch abzustatten; du weißt auch, daß ich nie dazu kam; dir wird es gerade so gegangen sein: man wurde durch den Lakaien nach den Zimmern der Frau von C. gewiesen, und gewöhnlich in deren Beisein gab Pauline ihre Audienzen.“

„Das gieng so weit,“ sagte der Andere lachend, „daß von den Damen nur die allervertrautesten Bekannten nicht genöthigt

Herz. Glauben Sie mir, mit ihm iſt viel zerſtört worden, ich darf wohl ſagen, ich liebte ihn, wie einen Sohn."

„Schrecklich für mich, daß Sie das ſagen können, und entſetzlich für meine arme Schweſter!" rief Roſa in tiefem Schmerze aus. „Welch' unſeliges Verhängniß, das ein Band zerreißen mußte, welches das Glück Beider gegründet hätte! — Doch Sie müſſen mich zu Ende hören, ich muß vor Ihnen, der Gaetano geliebt, wenigſtens eine Entſchuldigung verſuchen. Der Nachricht, daß der Marcheſe verheirathet ſei, wurde hinzugefügt, die Fürſtin Pallavicini, ſeine Gemahlin, ſähe mir ähnlich — und das war nicht zu leugnen," ſetzte ſie nach einer Pauſe mit bebender Stimme hinzu, „denn in ſeinem Wagen, der unten in der Straße hielt, während er droben bei meiner Schweſter war, in dem Wagen des Marcheſe Fontana — o, ich kannte das Wappen genau, — ſah ich ſelbſt jene Dame, ihn erwartend, die mit mir allerdings eine flüchtige Aehnlichkeit hatte."

„In ſeinem Wagen?" rief Herr von Scherra, indem er, gewaltſam erregt, raſch aufſtand.

„In ſeinem Wagen, eine junge, und ich bin gezwungen, hinzuzuſetzen, ſchöne Dame, die ihn ſehnlichſt erwartete."

„O, da iſt ein entſetzliches Spiel getrieben worden! Gott verzeihe es denen, welche die Hand dazu boten!"

„Dazu ſage ich Amen," erwiderte Roſa in kaltem Tone.

Der alte Herr hatte die Hände zuſammengefaltet und ging mit raſchen Schritten ein paarmal im Zimmer auf und ab.

„Laſſen wir die Vergangenheit," ſagte Roſa nach einem peinlichen Stillſchweigen, „kann doch keine Klage, keine Reue das Geſchehene ungeſchehen machen. Beſchäftigen wir uns mit der Gegenwart, und ſeien Sie uns darin, wie immer, ein treuer, wohlmeinender Freund."

„Unſeliges Geſchick, unſeliges Geſchick!"

Die Tänzerin nickte mit dem Kopfe, dann fuhr ſie fort: „Und

den Umfang dieſes unſeligen Geſchickes kennen Sie noch nicht einmal. Sie wiſſen, welche treue und aufopfernde Gattin meine Schweſter dem Grafen iſt. Sie hatte ihr Gefühl für ihre heiße erſte Liebe in ſich zurückgekämpft, nur zuweilen und ſehr ſelten trat das düſtere Bild Gaetano's wie ein Blitz in einer Sturmnacht vor ihre Seele und ließ ſie erſchreckt zuſammenbeben. Jetzt aber, wo ſie erfahren, daß Gaetano unſchuldig war, daß ſein Herz nur für ſie ſchlug, und wo ſie überzeugt iſt, daß dieſes treue Herz aufhörte, zu ſchlagen — jetzt, o mein Gott, jetzt —"

„Ich verſtehe, ich verſtehe!" rief der alte Herr mit einer abwehrenden Handbewegung. „Unglückliche Frau!"

„Ja," ſagte die Tänzerin, tief erſchüttert und dem Weinen nahe, „um ſo unglücklicher, da mir der Friede ihres Hauſes zerſtört ſcheint — der Graf weiß um alles."

„Sagen Sie das nicht, Roſa, um des Himmels willen, ſagen Sie das nicht! Woher kann er es wiſſen? Doch nicht durch meine Erzählung? Ich hätte keine Ruhe mehr."

„Nicht unmittelbar durch Ihre Erzählung, aber durch die Mittheilung derſelben, welche meine Schweſter mir machte, und welche der Graf, ohne daß wir es wußten, mit anhörte. — Sie ſehen mich vorwurfsvoll an; ich weiß wohl, daß Sie ſagen wollen, dieſe Mittheilung hätte an einem geeigneteren Orte ſtatt finden können. Es war nach jenem Diner, ich traf Françoiſe in furchtbarer Aufregung, der Graf hatte ſich zu Bette begeben und ſchlief, wie meine Schweſter ſagte, ein Wort gab das andere, und er, der erwacht war, hörte vom Nebenzimmer zu."

„Und woher wiſſen Sie, daß er alles gehört?"

„Françoiſe hatte vor einigen Tagen mit ihrem Gatten eine Unterredung, worin er ſie um Aufrichtigkeit bat. — Sie kennen ihr weiches Gemüth, ſie ſagte ihm alles."

Herr von Scherra ging haſtig im Zimmer auf und ab, er legte zuweilen ſeine Hand an die Stirn, er focht mit den Armen,

er ſchüttelte mit dem Kopfe, er ſtieß Worte hervor, wie: „das iſt arg, das iſt entſetzlich! Für Beide gleich entſetzlich! Ich weiß, wie der Graf Ihre Schweſter liebt, ich weiß, wie ſie ſein Alles iſt — ſein Stern in finſterer Nacht — ſein Arm — ſein Schutz — ſein Troſt — alles, alles — o mein Gott, ich kenne ſein zerſtörtes Gemüth, das iſt ja, um mit ihm wahnſinnig zu werden!“

Roſa ſchaute mit ihren großen, klaren Augen ſcheinbar ruhig zu ihm empor, obgleich ſchwere Thränentropfen, haſtig einander jagend, über ihre Wangen hinabrollten.

„Der Graf wird mit mir reden,“ fuhr der alte Herr fort, „was ſoll ich ihm ſagen, welchen Troſt ſoll ich ihm geben?“

„Sagen Sie ihm die Wahrheit, und einen ſchrecklichen Troſt wird er Ihnen ſelbſt entgegen bringen: Gaetano iſt todt, ſo ſagt er, ſoll todt ſein, muß todt ſein — und dieſer Gedanke, ſo furchtbar er auch iſt, iſt doch der einzige, der uns vor Verzweiflung bewahren kann.“

Herr von Scherra ſeufzte aus tiefer Bruſt, und als er ſich wieder auf dem Stuhle vor der Tänzerin niederließ, drückte er während einiger Sekunden ſein Taſchentuch vor die Augen.

„Ich habe nicht geglaubt,“ ſagte er alsdann, ſchmerzlich lächelnd, „daß dieſer Abend mir noch ſo Trauriges brächte; ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, meine theure Roſa. Wer kennt wohl das treue, ehrliche Gemüth Ihrer Schweſter beſſer, als ich! Laſſen Sie mich ruhig überlegen, was zu thun iſt, laſſen Sie mich erwarten, ob der Graf mit mir ſpricht und was er mir ſagen wird. Seien Sie überzeugt, liebes Kind, daß ich mit aller Umſicht eines väterlichen Freundes, der ich Ihnen ja bin, mit mir zu Rathe gehen werde, was geſchehen kann. Sollte etwas vorfallen, was mir zu erfahren nützlich iſt, ſo laſſen Sie es mich wiſſen.“

„Und wenn Gaetano noch lebte?“

„Roſa, Roſa,“ gab er erſchreckt zur Antwort, „rufen Sie dieſes Geſpenſt nicht aus ſeinem Grabe!“

Sie erhob ſich raſch, trat einen Augenblick an's Fenſter und blickte in die Nacht hinaus. — „Es iſt ſpät geworden,“ ſagte ſie alsdann, „ich habe Sie um ein paar koſtbare Stunden Ihres Schlafes gebracht, verzeihen Sie mir auch das, wie ſo vieles Andere.“

Er war ihr langſam gefolgt, legte ſeine Hände auf ihre Schultern, und nachdem er ſie langſam herumgewandt, was ſie willenlos geſchehen ließ, küßte er ſie langſam auf die Stirn und ſprach: „Ich bewundere Sie, Roſa, und habe Sie herzlich lieb; Sie ſind ſo gut, ſo aufopfernd, ſo treu und —“

„So unglücklich,“ unterbrach ſie ihn raſch. Dann drückte ſie haſtig ſeine beiden Hände, nahm ihren Schleier vom Sopha und wollte das Zimmer verlaſſen.

„Halt, mein Kind,“ rief Herr von Scherra, „in dieſer nächtlichen Stunde wollen Sie doch nicht allein gehen — erlauben Sie mir, meinen Hut zu nehmen, ich werde Sie ſelbſt begleiten.“

„Nein, nein,“ ſagte ſie, mit dem Kopfe ſchüttelnd, „das werde ich nimmer geſchehen laſſen, gewiß nicht! — Sie kennen meinen Eigenſinn,“ ſetzte ſie, unter Thränen lächelnd, hinzu.

„So darf wenigſtens mein Bedienter mit Ihnen gehen, ich ſehe ſchon, Sie wollen einen alten Mann, wie ich bin, ſchonen.“

„Auch der nicht,“ gab ſie raſch zur Antwort; „ich danke Ihnen herzlich für Ihre Fürſorge, ich werde allein gehen; was hätte ich auch zu befürchten? Habe ich doch einige traurige Geſellen bei mir, die mich ſchützen, begleiten und alles von mir abwehren — meinen Kummer und meine Thränen. Gute Nacht, lieber Freund!“

„Ich muß Sie ziehen laſſen,“ ſagte Herr von Scherra achſelzuckend. Gute Nacht denn, liebe Roſa, und Gott geleite Sie!“

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Tante Rosa.

Wir erfuhren bereits, daß Herr Karl Bander und der Chorist Herr Richter neuerdings ein gemeinschaftliches Wohnzimmer hatten, in welchem der Erstere schlief, und da sich der geneigte Leser wohl denken kann, daß bei demselben nothwendiger Weise auch ein Gelaß sein mußte, wo der Letztere sein Haupt niederlegen konnte, so nehmen wir keinen Anstand, dieses Gelaß in seiner ganzen Unbedeutendheit dem Leser vorzuführen — es stieß nämlich an besagtes Wohnzimmer und war nichts als ein Raum unter der schiefen Neigung des Daches, wo sich für das Bett des Herrn Richter nothdürftig Platz fand. Es erforderte jedoch von Seiten des Besitzers dieser Bettstelle einige Geschicklichkeit, um sein Lager zu gewinnen, ohne dabei den Kopf an die Sparren und Platten des Daches zu stoßen, und es war dies dem Herrn Richter sogar ein paarmal bei unruhigen Träumen passirt. Er war daher auf die sinnreiche Idee gekommen, ein altes gestreiftes Stück Zeug, das er in einem Winkel der Dachkammer gefunden, zeltartig über sein Lager auszuspannen, einestheils, um bei vorkommenden Gelegenheiten durch Anstoßen an diese weiche Decke erinnert zu werden, daß sich hinter derselben harte und kantige Gegenstände befänden; anderntheils aber auch, um wenn er morgens wachend von den Mühen des Schlafes ausruhte, seiner Phantasie einen Spielraum zu gönnen und sich eine Zeltwand vorzustellen, hinter der sich schlanke Palmen und duftende Orangen erhöben, wo Sklaven und Sklavinnen harrten und erwartungsvoll auf das dreimalige Händeklatschen des erhabenen Gebieters lauschten.

„Sidi-ben-Aben-Hamet iſt müde, müde, müde!
Sidi-ben-Aben-Hamet wünſcht noch nicht aufzuſtehen!“

ſang er dann vielleicht und träumte von fernen, ſonnenbeglänzten Wunderländern.

Konnte er in ſolchen Augenblicken ſeinen Freund Carlo Banderi veranlaſſen, ihm die Pfeifenſpitze zwiſchen die Lippen zu ſtecken und Feuer auf den Tabak zu legen, ſo kannte ſeine Wonne keine Grenzen, und für einen ſolchen Beweis von Freundſchaft verpflichtete er ſich gern einige Stunden Dictando an dem unſterblichen Luſtſpiele zu ſchreiben.

Daß ſich bei heftigem Nordweſtwinde zuweilen Regentropfen oder Schnee unter die Dachplatten geſchlichen und die Zeltwand fleckig gefärbt, machte ihm keinen Kummer, ja, er behauptete an ſolchen Tagen, wenn das trübe Licht ſich in der Dachkammer kaum bemerklich machen konnte, wenn die Dachbedeckung unter der Gewalt des über ſie dahinfahrenden Windes klapperte und ſtöhnte, wenn das Sauſen des Sturmes förmlich fühlbar wurde, daß alles dies nicht im Stande ſei, ſeine Phantaſie niederzudrücken; es ging dann ein anderes Bild durch ſeinen Traum, und er malte ſich deutlich die brandenden Wogen aus, die tückiſch an den Fundamenten des Leuchtthurmes rüttelten, deſſen Wächter zu ſein er die Ehre hatte.

„Warum verkürzen dieſe glückliche Zeit?“ erwiderte er auf die Ermahnungen ſeines Freundes, endlich aufzuſtehen.

Zu Anfang dieſes Kapitels unſerer wahrhaftigen Geſchichte war übrigens jene glückliche Zeit ſchon vorüber, und wenn ſich Herr Richter in ſeinem Schlafkabinet befand, ſo träumte er nicht von Palmenwäldern oder brandenden Wogen, ſondern man vernahm, wie er auf Holz klopfte und Bretter zuſammenbrach, wobei er ſeinem Freunde, der im Wohnzimmer auf- und abſchritt, zurief: „Als jener tapfere Spanier, jenen noch tapferen Krieger des Alterthums nachahmend, an der mexikaniſchen Küſte ſeine

Schiffe verbrannte, hatte er nicht einmal den Nutzen, sich an ihrem Feuer die Pfoten wärmen zu können, einen Vortheil, den ich vor ihm voraus habe."

„Wenn ich auch an Deine blühende Phantasie gewöhnt bin," erwiderte der ehemalige Sänger, „so möchte ich doch wissen, wie Du eine alte, wurmstichige Kiste mit jenen Schiffen zu vergleichen gesonnen bist?"

„Sehr einfach, indem ich diese Kiste, welche einst meine Habseligkeiten barg, verbrenne, schneide auch ich mir gewissermaßen den Rückzug ab, und ich kann nicht von dannen gehen, wie ich gekommen. Entweder also ich muß mich zu einem anständigen Koffer aufschwingen, oder ich muß heimwärts ziehen, ein Hemd in meiner Rocktasche, einen Gott im Herzen und einen Rock auf dem Leibe."

„Ich fürchte das Letztere."

„Ich auch," hallte es aus der Bodenkammer zurück, „das soll uns aber nicht verhindern, uns mit dem Holz der alten Kiste einen warmen Nachmittag zu machen. Probe und Vorstellung gibt's heute nicht, der Nebel, der gestern in die Höhe stieg, kommt heute als ein feiner Regen nieder,

„Drum laß uns still genießen,
Was unser Haus beschert,
Genießen, ja, genießen,
Was uns das Haus gewährt."

Nach diesen Worten erschien der Sänger, auf dem einen Arm etwas klein gemachtes Holz und unter dem andern eine Wasserflasche tragend. Glücklicher Weise war die Menge des Holzes in nicht zu großem Mißverhältniß mit dem winzigen Ofen, und der Chorist bemerkte richtig: „wenn wir sparsam mit unserem Holze umgehen, so können wir wenigstens sechs Mal nachlegen, schließen hierauf die Ofenklappe

„Und wollen froh genießen,
Was uns das Haus beſchert.“

Bander ſchritt noch immer im Zimmer auf und ab, und ſeine trübe Miene erheiterte ſich auf Augenblicke bei dem Frohſinne ſeines Freundes. Wenn er dann aber wieder an das Fenſter trat und auf den hartnäckig herabrieſelnden Regen blickte, ſo ſchüttelte er mißmuthig den Kopf und ſagte: „Ich könnte mich ſelbſt ausſchelten, daß das Wetter einen ſolchen Einfluß auf mein Gemüth ausübt.“

„Vielmehr auf Deinen Kopf,“ meinte Herr Richter, „und der Arzt fand das bei Deiner ſchweren Verwundung ganz natürlich; nebenbei betrachteſt Du jeden Regentropfen als einen Riegel, welcher unſer Haus zuſchließt und keinen Beſuch einläßt.“

„Ich erwarte keine Beſuche; wer ſollte mich auch beſuchen?“

„Du erwarteſt keine, aber Du hoffſt auf welche. Haben wir nicht die Kühnheit gehabt und die zwei erſten Acte unſeres unſterblichen Luſtſpieles dem hochgeborenen Herrn Hoftheater-Intendanten geſchickt, und erwarteſt Du nicht das Rollen einer Equipage, das Anklopfen an die Stubenthür und das langweilige Geſicht eines Bedienten, der ſich bei Dir erkundigt, ob Du geneigt ſeieſt, Deinen verehrten Gönner zu empfangen?“

„Unſinn!“ —

„So, mein Feuer brennt, der Kaffeetopf iſt bei der Hand, der Mokka gemahlen und —“

Bander hatte ſich gegen das Fenſter gelehnt und unterbrach, den Kopf wendend, den Redefluß ſeines Freundes mit der Frage: „Biſt Du vielleicht geſtimmt, ein vernünftiges Wort zu reden?“

„Dazu bin ich immer geſtimmt; ob aber Dein vernünftiges Wort vernünftig ſein wird, iſt eine andere Frage. Ich fürchte, nicht ganz, wenn dieſes vernünftige Wort daſſelbe iſt, um welches ſich ſeit zwei Tagen alle Deine Reden drehen.“

„Du kannst ja nicht wissen, was ich sagen will."

„Hm, das zu wissen ist nicht zu schwer; soll ich Dir sagen, wie Deine Rede beginnen wird?" Der Chorist richtete sich neben dem Ofen in die Höhe, und indem er sich bemühte, die ernstere Sprechweise seines Freundes zu carikiren, fuhr er fort: „Richter, wirst Du zu mir sprechen, wie ist es möglich, daß sich zwei Wesen so ähnlich sehen können? — Sei ehrlich," setzte er mit einem gewöhnlichen Tone hinzu, „wolltest Du das nicht sagen?"

Der Andere zuckte mit den Achseln und schwieg einen Augenblick, ehe er zur Antwort gab: „Und wenn ich das in der That sagen wollte, wäre es unvernünftig? Habe ich nicht Recht, diese Frage unzählige Male aufzuwerfen, und gerade Dir gegenüber, der Du mir bewiesen hast, daß ein solches merkwürdiges Spiel der Natur allerdings möglich ist."

„Ja, ich habe es Dir bewiesen," versetzte der Chorist trocken, indem er sich niederbeugte, den Kaffeetopf vom Boden aufnahm und aus der Flasche, die er aus der Schlafkammer mitgebracht, auffüllte.

„Und Du bist fest überzeugt, daß Du Dich nicht geirrt?"

„Fest überzeugt. Die Tante unseres kleinen Prinzen war ja, wie Du selbst weißt, hier im Hause, als ich fort ging, und wenige Straßen von hier sah ich unsere erste Tänzerin im Wagen vorbeifahren."

„Du kannst Dich dennoch geirrt haben."

„Na, erlaube mir, ich werde doch meine verehrte Collegin kennen; und obendrein nickte sie mir freundlich zu, denn sie erinnerte sich wahrscheinlich unseres Gesprächs hinter den Coulissen."

Herr Bander drückte seine rechte Hand vor die Augen, wie um seine Gedanken zu sammeln, und blieb so ein paar Minuten stehen, dann sagte er: „Aber zugeben mußt Du mir, daß eine solche Aehnlichkeit unerhört ist."

„Sie ist allerdings groß, aber nicht so, wie Du sie Dir aus-

malst. Wahrhaftig, lieber Junge," fuhr er in seinem gewöhnlichen lustigen Tone fort, „unser kleiner Prinz ist gescheiter wie Du; er war auf einen Augenblick überrascht, als er unsere prima ballerina sah, aber nur einen Augenblick, alsdann sagte er: Nein, das ist doch nicht Tante Rosa! Ich wollte nur, Du könntest Beide einmal neben einander sehen oder auch nur kurz nach einander, wie ich neulich, da springt der Unterschied schon in die Augen. Tante Rosa ist etwas stärker und auch um die Idee kleiner, der Klang ihrer Stimme ist viel tiefer, auch tritt sie mit dem linken Fuße etwas schwer auf, was Du vielleicht mit Deinen verliebten Augen nicht bemerkt hast."

„Das könnte Verstellung sein," meinte der Andere nachdenklich.

„Na, Du bildest Dir nichts Geringes ein," erwiderte Herr Richter lachend: „Du denkst wohl, eine Fee komme verkleidet zu Dir, dem kranken Königssohne, um Dein Herz zu gewinnen, das wäre vielleicht der Anfang zu einem pikanten Märchen, aber im wirklichen Leben kommt so etwas nicht vor — Teufel, da habe ich mir die Finger verbrannt! Dieser Ofen entwickelt eine Hitze, welche man einem so armseligen Möbel nicht zutrauen sollte. Willst Du nicht so gut sein und auch ein bischen mithelfen bei Bereitung unseres famosen Kaffee's? Dort auf dem Tische liegt der Mokka — die blaue Düte, in der gelben ist Zucker — nein, nein, beruhige Dich, die Aehnlichkeit zwischen Beiden ist nicht so ungeheuer, auch hat Tante Rosa ganz andere, derbere Ausdrücke."

„Das muß ich mir ausbitten," sagte Herr Vander, indem er die verlangte blaue Düte brachte, „gerade in ihrer Redeweise liegt etwas so Verständiges, Sinniges, Edles und Wohlthuendes —"

„Hör' auf, hör' auf!" —

„Was ich selbst bei der großen Künstlerin nicht in dem Maße fand."

waren, denſelben Weg zu machen; meine Schweſter Clara hat mir's oft erzählt, und die Lakaien haben den beſonderen Befehl, nur die näher Bezeichneten und vollkommen Vertrauten durch den eigentlichen Eingang zu den Zimmern des Hoffräuleins gehen zu laſſen."

„Einen Augenblick," fuhr der Baron fort, „ſtehe ich alſo erſtaunt, und war ſchon im Begriffe, mich zurückzuziehen, als ich ſchnell überlegte, daß eine ſolche Gelegenheit, Paulinen einige Worte allein zu ſagen, nicht ſobald wiederkehren dürfte; auch hatte ſie bereits meinen Eintritt bemerkt und war mit einem Ausruf der Ueberraſchung von ihrem Sitze aufgeſtanden."

„Da ich mit meinen Abſichten auf das Mädchen vollkommen im Klaren war, ſo brauchte ich natürlich nicht viele Worte, um mich ihr zu erklären. Daß ſie mir gut war, hatte ich lange bemerkt, doch wollte ich es aus ihrem eigenen Munde hören; und genug, nach einer kleinen Viertelſtunde geſtand ſie mir denn auch, daß ich ihr nicht gleichgültig ſei, und erlaubte mir, bei der Frau Herzogin um ihre Hand anzuhalten."

„Soweit war Alles gut; aber nun faßte ich ihre Hand, zog ſie ſanft an mich und erlaubte mir einen Kuß auf die Stirn, nur auf die Stirn, ich gebe mein Wort darauf — das Mädchen hat ſo etwas Imponirendes, man kann ihr nur wie einer Heiligen nahen, — ich küſſe ſie alſo leicht auf die Stirn, als ich das Rauſchen eines ſeidenen Kleides hinter mir höre, ich wende mich raſch um und erblickte Frau von C., welche unter der Thüre ſteht und in Ohnmacht ſinken will; doch hielt ſie es für beſſer, dieß nicht wirklich zu thun, ſondern ſie erholte ſich zuſehends und winkte mir majeſtätiſch mit der Hand, ihr zu folgen; ſie ſchritt vor mir her durch die hohen Zimmer wie ein mächtiges Geſpenſt mit erhobener Hand und ohne mich eines Blickes zu würdigen, bis zu dem Ende ihres Appartements, wo ſie die Thür öffnete und mich entließ. Sie kam mir vor, wie der Engel mit dem flammenden Schwert an den Pforten des Paradieſes und ich hätte

„Also doch ein Unterschied, — nun, siehst Du wohl? Glaube mir, theuerster Carlo, wenn die Beiden hier neben einander ständen, da würdest Du, was die Aehnlichkeit anbelangt, über Dich selbst lachen. Aber, alle Wetter," rief er zurückfahrend, „hol mich der — unser Kaffeetopf hat ein Loch! Das ist eine saubere Bescherung! Reich' mir das Handtuch — o weh — o weh, das halte, wer kann!"

Diese Aeußerungen galten einem Wasserstrahle, der zuerst tropfenweise, dann aber immer stärker aus dem verrosteten Gefäße herausspritzte, sich über den heißen Ofen ergoß und diesen dadurch in eine förmliche Dampfwolke einhüllte.

„Das ist ein elendes Geschirr," rief Herr Richter entrüstet und steckte seinen abermals verbrannten Daumen in den Mund. „Aber Du stehst auch dabei," wandte er sich ärgerlich an seinen Freund, „wie der Prinz in der Komödie; jetzt fehlte nichts, als die gütige Fee, die statt unseres zerbrochenen Kaffeetopfes uns ein ‚Kaffeetischchen deck dich' bescherte.

„Da ist sie schon," sprach Bander leise, aber in einem so plötzlich veränderten Tone, daß sich der Chorist mitten in seiner Bemühung, den immerfort aussprudelnden Kaffeetopf zu entfernen, umwenden mußte und in der geöffneten Thür das junge Mädchen stehen sah, von dem so eben die Rede gewesen war. Sie hielt den kleinen Knaben an der Hand und bemühte sich vergeblich, dessen lautem und lustigem Lachen Einhalt zu thun.

„O, Richter, was machst Du?" rief Eugen; „willst Du Deinen Ofen auslöschen? Sieh, Tante Rosa, er hat Wasser darauf gegossen, wie das dumm ist!"

„Pfui, Eugen," sagte das junge Mädchen mit einer sehr tiefen und wohlklingenden Stimme, „so spricht man nicht, und vor allen Dingen nicht mit Freunden."

„Ja, wenn der kleine Unfug so fortmacht, so ist es nächstens

mit unſerer Freundſchaft am Ende," erwiderte Herr Richter, halb lachend, halb ärgerlich.

„Ich will das Fenſter öffnen," ſagte Lander haſtig, „der Dampf wird Ihnen beſchwerlich ſein, mein Fräulein."

„Ich wäre dafür, das Fenſter nicht zu öffnen," brummte Herr Richter, „Waſſerdämpfe beläſtigen niemand, im Gegentheil, ſie machen eine angenehme, dunſtige Wärme."

„Der Anſicht bin ich auch," ſprach das junge Mädchen, die einen Schritt näher getreten war, während Eugen die Thür ſchloß.

„So, Richter," ſagte dieſer alsdann, „ich habe Deine Thür zugemacht, jetzt biſt Du wieder zufrieden, denke ich."

„Es iſt ein bischen Hexerei dabei," meinte der Choriſt, indem er den Kaffeetopf, der nun ausgelaufen war, mit umwickelter Hand vom Ofen nahm und ſorgfältig betrachtete, „da ſchaue ich mir die Augen aus und ſehe kaum einen kleinen Riß, während doch das Waſſer in Strömen herausgefloſſen iſt und einen Dampf verurſachte, der noch im Zimmer umherirrt."

„Du rieſſt die Geiſter an," verſetzte Carlo vergnügt, „und ſie erſcheinen immer in Wolken und Nebel, ſogar die gütigen Feen."

„Damit kann ich nicht gemeint ſein," ſagte Tante Roſa, „für eine Fee bin ich ein bischen unbeholfen und ſchwer; auch iſt es ein gar zu materieller Grund, wegen deſſen ich mir die Freiheit nahm, Sie zu ſtören. Eugen, der, wie es zuweilen vorkommt, Langeweile hatte, verlangte von mir, ich ſolle ihm einen zerbrochenen Nußknacker wieder herſtellen, und da ich ihm meine Unfähigkeit, dies zu thun, erklärte, ſo bat er mich, ich ſolle Herrn Richter darum erſuchen."

Das junge, blühende Mädchen, an der Hand den lächelnden Knaben, der nun ſeinen Nußknacker hoch emporhielt, ſtand ſo unbefangen und freundlich lächelnd vor den beiden jungen Leuten,

daß es wahrhaftig ein Vergnügen war, sie nur sehen zu dürfen; dabei hatte sie etwas Schüchternes, was ihr außerordentlich gut stand, etwas Weiches im Blick ihrer glänzenden Augen, einen so gutmüthigen Zug um den frischen Mund, daß Carlo, der sie entzückt betrachtete, sich gestehen mußte, allerdings sei die Aehnlichkeit zwischen ihr und der Tänzerin groß, aber der Ausdruck des Gesichtes, der bei Fräulein Rosa immer etwas Kaltes, Strenges und Abstoßendes hatte, doch ein ganz anderer. Und mit der Figur war es wahrhaftig der gleiche Fall; so schlank und elegant, wie die der Tänzerin erschien, war die des jungen Mädchens hier allerdings nicht. Richter hatte Recht, Tante Rosa war etwas stärker und kleiner; freilich hielt sie sich nicht so aufrecht, wie die Andere, aber dadurch erhielt die Gestalt eine wohlthuende und angenehme Rundung, es war etwas Weiches und Hingebendes darin; vor jener wich man bewundernd zurück, diese zog unwiderstehlich an. O wie gerne hätte sich der ehemalige Sänger anziehen lassen, näher und näher, wie gern wäre er dem fast unwiderstehlichen Zuge seines Herzens gefolgt, wäre vor ihr niedergekniet, hätte ihre kleine, feine Hand mit unzähligen Küssen bedeckt, hätte ihr in das schöne, klare Auge geschaut, und wäre vor Seligkeit vergangen, wenn sie, sich abwendend, ihre andere Hand leicht auf seinen Kopf gelegt, als er ihr zugeflüstert: ich liebe dich.

Träume, die davon flatterten, wie die Wasserdämpfe des zersprungenen Topfes! Im nächsten Augenblicke war die Luft im Zimmer wieder rein und klar, und die Gedanken im Kopfe des Herrn Bander wieder ruhig und besonnen.

„Während Richter an seinem Nußknacker flickt, werden Sie wohl die Güte haben, Fräulein, sich ein wenig bei uns niederzulassen, hier auf dem Sopha, wenn ich bitten darf." Er räumte eilfertig Bücher, Musikalien, Schreibpapier und sonstige Gegen-

ſtände auf die Seite, um einen genügenden Platz für ſeinen ſchönen Gaſt zu machen.

Als ſich Tante Roſa, ohne viele Umſtände zu machen, dem angebotenen Sitze näherte, ſchaute er ihrem Gehen zu und mußte ſich eingeſtehen, daß ſie allerdings mit dem linken Fuße etwas ſchwer auftrat; ungraziös erſchien dies aber durchaus nicht, im Gegentheil, es verlieh ihrer ganzen Erſcheinung etwas Pikantes.

Als das ſchöne Mädchen nun auf dem ärmlichen Sopha ſaß — daſſelbe beliebte in allen Fugen zu krachen, wenn ſich jemand deſſelben bediente — als ſie nun offenen Auges um ſich her blickte und dieſes Ideal einer verwahrloſten Junggeſellen-Wirthſchaft ſah, da konnte ſie ſich nicht enthalten, ſo herzlich zu lachen, daß man ein paar Sekunden lang ihre ſchneeweißen Zähne ſah.

Herr Bander, der neben dem Tiſche ſtand und mit Entzücken ſeinen Gaſt betrachtete, rieb ſich vergnügt die Hände und lachte ebenfalls. Das Gleiche that auch Herr Richter, der über den zerbrochenen Nußknacker hinweg die Beiden betrachtete und dabei ſeine eigenen Gedanken hatte, und als endlich das Bübchen dieſen allgemeinen Ausbruch des Vergnügens bemerkte, ſchrie es vor Lachen laut auf und mußte in ſeine Hände klopfen, um ſich ſelbſt zu beruhigen.

„Es iſt nicht recht, daß Sie ſo lachen," meinte Tante Roſa, nachdem ſie ſelbſt wieder ernſt geworden war, „es muß Ihrem Kopfe weh thun."

„O, jetzt thut mir gar nichts mehr weh," rief Carlo mit einem glückſeligen Blicke; „ich glaube, jetzt könnte kommen, was da wollte, nichts wäre im Stande, mich trübe zu ſtimmen, Eines allerdings ausgenommen, und das wird leider auch geſchehen, wenn Sie nämlich wieder fortgehen, Fräulein."

„Darin hat er Recht," miſchte ſich Herr Richter ins Geſpräch; „es macht einen Effect an dieſem trüben Herbſttage, als

sei die Sonne nicht nur durch die Wolken gebrochen, sondern als stehe sie gerade vor unserem Fenster und lache freundlich zu uns herein."

Das junge Mädchen schüttelte lächelnd ihren Kopf und entgegnete: „Darüber müßte ich mir eigentlich eine Erklärung ausbitten, aber ich will es nicht thun," setzte sie rasch mit einer abwehrenden Handbewegung gegen Herrn Vander hinzu, da sie bemerkte, wie dieser sich anschickte, ihr hastig etwas zu erwidern. „Sagen Sie mir lieber, wie es mit Ihrer Verwundung steht oder stand, ehe ich kam," setzte sie heiter lächelnd hinzu.

„Es geht im Allgemeinen sehr gut," gab Carlo zur Antwort, „ehe Sie nämlich kamen, Fräulein; jetzt ist mir Kopf und Herz wahrhaftig so voll, daß ich über meinen Zustand nichts Genaues zu sagen im Stande bin."

„Ja, ja," meinte Herr Richter, der sich mit Wiederherstellung des Nußknackers beschäftigte, „wir können im Allgemeinen nur das variiren, was ich eben sagte, nämlich daß es für uns unaussprechlich behaglich ist, ein so liebenswürdiges weibliches Wesen in unseren vier Wänden verehren zu dürfen."

„Woher wissen Sie, daß ich liebenswürdig sein kann?"

„Das verräth schon Ihr Aeußeres," versetzte Herr Richter, „und darin trügt der Schein nicht. Auch hat der kleine Prinz schon so viel Schönes und Liebes von Ihnen erzählt, daß wir Sie schätzen mußten, ehe wir Sie noch gesehen. Sehen Sie," fuhr der Chorist fort, nachdem er den Zopf des Nußknackers mit einigen tüchtigen Schlägen wieder eingerichtet, „wenn Sie eine vornehme Dame wären, so wäre es unbeschreiblich fade, Sie so Ihr Lob hören zu lassen; da Sie aber unseres Gleichen sind, so haben wir vielleicht ein Recht, unsere Herzensmeinung ohne alle Nebenabsichten auszusprechen."

„Ja, unseres Gleichen," wiederholte Carlo mit leiser Stimme, wobei seine Augen vor Vergnügen leuchteten.

„Ihres Gleichen? — Nicht ſo ganz," lachte Tante Roſa, „Sie ſind Künſtler, und ich nur eine arme Näherin."

„Na, was die Künſtlerſchaft anbelangt, ſo hat das für uns auch ſo ſeine Haken; ein Choriſt, wie ich, wird von der Couliſſen-Ariſtokratie nicht dazu gerechnet, und Freund Vander, der bei ſeinem erſten künſtleriſchen Verſuche verunglückt iſt, wird erſt zeigen, ob es ihm beim zweiten gelingt."

„Und dieſer zweite Verſuch, fragte das junge Mädchen, „ſoll ebenfalls auf dem Theater gemacht werden?"

„O nein, o nein!" rief Carlo mit einer entſchiedenen Kopfbewegung; „die Bretter haben mir nichts Gutes gebracht; ich bin, um ehrlich zu reden, ſo durchgefallen, wie es nur irgend möglich iſt."

„Und bei dieſem Durchfall brach ſein Herz," warf der Choriſt mit einem raſchen Blick auf Tante Roſa leicht ein.

„Schwätzer," ſagte Carlo unmuthig, „hören Sie nicht auf ihn, es paſſirt ihm häufig, allerlei Zeug zu fabeln, — es iſt beſſer, wenn Du ſchweigſt."

Herr Richter mochte es aber gerade unter den gegenwärtigen Verhältniſſen für beſſer finden, nicht zu ſchweigen; denn als ihn das junge Mädchen mit großen Augen forſchend anſah, fuhr er mit ungewöhnlicher Ruhe fort: „Ja, es brach ſein Herz, denn er fiel durch vor den Augen einer Dame, die er liebte."

„Richter, das iſt perfid," rief Vander empört.

„Aber die Wahrheit," fuhr ſein unerſchütterlicher Stubengenoſſe hartnäckig fort; „warum ein Geheimniß daraus machen? Ja, ich ſetze noch hinzu, die Dame, die er liebte, ſieht Ihnen, mein Fräulein, außerordentlich ähnlich; ja, ſo ähnlich wie eine blühende Roſe vom gleichen Strauche der anderen."

„Laſſen Sie ihn doch," ſagte begütigend das junge Mädchen zu Herrn Vander, als ſie bemerkte, wie dieſer ſich über die Aeußerung ſeines Freundes kaum zu faſſen vermochte; „es iſt ja

nichts Beleidigendes für mich, und," setzte sie lächelnd hinzu, „wohl nicht ohne allen Grund."

„Aber eine Sache, die weit hinter mir liegt."

„In der unendlichen Weite von zehn Tagen," warf Herr Richter ein, „und sehr nachwirkend, wie wir sehen." Nachdem er dies gesagt, ließ er mit einem äußerst pfiffigen Lächeln die Kinnladen des Nußknackers ein paarmal zusammenklappen.

Tante Rosa spielte mit einer Feder, die neben ihr auf dem Tische lag, und sprach dabei, aber ohne aufzublicken: „Die Dame, von der die Rede ist, glaube ich zu kennen; ich hörte schon oft von einer großen Aehnlichkeit zwischen mir und ihr."

„Eine Aehnlichkeit," rief Carlo rasch, „die in der That erstaunlich ist, bei der Sie aber offenbar gewinnen, mein Fräulein. Verzeihen Sie diese Worte, sie kommen aus meinem Herzen und sind aufrichtig gemeint."

„Denken Sie, was das heißen will, mein Fräulein," meinte trocken der Chorist, „er zieht Sie der Dame vor, die er liebte! In den glücklichen Jahren meiner Jugend hätte es einen famosen Kettensatz gegeben, über dessen Resultat ich mich nicht näher auslassen will."

„Spare Dir diese Mühe," entgegnete Carlo, und fuhr dann, gegen das junge Mädchen gewandt, fort: „Aber diese Aehnlichkeit ist in der That überraschend; je mehr ich Sie betrachte, finde ich das; abgesehen von einigen Verschiedenheiten, von denen ich mir aber selbst keine Rechenschaft geben kann, glaube ich nicht, daß sich Zwillingsschwestern ähnlicher sehen könnten."

„Leider bin ich keine Zwillingsschwester der vornehmen Tänzerin, sonst hätte ich vielleicht einen andern Lebenspfad betreten."

„O, wünschen Sie sich nicht jenen anscheinend so glänzenden, der nur auf Schein und falschem Schimmer beruht, der die Sinne betäubt und das beste Herz langsam zu Grunde richtet."

„Dieſe Reden ſollte ich mir eigentlich verbitten," ſagte Herr Richter.

„Ja, der das Gemüth verbittert und der uns ſo gern die falſche Welt jener Bretter ins wirkliche Leben hinübertragen läßt," ſprach Carlo aufgeregt. „Mir ſind dieſe Orte furchtbar verhaßt geworden mit ihren falſchen Thränen und falſchen Brillanten."

„Sie haben dort bittere Erfahrungen gemacht?" fragte Tante Roſa in ſanftem Tone.

„Mein Fräulein," konnte ſich Herr Richter nicht enthalten, mit einem gewiſſen Pathos einzufallen, „es war ſeine erſte Liebe!" —

„Nun ja denn, Schwätzer, es war meine erſte Liebe; es war der Glanz eines mitternächtigen glutſprühenden Nordlichtes, den ich anbetete, da ich ihn in meiner Verblendung mit der roſigen Morgendämmerung verwechſelte. Ach, mein Fräulein, jener heiße ſinnbethörende Traum liegt hinter mir, und es iſt mir jetzt gerade zu Muthe, als fühlte ich das erfriſchende Wehen einer ſtärkenden Morgenluft."

Herr Richter hatte gute Luſt, wieder eine höchſt unpaſſende Bemerkung einzuwerfen, doch als er ſah, wie ſein Freund das offene, ſtrahlende Auge mit einem ſo glückſeligen Ausdruck auf das junge Mädchen heftete, und wie dieſe mit einem ſeltſamen Zucken um den Mund angelegentlich ſich die Feder in der Hand betrachtete, ſo verſchluckte er ſeine Bemerkung und begnügte ſich, dem kleinen Knaben, der ihn aufmerkſam betrachtete, zu ſagen: „Träume ſind Schäume, mein Sohn, aber Morgenluft erfriſcht das Herz, wenn man gut geſchlafen hat."

„Ihren Aeußerungen nach ſcheinen Sie alſo keine Luſt mehr zu haben, Ihre Laufbahn am Theater zu verfolgen," begann Tante Roſa nach einer kleinen Pauſe, augenſcheinlich in der Abſicht, das Geſprächsthema zu ändern, welche Plane haben Sie nun für die Zukunft gemacht?"

„Ich habe einen alten Plan, den ich nie hätte verlassen sollen, wieder aufgenommen und mich der Schriftstellerei zugewandt, wozu ich große Neigung habe; ob auch ein Talent, ist eine andere Frage.“

„Er hat, er hat,“ sprach Herr Richter.

„Sie werden sich vielleicht wundern,“ fuhr das junge Mädchen in herzlich natürlichem und freimüthigem Tone fort, „daß ich mich so gerade heraus nach Sachen erkundige, die man sonst nur mit vertrauten Bekannten bespricht; da Sie aber meinen kleinen Freund dort schon früher und auch mich so freundlich aufgenommen, und da Sie auch vorhin aussprachen, die gleiche Lebensstellung erlaube uns schon, unsere Herzensmeinung frei auszusprechen, so werden Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich meine Frage gethan.“

„Im Gegentheil,“ bemerkte Herr Vander vergnügt, „Ihre Frage verräth eine Theilnahme, die mich sehr glücklich macht; ja, ich will den Versuch machen, ob ich in der That Talent zur Schriftstellerei habe, und schreibe deßhalb an einem Lustspiele. Sie sehen, wer einmal in die Nähe jener glänzenden Flamme, Theater genannt, als arme Mücke gerathen ist und sich sogar ein wenig die Flügel verbrannt hat, kann es doch nicht lassen, um das trügerische Licht herum zu flattern.“

„Ein Lustspiel?“ entgegnete nachdenklich das junge Mädchen; „ich glaube, Sie haben sich da keine leichte Arbeit ausgesucht, denn wie man mir sagte, gibt es nichts Schwereres, als ein gutes Lustspiel zu schreiben.“

„Aber wir werden ein gutes Lustspiel schreiben,“ sagte Herr Richter in sehr bestimmten Tone. Er hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen, den kleinen Knaben zwischen die Kniee genommen und probirte das wieder hergestellte Maul des Nußknackers, indem er dasselbe auf eine wirklich erschreckende Art aufriß und dann scharf wieder zuknacken ließ.

Carlo blickte lächelnd zu ſeinem Freunde hinüber und ſagte: „Ja, wir ſchreiben ein Luſtſpiel, denn erſtens iſt Richter die Hand, welche niederſchreibt, während ich dictire, und dann verdanke ich auch manche glückliche Wendung ſeinen verſtändigen Andeutungen.“

„Alſo dictiren Sie Ihre Arbeiten?“

„Ich mache den Verſuch, und namentlich für einen Dialog ſcheint es mir leichter, als wenn ich die Worte ſelbſt niederſchreiben müßte. Während ich auf und ab gehe, bin ich im Stande, mir die Perſon, mit der ich ſpreche, ſo lebhaft zu vergegenwärtigen, daß es mir gerade iſt, als ſpräche ich wirklich mit ihr, und ich glaube, daß dadurch die Unterhaltung natürlicher und ungekünſtelter wird. Auch gibt mir Richter zuweilen eine Antwort, die mich, wie ſchon eben bemerkt, auf neue Ideen bringt.“

„Da könnte man ja gleich,“ meinte Tante Roſa, „einen Dialog niederſchreiben, den zwei Perſonen in den betreffenden Verhältniſſen mit einander hielten.“

„Allerdings,“ warf Herr Richter kopfnickend ein, „wenn die Perſonen danach wären und wenn ſie es über ſich vermöchten, ſich in der nothwendigen Kürze zu faſſen, ſonſt gnade Gott dem armen Schreiber und dem armen Publicum.“

Vander's Augen leuchteten vor Vergnügen, als er hierauf zur Antwort gab: „Wir ſollten einen Verſuch machen, wie ihn Fräulein Roſa vorgeſchlagen; Sie, mein Fräulein, müſſen aber die Unterhaltung mit mir führen und Richter müßte ſie niederſchreiben.“

„Und was ſoll denn ich thun?“ ſprach dann raſch der Knabe, der ſich einigermaßen zu langweilen ſchien.

„Du läſſeſt Deinen Nußknacker Nüſſe aufmachen, ich habe noch eine Hand voll in meinem Vermögen.“

Das junge Mädchen ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und erwiderte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „Sie ſagten

mir gar nichts daraus gemacht, dasselbe, ein zweiter Adam, zu verlassen, wenn ich nur meine Eva hätte mitnehmen dürfen."

„Und versuchtest du keine Explikation?" fragte der Andere unbändig lachend; „versuchtest du nicht ihr deine aufrichtigen Absichten darzulegen?"

„Nein, wahrhaftig!" antwortete der Baron; „ihr Blick war fürchterlich, und ich muß gestehen, daß ich der Frau von C. gegenüber nicht ohne alle Schuld bin."

„Du hast ihr die Cour gemacht," sagte der Andere, „das weiß der ganze Hof."

„Konnte ich denn anders?" entgegnete heftig der Baron und ließ den Chinesen ein Compliment machen, daß dessen Nase den dicken Bauch berührte; „es blieb mir keine andere Wahl, um Paulinen hie und da sehen zu können; doch ist die Strafe dem Verbrechen auf dem Fuße gefolgt; heute erhielt ich ein Schreiben der Frau von C., worin sie mir in Allerhöchstem Auftrage mittheilt, daß man vor der Hand nicht mehr wünsche, mich im Schlosse zu sehen, und daß selbst Ihre Majestät die Königin äußerst ungehalten auf mein unziemliches Betragen sei. Natürlich haben sie mich als Don Juan II., als Lovelace den Schlimmern geschildert, ich bin ein verabscheuungswürdiges Ungeheuer, ein Hofvampyr. — Auch enthielt der Brief die feste Voraussetzung, daß ich mich auf dem heutigen Balle der Prinzeß Eugen nicht würde sehen lassen; doch haben sie sich in dieser Voraussetzung vollkommen geirrt, und ich werde nicht fehlen."

„Hätte ich die Geschichte nur heute Mittag gewußt, so würde ich mich bei meiner Schwester Clara erkundigt haben, ob du schon in die Acht erklärt seiest, was auf keinen Fall ausbleiben kann, und dann wirst du unmenschlich behandelt. Von den Frauen verzeiht dir keine, daß du der alten Hofdame so lange die Cour gemacht, und die Comtessen hassen dich alle, weil du drei Viertel jedes Balls der befohlene Tänzer der Prinzessin warst und sonst nur mit Frau von C. und Paulinen getanzt hast."

vorhin, Personen und Verhältnisse müßten passend erscheinen, das ist aber hier gewiß nicht der Fall."

„O doch, o doch," rief der junge Schriftsteller eifrig, „es handelt sich in meinem dritten Acte um eine Dame, die sich gegenüber einem jungen Manne, der sie liebt, nicht zu erkennen geben will, die aber in einer Verkleidung unter ihrem Stande erscheint."

Eine plötzliche Röthe flog über das Gesicht der Tante Rosa; sie nahm die Spitzen der Federfahne zwischen ihre weißen Zähne und bemühte sich, so unbefangen als möglich aufzublicken, als sie entgegnete: „Die Verhältnisse passen überhaupt schon ganz und gar nicht."

„Zugegeben, aber je besser die Dame ihre Verkleidung zu wahren weiß, um so pikanter ist es für unsern Dialog. O, mein Fräulein," setzte er bittend hinzu, „es wäre gar zu unterhaltend und lehrreich, einen solchen Versuch zu machen."

„Wo denken Sie hin! Wie sollte ich dazu kommen, einen verständigen Dialog zu führen?"

„Im Gegentheil, davon bin ich überzeugt," erwiderte hastig Herr Bander, „so wie auch von Ihrem warmen, gefühlvollen Herzen — ja, eine Innigkeit des Gefühls strahlt aus Ihren Augen, Herzlichkeit und Geist! O, es müßte ein sprühender Dialog werden!"

„Es ist nun einmal seine Grille," meinte Herr Richter; „lassen Sie ihm diese Grille, o, sie ist so süß, diese Grille!"

„Richter schreibt und wir Beide reden zusammen; o, ich spreche so gern mit Ihnen, mein Fräulein!"

War es die Neuheit der Situation, oder war es ein natürliches Verlangen, ihre glänzende, elegante Art, sich auszudrücken, einem hohen Stande angehörig, durch die unscheinbare Hülle ihres jetzigen Anzuges durchbrechen zu lassen, was das junge Mädchen vermochte, nichts mehr gegen den Vorschlag zu erwi-

dern, obgleich ihr leichtes Kopfſchütteln zeigte, daß ſie nicht ganz damit einverſtanden war?

Herr Richter hatte ſich vor ſein Schreibheft an ſeinen Tiſch geſetzt, nachdem er vorher dem Knaben die verſprochene Hand voll Nüſſe und damit für einige Zeit Beſchäftigung gegeben.

Tante Roſa hatte ſich von dem Sopha erhoben und ſagte, während eine leichte Röthe ihr Geſicht überflog: „Aber dabei ruhig ſitzen zu bleiben, iſt mir unmöglich; auch dürfen Sie mir nicht ſo forſchend ins Geſicht ſehen, das würde ja auch auf dem Theater nicht ſo angehen — ich weiß es nicht, aber ich meine ſo.“

„Das hängt von der Situation ab,“ ſprach Herr Richter in belehrendem Tone; „man betrachtet ſich, man wendet die Blicke ab, man nähert ſich ſehr ſtark, man wendet ſich vielleicht wieder ab, bis man zu einem glücklichen Reſultate gelangt — meine Feder iſt eingetunkt, mein Papier liegt bereit, es kann losgehen.“

„Nein, es geht wahrhaftig nicht,“ ſagte Tante Roſa noch einmal, „ich wüßte in der That nicht, was ich Ihnen antworten ſollte, es bringt mich in Verlegenheit.“

„Ganz der Situation angemeſſen,“ trug Herr Richter pathetiſch vor. „Sie, mein Fräulein, die junge Gräfin von St. Alban, haben ein Rendezvous bewilligt, und jener junge Menſch dort, ein beſcheidener Legations-Secretair, Vicomte de Neufville, der Sie anbetet, tritt Ihnen in den Weg, um Sie von einem übereilten Schritte abzuhalten; alſo: erſte Scene, der Vicomte raſch auftretend.“

Herr Vander that ſo, wie er als Vicomte de Neufville thun mußte, trat bis auf ein paar Schritte vor die junge Dame hin, die ſich verlegen abwandte, und ſagte mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Verzeihung, Gräfin, daß ich Ihnen gefolgt, ſchenken Sie mir einige Augenblicke, hören Sie mit Ihrem Herzen, was ich Ihnen zu ſagen habe, und Sie werden nicht mehr im Stande ſein, Ihre Hand ſo drohend, ſo kalt gegen mich auszu-

strecken — o, diese Hand, wenn ich sie fassen und an meine Lippen drücken dürfte!"

Herr Richter warf in ruhigem Tone ein: „Das Letzte muß er unbedingt bei Seite sprechen, und was Sie anbetrifft, Fräulein Rosa, so kann ich Ihnen versichern, daß ich etwas darum gäbe, wenn ich die wunderbare Art, mit der Sie Ihre Hand gegen ihn ausstreckten, ja, Ihre ganze Haltung zu Papier bringen könnte. Daraus könnten unsere junge Schauspielerinnen was lernen."

„Unterbrich uns nicht immer."

„Nur so viel, als nöthig; jetzt weiter."

„Wenn ich Ihnen verwegen erscheine," fuhr Herr Vander fort, „so ist die Lage schuld daran, in der ich mich befinde. Ich sehe den Abgrund zu Ihren Füßen, ich muß Sie zurückreißen mit Gewalt der Ueberredung, ich muß es thun auf die Gefahr hin, von Ihnen als ein Ueberlästiger gescholten zu werden; ich bin ein verzweifelnder Spieler, der sein ganzes Vermögen auf eine einzige, letzte Karte setzt."

Herr Richter hatte Recht; hätte jemand auf der Bühne durch Haltung und Gesichtsausdruck so wunderbar den Kampf auszudrücken vermocht, wie es hier dieses junge Mädchen that, ehe das erste Wort über ihre Lippen kam, er wäre mit einem rauschenden Beifallssturm belohnt worden; und nun dazu der ruhige Blick, mit dem sie ihn anschaute, der kalte Ton, in dem sie sprach: „Sie irren, mein Herr, ich habe nicht das Glück, Sie zu kennen, und wenn ich Ihnen die eigenthümliche Art, eine Dame anzureden, verzeihen soll, so könnte es nur dann geschehen, wenn Sie sich augenblicklich entfernten."

„Ich Sie nicht kennen, ich, der Ihr Bild in seinem Herzen trägt, ich, an dem der Schatten Ihrer Gestalt nicht unerkannt vorbeischlüpfen würde! — Glauben Sie nicht, daß diese ärmliche Kleidung, daß dieser dunkle Schleier Sie vor meinem Auge ver-

birgt! Ja, und wäre die neidiſche Hülle, die Sie um ſich geworfen, noch tauſend Mal undurchdringlicher, ich würde es an dem Stocken meines Athems, an dem Klopfen meines Herzens fühlen, daß ich in Ihrer Nähe bin.“

„Nicht ganz ſchlecht,“ meinte Herr Richter, während er eifrig ſchrieb.

Das junge Mädchen hatte ſich hoch emporgerichtet; ſie ſchien einige Zolle gewachſen zu ſein, ihr Auge flammte, die herausfordernde Haltung ihres edeln Körpers war hinreißend ſchön.

„Und wenn Sie mich erkannt, wenn es wirklich ſo iſt, daß die Gräfin von St. Alban vor Ihnen ſteht, wer gibt Ihnen ein Recht, meine Schritte zu erſpähen und mir in den Weg zu treten?“

„Das Recht, mein Fräulein, — ja, nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht, die ich jedem Unglücklichen zuwenden müßte, den ich mit geſchloſſenen Augen einem Abgrunde zueilen ſähe, ja, die Pflicht, die mich zwingt, einem Verzweifelnden den Giftbecher aus der Hand zu reißen, einen Lebensmüden vom Ufer des Fluſſes zurückzuziehen! O, Gräfin, Sie fragen, wer mir ein Recht gibt, Ihre Schritte zu erſpähen, Ihnen in den Weg zu treten? Dieſes Recht gibt mir vor allen Dingen meine Liebe zu Ihnen, ja, meine hingebende, heiße, uneigennützige Liebe. Treten Sie nicht von mir zurück, ſchauen Sie mich nicht ſo verwundert an, ich kann nicht mehr zurück, das Wort iſt ausgeſprochen: ja, ich liebe Sie mit aller Leidenſchaft, mit aller Luſt, mit aller Qual eines jugendlichen warmen Herzens!“

„Ei, Herr Vander,“ meinte Tante Roſa lächelnd, „Sie ſagen das mit einem ſolch' lebhaften Ausdruck, als wollten Sie nicht nur dictiren, ſondern ſelbſt Komödie ſpielen.“

„Noch mehr,“ murmelte der junge Schriftſteller, ich fühle, was ich geſagt, und es iſt,“ ſetzte er mit einem trüben Lächeln hinzu, „wenigſtens in meinem Stücke nothwendig, daß die ſtolze Gräfin von St. Alban von meinen Worten erſchüttert wird: ſie

sieht ein, daß sie in ihrem Herzen eine Liebe genährt, deren Gegenstand ihrer unwürdig ist."

„In der That, sie sieht das ein," gab das junge Mädchen mit einem gänzlich veränderten Gesichtsausdruck zur Antwort, „o, sie sieht das ein."

„Daß dieser Gegenstand, ein schöner und eleganter Mann, ihr gleichstehend in gesellschaftlichem Range, diese Neigung nicht verdient."

„Das sieht sie alles ein, alles, alles — und was wird sie thun?"

„O, sie wird fühlen," rief Carlo enthusiastisch, „wie sich an der edleren Leidenschaft, die ihr entgegenflammt, auch ihre Liebe entzündet, sie wird dankbar dafür sein, daß er sie gewarnt, sie wird dem jungen Manne, der ihr zu Füßen fällt, die Hand entgegenstrecken und ihm erlauben, dieselbe zu küssen."

„Aber das ist kein Dialog mehr," rief Richter fast unmuthig, „das könnte man höchstens flüchtig skizziren nennen, aber," setzte er mit einem Seitenblick auf die Beiden lächelnd hinzu, „wie ich sehe, eine Skizze mit Illustrationen."

Carlo hatte nämlich im Feuer seiner Auseinandersetzungen die Hand des Mädchens ergriffen, dieselbe feurig geküßt, worauf ihm Tante Rosa ihre Finger lachend entzog. —

„Lassen wir die Scene auf sich beruhen," sagte sie heiter, „ich bin der Ansicht, daß ein derartiges Zusammenarbeiten des Dialogs doch nicht das Richtige ist; ich habe es ja vorher gesagt," fuhr sie gutmüthig fort, „auch werden Sie einsehen, daß ich nicht im Stande bin, Ihre Reden so zu beantworten, wie es nothwendig ist. Wenn Sie mir aber etwas Urtheil zutrauen, so geben Sie mir das fertige Manuscript und ich will Ihnen meine Meinung, die Meinung eines einfachen Mädchens darüber sagen."

„Zwei Acte dieser Arbeit, welche bereits fertig sind," ver-

ſetzte Herr Richter, „legten wir dem Herrn Hoftheater-Intendanten zur vorläufigen Beurtheilung zu Füßen.“

„Das hätte ich nicht gethan,“ meine Tante Roſa, „man muß eine derartige unfertige Arbeit nicht aus der Hand geben.“

„Ein Daniel, gewiß ein Daniel!“ rief der Choriſt. „Das Gleiche habe ich auch geſagt, und dieſe Ihre weiſe Anſicht allein müßte uns veranlaſſen, Ihnen das Manuſcript, ſobald es fertig iſt, vorzuleſen.“

„Gut, wenn Sie ein ſolches Vertrauen in mich ſetzen, ſo will ich es nach beſten Kräften zu rechtfertigen ſuchen.“

„Ich will mich beeilen,“ ſagte Carlo in herzlichem Tone, „daß wir bald fertig werden. O, die Belohnung, Sie wieder zu ſehen, um Ihnen meine Arbeit vorleſen zu dürfen, iſt ſo groß, daß ſie mich zur äußerſten Anſtrengung antreiben muß.“ —

„So, meine Nüſſe ſind alle gegeſſen,“ miſchte ſich der Knabe auf ſeine Art in die Unterhaltung, und damit legte er die Ueberbleibſel auf das Schreibheft ſeines Freundes Richter.

„Eugen, Du biſt nicht artig,“ ſagte Tante Roſa, „macht man es ſo ſeinen Freunden, die uns Wohlthaten erzeigen?“

„Es iſt der Lauf der Welt,“ meinte lachend Herr Richter; „der Kerl hat die ſüßen Kerne gegeſſen und gibt mir die leeren Hülſen zurück; ich bin nur froh, daß er ſie nicht auf den Boden geworfen hat.“

„Und mir ſcheint, Sie verziehen das Kind,“ ſagte das junge Mädchen, „Eugen aber weiß, was ſich ſchickt,“ wandte ſie ſich ernſt an den Knaben, „und wird die Schalen in den Ofen werfen.“

Der Kleine ſchaute ehrfurchtsvoll auf den ſtrengen Blick des jungen Mädchens, und that augenblicklich, wie ihm geheißen.

„Jetzt laß uns gehen,“ ſagte ſie hierauf, indem ſie ihm die Hand entgegenſtreckte, „wir haben die beiden Herren lange genug aufgehalten Man muß nie,“ ſetzte ſie lächelnd, aber doch im

Tone einer mütterlichen Ermahnerin hinzu, „irgendwo zu lange bleiben, sonst wird es nicht gerne gesehen, daß man wiederkommt.“

„O, mein Fräulein,“ rief eifrig Herr Richter, der aufgestanden war und eine tiefe Verbeugung machte, „glauben Sie mir, hier bei uns ist ein düsteres, nebelbedecktes Land, dem eine glänzende Sonne aufgeht, wenn Sie erscheinen.“

„So meine ich auch,“ sagte Carlo in ernstem Tone, „nur möchte ich's mit andern Worten ausdrücken: Wenn Sie uns erscheinen wie eine gütige Fee, so meine ich, das Leben habe wieder einen rechten Werth für mich, und wenn ich mit aller Kraft meines Geistes arbeite, so habe diese Arbeit einen schönen und edlen Zweck.“

„Darauf weiß ich nichts Passendes zu erwidern,“ versetzte heiter das junge Mädchen, „und kann Ihnen nur sagen, daß ich mit meinem kleinen Pflegling hier gern wiederkommen werde, und daß wir, wenn es Ihnen recht ist, alle miteinander gute Nachbarschaft halten wollen.“

Sie sagte das so freundlich grüßend, während sie mitten im Zimmer stand, in ihrem unscheinbaren dunkeln Kleide, mit der Haltung und dem Anstand einer Königin; als sie aber hierauf das Zimmer verließ, war ihre Figur etwas gebückt, ihr Gang war etwas schwankend, als mache es ihr Mühe, mit dem linken Fuße fest aufzutreten. —

„Eine Fee,“ rief Herr Richter, als sich die Thür hinter ihr geschlossen, „gewiß eine Fee, die uns Glück und Segen bringt! Es sollte mich gar nicht wundern, wenn die Feder, die sie in ihrer schönen Hand gehalten, sich in Gold verwandelt, wenn unter ihrem Blicke unser armer Geraniumstock dort am Fenster neue Blüthen getrieben hätte.“

Carlo hatte seine Augen mit der Hand bedeckt, und als er sie wieder niedersinken ließ, blickte er lange sinnend vor sich

nieder, ehe er zur Antwort gab: „Der Druck ihrer Hand müßte meine armen Gedanken in goldene, ſtrahlende verwandeln, ja, müßte Wunder thun, wie ihr Blick ſchon gethan, der in meinem Herzen eine unausſprechlich ſchöne Blüthe getrieben.“

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Herr Moſes Goldſtein.

Das Arbeitscabinet des Dr. Henderkopp, Direktors der Privat-Irren-Anſtalt, war an der hintern Seite des weiß angeſtrichenen Haupthauſes ſo gelegen, daß man von den Fenſtern deſſelben das vertiefte Roſenparterre, ſo wie den dahinter liegenden Garten überſehen konnte.

In der Jahreszeit, von der wir gerade reden, war dieſes Ueberſehen dadurch ſehr erleichtert, daß ein tüchtiger Reif, der Berg und Thal, Gras und Laub mit einer feinen, zierlichen, weißen Rinde überzogen hatte, den Blattſtielen ihre letzte Lebenskraft geraubt, und daß die Blätter an dem betreffenden Tage beim leiſeſten Wehen des Windes maſſenhaft auf den Boden niederflatterten. Dadurch war es denn möglich, daß man den ziemlich geräumigen Garten in ſeiner ganzen Ausdehnung überſchauen konnte, ſogar bis zu jener vergitterten Mauerlücke hin, an welcher der vorgebliche Graf meiſtens zu ſitzen pflegte, um in die Gegend hinauszuſtarren.

Dr. Henderkopp ſtand an einem Fenſter ſeines eben er-

wähnten Arbeitscabinets und blickte hinaus, aber nicht nach dem Garten, wo die meiſten ſeiner Kranken oder Penſionäre, wie er lieber zu ſagen pflegte, von ihrem unſteten Weſen getrieben, eilfertig an einander vorüberhuſchten und das Terrain nach allen Richtungen durchſchritten, ſondern ſah an den Himmel empor, wo trübe Wolken, Ueberbleibſel des geſtern emporgeſtiegenen Nebels, eilfertig gegen Oſten zogen. Der Himmel ſah regneriſch aus, es war froſtiges, windiges Herbſtwetter, und die alten Bäume drüben im Garten ſchüttelten mißmuthig ihre Häupter.

Nachdem der Doktor eine Zeit lang den trüben Himmel betrachtet, welcher ſich in ſeiner trüben, verdrießlichen Miene wiederzuſpiegeln ſchien, legte er die Hände auf dem Rücken zuſammen und ſchritt geſenkten Hauptes in dem Zimmer auf und ab.

Er dachte nach, er ſtellte Betrachtungen an über ſeine Vergangenheit und Zukunft, und dazu hatte er heute mehr Veranlaſſung als an jedem andern Tage, denn es war heute ſein Hochzeitstag. Er wollte in jene große Gemeinſchaft derer eintreten, die mit vor Liebe oder aus anderen minder edlen Urſachen geblendeten Augen in die große Spielurne greifen, um ſich eines von den Looſen heraus zu ziehen, die äußerlich alle gleich ausſehen, aber unter trügeriſcher Decke eine Niete eben ſo gut wie einen Gewinn enthalten können, und wenn man zufällig eine Niete zieht, ſo muß man ſie behalten und mit ihr wandeln ein ganzes langes Leben hindurch.

So dachte auch Dr. Henderkopp, und wenn er ſo dachte, ſo preßte er ſeine Lippen feſt aufeinander, daß ſie kaum ſo viel Raum ließen, um einen dicken Seufzer durch zu laſſen. Zuweilen zuckte er die Achſeln, als wollte er ſagen, da iſt nun einmal nichts zu machen, nehmen wir die Sache vom philoſophiſchen Standpunkte und ſuchen wir ihr eine gute Seite abzugewinnen.

Dieſer Gedanke war im Stande, ihn etwas aus ſeinem Trübſinne aufzumuntern, ja, er verſtieg ſich bis zu einem leiſen Pfeifen, doch war es bezeichnender Weiſe eine Moll-Tonart, die ſeinen Lippen entſchlüpfte.

„Wie dem auch ſei," ſprach er halblaut vor ſich hin, „wenn es auch eine bittere Pille iſt, ſo präſentirt ſie ſich mir doch ſtark vergoldet, und ich bin in gewiſſer Beziehung ſo krank, daß ich nach einem bittern Kern nicht fragen darf."

Er war bei dieſen letzten Worten, vielleicht zufällig, vielleicht abſichtlich, in die Nähe ſeines Schreibtiſches gegangen, auf den er nun die rechte Hand ſtützte und auf ein Blatt Papier blickte, welches bedeutſame Zahlenreihen zeigte.

Nachdem er ſich daran ſatt geſehen, — ſein Geſicht zeigte eine überdrüſſige Miene, — zog er an einer Klingel, die über dem Schreibtiſche hing, worauf nach ein paar Augenblicken der Wärter Gebhard in's Zimmer trat.

Der Doktor hatte ſeinen Spaziergang im Zimmer wieder aufgenommen und ſagte ohne aufzublicken: „Nichts Neues im Hauſe?"

Der Wärter ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: „Im Hauſe iſt alles beim Alten; die Herren ſind ruhig und gehen ihren Beſchäftigungen nach, der Förſter hat ſchon ſeit zwei Tagen keinen Anfall mehr gehabt und benimmt ſich überhaupt ſo ruhig und anſtellig, daß ich ihn zu kleinen Dienſtleiſtungen verwenden kann, die er auch bereitwillig übernimmt und glücklich ausführt."

„Und der Italiener?"

„Hat ſich geſtern in der Dunkelzelle ruhig verhalten, und ich glaube, man könnte ihn wohl an dem heutigen feſtlichen Tage," dies ſprach der Wärter mit einer tiefen Verbeugung, „zu den Andern laſſen."

Bei dem Worte „feſtlichen Tage" ſchien ſich wieder ein Sandkorn zwiſchen den Zähnen des Doktors zu befinden. „Dieſer Italiener," fuhr er barſch heraus, „iſt ein widerſpänſtiges, bös-

„Ich muß das über mich ergehen laſſen,“ ſagte achſelzuckend der Baron, „kann aber nicht wegbleiben, denn ich will jeden Verſuch machen, Paulinen ein paar Worte zuzuflüſtern, daß ſie feſt auf mich bauen ſoll, und dann will ich auch deren Beſchützerin, der Prinzeß Eugen, den ganzen Verlauf der Sache klar auseinander ſetzen.“

„Bei Lichte beſehen,“ entgegnete der Andere, indem er aufſtand und einen Blick in den Spiegel warf, „kannſt du auch nichts Beſſeres thun.“ Er zog wohlgefällig ſeine Cravatte in die Höhe und ſtrich den großen ſchwarzen Schnurrbart. „Du biſt eine gefallene Größe, lieber Freund, und obgleich mir dein Mißgeſchick ſehr zu Herzen geht, bin ich doch Egoiſt genug, mich zu freuen, daß wir bei den Frauen einen ſo gefährlichen Nebenbuhler los ſind.“

„Du biſt mir ein ſchöner Kerl!“ ſagte der Baron lachend, und Jener fuhr fort, indem er abermals in den Spiegel ſah:

„Und doch, wenn du das Mädchen heirathen darfſt, ſo biſt du unſer einem nicht mehr im Wege, und wir haben doppelten Vortheil, eine kleine allerliebſte Dame bei deinen vortrefflichen Diner's, was kann erwünſchter ſein?“

„Wenn ich aber nicht heirathen darf?“ ſagte der Baron und ſah lächelnd ſeinen Freund an, „wenn ich in dem Falle nicht mehr hier bleibe und mein Haus geſchloſſen wird?“

„Teufel auch!“ antwortete der Andere ziemlich ernſt; „das wäre höchſt fatal! Ich will dir einen guten Rath geben: wenn ſie dir das Mädchen unter keinerlei Bedingung geben, ſo kehre zu den Füßen der Frau von C. zurück, ſie wird dir verzeihen, und du biſt . . .“

„Wieder Tänzer der Prinzeſſin!“ ſagte ironiſch lachend der Baron, „werde wieder gut behandelt; ja, ja, ich will mir's überlegen.“

„Bis nachher! — Adieu!“

Abermals rollte unten ein Wagen fort, abermals bellte

artiges Geſchöpf, ein Subject, das nun einmal nicht einſehen will, daß es verrückt iſt. Wahrhaftig, wenn ich nicht ſo gut für ihn bezahlt würde, ich hätte ſchon lange ſeine Verwandten erſucht, mich von ihm zu befreien, denn Ihr werdet ſehen, Gebhard, er bringt uns noch in Ungelegenheiten."

„Was der Herr Doktor da ſagen, iſt vollkommen richtig, doch an dem heutigen Tage," bat der Wärter, „könnten wir wohl eine Ausnahme machen. Gefährlich iſt er eigentlich doch nicht, und der Förſter hat mir verſprochen, ihn nicht aus den Augen zu verlieren."

„Meinetwegen denn, aber ſeid beſorgt dafür, daß er mit dem General nicht zuviel zuſammen kommt, deſſen fixe Idee, ſich zu verſchwören, ihn anſtecken könnte. Wer ſteht uns dafür, daß die beiden Narren, wenn ſie auch ſonſt nichts ausführen können, nicht einmal den Verſuch machen, das Haus in Brand zu ſtecken? Dem Italiener traue ich alles zu."

„Heute werden ſie auf ihre Art vergnügt ſein," gab Gebhard beſänftigend zur Antwort. „Des Herrn Doktors Frau Schwiegermutter haben der Köchin aufgetragen, ein ganz beſonders gutes Mittagsmahl zu machen und haben dazu ſchöne Sachen geſchickt, auch ein ganzes Deſſert von Obſt. Wir müſſen doch auch dieſen ſchönen Tag nach Kräften feiern," ſetzte er ſchmunzelnd hinzu.

„Feiert ihn meinetwegen, wie Ihr wollt," erwiderte der Doktor mit zuſammengezogenen Augenbrauen, „aber ich mache Euch verantwortlich, Gebhard, daß alles in Ordnung vor ſich geht. Was mich anbetrifft," fuhr er mit einem Seufzer fort, „ſo habe ich einen harten Tag vor mir, die Geſchichte in der Kirche, dann ein langes und wahrſcheinlich langweiliges Diner; ich ſehe es ſchon voraus, daß ich vor ſinkender Nacht nicht zurück ſein werde — wenn ich nur ſchon vier Wochen älter wäre!" ſetzte er halblaut hinzu.

Ein leiſes Klopfen an der Thür unterbrach die Rede des

Doktors, und als er ärgerlich dorthin blickte, meinte der Wärter: „es wird die Köchin ſein.“

„Herein denn!“

Die Thür öffnete ſich langſam, aber es war nicht die Köchin, die hineinſchaute, es war jemand, bei deſſen Anblick Dr. Henderkopp ein Geſicht machte, als habe er zwiſchen jedem Zahn ein Sandkorn, und ſei gezwungen, herzhaft darauf zu beißen.

Dieſer Jemand war ein Mann, von dem man ſagen konnte, er ſtehe in der Blüthe der Jahre. Auf einer unterſetzten, kräftigen Geſtalt erblickte man einen dicken Kopf, mit etwas wulſtigen rothen Lippen, mit Wangen, die in einer Röthe prangten, als ſeien ſie eben erſt geſchminkt worden, mit einer ſcharf gebogenen Naſe, verſchmitzten leuchtenden Augen, hochgeſchwungenen, tief dunkeln Augenbrauen, und einem ſtarken, kohlſchwarzen, lockigen Haare; alle Linien an dieſem ausgezeichneten Kopfe waren rund oder doch wenigſtens ſtark gerundet. Die lebhafte Farbenzuſammenſtellung deſſelben in Roth und Schwarz zeigte ſich auch in ſeinem Anzuge, denn er trug ſchwarze Beinkleider, eine korinthenfarbene Sammtweſte, auf welcher eine dicke goldene Kette glänzte, und einen ſchwarzen Frack; auf dem Arme hatte er dagegen einen Paletot von hellgrauem Tuche; den Hut hielt er in der Hand.

Wenn auch dieſe Geſtalt gebückt und ſchleichend ins Zimmer trat, ſo zeigte das ſelbſtgefällige und behagliche Lächeln auf ſeinem Geſichte, daß er ſich durchaus nicht in Verlegenheit befand; und der Ton, mit dem er ſprach, beſtärkte letztere Vermuthung.

„Da bin ich denn, verehrteſter Herr Doktor,“ ſagte er mit einem leichten Anſtoßen der Zunge, „zu gehöriger Zeit und angethan, wie man es nur hätte erwarten können von einem Hochzeitsgaſt.“

Was Dr. Henderkopp zur Antwort gab, war nicht genau zu verſtehen; eben ſo wohl aber als ein freundlicher Gegengruß hätte es heißen können: Hol' Sie der Teufel! Auch ſprach für das Letztere die barſche Art, mit welcher er ſich hierauf an den Wärter wandte und ihm ſagte: „Laßt uns allein!“

Als ſich die Thüre hinter dieſem geſchloſſen, warf der vorhin Eingetretene ziemlich ungenirt ſeinen Paletot auf einen Stuhl, ſetzte den Hut daneben und ging auf den Doktor zu, während er freundlich lächelnd ſagte: „Soll ich nochmals gratuliren zu dem frohen, feſtlichen Tage, froh und feſtlich für uns alle, auch für mich, ja, ganz beſonders für mich, denn nun kommt doch einmal ins Reine das ſchwebende Geſchäftchen, ſo wir mit einander gemacht ſchon ſeit geraumer Zeit.“

„Ihre Gratulationen können Sie ſich ſparen,“ verſetzte unmuthig der Direktor der Irren-Anſtalt, „und was die Hoffnung anbelangt, ſo theile ich Sie wahrhaftig mit Ihnen, und mit den gleichen Gefühlen, die einen Verdammten beſeelen, wenn er einſtens Hoffnung auf Erlöſung hat.“

„A—a—a—ah, verehrteſter Herr Doktor,“ erwiderte der Andere mit einer ſchalkhaften Neigung des Kopfes auf die linke Seite, „bin ich denn anzuſehen als ein Quälgeiſt, der gekommen iſt, Sie zu plagen, oder bin ich nicht immer erſchienen wie ein guter Freund, wie ein Engel in der Noth, der kam genau zur rechten Zeit, Ihnen vorzuſtrecken klingende Gelder, wenn Sie nicht mehr haben gewußt weder aus noch ein?“

„Das weiß Gott,“ ſeufzte der Doktor, „die rechte Zeit, wann Sie kommen mußten, um mir das Meſſer an die Kehle zu ſetzen, daß ich Ihnen Zinſen und Commiſſion bewilligen mußte, die Sie niemals vor Gott verantworten können!“

Herr Moſes Goldſtein zog ſeine Schultern ſo hoch in die Höhe, wie es ihm nur immer möglich war, und erwiderte, einige Augenblicke in dieſer Stellung verharrend: „Was werde ich nicht können verantworten vor Gott? Habe ich an Ihnen gehandelt als ein Wucherer oder habe ich mit Ihnen gethan als werther Geſchäftsmann, der da gezwungen iſt, zu nehmen Zinſe von ſeine Zinſe, wenn ihm dieſe Zinſe nicht werden bezahlt? Haben der Herr Doktor wohl einmal eingehalten Ihre Verſprechungen, mich zu bezahlen, Capital oder Zinſen? Niemals, ſo wahr mir Gott helfe, und ſo iſt aufgelaufen das Capital zu der Höhe, wie es jetzt da ſteht auf der Abrechnung.“ Er zeigte mit dem Finger

auf die Zahlenreihen des Papiers, welches auf dem Schreibtiſche lag.

„Ja, aufgelaufen,“ erwiderte der Doktor mit zuſammen gebiſſenen Zähnen, „achttauſend Gulden auf zwanzigtauſend Gulden in anderthalb Jahren.“

„Nicht in anderthalb Jahren,“ gab Herr Goldſtein eifrig zur Antwort, „in faſt zwei Jahren, von dem Tage an gerechnet, wo unſere Verhandlung begann.“

„Deſſen zu erwähnen, ſollten Sie ſich doch wahrhaftig ſchämen. Sie unterhandeln mit mir ein halbes Jahr lang, ehe ich Geld erhalte, und laſſen mich dann von jener Zeit die Zinſen zahlen.“

„Soll der Geſchäftsmann nicht haben für ſein Riſico einen Gewinn? Wie ſähe es aus mit meiner Schuldforderung, wenn Sie nicht machten dieſe reiche Heirath? Wäre ich doch ein ruinirter Mann. So aber haben Sie den Profit, Geld und eine ſchöne Frau.“

Der Doktor ſchaute mit einem troſtloſen Blick an den grauen Herbſthimmel und verſetzte mit einer abwehrenden Handbewegung: „Wozu dieſes Gerede? Sie halten mich umklammert mit gültigen Documenten — — — — Sie werden Ihr Geld haben, heute noch — — wenn es mir eingehändigt wird,“ ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Ich rechne darauf heute,“ entgegnete Herr Goldſtein lebhaft. „Werden Sie doch erhalten die Mitgift von Ihrer Frau, zwanzigtauſend Gulden — er ſagte das mit einem Ausdrucke, als verſpeiſe er eine ſaftige Pfirſiche — in guten Staatspapieren, viereinhalbprocentigen, ſo gut wie baares, klingendes Geld, ſo daß wir nichts haben zu thun,“ ſetzte er mit einem pfiffigen Blicke hinzu, „als zu berechnen die kleine Coursdifferenz, die ſein wird zu meinem Schaden, trotz der fälligen Zinscoupons. Weiß ich doch ganz genau,“ fuhr er geſchwätzig fort, „daß die Frau Wittwe Speiteler Sie nach dem Diner wird laſſen kommen in ihr gelbes Zimmer, wo ſteht ihre Geldſchatulle, und daß Sie Ihnen einhändigen wird die zwanzigtauſend Gulden, was macht

gerade Ihre Schnld an mich, wenn man noch hinzuzieht die Bagatelle von wegen der Coursdifferenz."

Wir müſſen hier bemerken, daß der Direktor der Privat-Irren-Anſtalt ſeine Brille mit den blauen Gläſern, welche ſeinem Blicke etwas Farbloſes, Unheimliches verliehen, nicht aufgeſetzt hatte, und man deßhalb ſehen konnte, wie ſein Auge flammte.

„Herr Moſes Goldſtein, rief er mit einer vor Zorn zitternden Stimme, „ich will Ihnen jetzt mein letztes Wort ſagen: Sie erhalten die bewußten zwanzigtauſend Gulden, aber das ſchwöre ich Ihnen zu, daß, wenn Sie noch eine Silbe verlieren über Coursdifferenz oder ähnliche Schindereien, ſo erkläre ich vor dem Altar, daß ich es als bankerott, für gewiſſenlos halte, mich zu verheirathen."

Der Jude ſtreckte ſeine Hände von ſich ab, als ſähe er plötzlich vor ſich etwas Entſetzliches erſcheinen, und erwiderte darauf im Tone des höchſten Schreckens: „Würden Sie ſein im Stand, ſo etwas zu thun? O nein, Sie würden nicht, o nein, Sie werden nicht, o nein, Sie können nicht! Wie, werden Sie wollen gehen in das kalte Schuldgefängniß, ſtatt in das warme Brautgemach?"

„Erbärmlicher Kerl!" begnügte ſich der Doktor zu ſagen, und fuhr nach einem tiefen Athemzuge fort: „Warum mich über Ihresgleichen ereifern? Mich däucht, Herr Moſes Goldſtein, unſere Rechnung iſt abgeſchloſſen, Sie erhalten Ihr Geld, dort iſt die Thür!"

Der alſo Angeredete legte ſeine Hände zuſammen, bemühte ſich, bewegt anzuſchauen, und ſagte mit ſanfter Stimme: „Handelt man ſo mit Leuten, die einem gezeigt haben, daß ſie ſind geſinnt gut und freundſchaftlich — — und billig — — wahrhaftig, Herr Doktor! — billig? — Wären Sie gefallen in andere Hände, ſo würden nicht ausreichen die armen zwanzigtauſend Gulden, auch nicht mit der Coursdifferenz, die ich in Gottes Namen verlieren will. Sie haben mir gewieſen die Thür, aber ich werde nicht gehen, ich werde nicht können gehen, denn Sie wiſſen, daß wir ſtipulirt haben, ich ſei ein Hochzeitsgaſt, ſo gut

wie jeder Andere, und darum habe ich mich auch ſo feſtlich angezogen. Haben wir das nicht ſtipulirt?"

„Sie haben allerdings das zudringliche Verlangen an mich geſtellt."

„Zudringlich nicht," lächelte vergnügt und ſelbſtgefällig Herr Goldſtein, „nur eine bittere Nothwendigkeit, denn ich bin Geſchäftsmann und muß gehen ſicher mit meinem Gelde. Klar und deutlich haben mer's ſtipulirt: ich bin bei der Hochzeit als gern geſehener Gaſt und Freund, ich dinire mit an der großen Tafel und werde ausbringen meinen Toaſt ſo gut wie jeder Andere; im Hauſe werde ich bleiben bis zu dem wichtigen Augenblicke, wo Ihnen Frau Wittwe Speiteler wird übergeben die Mitgift von ihre Tochter, dann begleite ich Sie hieher, verſteht ſich von ſelbſt, in einem eigenen Wagen, den ich mir werde laſſen kommen auf meine Koſten, und wenn wir wieder hieher werden zurückgekommen ſein, übernehme ich hier in dieſem Zimmer die zwanzigtauſend Gulden, während ich Ihnen behändige Ihren Schuldſchein, den ich hier trage in meiner Bruſttaſche, nachdem ich denſelben vor Ihren Augen quittirt."

Herr Dr. Henderkopp ſchaute den Sprecher an, wie jemand, der mit ſeinen Gedanken ganz wo anders iſt; plötzlich aber ſchien er ſich über die Gegenwart zu beſinnen, und nachdem er die letzten Sätze ſeines Geſchäftsfreundes mit großer Ruhe angehört, erwiderte er: „Wozu wiederholen, was mir leider bekannt iſt! Sie haben Ihr Mißtrauen gegen mich ſo weit getrieben, dieſe erniedrigenden Bedingungen gegen mich zu ſtellen; ich bin in Ihrer Hand, wenn ich nicht vielleicht vorziehe, einen Scandal zu machen," ſetzte er mit einem Aufflammen ſeines Blickes hinzu.

„Sie werden nicht," warf Herr Goldſtein ein.

„Aber," fuhr der Andere fort, „wenn ich dieſer meiner Schuld gegen Sie vollkommen quitt und ledig bin, ſo kann ich als Gegengefälligkeit vielleicht erwarten, daß —"

„Ich wieder bereit ſein werde, Ihnen zu dienen. Gott der Gerechte, warum das nicht, gegen gute Zinſen und Proviſion!"

„Laſſen Sie mich ausreden — daß Sie ſich nie mehr bei

mir ſehen laſſen, und ſo iſt der Wunſch meines Herzens, vergeſſen Sie ihn nicht."

„Ich werde ihn aber vergeſſen," rief Herr Goldſtein jovial; „was ſollte ich behalten in meinem Gedächtniß, was Ihnen doch kein Ernſt iſt? Sie werden wieder brauchen den Goldſtein, Sie werden rufen nach Goldſtein, und Goldſtein wird ſich beeilen, zu erſcheinen mit offenen Händen, die er immer hat für ſeine Freunde — aber nun machen Sie mir nicht mehr ſo traurige Geſichter — die Sache wird ſein abgemacht in zehn Stunden oder zwölf, Sie werden einziehen in dieſe hübſche Wohnung, frei von Schulden mit Ihrem Weibchen, in dieſe wahrhaftig nette Wohnung," fuhr er fort, während er ſchmunzelnd ſich rings umſah. „Es hat ſich hier auf Ehre ſchon recht gemacht, mit werthvollen Mobilien, angeſchafft von der Frau Schwiegermutter, eine brave Frau das! Hier iſt das Arbeitscabinet von dem Herrn Direktor, und gleich da neben an — darf ich wohl hineinſchauen gleich da neben an?"

Der Doktor ſchien ſich am heutigen feſtlichen Tage vollkommen als Schlachtopfer anzuſehen und mit Reſignation über ſich ergehen laſſen zu wollen, was das Schickſal über ihn verhängen werde. Er zuckte die Achſeln, that einen tiefen Athemzug und wandte ſich, ohne den Herrn Goldſtein einer Antwort zu würdigen, wieder dem Fenſter zu.

Dieſer aber ſchien das Stillſchweigen für die Erlaubniß anzunehmen, das Nebengemach beſehen zu dürfen, denn er öffnete ohne Weiteres die Thüre deſſelben und verſchwand in dieſer, um erſt nach einigen Minuten, welche der Zurückgebliebne in tiefem Nachſinnen vollbracht, wieder zu erſcheinen.

„Alles in Ordnung," rief der Geſchäftsmann mit fröhlicher Miene, „ein Aufenthalt für glückliche Menſchen; da gleich neben an das Eßzimmer, dann der Salon für die Frau Gemahlin, und gleich daneben das Schlafzimmer, heimlich und verſchwiegen — Doktor, Sie ſind auf Ehre ein glücklicher Mann. Schöne Betten, ganz neu von polirtem Nußbaumholz, und ſeidene Kuverter, 's iſt wahrhaft fürſtlich! — Aber, Gott der Gerechte," unterbrach er ſich plötzlich, nachdem er ſich umgeſchaut, „ſchon zehn Uhr und

Sie erſt halb zum feſtlichen Tage angezogen? Machen Sie, Verehrteſter, daß Sie hineinkommen in Ihren Frack, und dann fahren wir in der Stadt."

„Wir?" fragte der Doktor gereizt.

„Nun, Sie werden doch mitnehmen Ihren Geſchäftsfreund, wenigſtens bis an's Stadtthor? — Laſſen Sie Ihren Groll fahren; warum Groll haben auf mich, mein lieber Henderkopp? Werden Sie doch noch oft brauchen Ihren treuen Goldſtein. Ziehen Sie ſich an, ich werde unten am Thore auf Sie warten, nachdem ich vorher einen Blick in den Garten gethan und geſchaut, ob ich nicht kann ſehen einen oder den anderen von Ihren ſpaßigen Herren Penſionären; es macht mir immer Vergnügen, mit ſo einem Verrückten zu reden."

„Bekümmern Sie ſich nicht um meine Kranken," verſetzte der Doktor barſch, und laſſen Sie mich jetzt allein, damit ich mich anziehen kann."

„Gerade, wie ich Ihnen geſagt," gab der unverwüſtliche Geſchäftsmann zur Antwort, „ich werde hinunter an's Thor gehen und auf Sie warten."

Er nahm bei dieſen Worten ſeinen langen Paletot vom Stuhle, und als er ihn bedächtig anzog, verſchwand unter dieſer grauen, unſcheinbaren Hülle der glänzende Kern des Herrn Goldſtein, nur die rothen Wangen und glänzenden Augen blieben noch übrig, deren Schimmer er vor der Thür dadurch milderte, daß er ſeinen Hut tief in die niedrige Stirn drückte. Seine Hände verſenkte er in die weiten Taſchen des Ueberrocks und ging darauf, ſorgfältig nach allen Seiten blickend, die Treppen hinab in den Hof, dann durch den Thorbogen gegen das Roſenparterre, wo er an der Treppe, die zu dieſem hinabführte, lächelnd ſtehen blieb, da er bemerkte, daß der General ihm entgegen kam.

Dieſer blieb einen Augenblick mit finſterem Geſichte vor ihm ſtehen, maß ihn von oben bis unten, und als er vorübergehen wollte, ſagte Herr Goldſtein, der ſich behaglich von einem ſeiner geſpreizten Beine auf das andere wiegte: „Nun, wie ſteht's, Herr General, was machen die Verſchwörungen, werden wir nächſtens

was erfahren, wie umgekommen iſt der große Cäſar, oder wie Sie haben ſprengen wollen das engliſche Parlament? Wenn Sie mich einmal brauchen können, ſo ſagen Sie's frei heraus, auf Ehre, ich helf' bei 'ner Verſchwörung."

„Sehen Sie lieber zu," gab ihm der finſtere Mann zur Antwort, „daß Sie nicht mit in die Luft fliegen, Vogelſcheuche."

„Vogelſcheuche hat er geſagt?" rief der Andere luſtig, „ſehe ich aus, wie 'ne Vogelſcheuche? Gott der Gerechte, er iſt ſehr verwirrt, der arme General!"

Dieſer aber trat bei der Aeußerung des Herrn Goldſtein ſo dicht auf ihn zu, daß ſich letzterer gern einen Schritt zurückgezogen haben würde, wenn ihn nicht zu gleicher Zeit die derbe Fauſt des großen und ſtarken Mannes feſt an einem ſeiner Handgelenke gepackt hätte; auch öffnete er ſchon den Mund, um nach Hülfe zu rufen.

Der General brachte ſein Geſicht ſo nahe an das des Andern, daß zwiſchen beiden Naſen kaum ein Blatt Papier Platz gehabt hätte, betrachtete ihn ein paar Sekunden lang mit ſtechendem Blick und murmelte dann, während er den gefaßten Arm los ließ und von ſich wegſchleuderte, kopfnickend und mit dumpfer Stimme: „Wir ſehen uns wieder."

Dann ſchritt er langſam an ihm vorüber.

Den Herrn Goldſtein überflog ein ſo unheimliches Gefühl, daß er nicht mehr daran dachte, ſich noch ferner in dem Garten nach den anderen Penſionären des Dr. Henderkopp umzuſchauen; auch ſah er dieſen ſo eben im Hofe erſcheinen, und beeilte ſich, um ſeinen Platz im Wagen nicht zu verlieren, der ſo eben am Gitterthor vorfuhr.

Als der Direktor der Privat-Irren-Anſtalt ſeinen Geſchäftsfreund auf ſich zukommen ſah, hatte er einen eigenthümlichen Gedanken. „Wäre es nicht erſprießlich und komiſch zugleich und dabei ein Akt der Gerechtigkeit, wenn ich Gebhard einen Wink gäbe, er ſolle dieſen zudringlichen Kerl, deſſen Geiſteskräfte mir etwas geſtört erſcheinen, unter irgend einem Vorwande ſanft auf die Seite ziehen und in die Tobzelle einſperren? Gäbe man ihm

von vorn herein eine kräftige Douche, ſo könnte das bis morgen früh auf ſeinen moraliſchen Zuſtand ſo eingewirkt haben, zugleich mit dem ahnenden Verluſte ſeines Geldes, daß der erſte Irrenarzt der Welt, ja, eine ganze Fakultät von Irrenärzten ſeinen Zuſtand als ſehr gefährlich finden würden, wenn ich ihnen dieſen jungen Mann da mit der rothen Sammtweſte als einen gewiſſen Moſes Goldſtein vorſtellte, der die fixe Idee hat, ich ſei ihm zwanzigtauſend Gulden ſchuldig — es wäre ein koloſſaler Spaß und vielleicht heute Abend ausführbar, wenn mein guter Freund die Schuldurkunde quittirt hat."

Dieſe angenehmen Betrachtungen, denen ſich der Doktor überließ, während ſich der Andere Schritt für Schritt näherte, berührten ſein verfinſtertes Gemüth ſo wohlthuend, daß ſich auf ſeine Züge ein leiſes Lächeln ſtahl, welches ſich bis zu einem freundlichen Kopfnicken gegen Herrn Goldſtein ſteigerte.

Dieſer ſah die Umſtimmung zu ſeinen Gunſten und verfehlte als praktiſcher Mann nicht, den Verſuch zu machen, einigen Nutzen daraus zu ziehen. „Habe ich doch gewußt," ſagte er heiter, daß der Zorn auf den armen Goldſtein nicht kann ſein ein anhaltender, daß Sie überhaupt nicht können haben einen Groll an dem feſtlichen Tage und auf Ihren ergebenen Freund. Steigen Sie ein, Doktor, ſteigen Sie ein, 's iſt auf Ehre die höchſte Zeit; freue mich auch für die Braut auf Ihr freundliches Geſicht, und für mich, es ſind beſſere Gedanken, die Sie haben gefaßt gegen Goldſtein, gegen Ihren treuen Goldſtein."

„Ich dachte wirklich an Sie," erwiderte der Doktor gütig, nachdem ſich Beide im Wagen niedergelaſſen, und indem er die blauen Brillengläſer auf ihn richtete, fuhr er fort: „Ich ſah Sie im Geiſte ſo recht lebhaft vor mir, wie Sie ſich abmühen und abwinden, und dachte dabei an Ihre Zukunft; ich glaube und hoffe, Sie werden eine feſte und geſicherte haben."

„Denken wir nicht an die Zukunft, denken wir an die Gegenwart. Was werd' ich haben für eine große Zukunft? Mit Mühe und Noth werd' ich mir verdienen einen armſeligen Kreuzer Geld, um vielleicht etwas zu haben in meinem Alter; jetzt bin

unten der Hofhund, und der Baron Karl warf seine Cigarre ins Feuer und gieng nachdenkend mit großen Schritten auf und ab; er schien mit sich zu Rathe zu gehen und etwas Wichtiges zu überlegen, und je mehr er sich in Gedanken vertiefte, desto heiterer wurden seine Mienen, und als er endlich an den Kamin zurück trat und die Klingel zog, summte er leise vor sich hin:

„Unter blüh'nden Mandelbäumen,
An der Loire grünem Strand."

Lukas trat ein.

„Ist der Hoflakei noch draußen? Laß ihn herein kommen!"

Jean trat ins Zimmer, machte seinem ehemaligen Herrn eine tiefe Verbeugung und referirte auf's Umständlichste, was er von der Unterredung der Hofdame mit der Gräfin Clara erlauscht.

Zuweilen unterbrach ihn der Baron mit einem lachenden: „Ei, ei! schön! sehr schön!" und sagte, als der Hoflakai geendigt hatte, indem er aus der Westentasche ein paar Dukaten nahm und sie ihm hinreichte: „Ich bin dir für deine Mittheilungen sehr dankbar; hier, bezahle dir eine Drotschke, damit du nicht zu spät ins Schloß kommst."

Der Lakai machte eine zögernde Verbeugung, und auf die Frage, ob es noch etwas gebe, sagte er mit dem allerdevotesten Tone: „Wenn in dem Haushalt Euer Gnaden wieder einmal eine Stelle frei würde, so würde ich mich außerordentlich glücklich schätzen, wenn die Augen des Herrn Barons auf mich fielen, ich würde ganz glücklich sein, wenn ich mir jetzt das Vertrauen des gnädigen Herrn, das mir früher gefehlt, erworben; das war der einzige Kummer, den ich hatte, Herr Baron."

„Du bist ehrgeizig, Jean," antwortete derselbe und klopfte ihm lachend auf die Achseln; „vor der Hand dienst du mir besser in deiner jetzigen Stellung, später wollen wir einmal weiter sehen." — Er winkte mit dem Kopfe und der Hoflakai verschwand.

ich noch ſo arm, wie Hiob;" dabei ſpielte er mit einer ſchweren goldenen Kette.

„Als ein ſo praktiſcher Geſchäftsmann kann es Ihnen unmöglich fehlen, und wenn Ihnen meine Kundſchaft etwas eintragen kann," ſagte der Doktor milde lächelnd, „ſo wird ſie Ihnen erhalten bleiben." — Die Tobzelle, dachte er bei ſich, liegt nach dem kleinen Hofe hinaus, und kann man ihn da mit voller Sicherheit ſchon ein paar Tage ſpektakeln laſſen. — „Vergeſſen Sie," fuhr er lauter fort, „die heftigen Worte von vorhin, man iſt nicht immer gut aufgelegt, ſelbſt unter Freunden."

„Sie ſehen mich entzückt, Doktorchen, von Ihren herzlichen Geſinnungen. So iſt es recht am heutigen feſtlichen Tage. Laſſen wir ihn froh beginnen und fröhlich endigen."

„So wollen wir," gab der Doktor mit ruhiger Stimme zur Antwort; „was das Geſchäftliche anbelangt, ſo bleibt es bei der Verabredung: Sie erhalten heute Abends Ihr Geld und übergeben mir dagegen meinen Wechſel quittirt. Dabei hätte ich aber noch eine Bitte."

„Laſſen Sie hören, Doktorchen; im Voraus bewilligt, wenn es nicht betrifft Abzüge."

„Gewiß nicht, nur eine kleine Diskretion, die ich von Ihnen erwarte. Wenn man erfährt, daß Sie heute Morgens bei mir waren und daß Sie heute Abends wieder zu mir hinauskommen, ſo könnte man ſich allerlei zuſammenſtellen, was der unangenehmen Wahrheit ziemlich nahe käme. Deßhalb bitte ich Sie, nach dem Diner zu ein paar Leuten zu ſagen, Sie beabſichtigten heute Abend eine kleine Reiſe gerade in entgegengeſetzter Richtung, als zu mir hinaus; Sie verſtehen mich, lieber Goldſtein, nur um keine Vermuthungen aufkommen zu laſſen; um acht Uhr ſind Sie alsdann bei mir draußen, Sie nehmen bei meiner Frau eine Taſſe Thee und wir machen in meinem Arbeitszimmer unſere Geſchäfte ab."

„Wenn es nichts weiter iſt, beſter Doktor, ſo können Sie ſich auch darin auf den Goldſtein verlaſſen; es iſt das ein

Stein, wie von Gold, ein Herz, wie von Diamant, überhaupt um zu ſagen, ohne Unredlichkeit, ein koſtbarer Kerl.“

Der Sprecher rieb ſich heiter die Hände und blickte ſeinen Nachbar an, der ruhig vor ſich hin ſummend und dabei milde lächelnd zum Wagenfenſter hinaus auf die verſchleierte Landſchaft ſah. Durch eine Biegung des Weges war es dem Doktor möglich, rechts neben ſich auf der Höhe die hohen, weißen Mauern ſeiner Anſtalt zu erblicken. „Ein Gefängniß,“ murmelte er mißmuthig zwiſchen den Zähnen, „ein Kerker, und ich von heute an in doppelten Banden!“ Seine Augen blickten von dem Hügel hinab und folgten einem Wagenzuge, der ſchon in ziemlicher Ferne mit dampfender Lokomotive gegen Süden fuhr und eben im Begriffe war, zwiſchen einer durchſchnittenen Hügelkette zu verſchwinden. „Es würde gar keinen Verdacht erregen,“ fuhr er in ſeinen Gedanken fort, „wenn ich morgen ſchon die Papiere zu Geld machte und dann ein bischen in die Welt hinausreiste.“

Es iſt ein behagliches Gefühl, an eine Vergnügungsreiſe zu denken, man läßt dieſes behagliche Gefühl gern nach außen dringen, woher es auch wohl kam, daß das Geſumme des Dr. Henderlopp in eine verſtändliche Melodie überging, und er pfiff die Weiſe des Liedes:

„Es kann ja nicht immer ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond,“

bis die Hufe der Pferde auf dem Pflaſter klapperten und er mit ſeinem Wagen am Eingange der Stadt hielt. Hier verabſchiedete ſich Herr Goldſtein dem Vertrage gemäß, mit dem feſten Verſprechen, ſich pünktlich zu Anfang des Hochzeits-Diners einſtellen zu wollen.

Inhalt.

Neunzehntes Kapitel. Seite

Nach der Oper 7

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Werk der Barmherzigkeit 22

Einundzwanzigstes Kapitel.

Françoise und Rosa 34

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine schlaflose Nacht 53

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Dr. Henderkopp und Familie 66

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine Lustspielscene 82

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Tante Rosa und Rosa die Tänzerin 102

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Françoise und Rosa 122

Inhalt.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Seite.

Die Anſtalt des Dr. Henderkopp 135

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Von den Kranken des Dr. Henderkopp 148

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Im Salon der Gräfin Lotus 165

Dreißigſtes Kapitel.

Die Thugs oder indiſchen Mörderorden 182

Einunddreißigſtes Kapitel.

Eine nächtliche Unterredung 199

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Tante Roſa 213

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Herr Moſes Goldſtein 232

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zwölfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Sechsundvierzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Brandt, in Stuttgart.

Die dunkle Stunde.

Dritter Band.

Ein neuer Zug an der Glocke rief den Jäger abermals herein.

„Wie geht's Lukas?“ fragte freundlich der Baron; „nicht wahr, wir träumen sonderbares Zeug? Ja, lieber Freund, auch ich habe gar merkwürdige Träume, zuweilen finster und unheimlich, aber ich hoffe, das Erwachen soll angenehm sein — was meinst du?“

Der Jäger zuckte mit den Achseln und erwiderte ernst: „Das Träumen dauert aber schon lange, Herr Baron, und wenn ich nicht bald aufwache, so fürchte ich wahrhaftig, ich muß fortträumen bis in die andere Welt hinüber; ich habe mich aber so an meine Träume gewöhnt, sie sind unterschiedlich recht angenehm. Schuld des Herrn Barons, daß wenn ich plötzlich aufwache und den blauen Regenschirm sehe, ich mich wahrscheinlich nach dem langen Schlafe zurücksehnen werde. Aber, Herr Baron,“ sagte er sehr ernst und trat näher, „wenn ich alsdann aufwachte, ganz allein in der Welt stehend, und machte mich auf und suchte nach Ihnen, — denn ich fange an zu glauben, daß Sie wirklich irgendwo in der Welt existiren müssen — so dürfte ich doch bei Ihnen eintreten, und Sie nähmen mich vielleicht so freundlich in Ihre wirklichen Dienste, wie Sie es bisher im Traume gethan?“

Man konnte in diesem Augenblick nicht genau unterscheiden, ob es das blitzende Auge des Jägers war oder eine Thräne in den dunklen Wimpern, worin sich die Wachskerzen auf dem Kamin widerspiegelten.

Der Baron reichte dem Diener gerührt die Hand und sagte ernst und feierlich: „Träumend oder wachend, Lukas, du bist mir stets willkommen; mein Haus ist beständig für dich offen.“

Der Jäger verbeugte sich dankend und drückte mit seinen beiden Händen die Rechte des Barons, dann ließ er sie los und stand wieder kerzengerade da, die Befehle seines Herrn erwartend.

„Lukas,“ sagte derselbe, „es ist mir von großer Wichtigkeit, noch vor dem Balle jenen Kutscher zu sprechen, welcher die

Vierunddreißigstes Kapitel.

Dunkle Stunden.

Der freundliche Leser wird sich vielleicht noch erinnern, daß der Laden der Frau Wittwe Speiteler in der Zeit, welche dem heute statt findenden Hochzeitsfeste vorausging, auf die ausgezeichnetste Art geschmückt erschien, ja, der Geschmack der neu angenommenen Ladenjungfer traf noch obendrein häufig kleine Anordnungen, um selbst eine allenfallsige Monotonie in dieser wunderbaren Ausstellung durch tägliche, an sich unbedeutende Nuancirungen zu verwischen. Sie wechselte mit den Blumen, sie ließ zwischen harmlosen geräucherten Bratwürsten feine Erzeugnisse der Metzgerkunst, als Würste in silbernen Schalen, oder vergoldete Ferkelfüßchen durchschimmern; sie beleuchtete Gläser mit gefärbtem Wasser Abends von hinten und brachte dadurch unerhörte Effekte zuwege; sie hörte mit großer Freude die Ausrufungen des Entzückens der vor dem Laden stehen bleibenden Straßenjungen, und gestand sich aber dagegen am Tage vor der Hochzeit mit Schrecken, daß eine Steigerung für morgen rein unmöglich

ſei. Darin hatte ſie Recht: es konnte in dieſem Genre nichts Reizenderes und Lieblicheres geſchaffen werden, und deßhalb war der Beſchluß der Frau Wittwe Speiteler, da eine Steigerung unmöglich ſei, für heute, den feſtlichen Tag, gar nichts ſehen zu laſſen, der allergeſcheiteſte. Deßhalb ſah denn auch die Straßenjugend ſchon am heutigen frühen Morgen grüne Vorhänge vor den Fenſtern herabgelaſſen, und ſtatt der Herrlichkeit, die geſtern noch hier zu ſchauen war, nur eine Reihe von Porzellanvaſen voll blühender Blumen. Auch für die täglichen Kunden war dies ein Wink, heute nicht den Verſuch zu machen, um die Hochzeitsfeier zu ſtören, denn wie vorn die Fenſter durch Vorhänge maskirt, ſo blieb zur Seite auch der Laden geſchloſſen, und der Lehrjunge, der in ſauberer, blauer Jacke, rother Weſte und ſchneeweißer Schürze am Eingange ſtand — er hatte ſpäter die Obliegenheit, mit Hülfe eines der Knechte den Wein aus dem Keller heraus zu fördern — machte eine entſchieden mißbilligende und verneinende ſtumme Geberde, wenn es trotzdem jemand wagen wollte, ſich der verſchloſſenen Ladenthür zu nähern.

Von dem hinteren Theile der Hausflur her, wo alle die ſchaurigen Requiſiten der ehrſamen Metzgerzunft, der mächtige Hackblock mit dem breiten Beil, die blinkenden Klingen der langen und ſpitzen Meſſer, blutige Kübel und auch die weißen Leichname der gemordeten Schweine ſorgfältig entfernt worden waren, drang ein angenehmer feiner Duft hervor, zwiſchen dem der wohlriechende Brodem der Gans und geſchmorter Aepfeln vorherrſchend war. Drang man weiter in jenes Heiligthum und warf einen Blick in die große und ſchöne Küche, ſo ſah man hier alles in unerhörter Thätigkeit, ſo bemerkte man die gewöhnlich unumſchränkte Herrſcherin dieſer Räume mit Kartoffelſchälen beſchäftigt, und ſah andere fremde weibliche Geſtalten die höheren geheimen Myſterien beſorgen, das Ganze aber kommandirt von einer Koch-

frau ersten Ranges, die mit hochrothem Gesichte in alle Töpfe schaute, hier Zucker und dort Salz beifügte, alle Saucen versuchte, links in einem Topf rührte, rechts eine Casserole vom Feuer wegschob, und zwischen diesen verschiedenen Beschäftigungen jedes Mal an den Anrichttisch zurückkehrte, wo sie einer Flasche Wein zusprach, von dem sie jetzt ein Glas trank, um gleich darauf ein anderes mit seinem Zwieback auszutunken. Auf einem Nebentische sah man eine ganze Batterie von Porzellantellern und Geschirren aller Art aufgepflanzt, deren Masse sich aber zusehens verringerte, da jeden Augenblick Dienstmädchen in weißen Schürzen erschienen, welche das Service in die Speisezimmer des ersten Stockes trugen. Hier sah man einen Freund des Hauses, der zugleich königlicher Tafeldecker war, beschäftigt, ein Werk herzurichten, das seinen Meister loben mußte; wenn man die selbstgefällige Miene des Herrn betrachtete, mit der er die wohl und zierlich geordneten Reihen von Porzellan, Krystall und Silber betrachtete, so konnte man wohl überzeugt sein, daß ein Kenner damit zufrieden sein mußte. In den übrigen Zimmern war es still und leer, denn die näher Betheiligten, sowie die Hochzeitsgäste waren in der Kirche versammelt, um die Hauptfeier dieses außerordentlichen Tages zu begehen.

Was den Anzug der Braut betraf, so war es selbstredend, daß der Schneider Schweizer etwas Außerordentliches geliefert hatte, aus Kunst that er, was er konnte, und war sehr erfreut, als seine zeitweilige Gehülfin, Mamsell Rosa, sich angeboten hatte, beim Anziehen der Braut gegenwärtig zu sein. Letzterer war dies auch doppelt angenehm, denn erstens kannte sie die kundige Hand der Gehülfin, und zweitens liebte sie deren Persönlichkeit, ihr offenes energisches Wesen, ihre vernünftige Art, Sachen und Verhältnisse anzuschauen. Hatte doch Sophie ihre Mutter dringend gebeten, die Rosa mit zur Hochzeit einladen zu

dürfen, hatte sie ihr doch vorgestellt, Rosa würde sich gewiß gut anziehen, sie sei ein so hübsches Mädchen und wüßte sich so gut zu benehmen. Dazu aber wollte sich die würdige Wittwe nicht verstehen und antwortete: „Man muß in der Welt Unterschiede zu machen wissen, und wenn es mir auch nicht unlieb war, daß Du mit Rosa sprachst, als sei sie Deines Gleichen, so haben wir doch an Deinem Hochzeitstage Gäste, die es Dir mit Recht übel nehmen würden, wenn Du eine Nähterin mit ihnen an den gleichen Tisch setzen würdest."

Hatte nun Sophie geglaubt, die Rosa würde erwarten, von ihr eingeladen zu werden, genug, sie sagte ihr während des Anziehens ein paar Worte, welche wie eine Entschuldigung klangen, doch küßte die Gehülfin des Schneiders die Braut darauf heiter auf die Stirn und gab ihr zur Antwort, daß es ihr unmöglich sein würde, dem Hochzeitsfeste beizuwohnen, selbst wenn sie eine Einladung erhielte. „Es freut mich," setzte sie hinzu, „Sie heute Morgens noch gesehen zu haben, um Ihnen etwas helfen zu können. Wahrhaftig," fuhr sie freundlich lächelnd fort, „Sie sehen sehr hübsch aus, Sophie. Mit dem Bewußtsein gehe ich fort, und bitte Sie noch einmal, meinen herzlichen Glückwunsch annehmen zu wollen." Dabei hatte sie ihr beide Hände gereicht, welche die Braut nicht nur hastig ergriff, sondern sich auch mit einer raschen Bewegung in die Arme des jungen Mädchens warf, ihren Kopf an deren Brust drückte, sogar auf die Gefahr hin, den schönen Myrtenkranz zu zerknittern, und laut anfing zu weinen.

„Nicht so," bat Rosa sanft, „ich habe schon von manchen Bräuten gehört, daß sie am Hochzeitstage ein eigenthümlich schmerzliches Gefühl bewegt hätte, aber Thränen dürfen nicht gesehen werden."

„O, es sieht sie auch niemand als Sie, Rosa, und Sie wer-

den mich verstehen, ja, Sie müssen es verstehen, wie entsetzlich unglücklich ich bin."

„Ihre Thränen sprechen mir davon, und auch wohl früher Ihre ernste, kummervolle Miene. Aber sehen Sie nicht zu schwarz, Sophie. Gewiß, Ihr Bräutigam liebt Sie, und ich bin fest überzeugt, daß diese Thränen für lange Zeit Ihre letzten sein werden. Aber fassen Sie sich!"

„O, lassen Sie mich weinen, ich werde mich alsdann zu fassen wissen, sehe ich doch Thränen in Ihren Augen. O, Rosa, warum haben wir uns früher nicht näher gekannt, Sie mit Ihrem festen Sinn hätten mir geholfen."

„Ich höre sich jemand dem Zimmer nähern," gab die Gehülfin des Kleidermachers zur Antwort; „blicken Sie auf, trocknen Sie Ihre feuchten Augen, blicken Sie heiter in das Leben, gewiß, Sie können es. Und nun, Sophie, wünsche ich Ihnen frohe Stunden, Sonnenschein auf Regen," setzte sie lächelnd hinzu; „in ein paar Tagen sehe ich nach Ihnen, wenn es mir möglich ist."

„Nicht in ein paar Tagen, Rosa, sehen Sie heute noch einen Augenblick nach mir, ich bitte Sie herzlich darum. Kommen Sie nach Tische, ehe ich das Haus verlasse; nicht wahr, Sie kommen?"

„Wenn es mir möglich ist, ich will sehen."

„Warum sollte es Ihnen nicht möglich sein? Es ist Ihnen möglich; nicht wahr, Sie versprechen mir, zu kommen?"

„Ich verspreche es Ihnen," erwiderte die Andere mit einem ruhigen Nicken des Kopfes, und verließ langsam das Zimmer.

Sophie blickte ihr nach, und während sie mühsam nach Fassung rang, sprach sie zu sich selber: „O, wie glücklich ist dieses arme Mädchen! Wenn sie einmal liebt, so wird der, den sie liebt, ihrer werth sein, und sie muß glücklich werden. O, nähme sie diesen Myrtenkranz und diesen Schleier, und gäbe sie

mir ihr unſcheinbares Kleid und ihre Freiheit, und ließe mich in das Leben hinausgehen, um mein Brod mühſam mit meiner Hände Arbeit zu verdienen."

Dann war Frau Speiteler erſchienen und hatte die Braut in's Nebenzimmer geführt, wo ſich Brautjungfern und Bräutigam befanden.

Eine Viertelſtunde nachher waren alle in der Kirche. —

„Wie die Zeit vergeht, Du lieber Gott," ſagte etwas ſpäter die Kochfrau in der Küche, nachdem ſie auf die ſchwarzwälder Uhr geblickt, die luſtig hin und her pendelnd ſchon ein Uhr zeigte, „ſollte man nicht meinen, ſo ein Ding liefe abſichtlich geſchwinder, wenn man viel zu thun hat? Eilt ein wenig, Liſette, Babette! So, die Suppe näher an's Feuer, gebt den Klöschenteig herüber, ich muß wahrhaftig daran denken, daß es bald losgehen kann; freilich ſoll das Eſſen erſt um zwei Uhr beginnen, aber das hängt alles davon ab, ob es in der Kirche langſam oder geſchwind geht, und das hängt wieder davon ab, ob der Pfarrer Hunger hat oder nicht, und ich vermuthe ſtark das Erſtere. — Reich' mir das Salz daher! — Nun, Herr Tafeldecker," wandte ſich die unermüdlich hin und her ſchießende Frau an dieſen würdigen Beamten, „ſind wir oben fertig?"

„Alles in Ordnung bis auf den Wein, den ſollte man jetzt aufſtellen."

„Natürlicher Weiſe," rief die Kochfrau faſt erſchrocken, „ich kann nicht alles auf einmal behalten! Ruft mir einmal den Philipp her, und der Ludwig ſoll die Körbe richten, und da, Katharine, ſind die Schlüſſel; geh' Sie mit hinab und laſſe Sie vom rothen und weißen, er ſteht abgeſondert im Vorkeller, von jedem dreißig Flaſchen bringen. Zähl' Sie auch den Champagner noch einmal nach," ſetzte ſie leiſe hinzu, „er ſteht in Eis in dem großen Waſchkübel, es müſſen 24 Flaſchen ſein, eigentlich 25," ſagte ſie noch leiſer, „aber es gelten nur 24. Madame Speiteler

hat es so befohlen, die hat doch auch ein Einsehen, und weiß, wie sich eine arme Kochfrau plagen muß."

„Soll ich die 25. gleich mit hinaufbringen?" fragte Katharine.

„Gott bewahre, drück' Sie sie noch recht fest in's Eis; nach dem Anrichten muß man einen recht kühlen Trunk thun können, es ist jetzt schon hier zum Verbraten, jetzt spute Sie sich, Katharine."

Und damit raste Katharine von dannen, mit den Schlüsseln klappernd und so rasch, als es ihre alten Beine erlaubten. Hinter ihr drein verschwanden in der dunkeln Kelleröffnung Philipp der Knecht und Ludwig der Lehrjunge, mit großen Körben bewaffnet, die sie wenige Augenblicke nachher gefüllt wieder hinauftrugen in den ersten Stock, wo der Herr Tafeldecker die Flaschen in Empfang nahm und mit einer bewunderungswürdigen Sorgfalt auf dem Tisch rangirte. Dann rückte er auch noch hie und da an den Couverts und den blumengefüllten Vasen, welche die Aufsätze vertraten, ließ noch einen Feldherrnblick über die Schlachtreihen gleiten und sagte alsdann: „sodele!" was als Beweis gelten konnte, daß er mit seinem Werke vollkommen zufrieden war.

Drunten in der Küche pendelte die Uhr indessen immer hastig fort und fort; Teller und Casserole klapperten, die Suppe brodelte, die heiße Butter in der Pfanne zischte und die Kochfrau stand befehlend am Herde und glänzte in schwitzender Selbstwonne besser als ihr schönster Festbraten.

Da vernahm man draußen das Rasseln von Rädern, und Ludwig, der seinen dicken Kopf zur Küchenthür hereinstreckte, rief: „Sie kommen, sie kommen!" Und wirklich hielt die erste Equipage vor der Thür, in der sich aber noch nicht die Hauptpersonen befanden, die, wie bei allen festlichen Aufzügen, fast zuletzt erscheinen mußten. Der Lohnbediente, im schwarzen Frack, mit weißen baumwollenen Handschuhen, riß den Schlag auf, und

aus demſelben quoll eine Wolke von Gaze und Spitzen, zwiſchen denen ein paar Füße ſichtbar wurden, welche den Wagentritt ſuchten, auch glücklich fanden und ſich ſo nach und nach zur ganzen zierlichen Geſtalt von einer der Brautjungfern entwickelten. Dann erſchien eine zweite, dann eine dritte, und zuletzt wurden ein paar beſpornte Stiefel ſichtbar, eine Uniformshoſe und über derſelben der glänzende Attila eines Huſaren.

„Schade darum, daß wir ſchon da ſind," bemerkte lächelnd Herr von Marlott; „wir ſaßen ſo hübſch bei einander, daß ich gewünſcht hätte, es wäre noch eine Stunde ſo fortgegangen."

„Wir aber nicht," verſetzte eine der Brautjungfern, „nicht wahr, Eugenie? Was meinſt Du, Emma?"

Emma ſagte nicht ja und nicht nein, denn ſie empfing eben aus den Händen des Huſaren-Offiziers ihr Blumenbouquet, was eine ziemliche Zeit dauerte und ein ſchwieriges Geſchäft zu ſein ſchien.

Eugenie und die Andere waren übrigens zu discret, um darauf zu achten, auch hatten ſie genug mit ihrer Toilette zu thun; ſie faßten ihre Röcke hinten an und ſchüttelten ſie kräftig aus, um ſie wieder gehörig bauſchig zu machen, ſie drückten die Taille ihres Leibchens etwas herab und ſahen nach den Handſchuhen und Armbändern, was ſich durch die Fahrt allerdings alles ein wenig verſchoben hatte. Dabei lachten ſie vergnügt über gar nichts, warfen hier und da einen ſchelmiſch ſein ſollenden Blick auf Emma, wunderten ſich, daß dieſe gar nicht fertig werden wollte, und ſtiegen endlich die Treppe hinauf, eine nach der anderen, jede mit ihrem Reifrocke die ganze Breite einnehmend, und gefolgt vom Huſaren-Offizier, welcher ſich ſo dicht als möglich hinter Emma hielt und das junge Mädchen im Aufſteigen freundlich unterſtützte, indem er ſeine Hand an ihre Taille legte.

Nun erſchien unten ein zweiter Wagen — der erſte war,

was die Pferde laufen konnten, weggefahren, um weitere Gäste zu holen — welcher Madame Speiteler enthielt, so wie ein paar entfernte Verwandte der Familie, den Herrn Kanzleirath Sporer mit Gattin. Diese beiden wurden in den oberen Stock beordert, um dort die Honneurs zu machen, während sich die Hochzeitsmutter selbst in die Küche begab, um nach dem Wichtigsten zu schauen. Jetzt folgte Wagen auf Wagen rasch hinter einander. Der Herr Pfarrer mit der Frau Pfarrerin und der ältesten Tochter, einer Freundin der Braut; dann Verwandte und Freunde des Hauses, Freunde und Bekannte des Bräutigams, unter letzteren auch Herr von Scherra mit einer Hauptmanns-Wittwe und ihren beiden sehr erwachsenen Töchtern, welche alle drei sich den einzeln stehenden und wohl bekannten alten Herrn zum Opfer auserlesen hatten. Endlich kam auch das neuvermählte Paar, Herr Henderkopp in weißer Halsbinde, dito Weste und schwarzem Fracke. Aus dem Knopfloche des letzteren dehnte sich so lang und breit als möglich das bunte Band der Medaille heraus.

Der Direktor der Irren-Anstalt sah ernst, würdevoll, ja, gerührt aus; er hielt seine junge Frau bei der Hand, hatte seinen Mund gespitzt, und um seine Lippen spielte ein so wohlwollendes Lächeln, daß es selbst dann nicht ganz erlosch, als sich ihm die Hochzeitsmutter rasch näherte, ihn herzlich auf beide Backen küßte und ihn ihren lieben Sohn nannte. Ja, er nickte dazu gnädig mit dem Kopfe, und seine Miene umdüsterte sich nicht einmal, als nun in der Hausflur, die zur Küche führte, die Kochfrau erschien mit ihren sämmtlichen Gehülfinnen, die alte Katharine natürlich laut weinend, und als alle der Braut die Hände reichten oder den Arm erfaßten oder auch den Zipfel ihres Shawls und daran schüttelten und drückten, um die Freude ihres Herzens auszudrücken, während sie ihre Glückwünsche stammelten. Auch Ludwig erschien und Philipp, und von der Straße

herein ein paar Nachbarn und vorübergehende tägliche Kunden, und alle freuten sich über den schönen, glücklichen Tag und prophezeiten eine ganze Kette eben so glücklicher Jahre, und schwatzten und lachten so lange durch einander, daß sich endlich Frau Speiteler genöthigt sah, ihre Tochter selbst am Arme die Treppe hinauf zu führen, um die oben versammelten Gäste nicht zu lange auf die Hauptpersonen warten zu lassen.

Droben mußte die arme junge Frau einen neuen Sturm von Küssen und Glückwünschen aushalten: die Brautjungfern drängten sich um sie, und jede sagte ihr erröthend etwas Schönes, der Husaren-Offizier schlug seine Sporen klirrend zusammen, ehe er sich verbeugte und ihr die Hand küßte, worauf er alsdann bemerkte, ein solcher Anblick könne ihn auf Ehre vermögen, bald an's Heirathen zu denken. Dann machte alles vor dem neuvermählten Paare Platz, weil sich der Herr Pfarrer näherte, eine stark beleibte Persönlichkeit mit einem runden, wohlwollenden Gesichte, der in gutmüthiger, salbungsvoller Weise ein paar Worte des Segens sprach über den Eintritt des jungen Paares in's elterliche Haus. Die Pfarrerin sagte ungefähr dasselbe in's Mütterliche übersetzt, und Hermine, die etwas ältliche Tochter dieses würdigen Paares, begnügte sich mit einem leichten Aufschluchzen und einer sehr bezeichnenden Thräne.

Dr. Henderkopp überschlug alsdann mit schneller Berechnung die Anzahl seiner Gäste und theilte seine Wünsche dem Kanzleirath Sporer mit in Betreff derjenigen, welche an den Tisch des Nebenzimmers zu setzen seien, wo der Kanzleirath den Vorsitz führen sollte.

Wenn auch im Ganzen eine hübsche Anzahl recht respectabler Gäste bei der Hochzeit zugegen war, so schien sich doch das Auge des Doktors zu umwölken, und gewiß nur, weil er daran dachte, welchen Glanz es diesen Zimmern verliehen hätte, wenn der holländische Admiral van Henderkopp oder sein Neffe, der Vice-

Frau von C., die Hofdame, gewöhnlich zu fahren pflegt und auch diesen Abend fahren wird; kennst du ihn vielleicht?"

„Es wird Joseph sein," sagte der Jäger, „ich habe ihn heute in der Dämmerung fahren sehen, Jean war hinten auf."

„So nimm meinen Brougham," entgegnete der Baron, „such' den Kutscher augenblicklich und bring' ihn mir hieher."

„Der Herr Baron wollen mir die Bemerkung erlauben: es ist schon halb acht, und um diese Zeit pflegen die königlichen Kutscher ihre Pferde aufzuschirren; er wird nicht Zeit haben, abzukommen."

„Du hast Recht," sagte der Baron, „nimm aber dennoch meinen Wagen, fahre an den Marstall und sage dem Kutscher, ich wolle ihn dort sprechen, aber im Vertrauen sprechen, sobald er vom Palais der Prinzeß Eugen zurückkommt, — ist der Joseph ein vertrauter Mensch?"

„O ja, Herr Baron, wenn er will," entgegnete der Jäger, „und er wird wohl keine Ursache haben, Sie zu täuschen."

„Gut also," sagte der Baron, „einige Minuten nach Acht fahre ich!" und setzte leise zu sich selber hinzu: „Ich werde alsdann etwas später auf den Ball kommen und gehörig begafft werden; das Gift über mich hat dann Zeit sich auszubreiten; ich muß der Gesellschaft diesen Gefallen schon erweisen."

Er winkte dem Jäger freundlich mit der Hand, der sich alsbald entfernte, und zog sich in sein Ankleidezimmer zurück.

Staats-Secretär von Batavia, oder wenigstens der Banquier Henderkopp von Rotterdam erschienen wäre; aber merkwürdiger Weise mußten diese drei Ehrenmänner das Einladungsschreiben des Doktors nicht erhalten haben, denn keiner hatte auch nur mit einer Silbe seinen Glückwunsch gespendet oder sich entschuldigt, daß große Staatsgeschäfte ihn abhielten, bei der Vermählung zu erscheinen. Vielleicht war aber auch der Grund, warum sich plötzlich sein Auge verdüsterte, der Anblick einer korinthenfarbenen Sammtweste, die bald hier, bald da im Hintergrunde des Zimmers aufleuchtete; zuweilen bemerkte man auch in einer Lücke das rothe, lächelnde Gesicht des Herrn Goldstein. Ja, er war erschienen, wie Banko's Geist, ein so unheimliches Gefühl in das Herz der Hauptperson dieses Festes träufelnd, daß sich dieser veranlaßt sah, den Kanzleirath Sporer nochmals mit dem Ersuchen auf die Seite zu nehmen, dem Manne mit der rothen Weste doch im Nebenzimmer seinen Platz anzuweisen, daß er von der Haupttafel aus so wenig als möglich gesehen würde.

Endlich waren die nöthigen Glückwünsche und Complimente gewechselt; fast alle Gäste hatten der Reihe nach schon die Versicherung abgegeben, daß sie einer erhebenderen kirchlichen Feier noch nie beigewohnt, daß der Herr Pfarrer außerordentlich schön gesprochen, daß die Kirche bei einer ähnlichen Veranlassung noch nie so voll gewesen, und daß alle Welt, welche der Trauung beigewohnt, offenbar ergriffen und gerührt gewesen sei.

Frau Wittwe Speiteler führte den Pfarrer an den Ehrenplatz des Tisches, und obgleich sie sich darauf demüthig zurückziehen wollte, so mußte sie doch nothgedrungen an seiner Linken Platz nehmen, während die junge Frau zu seiner Rechten gesetzt wurde. Dann folgte alles in bunter und lieblicher Reihe, arrangirt von der Kanzleiräthin Sporer, all die Verwandten, Freunde und Bekannten. Die verwittwete Hauptmännin und ihre älteste Tochter wichen nicht von der Seite des Herrn von

Scherra; wir glauben fast annehmen zu dürfen, daß die Hauptmännin selbst heimlicher Weise einen seiner Frackschöße gefaßt hatte, — und so kamen alle Drei neben einander zu sitzen.

Gegenüber den Neuverheiratheten befanden sich die Brautjungfern und zwischen zweien derselben war der glückliche Husaren-Offizier eingekeilt. Ehe sich nun alle niedersetzten, wurden noch vergebliche freundschaftliche Versuche gemacht, diesem oder jenem, der im gesellschaftlichen Range vielleicht etwas höher stand, den besseren Platz abzutreten; auch vernahm man Bemerkungen, daß man sich auf ein außerordentliches Diner gefaßt machen dürfe, daß die Weine voraussichtlich excellent wären und daß man noch niemals ein solches Arrangement an einer Tafel gesehen hätte — nein, niemals. Dann wurde mit den Stühlen gerückt, mit den Füßen gescharrt hier und im Nebenzimmer, die Teller klapperten gelinde, als man sich der künstlich zusammen gelegten Servietten bediente, worauf mit einem Male eine plötzliche Stille eintrat, als sich nämlich der Herr Pfarrer erhob, um das Tischgebet zu sprechen. Kaum war dieses vorüber, so hob ein Dienstmädchen den Deckel von der riesenmäßigen Suppenschüssel, und mit dem Dampfe, der sanft gekräuselt emporstieg, erhob sich auch rings an beiden Tischen eine gemeinschaftliche und heitere Conversation.

Wo war Herr Goldstein?

Goldstein war bei dem Versuche, sich neben eine der Brautjungfern zu setzen, glücklicher Weise von dem Kanzleirath Sporer abgefangen und in's Nebenzimmer geführt worden, wo er zwischen der redseligen Wittwe eines seligen Steuerbeamten und einer plauderhaften Clavierlehrerin, einer entfernten Verwandten des Hauses, untergebracht und im Laufe des Diners von Beiden mit Reden und Fragen förmlich zugedeckt wurde.

Die Kochfrau hatte sich mit Ruhm überladen, und ein Meisterstück ihrer Kochkunst nach dem andern erschien auf den

Tischen, um dort nach besten Kräften berücksichtigt zu werden. Was den Wein anbetraf, so war es zweifelhaft, ob der rothe Affenthaler oder der weiße Markgräfler besser sei; beide aber waren ganz ausgezeichnet, und zwischen denselben wurde von den Kennern lange hin und her probirt, ehe jeder die wichtige Frage entschieden hatte, an welchem Weine er sich nun fest zu halten habe. Da aber die Damen, wie in den meisten derartigen Fällen, trotz der Ermahnung ihrer freundlichen Nachbarn und trotz dem wohlwollenden Zunicken der Gastgeberin nur zaghaft nippten, so ließ diese rücksichtsvolle Frau schon beim Gemüse die Champagnerflaschen aufstellen und erklärte mit lauter, fröhlicher Stimme, jetzt gar keine Ausreden mehr annehmen zu wollen, und jede Dame müsse sich entschließen, ihr Glas des schäumenden Weins auch auszutrinken. Das gab nun allerdings Demonstrationen aller Art, Erschrecken und Erröthen; namentlich versicherten die jüngeren Damen, es sei ihnen rein unmöglich, ein ganzes Glas Champagner zu trinken, gewiß, rein unmöglich, ein paar Tropfen wären genug, sie zu echauffiren. Da mußte dann kräftig genöthigt und zugesprochen werden, und in dem Punkte leistete Herr von Marlott, der auch selbst mit gutem Beispiele voranging, das Unglaubliche. Seinen beiden schönen Nachbarinnen hielt er eine gehaltvolle Rede, wobei er sich namentlich an die liebenswürdige Emma wandte, und bewies ihnen, daß, wie in allen Dingen, so auch namentlich im Champagnertrinken der erste Schritt einige Mühe mache, daß der zweite schon viel leichter ginge, und daß, wenn man nur erst einmal gehen gelernt, das Laufen ganz von selbst käme.

Wir müssen gestehen, daß sein Zureden nicht ohne Wirkung blieb, und wenn die jungen Damen nach dem ersten ausgetrunkenen Glase schon thaten, als müßten sie hinter ihren Taschentüchern oder Servietten vor Husten ersticken, so machten sie doch bei dem zweiten Glase, welches ihnen eingeschenkt wurde, schon

viel weniger Schwierigkeiten; überhaupt belebte das Knallen der Champagnerpfropfen, wie überall, ſo auch hier, die Heiterkeit der Unterhaltung, ja, ſelbſt den Stillen und Zurückhaltenden ſchien ein Pfropfen aufgeflogen zu ſein, und ſolche, die früher nur ein ſchüchternes Wort zur Unterhaltung beigetragen, ſprudelten jetzt förmlich über vor luſtigen Einfällen und Bemerkungen.

Da ſchlug Herr von Scherra mit dem Rücken des Meſſers an ſein Glas, und es trat jene bezeichnende Stille ein, wo man erwartungsvoll aufhorcht, wo man, den Inhalt des Trinkſpruches, der nun kommen wird, kennend, ſchon im Voraus beiſtimmend lächelt und dem, den er angeht, freundlich zunickt. Dieſer aber blickt entweder mit einer befangenen Miene auf den Teller oder er ſchaut ſich mit einer angenommenen Gleichgültigkeit rings um, als könne er ſich gar nicht einbilden, daß es nur möglich ſei, ihn zum Gegenſtand eines Toaſtes zu machen.

Herr von Scherra hatte ſich indeſſen langſam erhoben, ſtützte die rechte Hand auf den Tiſch und blickte rings im Kreiſe umher, ehe er begann: „Meine werthen Anweſenden, verehrte Herren und Damen! Die Veranlaſſung, welche uns zu dieſem frohen Feſte hier zuſammen führt, iſt ſo ſchöner Art, ſo Glück und Segen verheißend, daß es ſelbſt einem ſchlechten Redner, wie ich bin, nicht an Stoff fehlt, um ein paar gut gemeinte und herzliche Worte darüber zu ſagen. Wir feiern die Vermählung eines w:rthen Freundes mit der liebenswürdigen Tochter einer würdigen Mutter. Wir feiern dieſes Feſt, meine Herren und Damen, mit all' der frohen Zuverſicht auf eine ſchöne Zukunft, mit dem Wunſche und der vollen Ueberzeugung, daß die künftigen Tage, Monate und Jahre unſeres verehrten Paares eine Reihe eben ſo ſchöner Feſte wie glückliche Tage ſein mögen. Meine verehrten Herren und Damen! Füllen Sie Ihre Gläſer, und ehe wir austrinken auf die Erfüllung der Wünſche, die ich vorhin ausgeſprochen, laſſet uns alle dieſe Wünſche in einem einzigen Wunſche

zusammenfassen, in dem Rufe: Das junge Paar lebe glücklich, heiter und froh, es lebe hoch! — — abermals hoch! — und zum dritten Male hoch!"

Man kann sich denken, daß dieser mit Wärme und auf so würdevolle Art vorgetragene Toast, wie sie in diesem Kreise vielleicht nur allein dem Herrn von Scherra eigen war, eine ungeheure Wirkung nicht verfehlte; besonders machte Herr von Marlott den größtmöglichsten Spektakel, nachdem er vorher seine beiden Nachbarinnen gezwungen, ihre Gläser bis zur Nagelprobe auszutrinken; dann füllte er sein Glas wieder, trank es über den Tisch hinüber mit einer eleganten Handbewegung dem Dr. Henderkopp zu, füllte es abermals, um darauf durch hastiges Hinunterstürzen des edlen Weines dem Herrn von Scherra einen Begriff zu geben, wie tief ihn dessen Trinkspruch ergriffen, und dann ließ er sich nochmals einschenken, um mit aller Herablassung, deren er fähig war, der würdigen Gastgeberin seine Ehrfurcht zu bezeigen. Wenn man dabei annimmt, daß die meisten der Anwesenden fast auf dieselbe Art, wenn auch nicht mit so viel Geräusch verfuhren, daß jeder Stuhl beim hastigen Aufspringen des Betreffenden ein paar Schritte zurückflog, daß Der oder Die verschiedentliche Stellen des Trinkspruches mit gerührter Stimme wiederholten, daß man sogar Schluchzen vernahm, so wie auch herzliches Lachen, daß hie und da ein Stuhl von den Kleidern der Damen umgefegt wurde, daß Gläser klingelten und Teller klapperten, so kann man sich allenfalls einen Begriff machen von dem freudigen Lärmen, der noch mehrere Minuten nachher das Zimmer erfüllte. Auch aus dem Nebengemach eilten alle herbei unter Leitung des Kanzleiraths Sporer, der in Folge seiner Alleinherrschaft und seines Gefühls für die Familie so voll Wein und Rührung war, daß er, bei dem jungen Paare angekommen, nur mit dem Kopfe zu nicken vermochte und froh war, von dem Nächstfolgenden rasch auf die Seite befördert zu werden.

Dieſer Nächſtfolgende war Herr Goldſtein, noch geröthelter als ſonſt, und ſtrahlend vor Vergnügen, weil das Eſſen ſo ausgezeichnet und der Wein ſo wohlfeil war. Hatte er doch nie erlebt ein Hochzeitsfeſt, wie das heutige, und wußte er gar nicht zu ſagen, wie ſehr —

Da kam das Schickſal roh und kalt in der Geſtalt der redſeligen Wittwe des ſeligen Steuerbeamten und riß ihm ſeine wahrſcheinlich ſehr geiſtreiche Schlußbemerkung vom Munde hinweg, worauf die Wittwe und die Clavierlehrerin aus hoch aufgezogener Mundſchleuſe mit der Kraft eines lang aufgeſtauten Baches eine unſagbare Flut von Redensarten auf das geduldig ſtill haltende Ehepaar ausgoſſen.

Es iſt mit dem Toaſtausbringen wie mit jeder andern anſteckenden Krankheit: kaum iſt der erſte Fall conſtatirt, ſo verbreitet ſie ſich mit raſender Schnelle, plötzlich hier und dort ausbrechend.

Ein alter Freund des Hauſes, der Oberreviſor Schwepping, bedachte die würdige Hochzeitsmutter und Gaſtgeberin, und erregte faſt einen eben ſo ſtarken Sturm von Beifallsbezeigungen und Glückwünſchen. Dann erhob ſich der Hausarzt und faßte den Dr. Henderkopp in ſeiner mediciniſchen Eigenſchaft und als Direktor der Privat-Irren-Anſtalt auf. Er ſprach ſehr lange, ſehr wiſſenſchaftlich und ſehr unverſtändlich. Schlagwörter, wie z. B. daß die Anſtalt ein Segen für die Menſchheit ſei, wurden ſehr häufig wiederholt und verfehlten unglücklicher Weiſe nie, ein Beifallsgemurmel hervorzurufen, denn nach jedem ſolchen Beifall fing der Hausarzt wieder von Neuem an und würde vielleicht bis in die Ewigkeit fortgeſprochen haben, wenn ſein Trinkſpruch nicht, wie auf eine Verabredung, in einem ſolchen Beifallsſturme erſtickt worden wäre. Wir glauben annehmen zu müſſen, daß es der junge Huſaren-Offizier war, welcher durch ein gänzlich unbegründetes Hoch dem Toaſte des Arztes förmlich den

Todesstoß versetzte; Hoch und Hoch und wieder Hoch tönte es hinterdrein, und der Hausarzt, um seinen glänzenden Schluß betrogen, sank mit gemischtem Gefühl auf seinen Stuhl zurück.

Es trat jetzt bei dem Hochzeitsmahle jene Periode ein, wo das, was die jungen Damen anfänglich gefürchtet, wirklich zu Tage kam, daß sie nämlich sehr echauffirt aussahen; auch lachten sie häufig ohne besondere Veranlassung, stießen unaufgefordert mit ihren Nachbarn an, und bei Emma kam es zuweilen vor, daß sie bei einer gewagten Bemerkung ihres Nachbars in der Verwirrung statt von diesem ab, gerade zu diesem sich hinwandte, wobei es der kühne Husar nie unterließ, mit einer beispiellos schnellen Bewegung seinen Arm um ihre Taille zu legen und sie herzhaft an sich zu drücken.

Es gab ältere Damen, die sich mit ihren Nebensitzenden über längst vergangene Zeiten unterhielten, und dabei bald auf dieses, bald auf jenes Ereigniß unaufhörlich anstießen und unaufhörlich austranken; es gab ältere Herren, deren an sich schon röthlicher Teint anfing, ins Violette überzugehen, und deren Augen etwas gemüthlich Starres hatten, Männer, deren sonst feste Hand einigermaßen beim Auffüllen des Glases zitterte, und die auf alle an sie gerichteten Fragen nur noch ein simpelhaftes Lächeln zur Antwort gaben.

Herr Dr. Henderkopp, der schon seit einiger Zeit auf seinem Stuhle unruhig hin und her rückte und schon ein paar Mal die blaue Brille fester an die Nase gedrückt, ergriff jetzt das Messer, und nachdem er an sein Glas geklopft, daß es klingelnd tönte, erhob er sich rasch, streckte seine rechte Hand unter die Weste und räusperte sich eine Zeit lang, bis eine allgemeine Stille eingetreten war.

„Meine werthen Freunde und lieben Gäste," begann er alsdann mit lauter Stimme, „wenn ich sage, daß ich gerührt bin von der Feier dieses schönen und wichtigen Tages, so spreche ich

die Wahrheit, wenn ich hinzufüge, daß ich mich tief ergriffen fühle von der allgemeinen Theilnahme, von der allgemeinen herzlichen Liebe, ſo drücke ich die Gefühle meines Herzens aus, und wenn ich die Bemerkung ausſpreche, daß ich es für nicht leicht halte, die gediegenen Worte, die an mich gerichtet wurden, in gleicher Weiſe zu erwidern, ſo müſſen Sie mir beipflichten."

Hier ließ der Redner die Hand aus der Weſte herausgleiten und erfaßte die goldene Kette ſeiner Uhr, welche er begann zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger hin und her zu drehen.

„Ich verſtehe mich auf Trinkſprüche," flüſterte der Huſaren-Offizier ſeiner ſchönen Nachbarin zu, „der da wird lang werden;" mit ſich ſelbſt redend fügte er hinzu: „ſorgen wir daher für eine kleine Unterhaltung. Sein Lackſtiefel diente ſchon längſt zur Fußbank, jetzt ließ er geſchickter Weiſe die Serviette fallen, und als er ſie wieder aufhob, ergriff er mit großer Geſchicklichkeit die Hand des jungen Mädchens, die auf deren Schooße ruhte, und hielt ſie dort feſt. Emma ſchien dies übrigens kaum zu bemerken und nur Sinn für den Redner zu haben, dem ſie ſchwer athmend zulauſchte.

„Der liebenswürdigen Freundlichkeit, die man mir als Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft im Allgemeinen, und dieſer verehrten und geachteten hier," dabei wandten ſich die blauen Brillengläſer im ganzen Zimmer umher, „im Speciellen gezollt, vermag meine Beſcheidenheit nichts zu entgegnen, und bin ich nur im Stande, für die gewiß unverdiente Güte und Herzlichkeit meinen innigſten Dank abzuſtatten, aber," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „man erwähnte auch in dieſem geſelligen Kreiſe meines geringen Wirkens als Arzt und Pfleger meiner Kranken auf ſo anerkennende Weiſe, daß ich mir ſchon erlauben muß, darüber ein paar Worte zu ſagen."

„Hört, hört!" rief der entzückte Huſaren-Offizier, und darauf

flüſterte er ſeiner Nachbarin zu: „wenn er nur eine gute Stunde oder ſo etwas fortplaudern würde!“

„Es war von je her der glühende Wunſch meiner Seele, der leidenden Menſchheit zu helfen, und ich kann mit Stolz ſagen, daß ich meine ſchwachen Kräfte denen widmete und widme, die unſerer Hülfe am meiſten bedürfen. Dieſer Reſultate, die ich erzielt, kann ich mir wohl erlauben in dieſem Kreiſe von Freunden Erwähnung zu thun, und darf ohne Eigenlob geſtehen, daß es mir ſchon in den ſchwierigſten Fällen gelang, das Licht der Vernunft dort wieder aufleuchten zu laſſen, wo es zu erſticken drohte unter der todten Aſche der fixen Idee, des Wahnſinns, ja, der Tobſucht. Es gelang mir durch milde und zweckmäßige ſanfte Behandlung, Kranke, die mir in größter geiſtiger Verwilderung übergeben wurden, ſo weit wieder herzuſtellen, daß von ihrem traurigen Zuſtande höchſtens eine fixe Idee übrig blieb, die auch nach und nach verſchwinden wird und ſo dem Ausgeſtoßenen es ermöglicht, wieder als zurechnungsfähiges Mitglied in die menſchliche Geſellſchaft zurückzukehren.

„Manche der Anweſenden werden ſich noch des Generals v. S. erinnern, der in den wüthenden Anfällen ſeiner Raſerei mit jeder Waffe, deren er habhaft werden konnte, über ſeine Wärter herfiel, und den ich durch Ausdauer und Kunſt ſo weit herſtellte, daß von einem Wahnſinn nur noch die Idee übrig blieb, als ſei er dazu beſtimmt, Verſchwörungen anzuſtiften und auszuführen; eben ſo des Factors M., deſſen Begriffe ſich verwirrten durch das tagtägliche Erblicken des Titels ſeiner ſonſt ſo geachteten Zeitſchrift: Zeitblüthen — Blätter für Geiſt, Herz und Publicität, ſo daß er in dieſem ſtereotypirten Satze Druckfehler aufſuchen und finden zu müſſen glaubte. Auch dieſem braven Manne, welcher im ſchlimmſten Stadium ſeiner Krankheit tobſüchtig wurde, ſobald er nur den Titel ſeines Blattes erblickte, kann dieſer ſchon vor Augen gebracht werden, ohne daß er darüber

außer ſich geräth, gewiß ein großer Beweis beruhigter Nerven. — Der Förſter B., der ſich beſtändig von einer Legion Teufel umringt ſah, hat dieſe alle glücklich beſeitigt," fuhr der Doktor nach einer Pauſe mit behaglichem Lächeln fort, „und bemüht ſich nur noch zuweilen, den letzten zu verſchlucken, was ihm auch hoffentlich mit meiner Hülfe gelingen ſoll.

„Daß mich die Anerkennung, die ich außer dieſem erleſenen Kreiſe hier nun faſt allerwärts gefunden habe, dazu antreibt, mein beſcheidenes Wirken zum Segen der Menſchheit nach beſten Kräften fortzuſetzen, brauche ich eigentlich nicht zu ſagen, muß aber hinzufügen, daß eben dieſe Anerkennung ein großer Sporn für mich iſt, um raſtlos zu wirken; ja, ich darf es mit einem wohlbegründeten Stolz ausſprechen, daß der Ruf der Anſtalt des Dr. Henderkopp ſehr rühmlich in ferne Länder gedrungen iſt; daß mir der würdige Vetter meines Hauſes, der Admiral van Henderkopp, ſchon mehrere Male darüber Glück wünſchte, iſt ſelbſtredend und gehört am Ende eben ſo wenig hieher, als das Gutachten, welches ich auf Verlangen eines zweiten Vetters, des Vice-Statthalters von Batavia, dorthin über eine ähnliche Anſtalt ſandte. Aber auch der nähere, und doch wieder fern gelegene Süden, das große und ſchöne Neapel, kennt meinen Namen. Auch von dort beſitze ich einen Kranken in meiner Anſtalt, der mir im verwilderiſten Zuſtande übergeben wurde, der nicht nur tobſüchtig, ſondern, was noch ſchlimmer iſt, faſt blödſinnig war, und den wieder herzuſtellen es meiner Kunſt gelang."

Herr von Scherra, welcher der Rede des Doktors mit Intereſſe gelauſcht, richtete ſich bei dieſen letzten Worten etwas in die Höhe und blickte den Sprecher ſchärfer an.

„Ja," fuhr dieſer fort, „ſo weit hergeſtellt, daß ihm von ſeiner Krankheit nur noch die fixe Idee übrig geblieben iſt, als gehöre er, der übrigens ganz braver Leute Kind ſein ſoll, einer

Zehntes Kapitel.

Aus dem Marstall.

Es mochte drei Viertel auf Acht sein, als Joseph die beiden Schimmel Pluto und Tibull abermals in ihren Ständern herumdrehte und zum Einspannen fertig machte.

Der Stall hatte ein ganz anderes Aussehen, als heute Nachmittag; viele Laternen, die von der Decke herab hiengen, beleuchteten den langen Gang ziemlich hell, und man sah jetzt wenigstens ebenso viel, wie am Tage; denn die kleinen Fenster ließen kein überflüssiges Licht herein.

Die Pferde hatten soupirt, und unter ihnen war frisches Stroh geschüttet, in welchem ihrem Bette sie so recht behaglich standen und herumtrampelten. Hier und da wandte eins den Kopf herum und sah mit seinen leuchtenden Augen nach den Laternen, deren Licht sich in denselben widerspiegelte; manches wälzte sich auch schon behaglich in seinem Strohlager und sah äußerst vergnügt den armen Collegen zu, welche eingeschirrt dastanden, um in Nacht und Regen hinaus zu gehen.

Es war diesen Abend viel mehr Leben, viel mehr Spektakel in dem Stall, als heute Nachmittag; auch eine Menge Kutscher

vornehmen und mächtigen Adelsfamilie dorten an, als sei er ein Graf oder Marchese Gaetano Fontana."

Hätte das Champagner-Glas vor dem Herrn von Scherra aus eigenem Antrieb einen Purzelbaum gemacht, oder wäre die Decke über ihm zusammengestürzt, er hätte nicht erstaunter oder erschreckter zusammenfahren können, als bei Nennung dieses Namens in so unheimlichem Zusammenhange. Selbst dem Herrn von Marlott schien derselbe bekannt ins Ohr zu klingen, denn er blickte rasch auf und wandte die fragenden Blicke auf seinen alten Freund. Glücklicher Weise war aber jetzt keine Zeit zu Erörterungen, wir sagen glücklicher Weise, denn Herr von Scherra hätte um alles in der Welt nicht vor seinem unbesonnenen jungen Freunde etwas in Betreff jenes Namens verlauten lassen mögen, der im Hause des Grafen Lotus einen so furchtbaren Klang angenommen hatte. Hatte doch Rosa erst vor Kurzem mit ihm über diese Angelegenheit gesprochen, und mußte auch er bei der bekannten Gemüthsart des Grafen erbeben, als sich der Todtgeglaubte nun so plötzlich seinem innern Auge zeigte — der fröhliche, lebensfrische, sorglose junge Mann von damals, jetzt hier im Irrenhause — entsetzlich! — „Arme Françoise," murmelte er in sich hinein, „wie wird sich diese schreckliche Geschichte lösen? Doch sie und Rosa sollen nicht umsonst ihr Vertrauen in mich gesetzt haben."

Dr. Henderkopp hatte seine Lippen mit etwas Wein angefeuchtet und fuhr alsdann fort: „Ja, meine verehrten Freunde und lieben Gäste dieses Hauses, was ich bis jetzt geleistet, war vom besten, segensreichsten Erfolge gekrönt und macht mir Muth, auch ferner auf dem gewiß sehr dornenvollen Pfade fortzuwandeln. Es erscheint Ihnen vielleicht nicht ganz passend, daß ich bei dieser heutigen festlichen Veranlassung mich so ins Einzelne gehend über meine Leistungen aussprach, aber Manchem der verehrten Anwesenden ist mein Wirken noch ziemlich unbekannt ge-

blieben, und auch dieſe möcht' ich gewinnen, damit ſie meine ferneren Beſtrebungen unterſtützen möchten mit gutem Wort und guter That."

„Was das Letztere anbelangt," meinte der Huſaren-Offizier gegen die ſchöne Nachbarin gewandt, „müßten wir uns geradezu einſperren laſſen, um ihm gefällig zu ſein, und wahrhaftig, ſüße Emma, mit Ihnen ließe ich mich auch dazu geneigt finden."

„Wie ſehr ſich meine Beſtrebungen dieſem Zweige der Wiſſenſchaft zugewandt, ſoll die Welt ſchon daraus erkennen, daß ich mich bemühen werde, in irgend einer paſſenden Stadt des deutſchen Vaterlandes eine Verſammlung der Vorſteher ſämmtlicher in- und ausländiſcher Irren-Anſtalten zu Stande zu bringen, und wir haben ebenſo ein Recht und die Verpflichtung dazu, wie jede andere Corporation. Verſammeln ſich doch die deutſchen Künſtler, die deutſchen Turner, die deutſchen Sängervereine und Schützen, die deutſchen Gerber, die deutſchen Juriſten, ja, die deutſchen Scharfrichter. Zu unſerer Verſammlung würde ich vorſchlagen, daß jeder der Vorſteher der oben benannten Anſtalten einen beſonders ausgezeichneten Narren mitzubringen habe, um ſo durch Vergleichung und Austauſch der Ideen neue Fundamente für die Wiſſenſchaft zu gewinnen.

„Und nun," ſagte der Doktor mit einem neuen Aufſchwunge im Tone, „füllen Sie Ihre Gläſer und trinken Sie mit mir auf das Gedeihen aller Wiſſenſchaft als leuchtenden Lichtes in den dunkeln Irrgängen dieſer Welt, das gilt jeder Wiſſenſchaft und jeder wiſſenſchaftlichen Beſtrebung."

„Hoch," ſchrie der gefällige Kanzleirath Sporer, der wie alle übrigen aus dem Nebenzimmer ſich hinter dem Stuhle des Sprechers aufgeſtellt hatte, „Hoch und abermals Hoch!" und da alle erfreut ſchienen, endlich von den Banden dieſer ſehr langen Rede erlöst zu ſein, ſo klang dieſes Hoch ſtürmiſcher als alle übrigen. Dabei iſt noch hinzufügen, daß während der Rede des Doktors

Mancher im Stillen manches Glas getrunken oder ſich auch auf ſonſtige Art echauffirt hatte, und daß dadurch die Begeiſterung auf den Gipfel geſtiegen war. Faſt alles erhob ſich ſo geräuſchvoll als möglich von den Stühlen, ſtieß die Champagnerkelche zuſammen, ſchrie ſich unverſtändliche Worte in die Ohren, und niemand nahm es dabei übel, wenn der Andere ihn durchaus nicht verſtanden hatte.

In einer Ecke des Zimmers wurden mehrere Schmollis getrunken, auch dieſe Krankheit wirkt anſteckend wie das Toaſtausbringen; in einer andern verſöhnten ſich ein paar langjährige Feinde unter reichlichen Thränen und ſtarkem Vergießen des edlen Weines.

Daß der Doktor famos geſprochen, darüber waren auch die einig, welche nicht mehr im Stande geweſen, auch nur einen einzigen Satz dieſer Rede zu verſtehen, ja, dieſe hatten am meiſten Bravo gerufen und durch enthuſiaſtiſche Hört! Hört! den Redner ermuntert, fortzufahren. Hätte der Direktor der Privat-Irren-Anſtalt in dieſem Augenblicke zehn Hände, eben ſo viel Backen und Lippen gehabt, ſo wären ſie in den nächſten zehn Minuten alle beſetzt geweſen, und nicht nur das männliche Geſchlecht warf ſich an ſeine Bruſt, ſondern auch Manche des andern, ſchönern, gab auf die ſtürmiſchſte Art ihren Beifall zu erkennen.

Daß Herr Goldſtein in dieſem Augenblick nicht zurückblieb, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Er näherte ſich dem Doktor, als endlich um denſelben etwas Platz geworden war, haſtig von der einen Seite, während der junge Huſaren-Offizier, den ein ſehr ſtrenger, mißbilligender Blick des Herrn von Scherra vermocht hatte, endlich den Platz neben der erkorenen Brautjungfer zu verlaſſen, von der andern Seite herkam, um der Hauptperſon des Feſtes einen freundlichen Händedruck angedeihen zu laſſen. Unglücklicher Weiſe aber traf es ſich, daß dieſer im Augenblicke, als die Beiden ſich etwas ſchwankend, aber unaufhaltſam ihm näherten, von der

verwittweten Hauptmännin, welche ebenfalls die Gefühle ihres Herzens nicht länger mehr zu unterdrücken vermochte, raſch rückwärts gezogen wurde, woher es kam, daß Herr Goldſtein den Huſaren-Offizier in Ermangelung eines Andern in ſeine Arme drückte. Dieſer betrachtete das fremde, ſüßlächelnde Geſicht erſtaunt eine halbe Sekunde, und da ihm die freundliche Miene deſſelben, die rothen Backen, die dicken, ſchmatzenden Lippen und die gebogene Naſe durchaus nicht ſympathiſch vorkamen, ſo warf er ihn einfach auf die Seite, ſo daß Herr Goldſtein, einen Stuhl mit ſich umreißend, faſt auf den Boden niederzuſitzen kam und ſich vor einem gänzlichen Hinſtürzen nur dadurch bewahren konnte, daß er ſich an die dicken Röcke der verwittweten Hauptmännin feſtklammerte, welche aber, dieſes Attentat mißverſtehend, ihn dafür mit einer lautklatſchenden Ohrfeige belohnte.

Da nun bei gewiſſen Veranlaſſungen eine Ohrfeige eben ſo, wie Toaſt und Schmollis anſteckend zu wirken im Stande iſt, ſo hätte vielleicht großes Unheil entſtehen können, wenn ſich nicht der Kanzleirath Sporer, ein großer ſtarker Mann, in ſeiner Eigenſchaft als Feſtordner vollkommen berechtigt gefunden hätte, den Geſchäftsmann mit der korinthenfarbenen Weſte am Kragen zu nehmen und, ungeachtet dieſer heftig zappelte und geſticulirend demonſtrirte, in das Nebenzimmer abzuführen, wo er ihn ernſthaft ermahnte, ſich ruhig zu verhalten, indem ſonſt eine weitere Beförderung die Treppe hinab und von dort zur Hausthüre hinaus unzweifelhaft ſei.

Die klatſchende Ohrfeige hatte indeſſen auch im andern Zimmer die Wirkung hervorgebracht, daß Frau Wittwe Speiteler, um das feſtliche Gelage endlich zu beendigen, die aufwartenden Mädchen mit dem Kaffee erſcheinen ließ.

Warum wir der Braut bei der Beſchreibung dieſes Mahles ſo wenig gedachten, können wir nur damit entſchuldigen, daß ſie gar keine Veranlaſſung gab, von ſich reden zu machen; ſie aß faſt

gar nicht, sie nippte nur hier und da an ihrem Glase und sprach so wenig als möglich, das heißt, sie gab nur spärliche Antworten auf die Fragen, welche man an sie gestellt. Sie saß da, wie in sich zurückgezogen und wie zusammengedrückt von der Last ihres Myrtenkranzes und ihres Brautschleiers. Von einer jungen Frau an diesem ersten Tage ihres Ehestandes läßt sich auch keine laute Fröhlichkeit erwarten und man findet es begreiflich, daß sie, mit ihren oft gewiß ernsten Gedanken beschäftigt, mit der Außenwelt so recht heiter nicht verkehren mag. Nach der langen Rede ihres Gatten war sie ohne Aufsehen verschwunden und hatte zwei der Brautjungfern mitgenommen, während die dritte mit dem jungen Husaren-Offizier noch in eifrigster Unterhaltung begriffen war. Doch mochte auch Emma endlich durch die Abwesenheit ihrer Colleginnen an ihren Dienst erinnert werden, beim Auskleiden der Braut behülflich zu sein, denn unter diesem triftigen Grund wollte sie vorläufig den letzten innigen Händedruck mit dem jungen Manne wechseln, um alsdann den andern nachzueilen. Arthur aber ließ seine Beute nicht so bald fahren, er hielt es vielmehr für eine außerordentlich günstige Gelegenheit, dem jungen Mädchen nach in das leere Nebenzimmer zu schlüpfen, von wo aus eine Thür auf die Treppe und eine andere in das bisherige Schlafzimmer der Braut führte.

Herr von Scherra hatte in diesem Augenblicke den Dr. Henderkopp in eine Fensternische genommen, und was er dort ernsthaft mit ihm besprach, ist nicht schwer zu errathen, doch war er hiedurch nicht im Stande, auf seinen jungen leichtsinnigen Eingeführten so zu achten, wie er sich vorgenommen.

Daß Emma, als ihr der eben Genannte folgen wollte, versichert hatte, wenn er nicht zurückbliebe, so würde auch sie das Zimmer nicht verlassen, müssen wir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, eingestehen, leider aber waren die Verhältnisse für das erhitzte junge Mädchen zu stark, um ihrem Vorsatze getreu zu

bleiben, und ehe ſie ſich deſſen verſah, befand ſie ſich, von den Armen des jungen Offiziers umſchlungen, ſchon im Nebenzimmer.

Der kurze Herbſt-Nachmittag war raſch verfloſſen, und obendrein warfen die naheſtehenden Nebenhäuſer ſchon tiefe Schatten durch das einzige Fenſter in dieſes kleine Gemach. Gerade nach dieſem Fenſter aber, das eine tiefe Niſche hatte, über welche ein dunkler Vorhang herabfiel und wo ſich ein altmodiſches Sopha befand, zog Arthur das ſchwerathmende junge Mädchen.

„Es kommt jemand," ſagte ſie angſtvoll.

Doch um ſo inniger zog er ſie an ſich und preßte feſt ſeine Lippen auf ihren widerſtrebenden Mund. Was kümmerte es ihn, ob jemand kam, kannte ihn doch wohl niemand in der ganzen Geſellſchaft, Herrn von Scherra ausgenommen, und der war viel zu discret, um ihm nachzugehen.

Aber es trat in der That jemand ins Gemach, doch nicht vom Geſellſchaftszimmer her, ſondern von der Treppe, eine unbekannte Figur, die er nie geſehen, und die ihn deßhalb auch durchaus nichts kümmerte; es war eine weibliche Geſtalt, dunkel und unſcheinbar angezogen, deren Kopf mit einem rothen Tuche halb verhüllt war. Sie wandte ihr Geſicht einen Augenblick den Beiden zu, nur einen kleinen Augenblick, und es war ihm, als hätten ihn ein paar dunkle Augen angeſchaut, dann ſah ſie wieder gerade aus und ging ruhigen Schrittes der Thür des Schlafzimmers der Braut zu, hinter der ſie alsbald verſchwand.

„Sehen Sie wohl," ſagte Emma angſtvoll. „Wenn uns jemand erkannt hätte? Aber jetzt bitte ich Sie inſtändig, laſſen Sie mich gehen."

„Und wenn uns jemand erkannt hätte, gab er leichtſinnig zur Antwort, „kann ich nicht ein Bräutigam ſein? Und jetzt," fuhr er dringender fort, „wollen Sie mich verlaſſen, jetzt, da gerade der Beſuch, welcher ſo eben kam, uns für ein paar kurze, ſüße Augenblicke ſicher macht? — O, gehen Sie meinetwegen,"

ſetzte er mit wohlberechnetem, ſchmerzlichem Tone hinzu, „Sie haben kein Gefühl für mich — o, gehen Sie, gewiß, es iſt beſſer, daß wir uns nie wiederſehen!“ Und abſichtlich ließ er ſie los, da er ſicher war, ſie würde ihm nicht entfliehen. —

Und ſie entfloh nicht, ſie entfloh ihm nicht, ſie entfloh nicht ihrer dunkeln Stunde. —

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Nach der Hochzeit.

Nachdem im Geſellſchaftszimmer der Kaffee getrunken worden war, fingen viele der Gäſte, von denen die meiſten Uebermögliches geleiſtet hatten, an, zu verſchwinden, und dann kam es gerade ſo, wie Herr Goldſtein vorausgeſagt: Frau Wittwe Speiteler faßte ihren Schwiegerſohn ſanft bei der Hand und erſuchte ihn, ihr in das gelbe Zimmer zu folgen.

Das gelbe Zimmer lag in entgegengeſetzter Richtung von dem, wohin die junge Frau abgegangen war, und ſtieß an das Schlafzimmer der Hauseigenthümerin; es war ihr Schreib- und Wohnzimmer. Hier hingen in breiten goldenen Rahmen ihr eigenes Bildniß wie auch das des ſeligen Herrn Speiteler, Beide in ihrem Hochzeitsſtaate gemalt. Dabei war es eigenthümlich, daß die Blicke des ſeligen Speiteler die ſeiner Frau zu ſuchen ſchienen, während ſie unbekümmert aber feſt, gerade vor ſich hinaus in die Welt blickte, ein Bild des Lebens, das die Beiden geführt. Unter ihnen in einem Ovalrahmen befand ſich eine Photographie von Sophie.

Die Kunſt, ein Portrait durch Oeffnen und Schließen einer Maſchine hervorzubringen, war damals, als die Bilder der Eltern gemalt wurden, noch nicht erfunden. Ob die Kunſt im allgemeinen dabei gewonnen, iſt eine Frage, die wohl verneint werden kann, wogegen die Art, photographiſche Bilder aufzunehmen, ganz gemäß iſt unſerem jetzt ſich überſtürzenden Leben, denn ein Künſtler von denen, die nach der Elle malten, brauchte damals eine ganz unverhältnißmäßige Zeit, um eine Familie von einem halben Dutzend Mitgliedern zu liefern, wogegen ſich jetzt die Maſchine in ſo viel Sekunden öffnet und ſchließt und man während einiger Morgenſtunden im Stande iſt, ganze Generationen auf Glas und Papier zu fixiren. Es ſind dies aber meiſtens Aehnlichkeiten, aber keine richtige Abbildung, und der erſtaunte Blick, das hölzerne Lächeln, die möglichſt verdrehte Körperhaltung erinnern nur zu oft und zu ſtark an die Maſchine.

In dieſem gelben Zimmer trug Frau Wittwe Speiteler die Rechnungen in ihre Bücher, hier calculirte ſie und hier ſaß ſie manche Dämmerungsſtunde, um ſich ihrer fernen Tage zu erinnern. Hier hatte ſie auch den Entſchluß gefaßt, den Anträgen des Dr. Henderkopp, welche ihr durch die dritte Hand gemacht worden waren, ein günſtiges Gehör zu leihen, und hier hatte ſie auch nach ziemlich langer Unterredung ihre Tochter Sophie vermocht, die Bewerbungen des Doktor freundlich anzunehmen. Dabei hatte ſie gedacht: die Sophie paßt nicht für einen Geſchäftsmann, wo ſie ſelbſt mit ins Leben eingreifen muß, ſie iſt ganz wie der ſelige Speiteler, der auch eine Perſon brauchte, die ihm ſagen mußte, was er zu thun habe. Dabei iſt das Kind anſtändig verſorgt, und es iſt mir doch lieber, wenn man ſie Frau Doktorin nennt und wenn ſie ſich dabei ruhig in ihrem Hausweſen beſchäftigen kann, als wenn ſie vielleicht einen Handwerker heirathet und ſich mit Mägden und Geſellen abgeben muß.

Hier in dieſem gelben Zimmer ſtand auch die Caſſette, von

der Herr Goldstein gesprochen, und Frau Witwe Speiteler, nachdem sie ihren Schwiegersohn mit dem wohlberechtigten Stolze einer Frau, die das Ihrige redlich erworben, vor den Tisch geführt, auf dem die Cassette stand, öffnete nun dieselbe und nahm ein Paket Staatspapiere, die Mitgift ihrer Tochter heraus.

Herr Dr. Henderkopp, welcher sich bemühte, so gleichgültig als möglich auszusehen, versicherte, wie er auch schon früher gethan, daß es ja mit dieser Ueberreichung durchaus keine Eile habe, daß dieselbe in guten Händen sei, und was dergleichen Redensarten mehr waren.

Madame Speiteler aber schüttelte ruhig ihren Kopf und ersuchte ihn, die Staatspapiere zu zählen. Es waren zwanzig Stück zu tausend Gulden, und somit die Rechnung im Augenblicke gestellt. Den Antrag, eine Quittung darüber entgegen zu nehmen, wehrte die gute Frau mit Entschiedenheit ab und bat nur ihren Schwiegersohn, die Papiere so schnell als möglich in seine Taschen zu stecken, damit die Sache ein- für allemal abgemacht sei.

Das that denn auch der Direktor der Privat-Irren-Anstalt, wobei er dieselbe gleichgültige Miene beibehielt und nur dann sein gewöhnliches wohlwollendes Lächeln sehen ließ, als er die Bemerkung machte, im Grunde wären die Papiere eben so gut aufgehoben gewesen, wohl noch besser, dort in jener Cassette — — bei den andern, wollte er hinzusetzen, denn unter der blauen Brille hinweg hatte sein scharfer Blick wohl gesehen, daß sich dort noch mehrere der gleichen Art befanden; er unterdrückte aber diesen Zusatz als vielleicht nicht ganz passend, und litt es herablassend, daß die Schwiegermutter nun seine beiden Hände ergriff, sie herzlich drückte und mit zitternder Stimme sagte:

„Nicht wahr, Herr Schwiegersohn, Sie machen meine Sophie glücklich? Sie ist ein gutes und braves Kind und wird Ihnen eine gute, brave und getreue Hausfrau werden." — Mehr ver-

mochte ſie in dieſem Augenblicke nicht zu ſprechen, denn ſie fühlte, wie ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten und über die Wangen hinabliefen: es waren die erſten Thränen wieder, die ſie geweint ſeit dem Tode des ſeligen Speiteler.

Ein Anderer an der Stelle des Dr. Henderkopp, den die Rührung vielleicht übermannt, was bei ihm nicht ſo ſehr der Fall war, hätte auf dieſe kurze Rede auch nicht viel zu erwidern vermocht. Ihm verurſachte ſie ein unbehagliches Gefühl, und deßhalb vielleicht ſchwieg er und verbeugte ſich nur ſtumm, wobei er wenigſtens die Hände ſeiner Schwiegermutter leicht drückte.

„So," ſagte die Frau nach einer Pauſe, während welcher ſie an das Fenſter getreten war und in die Dunkelheit hinausgeblickt hatte, „jetzt wären wir mit den Geſchäftsſachen fertig, und da nun Sophie gewiß umgezogen ſein wird, ſo werde ich gehen und ſie her holen, auch nach dem Wagen ſehen, der Sie Beide nach Hauſe bringt. Ich kann mir denken," ſetzte die Frau gutmüthig lächelnd hinzu, „daß es für Euch nach dem angeſtrengten, wenngleich ſchönen Tage doch angenehm ſein wird, endlich in Eure vier Pfähle zu kommen, und Gott ſegne dort Euren Eingang, wie hier Euren Ausgang!"

Sie verließ das Zimmer und ließ ihren Schwiegerſohn allein, der in Gedanken verſunken in dem Zimmer hin und her ſchritt. Zuweilen ſchüttelte er den Kopf, und mehr als einmal ſtahl ſich ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt.

„Das iſt in der That eine gute und brave Frau," ſprach er zu ſich ſelber, „ich hätte es wahrhaftig wagen können, ihr die ganze Troſtloſigkeit meiner Lage aus einander zu ſetzen — — — aber damit hätte ich mir ſelbſt ein Fangſeil über den Nacken geworfen, woran mich die beiden Weiber wahrſcheinlich ſchön hin und her gezogen hätten, mich, den Dr. Henderkopp — nein, nie, nie! Halten wir den Kopf ſo hoch als möglich, eine harte Stirn kommt überall durch!"

liefen umher oder schirrten auf, dort wurde den Pferden laut zugerufen, hier wieherte ein Hengst, der neben seinen Gefährten zurückbleiben mußte, dort zog einer der Stallleute den Rock an und kämmte sich vor einem handgroßen Spiegel den Backenbart. Auch sah man diesen Abend in der Stallgasse viel weniger Pferdeschweife, aber desto mehr Köpfe, indem fast ein Drittel sämmtlicher Pferde zum Einschirren bereit standen; — bei so einem großen Ball sind eine Menge Equipagen nothwendig und der ganze Hof bedient sich derselben, einschließlich der Kammerherren und Adjutanten, wenn sie auch Pferde selbst genug im Stall stehen haben.

Joseph stand neben seinen Schimmeln und war eben beschäftigt, an dem Kopfzeug Tibull's den Kehlriemen zuzuschnallen, und zog über dem Stirnband das lange, weiße Haarbüschel herunter. „Ich möchte doch wissen," sprach er zu sich selber, „was der alte Baron von mir will! Wenn der Lukas ein Kerl wäre, der überhaupt zu so dummen alten Späßen aufgelegt wäre, so würde ich glauben, er wolle sich einen mit mir machen; aber den alten Jäger habe ich nie lachen sehen; er schaut beständig mit einem so finsteren Gesicht in die Welt, daß man darauf schwören kann, ihm fällt's nie ein, einen alten schlechten Witz zu machen. Nun, will schon sehen, was man von mir will."

In der Stallgasse wurde unterdessen bedeutend gelärmt, auch mitunter gejubelt, und allerlei Witze und lautes Lachen erscholl in diesen sonst so stillen Räumen. In der Mitte des Ganges gieng eine sehr dicke Gestalt auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt, in blauem, bis unter den Hals zugeknöpftem Livreerock; derselbe war von Farbe und Schnitt wie alle übrigen, nur hatte er an dem Kragenrande eine schwere Goldborte. Die Beine dieser Gestalt waren zum Unterschiede von den übrigen Stallleuten mit langen, blauen Beinkleidern versehen, auch trugen sie Stiefel ohne Sporen.

Bei dem flackernden Scheine der beiden Lichter, die auf dem Tische standen, sah man deutlich, wie der selige Speiteler in seinem breiten Goldrahmen seine Frau besorgt anblickte, als wollte er sagen: wenn ich noch lebte oder überhaupt hätte mitsprechen können, so würde ich es vielleicht gewagt haben, Einwendungen zu machen gegen — gegen allerlei. — Seine Frau dagegen schien, wie gewöhnlich, zu antworten: Ach was, das ist meine Sache; ich muß das besser wissen.

„Nie hätte ich mir so viel vergeben dürfen," fuhr der Schwiegersohn des Hauses in seinem Selbstgespräche fort, „und das, was ich gegen diese lumpigen zwanzigtausend Gulden in die Wagschale werfe, ist auch nicht gering zu achten: eine Fessel für lebenslang, ein vielleicht freudenloses Dasein."

Er zuckte zusammen, als wenn ihn fröre, oder that er es, weil er hörte, wie sich langsam die Thür öffnete — nur ein wenig öffnete sie sich, und ohne daß er jemand sah, hörte er eine bekannte Stimme sagen: „Nun darf ich mir wohl erlauben, uns zu gratuliren? Habe ich nicht richtig vorher gesagt, wie alles müßte kommen, und ist es nicht gekommen, wie ich gesagt? — Also auf Wiedersehen."

Dr. Henderkopp biß die Zähne auf einander und blickte sich um, ob nicht etwas im Bereich seiner Hände sei, tauglich, um es dem Geschäftsfreunde an den Kopf zu werfen.

Doch hatte dieser die Thür wieder hinter sich zugezogen und war verschwunden, ehe der Andere das Gewünschte gefunden.

Wenn sich auch, wie vorhin bemerkt, eine große Anzahl der Gäste schon entfernt hatte, so vernahm man doch immer noch ein fröhliches Lachen so wie ein lustig gesungenes Lied vom Gesellschaftszimmer her, denn manche hatten sich nach dem Kaffee wieder der Weinflasche zugewandt und sahen mit großem Behagen, daß der Keller ihrer Wirthin unerschöpflich schien.

Herr von Scherra hatte sich, nachdem er den Doktor ver-

laſſen, vergeblich nach ſeinem jungen Freunde umgeſehen und verließ nun kopfſchüttelnd und verdrießlich allein das Zimmer. Wer weiß, dachte er, wo ſich dieſer leichtſinnige Menſch wieder herum treibt! Hoffentlich macht er mir keine unüberlegten Streiche. Nun, bei den Brautjungfern wird er glücklicher Weiſe nicht ſein, da dieſe, wie ich gehört, mit der Braut gegangen ſind.

Er nahm im Vorzimmer ſeinen Hut und Paletot und ſtieg langſam die Treppe hinab, auf deren unterſter Stufe ihm zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen der Huſaren-Offizier in ziemlich aufgeregtem Zuſtande begegnete.

„Ah, famos!“ rief dieſer luſtig, „daß wir uns hier finden, ich wollte gerade nach Ihnen ſehen.“

„Nun, ich meine, um mich, der ich oben war, zu finden, hätten Sie nicht nothwendig gehabt, erſt die Treppe hinab zu ſteigen. Muß ich fürchten,“ ſetzte er in fragendem Tone hinzu, „daß Sie wieder Streiche gemacht?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Arthur heiter; „es iſt wahrhaftig traurig, daß man bei Ihnen immer in ſchlimmem Verdachte ſteht. Finden Sie es denn nicht natürlich, daß man ſich aus dem heißen Zimmer droben hinweg ſehnt, um ein bißchen friſche Luft zu ſchöpfen? — Aber wie ich ſehe, wollen Sie ſchon nach Hauſe?“

„Schon? Nun, ich meine, man hätte lange genug geſchwelgt, ich wenigſtens, und unſerer Verabredung gemäß, junger Freund, gehen Sie mit mir und faſſen mir keine kühnen Gedanken, wie z. B. eine dieſer kleinen Brautjungfern in Ihrem Wagen nach Hauſe zu führen, dagegen habe ich Ihr Verſprechen.“

„Und werde es halten, wie alles, was ich gelobe,“ erwiderte der Huſaren-Offizier, wobei er vergnügt mit den Augen zwinkerte; „aber meinen Paletot werden Sie mir geſtatten, zu holen?“

„Gewiß, und werde gern unten auf Sie warten, aber engagiren Sie ſich da oben nicht wieder.“

„Unbesorgt," lachte der leichtsinnige junge Mann; „dazu müßte mir etwas ganz Absonderliches begegnen; ich habe der Süßigkeiten genug genossen, nur irgend etwas Kräftiges, ganz außerordentliches Pikantes könnte mich vielleicht zum Umschauen veranlassen."

Nach diesen Worten sprang er in großen Sätzen die Treppe hinauf. In einigen Augenblicken hörte ihn Herr von Scherra sprechen, lachen, dann wieder einige Worte sprechen, in so eindringlichem und bekannt süßem Tone, daß der alte Herr unten an der Treppe unwillig mit dem Kopfe schüttelte; dann nahm der droben plötzlich einen verdrießlichen Ton an und sprach ziemlich laut: „Aber erlauben Sie mir, eine höfliche Frage ist einer höflichen Antwort werth, wenn ich Sie nun nicht gehen lasse — ah, das ist stark!" rief er auf einmal entrüstet.

Kaum waren diese Worte gesprochen, so eilte eine weibliche Gestalt fast ohne die einzelnen Treppenstufen zu berühren, so rasch hinab, daß Herr von Scherra kaum Zeit hatte, sie nur mit einem ganz flüchtigen Blick zu betrachten. Offenbar gehörte sie nicht zu den Hochzeitsgästen und auch nicht zur Dienerschaft des Hauses. Sie war dunkel gekleidet, hatte ein buntes Tuch um den Kopf und etwas wie eine Art Shawl um ihre Schultern und um ihr Haupt geschlungen, so daß man vom Gesichte nichts sehen konnte. Sie flog mit solcher Gewalt an dem alten Herrn vorüber, daß sie ihn wahrscheinlich umgerissen hätte, wenn er mit ihr in Berührung gekommen wäre. Gleich hinter ihr drein stolperte auch Arthur die Treppen hinab, drohend, scheltend und fluchend.

„Auf Ehre, das ist zu stark," rief er entrüstet. „Wenn ich nur eine Idee hätte, wer diese wilde Katze wäre, oder wo sie wohnte, ich hätte wahrhaftig gute Lust, nochmals umzukehren und jeden im Hause nach diesem brutalen Geschöpfe zu fragen. So was ist mir doch noch nie vorgekommen!"

„Wenn es etwas Unangenehmes war, das Ihnen bis jetzt

zum erſten Male auf Ihre oft unmotivirten Angriffe begegnet iſt, ſo zeugt das von Ihrem guten Glücke. Aber ich bitte Sie, Arthur, machen Sie ſich mit Nachforſchungen nicht lächerlich. Kommen Sie, ich gebe Ihnen eine gute Cigarre, wonach ich ſchon lange ſchmachte, und wenn Sie wollen, erzählen Sie mir Ihr Abenteuer; ſo eine Mittheilung erleichtert das Herz."

„Sie hätten ſie wohl aus Freundſchaft für mich aufhalten können."

„Daß ich ein Narr wäre, wie andere Leute," gab Herr von Scherra lachend zur Antwort.

„So ein gemeines Geſchöpf," ſprudelte der Huſaren-Offizier im Zorne von ſich, „ſollte ſich eine Ehre daraus machen, wenn ein Cavalier ſich herabläßt, ihr ein freundliches Wort zu ſagen."

„Es ſcheint mir aber, die hat ſich keine Ehre daraus gemacht."

„Im Gegentheil, Gott verdamme ſie! — Aber kommen Sie, wir wollen gehen, ich will es Ihnen erzählen, und Sie werden entrüſtet ſein, wie weit die Frechheit dieſer Art Geſchöpfe geht."

„Hier iſt die verſprochene Cigarre, das wird Sie einigermaßen beruhigen."

„Denken Sie ſich," erzählte der Huſaren-Offizier, während ſie Arm in Arm die Straßen hinab gingen, „es war ſo eine Perſon aus dem Hauſe, ein Dienſtmädchen nicht, — ich ſchätze, eine Nähterin, eine Schneidermamſell, ich ſah ſie ſchon einmal vor einer halben Stunde in das Zimmer gehen, wo die Brautjungfern die Braut umkleideten."

„Und von wo ſahen Sie das?" fragte der alte Herr mit einem lächelnden Seitenblick.

„Nu—n—n von der Treppe aus, wo ich gerade hinab ſteigen wollte, um friſche Luft zu ſchöpfen."

„Um friſche Luft zu ſchöpfen?"

„Allerdings, es war ſo heiß droben. Damals beachtete ich

die Perſon aber nicht, ſoeben dagegen, als ich meinen Paletot anziehen will, ſehe ich ſie durch die Zimmer wieder daher kommen. Ich blicke nach ihr, und nun wiſſen Sie, lieber Scherra, ich bin Kenner und weiß zu beurtheilen, ob und welch' ſolider Kern ſich unter der unſcheinbaren Hülle verbergen mag; da war aber Kern, deſſen kann ich Sie verſichern, ich bemerkte das ſogleich an der leichten und freien Art, wie ſie den Oberkörper bewegte, wie ſie den Kopf trug, vor allem aber an der graziöſen Bewegung ihrer linken Hand, mit der ſie ihr Kleid etwas in die Höhe hob, und dabei hatte ſie einen Gang, weitſchreitend und dabei ſicher auftretend, — ah, ſo was trügt nie!"

„Das alles brauchte Sie aber weder zu kümmern, noch zu beunruhigen."

„Lieber Scherra, Sie ſprechen, wie man in Ihrem Alter ſpricht. Hätten Sie aber in Ihren zwanziger Jahren, wie ich heute, einem Hochzeitsfeſte beigewohnt, anſtändig gegeſſen und gut getrunken, und wären dabei Stunden lang zwiſchen zwei warmblutigen Brautjungfern eingekeilt geweſen, ſo hätten Sie —"

„Vielleicht einer der Brautjungfern ein wenig den Hof gemacht," unterbrach ihn Herr von Scherra.

„Seien Sie ruhig, das iſt geſchehen," fuhr der Andere fort; „aber ſo hätten Sie auch nachher die Geſtalt da ein bischen angeſchaut."

„Nun, wenn Sie ſie bloß angeſchaut haben, ſo weiß ich nicht, wie es möglich iſt, daß ſie ſo in Zorn gerieth."

„Zuerſt habe ich ſie allerdings nur angeſchaut, als ſie mir aber näher kam und, wie um ihr Geſicht vor mir zu verbergen, ihr Tuch, welches ſie um die Schultern trug, leicht um den Kopf warf, und mich dabei einen Wuchs ſehen ließ, der, das kann ich Ihnen auf Ehre verſichern, nicht ohne war, ſo ſpielte ich Fauſt: Mein ſchönes Fräulein, darf ich's wagen, mein' Arm und Geleit Ihr anzutragen?"

„Und als ſie ſich das verbat," bemerkte lachend Herr von Scherra, „ſo fielen Sie aus Ihrer Fauſtrolle und, anſtatt beſcheiden zurück zu treten, griffen Sie zu."

„Ja, ich faßte ſie um ihre Taille, und bin beinahe gutmüthig genug, trotz ihrer Entgegnung nicht zu bereuen, daß ich es gethan. Ich ſage Ihnen, Scherra, ein wunderbarer Wuchs!"

„Und was entgegnete ſie?"

„Gar nichts," erwiderte der Huſaren-Offizier, und ſetzte mit leiſer Stimme hinzu, indem er ſich langſam umſchaute, „ſie ſchlug mich ins Geſicht."

„Feſt?" fragte der alte Herr, laut lachend.

„Nun, deſſen kann ich Sie verſichern, ſo, daß mir das Feuer aus den Augen ſprang. — Es war ein ſeltſames Abenteuer, ſolch' eine wilde Katze iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen; ich möchte wiſſen, wo ſie wohnt."

„Seien Sie vor der Hand mit dem Andenken zufrieden, welches ſie Ihnen gelaſſen," gab Herr von Scherra immerfort und ſo luſtig lachend zur Antwort, daß Arthur nun unwillkürlich mit einſtimmen mußte, und Beide hierauf äußerſt vergnügt ihren Weg fortſetzten.

Kehren wir noch einen Augenblick nach dem Hauſe zurück, wo die laute Fröhlichkeit ſich nun aus dem erſten Stocke in die Küche hinab verpflanzt hatte und wo bei den Ueberbleibſeln des Diners und mancher dreiviertel oder ganz gefüllten Weinflaſche verſchiedene Hochs auf das Brautpaar und die Hochzeitsmutter ausgebracht wurden.

Was dieſe drei Letzten anbelangte, ſo ſchickten ſich Herr und Frau Dr. Henderkopp zur Heimreiſe an und ſtanden Abſchied nehmend vor der Mutter und Schwiegermutter, umringt von den drei Brautjungfern, welche verſchiedenartig ihre Gefühle bei dieſer erſten Trennung ausdrückten. Emma, deren etwas geröthete Augen voll Thränen ſtanden, ſchien es am ſchwerſten zu nehmen

und warf sich leidenschaftlich in die Arme ihrer Freundin, wobei sie wiederholt versicherte, sie werde sie bald und oft besuchen, um sich an ihrem häuslichen Glücke, das ja jedem Mädchen wünschenswerth sein müsse, zu erfreuen.

Frau Wittwe Speiteler hätte gern die vor dem Hause haltende Kutsche mit Proviant für ein ganzes Jahr beladen, doch verbat sich das Herr Dr. Henderkopp freundlich, aber bestimmt, mußte sich jedoch dazu verstehen, wenigstens ein kleines Körbchen hineinstellen zu lassen, welches eine straßburger Gänseleber-Pastete enthielt, so wie eine Flasche Champagner, damit doch etwas zum Souper im Hause zu finden sei — daß dort alle Vorrathskammern ohnehin schon auf ihre Anordnung angefüllt worden waren, schien die gute Frau vollkommen vergessen zu haben.

Nun kam eine ganze Reihe von wirklichen letzten und allerletzten Abschieden, zuerst oben auf dem Gange, dann auf der Treppe, dann unten im Hause, wo die Kochfrau mit ihren Gehülfinnen, auch die alte Katharine neben Philipp und Ludwig versammelt waren und aus bestem Herzen das Ihrige dazu beitrugen, um den Dr. Henderkopp ungeduldig, der jungen Frau aber das Herz so schwer als möglich zu machen. Es war, als trete diese eine Reise nach Indien an, und sei dieser Abschied auf Nimmerwiedersehen, bei dem man sich nothwendiger Weise bemühen muß, den letzten Augenblick so lange als möglich hinauszuschieben. Die Kochfrau schluchzte, Katharine weinte, die Dienstmädchen wollten nicht aufhören, ihre Hände darzureichen, und der Kutscher auf dem Bocke mußte, um sich vor der kalten Abendluft zu schützen, ein Glas Wein nach dem andern trinken, was er auch zur Ehre der Neuvermählten willig that.

Dann wurde die junge Frau in den Wagen gehoben, der Doktor setzte sich an ihre Seite und zog den Schlag hinter sich zu unter nochmaligem Sturm von Abschiedsworten und Thränen,

der Kutſcher ermunterte ſeine Pferde, und fort raſſelte die Kutſche auf dem Pflaſter.

Wäre Frau Wittwe Speiteler jetzt, wie es bei ähnlichen Veranlaſſungen ſchon geſchehen ſein ſoll, in Ohnmacht gefallen, ſo würde wahrſcheinlich die Flur des Hauſes im nächſten Augenblicke mit Kochfrauen, Katharinen, Dienſtmädchen und Brautjungfern überſäet geweſen ſein, und Philipp und Ludwig, um ebenfalls ihr Mitgefühl an den Tag zu legen, hätten vielleicht mit düſterem Blick irgend ein blinkendes Schlachtmeſſer oder ein ſcharfes Beil betrachtet. Da aber die Frau des Hauſes ſtarke Nerven hatte und, nachdem ſie ſich von den Brautjungfern freundlich verabſchiedet, ruhig die Treppen hinanſtieg, ſo zog ſich das dienende Perſonal wieder geräuſchlos in die Küche zurück, um dort die halbvollen Flaſchen vollends zu leeren.

Madame Speiteler ging in ihr gelbes Zimmer hinauf, blieb dort einen Augenblick nachdenklich vor dem Bilde ihres verſtorbenen Gatten ſtehen und ſagte, als rede ſie dieſen an: „Ich habe nach beſtem Ermeſſen gehandelt, Du würdeſt es wahrſcheinlich auch nicht anders gethan haben; Gott gebe ſeinen Segen dazu!“

Die Kutſche rumpelte unterdeſſen durch die Straßen der Stadt und endlich zum Thore hinaus, wobei ſich die Beiden, welche im Inneren ſaßen, jedes mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt, ſchweigend verhielten. Dabei hatte ſich die junge Frau wie ängſtlich ſo in ihre Ecke zurückgezogen, daß man ſcharf hinſehen mußte, um ſie zu erblicken.

Es war eigenthümlich, daß kurz nach dieſem Wagen eine einſpännige Droſchke durch daſſelbe Thor fuhr und genau denſelben Weg nahm. Wollten wir unſere wahrhaftige Geſchichte hier mit etwas düſterer Poeſie ausſchmücken, ſo würden wir ſagen: den Pfaden der Beiden, welche einem ungewiſſen Geſchicke, vielleicht einer dunkeln Stunde entgegen gingen, folgte ein hungriger Rabe, ſeinen Schnabel wetzend, der ſeiner Beute gewiß war.

Bald sah Dr. Henderkopp vom Wagenfenster aus den Hügel vor sich liegen, auf dem sich seine Anstalt befand, und erstaunte, als er über die Mauern derselben hinweg eine Glut bemerkte, welche das Hauptgebäude röthlich anstrahlte; er machte seine Frau auf diese eigenthümliche Beleuchtung aufmerksam, die erschreckt und mit zitternder Stimme auf eine Feuersbrunst rieth; doch lächelte er im nächsten Augenblicke über diese Befürchtung und versicherte, es werde eine Empfangsfeierlichkeit sein, die Gebhard veranstaltet. Und so war es auch in der That. Als sie sich dem Gitterthore näherten, bemerkten sie im Hofe der Anstalt zwei Pechpfannen aufgestellt, aus denen die röthlichen Flammen loderten; der Wärter selbst befand sich am Thore, das er eilfertig aufriß, um den Wagen seines Herrn einzulassen, so wie ebenfalls die einspännige Droschke, von der er natürlicher Weise nicht anders vermuthete, als sie enthalte noch ein paar der intimsten Freunde des Hauses; dann verschloß er sorgfältig das Thor.

Am Eingange zur Wohnung des Direktors befanden sich das Dienstmädchen und der Hausknecht, so wie auch der Förster, welch' letzterer einen großen Blumenstrauß in der Hand hielt, den er der jungen Frau, nachdem sie ausgestiegen war, mit einer tiefen Verbeugung überreichte, und den sie mit einem freundlichen Worte annahm. Dr. Henderkopp dagegen warf einen mißbilligenden Blick auf seinen Patienten und sagte zu Gebhard: „Warum ist der da nicht auf seinem Zimmer? Ich mag es nicht leiden, wenn die Ordnung des Hauses gestört wird."

„Er ist so vollkommen ruhig," gab dieser flüsternd zur Antwort, „daß man ihn bei Tag und Nacht frei herumgehen lassen kann; ich habe bemerkt, daß er erst unruhig und aufgeregt wird, sobald man ihn einschließt."

„Sonst aber ist alles in Ordnung?" fragte der Doktor in trockenem, etwas scharfem Tone und betonte dieses sonst noch ausdrücklich.

Nachdem Gebhard mit einer ſchweigenden Verbeugung geantwortet, führte der Doktor ſeine Frau ins Haus.

Es war übrigens eine anerkennenswerthe Aufmerkſamkeit von dem Wärter, daß er den öden Hof der Anſtalt mit ſeiner ſtillen Capelle und den hohen lichtloſen Mauern der Gebäude durch die ſpielenden Flammen der Pechkränze einigermaßen freundlich belebt hatte, ſonſt wäre der Eindruck, den Frau Dr. Henderlopp von ihrer neuen Heimat erhielt, welche ſie heute zum erſten Male bei Nacht ſah, wahrſcheinlich ein noch troſtloſerer geweſen. Sie blickte jetzt ſchon verſchüchtert in die dunkeln Ecken des Hofes und dann im Hauſe die langen kalten, hallenden Gänge hinab, und fühlte ſich erſt dann nicht mehr gedrückt und wie neu geboren, als ſie in ihr Wohnzimmer trat, das ihr die ſorgliche Hand ihrer Mutter zum großen Theil mit bekannten Geräthſchaften freundlich ausgeſchmückt, und wo auf demſelben Tiſche, an dem ſie zu Hauſe ſo oft geſeſſen, auf derſelben Tiſchdecke dieſelbe Lampe brannte, in deren Licht ſie als Kind ſo oftmals ſinnend geblickt.

Faſt überſchlich ſie ein frohes Gefühl, nachdem ihr Gemahl mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen, ſie allein gelaſſen hatte und ſie ſich nun nach Belieben in dem angenehm durchwärmten und freundlich beleuchteten Zimmer unter den guten alten Bekannten umſchauen durfte. Alles dagegen, was von den Möbeln und Geräthſchaften nicht zu den guten alten Bekannten gehörte, betrachtete ſie mit einer gewiſſen ſcheuen Ehrfurcht, und wo ſie es trotz derſelben wagte, die Thür eines Schränkchens langſam zu öffnen, da durchſchauerte ſie der Gedanke, es müſſe dort irgend etwas Ungeheuerliches hervorſpringen. Und doch war dem nicht ſo; wo überhaupt ein leeres Plätzchen geweſen, um etwas aufzubewahren, dahin hatte ihre Mutter eine Kleinigkeit geſteckt, welche die junge Frau finden und ſich daran erfreuen ſollte.

Wo ſich aber in der Stallgaſſe der dicke Mann ſehen ließ, da ſank das laute Sprechen zum leiſen Flüſtern herab und das Lachen zu mühſam unterdrücktem Kichern; auch langten die Meiſten ehrerbietig an ihren lakirten Hut, wenn er würdevoll vorüberſchritt, und die Stalljungen ſtanden in ſolchem Augenblicke bolzgerade in den Ständern der Pferde, wo ſie gerade einſchirren halfen.

Dieſer Mann war auch eine außerordentlich wichtige Perſon im Staate, es war der Oberkutſcher, Herr Mundels, und er allein hatte das Vorrecht, die Allerhöchſten Perſonen zu fahren — er war nämlich Leibkutſcher des Königs und vollkommen mit ſich darüber einig, daß ſein Amt wichtiger als das einer jeden der oberſten Hofchargen ſei; war es doch z. B. nur bei ganz großen und feierlichen Gelegenheiten ſo einem Hofmarſchall vergönnt, mit ſeinem Stabe vorauszutreten, und konnte ſich auch dieſe Charge nicht rühmen, vor dem König bedeckten Hauptes ſitzen zu dürfen, wohl aber der Oberkutſcher. Wie feierlich und würdig ſchaute er von ſeiner reichgeſtickten Bockdecke herunter, wie wohl that es ihm, wenn Jeder, der nur von Weitem die dicke Geſtalt mit dem Zügel in der Hand da oben erblickte, ſtehen blieb und ehrerbietig an den Hut langte, wie war er ſo voll Ehre, wenn er, freilich etwas mühſam, auf ſeinen Sitz hinaufkletterte! Ja, Herr Mundels, der im gewöhnlichen Leben der leutſeligſte und freundlichſte Mann war, machte ordentlich ein ernſtes, ingrimmiges Geſicht, wenn er, den dreieckigen Hut quer auf den Kopf gedrückt und die Peitſche majeſtätiſch auf den rechten Schenkel geſtützt, da oben ſaß. Wie ehrfurchtsvoll langte aber auch der Leiblakei an ſeinen Hut und erſuchte ihn, ob er ſo freundlich ſein wolle, da- und dorthin zu fahren!“

Als er heute Abend, ſo in der Stallgaſſe herumſpazierte, hätte man ihn für einen alten Ritter halten können, der eben im Begriffe iſt, ſein Schlachtroß zu beſteigen und Alles vor ſich nieder zu werfen, ſo feierlich und feſten Fußes ſchritt er einher,

Schon mehrere Male war dieſe an die Thür des Nebenzimmers getreten, hatte auch ſchon die Hand auf den Drücker des Schloſſes gelegt, ſie aber wieder ſcheu zurückgezogen, ſo daß ſie endlich ſelbſt anfing, ſich über dieſe kindiſche Furcht Vorwürfe zu machen. „Iſt es mir doch gerade zu Muth," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „als ſei ich im Schloſſe des Blaubarts, und bin ich doch kindiſch genug, zu glauben, es verberge jene Thür etwas ganz abſonderlich Entſetzliches.

„Wie man nur ſo thöricht ſein kann!" ſprach ſie endlich raſch entſchloſſen zu ſich ſelber, und öffnete die Thür, um hinein zu blicken. Da war denn auch in der That durchaus nichts Verdächtiges, es war ihr Schlafzimmer, und auch hier wieder fand ſie die ſorgſam waltende Hand ihrer Mutter. Sie trat an's Fenſter und blickte in die Nacht hinaus. Da ſtanden die hohen Bäume des Gartens, von dem Monde beleuchtet, ruhig und ſchweigend waren ihre ſchwarzen Aeſte mit den unzähligen kleinen Zweigen auf dem hellen nächtlichen Himmel deutlich ſichtbar und doch wieder mit winterlichem Dufte umzogen. Es war gerade, als webe die Nacht rieſenhafte Schleier um ſie, unter denen Baum und Strauch, leicht erſchauernd, zur Ruhe gehen wollten. Still war es genugſam rings umher, um ſchlummern zu können, und auch Sophie fühlte das Bedürfniß, nach dem angeſtrengten Tag ihre müden Augen zu ſchließen. —

Einige Fenſter von denen ihres Wohnzimmers entfernt leuchtete ebenfalls durch ein paar andere Licht in die Nacht hinaus. Dort war das Arbeitszimmer des Doktors, wo er ſelbſt mit großen Schritten auf und nieder ging, aber nicht mit einem behaglichen Gefühl der Müdigkeit, auch nicht in der ſanften Aufregung, die uns beherrſcht, wenn wir ein lang angeſtrebtes Ziele endlich erreicht. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und preßte die Finger feſt ineinander. Zuweilen warf er den Kopf heftig in die Höhe und ſchien einen Gedanken feſt halten zu

wollen, der ihm aber immer wieder entſchlüpfte. Am Schreibtiſch auf einem Stuhle ſaß Herr Goldſtein, die Blicke auf ein mäßiges Paket Papiere gerichtet, die er auch zuweilen mit der Hand zu berühren ſtrebte, aber ſeine Finger immer wieder zurückzog, ſo oft ſich der Andere auf ſeinem raſtloſen Spaziergange umwandte.

„Warum ſich ereifern," ſagte er endlich, „über eine Sache, die wir haben genugſam beſprochen, und die iſt abgemacht worden endgültig? Die Zeit iſt gekommen, wo ich wieder erhalten ſoll mein Geld, die Wechſel habe ich quittirt in beſter Form, wie es ſich gehört, und ſo oft ich will ausſtrecken die Hand nach meinem Eigenthum, ſo oft fahren Sie mich an wie — wie — ja, Gott ſoll mir verzeihen den Vergleich — wie ein Hund, der dem andern nicht gönnen will den Brocken. Wollen Sie abmachen das Geſchäft, oder ſoll ich zurück nehmen meine Wechſel, um morgen anzutragen auf Haft für Sie, wie es ſich gehört?"

Auf ſeinem Hin- und Hergehen durchs Zimmer hatte ſich der Doktor mehrere Male der Schnur des Glockenzugs genähert, war aber eben ſo oft daran vorüber geſchritten; jetzt faßte er die Schnur und zog heftig daran.

„Warum wollen Sie klingeln nach jemand," fragte der Geſchäftsfreund ein wenig unruhig, „da wir beide doch vollkommen genug ſind, um zu reguliren das Geſchäft?"

„Gewiß," gab der Doktor in einem ſeltſamen Tone der Stimme zur Antwort, „aber nachdem das Geſchäft vollbracht iſt, muß ich Ihnen doch die Treppe hinab leuchten laſſen."

„Iſt nicht nothwendig," erwiderte haſtig der Andere, „durchaus nicht nothwendig. Kenne ich doch die Treppen und Gänge wie meine Taſche, und finde mich ſchon allein in den Hof zu meiner Droſchke, die mich koſtet einen Gulden und zwölf Kreuzer extra. O, ich verliere mein Geld bei dem Geſchäft."

„Gebhard muß Ihnen aber doch das Gitterthor aufſchließen,

und wenn ich ihm dazu keinen Befehl gebe, so läßt er Sie nicht hinaus."

„Gott der Gerechte, er ließe mich nicht hinaus!" rief faſt erſchrocken Herr Goldſtein, doch ſetzte er lächelnd hinzu: „ach, gehen Sie, Herr Direktor, Sie machen einen Spaß mit mir! Der gute Gebhard weiß genau, daß ich nicht gehöre zu Ihren Patienten."

„Man hat Beiſpiele," ſprach der Doktor wie zu ſich ſelber, „daß jemand, der vollkommen bei Verſtand war, plötzlich verrückt wird — und eingeſperrt werden muß," ſetzte er für den Andern unhörbar hinzu. — „Aber wo der Gebhard bleibt, er muß doch mein Klingeln gehört haben?" Und damit ging er wieder an den Glockenzug und riß heftig daran.

Aber auch dieſes Mal erſchien der Wärter nicht, und nach einer längeren Pauſe ſagte Herr Goldſtein: „Wie können Sie heute verlangen den Dienſt ſo pünktlich wie ſonſt, heute an dem frohen, feſtlichen Tage, wo ſich auch die Dienerſchaft machen wird ihr kleines Privat-Vergnügen? Gott der Gerechte! Da ſitzen ſe unten drinn wo beiſammen und trinken auf das Glück und Wohlergehen des jungen Ehepaares."

Der Doktor war an das Fenſter getreten, ſtützte ſeinen Arm gegen die Mauer und legte den Kopf darauf. „Ja, ja," ſprach er ſchmerzlich bewegt zu ſich ſelber, „dieſen Blutſauger zu beſtrafen, muß ja doch nur eine Phantaſie bleiben! Morgen, übermorgen, die nächſten Tage müßte ich ihn frei geben, und mein Ruf wäre für immer dahin, jeder müßte meiner Handlungsweiſe die richtigen Motive unterſchieben." — Er wandte ſich raſch gegen den Schreibtiſch, nahm die Wechſel in die Hand, und nachdem er die Unterſchriften genau geprüft, verſchloß er ſie in eine Schublade. „Dort iſt das Geld," ſagte er alsdann kurz; „zählen Sie die Papiere, und dann gute Nacht auf Nimmerwiederſehen."

Die Augen des Herrn Goldſtein glänzten, und während er

haſtig die Staatspapiere zu ſich nahm, erwiderte er mit einem freundlichen Grinſen: „Wie kann man nur ſo reden unter Freunden von Nimmerwiederſehen! Werde ich nicht bleiben mein Leben lang Ihr ganz ergebener Goldſtein, der ſtets ſein wird zu Ihren Dienſten — werden Se mer verbieten, mich zu erkundigen in den nächſten Tagen nach dem ſchätzbaren Wohlbefinden und nach dem Ihrer Frau Gemahlin? — Nein, Se werden es nicht verbieten dem Goldſtein, und wenn Se es verböten, ſo würde er doch kommen aus Anhänglichkeit, aus purer Anhänglichkeit!“ —

Während er ſo redete, und dabei jedes Wort langſam ausſprach, hatte er die Staatspapiere ſorgfältig gezählt und nach allen Seiten betrachtet, und er that das erſtaunlich ſicher und mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit — und dann fügte er hinzu: „Alles in Ordnung, alles richtig, bis auf die Coursdifferenz.“

„Gehen Sie!“ rief der Doktor barſch, wobei er nach der Thür zeigte.

„Wollte ich doch ſagen, bis auf die Coursdifferenz, die wir haben nachgelaſſen,“ verſetzte geſchmeidig der Andere. „Nun will ich aber gehen in aller Ruhe, Verehrteſter, da ich ſehe, daß Sie ſind ſchlecht gelaunt an Ihrem Hochzeitstage. — Aber auf Wiederſehen — auf baldiges Wiederſehen, denn ich laſſe mich nicht abſchrecken von Ihrem Zorn, der morgen ſein wird verraucht. Leben Se wohl und geſund! Gebhard werd' ich unten aufſuchen bei die Fröhlichen, daß er mir aufſchließt das Thor. Eine glückſelige Nacht denn.“

Damit verſchwand er, ſeine Papiere feſt in der Hand haltend, und erſt, als er draußen im halbdunklen Gange war, ſchob er ſie ſorgfältig in die Bruſttaſche ſeines grauen Paletots, den er alsdann bis unter das Kinn zuknöpfte.

Es fand ſich, wie Herr Goldſtein geſagt; die Gänge und

Treppen kannte er wie seine Tasche, und war bald im untern Gange, wo er horchend stehen blieb, ob er nicht etwa hinter einer Thür die fröhlichen Stimmen der Dienstleute hörte, die dort beisammen säßen, um den frohen, festlichen Tag ihres Herrn zu feiern.

Aber da war nicht das Geringste zu hören, als der Wiederhall seiner eigenen Schritte. Wo werden se sein? dachte er bei sich selber; ah, wahrscheinlich unten im Souterrain in der Küche, wo ich zu den Fenstern im Hof kann hineinschauen, und mir den Gebhard kann heraus rufen oder den Hausknecht, daß er mir das Thor aufschließe.

Um diesen Entschluß auszuführen, ging er dem Ende des Ganges zu, wo dieser in den Thorbogen mündete, der nach dem Hofe führte. Doch hatte er erst ein paar Schritte gemacht, als sich neben ihm aus einer dunkeln Fensternische dieses Ganges eine schattenhafte Gestalt ablöste und ihm in den Weg trat, während sie ihm in festem Tone: „Halt! Werda?“ zurief.

Herr Goldstein, heftig erschrocken, fuhr eilig zurück, so weit als es ihm der ausgestreckte Arm des Anrufers erlaubte, der ihn fest am Kragen gepackt hatte und sein Werda? etwas lauter wiederholte.

Glücklicher Weise erkannte Herr Goldstein die Stimme des Försters und dachte: Es ist nur ein kleiner Spaß von dem guten, harmlosen Mann! Worauf er diesem Gedanken Worte gab, indem er heiter sagte: „Aha, der Herr Förster thun gerade wie eine Schildwache — nun, ich weiß mich zu benehmen vis-à-vis von die Schildwachen! Schreit sie mich an: Halt! Werda? — so antworte ich ihr: Gut Freund, und dann läßt sie mich passiren. Also: Gut Freund, Herr Förster.“

„Der Teufel ist sein guter Freund,“ gab dieser barsch zur Antwort, „wohin will Er?“

„Erlauben Sie mir das zu nennen eine komische Frage, wo

werd' ich wollen hin? Nach Hauſe will ich, nachdem ich habe gute Nacht geſagt dem Herr Direktor. — Laſſen Sie mich vorbei, guter Freund!"

Der Förſter zog ſeine Hand zurück und erwiderte ruhig: „Dort oben links geht es in den Hof. Wenn Er aber Miene macht, rechts in den Garten gehen zu wollen, ſo ſchieße ich Ihm mit dieſer Büchſe eine Kugel durch den Kopf."

Eine Büchſe? dachte Herr Goldſtein auf's höchſte erſchrocken, und während er ſich an die andere Seite des Ganges drückte, blickte er ſcheu nach dem Förſter hinüber, und der Angſtſchweiß trat ihm plötzlich auf die Stirn, als er bemerkte, daß dieſer in der That das fürchterliche Gewehr im Arm trug.

Er vermochte es kaum, davon zu gehen, und that es zaghaft mit langſamen Schritten; er erinnerte ſich, von wilden Thieren geleſen zu haben, welche ihr Opfer nur dann ergreifen, wenn es eigentlich vor ihnen davon flieht. „Bin — ich — erſt — im — Hof," ſprach er zitternd zu ſich ſelber, „ſo will ich laufen an das Küchenfenſter und ſchreien nach dem Gebhard, und werd' ihm dann ſagen, was ein vernünftiger Menſch davon hat zu halten, wenn die Narren nächtlicher Weile frei mit geladenen Gewehren umherlaufen! Bei Gott dem Gerechten! Es iſt keine Ordnung in dem Hauſe, und es muß zurückgehen mit dem Mann da oben — daß ich nur paſſe auf und nicht links gehe; bin ich doch feſt überzeugt, der Kerl wird ſchießen auf mich — wenn ich nur in der Angſt nicht vergeſſe, was iſt links.

„Gelobt ſei Gott!" murmelte er nach einigen qualvollen Minuten, als er glücklich den Hof erreicht hatte und die kalte Nachtluft ſeine Stirne kühlte, „das werd ich nicht vergeſſen mein Lebtag!" — Doch ſollten dem unglücklichen Geſchäftsmanne noch bitterere Erinnerungen an den heutigen Abend verbleiben. Als er ſich nach den Fenſtern der Küche wenden wollte, trat ihm plötzlich eine zweite Geſtalt in den Weg, in der er mit noch

größerem Erschrecken den verrückten General erkannte, von dem er wohl wußte, daß er ein finsterer und gefürchteter Charakter war. Dieser trat leise, aber sehr dicht an ihn heran und murmelte: „Halt! 's Feldgeschrei! Oder ich stech' Dich nieder!"

Herr Goldstein sank entsetzt gegen die Mauer des Hauses und rief, während er mit den Armen von sich abwehrte: „Welches Geschrei ist es, das man verlangt von mir? Wie soll ich anders schreien, als ich bin gewohnt? Aber thun will ich, was die Narren verlangen von mir!" Und damit öffnete er den Mund und wollte anfangen zu brüllen, so laut er konnte; doch verschloß ihm plötzlich eine starke Hand den Mund, und als er die Augen gegen diesen neuen Angreifer richtete, erkannte er den wahnsinnigen Italiener, welcher vor ihm stand, und während die Kniee ihm vor Schrecken zusammenbrachen, murmelte er: „Ich bin verloren, das ganze Irrenhaus ist losgelassen."

„Er soll sein Maul halten," bedeutete ihm der Italiener, und setzte, gegen den General gewandt, hinzu: „Wer ist dieser Mensch?"

„Keiner der Verschworenen," versetzte der Gefragte mit großer Wichtigkeit, „vielmehr scheint er mir ein Verräther zu sein; er schlich sich um die Mauern herum, wie das böse Gewissen, und wollte wahrscheinlich irgendwo hinaus, um uns die Truppen des Tyrannen auf den Hals zu hetzen."

Herr Goldstein wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte; er hätte nach dem Sprichworte, daß man mit den Wölfen heulen müsse, gern das Erstere gethan; denn er zwang sich zu der Annahme, die Patienten des Herrn Dr. Henderkopp machten sich einen kolossalen Spaß mit ihm; wenn er aber von seitwärts in das düstere, glühende Auge des Generals blickte, welcher dicht vor ihm stand, so verdunkelten sich unwillkürlich seine Augen.

„Bringen wir ihn dort zur Laterne," sagte der Italiener, „damit wir ihn genauer anschauen."

Herr Goldſtein folgte wankenden Schrittes und ſchielte dabei ängſtlich nach den Küchenfenſtern im Souterrain, wo aber auch alles eben ſo dunkel war, wie an den übrigen Fenſtern des Hauſes. Der Schein des vor Kurzem aufgegangenen Mondes drang noch nicht in den Hof, und dieſer wäre deßhalb finſter geweſen, wenn nicht noch einige glühende Pechkränze in den eiſernen Pfannen, welche Gebhard aufgeſtellt, etwas Helle verbreitet hätten. Hieher wurde nun der Aufgefangene geführt und dort von den Beiden ſorgfältig betrachtet, worauf der General laut ausrief: „Ah, es iſt die Vogelſcheuche von heute Morgen, ein gefährlicher Kerl, ſpionirte den ganzen Tag hier herum und hat gewiß eine Liſte ſämmtlicher Verſchworenen bei ſich; wir müſſen ihn unterſuchen. Richtig, dort ſteckt ſie," ſetzte er triumphirend hinzu, als er, mit der Hand die Bruſt des Herrn Goldſtein berührend, das Paket Papiere fühlte.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo dieſem, trotz der kalten Nacht, der Angſtſchweiß von der Stirne zu fließen begann. Hülflos in die Hände von Narren zu fallen, war an ſich ſchon fürchterlich; aber daß dieſe Narren auf die entſetzliche Idee kamen, Staatspapiere für eine Liſte von Geſchworenen anzuſehen, das war doch in der That ſchaudererregend. Und wie er auch um ſich her ſchielte, es war niemand im Hofe zu ſehen, an den er einen Hülferuf hätte richten können. Der Wagen des Doktors, ſo wie ſein Einſpänner waren verſchwunden, und wenn er auch bei dem dämmerigen Lichte der verglimmenden Pechkränze ein paar Geſtalten im Hofe hin- und hergehen ſah, ſo vermehrten dieſe doch nur ſeine Beſorgniſſe, denn ſie trugen Stangen auf den Schultern, die eben ſo gut Gewehre wie Lanzen ſein konnten. Gott mochte es wiſſen, was hier geſchehen war; aber ſo viel war ſicher, die Narren waren aus ihren Zellen entwiſcht und ſpielten Herren und Meiſter im Hauſe.

„Wer ſind Sie?" fragte der Italiener, und trotz der Barſch-

hüt des Tones Klang doch dem Aermſten dieſe Frage ſo vernünftig, daß er, einige Hoffnung ſchöpfend, ſogleich antwortete: „Wer ſoll ich ſein, verehrteſter Herr? Ich bin Goldſtein, Moſes Goldſtein, der gekommen iſt hieher, abzumachen mit dem Herrn Direktor ein kleines Geſchäft — ein armer Handelsmann, der ruhig ſeinen Weg nach Hauſe gehen wollte, als man ihn aufhielt und ihn erklärte unrechtmäßiger Weiſe für einen Spion. Gott der Gerechte, ich ein Spion!“

„Er iſt einer,“ ſagte der General mit dumpfer Stimme, „er hat die Liſte der Verſchworenen hier in ſeiner Taſche.“

„Bei meine Väter,“ entgegnete Herr Goldſtein geſchmeidig, „ich will erlahmen, wenn es was iſt von Spionirerei! Sind es doch nur Papiere, die ſich beziehen auf das Geſchäft, das ich habe abgemacht mit dem Herrn Direktor.“

„Zeigen Sie her,“ verſetzte der Italiener in ſo gebieteriſchem Tone, daß der Andere keine Widerrede mehr wagte, ſondern mit zitternden Fingern und wankenden Knieen anfing den grauen Paletot aufzuknöpfen. Er brauchte dazu ziemlich lange, und dann war der General noch genöthigt, ihm mit einem raſchen Griffe die Papiere aus der Bruſttaſche zu nehmen und dem Herrn Grafen zu überreichen.

Goldſtein ſchien in dieſem Augenblicke ſaft- und kraftlos, wie eine ausgepreßte Citrone. Der Urquell ſeines Lebens war ihm entfloſſen, es blieb nichts übrig, als eine zuſammengequetſchte Schale. Er verwünſchte das Geſchäft, ſo er hatte gemacht mit dem Doktor, er verfluchte alle Narren der ganzen Welt, er war nahe daran, ſich den Tod zu wünſchen — gewiß, den kalten, grauſenhaften Tod; denn er mußte ſehen, wie der, den der Andere Herr Graf genannt, ſeine koſtbaren Papiere dicht an die Flamme hielt, und wie der verrückte General, gleich einer hungrigen Beſtie, nur auf die Erlaubniß zu lauern ſchien, ſie hineinzuwerfen und freſſen zu laſſen von dem Feuer.

Freſſen zu laſſen Staats-Obligationen, deren Nummern er noch nicht Zeit gehabt, einzutragen in ſein Notizbuch — zwanzig tauſend Gulden, ein Vermögen! Was war ihm da noch das Leben — eine Aktie, die gefallen war neunzig Percent unter ihren Werth! —

„Es iſt keine Verſchworenen-Liſte," ſagte ruhig der Graf, nachdem er die Papiere durchgeſehen, und Goldſtein athmete wieder; „es ſind Staatspapiere von großem Werth — von ſo großem Werth," ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu, „daß es ſchon eine eigenthümliche Veranlaſſung ſein muß, welche ihn bewegen konnte, dieſe große Summe bei Nacht und Nebel hier aus dem Hauſe wegtragen zu wollen."

„Gott der Gerechte, ſo könnte man glauben, ich ſei ein Dieb, und könnte mir wollen nehmen meine Papiere, für die ich habe zurückgelaſſen gültige Wechſel? Man will mich berauben meines redlich erworbenen Geldes — ſo nehmen Sie mir denn auch mein armes Leben. Was ſoll ich thun mit mein Leben ohne Geld?"

„Wenn Sie Ihr Geſchrei nicht mäßigen," erwiderte der Italiener, nachdem er ſich vorſichtig ringsum geſchaut, „kann auch dazu Rath werden, alſo ſchweigen Sie. Sie ſollen Ihre Papiere wieder haben, wenn ſie Ihr Eigenthum ſind, und das ſoll genau unterſucht werden."

„O, verehrteſter Herr Graf, gnädigſter Herr Graf," wandte ſich Goldſtein jammernd und mit einiger Hoffnung an dieſen, da in der tiefen Nacht ſeines Elends der Gedanke wie ein leuchtender Stern in ihm aufblitzte, er habe es hier mit keinem Verrückten zu thun; „ſchützen Sie mich und retten Sie mir mein bischen Habe, laſſen Sie mir nichts Schlimmes geſchehen von den Anderen da, und der allmächtige Gott wird es Ihnen lohnen Schleppen Sie mich hinauf zu dem Direktor, und der ſoll Ihnen ſagen, daß Sie dort in Ihren Händen halten mein wohlerworbenes Eigenthum."

„Ruhe jetzt," herrſchte der Andere ihn an, „das wird ſich

den Kopf hoch erhoben und im stolzesten Selbstbewußtsein frei um sich schauend. Sein Page, in Gestalt eines kleinen Stalljungen, gieng Schritt für Schritt hinter ihm drein und trug ihm Helm und Lanze, das heißt: den dreieckigen, goldbordirten Hut und die mächtig lange Peitsche mit dem Elfenbeingriff.

Jetzt wurde dem Oberkutscher gemeldet, daß für ihn eingespannt sei, worauf er langsam zur Thür hinausschritt, eilfertig gefolgt von den andern Kutschern, welche, ihre Pferde an der Hand, ihm folgten, auch Joseph mit Pluto und Tibull.

Dieses Mal waren in der Remise sämmtliche Thüren geöffnet, und aus allen schauten die Wagendeichseln heraus; das sonst so finstere Gelaß sah jetzt mit den vielen Wagenlaternen wie illuminirt aus und bot einen freundlichen Anblick dar.

Nachdem der Oberkutscher aus den Händen seines Pagen Helm und Lanze empfangen und sich auf seinen Bock geschwungen hatte, fuhr er langsam und feierlich davon, eben so Joseph mit dem Gespensterwagen und die übrigen alle, worauf sie sich nach allen Richtungen zerstreuten und bald die Remise so dunkel ließen, wie früher.

Die Stallthüre wurde geschlossen, und wir sind überzeugt, daß die Stallwache, sich außerordentlich freuend, bei dem nassen Regenwetter hier bleiben zu können, sich abermals auf einen Strohhaufen warf und abermals anfieng, das Schwalbenlied zu pfeifen.

Jean hatte Recht gehabt: die erste Hofdame fuhr allein auf den Ball und ließ außerdem, ehe sie herunter kam, ihren Wagen noch eine kleine Weile warten, so daß Joseph, als er zum Palais des Prinzen Eugen hinauf fuhr, schon seinen sämmtlichen Collegen begegnete, die von dort zurückkamen. Als er nun zum zweiten Male vor das Schloß fuhr und wieder zum Palais hinauf und dann in die Remise zurückkehrte, waren die andern Wagen schon alle wieder ausgespannt, und er befand sich in dem

alles finden; ich behalte dieſe Papiere und gebe ſie Ihnen zurück, ſobald Ihr Eigenthumsrecht erwieſen iſt. Ich muß dieſes Haus," ſetzte er mit eigenthümlich klingender Stimme hinzu, „welches ſein Dach, wenn auch als das Dach eines Kerkers, über mich ausbreitete, doch vor möglicher Beraubung ſchützen. Ich gehe jetzt hinauf, General, um ein ernſtes Wort mit dem Direktor dieſer Anſtalt zu reden. Sie übernehmen dieſen da, aber, General, Sie haften mir dafür, daß kein Haar ſeines Hauptes gekrümmt wird."

„Und glauben Sie, gnädigſter Graf," flüſterte Goldſtein dieſem mit vor Angſt zitternder Stimme zu, „daß er mir nicht ab wird ſchneiden die Gurgel, wenn Sie mich laſſen allein bei ihm — bei ihm, einem Wahnſinnigen? Sehen Sie, Gott der Gerechte, er hat ein Meſſer in ſeiner Hand, und er ſchaut mich wild an, wie der Metzger ſein Schlachtopfer, das ſchuldloſe Lamm."

„Gehen Sie mit dem General, er wird mir in allem für Sie bürgen; nicht wahr, General, auf Ihr Ehrenwort?"

„Auf mein Ehrenwort," erwiderte dieſer mit dumpfer Stimme; „komm' mit, Unglücklicher!"

Und damit faßte er ihn am Arme und führte ihn hinter einen der dicken Strebepfeiler der alten Kirche, wo ſich ein Kehrichtfaß mit einem Deckel befand. Dort ließ er ſeinen Gefangenen niederſitzen und ſchritt dann in einiger Entfernung mit über einander geſchlagenen Armen ſchweigend auf und nieder.

Herr Goldſtein ſank auf ſeinem Sitze zuſammen, ſo daß ſein Kinn die Bruſt berührte und ihm der Hut nothwendiger Weiſe hätte herunterfallen müſſen, wenn er nicht die Gewohnheit gehabt, dieſen etwas ſtark auf dem Hinterkopfe zu tragen.

„Komm, Unglücklicher! hat er geſagt," ſprach er zu ſich ſelber; „Unglücklicher hat er mich genannt, alſo werden ſie vorhaben mit mir grauſame Dinge, die Narren. Was werden ſie

mir anthun? Werden ſie mir nehmen das Leben oder werden ſie mir ſogar nehmen mein Geld? O Nacht voll Pein, o Nacht voll Jammer, wärſt du hinweggezogen über mein unſchuldig Haupt! Stieg' doch empor die Dämmerung mit ihrem grauen Lichte und ſähe mich ſitzen fern von dieſem erſchreckenden Orte, meinetwegen fern und einſam an der Landſtraße, mit durchgelaufenen Sohlen, einen ungeſchälten Weidenſtock in der Hand! Und wenn ſie auch kommt, die Dämmerung, und läßt zurück ihren grauen Schimmer auf meinem Haupte, das weiß werden wird vor Angſt und Kummer!" — —

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Der Ausbruch einer Verſchwörung.

Nachdem Dr. Henderkopp droben in ſeinem Arbeitszimmer auf und ab geſchritten war, um ſeine aufgeregten Nerven zu beruhigen, ſuchte er ſeine junge Frau auf, die in ihrem Wohnzimmer ſaß und mit ruhigem, ergebenem Blicke in den Schein der Lampe ſchaute. Der Doktor trat leiſe in das Zimmer, ging zu Sophien hin und legte ſeine Hand auf ihre Schulter. „Du biſt nachdenkend," ſagte er in wohlwollendem Tone, „Du denkſt an Dein elterliches Haus, es erſcheint Dir hier noch alles fremd, wenn nicht unbehaglich, nicht wahr? Meine liebe Sophie, ſprich mit mir gerade heraus, wie es Dir ums Herz iſt; es iſt Deine Schuldigkeit, ich kann das von Dir verlangen, und wenn Du das thuſt, ſo werde ich Dir offen und ehrlich auf die herzlichſte Art antworten."

Sie ſchaute zu ihm empor und ſah ihm ein paar Sekunden lang feſt in die Augen, wobei ſich die ihrigen mit Thränen füllten.

„Gewiß, Sophie,“ fuhr er fort, „ich meine es gut und ehrlich mit Dir; wie ſollte ich auch anders,“ ſetzte er milde lächelnd hinzu, „bin ich nicht Dein Mann? Biſt Du nicht meine Frau? Sind wir nicht dazu beſtimmt, ein langes Leben in Eintracht zuſammen zu wandeln?“

„Ja, ein langes, langes Leben,“ hauchte ſie kaum vernehmlich.

„Du ſagſt das in keinem ermunternden Tone,“ meinte er kopfſchüttelnd; „ich weiß wohl, Du denkſt nicht ganz ſo von mir und für mich, wie Du wohl ſollteſt; aber das wird ſich geben, liebe Sophie, ich werde Dir durch Thaten beweiſen,“ fügte er in einem etwas hochmüthigeren Tone hinzu, „daß, wenn Du mir eine aufrichtig ergebene und folgſame Hausfrau biſt, ich Dir ein Gatte ſein werde, der Deine allenfallſigen Befürchtungen vollkommen zu Schanden machen wird. Deßhalb, mein Kind,“ fuhr er in weicherem Tone fort, wobei er ſeine Hand unter ihr Kinn legte und ſo ihr Geſicht etwas aufrichtete, „ſchau heiter in die Welt, denk' an eine freundliche Zukunft, und wenn Du einen Wunſch haſt oder irgend etwas an meinem Benehmen auszuſetzen wüßteſt, ſo ſage es ohne Scheu gerade heraus, und ich werde mich genügend verantworten, vielleicht Dir hier und da auch einmal Recht geben können. — Nicht wahr, Sophie, geſtehe es frei und offen, bis jetzt fehlt Dir das rechte Vertrauen zu mir?“

Sie nickte leicht mit dem Kopfe und fuhr alsdann zuſammen, als habe ſie ſchon zu viel gethan.

„Und warum flöße ich Dir kein Vertrauen ein, warum kannſt Du nicht mit zutrauensvollem Herzen mit mir verkehren?“ forſchte er weiter, wobei aus ſeinen Augen ein harter Blick ſprang, den ſie aber nicht ſah, da ſie vor ſich niederſchaute.

„Närrchen,“ ſagte er nach einer Pauſe ſchmeichelnd, „wenn

jetzt der Augenblick nicht da iſt, um ſich gerade und offen auszuſprechen, ſo kommt auch keiner mehr. Was ſpricht in Deinem kleinen Herzen gegen mich?"

Sie ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, und erſt als er mit ſeiner Frage wiederholt in ſie drang, gab ſie mit leiſer Stimme zur Antwort: „Sie thun ſo — ſo vornehm gegen uns, ſo großartig, daß wir immer meinen zu tief unter Ihnen zu ſtehen, um je ſo recht vergnügt zuſammen leben zu können."

„Ei, ei," verſetzte er ſcherzend, während er ſich herabbeugte und ſie auf die Stirne küßte, „ſeit wann ſagt man denn zu ſeinem Manne Sie? Du, meine kleine Frau, ſtellſt Dich vornehm gegen mich." — Gleich darauf richtete er ſich wieder in die Höhe und ſagte in einem Tone wie überſtrömend von Wohlwollen für die ganze Welt: „Ich thäte vornehm, ich thäte großartig?" — Er ſchüttelte, wie ſchmerzlich von dieſem Gedanken berührt, den Kopf. „Was, mein Kind, berechtigt Euch zu dieſem Gedanken? Daß ich mit Selbſtbewußtſein meine erworbene Stellung in der Welt feſtzuhalten mich bemühe, daß ich meines inneren Werthes mir bewußt bin, daß ich den würdigen Namen, den ich trage, mit ſo viel Glanz umgeben möchte, als ich es einer ehrenhaften, vornehmen und mächtigen Familie ſchuldig bin, die Henderkopp — warum ſiehſt Du mich ſo ſonderbar an?" unterbrach er ſich ſelber; „verſtehſt Du meine Worte nicht?"

„O, ich verſtehe ſie nur zu gut," verſetzte ſchüchtern die kleine Frau, „und gerade weil ich ſie verſtehe, thun ſie meinem Herzen weh."

„Gott ſei Dank, daß Du endlich einmal ſprichſt," ſagte er mit einem mitleidigen Lächeln. „Jetzt nenne mich auch nicht mehr Sie, und dann habe ich Hoffnung, das Eis Deines Herzens zu brechen."

„Wir werden uns ja gewiß bemühen, Deine hohe Stellung in der Welt zu achten, und werden gewiß nichts thun, um Deiner

reichen und mächtigen Familie Schande zu machen; nur daß wir es gerade immer hören müſſen, wie tief wir unter Dir ſtehen, und welches Opfer Du uns eigentlich gebracht, das läßt, wenn ich es gerade heraus ſagen darf, nicht das rechte Vertrauen und die rechte Anhänglichkeit aufkommen."

Er zuckte mit den Achſeln und machte einen Gang durch das Zimmer. „Du wirſt mir aber zugeben," ſagte er nach einer Pauſe, „daß ich auch für Dich handle, wenn ich die einmal errungene Stellung in der Welt feſthalte und den Leuten zeige, woher ich ſtamme und was ich werth bin."

„O, den Leuten," erwiderte ſie ermuthigter, „kannſt Du das ja ſagen und zeigen, ſo oft und ſo viel Du willſt, aber uns, oder jetzt vielmehr mir, Deiner Frau, ſollteſt Du zutrauen, daß ſie gewiß im Stande ſein wird, Deinen Werth zu erkennen und zu ſchätzen."

Er trat näher zu ihr hin und beugte ſich auf ſie herab, während er ſeinen Arm um ihre Schultern legte. „Ei, mein Kind," ſagte er heiter, „das werde ich Dir auch zutrauen, um ſo mehr, da ich endlich einmal Deine Wünſche aus Deinem eigenen Munde vernommen. Gewiß, ich bin feſt überzeugt, Du wirſt meinen Werth erkennen und das Deinige dazu beitragen, um den Namen, den ich Dir gegeben, würdig zu tragen."

Sie zuckte leicht zuſammen, als er ſie hierbei wiederholt auf die Stirn küßte und dann ſeinen Mund ihren Lippen näher brachte.

In dem Augenblicke vernahm man raſche Tritte, die ſich der Thüre näherten, und während der Doktor der Privat-Irren-Anſtalt ſich ſchnell emporrichtete, ſagte er in unmuthigem Tone: „Dieſer Schlingel von Gebhard, nach dem ich vor einer halben Stunde geläutet, beliebt es ihm endlich zu kommen? Ich werde ein ernſtes Wort mit ihm reden!"

„Aber nicht am heutigen Tage!" bat die kleine Frau.

Die Schritte hielten vor der Thür, dann wurde angeklopft, worauf Herr Dr. Henderkopp ein ziemlich barſches „Herein“ rief.

Doch wer beſchreibt ſein Erſtaunen, ja, ſein Erſchrecken, als nicht der Wärter hereintrat, ſondern die ihm beſonders unangenehme, ja, gewiſſermaßen von ihm gefürchtete Geſtalt des Italieners, dem der Förſter, ein Gewehr im Arme, folgte, jedoch auf der Schwelle ſtehen blieb.

Der Doktor rieb ſich die Augen, als hoffe er, aus einem unangenehmen Traume zu erwachen, doch war es nicht zu verkennende Wirklichkeit, was er vor ſich ſah.

Nach der erſten Ueberraſchung, ja, noch unter dem Einfluſſe eines nicht zu bewältigenden Schreckens, faßte er den einzig richtigen Entſchluß und verſuchte, mit der ganzen Strenge und Barſchheit des Direktors aufzutreten. „Herr!“ rief er dem Eintretenden entgegen, „was ſoll dieſes Betragen? Wer gab Ihnen Erlaubniß, Ihr Zimmer zu verlaſſen und hieher zu kommen? — Und Sie,“ wandte er ſich an den Förſter, „was ſoll dieſe dumme Maskerade? Was thun Sie mit dem Gewehre dort? Iſt das der Dank, daß man milde gegen Sie iſt und Sie frei herumgehen läßt? Verfügen Sie ſich augenblicklich hinunter und rufen Sie mir Gebhard, damit ich dieſem da zeige, ob er es wagen darf, mich ungeſtraft hier in meiner Wohnung zu überfallen.“

Auf dieſe Anrede hin ſchluckte der Förſter, als gäbe er ſich gewaltige Mühe, den letzten und widerſpenſtigſten Teufel zu bewältigen, blickte aber zu gleicher Zeit auf den Italiener, welcher ruhig und gemeſſen ſeine Hand gegen ihn ausſtreckte und alsdann einen Schritt vortrat, um, gegen die Dame gewandt, zu ſprechen.

„Madame,“ ſagte er ihr in einem verbindlichen Tone, „da ich von dem feſtlichen Ereigniſſe gehört, welches dieſem Hauſe eine Herrin geben ſoll, und Sie hier ſehe, ſo vermuthe ich, daß Sie das Glück haben, die Frau dieſes Mannes zu ſein. — O,“

wandte er sich gegen diesen, der eine zweite Einrede auf noch heftigere Art beginnen wollte, „lassen Sie mich sagen, was ich zu sagen habe und was vorläufig nicht an Sie gerichtet ist; ich bin es dieser Dame, Ihrer Frau, schuldig, mich darüber zu erklären, warum ich, ohne gerufen zu sein, hier erscheine, und warum ich auch durchaus keine Veranlassung habe, mich weder durch Ihr heftiges Wort noch durch Ihr flammendes Auge bestimmen zu lassen, mich eher von hier zu entfernen, als bis ich das für gut finde."

Der Doktor, dem Zorn und Wuth den Mund verschlossen, und der vergeblich zur Thür hinaus wollte, wo ihm der Förster fest und bestimmt den Weg vertrat, riß nun an der Klingelschnur, die hier im Zimmer hing, heftig und zu wiederholten Malen, worauf ihm der Italiener mit großer Kälte bemerkte:

„Sie werden sich alle diese Versuche, jemand herbei zu rufen, ersparen, wenn ich Sie von dem Stand der Dinge in Ihrem eigenen Hause unterrichte: ich bin im Besitze dieses Hauses, Ihre Dienerschaft ist drunten eingeschlossen und wird sich ruhig verhalten, da keiner von ihnen Lust hat, sich Unannehmlichkeiten auszusetzen und Ihnen zu helfen."

„Also ein Complott, eine Rebellion?" rief der Doktor, während er mühsam Athem holte.

„Nennen Sie das, wie Sie es wollen."

„Und Sie sind der Anstifter dieser Schändlichkeit, dieses Verbrechens?"

„Ja," rief der Italiener in lautem, entschiedenem Tone, „um Ihnen endlich zu beweisen, was ich Ihnen schon oft gesagt, daß ich nicht wahnsinnig bin, und um der Welt zu zeigen, daß man mich widerrechtlich wie in einem Gefängnisse hier eingesperrt hält. — Doch wollte ich diese Bemerkungen nicht an Sie richten," fuhr er mit einer heftigen Handbewegung gegen den Doktor fort, „ich wollte mich nur bei dieser Dame rechtfertigen über das, was hier

geschehen muß, und warum ich nicht anders konnte, als ungerufen vor ihr zu erscheinen."

Es wäre schwer zu sagen, welche Empfindungen Sophien bei diesem Auftritte bewegten. Sie hatte den Mann, der vor sie hintrat, wohl schon gesehen, namentlich noch vor wenigen Tagen, und hatte ihn, durch die Bemerkung ihres jetzigen Gatten veranlaßt, für den gefährlichsten der Kranken dieses Hauses gehalten, obgleich schon damals ihr feines Gefühl ihr gesagt, daß der Unglückliche mindestens sehr hart behandelt würde. Sie hatte sich auch damals dieser Scene, die ihr unerträglich war, entzogen; jetzt trat derselbe Mann vor sie hin, sich allerdings feindlich gegen ihren Gatten zeigend, dabei aber mit großer Ueberlegung sprechend und gegen sie die Form der Höflichkeit genau beobachtend. Damals in einem leinenen Anzuge, den Strohhut trotzig auf den Kopf gedrückt, mit finsterem, wildem Blicke, war er ihr unheimlich erschienen, obgleich sie ein inniges Mitleiden mit ihm fühlte; nun aber, wo er in einem einfachen, aber anständigen dunkeln Anzuge vor ihr erschien, das Haar sorgfältig aus der Stirn gestrichen, den Hut in der Hand, betrachtete sie ihn wohl erschreckt, aber mit einer ihr fast selbst unerklärlichen Theilnahme, die dadurch nicht vermindert wurde, daß der Doktor ihn bleich, entstellt und mit zuckenden Lippen betrachtete und ihm hastig zurief:

„Wenn Sie überhaupt etwas zu reden haben, so wenden Sie sich an mich und nicht an meine Frau. Was bezweckt dieser Ueberfall? Was wollen Sie?"

„Madame," sprach der Italiener, indem er that, als habe er die Worte des Doktors nicht vernommen, „Sie sehen hier einen Mann vor sich, den das Schicksal schon in der Jugend grausam verfolgte, den es von der schwindelnden Höhe des Glückes hinab in das entsetzlichste Elend warf, aus einer unabhängigen, glänzen-

den Stellung in die Hände dieses Mannes, das Furchtbarste, was überhaupt jemand treffen kann!"

Der Doktor suchte sich zu fassen und sagte nach einigen tiefen Athemzügen mit erkünstelter Ruhe zu seiner Frau: „Geh' auf Dein Zimmer, Sophie, 's ist besser, wenn ich mit diesem da allein zu thun habe."

„Wünschen Sie sich das nicht," rief der Andere mit flammendem Auge. „Danken Sie es der Rücksicht, welche mir die Gegenwart dieser Dame auferlegt, daß ich mit Ihnen so ruhig, so leidenschaftslos verkehre! Bleiben Sie, Madame," wandte er sich bittend an die Frau des Direktors, „ich beschwöre Sie darum! Nicht nur zu meinem Besten, sondern auch zu dem Ihrigen mögen Sie hören, was ich Ihnen zu sagen habe, und ich werde mich bemühen, mich so kurz als möglich zu fassen. Auch wünschte ich vor allen Dingen," setzte er mit einem traurigen Lächeln hinzu, „daß Sie überzeugt würden, Sie hätten es mit keinem Wahnsinnigen zu thun."

Sophie warf einen langen, prüfenden Blick auf den Gatten, und mochte es nun die Ueberzeugung sein, daß sie es in der That mit einem unglücklichen Verfolgten zu thun hätte, oder mochte sie der gebieterische Wink des Doktors verletzen, mit dem er sie nach dem Nebenzimmer wies, genug, sie verleugnete zum ersten Male das Gemüth ihres Vaters und es regte sich etwas in ihr vom Blute ihrer Mutter, als sie sagte: „Ich glaube hier auf meinem Platze zu sein und will Sie hören."

„Das lohne Ihnen Gott!" rief der Italiener; dann fuhr er fort: „Sie werden es aus der Weise, wie ich Ihre Sprache rede," — der Graf sprach indessen ein vortreffliches Deutsch, an dem nur ein sehr geübtes Ohr vielleicht einen Ausländer errathen konnte, — „und auch sonst schon erfahren haben, daß ich ein Fremder bin. Weit entfernt im Süden ist mein Vaterland, wo

ich glückliche Tage verlebte, bis ein entſetzlicher Verluſt, an den ich nicht glauben konnte und wollte, mich veranlaßte, meinem entſchwundenen Glücke nachzueilen, um es wieder zu finden. Ich fand es nicht, und hier in der Fremde überfiel mich eine wilde, tückiſche Krankheit, in deren Folge es allerdings den Anſchein hatte, und auch vielleicht momentan ſo war, als ſei mit meiner körperlichen Kraft auch meine geiſtige gebrochen und zerſtört. Ich fand mich in dieſem Hauſe wieder, und erſt nach und nach, wie meine Beſinnung und meine ruhige Ueberlegung wiederkehrte, ſah ich die entſetzliche Lage ein, in der ich mich befand: ich wurde für wahnſinnig gehalten, und wenn ich von meiner Vergangenheit ſprach, meinen Rang und Namen nannte, ſo wandte man die furchtbarſten Mittel an, um dieſe fixe Idee zu zerſtören — ah, Mittel, Madame, wie ſie nur die raffinirteſte Grauſamkeit zu erdenken vermag, Mittel, die im Stande geweſen wären, mich in der That wahnſinnig zu machen, wenn ich nicht unter unſagbaren Seelenleiden und Kämpfen den Einen Gedanken feſtgehalten hätte, dort meinen feigen Peiniger eines Tages zu Schanden zu machen und ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten! — Der Tag iſt nun gekommen, und obgleich ich hier erſchien, um Rache zu nehmen für alles, was man mir gethan, ſo iſt doch der ſüße Gedanke, meine Freiheit wieder zu erlangen, ſo bewältigend für mich, daß ich an Anderes nicht mehr denken will."

Dr. Henderkopp hatte den Worten des Anderen, ohne weiter eine große Bewegung zu zeigen, zugehört; nur zuweilen zuckte er die Achſeln, lächelte mitleidig, und als der Italiener geendet, ſagte er mit einem Tone der Stimme, dem man einiges erheucheltes Wohlwollen nicht abſprechen konnte: „Ueber dieſen Ihren Wunſch habe ich ſchon längere Zeit mit Ihren Verwandten correſpondirt und dieſen mitgetheilt, daß ich bei Ihrem Widerwillen gegen meine Anſtalt es ſelbſt für beſſer halte, wenn man eine andere für Sie auffände, und daß ich weit entfernt wäre,

dunklen Raum allein, da auch Jean ſchon am Palais ſich eilfertig entfernt hatte.

Joſeph hatte kaum die Stränge gelöst und die Aufhalter los geſchnallt, als er das dumpfe, leiſe, zitternde Rollen eines leichten Broughams vernahm und jetzt die beiden Laternen dieſes Wagens ſah, der auf einmal an der Schloßecke hielt; er hörte den Schlag öffnen und ſah, wie ein Herr, in einen Mantel gewickelt, ſich der Remiſe näherte.

Eine Stimme ſagte: „Iſt es Joſeph?“ und der Kutſcher trat vor.

„Es freut mich, daß Ihr Wort gehalten,“ ſagte der Baron Karl, denn er war es, und zog den Kutſcher mit ſich in das Innere der Remiſe; „ich glaube, ich kann mich auf Euch verlaſſen.“

„Was ich verſpreche, gnädiger Herr,“ entgegnete Joſeph, „daran pflege ich ein für allemal nichts zu ändern, und es muß mir eine Ehre ſein, von einem Herrn wie Sie aufgeſucht zu werden.“

„Ihr ſeid ein geſcheidter Menſch,“ fuhr der Baron fort, „und werdet mich verſtehen.“

„Was das Geſcheidtſein anbelangt,“ ſagte der Kutſcher, „ſo will ich mich allenfalls dazu verſtehen, wenn es in mein altes Geſchäft hineinſchlägt, wenn ich damit dienen kann und es nicht gegen die alte Stallordnung anſtößt, recht gern!“

„Ihr ſollt mir einen Gefallen erzeigen,“ entgegnete der Baron; „es iſt durchaus nichts Unrechtes, was ich verlange, und es liegt in Eurem Geſchäft.“

„Nun, wenn etwas mit Peitſche und Zügel auszurichten iſt und ſonſt keinen alten Hacken hat, da will ich einmal hören.“

„Ihr holt heute Abend die Hofdame, Frau von C. vom Balle ab?“

„Allerdings, um zwölf Uhr, und auch das alte Hoffräulein.“

„Wen, Alter?“

Sie gegen den Willen Ihrer Verwandten hier zurück zu halten."

Ein schmerzlicher Zug zuckte um den Mund des Italieners, als er entgegnete: „Und wer sind diese Verwandten? Ich kenne nur ein einziges theures und liebes Wesen, das sich dieses Namens gegen mich bedienen konnte, die Marchesa, meine Mutter, und von ihr sagten Sie mir einmal, um mich ganz zu zerschmettern, sie weile nicht mehr unter den Lebenden."

„Und wie immer, sagte ich Ihnen auch damals die Wahrheit," erwiderte der Doktor mit einer absichtlichen Kälte; „die Dame, die Sie nannten, die Frau Marchesa Fontana, starb vor zwei Jahren."

„Während ihr Sohn im Irrenhause festgehalten wurde und vergeblich nach ihr schmachtete!" rief der Italiener mit so schmerzerfüllter Stimme und mit einer so bezeichnenden Handbewegung gegen den Direktor, daß Sophie entsetzt ihren Gatten anblickte und darauf ihr Gesicht in beide Hände verbarg.

„Sie ersehen aus meiner Aeußerung von vorhin," sprach der Doktor nach einer Pause, während welcher der Andere wie von tiefem Weh niedergedrückt da stand, „daß ich es wahrhaftig nicht bin, der Sie hier zurückhält. Wozu also dieses Attentat?"

„Wozu?" fuhr der Italiener hastig fragend empor, „wozu? Um von Ihrer Grausamkeit nicht in der dunkeln Zelle festgehalten und nicht unter den verfluchten Wasserstrahl gebracht zu werden, wenn ich mit Ihnen, wie ich schon oft gethan, mit ruhigen Worten über meine Vergangenheit sprach, o, mit Worten, die einen Stein hätten bewegen müssen!" —

„Und jetzt wollen Sie mich zwingen, Ihnen zu glauben?" fragte der Direktor der Anstalt höhnisch.

„Mir zu glauben? O nein, Ihr Glaube ist mir vollkommen gleichgültig. Ich will nur dieses entsetzliche Haus verlassen und

vor der Thür deſſelben den Staub von meinen Füßen ſchütteln, ſogar ohne ihm und Ihnen zu fluchen."

„So gehen Sie, da Sie, wie Sie ſagen, mir die Macht genommen, Sie zu halten."

„Damit Sie mich morgen als entſprungenen Wahnſinnigen reklamiren?" erwiderte der Italiener mit einem ſchrecklichen Lächeln. „Und wenn ich auch meine Rache nicht, wie ich mir feſt vorgenommen, im vollſten Umfange an Ihnen ausübe, ſo will ich doch, ehe ich dieſes Haus verlaſſe, von Ihnen ein offenes Schreiben, worin Sie ausſprechen, daß ich von einer langen, gefährlichen Krankheit vollkommen geneſen, daß Sie mich zwei Jahre feſtgehalten auf den Wunſch meiner Verwandten — und dieſe Verwandten werden Sie namentlich aufführen — in der irrigen Meinung, mein Geiſt ſei geſtört, daß Sie aber leider bekennen müßten, ſich vollſtändig geirrt zu haben. Und dabei ſollen Sie es bedauernd ausſprechen, daß ich eine ſo fürchterliche Zeit in Ihrer ſegensreichen Anſtalt zugebracht."

„Nein, nein," rief der Doktor mit großer Entſchloſſenheit. „Vollführen Sie Ihr Attentat, thun Sie mit mir, was Sie wollen, aber glauben Sie nicht, daß ich mich zu irgend etwas werde zwingen laſſen, was eine unausſprechliche Schmach werfen müßte auf den Namen meiner Familie, einer Familie, deren Vergangenheit klar und glänzend iſt, wie die Scheibe der Sonne!" —

„Auch die Sonne hat ihre Flecken," wandte der Italiener ein, indem er einen eigenthümlichen Blick auf den Förſter warf, der ſein Gewehr bei Fuß genommen hatte und nun langſam aus dem Schatten der Thüröffnung näher trat, wobei er mit ſeiner tiefen Stimme ſagte: „Und erſt die Familie Hinderkopf aus dem Dorfe Wermersbach — es gehörte zu meinem Revier und ich kannte ſie genau, dieſe Familie."

So furchtbar der Anblick des Italieners, als er in's Zimmer trat, auf den Doktor gewirkt hatte, ſo war dieſe Wirkung

doch nicht zu vergleichen mit dem Eindruck, den dieſe einfachen Worte auf ihn hervorbrachten. Er fuhr zuſammen, warf einen ſcheuen Blick auf ſeine Frau, und als er bemerkte, daß dieſe die Augen auf ihren im Schooße gefalteten Händen ruhen ließ, erhob er ſeine Rechte zugleich drohend und abwehrend und ſchüttelte ſie alsdann wie verneinend gegen den Sprecher. — „Genug, genug," rief er nach einer Pauſe, „genug der Schändlichkeiten! Hier bin und hier ſtehe ich, macht mit mir, was Ihr wollt. Doch glaubt mir, daß, wenn ich auch heute in Eurer Gewalt bin, morgen die Stunde kommen wird, wo ich ſtrenge Vergeltung üben kann."

„Und wofür Vergeltung?" fragte der Italiener ruhig. „Dafür, daß Sie das gegen mich begangene Unrecht einſehen ſollen und es durch ein paar Worte wieder gut machen? Fügen Sie ſich dieſer beſcheidenen Forderung, und es wird von weiterer Gewalt nicht die Rede ſein."

„Und was die Familie Hinderkopf aus Wermersbach anbelangt, Ihre Familie," ſagte der Förſter, „ſo wird das bischen Schmach und Schande eines freimüthigen Bekenntniſſes Ihrer Grauſamkeiten gegen uns dieſer Familie nicht ſchaden, ſie iſt daran gewöhnt, die Familie Hinderkopf. Soll ich von Ihrem Bruder Stephan reden?"

„Was iſt es mit dieſer Familie?" fragte Sophie mit entſchiedener, wenngleich tonloſer Stimme; „was hat ſie mit uns zu thun?"

Der Doktor trat raſch einen Schritt auf den Förſter zu, ihn feſt anſehend, wobei er den Verſuch machen zu wollen ſchien, ob ſein bekannter, ſonſt ſo gefürchteter Blick heute nicht auch einige Wirkung ausüben würde, doch ſah er wohl, daß derſelbe machtlos an dem unbeweglichen Geſichte ſeines Gegners abglitt, denn dieſer wandte ſich ruhig gegen die Fragende und erwiderte ihr: „Es iſt die Familie dieſes Mannes — eine Familie," fuhr er nach

einer Pause fort, wobei ein jähes, unheimliches Lachen sein Gesicht momentan wie ein Blitz erhellte, „der ich leider meine besondere Aufmerksamkeit zuwenden muß, denn der letzte Teufel, den ich nicht hinunterschlucken kann, stammt ja eben aus dieser Familie. — O, es ist traurig, dieselbe langwierige Arbeit immer wieder von vorn beginnen zu müssen!“ Und darauf fing er unter so furchtbaren Gesichtsverdrehungen zu schlucken an, daß die junge Frau, die ihn aufmerksam angeschaut, entsetzt ihre Hände vor das Gesicht schlug und der Thür des Nebenzimmers zueilte.

Doch vertrat ihr der Italiener rasch den Weg, indem er fest, aber ehrerbietig sagte: „Madame, es thut mir leid, aber ich muß Sie dringend bitten, uns nicht zu verlassen, es sind noch einige Sachen aufzuklären, bei denen Ihre Gegenwart erforderlich ist. Was jenen unglücklichen Mann anbelangt, dabei deutete er auf den Förster, „so ist das einer seiner uns wohlbekannten Anfälle, der bald vorüber sein wird und Ihnen keine Besorgniß einflößen darf.“

Für den Doktor aber hätte nichts erwünschter kommen können, als der Anfall gerade zu dieser Stunde. Er schien um einige Zoll gewachsen zu sein, während er aufrecht neben dem Tische stand, seine rechte Hand darauf stützte und die linke unter seiner Weste verbarg. „Du siehst jetzt wohl, Sophie,“ sagte er, „mit wem wir es zu thun haben. Gott soll dem Gebhard seine Nachläßigkeit verzeihen, ich war zu nachsichtig, zu gelinde! Es soll das aber für die Zukunft nicht mehr vorkommen“

„Ihre Worte,“ erwiderte ihm rasch der Italiener, „sind in den Wind gesprochen und machen keine Wirkung auf uns; die Zeit verrinnt, und ich muß zu Ende kommen. Das Verlangen, welches ich an Sie stellte, ist die billigste Genugthuung für alle Leiden, welche Sie mich erdulden ließen, und nur wenn ich es den übrigen unglücklichen Bewohnern dieses Hauses zeige und ihnen dabei sage, Sie hätten mein Verlangen erfüllt und ihre

Zukunft würde ſich jetzt anders und freundlicher geſtalten, bin ich im Stande, es zu verhüten, daß deren Haß gegen Sie zum Ausbruch kommt."

„Ich trotze dieſem Haſſe ſo wie Ihren Drohungen, und werde niemals das Verlangte ſchreiben!"

„Gut, ſo zwingen Sie mich, Sie in Gewahrſam zu nehmen, in der Hoffnung, Sie vielleicht bis morgen früh meinen billigen Wünſchen geneigter zu finden. Vorerſt aber habe ich Ihnen hier einige Papiere vorzulegen, welche ich drunten einem Manne abnahm, der mir gerade im Beſitz dieſer Papiere verdächtig erſchien."

Schlag auf Schlag traf das Haupt des Direktors der Irren-Anſtalt, und kaum ſchien er einer Gefahr entronnen, ſo fiel eine andere wieder um ſo grauſamer über ihn her.

„Der Mann," ſtotterte er mit einem flüchtigen Seitenblick auf ſeine Frau, „iſt vollkommen in ſeinem Rechte. Jene Papiere — ich will ſie nicht ſehen," ſetzte er raſch mit einer ungeduldigen Bewegung hinzu.

„Sie ſind von großem Geldeswerth," ſprach gelaſſen der Italiener; „es mußte mir verdächtig erſcheinen, daß er ſich in dunkler Nacht damit entfernen wollte."

„Wer iſt dieſer Mann?" fragte Sophie, nachdem ſie einen raſchen Blick auf die Papiere geworfen, welche der Italiener trotz des Widerſtrebens des Doktors auf den Tiſch gelegt und dort ausgebreitet hatte. „O," fuhr ſie mit einer heftigen Erregung fort, „ich glaube dieſe Papiere zu kennen und bin überzeugt, daß ſie jenem Manne nicht rechtmäßiger Weiſe angehören können — oder doch?" fügte ſie mit einem Tone hinzu, der den Zuhörern tief ins Herz ſchnitt.

„Das ſind Angelegenheiten," flüſterte der Doktor mit unſicherer Stimme, „die nicht hieher gehören, mein Kind; glaube mir, Sophie, ich will Dir das alles morgen genügend erklären."

„Madame kennt dieſe Papiere?“ fragte der Italiener aber trotzdem.

„Sie ſind mein Eigenthum.“

„Ah, ich dachte es mir, ich hatte alſo Recht, jenen Menſchen feſt zu halten! Und da ſie Ihnen gehören, ſo ſtelle ich ſie Ihnen wieder zurück.“

„Und werden mir wohl noch eine zweite Bitte erfüllen?“ fragte haſtig die unglückliche junge Frau. „Sie werden mir erlauben, mich in Begleitung meines Dienſtmädchens zu meiner Mutter zurück zu begeben.“

„Ich bin untröſtlich,“ verſetzte der Italiener auf die ehrerbietigſte Art, „Ihnen dieſen Wunſch nicht erfüllen zu können; wenn ich auch wollte, es ſteht nicht mehr in meiner Macht. Das Thor unten wird von einem Manne gehütet, über den ich nur bedingungsweiſe einige Gewalt habe, dem ich das Wort abnahm, niemand, es ſei, wer es wolle, heute Nacht ſich aus dem Hauſe entfernen zu laſſen. Seien Sie ſo freundlich, Madame, bis morgen von Ihrem Zimmer Beſitz zu nehmen. Veranlaſſen Sie dieſen Herrn da, mir mein billiges Verlangen zu erfüllen, und wir wollen alsdann zufrieden dieſes traurige Haus verlaſſen.“

„Ueber ihn habe ich keine Gewalt,“ gab ſie wie ſchaudernd zur Antwort. „Gott ſoll mich auch bewahren, nur einen Verſuch dazu zu machen; Ihrem Wunſche will ich mich aber fügen, denn ich bin in Ihrer Macht und überzeugt, daß ich es mit einem Ehrenmanne zu thun habe.“

„Nehmen Sie meinen Dank für dieſen Glauben, der mich glücklich macht,“ erwiderte der Italiener mit leuchtendem Blick; „er iſt mir aus Ihrem Munde wie eine Bürgſchaft zum Wiedereintritt in ein freies, wenn auch nicht glückliches Leben. Nehmen Sie aber dieſe Papiere zu ſich,“ fügte er hinzu, als die junge Frau ſich raſch umwandte, „ich möchte ſie in keiner andern Hand wiſſen, als in der Ihrigen.“

Im nächsten Augenblicke war sie verschwunden, und man hörte, wie sie den Schlüssel im Schlosse herumdrehte.

Dieser einfache Klang schien den Direktor der Irren-Anstalt aus seinem tiefen Nachsinnen aufzuschrecken; er strich hastig die Haare aus seiner Stirn und fragte, nachdem er tief aufgeathmet: „Und wo ist jener Mann, dem Sie die Papiere genommen?“

„Der General bewacht ihn.“

„Er thut ihm hoffentlich kein Leid?“

„Bis jetzt nicht,“ erwiderte der Italiener, indem er dieses ‚bis jetzt‘ ausdrucksvoll betonte. „Auch ihm wird morgen früh die Thür offen stehen, sobald Sie sich entschlossen haben, mir das gewünschte Zeugniß auszustellen. — Dieses Zeugniß,“ fuhr er in sehr entschiedenem Tone fort, „soll nicht nur mir von Nutzen sein, sondern es soll auch die Behörde veranlassen, auf Ihre Anstalt ein wachsameres Auge zu richten, wie bisher. Sie sehen, ich bin offenherzig, und das sollte Sie veranlassen, gegen mich billig und gerecht zu verfahren.“

Der Direktor schien kaum die Worte des Andern gehört zu haben. Seine finsteren Blicke hefteten sich starr auf den Fußboden, er entgegnete lange nichts, und wenn sich auch seine Lippen krampfhaft öffneten und schlossen, so thaten sie das nur, um schwere Seufzer auszustoßen. Zuweilen nickte er mit seinem Kopfe vor sich hin, und ein paarmal zuckten seine Augen empor, wobei sich alsdann seine düstere, verschlossene Miene etwas aufheiterte. Endlich sprach er in ruhigem, kaltem Tone: „Ich werde das Verlangte schreiben, jetzt gleich auf der Stelle.“

„Das hängt von Ihrem Belieben ab, ich bewillige Ihnen zu diesem Geschäfte die ganze Nacht und muß nur so grausam sein, Sie in eine der Zellen drunten einzuschließen, nur für wenige Stunden,“ setzte er mit einer Verbeugung hinzu. „Ich habe das gelobt, und Sie werden finden, daß es nur eine kleine Wieder-

vergeltung ist für die unaussprechlich lange und entsetzliche Zeit, die Sie mich zu Ihrem Vergnügen fest eingeschlossen hielten."

„Ich bin in Ihrer Macht und muß mich Ihrem Willen fügen."

„Endlich," sagte der Förster in mürrischem Tone, „geht die Sache einmal vorwärts; der General drunten wird hübsch ungeduldig geworden sein, aber eine Freude werden sie haben, daß alles so abgelaufen ist. Vorwärts also! Nummer 4 ist schon lange bereit."

Der Direktor der Irren-Anstalt schleuderte einen ingrimmigen Blick auf den Sprecher, dann wandte er sich an den Italiener, indem er sagte: „In Ihre Hand gebe ich mich also — und darf wohl die Hoffnung aussprechen, daß Sie über mich und mein Haus wachen?"

„Als wenn Sie es selbst thäten," erwiderte der Andere, und nachdem der Doktor noch einen finstern Blick auf das Nebenzimmer geworfen, verließ er das Gemach, von den Beiden gefolgt. Drunten wurde er in Nummer 4 eingeschlossen und der Förster schob extra noch beide Riegel vor.

Allerdings war der General im Hofe ungeduldig geworden. Zuerst hatte er den Versuch gemacht, Herrn Goldstein, den er für einen gefährlichen Spion ansah, ins Verhör zu nehmen und dessen Mitschuldige bei diesem offenbaren Verrathe heraus zu bringen, doch hatte ihn der zerknirschte Geschäftsmann längere Zeit angehört, ohne zu verstehen, was jener eigentlich wollte, und ihm nur zuweilen in kläglichem Tone geantwortet: „Gott der Gerechte, lassen Se mich zufrieden, haben Se mer doch genommen mein Geld! Was liegt mer ferner am Leben? Nehmen Se's auch und dann lassen Se mich in Ruh! O, Unglücksnacht, waih g'schrieen, Unglücksnacht! Was hat gefrevelt gegen die Gebote Moses Goldstein, um bestraft zu werden mit solcher Grausamkeit? Waih geschrieen!"

Dieſes Waih geſchrieen! betonte er glücklicher Weiſe ſehr leiſe, denn ſonſt hätte ſich der über dieſe Verſtocktheit aufgebrachte General vielleicht veranlaßt geſehen, ihn auf ſehr unangenehme Art zum Schweigen zu bringen. Als er dagegen ſah, daß mit dem Gefangenen nichts anzufangen ſei, ging er in einiger Entfernung mit übereinander geſchlagenen Armen und zuweilen ſich finſter nach ihm umſchauend, vor ihm auf und nieder, wobei er nicht verfehlte, von Zeit zu Zeit die Wache anzurufen, die er nahe beim Gitterthor aufgeſtellt hatte. Dies war der Faktor, welcher ſich indeſſen bei dieſem ganzen Unternehmen nicht beſonders behaglich zu fühlen ſchien. Er ſchoß mit einer fledermausartigen Unſicherheit im Hofe hin und her, wobei er den alten Spieß, den man ihm zur Bewaffnung gegeben, wie einen Spazierſtock gebrauchte, mitunter auch an die Pechpfanne trat, deren Flamme der General zuweilen höchſt eigenhändig mit einigen Pechringen ſpeiſte, um hier alsdann bei der neu aufflackernden Glut einen raſchen Blick auf ſein geliebtes Zeitungsblatt zu werfen und ſich zu überzeugen, ob ſich nicht bei dieſen außerordentlichen Ereigniſſen ein paar tückiſche Druckfehler eingeſchlichen hätten. Das that er aber nur, ſobald der General auf ſeinem Spaziergange ihm den Rücken zugekehrt; ſo wie jener ſich umwandte, flatterte der Faktor mit einem ſcheuen Blick in die tieferen Schatten des Hofes hinein.

Was den Telegraphiſten anbelangte, ſo war dieſer dicht an das Gitterthor geſtellt worden, um auf telegraphiſche Weiſe Meldung zu machen, ſobald ſich auf dem Wege draußen irgend etwas Verdächtiges zeige. Verſchiedene Male hatte er ſchon ſolches durch heftige Zeichen mitgetheilt, doch wenn der General, aufmerkſam geworden, näher trat, ſo zeigte ſich das Wichtige, das er geſehen haben wollte, vielleicht als der ſcheue Flug eines Nachtvogels oder als ein Licht, welches unten im Thale harmlos auf der Chauſſee vorüberzog. Jetzt aber mit einem Male wurden die

Zeichen des Telegraphiſten ſo extravagant und in ſo raſcher Reihenfolge gegeben, daß ſich unbedingt draußen etwas ganz Außerordentliches zutragen mußte. Der General wollte ſich ſchon zu einer Recognoscirung näher begeben, als in dieſem Augenblicke der Italiener und der Förſter im Hofe erſchienen, und Erſterer ſelbſt an das Gitterthor eilte. Da ſah er nun, daß ſich freilich etwas Außergewöhnliches der Anſtalt näherte; was es war, konnte er im erſten Augenblicke nicht deutlich erkennen; er bemerkte verſchiedene Männer, die langſam den Hügel herauf kamen, von denen einige Laternen trugen, andere aber Dinge in den Händen hatten, die im Scheine der Laternen metalliſch glänzten.

„Wir ſind verrathen!“ flüſterte der General, der ihm über die Schulter ſchaute, „unſere Verſchwörung iſt entdeckt, jetzt heißt es muthvoll ſterben.“

„Stille!“ ſagte der Andere in leiſem, aber gebieteriſchem Tone, „wer wird denn gleich den Muth verlieren? Wie kann unſere Verſchwörung entdeckt ſein? Es müßte ja ein Vogel die Botſchaft davon nach der Stadt gebracht haben. Ah!“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „jetzt ſehe ich, was es iſt; es ſind Muſikanten, welche den feſtlichen Tag des Direktors mit einem Ständchen beſchließen wollen.“

„Sollte die Bande nicht eine Batterie maskiren, welche gegen uns anzieht, um uns zu beſchießen? Es ſind ähnliche Sachen in der Kriegsgeſchichte ſchon vorgekommen, und wir haben einen ſchlauen und hartnäckigen Feind vor uns — dort glänzt wahrhaftig etwas wie ein Kanonenlauf.“

„Glauben Sie meinen Verſprechungen,“ erwiderte der Italiener. „Was Sie da ſehen, iſt die Mündung einer Ophikleide; aber ziehen wir uns zurück, es könnte Verdacht erregen, wenn man uns hier draußen im Hofe ſähe.“

Es waren in der That Muſikanten, die ſich langſam der

„Bitte um Entschuldigung, wollte sagen das Hoffräulein auch von dem alten Balle, Punkt zwölf Uhr, das heißt, etwas später, da ich zweimal fahren muß.“

„Ganz recht, ganz recht! Und wenn Ihr mit dem Hoffräulein zurückkommt, so könnte es Euch ja in der Nähe des Triumphbogens passiren, daß eines von Euren Pferden sich einen Stein in das Hufeisen träte; was man in dem Falle thut, wißt Ihr ja.“

„Ah ja!“ sagte der Kutscher, und ein leichtes Lächeln flog über sein Gesicht.

„So wie Ihr also am Triumphbogen merkt, daß das Handpferd einen Stein im Hufe hat, so . . .“

„Halte ich an,“ sagte Joseph, „und klopfe den alten Stein wieder heraus, ich verstehe.“

„Ganz recht! Zu lange wird das Herausklopfen nicht dauern,“ fügte der Baron hinzu; „und wenn man in dem Wagen ungeduldig wird, wird man es Euch schon sagen.“

„Verstanden,“ antwortete der Kutscher; „ist das Alles?“

„Vor der Hand, ja,“ entgegnete der Baron und näherte zu gleicher Zeit seine Hand der des Kutschers, wo er etwas hineingleiten ließ.“

Joseph sträubte sich anfänglich, die Geldstücke zu nehmen, und hielt den Baron, der sich aus der Remise entfernen wollte, am Mantel fest.

„Laßt nur gut sein, Joseph,“ sagte dieser, „eine Kleinigkeit! Oder wollt Ihr sonst noch etwas sagen?“ fügte er hinzu, als ihn der Kutscher nicht los ließ.

„Verzeihen Sie, Herr Baron,“ sagte Joseph, „aber ich hätte allerdings noch etwas zu bemerken; ich wollte nämlich nur fragen, ob auch dem Hoffräulein ein Gefallen damit geschieht, wenn ich sie an dem alten Triumphbogen mitten in der Nacht auf einmal halten lasse, ich kann es wahrhaftig nur in dem Falle

Anstalt näherten und welche von der Verwandtschaft der Frau Wittwe Speiteler ausgesandt waren, um den Direktor mit seiner jungen Frau in einen sanften Schlummer zu wiegen. Philipp, der Knecht, war mit ihnen ausgesandt worden, und neben ihnen ging Ludwig, welcher ebenfalls eine Laterne trug und die Sache als einen ungeheuren Spaß zu betrachten schien. Er näherte sich rasch dem Thore und zog derb an der Glocke, daß der Klang derselben laut im Hofe wiederhallte und Herrn Goldstein auf seinem Kehrichtfasse heftig zusammenschrecken ließ. Doch war es ein freudiges Erschrecken, welches ihn durchzuckte, als er nun, aufblickend, menschliche Wesen sah, ächte, vernünftige Menschen, welche Einlaß begehrten. Ein lauter Ruf nach Hülfe lag ihm schon auf der Zunge, doch wurde er zurück gehalten aus Furcht vor dem langen Messer des Generals, welch' Letzterer sich neben den Pfeilern des Thores verborgen hatte. Dagegen erhob sich Herr Goldstein, alles Geräusch vermeidend, langsam in die Höhe.

Der erste Zug an der Glocke blieb natürlicher Weise eben so erfolglos, wie der zweite und dritte, auch hatte der laute Ruf nach Gebhard, den Ludwig ausstieß, die gleiche Wirkung.

Betroffen schauten sich die Musikanten an, und einer von ihnen meinte, die da drinnen hätten jetzt schon einen festen Schlaf, worauf ein anderer erwiderte, nach dem guten Abend, den sie sich gemacht, sei das nicht zu verwundern.

„Dort ist übrigens jemand," bemerkte ein Dritter, welcher den grauen Paletot des Herrn Goldstein durch die Dunkelheit schimmern sah. „Heda, guter Freund, will Er nicht so gut sein, näher zu kommen, oder den Gebhard rufen, daß er uns das Thor aufmache?"

Nun mochte der Italiener nicht länger zögern, hinter einem der Pfeiler hervorzutreten. „Meine Herren," sagte er mit ruhiger Stimme, „Gebhard ist im Augenblicke nicht im Stande, hieher

zu kommen, da er drinnen bei einem Kranken beſchäftigt iſt; darf ich mich wohl im Auftrage des Herrn Direktors nach Ihren Wünſchen erkundigen?"

„Na, die ſind leicht zu errathen," gab einer der Muſikanten, welcher zuerſt geſprochen, zur Antwort; „wir ſind hinaus geſandt worden, um für den Doktor und ſeine Gemahlin eins aufzuſpielen, alſo machen Sie nur immerhin das Thor auf, daß wir hinein können."

„Das wird nicht gut angehen," erwiderte der Italiener, „denn ich habe keine Schlüſſel, und der Herr Direktor wünſcht auch nicht, daß im Hofe ſelbſt, dicht unter den Fenſtern ſeiner Kranken, laute Muſik ertöne. Wollen Sie alſo nicht lieber da draußen ſpielen, es klingt das auch viel angenehmer und feierlicher aus der Entfernung."

Ludwig und Philipp ſchauten einander verwundert an, doch meinte ein anderer der Muſikanten: „im Grunde hat er nicht Unrecht, und uns kann es gleich ſein, alſo fangen wir meinethalben an. — Choral Nummer 6."

Und Herr Goldſtein? Er athmete tief und ſchwer, er nahm ſeinen Hut vom Kopfe und wiſchte ſich mit der Hand den Schweiß von der Stirne, welchen ihm die tiefe Erregung ausgepreßt, er näherte ſich mit den kleinſten, ihm nur möglichen Schritten dem Gitterthore, mit der Abſicht, ſobald er nahe genug wäre, daſſelbe mit einem gewaltigen Sprunge zu erreichen und dann ſo laut um Hülfe zu rufen, als es ihm nur möglich ſei. Jetzt aber ſchon, ehe er dies nur ausführen konnte, bewegte er ſeine rechte Hand, mit derſelben Zeichen machend, ſo auffallend, als er nur konnte, gegen Philipp, den er beim Scheine einer Laterne erkannte. Es wurde ihm nicht ſchwer, dies auch ein paar Minuten lang zu thun, ohne daß es von den Andern im Hofe bemerkt wurde, denn mit den feierlichen Klängen des Chorals, welcher nun durch die ſtille Nacht erklang und das ſeit lange

schlummernde Echo im Hofe wach rief, war auch eine feierliche Stimmung über sämmtliche Verschworene gekommen. Musik hatten diese ohnehin lange nicht mehr gehört, und jedem rief sie wehmüthige oder heitere Bilder aus der Vergangenheit hervor.

Der Telegraphist, der in einem Winkel stand und ungesehen fortfuhr, seine Zeichen zu machen, ließ zuerst den rechten, dann den linken Arm ruhig herabhangen und faltete wenige Sekunden danach seine Hände zusammen. Der General dachte an die letzte Kirchenparade, die er kommandirt, an die Auszeichnung, die er dabei empfangen, und es erschien ihm eigentlich jammervoll, ein Verschworener zu sein und nie zum rechten Ziele gelangen zu können.

Der Förster hörte aus den ernsten, getragenen Tönen nur die Waldhörner herausklingen, und bedeckte seine Augen mit der Hand, da er sich durch die Erinnerung an den schönen grünen Wald aufs schmerzlichste bewegt fühlte. Sogar der Faktor flatterte nicht mehr im Hofe umher, sondern hatte sein Zeitungsblatt verkehrt genommen, und sang die Worte des Chorals, den er wohl kannte, langsam vor sich hin.

Am tiefsten ergriffen war wohl der Italiener. Die harte narbige Rinde, welche sein Herz eingeengt und zusammengepreßt, schmolz vor den Klängen der Musik. Er drückte seine heiße Stirn gegen den kühlen Stein des Thorpfeilers, er schloß die Augen und sah die funkelnden Kreise, welche seine Thränen in ihnen hervorriefen. Auch ihm schienen jene Töne bekannt, er hatte sie gehört bei einem heiteren Feste, in seiner geliebten Vaterstadt, im schönen Neapel. Sie nahmen das tiefe Weh, den gewaltigen Schmerz, welche ihn fast vernichtet, von seinem Herzen, und träufelten dafür den Glauben an eine bessere, glücklichere Zeit in sein wundes Gemüth. Sah er doch die Freiheit vor sich, lag es doch jetzt schon in seiner Macht, das eiserne Thor zu

öffnen und hinaus zu eilen — fort, immer fort, — weiter, immer weiter, über Berg und Thal, ſeiner glücklichen Heimat zu, wo er vielleicht nur anzuklopfen brauchte an die Thür eines geliebten Weſens, damit ſie ihm öffne, nicht nur dieſe Thür, ſondern auch ihre Arme. Das alles verſprachen ihm die wogenden Töne, die ſeine Bruſt mit Entzücken ſchwellten und die ihm jauchzend immerfort wiederholten: Ja, Du wirſt frei ſein, morgen ſchon, — und glücklich? — Vielleicht, vielleicht! —

Herr Goldſtein fühlte ſich durch jeden kleinen Schritt, mit dem er ſich dem Thore näherte, ermuthigter, und fing ſchon an, aus dem Chaos von Tönen eine einzelne klingende Stimme heraus zu hören. Es war die der Poſaune, die ihm zurief: Du wirſt ſie wieder haben, die zwanzigtauſend Gulden. Dir wieder geben wird man die zwanzigtauſend Gulden — ja, zwanzig — tauſend — Gulden.

Endlich ſchwieg die Muſik, und alle die Träumer erwachten aus ihren Phantaſien, unſanft aber wurde Herr Goldſtein aus ihnen geweckt, denn als er eben zu einem verzweifelten Sprunge gegen das Gitter anſetzen wollte, fühlte er ſich plötzlich von einer eiſernen Fauſt gehalten, und ſah erſchreckt um ſich ſchauend in das düſter glühende Auge des Förſters, welcher ihm zuflüſterte: „Noch einen Schritt vorwärts, noch eine einzige auffallende Bewegung, und ich ſchlage Dir den Schädel ein, mag daraus entſtehen, was da wolle! Und ändere augenblicklich Deine erſchreckte Fratze, — heiter ſollſt Du ſcheinen, luſtig, wie wir! Ha, ha, ha,“ lachte er laut hinaus, „das war eine ſchöne Muſik, nicht wahr?“ Und damit ſtellte er ſich Geſicht gegen Geſicht vor den unglücklichen Geſchäftsmann, daß die am Gitterthore deſſen Jammermiene nicht mehr erblicken konnten.

Aber geſehen hatten ſie ihn ſchon; namentlich Philipp und Ludwig hatten ihn geſehen und erkannt, den Herrn Goldſtein, der ja auch auf der Hochzeit geweſen war. Aber da ſie wußten,

daß er auch schon früher zu dem Dr. Henderkopp ins Haus gekommen war und diesem genau bekannt sei, so fanden sie leider kein Arges darin, ihn hier im Hofe unter den Pensionären der Anstalt zu sehen; wir sagen leider, und zwar im Interesse des Herrn Goldstein, denn der Musikant, welcher die Posaune blies — er fungirte zugleich als Dirigent des Ganzen — hatte schon den Kopf geschüttelt, als er die Narren, wie er sich gegen seinen Nebenmann ausdrückte, hier im Hofe frei umher gehen sah. Wenn er der Wahrheit des hier Vorgefallenen auch nicht im entferntesten nahe kam, so war es ihm doch sonderbar erschienen, daß die, welche eigentlich hinter Schloß und Riegel in ihren Zellen sein sollten, sich so spät Abends hier noch im Hofe umhertrieben. Aber der Herr Goldstein war ja dabei, ein Geschäftsmann, über dessen klare Verstandeskräfte man durchaus keine Besorgnisse zu haben brauchte, das hatte er häufig bewiesen.

„Es macht's der Hochzeitstag," meinte Philipp; „nun, den armen Leuten kann man das wohl gönnen, daß sie auch einmal ein bischen Freiheit haben und die Musik in der Nähe hören dürfen."

„Ja, und sie betragen sich so ruhig," flüsterte Ludwig, welcher mit der gleichen Neugierde durch das Eisengitter auf die Wahnsinnigen blickte, als schaue er in einen Käfig voll wilder Thiere hinein, es aber gar zu gern gesehen hätte, wenn sie einiges tolles Zeug und Spektakel gemacht hätten.

„Achtung!" rief nun der Posaunist, die Polka Nummer 8."

Und darauf ging es los in einem lebhaften Takte, lustig und heiter, klingend und springend, wie nach dem alten, bekannten Leineweber-Lied:

„Fein oder grob, Geld gibt's doch.
Mir ein Viertel, dir ein Viertel,
Schrum, schrum, schrum!"

Und so wirkte sie auch auf die meisten der Zuhörer im Hofe: der Telegraphist hob Arme und Beine nach dem Takte zuckend in die Höhe und telegraphirte eine unendlich lange Depesche, die seinem Gesichtsausdrucke nach voll Humor und Freude sein mußte. Der General marschirte auf und nieder und öffnete zuweilen den Mund, als fände er es für nöthig, den vorbeiziehenden Truppen irgend einen Befehl zuzurufen. Sogar der arme Faktor schien aus seiner gedrückten Stimmung heraus zu kommen, denn er nickte ordentlich vergnügt mit dem Kopfe.

Förmlich elektrisirt von der Musik schien übrigens der Förster zu sein: seine Hände waren noch immer auf die Schultern des Herrn Goldstein gelegt, — die Außenstehenden konnten es freilich nicht bemerken, daß er dessen Rockkragen fest gepackt hielt. Nach dem Takte der Musik hob er abwechselnd ein Bein um das andere, schaute mit einem lustigen Grinsen bald rechts, bald links, und seine Freude steigerte sich so, daß er sich nicht enthalten konnte, seinem unglücklichen Gegenüber eindringlich zuzuflüstern: „mit getanzt, mit getanzt, wir alle müssen lustig sein, sehr lustig sein, auch Du, mein guter Freund!“ Und als der unglückliche Herr Goldstein gar keine Veranlassung hierzu in sich spürte, so stieß er ihn mit den Fäusten auf die Schultern und mit den Ellbogen in die Rippen, so lange, bis sich der Geschäftsfreund des Dr. Henderkopp zu einigen ungraziösen Sprüngen genöthigt sah; doch hatte der Förster an diesen schwachen Versuchen noch nicht genug, und als Herr Goldstein einmal in Bewegung gesetzt war, so hob er ihn mit seiner riesigen Kraft fast in die Höhe und drehte sich mit ihm im Kreise, so daß es aussah, als führten die Beiden einen zierlichen Walzer auf, wobei der graue Paletot nach allen Richtungen emporflatterte. Dabei aber entfernten sich Beide, trotz des Widerstrebens des einen Theils, immer mehr von dem Gitterthore, und Herr Goldstein sah mit Schaudern ein,

daß ſeine Partie verloren ſei; er ſah es ein und hörte es auch aus den Aeußerungen der Außenſtehenden.

„Seht den guten Herrn Goldſtein,“ ſagte Philipp ſo laut und vernehmlich, daß es durch die Muſik klang, „er freut ſich mit den armen Leuten, ich hätte das wahrhaftig nimmer von ihm gedacht!“ —

„Mir ein Viertel, dir ein Viertel,
Schrum, ſchrum, ſchrum,“

machte die Muſik immer noch luſtig in der gleichen Weiſe während der eben erwähnten Scene und als der Belobte ſchon wieder auf ſeinem Kehrichtfaſſe ſaß, wohin ihn der Förſter dirigirt, und wo er zuſammengeſunken war, förmlich zerknickt vor Angſt, Furcht und Entſetzen. In ſeinem Innern ſah es troſtlos aus — dort draußen Hülfe und Rettung, wenn er ſich hätte verſtändlich machen dürfen durch einen lauten Hülferuf, dort jenſeits des Gitters fühlende Menſchen, die zu ſeiner Befreiung herbei geeilt wären, die nun luſtig nach Hauſe zurückzogen, unter Scherzen und Lachen von einem gelungenen Abend erzählend, während er hier zurückbleiben mußte, unter Larven die einzig fühlende Bruſt! Er kam ſich vor wie ein Schiffbrüchiger, der aufjubelnd Land geſehen oder ein rettendes Boot, das ſich aber unaufhaltſam wieder entfernte, ohne ihm Hülfe gebracht zu haben.

Ja, ſie entfernte ſich von ihm, die Rettung, denn als die Polka zu Ende war, packten die Muſiker ihre Inſtrumente zuſammen, Philipp und Ludwig wünſchten eine gute Nacht in den Hof hinein, und dann zog alles von dannen, lachend und plaudernd. Eine Zeitlang bemerkte man noch die wimmelnden ſchattenhaften Geſtalten und dazwiſchen das Blitzen der Lichter aus den Laternen, zuletzt ſah man nur noch einen ungewiſſen Schein, und dann herrſchte wieder die kalte, ſtille, erbarmungsloſe Nacht.

Herr Goldſtein hörte kaum noch, daß der Italiener etwas zu den andern Verrückten ſprach, und daß dieſe alsdann die Pechpfanne umwarfen und das glimmende Feuer auf dem Boden auslöſchten. Er war ſo voll Jammer und Elend, daß er mechaniſch folgte, als man ihn dazu aufforderte, und daß er nur einen tiefen Seufzer ausſtieß, als er nach dem Hauſe geführt wurde und man ihn dort in eine finſtere Zelle ſchloß; ja, er fühlte ſich faſt etwas erleichtert, als nun die ſchwere Thür derſelben mit ihren Riegeln und Schlöſſern ihn von ſeinen Verfolgern trennte, — war doch jetzt wenigſtens ſein Leben geſichert, wenn auch vielleicht nur für eine kurze, arme Friſt.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Eine ärztliche Conſultation.

Die Nacht entſchwand und machte dem jungen Morgen Platz, der aber mit einem ſo verdrießlichen, verlebten Geſichte erſchien, daß man ihn eigentlich für einen alten Morgen hätte halten können, der als Stellvertreter eines beſſeren und friſcheren ſchon mehrere Male grämlich die Erde betrachtet. Der Anblick derſelben auf der ſonſt ſo geſegneten Stelle, wo unſere wahrhaftige Geſchichte ſpielt, war aber auch heute danach, daß man es dieſem Morgen nicht übel nehmen konnte, wenn er ſie mit einem verdrießlichen Geſichte begrüßte. In den Frühſtunden hatte es geregnet, und von den kahlen Aeſten der Bäume und Geſträuche fielen immer noch die ſchweren Tropfen herab, während es unterdeſſen kühler geworden war und ſich ein dichter Nebel erhoben hatte, der alles in ſeinen grauen, ſpinnwebenartigen

Schleier hüllte. Es fröſtelte einen, wenn man nur zum Fenſter hinaus ſah. Drunten im Thale huſchte der Dampfwagen mit ſeinem Zuge vorüber, eine dunkle, graue Linie, eingehüllt in Rauch und Nebel; Wagen, Reiter und Fußgänger, welche den Weg auf der Landſtraße verfolgten, nahmen, wenn ſie näher kamen, rieſenhafte Dimenſionen an, ſo wie der Haſe, welcher ſich dort am Abhange des Berges aufthut, wie ein mäßiger Metzgerhund ausſieht. Es war ein Morgen, bei welchem man allenfalls behaglich in guter Geſellſchaft am Kaffeetiſch ſitzen mag, oder der einem auch nicht unangenehm erſcheint, wenn man in den Wagen ſteigt, um im Süden Gegenden aufzuſuchen, wo Nebel und Regen ſelbſt während der Winterzeit Seltenheiten ſind.

Troſtlos aber über alle Beſchreibung iſt es, wenn man einen ſolchen Morgen aufdämmern ſieht durch das kleine, vergitterte Fenſter einer gefängnißartigen Zelle, obendrein mit dem ungewiſſen Gefühle für die nächſte Zukunft. So erging es in der Anſtalt des Dr. Henderkopp dem würdigen Vorſtande derſelben, ſo wie dem Herrn Moſes Goldſtein. Letzterer war obendrein noch in den Frühſtunden vor Erſchöpfung in einen tiefen Schlummer geſunken und hatte geträumt, daß er mit dem größten Gewinne in der Ziehung des öſterreichiſchen Lotterie-Anlehens herausgekommen ſei, mit baaren zweimalhundertvierzigtauſend Gulden, wofür er nicht einmal Papier zu nehmen brauchte, ſondern die ihm in neuen, glänzenden Guldenſtücken ausbezahlt wurden — ein reicher Traum, ein ſchöner Traum, ein Traum, welcher ihm Herz und Magen wärmte, denn an der Börſe, die er auch beſuchte, kamen die großen Banquiers, die ihn ſonſt keines Blickes gewürdigt, obgleich meiſtens ‚von unſere Leut,‘ um ihm jetzt zu drücken die Hand, und der große Rothſchild ſchickte jemand aparte daher, um ihn einzuladen zum Diner nach Frankfort am Main. — Dann kam die Reaction über ihn, ſchauerlich und fröſtelnd, er erwachte und hatte, wie es dem Geſchäftsfreunde geziemt, augenblicklich

ſeine fünf Sinne bei einander und jammerte: „Waih geſchrieen, ich habe nicht gewonnen das große Loos in die öſterreichiſchen, ſondern habe verloren zwanzigtauſend Gulden, die ich ſchon hatte in der Taſche in guten Papieren — waih geſchrieen! Ich bin ein verlorener Mann, ich bin ein ruinirter Mann! Beſſer wäre es geweſen, mein Vater und meine Mutter hätten ſich nicht gegeben ſo große Mühe, um mich eintreten zu laſſen in dieſe verdorbene Welt — waih geſchrieen!“

Was Herrn Dr. Henderkopp ſelbſt anbelangt, ſo ſah er ſchon gefaßter den trüben Morgen aufdämmern; er hatte wenig geſchlummert und war dafür deſto mehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt in ſeiner kleinen Zelle auf und ab gegangen. Ein tückiſches Geſchick hatte allerdings das Gebäude in die Luft geſprengt, das er mühſam aufgebaut und mit Lug und Trug zuſammengeleimt. Doch fühlte er ſelbſt ſich noch feſt auf ſeinen Füßen ſtehen und war überhaupt eine von den Naturen, welche nicht geneigt ſind, einem Unfalle ſchnell den Rücken zu kehren, ſondern die Trümmer, welche derſelbe hinterläßt, ſorgfältig und genau unterſuchen, um manchen unverletzten Stein und manchen noch brauchbaren Balken zu entdecken.

Er blickte in den Nebel hinaus und ſprach zu ſich ſelber nach einem längeren Nachdenken: „Wenn auch die Brücke, die ich in trügeriſcher Conſtruktion aufgebaut, vor meinen Füßen zuſammengebrochen iſt, ſo ſind doch die Fundamente ſtehen geblieben, auf die ich ein neues und hoffentlich ſolideres Bauwerk aufführen kann. Henderkopp oder Hinderkopf,“ fuhr er mit einer ſauern Miene fort, „muß allerdings Einräumungen machen und alsdann ſehen, wie er langſam die Zügel wieder zu ergreifen vermag, die ſeinen Fingern entſchlüpft ſind — ja, ja, es war eine bösartige Wunde, die ich allerdings künſtlich bepflaſterte, die aber niemals zur Geſundheit führen konnte, wenn man ſie nicht, wie geſchehen, zu einer Radicalkur gewaltſam aufriß. — Es that weh, ver-

thun, wenn es ihr recht iſt, und das werden Sie mir in Wahrheit ſagen.“

„Unbeſorgt,“ ſagte der Baron, „es geſchieht mit ihrem Willen — nun was weiter?“

„Dann möchte ich noch wiſſen,“ fuhr der Kutſcher pfiffig lächelnd fort, und faßte zur Entſchuldigung, daß er den ungeduldigen Cavalier ſo lange aufhielt, ehrerbietig mit der Hand an ſeinen lakirten Hut, „dann wollte ich alſo nur noch wiſſen, wenn die alte Hofdame da oben die Geſchichte zufällig einmal erfahren ſollte, ob es ſie auch vielleicht recht freuen würde.“

„Im Gegentheil,“ lachte der Baron, indem er davonſprang, „die würde kein ſonderliches Gefallen daran haben.“

„Ganz gut,“ ſagte der Kutſcher, „Tibull ſoll ſich einen mächtigen Stein in den alten Huf eintreten.“

Draußen rollte der Brougham davon, und Joſeph trat an ſeine Wagenlaterne, öffnete behutſam ſeine Hand und ſah mit wirklich außerordentlichem Erſtaunen daß er vier Dukaten in derſelben hielt; doch mochte die Größe dieſer Summe daran Schuld ſein, daß er auf den Gedanken kam, es könne für ſo viel Geld unmöglich etwas Anderes als etwas ſehr Unrechtes von ihm verlangt werden, weßhalb er ſich die Sache hin und her überlegte und zu Beruhigung ſeines Gewiſſens endlich vollkommen mit ſich im Klaren war, daß es durchaus nicht gegen die Stallordnung und gegen den königlichen Dienſt verſtoße, an dem alten Triumphbogen einen Augenblick zu halten.

„Was ich verſprochen, werde ich thun,“ ſagte er zu ſich ſelber, „aber etwas Anderes geſchieht unter keiner Bedingung; die alte Wagenthür darf mir nicht geöffnet werden, und es darf Niemand hinein, und es darf Niemand heraus.“

Ihm ſchwebte etwas von einer gewaltſamen Entführung vor, und in Folge deſſen beſchloß er, daß unter gar keinen Bedingungen die Wagenthür geöffnet werden dürfe.

„Der Teufel auch,“ ſagte er, „das gäbe eine ſaubere alte

dammt weh, aber ein Tölpel, der verzagt, ſo lange er lebt, und ſo lange ihm noch eine Möglichkeit bleibt, ſich nach tiefem Falle wieder aufzurichten."

Darauf rieb er ſich die Hände, vielleicht weil es ihn fröſtelte, vielleicht aber auch wegen eines nicht ganz unbehaglichen Gefühls, welches die Fortſetzung ſeines Selbſtgeſprächs in ihm erweckte. „Möchte nur wiſſen," ſprach er, „was ſie mit meinem Freunde Goldſtein angefangen, und wie es dieſem armen Teufel geht. Im Ganzen haben ſich die Narren beſſer benommen, als ich ihnen zugetraut, und wenn ich gegen mich ſelber nicht ungerecht ſein will, ſo muß ich mir geſtehen, daß ich ſie ziemlich wieder zu Verſtand gebracht; mit dem Herrn Marcheſe läßt ſich wohl noch ein Wort reden, und wenn ich mich bereit zeige, in ſeine Wünſche zu willigen, ſo wird auch er, die künftige Beaufſichtigung meiner Anſtalt betreffend, glimpflich verfahren. Daß er wahrhaftig wieder bei vollem Verſtande iſt, glaube ich annehmen zu können, und ſo mag er denn in Gottes Namen hinziehen, wohin es ihm beliebt."

Ein leiſes Klopfen an die Zellenthür unterbrach ſein Selbſtgeſpräch. Auch war der Direktor der Anſtalt nicht wenig erſtaunt, die Stimme Gebhards zu vernehmen, welcher ihm ſagte: „Das iſt eine merkwürdige Geſchichte. Glauben Sie mir aber, Herr Doktor, daß es mir ganz unmöglich war, mich zur Wehre zu ſetzen, als ſie mich einſchloſſen. — Ich war, an nichts Arges denkend, auf meinem Zimmer beſchäftigt."

„Und man hat Euch frei gelaſſen?"

„So eben, Herr Direktor, aber der Herr Förſter erzeigt mir die Aufmerkſamkeit, mich mit ſeinem Gewehr auf Schritt und Tritt zu begleiten."

„Und wie ſteht's im Hauſe? Was macht meine Frau?"

„Die Frau Direktor ſind noch auf ihrem Zimmer, und ſonſt geht alles ſo ſtill und ruhig, wie man es ſich nur wünſchen kann.

Der Herr Marcheſe, ich muß ihn ſo nennen, da er es befohlen hat, ſchloß ſelbſt mein Zimmer auf und ſagte, ich ſolle nun meinen Geſchäften wie gewöhnlich nachgehen, auch dem Hausknecht und der Köchin die ihrigen anweiſen, es geſchehe das alles mit Ihrer Bewilligung. Als ich ihm entgegnete, es ſei doch ſonderbar, daß Sie ſich freiwillig einſchließen ließen, gab er mir zur Antwort, Sie wollten ein Studium über die Zellenhaft machen, und erſuchte mich darauf, nicht viel mehr zu fragen, ſondern zu thun, wie mir befohlen.“

„So thut das und ſagt dem Herrn Marcheſe, ich laſſe ihn erſuchen, zu mir zu kommen.“

„Der Herr General ſteht am Thore und hat den Schlüſſel zu demſelben; ich werde Ihnen gleich Ihr Frühſtück bringen.“

„Ja, auch mein Schreibzeug und Papier.“

„Weiter haben der Herr Direktor für den Augenblick nichts zu befehlen?“

„Nein, man ſoll mir nur ſagen, was meine Frau macht, wenn ſie ihr Zimmer verläßt.“

„Es ſoll nicht fehlen,“ erwiderte Gebhard, und damit hörte man ſeine Schritte, ſo wie die des Förſters ſich von der Thür entfernen.

Der Marcheſe Gaetano Fontana hatte die Nacht in dem Arbeitszimmer des Doktors und in deſſen großem Lehnſtuhle zugebracht, zuweilen ein wenig geſchlummert, häufiger aber noch das Zimmer nach allen Richtungen durchmeſſen; auch ſtand er lange, lange an den Fenſtern des Gemachs, um in die Nacht hinaus zu blicken, und namentlich that er dies in den Frühſtunden, um den erſten Schimmer des anbrechenden Tages zu erhaſchen. Doch ſchlich dieſer an dem heutigen nebeligen Morgen langſam und faul empor, faſt ausgelöſcht von dem ſtrömenden Regen und dann wieder dicht verſchleiert von den aufſteigenden Dünſten.

„Soll das ein Bild meiner Zukunft sein," sprach der Italiener zu sich selber, „oder zeigt sich der traurige Norden, wo ich so viel gelitten, noch einmal in seiner ganzen Häßlichkeit, um mir zu sagen, daß ich in ihm mein Glück nicht finden werde, um mich zu ermahnen, eilig nach dem Süden zu fliehen? — Unnöthige Mahnung! Jahre sind verstrichen, und statt sie zu finden, die mein Glück ausmacht, fand ich Schlimmeres als Krankheit und Tod. War sie ein neckendes Gebild meiner Phantasie? War sie eines jener himmlischen Wesen, von denen man sagt, daß sie zuweilen die Erde und arme Sterbliche mit ihrer Gegenwart beglücken, um alsdann wieder verschwindend ihnen alles zu nehmen: Glaube, Liebe, Hoffnung?

„Mir geschah es also, und wenn ich zurückkehre in meine schöne Heimat, so habe ich auch dort nach den Worten jenes Mannes alles verloren, was meinem Herzen nahe stand, und muß dagegen gute Freunde und Verwandte kennen lernen, die sich kein Gewissen daraus machten, mich zu einer ewigen Gefangenschaft zu verdammen, mich auszulöschen aus der Zahl der Lebenden, mich lebendig zu begraben, um mich bei Lebzeiten schon zu beerben. Ja, ich werde sie kennen lernen, ich werde ein Wort mit ihnen reden," setzte er mit einem aufflammenden Blicke hinzu, „und dann — — — — und dann —! —"

Er versank in ein tieferes Nachsinnen, während er den Kopf in seine Rechte sinken ließ. „Und dann," wiederholte er nach einer längeren Pause, „werde ich den Ort aufsuchen, wo sie gewohnt, die Thür, durch welche sie verschwand, und werde von da Schritt für Schritt nochmals den Versuch machen, sie wieder aufzufinden. Wie ein treuer Hund werde ich trachten, ihrer Spur zu folgen — ach, damals folgte ich ihr zu flüchtig, zu leidenschaftlich! Ihr Bild, das mir vorleuchtete in trügerischem Schimmer, brachte mich auf Abwege und endlich hieher. — Ich kann von ihr nicht lassen, ich kann nicht, und jetzt, wo sich die

Riegel dieſes traurigen Hauſes öffnen, fühle ich, wie meine heiße Liebe zu ihr wieder mein ganzes Selbſt überflutet. Finden muß ich die geliebte Spur, und wenn ſie mich auch zu ihrem Grabe führt!"

Es wurde leiſe an die Thür geklopft, und ehe der Marcheſe noch „Herein" rufen konnte, war ſie auch ſchon geöffnet, und der General trat in das Gemach, in ſeiner heute ausnahmsweiſe etwas vernachläßigten Kleidung, ſo wie in den leicht gerötheten Augen die Spuren einer durchwachten Nacht zeigend. „Ich komme zu melden," ſagte er, „daß ich einen Gang um die Außenwerke gethan habe und überall die Poſten wachſam und ſorgfältig auf ihrer Hut fand; auch ſchaute ich vom öſtlichen Thurme auf die Stadt herab, um mich zu überzeugen, daß ſich von dort kein Kriegsvolk nahe, welches in feindlicher Abſicht gegen uns ausgeſchickt. Dort aber iſt auch alles ruhig: die Schornſteine dampfen wie gewöhnlich, die Eiſenbahnzüge machen ihren Weg hin und her; es ſcheint, unſere Verſchwörung iſt gelungen, und der Feind hat ſeine Abſicht aufgegeben, dieſe für ihn ſo wichtige Poſition wieder zu gewinnen."

„So denke ich auch, mein verehrter General," erwiderte der Marcheſe und ſetzte nach einem flüchtigen Blicke auf ihn hinzu: „da ſich aber nach dem Geſetze der Natur auch die größten Kräfte abnutzen, wenn man ſie zu lange in Anſpannung erhält, und Sie heute Nacht das Uebermögliche geleiſtet haben, ſo werde ich, der ich mehrere Stunden geruht, nun wieder ſelbſt die Ueberwachung der Feſtung übernehmen, und indem ich Sie, Herr General, hiermit als abgelöst erkläre, erſuche ich Sie freundſchaftlichſt, ſich in Ihre Gemächer zurückziehen zu wollen, um dort für einige Stunden der Ihnen ſo nothwendigen Ruhe zu pflegen. Sie können ſich darauf verlaſſen, daß, ſo wie eine Gefahr droht, ich Sie augenblicklich ſelbſt davon benachrichtigen werde."

„Unter der Bedingung und da ich die Feſtung in der vor-

trefflichsten Hand weiß, ziehe ich mich gern für einige Stunden zurück, denn ich fühle mich sehr abgespannt. Auf Wiedersehen denn, Herr Graf!"

„Bis nachher, mein lieber General!" sagte der Marchese, indem er ihm die Hand reichte, und fügte, als jener zur Thür hinausging, noch hinzu: „Wenn Sie den Förster sehen, so schicken Sie ihn zu mir herauf."

Das war nun nicht nöthig, denn der Förster trat in das Zimmer gleich nachdem es der Andere verlassen; er schloß die Thür sorgfältig hinter sich zu, und seine Mienen zeigten an, daß er etwas Außergewöhnliches zu berichten habe, und so war es auch in der That. „Herr Graf," hob er an, „draußen am Gitter hält ein Wagen, eine herrschaftliche Equipage mit Kutscher und einem Bedienten, und in dem Wagen sitzt ein Herr, welcher den Dr. Henderkopp zu sprechen wünscht."

Der Marchese preßte die Lippen auf einander und murmelte nach einem Augenblicke: „So früh schon Besuche, das ist ungeschickt! Ihn abweisen, würde Verdacht erregen, ihn empfangen, ist gefährlich, denn wenn er den Dr. Henderkopp persönlich kennt, so müssen wir den Fremden zu ihm führen, und unser ganzes Spiel könnte verloren gehen."

„Der Kutscher dieses Herrn," erwiderte der Förster, „war noch nicht hier oben, und eben so wenig kannte der Bediente die Anstalt, denn als er anfuhr, fragte letzterer, ob er richtig sei, und darauf bog sich der Herr aus dem Wagen und schaute mit neugierigen Blicken in den Hof hinein."

„Was für ein Mann ist das, alt oder jung?"

„Er scheint mir ziemlich bei Jahren zu sein, hat ein langes, blasses Gesicht und ein düsteres, stechendes Auge, mit dem er mich scharf ansah, als ich mich am Gitter zeigte."

Der Marchese machte einen Gang durch das Zimmer, dann blieb er vor dem Förster stehen und sagte kurz und entschlossen:

„Man muß auf ſein Glück bauen, und ich habe ſo lange Unglück gehabt, daß ich wohl mit einigem Rechte einen gänzlichen Umſchwung annehmen kann. Oeffnen Sie das Gitter, laſſen Sie den Herrn allein in den Hof, Wagen und Bediente ſollen draußen bleiben, und bringen Sie ihn zu mir; ſagen Sie ihm aber, Sie wüßten nicht genau, ob der Doktor ſchon zu ſprechen ſei. Sie könnten ja etwas von der geſtrigen Hochzeitsfeier fallen laſſen," ſetzte er lächelnd hinzu, „aber jedenfalls würde der Aſſiſtenz-Arzt oben ſein und den Doktor herbeirufen. — Noch eins," fuhr er nach einer Pauſe fort, „Sehen Sie nach den anderen Herren und ſorgen Sie dafür, daß ſie ſich in ihren Zimmern ausruhen; dem General habe ich daſſelbe bedeutet, und Sie können wohl ſo freundlich ſein, ſich zu überzeugen, ob er in ſeine Zelle gegangen iſt und ſich auf ſein Bett gelegt hat."

Als der Förſter die Thür hinter ſich zu gezogen, ſprach der Marcheſe zu ſich ſelber: „Ich kann nicht anders, ich muß den Fremden vorlaſſen, werde ja auch nach den erſten Worten ſehen, ob er mich für den Direktor nimmt oder nicht; eine kleine Aenderung meines Aeußern wird aber jedenfalls nichts ſchaden." Er nahm einen Morgenrock des Doktors, der auf einem Stuhle lag, und zog ihn an, trat dann vor den Spiegel, um nach ſeinem Haare und Barte zu ſehen, die ſich in guter Ordnung befanden, und nahm dann vom Schreibtiſche die blaue Brille des Direktors, welche dieſer geſtern Abend dort liegen gelaſſen. Er ſetzte ſie auf und nickte zufrieden mit dem Kopfe, als ihm aus dem Spiegel eine ganz andere Phyſiognomie entgegenſah.

Er hatte eben dieſe Vorbereitungen beendigt, als der Förſter die Thür öffnete und den Fremden eintreten ließ. Es war dies ein großer, hagerer Mann von vornehmer Haltung, einfach aber elegant angezogen, und der Marcheſe bemerkte mit einigem Erſtaunen, daß ihm die linke Hand fehlte und der Aermel derſelben an einem Knopfe ſeines Rockes befeſtigt war. Auf der linken

Seite des Kopfes, von der Stirn bis zu den Augenbrauen, ſah er eine lange Narbe, die leicht geröthet war.

Der Fremde machte eine Verbeugung, trat ein paar Schritte näher und ſagte dann: „Ich habe wohl das Vergnügen, den Herrn Dr. Henderkopp, den Direktor dieſer Anſtalt, vor mir zu ſehen?“

Dieſe Frage, in ruhigem Tone ausgeſprochen, gab dem Andern völlig ſein Gleichgewicht wieder; er rückte einen Lehnſtuhl in die Nähe des Tiſches, erſuchte den Eingetretenen, ſich zu ſetzen, und erkundigte ſich, nachdem er ſelbſt Platz genommen, nach ſeinen Wünſchen.

„Sie erlauben mir zuerſt,“ gab jener zur Antwort, „daß ich mich Ihnen ſelbſt vorſtelle: ich bin der Graf Lotus. Daß Sie dieſen Namen ſchon nennen gehört,“ fuhr er mit einem verbindlichen Lächeln fort, „darauf kann ich keine Anſprüche machen. Die Zeit, wo ich etwas Weniges von mir reden machte, liegt lange hinter uns, und der Schauplatz meiner unbedeutenden Thaten ſo weit von uns entfernt, daß ich derſelben und dieſes Schauplatzes gewiß nicht erwähnen würde, wenn ich es nicht für nothwendig hielte, Sie, Herr Doktor, mit meiner Vergangenheit bekannt zu machen. Ich diente in Indien im engliſchen Heere, machte dort an der Spitze eines braven Reiter-Regimentes die Kriege gegen die Afghanen und Sikhs mit, — ein wild bewegtes Leben, das, wie Sie mir zugeben werden, wohl im Stande iſt, die Nerven zu zerſtören. Auch war ich damals ein lebhafter, junger Menſch, hatte heißes Blut und war gewiß keiner der letzten, wenn nach angeſtrengtem Tagewerk Abends der Becher im Kreiſe umherging oder wenn wir jenen wunderbaren Tänzen zuſchauten, die, obgleich nur vom kalten Mondlicht beſchienen, doch heißer auf unſere Sinne wirkten, als wenn wir alles das empfunden unter dem glühenden Strahle der Sonne. Kurz, ich lebte nicht beſſer und nicht ſchlechter, als ein junger Offizier zu

thun pflegt, der ſich nicht zu geniren braucht, das Gold mit vollen Händen weg zu werfen, und der den feſten Glauben hat, ſeine Geſundheit ſei unzerſtörbar.

„Letztere war aber eher erſchöpft, als meine Kaſſe, und als mich bei einem jener wilden Gemetzel der Säbel eines heimtückiſchen Sikhs ſchwer auf den Kopf traf — Sie werden hier das Merkzeichen ſehen, welches dieſer Hieb hinterlaſſen —, ſo fühlte ich, nach langem Krankenlager endlich wieder aufgeſtanden, daß es Zeit ſei, auf dem betretenen Wege einzuhalten; auch konnte ich das heiße Klima nicht mehr vertragen, litt periodiſch an furchtbaren Kopfſchmerzen, die ſich zu einer Heftigkeit ſteigerten, daß ich zuweilen bewußtlos niederfiel, zuweilen aber auch Stunden und Tage förmlich tobend zubrachte. Auch ſtellte ſich in Augenblicken, wo die Schmerzen minder heftig waren, das verdächtige Symptom des Doppelſehens bei mir ein, und es wurde mir oftmals ſehr ſchwer, irgend einen beſtimmten Gedanken feſtzuhalten oder ihm zu folgen. — Ich verließ Indien, kehrte nach Europa zurück und lebte Jahre lang in der friſchen, ſtärkenden Luft der Schweiz, wo meine Kopfſchmerzen nach und nach ſchwächer wurden und mich am Ende in ſo weit ganz verließen, daß ſie ſich hie und da nur noch einſtellten als eine heftige Migraine, womit auch andere Sterbliche geplagt ſind. Was das Doppelſehen und die Schwäche meiner Gedanken anbelangte, ſo verminderte ſich das ebenfalls, wogegen aber ein anderes Leiden bei mir auftrat, das der Schlafloſigkeit nämlich, zuweilen Monate lang anhaltend, zuweilen, in beſſeren Zeiten, nur eine Nacht um die andere erſcheinend. O," ſetzte der Graf ſeufzend hinzu, „das furchtbarſte Leiden, wogegen alle anderen Krankheiten und Schmerzen gar nicht zu rechnen ſind!"

Der Marcheſe, der dem Grafen ſchweigend zugehört, nickte mit dem Kopfe und ſagte dann: „Dieſes Leiden habe auch ich erfahren und kenne wohl die ewig langen Nächte, wo man ſich

auf ſeinem Lager ruhelos von einer Seite auf die andere wirft und vergeblich den Schlaf, der, ein flatterndes Band, um uns her zu gaukeln ſcheint, zu erhaſchen ſtrebt. Wenn Sie, Herr Graf, für dieſes Leiden die Kunſt des Arztes in Anſpruch nehmen wollen, ſo bin ich leider nicht im Stande, Ihnen große Hoffnungen auf Erfolg zu machen."

„Das weiß ich wohl," verſetzte der Andere, „und habe darin auch ſchon zu viele fehlgeſchlagene Verſuche gemacht, um dieſe auf dem gewöhnlichen Wege zu erneuern. Wenn es aber doch möglich wäre, daß ein Arzt wie Sie, der ja bei der Ausübung ſeiner Kunſt auch die Krankheiten der Seele ins Auge faſſen muß, doch durch dieſelbe auf den Körper mehr einzuwirken vermöchte, als das mit anderen Heilmitteln möglich iſt, ſo iſt es doch nicht meine Schlafloſigkeit, weßhalb ich Ihren Rath und Ihre Hülfe verlange. Hoffentlich," ſetzte er mit einer verbindlichen Neigung des Kopfes hinzu, „haben Sie noch von Ihrer koſtbaren Zeit übrig, um mich vollſtändig anzuhören, ſonſt würde ich auch dafür dankbar ſein, wenn Sie die Güte hätten, mir ſpäter eine Stunde zu beſtimmen."

„Gewiß nicht, Herr Graf," erwiderte der Marcheſe; „meine Zeit iſt den Leidenden gewidmet, und wenn Sie nicht ſelbſt Urſache hätten, eine andere Zeit zu beſtimmen, ſo bitte ich ungenirt über die meinige zu verfügen; nur in dem Falle, oder wenn Sie es vielleicht vorzögen, mich in Ihre Wohnung zu berufen, ſo —"

„Nein, nein," unterbrach ihn der Andere mit einer haſtigen Handbewegung, „ich bin verheirathet, wie ich Ihnen vielleicht noch nicht ſagte, und meine Frau, welche begreiflicher Weiſe den innigſten Antheil an meinen Leiden nimmt, würde beunruhigt ſein, wenn ſie von einer Conſultation erführe — — gerade mit Ihnen, Herr Doktor — — ja, mit Ihnen, zu dem ich nun einmal unbedingtes Vertrauen gefaßt habe. Sie ſehen mich erſtaunt an, und dieſes Erſtaunen zeugt mir von Ihrer Beſcheidenheit.

Neben dem guten Rufe aber, den Ihre Anſtalt hat, und neben den glänzenden Reſultaten, welche Sie ſchon erzielt, iſt es auch noch ganz beſonders die anerkennende Weiſe, mit der ein gemeinſchaftlicher Freund, den wir Beide haben, von Ihnen ſprach."

Der Marcheſe blickte auf und ſeine Lippen bewegten ſich wie zu einer Frage.

„Ja, ein gemeinſchaftlicher Freund," fuhr der Graf fort, „der Sie ſchon in früheren Jahren kannte, und deſſen Lob — er lobt ſelten — mich veranlaßt, zu Ihnen zu gehen und Ihnen mit der Offenheit, die man einem Arzte ſchuldig iſt, meine Verhältniſſe, meinen Zuſtand, meine Befürchtungen darzulegen."

„Ein gemeinſchaftlicher Freund?" wiederholte der Marcheſe, wobei in dem Klange ſeiner Stimme eine Unruhe unverkennbar war, die aber dem Anderen, welcher in dieſem Augenblicke auf den Boden blickte, entging. „Darf ich um den Namen dieſes gemeinſchaftlichen Freundes bitten?"

„Gewiß; er bot ſich an, mich ſelbſt hieher zu geleiten, um uns mit einander bekannt zu machen; doch da ich mir gänzliche Offenherzigkeit, wobei mich vielleicht ſelbſt die Anweſenheit meines vertrauten Freundes genirt hätte, zur Pflicht machte, ſo zog ich es vor, allein zu kommen — Sie werden ſich aber dieſes Freundes, des Herrn von Scherra, ohne Zweifel erinnern."

Es war gut, daß der Marcheſe die blaue Brille des Dr. Henderlopp vorgenommen und daß dieſe ſchützend ſeine Augen verhüllte und ſein Gegenüber nicht den Blick des grenzenloſen Erſtaunens, ja, des Schreckens erkennen ließen. Der falſche Direktor der Irren-Anſtalt, dem der Name des Herrn von Scherra wie ein plötzlicher, gellender Ruf aus jener glücklichen Zeit aus Neapel erklang, und der ſich von ſeinem Beſuche nun als Marcheſe Fontana mit jenem Namen in Zuſammenhang gebracht glaubte, mußte im erſten Augenblicke denken, daß er erkannt ſei; ja, er war ſchon entſchloſſen, ſich an die Großmuth des Fremden zu wenden, ihm in

Geſchichte, wenn ſie mir das Hoffräulein wegnähmen, und es hieße am andern Morgen: Der Joſeph, der Eſel, iſt mit einem leeren Wagen nach Hauſe gekommen! Daraus wird nichts! Und was das Geld anbelangt," fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort und beſah die vier funkelnden Goldſtücke, „ſo iſt es beſſer, ich behalte für meine Perſon nichts davon. Dieß da," er ſchob ein Stück in die linke Weſtentaſche, „iſt für die alte Frau, 's iſt da ſo gut angelegt, als wenn ich es in die Armenbüchſe thäte; dieß da," er ſchob zwei Stück in die rechte Weſtentaſche, „iſt zur Collekte für das arme Kind, und für den letzten Dukaten werde ich heute Abend in der Kutſcherſtube einen capitalen Punſch aufwichſen; ich bin das meinen Kameraden ſchuldig, denn jeder von ihnen hätte eben ſo gut wie ich zufällig den alten Geſpenſterwagen heute Abend fahren und das Geld ebenfalls verdienen können. Abgemacht! Komm, Pluto!"

Damit warf er die Zügel über die Schulter, nahm die Peitſche in die Hand und zog in den Stall.

Bald waren die Pferde ausgeſchirrt; Joſeph ſteckte die Hände in die Taſchen und gieng in die Stadt hinaus, um augenblicklich die Ingredienzien zum erwähnten Punſch einzukaufen.

Wie naß war es auf den Straßen, wie fegte der Wind und raſſelte mit den wenigen alten Straßenlaternen, die noch hie und da hiengen und trübſelig roth brannten! Wenige Leute waren in dem Wetter draußen, und dieſe Wenigen eilten, in Mäntel eingehüllt, raſch ihres Weges oder balancirten mühſam die durch den Sturm rebelliſch gewordenen Regenſchirme.

Der Kutſcher mußte lachen, als er vor ſich her einen Mann gehen ſah, der mit ſeinem ohnehin defekten Regenſchirm alle möglichen Verſuche machte, ſich vor der Näſſe zu ſchützen und dem Sturme Trotz zu bieten. Bald drehte er das hellbraune, vor Alter verſchiedenartig geſtreifte Dach links, bald rechts, hob es jetzt hoch empor und ſenkte es dann auf ſeinen Kopf, wobei er bald ausſah, wie ein wandernder Pilz, und jetzt, als er ſich ganz

raſchen Worten ſeine Lage zu enthüllen und um ſeinen Schutz zu bitten, als der Graf ihm glücklicher Weiſe mit ruhiger, leidenſchaftsloſer Stimme die Bemerkung machte: „Sie ſcheinen ſich dieſes Freundes nicht mehr ſo genau zu erinnern, als Herr von Scherra ſich wohl gedacht? Geſtern noch ſprach er mir von Ihnen und erzählte mir unter Anderem, er habe Ihre Bekanntſchaft gemacht in der Anſtalt des Dr. Hausberg in W., wo ſie damals Aſſiſtenz-Arzt waren.“

„A—a—a—ah!“ murmelte der Marcheſe, „dieſer Herr von Scherra war ein Freund des Dr. Hausberg — iſt es derſelbe, den ich damals in Neapel ſah?“ Darauf nickte er mit dem Kopfe und ſagte laut: „Ah, ich erinnere mich, wie kann man auch ſo vergeßlich ſein!“ Er holte einen tiefen Athemzug und fuhr dann haſtig fort: „Herr von Scherra muß jetzt ein Mann von etwa Sechszig ſein, eine freundlich liebenswürdige Perſönlichkeit, ein offenes und ehrliches Geſicht und ein eben ſolches Herz.“

„So iſt es; mir iſt er ein treuer und bewährter Freund.“

„Mir war er das auch; o, wie ſein Bild jetzt mit einem Male wieder lebendig vor meine Seele tritt! Wenn ich nicht irre,“ ſetzte er zögernd hinzu, „kam Herr von Scherra damals von weiten Reiſen zurück.“

„Vor Jahren ſah ich ihn in Indien, dann blieb er eine Zeit lang in Aegypten und hielt ſich ſpäter ein paar Jahre in Neapel auf.“

„Ja, in Italien — ich — glaube — er — war — in — Neapel.“

„Häufig, er hielt ſich gern in der ſchönen Stadt auf und betrachtete ſie als eine Art Standquartier, von wo aus er größere und kleinere Ausflüge machte.“

„Ja, in Neapel!“ O, wie gern hätte der Marcheſe leidenſchaftlich ausgerufen: Und Scherra, der Freund meines Hauſes,

mein väterlicher Freund war mir so nahe und konnte mich nicht erlösen aus dieser schmählichen Gefangenschaft, konnte mir nicht helfen, sie aufzusuchen, sie zu finden, und so vielleicht noch glücklich zu werden! Fast überwältigt von diesen Gedanken war er abermals im Begriff, den ihm gegenüber sitzenden Fremden, der ihm ein Edelmann in der guten Bedeutung des Wortes zu sein schien, zum Vertrauten seiner schrecklichen Lage zu machen, und ihn vor allen Dingen um Nachricht zu bitten, wo es ihm möglich sei, Herrn von Scherra aufzufinden. Er erhob schon seine Hand nach der blauen Brille des Doktors, um sie von seinen Augen wegzunehmen und so sein eigentliches Gesicht zu zeigen, als eine Bemerkung des Grafen ihn plötzlich daran verhinderte.

Dieser hatte einige Minuten schweigend da gesessen und düster auf die Finger seiner rechten Hand geschaut, mit welcher er leise auf den Tisch trommelte. „Ja, ja," bemerkte er wie zu sich selber, doch verstand es der Marchese deutlich, „Scherra war oft und viel in Neapel, und was er einstens dort erlebt, greift hart in mein Leben." Dann richtete er sich plötzlich wie aus einem Traume auf, rieb mit der Hand über die Stirn und sagte mit einem trüben Lächeln: „Ich war da ganz in andere Regionen hinein gerathen und im Begriffe, ohne Zusammenhang von etwas zu reden, was ich Ihnen doch ganz folgerecht mittheilen muß. Doch ehe ich fortfahre, erlauben Sie mir eine Frage, die sich mir schon zu Anfang unserer Unterhaltung aufdrängte: Sie sind kein Deutscher, ich höre das, obgleich Sie unsere deutsche Sprache für einen Ausländer außerordentlich gut accentuiren."

„Sie haben Recht, Herr Graf," erwiderte ihm der Marchese mit einer höflichen Verbeugung. „Wie Ihnen schon mein Name Henderkopp anzeigen wird, bin ich ein Holländer. Meine Mutter," setzte er rasch hinzu, „war eine Italienerin, weßhalb ich dieser Sprache mächtiger bin als der deutschen, und man sagte mir oft, ein Accent des Italienischen dringe sogar durch meine

holländiſche Ausſprache — vielleicht iſt es Ihnen aber lieber, wenn wir franzöſiſch reden."

„Ich war nicht lange genug in Italien, um das mit Sicherheit beurtheilen zu können; aber Sie entſchuldigen meine Bemerkung von vorhin, und wir wollen, wenn es Ihnen recht iſt, unſere Unterredung in deutſcher Sprache fortſetzen."

Der Doktor nickte zum Zeichen ſeines Einverſtändniſſes mit dem Kopfe und der Andere fuhr, den Blick gegen den Boden geſenkt, fort: „Man iſt einem Arzte dieſelbe Wahrheit ſchuldig, wie einem Beichtvater, Ihnen aber doppelt, da Sie gewiſſermaßen beides mit einander vereinigen. — — Nachdem ſich, wie ich Ihnen ſchon vorher ſagte, meine Geſundheit wieder befeſtigt hatte, heirathete ich eine junge Dame, deren Geiſt, Herz und Gemüth nicht allein mir alles bot, was uns ein weibliches Weſen nur zu bieten vermag, ſondern die auch eine große Künſtlerin war, eine vortreffliche, berühmte Sängerin, deren gutes, liebes, ja, reizend ſchönes Aeußere mit dem Adel ihrer Seele harmonirte, kurz, ein vollkommenes Weſen, das mich denn auch namenlos glücklich machte. Sie iſt eine Deutſche, wie ich, und wenn ſie auch, wie wir Anderen uns oft auszudrücken belieben, nicht von Familie war, ſo wurde ſie doch in kurzer Zeit durch ihre liebenswürdige Perſönlichkeit, durch ihre Güte und auch durch ihre Kunſt das enfant gâté der ſogenannten vornehmen Geſellſchaft."

Der Marcheſe hatte, beim Wiederbeginn dieſer Eröffnungen des Grafen aufmerkſam zuhörend, das Kinn auf ſeine linke Hand gelegt, doch war ſein Geſicht nach und nach durch die Finger durchgeglitten, ſo daß dieſelben jetzt ſeine Stirn unterſtützten. Dabei war es eigenthümlich, daß ſeine Fingerſpitzen ſich zuſammenkrümmten und ſein dichtes, ſchwarzes Haar faßten.

„Nach alle dem," fuhr der Graf fort, „brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß wir ein unſäglich glückliches Leben führten. Leider war unſere Ehe nicht durch Kinder geſegnet,

doch verſchmerzten wir die Abweſenheit dieſer koſtbaren Güter des Lebens, weil man ihre Koſtbarkeit in ihrem ganzen Umfange nicht zu würdigen verſteht, wenn man ſie nicht beſitzt. Auch geſtehe ich Ihnen," ſetzte er lächelnd hinzu, „daß der Unterſchied des Alters zwiſchen mir und meiner Frau ſo bedeutend iſt, daß es mir nicht ſchwer wird, die Zärtlichkeit des Gatten mit dem väterlichen Wohlwollen für eine liebenswürdige Tochter zu verbinden, und das macht mich noch glücklicher, denn auf dieſe Art darf ich Françoiſe doppelt lieben."

Die zuckenden Finger des Marcheſe gruben ſich feſter in ſein dichtes Haar ein, ſeiner Bruſt entrang ſich ein ſchmerzlicher Seufzer, der wie das Echo des eben ausgeſprochenen Namens klang. Ja, er wiederholte dieſen Namen gleich darauf ſo deutlich, daß ihn der Andere verſtand, und ſetzte hinzu: „Franceſca, ſo hieß ſie!"

„Nach und nach beruhigten ſich meine Nerven auf eine wunderbare Art," ſprach der Graf weiter. „In dem Ihnen ſcherzweiſe angedeuteten Verhältniſſe zwiſchen Vater und Tochter ſpielte auch ich häufig die andere Rolle, und wenn mich der Schlaf floh, ſo ſaß ſie an meinem Bette und ſang mir mit ihrer lieblichen Stimme ſanfte Weiſen, wie man es einem Kinde macht, um es einzuſchläfern. Da — da —" fuhr er mit bewegter Stimme fort, „ſchien ein tückiſches Schickſal wieder finſter eingreifen zu wollen in mein Leben, das ſich ſo freundlich geſtaltet."

„Franceſca verſchwand," ſprach der Andere halblaut vor ſich hin, „ja, ſie verſchwand, und als Sie eines Abends nach Hauſe zurückkehrten, fanden Sie ſie nicht mehr."

„Sagte ich etwas Aehnliches?" fragte der Graf, indem er die Hand an ſeine Stirn legte und erſtaunt aufblickte.

Doch hatte ſich ſein Gegenüber raſch den wilden, ſchmerzlichen Träumereien entriſſen, die ihn eben beſchäftigt; er hob

das Haupt in die Höhe, strich seine Haare aus der Stirn und sagte, wie wenn er über sich selbst den Kopf schüttelte: „Verzeihen Sie mir, Herr Graf, es geht mir bisweilen so, daß, wenn ich mich innig, wie eben geschehen, in die mir interessante Erzählung eines Anderen vertiefe, ich mir plötzlich Umstände ausmale, die hätten geschehen sein können. Es ist das, wie ich wohl weiß, eine recht fatale Art von Phantasieen, doch mögen sie Ihnen dagegen beweisen, wie sehr ich mich bemühte, mich in Ihre Lage zu finden. Nochmals Verzeihung, und indem ich Sie bitte, fortzufahren, verspreche ich Ihnen, meine Aufmerksamkeit nur noch auf das zu richten, was Sie mir freundlichst mittheilen wollen."

„Dafür werde ich Ihnen sehr dankbar sein," erwiderte der Graf in einem so freundlichen Tone, als wolle er dem Direktor der Privat-Irren-Anstalt ausdrücken, daß er seine Worte vollkommen begreiflich finde. — „Unser gemeinschaftlicher Freund, Herr von Scherra, dinirte neulich bei uns und erzählte von Neapel, von werthen Bekannten, die er dort gehabt, unter Anderem von dem Hause einer Marchesa Fontana, wo er bei seinem Aufenthalte dort als genauer Bekannter des Hauses zu wohnen pflegte. Die Marchesa hatte einen einzigen Sohn, Gaetano."

Der Doktor hatte sein Kinn abermals mit der Hand gefaßt, und man sah deutlich, daß er es krampfhaft festhielt, um es nicht wieder entgleiten zu lassen und vielleicht abermals wieder laut zu träumen. Er preßte seine Lippen fest auf einander, so daß man es es nicht bemerkte, wie er seine Zähne in dieselben hineinbiß. — Ruhe, Ruhe und Gelassenheit!" sprach er zu sich selber; „ich bin da wahrscheinlich im Begriff, etwas Furchtbares zu hören, ein entsetzliches Bild der Vergangenheit zu schauen, das davon flattern wird, sobald nur ein Zucken meines Gesichtes verräth, daß ich dem, was ich hören werde, eine größere Aufmerk-

merkſamkeit ſchenke, wie meine Stellung als Arzt mir erlaubt."

Und auf ſeinem bleichen Geſichte zuckte keine Miene. Glücklicher Weiſe war ſein flammendes Auge durch die blaue Brille maskirt. Daß er ſeine rechte Hand langſam unter den Rock ſchob und feſt auf die Stelle preßte, wo er ſein Herz gewaltſam ſchlagen fühlte, daß ſeine Zähne ſich immer tiefer in ſeine Lippen einbiſſen, konnte ſein Gegenüber, welcher unbefangen in ſeiner Erzählung fortfuhr, um ſo weniger bemerken, da der Erzähler ſelbſt tief ergriffen ſchien und mit bebender Stimme ſprach.

„Damals machte in Neapel eine deutſche Sängerin ungewöhnliches Aufſehen – eine große Künſtlerin, verband ſie mit einer wunderbaren Stimme alle Vorzüge des Geiſtes und des Körpers, welche ein weibliches Weſen nur zu ſchmücken im Stande ſind."

„Das war ſie," ziſchte es zwiſchen den Zähnen des falſchen Doktors hervor.

Der Graf nickte leicht mit dem Kopfe, während er fortfuhr: „Und der Sohn der Marcheſa, jener Gaetano Fontana, liebte die deutſche Sängerin und wurde von ihr wiedergeliebt. Die Mutter war gegen eine Verbindung und wußte es dahin zu bringen, daß die deutſche Sängerin, überzeugt von der Untreue ihres Geliebten, ſpurlos von Neapel verſchwand."

„Man hatte ihn verleumdet, man hatte geſagt, er —"

„Sei bereits verheirathet," fuhr der Graf fort.

„Ah!" machte der Marcheſe; aber neben dieſem Ausrufe, deſſen Ton einem aufmerkſameren Beobachter, als ſein Gegenüber in dieſem Augenblicke war, entſetzlich geklungen hätte, zuckte in dem unbeweglichen Geſichte immer noch keine Miene, und die blauen Gläſer der Brille ſtarrten mit einer unbeſchreiblich kalten Gleichgültigkeit dem Erzähler in das Angeſicht.

„Auf welche Art man die deutſche Sängerin von der Un-

treue ihres Geliebten überzeugte, weiß ich nicht; es ist genug, sie verschwand damals von Neapel, trat nie mehr öffentlich auf und war bald vergessen."

„Sie verbarg sich wahrscheinlich irgendwo vor den Nachstellungen jenes ungetreuen Gaetano?"

„So war es; sie lebte mit ihrer Schwester."

„Ah, sie hatte eine Schwester?"

„In einem kleinen Dorfe," fuhr der Graf kopfnickend fort, „in der Nähe von Zürich, wenig abseits von der großen Straße nach Italien."

„Und damals," sprach der Marchese mit dumpfer Stimme, „zog ich auch auf dieser Straße, langsam, sehr langsam."

„Sie, Herr Doktor?"

„O ja, ich, Dr. Henderkopp; ich machte zu meinem Vergnügen eine kleine Schweizerreise und erinnere mich ganz genau, daß ich gerade die Umgebung von Zürich auf's genaueste betrachtete. Es wäre doch sonderbar, wenn ich vielleicht damals, auf der großen Straße wandelnd, die Fenster des Hauses gesehen hätte, flimmernd im Abendsonnenstrahl, wo jene Dame gewohnt."

„Ich war so glücklich, jene Fenster zu sehen und Eintritt zu erlangen in ihre verborgene Einsamkeit."

„Ah, Sie waren so glücklich!"

„Ja," sagte der Graf nach einem tiefen Athemzuge, „ich sah Françoise, ich war entzückt von ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit, ihre Stimme erklang mir wie die Melodie der Engel, welche im Stande sind, selbst die wilden Dämonen der Tiefe zu bändigen. — Lassen Sie mich kurz über jene glückselige Zeit hinweggehen. — Nach langem Widerstreben, ich gestehe es offenherzig, nahm sie meine Hand, und ich glaube sagen zu können, sie lernte mich lieben."

„Gewiß, gewiß!"

„Wir gingen hieher zurück und unſer Leben war, wie ich es Ihnen vorher geſchildert, bis mit einem Male vor ganz kurzer Zeit —“

„Von jenem Gaetano Kunde kam?“ fragte der Marcheſe bebend, — „bis man erfuhr, daß er noch lebe?“

„Das wolle Gott nicht!“ rief erſchreckt der Graf aus; „o nein, Gaetano iſt todt, er muß todt ſein! Möge er ſtill in ſeinem Grabe ruhen, möge ihm die ewige Seligkeit zu Theil geworden ſein, aber todt iſt er und todt muß er bleiben!“

Beide ſchienen die Rollen gewechſelt zu haben. Der Graf war leidenſchaftlich erregt, ſeine Augen brannten in düſterem Feuer, auf ſeiner Stirn zeigte ſich die Narbe dunkelroth, ſeine Hand erhob ſich wie beſchwörend in die Höhe, während die des Marcheſe, welche bisher deſſen Kinn unterſtützt, ſchwer auf den Tiſch niederfiel und ſich zuſammenballte, während die blauen Brillengläſer gleich kalt und unbeweglich ſtarrten, während noch immer keine Muskel in dem bleichen Geſichte zuckte, während der vermeintliche Direktor der Privat-Irren-Anſtalt nur den Oberkörper etwas zurückgebogen und den Kopf ein klein wenig erhoben hatte.

„Alſo man erfuhr nicht, daß jener Gaetano noch lebe; und was erfuhr man denn, wenn ich fragen darf?“

„O,“ rief der Graf ſchmerzlich bewegt aus, „ich erfuhr noch genug, um zu fühlen, daß meine alten Leiden wieder mit neuer Kraft auszubrechen drohten, um mich fürchten zu laſſen,“ ſetzte er in ſchneidendem, wehklagendem Tone hinzu, „daß der Wahnſinn, der ſchon vor Jahren bei mir anklopfte, jetzt mich ſtürmiſch zu überfallen droht — ah, entſetzlich! — Und deßhalb bin ich hier und will um Ihren Rath und Ihre Hülfe bitten.“

Der Marcheſe machte ein beiſtimmendes Zeichen mit dem Kopfe, worauf er in ruhigem und gemeſſenem Tone ſagte: „Mein lieber und verehrter Herr Graf, wenn Ihnen dieſe meine Hülfe von

einigem Nutzen sein soll, so müssen Sie vor allen Dingen versuchen, die nothwendige Fassung zu erringen und Ihrer Aufregung Meister zu werden."

„O, ich empfinde es und ich weiß, daß Sie darin Recht haben," entgegnete der Andere leidenschaftlicher; „fühle ich doch, wie mir das Blut gewaltsam gegen die Adern des Kopfes strömt, sie zu zersprengen droht oder mein Gehirn überfluten will. Erlauben Sie mir, einen Gang durch das Zimmer zu thun und so den Versuch zu machen, ruhiger zu werden."

„Thun Sie das," versetzte der vermeintliche Doktor der Irren-Anstalt mit jener unerschütterlichen Ruhe und Gelassenheit, die man an einem Arzte so hoch schätzt. Ja, der Marchese war ruhig geworden, kalt und gelassen, er hatte gewaltsam niedergekämpft, was ihn in einem anderen Augenblicke vielleicht zur Raserei gebracht hätte; er hätte lächeln können, so sehr fühlte er sich auf der Höhe der Situation; sie lebte ja, Francesca lebte, sie lebte in seiner Nähe — — sie liebte ihn noch, das hatte er gefühlt bei dem wahnsinnig eifersüchtigen Ausbruch ihres Gatten, der dort auf's Höchste erregt auf und ab ging. — Ja, Francesca lebte, es gehörte nicht in das Reich der Unmöglichkeit, sie wieder zu sehen — ah, der Gedanke allein hätte ihm seine erkünstelte Ruhe rauben können, und wenn er ihn verfolgte und sich ein Wiedersehen ausmalte, so fühlte auch er sein Herz gewaltsamer klopfen; es war ein Glück für ihn, daß ihm Dr. Henderkopp während der Zeit seines Aufenthaltes hier Veranlassung gegeben hatte, die Kunst der Verstellung zu erlernen.

Der Graf hatte sich unterdeß sichtlich beruhigt und sagte, nachdem er sich tief aufathmend wiederum in seinen Lehnstuhl gesetzt hatte: „Wir blieben bei jener Katastrophe stehen, die mir meine Ruhe raubte. Es war kein eigentliches Ereigniß, sondern, wie ich Ihnen früher sagte, durch die Erzählung unseres gemeinschaftlichen Freundes erfuhr ich Françoisens und Gaetano's Ge-

ſchichte, und bei einer Unterredung meiner Frau mit ihrer Schweſter hörte ich, daß Françoiſe und Franceſca eine und dieſelbe Perſon wären."

Der Marcheſe nickte mit dem Kopfe.

„Früher hatte ich Eiferſucht nicht gekannt, ich begriff ſie nicht," ſagte ſtolz der Graf, „jetzt aber erfüllt ſie mich mit allen Qualen der Hölle. Sie zerreißt mein Herz, ſie martert mein Gehirn, ſie läßt mich nicht ſchlafen, ſie treibt mich auch am Tage ruhelos umher, kurz, ſie erweckt alle Leiden wieder, von denen ich mich für immer befreit glaubte."

„Nicht die Eiferſucht," verſetzte der Andere; „wie kann man auf einen Verſchollenen, auf einen Todten eiferſüchtig ſein? Es iſt die momentane Aufregung, welche Ihr Blut in Wallung brachte, welche Ihre Nerven aufreizte."

„Mag es denn ſein, was es will," gab der Graf nach einem tiefen Seufzer zur Antwort, „ich leide fürchterlich, ich leide durch die Gedanken an die Vergangenheit, durch die Qualen der Gegenwart, durch eine gänzliche Hoffnungsloſigkeit für die Zukunft. Ich ſehe ein Geſpenſt mich umſchweben, das zuweilen bald hinter mir drein ſchleicht, um mich tückiſch von hinten zu überfallen, das mir bald zur Seite ſchreitet, mich hohnlachend betrachtet und mir zuzuflüſtern ſcheint: Du entgehſt mir nicht! Das zuweilen vorauseilt und das ich dann plötzlich wieder erblicke, am Wege ſitzend, auf mich wartend und mich freundlich neben ſich zur Ruhe einladend — o, es iſt das Geſpenſt des Wahnſinns, das mich überallhin verfolgt.

„Doch warum ſoll ich Ihnen erzählen von dieſen Ausgeburten einer erhitzten Phantaſie?" ſetzte er nach einer längeren Pauſe hinzu; „ich muß Ihnen, dem Arzte, Reelleres bieten, obgleich ich Ihnen verſichern kann, daß mir die Geſtalt, von der ich Ihnen eben ſprach, oft entſetzlich körperhaft erſcheint, aber nur in unruhigem Schlummer, in halbwachem Zuſtande, dann allerdings

niederduckte, um eine vom Regen angeſchwollene Rinne zu überſpringen, und dann wieder, vom Winde gewebt, rechts fuhr und darauf wieder links, wie eine wahnſinnig gewordene Schildkröte.

Der unglückliche Träger des unglücklichen Regenſchirms, der ſich noch zu guter Letzt durch einen außerordentlichen Windſtoß verzweiflungsvoll überſchlug und wie um Barmherzigkeit jammernd ſeine früher abwärts gekehrten Spitzen nun wie eben ſo viel Arme aufwärts gen Himmel ſtreckte, trat zu gleicher Zeit in den Laden des Spezereihändlers.

Wie lachte der Kutſcher, als er nun in das Geſicht des Regenſchirmmannes ſah und auf die ärmlichen Kleider deſſelben, an welchen das Waſſer heruntertröpfelte! Doch lachte Joſeph nicht aus böſem Herzen oder aus Schadenfreude, ſondern weil er ſich freute, in dem Durchnäßten einen alten Bekannten zu finden, und weil er merkte, daß derſelbe trotz des ſchauerlichen Wetters in einem dünnen ſchwarzen Frack ſich befand und daß er gelbe naſſe Glaçehandſchuhe anhatte und daß der eine ſeiner Vatermörder ſchlaff herabhieng und der andere hoch aufgerichtet daſtand, als fordere er die ganze Welt zur Rechenſchaft auf über die Niederlage ſeines leblos hingeſunkenen Kameraden.

Dem Durchnäßten war nicht wohl zu Muthe — er blickte mit einer Jammermiene auf ſeinen zerſtörten Schirm und auf ſeine ruinirte Toilette, und der Kutſcher mußte alle möglichen Troſtgründe aufſuchen, ehe es ihm gelang, auf dem blaſſen Geſicht des Andern ein leichtes Lächeln hervorzurufen.

„Nehm' Er's mir nicht übel, Dubel," ſagte Joſeph immer fort lachend, „aber Er ſieht ſo komiſch und defekt aus, ſo einer naſſen alten Katze ähnlich, daß man Ihn unmöglich ohne Freuden anſehen kann! Was hat Er denn zum Teufel in dem alten Hundewetter auf den alten Straßen herum zu laufen, und obendrein in dem alten ſchwarzen Frack? Ich glaube gar, Er will auf den Hofball, he? alter Suitier!"

Der Schneider mußte bei dieſer Anrede ebenfalls mitlachen,

am häufigsten. Aber wenn ich meine Augen schließe, so bin ich im Stande, sie zu jeder Zeit hervorzurufen, und wenn ich mich alsdann anstrenge, das Phantom zu verbannen und andere, freundlichere Bilder hervorzurufen, so martern mich die unerträglichsten Kopfschmerzen, die nach ein paar Stunden unerträglicher Pein wieder verschwinden, um dem quälenden Gefühle des Doppelsehens Platz zu machen. — Das ist mein Zustand; ich habe Ihnen alle Symptome desselben geschildert, ich habe Ihnen offen und wahr die Quellen meiner Leiden angegeben, und ich erwarte jetzt den Ausspruch von Ihnen, ob Sie glauben, daß mir zu helfen ist oder nicht."

Für den Marchese war jetzt der schwierigste Augenblick gekommen, um die angenommene Rolle glücklich durchzuführen. Dabei kam es ihm aber sehr zu Statten, daß er selbst mit dem Direktor der Irren-Anstalt, wenn sie beide einmal in gutem Einverständnisse waren, häufig ähnliche Gespräche geführt, wo sich der Dr. Henderkopp alsdann gern mit allgemeinen Redensarten behalf und besonders hervorhob, daß zur Herstellung eines gestörten Denkvermögens die erste Hauptbedingung Ruhe des Geistes und des Körpers sei, daß der Arzt nur nach längerer Beobachtung im Stande sei, glücklich auf den gestörten Organismus einzuwirken.

Der Marchese war, während er sich daran erinnerte, aufgestanden und an das Fenster getreten, wo er in die trübe Winterlandschaft hinausschaute und nur von Zeit zu Zeit nach dem Grafen umblickend in abgerissenen Sätzen das wiedergab, was er, wie eben angedeutet, von Dr. Henderkopp gelernt.

Wer erwartet überhaupt nach einer ersten Unterredung selbst mit dem berühmtesten und sogar mit dem weisesten Arzte, wenn es sich nicht gerade um die Untersuchung eines deutlich ausgesprochenen körperlichen Leidens handelt, mehr als allgemeine Redensarten, mit der angenehmen Versicherung gemischt, daß die

Kunst zu helfen wissen werde, daß man den Zustand des Kranken reiflich überlegen werde und daß man hoffe, bei einer nächsten Unterredung eine tiefere Einsicht über den eigentlichen Sitz des Leidens gewonnen zu haben?

So auch der falsche Direktor der Privat-Irren-Anstalt, und da es ebenfalls eine bekannte Thatsache ist, daß ein Leidender sich schon nach ausführlicher Schilderung seiner Krankheit gegenüber einem Arzte, zu dem er Vertrauen hat, erleichtert fühlt, so erhob sich auch Graf Lotus mit einem ersichtlichen Gefühle der Beruhigung und mit dem Aussprechen des Wunsches, vielleicht schon morgen eine zweite Unterredung mit ihm, dem Dr. Henderkopp, haben zu können.

„Morgen," entgegnete dieser mit großer Geistesgegenwart, „wäre doch noch etwas zu früh, um mich genügend aussprechen zu können Wenn ich Sie nicht in der Stadt aufsuchen soll," setzte er mit einer verbindlichen Verbeugung hinzu, „so erzeigen Sie mir vielleicht die Ehre, mich von heute in drei Tagen, also am nächsten Samstage, um dieselbe Stunde hier aufzusuchen."

„Sie haben Recht," erwiderte der Graf, welcher sich ebenfalls erhoben hatte und auf den Marchese zutrat, „ich werde gewiß nicht fehlen; nehmen Sie aber vorläufig meinen herzlichsten Dank für Ihre freundliche Aufnahme." Er reichte dem vermeintlichen Doktor seine Hand, doch zögerte dieser eine Sekunde, die seinige hineinzulegen, und als er es doch endlich nothgedrungen that, durchzuckte es ihn auf eine eigenthümliche Art. War doch jene Hand, welche jetzt die seinige drückte, dieselbe, die sich vorhin drohend erhoben, als der Mund des Grafen die furchtbaren Worte ausgesprochen, Gaetano müsse todt sein, Gaetano dürfe nicht leben!

Doch behielt der Marchese auch jetzt seine Ruhe bei, ja, er vermochte es über sich, freundlich zu lächeln, als er nun den Grafen bis an die Treppe begleitete, wo ihn der Förster in

Empfang nahm und durch den Hof an seinen Wagen führte. Der Marchese blieb an einem Fenster des Corridors stehen, bis die Equipage sich gegen die Stadt zu entfernt, dann trat er hastig in das Schreibzimmer des Direktors zurück, preßte beide Hände vor das Gesicht und rief in einem Tone, in dem sich seine ganze, so lange mühsam zurückgehaltene Leidenschaft aussprach: „Sie lebt, sie war glücklich an der Seite dieses Mannes!“

Darauf schaute er mit einem wirren Blicke um sich her und schien sich mit einiger Anstrengung dessen zu erinnern, was gestern und heute hier vorgefallen; dann blickte er entsetzt auf die Eisenstangen des Fensters, auf den trübseligen Garten der Anstalt, wo die schweren Regentropfen langsam von den dürren Aesten herabfielen; hierauf erinnerte er sich mit einem Male der furchtbaren Zeit, die er hier zugebracht, und es tönte in ihm: Fort, fort, damit nicht ein unglücklicher Zufall die Riegel meines Gefängnisses, die ich mir so mühsam geöffnet, wieder vorschiebe! Fort, fort, — sie lebt — in meiner Nähe und Scherra ist hier! O mein Gott, wie dank' ich Dir für dieses Glück! Fort, fort!

Und bei dem, was er jetzt noch hier zu thun hatte, benahm er sich in fieberhafter Hast; so bei Entgegennahme jenes Dokumentes, das ihm die Freiheit sichern sollte und welches der wirkliche Direktor der Irren-Anstalt auf's bereitwilligste geschrieben; so bei Freilassung des Herrn Goldstein, den er mit seinen erschütternden Klagen um die verlorenen Papiere an den Dr. Henderkopp wies; so bei dem Besuche, den er der unglücklichen Gattin desselben nothgedrungen abstatten mußte. Die arme Frau hatte begreiflicher Weise ihre Hochzeitsnacht in Jammer und unter Thränen zugebracht und pries sich dabei noch glücklich, daß alles so abgelaufen sei. Sie war im Begriffe, sich in Begleitung ihres Dienstmädchens nach ihrem elterlichen Hause zurück zu verfügen. Dem Marchese war es unmöglich, ihr seine Be-

gleitung anzutragen; er mußte allein ſein, allein mit ſich und ſeinen Gedanken, wenn er zum erſten Male wieder die entzückende Luft der Freiheit in ſeine lechzende Bruſt einſog.

Von dem Direktor der Anſtalt nahm er einen ruhigen und förmlichen Abſchied. Der General ſchlief nach dem anſtrengenden Dienſte der Nacht und träumte gewiß von einer neuen Verſchwörung.

Der Förſter, der ihn bis zum Gitterthore des Hofes begleitete und dem er verſprach, bald Genügendes von ſich hören zu laſſen, ſah ihn ohne Neid ſcheiden. Wohin ſollte auch er, der Förſter, in dieſer kalten Winterzeit ſich wenden? Ja, wenn der Frühling wieder erſcheinen würde, Blätter und Knospen zu ſproſſen anfingen, wenn der Kukuk im Gehölz ſänge, dann wolle auch er wieder hinausziehen in die ſtille, heilige Waldespracht. Bis dahin hatte er noch einige Monate Zeit, um mit ſich darüber in's Reine zu kommen, ob es auch ganz ſicher ſei, daß er den letzten, hartnäckigſten der Teufel wirklich hinabgeſchluckt.

Als ſich das Gitterthor hinter dem Marcheſe wieder geſchloſſen, blieb dieſer noch einen Augenblick davor ſtehen und legte ſeine Hand wie prüfend an die feſten eiſernen Stangen. „Jetzt bin ich ausgeſchloſſen," ſprach er zu ſich ſelber, „und wenn ich wieder hinein wollte, hätte ich vielleicht die gleichen Schwierigkeiten zu überwinden, die ich bekämpfen mußte, um hieher zu gelangen. Wach' ich denn, oder träume ich? Liegen nicht Jahre zwiſchen jenem Tage, wo man mich hiehergebracht, und heute, wo ich mich ſelbſt befreit? Jahre, in denen ſo viel Furchtbares geſchehen, Jahre, die ich dort an der Mauer ſitzend und in die Ferne ſtarrend auf ſo entſetzliche Weiſe verträumt? — Nun habe ich meine Freiheit wieder, nun weiß ich, daß ſie lebt, daß ſie glücklich iſt! O mein Gott, wäre es nicht beſſer, daß ich zurückkehrte hinter jenes traurige Gitter, um mich lebendig begraben zu laſſen? Was kann mir ferner das Leben bieten?"

Und es war gerade so, als hielte ihn eine unsichtbare Gewalt an den Eisenstangen fest; er umspannte dieselben immer noch mit seinen Fingern, ja, er legte seine Stirn daran und empfand wohlthuend die Kälte des Metalls.

„Aber warum soll ich nicht leben," rief er alsdann aus, „warum nicht kämpfen bis zum Siege oder bis zum Untergange? Sie lebt — sie ist das Weib eines Anderen, aber sie ist es widerstrebend geworden, hat sie mich doch todt geglaubt und liebt mich ja noch! — Ja, sie lebt und sie liebt mich, sie lebt, an einen Mann gefesselt, der vielleicht ihre Qual ist, an ihn, der meinen Tod verlangt und wünscht! Wohlan, ich nehme die Herausforderung an, kämpfen wir denn für ein verlorenes Leben, für eine untergegangene Liebe!" —

Damit wandte er sich ab, und als er die Eisenstangen verlassen und das Thor und hinter demselben die stillen, traurigen Gebäude der Anstalt nicht mehr sehen konnte, da ließ auch die unsichtbare Macht, die Macht jahrelanger Gewohnheit, ihre Beute fahren, und er flog rasch den Hügel hinab der großen Straße zu, die zur Stadt führte. Die Bäume rechts und links an seinem Wege waren gerade so wie im Garten der Irren-Anstalt, und doch wieder ganz anders, und doch betrachtete er sie mit entzücktem Blicke, denn es waren freie Bäume, frei wie er, frei wie die Regentropfen, die sein Haupt netzten — denn er trug den Hut in der Hand — die sein Gesicht kühlten! — Freier däuchte ihm auch der Wind, der um seine Schläfe spielte, frei war er ja selbst, wie die Leute, die ihm begegneten und auf seinen Gruß freundlich dankten.

Ja, er war frei; er hätte nicht nach der Stadt zu gehen brauchen, deren erste Häuser sich nun dicht vor ihm erhoben; er hätte auch einen andern Weg nehmen können und dorthin, nach Süden wandern, den fernen Bergen zu, und dann immer weiter und weiter, bis sich statt der kahlen Aeste der Bäume wieder tief-

grünes, ſaftiges Laub zeige, bis ſich der glänzende Spiegel des heimatlichen Meeres vor ſeinen entzückten Blicken aufthue.

Geduld, Geduld, wild klopfendes Herz! Auch der Tag wird kommen, auch ihn werde ich mit Freudenthränen begrüßen! Jetzt aber zieht es mich hinab zur Stadt, wo ſie lebt, wo ſie weint, wo ſie athmet, die meiner gedenkt!

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Bei dem Theater-Friſeur.

Herr Karl Bander war in Folge ſeines Stuben-Arreſtes, den ihm der Arzt wegen ſeiner Verwundung auferlegt, etwas blaß geworden — intereſſant, pflegte ſein Freund, der Choriſt Richter, zu ſagen, ſchmachtend, ungeheuer verführeriſch für jede Dame von Gemüth.

Endlich war ihm erlaubt worden, auf dem uns bekannten Gange, welcher das Hintergebäude mit dem Vorderhauſe verband, luſtwandelnd etwas friſche Luft zu ſchöpfen, und ein paar Tage nachher, als gerade eine freundliche Winterſonne am Himmel glänzte, durfte der Patient in Begleitung ſeines Freundes während der warmen Tagesſtunden, wie man zu ſagen pflegt, einen kleinen Spaziergang verſuchen.

Herr Richter hatte dem Freunde in edler Selbſtaufopferung von ſeinen eigenen ſpärlichen Gewändern angezogen und umgehängt, damit jener ſich ja nicht erkälten ſolle, und begnügte ſich für ſeine eigene Perſon mit dem dünnen, roth ausgeſchlagenen Mäntelchen, einem merkwürdigen Stück Garderobe, das ſchon

häufig auf den berühmten Brettern geglänzt hatte. Ehe Herr Richter Choriſt wurde, war er ſchon im Beſitze dieſes Mäntelchens, zu gleicher Zeit ſelbſtſtändig ausübender Künſtler bei herumziehenden Truppen und mimte dort von Don Carlos bis herab zu einem Botſchaft bringenden Knappen alles, was ihm in den Wurf kam.

Die Beiden gingen alſo mit einander fort. Das Bübchen im Vorderhauſe, welches ſie bis zur Treppe begleitete, wäre gar zu gern mitgezogen, doch hatte Meiſter Schweizer durch den Advocaten Berger nach dem neulichen Vorfalle auf der Probe ein für alle Mal die ſtrenge Weiſung erhalten, das Kind nur dann ausgehen zu laſſen, wenn er ſich vorher mit Tante Roſa darüber beſprochen.

In das finſtere Treppenhaus hatte ſich durch eine Häuſerlücke auf der andern Seite ein kleiner Sonnenſtrahl geſchlichen, den Richter, abwärts ſteigend, mit den muntern Worten begrüßte:

„Muntere Frühlingslüfte wehen,
Und die Sonne ſcheint ſo ſchöne,
Scheint ſo ſchöne, ſcheint ſo ſchöne,
Bei dem Weh'n der Frühlingslüfte."

„Bis dahin dauert es noch eine Zeitlang," meinte Bander, „zu lange für meine Sehnſucht. Ich weiß nicht, ich gäbe gerade jetzt viel um eine keimende Knospe, um ein friſches grünes Blatt."

„Frühlingsſehnſucht, wie der Dichter ſagt!" gab ſein Freund zur Antwort, und dann blieb dieſer plötzlich ſtehen, ſie waren gerade auf dem erſten Stockwerke angekommen, wo ſich die Wohnung der Hauseigenthümerin befand, und hier ſagte Herr Richter flüſternd: „Weißt Du auch ſchon, daß wir wieder da ſind?"

„Wen meinſt Du?"

„Nun, unsere Braut oder vielmehr unsere Neuvermählte, die Frau des Doktors und Direktors Henderkopp.“

„Sie wird zum Besuche da sein.“

„Hat sich nichts zum Besuche; andere, ernsthafte Verhältnisse, kam am Tage nach der Hochzeit, also gestern Morgen schon zurück, fiel schluchzend in die Arme ihrer Mutter, und wenn ich als Chor dabei gestanden hätte, würde ich gesungen haben:

„Ungeheures ist geschehen,
Oder nichts geschehn, was schlimmer,
Denn geschah es, kam sie nimmer
In das Haus zurück der Mutter.“

„So hätte ich mich ausgedrückt, vielleicht nicht singend, aber declamirend, in spanischer Romanzenform, wenn die Sache im Lande der Donnas passirt wäre.“

„Woher weißt Du denn das?“

„Ich habe so meine Fühlhörner im Hause herum, doch kam mir die Sache nicht unerwartet; diesem schleichenden Privat-Irren-Anstalts-Direktor habe ich nie besonders viel zugetraut.“

„Und was kann denn geschehen sein?“

„Das weiß ich begreiflicher Weise noch nicht ganz genau, Factum aber ist, sie kam am Tage nach ihrer Hochzeit in aller Morgenfrühe schon zurück. Frau Wittwe Speiteler wüthete etwas Weniges, und eine Stunde darauf erschien ein Bekannter des Hauses, Herr Moses Goldstein, und dann ging erst ein rechtes Gezeter an — es müssen da draußen merkwürdige Dinge passirt sein. Die Alte ließ den Advocaten Berger kommen, und da der häufig bei Schweizers oben erscheint, so hoffe ich schon etwas Näheres zu erfahren.“

„Wie mir die frische Luft wohl thut,“ sagte Vander, als sie vor dem Hause angekommen waren.

„Und erst der Sonnenschein, wenn wir aus dieser finstern

Gasse in eine breitere, mittäglich gerichtete Straße kommen. Was meinst Du, lieber Freund, wenn wir unsere Schritte nach dem Theater lenkten? Dort ist ein famoser Sonnenschein, und während ich einen Augenblick in das Haus gehe, — ich ließ dort meine Stimme liegen, — kannst Du Dir einige Augenblicke die Ecke anschauen, wo Du durch die vorüberrasselnde Equipage so unsanft hingestreckt wurdest."

„Ja, ja, das wollen wir."

Und damit gingen sie den bekannten Weg, und es kam dem ehemaligen Sänger vor, als sei er hier seit Jahren nicht mehr gewesen. Dort war der Platz vor dem Theater und das Gebäude selbst mit dem kleinen Nebenausgange, wo er an jenem Abende so schmerzlich bewegt gewartet.

Dahin gingen die Beiden, und während der Chorist in das Haus ging, blieb Bander unten stehen und versenkte sich lebhaft in die Ereignisse jenes Abends.

Dort hatte ihr Wagen gehalten, da war der junge Offizier zu ihr eingestiegen, und während darauf die Equipage durch einen rechten Winkel auf dem Pflasterwege drüben die Straße gewann, war er quer über den kleinen Platz gegangen bis dort an jene Hausecke.

Und während er so dachte, schritt er mechanisch wieder dorthin und stand gleich darauf auf derselben Stelle, wo er damals in seinem Blute gelegen, und wo die mildthätige Fee, für ihn unsichtbar, zu seiner Hülfe erschienen war. Er faßte unwillkürlich an seine Brust, wo er das kleine Battisttuch verborgen hatte, das er nie von sich ließ: das feine Gewebe, welches in einer Ecke ein zierliches R zeigte, mit einem Rosengewinde umgeben.

Wer war die Fee gewesen? Warum, da sie nicht nur an jenem Abend so freundlich in sein Geschick eingegriffen hatte, sondern ihm auch Zeichen gab, daß sie ihres Schützlings nicht vergessen, warum, dachte er unzählige Male, verschmäht sie, ihr

ein Lebenszeichen zu geben und dir zu erlauben, ihr deinen tiefgefühlten, innigen Dank auszuſprechen? — Es iſt das ſo die Art der Feen, hatte Herr Richter ihm häufig auf ähnliche Fragen lachend zur Antwort gegeben, ſie greifen in unſer Leben ein, und dann bleiben ſie gewöhnlich unſichtbar bis zum Schluſſe des Ballets, wo ſie wieder erſcheinen, hoch auf ihrem Wolkenwagen vorüberſchwebend im Glanze bengaliſchen Feuers, wenn er und ſie ſich unten am Altare die Hand reichen. So wird ſie dir auch einmal erſcheinen, hatte er hinzugeſetzt, bei deiner Vermählung mit irgend einer verwunſchenen Prinzeſſin, oder dir vielleicht den Lorberkranz reichend, wenn dein Name einſtens glänzt unter den dramatiſchen Dichtern unſeres Jahrtauſends.

Solche Phantaſieen bewegten ihn, als er an der verhängnißvollen Ecke ſtand, und er wünſchte faſt, wenn ihm die gute Fee wieder einmal erſchiene, ſo möge es in einem Augenblicke ſein, wo ihn ſein Talent über die Reihen der gewöhnlichen Sterblichen emporgehoben.

„So, da bin ich wieder.“ Mit dieſen Worten weckte ihn Herr Richter aus ſeinen tiefen Träumereien. „Hab' ich mir doch gedacht,“ ſetzte er launig hinzu, „daß ich Dich an dieſer denkwürdigen Ecke finden würde; es geht allen bedeutenden Menſchen ſo, daß ſie gern den Schauplatz ihrer Thaten wieder aufſuchen. Aber was meinſt Du, wenn wir hier einen Faden fänden, der uns glücklich zu ihr brächte, zur Dame mit der Schärpe und dem Taſchentuche?“

„Die Fee'n hinterlaſſen keine ſichtbaren Spuren, denen wir arme Sterbliche zu folgen im Stande wären, nur ein glücklicher Zufall, nur ein wunderbares Ungefähr kann uns wieder in ihre beglückende Nähe führen.“

„Oder zum Ende vom Liede,“ meinte lachend Herr Richter; „aber nun komm, es iſt gerade nicht nothwendig, daß Du an dieſer zugigen Ecke ſtehen bleibſt, wir wollen noch eine halbe

und ſeine feurige Phantaſie ſpiegelte ihm vor, es könne einem Cavalier, der wirklich zum Hofball gehe, ebenfalls ein ſolches Unglück zuſtoßen; doch beſchatteten ſich gleich darauf ſeine Züge wieder und er ſtieß einen ſchweren Seufzer aus.

„Hatt' Er heute Abend was vor, alter Dubel?“ fuhr der Kutſcher fort; „ich glaube wahrhaftig, Er war auf dem Wege zu einem alten Rendezvous, he! hab' ich's getroffen?“

Der Herr Dubel erhob ſein niedergeſchlagenes Auge, und der ſchmerzlich lächelnde Blick, mit dem er den Kutſcher anſah, ſagte mehr als tauſend Worte, daß das unerbittliche Regenwetter wirklich eine der ſchönſten Hoffnungen des Schneiders vernichtet.

„O Gott!“ ſeufzte er, „was ſoll ſie — was ſoll man, wollte ich ſagen, von mir denken?“

„Alſo wirklich ſo ein altes Rendezvous?“ lachte der Kutſcher, „Dubel, Dubel, Er iſt ein Himmelſakermenter!“

„Ach, geht mir weg, Joſeph,“ entgegnete der Schneider, „man kann ſo was nicht gleich Rendezvous nennen! ſagen wir: eine Einladung in ein höchſſſſ-t anſſſſ-tändiges und achtbares Haus, wo ſich allerdings eine junge Dame befindet, die mir gewiſſermaßen eine Erkenntlichkeit ſchuldig iſſſſ-t, ein ſehr anſſſſ-tändiges Haus.“ — Dabei machte er den vergeblichen Verſuch, den herabhängenden Vatermörder ſanft aufzurichten.

„Jetzt iſt aber dieſe Einladung,“ antwortete der Kutſcher, „aus lauter Waſſer zu Waſſer geworden, und ich will Ihm was ſagen, alter Dubel: ſo kann Er in das anſtändige Haus nicht gehen, alſo weiß Er was, komm' Er mit mir in den Stall; ich will hier eben das Nöthige zu einem tüchtigen Punſch einkaufen, und da kann Er mithalten, 's iſt beſſer ſo; in dem anſtändigen Hauſe bekommt Er doch nur Thee zu ſaufen, und kann auch an einem andern Abend hingehen. Komm' Er nur mit! ich geb' Ihm da meinen alten Mantel, und da kann Er Seinen Frack zum Trocknen an den Ofen hängen.“

Der Schneider ſtellte den rechten Fuß zierlich vor den linken,

Stunde in Gottes freier Natur lustwandeln, und dann schlage ich Dir vor, wollen wir bei unserem Theater-Friseur einsprechen, um unsern etwas verwahrlosten äußern Menschen mit seinem schönen Innern in harmonischen Einklang zu bringen. Ich habe dem Herrn Harper, der da droben das lockige Haar eines nürnberger Zunftmeisters für heute Abend herrichtet, unsern Besuch zugesagt; Du weißt, alle Großen belieben ihre Ankunft dem niedern Volke anzeigen zu lassen, um eines guten Empfanges gewiß zu sein, also wenn es Dir recht ist —"

„Dein Vorschlag ist annehmbar," entgegnete Bander, „denn ich fühle wohl, daß mein Haar und Bart nach dem langen Zuhausebleiben einer sorgfältigen Nachhülfe bedarf; also gehen wir noch etwas spazieren und dann zu Herrn Harper."

Da nun auf dem Spaziergange der Beiden durchaus nichts vorfiel, was einer Aufzeichnung im Interesse unserer wahrhaftigen Geschichte werth gewesen wäre, so wollen wir den Beiden voraus eilen nach dem Etablissement des Herrn Harper, das schon von Weitem kenntlich war an einem eleganten Schaufenster, durch eine einzige kolossale Scheibe gebildet, hinter der sich die vielerlei unnützen Nothwendigkeiten befanden, welche uns unentbehrlich geworden sind, und die uns als ganz überflüssig erscheinen, sobald wir sie nicht mehr haben können.

Der Theater-Friseur Herr Harper hatte die beste und ausgebreitetste Kundschaft und verdiente dies auch in jeder Beziehung, nicht als ob er und seine Gehülfen das Haar besser geschnitten und frisirt hätten, als manche seiner Collegen, nicht als ob seine Parfümerieen, Kämme und Bürsten ächter und solider gewesen wären, sondern Herr Harper hatte von der Natur alle Talente empfangen, die nothwendig sind, um ein großer und bedeutender Friseur zu werden: seine Hand war sicher und leicht, sein Auge unparteiisch und gerecht, und seine Zunge das Vorzüglichste, was unter Zungen nur gefunden werden konnte. Dieselbe unterstützte

seine Talente in kräftiger Weise, und eine Frisur, die bei einem Andern scheußlich gewesen wäre, wußte er als ein Meisterstück darzustellen. Dabei erfreute sich Herr Harper eines außerordentlich guten Gedächtnisses und einer großen Erfindungsgabe, und bei den Unterhaltungen, welche er mit seinen Kunden führte, wurden die eben genannten Eigenschaften auf solch' ausgiebige Art benutzt, daß eine die andere ergänzte und verstärkte, daß der unter dem Puder-Mantel sich auf's beste unterhalten fühlte, daß er eine Menge Neuigkeiten erfuhr, ohne die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Dichtung erkennen zu können. Dabei hütete sich Herr Harper wohl, irgend einer Sache als etwas zu erwähnen, das er selbst gehört und das von ihm weiter berichtet wurde; er half sich mit dem bequemen „man sagt" oder pflegte auch gern des Gerüchtes zu erwähnen, welches diese oder jene Thatsache unter das Publikum gebracht.

Sein Etablissement war auf's eleganteste nach der uns bekannten Art eingerichtet: unter großen Spiegeln befanden sich schmale Marmortischchen mit den verschiedenen Tagesblättern, und davor standen runde Lehnstühle, über deren Lehne der weiße Puder-Mantel lag. Die hintere Seite des Ateliers wurde von einem großen Vorhange mit einem Stoff in türkischem Geschmack gebildet, und wenn man hinter denselben blickte, so sah man, daß dieser orientalische Anklang zu dem ganzen Gemache paßte, welches ein wenig in maurischem Stile gehalten war, einen Divan hatte, ja, sogar einen kleinen Springbrunnen — der Wasserstrahl war freilich nur von der Dicke einer Stricknadel — und bemerkte ferner an den herumliegenden Utensilien, daß hier die Mysterien des Rasirens verwaltet wurden.

Daß der Herr Harper Theater-Friseur war und mit diesem Amte die Ober-Aufsicht sowohl über die Herren- als auch über die Damen-Garderoben verband, war für seine jungen männlichen Bekannten aus der Stadt ein Anziehungsmittel mehr für sein

Etabliſſement, nicht als ob er zwiſchen dieſen ſeinen Kunden etwas das Theater Betreffende freundlichſt vermittelt hätte, Gott bewahre uns vor einem ſolchen Gedanken, er würde ihn mit Entrüſtung zurückgewieſen haben. Indeſſen, mit allen Verhältniſſen der Theater-Angehörigen auf's genaueſte vertraut, ließ er darüber wohl zuweilen Bemerkungen fallen und machte Mittheilungen, die aber auch eine gewiſſe Grenze, namentlich für die nicht überſchritten, welche, um uns eines bekannten Ausdrucks zu bedienen, bei Herrn Harper nicht zwiſchen den Zeilen zu leſen verſtanden.

So eben aus der Theater-Garderobe zurückgekehrt, nahm Herr Harper mit eigener Hand Kamm und Eiſen aus der Hand ſeines erſten Gehülfen, um einen jungen Dragoner-Offizier ſelbſt zu bedienen, was in dieſem Falle immer als ein ganz beſonderes Wohlwollen von Seiten des Herrn Harper anzuſehen war. Der Offizier hat ſeine Beine weit von ſich abgeſtreckt und erwiderte die Artigkeit des Prinzipals mit einem gnädigen Kopfnicken und auch ſonſt noch dadurch, daß er ein Mode-Journal, welches er aus Langerweile ergriffen, wieder vor ſich auf den Toilette-Tiſch legte.

Herr Harper, welcher das ſtarke, lockige Haar ſeines Kunden leicht mit den Fingerſpitzen der rechten Hand berührte, während er den Oberkörper ſcharf zurückbog, um aus der Entfernung mit freierem Auge urtheilen zu können, that nach ein paar Sekunden in gemeſſenem Tone den Ausſpruch, daß heute ein paar Schnitte mit der Scheere unumgänglich nothwendig wären. „Ich weiß wohl," ſetzte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „daß der Herr Graf ſchwer dazu zu bringen ſind, ſich unter die Scheere zu beugen, aber was nothwendig iſt, iſt nothwendig, und ich kann Sie wahrhaftig dieſes Mal aus meinem Atelier nicht entlaſſen," fügte er würdevoll bei, „ohne auf der rechten Seite und etwas nach hinten ein paar Schnitte angebracht zu haben."

„Thun Sie, was Sie nicht laſſen können," erwiderte trocken der Dragoner-Offizier, „aber bedenken Sie, daß ich kein Pudel bin und daß es Winter iſt."

Herr Harper zog die Augenbrauen in die Höhe, ſpitzte den Mund und ſchien durch ein leichtes Achſelzucken ausdrücken zu wollen: wem ſagt man ſo etwas, mir, dem Herrn Harper? Dabei hatte er aber auch ſchon das eben angedeutete Inſtrument ergriffen, und nachdem er die Scheere einmal klirrend um den Daumen hatte herumfliegen laſſen, wie ein Rad um ſeine Achſe, ließ das Eiſen in ſeiner Hand jenen eigenthümlich klingenden Ton vernehmen, wodurch ſich die Schärfe ſeiner Schneide zeigt, dann ſetzte er das Inſtrument weich auf und that ein paar raſche Schritte, nicht ohne zwiſchen jedem derſelben ziſchend die Luft zerſchnitten zu haben, während welcher Zeit er dann jedes Mal das angefangene Werk aus der Entfernung wohlgefällig betrachtete.

„Nun, wie ſieht's drüben aus?" fragte der junge Dragoner-Offizier, „bleibt's ausnahmsweiſe bei der auf heute Abend angekündigten Vorſtellung?"

„Wer kann das behaupten, Herr Graf, ohne ſich zu compromitiren? So lange die erſte Scene nicht beginnt, kann man nie wiſſen, ob nicht noch eine Aenderung beliebt wird."

„Es iſt aber wirklich unerträglich mit dieſen ewigen unaufhörlichen Aenderungen; freut man ſich einmal auf irgend ein claſſiſches Stück oder auf ein beliebtes Ballet, ſo hat der Teufel ſeine Hand im Spiele, und man bekommt ſtatt Robert der Teufel das ewige Nachtlager zu hören."

„Namentlich im Winter, Herr Graf. Man muß aber auch gerecht ſein; denken Sie an ſich ſelber, wie oft ſind Sie enrhümirt oder heiſer und würden nicht ſpielen oder ſingen können, wenn Sie ein Künſtler geworden wären."

„Zum Henker, das iſt auch ganz was andres! Ich habe

keine Verpflichtung, mich in Acht zu nehmen, aber wer heißt einen ersten Tenor auf die Jagd gehen, oder wer gibt einer Sängerin das Recht, Soiréen und Bälle zu besuchen? Die Leute sollen sich schonen, dafür sind sie bezahlt."

„Der Herr Graf haben allerdings ganz Recht, aber —"

„Wenn ich mich zufällig einmal krank melde," unterbrach ihn der Offizier, „so muß ich mit der Nase zu Hause bleiben; aber sehen Sie einmal unsere Madame Darabinsky. Sie lesen, sie sei krank, auf dem Zettel, und sehen sie wohlgemuth Abends in ihrer Loge sitzen und mit dem Publikum kokettiren, daß es nur so kracht. Nein, nein, mein Lieber, es ist kein Dienst bei dem Theater, keine Zucht von oben; die Einzigen, die noch etwas von Zucht und Dienst verstehen, sind immer noch die vom Ballet-Corps, obgleich da auch Aenderungen genug vorkommen."

„Das macht der militärische Umgang," erlaubte sich Herr Harper lächelnd zur Antwort zu geben, worauf der Herr Graf wohlgefällig schmunzelte und die Gegenbemerkung machte: „Daran ist was Wahres — aber Scherz bei Seite, eine vernünftige Ansprache thut schon viel, und die Intendanz sollte uns eigentlich dankbar sein, daß wir uns bemühen, in das kleine leichtsinnige Volk so viel Subordination zu bringen, es kostet das Zeit und Mühe. Apropos," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „wie steht's denn mit der kleinen Marietta? Herr Harper, seien Sie ehrlich; sie ist meine Vorgesetzte geworden, zur Excellenz avancirt, da wird sich der arme Wildlingen eines seiner wenigen Haare ausreißen — nun, wie steht's damit? So sprechen Sie doch!"

Herr Harper zuckte mit den Achseln und nahm dabei einen Gesichts-Ausdruck an, aus dem man heraus buchstabiren konnte, daß er nicht alles sagen könne, was er wisse.

„Es ist aber ein gutes Avancement für die Kleine, vom

Adjutanten zum General! — Nun ſeien Sie kein Kind und laſſen Sie mich was hören; Ihr verzweifelt pfiffiges Geſicht macht mich ganz neugierig. Hat der Wildlingen ſie aufgegeben oder hat ſie den Wildlingen verlaſſen?"

„Sie werden mir zugeben, Herr Graf," erwiderte der diplomatiſche Friſeur, „daß ein Adjutant ſeinem General in vielen Dingen zu Dienſten ſein muß, und daß eine ſolche Ergebenheit ſich belohnt. Ich weiß nur, daß das Gerücht ſagt, Mademoiſelle Marietta habe jetzt ein größeres, ſtandesgemäßes Quartier genommen, und empfange bei ihren kleinen Thees ohne Anſehen der Perſon und des Standes."

Der Dragoner-Offizier lachte ſo erſchütternd, daß Herr Harper erſchrocken mit dem heißen Brenneiſen, das er ſo eben aus der Hand ſeines jüngſten Gehülfen ergriffen, in die Höhe fuhr. „Ich gäbe was darum," fuhr der Dragoner-Offizier nach einer Pauſe fort, „wenn ich die Drei, den guten Wildlingen, die Excellenz und die kleine Marietta zuſammen Thee trinken ſehen könnte."

„So etwas habe ich nicht angedeutet," verſetzte Herr Harper mit abſichtlich angenommenem ſehr ernſtem Tone.

Der Dragoner-Offizier wollte gerade etwas in ſehr großer Heiterkeit entgegnen, als er ſich plötzlich ſelbſt unterbrach, durch das Fenſter auf die Straße deutete und haſtig rief: „Dort geht Marlott! thun Sie mir den Gefallen und laſſen Sie ihn einen Augenblick herein citiren."

Der Friſeur gab ſeinem Gehülfen einen Wink und dieſer ſchoß augenblicklich auf die Straße.

„Ich bitte aber recht ſehr, Herr Graf," ſagte der Principal, „daß Sie dieſe Geſchichte nicht hier in meinem Beiſein weiter erzählen."

„Die mit der Excellenz? Gewiß nicht, das habe ich beinahe ſchon vergeſſen, es wird mir auf der Parade ſchon wieder einfallen; nein, nein, ich muß Marlott etwas mittheilen."

Jetzt erschien der Gerufene unter der Thür des Ateliers, und da er wie gewöhnlich nichts Wichtiges zu thun hatte, so ließ er sich ohne Weiteres auf einen Lehnstuhl nieder, den ihm der jüngste Gehülfe geschäftig hinschob, worauf er lächelnd fragte: „Bist Du von Harper angestellt, Kunden herein zu rufen? Thut mir leid, ich bin heute schon bedient worden."

„Das sieht man auf tausend Schritte," versetzte der Dragoner. „Wer hat Dich überhaupt je unfrisirt auf der Straße gesehen, Dich, den Schrecken aller Väter und Ehemänner? Was gibt's denn Neues, Don Juan unter den Husaren?"

„Du scheinst nicht viel zu wissen," erwiderte Arthur von Marlott, sonst würdest Du nicht so mit Deinen alten Witzen aufräumen und diese verlegene Waare noch tief unter dem Werthe anzubringen suchen, denn ich gäbe keinen Pfifferling darum."

„Sei nicht verdrießlich, ich meine im Ernste, ob Du nichts Neues weißt."

„Und ich meine alles Ernstes, Du hast mich herein citirt, um Dich bei Deinen Verschönerungsversuchen unterhalten zu lassen. Das ist kein Compliment für Harper."

„Nun, mit ihm wirst Du es doch aufnehmen?" entgegnete lustig der Dragoner, indem er gegen den Friseur ein Auge zublinzelte.

„Harper," sagte der Husar, welcher diese Aeußerung nicht gehört zu haben schien, „Sie haben mir Ess Bouquet geschickt, und ich verlangte doch etwas Neues, the Madeira Bouquet; man muß mit der Zeit vorwärts schreiten."

„Ja, und häufig wechseln," gab der Dragoner zur Antwort, „man verräth sich zu leicht, wenn man immer ein und dasselbe Parfüm gebraucht; ich weiß davon schreckliche Beispiele."

„Du?" entgegnete Herr von Marlott mit einem deutlich ausgesprochenem Tone der Geringschätzung. „Du kannst Dich noch

Jahre lang mit Eau de mille fleurs behelfen, Deine Bekanntſchaften werden nichts Außergewöhnliches darin finden."

„Lieber Freund, Du biſt bitter," antwortete der Dragoner, „und ich nehme Dir das eigentlich nicht übel; ja, ja, es iſt nicht angenehm, wenn man lange Zeit überall wie ein Aal durchgeſchlüpft iſt, dann aber mit einem Male merkt, daß man mit Netzen umgeben iſt."

„Was willſt Du damit ſagen?" warf Herr von Marlott gleichgültig hin, und ſetzte hinzu, als er bemerkte, daß der Andere den Friſeur anblickte; „genire Dich um Gotteswillen nicht vor unſerem Freunde Harper, der weiß eben ſo gut wie ich, was er von Deinen Reden zu halten hat; wie geſagt, genire Dich ganz und gar nicht."

„Das würde mir auch ſchon die Freundespflicht verbieten; denn Du kennſt meine Discretion und kennſt mich, daß ich nie Namen nenne."

„Beſonders wenn du keine weißt. Auf denn, erfülle Deine Freundespflicht."

„Nun denn, nur um Dich zu warnen, — du machſt irgendwo Deine kleine Cour, doch bei Dir, dem das ſo vielfach vorkommt," ſetzte der Dragoner-Offizier lachend hinzu, „muß man ſich deutlicher ausdrücken. Nicht weit von einem Hauſe, welches Du häufig beſuchſt, — daß heißt die Cour machſt Du nicht im Hauſe ſelbſt, da haſt Du noch keinen Zutritt, ſondern auf einſamen Spaziergängen Abends auf der Straße nach dem Theater, oder bei Familien-Feſten, wo Du zufällig eingeladen biſt. Du ſiehſt, ich bin gut unterrichtet, und eben ſo entdecke ich an Deiner Miene, daß wir uns vollſtändig verſtehen."

„Und wenn dem ſo wäre, was weiter?"

„Von jenem Familien-Feſte," fuhr der Dragoner in ſehr langſamem und etwas boshaftem Tone fort, „erzählt die Fama, daß es in ſeinen Folgen auch für Dich zu einem Familien-Feſte

werden könnte. Das hätte nun an und für sich nichts zu bedeuten, aber Deine Geliebte hat einen Vater, der in Dingen, welche uns sehr spaßig vorkommen, durchaus keinen Scherz versteht, und obendrein hat das Mädchen einen Bruder, welcher eben die Hochschule verlassen hat und schwindelhafte Begriffe von Ehre und Gleichstellung aller Stände cultivirt. Dem Vater ist etwas gesteckt worden von Deinem kleinen Verhältniß, und wie ich aus guter Quelle weiß, hat er sich irgendwo erkundigt, wie Deine Vermögensumstände seien und ob Du ein freier Mann wärest."

„Pah, Unsinn!"

„Unsinn allerdings, von dem Alten nämlich, aber Du wirst mir zugeben, daß es von mir ein Freundschaftsdienst ist, Dir einen Stein in Deinem Wege zu zeigen, an dem Du wenigstens straucheln könntest, wenn Du auch nicht über ihn fallen würdest. — Höchsten Ortes —"

„Na, jetzt laß mich in Ruhe," unterbrach ihn ärgerlich der Husar; „was wird man sich höchsten Ortes um dergleichen Geschichten kümmern!"

„Das kommt alles auf den Vortrag an. Schiller sagt irgendwo:

„Der Vortrag macht des Redners Glück,"

und Du weißt, daß Dein Schwiegervater in spe höchsten Ortes nicht selten zum Vortrage kommt."

„Ach, laß mich zufrieden," rief Herr von Marlott verdrießlich. „Du bist ein langweiliger Kerl, und ich ein Narr, wenn ich mir Deine Worte nur im geringsten zu Herzen nehme! — So, Dein Zweck, scheint mir, ist erreicht, Deine wunderbare Frisur ist fertig und Du hast dabei meine Unterhaltung genossen. Bist Du zufrieden?"

„Mit meiner Frisur? Ja," erwiderte der Dragoner-Offizier, indem er ruhig aufstand, einen wohlgefälligen Blick in den Spie-

gel warf und dabei ſeinen Waffenrock mit beiden Händen feſt in die ſchlanke Taille hinabdrückte; „Harper hat wie immer ein Meiſterſtück gemacht, eigentlich iſt es kein Meiſterſtück zu nennen, denn aus dem Kopfe müßte auch ein Stümper etwas Außerordentliches machen. Dennoch danke ich Ihnen, Herr Harper.“

„Und das iſt wohl die einzige Belohnung, die Sie von ihm erhalten?“ meinte lachend Herr von Marlott. — „Aber, nun komm, Adonis, und mache Glückliche und Unglückliche.“

Der Huſaren-Offizier ging voraus zur Thüre hinaus, doch ſchien ſich ſein Freund nicht ſo leicht von dem Spiegelglaſe trennen zu können. Er ſetzte vor demſelben ſeinen Helm auf, nahm den Säbel unter den Arm, und ging alsdann, um das Bild ſeines ſchönen Selbſt ſo lange als möglich zu genießen, halb rückwärts nach der Thür zu, wodurch es denn kam, daß er dort mit einem Herrn zuſammenſtieß, der gerade zufällig hereintrat und der ebenfalls rückwärts blickte, als er auf der Schwelle ſtand.

„Je vous demande mille fois pardon, Monsieur,“ ſagte der Eintretende auf eine ſehr höfliche und verbindliche Weiſe, wogegen der Dragoner fein: „Il n'y a pas de quoi, M'sieur,“ mit einem finſtern Ausdrucke ſagte, ungefähr ſo, als wollte er damit zu verſtehen geben: hole Sie der Teufel! worauf der Fremde ihn mit einem feſten Blicke betrachtete, dann aber ruhig in das Etabliſſement des Herrn Harper trat, während der Dragoner auf die Straße ſchritt.

„Es gibt doch ſchrecklich ungeſchickte Menſchen,“ ſprach dieſer zu ſeinem Freunde, „wie kann man nur zu einer Thür herein kommen, während man ſich umſchaut?“

„Ja, oder wie kann man zur Thür hinaus gehen, während man rückwärts in den Spiegel ſchaut — da drehe ich die Hand nicht um, wer von Euch der Ungeſchicktere war. Aber,“ fuhr Herr von Marlott nach einer Pauſe, ſtehen bleibend, fort, „haſt Du das Geſicht des Mannes betrachtet, mit dem Du ſo unſanft carambolirt?“

erkundigte ſich, wie viel Uhr es ſei, und verſank, indem er die Hände auf den Rücken legte, einen Augenblick in tiefes Nachdenken. Wollte man der Wichtigkeit ſeiner Mienen glauben, ſo konnte man vorausſetzen, er ſpräche ungefähr folgender Maßen zu ſich ſelber: 's iſt jetzt halb Neun; bis ich zu Hauſe bin, iſt es Neun; meinem Kammerdiener gab ich die Erlaubniß, auszugehen, mein Kutſcher, der Schlingel, iſt im Wirthshaus; ehe ich mich alſo umkleide, ehe ich durch den Stallbuben einſpannen laſſe, iſt es halb Zehn; nein, nein, das geht nicht! ich komme auf jeden Fall zu ſpät! Und nachdem der Schneider alſo gedacht, entſchloß er ſich, von ſeiner hohen ſocialen Stellung herab zu ſteigen und im Kutſcherzimmer des königlichen Marſtalles einen Punſch einzunehmen.

Einige Flaſchen Rum, ſowie der nothwendige Zucker und Citronen waren bald gekauft, und die Beiden traten ihren Rückweg an.

Der Herr Dubel machte keinen weitern Verſuch, mit dem widerſpenſtigen Regenſchirm gegen Wind und Wetter zu ſteuern, und langte aus dieſem Grunde ſo ziemlich bis auf die Haut durchnäßt in dem warmen Kutſcherzimmer an, wo er ſich behaglich an dem Ofen niederließ und ſeinen dünnen Frack mit dem dichten Mantel vertauſchte.

„Nein, ich sah nur im Vorübergehen ein paar schwarze Augen.“

„Und ich sah lange nicht einen so merkwürdig wilden und so starken Bart, das muß ein wahres Fressen für die Scheerer sein, wenn er die Absicht hat, ihn drinnen abnehmen zu lassen, und unter dem Hute starrt eine wahre Welt von dichten und schwarzen Haaren.“

„Die wohl Deinen Neid erregt haben?“ meinte der Dragoner lächelnd. „Ja, lieber Freund, ich sage Dir, das ist doch eines Mannes schönste Zierde, und es muß ein ungeheurer Reiz darin liegen, wenn sich eine kleine niedliche Hand darin vergraben kann.“

„Wie kann das meinen Neid erregen, was ich selber habe? Und ich bin mit meinen blonden wohl zufrieden.“

„Steig' auf den Hügel, Druidenschar,
Sieh' ob der Tag sich neige,
Neuer Mond sich zeige!“

sang der Dragoner-Offizier, eine weniger grundlose als boshafte Anspielung, welche indessen von Herrn von Marlott mit einem verächtlichen Achselzucken erwidert wurde, was übrigens dem guten Einvernehmen der beiden Offiziere durchaus keinen Eintrag that, denn wenige Schritte weiter sah man sie Arm in Arm lachend ihres Weges dahin ziehen.

Neunundbreißigſtes Kapitel.

Aufklärungen.

Der in das Etabliſſement des Herrn Harper eingetretene Fremde nahm dort höflich ſeinen Hut ab und wandte ſich mit der Frage an den Principal, ob er Zeit habe, ſein Haar und ſeinen Bart in Ordnung zu bringen.

Herr Harper, der ſchon manchen tüchtigen und ausgezeichneten Haarwuchs geſehen, war doch erſtaunt über die Fülle, die ihm hier entgegenquoll. Ja, nachdem er den Fremden auf ehrerbietige Art zum Niederſitzen bewogen und ihm den weißen Pudermantel umgehängt, konnte er es nicht unterlaſſen, durch einen leichten Huſten die Aufmerkſamkeit ſeines erſten Gehülfen zu erregen und dann denſelben durch einen dem Fremden unbekannten Wink herbeizurufen. Er hätte es für gewiſſenlos gehalten, dieſe außerordentliche Fülle anzugreifen, ehe er ſeinen jungen Leuten den Anblick derſelben gegönnt; der zweite Gehülfe, welcher dem Principal aſſiſtirte, ſtand überhaupt ſchon ſprachlos vor Erſtaunen da.

Herr Harper hatte ſich mit Kamm und Scheere bewaffnet und that nach einem einleitenden Räuſpern die Frage: „Euer Gnaden befehlen alſo?“

„Ich wünſche mir das Haar zu einer gewöhnlichen Friſur verſchnitten, nicht zu kurz, wie man es jetzt ohne auffallend zu ſein trägt. Laſſen Sie ihr Journal ſehen,“ ſetzte er gleichgültig hinzu.

Der Gehülfe bot das Journal hin, worauf der Fremde auf eine Figur deutete und das Blatt alsdann, während er ſich in den Stuhl lehnte, mit den Worten zurückgab: „So wünſche ich es.“

„Und den Bart ebenfalls so?“ fragte Herr Harper fast erschreckt, denn auf dem Kopfe der Figurine sah man Wangen und Kinn glatt rasirt und nur einen kleinen Schnurrbart stehen geblieben.

„Gerade so!“

Der Principal ließ mit einem unterdrückten Seufzer die Scheere um den Daumen herumfliegen, und als er hierauf seine Arbeit begann, geschah dies mit einem solchen Eifer, ja, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, mit einer Wildheit, als wolle er dieses für ihn unangenehme Geschäft so schnell als möglich beendigen. Nach rechts und nach links flogen die schwarzen Locken auf den Boden, und der zweite Gehülfe konnte sich nicht enthalten, hinter dem Rücken des Fremden das wirklich prachtvolle Haar auf einen Haufen zusammen zu legen.

Da der Principal mit Aufbietung seiner ganzen Kunst und Geschicklichkeit arbeitete, so schälte sich bald die Frisur, wie sie der Fremde gewünscht, aus dem Wald von Haaren heraus, was er mit einem wohlgefälligen Lächeln zu bemerken schien, und als nun das Werk so weit vorgeschritten war, daß der Kopf in seinem neuen Umriß hervortrat, klärte sich sogar die bis dahin unzufriedene Miene des Herrn Harper sichtbarlich auf, denn das Gesicht des Fremden, mit seinen feinen und flachen Schläfen, der hohen und edlen Stirn, dem malerisch schönen Haaransatze, trat unverkennbar auf's vortheilhafteste hervor. Zufriedener ging hierauf Herr Harper an das Abschneiden des Bartes, indem er hoffte, diesen, wenn auch kürzer, doch in seiner krausen Dichte um Kinn und Wangen erhalten zu können. Diese Hoffnung sprach er auch in belobenden Worten aus, doch schüttelte der Fremde den Kopf und erwiderte mit demselben ruhigen Tone: „Ich wünsche den Bart gerade auch so, wie auf der Figurine.“

Der Friseur legte achselzuckend die Scheere weg, nahm behutsam den Pudermantel von den Schultern des Kunden und

ſagte in einem Tone getäuſchter Erwartung: „So muß ich mir erlauben, Euer Gnaden in das anſtoßende Gemach zu begleiten, wo das Uebrige, wenn es nun einmal ſo ſein ſoll, geſchehen wird; aber," ſetzte er mit einem bewundernden Blicke hinzu, „ich verſichere Euer Gnaden, daß Ihr Kopf jetzt ein Enſemble darbietet, wie es ſpäter nicht mehr erreicht werden wird."

„Das wächst wieder, wenn ich es ſo verlange," gab der Fremde zur Antwort; „ich liebe die Abwechslung und möchte mich mit einem Male ohne den großen Bart ſehen laſſen, den ich lange genug getragen habe," ſetzte er mit einem Seufzer hinzu.

„So darf ich mir erlauben, Sie ins Nebenzimmer zu führen?"

In dieſem Nebenzimmer, welches, wie der geneigte Leſer ſich erinnern wird, in orientaliſchem Geſchmacke eingerichtet war und worin der kleine Springbrunnen plätſcherte, befand ſich ein anderer Gehülfe des Herrn Harper und war gerade mit der nothwendigen Arbeit beſchäftigt, ſein Meſſer auf einem großen Streichriemen abzuziehen. Er befand ſich hier nicht allein, doch ſchien der Kunde, welcher auf dem Divan in der Ecke des Gemaches ſaß, bereits bedient worden zu ſein, und blieb vielleicht noch da, um mit dem Gehülfen zu plaudern oder, was er gerade that, gedankenvoll den kleinen Waſſerſtrahl anzublicken, der ſich ein paar Fuß hoch erhob, dann oben aus einander ſtäubte und in einzelnen dicken Tropfen wieder herabfiel. Dieſer Mann hatte einen Fuß in die Höhe gezogen und nach der Art der Orientalen unter den andern geſchoben, was hier in dem türkiſchen Gemache ganz paſſend erſchien; überhaupt bildete derſelbe mit der phantaſtiſchen Umgebung eine ganz gelungene Staffage. Sein ziemlich weites Beinkleid von blauem Tuche war mit ſchwarzen Schnüren beſetzt, die Jacke ebenfalls morgenländiſch geſchnitten, vom ſelben Stoffe und der gleichen Farbe. Um den Hals hatte er leicht ein gelbſeidenes Tuch geſchlungen, welches über die rothe Weſte herabfiel, und auf dem Kopfe trug er ein kleines Käppchen von einem

Zeuge wie perſiſcher Shawl; um den Leib war eine Schärpe von dunkelrother Seide gewickelt. Vollkommen paßte zu dieſem Anzuge ſein Geſicht; es hatte einen ins Olivenfarbige ſpielenden gelben Teint, aus dem die großen ſchwarzen Augen mit einem merkwürdigen Glanze hervorleuchteten; ſonſt war das ganze Geſicht unbeweglich wie ein Marmorbild, eben ſo die ganze Figur ſcheinbar ohne Leben, wie man ſie ſo in der Ecke des Divans ſitzen ſah. Zwiſchen den Händen hielt er eine Schnur von ſchwarzen Perlen, welche er in langen Zwiſchenräumen durch ſeine Finger gleiten ließ; neben ihm auf dem Divan lag ein brauner Burnus mit ſchwarzen Quaſten und ein dunkler Filzhut mit breiter Krempe.

Juſſuf, der indiſche Diener des Grafen Lotus, liebte dieſes Gemach ganz außerordentlich: es erinnerte ihn in ſeiner phantaſtiſchen Ausſchmückung an ſein Heimatland. Auch war er hier als vertrauter Diener ſeines Herrn, ſo wie auch als fleißiger Kunde und noch beſonders dadurch gern geſehen, daß ſeine fremdartige Erſcheinung für Manchen, der hier eintrat, etwas Anziehendes und Feſſelndes hatte.

Für den Fremden, den Herr Harper in dieſem Augenblicke ſelbſt einführte, ſchien dies indeſſen nicht der Fall zu ſein, denn er warf nur einen ganz flüchtigen Blick auf den Inder und ſetzte ſich alsdann ohne Weiteres und ohne durch irgend eine Veränderung ſeiner Mienen das mindeſte Intereſſe an dieſem zu verrathen, auf den ihm angewieſenen Sitz. Juſſuf ließ ſeine Augen unbeweglich auf dem kleinen Waſſerſtrahle der Fontaine haften und ſchob langſam wieder eines der ſchwarzen Kügelchen durch ſeine Finger.

Der Fremde hatte ſich ſo geſetzt, daß ſein Geſicht von dem Inder nur in dem daneben hangenden Spiegel geſehen werden konnte.

Nachdem Herr Harper ſeinem hier ſtationirten Gehülfen, nicht

ohne nochmals ſein Bedauern dabei ausgedrückt zu haben, die Weiſung gegeben hatte, wie der Bart des Fremden nach deſſen ausdrücklichem Befehl zu behandeln ſei, trat er einen Augenblick vor Juſſuf und ſagte ihm flüſternd: „Schade für den prachtvollen Bart, Sie hätten ihn ſich anſehen ſollen, er würde Ihnen ganz beſonders gefallen haben.“

Dieſe Aeußerung ſchien den Inder zum erſten Male zu bewegen, ſeine ſcharfen Blicke auf den Spiegel zu werfen, welcher ihm das Bild des Fremden deutlich zeigte. Dieſe Blicke aber, ſo gleichgültig ſie im erſten Augenblicke dieſes Bild aufſuchten, verſchärften ſich in der nächſten Sekunde auf eine ganz eigenthümliche, ja, auffallende Art; dann fuhr Juſſuf mit der rechten Hand langſam über ſeine geſchloſſenen Augen und ſein Geſicht herab, wie man zu thun pflegt, wenn man ſeine Erinnerung ſchärfen will; doch ſchien ihm das nicht genügend zu gelingen, denn in dem Blicke, welchen er danach abermals auf den Fremden warf, las man etwas Zweifelhaftes, Unbeſtimmtes; doch unterließ er es nicht einen Moment, ihn unter ſeinen geſenkten Augenwimpern hervor forſchend anzublicken. Sein Geſicht hatte dabei einen finſtern Ausdruck, welcher ſich aber nun plötzlich mit einem Male veränderte, als der Gehülfe drüben ſein Geſchäft beendigt hatte. Der Fremde war jetzt um Kinn und Wangen glatt raſirt und nur auf der Oberlippe war ein feiner, ſchwarzer Bart ſtehen geblieben. Damit hatte ſich auch ſeine ganze Phyſiognomie verändert und dieſelbe erſchien mit einem Male jünger und edler.

Die Veränderung in den Blicken des Inders, welche ſich momentan gezeigt, war einem blitzähnlichen Aufflammen der Ueberraſchung, ja, des Haſſes ähnlich, verſchwand aber ebenfalls wie der Blitz, kaum geſehen wieder, um dem früheren unbeweglichen Geſichtsausdrucke Platz zu machen. Das Einzige, was man, als ſich der Fremde gegen ihn wandte, hätte bemerken können, war ein leichtes Zucken in den Mundwinkeln und ein

etwas ſtärkerer Athemzug, als ſeine gewöhnlichen. Dabei hatte er den Daumen ſeiner rechten Hand unter die rothſeidene Schärpe geſteckt, während er mit der linken die Schnur ſchwarzer Perlen geräuſchlos in die Taſche ſeines weiten Kleides gleiten ließ.

Der Fremde beſchenkte den Gehülfen des Herrn Harper, und gewiß auf eine ſehr freigebige Art, was man an den tiefen Bücklingen deſſelben deutlich wahrnehmen konnte. Der Menſch eilte ſogar geſchäftig mit in das erſte Zimmer, wo er ſich des Paletots bemächtigte, während der andere Gehülfe den Hut des Fremden und der jüngſte Gehülfe den Stock deſſelben hielt. Herr Harper ſelbſt ſtand, als jener nun hinaus ging, an der Thür ſeines Etabliſſements, rieb ſich leicht die Hände und machte, während er um fernere Kundſchaft bat, eine ehrfurchtsvolle, aber doch gemeſſene Verbeugung.

Der jüngſte Gehülfe hob eine Handvoll des ſchwarzen Haares vom Boden auf und konnte nicht aufhören, deſſelben rühmend zu erwähnen, ein Lob, welchem ſich der Principal um ſo mehr gedrängt fühlte beizupflichten, als der Gehülfe des mauriſchen Gemaches die reiche Gabe des Fremden in dieſem Augenblicke auf den Ladentiſch legte.

Daß Juſſuf ſo eben das Etabliſſement geräuſchlos, wie er immer zu thun pflegte, verlaſſen, wurde von den Anweſenden um ſo weniger bemerkt, als in dieſem Augenblicke die Herren Richter und Bander, von ihrem Spaziergange zurückgekehrt, in das Atelier traten.

Herr Harper, welcher im Benehmen gegen ſeine Kunden Nuancen anzubringen wohl verſtand, behandelte die beiden eben Eingetretenen mit einer familiären Herablaſſung, beſonders Herrn Richter, welchen er dem Eifer des jüngſten Gehülfen anvertraute, während der andere Gehülfe ſich auf ſeinen Wink mit dem allerdings etwas verwahrloſten Haar des Herrn Bander beſchäftigte.

Er ſelbſt, Herr Harper, Chef der Kunſt-Anſtalt, legte ſich ſeitwärts an das kleine Tiſchchen vor dem Spiegel, wobei er ſeine Arme über einander ſchlug und dem ehemaligen Sänger gnädig zunickte, welcher ihm ſagte: „Ja, Herr Harper, dieſes Mal iſt es ſcharf an mir vorüber gegangen, und ein Gedanke mehr, ſo hätte ich nimmer das Glück gehabt, hier bei Ihnen hergeſtriegelt zu werden.“

„Ja, man ſieht's noch deutlich,“ warf der erſte Gehülfe ein, welcher ſich bei dieſem Kunden ſchon eine Bemerkung erlauben konnte.

Herr Richter wandte ſeinen Kopf ſo weit herum, als es ihm das drohend ſchwirrende Eiſen erlaubte, und gab die Bemerkung von ſich, daß Carlo Banderi an jenem Abend eigentlich zu einem Räthſel geworden ſei, denn zweimal durchgefallen, ſei er doch wie ein Prinz nach Hauſe geführt worden.

„Davon habe ich begreiflicher Weiſe gehört,“ entgegnete der Principal, „und es war auch das Wenigſte, was man Ihnen nach jenem Unfalle thun konnte; zuerſt fährt man ſie an der Straßenecke um und läßt ſie dann in dem gleichen Wagen nach Hauſe führen.“

„Sie glauben,“ verſetzte Herr Vander raſch, „daß derſelbe Wagen, der mich unglücklich ſtreifte, mich ſpäter nach Hauſe zurückgeführt hätte, und daß dieſelbe Dame —?“ — Hier unterbrach er ſelbſt ſeine Frage, aber der geſpannte Blick, welchen er auf Herrn Harper richtete, zeigte deutlich das hohe Intereſſe, mit dem er die Antwort erwartete.

„Von einer Dame weiß ich vor der Hand noch nichts,“ erwiderte der diplomatiſche Friſeur, „ſogar daß der Wagen Ihres Unglücks derſelbe geweſen ſei, welcher Sie nach Hauſe geführt, iſt bei mir bloße Vermuthung.“

„O nein,“ ſprach der Andere dringend, „es iſt keine Vermuthung von Ihnen, Sie ſagten es vorhin ſo beſtimmt; ſeien

Sie nicht verſchloſſen gegen mich, mein lieber Herr Harper, denken Sie doch nur, wie ſehr es mich drängt, dem gütigen Weſen meinen Dank auszuſprechen, das mich vielleicht vom Tode errettete."

„Nachdem es Sie dem Tode nahe gebracht, — ich meine, das wäre eine Rechnung, die ſich ausgliche."

„Nicht ſo ganz, Herr Harper, nicht ſo ganz," erwiderte der ehemalige Sänger erregt; „daß mich der Wagen ſtreifte, war ein Unglück, vielleicht eine Ungeſchicklichkeit des Kutſchers, vielleicht meine eigene. Daß ſich aber der Beſitzer des Wagens meiner erbarmte, mich von der kalten Straße aus dem ſtrömenden Regen hinweg nach Hauſe bringen ließ, iſt eine Theilnahme, die meine ganze Erkenntlichkeit hervorruft."

„Namentlich, wenn der mildthätige Samariter eine Dame war."

„Bitte, Herr Harper, ſagen Sie mir die Wahrheit," bat der Andere dringend; „daß Sie bei Ihrer ausgebreiteten Bekanntſchaft die Details der für mich ſo wichtigen Angelegenheit auf's genaueſte erfahren, kann ich mir wohl denken. Seien Sie auch überzeugt, daß ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen und Sie gewiß durch Plaudereien nicht in Ungelegenheiten bringen werde."

„Ei, mein lieber Herr Vander," verſetzte der Principal mit Würde, „glauben Sie denn, daß, wenn mir in dieſer Sache etwas anvertraut worden wäre, irgend eine Gewalt im Stande ſein würde, mich zum Reden zu zwingen? Ah, Sie ſcheinen Harper ſchlecht zu kennen! — Verſchwiegenheit gehört zu den Tugenden, auf die ich mir beſonders etwas einbilde."

„Wer weiß das nicht? Aber ich verlange auch von Ihnen keinen Namen; ich wünſche nur zu wiſſen, ob derſelbe Wagen, der mich niedergeworfen, mich auch nach Hauſe gebracht? Bitte, ſagen Sie mir darüber Ihre Anſicht."

„Ich vermuthe, es war derſelbe," gab Herr Harper mit einem freundlichen Blicke zur Antwort.

„O, Ihre Vermuthung iſt für mich Wahrheit,“ rief der ehemalige Sänger; „wahrhaftig,“ wandte er ſich an Richter, „dieſer Gedanke iſt mir ſchon öfters gekommen.“

„Mir auch,“ erwiderte trocken der Choriſt. „Da ich es im Grunde für ſehr gleichgültig anſah, wer auf ſolche Samariter-Weiſe die Rechnung mit Dir ausgeglichen — ich gebrauche hier abſichtlich den Ausdruck des Herrn Harper — ſo ſchwieg ich darüber; du lieber Gott, man ſah Dich ſtürzen, ein bischen Gefühl wohnt in jedes Menſchen Bruſt, und da man Dich ſpäter noch da liegen ſah, ſo ließ man es darauf ankommen, mit Deinem Blute die koſtbaren Kiſſen des Wagens beſudeln zu laſſen.“

„Nein, nein,“ warf Herr Harper ein, „ſo muß man nicht urtheilen; ich bin überzeugt, dieſer Unfall muß der Dame außerordentlich zu Herzen gegangen ſein.“

„So könnte ſie es alſo geweſen ſein!“ ſagte Vander ſo leiſe, daß keiner der Umſtehenden ſeine Worte vernahm. „So wäre es ihre Schärpe, ſo wäre es ihr Tuch, das ich hier wie ein Heiligthum auf meiner Bruſt verwahre! Ja, ſie ſah mich in jener Nacht, ſie erkannte mich, ſie wußte, welches Gefühl mich zu dem wahnſinnigen Beginnen trieb — und darauf hin kehrt ſie zu mir zurück, knieet neben mich hin, wie ich erfuhr — ſie knieend auf dem naſſen Straßenpflaſter! — und drückt ihr Tuch auf mein blutiges Haupt — o Räthſel in der Bruſt eines Weibes!“

„Dieſe Dame,“ ſagte Herr Harper, und ſetzte gleich darauf hinzu, „Sie werden mir verzeihen, daß ich keinen Namen nenne, — intereſſirt ſich überhaupt für Sie.“

„Was zu erfahren für uns durchaus von keinem Intereſſe iſt,“ warf der Choriſt ein,

„Falſche Sirene, heuchelndes Bild,“

„ſingt Lionel — nicht der ſelige Lionel.“

„Sie erlauben mir, Ihnen zu bemerken, Herr Richter,“ meinte

Eilftes Kapitel.

Ein Hofball und seine Folgen.

Unterdessen rollte der Baron Karl, in die Ecke seines Wagens geschmiegt, dem Palais des Prinzen zu. Ein Anderer an seiner Stelle würde Angesichts der drohenden Wetterwolken, welche an seinem gesellschaftlichen Horizont finster und hastig emporstiegen, einigermaßen bekümmert, wenigstens sehr nachdenkend gewesen sein; Letzteres war der Baron auch, aber ohne daß irgend eine Bekümmerniß an diesem Nachdenken Schuld gewesen wäre; vielmehr nickte er zuweilen befriedigt mit dem Kopfe oder lachte vergnügt in sich hinein, und als er jetzt an dem dumpfen Rollen der Räder hörte, daß er unter dem gewölbten Steinportal des Palais angekommen sei, öffnete er behende wie sonst den Schlag seines Wagens, sprang hinaus und sagte freundlich zu dem Jäger, indem er seinen Mantel abwarf, er bäte ihn, seinen Wagen nicht zu vergessen.

Lukas nickte und fuhr davon.

Der Baron schritt durch die geöffneten Glasthüren festen Schrittes und aufrechten Hauptes an den sich tief verneigenden Portiers und Lakaien vorbei und gieng auf dem dicken Teppich-

Herr Harper in etwas ſpitzigem Tone, „daß es verſchiedene Arten von Intereſſe gibt, eins, das dem Künſtler gilt, und ein anderes, das man dem Menſchen zuwendet.“

„O armer Sidi-ben-Aben-Hamet!“ lachte der unverbeſſerliche Chorſänger; „damals konnte man es ihr doch wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn ſie kein Intereſſe an Dir genommen, Du warſt nahe daran, ihr eine ganze Scene zu verderben!“ —

Herr Harper, welcher that, als hätte er dieſe Aeußerung gar nicht vernommen, fuhr in ernſtem Tone fort: „Sie wiſſen, daß man ſich in Gegenwart eines Künſtlers meiner Art durchaus nicht genirt, beſonders wenn man von der Diskretion deſſelben überzeugt iſt. Du mein Gott, ich höre ſo Manches, was eigentlich nur für die Wände oder für den Spiegel beſtimmt iſt.“

„Die Dame alſo,“ fragte Bander, „wendet mir ihr Intereſſe zu?“

„Dem Künſtler, ja, dem Schriftſteller.“

„Das läßt ſich allenfalls hören,“ meinte Herr Richter.

„Was weiß ſie denn von meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit?“

„Die Dame weiß darum,“ verſetzte Herr Harper in ſehr beſtimmtem Tone, „und ſprach darüber mit dem Intendanten; ſie erwähnte des Luſtſpiels, welches Sie im Begriffe ſeien zu vollenden, und von dem ſie nicht genug Lobenswerthes ſagen konnte.“

Herr Bander wandte raſch den Kopf nach ſeinem Freunde um, worauf dieſer, der den Blick auffing und verſtand, achſelzuckend ſagte: „Ich weiß nichts davon, wie eine Dame, von der wir weiter nichts wiſſen, als daß ſie uns in den Schmutz gefahren, Kenntniß von unſerer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit erhalten hat.“

„Es wäre denn,“ unterbrach ihn Bander, „daß Du mit Deiner bekannten Neigung, Andern etwas mitzutheilen, auf irgend einer Probe davon erzählt hätteſt.“

„Beim Anubis! Alſo that ich nicht," erwiderte feierlichſt der Chorſänger, wobei er ſeine rechte Hand unter dem Puder-Mantel in die Höhe ſtreckte, was von großer Wirkung war.

„Wenn eine ſolche Dame," fuhr der Principal fort, „ſich dringend für ein Luſtſpiel intereſſirt und dieſes Intereſſe dem Hoftheater-Intendanten im geeigneten Augenblicke kund thut, ſo iſt das eine Sache von großer Wichtigkeit. Ich möchte, was den vorliegenden Fall betrifft, faſt behaupten, daß, wenn Ihr Stück, woran ich nicht zweifle, wirklich gut iſt, es ſogleich angenommen und aufgeführt wird. — Sind wir ſo weit," ſetzte er lächelnd und mit einer Protektions-Miene hinzu, „ſo glauben Sie mir, daß ich von dieſem beſcheidenen Schauplatze aus beſſer für Ihr Luſtſpiel werde zu wirken verſtehen, als ein Dutzend vorläufiger Zeitungs-Annoncen."

„Das iſt ein Wort zu ſeiner Zeit an Deutſchlands Fürſten und Volk, und wie die Valentine ſingt, ſo ſinge auch Du, mein Freund:

„Feſt an Dich klamm're ich mich."

„Gewiß, Herr Harper," ſagte der ehemalige Sänger nach einer Pauſe, „ich bin Ihnen ſehr dankbar für Ihre Freundlichkeit und für die Nachricht, die Sie mir gegeben. Sollte es ſich, ohne auffallend zu erſcheinen, thun laſſen, daß Sie jener Dame —"

„Solche Aufträge nimmt Herr Harper nicht an," fiel ihm Herr Richter raſch in's Wort, „wozu ihn auch bemühen? Du wirſt gemerkt haben, daß Hochdieſelbe nur im Dunkeln und Geheimen für Dich zu wirken beſtrebt iſt; laß ihr dieſe Grille, ſie iſt ihr vielleicht ſüß, dieſe Grille. — So," wandte er ſich hierauf an den Gehülfen, der ihn bedient, indem er mit einer theatraliſchen Bewegung den Puder-Mantel abwarf und ſich ſtolz erhob, „junger Menſch, Sie haben in der Blüthe Ihres Alters ein Meiſterſtück gemacht, fahren Sie ſo fort, und unſere Huld und

Gnade wird Ihnen niemals fehlen.“ Er reichte ihm mit einer Geberde, die eines Kaisers würdig gewesen wäre, die Hand wie zum Kusse dar, was der überraschte Gehülfe aber falsch verstand und sich bemühte, mit einer rasch ergriffenen Bürste einen Flecken vom Aermel des Chorsängers zu vertilgen, den er zufällig dort bemerkt.

Herr Bander, dessen Frisur ebenfalls beendigt war, machte eine deutliche Bewegung nach seinem Geldtäschchen, worauf Herr Harper ihn mit einem graziösen Lächeln durch eine nicht zu verkennende Pantomime ersuchte, sein Schuldner zu bleiben, ja, dieser große Mann setzte verbindlich hinzu: „Bei der ersten Aufführung Ihres Lustspiels werde ich kommen, um Sie gleichfalls um eine Gefälligkeit zu bitten.“

Die beiden Freunde gingen mit einander fort, und nachdem sie eine kleine Strecke weit gekommen waren, stieß Herr Richter seinen Freund mit dem Ellbogen an und sagte: „Hat Dich die Vermuthung des Herrn Harper überrascht, daß dieselbe Dame, deren Wagen Dich überfahren, zurückgekehrt sei, um nach Dir zu sehen? Wahrhaftig, ich vermuthe, es beschäftigt dies sehr Deine Phantasie, denn Du bist merkwürdig einsilbig geworden. He, mein Freund, ist es dieses Faktum allein, oder weißt Du vielleicht, wer die Dame gewesen?“

„Und wenn ich es wüßte?“ entgegnete Herr Bander, wie aus einem Traume auffahrend.

„Nun, dann meine ich, würde es durchaus nichts geschadet haben, wenn Du mir eine Mittheilung darüber gemacht.“

„Ueber etwas Gewisses würde ich das auch nicht unterlassen haben. Es war mir zu unglaublich, daß sie, die sich meiner so freundlich annahm, dieselbe gewesen sein könnte.“

„Aha, eine, die Dir vorher nicht freundlich begegnet! Es fängt an, mir schwach aufzudämmern: gerade heraus, es war Fräulein Rosa, unsere erste Tänzerin.“

„Und wenn dem ſo wäre, — begreifſt Du, warum ſie zu mir zurückkehrte, um mir zu helfen?“

„Das finde ich an ſich nicht ſo unbegreiflich. Sie ſah Dich ſtürzen, ſie konnte wahrhaftig nicht weniger thun, als nachſehen, was für ein Unglück ſie eigentlich angerichtet.“

„Ja, ja,“ ſagte Vander in bitterem Tone, „ſie würde ſich auch vielleicht nach einem Hunde umſchauen, welcher unter die Räder des Wagens gekommen wäre. Es ſchmerzt mich tief, daß ſie es war. Ach, es war mir bisher ein ſo wohlthuendes Gefühl, ihr Tuch auf meiner Bruſt zu wiſſen! Nun werde ich zu Hauſe daſſelbe ablegen, es iſt mir ziemlich gleichgültig geworden.“

„Daran thäteſt Du nicht unrecht; was ſollen Dir auch dieſe Gedanken für eine bisher Unbekannte, da Du ſie mit Deiner Gewiſſenhaftigkeit in ähnlichen Dingen doch einen Raub an Deiner neuen Liebe nennen müßteſt?“

„Laß das bleiben, Richter, darüber verſtehe ich keinen Scherz, und am allerwenigſten von Dir, dem ich mein Herz ſo rückhaltlos geöffnet.“

„Sie verdient es auch, daß man ihr gut iſt. Könnte ich doch für ſie durch's Feuer gehen, obgleich ich weder Liebe noch Leidenſchaft für ſie empfinde.“

„Gewiß,“ entgegnete Vander nach einem längeren Stillſchweigen, „ſeit ich ſie kennen gelernt, erfaſſe ich das Leben wieder mit voller Kraft, ſeit ſie freundlich ermuthigend zu mir ſpricht, ſcheint mir kein Ziel zu hoch, zu ſchwierig zu erreichen. Ich wünſche mir eine tüchtige Brandung, um, mit Gewalt hindurchkämpfend, ein feſtes, glückliches Eiland zu erreichen. — — Wenn nur eines nicht wäre — — eines, das ich doch vielleicht wieder nicht miſſen könnte.“

„Und das wäre?“ fragte Herr Richter lauernd.

„Die Aehnlichkeit zwiſchen den Beiden, die furchtbare und doch ſo ſüße Aehnlichkeit.“

„Pah," versetzte der Andere in nachlässigem Tone, „sie ist wohl groß, aber wenn man Beide neben einander sähe, so würde man doch einen gewaltigen Unterschied finden."

„Seit ich die Eine gesehen, ist mir die Erinnerung an die Andere fast gänzlich verschwunden."

„Dazu kann man Dir nur Glück wünschen."

„Ich bin nur froh," meinte Bander, nachdem sie eine Zeitlang stillschweigend dahingegangen, „daß die Zeit der Wunder und Märchen vorüber ist, jene Zeit, wo sich arglistige Zauberinnen ein Vergnügen daraus machten, die Herzen armer Erdenkinder zu verderben. Denk Dir einmal, Richter, wenn ich mich unterstände, ihre Hand zu fassen, vor ihr nieder zu sinken, ihr meine Liebe zu gestehen, und sie würde mich plötzlich höhnisch anlachen, ihr Auge würde glänzen in jenem hochmüthigen stolzen Schimmer, mit welchem die Andere auf uns nieder zu blicken pflegte, ihre Lippen würden sich mit jenem uns so bekannten Trotze öffnen und sie spräche: Ich habe nur sehen wollen, wie weit der Wahnsinn eines Verliebten geht! — Ach, das wäre entsetzlich! Doch nein, nein, das Auge des Mädchens, das ich so heiß und innig liebe, kann nicht lügen, ihre weichen Lippen sind nicht geschaffen, ein hartes Wort zu sprechen, sie — —"

Mit einem Male verstummte er und blieb plötzlich stehen, seinen Freund am Arm zurückhaltend, welcher ihn verwundert anblickte. Doch löste sich die verwunderungsvolle Miene des Herrn Richter im nächsten Augenblicke in ein eigenthümliches Lächeln auf und er konnte sich nicht enthalten, zu sagen: „Das ist doch wahrhaftig wie der Wolf in der Fabel, wenn der Vergleich nicht so gar hinkend wäre."

Auf demselben Trottoir, wo die beiden Freunde gingen, kamen ihnen zwei Damen entgegen, in einfacher aber sehr eleganter Kleidung, deren schwere Seidenstoffe rauschend die Steinplatten fegten. Die eine, bei deren Anblick der ehemalige

Sänger unwillkürlich zusammenfuhr und einen Moment stehen blieb, sprach lebhaft mit der andern, welche mit ruhiger Freundlichkeit zuhörte.

Herr Richter zog seinen Freund fast gewaltsam mit fort, wobei er vor sich hinbrummte: „alberne Kindereien! Keck aufgeschaut und einfach gegrüßt, wie es sich für einen ehemaligen Collegen geziemt."

Jetzt waren die beiden Damen nahe gekommen, und die, welche so lebhaft gesprochen, blickte auf, sah die begegnenden beiden Männer, welche grüßten, mit einem ruhigen, kalten Blicke an und neigte leicht ihr Haupt.

In der nächsten Sekunde waren sie schon vorüber gerauscht, und Bander konnte sich nicht enthalten, abermals stehen zu bleiben und den beiden prächtigen Gestalten einen Blick nachzusenden.

„Bei Gott, sie ist doch schön," sprach er leise, worauf Herr Richter, der dieses Wort verstanden hatte, beifügte: „ja, schön und kalt, ein Bild ohne Gnade, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt."

„Ohne Gnade?" sprach der ehemalige Sänger, und während er hierbei lächelte, zeigte sich doch ein schmerzlicher Zug um seinen Mund. „O, ich kann Dir versichern, sie versteht es auch, Gnaden auszutheilen — und von ihr begnadigt zu sein, müßte trotz alledem doch zu den höchsten Wonnen in diesem Erdenleben gehören."

„Arme Tante Rosa!" sagte Herr Richter kopfschüttelnd. „Da sieht man, was eine allerdings tadellose Figur, eine graziöse Haltung und so und so viel Ellen krachenden Seidenstoffes und krachenden Sammts nicht alles hervor zu bringen im Stande sind. Schade, daß Du nicht auf den Höhen des Lebens geboren bist und zu den Spitzen der sogenannten guten Gesellschaft gehörst, wie jene beiden Offiziere, siehst Du, die sich jenen Damen so zuversichtlich nähern."

paar Worte ſagte, ſich hierauf raſch umwandte, um allein denſelben Weg zurückzulegen, den ſie gekommen.

Da aber dieſer Weg der gleiche der beiden Freunde war, die bis jetzt ſtehen geblieben, ſo unterließ Herr Richter nicht, ſeinen Freund durch ein kurzes „ſo komm doch!“ an das Weitergehen zu mahnen, ja, er ſetzte hinzu: „es würde ganz eigenthümlich ausſehen, wenn wir da ſtehen blieben, um anzugaffen, wohin eine Dame, die uns eigentlich gleichgültig ſein muß, ihre Schritte lenkt. Komm aber ein bischen ſchneller, wenn ich bitten darf, denn du ſchleichſt wie eine Schnecke, und ſie mit ihrem energiſchen Gang,

„Leichtſchreitend wie ein Reh“

ſagt der Dichter, wird uns ſonſt ein- und überholen.“

„Ich wandle wie im Traume,“ erwiderte der ehemalige Sänger nach einem tiefen Athemzuge; „ich möchte raſch davon und kann doch kaum von der Stelle kommen. Das iſt der Zauber, der von dieſem wunderbaren Weſen ausſtrömt.“

„Ja, ein Zauber ſcheint es allerdings zu ſein,“ gab Herr Richter mit einem Seitenblick auf ſeinen Gefährten zur Antwort, „vor ihm ſchmelzen alle guten und feſten Entſchlüſſe, wie Schnee vor der Sonne. Rette Dich und komm! Haſt Du aber Luſt, mit dem Lichte wieder in gefährliche Berührung zu kommen, arme Mücke, ſo thue das in Gottes Namen, ich bin in dieſem Augenblicke ganz Staberl; wenn ein Opfer fallen ſoll, ſo falle Du — ich entfliehe.“

Dabei ſchwenkte er ſeinen Hut und bog unter einem rechten Winkel von dem Trottoir ab; es war aber auch um zu entfliehen die höchſte Zeit, denn ſchon vernahm man das Rauſchen des ſchweren Seidenkleides in nächſter Nähe, und gleich darauf die Frage der ſchönen Tänzerin, welche ſie mit feſtem Tone ihrer tiefen und wohlklingenden Stimme that: „war das nicht Herr Richter, der da eben ſo eilig von Ihnen ging?“

Jetzt durfte und mußte Vander stehen bleiben, er mußte ihr in das schöne Antlitz schauen, er mußte die Glut ihres großen dunkeln Auges aushalten, und er that das alles mit wahrem Heldenmuth und mit dem festen Vorsatze, sie nicht schön zu finden, nicht bezaubernd, nicht hinreißend; ja, er that noch mehr, denn er wußte wohl, er ging an ihrer Seite, da sie ihm, nachdem er ihre Frage bejaht, freundlich sagte: „Wenn es Sie nicht in Ihren Geschäften aufhält, so begleiten Sie mich ein paar Straßen, ich muß nach Hause.“

Dann ging er an ihrer Seite, und da ihr Kleid von sehr weitem Umfange war, so streifte es ihn zuweilen, was ihm jedes Mal ein Gefühl verursachte, als müsse er sich von dem Trottoir hinunter auf das Pflaster reiten. Das that er aber doch nicht, denn es fiel ihm glücklicher Weise ein, daß ein solches Benehmen gar zu komisch gewesen wäre.

Herr Richter war schon weit, weit davon geeilt, schon drüben an einer entfernten Straßenecke, wo er sich umwandte und dann mit beiden Händen eine gar seltsame Pantomime machte.

Die Tänzerin, welche ihren raschen Schritt gemäßigt hatte und nun ziemlich langsam neben Herrn Vander herging, sagte ihm nach einer längeren Pause: „Ich hoffe, daß Herr Richter Ihnen mein inniges Bedauern über Ihren Unfall ausgedrückt, ein Unfall, den ich zufällig erfahren,“ setzte sie in sehr bestimmtem Tone hinzu. „Sie sind vollkommen wieder hergestellt?“ fragte sie hierauf rasch.

„Ja, mein Fräulein,“ entgegnete Vander; „der Arzt erlaubte mir heute zum ersten Male, auszugehen, und ich fühle durchaus keine unangenehmen Nachwirkungen davon.“ Er hätte gern hinzugesetzt: Ich befinde mich in diesem Augenblicke außerordentlich wohl, fast glücklich! — wenn ihm nicht im Geiste das höhnische Gesicht des Herrn Richter vorgeschwebt hätte.

„So freut es mich um ſo mehr, Sie gerade heute zu ſehen, und Ihnen ſo meinen Glückwunſch ſagen zu können zu Ihrem erſten Ausgange und," fuhr ſie lächelnd fort, „zu Ihrem Entſchluſſe, das Theater, wo Sie kein Glück gehabt, für immer zu verlaſſen. Hat es Sie geſchmerzt, Ihre Carriere aufzugeben? Ich hoffe nicht!"

„Die Veranlaſſung war mir unangenehm," gab er mit großer Offenheit zur Antwort und ſetzte mit Beziehung hinzu: „Ja, es ſchmerzte mich, den Unfall vor Ihren Augen zu erleben."

„Ah, den Unfall auf dem Theater! Seien Sie froh darüber, es erſpart Ihnen jahrelange, fruchtloſe Mühe. Und wie ich höre, haben Sie Ihr ſchönes Talent einem anderen, gewiß nicht minder würdigen Felde zugewandt. Sie ſchreiben ein Luſtſpiel?"

„Gewöhnlich pflegt man aus einer ſolchen Arbeit ein Geheimniß zu machen. Doch da ich ſchon erfahren, daß Sie um meine Beſtrebungen wiſſen, ſo will ich dieſelben vor Ihnen auch nicht in Abrede ſtellen."

„Was mich recht ſehr freut," erwiderte ſie in einem Tone voll Wärme, daß Bander ſich nicht enthalten konnte, in ihr Geſicht zu ſehen und faſt erſchrak über den ſeelenvollen Ausdruck ihres Auges, ein Ausdruck, den er ſonſt ſo wenig an ihr gewohnt war, ein Ausdruck, der ihm ein anderes Augenpaar ſo lebhaft ins Gedächtniß rief, daß er unwillkürlich ſeinen Blick wie zur Vergleichung über ihre ganze Geſtalt hinabgleiten ließ. Ja, außerordentlich war die Aehnlichkeit, namentlich jetzt, wo das Geſicht der Tänzerin einen ſo lieben, gewinnenden Ausdruck angenommen hatte, wo der Ton ihrer Stimme ſo weich klang, faſt gerade ſo zu Herzen gehend, als der Ton der anderen Stimme. Wenn aber auch ſein Auge keinen ſo großen Unterſchied zwiſchen Beiden entdecken konnte, ſo fühlte er doch in ſeinem Herzen jetzt noch ein anderes, fremdes Gefühl gegen das ſchöne Mädchen an ſeiner Seite, ein Gefühl, das ihm eine gewiſſe Scheu, eine Zurück-

ſtreifen die breite Steintreppe hinauf, welche durch Gewächſe aller Zonen und durch Reihen blühender Blumen zu einer Gartenterraſſe umgewandelt war.

Der Baron erſchien in der That etwas ſpät an den Thüren des Vorzimmers, und da es keine Kleinigkeit iſt, auf einem Hofballe zu ſpät zu kommen, ſo würden Viele an ſeiner Stelle dieſe geheiligten Räume mit bangem Herzen betreten haben, wenn ſie auch nicht, wie er, mit doppelter und dreifacher Schuld beladen geweſen wären. Geräuſchlos öffneten ihm die Kammerdiener die Thür eines erſten Zimmers, und er trat ſtolz und vornehm hinein.

Hier waren ſolche Gäſte verſammelt, welche als Beamte von der und der Rangklaſſe zu den größeren Bällen bei den höchſten Herrſchaften geladen wurden, meiſtens ältliche und gebrechliche Geſtalten mit eckigen Haartouren, ſteifen, ernſthaften Geſichtern, weißen, mehrere Stockwerke hohen Halsbinden und eben ſolchen Weſten, deren Schnitt etwas Patriarchaliſches hatte. Die Fräcke dieſer Herrn ſtammten gleichfalls nicht aus dem letzten Jahrzehend und waren meiſtens aus der Frühlingszeit ihres Lebens, weßhalb ſie auch größtentheils etwas Leichtes, Idylliſches hatten; vorn war es unmöglich, ſie zuſammen zu knöpfen, und hinten endigten ſie mit langen Schößen im Schwalbenſchwanzgeſchmack. So ſtanden ſie eng geſchaart, die kleinen Würdeträger des Beamtenthums, in zwei Reihen, einen Durchgang frei laſſend, und ſowohl die Eingangs- wie die Ausgangsthür feſt im Auge behaltend, allzeit fertig, durch einen tiefen Bückling die Aufmerkſamkeit einer hohen Perſon auf ſich zu ziehen.

Unter ihnen befanden ſich etliche jüngere Geſtalten, einige mit aufgeweckten Geſichtszügen und gewiſſermaßen eleganter Toilette, junge Künſtler, welche die kunſtliebende Fürſtin nicht zu vergeſſen pflegte und die ſich hier zeigen durften. Ihre Hofballexiſtenz war eigentlich nicht luſtiger und vergnügter, als die der andern Herrn, bei welchen ſie ſtanden; einige der Keckſten unternahmen wohl ſchüchtern eine Entdeckungsreiſe in die angränzenden

haltung auflegte, die er bei der anderen lange, lange nicht in dem Grade empfand. Tante Rosa, obgleich auch in ihrem Benehmen etwas ächt Weibliches lag, etwas Achtunggebietendes, so daß er auch ihre Hand nur mit einer gewissen Ehrfurcht zu berühren wagte, Tante Rosa erregte in ihm das Gefühl der Möglichkeit einer gegenseitigen Anziehung. Wenn er auch zu ihr aufschaute, wie zu einem schönen Sterne, so erschien sie ihm doch wie ein leuchtendes Bild, dessen sanfte Strahlen einstens Einfluß auf sein ganzes Leben haben würden. Die Andere dagegen glänzte ihm aus unerreichbarer Ferne entgegen, in schwindelndem Laufe dahinfahrend, ein glühendes, strahlendes Meteor, das, wenn es sich seinem Kreise nahe, nur im Stande wäre, ihm Verderben zu bringen.

Während er so denkend neben ihr dahinschritt, vernahm wohl sein Ohr, daß sie von seinem Stücke sprach. Woher sie Kenntniß desselben hatte, sagte sie nicht, und so sehr er auch erstaunte über die Einzelnheiten, die sie ihm mittheilte, so hielt er es doch nicht für passend, sie zu fragen. Er beantwortete überhaupt fast nur ihre Anreden, wobei er sie höchst selten anschaute, denn wenn er das that, wenn er die schwere Seide ihres Kleides, den Sammt ihres Mantels, die Federn ihres Hutes betrachtete, wenn er sich klar machte, wer neben ihm wandle, so entschwand ihm plötzlich das liebe Bild wieder, welches der Ton ihrer Stimme, ja, zuweilen der Ausdruck ihres Auges so lebendig in ihm wach gerufen, ja, so lebendig, daß er manchmal nachsinnend leicht mit dem Kopfe schüttelte, wenn er sich gestehen mußte, eine solche Aehnlichkeit zwischen zwei weiblichen Wesen sei fast undenkbar. Denn Unglück für ihn, wenn es sich anders verhielt, wenn sie, die er liebte, nur eine Phantasie war, nur ein Spiegelbild jener Andern, vielleicht diese selbst! —

Doch nein, nein, fort mit diesen thörichten Gedanken! Sie, die er liebte und die wohl dieses Gefühl in seiner Brust erkannt,

hatte ihm erlaubt, ihre Hand zu ergreifen, hatte dieſelbe nicht zurückgezogen, als er ſie leicht an ſeine Lippen gebracht, ja, es hatte ihn durchzuckt, wie ein leichter, ſanfter Gegendruck! — Warum ſollte ſie in ſein Leben getreten ſein, um alsdann, wieder verſchwindend, vielleicht nichts zurückzulaſſen als den kalten Schein, den er ſo oft in den Augen der Andern bemerkt? — Warum, warum? O, wir fragen ſo oft, warum, ohne im Stande zu ſein, uns hierauf eine genügende Antwort zu geben! —

Je freundlicher die ſchöne Tänzerin trotz ſeiner ſpärlichen Antworten mit dem jungen Manne ſprach, um ſo mehr und beängſtigender floſſen die beiden Bilder aus einander, und er konnte ſich nicht enthalten, ſeufzend zu denken: „O, wenn ich doch meinem Freunde gefolgt und fern geblieben wäre dieſer wunderbaren Sirene! —

„Hier ſcheiden ſich unſere Wege," ſagte ſie jetzt; „es freut mich, Sie geſprochen zu haben, und ich hoffe, es ſoll das nicht das letzte Mal geweſen ſein. Denken Sie an mich wie an jemand, der gern bereit iſt, Ihnen nützlich zu ſein. Wohl weiß ich," ſetzte ſie verbindlich lächelnd hinzu, „daß Ihr Werk ſich ſelbſt Bahn brechen wird, aber vielleicht bedarf es doch einer kleinen Hülfe, um auf dieſe Bahn zu gelangen, und in dem Falle ſeien Sie nicht zu ſtolz, ſich meiner zu erinnern. Um mich praktiſch auszudrücken, ſagen Sie es mir, ſobald Sie Ihr Stück dem Intendanten eingereicht haben. Wenn ich nicht viel über ihn vermag, ſo vermag ich vielleicht doch wenigſtens ſeine Entſchließung zu beſchleunigen, und das iſt immerhin etwas."

Er dankte ihr mit beredteren Worten, als er es ſelbſt für möglich gehalten hatte; er dankte ihr, halb, wie er der großen Künſtlerin, ſeiner mächtigen Beſchützerin gedankt haben würde, halb, wie er vielleicht in ähnlichem Falle zu Tante Roſa geſprochen hätte, und das erſchien dann ſo warm und herzlich, daß ſie ihm nicht nur freundlich zulächelte — o, mit einem bekannten Lächeln, welches

ihm faſt das Herz zerriß! — ſondern daß ſie auch zum Abſchiede ihre kleine Hand in ſeine Rechte legte und daß ſie ſie nicht kalt zurückzog, als er ſie feſt in ſeine zitternden Finger einſchloß.

Sie war verſchwunden, und er auf ſeinem Zimmer angekommen, verwirrt, betäubt, ohne ſich klar bewußt zu ſein, daß er die hohen und ſteilen Treppen bis zu ſeiner Dachkammer wirklich erſtiegen. Es war ihm, als habe ihn ein unnennbar ſüßes Gefühl emporgetragen.

Vierzigſtes Kapitel.

Gaetano.

Herr von Scherra war eine jener wohl geordneten, harmoniſchen Naturen, welche ſich ſelbſt und alles, was ſie thun und treiben, in ein feſtes Syſtem gebracht haben, ein Syſtem, welches dazu beſtimmt war, die Beſchäftigung ihres Tagewerkes zu regeln. Obgleich er durch dieſe glückliche Eintheilung und durch die hiedurch herbeigeführte Ordnung viel Zeit gewann, ſo war er doch mit dieſem Zeitkapital außerordentlich geizig, und wenn ihn etwas verdrießlich machen konnte, ſo wurde dies am leichteſten durch ein unvorhergeſehenes Ereigniß bewerkſtelligt, welches ſeine Zeiteintheilung auf irgend eine Art durchkreuzte.

Dies mochte am geſtrigen Abend geſchehen ſein, denn als er von dem Hochzeitsfeſte bei der Frau Wittwe Speiteler nach Hauſe zurückkehrte, reichte er ſeinem Diener den Hut mit einer verdrießlichen Miene, warf ſeinen Paletot ab und eilte an den Schreibtiſch, wo er ſeinem Freunde, dem Grafen Lotus, mit ein paar

Worten ſchrieb, es ſei ihm unmöglich, heute noch auszugehen. Damit ſandte er ſeinen Diener fort und ſchritt dann einige Male nachdenkend im Zimmer auf und ab, ehe er ſich wieder am Schreibtiſche niederließ, um dem Präſidenten irgend einer gelehrten Geſellſchaft anzuzeigen, daß es ihm unmöglich ſei, der auf morgen anberaumten Sitzung beizuwohnen.

„Wer hat da Sinn für etwas Anderes!“ rief er mit einem tiefen Seufzer aus, während er ſeine Feder wegwarf; „wie könnte ich zu Lotus gehen mit der Gewißheit im Herzen, daß jener Unglückliche, der wie ein finſteres Geſpenſt in das Leben meiner Freunde treten wird, in nächſter Nähe iſt, er ſelbſt ein Freund, der Sohn eines lieberen und wertheren Freundes! — O mein Gott, wie gräßlich greift oft das unerbittliche Schickſal in's menſchliche Leben ein!

„Wäre ein Irrthum möglich? Er ſprach von einem Unglücklichen, der auf dem Wege der Beſſerung ſei und nur noch die fixe Idee habe, er ſei der Marcheſe Gaetano Fontana. Bah, man kann die fixe Idee haben, ein Kaiſer oder König zu ſein, aber wenn man ſich einen beſtimmten Namen aneignet, ſo muß man doch mit dieſem in irgend einem Zuſammenhange ſtehen. Wäre da ein Irrthum möglich?“ wiederholte er; „möglich, aber nicht denkbar! Jedenfalls muß ich mir morgen Aufklärung verſchaffen, ich muß hinaus zu Henderkopp, ich muß den Sohn meines Freundes im Irrenhauſe aufſuchen —

„Und dann?

„Und wenn er es iſt, wenn ich ihn in der That gefunden, ihn, von dem der Arzt geſagt, daß er auf dem beſten Wege ſei, das Glück der Vernunft wieder zu erhalten, wenn ich ihn hergeſtellt fände, wenn ich ihn, was meine Pflicht iſt, augenblicklich jenem traurigen Aufenthalte entriſſe, wenn er erfährt, und das kann ein Zufall herbeiführen, daß ſie, die er ſo heiß geliebt, ſie, um die er ſo Unſägliches gelitten, ſie, die er wahrſcheinlich lange

Zeit vergeblich gesucht, in seiner Nähe ist, von mir gekannt — o — o," rief er aus, „das ist ein Chaos, welches zu entwirren mehr als eine menschliche Kraft erfordert! Dabei kann ich nicht sagen," fuhr er nach einer Pause fort, während er mehrmals sein Zimmer durchmessen, „daß mir ein solcher Ausgang dieser furchtbaren Geschichte nicht vorgeschwebt hätte, wenn ich an jene Zeit dachte und wenn ich die Spur jenes Unglücklichen träumend verfolgte.

„Hätte ich doch diesen Henderkopp heute Abend für mich haben können — unmöglich! Wie kann man verlangen, daß sich jemand an seinem Hochzeitstage in Besprechungen einlassen soll, von denen ich ihm nicht einmal sagen kann, wie nahe und schmerzlich das Ziel derselben mein Herz berührt, die ich gleichgültig auffassen mußte, wie ich auch gethan!

„Arme Françoise!

„Ja, ein Wort, eine Bemerkung durch den Zufall in die Unterhaltung geschleudert, kann ihr alles entdecken, kann ihm sagen, daß sein gefährlichster Feind, den er in seiner entsetzlichen Aufgeregtheit mit grimmigem Haß verfolgt, nicht im Grabe ruht, daß er für seine Hand erreichbar ist! —

„Wenn ich auch glaube überzeugt zu sein, daß beim Eintritt des Unvermeidlichen die Vernunft des Graf stark genug sein wird, um ihn nicht zu unüberlegten Schritten hinzureißen, so bin ich dagegen nicht überzeugt, ob diese Vernunft selbst einem so fürchterlichen Anprall wird widerstehen können.

„An wen könnte ich mich in Neapel wenden, um auf telegraphischem Wege etwas über die dort lebenden Verwandten Gaetano's zu hören und zu erfahren, in wessen Händen sich die Verwaltung seiner Güter, seines Vermögens befindet? — Doch wozu könnte es nützen, mich dort mit jemand in Verbindung zu setzen, in einem Augenblicke einer so furchtbaren Krisis jenes unglücklichen Landes, wo der heutige Besitzer nicht weiß, ob er

es morgen noch ſein wird, wo alle beſtehenden Bande aus einander zu fallen drohen, wo mit dem Throne des Königs alle deſſen Anhänger wanken und fallen!"

In dieſem Augenblicke brachte der Diener eine Antwort des Grafen Lotus, worin ihm derſelbe ſein Bedauern ausſprach, ſeinen Freund heute Abend nicht mehr zu ſehen. „Für morgen Abend," ſchloß das Billet, „wirſt Du hoffentlich ſicher zu uns kommen, vielleicht habe ich Dir bis dahin Einiges mitzutheilen; Françoiſe grüßt beſtens."

„Als Herr von Scherra geleſen hatte, bemerkte er aufblickend ſeinen alten Diener, der im Zimmer ſtehen geblieben war und ihn wie jemand anſchaute, der noch eine Mittheilung zu machen hat.

„Gab man Dir vielleicht noch einen mündlichen Auftrag, oder fragte er Dich etwas?"

„Die Herrſchaft nicht — aber der Kutſcher traf mit mir unten an der Treppe zuſammen und erkundigte ſich nach dem Wege zu der Anſtalt eines Dr. Henderkopp, der von Ew. Gnaden gekannt ſei."

„Nun, und?"

„Zufällig kannte auch ich dieſen Weg und gab ihn dem Kutſcher an; er müſſe morgen früh um neun Uhr dorthin fahren, ſagte er."

„Ich danke; es iſt gut."

Herr von Scherra nahm ſeinen Spaziergang durch das Zimmer kopfſchüttelnd wieder auf und ſagte alsdann in verdrießlichem Tone: „Warum er auch gerade morgen dahin muß, und ſo früh! Mich nochmals zu einer Begleitung antragen, kann ich nicht wohl thun, und unnütz, ja, gefährlich für meine Nachforſchungen wäre es, wenn ich zufällig dort mit ihm zuſammenträfe. Ich muß alſo warten, er fährt um neun Uhr hinaus, braucht etwa zwanzig Minuten, bleibt eine Stunde dort," — rechnete er für

ſich nach, — „alſo kann ich vor elf Uhr nicht hinaus. Nun in Gottes Namen, da Jahre vergangen ſind, werden auch einige Stunden mehr oder weniger an dieſer Sache nichts zu ändern vermögen!“

Herr von Scherra klingelte, und als der Diener eintrat, befahl er einen Wagen für den Vormittag auf elf Uhr.

Der Schlaf, welcher gewöhnlich der treue Freund des gelehrten alten Herrn war, nahm ihn in dieſer Nacht nicht ſo bereitwillig und ſanft in ſeine Arme, wie ſonſt; nur leicht überſchüttete er ihn mit ſpärlichen Mohnkörnern und ließ ihn ſchwere und wilde Träume durchmachen, ſo daß Herr von Scherra nicht ſo friſch und geſtärkt wie ſonſt erwachte. Auch trug die Erinnerung an die Erlebniſſe des geſtrigen Tages nicht dazu bei, ihn aufzuheitern, und ſo kam es denn, daß er ſeinen Spaziergang durch das Zimmer von geſtern mit ernſter und kummervoller Miene da wieder aufnahm, wo er ihn geſtern beendigt. Spät war es auch geworden, und nachdem er in der bewußten Angelegenheit noch Hunderterlei für und wider ſo erſchöpfend als möglich erwogen, ohne zu einem Reſultate zu gelangen, ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſuchte Tagebücher hervor aus der Zeit jenes neapolitaniſchen Aufenthaltes, ſo wie Briefe von der Marcheſa Fontana.

Der Bediente des Herrn von Scherra war ausgegangen, um nach dem beſtellten Wagen zu ſchauen und Sorge dafür zu tragen, daß derſelbe nicht ſpäter als zur befohlenen Stunde käme.

Ins Leſen jener Briefe vertieft, überhörte der alte Herr ein Klopfen an ſeiner Thür, und rief erſt gegen ſeine Gewohnheit: „Herein!“ als ſich dieſes Klopfen ſtärker wiederholte.

Nachdem das Wort ſeinem Munde entfahren, bereute er es auch, denn er liebte es nicht, in ſeinen Arbeiten geſtört zu werden, ſah überhaupt nicht gern Fremde, die ihm nicht vorher angemeldet waren und denen er nicht eine Stunde beſtimmt hatte.

Als ſich nun die Thür öffnete, blickte er von den Briefen, in denen er las, kaum auf und murmelte, etwas ſeitwärts blickend, in verdrießlichem Tone: „Bedaure, außerordentlich beſchäftigt zu ſein und bitte, ſich mit einem Anliegen —“ Dabei hatte er den Kopf langſam ganz herumgewandt und ſah ſich durch den eigenthümlichen Anblick des Mannes, der in ſein Zimmer getreten war, veranlaßt, nicht nur ſeine Rede zu unterbrechen, ſondern ſich auch mit überraſchtem Geſichtsausdrucke langſam von ſeinem Sitze zu erheben.

Wenn Herr von Scherra auch keine Furcht kannte, ſo war doch die Erſcheinung ſo ſonderbarer Art, daß er nach dem Aufſtehen unwillkürlich ſeinen Stuhl zwiſchen ſich und den Fremden brachte.

Dem freundlichen Leſer, der unſerer wahrhaftigen Geſchichte aufmerkſam gefolgt iſt, brauchen wir wohl nicht zu ſagen, wer der Mann mit dem ſtarken Haar und Barte war, doch wird es ihm nicht außerordentlich erſcheinen, daß Herr von Scherra mit Erſtaunen, ja, mit einigem Schrecken auf dieſe ſonderbare Erſcheinung blickte. Wenn ihm auch gerade nicht die Geſchichten von einzelnen älteren Herren in den Sinn kamen, die in ihrer Wohnung unvermuthet überfallen und umgebracht worden waren, ſo war es doch wahrſcheinlich, daß er einer Zudringlichkeit anderer Art nicht entgehen werde, und während er in ſeinem Innern bitter auf die Nachläſſigkeit ſeines Bedienten ſchalt, daß dieſer die äußere Thür ſeiner Wohnung nicht geſchloſſen, verſenkte er ſeine rechte Hand langſam in die Taſche ſeines Beinkleides, um einer Forderung, die, wie er nicht anders erwartete, an ihn geſtellt werden würde, ſo ſchnell als möglich nachkommen zu können.

Der Fremde hatte ſich unterdeſſen mit der Verbeugung und dem Benehmen eines anſtändigen Mannes ihm genähert und richtete ohne etwas zu ſprechen ſein dunkles, blitzendes Auge feſt

auf den alten Herrn; er that das mit einem ſo unverkennbar fragenden Ausdrucke, daß Herr von Scherra, ihn ebenfalls feſt anſchauend, in allen Winkeln ſeines großen Gedächtniſſes herumſuchte, um die Beantwortung der ſtummen Frage zu finden, die offenbar heißen ſollte: Erinnere Dich, Du haſt mich ſchon irgendwo geſehen.

Aber es tauchte kein Geſicht vor ſeinem inneren Auge auf, das er mit dieſem in Einklang hätte bringen können; es war eine ſüdliche Phyſiognomie, und der große Reiſende fuhr ſchneller als der Telegraph durch Syrien, Aegypten nach Indien, ja, ſchwang ſich dort nach Süd-Amerika hinüber, ohne daß ihm ein Bild erſchienen wäre, welches auf dieſe Erſcheinung gepaßt hätte.

Er verneigte ſich deßhalb auf höfliche Art und ſagte in einem ziemlich kühlen Tone: „Wenn ich vielleicht ſchon das Vergnügen gehabt habe, Sie, mein Herr, irgendwo zu ſehen, ſo muß ich freundlich bitten, meinem Gedächtniſſe nachhelfen zu wollen — dem Gedächtniſſe eines alten Mannes.“

Worauf der Fremde mit einem ausdrucksvollen Blicke im reinſten Italieniſch zur Antwort gab: „Der aber unverändert gerade noch ſo vor mir ſteht, wie ich ihn vor nicht vielen Jahren zum letzten Male ſah.“

„Ihrer Sprache nach ſcheint das in Italien geweſen zu ſein,“ entgegnete Herr von Scherra mit erhöhter Aufmerkſamkeit, denn er war offenbar betroffen von dem Tone dieſer Stimme, vielleicht, weil derſelbe ſo weich und wohlklingend war, vielleicht aber auch, weil er mit einem bekannten Klange an ſein Ohr ſchlug. Das Letztere mußte offenbar der Fall ſein, denn Herr von Scherra trat neben ſeinem Stuhle hervor, näherte ſich dem Eingetretenen einen Schritt und blickte ihn forſchend, wie bisher, an, ja, er ſchien geſpannt auf die Beantwortung ſeiner Frage.

„Allerdings, in Italien,“ ſagte der Fremde.

„In Neapel?“

„In Neapel.“

„In der Stadt ſelbſt oder —?“

„Auf dem Landſitze der Marcheſa Fontana,“ ſprach der Fremde mit bebender Stimme, wobei er dem alten Herrn ſeine beiden Hände entgegenſtreckte, dieſelben aber, als dieſer einen Augenblick zauderte, ſie zu ergreifen, zuſammenlegte und mit ſchmerzlichem Tone ausrief: „O, ich muß mich ſehr verändert haben! So finden Sie denn in meinen zerſtörten Zügen keine Spur mehr von Gaetano?“

„Ah, Gaetano — — Gaetano!“

Dieſer Ausruf klang wie ein Schrei der Freude und wiederholte ſich zum zweiten Male mit dem Ausdrucke des Schreckens.

Wie trat Gaetano vor ihn hin — als ein dem Irrenhauſe Entſprungener? Freigelaſſen konnte er wohl nicht ſein, denn das würde Henderkopp, mit dem Herr von Scherra geſtern jene flüchtige Unterhaltung über den Unglücklichen hatte, nicht verſchwiegen haben; ja, er mußte entflohen ſein! Sein flammendes Auge ſprach dafür, das lange Haar, der wirre Bart, der ängſtliche, ja, ſcheue Blick, mit dem er die Mienen des alten Herrn bewachte.

Dieſe Mienen drückten aber auch eben ſo viel Schrecken als Freude aus, und erſt nachdem er ſich geſammelt, trat er näher an den Fremden hin und vermochte es über ſich, ihm die Hand zu reichen, während er fragte: „Und es iſt in der That Gaetano, mein armer, unglücklicher Freund Gaetano?“

„Er iſt es,“ entgegnete dieſer mit dem Ausdrucke tiefen Schmerzes, „und um ſo ärmer, um ſo unglücklicher, da er aus den Worten ſeines alten Freundes entnimmt, dieſer habe Kenntniß gehabt von ſeinem entſetzlichen Schickſale und doch nichts gethan, um ihn zu retten — ihn, den Sohn Ihres Freundes, und ſelbſt ein Freund, wie ſie ihm oft geſagt!“ —

höhern Regionen, kehrten aber baldigst zurück, geblendet von dem Sternenschimmer und dem Kerzenglanz; nur zuweilen wagte es ein außerordentlich unternehmender Segler und wand sich durch die starren Eismassen der Hofherren hindurch in die Nähe des Tanzsaales, bis es für ein so kleines, unbedeutendes Schifflein kein Fahrwasser mehr gab, oder bis dem Wagehals an einem gewaltigen Eisblock in Gestalt einer dicken, alten Hofdame, die nicht zu umsegeln war, der Schiffbruch drohte.

Der Baron grüßte die sich verneigenden Beamten freundlich, winkte hie und da einem Künstler mit der Hand und bemerkte mit ordentlichem Wohlgefallen, wie kühl und förmlich ihn der Cavalier des Hauses, ein alter, eingetrockneter Kammerherr, grüßte. Der Baron konnte es nicht unterlassen, ihm auf das freundlichste die Hand zu drücken und sie ihm länger als gewöhnlich zu schütteln, wobei er sich auch freute an der erschrecklichen Freundlichkeit, mit welcher ihn der verlegene Cavalier angrinste.

In diesem zweiten Zimmer sah es schon ganz anders aus: hier glänzten und strahlten die verschiedenartigsten Uniformen, und höhere Beamte und Stabsoffiziere freuten sich allda ihres Lebens. Schüchterne Lieutenants, die eben in die Welt traten und in der Gesellschaft noch nicht vorgestellt waren, rüsteten sich klopfenden Herzens und versuchten es, unter immerwährenden Entschuldigungen, unter tausend Verbeugungen und süßen Worten, den Durchgang zum Ballsaal zu erzwingen.

Im dritten und vierten Zimmer bemerkte man vereinzelte Damen, so wie deren in kleinen Gruppen, welche von ältlichen Herrn eifrig unterhalten wurden.

Man könnte die Zimmer eines Hofballs füglich mit den verschiedenen Regionen eines Gebirges vergleichen — erstes Zimmer: Schneeregion, wenige verkrüppelte Zwergtannen; zweites Zimmer: hochstämmige, steife Fichtenwaldungen, einige Vogelkirschen mit rothen glänzenden Beeren; drittes und viertes Zimmer: etwas wärmeres Klima, vereinzelte Alpenblumen, die

„Wenn ich Kenntniß hatte von dem Aufenthalte Gaetano's hier in der Nähe," erwiderte der alte Herr in geflügelter Hast, „so erhielt ich dieſe erſt geſtern Abend durch einen Zufall auf dem Hochzeitsfeſte des Dr. Henderkopp."

„Ah ja, er feierte geſtern ſeine Hochzeit."

„Und noch in dieſer Stunde wollte ich hinausfahren — im Augenblick wird der Wagen kommen — um mich nach dem traurigen Schickſale eines jungen Mannes zu erkundigen, der mir ſehr am Herzen liegt und der, wie Dr. Henderkopp ſagte, der Marcheſe Gaetano Fontana zu ſein vorgebe."

„Und wenn ich, der hier vor Ihnen ſteht," erwiderte der Andere in ruhigem Tone ſeiner tiefen, wohlklingenden Stimme, „den Beweis zu führen vermag, daß ich wirklich Gaetano Fontana bin, werden Sie mir dann glauben? Wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe fixe Idee nur in dem Kopfe jenes Mannes liegt, der an mir unverantwortlich gehandelt, der mich auf Antrieb habgieriger Verwandten in jahrelanger Gefangenſchaft hielt, der mich quälte und marterte, wenn ich feſt vor ihn hintrat und ihn zur Verantwortung ziehen wollte, wenn ich ihn fragte, wie er mich, einen vollkommen geſunden und geiſtesklaren Menſchen, unter dem Vorwande des Wahnſinns in Gewahrſam halten könne?"

„O mein Gott," rief entſetzt Herr von Scherra, „ſo läge hier wieder einer jener Fälle vor, die wir ſo leicht geneigt ſind, für Fabeln zu halten! — Aber wenn dem ſo iſt, wie kamen Sie in jene Anſtalt?"

„In Ihrer Frage," erwiderte der Marcheſe, „klingt immer noch ein mir nicht unbegreifliches Mißtrauen. Wie ich aber dahin kam, das ſollte Ihnen, der meine Vergangenheit kennt, doch nicht ſo gar ſchwer ſein, zu verſtehen. Sie wiſſen, was ich verlor, Sie wiſſen, was ich gelitten, trotzdem ich damals immer noch hoffte, ſie wieder zu finden. Wie ſich aber meine Leiden ſteigerten, als ich trotz unermüdlichen Suchens — und ich ſuchte

mit der Unverdroſſenheit der Liebe und zugleich mit der Gründlichkeit des Haſſes — keine Spur von ihr fand, das vermag ich nicht mit Worten auszudrücken, das vermöchte auch kein Anderer zu faſſen; vielleicht," ſetzte er traurig lächelnd hinzu, „iſt das, was ich litt, aus dem entſetzlichen Reſultate meines Suchens und Forſchens einigermaßen zu erkennen: es beſtand in einer furchtbaren, nervenzerſtörenden Krankheit, die mich befiel und die in ihren Nachwirkungen mein Denkvermögen allerdings ſo geſchwächt hatte, daß ich damals wohl für einen Wahnſinnigen gelten konnte. — Doch laſſen Sie mich das in ſeinen Einzelheiten nicht einem Fremden erzählen, — und der ſind Sie mir, ich ſehe das an dem immer noch zweifelhaften Ausdrucke Ihres Auge, — ſo lange Sie mir nicht erlaubt, Ihnen den Beweis über die Richtigkeit meiner Perſon zu führen. Aber das kann ich Ihnen nicht mit Documenten belegen, dieſen Beweis kann ich Ihnen nur führen in der Sprache meines Herzens, wenn ich dem Freunde zurückführen darf jene unglückliche Zeit in Neapel, wenn er mir erlaubt, ihm an ſich geringfügige Dinge zu berichten, die ihm aber außer allem Zweifel ſtellen müſſen, wer ich bin. Doch das vermag ich nur einem Freunde," ſetzte er mit umflortem Blicke hinzu, „und noch ſtehe ich als ein Fremder vor Ihnen."

Abermals ſtreckte er ſeine beiden Hände aus, und jetzt ergriff ſie der alte Herr zitternd, haſtig; er zog den jungen Mann an ſich, er machte dann ſeine Rechte los und ſtrich ihm das dichte Haar weit zurück aus der Stirn, er verſenkte den Blick in ſeine Augen, wobei ſeine Lippen zuckten und lange ſuchten, ehe ſie Worte fanden zu dem herzlichen Ausrufe der Rührung und Freude: „O Gaetano, o Sohn meines lieben Freundes, mir ſo theuer wie ein eigener Sohn, ja Du biſt es, Du biſt es!"

Er riß ihn ſtürmiſch an ſeine Bruſt, und mit den herabſtürzenden Thränen des jungen Mannes miſchten ſich ſeine eigenen, die reichlich floſſen in langer, inniger Umarmung, und die ſich

immer erneuerten, ſo oft der alte Herr das Geſicht erhob, um die wohlbekannten, lieben Züge auf's neue wieder zu ſtudiren und in ihnen das Bild des Verlorengegangenen und Langvermißten endlich wiederzufinden.

Als Herr von Scherra nun aufs innigſte überzeugt war, daß es Gaetano, der Sohn ſeines Freundes war, deſſen Hände er drückte, deſſen Haar er berührte, den er mit einem Aufſchluchzen der Rührung in ſeine Arme ſchloß, und als ihm dieſer zwiſchen dieſen Freundſchaftsbezeigungen in abgeriſſenen Worten und doch ſo überzeugend Einzelheiten ſeines früheren Lebens mitgetheilt, ihm Dinge in Erinnerung gebracht, welche nur ſie Beide allein wiſſen konnten, ihm Worte wiederholt, welche ſie zuſammen gewechſelt, ihm das Zimmer mit allen Kleinigkeiten beſchrieben, wo Herr von Scherra in Gaetano's väterlichem Hauſe gewohnt, da leuchtete es immer freudiger und glücklicher auf in dem Auge des alten Herrn, und nachdem er ſeinen Gaſt zu einem Lehnſtuhle geführt und ihn durch Auflegung beider Hände auf die Schultern faſt mit Gewalt hineingedrückt, ging er händereibend und mit ſo glückſeliger Miene und in ſo raſchen Bewegungen durch das Zimmer, daß man jeden Augenblick hätte erwarten können, der alte Herr hebe ſeine Füße in immer raſcherem Tempo, und es werde ein förmlicher Freudentanz daraus.

Jetzt aber blieb er auf einmal ſtehen, legte die Hand an die Stirn, und als er ſich hierauf raſch gegen Gaetano umwandte, hatte ſein Geſicht einen ernſten, kummervollen Ausdruck angenommen.

„Ich Thor," ſagte er, langſam auf ſeinen Freund zuſchreitend, „ich Thor, der ich mich gleich einem jungen Menſchen von einem Augenblicke des Glücks hinreißen ließ und darob vergaß, wie ſehr unſer Leben aus Licht und Schatten gemiſcht iſt, und nicht einmal zu gleichen Theilen, viel mehr Schatten, o viel mehr! Und ich ſehe mächtig ſchwarze über uns hereinbrechen, nachdem

eben erſt das Licht der Freude unſere Augen erleuchtet! — O, das iſt ſchrecklich!“ ſchloß er mit einem tiefen Seufzer.

Gaetano hatte der plötzlichen Aenderung in den Mienen ſeines Freundes einen kurzen Moment verwundert zugeſchaut, dann aber ſchien er völlig bewußt in deſſen Ideengang einzulenken, worauf er mit dem Kopfe nickte und langſam ſagte: „Ich weiß alles!“

„Was wiſſen Sie?“ fragte erſchrocken Herr von Scherra.

„Alles; daß ſie, die ich geſucht, hier in unſerer Nähe weilt, daß Franceſca die Frau eines Andern iſt, und wohl glücklich verheirathet.“

„O mein Gott!“

„Iſt ſie nicht glücklich verheirathet?“ fragte haſtig Gaetano.

Herr von Scherra hätte um alles in der Welt dieſe Frage nicht bejahen wollen; er umging dieſe Frage, indem er haſtig ausrief: „Was wiſſen Sie von Françoiſe? Um des Himmels willen, haben Sie ſie geſehen, weiß ſie von Ihnen?“

„O nein,“ verſetzte Gaetano mit Bitterkeit lächelnd, „wie ſollte ich dazu kommen, mir das Recht zu nehmen, die Gräfin Lotus aufzuſuchen?“

„Aber Sie wiſſen ihren Namen?“

„O, ich weiß noch mehr, und nach dem, was ich weiß, kann ich mir wohl denken, daß ich ihr keine willkommene Erſcheinung ſein würde.“

„Es ſind Jahre ſeit jener Zeit dahin gegangen,“ erwiderte tief aufſeufzend der alte Herr mit leiſer Stimme, als ſpräche er zu ſich ſelber.

„Ja, Jahre des Glücks!“ rief Gaetano mit einem flammenden Blicke, während er die linke Hand gen Himmel erhob; „und Jahre der Verzweiflung!“ ſetzte er hinzu, während er die Rechte auf ſein Herz drückte.

„Gaetano, mein Freund,“ ſprach bewegt Herr von Scherra,

„mein Sohn, möchte ich noch lieber ſagen, — laſſen Sie die ſchrecklichen Erinnerungen an vergangene Zeiten in ihrer Bruſt ſchlummern, rufen Sie nicht hervor jene Bilder des Glücks und des Leidens, kämpfen Sie nieder alle Empfindungen, alle Wünſche und Hoffnungen, ſuchen Sie Ihr Herz zu beruhigen, denn was Sie hören werden und hören müſſen, dazu bedarf es eines ruhigen Herzens und kalten Blutes.“

„Um Beides zu haben,“ gab der Andere mit leidenſchaftsloſer Stimme zur Antwort, „machte ich eine gute Schule durch. Dr. Henderkopp, der beſtändig fand, daß meine Nerven zu erregt ſeien, daß mein Blut zu heiß wallte, goß kaltes Waſſer darauf, ja, kaltes Waſſer genug, und nicht nur figürlich geſprochen; auch hatte er ein prächtiges Mittel, um allzu üppige Bilder meiner Phantaſie zu verwiſchen und unklar zu machen — die dunkle Zelle.“

„Armer Gaetano!“

„Es war eine harte Schule, aber ich lernte in ihr ſo vortrefflich, daß ich heute Morgen kaum mit einer Wimper zuckte, als ich plötzlich erfuhr, Franceſca, welche ich durch halb Europa geſucht, ſei hier —“

„Durch wen erfuhren Sie das?“

„Lebe hier glücklich auf den Höhen des Lebens, während ich in der Tiefe des menſchlichen Daſeins, in der finſtern kalten Todzelle ſaß —“

„Gaetano, wer ſprach Ihnen davon?“

„Sie ſei verheirathet,“ fuhr er mit einer abwehrenden Handbewegung fort, „aber ihr Gemahl, ein vornehmer Herr, ſei nicht glücklich; ihn ängſtigen böſe Träume in ſchlafloſen Nächten: ſeine Nerven ſind aufgeregt, ſeine Gedanken verwirren ſich zuweilen, er hat Viſionen, er fühlt irgend ein unglückliches Ereigniß wie ein Geſpenſt um ſich herſchleichen, die unerbittliche Hand eines finſtern Schickſals nach ſich greifen, ja, er glaubt den kalten

Finger deſſelben zu fühlen, wie er im Begriff iſt, ihn zu faſſen, er fürchtet, ein Todtgeſagter, ein Begrabener werde wieder auferſtehen und ſich drohend vor ihm ſehen laſſen — ja, er fürchtet, Gaetano lebe noch. Gaetano werde vor ihm erſcheinen, um das Herz jener Frau zurück zu verlangen, die jener nicht glücklich machen konnte, die aber meiner in Liebe gedenkt."

Er hatte die Sätze mit ſteigender Heftigkeit geſprochen, und während er die letzten Worte in haſtiger Erregung ausſtieß, war er aufgeſprungen, und als er nun ſeine Rechte wie beſchwörend gen Himmel hob, ſetzte er mit flammendem Auge hinzu: „ja, ſie hat mich nicht vergeſſen, ſie liebt mich noch, ich muß ſie wiederſehen!" —

Herr von Scherra hatte bei dieſem Ausbruche der Leidenſchaft ſeine Hände gefaltet und ein tiefer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt. Dann ſagte er kopfſchüttelnd: „Bei alle dem ſcheint mir, Gaetano, die harte Schule, von der Sie eben ſprachen, iſt doch nicht im Stande geweſen, Ihr wildes Blut abzukühlen. Sie wiſſen alſo, wie die Verhältniſſe hier ſtehen. Ich gebe Ihnen zu, es iſt vieles davon gerade ſo, wie Sie ſagten, — nun gut, glauben Sie denn, daß es möglich ſei, dieſe eigenthümlichen, verwickelten Verhältniſſe mit einem geraden, gewaltigen Schritte zu durchkreuzen?"

„Nein, das glaube ich nicht," erwiderte Gaetano nach einer längeren Pauſe, während welcher er an das Fenſter getreten war und an den Himmel hinaufgeſchaut hatte, „aber ich darf Sie wohl dagegen fragen, finden Sie es unbegreiflich, wenn mein lange zurückgedrängtes Gefühl auf Augenblicke alle Bande ſprengt und ſich, wie hier dem Freunde gegenüber, zu äußern wagt? Laſſen Sie mich meine Aeußerung von vorhin wiederholen und glauben Sie mir, ich habe ſchwere Lehrjahre durchgemacht und in ihnen gelernt, ruhig zu ſcheinen, wenn auch das empörte Blut das Herz zu überfluten droht. Ich hoffe," ſetzte er in

ruhigem kaltem Tone hinzu, „Ihnen davon Beweiſe geben zu können.“

„Ich glaube Ihnen, Gaetano, aber geben Sie mir vor allen Dingen Beweiſe Ihres Vertrauens, indem Sie mir ſagen, wer Ihnen die Mittheilung über Françoiſe's Leben gemacht.“

„Das iſt eine eigenthümliche Geſchichte,“ verſetzte Gaetano mit einem Anflug von Heiterkeit in ſeinen Mienen, „ich werde es Ihnen erzählen, aber thun Sie mir den Gefallen, verehrter Freund, und ſetzen Sie ſich mir gegenüber nieder. Ich bleibe ruhiger, als wenn ich auf- und abgehe und nach der leidigen Gewohnheit des Neapolitaners meinen Bericht durch Pantomimen illuſtrire und ergänze. Zu gleicher Zeit werden Sie auch erfahren, wie ich, der angeblich Wahnſinnige, mich ſelbſt aus der Irren-Anſtalt entließ und hier vor Ihnen als ein paſſabel vernünftiger Menſch ſitze.“

Das Rollen eines Wagens auf dem Pflaſter veranlaßte Herrn von Scherra, an die Thür zu eilen, wo er ſeinem Bedienten die ſtrenge Weiſung ertheilte, niemand, wer es auch ſei, hereinzulaſſen. Gütiger Gott, ſprach er zu ſich ſelber, dieſer arme unglückliche Graf könnte die Idee haben, mich nach ſeiner Conſultation mit dem Doktor ſprechen zu wollen! — „Ehe ich mich aber zu Ihnen niederſetze,“ wandte er ſich an Gaetano, „muß ich eine Frage an Sie richten, die ich ſchon lange hätte thun ſollen: Haben Sie, ein Entflohener, wie Sie ſelbſt ſagen, nicht den Wunſch nach einem ſoliden Frühſtück oder dergleichen? Wenn man franzöſiſchen Abſchied nimmt, hat man gewöhnlich nicht Zeit, vorher an ſolche Sachen zu denken.“

„Was meinen Abſchied anbelangt,“ gab Gaetano lächelnd zur Antwort, „ſo war er, obgleich erzwungen, doch freiwillig, und ich hatte Gelegenheit, wenn ich mich auch auf heimliche Weiſe entfernte, dies doch öffentlich vor aller Augen thun zu können, ſo daß ich mich deßhalb auch nicht zu ſcheuen brauchte, vorher ſo

viel zu frühſtücken, als dies mein allerdings etwas aufgeregter Gemüthszuſtand erlaubte. Ich ſpreche vielleicht in Räthſeln, doch werde ich dieſe Ihnen leichter zu löſen im Stande ſein, als es wohl mit dem großen Räthſel meines Lebens wird geſchehen können. Für einen andern Genuß aber, den Sie mir verſchaffen können und den ich lange entbehrt, würde ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet ſein, für den Genuß einer guten Cigarre. Es iſt dies auch zugleich ein Ableiter für meine Heftigkeit, wenn ſich dieſe im Verlauf meiner Erzählung wieder bei mir einſtellen ſollte — Sie rauchen ja ſelbſt wohl auch?"

„Sehr wenig, aber für Freunde bin ich immer mit dem Nöthigen verſehen und freue mich jetzt doppelt darüber. Darf ich Ihnen etwas geben, was Sie an die Heimat erinnert?"

Der alte Herr war bei dieſen Worten aufgeſtanden und brachte von einem Nebentiſchchen ein Kiſtchen, in dem ſich ziemlich lange, dünne und ſehr dunkel gefärbte Cigarren befanden. „Nehmen Sie davon," ſagte er alsdann, „ſie iſt nicht ſchlecht, eine Cavour."

„Cavour? Welch' eigenthümlicher Name, was iſt das Cavour?"

Auf dieſe Frage blickte Herr von Scherra ſeinen Gaſt mit großem Erſtaunen an. „Sie wiſſen nicht, wer Cavour iſt?"

„Ich höre dieſen Namen heute zum erſten Male."

„Ah, mein Gott, ja!" rief Herr von Scherra ſich beſinnend, „Zeitungen ließ Dr. Henderkopp in ſeiner Anſtalt wohl nicht zu?"

„Wenigſtens keine politiſchen Blätter, indem er fürchtete, ein allzu reges Intereſſe, das man an den Zeitverhältniſſen nehme, könne der Heilung ſchaden."

„Er hat nicht ganz Unrecht, aber es iſt eigentlich ein ſchrecklicher Gedanke."

„Was denn?"

„Nun, daß Sie Jahre lang in einer ſolchen Zurückgezogen-

heit gelebt und von den Ereigniſſen, welche die Welt umzuwälzen drohen, nichts gehört haben."

„Ereigniſſe ſo wichtiger Art? Wo denn? O, erzählen Sie mir das."

„Nein, nein," rief abwehrend Herr von Scherra, „damit will ich Ihren Kopf jetzt nicht anfüllen und verwirren, davon ſpäter. Zuerſt ſind Sie mir Ihre Mittheilung ſchuldig, die für mich wichtiger iſt als alle Umwälzungen der ganzen Welt."

„Richtig, ich erzählte Ihnen noch nicht, auf welche Art ich Dr. Henderkopp und ſeine Anſtalt verließ. O, es iſt das eine Geſchichte, welche komiſch genannt werden könnte, wenn ſie für mich nicht von ſo ernſten und wichtigen Folgen wäre!"

„Ja, ja, ich bin begierig darauf, das zu hören, aber vor allen Dingen möchte ich wiſſen, auf welche Art und Weiſe Sie Kenntniß von Françoiſe erhielten, von deren Gatten und ihrer Stellung in der Welt."

„So hören Sie denn, wie ſich Eines ganz naturgemäß aus dem Andern ergab." — Und nun erzählte Gaetano ſeinem Freunde die Erlebniſſe des geſtrigen Abends und des heutigen Morgens, und als er mit ſeiner Erzählung geendigt, ſchloß er mit den Worten: Und nun ſagen Sie ſelbſt, ob es nicht ein Wink des Himmels iſt, der mir gerade dieſen Mann entgegengeführt, ob ich nicht dadurch zu dem Glauben berechtigt bin, daß das Schickſal aufhören wolle, mich zu verfolgen, daß ich in nicht zu ferner Zeit in einen ruhigen, friedlichen Hafen einlaufen werde?" —

Der alte Herr war aufgeſtanden und durchmaß wieder das Zimmer nach allen Richtungen, wobei man an ſeinen Geberden, die er durch lebhafte Handbewegungen verſtärkte, deutlich ſah, wie ſehr ihn das eben Gehörte beſchäftige.

Auf die Frage Gaetano's blieb er mit einem plötzlichen Halt vor dieſem ſtehen und ſagte, indem er die Rechte gegen ihn

ſchüttelte: „Ja, Ruhe und Frieden werden Sie finden, mein armer Freund, wenn Sie es vermögen, die Erinnerung an vergangene Dinge gänzlich zu verwiſchen und ein neues Leben zu beginnen — nur in dem Sinne, gewiß, mein theurer Gaetano, nur in dem Sinne! — Franceſca und Françoiſe ſind zwei ganz verſchiedene Perſonen; jene wird dem verſtorbenen Freunde eine Thräne der Erinnerung gewiß nicht verſagen, dieſe aber niemals den früheren Geliebten wieder erkennen. Nicht nur die Jahre allein, welche zwiſchen jenen Tagen und heute liegen, haben das Band zerriſſen, ſondern die Pflicht des Weibes gegen ihren Gatten ſteht drohend zwiſchen Euch und ſpricht ihr unerbittliches: Scheidet! — Mag es Ihr Herz zerreißen, Gaetano, wenn ich Ihnen ſage, Françoiſe wird dieſer Pflicht gehorſam ſein, ich muß es thun, ich muß durch dieſe ausgeſprochene Gewißheit Ihnen jede Hoffnung ein- für allemal benehmen."

Gaetano hatte ſeinen Kopf in beide Hände verſenkt, und als er wieder aufblickte, ſagte er mit einem ſchmerzlichen Lächeln: „Aus Ihnen ſpricht der Freund jenes Mannes, aus Ihnen ſpricht der kalte Norden! Freund Scherra in Neapel dachte anders."

„Ich weiß nicht, ob der jüngere Scherra damals anders dachte," gab er mit einem leichten Anflug von Humor zur Antwort: „und wenn dem ſo wäre, ſo müßte ich Ihnen vielleicht erwidern: ländlich, ſittlich! Aber im vorliegenden Falle kann und muß ich Ihnen alles Ernſtes verſichern: Françoiſe iſt eine Deutſche, und eine der beſten und edelſten."

„Weiß ich das nicht?" verſetzte der junge Mann mit dumpfer Stimme, „ſuchte ich ſie deßhalb nicht vor allen Andern auf und liebte ſie — bis zum Wahnſinn? Ich habe wahrlich das Recht, ſo zu ſprechen," ſetzte er mit einem furchtbaren Lächeln hinzu.

Herr von Scherra trat nahe an ihn heran und legte ihm ſeine Hand aufs Haupt. „Da Sie ſie kannten," ſagte er mit großer Wärme, „und ſie ſo unendlich liebten, ſo kann und muß

ſchon ein rauheres Klima vertragen können, und vereinzelte Erlen im Geſpräche mit unterſchiedlichem Nadelholz; im fünften und ſechsten Zimmer blühen ſchon ſeltenere Gewächſe aller Art; auch Brillanten gedeihen hier, doch erlangen ſie in dieſen Gemächern noch nicht vollkommene Reife und große Schönheit; ſtark vergoldetes Silber, Granaten, Bernſtein, Emaille iſt vorherrſchend; etwas tiefer unten im achten, neunten Zimmer, und vor dem Ballſaale entfaltet ſich aber vor dem erſtaunten Auge die ganze Pracht einer ſüdlichen Zone; Brillanten ſind vorherrſchend, und große Rubinen mit dem flammenden tiefen Roth, prachtvolle, feingezackte Spitzen in den phantaſtiſchſten Zeichnungen wallen auf Roben von weißer und farbiger Seide. Bunte Stoffe mit den glühendſten Farben flattern, Fächer mit bunten Federn zittern hin und her, glänzende Augen ſtrahlen, und zwiſchen allem dem befinden ſich ſchwarze Fräcke, ſteif und unheimlich, oder ſpazieren umher wie hochmüthige Raben auf einem Schneefelde unter anmuthig gezackten Eis- und Schneeblumen.

Der Baron hatte auf ſeiner Wanderung bis hieher unterſchiedliche und durchaus nicht zu verkennende Merkmale entdeckt, welche ihm deutlich ſagten, daß im Morgenroth des Lebens ſein Stern ſchon verblichen. Eine Whiſtpartie wurde ihm im vierten Zimmer angetragen, er aber gleich darauf von ſeinem Partner gebeten, ſein ſchlechtes Gedächtniß zu entſchuldigen, indem Graf X. die vierte Karte bereits in Empfang genommen. Aeltliche Damen, mit denen er ſonſt auf dem freundlichſten Fuße ſtand, hatten ſeinen Gruß mit einem unendlich tiefen und förmlichen Knix erwidert, eine Schaar von Comteſſen endlich ſchaute ihm neugierig und erwartungsvoll nach und folgte ihm in einiger Entfernung, um ſeinen Empfang bei den hohen Herrſchaften zu ſehen.

Das Gift gegen ihn hatte tüchtig gewirkt, und die Mittheilungen über ihn waren von ſeiner Freundin, der Gräfin Clara, gewiſſenhaft benutzt worden; er ſah nicht ohne Lächeln, wie Frau

Ihnen auch die Ruhe des armen Weibes, das nicht weniger gelitten als Sie, heilig sein."

„O," fuhr Gaetano mit bitterem Ausrufe in die Höhe, „ihre Leiden waren in der That zu ertragen! Sie vergaß mich in den Armen eines Andern, während ich in unerschütterlicher Treue nur an sie dachte. Sie lebte in Pracht und Ueberfluß, während ich im Elende war und manche Tage und Nächte in Qual und Marter zubringen mußte. Und doch," fuhr er mit einem schmerzlichen Ausdruck in der Stimme fort, „sollen Sie sich in mir nicht getäuscht haben. Francesca's Ruhe soll mir heilig sein, aber sehen will ich sie noch einmal, sie sehen und sprechen, und wenn Sie mir Ihre Hülfe dazu nicht leihen wollen, so werde ich nicht anders können, als dem Grafen Lotus unter der Maske des Dr. Henderkopp einen Besuch zu machen."

„Den Teufel auch!" rief halb entrüstet, halb ängstlich der alte Herr, „dazu wären Sie vielleicht im Stande! Aber glauben Sie, daß ich so etwas dulden würde? Nicht aus den Augen werde ich Sie lassen, nehmen Sie sich in Acht! Es könnte Ihnen bei einem solchen Besuche Schlimmeres begegnen, als Sie sich denken."

„Der Graf war so freundlich," fuhr Gaetano mit großer Ruhe fort, „mich darüber nicht im Unklaren zu lassen, wie sehr ihm meine Person verhaßt ist, und bei Gott, Offenheit um Offenheit, — ich halte es für billig, daß auch er durch meinen Mund erfährt, wie wenig ich ihn liebe."

„Um die Stellung dieser armen Frau unmöglich zu machen?"

„Ich biete ihr eine andere," rief der junge Mann heftig, „indem ich mein Eigenthum fordere, denn Francesca ist mein vor Gott und Menschen! Uns verknüpfen die heiligsten Bande."

„Aufgeregt, wie Sie sind, Gaetano, kann, darf und will ich dieses Gespräch mit Ihnen jetzt nicht fortsetzen; lassen Sie uns

Dinge bereden, die uns für heute näher liegen und wichtiger ſind. Sie ſind allerdings Ihrem furchtbaren Gefängniß entronnen, und meine Sorge ſoll es ſein, darüber ernſtlich mit Dr. Henderkopp zu verkehren, in Ihrem Intereſſe, ſo wie in dem der Zurückgebliebenen; gut, das überlaſſen Sie mir. In erſter Linie aber muß für Sie geſorgt werden, Sie müſſen auch dem Aeußern nach Ihrem Stande gemäß nach Neapel zurückkehren, wohin es Sie doch gewiß drängt, um dort Ihre Angelegenheiten zu ordnen, die mir nach Andeutungen in keiner guten Lage zu ſein ſcheinen."

„Das iſt allerdings mein Wunſch, aber in zweiter Linie; in erſter muß ich erſt hier ins Reine kommen. Bei Gott, ich will nicht jahrelang gelitten haben, wie ein Hund, um nach Neapel zurückzukehren, dort nach San Antonio zu pilgern, um in Jammer und Thränen auf der Schwelle ihres Landhauſes niederſitzend mein Haupt mit Aſche zu beſtreuen! Ich will Franceſca ſehen und ſprechen, um von dieſer Unterredung meine weiteren Schritte abhängig zu machen. Könnten Sie," fuhr er mit weicher Stimme fort, „der treue Freund meines Hauſes, ja, mein eigener, dem ich vor jenem furchtbaren Abend mein Herz öffnete und den ich erkennen ließ, wie treu und ehrlich ich es mit Franceſca meinte, — könnten Sie wirklich ſo grauſam ſein und mir mit kalter Ruhe den Rath geben, ſie zu verlaſſen, ehe ich ihr geſagt, was ich um ſie gelitten, daß ich ſie nie vergeſſen, daß ich ſie heute noch eben ſo heiß und innig liebe, wie damals?"

„Was ſoll ich Ihnen zur Antwort geben?" ſagte Herr von Scherra, indem er ſeine Hände zuſammenſchlug und darauf ſeine Finger krampfhaft in einander faltete. „Fühlen Sie denn nicht, daß auch mein Herz ſchmerzerfüllt iſt und zerriſſen, wie das Ihrige, daß ich, der ich Sie liebe, der ich über Ihr Wiederfinden glücklich bin wie ein Vater, dem man einen verlorenen Sohn

zurückgebracht, mich nur mit Gewalt würde zurückhalten können, um ihr, die mir so unendlich theuer iſt, nicht mit einem Ausrufe der Freude zu verrathen, was ſie nimmer erfahren ſollte?“

„Weil ſie mich noch liebt!“ rief der junge Mann mit funkelndem Auge. „O, ich habe dieſe ſüße Gewißheit heute Morgen aus den Klagen jenes Mannes vernommen, ich höre ſie jetzt aus Ihren Worten in mein Herz tönen, in mein Herz, das dieſelben Worte im Wiederhall jauchzend zurückgibt!“ —

„Wollen Sie mich um meinen Verſtand bringen?“ rief der alte Herr in faſt komiſcher Verzweiflung. „Wollen Sie mir eine unheilvolle Gewißheit aufdrängen, die ich mir nicht aufdrängen laſſen will? Wollen Sie die Freude des Wiederſehens dadurch verbittern, nein, gänzlich zerſtören, daß Sie in Verhältniſſe hineinfahren, die, an ſich ſchon verwickelt und traurig genug, durch Ihre Erſcheinung aber unglücklich und unerträglich werden müſſen? Gaetano, mein Freund, ſeien Sie verſtändig, ſeien Sie ein Mann! Zeigen Sie, daß Sie in der allerdings harten Schule des Lebens etwas gelernt haben, und vor allen Dingen vertrauen Sie meiner Freundſchaft,“ ſetzte er mit überſtrömendem Gefühle hinzu, indem er dem jungen Manne beide Hände reichte, „und ſeien Sie überzeugt, daß ich gegenüber der unglücklichen Frau für Sie thun werde, was in meinen Kräften ſteht, — das heißt, was mir mein Gewiſſen erlaubt.“ —

Gaetano riß den alten Herrn nach dieſen Worten ſtürmiſch in ſeine Arme, und als er gleich darauf eben ſo haſtig von ihm wegging, trat er ans Fenſter, um ſeine feuchten Augen zu verbergen. „Ja, eine unglückliche Frau,“ murmelte er mit kaum vernehmlicher Stimme; „aber ſie liebt mich, ſie liebt mich immer noch, und da ich ſie auch liebe, können wir vielleicht doch noch glücklich werden!“ —

„Wollen Sie jetzt vernünftig mit mir über Ihre Gegen-

wart reden?“ fragte Herr von Scherra nun in beinahe ärgerlichem Tone.

„So vernünftig, als es mir in meiner Lage möglich iſt, meinetwegen ſogar recht proſaiſch.“

„Gott ſei Dank, wenn wir dazu kommen! Wie ich Ihrem Aeußern anſehe,“ meinte der alte Herr, nachdem er ihn von oben bis unten aufmerkſam betrachtet, „hat Dr. Henderkopp auch was Ihren Anzug anbelangt, Ihrer fixen Idee durchaus nicht gehuldigt.“

„Gewiß,“ erwiderte Gaetano lächelnd; „er mochte mich nicht mehr ſcheinen laſſen, als wofür er mich hielt.“

„Und daß das geändert wird, dafür werde ich ſogleich Sorge tragen,“ entgegnete Herr von Scherra. „Der Wagen, der ſchon lange drunten auf mich wartet, ſoll mich zu einem berühmten Kleiderkünſtler führen, einem Manne, der auch alles ſonſt dazu Gehörige zu beſchaffen verſteht.“

„Und ſoll ich Sie begleiten?“

„Im Gegentheil, ich bitte ſehr, daß Sie hier bleiben; damit Sie aber keine Langeweile haben und auch Ihren gefährlichen Phantaſien nicht allzu ſehr nachhangen, will ich ein genügendes Material an Büchern, Broſchüren und Zeitſchriften um Sie herum anhäufen, woraus Sie mit Erſtaunen ſehen werden, was ſich in der Welt begibt, furchtbare Dinge, die gerade Ihre Heimat betreffen, und woraus Sie denn auch lernen werden, warum man die Cigarre, die ich Ihnen vorhin gegeben und die Sie in Ihrer Exaltation ſchon lange bei Seite geworfen, Cavour zu nennen beliebt. O, es iſt das eine merkwürdige Geſchichte,“ fuhr er wie mit ſich ſelbſt ſprechend fort, und als er darauf in ſein Nebenzimmer ging, um Bücher und Zeitungen herbeizuholen, dachte er bei ſich: wenn das nicht ſeinem Sinne eine vollkommen andere Richtung gibt, ſo ſieht es traurig bei ihm aus. Doch nein, nein, ich kenne Gaetano's gutes und edles

Herz und baue darauf, er wird dem Vaterlande ſeine Liebe zuwenden! —

Darauf hatte Herr von Scherra ſeine kurze Toilette beendigt, und als der Wagen unten mit ihm davon rollte, ſaß Gaetano droben im Zimmer bereits vertieft in das Leſen der ihm übergebenen Schriften, die von Zeile zu Zeile ſein Intereſſe ſo in Anſpruch nahmen, daß er, den Kopf in die Hand geſtützt, da ſaß, die Finger in ſein dichtes Haar vergrabend, raſtlos ſeine Augen über die Buchſtaben jagen ließ, ſtundenlang, ohne aufzublicken, — äußerlich ruhig, aber im Innern gewaltſam bewegt von den Wogen der Weltgeſchichte, die mit einem Male brauſend und tobend gegen die einſame Inſel brandeten, wo er jahrelang müßig geruht, ſcheinbar von ſpiegelglatter See umgeben.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Moſes Goldſtein's dunkle Stunde.

Das gelbe Zimmer der Frau Wittwe Speiteler ward nicht nur benutzt bei feſtlichen, freudigen Veranlaſſungen, ſondern auch bei ernſten Angelegenheiten; wenn zum Beiſpiel ein Familienrath abgehalten oder wenn über etwas Außerordentliches mit Geſchäftsfreunden Berathung gepflogen wurde, ſo pflegte die Wittwe das beſagte Zimmer vorzuziehen, da es ſo gelegen war, daß wißbegierige Nachbarn nicht hineinblicken und lauſchende Dienſtboten mit Leichtigkeit ertappt werden konnten, ehe es ihnen möglich war, ihr Ohr an irgend ein Schlüſſelloch zu legen.

Daß es etwas überaus Wichtiges war, was Madame Speiteler wenige Tage nach den oben erzählten Vorfällen in dieſem Zimmer beſchäftigte, brauchen wir dem geneigten Leſer, welcher hoffentlich unſerer Erzählung mit Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, wohl nicht zu ſagen.

Die würdige Dame ſelbſt ſaß an dem Tiſche, welcher in der Mitte des Gemaches ſtand, hatte ihre ſchwere Hand dort zuſammengeballt aufgelegt, und wenn ſie ſie im Eifer des Geſpräches aufhob und wieder niederfallen ließ, ſo gab das ein artiges Getöſe, welches aber vollkommen zu ihren Worten paßte. Auch bewegte ſie ihren Kopf ſo heftig hin und her, daß der breite Strich ihrer Haube zornig auf und ab wallte, als ſei dieſe Haube ein ſelbſtſtändig fühlendes Weſen, welches den innigſten Antheil nehme an der Schmach, die dem Hauſe Speiteler zugefügt worden ſei.

Der Wittwe gegenüber, an der anderen Seite des Tiſches, ſaß ein Herr, den wir als Advokaten Berger vorſtellen müſſen, ein Name, den ſich der geneigte Leſer am Anfange unſerer wahrhaftigen Geſchichte bereits gehört zu haben vielleicht erinnern wird. Der Advokat war ein kleines Männchen mit einem feinen, ſchlauen Geſichte, freundlichen Augen und einem Munde, welcher ſich leicht und gern zu einem Lächeln verzog; er war mit Sorgfalt, faſt elegant angezogen, und da er unter der vornehmen Welt ſeine meiſten Kunden hatte, trug er immer eine weiße Halsbinde, um ſtets gehörig gerüſtet zu ſein, wenn er zu irgend einer hohen Perſon gerufen wurde. Zwiſchen ſeinen Händen hielt er einen Stock mit goldenem Knopfe, den er langſam unter ſeinem Kinn drehte, während er den Kopf herabgeſenkt hielt und die Wittwe nur zuweilen vermittelſt eines leichten Augenaufſchlags betrachtete.

An dem Fenſter des Gemaches ſtand Sophie, und die vierte Perſon, welche ſich im Zimmer befand und neben der Thür auf

einem Stuhle ſaß, war Herr Moſes Goldſtein. Aber es war nicht mehr der glänzende, fröhliche Goldſtein, in ſeinem Aeußern ſo würdig ſeines Namens, wie wir ihn geſehen bei der Hochzeits-Feierlichkeit, heiter, mittheilend, beweglich. Verſchwunden war die rothſammtne Weſte und die goldene Kette, verſteckt vielleicht unter dem grauen Paletot, den er bis unter das Kinn zugeknöpft hatte. Er ſaß da zuſammengeknickt, wie Buße thuend in Sack und Aſche; ja, wenn man ſein graues Gewand vielleicht näher betrachtete, ſo war es nicht ganz unmöglich, in dieſem einen Riß von oben bis unten zu entdecken, den er ſich ſelbſt zugefügt im Uebermaß des Schmerzes; und wenn man ſein Geſicht betrachtete mit dem kläglichen Ausdrucke, vermißte man mit Verwunderung auf ſeinem pechſchwarzen Haare die Aſche, womit er ſein Haupt beſtreut. Zuweilen wollte er reden und dann öffnete er wie ſchnappend ſeinen Mund, doch ſchaute ihn in ſolchen Augenblicken Herr Dr. Berger freundlich lächelnd, aber auch feſt und beſtimmt an und machte zugleich eine bezeichnende Handbewegung, ſo daß Herr Goldſtein es nie weiter brachte, als bis zum Oeffnen des Mundes.

„Wie ich ſchon vorhin geſagt," ſprach die Wittwe Speiteler mit großer Entſchiedenheit, „mein Mann, Gott habe ihn ſelig, war ein lammfrommes Gemüth, aber wenn er dieſe Geſchichte erlebt hätte, ſo wäre ſelbſt er mit gleichen Füßen in die Höhe geſprungen. Ja, wenn ich ihn mir ſo anſchaue," ſetzte ſie mit dem nothwendigen Blicke und einem leichten Anfluge von Rührung hinzu, „ſo iſt es mir gerade, als müſſe er dort im Bilde ſeine Hand erheben und mir durch Zunicken verſtändlich machen, die Sache ſolle mit einem Male und raſch zu Ende geführt werden. Und da dies auch meine Meinung iſt, ſo wollen wir denn in Gottes Namen das Gerede der Leute auf uns nehmen und die Scheidung einleiten."

Der Advokat ſchüttelte ſanft mit dem Kopfe, blickte ihr mit

großer Ruhe und lächelnd ins Geſicht, wie jemand, der überzeugt iſt, daß ſeine eigene Meinung, die mit der eines Anderen nicht übereinſtimmt, doch noch die Oberhand gewinnen werde.

„Meine liebe Madame," entgegnete er, „ich habe Ihnen ſchon vorher offen geſtanden, daß ich principiell gegen jede Scheidung bin, und habe Ihnen ſchon geſagt, daß Sie bedenken ſollen, ob es rathſam wäre, mich unter dieſem ehrlich ausgeſprochenen Grundſatze mit Ihrem Vertrauen zu beehren. Was bezweckt eine Scheidung, was nutzt eine Scheidung? Mit einer Scheidung zerreißen wir gewaltſam ein Band, das uns allerdings drückend erſcheinen mag, welches uns aber vielleicht bei ruhiger Ueberlegung nicht ſo ganz als unerträgliche Kette erſchienen wäre, wie wir beim erſten Anblicke geglaubt. Und während wir dieſes Band zerreißen, verurſachen wir einen Skandal — ich muß die Sache beim wahren Namen nennen — unter deſſen Folgen beide Theile zu leiden haben; eine geſchiedene Frau, mag ſie auch noch ſo ſehr in ihrem Rechte ſein, wird, mit wenigen Ausnahmen, doch immer mit einigem Mißtrauen betrachtet."

„Aber erlauben Sie mir, Herr Doktor," entgegnete Madame Speiteler in gewichtigem Tone, „der vorliegende Fall iſt ſo klar, daß ein Kind einſehen muß, wie das ganze Unrecht allein auf der Seite jenes Mannes iſt; man braucht nur ohne Redensarten dieſe Geſchichte zu erzählen, wie ſie iſt, glattweg, und jeder ſieht, daß wir es mit einem Schur —"

„Bitte, Madame Speiteler, keine derartigen Benennungen!" unterbrach ſie der Advokat mit einem Seitenblicke auf Herrn Goldſtein; „warum ſich in die Hitze hineinſteigern?"

„Nun, meinetwegen; wie die Sache vorliegt, ſieht jeder, mit wem wir es zu thun haben."

Herr Dr. Berger nickte dreimal bedeutſam mit dem Kopfe, ehe er zur Antwort gab: „Allerdings mußte jeder Unbefangene einſehen, weß Geiſtes Kind der Herr Dr. Henderkopp iſt; aber

da es ſo leicht wird, dies einzuſehen, ſo wird man ſich fragen: wie kam eine kluge Frau, wie die Frau Wittwe Speiteler, dazu, einen ſolchen Schwiegerſohn zu wählen, und wie vermochte ſie es über ſich, die Heirath geſchehen zu laſſen, um dann gleich nach der Hochzeit der ganzen Welt zu ſagen: ſeht, wen ich mir da für meine Tochter auserwählt?"

Sophie hatte ſich bei dieſen Worten herumgewandt, und während ſie ihre Lippen feſt auf einander preßte, augenſcheinlich um ihre Thränen zu unterdrücken, neigte ſie mehrmals zuſtimmend ihren Kopf.

„Damit will ich aber nicht ſagen," fuhr der Advokat ſo raſch fort, daß er eine heftige Gegenrede der Frau Wittwe Speiteler ſchnell abſchnitt, „daß ſich die Umſtände nicht als ſolche erweiſen können, wo eine Scheidung vielleicht geboten wäre. Ehe wir aber zu dieſem letzten verzweifelten Mittel unſere Zuflucht nehmen, werden Sie mir ſpäter Dank dafür wiſſen, Ihnen den Rath gegeben zu haben, die Angelegenheit auf's gründlichſte in alle Einzelheiten zu zerlegen und auf's ausführlichſte zu beſprechen."

„So zerlegen Sie denn in Gottes Namen," rief die Wittwe ungeduldig, „betrachten Sie die Sache von hinten und von vorn, und Sie werden doch am Ende meiner Meinung ſein."

Der Advokat machte eine Miene des Zweifelns und dann ſagte er mit einer Handbewegung gegen Herrn Goldſtein: „Wir haben da eine andere Sache, die zu erledigen wichtiger iſt und die vorher abgemacht werden muß, um klares Terrain zu gewinnen."

„Ach du mein Gott, ja," ſeufzte Herr Goldſtein, „denke Se an mich, Herr Advokat-Anwalt Dr. Berger! Se werde ſich doch annehme eines armen Geſchäftsmannes, den ſeine Reellität und Gutmüthigkeit gebracht hat in ſchweres Unglück!"

Das Lächeln, mit dem der Angeredete dieſe Rede zu beant-

worten ſchien, konnte auf verſchiedene Art gedeutet werden, nicht ſo aber die Entgegnung der Frau Wittwe Speiteler.

„Was Sie anbelangt," rief ſie heftig aus und wandte dabei den Kopf ſo raſch herum, daß ſich ihre Haube auf die oben angedeutete Art als völlig mitfühlend zeigte, „ſo kann ich Ihnen nur das Sprichwort meiner ſeligen Mutter wiederholen: Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich!"

„Pſt, meine liebe Madame Speiteler," ermahnte der Advokat.

„Ach, laſſe Se unſere verehrte Madame Speiteler doch ſagen," bat demüthig Herr Goldſtein, wobei aber ein eigenthümlicher Blitz aus ſeinen Augen leuchtete; „es wird ſe beruhigen, wenn ſe kann ausſchütten ihr Gemüth, und wenn ſe mich auch Pack nennt, wie ſe es eben gethan."

„Das hat ſie aber nicht gethan," unterbrach ihn raſch der Advokat, „ſie ſprach nur im Allgemeinen."

„Und wenn ſe's auch auf mich bezogen hätte, wenn ſe auch ſpricht noch Schlimmeres über mich, werde ich es doch verzeihen dem Schmerze, welcher tobt in ihrem Herzen."

„Madame Speiteler wird durchaus nicht Derartiges ſagen," erwiderte der Advokat mit großer Entſchiedenheit; wir behandeln hier Geſchäftsſachen ruhig und kalt, und da muß alle Leidenſchaft ſchweigen. Wenn es der Madame Speiteler recht iſt, ſo kommen Sie ein bischen näher zum Tiſche, daß wir Ihre Papiere mit den Angaben des Dr. Henderkopp vergleichen."

„Se haben alſo geſprochen den Herr Doktor?" fragte Moſes Goldſtein mißtrauiſch. „Se werden doch nicht Glauben ſchenken den Angaben dieſes gewaltthätigen Mannes? Und wenn auch," fuhr er fort, indem er ſich raſch dem Tiſche näherte, „kann etwas klarer ſein als die Rechnung zwiſchen dem Doktor und mir? Hat er nicht erhalten zwanzigtauſend Gulden, wie die acceptirten und leider auch quittirten Wechſel ausſagen, die ich da ſehe in Ihr Portefeuille, und die ich eigentlich ſollte wieder haben, wenn es

von C. bei seinem Eintritt überrascht das Taschentuch an das Gesicht führte, und wie ihn die Gräfin Clara scheinbar mit einem Blicke des größten Erstaunens grüßte.

Nach allem dem gehörte seine ganze Gewandtheit dazu, um sich völlig unbefangen und ebenso elegant und redselig wie sonst dem Kreise der höchsten Damen zu nähern, der fürstlichen Wirthin sein Compliment zu machen und mit dieser liebenswürdigen Dame in dem Gespräche fortzufahren, in dem Moment, als die alte Herzogin hinter ihrem riesenhaften Fächer sein tiefes Compliment erwiderte, als habe sie nicht ihm, sondern einer Schaar liebenswürdiger kleiner Kinder zugelächelt, die auf eben diesem Fächer gemalt waren.

Diese so sichtbar ausgedrückte Ungnade fiel für die noch nichts Wissenden des glatten Hofzirkels wie ein Stein auf die stille Fläche eines See's und zog weite Kreise, die sich immer mehr ausdehnten und den Sturz den entfernten Gestaden mittheilten.

Was kümmerte aber alles dieß den Baron? Stand nicht hinter dem Stuhle der jungen Herzogin das Hoffräulein, seine angebetete Pauline, die Königin seines Herzens, vor seinem Gewissen und vor Gott seine Braut? Er hätte Stunden lang hier stehen können, von Allen begafft, von Niemand angeredet, wenn er nicht hätte fürchten müssen, die Ungnade, welche auf ihm lastete, auch auf die unschuldige Quelle derselben überzutragen, indem sein Auge nur an ihr hieng, an ihr, die sich verwirrt zu einer Bekannten niederbeugte, um ihr etwas Gleichgültiges ins Ohr zu sagen.

Aus diesem Grunde aber riß er sich aus dem ihm so süßen Anblicke los, machte seine Verbeugung und trat zurück. Wo er aber gieng und stand, fühlte er deutlich, wie die Blicke der Umstehenden auf ihm hafteten, und hörte, wie man sich in die Ohren zischelte, und konnte lächeln, wenn er bedachte, wie unzählige falsche Vermuthungen man über ihn wohl habe und welche

die Großmuth der Frau Wittwe Speiteler nicht vorzieht, mir einzuhändigen die zwanzigtauſend Gulden in Staats-Obligationen, die ſchon einmal waren in meinem Beſitze und die mir haben weggenommen mit Gewalt die Narren draußen?"

Da der Advocat ſein Portefeuille herausgezogen hatte, welchem er außer den eben erwähnten Wechſeln auch noch andere Papiere entnahm, in welche er ſchaute, ſtatt dem Geſchäftsmanne eine Antwort zu geben, ſo fuhr dieſer, dem es eine Erleichterung zu ſein ſchien, doch wenigſtens reden zu dürfen, fort: „Die verehrte Frau Speiteler wird Gerechtigkeit üben und wird um alles in der Welt nicht laſſen wollen zu Schaden kommen einen armen Geſchäftsmann, der riskirt hat ſein ſauer erworbenes bischen Geld um ein paar elende Percent."

„Hm, hm!" machte der Advocat, wobei er lächelnd einen Blick auf Herrn Goldſtein that.

„Ja, ich bin überzeugt," fuhr dieſer mit Emphaſe fort, „möchte ich doch darauf legen die Hand auf's Herz, möchte ich doch ſagen aller Welt, daß ich ſo gewiß bin der Großmuth der würdigen Frau Speiteler, als daß jetzt ſcheint der Tag, und daß ich ſelbſt leibhaftig hier ſtehe, ein armer, gedrückter, jammervoller Mann! Sprechen Se's aus, verehrteſte Frau," fuhr er fort, nachdem er haſtig nach Athem geſchnappt hatte, „ſprechen Se's aus, würdiger Herr Doktor, daß ich ſoll wieder haben meine ſauer erworbenen zwanzigtauſend Gulden — oder ſoll ich ſe vielleicht nicht wieder haben? — Gott der Gerechte, will man mich zwingen, mein Recht zu ſuchen vor das Gericht, indem man mir zurückgibt die acceptirten und verfallenen Wechſel? Gott der Gerechte, ſind ſe doch ſchon verfallen um mehrere Tage und werden mer machen Mühe und Noth, wenn ich ſe laſſen will proteſtiren und darauf hin ausfertigen einen Haftbefehl!"

Herr Dr. Berger ſchaute freundlich auf ſein Blatt, bedeckt mit

einer Menge von Zahlen, und trommelte leicht mit den Fingern auf die auseinander geſchlagenen Papiere, welche vor ihm auf dem Tiſche lagen.

„Ach, Herr Doktor,“ nahm der Geſchäftsmann wieder das Wort, wobei er eine verzweifelte Heiterkeit affectirte, „ich ſehe es an dem wohlwollenden Lächeln, welches ſpielt um Ihre Lippen, daß Se ſagen werden zur würdigen Madame Speiteler: Geben Se ihm wieder ſein Eigenthum, dem armen Goldſtein! Und dann werden Se zu mir ſprechen und werden mer machen Vorwürfe über meine Leichtgläubigkeit und werden mer geben den Rath, mich künftig beſſer vorzuſehen, ehe ich unternehme Geſchäfte mit Leuten, die nicht ſind reell und welche können in Gefahr bringen einen armen Geſchäftsmann. Gott der Gerechte,“ ſetzte er mit einem nach oben gewandten Blicke hinzu, „ich hätte es mir können denken, man hat mer gewarnt von verſchiedenen Seiten! Doch war es möglich, nicht zu trauen der nobeln Außenſeite des Dr. Henderkopp, nicht zu glauben ſeinen ſchönen Worten, ihm nicht Vertrauen zu ſchenken, großes, koſtbares Vertrauen?“

„Ja, ſehen Sie,“ unterbrach die alte Frau trocken den Redeſtrom des Herrn Goldſtein, „daß er den da auch hat beſtechen und anführen können, iſt mir ein wahrer Troſt, den da, ſo eine ſchlaue, abgeriebene Seele.“

„Der Vergleich zwiſchen ihm und Ihnen iſt nicht ganz richtig,“ meinte kopfſchüttelnd der Advokat, „er ſchenkte ihm eigentlich kein Vertrauen, denn für mehr, als was er ihm gegeben, hatte er gute, gültige, acceptirte Wechſel in der Hand.“

„Hatte er?“ fragte Herr Goldſtein mit einem ſpitzigen Blicke auf die Hand des Herrn Berger, unter der die koſtbaren Papiere lagen — „hatte er? Sagen mer doch lieber wie es wahr iſt und richtig, hat er, gewiß hat er! Sind ſe doch da vor meine Augen die koſtbare Papiercher, ja, wie Se haben geſagt, Herr Doktor, gut, gültig und acceptirt; ſehe ich ſe doch vor mich dort unter

Ihre Hand, das Eigenthum des armen Goldſtein, und er iſt ſo überzeugt als daß der Tag ſcheint, daß man ſe ihm wiedergeben wird ſogleich, wenn man ihm nicht ausbezahlt ſeine zwanzigtauſend Gulden, und daß man dabei ſprechen wird zu ihm: Hier haſt du deine Wechſel, jetzt gehe hin und drangſale mir den Dr. Henderkopp und plage ihn und zwieble ihn, bis er anſieht den Himmel für eine Baßgeige!" —

Dr. Berger ſah den Redſeligen mit einem ſo eigenthümlichen Blicke an, daß dieſer etwas kleinlaut fortfuhr: „und ſo bitte ich alſo, werther Herr Advocat-Anwalt und würdige Madame Speiteler, daß Se mer verhelfen möchten zu mein Eigenthum auf die eine oder auf die andere Art — ach ja, Herr Doktor, nicht wahr, mein hochverehrter Herr Doktor?"

„Allerdings," entgegnete dieſer ruhig, „Ihr Recht ſoll Ihnen werden, damit wird auch Frau Wittwe Speiteler einverſtanden ſein. Ehe wir aber die Sache zu einem endgültigen Reſultate brachten, war es nicht mehr als billig, auch die andere Partei zu hören."

„So haben Se alſo auch gehört den Doktor? Warum haben Se gehört den Doktor? Was ſoll das nützen zu hören den Doktor? Er hat eine glatte Zunge und iſt im Stande, dem Geſcheiteſten zu machen ein X vor ein U."

„Was das Letztere anbelangt," erwiderte der Advokat lächelnd, „ſo kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung ſagen, daß Dr. Henderkopp gar nicht den Verſuch gemacht hat, ſeine allerdings etwas troſtloſe Sache anders darzuſtellen, als ſie ſich wirklich verhält. Er hat mir nur über das Geldgeſchäft mit Ihnen einige Thatſachen mitgetheilt, die ich nicht ermangeln werde, Ihnen vorzulegen."

Herr Goldſtein ſperrte ſeine beiden Hände auseinander und von ſich ab und verſetzte mit einer Miene der Geringſchätzung: „Thatſachen? Was kann er Ihnen haben angegeben vor That-

ſachen? Die Thatſachen, welche vorausgegangen, liegen dort in meinen gültigen Wechſeln, und daneben liegen die zwanzigtauſend Gulden, welche ſchon einmal waren in meinem Beſitz, und welche mer haben weggenommen die Narren, Gott möge ſie dafür verderben! — Ach, Herr Doktor," rief er darauf in einem Tone, in dem ſich Furcht und Entrüſtung ausprägten, „kommen Se mer nicht mit Thatſachen! Was werden ihm nützen vor das Gericht andere Thatſachen, als die ſo klar vorliegen, daß ein Kind darüber kann entſcheiden und man wahrhaftig nicht braucht zu appelliren an den Urtheilsſpruch eines Salomo oder Daniel! Wird man ſich vor das Gericht bekümmern um Thatſachen? O nein, o nein, man wird einfach betrachten die Wechſel, und Kenner werden ſagen, die Unterſchrift iſt richtig, und bezahlen muß er oder eingeſteckt wird er."

„Ja, vor Gericht könnte es ſo heißen, mein lieber Herr Goldſtein," gab der Advokat mit ſeiner ſanften Stimme zur Antwort, „aber hier ſind wir nicht vor Gericht, hier ſind wir zuſammengetreten, um eine Uebereinkunft zu berathen."

„Eine Uebereinkunft?" rief Herr Goldſtein erſchreckt, „was ſoll mir für Nutzen bringen eine Uebereinkunft? Was könnte das ſein für eine Uebereinkunft? Ich verſtehe nur das Eine: entweder Se geben mer, weil Se Gerechtigkeitsſinn in Ihrem Herzen haben," ſetzte er in ſchmeichelndem Tone hinzu, „meine zwanzigtauſend Gulden wieder, die ich ſchon einmal habe gehabt, oder wenigſtens die Wechſel, und dann laſſen Se mich gehen und laſſen mich Aſche auf mein Haupt ſtreuen und abſchütteln auf die Schwelle den Staub von meinen Füßen. Nur ſo kann es geſchehen, aber nichts kann das ſein von Thatſachen oder Uebereinkunft. Gott der Gerechte, ich bin ein geſchlagener Mann!"

„Und wenn Sie ſich noch ſo ſehr dagegen ſträuben, mein werther Herr Goldſtein, ſo müſſen Sie doch zuerſt meine Thatſachen anhören, und würde ich Ihnen rathen, dazu einen Stuhl

zu nehmen, damit Ihnen bei Anhörung dieſer Thatſachen das Stehen nicht gar zu ſauer fällt."

„Laſſen Se mich immerhin ſtehen," erwiderte der Geſchäftsmann unruhig mit einer entſchieden abwehrenden Handbewegung. „Was Se mer zu ſagen haben, kann ich auch ſtehend anhören, und wenn ich ſoll aus der Haut fahren bei den Thatſachen des Doktors, die nicht werth ſein werden eine faule Bohne, ſo habe ich das bequemer, als wenn ich ſitze."

„Ganz nach Ihrem Belieben," gab der Advokat zur Antwort, „und nun erſuche ich die Damen um gute Aufmerkſamkeit."

Herr Goldſtein hob ſeine Schultern ſo hoch und heftig in die Höhe, als wolle er ſie gar nicht mehr an ihren Platz bringen, wohin ſie von der Natur aus gehörten, und als er dies am Ende doch thun mußte, preßte es ihm einen tiefen Seufzer aus, der mit den dumpf gemurmelten Worten ſchloß: „So muß ich denn anhören die Thatſachen, kann ich doch nicht anders!" —

Herr Dr. Berger hatte von den Papieren eines hervorgezogen, welches er dergeſtalt vor ſeine Augen hielt, daß ihm Herr Goldſtein trotz ſeiner Bemühungen nicht hineinſchauen konnte. In dieſes Papier blickend ſagte er nun: „Es war gegen Anfang April vorigen Jahres, als Herr Dr. Henderkopp, Vorſteher einer Privat-Irren-Anſtalt, mit Ihnen, Herr Moſes Goldſtein, in Unterhandlungen trat, um eine Anleihe zu erhalten, welche er brauchte, um die etwas verwahrlosten Gebäude ſeiner Anſtalt zu ſeinen Zwecken wieder herrichten zu laſſen. Dieſe Anleihe kam aber erſt am 23. Mai zu Stande."

„Weiter, weiter," murmelte der Geſchäftsmann ungeduldig. „Was thue ich mit der Vorrede?"

„Es handelte ſich um die Summe von achttauſend Gulden."

„Was ſollen mer achttauſend Gulden?" rief Herr Goldſtein mit einem gutgeſpielten Erſtaunen. „Wo iſt irgend ein Dokument, welches beſagt, daß ich dem Doktor gegeben habe acht-

tauſend Gulden? Wollen Se mich machen zum ſchlechten Manne, wollen Se mich ruiniren, indem Se ausſprechen, der Dr. Henderkopp ſei mer nicht ſchuldig geworden zwanzigtauſend Gulden? — Zwanzigtauſend Gulden," ſetzte er mit gefalteten Händen hinzu, „ein ganzes Vermögen."

Der Advokat ſah den Juden mit einem leichten Stirnrunzeln an, doch gleich darauf glättete ſich ſein Geſicht wieder unter dem uns bekannten gütigen Lächeln, mit dem er auch die Worte ausſprach: „Allerdings ſind es zwanzigtauſend Gulden geworden, allerdings ein nettes Vermögen! Aber Herr Goldſtein," ſetzte er mit einer ſolchen Entſchiedenheit im Tone hinzu, daß dieſem eine neue Einrede auf den Lippen erſtarb, „Sie hören meiner Auseinanderſetzung ruhig zu, Sie unterlaſſen Ihre ewigen Einreden, welche doch zu nichts nutzen, als daß ſie die Damen und mich langweilen, oder ich packe meine Papiere zuſammen, darunter die acceptirten Wechſel, Madame Speiteler verſchließt ihre zwanzigtauſend Gulden, und dann ſehen wir uns vor dem Gerichte wieder, wo ich für den Dr. Henderkopp plaidiren werde."

„Was hör' ich?" rief Herr Goldſtein mit ſchmerzlich bewegter Affektation. „Sie, ein Mann von dem Namen, von die anerkannte Redlichkeit wollten plaidiren für dieſe ſchlechte Sache, wollten ihr dadurch ſchon geben einen Schimmer von Gerechtigkeit? Wie wird mer denn? Hab' ich gehört recht, Herr Advokat-Anwalt Dr. Berger für Henderkopp gegen Moſes Goldſtein? Für den Doktor, der nicht finden ſollte geneigt für ſeine faule Sache den geringſten Ferkelſtecher — verzeih' mer Gott die Sünd', daß ich genommen habe in den Mund ein ſo ſchmutziges Wort, aber wahr iſt es, was ich geſagt, und es muß machen Aufſehen vor das Gericht: Dr. Berger für Dr. Henderkopp gegen Moſes Goldſtein! —

„So," fuhr er nach einer Pauſe fort, während er aufathmete, wie jemand, dem ein Stein von der Bruſt genommen iſt, als er

bemerkte, daß der Doktor wirklich Miene machte, ſeine Papiere zuſammenzupacken, „jetzt habe ich geſprochen, wie ich gemußt, und nun werde ich ſchweigen, gewiß, ich werde ſchweigen, und ſollte ich hören das Gräßlichſte, was hören kann ein armer Geſchäftsmann, dem man will rauben ſein ſauer erworbenes Gut."

„Es handelt ſich alſo," ſagte Dr. Berger in ruhigem, geſchäftsmäßigem Tone, „um achttauſend Gulden, welche Dr. Henderkopp dem Moſes Goldſtein abverlangte und welche ihm letzterer auch bewilligte."

„Ohne Pfand, Gott iſt mein Zeuge, ohne Pfand, zwanzigtauſend Gulden ohne Pfand, denn die lumpige Nachhypothek iſt nicht werth einen Kreuzer, elendes, ſchlechtes Druckpapier, man kann nicht daraus machen einen Fidibus."

„Achttauſend Gulden, welche berechnet wurden mit fünfzehn Procent."

„Mit fünf Percent, ſo wahr mir Gott helfe, habe ich es anders gegeben von mir ſchriftlich?" fragte Herr Goldſtein lauernd.

„Ja, mit fünf Procent, aber per Monat, was freilich in keinem Schein aufgeführt iſt, thut für drei Monate, für welche Zeit Sie überhaupt nur die Schuld contrahiren laſſen wollten, fünfzehn Procent oder jährlich ſechszig Procent. Sie ſehen, ich kann auch rechnen, und werde Ihnen gleich noch glänzendere Beweiſe davon geben. Dieſe achttauſend Gulden zu fünf Procent auf drei Monate thun tauſend zweihundert Gulden Zinſen, hierzu kommt dann noch eine kleine Proviſion von fünf Procent mit vierhundert Gulden, macht im Ganzen ſechszehnhundert Gulden, welche der Empfänger des Darlehens baar liegen laſſen mußte."

„Wie konnte er liegen laſſen etwas in Baarem, da er beſaß keinen Kreuzer?"

„Dieſes Mal haben Sie Recht; für die empfangenen acht-

tauſend Gulden mußte er einen Wechſel von neuntauſend ſechshundert Gulden acceptiren, zahlbar in drei Monaten."

Frau Wittwe Speiteler hob bei Anhörung dieſer Art, Geſchäfte zu machen, ihre Hände empor und rief mit großer Entrüſtung: „Das iſt ja ein entſetzlicher —"

Sie wollte ſagen Wucher, doch ſchnitt ihr der Advokat dieſes Wort vom Munde, indem er raſch einwarf: „Eine merkwürdige Art, Zinſen zu berechnen, wollten Sie ſagen. Ja, es iſt allerdings ein bischen ſtark, aber wie Sie ſehen werden, iſt dieſes Verfahren mit Conſequenz durchgeführt."

„Wollten Se nicht ſein ſo gütig, werther Herr Dr. Berger," ſagte Herr Goldſtein mit gelaſſenem Tone, aber einem eigenthümlichen Funkeln ſeiner Augen, „mir ſehen zu laſſen, ob dieſe Berechnung geſchrieben iſt von meiner Hand oder anerkannt durch meine Unterſchrift?"

„Das bin ich allerdings nicht im Stande," verſetzte achſelzuckend der Advokat; „würde auch ein ſchlauer und umſichtiger Geſchäftsmann wie Sie, eine ſolche Berechnung auf- oder unterſchreiben? O," ſetzte er lächelnd mit aufgehobenem Zeigefinger hinzu, „wir ſind keine harmloſen Kinder, mein lieber Herr Goldſtein, Sie nicht, ich aber auch nicht! —

„Dieſer Wechſel von neuntauſend ſechshundert Gulden," fuhr Herr Dr. Berger nach einer kleinen Pauſe im Tone ſeiner gewöhnlichen Auseinanderſetzung fort, „wurde nun nach drei Monaten präſentirt, und da er begreiflicher Weiſe nicht bezahlt werden konnte, mußte ein neuer Wechſel den alten vertreten, ebenfalls wieder nach der oben angeführten billigen Berechnung: Fünfzehn Procent aus neuntauſend ſechshundert Gulden, macht vierzehnhundertvierzig Gulden, dazu fünf Procent Proviſion gleich vierhundertachtzig Gulden, zuſammen tauſend neunhundertzwanzig Gulden, welche wieder liegen gelaſſen werden mußten, das heißt, da hierzu kein Geld vorhanden war, dem neuen Wechſel wieder

zugeſchrieben wurden, und ſich dieſer alſo nunmehr mit der hübſchen Summe von eilftauſend fünfhundertzwanzig Gulden präſentirte."

Sophie war mit unhörbaren Schritten hinter ihre Mutter getreten, legte leicht ihre Hand auf deren Schulter, und fragte, während ſie ſich hinabbeugte, flüſternd: „Iſt dem wirklich ſo, Mutter? Kann man auf ſo furchtbare Art in Schulden hinein gerathen? O, das könnte mein Mitleid für ihn erregen!" —

Es war gerade, als beantworte Dr. Berger dieſe Frage, ohne ſie jedoch gehört zu haben. „Ja," ſagte er, „da kann man wohl ſagen: Gott bewahre uns vor dem erſten Schritt! Der Doktor erhielt alſo achttauſend Gulden, und ſah nach Ablauf von nicht ganz zwei Jahren eine Schuldenmaſſe von zwanzigtauſend Gulden auf ſeinen Schultern liegen; hätte er in der That dieſe zwanzigtauſend Gulden von einem — andern Geſchäftsmanne zu billigen Zinſen erhalten, ſo hätte er ſich aus ſeinen Verlegenheiten reißen können und ihm und Anderen wäre Manches erſpart geblieben."

„Aber beweiſen Se mer," ſagte Herr Goldſtein trotzig, „daß er nicht erhalten hat zwanzigtauſend Gulden."

„Er erhielt achttauſend Gulden," fuhr Herr Berger in ſehr beſtimmtem Tone fort, „und wie er mir aus ſeinen Büchern bewies, gebrauchte er dieſe mäßige Summe zur Einrichtung ſeiner Anſtalt und für die laufenden Betriebskoſten. Daß dieſer Betrieb in den letzten zwei Jahren ſo günſtig war, um die Anſtalt fortbeſtehen zu laſſen, ſpricht nicht gerade gegen Dr. Henderkopp, wenn ich auch in manchen anderen Dingen nicht gewillt bin, ſeine Partei zu ergreifen. Aber wir ſchweifen ab, und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, Madame Speiteler, in Gegenwart des Herrn Goldſtein das Anwachſen dieſer ungeheuerlichen Schuld mit Zahlen zu belegen.

„Der dritte Wechſel nach der eben angeführten Berechnung

betrug ſchon dreizehntauſend achthundert vierundzwanzig Gulden, der vierte am 23. Mai dieſes Jahres, alſo nach Ablauf von zwölf Monaten fällig mit Zugrundelegung eines Capitals von nur achttauſend Gulden — wir wollen das in der Erinnerung behalten," ſetzte Dr. Berger in verſchärftem Tone hinzu, — „beträgt ſchon ſechszehntauſend fünfhundertachtundachtzig Gulden achtundvierzig Kreuzer, alſo mehr wie noch einmal ſo viel, als das urſprüngliche Darlehen. Was meinen Sie dazu, Herr Moſes Goldſtein?"

„Wie kann ich ausſprechen eine Meinung," entgegnete der Gefragte im Tone gekränkter Unſchuld, „wenn man nicht hören will meine Betheuerungen, wenn man nur hört meinen Feind, den Doktor, einen gewiſſenloſen Mann, der mich hat gebracht in's Unglück? Legen Se mer doch vor, wie ich vorher ſchon geſagt, die Berechnungen, mit denen Sie da kränken wollen mein gutes Gewiſſen, geſchrieben von meiner Hand, oder irgend einen Schein, ein Dokument, das da beſagt, daß ich dem Doktor hätte geliehen achttauſend Gulden, ſtatt zwanzigtauſend! Sehen Se meine Unſchuld in meine Augen und in mein Betragen, denn wenn ich wäre derart, wie Sie verſuchen mich zu ſchildern vor dieſe reſpektable Frauenzimmer, ſo würde ich einfach ſprechen: Frau Wittwe Speiteler und Frau Tochter, ſeien Se Zeugen vor das Gericht, daß man mich hat wollen darſtellen als einen Erzwucherer! Aber das werde ich nicht thun im Gefühle von meine Unſchuld, ſondern werde nochmals wiederholen meine Bitte: geben Se mer die zwanzigtauſend Gulden oder wenigſtens meine Wechſel und laſſen Se mich gehen in Frieden."

„Wir kommen jetzt zum zweiten Jahre," fuhr Herr Berger fort, „ohne die Rede Goldſtein's einer Erwiderung zu würdigen; „da ſtellt ſich der fünfte Wechſel auf neunzehntauſend neunhundertundſechs Gulden vierundzwanzig Kreuzer, und wie ich von Dr. Henderkopp erfuhr, machte ſein Geſchäftsmann Schwierigkeiten, ihn

Urſache für die Ungnade, in die er ſo plötzlich gefallen, angegeben wurde.

Der Ball nahm unterdeſſen ſeinen Fortgang, und die Zeit rollte unaufhaltſam dahin, wie es dieſe ſanfte Tröſterin für alles menſchliche Unglück ja immer zu machen pflegt. Stundenum Stunde verrann hier im Tanzſaal unter rauſchender Muſik, unter fröhlichen Menſchen — ſie waren es wenigſtens dem Aeußern nach, — berechnet nach Walzer, Maſurka, Françaiſe; und verrann eben ſo in irgend einem dämmerigen Krankenzimmer, wo die Secunden gezählt wurden von fieberhaften Pulsſchlägen mit tiefem, ſchwerem Athemholen. — —

Die Lieutenants und andern jungen Herrn tanzten mit den jungen Damen nach der rauſchenden Muſik, und die älteren Damen ſaßen in lebhafter Unterhaltung um die Kamine; die älteren Herren ſpielten Whiſt oder ennuyirten ſich; von den Bewohnern der Schneeregion verſchwand einer nach dem andern, zufrieden, ſich gezeigt zu haben und auf dem Hofballe geweſen zu ſein.

Der Baron ſchritt durch den Tanzſaal, wechſelte mit guten Bekannten, die ſich aus der Ungnade, welche über ihn verhängt war, nichts machten, einige freundliche Worte und ſtieß endlich auf ſeinen Gaſt bei dem heutigen Diner, den er unter dem Arme nahm und in ein Nebenzimmer zog.

„Höre,“ ſagte dieſer lachend, „du thäteſt beſſer, meinen Arm los zu laſſen; Menſch, du compromittirſt mich auf eine fürchterliche Art, ſiehſt du? ſchon ſchaut man neugierig auf uns herüber! O Gott, wenn das meine Schweſter Clara ſieht, ſo werde ich heute Abend keinesfalls zum Tanze rekommandirt!“

„Laß das gut ſein,“ ſagte der Baron, „meine Sonne geht unter, um ſich deſto ſtrahlender wieder empor zu ſchwingen; ich bin ein ſchwüler Sommerabend, ein heftiges Gewitter hat mich verfinſtert; dann folgt aber eine liebliche milde Nacht; du weißt, wenn die Wolken ſich wie weiche Schleier anmuthig dehnen und wenden und einen pas de shwal mit dem Monde tanzen. Jetzt

für dieſe Summe auszuſtellen, und entſchloß ſich erſt zu einer Verlängerung auf die gewünſchten drei Monate, als ſich der Schuldner bereit erklärte, den betreffenden Wechſel in vier Abſchnitten von je fünftauſend Gulden auf die runde Summe von zwanzigtauſend Gulden auszuſtellen. So ſind wir binnen anderthalb Jahren von achttauſend auf zwanzigtauſend Gulden geſtiegen. Was ſagen Sie dazu, meine Damen? Verdient nicht ein Mann wie Dr. Henderkopp, wenn er auch grobe Fehler begangen hat, ſchon deßwegen unſer Mitleiden, weil er in ſolche Hände fiel?" —

Frau Wittwe Speiteler hatte ihre beiden Fäuſte vor ſich auf den Tiſch gedrückt. Wir ſind nicht im Stande, dieſen Ausdruck zu mäßigen, denn ihre zuſammengeballten Finger könnte man mit keinem andern Namen benennen. Auch war im Ausdruck ihrer Augen, die ſie feſt auf Herrn Goldſtein gerichtet hielt, etwas ſo Zorniges und Herausforderndes, daß leicht gebogene oder flach aufgelegte Hände durchaus nicht gepaßt hätten. „Unerhört," rief ſie, „das nennt man ja im gewöhnlichen Leben dieſer —"

„Dieſer Herren," ſchaltete der Advokat raſch und gewandt ein, „Geſchäftsroutine, — wir kennen das! — Wenn es Ihnen aber gefällig iſt," wandte er ſich hierauf an die Frau vom Hauſe, welche leiſe, aber ſehr eifrig mit ihrer Tochter ſprach, daß ihre Haubenbänder mitfühlend auf und ab nickten, „ſo wollen wir, um dieſe Angelegenheit nach Recht und Billigkeit zu ordnen, dem Herrn Goldſtein einen annehmbaren Vorſchlag machen."

„Was wird ſein für mich ein annehmbarer Vorſchlag," erwiderte dieſer gereizt, „als daß Se mer ausbezahlen meine zwanzigtauſend Gulden oder zurückgeben die Wechſel, damit ich kann einſperren laſſen den ſchlechten Mann ohne Treu und Glauben und ihn kann ſitzen laſſen bis er verkrummt oder erlahmt?"

„Weder das Eine, noch das Andere," gab der Advokat mit

großer Ruhe und in ſo beſtimmtem Tone zur Antwort, daß Herr Moſes Goldſtein erſchrocken zurückfuhr und mit einem fatalen, zweifelhaften Lächeln der Reihe nach alle Anweſenden anſchaute. Als er aber reden wollte, winkte ihm der Advokat mit der Hand und fuhr fort: „Sie müſſen ſich nun einmal entſchließen, die Sachen zu nehmen, wie ſie ſind: weder Frau Wittwe Speiteler, noch ihre Frau Tochter iſt Ihnen das Geringſte ſchuldig; da aber Letztere den Namen des Mannes trägt, mit dem Sie in Geſchäftsverbindung geſtanden, ſo iſt man, ganz freiwillig, nicht abgeneigt, ein Opfer zu bringen, um dieſe Angelegenheit beizulegen; vergeſſen Sie nicht, ganz freiwillig, denn wie der Ehekontrakt lautet, iſt kein Gericht der Welt im Stande, die Frau des Dr. Henderkopp haftbar zu machen für die vor der Verheirathung kontrahirten Schulden ihres Mannes."

„Wenn Se ſo anſehen die Sachen," erwiderte der Geſchäftsmann in angenommenem Tone der Entſchloſſenheit, den er in den Augen der Anweſenden noch dadurch zu verſtärken ſuchte, daß er die rechte Hand zwiſchen zwei Knöpfe ſeines Paletots zwängte, „ſo habe ich nichts mehr zu ſagen hier vor Ihnen und auch nichts mehr zu hören in dieſer Angelegenheit. Geben Se mer denn in Gottes Namen meine Wechſel und laſſen Se mer ziehen."

„Welche Wechſel?" fragte freundlich der Advokat; „habe ich mit Ihnen Wechſelgeſchäfte, oder hat Ihnen Frau Wittwe Speiteler welche ausgeſtellt?"

„Wie kommen Se mer vor?" rief Herr Goldſtein zornig; „werden Se doch wiſſen, daß es ſich handelt um die bewußten Wechſel von Dr. Henderkopp, die Se da haben unter Ihre Papiere!"

„Was ich allenfalls unter meinen Papieren habe, kann Sie nicht kümmern, mein lieber Herr Moſes Goldſtein. Das ſind Privatgeſchäfte, die ich mit Herrn Dr. Henderkopp habe, und an

den auch Sie ſich gefälligſt halten wollen, da Sie, wie ich höre, nicht geſonnen ſind, unſeren vernünftigen Anerbietungen Gehör zu ſchenken." Nach dieſen Worten faltete er ſeine Papiere und machte Miene, ſie in die Taſche zu ſtecken.

„Was," rief Herr Goldſtein erſchreckt, „Se wollten mer gewiß und wahrhaftig nicht wiedergeben meine Wechſel? Se wollten dazu die Hand bieten, daß mich auf ſo unverantwortliche Art beraubt jener ſchlechte Mann?"

„Nennen Sie das, wie Sie es wollen, ich habe nichts mit Ihnen zu thun, als Ihnen im Namen der Frau Wittwe Speiteler einen annehmbaren Vorſchlag zu machen."

Herr Goldſtein fuhr mit ſeinen Fingern nach dem Kopfe, als wollte er ſich die Haare ausraufen, doch begnügte er ſich damit, ſein Haupt zwiſchen beide Hände zu nehmen und haſtig im Zimmer auf und ab zu rennen.

„Bin ich denn gefallen," rief er mit kläglicher Stimme, „in die Hände von Räuber? Will man mir nehmen mein bischen ſauer Erworbenes und mich hinausſtoßen in die ſchlimme Welt nackt und hülflos? Habe ich nicht ſchon leiden müſſen genug von jenem ſchlechten Mann und ſeine verfluchten Narren? Soll ich hier noch anhören Vorſchläge, die ſo ſein werden, daß ſe mer nicht laſſen mein bischen Verdienſt? Ach, Herr Doktor," wandte er ſich an den Advokaten, indem er vor ihm ſtehen blieb, „Se ſind ein Anwalt des Rechts und wollen ſo unrecht handeln an Moſes Goldſtein? Gott der Gerechte, was werden ſein Ihre Vorſchläge? Se werden mer wollen geben für meine guten zwanzigtauſend vielleicht gar nur neunzehntauſend Gulden?"

Der Advokat ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe.

„Ich bin ein geſchlagener Mann, nicht einmal neunzehntauſend, vielleicht achtzehntauſend fünfhundert? Auch das nicht, Herr Advokat-Anwalt? Haben Se ſich vorgenommen, mer zu ruiniren? Sagen Se's gerade heraus, Se wollen mich machen zum Bettler

und bieten mer am Ende achtzehntauſend Gulden — waih geſchrieen! Ja, verehrter Herr Dr. Berger," ſetzte er haſtig mit vor Unruhe zitternder Stimme hinzu, „mit achtzehntauſend Gulden, die Se mer geben wollen, wäre ich gemacht zum Bettler, denn ich habe das Geſchäft nicht gemacht allein, und ich müßte denen, die mir vorgeſchoſſen haben, die Kapitalien erſetzen, die vollen zwanzigtauſend Gulden!" —

Der Advokat ſah den Andern mit einem ſo lächelnden humoriſtiſchen Blicke an, daß dieſer, der den Ausdruck wohl verſtand, ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckte und nach einem tiefen Seufzer verſtummte.

„Sparen Sie ſich die Mühe," ſagte Herr Berger, „mit mir auf den Abſtreich zu unterhandeln, und hören Sie, welchen Vorſchlag Ihnen Frau Wittwe Speiteler durch mich machen läßt. Glauben Sie mir aber auch, daß uns keine Macht der Erde veranlaſſen kann, Ihnen noch einen Kreuzer mehr zu bewilligen, denn was wir Ihnen bieten, iſt gerecht und billig und vor jedermann zu verantworten."

Herr Goldſtein hatte ein gelbſeidenes Taſchentuch hervorgezogen, und nachdem er ſich den Schweiß von der Stirn gewiſcht, legte er die Hände über einander und ſchickte ſich nach einem ſteifen Kopfnicken zu hören an, mit einer Miene, wie ſich uns das Geſicht eines Delinquenten zeigt, der vollkommen überzeugt iſt, ſein Todesurtheil zu hören, und ſich allenfalls nur noch im Zweifel befindet, ob er gehenkt oder von unten auf gerädert werden ſoll.

„Ich höre, ich höre," ſagte er in gurgelndem Tone.

„Frau Wittwe Speiteler erklärt ſich bereit, Ihnen das Darlehen von achttauſend Gulden in baarem Gelde zu erſetzen, zuzüglich ein Drittel Procent Proviſion, wie das gebräuchlich iſt, und mit Zinſen von ſechs Procent bis heute gerechnet, damit Sie

auch darüber entſchädigt ſind, daß Ihr Schuldner die ſonſt üblichen Zinſen von 5 Procent nicht zur rechten Zeit bezahlte."

Der Delinquent knickte ſchaudernd zuſammen, ja, in dem Urtheilsſpruche lag, daß er nicht bloß kurzweg gehenkt, ſondern von unten herauf gerädert werden ſollte, und dabei müſſen wir eingeſtehen, daß Herr Goldſtein zu ſehr Geſchäftsmann und rechtskundig war, um nicht zu wiſſen, daß von dieſem Urtheil keine Appellation möglich war. Ja, alle Juriſten der Erde hätten einen Proceß für ihn nicht einmal zu dieſem Reſultate bringen können. Hatte er doch keine Beweismittel mehr in Händen, weder Schuldſchein noch Wechſel, nicht einmal mehr die urſprüngliche Schuldverſchreibung über achttauſend Gulden. Das Einzige, was ihm blieb, war die erwähnte Nachhypothek, die aber, wie er ganz richtig geſagt, nicht einmal zu Fidibus zu gebrauchen war.

„So berechnet," fuhr der unerſchütterliche Advokat fort, „macht das an Kapital, Proviſion und Zinſen achttauſend fünfhundertundſechs Gulden zweiundvierzig Kreuzer; da Sie aber die runden Summen lieben und Frau Wittwe Speiteler freundlich für Sie geſinnt iſt, ſo bietet man Ihnen netto neuntauſend Gulden, die Sie gleich in Baar empfangen können und wofür Sie dieſes Document unterſchreiben, in welchem geſagt iſt, daß der Dr. Henderkopp jeder Verbindlichkeit gegen Sie quitt und ledig iſt."

Das war ein kleiner Sonnenblick, welcher Moſes Goldſtein in dieſer dunkeln Stunde leuchtete, nur ein kleiner, ganz unbedeutender, aber doch war es ein Sonnenblick. Um aber die Anweſenden nicht ſehen zu laſſen, daß der Wiederſchein deſſelben ſeine düſtern Züge berührte, preßte er ſeine rechte Hand mit ſeinem gelbſeidenen Schnupftuche vor ſeine Augen und verharrte in dumpfem Schweigen.

Madame Speiteler, die, der zunehmenden Beweglichkeit ihrer Mienen nach, ſchon lange gern hätte ſprechen wollen, klopfte, ehe

ſie dies that, entſchieden mit ihrer Fauſt auf den Tiſch und ſagte alsdann in einem ſo beſtimmten Tone, daß er den Betreffenden ordentlich anfröſtelte: „So ſoll es ſein, keinen rothen Heller mehr, und keine guten Worte ſollen Sie ihm geben, das anzunehmen. Einfach ſoll er ſagen ja oder nein. Ich habe des Gefaſels ſatt, und wenn er nein ſagt, wie ich faſt hoffe, ſo ſoll er meinetwegen zum Teufel gehen, wohin er gehört!“

Herr Goldſtein ließ Hand und Schnupftuch niederſinken und zeigte den Anweſenden eine entſchloſſene Miene, dann ging er, obgleich etwas wankenden Schrittes, doch ziemlich direkt nach dem Stuhle zu, wo er ſeinen Hut gelaſſen, nahm dieſen in die Hand, trat wieder vor den Tiſch hin und ſprach in einem Tone, der feſt klingen ſollte, durch den aber eine tiefe Bewegung zitterte: „Einfach will ich alſo reden, wie es Madame gewünſcht, und einfach will ich ſagen, ich nehme das Anerbieten nicht an, der Gott meiner Väter ſoll mer helfen!“

Damit wandte er ſich um und ging nach der Thür.

Die Frau des Hauſes blickte einigermaßen erſtaunt in die Höhe, wogegen der Advokat mit einem zuverſichtlichen Lächeln ſeine Uhr hervorzog und zu dem Abgehenden ſagte: „Ich habe noch eine halbe Stunde hier zu thun. Kommen Sie bis dahin nicht wieder, um Ihr Geld in Empfang zu nehmen und das Dokument zu unterſchreiben, ſo iſt unſer Geſchäft ein- für allemal abgebrochen.“

„Ich werde aber nicht wieder kommen,“ gab Herr Goldſtein, der die Thürklinke in der Hand hatte, mit dumpfem Tone zur Antwort. „Aber etwas ſollen Se mer nicht vergeſſen, Herr Dr. Berger und die Damen, die hier anweſend ſind, — wiederkommen werde ich nicht, aber wiederſehen ſollen Se mich, wiederſehen als Leiche, wenn man mer haben wird gezogen aus dem Waſſer, wohin mich treibt die unverantwortlich grauſame Behandlung. Und wenn Se es verantworten wollen jenſeits vor dem großen Richter,

ein Menſchenleben ausgelöſcht zu haben um ein paar Tauſend lumpige Gulden, ſo kann es dem armen Goldſtein recht ſein. Hätten Se mer nicht bieten müſſen nach Recht und Billigkeit fünfzehntauſend Gulden oder wenigſtens zwölftauſend Gulden, um mich zu erretten vom Tode, oder zehntauſend Gulden, daß mer etwas blieb, um wieder anzufangen ein ganz kleines miſerabliges Geſchäft? Se wollen mer nicht geben zehntauſend Gulden? Gut denn, Gott, der gerechte Richter," fügte er mit ſchrecklicher Reſignation hinzu, „ſoll jenſeits abrechnen mit Ihnen! – — — — Se wollen mer nicht geben die zehntauſend Gulden?"

„Nein, nein!" rief der Advokat ungeduldig.

„So leben Se wohl!"

Herr Goldſtein zog die Thür haſtig hinter ſich zu, und hierauf war es den beiden Damen auffallend, daß der Advokat mit weit ſtärkerer Stimme, als er gewöhnlich zu ſprechen pflegte, ihnen ſagte: „Seien wir froh, daß er unſere Bedingung nicht angenommen hat, wir haben neuntauſend Gulden gewonnen, und er wird früh genug einſehen, daß er dieſe neuntauſend Gulden ins Waſſer geworfen; mag er klagen, wo er will, er wird kein Recht bekommen."

„Und nicht wollen Se mer geben neuntauſend fünfhundert Gulden?" vernahm man noch einmal die Stimme des unglücklichen Geſchäftsmannes, welcher ſeinen Kopf zur Thür hereinſtreckte und in kläglichem Tone wiederholte: „Bei Gott, nicht einmal neuntauſend fünfhundert Gulden?"

Herr Berger zog in ſehr langſamem Tempo ſeine Uhr heraus und meinte, nachdem er einen prüfenden Blick auf das Zifferblatt geworfen: „Von der Ihnen bewilligten halben Stunde ſind ſchon zehn Minuten verfloſſen; Sie haben gerade ſo viel Zeit, um ſich unſer Anerbieten draußen vor dem Hauſe in der friſchen Luft noch einmal zu überlegen. Sind aber die dreißig Minuten

vorüber, ſo könnten Sie ſich anbieten, das jetzt noch gewünſchte Dokument um neunhundert Gulden zu unterſchreiben, und ich würde es Ihnen im Namen der Frau Wittwe Speiteler verweigern.“ —

„Nicht einmal neuntauſend und einige Hundert?“ ſchluchzte der Geſchäftsmann, indem er ſich zu der halb geöffneten Thürſpalte hereinwand. „So will man mich denn treten wie einen armen Hund und hält mir dazu einen ärmlichen Brocken vor das Maul, nach dem er ſchnappen muß, weil ſeine Eingeweide ausgedörrt ſind vor Hunger! Was kann er machen, der arme Goldſtein?“

„Schweigen, das Geld nehmen und unterſchreiben!“ erwiderte der Advokat. „Hier ſind neuntauſend Gulden in wohlgezählten Kaſſenbillets und da das Dokument.“

Herr Goldſtein ſchob ſich langſam und in einer Schlangenlinie gegen den Tiſch hin, wobei er den Kopf bald auf dieſe, bald auf jene Seite hinneigte und ſeine Hände tief in die Taſchen ſeiner Beinkleider vergraben hielt, um dieſe zu zwingen, daß ſie ja nicht zu voreilig nach den winkenden Kaſſenſcheinen griffen. Endlich war er dem Advokaten ſo nahe gekommen, daß er ſeinen Entſchluß, das dargebotene Geld zu nehmen, kund thun mußte und dies auch that, indem er mit der Rechten die Feder ergriff, während er die ausgebreitete Linke raſch auf die Kaſſenſcheine legte; dann durchflog er das Dokument mit geübtem Auge, ſeufzte tief auf und unterſchrieb raſch ſeinen Namen.

Mit einer nicht mindern Gewandtheit überzählte er raſch die koſtbaren Papiere, und ehe man wußte, wie das geſchehen, waren ſie ſchon in der weiten Bruſttaſche des grauen Paletots verſchwunden.

Der Advokat hatte die Unterſchrift des Herrn Goldſtein auf dem Documente mit den Unterſchriften auf den Wechſeln prüfend verglichen und faltete dann das erſtere gelaſſen zuſammen, um es zwiſchen ſeine Papiere zu legen.

Was die Wechſel anbelangte, ſo betrachtete ſie der Geſchäftsmann des Dr. Henderkopp mit lüſternem Blicke und ſagte nach einer kleinen Pauſe, während er ſeinen Kopf ſtark auf die linke Schulter neigte: „So ſind ſe jetzt geworden gänzlich unnütz, dieſe ſchönen, gültigen Wechſel, nur noch eine Rarität für den Liebhaber! Würden Se ſe mer nicht ſchenken als Rarität, um ſe einzukleben in mein Album, um mich zu erinnern an eine Zeit, die mir hat gemacht vielen Kummer?"

Der Advokat blickte ſeinen Clienten lächelnd an und verſetzte: „Lieber Herr Moſes Goldſtein, auch wir ſind Liebhaber von Raritäten, und ich bin überzeugt, Dr. Henderkopp wird dieſe Papiere in Erinnerung an Sie ebenfalls ſorgfältig aufheben." Dabei machte er eine nicht zu mißkennende Handbewegung, begleitet von einer Neigung des Kopfes, die denn auch Herr Goldſtein verſtand und ſich langſam gegen die Thür zurückzog, nicht aber ohne vorher noch zu ſagen: „Die verehrten Anweſenden, denen ich mich aufs allerbeſte empfehle, werden mer zugeben müſſen, daß ich kullant (coulant) gehandelt habe, wie nur handeln kann ein Geſchäftsmann von Umſicht, der nicht bloß auf die Vergangenheit ſieht, ſondern auch ins Auge faßt die Zukunft. Und wenn in dieſer Zukunft, die für uns alle glücklich ſein möge, die Dienſte des gehorſamſten Goldſtein gewünſcht werden ſollten, ſo wird er ſich bemühen, in anerkannter Brauchbarkeit und Redlichkeit zu wahren das Intereſſe ſeiner Kunden. Leben Se wohl!"

Damit war er verſchwunden.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Familienrath.

Als ſich die Thür hinter Herrn Goldſtein geſchloſſen, ſchlug Frau Wittwe Speiteler ihre Hände zuſammen und rief aus: „Ich habe in der That nicht gewußt, daß es ſolche Menſchen gibt. Wenn ich auch hier und da von ihnen hörte, ſo glaubte ich, das ſei Uebertreibung oder es wäre wenigſtens niemand dumm genug, ſich auf dieſe Weiſe in den Abgrund locken zu laſſen.“

„Daß dies auch geſcheiten Leuten geſchehen kann, davon hat uns im vorliegenden Falle Dr. Henderkopp ein genügendes Beiſpiel gegeben. Aber was wollen Sie, meine liebe Madame? Es iſt das wie der Strohhalm, nach dem der Ertrinkende greift, und nehmen Sie die Sache hier, wie ſie vorliegt, ſo müſſen Sie zugeben, daß ohne das Eintreten der verſchiedenen Zufälligkeiten dem Doktor ſo wie dem Andern das Geſchäft gelungen wäre. Nehmen Sie an, Henderkopp hätte Sie und Ihre Frau Tochter nicht durch ſein abſtoßendes Weſen verletzt und es wäre nicht ſchon ſo bald zu Aufklärungen gekommen, wie hätte ſich alsdann die Sache geſtaltet? Sie übergaben das Heirathsgut Ihrer Tochter, zwanzigtauſend Gulden, vertrauensvoll in ſeine Hände, er bezahlte damit ſeine allerdings ungeheuerlich angewachſene Schuld und hatte ſich von dem Augenblicke an wieder vollſtändig herausgeriſſen — deſſen kann ich Sie verſichern,“ betheuerte der Advokat auf einen Blick des Zweifels und ein Achſelzucken der Wittwe, — „ſeine übrigen Paſſiva ſind nicht der Rede werth, und ſeine Anſtalt, der allerdings in einzelnen Theilen noch nachzuhelfen wäre, und wozu er auch den beſten Willen hatte, verſprach einen guten Aufſchwung zu nehmen, gewiß, meine liebe

tändeln ſie um ihn herum und laſſen nur an dem ſanften Glanze ahnen, wo ſich der ſchöne Himmelskörper befindet; jetzt hebt ſich das ſilberne Gewebe, und er lauſcht verſchämt hindurch; die untern Wolken ſinken abwärts, und bald ſteht ein ungetrübter, klarer Himmel vor uns.“

„Das iſt Alles ſchön und gut,“ ſagte der Andere, nachdem ſich die Beiden in einem entfernten Zimmer in zwei Fauteils am Kamine niedergelaſſen, „das iſt Alles ſchön und gut, aber ich glaube, deine Nacht wird verzweifelt lang ſein, ſo eine Polarnacht, und wenn deine Sonne wirklich wieder aufſteigt, leuchtet ſie trübſelig am Horizont durch dichte Nebel und erhebt ſich zu keinem rechten Licht und Glanze mehr.“

Der Baron bemühte ſich, die glimmenden Holzblöcke in dem Kamin anzufachen, und als ihm dieſes gelang, ſo daß die Flammen hell hinaufſchlugen, ſagte er triumphirend: „Glänzend wird ſie wieder ſtrahlen, die Flammen meines Glücks werden aufſchlagen, wie die Flammen aus dieſer erloſchenen Gluth; aber ernſtlich geſprochen, gib' mir einen Rath, was in meiner Sache zu machen iſt.“

„Da iſt guter Rath auf jeden Fall theuer,“ entgegnete der Andere, „oder ſehr wohlfeil, wie du willſt. Laß morgen früh einſpannen, fahre zur alten Herzogin und halte um die Hand des Hoffräuleins an; du biſt eine der erſten Parthieen die ich kenne, man kann dir das Mädchen im Grunde nicht abſchlagen!“

„Und wenn ſie es doch thun, wenn ſie ſich darauf capriciren, mir ihren Beſitz zu verweigern, wie dann?“

„Ja, was dann? dann bleibt freilich nichts übrig —“

„Als Paulinen zu entführen, meinſt du.“

„Bst, bst, bst!“ ſagte der Andere erſchrocken und ſah ſich ſchüchtern rings um: „wie kann man nur ſo etwas ſagen! eine Entführung bei Hofe! das iſt ja ſeit ewigen Zeiten nicht vorgekommen.“

„Weil es ſich ſeit ewigen Zeiten der Mühe nicht lohnte, von

Madame Speiteler. Ich ſprach darüber mit Leuten, die das ganz genau verſtehen, und nachdem ich Einſicht in ſeine Bücher genommen, würde ich, ein gewiß vorſichtiger Geſchäftsmann, durchaus keinen Anſtand nehmen, ihm eine nothwendige Summe zu verſchaffen.“

Frau Wittwe Speiteler ſchüttelte langſam und bedächtig ihren Kopf und ſagte alsdann: „Ihren Worten glaube ich, aber es iſt nicht dieſe Geldangelegenheit, welche mich veranlaßt, meine Tochter bei mir zu behalten; pah, was wäre es auch geweſen, wenn man die zwanzigtauſend Gulden vollſtändig verloren hätte! Sophie iſt mein einziges Kind und hat mehr als das Doppelte von dem zu erwarten, was ich ihr als Heirathsgut beſtimmte. Glauben Sie mir, ich habe mit dem Manne geſprochen, wie es eine Mutter ja nur mit ihrem eigenen Sohne vermag; ich habe es ihm nahe gelegt, mir zu ſagen, daß er vielleicht Schulden habe und daß ihm ein kleines Kapitälchen wohl ſehr dienlich ſein könnte, alte Schäden zu heilen. Sehen Sie, lieber Herr Doktor,“ fuhr die Frau mit bewegter Stimme fort, „wenn man ſeine Schwiegermutter anzuſehen beliebt, wie es ſein ſollte, ſo muß man es doch für keine Schande halten, ihr die Hand zu drücken und zu ſagen: da und da fehlt es, helfen Sie mir, denn was Sie an Ihrem Schwiegerſohn thun, kommt an Ihrer Tochter und an Ihren Enkeln wieder herein. — Aber da ſteckte der Knoten,“ ſagte Madame Speiteler, wärmer werdend, in lauterem Tone, „da ſtellte er ſeinen Hochmuth gegen uns hin, kalt, glatt und undurchdringlich wie ſeine blauen Brillengläſer; dann lächelte er, und dieſes Lächeln gab mir jedes Mal einen Stich in's Herz.“

„Ja, ja, Mutter, mir auch,“ ſeufzte Sophie.

„Dann lächelte er und machte dazu ein Maul, als wollte er ſagen: ich bedauere, ſolche Anträge von Ihnen hören zu müſſen; dann hob er ſeine Naſe empor, zehn Procent über die Möglichkeit, und ſprach von der reichen und berühmten Familie Hender-

kopp. Du mein Himmel und meine Güte, ich könnte mir alle Haare herausreißen, daß ich mich von ſo einem Menſchen hinter das Licht führen ließ! Wiſſen Sie, Doktor, wo er herſtammt?"

„Ich weiß das, liebe Frau," erwiderte der Advokat beſchwichtigend, „und Sie haben auch recht in allen Dingen, und ich kann nur allenfalls zu ſeinen Gunſten hinzufügen, da er leider einmal A geſagt hatte, ſo mußte er im Alphabet fortfahren, wobei es denn ſehr natürlich war, daß, wenn er Gelder brauchte, er ſich zuerſt an den reichen Banquier Henderkopp in Amſterdam, glaube ich, oder Rotterdam wandte, Hochmuth kommt vor dem Falle, iſt ein wahres Sprichwort, und eben Hochmuth und Eitelkeit ſind die ſchlimmſten Fehler Henderkopp's."

Frau Wittwe Speiteler hatte ihre Hände zuſammengefaltet in den Schooß gelegt und blickte mit etwas umflortem Auge zu dem Portrait ihres ſeligen Mannes empor. „Die Geſchichte, ſagte ſie, bringt mich um alle Reputation; ſeit Sophie zurück iſt, wag ich gar nicht mehr, auszugehen, nicht einmal in die Kirche, denn das Gefrage, was ich ſchon hier im Hauſe anhören muß, und das Mitleidigthun von all den Weibsbildern, aus deren Augen ich doch deutlich leſe, daß ſie mir ſagen möchten: Dir iſt Dein Recht geſchehen, iſt nicht zu ertragen. Aber ſagen Sie mir, Doktor," fuhr ſie nach einer Pauſe lebhaft fort, „warum iſt die Welt ganz anders geworden und warum werden die Menſchen täglich ſchlechter?"

„Das kann ich Ihnen Beides nicht zugeben," erwiderte freundlich der Advokat; „unter gleichen Umſtänden hat man wohl vor achtzig Jahren gerade ſo gehandelt wie jetzt."

„Nein, nein," unterbrach ihn eifrig die Wittwe, „dagegen kann ich Ihnen ein lebendiges Beiſpiel anführen. Der ſelige Speiteler, Gott möge ihm Frieden ſchenken, ſtand vormals in gleichem Verhältniſſe zu meinen Eltern, wie der Andere jetzt zu mir; ich, ein junges, naſeweiſes Mädchen, horchte an der Thür,

als der Speiteler mit meinem Vater eine Unterredung hatte, nachdem ich meinen Eltern erklärt, wenn sie mir den Speiteler nicht geben, so nehme ich gewiß und wahrhaftig keinen Andern."

Der Doktor hob lächelnd seinen Zeigefinger in die Höhe, womit er sagen wollte: darin sind die Verhältnisse schon nicht ganz die gleichen.

„Mein Vater nun," fuhr die Frau vom Hause fort, deren Augen in Erinnerung an diese glückliche Zeit förmlich leuchteten, „hatte den Speiteler, wie er mir später selbst erzählte, lächelnd am Kragen gefaßt, ihn ein wenig geschüttelt und sprach zu ihm: Er Sapperment hat meine Ricke den Kopf verrückt, Er, ein armer Knecht, der Tochter seines Meisters. Weiß er wohl, daß ich Ihm jetzt von Rechts wegen sein Wanderbuch sollte nach Regensburg visiren lassen, wo Er her ist und wohin man Ihn auf dem Schube bringen müßte? — Schon wollte ich in meiner Angst die Thür öffnen und dazwischen fahren, da hörte ich aber, wie der Speiteler, er sprach sonst nie viel, dieses Mal wundersame Courage zum Reden hatte und meinem Vater dies und das von unserer Liebe, von gegenseitigem Versprechen und was weiß ich alles vorschwätzte, und wie er am Schlusse sagte: Ja, es ist wahr, haben thu ich nichts, als meine beiden geschickten Hände und in meinem Herzen eine ungeheure Liebe zu der Ricke, von der ich auch nun und nimmermehr lassen werde. Und darauf rief mein Vater lachend: Und sonst hat er gewiß auch noch was, was ich zuerst wissen muß, ehe ich mich auf ein weiteres Wort einlasse, Schulden hat er wahrscheinlich auch noch einige? Nun sehen Sie, Herr Doktor, hätte der Speiteler, Gott habe ihn selig, damals auch so ein geziertes Maul gemacht und zu meinem Vater gesagt: mein lieber Herr, das sind meine Angelegenheiten, mit denen ich Ihnen gewiß nicht zur Last fallen werde, — ja, ich glaube wahrhaftig, er wäre ernsthaft am Kragen genommen worden und vor die Thür gekommen, ehe er sich dessen nur ver-

sehen hätte — vor die Thür, wo ich stand, und da wäre es noch die große Frage gewesen, ob ich ihn in meinen Armen aufgefangen hätte, oder ihn nicht lieber, da er doch einmal im Schuß war, gleich die Treppe hinab befördert. Aber der selige Speiteler sprach anders, er nannte auf Heller und Pfennig die kleine Summe, die er schuldig war, und das habe ich Ihnen nur sagen wollen — so waren dazumal die Zeiten."

Frau Speiteler schwieg mit einem Blicke großen Selbstbewußtseins, wobei sie mit ihren beiden Händen die Schürze auf ihrem Schooße glatt strich.

Dr. Berger nickte ihr nach dieser Erzählung wohl beistimmend zu, aber ohne die Antwort zurückzuhalten: „Das war alles recht schön und ehrlich und gut, aber Sie werden mir zugeben, daß die Verhältnisse zwischem dem Schwiegersohne ihres Vaters und Ihrem eigenen auch nicht annähernd die gleichen sind. Gewiß bin ich nicht blind für die großen Fehler Henderkopp's, doch muß ich wiederholen, daß die meisten derselben aus einem allerdings unbegründeten Hochmuthe entsprangen und aus der Sucht, mehr scheinen zu wollen, als er wirklich ist."

„O nein, das ist es nicht allein," mischte sich Sophie schüchtern in das Gespräch; „er hat ein grausames und schlechtes Herz, und als ich das erfahren, habe ich mich so von ihm abgewandt gefühlt, daß es mich schaudert, wenn ich seinen Namen nur aussprechen höre, daß ich ihn jetzt hasse, was ich früher nie gethan!"

„Hören Sie, hören Sie," gab der Advokat mit aufgehobenem Zeigefinger zur Antwort, „man ist zu leicht geneigt, nur nach dem Scheine oder nach dem ersten Eindrucke zu urtheilen, besonders über jemand, gegen den man schon vorweg eingenommen ist, und das scheint mir leider — leider, für den Doktor nämlich, bei Ihnen der Fall zu sein."

„Was braucht man nach dem Scheine zu urtheilen, wo That-

ſachen ſprechen!“ erwiderte die unglückliche junge Frau in ſo entſchiedenem Tone, wie man bisher nicht an ihr gewohnt geweſen; „kann er die Grauſamkeit und Herzloſigkeit ableugnen, mit der er im Allgemeinen ſeine Kranken behandelt und mit der er ſich insbeſondere gegen jenen unglücklichen Italiener benommen?“

„Ah, verzeihen Sie, mein —“ erwiderte der Doktor, und ſetzte gleich darauf lächelnd hinzu: „faſt hätte ich geſagt, mein Fräulein, das iſt ein Kapitel, bei deſſen Unterſuchung wir ſo tief ins Wiſſenſchaftliche hineingerathen könnten, daß uns bald der Boden fehlen würde. Die Gelehrten ſind noch nicht darüber einig, neigen ſich aber ſehr der Anſicht zu, daß die Behandlung einer gewiſſen Claſſe von Wahnſinnigen mit einer Feſtigkeit des Willens durchgeführt werden ſoll, die an Härte ſtreift, ſo wie mit einer Energie, welche ein Dritter, der in die Verhältniſſe nicht vollkommen eingeweiht iſt, wohl für Grauſamkeit halten könnte. Glauben Sie mir,“ ſetzte er ernſt hinzu, „es iſt keine kleine Aufgabe, der Vorſtand einer Irren-Anſtalt zu ſein, und es kann dieſem oft ergehen, wie uns ſelbſt bei der Erziehung geliebter Kinder, deren Unarten wir lange mit Milde gerügt und die wir uns endlich doch genöthigt ſehen, tüchtig zu beſtrafen. Was aber dem Doktor bis jetzt in ſeiner Anſtalt fehlte, das war eine ſanfte, ausgleichende, weibliche Hand, die er auch gefunden zu haben glaubte, und auch wirklich fand, als das Unglück über ihn hereinbrach. — Er iſt bei all ſeinen Fehlern doch in der That zu beklagen!“

Sophie blickte dem Redner frei und offen in das Geſicht, als ſie ihm erwiderte: „Mir dort einen Wirkungskreis zu gründen, dieſer Gedanke allein hätte mich wieder aufrichten können, nach all dem Niederdrückenden, das über mich hereinbrach.“

„Es wäre in der That ſo übel nicht geweſen,“ meinte Frau Wittwe Speiteler nachdenklich, „und mir ſelbſt hätte es in meinen alten Tagen Vergnügen gemacht, draußen in dem Garten zu

ſitzen, deſſen Verwilderung mit wenig Mühe abzuhelfen geweſen wäre, und den ſonderbaren Käuzen auf ihre komiſchen Grillen tüchtig zu antworten; ich wollte ihm ein Dutzend Märter erſpart haben."

„Auch daran hat er vielleicht gedacht," ſagte der Advokat geſchmeidig, „doch, wie geſagt, ſein lächerlicher Hochmuth hat alles das und damit ſeine ganze Zukunft zerſchlagen. Da wir das gründlich einſehen," fuhr er in einem entſchiedenen Tone fort, „ſo kommen wir alſo, wie Sie ſo dringend gewünſcht, auf das Geſchäftliche der Scheidung."

„Gewiß," erwiderte Sophie, doch nicht in ſo beſtimmtem Tone, als ſie vorher geſprochen. „Ehe Sie aber darüber reden," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, muß ich mir erlauben, die Anklage gegen ihn wegen Härte und Grauſamkeit im vollſten Umfange aufrecht zu erhalten; Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, Herr Doktor, wie er jenen armen Italiener behandelte?"

„Auch das weiß ich, leider weiß ich es, [illegible]hrteſte, doch muß ich nochmals wiederholen, der Schein trügt, und auch für die Behandlung Henderkopp's gegenüber dem eben Erwähnten läßt ſich eine Entſchuldigung finden. Doch iſt das eine kleine Geſchichte, die ich Ihnen erzählen müßte."

„Henderkopp hat in Ihnen einen vortrefflichen Anwalt gefunden," verſetzte Sophie ſpitzig, „es iſt vielleicht gefährlich, ſie zu hören."

„Ah was, ſagte ihre Mutter, „der Doktor iſt der langjährige Freund unſeres Hauſes, und ich habe ſolche Beweiſe, daß er's gut mit uns meint, daß ich an ihn glaube faſt wie an das Evangelium. Nicht wahr, Doktor, Sie meinen es gut mit uns?"

Sie reichte ihm ihre breite Hand über den Tiſch hin, und während er ſeine feinen Finger hineinlegte, erwiderte er beinahe mit gerührter Stimme: „Zwietracht ſäen und Haß vergrößern iſt außerordentlich leicht, aber nicht das Geſchäft eines braven

Mannes, und es freut mich, wenn ich Ihnen als ein ſolcher bekannt bin. Was nun den Italiener anbelangt," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen in ſeinem gewöhnlichen Tone fort, „ſo habe ich das Wahre an dieſer Geſchichte nicht allein von Henderkopp, ſondern auch von andern ſehr glaubwürdigen Freunden. Dieſer Italiener, der ſich Marcheſe Gaetano Fontana nannte, erſchien in hieſiger Stadt vor ein paar Jahren in ganz eigenthümlichen, traurigen Verhältniſſen, und zwar in Begleitung eines andern Fremden, der ſich ſeinen Freund nannte, und mit ihm, der damals ſehr krank und elend war, in einem kleinen Gaſthof der Vorſtadt abſtieg. Statt aber zu dem Kranken einen der gewöhnlichen Aerzte zu rufen, erſchien dieſer angebliche Freund bei Dr. Henderkopp und erſuchte ihn, den Andern in ſeine Anſtalt aufzunehmen, von dem er ausſagte, derſelbe leide an periodiſchem Wahnſinn, der zuweilen in Tobſucht ausbräche, ſich in ruhigen Zeiten aber in der fixen Idee äußere, als ſei der Kranke der Marcheſe Gaetano Fontana. Natürlicher Weiſe erklärte ſich der Doktor bereit, ihn bei ſich aufzunehmen, und ließ ihn mit aller Sorgfalt zu ſich bringen. Hier zeigte es ſich nun, daß der Kranke ein gefährliches nervöſes Fieber hatte, das ihn Monate lang ans Lager feſſelte und von welchem er ſo geſchwächt erſtand, daß es nach ſeiner Geneſung lange Zeit brauchte, ehe man ihn dazu bringen konnte, Mittheilungen aus ſeiner Vergangenheit in Betreff ſeines früheren Lebens zu machen; ſobald er aber anfing, dieſes zu thun, trat auch ſogleich die fixe Idee, deren jener Freund, welcher ihn gebracht, erwähnt hatte, daß er der Marcheſe Gaetano Fontana ſei, zu Tage. Was nun jenen Freund betrifft —"

„Der mir ein ſchlechter Kerl geweſen zu ſein ſcheint," konnte ſich Madame Speiteler, die mit großer Aufmerkſamkeit zugehört hatte, nicht enthalten einzufügen.

Kopfnickend fuhr der Advokat fort: „Was jenen anbelangt,

so hatte er eine Summe zurückgelassen, welche mehr als ausreichend war, um die Kosten für das erste Jahr seines Aufenthaltes zu bestreiten, und die Versicherung gegeben, daß nach Ablauf desselben die künftigen, genügenden Zahlungen pünktlich geleistet werden würden. Das geschah denn auch, und zwar kamen sie von Neapel her, eingesandt von einem Collegen von mir, dem Advokaten Bertucci, welcher dabei aus der Vergangenheit des Unglücklichen berichtete, derselbe sei aus einer ganz ordentlichen Familie, habe aber die fixe Idee, er sei der Marchese Gaetano Fontana. Diese fixe Idee, fügte er hinzu, hätte den Kranken so wie die Mitglieder dieser hochachtbaren und vornehmen Familie schon in große Verdrießlichkeiten gebracht, weßhalb man den Dr. Henderkopp, den Vorsteher der eben so bekannten als berühmten Irren-Anstalt bäte, den Kranken vorläufig bei sich zu behalten und alle Versuche zu machen, ob seine gänzliche Wiederherstellung nicht möglich sei. Dabei wurde Dr. Henderkopp noch ganz besonders darauf aufmerksam gemacht, daß Monate vergehen könnten, ehe die unglückliche fixe Idee bei ihm zum Vorschein käme, und daß man sich nicht täuschen möge, wenn er in dieser Zeit so ruhig und besonnen spräche, wie man es nur von dem vernünftigsten Menschen verlangen könne."

„Das ist allerdings seltsam," meinte Frau Wittwe Speiteler, „und da wahrscheinlich die Gelder für den Unglücklichen regelmäßig einliefen, so mochte sich der Doktor vielleicht keine große Mühe geben, einen so guten Pensionär zu verlieren."

„Gewiß, und um so weniger," sagte Herr Berger, „da mir Dr. Henderkopp versicherte, er habe bisher nie daran gezweifelt, daß jener Kranke wirklich an periodischen Geistesstörungen gelitten habe."

„Und jetzt zweifelt er nicht mehr daran?"

„Seitdem ihm von der glaubwürdigsten Seite die Beweise zugegangen sind, daß jener Kranke wirklich der Marchese Gaetano

Fontana iſt, hat er, und ich muß hinzuſetzen, zu ſeinem nicht geringen Schrecken eingeſehen, daß ſich hier einer jener Fälle wiederholt hat, wo ſelbſt die tüchtigſten Aerzte nicht im Stande waren, die Wahrheit von einem entſetzlichen Irrthum zu unterſcheiden, Fälle, deren Anzahl leider groß iſt, von denen mir ſelbſt in meiner Praxis einige vorgekommen, unter Anderen, wo ich von jemand vor Zeugen ein gültiges Teſtament aufnahm, worin der Teſtator, der ſo arm wie eine Kirchenmaus war, über Hunderttauſende verfügte."

„Ja, ja," ſagte die Frau nachdenkend, „ich habe in der Komödie einmal was Aehnliches geſehen, wo Einer, der ſelbſt nicht recht bei Troſte iſt, ſeine Frau für wahnſinnig ausgibt, und wo ihm alle Welt und auch ich unbedingt glaubte. Weißt Du wohl, Sophie, wie lange es der Freund Deines Vaters, der Kaufmann Eckeberg getrieben, und daß er beinahe ſein ganzes Vermögen verſchleudert hatte, ehe man auf die richtige Idee kam, daß er ins Narrenhaus gehöre?"

„Aber Er mit ſeiner klaren Ueberſicht, mit ſeinem Wiſſen, deſſen er ſich ſo oft gegen uns gerühmt," verſetzte Sophie, „er, der Jahre lang mit Jenem zuſammenlebte, er hätte in dieſem Falle das Wahre vom Falſchen unterſchieden, wenn es ihm nur darum zu thun geweſen wäre."

Der Advokat zuckte leicht mit den Achſeln. „Ich will Ihnen zugeben," ſagte er alsdann, „daß man, dieſe Sache mit großer Strenge genommen, allerdings dem Doktor den Vorwurf machen könnte, als habe er einer andern Perſon zu viel Glauben geſchenkt. Dagegen läßt ſich aber wieder anführen, daß er von der Krankheit des Marcheſe vollkommen überzeugt zu ſein glaubte, und daß, wenn allenfalls leichte Zweifel in ihm darüber aufſtiegen, dieſe wieder verwiſcht wurden durch das heftige, rückſichtsloſe Auftreten des Kranken, durch deſſen Zorn, der ſich häufig bis zur Wuth ſteigerte, und dem alsdann jedes Mal eine

Abspannung folgte, wo er unzugänglich für jedermann wochenlang jede Gesellschaft, jede Unterhaltung mied, und Tage lang an einer der vergitterten Oeffnungen der Gartenmauer sitzen konnte, um hinaus ins Weite zu schauen.".

„Der arme Mann," sprach Sophie, indem sie nachdenkend vor sich niederblickte, „was mag er gelitten haben!"

„Und wo ist er jetzt?" fragte Madame Speiteler.

„Bei einem meiner Clienten, der auch Ihnen bekannt ist, bei dem Herrn von Scherra, ich glaube, er war neulich bei der Festlichkeit anwesend."

Die Frau vom Hause nickte stumm mit dem Kopfe.

Der Advokat hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und bewegte die Fahne einer Feder, die er in der Hand hielt, leicht vor seiner Nase hin und her. „So stehen nun die Sachen," bemerkte er alsdann; „als ein Geschäftsmann, der es mit seinen Parteien gut meint, habe ich Ihnen nach bestem Gewissen das Für und Wider dargelegt und bin nun bereit, Ihre Aufträge Behufs einer Scheidung entgegen zu nehmen. Daß diese Scheidung ein unangenehmes Aufsehen erregen wird, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen."

„Wir haben eine Probe davon," gab Madame Speiteler verbittert zur Antwort, „und größer als der Skandal schon ist, kann er nicht leicht werden."

„O doch, meine liebe Madame," entgegnete sanft Herr Berger. „Man flüstert sich allerdings hie und da zu, Ihre Tochter sei am Tage nach der Hochzeit zu Ihnen zurückgekehrt, zugleich aber erzählt man sich, daß es draußen aus Anlaß der Festlichkeiten, wobei man auch den armen Kranken einige Freiheit gegönnt, zu tumultuarischen Auftritten gekommen sei, in Folge deren die junge Frau heftig erschreckt für einige Tage die Anstalt verlassen, nur für einige, bis dort unter der festen Hand des Doktors alles wieder ins Reine gebracht sei; eine Lesart," setzte der

da etwas zu entführen; aber verzeihe mir den Spaß, ich denke nicht im Entferntesten an dergleichen. Meine Meinung ist ebenfalls, ich lasse mich morgen früh melden und werde neugierig sein, zu erfahren, welche Gründe man geltend machen könnte, um mir die Hand des Fräuleins zu versagen."

„Das ist Alles ganz schön und gut," entgegnete der Andere, „aber ich kann dir versichern, daß es ihnen an Gründen durchaus nicht fehlt; es wäre bei Gott am Besten, du näherteſt dich auf die eine oder die andere Art der Frau von C. wieder. Du kannst ihr ja vielleicht sagen oder sagen lassen —"

„Ich liebe eigentlich nur sie," willst du sagen. „Nein, nein! ich habe gegen sie gefehlt, ich hätte ehrlicher sein sollen, ich habe unter der Maske gespielt, das ist wahr; aber wenn ich mich ihr je wieder nahe, so sei es mit offenem Visir und sei es, indem ich durch ein offenes Bekenntniß meiner Liebe zu Paulinen den Versuch wenigstens mache, mich in ihrer Gunst zu restauriren."

„Aber eben zu diesem Zwecke mußt du dich der Baronin wieder nähern," antwortete der Andere und sah mit Schrecken auf seine Uhr, wie schnell die Zeit vergehe. Er versicherte, zu einem Walzer, der nächstens anfangen müsse, und zu einer Masurka, zu einem Strohmann im Whist engagirt zu sein, und schwor, für einige sehr wichtige Causerieen in Anspruch genommen zu sein.

Aus all' diesen Gründen stand er von seinem Fauteuil auf und wiederholte: „Aber eben zu diesem Zwecke halte ich es für dringend nothwendig, daß du es versuchst, bei Frau von C. vorzukommen. Zum Teufel! du mußt nicht den Allzukostbaren spielen und vor allen Dingen nicht vergessen, daß die Einwilligung zu einer Verbindung mit Paulinen sehr von der Baronin abhängen dürfte."

Bei diesen Worten hatte der Graf eine sehr wichtige Miene angenommen, zupfte vor dem Kaminspiegel seine Halsbinde in die Höhe und strich wohlgefällig das rothe Ordensband, welches

Advokat mit einem vielsagenden Lächeln hinzu, „die ich nach besten Kräften unterstützte.“

„Und warum das?“ fragte die Wittwe.

„Weil man seine Brücke nie gänzlich hinter sich abbrechen soll, weil der Akt der Scheidung ein sehr ernster Akt ist, und weil, wie ich ganz genau weiß, Henderkopp seine Verirrungen aufrichtig bedauert.“

„Der etwas aufrichtig bedauern, was er gegen uns gethan? Gegen eine Familie, die so tief unter der reichen Sippschaft von Amsterdam und Rotterdam steht? Es wäre zum lachen, wenn man nicht lieber darüber weinen möchte. Hat er vielleicht abermals Lust, mit meinem Gelde seine übrigen Schulden zu bezahlen?“

„Ich glaube das nicht,“ erwiderte Herr Berger, „denn er ist, wenn auch mit Bedauern, doch so vollkommen überzeugt, Sie und Ihre Tochter aufs gröblichste verletzt zu haben, daß an eine Ausgleichung in der Art, wie die durch Ihre Antwort angedeutete, wohl nicht zu denken ist.“

„Mit Bedauern?“ warf Sophie in einem spöttischen Tone ein.

„Daß er allerdings darauf gerechnet hat,“ fuhr der Advokat fort, „seine Anstalt mit dem Vermögen, das ihm seine Frau zubrachte, emporzubringen, leugnet er durchaus nicht, und da das jetzt vielleicht aus und vorbei ist, so scheint er mir gesonnen, irgend einem Andern die ganze Geschichte zu übergeben und die Stadt zu verlassen, die für ihn so unangenehme Erinnerungen hat. Aus diesem Grunde ist er auch bereit, in eine Scheidung zu willigen, ja, um Ihrer Tochter die Unannehmlichkeiten des Rechtsganges zu ersparen und auf sich zu nehmen, will er mit Ihrer Einwilligung gern der klagende Theil sein.“

„Hätte er sich um unsere Wünsche früher etwas bekümmert und den vernünftigen Rathschlägen einer Frau, die es

gut mit ihm gemeint. Gehör gegeben, so stände es jetzt ganz anders."

„Ich sehe wohl," sagte der Advokat in freundlichem Tone, „daß Frau Sophie meine Bemühungen, diese Verbindung nicht gleich total zu zerreißen, mit finsteren Blicken belohnt, doch ertrage ich jetzt lieber diese finsteren, ungerechten Blicke, als spätere Klagen und gerechte Vorwürfe. Es ist mir nämlich Aehnliches in meiner Praxis schon vorgekommen, denn nachdem die erste Leidenschaft verraucht ist, sieht man häufig ein, welch' unangenehmer Stand der einer geschiedenen Frau ist; haben wir doch in der Geschäftssprache dafür den fatalen Ausdruck Deserta, was die Lage einer solchen Frau außerordentlich gut kennzeichnet.

Frau Wittwe Speiteler hatte nachdenklich vor sich niedergeblickt, während Sophie wieder an das Fenster getreten war, dann sagte die Erstere: „Ihren Reden nach, Doktor, dünkt es mich, als sprächen Sie mehr für die Gegenpartei, als für uns."

„Das nicht, nur hielt und halte ich es für meine Pflicht, Ihnen die Lage genau auseinander zu setzen. Daß ich diese Ehe nicht mit Freuden zerreißen helfe, daraus brauche ich Ihnen nach alle dem, was ich Ihnen gesagt, wohl kein Hehl zu machen, eben so wenig als ich Ihnen auch nicht verschweigen darf, daß im vorliegenden Falle eine gesetzliche Scheidung auf große, wenn nicht unübersteigliche Hindernisse stößt. Gott sei Dank, man geht bei einem solchen Akte nicht leichtfertig zu Werk und verlangt genügende Gründe, die nicht immer beizubringen sind — o," fuhr er fort, indem er seine Hand gegen die Wittwe Speiteler erhob, welche sprechen wollte, „ich weiß schon, was Sie sagen wollen, aber was Ihnen als vollkommen genügend erscheint, ist es doch nicht immer vor dem Gesetze." Er hatte die Feder, die er in der Hand hielt, weggelegt, zog seine Uhr hervor und meinte: „wir wollen aber darüber nicht streiten, die Zeit ver-

geht, und ich erwarte in einer Viertelſtunde einen Clienten, der mich dringend zu ſprechen verlangte und," ſetzte er in ſehr gedehntem Tone hinzu, „dem in Ihrem Hauſe ein Stelldichein zu bewilligen ich mir erlaubte."

„So—o—o—o?" machte die Wittwe, indem ſie den Advokaten mißtrauiſch anſah.

„Ja," erwiderte dieſer lächelnd.

„Hoffentlich doch nicht —"

Der Advokat zuckte die Achſeln.

„Den Sie gewiß herbeſtellt?" fragte Wittwe Speiteler mit leiſer Stimme.

„Im Gegentheil," antwortete der Advokat eben ſo. „Ich rieth ihm davon ab, als er mir mit Ueberzeugung ſagte, er fühle wohl, daß er, möge auch die Sache gehen, wie ſie wolle, eine perſönliche Rechtfertigung ſeines Benehmens gegen Sie nicht unterlaſſen könne."

„Eine Rechtfertigung? Ja, das hätte er wohl nöthig, aber ich kann ihn nicht ſehen."

„Wenn ich Ihnen aber dringend dazu rathe?"

Frau Wittwe Speiteler warf einen bezeichnenden Blick auf ihre Tochter.

„Sie können mir glauben," fuhr der Advokat flüſternd fort, „er iſt ſeit jener Kataſtrophe ein ganz anderer Menſch, ſeine Verhältniſſe laſteten wie ein Alp auf ihm, machten ihn unleidlich und nöthigten ihm, ich möchte mich ſo ausdrücken, eine lächerliche Maske auf, ein Benehmen von Arroganz und Hochmuth, wodurch er vor der Welt das Terrain zu behaupten glaubte, das ihm langſam unter den Füßen entglitt. Die Luftſchlöſſer ſeiner Eitelkeit ſind vollſtändig zuſammengeſtürzt, und er iſt nicht einmal unglücklich darüber, im Gegentheil, er athmet auf, da er nun einen feſteren Boden unter ſich zu fühlen glaubt, wenn —"

„Wenn?“

„Nun kurz und gut,“ ſagte Herr Berger mit ſo leiſer Stimme, daß es Madame Speiteler nur verſtand, weil ſie ſich über den Tiſch hinüber ſtark gegen ihn beugte, „wenn dieſe Scheidung nicht zu Stande käme.“

„Bin ich ſeine Frau?“ fragte Madame Speiteler nach einer längeren Pauſe.

„Nein,“ gab der Advokat zur Antwort, „aber eine tüchtige Schwiegermutter, wie ſie ſein ſoll, das ſieht er auch trotz alledem ein. Und wenn er nun käme und Ihnen ſelbſt ſeine Entſchuldigungen machte, Ihnen in jeder Beziehung klaren Wein einſchenkte und Sie bäte, die Angelegenheit als eine verſtändige, praktiſche Frau anzuſehen, ihm mit Rath und That behülflich zu ſein und mit Gottes Hülfe da wieder etwas Neues und Solides aufzubauen, auf dem Terrain, das man im andern Falle umpflügen und mit Salz beſtreuen müßte — nun, Madame Speiteler, würden Sie ſeine Hand zurückſtoßen?“

„Wenn auch ich vielleicht nicht,“ meinte dieſe nachdenklich, „aber Sophie.“

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Sie haben ihr vor der Heirath den Willen der Mutter gezeigt, wo das vielleicht weniger erſprießlich war. Warum ſie jetzt nicht gütlich überreden, wo ich Ihnen die Verſicherung geben zu können glaube, daß es ein größeres Glück für ſie ſein wird, als wenn ſie als geſchiedene Faru vegetirt?“

„Das ſagen Sie mir als ehrlicher und rechtſchaffener Mann?“

„Gewiß.“

„Als Freund des ſeligen Speiteler, der von dort auf uns herniederſieht?“

„Als ſolcher, und dabei kann ich Sie frei anſchauen.“

„Sie haben mich überraſcht, Doktor. Und glauben Sie wirklich, daß er kommt, daß er in mein Haus kommt?“

„Zuverſichtlich,“ erwiderte der Advokat mit einem Blicke nach der Thür, „er wird kommen — da iſt er ſchon.“

Dr. Henderkopp trat in das Gemach, und Sophie, welche ſich bei dem Geräuſch der geöffneten Thür umgewandt, floh mit einem leichten Schrei in das Nebenzimmer.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Nachwirkung dunkler Stunden.

Da wir überzeugt ſind, daß manche unſerer geneigten Leſerinnen, welche dieſer wahrhaftigen Geſchichte mit einigem Intereſſe gefolgt iſt, ebenfalls einen Ausruf des Mißmuthes beim Auftreten dieſes Mannes kaum wird unterdrücken können, und wir weit entfernt ſind, einen ſolchen Ausruf für ungerechtfertigt zu halten, ſo erklären wir feierlich, daß wir nur, um der Wahrheit unſerer Geſchichte keinen Abbruch zu thun, erzählen mußten, daß ſich Dr. Henderkopp wirklich in das Haus ſeiner Schwiegermutter begab, um derſelben einige Worte der Rechtfertigung zu ſagen, und daß wir bei dieſer Scene nur deßhalb mit kurzen Worten verweilen wollen, weil ſie unumgänglich nothwendig iſt zum Verſtändniß des Nachfolgenden, ohne ſie jedoch mit demſelben ſchriftſtelleriſchen Behagen weiter auszuführen, mit dem wir uns bemühen, dem geliebten Leſer von ihm angenehmeren Charakteren zu berichten.

Um jedoch der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir sagen, daß in der Erscheinung des Dr. Henderkopp in diesem Augenblicke etwas lag, was zu seinem Vortheile sprach, nicht als ob er sich in demuthsvoller Haltung mit der zerknirschten Miene eines Sünders genähert hätte, im Gegentheile, er trug seinen Kopf nicht weniger aufrecht als früher, doch nahm man an diesem Kopfe selbst eine angenehme Veränderung wahr: vor allen Dingen hatte er seine blaue Brille nicht aufgesetzt, welche mit ihren undurchdringlichen Gläsern seinem Gesichte so etwas unheimlich Starres verlieh. Was sein ziemlich langes Haar anbelangte, welches früher so tadellos glatt über seine Ohren herabgestrichen war, daß man sich der Vermuthung nicht erwehren konnte, an dieser Glätte müsse jedes vernünftige und eindringliche Wort abgleiten, so fiel dasselbe heute mit einer angenehmen Zufälligkeit zu beiden Seiten seines Scheitels herab. Seine sonst hoch und künstlich emporgezogenen Augenbrauen hatten heute ihren gewöhnlichen Platz eingenommen, und da er seinen Mund heute nicht ebenfalls affektirt zusammenzog, wie er ehedem zu thun pflegte, so war auch aus seiner Physiognomie das unnatürlich Steife verschwunden, und diese zeigte sich als ein gewöhnliches, nicht unangenehmes Gesicht, das den Eindruck machte, als sei es empfänglich für eine einfache, gewöhnliche Besprechung.

Wir müssen gestehen, daß sich beim Eintritt des Doktors die Frau vom Hause etwas steif aufrichtete und ihre Finger, die auf dem Tische ruhten, langsam zusammenballte, ja, daß sie den Gruß des Eingetretenen mit einem kaum bemerklichen Kopfnicken beantwortete.

Dieser aber trat mit ein paar Schritten rasch an den Tisch, blickte aus seinen Augen, natürlich ohne jenes bekannte übergroße Wohlwollen, auf die Schwiegermutter nieder und sagte alsdann in ruhigem, fast warmem Tone: „Der hier vor Ihnen

ſteht und Ihnen ein gutes Wort ſagen möchte, iſt nicht der Dr. Henderkopp, der Neffe der berühmten Amſterdamer Familie, ſondern einfach der Dr. Hinderkopf aus Wermersbach, der, ehe er ſeine leidigen Angelegenheiten mit Ihnen in Ordnung bringen will, darüber Gewißheit erlangen möchte, ob Sie geneigt ſind, an ihn ohne Groll zurückzudenken?"

Dieſe Anſprache kam der Mutter Sophiens ſo völlig unerwartet, daß ſie, ſtatt augenblicklich eine Antwort zu geben, auf ihren Geſchäftsmann blickte, welcher aber kluger Weiſe dieſen Blick vermied und nach dem Fenſter hinſchaute, während er mit den Fingern ſeiner rechten Hand leicht auf die vor ihm liegenden Papiere trommelte.

Daß aber Frau Wittwe Speiteler endlich doch etwas antwortete, und daß ſie eine viel zu gute Frau war, um einem aufrichtigen und vernünftig vorgetragenen Wunſche der Verſöhnung zu widerſtreben, glauben wir dem geneigten Leſer eben ſo wenig vorenthalten zu müſſen, als daß ein paar Minuten darauf Dr. Hinderkopf einen Stuhl zum Tiſche zog, um ſich mit ſeiner Schwiegermutter und dem Advokaten zu einer längeren Beſprechung niederzulaſſen.

Sophie, welche beim Anblick des Doktors mit einer Aufwallung des Haſſes das Gemach verlaſſen, hatte ſich raſch in ihr Zimmer begeben, mit der Abſicht, dort in eine Sophaecke gedrückt ihr trauriges Loos zu beweinen; doch kam ſie nicht ſogleich zu dieſem beruhigenden Mittel, denn als ſie die Schwelle ihres Schlafgemachs überſchritten, ſah ſie ihre Freundin und Brautjungfer Emma vor ſich, welche ſie etwas affektirt in die Arme ſchloß und mit thränenerfüllten Augen anſchaute.

„Du mußt mir verzeihen," ſagte die treue Freundin, „daß ich nicht ſchon vor einigen Tagen kam, aber die Nachricht, welche wir von Dir erhielten, mit der Erinnerung an jenen unglückſeligen Hochzeitstag hat uns alle, namentlich mich, ſo tief erſchüttert,

daß ich's nicht über's Herz bringen konnte, vor Dir, meine arme Sophie, zu erſcheinen.

Die junge Frau des Dr. Henderkopp hätte nun ihre Freundin krampfhaft ans Herz drücken und unter einem Strom von Thränen furchtbare Mittheilungen machen können über das, was nach dem Hochzeitsfeſte im Verlauf der darauf folgenden Nacht geſchehen, und ſo erwartete es auch Emma, welche bereit war, mit einem gleich ſtarken Erguß von Thränen das Entſetzlichſte anzuhören, denn Emma war ſehr zu Thränen geneigt.

Merkwürdiger Weiſe aber ſchien Sophie keine derartigen Mittheilungen machen zu können, ſie blickte verwundert in die thränenden Augen der Andern, ja, ſie lächelte ein klein wenig, als ſie kopfſchüttelnd erwiderte: „mein liebes Herz, es iſt da gar nichts ſo Furchtbares vorgefallen, als Du Dir zu denken ſcheinſt.“

Emma hätte nach dieſen Worten ihre Freundin wohl erſtaunt angeblickt, wenn nicht die Bläſſe auf dem Geſichte der jungen Frau ſo wie deren verweinte Augen ihr deutlich geſagt haben würden, Sophie ſpräche anders, als ſie dächte, und man müſſe ihr Zeit laſſen und ihr eingeſchüchtertes Herz mit ſüßem Wort erwärmen, damit es ſeinen Kummer ausgöſſe an dem mitfühlenden Buſen der Freundin.

„Komm, ſetzen wir uns,“ ſagte dieſe und zog Sophie ſanft neben ſich auf das Sopha. Hier drückte ſie ſie nochmals an ihr Herz, ſtrich ihr das Haar ein wenig aus der Stirn, küßte ſie herzlich auf den Mund und fing dann auf's neue an zu weinen.

„Du ſcheinſt mir trauriger geſtimmt als ich,“ ſprach die junge Frau mit einiger Verwunderung; „iſt bei Dir etwas vorgefallen, das Du mir mittheilen möchteſt?“

„Bei mir? O mein Gott, nein — was ſollte auch bei mir vorgefallen ſein? Ich habe mich nur mit Dir beſchäftigt, meine arme Sophie, ich habe immer an die tröſtenden Worte gedacht, welche ich zu Dir ſprechen wollte, und das hat mein Gemüth er-

ſchüttert und mich weich gemacht. Wenn Du aber den herzlichen Zuſpruch einer Freundin nicht brauchſt, o mein Gott, ſo iſt mir das ja tauſend Mal lieber."

Sie zog ihren kleinen Mund etwas affektirt zuſammen und lächelte unter Thränen. „Vielleicht auch," fügte ſie ein wenig ſpitzig hinzu, „hältſt du mich Deines Vertrauens nicht werth oder denkſt Dir einen zu großen Unterſchied zwiſchen einer verheiratheten Frau und einem unverheiratheten Mädchen. Aber mit Unrecht, Sophie, gewiß mit Unrecht, glaube mir! Ich bin wie Wenige im Stande, Dein ganzes Unglück mitzufühlen."

Um die Lippen der jungen Frau zuckte es ſchmerzlich, und ſie mußte ſich alle Gewalt anthun, um nicht der Freundin unter herabſtürzenden Thränen ihre ganze jammervolle Lage zu entdecken; und doch that ſie es nicht, ſie preßte ihren Mund zuſammen, ſie drückte ihre rechte Hand feſt auf ihr Herz, aber ihr Auge blieb trocken, und nach einer kleinen Pauſe erſchien abermals ein ſtilles Lächeln auf ihren Zügen. Sie hatte ſich einiges aus den Worten des Doktors gemerkt, und ein richtiger Takt bewog ſie dazu, ſchmerzliche Enthüllungen, die ihr Herz allerdings ſehr erleichtert hätten, gewaltſam zu unterdrücken.

„Ich weiß, worauf Du anſpielſt, liebe Emma," ſagte ſie, nachdem ſie ſich vollkommen wieder gefaßt; „doch brauche ich Dir wohl nicht zu wiederholen, wie ſehr ſich hier die Leute bemühen, in den unſchuldigſten Dingen nur das Gehäſſigſte zu ſehen. Es war allerdings ein unangenehmes Zuſammentreffen, welches mich veranlaßte, am Tage nach der Hochzeit — die Nacht blieb ich draußen, wie Du wohl erfahren haſt — wieder für einige Zeit hieher zurückzukehren."

„So, nur für einige Zeit? O, wie mich das freut!" rief Emma.

„Gewiß, nur für wenige Tage; es iſt draußen im Spätherbſt gebaut worden und da konnte man nicht alles ſo fertig machen,

wie es — Henderkopp gewünſcht. Auch paſſirte draußen eine unangenehme Geſchichte, die ich Dir, der Freundin, wohl mittheilen darf."

„Kennen wir uns nicht ſchon ſo lange, liebe Sophie, und wirſt Du je an mir zweifeln?"

„Gewiß nicht, auch ſoll die Sache im Grunde kein Geheimniß bleiben. Im Gegentheil, es iſt uns allen ſehr recht, wenn Du denen, die danach fragen, die reine Wahrheit mittheilen wirſt."

„O, erzähle mir das genau, Sophie," ſagte das junge Mädchen eifrig; „ich habe mich überhaupt ſo ſehr darauf gefreut, Dich nach Deiner Verheirathung zu ſprechen. Ihr fuhrt alſo von hier direkt hinaus —"

„Das thaten wir, und draußen waren allerlei Feſtlichkeiten; ſie hatten im Hofe Pechfackeln angezündet und die Leute empfingen mich mit herzlichen Worten, und meine Wohnung fand ich, abgeſehen von den noch nicht ganz vollendeten Baulichkeiten, ſo angenehm, als ich es nur wünſchen konnte."

„Wie viel Zimmer haſt Du?"

„Für mich ein kleines hübſches Wohnzimmer und dann ein Schlafzimmer."

„So, nun erzähle mir, wie es weiter ging."

„Närrchen, was iſt da viel zu erzählen; wir waren von den vielen Feſtlichkeiten ermüdet, doch ehe ich zu Bett gehen konnte, kam der unangenehme Vorfall, den ich Dir mittheilen muß und den Du dann mit aller Genauigkeit wieder erzählen ſollſt. Den Penſionären im Hauſe, es ſind einige ſehr widerſpänſtige Leute dabei, hatte man an dieſem Abend mehr Freiheit gegönnt als gewöhnlich, und da kam es zu unangenehmen Auftritten, welche — Henderkopp veranlaßten, lange aufzubleiben, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen."

„So, er blieb lange auf? Doch nicht die ganze Nacht?"

um dieselbe geschlungen war, nieder. „Glaub mir, Charles,“ fuhr er fort, „ohne Frau von C. geht's nun einmal nicht; schreib' ihr zwei Zeilen, und noch heute Abend, jetzt gleich — dort auf dem Tischchen steht Alles, was du brauchst; man läßt es ihr noch heute Abend zukommen — es ist wahrhaftig das Beste so.“

Der Baron sah nachdenkend in die Flamme des Kamins und stieß mit dem Schüreisen die glühenden Kohlen zusammen; er schien sich nur ungern der Baronin zu nähern, sah aber zu gleicher Zeit, wie nothwendig es sei, diesen Schritt zu thun.

Der Graf fuhr fort: „Je mehr ich mir das überlege, so ist dieß der einzige Weg zu dem Ziele zu gelangen. Nebenbei gesagt, bist du der Frau von C. wahrhaftig eine kleine Erklärung schuldig; schreib' ihr also zwei freundliche Zeilen, aber ganz in demselben Styl wie früher, und bitte sie, sie möge dir auf morgen eine Stunde bestimmen.“

Der Baron gieng widerstrebend an den kleinen Schreibtisch, aber er gieng und schrieb mit noch größerem Widerwillen sechs Zeilen, die er in ein Couvert steckte, versiegelte und seinem Freunde übergab.

„Da nimm!“ sagte er, „aber besorg's pünktlich, ich fahre gleich nach zwölf Uhr zu Hause; wenn du nach dem Ball noch einen Augenblick bei mir vorkommst, soll mich's freuen; im andern Fall aber laß' mich mein Schicksal morgen früh mit ein paar Worten wissen.“

„Du gehst schon?“

„Was soll ich hier machen? Paulinen kann ich ohne Aufsehen zu erregen, nicht sprechen; Prinz Eugen wird von der alten Herzogin nicht losgelassen, und im Uebrigen ist mir draußen Regen und Schnee lieber, als all' die Gesichter hier, die es heute für unverantwortlich von mir halten, daß ich in der Welt bin, daß ich überhaupt je geboren wurde. — Gute Nacht!“

Der Graf steckte das Briefchen in seine Westentasche, fuhr

„Dieſe Auftritte nun," entgegnete die junge Frau mit niedergeſchlagenen Augen, „hatten mich ſo erſchreckt, daß ich kindiſch genug war, freilich mit Einwilligung Henderkopp's, am andern Morgen hieher zurückzukehren, um die Mutter zu beſuchen, und da überlegten wir denn, es ſei beſſer, ich bleibe hier, bis die Baulichkeiten draußen vollkommen in Ordnung ſeien. Das iſt die ganze Geſchichte. Und nun ſiehſt Du, wie boshaft die Leute ſind, daß ſie daraus ſchon alles Mögliche gemacht haben. O, ich weiß wohl," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, während welcher ſie den zweifelnden Blick ihrer Freundin feſt ausgehalten, „daß man die unangenehmſten Dinge geſagt, daß man ſchon von einer Scheidung geſprochen, und was dergleichen Unſinn mehr iſt."

Emma nickte mit dem Kopfe, als ſie erwiderte: „Ja, man iſt hier gleich bereit, von allem das Böſe hervorzuheben; ach Gott, Sophie, und mit welchem Schein von Wahrheit die Leute das ſagen, ich verſichere Dir, wenn Du hätteſt hören können, wie man es auf das genaueſte wußte, daß Du Deinen Mann nach einer heftigen Scene, die noch am Abend Eures Hochzeitstages ſtatt gefunden, verlaſſen, Dich in ein Zimmer eingeſchloſſen und darauf am andern Morgen hieher zurückgekehrt wäreſt, ihn nicht mehr geſehen hätteſt und auch nicht mehr ſehen würdeſt bis vor Gericht, wo man Eure Scheidung ausſpräche, — ach," ſetzte ſie mit niedergeſchlagenen Augen hinzu, „und es ſeien ſchreckliche Urſachen geweſen!"

„Ja, ſiehſt Du, Närrchen," erwiderte die junge Frau — junge Frauen brauchen gern gegen Mädchen, wenn ſie auch ſelbſt nicht viel älter ſind, als dieſe, dergleichen Diminutive, — „das wäre noch das Glaublichſte von allen dieſen Lügen; wenn wir ſolche entſetzliche Scenen gehabt hätten, ſo müßten doch auch ſchreckliche Urſachen vorhanden geweſen ſein. Aber glaube mir, das iſt nicht der Fall; ich weiß nichts von ſolchen Urſachen, noch von ſolchen Scenen, und das kannſt Du mir nacherzählen."

„Gewiß, Sophie?“

„Gewiß, Emma, in vollem Ernſt!“

„Und Du biſt nicht zu Deiner Mutter zurückgekehrt, um Deinen Mann nicht wieder zu ſehen, um Dich ſcheiden zu laſſen?“

„Lächerlich!“ verſetzte die junge Frau, und nachdem ſie ſich einen Augenblick mühſam geſammelt, fuhr ſie fort, ohne aber dieſes Mal ihre Freundin anzuſchauen: „Und was ihn, meinen Mann, anbelangt, ſo habe ich ihn noch vor wenigen Minuten geſehen, er iſt drüben bei der Mutter.“

„Gewiß, Sophie?“

„Närrchen, warum ſollte ich ſo etwas ſagen, wenn es ſich anders verhielte? Aber auch nur mit Dir ſpreche ich darüber,“ fuhr ſie ernſthaft fort, „indem ich will, daß Du die Wahrheit erfährſt und damit Du ſie den Klatſchmäulern mittheilen kannſt. Hoffentlich kommſt Du jetzt auch bald zu mir hinaus,“ ſetzte ſie in leichtem Tone hinzu, „wenn nämlich die Baulichkeiten beendigt ſind, und bleibſt ein paar Tage bei mir, damit Du Dich überzeugen kannſt, daß es in unſerem Hausweſen in jeder Beziehung vortrefflich geht.“

„Wie die Menſchen ſo ſchlecht ſind,“ ſagte Emma mit einem tiefen Seufzer, während ſie ihr Köpfchen hin und her wiegte. „Es iſt wahrhaftig wahr, man kann ſich noch ſo ſehr in Acht nehmen, und doch entgeht man den ſchlimmſten Nachreden nicht.“

„Du, Du!“ erwiderte die junge Frau, während ſie dabei freundlich drohend ihren Zeigefinger emporhob; „etwas zu ſehr haſt Du Dir doch den Hof machen laſſen von deinem Huſaren-Offizier!“

„Von meinem Huſaren-Offizier?“ verſetzte Emma, indem ſie das Fürwort etwas ſcharf und fragend betonte; „o, dergleichen Herren,“ ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu, „ſind nicht allein bunt wie ein Schmetterling, ſondern auch eben ſo flatterhaft — ich habe ihn ſeit jenem Abende nicht mehr geſehen.“

„Dazu kann ich Dir eigentlich nur Glück wünschen," erwiderte die junge Frau, welche froh war, das andere Thema glücklich überwunden zu haben, in einem mütterlich klingenden Tone, „denn glaube mir, mein Kind, bei dergleichen Geschichten kommt nie viel Gescheites heraus."

Emma biß sich auf die Lippen und nickte schweigend mit dem Kopfe. Nach einer Pause aber rief sie mit einer etwas affektirten Lustigkeit: „Lassen wir ihn und alle Offiziere der ganzen Welt; ich bin nur froh, liebe Sophie, daß ich nun im Stande bin, in Deiner Angelegenheit den Leuten scharf entgegen zu treten, und wie es mich freut, daß alles das schändliche Erfindungen und Lügen sind! Nun sage mir aber auch," fuhr sie schmeichelnd fort, indem sie einen Arm um den Hals ihrer Freundin legte und sie sanft an sich hindrückte, „nun gestehe mir aber auch ein klein wenig davon, ob es denn wirklich ein so wonniges Gefühl ist, eine junge Frau zu heißen und einen Mann zu haben, der uns nun mit einem Male so recht selbständig macht."

„Eigentlich weiß ich nicht, was Du damit meinst, Närrchen," gab die junge Frau erröthend zur Antwort; „nun ja, man verheirathet sich, wie Du das ja alles selbst mit angesehen und erlebt hast."

„Ach ja," flüsterte Emma träumerisch.

„Und dann ist man eine Frau und hat sein Hauswesen, und wenn man das einmal gewohnt ist, so glaube ich nicht, daß man einen großen Unterschied gegen früher merkt."

„Ach, Du bist glücklich, alles das in rechter Art überstanden und einen Mann zu haben in angenehmen Verhältnissen, der doch zu den deinigen paßt."

„Dafür bin ich aber auch keine gnädige Frau," sagte Sophie lächelnd, „wie Du einmal wirst, wenn Du Deinen Husaren-Offizier heiratheſt."

„Ach, scherze nicht so grausam," entgegnete Emma mit einem

ſchmerzlichen Seufzer; „glaube mir, liebe Sophie, ich habe wegen dieſer Geſchichte ſchon viel Unangenehmes erfahren müſſen; er war ſo unüberlegt und nahm alles ſo leichtfertig. Mein Vater hat davon erfahren, und mein Bruder, der ſich überhaupt gern in Sachen miſcht, die ihn nichts angehen, und der nun einmal, wie ſo viele Studenten, die Offiziere nicht leiden kann, — ach, Sophie," fuhr ſie mit gefalteten Händen und mit einem traurigen Blicke nach oben fort, „mit Ferdinand hatte ich darüber eine furchtbare Scene, ſo daß ich ganz unglücklich bin!"

„Und was will denn Dein Bruder eigentlich?"

„Er hat mir gedroht, wenn ich dieſer lächerlichen Courmacherei, wie er es nennt, nicht ein- für allemal ein Ende mache, ſo werde er dem Herrn von Marlott einen Beſuch machen, ihm einige paſſende Worte ſagen und ſich mit demſelben auf gehörige Art auseinander ſetzen."

„Nun, und dann?"

„Um Gottes willen, das wäre ja ein Skandal!"

„Aber Du erfährſt dann doch, ob er ehrliche Abſichten auf Dich hat."

Emma ſchüttelte mit tief betrübter Miene den Kopf und dann ſagte ſie ſehr leiſe: „So 'was darf man aber nicht forciren; wenn Ferdinand in ſeiner übermüthigen Art barſch mit ihm redet, ſo gibt ein Wort das andere, und ich muß unter der Unbeſonnenheit meines Bruders leiden; o mein Gott, ich bin recht, recht unglücklich!"

Sie lehnte den Kopf an den Buſen ihrer Freundin und weinte bitterlich.

„Tröſte Dich, mein liebes Herz," ſprach dieſe in ihrer ſanften Weiſe; „wie kann man Dich im ſchlimmſten Falle für die Unbeſonnenheiten Deines Bruders verantwortlich machen, wenn Du nur ſelbſt keine begehſt? Und dann, um ernſthaft mit Dir zu reden, Emma, wäre es wahrhaftig beſſer, Du ließeſt dieſe Geſchichte ein-

für allemal fallen; so viel ich erfahren, ohne daß ich darum gefragt, soll dieser Herr von Marlott in der That sehr leichtfertiger Natur sein."

„Ach, Du hast gut rathen, Du bist in sicherem Hafen, Du bist glücklich!"

„Wenn Du das jetzt sagst, liebe Emma, so haben sich seit Kurzem Deine Ansichten gewaltig geändert; weißt Du noch, wie Du mir nicht lange vor meiner Hochzeit voll Schwärmerei sprachst vom Glücke einer romantischen Liebe, wo sich Schwierigkeiten aller Art aufthürmen, und von der Seligkeit, diese durch treue Liebe und Hingebung zu beseitigen, und wie Du mich fast bedauertest, daß ich ein Bündniß knüpfen müsse so nach gewöhnlicher Art, ja, ohne alle Poesie?"

„O, ich hatte Unrecht, Sophie! Was wir in thörichter Leidenschaft für Poesie halten, verwandelt sich oft unter unsern Händen in herbe Prosa; in unserer Verblendung ahnen wir nicht den rauhen Wind, der so leicht unserer Liebe duftige Blüthen abstreift — gewiß, Du bist glücklich, Sophie! Dr. Henderkopp ist ein ruhiger, besonnener Mann, der es gewiß gut mit Dir meint und Dir eine ehrenvolle Stellung in der Welt gibt."

„Auch darin scheinen sich Deine Ansichten geändert zu haben; weißt Du noch, Närrchen, wie Du die kalten, blauen Brillengläser mit den feurigen Augen Arthur's verglichst und wie Du des Doktors Manieren und seine Art, zu sprechen, kalt, hochmüthig und hölzern nanntest?"

„O, ich hatte Unrecht, gewiß, ich sehe mein Unrecht ein, und bei der ersten Gelegenheit werde ich es nicht unterlassen können, Deinem Manne feierlich Abbitte zu thun. — — — — Was nützt mir ein feuriges Auge," fuhr sie schmerzlich bewegt fort, „wenn es mir nicht allein strahlt, was helfen mir die eleganteste Tournure, die süßesten Worte, wenn ich sie mit Andern theilen muß?"

„Hast Du Erfahrungen gemacht?"

„Das wohl nicht," ſagte Emma ausweichend, „und ich wollte auch eigentlich nur ſagen: was nützen mir alle dieſe glänzenden Eigenſchaften, wenn ſie mit einer entſetzlichen Flatterhaftigkeit verbunden ſind? Gewiß, Sophie, ich beneide Dein Loos, obgleich ich Dir alles Gute und Liebe wünſche, hoffe aber dabei, daß in Deinem glückerfüllten Herzen doch noch ein kleines Plätzchen bleibt für Deine unglückliche Freundin."

Und bei dieſen Worten neigte ſie abermals ihr Haupt auf die Schultern der jungen Frau und ihre Thränen floßen reichlicher als früher.

Sanft hob Sophie das an ſie angelehnte Köpfchen empor, ſchaute ihr in die verweinten Augen und ſagte dann nach einer Pauſe: „An mir und meiner Freundſchaft wirſt Du hoffentlich nicht 'zweifeln; aber ich ſehe Dich mit Erſtaunen ſo tief bewegt und bemerke mit Schmerz, daß Deine Wangen blaß ſind und Deine Lippen krampfhaft zittern; nimm Dir das doch nicht ſo zu Herzen, Kind, was ſchadet auch die kleine Courmacherei? Das vergißt ſich und wird ſpurlos an meiner fröhlichen Emma abgleiten,"

„O, es vergißt ſich nicht alles und es gleitet auch nicht alles ſpurlos an uns ab! Gewiß, liebe Sophie, es hat mich tief getroffen!"

„Nun ja, aber deßhalb darfſt Du Deinen Muth nicht ſinken laſſen, wenn Du einmal die Wahrheit erkannt haſt, und mich freut es, daß Du ſie erkannt; ſo gehe ihm ernſtlich aus dem Wege und ſetze allen ſeinen Annäherungsverſuchen Deinen weiblichen Stolz entgegen. Du wirſt ſehen, Kind, in ein paar Monaten lachen wir herzlich über dieſes Verhältniß, das Dir jetzt ſo traurig erſcheint."

Emma ſchüttelte in tiefer Bewegung den Kopf und flüſterte ſo leiſe, daß es ihre Freundin kaum verſtand: „Wir werden nicht lachen!"

„Auch möglich," erwiderte die junge Frau, welche plötzlich ernſt geworden war, da ſie an ihr eigenes Schickſal dachte: „dann werden wir wenigſtens als treue Freundinnen zuſammen weinen."

„Ja, Du über mich, und mir ſoll es dann immer noch ein Troſt ſein, Dich zufrieden und glücklich zu wiſſen."

Sophie nickte mit dem Kopfe, dann horchte ſie mit einem Male und ſagte: „Ich höre im Nebenzimmer meine Mutter, ſie wird mich ſuchen; verzeihe, wenn ich Dich einen Augenblick allein laſſe, um nach ihr zu ſehen, bald werde ich wieder hier ſein."

Darauf verließ ſie das Schlafgemach, und man hörte ſie auch die Thür des angrenzenden Zimmers hinter ſich zumachen. —

Emma, in tiefe ſchmerzliche Gedanken verſunken, hatte ſich ebenfalls erhoben und betrat nach einigem Zaudern das Vorgemach, wo ſie ſich auf ein Sopha niederließ, welches dort in einer Fenſterniſche ſtand, wo ſie die Rückkunft der Freundin erwartete, das Herz voll banger Betrachtungen und beſchäftigt mit dem ſo wahren Worte, daß die Stunden ſich folgen, aber nicht einander gleichen. —

Um nicht dem Verlaufe unſerer wahrhaftigen Geſchichte unziemlicher Weiſe vorzugreifen, müſſen wir uns vorläufig enthalten, das Endreſultat der Unterredung zwiſchen der Wittwe Speiteler, ihrem Schwiegerſohne und dem Dr. Berger hier mitzutheilen. Daß dies aber für Dr. Henderkopp kein ganz ungünſtiges war, können wir aus den Worten des Advokaten allenfalls ahnen laſſen, denn als er ſeine Papiere zuſammenpackte und in die Bruſttaſche ſchob, ſagte er: „Sie werden mir kaum glauben, wenn ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß ein gütlicher Vergleich, wie er bei uns in Ausſicht ſteht, mir weit lieber iſt, als die Ausſicht auf einige fette juridiſche Verhandlungen; und doch, ſetze ich hinzu, es iſt ſo, und ich bin allemal recht froh, wenn ich quaſi als Friedensrichter agirt habe und von meinen Clienten mit dem Bewußtſein

ſcheide, daß ſie mir mit angenehmen Geſinnungen nachblicken. Heute habe ich darin in Ihrem Hauſe einen ganz beſonders guten Tag," fuhr er ſanft lächelnd fort, „denn ich muß mich noch ein paar Treppen höher verfügen, zu einem gewiſſen Herrn Bander, dem ich ebenfalls eine angenehme Eröffnung zu machen habe."

„Führt der auch Proceſſe?" fragte die Wittwe.

„Nicht, daß ich wüßte," entgegnete der Advokat; „es handelt ſich hier um etwas Angenehmeres, um eine kleine Erbſchaft, die ihm zugefallen iſt, und die ich ihm in Raten, wie ſie ihm gefällig ſind, anweiſen laſſen darf."

„Das freut mich für ihn," ſagte die Frau vom Hauſe. „Herr Bander iſt ein ordentlicher Menſch, und wenn er ſich ſo ein bischen frei bewegen kann, ſo wird es ihm auch leichter werden, ſeine Scripturen zu beſorgen."

„En passant," fuhr Herr Berger fort, „werde ich auch dem Herrn Schweizer einen Beſuch machen, wo meine Erſcheinung auch nicht ungern geſehen wird, und ſo habe ich denn heute ein paar angenehme Stunden, die mich entſchädigen für manches Widerwärtige, das mir ſonſt in der Praxis vorkommt. Alſo Gott befohlen und auf fröhliches Wiederſehen!"

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Eine juridiſche Conſultation.

Ein paar Stockwerke höher als das gelbe Zimmer der Frau Wittwe Speiteler ſaß der Damenkleidermacher Daniel Schweizer wie immer, und beſonders um dieſe Jahreszeit, auf ſeinem Arbeitstiſche, phantaſtiſch umgeben von buntem, ſchwellendem Seiden-

ſtoffe, Spitzen, Bändern und Blumen, aus welchen die kleine, gebrechliche Geſtalt des alten Schweizer mit den hagern Wangen und den roth unterlaufenen Augen eigenthümlich genug hervorſtieg; der Winter mit ſeinen Soiréen und Bällen war die Zeit ſeiner Ernte, und da galt es fleißig zu ſein, um über die knappere Sommer- und Herbſtzeit gut hinüber zu kommen.

An einem Ende des langen und breiten Tiſches, aber etwas entfernt von demſelben, befand ſich Frau Schweizer, welche Kartoffeln ſchälte, und an einer entgegengeſetzten Ecke ſaß Tante Roſa, welche den kleinen Eugen auf ihrem Schooße hatte und ihn die Buchſtaben wiederholen ließ, welche ihm ſein Lehrer zu lernen aufgegeben.

Eine Zeitlang vernahm man nichts als dann und wann das Klappern des Bügeleiſens, das leiſe Hüſteln der alten Frau, und ſonderbar ausgeſprochene Buchſtaben, die ſich der Kleine anſtrengte, zu barbariſchen Silben zuſammenzuſetzen, welche offenbar einer bisher noch unbekannten Sprache angehörten, und die ſich Tante Roſa meiſtens vergeblich bemühte, in gutes Deutſch zu verwandeln.

„Wenn der ſo früh anfängt und tapfer fort macht," ſagte der Schneider nach einer Pauſe, „ſo muß es ein Gelehrter werden, ein Pfarrer oder dergleichen, wenn er nicht vorzieht, mein Handwerk zu erlernen. Was meinſt Du?" ſetzte der alte Mann hinzu, indem er freundlich nach ihm hin blinzelte.

„Nein, das mag ich nicht," erwiderte das Kind, „aber auch kein Pfarrer werden; ich will werden, was mein Freund Richter iſt, auf das Theater gehen, dort ſchöne Kleider anziehen und mit Schwertern und Piſtolen ſpielen."

„Behüt' uns Gott davor," ſagte die Frau des Kleidermachers. „Unſer Handwerk iſt auch nicht viel, aber doch noch beſſer, als ſich da jeden Tag zur Schau ſtellen."

„Wenn Eugen größer iſt,“ miſchte ſich Tante Roſa in das Geſpräch, „ſo ſoll er vor allen Dingen etwas Rechtes lernen, und dann kann er werden, was er will.“

„Auch Soldat?“ fragte das Kind.

„Offizier, warum nicht?“

„Oder Kutſcher, das wäre mir noch lieber.“

„Haben wir Euch ſchon geſagt,“ nahm der Schneider nach einem längeren Stillſchweigen wieder das Wort, indem er ſich an das Mädchen wandte, „daß der Herr Dr. Berger vor ein paar Tagen hier war und davon ſprach, die Angehörigen Eugens beabſichtigten, das Kind von uns fortzunehmen und ganz zu einem Lehrer zu thun?“

„Bis jetzt ſpracht Ihr mir nicht davon,“ erwiderte das Mädchen in unbefangenem Tone, „doch hat er wohl ſo Unrecht nicht.“

„Was iſt das, meine Angehörigen?“ fragte Eugen; „biſt Du das nicht, Vater Schweizer, und die Mutter und Tante Roſa?“

„O ja, wir gehören auch dazu,“ verſetzte die Letztere, indem ſie einen Blick auf den alten Mann warf, „doch auch noch Andere, wie Du ſpäter erfahren wirſt.“

„Mir thut es einestheils recht leid,“ fuhr der Damenkleidermacher fort, „während wir anderntheils einer großen Verantwortung, die auf uns ruht, los werden. Mich ſoll es nur wundern,“ ſetzte er leiſer gegen ſeine Frau gewandt hinzu, „ob wir nicht ſpäter etwas Näheres über ihn erfahren werden.“

„Jetzt gib Achtung, Eugen,“ ſagte Tante Roſa, um die Aufmerkſamkeit des Buben von den Worten des alten Mannes abzuwenden, indem ſie mit einem ihrer Finger einen Buchſtaben bezeichnete, „das heißt M, und U dahinter heißt: Mu.“

„Mu macht die Kuh,“ wiederholte Eugen.

„Euch, Fräulein Roſa, wird es auch leid thun, wenn er einmal nicht mehr hier iſt; Ihr habt Euch ſo an das Kind ge-

eifig mit der rechten Hand über seinen linken Handschuh, wo sich eine kleine Falte gezeigt, und gieng in den Ballsaal zurück.

Der Baron blieb noch einen Augenblick stehen, und seine Augen folgten ihm; doch glitten seine Blicke bei der dahin wandelnden Gestalt vorbei und blieben auf einer Française haften, die sich im Tanzsaal aufgestellt. Sie war es, die dort hervorleuchtete, umgeben von Ordenssternen und Brillanten, und es kam ihm vor, als werde jede Figur nur deßhalb gezogen und ausgeführt, um ihre Schönheit in vollem Licht zu zeigen. Wie stolz und doch lieblich schritt sie einher an der Hand des fürstlichen Wirthes, des Prinzen Eugen — und dieses herrliche Mädchen war sein, und was das Schönste war, es wußte Niemand von dem geschlossenen Bund dieser beiden Herzen; ja, Niemand Fremdes kannte dieses süße Geheimniß, Niemand, als dort das Mädchen selbst im Glanz von tausend Kerzen und hier er in dem halb dunklen Zimmer, sie von fern betrachtend. Der Baron mußte sich mit Gewalt von dem Anblicke losreißen und eilte, indem er die glänzenden Zimmer hinter sich ließ, über eine kleine ihm bekannte Treppe hinunter in das Vestibul und dann hinaus in die Nacht.

Der Graf war in den Ballsaal getreten und glitt durch einen Haufen Zuschauer, welche bewundernd die Française betrachteten; leicht und gewandt schoß er dahin, mit vollen Segeln, bald seine Flagge hoch am Mast tragend, bald dieselbe tief senkend vor einer höchsten Person, und war gerade im Begriff sich bei mehreren Damen an einem Kamin zu einer Causerie niederzulassen, als er plötzlich von seiner Schwester Clara geentert wurde, die ihn in ein schon ziemlich leer gewordenes Vorzimmer entführte.

Die Dame stellte sich an einen Marmortisch, stützte die eine Hand darauf, während sie mit der andern ihr großes Ballbouquet schwang, und sagte: „Nun, du kannst es brauchen, daß du dich stundenlang mit dem Baron Karl in ein Nebenzimmer zurück

wöhnt und er ſich an Euch, daß das für uns eine große Erleichterung war."

„Ich will aber gar nicht von hier fort," ſagte der Knabe, indem er alle Drei der Reihe nach ſcharf anblickte; „oder wenn ich fortgehe, ſo ſollt ihr alle Drei mit, beſonders Du, Roſa."

„Ich hoffe wohl, wenn das möglich iſt," erwiderte lachend das junge Mädchen; „aber denke nur, wenn Du einmal größer wirſt, da kann ich doch nicht immer bei Dir ſein."

„Aber noch bin ich nicht groß und will auch gewiß lieber klein bleiben, wenn Du mir verſprichſt, daß Du dann nicht von mir gehſt."

„Haſt Du mich denn ſo lieb?"

„O, das weißt Du wohl, meine gute Tante, ſo lieb, ſo viel lieb, daß ich es Dir gar nicht ſagen kann! Und auch Du haſt mich lieb, das weiß ich, nicht wahr, recht arg lieb? Und weil Du mich ſo lieb haſt, brauche ich jetzt auch keine Buchſtaben mehr zu lernen. Du erzählſt mir etwas," fuhr er lachend fort, wobei er das Buch zuſchlug, „oder weißt Du, was noch beſſer wäre, laß uns einen Augenblick zu Vander hinübergehen."

„Nein, nein," gab das junge Mädchen raſch zur Antwort, „da ſtörſt Du, Herr Vander arbeitet.

„O, es ſtört ihn nicht, wenn ich da bin. Ich gehe hinter ihm im Zimmer auf und ab, wenn er dem Richter ſo allerlei komiſche Sachen ſagt, die der alsdann aufſchreibt; vielleicht arbeiten ſie aber auch nicht mehr. Wenn Du willſt, gehe ich an die Thür und höre."

Während er dies mit großem Eifer ſagte, hatte er ſich von dem Schooße des jungen Mädchens herabgleiten laſſen und ſchon ein paar Schritte gegen die Zimmerthüre zu gemacht, als er mit einem Male ſtehen blieb, weil dort leiſe angeklopft wurde.

„Es wird der Herr Dr. Berger ſein," ſprach der Damenkleidermacher mit leiſer Stimme, und ſetzte dann zu Roſa g-

wandt flüſternd hinzu: „Thun Sie mir den Gefallen und laſſen Sie ihn zu Vander hinüber. Der Bube iſt ſo geſcheit, daß er mehr begreift, als nothwendig iſt.“

Bevor dieſe Worte geendet waren und ehe der, welcher angeklopft hatte, noch eintreten konnte, hatte ſich das junge Mädchen raſcher als gerade nothwendig geweſen wäre, erhoben, den Kleinen bei der Hand genommen und war mit ihm zur Thür hinausgeeilt.

Es war in der That der Advokat, der draußen auf dem Gange ſtand und nun bei dem Anblicke Roſa's, welche die Stubenthür hinter ſich zugemacht hatte, freundlich lächelnd und ehrerbietig grüßend ſeinen Hut zog.

„So, jetzt ſpring' hinüber,“ ſagte Roſa zu dem Knaben, der ſich raſch von ihrer Hand losmachte und nach dem Hintergebäude eilte.

„Es iſt wirklich rührend,“ ſprach der Advokat, nachdem er dem jungen Mädchen die Hand, welche ſie ihm dargereicht, herzlich gedrückt, „wie man Sie immer ſo als mütterliche Freundin auf ihrem Poſten findet!“

„Iſt dieſes arme Kind nicht das höchſte Gut, welches wir auf der Welt haben? Ich betrachte es wenigſtens ſo, und da ich ſo glücklich bin, viel um ihn ſein zu dürfen, ſo iſt es mir unwillkürlich ſo zu eigen geworden, als hätte ich noch heiligere Rechte auf ihn, als dies der Fall iſt. — Doch Sie wollen zu Schweizer,“ unterbrach ſie ſich raſch, „um ihm anzuzeigen, daß Sie beauftragt ſind, das Kind nun bei einem Lehrer unterzubringen, und daß Sie eine paſſende Wahl getroffen?“

„So iſt es, mein Fräulein.“

„Und dann,“ fuhr ſie lächelnd fort, „wollen Sie dort hinüber?“

„Gewiß, doch iſt mir der Gedanke gekommen, ob es nicht vielleicht beſſer wäre, die Sache als Erbſchafts-Angelegenheit zu

zu betrachten. Was ich von dem jungen Manne erfahren habe, ſo —"

„Nun, was erfuhren Sie von ihm?" unterbrach Sie ihn raſch.

„O, im Allgemeinen und Speciellen nur Gutes," verſetzte der Advokat; „er iſt von einer braven, wenn auch mittelloſen Familie, dabei ein junger Menſch von vielem Talent, und dem noch obendrein zu ſeinem Glücke durch ſein trauriges Debut die Augen geöffnet worden ſind, daß es nicht jedem gelingt, auf dieſen gefährlichen Brettern zu glänzen." Er machte bei den letzten Worten eine kleine Verbeugung gegen das junge Mädchen, welches dieſelbe aber nicht zu bemerken ſchien, da ſie im gleichen Augenblicke wie ängſtlich nach der Thür des Kleidermachers ſah.

„Ich habe noch Einiges mit Ihnen zu reden," ſagte ſie alsdann raſch, „und kann nicht gut warten, da ich noch zu thun habe. Schweizer weiß, daß Sie angeklopft haben, und es könnte ihm eigenthümlich ſcheinen, daß ich hier mit Ihnen rede. Sagen Sie ihm mit ein paar Worten, Sie hätten noch im Hauſe zu thun und würden ihn gleich beſuchen; fragen Sie auch nach mir, daß er glaubt, ich ſei mit dem Kleinen gegangen."

Herr Berger nickte mit dem Kopfe, und während er that, wie Roſa ihm geſagt, verlor ſich dieſe im Halbdunkel des Vorplatzes, ſeine Zurückkunft erwartend. —

„Es ſchien ihm recht geſchickt zu ſein," ſagte der Advokat, als er nach ein paar Minuten wieder zu ihr trat, „daß ich jetzt keine Unterredung mit ihm beginnen wolle: er ſetzte Bandſchleifen auf ein Kleid, das ihm zu ſchaffen machte. Die Frau wollte, wie immer, redſelig werden, doch vertröſtete ich ſie auf die nächſte Viertelſtunde, und hier bin ich nun."

„Sie meinten vorhin, das da drüben mit dem jungen Manne als Erbſchafts-Angelegenheit zu betrachten?"

„Das iſt meine Anſicht, und ich wollte hinzuſetzen, junge

Leute, wie er, würden es mit den dazu gehörigen Dokumenten nicht ſo genau nehmen; oder meinen Sie anders?"

„Ja, ich glaube, es wäre rathſamer, es bei unſerer erſten Abſprache zu laſſen. Ich habe dazu meine Gründe."

„Die ich jedenfalls achte, auch ohne ſie zu kennen," erwiderte der Advokat verbindlich; „es iſt leicht, mit Ihnen zu arbeiten, Fräulein Roſa, und ſchade, daß an Ihnen ein vortrefflicher Geſchäftsmann verloren gegangen iſt."

„Ich danke Ihnen für das Compliment; ich hoffe auch als Mädchen meine Intereſſen ſo ziemlich wahren zu können. Doch jetzt das Wichtigere," ſetzte ſie raſch hinzu, indem ſie ſich vorſichtig umſchaute; „Sie haben ihn geſehen?"

„Allerdings; Herr von Scherra ließ mich rufen und ſtellte mich ihm vor."

„Nun?" rief Roſa ungeduldig.

Der Advokat zuckte leicht mit den Achſeln und zog die Augenbrauen etwas in die Höhe, während er ſagte: „Jedenfalls ein vornehmer Herr, und über die Identität kann ohnehin kein Zweifel herrſchen, da unſer bewährter Freund, Herr von Scherra, ihn nicht nur anerkennt, ſondern mit einem faſt väterlichen Wohlwollen betrachtet."

„Weiter, weiter!"

„Wir beſprachen Geſchäfts-Angelegenheiten, über das Verfahren, wie er in Neapel, deſſen Geſetze er nicht ſo genau kenne, gegen ſeine angenehmen Verwandten aufzutreten habe."

„Und auf hieſige Verhältniſſe kam nicht die Rede?"

„Nur im Allgemeinen; es wurde begreiflicher Weiſe kein Name genannt, doch that er ein paarmal leidenſchaftliche Aeußerungen gegen Herrn von Scherra, worauf dieſer ihm beſänftigend erwiderte."

„Er kam Ihnen alſo leidenſchaftlich, energiſch vor?"

„Ein ächter Italiener, von gutem Blute."

„Sie wiſſen, wie ſehr wir Ihnen unſer ganzes Vertrauen geſchenkt," ſagte das junge Mädchen nach einer Pauſe, indem ſie ihre Hand auf den Arm des Advokaten legte. „Sie kennen auch die entſetzlichen Verhältniſſe, Klippen rechts, Klippen links, ſo daß ein Scheitern kaum zu vermeiden. Wie ſehr ich auch Scherra achte und ehre, ſo iſt er doch zu ſehr Partei, als daß wir uns ſchmeicheln könnten, ihn ganz auf unſerer Seite zu haben. — Was nun meine arme Schweſter anbelangt, ſo haben Sie ſie ja geſprochen und wiſſen wohl, ihre Seelenleiden ſind der Art, daß ſie in dieſer Angelegenheit keiner ſelbſtſtändigen Gedanken fähig iſt und ich ſie leiten und führen muß."

„So iſt es," ſagte bekümmert der Advokat; „da ich aber auch den Herrn Grafen ſah, deſſen Zuſtand auch anfängt mir Beſorgniſſe einzuflößen, ſo fühle ich genau, daß die gute Gräfin ſich in keiner beneidenswerthen Lage befindet."

„In einer entſetzlichen, obgleich ſie die Wahrheit ahnt, aber nicht weiß."

„Sie ſprachen mit ihr nicht darüber?"

„Ich hatte bis jetzt nicht den Muth dazu, ich fürchte ihr weiches Gemüth. So lange ſie von nichts weiß, wird ſie dem Grafen gegenüber, der ſie mit finſterem Argwohn betrachtet, unbefangen erſcheinen; wenn ſie aber etwas erfährt, ſo könnte ſie ſich in einem unbewachten Augenblicke ſelbſt verrathen. Und doch muß ich mit ihr reden, muß ihr ſagen, daß er da iſt. Rathen Sie mir, was ſoll ich thun?"

„Wie kann ich Ihnen rathen, Ihnen, deren Energie, deren richtiger Takt mich ſchon ſo oft entzückt?"

„Er muß durch Scherra alles erfahren haben, es iſt nicht anders möglich. Und da ich ſeine Leidenſchaftlichkeit kenne, ſo ſind wir nicht ſicher, daß er nicht plötzlich erſcheint und alles mit einem brüsken Schritte zerreißt."

„Und um das zu verhüten, wäre die Frau Gräfin vielleicht

geneigt, ihn ein einziges Mal zu sehen, um ihm klar zu machen, daß für ihn nicht das Geringste zu hoffen sei?"

Rosa legte ihre Rechte an die Augen und schüttelte leise mit dem Kopfe. „Wenn Françoise auch ihre Pflicht kennt, so ist sie doch ein Weib, wie wir andern auch, und dabei darf ich Ihnen wohl gestehen, daß sie ihn nie vergessen hat, und daß sie sich selbst schaudernd neulich eingestehen mußte, als Scherra mit seiner unglückseligen Erzählung den verhüllten Schleier zerriß, daß sie ihn noch liebe, ja — ihn, der an ihr gefrevelt — inniger als je liebe — ihn, den Vater ihres Kindes. O, es ist furchtbar —! — Und glauben Sie," fuhr sie nach einer Pause mit zitternder Stimme fort, „daß ich ruhiger und fester bin als meine Schwester, ich, welche keine Liebe für ihn fühlte, ihm mit kalter Entschlossenheit gegenüber treten könnte, daß ich nicht nach den ersten Worten, die er zu mir spräche, mit ihm weinen würde?"

„Gut denn," erwiderte der Advokat in ruhigem Tone, „so sehen Sie ihn und weinen Sie mit ihm, sagen Sie ihm alles, was Sie ihm sagen können, aber die Wahrheit vor allem. Decken Sie ihm schonungslos alle Verhältnisse auf. Sagen Sie ihm, er könne ihre Schwester nicht wiedersehen, aber führen Sie das Kind zu ihm und sagen Sie zu ihm: Hier ist Dein Sohn."

„Das rathen Sie mir?" fragte Rosa erschrocken.

„Und würde er es nicht an sein Herz reißen, in seine Arme nehmen?"

„Das hoffe ich — aber auch nicht wieder von sich lassen, unsern lieben, kleinen, süßen Eugen! Und Sie glauben," fuhr das junge Mädchen mit funkelnden Augen fort, „ich würde mir das Kind nehmen lassen? Nie — nie — nimmermehr!"

„Wie ich die Sachen ansehe, wird er ein so thörichtes Verlangen nicht an Sie stellen. Verzeihen Sie mir übrigens, meine gute Fräulein Rosa, wenn auch mein Herz gewiß warm für Sie fühlt und ich auch aller Romantik noch nicht ganz fremd gewor-

den bin, ſo kann ich doch den Geſchäftsmann nicht ganz unterdrücken, und deſſen Rath muß es ſein, das Kind ſeinem Vater zuzuführen, daß er es ſehe, anerkenne, adoptire."

„Das iſt freilich geſchäftsmäßig geſprochen," entgegnete das junge Mädchen in einem Tone, der kalt, ja, faſt verächtlich klang. „Glauben Sie denn, ich wolle ſeine Adoption? Uns gehört das Kind, mir und meiner Schweſter, und ich allein wäre ſchon im Stande, ſeine Zukunft ſicher zu ſtellen."

„Daran zweifle ich nicht im Geringſten, doch wird es nur noch ein paar Jahre angehen, daß man das Kind ſo leichthin den kleinen Eugen benennt."

„Und wenn ich ihn ſelbſt adoptire?" fragte ſie mit einem trotzigen Anflug der Stimme.

„Dazu wären Sie im Stande," gab er lächelnd zur Antwort — „aber —" er betonte dieſes Aber ſo ausdrucksvoll, als es ihm nur möglich war.

„Ich hätte Ihr Aber verſtanden, auch ohne den Ton, in dem Sie es ausſprachen. Doch kennen Sie mich genugſam, daß es ſchwer iſt, mich von einem feſt gefaßten Vorſatze abzubringen."

„Da ich das weiß," erwiderte er mit einer tiefen Verbeugung, „ſo darf ich wohl die Hoffnung ausſprechen, daß Sie dieſen Vorſatz noch nicht feſt gefaßt haben, und daß Sie meiner Bitte nachgeben, welche für jetzt darin beſteht, meine Rathſchläge von ſo eben ruhig zu prüfen und mit Herrn von Scherra zu beſprechen — bitte, Fräulein Roſa, laſſen Sie mich ausreden und glauben Sie meinen Worten. Scherra nimmt nicht Partei gegen Sie, das weiß ich ganz genau."

„Ihm das Kind zuführen," ſprach das junge Mädchen nach einem längeren Nachſinnen, „hieße uns förmlich in ſeine Hand geben."

„Nein, es hieße nur verſuchen, etwas wieder gut zu machen,

was man, mag man die Sachen ansehen, wie man will, doch an ihm verschuldet hat."

„Darüber mag er mit seiner Mutter rechten, nicht mit uns."

„Ihnen gegenüber, Fräulein Rosa, muß ich gerade so entschieden reden, wie Sie es selbst zu thun pflegen, um nicht zu sehr im Nachtheile zu sein. Deßhalb sage ich, er konnte von Ihnen Vertrauen erwarten, da er sich desselben nicht unwürdig gezeigt, — nicht als ob ich Ihnen über das, was vorgegangen, irgend einen Vorwurf machen will, Gott soll mich bewahren! Ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen trägt allein die Schuld, aber da Sie wissen, was er in den verflossenen Jahren gelitten, so bin ich der Ansicht, man solle ihn so rücksichtsvoll und so schonend als möglich behandeln, und das ist, wie ich überzeugt bin, auch Ihre eigene Ansicht."

Rosa blickte mit einem schmerzlichen Ausdruck in die Höhe, und während sie ihre Lippen auf einander preßte, drückte sie ihre Finger krampfhaft zusammen. „Das sollten Sie mir nicht sagen," rief sie alsdann, und ihre Worte klangen wie ein Weheruf; „fühle ich denn nicht sein Unglück, so tief es nur jemand fühlen kann? Darf ich handeln, wie ich will? Muß ich nicht bei allem, was ich thue, die Lage meiner unglücklichen Schwester im Auge behalten, und muß ich Ihnen nicht, um ganz rücksichtslos, ehrlich und aufrichtig zu sein, erklären, daß Sie Recht haben, ja, mehr noch als das, muß ich nicht zugestehen, daß, wenn er das Verlangen an mich stellte, sein Kind behalten zu wollen, ich ihm dagegen keine vernünftigen Gründe anzugeben wüßte?"

„O, Fräulein Rosa," gab der Advokat im Tone der Bewunderung zur Antwort, „Sie sind ein prachtvoller Charakter! Bei aller Weisheit des Weibes, fehlen Ihnen die Schwächen Ihres Geschlechtes, und deßhalb ist es mir eine Lust, eine Sache mit Ihnen zu überlegen."

Sie that einen tiefen Athemzug, worauf sie entgegnete: „So müßte es sich abwickeln, wenn ich das Kind vor ihn führte. — Wenn ihm aber dessen Existenz ein Geheimniß bliebe?“ fragte sie nach einer Pause in leisem Tone.

„Nach dem, was ich von ihm gehört, scheint er entschlossen, die Verhältnisse der Personen, welche ihm so theuer sind, aufs genaueste zu untersuchen. Daß er noch keine Schritte gethan, Sie zu sehen, liegt allein darin, weil ihm Herr von Scherra das Ehrenwort abgenommen, auch diesen Schritt nicht ohne seine Zustimmung zu thun, eine Zustimmung, die er ihm aber nicht lange wird verweigern können. Dann werden Sie ihn bei sich sehen.“

„Ich zittere vor dem Augenblicke!“

„Sie werden also mit ihm reden, wie Sie vorhin angedeutet. Sie nehmen ihm jede Hoffnung, ohne ihm irgend einen Ersatz zu bieten — wird er sich damit begnügen? Gewiß nicht; er wird anfangen, Ihnen zu mißtrauen, er wird versuchen, die Gräfin zu sehen, er wird sich an Ihre Spur heften, vielleicht ohne zu wissen, warum, sagen wir: ahnungsvoll; er wird, und sei es auch durch einen Zufall, von der Existenz des Knaben erfahren, den Sie so häufig besuchen, er wird die Wahrheit fühlen, er wird Sie darüber zur Rede stellen!“

Rosa lächelte schmerzlich, während sie fragend erwiderte: „Und dann?“

„Nun, alsdann wird er Ihnen das Geheimniß, mit dessen Enthüllung Sie ihn hätten beschwichtigen können, mit vollem Rechte zum Vorwurfe machen.“

„Das Geheimniß dieses Kindes — meines Kindes?“ — —

Der Advokat trat erstaunt einen Schritt zurück. „Wahrhaftig,“ rief er alsdann, „Sie wären im Stande, sich dazu zu bekennen?“

„Und warum nicht," erwiderte sie mit einem verächtlichen Aufwerfen ihrer Unterlippe. „Glauben Sie, ich würde mich vor dem fürchten, was man Welt nennt? O, fragen Sie doch diese wohlwollende Welt, wie oft sie mir schon tausendmal Schlimmeres zugetraut, wie oft sie schon achselzuckend von mir gesagt: eine Tänzerin! Und es sollte mir schwer werden, an dieser miserablen Welt die kleine Bosheit auszuüben, daß sie glaubt, ein Recht zu haben, von mir achselzuckend zu reden, während ich mir doch selbst bewußt bin, so unendlich erhaben über Tausenden und wieder Tausenden dieses Gesindels zu stehen? — Ah, ich verachte das ganze Getriebe gründlich, und wenn sie mir Abends zujauchzen, wenn sie mich mit ihren lachenden Augen anschauen, so gäbe ich etwas darum, wenn ich ihnen manche meiner Pantomimen mit Worten verdeutlichen könnte; wenn ich mich auch kurz abwendend, was jedes Mal einen rasenden Beifall hervorruft, ihnen ins Gesicht schleudern könnte, was ich über sie denke! Nein," fuhr sie in sanfterem Tone fort, „wenn eine solche Nachricht unter ihre guten, lieben Herzen führe, welche Wonne über das alberne Gefrage, das entstehen müßte, über ihre faden Vermuthungen, über ihre moralische Entrüstung!"

„Das ist alles recht schön und gut," meinte Herr Berger, „aber es gibt auch Leute genug, die sich für Sie anders interessiren, und diesen wären Sie doch wenigstens einige Rücksicht schuldig. Denken Sie nur an das Haus Ihres Schwagers, ja, denken Sie an die gesellschaftliche Stellung Ihrer Schwester!"

„O, daß man an alles das denken muß," versetzte die Tänzerin düster, „daß man sich einfangen ließ in goldene Käfige, sie und ich, daß wir nicht davonfliegen können nach unserem eigenen Willen, freie Zugvögel, ein besseres Klima aufsuchend!"

„Es wäre schlimm," meinte der Advokat lächelnd, „wenn

ziehst, vor den Augen des ganzen Hofes bei einer so offenkundigen Ungnade!"

„Bah!" entgegnete der Bruder, „was geht das mich an? Mit deiner Wuth, alle Geschichten zu vergrößern! Stundenlang, sagst du, sei ich mit ihm in einem Nebenzimmer gewesen? — Kaum eine Viertelstunde, und wer wird's gesehen haben, wer wird auf uns achten?"

„Auf dich allerdings Niemand," lachte spöttisch die Schwester, „aber dem Baron folgen heute Abend tausend Augen — und wenn Ihr nur etwas Wichtiges zu verhandeln hättet! Aber was wird's sein? ein neues Pferd, eine Whistpartie, — wie gesagt, Alfons, du solltest klüger sein. — Mit wem hast du heute Abend getanzt? Bist du von einer fürstlichen Person befohlen worden? — Natürlich nein!" fuhr die Schwester nach einer kleinen Pause fort, als der Graf schweigend, aber im Gefühl seiner sonstigen Unwiderstehlichkeit Cravatte und Ordensband abermals zurecht rückte — „natürlich nein! weil Jedermann weiß, wie liirt du mit dem Baron bist — und dich obendrein mit ihm absondern! sei klug, Alfons!"

„Bah!" sagte abermals der Graf, „bedenke nur, Clara, ein Freund und so eine einfache Ungnade!"

Die Gräfin ließ fast vor Schrecken ihr Ballbouquet fallen. „Eine einfache Ungnade, sagst du? — eine dreifache, eine zehnfache, eine tausendfache sag' ich dir! und deine Existenz bei Hofe so auf's Spiel setzen! wegen gar nichts, wegen eines morgigen Diner's, wegen einer Opernprobe oder dergleichen! nicht wahr?"

„Du bist einmal wieder voreilig und oben hinaus wie immer!" entgegnete Alfons wichtig thuend und fuhr fort, nachdem er sich überzeugt hatte, daß das Briefchen noch in seiner Westentasche war: „Wir haben Wichtiges verhandelt, sehr Wichtiges!"

„Wichtiges?" spottete die Schwester; „hat er dich vielleicht

alle Welt auf ſolche Art ihre Reiſegelüſte befriedigen dürfte. Nein, nein," ſetzte er, ſie bei der Hand faſſend, gutmüthig hinzu, „bleiben wir vorläufig hier, und jetzt noch ein paar Minuten bei unſerer Sache; thun Sie mir den Gefallen, mein verehrtes Fräulein Roſa, und überdenken Sie den Rath, welchen ich Ihnen gegeben, noch einmal ganz genau, ehe Sie einen Entſchluß faſſen; laſſen Sie Scherra zu ſich kommen. Er iſt und bleibt doch Ihr treueſter und bewährteſter Freund."

„Ja, ja, ſo wird es kommen," gab ſie nach einer Pauſe des Nachdenkens mit einem tiefen Seufzer zur Antwort; „ſtatt eines einzigen, geraden und energiſchen Schrittes hundert Winkelzüge, um dafür vielleicht ein viel ſchlechteres Ziel zu erreichen — nun, wie Gott will! Aber etwas muß in nächſter Zeit geſchehen, dieſen fieberhaften Zuſtand der Erwartung ertrage ich nicht länger! Sie gehen jetzt zu Schweizers," fuhr ſie in ruhigem Tone fort, „und dann hinüber, um die andere Angelegenheit zu ordnen. Ich fühle mich tief in Ihrer Schuld wegen der vielen Mühe, die wir Ihnen verurſachen! — Noch eines," fügte ſie bei, während der Advokat, nachdem er ihre Hand geküßt, ſich zum Weggehen anſchickte, „wenn Sie mich drüben zufällig ſehen ſollten, und es läßt ſich im Geſpräch machen, ſo thun Sie mir den Gefallen und wundern ſich recht über die Aehnlichkeit mit mir ſelbſt. — Sie verſtehen mich doch?"

„Ich denke ſo," verſetzte Herr Berger heiter: „Sie ſind hier incognito, und mein Zeugniß ſoll dazu dienen, daſſelbe zu verſchärfen. O, Sie ſollen ſehen, ob ich mich auf dergleichen Fälſchungen verſtehe!"

„Daran habe ich nie gezweifelt. Vielleicht ſehe ich Sie morgen bei mir?"

„Ich werde die Ehre haben, nach Ihnen zu ſehen."

Nach dieſen Worten und einer ehrfurchtsvollen Verbeugung wandte ſich der Advokat nach den Zimmern des Damenkleider-

machers, klopfte dort an und war im nächſten Augenblicke hinter der Thür verſchwunden.

Roſa ging mit langſamen Schritten nach der Gallerie, welche zum Hinterhauſe führte, und blieb dort an das Geländer gelehnt eine Zeitlang ſtehen, wobei ſie auf das geſchäftige Treiben in den tiefen Höfen vor ſich hinabblickte.

Inhalt.

Vierunddreißigstes Kapitel. Seite

Dunkle Stunden 7

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Nach der Hochzeit 33

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Der Ausbruch einer Verschwörung 58

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Eine ärztliche Consultation 84

Achtunddreißigstes Kapitel.

Bei dem Theater-Friseur 112

Neununddreißigstes Kapitel.

Aufklärungen 129

Vierzigstes Kapitel.

Gaetano 149

Inhalt.

Einundvierzigſtes Kapitel. Seite

Moſes Goldſtein's dunkle Stunde 171

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Familienrath 196

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Nachwirkung dunkler Stunden 211

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Eine juridiſche Conſultation 224

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Dreizehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Siebenundvierzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Cotta'sche, in Stuttgart.

Die dunkle Stunde.

Vierter Band.

aufgeklärt über ſein Verhältniß zu der armen Adelaid — das Ungeheuer — ſo ſprich doch, wenn du etwas weißt!“

Der Graf ſah ſich vorſichtig nach allen Seiten um, lächelte abermals ſehr wichtig, zog das Briefchen aus der Taſche und ſagte, indem er es ſeiner Schweſter zeigte: „du ſiehſt nun, daß weder von einem Diner, noch von einer Opernprobe die Rede war; ich ſoll das der Frau von C. übergeben.“

„So gib her!“ ſagte eifrig die Gräfin und wollte das Billet an ſich nehmen, „ich kann es beſſer beſorgen als du.“

„Unmöglich, liebe Clara!“ entgegnete der Graf lachend, „das iſt für mich viel zu wichtig, ich muß der Frau von C., deren Augen wahrſcheinlich unter den Tauſenden waren, die mir nachgeſehen, begreiflich machen, was ich in dem Nebenzimmer zu thun hatte — 's iſt nur wegen der Ungnade,“ ſetzte er ſpottend hinzu.

Die Gräfin biß ſich auf die Lippen, und nachdem ſie einen Moment nachgedacht, war ſie entſchloſſen, dem Bruder bei der allmächtigen Hofdame den Rang abzulaufen und ihr tröſtend zu verſichern, der Baron ſcheine ſein grenzenloſes Unrecht einzuſehen und werde den Verſuch machen, ſich ihr de- und wehmüthig zu nahen. Damit rauſchte ſie hinaus und ließ ihren Bruder ſtehen.

Dieſer ſäumte auch nicht lange und hatte bald die paſſendſte Gelegenheit gefunden, ſein Billet der Hofdame überreichen zu können.

Frau von C. verließ in der nächſten halben Stunde ihre Geſellſchaft, warf ſich in einen einſam ſtehenden Fauteil, der durch eine Gruppe rieſenhafter Orangenbäume gedeckt und vereinzelt daſtand, und nahm den Grafen ſehr gnädig auf, der ihr mit wenigen entſchuldigenden Worten das Briefchen übergab und ſich dann ſchleunigſt zurückzog. Ihm kam es vor, als habe ihre Hand gezittert, als ſie das Billet übernahm; doch beobachtete er ſie aus der Ferne und ſah bald darauf, wie ſie ſich triumphirend von ihrem Fauteuil erhob und unter der Menge verſchwand.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Ein unsichtbarer Beschützer.

Es ist eigenthümlich, wie sich in einer ungeordneten Junggesellen-Wirthschaft eine schaffende weibliche Hand in so kurzer Zeit bemerklich macht. In dem Zimmer Karl Bander's war dies so augenscheinlich als nur möglich der Fall: die Wände mit ihren Lithographieen, die kleinen Fenster, der nicht sehr glatte Fußboden, die alten Möbel waren dieselben geblieben, doch wenn man hereintrat, mußte auch ein gänzlich unbefangenes Auge hier eine gewaltige Veränderung wahrnehmen. Früher erschien hier alles Grau in Grau gefärbt; lauter Schatten ohne freundliche Lichter, Unordnung in allen Ecken, kein Stuhl an seinem gehörigen Platze, keiner dazu benutzt, wozu er eigentlich geschaffen war, sondern jeder in möglichster Verwirrung irgend einen durchaus nicht auf ihn passenden Gegenstand tragend: Kleider, Wäsche, Schuhe, Strümpfe. Und um dieses so unmalerisch, als es sich nur thun ließ, dort aufbewahren zu können, hatte man andere Sachen, welche früher diese Plätze innegehabt, Bücher, Musikalien, Papiere aller Art, einfach auf den Boden gestreift und dort liegen lassen.

Die Geräthschaften, deren sich Herr Richter zum Kaffeemachen bediente: ein blecherner Topf, eine Flasche Weingeist, die mit einem Papierstöpsel zugemacht war, gemahlener Kaffee und etwas Zucker in Papier, befanden sich wie zur Schau gestellt auf einem der Fenstergesimse, und man konnte eigentlich noch froh sein, daß diese Utensilien die Blicke ablenkten von den kleinen, vergilbten, staubigen Fenstervorhängen, an denen man obendrein Merkmale sah, daß sie bei den Schreibereien des Herrn Richter als Dintenwischer gedient.

An ein Waschen der Kattunüberzüge der Stuhlsitze war nie auch nur im entferntesten gedacht worden, und würde eine solche Bevorzugung vom Stubenboden und den schillernd angelaufenen Fensterscheiben wohl übel bemerkt worden sein. Was Herr Richter zur Reinigung der staubigen und in ihrem Unmuth verdrießlich krachenden Dielen des Fußbodens allenfalls that, war sein Bemühen, alle vierzehn Tage einmal mit einem alten, defekten Besen einen solchen Staub aufzuwirbeln, daß sich in einem Zeitraum von einer halben Stunde niemand dieser also geschwängerten Atmosphäre nähern durfte, ohne einen furchtbaren Husten zu riskiren.

Herr Richter meinte aber, in dieser malerischen Unordnung sei Poesie zu finden, und wenn er sich dieselbe mit väterlichem Wohlwollen betrachtete, so pflegte er zu sagen: „So muß es bei dem großen Faust ausgesehen haben, und wenn ich mich mit all dem Firlefanz plagen wollte, der ihm im Kopfe gesteckt, so sollte es mir nicht schwer geworden sein, in diese poetischen Räume einen passenderen Teufel zu citiren, als sein hinkender Mephisto war."

Da trat aber eines Tages an diese Poesie der Unordnung das vernichtende Schicksal, nicht drohend kalt, sondern vielmehr frisch und lebenswarm in der Gestalt Rosa's, welche mit zwei Besen führenden alten Schicksalsschwestern erschien, als die beiden

Bewohner einmal für längere Zeit ausgegangen waren, um diesem wüsten Chaos ein Ende zu machen, was ihr auch nicht ohne großen Aufwand von Wasser und Seife gelang.

Je größer und schwerer die Arbeit der Putzerinnen war, um so augenfälliger und glänzender schälte sich aber aus der trüben und schmutzigen Schale ein heller und glänzender Kern hervor, und als der Boden in reinlicher Helle prangte, als die Fensterscheiben freundlich blinkten und dann noch mit frischen und weißen Vorhängen geschmückt wurden, die, von beiden Seiten etwas kokett zurückgeschoben, schalkhaft den Glanz des Glases durchblicken ließen, als die Wände abgestaubt und abgerieben waren, und als die Sitze des Sopha's und der Stühle, um das ganze Werk zu krönen, mit neuen Kattunüberzügen, welche Rosa hatte machen lassen und die in lebhaften Farben prangten, überzogen wurden, da stellte sich das Ganze als so wohl gelungen, behaglich und wohnlich dar, daß sich das junge Mädchen nicht enthalten konnte, in der Sophaecke sitzend ihr Werk mit großer Befriedigung zu betrachten.

Herr Richter war es, welcher, nach dieser feenhaften Verwandlung zuerst nach Hause zurückkehrend, erstaunt in der geöffneten Thür stehen blieb und einen Augenblick des Glaubens war, er sei fehl gegangen; ja, wenn das Haus auf dieser Seite noch mehr Zimmer gehabt hätte, so würde er wahrscheinlich mit einer Verbeugung gegen den unsichtbaren Bewohner und einer leise gemurmelten Bitte um Entschuldigung zurückgetreten sein; so aber riß er seine Augen weit auf, trat kopfschüttelnd in das Gemach, und als er in der Mitte desselben angelangt war, blieb er mit abgenommenem Hute, was gegen seine sonstige Gewohnheit war, stehen und betrachtete alles rings umher mit großem Erstaunen.

„Unbekannte, fremde Räume
Bieten sich dem Blicke dar,

Ja, dem Blicke bieten sich
Unbekannte, fremde Räume,
Fremde Räume, fremde Räume —

„würde der Chor in einer hieher passenden Oper singen," murmelte er alsdann und näherte sich mit einiger Scheu dem glänzenden Kattunüberzuge des Sopha's, den er neugierig betastete. Auf einmal kam ihm die Idee an seine eigene Schlafhöhle, und er näherte sich der Thür zu derselben nicht ohne einige Besorgniß, was dort aus verschiedenen Gegenständen wohl geworden sein könnte, die ihrem Aussehen nach dem alles vertilgenden Wesen hätten verfallen sein dürfen, an die sich aber für ihn Erinnerungen hefteten, welche ihm selbst alte Lumpen und Trümmer werth machten. Deßhalb war er denn auch froh, zu sehen, daß die alles verwandelnde Fee nicht unter jenen Dachwinkel gedrungen war: hier herrschte die blühendste Unordnung, wie zuvor, wodurch der Bewohner dieses Winkels auf die richtige Vermuthung kam, daß die Umgestaltung des anderen Zimmers persönlich seinem Freunde gelte, und er schöpfte hieraus die für ihn beruhigende Gewißheit, daß Feenhände sich nicht um seine, des Herrn Richter's, Angelegenheiten bekümmerten.

Als Bander später nach Hause kam, war er hoch erfreut über die Umwandlung, welche er hier sah, doch weniger erstaunt, als sein Freund, da er im ersten Augenblicke den Zusammenhang ahnte und deßhalb jede Spur ihrer Hand mit Entzücken betrachtete.

Die Sorgfalt derselben hatte sich aber auch bis auf die kleinsten Details erstreckt, und so fand der angehende Schriftsteller seine Papiere in einer zierlichen Mappe gesammelt, ja, es war noch weißes Papier beigefügt, und neben derselben stand auf dem Tische ein hübsches Schreibzeug statt des Dintenfasses von der allergewöhnlichsten Form, eines sogenannten Stechers nämlich, womit die Beiden sich bisher beholfen.

„Findest Du diese Umwandlung nicht köstlich," fragte Bander seinen Freund, „weht Dir nicht aus alle dem ihr heiterer, freundlicher Geist entgegen?"

„Ja, sie wird es wohl gewesen sein," entgegnete der Chorist, „und daß Du deßhalb diese Metamorphose mit doppelter Seligkeit betrachtest, finde ich außerordentlich begreiflich; wenn es nur ihr eigenes Zimmer wäre, ihr eigener Dunstkreis, in dem Du dich wohlbehagen könntest! Wer weiß, ob ihre eigenen Apartements nicht die unseren bedeutend an Wohnlichkeit und Eleganz übertreffen; so einer Fee ist alles möglich."

„Laß' Deine erborgten Anspielungen," erwiderte der Andere; „ich liebe fast das Räthselhafte in ihrem Wesen, ihre wohlthuende, beglückende Erscheinung, die kommt und verschwindet, ohne daß ich weiß, woher und wohin, die mich in süße Träume des Glückes wiegt, welche vielleicht in nichts zerflößen, wenn es mir vergönnt wäre, den Schleier ihres Geheimnisses zu lüften."

„Du sprichst wunderlich," meinte Richter, indem er seinen Freund erstaunt anschaute; „daß ihr Poeten es nicht über euch gewinnen könnt, das Gewöhnliche auch als etwas Gewöhnliches zu nehmen, und daß ihr immer etwas hinter dem Berge annehmen müßt, wo wir anderen armen Sterblichen uns mit der Gegenwart begnügen!"

„O, diese Gegenwart wäre schön," sagte Bander nachdenkend, „wenn sie bleibend wäre! Aber die Stunden und Tage rollen vorüber und jede Minute bringt uns ein wechselndes Bild — sagte ich Dir doch," unterbrach er auf einmal selbst den Strom seiner Gedanken, „daß ich neulich die große Ehre hatte, mit der Anderen gehen zu dürfen."

„Du hast mir freilich davon erzählt," erwiderte der Chorist, „doch sah ich Dich Glücklichen ja auch, als ich, entfliehend, an der Straßenecke mich umwandte. Für Dich würde es auch besser gewesen sein, wenn Du mit mir geflohen wärest."

„Ich glaube, Du haſt Recht," ſprach Bander in bekümmertem Tone.

„Nicht wahr, ſie that Dir weh durch ihr gewöhnliches abſtoßendes Benehmen?" fragte Herr Richter lauernd.

„Damit hätte ſie mir nicht ſehr wehe gethan, im Gegentheil, ſie war herzlich und freundlich, wie nie: ſie ſprach von meinen Angelegenheiten, ſie bot mir ihre Verwendung beim Intendanten an, ſie reichte mir ihre Hand —"

„Das iſt viel auf einmal, und du kamſt berauſcht hier oben an."

„Ich eilte zu unſerem Nachbar und fragte dort nach Roſa. O, es hätte mir in dem Augenblicke ſo wohl gethan, ſie dort zu ſehen, aber ſie war nicht da."

Herr Richter nickte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Als ſie mir das nächſte Mal wieder erſchien, gab ich mir alle erdenkliche Mühe, die beiden Bilder aus einander zu halten; es wollte mir ſchwer gelingen, und heute noch, wenn ich an jene Begegnung denke, verfließen zu meinem größten Schmerze beide Bilder in einander."

„Roſa die Tänzerin und Tante Roſa," ſagte der Choriſt, „ich kenne aber auch nichts Aehnlicheres, als dieſe Beiden."

„Wenn du ſagſt: dieſe Beiden," fuhr Bander nach einer Pauſe mit Wärme fort, „ſo biſt Du nicht falſch gegen mich — nicht wahr, Richter, wozu auch? Die Wahrheit müßte ja doch an den Tag kommen, eine Wahrheit, die mich unausſprechlich elend machen müßte!"

„Schlag' Dir dieſe Gedanken aus dem Kopfe," hatte hierauf der Andere geantwortet; „überhaupt wäre es für unſere Arbeit, die ſich jetzt ihrem Ende nähert, weit erſprießlicher, wenn Du Dich mehr mit den Bildern Deines Luſtſpieles als denen Deiner Phantaſie beſchäftigen wollteſt. Deſſen kann ich Dich verſichern, mein guter Kerl," ſetzte er mit großer Heiterkeit hinzu, „die

Verpflichtungen, welche Du mir ſchuldeſt, ſind ungeheuer; nicht nur, daß ich Deine Dialoge niederſchreiben muß, ſo wirſt Du mir auch noch zugeben, daß ich Dich häufig bei denſelben aufs günſtigſte inſpirire und daß auch etwas von Richter's Geiſt in Deinem unſterblichen Werke lebt. Aber jetzt Scherz bei Seite, laß uns die edle Zeit nicht vertrödeln, und wenn der jetzt ſo zierliche und behagliche Anblick unſeres Apartements künſtlich auf Dich einwirkt, ſo ſchraube Dich noch einige Stufen höher und laß uns eintreten in das Cabinet des Geſandten, dritter Akt, vierte Scene."

Der Choriſt hatte ſich bei dieſen Worten an den Tiſch geſetzt, die Mappe aufgeſchlagen und die Papiere zurecht gelegt.

Was das neue Dintenzeug anbelangte, ſo konnte er ſich nicht enthalten, es bei Seite zu ſchieben und den alten Dintenſtecher hervor zu ſuchen, den er auch glücklich in einer Schublade entdeckte; er ſtieß ihn in den Tiſch, ſchraubte den Horndeckel ab und ſagte: „Bei alle dem würde es mir ſündhaft erſcheinen, dieſes treue Möbel, das uns bisher gedient, ſo mir nichts dir nichts bei Seite zu ſchieben; jedes Werk, das wir ſchaffen, ſoll, wie man ſagt, aus einem Guſſe ſein, und darunter können wir hier nur die Dinte verſtehen.

„Nur auf, du muntere Jugend,
Das Schifflein iſt bereitet,
Zum frommen Werke ſchreitet,
Ein friſcher Oſtwind weht!

„ſinge ich als junger Edelmann in Zampa, und das ſind Worte, die auch hieher paſſen können, in einem Chorgeſange darf man es ſo genau nicht nehmen." —

Dergleichen Unterredungen wie die eben angeführte, hielten die beiden Freunde öfters mit einander, und man muß das Verdienſt des Herrn Richter, welches darin beſtand, den angehenden Schriftſteller von ſeinen Phantaſieen ab und der Arbeit zuzuwen-

den, gebührend anerkennen. Dieſe gedieh denn auch ſo raſch als möglich, und an dem Tage, ja, in derſelben Minute, als draußen auf dem Gange Tante Roſa mit dem Advokaten ſprach, ſchrieb Herr Richter drinnen im Zimmer die letzten Worte des Luſtſpiels nieder.

„So," ſagte er wohlgefällig, „das habe ich mir immer einmal gewünſcht, ein unſterbliches Werk zu vollenden, und mit der regen Phantaſie, die ich beſitze, konnte ich mich in die Lage eines Autors verſetzen, der die letzte Zeile eines unbändigen Romans niederſchreibt; ich habe das ſchon bei gedruckten Werken anderer großen Männer gethan, um mich in die Wonne einer ſolchen Situation zu verſetzen."

„Und glaubſt Du wirklich, daß unſere Arbeit gelungen iſt?" fragte Herr Vander; „mir kommt alles das, was wir geſchrieben," ſetzte er traurig hinzu, „ſo unbeſchreiblich intereſſelos, ja, fade vor."

„Ich bin ſehr erfreut von Deiner Beſcheidenheit; es iſt beſſer, als wenn Du Dein eigenes Werk für etwas Großes hielteſt; beruhige Dich aber. Wenn Du auch meinem Urtheile nicht viel zutrauſt, ſo habe ich doch den erſten und zweiten Akt einem ſcharfen Kritiker zur Durchſicht gegeben und den Mann dabei ahnen laſſen, das Ganze ſei Bearbeitung nach einem berühmten franzöſiſchen Schriftſteller, und das hat ihn einigermaßen mit der Vortrefflichkeit unſerer Arbeit ausgeſöhnt und ihn veranlaßt, dieſelbe unparteiiſch zu beurtheilen; er meinte, wenn ſich der dritte Akt nicht ungeheuer abſchwäche, ſo würde das ein Luſtſpiel, wie lange keines mehr dageweſen."

„Und Du glaubſt dieſem Urtheile?"

„Warum nicht? Wie ich meinen Mann kenne, würde er eher zu wenig als zu viel ſagen, und meine vollkommene Zufriedenheit kannſt Du auch zu etwas anſchlagen."

Vander ſchritt ein paarmal im Zimmer auf und ab, dann

blieb er an dem kleinen Fenster stehen, lehnte den Arm an die Mauer daneben, stützte den Kopf auf denselben und erwiderte: „Gott gebe, daß Du Recht hast, daß das Stück gefällt, angenommen wird und Ehre und Geld einträgt.“

„Viel auf einmal, aber Eines entspringt folgerecht aus dem Andern.“

„Meine Baarschaft ist ziemlich zusammengeschmolzen, und wenn auch dies fehlschlagen würde, so wäre ich am Ende meiner Hoffnungen.“

„Nur nicht kleinmüthig! Du, der im Umschwunge begriffen ist, kannst schon etwas wagen auf die Dauer besserer Tage; bis zu Sidi-ben-Aben-Hamet ging es stark mit Dir abwärts, aber mit dieser unsterblichen Leistung befandest Du Dich auf der Thalsohle Deines Unglücks, und allerlei Zufälligkeiten fingen an Dich emporzuheben. Dazu rechne ich vor allen Dingen meine glorioſe Hartnäckigkeit, welche Dich bestimmte und drängte, das berühmte Lustspiel anzufangen: dann ist aber auch für Deine glückliche Zukunft eben so wichtig das Eingreifen der guten Fee in Dein Leben. Du hängst einmal an Aeußerlichkeiten, guter Kerl, und Dich besticht der angenehme Glanz, mit dem nun unsere bisher so ärmliche Spelunke prangt; nimm auch das denn für eine Bürgschaft besserer Tage und sei überzeugt, daß Dein Stück gefallen wird, und daß auch sonst noch etwas geschieht, was Dich über dem Wasser hält. Wahrhaftig, mich sollte es gar nicht wundern, wenn der Postbote käme und Dir einen Sack mit tausend Louisd'or brächte, welche ein Verehrer Deiner zukünftigen Muse Dir schon anticipando in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu Füßen legte — horch, es hat geklopft, wer weiß, ob ich nicht Recht habe.“

„Nein, den Schritt kenne ich,“ rief Vander mit glänzendem Auge, und eilte die Thür zu öffnen und die Nachbarin einzu-

lassen, die mit freundlichem Lächeln und unbefangen wie immer in die Stube trat.

„Ganz Unrecht habe ich doch nicht," meinte lachend der Chorist, „und wer weiß, ob Tante Rosa auf der Treppe nicht ein Couvert gefunden hat mit den bewußten tausend Louisd'or in Papier."

„Du bist ein unerträglicher Schwätzer," erwiderte Bander in verdrießlichem Tone.

„Was hat er denn?" fragte Rosa.

„O, nichts Reelles," gab der Schriftsteller zur Antwort, „eine seiner kindischen Phantasieen! Aber hier ist vielleicht etwas Besseres," fügte er hinzu, indem er das junge Mädchen an den Tisch führte und ihr das fertig gewordene Manuscript zeigte; „wir schrieben so eben die letzte Scene."

„Und ich wünsche Ihnen dazu alles Glück," sagte Tante Rosa mit Herzlichkeit.

Bander, der ihr gegenüber am Tische stand, und wie in tiefe Gedanken versunken in die großen, schönen Augen des jungen Mädchens blickte, sagte nach einer Pause: „ich komme mir vor wie ein Spieler, der alles, was er besitzt, all seine Hoffnung, seine ganze Zukunft auf eine einzige Karte setzen muß; schlägt es mir auch dieses Mal fehl —"

„Dann gute Nacht Herrendienst," schaltete Herr Richter kopfnickend ein.

„Dann habe ich alles verloren."

„Und wenn es gelingt," sagte Rosa mit leiser Stimme, „auch vielleicht alles gewonnen."

Bei diesen Worten leuchtete es eigenthümlich auf in den Blicken Bander's; hastig wollte er eine Frage thun, doch hatte sich Rosa rasch umgewandt und ging nach der Ecke des Zimmers, wo Eugen beschäftigt war, kleine Bleisoldaten, die er von seinen zwei Freunden zum Geschenk erhalten hatte, aufzustellen; er war

„Ich möchte doch wissen," sagte Alfons zu sich selber, „was dieser Kerl da geschrieben hat; ich fürchte, er dreht den Mantel nach dem Winde, — arme Pauline!"

Seine Vermuthung, als habe der Baron etwas außerordentlich Freundliches und Liebenswürdiges geschrieben, wurde für ihn fast zur vollkommensten Gewißheit durch die gnädige Behandlung, die ihm von der Frau von C. später zu Theil ward. Nicht nur, daß sie fast zehn Minuten lang über die gleichgültigsten Dinge, aber vor den Augen der alten Herzogin, mit ihm sprach, sondern es wurde ihm auch das hohe Glück zu Theil, auf dem heutigen Balle zwei Mal zum Tänzer für die jüngeren Prinzessinnen befohlen zu werden. — Glückseliger Alfons!

die ganze Zeit über fast unbemerkt geblieben, denn als er vorhin die Thür leise geöffnet und Richter mit Schreiben beschäftigt sah, schlich er sich zu seinen Spielsachen, um, wie ihm schon früher angedeutet, in jener Arbeit nicht zu stören. Auch war die Erscheinung der Tante Rosa hier kein so außergewöhnliches Ereigniß mehr, daß sie ihn veranlaßt hätte, seine Aufstellungen zu unterbrechen.

Als das junge Mädchen zu ihm hintrat, blickte er auf und sagte: „so, Tante Rosa, jetzt setze Dich zu mir her und sieh meine schönen Soldaten. Wenn Du Achtung geben willst, so lasse ich sie marschiren, oder Du kannst mir helfen — da, die Husaren sind für Dich."

„Warum gibst Du denn die Husaren gerade Deiner Tante?" fragte Bander, der gefolgt war.

„Weil sie am schönsten sind und so lustig aussehen."

„Aber Deine Tante liebt ja nicht das Lustige, sie sieht meistens ernst aus."

„Das kannst Du doch nicht sagen; hier ist die Tante immer vergnügt, und nur wenn sie bei der andern schönen Frau ist, dann macht sie gern ernste Gesichter — weißt Du, Tante, die andere schöne Frau, die mich küßt und mir schöne Sachen gibt! Ja, sie hat blonde Haare," fuhr er wie mit sich selbst sprechend fort, indem er mit seinen kleinen Fingern den Kopf eines zinnernen Pferdes gerade bog.

„Du sprichst wieder einmal merkwürdiges Zeug durcheinander," sagte das junge Mädchen, wobei sie sich herabbückend den Kleinen auf seine Stirn küßte.

„Wen meint er denn eigentlich mit der blonden, schönen Dame?" fragte Bander.

„Genau weiß ich es nicht, vielleicht eine meiner Kunden, die ich zuweilen besuche und wo ich ihn mit hinnehme." Sie sagte das in einem unbefangenen Tone, der aber nicht ganz im

Einklange stand mit der tiefen Röthe, die nun auf einmal ihr Gesicht überflog.

Bander fühlte sich unbehaglich berührt, was ihm jedes Mal geschah, wenn er, wie es oft vorkam, bei Rosa auf etwas derartig Räthselhaftes stieß, doch ließ sie ihm keine Zeit, darüber nachzudenken. Sie umfaßte mit ihren beiden Händen den Kopf des Knaben, drückte ihr Gesicht auf sein blondes, lockiges Haar und sagte freundlich: „Ja, ich habe noch etwas Zeit und will Dir helfen, die Soldaten aufzustellen, aber die Husaren mag ich nicht," setzte sie schalkhaft lächelnd hinzu, „die kannst Du für Dich behalten." Damit knieete sie leicht und elastisch, wie alle ihre Bewegungen mit Ausnahme des Gehens waren, auf den Boden nieder und fing an, die ihr in einem unordentlichen Haufen übergebene Infanterie nach den Regeln der Kriegskunst aufzustellen. Bander wollte ebenfalls dabei helfen, indem er auf das Glück hoffte, beim Auslesen der verschiedenen Waffengattungen hier und da ihre kleinen Finger berühren zu können.

Doch hatte er sich kaum niedergebückt, als er durch ein lautes Herein! des Herrn Richter gestört wurde, und nun sich aufrichtend unter der Thür einen Herrn stehen sah, welcher ihm unbekannt war und der mit einer verbindlichen Neigung des Kopfes sämmtliche Anwesende auf einmal grüßte.

Der Chorist, welcher an dem Tische sitzen geblieben war, um in dem Manuscripte noch etwas nachzusehen, nahm seine Feder quer in den Mund und blickte erwartungsvoll nach dem Fremden hin. Dergleichen unbekannte Gesichter, besonders mit einer ernsten, geschäftsmäßigen Physiognomie, obendrein wenn sie, wie dieser da, Papiere unter dem Arm trugen, erregten in ihm immer ein unbehagliches Gefühl von Mahnungsversuchen, die leider fast immer vergeblich waren, oder von Vorladungen, denen es meistens sehr schwer war, den Gehorsam zu versagen.

Bander war dem Unbekannten entgegengetreten und dieser

hatte sich ihm mit den Worten genähert: „Wenn ich die Ehre habe, Herrn Bander vor mir zu sehen, so erlaube ich mir, mich Ihnen als den Advokaten Dr. Berger bekannt zu machen."

Obgleich der ehemalige Sänger in der eben angedeuteten Richtung ein besseres Gewissen als sein Freund Richter hatte, so war doch seine Verbeugung, mit der er sich zu seinem Namen bekannte, nicht ohne einige Verlegenheit, denn Advokaten, die so ungerufen vor uns erscheinen, haben immer etwas Unheimliches, Mysteriöses, und wir sind gern geneigt, mit ihnen unter vier Augen zu verhandeln, da man nicht immer genau wissen kann, welche Botschaft ein solcher Vermittler des gewöhnlichen Lebens und der ewig lauernden Gerechtigkeit uns vorzutragen hat.

Da Bander nun, wie wir wissen, außer der Schlafhöhle seines Freundes Richter kein anderes Gemach zur Verfügung hatte, als das, in dem er sich gerade befand, so ersuchte er den Advokaten durch eine gefällige Handbewegung und einen Blick auf Rosa und den Kleinen, in die von diesem entgegengesetzte Ecke des Gemaches zu treten.

Statt sich aber auf diese Art zu einem heimlichen Zwiegespräch anzuschicken, sagte der Advokat mit freundlicher, obgleich lauter Stimme: „Wenn die verehrlichen Anwesenden, wie ich nicht anders vermuthen kann, Freunde von Ihnen sind, so wird es ihnen gewiß nicht unangenehm sein, die kleine Botschaft erfreulicher Art, welche ich für Sie, Herr Bander, habe, mit anzuhören."

Dem Choristen rollte bei dieser angenehmen Aeußerung eine Centnerlast vom Herzen, er warf seine Feder rasch hin, sprang auf und trug den Stuhl, auf dem er selbst gesessen, mit großer Behendigkeit an die andere Seite des Tisches, wo er alsdann mit einer freundlichen Bitte den Advokaten einlud, Platz zu nehmen.

So eifrig auch Rosa den kleinen Knaben anzuhalten ver-

ſuchte, die Aufſtellung der Soldaten nicht zu unterbrechen, ſo hatte Eugen doch beim Eintritt des Fremden ſeinen Kopf erhoben und ſagte, als dieſer auf dem ihm von Herrn Richter dargebotenen Stuhle Platz genommen, mit lauter Stimme: „Guten Tag, Herr Berger, wie geht es Dir? Ich habe Dich lange nicht mehr geſehen.“

„Ah, mein Bürſchlein,“ entgegnete der freundliche Advokat, ohne irgend ein Erſtaunen an den Tag zu legen, „Du biſt auch da? Dir geht es gut? Freue mich, Dich zu ſehen, mir geht es auch nicht ſchlecht, danke für die gütige Nachfrage. — Und nun alſo, Herr Vander,“ wandte er ſich an dieſen, „ich bin gekommen, um Ihnen, wie ſchon angedeutet, eine erfreuliche Mittheilung zu machen.“

„Siehſt Du?“ flüſterte der Choriſt, der dicht hinter ſeinem Freunde ſtand, dieſem zu: „wir ſteigen aufwärts.“

„Sie haben einen Beſchützer,“ fuhr Herr Berger fort, „jemand, der ſich für Sie intereſſirt, und der es Ihnen leicht machen möchte, Ihr Talent als Schriftſteller, worauf er große Stücke hält, zur Geltung zu bringen.“

„Der ſoll Dein Luſtſpiel protegiren,“ meinte Herr Richter launig.

„Das wird er gewiß nach beſten Kräften thun,“ fuhr der Advokat fort, „doch handelt es ſich um mehr.“

„Bei Gott, wir ſteigen,“ flüſterte der Choriſt.

„Ehe ich mich weiter erkläre, muß ich vorausſchicken, daß Ihr Beſchützer nie von Ihnen gekannt ſein will und wird, und bitte ich mir deßhalb das Verſprechen zu geben, alle Nachforſchungen nach ihm, die doch fruchtlos ſein würden, zu unterlaſſen.“

„Darf ich nicht vorher wiſſen,“ unterbrach ihn der Schriftſteller, „in welcher Art ſich der Beſchützer, von dem Sie reden, für mich zu intereſſiren gedenkt?“

„O ja, und ich werde mich dabei der nothwendigen geſchäfts-

mäßigen Kürze bedienen, da ich hier alle Vorreden und Einleitungen für überflüssig halte. Ihr Beschützer hat mich beauftragt, Ihnen jährlich tausend Gulden auszahlen zu lassen, und zwar so lange, bis ich, Dr. Berger, die vollkommene Ueberzeugung habe, daß für Ihr sehr gesteigertes, schriftstellerisches Einkommen eine solche Unterstützung von keinem Belange mehr ist."

„Das sind tausend Gulden auf Lebenszeit," rief der Chorist mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens. „Sehen Sie mir fest ins Gesicht, Herr Dr. Berger," fuhr er darauf ängstlich fort, „und gestehen Sie mir, daß Sie Ihren Spaß mit meinem Freunde treiben."

„Ich würde mich dessen nicht unterstehen," erwiderte der Advokat kopfschüttelnd und mit großer Ruhe; „es wäre wahrlich ein undankbares Geschäft, jemand Unbekanntes in seiner Wohnung aufzusuchen und einen solchen Scherz mit ihm zu treiben."

Bander stand im ersten Augenblick sprachlos da; auch ihm drängte sich derselbe Gedanke auf, man habe ihn hier zum Besten. — Diese Eröffnung in unserem prosaischen Zeitalter war gar zu ausschweifend, ja, bei Entwerfung einer Novelle könnten Einem allenfalls solche phantastische Anerbietungen in den Sinn kommen, und dann schriebe man sie noch auf die Gefahr hin nieder, vom guten Glauben des Lesers im Stiche gelassen zu werden. Aber daß jemand in der Wirklichkeit erschien, um einem jungen Schriftsteller zur Entfaltung seines Talentes ein Jahrgehalt von tausend Gulden zu bieten, so etwas war noch nie da gewesen! — Bander blickte deßhalb auch, ohne etwas sprechen zu können, den Advokaten zweifelnd an, und das ruhige, ehrbare Aussehen desselben, dessen jetzt ernste Miene, auf der nicht eine Spur eines humoristischen Anflugs zu sehen war, an der seine erstaunten Blicke ohne eine Wirkung abglitten, veranlaßten ihn, sich wie um Rath bittend nach Rosa umzuschauen, welche aber so vertieft in die Aufstellung der Soldaten war, als habe sie von der ganzen Un-

terredung nichts gehört, oder als wolle sie es absichtlich vermeiden, in diesen eigenthümlichen Angelegenheiten irgend eine Aeußerung zu thun.

Als der junge Schriftsteller sich endlich so weit gesammelt hatte, um mit Ueberlegung antworten zu können, sagte er achselzuckend: „Meine grenzenlose Ueberraschung wird Ihnen nicht unerwartet kommen, und da ich sie offen und ehrlich gegen Sie äußere, so bezeuge ich Ihnen damit, daß ich Ihren Worten vollkommen Glauben schenken will. Da Sie aber jedenfalls an mich Bedingungen zu stellen haben, so möchte ich diese zuerst hören, ehe ich mich diesem unbekannten Beschützer auf Gnade oder Ungnade übergebe."

Der Advokat sann einen Augenblick nach, dann sagte er mit demselben ruhigen und ehrlichen Gesichtsausdrucke, wie bisher: „Bedingungen wüßte ich keine, die Ihnen gestellt würden. Sie empfangen die Ihnen ausgesetzten Gelder in Raten, wie Sie sie wünschen, und quittiren einfach dafür; dabei sind Sie nicht einmal an die hiesige Stadt gebunden, und wenn es Ihnen morgen beliebt, eine Reise anzutreten, so haben Sie mich nur anzuweisen, an welchem Orte Ihnen die künftigen Zahlungen geleistet werden sollen."

„Das ist fast zu feenhaft, um daran zu glauben!" rief Herr Richter, der sich noch immer nicht fassen konnte; „ich komme mir vor, wie in der Komödie, und da hat es selbst der große Scribe in seinem ‚Glas Wasser' nur einmal verstanden, dem Publikum einen solchen Beschützer glaubwürdig erscheinen zu lassen — ah, das bringt mich auf einen Gedanken: wäre am Ende der Beschützer auch hier eine Beschützerin?"

Ein leichtes Lächeln flog über die Züge des Advokaten, dann sagte er: „Ich muß wiederholen, daß die einzige Bedingung, welche ich zu stellen habe, die ist, auch nicht einmal den fruchtlosen Versuch zu machen, Ihren Beschützer zu ermitteln."

„Natürlich, seinen Willen muß man ehren," meinte Herr Richter, „und wenn er gar keine Bedingungen stellt, so haben wir gerade dadurch schon so viel erfahren, daß es in der That ein Beschützer und keine Beschützerin ist; diese Gewißheit ist schon wichtig."

„Und woher hast Du diese Gewißheit?" fragte Bander.

„Nun, weil eine Beschützerin, wie im ‚Glase Wasser,' Eine Bedingung auf alle Fälle stellen würde."

„Und welche, wenn ich fragen darf?" meinte Dr. Berger.

„Nun, die Bedingung, sich nicht zu verheirathen; wird diese gemacht oder nicht?"

Der Advokat lächelte, doch war sein Lächeln nicht mehr ganz so frei und ungezwungen, wie vorher; er hustete leicht hinter der vorgehaltenen Hand, und da in diesem Augenblicke Richter durch eine sehr triumphirende Haltung und Miene, wodurch er sich selbst Lob spendete für seinen gescheiten Einfall, die Aufmerksamkeit seines Freundes fast gewaltsam auf sich zog, so benutzte Dr. Berger diesen Moment, um rasch nach dem jungen Mädchen hinzublicken, die jetzt ihren Kopf erhoben hatte und durch ausdrucksvolles Schütteln desselben eine verneinende Geberde machte.

„Wenn ich sagte: ohne alle Bedingung," fuhr hierauf der Rechts-Anwalt fort, „so bitte ich das in seinem vollen Umfange zu verstehen. Das Anerbieten des Jahrgehaltes wird dem Herrn Bander aus den edelsten Gründen gemacht, ohne allen Rückhalt, ohne jede Bedingung. Ja, ich glaube," setzte er heiter hinzu, „wenn es Ihnen in den Sinn kommen sollte, sich in der nächsten Zeit zu verheirathen, daß der Beschützer Ihnen den besten Glückwunsch dazu spenden lassen würde."

„Ja, ja, es ist ein Beschützer!" meinte Herr Richter, indem er sich mit einer Miene der Enttäuschung am Kopfe kratzte. Ihm wäre es viel poetischer und romantischer vorgekommen, wenn es eine Beschützerin gewesen wäre, die sich seines Freundes ange-

nommen, irgend eine Gräfin, eine Prinzessin, mindestens ein reiches Edelfräulein, die alsdann nothwendiger Weise eine Freundin haben mußte, welche im Laufe der Begebenheit nicht schwer zu überzeugen sein würde von den großen, wenngleich noch verborgenen Eigenschaften Richter's und ihm gelegentlich ihre Hand und ihr unermeßliches Vermögen reichte. Pah, das war so unmöglich nicht! — Der Chorist warf einen Blick in den kleinen Spiegel und nahm die Haltung an, mit der er in der Oper die Edelleute darzustellen pflegte.

„Noch immer erwarte ich Ihre Antwort," sagte indessen Herr Berger zu dem jungen Schriftsteller, welcher nachsinnend am Tische stand und aufmerksam seine Fingerspitzen betrachtete, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man sehr unschlüssig ist.

„Bei meinen Vorfahren," rief Herr Richter mit Emphase, „welche gewiß außerordentliche Leute waren, er bedenkt sich nur deßhalb, um die Annahme dieses herrlichen Vorschlages in die gehörigen Worte des Dankes zu kleiden!

„Des Dankes, ja, des Dankes,
Der unf're Brust durchzieht,
Des Dankes, ja, des Dankes,
Dem unser Herz erglüht.

„So würden wir ungefähr in der Oper uns ausdrücken, wenn wir zu einem Gastmahle geführt werden, wo in leeren Bechern gemalter Wein blinkt und hölzerne Hühner mit pappdeckelnen Torten abwechseln."

Rosa hatte ihren Kopf erhoben und schaute nach Bander hin; er fing diesen Blick auf und sich rasch gegen das Mädchen umwendend sagte er: „In Ihre Hände will ich meine Zukunft legen, sagen Sie für mich Ja oder Nein."

Tante Rosa, auf diese Art gewaltsam in den Kreis der Unterhaltung gezogen, erhob sich aus ihrer knieenden Stellung, und

als sie hierauf genöthigt war, dem Advokaten voll in das Gesicht zu blicken, konnte dieser ihrem Wunsche von vorhin nicht besser begegnen, als daß er ausrief: „Welch' überraschende Aehnlichkeit!" Und dies that er mit solcher Wahrheit des Ausdrucks, daß Bander, alles Andere für den Augenblick vergessend, ihm erwiderte: „So kennen Sie die Dame genau, welcher sie so ähnlich sieht?"

„So genau, wie jeder Verehrer der großen Künstlerin sie kennt," gab der Advokat verbindlich zur Antwort, worauf er nach einer Pause hinzusetzte: „Gewiß, diese Aehnlichkeit ist ganz außerordentlich, und nur wenn man diese junge Dame ganz genau betrachtet, so möchte man glauben, einige kleine Verschiedenheiten zu bemerken; ich gäb' was d'rum, sie neben einander sehen zu können."

„Das ist schon lange mein sehnlichster Wunsch," sagte Bander mit einem herzlichen Blicke auf Rosa. „Es würde mir eine Gewißheit geben, die mich glücklicher machte, als das großmüthige Anerbieten meines geheimnißvollen Beschützers."

„Ueber das wir aber endlich ins Reine kommen müssen," fügte der Advokat hinzu, indem er die Uhr hervorzog; „verzeihen Sie dem Geschäftsmanne, welcher genöthigt ist, seine Stunden zu zählen."

„Ich bitte, Fräulein Rosa, entscheiden Sie über meine Zukunft," sprach der junge Schriftsteller mit einer Innigkeit im Tone seiner Stimme, die so mächtig in dem Herzen des jungeu Mädchens wiederklang, daß sie ihre Augen niederschlug.

„Wenn ich Ihr Schweigen richtig deute," fuhr er nach einer Pause fort, „und ich bin überzeugt, daß Sie fühlen, wie ich, so rathen Sie mir nicht dazu, ein Anerbieten anzunehmen, welches mir gerade durch diese Annahme Verpflichtungen auferlegt, die ich vielleicht doch nicht zu erfüllen im Stande bin. Mißdeuten Sie meine Worte nicht," wandte er sich mit einer

bittenden Geberde an den Advokaten, „und glauben Sie mir, daß ich das großmüthige Anerbieten in seinem ganzen Umfange zu würdigen weiß, aber lassen Sie mich Ihnen offen gestehen, daß ich im Augenblicke nicht im Stande bin, dasselbe anzunehmen; nicht, als wenn ich es gänzlich ablehnen wollte, aber ich wünsche nur, daß Sie mir Zeit vergönnen, es in kurze Ueberlegung zu ziehen."

Herr Richter, welcher sich voll Unwillen über den Leichtsinn seines Freundes, wie er das Benehmen desselben nannte, mit einer theatralischen Geberde in die Haare fuhr, war so überzeugt, daß der Advokat diese lächerliche Vornehmthuerei mit scharfen Worten rügen werde, daß er dies selbst zu thun demnach für überflüssig hielt und sich damit begnügte, den rechten Fuß auffallend vorzusetzen und darauf die Arme langsam über einander zu schlagen, während er mit finster zusammengezogenen Augenbrauen in das Gesicht des Advokaten schaute.

Dieser aber hatte einen Blick des jungen Mädchens aufgefangen und sagte nun mit einem leichten Achselzucken: „Es ist gewiß nicht die Absicht Ihres Beschützers und noch weniger die meinige, Sie zu einem schnellen Entschlusse zu drängen, indem ich Ihnen sagen würde: entschließen Sie sich, oder wir brechen die Unterhandlung ab. Im Gegentheil, wer sollte nicht einsehen, daß ehrenhafte Gründe Sie zu einer näheren Ueberlegung veranlassen? Thun Sie also ganz nach Ihrem Belieben, fassen Sie einen Entschluß, wann Sie wollen, heute, morgen, über acht Tage, und lassen Sie mich alsdann denselben wissen. Hier ist meine Karte mit Hausnummer und Angabe der Stunden, wann ich zu sprechen bin, wobei ich mir erlauben muß, Ihnen zu sagen, daß es mir am liebsten wäre, wenn Sie mir zu Ihnen gelegener Zeit persönliche Mittheilung über die angeregte Sache machen wollten."

„Was ich gewiß nicht ermangeln werde, zu thun," erwiderte

Zwölftes Kapitel.

Aus dem Kutscherzimmer.

Das Kutscherzimmer des königlichen Marstalles war an Ballabenden wie der heutige der Versammlungsort für sämmtliche diensthuende Kutscher, welche sich hier durch allerlei Kurzweil die Zeit bis zur Mitternacht vertrieben und alsdann ihre Wagen wieder einspannten, um ihre Herrschaften vom Ball abzuholen.

Dieses Gemach, in den Mansarden des Marstalls gelegen, war außerordentlich groß und wurde zur Geschirrkammer für alte Prachtstücke gebraucht, welche außer Cours gekommen waren und nur hie und da noch bei Maskeraden, Carousels und dergleichen benutzt wurden.

Rings herum an den Wänden hiengen diese alten Geschirre, reich mit Silber und vergoldeter Bronze beschlagen, mit bunten Bändern und farbigem Sammt aufgeputzt, in seltsamen Formen, die ein Sattler unserer Zeit in seinen kühnsten Phantasieen nie mehr hätte erfinden können. Daneben standen ungeheuerliche Sättel, und wo die blanken Nägel saßen, da hatte der Rost jedes Mal einen kleinen braunen Ring herumgezogen oder das Zeug durchfressen, und sie stacken vereinzelt in dem alten Holz. Auch alte, merkwürdig aussehende und sonderbar verzierte Schlitten

mit froher Stimme der Schriftsteller, dem es bei der freundlichen Art des Geschäftsmannes, seine Weigerung entgegen zu nehmen, wie ein Alp von der Brust fiel.

„Und ich habe bis dahin die Ehre, mich bestens zu empfehlen," erwiderte der Advokat auf die höflichste Art von der Welt, indem er eine Verbeugung machte und das Zimmer verließ.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Tante Rosa und Rosa die Tänzerin.

„Ha—ha—ha!" lachte Herr Richter aus voller Brust, als die Thür sich wieder geschlossen, und zwar so affektirt und laut, daß Bander ihm einen mißbilligenden Blick zuwarf und der Knabe bei seinen Bleisoldaten förmlich zusammenschrak: „ha—ha—ha!" wiederholte er dieses dramatische Lachen, ohne sich durch die Miene seines Freundes im geringsten stören zu lassen; „sagen Sie mir, Fräulein Rosa, ob in diesem Wahnsinn Methode ist? Sagen Sie mir oder vielmehr diesem großen Herrn da, daß Sie sein Betragen eben so hochmüthig als lächerlich finden!"

„Wenn ich Dich bitten darf, sagte Bander unmuthig, „so laß Deine Phrasen. Ich weiß selbst, was ich zu thun habe."

„Nein, das weißt Du nicht, und das ist es gerade, was Dir Deine Freunde klar machen müssen: Fräulein Rosa und ich. Sehen Sie, wie er da steht in seiner ganzen Größe; sollte man nicht glauben, er brauche nur dem ersten Banquier der Stadt

seine Geschäfts-Unterschrift zu schicken? Sollte man nicht glauben, in seiner Tasche oder in der Schublade seines Schreibtisches sei klingende Münze genügend vorhanden? Ja, man sollte es glauben, und doch kennt niemand besser als ich den trostlosen Zustand unserer Finanzen!"

Bander, der wohl wußte, daß im jetzigen Augenblicke keine noch so vernünftige Vorstellung im Stande sein würde, den Redestrom des Choristen zu hemmen, ging ruhig nach der Ecke, wo der Knabe und Rosa waren, Beide immer noch beschäftigt, die Bleisoldaten zu ordnen, Dort lehnte er sich mit dem Arme an die Wand, stützte den Kopf darauf und blickte auf die Beiden herab.

„Spielst Du vielleicht Komödie," fuhr der unverbesserliche Richter fort, „und soll dieser ehrenhafte Rechts-Anwalt, ein Mann von so humanem Aeußern, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen, Dich mit der erhabenen Meinung verlassen, als mache es für Dich keinen Unterschied, tausend Gulden mehr oder weniger jährlich zu besitzen, so muß ich Dir sagen, daß Du Dich durchaus nicht auf der Höhe der Situation befindest, und daß dieser Ehrenmann keiner von denen ist, die sich etwas weiß machen lassen. Schau um Dich her; allerdings sieht es bei uns in letzter Zeit behaglich und sauber aus, das ist aber auch alles, und unser ganzes Apartement im vierten Stock mit seinen wackeligen Stühlen, defektem Tische, ruinirtem Fußboden und Wänden, ja, mit seiner ganzen Armseligkeit spricht deutlich dafür, daß hier Schmalhans Küchenmeister ist."

Nachdem er einen finstern Blick auf die Gruppe in der Ecke des Zimmers geworfen, fuhr er in einem Tone fort, der wie Hohn klang: „Vielleicht hast Du Dich aber auch gescheut, unserer verehrten Nachbarin gegenüber zu thun, als seien tausend Gulden jährlich für Dich kein Gegenstand der Beachtung, und dabei hast Du, glaube ich, ganz besonders falsch gerechnet, denn ich halte

Fräulein Rosa für ein viel zu verständiges Mädchen, als daß sie Deine Handlungsweise nicht vollständig absurd fände. Doch wozu mich ereifern?" fuhr er mit großer Würde fort; „ich will lieber meinen Hut nehmen und ein bischen frische Luft schöpfen, vielleicht vergesse ich dabei, daß es so viel Unsinn in der Welt gibt!"

Er fuhr hastig in seine Schlafhöhle hinein.

Vander, der sich durch die Worte seines Freundes peinlich berührt fühlte, verharrte trotzdem ruhig in seiner Stellung an der Wand, wobei er sich aber nicht enthalten konnte, einen tiefen, hörbaren Athemzug zu thun.

Rosa, welche wieder neben dem Knaben auf dem Boden knieete, erhob langsam ihren Kopf, aber so langsam, als überlege sie dabei, ob es rathsam sei, ihm in die Augen zu blicken.

Weßhalb er während dieser Sekunden sein Herz schneller schlagen fühlte, wußte er sich selbst nicht zu erklären, aber es war so, und er zitterte fast vor dem Momente, wo sie ihn ansehen würde. Endlich war er da, dieser Augenblick. Sie hatte langsam ihren Kopf erhoben und schaute ihn voll an. Ihre dunkeln, glänzenden Augensterne brannten fast in die seinigen, während ein unaussprechlich liebes Lächeln um ihren schönen Mund spielte.

Wie ihm dabei der Gedanke kam, daß seine Lippen von den ihrigen nur durch eine Spanne Entfernung getrennt seien, vermochte er sich nicht genau anzugeben, aber dieser Gedanke jagte sein Blut in fieberhafter Hast durch seine Adern. Warum wagte er es nicht, sich diesen süßen Lippen zu nähern? Eine unerklärliche Scheu hielt ihn davon ab, und dabei mußte er seine Zähne fest auf einander pressen, um einen lauten Ausruf der Liebe, des Glückes, der Seligkeit zu unterdrücken — so gewaltig hatte ihn der Blick ihres Auges getroffen. O, es war ein unbeschreiblicher, aber kurzer Blick, denn in der nächsten Sekunde schon senkte sich

ihr Haupt wieder zu dem spielenden Knaben hinab, aber dafür erhob sie ihre kleine, rechte Hand, die er rasch faßte und mit unzähligen, süßen Küssen bedeckte.

Es war vielleicht gut, daß man in diesem Augenblicke das zornige Schnauben des Herrn Richter vernahm, als er sich anschickte, sein Schlafgemach zu verlassen. Es klang gerade so, als wenn der Oger, menschenfresserischen Angedenkens, seine Höhle verläßt.

Hand und Mund trennten sich aber, ehe der Oger vollständig zum Vorschein kam. Dieser hatte sein kurzes Mäntelchen mit dem rothen Futter umgeworfen und trug es mit Ostentation auf spanische Art drapirt; in der Hand hatte er ein langes Meerrohr, und wenn man ihn so, den Hut in die Stirn gedrückt, mit feierlichen Schritten, majestätischem Stirnrunzeln und zusammengekniffenen Lippen daher kommen sah, so konnte er einem erscheinen wie ein edler Hidalgo, wie der Chef eines vornehmen alten Geschlechts, dessen Haupt der Gram über die Schande irgend eines Gliedes dieser Familie tief gebeugt hatte.

„Trauernd tief schien Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag und Nächte
Nur an seines Hauses Fall."

Auch der Ton der Stimme Don Diego-Richter's paßte vortrefflich zu seinem schmerzdurchwühlten Gesichte.

„Es ist Zeit," sagte er im tiefsten Basse, „daß ich mich nach anderen Freunden umsehe, Freunden, die es gewissenhaft mit sich selbst meinen und die sich selbst und Anderen zum Schaden nicht vom Teufel des Hochmuths geritten werden. Zuerst aber werde ich meine Suppe essen und die gewöhnlich sehr fade Brühe mit meinen Thränen würzen. Komm' Knabe," wandte er sich an den Kleinen, „auch Du wirst Hunger haben, ich werde Dich zu Deinem

Pflegevater bringen, denn die Zeit ist da, wo alle vernünftigen Menschen zu essen pflegen. Es gibt freilich gewisse Wesen," setzte er mit einem grimmigen Seitenblick auf Bander hinzu, „welche es verstehen, von himmlischem Thau oder von Nektar und Ambrosia zu leben, die sonst keine schnöden Bedürfnisse haben und alles, was daran erinnert, mit Hohn von der Hand weisen."

Während Bander lächelnd den Kopf schüttelte, war der Knabe rasch aufgestanden und sagte: „Auch ich habe Hunger und gehe mit Dir, Richter, wenn Du noch mehr so dummes Zeug sprechen willst, wie eben; das höre ich gar zu gern."

„Dieses Mal ist es kein Scherz, sondern blutiger Ernst," entgegnete der Chorist; „reiche mir die Hand, o Knabe, und führe mich durch die Gassen Stambuls! Ich komme mir vor, wie der selige Belisar, und möchte in Sack und Asche trauern."

„So ist's schön," rief Eugen lachend, und als er sich hierauf an die Hand seines Freundes Richter hing, blickte er ihm erwartungsvoll in das Gesicht, hoffend, daß er noch mehr so komische Sachen zu hören bekommen werde; doch begnügte sich Richter damit, auf der Schwelle nochmals zurückzuschauen und mit dumpfer Stimme zu sagen: „Ganz Belisar, — komm', Knabe!"

Rosa hatte eine Bewegung gemacht, als wollte sie dem Kleinen folgen, doch hielt sie ein bittender Blick des jungen Schriftstellers zurück. „Ich muß mich Ihnen gegenüber erklären," sagte er, „obgleich ich wohl nicht zu befürchten brauche, daß Sie meiner Weigerung ähnliche Gründe unterschieben, wie Richter es gethan, und obwohl ich überzeugt bin, daß Sie nicht von mir glauben, ich wünsche meine Verhältnisse glänzender von Ihnen angesehen, als sie wirklich sind. Das heißt, meine materiellen Verhältnisse, wenn mir auch sonst begreiflicher Weise alles daran liegt, vor Ihnen, theure Rosa, im günstigsten Lichte zu erscheinen."

„Ihre Weigerung verstand ich auch vollkommen, ohne daß Sie mir besondere Gründe dazu angeben; aber wenn ich ehrlich

sein darf, so muß ich doch hinzufügen, daß vielleicht gerade meine Anwesenheit Ihre Weigerung unterstützte."

„Ihr Schweigen, als ich Sie befragte, gab vielleicht den Ausschlag."

„O, in dem Falle," gab sie rasch zur Antwort, „müßte ich wahrhaftig bedauern, dagewesen zu sein."

„So würden Sie mir also doch zur Annahme dessen rathen, was mir, ich muß gestehen, auf so uneigennützige und großmüthige Art geboten wird? Mir widerstrebt es fast." Er sprach das mit einem ernsten, fast traurigen Gesichtsausdrucke. „O, ich möchte mich so gern gänzlich durch eigene Kraft emporbringen, denn ich fühle diese Kraft in mir!"

Tante Rosa hatte sich vom Boden erhoben und stellte die Schachtel mit den nun wohlverpackten Zinnsoldaten auf den Tisch, wohin er ihr mit langsamen Schritten folgte. Sie schien es zu vermeiden, den jungen Mann anzublicken, ja, es schien ihr schwer zu werden, ihm auf die gleiche ernste Art, wie er mit ihr sprach, zu antworten.

„Sie nehmen alles das zu tragisch," sagte sie nach einem augenblicklichen Stillschweigen, während sie ihre Hand auf den Tisch stützte und ihre Augen auf die Etiquette der Zinnsoldaten heftete.

„O, könnte ich alles leichter nehmen, alles, was mein Herz zusammendrückt und beunruhigt, ich wäre vielleicht glücklicher!"

„So versuchen Sie es mit etwas leichterem Sinne! Sie sind jung, haben Talent, Ihnen steht die Welt offen, greifen Sie hinein ins volle Menschenleben, ohne viel zu prüfen und zu wählen, werfen Sie von sich, was Sie drückt, die Erinnerungen an vergangene bittere Stunden, an eine verfehlte Existenz — — wer ist so glücklich, in diesem Leben nicht ein paarmal von vorn anfangen zu müssen?"

Seine Augen ruhten leuchtend auf ihrer Gestalt, seine Brust

hob sich unter schweren Athemzügen, seine Lippen preßten sich mit einem schmerzlichen Ausdrucke auf einander, während sie so in tändelndem Tone mit ihm sprach. Endlich erwiderte er mit leiser, weicher Stimme: „O Rosa, alles das, dessen Sie erwähnen, ist es ja nicht, was mich wie mit eisernen Banden am Boden festhält, was mich so glücklich und wieder so unglücklich macht, was im Stande wäre, mich hinauf zu tragen auf die schwindelnden Spitzen dieses Lebens, was aber wahrscheinlich schuld sein wird, daß ich unbekannt in der Tiefe bleibe."

„Ihr Talent, Ihre Kunst?" gab Sie zur Antwort.

„Nicht das, nicht das," erwiderte er eifrig, „sondern ein glänzendes Ziel, die köstlichste Belohnung, wie ich sie nur in meinen kühnsten Träumen denke und wonach ich mit meinem Talente, wenn ich solches habe, ringen und streben möchte, die Hoffnung auf —"

Sie wandte sich so rasch herum und schaute ihm mit einem Male so fest in das Gesicht, daß er nicht im Stande war, jetzt den angefangenen Satz zu vollenden.

„Die Hoffnung auf einen großen und berühmten Namen, nach dem Sie ringen und streben werden, das ist Ihr Ziel! Dabei glänzte ihr Auge, die feinen Lippen blieben noch, als sie die eben erwähnten Worte ausgesprochen, von einander entfernt und ließen die weißen Zähne durchschimmern, ihre Gestalt hatte sich um einige Zoll erhoben, und das eben noch so einfache und anspruchslose Mädchen stand vor ihm mit der Haltung einer Königin, deren Mund und flammendes Auge zum Siege ausruft.

„A—a—a—ah!" machte er zurückfahrend, indem er seine beiden Hände von sich abstreckte. „So könnte sie zu mir sprechen, deren obgleich schöner, doch kalter Blick das Blut gefrieren läßt, das wunderbare, entzückende Phantom, welches Wunden schlägt, die niemals heilen! — Entsetzlich, Rosa — — — — wenn sich auf diese Weise das für mich so furchtbare Räthsel lösen sollte!"

Sie that einen tiefen Athemzug, dann fuhr sie leicht mit der Hand über ihre Augen und sagte mit ihrem früheren weichen Lächeln, und neben ihm am Tische wieder zu ihrer früheren Stellung zusammensinkend: „Sehen Sie, wie ich mich zu begeistern vermag, wenn ich an Ihre Zukunft denke! Entnehmen Sie daraus mein innigstes Interesse für Sie."

„Nur ein Interesse?" gab er rasch zur Antwort. „Nach Ihrem Blicke von vorhin, an dessen Seligkeit ich mein Leben lang zehren werde, nach der Glut Ihres Auges, die mich gewaltig traf, nach dem Druck Ihrer Hand, der mich für einen Augenblick zum Glücklichsten der Welt machte, — o, seien Sie ehrlich und wahr gegen mich, wie ich es gegen Sie bin! — Nach alle dem, für dessen Wahrheit ich in den Tod gehen würde, doch nur Interesse? O nein, Rosa, das ist unmöglich — das muß unmöglich sein! — Woher sonst das Zittern Ihrer Hand? Woher sonst das Beben Ihres Körpers? — O, ich fühle es mit ganzer Seligkeit, und lasse Sie nicht, bis ich Wahrheit von Ihren Lippen höre!"

Er hatte den rechten Arm um ihren schlanken Leib geschlungen, er hielt mit seiner linken Hand ihre zitternden Finger, er drückte sie mit voller männlicher Kraft an sich. Nur in ihre Augen konnte er nicht blicken, nur von ihren Lippen konnte er nicht lesen, da sie von diesem Augenblicke erschreckt und überrascht ihr Haupt tief auf seine Brust niedersinken ließ. — —

Wie lebendiges Feuer strömte es aus der weichen vollen Form ihres Körpers in seine Adern über, und in geheimnißvoller aber doch so natürlicher Wechselwirkung erwärmte sich auch das junge Mädchen in seinen umschlingenden Armen und an seinem wildklopfenden Herzen. Sie schauerte und bebte an seiner Brust, ihr Körper schien an dem seinigen niedergleiten zu wollen, und wenn er sie alsdann kräftig aufrecht hielt und an sich drückte, so war es ihm, als halte er eine wilde, aufflackernde, seine Stimme verzehrende Glut in seinen Armen.

Rasch und energisch, nicht langsam wie vorhin erhob sie ihren Kopf, ihre schwimmenden Augen waren halb geschlossen von den wie müde niedersinkenden Lidern, ihre durch ein unbeschreibliches Lächeln geöffneten Lippen ließen die weißen glänzenden Zähne durchschimmern, und dabei flüsterte sie: „Küsse mich, küsse Deine Braut!“ — —

Nach diesem Ausruf, der für Vander alle Seligkeiten des Himmels in sich schloß, erlaubte sie nur eine Sekunde lang, daß seine fieberhaft brennenden Lippen auf den ihrigen ruhten, dann riß sie sich gewaltsam aus seinen Armen los und sagte mit tiefer Stimme, während sie ihm ihre Hand darreichte: „Und nun, Karl, laß mich gehen, wir sehen uns wieder, wenn wir beide ruhig sind.“

„O, nur jetzt verlaß mich nicht,“ bat er flehend, „Du hast mich so groß, so glücklich gemacht, daß ich eine solche wunderbare Ruhe in mir fühle, wie ich sie nie für möglich gehalten. Du hast mir ja ein Geschenk gegeben, an dessen Seligkeit und Größe ich Jahre lang zehren könnte, ohne mehr zu verlangen, bei dessen Erinnerung ich Dir ruhig gegenüber sitzen will, in Dein liebes Auge schauend, selbst ohne zu reden, und doch dabei unter Deinem Blicke vor Entzücken schauernd! — O Rosa, gehe nicht so von mir, schenke mir Dein Vertrauen und bleibe noch!“ —

„Ja, Du hast Recht,“ sagte sie mit einem milden Lächeln, „ich kann Dir und mir vertrauen! Ja, Du hast Recht! Warum auch Augenblicke, die in dieser Gestalt nie wiederkehren, so gewaltsam zerreißen? Setze Dich mir gegenüber und laß uns über Deine Zukunft plaudern.“

„Ueber unsere Zukunft,“ erwiderte er, während sie sich auf das Sopha niederließ und er neben demselben stehen blieb. Minutenlang blickte er ihr in das dunkle Auge, ehe er fortfuhr: „Jetzt, nachdem Du mich so reich beschenkt, wirst Du mir auch nicht mehr rathen, jenes Anerbieten anzunehmen.“

„Um darüber jetzt ruhig und vernünftig zu reden," gab sie zur Antwort, „sind unsere Herzen zu voll."

„Bei Gott, Du hast Recht," rief er mit jubelnder Stimme, „laß uns jetzt zusammen plaudern wie ein paar glückliche Kinder, die sich unverhofft in einem wilden, großen Walde gefunden, die Hand in Hand neben einander sitzen und sich ihre Schicksale erzählen!"

„Kinder," versetzte sie lachend, „haben meistens noch keine großen Schicksale erlebt, und das Gleiche wird auch mit uns der Fall sein. Was mich anbetrifft, so bin ich wenigstens nicht im Stande, Dir Seltsames und Ungeheuerliches zu erzählen, was ich später vielleicht in einer Deiner Novellen gedruckt wiederfinden könnte; auch Deine Vergangenheit kenne ich so ziemlich genau."

„O, plaudern wir doch darüber," gab er im Tone eines vollkommen glücklichen Menschen zur Antwort. „Von Deinen Lippen klingt alles das so schön; laß mich Dir von meiner Vergangenheit erzählen, was Du noch nicht weißt."

Sie sah ihn fragend und lächelnd an.

„Von jener dunkeln Stunde, wo ich glaubte, ganz unglücklich zu sein, wo jene schimmernde, trügerische Welt auf der Bühne mich ausstieß, mich, dem die Weihe zu jener Kunst fehlte! Hättest Du mich damals gesehen — o nein," setzte er hastig hinzu, „ich bin froh, daß Du mich nicht gesehen hast! Aber Dein Spiegelbild sah mich, jene, die mit Dir die räthselhafte Aehnlichkeit hat, sie blickte mich an mit ihren großen dunkeln Augen, halb erschrocken, halb spöttisch."

„O, spöttisch gewiß nicht," erwiderte Rosa, indem sie vor sich niederblickte, „darin thust Du ihr gewiß Unrecht."

„Und wenn sie es that, kann ich ich es ihr im Grunde nicht übel nehmen, was war ich in ihren Augen? Ein unbedeutender, talentloser Dilettant, dessen Lächerlichkeit sie zudeckte, als sie nun

waren da mit vergoldeten Gestellen, auf welchen Hirsche, Bären und andere Unthiere standen, deren Leib oben geöffnet und mit schwarzem Pelz ausgeschlagen war, um die Herrschaften in sich aufzunehmen. Diese waren ebenfalls seit undenklichen Zeiten nicht mehr gebraucht worden und schauten wehmüthig zu den kleinen Fenstern der Mansarde hinaus, wenn draußen der Schnee fiel und sie zurückbleiben mußten. Ingrimmig riß ein weißer Eisbär seinen Rachen auf, und wir sind überzeugt, daß er hie und da einen klagenden Laut ausstieß und wüthend sein Schellengeschirr schüttelte, wenn draußen die lange Peitsche knallte, wenn die Schellen an lustig dahinfahrenden Schlitten klingelten, wenn Fackelglanz an den trüben Fenstern vorbeifuhr, das Gemach auf einen Augenblick wie Blitze erhellend.

Die ganze Einwohnerschaft dieses Zimmers war überhaupt recht gespensterhaft und sehr geeignet zu einem tollen Getreibe um Mitternacht. Da stand das Schlachtroß irgend eines alten Herzogs, plump ausgestopft, mit den glasigen Augen weit in unabsehbare Fernen hinausstierend, als erblicke es die Vergangenheit und sehe deutlich vor sich das alte blutgetränkte Feld, wo es sich zum letzten Mal wiehernd gebäumt, und die alten Fahnen, denen es voll Kampfbegierde gefolgt. Auf seinem Rücken lag derselbe alte Sattel, und in dessen Halftern staken noch dieselben alten Pistolen, die sein Herr gebraucht. In der einen befand sich vielleicht noch altes verrostetes Pulver, eine alte, fleckige Kugel und irgend ein zweihundertjähriger Papierpfropfen, abgerissen von einem unvordenklichen Landesanzeiger.

Neben diesem Schlachtroß befand sich ein kleines Voltigirpferd von einem außerordentlich füllenartigen Ansehen; der Kopf hatte einen höchst wunderlichen Ausdruck und schaute auf dem dünnen Halse sehr altklug in die Welt; dazu der runde, mit Leder ausgestopfte Rücken, die vier geraden, unten ausgestreckten Beine, unförmlich und eckig, wie die eines lebendigen Füllens. Dieser Voltigirbock war um die Mitternachtsstunde das prachtvollste

nach ſeinem Falle ſo ſiegesgewiß vor das Publikum trat, ein blendendes Irrlicht, das ſie immer iſt — o, ſie iſt ſchön in ſolchen Augenblicken!“

Roſa hatte ihren Arm auf den Tiſch geſtützt und den Kopf darauf gelegt. „Carlo,“ ſagte ſie, und fuhr nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „Du mußt mir ſchon verzeihen, daß ich Deinen Namen mit der weicheren italieniſchen Endung ausſpreche — ja, was wollte ich Dir denn nur ſagen? Ich glaube faſt, Du wirſt die ſchöne Tänzerin doch nie vergeſſen können, und ich bin nur das Spiegelbild Deiner Liebe. Wenn ſie ſich Dir heute näherte, mit dem gefährlichen Tone ihrer Stimme — ich gebrauche Deine eigenen Ausdrücke — mit ihren großen, dunkeln, glänzenden Augen, wie Du ſelber ſagſt, wenn es dieſes trügeriſche Irrlicht darauf abgeſehen hätte, Dich zu verlocken, ich bin überzeugt, Du würdeſt ihr folgen, ohne nach mir umzuſchauen!“ —

Er blickte nachſinnend vor ſich nieder, und es vergieng eine kleine Weile, ehe er zur Antwort gab: „Sie könnte mir gefährlich werden, weil ſie Dir gleicht, ja, ſo unausſprechlich gleicht, wie ich und Andere, Du haſt das ja ſelbſt gehört, nie etwas Aehnliches geſehen. Und doch iſt ſie wieder ſo ganz anders, wie Du.“

„So erkläre mir den Unterſchied,“ verſetzte ſie lächelnd, „daß ich mich bei dieſer großen Aehnlichkeit in Acht nehmen kann, ihr vollkommen ähnlich zu werden.“

„O nein,“ entgegnete er froh geſtimmt, „Dein weiches Gemüth, Dein herzliches, liebevolles Weſen hat kein Talent dazu, ſo zu ſein; ſie iſt glänzender, prächtiger und gerade darum abſtoßend. Kennteſt Du ſie genauer, würdeſt Du mir Recht geben. O, ihre wirklich herrliche Haltung iſt unnachahmlich.

„Du machſt mir Luſt, den Verſuch zu wagen, ihr zu gleichen,“ ſagte Roſa, indem ſie aufblickte.

„Und dann der Ausdruck ihres Gesichts so ähnlich dem Deinigen und doch so verschieden — sage mir, Rosa," unterbrach er sich plötzlich, „hast Du nie nachgeforscht, ob Ihr nicht doch am Ende noch aus einer Familie stammt? Du weißt, Enkel und Urenkel gleichen oft auf merkwürdige Art gemeinschaftlichen Ahnherren."

Sie schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Nein, nein, Carlo, zwischen uns kann von einer Verwandtschaft nicht die Rede sein. Wenn ich in meiner Unbedeutendheit auch von Ahnen in gewissem Sinne nicht reden darf, so kennt doch — meine Mutter unsere Familie rückwärts genau genug, um zu wissen, daß dergleichen Abzweigungen mit so berühmter und glänzender Spitze nicht existiren. — Aber ich glaube, Du wolltest mir noch etwas über ihr Gesicht sagen, über den Ausdruck desselben?" —

„Ah ja," erwiderte er gedankenvoll, „dieser energische, kühne, und vielleicht eben darum so abstoßende Ausdruck — — wenn das Auge, wie man sagt, der Spiegel der Seele ist, so muß in ihr eine gewaltige Seele, ein fester, unbeugsamer Wille wohnen."

„Und doch sind Verhältnisse im Stande, ihn zu beugen, diesen Willen," sprach sie wie zu sich selber. Dann hob sie ihren Kopf empor, strich sich mit der rechten Hand hastig über ihre Stirn und fuhr mit heiterer Stimme fort, indem sie sich erhob: „ich möchte doch einmal versuchen, ihr ähnlich zu sehen, und wenn meine Nachahmung Dir vielleicht gefiele, so würde ich Dich öfter mit meinem glänzenden Spiegelbild erfreuen."

Er blickte sie mit ernstem Gesichtsausdrucke an, und als er schwieg, fuhr sie fort: „Du hast mir, freilich bedingungsweise, Talent für's Theater zugesprochen, das heißt, Du hast in Deinem Lustspiele von den Dialogen niederschreiben lassen, die ich mit Dir gehalten, als Herzogin oder Gesandtin, was weiß ich. So laß mich's einmal praktisch versuchen, und sage mir

dann ehrlich Deine Meinung, wie ich mich wohl auf der Bühne ausnehmen könnte."

„Wozu das?" entgegnete er mit einem unbehaglichen Gefühle. „Die Zeit liegt hinter mir, und ich möchte sie auch nicht einmal im Scherze zurückrufen."

„Aber ich will," versetzte sie in plötzlich verändertem, energischem Tone, wobei sie ihren Kopf in die Höhe warf, wobei ihre Augen leuchteten und wobei sie ihre Lippen trotzig öffnete, so daß man ihre weißen Zähne durchschimmern sah.

„A—a—a—ah," machte er mit einem Ausdrucke des Schreckens, und trat ein paar Schritte von ihr zurück.

Ihre Gestalt war förmlich wie durch Zauber verwandelt, ihr etwas gebeugter Nacken hatte sich stolz aufgerichtet und trug den Kopf edel und frei, ihre eingebogenen Schultern, welche zu ihrer nachlässigen Haltung und ihrem schleppenden Gange so vortrefflich paßten, bogen sich auseinander und ließen die prächtig gewölbte Brust sehen. — — Als sie nun dabei mit ihren Händen die Taille umspannte, schien diese sich um einige Zoll zu verlängern und förmlich aus den Hüften heraus zu wachsen. — „So trat sie wohl vor Dich hin, das glänzende Irrlicht?" sagte sie mit tiefer, wohlklingender Stimme, „so wäre sie im Stande, Dich zu verlocken? — Und nun sage mir," fuhr sie in dem gewöhnlichen Tone fort, „war ich in meiner Darstellung meinem glänzenden Spiegelbilde ähnlich?"

„Zum Erschrecken," rief er mit beklommenem Tone, dann hob er rasch seine Rechte empor und streckte sie ihr wie abwehrend entgegen. „Ist es Täuschung oder Wahrheit? Bist Du dieselbe, die ich wähnte vorhin in meinen Armen zu halten, oder bist Du ein furchtbares Räthsel, dessen Auflösung mich unglücklich machen müßte?"

„Ich bin dieselbe, welche ich vorhin war," erwiderte sie mit ihrem früheren weichen Lächeln, und als sie darauf mit dem

milden Blick ihrer Augen und dem schwankenden Gange auf ihn zutrat, verwandelte sich ihre Gestalt abermals, und ganz nah vor ihn hintretend, legte sie ihm ihre beiden Hände auf die Schultern, blickte ihn mit herzlicher Liebe an und sagte innig: „ich bin Deine Rosa.“

Er schaute über ihre Schulter hinweg mit fast ängstlichem Gesichtsausdrucke nach der Stelle, wo sie so eben gestanden; es war ihm, als müsse die Andere dort auch noch sichtbar sein, ihn streng und fest anblickend und sich alsdann mit spöttischer Miene wegwendend.

„Schaue nicht so düster,“ bat das junge Mädchen, „und nimm sie Dir nicht zu Herzen, meine unschuldige Spielerei; mich freut es nur, in Deinen Bewegungen gefunden zu haben, daß Du Talent in mir entdeckst. Glaubst Du denn, ich hätte mich für Deine schöne Tänzerin nicht interessirt? Ich wäre nicht häufig in das Theater gegangen, um ihre Haltung zu studiren? Siehst Du, Carlo, Du hast später nur zu befehlen, und ich trete in der That als Fee auf, wie Du mich so oft genannt, um Dir vielleicht einen heiteren Augenblick zu machen.“

„Thue das nie, niemals wieder!“ versetzte er dringend. „Glaube nicht, Rosa, daß Du mir dadurch eine glückliche Minute verschafft, — gewiß nicht — versprich mir, zu bleiben, wie Du bist! — Ah,“ murmelte er in sich hinein, „es wird mir so schon schwer genug, die Andere zu vergessen!“ —

„Etwas habe ich doch erreicht,“ sagte sie schalkhaft lächelnd, indem sie ihre Hand von seiner Schulter herabgleiten ließ, seine Hände rasch ergriff und herzlich drückte: „wir scheiden für heute ruhiger, als wenn ich Dich vor einer Viertelstunde verlassen hätte.“

Ruhiger wohl, aber nicht glücklicher, dachte Bander, doch konnte er ihren freundlich bittenden Blicken nicht widerstehen, und hob ihre Finger an seine Lippen, um dieselben herzlich zu küssen.

„Morgen erscheine ich wieder," sagte sie in glücklichem Tone, „hoffentlich als Deine gute Fee, und wenn ich Dich vor der Hand noch um Stillschweigen bitte über das, was hier vorgefallen, so tröste doch den edeln Belisar, indem Du ihm sagst, Du wolleſt jenes Anerbieten Deines mächtigen Beschützers sorgfältig überlegen. Adieu Carlo!"

„Lebe wohl, Rosa!"!

Er brachte sie bis an die Thür, und als sie mit einem freundlichen Gruße über die Gallerie davon eilte, blieb er stehen und sah ihr mit umflortem Auge nach.

„Das war seltsam," sprach er alsdann zu sich selber. „Mir schwindelt der Kopf, wenn ich versuche, mir diese Scene wieder zurückzurufen — nein, nein, das ist ja nicht möglich, und doch — o mein Gott, und doch! — Aber was sollte sie veranlassen, ein solch' entsetzliches Spiel mit mir zu treiben? — Bloße Weiberlaune? — Vielleicht Rache, daß ich damals mich erkühnt, sie mit Jenem zu belauschen, als wenn ich durch mein zerrissenes Herz und durch jenen Fall, der mich dem Tode nahe brachte, nicht schon genug bestraft worden wäre? — — — — Ah, ich muß Gewißheit haben, Gewißheit um jeden Preis! Sollte es mir denn so unmöglich sein, sie und ihr Spiegelbild zu vergessen? Und wenn ich auch bei dem Versuche zu Grunde gehe, Gewißheit muß ich haben!"

Rasch verließ er die geöffnete Thür, unter welcher er bisher verweilt, und ging an ein Kästchen, wo er neben den wenigen werthvollen Sachen, die er besaß, auch jenes Batisttuch verwahrte, das ihm die Unbekannte in jener Nacht auf seinem blutenden Haupte befestigt. Bis zu jenem Tage, wo er die Gewißheit erhalten, welche Hand es gewesen, die ihn zuerst niedergeworfen und dann wieder aufgerichtet, hatte er es wie eine Reliquie auf seinem Herzen getragen, sobald er aber Rosa näher kennen gelernt, war es ihm gleichgültiger geworden. Dieses Tuch ergriff

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20777 / 043

er und eilte damit über die Gallerie auf den Vorplatz vor die Wohnung Schweizer's, um Roſa noch anzutreffen, die, ehe ſie das Haus verließ, doch noch nach dem Knaben geſehen hatte.

Lange brauchte er nicht zu warten, ehe ſie kam. Mit ihrem groben wollenen Shawl, den ſie gewöhnlich trug, war ihre ganze Geſtalt verhüllt, um den Kopf hatte ſie ein rothes Tuch, deſſen Ende an der rechten Seite ihres Geſichts herabhing. Als ſie Bander bemerkte, ſchien ſie erfreut und reichte ihm mit einem raſchen Blicke auf die Thür hinter ſich die Hand.

„Ich wollte Dich noch einen Augenblick ſehen, ehe Du fortgingſt," ſagte er mühſam Athem holend, mit kaum vernehmbarer Stimme, „auch haſt Du Dein Taſchentuch bei mir liegen laſſen, — hier iſt es."

Sie nahm das Tuch in ihre Hand. Er hatte es ſo zuſammengelegt, daß die Bezeichnung deſſelben ihr ſogleich in die Augen fallen mußte.

„Es iſt doch das Deinige?" —

Flüchtig blickte ſie es an, und gab dann in heiterem Tone zur Antwort: „ja, es iſt das meinige, ich danke Dir für Deine Freundlichkeit — alſo bis morgen."

Es war auf dem Vorplatz zu dunkel, als daß ſie hätte ſehen können, wie furchtbar ſich ſeine Geſichtszüge veränderten, wie bleich ſie wurden bei dieſen einfachen Worten. Sie war ſchon längſt die Treppen hinabgeeilt, als er noch oben am Geländer ſtand, in das düſtere Haus hinabblickend und auf den Schein des rothen Kopftuches ſtarrend, bis auch dieſes ſeinem Auge entſchwunden war.

„Einem Irrlichte gleich!" ſprach er mit einem Tone, der wie ein Weheruf klang. —

Dann ging er langſamen Schrittes über die Gallerie in ſein Zimmer zurück, ſetzte ſich dort auf dieſelbe Stelle, wo ſie ſo eben noch geſeſſen, und vergrub ſein Geſicht in beide Hände.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Auf der Hoftheater-Bibliothek.

Herr Richter war noch durch einige Straßen, ganz finsterer Spanier, gewandelt mit affektirt drapirtem Mäntelchen, seinen einfachen bürgerlichen Hut mehr auf das rechte Ohr gedrückt als gerade nothwendig war, und das spanische Rohr so weit als es ihm möglich war, von sich abstreckend. Nach und nach siegte aber sein innerer gutmüthiger Kern über die durch den vorher erwähnten betrübenden äußeren Einfluß gehärtete Schale, und da er sah, wie um diese Stunde so viele andere Gottesgeschöpfe ihr tägliches Futter suchten, so gedachte er auch nicht mehr so ausschließlich der jüngsten Vergangenheit, sondern wandte sich der duftenden Zukunft entgegen, und sein friedlicher, vergleichender Sinn würde wahrscheinlich wieder vollkommen heiter gestimmt worden sein, wenn es nicht in dem Kosthause, das er zu besuchen pflegte, schon wieder saure Nieren und weiße Rüben gegeben hätte — schon wieder! Dasselbe war erst vor drei Tagen gereicht worden, und nun schon wieder dasselbe, und obendrein saure Nieren!

Wie wahr es ist, daß äußere Einflüsse den Menschen so leicht bestimmen, und daß große Wirkungen durch kleine Ursachen herbeigeführt werden, so auch hier: hätte dem guten Richter nach alledem, was er erlebt, vielleicht Ochsenbraten und Kartoffel-Gemüse gelächelt, so würden die Wogen seines Unmuthes sich nach und nach gelegt haben und wären vielleicht in das sanfte Plätschern übergegangen, welches der Genuß eines sich heute ausnahmsweise erlaubten Schoppen Weines verursachte — aber saure Nieren, sie erbittern das Gemüth, sie lassen keine heitere

Stimmung aufkommen, und weiße Rüben, im Winter ein ſo fades, unſchmackhaftes Eſſen! —

Herr Richter aß, weil er Hunger hatte, aber er ſpeiste nicht mit dem rechten Appetit. Er konſumirte mehr Brod als nothwendig war, und als er ſich nach dem Mittageſſen noch ein Stück Käſe auf das Ausnahmsconto und einen Schoppen Wein geben ließ, geſchah dieſes nicht unter der Wirkung des beruhigenden Gefühles, wohl geſpeist zu haben, ſondern es geſchah in der Idee, auch hier wieder bitter getäuſcht worden zu ſein — ſaure Nieren!

Er kam ſich vor, als ſei ſein Inneres von der Säure des ganzen großen Keſſels durchdrungen, der für ein paar Dutzend Koſtgänger ausgereicht hatte, und als er ſo in ſäuerlichem Nachgeſchmack da ſaß, da gedachte er mit Bitterkeit des Auftrittes von vorhin zu Hauſe, und während er die Arme übereinander ſchlug und finſteren Blickes zum Fenſter hinaus auf die ſchwarze Brandmauer eines gegenüberliegenden Hauſes blickte, da murmelte er ingrimmig in ſich hinein: Kommſt Du mir ſo, ſo komme ich Dir ſo, ſchlägſt Du meinen Juden, ſo ſchlage ich Deinen Juden, wie der Lateiner im ähnlichen Falle ſo treffend ſagt: aut Cäsar, aut Stiefelknecht! — Treibſt Du die Komödie ſo weit, daß Du meinen Freund veranlaſſen willſt, tauſend Gulden jährlichen Gehaltes, die ein großmüthiger und edeldenkender Beſchützer ſeinem Talente ausſetzt, für nichts zu achten und zu ſchweigen, wenn er Dich um Deine Meinung fragt, ſtatt ihm zu ſagen: greif' zu, mein Freund, und ſei nicht blöde! — ſo ſpiele auch ich meine kleine Scene, und will ihm ſchon zur rechten Zeit die Augen öffnen.

Was hat er auch von der ganzen Wirthſchaft? Es iſt nichts Solides und nichts Reelles! Hatte ich doch geglaubt, ſie ſolle einen guten Einfluß auf ihn ausüben, und zum erſten Male, wo ſie das könnte, beſtärkt ſie ihn noch in ſeinem unmotivirten Hochmuthe. Ich traue überhaupt der ganzen Geſchichte nicht.

Was bedeutet die Mauſchelei mit dem Schweizer? Und in welchem Verhältniſſe ſteht ſie eigentlich zu dem Bürſchlein, das an ſich ein ganz guter Kerl iſt, nur nicht als eine kleine Beigabe zu einem ernſtlichen Verhältniſſe —

Und daß es zu einem ſolchen ernſtlichen Verhältniſſe vor der Hand nicht kommen ſoll, dazu will ich das meinige beitragen und will auf Schritt und Tritt bei ihm bleiben, mich lieber krank melden, als die Beiden mit einander allein laſſen. Kann ich ſie aber unter vier Augen zu ſprechen kriegen, ſo werde ich mir kein Gewiſſen daraus machen, ihr tüchtig meine Meinung zu ſagen.

Unter dieſen und ähnlichen Gedanken ſchlürfte er ſeinen Wein aus und ging alsdann ſeiner Wege, auf welchem es ein glückliches Ungefähr wollte, daß er mit ſeinem Freunde Bander zuſammentraf, welcher ihm ſchon auf einige Schritte Entfernung zurief: er habe ſo eben von dem Intendanten des Hoftheaters die höchſt erfreuliche und ehrenvolle Aufforderung erhalten, ſein Luſtſpiel einzureichen. „Und das zu thun, bin ich gerade im Begriffe," ſetzte er hinzu.

Sie gingen mit einander fort, und die ſchönen Hoffnungen, welche der junge Schriftſteller für ſein Werk hatte und ausſprach, beſtärkten Herrn Richter in ſeinem ſo eben gefaßten Vorſatze.

„Eigentlich ſollteſt Du bei dieſer Nachricht vergnügt ausſehen," meinte er, indem er ſeinen Freund ſcharf anblickte, „aber Du machſt ein Geſicht, wie der ſelige Sidi-ben-Aben-Hamet, als als er nach jenem denkwürdigen Vorfalle in die Garderobe ſtürzte."

„Es iſt ein wichtiger Gang, den ich thue," gab Bander zur Antwort, „ein Gang, entſcheidend wahrſcheinlich für mein ganzes Leben, und das läßt mich vielleicht ernſter ausſehen, als gewöhnlich."

angehende Geisterpferd, das man je hätte sehen können; wie schauerlich und komisch zugleich, wenn es, von irgend einem Kobold geritten, daher galoppirt wäre, beständig stolpernd mit den unbehülflichen, steifen Beinen und beständig wackelnd mit dem viel zu schweren Kopfe!

Wenn wir uns auch nicht unbedingt für das Dasein von Spuckgestalten und Gespenstern aussprechen, so glauben wir doch lebhaft an leise Gespräche, welche das hohe, weitgereiste Schlachtroß mit dem kleinen, nicht über die Sattlerwerkstatt und den Marstall hinaus gekommene Voltigirpferd zur Erinnerung an alte, herrliche Tage für das Eine und zur Belehrung für das Andere hielten.

„Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?"

Wenn man nun zu diesem kleinen Gemach sehr niedrige Mansardenfenster nimmt, mit kleinen Scheiben, die angelaufen sind und trüb und dunstig in allen Farben des Regenbogens spielen und obendrein durch dichte Spinngewebe tief verschleiert sind, und wenn man hiezu die sonderbaren Fresken betrachtet, welche von der kunstreichen Hand talentvoller Stallbuben keck auf die schmutzig-gelben Wände geworfen, Bilder aus dem Stalldienst oder Stillleben im Stalle darstellend, so kann man dieses Gemach nicht geradezu wohnlich und annehmlich finden.

Die eben erwähnten Fresken waren entstanden zu einer Zeit, als das Zimmer eine Art von Carcer für die Stallbuben war, weßhalb sich hier namentlich Scenen aus dem Märtyrerthum verschiedener Reitzöglinge vorfanden.

Dort war der Oberkutscher Herr Mundels zum Sprechen ähnlich getroffen, wie er im Begriffe war, mit einer Hand von sechs Fingern eine ungeheure Ohrfeige auszutheilen; hier stand ein arabischer Hengst, der, wenn die Zeichnung vollkommen correkt war, was Körperschönheit anbetraf, freilich weit hinter dem Voltigirbock zurückblieb, und war derselbe in dem Moment aufgefaßt, wo er sich vermittelst mehrerer, der Anatomie bis

„Ich denke, ist nicht ein wenig Reue dabei?“ fragte der Chorist lauernd, „Reue über das vorhin Vorgefallene?“

„Auch das vielleicht,“ erwiderte der Andere seufzend, „wenigstens war es ein bedeutender und schwerer Moment meines Lebens.“

„Nun denn, so sei in des Himmels Namen vernünftig und nimm das Angebotene an.“

„Das will, wie ich Dir schon einmal sagte überlegt sein, eine Uebereilung wäre nie wieder gut zu machen.“

„Du bist unverbesserlich.“

„Ich fürchte das fast selbst — doch hier bin ich am Ziele — bis nachher.“

„Ich werde zu Hause auf Dich warten; Du kannst Dir denken, wie begierig ich bin, zu erfahren, wie Dich der Herr Intendant aufgenommen.“ —

Diese Aufnahme von Seiten des hochgebietenden Theaterchefs war nun so günstig und vielversprechend als möglich, darüber konnte der angehende dramatische Schriftsteller schon bei den ersten Worten, mit denen er empfangen wurde, nicht im Geringsten in Zweifel sein.

Es ist überhaupt eigenthümlich, daß man nirgends in der Welt sogleich so au fait gesetzt wird, wie mit wenigen Ausnahmen von dem Chef eines großen oder kleinen Theaters. Diese Herren haben für die angenehmen und für die nicht angenehmen Vorfälle ihres Geschäftslebens, ja, für bestimmt ausgesprochene Kategorieen von Leuten, mit denen sie zu thun haben, zwei ganz verschiedene Physiognomieen, mit denen man empfangen wird, wenn man sich als zu dieser oder jener Classe gehörend melden läßt.

Kommst Du als junger, angehender Schriftsteller mit unbekanntem Namen, so kannst Du überzeugt sein, daß Du beim Eintritt in das Zimmer des Theaterchefs diesen finden wirst in einem Fauteuil sitzend, die brennende Cigarre in der Hand, wie

er vor ſich auf dem Tiſche eine Menge Manuſcripte, ſo wie als Manuſcript gedruckte neue Werke berühmter und unberühmter Verfaſſer liegen hat. In einem wird er leſen und wird Dich über die Blätter hinweg mit einer gleichgültigen oder gar verdrießlichen Miene anſchauen.

‚Ah, Herr Bittermann, Sie bemühen ſich ſelbſt, mir das angekündigte Luſtſpiel zu bringen? Ehe Sie es mir aber überreichen, bitte ich Sie, ſich nicht der Hoffnung hinzugeben, daß es mir oder meinem Regiſſeur möglich ſein wird, Ihr Manuſcript vor Ablauf einiger Monate zu durchblättern. Bemerken Sie gefälligſt,‘ ſetzt er mit einer anmuthigen Handbewegung hinzu, ‚daß ich hier an Nummer zweihundert und vierzig bin, und daß die letzte eingelaufene dramatiſche Arbeit die Nummer achthundert und zwanzig trägt. Ermeſſen Sie danach ſelbſt, wann an Sie die Reihe kommt.‘

Vielleicht liſpelſt Du, den Hut demüthig auf den Bauch gedrückt, etwas von möglicher, freundlicher Berückſichtigung, worauf ſich das Geſicht des Theaterchefs in ernſtere Falten legen wird, und Du zur Antwort erhältſt: ‚wenn es Ihnen ſo außerordentlich eilt, ſo würde ich Sie doch bitten, es zuerſt bei einem andern Theater zu verſuchen.‘

‚O nein, gewiß nicht,‘ ſtotterſt Du. Du biſt überzeugt, daß Dein Manuſcript hier in den beſten Händen iſt, Du willſt nur noch ganz gehorſamſt bitten, einen jungen Autor, deſſen ganze Zukunft vom Gelingen ſeines Werkes abhängt — dieſe Phraſe wird nämlich unter hundert Fällen neun und neunzig Mal gebraucht — möglicher Weiſe zu protegiren; darauf bedeutet Dir ein gnädiges Kopfnicken, daß Du Dich zurückziehen kannſt. Vielleicht haſt Du das Glück, während Du Deinen Rückzug im Taumel der Verlegenheit bewerkſtelligſt, noch einen Stuhl umzurennen, oder dem Wachtelhund des Theaterchefs hinter Dir auf die Pfote zu treten; auch kann Dir die Thür aus Unvorſichtigkeit

ſchallend zuſchlagen, alles Dinge, die indeſſen Deinem Stücke weder hinderlich noch fördernd ſein werden.

Iſt es ein wirkliches Manuſcript, ſo wird es der Chef dort liegen laſſen, wo Du es hingelegt, ſpäter bekommt es dann vielleicht von dem Sekretär die Nummer achthundert und einundzwanzig und verſchwindet vor der Hand ſpurlos. Möglich, daß Du eine zweite Abſchrift Deines Werkes einem andern Theater eingereicht, wo es durch irgend einen Zufall in Betrachtung gezogen, für gut befunden und gegeben wurde, daß deſſelben alsdann in den Zeitungen lobend erwähnt wird, und daß ſich vielleicht in Folge davon der Theaterchef der Nummer achthundert und einundzwanzig erinnert und ſie unter vergilbten Papieren hervorſuchen läßt; doch ſind das Ausnahmen, auf die man nicht rechnen darf. Haſt Du aber Dein Werk gedruckt eingereicht, ſo nimmt es der Chef dann wohl in die Hand, lieſt den Titel, und dieſes iſt der große Augenblick, welcher vielleicht über Deine Zukunft entſcheidet. Klingt er pikant oder anregend, ſo wäre eine Möglichkeit vorhanden, daß der Leſer die erſte Scene flüchtig überfliegt, und auch dort durch irgend etwas gefeſſelt, das ganze Heft durchſieht oder es wenigſtens einem ſeiner Regiſſeure zur Durchſicht zutheilt; ſpricht aber von all' den eben angeführten mildernden Umſtänden keiner für Dein unglückliches Manuſcript, ſo ergeht es ihm wie ſeinem geſchriebenen Bruder: es erhält die unvermeidliche Nummer und taucht eben dort vielleicht auf ewig ins Meer der Vergeſſenheit.

Jemand, der bei Einreichung von Theater-Manuſcripten ſchon ſehr viel Unglück gehabt und immer unverdienter Weiſe, wie er mir feierlich verſichert, erzählte mir einmal, es ginge ganz eigenthümlich zu beim Durchſehen und Ausſuchen neuer Theater-Manuſcripte unbekannter Autoren. Da ſetzt ſich der Theaterchef mit den Regiſſeuren zuſammen, ſie nehmen einen Würfelbecher mit drei Würfeln und legen dazu drei Dutzend neue Stücke auf

den Tisch, numerirt von eins bis sechsunddreißig; jeder wirft einen Pasch und nimmt sich analog der geworfenen Augen das betreffende Manuscript zur Durchsicht. — Das ist aber Verleumdung, und ich kann aus Erfahrung versichern, daß dem nicht so ist. Der Theaterchef theilt jedem seiner Regisseure eine Partie Stücke zu, und dieser wird nun daraus die Werke zur Aufführung empfehlen, worin er selbst oder seine guten Freunde eine bedeutende, effektvolle Rolle haben, versteht sich von selbst, wenn das Stück nicht unwürdig ist.

In einzelnen Fällen, wo der Autor bekannt ist oder sein Werk schon anderswo mit Erfolg gegeben, liest auch der Theaterchef höchstselbst das Manuscript durch und bestimmt die Vertheilung der Rollen, ein Fall, wie er im Verlauf unserer wahrhaftigen Geschichte vorliegt und auf den wir zurückkommen.

Der Intendant des Hoftheaters empfing den jungen Schriftsteller, wie wir bereits bemerkten, auf eine zuvorkommende und deßhalb möglichst viel versprechende Art. Wir brauchten Letzteres eigentlich gar nicht anzuführen, weil es eine zu bekannte Thatsache ist, daß, wenn ein Theaterchef einen Dichter oder Künstler auf eine zuvorkommende Art empfängt, er eines Erfolges sicher sein kann.

„Setzen Sie sich, Herr Bander," sagte der Chef des Hoftheaters, und obgleich er selbst stand und stehen blieb, so hatte der junge Schriftsteller schon so viel Lebensart, um sich, dem erhaltenen Befehle gemäß, ohne weitere Complimente auf dem ihm angedeuteten Stuhle niederzulassen. Darauf setzte sich der Chef ebenfalls in seinen Fauteuil, nahm ein Lineal in die Hand, mit dem er gern zu spielen pflegte, und sprach es auf die wohlwollendste Art aus, daß er von competenter Seite aus sehr für das Lustspiel eingenommen sei, und daß er deßhalb Herrn Bander habe kommen lassen, um es selbst aus seiner Hand zu überneh-

men. „Für Ihren verunglückten Verſuch bei der Oper,“ fuhr er in einem gewinnenden Tone fort, „bin ich ohnedies gern bereit, Ihnen Veranlaſſung zu einer glänzenden Revanche zu geben, und es ſoll mich freuen, Ihren Namen dieſes Mal am Kopfe des Zettels zu leſen.“

Wenn der Intendant eines Hoftheaters ſo mit einem angehenden Dichter ſpricht, ſo muß dieſer Dichter ein koloſſales Talent ſein oder außerordentlich protegirt, und nebenbei iſt ſo viel gewiß, daß er verpflichtet iſt, für eine ſolche Aufnahme ſeinen tiefgefühlten Dank zu ſtammeln.

Das that denn auch Herr Vander, und als er hierauf ſein Manuſcript hervorzog und der große Augenblick kam, wo er es in die Hände des Mannes legte, der ihm die Pforten zum Tempel des Ruhmes öffnen wollte, da ſprach er lebhaft ſein Bedauern aus, daß ſein Manuſcript nicht gedruckt ſei, ja, daß er in der Geſchwindigkeit, mit der er herbefohlen, nicht einmal für eine ſaubere Abſchrift habe ſorgen können.

Der Intendant war ſo gütig, darüber lächelnd hinwegzugehen, und als er das Heft durchblätterte, ſagte er: „Für die nothwendigen Abſchriften und das Ausſchreiben der Rollen werde ich noch acht Tage geſtatten, alſo können wir, wenn es Ihnen genehm iſt, auf nächſten Donnerſtag eine Leſeprobe anſetzen. In der Zwiſchenzeit werde ich Sie noch einmal zu mir bitten, um Ihre Anſicht über die Beſetzung der Rollen zu vernehmen.“

Vander war gerührt, überwältigt, geblendet von all dieſer Freundlichkeit; er, der heute Morgen kaum daran gedacht hatte, daß ſein Stück angenommen werden könnte, ſah dieſe Hoffnung jetzt auf ſo glänzende Art erfüllt, daß die Leſeprobe ſeines Stückes ſchon in ganz kurzer Zeit angeſetzt und daß der Intendant in ſeiner Freundlichkeit ſo weit gegangen war, ſein Urtheil in Betreff der Beſetzung der Rollen zu hören.

Er wußte nicht, auf welche Art er sich nach all dem Glücke bei dem Chef des Theaters, der sich nun von seinem Fauteuil erhoben hatte, verabschiedete, ob er seine Gedanken gehörig ausgesprochen oder nicht. Er fand sich mit einem Male vor der Thür des Apartements stehend, während er schwindelnd nach Athem schnappte. Er eilte wie berauscht nach Hause, um seinem Freunde diese glückliche Nachricht mitzutheilen, ja, er war von derselben so total eingenommen, daß er erst dann wieder an die Ereignisse des heutigen Morgens und an Rosa dachte, als sein Blick zufällig auf das Kästchen fiel, woraus er vor einer Stunde das bewußte Tuch genommen.

Der Intendant hatte sich, sobald ihn der junge Mann verlassen, an seinen Schreibtisch gesetzt und folgendes Billet geschrieben:

„Mein hochverehrtes Fräulein!

„Als genügende Antwort auf Ihre liebenswürdigen Zeilen von so eben, brauche ich Ihnen wohl nur zu sagen, daß ich das bewußte Manuscript in meinen Händen habe, daß ich es flüchtig, aber doch mit einer gewissen Genugthuung durchblättert und auf nächsten Donnerstag eine Leseprobe davon angesetzt. Ist es möglich, Ihren Wünschen entschiedener und rascher nachzukommen, und darf ich das Gleiche in Betreff unseres neuen, großen Ballets hoffen? — Gewiß, denn ich kenne Ihre freundliche Bereitwilligkeit, was den Dienst anbelangt. Empfehlen Sie mich der Gräfin Lotus und lassen Sie mich die Hoffnung aussprechen, Sie bei dem morgenden kleinen Diner dort zu sehen.

„Ihr ganz ergebener ꝛc.“

Wir können dem geneigten Leser sagen, daß während der anberaumten acht Tage die Rollen des neuen Stückes pünktlich

abgeschrieben wurden, daß der junge Dichter noch einige Unterredungen mit dem Chef des Theaters hatte und daß während dieser Zeit Herr Richter seinen Vorsatz ausführte, den er damals bei seinem Diner gefaßt, — es nämlich zu verhüten, daß es zwischen Vander und Tante Rosa zu irgend einer Erklärung komme, was er einfach dadurch bewirkte, daß er seinen Freund nicht aus den Augen ließ und das Zimmer hütete, wenn das junge Mädchen, was noch einige Male geschah, mit dem Knaben sich einfand.

Vander hätte einer solchen Vormundschaft allenfalls entgehen können, doch bebte er zurück vor dem Augenblicke, wo es zwischen ihm und Rosa zu einer Erklärung kommen mußte, und war glücklich, diesen für ihn erschreckenden Moment hinausschieben zu können. Wenn auch seine unglückliche und, trotz alledem, was zwischen ihnen vorgefallen war, hoffnungslose Liebe zu ihr nicht schwächer geworden, war es ihm doch momentan bei der Aufregung, welche ihn glücklicher Weise durch sein Stück beherrschte, möglich, sich selbst einzureden, das Bild des geliebten Mädchens sei zurückgetreten, sei verblichen, wobei er hoffte, daß ein glänzender Erfolg es ihm vielleicht ermöglichen könnte, sich ganz von ihr loszureißen. Freilich kamen dazwischen auch wieder Augenblicke, wo ihr Bild so lieblich und glänzend, so mild und hingebend vor seinem inneren Auge erschien, daß er wohl fühlte, er werde es nicht vergessen können, daß seine Lippen auf den ihrigen geruht, daß sie ihm gesagt: küsse mich, küsse Deine Braut! Daran knüpfte er wohl hastig die kühnsten Hoffnungen mit flatternden, glänzenden Fäden seiner Phantasie, die aber alle wieder zerrissen und davonflogen vor einem einzigen nüchternen Gedanken der Wirklichkeit — Rosa die Tänzerin und er! Doch war es eben wieder ein solcher erkältender Gedanke, der ihn seine Hand ingrimmig zusammenballen ließ, der ihm aus dem Innersten seines Herzens die Worte auspreßte: Fahre hin, falsches Bild,

das ein frevelhaftes Spiel mit meinem Herzen getrieben! Hattest Du eine Luſt daran, mich zu quälen, ſo werde ich auch wohl die Kraft finden, Dich zu vergeſſen!

Wir könnten nun ferner im Verlauf unſerer wahrhaftigen Geſchichte dem geneigten Leſer ganz einfach ſagen, die Leſeprobe fand ſtatt und — doch haben wir ſchon oft den Vorwurf ertragen müſſen, als liebten wir zuweilen die nicht motivirten Abkürzungen, und glauben deßhalb doppelt im Intereſſe dieſes freundlichen Leſers zu handeln, wenn wir ihm, der uns ſchon ſo oft muthig durch die Dämmerung wie durch den Glanz des Theaters gefolgt iſt, auch einen Blick gewähren in die Myſterien einer Leſeprobe.

Das Gemach, welches hierzu benutzt wird, liegt der Bühne entgegengeſetzt am anderen Theile des weitläufigen Gebäudes und ſtößt an die Theater-Bibliothek, einen ſtillen und friedlichen Raum, wo auf langen Regalen hinter grünen Merino-Vorhängen all die Ausgaben der dramatiſchen Werke ſtehen, welche vor langen Jahren auf der Bühne geglänzt, heute vergeſſen und verſchollen ſind, neben anderen, aus deren Reihe die kundige Hand des Bibliothekars jetzt noch dann und wann eines hervorſucht, um es dem Chef vorzulegen, damit bei der Armuth an neueren guten Stücken trotz der achthundertundeinundzwanzig Nummern mit einem älteren und renommirten Stücke ein neuer Verſuch gemacht werde.

Der Bibliothekar iſt ein alter Mann, der einen grauen Rock trägt, mit einem dunkeln Schreibärmel am rechten Arm, in Filzſchuhen einherſchleicht und der alle Minuten einmal hinter der vorgehaltenen Hand hüſtelt.

Sobald die Theaterkanzlei geöffnet wird, bis zum Abend, wo man ſie wieder ſchließt, iſt er hier zu finden und beſchäftigt, ſeine Bücher einzutragen und zu ordnen, ſo wie Schreibereien zu beſorgen, die auf das Einlaufen und Zurückſenden von

Manuscripten Bezug haben. Zu viel hat der alte Mann eigentlich nicht zu thun und es ist sein Amt eine Art Ruheposten, zu dem er von der Verwaltung der Herren-Garderobe hinweg befördert wurde. Um sich auch trotz seiner vielen Freistunden den Anstrich großer Geschäftigkeit zu geben, sieht man ihn nie auf einem Stuhle sitzen, sondern wenn er ein Buch nimmt, und dies enthält dann gewöhnlich ein altes, längst vergessenes Stück, worin seine Freunde oder Freundinnen eine Rolle spielten, so hockt er auf der Treppe, die zum Herabholen der Bücher bestimmt ist, um sich dadurch den Anschein zu geben, als lese er nur so im Vorübergehen.

Auf dieser Treppe ertheilt er auch den andern Beamten dieses großen Hauses Audienz, und da der Bibliothekar, Herr Limmer, ein Mann ist, der viel gesehen und erfahren, so sind diese Audienzen zahlreich und betreffen nicht nur den Dienst allein, sondern sein kostbarer Rath wird auch bei Vorkommnissen des Privatlebens gern in Anspruch genommen.

Der neue Garderobe-Verwalter, der ihn abgelöst, übrigens auch schon ein alter Knabe, gibt sich immer noch gern das Ansehen, als betrachte er den Bibliothekar als seinen obern Chef, als ein Orakel, und darin hat er gewissermaßen Recht, denn das Gedächtniß des Herrn Limmer ist wie ein Lagerbuch, und er weiß noch ganz genau anzugeben, wie der Pontifex maximus bei der ersten Aufführung der Vestalin angezogen war, was doch schon geraume Zeit her ist, und erinnert sich, daß dazumal der Wagen Sarastro's von ein paar sehr künstlich hergestellten Löwen gezogen wurde.

Klagen des Garderobe-Verwalters über die stets steigenden Forderungen der jüngeren Künstler, ja, der Choristen, nimmt er achselzuckend entgegen, und tröstet vielleicht seinen Nachfolger, wenn dieser ihm einen ganz besonderen Fall von Uebermuth erzählt, indem er sagt: „Das alles ist bei mir auch schon vor-

gekommen; sehen Sie, Lieber, wenn so Einer vom Leben zu uns hereingeschneit wurde, so Einer, der sich einer guten Familie rühmt, der vielleicht vom Schreibtisch weglief oder von der Hochschule, und der die Lippen spöttisch aufzog, wenn seinem, freilich uns noch unbekannten Verdienste gegenüber die Costumes nicht von Sammt und Seide waren, wenn die Tricots für ihn nicht eben aus der Fabrik kamen, oder wenn er nicht an jedem Abend sein frisches Schminktuch erhielt, da ließ ich mich in gar keine unnöthigen Erörterungen ein, sondern dachte nur, lassen Se ihn nur seine Hörner abstoßen, den werden mer och noch kurz kriegen! und ich kann Se versichern, mer hawen se noch alle kurz gekriegt."

Dabei saß der alte Limmer, während er so sprach, auf seiner Treppe, hatte sein spitzes Kinn in die Hände gestützt und wiederholte kopfnickend: „Alle hawen mer se noch kurz gekriegt, sind mer doch schon verschiedene Generationen durch die Finger gegangen. Ich sage Euch, mein lieber Freund, Weltenstürmer, nur so dem Dutzend nach, sahen sich in der Garderobe um, wann sie kamen, die Oberlippe verächtlich aufgezogen, und verlangten immer was Besseres, erkundigten sich nach der Gage des ersten Tenors und meinten achselzuckend: wann ich einmal so weit bin, werde ich andere Forderungen stellen — und alle hawen mer noch kurz gekriegt; — fragten auch wohl, ob nicht für ganz besondere Talente vielleicht die Stelle eines Ober-Regisseurs besetzt würde — aber alle hawen mer se kurz gekriegt; — oder meinten, bei ganz was Besonderem sollte die verehrliche Hoftheater Intendanz auch Plätze auf der ersten Gallerie bewilligen — hawen se alle kurz gekriegt; — und wenn sie einmal ein Jahr oder zwei Jahre da waren, da nahmen sie gern mit alten Trikots fürlieb und mit den Lumpen, wie sie unsere schöne Garderobe zu nennen beliebten, und aßen ihr Stück Wurst aus der Hand und gingen geduldig im Regen nach Haus, ohne rückwärts zu schauen. — Ja,

jetzt unbekannter Gelenke in seinem Rückgrathe, auf's allermerkwürdigste bäumte.

Daneben sah man Hinrichtungen verruchter Verbrecher, so wie einige Stallobere gezeichnet, sinnreich mit der Erscheinung einiger handfester Mägde in Verbindung gebracht, wie sie handgreiflich auf verbotenen Wegen giengen.

Bei Abend dagegen, wenn namentlich, wie es heute der Fall war, in dem Zimmer einige Talglichter brannten, wenn der große Ofen in der Mitte eine behagliche Wärme ausströmte, so daß der Schlitten-Eisbär vor Wärme beinahe zu heulen anfieng, — eine merkwürdige Thatsache, welche die Menageriebesitzer zu behaupten pflegen, — wenn die leblosen Gestalten rings umher, wie heute, mit lustigen Gesichtern besetzt waren, so befand man sich nicht so übel in dem alten Kutscherzimmer.

Wenn wir so eben von den leblosen Gegenständen rings umher sprachen, die von den Anwesenden besetzt seien, so ist dieß buchstäblich zu verstehen; denn da es in dem Kutscherzimmer an Stühlen und Bänken fehlte, so wurden Schlitten oder Sattelböcke zum Liegen oder Sitzen benutzt.

Der Oberkutscher, Herr Mundels, welcher die Einladung Joseph's auf eine Herzstärkung herablassend angenommen, hatte es sich in einem Schlitten bequem gemacht und ruhte in dem Bauche des erwähnten Eisbären, denselben vollkommen ausfüllend; hinter ihm auf der Wurst hockte ein Vorreiter, die Peitsche im Stiefel, und ein anderer Kutscher hatte sich vorn auf das Trittbrett gesetzt, dem Vorgesetzten die Aussicht auf den Ofen und den Punsch gehorsamst freilassend. Joseph befand sich neben dem Ofen selbst, schüttete Rum und warmes Wasser in eine sehr große Waschschüssel, schnitt Citronen und Zucker hinein, ungefähr in denselben Dimensionen, wie man den Pferden das Brod einbrockt, und rührte diese Brühe behutsam mit einem zinnernen Löffel um, nachdem er denselben vorher vermittelst seines Sacktuches vom Staube gereinigt.

ja, mein Lieber, dieſes Haus iſt dazu gemacht, um jemand kurz zu kriegen, das verzehrt, das conſumirt, das frißt Jugendkraft und Schönheit — iſt es uns vielleicht anders gegangen?

„Als ich daher kam, war ich ein ganz verflucht hübſcher Kerl und hatte dichte, krauſe, blonde Locken, wie man ſie heute ſelten mehr zu ſehen kriegt, und dachte mir auch: ſo in ein paar Jährchen, dann biſt Du oben drauf, ziehſt dich mit einem tüchtigen Erſparten ins Privatleben zurück und lachſt, wenn Du bei dem düſtern Hauſe vorbeigehſt.“

Herr Limmer ſchüttelte mit dem Kopfe, als er fortfuhr: „Und es hat mich auch nicht losgelaſſen, es hat mich auch kurz gekriegt, und läßt mich nicht mehr fahren. Ja, wenn ich Abends nach Hauſe ſchleiche, da muß ich immer vom Platze drunten zurückblicken auf die dunkeln Fenſter meiner Bibliothek, und es iſt mir gerade, als rieſen ſie mir zu: Gute Nacht, Limmer, vergiß nicht, morgen früh wieder zu kommen! Wahrhaftig, ich fühle oft an meinen Fuß, ob ich da nicht einen Faden habe, der mich nur ſo weit flattern läßt, als er lang iſt, und deſſen kann ich Euch verſichern,“ ſagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln zum Garderobeverwalter, „wenn der Faden einmal reißt und der alte Limmer am andern Morgen nicht mehr kommt, da möchte ich das kurioſe Blinzeln von den Fenſtern hier ſehen und möchte wohl hören, wie es dort hinter den alten Merinovorhängen ziſchelt. Aber wie ich geſagt, bleibt es wahr: Kurz gekriegt werden mer alle!“ — —

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Eine Leſeprobe.

In dem Zimmer neben der Bibliothek, wo die Leſeproben gehalten werden, ſteht ein großer Tiſch mit grünem Tuche behängt, an deſſen oberem Ende ſich ein Lehnſtuhl befindet, und vor dieſem ein Schreibzeug, der Sitz des präſidirenden Regiſſeurs; vor allen andern Stühlen, die zahlreich um den Tiſch herum ſtehen, liegen auf demſelben weißes Papier und zu jedem ein Bleiſtift, damit die Leſenden Notizen und Bemerkungen machen können.

Der Vorſitzende bei der heutigen Leſeprobe unſeres Freundes Bander iſt Herr Regiſſeur Schmelzer, ein ernſt, faſt finſter ausſehender Mann in den beſten Jahren; es iſt dies freilich hier ein ſehr dehnbarer Begriff, denn dramatiſche Künſtler befinden ſich immer in den beſten Jahren, da jedes der verſchiedenen Rollenfächer eine andere Altersklaſſe bedingt. Herr Schmelzer, der Helden und Väter ſpielt, behauptet, zwiſchen Vierzig und Fünfzig zu ſein; er hat ein tiefes, etwas polterndes Organ, iſt aber in Wirklichkeit nicht ſo bärbeißig, wie er dem Charakter ſeiner Rollen gemäß ſich angewöhnt hat, zu ſcheinen.

„Junger Mann," ſagte er zu dem dramatiſchen Schriftſteller, „ich habe mit Bedauern Ihrem Mißgeſchick neulich angewohnt und kann Ihnen verſichern, daß, wenn meine Collegen von der Oper redlicher gegen Sie verfahren wären, Ihnen dieſer Unfall nicht zugeſtoßen ſein würde; man hätte Ihnen ſagen ſollen, daß Ihre Stimme nicht ausreichte, um ſich von der Bühne herab hören zu laſſen; im Zimmer ein Lied vorzutragen, das iſt was ganz Anderes, aber — aber — Nun, gehen wir darüber hinweg. Glauben Sie mir, junger Freund — bei dieſen Worten faßte er

die Hand Vander's mit einer Heimlichkeit, als sei er das Haupt irgend einer Verschwörung und wolle sich einem Andern, ohne daß es der Tyrann auf seinem Throne sähe, zu erkennen geben — glauben Sie mir — während er das sagt, rollt sein Auge finster und seine Stimme klingt tief und ausdrucksvoll — Sie haben den besseren Theil erwählt, es ist da oben doch nichts mehr. Die wahre Kunst vermag nicht durchzudringen, nur Intriguen gelingen und Protektion muß das wahre Talent ersetzen, ah — schauderhaft!"

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Regisseur, für Ihre dankenswerthe Aufrichtigkeit," erwiderte der junge Schriftsteller, „und da ich überzeugt bin, daß Sie mir dieselbe auch bei meinen neuen Leistungen nicht vorenthalten werden, so bitte ich Sie dringend, mir ein aufrichtiges Wort zu sagen über das Stück, das Sie ja gelesen haben, Herr Regisseur."

Herr Schmelzer nickte dreimal mit dem Kopfe, ehe er sagte: „Gelesen, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, es in Scene zu setzen. Das, junger Mann, aus meinem Munde zu hören, könnte Ihnen schon genügend sein, doch setze ich gern hinzu, das Stück ist gut und wird aller Voraussicht nach Erfolg haben."

Vander, in überwallendem, freudigem Gefühl, dies aus kompetentem Munde zu hören, faßte mit beiden Händen die Rechte des Herrn Schmelzer und drückte sie innig, worauf dieser große Mime, gerührt von diesen Beweisen des Dankes, seinen linken Arm um die Achsel Vanders legte und sein Haupt eine Sekunde lang auf dessen Schulter hinabneigte und ihm auf diese Weise durch Applicirung des Theaterkusses sein ächtes und gerechtes Wohlgefallen auf's deutlichste zu erkennen gab.

Als Herr Schmelzer aus dieser Attitude seine gewöhnliche Stellung wieder eingenommen, sagte er: „Ich habe noch mehr für Sie gethan, als Ihr Werk durchgelesen, ich habe ein paar nothwendige Striche angebracht, mir ein paar Kürzungen er-

laubt und einige Sachen mit Notabene's verſehen, ja, etwas, das Ihnen vielleicht kleinlich erſcheinen wird, durch Ausradiren aus bereits abgeſchriebenen Rollen verſchwinden laſſen. Letzteres war aber von höchſter Wichtigkeit."

„Habe ich mir vielleicht einen unziemlichen Ausdruck erlaubt?" fragte der junge Schriftſteller erſchrocken; „jedenfalls aber," ſetzte er mit einer Verbeugung hinzu, „bin ich Ihnen für alle Aenderungen, die von Ihrer Hand nur Verbeſſerungen ſein können, ſehr dankbar."

„Sie ſind ein verſtändiger junger Mann," erwiderte der große Mime geſchmeichelt, „und ich bin feſt überzeugt, Sie werden Ihren Weg machen. Um Ihnen aber zu beweiſen, daß ich nicht nur denkender Künſtler, ſondern auch ſehr denkender Regiſſeur bin, ſo will ich Sie auf meine Aenderungen aufmerkſam machen, deren Richtigkeit Ihnen in die Augen ſpringen muß. Die Geſandtin in Ihrem Stück iſt die Rolle unſerer erſten Liebhaberin, eine vortrefflich gezeichnete Weltdame, jung, ſchön, eroberungsſüchtig, hat noch ihre kleinen Verhältniſſe, was alles außerordentlich wahr und gut geſchildert iſt. Aber, mein junger Freund, Sie laſſen im zweiten Akt, ich glaube in der dritten Scene, die Herzogin erzählen, ſie, die Geſandtin, habe ihre Tochter beſucht, welche ſich in der Penſion befinde. Nun erlauben Sie mir, eine Tochter in einer Penſion iſt doch mindeſtens zwölf bis vierzehn Jahre alt, da nun aber eine erſte Liebhaberin auf dem Theater nie aus den Zwanzigen herauskommt, ſo iſt dieſes mütterliche Verhältniß zu einer vierzehnjährigen Tochter eine Unmöglichkeit. Deßhalb änderte ich das im Intereſſe Ihres Stückes ſo ab, daß die Geſandtin erzählt, ſie habe ihr Töchterchen beſucht, welches ſich zur Erholung auf dem Lande befinde; das Töchterchen kann nun fünf bis ſechs Jahre alt ſein, und die Dehors ſind gerettet — Stichfeld-Holzelfinger würde es abſurd finden, ihr eine Tochter von vierzehn Jahren zuzumuthen."

„Aber in der Wirklichkeit —“ erlaubte ſich Herr Bander zu ſagen, worauf ihn Herr Schmelzer haſtig unterbrach: „Lieber junger Freund, die Bretter, welche die Welt bedeuten, ſind aber für die meiſten unſerer Damen und Herren kein Spiel der Wirklichkeit, ſondern eine Vergnügungs- und Verſchönerungs-Anſtalt.“

In dieſem Augenblicke rauſchte ein ſchwerer ſeidener Stoff in's Zimmer, welcher eine hübſche junge Dame umgab, die ihren blonden Kopf, ſo wie ſie der beiden Herren anſichtig wurde, etwas in die Höhe hob und affektirt in das vorgehaltene Schnupftuch huſtete.

„Fräulein Sprudelich,“ ſagte der Regiſſeur mit großer Würde, „erlauben Sie mir, Ihnen Herrn Bander vorzuſtellen, — Herr Bander, der ſich glücklich ſchätzt, eine bedeutende Rolle ſeines Stückes in Ihren Händen zu wiſſen.“

Die Künſtlerin nickte etwas ſteif mit dem Kopfe, worauf ſie eine Sekunde ihre Augen ſchloß, dieſelben hierauf wieder öffnete und ſpöttiſch lächelnd fragte: „Eine bedeutende Rolle des Stückes wäre mir zugetheilt worden? Ich bin überzeugt, Herr Bander, den ich ſchon früher das Vergnügen hatte, zu ſehen, war es nicht, der mir dieſe bedeutende Rolle zutheilte, darin erkenne ich meinen Feind, den Lord. Gewiß ſind in dieſem, wie man ſagt, ſehr guten Stücke andere Rollen, die mir beſſer gepaßt hätten; die Blech hat eine Herzogin erhalten — ja natürlich, zu einer ſolchen Rolle muß man ein vornehmes, edles Weſen haben.“

„Geſtatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, Fräulein Sprudelich,“ entgegnete der Regiſſeur, „daß die Herzogin, welche man der Fräulein Blech allerdings zugetheilt hat, eine Frau von mindeſtens vierundzwanzig Jahren iſt — eine Mutter.“

„O, es gibt auch Mütter von achtzehn Jahren.“

„Daß dieſe hier älter ſein muß, dafür müſſen Sie mit dem Verfaſſer rechten; ich bin nicht im Stande, ſie jünger zu machen, natürlicher Weiſe ſie mit einem kleinen ſ geſchrieben.“

Fräulein Sprudelich zuckte mit den Achſeln und ſprach nach einem neuen Huſten-Anfalle: „Jede Andere würde bei meinem Katarrh nicht zur Probe kommen, aber ich kann es nun einmal nicht laſſen, auf das umfaſſendſte meine Pflicht zu thun; auch jetzt wieder,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihre Uhr hervorzog, „ich war Punkt zehn Uhr da. Natürlicher Weiſe kommen die Künſtler und Künſtlerinnen erſten Ranges eine Viertelſtunde ſpäter: man läßt ſich gern erwarten. Apropos,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, während ſie den Regiſſeur ans Fenſter zog, „ich möchte gern in meiner Rolle ein paar Kleinigkeiten ändern; ein junges Mädchen kann doch nicht ſagen: er hat mich geküßt.“

„Wenn es aber die Wahrheit iſt?“ meinte der verſtändige Regiſſeur. „O, liebenswürdige Clementine,“ ſetzte er mit einem höchſt freundlichen Blick hinzu, „es wird doch wohl wahr ſein!“

„Sie ſind ein unausſtehlicher Menſch!“ —

„Leider in Ihren Augen!“

„Dann heißt es auch einmal,“ fuhr ſie flüſternd fort: Mein Buſen wallt; das werde ich mir ändern, was meinen Sie? — Wenn Sie lachen, ſo ſpreche ich keine Silbe mehr mit Ihnen.“

„Ich bin ernſt, wie ein Philoſoph, und ſage Ihnen, wie Sie wiſſen, immer die Wahrheit; auch das können Sie ſagen, denn es iſt die Wahrheit.“

Unterdeſſen waren noch mehrere Andere ins Zimmer getreten, Herren und Damen, aber leider von untergeordnetem Range, denn ſie hielten ſich in der Nähe der Thür auf, und nur eine hübſche Choriſtin, welche ſich zuweilen bis zur Kammerjungfer verſtieg und Meldungen von drei bis vier Worten zu machen hatte, wagte ſich ein paar Schritte ins Zimmer herein.

Richter's lange Geſtalt war ebenfalls unter der Thür zu erblicken, denn er hatte es durchgeſetzt, daß er als Bedienter im Hauſe der Gräfin melden durfte: es ſei ſervirt. Er nickte Bander freundlich zu, der alsbald zu ihm hintrat.

Endlich kamen auch die Künſtler erſten Ranges, Madame Stichfeld-Holzelfinger mit dem Herrn Süder und Herrn Norder, zwei Künſtlern, die ſich, wie das zuweilen vorkommt, nicht beſonders ausſtehen konnten. Alle dieſe Herrſchaften ſtellte der Regiſſeur dem jungen Schriftſteller vor, und es nahm die erſte Liebhaberin eine tiefe Verbeugung mit einem gnädigen Kopfnicken hin, Herr Norder that ebenfalls nicht viel mehr in der Begrüßung, und da Herr Süder dies ſah, ſo ergriff er die Rechte Bander's, ſchüttelte ſie ſo heftig wie möglich und ſagte ihm, er freue ſich ſehr, den Verfaſſer dieſes höchſt geiſtreichen Stückes kennen zu lernen.

Fräulein Sprudelich, welche mit der Madame Stichfeld-Holzelfinger in keinem beſſeren Verhältniſſe zu ſtehen ſchien, als die beiden obengenannten Collegen, hatte ſich ans Fenſter geſtellt und blickte auf den Platz hinaus, worauf die Andere auf eine nicht laut ausgeſprochene Bemerkung Norders: es ſcheine ihm, der Verfaſſer habe den Ton, der unter vornehmen Leuten herrſche, nicht beſonders getroffen, die ſehr an den Haaren herbeigezogene Bemerkung machte: um überhaupt zu wiſſen, was guter Ton und Lebensart ſei, müſſe man ſich in anſtändiger Geſellſchaft bewegen, was aber Manchem und Mancher unmöglich ſei.

Auch Fräulein Blech erſchien, und da Fräulein Sprudelich doch jemand haben mußte, mit der ſie ſich angelegentlich unterhalten konnte, ging ſie ihr freundlich entgegen, führte ſie raſch ans Fenſter und zeigte ihr auf dem Platze irgend etwas ganz Gleichgültiges, was aber in ihrer Pantomime als etwas beſonders Merkwürdiges behandelt wurde. „Wenn wir ſie gar nicht anſehen," damit meinte Fräulein Sprudelich ihre Collegin, „ſo ärgert ſie ſich verdienter Maßen; hat ſie doch neulich ausgeſprochen, es komme mir zu, ihr einen guten Morgen zu ſagen, und dann werde ſie ſchon ſehen, was ſie darauf zu erwidern habe."

„Haben Sie in dem Stücke eine gute Rolle?“ fragte Fräulein Blech, „meine Herzogin iſt nicht ſo übel.“

„Was werde ich haben,“ erwiderte die Andere in nachläſſigem Tone, „ein junges Mädchen, Rollen, die man mir immer zutheilt, eine Liebesintrigue ohne alles tiefere Intereſſe! Ich kann Ihnen verſichern, liebe Blech,“ ſetzte ſie affektirt hinzu, „ich freue mich wirklich darauf, wenn ich ein paar Jahre älter ſein werde, um dann auch etwas Pikanteres zu bekommen.“

Das Lächeln, mit welchem die Herzogin dieſe Bemerkung beantwortete, war nicht ganz ohne herbe Beimiſchung, auch wollte ſie etwas erwidern, doch Fräulein Sprudelich fuhr raſch fort: „auf meiner Rolle ſteht Clementine D'Albert, Nichte der Geſandtin, und paſſen Sie auf, wie ich mich verſprechen werde.“

„Wenn es den Herrſchaften gefällig iſt,“ ſagte nun der Regiſſeur mit lauter Stimme, „ſo können wir anfangen. Es iſt ſchon ein Viertel nach zehn Uhr, — ſetzen wir uns!“

Er ſelbſt nahm am Ende des Tiſches auf dem Lehnſeſſel Platz, ihm zur Rechten und Linken ſetzten ſich die Künſtler und Künſtlerinnen erſten Ranges, wie Fräulein Sprudelich geſagt hatte, und dieſe ſelbſt begab ſich an das untere Ende des Tiſches, wo ſie auf die Frage des Herrn Süder über den Grund ihrer ungeheuren Beſcheidenheit lachend zur Antwort gab: „Erlauben Sie mir, darin finde ich gar keine Beſcheidenheit, denn wo ich mich befinde, bilde ich mir ein, daß es das obere Ende des Tiſches iſt.“

Ein ältlicher, etwas ſtarker College, mit rundem freundlichem Geſichte, ſo wie ein anderer, welcher lang und dürr war, und deſſen finſterer Geſichtsausdruck ſich nicht einmal aufklärte, als ihn alle Anweſenden mit großer Ehrerbietung grüßten, waren ſpäter eingetreten. Der ſtarke Mann hatte ſich neben dem Herrn Süder niedergelaſſen und ſagte: „Bruder, ich halte nicht viel von dem Stück, ich habe eine ganz erbärmlich kleine Rolle, nur vier

Bogen — die Schriftſteller von heut zu Tage verſtehen ihren Vortheil nicht.“

Der hagere, finſtere Mann ſchob ſich einen Stuhl neben den Regiſſeur, ſo daß er außer der Linie der Uebrigen ſaß. Er hatte ſeine Rolle aus der Taſche gezogen und tippte damit leicht auf die Schulter des Regiſſeurs, der hierauf mit lauter Stimme rief: „Alſo, meine Herrſchaften, fangen wir an! Oder hat irgend jemand vor der Hand noch etwas zu befehlen, damit wir nachher nicht geſtört ſind?“

„Ich finde es ſehr warm hier,“ meinte Herr Norder.

„Im Gegentheil, ſagte Herr Süder, „ich finde es faſt froſtig da,“ worauf die beiden Herren einen Blick austauſchten, der gerade nicht freundſchaftlich genannt werden konnte.

Ein paar jüngere Schauſpieler, der Attaché des Geſandten, ſo wie deſſen Freund hatten ſich in der Nähe von Fräulein Sprudelich niedergelaſſen und unterhielten ſich mit leiſer Stimme über einige pikante Stadtneuigkeiten, bis die junge Dame ſagte: „Nun iſt's genug, der große Mime hat ſchon einige Male einen finſtern Blick auf uns geworfen.“

„Er ſieht überhaupt nicht roſenfarben aus.“

„Gerade ſo, als ob er Mäuſe gefrühſtückt hätte.“ —

In einer Ecke des Gemachs am Fenſter ſaß Herr Bander mit einer Abſchrift ſeines Werkes in der einen und einem Bleiſtift in der andern Hand. Herr Schmelzer hatte ihm das angerathen, um ſich allenfallſige gute Bemerkungen der Künſtler aufſchreiben zu können.

Draußen im andern Zimmer hockte Herr Bibliothekar Limmer auf ſeiner Treppe und ſchickte ſich an, das Stück ebenfalls zu hören, wobei er leiſe vor ſich hinſagte: „Ich bin doch neugierig darauf, ob die den Schriftſteller nicht och kurz kriegen?“

Herr Richter lehnte in der Thür und hielt ſeine Rolle von einem Viertelsbogen mit großer Wichtigkeit in der Hand.

„Des Teufels Diener," las der Regisseur, „Lustspiel in drei Akten."

„Eine Künstlerkomödie ersten Ranges," flüsterte Fräulein Sprudelich ihrem Nachbar, dem Attaché zu, denn es spielt alles mit, was gut und theuer ist."

„Personen," fuhr Herr Schmelzer fort.

„Der Gesandte," sagte Herr Norder.

„Die Gesandtin," flüsterte Madame Stichfeld-Holzelfinger.

„Der Marquis — hier," sagte der finstere Mann mit einer Grabesstimme.

„Der Herzog von Albufera" — Süder.

„Die Herzogin" — Fräulein Blech.

„Clementine, die Tochter der Gesandtin," rief Fräulein Sprudelich mit lauter Stimme, worauf die erste Liebhaberin empor fuhr, der Collegin einen zornigen Blick zuwarf und sich darauf mit den Worten: „Erlauben Sie, das muß doch wohl ein Irrthum sein?" an Herrn Schmelzer wandte.

„Gewiß," sagte dieser, „es heißt ja deutlich: Clementine, Nichte der Gesandtin; bitte, mein Fräulein, wir wollen ruhig fortfahren."

„Auch das ist immer noch ein albernes Verhältniß," warf die Gesandtin in einem gereizten Tone ein — doch meinetwegen."

Es kann nun durchaus nicht unsere Absicht sein, dem geneigten Leser ein Stück zu verrathen, das er wahrscheinlich im Laufe der Zeit zu sehen bekommen wird, es würde sein Interesse abschwächen, ohne für unsere wahrhaftige Geschichte zweckdienlich zu sein; wir können nur im Interesse derselben und besonders in dem unseres jungen Freundes sagen, daß sich die Lesenden nach und nach animirten, daß eine gehobene, heitere Stimmung immer mehr zu Tage trat, und daß diese Symptome des Gefallens seines Stückes den jungen Schriftsteller, welcher klopfenden Herzens auf jedes Wort lauschte, unendlich glücklich machten.

Im Ganzen waren acht Perſonen hier verſammelt, worunter unſer Bekannter, der Herr Dubel, der neben dem Ofen auf dem defekten Sitz einer Kutſche ſaß, den er aus einem Winkel herbeigeſchleppt hatte.

Seinen Frack hatte der Schneider zwiſchen die Geweihe eines Schlittenhirſches zum Trocknen aufgehängt und fühlte ſich in dem ihm verheißenen und auch zu Theil gewordenen Kutſchermantel, durchglüht von dem warmen, ſtarken Getränke, äußerſt behaglich.

Jean, der nicht fehlte, hatte ſich ein Lager auf dem Boden zubereitet und ruhte da auf einem alten ledernen Sitzkiſſen. Zwiſchen dem Gaſtgeber ſelbſt und dem Jäger Lukas, der ebenfalls erſchienen war, hatte ſich ein kleiner Höflichkeitsſtreit entſponnen, indem Jeder dem Andern den Sattel des Schlachtroſſes anbot und Jeder mit dem Voltigirbock vorlieb nehmen wollte. Endlich aber drang Joſeph durch, der Herr Lukas ſchwang ſich auf den ſchwarzen Hengſt, und das alte Geſtell erzitterte, während er aufſtieg, wahrſcheinlich aus Freude über den ſtattlichen paſſenden Reiter; denn wie der Jäger da oben ſaß mit dem bleichen Geſicht und dem kohlſchwarzen Bart, in dem grünen, reich mit Gold geſchmückten Kleide, fiel es Jedem auf, wie ſehr Pferd und Reiter zuſammenpaßten.

Der Herr Dubel, der ſehr für das Wunderbare geneigt war, verſicherte, es ſei ihm, als müſſe der todte Hengſt jeden Augenblick anfangen zu wiehern; und der Oberkutſcher meinte, nachdem er einen tüchtigen Schluck von dem Punſch zu ſich genommen, es habe durchaus keinen Anſtand, daß der Jäger auf dem Schlachtroſſe, wie der ſelige Herr von Rodenſtein, der wilde Jäger, ſelbſt ausſchaue. Lukas ſelbſt fand dieſe Vergleichung außerordentlich paſſend und meinte, ein ſolcher Traum in dem gewöhnlichen, langweiligen Traum des Lebens würde ihm nicht ſo übel gefallen.

Joſeph ſchwang ſich, nachdem alle Gläſer gefüllt waren, auf den Voltigirbock und ſetzte ſich dort zurecht, beide Beine auf

Als der erste Akt beendigt war, ergingen sich die Anwesenden in recht beifälligen Aeußerungen, was immer ein sehr gutes Zeichen ist, und der Regisseur sagte zu dem finstern Manne: „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen jetzt den jungen Schriftsteller vorstelle," worauf der finstere Mann ernst und würdig die ehrfurchtsvolle Begrüßung Banders erwiderte und ihm sagte: „Ihr Stück ist nicht übel angelegt, und wenn wir es recht in die Hand nehmen, so möchte ich demselben fast ein Gelingen voraussagen."

Der zweite Akt begann und steigerte die Stimmung. Hier kam nichts Bemerkenswerthes vor, als daß Herr Richter mit seiner Meldung: Es ist servirt, aufzutreten hatte. Diese drei Worte aber sprach er mit so unerhörtem Pathos und so dröhnender Stimme, daß Herr Schmelzer ihm sagte: „Bitte, Herr Richter, brüllen Sie Ihre Worte nicht so furchtbar, Sie thun ja gerade, als hätten Sie zu melden, daß das Haus brenne."

„Ich möchte gern gehört werden," gab der Chorist zur Antwort, „doch werde ich mich bemühen, mein Organ zu mäßigen."

„Thun Sie das," erwiderte der Regisseur, „in einem vornehmen Hause spricht die Dienerschaft sehr leise; wenn das Publikum Sie erscheinen sieht, so weiß es ohnedies schon, was Sie wollen; also es ist servirt, der Gesandte bietet der Herzogin den Arm — alle ab — der Vorhang fällt."

Bei der Pause zwischen dem zweiten und dritten Akt geschah das Unerhörte, daß der Bibliothekar Herr Limmer langsam von seiner Treppe herabkroch und dem jungen Schriftsteller winkte, zu ihm heraus zu kommen. „Was die draußen über Ihr Stück sagen," meinte er alsdann kopfnickend, „ist alles schön und gut, aber sie thun es nur, weil ihre Rollen brillant sind; ich aber, der ohne alle Nebenabsicht ist, gebe Ihnen jetzt schon, nachdem ich den zweiten Akt gehört, die Versicherung, daß Sie ein hübsches Stück geschrieben haben. Fällt aber der dritte Akt nicht ab, und wissen Sie das Interesse des Publikums zu fesseln und

zu ſteigern, ſo werden Sie mit Ihrem Luſtſpiel einen großen Erfolg haben; denken Sie an mich, Sie werden das Publikum kurz kriegen."

Bander ergriff gerührt die Hände des alten Mannes und drückte ſie herzlich, worauf ſich dieſer wieder zurückzog, und der dritte Akt begann.

Was dieſen anbetraf, ſo ſchien er alle Erwartungen des Bibliothekars zu erfüllen, denn Bander bemerkte mit Entzücken, wie ihm dieſer bei jeder neuen Scene zuwinkte.

Auch alle die leſenden Künſtler und Künſtlerinnen ſchienen wirklich getragen von dem vortrefflichen Werke und laſen in ſo erregter Stimmung, daß manche Scene gerade ſo ging, als würde ſie auf der Bühne geſpielt. Am Schluſſe des Ganzen murmelte ſelbſt der finſtere Künſtler ſein Bravo, Herr Schmelzer ſchüttelte dem jungen Schriftſteller kräftig die Hand, und ſelbſt Madame Stichfeld-Holzelfinger reichte ihm die ihrige zum Kuſſe dar.

Der dicke Schauſpieler, mit dem runden vergnügten Geſichte, legte ihm ſeine rechte, gewichtige Hand derb auf die Schulter, ſah ihn mit einem freundlichen Blicke an und ſagte: „Es iſt wahrhaftig ein gutes Stück, nur hätte ich gewünſcht, junger Mann, daß Sie mir in meiner Scene des zweiten Aktes nach dem Dialog mit dem Geſandten vor meinem Abgange einen kleinen Monolog eingelegt hätten, verſtehen Sie mich, nur wenig, vielleicht zwei Seiten."

„Wenn Ihnen viel daran gelegen iſt, ſo kann ich das ja immer noch thun," erwiderte Bander, der in ſeinem Entzücken jedem einzelnen Wunſche der betreffenden Künſtler und Künſtlerinnen gern Rechnung getragen hätte.

„Nein, nein, laſſen wir es jetzt nur," gab der dicke Schauſpieler zur Antwort, „doch erfüllen Sie mir eine andere kleine Bitte," fuhr er fort, nachdem er ſeine Rolle aufgeſchlagen, etwas darin geſucht und gefunden hatte. „Hier! Da ſage ich zum Ge-

ſandten: Euer Excellenz verdanke ich wohl die mir gewordene Auszeichnung? Würde es Ihnen was verſchlagen, wenn wir dieſe Auszeichnung näher beſtimmten, wenn ich zum Beiſpiel ſagte: Euer Excellenz verdanke ich wohl das mir gewordene Großkreuz? Verſtehen Sie mich recht, junger Mann, dieſes Wort gibt mir alsdann Veranlaſſung, einen ſchönen Stern auf dem Fracke zu tragen, und ſo ein Stern ziert den Mann und die Rolle; man fühlt ſich ſchon gehobener, wenn man würdig dekorirt auftritt. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?"

„Ich gewiß nicht — wenn es Ihnen Vergnügen macht," erwiderte Bander raſch.

„Vergnügen gerade nicht," verſetzte der Andere ernſt und würdevoll, „es geſchieht nur, um Ihr Stück ſo ſchön als möglich auszuſchmücken."

„Wofür ich Ihnen unendlich dankbar bin."

„So werde ich mich der Mühe dieſer Aenderung unterziehen."

Eiliger, als ſie gekommen waren, hatten alle Anweſenden das Zimmer nun verlaſſen, und in kurzer Zeit war Bander mit ſeinem Freunde Richter allein.

„Was meinſt Du, guter Kerl," ſagte der lange Choriſt, „Du haſt jetzt doch ein anderes Gefühl im Buſen, als es nach der letzten Probe Sidi-ben-Aben-Hamet hatte?

„Der Muſti uns befohlen hat,
Befohlen hat, befohlen hat,
Zu melden dem Kalifen.

„Dein Stück wird gefallen und muß gefallen; wenn ich auch auf das Urtheil von allen denen da nicht beſonders viel gebe — der alte Limmer hat Recht, jeder ſchätzt das Stück nach ſeiner Rolle — ſo iſt es doch ſchon wichtig, daß ſie alle von dem Luſtſpiel befriedigt ſind. Wenn es auch im Theatergeſetz vorgeſchrieben iſt, man ſolle über ein neues Stück kein nachtheiliges Gerede

ins Publikum bringen, ſo iſt doch niemand verboten, ein ſolches über den Schellenkönig zu loben, und das werden ſie alle thun, denn ſie ſpielen Geſandte und Herzoge, haben Sterne, Ordensbänder, und die Damen drei bis vier Paar Toiletten — mein Liebchen, was willſt Du noch mehr? Obendrein protegirt der Intendant Dein Stück, und Du kannſt verſichert ſein, daß wir in den nächſten Tagen von allen Seiten hören, dem Publikum ſtehe ein großer Kunſtgenuß bevor: das neue Stück des talentvollen Schriftſtellers Bander habe in der Leſeprobe ſo ſehr gefallen, daß man eines ausgezeichneten Erfolges ſicher ſein dürfe."

„Gebe Gott, daß man ein Recht hätte, ſo zu ſprechen!"

„Und dann?" fragte lauernd der Choriſt. — „Ich habe einen Mann gekannt," fuhr er fort, als der Andere ſchwieg, „der ſich nach einem großen Erfolge auf dem Theater nur deßhalb mit aller Kraft ſeiner Seele ſehnte, um einen Blick aus ihrem dunkeln Auge zu erhaſchen — iſt der Mann nicht geſcheiter geworden?"

„Alles um uns herum ändert ſich," erwiderte Bander mit einem ſchmerzlichen Ausdruck, „warum ſoll ſich unſer Herz allein in ſeinem Fühlen nnd Denken gleich bleiben?"

„Gebe Gott, daß Du zur Erkenntniß kommſt und zu Dr. Berger gelangſt — aber nun laß uns gehen, es iſt zwölf Uhr durch, und Herr Limmer draußen, der ſeinen Ueberrock bereits angezogen hat, wird ungeduldig."

„Was meinen Sie," wandte ſich der Choriſt zu dem Bibliothekar, „werden wir den hier och noch kurz kriegen?"

„Das bleibt Keinem aus," erwiderte der alte Mann kopfnickend, „Ihnen hab' ich doch wenigſtens richtig prophezeit?"

„Beim Cid!" gab Herr Richter lachend zur Antwort, „das muß wahr ſein! Denn als ich in dieſes verdammte Gebäude kam, da war ich des feſten Glaubens, in einem Jahre hier zu glänzen als primo Basso assoluto, in eigener Equipage zu fahren

und schöne Diners zu geben — was ist mir von diesen schönen Träumen geblieben?“ —

Da niemand auf diese Frage eine Antwort gab, setzte der Chorist mit einem festen Rucke seinen Hut auf den Kopf und sang im Abgehen:

„Aus dem Leben mit Schlachten verkettet,
Aus dem Kampfe mit Lorber umlaubt,
Hab' ich nichts, hab' ich gar nichts gerettet
Als die Ehr' und dies alternde Haupt.“

Neunundvierzigstes Kapitel.

Dunkle Stunden wirken nach.

Nicht immer zeigte sich das Kaminfeuer im Salon des Grafen Lotus geneigt, freundliche Bilder zu zeigen oder durch Schatten und Licht Geschichten angenehmer Stimmung darzustellen. Häufig glühten die verkohlten Holzblöcke in finsterer Glut ohne mildernden, hellflackernden Schein und blickten umher mit düstern Augen, die zuweilen trotzige Blitze von sich sprühten, um dann wieder still und mißvergnügt fortzuträumen.

Zu solcher Zeit harmonirten sie vollkommen mit dem Wetter draußen, wenn der Wind dicke Regentropfen an die Fenster warf und zuweilen heulend durch den Kamin hinabfuhr, den Versuch machend, das träge Feuer aus seiner mißmuthigen Ruhe aufzuscheuchen.

Es war Abend, die grünen Vorhänge vor den Fenstern hatte man herabgelassen, und eine Lampe auf dem Tische, deren weiße Kugel mit einem Schirm verdeckt war, gewährte nur ein zweifelhaftes, mattes Licht. An dem Kamine saß der Graf auf einem niedrigen Fauteuil; vornüber gebeugt, hatte er den Kopf in seine Hand gesenkt und sprach zuweilen leiser, zuweilen lauter mit sich selbst oder auch mit einem Andern, welcher sich im Zimmer befand, doch alsdann in so allgemeinen Ausdrücken, daß dieser selten und dann meistens nur kurze Worte erwiderte.

Dieser Andere war Jussuf, der in seiner gewöhnlichen aufrechten Haltung neben dem Tische stand, mit seiner ganzen Figur im Schatten der verhüllten Lampe, wobei es übrigens eigenthümlich aussah, daß ein Lichtblick, welcher sich oben zwischen den künstlichen Blumen des Schirmes hervorstahl, auf seine Augen fiel und diese grell beleuchtete.

„Wenn ich auch annehmen will," murmelte der Graf, „daß man da draußen am Ende selbst mit zum Narren werden kann, so wäre es doch lächerlich, diesem Doktor nicht zu glauben, daß heißt dem ächten, der heute bei mir war; und dabei sprach er so vernünftig, als ein gescheiter Mann nur sprechen kann. Was hätte er auch für eine Ursache, mir ein Märchen aufzubinden? Habe ich ihn nach jenem verfluchten Gespenste gefragt? — Nein, nein, aus freien Stücken erzählte er mir, wen ich an jenem Morgen da draußen gesprochen — o, meine Ahnung, die so furchtbar wahr geworden! — Er lebt — er lebt, und ich fühle in meinem armen Kopfe nicht mehr die Kraft, all dem Entsetzlichen kräftig zu begegnen, das über mich und auch über sie hereinbrechen muß!

„Ah," fuhr er nach einer Pause fort, nach welcher er sich aufrichtete und rasch mit der Hand über die Stirn fuhr, „wenn ich noch der von damals wäre, schnell im Denken, rasch im

Handeln, ah, Juſſuf, damals, als wir den Tiger jagten und es mir eine Luſt war, in die Gefahr hinein zu ſtürzen mit kaltem Blute, feſtem Auge und ſtarker Hand!"

Die Augen des Inders leuchteten auf, doch verrieth ſonſt keine Bewegung der Figur im Schatten, daß er ſeinen Herrn gehörig verſtanden habe.

„Jetzt iſt alles anders, das Blut überflutet mein Gehirn in raſchen, wilden Strömen, dann flimmert es mir vor den Augen und meine Hand zittert, ſelbſt mein Wille iſt ſchwach geworden, er hat keine Ausdauer mehr, und wenn ich mich in dieſer Sekunde gern noch einmal ins bewegte Leben ſtürzen möchte, ſo ſehne ich mich in der nächſten nach Ruhe — Ruhe — Ruhe!

„Und ich war ſo ruhig, ſo ſtill und glücklich, mein Leben erſchien mir wie ein heiterer Sommerabend mit melodiſchem Glockengeläute unter dem ſanften Kuſſe einer alles belebenden warmen Sonne, — das war ſie, meine Françoiſe, — und ſo hoffte ich einzuſchlummern, und hätte ihr dann ja die volle Freiheit gegeben.

„Warum denn mußte dieſes finſtere Gewölk aufſteigen, eine graue, trübe Fläche, die mir ein verzerrtes Menſchenantlitz zeigt, das ich glühend und tödtlich haſſe?

„Ja, ich haſſe ihn, Juſſuf, und wenn ich Dir tauſend Mal dieſes Wort: ich haſſe ihn, ausſpreche, ſo wirſt Du mit mir fühlen und ihn ebenfalls haſſen!"

„So iſt es," gab der Inder mit tonloſer Stimme zur Antwort, „ich haſſe ihn, den mein Herr haßt!"

„Bis zum Tode, Juſſuf?"

„Bis zum Tode!" gab der Andere zur Antwort, und dabei hob er langſam ſeine Rechte in die Höhe und legte ſie einen Augenblick flach auf ſeinen Kopf. Als er ſie hierauf wieder hinabſinken ließ, ſtand er wie früher, wie ein Schattenbild, nur ſeine Augen glänzten unheimlich im Widerſchein der Lampe.

„Du machſt ein erſchreckendes Zeichen," ſagte der Graf nach einem momentanen Stillſchweigen, wobei er ſeltſam lächelte; „wären wir noch in Indien, ſo würde ich für das Leben desjenigen, an welchen Du dabei gedacht, keinen Kauri geben."

„In Indien wie hier bin ich der Sklave meines Herrn," murmelte Juſſuf, und ſetzte mit kaum vernehmlicher Stimme hinzu: „es iſt mir ſchon ſeit einigen Nächten, als vernähme ich ein Zeichen der finſtern Göttin Kalee."

„Ja, ja, ich ſehe, Du trägſt das Palum um Deine Hüften! Was nutzt es Dich gegen ein körperloſes Weſen — für Dich körperlos —? Und mich wird Gott nicht ſo verlaſſen, ihm Geſtaltung zu geben, ich gewiß nicht."

Jetzt fuhr ein Lächeln wie ein ſcharfer Blitz über die dunkeln Züge des Inders und leuchtete in ſeinen Augen nach. „Die große Göttin," ſagte er, „zeigte ihrem Eingeweihten auch ohne Worte den Pfad, welchen er zu wandeln hat; ich haſſe den, Herr, den Du haſſeſt, und ich kenne ihn."

„Das wäre entſetzlich," erwiderte der Graf in dumpfem Tone, „wenn es wahr wäre, und noch furchtbarer, wenn die finſtere Göttin Dich auf eine falſche Fährte geleitet hätte!"

„Juſſuf hat ſein Auge offen, und wo er nicht ſieht, da fühlt ſein Herz!"

Es entſtand eine lange Pauſe, während welcher man nichts vernahm als das leiſe Picken der Uhr auf dem Kamin und draußen das Heulen des Windes. Zuweilen ſchien es, als fahre das zuſammengeſunkene Feuer wie aus einem Halbſchlummer empor und zeigte alsdann auf den Kohlenüberreſten kleine, tanzende blaue Flämmchen.

Der Graf war wieder in ſich ſelbſt zuſammengeſunken, hatte ſein Geſicht abermals mit der Hand bedeckt und ſprach jetzt zu ſich ſelber: „Ich glaube, ich habe geſchlafen und geträumt; wie

man nur ſo lebhaft träumen kann! Sprach ich mit Dir, Juſſuf," fragte er den Inder.

„Nein," erwiderte dieſer in entſchiedenem Tone.

„Welche Zeit iſt es?"

„Neun Uhr vorüber."

„Meine Frau bleibt lange aus, meine ich."

„In dem Theater wird es bis zehn Uhr dauern," gab der Inder zur Antwort, „und dann," ſetzte er in einem Tone hinzu, der faſt wie ein Vorwurf klang, „die gnädige Gräfin wollte ja nicht ausgehen, Du, Herr, haſt es ja verlangt, daß ſie Dich verlaſſen ſollte."

„Und ſie iſt im Theater?"

„Ja, Herr, Dein Diener Friedrich hat ſie hinbegleitet und mußte auf ihren Wunſch dort bleiben."

„Ich zittere, wenn ich ſie anſehe," murmelte der Graf ſo leiſe, daß ſelbſt Juſſuf's feines Ohr dieſe Worte nicht verſtehen konnte. „Ich zittere, wenn ich in ihr offenes Auge ſchaue, immer fürchtend, es ſei umflort, getrübt, es leuchte mir nicht mehr entgegen, wie bisher, in voller Unbefangenheit. Sie weiß noch nichts von dem Geſpenſte, das ihren Pfad umſchleicht, gewiß, ſie hat keine Ahnung davon; das könnte mich beruhigen, wenn ich nicht die gerechte Befürchtung hätte, heute, morgen müßte dieſer wilde, finſtere Geiſt ihr in den Weg treten, ihre Ruhe vernichten, mein Daſein vergiften. Fort muß er, fort aus meinen Augen, fort aus der Welt!"

Seine Stimme hatte ſich bei dieſen Gedanken unwillkürlich geſteigert und damit ſeine Leidenſchaftlichkeit, die ihn aus ſeinem Fauteuil auffahren und in ſchnellen Schritten durch das Gemach gehen ließ. Als er bei Juſſuf vorüberkam, blieb er vor ihm ſtehen, legte die rechte Hand auf deſſen Schulter und ſagte nach einer längeren Pauſe mit weicher Stimme: „Wir haben doch glückliche Zeiten zuſammen verlebt, Du, mein Freund, und ich

und wir alle mit einander, damals, als wir noch auf der Höhe des Lebens ſtanden; jetzt ſind wir abwärts gegangen, und ich bin ſchon ſehr nahe dem ſtillen, ruhigen Thale."

„Im Thale wohnt ſich's auch gut," gab der Inder ruhig zur Antwort, „und wenn trübe Schatten unſere Augen verdüſtern, ſo müſſen wir hoffen, daß auch dieſe wieder vorüberziehen."

„Nie, nie werden ſie vorüberziehen! Es hat ſich ein finſterer Geiſt an meine Ferſen geheftet, er wandelt hinter mir, und ich fühle wohl, daß ich ihn einmal, mich plötzlich umwendend, in ſeiner ganzen ſchrecklichen Geſtalt vor mir erblicken werde."

„Willſt Du mir nicht Deinen Feind nennen?" fragte der Inder lauernd, wobei er langſam das rothſeidene Tuch, welches er um ſeinen Leib geſchlungen hatte, mit der linken Hand anfaßte.

„Nie, nie!" rief der Graf entſetzt, „ich fürchte Deine Treue."

„Alſo hältſt Du mich doch für treu und ergeben, Herr?" fragte der Inder mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Dafür habe ich ſo große Beweiſe, daß ich keine Belohnung weiß, um dieſen Beweiſen gerecht zu werden."

„Und doch wüßte ich eine Belohnung, die Du mir auch ſchon verſprochen, die Du mir anboteſt, die ich aber mehrere Male zurückwies; jetzt, Herr, möchte ich ſie annehmen."

„Welche iſt das?"

„Laß mich in meine Heimat zurückkehren. Deine Großmuth hat mich für meine geringen Dienſte reich belohnt, Du gabſt mir die Mittel, um dort drüben ſorgenfrei und vielleicht auch glücklich zu leben. Sieh mich nicht ſo verwundert an, Herr; ich verſtehe wohl Deinen fragenden Blick, warum ich das jetzt ausführen will, was Du mir zum Oeftern angeboten und ich zum Oeftern verweigert; gewiß, Herr, ich bitte Dich, laſſe mich in meine Heimat zurückkehren."

Der Graf war einen Schritt zurückgetreten und betrachtete

einer Seite, wie es in manchen Gegenden die Bauern zu machen pflegen, wenn sie zu Markt fahren.

„Ja, ja," unterbrach nach einer Pause der Oberkutscher die Stille, „es hat durchaus keinen Anstand, daß der alte Hengst mehr erfahren hat, als wir alle zusammen; wenn der erzählen wollte!"

„Es ist auf jeden Fall etwas Merkwürdiges um das Ausgestopftwerden," sagte Jean; „das ist doch dieselbe Haut von demselben Hengst, den der alte Herzog selbst geritten."

„Und dasselbe alte Sattelzeug und dieselben alten Pistolen," sagte Joseph, und Lukas fügte hinzu:

„Man fühlt sich auch ganz sonderbar hier oben, und wenn man so hinausstarrt und mit den Augen die Mauern durchbohrt, so kann man einen hübschen Schlachtenlärm träumen."

Jean, der sein großes Glas ausgetrunken hatte, konnte sich von der Idee des Ausstopfens nicht trennen und meinte, es sei sehr traurig, daß man nicht auch die Menschen solchergestalt conservire, auf jeden Fall sollte man in jeder Familie das ausgestopfte Exemplar eines berühmten Vorfahren besitzen.

„Es muß doch eine ganz eigene Race von Pferden gewesen sein, diese Dinger da," sagte schüchtern der Vorreiter, „denn wenn man annimmt, daß so ein Vieh den schweren Reiter trug und in der Schlacht bolzgerade in die Höhe stieg und so zu sagen mitkämpfte, — das würde keines mehr von unsern Gäulen thun."

„Das macht der Ehrgeiz und das Selbstgefühl," sagte wichtig der Oberkutscher; „in der heutigen Schlacht lauft Alles in Einer Reihe und Eins verläßt sich auf das Andere; aber damals giengen so zwei Reiter auf einander los — hast du nicht gesehen! und wenn sich die Herren mit ihren Schwertern zerschlugen, so hieben die Pferde mit ihren Hufen auf einander los; ich habe einmal in einem Buch gelesen, wie das Schlachtroß eines Ritters mit dem rechten Huf die Lanze des Feinds auf die Seite schlug,

ſeinen Diener allerdings mit Erſtaunen, doch miſchte ſich im nächſten Augenblicke in ſeine Züge ein wohlwollendes, freundliches Lächeln, und er ſagte raſch: „Ja, ich bot Dir mehrmals die Heimreiſe an, und wie ich damals Deine Weigerung achtete, ohne die Angabe eines beſonderen Grundes dafür zu verlangen, ſo kann und will ich auch jetzt nicht anders, als Deiner Bitte willfahren; kenne ich doch Deinen unbeugſamen Charakter und weiß wohl, daß Du mir doch nicht bleiben würdeſt, wenn ich Dich auch zurückhalten wollte.“

„Sage das nicht, Herr,“ erwiderte Juſſuf, „mein Wille iſt dem Deinigen unterthan, und ich würde bleiben, wenn Du ernſtlich wollteſt, das heißt in dem Falle würdeſt Du mir ſagen: Juſſuf, ich gebrauche Deine Dienſte. Das iſt aber nicht der Fall, und Juſſuf, wenn auch im Hauſe nicht ungern geſehen, iſt doch Dir und den Deinigen nutzlos. Ja,“ ſetzte er mit langſamer und ausdrucksvoller Stimme hinzu, „es könnte die Zeit kommen, wo Juſſuf Dir hinderlich wäre, gewiß, Herr, dieſe Zeit wird kommen, wo Du wenigſtens denken wirſt: Hätte ich ihn doch damals in ſeine Heimat entlaſſen! Glaube den Worten des treueſten Deiner Diener, Dir ſo treu und anhänglich, daß er Dich nur dann verlaſſen wird, wenn er ſelbſt überzeugt iſt, er könne Dir durch ſein Bleiben nur Nachtheil bringen, könne Dir aber nützen, wenn er ſeine Schritte gegen Oſten wende.“

„Ich habe ſo viel Vertrauen zu Dir, Juſſuf, daß ich es auf letztere Bedingung hin wagen kann, Dir die Erlaubniß zu ertheilen, in Deine Heimat zurückzukehren.“

„Die ich benutzen darf, ſobald es mir gut dünkt?“ fragte der Inder.

„Nicht ſo ganz; ſobald Du mit Deiner erprobten Treue und Anhänglichkeit, von der ich durchdrungen bin, überzeugt biſt, daß dein Weggehen mir nützlich iſt; der Fall wird aber ſchwerlich eintreten.“

„Er ist nicht so unmöglich, Herr. Denke einmal nach, Du wolltest diese Stadt verlassen, um vielleicht unerkannt irgendwo zu leben, — wäre Dir in dem Falle Jussuf nicht hinderlich? Würde nicht jeder, der Dich gekannt, sobald man mich sähe, sagen: sein Herr, der Graf Lotus, ist nicht fern? Ich weiß nicht, ob Du die Absicht hast, Deinen Wohnort zu wechseln, um unerkannt irgendwo zu leben, aber es könnte ja doch einmal so geschehen."

Bei dieser letzten Rede des Inders war der Graf an den Kamin getreten, blickte in die düstere Glut des Feuers und konnte sich nicht enthalten, seinem Diener Recht zu geben. „Es könnte allerdings die Zeit kommen," sprach er zu sich selber, „wo es mir nöthig wäre, Nachforschungen zu entgehen, und dabei müßte mich allerdings die Gegenwart Jussuf's verrathen."

„Herr," sprach der Inder nach einer längeren Pause, „Du gabst mir Erlaubniß, in meine Heimat zurückzukehren?" —

„Unter Bedingungen," sagte der Graf, aus seinen Träumereien auffahrend, nur unter Bedingungen, Jussuf, wie vorhin schon gesagt. Nur dann gebe ich Dir diese Erlaubniß, wenn Du überzeugt bist, daß Dein Weggehen nothwendig, daß es von Nutzen für mich und mein Haus ist — darauf kann ich es ankommen lassen, eine solche Nothwendigkeit wird nie eintreten."

Drunten hörte man einen Wagen rollen und vor dem Hause halten, dann wurde die Thür geöffnet und geschlossen, und gleich darauf vernahm man im Vorzimmer den leichten Schritt eines Damenfußes und das Rauschen seidener Gewänder.

Der Graf behielt seine Stellung am Kamin bei und wandte nur sein Gesicht den Eintretenden entgegen.

Es waren Françoise und Rosa. Die Gräfin schritt auf ihren Gemahl zu, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte mit ihrer weichen, lieben Stimme: „Es wahr wahrhaftig nicht der Mühe werth, Paul, daß Du mich ins Theater geschickt, ich

hätte mich hier in Deiner Geſellſchaft gewiß beſſer unterhalten; es war ein langweiliges Stück und wurde auch nicht eben kurzweilig geſpielt."

„Du ſahſt doch vergnügte Geſichter," erwiderte der Graf, „und Lichterglanz, hier iſt es ſtill und düſter."

„Das weiß Gott," rief Roſa, die nun auch hinzutrat und ihrem Schwager freundlich die Hand ſchüttelte. „Nimm mir nicht übel, es iſt hier troſtlos dunkel, ich glaube, Du unterhielteſt Dich mit Deinem zuſammengeſunkenen Kaminfeuer. Lieber Graf, wie kann man ſich aber auch ſo in ſich ſelbſt zurückziehen und in ſo melancholiſchem Dunkel den Abend ganz allein zubringen? Hätte ich das gewußt, ſo würde auch ich bei Dir geblieben ſein, wir hatten wahrhaftig beide keine Luſt, ins Theater zu gehen."

Der Graf blickte im Zimmer umher. „Bin ich denn allein?" fragte er leiſe — die hellen Augen des Inders waren neben der Lampe auf dem Tiſche nicht mehr zu erblicken, er war verſchwunden, ohne daß jemand der Eintretenden ſeine Anweſenheit oder ſein Weggehen bemerkt hätte.

„Wenn Du nun erlaubſt," ſagte Roſa heiter, während ſie ihren Hut und Shawl auf einen Divan in der Ecke legte, „ſo werde ich mich bemühen, Deinem Salon ein wohnlicheres Anſehen zu geben; ich würde wahrhaftig traurig, wenn ich hier ſo im Dunkeln ſitzen ſollte."

„Thue, was Du willſt, liebe Roſa," erwiderte der Herr des Hauſes, „Dein Element iſt Heiterkeit und Licht. Von beiden bringſt Du ſogar immer etwas mit, und wenn Du eintrittſt, fühlt man ſich ohne Weiteres ſchon beſſer aufgelegt."

„Danke für das Compliment, ich will verſuchen, es zur Wahrheit zu machen." Sie klatſchte in ihre Hände, und als einer der Lakaien eintrat, befahl ſie Lichter und feingeſpaltenes Holz. Bis beides kam, nahm ſie den verhüllenden Schirm von der Lampe und ſagte, als ſich hierauf der Schein des Lichtes rings

umher vertheilte, nach einem absichtlich außerordentlich tiefen Athemzuge: „so, jetzt ist mir's schon wohler. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber so ein Halbdunkel bedrückt mir die Brust."

Die Gräfin war in's Nebenzimmer gegangen, und als sie gleich darauf wieder erschien, setzte sie sich ihrem Gatten gegenüber an das Kaminfeuer, und beide sahen lächelnd zu, wie die schöne Tänzerin auf den Teppich niederknieend sich nun bemühte, mit einer eleganten Geschicklichkeit das Kaminfeuer selbst zu behandeln.

„Selbst die Glut hier ist mißmuthig geworden über die Vernachlässigung, die sie erfahren," meinte sie lächelnd; „gebt Achtung, was wir hier gleich für freundliche Gesichter sehen werden. — Friedrich, den Blasebalg!

„So," fuhr sie nach einer Pause fort, „bei guter Behandlung gebe ich den letzten Funken noch nicht verloren, er wird und muß sich vergrößern, wie hier der Augenschein lehrt; seht, wie er seine bereits verloren geglaubten Brüder animirt, und wie man ordentlich merkt, daß alle froh sind, wieder in ihr warmes gemüthliches Dasein zurückzukehren — noch etwas Holz, Friedrich! — Ah, seht her, da flackert schon die Flamme."

Bei der nun in der That neu aufflackernden Glut warf Rosa einen raschen Blick auf das Gesicht ihres Schwagers, der seinerseits seine Augen forschend auf dem Antlitz der Gräfin ruhen ließ. Françoise aber sah lächelnd auf das Kaminfeuer und auf die Schwester zu ihren Füßen, und sagte ihr nach einer kleinen Pause: „Paul hat Recht, wo Du bist, wo Du handelst und wirthschaftest, da kann Kummer und Sorge nicht aufkommen — o, wie Du glücklich bist, Rosa!"

„Und fühlst Du Dich unglücklich?" fragte der Graf mit einem forschenden Blicke auf seine Frau.

Sie schaute ihn mit ihren offenen, herzlichen, unbefangenen Augen an, während sie zur Antwort gab: „Ich für meine Person

fühle mich durchaus nicht unglücklich, und wollte das auch nicht mit meiner Aeußerung von ſo eben geſagt haben. Ich beneidete nur Roſa um ihr Talent, Andere heiter zu ſtimmen, das fehlt mir gänzlich."

„Nein, nein," verſetzte der Graf in gutmüthigem Tone, „darin muß ich Dir widerſprechen; gewiß, meine liebe Françoiſe, Du thuſt Dir ſelbſt Unrecht. Haſt Du mir nicht manche düſtere Stunde erhellt? Haſt Du mir nicht manchen qualvollen Augenblick erträglich gemacht? Glaube mir, ich vergeſſe das nie, und wenn auch Roſa ein heiteres, ſprühendes, glänzendes Licht iſt, eine ſtrahlende Sonne, ſo biſt Du wie der milde, ſüße Mond, der beruhigende Wehmuth in ein krankes Herz zu träufeln verſteht."

„Denkſt Du in der That ſo von mir, Paul," rief die Gräfin freudig mit einem leuchtenden Blick ihrer Augen, „ſo will ich mein Wort von vorhin gern zurücknehmen, denn Dich heiter und glücklich zu ſtimmen iſt ja mein innigſtes Beſtreben — biſt Du doch mein Gemahl, meine Welt!" —

„So iſt's recht!" rief Roſa. „Solche Aeußerungen entzücken mich, und Ihr müßt mir zugeben, daß ich die unmittelbare Urſache derſelben bin, das heißt, mein Verlangen nach Feuer und Licht hat dieſe angenehme Wirkung hervorgebracht. Glaube mir, Paul, wenn man, wie Du vorhin, in düſterem Zimmer ſitzt, am verglimmenden Kaminfeuer, da ſchleichen ſich ſchwere und unheimliche Kobolde an unſer Herz und flüſtern uns allerlei zu mit trauriger häßlicher Melodie, da ſehen wir Schatten unſer Leben verfinſtern, die alle verſchwinden beim heiteren Strahl des Lichts. Schaue um Dich, iſt es jetzt nicht hier im Salon total anders wie vor einer halben Stunde? Du ſelbſt blickſt heiter, die Augen meiner guten Françoiſe ſtrahlen, und Deine ſchöne Schwägerin, das bin ich nämlich, ſitzt hier als glückſeliges Edelfräulein zu den Füßen des heiteren königlichen Paares.

Und der Platz hier, den ich mir ausgesucht, hat noch ganz besondere Vortheile: ich sehe so recht in die Glut, in das prasselnde Feuer, und könnte Euch die wunderschönsten Flammenmärchen erzählen."

„So erzähle, leuchtende Fee," sagte der Graf, der mit Wohlgefallen auf das von der Kaminglut rosig bestrahlte Antlitz des schönen Mädchens blickte.

„Fee höre ich mich gern nennen," sagte diese nachdenkend.

„Doch hast Du eben so sehr etwas vom Salamander an Dir, von dem fabelhaften nämlich, wie ihn die Märchen beschreiben," sagte der Graf.

„Wie so?" fragte Rosa.

„Du hältst in jedem Feuer aus, es ist keine Glut verzehrend genug, um Dein diamant-hartes Herz anzugreifen."

„Wer weiß!" entgegnete die Tänzerin, wobei sie mit weit geöffneten, dunkeln, glänzenden Augen in die Glut des Feuers blickte.

„Wenn dieses wer weiß ernstlich zu nehmen wäre, so sollte es mich unbeschreiblich freuen; ein angenehmer Schwager würde unsern Familienkreis auf unterhaltende Art erweitern. Meinst Du nicht auch, Françoise?"

„Gewiß, und ich habe es Rosa schon hundert Mal gesagt."

„Halt da!" rief diese launig. „Die Feen, wozu Ihr mich rechnet, sind ganz eigenthümliche Geschöpfe, geistige Wesen, die nicht immer gleich an eine materielle Verbindung denken, sobald ihr diamantenes Herz einmal getroffen wird. Ach, diese Feen sind unglückliche Geschöpfe," setzte sie kopfschüttelnd hinzu, „die oft von den Eigenschaften eines geringen Sterblichen heftig berührt werden und Verbindungen schließen, die bei den streng geordneten Rangklassen des Geisterreichs nicht immer Billigung finden."

„Das sind aber alsdann Sterbliche," sagte der Graf, „die,

wenn auch von geringem Stande, durch große geiſtige Vorzüge ſich auszeichnen, und für meine liebe Roſa, ja, auch für uns wäre mir eine ſolche Verbindung lieber, als wo Helmſchmuck und Wappen einen hohlen Schädel mitleidig verdecken."

Françoiſe beugte ſich zu ihrer Schweſter herab und ſprach, während ſie mit einem Finger leicht deren Schulter berührte: „Ich glaube, Du biſt jetzt ſchon im beſten Zuge, uns ein Märchen zu erzählen. Paul hat Recht, Dein verſchloſſenes Herz, fürchte ich, wird nie einem Gefühle der Liebe den Eingang öffnen."

„Du kennſt mich ſchlecht, Frau Schweſter," lachte die Tänzerin, „ſage lieber, ich prüfe etwas lange, ehe ich mir geſtehe, das Richtige gefunden zu haben, und der Schwager hat vollkommen Recht in dem, was er vorhin ſagte. Was nützen mir Stand und Rang? Ich möchte mich mit keinem hohlen Kopfe verbinden, wenn er ſelbſt die neunzackige Krone tragen dürfte! Doch ſind wir da für ein Märchen etwas ernſt geworden," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, „und ich möchte Euch gern ein luſtiges erzählen, wenn ich nicht fürchten müßte, im beſten Zuge unterbrochen zu werden."

„Wovon und durch wen?" fragte der Graf.

„Von Scherra," entgegnete Roſa, und fuhr fort, indem ſie ihre Augen auf die Schweſter richtete; „er kam heute in Deine Loge, um Dir zu ſagen, daß er ſpäter hieher kommen wolle."

„Gut, ſo ſoupiren wir zuſammen," meinte der Herr vom Hauſe. „Findeſt Du nicht, Françoiſe," ſagte er zu ſeiner Frau, „daß ſich der gute Scherra in letzter Zeit etwas rar gemacht hat? Auch Arthur war in den vergangenen Tagen nicht da, — nun, das gibt mir weniger oder gar nicht zu denken. Wer weiß, wohin er ſeinen Lauf nimmt!"

„Ueberall anderswo hin iſt mir recht," ſagte Roſa, wobei ſich ihre Blicke ein klein wenig verfinſterten.

„Du bist zu hart gegen ihn, und gewiß ohne alle Ursache," meinte die Gräfin. „Ich verhehle es nicht, daß es mich gefreut hätte, wenn Du den Bewerbungen Arthur's freundlicher geneigt gewesen wärest."

Rosa warf ihrer Schwester einen strengen und zugleich fragenden Blick zu, worauf der Graf für seine Schwägerin zur Antwort gab: „Nein, nein, Rosa hat Recht, Feuer und Wasser passen nicht zusammen, und wenn Arthur auch ein ganz guter Reiter-Offizier sein kann, so bin ich doch überzeugt, daß er ein schlechter Ehemann wird."

„Du hättest viel über ihn vermocht, Rosa," versetzte die Gräfin.

„Du meinst, ich hätte ihn zu etwas Ordentlichem heranziehen können?" fragte Rosa in einem spöttischen Tone. „Du lieber Gott, den Versuch hätte ich ja gern gemacht, doch um irgend ein Gebilde hervorzubringen, muß wenigstens ein kräftiger Stoff vorhanden sein. Fasse in die Luft und mache mir irgend etwas Wesenhaftes daraus; Du wirst die Unmöglichkeit einsehen."

„Aber Dein zurückstoßendes Wesen geht ihm nahe," meinte Françoise; „er ist in der letzten Zeit zuweilen so still, ja, auffallend ernst, es beschäftigt ihn etwas."

„Dieses Etwas, liebe Schwester, bin aber nicht ich, darauf kannst Du Dich verlassen; glaube mir, über das, was Du mein zurückstoßendes Wesen nennst, weiß er sich vollkommen zu trösten."

„Der Wolf in der Fabel," rief laut der Graf, indem er gegen das Vorzimmer lauschte, wo man Tritte und dazwischen das Klirren eines Säbels vernahm.

„Nun denn, Adieu Märchenwelt und ruhige Beschaulichkeit!" rief die Tänzerin in fast unmuthigem Tone, während sie mit einem leichten, eleganten Aufschwung in der nächsten Sekunde auf ihren kleinen, zierlichen Füßen stand.

Herr von Scherra und Arthur traten in das Zimmer, letzterer nicht ohne noch unter der Thür ſtehend zu verſichern, daß er nur unter der Bedingung ganz in den Salon kommen werde, wenn ihm die liebenswürdigſte aller Gräfinnen und Couſinen eine tüchtige Strafpredigt halte für ſein unverzeihliches Wegbleiben in den letzten Tagen.

Hätte Françoiſe ſo boshaft ſein können, wie ihre Schweſter, ſo würde ſie die Frage ausgeſprochen haben, die jener ſchon auf den Lippen ſchwebte, — ob er, Herr von Marlott nämlich, in der That während der letzten Tage nicht dageweſen ſei.

Die Gräfin aber war zu gutmüthig und ſagte ihm: „Sie wiſſen wohl, Arthur, daß wir über Beſuche nicht abrechnen; wenn Sie kommen, freut es uns; wenn Sie Gründe haben, einmal eine Zeitlang wegzubleiben, ſo achten wir dieſe.“

„Ja, Gründe,“ ſeufzte der Offizier, mit einem düſtern Blick auf die Tänzerin, „Gründe genug! Aber wie jener dicke Mann in der Komödie, ſo ſage ich auch, es ſoll mich kein Menſch zwingen, einen Grund anzugeben, denn Gründe entlockt man Keinem mit Gewalt.“

„Wir achten die Gründe Deines Wegbleibens auch ohne ſie zu kennen,“ verſetzte heiter Graf Lotus, und trotz alledem und alledem ladet Dich meine Frau zu einem kleinen Souper ein.“

„Es kommt doch keine Geſellſchaft?“ fragte der Huſar.

„Mir ſcheint, er iſt ein Einſiedler geworden,“ nahm Herr von Scherra, der die Frau des Hauſes freundlich begrüßt hatte, jetzt das Wort, „oder er iſt ernſtlich verliebt, denn er hält ſich abſeits von den Genoſſen und ſtreift allein umher, als wollte er das Schönſte auf den Fluren ſuchen, wenn es nicht noch ſo gar öde wäre.“

Roſa hatte dem Couſin noch nichts geſagt, doch ließ ſie ihn ihre Hand nehmen, die er wie immer bedächtig an ſeine Lippen führte; dann ſagte ſie: „Ernſtlich verliebt iſt Arthur nie, das

heißt, wenn ich es ernſtlich verliebt nennen darf, daß man ſeine Wünſche auf einen einzigen Gegenſtand richtet. Er iſt Philanthrop und liebt im Allgemeinen."

Der junge Huſaren-Offizier zuckte auffallend hoch die Achſeln, worauf er ſagte: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen! Und, wenn es denn wahr wäre, daß ich im Allgemeinen umherſchweife, um mich für vergebliche Hoffnungen zu entſchädigen, ſollte das nicht Ihre Theilnahme und Mitleiden erregen? Antworten Sie mir, grauſamſtes aller Herzen."

„Sie mißkennen mich, Herr von Marlott," erwiderte Roſa in ruhigem Tone. „Wenn Ihnen mein Mitleid oder meine Theilnahme in irgend etwas dienen kann, ſo bin ich gern bereit, es an Sie zu verſchwenden."

„Dann wird es wahrſcheinlich zu ſpät ſein," ſeufzte Arthur, „überhaupt wird mich das Almoſen Ihres Mitleids nie entſchädigen können für die Gabe eines ſüßeren Gefühls, die Sie mir in Ihrer Grauſamkeit hartnäckig verweigern."

„Es iſt wahrhaftig Zeit, daß wir zum Souper gehen," ſagte Graf Lotus lachend. „Arthur ſpricht ſo entſchieden elegiſch, daß es am Ende anſteckend wäre für unſere gute Laune. — So kummervoll ſah ich ihn nie," wandte er ſich an Herrn von Scherra, „wir müſſen ihm Champagner und Troſt einflößen, damit er heiter und genießbar wird, denn ein melancholiſcher Huſaren-Offizier iſt das Unverdaulichſte, was es auf der Welt gibt."

„Darf ich mir erlauben, Sie in den Speiſeſaal zu führen?" ſprach Arthur zu der Frau des Hauſes, „denn da ich hier keine Vorbereitungen ſehe," fügte er, ſich umſchauend, hinzu, „ſo wird wohl drüben ſervirt ſein."

„So iſt es," antwortete Françoiſe, „doch bitte ich die Herren, allein vorauszugehen, ich werde mit Roſa ſpäter folgen, um unſere Taſſe Thee zu trinken."

„So komm denn, junger Unglücklicher, und begnüge Dich mit

während es mit dem andern das Pferd ſo oft auf die Brieß ſtieß, daß es ſich überſchlug."

„Erſtaunlich! — Unbegreiflich!" — ſagten die Zuhörer, und der Oberkutſcher, der in den Augen Joſeph's und des Jägers einige Zweifel zu leſen ſchien, fügte hinzu: „Ich verſichere Euch, dergleichen hat durchaus keinen Anſtand, und Niemand von Euch wird einem Pferde Klugheit und Muth abſprechen."

„Das iſt wahr," ſagte der Kutſcher auf dem Trittbrett, „ein Pferd iſt das geſcheidteſte Thier in der ganzen Welt;" und der Vorreiter fügte hinzu: „das Allergeſcheidteſte."

„Ich möchte mir erlauben zu ſagen," miſchte ſich der Herr Dubel ſchüchtern in die Unterhaltung, — „daß neben dem Pferde wohl der Elephant genannt werden könnte; der Elephant iſſſ-t wohl eben ſo intelligent, wie das Pferd."

Der Oberkutſcher dachte einen Augenblick nach, that einen tüchtigen Zug aus ſeinem Glaſe und ſagte alsdann beiſtimmend: „Es hat durchaus keinen Anſtand: namentlich iſt der Elephant außerordentlich ehrgeizig; ich habe einmal in einem Buch geleſen, daß ein Elephant in einer Menagerie, der bei einer Vorſtellung zu viel Rum trank und ſich vor einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum berauſcht zeigte, ſich aus Schaam und Reue ſelbſt um's Leben brachte."

„Wahrhaftig!" riefen der Kutſcher und der Vorreiter, und der Herr Dubel erlaubte ſich ſchüchtern zu fragen, wie der Elephant das angefangen, worauf der Oberkutſcher verſicherte, er habe ſich an ſeinem Rüſſel aufgehängt und hinzuſetzte mit einem Ton, der alle Zweifel niederſchlug: „Es hat durchaus keinen Anſtand, daß ſich ein Elephant an ſeinem eigenen Rüſſel aufhängen kann."

Dieſe Erzählung aber war den Anweſenden ſo wunderbar erſchienen, daß eine Zeit lang tiefes Stillſchweigen herrſchte, und als darauf der Herr Dubel die Unterhaltung wieder aufnahm, zeigte deſſen Frage, daß ſich ſein Geiſt mit etwas Phantaſtiſchem beſchäftigte; denn er erkundigte ſich, ob Niemand von den An-

mir!“ Mit dieſen Worten nahm der Graf den Arm des jungen Offiziers und ging hinter Herrn von Scherra, den er ſanft vorgeſchoben hatte, aus dem Zimmer.

Die beiden Schweſtern blieben allein im Salon zurück, und während die Gräfin neben dem Fauteuil ſtand, von dem ſie ſich ſo eben erhoben, ging Roſa gegen die Thür, durch welche die Herren ſo eben verſchwunden, und blieb dort einen Augenblick horchend ſtehen. „Die Thür des Speiſezimmers ſchloß ſich hinter ihnen,“ ſagte ſie alsdann, „wir haben einige Augenblicke für uns.“

„Gewiß,“ ſagte Françoiſe, „wenn der Graf mit Scherra und Arthur iſt, und wenn er weiß, daß Du bei mir biſt, ſo bleiben wir ungeſtört — Du haſt mir was zu ſagen?“

„Allerlei. Zuerſt das Wichtigere, was Dich betrifft.“

„Eugen iſt wohl?“

„Gott ſei Dank, ja, wohl und ſo lebhaft wie möglich.“

„Ich beneide immer Dein Glück, ihn ſehen zu können, ſeine liebe Stimme zu hören! Ach, wie unausſprechlich ſelig würde es mich machen, wenn ich ihn nur einmal ſo recht herzlich wieder in meine Arme drücken könnte — wird dieſe Zeit kommen?“

„Sie wird auch kommen, darauf kannſt Du Dich verlaſſen, und dann ſollſt Du durch die Güte und Liebe Deines Kindes für alle Entbehrungen gewiß reich entſchädigt werden.“

„O, ſprich mir von ihm, erzähle mir, ob Du unſere Pläne ausgeführt.“

„Ganz genau, ſo wie wir ſie überlegt, und es iſt beſſer ſo; dort wo er war, konnte er nicht mehr bleiben, und wo er jetzt iſt, bei einem Lehrer in der Vorſtadt, einem einfachen guten und braven Manne, iſt er vortrefflich aufgehoben und befindet ſich auch dort ganz heimiſch. Die Wohnung dieſes Lehrers hat einen großen Garten, und das hat dem lebhaften Knaben augenblicklich gefallen; er kann ſich dort mit andern Kindern ſeines Alters herumtummeln und braucht nicht mehr vier Treppen hinauf zu

ſteigen, um das luſtige Treiben der Jugend aus der Vogelperſpektive betrachten zu müſſen."

„Darin hat mich das arme Kind immer gedauert," ſagte die Gräfin nachdenkend und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „hat der Lehrer, bei dem er iſt, ein gutes, freundliches Geſicht, hat er ein heiteres Auge?"

„Wie Du es Dir nur wünſchen kannſt — nun, Du wirſt ihn ja nächſtens ſehen. Auch für Deine Beſuche hie und da iſt das Schulhaus in der Vorſtadt wie gemacht."

„Hat der Lehrer mehrere Kinder?"

„Nein, er iſt kinderlos, und deßhalb bin ich überzeugt, daß er und namentlich ſeine Frau in kurzer Zeit mit voller Liebe an Eugen hangen werden."

„Und die Frau war freundlich mit ihm?"

„Das kannſt Du Dir doch wohl denken; Eugen mit ſeinem offenen und ehrlichen Weſen nimmt jedermann für ſich ein. Wirſt Du wohl glauben, daß er den Dr. Berger und mich ruhig in der Stube ließ und mit der Frau des Lehrers hinausging, um nach deſſen Tauben, Hühnern, Kaninchen und was weiß ich ſonſt noch, zu ſchauen, und als wir endlich fortgingen, waren alle drei ſchon dicke Freunde geworden."

„Wie mich das freut, wie mich das glücklich macht! Und Du glaubſt, daß ich nächſtens, ohne Aufſehen zu erregen, zu ihm hinausfahren kann?"

„Gewiß, es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich Dich hierbei begleite, und dann kannſt Du Dir von Eugen den Garten zeigen laſſen, während ich mich mit dem Schullehrer und ſeiner Frau unterhalte."

Françoiſe, die leicht auf den Sitz ihres Seſſels niedergekniet war, hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ſagte nach einer Pauſe: „Wenn ich nur wüßte, Roſa, was mir ſo ſchwer und ſo traurig auf dem Herzen liegt! Früher konnte ich doch zuweilen

fröhlich ſein, aber jetzt kann ich es nicht mehr; ich werde meine finſteren, drückenden Gedanken nicht los, es iſt mir immer, als ſchwebe etwas unnennbar Schreckliches um mich her, als müſſe mir einmal plötzlich etwas Furchtbares erſcheinen."

Roſa trat zu ihrer Schweſter hin und erwiderte, indem ſie mit der Hand ſanft über deren blondes Haar fuhr: „Deine Nerven ſind aufgeregt, arme Françoiſe, Du haſt einen harten Winter gehabt, und dann finde ich es auch begreiflich, daß die traurigen Phantaſieen des Grafen ihre ſchwarzen Schatten auch über Dein Gemüth werfen. Das wird aber vorübergehen oder doch beſſer werden. Der Frühling wird kommen, ach, auch ich erwarte ihn ſehnlichſt, Du wirſt mehr hinaus kommen, wir werden vielleicht reiſen und dann glücklicher ſein."

„Du, Roſa, wirſt und ſollſt alles das haben," gab die Gräfin mit einem ſchmerzlichen Lächeln zur Antwort, „und Du haſt das Beſte verdient in Deiner liebevollen Sorge um mich. Dir lächelt der Frühling, Dich freuen Blumen und Blätter, Du ſchwärmſt hinaus in die erwachende Natur, in den friſch duftenden Wald, empfänglich für alles, da Dein Herz noch für Glück und Freude offen iſt! Du wirſt reiſen zu Deiner Erholung und bedarfſt deſſen. Aber Roſa, meine geliebte Schweſter," fuhr ſie plötzlich mit einem Tone des Schmerzes fort, „Du mußt mich nicht auf lange verlaſſen, ich kann ohne Dich nicht ſein! Du biſt es ja, an deren ſtarkem, entſchloſſenem Weſen ich mich aufrecht halte."

Bei dieſen Worten hatte ſie ſich emporgerichtet und ihre Arme um den Hals ihrer Schweſter geſchlungen.

„Wie kommſt Du auf ſolche Gedanken?" fragte Roſa faſt verwundert; „haſt Du je eine Aeußerung von mir gehört, als wollte ich Dich verlaſſen?"

„Im Ernſte nicht, wohl aber im Scherze, und wenn Du ſo etwas ausſprichſt, ſo haſt Du Deine Gedanken dabei."

„Wann hätte ich so etwas ausgesprochen?“

„Vorhin, liebe Rosa, als Du dem Grafen sagtest: wer könne es wissen, ob nicht auch die Stunde käme, wo Dein Herz sich der Liebe öffnete! Das war der Sinn der Rede, wenn Du auch andere Worte sprachst.“

„Ach ja, ich erinnere mich,“ sagte die schöne Tänzerin nachdenkend, wobei sie einen Moment ihre Augen mit der Hand verdeckte; „und das hat Dich, liebe Françoise, erschreckt?“

„Aufrichtig gesagt, ja, da mir ein geheimer Sinn aus Deinen Worten herausklang.“

„Und welcher, liebe Schwester?“

„Daß Du Dich bei einer einstigen Wahl durch keine Convenienzen und Verhältnisse binden lassen würdest, daß es Dir bei einer Wahl auf Rang und Stand durchaus nicht ankäme.“

„Und hätte ich Unrecht, so zu denken?“

„Wie kann ich das sagen? Aber ich fühle tief, daß Deine Wahl, danach sie wäre, vielleicht einen Riß in unser herzliches Zusammenleben machen könnte.“

„Daß meine Wahl nie auf einen Unwürdigen fallen würde, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen,“ erwiderte die Tänzerin mit einem etwas ernsten Blicke.

„Kennst Du mein Herz so wenig, liebe Rosa, um mich mit einer solchen Aeußerung zu verletzen? Kann Deine Schwester von Rang und Stand reden,“ setzte sie leiser hinzu, „selbst wenn sie unter der neunzackigen Krone glücklicher geworden wäre? An mich dachte ich ja nicht, als ich sagte, unsere Verhältnisse könnten sich ändern.“

„Glaube mir, ich verstehe Dich, meine gute Françoise! Du meinst, der Graf würde eine Verbindung, die ich schließen könnte, nach dem dieselbe wäre, nicht gern sehen; unser Verhältniß könnte erkalten, sich sogar lösen.“

„Und wenn ich so dächte,“ rief die Gräfin schmerzlich bewegt,

„wenn zu all meinen Leiden auch noch ein ſolches Unglück über mich käme?“

„In dieſem Falle,“ erwiderte Roſa mit großer Feſtigkeit, „würdeſt Du Deine Schweſter nicht verleugnen.“

„Aber dieſe Schweſter,“ rief Françoiſe mit dem Ausdrucke der Angſt in ihren Zügen, „könnte mir nicht mehr ſo nahe ſtehen, wie bisher; Deine Liebe, die mich bisher aufrecht erhielt, Dein Schutz, der mir und meinem armen Kinde ſo nothwendig iſt, würde mir fehlen. Du, bedingungsweiſe eine Fremde in dieſem Hauſe geworden, könnteſt nicht mehr thatkräftig eingreifen in mein Leben; ich, rathlos, ohne die Kraft, mir ſelber zu helfen, müßte der Wucht meines Schickſals erliegen. — — — — Aber was nützen mich meine Worte,“ ſetzte ſie in troſtloſem Tone hinzu, „wenn Du mit Deinem ſtarken, ſtarren, treuen Herzen liebſt!“

Sie hatte ihre Arme von dem Halſe ihrer Schweſter gelöst, und während ſie ihre Rechte auf der Schulter derſelben liegen ließ, blickte ſie ihr ängſtlich forſchend ins Geſicht.

Die Tänzerin that einen tiefen Athemzug, ehe ſie ſagte: „Wir ſind da durch Umwege auf ein Geſpräch gekommen, welches ich im Begriffe war, geradezu anzuknüpfen.“

„O, ich fühlte das, Roſa, und da ich es in all ſeinen Conſequenzen fühlte, hat es mein Herz mit Angſt und Furcht erfüllt.“

„Sollteſt Du in allen dieſen Conſequenzen Recht haben?“ fragte die Schweſter, indem ſie mit düſterem Blicke nachſinnend vor ſich niederblickte; „Paul hält nichts auf Rang und Stand. Wie oft ſagte er es zu mir, ja, und er bewies es mir auch, daß ihm der innere Werth eines Menſchen gilt, nicht die mehr oder minder hohe Stufe, welche ihm der Zufall ſeiner Geburt angewieſen hat.“

„Ja, bei Bekannten vielleicht, ſelbſt bei Freunden; aber bei

jemand, den er zu seiner engeren Familie zählen müßte, denkt er anders."

„Habe ich Dir denn schon gesagt," versetzte Rosa in einem spottenden Tone, „ob mein Erwählter kein Prinz des Hauses ist? Und dann: sind wir von Rang und Stand? Sind wir," setzte sie verächtlich hinzu, „das, was man von Geburt nennt, haben wir blaues Blut in den Adern?"

„Du übertreibst, liebe Schwester," gab die Gräfin, wenn auch mit leiser Stimme, doch entschieden zur Antwort.

„Nein, ich übertreibe nicht, Françoise, und dann erlaube mir eine Frage: habe ich es je ausgesprochen, daß ich mich in die Familie Deines Gemahls drängen will?"

„Leider wirst Du das mit Deinem starren Sinn nie aussprechen! Leider, Rosa, wirst Du Dich nicht bekümmern um die eben erwähnten Verhältnisse, leider für mich, für Deine unglückliche Schwester, für mein armes Kind! Du wirst Deine Bahn gehen, wie Du Dir es vorgenommen, Du wirst mich verlassen, und ich kann es Dir nicht einmal verargen! Aber ich, der Du so oft betheuert, sie nicht verlassen zu wollen, werde allein stehen, selbst unsäglich unglücklich sein und meine Umgebung, mein Kind mit in das Unglück hinabziehen."

Rosa schaute vor sich nieder, und während ihre Augen finster blickten, zuckte es wie unwillkürlich schmerzlich und wehmüthig um ihre Lippen. „Liebte ich so, wie man mich liebt," murmelte sie nach einer Pause, ohne daß ihre Schwester die Worte verstehen konnte, „so würden alle Gegenreden fruchtlos an mir abgleiten — und doch fühle ich für ihn, tief, tief!" — Sie seufzte und der schmerzliche Zug um ihren Mund gewann so stark die Oberhand, daß sich ihre Augen mit Thränen füllten. „Und ich weiß," sagte sie alsdann, „daß auch ich ihn lieben würde, denn er ist so gut und edel — — — — so fahre denn hin, es war nur ein Traum, wie ein anderer!" — — — —

Den kleinen Speiſeſalon des Grafen kennen wir ſchon aus einem der früheren Kapitel. Die Oeffnung in das Nebenzimmer, wodurch er ſein Licht erhielt, war heute Abend mit Vorhängen bedeckt, und da man hier keine ſtörenden Fenſter ſah, ſo war das kleine Gemach um ſo heimiſcher. Die brennenden Kerzen auf ſilbernen Leuchtern, die auf dem Tiſche ſtanden, ſpiegelten ſich mit ſanftem Glanze in großen, glänzenden Blättern ſüdlicher Pflanzen wieder, welche Gruppen in der Ecke des Salons bildeten. Auf der Tafel befanden ſich, wie man zu einem kleinen, leichten Souper wünſchen konnte, wenige auserwählte Gerichte, meiſtens kalte Küche und Champagner in Eis.

Der Graf führte den Huſaren-Offizier lächelnd mit ausgeſuchter Ceremonie an den Tiſch, ließ ihn dort niederſitzen, worauf er und Herr von Scherra Platz nahmen. „Du ſiehſt, Arthur,“ ſagte er alsdann, „wir ſind ganz unter uns; das habe ich aus Rückſicht für Dich ſo arrangirt, Deine umwölkte Stirn deutet auf irgend einen geheimen Kummer, den Du uns hoffentlich mittheilen wirſt, ſobald der ſprudelnde Wein die Eisrinde Deines Herzens geſprengt und Deine Zunge gelöst hat. Aber laß es nicht gar zu traurig ſein, was Du uns mitzutheilen haſt, denn ich möchte meine heitere Stimmung gern behalten.“

Während Herr von Marlott auf dieſe Worte hin, ohne etwas darauf zu entgegen, mit finſterer Miene eine der Flaſchen entkorkte, ſagte Herr von Scherra zu ſeinem Freunde: „Ich freue mich, Dich ſo wohl und heiter zu ſehen, und hoffe, wir beiden Aelteren wollen dieſem jungen Menſchen zeigen, daß wir uns von kleinen Widerwärtigkeiten, die ja jeder im Leben durchzumachen hat, nicht niederdrücken laſſen.“

„Das wäre alles ſchön und gut,“ meinte der Graf nachdenkend, „wenn ich es nur wieder einmal ſo weit bringen könnte, daß meine Heiterkeit nachhaltig wäre. Es iſt etwas Eigenes darum! Zuweilen fliegt ſie an mich hin, wie ein Sonnenſtrahl

an einem trüben Tage plötzlich durch die Wolken bricht, und dann gibt es für mich momentan keine Schatten mehr, keine trüben Gedanken, mein Herz ist angefüllt von Glückseligkeit, und es ist mir, als fühlte ich die Gewißheit, noch einmal recht glücklich zu werden."

„Dazu hast Du nicht weit hin," entgegnete Arthur mit einem sehr ernsten Gesichtsausdrucke; „kann es eigentlich einen Menschen geben in glücklicherer und angenehmerer Stellung, als Du? Du hast Dein Leben redlich genossen, Du hast alle Jugendthorheiten hinter Dir, und die liebenswürdigste und beste Frau der Welt läßt Dir keinen Augenblick Zeit, an Deine Vergangenheit in der oben angeregten Art zu denken. Parbleu, ihr Beiden habt gut reden, auch Scherra mit dem weißen Haar und mit der unerschütterlichen Ruhe seines Gemüthes — ah, Ihr seid in der That zu beneiden!"

Nach den letzten Worten stürzte er ein Glas Champagner hinunter.

„Sollte man nicht glauben, mein junger Freund," sprach Herr von Scherra mit seinem feinen Lächeln, „als wäre in einer gewissen Nacht — o, sie wird Ihnen entfallen sein," setzte er auf einen fragenden Blick des Husaren hinzu, denn es passirte dort gerade nichts Merkwürdiges — Sie verlangten meine Verwendung zu einer Einladung."

„Teufel, ja, ob ich mich erinnere!"

„Damals versprachen Sie sich einige frohe, lichtvolle Augenblicke, ich aber warnte Sie vor dunkeln Stunden. Hatte ich damals vielleicht Recht? Es sollte mir wahrhaftig leid thun."

Arthur von Marlott griff eine straßburger Gänseleber-Pastete mit einer Hast und Ausdauer an, als wollte er an ihr seinen versteckten Grimm auslassen, und erst nachdem er ein paar Minuten mit derselben beschäftigt, fand er die Zeit, darüber eine Antwort zu geben: „Ob davon etwas im Zusammenhange steht,

bin ich wahrhaftig nicht indiskret genug, zu sagen. Auch soll mich der Teufel holen, wenn ich überhaupt weiß, ob hämische, spöttische Bemerkungen von rechts oder links mit irgend etwas in Zusammenhang gebracht werden können."

„Was dergleichen Bemerkungen anbelangt," meinte der Graf, „so warst Du bis jetzt nicht der Mann, um dergleichen ruhig hinzunehmen, ohne Dir eine Erklärung darüber auszubitten."

„Zum Henker, Vetter Lotus; das kommt sehr darauf an, wer solche Bemerkungen macht; ich hätte Dich früher einmal sehen mögen, wenn Du als Oberst einem jungen Lieutenant dergleichen Freundlichkeiten gesagt, und dieser hätte gegen Dich ein Air annehmen wollen."

„Ja, in dem Falle sind Bemerkungen freilich sehr unangenehm."

„Das will ich glauben; oder wenn man von alten Damen, deren Töchtern man die Ehre erzeigt, mit ihnen zu tanzen, spitze Redensarten einstecken oder mitleidiges Lächeln ertragen muß."

„In alle dem scheinst Du also Unglück gehabt zu haben?"

„Raffinirtes, berechnetes, ganz ungeheures Pech, Unglück à dessin."

„Er kam, er sah, er siegte," meinte lächelnd Herr von Scherra, „und als er einen wunderbaren Vogel gefangen zu haben glaubte, sah er sich selbst mit einem hübschen Netz umgeben! Ich habe davon munkeln gehört."

„Da siehst Du nun, Arthur," sagte der Graf, „wie zurückgezogen ich lebe. Nicht eine Silbe von dergleichen kam mir zu Ohren."

„Scherra ist wahrhaftig zu liebenswürdig," bemerkte verdrießlich der Husaren-Offizier; „wie er die Sache darstellt, müßte alle Welt davon reden, und doch ist es noch lange so arg nicht; oder hörten Sie etwas Bestimmtes über diese Angelegenheit?"

„Allerdings; man nannte mir im strengsten Vertrauen eine

junge Dame, deren Eltern sehnlichst wünschen, daß sie Frau von Marlott werde. Diese junge Dame hat einen strengen Vater, einen angesehenen Beamten, der nicht selten das Ohr Seiner Majestät hat und nicht gewillt zu sein scheint, daß man seine Tochter, und sei es auch nur durch auffallende Courmacherei, kompromittire."

„Ei der Tausend, Arthur," sagte der Graf, „willst Du zur Vermehrung unserer Familie beitragen?"

„In allewege," sagte Herr von Scherra kopfnickend.

„Ich heiße das eine lächerliche Zumuthung," sprudelte der junge Offizier hervor, „daß man gleich an's Heirathen denken soll, wenn man mit einem Mädchen 'mal ein bischen auffallend spricht! Auch fällt es mir nicht ein, an so etwas nur zu denken. Wahrhaftig, wie man sich so etwas einbilden kann, ist mir rein unerklärlich."

„So was bildet man sich sehr leicht ein," meinte Herr von Scherra. „In dem Punkte haben die jungen Damen eine gewaltig üppige Phantasie."

„Zu ihrem eigenen Schaden," meinte Herr von Marlott mit Entschiedenheit, „und man muß solchen Thorheiten keine Nahrung geben!"

„Also der Chef war es," sprach der Graf, „der Dir einige passende Worte über diese Geschichte sagte?"

„Höher hinauf," gab Arthur mürrisch zur Antwort. „Se. Excellenz der Herr Kriegs-Minister, unser allgewaltiger Chef, war so gütig, mir zu sagen, er habe von sehr achtbarer Seite etwas über mich vernommen, und man wünsche, die Geschichte möchte ohne Skandal geebnet werden."

„Dieses ‚man wünsche' klingt sehr verdächtig," meinte Herr von Scherra.

„Allerdings, aber wenn sie mich ärgern," gab der Husar zur Antwort, „so thue ich, was ich schon längst hätte thun sollen,

wesenden wisse, ob die Benennung: „Gespensterwagen“, welchen sein Freund, der Herr Joseph, heute Abend zu führen die Ehre habe, nicht irgend einen bestimmten und glaublichen Grund habe.

Joseph zuckte die Achseln und sagte, er habe sich nie darum bekümmert und die alte Benennung recht passend gefunden für das ewige Herumschwärmen des alten Gespensterwagens.

Der Kutscher auf dem Trittbrett aber meinte, indem er sich nach dem Oberkutscher umsah, er habe früher einmal etwas von einem Gespensterwagen gehört, und wenn eine dergleichen Geschichte wirklich existire, so müsse dieselbe dem Herrn Mundels unbedingt bekannt sein.

„Es hat durchaus keinen Anstand,“ sagte der so schmeichelhaft Aufgeforderte, daß einmal in früheren Jahren eine Geschichte mit einem Gespensterwagen passirt ist, und so viel ich mich deren erinnere, will ich Euch davon mittheilen.

Joseph schwang sich von seinem Voltigirbock herab, füllte die Gläser auf's Neue, und der Oberkutscher erzählte:

Von Veilchen I. und dem Gespensterwagen.

„Vor langen Jahren, ich glaube, es war in der Zeit, wo der schwarze Hengst da noch als Füllen auf der Wiese herumlief, und wo die Schlitten und Geschirrstücke hier im Zimmer nur als etwas außerordentlich Prächtiges bei hohen festlichen Gelegenheiten gebraucht wurden, da war ein Ur-Urvetter meines Vaters ebenfalls Kutscher bei Hof, und dem ist eine seltsame Geschichte mit dem Gespensterwagen passirt.

Da war nun ein alter Kammerherr bei Hof, der bei sehr vielen guten Eigenschaften eine Schwäche für Veilchen hatte: das ganze Jahr standen dergleichen Blumen blühend in seinem Zimmer, seine Knieschnallen an den weißen seidenen Strümpfen waren mit Veilchen gestickt, seine Beinkleider waren veilchenfarben und die goldenen ciselirten Knöpfe auf seinem Rock bildeten eben-

und erkläre mich endlich frei und offen gegen meine angebetete Roſa; ich fühle immer mehr, daß ich meine Leidenſchaft zu ihr doch nicht unterdrücken kann."

„Ob bei ihr aber der gleiche Fall vorherrſcht? Dieſe Frage kann man wohl aufwerfen," erwiderte der Graf mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln.

Arthur blickte mit einem nicht zu verkennenden, ſehr beruhigten Geſichtsausdruck über den Rand ſeines Glaſes hinweg den Zweifler an, und nachdem er den Kryſtallkelch wieder vor ſich niedergeſtellt, kräuſelte er leicht und gewandt ſeinen blonden Schnurrbart und verſetzte mit zufriedenem Lächeln: „Was das anbelangt, ſo irre ich mich nicht."

„Möglich vielleicht," gab der Graf mit einem gedankenvollen Blicke zur Antwort, „aber ſehr unwahrſcheinlich. Um mich eines trivialen Ausdrucks zu bedienen, mein guter Arthur, ſo haſt Du die ſchöne Roſa zu lange ſchmachten laſſen, haſt es auch zuweilen verſäumt, ihr Dein ſonſt ſo brillantes Inneres zu zeigen. Wahrhaftig, ich hörte ſchon Aeußerungen von ihr über glänzende Schalen mit nicht ganz ſicherem Kerne, die mich in Deinem Intereſſe ſtutzig machten."

„Pah, Roſa liebt mich, ich weiß das ganz genau."

„Stolz wie ein Spanier," ſprach Herr von Scherra. „Aber Hochmuth kommt vor dem Falle, — dieſes Sprichwort muß man füglich gleich daneben anführen."

„Neckt mich nicht," erwiderte der Huſaren-Offizier mit blitzenden Augen, „ich bin in einer Stimmung, wo mich dergleichen Widerſpruch gerade dazu antreibt, Euch zu beweiſen, wie ſehr ich Recht habe — auf Parole, ich hätte wahrhaftig Luſt, Eure Zweifel niederzuſchlagen, und jetzt, wie ich da bin, zu den Damen zu gehen und Françoiſe vor ihrer Schweſter um ihre Fürſprache zu bitten."

„Das wäre so toll, daß es Dir ähnlich sähe," meinte ernst der Graf.

„Was wäre darin so sonderbar Tolles?" versetzte Arthur sehr aufgeregt; „ich bin fest überzeugt, Rosa erwartet eine solche Erklärung schon lange, und in der Lage, wo ich bin, kann ich mir allein helfen, wenn ich solchergestalt die Brücke hinter mir abbreche."

Herr von Scherra blickte erstaunt auf den jungen Mann, der sich langsam erhoben hatte, seine Uniform scharf in die Taille zog und einen wie es schien sehr befriedigten Blick in den gegenüber hangenden Spiegel warf. „Ihr Beide habt mir von jeher," sagte er alsdann, „stets und mit Unrecht eine richtige Combinationsgabe abgesprochen, und ich will Euch nun beweisen, wie sehr Ihr Euch getäuscht. Daß Vetter Lotus nichts dagegen einzuwenden hat, wenn seine Schwägerin mir ihre Hand gibt, davon bin ich nicht nur überzeugt, sondern ich weiß auch ganz genau, daß er in dem Falle morgen früh zu seinem Freunde, dem Kriegsminister, fahren wird, um ihm unsere Verlobung anzuzeigen. Wirst Du das nicht für mich thun, Paul?"

„Wenn Rosa Deinen Antrag annimmt, erwiderte der Graf, „der sehr ernst geworden war, „so kannst Du Dich darauf verlassen, daß ich den Kriegsminister in Deinem Interesse besuchen werde."

„So rufe ich Victoria," antwortete der Husaren-Offizier in ganz entschiedenem Tone, „denn das muß alsdann die andere unangenehme Geschichte augenblicklich niederschlagen. — Nun, habe ich richtig combinirt oder nicht?" Er schaute die beiden Herren mit einem triumphirenden Blicke an.

Herr von Scherra zuckte mit den Achseln, und der Graf sagte mit einem eigenthümlichen Tone der Stimme: „Wenn Du denn willst und nicht anders kannst, und wenn Du mir nicht

glauben magſt, daß Du im Begriffe biſt, eine neue Thorheit zu begehen, ſo ſuche die Damen auf, nimm aber Deinen Säbel und Deine Mütze mit.“

„Und wozu?“ fragte Arthur mißtrauiſch.

„Nun, es macht ſich beſſer, wenn Du ordonnanzmäßig auftrittſt — folge mir, Arthur!“

„Damit Du ſiehſt, daß ich mich Deinem Willen in allem Vernünftigen füge, ſo will ich es thun.“ Damit nahm er ſeinen Säbel und ſeine Mütze vom Divan, worauf er beide hingelegt, und verließ das Zimmer mit elaſtiſch klingendem Schritte.

„Der begeht wieder einmal eine große Dummheit,“ bemerkte der Graf, ihm nachblickend, „aber er ſoll ſich nur ſeine Hörner abrennen, es ſchadet ihm wahrhaftig nicht. Mir thut's nur leid um meinen guten Humor. Der iſt dahin, unwiderbringlich dahin, kein Sonnenſchein mehr, welcher mein Inneres erhellt! Rings um mich her trübe, finſtere Wolken!“ —

Die Züge des Grafen hatten ſich, während er dies ſprach, auf eine ſo eigenthümliche Art verändert, daß ihn Herr von Scherra mit Beſorgniß anblickte; er preßte ſeine Lippen feſt auf einander und ſeine Augenbrauen hatten ſich ſo tief herabgedrückt, daß ſie gänzlich ſeine Blicke beſchatteten, und wenn zuweilen einer derſelben zuckend zu ſeinem Freunde hinüberfuhr, ſo geſchah dies mit einem ſo unheimlichen Ausdrucke, daß Herr von Scherra faſt ängſtlich nach einem paſſenden Geſprächsthema ſuchte, welches geeignet wäre, die beginnende Aufregung ſeines armen Freundes zu dämpfen. Er kannte genau dieſen Zuſtand des Grafen, er wußte, wie ſchmerzlich es für ihn ſelbſt war und wie unangenehm für ſeine Umgebung, wenn ſo der finſtere Geiſt, wie er es nannte, über ihn kam. Die gute Gräfin hatte ſich auf einen heiteren Abend gefreut, und wenn ſie nun herüberkam, ſah ſie ihren Gatten da ſitzen, die zuckenden Finger vor ſich auf

dem Tiſche zuſammengeballt, das Haupt tief herabgeſenkt, unter den zuſammengedrückten Augenbrauen finſtere Blicke hervorſchließend.

Was der Graf bei ähnlichen Anfällen wohl zu thun pflegte, ſich in ſein Zimmer zurückzuziehen, dazu ſchien er heute nicht Willens. „Er geht hinüber," ſagte er mit dumpfer Stimme, „und da ich ihn nicht für ſo dumm halte, gleich mit dem Wahnſinn zu beginnen, wird er einige Zeit brauchen, ehe er ſeinen lächerlichen Antrag ſtellt. Nun, Roſa's Antwort wird kurz ſein, aber Françoiſe in ihrer unergründlichen Milde wird ihm tauſend beruhigende Worte ſagen, und ſo gewinnen wir Zeit."

Er richtete ſich mit einem tiefen Seufzer auf und ſchaute Herrn von Scherra feſt an.

„Du wirſt Dir wohl im Ernſte nicht Deine gute Laune dadurch verderben laſſen," ſagte dieſer erprobte Freund, indem er ihm ſanft ſeine Hand auf die zuckenden Finger legte.

Der Graf ſchüttelte mit dem Kopfe und antwortete: „Gerade nicht dadurch; aber wenn man ſo roh in das Leben eingreift, das mich berührt, ſo iſt es doch wohl nicht zu verwundern, wenn ſich meine Stimmung trübt. Eigentlich aber muß ich dieſem unbeſonnenen jungen Menſchen Dank wiſſen, daß er meine heitere Laune zerriſſen, und mir ſo Veranlaſſung gibt, da wir allein ſind, ein ernſtes Wort mit Dir zu reden, Scherra, das ich ſchon ſeit einiger Zeit auf dem Herzen habe, das aber bis heute nicht recht über meine Lippen wollte. Und doch muß es geſagt ſein."

Der alte Herr blickte den Sprecher einen Augenblick verwundert an, doch ſchien er in der nächſten Sekunde ſchon das Wort zu kennen, das jener an ihn richten würde, denn er neigte leicht ſein Haupt gegen ihn und ſagte: „So laß es mich hören, Dein ernſtes Wort, ich habe es erwartet. Aber thue mir die Liebe und halte die Ueberzeugung feſt, daß ich in allem als Dein

treuer Freund und als treuer Freund Deines Hauſes gehandelt habe und ſtets handeln werde."

„Erinnerſt Du Dich," fuhr der Graf nach einer Pauſe fort, „daß Du vor längerer Zeit hier in dieſem ſelben Zimmer eine Geſchichte erzähltеſt, der ich damals, ſchon ohne die Perſonen zu kennen, mit Intereſſe folgte?"

„Ich erinnere mich deſſen genau."

„Was Du damals nicht wußteſt, ich bin davon überzeugt, weißt Du jetzt ſo gut, wie ich ſelber, daß die in jener Geſchichte handelnden Perſonen aufs innigſte mit mir verflochten ſind. Ich will keine Namen nennen," ſagte der Graf mit furchtbarer Anſtrengung, „ich darf keine Namen nennen, denn ſonſt würde mein Blut die künſtlichen Dämme überfluten, die ich ſeinem Andrange mühſam entgegenſtelle. O, dieſes Blut pocht wild hier an meinem Herzen und hier an meinen Schläfen! Ich muß mich bezwingen, um mit Dir davon zu reden, als ſpräche ich über ganz gleichgültige Perſonen — das wirſt Du verſtehen, denn Du biſt mein Freund."

„Da ich Dein Freund bin und da ich Dich verſtehe, ſo laß mich Dir ſagen, daß es unnütz iſt, eine furchtbare Vergangenheit zurückzurufen. Ich kann Dir die feierliche Verſicherung geben, daß dieſe Vergangenheit nicht eingreifen ſoll weder in Deine Gegenwart, noch in Deine Zukunft."

„Das war die Hoffnung, die mich bei Verſtand erhielt," erwiderte der Graf mit einem düſtern, unſtäten Blicke. „Ich dachte mir, was einmal tief in der Erde ruht, wird nicht ſobald zum Vorſchein kommen, und Phantome ſchrecken mich nicht, ich habe Bekanntſchaften von ihresgleichen ſchon gemacht. — So dachte ich, ſo hoffte ich, aber es iſt anders gekommen, wie Du weißt —"

„Ja, wie ich weiß," ſagte Herr von Scherra, da der Graf eine Antwort zu erwarten ſchien.

„Er ist erschienen, den ich todt geglaubt — ja, ich will nicht heucheln! — den ich todt gewünscht. — Er lebt, und wenn er sichtbar in mein Leben eintritt, so wird er mein ohnehin schon so unglückliches Dasein zerstören."

„Aber wenn ich Dir die feierliche Versicherung gebe, daß er für Dich und für eine Andere ein Schatten bleibt, eine allerdings furchtbare Erinnerung, aber wesenlos, daß er verschwinden wird, ohne Dich ferner zu beunruhigen, — genügt Dir das, und wirst Du mir dagegen versprechen, ihn aus Deinen Gedanken zu verbannen, und Dir und ihr, die Deinem Herzen am theuersten ist, nicht ferner das Leben mit finsterer und fruchtloser Phantasie zu vergiften?"

Als der Graf schweigend und gedankenvoll vor sich niederblickte, fuhr Herr von Scherra fort: „Er, dessen Namen ich nicht aussprechen will, hat ein entsetzliches und schreckliches Dasein geführt. Wie jeder Andere mit berechtigten Ansprüchen an ein glückliches Leben, hat er nur die unglückliche Seite desselben kennen gelernt. Du und er, ihr verfolgtet das gleiche Ziel, Du warst glücklicher und sollst es bleiben. Gönne ihm wenigstens Luft und Licht, er wird Beides fern von Dir genießen; vergiß ihn wachend, und so wird er auch schlafend Dich im Traume nicht mehr beunruhigen."

„Wird auch sie ihn vergessen?" fragte der Graf nach einem längeren Stillschweigen; „wird er mir nicht in ihrem kummervollen Blicke fort und fort erscheinen?"

„Für sie ist er todt und soll es bleiben."

„Diese Gewißheit, wenn ich sie hätte, ließe mich wieder aufathmen."

„Ich gebe sie Dir unter Verpfändung meines Wortes; laß sie Dir nicht rauben durch Deine finsteren Phantasieen. Daß meine unglückliche Erzählung von damals sie aufs tiefste erschüttern mußte und in ihrem Herzen so furchtbare Erinnerungen

wieder aufleben ließ, das wirſt und mußt Du begreiflich finden, ſo wie auch, daß damals ihr Auge getrübt erſchien, und daß Du vielleicht auf ihrem bleichen Geſichte laſeſt, welch ſchweren Kampf es ſie koſtete, dieſe Vergangenheit, die ſich ihr nach meiner Erzählung plötzlich ganz anders geſtaltete, aus ihrem Gedächtniſſe zu verwiſchen. Sie rang und kämpfte heldenmüthig, wie es nur eben dieſes gute, große und edle Herz zu thun im Stande iſt."

„Das iſt alles wahr, alles wahr — aber ſchrecklich, daß ein Irrthum ſie um ein glückliches Leben bringen mußte — furchtbar, daß ich nun zwiſchen ihr und Jenem ſtehen muß, in meinem Daſein die Beiden trennend, die ſich gewiß noch lieben!" —

„Ich will das von ſeiner Seite nicht abſtreiten. Was aber ſie anbelangt, ſo gedenkt ſie ſeiner wie eines Verſtorbenen, der er ja auch in Wahrheit für ſie iſt, und Du wirſt nicht ſo ausgeſucht grauſam ſein, es ihr zu mißgönnen, daß ſie durch Aufklärung jenes Irrthums jetzt vielleicht milder über ihn denkt, als ſie früher gethan, daß ſie vielleicht mit dieſen Empfindungen ſein Bild betrachtet."

Der Graf hatte ſein Geſicht in die Hand verſenkt und blieb ſo ſchweigend einige Minuten. Als er darauf ſeinen Freund wieder anblickte, hatten ſeine vorhin ſo harten und ſtarren Züge eine rührende Weichheit angenommen. „Ich liebe ſie ſo ſehr," ſagte er alsdann mit ernſter Stimme, „ſo unausſprechlich, ſie iſt meinem armen Daſein ſo nothwendig, wie die Luft, die ich athme, ich kann ihrer Güte und Liebe nicht entbehren für die kurze Friſt, die mir, wie ich wohl fühle, noch beſchieden. Vielleicht erſcheine ich Dir in dieſer unendlichen Liebe wie ein Kind, mein guter Scherra, denn Du hatteſt nicht das Glück, ein ſolches Weſen zu beſitzen. Aber Du kennſt ſie ja, Du ſiehſt ihr ſanftes, liebevolles Walten, Du weißt, welchen Einfluß ſie auf mich aus-

übt, auf mein trauriges Gemüth! Sie ist mein Glück — mein Heil, — mein Licht — mein Alles!" —

„Amen," erwiderte Herr von Scherra tief erschüttert. „Laß mich mit meiner erprobten Freundschaft für Deine Ruhe einstehen, laß mich wachen über Dein und Françoise's Glück. Hier hast Du meine Hand, ich werde wachen über Dich und Dein Haus."

Die beiden Männer reichten sich die Hände zu einem langen und festen Druck. — —

Draußen auf dem Corridor hörte man Schritte, einer der Lakaien öffnete die Thür und die Gräfin mit ihrer Schwester traten in den Speise-Salon. Françoise ging um den Tisch herum nach dem Platze, wo sie gewöhnlich zu sitzen pflegte, und es war ihr sehr lieb, daß der Graf mit seinem aufmerksamen Blicke seine Schwägerin betrachtete und so nicht ihre eigenen etwas gerötheten Augen sah.

Rosa, die ein wenig blaß erschien, sah scheinbar unbefangen wie immer aus und erwiderte das eigenthümliche Lächeln ihres Schwagers mit einem freundlichen Kopfnicken und der Bemerkung, daß sie und Françoise ein wenig lange ausgeblieben seien. „Doch weißt Du ja vom Hörensagen," setzte sie launig hinzu, „daß Plaudereien zwischen zwei Damen, und noch dazu wenn diese Damen Schwestern sind, kaum ein Ende nehmen können."

„Besonders wenn man so wichtige Thema's hat," sagte der Graf Lotus mit Beziehung, worauf Rosa mit den Achseln zuckend entgegnete: „wichtig, wie man das nimmt. Was sich gern so darstellen möchte, ist oft gerade das Unbedeutendste."

„Sehr richtig bemerkt," sagte Herr von Scherra, „aber im vorliegenden Falle könnte mich fast das Unbedeutende dauern."

„Ja," meinte der Graf, „wenn man so Außerordentliches zu erringen glaubt, und muß sich mit gar nichts begnügen — aber wo ist Arthur geblieben?"

Rosa warf einen raschen Blick des Einverständnisses auf

ihre Schweſter, worauf die Gräfin antwortete: „Arthur war einen Augenblick bei uns, er ſchien roſig gelaunt zu ſein, und als ich ihn aufforderte, mit uns wieder zu Euch herüber zu gehen, lehnte er es ab, und iſt, wie ich glaube, nach Hauſe.“

„In dieſem Falle war es doch gut,“ meinte der Graf lächelnd zu Herrn von Scherra, „daß ich ihm anempfahl, Säbel und Mütze mitzunehmen, und Dir, Roſa, that es gewiß nicht weh, ihn ziehen zu laſſen.“

„Ich fühle darüber keinen beſonderen Schmerz, aber auch kein großes Wohlbehagen,“ gab die Tänzerin zur Antwort, während ſie ſich neben ihrer Schweſter niederließ und ſich eine Taſſe Thee einſchenkte; „Arthur hat zu extravagante Manieren, er kennt nur entweder — oder. Schade um ſein gutes Herz, an welchem ich nie zweifelte, daß daſſelbe von ſeinem Kopfe ſo wenig unterſtützt wird.“

„Er ſchien niedergedrückt geſtimmt,“ ſagte die Gräfin, „es that mir leid, daß wir ihn ohne einen rechten Troſt gehen laſſen mußten.“

„Und mir würde es ſehr leid gethan haben, wenn das anders wäre,“ erwiderte der Graf mit einem Blicke auf ſeine Schwägerin. „Bei allem, was mir theuer iſt, — wenn eine ſolche Roſe einmal gefaßt werden ſoll, ſo iſt das Koſtbarſte dazu kaum gut genug, und ſo denkt ſie ſelber ebenfalls.“

„Gewiß,“ ſagte die Tänzerin ohne aufzuſchauen; „vor der Hand aber iſt mir die Freiheit lieber als jegliche Art von Faſſung, möchte dieſelbe auch noch ſo koſtbar ſein.“

Noch eine Zeitlang flog das Geſpräch über dieſen Gegenſtand ſo wie über andere gleichgültige Dinge hin und her, doch war Roſa nicht ſo recht wie ſonſt bei der Unterhaltung. Häufig vor ſich niederblickend, zeichnete ſie mit der Spitze ihres Meſſers unſichtbare Figuren auf den Teller, gab hie und da ſpärliche Antworten, und wenn Françoiſe, wie ſie häufiger als ſonſt that,

ihre Hand ſanft auf den Arm ihrer Schweſter legte, ſo blickte dieſe ſie wohl lächelnd an, doch war in dieſem Lächeln ein weicher, faſt ſchmerzlicher Ausdruck nicht zu verkennen.

Früher als gewöhnlich erhob ſie ſich auch, wobei ſie über Müdigkeit klagte, und den Wunſch ausſprach, nach Hauſe zu gehen.

„Sie werden mir erlauben," ſagte hierauf Herr von Scherra, „daß ich Sie in meinem Wagen, der unten auf mich wartet, nach Hauſe bringe. Ein alter Freund wie ich darf ſich ſo etwas ſchon erlauben, und ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn Sie meine Begleitung annähmen."

Roſa nahm das Anerbieten, das ſie auch ſchon früher mehrmals nicht abgelehnt hatte, ſo auffallend raſch an, daß der alte Herr ſie faſt verwundert anblickte.

Der Graf Lotus, der ſich wie gewöhnlich Abends ſehr abgeſpannt fühlte, hatte den Kopf in die Hand geſtützt und träumte ſtill vor ſich hin, wogegen die Gräfin, die beſonders heute Abend jede Miene ihrer Schweſter genau beobachtete, erfreut ſchien, daß dieſelbe ſo bereitwillig die Begleitung des treueſten Freundes des Hauſes annahm.

Bald nachher lag das Speiſezimmer einſam und ſtill; das Veſtibul war von einer ſchwachen Nachtlampe beleuchtet, und in dem Dämmerſchein deſſelben, ſo wie in der Ruhe, welche rings umher herrſchte, ſchien der bewegliche Waſſerſtrahl des Springbrunnens noch geſchwätziger zu werden, als er am Tage zu ſein pflegte; ſein Plätſchern erklang wie ein erzählendes Murmeln, und wir, die wir etwas von dieſem Naturlaut verſtehen, ſind überzeugt, daß er Märchen berichtete, welche Bezug hatten auf die Erlebniſſe des heutigen Abends, Märchen, von denen die Betreffenden ſelbſt in ihrem Schlafe bald mit ſanften Phantaſieen, bald mit wilden Bildern umgaukelt wurden.

falls dieſe Blumen; dabei hatte er gewöhnlich einen Veilchenſtrauß in der Hand, ſeine ſämmtlichen Kleider rochen nach Veilchenpulver, und die Hofherrn nannten ihn nur Veilchen I.

Der Kammerherr wäre ein vortrefflicher Mann bei Hof geweſen, wenn er nicht einen großen Fehler gehabt hätte: er litt nämlich an einer fürchterlichen Zerſtreuung, die ſich ſchon öfters kund gethan und manche komiſche Geſchichten hervorgebracht hatte.

Endlich eines Tages wurde er beauftragt, eine ſehr vornehme Dame zum Hofdiner abzuholen. Hätte man nun ſchon damals die kleinen miſerablen zweiſitzigen Coupé's gekannt, welche, beiläufig geſagt, kein ordentlicher Kutſcher im Stande iſt, würdevoll und großartig zu führen, ſo wäre dem Kammerherrn wahrſcheinlich nichts paſſirt; aber in jener Zeit war ein Hofwagen eine majeſtätiſche ſchwere Maſchine, ſechsſitzig, mit hohen Spiegelgläſern, auf allen Seiten ſchwer vergoldet, mit ungeheuer hohen Federn und kleinen Rädern, und wenn davor ein Kutſcher ſaß, von ſolidem Umfange, mit weißer Perücke und langem geſticktem Paraderock, ſo hatte es gar keinen Anſtand, daß eine ſolche Auffahrt ſich prachtvoll und großartig ausnahm.

Der Kammerherr nun fährt vor, holt die vornehme Dame auf's zierlichſte aus ihren Gemächern herab, und als ſie unten am Wagen angekommen ſind, begeht er in der Zerſtreuung das Entſetzliche — ſteigt zuerſt hinein, ſetzt ſich auf den Ehrenſitz und läßt die vornehme Dame auf dem Rückſitz Platz nehmen. Wie ſehr ſie ſich auch bemüht, auf den andern Platz zu gelangen, ſo gibt es der Kammerherr um keine Welt zu, da er feſt und ſteif glaubt, er ſitze, wie es ſich gehöre, auf dem Rückſitz, und bittet die Dame um Gotteswillen, ihm das nicht anzuthun und auf ſeine Seite zu ſitzen.

So kommen ſie vor's Schloß unter beſtändigen Demonſtrationen und Complimenten, gehen zum Hofdiner, und als dort die Hofherren Veilchen I. ſeine Zerſtreuung erzählen, fällt er wie

Fünfzigſtes Kapitel.

Ein Opfer dem Schickſal.

Roſa hatte ſich ſo tief in eine Ecke des Wagens gedrückt, daß Herr von Scherra in dem Glauben, ſie wolle eine Unterhaltung vermeiden, es auf ſeiner Seite eben ſo machte, und nachſinnend die Gaslaternen anblickte, welche mit ihrem hell blendenden Lichte ſcheinbar an den Wagenfenſtern vorüberhuſchten. Plötzlich aber legte die Tänzerin ihre rechte Hand auf den Arm ihres Nachbars und ſagte mit dem feſten und ruhigen Tone ihrer Stimme: „Wie ich bemerke, fährt Ihr Wagen nach meiner Wohnung; laſſen Sie den Kutſcher die Richtung ändern und zu Ihnen fahren, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben; ich bin am heutigen Abend gerade dazu geneigt, dort jemand zu ſehen und zu ſprechen.“

„Brauche ich Ihnen wohl zu ſagen,“ erwiderte Herr von Scherra raſch, „daß mich Ihr Wunſch mit Freude erfüllt, daß er, den Sie dort ſehen und ſprechen wollen, dieſem Augenblicke ſchon längſt mit der größten Sehnſucht entgegenharrt?“

Er beugte ſich raſch zum vordern Fenſter des Wagens und gab dem Kutſcher die nöthigen Befehle; dann ſich wieder zurücklehnend, ſagte er: „Sie werden mich ſelbſtverſtändlich darin unterſtützen, daß wir ihm die Unmöglichkeit vorſtellen, Françoiſe im gegenwärtigen Augenblicke zu ſehen; es iſt das eine Unmöglichkeit, und daß es ſo iſt, wurde mir heute Abend furchtbar klar.“

„Der unglückliche Mann!“ rief Roſa bewegt; „ja er muß das Land verlaſſen, ohne meine Schweſter geſehen zu haben! Zählen

Sie ganz auf mich, ich bin von der Nothwendigkeit dieſes harten Verlangens eben ſo innig überzeugt, wie Sie ſelbſt."

Der Wagen hielt vor der Wohnung des Herrn von Scherra; er ſtieg mit der jungen Dame aus und Beide gingen langſam die Treppe hinauf. Ein paarmal blieb die Tänzerin ſtehen, legte ihre Hand auf das Geländer der Treppe und that einen tiefen Athemzug. Herr von Scherra, der dies bemerkte, ſagte ihr ermuthigende Worte. „Faſſen Sie ſich," flüſterte er ihr zu; „glauben Sie mir, Sie werden ihn ruhiger finden, als Sie ſich denken, wenn auch ſeine Erinnerung an damals friſch und lebendig geblieben iſt. Der harte Druck der letzten Jahre hat ihn ſtiller gemacht, fügſamer."

„Das gebe Gott," ſagte Roſa, denn der Gaetano von damals würde mir eine furchtbare Stunde machen."

Oben in ſeiner Wohnung angekommen, ſagte Herr von Scherra ſeinem Diener, nachdem er die Thür geöffnet, raſch einige Worte, worauf dieſer davoneilte und der Herr des Hauſes alsdann ſeinen lieben Gaſt bat, in ſein Wohnzimmer zu treten.

Roſa warf raſch einen ſcheuen Blick rings umher und athmete leichter auf, als ſie das Zimmer leer fand.

Herr von Scherra trat an den Tiſch und nahm dort von der Kugel der Lampe den grünen, verhüllenden Schirm weg, ſo daß ſich das Zimmer augenblicklich mit hellem Lichte füllte; er mochte wohl überlegen, warum er das that, und Roſa nickte ihm ſchweigend beiſtimmend zu; ſie hätte ſich gefürchtet, Gaetano ſo auf einmal in dem noch eben hier herrſchenden Halbdunkel vor ſich zu ſehen.

Sie hatte ihre Hand auf die Lehne des Stuhles geſtützt und drückte ihre Finger krampfhaft zuſammen, als ſie jetzt hörte, wie die Thür, die in das Nebenzimmer führte, geöffnet wurde.

Gaetano ſtand vor ihr.

Sein ſonſt ſo helles Auge flimmerte umwölkt, ſeine Lippen

zuckten krampfhaft, er verſuchte es im erſten Augenblicke dieſes Wiederſehens vergeblich, zu ſprechen.

Roſa faßte ſich gewaltſam und ſagte mit bebender Stimme: „So ſehen wir uns wieder!“ —

Er ſchüttelte das Haupt, drückte ein paar Sekunden lang die Rechte vor die Augen und antwortete alsdann: „Ja, ſo ſehen wir uns wieder, nach einem furchtbaren Zwiſchenraume von einigen Jahren, die aber in ihren Leiden für mich eine Ewigkeit geweſen ſind. — — — — Und iſt alles dies am Ende nicht gar ein Traum?“ rief er nach einer Pauſe leidenſchaftlich aus; „dort ſteht mein Freund Scherra, hier vor mir ſehe ich Ihre bekannten Züge, Roſa, und um mich herum ſehe ich die vier feſten Mauern eines Gemaches! Nirgend bemerke ich etwas von einem Chaos, nirgend etwas von einer eingeſtürzten Welt! Und doch ſoll alles das wirklich vorgefallen ſein, während auf dieſer Erde alles dies in ſeinem gewöhnlichen Kreislaufe blieb, während die Jahreszeiten ſich folgten, während das Meer unaufhörlich murmelnd an jenes Geſtade ſchlug, auf das wir von San Antonio hinabblickten — einſtens ſo glücklich! Während ich nirgends eine gewaltige Veränderung ſehe, wurde nur mein Herz allein von unſäglichem Weh betroffen, hat nur mein Herz allein einen entſetzlichen Verluſt zu beklagen!“

„Nicht Ihr Herz allein, Gaetano,“ entgegnete Roſa, „auch unſere Welt wurde zerſtört, auch unſere Zukunft zertrümmert!“

„Aber die Trümmer Eurer Welt,“ warf er haſtig ein, wobei ſeinem Auge ein ſcharfer Blitz entfuhr, „ſehen recht ſtattlich und glänzend aus; man könnte dieſe Trümmer für ein ganzes und prachtvolles Gebäude halten.“

„Ich verſtehe den Vorwurf, der in dieſen Worten liegt, und vermag ihn nicht zu entkräften, da es mir nicht möglich iſt, Sie einen Blick in unſer Herz, namentlich in das meiner armen Schweſter thun zu laſſen.“

„O Francesca!“ rief er in wildem, haſtigem Tone, wobei er ſeine zuſammengefalteten Hände gegen ſeine Stirn erhob, „ſie vermochte es, zu glauben, ich hätte treulos an ihr gehandelt, ſie verdammte mich, ohne mich zu hören, ſie entfloh mir, wo nur Ein Wort hingereicht hätte, uns allen und beſonders mir dieſes namenloſe Elend zu erſparen!“

„Den größten Theil dieſer Schuld, wenn unſere Handlungsweiſe dieſen Namen verdient, muß ich auf mich nehmen; ja, ehrlich und ohne Rückhalt geſprochen: ich war es, die nach alle dem, was ich geſehen und gehört, Françoiſe zu dem Schritte beſtimmte, den ſie gethan.“

„Das möge Ihnen Gott verzeihen, Roſa!“ rief der Italiener mit leidenſchaftlicher Heftigkeit; „ich kann es Ihnen nicht vergeben, und wenn Ihnen meine Vergebung zum Glücke Ihres Lebens fehlte! O, ich wußte es damals ſchon, Francesca's warmes Herz wurde durch Ihren kalten Verſtand beherrſcht. Sie combinirten richtig, und die deutſche Gräfin iſt heute gewiß glücklicher, als es die italieniſche Marcheſa vielleicht je geworden wäre, in Ihren Augen wenigſtens! Denn Sie, Roſa, haßten mich vom erſten Augenblicke an, wo wir uns kennen lernten.“

„Damals haßte ich Sie nicht,“ gab das ſchöne Mädchen in ruhigem Tone zur Antwort, „aber ich liebte Sie auch nicht; ich fühlte nicht ſo warm für Sie, wie ich jetzt für Sie fühle, nachdem ich Ihre Anhänglichkeit an uns, nachdem ich Ihr furchtbares Unglück erfahren.“

„Sie hielten mich für fähig, Ihre Schweſter, meine Francesca, zu verrathen?“

„Ja!“ ſagte ſie kurz und beſtimmt.

„Aber erſt dann hielten Sie mich deſſen fähig,“ erwiderte er in flehendem Tone der Stimme, „als Sie das furchtbare Spiel, das man mit uns getrieben, die Beweiſe meiner Schuld deutlich vor Augen zu haben glaubten?“

„Dieſe Beweiſe beſtimmten allerdings meinen Glauben. O,“ ſetzte ſie in ſchmerzlichem Tone hinzu, „ſie waren ſo klar und unwiderlegbar, daß ſelbſt Françoiſe, welche Sie ſo unausſprechlich liebte, davon überzeugt werden mußte, wie viel mehr noch ich!“

„Ja, Sie, Roſa, die mich ohnedies haßte; doch ſprechen wir nicht mehr darüber,“ fuhr er mit einer abwehrenden Handbewegung fort, „reden Sie mir lieber von ihr, die mich gewiß nicht vergaß, auch ſelbſt dann nicht, wenn es ihr vielleicht gelang, glücklich zu werden.“

„Ja, ſie iſt bedingungsweiſe glücklich,“ ſagte die Tänzerin mit einem ſo beſtimmten und dabei kalten Tone, daß Herr von Scherra, welcher, am Fenſter ſtehend, dieſe Unterredung mit anhörte, ſich umwandte und die Sprecherin erſtaunt anblickte.

„Wenn ich auch in Ihren Augen kalt und herzlos erſcheine,“ ſagte dieſe nach einer kleinen Pauſe, „ſo werden Sie mir dagegen eine andere gute Eigenſchaft nicht abſprechen: die der Offenheit nämlich, einer wahrheitgetreuen Offenheit. Ja, Françoiſe iſt jetzt bedingungsweiſe glücklich, nachdem ſie lange elend und unglücklich war. Wie Sie von ihr geliebt wurden, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, auch nicht, wie das Herz meiner armen Schweſter unter dem Gedanken litt, Sie falſch und treulos zu wiſſen. — Ob Herr von Scherra Ihnen davon erzählt, durch welches Ungefähr wir Kenntniß erhielten von Ihrer Unſchuld, weiß ich nicht; o, es war ein Zufall, der ſo plötzlich und überwältigend vor meine Schweſter trat, daß ſie zuſammenbrach! Das war ein Wendepunkt in ihrem ſonſt ſo düſtern Leben. Wie vor Françoiſens Augen Ihre Schuld verſchwand, ſo ſtieg Ihr Bild in der Erinnerung wieder hell und glänzend auf, und mit dem zurückgekehrten Glauben an Sie, an Ihre Treue und Liebe, kam meine arme Schweſter, obgleich zum Bewußtſein des furchtbaren Unglücks, welches ſie betroffen, doch auch wieder zu der ſüßen Be-

friedigung, an Sie, Gaetano, mit der ganzen Kraft ihrer Liebe denken zu dürfen."

„Und ſo denkt ſie meiner?" rief der Italiener haſtig, indem er mit ſeinen beiden Händen die Rechte Roſa's ergriff. „O, wenn ſie meiner wirklich ſo gedenkt," ſetzte er leidenſchaftlich hinzu, „warum ſah ich ſie nicht ſchon längſt, warum hielt man mich ſo hartnäckig von ihr zurück?" —

Er warf einen raſchen Blick auf Herrn von Scherra, dem jetzt der Augenblick gekommen zu ſein ſchien, um zu Roſa's Unterſtützung näher zu treten, was er denn auch that.

„Françoiſe iſt die Frau eines Andern," ſagte die Tänzerin nach einer Pauſe, „Françoiſe denkt an Sie, Gaetano, mit jener heiligen und reinen Liebe, wie man ſie nur für Abgeſchiedene im Herzen trägt. Und nur weil ſie ſo denkend im Stande iſt, Sie in ihr inniges Gebet einzuſchließen, deßhalb hat ſie Augenblicke, wo ſie glücklich iſt in der Erinnerung an vergangene Zeiten. Meine Schweſter," fuhr das Mädchen mit erhobener Stimme fort, „weiß nicht, daß Sie leben, daß Sie hier ſind, und wenn ſie in herzlicher Liebe Ihrer gedenkt, ſo gelten dieſe guten und reinen Gedanken einem geliebten Verſtorbenen."

Gaetano hatte die Hände der Sprecherin losgelaſſen und ſtarrte ſie mit einem Ausdruck des Entſetzens an.

„Ah, ich bin todt," ſagte er mit dumpfer Stimme, „das Grab hat ſich über mir geſchloſſen, wie es der Herr Graf, ihr Gemahl, gewünſcht! Und glauben Sie vielleicht, Scherra," wandte er ſich an dieſen, „daß ich die Rolle eines Lebendigbegrabenen ſpielen werde, daß ich todt ſcheinen will dem einzigen Weſen gegenüber, von welchem träumend nur der Gedanke, daſſelbe einſtens noch heiß und lebendig in meine Arme zu ſchließen, mich in der That vor dem wirklichen Wahnſinn bewahrt hat? Halten Sie mich dieſer thörichten Entſagung für fähig?"

„Ja, dieſer Ergebung halte ich Sie für fähig," erwiderte

Herr von Scherra, indem er ſeine Hand auf die Schulter ſeines jüngeren Freundes legte; „ich kenne Gaetano's gutes und großes Herz, ich brauche ihm nur zu ſagen, daß er durch ſein plötzliches Hervortreten ein armes, ſo ſchon unglückliches Weib namenlos elend machen würde, und ich bin überzeugt, er wird unſern Bitten nachgeben.“

„Aber ſie iſt nicht arm und elend!“ rief der Italiener in ſchmerzlicher Bewegung. „Sie iſt reich und glücklich, ſie ſteht im Sonnenglanze des Lebens, und nur von mir verlangt man, daß ich mein Haupt demuthsvoll den wilden Stürmen darbieten, daß ich zurücktreten, entſagen ſoll, um einem anderen Beneidenswertheren den Platz abzutreten, der mir gebührt!“ —

„Gaetano, Sie kennen mich ſo weit,“ gab ihm das junge Mädchen mit ruhiger Stimme und einem feſten Blick zur Antwort, „daß Sie mich wohl nicht für fähig halten, Ihnen in dieſem ernſten Augenblicke eine Unwahrheit zu ſagen, und obendrein hebe ich noch meine Hand zum feierlichen Schwur auf, um zu bekräftigen, was ich jetzt gegen Sie ausſprechen will.“

Und ſie that alſo.

„Françoiſe iſt nicht glücklich, aber ſie trägt das Unabänderliche mit Geduld und Ergebung; ſie denkt an Sie mit jenem Gefühl, das ihr erlaubt iſt, weil ſie Sie nicht mehr unter den Lebenden wähnt. Aber ſeien Sie verſichert, daß bei dem Pflichtgefühl meiner Schweſter ſich dieſes Gefühl verwandeln müßte, ſo wie Sie lebend vor ſie träten. Ja, glauben Sie mir, Gaetano, wie ich Ihnen ſchon ſo eben geſagt, — Françoiſe, die jetzt nur unglücklich leidet, würde von dem Augenblick an namenlos elend ſein.“

Der Marcheſe blickte düſter vor ſich auf den Boden und ſeine haſtigen und tiefen Athemzüge zeigten ſeine gewaltige Aufregung. „Ja, ja,“ murmelte er in beinahe unverſtändlichem Tone, „Sie mögen Recht haben. Vielleicht iſt Françoiſe unglücklich, ich glaube

es faſt, nach dem, was ich gehört und geſehen. Und noch größeres Unglück droht über ſie hereinzubrechen. O, es iſt entſetzlich, an der Seite des Wahnſinns leben zu müſſen, wer weiß das beſſer als ich!" — Er drückte ſeine Hände haſtig vor das Geſicht, wandte ſich um und trat ans Fenſter, wo er einige, für die andern Anweſenden bange Minuten regungslos ſtehen blieb.

Roſa glitt in den Seſſel hinab, neben welchem ſie ſtand, und verbarg das Geſicht in ihr Taſchentuch.

Als ſich nun Gaetano wieder umwandte und abermals zum Tiſche und in den hellen Schein der Lampe trat, zeigten ſeine Züge eine furchtbare Abſpannung, aber der Ausdruck ſeines Geſichtes war ruhig, ſeine Augen blickten ernſt und milde.

„So will ich Ihnen denn beweiſen, Roſa," ſagte er mit einem leichten Beben in der Stimme, „daß ich Françoiſe's Liebe werth war und dieſes unſchätzbaren Gutes auch werth geblieben bin. Ich werde thun, was Ihr verlangt, ich werde dieſes Land verlaſſen, ohne ſie wiedergeſehen zu haben, die ewig, einzig und heiß geliebt wird, für die ich ertrug, was kein Menſch ertragen. Aber," ſetzte er mit einem aufflammenden Blick hinzu, „ich will nicht plötzlich losgeriſſen ſein von Euch, es ſoll ein Faden zwiſchen uns beſtehen, ein Band, das ſie nicht beengen wird, das aber unzerreißbar iſt. Sie, Roſa, ſollen mir verſprechen, an der Seite Ihrer Schweſter zu bleiben und mir Nachricht zu geben vom Verlaufe ihrer Tage, mir zu ſagen, wenn ſie ruhiger geworden iſt, vielleicht auch glücklicher, oder wenn ein hartes Schickſal gewaltig über ſie hereinbricht. Wenn ich jetzt entſage," fuhr er mit feierlichem Tone fort, „ſo thue ich es nur, indem ich meine innig geliebte Françoiſe in Ihre Hand, Roſa, lege, und indem Sie mir die Erlaubniß bewilligen, mag ſich unſer Schickſal nun wenden, wie es will, Sie einſtens zu fragen: ſtanden Sie ihr treu ſchützend zur Seite, thaten Sie alles, um die Erinnerung

an den Geweſenen in dem Herzen Ihrer Schweſter ungetrübt zu erhalten? — Verſprechen Sie mir, das zu thun?“

„So wahr mir Gott helfe, ich verſpreche es Ihnen,“ erwiderte Roſa, indem ſie ihre Hand erhob und ſie langſam in die dargebotene Rechte des jungen Mannes legte.

„Und dazu ſage ich Amen,“ ſprach Herr von Scherra, „und Sie ſollen es erfahren, daß ich als Ihr treuer Freund meiner armen Françoiſe und meiner guten Roſa ſchützend zur Seite ſtehen werde.“

„So habe ich denn mit meinem vergangenen Leben abgeſchloſſen,“ ſagte der Marcheſe mit einem traurigen Lächeln. „Die Liebe meiner Jugend, meiner ſeligſten Erinnerungen ruhen unter ſchwarzen Schleiern, und ich will mich nun einer älteren Geliebten zuwenden, die auch ein heiliges Anrecht an mich hat, meinem unglücklichen, zerriſſenen Vaterlande, das meinen Kopf und meinen Arm verlangt. — Und ſomit endigen wir dieſe für uns alle ſchmerzliche Unterredung. Leben Sie wohl, Roſa!“

Er faßte die beiden Hände des jungen Mädchens, zog ſie haſtig an ſich und ſagte, nachdem er ſie auf die Stirn geküßt: „Dieſen Kuß überbringen Sie ihr. Wenn ſie einmal meiner, des Verſchwundenen, des Verlorenen gedenkt, ſo ſagen Sie ihr unter einem Kuſſe freundliche, tröſtende Worte, und flüſtern ihr zu: Gaetano, der dich heiß geliebt, der dich nie vergeſſen, der dir treu bis zum Tode war, gedenkt deiner gewiß in herzlicher Liebe.“ —

Nach dieſen Worten, die er mit zitternder Stimme geſprochen, wandte er ſich um und verließ das Zimmer.

„O, welch' unſeliges Geſchick,“ rief Herr von Scherra aufs ſchmerzlichſte bewegt aus, „das ſich vernichtend an jene dunkle Stunde knüpft! Glauben Sie mir, Roſa, das Opfer, welches er ihr bringt, würde ein ſchwächeres Herz zerbrechen!“

„Ich weiß es,“ erwiderte ſie, träumeriſch vor ſich nieder-

blickend, „aber opfern wir nicht alle dem unerbittlichen Schickſal? Feſt will ich es halten, mein ihm gegebenes Verſprechen, rathend und ſchützend werde ich, wie auch bisher, meiner Schweſter zur Seite ſtehen — — ihr fortan mein Leben weihend — — o, Scherra, o mein treueſter Freund,“ rief hierauf in wilden Schmerz ausbrechend, laut weinend das ſtarke Mädchen, „auch ich bringe dem Schickſal meine Opfer! —

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Vor dem Luſtſpiele.

Man ſagt, daß die größten Männer und berühmteſten dramatiſchen Schriftſteller ſich in unausſprechlicher Aufregung befanden, wenn ein neues Stück von ihnen zum erſten Male über die Bretter ging; manche waren gar nicht im Stande, einer ſolchen Aufführung beizuwohnen, hielten ſich verſteckt zu Hauſe oder irrten um das Theatergebäude herum, wie der große Leſſing, der ſich bei bei der erſten Vorſtellung ſeiner ‚Miß Sara Sampſon‘ ängſtlich bei einer am Eingange des Theaters ſitzenden Obſtfrau erkundigte, ob ſie kein höhniſches Lachen gehört; andere ſchauten ihrem eigenen Werke wie im Traume zu, wie in halber Betäubung, Schweißtropfen auf der Stirn, oder verließen das Haus mit allen Zeichen der Angſt, ſobald ſich irgend einer der Mitwirkenden zum erſten Male verſprach, in der feſten Ueberzeugung, daß ein ſchallendes Gelächter des Publikums dabei ausbrechen würde, lachten auch wohl ſelbſt krampfhaft bei ganz unpaſſender Veranlaſſung, wobei ihnen dann das unwillige Ziſchen des in

aus den Wolken und bald darauf in die tiefste Ungnade; und ich versichere Euch, es ist kein Spaß, bei Hof in Ungnade zu fallen. Seine vertrautesten Freunde wandten sich von ihm ab, er fand keine Partie Piquet mehr, die Kammerdiener, welche früher die Thür weit aufrissen, wenn er hereintrat, öffneten sie jetzt faul und nachläßig, so daß er öfters mit dem Degen anstieß; die Damen bei Hof, welche ihn bisher um seine Leidenschaft für die Veilchen bewundert, konnten plötzlich den Geruch dieser Blumen nicht mehr ausstehen; bei den größten Cirkeln sprachen die höchsten Personen mit ihm kein Wort, und wenn er den Dienst hatte, so pflegte der Fürst, wenn er sich zurückzog, die Thür seines Schlafzimmers selbst zu öffnen; kurz, Veilchen I. war eine gefallene Größe.

Umsonst sprachen einige ihm treugebliebene Freunde von lebensgefährlichen Selbstmordversuchen, die der unglückliche Kammerherr glücklich überstanden; umsonst fiel er in eine lange Krankheit — sein Glück wollte nicht aufblühen; man that, nachdem er endlich wieder kam, als sei er gestern erst dagewesen, und fragte nicht einmal, warum man ihn mondenlang nicht gesehen; umsonst schwand er zum Schatten und wurde entsetzlich mager, Niemand erkundigte sich, wo seine Körperfülle geblieben.

Da kam er auf die sinnreiche Idee und ließ sich einen neuen Anzug machen, wieder mit Veilchen besetzt, aber statt der veilchenfarbnen Beinkleider waren dieselben von schwarzer Seide, und statt des dunklen Violett prangten diese Blümchen auf Rock und Weste jetzt im tiefsten Schwarz; er sah von Weitem aus, wie mit großen schwarzen Schmeißfliegen bedeckt, und sein Anblick glich dem eines kranken und melancholischen Fliegenschimmels.

Das wirkte endlich, und bei dem nächsten großen Hofcirkel, als er so auf diese Art tieftrauernd erschien, blieb der Fürst erstaunt vor ihm stehen und sprach mit ihm. Wie Engelsgeläute klang die Frage die er that in den Ohren des armen Kammerherrn; der Fürst fragte nämlich: Sind Sie musikalisch? und

seiner Aufmerksamkeit gestörten Publikums als tröstender Balsam erschien. Man sagt von Cherubini, er habe bei der ersten Aufführung eines seiner Werke in seiner Loge ruhig den Takt markirt, während Auber in großer Aufregung sein Taschentuch, welches er in der Hand hielt, während der Vorstellung in lauter kleine Stücke zerpflückte.

Wenn in einem Theater dunkle Hinterlogen sind, so bilden diese gewöhnlich ein Asil für den Schriftsteller, um sein Stück zum ersten Male über die Bretter schweben zu sehen. Sind solche nicht vorhanden, so gestattet ein freundlicher Intendant oder Theater-Direktor ein Plätzchen auf der Bühne, gewöhnlich in der ersten Coulisse bei dem Verschlage, wo die Seile des Portalvorhanges auf- und ablaufen, wo der würdige Beamte, der dieses Geschäft zu versehen hat, mancher Darstellung zuschaut, und wo sich in dem rothen Harlequinsmantel kleine Löcher mit fettiger Einfassung befinden.

An diesem unvergeßlichen Tage der ersten Vorstellung hat der Dichter des neuen Stückes schon die erste große Aufregung beim Erblicken des Theaterzettels: auf diesem seinen Namen gedruckt zu sehen, ist schon etwas ganz Anderes, als diesen Namen auf dem Titel eines Buches zu erblicken. Das Buch dringt langsam in die Leserkreise ein, und es vergehen vielleicht Wochen, Monate, bis hier tausend Augen unsern Namen lesen; auf dem Theaterzettel dagegen haften diese Tausende von Augen fast alle in der gleichen Morgenstunde, und die zu diesen Augen gehörigen Lippen murmeln Deinen Namen mit freundlichem oder unfreundlichem Ausdrucke, je nachdem es kommt, und Abends bei der Vorstellung wird dieses Verhältniß zwischen Buch und dramatischer Arbeit noch schärfer hervortreten: auf Hunderte, vielleicht auf Tausende wirken in gleichem Augenblicke Deine Worte, Deine Gedanken anregend, zündend, Dich glücklich machend, Dich begeisternd oder auch Dich vernichtend, wenn Dein Werk einen

einen andern Eindruck hervorgebracht, als Du gedacht und gehofft.

Dir ſelbſt aber tritt daſſelbe auf der Bühne ſo ganz anders vor die Seele, als es Dir erſcheint in den ſchwarzen, grauſamen Buchſtaben auf den glatten Seiten Deines Buches. Das Theater zeigt Dir Deine Geſtalten verkörpert und wirft Dir Deine Gedanken in lebendiger Sprache entgegen. Bei richtigem Gefühl und bei nicht zu großer Einbildung von Dir ſelbſt muß es Dir hier bei Deiner erſten Scene ſchon klar werden, ob Du Weſen geſchaffen, die Lebensfähigkeit beſitzen, oder ob Du vielleicht nur ſchattenhafte Figuren hervorgebracht haſt, die beim erſten Hahnenſchrei, hier bei Beleuchtung der Scene, undeutlich werden und geſpenſterhaft verſchwinden.

Hat, wie oben erwähnt, der Dichter Erlaubniß, die Bühne zu betreten, ſo wird er vor Beginn ſeines Stückes ſchon in der Garderobe ſein, um hier im Aeußern die Bekanntſchaft der Perſonen ſeiner Schöpfung zu machen, und um jetzt ſchon zu ſehen, ob ſie mit ſeinen Vorſtellungen zuſammentreffen. Dabei kann er ſich vielleicht ein freundliches Wort erlauben, um hier eine Phyſiognomie etwas weniger markirt erſcheinen zu laſſen, dort einen Andern, der zu jugendlich ſein möchte, zu etwas graumelirtem Haar zu bewegen.

Unmittelbar vor der Vorſtellung iſt übrigens nicht viel zu machen, da alles daran liegt, die Künſtler bei guter Laune zu erhalten, und da jeder von dieſen überzeugt iſt, ſchon aus eigenem Antriebe das vollkommen Richtige gewählt zu haben. —

Auch in der Bruſt unſeres Freundes Karl Bander wogten die eben geſchilderten Empfindungen aufs heftigſte und ließen ihn vor Aufregung und Unruhe kaum zu ſich ſelber kommen.

Herr Richter hatte in feierlicher Stimmung ſchon früh am Morgen einen ganz beſonders tüchtigen Kaffee gebraut und dazu von Weißbrod diejenige Sorte eigenhändig geholt, welche ſein

Freund vorzüglich liebte. Nachbar Schweizer hatte ein prachtvolles Blumenbouquet gebracht, angeblich aus eigenem Antriebe, doch als es Bander in Empfang nahm und die zierlich zuſammengefügten Blüthen beſchaute, überſchlich ihn eine tiefe Wehmuth, da er die Geberin ahnte, und er ſetzte ſich, den Strauß betrachtend und wie mit den einzelnen Blumen redend, in die Ecke ſeines Sopha's.

Er hatte Roſa ſeit einigen Tagen nicht geſehen, und als ſie zum vorletzten und letzten Male hier war, blieb Richter in ſeiner Nähe, ſo daß er nur die gewöhnlichſten Dinge mit ihr ſprechen konnte; doch war ihm das lieb und er fürchtete den Augenblick kommen zu ſehen, wo ſein Freund ſich entfernen würde.

Roſa war unbefangen geweſen, ſie hatte von ſeinem Stücke geſprochen und ihm geſagt, daß man viel Gutes darüber gehört und daß ſie mit aller Welt eines glänzenden Erfolges ſicher ſei. Ernſter wie gewöhnlich war ſie ihm allerdings erſchienen, auch blieb ſie nicht lange, und es war ihm vorgekommen, als verwickle auch ſie abſichtlich ſeinen Freund in das Geſpräch, um dieſen zu bewegen, ſie nicht allein bei Bander zu laſſen.

Daran dachte Bander heute wieder, als er ſein Geſicht an die Blumen drückte und das Bild der Geberin wieder ſo lebendig vor ſeine Seele trat.

Dieſen Gedanken lieh er Worte, worauf ihm Richter kurz angebunden ſagte: „Wahrſcheinlich iſt ſie geſcheit genug, um einzuſehen, daß ſie Dich in Deinen künſtleriſchen Beſtrebungen doch nur genirt; es wäre das allerdings zum Verwundern, da ſie neulich nicht geſcheit genug war, um Dir in Betreff der bewußten tauſend Gulden einen verſtändigen Rath zu geben. Nun, ich hoffe, wenn der heutige Abend ſo gut ausfällt, als wir es erwarten, dann wird auch bei Dir die Klugheit zum Durchbruch kommen, und der gefeierte Schriftſteller alsdann im Gefühle ſeines Werthes den unbekannten Beſchützer nicht verſchmähen.“

„Ich glaube das Gegentheil," erwiderte Vander; „iſt es mir gelungen, was Gutes zu ſchaffen — und weiß Gott," ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „ich glaube noch immer nicht an ein ſolches Glück — ſo werde ich wohl im Stande ſein, auch ohne Beſchützer meinen Weg zu gehen."

Herr Richter parodirte den Seufzer ſeines Freundes auf eine komiſche Art und ſagte mit deſſen Ausruf: „Weiß Gott, Du biſt ein unverbeſſerlicher Egoiſt, Du denkſt nur an Dich ſelber und an Dein perſönliches Wohlergehen. — Junger Menſch," fuhr er fort, indem er ſeine Hand unter die Weſte ſteckte und würdevoll vor ſeinen Freund hintrat, „bedenkſt Du nicht, daß ein Schriftſteller, wie Du ſein wirſt, der aber trotz alles Geiſtes eine der unleſerlichſten Pfoten ſchreibt, die mir vorgekommen, daß Du eines anſtändigen Sekretärs benöthigt biſt, der mit tauſend Gulden jährlich nicht zu hoch ſalarirt wäre? Oder glaubſt Du, der arme Choriſt Richter ſei nicht mehr werth, als für eine Gage von dreißig Gulden monatlich, die er vom königlichen Hoftheater erhält, noch nebenher bei Dir Schreiberdienſte zu thun? Geh', Egoiſt!"

„Wahrhaftig, da haſt Du Recht," rief Vander raſch aufſpringend, wobei er das koſtbare Bouquet auf den Tiſch warf, „mein guter, ehrlicher und treuer Freund! Deine ſcherzhaft gemeinten Worte greifen mir mit tiefem Ernſte ans Herz. Ja, ich war ein Egoiſt, ich dachte nur an mich ſelber, aber glaube mir, mein Herz wußte nichts von dieſem ſelbſtſüchtigen Gedanken."

„Davon bin ich überzeugt," ſagte Richter, indem er die Kaffeetaſſen auf den Tiſch ſtellte und ein Papier entfaltete, in welchem ſich der Zucker befand; „hätte ich nicht gewußt, daß Dir ſogar ein Gefallen damit geſchähe, wenn ich Dir meine Vorleſung über Egoismus hielt, ſo würde ich es haben bleiben laſſen. Es war auch wahrhaftig wegen meiner ſelbſt nicht ſo ernſthaft ge-

meint. Wenn auch meine Laufbahn beim Theater nicht den glänzenden Fortgang nahm, den ich Anfangs geträumt, wenn ſie mich auch kurz gekriegt haben, wie der alte Limmer ſagt, ſo bin ich doch der künſtleriſchen Tretmühle ſchon ſo gewöhnt, daß ich in derſelben faſt behaglich mit herumlaufe; auch nutzen mir ein paar Gulden mehr oder weniger nichts. — — Ja, es wäre was Anderes, wenn Du einmal ein ganz gewaltiger Kerl würdeſt und das Mittel fändeſt, zu Deiner Ausbildung auf Reiſen zu gehen; dabei würde mir ſchon die vorhin zart erwähnte Sekretärsſtelle anſtehen. Aber jetzt laß uns den Kaffee trinken, ehe er kalt wird."

„Ja, das wollen wir," entgegnete Bander, „und dabei Projekte ſchmieden, die uns zerſtreuen und heiter ſtimmen."

Damit ſetzten ſich die beiden Freunde an den Tiſch nieder, und der Choriſt legte das Blumenbouquet ſorgfältig neben den Theaterzettel.

„Mit Blumen, ja, mit Blumen.
Will ich Dein Werk bekränzen,
Und zwiſchen dieſen Blüthen
Soll hell Dein Name glänzen,

ſo würde ich als Chor in irgend einer Scene einer hierzu paſſenden Oper ſingen," ſagte Herr Richter und ſetzte hinzu, indem er den Strauß aufmerkſam betrachtete: „Du mußt dieſe koſtbaren Sachen nicht ſo roh umherwerfen, wie Du es gethan. Sieh, das iſt etwas ganz Außergewöhnliches, weiße Camelien und Veilchen — Frühlingsahnung erweckend! Ach, wenn ich das rieche, ſo kommt mir immer jener Frühling in Erinnerung, wo ich zum erſten Male die kleine Stadt verließ, welche die Ehre hatte, mich in ihren alten, grauen Mauern geboren zu ſehen. Damals machte ich eine Fußtour von einigen Meilen, aber es war meine erſte Reiſe, und darum wird ſie mir unvergeßlich ſein. Kaum hatte ich die Stadt hinter mir, ſo lagerte ich mich im Schatten einer

alten Eiche, deren Tauſende von friſchen, jungen Blättern mit der linden Luft buhlten, und freute mich, rückwärts ſchauend, meiner jungen Freiheit. Da duftete es ringsum nach Veilchen, und wenn ich auch ſpäter unter den verſchiedenſten Verhältniſſen den gleichen Geruch empfand, ſo denke ich doch heute noch bei Veilchenduft immer an jene Ruhe unter der alten Eiche."

„Du haſt da vorhin einen wunderbaren Gedanken angeregt," gab der junge Schriftſteller nachſinnend zur Antwort. „Ja, wer ſo reiſen könnte, weit in die Welt hinaus, immer Neues und Herrliches ſehend und ſich ſo im Schauen und Genießen am leichteſten bildend, der wäre wahrlich zu beneiden!" —

„Und warum ſollen wir das nicht können, alter Junge?" meinte Herr Richter mit einem behaglichen Ausdrucke, nachdem er langſam ſeinen Kaffee geſchlürft. „Laß mich einmal rechnen, und vor allen Dingen unterbrich mich nicht mit Deinen enghergigen Bemerkungen — nicht wahr?" unterbrach er ſich aber ſelber, indem er mit einem fragenden Ton gegen ſeinen Freund fortfuhr: „Du läßt mir an Deinem heutigen Feſttage ſchon 'mal das Vergnügen, meine Phantaſie tummeln zu können, ohne mich jeden Augenblick philiſtrös zu unterbrechen?"

Bander nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Wir haben alſo," fuhr der Choriſt fort, indem er an den Fingern herzählte, „zuerſt den Ertrag eines vortrefflichen Luſtſpiels."

„Das Fell des Bären, ehe man dieſen Bären noch gefangen hat."

Herr Richter zuckte mit einem lauten Zungenſchnalzen ſeine Achſeln, dann fuhr er fort: „Der Ertrag des vortrefflichen Luſtſpiels, für das Dir Michaelsſohn in Berlin nach der erſten Vorſtellung hier etwas Erkleckliches in Bauſch und Bogen bieten wird. Wir haben ferner die tauſend Gulden unſeres großmüthigen Beſchützers — ja, dieſe tauſend Gulden," wiederholte

der Choriſt hartnäckig, trotz des Kopfſchüttelns ſeines Freundes. „Ferner concipirſt Du in den erſten Tagen unſerer Reiſe ein neues dramatiſches Werk, welches wir auf der erſten mehrwöchentlichen Raſt, die wir halten, etwa in irgend einer Stadt der Schweiz oder am Comer-See ausarbeiten. Ich, Dein Secretär, verſuche mich nebenbei aber auch ſelbſtarbeitend; ich ſchreibe an die Redactionen der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der Kölniſchen Zeitung, des Auslands, der Illuſtrirten Zeitung über Land und Meer und biete ihnen meine Dienſte als reiſender Correſpondent an; ich führe mich mit einem kleinen, pikanten Artikel ein, drücke mich deutlich aus, in welcher Richtung ich für jedes der verſchiedenen Blätter ſchreiben werde, und Du wirſt ſehen, ich werde bald in den Stand geſetzt ſein, etwas Ordentliches zu unſeren Reiſekoſten beizutragen.“

„Der Gedanke iſt wahrhaftig nicht ſo ganz ſchlecht,“ meinte Herr Bander träumeriſch.

„Schlecht?“ rief Herr Richter mit einem Aufwande von Pathos, indem er in die Höhe ſprang, „nicht ſo ganz ſchlecht, haſt Du geſagt? O, er iſt großartig, himmliſch, weltenſtürmend. Mit dieſem Gedanken iſt mir mein armſeliger Theater-Contract vor die Füße gerollt. O welche Wonne, zum letzten Male jene finſteren Räume betreten zu dürfen, wo alles unwahr iſt: die Steine von Holz, die Bäume von Leinwand, das Sonnenlicht eine traurige Lampe, der erquickende Regen ſtaubige Erbſen in einer blechernen Schale. Freilich kann ich nicht verlangen, mit einer großen Rolle abzutreten, aber glanzvoll auf meine Art möchte ich doch jene verwünſchten Bretter verlaſſen. Denk' Dir zum Beiſpiel in einer Anmelde-Rolle: Herr, Dein Feind naht, Don Ramiro, der Tapfere! wo ich aber ſtatt deſſen ſagen würde: Herr, bleibe ruhig in Deinem Palaſte, ich bringe Dir ſichere Nachricht, daß Dein Feind, der tapfere Don Ramiro, ſo eben

geſtorben iſt. Damit wäre das Stück ſchon im erſten Akte zu Ende und Publikus könnte nach Hauſe gehen.“

„Du biſt ein unverbeſſerlicher Kerl.“

„Aber praktiſch, das wirſt Du mir nicht abſprechen wollen, und dabei großartig, was ich Dir auch empfehle zu ſein. Nimm nur einen herzhaften Anlauf, laß Deine hausbackenen Ideen und Deine ſüßen Schwärmereien hinter Dir, verlaß mit mir dieſes düſtere Haus, die beengende Stadt, und Du wirſt ſehen, wie weit und glücklich Dein Herz wird, wenn uns einmal Gottes herrliche Natur umfängt und liebreich in ihre Arme nimmt. — Alſo kann ich auf Dich zählen?“ rief er enthuſiaſtiſch aus, indem er ihm die Hand reichte. — „So ſchlage ein!“ —

Der junge Schriftſteller hatte das Bouquet in die Hand genommen und betrachtete die Blumen lange und innig, dann ſagte er: „Ehe ich mich Dir auf Gnade oder Ungnade ergebe, muß ich zuerſt mit ihr im Reinen ſein.“

„O weh, dann bleibe ich ewiger Choriſt! Sie hat Dir einen Faden um den Fuß geſchlungen, an dem ſie Dich flattern läßt und der Dich zurückhält, wenn Du hinaus ins Freie ziehen willſt.“

„Auch ein ſolcher Faden iſt zerreißbar, und ich werde ihn zerreißen.“

Statt gleich zu antworten, ſeufzte Herr Richter ſo tief und mit ſo viel Geräuſch als es ihm möglich war. Dann erſt ſagte er: „Hoffen wir — nicht auf Deine Kraft im Zerreißen dieſes Fadens, ſondern auf einen großen und glücklichen Erfolg heute Abend, der Dir zeigen ſoll und wird, was Du eigentlich werth biſt, wahrhaftig tauſend Mal mehr als der Spielball zu ſein eines noch ſo ſchönen und liebenswürdigen Weibes. — Ueber was von Claque ich allenfalls gebieten kann, werde ich auf die obere Gallerie befördern, bedenkend, daß jeder Applaus, jeder Hervorruf uns einem ſchönen Ziele näher bringt. Apropos,“

unterbrach er ſich ſelber in ſeinem pathetiſchen Tone, „um von Claque, Applaus und Hervorruf zu reden, haſt Du Freibillete für heute Abend erhalten?“

„Ich habe keine verlangt, ich wüßte nicht für wen. Aber der Herr Intendant war ſo freundlich, mir ein Dutzend Parterre-Plätze zu ſchicken; dort in dem rothen Umſchlag werden ſie liegen.“

„Die werde ich zu mir nehmen,“ entgegnete der Choriſt.

„Bis auf eines, ich möchte dem armen Schweizer gern eines zum Geſchenk machen.“

„Geben wir ihm zwei, nämlich eines für ſeine Frau, oder vielleicht drei,“ ſetzte er mit einem lauernden Blick hinzu, „haſt Du nicht auch an Tante Roſa gedacht?“

„O, ſie wird im Parterre keinen Platz nehmen,“ ſagte Vander mit einem trüben Lächeln.

„Woher weißt Du das ſo genau?“

„Erlaß mir die Beantwortung dieſer Frage. Es wird eine Zeit kommen, wo ich Dir, dem treuen, erprobten Freunde, denn das biſt Du mir in der That, nichts vorenthalten werde.“

„Ich verſtehe alles, wie ein Menſch,“ ſagte Herr Richter kopfnickend und in gutmüthigem Tone. „Nun, wenn ſich einmal das große Räthſel aufklären wird, ſo hoffe ich, biſt Du Philoſoph genug, um dieſe Aufklärung ruhig zu ertragen.“

„So nimm zwei Billete für Schweizers,“ ſagte der Schriftſteller nach einer Pauſe, „und da fällt mir noch etwas ein. Wir müſſen an Herrn Theater-Friſeur Harper denken, er gab uns beim letzten Beſuche, den wir ihm machten, nicht undeutlich zu verſtehen —“

„Daß er für Dein Stück wirken wolle, und bei Gott, das kann dieſer würdige Mann wie Keiner, wenn er es thun will. Ich werde ſelbſt zu ihm gehen und mich nach Befehlen erkundigen.“ —

Nach dieſer Unterredung und nach beendigtem Kaffee, wozu heute ausnahmsweiſe eine ganz vortreffliche Cigarre geraucht wurde, verließ Herr Richter die gemeinſchaftliche Wohnung, um noch einige, und wie er ſagte, ſehr wichtige Gänge zu thun.

Bander blieb allein zurück, hoffend und fürchtend, ſie werde kommen, aber Stunde um Stunde verging, ohne daß Roſa erſchien. Mit einem leichten Seufzer ſprach der junge Mann zu ſich ſelber: „es iſt beſſer ſo,“ und dann nahm auch er ſeinen Hut, um das Zimmer zu verlaſſen. Erſt nach beendigtem Theater hatte er ſich vorgenommen, hieher zurückzukehren, und als er ſo dachte, meinte er mit beklommenem Herzen: „dann werde ich wiſſen, ob ſich mein Leben glücklich gewandt.“

Den Blumenſtrauß ſtellte er ſorgfältig in ein Glas mit Waſſer, und nachdem er dieſes genau in die Mitte des Tiſches gerückt, betrachtete er es lange und dachte dabei: „welche Gedanken werden meine Bruſt bewegen, wenn ich euch, ihr Blumen, heute Abend wiederſehe?“

Auf der Gallerie, welche ſein Zimmer von dem Vorderhauſe trennte, blieb er lauſchend einen Augenblick ſtehen. Immer war es ihm, als vernähme er ihren elaſtiſchen Schritt. Auch im Veſtibul horchte er, um zu vernehmen, ob das junge Mädchen nicht die Treppen heraufkäme. Aber in dem weiten Hauſe war alles ſo ſtill, daß er den Meiſter Schweizer in ſeiner Werkſtätte deutlich huſten hörte. Dorthin ging er, nachdem er einen Augenblick gezaudert, gewiß nur in der Abſicht, mit dem alten Manne ein freundliches Wort zu ſprechen und ihm zu ſagen, daß Richter zu der heutigen Vorſtellung Karten bringen werde.

Wie es nun kam, daß er ſich in der Werkſtätte in allen den halbdunkeln Winkeln umſah, ob Tante Roſa nicht in einem derſelben ſäße, wußte er ſich ſelbſt nicht anzugeben, aber er that nicht nur das, ſondern er fragte auch nach ihr.

Der Damen-Kleidermacher hatte beim Eintritt des jungen

Veilchen I. bückte ſich tief und antwortete: Ja, Ew. Durchlaucht, ich ſchlage das Spinett und ſinge häufig:

Blühe, liebes Veilchen!

Der Fürſt lachte, der ganze Hof lachte, und Veilchen I. lachte mit.“

Hier machte der Oberkutſcher eine Pauſe und ließ ſich neuen Punſch eingießen; die Anderen änderten ihre Stellung ein wenig, um bequemer zu ſitzen, nur Lukas behauptete wie eine Statue ſeinen Sitz in dem alten Reiterſattel, er verſetzte ſich lebhaft in jene Zeit zurück, und wenn er ſich die Sache recht überlegte, ſo hatte er vielleicht damals ſchon einmal gelebt und träumte vielleicht von da an immerfort, ſchon ein paar Jahrhunderte lang. Aber nein; einmal hatte er eine kurze Zeit lang wirklich gelebt und etwas Entſetzliches erlebt, das war ihm in ſeinen Träumereien vollkommen klar, und doch kam er ſich zuweilen vor wie ein Weſen, das von Anbeginn der Welt exiſtirt und das, Gott weiß in welchem unbekannten Winkel irgend eines alten Hauſes fortſchlummert und an dem lange, lange Jahre vorbeirollen, während es ſchläft und träumt; ein Weſen, das ſich nur einmal, wie geſagt, erhoben hatte und wirklich ins Leben getreten war; aber an den Moment dachte er nur mit Schaudern und war außerordentlich froh, als er darauf wieder einſchlief und ruhig forträumen konnte.

Im Uebrigen trank er ſeinen Punſch ſo gut wie jeder Andere und horchte aufmerkſam wie jeder Andere auf die Erzählung des Oberkutſchers, der alſo fortfuhr:

„Es hat alſo durchaus keinen Anſtand, daß man anfieng, den armen Kammerherrn bei Hofe wieder zu bemerken, und daß die Sonne der Gnade wieder über ſeinem Haupte zu leuchten begann; aber es war keine fette, wohlthuende Sommerſonne, die einem alten Körper ſo gut anſteht, nein, es war eine magere, blaſſe Winterſonne, die ſich meiſtens hinter neidiſchen Schnee-

Mannes ſeine ſchwere Scheere neben ſich auf den Tiſch gelegt. Jetzt nahm er ſeine Kneifbrille von den blöden Augen und ſagte kopfſchüttelnd mit einem trüben Lächeln: „ſeit der Kleine fort iſt, war ſie nur noch einmal da.“

„Aber ſie hat Euch nicht vergeſſen?“ fragte Vander raſch.

„Wie man das Vergeſſen nimmt,“ erwiederte der alte Mann. „Unſerer kleinen Dienſte, die wir dem guten Eugen vielleicht thaten, hat ſie, oder vielmehr der Advokat wohl nicht vergeſſen, denn er hat uns dafür auf's reichſte belohnt; vergeſſen dagegen hat ſie uns in ſo fern, als es uns jetzt gerade gefreut hätte, wenn ſie häufiger gekommen wäre, um uns von dem guten, lieben Kinde zu erzählen. Was mich betrifft,“ fuhr der arme, ſchwächliche Schneider mit angenommener Gleichgültigkeit fort, „ſo bin ich ſchon aus ſtärkerem und feſterem Stoffe, aber das alte Weib da heult mir die Ohren voll und thut gerade ſo, als wenn man ihr ihr Eigenes weggenommen hätte — thörichtes altes Weib!“ murmelte er in ſich hinein, und doch wiſchte er ſich mit der umgekehrten Hand über die naſſen Augen.

„Hätte man uns das Kind gelaſſen,“ ſagte die Frau, die nun ſchluchzend zum Vorſchein kam, „ſo hätten wir es ohne Koſtgeld behalten, es war uns ſo an's Herz gewachſen.“

„Das verſtehſt Du nicht,“ erwiderte der Schneider in barſchem Tone, „der Knabe hat es jetzt beſſer, wohnt ſchöner, lernt alles, was nöthig iſt, und ſo mußte es kommen. — Am Sonntag machen wir uns ein Vergnügen,“ fuhr er zu der Frau gewandt fort, „da gehen wir hinaus, Du Alte und ich, und beſuchen den Kleinen.“

„So wißt Ihr, wo man ihn untergebracht hat?“

„Allerdings wiſſen wir es, dürfen es aber niemand ſagen.“

„Ich glaube, ich laſſe Dich allein gehen,“ ſagte betrübt die Frau; „denn wenn ich ſein liebes Geſichtchen ſehe, ſo thut es mir nur um ſo weher, wenn ich wieder von ihm ſcheiden ſoll.“

„Darin haben Sie Recht,“ meinte Karl Bander in ernſtem Tone. „Wenn man doch nicht bei einander bleiben kann, ſo iſt es beſſer, man ſieht ſich auch nicht wieder.“

Danach ſprachen die Drei eine Zeitlang kein Wort; der junge Mann blickte träumend auf den Stuhl, wo Tante Roſa ſo oft geſeſſen, die Frau des Kleidermachers war hinter ihrem dunkeln Vorhange verſchwunden, und Meiſter Schweizer ſelbſt hatte ſeine Scheere wieder zur Hand genommen. „Aber heute Abend,“ ſagte er nach einer längeren Pauſe, „gehe ich in die Komödie und ſehe, was Sie gemacht, und werde meinen Nachbarn erzählen, daß wir auf Einem Boden wohnen und uns ganz genau kennen.“

„Wenn mein Stück gefällt, werdet Ihr das thun.“

„O, auch im anderen Falle, ich ſchäme mich meiner Freunde durchaus nicht.“

„Nun, ſo wollen wir das Beſte hoffen! Adieu, Meiſter, auf Wiederſehen!“

Bander zog die Thür hinter ſich zu und ſchritt zögernd die Treppen hinab; immer glaubte er den Tritt ihres Fußes, das Rauſchen ihres Kleides vernehmen zu müſſen, und wenn er nichts dergleichen hörte, ſo freute er ſich, daß es ſo war. Jetzt war er unten im Hauſe, jetzt trat er über die Schwelle, und jetzt mit einem Male fiel es ihm doch ſchmerzlich auf die Seele, daß er ſie gerade am heutigen Tage nicht geſehen. War ihm doch, als flüſterte ihm eine innere Stimme zu: ſie wird Dir in dieſen Räumen nie mehr begegnen.

Daß ihm die Zeit bis zum Anfange des Theaters langſam entſchwand und dann mit einer ihm unbegreiflichen Schnelligkeit fortrollte, wird jeder verſtehen, der ſich in ähnlicher Lage befunden. Als ehemaliges Mitglied der Bühne betrat er ſchon ſo früh als möglich die Herrengarderoben und wurde von den darſtellenden Künſtlern freundlich und ehrend empfangen. Ja, auch

einige seiner ehemaligen hohen Collegen von der Oper kamen hieher, um ihm herzlich die Hand zu drücken, so der große Kalif Benzenberger, der ihm die Versicherung gab, er habe von kompetenter Seite ein ganz außerordentlich gutes Urtheil über das heutige Stück erfahren. „Man wird Sie herausrufen," sagte dieser würdige Künstler, indem er ernsthaft seine Stirn runzelte. „Bleiben Sie in diesem Falle nicht an der Seitencoulisse kleben, sondern bestreben Sie sich so viel als möglich, in die Mitte zu kommen — Sie haben doch einen Frack an?"

„Gewiß nicht," erwiderte der junge Schriftsteller fast erschrocken, „wie sollte ich dazu kommen? Denke ich doch nicht im Entferntesten daran, daß mir eine solche Ehre widerfahren wird, deren Sie eben erwähnt!"

„Sie werden herausgerufen," sagte Herr Benzenberger mit großer Entschiedenheit, „und, ohne mich dabei voranstellen zu wollen, so hoffe ich, daß Sie bei einem Hervorruf meine nicht gerade schwache Stimme vernehmen sollen."

Jetzt kam die Zeit, wo sich der Inspicient, Herr Bärenstecher, in und vor den Garderoben erkundigte, wie weit man mit dem Anziehen sei. Im Vorbeigehen sagte dieser Beamte zu dem jungen Schriftsteller: „Schauen Sie durch den Portalvorhang, Sie werden erfreut sein, zu sehen, wie schön sich das Haus füllt. Sie müssen viele gute Freunde haben, und es freut mich für Sie. Ihr Werk verdient das."

Die Brust des jungen Schriftstellers erhob sich, geschwellt von freudigen Empfindungen; er fing an zu hoffen, daß sein Stück in der That gefallen werde. An dem Portalvorhange traf er mit Richter zusammen, der sich ihm in seiner glänzenden Livree vorstellte und freundlich lächelnd sagte: „Siehst Du, mein Junge, dieser Anzug freut mich heute. So von der Knechtschaft zur völligen Freiheit, denn ich bin gewiß, wir reisen in den nächsten Tagen — ach reisen, die Welt sehen, wie das Wort so wunder-

bar an mein Herz ſchlägt! — Und ſchau Dir einmal das Publikum an," fuhr er, ſich ſelbſt unterbrechend, in ſeinem gewöhnlichen Tone fort, „lauter anſtändige Leute, ſogar der erſte Rang macht eine Ausnahme und iſt nicht ganz weg vor Entzücken, wie er es gewöhnlich bei einem neuen Stücke zu ſein pflegt."

„Ja, ja, ſie erwarten, daß der Vorhang aufgeht," erwiderte der junge Schriftſteller ſeufzend, „um mit wahrem Heißhunger über das Werk des unbekannten Autors herzufallen. Ich komme mir wahrhaftig vor, wie der Fechter in der Arena, und wer weiß, ob ich nicht in weniger als einer halben Stunde moraliſch todt hier auf dieſen Brettern ausgeſtreckt liege."

„Oder ob nicht der Lorbeerkranz für Dich bereit iſt; Du haſt vollgültig eingeſetzt, das Glücksrad fliegt herum, möge es Dir einen tüchtigen Gewinn bringen! — — So — nun mit dieſer geiſtreichen Bemerkung will ich mich jetzt von Dir verabſchieden. Dort ſchleicht der Regiſſeur Schmelzer heran, finſterer ausſehend, als gewöhnlich, und ich habe nicht Luſt, irgend eine pikante Frage von ihm an mich ſtellen zu laſſen. — Wo wirſt Du ſein während der Vorſtellung?"

„Dort bei den Seilen des Portalvorhanges; man ſieht da vortrefflich, ohne ſelbſt geſehen zu werden."

„So begib Dich dorthin," ſagte Herr Richter umſchauend, „ich bemerke eben, daß der Inſpicient ſein rothes Sacktuch in die Taſche ſchiebt und nach der Klingel greift — bei Philippi ſehen wir uns wieder."

Die Klingel des Herrn Bärenſtecher ertönte, die Muſik begann, und Vander hatte ſich mit klopfendem Herzen in den engen Winkel zurückgezogen, von dem wir oben geſprochen.

Jetzt ſchloß die Muſik, der Vorhang rauſchte auf, und Publikum, das furchtbare Ungeheuer, huſtete und räuſperte aus hundert Mäulern, und ſcharrte einige Sekunden lang mit einigen hundert Füßen, ehe dann tiefe, erwartungsvolle Stille eintrat.

Diese tiefe Stille hatte etwas Wohlthuendes, aber auch wieder etwas Beengendes für den lauschenden Schriftsteller; er saß wie auf Kohlen, als der Legations-Sekretär, Vicomte de Neufville, rasch aus dem Nebenzimmer tretend, eine Kunstpause machte, ehe er begann; auch versprach sich dieser unglückliche junge Mensch schon in der ersten Zeile, indem er statt Salon Boudoir sagte.

Vander fürchtete schon, im Publikum ein Hohnlächeln zu vernehmen, weil er, der unschuldige Neuling, noch nicht wußte, was man in ähnlichen Fällen dem Publikum alles zu bieten vermag. War es doch von all den Hunderten da drunten jedem vollkommen gleichgültig, ob der Vicomte de Neufville die Herzogin im Boudoir oder im Salon gesehen hatte.

Das aber ist ja gerade die Qual eines zuhorchenden Autors, daß er sein Stück auswendig weiß bis zu Komma's und Gedankenstrichen, daß er in der Einbildung, ein Satz könne, müsse und solle nur gerade so gesagt werden, wie er ihn niedergeschrieben, sein Haar sich augenblicklich emporsträuben fühlt, wenn ihn der denkende Künstler auf den Kopf stellt oder herumdreht.

Bei solchen Vorfällen, die häufig genug eintraten, lauschte Vander jedesmal athemlos in's Haus hinunter, ob sich dort kein Ton des Mißfallens vernehmen lasse, und beruhigte sich erst nach einigen Sekunden wieder, wenn er von unten herauf nichts vernahm, als das gewöhnliche und sich immer wiederholende Geräusch des großen Publikums: Husten, das Scharren eines Fußes, das Rücken eines Stuhles, das Klirren eines Säbels.

Endlich hatte er sich daran gewöhnt und ertrug es geduldig, häufig andere Worte zu hören, als er dem Künstler in den Mund gelegt. Jetzt aber drückte eine andere Qual schwer wie ein Alp auf seinem Herzen: da war gleich in der zweiten Scene eine heitere Wendung, ein paar witzige Worte, die unbedingt ein

zuſtimmendes Lachen hervorrufen mußten. Als dieſe Stelle kam, lauſchte er mit angehaltenem Athem — umſonſt, drunten im Publikum vernahm man nichts Außergewöhnliches; die Stelle, von der er ſich ſo viel verſprochen, war ſpurlos vorübergegangen, und der arme Schriftſteller in ſeinem Winkel ſchien der Einzige geweſen zu ſein, der die witzige Bemerkung krampfhaft belächelt — o, dieſes Publikum! Wie möchte man es ermuntern und beleben, wie begreift man die Möglichkeit, daß es kalt bleiben kann bei einer Scene, die uns ſo heiter und glücklich angelegt ſchien, bei der wir ſelbſt lächelten, ſo oft wir ſie laſen! O, vermöchten wir, es aus ſeiner trägen Ruhe aufzurütteln, dieſes kalte, langweilige, phlegmatiſche Publikum! Sollte man nicht glauben, gerade der Schluß dieſer Scene müßte mit einem herzlichen Lachen, mit einem Ausdruck des Beifalls belohnt werden?

Auch eine zweite Stelle, von der wir uns Außerordentliches verſprachen, geht ſpurlos vorüber — o, dieſes Publikum!

In Deiner Seelenangſt begreifſt Du nicht, daß es dem neuen Namen und dem neuen Werke gegenüber mißtrauiſch iſt, daß vielleicht die von Dir geſchilderten Situationen ihm neu ſind, daß Deine Sprache fremd und ungewohnt klingt und daß es ſchon ſehr viel gethan, da es Deiner Expoſition und dem Anfange Deines erſten Aktes mit ungetheilter Aufmerkſamkeit zulauſcht.

Dieſer erſte Akt naht ſich mit ſeiner pikanten, geiſtreichen Verwicklung ſeinem Schluſſe. Die Zuhörer ſind etwas erwärmt, horchen in dieſem Augenblicke geſpannt auf die Antwort eines ihrer Lieblings-Schauſpieler, die Antwort gefällt und klingt an. Wie eine kalte, ſpiegelglatte Waſſerfläche jetzt mit einem Male von einem leichten Lufthauche angenehm gekräuſelt erſcheint, ſo bewegt das bis jetzt ſtille Publikum ein leiſe dahinflatterndes Beifallsgemurmel.

Der Athem ſtockt Dir in der Bruſt: wird die nächſte Rede

zünden, wird ſich keine mitleidige Hand finden, welche für Dich und Dein Stück freundlich eintritt? —

Ein kurzes, kräftiges und herzliches Lachen ertönt. Der Schriftſteller holt einen tiefen Athemzug, wie jemand, der bei der Gefahr des Ertrinkens plötzlich feſtes Land unter ſeinen Füßen fühlt — man lacht lauter und anhaltender, man rückt unruhig auf ſeinen Plätzen hin und her, man zeigt vergnügte Augen und heitere Mienen, und jetzt, wo nach dem erſten Akt der Vorhang niederfällt, zeigt ein lange dauernder und ſchallender Applaus, daß das Stück ſich Bahn gebrochen. —

„Gewonnen!“ ruft Herr Richter mit lauter, herzlicher Stimme ſeinem Freunde zu, der wie betäubt hinter dem Verſchlage ſitzen geblieben iſt, und erſt auf die Bühne zu treten wagt, nachdem der Regiſſeur, Herr Schmelzer, ihn mit einem freundlichen Glückwunſche hierzu aufgefordert hatte.

Die Decoration wird nun geändert; aber die Damen ziehen ſich um, weßhalb ein längerer Zwiſchenakt gemacht werden muß. Die Künſtler ſtehen auf der jetzt halbdunkeln Bühne beiſammen, und der Geſandte, Herr Norder, ſagte: „Bei der erſten Scene hatte ich wahrhaftig etwas Angſt, das Publikum nahm alles verflucht kühl auf.“

„Kühl kann man doch nicht ſagen,“ meinte der Herzog, Herr Süder, „im Gegentheil, ich habe ſie ſeit langer Zeit nicht ſo aufmerkſam geſehen, und wie pünktlich ſie da waren! Sogar von der erſten Gallerie wurde man nicht durch Auf- und Zuklappen der Sperrſitze geſtört.“

„Bis zur vierten Scene,“ miſchte ſich Herr Regiſſeur Schmelzer in das Geſpräch, „wußte ich nicht, was ich daraus machen ſollte. Lieber, junger Freund,“ wandte er ſich an den Schriftſteller, der ſchüchtern in einiger Entfernung ſtehen geblieben war, „bedanken Sie ſich noch ſpeciell bei ihrem vortrefflichen Marquis. Als er ſagte: nun, ſo werden es zwei Briefe mit der gleichen Adreſſe

geweſen ſein, da fuhr es wie ein zündender Funke in das Publikum hinein. — „Finden Sie nicht auch," fragte er Herrn Norder, „daß unſer verehrter College das mit einer wunderbaren Mimik geſagt?"

„Ausgezeichnet, wie immer," erwiderte der Geſandte, worauf der Herzog, Herr Süder, achſelzuckend ſagte: „Man muß aber dabei nicht vergeſſen, daß das Komiſche an dieſer Stelle eben in der Situation lag. Ich war zum Voraus überzeugt, das Publikum würde bei dieſer Stelle anfangen, warm zu werden."

„Das Publikum will eben zu rechter Zeit gepackt ſein," ſprach ein langer und finſterer Mann mit einer tiefen, etwas näſelnden Stimme, „und es iſt die Kunſt des Schauſpielers, das Publikum zur rechten Zeit und an der rechten Stelle zu faſſen. Freilich verſteht das nicht jeder, aber es zu thun, darin liegt gerade die Befähigung eines Künſtlers."

Der Intendant des Hoftheaters, welcher in dieſem Augenblicke erſchien, ließ den Kreis der Künſtler mit ehrfurchtsvollen Verbeugungen aus einander treten; der freundliche Chef näherte ſich dem jungen Manne und ſprach in wohlwollendem Tone: „Sie ſehen, daß ich mich nicht geirrt, als ich Ihnen ſagte, ſchon der erſte Akt müſſe entſchieden durchſchlagen, und ich glaube, man kann Ihren Erfolg mit dieſem Stücke als einen vollkommen gelungenen bezeichnen, was mich herzlich freut. — Nur keine zu langen Entre-Akts, wenn ich bitten darf," wandte er ſich an Herrn Regiſſeur Schmelzer, welcher bei dieſen Worten von der Bühne eilte, um nach dem Inſpicienten zu ſehen, der nach der Damengarderobe gegangen war, um dort ein wenig zu treiben.

Endlich ertönte ſeine Klingel wieder. Die auf der Bühne Verſammelten traten hinter die Couliſſen, Herr Vander ſetzte ſich in ſeinen Verſchlag, und der zweite Akt begann.

Wie wir uns ſchon bei der Leſeprobe erlaubt haben anzudeuten, ſo ſteigerte gleich die erſte Scene die Stimmung des er-

wärmten Publikums; von einem kleinen, ſporadiſch auftretenden Applaus war keine Rede mehr, und die Zuhörer, denen das Stück zuſehens immer beſſer und beſſer gefiel, gaben ihren Beifall in langen, rauſchenden Lagen kund.

Nach dem zweiten Akte war der Applaus ſo lang und andauernd, daß es nur ein paar kräftiger Stimmen bedurft hätte, um ihn zu einem Hervorruf zu ſteigern; doch bemerkte Herr Benzenberger, welcher im Zwiſchenakte auf die Bühne kam, ſehr richtig, wenn ein Hervorruf glanzvoll ſein ſolle und von großer Wirkung, ſo müſſe er nicht von ein paar ſchüchternen Schreiern hier und da ausgehen, ſondern man müſſe fühlen, daß dieſer allgemeine Ruf aus dem Herzen des geſammten Publikums komme. Wenn man mich hervorruft," ſetzte er würdevoll hinzu, „ſo bin ich deſſen nicht anders gewohnt, und Sie werden ſehen," ſchloß er, indem er dem Schriftſteller auf die Schulter klopfte, „daß es am Schluſſe Ihres Stückes gerade ſo ſein wird. Nur nichts derart tropfenweiſe. Das muß hervorfluten, wie aus einer geöffneten Schleuſe."

Und ſo war es denn auch am Schluſſe des Luſtſpiels; man hätte ſagen können: einſtimmig jubelnd verlangte das Publikum den glücklichen Schriftſteller zu ſehen. Und als der Regiſſeur, Herr Schmelzer, ihn aus ſeinem Verſchlage hinter dem Portalvorhange abholte, dann hinten herum an die Mittelthür der Dekoration führte, hielt es dieſer wohlwollende und freundliche Beamte für nöthig, den ſo ſtürmiſch Hervorgerufenen zu ermahnen, ja mit großer Ruhe geradeaus zu gehen, nicht rechts und nicht links nach der Couliſſe hinzudrängen, denn Bander ſchien wie betäubt von ſeinem Glücke. Seine Augen blickten ſtarr vor ſich hin, er athmete ſchwer und mühſam und konnte ſich kaum aufrecht erhalten. — Sonderbar, daß es ihm heute aus der ganz entgegengeſetzten Urſache gerade ſo zu Muthe war,

als wie er damals in der Rolle des Sidi-ben-Aben-Hamet vor die Lampen treten mußte.

Und dieſe ſonſt ſo feſt ſtehenden Lampen tanzten auch jetzt wieder in Schlangenlinien vor ſeinen Augen, drunten die Lichter und das Publikum erſchienen ihm wie ein wogendes Meer, das ihn zu verſchlingen drohte. Und als ein Lorberkranz, von freundlicher Hand geworfen, dicht vor ſeine Füße niederfiel, fuhr er faſt erſchrocken zurück und wäre vielleicht geflohen, wenn ſich der Portalvorhang nicht langſam und beruhigend zwiſchen ihn und ſeine Verehrer geſenkt.

Darauf that er einen tiefen Athemzug, blickte ſcheu um ſich und wußte jetzt erſt wieder ganz genau, daß er ſich auf der Bühne befand, daß ſein Stück gefallen und daß man ihn herausgerufen habe.

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Nach dem Luſtſpiel — ein Trauerſpiel.

Bander war immer noch wie im Traum, er hörte das Publikum brauſend abziehen, lachend und plaudernd, die unberechenbare Menge, die ihn vor Kurzem tief in den Staub geworfen, die ihn heute auf den Schild emporhob. Wie es eigentlich kam, daß ihm heute wieder jener unglückliche Abend ſo lebhaft vor die Seele trat, wußte er nicht, aber es war ſo, und trotzdem er heute erreicht, was er damals vergeblich angeſtrebt, fühlte er ſich kaum glücklich. Die Spannung ſeines Herzens hatte aufgehört, alle ſeine Gedanken zu erfüllen, die bis zum

wolken verbarg und nur höchst selten ein kümmerliches Licht auf den armen Kammerherrn fallen ließ.

Als er das nächste Mal den Dienst hatte und dem Fürsten die Thür des Schlafzimmers öffnete, sah ihn Se. Durchlaucht lächelnd an, bewegte die Lippen und pfiff zum höchsten Entzücken des Kammerherrn einen Theil von der Melodie:

Blühe, liebes Veilchen!

Der Glückliche war außer sich und gieng aufrechten Hauptes und stolzen Schrittes durch die dichten Reihen der Dienerschaft nach Hause. Daß eine solche Gnade, eine solche Anerkennung ihm heute zu Theil geworden war, konnte sein schwaches Herz nicht ohne heftige Aeußerungen ertragen. Zu Hause angekommen, setzte er sich an sein Spinet und raste in wilden Phantasieen über das Thema:

Blühe, liebes Veilchen!

Natürlicher Weise ließ der Kammerherr am andern Tage die Trauer von seinen Kleidern verschwinden und die Veilchen an seinem Leibe blühten in ihrer natürlichen Farbe und Schönheit wieder auf; aber Niemand bemerkte es: die Zeit sämmtlicher Veilchen war eigentlich vorbei, und nach diesem Rückfalle grämte sich der Kammerherr mehr als je ab, er wurde nach wie vor nicht bemerkt, man sprach nicht mehr mit ihm — doch halt! — richtig! noch ein einziges Mal, als er den Dienst hatte, sah ihn der Fürst an und pfiff gedankenlos einen Takt des bekannten Liedes, worauf sich Veilchen I. tief, sehr tief verneigte und worauf die Gnadensonne für ihn auf immer untergegangen war.

Vergeblich kam er nach längerer Zeit, als er gänzlich unbeachtet blieb, wieder mit den Trauerveilchen, selbst das schlug nicht mehr an; vergebens erklärte er, unter solchen Umständen seinen Abschied nehmen zu müssen, es hielt ihn Niemand davon zurück; sein Schmerz steigerte sich auf eine fürchterliche Höhe, er

jetzigen Augenblick ſeiner Arbeit gegolten hatten, und wieder erſchien ihm ihr Bild in eben ſo weiter, unerreichbarer Ferne, als daſſelbe damals dem armen Sidi-ben-Aben-Hamet erſchienen war.

Ja, die Vorſtellung war zu Ende, heute wie damals. Die Künſtler und Künſtlerinnen verließen haſtig die Bühne, um in die Garderoben und in ihre gewöhnlichen Kleider zu gelangen. Das Publikum hatte die weiten Räume verlaſſen, die Gaslichter fingen an zu erlöſchen, und er träumte immer noch wie damals denſelben Traum, und heute war er Wahrheit geworden. Der Intendant, der nach Hauſe ging, trat noch einmal zu ihm auf die Bühne und ſagte: „Vortrefflich gelungen, Herr Vander, beſuchen Sie mich morgen Mittag vor zwölf Uhr. Seine Majeſtät der König hat mir befohlen, Ihnen für Ihr gelungenes Werk eine außerordentliche Belohnung zu überreichen.“ —

Dabei hatte ſie freundlich gelächelt. Dieſes Mal nicht im Traume, ſondern in Wirklichkeit; ja, ſie ſtand neben dem Chef des Hoftheaters, der ſie ehrfurchtsvoll grüßte. Sie reichte dem jungen Schriftſteller ihre Hand aus dem dicht umhüllenden Shawl hervor; ſie ſagte: „Es war ſehr, ſehr ſchön, und ich fühlte mich glücklich für Sie!“ Ja, ſie lächelte, aber es war kein heiteres Lächeln, und nachdem der Intendant die Bühne verlaſſen, trat ſie dicht auf Vander zu und ſagte, wobei das Lächeln ganz von ihren Zügen verſchwunden war. Sie ſind vielleicht ſo freundlich, mich morgen früh um zehn Uhr zu beſuchen, ich muß Sie dringend ſprechen.“

Er antwortete ihr mit einem leiſen: „Ja, ich werde kommen;“ worauf ſie ihn verließ — Roſa die Tänzerin und Tante Roſa. — — —

„Und nun gute Nacht, Herrendienſt!“ rief eine luſtige Stimme hinter ihm, die ſeines Freundes Richter, der ſich raſch aus dem eleganten Lakaien in den ärmlichen Choriſten verwandelt. „Wenn Du Deine Lorbern nicht allein tragen kannſt,“ ſetzte er heiter

hinzu, „ſo will ich Dir helfen, wenigſtens den Kranz dort aufzuheben, der noch immer unbeachtet daliegt.“

„Ja, wir wollen ihn zur Erinnerung mitnehmen,“ entgegnete Vander, aus ſeinem Traume erwachend.

„Mitnehmen nicht,“ lachte der Choriſt, „aufheben will ich ihn bis morgen in der Garderobe. Es würde komiſch ausſehen, wenn wir in's Wirthshäuſel zögen mit einem Lorberkranze auf dem Kopfe, und dahin zieht's meine Seele ſtark. Komm, mein Freund! Im Vertrauen geſagt, ſo habe ich, Deine Sorgloſigkeit kennend, für den heutigen Abend einige Gulden zuſammengeſpart, denn ich möchte heute unſer gewöhnliches Koſthaus vermeiden, ſchon der ſauren Nieren wegen, und dann auch um keinem Bekannten zu begegnen. Ich weiß ein vortreffliches kleines Wirthshaus mit einem Erker, wo ein Tiſch mit zwei Stühlen Platz hat — dahin, dahin will ich mit Dir, o mein Geliebter, ziehn! —

„Gute Nacht, ihr dunkeln-Räume,“ deklamirte er hierauf mit Pathos, „lebt wohl, ihr erlöſchenden Gasflammen, auch Du, alter ſtaubiger Vorhang, den ich ſeufzend ſo oft emporfliegen ſah und deſſen Niederrauſchen ich ſtets mit Wonne begrüßte! Lebt wohl, ihr hölzernen Berge — alle und ihr gemalten Waſſerfälle, auch ihr Bäume mit ewig trockenem Laube und ihr Blumen ohne Duft! Ein unbeſtimmtes Gefühl ſagt mir, als ſollte ich euch alle, ihr reizenden Gegenſtände, nicht wiederſehen. Komm, mein Freund! Dort zieht ſchon die nächtliche Runde auf, und der Wächter wird uns wegweiſen.

„Zieht, ihr Krieger, zieht von dannen
In die ruhigen Kabanen,
Und des holden Friedens Glück
Kehre nun mit euch zurück!“

ſang er mit volltönender Stimme, während Beide das Haus verließen. —

Auf dem Platze draußen blieb der Choriſt einen Augenblick ſtehen und ſagte zurückſchauend: „Ich möchte wiſſen, ob die dunkeln Fenſter dort oben mir auch, wie dem alten Limmer, zurufen möchten: Vergiß nicht, morgen früh wieder zu kommen. Ja, wenn ſie es thäten, müßte ich mir doch erlauben, dieſem Wunſche nicht Folge zu leiſten, da ich gewiß bin, daß Du, wenn Du morgen zu dem Intendanten gehſt, dem geſtrengen Herrn ſagen wirſt: Da ich und mein Freund Richter uns entſchloſſen haben, ein wenig die Welt zu ſehen, ſo werden Euer Hochwohlgeboren wohl nichts dagegen zu erinnern wiſſen, dieſem vortrefflichen Chorſänger den Abſchied zu bewilligen.“

Das Erkerzimmer, deſſen Herr Richter erwähnt, war wirklich ein behagliches Plätzchen, zum Ausruhen und zum Plaudern wie geſchaffen. Doch plauderte Richter eigentlich ganz allein, er recapitulirte das ganze Stück, lobte es im Ganzen und Einzelnen und war dabei der feſten Ueberzeugung, daß nach einem ſo glänzenden Anfang ein eben ſolcher Fortgang von ſelbſt kommen müßte.

Was Eſſen und Trinken anbelangte, ſo wurde das auch nicht vergeſſen, namentlich nicht von Seiten des Choriſten, wenn auch Bander zu ſehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt war, um es ſeinem Freunde gleich zu thun. Er freute ſich, Roſa morgen wieder ſehen zu dürfen, und doch bangte ihm vor dieſer Unterredung. Was konnte ihm Roſa die Tänzerin ſagen, was er nicht viel lieber von Tante Roſa gehört hätte? War es wohl denkbar, daß ein verwandelndes Schickſal ſo mit einem Male alle Glücksgüter auf ihn häufen würde, Ruhm und Liebe? Konnte er glauben, Roſa die Tänzerin werde das ſüße Verſprechen erfüllen, welches ihm Tante Roſa gegeben?

„Stoße wenigſtens mit mir an, wenn Du auch nicht trinken willſt,“ ſagte Richter luſtig, „unſer Herr Förſter ſoll leben! Das Wohl des Dienſtherrn wirſt Du wohl trinken?“

Vander benetzte ſeine Lippen, und in dem gold-glänzenden Weine, der im Wiederſchein der Gasflamme leuchtete, glaubte er momentan eine leuchtende, auch von der Liebe beſtrahlte Zukunft zu erblicken — wenn ſie jenes Verſprechen doch erfüllte, wenn ſie ihm ſchüchtern entgegenträte, nicht mit jenen trotzigen, aufgeworfenen Lippen, die ſeine Luſt und ſeine Qual waren, wann er ſie auf der Bühne geſehen; wenn ſie ihm die Hände reichte und zu ihm ſpräche: Ich habe genug an jenem glänzenden und gehaltloſen Leben, ich habe Deinen liebenden Sinn, Dein treues Herz erkannt, Roſa die Tänzerin ſoll zurückbleiben, Tante Roſa will Dir folgen und will mit Dir theilen ein Leben reich an Glück und an Liebe! — O, wenn ſie ſo ſpräche, wenn ſie ihm alsdann erlaubte, trunken vor Seligkeit und Liebe zu ihren Füßen niederzuſinken und alsdann jauchzend aufſpringend, ſie an ſein Herz zu drücken!

„Jungfer Agathe ſoll leben!“ ſagte der unermüdliche Richter, deſſen Augen luſtig funkelten. „Auf das Wohl Deiner Braut wirſt Du doch trinken!“ —

Küſſe mich, küſſe Deine Braut, hatte ſie geſagt, aber noch jetzt brannte ſeine Lippen jener erſte Kuß — der erſte — hoffentlich nicht der letzte; halten wir ihn feſt, dieſen glückſeligen Gedanken! — Haſtig trank er ſein Glas aus und leerte es abermals, da es ihm ſein geſchäftiger Freund raſch auffüllte.

„So gefällſt Du mir,“ rief dieſer; „lange genug hat es gedauert, ehe es endlich bei Dir zum Durchbruch kam. So laß uns denn anſtoßen auf eine heitere, glückliche Zukunft.“

„Auf eine heitere, glückliche Zukunft!“ wiederholte Vander.

„Und auf unſer Vorhaben, die Welt zu ſehen.“

„Alles, alles, was Du willſt und was uns glücklich macht!“

„Da Du ein ſo guter Kerl biſt, ſo will ich auch ernſtlich an ſie denken, die doch feſt mit Deinem Herzen verwachſen — an Tante Roſa.“

„Ja, auf ihr Wohl und auch auf das von Roſa der ſchönen Tänzerin.“

„Meinetwegen ein volles Glas!“ —

„Selbſt wenn beide eine und dieſelbe wären?“

„Meinetwegen auch dann,“ lallte Richter. —

„Und nun wollen wir nach Hauſe gehen,“ ſagte Bander, indem er die Neige des Weins in das Glas ſeines Freundes goß, „ich fühle mich müde und abgeſpannt und ſehne mich nach Ruhe.“

„Der Ruhe könnte ich allenfalls entbehren, doch folge ich der eiſernen Nothwendigkeit unſeres leeren Geldbeutels. Sagen wir: Fortſetzung folgt, denn ich muß wenigſtens drei Abende haben, um Deinen Erfolg würdig feiern zu können.“ —

Es war ſpät geworden, als ſie nach Hauſe gingen, und die Straßen lagen einſam und ſtill. Um zu ihrer Wohnung zu gelangen, mußten ſie einen wenig belebten Stadttheil durchſchreiten, der an eine öffentliche Promenade ſtieß, an deren einer Seite ein paar der ſchönſten Straßen der Stadt mündeten.

„Wahrſcheinlich findet der hochweiſe Stadtrath in ſeinem Privat-Kalender heute Mondſchein verzeichnet,“ brummte Herr Richter, als ſie unter die Bäume traten, wo es allerdings ziemlich dunkel war; „es iſt hier ſo finſter, wie in einer Kuh.“

„Dieſer Vergleich iſt kein Compliment für Dich,“ entgegnete Bander. „Man könnte Dich fragen: woher kommt Dir dieſe Wiſſenſchaft — aber halt!“ unterbrach er plötzlich den heiteren Ton ſeiner Entgegnung, „hörteſt Du nichts?“

„Nichts, als das Murmeln eines Springbrunnens, der die Langeweile der Nacht damit verbringt, ſich ſelbſt Geſchichten zu erzählen.“

„Nein, nein,“ rief der Andere im Tone des Schreckens, „es iſt etwas Anderes! Ich beſchwöre Dich, bleibe einen Augenblick ruhig ſtehen — nun, hörſt Du noch nichts?“

„Beim Himmel, und etwas recht Verdächtiges, dort zu unſerer Rechten, nnd zwar nicht weit von der Fontaine!“

„Raſch dorthin, Du von rechts, ich von links, das iſt ja ein entſetzlicher Klang, gerade, als erwürge man einen Menſchen!“

Damit flogen die beiden jungen Leute in der angegebenen Richtung fort, und Richter war noch nicht weit gekommen, als er aus dem Dunkel eine Geſtalt ſich ablöſen ſah, die eilig an ihm vorüber huſchte. Er machte einen verzweifelten Sprung, um ſich auf ſie zu werfen, erreichte auch mit den Fingern der ausgeſtreckten Hand das tuchene Kleid des Davonſtürzenden, doch wandte ſich dieſer mit einer ſchlangenartigen Behendigkeit. Richter ſah während einer Sekunde die Klinge des langen Meſſers vor ſeinen Augen funkeln, hatte aber, gleich zurückfahrend, doch die Geiſtesgegenwart, den nach ihm geführten Stoß mit dem Stocke abzuwehren und dann denſelben ſauſend über den Davoneilenden zu ſchwingen, wobei er fühlte, daß der Stock krachend auf deſſen Kopf niederfiel.

Dann war alles verſchwunden, und er hörte nur noch raſche, eilende Fußtritte.

Vander war von der anderen Seite nach der Fontaine geeilt, und als der Choriſt nun auch dort ankam, fand er ſeinen Freund auf einer Bank ſitzend, in ſeinen Armen einen Mann haltend, der nach ſekundenlangem, ſchwerem, tiefem Athemholen langſam ſeine Rechte erhob und damit über ſein Geſicht fuhr.

„Schöpfe mit der Hand etwas Waſſer, daß wir ihm das Geſicht waſchen, das wird ihn raſcher wieder zu ſich bringen. Biſt Du mit dem Anderen zuſammengetroffen?“

„Ich ſchlug ihn über ſeinen harten Schädel, und wenn er auch nicht zuſammenfiel, ſo wird er doch eine ordentliche Schramme davon tragen.“

„Begreifſt Du dieſe Geſchichte?“

„O, die iſt ſehr einfach," entgegnete Richter, indem er zurückkam und die Stirn und die Lippen des fremden Mannes mit dem kalten Waſſer netzte. „Das war ein kleiner, netter Mordanfall, der wahrſcheinlich ohne uns gelungen wäre. Da ſiehſt Du, wie ſegensreich es iſt, wenn man lange im Wirthshauſe bleibt!"

„Laß dieſe Bemerkungen jetzt, die Sache hier iſt zu ernſt; er erholt ſich ſehr langſam."

„Aber er erholt ſich," gab Richter, der ſich auf den Gefallenen niedergebeugt hatte, zur Antwort. „Er ſeufzt tief auf, ſeine Augenlider beginnen zu zucken, er wird ſie nächſtens aufſchlagen."

Und ſo war es in der That. Der Fremde öffnete ſeine Augen, und als er die beiden ihm unbekannten Menſchen ſah, zuckte er, vielleicht einen zweiten mörderiſchen Streich erwartend, unwillkürlich zuſammen.

„Unbeſorgt, mein lieber Herr," rief Richter, welcher dieſe Bewegung verſtand, mit freundlicher Stimme; „danken Sie Gott, daß wir zufällig hier vorüberkamen, leider jedoch um einige Sekunden zu ſpät, denn ſonſt würde es mir vielleicht doch gelungen ſein, dieſem Gaudieb ſeinen Dickſchädel einzuſchlagen."

Der Fremde richtete ſich mit der Beihülfe Bander's ſo weit auf, daß er auf die Bank zu ſitzen kam; dann blickte er verwundert um ſich und ſagte, nachdem er ein paarmal vergeblich zu ſprechen verſucht: „Das kam wie ein Blitzſtrahl aus heiterem Himmel. Wo bin ich denn eigentlich?"

„Auf der Steinthor-Promenade, wenn Ihnen dieſer Name bekannt iſt," antwortete Richter.

„O ja, und auch der Ort; dort iſt ja die Fontaine, es iſt mein gewöhnlicher Spaziergang, weil ich das Murmeln des Waſſers ſo ſehr liebe."

„Ein Spaziergang, der Ihnen heute Abend hätte ſchlecht bekommen können," meinte Herr Richter.

„A—a—a—ah, ich habe nicht geglaubt, daß dergleichen in dem ruhigen Deutſchland vorfällt!"

„Das iſt aber auch der erſte Fall, von dem ich gehört," ſagte Vander; „und wie kam es denn? Wurden Sie plötzlich überfallen, wollte man Sie vielleicht berauben?"

„Das weiß ich nicht genau anzugeben. Die Sache verhält ſich ſo: Ich wohne in einer der benachbarten Straßen, und da ich am Tage nicht gern ausgehe, ſo benutze ich die Stunden der Nacht, um friſche Luft zu ſchöpfen. Schon einige Mal kam es mir dabei vor, als folge mir jemand; da ich aber in der hieſigen Stadt wenig Bekanntſchaften habe, ſo ſchien mir eine ſolche Verfolgung unabſichtlich zu ſein, und ich kümmerte mich weiter nicht darum. Heute Abend war ich nun mehrere Male unter den Bäumen hin und her gegangen, und ſetzte mich alsdann auf die Bank hier, um dem geſchäftigen Plaudern des Waſſerſtrahles zuzulauſchen. Ich verſank dabei in tiefes Nachſinnen, was mich auch wohl das Heranſchleichen jenes Elenden überhören ließ. Plötzlich fühlte ich meinen Hals wie mit einer Schlinge umgeben, ich faßte ſie, ſuchte meinen Hals mit aller Kraft von dem, was ihn umgab, zu befreien, verlor aber dabei die Beſinnung und muß zu Boden geſtürzt ſein."

„Das war der Augenblick, wo wir herbeiſprangen," erläuterte Herr Richter, „und ſo glücklich waren, die Ausführung jenes Bubenſtücks zu verhindern."

„Die Schlinge, welche er mir um den Hals geworfen, hielt ich krampfhaft feſt," ſagte der Fremde, indem er ſeine linke Hand erhob, „hier iſt ſie; ein eigenthümlicher Laſſo, ſehen Sie, er hat eine gute Länge, vielleicht drei Fuß, und iſt von Seide."

„Es ſieht eher aus wie eine Schärpe," meinte Herr Richter, nachdem er es genau betrachtet. „Das müſſen wir vor allen

Dingen gut aufheben, es könnte zur Entdeckung und Beſtrafung des Verbrechers führen."

„Vor allen Dingen," ſagte Vander, „muß man die Polizei davon benachrichtigen, und wir ſind natürlicher Weiſe gern bereit, Ihnen als Zeugen zu dienen. Zuerſt aber werden Sie uns erlauben, Sie nach Ihrer Wohnung zu geleiten; Ihr Arm zittert, und es könnte Sie eine abermalige Schwäche überfallen."

„Ihr Anerbieten nehme ich dankbar an, da ich mich in der That von dem Vorfalle noch abgeſpannt fühle. Sie erlauben mir vielleicht, mich auf Ihren Arm zu ſtützen, während Sie mich nach Hauſe begleiten. Ich werde dann dort ſo glücklich ſein, meine Herren, Ihre Namen zu erfahren."

Der Fremde erhob ſich bei dieſen Worten etwas mühſam und ſtützte ſich auf den Arm Vander's, während Richter an der andern Seite ging und die zuſammengewickelte Schärpe trug. Bald hatten ſie die Promenade hinter ſich, bogen in eine der Straßen, die hier mündeten, ein, und nach wenigen Minuten blieb der Fremde vor einem Hauſe ſtehen, wollte aber durchaus nicht dulden, daß ſich die Beiden, wie es ihr Abſicht war, hier entfernten. „Ich bitte Sie dringend," ſagte er, „einen Augenblick mit mir hinauf zu gehen; mein Freund, bei dem ich wohne, wird ſich ebenfalls glücklich ſchätzen, Sie zu ſehen."

Schon war die Thür des Hauſes durch den Bedienten des Herrn von Scherra geöffnet worden, welcher ziemlich erſtaunt drein ſchaute, daß die beiden ihm Unbekannten ſo ſpät in der Nacht den Marcheſe begleiteten.

„Ihr Herr iſt noch nicht zu Bette?" fragte dieſer und als der Diener die Antwort gab, er ſitze noch bei ſeinen Büchern, ſchritten alle Drei die Treppen hinauf.

Herr von Scherra, der in ſeinem Schreibzimmer war, ſah mit nicht geringer Verwunderung die Begleitung ſeines Gaſtes, und dieſe Verwunderung ſteigerte ſich zum Ausbruche des

Schreckens, da ihm der Marcheſe den Vorfall von vorhin mittheilte. Förmlich entſetzt aber blickte er auf die Schärpe, welche ihm Herr Richter darreichte, als er in derſelben Juſſuf's Palu erkannte. Gewaltſam drängte er einen Ausruf zurück und mußte die Lehne ſeines Seſſels faſſen, ſo furchtbar wirkte dieſes Ereigniß auf ihn.

„Wir haben den Herrn auf ſeine Bitte begleitet," ſagte Bander, „und wiederholen, daß wir gern bereit ſind, ihm nöthigenfalls als Zeugen zu dienen."

Herr von Scherra wehrte mit der Hand ängſtlich von ſich ab; er hatte völlig das Gleichgewicht verloren, was ihm ſonſt nie vorkam. Er brauchte einige Minuten, um ſich zu ſammeln, und dann zitterte ſeine Stimme immer noch vor innerer Aufregung, als er ſagte: „Das iſt ein entſetzlicher und förmlich räthſelhafter Vorfall; wird es nützlich ſein, die öffentliche Aufmerkamkeit darauf zu lenken?"

„Daran habe auch ich ſchon gedacht," erwiderte der Marcheſe, „und da ich geneigt bin, dieſes Verbrechen für einen ganz gewöhnlichen Raubanfall anzuſehen, ſo möchte ich, im Begriffe, das Land für immer zu verlaſſen, lieber mit allen gerichtlichen Weitläufigkeiten verſchont bleiben."

„Da ich ſo glücklich war," ſagte Herr Richter, „dieſem elenden Kerl tüchtig eins über den Kopf zu hauen, ſo könnte das leicht zu einer Entdeckung führen, denn ich bin überzeugt, ihm eine ordentliche Schmarre beigebracht zu haben."

„Eine derartige Unterſuchung," erwiderte Herr von Scherra haſtig, „würde Sie allerdings daran hindern, abzureiſen, und wenn ich die Sache genau überlege, ſo muß auch ich mich zu der Anſicht bekennen, daß es ein gewöhnlicher Raubanfall war, bei dem Ihre Perſon gar nicht in Betracht kam."

Der Marcheſe blickte gedankenvoll in das Geſicht ſeines alten Freundes, und da er einen leichten Wink in den Augen deſſelben

begann unzuſammenhängend zu ſprechen und allerlei ſeltſames Zeug zu treiben.

So geſchah es, daß, als er eines Tages den Dienſt hatte und den Fürſten an der Thür an ſich vorbeigehen ließ, er den Kopf erhob und halblaut zwiſchen den Zähnen ſummte: „Blühe, liebes Veilchen!“ Der Herr lachte aber nicht mehr darüber, ſah vielmehr ſeinen Kammerherrn ernſt an, machte eine ſonderbare Handbewegung, und den andern Tag wurde der Kammerherr in Ruheſtand verſetzt.

Der Ur-Urvetter meines Vaters fuhr ihn an jenem Tage nach Hauſe und hat verſichert, er hätte nie ein jämmerlicheres Geſchäft verſehen; den Strauß, den er in der Hand trug, zerpflückte er unterwegs Stück für Stück und ließ die Blumen auf die Straße flattern; in ſeinen Zimmern angekommen, ſetzte er ſich an ſein Spinet und ſpielte die verhängnißvolle Melodie immer und immerfort, ohne aufzuhören, von Morgens zehn Uhr bis Nachts um zwölf Uhr, und auch da ſpielte er noch fort, in die ſtille Mitternachtsſtunde hinein, und wie Geiſterruf klang es durch die hohen Zimmer: „Blühe, liebes Veilchen!“ Geſpenſtige Schatten ſtiegen aus den Saiten des Spinet's hervor: eine Legion verſtorbener Kammerherrn, die alle in Ungnade gefallen waren, ſchritten ins Zimmer und begrüßten ihn freundlich, nickten ihm zu und winkten ihm, in ihre Reihe zu treten. Aus der Luft herab fielen Myriaden von Veilchenblättern und hüllten die ganze Welt in violette Trauerſchleier. Die Wachskerzen auf den ſchweren Leuchtern tropften dicke Thränen herab und hüllten ſich ebenfalls in dichte Wachsſchleier, und rings durch das Zimmer zogen tiefe Seufzer.“ — — —

Hier hielt der Oberkutſcher einen Augenblick inne, um den Eindruck zu gewahren, welchen die tiefen, mitternächtlichen Seufzer auf ſeine Zuhörer hervorgebracht. Augenſcheinlich waren Alle davon ergriffen, und er fuhr alſo befriedigt fort:

„Es hat demnach keinen Anſtand, daß ein ſolch' mitter-

zu verſtehen ſchien, ſo wandte er ſich an die beiden Herrn, die ihn herbegleitet, mit der höflichen Bitte, ihm ihre Namen nicht vorzuenthalten.

Als Bander den ſeinigen mit einer leichten Verbeugung genannt, blickte Herr von Scherra auf und ſagte mit einem etwas erzwungenen Lächeln: „So habe ich wohl das Vergnügen, den Verfaſſer des heutigen Stückes vor mir zu ſehen? Ich freue mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen, wenn ich auch wünſchen möchte, daß es durch eine andere angenehmere Urſache geſchehen wäre."

„Und mir erlauben wohl die beiden Herrn," antwortete der Marcheſe mit Wärme, „Ihnen jetzt nochmals meinen herzlichſten Dank auszuſprechen. Werden Sie mir wohl geſtatten, Sie, meine Lebensretter, morgen aufzuſuchen, nur in der Abſicht," ſetzte er verbindlich hinzu, „um Ihnen vielleicht ſagen zu können, daß bei mir keine Spur von dieſem Ueberfalle zurückgeblieben und daß Ihr ſchönes und edles Werk vollkommen gelungen iſt."

Die vier Männer ſchüttelten ſich herzlich die Hände, was von Seiten des Herrn Richter mit großer Gravität geſchah; dann verließ er mit Bander Zimmer und Haus und ſagte auf der Straße zu ſeinem Freunde: „Wenn das nicht ein glorreicher Abend war, würdig, daß er in den Annalen der Häuſer Richter und Bander mit goldenen Buchſtaben verzeichnet ſteht, ſo will ich wahrlich ein Kameel ſein."

Der Marcheſe, abgeſpannt und ermüdet, hatte ſich in ſein Zimmer zurückgezogen, wogegen Herr von Scherra noch lange an ſeinem Schreibtiſche ſitzen blieb, vor ſich das rothſeidene Palu und beſchäftigt mit der furchtbaren Frage, ob Juſſuf's Hand hier allein im Spiele geweſen?

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Rosa's dunkle Stunde.

Rosa hatte in der Frühe des andern Morgens einige Zeilen an Herrn von Scherra zu schreiben versucht; doch warf sie die Feder weg, da sie ihre Gedanken mit den Worten, die nun auf dem Papier standen, nicht in Einklang bringen konnte. Sie nahm ein Buch, aber statt zu lesen, blickte sie über die Blätter hinweg an die Epheulaube ihres Fensters, vor welchem sie saß, und von dieser glitten ihre Blicke an den blauen Himmel empor, der klar und voll Sonnenschein in das Gemach blickte. Sie war in demselben nicht allein; ihr gegenüber auf einem Schemel saß Eugen, welcher beschäftigt war, einen Bilderbogen zu zerschneiden.

„Da Du nicht schreiben willst," sagte der aufmerksame Knabe, „auch nicht lesen, denn ich sehe, das Buch ist in Deinen Schooß gefallen, so wäre es am besten, wenn Du mir etwas erzähltest."

„Wenigstens will ich mit Dir plaudern," entgegnete rasch die Tänzerin; „es ist wahrhaftig besser, als sich mit seinen unfruchtbaren Gedanken herumzuschlagen."

„Erzähle mir lieber etwas."

„Und wovon?"

„O, mir ist alles recht: vom Müller, der mit seinen Thieren auszog, oder vom Riesen, der den kleinen Däumling fressen wollte; kurz, alles ist mir recht."

„Muß es denn gerade ein Märchen sein?"

„Du kannst mir auch eine wahre Geschichte erzählen; zum Beispiel," fuhr das Kind fort, indem es die Scheere auf seinen Knieen ruhen ließ und aufblickte, „von der schönen Frau da oben,

die aus ihrem goldenen Rahmen ſo freundlich herausſieht und die ich wohl kenne."

„Weil ſie Dir ſchöne Spielſachen und Zuckerzeug gegeben hat?"

„Und weil ſie mich küßt und zu mir ſagt: mein lieber, guter Eugen, mein einziges ſüßes Kind! Warum ſagt ſie eigentlich ſo?"

„Weil ſie Dich lieb hat."

„Aber Du haſt mich auch lieb und haſt noch nie geſagt, ich ſei Dein einziges Kind!"

„O doch, das habe ich auch ſchon geſagt und werde es noch häufiger ſagen, wenn es Dir recht iſt; jetzt aber will ich Dir etwas Anderes erzählen."

„Von der ſchönen Frau da oben?"

„Nein, aber von jemand, den Du auch recht lieb haſt — von Herrn Bander."

„Richter iſt mir lieber," gab das Kind mit großer Entſchiedenheit zur Antwort, „von dem ſollſt Du mir auch erzählen!"

„Das ſoll auch geſchehen; aber von Bander wollte ich Dir nur ſagen, daß er hieher kommt und mich beſucht und daß Du auch ein wenig mit ihm plaudern darfſt, Du haſt ihn doch gern?"

„O ja, recht gern, aber Richter iſt mir lieber, weil er ſo luſtig iſt und immer lacht. Bander iſt ernſthaft und weiß nicht ſo ſchöne Spiele."

In dieſem Augenblicke trat die Kammerfrau Roſa's ein, um einen Fremden anzumelden.

Die Tänzerin nickte ſchweigend mit dem Kopfe, indem ſie ihre Lippen auf einander preßte, und dann dem Knaben mit leiſer Stimme die Weiſung gab, näher zu ihr zu kommen. Eugen ſtand augenblicklich auf und ging mit ſeiner Scheere und ſeinem Bilderbogen zu Roſa hin, die ihn mit dem rechten Arm umſchlang und leicht an ſich drückte.

Vander trat in das Zimmer und schien im ersten Augenblick überrascht, seinen kleinen Freund hier zu sehen.

Rosa lächelte ihm freundlich entgegen, wobei sie sagte: „Sie sehen, ich habe alles gethan, was möglich ist, damit Sie hier bei mir von bekannten Gesichtern empfangen werden."

Der junge Mann verbeugte sich schweigend und nahm auf den Wink Rosa's in einem kleinen Lehnstuhle Platz, den die mit ihm eingetretene Kammerfrau für ihn hingestellt.

Es schien für Beide schwer, einen passenden Anknüpfungspunkt zur weiteren Unterhaltung zu finden, und so war Vander froh, als ihm Eugen mit der Frage zu Hülfe kam: „Was macht Richter, warum hast Du ihn nicht mitgebracht?"

„Richter befindet sich wohl und hat noch heute Morgen von Dir gesprochen; auch läßt Dich Meister Schweizer grüßen, der mir gesagt, es sei jetzt so still in seiner Werkstatt, da Du nicht mehr dort sängest, keine Stühle umwürfest und nicht mehr mit der Scheere klapperteſt."

„Haben Sie die alten Leute besucht?" fragte Rosa.

„Ich war gestern dort und muß gestehen, es kam auch mir bei ihnen recht still und einsam vor."

„Auch Sie vermißten Eugen?"

„Ja ihn — und Anderes," setzte der junge Mann stockend hinzu. — „Auch Schweizer fand das, er sprach von Tante Rosa und sagte, wie leid es ihm thue, sie nicht mehr zu sehen."

„O, er wird sie wiedersehen," erwiderte rasch die Tänzerin. „Sie hat seiner nicht vergessen, wie sie überhaupt ein gutes Gedächtniß für alles hat, was ihr lieb und werth ist."

Der junge Mann hatte einen Augenblick schweigend vor sich niedergeblickt, dann schaute er Rosa an und sagte: „Und doch bedingt manche Veränderung Vergessen, wenigstens in so weit, daß wir nach dieser Veränderung nicht mehr ganz so fühlen, wie vorher."

„Ich nicht," erwiderte ſie haſtig, „wenn Sie nämlich von einer äußerlichen Veränderung reden, die das Innere unberührt läßt!"

„Dieſes Wort könnte mich glücklich machen, wenn —"

„Nun, wenn — reden Sie aus."

„Nun, wenn es auch mir gegenüber ſeine Anwendung fände."

Statt zu antworten, beugte ſich die Tänzerin auf den Knaben hinab, küßte ihn auf die Stirn und ſprach zu ihm: „So, mein Kind, Du haſt den Herrn Bander jetzt geſehen und darfſt ihm ſagen, daß Du ihn in den nächſten Tagen beſuchen wirſt, ihn und Herrn Richter, und bitteſt ihn ſchön, dem guten, alten Herrn Schweizer und ſeiner Frau Deine Grüße zu ſagen — willſt Du?"

„Gewiß will ich das," erwiderte der Knabe mit ſeiner gewöhnlichen Entſchloſſenheit, und darauf ging er zu Bander hin, reichte ihm ſeine Rechte und wiederholte faſt die gleichen Worte, welche ihm Tante Roſa vorgeſagt.

„Das werde ich alles ausrichten," ſagte der junge Mann mit herzlicher Stimme, und dann beugte auch er ſich auf das Kind hinab und küßte es ebenfalls auf die Stirn, genau auf dieſelbe Stelle, wo Roſa's Lippen einen Augenblick vorher geruht.

„Jetzt darfſt Du hinaus zu Margarethe gehen, ſie ſoll mit Dir ſpielen, ich rufe Dich dann ſchon wieder herein."

Das Kind ſchlug noch einmal tüchtig in die dargebotene Hand Bander's, daß es klatſchte, und verließ hierauf herzlich lachend das Zimmer.

Roſa erhob ſich lebhaft von ihrem Stuhle. Man ſah ihr an, daß ſie tief bewegt war. Sie machte einen Gang durch das Gemach und blieb dann neben Bander ſtehen, dem ſie ihre Rechte ſanft auf die Schulter legte. „Wo ſoll ich anfangen und wie ſoll ich anfangen," ſagte ſie mit weicher Stimme, „um nicht einen

zu schroffen Gegensatz zu jenem Augenblicke hervorzubringen, in welchem wir uns damals verließen?"

„Traurig für mich," gab er ihr zur Antwort, „wenn überhaupt zwischen damals und jetzt ein Gegensatz statt finden soll; aber ich ahne so etwas, und die Umgebung, in welcher ich Sie heute wiedersehe, besteht in dem bösen Traume, in den mich die Annahme Ihres Taschentuchs versetzte."

„Welches Taschentuchs?" fragte sie erstaunt.

„O, eines Tuches," erwiderte er mit einem herzlichen und zugleich wehmüthigen Ausdruck in Stimme und Auge, „das mich einstens reich gemacht, das ich wie einen Talisman auf meiner Brust verwahrte, ein Tuch, das in jener schlimmen Nacht meine blutige Stirn umwand, das ich, Sie versuchend, Ihnen zurückgab, das Sie annahmen, das so an Ihnen zum Verräther wurde und mich alsdann zu meinem tiefen Schmerze erkennen ließ, in welcher Doppelgestalt Sie mir erschienen."

Die Tänzerin gab einige Minuten lang keine Antwort; sie hatte sich dem Fenster genähert, ihren Arm gegen die Wand gestützt und ihren Kopf darauf gelegt. Man sah an ihren schweren und doch hastigen Athemzügen, daß sie mit sich selbst kämpfte und daß es ihr nicht leicht werde, das auszusprechen, was sie sagen wollte. — „Und wenn," sagte sie endlich, sich umwendend, „diese Doppelgestalt von dem gleichen Gefühle beseelt war?"

„O ja," erwiderte er mit Bitterkeit, „von den Gefühlen der Einen, die mir immer erschien, wie ein schönes, leuchtendes Meteor — verzeihen Sie mir, wenn ich gerade heraussprecke — die mir vorkam, wie ein trügerisches Irrlicht, das uns vom Wege ab und ins Verderben locken kann, wenn wir ihm rücksichtslos folgen, wenn wir uns ihm unbedingt ergeben! Es sei fern von mir, Ihnen damit Vorwürfe machen zu wollen. Der glänzende Stern, als welcher Sie mir damals erschienen, hatte ja wohl

nichts weniger im Sinne, als seinen Strahl auf mich, den unbedeutenden Menschen fallen zu lassen."

„Vielleicht, weil dieser Stern wußte," versetzte sie, „um in Ihrer Bildersprache fortzufahren, vielleicht, weil er fühlte, daß er in der eben geschilderten Gestalt für Sie etwas Abstoßendes hatte, näherte sich Ihnen das Wesen, welches Meteor, Phantom oder Stern vorstellte, unter einer anderen Gestalt."

„Wie es Götter und Göttinnen in alten Zeiten und gute und böse Feen zu machen pflegten, wenn sie sich den armen Sterblichen nahten, um sie zu berücken?" fragte der junge Mann. „O, Sie konnten das gefahrlos thun," setzte er mit einem traurigen Lächeln hinzu, „denn Sie wußten wohl, mit der Enthüllung sank Glaube und Liebe zusammen."

Rosa biß sich auf die Lippen, und es flammte in ihren Augen eigenthümlich auf, als er so sprach.

„So glauben Sie denn," erwiderte sie, „das alles sei nur ein Spiel gewesen, eine Laune, ein unwürdiger Zeitvertreib? O, ich bedaure Sie, wenn — wenn —, doch wozu der Umschreibungen, des Rückhaltes," rief sie rasch und entschlossen, während eine tiefe Röthe über ihr schönes Gesicht flog, „wenn ein Wort, das ich, vom Augenblick hingerissen, gesprochen, nicht mit der vollen Wahrheit seines Ausdrucks und Gefühls Ihr Herz traf?"

„O, es traf mein Herz," erwiderte er nach einem tiefen Athemzuge, „es traf mein Herz so gewaltig, daß dieses Herz nie wieder von sich lassen kann und wird die Erinnerung an jenen seligen Augenblick. Glauben Sie mir, Rosa," sagte er rasch sich erhebend, „daß es nur die Erinnerung an jenen Augenblick war, welche mich vermochte, Sie heute wiederzusehen, auch wenn ich gleich darauf bedachte, daß es nur die Gewalt eines unbewachten Momentes war, welche Sie, die kalte und stolze Künstlerin, an meine Brust sinken ließ,"

„Glauben Sie das nicht," versetzte sie mit tiefer Bewegung.

„Sie nannten mich stolz und kalt — gut; unter Voraussetzungen bin ich beides, wie vielleicht wenige meines Geschlechts. Und da ich diese Eigenschaften zugleich mit der vollkommensten Selbstbeherrschung besitze, so mögen Sie überzeugt sein, daß nicht die Gewalt eines schwachen Moments mich jetzt zu etwas vermögen könnte, was ich in der nächsten Sekunde bereue."

„So war es also ein trauriges Spiel, welches Sie mit mir getrieben? O, ein Spiel, für Sie so leicht, so sicher zu gewinnen, da ich Ihnen mein Herz offen darlegte, da ich kein Hehl daraus machte, wie innig, wie heiß, wie grenzenlos ich Sie liebe!"

„Und zwischen den beiden genannten, gleich traurigen Extremen," entgegnete sie mit bebenden Lippen, „finden Sie keinen vergleichenden Mittelpunkt, der im Stande wäre, Ihren Glauben an mich herzustellen und die Erinnerung Ihres Herzens zu einer glückseligen zu machen?"

„O, ich wüßte wohl einen," antwortete er mit flammendem Auge, „und wie glücklich würde er mich machen! Jene Rosa, die wie ein guter Geist bei uns erschien, wäre fähig, mir einen solchen wunderbaren, süßen und vergleichenden Weg zu zeigen —"

„Und jene Rosa ist die wahre," fiel ihm das schöne Mädchen rasch, erregt ins Wort. „Jene Rosa könnte glücklich sein, während die andere, das glänzende, leuchtende, wandelnde Phantom, vielleicht dazu bestimmt ist, einsam und allein ihre excentrischen Bahnen zu wandern."

Vander sah sie mit dem Ausdruck der Verwunderung an.

„Was hindert Sie denn," fragte er nach einer Pause, „die Rolle der andern aufzugeben und als jene Rosa, die ich unaussprechlich liebe, glücklich zu sein?"

„Was mich hindert?" rief die Tänzerin in schmerzlicher Erregung, „dasselbe, was Sie vorhin schon als Unheil bezeichneten — daß die Doppelgestalt beider doch nur ein einziges, armes,

unglückliches Weſen iſt, ſcheinbar unabhängig, ſcheinbar frei, aber doch von Verhältniſſen gefeſſelt, umſonſt ankämpfend gegen unzerreißbare Bande."

„Und das wird das Ende dieſer Unterredung ſein," ſagte der junge Mann in anſcheinend kaltem Tone, durch den aber tiefer Schmerz klang. „So werden wir uns trennen auf Nimmerwiederſehen."

Roſa zuckte zuſammen, ſie preßte die linke Hand feſt auf ihr Herz, ihre Lippen öffneten ſich leicht und ließen die feſt aufeinander gebiſſenen weißen Zähne ſehen. „Nein, nein," rief ſie alsdann mit dem Ausdruck eines herben Schmerzes, „ſo trennen wir uns nicht! Ich will nicht, daß Sie von mir gehen mit dem für mich unerträglichen Gefühl, als habe ich mit Ihnen ein grauſames Spiel getrieben, deſſen mein Herz gewiß nicht fähig iſt. Nein, nein, mein Carlo, ich liebe Dich wahr und innig, und wenn ich mich auch jetzt wieder wie damals in Deine Arme werfe, ſo thue ich es, indem ich Dir zu gleicher Zeit zurufe: ich kann doch nicht die Deinige ſein!"

Und nach dieſen Worten that dieſes ſtarke, energiſche und willenskräftige Weſen, wie es geſagt; ſie warf ſich an ſeine Bruſt, ſie umſchlang ihn mit ihren Armen, und während ihre Lippen heiß die ſeinigen ſuchten, fühlte er ihr Herz wild gegen ſeine Bruſt klopfen. —

„Danach komme meinetwegen der Tod," ſprach er nach einer langen Pauſe, als ſie ihre Arme von ſeinem Halſe gelöst, als ſie ihre Hände vor das Geſicht preßte, und heftig weinend neben dem jungen Manne auf einen Fauteuil niederglitt; „ja, er komme," fuhr dieſer fort, „wenn Du jetzt noch den Muth haſt, mir zu wiederholen, daß Du nie die meinige werden kannſt."

„Nie, nie!" rief ſie, daß es klang, wie ein lauter Weheruf. Dann faßte ſie leidenſchaftlich ſeine Rechte mit ihren beiden Händen und bat in flehendem Tone: „Höre mich an, Carlo. Wenn

Du mich wirklich so liebst, wie Du gesagt, so forsche nicht weiter. Sei genügsam wie ich und laß uns zehren von zwei glückseligen Augenblicken! Dringe nicht in mich, ich kann nicht die Deinige sein, ich kann Dir nicht folgen. Mich halten starke und unzerreißbare Bande fern von Dir."

„Du hast mir gesagt, daß Du mich liebst," entgegnete er mit leuchtendem Blick, „und ich habe die Wahrheit dieser Worte gefühlt in Deinem klopfenden Herzen, an dem Drucke Deiner heißen Lippen. So nenne mir denn die Bande, die stark genug sind, mich von Dir fern zu halten. O, es gibt keine, die ich nicht zu zerreißen im Stande wäre! Glaube mir, Rosa, das Glück macht stark, und ich fühle mich jetzt fähig, es mit einer ganzen Welt aufzunehmen, wenn es gilt, Dich mein zu nennen."

Sie hatte seine Hand losgelassen, sie blickte zu ihm auf, und er erschrak, als er ihre bleichen, abgespannten, vom furchtbaren Kampfe ihres Innern so gänzlich veränderten Züge sah.

„Frage mich nicht," erwiderte sie mit tonloser Stimme, „die Antwort, die ich Dir geben muß, stürzt Dich aus all Deinen Himmeln, sie wird Deine Liebe zu mir zerreißen, wie der Hauch des Mundes einen Sonnenfaden. Deßhalb frage nicht," bat sie ängstlich, „laß uns scheiden glücklich in der Erinnerung, daß uns auch fern von einander eine reine, heilige Liebe verbindet. — Forsche nicht, Carlo — laß uns scheiden!"

„Rosa, Rosa," rief er mit vor tiefer Bewegung zitternder Stimme aus, indem er seine Hand in die Höhe hob, „soll ich mich, ehe Du sprichst, durch einen feierlichen Schwur binden, daß das, was Du mir auch sagen wirst, mich nicht bestimmen kann und wird, von Dir zu lassen?"

„Thue es nicht, um des Himmels Barmherzigkeit willen thue es nicht, und dringe nicht in mich! Denn wenn ich die Worte ausspreche, die uns trennen müssen, so würde ich es Dir auch unmöglich machen, Deinen Schwur zu halten."

nächtliches Geseufze etwas höchst Grausiges an sich hat. Keiner von Euch hat je etwas dergleichen gehört — oder du etwa?" wandte sich der Herr Mundels zum Vorreiter, der unruhig hin und her rückte; „hast du etwa schon ein Geseufze um Mitternacht gehört? und wenn du schon eines gehört hast, so wird es wohl ein eigenes gewesen sein, daß du mit einer blauen Nase nach Haus gekommen bist — aber," fuhr der Oberkutscher feierlich fort, „ein Seufzer, den die Wände ausstoßen, ist etwas höchst Merkwürdiges, das fühlte auch der Kammerherr, ließ sich zu Bett bringen und legte sich hin, um nicht mehr aufzustehen."

„Er wäre am Ende ruhig und sanft gestorben, wie es einem guten Christen zukommt, und sein ewiger Schlaf wäre wahrscheinlich nicht gestört worden, wenn ihm nicht ein alter Bekannter unvorsichtig und voreilig genug erzählt hätte, daß sich der Fürst oft seiner in Gnaden erinnere, daß er fast jeden Abend beim Zubettegehen den diensthuenden Cavalier frage: Wie war doch die verrückte Melodie? — blühe — blühe — und daß der Herr ebenso wenig wie der Diener die Melodie je vollkommen zu Stande brächten.

„Und was pfeift der diensthuende Kammerherr auf die Frage Seiner Durchlaucht für eine Weise? fragte der Sterbende mit matter Stimme, und der Andere antwortete: Nun, eine beliebige Melodie.

Eine beliebige Melodie statt des herrlichen Liedes:

Blühe, liebes Veilchen!

das ist ja ganz entsetzlich! und damit schloß er die Augen und war todt.

„Kurze Zeit darauf, es war Winter geworden," erzählte der Oberkutscher mit ernster Stimme weiter, „stand der Ur-Urvetter meines Vaters spät in der großen Remise und putzte die Spiegelscheiben an dem Wagen, womit er an dem Abend die Herrschaften vom Balle abholen mußte; der Wagen schaukelte

„Du sprichst mit so erschreckender Wahrheit," murmelte er mit einem scheuen Blick, „daß mir der Athem in der Brust stockt und ich mich überzeuge, daß Du kein frevelhaftes Spiel mit meiner Liebe und meinem treuen Herzen treibst."

„Deßhalb laß uns scheiden," bat sie hastig. „Denke mit Liebe an mich, wie ich Deiner gedenken werde."

„Nein, nein, ich kann nicht, lieber will ich das Furchtbarste erfahren!" —

Die Tänzerin erhob sich mühsam von ihrem Sitze, ihre bleichen Züge zeigten eine furchtbare und rücksichtslose Entschiedenheit. Während sie sagte: „Du hast es gewollt -- aber glaube mir, Carlo, es trennt uns für immer!" vermied sie es, den jungen Mann anzusehen, und trat mit wankenden Schritten zum Tische, wo sie eine Glocke erklingen ließ.

Der Ausdruck ihres Gesichts, ihr fast kraftloses Dahinschleichen, ihre hastigen und unregelmäßigen Athemzüge übten auf Bander einen so gewaltigen und beängstigenden Eindruck, daß er im Begriff war, auf sie hinzustürzen und sie zu bitten, die heutige Unterredung als beendigt anzusehen; doch es war zu spät — zu spät! —

Kaum war der helle Ton der Glocke verklungen, als sich die Thür öffnete und die Kammerfrau Margarethe auf der Schwelle erschien, den kleinen Knaben an der Hand haltend, der nun sogleich auf Rosa zueilte.

Während sie ihm die rechte Hand auf sein blondes, lockiges Haar legte, winkte sie mit der andern ihrer Kammerfrau, sie zu verlassen, worauf sich die Thür des Gemachs augenblicklich wieder schloß.

Die Tänzerin hatte einen Moment ihre Augen geschlossen und ihre Lippen fest aufeinander gepreßt, wie um sich vollständig zu sammeln. Dann wandte sie ihre Blicke auf den jungen Mann und sagte mit ruhiger, leidenschaftsloser Stimme, ohne auch nur

durch das geringste Zucken ihrer Augen die mindeste Bewegung zu verrathen: — „Dies ist mein Sohn!“ —

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Es will Frühling werden.

Im Verlaufe unserer wahrhaftigen Geschichte, bei welcher wir nicht viel Gelegenheit hatten, uns mit dem geneigten Leser im Freien zu ergehen, ist der Winter vergangen und diesem der allbelebende Frühling gefolgt, Blumen und Blätter aus tiefem Schlummer erweckend und mit seinem wunderlieblichen Lächeln und seinen berauschenden Düften arme Menschenherzen tröstend. —

Ja, es will Frühling werden! Dieser Ruf dringt wie ein Jubelschrei durch die ganze Natur und läßt alles, was da lebt, alles, was der Einwirkung erquickenden Regens und warmen Sonnenscheins fähig ist, frisch und hoffend aufathmen.

Blicken wir um uns her, und wir sehen deutlich auch an scheinbar leblosen Dingen die Kraft des Frühlings. Haucht nicht die frisch geackerte Erde einen so eigenthümlichen Duft aus, daß wir aus diesem schon das Erwachen der Lebenskräfte fühlen würden, auch wenn wir nicht wüßten, in welchem Monate wir uns gerade befänden? O, er hat etwas Berauschendes, dieser erste, jungfräuliche Duft der Erde, er läßt uns eben so schwelgen in der Erinnerung an vergangene Tage, wie in der Hoffnung auf zukünftige! Sein Bouquet erzählt uns vorahnend vom Dufte der Veilchen, vom Aufsuchen dieses bescheidenen Blümchens,

und von kleinen Spenden, mit welchen wir schon in manchem Frühjahre Herzen erfreuten. Er plaudert uns von frischer, dunkler Waldeinsamkeit, von Maiblumen und deren gefährlichen Einsammeln, wenn unser Haar, indem wir uns zu den Blumen niederbeugen, eine erhitzte Wange streift, deren Besitzerin gerade dasselbe Blümlein mit uns pflücken wollte. Ja, der frische Hauch der Erde, wenn wir ihn nachsinnend auf uns einwirken lassen, spricht uns von den klaren Maitrank-Bowlen der kommenden Monate, und läßt uns jetzt schon sitzen, vor den Sonnenstrahlen geschützt unter einer schattigen Rebenlaube, oder wenn es Abend werden will hoch auf des Berges Höhen, niederblicken auf die in Duft schwimmenden Thäler, auf aufleuchtende Fenster freundlicher Häuser, auf den silbernen Strom zu unsern Füßen.

Ja, es will Frühling werden! Aus dem verdorrten Rasen sehen wir tausend neue Halme sprießen, die Gebüsche erscheinen uns von fern gesehen wie mit Schleiern überzogen, wie mit feinen Fäden überspannt, welche sich netzartig von Zweig zu Zweig schlingen. Diese Schleier erscheinen uns zuerst in bräunlicher Farbe, dann werden sie lichter, und wenn sie heute einen feinen, grünlichen Schimmer angenommen haben, so sind morgen schon, wie durch Zauberwort, die kleinen, zierlichen Blättchen hervorgesprungen. Wenn in der Mittagsstunde die warme Sonne scheint, so liegt auf der Erde ein feiner Duft von ganz anderer Farbe und Gestalt, wie sein herbstlicher Zwillingsbruder, der, faul und schwer niedersinkend, uns durchnäßte und erkältete. Dieser hier, ein Frühlingshauch, ist leichter und lieblicher Art: er strebt nicht nach der Erde, um auf ihr zu vergehen, sondern schwingt sich auf gen Himmel, wo er sich wonnetrunken auflöst an dem tiefen Blau desselben, vielleicht kleine, weiße Wölkchen bildend oder gar keine Spur zurücklassend, wenn nicht vielleicht die schimmernden Sonnenfäden, welche durch die klare Luft schweben, verdichtete Frühlingsfäden sind.

Ja, es wollte Frühling werden, voller, reicher, üppiger Frühling, und man sah das wohl nirgends deutlicher, als in dem Garten der Privat-Irren-Anstalt des Herrn Dr. Henderkopp, namentlich an dem Rosenparterre hinter dem Hause, welches wir kaum wiedererkennen in seiner veränderten, aufgeräumten und geputzten Gestalt. Da hatte man von den ehemaligen Wegen, welche dieses Parterre kunstgerecht durchschnitten, Moos und Gras entfernt, hatte die Erde um die vorhandenen Rosenstöckchen sauber aufgelockert, hatte die abgestorbenen durch jungen Nachwuchs ersetzt, überall weiße Stäbe gesteckt, an welche die Rosen festgebunden wurden, und so dem ganzen, bisher so melancholischen Parterre ein so freundliches Ansehen gegeben, daß es als zu augenfälliger Lichtpunkt in dem ganzen Garten fast aufgefallen wäre, wenn man nicht auf dem ganzen Terrain die kundige, fleißige Hand geübter Gärtner erkannt hätte.

Da waren überall die Wege ebenfalls vom Unkraut gereinigt, und wo sich große Steine auf demselben befanden, hatte man diese entfernt und sie zu Einfassungen verwandt. Die Steintreppen und Terrassen, welche wir im vergangenen Herbste in sehr verwahrlostem Zustande gesehen, waren auf's sorgfältigste hergestellt worden und boten, namentlich die Terrassen, jetzt scharfe, dem Auge wohlthuende Linien. Auch unter den mächtigen Bäumen des Gartens war mit Kunst und Umsicht gelichtet worden und dadurch dem Ganzen der schwermüthige, peinliche und beengende Eindruck genommen. Kurz, das Ganze hatte sich auf eine höchst auffallende und so angenehme Art verändert, daß jemand, der das Etablissement lange nicht gesehen, zuerst verwundert stehen blieb und dann mit aufrichtigem Wohlbehagen durch den Garten schritt, der jetzt so lachend und freundlich geworden war, daß er ordentlich zur Heiterkeit aufforderte. Dazu das erste frische und saftige Grün der Blätter, der Pflanzen und des Grases, schräg hereinfallende, lustig spielende Sonnen-

ſtrahlen, heiteres Lachen von einem entfernteren Theile des Gartens: der Eingetretene, der früher ſchon hier war, fühlte ſich verſucht, an Zauberei zu glauben, um ſo mehr, da er auf der Meſſingplatte neben dem Gitterthore den Namen des Dr. Henderkopp geleſen.

Durchſchreiten wir das Roſenparterre, ſteigen die gegenüberliegende, jetzt bequeme Steintreppe hinan und laſſen dieſen Zuſtand des Gartens in ſeiner Ordnung und Wohlhabenheit angenehm auf uns einwirken.

Drüben unter den Baumgruppen ſehen wir auch die alten, roh gezimmerten Bänke und Tiſche entfernt und durch neue, hübſche eiſerne Gartenmöbel erſetzt. Sogar die Schaukel, die ſich hier befand, hatte eine neue, zweckmäßigere Geſtalt angenommen, und die ſchaffende Hand, deren freundliche Spuren wir hier überall erblicken, entfernte ſogar, und gewiß mit Ueberlegung, das ſteinerne groteske menſchliche Antlitz, aus deſſen ſteinernem Munde der klare Waſſerſtrahl in das davor befindliche Baſſin floß. Statt dieſes verzerrten Geſichtes, welches ſo manche erſchreckende Nachahmung hier gefunden, ſah man jetzt den ruhigen, verſtändigen Kopf eines Löwen, welcher nicht einmal einen gierigen Ausdruck zeigte, ſondern dem es ein wahres Behagen zu ſein ſchien, fort und fort das ſprudelnde Waſſer ſpenden zu können.

Folgen wir dem heitern Lachen, das uns faſt bis zur Einfaſſungsmauer des Gartens führt, wo wir ein Rondel finden, eingefaßt mit blühenden Sträuchern, mit einem großen Tiſche in der Mitte, der rings umher von Bänken umgeben iſt. Es iſt dies die Stelle, wo Gaetano gern zu ſitzen pflegte, um durch das vergitterte Fenſter in der Mauer träumend in die weite Landſchaft hinauszuſchauen. Von denen aber, die jetzt um den Tiſch ſitzen, ſcheint keiner die mindeſte Neigung zu haben, zu erfragen, was ſich jenſeits der Mauer begibt. Jeder unſerer alten Bekannten hier iſt vielmehr beſchäftigt, das gewaltige

Butterbrod zu verzehren, welches er vor ſich hat, oder Milch aus ſeinem Glaſe zu trinken, welches ihm von der Frau Wittwe Speiteler, die hier wie eine Königin unter ihren Vaſallen thront, eingeſchenkt wird. Nur der General ſitzt vom Tiſche abgewandt, nicht als ob er daran dächte, eine neue Verſchwörung anzuzetteln, ſondern vielmehr aufs friedlichſte beſchäftigt, indem er einen großen Strang Garn auf ſeinen Händen hält, welches Frau Dr. Henderkopp abwickelt.

Der Telegraphiſt war es, der eben ſo herzlich gelacht, da ihm der Factor, dem es allein erlaubt war, Zeitungen zu leſen, um dort noch etwaige Druckfehler zu finden, mitgetheilt, wie es ſo merkwürdig ſei, daß gar kein unterſeeiſches Telegraphen-Kabel halten wolle; hier und dort ſei wieder eines zerriſſen, und er hoffe es noch zu erleben, daß man wieder zu den optiſchen Zeichen ſeine Zuflucht nehmen müſſe.

Mit freundlichem Lachen bewegte hierauf der ehemalige Telegraphen-Beamte, einen ſchüchternen Blick auf die gegenüberſitzende Frau werfend, verſuchsweiſe Arme und Beine. Doch ſagte Madame Speiteler mit einem ruhigen, aber ſehr entſchiedenen Tone: „Mein lieber Freund, es iſt wahrhaftig beſſer, wenn Sie dieſe unnöthigen Verſuche vor der Hand bleiben laſſen. Iſt es ſo, wie der Herr Faktor ſagt, ſo wird bald die Zeit kommen, wo man Sie zum Direktor ſämmtlicher optiſchen Telegraphen der Chriſtenheit ernennen wird; bringt aber der Draht durch, ſo müſſen Sie ſich künftig auf einen anderen Erwerbszweig legen, und daran wollen wir mit der Zeit ſchon denken; habe ich Recht, Förſter?“

„Das will ich meinen,“ erwiderte dieſer, indem er mit ſo entſchiedener Miene ſeine Hand auf den Tiſch legte, als ſei er bereit, jeden, der anderer Meinung ſei, augenblicklich niederzuſchlagen. „Die Narrheiten mit dem Telegraphiren müſſen endlich einmal ganz aufhören. Könnte ich es Euch nur anſchaulich machen,

wie mir mein Brod schmeckt und wie leicht ich es hinunterbringe, da ich nicht mehr befürchten muß, daß ihm unterwegs der tausendste Teufel begegnet! Der Kerl ist beseitigt oder unschädlich gemacht — wie so mancher Andere," setzte er mit einem Seitenblicke auf Gebhard hinzu, welcher mit sehr geschmeidigem Wesen neben die Frau des Direktors trat, um sich nach ihren Befehlen zu erkundigen.

Das Aussehen der jungen Frau hatte sich, wenn uns dieser Vergleich erlaubt ist, eben so vortheilhaft verändert, als das des ganzen Etablissements. Von ihrem Gesichte waren die gedrückten und kummervollen Züge verschwunden, sie blickte frei um sich her, sie schrak nicht mehr zusammen, wenn man ein Wort an sie richtete, am allerwenigsten, wenn der Sprecher ihr Gemahl war.

Dr. Henderkopp hatte gethan, wie er sich an jenem denkwürdigen Morgen, eingeschlossen in einer Zelle seiner eigenen Irren-Anstalt, vorgenommen: er hatte auf dem Fundament des alten, schadhaften und nun eingestürzten Gebäudes mit Hülfe seiner Schwiegermutter ein neues, solides errichtet, und als er die ersten harten Bissen niedergeschluckt, fühlte er sich selbst erleichtert und sah ein, daß man weiter komme mit nachgiebiger Offenheit und Ehrlichkeit, als mit Hinterlist und gänzlich unmotivirtem Hochmuthe. Dagegen schien aber auch Sophie, die wirklich eine vortreffliche Hausfrau war, alles Vergangene vollständig vergessen zu haben und auch nie den Versuch zu machen, die traurigen Erinnerungen ihres Hochzeitstages zu einer Kette zu gebrauchen, um ihren Herrn und Gemahl niederzuhalten oder um das Scepter des Hauses zu führen. Sie überließ dieses Geschäft ihrer Mutter, welche, wir müssen es gestehen, das Regiment des Hauses mit Umsicht und Kraft führte, wobei sich aber eben so wohl der Direktor der Anstalt selbst, als auch seine Kranken vortrefflich befanden.

Frau Wittwe Speiteler, die gänzlich hierher auf's Land ge-

zogen war, hatte ihr Geſchäft in der Stadt einem jungen, ſtrebſamen Anverwandten übertragen, der den alten guten Ruf deſſelben nicht nur vortrefflich bewahrte, ſondern auch der Firma durch Erfindung einer neuen Wurſtgattung neuen Glanz verlieh.

Um nochmals zu dem Tiſche im Garten zurückzukehren, können wir nicht verſchweigen, daß neben der Frau des Doktors deren Freundin Emma ſaß, die häufig zum Beſuche erſchien, um ſich an dem Gedeihen der jungen Wirthſchaft, wie ſie ſagte, herzlich zu erfreuen. Die Freude drückte ſich aber meiſtens in einem etwas melancholiſchen Lächeln aus, welches übrigens ganz zu den kummervollen Zügen ihres Geſichtes paßte; auch pflegte ſie ſeufzend hinzuzufügen: „Ach, wie gut iſt es Dir ergangen! Wie Recht hatteſt Du, liebe Sophie, einen ruhigen, geſetzten Mann zu nehmen, und ſo die Vernunft mit walten zu laſſen, wo wir armen, leichtgläubigen Mädchen ſo oft nur das Herz ſprechen laſſen! Ach, mein armes Herz, wenn's doch nie geſprochen hätte!“

Die junge Frau kannte genug von den Verhältniſſen ihrer Freundin, um ihre Troſtesworte den Umſtänden gemäß in die allerzarteſten Formen zu kleiden. Emma hatte allerdings in ihrer kurzen Liebe nicht das Glück gefunden, das ſie und jede in gleichen Verhältniſſen mit allzu großer Sicherheit erwartet. Wie konnte er, der ihr ſo heiße Liebe, ſo unwandelbare Treue geſchworen, ſich nur einen Augenblick bedenken, ſie, nachdem ſie einmal ihr Jawort gegeben, jauchzend im Uebermaße des Glückes vor den Altar zu führen? Und er hatte ſich bedacht, dieſes Ungeheuer in Huſaren-Offiziers-Geſtalt, er hatte ihr gegenüber zögernd geſprochen von einer vornehmen, adeligen Familie, von ſeiner Abhängigkeit gegenüber einem alten, adelsſtolzen, reichen Oheim; er hatte Bedenken geäußert, ob eine Verbindung ſo raſch und überhaupt zu bewerkſtelligen ſei. Emma war dabei natürlicher Weiſe in Ohnmacht gefallen, hoffend, er werde ſie durch Schmeichel-

worte wieder zum Bewußtsein zurückrufen, er werde flehend vor ihr niederknieen, worauf sie ihm mit heißer Liebe dann alles verzeihen werde. Aber auch das kam anders, als es sich ihr junges, gefühlvolles Herz gedacht. Er überließ sie ihrer Ohnmacht und war verschwunden, als sie ihre Augen wieder geöffnet. Da kam über sie ein finsterer, verzweiflungsvoller Moment, in welchem sie sich ihrem Bruder entdeckte, der nichts Eiligeres zu thun wußte, als das Unpassendste, was unter solchen Umständen nur geschehen kann. nämlich durch Drohungen zu erzwingen, was nicht einmal vernünftiger Ueberlegung gelungen wäre.

Herr von Marlott glaubte die Sache ungeheuer ridikül zu finden, und that dies auch, bis er eines schönen Morgens vom Obersten seines Regiments die niederschlagende Nachricht erhielt, daß er allerhöchstem Befehle gemäß von den Husaren der Garde zu einem obskuren Grenz-Regimente versetzt sei, wobei ihm noch mündlich eröffnet wurde, Herr von Marlott habe sich innerhalb acht Tagen in seiner neuen Garnisonsstadt zu melden, wenn er nicht vielleicht vorzöge, um seinen Abschied einzukommen.

Es gibt eine Art, jemand die Wahl zwischen zwei Dingen zu lassen, und Einem zu gleicher Zeit die Freiheit des Wählens zu benehmen. So auch hier, weßhalb der Don Juan von den Husaren seine schimmernde Uniform ablegte.

Einen Augenblick glaubte Emma ihren Wünschen hiedurch näher gerückt zu sein, doch mußte sie sich nur zu bald überzeugen, daß der Riß, welcher sie von Arthur trennte, nun zu einer förmlichen Kluft geworden war.

Wir können nicht umhin, es hier lobend zu erwähnen, daß sich unter diesen traurigen Verhältnissen nicht nur Sophie ihrer Freundin auf's liebevollste annahm, sondern daß auch deren Mutter, sie als ein Opfer der Schändlichkeit der Männerwelt betrachtend, sie unter ihren speciellen Schutz nahm, was für das

arme junge Mädchen, gegenüber einem strengen Vater und rache-schnaubenden Bruder, von großem Nutzen war.

Das Garn war abgewickelt, und als der General einen Dank dafür einnahm, daß er, ein so berühmter Krieger, es nicht verschmähte, freundlich seine Hand zu reichen zu diesen kleinen, häuslichen Verrichtungen, entgegnete er würdevoll, auch Herkules habe es nicht verschmäht, nach Ausführung seiner großen Thaten den Spinnrocken zu ergreifen.

Die junge Frau hatte sich erhoben und ging, den Arm ihrer Freundin in den ihrigen geschlungen, durch den Garten dem Hause zu, wo ihnen in dem Rosen-Parterre der Direktor der Anstalt mit Herrn von Scherra begegnete. Beide kamen von dem Hause her, Henderkopp erklärend und der alte Herr mit beifälliger Miene zuhorchend. Das Aeußere des Direktors hatte sich verändert, aber das nicht zu seinem Nachtheil: etwas Finsteres, Gespanntes, ja, Zurückstoßendes in seinem Gesichte war verschwunden, und sein Lächeln, das früher etwas Starres und Gezwungenes hatte, leuchtete jetzt auf eine aufrichtige, wohlwollende Art. Aber die größte und glücklichste Veränderung seines Gesichts war die, daß er die Brille mit den blauen Gläsern abgelegt, den Schild, hinter dem er früher seine Blicke, so wie den wahren Ausdruck seiner Herzensmeinung zu verbergen strebte.

Beim Anblicke des Herrn von Scherra erinnerte sich Emma, sie habe links im Bosquet eine Gruppe blühender Veilchen bemerkt, von dem sie einige pflücken und mitnehmen wolle; wenigstens ließ sie unter diesem Vorwand den Arm ihrer Freundin los und verschwand im Gebüsche. Sophie ging dem alten Herrn frei und ungezwungen entgegen und reichte ihm, ohne die Augen niederzuschlagen, wie sie sonst zu thun pflegte, ihre Hand.

„Sie werden es vielleicht nicht freundlich von mir finden," sagte Herr von Scherra, „daß ich eine ziemliche Zeit verstreichen ließ, ohne Ihnen einen Besuch zu machen."

und ächzte von der Bewegung, draußen war es kalt und unfreundlich, und als er mit seinem Geschäft fertig war, setzte er sich hinein auf die weichen Sammtkissen der Caroſſe und versank bald in einen festen und gesunden Schlaf.

Mitten in seinen Träumen aber war es ihm, als stehe vor dem Wagen und schaue durch die Spiegelfenster hinein ein ihm wohlbekannter Lakai und sage, er, der Kutscher nämlich, habe vor zwölf Uhr einzuspannen und um die Mitternachtsstunde vor die St. Hubertuskirche zu fahren. Das träumte ihm nur, aber so außerordentlich klar und deutlich, daß unser Vetter, als er um drei Viertel auf zwölf Uhr aus seinen Schlaf erwachte, eilig seine beiden Pferde einspannte und nach der St. Hubertuskirche fuhr.

Er hat später oft gesagt, wenn er diese Geschichte erzählte, er sei nie im Stande gewesen, darüber nachzudenken, wie sonderbar es doch sei, daß er Nachts um zwölf Uhr Jemanden an der Hubertuskirche abholen solle, er habe sich dieß und das gedacht und es für nicht unglaublich gehalten, daß es einer Hofdame wohl einmal einfallen könne, Nachts um zwölf Uhr eine Beichte zu thun.

So sei er also ruhig hinaus gefahren und habe gleichmüthig vor dem Thore des Friedhofs gehalten, welcher die Kirche umschließt. Bald darauf habe sich diese Thüre geöffnet, es sei Jemand herausgekommen und sei in den Wagen gestiegen, auch habe es außerordentlich nach Veilchen gerochen. Der Kutscher hat sich in diesem Augenblick nur gewundert, daß der Wagen gar keine Bewegung gemacht und daß er, ohne einen Befehl zu erhalten, vollkommen genau gewußt, er müsse nach Hof fahren. Das that er denn auch, und obgleich er selbst durchaus nicht erschreckt oder alterirt war, so waren dagegen die beiden Rappen vor dem Wagen, sonst die besten Pferde von der Welt, kaum zu halten.

Am Portal des Schlosses angekommen, wurde der Wagen geöffnet, die dienstthuenden Lakaien im Gange stießen einen ent-

„Woran ich die Schuld trage," fiel ihm der Direktor ins Wort, „indem ich meinen verehrten Freund bat, die Anſtalt nicht eher zu beſichtigen, bis ſegensreiche Früchte eines neuen, gemeinſchaftlichen Wirkens zu ſehen ſein würden. Und nicht wahr, Sophie?" fügte er lächelnd hinzu, indem er die kleine Frau an ſich zog, „wir wirken jetzt gemeinſchaftlich, Du, ich und Deine Mutter? Letztere führt eigentlich das Regiment in Haus, Küche, Keller und Garten, und wie Sie vorhin geſehen haben, gedeihen meine Penſionäre ſichtlich unter ihrer Pflege."

„Zu einem ſolchen Wiederanfange," ſagte der alte Herr gerührt, „gebe der Himmel ſeinen Segen und guten Fortgang; mich freut es in der That, lieber Henderkopp, daß ich erſt jetzt zu Ihnen kam, um ſo glückliche Reſultate zu ſehen. Rechnen Sie auf meine Empfehlung Ihrer Anſtalt. Jetzt kann ich Ihren Namen rückhaltslos aufs günſtigſte ausſprechen."

Nach dieſen Worten beurlaubte ſich Herr von Scherra von dem Direktor und ſeiner Frau, die ihn bis zum Gitterthor der Anſtalt begleiteten. Auch hier im Hofe ſah alles pünktlicher und ordentlicher aus, hatte alles einen gewiſſen Anſtrich von Wohlhabenheit; alle trümmerhaften Spuren früherer Zeit waren verſchwunden, auch das Kehrichtfaß, auf welchem Herr Moſes Goldſtein in jener denkwürdigen Nacht geſeſſen und finſtere Bilder geſchaut — Herr Moſes Goldſtein, der übrigens ſo klug war, nie ſeines angeblichen Verluſtes zu erwähnen, ſondern der, wenn je jemand auf dieſe fatale Geſchichte zu ſprechen kam, mit ſchmunzelnder Miene und pfiffigem Lächeln die Pantomime des Einſeifens machte. —

Herr von Scherra ging ruhigen Schrittes nach der Stadt zurück, umgeben von Frühlingsluft und Frühlingsgrün, doch lebten ſeine Gedanken nicht in dieſer wunderbarſten aller Jahreszeiten, ſie beſchäftigten ſich vielmehr mit den verfloſſenen Tagen des Winters, ja, ſie waren ernſt und trüb geſtimmt. Er blickte

das Thal hinab auf die Tausende von blühenden Obstbäumen und schaute fast sehnsüchtig der Rauchwolke zu, welche die dahineilende Lokomotive dort in dem Bergeinschnitt aufsteigen ließ.

„Wahrhaftig," sprach er zu sich selber, „ich sehe nicht ein, was uns hier festhält. Ich muß mit Paul reden, auch ihm würde es gut thun, andere Luft zu athmen, andere Gesichter zu sehen."

Unter ähnlichen Gedanken hatte er die Stadt erreicht und bog eben in eine der belebteren Straßen ein, als er hier einem Bekannten begegnete, bei dessen Anblick er sich eines leichten Lächelns nicht erwehren konnte.

Es war Arthur von Marlott, der ehemalige Don Juan unter den Husaren, der einstens so glänzende und schöne Offizier, der aber, seit er die Uniform abgelegt, sich durchaus nicht zu seinem Vortheile verändert hatte. Seine Civilkleidung war wohl gewählt und elegant, doch hatte er zu lange Zeit nichts dergleichen getragen, um sich bürgerlich ungezwungen darin bewegen zu können. Unter dem blauen Paletot behielt er noch immer die militärische Art des Gehens und Bewegens bei, und obgleich er keine Sporen mehr trug, so liebte er es doch, nach wie vor seine Absätze so häufig als möglich aneinander zu schlagen — ach, und es klingelte nicht mehr! Auch klirrte kein Schwert mehr an seiner Linken; statt des pelzbesetzten Kragens mit den goldenen Schnüren hatte er sich eine steife, schwere Halsbinde zugelegt, den Kolpak mit dem Reiherbusch ersetzte ein höchst prosaischer schwarzer Cylinder, und da er obendrein, um das Gefühl des Unrechts, das ihm geschehen, recht deutlich hervorzuheben, seinen schönen militärischen Schnurrbart abgeschnitten, so erschien er jetzt wie — ein einstens prachtvoller, glänzender Hahn, dem alle schönen Federn ausgegangen. Es war eigentlich ein recht trübseliger Anblick, weßhalb auch das Lächeln auf dem Gesichte des wohlwollenden Scherra nur einen kleinen Augenblick dauerte, und er dem jungen Manne

freundlich seinen Arm bot, den dieser auch annahm, um ihn eine Strecke zu begleiten.

„Ich habe es wohl bemerkt," sagte der ehemalige Husaren-Offizier, „daß Sie bei meinem Anblick frappirt waren. Sie hatten mich in diesem verd— Civil noch nicht gesehen. Es ist allerdings so elegant wie möglich, aber die hiesigen bürgerlichen Schneider sind Pfuscher, keiner versteht es, für einen gut gewachsenen Menschen, wie ich bin, zu arbeiten. Alles das weite Zeug verdeckt meine Gestalt, ich muß mir wahrhaftig Mühe geben, eine eigene Uniform für mich zu finden. Nun, ich gehe nächstens nach Paris, da wird man meine Intentionen vielleicht verstehen."

„Also haben Sie sich wirklich entschlossen, uns zu verlassen?" fragte der alte Herr. „Ich dachte immer noch, Sie würden Ihr Abschiedsgesuch nicht einreichen."

„Unter uns im Vertrauen gesagt," entgegnete Arthur, „hätte ich es auch nicht gethan, wenn mein Herr Oberst sich nicht so verflucht bockbeinig benommen hätte, ja, bockbeinig," setzte er überlaut hinzu; „ich werde mich jetzt den Teufel darum scheren, die Dinge beim rechten Namen zu benennen, und wenn es einen Obersten oder General betrifft. Ja, verflucht stockbeinig, und das wegen einer solchen Bagatelle! Du lieber Himmel, wenn alle dergleichen Geschichten an die große Glocke gehängt würden, dann müßte sich Seine Majestät veranlaßt sehen, sämmtliche Reiter-Offiziere nach den Provinzen zu schicken — Sie werden mir zugeben, daß viel Unglück dabei ist."

„Ja, viel Unglück," gab der alte Herr nachdenkend zur Antwort, „Unglück für Beide."

Der ehemalige Husaren-Offizier sah ihm einen Augenblick zweifelhaft ins Gesicht, dann sagte er: „Ja so, ich verstehe Sie; nun erlauben Sie mir, diese beiden Unglücke sind doch kaum zusammen zu nennen. Ich gebe zu, daß ich gescheiter hätte sein sollen."

„So, das geben Sie also wirklich zu? Also gestehen Sie Ihr Unrecht ein?“

Herr von Marlott zuckte die Achseln, dann erwiderte er in einem etwas ernsteren Tone: „Die glänzende Uniform hat etwas verflucht Leichtsinniges an sich. Ich habe anfänglich viel über die Geschichte gelacht, jetzt aber, wenn ich mich im blauen Paletot betrachte mit einem recht soliden bürgerlichen Aussehen, das können Sie mir nicht absprechen, so fühle ich mich doch zuweilen ernster gestimmt und wünschte, diese lamentable Geschichte wäre mir nicht passirt.“

„Wenn Sie also Ihr Unrecht einsehen, so machen Sie es wieder gut.“

Der ehemalige Husaren-Offizier blieb stehen, wobei er den alten Herrn erstaunt anblickte und erst nach einer längeren Pause kopfschüttelnd sagte: „Vor zwanzig Jahren hätten Sie anders gesprochen, und vielleicht schon nach zehn Jahren denke ich anders. Man hat einen Skandal gemacht und ich bin das Opfer davon geworden. Stellen Sie sich in meine Lage, Scherra. Viel Neigung, die Hand zu küssen, die uns züchtigt, habe ich schon als Kind nicht gehabt, und hätte jetzt gute Miene zum bösen Spiel machen sollen, mich nach so einem verdammten Nest versetzen lassen und all den Spott ertragen — ich bitte Sie, nach einem so miserablen Grenzorte, wo außer den Kameraden vielleicht nicht ein halbes Dutzend Menschen ist, die man Sie anreden kann, wo es Luxus ist, mehr als zwei Reitpferde zu halten, wo Makao und Landsknecht noch so stümperhaft gespielt wird, und wo es kein Theater gibt, geschweige ein Ballet? —

„Aber wie kann man so dumm sein,“ unterbrach er seinen Redestrom, indem er abermals stehen blieb, seinen Arm aus dem seines Freundes zog und die Hände zusammenschlug: „Wie ist es möglich, vom Besten zuletzt zu reden, um von Künstlerinnen im Allgemeinen und von der edlen Tanzkunst im Speciellen zu

ſprechen! Was macht meine charmante Couſine und deren ſtolze Schweſter?"

„Die Frau Gräfin befindet ſich ganz wohl," verſetzte ruhig und ſehr ernſt Herr von Scherra, „und hat ſchon zu wiederholten Malen ihr Bedauern darüber ausgeſprochen, daß Sie ſich gar nicht mehr ſehen laſſen."

„Auf meine Ehre, das finde ich luſtig," gab Arthur lachend zur Antwort, „nach einem Refüs, wie ich ihn, Gott ſei Dank, erhielt, noch zu prätendiren, daß man nach wie vor Beſuche macht und den ganz ergebenſten Couſin ſpielt! — Aber ſagen Sie mir ehrlich, Scherra, das heißt, wenn Sie bei mir nicht hinter dem Berge halten wollen, — was haben Sie zu dem Gerüchte geſagt, das langſam aber unaufhaltſam alle Schichten der Bevölkerung durchdringt?"

„Mein lieber Arthur," gab Herr von Scherra mit großer Ruhe zur Antwort, „ſprechen wir nicht darüber. Sie wiſſen, ich habe in manchen Dingen meine feſte Anſicht, von der ich ſelbſt dann nicht abzubringen bin, wenn man mir das Gegentheil faſt beweiſt."

„Das heißt, Sie glauben an die Tugend eines weiblichen Weſens ſogar dann noch, wenn dieſes weibliche Weſen ſelbſt nicht mehr daran glaubt — auch nicht bitter! Uns Anderen ſind die Schuppen von den Augen gefallen, wir ſehen jetzt vollſtändig klar."

„Ich bitte, verſchonen Sie mich, Arthur!"

„Sie hat es klug angefangen und wunderbar geheim gehalten; jeder kleine Prinz von —"

„Wenn Ihnen an meiner Freundſchaft etwas gelegen iſt, Arthur, ſo laſſen Sie die Sache fallen, mich überzeugen Sie doch nicht."

„Meinetwegen, aber Sie werden mir erlauben, Ihnen mein Bedauern auszudrücken über dieſes wunderbare Geſchöpf, ſo

ſchön, ſo elegant, ſo klug, und doch nicht klug genug! Ein Geheimniß, das ſo vortrefflich bewahrt iſt, gibt man nicht leichtſinnig Preis. Stellen Sie ſich vor, Roſa hätte meinen Antrag angenommen oder ſich mir auf eine vernünftige Art offenbart —"

„Nun?" fragte der alte Herr erſtaunt, „Sie wären zurückgetreten?"

Herr von Marlott zuckte mit den Achſeln, bewegte ſeine rechte Hand ſo und ſo hinüber und herüber und erwiderte: „Das iſt mein Geheimniß."

„Hier trennen ſich unſere Wege," ſagte Herr von Scherra in trockenem Tone, nicht ganz mit alleiniger Beziehung auf die Straße nach ſeiner Wohnung, zu welcher ſie eben gelangt waren. „Leben Sie wohl und —"

„Beſſern Sie ſich," ergänzte Arthur lachend, „ich ſehe dieſen Wunſch Ihrem Geſichte an — ſei es darum! Ich will ſehen, was zu machen iſt, und bitte Sie nur, nicht allen Glauben an mich zu verlieren. Bin ich doch noch jung, und wenn einmal nach Ihrer Theorie meine dunkle Stunde ſchlägt, ſo komme ich wahrſcheinlich auch noch zur Einſicht."

Herr von Scherra ſetzte ſeinen Weg nach Hauſe fort und ſagte mit einem leichten Seufzer: „Ein Anderer, Beſſerer glaubte zu leicht ihren furchtbaren Worten und trat zurück — — — — wie ſchade für zwei ſo gute und große Herzen!" —

In ſeinem Zimmer angekommen, ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb an ſie, mit welcher er ſich eben in Gedanken ſo lebhaft beſchäftigt:

„Meine liebe Roſa!

„Von Gaetano erhielt ich Briefe aus Mailand; er verweilt dort vor der Hand, um den rechten Pfad aufzufinden in dem ihn umbrauſenden Meere von Ereigniſſen und Leidenſchaften. Aufs freundlichſte erwähnt er ſeiner beiden

Begleiter, die er sich selbst gewählt, die ich ihm nach bestem Gewissen empfohlen, und deren Gesellschaft ihm schon jetzt unentbehrlich geworden sei, Sie, meine liebe Rosa, läßt er aufs innigste grüßen, wie eine Schwester. Auch Bander schrieb mir vier Seiten lang, doch bin ich nicht im Stande, daraus einen Auszug zu machen! ich lege Ihnen das Schreiben bei, lesen Sie es durch, ich bitte Sie darum.

„In der Hoffnung, Sie heute Abend bei Paul und Ihrer Schwester zu sehen, bin ich wie immer unwandelbar

„Ihr treuer Freund Scherra."

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Nach Neapel.

In einer jener prachtvollen Nächte, wie man sie in den Frühlings- und Sommer-Monaten an den Gestaden des mittelländischen Meeres kennt, hatte der Dampfer ‚General Garibaldi' den Hafen von Civita-vecchia verlassen und fuhr fast ohne Bewegung, nur mit jenem eigenthümlichen Zittern, welches die starken Maschinen dem Schiffskörper mittheilten, über die im wahren Sinne des Wortes spiegelglatte See gegen Süden.

Ja, man konnte heute den Ausdruck: eine spiegelglatte See — in der That mit vollem Rechte anwenden, natürlicher Weise mit Ausnahme des leichten Aufsprudelns des Wassers vor dem schlank zugespitzten Vordertheil des Schiffes und der leichten Schaummassen, welche die Räder hinter sich aufwarfen. Dabei war das phosphorische Leuchten des Wassers so stark, daß es schien, als schwimme das Schiff in leuchtenden Schleiern, deren

Enden in funkelnde Spitzen ausliefen, und die hinter dem Dampfer eine lange, leicht bewegte, silberne Schleppe bildeten, welche folgte, so weit das Auge blicken konnte. Dazu war der volle Mond aufgegangen, beleuchtete rings umher alles fast taghell und buhlte mit dem glänzenden Wasser, so daß sich die weiten, glatten Flächen in sehnsüchtiger Aufregung langsam und gleichförmig wie erwartungsvoll athmend hoben und senkten.

Auf dem hell beglänzten Verdecke zeichneten sich Masten und Taue in scharfbegrenzten Schattenlinien, und der Dampfer lief so ruhig und so ohne alle Bewegung, daß diese Schatten in dem weißen Mondlicht kaum merklich sich bewegten und sich nur dann nach und nach verschoben, wenn das Schiff in seinem Laufe eine kleine Aenderung machte.

In einer solchen Nacht ist alles an Bord des Schiffes heiter und vergnügt: die Passagiere des oberen Deckes, welche sich hier behaglich auf ausgebreiteten Decken und Mänteln eingerichtet haben, beneideten die der Cajüten nicht um ihre dumpfen Schlafkabinen und sahen diese mit einer gerechtfertigten Schadenfreude ebenfalls das Verdeck besteigen, um es sich hier auf einer Kanone, auf einer Bank oder auch auf einem Tauringe so bequem als möglich zu machen; wenige von denen, die auf dem ‚Garibaldi' fuhren, blieben in dieser Nacht im Schiffsraume. War das Wetter nicht wunderbar frisch und schön, die Nachtluft nach dem heißen Tage so erfrischend, und erreichte man nicht schon vor anbrechendem Tage den Golf von Neapel, von dessen Schönheit Jeder nicht das Geringste verlieren mochte? Selbst von den Matrosen suchten nur wenige die Coje auf, nachdem die Wache vorüber war, die meisten blieben oben sitzen, ließen den Tabak in ihren kleinen irdenen Pfeifen erglühen und stimmten auch wohl halblaut einen Gesang an, dessen Worte von la bell' Italia handelten, oder von Napoli la magnifica.

Der Kapitän des Schiffes, der sich besonders der schönen

Nacht und der raschen Fahrt zu freuen schien, ging in Begleitung eines der Passagiere mit so großen und eiligen Schritten auf dem Verdecke hin und her, daß man an dem einen Ende des Schiffes nothwendig glauben mußte, derselbe habe an dem andern etwas ganz absonderlich Wichtiges zu thun, was aber durchaus nicht der Fall war, denn wenn er an die Prora kam, so legte er einen Augenblick die Hand über die Augen und blickte vor dem Schiffe scharf ins Meer, und wenn er auf der Poppa umdrehte, lenkte er häufig mit ein paar Schritten auf das Compaßhäuschen zu, blickte nach dem Strich, in dem das Schiff fuhr, und sagte bei diesem Anhalten einmal zu dem Steuermanne: „Wenn der Tag aufdämmert, so halte so nahe gegen das Land wie möglich; bei der ruhigen See können wir auf Steinwurfweite um Ischia herumfahren." Dabei rauchten er und sein Begleiter beharrlich Cigarren, und diese zwei glühenden Punkte der beiden gleichförmig Daherschreitenden sahen von Weitem wie ein paar Feueraugen aus.

Von den meisten Passagieren, die auf dem Schiffe waren, haben wir nicht Ursache, viel zu berichten: es war da die gewöhnliche Bevölkerung eines Passagierdampfers, wie sie an diesen Küsten ist, dem Laufe der jetzigen Zeit nach etwas stark militärisch gefärbt, Bersaglieri, die zum Ersatz ihrer Bataillone nach Neapel gingen, zurückkehrende Nationalgarden, die in Genua, Mailand, Brescia oder sonst wo gewesen waren und nun von ihrem ersten Kriegszuge voll erlebter oder erträumter Thaten nach Hause zurückkehrten und die, schon im Voraus in der Seligkeit schwelgend, die schöne Heimat wiederzusehen, den jungen Soldaten von der Linie die wunderbarsten Dinge von Campaniens prächtigen Gefilden erzählten.

Unterdessen lief das Schiff in seinem sanften und ruhigen Gange dahin, leise schütternd, zuweilen schwarze Rauchwolken, auch hier und da Myriaden von Feuerfunken aus den berußten

Schornsteinen blasend; dann und wann erklang die Schiffsglocke in einzelnen Schlägen, und in regelmäßigen Zwischenräumen klirrte und rasselte es aus dem Maschinenraume hervor, wenn dort die unersättlichen Oefen mit frischen Kohlen gespeist wurden.

Am Fuße des Rauchfanges gegen das Hinterdeck zu saßen plaudernd drei Männer bei einander, die sich auf der gestrigen Fahrt von Genua her und heute in Civita-Vecchia zufällig zusammen gefunden hatten. Zwei von ihnen waren in erstgenannter Stadt, Jeder in einer besonderen Barke, an Bord gekommen, hatten sich bei der gemeinsamen Abendtafel anfänglich ohne gegenseitige Mittheilung gegenüber gesessen, bis der Eine, zufällig ein deutsches Wort aussprechend, von dem Anderen als Landsmann erkannt wurde. Darauf hatten sich Beide einander genähert und waren dann, ihre Cigarren rauchend, bis zum Schlafengehen plaudernd auf dem Verdeck hin und her spaziert. Beide jungen Männer in den zwanziger Jahren sind dem Leser genugsam bekannt, und bleibt uns nur übrig, etwas über ihr verändertes Aeußeres zu sagen: Bander war einfach in einen grauwollenen Reiseanzug gekleidet, er trug eine leichte Mütze, Schuhe mit Gamaschen und hatte ganz das Aussehen eines Mannes aus guter Familie, der zu seinem Vergnügen die Welt durchstreift; sein blondes, lockiges Haar kräuselte sich sorgfältig gepflegt unter seiner Kopfbedeckung hervor, und seinen Schnurrbart trug er einfach nach beiden Seiten der feinen Oberlippe hinausgestrichen.

Richter hatte nach seiner Art etwas mehr auf seine Persönlichkeit gewandt: er trug hohe Stiefel von weichem Leder über einem Beinkleide von etwas auffallend carrirtem Stoffe, dazu eine Tyrolerjuppe ohne Weste, und auf dem Kopfe hatte er einen sogenannten Calabreser von grauer Farbe keck gegen das rechte Ohr gesetzt. Sein etwas hageres Gesicht war von der heißen

fehlichen Schrei aus, indem die Wagen- und die Schloßthür von selbst aufsprangen, ohne daß man Jemanden hindurchgehen sah, und unser Vetter, der Kutscher, der jetzt plötzlich wie aus einem tiefen Schlaf erwachte, jagte nach Hause, spannte aus und verkroch sich zitternd in sein Bett.«

Hier schwieg der Oberkutscher, trank den Rest seines kalt gewordenen Punsches aus und war sichtlich erfreut, seine Zuhörer in großer Spannung gelassen zu haben und mit einiger Neugierde, was mit dem Passagier des Gespensterwagens eigentlich geschehen sei.

Der Herr Dubel konnte auch nicht unterlassen, sich nach demselben zu erkundigen, worauf sich der Herr Mundels sein Glas abermals füllen ließ und mit ernster feierlicher Stimme sprach:

»Als sich nach Beendigung dieses Hofballes der Fürst in sein Schlafgemach zurückzog, soll er zu seinem diensthuenden Cavalier gesagt haben: Mein armer Kammerherr schläft also ruhig bei St. Hubertus; schade um ihn, er hatte sonst gute Eigenschaften — wie war doch die bewußte Melodie?

Doch ehe der Cavalier antworten und den Mund öffnen konnte, trat eine sonderbare Gestalt aus dem leicht verdunkelten Nebenzimmer im weißen Kleide, mit schwarzen Veilchen gestickt, neigte sich tief, öffnete ihre eingefallenen Lippen und summte mit tiefer, schauerlicher Stimme:

Blühe, liebes Veilchen!

Dann zerfloß sie in Nebel, die Gestalt nämlich, und der Herr und der Cavalier standen da, starr vor Entsetzen.

So soll es geschehen sein,« schloß der Oberkutscher und sah sich vorsichtig rings um.

Die Zuhörer sahen ebenfalls vorsichtig rings in die dunklen Ecken des großen Zimmers, und bei dieser Bewegung, die sie auf ihren Sitzen machten, klingelten die alten Schlittenglocken und klirrten die Ketten an dem Geschirr des alten Schlachtrosses,

Sonne ziemlich gebräunt und gab ihm, verbunden mit dem schwarzen Schnurrbarte, dessen Spitzen er scharf aufwärts gedreht trug, mit einem ziemlich langen Knebelbarte, einen südlichen Anstrich, so daß man ihn dem Aussehen nach für einen Italiener hätte halten können, eine Täuschung, die ihm gefiel und die er, wo es möglich war, dadurch sorgfältig zu erhalten suchte, daß er nie den Mund zum Sprechen öffnete, denn wo er gezwungen wurde, dies doch einmal zu thun, gab er ein solches Gemengsel barbarisch lautender Worte von sich, daß selbst dem höflichsten Italiener ein leichtes Lächeln um die Mundwinkel zuckte. Bander hatte ihm schon oft den Rath gegeben, sein bischen Latein, das noch von der Schule her hier und da in seinem Gedächtnisse zerstreut war, zusammen zu lesen, um es mit einer andern Endung als Italienisch zu verwerthen.

Der dritte der Männer, die jetzt am Fuße des Rauchfanges bei einander saßen, hatte das Schiff im Hafen von Civita-Vecchia betreten: der Marchese Gaetano Fontana, welcher mit der Eisenbahn von Rom gekommen war. Gaetano hatte sich auch in seinem Aeußern am wenigsten verändert; er war einfach schwarz gekleidet.

Auch er hatte sich um seine beiden Reisegefährten durchaus nicht bekümmert, ja, wenn man bemerkt hätte, mit welcher Gleichgültigkeit er sie ansah und an ihnen vorbeiging, so mußte man auf die Vermuthung kommen, es seien ihm gänzlich unbekannte Personen. Daß diesem Benehmen eine Absicht zu Grunde lag, brauchen wir wohl nicht zu sagen. Gaetano hatte sich auf dem Verdecke des Schiffes lange mit dem Kapitän unterhalten, hatte ihm von seinen trefflichen Cigarren angeboten und mit ihm über die Verhältnisse des Vaterlandes gesprochen. Zufällig war Richter in die Nähe gekommen und bat den Kapitän in einem furchtbaren Italienisch um Feuer, worauf dieser ihm lachend seine Cigarre bot und dann, seinen Spaziergang mit dem Marchese

fortsetzend, diesem auf seine Frage antwortete: „Es ist ein Deutscher, der in Genua an Bord kam, ein Künstler, der nach Neapel will, um dort seine Studien zu machen; mich freut es nur," setzte er hinzu, „daß wieder Reisende anfangen, unsere Schiffe zu benutzen. Bei aller Liebe zu unserer guten Sache ist man doch auch Geschäftsmann und wünscht sich andere Fahrten, als so immer hin und her zu dampfen, alle Räume des Schiffes mit Militär angefüllt."

Als kurze Zeit nachher Gaetano wieder in die Nähe Richter's kam, redete er ihn vor dem Kapitän in deutscher Sprache an, und so auf ganz natürliche Weise wurden die Drei mit einander bekannt. Da der Marchese, wie er sagte, zu seiner Uebung gern Deutsch redete, so bedienten sie sich dieser Sprache und plauderten um so unbefangener mit einander, da Bander seine Ueberzeugung aussprach, daß sonst niemand auf dem Schiffe sei, der ihre Unterhaltung verstände.

„Darin haben Sie nicht so ganz Recht," meinte der Marchese, „es ist jemand auf dem Schiffe, der Deutsch versteht, und zwar eine Person, von der Sie es am allerwenigsten erwarten; möglich aber, daß sie Ihnen nicht zu Gesicht gekommen ist, und von Letzterem bin ich überzeugt, denn sie müßte Ihnen zum mindesten aufgefallen sein."

„Ist es eine Person männlichen oder weiblichen Geschlechts, die meiner Aufmerksamkeit entgangen wäre? Es sollte mich wundern, denn in Genua war ich schon an Bord, ehe noch ein anderer Passagier das Schiff betrat, und in Civita-Vecchia verließ ich Abends den Schiffsrand nicht, bis der letzte Ballen eingeladen war; es ist ja meine Schuldigkeit, alles zu beobachten und daß Merkwürdige in mein Notizbuch einzutragen, daß ich dem Gedächtniß unseres guten Bander bei späterer Ausarbeitung kräftig nachhelfen kann; nicht wahr, lieber Freund," setzte er launig hinzu, „Du hast Dich an mir nicht verkauft? Wie sagt Muley

Haſſan in Fiesco: es ſoll den Löwen nicht gereuen, daß er die Maus pardonnirte."

„Ihr Citat paßt, Ihnen unbewußt, vollkommen hieher," erwiderte Gaetano; „die Perſon, von der ich vorhin ſprach, iſt ein Individuum, wie der Mohr von Genua, wenn auch kein Neger, ſo doch ein Mulatte oder ein Inder?"

„Und der ſollte meinem ſcharfen Blicke entgangen ſein?" fragte Richter zweifelnd.

„Es muß ſo ſein, ſonſt würdeſt Du Dich ja erinnern," ſagte Bander; „ich habe auch kein derartiges Geſicht geſehen."

„Und die Kleidung?" fragte Richter.

„Nicht auffallend," gab der Marcheſe zur Antwort," einfach und dunkel; auf dem Kopfe hat er einen dunkeln Hut mit breitem Rande, auf dem Arme trug er einen braunen Beduinenmantel."

„Ich könnte mich ärgern, daß mir das entgangen," ſprach Richter in komiſchem Zorne, „und will nur zu meiner Entſchuldigung ſagen, daß ich mit meinen beiden Augen vollauf zu ſehen hatte, um all das poetiſche Material zu bewältigen, das an der Schiffswand hinaufſtieg oder dort emporgezogen wurde."

„Aber woher vermuthen Sie, daß er Deutſch ſpricht?" forſchte Bander weiter.

„Es iſt das keine Vermuthung von mir, ſondern Gewißheit," erwiderte der Marcheſe; „in Rom ſuchte ich nach einem zuverläſſigen Diener, und der Wirth des Gaſthofes, wo ich wohnte, ſtellte mir dieſen Mann vor; doch wenn ich auch gegen farbiges Blut gerade nicht eingenommen bin, ſo hatte ich doch meine guten Gründe, mich mit dem ſonſt günſtig Empfohlenen nicht einzulaſſen, obgleich ſein Benehmen, ſeine Art zu ſprechen nicht ungünſtig war. Bei dieſer Gelegenheit entwickelte er mir auch ſeine Sprachkenntniſſe im Franzöſiſchen, Engliſchen und dann auch im Deutſchen; Italieniſch behauptet er nicht zu ver-

ſtehen, doch würde es ihm, meint er, nicht ſchwer werden, ſich auch darin in Kurzem verſtändlich zu machen. Vielleicht hätte ich ihn zu mir genommen, doch wiſſen Sie wohl, daß mir alles daran gelegen ſein muß, bei meinem Erſcheinen in Neapel jedes Aufſehen zu vermeiden. — Erfahrungen, die ich in Rom gemacht," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu; „haben mich in dieſem Vorſatze noch mehr beſtärkt; es thut mir ſehr leid, daß wir in der erſten Zeit dort getrennt leben müſſen. Sie Beide haben mich wiederholt Ihrer Freundſchaft verſichert, und es kann daher wohl kommen, daß ich bei den verwickelten Verhältniſſen, die ich in meiner Heimat finden werde, Ihre freundliche Hülfe in Anſpruch nehmen muß. —

„Was ich gefürchtet," fuhr er flüſternd weiter, „und worüber ich in Mailand Andeutungen erhielt, wurde mir in Rom zur Gewißheit: man denuncirte mich als einen der gefährlichſten Anhänger des vertriebenen Königs, und ſo gelang es dem Geſchäftsmanne, auf den ich mein ganzes Vertrauen geſetzt, den größten Theil meines Vermögens in eine ſolche Verwaltung zu nehmen, die einer Beſchlagnahme vollkommen ähnlich ſieht. Doch nun offen aufzutreten und bei Gericht mein Recht in Anſpruch zu nehmen, hieße mein Spiel rettungslos verloren geben. — Beweiſe darüber, daß und ob ich im Intereſſe meines früheren Königs gehandelt, iſt freilich niemand im Stande, beizubringen, doch laſſen ſich Beweiſe machen, und man hat mir in dieſer Richtung furchtbare und abſchreckende Beiſpiele mitgetheilt. Sie wiſſen, mit welch' glühenden Wünſchen für die Wohlfahrt meines Vaterlandes ich den heimatlichen Boden betrat, Sie wiſſen, mit welcher Begeiſterung ich an ein einiges und großes Italien denke. Aber Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß eben ſo wenig als ich geſonnen bin, mich blindlings in einen Kampf für die mir allerdings theure Vergangenheit einzulaſſen, ich mich rückhaltlos der neuen Zeit in die Arme werfen möchte,

die es geduldet, daß man mich ungehört verdächtigte, die meinen Anklägern Recht ſprach, ohne mir eine Vertheidigung zu erlauben. Doch hier iſt nicht der Ort, um dieſes näher zu erörtern," ſetzte er ſich umſchauend hinzu, und fuhr dann mit einem freundlichen Lächeln fort: „Laſſen wir Vergangenheit und Zukunft für jetzt ruhen und uns nur mit der Gegenwart beſchäftigen. Dort im Oſten beginnt der Tag aufzudämmern, und wenn auch mein Herz bei dem Gedanken ſchneller ſchlägt, in wenigen Stunden das unvergleichlich ſchöne Stück Erde wieder zu betreten, die ich mit Stolz meine Vaterſtadt nenne, wenn auch mein Blut bei dem Gefühle, jene Orte wiederzuſehen, wo ich gelebt und gelitten, heftiger durch meine Adern ſtrömt, ſo bin ich doch gefaßt genug, um Ihnen, meinen lieben Freunden und werthen Reiſe-Geſellſchaftern, die Honneurs meines Landes zu machen."

Das Boot hatte ſchon vor einer halben Stunde die Richtung ſcharf nach Süden eingeſchlagen und näherte ſich ſo viel als möglich dem Lande. Ja, der Morgen kam, man fühlte es an dem friſchen Lufthauche, man ſah es an dem langſamen Verſchwinden der Sterne, die allmälig erbleichten, undeutlich wurden und dann in den helleren Farbentönen des Himmels, die ſich langſam von Oſten aufſchwangen, vergingen. Man ſah es an dem Monde, der ſchon ſeit einiger Zeit die Kraft verloren hatte, Schatten zu erzeugen, deſſen Bild ſich in dem mehr und mehr erglänzenden Waſſer nicht mehr wiederſpiegelte, deſſen Licht ausgelöſcht ſchien und der nur noch am Himmel ſchwebte, anzuſehen wie ein rundgeformtes, weißes Wölkchen. Je heller der Himmel wurde, um ſo tiefblauer wurde die Farbe des Meeres, und wie vor dem werdenden Lichte Mond und Sterne verſchwanden, ſo brunten das Phosphorleuchten auf der langſam ſinkenden und ſteigenden Flut.

Die allgewaltige Herrſcherin des Tages duldete keinen anderen Glanz neben ſich; goldige, purpurfarbene Strahlen,

untermiſcht mit dem blitzenden Leuchten ihres Diadems, ſendete ſie voraus, um die ſchlummernde Erde durch den ſanften Schimmer der Morgendämmerung auf ihr majeſtätiſches Kommen vorzubereiten.

Was wir auf unſerer linken Seite und weit vor dem Schiffe für einen Nebelſtreifen hielten, wird nun deutlicher, beſtimmter, zackiger, farbiger, es iſt die Küſte Neapels, es ſind die wunderbaren Formen der glücklichen Geſtade, welche mit ihren Felſenarmen liebend den ſchönſten Golf der Erde umfaſſen.

Dort vor uns über einer leichten Nebelſchicht, die nur ungern hinwegzuziehen ſcheint, leuchtet ein Bergkegel auf, wunderbar beſtrahlt — es iſt die Spitze des Epomeo, und in Kurzem treten die Formen der wunderbaren Inſel deutlich hervor.

„Iſchia," ſagte Gaetano, der ſich mit ſeinen Freunden vorn auf die Spitze des Schiffes begeben hatte und unverwandten Blickes vor ſich hinſtarrte, wie um der Erſte zu ſein, der die Einzelheiten ſeiner ſchönen Heimat erblickt.

„Iſchia," wiederholte er in tiefem Athemzuge.

In Morgenduft gehüllt, ſcheint ſie wie hingehaucht auf dem ſtillen Waſſer langſam vorüber zu ſchweben, während ſich die Felſenſpitzen ihrer Berge zierlich gezackt von dem blauen Morgenhimmel abheben. Ueber dem Epomeo ſchwebt eine leichte Wolke, von unten roth goldig beſtrahlt, einer Krone ähnlich, die das Haupt des Berg-Rieſen umgibt.

Iſchia trennt den Golf von Neapel von dem von Gaeta und iſt ſelbſt nur durch eine ſchmale Meerenge von Procida geſchieden. Zwiſchen dieſen beiden Felſen-Inſeln erſcheint das Meer tief dunkel und ernſt, und um ſo heller leuchten deßhalb hier die weißen Segel der vielen Fiſcherboote, die Möven ähnlich raſch durch die ſtarke Strömung fliegen; Procida's dunkle Felſenmauern ſind mit Schaum umſäumt.

„Dieſes kleine Eiland," bemerkte der Marcheſe ſeinen beiden Freunden, „ſieht von hier aus ſo unwirthbar und finſter aus

und iſt doch ſo unvergleichlich ſchön; ich brachte manche Stunde dort zu," fügte er tief aufſeufzend bei. Er verſank für einige Augenblicke in tiefes Nachſinnen, während er die rechte Hand vor ſeine Augen drückte und die Gedanken in ſeiner mit Luſt und Schmerz erfüllten Vergangenheit weilen ließ. Doch bald erinnerte er ſich wieder der Gegenwart und ſprach mit einem etwas erzwungenen Lächeln: „Wir haben nun die Ouverture dieſes großartigen Schauſpieles hinter uns und ich werde mich jetzt bemühen, meinem Amte als Cicerone alle Ehre zu machen. Sehen Sie, wie raſch und herrlich dieſe Rieſen-Dekoration wechſelt, Iſchia iſt ſchon in den Hintergrund getreten, wir ſind an Procida vorüber, und dort vor uns haben wir das Cap Miſeno mit ſeinen alten Ruinen, mit den elyſeiſchen Feldern und dem Maremorto. Sein Vorgebirge bezeichnet den Anfang des Golfes von Bajä. Dort iſt, wie Sie wiſſen, Schritt vor Schritt claſſiſcher Boden, es iſt dieſes keine gewöhnliche Erde, keine heitere, lachende Flur, dort ſind an einander gereiht die Ruinen einer großen Vergangenheit, jeder Felſen, jeder Vorſprung iſt der Schauplatz oft furchtbarer Thaten, die Stätte berühmter Männer."

Aus einem Nebelſtreifen rechts vor uns, deſſen untere Ränder in regelmäßiger Form nach und nach ſeltſam gezackt erſcheinen, bald beſtimmtere Formen annehmen und uns in grauem Morgenlichte freilich noch ſehr undeutlich das Häuſermeer der gewaltigen Stadt zeigen, erhebt ſich nun die Sonne und beleuchtet mit zarten, unausſprechlich ſchönen Lichtern die Küſte, an der wir vorüberdampfen. Wir erkennen deutlich die Cento Camarelle, das Schloß von Bajä, die ſich als glänzend weiße Punkte von den grauen Felſen abheben. Dort im Hintergrunde die Stufa di Nerone, welche ſich als ſchwarze Punkte auf der helleren Wand abheben; hinter ihr liegt der Lago d'Averno, von dem ein niederer Landſtrich ſich bis nach Pozzuoli zieht, das als weit hervorragende Landzunge wieder einen engen Golf bildet, ſchön

geformtes Hügelland, das wie eine reizende, immer fort wechselnde, im Strahle der Morgensonne funkelnde Kette uns begleitet, Pozzuoli thürmt sich vor uns auf mit seinen unregelmäßig an einander gebauten Häusern; hoch oben liegt ein Schloß, funkelnd und strahlend im Sonnenlichte; das ganze Städtchen mit den leuchtenden Mauern seiner Häuser so glühend angestrahlt, erscheint uns wie ein kleines Juwel auf dunkelblauem Atlaß.

„Kann man etwas Schöneres sehen," rief Bander mit Entzücken, „als das malerische Verschieben der herrlichen Ufer, während sich das Schiff langsam vorwärts bewegt!"

„Und eben dieses Verschieben macht die Landschaft so herrlich und wechselvoll," erwiderte der Marchese; „sollte man, von hier aus gesehen, nicht glauben, die Spitze des Posilippo, der langsam links aus der Bergwand hervortritt, rage dicht über Pozzuoli empor. — Sehen Sie dorthin links," setzte er nach einer Pause, dorthin blickend, hinzu, „neben Pozzuoli die Felsstücke im Meere, Ponte di Caligula genannt."

„Aha," sagte Richter, um doch auch etwas von seinen geschichtlichen Kenntnissen an den Mann zu bringen, „dort über jene Bucht wollte das wahnsinnige Stiefelchen eine Brücke bauen."

„Camaldoli ragt dort hervor. O, welche tausend süße und schmerzliche Erinnerungen erwecken jene Berge mit dem dichten Laubwerke in mir! — Sehen Sie dort links vom Posilippo jene Stelle, wo Wassernebel emporsteigen, welche zu verjagen oder niederzudrücken die Sonne noch nicht hinlänglich Kraft hat — der Lago d'Agnano."

Jetzt fuhr das Schiff an der äußersten Spitze des Vorgebirges Posilippo vorüber; hohe, majestätische Felsen erheben sich steil vom Wasser in die Höhe und sind von mächtigen Grotten durchbrochen, hier sich weit gegen das Meer öffnend, dort Gallerieen bildend, auch halb abgelöste, drohende Felsstücke zeigend, die gewiß noch ihr Grab in der schäumenden Meeres-

flut finden werden; hier und dort ragen ähnliche, abgelöste Stücke aus dem Waſſer hervor, graues Geſtein, aus welchem die beſtändig anprallenden Wellen die ſeltſamſten Formen gebildet. Dicht vor den Füßen des mächtigen Poſilippo liegt das kleine, niedliche Niſida, wachſam ins weite Meer hinausſchauend, wie ein Hund zu den Füßen ſeines Herrn.

Vorbei! Vorbei! Dort ſind die Ruinen der Villa des Lucullus, an dem Punkte, wo der Sage nach die ſchaumgeborene Göttin dem Waſſer entſtiegen iſt; einen ſchöneren Punkt hätte ſie ſich allerdings nicht wählen können.

Neben dem langgeſtreckten Poſilippo dampft das Schiff dem inneren Golfe zu. Wer vermag aber ſo im Vorüberfliegen all die unausſprechlichen Schönheiten dieſes reizenden Gebirges zu umfaſſen, dieſes maleriſchſten aller maleriſchen Küſtenpunkte Neapels?

Für unſere Freunde war es ſchwer, ſich hier zurechtzufinden, denn ihr Cicerone war verſtummt; er hatte den Vormaſt des Schiffes mit ſeinem Arme umſchlungen, ſeine Stirn auf den Arm gelegt und blickte unverwandt nach einem Punkte, der anfänglich unkenntlich weiß durch das Laubwerk ſchimmerte, ſich aber nach und nach zu einer Villa mit Terraſſen und Laubgängen verdeutlichte, San Antonio. —

Vander, der von Herrn von Scherra die Schickſale Gaetano's wußte, ließ ihn träumen, obgleich er ihm lieber die Hand ſanft auf die Schulter gelegt und ihm mit herzlichen Worten geſagt hätte, wie innig Gaetano's und ſeine eigene Vergangenheit ſich berührte. Wozu aber durch einen Austauſch ſchmerzlicher Gefühle alte, leicht vernarbte Wunden aufreißen? Warum von einer Vergangenheit reden, die in tiefe Trauer gehüllt hinter ihnen lag? Warum einer Zukunft gedenken, die ohne Hoffnung war?

Beſſer, er befolgte das Beiſpiel Richter's, der mit vollem Herzen der Gegenwart huldigte, der hinauf auf die Bank am

Schiffsrande gesprungen war und der laut jauchzend den herrlichen Posilippo scheinbar an sich vorbeiziehen ließ, der sich selbst und Andere mit enthusiastischen Ausrufungen auf all diese Schönheiten aufmerksam machte.

Ruine reiht sich hier an Ruine, Dörfer mit weißen Mauern, mit gelbbraunen Felsen von Cactus und Aloe umwuchert, von grünen Ranken eingesponnen, dann wieder braune, wilde Tuff-Felsen, Citronen-Gärten, Tulpen-Bäume — Granaten — seltsam gebaute Landhäuser mit offenen Veranden — dort ein größeres Dorf, Marochiana nennt es der Kapitän, auf einem vorspringenden Felsen liegend, von dem eine Straße auf kühn gewölbten Bogen nach einem anderen Felsen führt — Villen neben und über einander — dort ein kleines Schlößchen, eine niedliche Spielerei, mit mittelalterlichen Zinnen, zwischen denen Kanonen hervorblinken, Palmen, Cypressen, terrassirte Gärten, Grotten, Treppen, hangende Brücken, hoch oben hell leuchtende Klostermauern unter dem schützenden Dache schwarzer, riesenhafter Pinien.

„Il Vesuvio," sagt der Kapitän, mit einem Ausdrucke von Rührung in seinem wettergebräunten Gesichte, und der ernste, majestätische Berg, dunkel und doppelt gezackt, von dem wir so viel gehört, den wir uns schon lange zu schauen gesehnt, steht vor uns mit seiner weißen, unbeweglichen Rauchwolke, leuchtend im Glanze eines herrlichen Morgens. Das Meer ist so ruhig und klar, die weißen Segel der zahllosen Schifferboote schimmern in der Sonne, die Villen und Dörfer des Posilippo erscheinen immer dichter und gehen zuletzt in die compakten Häusermassen der Stadt über, die hier mit der Mergelina beginnt. Links haben wir den Palast der Königin Johanna, eine schwermüthige, malerische Ruine, deren meerumspülten Fuß das frischeste Gras und purpurfarbiges Moos überkleidet. Jetzt erscheint uns die Villa Reale als eine lange Reihe von Bäumen, und das Schiff ist nun in den eigentlichen Golf von Neapel eingelaufen. Vor

der Kutscherbock, auf dem Herr Tubel saß, seufzte bei dieser Veranlassung so bedenklich, als habe er die ganze Geschichte mitgemacht und sei von ihm aus der Gespensterwagen an jenem Abend dirigirt worden.

Noch eine Zeit lang, nachdem der Herr Mundels diese Geschichte erzählt, blieb ein gewisser Ernst auf den Gesichtern und Unterhaltungsgegenständen der Zuhörer haften und es wurde viel von Träumen gesprochen, welche namentlich der Herr Lukas, sowie auch der Herr Tubel als etwas durchaus Untrügliches darzustellen versuchten.

Der Oberkutscher meinte jedoch, gute und böse Träume kämen aus dem Magen, und da das, was man esse, doch einigermaßen mit diesem Theile des Körpers in Verbindung gebracht werden könne, so bilde sich die Gattung der jedesmaligen Träume nach der Gattung des jedesmaligen Essens.

„Ich kann sicher darauf gehen," sagte Herr Mundels, „wenn ich Blutwurst esse, so träumt es mir von Gefechten, ungeheuren Schlägereien und schrecklichen Geschichten; esse ich aber z. B. Kutscherbraten, so träume ich des Nachts gewiß etwas, was mit meiner Kunst in Verbindung gebracht werden kann. So hatte ich unter Anderem vor einiger Zeit in Folge eines derartigen Nachtessens einen sehr unangenehmen und peinigenden Traum.

Mir träumte nämlich, ich sei ein Omnibus, ein alter, gebrechlicher Omnibus, der auf seinen Rädern hin und her wackelte und der bei jedem Anstoß auf der Chaussee krachte und seufzte. In mich hinein packte der Omnibuskutscher, ein eigensinniger, schlecht gesinnter Hallunke, eine solche Menge von Passagieren, daß meine Seiten auf eine schreckliche Weise aus einander getrieben wurden, und das Volk in dem Omnibus, das heißt in mir, lärmte auf eine ganz unanständige Weise; auch glaube ich, daß sie sehr viel Bier und ein nicht geringes Quantum Wein getrunken hatten, es kam mir auch vor, als rauchten die Sünder in dem Omnibus entsetzlich schlechte Cigarren; kurz, ich wackelte in

uns liegt die majeſtätiſche Stadt, hinter ihr der Vomero, an deſſen ſteilem Abhange bis hoch hinauf ein Chaos von Gaſſen, Gäßchen und Häuſergruppen ſchwebt und deſſen Höhe mit dem Caſtell San Elmo und dem Kloſter Martino, jenem fürſtlichen Bau der Benedictiner-Mönche, gekrönt iſt. Etwas mehr nach Capodimonte und rings um die Stadt herum ſehen wir Hunderte von Villen zwiſchen Reben, Pinien, Cypreſſen, mitten in ihren Gärten voll der üppigſten Fruchtbarkeit. Die weißen und gelben Kuppeln der Kirchen Neapels, die glatten Dächer der Häuſer mit ihren dunkelgrünen Granatbüſchen, die hohen Mauern der Villen, hier und da Palmen und andere Gewächſe des Südens, das alles gibt der Gegend ein ſo fremdes Ausſehen, daß man ſich in den Orient verſetzt glaubt.

Immer aber blicken wir mit Bewunderung zum Veſuv empor, welcher in ſeiner ganzen Größe in zarten Duft gehüllt vor uns ſteht. An ſeinem Fuße Portici, Reſina, Torre del Greco wie eine leuchtende Perlenſchnur, und davor das Meer ſo glatt und hell, daß ſich das ganze wunderbare Panorama in ihm wiederſpiegelt — und kein Ende all dieſer unſäglichen Schönheiten. Wie eine Kette von Laubwerk und goldenen Früchten, hier und da durch ein Stückchen Brillantſchmuck unterbrochen, ſchlingt ſich das Geſtade zu unſerer Rechten fort. Wir ſehen Caſtellamare dicht am Geſtade, dann das göttliche Sorrent hell leuchtend auf rothbraunen Felſenwänden, umgeben von Orangen- und Citronen-Gärten, dann Maſſa, weiterhin ſchroff abfallend das Cap der Minerva, endlich Capri, wie eine ſeltſam geſtaltete Wolke goldig violett gefärbt am Saume des Horizontes, und alles das umgibt ein leiſe zitterndes, von Sonnenſtrahlen blitzendes Meer, über dem der tiefblaue Himmel lacht.

Die drei Freunde ſtanden im Anſchauen verſunken auf der Spitze des Schiffes. Vander's Herz ſchlug gewaltig beim Anblicke dieſer von Minute zu Minute wechſelnden, unausſprechlich

ſchönen Landſchaft. Er fühlte ſich glücklich, er athmete aus tiefſter Bruſt — war es die höchſte Luſt, welche das Waſſer in ſeine Augen trieb, oder war es ein ſchmerzliches Gefühl, welches ihn trotz aller dieſer Herrlichkeit beim Anblicke Neapels durchzuckte, welches ihn berührte wie ein Hauch der Trauer, wie ein mahnender Ruf der Erinnerung an ſeine Vergangenheit?

Gaetano, welcher noch lange rückwärts geſchaut nach jener helleuchtenden Villa des Poſilippo und der alsdann ſeine Blicke forſchend über das Ufer der Chiaja und Santa Lucia gleiten ließ, als müſſe er dort etwas ſehen, erwachte nun mit einem tiefen Seufzer aus ſeinen ſchmerzlichen Träumen und ſagte zu Bander: „Mir iſt zu Muthe, wie jemand, der nach langer Abweſenheit den Friedhof ſeiner Heimat betritt und dort zugleich die Stelle aufſucht, wo das Liebſte, was er beſeſſen, begraben liegt. Ich werde hier," ſetzte er traurig hinzu, „manchen Stein, manches Erinnerungsmal finden, wo ich mich ſtill niederlaſſen werde und wo mich keine Inſchrift zu mahnen braucht an das, was ich beſeſſen und verloren."

Richter war von den Dreien der Einzige, der die glückliche, ſchöne Gegenwart friſch und heiter auf ſich einwirken ließ. Wie ergötzte er ſich an den beſtändig wechſelnden Bildern und Scenen, die nun immer näher und mannigfaltiger vor ihn hintraten; wie gefielen ihm dieſe eigenthümlichen Häuſer, die das ächte Bild einer ſüd-italieniſchen Stadt boten, mit ihren zahlreichen Balkonen voll flatternder Wäſche, mit Menſchengeſichtern und Blumen beſetzt; wie imponirte ihm der Maſtenwald der unzähligen Schiffe, wie lachte er über das lärmende Leben des Hafens, in den ſie nun eingefahren waren! Der Marcheſe hatte den Arm Bander's erfaßt, und als er mit dieſem nach dem Hinterdecke des Schiffes ging, bat er auch Richter, ihm nach ſeiner Cabine zu folgen, die er ſich auf dem Verdecke hatte geben laſſen.

Dort angekommen, ſagte er, nachdem er die Thür geſchloſſen:

„Wir haben nun das Ziel unſerer Reiſe erreicht und wollen ſehen, was uns die nächſte Zeit bringt; ich nehme Eure Hülfe, meine lieben Freunde, in Anſpruch, und zu dieſem Zwecke iſt es nothwendig, daß wir uns, wie ich Ihnen ſchon in Mailand ſagte, für einige Zeit trennen, nicht aber, ohne in fortwährendem Rapport mit einander zu bleiben. Bander, der mit ſeinem engliſchen Paſſe am wenigſten zu befürchten hat und am ſicherſten und unbefangenſten auftreten kann, folgt mir in's Hotel de Rome, wo ich in den nächſten Tagen ganz zufällig, wie geſtern hier auf dem Schiffe geſchehen, ſeine Bekanntſchaft machen werde. Ihm werde ich von allen meinen Schritten genaueſte Rechenſchaft geben, um es ihm möglich zu machen," ſetzte er mit einem ſeltſamen Lächeln hinzu, „meine Spur zu verfolgen, wenn ich, was wohl vorkommen kann, eines Tages verſchwunden bin. Sie ſehen mich fragend an," fuhr er nach einer Pauſe fort, „glauben Sie mir, ich kenne den Charakter derjenigen meiner Landsleute, mit denen ich ſehr unangenehme Dinge zu verhandeln haben werde, ſo genau, daß ich überzeugt bin, ſie werden vor wenigen Mitteln zurückſchrecken, um ſich meiner zu entledigen und dieſen unangenehmen Verhandlungen zu entgehen — nicht wahr, Bander, ich kann auf Sie zählen?"

Dieſer reichte dem Freunde gerührt die Hand, und ſein Blick ſprach mehr, als es Worte zu thun im Stande geweſen wären.

„Daß ich auf Ihre Geſellſchaft, lieber Richter — ich hoffe aber, nicht auf lange — verzichten muß, ſchmerzt mich um ſo mehr, da mir Ihr glücklicher Humor, Ihre heitere Laune manche angenehme Stunde verſchafft. Ich habe lange mit mir überlegt, ob es rathſam iſt, Sie bei Ihrer wenigen Kenntniß der italieniſchen Sprache ſich gewiſſermaßen ſelbſt zu überlaſſen, doch kenne ich Ihre Entſchloſſenheit und ſah ſchon oft mit Beruhigung, wie Sie das Leben ſo praktiſch und ſicher erfaſſen, daß ich

wohl keine Furcht zu haben brauche, es könnten Ihnen Dinge vorkommen, denen Sie nicht gewachsen wären. Zugleich bin ich überzeugt, daß Ihre freundliche, oft ausgesprochene Bereitwilligkeit, mir einen Dienst leisten zu wollen, nicht bloß Redensart war, und da jetzt die Zeit gekommen, wo Sie mir Ihre Freundschaft in dieser Richtung beweisen können, so werden Sie es leichter nehmen, sich für wenige Zeit von uns Beiden zu trennen."

Richter hatte sich stramm aufgerichtet, wie er es ehemals im Theater zu thun pflegte, wenn er einen Rittersmann darstellte, auf den der betreffende König oder sonstige Fürst vor allen mit Vertrauen blickte, wenn ihm der schwarze Ritter der feindlich gesinnten Partei den Fehdehandschuh vor die Füße warf. Während Richter den rechten Arm keck in die Seite stemmte, drehte er mit der linken Hand an seinem so schon genug aufwärts strebenden Schnurrbarte und sagte mit einem Tone voll ruhiger Würde: „Sie sollen sich in mir niemals getäuscht haben, verehrter Herr und Freund. Richter wird sein Herzblut verspritzen für die gekränkte Unschuld jeglichen Geschlechts, Richter wird entschlossen, klug und umsichtig handeln, und wenn Richter auch noch nicht allzu tief in die Geheimnisse der italienischen Sprache eingedrungen ist, so wird er sich von diesen Wälschen nicht so leicht über den Löffel barbieren lassen — hier seine Hand darauf, die Hand eines Mannes, welcher Feder und Schwert geführt hat, letzteres freilich nur in theatralischer Nachbildung."

Gaetano faßte lächelnd die Hand des ehemaligen Chorsängers und drückte sie herzlich, indem er sagte: „Ich baue fest auf Sie und muß mir nur noch erlauben, Ihnen einige kleine Andeutungen über den Weg zu geben, den Sie verfolgen sollen, so wie über Ihr Verhalten während der nächsten Zeit. Sie wissen, daß meine Mutter um Neapel herum große und reiche

Güter beſaß, die auf mich, als auf ihren Erben, übergegangen ſind, jetzt aber, wie ich Ihnen ſchon früher ſagte, durch die Schlechtigkeit unſeres bisherigen Geſchäftsmannes, deſſelben Schurken, der mich im Verein mit Doktor Henderkopp Jahre lang in Deutſchland gefangen hielt, mit Beſchlag belegt worden ſind, indem er im Verein mit andern meiner Feinde vorgegeben, als agitire ich in Rom gegen die Einigkeit meines Vaterlandes, ich, der ja nichts ſehnlicher wünſcht, als daſſelbe groß, mächtig und frei zu ſehen. Wie viel ich dieſen Beſchuldigungen gegenüber gewagt habe, mich hier in Neapel ſehen zu laſſen, kann ich heute noch nicht beurtheilen, doch ſei es, wie es will, ich werde in den nächſten Tagen jenem Geſchäftsmanne, dem Advokaten Brancaggio, wahrſcheinlich unvorbereitet vor's Auge treten, um zu ſehen, was die freche Stirn eines Schurken gegenüber einem wahren Mannesworte zu beſtehen vermag. Habe ich mich bei dieſer Veranlaſſung vielleicht zu weit vorgewagt, ſo rechne ich auf Sie, Vander, der dann ſeine Schritte für mich thun wird. Was nun Sie, mein lieber Richter, anbelangt, ſo werde ich mir erlauben, Sie nach einer unſerer Beſitzungen zu dirigiren, deren Pachter uns von je her treu ergeben war; mit meiner geliebten Mutter brachte ich die erſten Jahre meiner Kindheit dort zu; es iſt das die Maſſeria di Fontana bei dem Dorfe Avenella in der Richtung des Caſtells San Elmo gelegen, das dort über die Straße hereinragt. Werden Sie dieſe Namen behalten?"

„Ich zweifle nicht daran," erwiderte Richter, „doch werde ich ſie mir auch für alle Fälle der Noth in mein Schreibbuch notiren."

Er nahm daſſelbe aus ſeiner Taſche und wollte eben den Bleiſtift herausziehen, als ihm der Marcheſe entgegnete: „Laſſen Sie das Aufſchreiben lieber bleiben, es iſt beſſer, wenn Sie im Taſchenbuche weder den Namen Avenella noch Fontana mit ſich herum tragen, Sie werden beide ſchon behalten."

„Gewiß, namentlich Avenella," entgegnete Richter, „brauche ich doch nur an die weiße Frau von Avenell zu denken, um ihn nicht zu vergessen."

„Ich rechne darauf," fuhr Gaetano fort. „Sobald Sie gleich nach uns das Schiff verlassen haben, nehmen Sie ein Carriozello und lassen sich nach der Sallita dell' Infrascata führen."

„Sallita dell' Infrascata," wiederholte Richter mehrere Male nach einander, um sich diesen Namen einzuprägen.

„Dort finden Sie Esel zu vermiethen, von denen Sie einen besteigen, um hinauf nach Antignano zu reiten."

„Antignano — Antignano," sagte Herr Richter.

„Von dort aus gehen Sie zu Fuß nach Avenella und lassen sich, in diesem Dorfe angekommen, eine höher gelegene schöne Aussicht bezeichnen, worauf man Ihnen die Masseria di Fontana angeben wird. — Glauben Sie, um dorthin zu gelangen, Italienisch genug sprechen zu können?"

„Wir waren in der Schule Lateiner," sagte Richter mit Stolz, „und wenn ich einem Worte dieser Sprache a, o oder i anhänge, so glaube ich, man wird mich mit meiner weichen deutschen Aussprache mindestens für einen Toscaner halten."

„Richter, Richter," ermahnte Bander seinen geschwätzigen Freund, „laß' Deine Phantasieen und höre lieber zu. Wie ich aus dem Fenster der Cabine bemerke, verlassen schon Passagiere das Schiff, und unser Freund Gaetano wird nicht gerade der Letzte sein wollen."

„Ich bin gleich mit den wenigen Instruktionen, die ich zu geben vermag, zu Ende," sagte der Marchese. „Bei der Masseria di Fontana angekommen, setzen Sie sich vor den Garten hin und betrachten die Aussicht."

„Ich werde meine Mappe hervornehmen und anfangen zu zeichnen, denn ich reise als Landschafts-Maler."

„Wie ich die Gaſtfreundſchaft meiner Leute kenne, wird man Sie einladen, im Hauſe auszuruhen, und wenn der Abend kommt und Sie nach Hauſe zurückkehren wollen, ſo wird Rafaelo, der Pachter, Ihnen ein Nachtlager anbieten. Sollte beim Ernſte der Zeiten, in denen wir leben, der Pachter ſich übrigens nicht getrauen, Sie bei ſich aufzunehmen, ſo haben Sie hier etwas, das Ihnen helfen wird.“ Bei dieſen Worten zog Gaetano ein beſchriebenes, unſcheinbares und zerknittertes Papier aus der Taſche und fuhr dann fort: „Wickeln Sie Ihre Cigarren hinein und werfen Sie es dort wie zufällig auf den Tiſch. Rafaelo kann genugſam leſen und wird Ihnen darauf ſein beſtes Zimmer zur Verfügung ſtellen. Sie nehmen das an und bleiben droben als Landſchafts-Maler, wie Sie eben ſelbſt ſagten, ſtreifen durch die Umgegend und erwarten irgend eine Botſchaft, die ich oder Bander Ihnen zukommen laſſe oder die Sie vielleicht von Rafaelo erhalten. Der kluge Neapolitaner wird beim Erblicken des Papiers ſogleich wiſſen, um was es ſich handelt. — Daß Sie, lieber Freund, da oben keine Langeweile haben,“ ſetzte der Marcheſe mit einem freundlichen Blicke hinzu, „dafür will ich Ihnen bürgen, denn unter den ſchönen Punkten von Neapel iſt die Miſſeria di Fontana eine der reizendſten — o, wie glücklich könnte man da oben ſein — in welchem Paradieſe könnte man leben! Auch wir,“ wandte er ſich mit einem tiefen Athemzuge an Bander, „werden hoffentlich in nicht gar zu ferner Zeit jene Orte beſuchen, wo ich als glückliches Kind von einer heiteren Zukunft träumte.“ Nach einer Pauſe reichte er Richter beide Hände und ſprach in bewegtem Tone: „So wüßte ich Ihnen denn nichts mehr zu ſagen, lieber Freund, und ſpreche nur noch den Wunſch aus, daß wir uns bald und ſo heiter, wie es uns das Schickſal erlaubt, wiederſehen mögen!“

„Wenn Sie alſo nichts mehr zu beſtimmen haben,“ ſagte

Bander nach einer Pauſe, „ſo will ich mich mit Richter nach der großen Cajüte zurückziehen, um dort unſer Gepäck zu ordnen.“

„Das iſt gleich geſchehen,“ ſagte der ehemalige Chorſänger; „Du wirſt, wie wir es abgeredet, meine Siebenſachen mit dir nehmen, denn was ich an Wäſche für die nächſten Tage brauche, habe ich ſchon geſtern Abend in meine kleine Ledertaſche gepackt; wenn ich dieſe um die Schulter hänge, meine Mappe und meinen Feldſtuhl unter den Arm nehme, ſo möchte ich den ſehen, der mich nicht für einen ächten und gerechten Landſchafts-Maler nimmt, auch habe ich alles Ernſtes vor, das Talent zum Zeichnen, welches ich ſchon früher in mir entdeckte, nach Kräften auszubilden.“

„Wenn dazu die Tradition des Ortes, nach dem Sie gehen,“ warf der Marcheſe ein, „etwas beizutragen vermag, ſo ſind Sie droben an der richtigen Stelle, denn bei Avenella, wo er geboren, und bei der Maſſeria di Fontana ſammelte Salvator Roſa Skizzen zu ſeinen prachtvollen Bildern.“

„Ich will ihm nacheifern,“ lachte Richter, „vielleicht kann auch ich einſtens ſagen: ancho io sono pittoro, und damit Gott befohlen; vor der Thür der Cabine ſind wir einander vor der Hand drei ganz fremde Menſchen.“

„So ſoll es ſein; laß uns gehen, Richter.“

Die beiden Deutſchen verließen das kleine Gemach, ſchlenderten, die herrliche Stadt betrachtend, nach der großen Cajüte und trennten ſich dort nach einigen förmlichen Worten, die ſie in Gegenwart der Schiffskellner zu einander ſprachen.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Eine diplomatische Sendung.

Richter, der zuerst wieder auf das Verdeck hinaufstieg und sich dort auf eine der Bänke am Schiffsrande, seine Ledertasche, Wanderstab und Feldstuhl neben sich, niederließ, war von ganz eigenthümlichen Gefühlen bewegt; wenn ihn auch die augenblickliche Trennung von seinen beiden Freunden etwas schmerzte, so tröstete er sich doch mit dem Gedanken, daß man sich ja in Kurzem wiedersehen werde, und als den Gefühlen der Freundschaft von ihm auf diese Art einmal ihr Recht angethan war, konnte er sich nicht enthalten, es ganz unbeschreiblich angenehm zu finden, hier auf diesem schönsten Punkte von Gottes prachtvoller Erde für einige Zeit in voller Freiheit und ganz nach seinem Belieben herumschwärmen zu dürfen. Wenn ihm die Gesellschaft der Anderen auch gerade keine beengenden Fesseln anlegte, so fühlte er sich doch häufig durch den Ernst Gaetano's unbehaglich, und Bander konnte es nun einmal nicht lassen, gewissermaßen den Mentor seines Freundes spielen zu wollen.

Er lachte nun behaglich in sich hinein, als er das Gewimmel der bunt angestrichenen Boote erblickte und bei sich betrachtete, daß er unter den vielen nach Belieben wählen könne, um sich ans Land setzen zu lassen.

Als Gaetano bei ihm vorüberschritt und ihn freundlich, wenn auch fremd grüßte, erwiderte er seiner Rolle gemäß dessen Gruß mit einem steifen Kopfnicken und winkte Bander, als er diesen auf der Schiffstreppe stehen sah, recht herablassend einen Abschied mit der Hand zu.

Er verfolgte die Barke, welche Beide mit ihrem Gepäcke nach

dem Ufer trug, bis ſie in dem Menſchengewühle am Ufer verſchwunden waren; dann erhob er ſich gravitätiſch, warf die Ledertaſche leicht über ſeine Schulter, nahm Stab und Feldſtuhl unter den Arm und ſchritt langſam die Schiffstreppe hinab, wo er ſich außerordentlich an einem Heere halbnackter Fiſcher mit rothen Mützen amuſirte, die ſich mit ihren Kähnen um das Dampfboot drängten, „una barca, Signore, una barca, Eccellenza!“ aus heiſeren Kehlen ſchreiend.

Richter gab einem von denen den Vorzug, die ihn mit Eccellenza angeredet, und beſtieg den Nachen, der ihn mit wenigen Ruderſchlägen an das Ufer brachte. Als er hier ſeinen Schiffer mit einer kleinen Silbermünze fürſtlich belohnt zu haben glaubte, erlebte er den erſten leichten Schatten in dem glanzvollen Lichtbilde, das ihm Augen und Ohren einnahm. Der Schiffer legte mit verächtlicher Geberde das Geldſtück auf die flache Hand und fragte in ſehr beſtimmtem Ausdrucke, ob das alles ſei für ſeine große Mühe?

Richter's Herz war zu voll und glücklich, um dieſe unverſchämte Frage zu beantworten, wie ſie es verdiente. Warum, dachte er bei ſich, dieſen guten Kerl, der mich ſo raſch an Neapels göttliches Ufer brachte, nicht zufrieden ſtellen? Er reichte ihm alſo noch ein Geldſtück und wunderte ſich dann doch ein wenig, als der Schiffer, ſtatt zu danken, mit den Achſeln zuckte und murmelte: „è poco per una Eccellenza.“

Gleich vergaß er aber dieſe Ungenügſamkeit; war er doch in Neapel, ſchaute er doch in das blaue, glänzende Meer hinaus, fühlte er doch die heiße italieniſche Sonne, roch er doch den Duft von Orangen und Citronen neben anderen Düften des Hafens, die ihm übrigens minder angenehm vorkamen. Er ſetzte ſich auf einen Stein und blickte unbekümmert um die ihn umgaffende Menge in das ſeltſame Leben rings um ihn her. Da lag der Maſtenwald der zahlloſen Schiffe vor ihm, da ſah er die rauchen-

einem furchtbar elenden Zustande über die Straße und dabei war vor mich hin ein struppiger, krummbeiniger und lahmer Gaul gespannt, der es auf meine Schienbeine abgesehen hatte und so oft nach ihnen ausschlug, als ich einen Versuch machte, mich aus Verzweiflung in einen Chausseegraben zu wälzen. Endlich kamen wir ans Thor und als wir hinein wollten, war ich, oder der Omnibus, viel zu breit und das Thor viel zu eng; ich sollte hineingezwängt werden, die Kerle in mir schrieen, der Kutscher schimpfte, der Thorwärter fluchte, der alte Gaul schlug heftiger als je an meine Schienbeine, und ich erwachte."

„Erstaunlich!" sagte Jean.

„Das war ein fürchterlicher Traum," meinte Joseph und beeilte sich das Glas des Oberkutschers wieder aufzufüllen, damit er das Andenken an dieses schreckliche Gesicht hinabspüle in den Sitz der Träume.

Der Jäger meinte auf seinem Schlachtroß, nachdem er sein Glas ausgetrunken und es dem alten Gaul wie eine Kappe auf's linke Ohr gestülpt: „Wenn wir, d. h. wenn ihr heute Nacht träumt, so werdet ihr glauben, in Citronengärten zu wandeln."

„Oder," setzte Jean hinzu, „es kommt uns vielleicht auch vor, als seien wir dort hinten in Jamaika und müßten als elende Gschlafen Rum kochen."

„Ganz richtig!" lachte der Oberkutscher, dessen dickes Gesicht auf eine merkwürdige Art zu leuchten begann, „und ich komme mit der großen Fahrpeitsche als Oberaufseher hinter euch."

Pflichtschuldigst lachten der Kutscher auf seinem Trittbrett und der Vorreiter hinten ungeheuer über den Witz ihres Vorgesetzten, so daß derselbe fast von seiner Wurst hinuntergefallen wäre.

Als nun gar Jean hinzufügte, der Herr Lukas werde eine solche Existenz, wenn sie wirklich bestände, für einen sehr schlechten Traum halten, gieng das Lachen von Neuem los. Der Herr Mundels strampfte mit den Füßen in dem alten Eisbären, die Thränen liefen ihm über die blauroth angelaufenen Backen, und

den Schlote der Dampfboote; das, mit dem er angekommen, ließ ziſchend den weißen Dampf ausfahren. Dort fuhren roth und blau bemalte Barken, übervoll von Menſchen, die in die hellſten Farben gekleidet waren, und Geſang und Gelächter ſchallte über das Waſſer. Hier ſtößt ein Nachen voll ſchwarzer Prieſter vom Lande und dient zur Schattirung anderer Fahrzeuge, die mit bunt geſtreiften Zelten überſpannt ſind. Ein Kauffahrer ſteuert heran und ſenkt, da er nahe iſt, die Segel. Dort auf einem dunkeln, ſchlanken Kriegsſchiffe klettern die Matroſen an Tauen und Strickleitern der ſchief geſtellten Maſten auf und nieder, raſch gehorchend der gellenden Pfeife des Hochbootsmannes. Ganz nahe dem Ufer ſieht er auf dem Waſſer ein paar Schiffe umgelegt, ihre Rieſenleiber werden mit ſchwarzem Theer beſtrichen, nachdem ſie kalfatert ſind; auch treibt man Nägel in die Kupferbekleidung, und von den gewaltigen Hammerſchlägen gegen die hohlen Bäuche ſchallt der ganze Hafen wieder. Dort ſind die Verdecke anderer Fahrzeuge mit weißer Wäſche und rothen Matroſenhemden wie mit einer bunten Guirlande umſäumt; da wird gekocht, man ſieht den grellen Feuerſchein unter der ſchwarzen Pfanne, aus welcher weißer Qualm aufſteigt. Hier ſitzen junge Leute in einer flachen Barke bei vollen Gläſern unter einem Zelte, indeſſen mit den bunten Franſen die laue Luft ſpielt. Neben den breiten Klängen des neapolitaniſchen Dialekts vernimmt man reineres Italieniſch aus den nördlichen Provinzen, und daneben flucht ein engliſcher Steuermann in ſeiner hier ſo barbariſch klingenden Sprache. Um die fremden Fahrzeuge herum ſchwimmen neapolitaniſche Knaben im Waſſer, wobei ſie Stunden lang mit ihren braunen Leibern in der warmen Fluth bleiben; für einen Gran klettern ſie auf das Verdeck des Schiffes, ſtürzen ſich von dort oder vom Kai jubelnd hinab und ſchwimmen wie Tauchenten lange Strecken unter dem Waſſer davon.

Iſt aber das Waſſer vor dem Hafen durch alles dieſes ſchon

belebt zu nennen, ſo iſt es um ſo mehr noch das Ufer des Molo ſelbſt, und Richter, der eine Zeitlang kopfſchüttelnd in das Getreibe blickte, brauchte eine ziemliche Zeit, ehe es ihm gelang, in dem unbeſchreiblichen Lärmen und Durcheinander einzelne beſtimmte Gruppen zu erfaſſen. Er hatte ſich auf ſeinem Steinſitze langſam herumgewandt, um alles rings umher wie ein Panorama an ſich vorüberziehen zu laſſen. Was trat ihm hier nicht alles vor Augen, welche fremde, phantaſtiſche, maleriſch bewegte und doch wieder ſo bekannte Welt! Wie oft hatte er von den bärtigen Capucinern geleſen, die im Freien ihre Predigten halten, wie oft hatte er dergleichen gemalt geſehen, — hier ſah er nun einen wirklichen, lebendigen vor ſich; dort, nicht weit von ihm, ſtand er auf einem etwas erhöhten Punkte, eine breitſchultrige, herkuliſche Geſtalt, mit gewaltigem, braunem Stiernacken, mit einer Stimme, um die ihn jeder Volksredner beneidet haben würde. Neben dem Capuciner ſtand ein kleiner barfüßiger Bube, der wenig mehr als ein Paar zerriſſener Hoſen auf dem Leibe hatte. In ſeinen Händen hielt er ein großes hölzernes Kreuz, und man ſah ihm an, wie wichtig er ſich in ſeiner Stellung fühlte. Doch ein anderes Bild verdrängte dieſes: neben einem Tiſchchen, auf dem ein Todtenſchädel zwiſchen ungeheuren Medicinflaſchen liegt, ſteht ein Quackſalber und preiſt ſeine Arzneien an und zeigt ſo dieſem faſt noch im Naturzuſtande befindlichen Volke aufs handgreiflichſte Leben und Tod neben einander.

„Dulcamara in höchſt eigener Perſon!“ lachte der ehemalige Chorſänger. Auch dieſer hatte, wie ſein Spiegelbild in der Oper, in welcher Herr Richter öfters mitgewirkt, eine ſchwefelgelbe Weſte unter einem bouteillengrünen Fracke. Hier erſt verſtand unſer Freund recht, wenn jener ſang:

„Ach, die Lieb' zum Vaterlande
Iſt mir tief ins Herz geprägt.“

Richter ſummte dieſe Melodie vor ſich hin, und wie es Einem ſo gehen kann, er brachte ſie ſo leicht nicht wieder aus dem Kopfe, und alles ſchien ſich ihm hier nach dieſem Rhythmus zu bewegen: dort der Pudel, den der in Ziegenfell gekleidete Mann aus den Abruzzen tanzen ließ, neben ihm auf der Straße das Marſchiren eines Trupps Berſaglieri mit ihren breiten Hüten und ihren wehenden Hahnenfedern.

Was ihn aber unter all dieſem Getreibe am meiſten ergötzte, das waren die Puppen-Kaſten mit ihren langnaſigen, grell geſchmückten, ſchlottrigen Figuren, die er hier zum erſten Male unter freiem Himmel agiren ſah, umringt von einem zahlreichen Volkshaufen jedes Alters und Geſchlechtes. Und wie außerordentlich verſtand es der Puppenſpieler, hinter dem bunt geſtreiften Leinwand-Vorhange ſeine Stimme zu verändern! Wie klang es jetzt ſo täuſchend als das Keifen eines alten Weibes oder als die ſchnarrende Stimme Policinello's oder in ſüß flehenden Tönen der verfolgten Unſchuld oder als das polternde Murren des Puppen-Satans! Letzterer beſonders ſpielte mit einer haarſträubenden Natürlichkeit, und wenn er das auserkorene, unglückliche Schlachtopfer an dem Genick faßte, und mit ihm in die Unterwelt hinabfuhr, ſo war die Wirkung dieſes vortrefflichen Spieles auf die Umſtehenden ſo groß, daß ſich die Nächſten ordentlich vor Angſt niederduckten, wobei ſie ſchüchtern nach dem alles verhüllenden Vorhange ſchauten, hinter dem man noch lange das durchdringende Jammergeſchrei des zur Hölle Expedirten vernahm.

Richter, der in ſeiner früheren Carriere in der Oper ‚Die Stumme von Portici,' dritter Akt, häufig ſelbſt mit dem Puppen-Kaſten agirt, trat dem Collegen näher und ergötzte ſich ungemein an dem lebendigen Spiele der Marionetten; überhaupt konnte er es kaum über ſich gewinnen, ſich von dieſem buntbewegten Straßenleben loszureißen, und nur der Gedanke, öfters hieher zurückzu-

kehren, ſo wie auch die Befürchtung, der Weg nach Avenella und nach der Maſſeria di Fontana ſei vielleicht zu weit, um bei noch längerem Zögern dort bei guter Zeit anzukommen, bewog ihn, weiter zu ziehen. Den Büchern, den Kupferſtichen, die in großer Anzahl zum Verkaufe auf den Mauern der Kais ausgebreitet waren, ſchenkte er nur einen flüchtigen Blick und ließ ſich, ohne vor der Hand nach dem Wege zu fragen, durch den immerwährenden Menſchenſtrom, der an ihm vorüberzog, nach der inneren Stadt zuführen. So toll und mannigfaltig, wie übrigens hier die bunteſten Bilder vor ſeinem Auge wechſelten, und ſo wild und geräuſchvoll ſich das Treiben des Volkes darſtellte, hatte er es ſich doch nicht gedacht. Wie oft gerieth er in Gefahr, von einem Laſtträger überrannt, von einem Kohlenwagen überfahren zu werden; kaum war er hier auf die Seite geſprungen, ſo hörte er dicht hinter ſich klappernde Pferdehufe auf den glatten Marmor-Platten, vernahm klingendes Schellengeſchirr und ein gellendes „guarda! guarda!“ Indem er ſich an eines der Häuſer drückte, gelang es ihm, den großen Rädern des raſch daher kommenden Corricolo zu entgehen; dieſes zweirädrige Gefährt an ſich war ein ächt neapolitaniſches Bild, — von einem einzigen Pferde ſcharf im Trabe gezogen, trug es nicht weniger als zwölf Perſonen, die theils im eigentlichen Sitze oder auf der Gabel-Deichſel ſaßen, theils hinten aufſtanden, theils in einem Netze unter der Achſe lagen. Das Fuhrwerk wurde kutſchirt von einem dicken Mönche, der neben einer vollbuſigen Bäuerin auf der Sediola ſaß, während der Kutſcher, dem Wagen und Pferd gehörten, zu den Füßen des Geiſtlichen kauerte und das Thier mit lautem Geſchrei und Klatſchen der Peitſche anfeuerte. Vorbei — vorbei!

Richter warf ſich in einen neuen Menſchenſtrom, und wo ſich dieſer in mehrere Arme theilte, da folgte er dem ſtärkſten derſelben und hatte ſo das Glück, in nicht gar zu langer Zeit nach der Pulsader Neapels, nach der Hauptſtraße Toledo zu kommen.

Hier konnte er ſich aber nicht enthalten, lachend den Kopf zu ſchütteln und ſich eine ruhige Stelle unter dem Thorbogen irgend eines der koloſſalen, altersgrauen Paläſte zu ſuchen, um von dort aus das merkwürdige Treiben eine halbe Stunde lang zu betrachten. Zu alle dem kommt noch die Mannigfaltigkeit der Trachten: neben den Neapolitanern der beſſeren Claſſe, die meiſt in dunkeln Anzügen gehen, die rothen Mützen und Leibbinden der Fiſcher und Lazzaroni, die ſeidenen Kopftücher, die bunten Mieder und grellfarbigen Kleider der Weiber vom Lande; piemonteſiſche Soldaten mit rothen und gelben Epauletten, buntfarbige Nationalgarden, Berſaglieri mit wehendem Federbuſche, hochrothe Garibaldi-Hemden; dazwiſchen Mönche aller Orden, in braunen, weißen, ſchwarzen, blauen Kutten, buntſcheckige Domeſtiken, rieſenhafte Thürſteher in purpurfarbenem Anzuge — ein immer wechſelndes Kaleidoſkop.

Damit aber auch das Ohr nicht leer ausgehe, ſo bemüht ſich jeder der vorübergehenden und fahrenden, jeder der ſtabilen und umherwandernden Verkäufer, den größtmöglichen Lärm zu machen: „Oh che bella cosa! — pesci, pesci! — Oh che bella pizza! — gelati, Signori, gelati, un gran il bichiere! — galli, galli! bolli porto galli!“ tönt es vor und hinter uns, gellt es rechts und links. Dazwiſchen bietet uns ein Fiaker ſchreiend ſeinen Wagen an: „Carrozza, Eccellenza, carozza!“ oder brüllt, wenn er im Gedränge fährt: „guarda! guarda!“ Neben uns ruft ein Bettler, dem wir zufällig einen Blick ſchenken, indem er die Hand erhebt: „Misericordia! muojo di fame.“ Aus einem Volkshaufen heraus hören wir die quiekende Stimme Policinello's; in einer Seitenſtraße wird das Tambourin geſchlagen und Tarantella getanzt, doch dringen von dieſer Muſik nur einzelne Töne zu uns herüber, denn Schloſſer, Kupfer- und Blechſchmiede hämmern, Eſel ſchreien, und zum Ueberfluſſe zieht auch noch eine

Bande Militär mit Trommelgelärm und wilder Muſik an uns vorüber.

Richter fühlte ſich freilich betäubt von dieſem tollen Lärm und dachte jetzt erſt daran, den Rath Gaetano's zu befolgen und ſich in einem Carocello nach der Sallita del Infrascata führen zu laſſen. Der umſichtige Kutſcher, der unſerem Freunde gleich den Fremden anſah und mit dem dem Neapolitaner eigenen Scharfſinne vorausſetzte, daß derſelbe ſo eben von einem der anlangenden Dampfer komme und wahrſcheinlich Hunger habe, hielt nach einer ſtarken Viertelſtunde vor einem kleinen Gebäude, deſſen Eingang durch eine mit Rebenlaub umrankte Veranda geziert war, durch welche ein Blick in das Innere gedeckte Tiſche und dampfende Schüſſeln erkennen ließ. Richter folgte dieſer Fügung des Schickſals, wie er glaubte, belohnte den Kutſcher und ließ ſich, in das Innere des Hauſes tretend, an einem der Tiſche nieder, wo er durchaus nicht nöthig gehabt hätte, mit ſeiner angeborenen Würde das einzige Wort mangiare auszuſprechen. Augenblicklich wurde er von einem eilig umherſchießenden, ziemlich ſchmierigen Kerl bedient und ſah in kurzer Zeit ſeinen Tiſch mit weißem Brode, friſchen Feigen und rohem Schinken beſetzt, dem ſich gleich darauf eine Schüſſel Maccaroni fritta und eine Flaſche dunkelrothen Weines zugeſellte.

Behaglich ſchmunzelnd verglich unſer Freund ſein ehemaliges deutſches Koſthaus mit dieſer neapolitaniſchen Garküche, welcher Vergleich zu Gunſten des Südens ausfiel. Dort hatte er, obgleich Stammgaſt, nach ziemlich langem Warten mäßig warme ſaure Nieren bekommen, während ihm hier mit der Schnelligkeit des Gedankens famoſe, wunderbar duftende Maccaroni ſervirt wurden, dazu ſeine Leibſpeiſe, roher Schinken und, wie er vermuthete, zum Nachtiſche friſche Feigen. Daß dieſe ſüße Frucht in Neapel als eine Art Vorſpeiſe zu dem geſalzenen Fleiſche gegeſſen wurde, was zuſammen ganz delikat ſchmeckt, lernte er erſt

nach und nach kennen. Auch der Preis, den er nach beendigtem Mahle für dieses und die ausgetrunkene Flasche Wein zahlen mußte, war überraschend billig, und als hierauf Richter eine lange, schwarze, einheimische Cigarre angezündet, fühlte er sich auf's angenehmste gestärkt und trat mit dem Gefühle eines Mannes vor die Trattoria, der sich nun in der Stimmung befindet, es mit jedem beliebigen Abenteuer aufzunehmen. Also nach Avenella hinauf und zu der Masseria di Fontana, sprach er zu sich selber und hätte fast an Zauberei geglaubt, als er sich im nächsten Augenblicke von einem halben Dutzend jugendlicher Eseltreiber umringt sah, welche ihm ihre Thiere unter dem Geschrei: „Un cincio, Eccellenza, por andar a Antignano!“ anboten.

Mit Umsicht wählte er den stärksten Esel aus, der Cinciaro hielt den Steigbügel, und Richter schwang sich mit einer Leichtigkeit in den Sattel, welche ihre Wirkung auf den angenommenen Eseltreiber nicht verfehlte, denn derselbe riß grinsend sein Maul auf und nickte dem Reiter freundlich zu, dann versetzte er dem Esel einen tüchtigen Hieb auf das Hintertheil, was aber das Thier zu einem solchen Satze veranlaßte, daß der Reiter um ein Haar herabgefallen wäre. Richter öffnete schon den Mund, um sich diese unsanfte Handlung seines Reitknechtes für die Zukunft zu verbitten, als dieses der Esel mit gräßlichem Geschrei that und zugleich in einem sehr lebhaften Trabe die Infrascata hinauf eilte. Fast hätte der Reiter seine Cigarre aus dem Munde verloren, doch hielt er sie glücklicher Weise mit den Zähnen fest, und als er sich erst einmal an die stoßenden Bewegungen des Esels gewöhnt, bemühte er sich, eine Haltung anzunehmen, welche die ihm Begegnenden auf einen guten Reiter schließen lassen sollte; er klemmte seine Waden fest an den Sattelgurt, und während seine Linke nachlässig mit den Zügeln spielte, stemmte er seine Rechte würdevoll in die Seite. Da nun auch die Straße

der Infrascata nach einigen hundert Schritten anfing, ziemlich steil aufwärts zu steigen und deßhalb von dem keuchenden Esel kein Attentat mehr zu befürchten war, so fing der Reiter an, sich wieder behaglicher zu fühlen und betrachtete mit Muße seine Umgebung.

Die Straße war ziemlich breit, die Häuser sehr hoch und dem Anscheine nach von den mittleren und niederen Klassen der Bürgerschaft stark bevölkert. Ueberall sah man die unentbehrlichen Balkone mit Blumen besetzt, mit flatternder Wäsche behangen, mit rankenden Melonen verziert und meistens mit heruntergelassenen, schattengebenden Strohmatten versehen. Vom untersten Stockwerke bis hinauf zum obersten bemerkte Richter an Thüren und Balkonen viel Leben sich öffentlich entwickeln. An der Straße sitzen Gruppen von Mädchen und Weibern in weißen Röcken, die sich gegenseitig das lange, fast blauschwarze, meistens krause Haar kämmen und in breite Flechten ordnen; es ist Samstag Nachmittag, und da wird der Kopf schon zur Sonntags-Messe geputzt, eine Sitte, die für uns unverständlich ist, da wir nicht gut begreifen können, wie die Mädchen und Weiber schlafend ihre Frisur nicht verderben, auch ist dieses wohl nur bei dem hiesigen starken, festen und in derbe Flechten geordneten Haare möglich. Auf den Balkonen sieht man Frauen nähend und sonst ein häusliches Geschäft betreibend oft in sehr tiefem Negligé.

An Läden jeder Art fehlt es auf der Infrascata nicht, denn hier versehen sich die Landbewohner des Vomero mit den nöthigen Lebensmitteln. Boteguro, basticiero, spezajolo, herbajolo und frutajolo und wie die vielen jolos noch heißen mögen, die mit Eßwaaren, Gemüsen und Früchten handeln, haben ihre Läden so hübsch als möglich eingerichtet und in denselben ihre Waaren so appetitlich, als es nur angeht, ausgebreitet. Sogar dort die dicke Kohlenhändlerin an der Ecke mit ihrem dichten, krausen, auf's beste frisirten Haare hat ihre Kohlenkörbe mit einer an-

genehmen Symmetrie aufgestellt, und wenn man auch ihre sich im Staube der schwarzen Waare herumbalgenden Kinder füglich für kleine Neger halten könnte, so zeigt doch die Mutter ein buntes, ziemlich reinliches Kleid und glänzende Ringe an ihren dicken, nur etwas dunklen Händen. Neben ihr ist ein Fleischer, der in das Fleisch seiner aufgehäuften Kälber und Lämmer zierliche Figuren geschnitten hat; vor einer Wein-Cantine, welcher die mit Reben umrankte Madonna mit der kleinen brennenden Ampel nicht fehlt, stehen kräftige Bauernbursche mit runden Wachstuch-Hütchen. Früher waren die Schweizer-Soldaten in ihren rothen Uniformen die besten Kunden dieser halbländlichen Cantine.

Nebenan sitzt ein Schuster an seinem Tischchen und klopft gewaltig darauf los; dort kommen wir bei einem sehr ursprünglichen Kaffeehause vorbei: vier Stangen tragen ein Zeltdach, welches die darunter aufgestellten Tische vor der Sonnenglut schützt; weiter sehen wir einen kleinen Marktplatz mit frischem Gemüse, Eiern und Geflügel, auf einer Seite grenzt an denselben ein Militär-Spital, auf der anderen ein Nonnen-Kloster, dessen enge Fenster nach der Straße zu mit Blenden versehen sind, vor dem sich aber ein prachtvoll angelegter Garten mit Blumen, in den herrlichsten Farben prangend, ausdehnt. Wie lockend, wie schön hat ein Obsthändler weiter hinauf seine prachtvollen Früchte geordnet, Korb an Korb in den buntesten Farben neben einander gereiht; seine einfache Bude ist mit einer großen Tenta vor dem heißen Sonnenblicke geschützt, seine schlanke, schwarzäugige Tochter, die so herausfordernd graziös auf der Straße steht, ruft unsern Reiter an, einen kleinen Halt zu machen, was Richter auch wohl nicht verschmäht haben würde, hätte der Cincello trotz alles Reißens mit den Zügeln nicht die entschiedenste Abneigung an den Tag gelegt, sich von der direkten Verfolgung seines Weges zu entfernen.

Richter nahm dieſes als einen Wink des Schickſals und begnügte ſich damit, der intereſſanten Neapolitanerin mit der Hand einen freundlichen Gruß zuzuwerfen und ſie und ihre Früchte mit einem langen Anſchauen zu beglücken.

Es war aber auch der Mühe werth, deßhalb den Kopf umzuwenden: da ſah man die letzten rothen Kirſchen neben vollen Körben pyramidaliſch geordneter grüner Feigen, goldgelbe Aprikoſen von außerordentlicher Größe an der Seite röthlich ſchimmernder, wolliger Pfirſiche; dort percuschi, fichi d'India, Nüſſe, Mandeln, ſogar ſchon Trauben und ganze Berge grüner und gelber Melonen.

So reich, lebendig abwechſelnd geht die Straße fort, anfänglich dicht an einander gereihte himmelhohe Häuſer zu beiden Seiten, dann treten Mauern dazwiſchen oder grüne Gärten, und wo die Straße nicht mehr anſteigt, ſondern auf der Höhe des Berges fortgeht, werden der Häuſer weniger, der Gärten mehr; Rebengewinde hangen über altersgrauen Mauern oder kunſtloſen, aus Stangen beſtehenden Veranden rechts und links am Wege herab, Feigenbäume wechſeln mit Pappeln, und ſo kommt unſer Reiter in einem guten Trabe des Eſels, den ſchreienden und ſo das Thier beſtändig antreibenden Cinciaro hinter ſich, nach Antignano, das ihm von Gaetano bezeichnete Dorf.

Es liegt auf dem Vomero-Hügel und beſteht aus ein paar unbedeutenden Gaſſen, aus einem kleinen Platze, der meiſtens mit Müßiggängern aller Art, mit Bettlern, Carrocellen, Eſeltreibern nebſt ihren Thieren, Kindern, Hühnern und Schweinen dicht beſetzt iſt, und aus einer häßlichen Kirche.

Der Eſeltreiber lenkte das Thier mit der Zunge ſchnalzend und indem er es am Schweife ergriff, wobei er denſelben heftig kneipte, nach dem Kaffeehauſe an dem kleinen Platze, und durch dieſe anregende Behandlung ſo wie ein unerträgliches Gebrüll ſeinerſeits, worein der Eſel ſeine noch lauteren Klagetöne miſchte,

als ihm in diesem Moment obendrein noch ein Stück von einem Citronenkern in den unrechten Hals kam, so fieng er an fürchterlich zu husten und erlitt einen kleinen Erstickungsanfall, der nur dadurch gehoben werden konnte, daß der Vorreiter hinten seinen lackirten Hut wegwarf und sich mit dem Kopfe in den Rücken des Oberkutschers eingrub und ihn so plötzlich in eine aufrechtsitzende Stellung brachte.

Ueber die Züge des Jägers glitt bei dieser Veranlassung ein leichtes Lächeln, er nahm Schluß in dem Sattel des alten Gaules, faßte die Zügel und sah aus, als wolle er hohnlachend die kleine Menschheit da unten über den Haufen reiten.

Der Herr Dubel sah mit großer Ehrerbietung zu ihm hinauf.

„Was wollt' ihr von Träumen sprechen?“ fragte Lukas; „was ihr des Nachts seht oder zu sehen glaubt, kommt allerdings aus dem Magen, das sind keine Träume; wenn man heute Nacht ein Omnibus ist und morgen vielleicht ein Karrengaul, und wenn man vielleicht übermorgen ohne Hosen auf dem Markt herumläuft, — das ist nicht geträumt; aber wer kann sagen, er träume immerfort? Immer dasselbe Leben, bald anmuthig, bald langweilig, und wo er an seinem Traume heute aufhört, fangt er morgen wieder an; wer kann das von sich sagen?“

„Ei, ei,“ antwortete der Oberkutscher, indem er sich mit einem rothkarrirten Sacktuch die letzten Thränen aus dem dicken Gesicht wischte; „das ist mir auch schon vorgekommen, daß ich mehrere Nächte hinter einander von einem ungeheuren Nierenbraten geträumt habe.“

„Ein Traum ohne Unterbrechung?“ rief Lukas, „durch nichts unterbrochen, als die stille ruhige Nacht, wo ein gesunder Mensch schlafen und keine Träume haben soll — aber ein Traum am Tage, das ist etwas ganz Anderes.“

„Und sind Sie aus diesem Traume niemals aufgewacht?“ fragte Jean pfiffig lächelnd.

kamen die Drei in vollem Galopp dort an, mitten hinein zwischen eine Gruppe Villeggiant di Vomero, die sich hier dem für die Italiener so süßen Nichtsthun ergaben. Fast hätte der Esel mit der letzten verzweifelten Kraft-Anstrengung einen handfesten Bauernburschen umgerannt, da aber dieser, wie zur Abwehr, den Arm erhob, so machte der Cincello eine so plötzliche und heftige Schwenkung, daß Richter nothwendig das Gleichgewicht verlieren mußte und schneller auf den Boden kam, als er sich noch vor einigen Augenblicken gedacht. Auch betrat er diesen Boden mit einem anderen Theile des Körpers, als man gewöhnlich zu thun pflegt, was bei den Umstehenden ein herzliches Lachen, vermischt mit einigen Evviva's, hervorbrachte.

Richter war zu groß und fühlte sich auch zu glücklich, um sich über diesen Vorfall zu ärgern; er machte gute Miene zum bösen Spiele und lachte, als er wieder auf seinen Beinen stand, nicht minder herzlich, als die Gruppe der Leute, in die er hineingeprellt war. Selbst nicht einmal den Eseltreiber ließ er dieses glanzlose Ende seines Spazierrittes entgelten, er belohnte ihn reichlich, zündete seine erloschene Cigarre wieder an und ließ sich die Richtung nach Avenella bezeichnen, dann schritt er an der Kirche vorüber, über den kleinen Platz weg, innerlich erfreut, die lachende Gruppe hinter sich zu haben.

Gleich hinter Antignano sah er, wie man ihm in letzterer Stadt gesagt, eine schöne Villa vor sich liegen, umgeben von einem großen Garten, der mit stattlichen Gittern eingefaßt war, die Villa Portiglione, bei der sich die Straße nach Avenella abzweigt, nach welchem Dorfe der Weg zwischen Mauern auf der Höhe des Berges hinläuft.

Richter fragte einen Eseltreiber, der ihm hier begegnete, nach der Masseria di Fontana — „oder nach irgend einer anderen Bella Vista des Vomero Hügels," setzte er mit angenommener

Gleichgültigkeit hinzu, „wo er ſich ein wenig ausruhen könne, ehe er nach Neapel zurückkehre.“

„Dort iſt Avenella,“ erwiderte ihm der Eſeltreiber; „ehe Ihr in das Dorf kommt, nehmt Ihr die Straße zur Rechten, welche Euch direct nach der Maſſeria di Fontana führt.“

Richter dankte und verfolgte den ihm angegebenen Weg, der ſich anfänglich zwiſchen kleineren Maſſerien, Villen und offenen Feldern hinſchlängelte und ihn endlich in einen Hohlweg führte, deſſen hohe, faſt überhängende ſteile Erdwände mit üppig wuchernden Schlingpflanzen bedeckt waren, die als Guirlanden auf die Straßen herabhingen, während oben Feigen und Maulbeerbäume mit rankenden Rebengewinden faſt eine Laube bildeten, aus der hohe, ſchlanke Pappeln emporwuchſen. Das üppige Grün gab der Landſchaft einen feſtlichen Charakter, während der Weg ſelbſt, der unter dem Laubdache dahinzog, etwas Ruhiges und Melancholiſches hatte; auch verliert der Weg bei dieſer Färbung nicht, denn er erſcheint etwas weiter oben vollſtändig zwiſchen Erdreich und Felſen eingezwängt. In letztern, an ſie gelehnt, ja, theilweiſe in ſie hineingebaut, ſtand eine alte Taverne, aus unbehauenen Sandſteinen bebaut, ein roher Steinhaufen, welchen der Rauch, die Feuchtigkeit der Erde, Regen und Schmutz dunkel gefärbt, während die von den Felſen herunterrankenden und auf dem flachen Dache langſam fortgekrochenen Pflanzen dieſem von oben ein etwas freundlicheres Anſehen gaben.

Da die große, breitgewölbte Thür weit offen ſtand, ſo ließ ſie den Spaziergänger einen Blick in das dunkle, rauchige Innere thun, doch konnte ſein Auge hier nur mit Mühe etwas unterſcheiden und verweilte gern auf einem röthlich myſtiſchen Lichte, von einer trübe brennenden Lampe ausgehend, das vor dem Madonnenbilde brannte. Neben der Taverne ſtand ein großer ſteinerner Ziehbrunnen, deſſen vermürbte Stein-Einfaſſung ſo wie die Conſtruktion des alten Rades Spures hohen Alters zeigte.

Richter verfolgte langsam seinen Weg, der hinter der Taverne ziemlich steil aufwärts stieg. Auf der Höhe angekommen, blieb er mit einem Ausrufe des Entzückens stehen, denn hier hatte er so unerwartet, umgeben von rankenden Rebengewinden, eine Aussicht auf ein Stückchen des tiefblauen Meeres mit der in Duft und Licht gehüllten wunderbaren Insel Capri.

Gern hätte er sich hier niedergelassen, um in dieser unendlich schönen Fernsicht zu schwelgen oder auch zuweilen rückwärts zu blicken nach der wie verlassen daliegenden Taverne, die im Schatten der überhängenden Felsen jetzt von einem zarten Streiflichte der sinkenden Sonne beleuchtet, ein so ganz anderes Bild gab, wenn er nicht bemerkt hätte, daß der Weg, auf dem er sich befand, immer noch ansteigend nach einem großen Gebäude geführt haben würde, das sich mit seinen mächtigen, malerischen Massen scharf von der hellen Luft abhob, und wenn ihm nicht eine innere Stimme gesagt hätte, er habe dort die Masseria di Fontana vor sich und von der Höhe, auf welcher sie lag, eine noch prachtvollere Aussicht zu gewärtigen.

Nach jenem schloßähnlichen Hause führte ein breiter, steiler Aufgang, der an einem fest verschlossenen, kunstvoll gearbeiteten eisernen Gitter endigte, welches eine Schwelle verschloß, deren sprossendes Gras anzeigte, daß seit langer Zeit kein Fuß über sie gewandelt. Ein mächtiges Portal, reich aus grauem Marmor gehauen, wölbte sich über diese verlassene Schwelle und zeigte oben an seinem schweren Schlußsteine das Wappen der Fontana. Auch an diesem Marmor hatte der Regen seine Spuren hinterlassen, und wuchernde Pflanzen, die von den Bogen herabhingen, bildeten ein zweites, natürliches Gitter, den, der sich nahte, ungastlich zurückweisend.

Zu diesem Eingange paßte das so finster und öde dastehende Gebäude; verschlossen sind die Laden, die Mauern scheinen

vom Sturme beschädigt, die hohen Schornsteine blicken kalt und ungastlich herab, der Regen hat die steinernen Verzierungen an den Thüren und Balkonen schwarz gefärbt und die feinen Eisenstangen der Balustraden mit dickem Roste belegt; üppiges Gras bedeckt das Steinpflaster zwischen dem Haupt-Portale und den Umfassungs-Gittern.

Kopfschüttelnd stand Richter vor diesem melancholischen, unheimlichen Anblicke und versprach sich nicht viel von einem Nachtlager in diesem allem Anscheine nach ungastlichen Hause. Seine anfängliche Absicht, sich vor demselben niederzusetzen und zu erwarten, daß ihn jemand hereinriefe, schien ihm bei der Oede, die ihn hier umgab, unausführbar. Glücklicher Weise kam er auf den Gedanken, sich das Schloß auch von der anderen Seite zu betrachten, und folgte deßhalb einer Mauer, die sich an das Umfassungs-Gitter anschloß. Sie war aus rothen Backsteinen erbaut, der Bewurf an den meisten Stellen zerbröckelt herabgefallen, zierliche Pflänzchen, Löwenzahn und Epheu umwuchsen ihren Fuß, währen rothe Blüthen auf hohen Stängeln oben von der Mauer neben dürrem wucherndem Grase freundlich herabnickten; ein schlankes Akazienbäumchen hatte zwischen Steinen Wurzel gefaßt und schien sich mit seinen hellen, zarten Blättern unter den Schutz eines mächtigen Nußbaumes begeben zu haben, der mit seinen grauen Aesten und kräftig grünen Blättern weit hinauf in die glänzende Abendluft reichte und leise rauschend wohl gern von der glänzenden Vergangenheit des mächtigen Hauses, das er beschattet, hätte erzählen mögen.

Richter folgte nachdenklich dieser Umfassungs-Mauer und kam in kurzer Zeit an ein anderes kleines Portal, dessen hölzerne Thür, obwohl gebleicht und morsch, doch zu lebenden Wesen zu führen schien; denn hier war auf der Schwelle kein Gras zu sehen und die dürren Blätter, welche noch vom vergangenen Herbste her hier lagen, waren zu beiden Seiten des schmalen

Weges aufgeschichtet. Auch bemerkte er noch andere Spuren von Menschenhand: die den Weg beschattenden Lorberbüsche waren hier und da, wo sie zu weit überhingen, beschnitten, dazu entdeckte er auf dem Sande des Weges hier und da ein Strohhälmchen.

„Wenn ich der Chor irgend einer hierauf bezüglichen Oper wäre," sprach Richter kopfschüttelnd zu sich selber, „würde ich vielleicht singen:

„Endlich fängt es an zu tagen,
Laßt uns froh den Eintritt wagen,
Fest vertrauend unsrer Kraft!

und dann mit gezogenem Schwerte vorwärts! Oder ich bediente mich vielleicht auch des Terzettes des Fra Diavolo:

„Vorsichtig leise schleich' ich herbei!

„Hier aber halte ich es für passend, die richtige Mitte zu wählen, durch diese offene Pforte einzutreten und mich dabei vorsichtig leise nach allen Seiten umzuschauen. In diesem Italien soll eigentlich niemand recht zu trauen sein," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, während er die Schwelle überschritt, „nirgends so, wie hier, lauscht die Schlange unter Rosen — auch möchte ich nicht gern mit einem jener wilden Schäferhunde anbinden, die, wie man sagt, hier auf den Maierhöfen gehalten werden und schlimmer als die Bestien des Waldes sein sollen."

Er hatte seinen derben Knotenstock fest mit der Rechten gefaßt und hustete im Vorwärtsschreiten mit aller Kraft der Lungen, daß es weithin schallte.

Rings umher aber blieb alles ruhig, nur der Wind, der leicht über die Höhe strich, koste mit den Blättern der hohen Bäume zu seiner Rechten und wahrscheinlich erzählte er ihnen flüsternd allerlei verliebtes Zeug.

„Es iſt doch ſonderbar,“ dachte Richter, „wie man ein an ſich ſo prachtvolles Gebäude, wie das Schloß dort, ſo gänzlich ſich ſelbſt zu überlaſſen vermag! Bei uns in Deutſchland hätte es ſchon lange ſeine Beſtimmung gefunden.“

Zu ſeiner Linken ſchaute er Theile des mächtigen Gebäudes hier und da zwiſchen Gebüſchen hervorragen, und ſah wohl, daß der Weg, auf dem er ging, in einem großen Bogen nach dem hinteren Theile des Schloſſes führen würde, und ſo war es auch. Ueberraſcht blieb er ſtehen, als er am Ende ſeines ſchmalen, geſchlungenen Pfades nun mit einem Male auf einer großen Terraſſe ſtand, welche rückwärts an das Gebäude ſtieß, aber noch traurigere Spuren der Oede und Verlaſſenheit zeigte, als das verſchloſſene Portal des vorderen Einganges. Das ſteinerne Geländer der Terraſſe, von ſchöner Arbeit, war an den meiſten Stellen zerbrochen und mit Moos bedeckt; Vaſen von antiker Form, welche die Ecken und Treppen-Aufgänge ſchmückten, einſt reich mit Blumen geziert, ſtanden leer oder wucherndes Unkraut hatte ſich eingeniſtet, wo ehemals duftende Blüthe geprangt. Eine rieſenhafte Aloe war allein von der damaligen Zeit noch übrig geblieben und ihr bräunlich-grünes Blatt zeichnete ſich ſcharf auf dem gelben Stein der Mauer, vor dem ſie ſtand, ab. Die ſteinernen Sitze der Terraſſe waren zerbrochen oder von ihren Unterſätzen herabgeworfen, und aus jeder Steinfuge ſproßte dichtes Gras. Einen eigenthümlich troſtloſen Anblick gewährte die breite Marmortreppe, welche von hier aus in das erhöhte Parterre des Schloſſes führte: ſchattig gelegen, gaben ihre feuchten Fugen kleinen Geſträuchen und üppigem Unkraut Gelegenheit, ſich kräftig zu entwickeln, und es ſah aus, als hätten die wilden Pflanzen des Feldes dicht geſchart die Treppe betreten, um der brütenden Einſamkeit in dem verlaſſenen Hauſe einen nachbarlichen Beſuch zu machen.

Unten vor dieſer Treppe ſtanden im Kreiſe um eine Brunnen-

ſchale Statuen aus Marmor, die jetzt geſchwärzt und verſtümmelt waren. Einem Amor, der früher den Bogen geſpannt, fehlen jetzt die Arme dazu; er wird keine verletzenden Pfeile mehr entſenden; das Haupt der Venus liegt neben ihrem ſchönen Körper am Boden; eine zierliche Eidechſe läuft behende um die Stirn der Göttin und hält jetzt ein paar Sekunden am Ohre, als wolle ſie ihr einen freundlichen Troſt zuflüſtern oder ſie warnen vor dem unverſchämten Volke der Ameiſen, welche den zierlichen, leicht geöffneten Mund des Marmorbildes umſchwärmen.

Auch hier tiefe Stille, ſo traurig zu all dieſen Bildern der Vergangenheit paſſend; ein einziges Blumenparterre am Fuße der Terraſſe, welches durch ein zerbrochenes Dachrinnenrohr mitleidig mit herabrinnenden Regentropfen getränkt wird und ſich ſo kümmerlich erhält, bildet eine bunte, maleriſche Unordnung. Die Pflanzen ſind wild durch einander gewachſen: Fuchſien, Roſen, Goldlack, Levcoyen, dunkelblühende Geranien, und dazwiſchen auf hohen Stängeln rothe und weiße Malven, die anderen Pflanzen überragend.

Richter ſchritt ohne ſich aufzuhalten durch die Terraſſe hin. Zu jeder anderen Zeit hätte er ſich wahrſcheinlich bei dieſem maleriſchen Bilde der Zerſtörung aufgehalten, jetzt aber fühlten ſich die Blicke des einſam Wandelnden durch einen leichten Rauch angezogen, der vor ihm aus einem Lorbeerwäldchen emporſtieg, welches von der Terraſſe des Schloſſes durch breite Fruchtfelder getrennt war; er athmete förmlich erheitert auf und beeilte ſich, durch einen ſchmalen, geſchlängelten Weg, der durch hohe Mais- und Hanffelder führte, dorthin zu gelangen, wo er vermuthen konnte, menſchliche Weſen zu finden. Ueber ſeinem Haupte rankten ſchwer tragende Rebenguirlanden, die von Baum zu Baum gezogen waren, in nie geſehener Fruchtbarkeit. In kurzer Zeit hatte er das Lorberwäldchen erreicht und ſtand vor einem kunſtloſen Gitterthore, welches allerdings verſchloſſen war, doch ſchien eine in-

wendig hangende Klingel anzuzeigen, daß auf ihren Ruf gaſtlich geöffnet würde.

Wie wir aber bereits wiſſen, lag das nicht in der Abſicht Richters, ſo ohne alle Umſtände einzudringen. Daß er hier die Maſſeria di Fontana vor ſich habe, deſſen war er ſicher, und um ſeine Rolle, wie er ſich vorgenommen, zu Ende zu ſpielen, beſchloß er, ſich auf einen breiten Stein zu ſetzen, der neben dem Eingange lag. Zuerſt aber ſchaute er aufmerkſam durch das Gitterthor und ſah, daß ein hoher, gewölbter, aus zierlich gebogenen Lorberbüſchen beſtehender Laubgang gerade auf das Haus zuführte, welches nicht allzu weit vom Eingange lag, von dem er aber, da es rings von Grün umgeben war, nur ein Stück gelblich leuchtender Mauer und einen geringen Theil eines Fenſters ſehen konnte.

Richter nahm die Ledertaſche von ſeiner Schulter, ſetzte ſich auf den vorhin bezeichneten Stein und beſchloß, mit Ruhe zu warten, bis irgend ein glücklicher Zufall ihn unter den ſchattigen Lorbergang führen werde. Das leiſe Knurren eines Hundes erſcholl zuweilen von daher, und er konnte ſich nicht verhehlen, daß dieſe Töne höchſt angenehm an ſein Ohr ſchlugen.

Siebenundfünfzigſtes Kapitel.

Die Maſſeria di Fontana.

Es iſt eigenthümlich, wie unſere heiterſte Stimmung ſich in eine gedrückte, angeſpannte, erwartungsvolle verwandeln kann,

wenn wir fernab vom Geräuſche der Welt, beſonders in uns unbekannten Ländern, auf Stätten wandeln, wo man die Spur von Menſchen findet, die hier einſt wahrſcheinlich froh und heiter gewandelt, bis ſie vielleicht ein trauriges Geſchick ereilt, was uns die Trümmer der Denkmäler an einſt blühenden Wohnſitzen zu erzählen ſcheinen. Nicht die tiefe Stille des Waldes iſt im Stande, uns ſo zum Ernſte umzuſtimmen, wie ein verlaſſenes Haus, auf deſſen Schwelle Gras ſproßt und das mit geſchloſſenen Fenſterläden in einem traumreichen Schlummer da zu liegen ſcheint.

So war es Richter auch ergangen. Das Gefühl von Heiterkeit und Wohlbehagen, mit dem er die Infrascata hinaufgeritten und das ſich ſchon bei ſeinem Sturze etwas vermindert, war nach und nach einer geſpannten Erwartung gewichen und hatte ſich beim Anblicke des öden Schloſſes in ein ſolches Gefühl der Verlaſſenheit verwandelt, daß er für die großartige, herrliche Natur, die ſich bei jedem Schritte, den er aufwärts gethan, immer prachtvoller um ihn her entwickelte, kein Auge mehr hatte, eine beklemmende Stimmung, die ihn faſt hatte aufjauchzen laſſen beim Anblicke der zwiſchen den Lorberbüſchen fein emporkräuſelnden Rauchſäule und jetzt beim Klange des ihm ſo melodiſch vorkommenden Hundegebells.

Wir wollen damit durchaus nicht geſagt haben, als hätte Richter nur die mindeſte Furcht empfunden, gewiß nicht, und als er nun hier auf dem Steine ſaß, rings um ſich her die wunderbare Landſchaft und ſich der Nähe von Menſchen bewußt, hatte er in der Erinnerung an die zuletzt verlebte halbe Stunde ſich eine ähnliche Frage ſelbſt gethan und ſie mit den Worten aus der Oper ſingend beantwortet:

„Ich Furcht? Nein, nein,
Ich bin Marcell, ich bin Marcell!“

Er nahm seine Mappe hervor, legte sie geöffnet auf seine Knie und nahm einen Bleistift heraus, als wollte er zu zeichnen anfangen. Wenn er aber dazu auch befähigter gewesen wäre, als er wirklich war, so hätte er doch beim ersten ruhigen Blicke den Muth verloren, um nur den Versuch zu machen, etwas von dem, was er sah, in kalten Bleistiftlinien aufs Papier zu werfen. Vor ihm, etwas zur Rechten, lag das verlassene Schloß der Fontana mit seiner Terrasse, welche in der dort herrschenden Zerstörung allerdings einen unendlich malerischen Anblick gewährte. Die gezackten Formen des Gebäudes hoben sich, von der Abendsonne röthlich angestrahlt, leuchtend ab von dem tiefdunkeln Himmel, bildeten aber trotz ihrer Schönheit nur die eine Seite eines Rahmens, um einen Fernblick auf den Golf von Neapel mit dem rauchenden Vesuv, schimmernd im violett-rosigen Lichte des Abends, wo möglich noch zu erhöhen.

„Da würde ein viel besserer Mann, ein ächter und gerechter Künstler Stift und Farbe ruhen lassen," sprach Herr Richter zu sich selber, „wenn ihm vergönnt wäre, dieses irdische, farbenglühende Paradies zum ersten Male zu schauen — glücklich, wer das sehen darf — glücklich ich selber!"

Er verschränkte die Arme auf seiner Mappe und schwelgte in dem, was er sah.

Da lag vor ihm die glückselige Ebene Campaniens, von den Bergen von Sarno bis zu den Apeninnen wie ein unermeßliches Gartenland, ähnlich einem ungeheuren Parke, der von weißen Straßen durchschnitten ist, den Kirchen und Schlösser, Klöster und Villen bedecken, aus dem hellblinkende Städte wie Inseln aus einem saftig grünen Meere hervorleuchten, und neben all diesem so wunderbar Schönen ruht dort der Vesuv in stiller Majestät mit der zarten Farbe seiner Asche in bräunlichen und bläulichen milden Tönen, so großartig und doch so sanft und weich, eingerahmt von der grünen Ebene, aus der Kastanienwälder aufstreben,

„Bis jetzt nicht," entgegnete der Jäger; „wird aber vielleicht noch kommen."

„Und könnten Sie uns nicht erzählen, theurer Herr Lukas, wann der Traum eigentlich anfieng?"

Der Jäger fuhr mit der Hand durch sein schwarzes Haar, und seine Augen leuchteten wie Blitze; er paßte so genau zu dem kohlschwarzen Roß mit den unheimlich glänzenden stieren Blicken, als habe nie etwas Anderes auf dem Sattel gesessen. Mann und Roß schienen Eins zu sein, ein berittenes Gespenst, gleich bereit, in der Mitternachtstunde irgend einen wilden Spuckritt anzutreten.

„Ihr wollt wissen," sagte der Jäger, „wann ich anfieng zu träumen? meinetwegen, sei's darum! 's ist eine kurze Geschichte."

Und Lukas erzählte also:

Vom blauen Regenschirm.

„Ich war ein junger Bauernbursche, lebhaft und vergnügt, siebenzehn, achtzehn Jahre alt, — ja, es mag so lange her sein, — und ich hatte für nichts Sinn als für die Pferde, mit denen ich auf dem Felde ackerte, und für die Blumen, welche ich im Walde fand, für letztere aber nur, weil ich sie, so lange es deren gab, allabendlich der jungen Tochter unserer Nachbarin, einer armen Frau, gab, und das Mädchen war sehr schön.

Das fühlte ich wohl, und wenn der Tag noch so freundlich aufstieg, und wenn die Morgenwolken noch so rosig am Himmel zogen, und wenn die Lerchen noch so munter aufwirbelten aus dem grünen thauigen Fruchtfelde, das alles war für mich nur dann erst schön, nachdem sie ihr kleines, mit Papier verklebtes Fenster geöffnet hatte und hinaus rief: Guten Morgen, Lukas!

Damals träumte ich auch zu Nacht und träumte, wie das Mädchen mein wäre und ich sie in meinem Arm hielt, kurz, wie wir liebten und glücklich waren; dazwischen lagen aber in der

ſich Guirlanden gleich in einzelnen Schluchten fortſetzen, und ſo die ſchönen Linien des Kegels maleriſch auf einer Seite einfaſſen, während auf der anderen die glänzende, blaue Meeresfläche wie leiſe athmend ruht und der ſegelbedeckte Golf am Horizont durch das unausſprechlich reizend geformte Eiland Capri mit ſo prächtiger Färbung begrenzt iſt. Immer aber kehrt der Blick zu dem dampfenden Veſuv zurück, der wie ein Dämon der Zerſtörung dieſes irdiſche Paradies drohend und mahnend überragt.

Obgleich Richter tief verſunken im Anblick all des Schönen war, ſo hatte er doch leiſe Fußtritte gehört, die ſich aus dem Lorberhaine nach der Thür bewegten, neben welcher er ſaß, und hatte auch mit einem flüchtigen Blicke, den er hinüberwarf, das braune Geſicht eines Knaben bemerkt, der einen Moment ſeinen Kopf gegen die Gitterſtäbe drückte und den Fremden betrachtete. Darauf aber war er eben ſo leiſe wider fortgeſchlichen, als er ſich genähert hatte.

Schon gut, dachte Richter, man weiß doch, daß jemand hier außen iſt, und wenn, woran ich nicht zweifle, Weiber in dem Hauſe ſind, ſo wird ſie die Neugierde ſchon hertreiben, um nach der unbekannten Erſcheinung zu ſchauen.

Darin hatte er ſich auch nicht geirrt. Kurze Zeit nachdem der Knabe verſchwunden, hörte er, wie ſich abermals Schritte näherten, und vernahm auch gleich darauf, daß das Gitterthor geöffnet wurde. Bei dieſem Geräuſche hatte er die vollkommenſte Berechtigung, ſich umzuſchauen, was er denn auch alsbald that, und neben dem Knaben, der, ſehr einfach gekleidet, mit bloßen Füßen da ſtand und ihn betrachtete, war eine ältere Frau mit einem ernſten, aber nicht unfreundlichen Geſichte, welche in der Tracht des Landes, aber mit einer in die Augen fallenden Wohlhabenheit gekleidet war. In der einen Hand hatte ſie den Spinnrocken, deſſen Ende in ihrem Gürtel ſtak, in der andern die

Spindel, welche sich lustig drehte und den Faden aufrollte, den die Frau selbst während des Gehens zu spinnen nicht aufhörte.

Richter hatte sich umgewandt, nickte der Frau so freundlich zu, als es ihm möglich war, und sagte, während er leicht den Hut lüftete „buon giorno!“

„Altretanto, Signore!“ gab die Frau zur Antwort, wobei sie ihn aber so aufmerksam und fragend betrachtete, daß Richter ihr auf Italienisch die Ursache seiner Anwesenheit so gut als es ihm möglich war erläuterte, indem er ihr sagte, er sei ein Fremder, den der schöne Abend zu einem Spaziergange ermuntert, der langsam hier heraufgestiegen sei und sich hier an dieser prachtvollen Aussicht niedergesetzt. Dann zeigte er auf seine Mappe, wobei er pantomimisch zu verstehen gab, er habe versuchen wollen, das weite Panorama aufzunehmen, und drückte durch Kopfschütteln aus, er habe den Versuch wieder aufgegeben.

„So seid Ihr ein Maler?“ erwiderte die Frau und setzte hinzu: „Ja, es kommen Viele hier herauf, um Zeichnungen zu machen.“

Richter konnte hier nicht unterlassen, eine ihm sehr geläufige italienische Phrase anzubringnn und sagte deßhalb mit großer Würde; „Si, Signora, ancho io sono pittore.“ Dann fragte er nach dem Namen des verlassenen Schlosses, so wie nach dem Hause, das er in dem Lorberwäldchen bemerkt, woher, wie er hinzufügte, die Signora eben zu kommen schien.

„Allerdings,“ gab diese zur Antwort, „das ist unser Wohnhaus, die Masseria di Fontana, und das Schloß da drüben ist eine der vielen Villen der ehemals so reichen und mächtigen Familie.“

„Es ist eigentlich überflüssig, daß Ihr sagt: der ehemals reichen und mächtigen Familie, denn daß die Familie nicht mehr reich und mächtig ist, sieht man dem verlassenen Hause wohl an. Es ist schade darum, es muß da einst prachtvoll gewesen sein.“

„Schade um das Haus, o ja," erwiderte die Frau, „aber noch trauriger iſt es, daß dieſe große und reiche Familie nicht mehr im Stande iſt, ihr Landhaus zu bewohnen, die Villa hier oben, wo ſie ſo gern wäre."

„So iſt die Familie aus dem Lande gezogen oder ausgeſtorben?" fragte Richter mit angenommener Gleichgültigkeit.

„Wer kann das wiſſen," gab die Frau achſelzuckend zur Antwort; „vielleicht Beides."

„Euch aber ſollte das nicht unbekannt ſein, denn wie Ihr mir vorher ſagtet, gehört ja Euer Haus zum Grund und Eigenthum Fontana's."

Die Frau nickte mit dem Kopfe und ſagte erſt nach einer Pauſe, während welcher ihre Spindel haſtig herumtanzte: „Und doch weiß ich es nicht; es iſt in letzter Zeit in dieſem Lande ſo Vieles und ſo raſch anders geworden, daß Einem förmlich der Kopf wirbelt und man ſeine fünf Sinne kaum zuſammenhalten kann, um ſich darum zu bekümmern, was Einem am nächſten liegt. — Wenn Ihr über den Vomero geht oder auch die Straße des Poſilippo, ſo findet Ihr viele prächtige Villen, die eben ſo verlaſſen ſtehen, wie dieſe da. Was kann man machen? Wir wohnen weit genug von der Stadt, um nur hie und da durch Trommellärmen und Schießen zu erfahren, daß ſich 'was Neues begeben hat; kümmern thut's uns nicht viel."

„Wenn die Familie Fontana," meinte Richter nachdenkend, „wieder einmal hier herauf ziehen wollte, ſo wäre das Schloß wohl bald wieder in Stand geſetzt, und die ſoliden Fenſterläden und die eiſernen Thore haben ſein Inneres wohl genügend beſchützt."

„O ja, das Innere iſt gut genug erhalten, und wir hätten auch das Aeußere ein bischen freundlicher hergeſtellt, wenn es uns erlaubt worden wäre."

„Wer kann denn etwas verbieten oder erlauben über das Eigenthum einer Familie, die nicht mehr vorhanden iſt?“

„Wenn man auch von der Familie im Augenblick nicht viel weiß, ſo doch deſto mehr von dem großen Reichthum derſelben; man hat ſich von drunten her — ſie machte bei dieſen Worten eine Bezeichnung mit dem Kopfe gegen Neapel — der Güter der Fontana aufs umſtändlichſte angenommen, und der ehemalige Geſchäftsmann des Hauſes hat alles in ſeiner Hand behalten.“

„Wahrſcheinlich ein umſichtiger und ſehr braver Mann?“

Die Frau nickte mit dem Kopfe und ſagte: „Es iſt bei alle dem ein Glück zu nennen, daß es in ſeiner Hand geblieben iſt; hat doch die Marcheſa, Gott habe ſie ſelig und verleihe ihr einen ſchönen Stuhl im Himmel! — viel auf ihn gehalten, und eben ſo unſer junger Herr. Wo ſich dieſer aufhielt, ſo lange er noch am Leben war, wußte Jener auch allein.“

„Alſo iſt der junge Herr todt?“

„Sie ſagen ſo; Gott mag wiſſen, ob es wahr iſt.“

Der kleine barfüßige Knabe hatte ſich dicht bei der Frau gehalten und den Anzug des fremden Mannes mit großer Aufmerkſamkeit betrachtet. Jetzt wandte er ſich auf einmal um, deutete mit der Hand auf das Maisfeld und ſagte: „Raſajele.“

Richter ſo wie auch die Frau wandten den Kopf dorthin und bemerkten zwiſchen den hohen Wälſchkornſtängeln einen Reiter auf einem Eſel, der quer auf dem Thiere ſitzend, ſeine Pfeife rauchte und, der Ausſicht nach dem Meere den Rücken zuwendend, mit Wohlbehagen auf das ſaftig-grüne Maisfeld zu blicken ſchien.

„Es iſt mein Mann,“ ſagte die Frau, „der Colone Raſajele; er hat Einkäufe auf der Infrascata gemacht.“

Der Reiter war ſchon ganz nahe, ehe er ſeinen Kopf herumwandte, und als er des Fremden neben ſeiner Frau anſichtig wurde, flog ein leichtes, gemüthliches Lächeln über ſeine Züge; dann nickte er mit dem Kopfe und ſagte, als er den Eſel, der in

ſchnellerem Schritte ſeinen Weg durch das Gitterthor fortſetzen wollte, durch einen tüchtigen Riß an dem Stricke, welcher ihm als Zaum diente, zum Stehen gebracht: „Da bin ich.“

Richter lüftete ſeinen Hut und ſagte: „Buona sera, Signore.“

„Buona sera,“ gab der Colone zur Antwort und ſetzte ſchalkhaft lächelnd hinzu: „Ich hätte nicht gedacht, daß wir uns ſo bald wieder ſehen.“

Auf dieſe Worte hin betrachtete Richter den Angekommenen etwas genauer, doch ſchüttelte er mit dem Kopfe, um anzudeuten, er erinnere ſich nicht, ihn ſchon geſehen zu haben.

Raſajele glitt von ſeinem Eſel herab, deſſen Halfterſtrick nun der kleine barfüßige Junge ergriff, mit der Behendigkeit einer Katze ſich zwiſchen die beiden Körbe ſchwang, die am Sattel befeſtigt waren, worauf der Eſel, durch einen ſchnalzenden Zungenſchlag angetrieben, mit ſeinem kleinen Reiter im Galopp dem Hauſe zurannte.

Der Maſſaro wandte ſich nun an ſeine Frau, indem er, auf den Fremden zeigend, lachend ſagte: „Ich ſtand vor der Oſteria in Antignano, als der Herr ankam und ſeinen Eſel ſchneller verlaſſen mußte, als er es nur gedacht. Ja, es ſind verfluchte Beſtien, die Thiere, und ihr braucht Euch darüber nicht zu grauen, ich habe ſchon geſehen, wie ſie die beſten Reiter herunterwarfen.“

Richter war klug genug, über ſein Abenteuer herzlich mit zu lachen, worauf er anfing, mit großer Umſtändlichkeit Papier, Bleiſtift und Mappe zuſammen zu packen und an ſeiner Ledertaſche zu befeſtigen. Dann ſagte er: „Es wird ſpät, und ich brauche doch wohl eine gute Stunde, ehe ich nach Neapel hinunterkomme.“

Raſajele nickte mit dem Kopfe, dann meinte er: „Ihr ſeid ein Fremder, wie ich an Eurer Sprache höre; ſeid Ihr ſchon lange in Neapel, und wo habt Ihr Eure Wohnung aufgeſchlagen?“

Was die erstere Frage anbelangte, so beantwor... sie Richter der Wahrheit gemäß, und da er von dem Hotel de Rome hatte reden hören, so bezeichnete er dieses als den Gasthof, wo er eingekehrt.

„Ein gutes Haus, aber theuer," sprach der Colone; „es wohnen dort meistens Franzosen oder Engländer. Zu welcher von beiden Nationen gehört Ihr?"

„Zu keiner von beiden," gab Richter zur Antwort, „ich bin ein Deutscher."

„Hm," machte Nafajele kopfschüttelnd, als wollte er damit andeuten, daß ihm diese Bezeichnung doch gar zu allgemein sei.

„So seid Ihr ein Oesterreicher?" fragte er alsdann.

„Nein."

„Oder ein Baier?"

„Auch das nicht."

„Nun seht," sagte Nafajele, „es freut mich, daß Ihr weder ein Oesterreicher noch ein Baier seid, denn auf diese beiden Nationen ist man da unten nicht gut zu sprechen; es könnte Euch Ungelegenheiten machen — mir wäre es freilich einerlei. Aber," setzte er nach einer Pause mit einem lauernden Gesichtsausdrucke hinzu, „Ihr müßt doch eine Heimat haben?"

„Die habe ich auch," erwiderte Richter und setzte mit Stolz hinzu: „und eine sehr schöne. Habt Ihr nie von einem Flusse gehört, der der Rhein heißt?"

„Nein, niemals," entgegnete der Neapolitaner.

„Das thut mir leid um Euch," antwortete Richter mit Humor, „so habt Ihr von dem Schönsten nicht gehört, was es in Deutschland gibt, von einem Flusse, wo schöne Dörfer neben reichen Städten liegen, wo sich die Schlösser so nahe stehen, daß man von einem zum andern hinüber guten Morgen rufen kann, wo ungeheuer viel Wein wächst — ein so kostbarer Wein, daß die Flasche auf einen Dukaten und darüber zu stehen kommt, und wo

das liebenswürdigſte und gebildetſte Volk der ganzen Welt wohnt — da bin ich geboren.“

Bei den letzten Worten nahm Richter ſeinen Hut vom Kopfe, ſchwenkte ihn dreimal über ſich in der Luft, winkte dann mit demſelben irgendwo hin, wo er ſich einbildete, daß Deutſchland liegen müſſe, und begann, überwältigt von ſeinen Erinnerungen an die theure Heimat, mit ſeiner vollen, ſchönen Stimme ein bekanntes Lied zu ſingen:

„Mein Herz iſt am Rhein, in dem heimiſchen Land,
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freuden mir blühn,
Wo die Liebſte mein denket in wonnigem Glühn.

Und wo ich geſchwelget in Liebe und Wein:
Wo ich bin, wo ich geh',
Wo ich bin, wo ich geh',
Mein Herz iſt am Rhein, iſt am Rhein!“

Raſajele lauſchte mit ſichtlichem Wohlbehagen den friſchen Tönen dieſes deutſchen Liedes, und als der Sänger geendigt und wie zum Fortgehen bereit ſeine Ledertaſche auf ſeine Schulter nahm, ſagte er ihm gutmüthig: „Glaubt Ihr denn, Herr Deutſcher, daß ich Euch ſo von der Schwelle meines Hauſes weggehen laſſe, ohne Euch irgend einen Trunk oder ein Stück Brod vorgeſetzt zu haben? Terteifel!“ rief er lachend und ſetzte hinzu: „Nicht wahr, Ihr ſeid erſtaunt, zu hören, daß ich Deutſch kann? Ja, als die Schweizer noch da waren, kamen ſie öfters hier herauf, und da war das dritte Wort immer: Terteifel! Davon hab' ichs gelernt.“

„Wenn Ihr noch mehr lernen wollt, Signor Raſajele,“ meinte Richter, „ſo will ich Euch zum Danke für Eure freundliche Einladung, die ich übrigens annehme, etwas Beſſeres lehren, wie der Teufel!“

„Gut, wir wollen ſehen," erwiderte der Neapolitaner; „aber ehe wir hineingehen, müßt Ihr mir ſagen, wie Ihr heißt; muß ich Euch doch vor meinen Weibsleuten mit einem chriſtlichen Namen anreden können; ich heiße Raſajele und bin hier oben Pachter auf der ſchönen Maſſeria di Fontana, leider ohne zu wiſſen," ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, „wo eigentlich meine Herrſchaft — aber laſſen wir das; alſo, Euer Name?"

„Mein Name iſt Richter."

„Ein ſeltſamer Name," gab Raſajele zur Antwort, und brachte, als er verſuchen wollte, ihn nachzuſprechen, etwas hervor, wie Rigde oder ſo etwas Aehnliches. „Aber Ihr habt doch auch einen chriſtlichen Vornamen?" fragte er.

„Allerdings: Heinrich oder Enrico."

„Ah, da nehmen wir lieber den Vornamen; ſo folgt mir denn ins Haus, Don Enrico!"

Dieſes Don klang unſerem Freunde nicht unangenehm; er erinnerte ſich einiger Dons, die er dargeſtellt, wenn er im Gefolge irgend eines ſpaniſchen Königs Gnadenketten überbracht oder arme Schlachtopfer zum Blutgerüſte begleitet — Don Enrico. Er fand, daß man in Italien außerordentlich höflich ſei.

Hinter Raſajele, der das Thor öffnend ihm voranſchritt, betrat er den Lorbeerhain und empfand hier unter deſſen Laubmaſſen gegen die Hitze draußen eine angenehme Kühle. Kein Sonnenſtrahl drang durch die dichte Wölbung über ſeinem Haupte, aber deſto heller leuchtete am Ende des Laubganges das Haus des Pachters hervor.

Dieſer hatte ſich, als er eben die Schwelle überſchritt, gegen ſeinen Gaſt umgewandt und faßte nun plötzlich mit einem Ausdrucke des Erſtaunens im Geſichte den Arm deſſelben, ihn ſo für den Augenblick zum Stillſtehen nöthigend. Gleich darauf ließ er ihn aber wieder los und ſagte: „Das war ganz eigenthümlich, Don Enrico; Ihr habt es bemerkt, denn es ging raſch wie der

Blitz; als Ihr mit dem rechten Fuße die Schwelle des Thores überſchrittet, ſchoß dort am Boden zwiſchen den Stämmen des Lorbers hervor eine kleine, grünſchillernde Schlange; es iſt eine ganz ungefährliche Art, wir haben überhaupt keine giftigen hier, — die kam alſo dort hervor, wand ſich rings um Euren Fuß und verſchwand dann wieder im Grünen."

„Ich habe nichts bemerkt," ſagte Richter, „nicht einmal ein Raſcheln gehört."

„Das glaube ich wohl, ich würde auch nichts geſehen haben, hätte ich mein Auge nicht zufälliger Weiſe auf Euch gerichtet, gehabt, um zu ſehen, mit welchem Fuße Ihr meine Schwelle zuerſt überſchrittet; es iſt das von Vorbedeutung und wichtig."

„So ſeid Ihr abergläubiſch?"

„So möchte ich es nicht nennen, aber es gibt im Thun und Treiben der Menſchen an ſich ganz gewöhnlich ſcheinende Dinge, die aber, wie ich ſicher glaube, einen Zuſammenhang haben mit der Stunde, die vor uns liegt, oder mit unſerer Zukunft."

„So hätte die Schlange, die ſich um meinen Fuß wand, auch eine Bedeutung?"

„Das will ich meinen," erwiderte Raſajele mit lachendem Geſichte, „und wohl kein Unglückliches, denn die Schlange iſt ein heilbringendes und verehrtes Thier. Was es aber ſagen will, daß ſie Euch beim Ueberſchreiten meiner Schwelle begrüßte, darüber muß ich meine Frau befragen, die verſteht ſich auf dergleichen Dinge — ſeht, da iſt unſer Haus, angenehm und hübſch kühl gelegen."

Zwei alte, mächtige Maulbeerbäume, welche am Ende des Laubganges ſtanden, rahmten mit ihrem helleren Grün das Haus des Pachters ein und gaben ein reizendes Bild, in welchem Licht und Schatten aufs anmuthigſte wechſelten. Die graugelben Sandſteine, aus welchen das Haus gebaut, waren noch hier und da mit weißem Mörtel beworfen, an verſchiedenen Stellen wie ver-

wittert und bildeten ſo auf der Mauer eigenthümliche Schraffirungen und Zeichnungen. Eine alte, ſolide Treppe, ziemlich roh aus dunkeln Steinen zuſammengefügt, führte von außen auf einen offenen Gang, der wie in den meiſten italieniſchen Landhäuſern dieſer Art um den oberen Stock herumlief und von welchem verſchiedene Thüren in das Innere des Gebäudes führten. Maleriſch war dieſer Gang verziert durch Guirlanden von gelben und dunkelrothen Wälſchkorn-Kolben, durch weiße Wäſche, welche über das Geländer herabhing, durch Haufen von grünem Hanf, durch Töpfe der verſchiedenſten Art, namentlich aber durch einen trefflichen Nelkenſtock, deſſen feurige Blumen auf die Stufen der alten Treppe herabnickten.

Der dem Ankommenden zugekehrte Theil des Parterres hatte zwei große gemauerte Bogen. Der eine derſelben war mit Strohmatten und Reiſern behangen und bildete eine Scheuer; hinter dem zweiten größeren war der Eingang ins Haus durch eine weite Thür und gewährte eine Art Vorhalle, in welcher ſich ein ſteinerner Waſchtrog befand; neben ihm war der Backofen angebaut, welcher die gewölbte Decke dunkel ſchwarzbraun gefärbt hatte.

Rechts vom Hauſe befand ſich ein alter Ziehbrunnen mit bemoosten, verwitterten Steinen, maleriſch, wie man nur etwas ſehen kann. Daneben führte eine Thür in ein kleines Gebäude, welches als Stall benutzt wurde, vor welchem ſich ein großes Rondel, zum Dreſchen des Kornes beſtimmt, ausdehnte.

Der Platz vor dem Hauſe zwiſchen dieſem und den alten Maulbeerbäumen war mit feinem Graſe bedeckt und mitten hindurch führte ein breiter, reinlicher Sandweg von der Lorber-Laube zum Eingange des Hauſes, wo die Frau, die Richter zuerſt geſehen, ſpinnend auf einem Stuhle ſaß. Zu ihren Füßen lag ein mächtiger, zottiger Hund, der leiſe knurrend ſeinen Kopf erhob und dann, als er ſeinen Herrn erkannte, mit dem buſchi-

Wirklichkeit noch ganze Berge von Hinderniſſen, und wenn ich mit dem Vater nur ſprach von der Bettlerin und ihrer Tochter, ſo verfinſterte ſich ſein Geſicht, und einmal, als ich wie im Scherz ſagte, die möchte ich heirathen, da hob er ſeine ſchwere Peitſche gegen mich auf.

Trotzdem aber war ich viel drüben in dem kleinen verfallenen Häuschen und half der Alten, wo ich nur helfen konnte.

Das Mädchen war meiſtens traurig und in ſich gekehrt, die Alte dagegen luſtig und guter Dinge, namentlich wenn ich ihr ein Säckchen mit Frucht über den Zaun warf oder des Winters einige Scheiter Holz oder dergleichen.

Das dauerte ſo eine Zeit lang fort, und alsdann giengen Mutter und Tochter nach der großen Stadt, die nahe lag, um für das Mädchen ein Unterkommen zu finden; und ſie fand auch eins bei einer Nähterin und gieng von da an jeden Morgen dorthin und kam Abends wieder. Bald beſſerte ſich auch das Verhältniß der Alten; es gieng ihr nicht mehr ſo ſchlecht wie früher, und ich — nun, ich freute mich darüber.

Das Mädchen war damals fünfzehn Jahre alt und friſch und geſund aufgeblüht wie eine Roſe, man konnte nichts Schöneres ſehen. Wenn ſie aber ſo zuweilen daher kam durch das Dorf an Sonn- und Feiertagen, und wir junge Burſche ſtanden beiſammen, und ich dem Mädchen triumphirend nachſah, indem es in mir ſprach: „die wird doch dein werden!“ dann ſtießen ſich einige der ältern Burſche lachend an; und als ſie eines Tages ein neues hübſches Tuch trug, ſagte er von ihnen: „Ich möchte beim Blitz, die hätte das Geld von mir verdient!“ und die Andern lachten.

Das aber gieng mir im Kopf herum, und ich dachte darüber nach und grübelte und wollte doch nichts herausbringen; auch mit der Alten ſprach ich darüber, doch die lachte, ſah mich mit einem ſonderbar pfiffigen Blick an und brummte in ſich hinein: „Man muß ja leben, das Hungerſterben iſt ſehr unangenehm.“

gen Schweiſe den Boden ſchlug. Der Eſel graste auf dem Platze vor der Scheuer, eine Schaar Hühner ſuchte in dem ſteinernen Rondel nach übrig gebliebenen Körnern, und an der Mauer des Hauſes lehnten Garten-Geräthſchaften verſchiedenſter Art.

Nur hier und da drang ein glühender Strahl der ſinkenden Sonne durch die Laubmaſſen anderer rieſenhafter Maulbeerbäume und beleuchtete das Haus mit warmen Lichtern, neben welchen lange violette, ſich ſanft bewegende Baumſchatten ſo ſcharf und beſtimmt abſtachen. Die Strohmatten an der Scheuer ſchimmerten gelblich-roth im wärmſten Tone; die Gallerie über den tiefen, faſt ſchwarzen Schatten des Haus-Einganges ſtand in vollſtem Lichte, aus dem hervor die Blumen der Nelken wie glühende Kohlen leuchteten. Während die angebaute Treppe einen langen, gezackten Schatten auf die linke Seite des Platzes warfen, glänzten rechts die herabfallenden Tropfen des aufgezogenen Waſſer-Eimers wie Brillanten im Sonnenlichte; hinter dem Hauſe erhob ſich eine rieſenhafte Pinie, welche ihre Krone ſchirmartig über das Dach ausbreitete und ſich wie mit Goldduft überſtreut prachtvoll von dem dunkelblauen Himmel abhob.

Alles das gab ein ſo ſchönes, harmoniſches, milde zuſammenſtimmendes Bild der Ruhe und Glückſeligkeit, daß Richter überraſcht ſtehen blieb und unwillkürlich ausrief: „Lieblicheres hab ich noch nie geſehen!“

Raſajele führte ſeinen Gaſt an den Eingang des Hauſes, holte einen Stuhl und bat ihn, ſich ſeiner Sachen zu entledigen und Platz zu nehmen.

„Ich habe Don Enrico mitgebracht,“ wandte er ſich an ſeine Frau, „und Du wirſt wohl ein paar Feigen und Salami für ihn haben, damit er etwas zu ſich nimmt, ehe er den langen Weg nach Neapel wieder antritt. Wo iſt Marietta?“

Die Frau hatte dem Gaſte freundlich zugenickt und ſagte dann ihrem Manne: „Marietta wird bei ihren Seidenraupen

sein, laß sie nur dabei. Du weißt wohl, sie hat es nicht gern, wenn man sie in ihrer Arbeit stört; ich selbst will für Don Enrico etwas holen." Darauf ging sie ins Haus und brachte bald darauf mit Hülfe des barfüßigen Knaben, der mit seinen großen Augen den Fremden als etwas außerordentlich Wunderbares anstarrte, ein kleines Tischchen heraus, welches sie mit einem schneeweißen Tuche bedeckte und dann Feigen auftrug, weißes Brod, so wie in dünne Scheiben geschnittene Salami. Rafajele war indessen auch verschwunden und brachte eine zweihenklige Vase von terra cotta nach einer schönen, antiken Form, in welcher sich schwarz-rother Wein befand.

„Kann jemand in schönerer Umgebung und trefflicher zu Nacht speisen, als ich?" rief Richter enthusiastisch aus. „Ich hätte nicht gedacht, meinen Tag so glücklich beschließen zu können, ein König würde mich beneiden."

„Doch ist es mir lieb, daß der König keine Veranlassung dazu findet," entgegnete der Pachter in trockenem Tone, „wir sind hier besser unter uns; aber jetzt greift zu, Don Enrico, und seid versichert, daß alles das und noch mehr Euch von Herzen gegeben wird. Laßt Euch auch nicht stören, wenn ich mit meiner Frau von der Schlange spreche," setzte er lächelnd hinzu, und dann erzählte er, was sich auf der Schwelle des Gartens mit seinem Gaste begeben.

Die Frau hörte so aufmerksam zu, daß selbst die bis jetzt nie rastende Spindel bewegungslos in ihrem Schooße lag. „Ei, ei," sagte sie alsdann, während ein freundlicher Zug ihr sonst so ernstes, fast düsteres Gesicht für eine Sekunde beleuchtete, das war eine schöne Begrüßung."

„Und was hat sie zu bedeuten?" fragte der junge Mann.

Die Frau zuckte mit den Achseln und wechselte einen Blick mit ihrem Manne, der sie eben so erwartungsvoll anschaute, wie Don Enrico, ehe sie langsam zur Antwort gab: „Die Bedeutung

dieſes Grußes verändert ſich nach der Perſon desjenigen, an welche er gerichtet; für Euch, da Ihr uns in kurzer Zeit wieder verlaßt, heißt es ſo viel, als Ihr ſeid von uns gern geſehen und werdet noch ſpäter an dieſes Haus zurückdenken."

„Darin hat mir die Schlange die Wahrheit verkündet, denn Ihr könnt verſichert ſein, daß ich des herzlichen Empfanges in dieſem wunderbaren Paradieſe mein Leben lang eingedenk ſein werde."

Er hatte bei dieſen Worten, die er in innigem Tone ausſprach, ſeine Hand über den Tiſch ſeiner Wirthin dargereicht, welche faſt zögernd die ihrige hineinlegte und ihn dabei mit den großen dunkeln, etwas umflorten Augen forſchend betrachtete.

„Ich habe nicht gewußt," rief Raſajele lachend, „daß dem Einen ein ſolcher Gruß etwas Anderes bedeuten kann, als dem Anderen; aber habe ich Euch nicht geſagt, Don Enrico, daß das mit der Schlange ein gutes Vorzeichen wäre?"

„Mich freut's in der That," entgegnete Richter, „denn ich fühle mich ſo heimiſch bei Euch, als ſei ich ſchon lange hier oben geweſen."

„Nun, ich hoffe, Ihr kommt noch öfters herauf. Apropos," ſetzte er launig hinzu, „dann geht aber zu Fuße, es iſt nicht zu weit, oder wenn wir uns einmal verabreden können, ſo laß ich Euch auf meinem Eſel reiten, das iſt ein beſſeres Thier, als die Beſtie von drunten."

Richter, welcher in das wunderbare Spiel der dunklen Schatten und blitzenden Sonnenlichter der Laubmaſſen blickte und mit ſo behaglichem Gefühle den linden und erfriſchenden Hauch der Abendluft einathmete, welcher um ſeine Wange ſtreifte, bemerkte auf einmal eine ſchlanke Mädchengeſtalt, die aus dem Anbau jenſeits des Brunnens herkam, einen Augenblick ihren Kopf gegen die Gruppe vor der Thür wandte und dann hinter dem Hauſe mit ruhigen Schritten verſchwand.

„Marietta!“ rief der Pachter, worauf ihm ſeine Frau ein Zeichen mit den Augen machte, ſich erhob und in's Innere der Wohnung ging.

„Ihr trinkt aber gar nichts,“ wandte ſich hierauf der Pachter an ſeinen Gaſt, indem er ihm die irdene Vaſe hinſchob, „gewöhnlich lieben doch die Deutſchen einen guten Trunk.“

„Ich kann das von mir eigentlich nicht ſagen; mein Durſt iſt bald gelöſcht, und dann mag ich keinen Wein mehr. Auch finde ich den, den man hier trinkt, zu feurig und ſtark, er läuft Einem wie flüſſiges Feuer durch die Adern. Wenn Ihr aber erlaubt, ſo zünde ich mir eine meiner Cigarren an.“

„Thut ſo,“ erwiderte der Pachter, ich werde Euch mit meiner Pfeife Geſellſchaft leiſten.“

„Nehmt doch eine von meinen Cigarren, Ihr habt mich ſo trefflich bewirthet, daß Ihr nicht verſchmähen dürft, mit mir zu rauchen; ſie ſind nicht ſchlecht, ich brachte ſie von draußen mit.“

Richter wickelte die beiden letzten Cigarren, die er in dem bewußten Papiere bei ſich trug, aus demſelben und ließ es dann wie abſichtslos auf dem Tiſche liegen.

„Das iſt was Gutes,“ ſagte Raſajele, nachdem er ein paar Züge gethan; „Ihr habt den Vortheil, draußen beſſere und wohlfeilere Cigarren rauchen zu können.“

„Aber Eure langen ſchwarzen Cigarren ſind auch nicht ſchlecht.“

„Ja, wenn man daran gewöhnt iſt, mir iſt meine Pfeife lieber.“

Von der Cigarre Richter's war etwas Aſche auf den Tiſch gefallen, und er blies dieſe ſo geſchickt hinweg, daß ſich das Stückchen Papier mit erhob und dann dicht vor ſeinem Wirth zu liegen kam.

Dieſer blickte es zuerſt mit großer Gleichgültigkeit an, auf einmal aber ſchien etwas von der Schrift auf demſelben ſeine

Aufmerkſamkeit zu feſſeln; er nahm es in die Hand, ehe er es aber näher vor die Augen brachte, ſprach er zu Don Enrico: „Habt Ihr das da mitgebracht?“

Richter blickte flüchtig darauf hin, dann erwiderte er: „Es kann nichts Bedeutendes ſein, zerreißt es nur, es hat mir zum Cigarren-Einwickeln gedient.“

Die Frau war unterdeſſen auch wieder unter das Vordach des Hauſes getreten und hatte ſich an ihren Platz geſetzt. Ihr ſchob der Colone das Papier zu, wobei er ſie mit einem eigenthümlichen Blicke betrachtete, den ſie nach einem raſchen Blicke auf die geſchriebenen Zeilen durch ein leichtes Kopfnicken erwiderte, dann aber das Papier auf beiden Seiten aufmerkſam betrachtete.

Richter merkte von alle dem begreiflicher Weiſe nichts. Er hatte ſein Geſicht zu dem jetzt tiefblauen Abendhimmel erhoben und betrachtete mit großem Intereſſe einzelne leichte Wölkchen, die, von der ſinkenden Sonne beſtrahlt, jetzt wie in Goldſchimmer getaucht erſchienen.

„Man weiß nicht, was hier ſchöner iſt,“ wandte er ſich alsdann gegen ſeinen Wirth, „der Morgen oder der Abend, doch bin ich eigentlich für den Morgen, denn die jetzt eintretende dunkle Nacht wirft einen ſchwarzen Schleier über alle die Herrlichkeiten und gemahnt mich zum Aufbruche — ich brauche doch eine gute Stunde bis zur Stadt.“

„Gewiß,“ entgegnete der Pachter, „und da die Sonne ſchon hinter dem Rande des Poſilippo verſchwunden ſein muß, ſo haben wir in kurzer Zeit finſtere Nacht.“

„Ganz richtig,“ erwiderte der junge Mann, „was man bei uns Dämmerung nennt und was uns ſo angenehm hinüberleitet in die Nacht, kennt man hier nicht. Wie in ſo vielen Dingen bildet auch hier wieder Licht und Schatten einen ſchroffen Contraſt.

Bei diesen Worten that Richter nicht, als sähe er die Zeichen, vermittels deren sich Nasajele mit seiner Frau angelegentlichst unterhielt, ja, er that sehr erstaunt, als sein Wirth ihm nun sagte: „Wenn ich Euch rathen darf, Don Enrico, so würdet Ihr heute Abend nicht mehr nach der Stadt zurückkehren; die alten, guten Zeiten," setzte er etwas leiser hinzu, „wo man mit einem Sack voll Zechinen ohne Gefahr von Salerno über's Gebirge nach Neapel gehen durfte, sind nicht mehr, und wenn es auch in der letzten Zeit hier oben ruhig war, so kann doch der Teufel trauen, und ich würde es mir nie verzeihen, wenn sie Euch im Hohlwege unten angefallen hätten."

„Ja, er hat Recht," sagte nun auch die Frau, „bleibt bei uns, Don Enrico. Ihr werdet sehen, wir sind im Stande, Euch auf eine ganz behagliche Art unterzubringen. Da Ihr ein Maler seid, werdet Ihr Euch ja doch mehr auf der Höhe herumtreiben, als unten in der Stadt. Gebt einmal Achtung, wie prachtvoll hier oben die Sonne aufgeht."

Richter, welcher vorher schon langsam seine Ledertasche an sich genommen und seinen Stock erfaßt hatte, legte Beides wieder zögernd auf den Tisch, wobei er sagte: „Es überrascht mich, Ihr braven Leute, daß Ihr mir, einem völlig Fremden, so bereitwillig ein Nachtlager anbietet; da es aber, wie ich bemerke, aus gutem Herzen kommt, so nehme ich es dankbar an."

„Man kann einander fremd sein und sich gewissermaßen doch schon kennen," erwiderte Nasajele mit einem eigenthümlichen Lächeln, wobei sein gewöhnlicher, schlauer, ja, verschmitzter Gesichtsausdruck scharf hervortrat; „nehmen wir an, Ihr hättet da draußen bei Euch einen guten Freund, der schon hier gewesen und über den wir uns nun angenehm unterhalten könnten — wäre das nicht genug, um Euch zu bitten, daß Ihr ein paar Tage bliebet?"

„Darin iſt viel Wahres," entgegnete Don Enrico, und ſetzte mit einem vielſagenden Blicke auf den Pachter und ſeine Frau hinzu: „wenn ich mein Gedächtniß anſtrenge, ſo ſollte es mir faſt gelingen, mich an jemand meiner Bekanntſchaft zu erinnern, der früher hier war und oft und gern von Neapel ſprach."

Rafajele warf einen Blick auf den kleinen Platz vor dem Hauſe, dann ſtreckte er die rechte Hand gegen ſeinen Gaſt aus, und als dieſer die ſeinige hineinlegte, drückte er ſie kräftig: „Ihr bleibt alſo bei uns, Freund Don Enrico, und morgen, wo wir einen kleinen Spaziergang zuſammen machen wollen, reden wir über Eure Bekannten in der Heimat."

„Gebe Gott," ſagte die Frau mit leiſer Stimme, „daß es Angenehmes iſt, was wir über ihn hören werden; hätte ich einen einzigen Sohn, ich könnte ihn nicht lieber haben."

„Das iſt alſo abgemacht," rief der Pachter händereibend aus, „jetzt kommt, daß ich Euch Euer Zimmer zeige, Ihr werdet müde ſein und ſollt, wie ich denke, prächtig ſchlafen."

Die Frau des Pachters hatte eine brennende Ampel von der bekannten antiken Form aus dem Hauſe geholt, und als ſie dieſelbe ihrem Manne einhändigte, der voranſchritt, um dem Gaſte zu leuchten, ſagte ſie: „felicissima notte."

Ueber die alte Steintreppe ſchritt der Colone ſeinem Gaſte mit der Ampel leuchtend voran und führte ihn oben auf der Gallerie nach der hinteren Seite des Hauſes, wo er eine Thür öffnete, zuerſt hineintrat und dann das Licht hoch emporhebend mit wohlgefälligem Tone ſagte: „Nun, wie gefällt Euch das, läßt ſich hier nicht wohnen?"

Das Zimmer war auch in der That zierlicher eingerichtet, als es das Aeußere des Hauſes hätte vermuthen laſſen und als Richter trotz der Wohlhabenheit, die er bei ſeinen Wirthsleuten bemerkt, erwartet; der ſteinerne Fußboden war mit einer Matte bedeckt, am Fenſter neben der Thür ſtand ein Tiſch mit dem

zur Toilette nöthigen Porcellan und Glas, vor welchem sich sogar ein strohgeflochtener Armsessel befand. Das breite Bett im Hintergrunde war mit schneeweißer Leinwand überzogen und hatte grüne Zanzarieren, ein Luxus zum Schutze gegen die Mücken, den man selten auf dem Lande in derartigen Häusern antrifft.

An der Wand fehlte ein Spiegel nicht und auf dem kleinen Tischchen in der Ecke befand sich auf einem kleinen Leuchter sogar eine Wachskerze. Richter fühlte sich durch alles dieses und besonders noch durch die überall herrschende Sauberkeit aufs behaglichste angesprochen, und nachdem er seine Ledertasche, Feldstuhl und Stock abgelegt, reichte er dem Wirthe beide Hände mit der Versicherung, daß er ihm keinen größeren Gefallen habe erweisen können, als ihm hier oben Quartier zu geben. „Was ist drunten die Stadt mit ihrem Menschengewühle, mit ihrem Staube, mit ihrer Hitze, mit ihrem unerträglichen Lärm gegen diese frische, göttliche Einsamkeit hier oben!“ rief er enthusiastisch aus, worauf ihm Nasajele freundlich lächelnd eine gute Nacht wünschte und ihn allein ließ.

Richter konnte sich nicht enthalten, noch einmal auf die Gallerie hinauszutreten und etwas von dem herrlichen Dufte des Abends zu athmen. „Lorberbüsche und Orangenblüthen,“ — sprach er zu sich selber, „bist Du nicht ein glücklicher Kerl? So mit einem Male von gar nichts Bewohner einer himmlischen Villa am Meerbusen von Neapel geworden zu sein! Es ist jetzt neun Uhr, und wenn sie dort, wo ich herkomme, heute Abend eine große Oper in der Arbeit haben, so singt jetzt vielleicht der Chor:

Zum Kampf! Er führet uns zum Sieg!
Nicht Zwietracht mehr! Hinaus zum Kampfe,
Zum Kampf! Er führet uns zum Sieg!

„Kerkerluft und paradieſiſche Seligkeit — ah, wie das ſchön iſt!“ Er verſchränkte die Arme, trat an die Brüſtung der Gallerie und ſchaute hinaus in die weite Ferne, wo er umrahmt von jetzt ſchwarz erſcheinenden, ſanft wehenden Rebenlauben ein Stückchen der mild erglänzenden See bemerkte.

Als er ſich ſpäter in ſein Zimmer zurückzog, waren ſeine Gedanken getheilt zwiſchen der Heimat und hier und beſchäftigten ſich eben ſo mit ſeinem vergangenen Leben, als mit der Gegenwart, wenn er ſang:

„O, ſenke ſüßer Schlaf Dich nieder
Auf ihre müden Augenlider,
Und gieße Balſam in das arme Herz.“

Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Marietta.

Als Richter am andern Morgen nach einem geſunden und feſten Schlaf erwachte und auf die Gallerie vor ſeinem Zimmer trat, hätte er laut aufjauchzen mögen über die wunderbare Pracht des Morgens, der goldſtrahlend und in Brillanten funkelnd über der Erde aufgegangen war. Drüben ſchimmerte das Meer im tiefſten Blau, während Capri jetzt in den hellſten Tönen den Hintergrund ſchloß. Der Himmel ſtrahlte in nie geſehener Klarheit, von dem Garten herauf duſteten die Lorbergebüſche, die Citronen- und Orangenblüthen, der Nelken- und Reſeden-Flor mit einer faſt betäubenden Kraft. Dabei waren

Bäume und Büſche bedeckt mit Myriaden von Thautropfen, und über alles das, was Richter hier ſah und empfand, hätte er faſt außer ſich kommen mögen vor Entzücken, es war förmlich eine feenhafte Welt für ihn: drunten lagen in Körben aufgeſchichtet die farbigen Melonen und die zackigen Artiſchoken neben goldglänzenden Aprikoſen; daneben ſtand der zottige Hund aus den Abruzzen und etwas weiter entfernt graste der Eſel auf einem großen Raſenplatze hinter dem Hauſe.

Don Enrico war raſch mit ſeinem Anzuge fertig, und die heutige Aenderung in demſelben war, daß er ſtatt der ſchweren Stiefel leichte Schuhe anzog und ſich im Vorbeigehen eine der dunkelglühenden Nelken brach, die er ſich auf den Calabreſer ſteckte; dann ging er die Treppe hinunter und wurde am Fuße derſelben von ſeinem Wirthe mit einem freundlichen guten Morgen begrüßt und mit der Bemerkung, er wundere ſich, ihn ſchon ſo früh auf zu ſehen, worauf ihm Richter in einem Recitativ erwiderte:

„Bei Hirten wird's früh Tag."

„Wie es mit Eurem Frühſtück ausſehen wird, Don Enrico," ſagte hierauf der Pachter, „das weiß ich noch nicht ganz ganau; was Ihr gewohnt ſeid, Kaffee oder Thee, wiſſen meine Weibsleute nicht beſonders gut zuzubereiten, und da hat denn die Frau für Euch ein Glas Milch vorgeſchlagen; ſeid Ihr damit zufrieden?"

„Nur zufrieden?" rief Don Enrico in einem Tone, der eine gerechte Entrüſtung über dieſe Frage ausdrücken ſollte, „glückſelig bin ich darüber, ganz entzückt über ein ſo wunderbar ländliches Frühſtück, und das in dieſer prachtvollen Natur, lieber Freund Rafajele! Wer wie ich über zwanzig Jahre im Dampfe der Städte und Hauche der Grüfte gelebt hat, der wirft ſich, wenn er endlich Gelegenheit dazu bekommt, entzückt an

Mir ließ aber diese Geschichte Tag und Nacht keine Ruhe, und nachdem ich lange hin und her gesonnen, gieng ich eines Morgens vor Tagesanbruch nach der Stadt und verbarg mich am Thor, bis das Mädchen kam, dann folgte ich ihr von Weitem nach und sah, wie sie allerdings zu einer Nähterin gieng, um da zu arbeiten.

Ich blieb und wartete Stunde um Stunde, und endlich gegen vier Uhr, es war im Spätherbst, kam sie wieder heraus. Abermals folgte ich ihr von Weitem und sah, daß sie absichtlich durch mehr Straßen gieng, als nothwendig war, und daß sie herumgehen wollte, bis es anfieng dunkel zu werden; dann trat sie vór- ein großes Haus, sah sich schüchtern nach allen Seiten um und eilte durch ein Hofthor und dann durch eine kleine Thür in dieses Haus hinein, das sah ich. Ich schlich ihr nach, fand eine kleine, finstere Treppe, die ich langsam hinaustappte, und kam auf einen ebenfalls dunklen Vorplatz, wo ich nichts bemerkte, als gleich zwei feurigen Punkten zwei Schlüssellöcher, durch welche das Licht in den Zimmern auf den Vorplatz fiel. An dem einen horchte ich: es waren zwei Stimmen, die zusammen sprachen, Gott sei Dank! zwei Männerstimmen — aber was sprachen sie?

Der Eine sagte lachend und flüsternd: „Wer ist da?“ und die andere Stimme antwortete:

„Es ist das hübsche Bauermädel, die alle Mittwoch und alle Samstag kommt.“

„Schade um die,“ erwiderte die erste Stimme, „die hätte in die rechten Hände fallen sollen, als daß sie so auf eigene Faust herumläuft;“ und die andere Stimme entgegnete:

„Allerdings, es ist eigentlich schade.“ — — —

Ich gieng zurück an die andere Thür, und vor derselben stand ein alter blauer Regenschirm, den ich ganz genau kannte; vor nicht langer Zeit hatte ich an eben diesem alten blauen Regenschirm, als ich Abends in dem ärmlichen Zimmer draußen im

das Herz der Mutter Natur und ſaugt Originalſtoff aus ihrer Bruſt."

Wir glauben nicht, daß der ehrliche Pachter dieſe Rede ſeines Gaſtes verſtanden, in der obendrein deutſche Worte mit lateiniſchen und italieniſchen abwechſelten; dagegen ſah er in dem freudeſtrahlenden Angeſichte deſſelben, wie gut es ihm hier oben gefiel, und führte ihn lächelnd an den Platz, auf welchem ſie geſtern Abend geſeſſen und wo die Pachterin beſchäftigt war, das Frühſtück auf den Tiſch zu ſtellen. Für Richter war friſche Milch da und weißes Brod; Raſajele zog eine große, ſaftige Zwiebel vor, zu der er etwas Speck und ſpaniſchen Pfeffer nahm, und die Pachterin hatte eine Schüſſel Suppe vor ſich ſtehen. Auch ſie bot ihrem Gaſte einen freundlichen guten Morgen, und dann ließen ſich alle nieder im Schatten des Hauſes und eines der rieſenhaften Maulbeerbäume, während rings um ſie her die jetzt ſchon heißen Sonnenſtrahlen blendend leuchteten. Der große, zottige Hund war ebenfalls hinter ſeinem Herrn mit an den Tiſch getreten, und als Richter das prachtvolle Thier bewunderte, ſagte Raſajele: „Es iſt das ein tüchtiger Wächter; ich möchte in der Nacht keinem Fremden rathen, über den Zaun zu ſteigen, er würde unfehlbar zerriſſen; reicht ihm ein Stück Brod, Don Enrico, daß er Euch kennen lernt, und kraut ihm dabei furchtlos ſein Fell."

Richter that, wie ihm geheißen, und nachdem der Hund ſeinen Herrn einen Augenblick betrachtet, nahm er das Brod von dem Fremden und wedelte ein wenig mit ſeinem Schweife, als dieſer ihn auf den breiten Kopf pätſchelte.

„Wenn er Euch einmal genauer kennt, ſo begleitet er Euch in die Stadt," ſagte der Pachter, „und dann können ſchon einige handfeſte, unerſchrockene Kerle kommen, wenn ſie Euch was anhaben wollen."

„Braucht es in der That jetzt hier in dieſem ſchönen Lande

dergleichen Vorsichtsmaßregeln, wenn man Abends allein ausgeht?"

Rafajele zuckte mit den Achseln und erwiderte: „Mir und uns hier oben ist bis jetzt nichts passirt, doch kann man drunten alle Tage von Ueberfällen und Einbrüchen hören; natürlich wird auch übertrieben."

„Bei uns liest man in der Zeitung, es hätten sich hier wieder förmliche Räuberbanden gebildet, die Brigantaggio, wie sie es nennen."

„Die bezeichnen alles mit dem Worte Brigantaggio, und doch ist zwischen diesem und jenen Halunken, welche dem Wanderer sein Geld abnehmen und auch wohl ein bischen todtschlagen, ein Unterschied wie Tag und Nacht. Glaubt mir, Don Enrico, unter den Leuten, welche sich in die Berge geworfen haben, um auf eigene Faust einen Krieg gegen die Piemontesen zu führen, gibt es ganz achtungswerthe und tüchtige Männer."

„Das weiß die Madonna," warf die Frau mit einem tiefen Seufzer hin.

„Es ist ein grausamer Krieg, den sie mit einander führen," sagte Rafajele; „wo sie gegenseitige Gefangene machen, da schießen sie sie ohne Gnade todt; ich möchte von dem unschuldig vergossenen Blute nichts auf dem Gewissen haben. Hört 'mal unsere alten Leute darüber reden, wie es jetzt in diesem gesegneten Lande zugeht; die Spanier ihrer Zeit trieben es toll genug, die Franzosen ließen auch nicht mit sich spaßen, doch hatten sie in kurzer Zeit wenigstens Ordnung geschafft, mit den Oesterreichern war auch nicht am besten zu verkehren, aber jetzt — na, 's ist besser, man spricht nicht darüber." — Er blickte bei diesen Worten um sich her, neigte darauf den Kopf zu seinem Gaste und schloß mit leiser Stimme: „In dem Lande hier haben jetzt die Gebüsche Ohren; sprecht nie mit fremden Leuten über etwas dergleichen,

denn wenn Ihr selbst sagt Gott sei Dank, so finden sich Zeugen genug, die dieses Wort in O weh verkehren."

Richter war nachdenkend geworden, denn jetzt erst bei den Worten seines Wirthes fiel ihm Gaetano wieder ein und der gefährliche Weg, den dieser zu gehen habe. Er selbst hatte in der herrlichen Umgebung fast vergessen, daß es hier schroff einander gegenüberstehende Parteien gab und daß auch er in den Fall kommen werde, sich für eine derselben zu erklären und vielleicht thatkräftig einzutreten. Mit seinem leichten Sinne dachte er aber gleich darauf: kommt Zeit, kommt Rath, und wollte eben mit seinem Wirthe ein anderes Gespräch beginnen, als er hinter sich das Rauschen eines Gewandes vernahm und aufblickend ein junges Mädchen gewahrte, das aus dem Hause getreten war und dessen Erscheinung ihn so überraschte, daß er unwillkürlich aufstand und, sich tief verbeugend, seinen Hut abzog.

„Das ist Marietta, meine Tochter," sagte die Pachterin und fügte nach einer Pause hinzu: „Und das ist Don Enrico, ein Maler, der gestern Abend gekommen ist und ein paar Tage bei uns bleiben wird."

Marietta nickte flüchtig mit dem Kopfe und setzte sich dann so an die Seite ihrer Mutter, daß sie den Gast etwas weniger als die linke Seite ihres Gesichtes sehen ließ.

Dieser, welcher sich auch wieder niedergelassen hatte, mußte sich gestehen, daß er in seinem Leben nichts Reizenderes erblickt; er hatte doch auch schon schöne Mädchenaugen gesehen und in den vortheilhaftesten Costumen, ja, viele in demselben, in welchem jetzt Marietta erschien, darunter manche Tänzerin, die als Fenella aufgetreten war, von vollkommenster Schönheit, vor der nicht nur er und seine Collegen vom Chor, sondern selbst das ganze Personal bis zu dem Intendanten hinauf bewundernd gestaunt; aber alle, die er bis jetzt gesehen, reichten nicht im entferntesten an dieses junge Mädchen. — Und doch, eine Einzige

trat jetzt blendend vor sein inneres Auge — Rosa, die Tänzerin, sie allein hätte den Vergleich mit Marietta ausgehalten.

Marietta war von ziemlich großem und schlankem Wuchse, dabei fein und kräftig gebaut; zierlichere Hände und einen volleren Arm konnte man nicht sehen, und nun erst das rein griechische Profil ihres Gesichtes, die dunkeln, träumerischen Augen — nein, Aehnliches gab es nicht, dachte Richter. Wie waren diese Augensterne so tief und schwarz, so anziehend, daß man nur immer in sie hätte hineinsehen mögen, um in der dunkeln Nacht derselben nach den wunderbaren Träumen eines solchen Mädchenauges zu forschen! Hochgewölbte Brauen, beinahe etwas zu dicht und buschig, und lange, seidene Wimpern erhöhten den Eindruck und die Macht des Blickes. Der etwas dunkle Teint ihres Gesichtes verschwand vor der leichten Röthe ihrer Wangen, deren Schmelz bei jedem tieferen Athemzuge zu wechseln schien. Ihr krauses, blau-schwarzes Haar umhüllte halb aufgelöst in Locken und Flechten ihr Haupt, während eine silberne Nadel keck hineingesteckt war und mild glänzte neben der feurigen Glut einer der tiefrothen Nelken. Marietta trug über einem rothen wollenen Rocke eine weiße gestickte Schürze mit farbigem Bande, ihr schwarzes Sammtmieder, vorn leicht mit Gold verziert und eben nur so hoch, um den vollen runden Busen zu stützen, den aber ihr weißes, leinenes Hemd, welches über die Schultern in Falten gezogen war, nur ahnen ließ; um den entblößten Hals hatte sie eine Korallenschnur mit einem Hörnchen als Amulet, während ein gelbseidenes Halstuch, vorn locker in einen Knoten geschlungen, über den Nacken herabgerutscht war und diesen nur leicht bedeckte.

Richter hätte gar zu gern ein Wort an sie gerichtet, doch so sehr er sich auch Mühe gab, eine fehlerlose italienische Phrase zusammenzusetzen, so glaubte er doch keine zu finden, die ihm für das junge Mädchen elegant genug däuchte. Da auch sie

keine Luſt zu haben ſchien, den Fremden anzureden, ſo kam Don Enrico am heutigen Morgen nicht dazu, ihre Stimme zu vernehmen, denn nachdem ſie ihrer Mutter etwas zugeflüſtert, erhob ſie ſich wieder und ging quer über den Platz vor dem Hauſe nach dem nebenliegenden Anbau.

Richter konnte ſich nicht enthalten, ihr mit bewunderndem Erſtaunen nachzublicken und mußte ſich geſtehen, daß ihre Geſtalt, ſo dahin gehend, leicht ſchreitend wie ein Reh, noch mehr gewann. Jede ihrer Bewegungen war graziös, und ein gewiſſes Wiegen des ſchlanken Oberkörpers in den Hüften drückte jene verführeriſche Elaſticität aus, die man an den Spanierinnen ſo ſehr bewundert und welche auch manche Neapolitanerin mit ihren vielleicht ſtammverwandten Schweſtern gemein hat.

Dabei war alles an Marietta's Anzug ſo nett und gewählt, wie Richter nie etwas Aehnliches geſehen. Unwillkürlich fielen ihm immer wieder Vergleiche aus der Oper ein, aber auch da erinnerte er ſich bei Keiner, nicht einmal bei Roſa, dieſe Harmonie geſehen zu haben. Mit alten, ächten Spitzen waren Marietta's weiße Hembärmel, die nur bis zum Ellenbogen reichten, beſetzt, kein häßlicher Reifrock verunſtaltete ihren Wuchs und der kurze rothe Rock zeigte die zierlichſten Füßchen in blendend weißen Strümpfen auf allerliebſten Holzpantoffeln mit hohen Abſätzen.

Jetzt war ſie in dem Anbau verſchwunden, und Richter hätte ſich gern darüber geſchämt, daß er dem Mädchen ſo unpaſſend ſtarr nachgeblickt, als ihm ſein Wirth lächelnd ſagte: „Nicht wahr, Marietta kann ſich ſehen laſſen?“

„Und ſie iſt ſo gut und brav, als ſchön,“ meinte die Mutter.

„Dabei luſtig und heiter, wie der Vogel auf dem Zweige,“ unterbrach ſie der Vater; „wenn ſie Euch erſt einige Tage geſehen hat und dann mit Euch überhaupt ſprechen will, ſo wird ſie Euch keine Antwort ſchuldig bleiben, darauf könnt Ihr Euch

verlaſſen, und ſingen thut ſie den ganzen Tag — hört nur, da fängt ſie ſchon an, und alles durch einander, wie es ihr gerade in den Kopf kommt.“

„Chi videro vo lo scioro,
Lo sbranore
De la loggia e de la zecca,
Chi vedere vo la vera
Primavera,
Lassa tutte e bega Cecca
Cecca mia,
Ca non dica la boscia.“

hörte man das junge Mädchen in einer heiteren Tanzweiſe ſingen mit etwas tiefer, aber doch ſehr wohlklingender Stimme.

„Klingt das nicht wie die Mandoline?“ ſagte lachend der Vater; „wahrhaftig, man brauchte nur mit den Caſtagnetten einzufallen oder das Tambourin dazu zu ſchlagen, ſo könnte man die luſtigſte Tarantella tanzen.“

„Und wie tanzt ſie die!“ ſprach die Mutter mit einem viel ernſteren Blicke als nothwendig geweſen wäre. „Keine kann es ihr darin gleich thun!“

„Na, das lernt ſich alles von ſelbſt und will nicht viel bedeuten,“ erwiderte Raſajele; „aber auch in manchen anderen, nützlicheren Dingen iſt Marietta den meiſten ihres Alters voraus.“

„Ja, ja,“ ſprach die Pachterin mit einem tiefen Seufzer, worauf ſich Raſajele heftig am Kopfe kratzte und mit einem verdrießlichen Geſichte ſagte: „Laß das gut ſein für jetzt und fange nicht wieder an, es iſt ja noch nicht aller Tage Abend; scio-sciala, cavola,“ fügte er achſelzuckend hinzu.

„Du wirſt ſo lange die gleichen Redensarten führen,“ murmelte die Frau mit finſterm Blicke, „bis er eines Morgens her-

auftommt und kurzweg befiehlt, uns den anderen Tag bereit zu halten."

„Oho, man befiehlt mir nur ſo! Ich möchte wenigſtens den ſehen, dem ich auf einen ſolchen Befehl Folge leiſtete, es ſei denn, daß unſer junger Padrone wiederkäme, und der würde, wie ich überzeugt bin, ſo was nicht befehlen."

„Bis unſer junger Padrone, den Gott und die heilige Jungfrau ſchützen mögen, aber wieder erſcheint, kann ſich genug begeben, was im Stande iſt, mir das Herz zu brechen; o Raſajele, wenn es wirklich Deine Abſicht iſt, auf ſeine Vorſchläge nicht einzugehen, ſo ſage es ihm aber gerade heraus. Doch das thuſt Du nie; von Dir ſieht er nur die abgezogene Mütze, den abgezogenen Hut, und hört nur: o ja, wahrſcheinlich, es kann nicht fehlen, es wird ſich ſchon machen, und dergleichen mehr. O über die Schwäche von euch Männern! Ließeſt Du mich einmal mit ihm reden, ſo wüßte er bald, woran er wäre."

„O über die Klugheit von euch Weibern!" ſpottete der Pachter nach; „ſagten wir ihm ein Mal gerade heraus, was wir über ihn und jene Sache denken, ſo wüßten auch wir bald, woran wir wären, darauf kannſt Du Dich verlaſſen. Weißt Du nicht, daß er faſt unumſchränkt die Verwaltung der reichen Güter der Familie Fontana in der Hand hat? Bedenkſt Du nicht, daß er uns mit einem Federſtriche von Haus und Hof vertreiben kann, und haſt Du es vergeſſen, daß er wohl weiß, wie Dein Bruder heißt?"

Bei dieſen letzten Worten, welche Raſajele ausſprach, ſchrak die Frau zuſammen und warf einen ängſtlichen Blick nach ihrem Gaſte hinüber, der ſich aber als discreter Mann beim Beginn dieſes Zwiegeſprächs der Eheleute erhoben und ein paar Schritte in der Richtung nach dem Anbau gemacht hatte.

„Sei doch geſcheit," fuhr der Pachter nach einer Pauſe gutmüthig fort; „haben wir nicht ſeit geſtern gegründete Hoffnung

auf eine mächtige Hülfe — o, wenn ich daran denke, könnte ich vor Freude hinausschreien! — und sollen wir kurz vor einer bevorstehenden, so glücklichen Wendung jenem Kerl die Augen öffnen, daß er uns noch schnell zertritt, ehe wir vielleicht im Stande sind, ihm Eins zu versetzen? Im Gegentheil, Frau, wir wollen doppelt höflich gegen ihn sein, ihm schmeicheln, und wenn er heute käme und verlangte, morgen solle die Hochzeit sein, so sage ich: gut. Dann kannst Du als Mutter und Frau ihm begreiflich machen, morgen ginge es nicht, aber in acht Tagen oder so. — Wenn ich nur Marietta veranlassen könnte, etwas gelinder mit ihm zu verfahren; aber was hat ihm diese nicht schon für Redensarten an seinen dicken Kopf geworfen! — Gib Dich zufrieden, so viel hört er in seinem ganzen Leben nicht mehr, als ihm Deine Tochter gesagt — gegen den Stachel kann man nicht lecken," setzte er vertraulich hinzu, „und wer den Vesuv ausblasen wollte, der würde sich nur das Maul verbrennen."

„Ich sage Dir," fuhr er flüsternd fort, „was diese Advokaten da unten für eine Macht haben, davon kannst Du Dir keinen Begriff machen; früher da ging es über unsere Geldbeutel her, und wenn sie sich in etwas Anderes mischen wollten, so wurden sie von oben herunter tüchtig aufs Maul geklopft; es ist kein Geheimniß, daß manche von Ihnen lange Jahre hinter der Mauer der Vicaria oder im Wasserkessel des Castel dell' Uovo gesessen haben, und das geschah ihnen Recht, weil sie uns das Fell über die Ohren zogen, wo sie konnten. Aber heute, wo sie öffentlich reden können, was sie wollen, und in die Zeitungen drucken, was ihnen in den Sinn kommt, da fürchten sie sich sogar in Turin vor ihnen, thun ihnen schön und glauben alles, was sie sagen. Die Madonna mag's ändern, wenn es ihr möglich ist, aber wahr bleibt's! Hätte unser früherer König Geld genug, um die Advokaten zu kaufen, da könnten sie all das Gepuff und die

Metzeleien in den Bergen bleiben laſſen und viel ſchneller zum Ziele kommen."

Die Pächterin warf einen raſchen Blick auf Don Enrico, der in gemeſſenen Schritten auf dem Platze herumſchritt, auf welchem im Herbſte das Getreide gedroſchen wurde, dabei aber nicht unterließ, nach der offen ſtehenden Thür des Anbaues zu ſchielen, von woher immer noch Marietta's luſtiger Geſang erſcholl, dann fragte ſie: „Traufſt Du dem Fremden auch nicht zu viel? Seit Neapel eine Provinzſtadt geworden iſt, wird es denen da oben im Norden leicht, uns Spione aus aller Herren Länder zu ſchicken."

„Haſt Du nicht ſelbſt den Zettel geleſen, den er geſtern auf den Tiſch warf, und warſt Du nicht eben ſo ſehr als ich überzeugt, daß er aus einer befreundeten, lange vermißten Hand kommt?"

„Allerdings, aber deßhalb vergiß doch nicht, vorſichtig zu ſein; Du traufſt dem da unten eben ſo wenig als ich. Könnte er Dir nicht auch eine Falle ſtellen, um uns unbedingt in die Hand zu bekommen, ſchon um Marietta's willen?"

Raſajele ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, ehe er erwiderte: „Don Enrico hat ſo wenig von einem Spione, wie ein Artiſchoke von einem Meeraal, überhaupt haben dieſe Deutſchen ſehr wenig Anlage zur Verſtellung; grob können ſie ſein, das haben wir an den Schweizern erlebt, aber dabei ſind ſie aufrichtig und ehrlich, und beſonders der da. — Gleich nachher werde ich mit ihm einen Spaziergang machen, und wenn wir zurückkommen, werde ich wiſſen, was ich zu wiſſen brauche. Sei Du nur recht höflich mit ihm und nenne ihn Cavalliero, ich habe ſchon bemerkt, daß er das gern hört — ſchau, wie er dort hinblickt, wo Deine Tochter iſt," ſetzte er lachend hinzu; „hoffentlich wird Marietta keine Abneigung gegen ihn faſſen, wie ſie ſonſt ſo gern zu thun pflegt."

„Ich glaube nicht, wenn er artig und zurückhaltend gegen ſie iſt."

„Das wird er ſein, auf den Deutſchen kann man ſich in dieſer Beziehung ſchon verlaſſen; ja, wenn es ein Franzoſe wäre!“

Die Pachterin nickte mit dem Kopfe, dann gab ſie zur Antwort: „Wenn zwiſchen euch Beiden einmal die Rede auf Marietta kommt, ſo kannſt Du ihm wohl ſagen, daß ſie Braut iſt und nächſtens heirathen wird.“

Raſajele lächelte pfiffig, als er erwiderte: „Hoffentlich aber wird er nicht Zeuge ſein, wie ſie mit ihrem Bräutigam plaudert.“

„Das iſt gerade ein Punkt, an den ich noch nicht gedacht und den Du auch vergeſſen haſt; was machen wir, wenn er in den nächſten Tagen zufällig heraufkommt?“

Der Pachter kratzte ſich am Kopfe und ſann einen Augenblick nach, ehe er verſetzte: „Den Teufel auch, das iſt wahr, daran habe ich wahrhaftig nicht gedacht!“

„Das Beſte iſt wohl,“ ſagte die Frau, „ja das Einzige, wir laſſen ihn unſern Gaſt nicht ſehen. Gepäck hat Don Enrico nicht viel, und wenn er ihn gar zu Geſicht bekommen ſollte, ſo iſt er halt ein Maler, wie ſich viele hier herumtreiben, der in das Haus kam, um ein wenig auszuruhen. Was ſein Zimmer droben anbelangt, ſo ſage ich ihm einfach, Marietta hätte es ſich ausgewählt, und da weiß er ſchon, daß er fern davon bleiben muß.“

„So iſt's recht,“ antwortete Raſajele lachend, „darin wird er vielleicht eine Anhänglichkeit der Tochter an ihn ſehen und ſich zufrieden geben.“

„Beſſer aber iſt's immer,“ meinte die Frau, indem ſie ihren Kopf nachſinnend hin und her wiegte, „wenn er ihn nicht ſieht.“

„Das kann ich auch mit ihm bereden,“ erwiderte der Pachter; „ich brauche ihm ja nur zu ſagen, der Bräutigam Marietta's ſei

Dorfe saß, [redacted] Stange mit einem Nagel befestigt. — sehen und hören konnte ich aber nichts aus dem Zimmer, wo der Regenschirm stand, es herrschte da eine entsetzliche sonderbare Stille. —

Ich gieng langsam des Weges zurück, wo ich hergekommen und es fror mich auf eine schreckliche Art, die Zähne schlugen mir im Munde zusammen und meine Hände waren starr, doch wartete ich geduldig, bis sie aus dem Hause auf der kleinen Treppe und dem dunklen Vorplatz herunter kam, und dann folgte ich ihr von Weitem, und als sie in einen kleinen Laden trat, gieng ich ebenfalls da hinein.

Als sie mich sah und erkannte, erschrack sie sichtlich und fuhr zusammen; sie sah sonderbar aus, ich habe ihr Gesicht seit damals nicht vergessen; ihr Auge war feucht, und ihre Hand zitterte, als sie ihre kleinen Einkäufe bezahlen wollte; auch wandte sie sich ängstlich rechts und links und wollte mich das Geldstück nicht sehen lassen, das sie gab." — —

Nach einer Pause, die der Jäger hier in der Erzählung gemacht, fuhr er ruhig und gleichmüthig fort:

„Es war ein Zweiguldenstück und ich sagte: Du verdienst viel Geld, worauf sie mit leiser Stimme antwortete:

„„Ach Gott! ich habe das eigentlich nicht verdient; ich habe es mir nur entlehnt, und es hat mich eine entsetzliche Mühe gekostet, es zu bekommen. Aber,"" setzte sie hastig hinzu, „„ich habe es wahrhaftig nothwendig gebraucht, ich verdiene täglich sechszehn Kreuzer, und davon können wir nicht leben.""

„Das ist ganz richtig," entgegnete ich sehr ruhig, „davon könnt Ihr nicht leben; aber wenn du es mir gesagt hättest, so hätte ich dir zwei Gulden geschenkt, so viel kann ich schon erübrigen."

Darauf zitterte ihre Hand heftiger als zuvor, und die Geldstücke, welche sie zurück bekam, klapperten ordentlich zusammen.

„Wir wollen nach Hause gehen," sagte ich nach einer Pause,

ganz entsetzlich eifersüchtig; jetzt will ich aber gehen und einen Gang mit ihm machen."

Damit erhob er sich und rief seinem Gaste, der noch immer mit großer Aufmerksamkeit die Umgebung des Hauses betrachtete, sich aber nun sogleich auf sein Zimmer begab, um dort seinen Hut und Stock zu holen. Droben konnte er's nicht unterlassen, sich einen Augenblick vor den kleinen Spiegel zu stellen und vor demselben seinen Calabreser aufzusetzen, so wie die Spitzen seines Schnurrbartes in die Höhe zu drehen. Auch schien er mit dem, was ihm der Spiegel gezeigt, nicht unzufrieden zu sein, denn als er das Gemach wieder verließ und die Treppe hinabgestiegen, schwang er lustig seinen Stock in der Rechten und sang:

„Kommt ein schlanker Bursch gegangen,
Blond von Locken oder braun,
Ei, nach dem kann man wohl schau'n."

Auf den Spaziergang, den er hierauf mit seinem Wirthe machte, haben wir keine Veranlassung, ihm zu folgen oder das Gespräch der Beiden wiederzugeben, da es sich in demselben nur um uns schon längst bekannte Dinge handelte. Der schlaue Italiener hatte erfahren, was er wissen wollte, und begab sich nach der Zurückkunft sogleich in das Schlafzimmer zu seiner Frau, wo er mit derselben eine lange Unterredung hatte, während Richter diesen Augenblick benutzte, um eine kleine Entdeckungsreise rings um das Haus zu unternehmen und auch im Vorbeigehen ganz zufällig in jenen Anbau zu schauen, wohin vor ein paar Stunden das junge Mädchen gegangen war. Daß sie jetzt wohl nicht mehr dort sein konnte, verstand sich von selbst, was hätte sie auch so lange dort machen sollen? Die Thür des Anbaues war angelehnt, er öffnete sie, und nachdem er hineingetreten, sah er, daß das junge Mädchen allerdings nicht mehr da war, doch bemerkte er hier ihm bis jetzt ganz fremdartige Dinge, die seine Aufmerk-

ſamkeit ſo ſehr in Anſpruch nahmen, daß er näher trat und mit Intereſſe hinblickte.

In dem mäßig erhellten, ſtallähnlichen Raume zeigten ſich Brettergeſtelle, mehrere über einander, auf einigen waren flache Körbe, in denen Tauſende von grauen Seidenwürmern auf jungen, grünen Maulbeerblättern herumkrochen und unaufhörlich fraßen, auf anderen ſah man Reiſigbüſchel, zwiſchen deren feinen Zweigen unzählige, mattglänzende, gelbe und weiße Cocons hingen. Es war eine Seidenzucht-Anſtalt, wie man ſie um Neapel in den meiſten Bauernhäuſern findet und ſomit hier etwas ganz Gewöhnliches, für den jungen Mann aber ſo neu, daß er ſich auf eine Holzbank vor den Brettergeſtellen niederließ und das Getreibe der kleinen Thierchen mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete. Es erſchien ihm ein mühſeliges und langweiliges Geſchäft, wenn er bedachte, wie viele Tauſende dieſer kleinen Spinner zu einigen Ellen Seidenzeug nöthig ſeien, über deſſen Urſprung man ſo ſelten nachdenkt. Das Freſſen dieſer Geſchöpfchen, ſo winzig ſie auch waren, verurſachte ein förmliches Geräuſch wie ein entferntes Summen, und wenn er davon wieder die Augen auf die Reiſigbüſchel wandte, ſo kamen ihm dieſe mit ihren fruchtähnlichen, glänzenden Geſpinnſten ſo appetitlich vor, daß er gern ſelbſt abgepflückt hätte und wohl begriff, wie ſich niedliche Finger mit dieſer Arbeit beſchäftigen konnten.

Ein leiſes Knurren hinter ihm ſtörte ihn in ſeinen Betrachtungen, und als er ſich raſch umwandte, ſah er unter der geöffneten Thür Marietta ſtehen, an ihrer Seite den zottigen Hofhund, welcher ihn mit einer bedenklichen Grimaſſe anſchaute; doch ſchlug ihn das junge Mädchen mit ihrer flachen Hand auf den breiten Kopf und ſagte mit befehlender Stimme: „Ruhig, Pluto!“ worauf ſich das gewaltige Thier dicht an ſie ſchmiegte, während er mit einem leichten Wedeln des Schweifes nach ihr aufblickte.

Richter hatte ſich erhoben, nahm ſeinen Hut mit einer zier-

lichen Handbewegung vom Kopfe und ſagte, während er ſich tief verbeugte: „Verzeiht mir, Donna Marietta, daß ich mir erlaubte, hier hereinzutreten.“

Die Tochter des Pachters hielt mit der linken Hand einen Korb voll grüner Maulbeerblätter, den ſie graziös auf ihre Hüfte aufgeſetzt trug. Sie blickte dem Fremden ein paar Augenblicke forſchend ins Geſicht, dann aber öffnete ſie lächelnd ihre feinen Lippen und erwiderte, indem ſie ihre ſchneeweißen Zähne ſehen ließ: „Was habe ich zu verzeihen? Ihr ſeid der Gaſt meines Vaters, und der wird gewiß nichts dagegen haben, wenn Ihr unſere Seidenwürmer anſchaut. Aber warum ſeht Ihr mir ſo ſtarr ins Geſicht?“

Der junge Mann, der eine Antwort auf die letztere Frage ſchuldig blieb, fuhr mit der Hand über die Augen, als wolle er auf dieſe Art ſeinen Augen eine andere Richtung geben, dann entgegnete er: „Es iſt möglich, daß Euer Herr Vater nichts dagegen hat, wenn ich mir die Seidenwürmer betrachte, was mit großem Intereſſe geſchehen iſt, doch möchte ich auch mit ſeiner Erlaubniß nichts thun, was Euch perſönlich unangenehm wäre, Donna Marietta!“

Das ſchöne junge Mädchen ſchüttelte mit dem Kopfe. Wir zweifeln, ob ſie Richter's Phraſe vollkommen verſtanden, denn trotzdem er ſich bemüht, dieſelbe ſo italieniſch als möglich zu geben, waren ihm doch einige lateiniſche Wörter mit untergelaufen, die ihr gewiß unverſtändlich waren. Dann ging ſie ein paar Schritte vorwärts, und als ſie dicht vor den Geſtellen ſtand, ſagte ſie, ſich umſchauend: „Bei Euch zu Lande habt Ihr wohl keine Seidenwürmer, Don Enrico?“

„Es gibt wohl auch dergleichen bei uns, wie ich in den Zeitungen geleſen,“ verſetzte Richter, indem er ſanft ſeinen Schnurrbart kräuſelte; „geſehen habe ich noch keine, es iſt wohl auch nicht der Rede werth; denn wenn man dort von der

Seiden-Ernte irgend eines Dilettanten, der sich damit abgibt, hört, so ist ein halbes Dutzend Pfund schon was Unglaubliches; es ist bei uns nicht warm genug für die Seidenraupen-Zucht."

„Ja, es muß bei Euch recht kalt sein, wie ich schon gehört," erwiderte Marietta; „nicht wahr, Ihr habt das ganze Jahr Eisberge und Schnee? Da möchte ich nicht leben."

„Nun, so arg ist es gerade auch nicht, obgleich es hier viel schöner ist; wir haben Monate lang eine Hitze, die der von Neapel nicht nachsteht."

„Ei, seht doch!" rief das junge Mädchen.

„Und Wein haben wir auch die Hülle und Fülle."

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben!"

sang Richter lachend, und übersetzte darauf, was er gesungen, wobei er hinzusetzte: „Der Rhein ist ein großer Strom, an dem ich geboren bin."

„Und jetzt seid Ihr hieher gekommen, um allerlei Dinge bei uns abzuzeichnen? Könnt Ihr mich nicht auch einmal zeichnen?"

„Das wird schwer gehen," versetzte Don Enrico nach einem augenblicklichen Stillschweigen etwas kleinlaut; „ich male nur Landschaften, Häuser, Bäume, höchstens Blumen; freilich als eine liebliche Blüthe könnte ich —"

„Es ist schade," unterbrach ihn das junge Mädchen rasch, „daß Ihr mich nicht malen könnt!" Dann fügte sie mit einem schalkhaften Lächeln hinzu: „Ich glaube, ich wäre im Stande gewesen und hätte Euch erlaubt, mich zu malen. Ihr müßt nämlich wissen," setzte sie mit hoch erhobenem Kopfe hinzu: „daß ich es noch nie jemand erlaubt habe, ein Bild von mir zu machen."

„O, wie ärgerlich," seufzte der arme Landschafter in sich hinein, „daß ich nicht den Muth habe, sie beim Worte zu nehmen! Wie könnte ich so ungestört vor sie hinsitzen und ihr in

die brennenden Augen ſchauen! Vielleicht aber iſt es auch ſo beſſer.“

„Nun, wenn Ihr mich nicht malen könnt,“ ſprach das junge Mädchen, während ſie ſich bemühte, die Raupen mit Futter zu verſehen, „ſo könnt Ihr mir wenigſtens helfen, indem Ihr mir den Korb haltet; da nehmt, und geht hinter mir drein und haltet mir ihn hübſch zur Seite, daß ich nicht ſo weit herumzulangen brauche.“

„Wenn es Euch einerlei iſt, Donna Marietta,“ erwiderte Richter vergnügt, „ſo reiche ich Euch lieber die einzelnen Blätter hin, Ihr habt es dann noch bequemer.“ Dabei hatte er den verwegenen Nebengedanken, zuweilen ihre Finger oder gar ihren Arm leicht berühren zu können. Das Geſchäft ging in der Art auch ganz hübſch vor ſich. Don Enrico folgte dem jungen, ſchönen Mädchen mit dem Körbchen, und zwar ging er ſo nahe hinter ihr, daß, wenn ſie ſich einmal etwas haſtig umdrehte, ſie ſeinen Arm mit der Hand berührte. Dazu ſang ſie luſtige Tanzweiſen, wie er auch heute Morgen ſchon vernommen, und endlich ſagte ſie: „Da Ihr ein Deutſcher ſeid, ſo will ich beſonders etwas für Euch ſingen.“ Dann begann ſie:

„Comme abballano bello ſto dojo ſoro,
Una ò Tudesca e n'auta Taliana
Una tene lo zuccaro,
E n'auta porta li bellizo n'mano.
Una leva l'ommo da la forca
E n'auta la jostizia fa trommare.“

Umſonſt gab ſich Don Enrico Mühe, das, was ſie ſang, zu verſtehen, theils ſprudelte die muntere Tanzweiſe ſo raſch und flüchtig aus ihrem Munde, daß er die Worte faſt nicht unterſcheiden konnte, und wenn er auch einmal eines deutlich verſtand, ſo war daſſelbe ſo in neapolitaniſchem Dialekte, daß er den Sinn deſſelben nicht faſſen konnte.

Als ſie geendigt, fragte er deßhalb: „Warum habt Ihr geſagt, Donna Marietta, daß Ihr dieſes Lied für mich ſingen wollet?“

„So habt Ihr die Worte nicht verſtanden?“

„Keine Silbe.“

„Sonderbar,“ entgegnete ſie mit einer wegwerfenden Kopfbewegung. „Andere verſtehen mich außerordentlich gut, denen brauch ich nur zu winken, ja, nur die Augen aufzuſchlagen.“

„Das zu verſtehen, würde mir am Ende auch ſchon gelingen, aber vergeßt nicht, Donna Marietta, daß ich kein Neapolitaner bin und es mir ſchon große Mühe macht, nur das Italieniſch zu verſtehen, wie man es aus Büchern lieſt; wenn Ihr aufrichtig ſein wollt, müßt Ihr mir geſtehen, daß ich auch dieſes ſchlecht genug ſpreche.“

„Ich bin immer aufrichtig,“ ſagte ſie lachend, „und muß Euch Recht geben; wäre ich keine Neapolitanerin,“ ſetzte ſie etwas hochmüthig hinzu, „ſo würde ich, wenn Ihr zu mir ſprecht, nicht wiſſen, was Ihr mir ſagen wollt, aber ich merke ſchon an dem Tone Eurer Worte, was Ihr mir gern verſtändlich machen möchtet; ſchade übrigens, daß Ihr mein Liedchen nicht verſtanden habt.“

„Das bedaure ich auch, und Ihr könnt wohl ſo gut ſein, es mir in andern Worten deutlich vorzuſagen; es iſt auch ſchade, wenn ich es nicht verſtehen ſoll, da Ihr es für mich geſungen.“

„So paßt auf,“ gab das ſchöne Mädchen luſtig zur Antwort; „ich ſang vorhin: Wie ſchön tanzen dieſe beiden Schweſtern, die eine iſt eine Deutſche, die andere eine Italienerin; eine hat Zucker im Munde, die andere trägt alle Schönheiten in der Hand; jene erlöst den Menſchen vom Galgen, dieſe macht ſelbſt die Gerechtigkeit zittern.“

Als ſie das Lied, welches ſie nur gewohnt war, in neapolitaniſchem Dialekte ſchnell und luſtig zu ſingen, jetzt in anderem Italieniſch langſam vortragen mußte, ſchien ſie etwas befangen,

denn ihre Wangen hatten ſich mit einer dunkeln Röthe bedeckt und ihre Augen leuchteten, ſo daß ſich der junge Mann nicht enthalten konnte, ſo tief wie möglich in dieſe gefährlichen Sterne zu blicken.

„Ich danke Euch," ſagte Don Enrico raſch aufathmend, „daß Ihr mir ein Lied geſungen, in welchem einer Landsmännin von mir ſo freundlich gedacht iſt; es hat eine hübſche Weiſe, und wenn Ihr mir ſie noch ein oder zwei Mal vorſingt, ſo lerne ich ſie auswendig."

„Das will ich recht gern thun," gab das junge Mädchen zur Antwort, „aber nicht jetzt, es langweilt mich, immer daſſelbe zu ſingen, ein anderes Mal. Aber ſagt mir doch, Don Enrico," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während ſie den rechten Arm auf die Hüfte ſtemmte und ihm in das Geſicht ſah, „warum ſchaut Ihr mich immer ſo ſtarr an? Merkt Ihr an mir etwas, was Euch nicht gefällt?"

„Im Gegentheile!" rief er entzückt aus; „ich ſehe Euch deßhalb an, weil Ihr ſo wunderbar ſchön ſeid, ja, ſo ſchön, wie ich nie etwas Aehnliches geſehen, ſo ſchön, daß —"

Hier ſtockte Herr Richter, denn er fürchtete zu viel geſagt zu haben, und ihm bangte davor, daß ſie ſich jetzt vielleicht ſchmollend abwenden und ihm, wenn auch affektirt, ärgerlich ſagen würde: Ach, gehen Sie mir weg; meinen Sie vielleicht, ich würde Ihnen glauben? Doch ſagte Marietta nichts dergleichen, auch war in ihrem Geſichte nicht eine Spur zu leſen, als habe ſie etwas ihr Ungewöhnliches gehört und ſei erſtaunt darüber; nein, ſie blickte ihn vielmehr mit derſelben Ruhe an, wie bisher, als ſie erwiderte: „Ich weiß, daß ich ſchön bin, das hat man mir ſchon oft genug geſagt und ich ſehe es in meinem Spiegel, wenn ich mich darin betrachte. Nur möchte ich wiſſen, Don Enrico, warum auch Ihr mich ſchön findet? Ich habe immer geglaubt, die Deutſchen zögen die blonden Mädchen vor.

Da müßt Ihr nach Mailand gehen und nach Venedig, man ſpricht viel von den blonden Lombardinnen."

„Wo kann man prachtvolleres Haar ſehen, als das Eurige, Donna Marietta?" rief der junge Mann enthuſiaſtiſch aus; „gerade dieſe wunderbare Farbe, völlig blauſchwarz, iſt es, die mir unendlich gefällt! Und dann nicht nur das Haar allein, alles, alles an Euch iſt ſo ohne allen Vergleich ſchön, daß man nicht ſatt werden kann, Euch zu betrachten: die Form Eures edlen Geſichtes, Euer dunkler, weicher Teint, Euer — Wuchs, Eure kleinen Hände und zierlichen Füße."

„Das iſt wahr," gab ſie mit der größten Ruhe zur Antwort, indem ſie ihre niedlichen Fingerchen betrachtete, „meine Hände und Füße ſind auffallend klein, es iſt das ein Erbtheil meiner Großmutter, die eine Spanierin war."

„Ah, eine Spanierin!" rief Don Enrico wie im Tone der Begeiſterung.

„Deßhalb habe ich auch einen Fehler an mir," fuhr das junge Mädchen mit völliger Unbefangenheit fort, als Don Enrico ſie mit einem unverkennbaren Ausdruck des Erſtaunens betrachtete; „ich werde zu ſtark, wie ſie ſagen." Bei dieſen Worten umſpannte ſie mit beiden Händen ihre Taille und that einen ſo tiefen Athemzug, daß der junge Mann ſie völlig verblüfft anſchaute und nur ein langgezogenes „A—a—a—ah" zur Antwort geben konnte.

„So," ſagte ſie hierauf, indem ſie der Thür zuſchritt, „jetzt haben die ihr Mittageſſen und wir können an das unſrige gehen." Dann nahm ſie den flachen Korb wie ein Tambourin hoch in die linke Hand, ſchüttelte ihn und ſang, indem ſie mit der rechten Hand gegen den Korb ſchlug:

„Vorria che foss'io ciaola, e che volasse
A sta fenesta, a dirte na parola,
Ma non che me metisse a na gajola!"

Singend und tanzend war ſie vorausgeſprungen, und als ſie faſt das Haus erreicht hatten, wandte ſie ſich lachend um und ſagte: „Das habt Ihr auch wieder nicht verſtanden, Don Enrico, ich wette, was Euch gefällig iſt! Wollt Ihr vielleicht auch wiſſen, was das heißt?“

„Wie gern!“ rief ihr der junge Mann zu.

„Nein, nein,“ gab ſie luſtig zur Antwort, „es paßt nicht für Euch, wie das Andere, es kam mir nur ſo in den Sinn.“

„Wenn es auch nicht für mich paßt, ſo könnt Ihr mir doch ſagen, was es bedeutet, ich lerne gern etwas Neues.“

„Nun, meinetwegen denn! Es heißt: ich wollte, daß ich ein Vöglein wäre und flöge an Dein Fenſter, Dir ein Wörtchen zu ſagen, aber Du dürfteſt mich nicht in einen Käfig ſtecken.“

„Leider wird das für mich nicht paſſen,“ ſeufzte Don Enrico; „und doch wieder, ich fürchte ſehr, daß ich an's Fenſter geflogen bin und in einen Käfig geſteckt werde. Sei es, wie es ſei, ich könnte es mir ſchon gefallen laſſen; das iſt eines der wunderlichſten Weſen, die ich in meinem Leben geſehen.“

Inhalt.

Fünfundvierzigstes Kapitel. Seite

Ein unsichtbarer Beschützer 7

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Tante Rosa und Rosa die Tänzerin 27

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Auf der Hoftheater-Bibliothek 43

Achtundvierzigstes Kapitel.

Eine Leseprobe 57

Neunundvierzigstes Kapitel.

Dunkle Stunden wirken nach 70

Fünfzigstes Kapitel.

Ein Opfer dem Schicksal 106

Einundfünfzigstes Kapitel.

Vor dem Lustspiele 115

und sie sah mich mit einem schrecklichen Blick an. „Ja, wir wollen nach Hause gehen," fuhr ich fort, „ich will dich begleiten."

Sie gieng neben mir her, und erst als ich's ihr zehnmal gesagt, hieng sie sich an meinen Arm, und da es heftig regnete, so spannte ich den alten, blauen Regenschirm, der auf dem Vorplatze gestanden, über uns aus.

Unterwegs muß ich allerlei sonderbares Zeug zu dem Mädchen gesprochen haben; oft lachte ich laut auf, und dann schauderte sie zusammen, endlich aber hörte ich sie einen gellenden Schrei ausstoßen, und dann war ich allein, doch kümmerte mich das durchaus nicht weiter; ich spazierte mit dem blauen Regenschirm ruhig nach Hause, legte mich zu Bett, und da war es, wo ich in einen tiefen, tiefen Schlaf fiel.

Entsetzliches träumte mir: bald lag ich in einem glühenden Ofen, bald lag ich eingefroren in einem See und sah ganz sonderbare, gräßliche Gestalten, Gewürme, das aus dem glühenden Ofen an mein Herz kroch, und seltsame Eisvögel, die auf dem See um mich herum flogen; am schrecklichsten aber war mir der blaue Regenschirm, den ich häufig sah — zuerst war es eine blaue Wolke, auf welcher sie lag, ein fünfzehnjähriges Mädchen, frisch und blühend; die Wolke sank aber tief herab und verwandelte sich in einen schmutzigen, gähnenden Schlund, und als ich ihr nachschauen wollte, schloß es sich krachend über ihr zusammen.

Dann träumte mir, es werde Frühjahr und ich kam hinaus in den grünen duftenden Wald zu einem Förster und lebte da ein ruhiges, träumerisches Leben. Jahre vergiengen, so träumte ich nämlich, und dann wurde ich herrschaftlicher Jäger, Alles im Traume, und heute Abend träume ich von einer lustigen Punsch-Partie, die man eigentlich nicht mit alten, unangenehmen Erinnerungen trüben sollte.

„Joseph," so schloß der Jäger, „fülle mein Glas auf!" damit nahm er dasselbe vom Ohr des Pferdes herunter, schwang

Inhalt.

Seite

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Nach dem Luſtſpiel — ein Trauerſpiel 135

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Roſa's dunkle Stunde 147

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Es will Frühling werden 157

Fünfundfünfzigſtes Kapitel.

Nach Neapel 172

Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Eine diplomatiſche Sendung 194

Siebenundfünfzigſtes Kapitel.

Die Maſſeria die Fontana 213

Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Marietta 234

F. W. Hackländer's

Neuere Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Vierzehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Achtundvierzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Die dunkle Stunde.

Fünfter Band.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Im Hotel de Rome.

Die Barke, welche an jenem Morgen Gaetano und Bander an das Ufer gebracht, hatte auch noch einer Menge anderer Paſſagiere zur Fahrt dorthin gedient, und ſo kam es denn, daß man hier, in dem verhältnißmäßig kleinen Raume zuſammenſitzend, Geſichter bemerkte, welche man ſich während der vergangenen Tage an Bord nicht geſehen zu haben erinnerte. So erging es auch Bander, und zwar auf eine für ihn ſo überraſchende Art, daß er einen lauten Ruf des Erſtaunens kaum unterdrücken konnte. Als er ſchon im Boote ſaß und zufällig aufwärts blickte, ſah er einen Mann die Schiffstreppe herabkommen, der durch ſein eigenthümliches Aeußere mit keinem Anderen verwechſelt werden konnte und deſſen braune Geſichtsfarbe ſelbſt hier im Süden, wo es dunkel gefärbte Teints genug gab, ſogleich auffallen mußte. Auf dem Kopfe trug er einen breitkrämpigen Hut und hatte nachläſſig über die rechte Achſel einen braunen Beduinen-Mantel mit ſchmaler, rother Einfaſſung geworfen. Kaum ſah Bander dieſes Geſicht, ſo erinnerte er ſich augenblick-

lich dieser Gesichtszüge und wußte, daß er jenen Indier vor sich habe, der in der kleinen deutschen Residenz, von wo er herkam, Aufsehen genug erregt hatte und von dem jedes Kind wußte, daß er zum Haushalte des reichen Grafen Lotus gehöre.

Sollte dieser selbst auf dem Schiffe gewesen sein, vielleicht mit der Gräfin, vielleicht sogar mit Rosa?

Er war im ersten Augenblicke der Aufregung emporgesprungen, um noch einmal auf das Verdeck zu blicken, doch bedurfte es nur einer kleinen Ueberlegung, um über sich selbst achselzuckend zu lächeln. Wie hätte ihm eine solche Reise-Gesellschaft während der zwei Tage, die er auf dem Schiffe zubrachte, entgehen können? Und dann erinnerte er sich jetzt auch, daß der Marchese auf dem Schiffe von einem Mulatten oder Indier gesprochen, der ihm in Rom seine Dienste angetragen; also hatte er das Haus des Grafen verlassen, da er sich eine andere Herrschaft gesucht. Wer diese Herrschaft in Deutschland aber gewesen, das dem Marchese mitzutheilen schien Bander wichtig genug.

Als die Barke das Ufer erreicht, beeilte er sich deßhalb zuerst ans Land zu kommen, und ging dann rasch ein paar Schritte in die Straße hinein, wo er Gaetano erwartend stehen blieb. Hier näherte er sich ihm mit den Formen einer gemessenen, freundlichen Höflichkeit, indem er mit lauter Stimme ihm in englischer Sprache guten Aufenthalt in Neapel wünschte und dann, als Jener die dargereichte Hand nahm, rasch auf Deutsch hinzusetzte: „Den Indier, von dem Sie sprachen, habe ich erkannt, er diente im Hause des Grafen Lotus; vielleicht wäre es interessant, ihn nicht aus den Augen zu lassen."

So tief sich auch Gaetano von diesen Worten erregt fühlte, so verrieth doch nicht das geringste Zucken in seinem Gesichte, daß Bander etwas Anderes als das Allergewöhnlichste mit ihm gesprochen. Er nahm ruhig seinen Hut ab und erwiderte den Gruß des Davongehenden auf eine leichte, elegante und doch

förmliche Art, dann wandte er sich dem Kai wieder zu, um wie alle Uebrigen auf die Gepäck-Barke zu warten, welche im Begriffe war, zu landen. Ohne nach der Seite hin zu schauen, wo der Indier stand, hörte Gaetano doch, wie dieser sich ihm näherte und, dicht herangekommen, in französischer Sprache sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich mich hier in Neapel nochmals an Sie wende; Sie hatten die Güte, mir in Rom zu sagen, wenn Sie keinen passenderen Diener fänden, würden Sie an mich denken. Mir scheint," fuhr er fort, indem er einen Blick rings umher warf, „Sie haben nicht gefunden, was Sie suchten. Würden Sie es deßhalb mit mir nicht versuchsweise wagen? Was ich zu leisten im Stande bin, sagte ich Ihnen schon damals in Rom."

Der Marchese blickte den Anderen, während er sprach, mit prüfendem Blicke an und mußte sich eingestehen, wie er auch schon in Rom gedacht, daß er es mit einem Gesichte zu thun habe, dessen Züge durchaus nichts Abstoßendes hatten; das schwarze Auge glänzte fast milde, und der Klang der Stimme war wie bei den Indiern gewöhnlich sanft und schmeichelnd.

„Sie sind ein Indier?"

„Ja, mein Herr, aus Singapore."

„Wie kamen Sie nach Europa?"

„Mit meinem Herrn, dem ich in Indien und nachher in Europa über vierzehn Jahre diente."

„Wer war dieser Herr?"

„Graf Lotus."

„Ein Engländer?"

„Ja, mein Herr, der aber sein Vaterland, nachdem er aus Indien heimgekehrt, nicht besuchte."

„Daß Sie so lange bei Einem Herrn gedient, spricht für Sie, obendrein, weil dieser Herr ein Engländer war."

ſich aus dem Sattel auf den Boden und trank das gefüllte Glas auf einen Zug aus.

„Luſtig, luſtig!“ ſagte er mit blitzenden Augen; „das Leben iſt ein Traum, das haben ſchon weit klügere Leute als ich geſagt und bewieſen: nur fürchte ich mich einigermaßen vor dem Erwachen nach jenem Abend,“ ſetzte er plötzlich ernſt werdend hinzu, und ſeine Züge nahmen einen geſpenſtigen Ausdruck an; „wenn ich einmal erwache, ſo ſteht neben meinem Bette der blaue Regenſchirm, und ich muß hinaus an den tiefen Dorfſee und mit den andern Burſchen mit langen Stangen nach ihrem Leichnam ſuchen.“ —

Draußen auf den Kirchthürmen ſchlug es zwölf Uhr.

Die Erzählung des Jägers hatte die Anweſenden ſonderbar geſtimmt, und Alle waren es zufrieden, daß die Mitternachtsſtunde zum Aufbruch mahnte. Der Oberkutſcher wälzte ſich aus ſeinem Schlitten und meinte, es habe durchaus keinen Anſtand, daß das ein ganz curioſer Vorfall ſei; der Kutſcher und der Vorreiter ſprangen eilfertig in die Höhe, und während der Erſtere ſeinem Vorgeſetzten den Rock, der ſich durch's Liegen etwas in die Höhe geſchoben hatte, ſanft herabzog, reichte ihm der Vorreiter die kleine Mütze, die vom Kopf des Herrn Mundels gefallen war.

Joſeph füllte zum letzten Male die Gläſer, und der Herr Dubel, den die Geſchichte des Jägers beſonders angeregt hatte, und der dieſelbe ſehr poetiſch fand, ſah nachſinnend in die leere Punſch- und Waſchſchüſſel, er ſeufzte tief auf und wandte ſich an Lukas, der ſein Glas in der größten Ruhe trank.

„Für mich,“ ſagte er, „wäre es wahrhaftig außerordentlich angenehm, auch ſo träumen zu können, nur möchte ich wünſchen, daß dieſe Träume angenehmer Art wären; — was bietet uns das Leben? was bietet mir das Leben?“ ſetzte er traurig hinzu. „Ach! meine Exiſſſtenz, mein wirkliches Daſein iſt ein höchſſſt bejammernswerthes, und doch bin ich nicht dazu

„Wenn Sie mich näher kennen lernen, wird noch Manches für mich sprechen; versuchen Sie es mit mir.“

„Gut, es sei so; über unsere Bedingungen werden wir wohl einig werden, ich nehme Sie in meine Dienste.“

Der Marchese erhob seine rechte Hand, als wollte er sie dem Indier darreichen, doch sagte dieser, einen Schritt zurücktretend:

„Verzeihen Sie mir, Sie sind jetzt mein Herr und werden auch ohne das an mir einen unterwürfigen und gehorsamen Diener haben. Ich heiße Jussuf, Herr.“

Bei diesen Worten hatte er seinen Kopf einen Augenblick tief herabgeneigt und dann sich eben so rasch wieder emporgerichtet, worauf er sagte; „Wollen Sie mir Ihr Gepäck bezeichnen, Herr, und mir angeben, wohin es gebracht werden soll.“

„Kennen Sie Neapel?“

„Ziemlich, ich war kurze Zeit mit meinem früheren Herrn hier.“

„Gut, nehmen Sie diesen Zettel, auf dem meine Gepäckstücke verzeichnet sind, und lassen sich mit denselben ins Hotel de Rome führen.“

„Ich kenne es, es liegt am Meere.“

„Bestellen Sie zwei gute Zimmer.“

„Für?“ fragte der Indier mit einem eigenthümlichen Aufleuchten in seinem Blicke.

„Für den Herrn von Saint-Alban; hier ist meine Karte.“

„Gut, Herr, es wird geschehen, wie Sie befohlen.“

Der Marchese grüßte leicht mit der Hand, wandte sich um und verschwand im nächsten Augenblick im Gedränge, welches den großen Molo bedeckte.

Jussuf blickte ihm ein paar Sekunden nach, und während er das that, zogen sich seine Augenbrauen finster zusammen und um seinen Mund zuckte ein Zug von Unbehaglichkeit. „Mißtrauisch

iſt er nicht," ſprach er alsdann zu ſich ſelber, „ich wollte faſt, er wäre es etwas mehr geweſen; einem fremden Menſchen, wie ich ihm bin, alles das anzuvertrauen, was hier auf dem Zettel ſteht! Um deſto leichtere und gefahrloſere Arbeit werde ich haben."

Der Marcheſe Fontana oder vielmehr der Herr von Saint-Alban, für den er hier in Neapel angeſehen ſein wollte, ſchlenderte langſamen Schrittes durch das Gewühl von Menſchen, Wagen und Thieren aller Art, welches den Hafen bedeckte, und wurde nicht ſelten von einem der ihm Begegnenden oder Vorüberſtrebenden derb auf die Seite geſtoßen, woran er aber ſelbſt die Schuld trug, denn ſo lange er längs dem Meere ging, ſchweiften ſeine Blicke über die tiefblaue Flut, die er zur Linken hatte, nach dem Poſilippo hinüber, wo von den zahlreichen Villen für ihn nur eine hell aus dem dunklen Grün hervorleuchtete. Mehrere Male blieb er ſtehen und war im Begriffe, eine Barke zu beſteigen, um nach der Mergelina zu fahren, doch zog er ſich gewaltſam, wie es ſchien, von dieſem Vorhaben ab, und als ihm endlich Caſtell dell' Uovo den Blick nach dem Vorgebirge des Poſilippo entzog, warf er ſich in ein Carrozello und befahl dem Kutſcher, nach dem Largo di Caſtello zu fahren.

Dort angekommen, blieb er einen Augenblicke ſtehen und warf ſeine Blicke rings umher.

Schon bei dem Fahren durch die Straßen hatte er bemerkt, daß es heute nicht mehr das alte, luſtige Neapel war, wie er es vor ein paar Jahren verlaſſen; wenn ſich auch das Straßenleben nicht eben vermindert hatte, ſo ſchien ihm doch, als ſei daſſelbe ſtiller geworden, weniger geräuſchvoll wie damals, als rufe zum Beiſpiel der Waſſer-Verkäufer ſein erfriſchendes Eiswaſſer mit weniger gellender Stimme aus und ſetze ſogar das kleine Faß, worin er ſeine Waare hat, mit weniger Energie in Bewegung; war es ihm doch, als riefen die Verkäufer von Früchten die Namen derſelben nicht mehr mit derſelben durch-

dringender Stimme, wie früher, als führen die Wagen in langſamerem Tempo, kurz, als pulſire das Leben der bewegten Stadt matter und ſchläfriger. Zwiſchen dem Gewühle der Menſchen bemerkte er eine Menge für ihn faſt unbekannter Uniformen, bei deren Anblick er ſich erſt erinnern mußte, daß es piemonteſiſche oder eigentlich italieniſche waren: ſtattlich einherſchreitende Berſaglieri, bequem flanirende Nationalgardiſten und unzufrieden ausſchauende Garibaldianer in ihren rothen Hemden. Nicht nur an Gebäuden, wo früher die weiße bourboniſche Flagge geflattert, ſondern auch an einer Menge anderer ſah Gaetano jetzt die italieniſche Tricolore; er warf ſeinen Blick auf den königlichen Palaſt, und die Verödung deſſelben, die geſchloſſenen Fenſterläden, die Spuren von Stroh und Gras unter den Einfahrtsthoren wollten ihm faſt traurig erſcheinen — das jetzige Neapel war ſein Neapel nicht mehr. Wie hatte es ſich für ihn verändert, wie war alles daraus verſchwunden, was ihm lieb und theuer war, was das Leben reizend und begehrungswerth machte? Man konnte es ihm nicht verargen, daß er die Stimmung ſeines Innern auf das öffentliche Leben und Treiben übertrug und daß, wo er dort Trauer und Schmerz empfand, er hier nicht im Stande war, heitere, fröhliche Bilder zu erblicken.

Er ging langſam Toledo hinauf, er betrachtete die Häuſer, wo befreundete Familien gewohnt; über den rieſenhaften Thor-Portalen ſchaute er vergeblich nach den bekannten Wappen, ſie waren meiſtens verſchwunden, und wo nicht eine kleine dreifarbige Fahne flatterte, ſah er auf unverſtändliche Inſchriften oder auf ihm gänzlich unbekannte Zeichen.

An anderen Häuſern zeigten die zugeſperrten Thore und verſchloſſenen Fenſterläden, daß ſie von ihren ehemaligen Eigenthümern nicht mehr bewohnt ſeien und in troſtloſer Einſamkeit vielleicht von ihrer glänzenden Vergangenheit träumten. Andere hatten ihre einſtige Beſtimmung auffallend verändert. Dort, wo

ſich Gaetano des rieſenhaften Thürſtehers wohl erinnerte, der ernſthaft ſeinen ſilbernen Stock auf das Pflaſter ſtieß, wenn der junge Marcheſe eintrat, lehnten jetzt Soldaten unter lautem Lachen und derben Scherzen an den Thor-Einfaſſungen, während oben zu den Fenſtern andere ihrer Kameraden herausſchauten und mit den Vorübergehenden allerlei Kurzweil trieben.

Gaetano wandte ſich endlich wieder um und ging zum Hotel de Rome, an deſſen Thür er Juſſuf traf, ſo wie den Wirth ſelbſt, welcher mit vielen Bücklingen den Herrn von Saint-Alban in ſeinem Hauſe willkommen hieß; er wies ihm Zimmer an im erſten Stockwerk des Hauſes mit der Ausſicht auf den Golf, und nachdem Gaetano den Gaſthofs-Beſitzer wie ſeinen Diener entlaſſen, warf er ſich in einen Lehnſtuhl und träumte, nach dem Poſilippo hinüberblickend, mit offenen Augen den gleichen, traurigen Traum, der ſeine Seele ſchlafend und wachend beſchäftigte.

Es war ihm nicht unlieb, daß nach dem Verlaufe einer guten Stunde Juſſuf ihn aus ſeinen Phantaſieen riß, indem er ihm einen Herrn meldete, der, auf dem gleichen Schiffe mit ihm angekommen, um die Erlaubniß bäte, die dort angeknüpfte Bekanntſchaft erneuern zu dürfen.

Auf einen Wink des Herrn von Saint-Alban trat Bander in das Zimmer, und als ſich Juſſuf hierauf wieder entfernte, erhob ſich Gaetano raſch und trat dem Freunde beide Hände reichend entgegen, während er ſagte: „Ich darf Sie wohl nicht fragen, lieber Carlo, wie Ihnen Neapel gefällt, es wird Ihnen ergehen, wie Jedem, der zum erſten Male hieherkommt, Sie werden überraſcht und geblendet ſein; ja, man muß zuerſt etwas abgeſtumpft werden für dieſe betäubende Menge von Licht und Glanz, man muß es über ſich vermögen, ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen, wie die Schnecke in ihr Haus, und erſt nach und nach die Fühlhörner wieder herausſtrecken. Wer ſich zu raſch und

ohne Ueberlegung in dieſen wildſchäumenden Strom wirft, der wird, mag er auch ein noch ſo rüſtiger Schwimmer ſein, wohl mit der Flut fortgeriſſen, aber er erreicht die Inſel nicht, nach der er geſtrebt und von wo er ruhig um ſich blickend alles, was an ihm vorübertreibt, nach und nach in ſich aufnehmen kann."

Er ſagte dies mit glänzenden Augen und einem erregten Tone der Stimme, den er aber im nächſten Augenblicke herabſtimmte und ruhig lächelnd fortfuhr: „Verzeihen Sie mir, lieber Freund, meine Nerven ſind etwas ſtark angeſpannt, und daher kam es auch wohl, daß ich ſtatt trocken und nüchtern, wie ein ächter Cicerone thun ſoll, ſo bilderreich und aufgeregt mit Ihnen ſprach."

„Abe was Sie mir ſagten," entgegnete Vander, „habe ich ſelber ein wenig empfunden und fühle die Wahrheit des Geſagten; ich ließ mich nach Santa Lucia hinübertreiben und war in der That froh, mich endlich unter die ſtillen, grünen Bäume der Villa Reale retten zu können; wie iſt's auch dort ſo unſäglich ſchön, ja, überall, wohin das Auge blickt, blendend, hinreißend! An der Mergelina nahm ich mir eine Barke, und fuhr hieher zurück. Sie werden kopfſchüttelnd ſagen, lieber Gaetano, daß ich gleich im erſten Augenblicke mit zu vollen Zügen getrunken, und Sie haben Recht, ich bin betäubt, verwirrt."

„So ſetzen Sie ſich her zu mir an das offene Fenſter und verſenken Ihre Augen in dieſe gewaltige, auf und ab wogende Flut, es hat das etwas Wohlthuendes und Beruhigendes, und laſſen Sie dann Ihre Blicke ſchweifen dort hinüber zum Poſilippo." —

„Ich habe dieſes herrliche Vorgebirge ſchon heute Morgen bei der Anfahrt bewundert und ſpäter bei meinem kleinen, einſamen Ausfluge auf dem Meere," ſagte Vander nach einem längeren Stillſchweigen; „es muß göttlich da oben ſein."

„Unſäglich ſchön, wenn man glücklich iſt — aber blicken Sie

dorthin nach jener Villa, deren Gebäude sich so leuchtend aus dem tiefdunkeln Grün hervorheben; sehen Sie dort, der aufsteigende Weg sieht von Weitem dem Bogen einer Wasserleitung ähnlich. Folgen Sie demselben, und in der Verlängerung dieses Weges sehen Sie am Rande des abschüssigen Felsens einen kleinen Pavillon; haben Sie ihn gefunden?"

„Ich sehe alles, was Sie mir sagten."

„Das Hauptgebäude steht in gleicher Linie mit diesem Pavillon, etwas rückwärts, und ist von zwei mächtigen Cypressen überragt; sehen Sie auch dieses?"

„Ganz deutlich," gab Vander zur Antwort.

„Es ist die Villa San Antonio; dort lebten Francesca und Rosa, brauche ich Ihnen mehr zu sagen, theurer Freund, um auch Ihre Blicke zu veranlassen, daß sie sich voll Sehnsucht nach jenem kleinen Fleck Erde richten?"

Carlo reichte Gaetano stumm seine Hand, die dieser herzlich drückte und dann mit einem tiefen Seufzer sagte: „Ich fürchte mich, wieder dorthin zu gehen, und doch zieht es mich so mächtig hinauf, daß ich mich gewaltsam zwingen muß, um ruhig hier zu bleiben, um nicht an den Strand hinab zu eilen und auf einer Barke den gleichen Weg zu machen, den ich voll Glück und Seligkeit so oft zurückgelegt."

„Es ist wahr," erwiderte der Andere nach einem längeren Stillschweigen, „die Vergangenheit hat für Sie furchtbare Erinnerungen, aber wer verbietet Ihnen, hoffend in die Zukunft zu schauen? Ihnen ist noch zu helfen — mir nie," setzte er düster hinzu; „das Wesen, welches von Ihnen angebetet wird, steht nicht nur klar da und engelrein, sondern liebt Sie noch wie damals. — Bei mir ist das ganz anders, ich müßte ein Thor sein, wenn ich hoffend in die Zukunft blicken wollte — Rosa liebt mich nicht und wird mich nie lieben."

Konnte man es ihm verdenken, daß er selbst dem Freunde,

deſſen Schickſal ſo innig mit dem ſeinigen verknüpft ſchien und vor dem er kein Geheimniß hatte, den wahren Grund ſeiner ewigen Trennung von Roſa nicht mittheilen wollte?

„Einen eigenthümlicheren und doch ſo herrlichen, feſten Charakter, wie den jenes Mädchens, ſah ich nie," ſprach Gaetano kopfnickend, „doch ſtieß mich oft ihre faſt rauhe Energie beinahe zurück, während Franceſca's unendliche Weichheit mich ſo wunderbar anzog, ſo unauflöslich feſſelte."

„Sie hätten nicht dieſe Zimmer wählen ſollen," ſagte Vander nach einer längeren Pauſe; „warum jene Orte beſtändig vor Augen haben und ſo in Ihrem Schmerze wühlen?"

„Es war nicht meine Wahl; Juſſuf, den ich mit meinem Gepäcke hieher vorausſchickte, ließ ſich dieſe Zimmer gefallen, und ſo bin ich da. Sie wohnen nach der Straße zu?"

„Ja, ich habe das luſtige Getreibe von Santa Lucia vor mir."

„Nun, ich denke, wir bewohnen beide Quartiere gewiſſermaßen gemeinſchaftlich, und wenn mich der ſtille Ort dort drüben gar zu mächtig anzieht, ſo komme ich zu Ihnen und laß mich von dem Straßenlärm betäuben."

„Ich vergaß nach dem Indier zu fragen; Sie haben ihn alſo in Ihre Dienſte genommen?"

„Wie konnte ich anders nach dem, was Sie mir von ihm geſagt. Beglückt mich nicht ſchon der Gedanke, jemand um mich zu wiſſen, der in ihrer Nähe weilen durfte? O, ich habe es mir ſchon überlegt," fuhr er faſt heiter fort, „wie ich mir nächſtens ſo ganz zufällig von Juſſuf erzählen laſſen werde vom Hauſe ſeines früheren Herrn, von dieſem ſelbſt, und dann auch von ſeiner Herrin; ich freue mich wie ein Kind darauf, wenn der Mund des Indiers, wie das ja nicht anders ſein kann, von ihrem Lobe überfließt, wenn ich die Rede auf ſie bringe; gewiß, lieber Carlo, auch damit, daß Sie mir den Indier empfahlen,

haben Sie mir wie schon in so Vielem Ihre treue Anhänglichkeit bezeugt. Ueberhaupt vermag ich Ihnen meine Freude nicht genug darüber auszudrücken, daß ich Sie in meiner Gesellschaft habe, daß es mir möglich ist, über die Vergangenheit, über Francesca zu reden. Denken Sie sich, ich wäre allein hieher zurückgekehrt nach Neapel, — gäbe es einen unerträglicheren Zustand für mich? — Und nicht wahr, lieber Freund," setzte er mit einem leuchtenden Blicke hinzu, „Sie werden es nicht lächerlich finden, wenn ich häufig, ja, sehr häufig von ihr mit Ihnen rede? Auch Rosa's möchte ich manchmal erwähnen, wenn ich sicher bin, daß es Ihnen keinen Schmerz verursacht."

„Gewiß nicht," gab Bander mit einem trüben Lächeln zur Antwort; „trotz alledem liebe ich dieses einzige Mädchen und werde sie ewig lieben. Glauben Sie mir, lieber Freund, es kann mir keinen Schmerz verursachen, da ja auch Sie diesem eigenthümlichen Charakter volles Recht widerfahren lassen. — O, wie hätte Rosa einen Mann glücklich machen können — was sage ich: glücklich machen können! Das Wort ist zu wenig, überhaupt jede Sprache der Welt zu arm, um das erschütternde Gefühl auszudrücken, welches in dem Gedanken liegt, von diesem wunderbaren Mädchen geliebt, mit ihr vereinigt zu werden!"

Bei diesen letzten Worten hatte er sich rasch erhoben und lehnte sich an das Fenster, von wo er auf die wogende Flut hinabblickte.

„Hoffen auch Sie," sprach Gaetano mit inniger Stimme.

„Hoffen — worauf?" entgegnete Bander in schmerzlichem Tone; „der Himmel schenke ihr ein langes und glückliches Leben, doch wenn ich einst erfahre, wo ihr Grab zu finden ist, werde ich dort hineilen, um an ihrer Seite Ruhe zu finden — der Tod reinigt und einigt alles."

Im Gespräche der Beiden entstand eine längere Pause, und als Gaetano endlich annehmen durfte, daß die tiefe Aufregung

ſeines Freundes ſich wieder gelegt, trat er zu ihm, legte ihm ſanft ſeine Hand auf die Schulter und ſagte: „Der Blick in dieſe glückſelige Gegend, in dieſes Gemälde von Glut und Glanz beruhigt leider nicht, ich weiß es aus Erfahrung. Er erfüllt uns mit einer ſehnſuchtsvollen Wehmuth, es iſt ſo, wie ich vorhin andeutete; nur ein glückliches Menſchenherz vermag alle dieſe Schönheiten zu ertragen, wenn auch der Dichter ſo treffend ſagt: Es fiel ein Stück des Himmels auf dieſes Land. Aber der Himmel iſt nicht für jedermann, Sonnenglut und Meeresleuchten blendet, unſer Herz mit ſeinen irdiſchen Mängeln ſehnt ſich immer wieder nach ſchattiger Einſamkeit — auch ich bin nur zu geneigt," fuhr er nach einer Pauſe fort, „mich meinen Phantaſieen hinzugeben, und da das auch, wie ich ſehe, bei Ihnen der gleiche Fall iſt, ſo wollen wir uns gegenſeitig aus dieſem Traumleben erwecken und daſſelbe nicht zu ſtörend auf unſere eigentlichen Lebensverhältniſſe einwirken laſſen."

„Sie haben Recht," ſagte Bander, „laſſen Sie mich Ihnen helfen, wenn es Ihnen möglich, und während ich für Sie denke und handle, vergeſſe ich meinen eigenen und furchtbaren Schmerz."

„Gewiß baue ich auf Ihre Hülfe," erwiderte Gaetano, „doch können Sie mir leider nur ſehr mittelbar helfen. Sie ſind meine Reſerve, die thatkräftig für mich eintritt, wenn ich vielleicht nicht im Stande bin, mir aus irgend einer Schlinge, die man mir legen wird, herauszuhelfen. Deßhalb iſt es vor allen Dingen nothwendig, daß ich Sie von allen meinen Schritten in Kenntniß ſetze. Zuerſt muß ich mich erkundigen, wer von den Freunden meines Hauſes noch in Neapel iſt, und wen unter dieſen ich hoffen darf, unverändert wieder zu finden. Auch über mich ſelbſt muß ich Auskunft erhalten," ſetzte er lächelnd hinzu, „ich muß erfahren, was man von dem Marcheſe Gaetano Fontana ſpricht, in wie weit er ſich compromittirt hat und ob er es wagen darf, ſich

in seiner Heimat zu zeigen. Was das Letztere, die Erkundigungen über mich selber anbelangt, so hoffe ich darin am schnellsten und sichersten durch die Hülfe Richters zum Ziele zu gelangen. Auf den Massaro Nasajele kann ich mich unbedingt verlassen, und derselbe ist intelligent und schlau genug, es mit Brancaccio, der leider zu den besten Advokaten Neapels gehört, wenigstens an Vorsicht und Verschlagenheit aufzunehmen; Sie werden das schon bemerken an der Art, wie er sich mir nähern wird, ohne Aufsehen zu erregen."

Daß der Marchese in seiner Voraussetzung Recht hatte, bewies sich am folgenden Tage, wo die beiden Freunde sich dieses Mal in dem Zimmer Banders zusammen befanden und dort am Fenster lehnend auf das Gewühl der Straße hinabblickten.

Alles zog da an ihnen vorüber, ohne daß sich in diesem bunten Getreibe längere Zeit etwas vorfand, was im Stande gewesen wäre, ihre besondere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Endlich stellte sich ihnen gegenüber ein Mann in der gewöhnlichen Tracht der um Neapel wohnenden Landleute mit seinem Esel auf, welcher von einem kleinen barfüßigen Buben an dem Halfterstricke geführt wurde. Der Massaro, der seine rothe Mütze keck auf das rechte Ohr gesetzt hatte, bot mit lauter Stimme seine Orangen zum Verkaufe an, die er als von ganz außerordentlicher uud besonderer Güte anpries, weil sie auf dem Vomero gewachsen seien, wo, wie ja der ganzen Welt bekannt, die süßesten und saftigsten Früchte zu finden seien; — „auch billig," rief er mit gellender Stimme, „billiger als alles, was eine Christenseele bis jetzt gekauft! Oh che bella, che bellissima cosa! Man sollte nicht glauben, daß sie um Neapel gewachsen wären, ecco qui Palermo!" Womit er andeuten wollte, daß bei Palermo keine bessere Frucht wachse.

Diese Aufschneiderei trug aber alsbald den gehörigen Lohn eines vorüberziehenden Concurrenten ein, welcher ihm zurief:

gemacht, als Flickschneider untergehen zu müssen, wenigfffs-tens fühle ich es in meinen Träumen; oder wenn ich anmuthige Bücher lese, ja, dann fühle ich es, wie sehr ich meinen Zweck verfehlt habe. Warum bin ich nicht mit meiner Nadel zufrieden? warum zieht es mich zu einem vornehmen, eleganten Leben, wenn ich nicht die Mittel dazu besitze?"

„Das sind ebenfalls Träume," sagte Jean, „und wir alle haben dergleichen Gedanken."

„Aber nicht wie ich," sagte hastig der Schneider; „Ihr fühlt Euch in Eurem Zusss-tande glücklich, Ihr wünscht Euch nichts Anderes, als . . ."

„Höchstens eine tüchtige Zulage!" lachte Jean.

„Aber ich," fuhr der Herr Dubel fort, „verzehre mich in Sehnsucht nach einem Glück, das mir doch nie zu Theil wird; bei jeder Equipage, die vorbeirollt, denke ich an meine eigene, die ich besitzen könnte; wenn die Leute ins Theater fahren, so sehe ich im Geiste meine Loge von rothem Sammt mit weichen Stühlen, und die liegt," setzte er trübe vor sich hin lächelnd hinzu, „dicht neben der Bühne und hat eine Thüre da hinaus."

Alle lachten bei den Phantasieen des Schneiders; der Oberkutscher sagte, es habe gar keinen Anstand, daß es viel besser und vernünftiger sei, sich mit seinem kleinen Loose zu begnügen. Dabei schaute er auf seinen dicken Bauch und dachte an seinen reichgestickten Rock, der zu Haus im Schranke hieng, und erblickte schmunzelnd in dem Punschglase die große Staatscarosse und die Leute mit den abgezogenen Hüten.

Alle, wie gesagt, lachten über die Worte des Schneiders, nur der Jäger nicht, der mitleidig zuschaute, wie der Herr Dubel den warmen Kutschermantel auszog und sich besondere Mühe gab, sein noch feuchtes Fräckchen an den Leib zu bringen.

„Ich bin ja nicht unbescheiden in meinen Wünschen," klagte der Schneider, indem er die Arme weit aus einander breitete und unter kräftigem Ringen den Versuch machte, den Kragen seines

„Maledetta anima d'orancio, meinſt Du, Kürbiskopf, Deine ſauren Dinger vom Vomero ließen ſich mit den erſten Früchten der Welt, mit denen von Sorrent vergleichen? Hier, ſie ſind wohlfeiler als die Deinigen, Orangen und Mandeln! Doch was ſage ich, lauter Zucker, es ſchmilzt Einem auf der Zunge!“

So zog dieſer vorbei, den Anderen an Stärke der Stimme und des Lobes ſeiner Artikel überbietend, doch blieb der Maſſaro mit der rothen Mütze lachend an ſeinem Platze ſtehen und rief ihm nur ein lautes „un cazzo matto“ nach, worauf er wieder luſtig umherſchaute, nach wie vor ſeine Früchte anpreiſend, indem er jetzt ſeine Augen zu den Fenſtern des Hotels de Rome erhob und launig hinzuſetzte: „Da ſehe ich ein paar fremde Cavalieri, die gewiß noch nie Orangen vom Vomero gegeſſen; die von Sorrent kann man überall haben, aber vom Vomero, das iſt 'was ganz Apartes, und noch obendrein vom ſchönſten Punkte des Vomero, aus der Gegend von Avenella, von der Maſſeria di Fontana — ſüß wie Zucker, und ſpottwohlfeil!“

„Rufen Sie ihm zu, näher zu kommen,“ ſagte Gaetano zu ſeinem Freunde, worauf dieſer dem Orangen-Verkäufer winkte, welcher laut zur Antwort gab: „Im Augenblicke ſollt Ihr bedient ſein, Eccellenza, ich will nur ein Dutzend der ſchönſten für Euch ausſuchen.“ Darauf ſtellte er ſich an den Korb, welcher die Waare enthielt, las die vorhin bezeichnete Anzahl heraus und händigte ſie dem Buben mit den Worten ein: „Da, überbringe ſie den fremden Eccellenzen droben — doch nein,“ rief er gleich darauf, als ob er ſich eines Beſſeren beſonnen hätte, „Du weißt nicht, wie man mit Cavalieri umgeht, ich will das lieber ſelbſt beſorgen; bleib Du unterdeſſen da ſtehen und gib auf den Eſel Achtung, daß er nicht davon läuft, darfſt auch die Waare ausrufen, ſo laut Du kannſt, das übt Deine Zunge und erweitert die Bruſt — luſtig geſchrieen!“

Während er noch die letzten Worte ſprach, hatte er ſich ſchon

nach dem Thore des Gasthofes umgewandt und sagte dem Kellner, der dort stand und Miene machte, ihn nicht eintreten lassen zu wollen: „Seht mir einmal den an! Bin ich vielleicht Einer, der ungerufen kommt? Fragt die beiden Cavalieri da oben im Fenster, ob sie nicht von meiner Waare verlangt, Orangen vom Vomero, die besten der Welt; Euren Hotels würde es auch gut anstehen," setzte er launig hinzu, indem er gegen den Kellner ein Auge zukniff, „wenn Ihr zuweilen von meinen kostbaren Früchten nähmet!" Dann ging er hinein und traf mit dem diesem Volke eigenen Scharfsinne im ersten Stocke die richtige Zimmerthür, ohne zu fragen.

Vander hatte schon das Zimmer geöffnet und ließ den Massaro eintreten; dieser aber blieb noch auf der Schwelle stehen, und als er einen Augenblick voll in das Gesicht des anderen Herrn geblickt, der ihm rasch ein paar Schritte entgegentrat, legte er die umgekehrte Hand, in welcher er die abgezogene Mütze hielt, so vor das Auge, als blende ihn die Sonne; in Wahrheit aber war ihm plötzlich das Wasser in die Augen getreten, als er sich seinem lieben Herrn gegenüber sah.

„Rafajele," rief ihm dieser entgegen, indem er ihm seine Rechte reichte, „sehen wir uns endlich wieder?"

Ehe der vorsichtige Neapolitaner hierauf antwortete, blickte er nach Vander hinüber und hob seine linke Hand, um ihm die Orangen darzureichen, die er in ein kleines Tuch gebunden hatte.

Der Marchese, welcher Blick und Bewegung verstand, beeilte sich, ihm zu sagen: „Es ist das einer meiner besten Freunde, vor dem ich kein Geheimniß habe; er weiß, wer ich bin, und auch, wer Du bist." Dann wiederholte er in herzlichem Tone seine Frage von vorhin, worauf ihm Rafajele erwiderte: „Es ist lange her, daß wir Euch nicht gesehen, fast zu lange; haben doch Manche von denen, die gern von Euch sprechen, gefürchtet, wir würden Euch gar nicht wiedersehen."

„Alſo hat man mich hier noch in gutem Andenken?“

„Das will ich meinen!“ Und es giebt hier von Euren Leuten genug, welche Anderen, die nicht gut von Euch ſprächen, tüchtig den Schädel zerklopfen würden. Aber ſagt mir, lieber Herr,“ fuhr er nach einer Weile treuherzig fort, „bleibt Ihr jetzt wieder bei uns, übernehmt Ihr Eure Güter wieder und kann ich zu Eurem Empfang droben auf der Maſſeria di Fontana morgen ein fettes Lamm ſchlachten laſſen?“

„Wohl werde ich hier bleiben, lieber Raſajele, doch muß das Lamm noch ein wenig fetter werden; ich habe mit Dir darüber reden wollen, da ich Deine Treue kenne und auch überzeugt bin, daß Du mein Intereſſe gewahrt haſt, daß Deine Augen und Ohren beſtändig offen waren und daß Du mir frei heraus ſagen wirſt, was ich wiſſen möchte. Setze Dich, Raſajele!“

„Laßt mich beſſer ſtehen, lieber Herr,“ entgegnete der Pachter; „ich bin ſo voll Freude, Euch wiederzuſehen, daß meine Beine ordentlich zucken und ich es auf keinem Stuhle aushalten könnte. Wenn Ihr wüßtet, wie wir uns ſo unausſprechlich gefreut, auch die Frau, als der Maler, den Ihr zu uns geſchickt, den Zettel auf den Tiſch legte, und als ich erſt heute Morgen von ihm erfahren, daß Ihr da ſeid und wo ich Euch finden kann.“

„Aha, unſer Freund Richter hat geplaudert?“

„Eigentlich nicht,“ erwiderte der Neapolitaner mit einem pfiffigen Geſichtsausdrucke, „er redete nicht von ſich ſelbſt, aber ich habe ihn reden machen; cospetto di Dio! Es war dies eigentlich kein mühſeliges Geſchäft, aber die Freude, Herr! Nein, ſeid Ihr es denn wirklich ganz und wie ehemals? Santissima Madonna! Haben wir doch faſt gefürchtet, Euch niemals wieder zu ſehen.“

„Ja, guter Raſajele, es ſind einige Jahre, daß ich abweſend war, beſinnſt Du Dich noch auf jene Zeit? Was ſagte man damals über mein Verſchwinden?“

Der Maſſaro kratzte ſich etwas auffallend am Kopfe und verzog das Geſicht, ehe er zur Antwort gab: „Nun, man ſchwatzte ſo Allerlei, Dieſe das, Jene jenes, ich kann es nicht alles ſagen, denn Manches würde gegen den Reſpekt ſein.“

„Und meine gute Mutter?“ rief Gaetano ſchmerzlich bewegt aus, indem er die Hand vor die Augen legte.

„Ja, das war traurig,“ antwortete der Pachter mit einiger Bewegung; „die gute, gnädige Marcheſa verließ San Antonio und zog für eine Zeit lang nach Fontana hinauf, dort aber, ſagte ſie, wären ihre Erinnerungen noch trauriger; wenn ſie meine Marietta ſah — ihrer erinnert Ihr Euch wohl noch, Herr, die Euch damals, ein kleines Ding, nicht von der Seite ging — ſo weinte ſie immer und zog auch bald nach Neapel hinunter, dort —“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach ihn Gaetano raſch, indem er heftig mit der Hand winkte, „laß uns für heute darüber hinweggehen, mein guter Faſaſele. Was geſchah denn,“ ſetzte er zögernd hinzu, „als meine gute Mutter nicht mehr in Neapel wohnte?“

„Was da geſchah?“ erwiderte der Andere achſelzuckend. „Dann kam eine tolle, bewegte Zeit, von der Ihr draußen auch wohl gehört habt.“

„Aber vorher, ſo lange es noch ruhig war, was geſchah denn auf den Gütern?“

„Wie ſie ſagten, hatte die gnädige Marcheſa ihren Geſchäftsmann, den Advokaten Signor Brancaccio, mit großen Vollmachten verſehen, um nach Euch ſuchen zu laſſen und das Vermögen in Eurer Abweſenheit zu verwalten; pel sangue d'un can cattivo, verzeiht mir, Herr, aber die gnädige Frau Mutter hatte, glaube ich, ſchon Geſcheiteres gethan. Was wird auf den Gütern geſchehen ſein? Der Advokat beſuchte uns alle der Reihe nach, las uns die erhaltene Vollmacht vor, woraus wir erkennen ſollten,

daß wir nun den eigentlichen Herrn vor uns hätten, und cospetto, er handelte danach! Die meiſten Pachter wurden entlaſſen oder abgefunden."

„So iſt auch Antonio nicht mehr auf San Giorgio?"

„Gewiß nicht! Es blieb Keiner, von dem er nicht wußte, daß er mit ihm in Ein Horn blaſen würde."

„Aber Du?" fragte Gaetano und ſetzte mit einem freundlichen Lächeln hinzu, „Du wirſt mich ſo weit kennen, daß dieſe Frage kein Mißtrauen bedeutet."

„Ja, bei mir hat es einen anderen Haken. Ehrlich geſagt, Don Brancaccio hat, der Madonna ſei es geklagt, Gefallen an meiner Marietta gefunden und will ſie heirathen. Als ich darin klar ſah, gnädiger Herr, zuckte es mir in der Hand, ihn zum Fenſter hinauszuwerfen, doch war die Frau, Ihr erinnert Euch ihrer wohl noch, dieſes Mal klüger, als ich', und da ich einſah, daß ſie Recht hatte, mußte ich mich zum Heucheln bequemen."

„Gewiß hatte ſie Recht," ſagte Gaetano eifrig, „ich hoffte auf Dich und Deine Treue; wenn auch Du entfernt wurdeſt, ſo wäre ja niemand mehr da geweſen, der mit verſtändigem Auge über mein ſchönſtes und größtes Gut gewacht hätte, die Frau hatte Recht, Raſajele. Marietta iſt wohl groß und hübſch geworden?"

„Man ſagt, ſie ſei ſehr ſchön," erwiderte der Maſſaro, „und ich glaube faſt, daß dem ſo ſein kann; was aber noch beſſer iſt, ſie benimmt ſich klug, wie ihre Mutter, und haßt den Advokaten wie den Teufel."

„Und was ſagte dieſer von mir?"

„Er ſagte, in dem fremden Lande, wohin Ihr gegangen, hätte Euch eine ſchwere Krankheit befallen, Euren Sinn verwirrt und man müßte Euren Tod fürchten. So ſprach er anfänglich; vor einiger Zeit aber, als ich ihn nach Euch befragte — und

Ihr könnt mir glauben, ich that das oft, obgleich er dabei jedes Mal ein Gesicht macht, als beiße er in eine saure Melone — da meinte er, wenn Ihr auch nicht gestorben wäret, so würde es doch besser für Euch sein, wenn Ihr nicht so bald dächtet, hieher zurückzukehren; Ihr hättet Euch in Correspondenzen eingelassen mit denen, die jetzt fort sind, und wenn Ihr trotz alledem doch erschienet, so könnte es Euch schlimm ergehen."

Der Marchese wechselte mit seinem Freunde einen raschen Blick des Einverständnisses und versetzte darauf: „Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß er, was Beides anbelangt, gelogen hat."

„Das Lügen ist begreiflich," sagte der Pachter. „Daraufhin gab uns der Advokat einen guten Rath, welcher darin bestand, Euren Namen gegen niemand zu nennen, um uns nicht selbst verdächtig zu machen. Das war nun freilich bei der armen Frau das beste Mittel, sie einzuschüchtern."

„Wie so?" fragte Gaetano, welcher die letzte Aeußerung des Anderen nicht recht verstanden hatte.

„Eine traurige Geschichte, von der auch ich nicht gerne rede, obgleich ich nicht gerade furchtsam bin; aber Ihr müßt es doch einmal erfahren, und da ist es besser, durch mich. Ihr erinnert Euch wohl noch meines Schwagers, Don Alonzo. Er war früher Sergeant bei den königlichen Carabinieri, und was für ein Sergeant! Daraufhin wurde er Forst-Schutzwächter in Sora, dem Geburtsorte der Frau; hätte es vor einem Jahre, als es hier los ging, in dem Heere nur noch einige Dutzend solcher Sergeanten gegeben, wie er war, so hätten sie es den rothen Hemden schon ein bischen sauer gemacht. Was wollt Ihr aber thun, wenn Ihr ein noch so braver Soldat seid, wenn Eure Mannschaft, statt zu feuern, die Gewehre wegwirft, davon läuft oder gar zum Feinde übergeht? Corpo di Baccho! Obgleich mich die Sache eigentlich nichts anging, so habe ich mich doch geschämt,

wie ein Conte. Nun, eine Hand voll braver Leute, die wie Don Alonzo dachten, warfen ſich in die Berge, nach und nach kamen noch andere dazu, die das Herz auf dem rechten Flecke hatten, und da ſie den Krieg nicht im Großen fortſetzen konnten, ſo betrieben ſie ihn im Kleinen und treiben ihn noch ſo — brave, tüchtige Leute, und eine der beſten Banden befehligt Don Alonzo; freilich ſchämen ſich die Anderen nicht, ſie Briganti zu nennen, aber zwiſchen Denen und einem Brigante iſt gerade ein ſolcher Unterſchied, wie zwiſchen einer ſüßen Orange und einer faulen Feige."

„Und dem Advokaten iſt es bekannt, daß Dein Schwager in den Bergen iſt?"

„Auf ein Haar, Eccellenza, und das hat auch wieder ſein Gutes," ſetzte er mit einem launigen Geſichtsausdrucke hinzu; „weiß der Teufel, auf welche Art Don Alonzo ſeine Verbindungen mit Neapel unterhält, unterhalten thut er ſie, aber nicht durch mich und die Frau, darauf kann ich zehn körperliche Eide ſchwören. Nun ſoll er dem Advokaten eines Tages den freundſchaftlichen Rath haben zugehen laſſen, uns glimpflich zu behandeln, ſonſt wolle er ihm ein ſichtbares Zeichen hinterlaſſen. Don Alonzo ſpaßt nicht, wie ganz Neapel weiß, und daß er ſich nicht vor denen da unten fürchtet, hat er dem Advokaten auch bewieſen, denn als dieſer einſt allein in ſeiner Schreibſtube ſaß, ging die Thür auf und Don Alonzo ſelbſt, ſo erzählen ſie, ſei bei ihm eingetreten und habe ſich auf die höflichſte Art bei ihm bedankt für den mächtigen Schutz, den er uns gewährt. Freilich ſoll der Advokat ſeit jener Zeit immer einen Nationalgardiſten bei ſich einquartiert haben, doch weiß ich das nicht ſo genau; was ich aber weiß, iſt, daß er ſich, wenn er zu uns reitet, bis an den Gartenzaun begleiten läßt. Ich glaube, er würde ſogar ſeine bewaffnete Begleitung an unſerer Zimmerthür Wache ſtehen laſſen, wenn ihm nicht Marietta geſagt, ſie könnte und möchte

mit solchen Leuten nie unter Einem Dache sein, und wenn Jene einzögen, dann zöge sie aus."

„Don Alonzo läßt sich bei Euch nie sehen?"

„Niemals, Herr; ich kann auf einen heiligen Eid schwören, daß wir nicht einmal genau wissen, wo er sich aufhält; wenn sie uns auf die Folter legen wollten, wir könnten den Aufenthalt doch nicht angeben. Es ist eigentlich schade um den Alonzo, daß er zuweilen wie ein wildes Thier gehetzt wird."

Gaetano, der den fragenden Blick seines Freundes bemerkte, wandte sich gegen ihn und sagte: „Es ist Don Alonzo Chiavone."

„A—a—a—ah," machte Vander mit einem Ausdrucke der Verwunderung.

„So viel wir wissen," fuhr der Massaro nach einer Pause fort, „hält er sich häufig und gerade in letzter Zeit zwischen Campinotta und Monte Albino auf, so erzählen sie sich drunten am Molo."

„So könnte ich ja in seine Nähe kommen, wenn ich mich nach meiner Herrschaft bei Ravello begäbe. Wie sieht's denn dort aus, Rafaele?"

Der Angeredete zuckte auffallend hoch mit den Achseln und erwiderte, indem er seine Augenbrauen gewaltig emporhob: „Der schönen Herrschaft hat der Advokat, wie man es auch begreiflich findet, seine ganze Liebe und Sorgfalt zugewandt. Zum Verwalter hat er dahin einen seiner Nepoten gesetzt, und wenn ich Sie versichere, er hat nur mit einem halben Dutzend Nachbarn Processe angefangen, so sage ich kaum die Wahrheit."

„Dieser Hund von einem Advokaten!"

„Mit dem einen der Nachbarn processiren sie um einen Weg, mit dem anderen um ein Stück Land, hier um Wasserkraft, dort um eine mangelhafte Grenze, und wenn Ihr nicht bald im Stande seid, Einhalt zu thun, so processirt er Euch das schöne

Gut zuſammen wie eine Schneekugel, die einen halben Tag an der Sonne gelegen."

„Sie hören verwundert zu, lieber Freund," ſagte Gaetano zu Bander, „aber was mir der Maſſaro ſo eben ſagt, iſt leider gegründet in den Fehlern unſerer Geſetzgebung; wir haben kein beſtimmtes Recht, kein beſtimmtes Geſetzbuch, unſere beſtehenden Verordnungen ſind ein Netz, in welches der geſchickte Advokat im Stande iſt, ſeinen Clienten ſo zu verwickeln, daß er am Ende froh iſt, nur von einem angefangenen Proceſſe wieder los zu kommen. Sie haben bei uns alle Ausſicht, ſelbſt die ſchlechteſte Sache zu gewinnen oder lange Jahre ſo hinauszuziehen, daß dieſer Verzug ſchon Gewinn iſt — ich kenne das," unterbrach er den heftigen Ton ſeiner Stimme und ſprach darauf gemäßigter fort: „habe ich doch ſelbſt das ſtudirt, was man hier und in anderen Ländern das Recht nennt, kenne ich doch den ungeheuren Vorrath, aus welchem die neapolitaniſchen Advokaten ihre Beweiſe ſchöpfen: canoniſches Recht, Feudalrecht, Conſtitutionen der normänniſchen, ſchwäbiſchen und arragoniſchen Könige, Pragmatiken der Fürſten und ihrer Vicekönige, Partikular-Statuten einzelner Städte, Gebräuche verſchiedener Gerichtshöfe, deren Beſchlüſſe, Entſcheidungen der vier Ruota's, eine Flut von Befehlen, eine Menge von Commentatoren, Erklärern und Gloſſatoren. Glauben Sie mir, lieber Freund, es iſt bei uns leicht möglich, das ſchönſte Vermögen durch Proceſſe zu Grunde zu richten, und ich kenne Advokaten, welche durch die ungeheuerlichſten Proceßkoſten in den Stand geſetzt wurden, die ſchönſten Ländereien ſelbſt zu kaufen, über deren Beſitzſtreit zwei hartnäckige Menſchen verhandeln."

„Auf die Herrſchaft bei Ravello hat Signor Brancaccio ſein Augenmerk in der Art geworfen," ſagte der Maſſaro, „wie der Herr Marcheſe eben andeutete, und dazu kommt noch, daß der

Nepote Vergleiche vorſchlägt, über welche Einem die Haare zu Berge ſtehen."

„Wird die neue Regierung dieſes Landes dieſen gräulichen Wuſt zu regeln im Stande ſein?"

„Hoffentlich wird ſie es verſuchen, und wenn ſie es thut, ſich dadurch allein ſchon feſte Anhänger gewinnen."

„Gebe es der Himmel," antwortete Vander, „daß dieſes ſchöne Land auch in dieſer Beziehung einig und ſtark wird!"

„Wenn's aber wahr iſt," miſchte ſich Rafajele mit einem pfiffigen Lächeln in das Geſpräch, „daß es meiſtens Advokaten ſind, welche dort oben in Turin die neuen Geſetze fabriciren, ſo halte ich ſie für viel zu ſchlau, um ſich ſelbſt in die Augen zu ſchlagen. — Bei uns droben in Fontana hat der Advokat auch angefangen, mit den Nachbarn Händel zu ſuchen, doch war ich immer bei der Hand und ſagte zu Dieſem und Jenem: Seid doch nicht ſo dumm, Gevatter, und laßt Euch in Sachen ein, die Euch das gute Geld aus der Taſche locken; würdet Ihr auch um einer ſolchen Lumperei willen Proceſſe führen mit dem gnädigen Herrn Marcheſe, wenn er da wäre? Das ſahen auch die Meiſten ein, und ſo blieb bei uns denn im Grunde alles beim Alten, mit Ausnahme einiger kleinen lumpigen Geſchichten, die nicht der Rede werth ſind. Aber jetzt, Herr," ſetzte er in treuherzigem Tone hinzu, „denke ich, daß Ihr auftreten werdet, wie es ſich gehört, und wenn nicht unſere Liebe zu Euch ſchon allein Urſache genug geweſen wäre, auf Eure Rückkunft zu hoffen, ſo iſt es die Freude, die wir haben werden, wenn Ihr dieſem Advokatengeſindel auf die Finger klopft, daß wir Euch ſehnlichſt erwarteten, come l'uovo di Pasqua!"

Mit dieſem ächt neapolitaniſchen Ausdrucke ſchloß der brave Pachter und ſetzte nach einer Pauſe mit einer Verbeugung hinzu: „Jetzt muß ich nach meinem Eſel ſehen, um nicht zu lange hier zu bleiben und den Maulaffen da unten einen Grund zu Ver-

engen Rockes ſeinem Halſe näher zu bringen, „es könnte mich ja glücklich machen, wenn ich nur auf Augenblicke in dem Wagen eines vornehmen Herrn ſchwelgen könnte; ich bin gewiß nicht unbeſcheiden.“

„Dazu könnte Rath werden,“ meinte der Jäger; „wenn es Ihn z. B. glücklich machen kann, einmal mit allem Zugehör nach Hauſe gefahren zu werden, ſo komm Er mit mir, ich will Ihn in aller Form vor Seine Wohnung bringen.“

Herr Dubel lächelte ungläubig; aber Jean, der dem Jäger einen Wink gab, ſagte: „Warum denn nicht? ich bin überzeugt, wenn der Herr Lukas was ſagt, ſo fährt er Euch in dem Brougham des Barons nach Hauſe.“

Joſeph trat ebenfalls lachend näher, klopfte dem Schneider auf die Schulter und ſagte: „Steig' Er ein, alter Dubel; mich ſoll der Teufel holen, wenn in dem alten Stall dergleichen alte Späſſe nicht übel aufgenommen würden, ſo führe ich Ihn auch einmal nach Hauſe.“

Und der Oberkutſcher ſetzte hinzu, das ſei ohne allen Anſtand ein Kapitalſpaß.

Demgemäß verließen Sämmtliche von der Punſchgeſellſchaft das Kutſcherzimmer und ſtiegen in den Stall hinab, oder giengen, um ihre bereits eingeſpannten Equipagen aufzuſuchen.

Lukas, der mit dem Schneider gieng, blieb vor dem Thor des Marſtalles ſtehen und wartete auf die Equipage des Barons, die auch bald mit zwei Laternen heranrollte. Der Herr Dubel lachte freudig in ſich hinein über die bevorſtehende Fahrt und bedauerte nur, daß es nicht Mittagsſtunde ſei, um Bekannten, die ihm allenfalls begegnen würden, freundliche Grüße zu ſpenden. Ernſt und feierlich wie immer öffnete der Jäger den Schlag des haltenden Broughams, erkundigte ſich, ob Seine Gnaden eine Cigarre anzuſtecken wünſchten, machte auf die bejahende Antwort Feuer und reichte daſſelbe dem Schneider ſammt einer guten Cigarre, welche der Herr Dubel alsbald anbrannte, ſich darauf in die

muthungen und zum Geschwätze zu geben; der Advokat, den Ihr wahrscheinlich in den nächsten Tagen sehen werdet, braucht ja nicht zu wissen, daß ich schon bei Euch war."

„Darin hast Du mich richtig verstanden, braver Rafajele!" erwiderte ihm der Marchese, „und ich sah das schon an der klugen Art, wie Du mich aufgesucht. Verstehe mich recht, ich traue dem Advokaten in keiner Richtung; er hat in dem fremden Lande, wo ich war, schlecht an mir gehandelt, und wird nicht verfehlen, hier mit allen Mitteln meine Plane zu durchkreuzen. Ich bin überzeugt, daß er mich bei der neuen Regierung verdächtigen wird, und wenn ich auch ein gutes Gewissen habe, so erfuhr ich doch von den gegenwärtigen Zuständen genug, um mich so viel als möglich sicher zu stellen. Freilich habe ich Freunde, die im Nothfalle für mich handeln werden, worunter ich auch Dich rechne, aber diese Freunde können nur für mich handeln, indem sie so lange unabhängig von einander bleiben, bis ein gemeinschaftliches Zusammenwirken nöthig ist; so wie, glaube mir, Brancaccio erfährt, daß ich hier bin, wird er jeden meiner Schritte beobachten lassen, weßhalb es nothwendig ist, daß Du mich vor der Hand hier nicht mehr aufsuchst. So wie ich Deinen Rath und Deine Hülfe brauche, erhältst Du Botschaft, entweder durch den Herrn, der oben bei Dir ist und der häufig in die Stadt kommen wird, oder auch durch meinen Freund hier, dessen Worten Du eben so zu folgen hast, als spräche ich selbst zu Dir. — Hast Du mich verstanden, Rafajele?"

„Auf's genaueste," erwiderte der Massaro, „ja, Herr, noch besser, als Ihr Euch einbildet; sagte ich doch neulich zu der Frau: Hast Du gehört, was der Advokat über unsern Herrn sprach? Gewiß weiß Don Brancaccio, daß er, nämlich Ihr, Herr, wieder zu uns zurückkommt, und in dem Falle hängt er ihm Eins auf, daß sie ihn, nämlich Euch, Herr, augenblicklich wieder aus dem Lande schicken oder ein Quartier in der Vicaria geben,

wenn ſie es nicht gar vorzögen, Euch einzuweichen. — So werde ich mich denn, Eurem kleinſten Winke lauſchend, ruhig zu Hauſe verhalten, und dabei glaube ich Euch nicht ſagen zu brauchen, daß Ihr auf den Rafajele in jeder Hinſicht rechnen dürft."

„Nein, das brauchſt Du mir nicht zu ſagen," rief Gaetano mit herzlichem Tone der Stimme, wobei er dem Maſſaro ſeine beiden Hände darreichte — „und jetzt lebe wohl, nimm meinen Dank für Deine treue Anhänglichkeit."

„Und unſer Landſchafts-Maler bleibt droben bei uns?" fragte der Maſſaro.

„Noch für einige Tage, wenn es Dir recht iſt — Du kannſt ihm unbedingt vertrauen, er gehört zu meinen Freunden."

„So nehme Euch die Madonna in ihren Schutz, und laßt bald was Gutes von Euch hören."

Als ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen, fragte Vander ſeinen Freund: „Was wollte er mit dem Worte einweichen ſagen?"

„Mete annamuollo, gut italieniſch: mettere a mollo, oder einweichen iſt der Ausdruck des Volkes, um jemand in die Kerker des Caſtells dell' Uovo zu ſetzen. Es ſind dies in Felſen gehauene, unter dem Spiegel des Meeres gelegene Löcher, die, wie man ſagt, früher zu Gefängniſſen benutzt wurden; übrigens Barbareien einer früheren Zeit, die jetzt aufgehört haben."

„Und die Vicaria?"

„Iſt der große Gerichtshof Neapels, ehemals ein Palaſt der normänniſchen Könige, der Ort, wo Proceſſe verwirrt und geſchlichtet werden, zugleich das Hauptgefängniß der großen Stadt. Wenn Don Brancaccio gut manövrirt, ſo wäre es immerhin möglich, daß mir dort ein Quartier angewieſen würde; er braucht mich nur mit einiger Glaubwürdigkeit politiſcher Umtriebe zu Gunſten der vertriebenen Königsfamilie zu verdächtigen, doch wird er es kaum wagen, da ihm jeder gültige Beweis mangelt."

„Lieber Freund," antwortete Vander, nicht ohne einige Beſorgniß im Tone der Stimme zu verrathen, „ich will nicht indiskret ſein, Sie über Ihren Aufenthalt in Rom zu befragen, denn ich weiß, wie ſehr Sie für das Glück und die Größe Ihres Vaterlandes ſchwärmen, aber waren Sie dort auch vorſichtig im Umgange mit Bekannten?"

„Ich will nicht läugnen," erwiderte der Marcheſe, „daß ich dort Freunde meines Hauſes traf, deren Anſichten über die Zuſtände Italiens den meinigen ſo ſchroff entgegenſtanden, daß ich nach der erſten Unterredung die Unmöglichkeit einer Ausgleichung mit ihnen einſah. Wollte man aber wörtlich hierher mittheilen, was ich dort geſprochen, ſo bin ich gern bereit, für jede Aeußerung Rede zu ſtehen."

„Für jede Aeußerung, die man unverfälſcht wiederholte," antwortete Vander, das vorletzte Wort betonend; „ſchon daß Sie über Rom hieher kamen, iſt im Stande, Argwohn zu erregen."

„Darin haben Sie nicht Unrecht; doch wenn wir auch Manches gehört von ziemlich willkürlichem Verfahren, ſo halte ich das für Uebertreibung. Jene Zeiten ſind vorbei, wo man auf Verdacht hin eingeſperrt und Jahre lang feſtgehalten wurde. Daß ihm mein Hierſein im höchſten Grade unangenehm iſt und daß ich ihm bei der erſten Unterredung meine Abſicht, ihn zur Rechenſchaft zu ziehen, nicht verheimlichen werde, verſteht ſich eben ſo von ſelbſt, als ich überzeugt bin, daß er alle Minen gegen mich ſpringen laſſen wird. Bin ich aber nicht auch gerüſtet, darf ich nicht auf Ihre Hülfe rechnen, wenn es ihm je gelingen ſollte, mir einen Platz zwiſchen vier feſten Mauern zu verſchaffen? — Unbeſorgt! — Anfänglich war es allerdings meine Abſicht, hier zuerſt im Verborgenen gegen ihn zu wirken, doch nun habe ich mich feſt entſchloſſen, ihm geradezu auf den Leib zu gehen, ihm Stirn gegen Stirn entgegen zu treten, und Sie werden ſehen, das Recht ſiegt."

„Rechnen Sie auf mich, lieber Gaetano," ſagte Vander mit Wärme; ſuchen Sie Ihren Advokaten auf; ich werde unterdeſſen meinen Paß bei der engliſchen Geſandtſchaft deponiren."

„Morgen oder übermorgen," erwiderte ihm der Marcheſe, „den heutigen Tag ſoll kein Mißton ſtören; ich habe eine heilige Pflicht zu erfüllen; laſſen Sie uns einen Wagen nehmen und folgen Sie mir hinaus zum Campo Santo, an's Grab meiner unvergeßlichen Mutter."

Sechszigſtes Kapitel.

Der Advokat und ſein Client.

Der Advokat Signor Nicola Brancaccio oder Don Nicola, wie man in der dritten Perſon von ihm ſprach, bewohnte das erſte Stockwerk eines ziemlich anſehnlichen Hauſes in der Strada della Porta Capuana, welches ſein Eigenthum war. Seine Wohnung war nicht übermäßig groß, doch wohl gelegen in der Nähe der Vicaria, und auch mit verſchiedenen, ihm ſehr nothwendig und bequem dünkenden Einrichtungen verſehen; ſo mit einer eiſernen Thür, vermittels welcher man auf die Haupttreppe des Hauſes gelangen konnte, dann aber noch mit einer Nebentreppe, welche direkt in den erſten Stock führte und von manchem Clienten der eben erwähnten Haupttreppe vorgezogen wurde. Sämmtliche Fenſter waren mit ſtarken, kunſtreich gearbeiteten Gittern verſehen. Dabei lag das Haus auf der Schattenſeite der Straße, hatte hohe, gewölbte Zimmerräume und konnte der ganzen Einrichtung nach für äußerſt wohnlich, ja, behaglich gelten.

Der Luxus an kostbaren Geräthen, Teppichen und so weiter war aufs sorgfältigste vermieden; die ersteren bestanden meist aus soliden, alten Erbstücken, und von den aus rothen, lackirten Ziegeln bestehenden Fußböden waren im Winter nur einige mit Strohmatten bedeckt. Statt dieser mangelnden äußerlichen Kostarbeiten besaß aber der Advokat in einem kleinen, sehr fest bewahrten Zimmer eine große eiserne Kiste, angeblich, wie er selbst zu sagen pflegte, zum Aufbewahrungsorte werthvoller, ihm anvertrauter Dokumente bestimmt, nach dem Glauben der Leute aber angefüllt mit Gold und Silber. Doch ist dieses eine Ansicht, deren Richtigkeit wir nicht zu bemessen im Stande sind, denn Signor Brancaccio, welcher genau wußte, wie hoch ein Zinsfuß hier getrieben werden durfte, ehe er Wucher genannt wurde, war ein viel zu vorsichtiger und schlauer Geschäftsmann, um Gold und Silber unbenützt in eisernen Kassen verschlossen zu halten.

Daß Don Nicola nicht verheirathet war, haben wir bereits erfahren; sein Hauswesen besorgte sein alter Diener Michele, welcher aber, da sein Herr meistens außer dem Hause aß, nicht viel zu thun hatte und daher, fast den ganzen Tag Tabak rauchend, auf der obersten Stufe der Haupttreppe saß, um Unbekannte, die sich nicht vorher eine Audienz bei dem vielbeschäftigten Advokaten verschafft, abzuweisen und den bekannten Clienten die Thür zu öffnen.

Die kleine Treppe führte direkt in das Arbeitszimmer Don Nicola's, war ebenfalls mit einer eisernen Thür verschlossen und hatte eine Oeffnung, durch welche sich der Advokat jeden Anklopfenden genau betrachtete und nur die ihm wohlbekannten Gesichter einließ. Ein kleines Gemach, in welchem sich der Sekretär des Rechtsgelehrten befand, lag zwischen dem eben erwähnten Schreib-Cabinette desselben und einem größeren Zimmer, wo gewöhnlich drei oder vier Schreiber emsig beschäftigt waren.

Don Nicola war so eben aus einer Gerichtssitzung von der

Vicaria zurückgekommen, und während er seinem ersten Schreiber, Don Giovanni, einem alten, kümmerlich aussehenden, gebückten Männchen, einige dringende Aufträge gab, legte er sein Advokaten-Gewand, den schwarzen, weiten Ueberwurf, einen Mantel von derselben Farbe und die Perrücke ab, ohne welches er vor dem Tribunale nicht erscheinen durfte, machte es sich in einem abgetragenen Hausrocke bequem und überreichte alsdann seinem ersten Schreiber verschiedene Papiere, wobei er zu den zu besorgenden Ausfertigungen die nothwendigen Erläuterungen angab.

Signor Brancaccio war ein Mann, der offenbar das fünfzigste Jahr überschritten hatte und den man nicht schön nennen konnte. Seine Gestalt war etwas über Mittelgröße und hager; er hatte ein gelbes, blattriges Gesicht, düstere schwarze Augen, welche unruhig forschend unter den dichten Augenbrauen hervorblickten. Seiner hohen, stark zurückfallenden Stirn schloß sich eine leichte Glatze an, welche er aber durch das sorgfältig vom Hinterhaupte nach vorn gekämmte schwarze Haar zu verbergen suchte. Die Unruhe seines lauernden Blickes theilte sich auch allen seinen Bewegungen mit; so schien es ihm zum Beispiel unbehaglich, auf einem Platze ruhig zu stehen, und er drehte sich bald nach dieser, bald nach jener Seite, stützte auch in rascher Abwechselung seinen Körper bald auf den rechten, bald auf den linken Fuß, wobei seine Hände in einer immerwährenden Bewegung waren. Bald strich er mit der rechten, bald mit der linken sein Haar gegen die Stirn vor, bald legte er beide Hände auf dem Rücken zusammen, und dann brachte er seine Finger vor das Gesicht, um aufmerksam seine Nägel zu betrachten. Er sprach viel und gewandt und seine Stimme war laut und gellend, eine Angewöhnung von den vielen Reden her, die er vor dem Tribunale zu halten pflegte.

„In dem Processe Zappi," sagte er zu seinem Schreiber, „ist mir eine außerordentliche Nuance gelungen; statt mir die

die Mühe zu machen und ſelbſt den Beweis zu führen, daß der ſtreitige Weg auf unſerem Eigenthume iſt, gelang es mir, das Tribunal zu veranlaſſen, daß es ihm aufgab, das Gegentheil zu beweiſen. Da haben Sie die Akten, laſſen Sie es beruhen, bis er beweist, was er nicht beweiſen kann. Zanetti in Ravello ſcheint ſich zu einem Vergleiche herbeilaſſen zu wollen; er wird die von mir verlangten ſechstauſend Ducati zahlen, und wenn er dann die fragliche Waſſerkraft benutzen zu können glaubt, ſo wird ihm der Müller in Sanfreſe einen neuen Proceß an den Hals werfen. Leider ſteht die gute Signora Mattei im Begriffe, ihren Erbſchafts-Proceß zu verlieren" — er ſagte das mit einem freundlichen Lächeln, welches offenbar ſein Bedauern Lügen ſtrafte — „die gute Dame iſt aber auch ſo noch reich genug und gegen mich, ihren Rechts-Anwalt, ſo knickerig, daß es eine Schande iſt; es iſt eigenthümlich, daß ſich bei den Akten das fragliche Dokument nicht wieder gefunden hat. Nicht wahr, Don Giovanni, wir haben es am Suchen nicht fehlen laſſen?"

Der alte Schreiber, der ſeine Blicke gewöhnlich auf das Papier in ſeiner Hand geheftet hielt, nickte jetzt ſeinem Chef mit einem Ausdrucke von Schlauheit zu und erwiderte: „Bei uns kann es nicht ſein; haben wir ja auch den Empfang dieſes ſo wichtigen Aktenſtückes nicht beſcheinigt, was ſicher geſchehen wäre, wenn wir es in die Hand bekommen hätten."

„Gewiß," gab Don Nicola zur Antwort, während er ſich ans Fenſter ſtellte, aber anſtatt hinauszuſchauen ſeine Nägel betrachtete. „Die Mattei verliert achtzehntauſend achthundert Dukaten, welche ihre Gegner gewinnen; ja, ja," ſetzte er zu ſich ſelbſt ſprechend hinzu, „das Dokument iſt ſeine zehntauſend Dukaten unter Brüdern werth. — Apropos, Don Giovanni," wandte er ſich nach einem längeren Stillſchweigen gegen ſeinen Schreiber um, „habt Ihr je von einem Namen gehört wie Saint-Alban? Mir iſt hier in Neapel keine ſolche Familie bekannt."

„Mir auch nicht," erwiderte der Schreiber kopfschüttelnd.

„Es muß ein Fremder sein," sagte der Advokat in gleichgültigem Tone; „Einer des Namens verlangt schriftlich von mir eine Unterredung; er wird in der nächsten Zeit kommen, Michele soll ihn in Euer Cabinet führen, und dann kommt und sagt mir, was für eine Art von Mann es ist."

Der erste Schreiber entfernte sich stillschweigend mit seinen Papieren und Don Nicola ließ sich in einem großen, mit Leder überpolsterten Stuhle nieder, auf dessen Lehne er die Hände legte und, an den Himmel hinaufschauend, in Gedanken versank; doch war auch hierbei keine Ruhe auf seinem Gesichte zu lesen; seine Mundwinkel zuckten nach rechts und nach links, er nickte zuweilen mit dem Kopfe, und wenn er dabei lächelte, so schloß er eine Sekunde lang seine Augen und seine Finger trommelten auf der Lehne des Stuhles.

„Der Herr von Saint-Alban ist draußen," meldete nach einer Weile der erste Schreiber.

„Wie sieht er aus? Kennen Sie ihn?"

„Ich habe ihn nie gesehen, es ist ein junger, schöner Mann, ruhig in seinen Bewegungen, von vornehmem Aeußern, er kam mit der Equipage des Hotels de Rome."

Don Nicola nickte befriedigt mit dem Kopfe und deutete darauf, während er sich erhob, durch eine Handbewegung an, der Fremde möge eintreten. Wenn der Advokat irgend einen ihm Unbekannten empfing, pflegte er das am Fenster stehend zu thun und sich erst auf die Anrede des Eintretenden herumzuwenden.

„Habe ich das Vergnügen, den Herrn Advokaten Brancaccio zu sehen?" sagte eine tiefe, wohlklingende Stimme, deren Ton dem Rechtsgelehrten so bekannt vorkam, daß er sich rascher herumwandte, als es sonst seine Gewohnheit war. Mit der rechten Hand hatte er die Fensterbank erfaßt, und es war gut, daß er

im Augenblicke, als er den Fremden anſtarrte, ſich auch mit ſeiner linken Hand ſtützte, denn ſonſt hätte es ihm geſchehen können, daß er trotz ſeiner bekannten Geiſtesgegenwart ein wenig in die Kniee geſunken wäre.

Vor ihm ſtand der Marcheſe Gaetano Fontana.

„A—a—a—ah!“ rief der Advokat, nachdem er ſich von ſeinem erſten Schrecken ein wenig erholt und nicht nur eine verzweifelte Anſtrengung machte, freudig zu lächeln, ſondern auch dem ruhig Daſtehenden mit vorgeſtreckten Händen entgegen zu gehen.

Gaetano machte eine abwehrende Handbewegung und ſagte mit ruhiger Stimme: „Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſetzen wir uns, das Stehen während unſerer wahrſcheinlich nicht ganz kurzen Unterredung könnte Ihnen ſauer werden.“

„Bei der Madonna und allen Heiligen!“ rief der Advokat, „ſind Sie's denn wirklich, oder iſt's Ihr Geiſt?“

„Ich bin es ſelber, und noch obendrein mit meinem vollſtändigen Geiſte, Signor Brancaccio — aber, wie geſagt, ſetzen wir uns.“ Er ſtieß die letzten Worte etwas heftig hervor und wandte ſich raſch nach einem Stuhle, um einem Attentate des Rechtsgelehrten zu entgehen, welches in nichts Geringerem beſtand, als in dem allerdings ſchwachen Verſuche, den jungen Mann mit einer wohlgeſpielten Rührung in ſeine Arme zu ſchließen, wobei Don Nicola mit ſchluchzender Stimme hervorſtieß: „Der Herr Marcheſe, der verloren geglaubte Sohn eines Vaters, der mich ſeinen Freund nannte!“

Gaetano hatte die Lehne ſeines Stuhles mit der linken Hand erfaßt und begnügte ſich, die freche Rede des Advokaten mit einem flammenden Blicke zu beantworten, dann wiederholte er mit ſtrenger Stimme: „Setzen wir uns!“

Der Advokat, deſſen Gemüthsbewegung ſich in vermehrter Unruhe des ganzen Körpers deutlich ausdrückte, nahm dem jungen

Manne gegenüber Platz und schnappte einige Male wie ein Fisch auf trockenem Sande nach Athem.

„Wissen Sie, woher ich komme?“ begann der Marchese seine Unterredung, wobei er so ruhig sprach, daß es den Anderen fröstelnd überlief.

„Wie ist es mir möglich, Herr Marchese, das so genau zu wissen? Gott sei gelobt, daß Sie überhaupt da sind.“

„Ich komme aus Deutschland, aus einer Stadt, in der Sie würdige Freunde besitzen — ich war dort in einem Irrenhause — denken Sie sich, ist das nicht komisch? Ich, der ich vor Ihnen sitze und der ich gewiß so wenig ein Narr bin, wie Sie selber, war ein paar Jahre im Irrenhause!“

„Unglaublich!“ stöhnte der Advokat.

„Gewiß unglaublich! O, das habe ich gewiß hundert Mal, tausend Mal gedacht, wenn ich an den eisernen Gittern meiner Zelle rüttelte oder wenn ich meinen Kopf gegen die Thür meines Kerkers rannte, diesen Kopf hier, der verrückt sein sollte und doch klug genug war, um zu sehen, daß er das Opfer einer furchtbaren Schurkerei war.“

„Un—glaub—lich!“

„Ich wäre vielleicht noch in diesem Irrenhause eingesperrt, wie die übrigen Narren,“ fuhr der Marchese mit einer entsetzlichen Kälte fort, wenn es mir nicht gelungen wäre, mich selbst zu befreien.“

„Gott sei Dank!“ wagte der Advokat zu sagen.

„Wenn man jemand ins Irrenhaus sperrt, so sind zwei Fälle denkbar: daß man den Eingesperrten nämlich für einen Narren hält, eine große Dummheit, wenn derselbe kein Narr ist, — oder daß man den Eingesperrten seiner Freiheit beraubt hat, um ihn im Kerker zu halten oder um ihn vielleicht langsam zum Narren zu machen, was eine Schurkerei und Schlechtigkeit ist, gegen welche ein einfacher Mord zu entschuldigen wäre.“

weichen Kissen zurückwarf und schläfrig befahl, nach Hause zu fahren.

„Elstergasse, Nummer vierundvierzig!“ sagte Lukas zu dem Kutscher, und der Herr Dubel fügte hinzu: „Vier Treppen hoch, hinten hinaus!“ und dahin fuhr der elegante Brougham, dumpf rollend und angenehm schaukelnd. Die Laternen warfen zitternde Lichter auf die Gegenstände rechts und links, an welchen sie vorbeikamen; die Hufe der Pferde klapperten auf dem Pflaster, und der Herr Dubel war überglücklich.

„Ach,“ seufzte er, „wenn mich so die Honoratiorentochter sehen könnte! wenn ich so bei ihr vorfahren dürfte! 's wäre doch eine Möglichkeit da, ihr Herz zu erringen.“

Es gieng dem Schneider in diesem Augenblicke, wie es den meisten Menschen geht, die immer weiter schweifen, wenigstens in Gedanken, obgleich das Schöne doch so nahe liegt. Ihm genügte nicht mehr der elegante Wagen, in welchem er lag: nein! er knüpfte an denselben Eroberungsversuche, Herzenseinnahmen, das ganze lustige und leichte Leben eines reichen Cavaliers und fand sich deßhalb sehr unangenehm berührt, als der Wagen in die tiefer gelegenen Stadttheile einbog, wo arme Miethsbewohner bei kleinen Gewerbsleuten ihr bescheidenes Zimmerchen haben.

Man hätte dieses Viertel den Federviehhof der Stadt nennen können; denn in ihm gab es Elster- und Krähenstraße, Tauben- und Hühnerhof; und hier wohnte auch der Herr Dubel, dort in jenem langen, schmalen Gebäude, ausgezeichnet durch einen kohlschwarzen Giebel und durch ein kleines, stilles Weinhaus im untern Stock, welches gewöhnlich von Gästen aus der höheren Bürgerklasse benützt wurde.

Man sollte glauben, dieselben hätten Wirthshäuser, auf den breiteren Straßen gelegen, besucht; dem war aber nicht so, und je enger und schmieriger eine Weinkneipe zwischen Häuser und Düngergruben eingekeilt lag, desto größeren Zuspruchs erfreute sie sich in hiesiger Stadt. Nur recht verborgen, nur ungesehen

Der Ausdruck ‚auf glühenden Kohlen ſitzen‘ war für den Zuſtand, in dem ſich Don Nicola befand, viel zu gelinde; er zog mühſam den Athem an ſich, er blickte auffallend rechts und auffallend links, um nicht in die unheimlich ſtarren, auf ihn gerichteten Augen ſeines Gegners ſehen zu müſſen. Daß er den Marcheſe Gaetano Fontana vor ſich habe, das unterlag nicht dem geringſten Zweifel; daß derſelbe im Irrenhauſe geweſen und dort nach den Berichten des Dr. Henderkopp mit vollem Rechte als ein Wahnſinniger behandelt worden war, konnte nicht geläugnet werden; daß er mit Gewalt oder Liſt entſprungen, hatte der Marcheſe ſelbſt geſagt. Ob er, der vor ihm Sitzende, jetzt in der That bei vollem Verſtande war, dies blieb vor der Hand noch ein Räthſel, welches ſich aber vielleicht im nächſten Augenblicke auf die entſetzlichſte Art für ihn, den Advokaten, auflöſen konnte. Hatte er doch von Irrſinnigen gehört, welche eine Zeitlang ruhig, ja, gemüthlich ſprachen und dann auf einmal den Hals des unglücklichen Opfers, welches ſie ſich erkoren, umklammerten, um es zu erwürgen, noch ehe Hülfe möglich war.

Bei dieſen Gedanken fühlte er ſein Haar ſich lupfen und den Angſtſchweiß von der Stirn rinnen.

Und wenn auch der ihm gegenüber ſitzende junge Mann mit dem ſtarren Blicke kein Wahnſinniger war, ſo hatte er ihm doch ſo furchtbare Dinge mit der eiſigſten Ruhe, wahrſcheinlich als Einleitung zu einem gewaltthätigen Verfahren geſagt, daß man es dem Advokaten nicht übel nehmen konnte, daß er ſich nach irgend einer Hülfe umſchaute.

Was ihm aber ſo ganz den Boden zwiſchen den Füßen weggezogen hatte, war das zermalmende Gefühl ſeiner Schuld und Nichtswürdigkeit, ſo wie die unerhörte Ueberraſchung, den jungen Mann vor ſich zu ſehen, den er ſich nicht anders als wohl verwahrt hinter Riegeln und Gittern denken konnte. Ein unbegreiflicher Zufall hatte ſein künſtlich aufgeführtes Gebäude unge-

worfen. Wie hätte er annehmen können, daß der Marcheſe entfliehen würde, oder daß man ihn entließe, ohne ihn, den Advokaten, davon in Kenntniß zu ſetzen! Er knirſchte mit den Zähnen, als er daran dachte, wie reich er den Dr. Henderkopp für die Pflege ſeines Gefangenen belohnt, und dieſer hatte nicht einmal die Rückſicht gehabt, ihn von der Flucht des jungen Mannes in Kenntniß zu ſetzen. Wäre er nur vor ein paar Tagen benachrichtigt worden, er würde ſchon ein feines Netz angeſponnen haben, um es dem wahrſcheinlich arglos Ankommenden über den Kopf zu werfen.

Dieſe und ähnliche Gedanken durchfuhren wie Blitze das Gehirn des Advokaten, während ſein Gegenüber aus der Taſche ſeines Ueberrockes ein Paket Briefe hervorzog und einen derſelben dem Advokaten hinreichte, wobei er, ohne den ruhigen, kalten Ton ſeiner Stimme im Geringſten zu verändern, ſagte: „Leſen Sie, Sie ſind Geſchäftsmann genug, um in dieſem Papiere eine vollgültige Beſtätigung Ihrer Schurkerei zu finden. Erkennen Sie die Schrift?“

Don Nicola, der einen ſcheuen Blick auf das Papier geworfen und zugleich einen ſeiner Briefe an Doktor Henderkopp erkannte, ſtotterte, ſtatt beſtimmt zu antworten: „Der Schein — allerdings — Herr Marcheſe — iſt gegen Ihren ergebenen Geſchäftsmann, die vielen Beweiſe jedoch von“ — Ergebenheit, Treue wagte er doch nicht zu ſagen — „die ich in meinem langen Verkehre mit Ihrem Hauſe an den Tag legte, ſollten Sie beſtimmen —“

„Mit Ihnen in derſelben Art abzurechnen, wie Sie Ihre Rechnung gegen mich geſtellt,“ antwortete der junge Mann mit einem ſo furchtbaren Aufleuchten ſeiner Blicke, daß der Advokat erſchrocken in die Höhe fuhr. Sein Geſicht erbleichte, ſeine blauen Lippen zitterten und er griff mit unſicherer Hand auf dem Tiſche herum, an dem er ſaß, um dort die Klingel zu ergreifen und durch ein Zeichen Hülfe herbeizurufen.

Ehe er dieſes aber bewerkſtelligen konnte, hatte der Marcheſe mit ſtarker Hand ſeinen Arm ergriffen und warf ihn durch eine leichte Handbewegung in ſeinen Stuhl zurück, wo er ächzend zuſammenknickte.

„Laſſen Sie dieſe Kindereien!“ herrſchte er ihm zu, „bei unſerer Abrechnung brauche ich keine Zeugen; ein Dutzend Ihrer Schreiber, wenn Sie jetzt auf der Schwelle ſtänden, würde Ihnen doch keinen Schutz gewähren; Sie ſind in meiner Hand, Elender, und wie Sie ſehen,“ damit zog er einen blitzenden Dolch hervor, „iſt dieſe Hand ſo bewaffnet und — glauben — Sie — mir — ſo ſtark und ſicher, daß ich nur meinen Arm auszuſtrecken brauchte, und Sie hätten nicht mehr die Zeit, ein Vaterunſer anzufangen. Doch beruhigen Sie ſich,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während er den Dolch wieder in ſeine Bruſttaſche ſteckte, „der Marcheſe Gaetano Fontana ſteht zu hoch, um mit ſolch einem erbärmlichen Geſchöpfe, wie da eines vor ihm ſitzt, eine derartige Abrechnung zu halten. Freilich hatte ich auf der Hieherreiſe zuweilen andere Gedanken,“ fuhr er fort, indem er jedes Wort zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervorſtieß; „wenn ich da an alles dachte, deſſen Sie mich beraubt, an all das unſägliche Elend, welches Sie mich jahrelang in der entſetzlichſten Kerkerhaft erdulden ließen, ſo malte ich mir den Augenblick mit Wolluſt aus, wo ich mit meinen Händen Ihren Hals umklammern würde und Sie langſam, langſam erwürgen — ſchade, daß eine ſolche genußreiche Arbeit nicht tagelang dauern könnte! Es wäre leider zu raſch abgemacht, ein ſolch gemeines Leben zu nehmen,“ ſchloß er achſelzuckend.

Als der Advokat ſah, daß das ſcharfe blitzende Eiſen vor ſeinen Blicken verſchwunden war, und als er bemerkte, daß der Marcheſe, nachdem er wild ausbrechend das eben Geſagte ihm zugeſchleudert, nun wieder ſich ſelbſt bezwingend mit verſchränkten Armen vor ihm ſaß, ſchöpfte er aus tiefſter Bruſt Athem, faltete

alsdann die Hände und ſeine Lippen murmelten ein Dankgebet, daß dieſer furchtbare Augenblick ſo glücklich vorübergegangen.

Um aber etwas zu erwidern, was der junge Mann, der ihn mit zuſammengepreßten Lippen wieder anſtarrte, zu erwarten ſchien, ſchluckte er mehrmals, huſtete leicht und konnte doch nur mühſam einzelne Worte hervorbringen, da ihm die Kehle wie zugeſchnürt war.

„Zu entſchuldigen," ſagte er, „iſt allerdings meine Leichtgläubigkeit nicht, mit der ich dem Berichte über Sie, gnädigſter Herr Marcheſe, Glauben ſchenkte. Wie kann ich armer Mann aber, hunderte von Meilen von jenem Orte entfernt, wiſſen, was dort geſchah?"

„Reden Sie, reden Sie!" erwiderte der Marcheſe mit einem entſetzlichen Lächeln; „ich bin doch begierig, wie ein berühmter Advokat, wie Sie, ſich vertheidigen wird."

„Nachdem Sie verſchwunden, gnädigſter Herr Marcheſe, und alle Nachforſchungen nach Ihnen vergeblich waren, erwählte Ihre Mutter, die Frau Marcheſa, Gott habe ſie ſelig, einen zuverläſſigen Mann, den ſie Ihnen auf der ſchwachen Spur, die man endlich von Ihnen zu finden geglaubt, nachſandte."

„Wer war dieſer Mann?"

„Das weiß ich in der That nicht," antwortete der Advokat ſo raſch und entſchieden, daß Jener deutlich fühlen mußte, dieſe Antwort ſei eine durchdachte und vorher überlegte.

Gaetano zuckte mit den Achſeln und ſchaute ein paar Sekunden lang ſein Gegenüber mit einem Lächeln an, welches füglich als Ausdruck der tiefſten Verachtung gelten konnte, dann zuckte er die Achſeln und ſagte, indem er ſich zwang, ruhig zu bleiben: „Fahren Sie fort in Ihrer — Erzählung; der zuverläſſige Mann alſo, den meine Mutter auf meine Spur ſandte und den Sie, der Geſchäftsmann meiner ſeligen Mutter, welcher ſich ſonſt auch um das Geringſte bekümmerte, nicht kannten —"

„Gewiß nicht, Herr Marcheſe, ich will darauf einen Schwur leiſten.“

„Was würde es Ihnen verſchlagen, ob Sie einmal mehr oder weniger falſch ſchwören?“

„Sie behandeln mich härter, als ich es verdiene, Herr Marcheſe!“

„Laſſen Sie ins Teufels Namen einmal Ihre unnützen Betheuerungen!“ rief der Marcheſe unwillig. „Glauben Sie, ich hätte Luſt, eine Converſation mit Ihnen zu machen? Ich bin hier zur Abrechnung, und wir wollen nur Thatſachen und Zahlen ſprechen laſſen.“

Don Nicola ſchluckte heftig, während er ſeinen Kopf niederduckte, wie jemand, der dadurch anzeigen will, daß ihm unverzeihliches Unrecht geſchieht, dann fuhr er fort: „Jener Mann fand alſo endlich Ihre Spur und berichtete darüber an die Frau Marcheſa, nicht an mich, Gott iſt mein Zeuge!“ er hob raſch ſeine Rechte empor; „ob er wahr berichtet, wie konnte ich das wiſſen? Was er aber berichtete, war wohl dazu gemacht, das Herz der armen gnädigen Frau zu brechen.“

„Gefühlloſes Ungeheuer!“ murmelte der junge Mann zwiſchen den Zähnen. „Und wenn ich fragen darf,“ ſagte er in barſchem Tone, „was berichtete jener zuverläſſige Mann?“

„Man habe Sie, Herr Marcheſe, heftig erkrankt gefunden, und als die Kraft jener Krankheit endlich nachgelaſſen, habe es ſich gezeigt —“

„Daß ich wahnſinnig ſei?“

Der Advokat neigte mechaniſch ſein Haupt und ſtreckte dabei ſeine Hände wie in ſtiller Ergebung von ſich.

„Dann übergab man mich der Pflege eines gewiſſen Doktors Hen—der—kopp.“

„Hen—der—kopp, ja, ſo hieß er, welcher der Frau Marcheſa als ſehr tüchtig in ſeinem Fache gerühmt wurde.“

„Ah, als so außerordentlich tüchtig, einen Unglücklichen hinter Schloß und Riegel zu halten und ihn vielleicht langsam zum Narren zu machen! — Ah, als vollkommen befähigt, mit einem anderen schlechten Kerl unter einer Decke zu spielen — ein Ehrenmann, dem es wohl auch nicht darauf angekommen wäre, seinem Kranken, wenn derselbe nun einmal durchaus kein Narr werden wollte, Gift zu reichen, um seinem würdigen Geschäftsfreunde gefällig zu sein! Hatten Sie denn nie daran gedacht, Dummkopf von einem Advokaten, daß ich doch eines Tages loskommen müßte und mich dann veranlaßt sehen könnte, vor Sie hinzutreten und Ihnen ein Messer ins Herz zu stoßen, wie sie es verdienen? Warum Ihre Schurkerei halb gethan, was doch sonst nicht Ihre Sache ist? Warum nicht noch ein paar tausend lumpige Dukaten mehr daran gewandt, um mich gänzlich verstummen zu lassen, nachdem Sie mir alles geraubt, was mich so glücklich hätte machen und was ich als ein Recht hätte beanspruchen können, — o, diese trostlosen Erinnerungen — fort, sie könnten mich weich machen! Nur die eine Frage beantworte mir, Schurke, ehrlich und wahr, wenn es Dir möglich ist: warum Dein Werk nur halb gethan?“

Der Advokat, welcher den höchsten Punkt des Erschreckens hinter sich hatte und wieder Muth schöpfte, nachdem er bemerkt, wie der Marchese seinen Dolch eingesteckt, sah ein, daß er es mit einem Manne zu thun habe, dessen Heftigkeit, durch die Erinnerung an furchtbare Leiden erregt, ihm doch im Grunde nicht gefährlich werden könnte und der nichts gegen ihn zu unternehmen im Stande sei, wenn diese erste, allerdings sehr peinliche Unterredung einmal glücklich vorübergegangen. Er war es sich zu sehr bewußt, in seinen Briefen an Henderkopp nichts ihn selbst Compromittirendes geschrieben zu haben, da er sich immer nur als Mittelsperson dargestellt. Daß ihn aber anderentheils das unerwartete Auftreten des Marchese mit seinen

gerechten Anſprüchen völlig aus dem Gleichgewichte brachte, war nicht zu leugnen; hatte er doch darauf gehofft, daß der Erbe der Fontana'ſchen Güter wenigſtens noch einige Jahre in ſicherem Gewahrſam gehalten werde, und jetzt ſah er ſich demſelben allein gegenübergeſtellt. Mit einigen Anverwandten des Hauſes, die Anfangs gemeinſchaftliche Sache mit ihm gemacht, war er ohne viele Mühe fertig geworden, und obendrein hatte ſich einer derſelben, der am meiſten Betheiligte, politiſch ſo bloßgeſtellt oder war, um die Wahrheit zu ſagen, von dem Advokaten ſo compromittirt worden, daß er ſein Vaterland flüchtig verlaſſen mußte und nicht daran denken konnte, zurückzukehren.

Während der Advokat raſch dergleichen Gedanken in ſeinem Kopfe formte, hatte er die rechte Hand vor das Geſicht gedrückt und ſaß abſichtlich zuſammengeſunken und wie zerknirſcht vor dem jungen Manne, mit ſeinen bleichen, zerſtörten Geſichtszügen ein Bild des Jammers, der Demuth und der Unterwerfung. Nach einer längeren Pauſe nahm er das Wort und ſprach mit leiſer, jedoch nicht unſicherer Stimme: „Sie haben da, Herr Marcheſe, Beſchuldigungen auf mich gehäuft und Sie ſehen, wie mich dieſelben niedergedrückt, — nicht im Gefühle einer ungeheuren Schuld, denn meine ganze Schuld beſteht darin, daß ich die gnädige Frau Marcheſa nicht veranlaſſen konnte, mich ſelbſt nach Deutſchland zu ſchicken, wo dann, das ſchwöre ich Ihnen bei der heiligen Jungfrau, alles anders gekommen wäre."

Gaetano hatte vorhin, als der Advokat in Nachdenken verſank, die Briefe wieder hervorgezogen und durchflog einige raſch nach einander. „Gewiß," rief er jetzt aus, „wären Sie mir damals, wo ich noch nicht ſo ruhig war, als ich jetzt bin, vor die Augen getreten, es wäre anders gekommen! Denn ich, damals ein armer, eingeſperrter, namenloſer Wahnſinniger, ein unglücklicher, hülfloſer Menſch, hätte Sie unfehlbar zu Boden geſchlagen, während in dieſem Augenblicke," ſetzte er wieder mit

vollkommener Ruhe und mit Hoheit in Blick und Stimme hinzu, „der Marchese Gaetano Fontana vor Ihnen steht, dessen Hand zu rein ist, um sie durch die Berührung eines Menschen Ihresgleichen zu besudeln.“

„Gott sei Dank!“ seufzte Don Nicola in sich hinein; „dieser Augenblick wird vorübergehen, und dann, Herr Marchese, sprechen wir weiter mit einander.“

Während er dieses dachte, leuchtete ein unheimlicher Blitz unter seinen Augenbrauen hervor, den aber der demüthige Ausdruck seiner Stimme verdeckte, mit welcher er sagte: „Und diese Beschuldigungen, welche Sie gegen mich schleudern, Herr Marchese, — eine allerdings entsetzliche Vergangenheit preßt sie Ihnen aus, — begründen Sie auf die Aussagen des Mannes, der Sie, Ihre Frau Mutter und mich betrogen!“

„Und diese Briefe?“ rief Gaetano.

„Diese Briefe kann und werde ich nicht abläugnen; legen Sie aber dieselben jedem beliebigen Tribunale vor, und man wird aus ihnen ersehen, daß ich nur im Auftrage handelte und mit einem Manne verkehrte, der, wie ich schon vorhin sagte, ein Betrüger war.“

Der Marchese biß die Lippen auf einander und faltete die Briefe absichtlich so langsam und ruhig zusammen, ehe er sie wieder in seine Tasche steckte, um seine Herrschaft über sich nicht zu verlieren; dann erwiderte er: „Ich hätte allerdings bedenken sollen, mit wem ich es zu thun habe; möglich, daß ich Ihnen vor einem Tribunale Ihre Schurkereien nicht beweisen kann, denn die Antworten auf diese Schreiben werden natürlich nicht mehr existiren?“

„So ist es, Herr Marchese!“

„Ich war davon überzeugt. Lassen Sie uns also den ersten Theil unserer Unterredung endigen, indem ich Ihnen sage, daß die Ueberzeugung Ihres ehrlosen, schurkischen Betragens mich

veranlassen wird, auf's vorsichtigste und behutsamste gegen Sie zu verfahren, wenn ich Sie zu einer genauen Rechnungs-Ablage nöthige. Leider kann ich Sie nicht mit den gleichen Waffen bekämpfen, die Sie gegen mich angewandt."

Don Nicola öffnete nach einem tiefen Athemzuge seine Augen, um den jungen Mann wie im Bewußtsein seiner gänzlichen Ehrlichkeit nnd Schuldlosigkeit frei anzublicken, worauf er zur Antwort gab: „Auf diesem Terrain werden Sie mich finden."

„Sie werden einsehen," fuhr der Marchese fort, „daß ich nicht im Stande bin, die Rechnungs-Ablage über die Einkünfte meiner großen Güter persönlich von Ihnen entgegen zu nehmen. Ich habe deßhalb die ausgedehnteste Vollmacht in der eben bezeichneten Richtung dem Advokaten Cerboni übergeben."

„Meinem persönlichen, bitteren Feinde?" erwiderte Don Nicola mit einem leichten Zucken seiner Mundwinkel.

„Demselben, und er wird mit Ihnen verhandeln, als ob ich es in eigener Person wäre."

„Ich erwarte ihn."

Da der Marchese bei diesen letzten Worten aufgestanden war, so folgte der Advokat diesem Beispiele, faßte aber krampfhaft die Lehne seines Sessels, an welcher er sich hielt, und machte dabei fast willenlos eine Neigung mit dem Kopfe, als der junge Mann, ohne ihn ferner eines Blickes zu würdigen, mit langsamen Schritten das Zimmer verließ.

Während der kurzen Zeit, wo Don Nicola Brancaccio an seinem Stuhle stand und horchend auf die hinter dem jungen Manne wieder geschlossene Thüre blickte, hatten sich seine Gesichtszüge furchtbar verändert; ein fahles Gelb stahl sich von der Stirn bis zum Kinn, die Augen leuchteten mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Hasses und seine Zähne klapperten hörbar auf einander.

Er vernahm, wie die Thür der Schreibstube draußen ge-

schlossen wurde, hierauf ebenfalls die, welche zur Haupttreppe führte, und dann warf der Advokat seine rechte Faust mit solcher Gewalt weit von sich ab, wobei sich sein Gesicht zu einem so dämonischen Ausdrucke verzerrte, daß man daraus deutlich entnahm, in seinem Innern rege sich der Wunsch, mit dieser wüthenden Bewegung seines Armes dem Marchese ein Messer in das Herz stoßen zu können.

„Abrechnung," stieß er keuchend hervor, „ja, Abrechnung sollst Du haben!" Er klingelte hastig, und als der alte Schreiber in das Gemach trat und sich in seiner demüthigen Haltung, die Augen auf den Boden geheftet, vor seinen Chef hinstellte, wandte sich dieser ab, um durch einen raschen Gang durch das Zimmer so viel Gewalt über sich zu erlangen, um wenigstens scheinbar mit Ruhe reden zu können.

Als er sich auf diese Art ziemlich gesammelt und vor seinen Schreiber hintrat, beschaute er eine Zeitlang aufmerksam die Nägel seiner rechten Hand, ehe er sagte:

„Und wer glaubt Ihr wohl, Don Giovanni, hat mich so eben mit seinem Besuche beehrt?"

Ohne aufzublicken, ja, ohne seine gebückte Haltung im Geringsten zu verändern, entgegnete der Gefragte: „Wer kann das wissen, Don Nicola? Vielleicht findet Ihr für gut, es mir zu sagen; es war eine scharfe Unterredung."

„Vernahm man Worte?"

„Ich für meine Person einzelne."

„Und die Schreiber?"

„Waren fort. Ich gab ihnen Aufträge, da ich fürchtete, die Stimme des Besuchers möchte noch heftiger werden."

„Daran thatet Ihr sehr wohl, denn die Reden, die er sich gegen mich erlaubt, brauchte niemand zu hören — der Marchese Gaetano Fontana."

Diese Worte sprach der Advokat recht langsam, und den

von der ganzen Nachbarſchaft mußte man in die Wirthsſtube gelangen können, das war neben einem guten Wein ein Haupterforderniß und ein Anziehungspunkt für die Stammgäſte.

Ein ſpekulativer Kopf, deſſen Haus mit der vorderen Seite an einer belebten Straße lag, während auf der andern Seite des Hauſes ein tiefer Graben war, der das Gebäude von einem unſcheinbaren Stadtviertel trennte, und von wo man nur auf ausgetretenen Treppen zwiſchen den ſchmutzigen Mauern aufwärts in das Haus gelangen konnte, hatte die glückliche Idee, den Eingang zur Weinſtube nach hinten zu verlegen, — eine zeit- und ſtadtgemäße Veränderung, welche ihm eine ungeheure Menge Gäſte zuführte und ihn in Kurzem zum wohlhabenden Manne machte.

In der Elſtergaſſe nun, vor dem Hauſe Nummer vierundvierzig, ſtanden in der geöffneten Thür neben dem ſchlaftrunkenen Wirth die letzten Gäſte, welche die Mitternachtsſtunde zum Aufbruch gemahnt hatte und die daran waren, ſich nach Hauſe zu verfügen. Sie waren gerade im Begriff, das Wetter für die nächſten Tage zu prophezeien, und einer unter ihnen wollte aus verſchiedenen lichten Streifen am Himmel ein heranziehendes Froſtwetter erkennen.

Es waren ihre drei, die da ſtanden, wovon zwei außer dicken Ueberröcken und Mützen nicht viel Bemerkenswerthes hatten, der dritte dagegen, der im Laufe des Geſpräches mit „Herr Direktor“ angeredet wurde, eine hohe, d. h. große Perſönlichkeit, war, mit gerade aufſitzendem, etwas nach vorn geneigtem Hute, in einen weiten Carbonarimantel gewickelt. Er hielt in der Hand ein langes, ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopf, das er ſtolz auf das Pflaſter aufgeſetzt hatte, ungefähr in der Art, wie man es auf der Menſur mit dem Stoßdegen zu machen pflegt.

Zwiſchen dieſe Gruppe hinein rollte der Brougham des Barons und die drei Gäſte, denen vor dem Wirthshauſe in der Elſtergaſſe noch nie ein ſolches Attentat auf ihre Hühneraugen

Eindruck derselben auf den unbeweglichen Schreiber zu verstärken. Dieser schien denn auch überrascht zu sein und zeigte dieses dadurch, daß er seine müden Blicke einen Moment starr auf das Gesicht seines Herrn richtete und dann leicht mit dem Kopfe schüttelte.

„Der Marchese Gaetano Fontana," wiederholte der Advokat.

„Kommt unerwartet und schnell," sagte der alte Schreiber, „man hätte uns davon in Kenntniß setzen sollen. Mir scheint, der deutsche Doktor ist kein besonderer Galantuomo."

„Ein Schurke ist's," rief entrüstet Don Nicola, „und dabei ein feiger Hund, wie ich denke! Läßt mir da mir nichts dir nichts einen solchen Menschen entspringen, und wenn das Unglück einmal geschehen ist, setzt er sich nicht einmal hin und telegraphirt, was geschehen! Ist das eine Art, mit reellen Geschäftsleuten, wie wir sind, umzugehen?"

„Und obendrein wird er wohl noch wahnsinnig sein," meinte der Schreiber mit einem melancholischen Lächeln.

„Toll genug war er wenigstens mir gegenüber, bei San Gennaro! Hätte irgend ein Unbefangener seine Reden gehört, er müßte es mir bezeugen, daß dieser junge Mensch immer noch in's Tollhaus gehört."

„Hm!" machte der alte Schreiber, indem er einen Augenblick den Kopf bedächtig hin und her wiegte und dann für eine Sekunde aufschaute.

Der Advokat hatte diesen Blick, so kurz er war, doch vollständig verstanden. „Nein, nein," sagte er alsdann, „das geht nicht, daran könnten wir scheitern."

„Und war es in der That der Marchese Gaetano Fontana?"

„Ich hätte ihn unter Tausenden wieder erkannt, etwas älter geworden ist er."

„Und hat er sich legitimirt?"

„Pah, wie sollte er? Er ist älter geworden," wiederholte

der Advokat, „und scheint gute Rathgeber zu haben; er verlangt Rechnungs-Ablage und hat zu diesem Zwecke unseren Freund, den Advokaten Cerboni, mit Vollmachten versehen.“

„Da muß man zuvorkommen.“

„Das ist auch meine Ansicht, aber wie?“

„Ueberlegen wir es genau. Zuerst muß man erfahren, an wen er sich hält und wie er umgeben ist — wo er wohnt, wissen wir ja, er kam mit der Equipage des Hotels de Rome.“

Der Advokat blickte nachdenkend an den blauen Himmel hinauf und schien zu überlegen.

„Da war der Vetter dieses Herrn Marchese,“ fuhr der alte Schreiber fort, „der wollte uns auch Geschichten machen, jetzt wird er wohl irgendwo in der weiten Welt sitzen und sich nach dem schönen Neapel sehnen.“

„Ihr habt Recht, Don Giovanni,“ erwiderte der Advokat, „erkundigen wir uns genau, was er thut und treibt. Die Form der Höflichkeit, die man gegen niemand aus den Augen setzen sollte, verlangt, daß ich ihm einen Gegenbesuch mache; ich will schon dafür sorgen, daß ich es heute oder spätestens morgen erfahre, wann er ausgeflogen ist, denn begreiflicher Weise mag ich ihm nicht sogleich wieder begegnen. Mein Gevatter, der Besitzer des Hotels, wird mir schon mit guter Auskunft an die Hand gehen.“

Der alte Schreiber nickte mit dem Kopfe, dann sagte er sehr langsam: „Der Vetter dieses Herrn Marchese wunderte sich außerordentlich, als er in einer Nacht aufgehoben und fort transportirt wurde; ich hoffe, dieser soll sich auch verwundern.“

„Gott wolle es! Aber wir müssen umsichtig zu Werke gehen.“

„Das wird nie versäumt,“ versetzte der alte Schreiber, und dann zog er sich auf einen Wink des Advokaten langsam in seine Schreibstube zurück.

Einundsechszigstes Kapitel.

Jussuf.

Der Herr von Saint-Alban war, wie er dem Wirthe des Hotels de Rome eines Tages gesprächsweise mitgetheilt, schon seit mehreren Jahren nicht mehr im schönen Neapel gewesen und freute sich nun sehr, alle diese Orte wieder zu sehen, die er früher so reizend gefunden. Er machte es, wie die Mehrzahl der Fremden, die den Tag über wenig zu Hause sind und bald zu Wagen, bald zu Schiffe die wunderbaren Umgebungen der herrlichsten Stadt der Erde besuchen.

Ein junger Mann, der mit ihm auf demselben Dampfer angekommen war, seinem Passe und auch seinem Aussehen nach ein Engländer, hatte sich nach Verlauf einiger Tage an ihn angeschlossen, und Beide machten nun die Ausflüge gemeinschaftlich. Häufig waren sie auf dem Posilippo, fuhren zuweilen nach Resina und Torre del Greco, ritten auch wohl auf dem Vomero hinauf, um dort in Camaldoli die entzückende Aussicht zu genießen. Wenn der Engländer allein ausging, so begleitete ihn der Lohnbediente nach dem ehemaligen Museo borbonico, jetzt Museo nazionale, wo er eifrige Studien zu machen schien.

Der Herr von Saint-Alban lebte wie ein Mann, der über gute Mittel zu verfügen hat; er bewohnte ein paar der besten Zimmer des Hotels, fuhr häufig in der Equipage des Hauses, speiste öfters auf seinem Zimmer mit dem Engländer, alles Dinge, welche man beim offenen Italiener zum großen Luxus rechnen kann. Dabei verlangte er nach Ablauf der ersten acht Tage seine Rechnung und bezahlte, ohne dieselbe besonders genau in ihren Einzelheiten zu betrachten. Seine Dienerschaft bestand

aus einem Kammerdiener, welcher dem Wirthe und den Kellnern intereſſanter erſchien, als der Herr ſelbſt.

Man hatte bald aus ihm herausgebracht, daß er ein Indier ſei, der Italieniſch ein wenig verſtand, obgleich nicht ſprach. In den erſten Tagen hätte man ihn für ſtumm gehalten, denn er behalf ſich mit Winken nnd Pantomimen, und es war ihm ein Leichtes, ſich darin der Dienerſchaft des Hauſes, welche faſt nur aus Neapolitanern beſtand, verſtändlich zu .machen; denn kein Volk der Welt iſt ſo im Stande, einen Blick zu verſtehen, eine Geberde, einen Wink, wie das neapolitaniſche.

Als Juſſuf endlich anfing zu reden, machte er übrigens davon einen ſehr mäßigen Gebrauch, und er konnte ſtundenlang unter der Thür des Hotels ſtehen, ohne auf die vielen Fragen ſeiner redſeligen Collegen eine Antwort zu geben.

Der Oberkellner des Hotels, der ein gereiſter Mann und ſogar ſchon in Rom geweſen war, verſicherte, der Indier habe jedenfalls in irgend einem Harem als Stummer gedient und könne es ſich nun ſchwer angewöhnen, wieder wie andere ehrliche Menſchen zu reden, eine Vermuthung, die ihn übrigens noch intereſſanter machte und den Anderen zu vielen Fragen Veranlaſſung gab, die er aber meiſtens nur durch Kopfſchütteln und Achſelzucken beantwortete.

Seinem Herrn ſchien er unbedingt ergeben zu ſein und war von einer Sorgfalt und Pünktlichkeit, daß der Herr von Saint-Alban ſeinem jungen Freunde, dem Engländer, verſicherte, er habe nie einen beſſeren Diener gehabt.

Eigenthümlich war es dabei, daß er nur ungern, ja, mit Widerwillen das Haus verließ. Einige Male hatte ihn ſein Herr auf irgend einen kleineen Ausflug mitgenommen und war dabei ſo freundlich geweſen, ihn an einem kleinen ländlichen Mahle Theil nehmen laſſen zu wollen, was aber der Indier beharrlich verweigerte; und als man ihm endlich Wein und Brod

aufgedrungen, indem man ihm befahl, es zu nehmen, hatte der Engländer bemerkt, wie er das Brod, als er sich ungesehen glaubte, weit von sich warf und den Wein auf den Boden schüttete.

Bander legte übrigens keinen Werth auf diese Entdeckung, da ihm die Eigenthümlichkeiten der Indier in Betreff von Speise und Trank wohl bekannt waren und da auch Gaetano wiederholt versicherte, er habe nie einen besseren und, wie er überzeugt sei, anhänglicheren Diener gehabt, als diesen. Dabei war auch Jussuf nicht eigennützig, er hatte die mäßigsten Forderungen gestellt, und da Geld und Kostbarkeiten überhaupt keinen Werth für ihn zu haben schienen, so paßte er auch in dieser Richtung vollkommen für den neuen Herrn; denn der Marchese vergaß fast beständig seine Brieftasche, die einen großen Werth in Banknoten enthielt, einzuschließen, oder seine Börse, die voll Gold war, zu sich zu nehmen, oder eine Schatulle, in der er wichtige Papiere hatte, aus den Augen seines Dieners zu entfernen, ja, der Schlüssel zu dieser Schatulle befand sich meistens in seiner Börse.

Nachdem wir alles dieses und damit die Wahrheit zu Gunsten Jussuf's gesagt, hätte es einem unbefangenen Beobachter allerdings seltsam erscheinen müssen, daß der Indier, als sein Herr eines Morgens mit dem Engländer nach Pompeji gefahren war und abermals seine Börse zurückgelassen hatte, vor dem Tische stand, auf welchem diese lag, und das Gold, welches zwischen dem seidenen Netzwerke hervorfunkelte, gierigen Auges betrachtete. Einen Moment bedeckte er seine Augen mit der rechten Hand, dann wandte er sich nach den Thüren, welche das Zimmer hatte, und schloß alle nach einander zu, zuerst die, welche zur Treppe führte, dann die ins Nebenzimmer und dann die dritte, welche auf den breiten Balkon vor dem Hause mündete, der über dem Meere gelegen war und von wo man eine entzückende Aus-

ſicht auf den weiten Golf hatte. Letztere Thür, eine Glasthür, hatte eine bewegliche Fenſterſcheibe, die ſich nach außen zu öffnete und welche des Luftzuges wegen beſtändig offen ſtand, doch fiel von innen vor derſelben ein grüner Vorhang hinab, welcher jeden Unberufenen hinderte, in das Zimmer zu ſchauen.

Hierauf trat Juſſuf wieder an den Tiſch, nahm die Börſe ſeines Herrn in die Hand, zog den Ring auf der einen Seite zurück und nahm von dort, zwiſchen dem Golde hervor, den kleinen Schlüſſel zur Schatulle, öffnete dieſelbe und legte mit der größten Ruhe ein Papier um das andere, welches er hier vorfand, auf die Seite, bis er ziemlich tief ein kleines goldenes Medaillon fand, das er herausnahm, die Feder deſſelben ſpielen ließ, und als der Deckel aufſprang, mit finſterem Blicke ein kleines Miniatur-Portrait betrachtete, welches ſich zeigte.

Lange heftete er ſeine Augen darauf und ſprach dann kopfnickend zu ſich ſelber: „Ja, ja, es iſt das Bild der Herrin, das er ſo oft anſchaut und an ſeine Lippen drückt. Verflucht ſeien dieſe Lippen, welche Kummer und Trauer in das Haus brachten, wo ich ſo glücklich und zufrieden war! Verflucht er ſelbſt, der das Herz des Weibes ſtahl, die meinem armen, unglücklichen Herrn alles iſt! Der jenes Licht auszulöſchen trachtete, welches ihm in der Nacht ſeiner Krankheit allein Troſt und Erquickung bot! Verflucht ſei er, und geſegnet das Gebot meines Herrn, welches mich wie die finſtere Göttin ſelbſt an ſeine Ferſen heftet!“

Nachdem er das Medaillon geſchloſſen und wieder an ſeine Stelle gelegt, ballte er ſeine linke Hand um das rothe Palu, welches ihm zum Gürtel diente: „Schande über mich,“ fuhr er dann in dumpfem, grollendem Tone fort, „daß ich mich benommen wie ein Sotah, ich, deſſen Hand bis jetzt nie gezittert! Die Göttin möge mir verzeihen und tödtlich treffen jene verruchte Fauſt, die mich an der Ausübung meiner heiligen Pflicht verhindert —

„— Ihn im Schlafe treffen darf ich nicht, und fern von dieſem Hauſe auf einſamen und engen Wegen, wo es mir ein Leichtes geweſen wäre, ihn zu treffen, bewacht ihn der Andere mit einer ſo ängſtlichen Sorgfalt, als ahne er, daß jenem Haupte Unheil drohe —

„Darum Geduld! Aus den Augen laſſe ich ihn nicht mehr, und die Zeit wird ſchon kommen, wo ich ihn ſicher verderben kann!“

Nach dieſen Worten, die er halblaut vor ſich hinſprach, deckte er die Papiere über das Medaillon, ſchloß die Schatulle zu und hatte auch eben den Schlüſſel wieder in die Börſe geſteckt, als er draußen auf dem breiten Balkone, der an dieſer ganzen Seite des Hauſes hinlief und auf den ſich auch die Thüren der benachbarten Gemächer öffneten, Stimmen vernahm, welche ſich dem Klange nach der Glasthür des Gemaches, in dem er ſich befand, näherten.

Er blieb einen Augenblick horchend ſtehen, dann trat er mit leiſen Schritten dicht neben jene Glasthür, um ſie, wenn die Sprechenden ſich entfernt hätten, wieder zu öffnen. Jetzt vernahm er die Stimme des Wirthes, welcher ſagte: „Ihr habt Euch lange nicht bei uns ſehen laſſen, Gevatter Don Nicola,“ worauf eine andere Stimme antwortete:

„Geſchäfte, Gevatter Don Francesco, eine Ueberhäufung von Geſchäften.“

„Die Euch wohl ſchmecken! Ihr habt nächſtens die größte Praxis von Neapel; was müßt Ihr für ein Geld einnehmen!“

„Es geht ſo an, doch hat man auch auf allen Seiten Verluſte und die Speſen ſind beträchtlicher, als Ihr ſie Euch nur denken könnt. Jeder, der für uns eine Hand rührt, will fürſtlich belohnt ſein; ſie meinen, das Geld fiele bei uns zum Schornſteine herein.“

„Ungefähr iſt es auch ſo,“ erwiderte der Gaſtwirth lachend.

„Nun, ich klage auch nicht. Jeder muß in den jetzigen ſchweren Zeiten zufrieden ſein, wenn er nur ſein behagliches Auskommen hat, und daran fehlt es Euch auch nicht, Gevatter Don Francesco; habt Ihr doch hier einen Palaſt mit einer Ausſicht, wie man ihn nicht zweimal in Neapel findet.“

„Was thue ich mit dem Palaſte und der ſchönen Ausſicht! Das alles genießen andere Leute, und ich muß noch obendrein froh ſein, wenn es uns ſo wohl wird, daß wir uns mit ein paar kleinen Zimmern begnügen müſſen; denn wenn ich auf meinem Balkone ſitzen kann und dem Rauche des Veſuvs zuſchauen, dann raucht der Küchen-Schornſtein ſchlecht und die Ausſicht in meinen Geldbeutel iſt betrübender Art, Leider Gottes war es in den letzten Jahren nicht brillant.“

„Euer Haus iſt nicht voll?“ fragte die andere Stimme.

„Nicht zur Hälfte und wenig reiche Familien; ich habe viele einzelne Herren, die immer nach den wohlfeilſten Zimmern fragen und denen meine Reſtauration zu theuer iſt.“ Der Gaſtwirth ſchloß mit einem bezeichnenden Seufzer.

„Da fällt mir ein,“ ſagte der Andere nach einer Pauſe, „daß ich jetzt, wo ich gerade hier bin, einen Gegenbeſuch machen kann, dem Marcheſe Gaetano Fontana. Nun, das iſt doch keiner von denen, die wohlfeile Zimmer wollen und dem Eure Reſtauration zu theuer iſt?“

„Wie ſagtet Ihr, Don Nicola, wen wolltet Ihr bei mir beſuchen?“

„Nun, den Marcheſe Gaetano Fontana, den Sohn der verſtorbenen Marcheſa, welcher San Giorgio, Fontana und noch andere ſchöne Beſitzungen gehörten.“

„Ah, deren Geſchäftsmann Ihr waret? Der wohnt nicht bei mir.“

„Wie, der wohnt nicht bei Euch? Er war bei mir und —“

„Sagte er, er wohne im Hotel de Rome?“

„Das gerade nicht, aber er kam in dem Wagen Eures Hotels, Don Francesco.“

„Das verſtehe ich nicht! Im Wagen des Hotels fahren allerdings nur Leute, die bei mir wohnen. Wie ſah er aus?“

„Ein junger, hübſcher Mann, elegant gekleidet, mit ſchwarzem Haar und Bart und etwas bleichen Geſichtszügen.“

„Wer könnte das ſein? — Ein junger Mann — laßt mich nachdenken, Don Nicola! Der Engländer auf Numero 14 iſt ſelbſtredend blond — und kam in meinem Wagen? Wann war das?“

„Letzten Mittwoch, Morgens um elf Uhr.“

„Letzten Mittwoch? Laßt mich nachdenken, wer in dem Wagen ausgeflogen iſt — ah, der Herr von Saint-Alban.“

Juſſuf, welcher noch immer an der Glasthüre ſtand, auf das Weggehen der Beiden wartend und dem das Geſpräch bis jetzt vollkommen gleichgültig geweſen war, horchte auf, als der Name ſeines Herrn genannt wurde.

„Herr von Saint-Alban?“ wiederholte die eine Stimme im Tone der Verwunderung. „Und das iſt ein ſchöner, junger Mann, elegant gekleidet?“

„Mit bleichen Geſichtszügen und ſchwarzem Haar und Bart,“ ergänzte ihn der Gaſtwirth; „ich erinnere mich, der fuhr am vergangenen Mittwoch gegen halb elf Uhr im Wagen des Hotels aus. Und das wäre der Marcheſe Gaetano Fontana?“

„Daran iſt eben ſo wenig ein Zweifel, als daß Ihr mein verehrter Gevatter Don Francesco ſeid, der Beſitzer des ſchönen Hotels de Rome.“

„Ei—ei—ei, Don Nicola, und weßhalb führt der junge Mann hier bei uns nicht ſeinen ſchönen Namen?“

„Darüber bin auch ich erſtaunt, wenn er nicht vielleicht Urſache hat, dieſen Namen zu verbergen, Gevatter; denket an die Zeit, in der wir leben. Wo kam er her?“

„Wie ich zufällig erfuhr, aus Deutſchland, doch war er auch in Rom.“

„Aha, er war in Rom, jetzt löſen ſich mir auf einmal alle Räthſel. Erinnert Ihr Euch noch des Don Giuſeppe di Fontana, der auch in Rom war, darauf hier ſein Weſen trieb und froh ſein mußte, daß er nur ausgewieſen und nicht erſchoſſen ward? Jener, der Don Giuſeppe nämlich, war ein ſanfter Charakter im Vergleiche zu dieſem; ich ſage Euch, Gevatter, das iſt ein rabiater Kopf, es ſollte mich wundern, wenn er nicht von hier aus direct in die Berge ginge und eine Bande um ſich verſammelte.“

„Jeſus Maria!“ rief der Gaſtwirth erſchrocken, „ſo 'was könnte mir fehlen! Habe ich nicht damals genug Aergerniß, Verdruß und Schaden gehabt, als ſie behaupten wollten, der Borges ſei ein paar Nächte in meinem Hauſe geweſen, und es war doch kein wahres Wort daran; der arme Teufel, den ſie ſo ſchmachvoll im Stiche ließen, hat nie daran gedacht, die Stadt zu beſuchen; auch nach dem General Chiavone haben ſie 'mal leiſe bei mir herumgefühlt.“

„Der hätte es ſchon eher gewagt, bequem an Eurer Table d'hôte Platz zu nehmen.“

„Wäre mir lieber, als alle die Anderen, aber ſo etwas, Don Nicola, bringt einem honnetten Gaſtwirthe nur Schaden; einige Familien zogen damals aus, und als ich mich bei den Piemonteſen beſchwerte und Schadenerſatz verlangte, ſo lachten ſie mich aus, die —“

„Zt, Gevatter! So 'was kann man denken, aber man ſagt es nicht. Was jedoch unſeren jungen Herrn anbelangt, den hätten wir alſo gefunden; er nennt ſich hier Herr von Saint-Alban, war auch in Rom, ſchau — ſchau — und lebt auf einem ſehr anſtändigen Fuße?“

„Das thut er wohl, aber bei San Gennaro! Ich will ihn ausquartiren! Meint Ihr nicht auch, Gevatter Don Nicola?“

begegnet war, hatten kaum Zeit, an das Haus zu ſpringen. Der Kutſcher, den der Jäger von dem Spaß unterrichtet, fuhr ſo dicht hinan, daß die Räder des Wagens die ausgetretenen Treppenſtufen faſt berührten, und parirte die Pferde im ſchärfſten Trab. Lukas flog vom Bocke herunter, riß den Schlag auf, ſalutirte dem ausſteigenden Schneider und ſagte ernſt und würdevoll: „Wünſche wohl zu ſchlafen!“ Er hätte gern hinzugeſetzt: „Herr Graf,“ fürchtete aber damit den Spaß zu verderben. Dann ſchwang er ſich wieder neben den Kutſcher, ſchrie ihm viel lauter als nöthig war in die Ohren: „Nach dem Schloſſe!“ und dahin ſauste der Wagen.

Die drei Stammgäſte blickten verwundert den Schneider an, der ebenfalls einen Augenblick unter der Thür ſtehen blieb und nach dem Wetter ſah, und dann wandten ſie ſich an die Wirthin, welche im Ton der höchſten Ueberraſchung ausrief: „Ei, der Dubel!“ um zu erfahren, wer der Mann der Equipage eigentlich ſei.

Der Schneider, der durch das Schaukeln in dem Wagen ganz in die Rolle eines gnädigen Herrn verfallen war, nahm ſehr würdevoll den alten zinnernen Leuchter aus der Hand der Wirthin, lüftete ſeinen alten Hut kaum merklich zum Gruß und ſtieg die Treppen hinan.

Die drei Stammgäſte aber, wenigſtens zwei von ihnen, ſteckten ihre Köpfe mit denen des Wirthes und der Wirthin zuſammen und vernahmen zu ihrem größten Erſtaunen, daß der junge Menſch ein Flickſchneider ſei und in der vierten Etage hinten hinaus wohne. Der dritte der Stammgäſte, der Herr Direktor, ſchüttelte den Kopf und meinte, dahinter ſtecke etwas, der junge Menſch müſſe, Gott weiß woher, eine vornehme und ſehr mächtige Protektion haben.

Er ſprach dieſe Worte, obgleich in ziemlich ordentlichem Deutſch, doch mit ſehr fremdem und weichem Accent. Was er ſagte leuchtete auch dem Wirth und der Wirthin ein, und ſie

„Nur nichts übereilt! Verlaßt Euch auf mich! Haltet mich in Kenntniß von allem, was er thut und treibt, wohin er geht, welche Beſuche er macht oder empfängt, und Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, Ihr ſollt frühzeitig genug erfahren, wann Ihr gegen ihn handeln müßt. Iſt er zu Hauſe?“

„Nein, er iſt nach Pompeji.“

„Und ſeine Dienerſchaft?“

„Er hat nur einen einzigen Diener, einen Indier, glaube ich, einen Kerl mit gelbem Geſichte. Dort ſind die Zimmer, die der Herr Marcheſe bewohnt.“

„Iſt der Bediente wohl zu Hauſe?“

„Ich glaube nicht. Nur wenn er ausgeht, ſchließt er dort die Glasthür; wenn Ihr wollt, klopfe ich einmal an.“

„Thut das, Gevatter.“

Darauf trat der Hausherr an die Glasthür, klopfte ein paar Mal laut an, und als drinnen alles ſtill blieb, ſchob er mit der Hand den grünen Vorhang etwas zurück und rief ſo laut, daß das ganze Zimmer ſchallte: „Signor Juſſuf, ſeid Ihr zu Hauſe?“

Es erfolgte keine Antwort, und darauf nahmen die Beiden auf dem Balkon ihr Geſpräch wieder auf, welchem der Indier im Zimmer gleich nach den erſten Worten ein noch aufmerkſameres Ohr lieh, als es bisher geſchehen.

„Alſo er war bei Euch, Don Nicola?“ fragte der Gaſtwirth.

„Das verſteht ſich wohl von ſelbſt; bin ich doch der Geſchäftsmann der Frau Marcheſa, welche mir vor ihrem Tode ausgedehnte Vollmachten übergab. Dieſer junge Herr hat nichts von ſeiner Mutter, er iſt von einer Rohheit, einer Anmaßung, daß Einem die Haare zu Berge ſtehen; unter uns geſagt, hat er ſich in Deutſchland, wo er ein paar Jahre war, ſo aufgeführt, daß die Nachrichten über ihn viel zum Tode der Frau Marcheſa beigetragen haben.“

„Bei San Gennaro, ich bin froh, daß Ihr mir das ſagt!“

„Er bezahlt doch pünktlich?“

„O, daran fehlt's nicht! Er bezahlt, was wir ihm berechnen.“

„Draußen war er ein Verſchwender und jetzt wird er ebenfalls das Geld zum Fenſter hinauswerfen. Glaubt mir, Gevatter, ein gefährlicher junger Menſch! Denkt nur, über was für Mittel der zu verfügen hat! Wenn er heute eine Anweiſung von hunderttauſend Dukaten verlangt, ſo darf ich keinen Anſtand nehmen, ſie ihm auszufertigen. Der verſtorbene Marcheſe, ſein Vater, war ein genauer Freund König Ferdinand's. Dieſer kommt von Rom und tritt hier unter einem falſchen Namen auf; was iſt davon zu erwarten, he, Gevatter? Ich will es Euch ſagen, daß er hieher geſchickt iſt, um neue Unruhen anzuzetteln; die Madonna ſtehe uns bei, — als ob wir nicht ſchon an den alten genug hätten!“

„Wißt Ihr, was ich an Eurer Stelle thäte, Don Nicola? Ich würde den jungen Herrn vornehmen, würde ihm meine Vermuthungen über ihn frei und offen mittheilen, würde ihm ſagen, wie es hier ſteht, und daß er die Ausſicht hat, bei dem geringſten Beweiſe mit Pulver und Blei traktirt zu werden. O, Gevatter, ſie verſtehen keinen Spaß, dieſe Piemonteſen!“

„Wer weiß das beſſer, als ich?“ Haben ſie doch neulich in Ravello den vierzehnjährigen Sohn des Wirthes zur Goldenen Zwiebel erſchoſſen, weil er draußen mit einer Vogelflinte getroffen wurde.“

„Wer kann da helfen? Sie ſollen ſich in Acht nehmen, wenn es Einem verboten iſt, Waffen zu tragen; aber es wäre Chriſtenpflicht, den jungen Marcheſe zu warnen.“

„Den kennt Ihr ſchlecht, der würde Euch die ſchönſten Grobheiten ſagen. Glaubt Ihr denn nicht, daß ich ihm ins Gewiſſen geſprochen habe, wie ein Vater? Aber einmal und nicht wieder!

Ich waſche meine Hände, und wenn ſie ihn feſtnehmen, ſo werde ich mich wahrhaftig nicht für ihn verwenden, wie ich es für ſeinen Vetter gethan. Meinetwegen können ſie ihn erſchießen, ſobald ſie wollen, das iſt ein Taugenichts, der je eher je beſſer aus der Welt kommt.“ —

Der Indier, der dieſe Worte hörte und auch verſtanden hatte, hielt ſich unbeweglich, aber mit leuchtenden Augen hinter der Glasthür und murmelte, als der draußen das eben Erwähnte geſagt: „Unſer Ziel iſt das Gleiche, mit dem Manne könnte ich einen und denſelben Weg gehen; bin ich doch nicht mehr im Stande, das heilige Palu über ihn zu werfen, das mir an jenem verfluchten Abende die Göttin genommen.“

„Was ich aber mit Euch redete, Don Francesco, bleibt unter uns, miſcht Euch nicht hinein und ſeid dagegen verſichert, daß ich Euch von allem Nothwendigen in Kenntniß ſetzen werde. Wenn der Herr von Saint-Alban zurückkommt,“ fügte er im Abgehen hinzu, „ſo ſagt ihm, ich habe ihm meinen Beſuch machen wollen. Dann noch Eines: Laßt es mich wiſſen, wenn ſein Diener einmal allein zu Hauſe iſt.“

Eine Stunde nach dieſem Vorfalle begegnete Juſſuf dem Beſitzer des Hotels zufällig auf der großen Treppe des Hauſes; der Indier ſchien von draußen hereingekommen zu ſein und wollte grüßend vorübergehen, als ihm der Wirth ſagte: „Es war vorhin jemand da, welcher den Herrn von Saint-Alban ſprechen wollte; hier iſt ſeine Karte; Ihr habt wohl die Güte, ſie heute Abend zu übergeben.“

Juſſuf nahm die Karte in die Hand und las: Nicola Brancaccio, worauf er den Wirth fragend anſah.

„Das iſt ein Advokat,“ erläuterte dieſer, „und wohnt nicht weit vom Mercato, ein kluger und ſehr gelehrter Mann, den ich Euch empfehle, Signor Juſſuf,“ ſetzte der Wirth freundlich lächelnd

hinzu, „wenn Euch 'mal jemand einen Proceß an den Hals wirft, was hier in Neapel leicht geſchehen kann.“

Der Indier dankte mit einer leichten Neigung des Kopfes und ſtieg alsdann langſam die Treppe hinauf nach den Zimmern ſeines Herrn.

Zweiundſechszigſtes Kapitel.

Die Braut des Advokaten.

Don Nicola ging von dem Hotel de Rome auf den Largo di Caſtello, nahm dort einen Carrocello und fuhr nach Hauſe. Statt aber die Treppe nach ſeiner Wohnung hinauf zu ſteigen, zog er drei Mal an der Glocke, worauf Michele herabkam, die brennende Pfeife in der Hand, die er aber beim Anblicke des Herrn in die Taſche ſteckte.

„Rufe Battiſta,“ ſagte dieſer, „und folgt mir nach Avenella hinauf, dort werde ich Euch an dem gewöhnlichen Platze erwarten.“

Hierauf beſtieg der Advokat ſeinen kleinen Wagen wieder und fuhr nach der Sallita dell' Infraſcata, wo er ſich auf einen Eſel ſetzte und gegen Antignano hinaufritt.

Don Nicola Brancaccio ſchien hier ein häufiger Kunde zu ſein, deſſen Gewohnheiten man kannte, denn der Eſeltreiber hatte ſich beeilt, beim Anblicke des Herrn ein ſtattliches Thier heran zu ziehen, ohne daß die Anderen Miene machten, ihm dieſe Beute zu beſtreiten. Anſtatt auch, wie ſie gewöhnlich thaten, den Eſel durch einen lauten Zungenſchlag zum raſchen Laufe anzu-

treiben, hielt er ihn am Halfter zurück und veranlaßte ihn auf dieſe Art, langſam den Berg hinauf zu ſteigen. Der Advokat ſaß zuſammengekrümmt auf dem Sattel, die Kniee ſeiner langen Beine ziemlich hoch hinaufgezogen, und vertiefte ſich in ſeine Betrachtungen.

Dieſe waren nicht geradezu angenehmer Art. Das ſo plötzliche Erſcheinen des jungen Marcheſe hatte auf ihn die gleiche Wirkung ausgeübt, wie ein Blitzſtrahl aus heiterer Luft, der glücklicher Weiſe hart an uns vorbeigefahren, dem aber noch gefährlichere folgen können — er verlangte Rechnungs-Ablage, das war leicht geſagt, aber ſchwer gethan. Zu einem ſolch rieſenhaften Geſchäfte wie eine Rechnungs-Ablage dieſer weitläufigen Güter mit ihren zahlloſen Proceſſen mußte man gehörig Zeit haben, und die ſchien der Marcheſe nicht bewilligen zu wollen; hatte er doch in dem Advokaten Cerboni, dem perſönlichen Feinde Don Nicola's, einen furchtbaren Treiber aufgeſtellt, der ihn gewiß nicht zu Athem kommen ließ. Ueberhaupt hatte ſich Signor Brancaccio eine ſolche Rechnungs-Ablage bisher nur gedacht gegenüber von lachenden Erben, die es vielleicht nicht ſo genau nahmen, oder im ſchlimmeren Falle vor dem Marcheſe, wenn dieſer, durch Jahre lange Kerkerſchaft mürbe und geſchmeidig gemacht, dieſe Angelegenheit vielleicht freundſchaftlich behandelt und ſeinen Namen ohne viel zu fragen dahin geſetzt hätte, wo es ihm der anerkannt tüchtige und redliche Geſchäftsmann des Hauſes — mit dieſem Prädikate ſchmeichelte ſich Don Nicola der Welt gegenüber — bezeichnet. Statt deſſen war ihm der Marcheſe auf den Leib gerückt, in einer Art, die man füglich mit dem Ausdrucke bezeichnen konnte: jemand die Piſtole auf die Bruſt ſetzen, und hatte einen ſolchen Haß, eine ſolche Rachſucht an den Tag gelegt, daß der Advokat das ſchlimmſte erwarten mußte. Wenn er aber auch vielleicht nicht beſorgte, daß ihm bei einer Rechnungs-Ablage Sachen nachgewieſen wurden, welche ihn

in unangenehmen Conflikt mit dem Criminal hätten bringen können, so konnte er doch zum schleunigen Ersatz großartiger Einkünfte, welche in seine Kasse geflossen waren, angehalten werden, und auf alle Fälle ging das vortheilhafte Geschäft auf einen Anderen über.

Grund genug, daß Don Nicola, während er langsam aufwärts ritt, grimmig seine linke Faust ballte und zwischen den zusammengebissenen Zähnen Flüche und Verwünschungen hervorstieß gegen die Rückkunft des jungen Mannes, gegen diesen selbst und namentlich gegen Dr. Henderkopp, der sich eine Beute, die ihm ja so nutzbringend war, hatte entgehen lassen.

So sehr auch der Advokat die Schritte, welche gethan werden mußten und konnten, von allen Seiten betrachtete und überlegte, um an einem Abgrunde, der sich vor ihm geöffnet, vorbei zu schlüpfen, so kam er doch immer wieder zu dem Resultate, daß seine einzige Rettung darin bestände, wenn es möglich wäre, den Marchese verschwinden zu lassen. Mit Zeit gewonnen war hier schon viel gewonnen, aber wie? Das war eine Frage, die er mit Sicherheit noch nicht zu lösen im Stande war. Hätten seine Gedanken die Kraft zu tödten gehabt, so wäre der junge Mann schon lange eines zehnfachen Todes gestorben; hatte er das doch schon allein durch die Art und Weise verdient, wie er gegen ihn aufgetreten. Das Naheliegendste war, ihn auf die gleiche Weise zu verderben, wie er Don Giuseppe Fontana ins Verderben gestürzt hatte, — dieser hier aber schien umsichtiger, energischer, und traute dem Advokaten vor allen Dingen nicht; es war also schwerer an ihn zu kommen. Wenn er sich diese Schwierigkeiten auch nicht verhehlte, so kam er in seinen Gedanken doch immer wieder darauf zurück und wiederholte sich die beiden schlagenden Gründe einer Verdächtigung: er war in Rom und trat hier unter einem andern Namen auf, so daß dann nach Verlauf eines halbstündigen tiefen und ernsten Nachdenkens Don Nicola zu der Ansicht

gekommen war, es ſei für ihn das einzige Mittel, ſowohl einer allzu ſtrengen Rechnungs-Ablage zu entgehen, als auch um für die erlittene Beſchimpfung Rache zu erlangen, den jungen Marcheſe verſchwinden zu laſſen.

Dieſer endlich feſtſtehende Entſchluß, ſo wie das ſanfte Schaukeln auf dem Rücken des geduldigen Eſels beruhigten langſam die Nerven des Advokaten und erheiterten ſein Gemüth in gleichem Maße, wie er über das Häuſermeer der Stadt emporſtieg und nach und nach eine freiere Ausſicht gewann.

In Antignano machte der Eſel einen leichten Verſuch, bei ſeinen dort befindlichen Kameraden ſtehen zu bleiben, und als er durch einen tüchtigen Hieb ſeines Treibers daran verhindert wurde, ſtieß er im Weitergehen ein klägliches Geſchrei aus.

Bald hatte Don Nicola Avenella erreicht und ſah an dem Wege, welcher nach der Maſſeria di Fontana führte, Michele und Battiſta bereits ſitzen, die einen kürzeren Weg eingeſchlagen hatten und ſo als rüſtige Fußgänger vorausgeeilt waren.

Der Herr wechſelte mit ſeinen Dienern nur einen leichten Blick des Einverſtändniſſes und ritt an ihnen vorüber. Hätte er ſich umgeſchaut, ſo würde er bemerkt haben, daß ſie ihm in einiger Entfernung folgten und ſich ſpäter bei dem verlaſſenen Schloſſe der Fontana ſo auf der Terraſſenmauer lagerten, daß ſie das Lorberwäldchen mit dem Hauſe des Pachters im Auge hatten. Bei der Unſicherheit, die ſich zuweilen in der nächſten Nähe von Neapel äußerte, war eine derartige Vorſicht dem Advokaten um ſo weniger übel zu nehmen, als er beſtändig in der Furcht lebte, der verwegene Alonzo möchte Veranlaſſung nehmen, ihn mit einem zweiten Beſuche zu erfreuen. Dabei können wir nicht unterlaſſen, einzugeſtehen, daß eben ſo viel die Leidenſchaft Don Nicola's für Marietta als auch die Furcht vor dem berühmten Parteigänger ihn bewogen, die Familie des Pachters wohlwollend, faſt freundſchaftlich zu behandeln.

Er ritt denn auch mit einer plötzlich angenommenen sehr heitern Miene durch das Gitterthor an dem Lorberwalde, das ihm der barfüßige Junge eilfertig geöffnet, und als er die Frau des Rafajele wie gewöhnlich spinnend unter dem Vordache sitzen sah, spendete er der Padrona einen freundlichen Gruß und glitt so behende und leicht als es ihm möglich war von dem Esel herab, denn er hatte droben auf der Gallerie die schöne Marietta bemerkt, welche es bei ähnlichen Gelegenheiten schon einige Mal nicht unterlassen hatte, ihm Vorsicht anzuempfehlen, daß er aus dem Sattel steigend keinen Schaden nehme. Auch heute nickte sie ihm auffallend zu und rief in heiterem Tone hinab: „Piano, Don Nicola, piano! Wenn man so scharf reitet, als Ihr gewöhnlich zu thun pflegt, da muß man vorsichtig absitzen, damit das erhitzte Thier nicht scheu wird."

Rafajele war mit abgezogener Mütze näher getreten und sagte, auf seine Tochter deutend: „Die wird nicht eher verständig, Don Nicola, als bis Ihr sie einmal fest in die Lehre nehmt, und dann werdet Ihr schon Mittel finden, diese übermüthige Zunge zum Schweigen zu bringen."

„Daran soll's nicht fehlen," erwiderte schmunzelnd der Advokat, indem er in die Höhe schauend seinen Blick mit sichtlichem Wohlgefallen auf der schlanken und doch wieder so vollen Figur des jungen reizenden Mädchens ruhen ließ. „Mir scheint," fuhr er nach einer Pause fort, „Marietta hat eine Ahnung von meinem Kommen gehabt. Ist's nicht so, Carina?"

„Gewiß, Don Nicola," gab das übermüthige Mädchen zur Antwort; „als ich heute Morgen vor das Haus trat, lief eine dicke, häßliche Spinne über meinen Weg, und wie Ihr wißt, bedeutet das jedes Mal einen Besuch; auch hat heute Nacht der Hund geheult, daß es nicht zum Aushalten war."

„Ja, ja, Ihr habt Recht, Rafajele, man muß bald dazu thun,

um ſie zu bändigen, und ich weiß ein prächtiges Mittel, das die tollſten Mädchen zahm gemacht hat."

„Wenn Ihr es anwenden wollt," rief Marietta höhniſch, „ſo wird die Kraft dieſes Mittels nicht ſehr groß ſein."

„Ich denke, Du ſchweigſt jetzt ſtill," rief der Pachter zu ſeiner Tochter hinauf, „ſtatt Deiner loſen Reden ſollteſt Du lieber herabkommen und für Don Nicola einige friſche Feigen bringen."

„Laßt ſie nur droben," entgegnete der Advokat mit einem ſüßlichen Geſichtsausdrucke; will ich doch ſelbſt einen Augenblick hinaufſteigen und nach meinem Zimmer ſehen."

„Euer Zimmer?" rief Marietta, welche dieſe Worte gehört hatte; „mit Verlaub, Signor Brancaccio, ich habe ſeit einigen Tagen das Zimmer für mich ſelbſt in Beſchlag genommen; ich wohne jetzt da, und wenn Ihr darin nicht einen Beweis der Anhänglichkeit ſeht, ſo verdient Ihr nicht, daß ich Euch jemals wieder mit meinen Augen, die ſo ſchön ſein ſollen, wie alle Menſchen ſagen, anſehe."

„Birba!" gab der Advokat zur Antwort, indem er ihr mit dem Finger hinaufdrohte, doch ſah man ſeinen Mienen deutlich an, es ſei ihm lieb, daß Marietta ſein Zimmer zu dem ihrigen gemacht. „Gut, gut," ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, „man muß dieſem Trotzkopfe ſchon ſeinen Willen thun, doch will ich nachſehen, welche Art von Unordnung ſie in meinem Zimmer angeſtellt."

„Das wollt Ihr ſehen," ſagte das junge Mädchen mit leuchtenden Augen, indem ſie ſich leicht über die Brüſtung vorbeugte, „Ihr, Don Nicolo Brancaccio, wollt in meinem Zimmer etwas ſehen? Da möcht' ich doch wiſſen, wie Ihr das anſtellen wollt, um hinein zu ſehen."

„Natürlich werde ich zuerſt hineingehen."

„Ihr wolltet in ein Zimmer gehen, welches ich bewohne? O, dies iſt Euer Scherz," ſagte Marietta in ſolch entſchloſſenem

Tone, wobei ſie ſich hoch aufrichtete, daß der Advokat verwundert nach Raſajele blickte, der mit den Achſeln zuckte, worauf ſich die Frau des Pachters beeilte, zu ſagen: „Ihr kennt ja ihre Grillen, es ſind freilich die Grillen eines jungen, übermüthigen Mädchens. Laßt Sie herabkommen — wie ich Marietta kenne," ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu, „ſo finge ſie die ſchönſten Händel an, wenn Ihr in ihr Zimmer bringen wolltet — die Mädchen ſind nun einmal ſo."

„Sangue di Dio!" rief jetzt Raſajele mit einem erkünſtelten Zorne ſeiner Tochter zu, „mache, daß Du herunterkommſt und vernünftigere Reden angibſt, ſonſt —"

Marietta wandte ſich lachend um, ſchloß behutſam ihr Zimmer ab, worauf ſie den Schlüſſel deſſelben ſichtbar vor den Augen der Umſtehenden in ihr Mieder hineingleiten ließ, dann ſang ſie, die Treppe hinabſchlendernd, eines ihrer tollen Lieder:

„Figliulo cu chi l'hai, cu chi l'hai
Che quanno vide a me te vruccolie?
La manco cosa che te credarrai
Ca io moro pe te: vai in pazzia
Vaje diconno, ca lassata m'hai!
E chi te votta che te raciulie?
Nzorate: che te puozze annegrecare,
Fatte le fatte tuoje, lassa me ire."

„Ich möchte doch wiſſen," ſagte der Advokat, indem er ſich neben der Frau des Pachters niederließ, in faſt ärgerlichem Tone, „wo das Mädchen nur alle dieſe Schelmenlieder her hat; hier herauf kommt doch niemand, der dergleichen ſingt; die Padrona iſt eine viel zu verſtändige Frau, um je dergleichen in ihrer Jugend gelernt zu haben, oder gibt vielleicht Raſajele ſeiner Tochter derartigen Unterricht?"

„Corpo di Diana," erwiderte der Maſſaro, „ich hätte Beſſeres

beſchloſſen, den Herrn Dubel künftig mit größerer Achtung als bisher zu behandeln.

Dann ſchloß ſich das Haus und ſtarb für heute Nacht wie die umſtehenden ab; noch eine kleine Weile ſah man flackernde Lichter an den Fenſtern hin und her wandeln, dann erloſchen auch dieſe und Alles war nächtig und finſter.

Die Stammgäſte zogen ihres Weges, zwei rechts, der Herr Direktor links, und wenn man ihn ſo dahinwandeln ſah, den Mantel maleriſch umgeworfen, die Beine zierlich ſetzend, und wenn man noch in der Entfernung hörte, wie der Stock auf dem Pflaſter klirrte, den er feſt und gleichmäßig aufſetzte, ſo paßte Figur und Gang ſo gar nicht in das Revier der Elſtergaſſe, und man hätte darauf ſchwören mögen, der Mann gehöre dahin,

„wo die letzten Häuſer ſteh'n,"

und dieſe Anſicht war auch keineswegs unrichtig, denn, theurer Leſer, der Mann, der dort hinwandelt, iſt keine geringe Perſönlichkeit, es iſt vielmehr Signor Venetti, Direktor des königlichen Ballets und der königlichen Tanzſchule.

zu thun, als ihr ſo was vorzuſingen; woher dergleichen aber die jungen Mädchen haben, das mag Gott wiſſen! Ich glaube, Don Nicola, es liegt in der Luft, denn bevor einem unreifen Ding noch das Mieder zu eng wird, ſingt ſie ſchon von Liebe und anderen Tollheiten."

„Dagegen wäre nichts einzuwenden," ſagte der Advokat kopfſchüttelnd, „aber die Tarantelle, welche das junge Mädchen ſingt, hört man ja kaum auf dem Molo und ſind mir gegenüber ganz unpaſſend."

So Unrecht hatte er mit dieſer Aeußerung nicht, denn was Marietta ſo eben geſungen, hieß frei überſetzt ſo viel als: „Sag' mir, ſchöner Junge, was willſt Du von mir? Was gibſt Du mir ſo zärtliche Liebesblicke, wenn Du mir begegneſt? Glaubſt Du vielleicht, daß ich Dich liebe, daß ich ſterbe für Dich? Da biſt Du ein Thor. Du ſagſt, Du hätteſt mich verlaſſen? Aber was berechtigt Dich zu ſolchem Wahne? Heirathe immerhin, geh' zum Henker, bekümmere Dich um Dich und laß mich in Ruh!"

„Ich möchte Zehn gegen Eins wetten," meinte der Pachter, „ſie weiß nicht, was ſie ſingt; wenn die Schnitter herauſkommen, da ſchnappt ſie vielleicht hier und da einige Verſe auf, aber ich will's ihr unterſagen."

„Sie meint es gewiß nicht böſe," ſprach begütigend die Mutter und ſetzte dann gegen ihre Tochter gewandt, die langſam herankam, in nachdrücklichem Tone hinzu: „Jetzt ſei ordentlich, Marietta, man ſollte doch wahrhaftig meinen, Du habeſt endlich einmal Deine Kinderſchuhe ausgetreten — reiche Don Nicola Deine Hand."

Das junge Mädchen hob langſam ihre Hand in die Höhe, ſchüttelte dieſelbe hoch in der Luft, ſo daß die weiten weißen Aermel von ihrem ſchönen vollen Arme herabfielen, doch legte ſie ihre kleinen Finger ſehr bedächtig, ohne dieſelben aber im Ge-

ringſten zu krümmen, auf die Handfläche des Advokaten. Dabei ſchaute ſie ihm von unten herauf mit dem Ausdrucke der unbeſchreiblichſten Schelmerei in die Augen und ſagte, ohne im Geringſten verlegen zu ſein: „Glaubt es nur, Don Nicola, was meine Kinderſchuhe anbelangt, ſo habe ich dieſelben längſt ausgetreten verlaſſen; auch fühle ich mich nächſtens ſo geſetzt, ſo ruhig und ſo alt, als Ihr es nur von mir verlangen könnt — wir werden prächtig zu einander paſſen.“

„So ſetze Dich zu uns und ſei verſtändig.“

„Gewiß,“ gab ſie zur Antwort, und als ſie ſich hierauf niederließ, waren alle ihre Bewegungen ſo phlegmatiſch, ſo komiſch ernſt und gemeſſen, daß ihr Vater die Lippen auf einander beißen mußte, um nicht laut hinaus zu lachen.

So ſaßen die Vier eine Zeit lang ſchweigend bei einander; Marietta blickte auf den Boden, und nur zuweilen wetterleuchtete ein muthwilliges Lächeln auf ihrem Geſichte, wenn ſie ihren Bräutigam von der Seite anſah, der mit Behagen friſche Feigen und Salami verſpeiſte, auch zuweilen Wein mit Waſſer vermiſcht aus ſeinem Glaſe trank, welches ihm das junge Mädchen auffüllte und hinſchob, aber nur mit Widerſtreben und nachdem die Mutter ſie unter dem Tiſche am Rocke gezupft.

Der Advokat dachte nach, ob es gerathen ſei, von der Ankunft des jungen Marcheſe zu ſprechen; die Anhänglichkeit Raſajele's an ſeinen Herrn war ihm wohl bekannt, und wenn er auch von der Familie des Pachters überzeugt zu ſein glaubte, daß ſie das Glück einer Verbindung der Tochter mit ihm, dem reichen und angeſehenen Manne, wohl zu ſchätzen wußte, ſo konnte man doch nicht wiſſen, wie ſich der Maſſaro zu ihm ſtellen würde, wenn er erführe, der Marcheſe ſei nicht nur nach Neapel zurückgekehrt, ſondern habe ſogleich angefangen, ihn, den Geſchäftsmann der Familie, in einen Proceß zu verwickeln. Er beſchloß deßhalb, vor der Hand zu ſchweigen, dagegen aber den Termin ſeiner

baldigen Verheirathung endlich einmal feſtzuſetzen. „Mag dann kommen, was da will," dachte er mit einem lüſternen Blicke auf das ſchöne, junge Mädchen, „ſo iſt dieſe Sache doch abgemacht." Er war deßhalb eben im Begriffe, Marietta ihr nahes Glück zu verkündigen, als er aufblickend einen jungen Mann durch das Lorberwäldchen auf das Haus zukommen ſah, der ſo bekannt und ungezwungen that, als ſei er nicht zum erſten Male hier.

„Hm," hüſtelte Don Nicola ſo laut und vernehmlich, daß alle und auch Richter, der keine Ahnung von dem Gaſte hatte, aufblickten, und als er ihn jetzt bemerkte, plötzlich Miene machte, ſtehen zu bleiben.

Raſajele, der das Peinliche der Lage einſah, ſich aber ſogleich wieder faßte, rief dem Zögernden mit lauter Stimme zu, näher zu treten; dann ſagte er mit dem unbefangenſten Tone von der Welt gegen den Advokaten gewandt: „Es iſt das ein Landſchafts-Maler, ein Fremder, der zuweilen hier heraufkommt, um bald hier, bald da zu zeichnen; er wohnt in Neapel, und wenn es ihm gar zu heiß wird, da ſetzt er ſich zu uns unter die Veranda, und es iſt wahrhaft komiſch" — dies ſprach er mit lauterer Stimme — „wie er ſich Mühe gibt, ſich verſtändlich zu machen, denn er kann nur ein paar Worte Italieniſch."

Don Nicola blickte dem Ankommenden mißtrauiſch entgegen, und als dieſer den Hut vor ihm abzog, nickte er ſchweigend mit dem Kopfe.

Wir wiſſen, daß Richter kein allzu großer Held im Italieniſchen war, doch die Art, wie er jetzt nicht ohne Abſicht ſagte, er danke ſehr, daß man ihm erlaubt, hier zuweilen im Schatten niederzuſitzen, und komme, Abſchied zu nehmen, da er von heute an geſonnen ſei, ſich den Poſilippo genauer anzuſehen, war in ſo furchtbar verdrehten und kaum verſtändlichen Worten geſetzt, daß ſelbſt der Ernſt des Geſchäftsmannes davor kaum Stich zu halten vermochte.

Ein Glas Wein, welches man ihm bot, nahm der Landschafts-Maler dankend an, dann reichte er Nasajele die Hand, schwang seinen Hut leicht gegen die Padrona und Marietta, sagte noch einmal Addio und ging ohne umzublicken den Weg zurück, den er gekommen war.

Es war ein Glück, daß der Pachter in diesem Augenblicke seine Tochter ins Haus schickte, um frisches Wasser zu holen, denn Marietta hatte eine Bewegung gemacht, als wolle sie dem jungen Manne folgen, und als sie in das Dunkel des Hauses getreten war, sandte sie ihm einen Blick nach, welchen ihr Bräutigam glücklicher Weise nicht sah. Als sie mit dem frischen Wasser wieder herauskam, hatte sie die Lippen fest zusammengepreßt und ihre dunkeln Augen ruhten einen Moment mit dem Ausdrucke des Hasses auf dem Gesichte des Advokaten; plötzlich aber flog ein muthwilliges Lächeln über ihre schönen Züge, und während sie sich wieder niederließ, sagte sie: „Es ist schade, daß der Maler nicht mehr herkommt, ich mochte ihn wohl leiden, auch sang er so schöne Lieder."

„Wovon Du vielleicht Einiges gelernt hast?" fragte Don Nicola nicht ohne Bitterkeit im Tone.

„Wo denkt Ihr hin?" antwortete Nasajele im Namen seiner Tochter, „wenn er gesungen hat, so war es in seiner barbarischen Sprache, und auch das hat sie nur von Weitem gehört."

„Es ist mir lieb, wenn sie es nur von Weitem gehört hat," erwiderte der Advokat trocken, „ich für meine Person mag solche Herumstreicher nicht leiden; mag der Henker wissen, wie sich der hier heraufgefunden hat — kam er öfters?"

„Zwei oder drei Mal — auch habt Ihr selbst gehört, Don Nicola, daß er jetzt nach dem Posilippo hinüber will."

Der Advokat nickte ein paarmal mit dem Kopfe, dachte über etwas nach und sagte dann, indem er seine Nägel betrachtete: „Wenn es Euch recht ist, Padrona, so wollen wir jetzt etwas

Näheres beſtimmen über den Zeitpunkt unſerer Hochzeit. Marietta hat vorhin ſelbſt geſagt, daß ſie verſtändig genug für mich ſei, und damit ſie am Ende nicht gar zu verſtändig wird, iſt es beſſer, daß ich ſie ſo bald wie möglich in mein Haus führe."

„Darin habt Ihr Recht, Signor Brancaccio," erwiderte das junge Mädchen, indem ſie höhnend die Lippen aufzog und ihren rechten Arm herausfordernd in die Seite ſtemmte; beſtimmt immerhin den Tag unſerer Hochzeit, aber vergeßt nicht, daß zu einer Heirath Zwei gehören und daß mir der Tag, den Ihr anſetzt, vollkommen conveniren muß; wann wäre denn ungefähr dieſer Tag, in zwei Jahren oder in drei?"

Ihre Mutter ſah ſie mit einem bittenden Geſichtsausdrucke an und ſagte, als die Tochter denſelben mit einer ſchelmiſchen Geberde erwiderte: „Wir alle wiſſen, daß Du nur Poſſen treibſt, Kind Marietta, und Signor Brancaccio weiß es auch, aber Poſſen, die man zu lange forttreibt, werden albern, und ein Mädchen wie Du, die ans Heirathen denkt, ſoll nicht mehr albern ſein — ſei verſtändig."

Bei den letzten Worten hatte ſie die Hand ihrer Tochter langſam von der Hüfte entfernt und drückte ſie innig und bezeichnend, ehe ſie dieſelbe wieder losließ; doch gab das wilde, trotzige Mädchen nicht ſo bald nach, nicht einmal zum Schein, wie ſie wohl wußte.

„Will ich denn heirathen?" fragte ſie, indem ſie den Kopf heftig aufwarf, „denke ich doch noch nicht einmal daran! Mich will man heirathen, ehe ich noch Ja dazu geſagt, und will einen Tag dazu beſtimmen, ohne mich darum zu fragen. Eilt doch nicht ſo, Don Nicola; wir ſind Beide eigentlich noch viel zu jung zum Heirathen, und über Nacht kann uns ein anderer Sinn kommen."

Naſajele ſchüttelte mißmuthig mit dem Kopfe und ſagte gegen den Advokaten gewandt, der dem übermüthigen Mädchen

finſter zuſchaute: „Laßt ſie nur ihre Narrenpoſſen machen, wir wiſſen am beſten, was dahinter ſteckt.“

„Nein, Ihr wißt's nicht, Vater,“ erwiderte Marietta mit komiſchem Ernſte, wobei ſie ihre Hand aufs Herz drückte; „Ihr wißt nicht, was dahinter ſteckt, Ihr wißt nicht, daß ich liebe.“

Die Frau des Pachters blickte erſchrocken zu ihrer Tochter auf, und ſelbſt der Vater ſah mit verwunderten Augen zu ihr hin; der Advokat fuhr in die Höhe, als habe ihn ein Skorpion geſtochen, und rief aus: „Was ſagt das tolle Mädchen, ſie liebe?“

„Daran iſt doch nichts Arges,“ gab Marietta zur Antwort. „Wäre ich weniger aufrichtig, ſo würde ich ſagen: ſoll eine Braut nicht ihren Bräutigam lieben, und obendrein einen Bräutigam wie Ihr, Don Nicola?“

„Nun denn, bei der Madonna di Piedigrotta,“ ſprach der Advokat mit einem unbehaglichen Gefühl, „ſo ſage denn, wen Du liebſt.“

„Wenn Ihr es durchaus wiſſen wollt, ſo ſage ich es Euch,“ erwiderte muthwillig lachend das junge Mädchen und ſetzte hinzu, während ſich ihre ſchönen Augen ſchwärmeriſch zum Himmel erhoben, „ich liebe unſern König Francesco secundo, den ſie uns leider vertrieben haben, woran auch Ihr ſchuld ſeid, Don Nicola; ja, den liebe ich und ich wollte lieber ſeine Frau ſein, als Königin von ganz Italien.“

Der Advokat hatte offenbar etwas Unangenehmeres zu hören erwartet und ſein ſcharf zuſammengezogener Mund öffnete ſich jetzt zu einem leichten Lächeln.

„Seht Ihr, ſie kann die Narrensposſen nicht laſſen,“ ſagte Raſajele; „aber jetzt mache, daß Du hineinkommſt,“ wandte er ſich gegen ſeine Tochter; „bei ernſten Dingen, die wir zu verhandeln haben, kann man Deinen Vorwitz nicht gebrauchen.“

Marietta wandte ſich lachend gegen das Haus und ſagte

noch im Abgehen: „Auch der General Garibaldi wäre mir anſtändig; doch hat er Unglück mit ſeinen Weibern, ſie ſagen, daß ſie ihm wegſterben, wie er ſie geheirathet hat, und ſterben möchte ich doch nicht, dann noch eher als Eure Frau.

„Vorria, che curduana arreventasse,
E n'mano a li scarparo mene jesse!
Jesse no masto e tutta me tagliasse,
Scarpetella de donna me facese!“

ſang ſie mit ihrer hellklingenden, fröhlichen Stimme, während ſie im Hauſe verſchwand.

Don Nicola blickte ihr mit einem leichten Seufzer nach und meinte: „Sie wird ſchwer zu erziehen ſein, man muß ihr einen feſten Willen zeigen, worauf der Pachter zur Antwort gab: „Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die luſtigſten Mädchen die beſten und geſetzteſten Frauen werden, und was Marietta anbelangt, ſo iſt kein Falſch in ihr und ſie wird eine vortreffliche Frau ſein.“

Denken wir aber daran, ſie bald dazu zu machen,“ verſetzte der Advokat kopfſchüttelnd; „ſie fängt ſich zu ſehr an zu fühlen, und wenn auch ihr Herz, wie ich überzeugt bin, noch rein und unſchuldig iſt, ſo iſt doch die Verführung groß in der verdorbenen Welt.“

Die Frau wollte eben etwas erwidern, doch ſchwieg ſie auf einen nur ihr bemerkbaren Blick Raſajele's, worauf dieſer ſagte: „Ihr wißt, Don Nicola, wie wir die Verbindung mit Euch uns zum Glück und zur Ehre ſchätzen, auch Marietta, deſſen kann ich Euch verſichern. Da wir nun auch überzeugt ſind, daß Ihr alles am beſten zu richten verſteht, ſo ſetzt einen Termin, welchen Ihr wollt, und wir werden damit einverſtanden ſein.“

„Sagen wir heute über vierzehn Tagen,“ erwiderte der Advokat.

„Was meinſt Du, Frau?“

Die Gefragte zuckte mit den Achſeln und meinte, nachdem ſie einen abermaligen Blick ihres Mannes deutlich verſtanden: „Wenn es noch in dieſem Sommer ſein ſoll, ſo kann ich als Mutter verlangen, daß die Hochzeit nicht vor ſechs Wochen ſtatt findet.“

„So bleibt's denn dabei,“ ſagte der Advokat, indem er aufſtand und den beiden Eltern Marietta's die Hand reichte, „von heute über ſechs Wochen.“

Unterdeſſen war das junge Mädchen auch wieder unter die Veranda getreten und hatte eine ganz veränderte, weit heiterere, ja, faſt glückliche Miene. Als Don Nicola jetzt auch ihr die Hand anbot, legte ſie die ihrige, ohne ſich eine Sekunde zu beſinnen, feſt hinein und ſagte in gutmüthigem Tone: „Nichts für ungut, Don Nicola, ich weiß wohl, daß ich ein dummes Ding bin, habe aber das Beſtreben, mich zu beſſern.“

„Wobei Dich die Madonna in ihren Schutz nehme,“ ſagte der Advokat, während er ſich an ſeinen Eſel begab, welchen der Treiber auf einen Wink Raſajele's herbeigeführt; dann ſetzte er ſich auf und ritt in Begleitung des Maſſaro durch das Oliven-Wäldchen davon, nicht ohne ſich noch ein paarmal nach ſeiner Braut umzuſchauen, welche nur durch ein ernſtes Wort ihrer Mutter dazu vermocht werden konnte, ihm mit der Hand grüßend nachzuwinken.

Kaum aber war die letzte Spur von dem Reiter zwiſchen den Gebüſchen verſchwunden, ſo erhob ſie ihre linke Hand in die Höhe, als halte ſie ein Tambourin, ſchlug mit der rechten dagegen und drehte ſich blitzſchnell einige Mal im Kreiſe herum, während ſie nach der Weiſe der Tarantella „pecora mia, broccolo mio“ und ähnliche Thorheiten ſang.

Die Mutter blickte beſorgt empor und ſagte kopfſchüttelnd: „Du haſt gut lachen und ſingen, Du denkſt an gar nichts. Wenn

nun der Signor Brancaccio unterwegs Don Enrico findet, dem ich Unklugheit genug zutraue, ſo langſame Schritte als möglich zu machen, und ihn mit zur Stadt nach deſſen Gaſthof nehmen will?“

„O, liebe Mutter,“ lachte Marietta, „Don Enrico iſt klüger, als Ihr glaubt; nachdem er vorn fortgegangen, iſt er von hinten ins Haus zurückgekehrt. Kommt nur heraus,“ rief ſie luſtig in die Stube hinein, „alles iſt fort, der Eſel und der Advokat. Gott ſei Dank, jetzt kann man endlich wieder frei aufathmen!“ Und das that ſie denn auch mit ſolcher Gewalt, daß ſie ihr Mieder faſt zu zerſprengen drohte, während ſie ihre leuchtenden Augen auf Richter wandte, der nun aus dem Hauſe hervortrat.

Bald kehrte auch Raſajele zurück, und als er ſich wieder an dem Tiſche niederließ, ſagte er mit einem ſehr komiſchen Geſichtsausdrucke: „Alſo in ſechs Wochen haſt Du einen Schwiegerſohn, Signora Padrona,“ worauf die Frau achſelzuckend ſagte: „Ich kann das nicht ſo leicht nehmen, wie Du; Du weißt, wie gewaltthätig der Signor Brancaccio iſt und wie viele Macht er hat.“

„Aber auch wir ſind mächtig, nicht wahr, Marietta?“

„Das will ich meinen!“ rief luſtig das Mädchen und ſetzte zu Richter gewandt hinzu, der ſie mit einem ernſten, faſt trüben Blicke betrachtete: „Sechs Wochen iſt eine lange Zeit, da kann allerlei geſchehen. Der Veſuv kann ſo arg toben, daß wir ausziehen müſſen; der General Garibaldi kann mich zur Frau verlangen oder gar der Re Galantuomo, und da müßte ſogar der Signor Brancaccio zurückſtehen. Jetzt aber kommt zu unſeren Seidenraupen, daß wir ihnen Futter geben, die werden ordentlich Hunger bekommen haben.“

Nach dieſen Worten zog ſie Richter mit ſich fort, indem ſie ihn am Arme faßte, und als ſie einige Schritte gegangen waren, legte ſie ungezwungen ihre Hand auf ſeine Schulter und dann verſchwanden Beide im Anbau.

„Bleibt Don Enrico noch lange bei uns?“ fragte die Frau in einem Tone, der faſt beſorgt klang.

„Das hängt alles davon ab, daß unſer Herr, der Marcheſe, eines Tages herauſkommt und auch dieſes Gut wieder übernimmt, hoffentlich baldigſt. Frau, ich glaube, Du verlierſt dann einen reichen Schwiegerſohn; was den da anbelangt,“ Raſajele winkte mit den Augen nach dem Anbau, „ſo mag ich ihn wohl leiden, und auch Du wirſt nichts dagegen haben, wenn der Freund unſeres Herrn noch länger da bleibt.“

Daß Richter von dem gleichen Wunſche beſeelt war, brauchen wir dem geneigten Leſer wohl kaum zu ſagen; ſein Herz, welches in dieſer göttlichen Natur alle Feſſeln eines früheren eingeengten Lebens abgeſtreift, hatte hier ein neues Frühlingsdaſein begonnen. Wie oft ſprach er ſinnend das Wort des Dichters vor ſich hin von dem wunderſchönen Monat Mai, wo nicht nur alle Knospen ſprangen, ſondern wo auch in ſeinem Herzen die Liebe aufgegangen. Wie unendlich glücklich fühlte er ſich, wenn er in ihr wunderbares Auge blicken konnte, und daß ſie ihm das durchaus nicht verwehrte, ja, daß ſie ihn lächelnd betrachtete, wenn er ſeinen Blick in den ihrigen verſenkt, fachte ſeine Leidenſchaft nur noch heftiger an; daß ſie aber dabei ſo ganz unbefangen neben ihm lebte, daß ſie ihm ruhig ihre Hand ließ, daß ſie ſich auf ſeine Schultern ſtützte, daß ihr kühles Haar häufig ſeine heiße Wange ſtreifte, wenn ſie ſich raſch niederbeugte, um in ſeine Zeichnungen zu ſehen, daß ſie Stunden lang bei ihm auf ſeinem Zimmer ſitzen konnte und daß er ſie dort häufig ſchlummernd in dem großen Lehnſtuhle traf, wenn ſie in den heißen Stunden Sieſta hielt, das alles nahm er für ein unbedingtes Vertrauen in ſeine Redlichkeit, was es denn auch in der That war, und er hatte in ſeinem Herzen voll romantiſcher Poeſie feſt beſchloſſen, dieſes Vertrauen und mit ihm das Kind ſeines Wirthes, ſo wie die

Dreizehntes Kapitel.

Ein Hofball und ſeine Folgen.

Joſeph hatte jetzt für heute zum dritten Mal ſeine Schimmel eingeſpannt und wartete, bis ſämmtliche Hofwagen die Remiſe verlaſſen hatten, dann öffnete er die Laternen, blies die Lichter aus, indem er bei ſich dachte: „Das Anhalten an dem alten Trimphbogen wird ſich viel ſchöner ausnehmen, wenn der alte Wagen ohne Licht daſteht, als wenn die beiden naſeweiſen Laternen weit in die Nacht hinaus rufen: hier ſteht eine herrſchaftliche Equipage.“

Nachdem er dieſes Geſchäft beſorgt, ſtieg er auf den Bock und fuhr langſam dem Palais zu.

Dort an den hellen Fenſtern, die eigenthümlich gefärbt waren, je nach den Farben der ſeidenen Vorhänge, und auf dieſe Art mit blauem, rothem und grünem dämmerigem Scheine in die Nacht hinaus ſchienen, ſah man Gruppen von Ballgäſten ſtehen, aus dem Tanzſaale drangen die Töne eines zweiten und dritten Cotillons, und dort ſah man die Paare bei den Fenſtern vorbeiſchweben.

Auf dem weiten Platze vor dem Schloſſe wimmelte es von Equipagen aller Art, und die Pechkränze, die dort in dem großen,

Braut eines Anderen zu achten und zu ehren. Wenn er oft ſeufzend vor ſich hin ſang:

„Ihr Blick mir zugewendet, war Blitz und Schlag zugleich,"

ſo vergaß er nie, in wehmüthigem Tone hinzuzufügen:

„Ich muß ſie einem Andern laſſen,
Mir blühet dieſe Roſe nicht!"

Zuweilen nahm Don Enrico einen gewaltigen Anlauf, um ſich der gefährlichen Nachbarſchaft wenigſtens zeitweiſe zu entziehen, und dann ging er nach Neapel hinunter, beſuchte die Freunde dort, machte auch wohl mit beiden einen kleinen Ausflug oder ließ ſich von Bander in die reichen Kunſtſchätze der Stadt einweihen. Doch ließ es ihn nie lange drunten, und eine einzige Nacht, die er nach einer Theater-Vorſtellung im Hotel de Rome zugebracht, wurde ihm faſt zur Ewigkeit, und er konnte ſich nicht enthalten, ſie dadurch abzukürzen, daß er, um den prachtvollen Sonnen-Aufgang nicht zu verlieren, ſchon vor vier Uhr den Vomero hinanſtieg und dann auch glücklicher Weiſe ſo früh nach Fontana kam, daß er den erſten Blick aus den glänzenden Augen Marietta's erhielt, als ſie, ihr Zimmer verlaſſend, ſich bei ſeinem endlichen Erſcheinen ſchmollend abwandte.

So vergingen Tage und Wochen, ohne daß ſich weder im Hotel de Rome noch auf der Höhe des Vomero ſonderlich Merkwürdiges begab. Gaetano hatte häufig Verhandlungen mit Cerboni, welcher allerdings ſchmunzelnd und die Hände reibend ſeine feſte Ueberzeugung ausſprach, daß es möglich ſein werde, dem Collegen Brancaccio hart an den Leib zu gehen. „Doch," ſetzte er hinzu, „wir haben es mit einem gar ſchlauen Fuchſe zu thun, der es verſuchen wird, uns zu entſchlüpfen, wo wir es am wenigſten erwarten. Vor allen Dingen will er Zeit gewinnen; das ſieht man ſchon daraus, daß er eine Friſt von vier Wochen ver-

langt, um alle nöthigen Papiere zur Rechnungs-Ablage herbeizubringen, eine Frist, welche ihm das Tribunal nicht verweigern konnte. Wie er sich aber auch sträubt," sagte Cerboni, „heran muß er, und wenn ich ihn einmal fest gepackt habe, so will ich ihn schütteln, daß er nach San Gennaro schreien soll."

Bander war meistens in der Gesellschaft seines Freundes, und wenn dieser seinen Geschäften nachgehen mußte, so holte er ihn gewöhnlich an dem Orte ab, wo Jener zu thun hatte; auch waren Beide viel zu Hause, wo sie von dem Wirthe, welcher das Incognito des Herrn von Saint-Alban zu achten schien, mit einer ausgezeichneten Höflichkeit behandelt wurden. — Was Jussuf anbelangte, so lebte er still und in sich gekehrt, wie bisher, verließ selten das Haus, und wenn dies ja hier und da geschah, wahrscheinlich nur in Geschäften seines Herrn. Denn wie der Lohnbediente des Hotels, der eine Art geheimer Polizei ausübte, dem Wirthe versicherte, sehe man den Indier nirgendwo als manchmal aus dem Hause des Advokaten Brancaccio kommen, was auch ganz natürlich war, da er gewiß Botschaften seines Herrn dem Geschäftsmanne überbringen mußte.

Eines Abends saßen vor dem Hause der Masseria di Fontana Nasajele, seine Frau und Tochter, wie auch Don Enrico bei einem einfachen Nachtessen, welches aber durch Frohsinn und Heiterkeit gewürzt war, als der kleine barfüßige Junge, der nebenan auf einem Baumstumpfe kauerte und sein Brod verzehrte, plötzlich seinen Kopf erhob, gegen die Straße horchte und dann zu dem Pachter sagte: „Padrone, es kommt ein Reiter über das Feld in vollem Galopp, und ich höre deutlich, daß es kein Esel ist, auf dem er sitzt."

„Er hat Recht," sagte Richter horchend, „es klingt wie der Hufschlag eines Pferdes."

„So gehe rasch und öffne das Gitterthor."

„Auch wenn es ein Fremder ist?" fragte rasch der Knabe.

„Auch dann; wenn er allein iſt, ſo wird er uns ſchlimmſten Falles nicht viel ſchaden, folgen ihm aber mehrere, ſo können wir doch nichts machen.“

Der Knabe rannte nach dem Thore und kam gleich darauf an der Seite des Reiters zurück; es war Bander, der ſehr bleich ausſah und deſſen erregte Züge nicht viel Gutes verſprachen.

Raſajele trat beſorgt hinzu, und als er ihm Zügel und Steigbügel hielt, fragte er leiſe: „Was hat es Schlimmes da unten gegeben?“

Bander forſchte einen Augenblick um ſich her und winkte mit dem Kopfe nach jenem barfüßigen Knaben hin, der nach einer Weiſung des Pachters augenblicklich in den Anbau verſchwand. „Gaetano,“ ſagte er alsdann mit vor Aufregung zitternder Stimme, „iſt heute Mittag verhaftet worden.“

„Santiſſima Madonna!“ rief der Maſſaro. „Um der Wunden Chriſti willen, was hat's denn gegeben?“

„Rede um Gottes willen, Bander!“ ſagte Richter in höchſter Beſtürzung und Spannung.

„Was iſt viel darüber zu ſagen! Gaetano war wie häufig Vormittags in Geſchäften bei ſeinem Advokaten, wo ich ihn, aus dem Museo nazionale kommend, abholte; wir kehren in's Hotel zurück; vor demſelben hält ein verſchloſſener Wagen, und als wir in's Haus treten, ſehen wir die verſtörten Geſichter der Diener, welche bei unſerem Anblicke aus einander ſtieben, als hätten ſie Geſpenſter geſehen — aber niemand, der uns ein Wort ſagt, niemand, der uns eine Warnung zuflüſtert. Wir gehen die Treppe hinauf, ich begleite den Marcheſe auf ſein Zimmer. Wie wir hineintreten, bemerken wir einen Beamten der Polizei und Soldaten.

„Kaum ſind wir im Zimmer, ſo ſchließt einer der letzteren die Thür; der Beamte zeigte dem Marcheſe einen Verhaftsbefehl vor. Beſtürzt wie wir waren, ſtand ich ſprachlos da, Gaetano

aber faßte ſich raſch und ſagte zu mir: Der Befehl iſt in beſter Form ausgefertigt, und da wir unter einer Regierung leben, die ſich mit Willkür nicht befaſſen wird, ſo folge ich getroſt.

„Der Beamte der Polizei, welcher die Caſſette des Marcheſe unter dem Arme hatte, deutete mit einer höflichen Handbewegung auf die Thür; Gaetano nimmt einen Mantel und ich begleite ihn an den Wagen. Drunten ſteht der Wirth des Gaſthofes und ſpricht mit bekümmertem Geſichte die Hoffnung aus, daß die Sache nichts auf ſich haben möge, worauf der Marcheſe ihn lächelnd verſichert, er wünſche nur, daß alle Leute mit ſo gutem Gewiſſen in's Gefängniß gingen, wie er, noch hinzuſetzt: Auf baldiges Wiederſehen! und in den Wagen ſteigt, der mit ihm davon fährt.“

„Wohin?“ fragte Rafajele haſtig.

„Nach der Vicaria,“ entgegnete Vander.

„Und wo war Juſſuf?“ fragte Richter.

„Im erſten Augenblicke dachten wir Beide nicht an ihn, als ich aber, allein zurückgeblieben, nach ihm fragte, ſagte mir der Wirth, auch er ſei verhaftet worden, dann winkte er mir in ſein Schreibzimmer, und als er die Thür hinter ſich zugeſchloſſen, ſchlug er wie entſetzt die Hände zuſammen und ſagte in kläglichem Tone: O, Signor Vander, wer hätte das denken können!“

„Und was denn?“ rief Richter in höchſter Spannung.

„Das war auch meine Frage, worauf mir der Wirth zur Antwort gab, der Polizei-Beamte ſei im Hauſe erſchienen und habe ihm befohlen, ihn auf das Zimmer des Marcheſe Gaetano Fontana, der ſich Herr von Saint-Alban nenne, zu begleiten. Nachdem dieſes geſchehen, habe der Beamte die Caſſette, welche er unter dem Arme mit ſich fortgetragen, bezeichnet und ſie von einem Manne, den er bei ſich hatte, öffnen laſſen. Nach kurzem Durchſuchen unwichtiger Papiere ſei man endlich auf ein Paket geſtoßen, welches der Beamte geöffnet und in dem ſich des Marcheſe

Correſpondenz mit Rom, Proclamationen des Königs Francesco secundo, Befehle an die Häupter des Brigantaggio, Ausweiſe über die Stärke und Hülfsmittel derſelben und Aehnliches gefunden."

„Unmöglich!" rief Richter.

Raſajele war gelb geworden wie eine unreife Citrone. „O, das iſt ſchlimm," ſagte er, „das iſt ſehr ſchlimm! War der Herr Marcheſe in Rom?"

„Allerdings war er dort," erwiderte Vander; „aber unmöglich iſt es, daß er ſich dort in Verbindungen eingelaſſen."

„Und man fand dieſe Papiere wirklich in ſeiner Caſſette?"

„Das iſt nicht zu läugnen. Ihr könnt Euch denken, daß ich nicht müßig war; ich eilte auf die engliſche Geſandtſchaft, ich erzählte den Fall, man zuckte mit den Achſeln und verſicherte, das ſei ein ſchlimmer Fall; ich ging auf die Geſandtſchaft Frankreichs — Gaetano hatte einen franzöſiſchen Paß; dort rieth man mir, mich um dieſe Sache nicht allzu ſehr zu bekümmern, um nicht ſelbſt in Unannehmlichkeiten zu kommen. Ich ſuchte den Advokaten Cerboni auf und erzählte ihm das Vorgefallene ſo ausführlich, als ich konnte, ich verlangte ſeine Hülfe, ſeinen Rath — er überlegte nicht lange, um mir zu ſagen, daß dieſes ein höchſt gefährlicher Handel ſei; daß der Marcheſe in Rom war, ſagte er, zeigt das Viſa ſeines Paſſes; daß er unter einem falſchen Namen mit einem fremden Paſſe hier erſchien, macht ihn verdächtig; daß man dieſe compromittirenden Briefe bei ihm gefunden, bringt die Behörde hier zur Gewißheit, daß ſie es mit einem höchſt gefährlichen Emiſſär zu thun hat, — die Fontana's ſind ohnehin in Turin nicht gut angeſchrieben. Glauben Sie mir, ſagte er in beſorgtem Tone, die Sache kann einen übeln Ausgang nehmen.

„Sie glauben doch nicht, erwiderte ich dem Advokaten, daß der Marcheſe, deſſen Geſinnungen für ſein Vaterland Sie gewiß

eben ſo gut kennen, wie ich, unabhängig, wie er iſt, reich, hiehergekommen, um die wichtigſten Angelegenheiten zu ordnen, die Unklugheit haben würde, ſich zu ſo etwas gebrauchen zu laſſen?

„Er ſchüttelte mit dem Kopfe; ich glaube ſo wenig daran, als Sie; aber wer iſt im Stande, die vorliegenden gravirenden Beweiſe hinweg zu disputiren?

„Aber dieſe Beweiſe ſind falſch, rief ich entrüſtet.

„Zugeſtanden, mit vollkommener Ueberzeugung; aber woher wollen Sie beweiſen, daß ſie falſch ſind? Glauben Sie mir, fuhr der Advokat zutraulich fort, ich durchſchaue die ganze Geſchichte beſſer als Sie. Wie ſehr zur unrechten Zeit für gewiſſe Leute der Herr Marcheſe hier auftrat, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen, und man hat es gut angefangen, ihn zu verderben; aber bei San Gennaro, wie kann man ſo unklug ſein, auf ſeinem Tiſche ſeine Caſſette ſtehen zu haben, deren Inhalt man nicht wenigſtens einmal jeden Tag unterſucht!"

„Der junge Herr kennt Land und Leute nicht mehr," ſagte Raſajele mit tiefem Schmerze.

„Und was rieth der Cerboni?" frug Richter.

„Er wiederholte mir nur, was er, wie er behauptet, dem Marcheſe häufig gerathen, Neapel ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen und ſeinen Proceß von irgend einem beliebigen Orte aus durch mich führen zu laſſen."

„Ein vortrefflicher Rath, wenn man in der Vicaria ſitzt," ſagte Raſajele achſelzuckend.

„Und gäbe es keine Möglichkeit, die Pforten ſeines Kerkers zu öffnen?"

„Das wäre früher vielleicht angegangen, aber die Verhältniſſe haben ſich da unten bedeutend geändert."

„Aber etwas muß geſchehen."

„Wer ſieht das nicht ein?" erwiderte Raſajele nach einem

langen Nachdenken; „ſie verſtehen keinen Spaß und machen gern kurzen Proceß.“

„Ich bin rathlos und fürchte das Schlimmſte,“ ſagte Vander; „die Verhältniſſe dieſes Landes kenne ich zu ungenau, und was mir Leute, denen ich vertrauen kann, über ähnliche Fälle ſagten, hat mich aufs tiefſte erſchüttert. Wir haben unſerem Freunde verſprochen, ihm zu helfen, wir dürfen die Hände nicht müßig in den Schooß legen.“

„Pel sangue d'un can cattivo!“ rief Raſajele; „auf Eure Art helfen zu wollen, iſt gerade, als wenn man das Feuer eines brennenden Hauſes ausblaſen wollte, man würde nur ſein eigenes Maul verbrennen! Gewiß werden ſie kurzen Proceß machen, freilich nicht ſo, als wenn ſie einen armen Teufel draußen auf der Landſtraße mit einer Vogelflinte antreffen, wo es heißt: eins — zwei — drei, und todt liegt er. Sie werden bei dem Namen des Gefangenen das Ding großartiger und pünktlicher betreiben, aber bei San Gennaro! das Ende wird daſſelbe ſein. Denke nur, Frau,“ wandte er ſich gegen die Pachterin, welche die Spindel ruhen ließ und die Hände zuſammengefaltet in ihren Schooß gelegt hatte, „an den Conte di San Severino. Da war in acht Tagen alles vorbei.“

„Aber helfen müſſen wir ihm!“ rief Richter außer ſich; „ja, helfen oder mit ihm zu Grunde gehen; wäre es nicht eine Schmach, den Freund, der uns alles war, in der Noth zu verlaſſen?“

„Und wenn Ihr Euren Kopf am Thore der Vicaria einſtießet, ſo würde ihm das doch nicht viel helfen,“ meinte der Pachter.

„So nennt Ihr ein Mittel zur Hülfe,“ ſagte Vander dringend; „Ihr, der die Verhältniſſe ſo genau kennt und Eurem Herrn ſo ergeben ſeid.“

„Weiß die Madonna, daß ich's bin! Und ehe wir es dulden,

daß sie ihm den Proceß machen, müssen wir freilich alles versuchen. Früher wäre es nicht so schwierig gewesen, jemand aus der Vicaria zu holen, aber jetzt —" bei den letzten Worten schaute er seine Frau fest an, welche ihm seinen Blick zurückgab. Dabei dachte er über etwas nach, nickte ein paarmal mit dem Kopfe, zuckte auffallend hoch die Achseln und sagte dann: „Por Bacho! Versuchen muß man's immerhin."

„Und was, und was?" fragten Richter und Vander.

„Ihn herauszuholen und fortzuschaffen; meinst Du nicht auch, Padrona?"

Die Frau nickte ihm hastig zu, worauf er fortfuhr: „Wenn das jemand glücklich durchführt, so thut es nur der Alonzo; aber wie so schnell an ihn kommen und ihn dann vermögen, daß er den Kopf in die Schlinge steckt? — — Und doch muß es versucht werden, nicht wahr, Padrona?"

„Gewiß," sagte eifrig die Frau, versuchen muß man's, dem Alonzo alles erzählen, und dann wird er schon sagen, ob es möglich ist und ob er etwas thun kann."

„Wie aber zu ihm kommen? Ihm eine schriftliche Botschaft schicken, ist zu gefährlich, und da Du Dir denken kannst, daß Brancaccio ein festes Auge auf mich hat, so ist es unmöglich, daß ich selbst gehe."

„Aber einer von uns?" frug Richter.

„Noch unmöglicher! Der nächste Gensd'armerie-Posten, ja, die erste Patrouille der Nationalgarde, die Euch in jenen Bergen begegnete, brächte Euch zurück, wenn sie Euch nicht ein bischen piemontesisches Blei zu kosten gäben. — — Du darfst auch das Haus nicht verlassen — aber was meinst Du, wenn wir Marietta nach Ravello zu Deiner Schwester schicken würden?"

„Marietta allein?" fragte Richter besorgt. „Das würde Keiner von uns zugeben."

„O, der geschieht kein Leid," gab Rafajele ruhig zur Ant-

wort; „es iſt auch nichts natürlicher, als daß ſie vor ihrer Hochzeit nochmals ihre Verwandten beſucht; das ſagt man ihm, wenn er erfährt, daß ſie nach Ravello iſt, und kommt's dann auch meinetwegen zu einer Erklärung mit Deinem Schwiegerſohn, in Gottes Namen denn. Was kann es überhaupt noch Schlimmeres geben, als daß ſie uns den guten Marcheſe in die Vicaria geſteckt haben! — — Dabei bleibt's," ſchloß der Pachter mit Entſchiedenheit, als er bemerkte, daß ſeine Frau unruhige Blicke auf ihr Kind warf. „Oder haſt Du Angſt, Marietta?"

„Ich?" fragte das junge Mädchen mit einem geringſchätzenden Tone; „wovor ſollte ich mich fürchten? Beppo nimmt mich in ſeiner Barke mit nach Amalfi, von da gehe ich in Begleitung der Marktweiber über Atrani nach Ravello."

„Deiner Zia Teresina kannſt Du Dich unbedingt anvertrauen, ſie wird ſchon jemand haben, der Alonzo zu finden weiß, ihm das Nöthige mittheilt und Dir ſeine Entſcheidung zurückbringt."

„Gewiß," gab Marietta nachdenklich zur Antwort; „aber wenn's möglich iſt, ſuche ich meinen Zio Alonzo ſelbſt auf, ich habe ihn lange nicht mehr geſehen."

„Du wäreſt im Stande dazu," ſagte der Pachter lachend, indem er das kecke Mädchen mit Wohlgefallen betrachtete; ſei unbeſorgt," wandte er ſich hierauf an ſeine Frau, die ihn mit unruhigen Blicken anſah, „Deine Schweſter Teresina wird ſchon wiſſen, was geſchehen ſoll."

„Und wann ſoll ich gehen?" frug Marietta.

„Gleich morgen, wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Und glaubt Ihr denn, Don Raſajele," ſagte nun plötzlich Richter, indem er an den Maſſaro herantrat und ſeine Arme faßte, „daß wir es dulden werden, daß Marietta ſich für uns in irgend eine Gefahr begebe, während wir vom ſicheren Orte

ruhig zuschauen? Ich meines Theiles bin entschlossen, es nicht zu thun, komme es auch, wie es kommen mag."

Er hatte dabei etwas von der Haltung angenommen, wie sie in irgend einer Oper einem beliebigen Rittersmanne wohl anstand, der im Begriffe ist, sein gutes Schwert zu ziehen für Ehre und Recht.

„Es geht nicht," sagte in diesem Augenblicke auch Vander, „wir können Marietta's Aufopferung nicht annehmen."

„Gewiß nicht," rief Richter, „und wenn sie gehen will, um für unsern Freund zu handeln, so will ich sie begleiten."

„Cospetto di Dio!" rief der Massaro launig, „in dieser Begleitung läge vielleicht allein das Gefährliche der ganzen Geschichte."

„Auch darin sehe ich keine Gefahr," meinte das junge Mädchen mit einem heiteren Blicke; „Don Enrico ist Galantuomo und ich bin Marietta."

„Laßt mich sie begleiten, Don Rafajele," rief Richter; „nicht als ob ich auf Schritt und Tritt hinter ihr drein laufen wollte, nur in ihrer Nähe möchte ich sein, um sie, wenn es Noth thäte, zu schützen; ich ginge morgen früh zu Lande und träfe sie in Amalfi. — Auffallendes kann einmal gewiß nichts darin liegen, daß ein Landschafts-Maler wie ich die herrliche Gegend von Atrani und Ravello betrachten will."

„Im Grunde hat Don Enrico nicht so Unrecht," sagte der Massaro nach einer Pause; „um keinen Verdacht zu erregen, müßte Marietta doch ein paar Tage bei ihrer Zia bleiben, und er könnte dann sogleich mit dem Eisenwege zurückkehren, um uns einen Bescheid zu bringen — was meinst Du, Frau?"

„Unser Vorhaben ist so gut, daß man wohl alle Mittel dazu anwenden muß. Marietta hat Recht, Don Enrico ist ein Galantuomo, und ich bin gewiß nicht unruhiger, wenn ich sie unter seinem Schutze weiß."

eiſernen Becken flammten, beleuchteten die herrſchaftlichen Kutſcher auf dem hohen Bocke und die Droſchkenführer auf ihren niedrigen Wagen. Dort ſtand eine ganze Menge Equipagen zuſammengeſchichtet und die Kutſcher unterhielten ſich lärmend. Hier fuhr einer im kurzen Trab umher, um die Pferde warm zu erhalten, und die glänzenden Laternen ſpiegelten ſich auf dem naſſen Boden und bildeten, wo der Wagen auch hinfuhr, neben den Rädern einen leuchtenden Streifen.

Jetzt war drüben der Cotillon zu Ende, der Prinz Eugen führte ſeine Gemahlin durch die Zimmer zurück in das Innere des Palais und nahm die tiefen Verbeugungen, die dem Fürſten und dem liebenswürdigen Wirthe zugleich galten, mit freundlicher Handbewegung entgegen.

In dem letzten Gemache des Ballappartements, wo ſich noch höhere Perſonen und vertraute Bekannte des Hauſes befanden, krönte ein letzter kurzer und freundlicher Cercle das anmuthige Feſt. Dann machte die Prinzeſſin gegen die Anweſenden eine leichte Verbeugung, der Prinz grüßte zur guten Nacht freundlich mit der Hand, die Hof- und anderen Damen in dem Cercle machten zu guter Letzt einen tiefen Knix, die Herren betrachteten entzückt lächelnd ihre Schienbeine, und Alles rauſchte durch die Zimmer die Treppen hinab in das Veſtibul, nach Bedienten oder Wagen rufend.

Die erſte Hofdame, Frau von C., welche während der erſten Hälfte des Balles beſtändig in ſtummem Schmerz dageſeſſen und welche, die höchſten Perſonen abgerechnet, nur mit einigen genauen Bekannten freundliche Worte gewechſelt, war nach dem Empfang des Billets wie umgewandelt; ihr Auge blitzte auf, ſie athmete tief und heftig, und in ihrem ganzen Weſen gieng ſeit jenem Moment eine große Veränderung vor. Sie hatte danach eine lange Unterredung mit der alten Herzogin, und als ſich ſpäter dieſelbe entfernte, küßte Hochdieſelbe im Vorbeigehen zum Erſtaunen aller Umſtehenden das Hoffräulein auf die Stirn und

„Marietta ſelbſt ſoll entſcheiden," ſagte Richter, indem er ſie mit einem innigen Blicke betrachtete.

„Das habe ich ſchon gethan," erwiderte das junge Mädchen mit leuchtenden Augen, „als ich Euch für einen ehrlichen Mann erklärte; und in dem Glauben reiche ich Euch meine Hand und ſage: wir gehen mit einander."

Vander hatte das ſchöne Mädchen mit inniger Theilnahme betrachtet, und als ſie eine kleine Weile nach den eben geſprochenen Worten ihre Hand langſam aus der Richter's gleiten ließ, nahm er dieſelbe, drückte ſie ſanft und ſagte: „Nehmen Sie noch obendrein die Bürgſchaft eines Ihnen allerdings Fremden für ſeinen Freund; er hat ein ehrliches und treues Gemüth, Sie können ihm unbedingtes Vertrauen ſchenken."

Dreiundſechszigſtes Kapitel.

In der goldenen Zwiebel.

Am andern Morgen, noch ehe die Sonne ſich blicken ließ, war Marietta ſchon reiſefertig; ſie ſtand mit einem kleinen Bündelchen unten an der Treppe, die zum obern Stocke hinaufführte, und rief Richter einen freundlichen Abſchied zu, welchen er dadurch beantwortete, daß er eilig hinabſtieg und ſich ihr wenigſtens bis Avenella zur Begleitung anbot. Da der Maſſaro, welcher ſeine Tochter auch bis dahin brachte, von wo ſie mit einer bekannten Frau nach Neapel hinunter zu gehen hatte, nichts dagegen einwandte, ſo gingen ſie nach einem herzlichen Abſchiede von der Padrona mit einander fort.

Die Kirche von Camaldoli und das Schloß Capodimonte glänzten schon im ersten Strahle der aufgehenden Sonne; Rafaele ging voraus, sich in seinen Feldern umschauend, und Marietta folgte plaudernd mit Don Enrico. Schade, daß der Weg so kurz war, denn er hatte so viel zu fragen, besonders über die Marine von Amalfi, wo er sie heute Nachmittag wiedersehen sollte, über die Fahrt dorthin, über Beppo, der das Glück hatte, sie begleiten zu dürfen, so wie über eine Menge anderer Dinge, und sie hatte bei der Antwort auf diese vielen Fragen wieder Gegenfragen zu thun und dem Buben Rathschläge zu ertheilen, so daß sie Avenella dicht vor sich sahen, ehe sie es nur gedacht.

Der Abschied, den sie hier nahmen, war kurz und herzlich; sie reichte ihm ihre beiden Hände, und als sie dabei ihr Bündelchen fallen ließ und sich alsdann Beide zu gleicher Zeit bückten, um es wieder aufzuheben, streiften ganz zufällig seine Lippen ihre Haare, was ihm ein ganz sonderbares Gefühl verursachte. Marietta rief Addio und eilte ihrem Vater nach, und als Don Enrico hierauf langsam zurückging, blieb er alle paar Schritte stehen, um — in die Gegend hinaus zu schauen, die jetzt in einer wahren Verschwendung von Sonnenlicht glänzte; von Marietta sah er schon längst nichts mehr, denn die neidischen Rebengewinde, welche an der Straße hingen, hatten bei der ersten Biegung derselben ihr weißes Kopftuch und ihr rothes Röckchen verschlungen. Langsam ging er wieder aufwärts, und der Pfad, den er so eben noch so wunderbar schön gefunden, kam ihm jetzt öde und langweilig vor; er hatte fast wieder dasselbe Gefühl des Alleinseins, wie an jenem Tage, als er das verlassene Schloß der Fontana zum ersten Male gesehen. Obgleich die Sonne hell und prachtvoll herüberglänzte, rings umher ein herrliches Farbenspiel entzündend, so kam ihm doch heute die Beleuchtung matter vor, als gewöhnlich, und die Bergformen nicht so schön und malerisch. Am liebsten betrachtete er von der Höhe aus das dunkle

Meer und ſuchte dann mit den Augen die Richtung von Neapel nach Amalfi.

Als er endlich vor dem Hauſe des Pachters wieder ankam, ſaß dort die Frau an ihrem gewöhnlichen Platze und ſpann; ihre Geſichtszüge waren ernſt, faſt traurig, und als ſich Don Enrico neben ſie ſetzte, ließ ſie die Spindel in ihrem Schooße ruhen und ſprach von Marietta, was ſie ſonſt eigentlich nie that. Ihre Tochter fehle ihr überall, ſagte die Mutter, was wohl lächerlich ſei, da ſie ja erſt vor einer halben Stunde fortgegangen und ja auch ſonſt oft Stunden lang draußen im Wäldchen oder bei ihren Seidenraupen geweſen ſei.

Dieſe fütterte Don Enrico heute Morgen allein, und als er ihnen die Maulbeerblätter hinſtreute, ſo horchte er unwillkürlich gegen das Haus hin, ob ſich dort kein munterer Geſang vernehmen laſſe, oder blickte nach der Thür, zwiſchen der Marietta's ſchlanke Geſtalt und ihr liebes, ſchönes Geſicht nicht erſchien. Er hätte gern den barfüßigen braunen Jungen zum Plaudern bei ſich gehabt, doch war dieſer ſchon vor einer Stunde nach Antignano gelaufen, um dort einen Brief in Empfang zu nehmen, den Bander heraufſchicken wollte und in welchem ein amtlicher Ausweis für Richters Ausflug ſein ſollte, damit ſich derſelbe vorkommenden Falles beſtens legitimiren könne.

Es war Don Enrico eigentlich unangenehm, daß er auf dieſen Brief warten mußte, denn er hätte gern ſo ſchnell als möglich den jetzt für ihn ſo einſamen Ort verlaſſen, und malte es ſich dagegen reizend aus, an der Marine von Amalfi ſitzen und dort jeder ankommenden Barke zuſchauen zu können, und endlich in einer derſelben Marietta zu erblicken. Lange brauchte er ſich indeſſen nicht zu gedulden, denn es mochten kaum ein paar Stunden vergangen ſein, ſo kam Raſajele in Begleitung des barfüßigen Jungen zurück. Letzterer hatte den Brief und Richter machte ſich ſogleich reiſefertig.

Der Pachter erzählte der faſt ängſtlich forſchenden Frau, daß er Marietta einer guten Bekannten, die nach Neapel herunterging, empfohlen, und daß dieſelbe jetzt ſchon faſt drunten ſein müſſe. „Was Euch anbelangt, Don Enrico,“ wandte er ſich an ſeinen Gaſt, „ſo gebe ich Euch den Jungen da mit, der Euch über Capodimonte bei Ponti Roſſi vorbei um die Stadt herum nach Ponte della Maddalena bringt, wo Ihr Euch auf die Eiſenbahn begebt und von Caſtellamare aus auf einem guten Pferde in einigen Stunden Amalfi erreichen könnt. Es iſt beſſer, als wenn Ihr heute Morgen in der Stadt geſehen werdet, und dann macht Ihr auch einen Weg, ſo ſchön, wie Ihr nie etwas Aehnliches geſehen.“

Richter nahm ſich kaum Zeit, ein Stück Brod und einen guten Schluck Wein zu nehmen, dann warf er ſeine Taſche über die Schulter, ergriff den Stock und trennte ſich nach einem herzlichen Händedrucke von beiden Leuten.

„Wenn Ihr nach Ravello kommt,“ rief ihm der Maſſaro nach, „ſo geht Ihr in die ‚goldene Zwiebel,‘ ein ſehr anſtändiges Gaſthaus, und wenn die Wirthin Schwierigkeiten macht, Euch aufzunehmen — ſie iſt ein bischen eigener Art — ſo ſagt nur, Ihr ſeid mit den Maſtaſi in Ravello bekannt — es iſt Marietta's Tante.“ Darauf verließ Don Enrico den Garten.

Der barfüßige Junge eilte voran und ihm folgte Richter gegen Capodimonte. Er hatte ſich vorgenommen, heute, um ſeinen Marſch nicht aufzuhalten, ſo wenig als möglich ſeine Blicke in das prachtvolle Rundgemälde zu verſenken, welches ſich hier bei jedem Schritte mehr und mehr vor ihm aufthat; doch wer, deſſen Gemüth für landſchaftliche Schönheiten empfänglich iſt, vermag in dieſem Paradieſe zu wandeln, ohne unwillkürlich ſtehen zu bleiben, gefeſſelt von immer neuen, überraſchenden Erſcheinungen? Und erſt auf dieſem Wege, welcher der reizenden Abwechslungen ſo viele bot: bald ſah er den großen, gewaltigen Meerbuſen mit

allen ſeinen Schönheiten, ein Bild von betäubendem Glanze, ſo daß er ordentlich froh war, jetzt eine ſchattige Schlucht zu erreichen, durch die es hinabging und wo er ſeine Augen wieder beruhigen konnte an der üppigſten Flora, an den herrlichſten Blumen, die ſich ihm abwechſelnd mit majeſtätiſchen, dicht belaubten Caſtanienwäldern zeigten — Feuerlilien und Nelken, purpurne Antirrhinen, duftende Valeriana wechſelten neben ſeinem Pfade mit einander ab.

Dann ging's wieder aufwärts, und ein neues unſäglich ſchönes Bild feſſelte ſeine Schritte: dort vor ihm ſtrebte neben dem rauchenden Veſuv prachtvoll die Somma empor mit ihrem breiten, maleriſchen Gipfel, aus ſteilen, gezackten, ſchwarzen Lavawänden beſtehend, die ſich in einer wunderbaren Linie an grüne Waldungen ſchloſſen, mit denen der Berg allmählich in die Ebene Campaniens niederſinkt. Hier auf der Höhe war ein Kloſter; er hätte unter anderen Verhältniſſen unbedingt hier verweilt — wie zauberiſch leuchteten aus einem Hain von Fruchtbäumen die luftigen Hallen hervor, und welch herrlichen Blick hatte man von hier aus nieder in die Ebene, die einem unermeßlichen Fruchtgarten glich! Wälder von Pappeln, Ulmen, um welche die Rebe Guirlanden wand, dazu Mais und Weizen in Fülle, die ihn faſt wehmüthig an die deutſche Heimat erinnerten, und dicht daneben wieder die glänzende Citrone des Südens, die glühende Granatblüthe — überall und überall, wohin der Blick ſich wandte, ein Meer von Laub, Weinranken, Blumen und Sonnenglanz!

Neben ihm aus dem Häuſermeere der großen Stadt drang das Geräuſch des täglichen Lebens wie das Murmeln einer fernen Brandung an das Ohr des Wanderers, und wenn ſein Blick über die Häuſermaſſe hinſchweifte, ſo gedachte er jenes armen Freundes, der nicht wie er in Luft und Sonnenglanz wandeln durfte, dem heute Abend kein freundliches Wiederſehen bevorſtand — und dann beſchleunigte er ſeine Schritte. Bald hatte er denn auch

Ponti Rossi erreicht, und da er nun eine gerade Straße nach Ponte della Maddalena hatte, so entließ er den barfüßigen Jungen mit einem herzlichen Gruße an Rafajele und die Frau.

In kurzer Zeit erreichte er die Eisenbahnstation und brauchte nicht lange zu warten, bis ihn der brausende Dampfwagen gegen Castellamare führte. Es würde die Grenze dieser Blätter überschreiten, wollten wir auch nur annähernd all der Schönheiten erwähnen, welche Richter hier auf dem Wege nach Amalfi sah; es genügt uns zu wissen, daß Don Enrico in der ersten Nachmittagsstunde auf dem Sattel eines tüchtigen Pferdchens gegen Amalfi hinritt, wobei sein Blick über die bräunlichen Bergkuppen und über die von anmuthigen Ortschaften bedeckten Thäler hinschweifte auf das hohe Meer; wir müssen aber gestehen, daß er eben so scharf nach den Barken mit den weißen Segeln schaute, die ein günstiger Wind in der Richtung von Neapel hiehertrieb, als auf die See von Pästum und die zackigen Berge Calabriens.

Nachdem er, unten am Landungsplatze angelangt, seinen Führer so fürstlich belohnt, daß dieser gegen alle Gewohnheit nicht noch ein Trinkgeld verlangt, erkundigte sich Don Enrico nach der Ankunft der Barken von Neapel, die am Morgen von dort abgefahren, und erfuhr, daß die schnellsegelndste nicht vor Ablauf einer Stunde zu erwarten sei. Da er sich unterwegs weder Rast noch Erquickung gegönnt, so folgte er bereitwillig der Verlockung einer zierlichen, buntbemalten Schenke dicht am Meere, deren Veranda, mit einem gestreiften Segeltuche bedeckt und von Weinreben überwuchert, ihm ein schattiges Plätzchen bot.

Da saß er, unter einem wohlthuenden, behaglichen Gefühle der Ruhe seiner Müdigkeit vergessend. Unter ihm lag der weiße Strand der Marine mit seinen Segelkähnen, die, sich sanft auf den smaragdgrünen Wellen wiegend, wie in ätherklarer Luft zu

ſchweben ſchienen. Vor ihm auf dem Tiſche, der aus ſchwarzer Lava geſchnitten war, dampfte eine Schüſſel Maccaroni, hier in Amalfi die beſten des ganzen Königreiches. Und dann brachte der Wirth einen Nachtiſch, wie man es bei uns nur an fürſtlichen Tafeln kennt: tiefrothen Lacrimä Chriſti, ſaftig dunkle Feigen und goldene Orangen — wie ſollte er ſich da nicht in glückſeliger Erwartung zurücklehnen und wachend träumen! Draußen flimmerte die Sonne ſo warm, Luft, Stille, das leiſe Athmen des Meeres, der eintönige Geſang eines Fiſchers und die Fülle des duftigen Laubes machte ihn ſchlaftrunken.

Ihm träumte, er ſei in der Oper und habe wunderbar geſungen — Ricteri, primo tenore assoluto —, nach wenigſtens ſechsmaligem Hervorrufen ſei der Portalvorhang endlich zur Ruhe gekommen. Es war eine Oper, deren erſter Akt auf einer wonneſamen Inſel in irgend einem Meere ſpielte, wo er, der Fürſt dieſer Inſel, unter blühenden Orangenbäumen, die geliebte Prinzeſſin Braut erwartend, entſchlummerte. So ſchloß der erſte Akt; aber wehe, der zweite Akt bildete keine Fortſetzung dieſes fürſtlich idylliſchen Stillebens! Schon im Zwiſchenakte, als Einleitung des erſten Aktes in den zweiten, hörte man entfernte Kanonenſchüſſe, Trommeln und Pfeifen, kriegeriſche Muſik. Der Fürſt auf der einſamen Inſel, Ricteri oder Don Enrico, öffnet nach tiefem Schlummer die Augen und blickt ſchlaftrunken um ſich. Wie hat ſich die Dekoration geändert! Iſt das derſelbe ſtille Landungsplatz, auf deſſen durchſichtigen Wellen ſo eben nur noch einzelne Fiſcherkähne ſchaukelten? Iſt er, welcher jetzt erſtaunt um ſich blickt, der Fürſt der Oper? Träumt er von Seeräubern, die das glückliche Eiland überfallen wollen, oder iſt er in der That nur Don Enrico, der nach Amalfi gekommen, um dort ein ſchönes junges Mädchen zu erwarten, für welches ſein Herz in Liebe ſchlägt? —

Nein, er träumte nicht mehr; er ſprang raſch auf ſeine

Füße, er rieb sich die Augen, er betrachtete die Veranda der Schenke, wo er sich niedergelassen hatte und eingeschlummert war, dann warf er seine erstaunten Blicke wieder auf das Meer. Da sah er eine große Menge Barken, theils schon mit nackten Masten am Ufer liegend, theils noch mit vollen Segeln sich dem Strande nähernd; in denselben Fischer mit rothen Mützen und Mädchen und Weiber mit weißen Kopftüchern. — War Marietta unter ihnen, oder hatte er ihre Ankunft verschlafen? Statt aber augenblicklich an den Strand hinab zu eilen, blieb er stehen, gefesselt von einem andern Schauspiele, das er vor seinen Augen sah. Da lag kaum ein paar Büchsenschüsse vom Lande entfernt ein langer, schwarzer Dampfer, neben dessen kurzem, dickem, schiefgestelltem Schornsteine prasselnder weißer Gischt herausspritzte. Am Hauptmaste und am Hintertheile flatterte die italienische Tricolore, und das Verdeck des gewaltigen Schiffes war mit Soldaten bedeckt, welche theils über Bord schauten, theils im Begriffe waren, an den Wänden hinab zu steigen und sich in dem Boote niederzulassen, welches sie ans Land brachte; ein paar dieser Boote waren so eben gelandet, einige schwammen noch gegen das Ufer, während andere eben vom Schiffe abstießen. Auf dem Verdecke des Dampfers spielte eine Musikbande, und die Zurückbleibenden riefen ihren Kameraden laute Evviva's nach.

Don Enrico schüttelte mit dem Kopfe, und bei dieser so plötzlich veränderten Dekoration war es ihm wohl nicht übel zu nehmen, daß er alles das anfänglich für einen Traum gehalten; jetzt aber, da er sich von seinem Erwachen überzeugt und auf dem Strande das bunte Durcheinander sah von Einwohnern aus Amalfi jedes Standes und jedes Alters, von den halbnackten Kindern an bis zu den alten Fischern, welche erstaunt die fremden Uniformen und die bunten Farben des neuen Italiens zu betrachten schienen; dann das belebte Treiben der Soldaten,

die ihre Gewehre zuſammenſtellten, ſich auch wohl in dem weißen Sande lagerten, die aber beſonders die Weiber und Mädchen umſtanden, welche den Barken entſtiegen — da regte ſich in dem Herzen Richter's ein Gefühl der Eiferſucht, und nachdem er ſeine Zeche bezahlt, nahm er Stock und Taſche und eilte nach dem Strande, indem er ängſtlich nach Marietta ſpähte, ohne ſich aber den Barken allzu ſehr zu nähern.

Am Ufer war ſie noch nicht, er hätte ſie augenblicklich herausgefunden; auch ſah er ſie nicht in den Fahrzeugen, die bereits angelegt hatten. Dort aber, einige tauſend Schritte in der See, ſchoß eine Barke daher, das weiße lateiniſche Segel vom Winde ſcharf gegen das Waſſer gedrückt: da ſtand die ſchlanke Mädchengeſtalt, mit der einen Hand hatte ſie den Maſt erfaßt, mit der andern bedeckte ſie die Augen, um ſchärfer nach dem ſonnenbeglänzten Ufer hinüberſchauen zu können — vielleicht nach ihm; ſein Herz that ſchnellere Schläge, er konnte ſich nicht enthalten, ſein Taſchentuch hervorzuziehen und ſich etwas auffallend die Stirn zu wiſchen. Ja, ſie hatte ihn bemerkt, ſie machte ihm ein leichtes Zeichen mit der Hand. Jetzt flog die Barke, deren Segel raſch niedergelaſſen worden waren, bei einem der mit Soldaten angefüllten Boote vorüber, und das laute Evviva, mit welchem dieſe das auffallend ſchöne Mädchen begrüßten, ließ einigen Haß gegen die piemonteſiſche Uniform im Gemüthe Richter's aufſteigen.

Beide Boote landeten faſt zu gleicher Zeit, doch das mit den Soldaten um ſo viel früher, daß einige raſch hinausſpringen konnten, um die ſchöne Neapolitanerin in der Nähe zu betrachten.

Eine Deutſche, dachte Richter bei ſich, würde verſchämt die Augen niederſchlagen, während Marietta ſtolz wie eine Königin mit erhobenem Haupte und lächelnd zwiſchen den Soldaten hindurchſchritt. Es war ihm noch ein Troſt, daß ein paar hand-

feste Weiber und auch der Steuermann der Barke, der genannte Signor Beppo, dicht hinter ihr wie eine Ehrenwache schritten. Als sie in seine Nähe kam und ihn Marietta mit einem nur ihm verständlichen Blicke gegrüßt, hörte er den Schiffer zu einem am Wege stehenden Buben sagen: „Spring hinein in den Ort und hole den besten Esel, den Du finden kannst, er ist für meine Nichte, die nach Ravello will; am Thore gegen Atrani finden wir dich.“ Der Bube schoß wie ein Pfeil davon und das Mädchen schritt mit ihrer Begleitung langsam vorüber.

Da ihr Don Enrico nicht so rasch folgen durfte, so betrachtete er sich noch eine Zeitlang das militärische Getreibe am Landungsplatze; es mochte eine Kompagnie piemontesischer Infanterie sein, so wie einige zwanzig Mann Versaglieri, die man von dem Dampfer ausgeschifft hatte und die sich nun rasch formirten und dann unter Trommelschlag nach Amalfi abmarschirten.

Das Kriegsschiff draußen auf dem Meere ließ jetzt statt weißen Dampfes schwarze Rauchwolken aufsteigen, auch vernahm man deutlich das einförmige Oho—i, während sie den Anker aufwanden. Das war bald geschehen, und dann fing der schwarze Koloß mit seinen Schaufel-Rädern zu schlagen an, daß der weiße Schaum rückwärts flog, und setzte sich gegen Salerno zu in Bewegung.

Jetzt schritt auch Richter langsam dem Städchen zu und hatte in Kurzem das Thor, welches gegen Atrani führt, erreicht. Von Marietta und ihrer Begleitung war hier nichts mehr zu sehen, da der Weg hoch am Gestade hin von einem kleinen Theile der piemontesischen Infanterie bedeckt war, während der größere Theil in Amalfi geblieben war. Richter schritt tüchtig zu und kam fast zu gleicher Zeit mit den Soldaten nach Atrani. Diese hielten sich nur einen Augenblick auf und wandten sich dann, zur unangenehmen Ueberraschung Richter's, ebenfalls in

sagte ihr: „Gute Nacht, meine Liebe, auf baldiges Wiedersehen; folge der Frau von C., sie weiß meinen Willen.“

Dem jungen Mädchen waren diese Worte nicht aus dem Gedächtniß entschwunden, sie wiederholte sich dieselben tausend Mal, konnte aber keinen rechten Zusammenhang darin finden. Während des Abends blickte sie zuweilen schüchtern nach dem Baron, und wenn sie es auch schmerzte, ihn nicht zu sehen, so war sie anderntheils froh darüber; denn schon allein die Erinnerung an den gestrigen Abend, so oft sie dieselbe aus dem Innersten des Herzens hervorrief, ließ ein tiefes glühendes Roth in ihrem Gesichte aufsteigen. Aber er konnte wenigstens im Schlosse bleiben! dachte Pauline, denn sie fühlte in der Française, als sie mit dem Prinzen tanzte, daß er jetzt weggieng; sie sah seinen Freund, den Grafen, aus dem Nebenzimmer kommen, sah später die Gräfin Clara mit Frau von C. verkehren, sah, wie die Hofdame den Brief las, und all' dieses Räthselhafte erschütterte sie tief.

Frau von C. blieb in einem der äußern Zimmer stehen, und als das Hoffräulein herankam und schüchtern hinter ihr stehen blieb, wandte sie sich um und sprach seit gestern Morgen wieder zum ersten Male mit dem jungen Mädchen. Auf ihren Zügen lag ein gewinnendes Lächeln, und als sie sagte: „Wir fahren zusammen, meine liebe Pauline!“ hätte man glauben können, sie sei die zärtlichste Mutter und habe den ganzen Abend für nichts Sinn gehabt, als für das Glück ihrer schönen Tochter und für die Triumphe derselben während des heutigen Balles. Pauline fühlte sich unangenehm berührt, ohne zu wissen, weßhalb; sie ließ sich klopfenden Herzens von Jean ihren Mantel umgeben und trat mit der Hofdame in das Vestibul.

Es waren draußen schon viele Wagen weggefahren, namentlich hatte sich die Zahl der hell glänzenden Laternen sehr vermindert, da fast der ganze Hof schon nach Hause war; man konnte es deßhalb einem Droschkenführer nicht verargen, daß er, als Jean hinausrief: „Hofwagen! — Joseph!“ — laut antwortete:

die Berge hinein, auf deren Höhe, wie man ihm geſagt, Ravello lag.

In Gedanken mit Marietta beſchäftigt, die, wie er hoffte, auf ihrem Eſel ſchon weit voraus war, beachtete er kaum die großartige und prachtvolle Lage von Atrani. Die eigenthümliche, ans Mauriſche erinnernde Bauart der Häuſer mit ihren offenen Loggien, alle in weißer Farbe, wirkte hier ſo maleriſch auf dem ſchwarzen Grunde der Felſen. Dieſe ſind vielfach geſpalten, und zwiſchen ihren gigantiſchen Maſſen ſieht man ſchmale, tiefgrüne Thäler, deren Ränder mit alten Thürmen und Caſtellen gekrönt ſind.

Durch eine tiefe Schlucht, vom Waſſer durchbraust, welches Mühlen trieb, ging der Weg aufwärts, und dieſer war ſo ſchmal, daß die Soldaten ihre Glieder auflöſen mußten und häufig nur zu Zweien, häufig aber auch nur Einer hinter dem Anderen mit größter Langſamkeit gehen konnten. Daher kam es auch, daß Richter, den es aus bekannten Gründen raſcher vorwärts trieb, bald mitten unter ihnen war und ſich dann beeilte, die Spitze der kleinen Colonne zu erreichen. Daß er dabei den Neckereien der Soldaten nicht entging, iſt ſelbſtredend; auch fand er es bei den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen wohl begreiflich, daß, als er bei einem finſter blickenden Offizier, deſſen kohlſchwarzer Bart drohend zu beiden Seiten des Geſichtes hinausſtand und der in der Mitte der Colonne marſchirte, vorüberkam, dieſer ihn durch einen Corporal nach dem Ziele ſeiner Reiſe und nach ſeinen Papieren fragen ließ.

Wir wiſſen bereits, daß ſich Richter aufs beſte legitimiren konnte, und ſo ließ man ihn denn auch ungehindert weiter ziehen; auch beeilte er ſich um ſo mehr, den Soldaten voranzukommen, da er ſchon einige Male droben in der Schlucht das rothe Kleid Marietta's zu ſehen geglaubt hatte.

Die Piemonteſen, welche mit ſehr wenig Gepäck verſehen

waren, marſchirten nach ihrer Bequemlichkeit, ſingend, lachend oder plaudernd, und mit ziemlicher Sorgloſigkeit, da man Berſaglieri rechts und links auf den Höhen der Schlucht, ſo wie vor und hinter der Abtheilung ſah. Zwei Tamboure gingen an der Spitze derſelben und ihnen um einige Schritte voraus ſah man einen Offizier, der merkwürdiger Weiſe auf einem Eſel ritt. Er ſaß quer auf dem Sattel, hatte ſeinen Säbel auf den Knieen liegen und ſchien der großartigen Landſchaft um ihn her keinen Blick zu gönnen. Der Treiber, dem der Eſel gehörte, lief hinten drein und hatte ſeinen rechten Arm auf die Kruppe des Thieres gelegt.

Richter hatte die Beiden eben erreicht und wollte grüßend vorübergehen, als der Eſel einen Fehltritt that, ſo daß der ſorglos Sitzende beinahe heruntergefallen wäre. „Corpus di Dieu!“ rief dieſer in zornigem Tone und ſetzte zum höchſten Erſtaunen Richter's in beſtem Deutſch hinzu: „Nimm Dich in Acht, verdammter Schlingel, daß ich auf dieſem elenden Wege nicht noch den Hals breche! Corpus di Dieu! Das wäre mir ein ſauberes Ende!“

Richter blickte ihn an, und es war ihm, als habe er das Geſicht früher ſchon geſehen. Keinesfalls war er ein Italiener, und er hätte darauf ſchwören mögen, der piemonteſiſche Offizier ſei ſo wie er jenſeits der Alpen zu Hauſe. Das kam nur auf einen Verſuch an, und Richter zog ſeinen Hut und grüßte mit einem deutſchen Worte.

Einen Augenblick betrachtete ihn der Offizier mit unverkennbarem Erſtaunen, dann aber, als er den Gruß zurückgab und hinzuſetzte: „Ich glaube, ich habe einen Landsmann vor mir,“ flog ein wehmüthiger Zug über ſein nicht unſchönes Geſicht.

Richter bejahte dieſes, und nachdem er dem Anderen zuerſt, wie er es für höflich hielt, ſich als Landſchaftsmaler und das maleriſch gelegene Ravello als ſein heutiges Reiſeziel bezeichnet,

gab der Offizier zur Antwort: „Nach dieſem elenden Neſte gehen wir auch,“ und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „Sie werden ſich wundern, einen Deutſchen in dieſer Uniform zu finden. Leider bin ich auch nicht der Einzige, ſondern es iſt eine Menge da, die es für erſprießlicher hielten, ihr Vaterland zu verlaſſen und hier den Krieg mitzumachen. Aber was für ein Krieg iſt das?“ fuhr er mit einem Seufzer fort; „da kriechen wir jetzt ſchon monatelang in dieſen Schluchten hin und her und haben es mit Kerls zu thun, die Räubern ſo ähnlich ſehen, wie ein faules Ei dem andern. Vorgeſtern kamen wir nach Neapel, und da hoffte ich einmal, ein paar Wochen bleiben zu können — kein Gedanke daran! Geſtern kommt der Befehl, ſich auf einem dieſer rauchigen Dampfer einzuſchiffen und die Küſte bis Salerno zu durchſtreifen, wo ſich wieder einer ihrer Hauptkerle mit ſeiner Bande zeigen ſoll.“

Da der Offizier weder ſeinen Namen nannte, noch ſeine Heimat, ſo fand auch Richter keine Veranlaſſung, danach zu fragen, und erwiderte, daß es allerdings hier eine eigene Art von Kriegsführung ſein müſſe. „Für mich, der ich ein Maler bin,“ ſetzte er hinzu, „hätte dieſes Leben ſchon etwas ungemein Anziehendes.“

„Das danke Ihnen der Teufel!“ unterbrach ihn der Andere; „Sie füllen Ihre Mappe mit dem Schönſten, was Sie finden, und dann ſetzen Sie ſich auf ein Dampfboot und fahren nach Hauſe, wenn es Ihnen hier nicht mehr gefällt. O, es iſt ſchön da draußen!“ ſeufzte er. „Was habe ich hier von dieſen ſogenannten romantiſchen Schluchten, von den Häuſern mit ihren Veranden, von den Orangen und dem blauen Meere? Die Schluchten kletterte ich mühſelig auf und ab, immer erwartend, daß eine Kugel hinter einem Felsſtück hervor mir den letzten Troſt gibt; die Häuſer, von außen ſo ſchön, ſind innen finſter und unreinlich; die Orangen machen mir Leibſchmerzen, und wenn ich das blaue

Meer ſehe, ſo forſche ich nur nach einem Dampfer, der mich mitnehmen könnte. Sie werden erſtaunt ſein," fuhr er nach einer Pauſe gutmüthig fort, „daß ich ſo mit Ihnen plaudere, aber ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie glücklich ich bin, einen Galantuomo, wie ſie's hier nennen, zu finden, mit dem man ein vernünftiges Wort reden kann. Von der Sprache des Landes habe ich leider nicht allzu viel profitirt; ich mag mir keine Mühe damit geben, da ich das Leben hier nicht weiter treiben will, als bis nach dem Schluſſe irgend eines Feldzuges, wenn man das hier Feldzug nennen kann. Sie gehen alſo auch nach Ravello?"

„Für heute, ja, und bleibe auch morgen wohl in der Umgegend."

„Nun, da hoffe ich ſehr, Sie machen mir heute Abend das Vergnügen auf eine Bottiglia lacrymus Christo. Der Wein und die Weiber iſt das einzige Gute, was ſie hier haben, aber die letzteren ſind wie die wilden Katzen. Da ritt noch ſo eben vor mir ein derartiges Exemplar, ſie mußte mit ihrem Eſel ziemlich nahe an dem meinigen vorbei, und da ich dabei den Verſuch machte, ihre Taille ein wenig zu unterſuchen, ſo hätte ich faſt die ſchönſte Ohrfeige geerntet. Da lobe ich mir unſere guten deutſchen Mädchen — das heißt, ich lobte ſie mir früher — doch kann man auch bei denen bittere Erfahrungen machen! Aber hübſch war die Italienerin, Sie müſſen ſie auch geſehen haben."

Richter konnte ſich nicht entſinnen, doch hatte er auch viel von dieſem heftigen Charakter der Italienerinnen gehört und erzählte ein paar ſchauerliche Beiſpiele, wo ſie gegen den Angreifer von den ſilbernen Pfeilen ihres Haares oder gar von einem Meſſer Gebrauch gemacht.

„Passons-là-dessus," gab der Offizier gleichgültig zur Antwort; „es iſt hier ein ſchlechtes Terrain für Unſereins, nament-

lich in den Bergen; die Garibaldianer mit ihren rothen Hemden waren beſſer daran. Alſo heute Abend ſehen wir uns und plaudern von Deutſchland?"

„Gewiß," erwiderte Richter, „und es wird mir wohl gelingen, den Herrn Major aufzufinden." Die beiden ſilbernen Franſen an den Epauletten des Offiziers brachten Richter darauf, ihn mit dieſem Titel anzureden.

Doch lachte der Andere und ſagte: „Mit dem Major hat's gute Wege! Ich bin einfacher Oberlieutenant und werde es auch wohl nicht viel weiter bringen; nicht als ob ich meinen Dienſt vernachläſſigte oder nicht einer der Erſten wäre, wenn es um uns her knallt; aber ſie können's nicht vertragen, daß ich gern Geld ausgebe und es mir bequem mache. Daß ich jetzt zum Beiſpiel dieſen ſteilen Weg auf einem Eſel hinaufreite, hat meinem ſchwarzen Kompagnie-Chef ſchon einen bittern Augenblick gemacht, doch ich kann ihm nicht helfen! Aber wir müſſen uns doch verabreden, wo wir uns heute Abend finden. He, Luigi!" rief er rückwärts gewandt: „Quanto siciamus questo ventura dove sono in quartiero? — He, Luigi?" wiederholte er, als ſein Diener mit der Antwort einen Augenblick zögerte.

Doch rief gleich darauf eine rauhe, etwas verſoffene Stimme aus der Abtheilung auf Deutſch heraus: „Was haben Sie wiſſen wollen, Herr Oberlieutenant? Luigi iſt noch zurück."

„Das iſt auch ein Landsmann," ſagte der Offizier lachend, „ein Schwabe, diente früher bei den Schweizern und iſt nun Sergeant in unſerer Kompagnie. Wie mein Quartier in dem Neſte da oben heißt?" rief er ihm zu.

„Die goldene Zwiebel, Herr Oberlieutenant."

„Cipolla d'oro," wiederholte der Offizier achſelzuckend, „das iſt eines von den wenigen Worten, die mit einer anſtändigen Sprache Aehnlichkeit haben, unter Zibola kann man ſich allenfalls Zwiebel denken, und d'oro iſt wie das franzöſiſche or.

Suchen Sie mich dort also auf, wenn es Ihnen gefällig ist; ich freue mich sehr, ein paar Stunden mit Ihnen zu verplaudern, und ich will Ihnen auch meine Karte geben, daß Sie mit meinem Namen nach mir fragen können."

Bei diesen Worten nahm er eine kleine Geldtasche, die an seiner Seite hing, vor sich an den Sattel des Esels, schloß auf und reichte unserem Wanderer die erwähnte Visiten-Karte.

„Leider kann ich keine andere dagegen auswechseln," sagte Richter; „ein einfacher Maler, wie ich, hat nothwendigere Papiere mit sich zu führen; doch heiße ich Richter und werde von der Erlaubniß Gebrauch machen, Sie aufzusuchen."

Da er jetzt deutlich in der Höhe vor sich das rothe Kleid durch die grünen Büsche schimmern sah, so nahm er Abschied von dem Offizier, dessen Esel sehr langsam ging, und eilte rasch bergan, um früher als das Militär Ravello zu erreichen, hauptsächlich aber um noch einen Blick aus Marietta's dunklem Auge zu erhaschen. Ehe er die Visiten-Karte, welche ihm der Andere gegeben, in die Tasche schob, las er den Namen auf derselben den er sich erinnerte, schon gehört zu haben, eben so, wie es ihm immer klarer wurde, daß er das Gesicht des Offiziers schon gesehen.

Arthur von Marlott — der Adonis von den Husaren, einer der glänzendsten Reiter-Offiziere der Residenz, der von allen Cirkeln Gesuchte, jetzt piemontesischer Infanterie-Offizier, auf einem Esel die Höhe gegen Ravello hinaufreitend — — so wechseln Zeiten und Verhältnisse! —

Beim raschen Aufwärtssteigen war Don Enrico in kurzer Zeit der kleinen Karawane vor sich so nahe gekommen, daß er seine Schritte verkürzen mußte, um Marietta nicht jetzt schon zu überholen; er that das, indem er sich nun einen Blick gönnte auf den prachtvoll malerischen Weg, den er schon zurückgelegt hatte und den er noch vor sich sah. Ueber Felsgestein und durch

bedeckte Gallerieen hindurch wand ſich der ſchwierige Pfad, bald durch Thalwände eingeengt, bald rechts und links bekränzt von Weingärten mit Johannisbrod-Bäumen und Kaſtanien. Und als er ſich umwandte, welch entzückender Blick auf das Meer! Ueber braune, mit Thürmen gekrönte Felſen ſchaute er auf die blaue See hinunter, die in unendlich reizender Klarheit, ſcheinbar von maleriſchen Bergkuppen eingeengt, hinter dem Grün des Vordergrundes förmlich aufleuchtete.

Wieder langſam emporſteigend, ſah er vor ſich ein verlaſſenes Kloſter, Kreuzgang und Fenſteröffnung in reizendſtem mauriſchem Bogen-Stile, und drüben als Gegenſatz eine wohlerhaltene, in Oleander und Roſen vergrabene Villa.

Noch eine Strecke weiter, dann ſah er einſam in der grünen Bergöde das alte Ravello liegen und blickte erſtaunt hin, als er eine völlig arabiſche Stadt, Thürme, Häuſer, in den phantaſtiſchen mauriſchen Arabesken gebaut, vor ſich hatte. Nach einigen ſchnelleren Schritten ging Don Enrico an dem ſchönen Mädchen vorüber und erhaſchte jetzt in der That einen Blick aus ihren Augen, der ihn mit Seligkeit erfüllte. Als er vorbeiſchritt, hörte er ſie fragen: „ob das Haus Maſtaſte weit hinein in die Stadt läge?“ Das Wort Maſtaſte hatte ſie ſcharf betont.

Ohne ſich umzuſchauen ſchritt er nun rüſtig der Stadt zu und hatte die alterthümlichen Thore derſelben bald erreicht; mit Marietta durfte er nicht einziehen, und in Begleitung der Soldaten mochte er ſich auch nicht ſehen laſſen, um ſo mehr, als ſich ſchon am Thore eine Menge Einwohner verſammelt hatte, namentlich Kinder und Weiber, um die Soldaten, deren Trommelſchlag man bereits durch die Schlucht heraustönen hörte, einziehen zu ſehen. Nach einigen Fragen hatte er die goldene Zwiebel erreicht, ein altes, großes, mauriſches Haus aus ſchwarzen Tuffen gebaut und maleriſch mit Arabesken geſchmückt, von

denen aber ein großer Theil verwittert und herabgefallen war. Oberhalb des edel geformten Eingangsthors dieſes ehemaligen Palaſtes, der einſt beſſere Tage geſehen, hing das Wirthshausſchild, eine koloſſale vergoldete Zwiebel, und unter derſelben hatte ſich der Hausherr aufgepflanzt, eine breite, fette Geſtalt, der mit neugierigem Geſichte gegen das Thor ſchaute. Außer Kniehoſen, farbigen Strümpfen und Schuhen beſtand die Bekleidung ſeines Körpers nur aus einem Hemde, das auf der Bruſt offen und über die Arme zurückgeſchlagen war; der dicke Kopf mit dem ſtruppigen Haar war mit einer rothen Mütze bedeckt. Der Wirth warf einen prüfenden Blick auf den Wanderer und beantwortete deſſen Frage, ob er für die Nacht ein Zimmer haben könnte, mit kurzem Achſelzucken und den Worten: „Geht hinein und erkundigt Euch bei der Padrona.“

Don Enrico trat in das Haus, und nachdem er hinter dem Thorwege durch einen kleinen, von arabiſchen Säulen getragenen Hof gegangen, kam er in eine hohe, geräumige Halle, in deren Hintergrunde auf dem Boden ein mächtiges Feuer brannte und wo eine finſter blickende Frau beſchäftigt war, einen brodelnden Keſſel zu überwachen. Auf der Bank neben dem Feuer ſaßen ein paar ältere Männer, von denen der eine, in Hemd-Aermeln wie der Wirth, das Feuer nährte, indem er zuweilen Reiſig-Stengel hineinſchob, während der Andere gemüthlich zuſchauend, trotz der Hitze der Küche und des Tages, in Mantel und Hut daſaß. Eine dritte Perſon lehnte an der Wand und hielt eine jener zweihenkligen, mit Wein gefüllten Vaſen aus gebrannter Erde in der Hand, aus der er zuweilen einen tüchtigen Schluck that.

Beim Eintritt Richter's verſtummte das Geſpräch, welches lebhaft geführt worden war, und als er ſich gegen die Frau am Herdfeuer wandte — daß ſie die Padrona des Hauſes war, zeigte ihre ganze Geſtalt, ſo wie die gebieteriſche Art, mit der ſie den Kochlöffel ſchwang — und um ein Nachtlager bat, erhielt er die

kurze Antwort: „Wie kann ich wiſſen, ob ein Zimmer für Euch bleibt, da, wie ſie ſagen, Piemonteſen anrücken?“

„Und wo die goldene Zwiebel nicht vergeſſen wird,“ ſagte der mit dem Hut und dem Mantel.

Draußen in der Nähe hörte man ſchon den Trommelſchlag, worauf ſich die Frau von dem Feuer erhob und an den Eingang der Halle trat, wo Richter ſtand. Sie mochte in den Dreißigen ſein, wohl auch jünger, wenn vielleicht Kummer und Sorgen die tiefen Furchen in ihr ſonſt nicht unſchönes Geſicht gegraben. Die dunklen Augen leuchteten mit einem unheimlichen, ja, etwas wilden Ausdrucke, und die dünnen Lippen preßten ſich feſt auf einander. „Ja, ja,“ ſagte ſie, gegen das Innere der Halle gewandt, „Don Ceſare, das iſt derſelbe verfluchte Klang ihrer Trommeln, und wenn ich ihn höre, dann dreht ſich mir das Herz im Leibe herum. A—a—a—ah!“ ſie ſchrie förmlich auf und bedeckte dann ihre Ohren mit beiden Händen.

„Laßt's gut ſein, Padrona, was iſt daran zu ändern? Seid eine ſtarke, muthige Frau, wie Ihr ja immer wart.“

Sie ließ ihre Arme wie gelähmt an beiden Seiten des Körpers wieder niederfallen und ſagte im Tone der Erſchöpfung, wie nach einem furchtbaren Schmerze, der ſie gewaltig erſchüttert: „Habt wohl Recht, Don Ceſare, aber ich bin die Mutter, ich habe ihn geboren und erzogen, und wofür? Santissima Madonna, für ihre vermaledeiten Kugeln! Ein armer Bube von vierzehn Jahren,“ ſetzte ſie laut weinend hinzu, „der keinem Thiere je etwas zu Leide gethan!“ Dann nach einer längeren Pauſe trocknete ſie haſtig ihre Thränen mit der Schürze: „Ja, Don Ceſare, ich will ruhig ſein und ſtark, aber der Klang dieſer Trommeln macht mich wahnſinnig! Möge Gott ſie verdammen!“ murmelte ſie zwiſchen den Zähnen.

Richter war beſtürzt von dieſer Heftigkeit in den kleinen Hof hinausgetreten und wollte eben ſachte davon gehen, als ihn die

Frau mit rauher Stimme anrief: „Und Ihr, seid Ihr auch mit denen da gekommen, vielleicht ein Schreiber oder so etwas, den sie nothwendig haben, um irgend einem armen Teufel das Todes-Urtheil zu verfassen?“

„Ihr irrt Euch, Signora,“ gab Richter ruhig zur Antwort; „mich gehen die da draußen nicht im Geringsten an; ich bin ein Maler, wie häufig welche hieherkommen. Daß ich Euch gerade in übler Laune treffe, thut mir leid, ich muß also wohl gehen, um mich nach einem anderen Nachtlager umzuschauen; vielleicht seid Ihr so gut, mir zu sagen, in welcher Straße ich die Casa Mastasi finde.“

„Was wollt Ihr dort?“ fragte die Frau barsch, indem sie ihn von oben bis unten betrachtete.

„Nun, einfach Signora Teresa bitten, mir ein anderes Gasthaus zu bezeichnen, wo man den Fremden besser empfängt.“

„So kennt Ihr die Mastasi's?“

„Ich hoffe sie morgen kennen zu lernen, aber der Schwager der Signora Teresa, Don Rafajele, auf der Masseria Fontana bei Neapel, hat mir Euer Haus bezeichnet und gesagt, ich sollte Euch nur den Namen seiner Schwägerin nennen, um bei Euch gut empfangen zu werden. Er hat sich geirrt und ich gehe schon.“

„Bleibt!“ sagte die Frau, und als sie ihren Mann zum Hofe hereinkommen sah, der sich von Weitem schmunzelnd die Hände rieb, dann aber eine ernste Miene annahm, als er den finstern Blick der Padrona bemerkte, rief sie diesem zu: „Der Herr möchte ein Zimmer haben, bringe ihn auf Numero 4.“

„Aber Donna Ritta, die Piemontesen!“

„Aber Don Cuorno,“ erwiderte die Frau höhnisch lachend, „was gehen Dich und mich die Piemontesen an? Wer ist die Padrona dieses Hauses, ich oder il Rè galantuomo?“

„Vielleicht geben wir ihm Numero 16, auch ein schönes Ge-

„Es iſt kein Hofwagen mehr da!“ denn er hatte den Wagen hinter ſich mit den erloſchenen Laternen nicht für einen ſolchen angeſehen. Doch Joſeph nahm dieſe Bemerkung gewaltig übel, und als er im kurzen Galopp die Rampe zu dem Palais hinauffuhr und ſo dicht bei dem Droſchkenführer vorbei, daß ſich derſelbe auf den Tritt ſeines Wagens retiriren mußte, konnte er ſich nicht enthalten, ihm zornig zuzurufen: „Meint Er vielleicht, alte Droſchke, wenn ſo ein Hofwagen zufällig keine Laternen hat, es ſei ein alter Mi[illegible]karren? Platz da!“ Und damit hielt er vor der Glasthür, ſich ſorgſam umſehend, wer hineinſteige, damit es ihm nicht paſſire, daß er mit der unrechten Dame an dem alten Triumphbogen halte. Doch wie ward ihm zu Muth, als nun beide Damen vortraten, zuerſt die Frau von C., dann das Hoffräulein, als Jean den Schlag zuſchloß und hinaufrief: „Nach Hauſe!“

„Alle Hagel!“ fluchte der Kutſcher unmuthig; „da ſoll ein altes Donnerwetter drein ſchlagen! Was mach' ich nun? halte ich an dem alten Triumphbogen oder halte ich nicht an dem alten Triumphbogen?“ —

Joſeph wußte ſich durchaus nicht zu helfen, denn ihm waren für den Fall keine Inſtruktionen zugegangen, und er beſchloß, zu einem Mittel ſeine Zuflucht zu nehmen, das ihm ſchon öfters in zweifelhaften Fällen gut gedient: er zählte nämlich die Gaslaternen ab und ſagte an der erſten Ja! an der zweiten Nein! und ſo fort, bis er an den Triumphbogen hinkam, wo ihm die letzte Laterne mit freundlichem Flackern ein luſtiges Ja! zurief.

Augenblicklich hielt der Wagen und augenblicklich voltigirte Joſeph von ſeinem Bocke und Jean von ſeinem Tritt herunter.

„Einen Stein in den Huf getreten!“ brummte der Kutſcher und dabei faßte er den Lakaien kräftig am Kragen und zog ihn vor bis zu den Pferden hin und hob alsdann den linken Vorderfuß des ehrlichen Tibull auf, der mit dem Kopf ſchüttelte, als

mach," ſagte der Wirth, indem er langſam ſeine rothe Mütze abnahm; doch antwortete ihm die Frau: „Geht, geht, und macht mich nicht böſe! Numero 4, wie ich geſagt, und daß Du mir höflich mit dieſem Herrn biſt," worauf ſie zu Richter gewandt hinzuſetzte: „Kehrt Euch nicht an die dummen Reden dieſes Mannes. Wenn der Sirocco weht, weiß er überhaupt nicht, was er ſagt."

Richter befand ſich kurze Zeit darauf in einem heiteren Gemache, das nach dem Garten zu lag und einen Blick auf dicht belaubte Orangen- und Limonenbäume bot, deren entzückender Duft zu dem offen ſtehenden, zierlich geformten mauriſchen Fenſter hereindrang. Hier hätte er wochenlang weilen mögen, natürlicher Weiſe vorausgeſetzt, daß auch Marietta in Ravello blieb.

Der Gedanke an das junge Mädchen ließ ihn nicht lange im Hauſe verweilen, und es traf ſich glücklicher Weiſe, daß er im kleinen Hofe die Padrona fand, die mit finſteren Blicken dem Einzuge der piemonteſiſchen Offiziere und einer Anzahl Soldaten in ihr Haus zuſah. Bereitwillig bezeichnete ſie ihm die Richtung der Straße, in der das Haus Maſtaſi lag, ſo wie dieſes ſelbſt aufs genaueſte, und ſagte ihm noch: „Wenn die vordere Thür verſchloſſen iſt, ſo umgeht das Haus, und dann findet Ihr an der hinteren Seite deſſelben zwiſchen Oleander verſteckt eine kleine Thür, die meiſtens offen ſteht."

Don Enrico beſchloß, dieſe kleine Thür aufzuſuchen, und malte ſich mit ſeiner lebhaften Einbildungskraft den glückſeligen Zuſtand aus, in dem er ſich aber noch nicht befand: ein glücklich Liebender, der von der Geliebten erwartet wird und heimlich zu ihr ſchleicht, wobei er ſich in die romantiſche Situation verſetzte, an einer mauriſchen Eingangs-Pforte zu warten, deren zierliche Arabesken von Roſen und Orangen und Oleanderbüſchen eingerahmt ſeien.

Vierundſechszigſtes Kapitel.

Der mauriſche Garten.

Nach der genauen Beſchreibung der Wirthin zur goldenen Zwiebel hatte Richter denn auch, nachdem er eine Zeitlang durch die Straßen Ravello's flanirt war, das Haus Maſtaſi endlich entdeckt, und indem er deſſen mauriſche Architektur mit Kennerblicken zu muſtern ſchien, ſpähte er nach den dicht verhängten Fenſtern, ob ſich dort keine winkende Hand ſehen laſſe.

Lange war ſein Forſchen vergeblich, und erſt als er eben gehen wollte, in der Abſicht, ſpäter vorbeizukommen, ſah er den weißen Vorhang ſich bewegen und entdeckte da das Geſicht Marietta's, welche ihm mit den Augen einen Wink gab, den er unmöglich mißverſtehen konnte. Er wanderte gleichgültig am Hauſe vorbei, bog dann links in eine ſchmale Seitengaſſe, die von hohen, dunklen Mauern gebildet wurde, über welcher man die glänzend grünen Blätter von Orangen- und Limonenbäumen hervorblicken ſah.

Er folgte der Mauer, die zum Hauſe Maſtaſi gehörte, und wo ſie endete, bog er abermals links und kam dann an die beſchriebene kleine Pforte. Sie befand ſich unter einem noch wohlerhaltenen, reich verzierten mauriſchen Thurme, der im erſten Stocke ein gekuppeltes Fenſter hatte, deſſen beide hufeiſenförmige Bogen durch eine ſchlanke Säule getrennt waren. Der Thurm war ebenfalls aus faſt ſchwarzem Tuffſtein gebaut und hätte ſich ernſthaft, faſt feindlich ausgenommen, wenn ihn nicht grüne Weinranken umſponnen, Oleander und Roſenzweige freundlich bekränzt hätten, und wenn in dieſem Augenblicke, als Don Enrico davor ſtand, in dem zierlichen Fenſter droben nicht Marietta in

ihrer ganzen wunderbaren Schönheit erſchienen wäre und nach ihm herausgeſchaut hätte.

Er kam ſich vor, wie einer jener fahrenden Ritter des poetiſchen Maurenlandes, wie einer der tapferen Abencerragen, der vor dem Kiosk ſeiner Dame erſchien, um ihr in einer gefühlvollen Serenade ſeine heiße Liebe zu geſtehen; er hätte ihr auch wahrſcheinlich etwas dergleichen geſungen, wenn nicht das Mädchen eben ſo raſch als ſie erſchienen, verſchwunden wäre, um ihm unten die kleine Thür zu öffnen. Als er im Garten war, ſchob ſie den Riegel wieder vor.

Don Enrico ſtaunte über die Wunder wie aus 1001 Nacht, die er ſich nicht hätte träumen laſſen hinter dieſen alten, ſchwarzen Mauern zu finden. Es war ein mauriſcher Garten aus der beſten Zeit, mit jenem ſinnigen Geſchmacke angelegt, der den arabiſchen Baumeiſtern der alten Zeit ſo eigen war, der ſich zur Aufgabe ſtellte, die Sinne zu umſtricken, eine tiefe Ruhe und Behaglichkeit auf das menſchliche Herz einwirken zu laſſen und daſſelbe durch tauſend bunt erglänzende phantaſtiſche Linien wie in einem Zaubernetze gefangen zu halten, um es in einem wonneſamen Traumleben die Seligkeit des Paradieſes fühlen zu laſſen.

Von dem Thore, durch welches Don Enrico eingetreten, durch den ganzen Garten hindurch bis zu dem vorderen Hauſe führte ein breiter Gang, den eine rieſenhafte Lorberlaube überwölbte und wo ſich zahlreiche Sitze aus weißem Marmor befanden, die zur beſchaulichen Ruhe einluden, zu ſüßen Träumereien, denen man ſich ſo gern hingibt, wenn der Blick auf leicht fließendem, ſanft murmelndem Waſſer ruht. Und ſo war es hier. Drüben am Hauſe ſtieß die Laube an eine offene Halle, in deren Mitte ein kleiner Springbrunnen klares Waſſer überſprudeln ließ, das dann auf dem Boden der Lorberlaube über bunte, zierlich eingelegte Steine abfloß, wunderſam ſpiegelnd, wo ein Sonnenſtrahl

durch das dichte Laub brach, und geschwätzig murmelnd, als wolle es dem lauschenden Ohre von geheimnißvoller Märchenwelt erzählen.

Rechts und links von der großen Laube schienen die Orangen-, Limonen-, Rosen- und Oleander-Gebüsche eine ungepflegte Wildniß zu bilden, doch war dem nicht so. Wenn man den mittleren Weg verließ und sich rechts und links in das grüne Blättermeer verlor, so betrat der Fuß wohlerhaltene, gut geebnete Wege, die zu irgend einem Verstecke, einem Rondel, einer kleinen Laube und dergleichen führten.

Marietta weidete sich mit kindlicher Freude an dem Erstaunen ihres Freundes und ging mit ihm langsam am Hause entlang, wo er die maurische Halle bewunderte, in der edelsten Form erbaut und geschmückt mit der noch unverwischten prachtvollen, bunten Ornamentik, welche ihr der arabische Baumeister gegeben. Hier rauschten die Wasser so stark, daß es kaum möglich war, ein leise gesprochenes Wort zu verstehen; hier war alles auf ein träumerisches Nachdenken berechnet. Deßhalb verließ das junge Mädchen auch die Halle bald wieder und führte Don Enrico auf einem der kleinen Seitenpfade vor eine Laube, wo sie sich an seiner Seite niederließ, die Hände in ihrem Schooße zusammenlegte und ihn lächelnd mit ihrem kindlich leuchtenden Blicke betrachtete.

„Der Erlebnisse des heutigen Tages," sagte er endlich nach einer kleinen Pause, „sind zu viele, um sie wohlgeordnet bei sich unterbringen zu können; ich fühle mich von Wundern und Räthseln umgeben, zu deren Lösung Ihr mir behülflich sein müßt. Vor allen Dingen aber, was denken die Mastasi zu unserem Unternehmen?"

„Die Zia ist eine kluge Frau," erwiderte das junge Mädchen, „gerade wie meine Mutter auch, nur noch entschlossener, und da sie mit meinem Oheim häufig verkehrt, so hält sie es nicht für

ſchwer, denſelben aufzuſuchen und mit ihm über die Sache zu reden. Doch habt Ihr wohl gehört, daß die Piemonteſen angekommen ſind, und das erſchwert einigermaßen die Sache, da ſie es darauf abgeſehen haben, Don Alonzo zu fangen oder wenigſtens zu verjagen."

„So iſt er in der Nähe?"

„Er iſt nicht weit von hier. Wenn man des Morgens früh ausgeht, kann man des Abends bei ihm ſein."

„Und was meint die Signora Tereſa, auf welche Art ſollen wir ihn benachrichtigen, wer ſoll ihn aufſuchen?"

„Darin liegt eben die Schwierigkeit," erwiderte Marietta; „denn wer von den Einwohnern Ravello's die Stadt verläßt, wird mit argwöhniſchen Blicken betrachtet werden."

„So will ich ihn aufſuchen," ſagte Don Enrico raſch entſchloſſen; „als Landſchafts-Maler habe ich wohl das Recht, weiter in die Berge vorzudringen, um dort ſchöne Anſichten für meine Mappe zu ſammeln."

Marietta ſchüttelte mit dem Kopfe, dann erwiderte ſie: „Allein könnt auch Ihr nicht gehen, Ihr würdet den Weg nicht finden, und wenn Ihr ihn fändet und zum Ziele kämet, ſo könnte es Euch Gefahr bringen, von den Leuten Don Alonzo's angehalten und vor ihn ſelbſt gebracht zu werden; er kennt Euch nicht und würde Euch mißtrauen. Deßhalb meint die Zia, die nicht ſo ängſtlich iſt, wie meine Mutter, ich ſolle mit einer Frau von Corſano, die zufällig hier iſt, morgen früh in die Berge gehen, und dieſe Frau würde mich ſchon an den rechten Ort bringen."

„Das wolltet Ihr unternehmen, Marietta?" fragte Richter faſt erſchrocken. „Und allein mit jener Frau? Nimmermehr!"

„Glaubt Ihr, ich fürchte mich?" fragte das junge Mädchen, indem ſie ſtolz ihr Haupt erhob; „was könnte mir geſchehen, wenn ich einmal Ravello hinter mir habe? Jeder in den Bergen,

der mir begegnete und dem ich von meinem Vorhaben ſagte, würde ſich bemühen, mir den rechten Weg zu zeigen, denn man verehrt und liebt den Don Alonzo. Hier iſt Keiner, der ihn verrathen würde, deßhalb wird es den Piemonteſen auch ſchwer werden, wenn ſie ihm etwas anhaben wollen."

Richter ſchüttelte nachdenkend mit dem Kopfe, dann ſagte er: „Es iſt möglich, daß die Gefahr nicht mehr ſo groß wäre, wenn Ihr Ravello hinter Euch hättet, das iſt aber nicht ſo leicht, wie Ihr Euch denkt. Die Piemonteſen werden heute Abend ihre Vorpoſtenkette um die Stadt ziehen, und von denen werdet Ihr morgen früh unbedingt zurückgewieſen werden."

„Wäre das möglich?" fragte Marietta mit einem finſteren Blicke; „ſollte ich, der ja niemand etwas zu befehlen hat, mit einer anderen Frau nicht nach Corſano gehen dürfen? Wer gäbe ihnen ein Recht, mich aufzuhalten?"

„Die unruhigen Zeiten, in denen wir uns befinden, der Kriegszuſtand, welcher über dieſe Provinz verhängt iſt."

Marietta ſah ihn fragend an, ſie ſchien ihn nicht genau zu verſtehen, denn ſie ſchüttelte leicht mit dem Kopfe.

Er fuhr fort: „Ich wüßte vielleicht ein Mittel, um von hier in die Berge zu kommen, aber ich weiß nicht, ob es Euch genehm iſt, denn in dem Falle könntet Ihr mit jener Frau aus Corſano nicht allein gehen, ſondern müßtet mich mitnehmen."

Ein freudiges Lächeln zog bei dieſen Worten über die ſchönen Züge des jungen Mädchens. „Ihr wolltet mich wirklich begleiten, Don Enrico?" fragte ſie mit leuchtenden Augen.

„Dieſe Frage kommt nicht aus Eurem Herzen," gab er mit weicher Stimme zur Antwort: „Ihr wißt wohl, daß ich Euch nicht allein ließe, und wenn uns dort, wo Ihr hinwollt, wirklich Gefahr drohte; denkt nur, wie feige es von mir wäre, Euch allein gehen zu laſſen! Für wen wollt Ihr die Hülfe Eures Oheims nachſuchen? Für meinen Freund!"

„Ach ſo, deßhalb wollt Ihr mich begleiten!“ erwiderte ſie mit einer enttäuſchten Miene.

„O, nicht deßhalb, bei Gott, nicht deßhalb! Ich will Euch nicht verlaſſen, weil ich ſo unendlich gern bei Euch bin. O, Ihr wißt das wohl, ich will mit Euch gehen, weil ich, ohne Euch zu ſehen, doch keine Ruhe hätte, weil —“

Zu guter Zeit fiel ihm noch plötzlich ein, daß er die Braut eines Anderen vor ſich habe, und er war ehrenhaft genug, ihr ſtatt einer glühenden Liebeserklärung, die ihm auf der Zunge ſaß, zu ſagen: — „weil ich allein das Mittel habe, Euch durch die piemonteſiſchen Vorpoſten zu bringen.“

Marietta hatte ihre Augen niedergeſchlagen, dann ſagte ſie: „So, Ihr wißt ein Mittel? Welches iſt es?“ Sie erhob ihre dunkeln, ſchwimmenden Augen nach einem tiefem Athemzuge in die Höhe und ſchaute ihn durchdringend an.

Er mußte an ſich halten, um dieſes wunderbar ſchöne Mädchen nicht an ſein Herz zu reißen; ſie, die ſonſt ſo luſtig, ſo übermüthig, ſo trotzig ſein konnte, ſaß mit einem Male ſtill und in ſich gekehrt neben ihm wie zuſammenſchauernd vor Erwartung; tiefe, haſtige Athemzüge hoben ihre Bruſt; dabei rauſchten die Waſſer ſo geheimnißvoll und die Orangenblüthen duſteten faſt betäubend.

„Einer der angekommenen Offiziere,“ ſprach Richter mit gepreßter Stimme, „iſt ein Deutſcher, wie ich, und wird wohl ſo gefällig ſein, mir einen Ausweis zu geben, daß ich in die Berge kann.“

„Aber ich?“

„Wenn ich ein Italiener wäre, ſo würde ich ihm ſagen, ich wollte eine Schweſter, eine Verwandte begleiten; ſo aber muß ich ihm geſtehen, daß ich einem jungen Mädchen folgen wolle, das mein Herz mächtig an ſich zieht —“

„Ich würde die Wahrheit ſprechen —“

„Das ist die Wahrheit, Marietta, und wenn Ihr allein gehen wolltet, ich folgte Euch doch nach; könnte ich zurückbleiben?"

„Könnte ich allein gehen?" rief sie mit einem glänzenden Blicke — — — „laßt mich Euch's sagen, Don Enrico, da aus Eurem Munde das Wort nicht hervor will, daß ich Euch liebe, und daß auch Ihr mich liebt, daß ich Euch geliebt habe, als ich Euch zum ersten Male sah, daß ich da schon Deine Marietta gewesen wäre, wenn Du kalter, herzloser Deutscher es gewollt hättest! — Ja, ich liebe, liebe Dich!"

Diese Worte sprach sie mit einer solchen Innigkeit, mit solch' wilder Hingebung, daß es ihn mit der Wonne höchster Seligkeit durchzuckte; er schlang seine Arme heftig um sie, und als sie nun erzitternd an seine Brust sank, hob sie den lieblichen, sanft geöffneten Mund, wie ihn zum Kusse einladend, in die Höhe; lange ruhten seine Lippen auf den ihrigen, während sich seine Blicke in ihre glänzenden Augensterne versenkten.

Mit einem seligen Tiefaufathmen wand sich das junge Mädchen endlich aus seinen Armen, doch blieb ihr Haupt an seine Brust gelehnt, und als er sie lächelnd fragte: „Nicht wahr, Marietta, wir gehen morgen mit einander?" erwiderte sie mit südlicher Leidenschaft: „Nicht nur morgen, sondern immer, immerfort mit einander durch das ganze Leben hindurch!"

„So liebst Du mich wirklich? Sage es noch einmal!"

„Tausendmal, wenn Du es hören willst; ich möchte es Dir Stunden lang wiederholen, daß ich Dich liebe, und glaubte doch am Ende, ich hätte es Dir noch gar nicht gesagt und müsse es Dir noch einmal wiederholen."

„Aber was liebst Du an mir, Marietta? Ich glaube nicht, daß ich schön bin?"

„Ob Du schön bist, Enrico, weiß ich nicht, auch nicht, was ich an Dir liebe, aber so viel fühle ich, daß fortan in Dir mein

ganzes Lebensglück ruht. Sage mir, ich ſoll Dir folgen und meine Eltern, meine Heimat verlaſſen, ich werde es gern thun, ich werde mit Dir gehen, wohin Du willſt! Stoße mich elfmal von Dir, ich komme das zwölfte Mal wieder, winke mir mit der Hand, und ich ſinke wie jetzt an Dein Herz. Und das iſt nicht wenig," fuhr ſie zu ihm aufblickend fort, wobei es aus ihren ſchwimmenden Augen leuchtete und ſtrahlte; „ich habe manchen Wink geſehen und manches ſüße Wort gehört, dem ich hätte folgen ſollen, aber ich habe darüber gelacht, ich habe darüber geſpottet, ich habe manches Herz betrübt — aber dafür hat es mich jetzt auch. O, mein Enrico, könnte ich Dir meine Liebe in einem Worte anſchaulich machen — ich liebe Dich ſo, daß ich alles Blut meines Herzens tropfenweiſe auf brennende Lorber- und Cypreſſenreiſer träufeln laſſen könnte!"

Er wollte ſie heftiger, inniger, ungeſtümer an ſich drücken, doch entwand ſie ſich ſeinen Armen wie ein Aal, ſprang raſch in die Höhe, legte ihm ihre beiden Hände auf die Schulter, und ſo hatte das ſtarke Mädchen es in ſeiner Gewalt, ihn von ſich zu halten oder ihn an ſich zu ziehen nach ſeinem Belieben, was es wiederholt that; und wenn es daſſelbe that, küßte es ihn jedes Mal herzlich.

Die Orangenblüthen duſteten betäubender und das Waſſer murmelte durch die Stille, welche ringsum herrſchte, noch geſchwätziger als früher; die Nacht wollte kommen, hier im Süden ohne Uebergang, ohne Dämmerung.

„Jetzt iſt es genug, Enrico," ſagte das junge Mädchen und trat einen Schritt zurück.

„Nur noch einen einzigen Kuß!" bat er.

„Keinen mehr — heute nicht und morgen nicht und übermorgen nicht, ja, nicht eher, als bis wir auf Fontana ſtehen vor den Eltern. Morgen ſuchen wir den Zio auf, wir Beide als Bruder und Schweſter, haſt Du mich verſtanden, Enrico? Kein

Wort der Liebe, keine Tändelei, bis wir in Neapel zurück ſind — das verſprichſt Du mir auf Deine Ehre!"

„Ich muß es Dir wohl verſprechen, liebe Marietta," ſagte er nach einer Pauſe, „aber für dieſes Verſprechen ſollſt Du mir noch einen einzigen Kuß zur guten Nacht geben, nur einen einzigen, ich verlange nicht mehr."

Faſt ſchmollend bot ſie ihm ihre Lippen hin, und er hatte dieſelben kaum berührt, als ſie ſich losriß und ihm voran dem kleinen Thore zueilte; ſie öffnete den Riegel und drückte ihn ſanft, aber haſtig hinaus.

„Aber Du jagſt mich fort, Marietta," ſagte er, „ohne daß wir für morgen genau abgeredet."

„Ich dächte, das braucht es bei Eurem Scharfſinne nicht. Don Enrico, wenn Ihr das Glück habt, mich ſuchen zu dürfen," antwortete ſie ſchalkhaft lächelnd im Gefühle ihrer Sicherheit, da jetzt Thor und Riegel zwiſchen ihnen Beiden war und ſie mit ihm durch die kleine, vergitterte Oeffnung ſprach. „Ihr befindet Euch bei Tagesanbruch vor dem Thore, ehe wir zu den häßlichen Vorpoſten kommen; da ſetzt Ihr Euch am Wege nieder und wartet auf mich und auf das Almoſen eines meiner Blicke, vielleicht nehm' ich Euch mit, wie ich gerade gelaunt bin; doch nun geht mit Gott."

„Gute Nacht, Marietta."

„Gute Nacht, mein Enrico."

Der ſüße Ton ihrer Stimme verwiſchte ihre Neckerei von eben, die ihn faſt verletzt hätte; ſie verſchwand, und er ging wie ein Betrunkener durch die dunkle Straße davon.

Es kam ihm vor, als habe er alles das nur geträumt; es war ihm, als wenn er nach irgend einer phantaſtiſchen Oper des Guten etwas zu viel gethan hätte und alsdann wilde Träume ſein Blut beunruhigten. War es doch eine förmliche Märchenwelt, die ihn umgab: der unvergleichlich ſchöne mauriſche Gar-

wolle er verſichern, daß er dieſen Spaß ganz und gar nicht verſtände. Joſeph hämmerte aber unverdroſſen an dem Huf herum und gab ſich eine Mühe, als müſſe er einen Meilenſtein daraus entfernen; und Jean wollte an den Wagenſchlag eilen und die Baronin über den Aufenthalt aufklären, als raſch ein Mann in einem Mantel an die Equipage trat, die Hand der Baronin ergriff, welche eben das Fenſter heruntergelaſſen, ſie heftig küßte und alsdann ſagte: „Verzeihung für den Ueberfall, aber ich muß Sie einen Augenblick ſehen!“

Der Kutſcher hörte auf zu klopfen, denn er dachte: Jetzt geſchieht da etwas Verkehrtes und abſonderlich Falſches. Jean biß die Lippen auf einander und riß dann das Maul vor Erſtaunen weit auf, als er die Stimme der Frau von C. hörte, welche antwortete: „Ei, ei, Baron, kommen Sie lieber morgen, als daß Sie ſich hier einer Erkältung ausſetzen; — gute Nacht!“

Das Licht der unglückſeligen Laterne, welche Ja! geſagt, ſchien hell und glänzend in den Wagen hinein, der Baron bemerkte ſeinen entſetzlichen Irrthum und trat verwirrt und betreten zurück, als habe er eine ganze Legion Geſpenſter geſehen; Joſeph, der dieß für ein Zeichen zum Weiterfahren nahm, ſchwang ſich behende auf den Bock, Jean hinten auf den Tritt, und fort gieng es, was die Pferde laufen konnten.

Der Kutſcher, obgleich unſchuldig, war außerordentlich unzufrieden mit ſich ſelbſt, und wenn nicht leider ſchon ein Theil ſeiner vier Dukaten für den famoſen Punſch aufgegangen geweſen wäre, ſo würde er, nachdem er die Damen am Schloſſe abgeſetzt, wieder mit dem Wagen umgekehrt ſein nach dem alten Triumphbogen, um das Geld an den Mann zurück zu geben, an den Mann, der wahrſcheinlich dort noch immer ſtände, ſteif vor Entſetzen. So aber fuhr Joſeph aufgeregt und zornig nach dem Stalle, knallte mit ſeiner Peitſche für einen Hofkutſcher ſehr unanſtändig durch die ſtille Nacht und hätte an der Ecke des Schloſſes beinahe noch ein Individuum überfahren, das ihm in den Weg trat.

ten, das reizende Mädchen darin, welches ihn liebte und ihm das unter heißen Küſſen unzählige Male wiederholte! — Wahrhaftig, Richter fürchtete, er werde plötzlich erwachen unter dem Zelte ſeiner ehemaligen Dachwohnung im Hauſe der Frau Wittwe Speiteler.

Aber er erwachte nicht, ſo viel er ſich auch ſeine Augen rieb und ſo aufmerkſam er auch um ſich ſchaute. Ueber ſeinem Auge ſpannte ſich jetzt der tiefdunkle Nachthimmel glänzend in unſäglich ſchöner Sternenpracht. Er hatte die belebteren Straßen des Städtchens wieder erreicht und ſah wieder Lichtſchimmer und plaudernde, lachende Menſchen; auch tönte wohl von fern her ein Lied, von einer ſchönen Stimme vorgetragen und belauſcht von glänzenden Mädchenaugen, die aus den Fenſtern herausſchauten; piemonteſiſche Soldaten ſchritten paarweiſe durch die Straßen, der Kühle nach dem heißen Marſchtage genießend; andere ſaßen unter der Veranda eines Gartenhauſes und ließen die Foglietta mit rothem Weine häufig hin und her gehen, wobei ſie der Heimat gedachten, vielleicht auch zur Erinnerung an dieſelbe einen Vers anſtimmten, während aus weiter Ferne deutlich hörbar in der ſtillen Nacht die klingende Mandoline und der raſſelnde Ton eines Tambourins herüberſchallten.

Don Enrico hatte bald ſeinen Gaſthof erreicht, wo er den dicken Wirth wieder an der Thüre fand, der, jetzt ſehr höflich geworden, ihm nach ſeinem Zimmer leuchten wollte, doch ließ er ſich das Gemach des piemonteſiſchen Offiziers, der ihm ſeine Karte gegeben, zeigen, und als er dort eintrat, fand er den Herrn von Marlott, der, wie er ſagte, ihn ſchon lange erwartet hatte.

„Ihr ſeid eine merkwürdige Art von Menſchen, Ihr Künſtler; wenn ich nach einem Marſchtage ins Quartier komme, namentlich bei dieſer Viehhitze, ſo mache ich es mir bequem, und wenn nicht einmal unglückſeliger Weiſe die Trommel erſchallt

oder das Lärmhorn, ſo brächten mich keine zehn Pferde aus meinen Mauern. Machen Sie es ſich bequem und dann wollen wir Eins plaudern; ſehen Sie, dort iſt noch ein ganz behaglicher Lehnſtuhl; überhaupt findet man in dieſen kleinen italieniſchen Neſtern mehr Comfort, als man erwartet. Haben Sie ſchon zu Nacht gegeſſen? Ich empfehle Ihnen Rosti de Lammfleiſch, ganz famos, mit ſaftigen Limonen; man bekam es bei uns nicht beſſer, auf Ehre!" ſetzte er mit einem Seufzer hinzu; „dazu haben wir hier einen capitalen Lacrymus, wie ſie's nennen, den ich mir mit Eis kühle, und das iſt ein Luxus, den man, bei Sanct Januarius, in einer kleinen Stadt bei uns vergeblich ſuchen würde — und doch iſt es ein wahres Hundeleben, das wir hier führen. Glauben Sie mir, lieber Herr, es geht mir wie dem Ritter, der das Liedchen von der Reue ſang; kaum hatte er es zu Ende gebracht, ſo fing er es gleich wieder von vorn an zu ſingen. He, Luigi!" ſchrie er, und als der Gerufene kam, befahl er: „Rosti de Lammfleiſch und noch eine Bottiglia Lacrymus!"

Arthur von Marlott hatte ſich ſeinen großen Lehnſtuhl mit dem Kopfkiſſen des Bettes ausgepolſtert und ſaß ſo behaglich als möglich, wobei er jedes ſeiner Beine auf einem anderen Stuhle ruhen ließ; die Uniform hatte er abgeworfen und dafür ein leichtes graues Sommer-Röckchen angezogen.

Nachdem Richter gegeſſen und noch einen tüchtigen Schluck aus ſeinem Glaſe gethan, bot ihm der Offizier eine treffliche Cigarre. „Havanna," ſagte er, ich kann die Rattenſchwänzelei nicht leiden;" und dann ſprach er: „jetzt ſagen Sie mir auch, verehrteſter Herr, aus welchem Theile unſeres geſegneten Deutſchlands Sie eigentlich ſind."

Richter nannte mit Betonung den Namen der Reſidenz und freute ſich, als er die mächtige Wirkung gewahrte, welche derſelbe auf ſein Gegenüber hervorbrachte.

Herr von Marlott richtete ſich haſtig in ſeinem Stuhle auf, nahm die Cigarre aus ſeinem Munde, welcher ein paar Sekunden vor Erſtaunen offen blieb. Dann rief er: „Bei Jupiter, ſo wären wir ſogar die ſpeziellſten Landsleute? Wie iſt Ihr Name, lieber Herr? So ſehr ich mein Gedächtniß auch abmartere, erinnere ich mich nicht, Sie jemals geſehen zu haben.“

„Ich aber,“ erwiderte Richter lächelnd, „erinnere mich jetzt wohl wieder des eleganten Huſaren-Offiziers.“

„O, ſtille davon!“ bat der Andere in einem faſt wehmüthigen Tone; „der Unterſchied zwiſchen damals und jetzt iſt zu groß, als daß ich mich der Vergangenheit mit Freuden erinnern könnte.“ Das ſagte er mit einem tiefen Seufzer. „Wie kommt es aber,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „daß ich Sie nie geſehen?“

„Geſehen haben Sie mich vielleicht häufig, aber nicht beachtet; ich wirkte mit auf jenen Brettern, welche die Welt bedeuten ſollen, was aber eigentlich kein Compliment für die Welt iſt.“

„Sie waren am Theater? Bei der Oper oder beim Ballet?“

„Ich war ein kleiner Sänger, mein Name iſt Richter.“

„Da iſt es möglich, daß ich mich Ihrer nicht erinnere. Wären Sie beim Ballette geweſen,“ ſagte der junge Offizier mit einem Seufzer, „ſo würde ich Sie wahrſcheinlich erkannt haben; ich wandte dem Ballette eine große Aufmerkſamkeit zu — o, es war eine ſchöne Zeit! — Aber wie kam es, daß Sie die Heimat verließen?“

„Ich begleitete einen Freund, einen Schriftſteller von großem Talente; man gab ein Stück von ihm, welches ſich gerechten und großen Beifall errang.“

„Wie hieß das Stück?“

„Des Teufels Diener; der Name des Schriftſtellers iſt Vander.“

„Ah, ich erinnere mich, doch ziemlich undeutlich, es fiel für

mich in eine etwas verdrießlich bewegte Zeit. Apropos," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, nachdem er ſich an etwas erinnert zu haben ſchien, „Bander heißt Ihr Freund, Sie heißen Richter? Waren Sie nicht in einer eigenthümlichen Angelegenheit bei einem meiner Bekannnten, einem Herrn von Scherra?"

„So iſt es, Herr von Marlott."

„Ich habe nie recht erfahren, wie ſich die Sache eigentlich verhielt; war ſie von Bedeutung?"

„Durchaus nicht," ſagte Richter nach einer kleinen Pauſe. Er hielt es für beſſer, Gaetano's nicht zu erwähnen und ſo fernere Fragen abzuſchneiden. „Bander hatte eine Empfehlung an Herrn von Scherra; Sie wiſſen, ein junger Schriftſteller, auch wenn er Talent hat, kann heutigen Tages mächtige Protektionen nur zu gut brauchen."

Der Offizier nickte mit dem Kopfe und fragte dann: „Hatten Sie Bekannte beim Ballette?"

„Ich kannte wohl das ganze Perſonal mehr oder weniger."

„O, es iſt doch ein vortreffliches Ballet, ausgezeichnete Tänzer und Tänzerinnen!"

„Von den letzteren kannte ich nur eine, welche dieſes Prädikat wirklich verdiente."

„Fräulein Roſa!"

Beide ſprachen dieſen Namen zu gleicher Zeit aus und Herr von Marlott ſetzte ſeufzend hinzu: „O, ſie war eine einzige Erſcheinung, ich kannte ſie und ich —"

Er warf ſich heftig in ſeinen Lehnſtuhl zurück, bedeckte ſeine Augen eine Sekunde mit der Hand und rief dann mit einem erzwungen luſtigen Tone: „Passons-là-dessus! Was hilft es, ſich mit der glänzendſten Vergangenheit eine traurige Gegenwart vollends zu vergiften!" Dann ſang er:

„Als ich noch Prinz war von Arkadien!"

Doch unterbrach er dieſen Geſang ſogleich wieder und ſetzte hinzu: „Dieſer Kerl hat gar kein Recht, ſich zu beklagen, denn es iſt ihm möglich, Lethe zu ſaufen, ſo viel er mag, und ſo alles Unangenehme zu vergeſſen. O, wenn auch mir jeden Tag eine Flaſche Lethe zu Gebote ſtände! — Doch in Ermanglung derſelben halten wir uns an den Lacrymus; in reichlicher Quantität genoſſen, übt er auch zuweilen lethiſche Wirkung aus. Stoßen wir an auf die Heimat und was wir dort Freundliches und Liebes zurückgelaſſen!“

Beide tranken und darauf fuhr der Offizier fort: „Den Geſang haben Sie alſo gänzlich an den Nagel gehängt und wollen einer anderen und beſſeren Kunſt leben? Es iſt das geſcheit von Ihnen. Sie ſind Landſchafts-Maler?“

„Ich bemühe mich, es zu werden.“

„Ein glückliches Loos,“ ſagte Herr von Marlott nach einer Pauſe, während er ſein Geſicht aufwärts zur Decke erhob und den blauen Dampf der Cigarre in die Höhe ſteigen ließ; „ein beneidenswerthes Loos! Sie gehen, wohin es Ihnen beliebt, Sie bleiben, ſo lange Sie wollen, Sie eignen ſich zu, was Sie ſchön finden, und wenn es Ihnen hier nicht mehr gefällt, ſo kaufen Sie ſich einen Platz auf dem Dampfer und reiſen nach Hauſe zurück. — Sehen Sie mich dagegen an: wie Sie vorhin ſagten, erinnern Sie ſich meiner von früher her — als ich noch Prinz war von Arkadien,“ wiederholte er mit einem ſchmerzlichen Blicke — „als Arthur von Marlott, wie man ſagte, das Bild eines Huſaren-Offiziers war, Tonangeber unter der Garde-Reiterei, die letzte und höchſte Inſtanz bei allen möglichen Sports und ſonſtigen Vorkommniſſen des Junggeſellen-Lebens, Don-Juan zu Pferde, Habitué des Hoftheaters vor und hinter den Couliſſen, privilegirter Tänzer der höchſten und allerhöchſten Prinzeſſinnen, und alles das verloren in Folge einer einzigen dunklen Stunde!

„Die Sache ſelbſt wird Sie nicht intereſſiren, Sie war, auf Ehre, nicht der Mühe werth, und ein Anderer, der mehr Glück gehabt hätte, wäre mit einem blauen Auge durchgerutſcht, mich aber hielten ſie teufelmäßig beim Eſſen und ich mußte die Zeche mit Wucherzinſen bezahlen. Es handelte ſich natürlicher Weiſe um ein Mädchen, der ich — Sie verſtehen mich ſchon, die mich liebte und in Folge davon Frau von Marlott werden wollte. Wer weiß, ob ich nicht beſſer gefahren wäre, wie mancher Andere, aber man muß doch etwas auf ſeine alte Familie halten, und wenn man einmal einen Faux pas der Art macht, ſo möchte ich doch wenigſtens die Entſchuldigung jenes alten franzöſiſchen Marquis acceptiren, der eine reiche Bürgerliche heirathete pour fumer ses terres. Wie geſagt, die Sache ging ſchief, was ich um das junge Mädchen eigentlich nicht verdient hatte, denn ich fühlte mehr als gewöhnliche Leidenſchaft für ſie, und ich kann nicht läugnen, ſie verdiente es. Doch passons-là-dessus. Man ſtellte mir die Alternative, meinen Abſchied zu nehmen oder mich zu einem Reiter-Regimente in der Provinz verſetzen zu laſſen. Wer aber bei den Garde-Huſaren diente, geht nicht gern in die Provinz; ich nahm alſo meinen Abſchied mit dem Entſchluſſe, zu meinem Vergnügen zu reiſen, aber dazu hatte ich kein Talent und nicht genug Geld; ich ging nach Paris, wurde dort in guten Häuſern empfangen, ſah aber wohl ein, daß ich mit meinen Mitteln nur eine kleine Rolle ſpielen konnte.

„Da es nun bei den jungen Leuten in der Hauptſtadt Frankreichs Mode war, für oder wider den Papſt nach Italien zu gehen, ſo ließ ich mich auch dazu beſtimmen. In einer luſtigen Abendgeſellſchaft würfelten wir auf Rom und Neapel, und da mich das Loos traf, unter der Fahne des Rè Galantuomo zu dienen, ſo ging ich mit guten Empfehlungen nach Turin und wurde als Oberlieutenant hieher in den Süden geſchickt. Wie ſind wir aber ſchon herumgehetzt worden! Krieg führen kann man

dieſe ganze Geſchichte nicht nennen, die anſtrengendſten Märſche, ſchlechte Verpflegung, eine Kugel aus dem Hinterhalte oder füſilirt werden, wenn man gefangen wird — auf Ehre, ich habe die Geſchichte ſo dick wie möglich, und wenn es anſtändig wäre, während eines Feldzugs den Abſchied zu nehmen, ſo würde ich ſo bald als möglich nach dem Norden zurücklehren! In Ravello iſt es noch ganz erträglich, aber wie oft haben wir unter freiem Himmel die Nacht zugebracht, nach einem Marſche in der Gluthitze, wie oft fanden wir nur ſchlechtes Waſſer und mußten ein Stück Brod eſſen, das wir zufällig mitgenommen! — Endlich gedachte ich, einmal eine Zeitlang in Neapel bleiben zu können. Gott bewahre, da geht der Tanz hier in den Bergen wieder los, und nun ſollen wir Jagd machen auf den verfluchten Chiavone, der im Grunde ein ganz ordentlicher Kerl ſein ſoll. Nun, man thut ſeine Schuldigkeit, doch kann ich Ihnen wohl ſagen, daß es mir wahrhaftig leid thäte, wenn ich ihn erwiſchte und todtſchießen laſſen müßte. Der Major mit dem Bataillon bleibt in Amalfi, unſere Compagnie wurde hieher nach Ravello geſchickt, und wahrſcheinlich brechen wir morgen Abend gegen die Berge auf, Montalbinus, glaube ich, nennen ſie es; da ſind eine Menge Klöſter, kleine Ortſchaften, ein Terrain voll Schluchten und Engpäſſen, wo ſich die Herren Räuber befinden ſollen.

„Doch trinken wir einmal, ich habe Ihnen nun Vieles erzählt, und wahrſcheinlich für Sie ſehr langweiliges Zeug, ſo daß mir die Zunge am Gaumen klebt.“

Richter leerte auf dieſe Aufforderung ſein Glas, und dann dehnte ſich Herr von Marlott gähnend in ſeinem Lehnſeſſel, wobei er ſagte: „Ich habe meinen Capitano noch auf ein Glas Wein eingeladen; es iſt gerade kein angenehmer Geſellſchafter, finſter und ſchweigſam, aber eben mein Vorgeſetzter, dienſtfertig wie ein junger Lieutenant. Ehe er ſich Ruhe gönnt und einen ſoliden Trunk, muß er ſich vorher überzeugen, wie ſeine Kom-

pagnie untergebracht ist; nun, von seinem Standpunkte aus hat er Recht, will er doch seine Carriere machen," setzte er laut gähnend hinzu.

„So erlauben Sie mir wohl, ehe der Hauptmann kommt," sagte Richter nach einigem Besinnen, „Ihnen eine Bitte vorzutragen, deren Erfüllung von Ihnen vielleicht abhangen mag. Ich möchte morgen auch in die Berge, und der Landschafts-Maler," fügte er mit einem bezeichnenden Lächeln hinzu, „hat noch seine Nebenabsichten. Zufälliger Weise habe ich die Bekanntschaft eines sehr hübschen jungen Mädchens gemacht, das morgen mit einer älteren Frau nach Corsano zu Verwandten geht; da nun auch mein Weg dahin geht —"

„Ah, von wegen des hübschen jungen Mädchens?" lachte Herr von Marlott.

„So habe ich ihr meine Begleitung und meinen Schutz angetragen," fuhr Richter kopfnickend fort.

„Und da wollen Sie von uns eine Escorte? Marschiren Sie lieber mit der ganzen Kompagnie."

„Zu viel Ehre für mich," lachte Richter, „diese Begleitung wäre doch zu zahlreich und könnte mir hinderlich sein, statt mir zu nützen; meine Bitte aber geht dahin, mir ein paar Worte zu geben, die mich morgen früh mit Tagesanbruch die Vorposten passiren ließen."

„Sie haben doch einen Paß bei sich?" fragte der Offizier in gleichgültigem Tone; „mir wäre das natürlich ganz egal, aber der Capitano examinirt gern die Leute, die ihm unterwegs begegnen."

„So that er auch heute Nachmittag schon mit mir, und mein Legitimationspapier, das ich ihm einhändigte, schien vollkommen zu genügen."

„Dann wird die Sache keine Schwierigkeiten haben, zumal

ich für Sie, den Landsmann, gern ein verbürgendes Zeugniß ausſtelle."

Luigi öffnete die Thür, und der Offizier mit dem ſchwarzen Barte und der finſtern Miene, von welchem Richter heute Nachmittag angehalten worden war, trat mit einem kurzen Gruße in das Zimmer.

Herr von Marlott erhob ſich trotz des Winkens ſeines Vorgeſetzten aus ſeiner bequemen Lage und ſtellte Richter als ſeinen Landsmann, einen anerkannt tüchtigen Maler, vor, der gekommen ſei, um dem Signor Commandante eine Bitte vorzutragen.

Der Hauptmann ließ ſich auf dem ihm beſtimmten Platze nieder, und nachdem er den Inhalt der Bitte erfahren, blickte er den Bittſteller ſcharf und prüfend an.

„Der Herr Kommandant," ſagte Richter nach einer Pauſe, „hat bereits Einſicht von meinem Paſſe genommen."

„Und ich bin bereit, für meinen Landsmann jede Bürgſchaft zu übernehmen — es iſt eine kleine Herzens-Angelegenheit im Spiele," flüſterte Marlott ſeinem Vorgeſetzten dabei lächelnd zu.

„Haben Sie Ihrem Bekannten auch mitgetheilt," fragte der Hauptmann, „daß er in den Bergen, wohin er ſich begeben will, auf Briganti ſtoßen kann, ja, wahrſcheinlicher Weiſe ſtoßen wird?"

„Was werden Sie von einem harmloſen Wanderer wollen?"

„Der uns um einige Stunden vorausgeht und ein Fremder iſt," erwiderte der Hauptmann kopfſchüttelnd; „das könnte Ihnen gefährlich werden, doch das iſt nicht meine Sache."

„Verliebte haben Glück," ſagte Herr von Marlott in leichtſinnigem Tone.

„Geben Sie mir ein Papier, und ich will ihm einige Zeilen ſchreiben," entſchied der Hauptmann, worauf Luigi Schreibma-

terial brachte und dann das Gewünschte ausgefertigt wurde, welches Richter sorgfältig in seiner Brusttasche bewahrte.

Herr von Marlott schien froh zu sein, als dieses Geschäft nun beendigt war und er sich wieder ganz dem Vergnügen hingeben konnte; Luigi mußte noch einige Foglietten holen, der finstere Hauptmann ließ sich eine Puro des Oberlieutenants gefallen und kam trotz seines ernsten Gesichtsausdrucks nach einiger Zeit mit Hülfe des starken Weines so weit in die Fröhlichkeit hinein, daß er bei dem furchtbaren Italienisch seines Untergebenen herablassend lächelte und später sogar mit Wohlbehagen den deutschen Liedern zuhörte, welche Herr von Marlott und Richter theilweise mit wehmüthigem Gefühle sangen.

Fünfundsechszigstes Kapitel.

Der Thurm von Conca.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch verließ Richter den Gasthof, von dessen Bewohnern noch niemand sichtbar war, als die Wirthin selbst, die aus der Halle hinter dem Hofe hervortrat und ihm das Thor nach der Straße öffnete. Wenn auch ihr Gesicht heute eben so ernst und traurig wie gestern aussah, so blickten doch ihre Augen nicht feindselig und der Ausdruck ihrer Stimme hatte sogar etwas Wohlwollendes, als sie sagte: „Ihr geht in die Berge? Möge Euch die Mutter Gottes gute Wege führen, da hat es keine Gefahr für Euch; wenn Ihr denen da drüben begegnet, so sagt, Ihr habet in der ‚goldenen Zwiebel' gewohnt

Dieſes Individuum, ſtatt auf die Seite zu ſpringen, blieb keck vor den Pferden ſtehen und ergoß ſich in einen Strom von Citaten aus dem Polizeireglement über ſchnelles Fahren um die Ecke und über Fahren ohne Laternen bei der Nacht.

„Platz da!“ rief der Kutſcher; „aus dem Wege, alte Ratte!“ und dabei wirbelte er die Peitſche verdächtig in der Luft, Tibull und Pluto wurden unruhig, und das Individuum, welches ſah, daß hier in der Einſamkeit nicht viel auszurichten ſei, ſprang auf die Seite, der Wagen ſchoß vorbei, und die Peitſche des Kutſchers, einmal in Bewegung geſetzt, ruhte nicht eher, als bis ſie behende rückwärts gefahren war und das Individuum fein, aber ſcharf getroffen hatte und zwar genau auf dieſelbe Stelle, wie den Singer des Schwalbenliedes und wie Jean den Lakaien.

Im Schloß aber ſchritten die beiden Damen durch die halbdunkeln hallenden Corridore die einſamen breiten Marmortreppen hinauf, und es war in dem großen, weiten Gebäude Niemand wach, als ſie und das Echo, welches die Tritte wiederhallen ließ und vervielfältigte, als gienge über alle Corridors und Treppen eine ungeheure Menge von unſichtbaren Ballgäſten nach Hauſe.

Auch die hohen Zimmer lagen düſter da, und die Wachskerzen, die Jean voraustrug, zeigten nur in unbeſtimmten Umriſſen die großen Familienbilder an den Wänden, die ſich zu verneigen und zu bewegen ſchienen, und ſtrahlten wieder von irgend einem vergoldeten Möbel in der Ecke, das da wie ein unbekanntes Thier lag mit vielen funkelnden Augen.

Die Kronleuchter glänzten und rauſchten, wie ſie unter ihnen dahinſchritten, der Tritt war unhörbar, und ſo glitten die beiden weißen Geſtalten von einem Gemache in das andere und alle ſchienen bei Nacht gleich groß, gleich dunkel, gleich unheimlich. Nur das Boudoir der Frau von C. machte hievon eine Ausnahme: es war kleiner, hier brannten mehr Lichter, und hier fühlte man eine behagliche Wärme.

und das Blut des San Pantaleo flöſſe immer noch nicht. Fragen ſie nach den Piemonteſen," ſetzte ſie flüſternd hinzu, „ſo erwidert nur, es ſeien ihrer genug und in Amalfi noch mehr. Ich ſehe Euch doch wieder?"

Richter verſprach, wenn es ihm möglich ſei, die ‚goldene Zwiebel' wieder aufzuſuchen, und nachdem er in einem neben dem Hauſe liegenden kleinen Kaffeehauſe eine gute Taſſe Kaffee getrunken, ſchritt er durch die dämmerigen Straßen dem Thore zu. Seine Beſorgniß, hier ſchon einen militäriſchen Poſten zu finden, beſtätigte ſich glücklicher Weiſe nicht, ſonſt hätte er innerhalb der Stadt ſchon auf Marietta warten müſſen. So kam er unangefochten ins Freie und wählte ſich auf gut Glück einen Weg, der nach der Höhe führte, ſtatt eines anderen, der abwärts ging. Droben angekommen, wo er die Stadt überſehen konnte, ſetzte er ſich auf einen Stein, um auf Marietta zu warten. Sie blieb nicht lange aus und ſchon in kurzer Zeit ſah er ſie mit ihrer Begleiterin vor dem Thore erſcheinen und denſelben Weg einſchlagen, den er gegangen war.

Als ſie ihn erreicht und freundlich begrüßt hatte, ſagte ſie zu der älteren Frau, die bei ihr war: „Das iſt Don Enrico, von dem ich Euch geſagt, der im Hauſe meiner Eltern wohnt und mit mir gehen wird."

Die Begleiterin Marietta's blickte ihn einen Augenblick forſchend an, dann lächelte ſie freundlich und erwiderte: „Da haſt Du Dir eine ſchmucke Begleitung gewählt, Kind! Wenn es in ſeinem Innern ſo ehrlich ausſieht, wie ſeine Miene verſpricht, wirſt Du Dich wohl auf ihn verlaſſen können; und nun laßt uns gehen, wir haben einen ziemlich weiten und beſchwerlichen Weg. Dort," fuhr ſie fort, „kann Don Enrico die Kraft ſeines Schutzes gleich beweiſen; ich ſehe Piemonteſen, die Luſt zu haben ſcheinen, uns den Pfad zu verlegen."

Sie hatte Recht, denn von einem Doppel-Poſten Verſaglieri

näherte ſich einer der ſchmalen Straße und rief den Wanderern ein lautes Halt! zu.

Richter ging ihm entgegen, zeigte das Papier, welches ihm der Hauptmann geſchrieben, worauf der Soldat ſeine Büchſe über die Schulter warf und die Reiſenden erſuchte, ruhig ihres Weges zu gehen.

Darauf ſchritt die Alte voraus und Richter und Marietta folgten ihr. Freilich wechſelten ſie nur gleichgültige Worte mit einander, ſie zeigte ihm eine ihm unbekannte Blume oder ein ſeltſam gefärbtes Moos, er machte ſie auf die dunklen mauriſchen Thürme aufmerkſam, welche hier und da trotzig auf den Höhen ſtanden, und erzählte ihr dann von den Arabern, jenen Morgenländern, die lange Zeit hier gehaust und an den zierlichen Bauwerken ſo ſchöne Spuren ihres Wirkens zurückgelaſſen. Doch leuchtete zwiſchen dieſen einfachen Reden zuweilen ein Blick zu ihm herüber, der wie verſtohlen an den geſtrigen Abend erinnerte. Das war aber auch alles, denn wenn er verſuchte, ſanft ihre Hand zu ergreifen, ſo flatterte ſie ihm davon, wie ein ſcheuer Vogel, und ging dann wohl in langem Geſpräche neben der Alten hin.

Der Weg führte bald aufwärts, bald abwärts, doch ſtiegen ſie im Laufe des Vormittags trotzdem bedeutend in die Höhe; gegen Mittag erreichten ſie den Rücken einer ſich weithin fortziehenden Ebene, an deren Abhang ſich ihr Pfad fortſchlängelte. Marietta, die zuerſt oben war, brach, um ſich herſchauend, in einen Ausruf des Erſtaunens aus, denn die Berge, welche bisher die Fernſicht beſchränkten, hatten ſie nun unter ſich gelaſſen und ſahen rückwärts blickend über Felſen und Bäume hinweg tief unten in weiter Ferne das blitzende Meer. Dahinter erhob ſich traumhaft verſchwommen die Küſte Calabriens mit ihren leuchtenden Bergſpitzen, die majeſtätiſch emporragende Punta di Conca und das maleriſche Capo Dorſo bei Magiori.

Die Alte, welche von einer ſchönen Ausſicht nicht viel zu halten ſchien, deutete in's Land hinein und ſagte: „Dort, wo Ihr den ſchwarzen Berg ſeht, der wie ein Zuckerhut ausſieht, werdet Ihr finden, was Ihr ſucht; wir ſteigen jetzt hinab in das Valle di Tramonte, und da wollen wir bei einer Bekannten eine Stunde ausruhen."

Nach einem beſchwerlichen Marſche in der heißen Sonne war es den Beiden nicht unangenehm, als ihnen die Alte bald darauf tief unter ihrem Wege das Dach einer Pachter-Wohnung zeigte, wo ihre Bekannte wohne und wo ſie in jeder Beziehung gern geſehen ſein würden. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde hatten ſie das Haus erreicht und folgten der Frau, die ſchon oft hier geweſen zu ſein ſchien, durch einen kleinen eingehegten Gemüſegarten nach der Hausthür, die unverſchloſſen war und wo ſie in die Hausflur traten, welche nach der Sitte des Landes zu Küche und Wohnzimmer diente und rückwärts gegen einen Olivengarten offen war. Mitten in dieſem Raume ſaß eine ſchöne junge Frau auf einem niedrigen Stuhle und ſpann von dem Rocken, der in ihrem Gürtel ſteckte. Ein kleines Kind lag nackt vor ihr in einem Korbe auf der Erde und ſpielte mit einer großen Katze, die mit ihren Pfoten nach dem Kinde langte und behaglich ſchnurrte, wenn daſſelbe ſie an ihrem weichen Felle zupfte.

„Da ſeid Ihr ſchon wieder zurück?" ſagte die junge Frau; „Ihr habt ſchnell gemacht."

„Ich wollte nach Amalfi," erwiderte die alte Frau, „fand es aber beſſer, meinen Weg dorthin ein anderes Mal zu nehmen; in Ravello und drunten hin bis an's Meer iſt alles voll Piemonteſen."

„Sanctissima Madonna!" rief erſchrocken die junge Frau, und wollte haſtig etwas hinzu ſetzen, doch verſtummte ſie mit einem Blick auf Richter und Marietta.

„Ihr könnt frei heraus sprechen," sagte die Alte, „das junge Mädchen ist vom Hause Mastasi und hat eine Botschaft nach dem Thurme von Conca."

„Gott lohne es ihr, wenn die Botschaft einen guten Erfolg hat und irgend einem Hülfsbedürftigen zum Nutzen gereicht; es sieht nicht zum besten aus da in den Bergen."

„Wie so?" fragte die Alte. Ihr erschreckt mich, ist etwas geschehen?"

Statt sogleich zu antworten, wandte sich die junge Frau mit der Frage an Marietta, wer denn ihr Begleiter sei, und als ihr die Alte schmunzelnd ein Zeichen machte, fuhr sie fort: „es ist wohl Dein Bräutigam?"

„Noch nicht," gab Marietta zur Antwort, indem sie lachend den Kopf schüttelte, „aber was noch nicht ist, kann werden. Jedenfalls braucht Ihr Euch aber vor Don Enrico eben so wenig in Acht zu nehmen, wie vor mir; wir haben das gleiche Ziel und hoffen es zusammen zu erreichen."

Richter nickte dem jungen Mädchen bei diesen Worten, in denen er einen Doppelsinn ahnte, herzlich zu, worauf die junge Frau sichtlich beruhigt fortfuhr: „Er kann sich auf einen Theil der Leute nicht so verlassen, wie es nothwendig wäre; es ist freilich viel Gesindel, was hinzuläuft, aber besser wäre es, wenn sie ganz weg blieben, und daher kommt es auch, daß er sich schwer zu einem Angriff entschließen wird."

„Dazu werden sie ihm auch keine Zeit lassen," entgegnete die alte Frau; „wie ich Euch vorhin sagte, sind sie in Ravello und Amalfi und jetzt wahrscheinlich auch in Salerno, wohin sie mit einem ihrer Rauchschiffe gefahren sind."

„Wenn sie nur die Marine von Vietri nicht scharf besetzen, so hat's nichts zu sagen, denn das bleibt immer noch der Ausweg zur See; aber ich fürchte, es wird bald zu Ende gehen." Sie ließ ihre Hände im Schooße ruhen und schüttelte traurig

mit dem Kopfe. „Doch ich vergaß," fuhr sie nach einigen Augenblicken aus tiefem Nachdenken auf, „daß Ihr wahrscheinlich hungrig und durstig seid; da, junges Mädchen, gebt ein wenig auf meinen Kleinen Achtung — das kann Euch auch für Eure Zukunft nicht schaden — ich hole ein Töpfchen Milch von der Ziege und ein frisch gebackenes Brod; setzt Euch und macht's Euch bequem."

Sie erhob sich, nahm einen blanken zinnernen Topf von dem Gesims über dem Kamine herunter und beugte sich alsdann auf das Kind herab, dem sie mit einem innigen Blicke der Liebe sagte: „Und Du wirst fein artig sein, Petruccio, damit ich keine Klagen über Dich höre."

In wenigen Augenblicken kehrte sie mit Milch und Brod zurück und setzte Beides ihren Gästen vor: es war eine nicht zu verachtende Erfrischung, und als nach derselben die junge Frau Marietta einlud, sich in einen Winkel zu setzen und ein wenig auszuruhen, so folgte dieselbe dieser Aufforderung, während sich Don Enrico hinter das Haus begab und sich dort im Schatten eines breitästigen Olivenbaumes niederlegte.

Die beiden Frauen, welche sich unterdessen eifrig besprachen, gönnten den jungen Leuten diese Siesta, und die Alte erweckte sie erst nach einer Stunde aus dem tiefen Schlummer, in den Beide versunken.

„Wir müssen weiter," sagte sie, „um nicht zu spät in den Abend hineinzukommen;" dann nahmen alle Drei herzlichen Abschied von ihrer freundlichen Wirthin.

Der Weg war nicht mehr so beschwerlich, wie am Vormittage, die tiefer stehende Sonne belästigte sie nicht mehr so sehr und das Thal von Tramonte, das sie jetzt aufwärts stiegen, war durch das frische, murmelnde Bergwasser angenehm und kühlend. Als sie eine Stunde lang fortgeschritten waren, die alte Frau spähend voraus, die Beiden plaudernd hinter drein, blieb die

erstere stehen, als sie an einen schmalen Pfad kamen, der rechts die Thalwand hinaufführte, und sagte: „Hier müssen wir scheiden; weiter darf ich Euch nicht begleiten, um nicht in Verdacht zu kommen, als machte ich mit Euch gemeinschaftliche Sache. Ihr habt ungefähr eine kleine halbe Stunde zu gehen, dann führt Euch das Thal, in dem wir uns befinden, nach dem Dorfe von Conca; es sind nur ein paar Häuser, welche um das Kloster San Antonio liegen. Dort braucht Ihr Euch aber nicht aufzuhalten und auch nicht viel zu fragen, denn den Frati im Kloster ist nicht recht zu trauen. Deßhalb kann ich auch nicht mit Euch gehen, um keinen Verdacht auf mich zu laden. Bis jetzt gehe ich als unverdächtig hin und her und kann so meinen Freunden dienen; sähe man mich aber mit Euch und erführe später, wo ich gewesen, so gäbe es Gerede, was ich scheuen muß. Bei dem Kloster San Antonio geht Ihr an der Kirche vorüber und kommt an eine Schlucht, der Ihr abwärts folgt. Sollte Euch da jemand Bewaffnetes begegnen und Euch anhalten wollen, so sagt nur, Ihr wolltet zum Thurme von Conca. Was Euch anbetrifft, Don Enrico, so zeigt nur sogleich, daß Ihr unbewaffnet seid, und laßt Euch gutes Muthes begleiten, vergeßt aber vor allen Dingen nicht, das Papier zu zerreißen, welches Ihr heute Morgen dem Versaglieri gezeigt; da in den Bergen könnte es Euch Unannehmlichkeiten machen. Und nun lebt wohl und möge Euch San Pantaleo in seinen Schutz nehmen."

„Habt Dank für Eure freundliche Begleitung," rief Richter der alten Frau nach, die alsdann eilig die Thalwand hinanstieg und bald hinter den Felsen spurlos verschwunden war.

Die beiden jungen Leute schritten eine Weile stumm neben einander dahin; endlich sagte Don Enrico: „Jetzt sind wir allein, Marietta, in diesem einsamen Thale, so allein, als wenn es sonst niemand mehr auf der Welt gäbe, und ich freue mich darüber, denn die Gegenwart einer Dritten hat mich doch ein wenig in

dem ſtillen Glücke geſtört, an Deiner Seite gehen zu dürfen — gib mir Deine Hand."

„Die Schweſter dem Bruder," erwiderte das junge Mädchen und legte vertrauensvoll ihre kleinen Finger in ſeine Rechte; dann gingen ſie wieder ſtumm neben einander hin, und es war, als ſpräche die leiſe Berührung ihrer Hände mehr, als es tauſend Worte vermochten.

Sie fanden es ſo, wie die alte Frau ihnen geſagt. Nachdem ſie noch eine kleine Stunde fortgewandert, hatten ſie die Höhe des Thales erreicht und ſahen das Kloſter San Antonio vor ſich liegen. Dort am Wege war die Kirche, und, wie von gleichem Gefühle getrieben, traten Beide, Hand in Hand, dort hinein. Richter bemerkte nicht, daß ihn Marietta ſcharf beobachtete und daß ein freudiges Lächeln über ihre ſchönen Züge flog als ſie ſah, daß er von dem geweihten Waſſer neben der Thür nahm und ſich alsdann vor dem Muttergottesbilde tief verneigte. Die Kirche war leer, bis auf einen der Mönche, der langſam durch den mittleren Gang ſchritt und die Beiden flüchtig betrachtete.

Den Ermahnungen der alten Frau folgend, fragten ſie nicht nach dem Wege, den ſie noch zu machen hatten, ſondern als ſie die Kirche wieder verlaſſen, gingen ſie die Schlucht hinab, welche ihnen ihre Führerin bezeichnet.

Unterdeſſen war es ſchon ſpät geworden. Rückwärts blickend, ſahen ſie nur noch, wie ein letzter Strahl der Sonne das goldene Kreuz des Kloſters beleuchtete, und der enge Weg, den ſie hinabſtiegen, füllte ſich raſch mit den tiefen Schatten der Dämmerung.

„Bald wird es Nacht werden," ſagte Richter in einigermaßen beſorgtem Tone, „und wenn wir auch einen alten Thurm finden, ſo möchte ich doch, daß wir jemand begegneten, der uns ſagte, ob es gerade der Thurm iſt, den wir ſuchen; eine nähere

Bezeichnung hätte uns die Begleiterin wohl zukommen lassen können."

„Ich vertraue ganz ihrer Umsicht," erwiderte das junge Mädchen, „und da sie uns keine nähere Erklärung gab, so bin ich überzeugt, daß wir auch keine gebrauchen."

„Dein unbedingtes Vertrauen entzückt mich," sagte Don Enrico; „es zeugt für Dein offenes und ehrliches Herz; vertraue mir aber auch und stütze Dich auf meinen Arm, daß Dir die spitzen Steine nicht wehe thun, die Du bei der Dunkelheit kaum mehr vermeiden kannst — so Marietta, lehne Dich fest an mich. O, wenn Du wüßtest, welch süßes Gefühl mich durchzuckt, da Du mir erlaubst, Dich zu unterstützen und zu führen!"

Wieder gingen sie eine Zeitlang dahin, Eines dicht ans Andere geschmiegt, und es war ihm, als fühle er das Herz des jungen Mädchens heftiger, fast ängstlich schlagen. Die Nacht war jetzt hereingebrochen, und die Schlucht vor ihnen mit ihren steilen Felsenwänden und die überhangenden Zweige mächtiger Kastanienbäume bildeten mit dem Wege, auf dem sie gingen, häufig eine einzige schwarze Masse; nur hier und da unterschieden sie über sich den Himmel durch das Funkeln einzelner Sterne.

„Es wäre doch unangenehm, wenn wir den Thurm nicht fänden," sagte Don Enrico nach einer längeren Pause, „und auf irgend einem Steine die Nacht bis zur Morgendämmerung zubringen müßten, — es ist ja nur ein Scherz, Marietta," fuhr er hastig fort, als er fühlte, wie sich das junge Mädchen bei diesen Worten von ihm loswand; „doch ist es nöthig, daß ich den Versuch mache, einen freieren Ueberblick zu gewinnen. Bleibe einen Augenblick stehen, ich will die Thalwand hinaufklettern und versuchen, ob ich droben etwas sehen kann."

„Das würde schwer halten bei der Finsterniß!" hörten sie plötzlich eine rauhe Stimme neben sich sagen.

Marietta zuckte heftig zuſammen, und Richter, welcher ſeinen Stock wie zur Abwehr erhob, blickte zur Seite und ſah neben ſich an der Wand der Schlucht die Geſtalt eines Mannes, in einen weiten Mantel gehüllt, welcher auf dem Kopfe einen Hut mit breitem Rande hatte, der das Geſicht vollſtändig verbarg.

„Allerdings iſt die Nacht zu finſter, um etwas zu ſehen,“ erwiderte Richter in entſchloſſenem Tone, „und deßhalb wäre es ſehr freundlich von Euch, wenn Ihr die Güte hättet, uns, da wir in der Gegend fremd ſind, eine kleine Auskunft zu ertheilen.“

„Ihr ſcheint mir nicht nur in der hieſigen Gegend unbekannt zu ſein, ſondern auch in der übrigen Welt, und verflucht wenig von deren Gebräuchen zu wiſſen,“ entgegnete der Mann im Mantel mit einem Anfluge von Spott in ſeiner Stimme; „denn ſonſt wüßtet Ihr wahrſcheinlich, daß hier in dieſen Bergen etwas Krieg getrieben wird.“

„Und wenn wir doch davon wüßten?“ fragte Richter.

„So ſeid ihr ſehr unklug, Euch bei Nacht und Nebel in eine Gegend zu wagen, wo ihr auf jemand ſtoßen könntet, der ein Loſungswort verlangte; bedankt Euch bei San Pantaleo, daß Ihr gerade auf mich geſtoßen ſeid, einen ruhigen, beſonnenen Veteranen. Wäret Ihr einem Rekruten in die Hände gelaufen, ſo hättet Ihr jetzt vielleicht Euer Gehirn mit Blei ausgefüttert, und das wenigſtens wäre ſchade für die Signora, die Ihr da am Arm habt. Daß ſie jung und flink iſt, entnahm ich vorhin aus ihrer Bewegung; denn auf meine Anſprache fuhr ſie zuſammen wie ein Reh, das dicht neben ſich die Schweißhunde anſchlagen hört — doch genug der Reden, wo hinaus wollt Ihr?“

„Wir ſuchen den Thurm von Conca.“

„Alle Teufel!“ ſagte der Fremde lachend, „was habt Ihr überhaupt und beſonders in der Nacht im Thurm von Conca zu ſuchen? Meint Ihr vielleicht, es wäre ein Gaſthof, wo ein junges reiſendes Paar vortreffliche Betten findet?“

„Was wir im Thurme von Conca wollen, iſt unſer Geheimniß, und habe ich keine Luſt, es hier auf der Straße jemand anzuvertrauen; wollt Ihr uns hinbegleiten, ſo erfahrt Ihr vielleicht, daß wir dort gewiß keinen guten Gaſthof ſuchen.“

„O, mein Lieber, es iſt ſchon ziemlich ſchwer, nur unangefochten in die Nähe des Thurmes zu kommen; hinein bringen aber nur wenige Leute, und das nur von ganz beſonderer Art.“

„So ſeid wenigſtens ſo freundlich, Herr, uns den Weg dorthin zu zeigen, ich bitte Euch herzlich darum,“ bat Marietta.

„So einer Bitte iſt ſchwer zu widerſtehen; Eure angenehme Stimme paßt ſo viel verheißend zu Eurer flinken Bewegung von vorhin, daß ich, der gerade auf dem Wege nach dem Thurme iſt, Euch dorthin begleiten will, aber folgt mir jetzt, es wird immer dunkler zwiſchen den Bergen, und wir wollen keine Zeit verlieren; in einer Viertelſtunde könnt ihr dort ſein, wenn Ihr Glück habt, auch in den Thurm bringen; ob Ihr aber wieder herauskommt, iſt eine andere Frage, geht mich auch nichts an.“

Damit warf der Fremde ſeinen Mantel von der linken auf die rechte Schulter, hing die Büchſe, die er ſchußgerecht in der Hand gehalten, über die Achſel und ſchritt dann mit raſchen, feſten Schritten vorwärts, ohne ſich umzuſchauen, aber wie jemand, der überzeugt iſt, daß ſeinem Worte Folge geleiſtet wird.

„Da hilft nun kein Zaudern mehr,“ ſagte Don Enrico leiſe zu dem jungen Mädchen, das ſich ängſtlich an ihn ſchmiegte. —

„Dort iſt der Thurm von Conca,“ ſagte der Fremde, nachdem ſie eine ſchwache halbe Stunde auf einem vielfach gewundenen, kaum bemerkbaren Pfade an der rechten Seite der Schlucht empor gegangen waren und, nun wieder hinabſteigend, in einen engen Thalkeſſel kamen, der durch wild auf einander gehäufte Felstrümmer gebildet war, über welchen ſich nur hier und da noch in zackigen Gräten höhere Spitzen des Gebirges dunkel-

Die Hofdame setzte sich in einen Fauteuil und winkte ihrer Begleiterin, nachdem Jean abgetreten war, in dem andern Platz zu nehmen.

Es entstand für den Augenblick eine tiefe Stille, die nur unterbrochen wurde durch das Picken der Uhr auf dem Kamin und durch das Picken der Uhr im Vorzimmer, welche in eifrigem Gespräch begriffen zu sein schienen; bald schienen diese Uhren der gleichen Meinung, dann fiengen sie an gelinde zu streiten, wurden immer heftiger, haspelten durch einander, wollten sich übertönen, und das gieng so fort. Dazwischen hustete im Schlafzimmer zuweilen eine schlaftrunkene Kammerjungfer, und dann war es wieder ganz still.

„Ich war gestern etwas hart gegen dich," sagte die Hofdame und breitete ihren Fächer aus; „ich gestehe mein Unrecht vollkommen ein; du warst überrascht und wußtest nicht, was du thun solltest; es ist das in der Welt schon öfters vorgekommen."

Die Uhren schienen der gleichen Meinung zu sein.

„Es läge auch durchaus nichts Schlimmes, nichts Strafbares darin und liegt auch dergleichen nicht zum Grunde; denn ich bin überzeugt, daß du diese unangenehme Sache für das ansiehst, was sie leider ist, für einen unverantwortlichen Leichtsinn des Barons, für eine Ueberraschung, ja, für eine Ueberrumpelung, wie man sie sich gegen ein junges unerfahrenes Mädchen zuweilen erlaubt."

Die Hofdame schlug ihren Fächer zu und sah Paulinen mit einem festen Blicke an.

Die Uhren begannen ihren kleinen Streit wieder und schienen nicht ganz derselben Ansicht zu sein.

„Antworte mir Pauline," fuhr Frau von C. fort, „antworte mir, mein liebes Mädchen, denn ich bin überzeugt, daß du mir in deinem Herzen Recht gibst; darum gestehe es mir zu, daß du jene unangenehme Ueberraschung zu würdigen weist und

ſchwarz von der helleren Nachtluft abhoben; kein Baum, kein Strauch, ja, kein Grashalm war hier zu entdecken.

„Seht Ihr den Thurm?“ fragte der Fremde, „ich wette, nein, und doch iſt er uns ſo nahe, daß ihn eine matte Büchſenkugel erreichen könnte.“

Richter ſtrengte vergebens ſeine ſcharfen Augen an, um hier eine Spur von Menſchen und Menſchenwohnungen zu entdecken, und erſt als der Fremde ihm ganz genau mit dem Finger die Stelle bezeichnet, unterſchied er in der Tiefe des Keſſels eine regelmäßige, viereckige Maſſe. In dieſem Augenblicke erhob ſich vom Thurme ein wildes Hundegebell, eigentlich ein in grimmiger Wuth bis zum heiſeren Heulen geſteigertes Bellen, wie von wilden Beſtien, die mit Mühe zurückgehalten werden, um auf eine Beute, die ſie wittern, loszuſtürzen. Der Fremde that einen gellenden Pfiff, und alsbald hörte das Bellen und Heulen auf; dann ſagte er zu den Wanderern, die ihm erwartungsvoll folgten: „Bleibt einen Augenblick da ſtehen, ich muß unterſuchen, ob da unten die Luft rein genug iſt für ſo unerwarteten Beſuch. Wenn Euch jemand anruft, ehe ich wiederkomme, ſo antwortet nur: Vietri.“

Damit verſchwand er raſchen Schrittes in der Nacht und ließ die Beiden in einer keineswegs ſehr behaglichen Stimmung zurück.

Es war Richter ſchon mehrmals vorgekommen, während ſie dahin ſchritten, als habe er in der Entfernung den Klang von Schritten, ſo wie das Klirren von Waffen gehört, und jetzt, als der Fremde fortgegangen war, vernahm er dieſe Töne wieder und raſch ſich nähern. Es waren auch nur wenige Minuten vergangen, ſo ſahen ſie ſich mit einem Male von einigen wild ausſehenden, bewaffneten Männern umgeben, die nicht wenig erſtaunt zu ſein ſchienen, hier zwei Fremde zu finden.

„Werda?“ rief der Erſte, der näher trat, und ein Anderer

ſetzte hinzu: „Die Loſung, oder ihr habt keine Zeit mehr zu einem Nachtgebet!“ Dabei hörte Richter das Knacken eines Gewehrhahns und beeilte ſich, das Wort Pietri auszuſprechen; auch Marietta, deren bis jetzt ſo ruhige Haltung anfing in Furcht überzugehen, ſprach dieſes Wort ebenfalls mit lauter Stimme.

„Ei, ei,“ ſagte einer der Männer, während er dicht herantrat, „was haben wir da für ein feines Stimmchen? Schaut doch her, eine allerliebſte kleine Pfeife, bei der es ſich wohl der Mühe verlohnt, den Verſuch zu machen, ob man darauf ſpielen kann.“

„He, braver Junge,“ ſagte ein Anderer, „das iſt vom Himmel gefallen wie eine wilde Mandel! Paßt auf, was ich mir aus der Schale für einen ſchneeweißen Kern ſchäle!“

Er hatte ſeine Hand nach Marietta ausgeſtreckt, allein noch ehe Richter's aufgehobener Stock auf die verwegenen Finger niederfallen konnte, klatſchte auf ſeiner Wange eine gewaltig ſchallende Ohrfeige, welche ihm Marietta, die über der Beleidigung ihres jungfräulichen Stolzes aller möglichen Folgen vergaß, verſetzt hatte.

Wer weiß auch, was geſchehen wäre, denn der Getroffene, den das Gelächter ſeiner Kameraden in Wuth verſetzte, zog ſein Meſſer und war eben im Begriffe, auf das junge Mädchen loszuſtürzen, als die Stimme des Fremden plötzlich ſagte: „Was ſind das für Dummheiten? Schickt man Streifwachen aus, daß ſie ſich an Wanderern vergreifen, die das Loſungswort kennen? Fort, ſage ich Euch!“ Und da der Andere einen Augenblick zögerte und ſein blitzendes Meſſer nicht gleich einſchob, ſo packte ihn der, welcher ſo eben geſprochen, mit einer Hand am Kragen und warf ihn ſeitwärts zwiſchen die Felſen.

„Wenn die Ohrfeige, die Du erhalten haſt, auch ſtark war, denn ihr Klang war ächt,“ fuhr der Fremde ruhig fort, „ſo

ſollteſt Du doch wiſſen, daß Frauenhände nicht beleidigen können; alſo macht, daß Ihr hineinkommt, ſonſt ſprechen wir noch ein ernſteres Wort zuſammen."

Die Streifwache zog ihrer Wege, worauf der Fremde zu Marietta gewandt fortfuhr: „Ihr aber, Signora, könntet auch was Geſcheiteres thun, als gleich zuſchlagen. Opfert dem San Pantaleo eine Kerze, daß ich zur rechten Zeit dazwiſchen kam. He, was ſtarrt Ihr mich ſo trotzig an? Ich glaube, Ihr möchtet auch mit mir Händel anfangen, wenn ich meine Finger nach Euch ausſtreckte! Aber ſo gefallt Ihr mir, ich mag trotzige Weiber wohl leiden — doch jetzt kommt, ihr ſeid an eurem Ziele."

Richter konnte ſich der peinlichſten Empfindungen nicht erwehren: ſeine Zuverſicht, ja, ſeine gänzlich furchtloſe Stimmung war von ihm gewichen und hatte ſich ſeit der rohen Behandlung, die jener freche Geſelle ſich gegen Marietta zu Schulden kommen ließ, in Zaghaftigkeit, ja, in Furcht verwandelt. Wenn ſie jenen Mann, den ſie ſuchten, nicht trafen, wenn ihr Beſchützer von ſo eben auch am Ende Wohlgefallen an dem ſchönen Mädchen fand, wie ſollte er ſie vor roher Behandlung ſchützen, auch wenn er zehn Leben, wenn er ſie hätte, für ſie hingäbe? Marietta's zuverſichtlicher Muth hatte ihn zu einem Abenteuer verleitet, das er ſich jetzt in ſeinen Folgen nur auf das entſetzlichſte und ſchmerzlichſte ausmalen konnte. Daß dieſe Parteigänger der vertriebenen Königsfamilie zügelloſe Banden waren und daß ihre Art, Krieg zu führen, ſtark an das Räuberhandwerk ſtreifte, hatte er zu oft gehört, um es nicht am Ende zu glauben; wie aber Frauen hier ſchon behandelt worden waren, daran konnte er nur mit Schauder denken.

Das junge Mädchen ſchien ſeine Gedanken zu verſtehen, denn ſie drückte feſt ſeinen Arm und flüſterte ihm zu: „Unbeſorgt, Enrico, ich habe eine Ahnung, daß alles gut geht." —

„Da wären wir," ſagte der Fremde, „hier iſt der Thurm von Conca; dahin habt Ihr gewollt, und wenn es Euch jetzt reut, ſo iſt's zu ſpät; was eingeſchenkt iſt, muß auch ausgetrunken werden, und wer nicht verlieren will, der ſpiele nicht."

Er pfiff leiſe, daß es klang wie das Ziſchen einer Schlange, und gleich darauf kam an der Mauer des Thurmes eine Leiter herunter, welche nach einer Oeffnung führte, die ungefähr im dritten Theile des Thurmes angebracht war. Der Fremde ſtellte den Fuß derſelben unten feſt und befahl den Beiden, dort hinauf zu ſteigen, und zwar mit einer ſo gebieteriſchen Geberde, daß eine Weigerung unmöglich war.

Richter ſtieg zuerſt hinauf, und als er und Marietta und einige Zeit nachher auch der Fremde durch die eben erwähnte Oeffnung in ein Gewölbe gelangt waren, zog Letzterer die Leiter nach ſich und ſchloß die Oeffnung, indem er einen ſchweren Quaderſtein mit einem Hebeiſen hineinhob. Dann ſtiegen alle Drei eine ſteile, enge, in der Dicke der Mauer angebrachte Treppe hinauf. Dieſe mündete auf eine eiſerne Thür und führte in ein rundes Gewölbe, welches, den ganzen inneren Raum einnehmend, von einem dicken Pfeiler in der Mitte getragen wurde; in eiſernen Haken an den Wänden ſteckten flammende Kienfackeln.

Die tiefe Dunkelheit draußen hatte die Augen der beiden Wanderer ſo verwöhnt, daß ſie, ſo plötzlich in die Helle eintretend, einige Augenblicke brauchten, ehe ſie im Stande waren, ſich im Gewölbe umzuſchauen; was ſie aber alsdann ſahen, war auch gerade nicht geeignet, ihnen große Beruhigung einzuflößen: ringsumher ſtarrten alle Wände von Waffen; Gewehre, Säbel, Piſtolen, Meſſer waren überall aufgehängt und angelehnt, und eine große Anzahl Männer lagerten, in ihre Mäntel gehüllt, theils ſchlafend, theils leiſe mit einander plaudernd, am Boden. Einige wandten die Köpfe beim Eintritt der Fremden und ſchauten ſie mit finſtern Blicken an; ein leiſer Fluch oder eine ſpöttiſche Bemerkung über

Marietta ſchien unterdrückt zu werden durch die Gegenwart des Fremden, der hier ſo ſicher auftrat, daß man wohl fühlte, er ſpiele in dieſer Umgebung keine untergeordnete Rolle.

Das dachte auch Marietta, und nachdem ſie beim Eintreten einige ſcheue, raſche Blicke rings umher geworfen, heftete ſie jetzt ihr glänzendes Auge auf den Fremden, deſſen Geſtalt und Züge ſie bis jetzt noch gar nicht hatte betrachten können, da er in ſeinen Mantel gehüllt war und auch die draußen herrſchende große Dunkelheit verbot, irgend etwas zu unterſcheiden; jetzt aber, als er in das grelle Licht der Fackeln trat, zeigten ſich ſeine Geſtalt und ſeine Züge um ſo ſchärfer und ausdrucksvoller. Er war von ausgezeichnet kräftigem Wuchſe, mehr als mittlerer Größe, aber von ſchlanker, eleganter Figur. Seine Geſichtszüge waren ſchön und edel; unter den buſchigen Augenbrauen begegneten ein paar große, glänzend ſchwarze Augen mit einem Ausdrucke von neugierigem Wohlwollen dem forſchenden, unruhigen Blicke Marietta's; die feinen Lippen waren von einem dichten, krauſen Barte umgeben, der das ganze untere Geſicht bedeckte; ſeine Kleidung beſtand aus einer Blouſe von braunem Tuche, die um den Leib durch einen ſtarken Ledergürtel zuſammengehalten war, an dem links ein Säbel, rechts eine Drehpiſtole von ausgezeichneter Arbeit hing; um den weißen Hemdkragen hatte er loſe ein rothſeidenes Tuch geſchlungen; ſeine weiten Beinkleider beſtanden aus ſchwarzem Sammt, welche in Stiefeln von weichem Leder ſtaken, die bis an die Kniee gingen und mit Sporen verſehen waren.

Dabei hatte ſeine ganze Erſcheinung etwas ſo Gebietendes und doch zugleich wieder Vertrauen Erweckendes, daß ſelbſt Don Enrico wieder freier aufathmete und ſich bemühte, dem jungen Mädchen durch einen leiſen Druck der Hand Zuverſicht einzuflößen, was aber nicht nothwendig war, denn dieſe, welche den langen Blick des Fremden nicht nur ruhig ertragen, ſondern ihm denſelben eben ſo forſchend wieder zurückgegeben, preßte jetzt ihre Lip-

pen auf einander, als wollte ſie ein Lächeln nicht zum Ausbruche kommen laſſen, welches in ihren Augen aufblitzte.

Der Fremde hatte ſich jetzt raſch gewandt, und nach dem anderen Ende des Gewölbes ſchreitend, ſagte er: „Damit man endlich erfährt, was euch zum Thurme von Conca geführt, folgt mir ins Nebengemach, hier iſt kein Aufenthalt für euch und keine Gelegenheit zur Erörterung.“

Dieſes Nebengemach war ein erkerartiger Anbau an dem Thurme, von dem eben beſchriebenen Gewölbe durch einen ſchweren wollenen Vorhang getrennt, den der Fremde hinter den Beiden zufallen ließ. Neben einem kleinen Tiſche, der ſich hier befand, blieb er ſtehen, ſtützte die Rechte feſt auf und ſagte in ernſtem, faſt drohendem Tone: „Und nun redet, wenn es euch gefällig iſt; wen ſuchet ihr und was wollt ihr?“

Ehe noch Richter etwas erwidern konnte, hatte ſich das junge Mädchen dem Fremden raſch einen Schritt genähert, blickte ihn feſt an und ſagte kurz und beſtimmt: „Euch ſuchen wir, Don Alonzo Chiavone; ich bin Marietta, die Tochter Eurer Schweſter bei Neapel, und bin gekommen, Euch den Wunſch meines Vaters und meiner Mutter mit den herzlichſten Grüßen auszurichten.“

Der Fremde hatte keine Miene verzogen, als das junge Mädchen ſo ſprach, doch trat er ihr jetzt einen Schritt näher, faßte ihre rechte Hand, während er mit ſeiner linken ſanft ihr Kinn aufhob, um ihr ins Geſicht zu ſchauen. Das that er aber mit einem Ausdrucke von durchdringenden Scharfſinne, ja, mit furchtbarem Ernſte, und erſt als Marietta ſeinen Blick zuverſichtlich und feſt aushielt, milderte ſich der Ernſt ſeiner Züge und aus ſeinen finſteren Augen brach ein milderer Strahl hervor. Er warf noch einen langen, prüfenden Blick auf Don Enrico, der ahnend, was ſich hier begeben würde, neben dem Vorhange ſtehen geblieben war, und rief dann mit lauter, fröhlicher Stimme:

„Ich bin Alonzo und, bei San Pantaleo, Du biſt die Tochter meiner guten Schweſter Annina! Das iſt unverkennbar der Schnitt ihres Geſichtes und in demſelben der ſchelmiſche Blick der heiteren Augen meines Schwagers Raſajele. Aber biſt Du ein hübſches Mädchen geworden! Freilich, verſprochen haſt Du immer etwas, als Du noch in den Windeln lagſt mit Deinem trotzigen Mäulchen und Deinen hellen Augen! Ja, ja, bei San Pantaleo, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, und deßhalb haſt Du auch das Herz auf dem rechten Flecke! Der Beweis dafür iſt, daß Du es gewagt haſt, den Thurm von Conca aufzuſuchen, den Männer, und noch dazu muthige Männer, gern in einem Kreiſe von ein paar Miglien umgehen, daß Du gekommen biſt bei Nacht und Nebel, Don Alonzo aufzuſuchen — und ſo ganz allein — — eigentlich nicht ſo ganz allein," fuhr er langſamer fort, indem er einen zweiten, noch prüfenderen Blick auf den jungen Mann warf — „nicht allein, aber ſage mir, Kind Marietta, wen haſt Du da eigentlich bei Dir, ich werde nicht recht klug daraus? Daß es kein Italiener iſt, das ſieht ein Halbblinder auf tauſend Schritte; iſt es vielleicht ein Bavareſe, der bei uns eintreten will? Da kommt er gerade nicht zu guter Zeit, denn ich ſtehe im gegenwärtigen Augenblicke nur noch mit einem Fuße hier und muß in den nächſten Tagen daran denken, mich hinüberzuſchwingen auf die andere Seite. Bei San Pantaleo und bei San Gennaro, den Schutzpatron alles fließenden Blutes, ſie laſſen Einem nächſtens gar keine Ruhe mehr!" —

„Gut, daß Du mich daran erinnerſt, Zio Alonzo, aber ich hätte es auch ſo nicht vergeſſen; geſtern ſind ſie nach Amalfi und Salerno gefahren, ein ganzes großes Schiff voll, und haben überall Soldaten ans Land geſetzt."

„Ich weiß das alles ſchon, liebes Kind," gab Chiavone zur Antwort und ſetzte hinzu, ohne ſeinen durchdringenden Blick von dem Begleiter des jungen Mädchens zu laſſen: „Aber ſtelle mir

den Fremden da vor; bei unſerer guten Sache, ich muß doch wiſſen, wen ich in meinen Mauern habe; darüber gehſt Du ſo leichtſinnig hinweg, wie es überhaupt die Weiber zu machen pflegen."

„Verzeihe, Zio," gab Marietta zur Antwort, „daß ich Dir nicht gleich ſagte, dieſes iſt Don Enrico, der bei uns im Hauſe wohnt, ein Freund meines Vaters und auch ein Freund unſeres guten Herrn, des Marcheſe Gaetano Fontana, der nach Neapel zurückgekommen iſt, nachdem er in Rom geweſen war, und den ſie nun in die Vicaria geſetzt haben. Don Enrico hat mich aus freien Stücken begleitet und hat es ſehr gern gethan, und that es, weil jeder Andere, der mich begleitet haben würde, Verdacht erregt hätte, und weil es mir auch viel lieber war, daß mich Don Enrico begleitete, als jeder Andere."

„Hollaho," rief Chiavone lachend, „das geht ja im Galopp! Wenn es nur nicht durchgeht mit Dir, Kind Marietta! Bei San Pantaleo, läuft da die Dirne mit einem fremden Menſchen im Lande herum, meine Nichte, die Nichte des Generals Chiavone! Gott und alle Heiligen mögen es Deiner Mutter verzeihen! Die kennt den Blick Deiner Augen ſchlecht, ſonſt hätte ſie Dir einen alten Capuciner mitgegeben. Was ſind das für Geſchichten? Und obendrein biſt Du ja Braut, wie ich gehört habe —"

Das junge Mädchen zuckte unmuthig zuſammen.

„Braut des ganz vortrefflichen Don Nicola Brancaccio, eines elenden Hundes, den Gott verdammen möge! Willſt Du dieſen Kerl wirklich heirathen, Kind?"

„Eher in den Veſuv ſpringen!" rief Marietta leidenſchaftlich.

„Aha, ich merke ſchon!" ſagte Chiavone lachend; „da haſt Du Deine Pilgerfahrt unternommen, um Dich ſelbſt ins Gerede zu bringen und die Heirath unmöglich zu machen? Nicht ſo unklug, bei San Pantaleo!

„Nun," wandte er ſich mit einem freundlichen Kopfnicken

an Richter, „da das Mädchen ſo für Euch gut ſpricht, ſo ſeid mir willkommen im Thurme von Conca! Hereingekommen wäret Ihr glücklich, aber wie Ihr wieder hinauskommt, das iſt eine andere Frage; hoffentlich habt Ihr Muth und es wird Euch nicht darauf ankommen, für ein ſolches Mädchen, wie meine Nichte, etwas zu wagen, die ſich nichts daraus macht, mit Euch ins Gerede zu kommen; bei meinem Leben, wenn Ihr ein ſolches Glück verdient, dann müßt Ihr ein ganzer Kerl ſein!“

„Hoffentlich würde ich es verdienen, General,“ erwiderte Richter, „wenn ſich die Sache wirklich ſo verhielte, wie Ihr geglaubt! Signorina Marietta iſt nicht mit mir von Neapel weggegangen, um mit mir ins Gerede zu kommen, ſondern um das zu vermeiden, haben wir uns erſt in Ravello getroffen; ein wichtiger Grund führt uns zu Euch. Es gilt, meinen lieben und verehrten Freund, den Marcheſe Gaetano Fontana zu retten, der nach Neapel kam, um ſein Vermögen und ſeine Güter den räuberiſchen Händen des Advokaten Brancaccio zu entreißen, und den ſie in die Vicaria geſetzt haben, weil er in Rom war und weil ſie ihn für einen Anhängr des vertriebenen Königs halten.“

„So ſagte das Mädchen vorhin,“ entgegnete Don Alonzo nachdenkend; „die Vicari iſt ein feſter Ort, und wenn ſie etwas auf ihn bringen können, ſo kann's ihm ſchlecht ergehen.“

„Das ſollt und müßt Ihr gerade verhüten, Zio Alonzo, deßhalb ſind wir ja hier, um Euch zu bitten, dem Marcheſe zu helfen.“

„Bin ich denn Gouverneur von Neapel?“ erwiderte Chiavone mit einem kurzen Lachen, „oder habe ich über Millionen zu verfügen, um ihn loszukaufen? Allerdings ſollte man ihm helfen, wenn ſie ihn wegen der guten Sache eingeſteckt haben.“

„Niemand als Ihr kann das,“ verſetzte entſchloſſen das junge Mädchen; „ſo ſagt mein Vater und auch die Mutter, Ihr

hättet Bekanntſchaften überall in Neapel und vor Eurem mächtigen Willen ſprängen auch die Thore der Vicaria auf."

„Oho!" machte Chiavone, indem er den Kopf aufwarf und dabei ſeine Rechte in den krauſen Bart vergrub. „Es iſt da drunten nicht mehr wie früher," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „und das iſt eine Sache, die überlegt ſein will. Laßt uns vor allen Dingen etwas zu Nacht ſpeiſen, guter Rath kommt über Tiſch, und darin hat Dein Vater und Deine Mutter ſchon Recht, wenn General Chiavone etwas für eine gute Sache thun kann, ſo unterläßt er es gewiß nicht, müßte er auch ſeine eigene Haut zu Markte tragen."

Nach dieſen Worten klatſchte er in die Hände und es dauerte nicht lange, ſo wurde der Vorhang an der Thür aufgehoben und einer der Leute, die ſich in dem Nebengemache befanden, trat herein.

„Aha, es iſt mir recht, daß gerade Du kommſt, Carlino," ſagte Don Alonzo; „ſchau Dir dieſes junge Mädchen an, nach der Du Deine unſauberen Finger ausgeſtreckt, und wenn ich Dir alsdann ſage, daß es meine Nichte Marietta iſt, ſo wirſt Du Deinem Schutzpatron, wenn Du überhaupt einen haſt, eine pfündige Kerze geloben und das Gelöbniß auch halten, weil Du noch im Stande biſt, mit ganzem Schädel einherzugehen. Jetzt hole einige Flaſchen Wein und ſiehe, was man zu eſſen hat."

Der Angeredete grinste, was aber bei ihm ein freundliches Lächeln vorſtellen ſollte, und zog ſich rückwärts zur Thür hinaus.

„Es iſt ſonſt ein guter Kerl, wie die Uebrigen, die ich hier um mich habe, ein bischen rauh von Manieren und ſo tappig wie ein Bär, wenn er Honig wittert; aber was kann man da machen, jede Sau hat ihren Martinstag! Doch jetzt ſetzt Euch bequem, Stühle hat's hier allerdings nicht, doch

daß du es begreifſt das Spiel, das man mit dir getrieben, oder nein! das man mit dir treiben wollte. Geſtehe es deiner mütterlichen Freundin.“

Das junge Mädchen fuhr ſchmerzhaft berührt zuſammen und blickte, ohne ein Wort zu ſprechen, aber flehend auf ihre mütterliche Freundin.

Die Uhr neben ihr auf dem Kamin und die im Vorzimmer ſchienen ſich immer mehr zu entzweien, ſie begannen einen lebhaften, heftigen Streit mit einander, und es war ungewiß, welche den Sieg davon tragen würde.

„Antworte mir doch, liebe Pauline!“ fuhr die Hofdame fort und ſchlug ihren Fächer ungeduldig und ſehr raſch zuſammen, „ſprich dich aus über die ... Vermeſſenheit jenes Mannes, über jene Unſchicklichkeit, die du wohl fühlen mußt, namentlich du, ſonſt in allen Dingen ſo zart und ſo außerordentlich empfindlich für jede noch ſo leichte Berührung; — oder ſiehſt du vielleicht,“ fuhr ſie lauernd fort, „nicht die Unſchicklichkeit ein, die gegen dich begangen wurde, eine ganze Kette von Unzartem, von Unartigem, von dem Moment an, wo er in dein Cabinet drang, bis zu dem Moment, wo er dich küßte? — — — Ja, dich küßte, mein Fräulein!“ fuhr Frau von C. entſchieden fort, als ſie bemerkte, wie das junge Mädchen die Hand erhob und antworten zu wollen ſchien — „aber jetzt bitte ich dich um Antwort! Fandeſt du das Benehmen des Barons gegen dich nicht im höchſten Grade unſchicklich und lächerlich?“

„Nein!“ ſagte das Mädchen mit kaum hörbarer Stimme, „ich kann das gerade nicht finden;“ faßte dabei aber die Lehne ihres Seſſels, als fürchte ſie, nach dieſer Antwort durch einen Blick ihrer mütterlichen Freundin in einen bodenloſen Abgrund geſchleudert zu werden.

Frau von C. aber ſank bei dieſer Antwort in die innerſte Tiefe ihres Fauteuils und wunderte ſich alsdann ungemein, daß die Erde ſie nicht wirklich und wahrhaftig verſchlungen.

werdet Ihr müde genug ſein, um auch dieſe Holzbänke angenehm zu finden."

Alle Drei ließen ſich darauf an dem grob gezimmerten Tiſche nieder, der von Carlino nach kurzer Zeit mit ein paar Flaſchen Wein, Brod und Salami beſetzt wurde.

Dabei war es faſt komiſch anzuſehen, wie Carlino ſich bemühte, der Signora Padrona alle möglichen kleinen Aufmerkſamkeiten zu erzeigen, ſo zwar, daß, als er hinausgegangen war, Chiavone ſagte: „Der Schlag, den Du ihm ertheilteſt, hat ihn Dir vollſtändig zum Sklaven gemacht."

Sie aßen und tranken mit vollem Appetit, und nachdem hierauf der General und Don Enrico ihre Cigarren angezündet, verfiel der Erſtere in tiefes Nachſinnen, wobei er es nicht zu bemerken ſchien, daß Richter die kleine Hand Marietta's ergriff und ſie ſo verſtohlen als möglich küßte.

Nach einiger Zeit blickte Don Alonzo auf und ſagte: „Ich habe mir Eure Angelegenheit ein bischen überlegt. Schwer wird es zu machen ſein, aber es iſt vielleicht nicht gerade unmöglich. Der Marcheſe kam alſo von Rom und war wohl früher im Auslande? Hat er einen fremden Paß?"

„Ja, einen franzöſiſchen," gab Richter zur Antwort.

„Das iſt ſchon gut. Auf der Rhede von Neapel liegt eine franzöſiſche Corvette. Im Falle man ihn nun aus der Vicaria erlöſte, müßte er ſich an Bord dieſes Schiffes flüchten; herausgeben werden ſie ihn nicht ſo leicht, und was ſeine Angelegenheit betrifft, wegen der er nach Neapel kam, ſo könnte er auch vom Auslande her ſein Recht verfolgen. Wie Ihr da vorhin ſagtet, ſind die Piemonteſen in Amalfi?"

„Und in Ravello."

„Infanterie oder Nationalgarden?"

„Infanterie und Berſaglieri."

Chiavone ſchüttelte unmuthig mit dem Kopfe. „Die Ber-

saglieri sind mir die unliebsten, weil es die bravste Truppe ist; wie viel können es ihrer wohl sein?"

„Im Ganzen, wie ich hörte, ein Bataillon Infanterie und eine Kompagnie Versaglieri."

Chiavone blickte nachdenkend vor sich hin und sagte nach einer längeren Pause: „Ich werde mich schwerlich hier halten können, und es wäre Unsinn, so der Uebermacht trotzen zu wollen."

„So viel ich hörte, wird eine Kompagnie Infanterie und einige zwanzig Mann Versaglieri, die in Ravello liegen, heute gegen hier ausgerückt sein."

„Allerdings sind sie das, ich habe genaue Kundschaft, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn es morgen mit dem Frühesten hier in der Umgegend losginge. Erschrick nicht, Marietta, Du wärest im königlichen Schlosse zu Neapel nicht sicherer als im Thurme von Conca; den haben die Piemontesen schon oft gesucht," fügte er lachend hinzu, „und nie gefunden, was sie zu finden hofften; auch dieses Mal sollen sie, denke ich, das Nachsehen haben. Den größten Theil meiner Leute habe ich nach Vietri dirigirt, wo ich mich selbst mit ihnen einschiffen wollte; da ich aber noch einen Besuch in Neapel zu machen habe," setzte er freundlich lächelnd hinzu, „so werde ich wahrscheinlich über Ravello und Amalfi dorthin gehen."

„Das wagtet Ihr, General?"

„Es wäre nicht das erste Mal und wird auch hoffentlich nicht das letzte Mal sein; aber Kinder, es ist spät geworden, legt Euch zur Ruhe, wir können morgen früh wieder einen harten Tag haben. Don Enrico bleibt hier, dort in dem Winkel sind Schaffelle, auf denen er eben so sanft liegen wird, wie der Papst im Vatican; für Dich, mein Kind, habe ich auf der anderen Seite ein kleines Kämmerchen mit einem guten Riegel, wie ihr Mädchen es gern habt; nun komm!"

Ehe Marietta dieſer Aufforderung Folge leiſtete, reichte ſie Don Enrico ihre beiden Hände, die dieſer haſtig ergriff und an ſeine Lippen führte; dann folgte ſie dem General Chiavone, der ſchon vorausgegangen war und ſie nach einem kleinen Erkerzimmer auf der anderen Seite des Gewölbes brachte, wo ſich am Boden ein Strohſack mit einigen Schaffellen befand und auch die Thür mit dem verſprochenen Riegel. Es war dies das eigene Schlafzimmer des Generals.

Ehe er von dem jungen Mädchen Abſchied nahm, küßte er herzlich ihre beiden Augen, Marietta verriegelte ihre Thür und legte ſich alsdann auf das einfache Lager, wo ſie, von der Müdigkeit überwältigt, faſt entſchlummert war, ehe ſie nur ihr Ave Maria beendigt.

Sechsundſechszigſtes Kapitel.

Ein Gefecht in den Bergen.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, ehe ihre Strahlen die enge Schlucht, den finſteren Thurm, den Erker und das Lager mit glänzendem Lichte trafen, wo Marietta von den Anſtrengungen und Aufregungen des verfloſſenen Tages ausruhte. Sie ſprang auf, und es bedurfte einiger Minuten, ehe ſie ihre Erinnerungen geſammelt und ſich in ihrer eigenthümlichen fremdartigen Umgebung hier zurecht gefunden hatte.

Nachdem ſie ſich aber aller Einzelheiten des vergangenen Tages erinnert, ſich auch vollkommen bewußt geworden, wo ſie war, und ihren Anzug einigermaßen geordnet hatte, horchte ſie an der Thür.

Alles im nebenan liegenden Gewölbe war still, ehe sie aber öffnete, blickte sie durch das enge Gitterfenster hinaus, durch welches die Sonne ihre Strahlen hereinwarf; auch hier sah sie kein lebendes Wesen, auch hier hörte sie keinen Laut. Die Umgebung, so weit sie dieselbe überblicken konnte, bestand aus kahlen Steinmassen, durch einander geworfenen Felsentrümmern, über denen der tief dunkelblaue Himmel eines heißen Tages lag.

Sie schob den Riegel ihrer Thür zurück und trat vorsichtig in das Gewölbe; auch hier war alles leer und still, von den Bewaffneten, die gestern diese Räume erfüllten, war nirgends mehr eine Spur zu sehen. Auf der anderen Seite bemerkte sie den Vorhang, hinter dem sie gestern mit ihrem Oheim und Don Enrico gesessen; dorthin wandte sie ihre Schritte, und als sie ihn aufhob, sah sie Richter vor sich, der beim Geräusche ihrer Schritte von seinem Lager aufgesprungen war und sich auch im Augenblicke der Gegenwart nicht recht erinnern zu können schien, dann aber, als Marietta nach einem freundlichen Morgengruße ihn auf die auffallende Ruhe und Stille des ganzen Gebäudes aufmerksam machte, mit ihr beschloß, den Ort, wo sie sich befanden, näher zu untersuchen. Im ganzen Thurme war übrigens, außer den Beiden, niemand zu sehen noch zu hören; sie fanden den Eingang, durch den sie am Abend vorher hereingeführt worden waren, verschlossen, stiegen dann mehrere enge Treppen auf und ab, die in der Dicke der Mauer nach einigen dunklen Ecken und Gewölben führten, denen ähnlich, wo sie die Nacht zugebracht hatten.

Bei einer derartigen Untersuchung fanden sie an den Wänden des runden Gewölbes, wo sie zuerst eingetreten waren, Spuren maurischer Verzierung, und unten an den Mauern noch hier und da glasirte Ziegel, deren durch einander laufende, farbige Linien ehemals eine bunte, phantastische arabische Zeichnung gebildet hatten. Auch was sie von der Bauart der Fenster

und Schießscharten sahen, zeigte sich in arabischem Baustil, und so war denn kein Zweifel daran, daß sie sich in einem von den Sarazenen erbauten Thurme befanden. Nach langem Suchen fand Richter eine kleine Treppe, welche ihn und Marietta oben auf die Zinnen des Thurmes führte. Damit hatten sie nun zwar das helle Tageslicht und den blauen Himmel, so wie einen Ueberblick der unwirthbaren Schlucht erlangt, aber weiter nichts; alles war öde und kein lebendes Wesen zu sehen; nur ein paar Raubvögel zogen ihre Kreise in der dunkelblauen Luft, bald höher, bald tiefer, und wenn sie sich dem Rande des Felsenkessels näherten, so trafen einzelne unheimliche Töne das Ohr der ängstlich Lauschenden und unterbrachen die Todtenstille.

Als sie von oben herabsahen, bemerkten sie, daß der Thurm früher zu einem größeren Gebäude gehört haben mußte, doch war dieses bis auf ein paar stehengebliebene Säulen, die durch einen zierlichen Bogen in Hufeisen-Form zusammengehalten waren, und wenige Mauerreste in Trümmer gesunken, wahrscheinlich mit Gewalt zerstört worden, bei welcher Gelegenheit man den Thurm vielleicht als Warte erhalten hatte.

An einer Seite stand derselbe so nahe an der Felsenwand der Schlucht, daß Richter bemerkte, wenn es gälte, zu entkommen, würde es am Ende wohl möglich sein, vom Mauerkranze hier oben auf einen der Absätze zu springen, der sich der Wand des Thurmes am meisten näherte. Hier befand sich ein kleines Erkerthürmchen, das wie ein Schwalbennest zwischen die Zinnen hineingeklebt schien und an dem eine Vorrichtung angebracht war, welche einer schmalen Zugbrücke glich, um vermittels ihrer die gegenüberliegenden Felsen zu erreichen. Als Richter in der Hoffnung, etwas zu finden, um diese Zugbrücke bewegen zu können, das Thürmchen umschritt, sah er auf der anderen Seite in eine Mauerecke geschmiegt, und zwar so, daß seine Beine über den Mauerrand herabhingen, Carlino sitzen, der beschäftigt war,

ein Stück Brod und Speck zu frühstücken und ihn pfiffig lächelnd von der Seite anblickte; seine Büchse hatte er auf den Knieen liegen und ein paar Pistolen im Gürtel stecken.

Marietta, die ebenfalls herbeikam, sagte: „Du hättest auch wohl zum Vorschein kommen können, als Du uns auf der anderen Seite sprechen gehört," worauf Carlino langsam seinen Kopf schüttelte und nach einiger Ueberlegung sagte: „Dazu hatte ich keinen Befehl, und mehr zu thun, als mir befohlen, könnte mich mit dem Sir Gonorale in Unannehmlichkeiten bringen, die man gern vermeidet."

„Und was ist Dir befohlen?" fragte Richter.

„Hier zu sitzen und dort drüben auf die Felsenspitze zu sehen; von da erhalte ich ein Zeichen, ob ich die Brücke herablassen soll oder nicht."

„Und was wurde Dir wegen uns befohlen?"

„Wenig auf eure Fragen zu antworten und euch zu ersuchen, wenn ihr Hunger und Durst hättet, von dem Weine zu trinken und von dem Brode zu essen, das drunten auf dem Tische steht."

„Wer kann in der Frühe Wein trinken?" sagte Marietta verächtlich; „kannst Du mir irgend ein Glas Wasser verschaffen? Dort drüben in dem Felsen hat's eine wunderbare Quelle, laß die Zugbrücke herab, daß wir hingehen können."

„Geht nicht an, ich käme in schöne Geschichten!"

„So gehe Du und hole mir frisches Wasser, ich will es bei meinem Oheim verantworten."

„Es geht nicht an, die Verantwortung könnte zu spät kommen, um mir 'was zu nutzen; doch geduldet euch nur, ich erhalte sicherlich mein Zeichen und wahrscheinlich von ihm selber, dann könnt' ihr mit ihm reden, ob ihr hinaus dürft. Doch horch! Habt ihr nichts gehört?"

Richter hatte wohl etwas vernommen wie den schwachen

Ton eines Hornes, und gleich darauf etwas wie einen weit entfernten, dumpf klingenden Trommelwirbel.

„Aha," meinte Carlino, „es wird früher losgehen, als wir es uns gedacht."

„Und was wird geſchehen?" fragte das junge Mädchen ängſtlich.

„Nun, ein bischen auf einander ſchießen, zum Handgemenge wird er es wohl ſchwerlich kommen laſſen, denn das Ganze iſt nichts wie ein Scheingefecht, um den Unſrigen einen ruhigen Abzug zu gewähren; an dem Thurme hier werden ſie ſich ihre Schädel einrennen."

„So werden wir hier eine Belagerung aushalten?" fragte Richter mit flammendem Blicke, doch ſetzte er hinzu, als er das Erſchrecken und den vorwurfsvollen Blick des jungen Mädchens ſah: „Ich wünſche das gerade nicht, liebe Marietta, aber wenn es ſo käme, würde ich mich freuen, Deinem Oheim zur Seite ſtehen zu können."

„Und was würde bei einer Belagerung aus uns?" fragte Marietta den Soldaten.

„Dafür laßt nur den Sir Generale ſorgen; den Thurm von Conca können ſie belagern und nehmen, aber dabei werden ſie von uns nicht viel zu ſehen kriegen. Doch ſchaut dort nach der Felſenſpitze, da iſt er ſelbſt."

Richter blickte nach der Richtung hin, die Carlino bezeichnete, und ſah jetzt eine Art Fußpfad, der in vielen Windungen, an manchen Stellen auf in den Felſen gehauenen Stufen ſich an der Steinwand hinaufzog, und jetzt erſchien oben am Rande derſelben jemand und rief mit dem Hute winkend einen Gruß hinunter.

„Es iſt Don Alonzo," rief Marietta, „er kommt zu uns!"

Und ſo war es auch. Sie ſah Chiavone eilig den Pfad herabſteigen, und bald ſtand er ihnen gegenüber auf dem Vor-

ſprunge und rief: „Gewiß haſt Du ſchon tüchtig auf mich geſcholten, Kind Marietta, daß ich mich heute früh davon machte, ohne Dir guten Morgen geſagt zu haben, aber es ging nicht anders, ich muß überall ſein, um nachzuſehen. Dieſes Mal,“ fuhr er lachend fort, „haben ſie mir alle Wege abgeſchnitten und handeln jetzt wahrſcheinlich ſchon um das Fell des Bären, aber, bei San Pantaleo! Sie ſollen meine Tatzen fühlen und dann doch noch das leere Nachſehen haben. Haſt Du ſchon gefrühſtückt, Kind?“ fuhr er fort.

„Carlino bot mir Wein an, aber dazu konnte ich mich nicht entſchließen.“

„Ja, Signorina, Kaffee und Chocolade gibt es bei uns nicht.“

„Aber doch wohl friſches Waſſer dort oben von jener kleinen Quelle, die man hier rauſchen hört?“

„Ah, dort willſt Du Deinen Durſt und Deine Neugierde löſchen? Möchteſt wohl ein bischen in's Thal hinabſchauen? Meinetwegen! Da ich weiß, daß Du muthig und folgſam biſt, ſo will ich Dich mit Deinem Begleiter ein wenig hinauslaſſen.“

Er winkte Carlino, und dieſer ſprang auf, zog einen Schlüſſel aus der Taſche und öffnete das Schloß, welches die Kette hielt, an der jenes zugbrückähnliche Gerüſt befeſtigt war, ließ dieſes nieder und zeigte grinſend auf die ſchwankende Brücke, während Chiavone ſie aufforderte, raſch herüberzukommen.

Marietta ſtand einen Augenblick unſchlüſſig, die jähe Tiefe und den ſchwankenden Steg betrachtend.

„Was, Kind Marietta, biſt Du am Ende doch furchtſam? Laß doch ſehen, ob Dein Füßchen ſo ſicher und feſt auftritt, als Dein weißes Händchen zuſchlägt! Oder ſoll ich Dich herübertragen? Warte!“

Ehe er aber noch ausgeredet hatte, war das junge Mädchen leicht und raſch über den Steg geeilt und ſagte lächelnd: „Ich

glaube, daß mancher Mann ſich beim erſten Male eine Sekunde bedächte."

„Bei San Pantaleo, Du haſt Recht und biſt eine wackere Dirne; ich habe manchen beherzten Burſchen geſehen, der hier ſtutzte, und nicht nur zum erſten Male, ja, es gibt manche, die eben ſo gern in's tollſte Feuer zurückkehren, als den Luftſprung machen; doch ſchau, Dein Begleiter macht Dir alle Ehre!"

Richter, der dem Zwiegeſpräche zugehört, betrat feſten und langſamen Schrittes die gefährliche Brücke und ſchaute in die furchtbare Tiefe, über die er hinſchritt.

„Mich freut Euer Wort, General," ſagte er, „und es käme jetzt nur auf Euch an, mich mit einer Büchſe zu bewaffnen und mitgehen zu laſſen, ich glaube, ich würde Euch keine Schande machen."

„Davon bin ich überzeugt," gab Don Alonzo mit einem herzlichen Blicke auf das junge Mädchen zur Antwort, „ich kenne das Blut der Chiavone; Marietta würde Euch nicht gewählt haben, wenn es anders wäre. Doch um hier zu fechten, muß man alle Schleichwege ganz genau kennen: wir, die hier auf jedem Pfad und in jeder Schlucht zu Hauſe ſind, werfen uns zehnmal auf ihre langen, anrückenden Colonnen, und kehren eben ſo oft, ohne daß ſie uns erreichen können, in das ſichere Verſteck zurück. Aber jetzt kommt! Dort droben iſt die Quelle und etwas höher ſollt ihr auch einen Blick in das Valle di Tramonte werfen, von wo ſie heranziehen."

Don Alonzo folgend, der ihnen auf dem mühſamen Pfade raſch voranſchritt, erreichten ſie den Rand des Felſenkeſſels und gingen dann noch einige Minuten in einer höher liegenden Schlucht fort bis an eine Stelle, wo ſie ſich etwas erweiterte und wo eine Quelle zwiſchen Felſen hervorquoll und Moos und Gras ringsum ernährte.

„Da, trinkt!" ſagte Chiavone raſch, dann richtete er ſich in

die Höhe und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. „Bei San Pantaleo," rief er, „es geht wahrhaftig schon los!" Denn drunten aus dem Thale herauf klangen die Hörner lauter, hörte man den Trommelwirbel besser und einige Schüsse deutlicher.

„Jetzt hört mich an," rief Chiavone, „und befolgt meine Worte wie ein Evangelium, denn sonst würde es Unglück geben. Da vor uns seht ihr eine Felsenspitze, bis dahin dürft ihr gehen und hinabschauen; bleibt aber nur so lange, bis die Schüsse näher klingen, oder noch besser, bis ich euch einen von meinen Leuten hinaufschicke. Ihr, Don Enrico," wandte er sich an den jungen Mann," haftet mir für Marietta; sie soll hinter der Felsenspitze bleiben, und auch Ihr thut wohl daran, wenn Ihr Euch nicht oben hinauf als Zielscheibe stellen wollt; ich habe Ursache, unseren Freunden von San Antonio zu mißtrauen, sie könnten auf Pfaden, die nur Einheimischen bekannt sind, ein Dutzend Bersaglieri da drüben in die Schlucht führen, und diese Kerle schießen wie die jungen Teufel. Also auf Wiedersehen — doch, bei San Pantaleo!" rief er, sich nochmals umwendend, „es wäre besser, wenn Ihr in den Thurm zurückgingt, ich fühle einen Druck auf dem Herzen, der mir nichts Gutes weissagt; gehe hinein, Marietta, und sei nicht kindisch."

„Nur einen Augenblick laß uns dort hinauf, Zio Alonzo," bat das junge Mädchen. „Hast Du nicht selbst gesagt, in mir wäre das Blut der Chiavone? Eigentlich sollte ich von Dir ein Gewehr verlangen, daß ich mitziehen könnte."

Ihre Augen leuchteten, als sie das sagte, und der trotzig geöffnete Mund zeigte die schneeweißen Zähne.

„Du bist eine tolle Dirne — San Pantaleo stehe Dir bei!" sagte Chiavone, indem er davon eilte. „Aber bleibt nicht zu lange da oben, denn sie dringen rasch vor," rief er, während er in der Schlucht verschwand, noch einmal zurück.

Marietta konnte sich nicht verhehlen, daß ihr Herz heftiger

„In der That,“ ſagte ſie nach einer langen, langen Pauſe, während welcher die Uhren, ein unangenehmes Geſchlecht, nachdem ſie kaum wieder einig geworden waren, ſchon wieder ihren Streit begonnen, — „in der That mein Fräulein, Sie ſehen das wirklich nicht ein? In der That nicht? — Ganz gewiß nicht? — Und empfinden nicht die entſetzliche Unſchicklichkeit, die man gegen Sie begangen?“

„Nein!“ wiederholte das Mädchen abermals und dieſes Mal mit etwas beſtimmterem Tone, „ich kann das, was geſtern Morgen zwiſchen dem Baron und mir vorgefallen, wohl eine Ueberraſchung nennen, aber keine Unſchicklichkeit; es iſt durchaus nichts, was mich herabſetzen könnte — durchaus nichts — ich glaube wenigſtens ſo, meine theure Frau von C., gewiß nichts, was mir Ihre Vorwürfe zuziehen könnte.“

„Keine Unſchicklichkeit wäre begangen worden? nichts, was Ihnen Vorwürfe zuziehen könnte?!“ rief die Hofdame ſo laut, daß ſie die leiſen Stimmen der Uhren übertönte; „o Gott, wie das naiv iſt! Keine Unſchicklichkeit, wenn ein junger Mann ein Hoffräulein in ihrem Zimmer küßt? — Die Frau Herzogin aber,“ fuhr ſie ſtrenger fort und ſprang bei der Nennung dieſes Namens von ihrem Fauteuil auf, als ſei die gewaltige Dame ſelbſt in der Nähe, „die Frau Herzogin aber und ich, wir halten dafür, daß man Sie compromittirt hat, daß man ſich ſehr unſchicklich gegen Sie betragen.“

Das junge Mädchen war ebenfalls aufgeſtanden und ſagte mit leiſer Stimme, aber beſtimmt und feſt: „Ich kann nur bedauern, gnädige Frau, daß ich zum erſten Mal im Leben in den für mich traurigen Fall gekommen bin, wo meine Anſichten mit den Ihrigen nicht übereinſtimmen; der Baron hat mir keine Liebeserklärung gemacht — — — — aber er bot mir ſeine Hand an.“

„Er bot dir ſeine Hand an?“ ſagte die Hofdame und lachte dabei entſetzlich laut. „In der That, mein Fräulein, er bot dir

klopfte, als sie mit Richter an die bezeichnete Felsenspitze trat. Welch auffallenden Gegensatz bildete das, was sie hier sah, mit der beschränkten Stille, Einsamkeit und Verborgenheit des kleinen Thales, in dem die Quelle rauschte und von welchem sie sich nur wenige Schritte entfernt hatten! Zu ihren Füßen öffnete sich das Valle di Tramonte, ein üppiges Thal mit dichtbelaubten Kastanienbäumen, immergrünen Eichen, die Ränder der anfänglich steil abfallenden Schlucht mit riesigen Aloestauden bedeckt, deren stachliche Blätter von bläulich-grüner Farbe hell abstachen zwischen den dichten Gebüschen von Ginster, Myrthen, Lorber und Rosmarin; die Felsen, welche von hier terrassenförmig abfielen, waren mit verfallenen Thürmen und Castellen gekrönt und lagen schwarz auf den grauen Steinwänden, zwischen deren Spalten üppiges Grün hervorwucherte und ihnen eine malerische Färbung verlieh. Auch Klöster und Ortschaften sah man auf steilen Höhen in wilder Felseneinsamkeit weiß hervorleuchten aus üppigem Weinwuchse und schattigen Kastanienhainen, und weit von ihnen war alles das begrenzt durch den blitzenden, schimmernden Gürtel des unendlichen Meeres.

Zu einer andern Zeit hätte Richter entzückt dieses Panorama betrachtet, jetzt aber blickte er ernst, fast besorgt hinab; denn wie Chiavone schon gesagt hatte, näherte sich das Schießen auffallend rasch und folgte beinahe ununterbrochen auf einander; auch bemerkte man zwischen dem Grün des Thales hin und her eilende Gestalten und sah das Blitzen von Waffen im Sonnenlicht; der Rauch der Flintenschüsse, der die Stellungen der fechtenden Parteien anzeigte, stieg gerade in die Höhe und bildete einen förmlichen Nebel über der Blättermasse.

Richter konnte sich nicht enthalten, auch an Herrn von Marlott zu denken, mit dem er getrunken und geplaudert und der ihm nun feindlich gegenüber stand. Wie sehnlich hätte er ein Gewehr gewünscht, um mit hinabeilen zu können, denn das

Tönen der Hörner, das Knallen der Gewehre und wildes Geschrei, das man zuweilen von drunten vernahm, regten sein Blut auf und erhitzten seine Phantasie. Wenn er auch, der Mahnung Chiavone's eingedenk, nicht auf die äußerste Felsenspitze trat, so strebte er doch an ihrer Spitze so weit vorwärts, wie es ihm möglich war, und stand nun dicht an einem Abhange, der, aus leichtem Gerölle bestehend, vielleicht fünfzig bis sechszig Fuß ziemlich steil hinabführte auf eine von Felsen gebildete Terrasse, welche seitswärts das Valle die Tramonte überhing.

Näher und näher kamen die Schüsse und der Lärm, und man erkannte jetzt deutlich die Leute Chiavone's, die, nachdem sie, hinter Steinen und Bäumen gedeckt, auf die vordringenden Piemontesen geschossen, den Befehlen ihres Anführes gehorchend, langsam gegen die Anhöhe zurückwichen; heller blickten die rothen Epauletten der Piemontesen zwischen dem grünen Laube hervor, und rechts und links sah man der Infanterie um hundert Schritte voraus die flatternden Federbüsche der Versaglieri.

Richter hatte mit der linken Hand den Felsen erfaßt, um sich an dem jähen Abhange, den er betreten, halten zu können, nachdem er Marietta zugerufen, er hielte es jetzt an der Zeit, sich nach dem Thurme zurückzuziehen. Vorher hatte er kein Wort mehr mit dem Mädchen gewechselt, so sehr war er in Anspruch genommen von der Kampfscene, die sich zu seinen Füßen entwickelte, und wer je in gleichem Falle war, wird es begreiflich finden, daß er mit hochklopfendem Herzen, mit leuchtendem Blicke schwer athmend hinunterschaute.

In diesem Augenblicke eilten einige Leute Chiavone's die Schlucht herauf und winkten schon von fern den Beiden zu, sich nach dem Thurme zurückzuziehen, andere folgten ihnen, Einer mit verbundenem Arme, ein Anderer mit blutigem Kopfe.

„Bei San Gennaro, es ist heiß hergegangen!" rief dieser,

indem er ſich das Blut von der Stirne wiſchte; „aber wir ſind ihnen nichts ſchuldig geblieben.“

Wieder Andere eilten die Anhöhe herauf, und Einer, der ſein Gewehr in der linken Hand trug, ſagte: „Es iſt nur gut, daß ich meinen Streifſchuß nicht ans Bein bekommen habe, ſonſt würde mir unſere Brücke Mühe machen.“

„Komm, Enrico!“ ſagte jetzt Marietta in ängſtlichem Tone, „es iſt Zeit, daß wir dieſen Ort verlaſſen;“ ſie wandte ſich etwas um den Felſen herum, neben dem Richter ſtand; ehe dieſer aber ein Wort gehört zu haben ſchien und eine Antwort gab, ſtieß das junge Mädchen einen gellenden Schrei aus und war eben im Begriffe, vorwärts gegen den Abhang hinzuſtürzen, als ſie ſich von einer kräftigen Fauſt erfaßt fühlte und die rauhe Stimme Carlino's erkannte, der ihr zurief: „Zurück, Signorina, wenn Euch Euer Leben lieb iſt!“

„Laß mich, laß mich!“ rief das junge Mädchen in verweiflungsvollem Tone.

„Nur keine Kindereien!“ fuhr der Soldat fort, indem er ſie mit ſtarker Hand zurückzog; „da drüben iſt es nicht mehr geheuer, ſeht Ihr dort den Dampf, keine hundert Schritte mehr von hier!, und da — habt Ihr je eine Büchſenkugel ſo nahe aufſchlagen ſehen, wie dieſe? Die ging keinen Schuh breit von Eurem Kopfe weg. Da drüben haben ſich Berſaglieri hingeſchlichen, und wir haben, bei San Gennaro, keinen Augenblick mehr zu verlieren. Kommt, ſage ich! Bei San Gennaro, ich muß Gewalt brauchen, und wenn Ihr auch wieder zuſchlagt, wie geſtern.“

Damit faßte er das ſich heftig ſträubende und laut weinende Mädchen gewaltſam am Arme feſt und riß ſie hinter den Felſen.

Und wohl keine Sekunde zu früh, denn in der nächſten flogen zwei Büchſenkugeln nach der Stelle hin, wo die Beiden

eben noch gestanden. Es war, wie Carlino gesagt: nur durch eine steile, obgleich nicht sehr tiefe Schlucht getrennt sah man drüben die Versaglieri herumklettern, sich hier und da hinter einem Baume oder einem Steine verbergen, um herüber zu schießen auf die einzelnen davon eilenden Leute Chiavone's, die eilig dem Thurme zusprangen.

Jetzt hörte man auch die gewaltige Stimme Don Alonzo's selbst, der mit einer Leichtigkeit den Abhang heraufsprang, als habe er ebenen Boden unter den Füßen, und dabei jeden Baumstamm, jeden Steinblock zur Deckung benutzte.

„Bei San Pantaleo!" rief er, „was macht ihr' hier noch außen? Steht es so um meine Befehle?"

„O, Sir Generalo!" rief Carlino, „ich habe sie nur mit Anwendung aller meiner Kraft hinter den Felsen gebracht, wo sie vor der Hand sicher ist."

„Und warum das, Signorina?" fragte Chiavone in strengem Tone; „wer bei mir ist, muß gehorchen!"

„Dort, dort!" rief Marietta in verzweiflungsvoller Angst; „dort ist er hinabgestürzt!"

„Wer denn?"

„Don Enrico; er trat zu weit vor, um besser sehen zu können."

„Der Narr, das ist seine eigene Schuld!" sagte heftig Don Alonzo; „warum folgte er dem nicht, was ich ihm befahl — traf ihn eine Kugel?"

„Ich weiß es nicht," jammerte das junge Mädchen; „als ich ihn zurückrufen wollte, sah ich ihn taumeln und dann hinter dem Abhange verschwinden."

Chiavone bog sich um den Felsen herum und warf einen raschen Blick auf die gegenüberliegende Schlucht, wo man die Versaglieri langsam die Thalwand hinabklettern sah; dann winkte er Carlino, der nun den Arm Marietta's los ließ und behende

und unhörbar wie eine Schlange um das Felsstück herumkroch, der Stelle zu, wo Richter gestanden.

Nach ein paar Sekunden kam er zurück und sagte mit leiser Stimme: „Da ist nichts zu machen.“

„Sie haben ihn erschossen?“ fragte Don Alonzo, während Marietta, mit starrem Blicke die Antwort erwartend, neben Carlino in die Kniee sank.

„Nicht erschossen, aber mir scheint, sie trafen ihn an die Schulter, und durch die Gewalt des Schusses verlor er das Gleichgewicht und rollte hinunter — verdammt ungeschickt, er fiel gerade zwischen die Piemontesen hinein, und sie haben ihn; es möchte ihm schon gleich schlimm ergangen sein, wenn ihn nicht zufälliger Weise ein Offizier beschützt hätte.“

„Verflucht!“ rief Chiavone; doch wie um sich selbst gefühllos zu machen bei dem Jammer des jungen Mädchens, setzte er in rauhem Tone hinzu: „Meine Schuld ist es nicht, bei allen Heiligen! Wer heißt ihn auch, sich da draußen hinstellen und sich ganz gegen meine Befehle zur Zielscheibe machen? Doch ist jetzt hier keine Zeit zu klagen und zu weinen, sehen wir, daß wir unsere eigene Haut retten. Sei vernünftig, Marietta, noch ist nicht alles verloren. Ist er doch unbewaffnet und kann doch jedes Kind sehen, daß er nicht zu uns gehört. Fort jetzt, ehe die da drüben näher kommen!“

Es war die höchste Zeit, denn einzelne der Versaglieri sah man schon an der diesseitigen Thalwand der Schlucht emporklettern. Chiavone beugte sich rasch nieder, hob das mit gefalteten Händen am Boden knieende Mädchen in die Höhe, nahm sie mit Riesenkraft in seine Arme und trug sie eilenden Laufes dem Thurme zu. Dort am Rande der Felsschlucht streckten sich ihm die Hände mehrerer seiner Leute entgegen, um ihn mit seiner Last zu unterstützen, und so gelangte er festen Schrittes über die

ſchwankende Brücke, hinter ihm Carlino, der den leichten Steg emporriß und diesſeits an ſeine Ketten befeſtigte.

Marietta blickte mit ſtarrem Auge düſter vor ſich hin, ſchluchzte zuweilen tief auf, folgte aber, ohne ein Wort zu ſagen, wie willenlos, als Chiavone befahl, ſie hinab in das untere Gewölbe zu bringen.

Laut erſchallten jetzt die Hörner und Trommeln rings um den Thurm, und bald erſchienen die Piemonteſen von allen Seiten, voran die Berſaglieri, oben auf der Höhe, um, wie ſie hofften, zugleich mit den Parteigängern des vertriebenen Königs in den Thurm dringen zu können. Doch ſtutzten ſie an der jähen Tiefe und auch an dem Gewehrfeuer, welches die Leute Chiavone's hinter den Zinnen des Thurmes und aus den Schießſcharten unterhielten, und wichen zurück, um hinter Steinen und Bäumen Deckung zu finden.

Der General ſelbſt war von der Plattform des Thurmes verſchwunden, und jetzt erſchien einer ſeiner Leute, neben der Zugbrücke einen weißen Lappen hin- und herſchwingend, der als Parlamentär-Fahne dienen ſollte.

Da auch in dieſem Augenblicke das Feuer aus dem Thurme aufhörte, ſo verſtanden die Piemonteſen ſogleich, daß die Beſatzung zu unterhandeln wünſchte, und ein Offizier der Berſaglieri trat furchtlos bis an den Rand der Schlucht. Der mit der weißen Fahne rief hinüber: „Wie Ihr ſeht, ſind wir hier in dieſem Thurme eingeſchloſſen, unſer dreißig, die Meiſten unverwundet, aber gut mit Waffen und Schießbedarf verſehen; will man uns mit Zurücklaſſung der letzteren freien Abzug bewilligen, ſo wollen wir die Zugbrücke niederlaſſen und Euch den Thurm übergeben."

„Ich habe darüber nicht zu beſtimmen," rief der Offizier der Berſaglieri herüber; „unten bei der Infanterie kommandirt ein höherer Offizier, doch will ich einen meiner Leute hinabſchicken

und Befehle einholen lassen, obgleich ich Euch zum Voraus sagen kann, daß nur eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade angenommen werden wird. Haltet Euch aber so lange ruhig."

„Daran soll's nicht fehlen," erwiderte der im Thurme, indem er den Stock mit dem weißen Lappen neben sich lehnte. „Aber sprecht ein gutes Wort für unseren Vorschlag, der nicht gemacht worden wäre, wenn der General da wäre."

„So ist Chiavone nicht im Thurme?"

„Leider nein! Er fiel drunten im Thale zu Anfang des Gefechtes. Wenn Ihr Euch dort umsehen wollt, so müßt Ihr ihn finden bei einem Muttergottesbilde, das zwischen drei alten Kastanienbäumen steht."

Der Offizier der Bergsaglieri sprach hierauf emsig mit zweien seiner Leute, die darauf seitwärts auf einem schmalen, halsbrechenden Pfade in die Schlucht hinabkletterten.

Während sich dies oben begab, hatte Chiavone in dem unteren großen Gewölbe Marietta mit freundlichen Worten aufzurichten gesucht und ihr tröstend gesagt, wie er der Ansicht sei, daß ihrem Begleiter nichts besonders Schlimmes zustoßen würde, obgleich er im Inneren dieser Ansicht nicht war. „Sie werden ihn scharf in's Verhör nehmen," fuhr er fort, „und nach Neapel schicken, wo seine Freunde schon seine Unschuld beweisen werden. Deßhalb sei muthig, Marietta, kämpfe Deinen Schmerz nieder und folge mir; wir haben noch einen ziemlich beschwerlichen Weg vor uns, um aus den Händen der Piemontesen zu kommen, die uns schon als gute Beute betrachten, welche sie nur zu ergreifen brauchen. Komm, sei vernünftig, Kind!"

Sie nickte schweigend mit dem Kopfe, ohne sich aber von der hölzernen Bank zu rühren, auf welche sie niedergesunken war. Dort saß sie, die Hände in ihrem Schooße gefaltet, den Körper vorn übergebeugt, fast als wolle sie den Thränen zuschauen, die langsam aus ihren Augen tropften.

„Komm, Marietta!“

„Er iſt mir zu Liebe in ſein Unglück gegangen,“ flüſterte ſie, „ja, ja, in ſein Unglück, denn wenn ſie ihn noch nicht erſchoſſen haben, ſo werden ſie's nächſtens thun — vier — und — zwan — zig — Stunden — geben — ſie — Friſt — ſo — hat man — mir — geſagt — und — ſelbſt — der König — könne nicht — begnadigen — ſelbſt — wenn — er wollte, — und warum ſollte er wollen — was geh' ich ihn an — und Don — Enrico?

„O, Zio Alonzo,“ fuhr ſie laut jammernd fort, indem ſie ihre gefalteten Hände emporhob, „das iſt ein großes, großes, großes Unglück, und ich kann es mir nie vergeben, daß ich ſchuld daran war! Was wird der Vater dazu ſagen und die Mutter, und was ſein Freund, unſer armer Herr!“

Chiavone war mit ſichtbaren Zeichen der Ungeduld an die Schießſcharte, welche zum Fenſter diente, getreten, ſchaute aufmerkſam hinaus und ſagte alsdann zurücktretend: „Kind, ſei vernünftig und höre mich ruhig an; ich habe mich geſtern nicht geweigert, dem gefangenen Marcheſe zu helfen, der mich im Grunde ſehr wenig angeht; glaubſt Du denn, daß ich für Deinen Begleiter, der leider Deinem Herzen näher ſteht, als gerade nothwendig iſt, nicht auch thun werde, was in meinen Kräften? Aber um helfen zu können, muß man handeln, und wenn Du hier ſitzen bleiben willſt, ſtatt mir zu folgen, und unnütze Thränen vergießen, ſtatt mich anzuhören, wie es einem muthvollen Mädchen geziemt, ſo muß ich eben die Sache gehen laſſen, wie ſie geht.“

„O, Zio Alonzo, bei der Madonna del Carmine beſchwöre ich Dich, iſt denn noch Hülfe möglich? Sage mir die Wahrheit.“

„Warum ſollte ſie nicht möglich ſein? Bei San Pantaleo, ich will thun, was in meinen Kräften ſteht, aber Du mußt meine Fauſt nicht lähmen; faſſe Muth, Marietta, und folge mir! Ich muß Dich und dieſe braven Leute hier in Sicherheit bringen,

denn das wirſt Du doch einſehen, wenn wir hier wie in einer Mäuſefalle gefangen ſitzen bleiben, ſo bin ich nicht im Stande, weder für den Marcheſe noch für den Anderen etwas zu thun — —"

Dies war der Augenblick, wo das Schießen plötzlich aufhörte, und alle Bewaffnete, welche ſich im Thurme befanden, kamen die enge Treppe herunter und verſammelten ſich im Gewölbe um ihren Anführer.

„Pietro hat es ihnen geſagt," wandte ſich Carlino an den General, „wie alles, was Ihr befohlen; Ihr läget drunten erſchoſſen in der Schlucht und wir verlangten freien Abzug ohne Waffen."

„Den ſie nicht bewilligen werden," antwortete Chiavone, „worauf ich rechne. Hört mich an: Unſere Leute unter Scaretti und Modelo ſind in Sicherheit, und auch wir werden es bald ſein; eure Waffen leget drunten am bekannten Orte ab, Pietro wird die vorhandenen Gelder unter euch vertheilen. Zerſtreuet euch in die Berge und harrt für unſere gute Sache aus, bis ihr wieder von mir hört. Vergeſſet aber nicht, ſo viel als möglich auszubreiten, daß Chiavone erſchoſſen ſei, Einer oder der Andere muß ſagen, er habe mich ſelbſt geſehen; Du, Franceſco, nimmſt hier meinen Säbel und läßt ihn morgen oder übermorgen bei den bezeichneten drei Kaſtanien zufällig finden. Ihr alle," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „werdet mir das Zeugniß geben, daß ich für euch gethan, was in meinen Kräften ſtand, und daß ich mein Leben hundert Mal Preis gab, um das eure zu beſchützen. Glaubt auch eurem Führer, daß ich mich nach dem Augenblick ſehne, der uns wieder vereinigen ſoll; San Pantaleo und Conca ſoll die Loſung ſein, unter der wir uns wieder finden werden. Und nun lebt wohl!"

Er reichte den Nächſtſtehenden ſeine Hände, und auch die Uebrigen drängten ſich herzu, um wenigſtens ſein Kleid zu be-

rühren, ehe ſie auf der Fortſetzung der Treppe, die in der Mauerlücke von oben herablam, abwärts in der Tiefe des Thurmes verſchwanden.

Nach einigen Minuten war Chiavone mit dem jungen Mädchen allein, die ſich nun erhob, ihr ſchwarzes Haar aus dem bleichen Geſichte ſtrich und ſich bereit erklärte, folgen zu wollen, wohin man ſie führe.

„Etwas tief in die Erde hinab," ſagte freundlich lächelnd Don Alonzo, „dann aber wieder ans Tageslicht. Doch was war das?"

Eine bedeutende Gewehrfeuer-Salve krachte von allen Seiten gegen den Thurm, man hörte die Kugeln gegen die Steine anſchlagen, und eine, welche durch die enge Schießſcharte des Gewölbes gedrungen war, prallte an der Wand ab und drang tief in die Bank, auf der Marietta eben geſeſſen.

„Was iſt das, Pietro?" rief Chiavone dem Manne entgegen, der früher auf der Plattform geweſen und nun eilig in das Gemach trat.

„Sie begrüßen die Fahne von Francesco secundo," ſagte dieſer lachend; „es war ein Hauptſpaß. Da Ihr, Sir Generale, erſchoſſen ſeid, ſo bot ich die Uebergabe des Thurmes unter Bedingungen an, welche aber der kommandirende Offizier drunten nicht für gut fand anzunehmen. Auf Gnade oder Ungnade, hieß es, und wir wiſſen, was das zu bedeuten hat; vierundzwanzig Stunden Zeit, und dann neun Mann vorgerückt! 's eilt aber noch nicht. Auf dieſe tröſtliche Antwort rief ich ihm ein paar Worte zu, die ihm nicht ſchmecken mochten, und zog, als ich ſicher hinter den Steinen war, die Flagge unſeres Königs auf, danach ſchießen ſie nun nach Herzensluſt, laufen auch um den Thurm herum, wie Jagdhunde um ein Stachelſchwein."

„Gut, Pietro," ſagte Chiavone ruhig; „gehe voran und führe

ſeine Hand an; er ein reicher, unabhängiger, junger Mann, du ein armes mittelloſes Fräulein, darin liegt ja eben das, das — Komiſche, wenn es nicht ſo furchtbar ernſt wäre.“

Sie drückte ihren Arm feſt auf die Kaminplatte, zerknitterte dabei die herrlichen Spitzen ihres Ballkleides und bemerkte nicht einmal, daß ſie das Schloß eines ihrer Armbänder aufgedrückt und daß dieß in die glimmende Aſche gefallen. Doch mochte ſie dem jungen Mädchen gegenüber, deren Geſtalt um ein Bedeutendes höher, ihr imponirend vor ihr ſtand, für beſſer halten, wenn ſie ihre frühere ſitzende Stellung wieder einnahm, überhaupt ihren Angriffsplan änderte; genug, ſie glitt in ihren Fauteuil zurück, brachte ihre Hand mit dem Schnupftuche vor das Geſicht und weinte heftig; wenigſtens glänzte in ihren großen, immerhin ſchönen Augen eine Thräne, als ſie nach ein paar Minuten die Hand mit dem Schnupftuche ſinken ließ und mit der anderen die Rechte des Mädchens ergriff und ſie ſanft in ihren Seſſel zurückzog.

„Mein liebes, gutes Kind,“ ſagte ſie mit bewegter Stimme, „ich bin ja nur um dein Wohl beſorgt, wir wollen ja nur dein Beſtes; traue mir, Pauline, traue der Freundin, die es gut mit dir meint! Es iſt vielleicht grauſam, dir deinen Glauben zu zerſtören, aber zu deinem Beſten muß es ſein; glaube, der Baron meint es nicht gut mit dir — ich weiß es, arme Verblendete! Was er dir geſtern Morgen geſagt, hat er vielleicht heute Abend mehreren Andern wiederholt.“

„Hätteſt du nicht,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „bis jetzt in glücklicher, beneidenswerther Unwiſſenheit gelebt, ſo würdeſt du Manches gehört haben von dem leichtſinnigen, wilden Leben, das der Baron ſchon ſeit längerer Zeit mit mehreren ſeiner Bekannten führt; ſehen hätteſt du es wenigſtens ſchon lange müſſen, wie er in der Geſellſchaft umherflattert, von einer Dame zur anderen, und wie er, man muß das geſtehen, bei allen Theilen gern geſehen wurde. Man ſagt, der Blick der Liebe ſei ſcharf, — o liebes Kind, der Blick einer mütterlichen Freundin

Siebenundſechszigſtes Kapitel.

Die Nacht des Gefangenen.

Carlino hatte den Unfall, welcher Richter betroffen, richtig geahnt; der unglückliche Begleiter des jungen Mädchens hatte ſich auf dem jähen Abhange neben dem Felſenſtücke, um beſſer ſehen zu können, ſo weit vorgewagt, daß er ſich vor dem Herabrutſchen nur dadurch zu bewahren vermochte, daß er ſich mit der Hand an den Felſen hielt. Da ſtreifte eine Kugel ſeinen Oberarm, und bei dem Schmerze zuſammenfahrend, verlor er ſeinen Halt und rutſchte unaufhaltſam den Abhang hinab zwiſchen die vordringenden Piemonteſen, wo ihn nur ein Wunder von dem Tode errettete, indem ein raſch herbeiſpringender Offizier ihn vor den Bayonneten der auf ihn eindringenden Soldaten ſchützte. Richter wurde gefangen genommen, ihm die Hände gebunden und alsdann von einer Patrouille abwärts transportirt. Vergebens ſchaute er ſich nach Herrn von Marlott um, von dem er, wenn auch keine Hülfe, doch eine beſſere Behandlung erwartete, als die, welche ihm von den Soldaten zu Theil wurde.

Unten im Thale angekommen, wurde er ſcharf bewacht und blieb ſo mehrere Stunden in Ungewißheit über ſein ferneres Schickſal. Daß ihm daſſelbe in den finſterſten Bildern erſchien, war begreiflich; denn er wußte zu gut, wie bei dieſem Kriege jede Partei mit ihren Gefangenen verfuhr. Bald nach ſeiner Gefangennehmung hatte das Schießen droben aufgehört, es erfolgte alsdann noch eine einzige ſcharfe Salve, worauf er erſt nach längerer Zeit wieder das Blaſen der Hörner vernahm, welches die Truppen ſammelte und zurückführte. Seine Wunde am Oberarme ſchmerzte ihn ſehr, obgleich ſie nicht tief war; gern

hätte er ſein Schnupftuch darum gebunden, doch hinderten ihn ſeine gefeſſelten Hände daran, und die finſteren Blicke der Soldaten ſchreckten ihn ab, ſich an ihr Mitleid zu wenden.

Endlich, nach einigen qualvollen Stunden, ſah er ſeitwärts im Thale von Tramonte eine Infanterie-Colonne vorüberziehen, und gleich darauf erſchien auch der piemonteſiſche Hauptmann, welcher ihm in Ravello den Begleitſchein geſchrieben. Daß das Geſicht deſſelben heute noch finſterer und abſchreckender erſchien, war den Umſtänden angemeſſen. Er würdigte den Gefangenen keines Wortes und begnügte ſich, mit einem langſamen, ſehr bezeichnenden Kopfnicken den Befehl zu deſſen ſicherer Transportirung nach Ravello zu geben. Die Verwundung betreffend, ſo meinte er kalt, es ſei nicht der Mühe werth, danach zu ſehen, da ja doch bald alles vorüber ſein würde.

Unter dieſen wenig tröſtlichen Ausſichten ſetzte ſich Richter mit der Infanterie-Colonne in Marſch und zog den Weg zurück, den er geſtern mit Marietta gegangen. Was ihn dabei am meiſten folterte, war die Ungewißheit über das Schickſal des geliebten Mädchens, ſo wie die furchtbare Vermuthung, die ſich ihm, durch das Geſpräch der Soldaten hier und da veranlaßt, aufdringen mußte. Chiavone ſei erſchoſſen worden, hörte er ſagen, und der Thurm von Conca eingenommen. Was war aus Marietta geworden? Wehe, wenn das junge Mädchen in die Hände dieſer vom Gefechte aufgeregten Soldaten gefallen war! Er konnte die entſetzliche Gedankenreihe, welche dieſe Vermuthnng in ihm erzeugte, kaum ertragen, und fühlte häufig, wie ſeine Augen feucht wurden.

Seinen Hut hatte er verloren, die ſengende Sonne eines heißen italieniſchen Sommertages brannte auf ſeinem Kopfe und wühlte förmlich in der Wunde ſeines Armes. Doch all dieſe körperlichen Schmerzen hätte er gern ertragen, wenn nur ſein Seelenzuſtand nicht ein ſo furchtbarer geweſen wäre.

Glücklicher Weiſe drückte gegen Mittag die Sonnenglut ſo heftig auf ihn, daß er förmlich betäubt wurde und daß er wankend wie ein Träumender zwiſchen den Soldaten einherſchritt. Ja, ein paarmal war ihm plötzlich, als umgebe ihn ſtatt des hellen Sonnenlichtes finſtere Nacht, ſeine Augenlider ſchloſſen ſich erſchöpft, und wenn er alsdann wieder wie aus tiefem Schlummer erwachte, ſo fand er ſich von den Fäuſten der Soldaten erfaßt, die den halb Ohnmächtigen in die Höhe zogen und derb ſchüttelnd wieder zum Bewußtſein brachten.

Ein einziges freundliches und doch wieder ſo ſchmerzliches Bild trat bei dieſer Wanderung vor ſeine Seele, das war der Anblick jener Pachter-Wohnung, wo er mit Marietta geruht und wo, als die Truppen einen Augenblick Halt machten, ihm vergönnt wurde, im Schatten eines Baumes vor der Hausthür niederzuſinken.

Die junge, ſchöne Frau trat mit ihrem Säuglinge auf dem Arme unter das Haus, und aus dem plötzlichen Starrwerden ihres Blickes erſah Richter wohl, daß ſie ihn erkannt. Ohne aber weiter dergleichen zu thun, ſetzte ſie das Kind raſch auf den Boden nieder und brachte ein Gefäß friſchen Waſſers aus dem Hauſe, womit ſie den Gefangenen erquickte. Die Soldaten ließen dies unter rohen Scherzen geſchehen, doch als die Frau auch ſeine Verwundung unterſuchen wollte, ſagte der die Abtheilung befehligende Sergeant: „Laßt das gut ſein, Gevatterin, in der Lage ſchadet eine Wunde nichts, die wird ihm morgen um dieſe Zeit nicht mehr wehe thun.“

Es war gegen Abend, als die Truppen und mit ihnen Richter Ravello wieder erreichten. Er war kaum noch im Stande, ſich auf ſeinen Füßen aufrecht zu erhalten, und als er das Thor wieder vor ſich ſah, durch welches er gewandelt, um Marietta zu erwarten, ja, als er in jene Seitenſtraße blickte, wo ſich der Garten befand, in dem er ſo glücklich geweſen, kam

ihm alles das vor wie traumhafte Bilder einer längſt vergangenen, glücklichen Zeit, und als er hierauf wieder unter den Thorbogen des Gaſthofes trat, ſah er nur noch, wie ihm die Wirthin mit unverhohlenen Zeichen des Entſetzens entgegentrat, und dann ſank er zuſammen, indem eine wohlthätige Ohnmacht ſeine Sinne umfing.

Als er wieder zu ſich kam, fand er ſich in jener Halle, wo er am erſten Abend eingetreten und wo auch heute wieder das große Feuer brannte, hinter dem die Wirthin mit ihren Kochtöpfen beſchäftigt war. Er ſelbſt ſaß auf einer Bank, ſein Kopf lehnte an der Wand, und neben ihm ſtand ein Mann, der ihm die Stirn mit ſcharfen Eſſenzen gerieben. Als er die Augen aufſchlug und tief dabei ſeufzte, hörte er die Wirthin ſagen: „Das iſt gar kein Wunder, bei dieſer Hitze und dem Blutverluſte, und da Ihr einmal mit dem armen Menſchen beſchäftigt ſeid, ſo ſeht auch die Verwundung ſeines Armes an und legt ihm ein Pflaſter und einen Verband darauf, ich zahle es; wer hat nun etwas dagegen einzuwenden?“ Sie blickte mit einem fragenden Ausdrucke in den finſteren Augen trotzig um ſich her, wobei ſie die rechte Hand mit dem Kochlöffel in die Seite ſtemmte.

„Da das gerade nicht verboten iſt,“ ſagte ein Sergeant der Piemonteſen, der am Feuer ſaß und mit dem Inhalte der Kochtöpfe kokettirte, „ſo will ich nichts dagegen einwenden, obgleich es nach meiner Anſicht eigentlich von keinem Nutzen iſt.“

Nach einem energiſchen Winke der Frau machte ſich der Mann neben Richter, der ein Barbier war, daran, die Aermel von deſſen Rocke aufzuſchneiden und nach der Verwundung zu ſehen. Dieſe war allerdings nur eine tüchtige Fleiſchwunde, die nicht einmal die Knochenhaut geritzt, und als der Betreffende ſie ausgewaſchen, ein gutes Pflaſter darauf gelegt und daſſelbe

mit einer Binde befeſtigt, ſagte er: „Das könnte unter anderen Umſtänden in acht Tagen wieder vollſtändig geheilt ſein.“

Glücklicher Weiſe erfaßte Richter den furchtbaren Sinn dieſer Worte nicht, da er gerade begann, mit gierigen Zügen ein Glas Waſſer mit Wein auszutrinken, welches ihm die Wirthin ſo wie auch etwas zu eſſen darreichte.

Nachdem er ſich alſo geſtärkt, blickte er in der Halle umher und ſah, daß er auf's ſorgfältigſte bewacht wurde. Außer dem Sergeanten, der am Feuer ſaß, befanden ſich in der Halle, und zwar unmittelbar neben ihm auf der Bank ſitzend, zwei Infanteriſten, die ihre Flinten zwiſchen den Knieen hielten, während ein Dritter vor der Halle mit geſchultertem Gewehr auf- und abging. Man ſah ihn deutlich, wenn er aus der Dunkelheit der Nacht in den Lichtſchein trat, welchen die Herdflamme bis vor die Thür warf. Seine Bande hatte man Richter abgenommen, und als er gegeſſen und getrunken, durchſtrömte ihn ein behagliches Gefühl, welches ihn aber gleich darauf das ganze Schreckliche ſeiner Lage um ſo genauer erkennen ließ.

Die Wirthin unterhielt ſich mit dem Sergeanten über die Vorfälle des Tages, und ſo erfuhr Richter, daß Chiavone zu Anfang des Gefechtes erſchoſſen worden ſei, daß man ſeine Leiche bei drei Kaſtanienbäumen, welche ein Muttergottesbild umſtanden, gefunden hatte; daß ferner der Thurm von Conca vermittels einer Nothbrücke, die man vom Rande des Felſenkeſſels auf die Zinne deſſelben geſchlagen, genommen worden ſei; daß man aber räthſelhafter Weiſe von den Räubern, die ſich in den Thurm geflüchtet, keinen einzigen gefunden, „trotzdem,“ ſetzte der Sergeant hinzu, „daß wir alle Gemächer des Thurmes bis hinunter in den Kellerraum auf's genaueſte durchſuchten. Wir haben eine Beſatzung dort gelaſſen, und es iſt wohl möglich, daß ſie nach ein paar Tagen der Hunger aus ihren unauffindbaren Verſtecken heraustreiben wird.“

„Ich glaube, es iſt Hexerei im Spiele,“ ſagte die Wirthin, wobei ſie den Kopf bedächtig hin und her wiegte; „es iſt ſchon einmal vorgekommen, daß eine Truppe dieſer Räuber verfolgt wurde und daß man ebenfalls keine Spur mehr von ihnen fand. Man ſagt, den Thurm von Conca habe einmal ein arabiſcher Zauberer gebaut, und wer in demſelben das richtige Wort ausſpräche, dem öffneten ſich die Felſen, worauf der Thurm gebaut iſt.“

„Daran kann ich nicht glauben,“ erwiderte der Sergeant, „obgleich Keiner von uns auch nur eine Idee hatte, wie man aus dieſem Gebäude mit ſeinen ſechs Fuß dicken Mauern, das wir rings umſtellt hatten, entkommen könne; nun, wir wollen ſehen! Hoffentlich ſprengen wir das Ganze in die Luft, und da wird man auch ihre Schlupfwinkel finden.“

Richter hörte mit einem innigen Gefühle des Dankes, daß die Leute Chiavone's entkommen ſeien, vermuthlich alſo auch Marietta mit ihnen. Hätte er nur darüber Gewißheit gehabt, ſo würde er ſeinem Schickſale ruhiger entgegengeſehen haben.

Worin dieſes Schickſal beſtand, darüber konnte er nach den Aeußerungen des Sergeanten nicht im Zweifel ſein. „Der Capitano,“ ſagte dieſer im Verlaufe ſeines Geſpräches mit der Wirthin, welche ihm nicht ohne Abſicht immer neue Fragen ſtellte und dabei beſtändig das Glas auffüllte, welches er in der Hand hielt, „iſt ſelbſt zur Meldung nach Amalfi hinunter, und wahrſcheinlich kommt der Major mit Tagesanbruch ſelbſt znm Standrechte herauf; ſie machen ein bischen mehr Umſtände mit dem da, weil er ein Bavareſe iſt.“

„Und dann?“ fragte die Wirthin.

„Und dann? — Folgt ſich alles ſo einfach und natürlich, wie das Klingeln einer Meſſe; er iſt im Gefechte gefangen genommen worden, und weiß ganz genau ſelbſt, was er zu erwarten hat.“

In dieſem Augenblicke trat Luigi in die Halle und überbrachte dem Sergeanten den Befehl des Lieutenants, den Gefangenen zu ihm zu bringen. Die Soldaten neben Richter erhoben ſich, der Sergeant, nachdem er ſeinen Czako aufgeſetzt, ging voraus, und als alle vier die Halle verlaſſen hatten, ſchloß ſich die Schildwache im Hofe ihnen an.

Kaum waren ſie unter der Thür des Vorderhauſes verſchwunden, als der dicke Wirth der ‚Goldenen Zwiebel‘ ſich in die Halle ſchlich, ſeiner Frau ſich gegenüberſetzte, und nachdem er vorſichtig rings herum geſchaut, mit leiſer Stimme und beſorgtem Tone ſagte: „Der Carlino und der Pietro ſind da.“

„Und was weiter?“ fragte die Wirthin.

„Ich traue der Geſchichte nicht, ſie haben 'was vor.“

„Und wenn ſie 'was vorhaben, was geht's Dich an? Nicht wahr, Schwachkopf, wenn die Piemonteſen 'was vorhaben, da reibſt Du Deine Hände, öffneſt ihnen Thür und Thor, — aber ich ſage Dir,“ fuhr ſie in leiſem, aber ſo eindringlichem Tone fort, daß es nur wie ein Ziſchen klang, „nimm Dich zuſammen und ſei, was Du immerſt warſt, ein Nichts von einem Manne; ſchaue nicht rechts und nicht links, ſondern blicke nur in meine Augen und folge meinen Winken mit einer Gewiſſenhaftigkeit, als ſtände Deine Seligkeit auf dem Spiele. Ach,“ fuhr ſie nach einer Pauſe in klagendem Tone fort, während ſie ihren Kopf zwiſchen beide Hände nahm und tief herabſenkte, „den ganzen Tag klang es mir in den Ohren, wie damals, und wenn ich den armen jungen Menſchen anſehe, ſo iſt es mir gerade, als ſähe ich mein unglückliches Kind wieder auf derſelben Bank ſitzen! Hätte ich damals einen rechten Mann gehabt, ſo wäre er vielleicht noch zu retten geweſen!“

„Du biſt wahnſinnig, Frau,“ entgegnete der Wirth, was geht Dich auch der Fremde an? Ueberlaß ihn ſeinem Schickſale;

willſt Du Dir unnöthig Deine Finger verbrennen? Ich gebe mich dazu nicht her."

„O, das weiß ich," gab ſie verächtlich zur Antwort; „was verlangt man auch von Dir? Nichts ſollſt Du thun, Dein Geſchäft, das Du den ganzen Tag treibſt. Wo iſt der Carlino?"

„Er lehnt draußen am Thore, raucht und betrachtet ſich die Soldaten, als wenn er niemals aus Ravello hinausgekommen wäre."

„Das iſt ein Burſche, der das Herz auf dem rechten Flecke hat."

„Vorhin war auch die Maſtaſi da und lamentirte über das Mädchen; was geht das uns an, was hat es auch da draußen zu ſchaffen?"

Die Frau ſah ihren Mann mit einem gehäſſigen Blicke an, dann nickte ſie mit dem Kopfe und ſtierte vor ſich hin, wie jemand, der über etwas nachdenkt. Nach einer längeren Pauſe ſagte ſie: „Pietro und Carlino ſollen hieher in die Küche kommen; es haben viel geringere Menſchen hier ihr Nachteſſen genommen, und ich will doch einmal ſehen, ob man mir verbieten kann, die Gäſte zu empfangen, wie ich will. Rufe ſie! Haſt Du mich verſtanden?"

Der Wirth erhob ſich achſelzuckend und verließ die Halle, um gleich darauf mit den bezeichneten zwei Männern zurückzukehren.

„Dort in dem Winkel ſetzt Euch an den Tiſch," ſagte die Frau in ſehr entſchiedenem Tone, „Ihr ſollt gleich Euer Nachteſſen haben; wie ſieht's in meinem Weinberge aus?"

„O, nicht ſo ganz ſchlecht," gab Carlino zur Antwort, indem er grinſend ſeine Zähne zeigte; „es hat ein Hagelwetter gedroht, aber es iſt noch gnädig vorübergegangen."

„Wir kamen etwas früher herein," unterbrach ihn die derbe Stimme Pietro's, „da wir nicht wußten, ob es vielleicht hier im

Hause etwas für uns zu arbeiten gibt; sagt's nur, Padrona, wenn Ihr 'was habt, wir sind zu allem bereit."

„Es kann wohl sein, daß man Euch noch braucht. Haltet Euch vor der Hand ruhig, eßt und trinkt und dann begebt Euch später auf die Strohmatte, welche dort zusammengerollt im Winkel liegt."

„Wird man uns aber heute Nacht hier lassen, wo der Gefangene, den sie eben abführten, verwahrt wird?"

„Ist hier nicht Platz genug für alle, für den Gefangenen, für mich, für Euch? Wenn sie Einem alle Zimmer des Hauses besetzen, so werden sie uns doch noch Platz in unserer eigenen Küche gönnen!"

„Hoffentlich, Padrona," sagte Pietro; auf alle Fälle gehen wir nicht eher, als bis Ihr uns verabschiedet."

Richter war unterdessen mit seiner Escorte in das Zimmer geführt worden, wo er den vorgestrigen Abend mit Herrn von Marlott zugebracht. Auch jetzt war dieser wieder anwesend, lag auch wieder auf ein paar Stühlen, sah aber ermüdet und verdrießlich aus. Seine rechte Hand ruhte neben ihm auf dem Tische und war verbunden.

„Laßt die Leute draußen," sagte er zu dem Sergeanten, „und setzt Euch dort in die Ecke auf jenen Stuhl. Da könnt Ihr den Gefangenen im Auge behalten."

„Das sind schöne Geschichten!" wandte er sich darauf an diesen in deutscher Sprache; „auf ein Haar hätten Sie mich tüchtig bloß gestellt; sagen Sie mir, werther Landsmann, plagt Sie denn der Teufel, um durch piemontesische Truppen hindurch zu den Räubern zu gehen? Vor allen Dingen setzen Sie sich und lassen Sie mich Ihre Antwort hören."

„Hoffentlich halten Sie mich nicht einer solchen Tollheit und Undankbarkeit fähig," erwiderte Richter, indem er sich langsam niederließ. „Es ist traurig genug, daß die Situation, in der ich

iſt ſchärfer; ich könnte dir Details erzählen," ſagte ſie ſeufzend, „deren hundertſter Theil zu viel wäre, um ſie in dem Reſte dieſer bald abgelaufenen Nacht ſagen zu können. — Mich ſelbſt," fuhr die Dame fort und ſenkte ihre Augen, „mich ſelbſt verfolgt er mit ſeinen Galanterieen, allerdings ſehr unverfänglicher Natur, die ich ihm jedoch hundertmal unterſagt, obgleich umſonſt; du warſt heute Abend beim Nachhauſefahren Zeuge davon. Eine andere Dame, die wir Beide genau kennen, bat er heute Abend mit dieſen Zeilen — um eine Zuſammenkunft auf morgen." — Sie ſuchte bei dieſen Worten ein Billet hervor, faltete es auf, und während Pauline mit zitternder Hand daſſelbe in Empfang nahm und durchlas, ließ ſie das Couvert mit der Adreſſe in die glühenden Kohlen fallen.

Das junge Mädchen ſaß da, ein Bild des Jammers; eine erſchreckende Bläſſe bedeckte ihr Geſicht, ihre Bruſt wogte heftig und einzelne ſchwere Thränen ſtahlen ſich unter den langen Wimpern hervor und rollten über ihr Geſicht; ſie hob das Auge mit einem unnennbar flehenden Ausdruck zu ihrer mütterlichen Freundin empor, und ihr Blick ſagte: „Iſt es wahr, was du ſo eben geſprochen? Bin ich wirklich eine Unglückliche? um ſo unglücklicher, da mein Herz ſich raſch und warm erſchloß? dreifach unglücklich, da ich, dem Blick ſeines Auges, ſeinem Worte trauend, ihm ohne Scheu geſtand, was in meinem Herzen für ihn ſprach, daß ich ihn liebe und daß ich ſein Weib werden wolle."

Frau von C. folgte dieſen ſtummen Fragen mit ihrem Blicke, und als verſtände ſie vollkommen, was die bebenden Lippen nicht ſprachen, nickte ſie mit dem Kopfe und zerriß mit dieſer ſtummen Bejahung das Herz des armen Mädchens vollends.

Es entſtand eine längere Pauſe, an den hohen Fenſtern rauſchte der Wind und die Nacht ſah geſpenſtig herein zwiſchen den ſchweren Seidevorhängen und ärgerte ſich über die brennenden Wachskerzen, welche ihr ſo hartnäckig die Herrſchaft in dem Zimmer ſtreitig machten.

mich befand, gegen mich ſpricht. Ich kann Ihnen aber mein Ehrenwort geben, daß ich nicht im Entfernteſten daran gedacht, mit jenen Leuten, bei denen ich gefangen genommen wurde, Partei gegen Sie zu nehmen."

„Aber man hat Sie mit den Waffen in der Hand ergriffen, heißt es im Bericht."

„So ſagt dieſer Bericht eine Lüge, die, wie ich weiß, mich das Leben koſten kann. Auf meinen Streifereien gerieth ich in die Gegend eines höchſt maleriſchen Thurmes aus der arabiſchen Zeit, wurde dort von Leuten, die ich nicht kannte, in jenen Thurm gebracht und war am andern Morgen unklug genug, von einem gefährdeten Standpunkte aus dem Gefechte zuzuſchauen: dort erhielt ich einen Streifſchuß an den Oberarm, der Schmerz ließ mich das Gleichgewicht verlieren, der Sturz raubte mir die Beſinnung, und als ich wieder zu mir kam, hatten mich Ihre Leute ergriffen."

Herr von Marlott ſchüttelte mit einem unglaubigen Lächeln den Kopf, dann ſagte er: „Wenn ich vorausſchickte, daß es mir in der Seele leid thut, einen Landsmann ſo furchtbar in der Patſche ſitzen zu ſehen, darf ich wohl hinzufügen, daß Sie mit dieſer Erzählung vor keinem Standrechte der ganzen Welt durchkommen; verzeihen Sie mir, wenn ich nach Befund der Umſtände urtheile. Angenommen, Sie hätten ſich zum Thurme von Conca verirrt, Sie wären dort von den Briganten gefangen genommen worden, ſo wäre es ſehr die Frage geweſen, ob man Sie in Anbetracht, daß Sie von einer Gegend herkamen, in der wir uns befinden, nicht augenblicklich erſchoſſen hätte. Gefangen gehalten hätte man Sie jedenfalls, und kein Parteigänger, am wenigſten der ſchlaue Chiavone, würde Ihnen erlaubt haben, gemüthlich dem Gefechte zuzuſehen. Das werden Sie begreifen."

„Leider ſehe ich das ein, muß aber doch auf meiner Ausſage beharren."

„Dazu haben Sie wahrscheinlich Ihre Gründe, die ich achten muß; wenn Sie aber dem Rathe eines Mannes folgen wollen, der Antheil an Ihnen nimmt, weil Sie ein Landsmann und anständiger Mensch sind, so thun Sie sich selbst den Gefallen und erfinden Sie morgen vor dem Standrechte eine andere Geschichte; doch wird Ihnen selbst die glaubwürdigste nichts nützen, denn dem Berichte nach will man gesehen haben, daß Ihnen die Waffe entfiel, sobald Sie der Schuß getroffen."

„Diese Waffe war ein harmloser Stock," versetzte Richter; „doch wenn ich Ihnen auch für Ihren freundlichen Rath zu Dank verpflichtet bin, so kann ich doch nicht anders sagen, als wie ich eben gethan."

„Sie wollen nicht? Gut denn, so machen Sie das mit sich selber aus: ich achte natürlicher Weise Ihr Geheimniß, vergessen Sie aber nicht, daß Ihr Leben auf dem Spiele steht."

Richter zuckte mit den Achseln und blickte finster vor sich nieder.

„Was ich für Sie thun kann, soll geschehen," fuhr Herr von Marlott fort, „aber 's ist blutwenig; sie sind hier verteufelt expedit bei diesen Veranlassungen. Haben Sie denn gar keine Enthüllungen zu machen, welche das Standrecht veranlassen könnten, Sie nach Neapel zu schicken? Haben Sie dort keine Freunde?"

„Ich habe keine," sagte Richter nach einem augenblicklichen Besinnen; er bedachte wohl, daß er die Angelegenheit des Marchese verschlimmern würde, wenn er in seiner bedenklichen Lage dessen Namen aussprächе.

„Der Hauptmann ist nach Amalfi," sagte Herr von Marlott nach einer Pause, „und ich übertrete schon meine Verhaltungsbefehle, indem ich mich mit Ihnen unterhalte, doch ist mir das gleichviel; meines Bleibens wird ohnehin nicht mehr zu lange sein. Ich habe da einen artigen Hieb über die rechte Hand be-

kommen und werde wohl ein paar ſteife Finger von dieſem glorreichen Feldzuge davon tragen. Doch ſagten ſie noch obendrein, ich hätte Glück bei dieſer ſauberen Affaire gehabt, denn der rieſenhafte Kerl, mit dem ich mich herumſchlug und der mir unterlag, da es mir gelang, von meiner Drehpiſtole Gebrauch zu machen, ſei Chiavone ſelbſt geweſen. Dem ſei nun, wie ihm wolle, es kann mir niemand abſprechen, daß ich mich tüchtig gerauft und meinem Namen Ehre gemacht; vielleicht verleihen ſie mir irgend eine Tapferkeits-Medaille und laſſen mich nach Hauſe gehen."

„So ändert ſich unſer Schickſal," ſagte Richter mit trübem Blicke; „vorgeſtern noch beneideten Sie mich darum, daß es mir frei ſtände, meinen Weg zu nehmen, wohin ich wollte, heute ſteht Ihnen die Rückkehr in die Heimat offen, während mich ein ewiges Hierbleiben erwartet."

„Was mich in der Seele dauert," ſagte der gutmüthige Offizier; „und wenn ich Ihnen auch hier nicht mehr nützlich ſein kann, ſo haben Sie doch vielleicht in Deutſchland Freunde, denen ich Ihre Grüße überbringen will."

„Ich glaube nicht, daß ſich auch dort jemand beſonders für mein Schickſal intereſſiren wird, deßhalb laſſen Sie mich lieber ſpurlos verſchwunden ſein. Sie werden nie in die Lage kommen, nach mir gefragt zu werden."

Richter hatte ſich bei dieſen letzten Worten erhoben, denn er fühlte wohl, daß es Unrecht ſein würde, den freundlichen Offizier durch ſeine längere Gegenwart in ein falſches Licht zu bringen.

„Muth, mein Freund!" ſagte dieſer, indem er ihm die linke Hand reichte; „morgen in der Frühe ſehen wir uns wieder, und was ich zu Ihren Gunſten ſprechen kann, das ſoll gewiß geſchehen." Nachdem er hierauf dem Sergeanten, ſo gut er ſich im Italieniſchen ausdrücken konnte, den Gefangenen empfohlen und beſonders eingeſchärft hatte, es ihm nicht an Eſſen und

Trinken und einem guten Lager fehlen zu lassen, winkte er ihm nochmals freundlich zu, und Beide schieden.

In die Halle zurückgekehrt, sah Richter, daß die Bank, auf der er bis jetzt gesessen, von zwei Männern eingenommen war, die ihre kurzen Pfeifen rauchten und mit der Wirthin plauderten; dabei hatten sie ihre Köpfe so tief herabgesenkt, daß man ihre Gesichter nicht sehen konnte.

„Ihr werdet wohl nichts dagegen haben, Herr Sergeant," wandte sich die Frau des Hauses an diesen, „daß meine beiden Knechte dort im Winkel die Nacht zubringen? Wie Ihr wisset, ist das ganze Haus voll wie ein Ei, und wenn man den Tag über im Felde gearbeitet hat, so will man doch irgendwo sein Haupt niederlegen können. Was Euren Gefangenen anbelangt, so habe ich dort einen Strohsack für ihn hingelegt, und da hinten an der Wand ist eine Bank, wo sich Eure beiden Leute niederlassen können. Wenn Ihr ruhen wollt, so ist dort seitwärts vom Gefangenen eine Matte für Euch."

„Für mich braucht's nichts dergleichen," erwiderte der Sergeant, nachdem er einen forschenden, fast mißtrauischen Blick durch die ganze Halle hatte schweifen lassen; „ich werde auf und ab gehen, bis ich und meine beiden Leute hier abgelöst werden."

„Ganz nach Eurem Belieben," gab die Wirthin zur Antwort; „und ihr," wandte sie sich an die beiden Soldaten, „macht's euch dort auf der Bank so bequem als möglich. Wenn der Herr Sergeant euch einen Tropfen Wein zum Anfeuchten der Kehle erlaubt, so trinkt ein Glas, es ist gern gegeben, und ihr habt es bei dem heißen Tage wohl verdient; reich' ihnen die Flasche, Pietro."

Obgleich der Sergeant davon nichts wissen wollte, erhob sich doch Pietro von seinem Sitze und trug eine große, mit Stroh umflochtene volle Flasche Wein zu den Soldaten hin, und als diese sie achselzuckend, aber mit wenig Energie von sich wiesen,

ſetzte er ſie neben der Bank auf den Boden nieder und ging dann wieder zum Feuer.

Richter, der in der That ermüdet war, folgte einem Winke aus den funkelnden Augen der Wirthin und warf ſich auf das Lager, welches ihm dieſelbe anwies.

„Ihr habt einen harten Dienſt, Herr Sergeant, nach einem ſo heißen Tagewerke,“ ſprach ſie darauf; „wie lange müßt Ihr die Wache thun?“

Der Sergeant gab keine Antwort. —

Der Gefangene hatte ſich noch nicht lange niedergelegt, als ſeine tiefen, regelmäßigen Athemzüge anzeigten, daß er feſt entſchlafen war, wenigſtens that er ſo.

„Poverino,“ ſagte die Frau mit einem Blicke auf ihn, „der arme Teufel iſt ſo erſchöpft und müde, daß ihn ein Kind bewachen könnte; ich bin überzeugt, der ſchläft bis zum hellen Morgen; ich möchte auch wohl vor meiner ſchlimmen Stunde ein ſo gutes Gewiſſen haben.“

Der Sergeant ging in einem großen Kreiſe durch die Halle, und ſo zwar, daß er zuweilen an der Eingangsthür den Poſten im Hofe beobachten konnte und daß er anderntheils auch den Gefangenen und deſſen beide Wächter, die hinter ihm ſaßen, im Auge behielt.

Letztere hatten es ſich ſo bequem gemacht, als es ihr Dienſt erlaubte; ſie ſaßen auf der Bank und lehnten ſich mit dem Rücken an die Wand der Halle, deren unterer Theil rings umher aus zuſammengefügtem Eichenholze beſtand, während ſich oben nur ein paar kleine, ſtark vergitterte Fenſter befanden. Auch hatten ſie die Weinflaſche, die Pietro in ihrer Nähe gelaſſen, langſam an ſich gezogen, als der ſtrenge Sergeant einmal mit der Schildwache im Hofe ſprach, und brachten ſie abwechſelnd an ihren Mund, ſo oft er ihnen den Rücken kehrte. Daß nach geſtilltem Durſte einer nach dem anderen zuweilen einnickte, wobei er ſich,

was die Wachſamkeit anbelangte, auf ſeinen Kameraden verließ, war nach dem heutigen Tagewerke wohl erklärlich, und wenn der Sergeant, daran denkend, ihre blinzelnden Augen ſah und darauf den ruhig ſchlafenden Gefangenen betrachtete, ſo gönnte er den armen Teufeln die paar Minuten Ruhe.

Einmal ſtöhnte Richter im Schlafe; wahrſcheinlich that ihm ſein verwundeter Arm weh, und in dieſem Augenblicke eilte die Wirthin mit Carlino an ſein Lager, um, mitleidig, wie ſie waren, nach ihm zu ſehen. Letzterer hielt die Lampe, und zwar ſo, daß ſie ſein eigenes Geſicht beleuchtete; als die Frau ſich auf den Gefangenen niederbückte, um die Hand an ſeinen Verband zu legen, flüſterte ſie ihm zu: „Schweigt und rührt Euch nicht, es könnte Eurer Wunde ſchaden," ſetzte ſie freilich hinzu, aber Richter hatte bei einem Blicke in ihre lebhaften, ausdrucksvollen Augen den richtigen Sinn wohl verſtanden.

Es war auch gut, daß ſie ihn ermahnt, ſich ruhig zu verhalten, ſonſt hätte er einen Ausruf der Ueberraſchung wohl nicht unterdrücken können, als er jetzt in Carlino's freundlich grinſendes Geſicht ſah.

„Was gibt's?" fragte der Sergeant.

„Ihr werdet doch wohl nichts dagegen haben, daß ich nach der Verwundung des armen Teufels ſehe, der ſo kläglich im Schlafe geſtöhnt; ſetzt Euch einen Augenblick aufrecht," wandte ſie ſich hierauf an den Gefangenen, „daß ich nach Eurem Verbande ſehe. Euer Arm thut Euch wohl recht weh?"

„Sehr!" gab Richter zur Antwort; er ſchien das Kopfnicken der Frau zu verſtehen.

„Es iſt beſſer, wenn Ihr Euren Rock ganz auszieht, der Aermel drückt Eure Wunde. Pietro," wandte ſie ſich an dieſen, „gib die wollene Decke her, die kann er über ſich ziehen, wenn es ihn gegen Morgen friert. Und nun haltet einen Augenblick ſtill, daß ich nach Eurer Verwundung ſehe. — So, ſtreckt den

Arm aus und wendet Euren Kopf ein klein wenig. Carlino, komm' mit der Lampe etwas näher."

Letzterer that, wie ihm geheißen, und da er, um beſſer leuchten zu können, auf das Strohlager des Gefangenen knieete, war es vielleicht zufällig, daß er ſeinen Mund deſſen Ohr ganz nahe brachte.

Der Sergeant war wieder an die Thür der Halle gegangen und blickte in den nächtigen Hof, die Soldaten an der Wand ſahen mit ſchlaftrunkenen Augen auf ihren Gefangenen — 's war ſo warm in der Halle, denn die Wirthin hatte in einem fort das Feuer unterhalten.

Da flüſterte Carlino dem Gefangenen in einem Tone zu, daß es wie ein Räuſpern und Huſten klang: „Schaut auf die Bank vor Euch bei der Ablöſung."

Pietro hatte ſich reckend und gähnend das Zimmer verlaſſen, um nach dem Hunde auf der hinteren Seite des Hauſes zu ſehen, der ſchon einige Mal außergewöhnlich laut angeſchlagen hatte. Als er zurückkam, war die Wirthin mit Erneuerung des Verbandes fertig geworden und fragte: „Warum bellt der Hund?" worauf Pietro mit einem bezeichnenden Blicke achſelzuckend antwortete: „Zur Vorſicht haben ſie auch dort noch einen Poſten aufgeſtellt, und ſo oft er in die Nähe des Thieres kommt, fährt es wie toll in ſeine Kette."

Man bemerkte auf dem Geſichte der Frau den Ausdruck unangenehmer Ueberraſchung. —

„Wenn er aber ſeine Kette durchreißt," ſprach ſie nach einer längeren Pauſe, „ſo könnte dem Soldaten, der draußen ſteht, ſein Gewehr verflucht wenig nutzen; ſieh nach, Pietro, ob die Kette gut eingehängt iſt, Wie viel Uhr iſt es?"

„Vicino a mezzanotte," erwiderte Pietro.

„So iſt es recht, geh hinaus; und Du, Carlino," wandte

sie sich an diesen, „Du kannst frisches Wasser holen, das in dem Kruge hier ist ganz warm geworden.“

So kam die Mitternachtsstunde heran, und Richter, der wohl begriff, daß Carlino, den er augenblicklich erkannt, nicht ohne Absicht mit ihm gesprochen und daß derselbe wahrscheinlich seine Befreiung versuchen wolle, fühlte sein Herz heftig und unruhig schlagen. Er hatte sich der erhaltenen Weisung zufolge nicht nur so gelegt, daß er die Bank, auf der die beiden Soldaten saßen, im Auge behielt, sondern er zog auch sein rechtes Bein so über das linke, wobei er den rechten Arm aufstützte, daß er im Stande war, bei irgend einer Veranlassung rasch aufzuspringen.

Jetzt hörte er, wie der Posten draußen im Hofe abgelöst wurde und dann erschien der Sergeant am Eingange der Halle mit den beiden Soldaten, welche bestimmt waren, die bisherigen Wächter des Gefangenen zu ersetzen.

Diese, augenscheinlich erfreut, daß es ihnen vergönnt war, ihre Waffen abzulegen und sich in der Wachtstube, welche neben dem Thore eingerichtet war, auszustrecken, erhoben sich rasch und gingen nach dem Eingange der Halle, wo der Sergeant den neu Aufziehenden ihre Instruction ertheilte.

In diesem Augenblick vernahm Richter, der fast athemlos lauschte, daß die Stelle der Holzwand, gegen welche die Soldaten bisher gelehnt, leise krachte, und bemerkte jetzt, daß sich dort in dem Getäfel eine Fallthür befand, die sich langsam öffnete. Glücklicher Weise setzten die Soldaten in diesem Augenblicke die Kolben ihrer Gewehre auf den Steinboden und der Sergeant war zu sehr in die Ertheilung seiner Instructionen vertieft, um das Geräusch der leicht knarrenden Thür zu hören.

Die Wirthin, welche noch eine Sekunde vorher mit starren Augen auf den Gefangenen geblickt, warf jetzt rasch einen gewaltigen Arm voll feuchten Reisigs mit Stroh vermischt auf das

Heerdfeuer, ſo daß ſich einer dicker Qualm entwickelte, über den ſich der Sergeant huſtend beklagte.

Richter war emporgeſprungen und hatte noch nicht die Bank erreicht, als er ſich von den kräftigen Armen Carlino's gefaßt fühlte, der ihn hinaus in ein ſtallähnliches Gelaß riß. Draußen hörte er einen Hund wie wüthend anſchlagen, einen Schuß fallen und dann den lauten Schrei eines Menſchen. Jetzt krachte es auch hinter ihm drein, er hörte ein paar Kugeln pfeifend in die Wand ſchlagen, aber alles das nur in dem Zeitraum einer Sekunde.

„Fort, fort!“ rief Carlino, „es gilt unſer Leben, und lieber den Hals gebrochen, als in ihre Hände zurückfallen.“

Das Gelaß, in dem ſie ſich befanden, führte ins Freie und dort auf eine ſteile Rampe, welche Carlino in zwei Sätzen hinabflog, dabei Richter feſt an der Schulter haltend. Unten erreichten ſie eine Terraſſe, über deren Mauerrand ſich Carlino hinabſchwang, indem er ſeinem Begleiter zurief: „Mir nach, und im Namen der Madonna zugeſprungen!“

Es war begreiflich, daß ſich Richter, wenn auch nur einen Augenblick, bedachte, in eine unbekannte Tiefe zu ſpringen. Doch hörte er droben das Rufen von Stimmen, bemerkte den Glanz von Lichtern, und ſo ließ er in Gottes Namen ſeine rechte Hand los, mit der er die Mauer hielt, und ſtürzte hinab. Unten fiel er in Geſträuch und auf weichen Boden, und als er wieder aufſprang, um Carlino zu folgen, rief dieſer mit gedämpfter Stimme: „Bei der Madonna del Carmine! Ihr habt Urſache, ihr eine tüchtige Kerze zu geloben, daß wir mit ungebrochenen Gliedmaßen die Mauer hinter uns haben. Fort, fort! Folgt mir dicht auf den Ferſen, und wenn ich ſpringe, ſo ſpringt Ihr auch.“

Die Mauer, von der ſie ſo eben herabgeſprungen waren, wurde jetzt von einem hellodernden Feuer beleuchtet, und darauf

knallten abermals Schüsse in die finstere Nacht hinaus. Glücklicher Weise aber war es so dunkel, daß an ein Zielen nicht zu denken war. Dem Gefangenen voraus sprang Carlino über Mauerstücke, Gräben und Hecken und wechselte dabei häufig die Richtung, indem er bald rechts, bald links flog. Daß es dabei nicht ohne leichtes Anschrammen, ohne schmerzhaftes Straucheln und Stoßen abging, verstand sich von selbst; doch biß Richter die Zähne zusammen und achtete in dieser furchtbaren Lage nicht auf die Schmerzen seiner Wunde, deren Verband sich gelöst.

„Es kommt Wasser, aber nicht tief, nur mir nach!" rief Carlino, indem er über eine kleine Mauer hinabsetzte und man darauf deutlich das Plätschern des nassen Elementes hörte.

Ohne sich zu besinnen folgte Richter auch hier und steckte bald knietief in einem Graben, der übrigens mehr Schlamm als Wasser enthielt.

„Es ist ein überwölbter Canal," flüsterte sein Begleiter, „der unter Wall und Mauern durchführt; wenn wir ihn hinter uns haben, können wir neuen Athem schöpfen."

Langsam wateten sie hindurch, um hier kein unnöthiges Geräusch zu machen, und erreichten nach kurzer Zeit das Ende des Canals und damit die Umgrenzung der Stadt. Hier stürzte das schlammige Wasser in eine Schlucht hinab, der Carlino eben im Begriffe war zu folgen, als er mit einem Male den Gefangenen am Arme packte, mit Riesenkraft zu sich niederriß in den tieferen Schatten der steil emporsteigenden Mauer und ihn hier gewaltsam festhielt. Richter begriff das eigenthümliche Verfahren im nächsten Augenblicke, denn auf einem schmalen Wege, der sich längs der Mauer hinzog und in einem Brückenbogen dicht über ihren Häuptern vorüberführte, sah und hörte er eine piemontesische Patrouille herankommen, deren Mannschaft zuweilen still stand, um zu horchen.

„Du weiſt, Pauline,“ fuhr Frau von C. fort, „wie ſehr mir dein Wohl, dein Beſtes am Herzen liegt; würde ich ſo mit dir ſprechen, wenn es nur eine Möglichkeit gäbe, dir eine ſo ehrenvolle und glänzende Exiſtenz zu verſchaffen, wie eine Heirath mit jenem Manne? Nein, gewiß nicht! Glaube mir, wir alle, die für dich beſorgt ſind, haben die Sache reiflich hin und her überlegt, es iſt nur ein Mittel da, um dich aus einem unangenehmen Gerede zu bringen, das auf jeden Fall entſtehen wird, ſowie man dem Baron Zeit läßt, die Vortheile zu verfolgen, welche du ihm unbedachtſamer Weiſe eingeräumt. — — Die Frau Herzogin hat deßhalb befohlen, daß du noch heute den Hof auf einige Zeit verlaſſen und dich zu meiner Verwandten nach B. begeben ſollſt. Ihre Hoheit hat es mir zur traurigen Pflicht gemacht, dir dieſes anzukündigen, ſowie ſie mir auch befahl, dir in ihrem Namen ein herzliches und freundliches Wort zum Abſchiede zu ſagen; es iſt keine Ungnade, mein Kind, die dich betrifft; du machſt eine kleine Reiſe und kehrſt nach einiger Zeit hieher zurück.“

Dieß war ein ſchrecklicher Moment für das arme Hoffräulein; ſie fühlte halb die Wahrheit des Geſagten, oder es wurde ihr vielmehr dieſe Wahrheit eingeredet; dabei hatte die Frau von C. ihr ſtrenges Auge feſt auf ſie geheftet, ein Auge, ihr ſo wohlbekannt, ein Blick, der ſich nicht abweiſen ließ und der, wenn er fragte, nur eine Bejahung wollte.

Die beiden Damen erhoben ſich darauf, wie nach einem vollkommen abgemachten Geſchäfte; Pauline machte eine Verbeugung und fragte, wann ſie reiſen ſolle.

„Die Nacht iſt bald vorbei,“ entgegnete Frau von C. mit einem leiſen Seufzer und warf einen Blick in den Schloßhof; „der Wagen iſt für dich mit Tagesanbruch beſtellt, und während du einpacken läßt, will ich mich hinſetzen und einige Briefe für dich ſchreiben. Adieu, meine Liebe!“

Mit dieſen Worten faßte ſie die beiden Hände des Mädchens

„Das Schießen droben," ſagte der Führer derſelben, „hat was zu bedeuten, und es war mir ſo eben, als hörte ich vor uns in der Tiefe etwas im Waſſer plätſchern. Schaut ſcharf aus, ob wir nichts ſehen."

Die Beiden in der Oeffnung des Canals bemerkten jetzt deutlich, wie ſich die Soldaten um den Rand der Brücke beugten. Sollten ſie zurück und ſich abermals durch das Geräuſch des Waſſers verrathen, ſollten ſie an der Wand des Canals gebückt ſtehen bleiben und auf die Finſterniß der Nacht bauen?

„Es iſt mir gerade ſo, als ſähe ich dort drunten etwas," meinte einer der Soldaten.

„So nimm Dein Ziel und ſchieße, nachdem ich angerufen," bemerkte der Führer der Patrouille, und dann rief er mit lauter Stimme: „Chi va la? Wenn Du auch vielleicht nichts triffſt, ſo hört man uns doch droben und ſchickt vielleicht draußen herum eine Streifwache."

Als auf den Anruf natürlicher Weiſe keine Antwort erfolgte, knallte ein Schuß, das Blei ſchlug dicht an den Köpfen der Beiden in das Mauerwerk, und Carlino flüſterte, den Mund an das Ohr ſeines Gefährten gedrückt: „Das war der Knall einer Büchſe, es ſind Berſaglieri — verdammt — doch da iſt nichts zu machen! So weit gekommen, ginge ich um alle Seligkeit nicht mehr zurück. Vorwärts, in die Schlucht hinab! Aber es kann Hals und Beine koſten."

Nach dieſen Worten wollte Carlino hinabſpringen, als einer der Soldaten droben ſagte: „Es war nichts, der Teufel wäre ruhig ſitzen geblieben, wenn ſo eine Kugel neben ihm einſchlüge. Ich habe ein ſcharfes Auge."

„So wollen wir vorwärts gehen," ſagte der Führer der Streifwache; „dort führt der Weg abwärts, und wir können näher an das Waſſer kommen."

Die Beiden im Kanale hörten die Patrouille über die Brücke

weiter ziehen, und erſt nach einiger Zeit ſagte Carlino: „Ich weiß einen weit näheren Weg aufwärts, von dem dieſe Bettler keine Ahnung haben, ſonſt wären ſie gerade über unſeren Köpfen hinabgeſtiegen, den wollen wir einſchlagen und darin dem ſchlauen Thiere, dem Fuchſe nachahmen, deſſen Bekanntſchaft ich häufig in den Abruzzen gemacht, der auf ſeiner Fährte umkehrt, wenn er von allen Seiten umſtellt iſt.' Unterhalb des Weges, über den die Berſaglieri eben daher kamen, führt ein ſchmaler, aber ebener Fußpfad, auf dem wir unſere Beine gebrauchen können. Sollten wir von oben angerufen oder ſogar auf uns geſchoſſen werden, ſo ſchlagen wir uns links in die Schlucht und ſehen, wie wir an den Felswänden hinabkommen; denn Ihr werdet mit mir einverſtanden ſein, Signor Straniero, daß wir lieber alles wagen, als unter den gegebenen Umſtänden in die Küche der ‚goldenen Zwiebel' zurückkehren."

„Gewiß bin ich damit einverſtanden," flüſterte Richter zurück, „und ſage Euch meinen heißen Dank für Eure aufopfernde Begleitung; glücklicher Weiſe bin ich nicht am Fuße verwundet, denn wenn ich den Arm zum Laufen brauchen müßte, würde es nicht beſonders gehen."

„Thut er Euch weh?"

„So ziemlich."

„Kann mir's denken," ſagte Carlino, „und gerade deßhalb möchte ich den Weg durch die Schlucht vermeiden, wo Ihr in den Fall kommen könntet, Euren Arm tüchtig zu gebrauchen." Er horchte in die Nacht hinaus und fuhr dann fort: „So, jetzt ſind ſie weit genug, um uns nicht mehr zu hören, wenn auch unter unſeren Füßen ein Stein abbröckeln ſollte. Gebt mir Eure rechte Hand und folgt mir."

Vorſichtig ſich umſchauend, verließen Beide hierauf den Kanal, und Carlino, Richter hinter ſich dreinziehend, ſtieg die Trümmer einer kleinen Treppe empor, welche von unten auf die oben er-

wähnte Brücke führte. Neben derſelben ſpaltete ſich der Weg in zwei, in einen breiteren, auf dem die Patrouille herabgekommen, und in einen ſchmalen Fußpfad, ziemlich eben, wie Carlino geſagt, den nun Beide in raſchem Laufe einſchlugen.

Ohne ſich Raſt zu gönnen oder auch nur ihren Lauf zu vermindern, ging es ſo eine halbe Stunde fort, zuerſt ziemlich ſteil, dann abwärts. Rückwärts blickend, bemerkte Richter, daß die Häuſermaſſen Ravello's jetzt ziemlich weit hinter ihnen lagen. Was ihn allein beunruhigte, war das Lärmen der Trompeten und das Wirbeln der Trommeln, deren Töne durch die Stille der Nacht deutlich zu ihnen drangen. Begreiflicher Weiſe brachten dieſe Signale die ganze Umgegend in Allarm und machten ihren Weg unſicher. Dieſe Anſicht ſprach er auch gegen Carlino aus, als dieſer endlich an einer abſchüſſigen Stelle, wo ſich der Weg zwiſchen Felſen und Gebüſchen verlor, athmend ſtehen blieb.

„Daran iſt nicht zu zweifeln," gab dieſer zur Antwort, „und wenn ſie ihr Handwerk einigermaßen verſtehen, ſo ſind auch jetzt ſchon Boten unterwegs nach Amalfi, Atrani und Minuri, um die Küſte zu beſetzen; doch macht mir das keine Sorge. Wir verlaſſen jetzt dieſen Weg und ich führe Euch einen Ziegenpfad hinab, der auf keiner ihrer Karten ſteht und den auch keiner der Führer, die ſie haben, weiß. Vorher aber laßt mich noch einmal nach Eurem Verbande ſehen und dann werde ich Euch einen dicken Stock abſchneiden, auf den ihr Euch ſtützen könnt."

Nachdem er alſo gethan, die Binden feſter angezogen und Richter einen tüchtigen Stab in die Hand gegeben, wandten ſie ſich unter einem ſcharfen rechten Winkel vom bisherigen Wege ab, und nach einigem Suchen hatte Carlino den Ziegenpfad aufgefunden, der allerdings mühſam und ſteil abwärts ging, vielleicht auch halsbrechend und gefährlich, doch war die Nacht immer noch ſo dunkel, daß Richter kaum den nächſten Gegenſtand unterſcheiden konnte und nichts Beſſeres zu thun wußte, als, dem Rathe ſeines

Begleiters folgend, ſo dicht hinter ihm zu bleiben, daß Carlino's breite Figur ihm beim Hinabrutſchen häufig als Stützpunkt diente. Dabei ſchritt dieſer mit einer Sicherheit hinab, die unbedingtes Vertrauen einflößen mußte, obgleich ſein ſchweres Athmen zuweilen verrieth, welche Anſtrengungen er machen mußte, um ſich und die Laſt im Rücken vor dem Hinabſtürzen zu bewahren.

Schon ſeit einiger Zeit hatten ſie das ſelbſt durch die Nacht leuchtende Meer vor ſich geſehen und erblickten daſſelbe jetzt ſo dicht vor ihren Füßen, daß es war, als ſeien ſie auf einer mehrere Hundert Fuß hohen Mauer angekommen, welche ſenkrecht in die Tiefe führte.

„Rechts haben wir Atrani, links Minuri," ſagte Carlino, „und wenn wir noch eine halbe Stunde tüchtig gegangen ſind, ſo können wir uns in Sicherheit betrachten, doch iſt dieſer Weg nicht gerade zu den angenehmſten zu zählen, er führt durch eine höhlenartige Schlucht abwärts, wo uns ſelbſt das bischen Licht fehlen wird, welches wir hier noch haben. Doch werdet Ihr geſehen haben, daß Ihr Euch auf mich verlaſſen könnt; gebt mir jetzt Euren Stock und faßt meinen Gürtel. Abgründe haben wir keine zu befürchten, doch könnte es eine Rutſchpartie geben, die aber dann das Gute hat, daß ſie uns nur ſchneller abwärts führt. — Kommt jetzt, wenn Ihr nicht zu ſehr ermüdet ſeid."

„Die Ermüdung wird ſpäter kommen," meinte Richter, „jetzt fühle ich nichts davon, da meine Nerven zu aufgeregt ſind."

Sie ſetzten hierauf ihren Weg fort, der ſie, wie Carlino geſagt, in eine Höhle brachte und dann allerdings auf Sand und leichtem Geröll ſehr ſteil abwärts führte. Auch die Rutſchpartie kam vor, von der Carlino geſprochen, und Richter mußte dabei die Rieſenkraft und Gewandtheit ſeines Begleiters bewundern, der ihn um den Leib faßte und ihn, während er ſelbſt

hinabglitt, aufrecht erhielt, wobei er die Richtung in der Finſterniß, die ſie umgab, nur durch das Gefühl finden konnte.

Endlich dämmerte es ſchwach von unten herauf, und zugleich hörte man das ſchwache Rauſchen der Meeresflut, welches wie Muſik in den Ohren des Flüchtlings klang.

„Hier bleibt einen Augenblick ſtehen," ſagte Carlino, „damit ich ſehe, ob drunten alles in Ordnung iſt; gegen das, was wir geleiſtet haben," ſetzte er lachend hinzu, „ſind die paar Schritte hinab Kinderſpiel, und wenn ich Euch rufe, ſo folgt mir."

Bald erfolgte auch dieſer Ruf, und Richter kletterte allerdings mit etwas wankenden Schritten den Felſenpfad vollends hinab, welcher unten in eine nach dem Meere zu offene geräumige Höhle mündete, die von den leiſe plätſchernden Fluten angefüllt war.

Hier lag eine Barke und in derſelben ſtand Carlino, beſchäftigt, Ruder und Maſte an ihren Platz zu bringen. „Die Madonna iſt uns günſtig," ſagte er, „wir haben einen friſchen Landwind, der uns wie mit Dampf in den Golf hinaustreiben wird. Steigt ein, damit ich das Boot flott machen kann — ſo, ſetzt Euch am Steuerruder nieder und haltet es gerade ſo, wie es jetzt ſteht."

Unter dieſen Worten hatte er ſeine Jacke abgeworfen, die Ruder ergriffen und die Barke mit ein paar tüchtigen Ruderſchlägen in das Meer hinausgetrieben. Richter fühlte ein unnennbar wohlthuendes Gefühl ſeine Bruſt durchziehen, als die friſche Seeluft ihn umſpielte und als ſein Begleiter ihm verſicherte, daß ſeine Verfolger jetzt das Nachſehen haben würden — und wenn ihrer ein Dutzend von Atrani und Minuri ausfahren möchten. „Mein Boot kenne ich, und mit dem Winde, den wir haben, bliſe uns San Pantaleo bis nach Sicilien hinüber."

Nachdem ſie etwa hundert Ellen vom Ufer entfernt waren,

richtete er den Mast auf, zog das Segel in die Höhe, und alsbald legte sich der scharfe, vom Lande kommende Nordostwind hinein, so daß sich das leichte Schiffchen anmuthig auf die Seite neigte und wie ein Pfeil durch das Wasser schoß, während die Wellen rauschend vor dem Kiele aufschäumten.

„So, Signor Straniero, jetzt können wir unser Nachtgebet sprechen und uns bei der heiligen Jungfrau bedanken. Es war keine Kleinigkeit, und da Ihr an so 'was nicht gewöhnt, auch vom Blutverluste erschöpft seid, ich aber die Augen offen behalten muß, um das Schiff jetzt zu steuern, so legt Euch in's Boot hinein, da auf die Strohmatte, und schließt getrost Eure Augen."

Richter, der jetzt anfing, seine furchtbare Ermüdung zu fühlen, folgte diesem Rathe, worauf ihn Carlino sorgfältig mit einem Mantel zudeckte; dann wollte er sich gerade am Steuerruder niederlassen, als er sich auf einmal vor die Stirn schlug und sagte: „Jetzt hätte ich das Beste bald vergessen, ich habe einen Gruß an Euch von der schönen Signorina, die mir so sanft die Backe patschelte."

„Wo ist sie?" rief Richter, der eben aufspringen wollte, doch drückte ihn sein Begleiter sanft mit der Hand nieder, indem er sagte: „Sie ist in Sicherheit, wie Ihr; auf diese gute Nachricht legt Euch jetzt nieder, deckt Euch mit dem Gruße zu, schlaft und träumt." —

Ob er schlief und träumte? —

Achtundſechszigſtes Kapitel.

In der Vicaria.

Wer nach Neapel kommt, vergeſſe ja nicht, jenes Viertel der Stadt aufzuſuchen, welches La Vicaria heißt und in welchem der gleichnamige Gerichtshof, der zugleich als Gefängniß dient, liegt. Es war dies vor alten Zeiten ein ariſtokratiſches Stadtviertel, und noch heute ſieht man dort die ſchönſten, maleriſchſten und finſterſten Paläſte des ehemaligen Neapel. Freilich ſind von den in Stein gehauenen Wappen über den Thorbogen — italieniſche, ſpaniſche, deutſche — viele unſerer jetzigen Zeit unbekannt, denn von den Geſchlechtern, welche ſie führten, ſind manche ausgeſtorben, während andere das Land verließen, wenn die Herrſcher gewechſelt, zu deren Hofhaltung ſie gehörten. Bei dem Umfange des jetzigen Neapel iſt dieſes Viertel ganz dem Mittelpunkte der Stadt entrückt, denn es liegt an der Porta Capuana, und es iſt auch nicht mehr das Quartier vornehmer Leute. Vor den alten Paläſten halten keine eleganten Equipagen mehr, und an den Fenſtern und auf den Balkonen, wo ſich früher neben damaſtenen Vorhängen ſchöne, vornehme Neapolitanerinnen dem Volke zeigten, ſieht man jetzt Leute aus dem Volke, verkümmerte Geranien und Granaten und flatternde Wäſche.

Der Gerichtshof La Vicaria, von Wilhelm dem Erſten, dem Normannen, zu ſeinem Palaſte erbaut, liegt auf einem mäßigen freien Platze, ſo daß man das feſte, trotzige Gebäude rings umgehen kann. Seine grauen, aus Quadern erbauten Mauern zeugen deutlich für das hohe Alter des Gebäudes; an einer Seite deſſelben, die auf den Platz geht, wo ehemals die Hinrichtungen ſtattfanden, bemerkt man an der Mauer weiße, verwitterte Kalkſtreifen, hinter denen ſich die blutigen Ueber-

bleisel aus früherer Zeit verbergen; über ihnen hangen eiserne Körbe, worin die Schädel großer Verbrecher aufbewahrt wurden. Im ersten Stockwerke sind die Gefängnisse, und hinter den stark vergitterten Fenstern sehen wir bleiche, eingefallene Gesichter mit verwahrlosten Bärten, und hier und da kommt eine magere Hand zum Vorschein, welche ein Körbchen an einer Schnur herabläßt, um auf diese Art ein Almosen zu erflehen.

Zum zweiten Stockwerke führen rechts und links vom Eingange breite Treppen, welche am Gerichtstage mit einer Menge Volkes bedeckt sind, das emsig auf und ab steigt, denn dort oben werden die Gerichtsverhandlungen abgehalten. Dort sind große Säle, der Tummelplatz der Advokaten mit den Notaren und Schreibern, welche sich gewöhnlich an der Wand aufhalten und dort auch ihre hölzernen Sitze haben. Der übrige Raum wird von den Clienten ausgefüllt, und der Lärm von den Tausenden von Stimmen, die hier durch einander schreien, ist so betäubend, daß man diesen Ort gewohnt sein muß, um im Stande zu sein, mit seinem nächsten Nachbar eine Unterhaltung zu führen. Dazwischen rufen Verkäufer mit gellender Stimme alle Arten von Waaren aus, und da es ihnen trotz ihrer gewaltigen neapolitanischen Lungen doch oft nicht möglich ist, die Billigkeit und Vortrefflichkeit der Artikel, welche sie verkaufen wollen, anzupreisen, so heben sie dieselben, an große Stöcke gebunden, hoch über die Köpfe der Menge empor und zeigen, so wie sich ein Kauflustiger blicken läßt, pantomimisch die Größe der Kaufsumme.

Aus den eben erwähnten Räumen, welche dem eigentlichen Gerichtssaale als Vorzimmer dienen, flüchtet man sich gern in diesen, wo man sich bei den Verhandlungen wieder etwas erholen kann und zu gleicher Zeit, wenn man der Sprache des Landes kundig ist, die glänzende Beredtsamkeit, die trügerische Sophistik der neapolitanischen Advokaten bewundern darf.

Da es aber nicht im Intereſſe unſerer Geſchichte liegt, dem geneigten Leſer eine Schilderung dieſer Gerichtsverhandlungen zu entwerfen, ſo begnügen wir uns damit, ihn raſch in die eben geſchilderten Räume geführt zu haben, und bringen ihn nun durch den Gerichtsſaal nach der Haupttreppe zurück, wo wir in einer Fenſterniſche zwei Männer mit einander reden ſehen. Der Eine betrachtete gerade ſeine Nägel und blickte mit finſter zuſammen gezogenen Augenbrauen auf die Straße, während der Andere, der dicht vor ihm ſtand, ſeine Augen nicht von den Steinen des Fußbodens erhob.

„So weit ſtänden die Sachen gut," ſagte der Letztere; „der Gerichtshof hat entſchieden, daß die Verrechnung mit dem Marcheſe und die Uebergabe der Güter in andere Hände erſt zu geſchehen habe, nachdem der Proceß, wegen welches Jener in's Gefängniß geſetzt worden, beendet iſt."

„Meinetwegen," ſagte der Advokat Don Nicola Brancaccio mit ſo ungeduldigem Ausdrucke der Stimme, daß ſein erſter Schreiber beinahe unwillkürlich einen Moment die Augen zu ihm aufſchlug, wobei ſich auf ſeinen Zügen der leiſe Schein einer Verwunderung zeigte.

„Was dieſen Proceß ſelbſt anbelangt, ſo habe ich aus beſter Quelle erfahren, daß er für den Marcheſe ein gar ſchlimmes Ende nehmen wird, denn obgleich man ſchon ſo Viele der hohen Ariſtokratie in beinahe ähnlichen Fällen mit einem blauen Auge hat durchſchlüpfen laſſen, ſo finden ſich doch immer Narren, die ihr Vermögen und Leben wagen, und man wird an dieſem ein Beiſpiel ſtatuiren."

Der Advokat that einen tiefen Seufzer und murmelte alsdann zwiſchen den feſt verſchloſſenen Zähnen: „Hätte ihn der Teufel geholt, ehe er einen Fuß hier ans Land ſetzte! Maledetta anima dolla cucuzza! Was nützt es mir, wenn ich ihn auf dem Mercato ſehe, nachdem er mir den Dolch ins Herz ge-

ſtoßen, denn das könnt Ihr mir glauben, Don Giovanni, er und ſeine Helfer ſind ſchuld daran, daß das Mädchen verſchwunden iſt."

Jetzt blickte der alte Schreiber in der That zu ſeinem Herrn auf, und ſogar mit einem verwunderungsvollen Lächeln auf dem Geſichte.

„Das begreift Ihr nicht," fuhr Don Nicola heftig fort, „ſie war mir an meine Seele gewachſen und ich liebte ſie, wie das Licht meiner Augen. Sei er verdammt für ſeine Ränke! Bei der Madonna del Carmine! Hätte ich gewußt, daß er mir ſo ins Leben greifen würde, ich wäre glimpflicher mit ihm verfahren. Was nützen mir hunderttauſend Dukaten, wenn ich vor Wuth und Eiferſucht berſte!"

„Aber was ſind ein paar Mädchenaugen gegen hunderttauſend Dukaten?"

„Darüber wollen wir nicht ſtreiten," entgegnete Don Nicola mit einem tiefen Seufzer, „aber was mich am allertollſten bei der Geſchichte macht, iſt, daß ich niemand dafür anfaſſen kann."

„Als ihn."

„Ja, als ihn — als ihn — als ihn," erwiderte der Advokat, indem er die geballte Fauſt erhob, „und wenn es mich mein halbes Vermögen koſten ſollte, ſo will ich ihn verderben!"

Mit dem Strome der Menge, die ab und zu aus dem Gerichtſaale wogte, kam jetzt ein Mann, dem Viele, die ihn kannten, ehrerbietig Platz machten und dem einige Stimmen nachflüſterten: „Das iſt Don Ercole Cerboni, unſer beſter Advokat und ein ſehr braver Mann."

Bei ſeinem Anblicke wandte ſich der in der Fenſterniſche Stehende haſtig um, worauf Don Ercole, welcher die Beiden wohl bemerkt, mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln vorüberſchritt. Dieſes Lächeln aber verſchwand wieder, als er die Treppe hinabging; ſeine Miene nahm einen ernſten Ausdruck an und er

und küßte ſie auf die Stirn, auf dieſelbe Stelle, wo geſtern andere Lippen eine Secunde geruht, — ein Kuß, wonach geſtern das Herz des Mädchens freudig und glückſelig geſchlagen, — aber jetzt! — — Sie gieng in ihr Zimmer, in daſſelbe Zimmer, und ſetzte ſich an den Tiſch, an denſelben Tiſch, ſie ſtützte die Stirn auf ihre Hand, fuhr aber gleich darauf wieder erſchreckt in die Höhe und beſchaute ängſtlich die Handfläche, als wäre darin ein rothes, brennendes Mal zurückgeblieben.

Frau von C. ließ ſich einen Tiſch an den Kamin ſetzen und ſchrieb, während der Tag langſam zu grauen anfieng, mehrere Briefe. Als ſie fertig war und aufſtand, glänzte ihr aus den Kohlen das herabgefallene Armband entgegen, ſie hob es auf und betrachtete es nachdenkend; es war ein einfacher goldener Reif mit einer Muſchel-Camee, das Portrait Paulinens. Dieſe hatte es ihr einſt zu ihrem Geburtstage geſchenkt. Das Gold war von der Gluth der Kohlen matt angelaufen und die Camee war zerſprungen. — — — —

Der junge Tag kam endlich herauf, faul und langweilig, nicht wie der Sohn des Hauſes, ſondern wie ein gemietheter Knecht; zuerſt zog er im Oſten die grauen Regenvorhänge aus einander und ließ ſich in einem mattgelben Streifen ſehen, der aber verdrießlich bald wieder verſchwand; bald darauf kam er auf die Erde, ohne viele Umſtände, ohne Glanz und Pracht, in grauem naſſem Wettermantel, deſſen Enden der ſcharfe Morgenwind hoch emporjagte; triefend von Regen und mißmuthig ſetzte er ſeine Füße in die großen Waſſerlachen, welche Straßen und Plätze bedeckten.

Draußen aber im Freien war es noch unheimlicher, als in der Reſidenz, der Wind bog die Pappeln an der Landſtraße, er trieb unterſchiedliche Wettrennen mit den Regenſchauern, welche niederſchlugen, und beide, Wind und Regen, jagten einem einſamen Reiſewagen nach, der ihnen vorausfuhr und weit und breit allein unterwegs war.

ſchaute faſt düſter, als er das Stockwerk erreicht hatte, wo ſich die Gefängniſſe befanden. Hier blieb er einen Augenblick vor einer verſchloſſenen, ſchweren, eiſernen Thür ſtehen, hinter der man ein paar Schildwachen auf und ab wandeln ſah, dann zog er an einer Klingel, die hell durch den langen Gang tönte und einen der Carcerieri herbeirief, welcher von einem Zimmer aus der Ecke des Ganges kam. Obgleich dieſer Anfangs langſam der Thür zuging, ſo beſchleunigte er doch ſeine Schritte, als er den Einlaß Begehrenden erkannte, und ſagte am Gitter angekommen mit freundlicher Miene: „Ah, Don Ercole, Ihr wollt nach Eurem Clienten ſehen. Obſchon ich wohl weiß, daß Ihr als ſein Rechtsbeiſtand die Erlaubniß dazu habt, ſo muß ich Euch doch des ſtrengen Befehles wegen bitten, mir Eure Einlaßkarte zu zeigen.“

„Laßt mich nur erſt eintreten,“ gab der Advokat zur Antwort, worauf der Schließer aufmachte und die Beiden alsdann durch den Gang hinabwandelten.

Als ſie aus dem Bereiche der Schildwachen waren, griff der Advokat lächelnd in ſeine Weſtentaſche, ſuchte dort etwas hervor, das er in die geöffnete Hand des Carcerieri gleiten ließ, und ſagte: „Mein Lieber, ich hatte heute meinen Kopf ſo voll, daß ich das Papier wahrhaftig vergaß, wenn ich aber wiederkomme, ſo zeige ich es Euch zweimal nach einander, das wird alsdann wohl den gleichen Dienſt thun.“

„Gewiß, Don Ercole,“ gab der Schließer geſchmeidig zur Antwort, indem er ſich verbeugte, alsdann ſein Schlüſſelbund nahm und dem Advokaten voranſchritt.

Nachdem er an mehreren Thüren vorbeigegangen war, ſchob er an einer die ſchweren Riegel zurück, öffnete alsdann das Schloß und ſagte, als der Advokat eingetreten: „Ich weiß, Don Ercole, Ihr zieht es vor, mit dem Gefangenen ohne Zeugen zu reden, und laſſet Euch deßhalb gern gefallen, daß ich hinter Euch zuſchließe. Wann ſoll ich wiederkommen, um Euch abzuholen?“

„In einer halben Stunde, denke ich.“

Die Riegel wurden zugeſchoben, der Schlüſſel im Schloſſe drehte ſich knirſchend herum, und der Advokat befand ſich in einem kleinen Zimmer, dem Marcheſe Gaetano Fontana gegenüber, der ſich raſch und mit freundlicher Miene von ſeinem Stuhle erhob, der am Fenſter ſtand.

Dieſes Fenſter ging auf den inneren Hof der Vicaria, der von den vier Flügeln des mächtigen Gebäudes gebildet wurde. Ausſicht hatte der Gefangene hier nicht viel; wohin er ſeine Blicke erhob, ſah er die hohen, grauen Mauern des Gefängniſſes mit vergitterten Fenſtern, die häufig noch mit Holzblenden verſehen waren, welche dem dort Eingeſchloſſenen nur geſtatteten, ein kleines Stück des tief blauen Himmels zu ſehen.

In der Mitte des Hofes lag auf einer kleinen Erhöhung der bekannte Löwe aus weißem Marmor, der hier ſymboliſch die gleichen Maße und Gewichte bewacht, auf denen er ruht. Die ſehr ärmliche Ausſtattung des Gefängniſſes beſtand aus einem einfachen Bett, welches eine Wollen-Matratze mit Decke enthielt, ferner aus zwei Stühlen und einem Tiſche, auf dem ſich einige Bücher befanden; letztere eine Wohlthat, welche der Advokat ſeinem Clienten verſchafft.

„Ich muß nach Ihnen ſehen, Signor Marcheſe, obgleich ich Ihnen über das, was unſere beiden Proceſſe anbelangt, keine tröſtliche Aenderung zu ſagen weiß. Sie haben die Ausfertigung des Tribunals erhalten, wonach es die Abrechnung mit Brancaccio und die Uebergabe der Güter bis zur Beendigung Ihres andern Proceſſes aufſchiebt. Das iſt eine verfluchte Finte, die abzuwehren ich nicht im Stande war.“

„Sie ſind mir auch ohne gute Nachrichten willkommen, Don Ercole,“ gab ihm Gaetano zur Antwort, „und heute um ſo mehr, als ich aus Ihren Bewegungen und nach der Bruſttaſche ſchließen darf, daß Sie Briefe für mich haben.“

„Ich bin ſo glücklich und hoffe nur, daß die Nachrichten, welche er enthält, erfreulich für Sie ſein mögen, doch zweifle ich faſt daran, denn das Schreiben, welches ich für Sie habe, iſt ſchwarz geſiegelt.“

„Immerhin,“ gab der Marcheſe mit einem trüben Lächeln zur Antwort; „das Schickſal iſt mit mir ſo ſchlimm verfahren und hat mir ſo viel genommen, daß ich ſelbſt einem neuen Verluſte mit Faſſung entgegenzutreten vermag. Der Brief iſt doch aus dem Auslande?“ fragte er haſtig, denn er dachte an ſeine beiden Freunde Vander und Richter. — „Mein Gott, von Scherra und ſchwarz geſiegelt!“ rief er hierauf laut unter der Einwirkung eines eigenthümlichen Gefühles, — — — „doch wie bin ich kindiſch, die Aufſchrift iſt ja von ſeiner Hand, alſo kann ja ihm, meinem edlen, väterlichen Freunde nichts zugeſtoßen ſein! Sie verzeihen, Don Ercole,“ fügte er bei, indem er den Umſchlag abriß.

„Leſen Sie ruhig, Signor Marcheſe,“ entgegnete der Advokat, indem er ſich auf den Stuhl am Fenſter niederließ; „beachten Sie übrigens, daß dieſes Schreiben ſchon vier Wochen alt ſein muß; es kam über Paris per Einſchlag an mich, Sie befahlen ſelbſt, daß es mit den Briefen ſo gehalten werden ſollte — — jetzt aber thun Sie, als ob ich gar nicht da wäre, ich werde mir unterdeſſen den Löwen da unten betrachten; ſeine Wagſchale mit den Gewichten gibt mir allerlei zu denken.“

Gaetano las nicht, wie man gewöhnlich zu leſen pflegt, nein, ſeine Augen flogen von Zeile zu Zeile über die Buchſtaben hinweg mit einer unbegreiflichen Geſchwindigkeit, und als er das lange Schreiben geleſen, las er es zum zweiten Male wieder und auch zum dritten Male, dann ſprang er von dem Bette auf, auf das er ſich geſetzt hatte, eilte im Zimmer auf und ab und ſtieß, während er zuweilen in den Brief ſah, aus tiefſter Bruſt wiederholt die Worte aus: „O mein Gott, o mein Gott!“

Der Advokat war zu sehr Geschäftsmann, um nur die Spur einer Neugierde blicken zu lassen, ja, er schaute nicht einmal von dem Löwen im Hofe weg, und erst als ihm der Marchese hastig seine Hand auf die Schulter legte, wandte er den Kopf mit ruhigem Blicke herum.

„Das ist ein Brief von höchster Wichtigkeit für mich!“ rief Gaetano, wobei er so schwer athmete, daß er die Worte nur mühsam hervorbrachte, „ein unschätzbarer Brief, ein Brief, der plötzlich ein helles Licht strahlen läßt in der finsteren Nacht meines Herzens! O mein Gott, ein Brief, der mich wahnsinnig machen könnte vor Glück, wenn ich nicht von den Mauern des Gefängnisses umschlossen wäre.“

„Halt, mein lieber Freund und verehrter Marchese,“ erwiderte Don Ercole in ruhigem und langsamem Tone; „wenn dem wirklich so ist, so müssen wir es also für ein Glück halten, daß die Mauer des Gefängnisses Sie einschließt.“

„Ja, eines Gefängnisses,“ gab Gaetano mit fast tonloser Stimme zur Antwort, indem er vor sich auf den Boden starrte, „das sich für mich vielleicht noch lange nicht öffnet, das mich mit eisernen Banden festhält,“ setzte er zähneknirschend hinzu, „während sie — sie frei geworden ist von Fesseln, die gewöhnlich härter und fester binden, als Gitter und Ketten! O, diese Mauern, diese Riegel und Schlösser, die es mir verwehren, jubelnd hinaus und zu ihr zu eilen, diese furchtbaren Riegel, die sich vielleicht erst dann für mich öffnen werden, wenn mein letzter Tag anbricht, wenn mein Leben endigt, nachdem sich noch alles gut und herrlich gestalten konnte! — Verzeihen Sie mir,“ fuhr er nach einer langen Pause mit einem traurigen Lächeln fort, während er sich mit der Hand über die Stirn wischte, „daß ich Ihnen von meinen trostlosen Gefühlen rede, statt Sie mit dem Inhalte dieses Schreibens bekannt zu machen.“

„So weit es unsere Angelegenheiten betrifft,“ antwortete

der discrete Advokat. „Faſſen Sie ſich vor allen Dingen, lieber Marcheſe, bemeiſtern Sie Ihre Aufregung und theilen Sie mir ohne Leidenſchaft mit, wie ich Sie ohne Leidenſchaft, wenngleich tief mitfühlend, anhören werde. Setzen Sie ſich, lieber Freund, ich bitte Sie darum."

Gaetano ließ ſich widerſtrebend auf einem Stuhle ſeinem Rechtsfreunde gegenüber nieder, und nachdem er einen tiefen Athemzug gethan hatte, ſagte er: „Dieſer Brief iſt von einem Herrn von Scherra, meinem väterlichen Freunde, einem Manne, dem ich viel verdanke; er war der Freund meines Vaters und meine Mutter ſchätzte ihn hoch."

„Er war hier in Neapel und kennt Ihre Verhältniſſe?" fragte der Advokat.

„Ganz genau; doch fand ich ihn in Deutſchland wieder, als ich nach jener gräßlichen Zeit, die Sie kennen, meine Freiheit erlangte. Ich ſprach Ihnen von einer Dame, die ich liebte —"

„Deren wir hier uns noch alle mit Entzücken erinnern."

„Einer edlen, tugendhaften Frau, die, mich treulos wähnend, ihre Hand einem Manne gab, den ſie achtete und dem ſie eine aufopfernde, pflichttreue Gattin war."

„Dieſer Mann iſt todt?"

„Ja, Graf Lotus iſt geſtorben, wie mir Scherra meldet — Franceſca iſt frei — — und ich —! —" Dieſe letzten Worte ſagte er unter dem Eindrucke eines Schmerzes, der ſo ungeheuer war, daß er ihm den Schluß ſeines Satzes einige Sekunden verſagte. — „Und ich," fuhr er dann fort, „ſitze hinter feſten Mauern, und wenn ich auch meinen Kopf an dieſen Steinen zerſtieße, ſie würden mich doch nicht hinauslaſſen, um zu ihr zu eilen und ihr zu Füßen fallen zu können."

Der Advokat hatte die Arme über einander geſchlagen und nickte einige Male mit dem Kopfe, ehe er zur Antwort gab: „Das iſt allerdings eine furchtbare Verwicklung. Armer Marcheſe,

hoffen Sie — es iſt das freilich unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ein trivialer Troſt, aber ich weiß keinen beſſeren, — ja, hoffen Sie, mein lieber Freund, das Schickſal wird doch endlich müde werden, Sie zu verfolgen. Herzlich bitte ich Sie, faſſen Sie ſich," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort und reichte Gaetano ſeine Hand, als er bemerkte, wie dieſer die Lippen mit einer zitternden Bewegung zuſammenbiß und wie deſſen Augen feucht wurden. „Sie haben gezeigt, daß Sie ein Mann ſind, der Ungeheures zu ertragen vermag, blicken Sie auch jetzt wieder als ſolcher den drohenden Ereigniſſen muthig entgegen, laſſen Sie uns unſere Ruhe bewahren, ſie iſt nothwendig, um wirkſam zu überlegen."

Gaetano nickte mit dem Kopfe, dann hob er den Brief empor und ſprach ruhig, doch mit bewegter Stimme: „Scherra ſchreibt mir alſo, Graf Lotus ſei geſtorben, und zwar in Gegenwart ſeines älteren Bruders, der von England herübergekommen ſei, um bei dem Ende ſeines Bruders gegenwärtig zu ſein. Scherra, der ſich auch hier wieder als edlen Freund bewies, übernahm es, die Angelegenheiten des Verſtorbenen zu ordnen, und ermöglichte es ſo der Gräfin, daß ſie die Stadt und ein Haus, welches nur traurige Erinnerungen in ihr hervorrief, alsbald verlaſſen konnte; ſie ging mit ihrem Schwager nach England."

„Die Familie Lotus ſtammt wohl von daher?"

„So iſt es; der Verſtorbene, der Graf Paul Lotus, war der jüngere Bruder und diente lange Jahre in Indien, wo er ſein ererbtes Vermögen bedeutend vergrößerte. Da er indeſſen in Zwiſtigkeiten gerathen war mit den Direktoren der oſtindiſchen Compagnie, ſo hatte er keine Luſt, ſeinen Aufenthalt in England zu nehmen, reiſte und ließ ſich dann in Deutſchland nieder. Sein älterer Bruder, Lord William Cliſton, der Inhaber der Familiengüter, war lange zur See und lebt jetzt unverheirathet auf einem

ſeiner Schlöſſer, Lotushall, nach ſeinem Bruder, den er innig liebte, ſo geheißen."

„Dieſe Nachricht, mein lieber Marcheſe," ſagte der Advokat nach einem längeren Nachſinnen, „iſt in ſo fern von Wichtigkeit für mich, als ich jetzt meine Bemühungen verdoppeln muß, wenn das nämlich möglich iſt, um Ihren Proceß zu beſchleunigen — o, wäre dieſe Nachricht vor ein paar Monaten gekommen, und hätten Sie vermocht, ſchleunig wieder abzureiſen! Alsdann Ihre Angelegenheiten hier zu ordnen und unſern gemeinſchaftlichen Freund etwas derb zu rütteln, wäre die Arbeit eines Kindes geweſen! Was aber Ihren zweiten Proceß anbelangt —"

„So finde ich ein paar Notizen im Briefe," unterbrach ihn Gaetano raſch, „die vielleicht für uns nicht ohne Nutzen ſind; ich beachtete ſie bis jetzt nicht, da nur die eine Nachricht für mich von großer Wichtigkeit war. Scherra ſchreibt mir: ‚Der Tod des Grafen Lotus erlaubt mir, auch Ihnen eine Mittheilung zu machen, von der es jedoch zweifelhaft iſt, ob Sie ihr ein Intereſſe abgewinnen können. Sie erinnern ſich des Indiers Juſſuf, des Kammerdieners und, man könnte ſagen: Vertrauten des Grafen, einer eigenthümlichen Perſönlichkeit, die ich, da ich ſeine Vergangenheit kannte, häufig mit einem unheimlichen Gefühle betrachtete. In ſeinem aufgeregten Zuſtande, vielleicht im Traume — der Indier ſaß, wie ich weiß, Nächte lang am Bette ſeines Herrn — ließ der Kranke wahrſcheinlich Aeußerungen fallen, aus denen Haß gegen Sie, mein lieber Gaetano, hervorleuchtete; vielleicht hielt er Sie, und gewiß mit vollem Unrecht, für ein Hinderniß ſeines vollkommenen Glückes, für einen finſteren Schatten auf ſeinem Lebenswege, der hinweg geräumt werden müſſe, und der Indier, der dieſe Andeutung auf ſeine Art auffaßte und ſich für verpflichtet hielt, die Hand zur Erfüllung zu bieten, war es, der in jener Nacht den Mordanfall auf Sie ausübte, deſſen Ausführung von Ihren Freunden verhindert wurde.'"

„Ah," rief der Advokat freudig aus, wobei seine Augen leuchteten, „das ist derselbe Mensch, der Ihnen in Rom und hier seine Dienste so dringend anbot?"

„Derselbe."

„Der verschiedene Male aus dem Hause meines verehrten Collegen kommend gesehen wurde, ohne daß er je in Ihrem Auftrage dort gewesen wäre?"

„Derselbe — bei Gott, da ist ein Zusammenhang!"

„Den wir benutzen müssen. Wie Sie wissen, wurde der Indier am gleichen Tage mit Ihnen verhaftet, doch auf Ihre Verwendung wieder freigegeben und blieb von da an in Ihrem Gasthofe — Sie wollten es so. — Lassen Sie mich überlegen, was da zu thun ist. Ihn auf diesen Brief hin aufs neue festnehmen zu lassen, geht nicht gut an, es wäre dazu eine gerichtlich beglaubigte Erklärung Ihres Freundes nothwendig — es ist nicht mehr das alte Neapel," setzte er lächelnd hinzu. — „Doch hätte es auch gar keinen Nutzen, ihn festzunehmen, da ihn Brancaccio sicher dazu bestimmen wird, bis zum Ende des Processes zu bleiben. Niemand als dieser Indier hat die verdächtigen Papiere in die Cassette gethan."

„Der Ansicht bin ich auch; aber glauben Sie nicht, daß es nothwendig wäre, die gerichtlich beglaubigte Erklärung meines Freundes Scherra so bald als möglich kommen zu lassen?"

Don Ercole hatte seine Stirn in die Hand gestützt und sagte nach einem längeren Besinnen: „Ich werde an ihn schreiben, doch finde ich vielleicht einen kürzeren Weg, um diesem Indier ein festes Quartier anweisen zu lassen. Wenn wir nur viel dadurch gewinnen, denn wie werden wir im Stande sein, den Beweis zu führen, daß der, welcher Sie ermorden wollte, auch die Papiere unterschob? Daß ich so gut wie Sie überzeugt bin, daß er das wirklich gethan, bedarf keiner Erklärung, aber das Gericht kann anderer Ansicht sein wollen. Sie waren in Rom, Sie haben dort

mit ſehr compromittirten Leuten verkehrt, Sie kamen mit einem fremden Paſſe unter fremdem Namen hier an. Das ſind Anhaltspunkte, die man mit großem Vergnügen feſthalten wird; ich ſage: mit großem Vergnügen, und darf Ihnen nicht verhehlen, daß Ihr Proceß gerade deßhalb nicht gut ſteht, weil man eine Schuld gegen Sie auffinden will und weil man gern Einen der hohen Ariſtokratie, zu der Sie ja gehören, für alle Uebrigen möchte leiden laſſen."

Gaetano war aufgeſtanden und ging mit trüben Blicken auf und ab. „Ich hatte mich faſt an dieſe Mauern gewöhnt, ich ſah ruhig und ohne Ungeduld dem Ende meines Proceſſes entgegen, ob ich hier war oder anderswo; ja, hätte man mir ein Gemach angewieſen, meinetwegen in Caſtel dell' Uovo mit einer Ausſicht auf meinen geliebten Golf, ich hätte mich faſt glücklich fühlen können, aber nun — o, ich kann Ihnen nicht ſagen, Don Ercole, wie die vier Mauern mein Gehirn drücken! — Wenn ich ſpäter allein bin, werde ich verzweiflungsvoll rütteln an den Gitterſtäben dieſes Fenſters, die ich bis jetzt lächelnd betrachtete — die faſt glückliche Ruhe meines Herzens iſt verdrängt worden durch einen einzigen ungeſtümen Gedanken, durch einen einzigen Wunſch, den ich mit Wildheit ausſpreche: Freiheit — Freiheit — — Freiheit, um zu ihr eilen zu können!

„Sagten Sie mir nicht," fuhr er in bittendem Tone fort, indem er neben dem Advokaten ſtehen blieb, „daß Sie einen Verſuch machen wollten, ob es nicht durch Beſtechung möglich ſein würde, meinen Kerker zu öffnen?"

Don Ercole ſchüttelte mit dem Kopfe. „Wenn ich das wirklich geſagt habe," erwiderte er, „ſo verſprach ich zu viel; ich wiederhole Ihnen: es iſt nicht mehr das alte Neapel. So leicht es iſt, Ihnen für Geld jede Erleichterung zu verſchaffen, ſo unmöglich iſt es, jemand, der die Macht hat, ſelbſt durch eine große Summe zu veranlaſſen, Ihnen bei einem Fluchtverſuche behülflich zu ſein.

Ihr Schließer kennt mich; es wird ihm nicht einfallen, mich zu unterſuchen; ich könnte Ihnen alſo auf die leichteſte Art Feilen zuſtecken, um die doppelten Gitter Ihres Fenſters zu durchſchneiden. Was hülfe das aber? Sie würden in den Hof gelangen, wo zahlreiche Wachen herumgehen und wo jede der hohen Mauern des Gebäudes Ihres Entkommens ſpottet.

„Bieten Sie dem Schließer eine Summe an, die ihn glücklich macht.“

„Ihre Schließer ſind ächte Neapolitaner, keiner will ſeine ſchöne Stadt verlaſſen, und wenn er nach einem ſolchen Vorfalle hier bliebe, würde man ihm ſicher eine feſte Wohnung anweiſen und obendrein die gemachte Beute wegnehmen.“

„Alſo kein Ausweg, keine Rettung?“

„Aber auch keine Verzweiflung, wenn ich bitten darf, beſter Marcheſe; laſſen Sie die Sonnenſtrahlen, die Ihnen das Schreiben Ihres Freundes gebracht hat, nicht dazu dienen, daß ſie Ihnen die Finſterniß Ihres Gemüthes noch ſchwärzer ausmalen, laſſen Sie dieſelben wie Strahlen der Hoffnung auf Ihr Herz wirken — vertrauen Sie Ihren Freunden. — Sehen Sie, wie ich vergeßlich bin,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „Signor Vander, der trotz aller meiner Bemühungen keine Erlaubniß zum Beſuche der Vicaria erhalten konnte, läßt Sie aufs herzlichſte und innigſte grüßen; ebenſo Signor Richter, wie mir Jener ſagte. Was den Letzteren anbelangt, ſo ſei er ſeit einigen Tagen nicht nach Neapel gekommen. Die Anweiſung auf Ihren Banquier übermachte ich, wie Sie befahlen, dem Signor Vander.“

Gaetano nickte dankend mit dem Kopfe, und man ſah, daß er ſich Gewalt anthat, um Faſſung zu erringen. Nach einem längeren Stillſchweigen ſagte er: „Lieber Don Ercole, bleiben Sie ſo viel es Ihnen möglich iſt in Verbindung mit meinen beiden Freunden; es ſind gute, brave Menſchen, und mir herzlich zugethan.“

Der Poſtillon troſ vor Näſſe, die Pferde giengen in ſchläfrigem Trabe weiter und der Wagen ſelbſt war feſt verſchloſſen; Wind und Regen aber hatten ihn bald erreicht; der Regen klaſchte an die Fenſter und der Wind machte Bekanntſchaft mit den Rädern, heulte durch ſie hin und fragte: „Wohin des Weges?“ Aber der Wagen ſchüttelte den Kopf, als wolle er ſagen, er wiſſe das ſelbſt nicht, und rollte weiter, immer fort auf der endlos langen Chauſſee. — —

„Zweifeln Sie nicht daran, ſchon deßhalb, weil dieſe Freunde auch die meinigen ſind. Und wenn ich mich jetzt entfernen muß — ich höre den Schließer nahen —, ſo laſſen Sie mich in dem Glauben ſcheiden, daß Sie feſtes Vertrauen zu mir haben, und ſeien Sie ebenſo überzeugt, daß ich mich raſtlos bemühen werde, wie ich überzeugt bin, daß meine Bemühungen nicht fruchtlos ſind."

In dieſem Augenblicke öffnete der Carceriere die Thür und machte das Zeichen mit dem Kopfe, dem der Advokat, dem alles daran gelegen ſein mußte, des Schließers gute Laune zu erhalten, augenblicklich Folge leiſtete. Nach einem herzlichen Händedrucke ſchied er von dem Marcheſe, der Carceriere ſchloß die Thür ſorgfältig wieder, und als ſie mit einander den Gang entlang ſchritten, ſagte Don Ercole: „Da in Nummer vierzig habt Ihr einen Unſchuldigen, Meiſter Beppo, und es wird nicht lange dauern, bis das auch betreffenden Ortes klar wird."

„Das ſoll mich recht freuen," erwiderte der Schließer, „denn der Marcheſe iſt trotz alle dem ein Galantuomo. Aber," ſagte er mit einem pfiffigen Lächeln, „die Anderen meinen, es ſei nicht ſo gewiß mit ſeiner Unſchuld, im Gegentheil hieß es, dieſes Mal hätten ſie den richtigen gefangen; ich habe jedoch darin keine Meinung und thue nur, was mir befohlen."

„Wer ſind denn die Anderen, die ſo gegen den Marcheſe reden?"

„O Der und Der," antwortete Meiſter Beppo, „Dieſer und Jener, ich weiß die Namen wahrhaftig nicht mehr."

Beim Weitergehen dachte der Advokat: „Es ſoll mich gar nicht wundern, wenn man hier nicht ſchon etwas Hübſches geſpendet hat, damit der Marcheſe recht ſicher gehalten wird. Es ſähe das meinem Collegen ſchon ähnlich, und da dies wahrſcheinlich ſo iſt, ſo wäre es unnütz, ſich durch ein Angebot verdächtig zu machen. — „Addio, Meiſter Beppo," ſagte er, als ſich das

ſchwere Gitter hinter ihm ſchloß, „thut in Betreff meines Clienten, was Ihr mit Eurem Gewiſſen vereinigen könnt, und wenn er etwas wünſcht, was Ihr ihm gewähren dürft, ſo thut es und rechnet auf meine beſondere Dankbarkeit.“

„Ihr wißt, Don Ercole, daß ich ſtets zu Euren Dienſten bin,“ gab der Schließer zur Antwort, und dann ging er den Weg zurück, den er gekommen, wobei er leiſe mit ſeinem Schlüſſelbunde klirrte und ein ſo behagliches Geſicht machte, als höre er mit Vergnügen dieſe eigenthümliche Muſik.

Das Zimmer Meiſter Beppo's befand ſich in der Ecke des Gebäudes und war ein weit geräumigeres Gemach als die Zelle, in die wir ſo eben den geneigten Leſer geführt. Es hatte freilich nur ein einziges Fenſter, welches aber auf den freien Platz führte, an dem die Vicaria liegt, und wo der Schließer in ſeinen Mußeſtunden zu ſitzen pflegte, um ſich am Straßenleben zu ergötzen, auch mit dieſem Bekannten ein paar Worte zu wechſeln, einem anderen freundlich zuzunicken. Neben dieſem Zimmer befand ſich ein Alkoven, wo ſein Bett ſtand.

In Kraft unſerer Allwiſſenſchaft müſſen wir dem geneigten Leſer geſtehen, daß die Vermuthung Don Ercole's, als habe der Gefängnißwärter von dem Collegen des Advokaten ein hübſches Geſchenk erhalten, vollkommen richtig war, ja, es war ihm nach beendigtem Proceſſe deſſelben noch ein reicheres verſprochen worden, und da es den Amtspflichten des Schließers nicht entgegenlief, ſo hatte er es nicht nur angenommen, ſondern ſogar beſchloſſen, der Thür des gefangenen Marcheſe und deren Riegeln und Schlöſſern alle nur mögliche Sorgfalt und Aufmerkſamkeit zu widmen.

Neunundſechszigſtes Kapitel.

Meiſter Beppo's dunkle Stunde.

Wenige Tage nach dem ſo eben geſchilderten Beſuche Don Ercole's kam Meiſter Beppo von einer Beſichtigung der ihm anvertrauten Gefängnißzellen zurück, wobei er, wie er immer zu thun pflegte, in dem Zimmer Nummer vierzig ſtärker als in jedem anderen gegen die Stäbe der Fenſtergitter ſchlug, um ſich durch den Klang zu überzeugen, daß hier nirgends eine durchfeilte Stelle ſei. Dabei aber müſſen wir ſagen, daß er ſich der größten Höflichkeit gegen ſeinen Gefangenen befliß und ihm auch billige Wünſche, als Bücher, häufiges Wechſeln der Bettwäſche, friſches Eiswaſſer und dergleichen mehr, ſelbſtverſtändlich gegen gute Bezahlung, bereitwilligſt erfüllte. Als er hierauf Schloß und Riegel verſchloß und dem letzteren, wie er hier nie unterließ, noch einen kleinen Nachdruck gab, rief er der Schildwache, die ſchläfrig auf und ab ſchlenderte, ein ermunterndes: „Sentinella allerte!“ zu, den gegenſeitigen Anruf der Schildwachen bei Nacht. Dann ging er in ſein Zimmer zurück und ſetzte ſich an das vorerwähnte Fenſter, um den Reſt einer guten Bottiglia Wein auszutrinken.

Doch kam er nicht ſo leicht damit zu Stande, denn der Poſten eines Carceriere in der Vicaria zu Neapel iſt kein Ruheposten: die Vielen, welche hier in leichter oder ſchwerer Haft ſitzen, haben mancherlei Bedürfniſſe, und da es ihnen nicht ſchwer gemacht wird, dieſelben zu befriedigen, ſo war die Klingel an der großen Gitterthür in häufiger Bewegung. Dem Einen wurden Lebensmittel gebracht, dem Anderen Kleidungsſtücke, Der hat nach dem Arzt verlangt, Jener nach dem Beichtvater.

So hatte denn auch Meiſter Beppo an dem eben erwähnten Tage, es war in ſpäter Nachmittagsſtunde, kaum zwei Gläſer von ſeiner Flaſche getrunken, als ihn der Ton der Klingel ſchon wieder an die Gitterthür rief. Er ſah draußen einen Capuciner-mönch ſtehen, welcher ihm ohne ein Wort zu ſprechen ſeinen Erlaubnißſchein zum Betreten der Gefängniſſe der Vicaria durch das Gitter in die Hand drückte und dann, als der Schließer dieſes öffnete, mit langſamen Schritten eintrat.

„Zu wem wollt Ihr, ehrwürdiger Bruder?“ fragte er, verdrießlich darüber, daß ihn jemand von ſeiner Flaſche abgerufen, von dem auch nicht ein halber Carlino zu erwarten war.

„Mich ſenden Verwandte eines jungen Mannes hieher, des Luigi Spinelli,“ gab der Capuciner zur Antwort. „Wie Ihr wiſſet, Meiſter Beppo, iſt er wegen Schulden in Haft, und ehe man ihn aus derſelben erlöſen will, bin ich beauftragt, ihm vorher tüchtig in's Gemüth zu reden.“

„So — ſo,“ erwiderte der Schließer, indem er den Capuciner mißtrauiſch von der Seite anſah; „bei dem werden Eure Ermahnungen auch nicht viel fruchten; mir kann es aber gleichgültig ſein; Ihr habt die Erlaubniß zum Eintritt in die Gefängniſſe und demgemäß will ich Euch eine Viertelſtunde bei dem Spinelli einſchließen.“

„Eine Viertelſtunde iſt zu meinem Zwecke eine ſehr kurze Zeit, doch wird mir die Madonna beiſtehen.“

„Die Hülfe der Madonna braucht Ihr allerdings, um dem in's Gewiſſen zu reden, und wenn Ihr einen ganzen Tag Zeit hättet. Doch geht nur voran, ich folge Euch auf dem Fuße.“

Woher es kam, daß Meiſter Beppo dem Capuciner nicht das Vertrauen ſchenkte, welches deſſen ehrwürdiges Gewand beanſpruchen konnte, wiſſen wir nicht, doch mußte dem ſo ſein, denn der Schließer forderte mit einem leichten Winke ſeiner Augen eine der Wachen auf, ihm zu folgen.

Der Capuciner, der nichts davon zu merken ſchien, ſchritt der erhaltenen Anweiſung gemäß voran, der Schließer war dicht hinter ihm, und in einer Entfernung von vielleicht zehn Schritten folgte langſam die Schildwache.

Als der Erſtere in der Ecke angekommen war, wo ſich die Wohnung Meiſter Beppo's befand, blieb er ſtehen und ſagte: „Um dem Verlangen der Verwandten des jungen Spinelli beſſer genügen zu können, wäret Ihr, Meiſter Beppo, vielleicht geneigt, mir über deſſen Betragen in der Vicaria ein paar aufrichtige Worte zu ſagen; die Familie," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „hat mich beauftragt, Euch dafür erkenntlich zu ſein. Ihr kennet dieſe Familie, wie ich hörte, ziemlich genau."

„O ja, ich kenne einige von ihnen."

„Wäret Ihr nicht mit dieſer Familie, wenn auch in ziemlich entferntem Grade verwandt? Ich meine, es wurde mir ſo geſagt."

„Ich glaube, ja; wir hangen durch eine kleine, ſehr weitläufige Vetterſchaft zuſammen; die Familie zählt auch ſehr anſtändige Mitglieder unter ſich."

„Gerade dieſe haben mich hieher geſandt," ſagte der Capuciner, indem er ſeinen Mund dem Ohre des Schließers vertraulich näherte.

„An mich?"

„Hauptſächlich an Euch, nebenbei aber auch an Luigi."

„So tretet ein, ich folge Euch."

Der Capuciner ging voran in das Gemach und blieb in beſcheidener Haltung an der Thür ſtehen, welche der Schließer dadurch offen erhielt, daß er ſich, als geſchähe dies ohne beſondere Abſicht, mit dem Rücken gegen die Schneide der Thür lehnte und mit derſelben langſam hin und her balancirte.

„Iſt's gefällig, Euch zu ſetzen?" ſagte er zu dem Capuciner, der ſich, dieſer Weiſung Folge gebend, auf einem Schemel in der Nähe der Thür niederließ.

Draußen hörte man die Schildwache in gemeſſenen Schritten auf und ab gehen.

Der Capuciner hatte ſeine gefalteten Hände zwiſchen die Kniee niedergelegt, und den Oberkörper ſtark vorn übergebeugt, ſagte er nach einer ziemlich langen Pauſe: „Wie Ihr vorhin andeutetet, Meiſter Beppo, und wie es auch in der That iſt, ſo hat dieſer junge Luigi Spinelli recht tolle Streiche gemacht.“

„Und dafür ſitzt er jetzt auch mit Recht.“

„Ja, aber er kann nicht ſein ganzes Leben ſitzen bleiben,“ gab der Pater mit milder Stimme zur Antwort; „man muß doch auch etwas thun für die Beſſerung dieſes Menſchen, damit ſeine Seele nicht verloren gehe und damit er vielleicht noch ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft werde.“

„Das geht mich eigentlich nichts an; ich bin Carceriere der Vicaria, und da dieſes keine Beſſerungs-Anſtalt iſt, ſo habe ich auch keine Verpflichtung, über ſo etwas nachzudenken.“

„Als Carceriere der Vicaria allerdings nicht, aber als Chriſt, als Menſch, ja, als Verwandter des jungen Mannes, der um ſo tiefer hinabſinkt, je länger er ſich hier in ſchlechter Geſellſchaft aufhält.“

Meiſter Beppo machte eine ungeduldige Bewegung; was der Capuciner ſagte, war ihm gerade kein anziehendes Geſpräch, und dann ſprach dieſer auch ſo langſam, als begänne er eine Predigt.

„Daß ich mich alſo kurz erkläre,“ ſagte Letzterer, „die Familie, von der ich geſchickt bin, hofft auf Eure Mitwirkung; ſie iſt geſonnen, die Schulden des Luigi Spinelli zu bezahlen, wenn dieſer dagegen Verzicht leiſtet auf die Erbſchaft ſeiner Großmutter.“

„Aha!“ machte Meiſter Beppo, indem ein pfiffiges Lächeln über ſeine Lippen flog und er anfing zu begreifen, was die ehrenwerthen Mitglieder der Familie Spinelli eigentlich wollten. Er trat einen Schritt von der Thür weg in das Zimmer hinein

und meinte, indem er ſich am Kinn kratzte: „So viel ich weiß, beträgt die Erbſchaft das Vierfache der Schuldenmaſſe; o Padre, Ihr ſeid eigentlich ein Advokat!“

Der Angeredete ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und entgegnete in ſanftem Tone: „Wie und was die Erbſchaft iſt, weiß ich nicht, und ich ſehe nur darin, daß man den jungen Menſchen aus ſeiner Haft befreit, ein Mittel, ihn zu beſſern und wieder fähig zu machen, unter ſeinen Mitbürgern anſtändig zu leben — und, wie ſchon vorhin bemerkt, dazu wünſcht die Familie Eure Mitwirkung.“

„Hm,“ machte der Schließer, „das wäre allerdings das Beſte für Luigi, und wenn man auf eine vernünftige Art mit ihm redete, ich glaube, er ergriffe den Vorſchlag.“

„Wenn Ihr ſo mit ihm redet, gewiß,“ ſprach der Capuciner, indem er auf das Ihr einen ganz beſonderen Nachdruck legte, „die Familie Spinelli erwartet es von Euch und, ich wiederhole es, wird erkenntlich ſein.

„Wird erkenntlich ſein,“ erwiderte Meiſter Beppo achſelzuckend, „wir kennen das!“

Der Capuciner hatte langſam ſeine Hand unter die Kutte geſteckt und zog gleich darauf ein ziemlich ſchmieriges rothes Taſchentuch hervor, das zu einem mehr als fauſtdicken Knoten zuſammengebunden war und das er auf der Hand wiegend dem Schließer entgegenhielt, wobei er ſagte: „Einen Abſchlag, auf dieſe Erkenntlichkeit — fünfzig Ducati, es ſollen aber hundert werden, wenn Luigi den gemachten Vorſchlag annimmt.“

Der Schließer ſchüttelte auf eine eigenthümliche Art den Kopf, indem er bald dem Capuciner in's Geſicht ſah, bald auf ſeine Hand, worauf das ſehr verſprechende Taſchentuch zuſammengewickelt lag. „So was will überlegt ſein,“ erwiderte er nach einer Pauſe.

„Dazu ſehe ich keinen Grund,“ verſetzte der Capuciner, „will

man Euch denn zu etwas Unrechtem verleiten, will man Euch durch dieſes Geld beſtechen, etwas zu thun, das Eurem Amte zuwiderläuft? Seht mein Kleid an und ſchaut mir ins Geſicht, ich wäre wahrlich der Letzte, dazu meine Hand zu bieten. Kommt, Meiſter Beppo," ſetzte er hinzu, indem er ſich langſam erhob und an den Tiſch trat, der am Fenſter ſtand, „laßt die Familie Spinelli nicht umſonſt ihr Vertrauen in Euch geſetzt haben und laßt mich keinen vergeblichen Gang machen."

Er ließ das Sacktuch auf der Tiſchplatte niederfallen, wobei ſich ein angenehmer Klang hören ließ, und dann begann er langſam den Knoten zu löſen. Da er aber zufällig auf die Seite des Tiſches gekommen war, wo ihn der offen ſtehende Fenſterflügel hinderte, ſo ſchloß er dieſen mit einer langſamen Handbewegung.

Meiſter Beppo war noch immer unſchlüſſig, er ſchien mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen, doch als ihm jetzt aus dem geöffneten Tuche das Gold entgegen blinkte, trat er raſch näher und fragte in beſtimmten Tone: „Und Ihr verlangt ſonſt nichts von mir?"

„Nichts als Luigi nachher einen Augenblick ſehen zu dürfen."

„Dazu habt Ihr die Erlaubniß des Capo Carceriere, und folglich könnte ich, auch wenn ich wollte, nichts dagegen einwenden."

Der Capuciner war eben im Begriffe, das Geld von dem Tuche auf die Tiſchplatte zu ſtreifen, als er mit einem Male horchend innehielt und zu dem Schließer ſagte: „Wenn ich nicht irre, klingelt es draußen an der Gitterthür, nehmt das Geld, ehe wir geſtört werden."

In der That hörte man draußen das Knirſchen eines Schlüſſels im großen Schloſſe und den ſeufzenden Ton der trockenen Angeln, als ob die Thür ſich drehte. Der Schließer warf einen Blick auf die luſtig pendelnde Uhr, die neben dem Alcoven hing,

und ſagte dann: „Es iſt nichts, der Caporale von der Wache wechſelt die Poſten.“

„So nehmt das Geld, daß wir fertig werden,“ ſagte der Capuciner, wobei der Ton ſeiner Stimme etwas dumpfer klang, als vorhin.

Meiſter Beppo, der ſich noch einige Augenblicke unſchlüſſig hinter den Ohren kratzte, auch mit dem Kopfe ſchüttelte und die Achſeln zuckte, that endlich, wie ihm geheißen, er nahm das Geld vom Tiſche und ſchloß es in eine Commode, die neben dem Fenſter ſtand, während er halblaut murmelte: „Ich kann es ſchon thun, ich kann mit dem Luigi reden, daß er ſo klug iſt und den Vorſchlag annimmt, der ihn aus der Vicaria entläßt. Wenn er einmal draußen iſt, müſſen ſich die Verwandten doch ſeiner annehmen.“ Dabei aber unterließ er nicht, häufig rückwärts nach dem Capuciner zu ſchauen, der aber ruhig neben dem Tiſche ſtand, die linke Hand darauf geſtützt und den Daumen der rechten in ſeinen Gürtel geſteckt hatte.

Jetzt wandte ſich Meiſter Beppo wieder um, trat nahe an den Pater hin und ſagte mit einem freundlichen Geſichte: „Ich weiß, daß ich kein klingendes Gegengeſchenk machen darf, aber einen Schluck Wein werdet Ihr nehmen und eine Salami nicht verſchmähen, die ſo lang iſt, daß ſie kaum in Eurem Kutten-Aermel Platz hat, und was für eine Sorte Salami!“ Dabei brachte er den Daumen und Zeigefinger ſeiner rechten Hand vor den Mund und bezeichnete die vortreffliche Qualität der Wurſt durch ein heftiges Schmatzen.

Wenn man das runde, wohlgenährte Geſicht des Schließers ſah, ſo konnte man ihm eine Kennerſchaft in ſolchen Dingen wohl zutrauen; er hatte überhaupt den Grundſatz, ſo gut zu leben und ſich es ſo bequem zu machen, als ihm nur möglich war; darum gab er ſich auch bei der gegenwärtigen Hitze nicht mit Hoſenträgern ab, wie ſeine offenſtehende Sammtjacke deutlich

zeigte; um den Hals hatte er ein gelbes ſeidenes Tuch durch einen Knoten vorn zuſammengebunden, daß es ſeinen fetten Hals durchaus nicht genirte.

„Und nun, ehrwürdiger Padre," ſagte er, „wenn es Euch gefällig iſt, wollen wir zu Luigi gehen, nachdem wir einen Schluck Wein getrunken."

Es bleibt immer eine weiſe Einrichtung, obgleich ſie Dieſen Schaden, Jenen Nutzen bringt, daß der Menſch nie weiß, was ihm im nächſten Augenblicke bevorſteht, und nicht immer etwas, was mit ſeinen Wünſchen übereinſtimmt; es iſt das oft ein bedeutender Contraſt. So bei dem Schließer, der ſchon den Geſchmack des Weines in ſeinem Halſe ſpürte und dem dieſer Hals ſelbſt in der nächſten Sekunde ſo zugedreht wurde, indem der Capuciner ſeine gewaltige Fauſt mit Blitzesſchnelle unter das gelbe Halstuch brachte und dann herumdrehte, daß nur ein leiſe röchelnder Laut ſeiner Kehle entfuhr. Dabei war die Capuze des Mönches zurückgefallen, und ſtatt der Tonſur bemerkt man ein volles, buſchiges Haupthaar, eine hohe, gebietende Stirn, und unter derſelben leuchteten die eben noch ſo ſanften Augen in einem wilden Glanze.

„Hört mich an," ſprach der vermeintliche Capuciner mit geflügelter Eile, „und nehmt jedes meiner Worte zu Herzen; ich bin hieher gekommen, um den Marcheſe Fontana mit Eurer Hülfe aus dem Gefängniſſe zu befreien; — ich weiß, was ich wage, bin aber auf alles gefaßt. Seht hier dieſes Meſſer," bei dieſen Worten zog er mit der linken Hand eine gewaltig blitzende Klinge hervor, „und überlegt raſch, wie Ihr handeln wollt. Daß Ihr jetzt nicht ſchreien könnt, weiß ich, ſeid aber verſichert, daß Euch dieſes Meſſer bei dem erſten lauten, verdächtigen Worte, das Ihr ausſtoßt, wenn ich Euren Hals loslaſſe, das zweite Wort erſparen wird. Habt Ihr mich verſtanden?"

Der Schließer, deſſen dunkelrothe Geſichtsfarbe anfing ins

Vierzehntes Kapitel.

Elstergasse Nummer vierundvierzig.

Es mochten nach den oben erzählten Vorfällen ungefähr acht Tage verflossen sein, der Winter war strenger eingetreten und es herrschte jene trockene Kälte ohne Schnee, welche so empfindlich und unangenehm ist.

Es war Abend, die Sterne funkelten am Himmel, der Boden war hart gefroren und der einsame Schritt eines Wanderers in den engen Straßen der untern Stadt hallte an den Häusern wieder.

Dieser einsame Wanderer, welcher trotz der durchdringenden Kälte außerordentlich leicht gekleidet war und die Hände in die Hosentaschen gesteckt und die Schultern, als wolle er die Ohren schützen, in die Höhe gezogen hatte, hüpfte mehr als er gieng und war unser Freund Dubel, der von seiner Arbeit nach einem mühsam vollbrachten Tagewerk in seine bescheidene Klause zurückkehrte.

Der Wagen des Baron Karl hatte seit jenem denkwürdigen Abend auf die Hauswirthin von Nummer vierundvierzig der Elsterstraße seine Zauberkraft noch nicht verloren, und sie, welche

Bläuliche überzugehen, nickte mit dem Kopfe, worauf der Capuciner das Halstuch etwas lockerte und ſein Opfer gegen die Thür hinzog, die er darauf langſam mit der linken Hand zudrückte und den innen befindlichen Riegel vorſchob; dann ließ er den Hals Meiſter Beppo's los, deſſen Körper ein ſolches Zittern überflog, daß ſeine Kniee wankend zuſammenſchlugen. Der Mönch lehnte mit dem Rücken gegen die Thür und betrachtete ihn ein paar Augenblicke mit einem kalten Lächeln, ehe er fortfuhr: „Ihr wißt nun wie wir Beiden mit einander ſtehen, und ich dagegen weiß eben ſo genau, daß, wenn Ihr trotz meiner Drohung draußen im Gange einen Hülferuf ausſtoßt, mich die Wache augenblicklich ergreifen wird und hinwegführen — von Eurer Leiche."

Meiſter Beppo ſchauderte bei dieſem Worte abermals zuſammen, indem er das blitzende Meſſer und dabei den furchtbaren Ernſt in dem Geſichte ſeines Gegenübers betrachtete.

„Thut nun, was Ihr nicht laſſen könnt, nehmt Euren Schlüſſel und kommt, aber raſch, denn ich habe Eile."

Mit wankenden Schritten, zuſammenſchlagenden Zähnen nahm der Schließer den Schlüſſelbund von der Wand und trat wieder an die Thür.

„Wenn ich jetzt bitten darf," ſagte der Capuciner, „ſo geht Ihr dicht an meiner rechten Seite, und um Euch das zu erleichtern, werde ich Euren linken Arm faſſen, — er that das mit einem eiſernen Griffe — zeigt aber kein ſo jammervolles Geſicht, denn bei San Pantaleo, Meiſter Beppo, deſſen Blut eben ſo leicht fließt, wie das San Gennaro's, wenn mir ein Wink von Euch, eine verdächtige Miene die Schildwache draußen auf den Hals zieht, ſo ſeid Ihr ein Kind des Todes, das ſchwöre ich Euch, ſo wahr ich Chiavone heiße!"

Bei Nennung dieſes gefürchteten Namens und nach einem ſcheuen Blicke auf den Träger deſſelben ſank der Schließer mit einem tiefen Seufzer ein paar Zoll in ſich zuſammen.

„Kommt, kommt, keine Umſtände!“ ſagte der Andere mit rauher Stimme; „haltet Euch dicht an mich, Meiſter Beppo, machet ein freundliches Geſicht oder, bei San Pantaleo, ich erdroſſele Euch auf der Stelle und beendige mein Geſchäft ohne Eure Hülfe.“

Wäre die Lage nicht ſo furchtbar ernſt geweſen, ſo hätte die verzweifelte Anſtrengung des Schließers, ſein entſetztes Geſicht in freundlichere Falten zu legen, komiſch erſcheinen können, aber er that es, er that es um ſo bereitwilliger, als er bei einer zufälligen Berührung des Aermels ſeines Nachbars das häßliche kalte Eiſen fühlte.

Sie traten zur Thür hinaus, der Mönch mit der wieder vorgeſchlagenen Capuce, der Schließer ſo aufrecht als es ihm nur möglich war, Seite an Seite, in gleichem Schritt, unbeachtet von den Schildwachen, denen es eine gewöhnliche Erſcheinung war, den Schließer mit einem Capuciner gehen zu ſehen.

Bei der Thür Nummer vierzig blieben ſie ſtehen, Meiſter Beppo öffnete mit zitternden Fingern und wollte dann den Capuciner vorangehen laſſen, was dieſer aber mit einem freundlichen Lächeln ablehnte, ihn dagegen erſuchte, den Schlüſſel aus dem Schloſſe zu ziehen.

In der Zelle angekommen, ſchloß der Capuciner alsdann die Thür, nahm den Schlüſſelbund in die Hand und wandte ſich hierauf gegen den Marcheſe, der ihm mit erſtaunter Miene entgegentrat.

„Wundert Euch nicht lange, Signor Marcheſe, einen Mönch zu ſehen, den Ihr nicht verlangt, der auch weder gekommen iſt, Eure Beichte zu hören, noch Euch zum Tode vorzubereiten. Freunde, die Ihr habt, beſtimmten mich, Eure Rettung zu verſuchen, und hier bin ich und hoffe, bei San Pantaleo, ſie ſoll gelingen. Wenn es Euch gefällig wäre, Meiſter Beppo,“ wandte er ſich an dieſen, „ſo legt Euer gelbes Halstuch ab und Eure

Sammtjacke, und Ihr, Signor Marcheſe, coſtumirt Euch damit, um dieſem Manne ſo ähnlich als immer möglich zu ſehen."

Der Marcheſe wußte nicht, wie ihm geſchah, und blickte die Eingetretenen zweifelnd nach einander an, ob die Worte des Einen im Ernſt gemeint ſeien oder ob man eine Komödie mit ihm ſpielen wolle. Als er aber in das feſt blickende Auge des Capuciners ſah und die Jammergeſtalt Meiſter Beppo's bemerkte, welcher ſich, unfähig, länger ſtehen zu bleiben, auf das Bett des Gefangenen niedergelaſſen hatte, während er mit zitternder Hand ſeine Halsbinde löſte und die Sammtjacke von ſeinen Schultern fallen ließ, ſo rief er aus: „Da Ihr, den ich nicht kenne, zu wiſſen ſcheint, wie ich mich nach meiner Freiheit ſehne, ſo will ich keinen Augenblick länger ſäumen, Euch zu folgen; was kann mir Schlimmeres geſchehen, als in dieſen Kerker zurückgebracht zu werden!"

„Thut ſo," gab der Capuciner zur Antwort, „und beeilt Euch ſo viel als möglich; in Kurzem fängt es an zu dämmern, und da möchte ich aus dem Hauſe kommen. — So, Signor Marcheſe, das gelbe Tuch iſt richtig umgebunden, die Jacke aber müßt Ihr ein wenig über die Schulter herabwerfen und die Arme mehr auf dem Rücken halten, es iſt ſo Gebrauch bei Meiſter Beppo; auch rathe ich Euch, die Hoſenträger etwas zu verlängern, denn Eure ſtrammen Beinkleider könnten Verdacht erregen — ganz gut ſo! Nun ein bischen mit krummen Knieen gegangen und ſeine Frau wird Euch in einiger Entfernung für ihn ſelber halten."

Der Schließer ſtieß einen tiefen Seufzer aus, augenſcheinlich hatten die ſo furchtbar auf ihn hereinſtürmenden Ereigniſſe ſein an ſich nicht ſtarkes Faſſungsvermögen etwas erſchüttert; er machte gar keinen Verſuch mehr, irgend etwas zu entgegnen, ja, als der Capuciner nun einen Strick unter ſeiner Kutte hervorzog, um ihm damit die Hände zu binden und dieſe alsdann an

das Bett zu befeſtigen, hielt er ſo geduldig beide Fäuſte hin, daß Jener nicht umhin konnte, ihm im Tone der Entſchuldigung zu ſagen: „Es iſt das für unſere Sicherheit nothwendig; ich kann mich nicht der Gefahr ausſetzen, daß Ihr ans Fenſter eilt und von dort die Wache alarmirt. Auch werdet Ihr mir erlauben, Euch mit einem kleinen gelinden Knebel zu verſehen, wogegen Ihr mein Ehrenwort habt, das Wort eines vollkommenen Galantuomo, daß ich Eure Schlüſſel noch vor Nacht hieher zurückſchicken werde. Gebt alſo den Umſtänden nach und haltet Euch ruhig."

„Und mir könnt Ihr es nicht übel nehmen," ſagte der Marcheſe, indem er zu ihm trat, „daß ich Euer Mißgeſchick zu meinen Gunſten ausbeute. Hört mich an und behaltet meine Worte: Mag die Sache für Euch auslaufen, wie ſie will, einmal werden die Verdrießlichkeiten, die Ihr wegen meiner erleiden müßt, zu Ende gehen, und dann begebt Euch zum Advokaten Don Ercole Cerboni, wo Ihr erfahren werdet, wie ſehr ich Euch erkenntlich bin."

„Und nun fort!" drängte Chiavone. „Dies hier iſt der Schlüſſel, dreht langſam und bedächtig auf und draußen ohne Uebereilung wieder zu — ich begreife, daß Eure Hand zittert."

Der Schließer hatte alles mit ſich geſchehen laſſen; jetzt ſchloß ſich die Thür des Gefängniſſes hinter ihm, und während der Capuciner anſcheinend theilnahmlos am Ende des Ganges ſtehen blieb, drehte der Marcheſe den Schlüſſel herum und ſchob die Riegel vor, ſo langſam, als ihm das nur möglich war. Dann ſchritten Beide, dicht neben einander gehend, den Gang hinab, wandten ſich an der Thür Meiſter Beppo's links, und hier flüſterte der Capuciner ſeinem Begleiter zu: „Der ſtärkſte Schlüſſel iſt der zur Gitterthür. Dort laßt Ihr mich hinaus, und wenn ich zwei Stufen hinab bin, ruft Ihr mir nach, als hättet Ihr

mir noch etwas zu ſagen, verſchließt das Gitter und ſchlendert mit mir langſam die Treppe hinab."

Gaetano brachte aus ſeiner wild athmenden Bruſt ein kaum vernehmliches „Ja" hervor. Die Schildwachen, an denen ſie vorbeikamen, ſchritten, ohne ſie zu beachten, vorüber, nur die letzte am Gitterthor hatte ihr Gewehr bei Fuß genommen und ſchien den Carceriere aufmerkſam anzublicken. Kaum vermochte dieſer den Schlüſſel in das Loch zu ſtecken, und als der Mönch nach einem frommen Gruße langſam hinausging, mußte ſich Gaetano einen Augenblick an den eiſernen Stäben halten und brauchte ein paar Sekunden, ehe ihm ſeine wie zugeſchnürte Kehle erlaubte, die Worte hervorzuſtoßen: „Wartet einen Augenblick, ehrwürdiger Vater, ich möchte Euch noch ein Wort ſagen." Dann trat er vor das Gitter, ſchloß es hinter ſich ab, und während er darauf an der Seite des Capuciners mit dieſem ſprechend die Treppe hinabging, klirrte der Schlüſſelbund auffallend in ſeiner Hand.

Drunten ſtanden die Soldaten der Wache vor dem Eingange der Vicaria, um die kühle Luft des Abends zu genießen. Glücklicher Weiſe war die Dämmerung ſchon eingetreten und man ſah alles rings umher nur noch in unbeſtimmten Umriſſen.

„Ei, Signor Carceriere," ſagte der kommandirende Sergeant, als die Beiden an ihm vorübergingen, „wollt Ihr mit dem frommen Vater noch einen Spaziergang machen? Bleibt nur nicht zu lange aus, damit wir zur Zeit unſere Runde machen können."

„Unbeſorgt," brachte der Marcheſe mühſam hervor.

„Wie wird er auch lange ausbleiben," bemerkte ein anderer der Soldaten, „er hat nicht einmal eine Mütze auf."

Bei dieſen Worten ſchaute ihm der Sergeant ſcharf nach, aber glücklicher Weiſe fiel ihm erſt ein paar Sekunden ſpäter

ein, daß Meiſter Beppo, mit dem er noch an dieſem Nachmittage eine Stunde geplaudert, damals kein ſo ſtarkes Haar hatte.

Aber ein paar Sekunden ſind für den, der ſie zu benutzen verſteht, eine Ewigkeit. Der Capuciner hatte den Arm ſeines Begleiters gefaßt, zog ihn haſtig um die nahe befindliche Ecke des Gebäudes, ſprang dort mit ihm in einen offenen zweiſpännigen Wagen, deſſen Kutſcher alsdann augenblicklich in vollem Trabe der Pferde davon fuhr. Rückwärts blickend, ſagte Chiavone: „Das ſo eben war die letzte und fürchterlichſte Klippe. Dort an der Ecke ſteht der Maulwurf von Sergeant und ſchaut uns nach; wir werden früher einen Alarm haben, als ich vorher dachte, doch mögen ſie kommen!“ Er rief dem Kutſcher ein Wort zu, welcher links um die Ecke bog, dann rechts um eine andere, hierauf eine lange Straße hinabfuhr, dann wieder rechts, dann links bog, und endlich ſo dicht an einem Hauſe hielt, daß Beide hineinſpringen konnten, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Hierauf verſchwand der Wagen im raſchen Laufe der Pferde.

Der Capuciner öffnete eine Thür im Erdgeſchoſſe, zog ſeinen Begleiter in ein kleines Gemach, worauf er eilfertig ſeine Kutte abwarf, unter der er die Kleidung eines wohlhabenden Landmannes aus der Umgegend der Stadt anhatte. „Werft Eure Jacke und Euer Halstuch ab und nehmt dieſen Paletot, der Euch paſſen wird, dort iſt auch ein Hut, wie er ſich für Euren Anzug eignet, und folgt mir ohne Säumniß.“

Sie verließen das Haus durch eine Hinterthür, die auf eine enge Straße führte und von der ſie durch ein Labyrinth von Gäßchen bald an den großen Molo gelangten, wo Chiavone, ohne ſich durch die Dunkelheit beirren zu laſſen, auf eine kleine ſteinerne Treppe losging, die zum Waſſer hinabführte. Hier that er einen leiſen Pfiff, der augenblicklich auf gleiche

Weiſe von einem Schiffer in einer Barke drunten beantwortet wurde.

„Hier trennen wir uns, Signor Marcheſe," ſagte er alsdann zu dieſem; „möge Euch San Pantaleo ferner in ſeinen Schutz nehmen, und damit wird er jetzt keine ſchwere Arbeit mehr haben."

„Wie ſoll ich Euch danken, mein edler Retter, deſſen Name ich nicht einmal weiß!" rief der Marcheſe, indem er mit beiden Händen die Rechte ſeines Befreiers ergriff und herzlich drückte.

„Namen thun nichts zur Sache, und was den Dank anbelangt, ſo ſeid Ihr ihn Euren Freunden ſchuldig, von denen der Eine, ohne daß es meine Schuld war, ein bischen Todesangſt ausgeſtanden. Laßt Euch von denen erzählen — und nun lebt wohl!"

Damit machte er ſeine Hand los,. wandte ſich um und war raſch in der Dunkelheit verſchwunden. —

„Wenn es Euch gefällig iſt, Herr, ſo kommt," ſagte der Schiffer in der Barke.

Der Marcheſe ſtieg ein und fragte: „Wohin fahren wir?"

„Ich habe den Befehl, Euch auf die franzöſiſche Corvette Espérance zu bringen."

„Aber wird man mich dort aufnehmen?"

„Dafür laßt den ſorgen, der Euch hiehergebracht."

Nach dieſen Worten tauchte er ſeine Ruder in's Waſſer, legte ſich ſcharf hinein und das Boot flog wie ein Pfeil über das dunkle Waſſer hin; eine Strecke vom Ufer wandte es um, damit der Ruderer die Richtung, in der er fahren mußte, ſehen konnte.

„Weiß die Madonna!" brummte dieſer nach Verlauf einiger Minuten, „dort gerade vor uns lag doch die franzöſiſche Corvette mit einem rothen Lichte an ihrem Hauptmaſte nach dem Eintritte der Dämmerung; jetzt führt ſie eine blaue Laterne und ſcheint

dem Molo näher zu liegen." Er beugte ſich tief hinab, um den dunklen Rumpf des Schiffes gegen den helleren Himmel beſſer unterſcheiden zu können.

„Es iſt die Figur der Corvette," ſagte er alsdann, „obgleich mir der Bord ein bischen niedriger vorkommt. Wenn ich nur wüßte, warum ſie ihre Laterne gewechſelt hat."

„Fahrt in die Nähe," ſagte Gaetano, „und dann werdet Ihr ſchon erfahren, ob es das Schiff iſt, welches wir ſuchen."

„Könnte aber auch gegen einen piemonteſiſchen Kreuzer fahren," meinte Carlino, denn dieſer war der Schiffer, „der uns ein Examen beſtehen ließe, woher wir kämen und was wir Beide in dunkler Nacht auf dem Golfe machten; ſie ſind in letzter Zeit hier verflucht neugierig geworden. — Nachmittags lag drüben am Poſilippo ein anderer fremder Dampfer, der heute Morgen angekommen iſt, vielleicht hat dieſer ſich hieher gelegt und der Franzoſe iſt weiter in den Golf gegangen."

„Fahrt in Gottes Namen gegen die blaue Laterne."

„Auf Eure Verantwortlichkeit, Herr," entgegnete Carlino; „das heißt, Ihr müßt es mir ausdrücklich befehlen."

„Gut, ich befehle es!"

„Soll bald gethan ſein," ſagte launig der Schiffer, worauf das Boot raſch ſeinen Weg wieder fortſetzte und in weniger als einer Viertelſtunde dem Dampfer mit der blauen Laterne ſo nahe gekommen war, daß man deutlich die Stimme eines Wachthabenden an Bord vernahm, welcher der Barke zurief: „Boot ahoy, wohin? Wen bringt Ihr?"

„Das ſind Engländer," ſagte Carlino; „bleiben wir in unſerem Cours oder ſuchen wir den Franzoſen auf?"

Gaetano hatte ſich von ſeinem Sitze erhoben und fragte in engliſcher Sprache: „Wenn es Euch gefällig iſt, Sir, ſo ſagt uns, welches Schiff wir vor uns haben. Wir ſuchen die franzöſiſche Corvette Espérance."

„Der Franzose liegt um ein paar Striche mehr östlich. Dort könnt Ihr seine rothe Laterne sehen; dies hier ist die englische Dampf-Yacht ‚Der Lotus.'"

Gaetano entblößte unwillkürlich sein Haupt und blickte wie fragend zu den Sternen auf, deren mildes Licht sein Herz mit solchen Hoffnungsstrahlen erfüllte, daß er freudig gerührt ausrief: „Es will Tag werden nach der tiefen Nacht meiner Leiden!" Dann setzte er zu dem Schiffer gewandt hinzu: „Bringt mich an Bord."

Siebzigstes Kapitel.

Licht nach dunkeln Stunden.

Wir bitten den geneigten Leser, der uns schon so oft freundlich gefolgt ist, uns auch jetzt an Bord der Dampf-Yacht ‚Der Lotus' zu begleiten, und führen ihn direct in den Damensalon des Schiffes, der mit einem Reichthum und einer Eleganz ausgestattet war, wie man ihn nur auf diesen Fahrzeugen, dem Eigenthum reicher englischer Familien, findet. Kostbare Holzarten, Bronzen, werthvolle Gemälde, Spiegel in reicher Vergoldung, schwellende Teppiche, Möbel von gediegener Pracht und ausgesuchter Bequemlichkeit erfüllten den über alle Beschreibung zierlichen Raum. In der Mitte desselben befand sich ein ovaler Tisch, der mit den verschiedenen nöthigen und unnöthigen Bestandtheilen eines Theeservices, alle Stücke in getriebenem Silber gearbeitet, besetzt war. Das Wasser zischte mit jenem freundlichen Tone, welcher uns willkommen zu heißen scheint, wenn

wir die dunkle Nacht draußen mit dem hell erleuchteten, behaglich eingerichteten Zimmer vertauschen.

Möge dieses Gefühl auch die Herzen unserer freundlichen Leser durchziehen, und möge es ihnen, nachdem sie die Cajüte des „Lotus" betreten haben, zu Muthe sein, als seien sie unter lauter guten Freunden.

Denn in der That ist es so, und wir preisen den glücklichen Zufall, der es uns möglich machte, hier fast am Schlusse unserer wahrhaftigen Geschichte, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun, Personen wie durch ein Wunder zusammenführen zu können, die wir Hunderte von Meilen von einander entfernt glauben sollten; und doch ist diese Sache nicht so wunderbar, als sie uns vielleicht erscheint, was zu erklären wir in unserer Geschichte um einige Wochen zurückgehen müssen.

Wie der geneigte Leser durch Herrn von Scherra's Brief bereits erfahren, begleitete die Gräfin Lotus nach dem Tode ihres Gemahls den Bruder desselben nach England, wo sie auf Lotushall, dem herrlichen Landsitze desselben, ein paar Wochen in stiller Erinnerung verbrachte. Hier in der reizenden Umgebung und ländlichen Stille war es ihr möglich, ihrer letzten traurigen Vergangenheit mit mildem Schmerze zu gedenken; ja, hier konnte sie ihrem Herzen nicht verbieten, zuweilen weniger düster in die Zukunft zu blicken, und wenn sie auch den Versuch machte, ihre Gefühle gewissenhaft niederzukämpfen, so wollte ihr dies doch nicht gelingen, denn ihn, an den sie so mächtige Bande fesselten, liebte sie noch immer mit der ganzen Kraft ihrer Seele.

Ihre Schwester Rosa hatte sie begleitet, und daß auch Eugen nicht zurückblieb, bedarf wohl keiner Erwähnung. Rosa hatte es vor ihrer Abreise nach England nicht unterlassen, den Schwager ihrer Schwester von der Vergangenheit derselben in allen ihren Einzelheiten in Kenntniß zu setzen, wobei es sie glücklich machte, in dem Herrn von Lotushall einen so vorurtheilsfreien Beurtheiler

ſich früher um den Dubel nur vielleicht an Quartalen, wo der Miethzins fällig war, den aber unſer Freund noch nie einen halben Tag ſchuldig geblieben war, bekümmert hatte, war ſeit damals aufmerkſam gegen ihn geworden, reichte ihm nicht ſelten höchſteigenhändig den zinnernen Leuchter dar und ſah obendrein darauf, daß dieſer Leuchter, wie es der Herr Dubel ſo ſehr liebte, blank und ſauber geputzt wurde.

Seinerſeits hatte aber auch der Schneider jenen Abend nicht vergeſſen, und wenn er von da an in die Küche trat, um beſagten Leuchter zu holen, ſo erkundigte er ſich ſorgfältig, ob keine Briefe für ihn angekommen ſeien. Dieſer Fall war indeſſen bis jetzt noch nicht eingetreten, Herr Dubel beſaß auch keine auswärtigen Correſpondenten und deßhalb wunderte er ſich um ſo mehr, als ihm die Wirthin zugleich mit dem zinnernen Leuchter ein kleines Billet einhändigte, welches er, als ſei es etwas durchaus nichts Ungewohntes, nachläßig in ſeine Weſtentaſche ſteckte.

Herr Dubel ſtieg die Treppen hinan, die ſchmalen gewundenen Treppen mit dem vor Alter glänzenden, ſchwarzen Geländer und jeder Tritt krachte unter ſeinen Füßen und er gieng langſam hinauf in den erſten, zweiten, dritten und vierten Stock und öffnete im letzten eine Thür, welche in ſein Appartement führte.

Dieſes Appartement befand ſich im Giebel des Hauſes und hätte eigentlich Bodenkammer genannt werden ſollen, hatte ſich aber den ſtolzen Namen „Zimmer“ erworben, weil die Decke deſſelben geweißt war und die vier Wände tapezirt, auch befand ſich ſogar ein Nebenkabinet da, eine Art Verſchlag unter dem Dache, in welchem das Bett des Inwohners ſtand, und auf dieſe Art war der Herr Dubel vollkommen berechtigt, von ſeinen Appartements zu reden, denn er hatte ein Schlafzimmer, ſo wie einen Salon, um ſeine Freunde zu empfangen.

Wir müſſen leider geſtehen, daß der Salon auf Koſten der nächtlichen Wärme des im Bette liegenden Inwohners erſchaffen

der Lage ihrer Schweſter zu finden, daß ſie vollkommen überzeugt war, ihm in jeder Beziehung feſt vertrauen zu können. Er war um viele Jahre älter als ſein Bruder und konnte ſich nach einiger Zeit ſchon erlauben, den beiden Schweſtern ſein ſcherzhaftes Bedauern auszudrücken, daß es ihm ſein Alter und ſeine Unliebenswürdigkeit nicht geſtatte, die Erbſchaft ſeines Bruders in vollem Umfange anzutreten.

Da kam eines Tages ein Brief von Scherra an Roſa, worin der bewährte Freund des Hauſes ſchrieb, er habe von Bander die Mittheilung über das Unglück Gaetano's erhalten, und anfragte, ob ſie es nicht für zweckmäßig hielte, daß er ſelbſt augenblicklich nach Neapel reiſe. Roſa ſetzte natürlicher Weiſe den Schwager ihrer Schweſter von dieſem Schreiben ſogleich in Kenntniß, und dieſer praktiſche Mann, der alle Verhältniſſe richtig anſah und zu beurtheilen im Stande war, machte mit der ihm eigenen Energie ohne viele Ueberlegung einen anderen Vorſchlag, in Folge deſſen die Gräfin auf die ſchonendſte Weiſe von der Welt durch Roſa von dem, was ſich begeben, in Kenntniß geſetzt wurde, worauf in einigen Tagen die Meldung einlief, daß die Dampf-Yacht Sr. Herrlichkeit zur Abfahrt bereit liege. Ein prachtvolles Wetter begünſtigte die Fahrt, und ſo kam es denn, daß der ‚Lotus' am Morgen eines wunderſchönen, klaren Tages in den Golf von Neapel einlief.

Zur gleichen Stunde, als dies geſchah, ſaß auf der Terraſſe des Hotels de Rome, die aufs Meer hinausging, ein junger Mann, der in einen bequemen Schlafrock gehüllt war und ſich behaglich in einem weichen Lehnſtuhle dehnte, während ſeine Füße auf einem niedern Tabouret ſtanden und er mit der linken Hand eine vortreffliche Havannah-Cigarre hielt.

Der geneigte Leſer wird mir das Berichten dieſer Einzelheiten als der vollen Wahrheit gemäß verzeihen, denn ein junger Mann, der ein Raucher iſt, wird ſich nach ſeinem Frühſtücke ohne eine

gute Havannah-Cigarre ſchwerlich auf der Terraſſe des Hotels de Rome aufhalten, und daß er die Cigarre mit der linken Hand hielt, kam daher, weil ſeine rechte, die er in einer Schlinge trug, verbunden war. Er intereſſirte ſich außerordentlich für das Ein- und Auslaufen der Schiffe, und um deren Nationalität beſſer unterſcheiden zu können, hatte er auf einem Stuhle neben ſich einen ſogenannten militäriſchen Feldſtecher liegen, den er bei dieſer Gelegenheit ſogleich vors Auge nahm, um das eingelaufene Schiff genau zu betrachten.

Als er eine Zeit lang hingeſchaut, mußte er an dem kleinen, zierlichen Dampfer etwas Außerordentliches bemerken, denn ſein Geſicht nahm einen Ausdruck ganz beſonderer Aufmerkſamkeit, ja, des Erſtaunens an. Er brachte ſein vortreffliches Glas ein paarmal vor die Augen, ſchüttelte mit dem Kopfe, worauf er zu ſich ſelber ſprach: „Das wäre ja ein wunderbares und glückliches Zuſammentreffen, beim Anubis! So was pflegt gewöhnlich nur in Märchen vorzukommen — nun, wir ſind ja hier im Lande der Wunder — he, Juſſuf!“

Der geneigte Leſer mag füglich erſtaunen, den Indier nach dieſem Rufe ſogleich auf der Terraſſe erſcheinen zu ſehen; doch wenn er ſich erinnert, daß Juſſuf dem Herrn von Marlott genau bekannt war und daß dieſer den ehemaligen Diener des Grafen Lotus ohne Herrn im Hotel fand, ſo wird er es begreiflich finden, daß der verwundete Offizier ſich die Dienſte des Indiers gefallen ließ, welche dieſer aus Anhänglichkeit an ſeinen alten Herrn aufs angelegentlichſte anbot. — Von dem Herrn von Saint-Alban, der mit der Regierung in Mißhelligkeiten gekommen, war nur vorübergehend die Rede geweſen, da der vermeintliche Franzoſe dem Herrn von Marlott vollkommen gleichgültig war.

„Juſſuf, ſagte dieſer, „ſchau aufs Meer hinaus; dorthin neben den Poſilippo hat ſich ein Dampfer hingelegt, der eben eingelaufen iſt und deſſen Pavillon ein Wappen zeigt, das mir

außerordentlich bekannt iſt und deſſen auch Du Dich erinnern wirſt — nimm mein Glas, wenn Du es brauchen kannſt."

„Ohne Glas ſehe ich beſſer, Herr," gab der Indier zur Antwort, deſſen Geſicht, indem er nach der bezeichneten Richtung blickte, ebenfalls einen Ausdruck des Erſtaunens, ja, der Freude zeigte. — „Ob ich dieſes Wappen kenne, Herr! Iſt es nicht die Lotusblume?"

„Ganz richtig, und ſie zeigt ſich auch zwiſchen goldenen Blättern an der Spitze des Fahrzeuges."

„Dieſes Fahrzeug, Herr, iſt ein Engländer und wird wohl dem Bruder des Grafen gehören."

„Darüber müſſen wir Gewißheit haben, Juſſuf, ſo bald als möglich; ſtößt dort nicht ein Boot von dem Schiffe?"

„Eine neapolitaniſche Barke, Herr; es werden Beamte der Hafenbehörde ſein."

„Bei Gott, ich ſehe Leute an Bord," ſagte Arthur von Marlott nach einer Pauſe, während welcher er verſucht hatte, ſeinem Fernrohr durch eine leichte Drehung noch etwas mehr Schärfe zu geben. — „Damen, beim Anubis! — ſchwarz gekleidet, das gibt mir zu denken, Juſſuf."

„Es iſt eigenthümlich, Herr."

„Gewiß, höchſt ſeltſam. Ehe wir aber unſere Zeit mit Vermuthungen erſchöpfen, eile hinab, nimm eine Barke und fahre an Bord des Dampfers. Frage, wer auf dem Schiffe iſt, und wenn es — doch nein, das iſt ja nicht möglich," ſetzte er achſelzuckend hinzu; „frage alſo, wer ſich auf dem Schiffe befindet, und wenn ſie wiſſen wollen, wer Dich ſchickt, ſo gib ihnen meine Karte — Du weißt ſie in meinem Schreibtiſche zu finden, nimm aber von den Karten in dem rothen Etuis" — auf dieſen war Herr von Marlott nämlich noch als Huſaren-Offizier aufgeführt —, „mit der anderen Herrlichkeit iſt's ja doch, Gott ſei Dank, vorbei. — Eile, Juſſuf!"

Der Indier verſchwand augenblicklich, und bald darauf ſah man ihn in einer Barke mit zwei tüchtigen Ruderern auf dem Golfe, in vielleicht zehn Minuten hatte er den Dampfer erreicht, und Arthur von Marlott, der ihm mit größter Anſtrengung nachblickte, bemerkte, wie er an Bord ſtieg und wie ihm die beiden ſchwarzgekleideten Damen augenblicklich und raſch entgegentraten.

„Bei meiner Ehre, ſie ſind's!" rief Herr von Marlott aus, und als er noch einmal hingeblickt, ſetzte er freudig hinzu: „Ja, es iſt kein Zweifel mehr, ſie blicken hieher und der Dampfer grüßt mich!"

In demſelben Augenblicke fuhr nämlich eine kleine weiße Flagge raſch an dem Maſte hinauf und entfaltete ſich droben in dem friſchen Lufthauche.

Er war von ſeinem Lehnſeſſel aufgeſprungen, eilte in ſein Zimmer und kleidete ſich ſo raſch an, als ihm ſein verwundeter Arm erlaubte. Daß er einen dunkeln, bürgerlichen Ueberrock nahm und nicht die italieniſche Uniform, trotzdem dieſelbe mit der Tapferkeits-Medaille geſchmückt war, wird man begreiflich finden. Eine ſtarke Viertelſtunde ſpäter halfen ihm ein paar Matroſen ebenfalls an Bord, da es ihm ſchwer wurde, mit ſeiner verwundeten Hand die Treppe allein hinaufzuſteigen.

Welches Wiederſehen!

Der geneigte Leſer wird uns die Einzelheiten deſſelben erlaſſen, da es im Intereſſe unſerer Geſchichte liegt, ihn ſelbſt erſt ſpäter, wie wir oben angedeutet, an Bord zu führen. Nur ſei es uns noch erlaubt, mitzutheilen, daß die eine der ſchwarzgekleideten Damen mit Juſſuf eine lange Unterredung hatte, der auch Se. Herrlichkeit der Lord William Cliſton anwohnte, und in Folge deren das Gigg des Schiffs-Kommandeurs, des Flotten-Offiziers Lieutenant Seymur, in See gelaſſen wurde, mit ſauber gekleideten Matroſen bemannt, und daß dieſes alsdann wie ein Vogel

dem Lande zuflog. In den Sternſcholen des kleinen Fahrzeuges befanden ſich Se. Herrlichkeit ſelbſt, ſo wie der Kommandeur der Dampf-Yacht. Vorn an der Spitze des Bootes ſaß Juſſuf mit einem heitereren Geſichtsausdrucke, als man ſeit lange an ihm geſehen.

Am Lande angekommen, verfügten ſich die drei eben Genannten auf die engliſche Geſandtſchaft und fuhren von dort in dem Wagen der Geſandtſchaft zum Gouverneur der Stadt, den ſie aber nicht trafen, da er von einem Ausfluge erſt ſpät Abends zurück erwartet wurde, wo Se. Herrlichkeit den Beſuch dann wiederholte und derſelbe, wie wir ſpäter hören werden, von einem vollkommenen Erfolge gekrönt war.

Kehren wir nach dieſer kurzen, nothwendigen Abſchweifung an Bord des „Lotus" zurück und begeben uns in die früher erwähnte kleine Cajüte, wo wir die beiden ſchwarzgekleideten Damen finden, die wir heute Morgen auf dem Verdecke bemerkt und welche eben im Begriffe ſind, ſich von Herrn von Marlott ſeine wunderbaren Erlebniſſe zu Waſſer und zu Lande erzählen zu laſſen.

Die Gräfin Lotus ſaß am Tiſche und beſchattete mit der Hand ihr Geſicht, die guten, lieben, freundlichen Züge, die wir dem geneigten Leſer früher geſchildert, welche ſich in ihrer Schönheit und in ihrem herzlichen Ausdrucke gleich geblieben waren und nur etwas bleicher erſchienen, als damals, wo wir ſie zum letzten Male ſahen. Sie ſchien nur zerſtreut den Erzählungen ihres Vetters zu lauſchen, ihr Herz war voll und ſie athmete ſchwerer als gewöhnlich. Zuweilen glitt ihre Hand von der Stirn herab, ſie erhob den Kopf und blickte wie horchend um ſich; doch ſenkten ſich ihre Blicke jedes Mal wieder mit dem Ausdrucke getäuſchter Erwartung.

Herr von Marlott ſchien ſo eben mit ſeiner Erzählung zu Ende gekommen zu ſein, denn indem er ſich in die weichen Kiſſen

des Sopha's zurücklehnte, sagte er mit einem affectirten Seufzer: „Und damit, schöne Cousine, scheint meine militärische Laufbahn auch hier beendigt zu sein. Hoffentlich wird Ihr Herz, grausame Rosa," wandte er sich an diese, „jetzt endlich einmal eine stille Regung für mich fühlen."

„Des Mitleids, gewiß, Herr von Marlott, und daran habe ich es ja auch früher nie fehlen lassen."

„So ist es mir ein Trost, daß Sie mich wenigstens damals schon für bemitleidenswerth hielten, und ich war es in der That. Was verlor ich nicht alles mit einem Male: für die Aussicht auf eine glänzende Zukunft tauschte ich ein gebrochenes Herz ein!" —

Françoise lächelte und sagte dann mit ihrer süßen Stimme: „Aber dieses Herz, Arthur, hat sich wieder erholt; von dornigen Rosen zerrissen, heilten Sie es mit den Lorbern des Sieges."

„Schön gesagt und tief empfunden," gab Herr von Marlott zur Antwort, „wie alles, was von Ihnen kommt! — O, hätte Rosa nur einen kleinen Theil Ihres weichen Herzens!"

„Danken Sie Gott, daß dem nicht so ist," sagte das schöne junge Mädchen, wobei sie den Sprecher mit ihren leuchtenden Augen ernst anblickte; „mein weiches Herz, wenn ich ein solches gehabt hätte — und Ihr — leichter Sinn hätten für uns Beide zu einem traurigen Resultate geführt."

Arthur wollte verletzt etwas darauf erwidern, doch bemerkte die Gräfin, ihn unterbrechend: „Rosa hat nicht ganz Unrecht, lieber Vetter; kaum seht ihr euch nach ziemlicher Zeit wieder, so tauscht ihr gleich beißende Redensarten aus."

„Ei, schöne Cousine," antwortete der ehemalige Husaren-Offizier, „ich möchte den sehen, der sich wie ich so unbändig darauf gefreut, seine leidensvollen Erlebnisse erzählen zu können und dafür einen Blick der Theilnahme und —" statt noch ein weiteres Wort auszusprechen, hustete er kluger Weise hinter der

vorgehaltenen Hand und fuhr dann fort: „— zu finden, und der unverletzt bliebe, wenn er nun erfahren muß, daß ihm ein ſchwacher Augenblick nie verziehen wird. Doch gleichviel," ſetzte er mit ſeinem angebornen Leichtſinne hinzu, „legen wir dieſe getäuſchte Hoffnung zu andern getäuſchten Hoffnungen. Ich hatte es mir ſo ſchön ausgemalt, vor der reizenden Roſa zu ſitzen, ein zweiter Othello, und durch Erzählungen meiner Kriegsthaten ihr felſenhartes Herz zu rühren."

„Schön geſagt," erwiderte das junge Mädchen freundlich lächelnd, „aber Gott bewahre mich vor Othello und dem Ende der Desdemona."

„Ein Ende wie ein anderes," ſagte Arthur übermüthig, „ſie ſtarb, wie ich es mir nur wünſchen könnte, auf dem Felde der Ehre."

„Horch," ſagte die Gräfin, „ſie rufen ein Boot an."

Nach dieſen Worten erhob ſie ſich, that einen tiefen Athemzug und wiſchte ihre weiße Stirn mit dem Taſchentuche, während ſie der Cajütenthür zuſchritt, die ſich nach einigen Augenblicken öffnete, worauf ein hochgewachſener ältlicher Herr eintrat. Er glich zu ſehr dem verſtorbenen Grafen Lotus, als daß jemand, der dieſen gekannt und Jenen ſah, nur den mindeſten Zweifel hegen konnte, er habe den Bruder deſſelben vor ſich. Se. Herrlichkeit, obgleich viel älter, ſah übrigens kräftiger und geſunder aus, und wenn auch ſein Haupt mit weißen Haaren bedeckt war, ſo glänzten doch ſeine freundlichen Augen wie die eines jüngeren Mannes.

„Allein?" rief die Gräfin mit einem Tone des Schreckens.

„Ganz allein, was den Erwarteten anbelangt," ſagte Se. Herrlichkeit achſelzuckend: „es iſt in der That eine ganz merkwürdige Geſchichte, die ich Ihnen ſo raſch und ſo kurz als möglich mittheilen will. Von dem Gouverneur bei meinem zweiten Beſuche aufs freundlichſte aufgenommen, gelang es mir ohne

viele Mühe, auf Jussuf's Zeugniß gestützt, den ganzen schlechten Handel des Advokaten Brancaccio und die Unschuld des Marchese zu beweisen, worauf Se. Excellenz, über dessen Benehmen und Gerechtigkeitsgefühl ich nur Rühmendes sagen kann, zwei Befehle ausfertigte. Die Besorgung des einen wurde mir anvertraut, und ich säumte nicht, mich so rasch als die Pferde laufen konnten, in das berühmte und berüchtigte Gefängniß der Vicaria zu begeben. Dabei war ich so glücklich, in dem Bureau desselben den Capo Carceriere zu finden, an den der Befehl Sr. Excellenz lautete. Dieser Herr befand sich übrigens in einer ganz außerordentlichen Aufregung und war beschäftigt, die Wache so wie die Jammergestalt eines Schließers zu vernehmen, daß ich eine Zeitlang warten mußte, ehe er mir Gehör schenkte. Kaum aber hatte er einen Blick in mein Papier geworfen, als er verschiedene Madonnen und Heilige anrief und mir nach allerlei sonstigen Ausrufungen, deren Sinn ich nicht verstand, die Auskunft gab, der Gefangene, Marchese Fontana, habe sich vor einer Stunde selbst —"

„Um Gottes willen, was?" rief die Gräfin angstvoll.

„Selbst befreit, unter Umständen, wie in keinem Gefängnisse der Welt je etwas Aehnliches vorgekommen, und zwar mit Hülfe des bekannten Bandenchefs Chiavone."

„O—o—o—oh," machte Herr von Marlott in unglaubigem Tone; „erlauben mir Eure Herrlichkeit, Chiavone ist wohl nicht mehr im Stande, jemand zum Entkommen aus dem Gefängnisse behülflich zu sein, denn bei dem Gefechte vor ein paar Tagen tödtete ich ihn, wie schon früher bemerkt."

„In dem Falle ergeht es mir wie dem Capo Carceriere: mein Verstand steht mir still, ich weiß nicht, was ich denken soll."

„Und der Marchese?" fragte die Gräfin.

„Beruhigen Sie sich, theure Schwägerin; glücklich aus dem

Gefängniſſe entkommen, wird ihm hoffentlich nichts Schlimmes zugeſtoßen ſein.“

„Aber er wird mit dem, der ihn befreit, Neapel verlaſſen haben und in die Berge geflohen ſein!“

„Mit Chiavone ſicherlich nicht,“ ſagte Herr von Marlott, und wandte ſich dann flüſternd zu Roſa, welche aber ſeinen Worten keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken ſchien.

„Sie führten mich in die Zelle des Gefangenen, ſie zeigten mir verſchiedene Gegenſtände, die er zurückgelaſſen, Kleider, Bücher, das abgeriſſene Couvert eines Briefes, auf dem ſein Name ſtand, und der Schließer, dem das Unglück geſchehen war, erzählte mir und ſeinem Chef den Vorfall nochmals aufs allergenaueſte. Ich konnte nichts thun, als das Gefängniß verlaſſen, erlebte aber an der Thür deſſelben noch etwas, was die Wachmannſchaft und ſämmtliche Schließer aufs neue in Aufregung brachte: ein kleiner barfüßiger Junge nämlich, ein Kind aus der Nachbarſchaft, hatte einen gewaltigen Bund Schlüſſel gebracht und dem Sergeanten der Wache mit einer freundlichen Empfehlung des Generals Chiavone übergeben.“

„Das iſt bei alle dem etwas ſtark!“ rief Herr von Marlott entrüſtet; „es freut mich in der That, daß der Marcheſe entkommen iſt, und es mag ein braver Kerl geweſen ſein, der ihm dabei geholfen, aber unverſchämt finde ich es doch von dieſem, ſich den Namen eines Mannes beizulegen, der nicht mehr exiſtirt, eines Mannes, der von meiner Hand gefallen, und für welche That ich dekorirt wurde. Aber ſo ſind die Italiener, ſie können die Großſprecherei nicht laſſen, ſelbſt dann, wenn ſie dadurch in Gefahr kämen, erſchoſſen zu werden! — Chiavone leben, den ich todt vor mir liegen ſah!“ ſetzte er in verächtlichem Tone mit ſehr ausdrucksvollem Achſelzucken hinzu.

Se. Herrlichkeit hatte die Gräfin an ihren Platz zurückgeführt, wobei er leiſe und freundlich mit ihr ſprach und ihr dann

den Umschlag des Briefes gab, den man in des Gefangenen Zelle gefunden.

„Es ist Scherra's Hand," sagte Françoise zu ihrer Schwester, die stumm mit dem Kopfe nickte. —

Das war der Augenblick, wo vom Bord des Dampfers die Barke Carlino's angerufen wurde. —

Es gibt Situationen, geneigter Leser, die man unmöglich beschreiben kann, die so gewaltig und ergreifend sind, daß jede Schilderung derselben unangenehm, langweilig und matt erscheinen muß; wer kann den flammenden Blitz malen oder die leuchtende Sonne, ja, wer ist sogar nur im Stande, Dir das sanfte Flimmern der Meeresflut anschaulich zu machen, wenn Du es nicht schon gesehen, oder den süßen Geruch der Rose, wenn Du ihren Duft nicht schon genossen? Hast Du aber Aehnliches, was der Erzähler Dir zu schildern unternimmt, schon erlebt und gefühlt, so male sie in Dir aus, die Seligkeit einer solchen hellen Stunde, eines solchen Augenblickes des Glückes, wie ihn nach jahrelanger Trennung Gaetano und Francesca erlebten. — —

Se. Herrlichkeit hatte mit leisen Schritten die Cajüte verlassen, ihm war Herr von Marlott nach einigem Widerstreben und Achselzucken gefolgt, nur Rosa blieb auf ihrem Lehnsessel sitzen und betrachtete, den Kopf in die Hände gestützt, mit freundlich leuchtenden Augen die Beiden. Zuweilen, als Gaetano von seinen Schicksalen erzählte und wie ihn alle Hoffnung verlassen, trübte sich für Sekunden ihr Blick, doch nur durch den Schleier herabrollender Thränen, wobei es eigenthümlich aussah, daß trotz dieses Ausdruckes der Wehmuth doch ein glückliches Lächeln um ihre Lippen spielte.

Sie hatte mit den Andern das kleine Gemach verlassen wollen, doch war sie auf Francesca's Wunsch geblieben; hatte doch die Schwester kein Geheimniß vor ihr, wohl aber hatten die beiden Schwestern ein Geheimniß vor Gaetano, ein süßes, be-

war, denn der Verſchlag unter dem Dache war einigermaßen der äußern Luft zugänglich; namentlich in kalten, windigen Nächten, wenn die Ziegel auf dem Dach vor Kälte und Wind klapperten und ſeufzten, machte es der Herr Dubel in ſeinem Bett aus derſelben Veranlaſſung nicht ſelten ebenſo.

Nachdem der Schneider ſein Licht auf einen kleinen Tiſch geſetzt, der im Zimmer ſtand, warf er ſeinen dünnen Rock ab, eilte in das Schlafgemach und kehrte bald darauf mit einem Arm voll Holz zurück, worauf er ſich bemühte, ein Feuer in dem kleinen eiſernen Ofen des Salons anzumachen. Bald krachten auch die Holzſcheiter luſtig durcheinander, ziſchten, ſeufzten, und hie und da geſchah ein kleiner Knall in dem Ofen, auf dem Fußboden ſpiegelte ſich eine röthliche zitternde Helle ab und bald begann von dem kleinen Ofen eine behagliche Wärme auszuſtrömen, die das Zimmer nach und nach erfüllte, ſo daß der alte Tiſch und ein paar alte Stühle vor Vergnügen zu knaren anfiengen.

Herr Dubel rückte nun den Tiſch in die Nähe des Ofens, holte hiezu aus der Ecke einen etwas wackeligen Lehnſtuhl, öffnete einen kleinen Schrank, aus welchem er eine große Taſſe, einen Theetopf, einen Waſſerkeſſel und eine Zuckerdoſe nahm und pflanzte dieſe Gegenſtände ſymetriſch auf den Tiſch, nachdem er dieſelben zuvor mit einer Art Serviette bedeckt, d. h. Theekanne, Zuckerdoſe und Taſſe kamen dort zu ſtehen, der Waſſerkeſſel aber wurde gefüllt und in den Ofen geſchoben.

Der Herr Dubel vollbrachte dieſe kleinen häuslichen Arbeiten mit einer gewiſſen Behaglichkeit, er pfiff eine Melodie dazu, warf, ſo oft er bei dem kleinen Spiegel, der an der Wand hieng, vorbei kam, einen wohlgefälligen Blick in denſelben und ſtrich ſich alsdann die Haare in die Höhe. Bald ſummte das Waſſer in dem Keſſel, Herr Dubel goß das kochende Waſſer auf den Thee, ſtellte alsdann den Waſſerkeſſel wieder in die Ecke, ſchnitt etwas Brod auf einen Teller, den er neben die Taſſe ſetzte, rückte auf

ſeligendes Geheimniß, über deſſen Offenbarung ſie lange und emſig nachgedacht, ein beglückendes Geheimniß, das ſich jetzt mit einem Male von ſelbſt löste, als Eugen in die Cajüte trat, ſich in die Arme der Gräfin ſchmiegte, und als er ihre feuchten Augen ſah, die Frage an ſie richtete: „Warum haſt Du geweint, liebe Mutter?“

Es bedurfte nur eines Blickes in das ſchöne, offene Geſicht des Knaben und auf die niedergeſenkten Augen der Mutter, über deren bleiches Geſicht eine tiefe Röthe flammte, um Gaetano zu veranlaſſen, den Knaben heftig an ſich zu ziehen, ihm haſtig die Haare aus der Stirn zu ſtreichen, ſeine Züge zu betrachten und dann laut weinend ſein Haupt auf das des Knaben zu drücken.

Von dieſem Anblicke überwältigt, hatte Roſa die Cajüte verlaſſen und ſich auf das Verdeck begeben, wo ſie ſich niederſetzte, und heitere, ſo wie traurige Bilder der Vergangenheit um ihr inneres Auge gaukeln ließ.

Nicht lange nachher betrat Gaetano mit Franceſca und Eugen das Verdeck des Dampfers, und Franceſca ſuchte die Schweſter auf, zog ſie an ihr heftig klopfendes Herz und hielt ſie ſo lange innig umſchlungen, bis der Marcheſe ihre Hand ergriff und ihre Blicke durch ein einziges Wort auf die Felswand des Poſilippo lenkte, die in unbeſtimmten nächtigen Umriſſen nur durch helle Punkte erkennen ließ, wo ſich Häuſer und Villen befanden. Doch verbarg ſie nach einem flüchtigen Hinſchauen ſchaudernd ihr Geſicht an Roſa's Schulter, wobei ſie leiſe ſagte: „So glücklich ich auch vielleicht noch werden kann, ſo bin ich doch nicht im Stande, die ſchrecklichen Erinnerungen zu vergeſſen, die für mich an jenen Orten haften.“

„Du ſprichſt mir aus der Seele,“ gab der Marcheſe zur Antwort; Neapel erſcheint mir nach allem, was wir hier gelitten, nicht mehr als meine Heimat. Ich fühle mich hier einſam

und verlaſſen, wir müſſen uns in einem anderen Lande eine neue, ungetrübte Exiſtenz ſchaffen.“

Wir könnten eigentlich hier unſere wahrhaftige Geſchichte für beendigt anſehen, doch wollen wir nicht wieder den Vorwurf auf uns laden, als ſuchten wir den freundlichen und vielgeliebten Leſer für Perſonen zu intereſſiren, um dieſe alsdann plötzlich verſchwinden zu laſſen, ohne uns um ihre weiteren Schickſale zu bekümmern, und müſſen demnach der Wahrheit gemäß berichten, daß am anderen Tage nach dieſem denkwürdigen Abende zwei Perſonen den Bord des Schiffes betraten, welche von Eugen, der ſich gerade mit Fiſchen beſchäftigte, unter gewaltigem Jubelrufe empfangen wurden. Waren es doch ſeine beiden alten Freunde Vander und Richter, die von der Maſſeria di Fontana herbeigeeilt waren, wohin ihnen der Marcheſe bei Tagesanbruch Botſchaft geſandt.

Das Erſcheinen Richter's, der, wenn auch mit verbundenem Arme, ſonſt übrigens wohlbehalten erſchien, erlaubt uns, die Zeit des geneigten Leſers zu ſchonen, indem es ſich nun von ſelbſt verſteht, daß Don Enrico, nachdem ihn Carlino vor einigen Tagen glücklich nach Neapel gebracht, ohne weitere Abenteuer die Wohnung Raſajele's wieder erreicht hatte, wo er Marietta fand, die bei ſeinem Anblicke ihre Freude mit ſüdlicher Glut ſo unverhohlen und heftig äußerte, daß der Maſſaro ſo wie ſeine Frau über ihre Tochter durchaus nicht im Unklaren bleiben konnten und ſie lächelnd gewähren ließen.

Was Vander anbelangte, ſo hatte er ſeinen Freund augenblicklich aufgeſucht, ſobald er durch Raſajele deſſen Ankunft erfahren und war auf Anrathen dieſes Letzteren einige Tage droben geblieben, um durch ſeine Anweſenheit in Neapel als Freund des Marcheſe keinen neuen Argwohn zu erregen und ſo vielleicht den Plänen zu deſſen Befreiung hinderlich zu ſein.

Eugen hatte die Hand Richter's ergriffen und zog dieſen unter freudigen Ausrufungen die Treppe hinab nach der Cajüte, wo ſich Francesca und Roſa befanden.

Letztere erbleichte ſichtlich beim Anblicke Richter's, und indem ſie die Anweſenheit eines Anderen ahnte, der ihrem Herzen ſo nahe ſtand, konnte ſich das ſonſt ſo ſtarke Mädchen einer Erſchütterung nicht erwehren, die ſo heftig und gewaltig war, daß ſie mit einem flehenden Blicke auf ihre Schweſter, und nachdem ſie Richter ihre Hand gereicht, die dieſer bewegt an ſeine Lippen drückte, das kleine Gemach verließ.

Als Bander hierauf in Begleitung Gaetano's ebenfalls erſchien, blieb er, unfähig ein Wort zu ſprechen, an der Thür der Cajüte ſtehen, und ſeine Sinne verwirrten ſich faſt, als ihn der Marcheſe ſanft vor Francesca ſchob und mit bewegter Stimme ſagte: „Die Wittwe des Grafen Lotus iſt erfreut, Sie endlich kennen zu lernen, Sie, meinen lieben, theuren Freund und Beſchützer unſeres Kindes!“

Bander fühlte, überwältigt von dieſem Augenblicke, den innigſten Wunſch, der ſchönen Frau mit den weichen, lieben Zügen, mit den guten, feuchten Augen zu Füßen zu ſinken, und wir glauben auch, er führte dieſen Wunſch aus, denn nachdem er ihre beiden Hände ergriffen und dieſe innig geküßt, ſchlang er ſeinen Arm um Eugen und fand ſich in der That knieend auf dem Teppiche des Bodens.

Da hörte er leiſe neben ſich ſeinen Namen ausſprechen, und als er, ergriffen von dem tiefen, bekannten Klange der Stimme, raſch emporſprang, befand er ſich Roſa gegenüber. Dieſe blickte die Anweſenden mit ihren dunkeln, leuchtenden Augen, aus denen das reinſte Entzücken, die höchſte Seligkeit ſtrahlte, ſo ruhig als möglich der Reihe nach an, als wollte ſie ſagen: Was ich thue, das geſchieht mit Ueberlegung; eure Augen, ja, die der ganzen Welt

dürfen es sehen! — Darauf sank sie erröthend an die Brust des geliebten Mannes.

Die Thür der Cajüte war in diesem Augenblicke durch Arthur von Marlott leise geöffnet und beim Anblicke dieser Gruppe mit einem sehr erstaunten Gesichte eben so leise wieder geschlossen worden, da er wahrhaftig im ersten Augenblicke nicht wußte, wie er sich dieser Thatsache gegenüber benehmen sollte. Se. Herrlichkeit, welche gerade die Cajüte verließ, half ihm indessen über diese quälenden Zweifel hinweg, indem er ihn am Arme nahm und auf das Verdeck führte, wobei er sagte: „Ein solcher Anblick, mein lieber Vetter, hat etwas Peinigendes für einen alten Mann, wie ich bin, so wie für einen jungen Krieger, wie Sie sind, dem der Lorber des Krieges nicht gestatten will, die süßen Blüthen eines friedlichen Lebens um sein Haupt zu schlingen. Kommen Sie mit mir ans Land, ich will noch einige Geschäfte selbst besorgen, damit der ‚Lotus' so bald als möglich wieder nordwärts dampfen kann."

„Was den Lorber des Sieges anbelangt," entgegnete Arthur in verdrießlichem Tone, indem er seine verwundete Hand zeigte, „so wird es wahrscheinlich bei den paar ärmlichen Blättern bleiben, die ich das Glück hatte, mir zu erringen. Pest und alle Teufel!" fluchte er plötzlich in sich hinein, „so können diese Weiber sich verstellen — o—o—o! Ich fürchte fast, das einzige Herz, welches mich verstanden und das mich wahrhaft geliebt, besessen und wieder verloren zu haben."

„Und ist Ihre Verwundung in der That so bedeutend?" fragte Lord Clifton mitleidig.

„Sie wird mir zwei steife Finger hinterlassen, und da sie meine rechte Hand betroffen hat, so werde ich den Säbel nicht mehr führen können. Pah, was ist da zu machen," fuhr er in einem leichten Tone fort, „grämen werde ich mich darüber nicht,

indem ich die Geſchichte hier ſo fatt hatte, als man nur etwas haben kann!"

„Das begreife ich vollkommen; dieſer eigenthümliche Krieg ſieht ſich aus der Ferne anders an, als er in der Wirklichkeit iſt."

„Ganz richtig, und da das wohl niemand ſo fühlen kann, als ich, ſo verſchaffte ich mir einen mehrmonatlichen Urlaub, den ich in einen Abſchied zu verwandeln gedenke. — Was ſind unſere Pläne!" ſetzte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen mit einem ſo ernſten Geſichte hinzu, als man ſelten an ihm gewohnt war; „als ich geſtern Morgen das Zeichen des ‚Lotus' ſah, war mein Herz vor Freude bewegt, und als ich hierauf alle die wiederfand, welche ich ſo raſch und unüberlegt verlaſſen, da malte ich es mir mit den entzückendſten Farben aus, Eurer Herrlichkeit Gaſtfreundſchaft in Anſpruch zu nehmen und mit Ihnen über England nach Hauſe zurückzukehren."

„Und was hindert Sie daran? Seien Sie verſichert, Ihre Geſellſchaft, lieber Vetter, wird uns allen herzlich willkommen ſein."

„Was mich daran hindert?" gab Arthur mit einem bitteren Lachen zur Antwort; „nun, die ſüßen Blüthen eines friedlichen Lebens, die ich nicht im Stande bin, um meine Stirn zu ſchlingen."

„Aha, ich verſtehe, lieber Arthur! Doch ſo viel ich über die Geſchichte hörte, hätten Sie darauf vorbereitet ſein können."

„Den Teufel auch! Mir zeigte ſie beſtändig ein ſo felſenhartes Herz, daß ich eher an meinen Tod geglaubt hätte, als an das Wunder, das ſich hier begeben zu haben ſcheint."

„Vor einem Wunder muß man ſich beugen, lieber Arthur, wie überhaupt vor ſo manchem, was das Schickſal über uns verhängt. Seien Sie vernünftig, und wenn Sie wirklich die

Absicht haben, dieses Land zu verlassen, so bietet sich Ihnen doch wahrhaftig keine bessere Gelegenheit, als mit uns zu fahren."

„Eine herrliche, eine entzückende Gelegenheit," seufzte Arthur, „das ist nur zu wahr! Herzlichen Dank für Ihr freundliches Anerbieten, ich will es mir überlegen. Wann denken Sie Neapel zu verlassen?"

„Hoffentlich heute Abend noch; Gaetano versprach mir bis dahin mit seinen Geschäften vollends im Reinen zu sein."

Der Marchese erschien jetzt mit Richter und dem Knaben; Letzterer hatte die Hand seines Freundes erfaßt und sein dankbares Gemüth forschte bei Richter nach Nachrichten von allen ihren ehemaligen gemeinschaftlichen Bekannten, doch wußte ihm dieser natürlicher Weise wenig Auskunft zu geben, da er die Heimat früher verlassen.

Arthur von Marlott, der nachdenkend über das Meer hinweggeschaut, wandte sich jetzt um, und sein Erstaunen kannte keine Grenzen, als er mit einem Male und so ganz unerwartet den Flüchtling von Ravello vor sich sah.

„Das ist wahrhaftig ein Tag der Wunder!" rief er aus; „sagen Sie mir um des Himmels willen, wie kommen Sie hieher, und so wohlbehalten? Nach den Berichten unserer Leute sind Sie zehnmal erschossen worden, und Ihre Gebeine sollten von Rechts wegen in irgend einer unzugänglichen Schlucht bleichen. Sind Sie's denn in der That?"

„Gewiß, Herr von Marlott, ich bin es, wohlbehalten bis auf die kleine Verwundung, die ich aber damals schon hatte, als Sie mich so freundlich und theilnehmend behandelten."

„Hole der Henker diese Theilnahme! Ich hätte Sie wahrhaftig vor dem Erschießen nicht retten können! Ja, wenn mein Hauptmann nicht eine so giftige Feuerzange gewesen wäre! Aber glauben Sie mir," setzte er vertraulich hinzu, „es war kein Mensch glückseliger, als ich, als mir Ihr Entkommen gemeldet

wurde, und erſt die Wuth und der Jammer des Capitano! Ich hätte mich todtlachen können, mußte aber ein ernſtes Geſicht machen, denn mein würdiger Chef hatte mich ſo in Verdacht, Ihnen ein hiſchen behülflich geweſen zu ſein."

„Kam die Wirthin des Hauſes durch meine Flucht in Ungelegenheit?" fragte Richter angelegentlich.

„Es ging bei ihr allerdings ſcharf am Eingeſteckwerden vorbei, doch war der Major ſo vernünftig, zu erklären, daß man mit Weibern keinen Krieg führe, und ſonſt konnte man niemand etwas beweiſen; der dicke Wirth zur ‚goldenen Zwiebel' wurde ſchlafend in ſeinem Bette gefunden und die beiden Kerle, die Ihnen geholfen haben, waren mit Ihnen ſpurlos verſchwunden. Was endlich den Hund unſeres Wirthes anbelangte, der einen unſerer Soldaten tüchtig an der Kehle packte, ſo entging er einer Kugel nur dadurch, daß er ſich nach dem erſten Schuſſe ſchleunig aus dem Staube machte; daß Sie aber nicht in Stücke geſchoſſen wurden, iſt mir wahrhaftig ein Räthſel, das Sie mir aufklären müſſen."

„Darüber weiß ich in der That keine Aufklärung zu geben; ich verdanke meine glückliche Rettung, als deren unumſtößlichen Beweis ich hier vor Ihnen ſtehe, nur der Gewandtheit meines Führers."

„Einer von Chiavone's Leuten, wir haben das ſpäter erfahren. Unter uns," fuhr er in einem vertraulichen Tone fort, indem er Richter an einem Knopfe ſeines Rockes näher zog. „Sie haben doch ein wenig gegen uns conſpirirt?"

„Gewiß nicht, auf mein Ehrenwort! Ich ging allerdings gegen Conca, aber nur aus der Ihnen bekannten Urſache; auf dem Wege dahin wurden wir von Leuten Chiavone's ergriffen und vor dieſen gebracht."

„Sie ſahen ihn alſo, das iſt mir ſehr intereſſant," ſagte Herr von Marlott in geſpannter Erwartung. „Nicht wahr, er

war ein großer, ſchwerer Mann, mit einem von den Blattern zerriſſenen Geſichte und brennend rothem Haare?"

Richter, der von Marietta wußte, daß der Bandenführer ſeinen Tod abſichtlich verbreitet, bejahte eifrig die Frage des Herrn von Marlott, worauf dieſer den Kopf bedeutend erhob und mit vieler Würde ſagte: „Ich kann Sie verſichern, mein Lieber, es war ein tapferer Kerl, und ich hatte Mühe, mit ihm fertig zu werden."

„So haben Sie ihn beſiegt?" fragte Richter mit einem eigenthümlichen Lächeln, worauf der Andere zur Antwort gab: „Ich war ſo glücklich, und kann auch deßhalb mit Ehre meinen Abſchied nehmen, wozu ich, unter uns geſagt, feſt entſchloſſen bin. Aber ich weiß immer noch nicht," fuhr er nach einer Pauſe mit einem mißtrauiſchen Blicke fort, „wie Sie nach all Ihren Heldenthaten auf dieſes Schiff kommen."

Die Frage wurde im nächſten Augenblicke durch den Marcheſe gelöst, welcher Richter dem Herrn von Marlott mit den Worten vorſtellte: „Dies iſt einer meiner lieben Freunde, die für meine Befreiung ſehr thätig waren und denen ich zeitlebens dankbar ſein werde."

Da unterdeſſen eines der größeren Boote des Schiffes in's Waſſer herabgelaſſen worden und zum Abſtoßen fertig war, ſo begab ſich Lord Cliſton, der Marcheſe, ſo wie Herr von Marlott und Richter in daſſelbe und fuhren an's Land.

Hier gelang es nun dem Einfluſſe Sr. Herrlichkeit leicht, daß die Geſchäfte, welche noch zu beſorgen waren, raſch erledigt werden konnten. Zu dieſen gehörte ganz beſonders, daß Don Enrico von dem Verdachte, als habe er mit den Leuten Chiavone's gegen die königlichen Truppen gefochten, vollkommen gereinigt werde. Dieſes war um ſo nothwendiger, als Richter in einer vertraulichen Unterredung gegen den Marcheſe ſeines Verhältniſſes zu Marietta erwähnte und den ſehnlichen Wunſch aus-

ſprach, in Neapel bleiben zu dürfen. Daß dieſes den vollen Beifall Gaetano's fand, glauben wir deßhalb ſagen zu müſſen, da es ihm ſehr erwünſcht war, eine vertraute, ihm ergebene Perſon bei der Uebergabe der Güter an Don Ercole Cerboni gegenwärtig zu wiſſen. Don Enrico wurde in dieſer Richtung nicht nur mit ausgedehnten Vollmachten verſehen, ſondern der Marcheſe gab auch ſeinem Geſchäftsmanne die genaueſte Anweiſung, wie für eine mehr als behagliche Exiſtenz des jungen Paares droben auf dem Schloſſe der Fontana geſorgt werden ſolle.

So war denn der Abend gekommen, und am Bord des ‚Lotus' vernahm man unter dem taktmäßigen Geſange der Matroſen das Klirren der ſich langſam aufwindenden Ankerkette; aus dem Schornſteine ſtiegen dunkle Rauchwolken in die klare Abendluft empor, und alle unſere Bekannten befanden ſich auf dem Halbdecke des Schiffes, mit gemiſchten Empfindungen die maleriſche Wand des Poſilippo betrachtend, die, jetzt in tiefe, ernſte Schatten gehüllt, zu der Stimmung manches der erregt klopfenden Herzen zu paſſen ſchien. Dort oben lag die Villa San Antonio, heller hervorleuchtend aus dem dunklen Grunde der Orangen, Citronen, des Lorbers und der ſchwarz aufſteigenden, majeſtätiſchen Cypreſſen.

In dem Lichte des Abends wehte es von dem Orte, wo Franceſca ſo ſehr geliebt und ſo ſehr gelitten, wie ein Hauch der Trauer auf ſie herab und ließ ſie gern ihren Blick in die Höhe erheben, wo über dem alten Kloſter auf der Spitze des Berges, hoch über den rieſigen, dunkeln Pinien ein weißes Gewölk am Himmel ſchwamm, welches, die letzten Strahlen der ſinkenden Abendſonne empfangend, nun wie eine prachtvolle Feuerroſe aufblühte, im Widerſchein weithin den Golf entzündete und vergoldete und ihr wie die Bürgſchaft für eine lichte, glückliche Zukunft erſchien.

Der kleine Dampfer ſchwankte jetzt, ſeiner Kette ledig, auf

der wogenden Flut kaum merklich hin und her; der Schiffs-Kommandant trat mit einer Frage vor Se. Herrlichkeit hin, welche dieser bejahte, worauf Richter, der sich vergebens bemühte, ein ernstes, man möchte sagen: gleichgültiges Gesicht zu machen, heftig anfing, mit den Augen zu zwinkern, und höchst sonderbare Grimassen schnitt, um die Gefühle zu verbergen, welche nun plötzlich und mit aller Macht über ihn herfielen. Hätte er in diesem Augenblicke zwei Dutzend Hände gehabt, so würden sie doch nicht ausgereicht haben. Von den Männern schob ihn einer dem anderen zu, und nachdem Bander ihn mit feuchten Blicken lange in den Armen gehalten, schlang Eugen seine Arme auch weinend um den Hals seines Freundes und konnte nur dadurch einigermaßen beruhigt werden, daß Richter das feierliche Versprechen gab, ihn noch im Laufe des Jahres zu besuchen.

Gaetano legte dann die Rechte auf seine Schulter und führte ihn sanft an den Bord des Schiffes. Hier sagte der Marchese: „Sie werden sich erinnern, mein lieber Freund, daß es Ihr eigener dringender Wunsch war, hier bleiben zu dürfen, und ich bitte daher nicht zu vergessen, daß mein Haus stets, wo ich mich auch aufhalten mag, für Sie — und noch sonst jemand offen ist, und daß ich das Versprechen, welches Sie Eugen gaben, als eine Verpflichtung betrachte, die Sie auch gegen uns erfüllen müssen. — Und nun behüte Sie Gott, mein lieber, guter, theurer Freund, seien Sie glücklich und lassen Sie uns an Ihrem Glücke Theil nehmen, indem Sie uns bald und umständlich darüber berichten. — Adieu Richter!“ —

Wie Don Enrico in seine Barke gekommen war, wußte er selbst nicht genau, aber jetzt stand er aufrecht in derselben und wurde aus seinen tiefen Träumereien geweckt durch die heftig schwankende Bewegung des kleinen Bootes, das sich nach rechts und nach links neigte, indem der davon dampfende ‚Lotus‘ das Wasser mit seinen Schaufelrädern aufwühlte. Richter blickte mit

dem Tiſche Alles in die ſchönſte Ordnung, warf noch einiges Holz in den Ofen und verſchwand alsdann in ſein Schlafgemach.

Bald darauf erſchien er wieder und wunderbar verändert: ſtatt der dünnen Beinkleider und Stiefel trug er eine weite, blaue Morgenhoſe und geſtickte Pantoffeln, und ſtatt des fadenſcheinigen Röckchens hatte er einen rothkarirten Schlafrock an, der um den Leib von einer dicken Schnur, an welcher anſehnliche Quaſten hiengen, zuſammengehalten wurde. Das Haar war ſorgfältig gekämmt und bedeckt mit einer blauſammtnen Mütze.

Die Verwandlung des Herrn Dubel war ſo außerordentlich und überraſchend, daß das kleine Gemach ſogar in einem andern Lichte zu ſtrahlen ſchien, der Ofen glitzerte freundlicher, die Theekanne warf ſtolze Rauchwolken in die Höhe und von dem Talglicht in dem zinnernen Leuchter ſprühten glänzende Funken ab, als freue es ſich, einem ſo vornehmen Herrn zu leuchten, — und wie würdevoll ſchritt der Schneider auf ſeinen Tiſch zu! Er war nicht mehr derſelbe, der er vor wenigen Minuten geweſen, ein ganz anderer Menſch hatte das Feuer angezündet, den Theetiſch beſorgt, ein armes dienſtbares Weſen, das demüthig verſchwand, wie der Herr eintrat.

Herr Dubel trug ein paar Bücher unter dem Arm, welche er auf den Theetiſch niederlegte und es ſich darauf in dem großen Lehnſtuhl vor dem kleinen Tiſch am Feuer ſo bequem wie möglich machte. Er goß ſich eine Taſſe Thee ein, that Zucker hinzu und ſchien ſich durch eine graziöſe Handbewegung für Rahm, für welchen er keinen Geſchmack hätte und welchen er niemals zum Thee nähme, bei ſich ſelber zu bedanken.

Er lehnte ſich ganz zurück in die geöffneten Arme des alten Möbels, legte die Füße auf einen Stuhl, ſchlug die Enden des herabfallenden rothen Schlafrocks zierlich auf ſeinen blauen Beinen über einander, rückte ſeine Sammtmütze auf das Ohr und öffnete das Buch, nachdem er einen zufriedenen Blick rings um ſich her geworfen.

offenen, ſtarren Augen dem davon eilenden Fahrzeuge nach, von deſſen Bord weiße Tücher ihm nochmals einen herzlichen Abſchied zuwinkten; aus ſeinen Augen tropften dicke Thränen, und er wußte ſelbſt nicht, wie er dazu kam, leiſe vor ſich hin zu ſingen nach einer Weiſe, die ihm plötzlich durch den Kopf ſummte:

„Sidi-ben-Aben-Hamet
Entflieht auf leichtem Kiel,
Auf leichtem Kiel entfliehet
Sidi-ben-Aben-Hamet.“

Wir könnten jetzt noch viele Einzelheiten darüber hinzufügen, wie Richter eine Stunde ſpäter gedankenvoll durch die Schlucht hinter Avenella hinaufſtieg, und wie ſich ſein ernſtes Gemüth erheiterte, als er dort am Wege Marietta ſitzend, die mit einem lauten Aufſchrei des Entzückens an ſeinen Hals flog, dann ihren Arm in den ſeinigen ſchob, ſich innig an ihn ſchmiegte und ihm luſtig plaudernd mittheilte, wie ihr Herz geſchlagen, als ſie von oben geſehen, wie der Dampfer den Golf verlaſſen.

„Du zweifelteſt doch nicht an mir?“ fragte er ſie.

„An Dir nicht, mein Enrico,“ gab das Mädchen mit einem leuchtenden Blicke zur Antwort, „aber Deine Freunde haben gewiß den Verſuch gemacht, Dich zu überreden, mit ihnen zu gehen.“

„Nein, gewiß nicht,“ gab Richter lachend zur Antwort; ſie wiſſen mich in guten Händen.“

„Und was glaubſt Du darüber?“

„Daſſelbe, meine ſüße Marietta.“

„O mein lieber Enrico!“ —

Doch wollen wir uns mit Vorſtehendem und dem Zuſatze begnügen, daß auf Anordnung des Marcheſe und unter Don Enrico's Oberleitung das Schloß der Fontana raſch in wohnlichen Stand verſetzt wurde und daß nach einigen Monaten

Herr und Frau Richter auf dem Balkon desselben saßen, und wenn sie nach Amalfi hinüberblickten, sich gern jener Tage erinnerten.

Don Ercole Cerboni war ein inniger Freund des jungen Paares geworden und hatte die Verwaltung der Güter der Familie Fontana übernommen und in Richter's Hände übergeben.

Da sich bei der Abrechnung einige bedeutende Differenzen herausstellten, auch sonst Dinge zur Sprache kamen, die etwas zweideutiger Natur waren, so verlängerte sich der Aufenthalt Don Nicola Brancaccio's in der Vicaria auf eine für diesen sehr unangenehme Weise.

Der ‚Lotus' hatte unterdessen seine Fahrt nach England fortgesetzt und war dort glücklich in dem Hafen von Plymouth vor Anker gegangen, von wo die Reisenden alsbald nach Lotushall aufbrachen, in dessen Nähe der Marchese und Vander ein kleines Cottage bezogen und selbstredend tägliche Gäste auf dem Schlosse bei Sr. Herrlichkeit, bei Francesca und Rosa waren. Dieses Cottage, welches Gaetano angekauft, lag bei dem kleinen Dorfe, das zu Lotushall gehörte und in der kleinen, reizenden Kirche desselben wurden nach Verlauf der geeigneten Zeit an Einem Tage, ja, in einer Stunde zwei glückliche Brautpaare getraut, welchen der Pfarrer eine sehr schöne Rede hielt, worin er unter Anderm die Hoffnung aussprach, daß diese beiden Paare, deren Vergangenheit eine ernste und leidvolle gewesen sei, künftig vor dunkeln Stunden bewahrt bleiben möchten, wozu wir aus vollem Herzen Amen sagen.

Arthur von Marlott, der aus seinem italienischen Feldzuge neben der Tapferkeits-Medaille für Erlegung Chiavone's eine steife Hand davongetragen hatte, war nach Deutschland zurückgekehrt, um sich seinem alten, reichen Onkel, den er zu beerben hoffte, in günstige Erinnerung zu bringen. Dieser hatte unglücklicher Weise

aber wieder geheirathet, was den ehemaligen glänzenden Huſaren-Offizier ſo tief verletzte, daß er die Reſidenz verließ und die Stelle eines Steuereinnehmers annahm, für die er von alten Bekannten protegirt wurde.

Unſere letzten Nachrichten über ihn lauten, daß er auf Beſuch bei Henderkopp's geweſen, deſſen Anſtalt ſich zu einer nie geahnten Höhe erhoben hatte, und daß Herr von Mariott bei dieſer Gelegenheit von einer kleinen blonden Frau begleitet geweſen ſei, welche die Frau des Doktors Henderkopp freudig erregt in ihre Arme ſchloß, worauf Beide nach einigen Thränen zu der Anſicht kamen, daß der Himmel ihre Geſchicke gütig und freudig gewendet habe. — Auch dazu ſagen wir im Geiſte Amen, wie es Frau Wittwe Speiteler in Wirklichkeit that, die als eine rüſtige und umſichtige Frau ihren Schwiegerſohn kräftig in der Lenkung mancher ziemlich unbeugſamer Charaktere der Anſtalt unterſtützte.

Was nun endlich Juſſuf anbelangt, für deſſen Schickſal ſich mehrere meiner verehrten Leſerinnen, wie ich das durch Schriftſtücke beweiſen kann, angelegentlich intereſſirt, ſo kehrte derſelbe, im Teſtamente ſeines verſtorbenen Herrn reichlich bedacht, nach Indien zurück, wo er, dem Glauben ſeiner Väter getreu, vielleicht in dieſem Augenblicke vor einer Lotusblume kniet und ſich dabei wahrſcheinlich ſeiner edeln und gütigen Herrin erinnert. —

Inhalt.

Neunundfünfzigſtes Kapitel. Seite

Im Hotel de Rome 7

Sechzigſtes Kapitel.

Der Advokat und ſein Client 33

Einundſechzigſtes Kapitel.

Juſtus 52

Zweiundſechzigſtes Kapitel.

Die Braut des Advokaten 63

Dreiundſechzigſtes Kapitel.

In der goldenen Zwiebel 90

Vierundſechzigſtes Kapitel.

Der mauriſche Garten 111

Fünfundſechzigſtes Kapitel.

Der Thurm von Conca 129

Inhalt.

Seite

Sechsundſechszigſtes Kapitel.

Ein Gefecht in den Bergen 152

Siebenundſechszigſtes Kapitel.

Die Nacht deß Gefangenen 171

Achtundſechszigſtes Kapitel.

In der Vicaria 196

Neunundſechszigſtes Kapitel.

Meiſter Beppo's dunkle Stunde 212

Siebzigſtes Kapitel.

Licht nach dunkeln Stunden 228

F. W. Hackländer's Werke.

---

49. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Neunundvierzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1873.

Dieß Buch war eine Ueberſetzung Bulwer's „Pelham“ oder Schickſal eines Weltmanns, und der Herr Dubel vertiefte ſich in dieſe Lektüre und gieng mit dem Helden der Geſchichte auf Soireen und Bälle, war ein vornehmer Mann, wie Pelham ſelbſt, vertändelte ſeine Zeit in nichtsbedeutenden Geſprächen auf ſchwellenden Polſtern mit eleganten Damen, hatte Wagen und Bediente wie er, kurz war überglücklich.

Häufig veränderte er ſeine Stellung, je nach dem Inhalt, ſah bald zufrieden lächelnd in das Buch, bald runzelte er finſter die Stirne, und wenn von einem kleinen, feinen Diner die Rede war, ſo nahm er einen Schluck Thee und aß ein Stück Brod dazu.

Jetzt ſtützte er den einen Arm auf den Seſſel, legte den Kopf darauf, ſtellte die Füße auf den Boden und hielt das Buch etwas weiter von ſich ab — und ſo ſaß er, vertieft in Leſen und Theetrinken, vergeſſend mit welch' ſaurer Mühe, mit welch' tagelanger, harter Arbeit er dieſe paar glücklichen Stunden erzwang, und träumte dabei von einer beſſern Zukunft bei einem angenehmen eleganten Leben, von ſchönen Augen, die ihn zärtlich anblickten, von weißen Armen, die ſich ihm öffneten, und fühlte in ſolchen Momenten die Kraft, den Muth ſich in den Strudel des Lebens zu ſtürzen, um ſchwimmend eine glückſelige Inſel zu erreichen, oder — unterzugehen — ein zweiter, anderer Don Quixote.

Herr Dubel hatte ſo eben für einen Augenblick ſein Buch weggelegt, als etwas die Treppen heraufpolterte und an die Stubenthür klopfte.

„Herein!“

Es trat ein junger Mann ins Zimmer in einem anſtändigen Paletot, einem ſehr ſchönen, neuen Hut auf dem Kopfe und dieſer Angekommene freute ſich, wenn man ſeinen Worten und ſeinen äußerſt gleichgültigen Geſicht glauben wollte, den Herrn Dubel zu Hauſe zu finden und ſo ein angenehmes, warmes Zimmer anzutreffen. Er rieb ſich die kalten Hände und bat den

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Fürst und Kavalier.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

I.

Der Hof war auf dem Lande; es gab in der Residenz keine Gesellschaft mehr.

Diese an sich so einfachen aber wahren Sätze, Bemerkungen oder Thatsachen, wie man es nennen will, scheinen gewiß manchem unserer Leser von keiner großen Bedeutung zu sein, und nur in dem betreffenden Kreise Eingeweihter wußte man, was es zu sagen hatte: der Hof ist auf dem Lande, und in Folge dieses großen Ereignisses gab es in der Residenz keine Gesellschaft mehr.

Wir bitten, hier das Wort Gesellschaft nicht leichtsinniger Weise mit Gesellschaften zu verwechseln. An letzteren fehlte es allerdings auch jetzt nicht; in allen Schichten der Einwohnerschaft gab es genug gesellige Vereinigungen jeder Art mit und ohne Musik, in Häusern, in Gärten, auf dem Lande, im Walde, aber das, was in der Residenz das ausschließliche Recht hatte oder wenigstens zu haben glaubte, sich die „Gesellschaft" zu nennen, das war mit dem Hofe spurlos verschwunden.

Ja der Hof war auf dem Lande, und wenn man in die Nähe des Residenzschlosses kam, so sah man das augenblicklich an dem unverkennbaren Stempel der Verlassenheit, welcher den weitläufigen Gebäuden aufgedrückt war: die Fenster mit ihren herabgelassenen Jalousien sahen so ungemein schläfrig aus, die beiden Glasthüren

der Haupt- und Nebeneingänge hatten in ihrer Verſchloſſenheit ein ſo trotziges und mißmuthiges Ausſehen, ſchienen ſo gerärgert über Alles, was drinnen und draußen vorging, weil Alles das nicht die geringſte Notiz von ihnen nahm. Dachte doch Niemand von den zurückgebliebenen Leuten des Dienſtes daran, irgend einen dieſer Haupteingänge zu benützen, ſondern alle begnügten ſich mit ſchmalen Hinterthüren an der Rückſeite des Schloſſes, — alle bis auf eine unverſchämte Spinne, die es gewagt hatte, ihre langweiligen Fäden kreuz und quer um das Schloß der Haupteingangsthüre zu ziehen — ein Majeſtätsverbrechen, ein Beweis, wie leicht das Volk zu frevelhaften Uebergriffen geneigt iſt, wenn der Stock des Portiers nur für kurze Zeit ruht, und der grimme Staubbeſen außer Thätigkeit geſetzt iſt, — ja dieſe Uebergriffe, bemerkte man ſie doch auch ſchon hie und da an vorwitzigem Graſe, das ſich erkühnte, zwiſchen den Pflaſterſteinen emporzuſprießen, kaum daß die letzten Donner allerhöchſter, höchſter und hoher Räder verklungen waren.

Wenn man ſich die Tauben und Sperlinge an den Hauptgeſimſen und an den Dächern betrachtete, ſo ſah man auch an dieſen, wie die Einförmigkeit und Stille, die auf dem Schloſſe ruhte, ihr ſonſt ſo heiteres Naturell einigermaßen verändert hatte; war doch von einem munteren Fluge der erſteren um die Gebäudeecke über die Höfe hinweg an irgend ein offenes Fenſter, wo eine zarte Damenhand zuweilen Futter ſtreute, keine Rede mehr, und hatte das neckiſche Spiel der Letzteren, das Aufſuchen irgend eines nährenden Körnchens ſelbſt bis zwiſchen die Hufe der Pferde und die Räder der Equipagen gänzlich aufgehört. Verdroſſen ſchienen ſelbſt die glänzenden Sonnenſtrahlen auf die öden Thürme und Fenſter zu blicken und ſchmerzlich zu empfinden die Abweſenheit glänzender Epauletten, blanker Säbel, ſchimmernder Roben und ſtrahlender Edelſteine — unterbrach doch nichts den langen, glänzenden Lichtſtreifen dort neben dem dunkeln Schatten, nicht einmal die Geſtalt der Schildwache, die ſchläfrig ihr Schilderhäuschen nur um wenige

Fuß umkreiste, wo ſie ſonſt ſo gerne ihre Spaziergänge bis in die Mitte des Schloßhofes ausgedehnt hatte.

Ja der Hof war auf dem Lande, und obendrein drang in die breiten Straßen und Plätzchen um das Schloß eine drückende Julisonne, Oede und Stille herrſchte hier in dieſem bevorzugten Quartier, denn, wie oben geſagt, es gab keine Geſellſchaft mehr in der Reſidenz.

Waren doch auch ſie, die Träger und Beſtandtheile dieſer Geſellſchaft, aus der Stadt verſchwunden, wenigſtens aus den Straßen derſelben, und wenn je noch einer dieſer Exkluſiven zurückgeblieben war, ſei es aus Mangel eines paſſenden Landaufenthaltes, aus Mangel eines Urlaubs oder wegen Mangels von noch Wichtigerem, ſo ſchämte er ſich doch, ſichtbar zu ſein, und hielt ſich im Schatten ſeiner vier Wände, wie der ſtolze Hirſch im Dickicht des Waldes, wenn er im Frühjahr ſein Geweih abgeworfen. Ja ſolche Macht übte die Geſellſchaft auf ihre Mitglieder aus, daß ſie den gezwungen Zurückbleibenden befahl, ihre Lebensweiſe gänzlich zu ändern, wenn ſie ſelbſt, die Geſellſchaft, es für gut fand, nicht mehr in der Reſidenz anweſend zu ſein.

Und jetzt war die Geſellſchaft verſchwunden, verödet ihre Geſellſchafts- und Vergnügungslokale, unbeſucht ihre Reſtaurants und Cafés, und dort, wo man noch vor Kurzem das Klappern der Kugeln auf den faſhionablen Billards gehört, ſowie das Klirren der Sporen und Säbel auf den Marmorplatten des Bodens, wo glänzende Toiletten die Räume füllten, war jetzt Alles trübſelig und leer, und der elegante Kellner im ſchwarzen Fracke und der weißen Halsbinde ſtand lungernd an der Thüre der Räume dieſer Auserwählten der Menſchheit und hielt es kaum der Mühe werth, einen Eintretenden geringſchätzend von der Seite zu betrachten.

Die großen Häuſer in der Straße, welche das Schloß umgaben, ſchienen ſelbſtredend ebenſo verödet wie dieſes; nichts Lebendiges war hier ſichtbar, als der betreffende Portier unter dem Einfahrtthore,

durch deſſen Haltung und Treiben allerlei Nüancen gemacht wurden; denn während derſelbe dort in vollem Koſtüme ſich befand, mit dem galonirten Hute auf dem Kopfe, den ſilberbeſchlagenen Stab in der Hand, um ſo anzuzeigen, daß die Würde des Hauſes dieſelbe bleibe, ſei die Herrſchaft nun anweſend oder nicht, lehnte ſein Kollege gegenüber ſo einfach gekleidet, wie nur immer möglich, neben der verſchloſſenen Thüre, harmlos einige hungrige Sperlinge fütternd, um durch dieſes beſcheidene Auftreten anzuzeigen, daß mit dem Gebieter des Palaſtes auch der Glanz und Schimmer deſſelben davongegangen ſei.

Es war, wie ſchon bemerkt, an einem heißen Julitage, und zwar um die Mittagsſtunde deſſelben, als ein Schnellzug der Eiſenbahn die Reſidenz erreichte und die ſtaubigen und müden Reiſenden die Wägen eilig verließen, um bei den Gepäckwägen mühſam ihrer Koffer habhaft zu werden. Da ſtanden ſie um die aufgerichteten Schranken, ihre Gepäckſcheine in der Hand, mit ungeduldigen Blicken nach dem weitgeöffneten Wagen ſchauend, und jetzt durch einen raſchen Blick oder ein Zeichen der Ungeduld verrathend, daß ihr Eigenthum ſoeben herausgeworfen worden war. Es iſt das bei ſolchen Veranlaſſungen ein höchſt unangenehmes Gedränge, und wer nicht gerade ſehr eilig hat, thut zur Schonung ſeiner Rippen und Hühneraugen beſſer daran, in Geduld zu warten, bis die Reihe endlich an ihn kommt.

So machte es auch ein junger Mann, der in einfachem, aber elegantem Reiſeanzug nicht nur ſelbſt vom Gewühle entfernt blieb, ſondern auch ſeinen Diener, der, einiges Handgepäck haltend, neben ihm ſtand, mit den Worten: „Warten wir einen Augenblick!“ davon abhielt, ſich in das Gedränge zu ſtürzen.

Und das war ſehr menſchenfreundlich von ihm und klug, denn dröhnend fielen aus dem Gepäckwagen die rieſenhaften Koffer, wurden von den Laſtträgern unſanft bei Seite geſchoben, und kamen ſomit nicht ſelten in unſanfte Berührung mit den umſtehenden Reiſenden.

„Erlauben Sie,“ rief eine tiefe Stimme aus dem Haufen, „man könnte wahrhaftig mit unſeren Sachen etwas ſchonender umgehen, Sie zerquetſchen mir ja förmlich meinen Koffer, dort ſteht er, und hier iſt meine Nummer.“

Der Beamte nahm achſelzuckend das Stückchen Papier, worauf der, welcher ſoeben geſprochen, ſeinen kleinen Koffer anfaßte und mit einem tüchtigen Rucke zwiſchen den andern Gepäckſtücken hervorholte. Es war dieß ebenfalls ein junger Mann in einem beſcheidenen grauen Reiſeanzuge, welcher ſich nun mit ſeinem Koffer, einem kleinen Nachtſacke, einer Hutſchachtel und einem Regenſchirmfutteral beladen durch die Reihen drängte, und erſt, als er ſich aus der Menſchenmenge herausgearbeitet hatte, ſeine Reiſeeffekten bis auf den Nachtſack, den er in der Hand behielt, einem Packträger einhändigte.

„In welchen Gaſthof ſoll ich die Sachen bringen?“ worauf der Andere kurz zur Antwort gab: „Ich brauche keinen Gaſthof, da ich in Kurzem weiterreiſe.“

„Mit der Eiſenbahn?“

„Nein, mit der Poſt oder mit ſonſt einer Gelegenheit. Führen Sie mich in eine Reſtauration in der Nähe des Schloſſes, wo ich zu Mittag eſſen kann.“

Darauf gingen die Beiden miteinander fort und trafen bald in jener Reſtauration ein, von der wir oben geſprochen, wo der Kellner im ſchwarzen Fracke mit der weißen Halsbinde an der Thüre lungerte und jetzt mit ſichtbarem Widerwillen den Fremden in das Lokal führte, um ihm die verlangte Speiſekarte vorzulegen.

Der Fremde ſah ziemlich verdrießlich aus und ſchaute in dem hübſch eingerichteten Reſtaurationszimmer ein paar Sekunden umher, ehe er einen kühlen Platz in irgend einer Ecke paſſend zu finden ſchien, wo er ſich niederließ und darauf die Beine behaglich von ſich ſtreckte. Den Gepäckträger ließ er mit ſeinen Sachen draußen warten, dann durchflog er flüchtig die Speiſekarte und beſtellte ſich

ein Beefſteak mit Kartoffeln, ſowie eine halbe Flaſche gewöhnlichen Tiſchweins, ein Auftrag, den der Kellner mit keiner großen Befriedigung entgegenzunehmen ſchien, vielmehr zuckte ein verächtliches Lächeln über ſeine Züge, als er die Speiſekarte mit einer leichten Handbewegung auf den Tiſch warf, den Kopf hoch erhob, und hierauf äußerſt langſam, aber ſehr geziert gehend, das Lokal verließ.

Dem Fremden war dieß übrigens nicht entgangen, und er ſteckte ſeine Hände in die Taſchen ſeiner Beinkleider, vor ſich hinbrummend: „Ekelhafte Geſchöpfe, dieſe Kellner; thut ſo ein Kerl nicht, als begehrte ich ein Almoſen von ihm.“

Mochte es nun eine Fortſetzung dieſes Gedankens ſein, was ihn veranlaßte, die Blicke an ſeiner Geſtalt hinunterlaufen zu laſſen, und mochte er mit dem, was er ſah, nicht gänzlich zufrieden ſein, genug, er ſtrich ſeufzend mit der rechten Hand über ſeine hohe Stirne und vergrub darauf die Finger in ſein dichtes dunkles Haar, wo er ſie einen Augenblick ruhen ließ.

Wir haben ſchon früher geſagt, daß dieſer Reiſende beſcheiden in einen grauen Anzug gekleidet war, und allerdings war dieſer Anzug ſehr beſcheiden zu nennen; er beſtand aus einem dünnen leinenen Stoffe, war ſchon etwas abgetragen und hatte auch nichts mehr von der Friſche des Waſch- und Bügelzimmers. Doch wer nimmt das ſo genau auf der Reiſe und an einem heißen Julitage. Seine Reiſemütze war ebenfalls alt und abgeſchaben; von Wäſche ſah man nicht viel, da er den Rock unter dem Halſe zugeknöpft trug, und wenn dieß Alles nicht gerade zum Vortheil ſeines Aeußern ſpricht, ſo müſſen wir dagegen ſagen, daß ſeine Handſchuhe, die er jetzt auszog und in die Mütze warf, wohl alt, aber ſonſt ohne Tadel waren, und daß der Schnitt ſeiner Halbſtiefel ſogar auf Eleganz Anſpruch machen konnte, zwei wichtige Theile ſeines Anzugs, die uns, zuſammengenommen mit der Haltung des Fremden, ſowie mit ſeinem ernſten, durchaus nicht gewöhnlichen Geſichte zu dem Schluſſe

berechtigen, daß wir es mit einem vornehmen, aber etwas heruntergekommenen Manne zu thun haben.

In Erwartung des Beefſteaks und der halben Flaſche Tiſchwein hatte ſich der Fremde in ſeinen Stuhl zurückgelehnt und machte die Bewegungen des Zahnſtocherns, wobei er jedoch nicht weiter kam, als daß er mit dem betreffenden Federkiel die Haare ſeines langen Schnurrbartes auseinanderſtrich.

Jetzt trat der andere Fremde, den wir auf der Eiſenbahn mit ſeinem Bedienten geſehen, in das Lokal, eine ebenfalls hochgewachſene, dabei ſehr vornehme Geſtalt mit angenehmem, ja freundlichem Geſichtsausdruck, gleichfalls dunklem Haar wie der zuerſt Angekommene, ſowie Schnurrbart von demſelben Schnitte; überhaupt hatten die beiden Männer in ihrer ganzen Haltung, in ihrer Geſtalt, in ihrem Auftreten eine Aehnlichkeit miteinander, welche übrigens verſchwand, wenn man beide genauer und im Einzelnen betrachtete.

Das Aeußere des zuletzt Angekommenen unterſchied ſich dagegen durch ſeine Kleidung auffallend gegen das des Andern; dieſelbe war elegant, faſt zierlich; er trug einen Anzug von feinſtem perlfarbenem Wollenſtoff, blendend weiße Wäſche, die er an ſeinem Halſe, ſeinen Handgelenken und ſeiner Bruſt deutlich ſehen ließ, und die auch von der Eiſenbahnfahrt nicht im Mindeſten gelitten zu haben ſchien; ſeine Stiefel waren von einem untadelhaften Schnitt, und ſeine Handſchuhe ſahen ſo ungemein friſch aus, daß man hätte glauben können, er habe zu dem kurzen Wege von der Eiſenbahn hieher ein Paar neue angezogen. Sein Diener, der hinter ihm an der Thüre ſtehen blieb, trug die dunkle, einfache Reiſelivree eines vornehmen Hauſes. Nach dieſem wandte ſich der Fremde jetzt um und ſagte halblaut: „Sieh' nach, ob er für mich zu ſprechen iſt, aber nur er; wenn Du ein fremdes Geſicht treffen ſollteſt, ſo thue, als hätteſt Du Dich in der Wohnung geirrt, und kehre zu mir zurück.“

„Soll ich Euer — Ihren Namen nennen, wenn ich ihn treffe?“

Schneider, der aufstehen wollte, ruhig in seinem Lehnstuhle zu bleiben, stellte sich mit dem Rücken gegen den Ofen, hob die Schöße seines Paletots in die Höhe und wärmte sich auf behagliche Art, wobei er sich zuweilen schüttelte, wenn er an die Kälte dachte, die draußen herrschte, und die weiße klare Mondsichel erblickte, die durch einen Riß in dem Vorhang zum Zimmer hereinsah.

Herr Dubel schien durch den so eben Angekommenen nicht unangenehm überrascht, er holte eine zweite Tasse aus dem Schrank und nachdem er seinen Gast mit Thee bedient, erkundigte er sich nach der Veranlassung, welche ihm die Ehre verschaffe, denselben noch so spät bei sich zu sehen.

Der Angeredete war ein junger Mann, nicht älter wie der Schneider, groß und schlank gewachsen, mit einem etwas verlebten Gesicht, dunklen Augen und Haaren und sehr leichten und freien Manieren. Er trug eine Brille, gehörte im Allgemeinen zur Klasse der Literaten und war im Speciellen Verfasser von Theaterrecensionen für einige unbedeutende Winkelblätter der Residenz. Sein Name war Stechmaier — Herr Doktor Stechmaier nannten ihn seine Freunde.

Er nahm einen Schluck von dem warmen Thee, sah einen Augenblick aufmerksam an die Decke, betrachtete alsdann den Fußboden und antwortete: „Ich war gerade im Begriffe, zu Bette zu gehen, als ich, ehe ich ins Haus trat, noch hier oben bei Ihnen Licht sah, und kam deßhalb herauf, um mich ein wenig zu wärmen und einige Augenblicke mit Ihnen zu verplaudern.“

„Sie wohnen noch immer hier im Hause?“ fragte Herr Dubel mit einem sonderbaren Lächeln.

„Leider!“ sagte der Doktor und zuckte mit den Achseln, „was soll ich machen? die Einnahmen sind schlecht, anständig gekleidet muß ich wegen meiner Stellung, die ich in der Welt einnehme, doch gehen, und so fällt für ein anständiges Quartier nicht viel ab, ich mache mir eigentlich auch nichts aus einer guten

„Nein, Du ſollſt ihm nur ſagen, ein Bekannter wünſche ihn zu ſehen; aber ehe Du gehſt, rufe den Kellner.“

Der Diener, um dieſem Befehle Folge zu leiſten, näherte ſich der Klingelſchnur; doch hatte er ſie kaum angefaßt, als der, den er rufen wollte, in das Lokal trat, ſeine Schüſſel mit Beefſteak und Kartoffeln mit ſolcher Gleichgültigkeit in der Hand balancirend, daß es ein Wunder war, Beides nicht auf dem Boden, anſtatt auf dem Tiſche ſervirt zu ſehen. Auch konnte man das Hinſchieben vor den Gaſt kein Serviren nennen, ja der Kellner mit der weißen Halsbinde, als er nun noch die verlangte halbe Flaſche Wein aufſtellte, hatte den Mund geſpitzt und ſchien große Luſt zu haben, irgend eine Lieblingsarie zu pfeifen.

Der Diener des zuletzt angekommenen Fremden machte eine Handbewegung gegen ſeinen Herrn, worauf der Kellner dieſen nur eine Sekunde betrachtet hatte, um ſein ſpitzes Maul in breite, vergnügte Falten zu legen; ja, er rieb ſich die Hände und machte ſogar den Anfang einer Verbeugung, während er ſich nach den Befehlen des neuen Gaſtes erkundigte.

„Ich möchte ein kleines Frühſtück zu mir nehmen,“ ſagte dieſer, „eine leichte Platte Fiſch, irgend einen Braten, etwas Geflügel und Salat; laſſen Sie mir dazu eine Flaſche Champagner in Eis ſtellen; ich gebe Ihnen etwa eine Stunde Zeit.“

Die Verbeugung des Kellners vervollſtändigte ſich zu einem tiefen Bückling, worauf er hinauseilte, nicht ohne noch einen geringſchätzenden Blick auf den zuerſt angekommenen Fremden geworfen zu haben, welcher trotz ſeiner vortrefflichen Zähne einige Mühe mit dem Beefſteak zu haben ſchien.

Der Diener war verſchwunden, nachdem er ſeinem Herrn einen leichten Spazierſtock ehrerbietig überreicht; Letzterer folgte mit langſamen Schritten, anſcheinend ohne große Eile; er ſchlenderte einige Male unter der Kolonnade vor dem Reſtaurationslokale auf und ab, betrat den weiten Platz, welcher dieſes von dem Schloſſe trennte,

und während er ſich dieſem näherte, betrachtete er aufmerkſam die Gebüſchgruppen, Statuen und Springbrunnen, womit der ziemlich große Platz beſetzt war.

Dieſes mochte ihn eine halbe Viertelſtunde in Anſpruch genommen haben, worauf ſich der Fremde, der häufig nach einem Seiteneingang des Schloſſes geblickt, nun in raſcheren Schritt verſetzte, als er ſeinen Diener dort herauskommen ſah. Einen Augenblick blieb dieſer vor ſeinem Herrn ſtehen, worauf er ihm ſagte: „Er iſt zu Hauſe und wohnt noch in dem Euer — bekannten Zimmer.“

„Danke, laß Dir in der Reſtauration zu eſſen geben, ich komme in einer ſtarken halben Stunde.“

Nach dieſen Worten ſchritt er dem Schloſſe zu und verſchwand in dem oben erwähnten Seiteneingang.

Hier ſaß ein alter Portier in bequemer Jacke und Mütze in einem ſchattigen Winkel und las eine Zeitung; er fuhr mit der Hand grüßend in die Höhe, als der elegante, vornehm ausſehende Fremde ihm einen Namen nannte, und wies dann kopfnickend auf einen Korridor. Dieſem folgte der Eingetretene, und ſo leicht und elaſtiſch er auch auftrat, ſo hallte es doch gewaltig in dem leeren Gange wieder, und als er zufällig einmal huſtete, war es gerade, als litte das ganze Schloß an einem heftigen Katarrh, denn aus zahlreichen Winkeln und Ecken huſteten vernehmlich die Echos.

Der Fremde ſtieg eine Treppe hinauf, dann noch eine, wandte ſich oben links, dann rechts mit einer Sicherheit, der man es anſah, daß er nicht zum erſten Male dieſe Räume betrete, dann hielt er vor einer Thüre und klopfte, nachdem er die Karte an derſelben einen Augenblick betrachtet; es erſcholl ein ziemlich lautes „Herein!“ und gleich darauf ſtand der Fremde im Zimmer einem alten Manne gegenüber, der in ſehr bequemer Kleidung auf einem Lehnſtuhle ſaß. Auf dem Kopfe hatte er ein ſchwarzes Sammetkäppchen, unter dem ſchneeweiße Haare hervorblickten; er erhob ſich halb und

ſchaute den Eintretenden mit jenem zweifelhaften Lächeln an, welches uns deutlich ſagt, daß wir nicht erkannt werden.

Einen Augenblick blieb der Fremde an der Thüre ſtehen, und man las in ſeinen Geſichtszügen, daß er ſich offenbar auf die Ueberraſchung freute, welche ſein Erkanntwerden bei dem alten Herrn verurſachen würde.

Und ſo war es auch, als er nun näher trat, den alten Herrn ſanft auf ſeinen Seſſel niederdrückte und ihm ſagte: „Habe ich mich denn ſo verändert, daß mich mein guter, lieber Freund nicht wieder erkennt?“

Jetzt wäre aber der alſo Angeredete in der That ganz in die Höhe gefahren, wenn ihn die Hand des Andern nicht auf jenem Stuhle niedergehalten hätte.

„Eure Hoheit,“ ſtotterte er, „dieſe Ueberraſchung.“

„Still, Alter! Hier iſt von keiner Hoheit die Rede, hier kommt ein guter Freund zum andern, um in aller Kürze über etwas Vergangenheit und Zukunft zu plaudern. Du hatteſt keine Ahnung davon, daß ich es wäre, der ſich bei Dir anmelden ließ?“

Der alte Mann in dem Lehnſtuhle hatte ein ſehr geſcheutes Geſicht mit ſehr klugen Augen, die er jetzt mit einem lächelnden Ausdrucke gegen den Eingetretenen wandte und hierauf ſagte: „Wenn Sie mich mit aller Gewalt auf meinem Stuhle feſthalten wollen, ſo erlauben Sie mir wenigſtens, vorher einen andern Stuhl herbeizuziehen; denn Sie ſtehend, ich ſitzend, das benimmt mir in der That alle Ungezwungenheit, die Sie ja immer von mir verlangt haben.“

„Gut alſo, ſetzen wir uns. Und nun, was haſt Du über den Inhalt meines Briefes gedacht?“

„Soll ich ehrlich und aufrichtig reden?“

„Ehrlich und aufrichtig, wie ich es ſtets an Dir gewohnt war.“

„Nun denn, der Inhalt des Briefes hat mich beziehungsweiſe recht gefreut: er kam aus einem vollen, warmen Herzen; er zeigte mir, daß dieſes Herz, Ihr Herz, gnädiger Herr, ein anderes gefunden hat.“

„Bei Gott! Du haſt wie immer prächtig zwiſchen den Zeilen geleſen. Ich, ich glaube ein Herz gefunden zu haben, das im Stande iſt, mich vollkommen glücklich zu machen, das Herz eines jungen, reizenden Mädchens, die alle geiſtigen und körperlichen Vorzüge zu beſitzen ſcheint, welche man in einem einzigen Weſen zu finden nur je hoffen kann.“

„Wir gehen im Galopp, gnädiger Herr,“ ſagte der alte Mann mit einem feinen Lächeln auf den Lippen.

„Natürlich gehen wir ſo, wenn wir erregt ſind — nun höre, wo ich ſie ſah, die dieſes Herz ſo gewaltig berührt, und welche ich mein nennen muß.“

„Darf ich mir vorher die Frage erlauben, wie dieſes ‚mein‘ zu verſtehen iſt?“

„Auf die loyalſte Art von der Welt; man will ja, ich ſolle mich verheiraten; nun gut, ich bin entſchloſſen dazu.“

„Ei der Tauſend,“ gab der alte Mann zur Antwort, indem er bedächtig ſein Haupt hin und her wiegte, „ſo wären wir alſo einer Prinzeſſin begegnet?“

„So iſt's, alter Freund,“ rief der Andere jubelnd aus, „und unter uns geſagt, ich war ſelbſt auf's Höchſte überraſcht, daß eine Prinzeſſin mit dieſen Vorzügen des Geiſtes und Körpers eine ſolche Natürlichkeit, eine ſolche Wärme und Herzlichkeit vereinigen kann — o, es iſt ein Juwel von einer Prinzeſſin.“

„Kenne ich doch alle Damen unſerer regierenden Häuſer ſo genau, daß ich ſie mit Vor- und Zunamen, mit dem Datum ihrer Geburt, ja ich kann wohl ſagen, mit all' ihren guten und ſchlimmen Eigenſchaften an den Fingern herzählen kann, und habe doch keine Ahnung davon, welche Sie, geehrter Herr, eigentlich meinen mögen.“

„Sieh', darüber kann ich mich kindiſch freuen,“ rief der Andere mit leuchtenden Augen, „daß Du, der freilich Alles in dieſer Richtung und in noch viel anderer Richtung weiß, keine Ahnung davon

haben willſt; denn wenn ich Dir den Namen nenne, ſo ſpringſt Du in die Höhe, ſchlägſt die Hände zuſammen und wirſt ausrufen: ‚Warum iſt mir das nicht ſogleich eingefallen?‘ Aber,“ ſetzte er leiſer hinzu, „es iſt ein wahres Sprüchwort, daß der Prophet nichts in ſeinem Vaterlande gilt, und daß uns etwas, das wir beſitzen, nicht immer begehrenswerth erſcheint.“

Der alte Mann ſchien die letzten Worte nicht gehört zu haben; er hatte ſein Käppchen etwas auf die Seite geſchoben und dachte nach, und dann ſagte er achſelzuckend: „In dieſer Geſchichte kann ich mich unmöglich zurechtfinden, und wenn ich alle Damen, die hieher gehören könnten, an den Fingern abzähle, ſo bin ich doch nicht im Stande, die zu finden, auf welche Ihre Schilderung, gnädiger Herr, nur annähernd paſſen dürfte.“

Der junge Mann hatte ſich rittlings auf einen Stuhl geſetzt, die Arme auf eine Lehne deſſelben gelegt, und ſtützte vergnügt lächelnd das Kinn auf ſeine Hände, offenbar ſehr erheitert durch den Gedanken, daß der alte Herr vergeblich mit großer Mühe ſuchte, was er doch mit etwas Ueberlegung oder mit einem ganz kleinen Fingerzeig auf den richtigen Weg im Augenblicke finden mußte.
„So will ich Dir denn erzählen, wo ich ſie fand.“

„Warum nicht lieber gleich den Namen ſagen?“

„Ich will mich an Deiner grenzenloſen Ueberraſchung weiden, Du würdiger Herr, ſagte der junge Mann lachend, „secrétaire intime meines hochſeligen Herrn Vaters, Du, ein Geſchäftsmann, der es verſtand, die leiſeſte Andeutung zu einem feſten, haltbaren Stricke zuſammenzuknüpfen — und nun ſo rathlos — höre alſo, es war in Rom.“

„Wo?“ fragte der Andere, ſo raſch aufmerkſam werdend, als habe er nicht recht gehört.

„In Rom, im letzten Winter.“

„O—o—o—oh, das iſt doch nicht gut möglich.“

„Ich ſage Dir, es war in Rom im letzten Winter, wir hatten

den Karneval genoſſen und uns auf einer Unzahl von Bällen herrlich amüſirt."

„Alſo doch in Rom," ſagte der alte Herr kopfſchüttelnd mit beſorgter Miene, „was daraus werden ſoll, darauf bin ich begierig."

„Ich hörte ſchon öfter von Standesgenoſſen, die ſich ebenfalls in Rom aufhielten, von ein paar Mitgliedern einer deutſchen fürſtlichen Familie, und Du kannſt Dir denken, daß ich gerade nicht Luſt hatte, das im Auslande wiederzufinden, was ich zu Hauſe verlaſſen — Formen und Etikette. Wer ich war, wußte Niemand, hatte ich mir doch durch meinen beſtändigen Umgang mit den verſchiedenſten Künſtlern, und indem ich ſelbſt als ſolcher auftrat, ein vortreffliches Inkognito geſchaffen — Arthur von Saleck war ein junger Landſchafter mit den beſten Empfehlungsbriefen, mit einem großen Kredit auf Torlonia, und wegen alles deſſen, und ich darf wohl mit einigem Stolze hinzuſetzen, auch wegen ſeiner Perſönlichkeit in allen Kreiſen der Geſellſchaft gerne geſehen — o, das war eine glückliche Zeit," ſetzte er tiefathmend hinzu, „ſolch' ein freies, ungebundenes Leben, ferne von allem Zwang, nur mit geſcheuten Leuten umgehen zu dürfen, denn mit anderen ließ ich mich gar nicht ein, und dabei der göttlichen Kunſt zu leben — ja vollkommen zu leben, denn denke Dir, alter Freund," ſetzte er lachend hinzu, „daß ich nicht nur Aquarelle malte, ſondern auch welche verkaufte; ich glaube, wenn ich fleißiger geweſen wäre, ſo hätte ich davon leben können."

Bei dieſen Worten zeigte ſich ein eigenthümliches Lächeln auf den Zügen des alten Herrn, doch verſchwand es gleich wieder unter einem forſchenden Blicke, mit dem er ſagte: „Und dann?"

„Ah, Du fängſt an neugierig zu werden; es iſt aber auch der Mühe werth — ſehr intereſſant, wenn auch nicht gerade ungewöhnlich: mich ereilte mein Schickſal im Vatikan. Es war eine der vielen Stunden, die ich in Rom während meines Aufenthaltes in

den herrlichen, unvergleichlichen Kunſtſammlungen deſſelben verbrachte; ich ſtand einmal wieder in tiefem Anſchauen verſunken vor Raphael's Transfiguration, als ich neben mir eine weibliche Stimme in deutſcher Sprache ſagen hörte: „Ach, wer ſo glücklich wäre, ein ſolches Bild zu beſitzen.“ So viel man nun in Rom in deutſcher Sprache um ſich herum reden hört, ſo wendet man ſich doch jedesmal unwillkürlich um, ſobald ein ſolcher Laut unſerer Heimat unſer Ohr trifft, auch muß ich geſtehen, daß es mich angenehm berührte, einen ſolchen Wunſch ausſprechen zu hören, und zwar mit einem ſo herzlichen Tone, welcher unverkennbar anzeigte, daß dieſer Wunſch aus tiefſter Seele kam.

„Ich ſchaute alſo um, und da die Sprecherin ziemlich in meiner Nähe ſtand, auch ihre Blicke gewiß unwillkürlich meine Augen trafen, ſo zog ich ſelbſtredend meinen Hut und grüßte die Fremde, dabei will ich Dir nicht verhehlen, alter Freund, daß mich der Blick aus dieſen tiefdunkeln Augen wunderbar traf.“

„Ja, tiefdunkle Augen,“ ſprach der Andere wie vor ſich hin, wobei er eigenthümlich lächelnd mit dem Kopfe nickte, und wie mit ſich ſelbſtredend fortfuhr: „Und dazu das reiche hellblonde Haar, ein ſeltener Kontraſt, aber auffallend ſchön.“

„Habe ich das geſagt?“ fuhr der junge Mann erſtaunt auf.

„Nein, ich habe es mir nur gedacht — o, ich ſehe die junge Dame deutlich vor mir, der es gelang, Ihr Herz zu bewegen; ſie war begleitet von einer ältlichen, ziemlich ſtarken Dame, und einem großen Herrn mit ſtruppigem, grauem Haar, und einem faſt drohend auseinander geſtrichenen Schnurrbart.“

Der junge Mann hatte dieſe Worte mit dem höchſten Erſtaunen vernommen und ſagte im Tone ungewöhnlicher Ueberraſchung: „Was ſoll das, alter Freund? Ich will Dir ein Geheimniß erzählen, und Du berichteſt mir darüber, als ſeieſt Du ſchon im vollkommenen Beſitze deſſelben.“

„So iſt es auch,“ entgegnete der Andere mit größter Ruhe,

„aber ich hätte eher an mein plötzliches Ende gedacht, als daß es ſo kommen würde — aber wollen Sie nicht in Ihrer Erzählung fortfahren, gnädiger Herr?"

„Daß ich ein Narr wäre, nicht eine Sylbe ſollſt Du mehr erfahren, bis ich weiß, wer Dir mein Geheimniß verrathen. — Sollte noch Jemand Anders darum wiſſen?" ſetzte er nach einer Pauſe raſch aufſtehend hinzu, „o, das wäre ſehr unangenehm — ſehr, ſehr unangenehm."

Er machte einen Gang durch das Zimmer, und als er darauf wieder vor dem alten Herrn ſtehen blieb, fuhr er fort: „O ich hatte mich ſo darauf gefreut, unbekannt vor ſie hinzutreten, ſie näher kennen zu lernen, mit Empfehlungen von Dir, die mir bei Hofe den beſten Eingang verſchafft haben würden, vielleicht ihre Theilnahme zu erwecken, und dann, — aber es iſt jetzt Alles vorbei," rief er mißmuthig aus, „wenn man weiß, wer ich bin, wenn man bei Hofe eine Ahnung von meinen Abſichten hat — wahrhaftig ich hätte mich lächerlich machen können, wenn ich mich als Maler Saleck hätte vorſtellen laſſen. — Aber ſage mir um's Himmels willen, wie war es denn möglich, daß das hier ſchon bekannt ſein konnte?"

„Ich habe Sie ausreden laſſen, gnädiger Herr," gab der alte Mann mit einem ruhigen Lächeln zur Antwort, „weil es gegen den Reſpekt wäre, Sie zu unterbrechen, aber die Sache iſt ganz anders, wie Sie denken; glauben Sie den Worten eines ehemaligen und treuen Dieners Ihres Vaters: hier bei uns weiß Niemand etwas über das Zuſammentreffen, von dem Sie mir ſoeben erzählten; — o — o — o — oh", fuhr er kopfſchüttelnd fort, „alſo das iſt die junge Dame mit allen Vorzügen des Geiſtes und des Körpers, voll Herz und Gemüth — o — o — o — oh, ſie hätte ich allerdings nicht gerathen!"

„Räthſel auf Räthſel," rief der junge Mann ungeduldig, „wollen wir uns vielleicht ruhig verſtändigen, denn auf mein Wort,

ich verſtehe Deine Ausrufungen nicht, noch viel weniger aber den Ton des Bedauerns, mit dem Du ſie vorbringſt. Du kennſt alſo die Dame, die ich meine?"

„Gewiß, gnädiger Herr; ſowie Sie von Ihrem Zuſammentreffen in Rom ſprachen, nachdem Sie vorher geſagt, es handle ſich um eine deutſche fürſtliche Familie, die dort den Winter zugebracht, beſonders aber, als Sie von den dunkeln, allerdings ſehr ſchönen Augen ſprachen."

„Weiter denn! weiter!"

„Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr," erwiederte der alte Mann mit einem betrübten Geſichtsausdrucke, „wie hätte ich bei Ihrer begeiſterten Schilderung eines weiblichen Weſens, das ſo alle Vorzüge in ſich vereinigen ſollte, an Prinzeſſin Helene denken ſollen, an unſere Prinzeſſin Helene, die ich allerdings genau kenne, ſo genau kenne, daß ſie mir am allerwenigſten bei dem entworfenen Bilde eingefallen wäre."

„Und warum? wenn ich fragen darf," frug der Andere in etwas ſcharfem Tone, während eine tiefe Röthe ihm über ſeine plötzlich ſehr ernſt gewordenen Züge flog.

„O gnädiger Herr, es iſt ſehr peinlich für mich, Ihnen darauf mit der Ehrlichkeit und Offenheit, die Sie an mir gewohnt ſind, antworten zu müſſen."

„Ich wünſche es aber und werde Dir Dank dafür wiſſen."

Der alte Mann hatte ſich aus ſeinem Stuhle erhoben, ohne daß es der Andere, wie er früher gethan, gehindert hätte, vielmehr war der Letztere einen Schritt zurückgetreten und hatte wie erwartungsvoll ſeine Arme über einander geſchlagen.

„Ja, ja, es iſt Prinzeſſin Helene, die Sie geſehen, die einzige Tochter unſeres regierenden Herrn; ſie hat es durchgeſetzt, im vergangenen Winter ein paar Monate in Rom zubringen zu dürfen, unter dem Schutze ihrer Tante, der Herzogin Sophie, und begleitet von ihrem Oberſthofmeiſter und ihrer Oberſthofmeiſterin, dem

Grafen und der Gräfin Sporbach — ja ſie hatte es durchgeſetzt," wiederholte er und legte einen ſtarken Nachdruck auf das letzte Wort.

„Wie ſo durchgeſetzt?" frug der junge Mann ungeduldig.

„Es iſt in dieſer Beziehung das richtige Wort, denn als die Prinzeſſin zum erſten Mal den Wunſch ausſprach, Italien zu ſehen . . ."

„Den ich außerordentlich gerechtfertigt finde."

„Gewiß, doch meinte Seine Hoheit, unſer regierender Herr, es hätte damit noch Zeit bis zu einer paſſenderen Gelegenheit — ein Einwurf, den aber die Prinzeſſin ſehr übel vermerkte und es trotz alledem durchſetzte, die Reiſe im vergangenen Jahre zu machen. O — o — o — oh, ſie ſetzt viel durch, die Prinzeſſin Helene."

„Ah, ich fange an zu verſtehen," gab der junge Mann mit finſterem Blicke zur Antwort und kaute an ſeinem Barte, den er zwiſchen die Lippen genommen, „Du willſt damit ſagen, ſie hat ihren eigenen Willen und pflegt dieſen durchzuſetzen?"

„Mit allen Mitteln."

„Hm, mit allen Mitteln? Doch nicht mit Mitteln, die ſich für eine junge Dame ihres Standes nicht geziemen?"

Der alte Mann hatte ſich unterdeſſen dem Andern genähert und faßte mit einem milden und weichen Geſichtsausdruck mit ſeinen beiden Händen deſſen Rechte, wobei er verſuchte, ihm herzlich und innig in die Augen zu ſchauen; doch wandte Jener ſeine Blicke unmuthig ab, wobei er ſagte: „Du haſt mich tief in's Herz getroffen, hinter Deinen Worten, ja ich muß ſagen, hinter Deinen Anſchuldigungen ſteckt noch mehr, als Du ſagen willſt."

„Sie thun mir Unrecht, gnädiger Herr; ich werde Alles ſagen, denn wie könnte ich eine Zurückhaltung rechtfertigen, wo es ſich um Ihr ganzes Lebensglück handelt?"

„Iſt die Prinzeſſin nicht ſchön, geiſtreich, liebenswürdig?" fuhr der Andere heftig auf.

Wohnung, bin ja doch nie zu Hauſe. Heute Abend hatte ich eine Einladung in ein ſehr ſolides Haus, wo der Taſſo vorgeleſen werden ſollte, doch wurde die Dame des Hauſes krank und die Geſchichte abgeſagt und ich hatte nicht mehr Zeit, mich irgendwo anders einladen zu laſſen; im Kaffeehaus am Petersplatz war Niemand mehr von meinen Bekannten und in andere Wirthshäuſer, wo ich welche von ihnen hätte treffen können, kann ich nicht gehen, ich bin in den meiſten zu viel ſchuldig, es thut ſich wahrhaftig nicht mehr."

Der Schneider erſchrack ordentlich über die Ruhe, mit welcher der Doktor von ſeinen Schulden ſprach, und erkundigte ſich ſchüchtern, ob er denn keine Ausſicht habe, ſich etwas zu arrangiren."

„Ich bin im Begriff," entgegnete Stechmaier, „einen neuen literariſchen Klubb zu bilden, ich habe ſchon zehn Unterſchriften, wir werden alsdann zwei Zimmer miethen, einige Zeitungen auflegen, ein Sopha anſchaffen und darauf werde ich dann des Nachts ſchlafen, ſo lange der Winter dauert; ich muß auch geſtehen, daß ich unten im Hauſe das Quartier vollkommen ſatt habe."

„Sie wohnen," ſagte ſchüchtern der Schneider und ſah den Doctor fragend an, „Sie wohnen da unten, wie ich mir ſagen ließ . . ."

„In dem Wandſchrank im Gange," entgegnete der Doktor ſehr ruhig; „'s iſt leider wahr, ich kann es nicht leugnen, doch iſt der Wandſchrank ſehr breit, ziemlich lang, auf dem Boden liegen eine Menge alter Mehlſäcke, und wenn es nicht zuweilen ſo verdammt kalt wäre, ſo würde dieſe Wohnung nicht ſo ſchlecht ſein, als man glaubt; auch hat ſie für mich den großen Vortheil, daß ſie auf der Polizei eigentlich nicht als Wohnung gilt und es deßhalb meinen Gläubigern unmöglich wird, eine Execution gegen mich auszuwirken.

„Das iſt ſie, doch das Letztere nur, wenn ſie ſich vorgenommen hat, zu irgend einem Zwecke ihre brillante Seite zu zeigen, von Herzen iſt ſie es nicht; überhaupt, um ehrlich zu ſein, das, was wir Herz, was wir Gemüth nennen, hat ſie nicht, und würde es ſogar lächerlich finden, wenn man dieſe ſchönen Eigenſchaften bei ihr vorausſetzen würde. Glauben Sie mir, gnädiger Herr, bei der Treue und Anhänglichkeit, die ich ſtets für Sie und Ihr Haus bewahrt, eine Verbindung mit Prinzeſſin Helene wäre nicht im Stande, das Glück ihres Lebens zu begründen."

„Du zertrümmerſt mit kecker Hand meine Hoffnungen," erwiederte der junge Mann in düſterem Tone, „Du wirfſt ein glänzendes Gebäude nieder, an dem ich monatelang liebend und beglückt gebaut, das ich mit einer bisher unbekannten Seligkeit wachſen ſah, das ſich ſtolz und herrlich vor mir erhob, und das ich nun mit wenigen Schritten zu erreichen hoffte — ſollte mein glücklicher Traum nun wirklich ſein Ende erreicht haben? Nein, nein, ich kann es nicht glauben, Du biſt alt geworden, mein lieber guter Freund, grämlich, verdrießlich, Du verſtehſt ihn nicht mehr, den ſprudelnden, vielleicht muthwilligen Geiſt junger Leute, Du haſt ihr Unrecht gethan, Deiner ſchönen Prinzeſſin — ſieh' mir in die Augen und geſtehe mir das," er hatte ſeine beiden Hände auf die Schulter des alten Mannes gelegt und blickte ihn forſchend und treuherzig an; „ihr lebhaftes Weſen hat Dich, den ernſten Mann, durch irgend etwas gekränkt, verletzt — ſchüttle nicht mit dem Kopfe — ſage mir ein gutes und freundliches Wort über ſie, ich bitte Dich herzlich darum — denn, um ehrlich zu reden," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, während er die Hände von den Schultern des alten Mannes herabgleiten ließ und von ſich abſtreckte, „ich bin einmal ſo weit gekommen, nur das Gute von jenem Weſen glauben zu wollen, das ich mit aller Kraft meines Herzens liebe."

„O wäre es mir möglich, dazu Amen zu ſagen," gab der alte Mann mit einem ernſten Blicke zur Antwort.

„Sag' es friſch heraus," rief der Andere mit einer offenbar erzwungenen Heiterkeit, „ſage Amen zu meinem Vorſatze, zu dem Vorſatze nämlich, ſie wenigſtens wiederzuſehen und mit ſcharfem Blicke zu unterſuchen, ob und was an Deinen Anklagen wahr iſt."

Der alte Mann hatte tief aufſeufzend zugehorcht, dann ſagte er: „Das iſt vielleicht ein gefährliches Spiel, vielleicht auch nicht; mein verehrteſter, gnädiger Herr, wenn Sie meinen Worten nicht glauben, ſo folgen Sie wenigſtens meinem Rathe, erlauben mir aber vorher eine Frage: wollen Sie dort die Rolle jenes Künſtlers ſpielen, als der Sie in Rom mit der Prinzeſſin bekannt geworden ſind? Ich ſetze nämlich voraus," fuhr er mit einem feinen Lächeln fort, „daß ſich Arthur von Saleck nach jenem Zuſammentreffen im Vatikan der Prinzeſſin vorſtellen ließ, ſie auch ſpäter häufig ſah, wie ich auch wohl annehmen darf, daß die kunſtſinnige Dame im Beſitze einiger Zeichnungen jenes talentvollen jungen Künſtlers iſt."

„Du biſt ein arger Spötter und hinterliſtiger Menſch, aber ich muß geſtehen, daß dem ſo iſt wie Du geſagt. O, ich ſah ſie nur zu oft, wenn ich Deinen harten Worten glauben muß, und häufig genug und bei vielerlei Gelegenheiten, wo ſie ſich ſo natürlich und offen gab, daß ich doch noch des Glaubens bin, Du ſeieſt ein Verleumder oder wenigſtens ein arger Uebertreiber geweſen."

„O wäre dem ſo, ich wollte nie mit größerer Luſt Unrecht gehabt haben, als gerade jetzt, aber Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet, unter welcher Geſtalt gedenken Eure Hoheit aufzutreten?"

„Unter keiner, welche Dir das Recht gibt, dieſen Titel zu gebrauchen, den ich mir ſchon einmal verbeten. Ich ſtelle es mir ſo reizend vor, jene Rolle aus Rom fortzuſpielen und mich hier wie dort als enthuſiaſtiſchen Bewunderer der ſchönen Prinzeſſin einzuführen — vielleicht," ſetzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „daß ſie ihr Verſprechen erfüllt und mir erlaubt, ihr Zeichnungs-

unterricht zu geben — o, Zeichnungsunterricht zu ertheilen, iſt eine ſchöne und gefährliche Sache."

„Sie wollen vielleicht eine kleine, etwas veränderte Taſſokomödie ſpielen, aber mit ſchlimmerem Ausgange, dafür ſtehe ich Ihnen ein."

„Und wenn ich das wollte?" erwiederte der junge Mann mit leuchtenden Blicken, „müßte der Ausgang nicht befriedigender ſein, würde ſie mich nicht verſtehen, wenn ich ihr am Schluſſe der geſpielten Komödie meine Liebe geſtände und zu ihr ſpräche: Das habe ich gethan, um Sie kennen zu lernen, und jetzt, wo ich Sie kennen gelernt, warte ich nur auf Ihr Wort, das mich zum glücklichſten aller Menſchen machen ſoll."

„Und Sie glauben, darauf hin würde ſie ſich beeilen, dieß Wort zu ſprechen?"

„Davon bin ich überzeugt."

„Ich nicht, gnädiger Herr, vielmehr hege ich die Befürchtung, ſie möchte ſich mit einer ſehr zeremoniöſen Verbeugung von Ihnen abwenden und vielleicht ſagen: Saleck war mir lieber, leben Sie wohl und glücklich."

„Das wäre ein förmlicher Korb."

„Und nicht der erſte, den die Prinzeſſin austheilt."

„Aber was bezweckt ſie damit?"

„Das weiß ſie vielleicht ſelber nicht, ſie handelt wie ein verzogenes Kind nach der Eingebung des Augenblicks, nach ihren Launen, die vielleicht hundertmal im Tage wechſeln. Haben Sie denn dergleichen nie bemerkt?"

Der junge Mann war an's Fenſter getreten und blickte nachdenklich hinaus. Nach einer ziemlich langen Pauſe ſagte er kopfſchüttelnd: „Mein Blick ihr gegenüber iſt wohl nicht frei genug geweſen, um derartiges zu bemerken, auch habe ich vielleicht kleine Launen für liebenswürdigen Muthwillen gehalten — raſch wechſelnde Stimmungen für Beweglichkeit ihres Geiſtes. — Hätteſt Du

in meiner Lage und in meinen Jahren," wandte er ſich raſch fragend in's Zimmer hinein, „vielleicht ſchärfer geſehen und mehr entdeckt?"

„Ich glaube kaum," ſagte der Andere in ernſtem Tone, „aber ich hätte es einem alten Freunde Dank gewußt, wenn er mir die Augen geöffnet."

„Und meinſt Du, ich danke Dir nicht von Herzen, meinſt Du nicht, ich würde jedes Deiner Worte ſorgfältig behalten, um dadurch ſo vortrefflich gerüſtet draußen erſcheinen zu können, daß ich mit friſchem Herzen und offenem Auge einen Kampf wohl wagen kann, einen Kampf, bei dem es ja meine ganze Exiſtenz gilt; — laß mich mit mir darüber einig werden, wie ich mich einführen will. Hiebei, meine ich, ſollte der Augenblick den Ausſchlag geben. Und nun will ich Dich verlaſſen, alter Freund, ohne weiter zu forſchen und zu fragen, denn ich fürchte wahrhaftig, wenn Du mich noch längere Zeit bearbeiteſt, ſo kehre ich am Ende mit tief verletztem Herzen nach Hauſe zurück und werde ein Menſchenfeind, wozu ich bis jetzt noch nicht die geringſte Anlage hatte."

„Es wäre am Ende das Beſte, gnädiger Herr; die Zeit lindert Alles."

„Weißt Du wohl, daß Du ein ſchlechter Diener Deines Hauſes biſt?" rief der junge Mann mit komiſchem Ernſte, indem er die beiden Hände ſeines alten Freundes ergriff und derb ſchüttelte, „Du ſollteſt beſſer für Deine Prinzeſſin ſorgen, denn es gibt wenig ſo gute Partien als ich bin."

„Gerade deßhalb, und weil ich vor allen Dingen Ihr Glück begründen möchte, ſprach ich wie ich that, aber im Grunde, gnädiger Herr, haben Sie Recht, ſelbſt zu ſehen und ſelbſt zu prüfen; gebe Gott, daß man ſich Ihnen in ſeiner ganzen liebenswürdigen Natürlichkeit zeigt."

„Ja, ja, ich will hin und ſogleich, für alle Fälle bin ich ſelbſtredend mit gewichtigen Schreiben an die bedeutendſten Perſonen verſehen; — wie weit habe ich von hier noch zu fahren?"

„Sie könnten noch eine kleine Strecke die Eiſenbahn benützen, aber Sie würden nicht viel Zeit gewinnen und fänden dort, wo Sie die Bahn verlaſſen müßten, nur ſehr mangelhafte Gelegenheit, weiter zu kommen, deßhalb rathe ich Ihnen, von hier Extrapoſt zu nehmen. Haben Eure Hoheit Dienerſchaft bei ſich?“

„Einen einzigen Diener.“

„Das iſt ſchon genug für einen armen Maler,“ ſagte lächelnd der alte Herr, „würde das nicht Argwohn erregen?“

„Gewiß nicht, denn ich ſpielte in Rom nicht die Rolle des armen Künſtlers, ich war ein Mann von ziemlichen Mitteln, der zu ſeinem Vergnügen Italien bereiſte.“

„Alſo Sie fahren von hier nach Warneck und werden mir wohl erlauben, daß ich Ihnen dazu eine leichte Kaleſche offerire; auch das wird Ihrem Inkognito keinen Eintrag thun, — man fährt äußerſt ſchlecht mit den Poſtgelegenheiten.“

„Das nehme ich mit großem Vergnügen an.“

„Sowie zwei Zeilen an eine anſcheinend unbedeutende Perſönlichkeit, die Ihnen aber von großem Nutzen ſein könnte.“

„Wer iſt die Dame?“ frug der junge Mann lachend.

„Sagte ich, daß es eine Dame ſei?“

„Nein, aber ich denke es mir.“

„Getroffen, gnädiger Herr, ich ſchreibe nur wenige Zeilen an die Kammerfrau der Prinzeſſin.“

„Allen Reſpekt vor dieſem Empfehlungsſchreiben, ſolch' gewichtiges beſitze ich freilich noch nicht.“

Während ſich der alte Herr an den Schreibtiſch ſetzte und raſch einige Zeilen auf's Papier warf, trat der Andere wieder an's Fenſter und blickte in einen kleinen, ſtillen Hof hinab, wo helles Licht der brütenden Sonne und tiefdunkler Schatten ſtill und unbeweglich neben einander ruhten.

„So, hier iſt mein Schreiben — und wohin darf ich Ihnen den Wagen ſchicken?“

„Mein Diener wartet auf mich in der Reſtauration neben dem Schloſſe, ich habe mir dort ein kleines Diner beſtellt, bei dem Du wohl mithalten könnteſt, alter Freund.“

„Um dort geſehen zu werden, und ſo aller Welt zu ſagen, daß Sie mit mir verkehrt, ehe Sie nach Warneck abreisten? Bleiben Sie mir dies kleine Diner ſchuldig bis zu Ihrer Rückkunft, und erlauben Sie mir dann für Ihre Aufheiterung das Nöthige beizutragen.“

„Du biſt unverbeſſerlich, ein förmlicher Unglücksrabe; aber gut, das Diner bleibe ich Dir ſchuldig und hoffe zu Gott, daß Du alsdann ſo ehrlich ſein wirſt, Dein begangenes Unrecht einzuſehen — und nun lebe wohl!“

„Geleite Sie der Himmel, gnädiger Herr, und das gute Glück Ihres Hauſes!“

In der Reſtauration war der Fremde in dem grauen leinenen Anzuge unterdeſſen ſehr raſch mit ſeinem Beefſteak fertig geworden, doch ſchien dieſes kein Meiſterſtück der Kochkunſt geweſen zu ſein, denn er murmelte ein paarmal halblaut und verdrießlich vor ſich hin, und als er ſpäter dem Kellner aus einer ziemlich mageren Börſe die ziemlich ſtarke Rechnung bezahlte, ſagte er ihm in ſcharfem Tone: „ich finde, daß das eine faſt lächerliche Forderung iſt für ein Stückchen gebratenes Sohlenleder und für einen Schoppen Eſſig, dem Sie die Keckheit haben den Namen Wein beizulegen,“ worauf der Kellner mit der weißen Halsbinde nur ein gemüthliches Lächeln zur Antwort gab und ſich raſch dem Tiſche zuwandte, wo ſehr elegante Vorbereitungen zu dem von dem Andern beſtellten kleinen Diner getroffen wurden.

Auch der Fremde, ehe er hinausging, blickte nach jenem Tiſche hin, und es war, als ſtiege ein leichter Seufzer in ſeiner Bruſt auf. Dann ſetzte er ſeine Reiſemütze auf und verließ das Lokal, vor dem er den Packträger, den er von der Eiſenbahn mitgenommen, ſchlafend auf ſeinem Koffer fand.

„He, mein Freund!“ rief er ihn an, „wollen wir jetzt ſo gut ſein aufzuwachen, und dann möchte ich mit Ihnen überlegen, auf welche Weiſe ich weiter komme.

„Und wohin?“ fragte der Packträger, der augenblicklich aufgeſprungen war.

„Nach einem Luſtſchloſſe, wo ſich der Hof gegenwärtig aufhält,“ ſagte der Fremde langſam und mit vieler Würde, wobei er mit ſeinem Zahnſtocher ſo ausgiebige Bewegungen machte, als habe er das kleine Diner verzehrt, welches auf den Andern, der mit ihm von der Eiſenbahn gekommen war, wartete.

„Nach Warneck,“ gab der Packträger zur Antwort, haben Sie vier gute Stunden zu fahren, und die Poſt geht von hier um zwei Uhr ab, doch würde ich Euer Gnaden rathen, bei der Hitze lieber Extrapoſt zu nehmen: der Eilwagen iſt gewöhnlich ſehr überfüllt, und mit guten Trinkgeldern können Sie bequem in drei und einer halben Stunde nach Warneck gelangen.“

Der Fremde ſchien zu überlegen und bei ſich die Vortheile wie die Nachtheile des Eilwagens gegen die Extrapoſt abzuwägen, dann frug er: „Findet man keine ſonſtige Gelegenheit?“

„Es gibt auch Lohnkutſcher,“ meinte der Packträger achſelzuckend, „aber theuer und langſam; ich würde zu einer Extrapoſt rathen, bedenken Sie nur bei der Hitze.“

Ein eigenthümliches Lächeln flog über die Züge des Fremden, worauf er raſch entſchloſſen ſagte: „Ich liebe das Alleinfahren nicht, habe gerne Geſellſchaft; bringen Sie meine Sachen nach der Poſt und warten Sie dort auf mich, ich finde meinen Weg ſchon allein dorthin — Sie haben Numero ſechzehn.“

„Numero ſechzehn,“ wiederholte der Packträger, indem er mit der Rechten, ſowohl um die Nummer zu zeigen, wie um zu grüßen an ſeinen Kappenſchild fuhr.

„Gut, ich komme gleich nach — geben Sie mir insbeſonde auf meinen Nachtſack Achtung.“

Als der Fremde hierauf dem Schloſſe zuging und erſt wenige Schritte gemacht hatte, begegnete er dem andern Herrn, der ſo eben von dort zurückkam, um ſich zu ſeinem kleinen Diner zu begeben. Eigenthümlicher Weiſe machte er den ganz gleichen Weg wie Jener gethan, und ſchritt durch dieſelbe kleine Seitenpforte des Schloſſes, hinter welcher der alte Portier noch immer auf ſeinem Stuhle ſaß und in ſeiner Zeitung las; doch glauben wir annehmen zu dürfen, daß er bei dieſem Geſchäfte zuweilen einnickte, um dann immer wieder von vornen anzufangen.

„He da, mein Freund!“ rief ihn der Eingetretene an, „können Sie mir nicht ſagen, wo ich auf dem kürzeſten Wege zu dem Herrn Schloßhauptmann von Werner gelange?“

„Dort rechts über die kleine Treppe zweiter Stock die Thüre rechts; an der Thüre links finden Sie Namen und Glockenzug der Dienerſchaft.“

Wir wollen dem geneigten Leſer nur kurz andeuten, daß auch von hier der zweite Fremde genau denſelben Weg einſchlug, den der erſte genommen, nur daß er, ſtatt direkt an die Thüre des Wohnzimmers zu klopfen, den Klingelzug in Bewegung ſetzte und dann einem Diener, der erſchien, ſeine Karte übergab, um ſich auf dieſe Art anmelden zu laſſen. Gleich darauf wurde die Thüre des Zimmers, in welchem wir ſo eben noch waren, geöffnet und der Fremde trat ein.

So verſchieden das Aeußere der beiden Leute auch war, die hier nach einander ihren Beſuch machten, ſo verſchieden war auch die Aufnahme, welche Beide fanden.

„Ah, Herr von Felſing,“ ſagte der alte Herr, indem er ſein Sammetkäppchen wie grüßend von einer Seite auf die andere ſchob, „Sie kommen doch noch hieher? Hat Sie denn der Inhalt meines Schreibens nicht entmuthigt?“

„Erlauben Sie mir vorher, Ihnen meinen beſten Dank dafür zu ſagen, daß Sie meinen Brief überhaupt beantworteten,“ gab der

Fremde mit einer wohl tiefen aber nicht gerade ſehr zeremoniöſen Verbeugung zur Antwort, „gekommen bin ich trotzdem aber, wie Sie ſehen," ſetzte er achſelzuckend mit hoch emporgezogenen Augenbrauen hinzu, „was wollen Sie? der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm, und ein paar Wendungen in Ihrem verehrlichen Schreiben ſchienen mir mehr als ein Strohhalm zu ſein."

„Ich wünſchte, Sie hätten denſelben keine ſolche Auslegung gegeben, denn ich verſichere Sie, Herr von Felſing, es wird bei uns ſehr ſchwer, ja unmöglich etwas für Sie zu machen ſein."

„Das wäre ſehr traurig; ich bin mit meinem Latein ſo zu ſagen am Ende, und auch noch mit manchem Andern. Sie kennen ja meine Fähigkeiten und meine beſcheidenen Anſprüche — ſollte ſich denn gar nichts finden laſſen?" Er drückte ſeine Reiſemütze mit den Fingern zuſammen und blickte mit ziemlich troſtloſem Ausdrucke auf den Schloßhauptmann, welcher die Hände auf den Rücken gelegt hatte und wie es ſchien nachdenkend im Zimmer auf und ab ging — „wäre in der That denn gar nichts zu finden, auch nicht das Kleinſte und Beſcheidenſte?"

Der alte Herr blieb in ſeinem Spaziergange plötzlich ſtehen, und der Blick, mit dem er Herrn von Felſing betrachtete, ſchien dieſem einen Hoffnungsſchimmer einzuflößen, denn er wandte ſich raſch, wobei er dringend fortfuhr: „Gewiß, verehrteſter Herr, wenn Sie wollen, ſo finden Sie etwas für mich, ich weiß es ja, wie weit Ihre Hand reicht, wie viel Sie vermögen bei Ihrer ſcheinbaren Zurückgezogenheit, bei dem behaglichen Stillleben, welches Sie führen."

„Mein lieber Herr von Felſing," gab der Andere kopfſchüttelnd zur Antwort, „Sie überſchätzen meinen Einfluß um tauſend Prozent, eigentlich hab ich gar keinen, ich beobachte nur ſo den Lauf der Dinge, kombinire, was kommen könnte, zuſammen, und habe dadurch manchmal richtige Vermuthungen, das iſt Alles. — Aber um von Ihnen ſelbſt zu reden, ſo kenne ich allerdings Ihre Fähigkeiten, Ihren ehrenhaften Charakter, und würde auch gewiß jedes Wort

für Sie einlegen, wenn ich nur eine Stelle wüßte, auf der man Sie unterbringen könnte; das ſchrieb ich Ihnen ja auch und hatte gewiß recht, wenn ich Ihnen ſagte, es ſei mir unmöglich, für Sie ſelbſt die kleinſte Stelle zu ſchaffen. — Trotzdem wollen Sie nach Warneck?“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort.

„Unter der Vorausſetzung,“ fiel Herr von Helfing raſch ein, „daß Sie ſo viel für mich thun wollen, um mir durch einen gewichtigen Brief wenigſtens Eingang zu verſchaffen.“

„An wen, mein lieber Helfing? Ich wüßte wahrhaftig nicht an wen. Die Empfehlung, welche ich Ihnen damals an den Oberſthofmeiſter Seiner Durchlaucht gab, iſt noch in Ihren Händen und empfiehlt Sie dringend genug.“

„Gewiß — aber es iſt — verſtehen Sie mich nicht falſch, Herr Schloßhauptmann, der gewiſſe Strohhalm gaukelt immer um mich herum, an dem ich mich halten möchte, um nicht unterzuſinken: jener Brief iſt eine Empfehlung für's Vorzimmer; man kommt mit demſelben nicht weiter, — o Sie kennen das beſſer wie ich, man wird empfangen, man erhält ein paar gnädige Worte, dann das gewiſſe ſehr bezeichnende Kopfnicken, und iſt wieder draußen vor der Thüre, ehe man ſich deſſen verſieht.“

Der alte Herr hatte dieſe Worte lächelnd angehört und dann mit geſenktem Kopfe, und denſelben auf eine eigenthümliche Art hin und her ſchüttelnd ſeinen Spaziergang wieder begonnen, doch unterbrach er ihn nach einiger Zeit eben ſo raſch wie vorher, blieb vor Herrn von Helfing ſtehen und ſagte, indem er ihn mit dem Zeigefinger leicht auf die Bruſt ſtieß: „Gut, Sie ſollen ſehen, daß ich für Sie thue, was in meinen Kräften ſteht, vielleicht mehr als ich ſollte. Dieſes Wort gilt nicht Ihnen, Herr von Helfing, denn wenn ich nicht von Ihrer Loyalität feſt überzeugt wäre, hätte ich mich ja damit begnügt, Ihre Karte in Empfang zu nehmen.“

„Der Himmel lohne es Ihnen, wenn Sie ſich meiner annehmen.“

Ich war noch heute zufälliger Weise bei dem Commissär des Viertels; er hatte sich schon lange darnach gesehnt, meine Bekanntschaft zu machen, aber auf seine höflichen Einladungen, die mir hie und da von den Polizeidienern ausgerichtet wurden, entgegnete ich stets, ich könne dergleichen nicht unter freiem Himmel annehmen, man möge es in meiner Wohnung hinterlassen. Heute aber, wo mir dieser würdige Staatsbeamte selbst begegnete, konnte ich ihm seinen Wunsch nicht abschlagen und mußte ihn auf die Polizei begleiten."

„Herr Doktor, sagte er allda, die Polizei befindet sich in dem Falle, durchaus wissen zu müssen, wo Sie eigentlich wohnen."

„Herr Commissär," entgegnete ich ihm, „ich finde dieses Verlangen der Polizei vollkommen begreiflich, bin aber nicht im Stande, meine Wohnung anzugeben, da ich nicht so glücklich bin, eine Wohnung zu besitzen."

„Sie besitzen keine Wohnung?"

„Nein, Herr Oberpolizeicommissär, ich bin Literat, Schriftsteller, Poet, ich kann mich nicht in die engen Mauern einschließen, ich finde dort nichts, was meinem Geiste Nahrung gewährt, ich muß das öffentliche Leben studieren, bei Tag und bei Nacht, und bin deßhalb, wenn nicht gerade im Wirthshaus oder in den Häusern meiner Freunde, unter freiem Himmel. — Sie werden bemerken, Herr Dubel, daß ich die Polizei nicht belogen habe."

„Aber," fuhr der Commissär fort, „Sie müssen doch schlafen und zum Schlafen ein Bett haben und zum Bett einen Platz, wo Sie dasselbe hinstellen?" worauf ich entgegnete:

„Ohne stolz zu sein, Herr Oberpolizeicommissär, kann ich mich für eine Ausnahme von der gewöhnlichen Regel halten, ich schlafe sitzend und stehend, wie es gerade vorkommt, aber immer ohne Bett und ohne Wohnung."

„Ohne Wohnung?" entgegnete er, „da wird die Polizei sich veranlaßt sehen, Ihnen eine freie Wohnung anweisen zu müssen."

„Ich werde Ihnen einen Brief geben, den ich ſogleich ſchreibe; dieſen Brief laſſen Sie erſt alsdann an ſeine Adreſſe gelangen, das heißt übergeben ihn ſelbſt der bezeichneten Perſon, wenn es Ihnen im Vorzimmer Seiner Excellenz ſo ergangen iſt, wie Sie vorhin angedeutet — doch warten Sie einen Augenblick," ſagte er nachdenkend, wobei er ſeine rechte Hand vor die Augen legte, „hat der Oberſthofmeiſter Sie je geſehen?"

„Ich glaube nicht, denn, wie Sie wiſſen, kam ich vor einem halben Jahre mit geſcheiterten Hoffnungen aus Texas; damals gaben Sie mir das bewußte Schreiben, worauf ich Seine Excellenz ſchriftlich befragte, wann ich mich ihm vorſtellen dürfe; die Antwort war: gelegentlich — nun Sie wiſſen, was es in dem Falle heißt: gelegentlich."

„Haben Sie das Schreiben bei ſich?"

„Gewiß, Herr Schloßhauptmann, hier iſt es." Herr von Felſing nahm das Schreiben aus ſeiner Brieftaſche und überreichte es dem alten Herrn, welcher es entfaltete, aufmerkſam durchlas und dann mit dem Kopfe nickte, worauf er ſagte: „Es iſt ganz gut ſo, in allgemeinem und, wie Sie mir zugeben müſſen, ganz günſtigem Ausdrucke abgefaßt; es gilt heute wie damals. Gut denn: Sie übergeben das Schreiben, aber hören Sie mich an, Sie übergeben es nicht in der Art des unterthänigen Bittſtellers, ſondern mit dem gewiſſen Selbſtgefühl, das, wie ich weiß, Sie zu zeigen verſtehen, wenn Sie wollen, nicht wahr, Herr von Felſing?"

„O, unbeſorgt," gab dieſer lächelnd zur Antwort, indem er wie mit einem einzigen Rucke als ein ganz anderer Mann daſtand: er hatte den rechten Fuß vorgeſetzt, drückte ſeine Bruſt heraus und nahm den Kopf ſehr in die Höhe, wobei er noch zum Ueberfluß ſeinen langen Schnurrbart in die Höhe ſtrich, um plötzlich ſo unternehmend auszuſchauen, daß ſich der alte Herr mit zuſammengelegten Händen lächelnd vor ihm verbeugte, wobei er ſagte: „So iſt's

recht, Sie haben das Ausſehen, Gnaden zu ertheilen ſtatt zu empfangen."

„Und will alſo in Gottesnamen auf Ihren Befehl dieſe Haltung annehmen und beibehalten, möge dabei herauskommen, was will," ſetzte er mit einem Seufzer hinzu.

Der Schloßhauptmann hatte ſich indeſſen an ſeinem Schreibtiſche niedergelaſſen und warf raſch wenige Zeilen auf's Papier, welche er dem Andern zum Durchleſen übergab, wobei er ſagte, „damit Sie ſehen, daß es kein Uriasbrief iſt."

„Laſſen wir das, Herr Schloßhauptmann," ſagte Herr von Felſing mit einer abwehrenden Handbewegung, „Sie kennen das grenzenloſe Zutrauen, das ich für Sie hege."

„Nein, nein, ich bitte, leſen Sie laut."

„Der Ueberbringer dieſer Zeilen iſt Herr von Felſing, ein Bekannter von mir, für den ich vollkommene Gewähr übernehme." —

„Vollkommene Gewähr," unterbrach der alte Herr den Leſer mit erhobenem Zeigefinger, worauf Jener ſich begnügte, die rechte Hand auf die Bruſt zu legen, und dann geſchmeichelt fortfuhr zu leſen: „ein Kavalier im beſten Sinne des Wortes, gewandt, anhänglich, verſchwiegen. Näheres wird er Ihnen ſelbſt mittheilen."

„Sind Sie damit zufrieden?" frug der Schloßhauptmann.

„Ich bin davon entzückt," erwiederte der Andere, „und wenn die Adreſſe dieſes Briefes meinen Hoffnungen entſpricht, ſo kann es mir nicht fehlen."

„Ja, ja, die Adreſſe," meinte lächelnd der alte Herr, indem er ſtill vergnügt ein Couvert überſchrieb und das zurückgenommene Schreiben hineinſteckte, „ich nahm mir Ihre Anſpielung von vorher, das Vorzimmer betreffend, zu Herzen, und darum denke ich, wir wollen es mit einer andern Thüre verſuchen — da nehmen Sie."

Herr von Felſing griff haſtig nach dem Briefe, doch als er die Adreſſe auf demſelben geleſen, flog etwas wie getäuſchte Erwar-

tung über ſeine Züge: „an Herrn Maler von Saleck, aufzuſuchen in Warneck.“

„Das iſt die Adreſſe?“ frug er alsdann etwas kleinlaut.

„Die ganze Adreſſe ohne Titel und ꝛc. ꝛc., aber ich hoffe, Herr von Felſing, Sie haben zu mir altem, bewährten Freunde einiges Zutrauen — freilich zeigt Ihre Miene das Gegentheil, doch das findet ſich.“

„Und dieſer Maler Saleck?“

„Wird leicht aufzufinden ſein; ſoviel ich mich erinnere, gibt es in Warneck nur einen einzigen faſhionablen Gaſthof, zur Roſe oder Anker, wo Jener wohnen wird, und wo auch Sie wohl einkehren werden.“

„Hm, hm,“ ſagte Herr von Felſing nach einer Pauſe, während welcher er wiederholt die Adreſſe geleſen zu haben ſchien, „ich ſage Ihnen meinen herzlichſten Dank, Herr Schloßhauptmann, denn von Ihrer Freundlichkeit für mich, ſowie von Ihrer Umſicht bin ich überzeugt, hier einen ganz gewichtigen Empfehlungsbrief zu haben.“

„Mein Wille und der Wunſch, Ihnen zu dienen, iſt der allerbeſte, Herr von Felſing, aber Sie wiſſen, eine mächtige Hand habe ich nicht, ich kann Sie nur empfehlen, und das habe ich ja nach beſten Kräften gethan. Glänzende Folgen kann dieſe Empfehlung haben, das können Sie mir glauben, ob ſie aber glänzende Folgen hat, dafür müſſen Sie Ihren Glücksſtern, ſowie das günſtige Zuſammentreffen von Zeit und Umſtänden verantwortlich machen. Eines hätte ich beinahe vergeſſen: es könnte ſein, daß Herr von Saleck Urſache hätte, unter einem andern Namen in Warneck aufzutreten; in dem Falle haben Sie nichts zu thun, als ſich bei dem Kellner, am beſten ziemlich laut, nach einem Herrn von Saleck zu erkundigen, der in den nächſten Tagen ankommen ſolle. — Und nun, Herr von Felſing, behüte Sie der Himmel, und erlauben Sie mir, daß ich Sie um eine kleine Gefälligkeit bitte, nämlich mir zu ſchreiben, wie Sie Herrn von Saleck getroffen, wie er Sie aufgenommen, und ob er geneigt ſcheint, etwas für Sie zu thun.“

„Alſo wenn er will, kann er etwas für mich thun?“

„Dieſer Zweifel könnte mich beleidigen; Herr von Saleck iſt, obgleich Künſtler und ohne Rang und Titel, doch ein Mann von großem Einfluß.“

„So nehmen Sie nochmals meinen beſten Dank entgegen, und gebe der Himmel, daß ich Ihnen bald Günſtiges melden kann.“

Nach dieſen Worten reichte Herr von Felſing dem alten Manne ſeine Rechte, welche dieſer freundlich ſchüttelte und dann Jenen bis an die Thüre begleitete, wo ſich Herr von Felſing empfahl.

Als ſich dieſer anſchickte, die Treppen des Schloſſes hinabzuſteigen, drückte er die Reiſemütze in etwas heftiger Art auf ſeinen Kopf, zu welcher Bewegung des Unmuths auch der verdrießliche Ausdruck ſeines Geſichtes vollkommen paßte. „Soll mich der Teufel holen,“ brummte er vor ſich hin, „wenn es mir nicht beinahe vorkommt, als habe er ſich auf eine pfiffige, aber ſehr verſtändige Weiſe meiner entledigt; o Felſing, dein Glaube iſt immer noch zu gut für dieſe verdorbene Welt. Ja wahrhaftig, wenn ich mir dieſe Geſchichte ruhig überlege, ſo kann ich keinen Sinn darin finden, mich einem einfachen Maler zu empfehlen, als Kavalier zu empfehlen und dabei zu ſagen, er könne ſich überzeugt halten von meiner Brauchbarkeit und Anhänglichkeit, ſonderbar und räthſelhaft. Aber was konnte ich anders thun, als den Brief nehmen und mich dafür bedanken. Der Alte droben iſt eigentlich nicht als ein Spaßvogel bekannt und ſollte mich genugſam kennen, um zu wiſſen, daß ich nicht der bin, mit dem man ungeſtraft ſeinen Scherz treibt — ein Maler von großem Einfluß — möglich in dieſer verkehrten Welt, wo die Geburt nächſtens gar nichts mehr gelten wird.“

Er hatte während des Selbſtgeſprächs das Schloß verlaſſen und ging der Poſt zu, nachdem er ſich den Weg dorthin von dem alten Portier, der immer noch in ſeiner Zeitung las, hatte erklären laſſen. Dort fand er ſein Gepäck bei Numero ſechzehn, die er belohnte und ſich darauf einen Platz nach Warneck geben ließ. Leider

mußte er ſich mit einem Innenplatze rückwärts begnügen, da alle übrigen ſchon genommen waren, und fand ſich ohne Seufzen in dieſe unangenehme Lage.

Der geneigte Leſer wird wahrſcheinlich wiſſen, was es zu ſagen hat, an einem heißen Sommertage auf ſtaubiger Landſtraße rückwärts in vollgepfropftem Eilwagen zu ſitzen: wer hat nicht das Gefühl kennen gelernt, mit dem wir namentlich in den erſten zehn Minuten von vier langen, langen Stunden verſuchten, es uns ſo erträglich als möglich zu machen, oft mit ſehr ſchlechtem Erfolge, wenn unſer Gegenüber und unſer Nachbar Leute von wenig Rückſicht ſind, und es namentlich nicht verſtehen wollen, ſich im wahren Sinne des Wortes ihrem Reiſegefährten anzuſchmiegen.

Auch die Cigarre, ein bedeutender Troſt des Reiſenden, war Herrn von Felſing verſagt; denn als er ſein Etuis hervorzog und fragend um ſich ſchaute, verſicherte ihn eine alte Dame in der andern Ecke, ſie hätte eigentlich durchaus nichts dagegen, wenn er eine Cigarre anſteckte, nur müſſe ſie ihm die Verſicherung geben, daß ſie bei der Ahnung von Tabaksdampf unfehlbar in Ohnmacht fallen würde. Darauf verſuchte er es, die Augen zu ſchließen und ſich mit ſeinen Gedanken zu beſchäftigen, doch waren dieſe ſo wenig erfreulicher Art, daß er auch das, kurz und tief ſeufzend, wieder aufgab. Darauf unternahm er es, die winzigen Stückchen der Gegend, welche an dem engen Wagenfenſter eilfertig vorüberhuſchten, intereſſant zu finden, doch hatte er noch nicht lange im Anblicke langweiliger Pappeln geſchwelgt, die hinter einem dicken Staubſchleier ſcheinbar vorüberzogen, als die Dame, welche den Tabaksrauch nicht ertragen konnte, ſich ebenſo energiſch gegen den eindringenden Staub verwahrte und das Schließen des Fenſters verlangte, worauf aber ihr Gegenüber, ein dicker Herr, der zum Schaden ſeiner Mitreiſenden über zwei Drittel des Sitzes für ſich in Anſpruch nahm, nicht weniger energiſch erklärte, er habe keine Luſt zu erſticken oder ſich im Schweiße aufzulöſen. So blieb denn

allerdings das Fenſter offen, dafür aber auch die Gegend ſo ohne alles Intereſſe, daß es Herr von Felſing mit Schlafen verſuchte, was ihm auch gelang, wenn man jenen Zuſtand voll prickelnder Ungeduld, beunruhigt von lächerlichen Traumbildern, die jeden Augenblick durch das Gefühl, hin und her geworfen zu werden, unterbrochen ſind, ja wenn man jenen qualvollen Zuſtand ſchlafen nennen kann, wo wir jedes Geſpräch unſerer Mitreiſenden, jedes Klirren der Wagenketten, jedes Schnauben der Pferde deutlich aber ohne allen Zuſammenhang vernehmen, uns aber dabei des Gedankens, als ſollten wir lebendig begraben werden in einer immer dichter werdenden Staubwolke, ſo daß uns von all' dieſen Schreckniſſen der Schweiß ſtromweiſe von der Stirne rinnt, nicht entſchlagen können.

Obendrein überfällt uns noch bei ſolch' ruheloſem Schlummer eine bekannte, meiſtens ſehr triviale Melodie, der wir nicht los werden können, und in deren ſich hundert- und aber hundertmal wiederholender Weiſe wir alles andere Geräuſch, das wir hören, ſo zu ſagen rhythmiſch hineinſtopfen. Auf dieſe unerträgliche, bekannte Weiſe paßt dann das Rollen der Räder, das Klappern der Hufe, das Klirren der Ketten, das Geſpräch unſerer Mitreiſenden, das Flüſtern des Windes, wenn ſich welcher vernehmlich macht, kurz Alles, Alles iſt getränkt, geſättigt, erfüllt von der unausſtehlichen, unverwiſchbaren Weiſe:

„Schier dreißig Jahre biſt Du alt,
Haſt manchen Sturm erlebt,
Haſt mich wie ein Bruder beſchützet,
Und wenn die Geſchütze geblitzet,
Wir Beid' haben niemals gebebt."

Endlich hörte der Wagen auf ſo raſch zu rollen, als ein Poſtwagen zu rollen pflegt, und es ging bergan, und wie es ſchien auf weichem, ſandigem Boden; man hörte kein Klappern der Hufe mehr, auch klirrten die Ketten ſtill und beſcheiden, und der Kaſten des

Wagens, ſtatt wie bisher zu ſtoßen, wiegte ſich leichter und angenehmer auf ſeinem Riemenwerke, welches dadurch leiſe knarrende Töne von ſich gab, und alles dieß zuſammengenommen brachte bei Herrn von Felſing, ſtatt des leichten, unruhigen Halbſchlummers, einen feſten, ruhigen Schlaf hervor. Wenigſtens flatterte die Melodie zerriſſen in die Luft hinaus und ſummte immer ſchwächer, bis ſie ſich endlich ganz verlor. Dann träumte ihm Verſchiedenes von Warneck, wo ein ungeſchlachter Rieſe ihm hohnlachend das Thor vor der Naſe zuwarf, das aber gleich darauf wieder krachend aufflog, als er es mit dem Empfehlungsbriefe des Schloßverwalters berührte. Doch was war das für eine ſonderbare Geſellſchaft, die er im Schloßhofe beiſammen ſah: ein Turnier, ein wirkliches Turnier, nur hatten die Ritter ſtatt der Schilde Paletten, und ihre Lanzen waren rieſenmäßige Pinſel, mit denen ſie ſich durch und durch ſtachen, ohne ſich übrigens im Geringſten zu verletzen, denn die ſo eben erſt Durchbohrten galoppirten gleich darauf wieder auf langen Malerſtöcken davon.

„Wer mag das wohl ſein?“ hörte er eine Stimme fragen, und Aller Blicke richteten ſich nicht nur auf ihn, ſondern das ganze lebhafte Gewimmel ſtand nun mit einem Male ſtille wie zu Stein erſtarrt, nur die Geſichter zogen ſich in die Länge und Breite und verwandelten ſich jeden Augenblick in etwas anderes, ja wurden zuletzt zu farbigen Blumen, zwiſchen denen er, der Träumende, in einem eleganten Wagen ruhend hindurchfuhr, huldvollſt nach allen Seiten grüßend.

„Es iſt eine Extrapoſt,“ hörte er jetzt deutlich wieder eine Stimme ſagen, dann ſchmetterte eine luſtige Hornfanfare in ſein Ohr, und erwachte.

Ja, es war in der That eine Extrapoſt, aber er fuhr nicht darin, vielmehr fuhr ſie in raſchem Trabe der Pferde bei dem langſam ſchleichenden Eilwagen vorbei, ein leichter, eleganter Wagen mit einem einzigen Herrn darin, der ſich in die weichen Kiſſen zu-

rücklehnte und behaglich den Duft einer Cigarre einſog. Vorne auf dem Bocke neben dem Poſtknecht ſaß ein Diener, der aus einem kleinen Weidenkörbchen die immer noch deliziöſen Reſte verſchiedener ſaftiger Früchte verſpeiſte.

„So reiste auch ich einſt," dachte Herr von Felſing nicht ohne Neid. „Ja, die Tage folgen ſich wohl, aber ſie gleichen ſich nicht." Er zog mit einer krampfhaften Anſtrengung ſein Schnupftuch aus der Taſche, um ſich den herabtriefenden Schweiß von der Stirne abzutrocknen.

Jetzt hatte die Extrapoſt den Eilwagen erreicht, und Herr von Felſing erkannte in dem Herrn, der ſich mit gleichgültigem Blicke den raſch zurückbleibenden Eilwagen betrachtete, jenen Mann, den er auf dem Bahnhofe geſehen, der ſich dann das kleine feine Diner beſtellt mit Champagner in Eis, der darauf wahrſcheinlich vortrefflichen Kaffee getrunken, ſich eine echte Havanna angebrannt, um alsdann, im eleganten Wagen ausgeſtreckt, auf die komfortabelſte Art der Welt denſelben Weg zurückzulegen, den er im Schweiße ſeines Angeſichts machen mußte. — So verſchieden ſind die Looſe der Menſchen.

„Gott ſei Dank!" ſagte jetzt der dicke Herr in der andern Ecke, „da kommt eine Station, von dort haben wir doch wenigſtens Wald und Schatten." Der Poſtknecht ſtieß in ſein Horn, die Pferde ermannten ſich noch einmal zu einem ſchläfrigen Trabe und hielten dann vor einem einſamen Poſthauſe, worauf die zuſammengepferchten Reiſenden ſo eilig als möglich den dumpfigen Wagenkaſten verließen, um dann zugleich den Verſuch zu machen, ob ihre ſteif gewordenen Glieder durch allerlei kunſtvolle Bewegungen wieder gelenkig zu machen ſeien.

„Noch eine Viertelſtunde," ſagte die gegen Tabaksrauch und Straßenſtaub ſo empfindliche Dame, „und ich wäre gewiß in Ohnmacht gefallen."

Das Poſthaus lag am Rande des Waldes, deſſen der dicke

Herr von hier ab als ſchattenſpendend erwähnte, und wenn man vor demſelben ſtand und rückwärts blickte, ſo ſah man eine ziemlich geneigte, ſandige Ebene, an deren ſcheinbarem Ende die Reſidenz mit ihren zahlreichen Thürmen lag, die wir vor ungefähr einer halben Stunde verlaſſen haben. Neben dem Poſthauſe befand ſich eine mit Weinlaub bedeckte, roh gezimmerte Veranda, wo ſich die Paſſagiere an einem Tiſche niederließen, um einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen: einen ſchlechten Kaffee, einen ſauren Wein oder ſchales Bier.

Der Herr in der Extrapoſt, der hier ebenfalls friſche Pferde bekam, verſchmähte wohlweislich dieſe Genüſſe und ſchritt dagegen, eine Cigarre rauchend, wie in tiefes Nachdenken verſunken neben ſeiner Kaleſche auf und ab. Auch Herr von Felſing fing gierig an zu rauchen und hatte dabei den klugen Einfall, dem Kondukteur des Eilwagens ebenfalls eine Cigarre anzubieten, wobei er ſagte: „Da drinnen im Wagen iſt's fürchterlich.“

„Allerdings bei der Hitze und rückwärts,“ entgegnete der Beamte und ſetzte nach einem kurzen Stillſchweigen, währenddeſſen er ſeinen Paſſagier flüchtig betrachtete, hinzu: „Wenn Sie vielleicht Luſt haben, meinen Platz neben dem Poſtillon einzunehmen, ſo kann ich mich ſchon hinten auf dem Wagen behelfen.“

Herr von Felſing nahm dieß Anerbieten bereitwillig an, und als ſich nun die Karawane wieder in Bewegung ſetzte, fand er es auf ſeinem luſtigen Sitze neben dem Poſtillon unter dem Bewußtſein, hier eine Cigarre rauchen zu können, ohne daß Damen ihm gegenüber in Ohnmacht fielen, unvergleichlich angenehm. Auch Schatten gab es, wie der dicke Herr prophezeit. Die Sonne, ſich abwärts neigend, zitterte ſchon mit ihren glühenden Strahlen hinter den Wipfeln der hohen Bäume, denen man jetzt entgegenfuhr; Alles erſchien friſcher, behaglicher; ſtatt des tiefen Sandes rollte der Wagen jetzt auf härterem Boden, und die Friſche des Waldes erlaubte dem Staub nicht, ſo zudringlich zu werden, wie vorher auf

der baumloſen Ebene. Jetzt rollte auch die Extrapoſt wieder an ihm vorbei, doch betrachtete ſie Herr von Felſing nicht mehr mit demſelben Mißbehagen wie früher; er gönnte dem Herrn, der darin ſaß, die halbe Stunde, die er früher ankommen würde, und war feſt überzeugt, daß Jenem ſein feines Souper, das er wahrſcheinlich beſtellte, nicht beſſer munden würde, als das beſcheidenere, das er ſich zuzulegen gedachte.

Viel raſcher ſchien auch die Zeit dahin zu fliegen, und kaum hatte Herr von Felſing ſeine zweite Cigarre zur Hälfte geraucht, ſo zeigte der Poſtknecht mit der Peitſche vor ſich hin, wo ſich am Horizonte nicht allzufern über einer mit dichtem Wald bewachſenen Anhöhe graues Gemäuer erhob, von deſſen hohem Thurme eine Fahne flatterte.

„Warneck — nämlich das alte Schloß, das neue, wo der Hof wohnt, liegt am Fuße jener Anhöhe, und können wir es, der Bäume wegen, noch nicht ſehen, doch gehören die Waldungen rechts und links ſchon zum Park — o, es iſt viel Wild darin," fuhr der Poſtknecht fort, „ſchöne Hirſche — ſehen Sie dort?" In der That ſah der Reiſende eines dieſer edlen Thiere auf einer grünen Waldlichtung ſtehen mit ſtolz erhobenem Kopfe, den vorbeirollenden Wagen betrachtend, während ſeine Gefährten ruhig weiter äsen.

Hier war Alles vortrefflich unterhalten — die Straßen ſehr breit, glatt und eben, ſo daß der Wagen wie von ſich ſelbſt dahinrollte; rechts und links befanden ſich Gräben, dahinter Verhaue, um den Park zu ſchützen. Zuweilen ſah man in der Entfernung das rothe Ziegeldach einer Meierei, oder die graue und zackige Giebelwand eines Förſterhauſes, die andere Spitze mit einem rieſigen Geweih verziert, ſelbſt faſt wie ein vorſündfluthliches Rieſenthier über das Gebüſch hervorſchauend.

Nach einer leichten Biegung des Weges ſah der Reiſende in einiger Entfernung vor ſich ein gewaltiges Steintho aus einem mittleren weiten Thorbogen und zwei kleineren Eingangspforten

„Wenn Sie,“ ſagte ich, „unter polizeilicher Wohnung das verſtehen, was man im gewöhnlichen Leben Gefängniß heißt, ſo ſehe ich in meiner Abneigung, in einem Bett, in einer Wohnung zu ſchlafen, keinen hinlänglichen Grund dafür ein; ich glaube, daß jeder freie deutſche Mann das Recht hat, keine Wohnung zu haben, und daß deßhalb die Polizei das Recht nicht hat, ihm eine Wohnung anzuweiſen.“

„Dieſe Gründe ſchienen dem Commiſſär einzuleuchten, er ſtimmte den ernſten Ton ſeiner Rede etwas herab und fragte mich, wo ich früher gewohnt, früher nämlich, ehe ich es für paſſender gehalten, ſtatt wie andere Menſchen zu ſchlafen, auf den Straßen herum zu laufen.“

„In dem Wolfsgäßchen Nummer vier,“ entgegnete ich.

„Warum ſind Sie dort ausgezogen?“

„Ich bin dort eigentlich nicht ausgezogen, Herr Oberpolizeicommiſſär, ſondern vielmehr ausgezogen worden; denn als ich eines Nachts nach Hauſe kam und mit dem Hausſchlüſſel die Thür öffnen wollte, fand ich den Riegel vorgeſchoben, und es blickte von oben der Eigenthümer herab und verſicherte mir, ich ſei ausgezogen. Er gab mir ſein Wort, ich wohne nicht mehr in ſeinem Hauſe, und da er das beſſer wiſſen mußte als ich, ſo gieng ich meiner Wege.“

„Sie hatten wohl mehrere Quartale Ihre Hausmiethe nicht bezahlt?“ fragte der Commiſſär, und ich entgegnete ihm, das könne wohl der Fall ſein, und ſo war es auch in der That.“

Der Herr Dubel hatte bei dieſer Erzählung einigermaßen bewundernd zu dem Doktor aufgeſehen und fand, daß trotz des neuen Paletots und Hutes und trotz des Beſuchens von eleganten Geſellſchaften, ſein, des Schneiders Loos noch weit behaglicher ſei, als das des Doktors Stechmaier. Wenn er auch des Morgens ärmlich gekleidet, ja frierend an die Arbeit gieng, ſo hatte er doch dafür Abends eine warme Stube, eine gewiſſe Bequemlichkeit, ja Eleganz um ſich, die ihn für all' die Leiden auf dem

bestehend, an welche rechts und links zwei im mittelalterlichen Style erbaute Wächterhäuschen angebaut waren. Alle drei Thoreingänge waren mit schweren eisernen Gittern verschlossen, und hinter denselben lief der breite Weg noch sehr weit bis zu einer Gruppe ungeheurer Eichen, durch deren Laubwerk man die dahinter liegenden gelben Mauern des Schlosses hervorschimmern sah.

Vor dem Eingangsthore zum Schloß Warneck bog die Fahrstraße unter einem stumpfen Winkel rechts ab, zog sich an der Grenze des Parks hin, und kurze Zeit darauf sah der Reisende das Dörfchen Warneck vor sich liegen, dessen wunderschöne Lage ihn entzückte. Seine Häuser spiegelten sich in dem klaren Wasser des hier ziemlich starken Flusses, über den eine breite, steinerne Brücke führte. Man sah an der reichen Konstruktion derselben, sowie an Allem, daß hier mit großen Mitteln gebaut worden und immer noch verschönert wurde.

Warneck war allerdings ein Dorf, aber mit allen Bequemlichkeiten einer Stadt; seine breiten Straßen hatten Trottoirs, ja sogar Gasbeleuchtung; die Häuser waren meistens von Stein in einem hübschen Styl erbaut, auch sah man hier zahlreiche und elegante Läden; die Ufer des Flusses waren sorgfältig unterhalten, hatten freundliche Fußwege mit schattigen Baumgängen, auch eine Menge Landungsplätze für kleine Boote, die in den verschiedenartigsten Gestalten und Größen, von der gewöhnlichen Barke bis zur zierlichen Gondel, Ruder- und Segelboote aller Art, hier lagen.

Im Grunde genommen war es nach alle diesem eine Koketterie von Warneck, sich Dorf zu nennen, wie ja auch ein reizendes Landmädchen lieber als solches angeschaut werden mag, anstatt unter der Masse städtischer Kolleginnen zu verschwinden.

In der Nähe des Ortes Warneck befand sich eine kleine Badeanstalt — wo befindet sich jetzt nichts Derartiges? — und die Gäste derselben pflegten sich hier zahlreich zu ihrer Zerstreuung und Erholung einzufinden. Da auch der Hof seit langen Jahren den

Frühling und Sommer hier zubrachte, ſo zog der Aufenthalt desſelben um ſo mehr viele Fremde hieher, weil man bei Hofe gaſtfreundlich war, und manche ſtrenge Frage der Etikette, die in der Reſidenz ins Gewicht fiel, hier eher beſeitigt werden konnte.

Unterdeſſen war der Eilwagen über die Brücke gerollt, und ehe er das andere Ufer erreichte, ſetzte der Poſtknecht ſein Horn an den Mund, um ſeine Ankunft vor dem Poſtgebäude kund zu thun. Dieß lag an einem kleinen Platze gegenüber dem Gaſthofe zur Roſe und Anker, einem ſtattlichen Hauſe, vor deſſen Eingangsthor Herr von Felſing die bereits ausgeſpannte Extrapoſtchaiſe bemerkte; dort ſtanden auch gierige Kellner mit weißen Servietten auf dem Arme, und der Portier hatte mit einem ſtarren Blick auf die Paſſagiere des Eilwagens bereits den Strang der großen Glocke erfaßt und fing an, dieſelbe heftig zu läuten, als Herr von Felſing mit ruhigen Schritten näher kam.

Auf die Frage, ob ein Zimmer zu haben ſei und wo möglich nicht zu hoch und nach dem Fluſſe zu, betrachtete der Portier den Zimmerkellner, dieſer den Oberkellner, der ſich alsdann herkömmlicher Maßen die Hände rieb und mit einer leichten Verbeugung ſagte: der Gaſthof ſei allerdings ſtark beſetzt, doch erinnere er ſich eines leeren Zimmers, zwar im zweiten Stocke, doch nach dem Fluſſe zu, was ja der wunderſchönen Ausſicht wegen doch die Hauptſache ſei.

Nachdem Herr von Felſing das mit einem ſtummen Kopfnicken angenommen hatte, ließ er ſich in das ihm angewieſene Zimmer führen, und als er hierbei über den Korridor des erſten Stockwerks ging, bemerkte er den Bedienten des Herrn in der Extrapoſtchaiſe, der einen rieſenhaften Koffer geöffnet hatte und den Inhalt deſſelben in ein offenſtehendes, ſehr reich möblirtes Schlafzimmer trug. Wenn auch eine Treppe höher, ſo war Herr von Felſing doch ſo untergebracht, daß er zufrieden ſein konnte. Er hatte ein geräumiges Zimmer, welches, da ſich das Bett in einem verſchließbaren

Alkoven befand, für einen Salon gelten konnte. Der Kellner, der ihn herauf begleitet, und der nun haſtig das Fenſter öffnete, machte den Fremden auf die in der That entzückende Ausſicht aufmerkſam, wobei er ſeine weiße Serviette ſchwenkte, als ſei ſie ein Zauberſtab, mit dem er all' die ſchönen Bilder hervorbringe. „Dort," ſagte er, „unſerem Gaſthofe faſt gegenüber, iſt Park und Schloß Warneck; die flatternde Fahne auf dem Thurme zeigt an, daß ſich der allerhöchſte Hof dort befindet. Der allerhöchſte Hof iſt gewöhnlich hier von Anfangs Mai bis Ende September; der innere Park hat einen Flächeninhalt von einer halben Quadratſtunde, der äußere von einer halben Quadratmeile, iſt prachtvoll angelegt und erhalten, mit zahlreichem Hochwild verſehen, wie Euer Gnaden auf Ihrer Hieherfahrt zu bemerken Gelegenheit hatte. Das Schloß iſt natürlicher Weiſe fürſtlich eingerichtet, und der allerhöchſte Hof erlaubt gerne ſeine innere Einrichtung zu ſehen, verſteht ſich von ſelbſt mit Ausſchluß der Räumlichkeiten, die die allerhöchſten Herrſchaften bewohnen. — Dort unten am Fluſſe," hier ſchwenkte er abermals ſeine Serviette, als beabſichtige er, Jemand draußen ein Zeichen zu geben, „befindet ſich der Landungsplatz für Boote und Gondeln der allerhöchſten Herrſchaften, welche häufig von denſelben benützt werden; gegenüber von demſelben — wollen Euer Gnaden gefälligſt hier herausſchauen," dabei bog er ſich mit halbem Leibe zum Fenſter hinaus und ſchwenkte abermals ſeine Serviette, „iſt das alte Schloß Warneck, allerdings eine Ruine, doch mit einer gut erhaltenen großen Halle, wo der allerhöchſte Hof zuweilen dinirt oder goutirt. Alles das kann der Fremde ſehen, und ſind Karten zum Beſichtigen der Ruine, ſowie zum Beſuch des allerhöchſten Schloſſes und Parkes beim Portier drunten gratis zu haben, ganz gratis; auch iſt auf dieſen Karten bemerkt, daß der allerhöchſte Hof den Fremden erſucht, die Dienerſchaft in Schloß und Park nicht mit Trinkgeldern in Verſuchung zu führen — — wenn Euer Gnaden ſonſt noch Befehle haben, bitte ich, es zu ſagen," fuhr der Kellner nach einer Pauſe

fort, während welcher er ſich in die Mitte des Zimmers zurückgezogen, wobei er ſeine Serviette, weil er vorderhand nichts mehr zu zeigen hatte, beruhigt unter den Arm nahm — „Diner iſt um fünf Uhr, ſoupirt wird nach der Karte, Boote zum Spazierenfahren ſind jeder Zeit zu haben, und in dem Garten des Hotels nach dem Fluſſe zu iſt eine vortreffliche Kegelbahn, welche häufig benützt wird von den Herren aus dem Gefolge der allerhöchſten Herrſchaften.“

Nachdem der Kellner auf dieſe Art die Vorzüge des Gaſthofes dem Fremden mit großer Gewandtheit angeprieſen, wartete er ſchweigend noch einen Augenblick, und da kein Befehl erfolgte, verließ er das Zimmer mit jener unnachahmlichen Grazie, welche nur einem Zimmerkellner eigen iſt.

Es war eigenthümlich, daß die beiden Fremden, denen wir bis hieher gefolgt, in der erſten Zeit, nachdem ſie angekommen, ſich beinahe den gleichen Beſchäftigungen hingaben; daß der Zimmerkellner des erſten Stockes, gleichfalls unter Schwenkung ſeiner Serviette, den Angekommenen auf die Schönheiten der Gegend aufmerkſam gemacht habe, glauben wir annehmen zu dürfen, und können wir, ohne indiskret zu ſein, hinzuſetzen, daß der Bewohner des erſten Stockes darauf ein ſehr ſcharfes Glas hervorzog und damit aufmerkſam die Theile des Schloſſes beſichtigte, welche zwiſchen den dichtbelaubten Bäumen ſichtbar waren. Viel war er übrigens nicht im Stande zu ſehen: oben etwas von der Krönung des weitläufigen Gebäudes, hie und da Theile von Erkern oder Terraſſen, ſowie die undeutlichen Umriſſe hoher Bogenfenſter. Doch ſagte er während des Beſchauens zu ſich ſelber, und es klang das wie ein Seufzer: „Ein reizender, wunderbarer Ort, wie gemacht zu angenehmem Hin- und Herſchlendern, zu ſüßer Schwärmerei. Und was für Baumſchlag in dem weitläufigen Park zu finden ſein muß, welch' köſtliche Bäume, aus üppigem Moos hervorwachſend, wie geſchaffen, um unter ihnen auszuruhen, Hand in Hand mit einem geliebten Weſen.“

Der im zweiten Stocke hatte ſich ebenfalls, nachdem der Kellner das Zimmer verlaſſen, mit einem Binocle, dem man anſah daß es ſchon viel erlebt, Schloß und Park angeſchaut, doch war er hauptſächlich mit ſeinem Blick über die prachtvollen Bäume hinweggefahren, um ſo gut als thunlich die weitläufigen Grenzen dieſes reichen Reviers beſtimmen zu können, dann ſagte er gleichfalls mit einem leichten Seufzer: „Ach, wer ſo glücklich wäre, in dieſen herrlichen Forſten Beſchäftigung zu finden, oder meinetwegen auch im Stalldepartement, oder, wenn es ſein müßte, auch im inneren Dienſte — Du würdeſt überall deine Figur machen, Felſing, und überall deine Stelle ausfüllen; 's iſt ſchon ein Troſt, wenn man das von ſich ſagen kann.“ Darauf hatte er das Fenſter verlaſſen, ſeinen Koffer aufgeſchloſſen und eine einfache Schreibmappe hervorgenommen, faſt zu gleicher Zeit, als dem unten im erſten Stocke von dem Diener ebenfalls eine Schreibmappe auf den Tiſch gelegt wurde, letztere aber von Schildkrotſchale, reich mit Gold und Silber eingelegt, mit edlen Steinen beſetzt, und auf dem Deckel derſelben befand ſich ein Schild mit einer Fürſtenkrone — dann ſchrieben Beide, und eigenthümlicher Weiſe an dieſelbe Perſon.

„Euer Excellenz!“ ſchrieb der im zweiten Stockwerke an den Grafen von Sporbach, Oberſthofmeiſter der Prinzeſſin Anna, „der ergebenſt Unterzeichnete hat Euer Excellenz ein Schreiben zu übergeben, und bittet Euer Excellenz dringend, dieſes in eigener Perſon thun zu dürfen, um Euer Excellenz zugleich mündlich wiederholen zu können, wie ſehr er mit der Verſicherung ausgezeichnetſter Hochachtung iſt und ſein wird, Euer Excellenz ganz gehorſamer Diener von Felſing.“

Der Brief des Fremden im erſten Stocke lautete dagegen: „Euer Excellenz! Bei Ihren vielfachen und wichtigen Geſchäften, bei Ihrer ſo ſehr in Anſpruch genommenen Zeit und bei dem gänzlichen Wechſel der Szenerie zwiſchen heute und jener Zeit, wo ich das Glück hatte, von Euer Excellenz in Rom gekannt zu

ſein, werden Sie ſich kaum noch meines Namens erinnern; doch wage ich es immerhin, mich Euer Excellenz in Erinnerung zu bringen, und bitte Sie, geſtützt auf die Freundlichkeit, die Sie mir damals zu Theil werden ließen, um Erlaubniß, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen.

„Sollte es Euer Excellenz für geeignet halten, Ihro Hoheit der Prinzeſſin Helene von meiner unbedeutenden Anweſenheit tief ergebenſte Meldung machen zu dürfen, ſo würde zu ganz außerordentlichem Danke verpflichtet ſein, Euer Excellenz ganz gehorſamer Diener Maler von Saleck.“

Beide Schreiben wurden geſiegelt, das vom erſten Stocke durch den Diener des Betreffenden auf die Poſt befördert, während das andere per Hausknecht denſelben Weg ging, doch hatte ſowohl dieſer als auch der ſervietten wedelnde Kellner des zweiten Stockes und der Portier die Adreſſe geleſen, wodurch der Fremde in der Achtung dieſer drei wichtigen Perſonen um mehrere Prozente geſtiegen war, was ihm bei verſchiedenen Angelegenheiten des Gaſthoflebens immerhin nützlich und von einigem Belang ſein konnte.

Nach dem Briefſchreiben wurde Toilette gemacht unten ſowie oben, und wenn auch die Behälter, aus welchen die Toilettegegenſtände herausgenommen wurden, ziemlich ungleich waren, ſo hatte doch der Anzug beider Herren ſelbſt in ſoweit eine Aehnlichkeit, daß Beide einfach aber elegant gekleidet waren, worauf Beide noch einen Blick in ihre Spiegel warfen, Beide ſich noch einmal mit der Bürſte durch das Haar fuhren, auch dem Schnurrbarte einige Aufmerkſamkeit widmeten, deſſen Erfolg ſich im erſten Stocke daran zeigte, daß der Bart des Bewohners hier in zwei ſcharfen Spitzen nach beiden Seiten auslief, während der des Mannes im zweiten Stocke etwas drohend in die Höhe ſtand. Als nun Beide ihre Hüte genommen, Handſchuhe angezogen und die Treppe hinab nach dem kleinen Garten des Hotels gingen, mußte jeder von ihnen von irgend welchem Kenner für einen ganz vollendeten Kavalier gehalten

werden, wobei jedoch dem Fremden vom erſten Stocke ein vornehmeres Cachet nicht abgeſprochen werden konnte.

II.

In dem kleinen Garten des Gaſthofs war eine hübſche große Terraſſe, welche auf den Fluß hinausging, wo breitäſtige Kaſtanien Schatten gaben, und die nebenbei auch, da deren Stämme ſehr hoch waren, eine reizende Ausſicht auf das durch kleine Fahrzeuge aller Art belebte Waſſer, ſowie auf die gegenüberliegenden ernſten Bäume des fürſtlichen Parkes gewährte. Von dem Schloſſe ſelbſt ſah man nur den oberen, mit Zinnen verſehenen Theil des Thurmes mit ſeiner flatternden Fahne. Auf der Mauer des Gartens, welche nach dem Fluſſe zu die Terraſſe bildete, ſtand ungefähr in der Mitte das Zeichen des Gaſthofs, plaſtiſch dargeſtellt durch einen eiſernen Anker, den eine wirkliche Roſenguirlande zierlich umſchlang, Roſe und Anker oder auch Hoffnung und Liebe.

Der Herr aus dem zweiten Stocke nahm dieſes Sinnbild gewiß in der erſteren Auslegung auf, ſoliden Ankergrund hoffend, der ihn hier in dem ſchönen Hafen ſicher und feſt halten möge, während der vom erſten Stocke wohl mehr die andere Bedeutung in's Auge gefaßt hatte; denn an der Terraſſenmauer ſtehend, lehnte ſich dieſer in Wirklichkeit an die Hoffnung, während er das Sinnbild der Liebe, eine friſche, eben aufgeblühte Roſe ſanft durch ſeine Finger gleiten ließ und dazu einen ſehr bezeichnenden Blick über das ſchimmernde Waſſer nach dem Schloſſe warf. Hier im Garten dicht am Hauſe befand ſich jene famoſe Kegelbahn, von der der ſerviettenſchwenkende Kellner des zweiten Stockes geſprochen, und war dieß auch in der

That eine ſehr elegante Einrichtung, nicht zu verwechſeln mit jenen plebejiſchen Anſtalten, wo die Kugel auf feſtgeſtampftem Lehm rollt, wo ein nothdürftiges Dach kaum vor Wind und Regen ſchützt, und wo ſich Waſchbecken und Handtuch ſehr im Urzuſtande befindet — nein, hier war Alles fein und zierlich, würdig der Gäſte, die, wie der Kellner geſagt, nach des Tages Laſt und Hitze hier in harmloſem Kegelſpiele von wichtigen Staatsgeſchäften ausruhten und den Ernſt ihres Dienſtes mit leichter Unterhaltung vertauſchten. Hier rollten ſchwere Kugeln von Eiſenholz auf glatten Marmorplatten, hier ſah man an der Wand bequeme Sitze, da war die Gasflamme zum Anzünden der Cigarren, und das Ganze bildete eine von ſchlanken Säulen getragene Gallerie, die gegen Sonne, Wind und Regen durch Marquiſen oder große Glasſcheiben gedeckt werden konnte. Heute war natürlicher Weiſe Alles geöffnet, um die erfriſchende Abendkühle einzulaſſen, die nach dem heißen Tage ſo wohlthuend war. An dem Theile der Kegelbahn, von wo die Kugeln geſchoben wurden, befand ſich ein Kellner im ſchwarzen Fracke mit weißer Halsbinde, beſchäftigt, Gläſer verſchiedenen Kalibers ſymmetriſch aufzupflanzen, während dort, wo die Kegel ſtanden, ein ſauber gekleideter, ſchon ziemlich erwachſener Burſche aus dem Dorfe den Kegelbuben vorſtellte, mit ſtolzem Selbſtgefühl den Augenblick erwartend, wo er die von Excellenzen umgeworfenen Kegel aufzurichten habe.

Die erſten Gäſte, welche erſchienen, waren zwei junge Männer, von denen man den Einen, wenn er ſich auch in Civilkleidung befand, in der Haltung den Offizier augenblicklich anſah: es war dieß ein ſchöner Mann von vielleicht ſechsundzwanzig Jahren mit blondem, gekräuſeltem Barte und ſtarkem, lockigem Haare, welches er, mit dem Hute in der Hand nun an der Terraſſe ſtehend, aus der breiten, ſchön geformten Stirne ſtrich, während er dazu in einem tiefen Athemzuge die kühlende Luft des Fluſſes einſog. — „Ah, wie das wohl thut," ſagte er, indem er ſeine Bruſt ausdehnte, und

dazu ſeinen leichten Rock aufknöpfte und rechts und links zurückwarf, „ſo köſtlich erfriſchend nach der Zimmerluft, die ich faſt den ganzen Tag eingeathmet.“

„Sie waren heute im Dienſt?“ frug der Andere, der ſich unterdeſſen auf den Rand der Terraſſenmauer geſetzt, mit dem Rücken gegen den Fluß und den Garten, und die Rückſeite des Gaſthofs betrachtete.

„So iſt es, im Dienſt von neun bis ſechs Uhr, und ziemlich angeſtrengten; Seine Hoheit halten darauf, daß Ihre Adjutanten vom Dienſte den ganzen Tag im Vorzimmer bleiben in Uniform und Schärpe, ſelbſt hier auf dem Lande, und ich kann Sie verſichern, lieber Wilden, daß ich allemal Dienſt habe, ſo oft irgend eine deliciöſe Landpartie in Ausſicht ſteht, heute auch wieder: eine Tour nach dem alten Kreuze mitten im Walde habe ich wieder verſäumt, dort ein ländliches Diner auf duftigem Raſen im kühlen Schatten, während ich dafür en petit comité mit den älteren Herrſchaften ſpeiſen mußte.“

„Ja, in der That, Sie haben es ſehr ſchlimm, Herr Graf,“ ſagte der andere junge Mann lachend.

„Bedingungsweiſe gewiß; glauben Sie mir, ich hätte gerne während drei Regentagen nacheinander Dienſt gethan, wenn ich heute bei der Partie nach dem alten Kreuze hätte ſein dürfen; o ich liebe dieſen Platz unendlich.“ Dieß Letztere ſagte er mit einem ſchwärmeriſchen Blicke.

„Hm, hm,“ machte der Andere, hinter der vorgehaltenen Hand leicht huſtend.

„Wie ſteht's mit Ihrer Zeichnung von jenem Platze, die Sie mir ſchon ſeit acht Tagen verſprochen? mir ſcheint, lieber Wilden, Warneck iſt ein Capua für Sie, Ihr früherer Fleiß iſt ganz verſchwunden.“

„Acht Tage iſt auch eine gewaltig lange Zeit, wenn man, Gott ſei es gedankt, ſo mit Aufträgen überhäuft iſt wie ich.“

„Die Pflicht der Dankbarkeit ſollte meine Zeichnung allen andern vorgehen laſſen.“

„Das thut ſie auch, aber der bezeichnete Platz iſt ſo ſchön, und der Auftrag für mich ſo ehrenvoll und anſpornend, daß es etwas ganz Außerordentliches geben muß — man ſoll ſehen, daß mit Liebe daran gemalt wurde.“

„Was nützt es mich,“ ſagte der Andere achſelzuckend, „ob Sie mit Liebe daran malen, ja wenn ich es ſelbſt gethan hätte . . .“

„Man muß in meiner Arbeit den Wunſch des Beſtellers ſehen, etwas ganz Außerordentliches erſchaffen zu laſſen, und dazu werde ich alle meine Kräfte anſtrengen.“

„Aber in den nächſten Tagen werden Sie fertig?“

„Gewiß, Herr Graf.“

Daß der, welcher zuletzt ſprach, ein Künſtler war, brauchen wir dem geneigten Leſer kaum zu ſagen. Es war ebenfalls noch ein junger Mann; er trug einen leichten Sommeranzug und hatte ſeinen Strohhut neben ſich auf die Mauer gelegt. „Sehen Sie,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während er immer noch das Haus betrachtete, „welche kleine, reizende Partie ſich dort bildet, wo Epheu und Schlingroſen das breite Fenſter einrahmen; wenn wir da hinein eine hübſche Mädchengeſtalt bringen, ſo haben wir eine allerliebſte Kompoſition.“

„A propos,“ ſagte der Adjutant des Fürſten nach einer längeren Pauſe, ohne ſich aber nach dem Hauſe umzuſchauen, „was für einen Auftrag hat Ihnen der junge Herzog gegeben? Sie zeichnen ja etwas für ihn.“

„Verzeihen Sie, wertheſter Herr Graf und Gönner, das iſt ein Staatsgeheimniß.“

„Pah, mir gegenüber!“

„Denken Sie, der Herzog verlange zu wiſſen, was ich für Sie male!“

„Hat er darnach gefragt?“

Nähtiſche entſchädigten; er dachte bei ſich, ſo ſollte der Doktor auch ſein Leben einrichten, nämlich wenig auf ſeine Kleidung wenden und ſich für das, was er verdiene, eine ordentliche Wohnung anſchaffen; und der Herr Dubel machte in dieſer Richtung einen kleinen Bekehrungsverſuch.

Der Doktor hatte ſich gerade zwei Seiten des Körpers vollkommen gewärmt und ſtand jetzt en face gegen den Ofen, doch hatte er das Geſicht der Hitze wegen etwas abgewendet. Dubel trug ſeine Gründe vor und verſicherte, wie viel rathſamer er es hielte, etwas weniger auf ſeinen äußern Menſchen zu verwenden, dagegen eine Stelle zu haben, wo man ſein Haupt ruhig und ungehindert hinlegen könne.

Der Doktor zuckte die Achſeln und ſagte mit unverwüſtlicher Ruhe und völligem Gleichmuth: „Beſter, das verſtehen Sie nicht! Freilich, wenn ich das Geld daliegen hätte oder mir dasſelbe eingienge und ich die Wahl hätte, entweder einen neuen Paletot, einen neuen Hut zu kaufen, oder mir eine Wohnung anzuſchaffen, ſo würde ich vielleicht das Letztere thun; aber ich hatte weder zu dem Einen, noch zu dem Andern die nöthige Baarſchaft und rechnete ſo: der Zimmermiether gibt dir vier, höchſtens acht Wochen Credit, der Schneider und Kaufmann aber mindeſtens ein halbes Jahr; weßhalb ich mich zu Gunſten der Letztern entſchied.“

„Alſo Sie haben Ihren Paletot und Hut nicht bezahlt?“ fragte der Schneider mit etwas langem Geſicht; und der Doktor verſetzte:

„Ich bin nicht im Stande, etwas Unmögliches zu thun; leider waren meine Einnahmen für ſchriftſtelleriſche Arbeiten in der letzten Zeit ſo außerordentlich gering, daß ich damit kaum ein Mittagseſſen und den nöthigen Kaffee beſtreiten konnte; ich bin, was die Schulden anbelangt, wirklich einigermaßen heruntergekommen, und wenn eines Tages irgend ein Zauberer vor

„Nein, ich würde es ihm auch nicht ſagen.“

„Ich danke für die Lektion,“ erwiederte der junge Adjutant lachend, „aber ich will Ihnen ungefähr ſagen, was Sie für ihn zeichnen: einen Theil des kleinen Pavillons nach dem Park zu; Sie wiſſen doch, welchen Pavillon ich meine? den, wo die Damen der Prinzeſſin Helene wohnen.“

„Den Pavillon kenne ich allerdings; es iſt ein kleines reizendes Haus.“

„Ja — a — a — ah,“ gab der Andere zur Antwort, doch klang dies lang gezogene Wort wie ein Seufzer.

Der junge Maler hatte jetzt ſeinen Blick auf den Fluß geworfen und ſagte, wie um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben: „Mir ſcheint, die Herrſchaften kommen dort von der Landpartie zurück; es iſt das Boot der Prinzeſſin; Ihre Hoheit ſitzen wie gewöhnlich am Steuer.“

„Ja, Sie haben Recht, Ihro Hoheit lieben es, zu ſteuern.“

„Und ſie verſteht's, ſehen Sie, mit welch' zierlichem Bogen das Schiff die Landungstreppe gewinnt.“

„Wilden, Sie ſehen ſchärfer als ich, wer führt die Ruder?“

„Wenn ich nicht irre, der Herr Herzog und Graf Sporbach.“

„Sehen Sie auch die Damen der Prinzeſſin?“

„Ja, ſie ſind im ſelben Boote.“

„Hätte ich nur ein ſcharfes Glas bei mir.“

Eine andere Perſon im Garten hatte wohl ein ſcharfes Glas bei ſich und benützte dieſes Glas ſo eifrig, daß er es wohl um keinen Preis an Jemand Anderes abgetreten hätte: es war der Fremde vom erſten Stocke, der ſich nach der andern Seite des Gartens zu gezogen hatte und mit ſeinem Glaſe unverwandt das kleine Boot betrachtete.

„Sie ſteigen aus,“ ſagte der Adjutant.

„Ja, die Prinzeſſin zuerſt — Herr v. Sporbach iſt an ihrer Seite.“

„Und der Herzog?“

„Er reicht dem Fräulein v. St. Aubin die Hand.“

„Hol' ihn der Teufel!“ murmelte der Adjutant, jedoch ſo leiſe, daß nicht einmal ſein Nachbar ihn verſtehen konnte.

„Es iſt gut,“ ſagte der Maler nach einer Pauſe, „daß das Boot, in welchem dort der Oberſtkammerherr kommt, ſchon die Mitte des Fluſſes erreicht hat, ehe das Fahrzeug der Prinzeſſin am Ufer war, ſonſt würde er es ſich nicht haben nehmen laſſen, ſie nach dem Schloſſe zurückzubegleiten; jetzt begnügt er ſich damit, die Ruderer beilegen zu laſſen und ſeinen Hut in der Hand zu behalten, bis die höchſten Herrſchaften verſchwunden ſind.“

„Wenn Sie nicht ſo eilig geweſen wären, hieher zu kommen,“ ſagte der Adjutant in einem Tone des Vorwurfs zum jungen Maler, „ſo wären wir jetzt auch erſt in der Mitte des Fluſſes.“

„Das iſt wahr, und hätten ebenfalls das Glück gehabt, Grüße wechſeln zu dürfen, doch iſt das nun einmal durch meine Schuld vorbei, und wir müſſen uns mit der allerdings traurigen Wahrheit tröſten, daß keine Reue im Stande iſt, eine verlorene Minute zurückzurufen.“

„Ich wollte, ich hätte Ihren Humor.“

„Er fehlt Ihnen nicht, — aber ...“

„Dort kommt der Oberſtſtallmeiſter,“ entgegnete der Adjutant, den Maler abſichtlich unterbrechend, „Seine Excellenz verbindet das Angenehme mit dem Nützlichen, und nimmt als Ziel ſeiner Spazierfahrt Anker und Roſe.“

In der That ſah man in dieſem Augenblicke einen Wagen auf die Brücke einbiegen, welchen vier prachtvolle Rappen zogen, die förmlich in ihren Geſchirren tanzten, in die Zügel ſchäumten und offenbar nur durch eine feſte und ſehr geſchickte Hand in ihrem geſtreckten Trab erhalten werden konnten. Jetzt bog die Equipage von der Brücke auf die Straße und gelangte ſo raſch auf den Platz, an dem der Gaſthof lag; doch wurden ſie hier von dem Herrn, der

ſo feſt und ſicher die Zügel führte, ſtatt gerade aus in einem leichten Bogen um dieſen Platz herumgelenkt, um alsdann mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit vor dem Thore des Gaſthofs ſo präcis angehalten zu werden, daß der Mittelpunkt des Wagens mit dem Mittelpunkte des Thores zuſammenfiel. Von dem Sitze hinten hatten ſich raſch die Bedienten herabgeworfen, von denen ſich der Eine ſchnell vor die Vorläufer ſtellte, während der Andere Seiner Excellenz herabſteigen half, was dieſer langſam und bedächtig that, nachdem er Zügel und Peitſche dem neben ihm ſitzenden Oberkutſcher übergeben.

„Es iſt nicht ſchlecht gegangen," ſagte der Oberſtſtallmeiſter, während er um das ſchöne Geſpann herumging und dem einen der Thiere auf den Hals, dem andern auf die Croupe klopfte, „nehmen Sie im Nachhauſefahren den Weg nochmals an der Mühle vorbei, wo der rechte Vorläufer bei dem ſchäumenden Rade etwas zu auffallend die Ohren ſpitzte, laſſen Sie ihn ſo dicht wie möglich hinangehen, er muß ſich daran gewöhnen; nun ich denke, wir können Seine Hoheit nächſtens mit dem Zuge fahren laſſen."

Der, zu dem er alſo geſprochen, grüßte ehrerbietig mit der Peitſche und fuhr im Schritt davon, während ſich die beiden Lakaien von rechts und links wieder auf ihre Sitze ſchwangen.

Seine Excellenz trat darauf in den Garten, wo unterdeſſen das Boot des Oberſtkammerherrn, der mit einigen Begleitern gekommen war, gelandet hatte.

Der Oberſtſtallmeiſter war ein ziemlich großer ſchlanker Mann, mit einem angenehmen, etwas ernſten Geſichte, wogegen der Oberſtkammerherr, klein und unterſetzt, mit einer ſo außerordentlichen Freundlichkeit um ſich ſchaute, daß ein angenehmes Lächeln ſelten von ſeinen Zügen wich. Er reichte den Anweſenden ſeine beiden Hände hin und that dieß offenbar mit einem Ausdruck des Bedauerns, nicht über noch mehr Hände zu verfügen zu haben, um Alle auf einmal glücklich machen zu können. „Jetzt ſind wir da," ſagte er

luſtig, „und wollen uns ganz dem harmloſen Vergnügen des Kegelſpiels hingeben: he, Georg!“ rief er dem Kellner zu, „bekommen wir ein recht kaltes und friſches Bier? ich ſchmachte darnach. Bei uns bringe ich es nicht ſoweit, daß, wenn einmal eine Probe des edlen Gerſtenſaftes ſervirt wird, derſelbe nicht warm und faſt ſchal iſt; ich habe es dem Grafen Sporbach oft genug geſagt, aber da er ſelbſt keines trinkt, ſo gönnt er auch uns Anderen dieſes Vergnügen nicht rein und ungetrübt.“

Oberſtkammerherr von Spiegel ſchien die Seele des Kegelſpiels zu ſein. Er bat die Anweſenden, nun nicht länger zu warten, trieb den Kellner an, das kühlſte Bier herbeizubringen, drohte dem Kegelbuben von weitem mit aufgehobenem Zeigefinger, um ihn zu veranlaſſen, ſeine Sache gut zu machen, und ließ Roth und Schwarz ziehen, um die Partie gleichmäßig zu regeln: es wurde nämlich gepartelt, ein unterhaltendes Kegelſpiel, wo die Spieler in zwei Partieen getheilt ſind, und es eine Menge feiner Nüancen gibt, bei denen ein guter Spieler ſeine Kunſt zu zeigen vermag.

Es war nach dem heißen Tage ein prächtiger Abend geworden, die ſinkende Sonne warf einen Goldſchimmer auf das langſam fließende Waſſer und ließ die mächtigen Bäume des Parkes wie mit einem glühenden Duft überzogen erſcheinen, während eine angenehm erfriſchende Kühle ſo wohlthuend nach der heißen Sonnenglut wirkte.

Von unſeren beiden Fremden hatte ſich Felſing an ein kleines Tiſchchen neben der Terraſſenmauer geſetzt, während der Herr vom erſten Stock der Länge des Gartens nach auf und ab ſpazierte. Er that das anſcheinend, ohne ſich um die Kegelſpieler zu bekümmern, doch wer ihn genau beobachtete, merkte wohl, daß er von Zeit zu Zeit, wenn er in die Nähe des Pavillons kam, einen raſchen Blick dorthin zu werfen ſchien. Und ſo war es auch in der That: er betrachtete die Anweſenden ſo genau als thunlich, denn es wäre ja möglich geweſen, daß er einen von ihnen damals in Rom geſehen.

„Es iſt eigentlich gar nicht amüſant mit Ihnen zu ſpielen,“ ſagte der Oberſtkammerherr zu dem Maler Wilden, der, mit dem Rücken gegen den Garten gekehrt, etwas in ſein Buch zeichnete, „wenn wir hier auf der Kegelbahn ſind, muß man die Geſchäfte zu Hauſe laſſen; ſehen Sie, ſogar unſer Freund, der Oberſtſtallmeiſter, denkt in dieſem Augenblicke nicht mehr an ſein vierbeiniges Departement und lächelt ſogar, weil er die eine Seite des Kegelvierecks ſo famos weggeputzt hat.“

„Seien Sie froh an Wilden,“ meinte der junge Adjutant, „er iſt doch bei der Sache, wenn er ſich auch in der Zwiſchenzeit mit etwas Anderem beſchäftigt.“

„Ja,“ ſagte der Maler lachend, „und ich möchte mir die Bemerkung erlauben, daß es undankbar von Seiner Excellenz iſt, mir einen Vorwurf zu machen, denn ich ſkizzire noch Einiges zu dem kleinen Kegelbahnbilde, das ich zu liefern verſprochen.“

„Ah, wenn das iſt, ſo bleiben Sie ruhig an Ihrer Arbeit,“ entgegnete Baron Spiegel, „laſſen Sie ſich gar nicht unterbrechen, im Nothfalle thue ich ſelbſt einen Wurf für Sie.“

„Dabei aber käme Deine Partie zu Schaden,“ ſagte trocken der Oberſtſtallmeiſter, „denn Wilden iſt ein feiner Stecher, während es bei Dir kaum noch in's Volle langt.“

„Nun, das wollen wir einmal ſehen,“ gab der Oberſtkammerherr animirt zur Antwort; „gibt es einen Kegel, der ſchwerer zu machen iſt als der, welcher dort auf der linken Seite noch ſteht? Gebt jetzt einmal Achtung!“ Bei dieſen Worten wiegte er die Kugel ziemlich lange in der Hand und — warf vorbei.

„Das nennt man einen Pudel,“ ſagte der Oberſtſtallmeiſter.

„Im Gegentheil,“ rief Baron Spiegel, „das war nur zu fein geſchnitten; ich möchte jede Wette machen, daß zwiſchen der Kugel und dem Kegel nicht ein Blatt Poſtpapier Platz gehabt hätte.“

„Alſo denn noch einmal.“

Der Oberſtkammerherr warf ſeine zweite Kugel; auch dieſe flog vorbei und bandirte noch obendrein.

„Nun, Spiegel, wie nennſt Du das?“ frug der Oberſtſtallmeiſter.

„Die Kugel fiel mir aus der Hand, das kann Jedem vorkommen — Georg, reich' mir mein Glas herüber!“ wandte er ſich an den Kellner.

„Alſo Sie, Wilden,“ ſagte der Adjutant, worauf der Maler ſein Skizzenbuch hinlegte, die Kugel hinausſauſen ließ und den Kegel ſo gewaltig traf, daß er, wie man zu ſagen pflegt, in der Luft ein Rad ſchlug.

„Hat er ihn gemacht?“ frug der Oberſtkammerherr, da er in dieſem Augenblick abgewandt ſein Bier trank.

„Und wie!“ gab der Oberſtſtallmeiſter zur Antwort; „ja, lieber Spiegel, das macht die Jugend, ein ſcharfes Auge, eine ſichere Hand, man muß wie wir in der Uebung bleiben — und im Vorzimmer roſtet man ein.“

„Nun, was Deine Jugend anbelangt, ſo beunruhigt ſie Dich auch nicht mehr beſonders; ich habe geſagt, das iſt der ſchwerſte Kegel, den es gibt.“

„Und ich mache ihn doch,“ ſagte ruhig der Oberſtſtallmeiſter; „gilt es eine Wette?“

„Warum nicht, wie hoch?“

„Zehn Louisd'or, doch habe ich drei Würfe.“

„Das iſt zu viel, zwei will ich Dir zugeſtehen.“

„Sei's d'rum,“ verſetzte der Oberſtſtallmeiſter und wandte ſich mit den Worten an die Uebrigen: „Ihr werdet erlauben, daß wir das Spiel eine Sekunde unterbrechen.“ Der Kegel wurde wieder aufgeſetzt, der Oberſtſtallmeiſter nahm die Kugel, zielte einen Augenblick und traf alsdann den Kegel faſt eben ſo gut, wie vorhin der junge Maler.

„Famos,“ rief der junge Adjutant, „ich mache Euer Excellenz

mein Kompliment;“ worauf der Oberſtkammerherr hinzuſetzte: „Ja, dieſer gute Rodenberg hat immer Glück.“

„Verkleinere mein Verdienſt nicht,“ gab der Sieger lächelnd zur Antwort, „es thut's das ſichere Auge und die feſte Hand; das Herumtreiben in freier Luft, Reiten und Jagen konſervirt die Jugend; ich finde wahrhaftig, guter Spiegel, daß Du bedeutend alterſt, ſeitdem Du nicht mehr mit uns auf die Jagd ziehſt.“

„Darin haſt Du nicht ſo ganz Unrecht,“ erwiederte der Andere achſelzuckend, „aber ich halte nun einmal einen jagenden Oberſtkammerherrn für eine Abnormität.“

„Du ziehſt wahrſcheinlich vor gejagt zu werden.“

„O,“ gab Baron Spiegel zur Antwort, „dieſen ſchlechten Witz möchte ich in Deiner hohen Stellung nicht um eine Million gemacht haben; da ſieht man doch, lieber Rodenberg, daß die Beſchäftigung immer ein wenig auf den Menſchen einwirkt — Einfluß Deines Departements.“

„Ich wollte gar keinen Witz machen, ſondern ſprach nur ein Wort, das man häufig von Dir hören muß; wie oft ſagſt Du nicht: ‚Ach, dieſes Gehetze, dieſes Gejage!‘“

„Allerdings, weil ich für euch Alle arbeiten muß; gewiß, Kinder,“ ſetzte er jovial lächelnd hinzu, „ihr wißt nicht, wie viel Dank ihr mir ſchuldig ſeid, wie oft ihr mir eure Frühſtunden zu danken habt, wenn Seine Hoheit zuweilen verdrießlich ſind, und ich nur zu ſagen brauchte: Würde Eure Hoheit nicht eine Partie Billard befehlen, oder ein kleines Piſtolenſchießen? Rodenberg würde glücklich ſein.“

„Das fehlte mir allerdings noch,“ meinte der Oberſtſtallmeiſter trocken.

„Aber in ſolchen Fällen,“ fuhr Baron Spiegel fort, „trete ich für euch ein und unterhalte Seine Hoheit — — — — ſeht dort,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er ſich umſchaute,

„jetzt muß man dieſen Wilden ſchon wieder rufen. Sie müſſen werfen," rief er dem Maler zu, der aus dem Pavillon getreten war und mit beſonderer Aufmerkſamkeit den immer noch auf- und abwandelnden Fremden aus dem erſten Stocke betrachtete.

„Da bin ich ſchon," rief der Maler, doch ſah man deutlich, daß er nicht ganz bei der Sache war; er hatte einen Wurf in's Volle, doch brach die Kugel ſo unglücklich durch, daß in der Mitte eine Lücke entſtand, aber die Kegel auf beiden Seiten ſtehen blieben.

„Ei, ei," ſagte der Oberſtkammerherr, „einen ſolchen Wurf können wir am Ende des Spiels gerade brauchen, wir bleiben drin, die Partie wird verloren ſein."

Auch die zweite Kugel, welche Wilden warf, fiel nicht glücklich aus, worauf er achſelzuckend ſagte: „Ich muß um Entſchuldigung bitten, ich bin zerſtreut; als ich eben hinaus trat, bemerkte ich einen Herrn, der mir außerordentlich bekannt vorkam, und den ich ſehr genau kenne, wenn er es wirklich iſt." Nach dieſen Worten eilte er raſch in den Garten hinaus und hatte kaum in das Geſicht des Fremden geſehen, welcher ſich jetzt gerade gegen ihn wandte, als er zu ihm hineilte und ihm mit dem Ausrufe: „Sind Sie es wirklich, Saleck?" die Hand entgegenſtreckte.

„Allerdings bin ich es," gab der Angeredete zur Antwort, „und freue mich außerordentlich, Sie hier zu finden, Wilden."

„Ich dachte, Sie wären noch in Rom?"

„Ich glaubte Sie in Norwegen, wohin Sie ja gehen wollten."

„Dazu kam ich gar nicht; ich blieb in der Reſidenz hängen, erhielt Aufträge die Hülle und Fülle, und ſah mich veranlaßt, den Hof hieher nach Warneck zu begleiten."

„So hat man wohl zum Hofmaler Glück zu wünſchen?"

„Das weniger, ich glaube kaum, daß ich Luſt habe, mich jetzt ſchon irgendwo feſtzuſetzen, auch athme ich ſchwer in der Hofluft und ſehne mich nach Wald und Haide — aber Sie, Saleck,

der ſich in hohen Kreiſen ſo angenehm, gern und leicht bewegt, Sie, der, wie ich mich noch wohl erinnere, in Rom von der Prinzeſſin Helene protegirt wurde, Sie finden hier ein geeignetes Terrain."

„Wer weiß, lieber Freund, man wird ſo bald vergeſſen, wer denkt hier noch an mich — hörten Sie je von mir ſprechen?"

„Graf Sporbach nannte neulich Ihren Namen, es war, glaube ich, als ich hier das Album der Prinzeſſin Helene anſehen durfte; ‚das iſt eine Handzeichnung von Saleck', ſagten Seine Excellenz, ‚kennen Sie ihn?'"

„Worauf Sie mich doch nicht verleugneten?"

„Im Gegentheil, ich freute mich ſehr eine Ihrer Arbeiten zu ſehen, und ſagte das auch."

„War die Prinzeſſin zugegen?"

„Sie ging zufällig durch den Salon, und da Graf Sporbach ſie bat, unſere Freiheit, ihr Album anzuſehen, entſchuldigen zu wollen, warf ſie einen Blick auf das Blatt und ging kopfnickend vorüber."

„Sagte ſie vielleicht etwas über meine Arbeit?"

„Nein, — — ich erinnere mich nicht," doch hatte er einen kurzen Augenblick mit der Antwort gezaudert.

„Sehen Sie die Prinzeſſin zuweilen?" fragte Saleck nach einer Pauſe.

„Sehr ſelten, nur wenn ich mit hinausgenommen werde, um etwas zu zeichnen — — unter uns, man iſt ungeheuer vornehm an dieſem Hofe."

„Davon müſſen Sie mir ſpäter Ausführliches erzählen," erwiederte Saleck — — „zeichnet die Prinzeſſin auch noch?" frug er nach einem kurzen Stillſchweigen.

„Ich glaube kaum, ich habe davon nie etwas geſehen oder gehört."

„Wohnen Sie auf dem Schloſſe, lieber Wilden?"

„Nein, hier im Gaſthofe.“

„Das trifft ſich herrlich; auch ich habe hier Zimmer genommen, ich kam heute Nachmittag hier an, und freue mich doppelt, dieſen Ausflug gemacht zu haben, da ich Sie hier finde; ich hoffe, wir wollen viel beiſammen ſein, und wäre ich Ihnen ſehr dankbar, wenn Sie in der reizenden Umgebung meinen Führer machen möchten.“

„Mit Vergnügen, Sie können mir glauben, daß ich entzückt bin Sie zu ſehen und mit Ihnen von Rom plaudern zu können.“

„Spricht die Prinzeſſin noch zuweilen von Rom?“

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, ich gehe meinen Malereien nach und bekümmere mich ſonſt um die ganze Geſchichte nichts.“

„Daran ſehe ich in der That,“ ſagte Saleck lachend, „daß Sie am Hofe keine Carrière zu machen gedenken; im Grunde haben Sie recht bei Ihrer Kunſt und bei Ihrem Namen.“

„Wilden!“ hörte man jetzt den Oberſtkammerherrn rufen, „Sie ſind wahrhaftig heute gar nicht zu gebrauchen.“

„Man ruft Sie,“ ſagte Saleck, „laſſen Sie ſich nicht ſtören; ich ſpaziere hier auf und ab, und wenn Sie fertig ſind, rauchen wir gemüthlich eine Cigarre zuſammen. — Wer ſind denn die Herren?“ frug er noch, während ſie Beide dem Pavillon zuſchritten.

„Sie ſind von Hofe, ſoll ich Sie vorſtellen?“

„Wenn man das nicht für zudringlich hält — ſprechen Sie darüber.“

„Gewiß.“ Damit eilte der junge Mann auf die Kegelbahn zurück, wo er den Oberſtkammerherrn in ziemlicher Aufregung fand, während die Spieler der andern Partie freundliche Miene machten.

„Seine Excellenz haben es vorausgeſagt,“ meinte der Adjutant, „ihr habt eure Partie verloren.“

„Das heißt,“ fiel Baron Spiegel eifrig ein, „nur ein Wunder kann uns retten; zwei Würfe, wie ſie aber nicht alle Tage nach

meinen Augen in die Hände klatſchte und ſpräche: Was du nicht bezahlt haſt, fliege ab von dir! — ſo würde ich in vollkommenem Naturzuſtande zurückbleiben.“

„Ach,“ ſagte der Schneider, „das iſſſ-t eigentlich ganz entſetzlich!“

„Das Entſetzliche daran iſt eigentlich,“ verſetzte der Doktor, „daß das Schuldenmachen einen magiſchen unſichtbaren Kreis um einen herumzieht, den man nicht durchbrechen kann, der einen gewaltig einengt, der einen ſehr genirt. Ein Menſch ohne Schulden — dieſelben ſind freilich ſehr ſelten — wandelt durch alle Straßen aufrechten Kopfes, ſieht jedem frei ins Geſicht, kann vor jedem Laden ſtehen bleiben, gefällt ihm etwas und er hat Geld dazu, ſo kann er's kaufen; hauptſächlich aber befindet ſich ein ſchuldenfreier Menſch in der Lage, ohne Schwierigkeit enorme Schulden machen zu können. Der Schuldbeladene dagegen, der mit Mahnbriefen Verfolgte und mit Executionsdrohungen Ueberſchüttete, muß, im Fall er ſich eine Wohnung ſucht, eine ſolche nehmen, welche auf einen Hof hinausgeht, damit man von der Straße kein Licht ſieht, er muß ſeine Schlüſſellöcher zuſtopfen, er muß ſich angewöhnen, nicht zu ſingen, und wenn er gern pfeift, dieß leiſe zu thun, und muß ſich vor allen Dingen einen Stadtplan kaufen.“

„Einen Stadtplan?“ fragte erſtaunt der Herr Dubel.

„Allerdings, einen Stadtplan,“ entgegnete der Doktor und zog ein ähnliches Inſtrument aus der Taſche, welches er zur beſſeren Ueberſicht auf den Tiſch legte. „Bemerken Sie hier,“ fuhr er fort, „welche Straßen mit rothen Streifen bezeichnet ſind? All' dieſe Straßen ſind für den Schuldbeladenen verbotene Wege, in all' denſelben befinden ſich für ihn Scyllen und Charybden, und wenn ihn vielleicht der Tabackshändler nicht mit den freundlichſten Worten in den Laden hineinlockt, um ihm da furchtbar die Meinung zu ſagen, ſo thut es der ihm gegenüber wohnende Schuſter auf noch gröbere Art. Demnach muß man ſich an jedem Morgen

einander vorkommen; auf den einzigen jämmerlichen Kegel der noch ſteht, habe ich zwei Kugeln verloren."

„Zwei ſo koſtbare Kugeln," wiederholte der Oberſtſtallmeiſter.

„Den Kegel müſſen Sie machen," fuhr der Oberſtkammerherr, zu dem Eintretenden gewandt, fort, ohne in dieſem wichtigen Augenblicke die Neckereien ſeines Freundes zu beachten.

Die Kugel ſauste und der Kegel fiel.

„A — a — a — ah," machte Baron Spiegel nach einem tiefen Athemzuge.

„Und was wünſchen Eure Excellenz jetzt noch?" frug lachend der Maler.

„Einen Kranz, junger Mann — ein Kranz dort bei den Kegeln iſt unſer Siegeskranz; ich bitte Sie inſtändig, nehmen Sie ſich zuſammen — welche Aufregung," fuhr er in komiſchem Ernſte fort, als Wilden ſeine Kugel in der Hand wiegte, „ich muß mich wahrhaftig abwenden, bis ich die Kegel klappern höre."

„Kranz!" rief draußen der Kegelbube, worauf der Oberſtkammerherr auf den Maler zuſchritt und ihm mit den Worten die Hand ſchüttelte: „noch einen ſolchen Schuß, junger Schütze und Dein Glück iſt gemacht!"

„Aber iſt das erhört!" rief der Oberſtſtallmeiſter, „wie kann man ein ſolches Glück haben! Spiegel, Spiegel, ich an Deiner Stelle hätte wahrhaftig Angſt für meine Zukunft — die Partie, bei der Du biſt, hat immer zu viel Glück — denke an den Ring des Polykrates und opfere den Göttern."

„Das werde ich auch thun in dem ſtolzen Gefühle, euch beſiegt zu haben — komm' her, Georg!"

Bei dieſen Worten holte der Oberſtkammerherr ein nagelneues Halbguldenſtück aus ſeiner Weſtentaſche und gab es dem Kellner.

„Das große Ergebniß des Sieges iſt," ſagte der junge Adjutant, welcher an der Tafel zuſammenrechnete, „daß Sie ein einziges Holz mehr als wir haben."

„Tant de bruit pour une omelette!“ meinte der Oberſtſtallmeiſter, indem er ſich auf die Bank ſetzte und an einer Gasflamme ſeine Cigarre anzündete, „ein ſolcher Sieg iſt eigentlich gar keiner zu nennen, und wem habt ihr Andern überhaupt es zu verdanken, daß wir euch nicht gänzlich auf's Haupt geſchlagen haben, als unſerem jungen Freunde da — à propos Wilden, wer war denn der Fremde, mit dem Sie vorhin ſprachen?“

„Es iſt ein Maler, den ich in Rom kennen lernte, ein Herr von Saleck, ein Mann von ſehr guter Familie, und, was das Angenehmſte für einen Künſtler iſt, ſehr reich.“

„So, ſo, Saleck,“ ſagte der Oberſtkammerherr, „der in Rom das Glück hatte, den allerhöchſten Herrſchaften vorgeſtellt zu werden, ein hübſcher Mann, ſieht ſehr anſtändig aus.“

„Du hörſt ja, daß er von guter Familie iſt,“ ſprach Graf Rodenberg, „und reich, — das iſt nicht zu verachten.“

„So, ſo, das iſt der Saleck,“ warf der Adjutant ein, indem er dem Dahinwandelnden mit Intereſſe nachſchaute, „über den Ihro Hoheit ſo gerne ihre kleinen pikanten Bemerkungen macht.“

„Ei?“ frug der Oberſtſtallmeiſter, „Sporbach ſagte mir, er wäre in Rom ſehr in Gnaden geweſen.“

„Man hat Beiſpiele, daß das raſch wechſelt,“ meinte Baron Spiegel mit einem feinen Lächeln — „neulich noch. Sie waren ja dabei,“ wandte ſich der Baron an Wilden, „als Graf Sporbach Ihnen das Album der Prinzeſſin zeigte und Ihre Hoheit zufällig vorüberkam — was ſagte ſie doch, als man Saleck's Namen nannte? richtig, ſie ſagte: ‚eine langweilige Zeichnung, ſo geleckt und nichtsſagend, wie der, der ſie gemacht' — erinnern Sie ſich, Wilden?“

„Ja, ja, ich erinnere mich,“ fügte dieſer lachend hinzu, „auch ſagte Ihre Hoheit noch, ‚ich kann die Künſtler nicht leiden, die mit hellen Glacéhandſchuhen zeichnen,‘ eine Bemerkung, der ich getroſt in die Augen zu ſehen vermochte, denn mir kann man eine Verſchwendung an Handſchuhen nicht vorwerfen.“

„Wogegen ich Ihnen doch wieder nicht rathen möchte, sich bei der Prinzessin ohne helle, tadellose Glacés sehen zu lassen, wenn Sie zu einer Audienz befohlen würden."

„Du lieber Gott," warf der Oberstkammerherr ein, „das kommt Alles auf Zeit und Launen an, vielleicht nähme es Ihre Hoheit nicht einmal übel, wenn sie Sie mit weißen Glacéhandschuhen zeichnen fände — — haben wir nicht Alles das und noch viel mehr erlebt?"

„Gedenkt dieser Herr von Saleck länger hier zu bleiben?" frug der Adjutant, „will er die römische Bekanntschaft erneuern, und zu welchem Zwecke, da er reich ist? An Aufträgen wird ihm ja nichts liegen."

„Ich für meine Person wünsche sehr, er bliebe eine Zeit lang hier, und Saleck hätte das Glück, Ihre Bekanntschaft machen zu dürfen, Sie würden einen ausgezeichneten und liebenswürdigen jungen Mann an ihm finden; ja ich bin überzeugt, er würde Ihnen in jeder Hinsicht gefallen — ich gedachte schon vorhin, Sie um die Erlaubniß zu bitten, Ihnen meinen Freund vorstellen zu dürfen."

Der Oberstkammerherr schaute den Oberststallmeister an, worauf er seine Augbrauen und Schultern außerordentlich hoch emporzog, und die alte und sehr vorsichtige Excellenz sagte: „Sie, lieber Wilden, sind uns Allen ein charmanter Freund, wir — wir behandeln Sie als unser — es — ich wollte sagen, wir behandeln Sie, wie man einen Künstler Ihres Namens behandeln muß, wir Alle, die wir hier sind; auch würde ich für meine Person durchaus nichts dawider haben, die Bekanntschaft des Herrn von Saleck zu machen, aber wohl verstanden, in der Residenz, wo Alles weiter und größer ist, wogegen man hier beim Eingehen neuer Bekanntschaften nicht vorsichtig genug sein kann; wissen Sie, lieber Freund, hier auf dem Lande, wo man mit den allerhöchsten Herrschaften, wenn ich mich so ausdrücken darf, mehr ohne die gewissen herkömmlichen Schranken

lebt, man könnte ſich erlauben, zu ſagen, mehr en famille, da hat es ſeine Inkonvenienzen, fremde Leute kennen zu lernen — habe ich nicht recht, Rodenberg?“

„Du biſt als ein vorſichtiger Mann bekannt und magſt auch wohl in Deiner Stellung als Oberſtkammerherr recht haben: ſchon Dich als ſolchen zu kennen, öffnet unwillkürlich eine Thüre bei Hofe, wenn auch vielleicht nur eine Hinterthüre; bei mir iſt das ſchon was Anderes; und wenn ich Ihrem Freunde,“ wandte er ſich an den jungen Maler, „in irgend etwas dienlich ſein kann, ſo laſſen Sie mich immerhin gelegentlich ſeine Bekanntſchaft machen.“

„Das ſage ich auch, Wilden,“ ſetzte der Adjutant hinzu, „mir gefällt dieſer Herr von Saleck; er hat in ſeinem Ausſehen und in ſeiner Haltung etwas Gewinnendes, Diſtinguirtes; ſehen Sie nur, wie leicht und elegant er dahinſchreitet, und dann muß man eingeſtehen, daß ich ſelten etwas mehr comme il faut geſehen habe wie ſeinen Anzug; vielleicht ſehen wir uns morgen irgendwo, und dann bitte ich, laſſen Sie mich ſeine Bekanntſchaft machen.“

„Es wird mir und ihm die größte Ehre ſein,“ erwiederte der Maler, „und was Seine Excellenz anbelangt,“ dabei wandte er ſich an den Oberſtkammerherrn, „ſo bin ich überzeugt, Sie auch noch freundlich für meinen Bekannten geſtimmt zu ſehen.“

„Daran zweifle ich nicht im Geringſten,“ gab der alte Herr heiter zur Antwort, indem er ſich die Hände an einem Pavillon hängenden Handtuche abtrocknete, „nur nicht gelegentlich, mein Lieber, darin weiche ich von der Anſicht meines theuren Freundes Rodenberg ab; gelegentlich, das wäre zum Beiſpiel im gegenwärtigen Augenblicke hier auf der Kegelbahn, und würde man doch dadurch mit einem gänzlich Fremden zu ſchnell und zu genau bekannt — ich laſſe mich im Negligé nur vor ganz genauen Freunden ſehen — aber in den nächſten Tagen einmal im Schloſſe in beſter Form, da ſtehe ich ganz zu Ihren Dienſten.“

„Wir machen keine Partie mehr?“ fragte ihn Rodenberg,

worauf jener erwiederte, „'s iſt ſchon zu ſpät, ich muß nach Hauſe, um noch ein paar Briefe zu ſchreiben; wir werden in den nächſten Tagen Beſuch haben.“

„Darf man nicht wiſſen wen?“

„Vor der Hand noch Staatsgeheimniß,“ verſetzte Baron Spiegel mit wichtiger Miene, „ſehr Staatsgeheimniß — wer geht mit?“

„Nun ich denke wir Alle.“

„Will Jemand mit mir in meinem Boote fahren?“

„Ich für meine Perſon danke,“ ſagte der Oberſtſtallmeiſter, „ich ſchlendere bei dem prachtvollen Abend lieber zu Fuß nach dem Schloſſe; gehen Sie mit mir, Graf Helder?“ fragte er den jungen Adjutanten.

„Mit großem Vergnügen, Excellenz.“

„Alſo auf Wiederſehen!“

Damit trennten ſich die Herren, und während der Oberſtkammerherr mit Einigen in ſein Boot ſtieg, gingen die Anderen, worunter der Oberſtſtallmeiſter und Graf Helder, zu Fuß nach Hauſe.

„So,“ ſagte Wilden, als er Saleck wieder erreicht hatte und ſeinen Arm unter den des Freundes ſchob, „auch das Geſchäft wäre wieder abgemacht — gute Nacht Herrendienſt, jetzt wollen wir uns unſerer Freiheit freuen — à propos, die Herren ſehen Ihrer Bekanntſchaft gerne entgegen, es ſind charmante Leute, mit denen ſogar unſer Einer ſtellenweiſe behaglich leben kann, und bei manchem von ihnen ſtößt man auf einen guten Kern, wenn man ſich durch Uniform, Frack, Sterne und Bänder einmal durchgearbeitet hat.“

„Der Oberſthofmeiſter der Prinzeſſin, den ich damals in Rom ſah, war nicht bei ihnen?“

„Zuweilen kommt er auch, aber ſelten, er iſt von ſeinem Dienſte zu ſehr in Anſpruch genommen.“

„Darüber müſſen Sie mir etwas erzählen,“ ſagte Saleck ſcheinbar in ſehr gleichgültigem Tone, „man muß doch ſein Terrain kennen

lernen; denn um gegen Sie aufrichtig zu ſein, habe ich allerdings im Sinne, wenn es thunlich iſt, den Verſuch zu machen, ob der in Rom protegirte Künſtler auch hier noch in angenehme Erinnerung gebracht werden kann.“

„Was ich von dieſen Verhältniſſen weiß, werde ich Ihnen gewiß nicht vorenthalten, doch wie wäre es, wenn wir bei dem herrlichen Abend einen Spaziergang machten? wir haben ſpäter Vollmond, und ich könnte Ihnen Park und Schloß in der herrlichſten Beleuchtung zeigen.“

„Darf man auch bei Nacht ſo ohne Weiteres durch die Gärten?“

„Unſer Einer ſchon,“ gab Wilden lachend zur Antwort; „unter den vielen Aufträgen, die ich von den verſchiedenartigſten Perſonen des Hofes habe, ſind auch Mondſcheinbeleuchtungen. Wie Sie wiſſen, Saleck, gibt es Zeiten in unſerem Leben, wo wir es lieben, ein Fenſter im wunderbaren Dämmerſchein des Mondlichtes anzuſchauen, und wo man Alles darum gibt, einen ſolchen Augenblick auf dem Papier feſtgehalten zu ſehen; es iſt das für ſpätere Schwärmerei ſo geeignet.“

„Gut, machen wir alſo eine Mondſcheinſtudie im Park; rauchen Sie eine Cigarre?“

„Mit großem Vergnügen; ich weiß Ihre Gabe zu würdigen.“

Hierauf zündeten die beiden jungen Leute ihre Cigarren an und verließen den Garten, um über den Poſtplatz hinweg und vermittelſt der Brücke das andere Ufer zu gewinnen.

Was den Fremden vom zweiten Stocke anbelangte, ſo war auch dieſer ſchon vor länger als einer halben Stunde ſpazieren gegangen.

Gen Weſten zu, wo hinaus die Reſidenz lag, berührte die glühend rothe Sonne ſchon faſt den Horizont, als die beiden Fremden ſich jenem Thore des innern Parkes näherten, an dem vorhin der Eilwagen vorübergefahren war. Wilden, der hier ſehr bekannt ſchien, nickte dem Portier freundlich zu, und Beide wurden

ohne alle Umſtände eingelaſſen. Der Weg von hier zum Schloſſe bildete eine prachtvolle großartige Avenue; an die breite, ſchön erhaltene Fahrſtraße ſtießen rechts und links über hundert Fuß breite Raſenſtreifen, die mit majeſtätiſchen uralten Eichen beſetzt waren. Es lag etwas ſo Ueberwältigendes in dieſen rieſigen Dimenſionen, daß ein paar Wanderer, ja ſogar eine Equipage oder ein Reiter wie ein Boot im Meere förmlich zu verſchwinden ſchienen. Man konnte ſich dieſen Weg nur allenfalls belebt denken durch eine gewaltige bunte Reitermaſſe, mit wehenden Fahnen, fliegenden Federn, blitzenden Waffen, vergoldete Sänften eskortirend, oder altmodiſche ſchwere Equipagen in langer Reihe mit ſechs oder acht Schimmeln beſpannt, von deren Köpfen rothe Federbüſche nickten, Alles das gefolgt von zahlreichem Dienertroß. Oder noch beſſer wäre dieſe Avenue auszufüllen geweſen durch einen heimkehrenden Jagdzug, Kavaliere und Damen in buntem Gemiſch, Jäger zu Roß und zu Fuß, langſam dahinziehende zahlreiche Meuten, den erlegten Hirſch mit Tannenzweigen zugedeckt, auf den Schultern ſtarker Knechte getragen, und das Alles umgeben von Reitern, Fackeln in den Händen tragend, deren düſtere rothe Glut den buntfarbigen Zug in grellen Streiflichtern beleuchtet, aber nicht im Stande iſt, die weite Ausdehnung des Baumganges zu zeigen.

Mit ähnlichen Bildern ihrer Phantaſie bevölkerten die beiden Freunde den Park, während ſie rechts von der Straße auf dem weichen Grasboden dahingingen.

„Für mich hat dieſe Avenue," ſagte Wilden, „etwas ungemein Melancholiſches und Leeres, und es geht faſt Allen ſo, die im Schloſſe wohnen, nur Seiner Hoheit beliebt es, hier ſeine Spazierfahrten zu halten, und manchmal auch der Prinzeſſin Helene, aber Letzterer nur in dem Falle, wenn ſie ſich vorgenommen hat ihr Gefolge gründlich zu langweilen — dort auf unſerer Rechten führt ein anderer Weg aus dem innern Park auf die Straße des äußeren Parks, der an ſich wohl länger iſt, aber mit ſolchen Abwechslungen

angelegt, daß er Einem doch nicht ſo lange vorkommt wie dieſer; jetzt gehen wir ſchon faſt eine halbe Stunde und haben kaum zwei Drittel des Weges zurückgelegt. — Sehen Sie vor uns die Gruppen alter Eichen?"

„Ich bemerkte ſie im Hereinfahren ſchon von der Straße aus, ſie ſchließen ſcheinbar die Avenue."

„Sie umgeben einen Springbrunnen mit herrlichem Waſſer, der aus einer alten einfachen Schale in der edelſten Form beſteht, ein glücklicher Gedanke in dieſer Umgebung; die Schale iſt, wie Sie ſehen, ohne weitere Verzierung aber von ſo großem Durchmeſſer, daß der über zwanzig Fuß hohe Strahl ſelbſt bei ſtarkem Winde ſelten den Rand erreicht. Der Großvater des jetzigen Herrn ließ den Springbrunnen aufſtellen und die Bäume darum pflanzen in dem ganz richtigen Gefühle, die Oede des breiten Baumganges dadurch vom Schloſſe zu trennen."

„Sehr richtig," entgegnete Saleck, „denn ich kann mir denken, daß der Blick von den Fenſtern des Schloſſes auf dieſen rieſenhaften Waldweg ermüdend und langweilig ſein muß."

„Beſonders bei Regenwetter," gab Wilden lachend zur Antwort; „ich kann Sie verſichern, wenn man ſo einen Tag lang zuſchaut, wie die ſchräg herabfallenden Tropfen hier Alles ſo gleichförmig und langweilig ſchraffiren, da könnte der heiterſte Menſch ſchwermüthig werden."

„In ſolchem Wetter wird es wohl auch Niemanden einfallen, dieſe Allee zum Aufenthalte zu wählen?"

„Bis auf Seine Hoheit, der auch bei dem gründlichſten Regenwetter hier, natürlicher Weiſe in geſchloſſenem Wagen, ſpazieren fährt; auch zuweilen die Prinzeſſin mit ihren Damen, wenn ſie die Behauptung aufſtellt, es lade nichts ſo dazu ein, ſich ernſthaft mit der Vergangenheit oder der Zukunft zu beſchäftigen, als im ſtrömenden Regen ſpazieren zu fahren."

„Wie ich erfuhr, iſt Seine Hoheit etwas hypochondriſcher

Natur, und ſo begreife ich das," erwiederte Saleck und ſetzte alsdann, ſtehen bleibend, mit einem ſehr ernſten Blicke hinzu, „wie aber eine junge, lebensluſtige Dame Vergnügen daran finden kann, iſt mir ein Räthſel."

„Und doch iſt es ſo; ich habe die Prinzeſſin ſelbſt geſehen in ihrem ungeheuer großen Landau; dazu gingen die Pferde im Schritte, und während ſie im Fond zurückgelehnt lag, mußte eine ihrer Damen irgend etwas aus einem ernſten Buche vorleſen."

„A—a—a—ah!" machte Saleck, „das ſind ja eigenthümliche Launen; als ich in Rom die Ehre hatte, der Prinzeſſin vorgeſtellt zu werden und häufig mit ihr zu ſprechen, fand ich nie etwas in ihrem Weſen, was auf eine ſolche ernſte oder trübe Richtung hätte hindeuten können."

„Eine ſolche Richtung hat ſie auch gar nicht, es ſind das nur Eingebungen des Augenblicks, wie ſie auch ein anderes Mal bei einigen zwanzig Grad Hitze, wo ſich jedes vernünftige Geſchöpf nach kühlem Schatten ſehnt, zu Pferde ſteigt und in der glühenden Sonnenhitze einen Ritt macht, daß ſelbſt ihre männlichen Begleiter ganz aufgelöst und halbtodt nach Hauſe kommen."

„Alſo Launen?"

„Ich weiß nicht, ob man das bei einer Prinzeſſin auch Launen zu nennen wagen darf; wenn das aber bei uns gewöhnlichen Leuten vorkäme, würde man allerdings ſagen Launen, und obendrein Launen, die an Verrücktheit ſtreifen. Sie ſehen, lieber Saleck, ich bin offen, wie immer, gegen Sie, ich weiß, daß ich Ihnen trauen kann."

„Gewiß, und ich danke Ihnen ſehr für Ihre Offenheit. Und wagt es Niemand, der Prinzeſſin Vorſtellungen über dergleichen zu machen?"

„Vorſtellungen? der einzigen Tochter des regierenden Herrn, ſeinem Liebling? ich wüßte nicht, wer Luſt dazu hätte — der Oberſthofmeiſter der Prinzeſſin, Graf Sporbach, Sie erinnern ſich ſeiner von Rom her —"

„Allerdings, ein ſehr braver Mann.“

„— Wagt es, hie und da eine gelinde Einwendung zu machen, die aber immer das Gegentheil von dem bewirkt, was er haben will.“

Saleck ſchwieg und ſchritt, wie in tiefe Gedanken verſunken, neben ſeinem Freunde hin. Sie hatten jetzt den Springbrunnen umgangen und ſahen im Dämmerſchein des Abends die Schloßgebäude vor ſich liegen, weitläufige, großartige Bauten im italieniſchen Style, ſehr lebendig gehalten durch ein- und ausſpringende Winkel, Bogengänge, Terraſſen und große Balkone mit Glasthüren.

„Gerade vor uns wohnt Seine Hoheit; er zieht den ernſten Park der heitern Flußſeite vor, wo ſich die Gemächer der Prinzeſſin befinden. Weiter wollen wir hier jetzt nicht hereindringen, denn der Fürſt ſieht es nicht gerne, wenn man, ohne etwas Beſonderes zu thun zu haben, hier im Dunkeln herumgeht. Sie ſehen dort den Graben, der ſein Waſſer vom Fluſſe erhält und der das Schloß auf zwei Seiten, wo ſich die Gemächer ſeiner Hoheit befinden, umſchließt, dort auch die Brücke, an der Wachen aufgeſtellt ſind; es iſt hier ein wenig einſam und öde, ganz ſo, wie es Seine Hoheit wünſcht.“

„Mir ſcheint, daß der Fürſt ſehr ernſt geworden iſt.“

„Seine Geſundheit iſt angegriffen, wie ich gehört, beſonders ſeine Nerven; Sie wiſſen, daß er eine ausgezeichnete klaſſiſche Bildung beſitzt, eine Menge Sprachen ſpricht und in der deutſchen und fremdländiſchen Literatur bewandert iſt wie ſelten Jemand. In ſeiner Bibliothek zu ſein und dort zu ordnen iſt eine ſeiner liebſten Beſchäftigungen. Er iſt ein fürſtlicher Gelehrter, der, wenn es einmal nicht anders ginge, ſein Brod als Profeſſor der alten Sprachen verdienen könnte. So ruhig und ſtill, wie jetzt hier in der Dämmerſtunde, iſt es Tag und Nacht auf dieſer Seite des Schloſſes — wie ſagt man doch in Wallenſtein's Lager von dem großen Herzog von Friedland?

einen Feldzugsplan entwerfen, man muß genau wiſſen, wo man an dem und dem Tage hingehen will, und wie man ſich am geſchickteſten dahin dirigirt, um ſo wenig Zeit als möglich zu verlieren. Sie bemerken dieſen dicken Strich auf der untern Königsſtraße?“ ſagte der Doktor ſeufzend und nahm ſeinen Hut ab und betrachtete ihn wehmüthig. „Sehen Sie, dieſer Hut koſtet mich den für alle Communikationen nothwendigen untern Theil dieſer Straße; bemerken Sie hier, welch' furchtbaren Umweg ich nehmen muß, um künftig von der unteren in die obere Stadt zu gelangen; ja, ja, dieſer Hut iſt theuer bezahlt!“

Der Herr Dubel putzte das Licht in ſeinem zinnernen Leuchter, und gratulirte ſich im Geheimen über die beſſere und anſtändigere Stellung, die er ſelbſt in der menſchlichen Geſellſchaft einnehme. Er war ein ſehr gutherziger Menſch und erkundigte ſich deßhalb nach einer längeren Pauſe, ob denn der Doktor keine Ausſicht für eine beſſere Zukunft habe, worauf dieſer entgegnete:

„Wahrhaftig, ich habe drei merkwürdig ſchöne Projekte, ich glaube, daß eins davon reuſſiren muß. Das erſte iſt der Klubb, von dem ich vorhin ſprach, das zweite iſt die Idee zu einer conſervativen Zeitung, die äußerſt zeitgemäß wäre und ſehr paſſend, um einem längſt gefühlten dringenden Bedürfniſſe abzuhelfen, das dritte Projekt wäre zugleich die Befriedigung einer längſt in mir ſchlummernden Neigung und beſteht darin, auf's Theater zu gehen, Schauſpieler zu werden.“

Der Schneider ſchaute mit verklärtem Geſicht empor, als der Andere vom Theater ſprach und nickte zuſtimmend mit dem Kopfe.

Der Doktor Stechmaier verließ ſeine Stellung am Ofen, nachdem er auf allen Seiten ziemlich geröſtet war, und ſetzte ſich dem Herrn Dubel gegenüber auf die Ecke des Tiſches, während er das Theaterprojekt weiter ausmalte und alſo ſprach:

„Ich glaube nicht, daß es mir beim Theater bedeutend fehlen könne; ich bin ziemlich gerade gewachſen, habe dunkle

„Muß Alles mausſtill um ihn ſein.
„Den Befehl haben alle Wachen,
„Denn er denkt gar zu tiefe Sachen.

„Doch wenden wir uns rechts um den vorſpringenden Flügel, und ſo werden wir in Kurzem auf die lichte Seite des Schloſſes gelangen."

Nach dieſen Worten gingen ſie weiter, und als ſie ein paar hundert Schritte gemacht hatten, ſagte Saleck, ſtehen bleibend: „der Pavillon, welcher den Vorſprung, von dem Sie eben ſprachen, bildet, iſt allerliebſt; es müßte reizend ſein, da zu wohnen."

„Das hat ſchon mancher geſagt," erwiederte Wilden in einem eigenthümlichen trockenen Tone.

„Wie ſo? — iſt etwas Beſonderes dabei?"

„O, wie man's nimmt, es wohnen hier die Hofdamen der Prinzeſſin Helene."

„Ah, ich verſtehe, ſie ſind wahrſcheinlich jung und ſchön?"

„O ja, beide jung, beide ſchön, beſonders Fräulein Viktorine von Saint-Aubin."

„Eine Franzöſin?"

„Ich glaube, der Großvater wanderte aus dem mittäglichen Frankreich ein, ihr Vater, hier geboren, ſtarb als General; Fräulein von Saint-Aubin übrigens verleugnet durchaus nicht ihre ſüdliche Abſtammung; Jeder, der ſie ſieht, hält ſie für eine Franzöſin, wenn nicht für eine Spanierin — ach, ſie iſt ſehr ſchön; ich habe ſchon häufig bedauert, daß ich nicht Porträtmaler bin."

„Wilden — Wilden," meinte Saleck lächelnd, mit aufgehobenem Zeigefinger.

„O unbeſorgt, ich verſtehe es, bei ſolchen Veranlaſſungen, wenn es nöthig ſein ſollte, mein Herz feſt zu verriegeln — was wollen Sie, ein armer Maler und eine Hofdame, ich hätte keine Luſt, eine ſchwache Kopie des Taſſo darzuſtellen, auch ſind ganz andere Leute da, die denſelben Geſchmack haben —"

„Leute — in der Mehrzahl?“

„Wenn man, wie ich, als völlig neutrale Perſon ſich ſo zwiſchen den verſchiedenen Parteien bewegt, wenn man es verſteht, mit richtigem Ohr zu hören, und wenn man zuweilen von ſeinem Skizzenbuch aufblickt, ohne gerade die Gegend feſt zu betrachten, ſo erfährt und bemerkt man ſo allerlei.“

„Laſſen Sie mich von Ihren koſtbaren Erfahrungen etwas hören, Wilden,“ ſagte der Andere, während er ſeinen Arm wiederholt unter den des Freundes ſchob, und wobei der Ausdruck, mit dem er ſprach, große Theilnahme verrieth.

„Recht gerne,“ erwiederte Wilden, „was ich weiß, ſoll Ihnen nicht vorenthalten bleiben, doch ſtehen wir jetzt gerade hier,“ ſetzte er lachend hinzu, „und ſtarren nach den Fenſtern des Fräuleins von Saint-Aubin, als wenn wir auch zu der gewiſſen Mehrzahl gehörten; ich wollte Sie zuerſt den Weg um das Schloß fortſetzen laſſen, um unſere nächtliche Wanderung bei dem ſchönſten Theile des Schloſſes, wo Ihre Hoheit, unſere allmächtig und faſt alleingebietende Prinzeſſin Helene wohnt, zu beſchließen; doch liebt ſie es, zuweilen an ſchönen Abenden, wie der heutige, in der Dämmerung Höchſtſelbſt mit einer kleinen erleſenen Geſellſchaft einen Spaziergang nach dem Fluſſe zu machen, wogegen ſie es aber durchaus nicht liebt, wenn ihr auf dieſen Spaziergängen Unberufene begegnen. Kommen Sie deßhalb, lieber Saleck, dort hinein in den Park, wo eines meiner Lieblingsplätzchen iſt; Sie können ſich denken, daß ich jeden ſchönen Baum in der Umgebung auswendig kenne; dort, wohin ich Sie führe, iſt eine prachtvolle Eiche, mit ſchwellendem Mooſſitze, würde der Dichter ſagen, wo wir uns lagern können, nicht um die Eiche zu bewundern, denn dazu iſt es nachgerade zu dunkel geworden, aber von meinem Lieblingsplatze aus ſollen Sie ſehen, wie ſich jenſeits des Fluſſes neben dem alten Schloſſe, ſcheinbar aus den ſchwarzen Tannen hervor, der Mond erhebt, und welch' prachtvolles Bild uns alsdann die hellen Schloßgebäude in dem dunkeln Laub-

werk, ſowie der ſanft beglänzte Fluß geben wird — kommen Sie, Saleck, es wird Sie zu einem Bilde begeiſtern."

Arm in Arm gingen die Beiden dem bezeichneten Punkte zu, den ſie nach einer Viertelſtunde langſamen Schlenderns erreichten. Von der maleriſchen Eiche war natürlich nicht viel zu ſehen, doch bot der Stamm mit ſeinen mächtigen austretenden Wurzeln, die ſich unter dem weichen Mooſe verloren, einen höchſt behaglichen Ruheplatz: die Luft war warm und duftig, von Feuchtigkeit, die der Abend ſonſt wohl mit ſich bringt, keine Spur, und der erfriſchende Luftzug, welcher vom Fluſſe her kam, gerade kühl genug, um nach der großen Hitze des Tages eine angenehme Abwechslung zu bieten. Hie und da zeigten ſich Leuchtkäfer, theils im weichen Mooſe ſittſam wartend, theils durch das Laub auf Abenteuern umherſtreichend. Die Beiden hatten den größten Theil der Schloßgebäude vor ſich, etwas näher den Pavillon, vor dem ſie vorhin ſtanden, etwas weiter, unmittelbar am Fluſſe, den Schloßflügel, worin die Prinzeſſin wohnte. Am andern Ufer des Fluſſes erhob ſich der Berg mit der Ruine, und neben derſelben begann der Himmel heller zu werden, ja ſo hell, daß man die rieſigen ſchwarzen Tannen deutlich auf dem glänzenden Hintergrunde ſah.

„In der That prachtvoll," meinte Saleck, „es iſt mir gerade, als ſäßen wir vor einem großartigen Schauſpiele, und als begänne eben die Ouverture."

„Ich habe manchen Abend hier geſeſſen," erwiederte der Andere, „und mir Alles zu einem großen Bilde ſkizzirt: geben Sie Achtung, wie dort die maſſigen Gebäude, wo die Prinzeſſin wohnt, bei den erſten Strahlen des Mondes, der über den Berg ſchießt, ſo feierlich, ja geiſterhaft hervortreten werden."

„Es iſt das dort, wo der Lichtſchimmer das breite Bogenfenſter erleuchtet?"

„Ja, wir werden ſpäter dort unten vorbei nach dem Fluſſe gehen und die Prinzeſſin ſehen, was Sie vielleicht intereſſirt, 's iſt

dort vor dem hellen Fenſter ein Altan, wo ſie in kleiner Geſellſchaft gern ihre Abende zuzubringen pflegt."

„Seit jener Zeit, wo ich das Glück hatte ſie in Rom zu ſehen, wird ſie ſich wohl nicht verändert haben?"

„Man ſagt, ſie ſei wo möglich noch ſchöner geworden."

„Ah, ſie war damals ſchon recht ſchön, ſie wird wohl von ihrer Umgebung ſehr geliebt?"

„Hm," machte Wilden, „das kommt darauf an, was man unter Umgebung verſteht; ihre Umgebung im weiteren Sinne iſt allerdings entzückt von ihrem liebenswürdigen Aeußern, denn ſie kann ſehr liebenswürdig erſcheinen, wenn ſie will."

„Und das iſt ſie für ihre nähere Umgebung weniger?"

„Man ſagt ſo und man klagt ſo," erwiederte lachend der junge Maler; „ſie ſoll unerträgliche Launen haben, was ich eines Theils wohl begreife und ihr auf der andern Seite auch nicht übel nehme: iſt ſie doch die einzige geliebte und deßhalb ſehr verwöhnte Tochter eines regierenden Herrn, eines Herrn, der wohl ſeine Staatsgeſchäfte ſelbſt beſorgt, aber ſich um das, was den Hof anbelangt, ſo wenig wie nur möglich bekümmert. Und wie ſollte die Prinzeſſin ihre Umgebung nicht ſchlecht behandeln, da ſie von den Meiſten hiezu gründlich aufgefordert wird. Sie iſt eine geiſtreiche junge Dame, daran iſt nicht zu zweifeln, dabei lebhaft, gewandt, witzig, und die Meiſten ihrer Umgebung weit überſchauend. Und was nun dieſe Umgebung anbelangt, wie Wenige derſelben erlauben es ſich, eine eigene Meinung zu haben, und wagen es noch viel weniger, dieſelbe geltend zu machen. Dabei hat die Prinzeſſin, wie man mir im Vertrauen ſagt — denn zur ſelbſtſtändigen Beobachtung ſtehe ich ihr nicht nahe genug — einen unglaublichen Hang zum Intriguiren: ein klares, ruhiges Verhältniß, eine Sache, die ſich leicht von ſelbſt abwickelt, ſoll ihr verhaßt ſein; wo ſie glatte Fäden verwirren kann, unterläßt ſie es nicht, und da ſie eine große Geſchicklichkeit beſitzen ſoll, dergleichen Fäden zu verwirren,

ſo können Sie ſich denken, auf welche Art ſie die Leute aneinander hetzt."

„Von dieſen Talenten erfuhr ich in Rom nie etwas"

„Natürlich, weil die Prinzeſſin bei ihrem dortigen kurzen Aufenthalte das Terrain nicht genug ſtudiren konnte, dort auch weniger Leute fand wie der ſelige Polonius."

Saleck hatte ſich gegen den Stamm zurückgelehnt, die Arme übereinander geſchlagen, und ſchaute ernſt nachſinnend in den hellen Mondſchein, der jetzt hinter den ſchwarzen Tannen in gelbrothem Glanze aufzuleuchten begann.

„Wenn ich hier des Nachts ſaß," ſprach Wilden, der ebenfalls an den nächtlichen Himmel emporſah, „ſo habe ich mir über das prachtvolle Schauſpiel dort häufig Bilder zuſammengeſtellt, die ich in Verſe bringen würde, wenn ich ein Dichter wäre. Sehen die majeſtätiſchen Bäume mit ihren ausgebreiteten Aeſten jetzt nicht gerade ſo aus wie rieſenhafte Geſtalten, die ſoeben im Begriffe ſind, mit in einander geſchlungenen Händen einen wilden Rundtanz um ein ungeheures Feuer zu machen, ein Feuer, das nun raſch immer höher und höher ſtrahlt und ſich jetzt wie durch Zauberei zu einer rieſigen Kugel zuſammenballt, ganz nach dem Sinne jener ſchwarzen, rußigen Cyclopen da oben? Scheinen ſie doch ſelbſt hervorgebracht zu haben jenen Klumpen glühenden Metalls, den Sie nun lachend umſtehen, und den ſie nun mit ſtarken Armen wie einn Spielball hoch über ihre Köpfe emporwerfen."

„Das iſt allerdings ein paſſendes Bild," erwiederte Saleck, nachdem er lange in den Mond geſchaut, „aber nur paſſnd, ſo lange der Mond in röthlicher Glut noch die Gipfel der Bäume berührt; jetzt aber entſchwebt er ihren Armen, heller und heller werdend."

„Ja, ja, die Cyclopen haben ein beſſeres Werk gſchaffen, als ſie ſelbſt geglaubt: ihr Spielball hat ſich belebt, und wie er nun in glänzender Klarheit emporſteigt, ſinken jene Geſtalen in Nacht und Nichts zuſammen."

„Ein Bild unſerer Wünſche und unſerer Hoffnungen, die wir mit gutem Muthe geformt, mit denen wir geſpielt, die unſer Werk ſchienen, die wir beherrſchen zu können glaubten, und die nun auf einmal hoch über uns dahin fliegen, kalt und glänzend, immer ſchöner werdend, aber für uns immer unerreichbarer.“

„Das Gedicht wäre fertig,“ ſagte Wilden heiter, „wenn wir es nur in Reime hätten gießen können.“

Abermals ſaßen die Beiden eine Weile ſtumm neben einander, dann fragte Saleck: „nicht wahr, die Herzogin Sophie, welche die Prinzeſſin damals nach Rom begleitete, lebt auch hier am Hofe?“

„Gewiß, ſie iſt das Haupt der einen Partei, während der regierende Herr oder vielmehr die Prinzeſſin Helene das Haupt der andern iſt.“

„Feindliche Parteien?“

„Zuweilen, wie man ſagt — Sie wiſſen, da der Fürſt keinen männlichen Erben hat, ſo fällt nach dem Hausgeſetz die Regierungsfolge an ſeine einzige Tochter, die Prinzeſſin Helene, oder an deren künftigen Gemahl.“

„Hat ſich da vielleicht ſchon etwas arrangirt?“ fragte der Andere haſtiger, als es vielleicht in ſeiner Abſicht ſtand.

„Von Seiten der Prinzeſſin glaube ich nicht; wie man mich verſichert, haßt ſie die Männer und ſoll ſchon ihren Entſchluß kund gethan haben, in Beziehung einer Verbindung zweimal vorſichtig ſein zu wollen, da ſie vielleicht ganz richtig denkt, daß manche Bewerbung mehr dem Fürſtenthum in ihrer Hand, als dieſer Hand ſelbſt gelten werde.“

„Ein trauriger Gedanke.“

„Der aber nicht ohne Grund iſt; nehmen wir es doch auch einem reichen Mädchen in unſeren Verhältniſſen in vielen Fällen nicht übel, wenn ſie außerordentlich vorſichtig bei der Wahl ihres Gatten iſt; ich für meine Perſon glaube, daß ich im gleichen Falle als reiches Mädchen ledig bleiben würde.“

Saleck blickte nachſinnend in den Mond und ſchien dieſe letzten Worte nicht gehört zu haben, denn er knüpfte an eine frühere Bemerkung Wilden's an, indem er ſagte: „Was haben denn dieſe Parteien mit der Verheiratung der Prinzeſſin zu thun?“

„Nun, die eine Partei iſt ja die Prinzeſſin ſelbſt, und die andere die der Frau Herzogin, welche, wie man allgemein ſagt, Hoffnung nährt für ihren Sohn, den Herzog.“

„Ah, das iſt ſtark,“ rief Saleck faſt leidenſchaftlich, indem er ſich haſtig emporrichtete, „dieſe Frau konnte die verwegene Idee haben, ihrem Sohne die Hand der Prinzeſſin und vielleicht die Erbfolge zu verſchaffen — ihrem Sohne — eben ſo übermüthigen Geiſtes, wie verwahrlosten Körpers?“

„In dieſen beiden Eigenſchaften, die der Herzog allerdings beſitzt, ſehe ich gerade nichts Außerordentliches; wie oft zeigte ſich ein reger, ſtarker Geiſt in einem verwachſenen Körper?“

„Es iſt lächerlich, nur an ſo 'was zu denken — Wahnſinn, darüber zu ſprechen.“

Wilden blickte ſeinen Freund verwundert an, dann ſagte er: „Sie meinen wohl, wenn die Betheiligten darüber ſprächen, wogegen es für uns doch nur ein Thema der Unterhaltung iſt, wie jedes andere.“

„Und glauben Sie im Ernſt, daß der Herzog ſo hochfliegende Pläne hat, ſo übertrieben — ſchwindelhaft?“

„Von ſeinen Plänen weiß ich nichts, was aber die Frau Herzogin betrifft, ſo weiß Jeder am Hofe, der es wiſſen will, daß ſie ſich auf's Allereifrigſte mit dieſer Verbindung beſchäftigt.“

„Und die Prinzeſſin weiß darum?“

„Wie ſollte ſie nicht? ſie, die Alles weiß, was hier vorgeht; ich erfuhr zufälliger Weiſe eine Aeußerung, welche ſie über dieſe Angelegenheit gethan.“

„Darauf bin ich begierig,“ rief Saleck haſtig.

„Sie ſoll ſich lächelnd ausgeſprochen haben, auf dieſe Art bliebe

die Erbfolge in engſter Familie, ſowie hinzugeſetzt, und welch' wunderbares Paar würden wir geben, ich könnte für mich keine beſſere Folie wünſchen, als die Geſtalt des Herzogs."

„Wenn ſie das ernſtlich geſagt, ſo ſpräche das nicht ſehr für ihr Herz."

„Für ihr Herz — man glaubt nicht, daß ſie viel dergleichen hat," gab Wilden mit großer Ruhe zur Antwort.

„Aber glaubt man in der That, daß die Herzogin mit ihren Plänen Ausſicht hat?"

„An Eifer für dieſelben läßt ſie es nicht fehlen, ich habe darüber meine guten Nachrichten."

„Sie ſind überhaupt verflucht gut unterrichtet, theuerſter Wilden," bemerkte Saleck mit einem mißtrauiſchen Blick auf ſeinen Nachbar, „ich möchte wohl Ihre Quellen kennen."

„Daraus will ich Ihnen, den ich gerne habe, kein Geheimniß machen, und man muß ſich gegenſeitig ſchon etwas zu Gefallen thun. Sie können mir glauben, lieber Saleck, ich bin ein vortrefflicher Kamerad, auch durchaus nicht eigennützig: ich kenne eine der Kammerfrauen der Prinzeſſin Helene."

„Fräulein Mi[illegible]?"

„Dieſelbe," gab Wilden zur Antwort, indem er Saleck erſtaunt anblickte. „Sie ſind erſt ſeit heute hier und kennen ſchon ihren Namen?"

„Wenn ich nicht irre, war ſie mit der Prinzeſſin in Rom," gab Saleck in nachläſſigem Tone zur Antwort.

„Bitte ſehr um Entſchuldigung, die erſte Kammerfrau der Prinzeſſin, welche mit derſelben in Italien war, erhielt nach der Rückkehr einen Dienſt bei der Frau Herzogin, welcher ſie, wie man ſagt, in Rom ſchon größere Dienſte geleiſtet, als ihrer jungen Gebieterin, auch geſchah dieſer Wechſel auf den beſonderen Wunſch der Prinzeſſin."

„Alſo eine gefallene Größe der Garderobe."

„Total gefallen, und auch nur aus einem kleinen Reſt von Dankbarkeit bei der Herzogin behalten; doch, mögen Sie nun den Namen des Fräuleins Miré erfahren haben, wo Sie wollen, das iſt mir am Ende gleichgültig und ändert durchaus nichts in meinem Anerbieten.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, lieber Wilden, daß ich den Namen dieſer Dame heute zum erſten Male gehört und ſie weder geſehen noch geſprochen habe, auch verſpreche ich Ihnen feierlich, Ihnen die unverdächtige Quelle, von der ich den Namen habe, in Kurzem zu nennen, für heute kann ich es noch nicht. — Glauben Sie nicht,“ fuhr er in einem herzlichen Tone fort, „daß ich Ihre Offenheit durch Mißtrauen belohnen will — im Gegentheil, Sie ſollen mich als einen treuen Freund kennen, der das, was er an Vertrauen empfängt, reichlich zu erſetzen Willens iſt — aufrichtig geſagt, ich werde Ihre Freundſchaft, Ihre Hülfe für mich in Anſpruch nehmen.“

„Womit ich nur eine Pflicht der Dankbarkeit erfülle, denn ich werde nie der freundlichen Dienſte vergeſſen, die Sie mir in Rom geleiſtet.“

„So erlauben Sie mir noch eine Frage: Weiß der Herzog von den Plänen ſeiner Mutter, und billigt er ſie? Doch das verſteht ſich bei einem ſo wunderbaren Ziele wohl von ſelbſt.“

„Allerdings kennt der Herzog die Abſichten, welche ſeine Mutter hat, billigt ſie auch begreiflicher Maßen, ohne dabei aber allzuthätige Hülfe zu leiſten.“

„Ah, Sie ſcherzen?“

„Der Herzog iſt verliebt.“

„Natürlich in die Prinzeſſin, um ſo ſonderbarer iſt's, was Sie mir ſagen.“

„Nicht in die Prinzeſſin, der Herzog liebt eine andere Dame des Hofes leidenſchaftlich, hartnäckig.“

„Und wird wieder geliebt?“

„Das glaube ich kaum, und daher rührt wohl ſeine leidenſchaftliche Hartnäckigkeit.“

Saleck hatte ſich, von begreiflicher Unruhe getrieben, raſch erhoben und ſtand nun neben ſeinem behaglich ruhenden Freunde, wobei er ſeinen Arm an den Stamm des Baumes lehnte und den Kopf darauf ſtützte. „Das iſt ja hier ein merkwürdiges Terrain,“ ſagte er, nachdem er eine Zeit lang geſchwiegen, „wer ſollte dergleichen gegeneinander wirkende Strömungen in dieſer ländlichen Abgeſchiedenheit vermuthen, hier, wo Alles unter den Flügeln eines ungetrübten Friedens zu ruhen ſcheint.“

„Ja, ja, dieſe Ruhe täuſcht ſogar den, welcher im Stande iſt, ſchärfer hineinzublicken; es iſt ein ewiges Getreibe, ein beſtändiges Intriguiren, ein ſteter Kampf auf dem Grunde dieſes tiefen Hochwaſſers, deſſen glatte Oberfläche faſt gänzlich davon unberührt bleibt.“

„Ueberall die gleiche Geſchichte. Ach, wie ſelig, wie wonnig könnte man hier leben, wenn der Friede, der über dieſer wunderbaren, nächtlich ſchönen Landſchaft ruht, auch in unſeren Herzen zu finden wäre — — — ſchauen Sie um ſich, Wilden, es iſt eine entzückende Nacht.“

„Ich habe hier an dieſem Stamme ſchon manche dergleichen erlebt und förmlich darin geſchwelgt — wie das Mondlicht ſo glänzend hie und da durch die Laubmaſſen bricht, den Boden mit ſilbernen Punkten und Streifen beſäend.“

„Und die weiße Maſſe des Schloſſes, die faſt taghell hervortritt und doch wieder ſo weich, gemildert durch den Duft der Nacht: es iſt eigenthümlich, der Mond ſcheint ſo hell, daß das Licht des Pavillons vor uns kaum zur Geltung gelangen kann.“

Wilden hatte, um ſchärfer zu ſehen, ſeine rechte Hand über die Augen gelegt, dann ſagte er: „Ja, weil das Licht hinter einem Vorhange leuchtet, vor Kurzem bemerkte ich es noch nicht.“

„Wie weich und linde die Luft iſt, man glaubt im Süden zu ſein; denken Sie noch an unſere Nächte in Rom?“

Augen und Haare, was ſich auf Theater am beſten macht, mein Organ wurde ſchon öfter gelobt, Auswendiglernen iſt mir eine Kleinigkeit, und nebenbei verpflichte ich mich im Gehkinen Theaterrecenſionen zu ſchreiben, was meine zukünftigen Collegen außerordentlich für mich einnehmen wird.“

„Ach ja,“ ſeufzte der Schneider, „Ihnen iſſſ-t von der Natur Alles verliehen, Sie brauchen nur in das Leben hineinzugreifen und haben gleich eine Handvoll — ach, wenn nur unſereins auch ſo glücklich wäre!“

„Ich habe hier,“ fuhr der Doktor wichtig fort, und zog ein Blatt Gedrucktes aus der Taſche, „ich habe hier im Tagblatt „die Spinne“ eine äußerſt gelungene Recenſion geſchrieben und darin den erſten Regiſſeur im Hoftheater ehrenvoll erwähnt und mit kurzen, aber kräftigen Worten geſagt, wie vortrefflich er als Künſtler, als Menſch und als Heranbilder junger Talente ſei, unerreichbar in ſeinen Rollen, gebildet im gewöhnlichen Leben und eifrigſt bemüht, das junge emporkeimende Genie zu unterſtützen, dem unbekannten Genius, der ſchüchtern die Schwingen regt, einen ehrenvollen Platz zu verſchaffen; ich werde mit dieſer Recenſion nächſtens zu dem erſten Regiſſeur hingehen, und geben Sie Achtung, ich debutire in kurzer Zeit.“

„Das glaube ich auch,“ entgegnete der Herr Dubel; „wer es ſo in ſeiner Macht hat wie Sie, alle hindernden Schranken niederzutreten, der muß ans Ziel kommen; aber ein armer Teufel wie ich bleibt auf der ſchmutzigen Landſſſ-traße ſitzen, und wenn er zwei Schritte vorwärts macht, ſo rutſcht er drei Schritte zurück, 's iſſſ-t jammervoll!“

Ach ja, es ſah wirklich jammervoll im Innern des Herrn Dubel aus; ſeine Seele verlangte nach Erlöſung und höhern Sphären, ſein Körper nach andern Verhältniſſen, über ſeinem Haupte ſchwebten hohnlachend Nadel und Scheere. Auch das kleine Stübchen ſchien Mitgefühl mit ſeinem Bewohner zu haben — es wurde kälter, da das Feuer am Ausgehen war, und

„O gewiß, ſie ſind mir unvergeßlich, doch was ich an einer Nacht in der Heimath, wie an der heutigen, vorziehe, iſt der herrliche Duft unſerer Wälder, dieſer unbeſtimmte, würzige Hauch.“

„Wie ihn ſich die Leuchtkäfer zu Nutze machen, man glaubt, ſie ſchwärmen dahin wie von Blätter- und Blumenduft getragen.“

„Ja, es iſt eigenthümlich,“ meinte Wilden mit leiſerer Stimme nach einer Pauſe, während welcher er ſcharf vor ſich hingeblickt — — „ſehen Sie doch,“ fuhr er alsdann in ganz gedämpftem Tone fort, „ſind das auch Leuchtkäfer dort, die beiden dunkler glühenden Punkte, der eine rechts von dem erhellten Pavillon, der andere links, bald verſchwinden ſie, bald flammen ſie heller auf — bemerken Sie die Punkte?“

„Allerdings.“

„Bitte, ſprechen Sie leiſer, wie ich glaube, ſind wir nicht mehr allein, was ich da ſehe, halte ich für keine Leuchtkäfer, vielmehr für glimmende Cigarren.“

„Wahrhaftig, Sie haben Recht, wir ſind nicht mehr allein, da es im Allgemeinen nicht zu geſchehen pflegt, daß brennende Cigarren allein im Walde umherſpazieren.“

„Bſt! Bitte, nicht ſo laut, das kann ganz intereſſant werden; ich ſehe die zu den Cigarren gehörenden Geſtalten zwar undeutlich, aber ich ſehe, leichtſinniges Volk, das nicht einmal eine Cigarre weglegt, wenn es ſolcher Art auf dem Anſtande iſt. Das Beſte an der Sache iſt das, daß Keiner eine Ahnung von dem Andern hat, denn da Jeder hinter ſeinem dicken Baume vor einem Blick aus dem Pavillon gedeckt iſt, ſo können ſie ſich auch gegenſeitig nicht ſehen, wir aber erblicken Beide — das kann in der That höchſt unterhaltend werden.“

Saleck hatte ſich vorſichtig am Stamme der alten Eiche niedergleiten laſſen und ſaß nun wieder neben ſeinem Freunde, dem er in's Ohr flüſterte: „Haben Sie eine Idee, wer es ſein könnte?“

„Allerdings habe ich die; ſehen Sie, eine Cigarre brennt offen-

bar höher vom Boden wie die andere, das iſt der Adjutant Seiner Hoheit, Graf Helder; die andere zeigt einen kleineren, aber wichtigeren Mann an, den Herzog."

„Und das erleuchtete Fenſter gehört, wie Sie mir vorhin ſagten, zur Wohnung des Fräuleins von Saint-Aubin?"

„Ja," hauchte der Andere ſo leiſe als möglich und ſetzte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen hinzu: „Aber ſie hat keine Ahnung von dieſer Art von Hofmacherei, würde das auch nicht geſtatten und noch viel weniger irgend eine Antwort darauf geben — doch was iſt das?"

Man ſah jetzt, wie einer der weißen Vorhänge an dem beleuchteten Fenſter auf die Seite geſchoben wurde, wie alsdann eine weibliche Geſtalt ſich am Fenſter zeigte, einen Flügel öffnete und etwas herauszuwerfen ſchien.

Augenblicklich bemerkte man hierauf, daß die beiden eben noch ſtark glimmenden Cigarren verſchwanden; eine fiel gerade auf den Boden nieder in das Moos, die andere in einem weiten Bogen in die Gebüſche, und zugleich ſah man, wie ſich zwei Geſtalten dem Pavillon näherten, dabei immer noch einzelne Bäume, bei denen ſie vorüber mußten, als Deckung gebrauchend.

„Das gibt das wunderbarſte Zuſammentreffen," ſagte Wilden, mühſam ſein Lachen verbeißend, „o, wenn ſie ſich nur nicht eher bemerken, als bis ſie einander ſo nahe gekommen ſind, um nicht mehr ausweichen zu können — 's gibt ganz gewiß eine Szene."

„Welche aber dem Fräulein, von deſſen Charakter Sie ſo Gutes ſagten, höchſt unangenehm ſein muß," meinte der bedächtigere Saleck.

„Nun, was den Einen von den Beiden anbelangt," entgegnete der junge Maler, „ſo traue ich ihm ſo viel Diskretion und Ueberlegung zu, daß er in der nächſten Umgebung des Schloſſes keinen Wortwechſel aufnimmt — aber kommen Sie, wir wollen uns langſam nähern, ſind wir doch harmloſe Spaziergänger und brauchen uns den Teufel darum zu kümmern, wem wir hier begegnen."

„Sie wohl, aber ich?“ gab Saleck zur Antwort.

„Für Sie gebe ich jede Bürgſchaft, kommen Sie nur; hoffentlich ſind die Schatten, welche das Schloß jetzt dorthin wirft, auch in der Nähe ſo dunkel, daß ſie ſich erſt erkennen, wenn ſie einander ganz nahe ſind; ſehen Sie die Beiden,“ ſetzte er leiſe voranſchreitend hinzu, „zuweilen in den Lücken der dichtſtehenden Bäume? Jetzt aber müſſen ſie auf den kleinen Raſenplatz hinauskommen, der ſich vor dem Pavillon ausbreitet — da ſind ſie ſchon und einander ſo nahe, daß Jeder es für eine Schande halten würde, zurückzutreten — — — — aber was Teufels iſt das? Unter dem Fenſter bemerke ich ja noch eine dritte Geſtalt — ſehen Sie doch, Saleck, täuſche ich mich denn?“

„Nein, Sie haben Recht, dort ſteht noch Jemand, der, wie mir ſcheint, die beiden ſich Nähernden nun ebenfalls ſieht und ſie ruhig erwartet.“

„Das iſt das Geſcheidteſte, was er thun kann, denn von den Beiden würde ihn Keiner entwiſchen laſſen, darauf können Sie ſich verlaſſen — — — — jetzt müſſen ſie ſich alle drei ſehen — der Knoten iſt geſchürzt, eilen wir, um nicht zu ſpät zur Löſung zu kommen.“

Es mußte in der That ein eigenthümliches Gefühl ſein, welches die drei Männer erfüllte, die ſich ſo plötzlich unter den vorhin geſchilderten Verhältniſſen einander gegenüber ſahen. Die Zwei, welche ſich dem Dritten genähert und, wie ſie aus dem Dickicht der Bäume hinweg auf den Raſenplatz traten, einander augenblicklich erkannten, ſtanden eine Sekunde lang unwillkürlich ſtill und hatten nun trotz des gegenſeitigen Haſſes doch begreiflicher Weiſe ſtillſchweigend die Uebereinkunft getroffen, auf den dritten, gänzlich Unbefugten, loszugehen, was ſie denn auch nach dem erſten Momente der Ueberraſchung thaten.

Wie Wilden vorhin richtig geſagt, waren es die beiden Perſonen, deren er erwähnt: der Adjutant des Fürſten, den wir im

Garten des Gaſthofs kennen gelernt, ſowie der Neffe des Fürſten, eine kleine, etwas verwachſene Geſtalt, die aber trotzdem einige Augenblicke früher vor dem fremden Eindringlinge ſtand als ſein ſchlanker Nebenbuhler.

„Wer ſind Sie und was machen Sie hier?“ fragte der Herzog den Unbekannten, welcher mit übereinander geſchlagenen Armen an der Mauer des Pavillons lehnte, ſich aber ſogleich aufrecht hinſtellte, als er dieſe in ſehr barſchem Tone an ihn gerichtete Frage vernahm.

„Wenn die Herren,“ gab der Angeredete nach einer kleinen Pauſe zur Antwort, „zur Polizei des Schloſſes gehören, ſo muß ich allerdings wohl ſelbſt auf eine mit ſo wenig Anſtand gethane Frage antworten.“

„Zu dieſer Frage hat zwar Jeder das Recht, der zum Schloſſe gehörig und ſo dicht an den Mauern Leute herumſpionirend und lauſchend bemerkt, die ihm verdächtig erſcheinen,“ ſprudelte der kleine Herzog zornig heraus, „doch iſt es beſſer, wir laſſen dieſen Monſieur mit jenen Beamten Bekanntſchaft machen, die er vorhin nannte und die er zu fürchten alle Urſache hat — ah, Sie ſind es in der That, Graf Helder?“ wandte er ſich in einem eigenthümlichen, ſpöttiſchen Tone an dieſen, welcher mit ihm zuſammengetroffen war — wollen Sie die Güte haben, dieſen Monſieur da auf die Wache zu begleiten, wohin ich Ihnen folgen werde.“

„Vor allen Dingen, gnädiger Herr,“ gab der Adjutant des Fürſten mit leiſer Stimme zur Antwort, „wollen wir uns, wenn es Eurer Durchlaucht gefällig iſt, aus der Hörweite dieſes Pavillons begeben; man könnte es unliebſam vermerken, wenn unſere Stimmen erkannt würden.“

„Ich habe mich nie geſcheut, die meinige hören zu laſſen, ſei es wo es wolle — doch, wie ich Ihnen ſchon geſagt, nehmen wir dieſen da mit und entfernen uns.“

So leiſe auch Graf Helder dieſe Worte geſprochen, ſo hatte

doch der Fremde genug davon verſtanden, um mit ziemlich lauter Stimme zu ſagen: „Und wenn nun dieſe Perſon nicht Luſt hätte, Ihnen zu folgen, auf welche Weiſe wollten Sie ſie dazu zwingen? — Pah, gehen Sie mir mit Ihrer Art, Fremde zu behandeln — wie kann ich wiſſen, daß es hier verboten iſt, in einen offen ſtehenden Park zu treten und ſich an die Mauer eines Pavillons zu lehnen, um von da den Mondſchein zu betrachten?“

„Gut, mein Herr,“ erwiederte der Adjutant mit leiſer, aber etwas ängſtlicher Stimme, und ſetzte mit einiger Höflichkeit hinzu: „Sie werden ſich aber unſerem Wunſche fügen müſſen, die Mauer dieſes Pavillons zu verlaſſen, um uns in einiger Entfernung zu ſagen, wer Sie ſind —“

„Und welche Gründe Sie bewogen,“ fiel der Herzog dem Sprecher raſch in das Wort, „gerade von dieſem Pavillon aus Ihre Mondbetrachtungen anzuſtellen.“

„Auf ein höfliches Wort findet man mich zu Allem bereit,“ verſetzte der Fremde, wobei er es übrigens ſorgfältig vermied, ſeine Worte an den kleinen verwachſenen Mann zu richten, vielmehr dem andern folgte, der ihn mit einer Handbewegung dazu einlud.

Da nun alle drei den Pavillon verließen, um mit raſchen Schritten das Dickicht des Parkes zu gewinnen, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie hier auf Wilden und Saleck ſtießen, welche kein Wort von der Unterredung verloren und gerade ſo thaten, als ſeien ſie durch die laut gewechſelten Reden herbeigezogen worden.

„Wen haben wir nun da ſchon wieder?“ rief ärgerlich der Herzog, welcher Ausdruck ſeiner Worte ſich auch durchaus nicht milderte, als er den jungen Maler erkannte — „weiß der Teufel,“ fuhr er unmuthig fort, „was alle Welt auf dieſe Seite des Schloſſes zieht; es ſind doch Spaziergänge genug da — man kann nicht einmal mehr ungeſtört friſche Luft ſchöpfen.“

„Euer Durchlaucht werden mir verzeihen,“ gab Wilden zur Antwort, „es gehört nun einmal mit zu meinem Handwerk, der

Nacht und dem Mondſchein nachzulaufen, und finde ich gerade den Pavillon vor uns mit ſeinen tiefen Schatten ſo reizend auf dem hellen Nachthimmel hervortretend —"

„Hol' der Henker Ihre tiefen Schatten — die könnten Sie am Tage auch ſtudiren, wenn es Ihnen um's Studiren zu thun wäre — doch laſſen wir das; wer iſt da bei Ihnen?"

„Einer meiner Bekannten aus Rom, gnädigſter Herr, den ich heute Abend in Warneck traf. ebenfalls nur ein geringer Maler, wie ich ſelbſt, Arthur von Saleck — darf ich mir erlauben, ihn Euer Durchlaucht vorzuſtellen?"

„Eine ſchlecht gewählte Zeit, auf mein Wort," gab der Herzog in immer noch ärgerlichem Tone zur Antwort, und nun wandte er ſich an den Fremden, der ziemlich theilnahmlos dageſtanden und nur bei dem Namen Saleck einen Augenblick nach dem alſo Genannten hingeſchaut, „was haben Sie hier zu ſuchen? — kennen Sie dieſen Monſieur vielleicht auch?" fragte er Wilden.

„Ich habe nicht die Ehre," entgegnete dieſer, worauf der Adjutant, welcher den ihm ſehr unnöthig vorkommenden Reden ungeduldig zuzuhören ſchien, das Wort nahm und immer noch mit leiſerer Stimme, als die Anderen ſprachen, bemerkte: „Das Beſte wird ſein, wir begleiten dieſen ſchweigſamen Herrn an den Ausgang des Parkes nach der Flußſeite hin und übergeben ihn dort der Wache."

Dieſes Auskunftsmittel veranlaßte indeſſen den Herzog, nicht nur unmuthig den Kopf zu ſchütteln, ſondern auch den Adjutanten bei Seite zu ziehen und ihm zuzuflüſtern: „wie können Sie im Ernſte die Abſicht haben, dieſen Menſchen der Wache zu übergeben?"

„Und warum nicht? gnädiger Herr," frug der Andere in einem anſcheinend unbefangenen Tone, „das iſt wohl der richtigſte Ausweg."

„Nun, der Himmel gebe Ihnen Umſicht," verſetzte unmuthig der Herzog, „und laſſe uns ehrlich gegen einander ſein; Sie ſo

wenig wie ich befanden ſich zufällig dort, wo Sie vor einer Viertelſtunde waren; wir Beide eilten auch nicht abſichtslos gegen den Pavillon, als — als — dort aus dem Fenſter, vielleicht ganz zufällig, etwas herausfiel."

„Fiel in der That etwas heraus?" frug der Adjutant, „Euer Durchlaucht wiſſen, daß ich ſehr ſchlechte Augen habe."

„Allerdings fiel etwas heraus, mein Beſter, was es war, konnte ich freilich nicht ſehen, doch ſchien es mir etwas Weißes zu ſein."

„Ein Papier vielleicht?"

„Möglich — und an der Stelle, wo es hinfiel, fanden wir jenen unverſchämten Eindringling, und er und ſonſt Niemand hat das erhalten, was für Jemand Andern beſtimmt war; ich finde das über alle Beſchreibung unangenehm."

„In der That höchſt fatal, und von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet — —"

„Sehen Sie endlich ein, daß es nichts mit der Wachtſtube iſt? hoffentlich begreifen Sie das jetzt?"

Der ziemlich ſcharfe Ton, mit dem der Herzog dieſes ſprach, veranlaßte den Adjutanten zu der Entgegnung: „allerdings, gnädiger Herr, aber eben ſo wenig iſt hier etwas zu machen mit einem barſchen, herausfordernden und beleidigenden Weſen."

Während ſich die Beiden auf der einen Seite alſo unterredeten, hatte ſich der Fremde den andern jungen Leuten genähert und ſagte, indem er höflich ſeinen Hut abnahm: „ehe ich ein anderes Wort an Sie richte, meine Herren, ſehe ich mich veranlaßt, Sie auf mein Ehrenwort zu verſichern, auf das Wort eines Kavaliers, daß ich als ein ganz harmloſer Spaziergänger — ich bin fremd und kam erſt heute Nachmittag hier an — in den Park gerieth, bei dem herrlichen Abend abſichtslos umherſchlenderte und ſo jenen Pavillon erreichte, von dem ich in der That nicht weiß, zu welchem Theil des Schloſſes er gehört und von wem er bewohnt iſt. Nach dieſer Einladung darf ich mir vielleicht die Frage erlauben," wandte

er ſich an Wilden, „ob ich recht gehört, als Sie vorhin dieſen Herrn mit dem Namen Saleck anredeten?“

„So iſt es, den Namen nannte ich.“

„So verzeihen Sie mir,“ fuhr der Fremde fort, indem er ſeine Worte gegen Saleck richtete, „daß ich durch das unangenehme Zuſammentreffen mit jenen beiden Herrn dort, welche zu kennen ich durchaus nicht die Ehre habe, genöthigt bin, Sie hier mit einem Schreiben zu beläſtigen, das ich Ihnen allerdings paſſender morgen früh bei einem Beſuche auf Ihrem Zimmer übergeben haben würde, doch muß mich die eigenthümliche Lage, in der ich mich augenblicklich befinde, entſchuldigen — dürfte ich Sie bitten, Herr von Saleck, einen Augenblick mit mir auf die Seite zu treten?“

Der Angeredete willfahrte dieſer Bitte, zwar nach einer ernſten, gemeſſenen Verbeugung, die man ihm dem Fremden gegenüber bei der eigenthümlichen Art, ſich vorzuſtellen, nicht verübeln konnte. „Allerdings iſt Saleck mein Name,“ ſagte er hierauf, „doch da ich mich nicht erinnere, je das Vergnügen gehabt zu haben, Sie zu ſehen, ſo könnte vielleicht doch ein Irrthum ſtattfinden, es gibt viele Saleck in der Welt.“

„Gewiß,“ erwiederte der Andere mit leiſer Stimme, „doch glaube ich, ſo glücklich zu ſein, den gefunden zu haben, für den dieſer Brief beſtimmt iſt — mein Name iſt von Felſing, und mir wurde dieſes Schreiben heute Nachmittag in der Reſidenz anvertraut — von dem Herrn Schloßhauptmann von Werner.“

Saleck hörte dieſen Namen mit einer ſichtlichen Ueberraſchung; er trat dem Fremden raſch einen Schritt näher, und obgleich ſie weit genug von den Uebrigen entfernt waren, um von dieſen nicht verſtanden zu werden, ſo faßte er ihn doch am Arme, um ihn noch ein paar Schritte ſeitwärts unter die Bäume zu führen. „Sie haben ein Schreiben an mich von dem Schloßhauptmann von Werner, ein Schreiben, worin er einen Wunſch ausſpricht, oder mir eine Nachricht mittheilt?“

„Ein Schreiben, worin er die Güte hat, mich Ihnen, dem Herrn von Saleck, zu empfehlen, ich darf hinzuſetzen, dringend zu empfehlen.“

„Eigenthümlich,“ gab der Andere zur Antwort, indem er den Brief aus der Hand des Herrn von Felſing entgegennahm und ſich bemühte, wenigſtens die Schriftzüge der Adreſſe zu erkennen: „wenn der Herr Schloßhauptmann Sie dringend empfiehlt, ſo kann ich Ihnen nur ſagen, daß Sie mir willkommen ſind, und daß ich für Sie thun werde, was in meinen ſchwachen Kräften ſteht.“

„In dem Falle ſehe ich mich veranlaßt, Sie um die Gefälligkeit zu erſuchen, jenen Herren, die Ihnen wahrſcheinlich bekannt ſind, zu ſagen, daß Sie es mit einem anſtändigen Menſchen, mit einem Edelmann zu thun haben, der ſich leider veranlaßt ſehen müßte, nach dieſer Ihrer freundlichen Erklärung für jedes fernere unangenehme Wort genügende Rechenſchaft zu fordern — man hat mich ja förmlich überfallen, als wenn ich bei einem Diebſtahl ertappt worden wäre.“

„So gerne ich Ihnen dienen möchte,“ entgegnete Saleck, „ſo bin ich im gleichen Falle, wie Sie; ebenfalls heute Nachmittag hier angekommen, überredete mich mein Freund zu einem Spaziergang in den Park; doch iſt derſelbe wohl genugſam hier bekannt, um Sie aus Ihrer Verlegenheit zu reißen — kommen Sie, daß ich Sie zu dieſem Zwecke mit ihm bekannt mache. — Was dieſen Brief anbelangt, ſo habe ich wohl morgen früh das Vergnügen, Sie bei mir zu ſehen?“

„Gewiß, Herr von Saleck, ich freue mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft auf einem andern Terrain fortzuſetzen.“

Damit traten ſie zu Wilden zurück: „Herr von Felſing — mein Freund, der Maler Wilden. Herr von Felſing,“ fuhr Saleck fort, nachdem Beide ſich begrüßt, „iſt mir von guter Hand dringend empfohlen und wendet ſich nun durch mich an Sie, zu ſeinen Gunſten bei jenen kriegsbereiten Mächten zu interveniren.“

„Mit Vergnügen," antwortete Wilden, „will ich darin thun, was in meinen Kräften ſteht."

Er begab ſich hierauf zu den beiden Andern hin, die ihre Unterredung beendet hatten und ſich langſam näherten. Auch ſchienen ſich ſowohl der Herzog als ſein Adjutant zur freundlichen Behandlung der Angelegenheit geeinigt zu haben; denn wenn auch der Erſtere es nicht unterlaſſen konnte, dem Maler zu ſagen: „weiß der Henker, was Sie in aller Welt für Bekanntſchaften haben," ſo nahm er doch die Bürgſchaft deſſelben für Herrn von Felſing an und entfernte ſich mit leichtem Gruße, nicht ohne dem Adjutanten vorher noch zuzuflüſtern: „es bleibt, wie wir abgeredet, — ehrlich Spiel — laſſen Sie den Monſieur nicht aus den Augen, ſehen Sie, wo er wohnt, und mit wem er ſonſt umgeht."

Hierauf wandte ſich Graf Helder gegen den Fremden und ſagte ihm mit einem auffallend wohlwollenden Tone: „ich habe mich bei Ihnen zu entſchuldigen, daß ich mich Ihnen vorhin etwas raſch genähert, doch ſind die Befehle in Betreff dieſes Parkes ſehr ſtreng. Um dieß aber einigermaßen wieder gut zu machen, werde ich mir erlauben, Ihnen den nächſten Weg aus dem Parke zu zeigen, damit Ihnen nicht noch weitere Unannehmlichkeiten zuſtoßen — Sie wohnen in Warneck?"

„So iſt es, in der Roſe und Anker, mein Name iſt von Felſing — wem habe ich die Ehre, für freundliche Begleitung dankbar zu ſein?"

„Graf Helder, Adjutant Seiner Hoheit des Fürſten," gab dieſer zur Antwort, indem er ſich dem Fremden mit einer leichten Verbeugung vorſtellte.

So endigte denn dieſer Auftritt, der auf ſo unangenehme Art begonnen, freundlicher, als jeder der dabei Betheiligten wohl erwartet. Die Anweſenden, mit Ausnahme des Herzogs, der ſich mit ſeiner eigenthümlichen Art zu gehen, wobei er die rechte Schulter etwas raſch in die Höhe ſchob, eilig entfernt hatte, ſetzten ſich nach

düsterer, da das Talglicht in dem zinnernen Leuchter in den letzten Zügen flackerte.

Der Doktor Stechmaier versprach nächstens mitzutheilen, wie es ihm mit seinen Bemühungen, zum Theater zu gelangen, gegangen, und verfügte sich alsdann die Treppen hinab nach seinem sonderbaren Schlafgemache.

Der Herr Dubel zog Schlafrock, Morgenhosen und Pantoffeln aus und legte Alles zusammen mit der blausammtnen Mütze in einen kleinen Koffer unter dem Bette. Der Arbeitsanzug für morgen wurde mit einem tiefen Seufzer vor dasselbe auf einen Stuhl gelegt, sich selbst aber warf der Eigenthümer ins Bett, wo er bald einschlief.

Nicht so leicht wurde es dem Herrn Doktor Stechmaier zur Ruhe zu kommen; der Wandschrank, von dem wir oben sprachen und welcher sich in der Flur des Hauses befand, war richtig die einzige Wohnung, die der Literat besaß; für den Weinwirth unten im Hause hatte er einmal in öffentlichen Blättern eine Lanze gebrochen, als demselben vorgeworfen wurde, sein Zwölfer sein ein saures, miserables Getränk, und sein Achtzehner sei aus demselben Faße; und zur Erkenntlichkeit dafür hatte ihm der Wirth den Wandschrank für die Nacht zur unentgeltlichen Benützung eingeräumt.

Dieser Wandschrank befand sich ungefähr zwei Fuß vom Boden, war vier Fuß lang und zwei Fuß tief, weßhalb sich der Doktor Stechmaier bequemen mußte, in etwas zusammengezogener Stellung zu schlafen. Doch dieß war nicht das kleinste Uebel, was den armen Schlafgänger hie und da betraf; vielmehr stopften Mägde und Knechte allerlei Geräthschaften, die ihnen gerade in die Hand kamen, Abends in den Wandschrank und diese Sachen mußte der Doktor vorher beseitigen, ehe er seinen dürftigen Platz einnehmen konnte.

So auch heute, und er brauchte eine gute Viertelstunde, ehe er die Besen, die leeren Flaschen, die Regenmäntel und alten

der Flußſeite des Schloſſes zu in Bewegung, der Adjutant des Fürſten mit dem Fremden voraus, die beiden Anderen folgten, abſichtlich ſo langſam wie möglich, beſonders Saleck, der Wilden am Arme zurückhielt, wenn dieſer raſcher gehen wollte.

„Laſſen wir die da vornen ziehen," ſagte er, als die beiden Anderen weit genug voraus waren, um ſeine Worte nicht mehr hören zu können, „Sie verſprachen mir, mich auch noch mit dieſem Theile des Schloſſes bekannt zu machen; was können wir auch an dieſem herrlichen Abend Beſſeres thun, als noch eine halbe Stunde umherzuſchlendern, vorausgeſetzt," ſagte er, ſtehen bleibend, „daß ich Sie von nichts Beſſerem abhalte — ſo indiskret möchte ich nicht ſein."

„Unbeſorgt," erwiederte der Maler lachend, „unſereiner, der ſich nur mit ſeiner Kunſt beſchäftigt, hat hier ſehr viele freie Abende, ſchlendern wir alſo langſam weiter; ſowie wir jene Ecke vor uns umſchifft haben, kommen wir in bewohntere, lichtere, freundlichere Regionen. Um nun in meinen Erklärungen fortzufahren, ſo wiſſen Sie, daß jener Pavillon, wo wir eben zu Fünfen ein Abenteuer erlebten, von den Damen der Prinzeſſin Helene bewohnt wird: ein kleines, reizendes Haus, wenn es nur eine angenehmere Verbindung mit dem Flügel vor uns hätte, wo die Fürſtin ſelber wohnt; aber um dorthin zu gelangen, müſſen die armen Hofdamen durch den mächtigen Ahnenſaal des Schloſſes gehen, zu dem die hohen und düſteren Fenſter gehören, bei denen wir jetzt ſchon eine Zeit lang vorüberſchreiten: das iſt ein gewölbter, unter jedem Fußtritt hallender Raum, Abends ſpärlich erleuchtet, mit den Bildern längſt verſtorbener Herrſchaften geſchmückt, die bei dem Dämmerlichte ſo geſpenſtig ernſt aus ihren Rahmen herabblicken. Es iſt wahrhaftig unheimlich, wenn man allein hindurchgeht und ordentlich fühlt, wie man von einem halben Hundert allerhöchſter ſehr ſtarrer Augen angeſehen und verfolgt wird; ein ängſtliches Gemüth liebt dieſen Spaziergang nicht, und die meiſten Damen ſcheuen ihn gewaltig, weßhalb auch Ihre Hoheit," ſetzte er leiſer hinzu, „häufig die Ge-

legenheit ergreift, ihre Hofdamen zu einem abendlichen Spaziergang durch den Ahnenſaal zu veranlaſſen. — So, jetzt haben wir ihn wie eine düſtere Vergangenheit hinter uns und wenden uns hier der helleren Gegenwart zu — ſehen Sie, wie ſchön dort der Fluß hingleitet, hell beſtrahlt vom Lichte des Mondes, welches ſchmeichelnd, zitternd, leuchtend auf den Wellen zu ſchwimmen ſcheint?“

„Das iſt allerdings ſehr ſchön und muß am Tage entzückend ſein.“

„Gewiß — hier beginnen die Gemächer der Prinzeſſin, da iſt auch Licht und Leben: wenn wir, ſtatt dem breiten Wege rechts zu folgen, dort in jenen ſchmalen Weg links einbiegen, ſo kommen wir ſo nahe an jener erhellten Terraſſe vorüber, daß wir die Stimmen der darauf Befindlichen unterſcheiden können. Hier pflegt die Fürſtin gerne ihre Abende zuzubringen mit Plauderei und Muſik.“

„Sie ſcheinen um dieſe Zeit häufig hier geweſen zu ſein, lieber Wilden,“ meinte Saleck lächelnd, „um zu erfahren, aus welcher Tonart droben muſizirt wird?“

„Warum ſollte ich's thun? ich für meine Perſon hatte kein Intereſſe dabei, doch hören Sie, hier ſind wir gerade in der rechten Entfernung und können ſehen ohne geſehen zu werden, und hören ohne daß man uns vernimmt — a — a — a — ah, es gibt doch nichts Schöneres, als ſolch' eine glänzend erhellte Terraſſe, wenn die Dunkelheit rings umher brütet, und darauf ſchöne Frauengeſtalten, leuchtend in ihren hellen Roben, als wenn das Licht, deſſen Flamme man nicht ſieht, von ihnen ſelbſt ausginge — ſehen Sie, wie herrlich die faſt durchſichtig glänzenden Blätter der auf- und abwiegenden Palmen und ſchlanken Dracaenen erſcheinen, während ſeltſame Wunderblumen aller Art mit förmlich aufleuchtenden Kelchen in das Dunkel hinausſchauen, und dazwiſchen der ſchwermüthig ergreifende Ton einer Harfe — — ein Stück tau-

ſend und einer Nacht — ach, wer das auf dem Papier feſthalten könnte!"

Saleck ſchien ganz der Anſicht ſeines Freundes zu ſein; er hatte ſich an einen Baum gelehnt und ſtand mit übereinander geſchlagenen Armen, die Blicke in das reizende Bild vor ihm verſenkend; — mit halbwegs guten Augen konnte man die Damen droben unterſcheiden, und die beiden jungen Künſtler ſahen vortrefflich.

„Das iſt die Prinzeſſin," ſagte Wilden mit etwas leiſerer Stimme, „ſie tritt an die Brüſtung der Terraſſe und blickt gen Himmel empor."

„Ja, ja, ſie iſt es."

„Hinter ihr wird die kleine Gräfin Eller ſichtbar, ihre jüngſte Hofdame, die ſo vortrefflich die Harfe ſpielt; — aber wo iſt denn Fräulein von Saint-Aubin, die ſtolzeſte und ernſteſte unſerer Damen? Ah, ſehen Sie, dort tritt ſie aus dem Hintergrunde, ein Buch in der Hand, welches ſie der Prinzeſſin übergibt; gewiß hat ſie einen Spaziergang durch den alten Ahnenſaal gemacht; die Fürſtin liebt es, ihren Damen durch fleißige Uebung die Furcht zu benehmen. — Ah, Fräulein von Saint-Aubin war alſo in der Nähe des Pavillons, wo wir eben ſo viel Lärmen um Nichts aufführten. — Erkennen Sie die Prinzeſſin wieder?" frug der junge Maler ſeinen ſtummen Gefährten, welcher keinen Blick von der Terraſſe verwandte.

„O ja, ich erkenne ſie."

„Ich danke," hörte man durch die Stille der Nacht die Prinzeſſin deutlich zu ihrer Hofdame ſagen, „legen Sie das Buch dorthin, ich will die Stelle gleich nachſehen, und dann wird die Gräfin Eller es wieder hinüber bringen."

„Aber nicht ohne große Begleitung, Hoheit," gab die kleinere der Damen mit einer hellklingenden Stimme zur Antwort, „mir wäre es unmöglich, allein bei Nacht durch den finſtern Saal zu

gehen. — Viktorine," wandte ſie ſich an das Fräulein von Saint-Aubin, wie um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, „erinnert ſich gewiß der Weiſe, welche ich vorhin vergeblich auf meiner Harfe ſuchte!"

„Welche Weiſe?" frug die andere Hofdame.

„Ein italieniſches Volkslied; — Ihre Hoheit glaubte ſich von Rom her zu erinnern, und auch mir iſt es recht bekannt, aber ich kann die Melodie nicht wieder finden, verſuchen Sie es einmal, Viktorine; bei Ihrem muſikaliſchen Gedächtniß wird es Ihnen nicht ſchwer werden."

„Es iſt eigentlich ganz gleichgültig," ſagte die Prinzeſſin langſam und gedehnt, während ſie ſich auf einen kleinen Fauteuil niederließ und das Buch in die Hand nahm, um darin zu blättern; „es ging mir nur ſo durch den Kopf."

Fräulein von Saint-Aubin war von der Terraſſe verſchwunden, und gleich darauf hörte man die vollen, mächtigen Akkorde eines prachtvollen Flügels, deſſen Taſten von einer Meiſterhand regiert wurden, durch die ſtille Nacht hallen.

Es war ſo ſtill, daß man die feinſten Nüancen vernahm. Läufe und Modulationen, die vom Nachthauch ſelbſt hervorgebracht zu ſein ſchienen, indem er leiſe flüſternd durch die Saiten ſtrich, und dann wieder Akkorde mit einer Kraft angeſchlagen und ausgehalten, daß ſie mächtig brauſend um das Herz der Zuhörer wogten.

„Ich bin begierig," hörte man die Prinzeſſin in kaltem Tone ſagen, „wie Sie durch dieſen Aufwand von Tönen glücklich zu jener Weiſe gelangen wollen, die wir geſucht," auf welche Bemerkung die Töne des Flügels mit einem H-Akkord ſchloſſen, in den ſich etwas wie eine Diſſonanz miſchte, die aber gleich darauf weich und glücklich gelöst wurde, um alsdann in Moll übergehend eine jener bekannten ſüdlichen melancholiſchen Weiſen zu intoniren.

„Ich glaube nicht, daß das die Melodie iſt, an welche die Fürſtin gedacht," bemerkte Saleck leiſe zu ſeinem Nachbar, und

gleich darauf hörte man die Prinzeſſin ſagen: „Nein, nein, Viktorine, das meinte ich nicht.“

Eine andere Weiſe, welche Fräulein von Saint-Aubin ſpielte wurde von keinem beſſeren Erfolge belohnt, und nun vernahm man die Prinzeſſin mit leichter Stimme verſuchen, die Melodie ſelbſt aufzufinden.

„Ich weiß, was ſie meint,“ ſprach Saleck mit einer eigenthümlich gepreßten Stimme, „ich glaube das Lied zu kennen, nach dem ſie ſucht, — ſchade, daß jene Zeit vorüber iſt, wo die irrenden Ritter nächtlicher Weile vor den Fenſtern der Schönen harrten und ſich unterſtehen durften, ihre Gefühle bei den Klängen der Mandoline laut werden zu laſſen.“

„Pah,“ gab Wilden heiter zur Antwort, „mit oder ohne Mandoline, das Singen iſt hier nächtlicher Weile nicht verboten; machen wir uns einen Spaß, das heißt, Sie, nicht ich, und ſingen vorübergehend jenes Lied, nach deſſen Weiſe die Damen droben ſo eifrig ſuchen.“

„Singe, wem Geſang gegeben,“ erwiederte Saleck, „und Sie wiſſen wohl, lieber Freund, daß das Singen meine ſtarke Seite nicht iſt, wogegen Sie bei nächtlichen Serenaden Luſt und Schmerz in ihrem Munde hatten. — Sie werden ſich des Liedes erinnern, wenn ich Ihnen die erſten Worte ſage.“

„Nein, nein, ich danke, es iſt das Nichts für mich; meine Stimme könnte ihnen bekannt ſein, und man kann nicht wiſſen, ob Ihre Hoheit gerade gut oder ſchlecht gelaunt ſind.“

„Es käme gar zu komiſch heraus, ſich hier ſingend vor einem Fenſter aufzuſtellen, und doch drängt mich etwas, nur ganz leiſe die Weiſe anklingen zu laſſen.“

„Da hilft man ſich auf eine andere Art; gehen wir ein paar Schritte zurück; Jedermann hat das Recht, bei Tag und Nacht auf dieſem Wege zu wandeln, iſt er doch, wie Sie ſehen, durch einen kleinen Graben vom Schloſſe getrennt; ſchleudern wir alſo

ſchon von weitem laut und unbefangen plaudernd heran, und flechten Sie die Melodie in das Geſpräch. Ohne Ihnen ein Kompliment zurückgeben zu wollen, wiſſen Sie ſelbſt am beſten, welch' guten Klang Ihre Stimme hat; — kommen Sie, es iſt ein Scherz, und man muß gegen Damen gefällig ſein. Damit zog er ſeinen Freund faſt widerſtrebend zurück, und beide wandten erſt wieder um, als ſie eine ziemliche Strecke von der Terraſſe entfernt waren und nur noch die Töne des Flügels wie leiſe verklingend hörten. Darauf näherten ſich die Beiden, abermals Arm in Arm, luſtig plaudernd; auch ſummte Saleck, als Sie näher kamen, mit den Tönen des Inſtrumentes droben, um durch keine andere Tonart eine Disharmonie hervorzubringen, und ſetzte in der That, unter der Terraſſe angekommen, feſt und ſicher in eine Melodie ein, die er mit den Worten begleitete:

Sul mare luccica l'astro d'argento
placida e l'onda, prospero il vento
venite all' agile barchetta mia
Santa Lucia, Santa Lucia etc.

War es nun, daß Fräulein von Saint-Aubin droben in dieſem Augenblicke von ſelbſt die gleiche Weiſe gefunden, oder daß der Sänger unten ſie darauf hingeleitet, genug, ſie glitt wie unbewußt in die Melodie hinein, und dieſelbe hierauf variirend, erklangen die Töne ſchmeichelnd unter ihrer Hand.

„Das iſt es, Viktorine," hörte man die Prinzeſſin ſagen, wobei ſie raſch aufſtand und einen Blick auf den dunkeln Park hinab warf; — „wurde das Lied nicht eben unten geſungen?" frug ſie raſch.

„Ich habe es nicht gehört," gab die Gräfin Eller zur Antwort, welche an der Thüre des Salons geſtanden, von wo ſie dem Spiele der andern Hofdame zugehorcht hatte.

„Gewiß, ich hörte die Melodie deutlich! — Seltſam," ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu, „weiß ich doch hier Niemand, der ſich

dieſes Liedes erinnert hätte, und es gibt doch ſo viele gefällige Seelen hier, die nicht unterlaſſen haben würden, es mir zum Ueberdruß vorzuſingen oder vorzuſpielen, wenn ſie eine Ahnung gehabt hätten, daß es zu meinen Lieblingsliedern gehöre, — das heißt," dachte ſie, ohne eine Sylbe weiter zu ſprechen, indem ſie ſich über die Brüſtung lehnte, „es kommt dabei ſehr darauf an, von wem das Lied geſungeu würde; — fort — fort mit dieſen unfruchtbaren Erinnerungen," ſchloß ſie, den Kopf aufwerfend, ihre Gedankenreihe und trat alsdann raſch zu der jungen Dame am Klavier, der ſie mißmuthig ſagte: „'s thut mir leid, Viktorine, daß ich Ihnen Veranlaſſung gab, die Weiſe jenes Liedes zu finden, denn ich fürchte, wir werden es jetzt zum Ueberdruß zu hören bekommen."

„Von mir gewiß nicht, Hoheit," gab Fräulein von Saint-Aubin zur Antwort, indem ſie raſch ihr Spiel ſchloß und ſich erhob.

„O doch, ich weiß, ich weiß," fuhr die Prinzeſſin unmuthig fort, „die Gräfin Eller hat dieſe dumme italieniſche Weiſe auch ſchon in ſich aufgenommen und wiederholt ſie im Stillen vor ſich hin, ich ſehe es daran, wie ſie ihre Lippen bewegt; — habe ich recht oder unrecht, Gräfin?"

„Ich kann es nicht leugnen," erwiederte die ſo haſtig Gefragte, wobei ſie ſich bemühte, eine ernſte Miene anzunehmen, die aber von ihren außerordentlich munteren Augen Lügen geſtraft wurde.

„Ich bitte Sie aber dringend, dieſe Weiſe eben ſo raſch und gründlich wieder zu vergeſſen, wie Sie ſie gelernt haben; ich wünſche es, und Sie werden mir einen großen Gefallen dadurch erzeigen."

„Die Wünſche Ihrer Hoheit ſind mir jederzeit Befehl," erwiederte die Gräfin, indem ſie ohne aufzuſchauen eine tiefe Verbeugung machte, wobei die feſt zuſammengepreßten Lippen ihre Anſtrengung zeigten, ſich freventlich nicht zu einem luſtigen Lachen zu verirren. Die Prinzeſſin ſah das übrigens nicht, denn ſie hatte

ſich abgewandt, während ſie eine Bewegung mit der rechten Hand durch die Worte begleitete: „Gute Nacht, meine Damen.“

Die beiden Hofdamen zogen ſich zurück, und bis in's zweite Vorzimmer bezwang die Gräfin ihre furchtbar erregte Lachluſt, dann blieb ſie ſtehen, blickte um ſich, ob ſie mit ihrer Freundin allein ſei, und brach dann in ein ſo luſtiges Lachen aus, wie dieſe Mauern, mit ihren ernſten, faſt düſteren Gobelins ſelten zu hören bekamen.

„Du biſt und bleibſt ein unvorſichtiges Kind,“ ſagte das Fräulein von Saint-Aubin, „was haſt Du für eine Veranlaſſung zu lachen, und wie kannſt Du ſo leichtſinnig ſein, das mit ſolchem Lärmen vor der Thüre Ihrer Hoheit zu thun?“

„Wir haben zwei Thüren hinter uns,“ erwiederte die kleine Dame immer noch lachend, „und was dort im Nebenzimmer unſern dicken Kammerdiener vom Dienſt anbelangt, ſo iſt er ſo taub, daß er nicht unterſcheiden kann, ob ich lache oder weine. Ja, Viktorine, ich mußte lachen, und hätte es im Zimmer der Prinzeſſin gethan, wenn ſie uns nicht in allergnädigſter Weiſe entlaſſen hätte. — Was gäbe ich um Dein ernſtes und ruhiges Gemüth!“

„So bezwinge Dich wenigſtens, bis wir den großen Saal erreicht haben, und dann magſt Du meinetwegen lachen, wenn Du keine Angſt haſt, daß das dort von den Herrſchaften an den Wänden nicht mit einem geſpenſtiſchen Kopfnicken beſtraft wird.“

„Pfui, Viktorine, Du verſtehſt es wie Niemand, meine gute Laune plötzlich zu zerreißen; ich hätte wahrhaftig nicht den Muth, in dem Saale dort zu lachen.“

„Auch wenn Du in meiner Geſellſchaft biſt?“

„Nicht einmal dann; — wir nehmen doch einen Lakaien mit?“

„Wozu das, närriſches Kind? Der Mond ſcheint hell, und Du mußt mir unterwegs erzählen, worüber Du eigentlich gelacht haſt; — halb kann ich es mir freilich denken.“

Vor dem Eingang zum großen Saale ſtand einer der Lakaien

mit einem silbernen Armleuchter bereit, um den beiden Damen nach ihrem Pavillon zu leuchten, doch dankte ihm Fräulein von Saint-Aubin und mußte jetzt selbst lächeln, als sie bemerkte, wie ängstlich die Gräfin Eller den Arm um ihre Taille legte und sich fest an sie drückte.

„Wenn ich auch keine Furcht kenne," sagte die Erstere, während Beide dahinschritten, „so ziehe ich es doch vor, beim Dämmerlichte des Abends oder wie jetzt im Mondschein durch diesen Saal zu gehen, als bei ein paar flackernden Lichtern, die hie und da das Gesicht Eines der Herrschaften an den Wänden, oder eine weiße Statue plötzlich so grell beleuchten, während alles Uebrige im geheimnißvollen Dunkel bleibt."

„Das mag schon wahr sein," gab die kleine Dame mit gepreßter Stimme zur Antwort, „aber wenn mir Lichter vorausgehen, so ist doch Jemand da, der diese Lichter trägt, und wenn etwas vorfällt, so bin ich in zweiter Linie."

„Was soll Dir denn hier begegnen, mein Kind? In diesem alten, ehrwürdigen Saale ist es bei Nacht gerade so wie am Tage; dort hängen die alten Bilder, dazwischen stehen die Statuen, und vor uns leuchtet unbestimmt im Mondlichte der alte Thronsessel."

„Der macht mir am meisten Angst," gab die Gräfin Eller zur Antwort, indem sie sich fest an ihre Gefährtin schmiegte, „ich kann es nie vergessen, was Seine Hoheit erzählte, daß er einmal um Mitternacht durch diesen Saal gegangen sei und habe auf dem Thronsessel eine Gestalt sitzen sehen in rothem Gewande, reich mit Gold besetzt, wie früher bei Krönungs-Feierlichkeiten die Mäntel getragen wurden."

„Ganz richtig, aber er setzte auch hinzu, wer diese geheimnißvolle Gestalt gewesen: ein schlafender Portier des Schlosses in seinem rothen mit Gold besetzten Ueberwurf."

„Ich wäre des Todes gewesen, ich hätte meine Augen geschlossen und wäre schreiend davon gerannt."

„Bei ſolchen Gelegenheiten ſoll man aber ſeine Augen nicht ſchließen, ſondern ſie hübſch offen behalten,“ ſagte Fräulein von Saint-Aubin, und ſetzte nach einer Pauſe lächelnd hinzu, „aber mir ſcheint, daß ich tauben Ohren predige, denn trotz meiner Geſellſchaft wandelſt Du aus Furcht mit geſchloſſenen Augen; — warte, ich laſſe Dich hier ſtehen und gehe allein fort; ſei nicht ſo kindiſch, ſchau um Dich; ſieh', wie das Mondlicht den Saal faſt taghell erleuchtet; — nun, willſt Du die Augen öffnen?“

Die kleine Gräfin hatte gethan, wie ihr die Andere, wenn auch ſcherzend, doch dringend empfohlen hatte; ſie öffnete ihre Augen, um ſie gleich darauf mit einem leiſen Schrei wieder zu ſchließen, wobei ſie einen Augenblick ihre rechte Hand von ſich abſtreckte und dann ſagte: „Da ſchau hin, Viktorine!“

Dieſer Ausruf des Schreckens war ſo ungekünſtelt und wahr, daß Fräulein von Saint-Aubin ſtehen blieb und nach der bezeichneten Richtung ſchaute; „ich ſehe da nichts,“ ſagte ſie alsdann, „gar nichts, als was immer dort zu ſehen iſt; die weiße Marmorfigur dort hell im Mondſchein glänzend und ihr Schatten dahinter auf der Wand abgebildet.“

„Aber ein Schatten, der ſich ſoeben bewegte,“ ſprach ſchaudernd die kleine Gräfin, „ein Schatten, der an der Wand vorbeihuſchte.“

„Thorheit; — komm', wir wollen das näher unterſuchen.“

„Ich nicht um alle Schätze der Welt.“

„So werde ich allein gehen; — bleibe Du hier einen Augenblick ſtehen.“

„Es iſt nicht recht von Dir, Viktorine, mich hier zu verlaſſen; ich ſterbe vor Angſt.“

Ohne ein Wort zu erwiedern, ſchritt Fräulein von Saint-Aubin auf die Statue zu, betrachtete dieſe von allen Seiten, blickte auch an die Wand hinter derſelben, fand aber begreiflicher Weiſe nichts Verdächtiges, als eine kleine Thüre, die vom großen Saale auf einen ſchmalen Gang und von da auf eine geheime Treppe

Säcke gehörig aufgestapelt hatte; dann zog er seinen Paletot aus, hängte ihn nebst dem Hut an die innere Seite des Wandschrankes, stieg hinein und wickelte sich in eine große wollene Decke und träumte, wie der Schneider im vierten Stock, vom Theater, von der Stelle und dem Gehalt eines ersten Liebhabers, von großen Appartements und einem reichen und bewegten Künstlerleben.

---

führte, unverſchloſſen, halb offen ſtehend, ſo daß der in dem ſchmalen gewundenen Gang herrſchende Zugwind ſein Spiel mit der Thüre treiben konnte, woher wohl der vorüberhuſchende Schatten entſtanden, den die kleine Gräfin geſehen zu haben glaubte.

Dieſe Erklärung vernahm die Geängſtigte mit einem tiefen Athemzuge, aber, wie es ſchien, nicht ganz gläubig, wenigſtens zog ſie ihre Gefährtin haſtig mit ſich fort und ſprach nicht eher wieder ein Wort, als bis ſie das Ende des Saales erreicht hatten und die ſchwere Ausgangsthüre deſſelben hinter ihnen in's Schloß gefallen war. Hiermit wollte ſie ſich übrigens noch nicht begnügen, ſondern ſie erſuchte ihre Freundin, den Schlüſſel umzudrehen, was dieſe endlich auch mit großem Geräuſch zu thun ſchien — wir ſagen ſchien, denn in Wirklichkeit drehte ſie den Schlüſſel mit einer raſchen Handbewegung wieder zurück, wodurch die Verbindungsthüre zwiſchen dem großen Saale und dem Pavillon der Hofdamen unverſchloſſen blieb.

„So, das wäre einmal glücklich überſtanden," ſagte die kleine Gräfin, als ſie aus den weiten, finſteren Räumen nun in das kleine, hellerleuchtete Veſtibule traten, welches die Wohnungen der beiden Damen von einander trennte; „in Zukunft gehe ich nie mehr ohne einen Lakaien durch dieſen unheimlichen Saal, und wenn ich kann, nehme ich zwei mit. Unſere ſchöne, liebenswürdige Wohnung könnte mir ganz entleidet werden durch dieſe häßliche, finſtere Nachbarſchaft; ich verſichere Dich, Viktorine, aus dem Grunde allein ſehne ich mich nach der Stadt zurück. Hat mich das vorhin angegriffen, ich ſage Dir, ich habe vorhin deutlich einen Schatten geſehen, der an den Wänden vorüberhuſchte; ſchlafen kann ich doch nicht, meine Nerven ſind zu aufgeregt; Du mußt mir eine Taſſe Thee geben, Viktorine, und mich noch ein wenig mit Dir plaudern laſſen, das heißt, ich werde plaudern, und wenn Du nicht willſt, brauchſt Du mir gar keine Antwort zu geben — o ich kenne Deine Neigungen gut."

„Komm' nur," ſagte ruhig Fräulein von Saint-Aubin, „Du ſollſt eine Taſſe Thee haben und darfſt eine Stunde plaudern."

„Gleich bin ich da, ich will mir's nur ein wenig bequem machen."

Die beiden Damen betraten jede ihr kleines Gemach, wo ſich die kleine Gräfin von ihrer Kammerfrau ein leichtes Peignoir geben ließ, welches ſie ſtatt des Kleides über ihren gelockerten Anzug warf und alsdann durch eine ſeidene Schnur um ihre Taille zuſammenzog. Hierauf vertauſchte ſie ihre kleinen Stiefelchen mit bequemen geſtickten Sammetpantoffeln, verbarg auch nach Entfernung von Kämmen und Nadeln ihr volles blondes Haar unter einem zierlichen Häubchen und warf alsdann mehr aus Gewohnheit, als weil das gerade nöthig, einen prüfenden Blick in den Spiegel. Dann ging ſie zu ihrer Freundin hinüber, blieb aber erſtaunt an der Thüre des kleinen Salons ſtehen, als ſie bemerkte, daß Viktorine am Fenſter lehnte, in die Nacht hinaus blickend, immer noch ſo in ihren Shawl gehüllt, wie Beide noch vor Kurzem die Gemächer der Prinzeſſin verlaſſen.

„Du biſt heute recht ungemüthlich," ſagte die kleine Gräfin, „da ſieh mich an, ich hab' es mir recht behaglich und bequem gemacht, um nach des Tags Laſt und Hitze, die wir redlich getragen, noch eine Stunde in voller Freiheit genießen zu können, und Du ſiehſt gerade noch ſo da, als erwarteſt Du jeden Augenblick, wieder zu irgend einem Dienſte gerufen zu werden. — Haſt Du vielleicht eine Ahnung, daß es Ihrer Hoheit allenfalls in den Sinn kommen könnte, an Schlafloſigkeit zu leiden, und daß Hochdieſelbe eine von uns zum Vorleſen befehlen würde? — Höre, das wäre gräßlich," ſetzte ſie mit gefalteten Händen hinzu, „ich würde dieſer Schlafloſigkeit die furchtbarſte Migräne entgegenſetzen, — helf, was helfen mag."

Viktorine hatte ſich auf die Anrede ihrer Freundin raſch herumgewandt, ließ ihren Shawl auf einen Fauteuil an ihrer Seite

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20778 / 044

niedergleiten und trat mit einem etwas erzwungenen Lächeln in den Lichtkreis der auf dem Tiſche ſtehenden Lampe.

„Mach' es Dir doch bequem," bat die kleine Gräfin, die ſich ſo ungezwungen als möglich in einen Lehnſtuhl geworfen und die kleinen Füße auf einen Schemel geſtellt hatte, „man plaudert ſo behaglicher; — ſoll ich Deine Kammerfrau vorſtellen und den Verſuch machen, Dein wildes Haar in ein Häubchen zu zwängen? Komm', laß die Nadeln aus Deinem Haare ziehen, damit Deine ſchweren Flechten herabfallen; Du haſt ſie heute lange genug aufgeſteckt getragen, — ach, wer ſo prächtiges Haar hätte." Sie war aufgeſtanden und hatte mit ihren kleinen Händen die allerdings faſt übermäßig dicke Friſur ihrer Freundin zu umſpannen verſucht, doch als ſie ihr die Nadeln ausziehen wollte, wehrte dieſe ihrem Beginnen und ſagte: „Laß nur gut ſein, Eliſe, das genirt mich durchaus nicht, ich fühle mich überhaupt in meinem Anzuge nicht unbequem."

„Ich kann das Gekrach der Seide nicht leiden, wenn ich daheim bin; es ſtört meine Ruhe; aber wie Du willſt, Viktorine, ich bin Dein Gaſt und nehme an, Du habeſt für mich zuweilen égards, um mich nicht im Negligé zu empfangen."

„Bin ich nicht in meinem Anzuge ſo einfach, daß er wohl für Negligé gelten könnte?"

„Ja, aber Deine Einfachheit," lachte die kleine Gräfin, „iſt ſo kokett als möglich; alle Welt weiß, daß Du nichts Auffallendes, nichts Geſuchtes, ja nicht den geringſten Schmuck an Dir ſehen läſſeſt, aber die Nelke oder die Granate, die Du in Dein Haar oder an Deine Bruſt ſteckſt, ſchlägt alle Brillanten der übrigen Damen; — laß das gut ſein," fuhr ſie fort, als das Fräulein von Saint-Aubin etwas zur Antwort geben wollte, „wie oft habe ich mit meinen eigenen Ohren nach Dir fragen hören: wer iſt das? — Welche denn? — die in Weiß und Roth? — Gott, nein. — Oder die in Gelb mit den ſchwarzen Spitzen? — Pas du tout,

ſondern jene ſchlanke große Dame, die durch ihre Einfachheit auffällt. — Die in jener Robe von marderweißer Seide? — Ah, Fräulein von Saint-Aubin, unſere ſchöne Viktorine."

„Pfui, Eliſe, Du kannſt in der That recht boshaft ſein, — gebe ich Veranlaſſung zu ſolchen Geſprächen, kann man zurückhaltender ſein, als ich es beſtändig bin? Und was die Einfachheit meines Anzuges anbelangt, ſo bin ich nicht die reiche Gräfin Eller, ſondern die Tochter eines armen penſionirten Generals, und habe vielleicht die gute Eigenſchaft, mich nach meinen Verhältniſſen richten zu können."

„Zugeſtanden meinetwegen, daß die elegante Einfachheit Deines Aeußeren keine Koketterie iſt, wie ich das bei Deinem offenen einfachen Weſen und bei Deinem guten, freundlichen Herzen allenfalls unterſchreiben würde, ſo iſt doch der Effekt derſelbe, und Du überbieteſt uns Alle mit Deinem Weiß, Schwarz oder Grau, oder mit Deinen Granaten und Nelken; — glaubſt Du, die Prinzeſſin habe nicht ſchon Bemerkungen darüber gemacht?"

„Die Du gehört, kleine Lauſcherin?"

„Nun, dazu braucht man gerade keine Lauſcherin zu ſein; wenn Ihre Hoheit etwas Pikantes über Jemand ſagt, was zuweilen vorkommen ſoll, ſo genirt ſie ſich nicht, dieß ſo laut als möglich zu thun."

„Und was ſagte ſie denn, und wann?"

„Erſt heute Nachmittag. — Du ſtandeſt an einen Baum gelehnt und blickteſt angelegentlich in die Gegend hinaus, dorthin, wo ſie gerade die neue Eiſenbahnbrücke bauen. Da ſagte der Maler Wilden: ‚Fräulein von Saint-Aubin gäbe in ihrer Einfachheit ein reizendes Bild,' worauf die Prinzeſſin ſagte: ‚Ja, ſie weiß es aber auch, wie ſie ſich durch dieſe Einfachheit auszeichnet,' und ich wiederhole, ſie hat Recht."

„Nun, ſo laßt mir dieſe wohlfeile Auszeichnung, habe ich doch ſonſt nichts, um mich bemerkbar zu machen, wenn ich wirklich Luſt

hätte, dieß zu thun; nicht Deine elegante Beweglichkeit, nicht Dein liebenswürdiges Talent zum Plaudern, welches wie Champagner berauſcht — — — ſagt — —"

„Du nannteſt mich boshaft, Viktorine, und biſt es doch ſelbſt im höchſten Grade, — ſagt, ſagt, — ſprich es nur aus, wer es ſagt, ich habe meine guten Gründe, mich nicht ſo viel —" damit warf ſie ihre kleine rechte Hand mit zuſammengeſchnippten Fingern von ſich ab — „um die Worte eines Herrn Herzogs zu bekümmern; — bei Gott, Viktorine, darin treibſt Du ein gefährliches Spiel."

„Ah, das iſt über den Scherz, Eliſe," erwiederte Fräulein von Saint-Aubin, indem ſie ſich raſch über dem Fauteuil aufrichtete, „nicht wahr, ſo was denkſt Du nicht einmal im Ernſte?"

„Ich nicht, aber Andere."

„Aber Niemand, der mich kennt; — o, es wäre entſetzlich, — ſage mir ehrlich, ich weiß, Du biſt es gegen mich, haſt Du mich je eine Veranlaſſung zu ſolchem Gerede geben hören?"

„Nein, nie, und doch iſt das Gerede da, und wächst und wächst lawinenartig; — ſie ſind gar ſo unbeſonnen und unvorſichtig, dieſe Männer, ich muß Dir ernſtlich ſagen, Liebe, ich würde es mir in der That verbitten."

Fräulein von Saint-Aubin hatte ſich haſtig erhoben und war bei der letzten Rede ihrer kleinen Freundin an's Fenſter getreten. Als ſie zurückkehrte, ſagte ſie nach einem tiefen und ſchmerzlichen Athemzuge: „was kann ich mir verbitten, ohne zuzugeſtehen, daß ich Worte und Blicke verſtehe, die ich nun einmal nicht verſtehen will und darf?"

„Was den Herzog anbelangt, ſo gebe ich Dir nicht Unrecht, aber Graf Helder, meine Liebe, iſt eine ſehr angenehme Perſönlichkeit, reich, deßhalb unabhängig, und hat, auch abgeſehen davon, bei Hof eine Zukunft, warum ſollteſt Du ſeine Worte und Blicke nicht verſtehen wollen und können?"

Fräulein von Saint-Aubin war neben die kleine Gräfin ge-

treten und, während ſie ihr einige ihrer blonden Locken, die ihr unter dem Häubchen hervorquollen, wieder unter daſſelbe zurückdrückte, ſagte ſie in ſcherzhaftem Tone: „Wenn auch Deine Variationen richtig ſind, ſo hat doch Dein Thema einen Fehler: wie könnte ich einige ſchöne Worte und Artigkeiten, hervorgerufen durch die Langeweile des Landlebens, für Ernſt nehmen? — Du mit Deinen vier bis fünf Jahren weniger ſiehſt das freilich mit andern Augen an."

„Ja, ja, ich ſehe ſcharf und richtig, und mein Thema, um in Deine Bilderſprache einzugehen, hat ebenſowenig einen Fehler, wie meine Variation."

„Sei es darum," erwiederte die Andere in ernſtem Tone, „ſo muß ich Dir denn zur Antwort geben: dieſes Thema und dieſe Variation klingen in meinem Innern nicht harmoniſch an."

„Mit andern Worten, Du liebſt ihn nicht?"

„Ich liebe Niemand."

„Pah, ſo hätteſt Du wirklich ein kaltes Herz, oder glüht es vielleicht tief verſteckt, unbemerkt, zugedeckt durch des Lebens kalte Formen, durch langweilige Konvenienzen?"

„Du biſt ja eine wahre Inquiſitorin, Eliſe, doch hoffe ich, daß Du mich aus eigenem Antrieb in's Verhör genommen."

„Nun, darauf kannſt Du Dich verlaſſen," erwiederte einigermaßen verlegen die kleine Gräfin, „nimm mein Geplauder für das, was es iſt; — darf ich Dich noch um eine Taſſe Thee bitten?"

„Mit Vergnügen bediene ich Dich, wie wenn Du eine regierende Kaiſerin wäreſt," gab Fräulein von Saint-Aubin mit herzlichem Tone zur Antwort und that nach ihren Worten, wobei ſie fortfuhr: ſo behaglich ruhend biſt Du ganz an Deinem Platze, ſo, lege Deine kleinen Füßchen über einander und ſchließe Deine muthwilligen Augen, Deine Lippen dagegen möchte ich um Alles in der Welt nicht verſiegeln, denn Dein anmuthiges Geplauder hat für mich etwas Nervenberuhigendes."

„Ich wünſchte, daß Ihre Hoheit der gleichen Anſicht wäre, aber das iſt leider nicht der Fall, denn wenn ich mich einmal ein bischen gehen laſſe und anmuthig plaudere, um Deine Worte zu gebrauchen, liebe Viktorine, ſo habe ich mit meinen ſcharfen Augen ſchon oft ein höchſtes Achſelzucken bemerkt, das auf meinen Humor eine Wirkung hat, wie kaltes Waſſer auf meinen warmen Körper; — à propos," unterbrach ſie ſogleich ihren Gedankengang, wobei ſie ihr Köpfchen herumwandte, „ich glaube, Du treibſt neben anderen Wiſſenſchaften auch Architektur; — was haſt Du da für große unbehülfliche Pläne? 's iſt doch ſo etwas?"

„Allerdings ſind es Pläne, die ich mir aus der Bibliothek geben ließ," erwiederte Fräulein von Saint-Aubin, doch hatten ihre Augen bei dieſen Worten ihren ſonſt ſo offenen und unbefangenen Ausdruck verloren; ja ſie erröthete und bückte ſich wohl aus dieſem Grunde auf die Pläne herab, um ſie auf ein entferntes Tiſchchen zu legen.

„O, laß mich das einen Augenblick anſehen," bat die kleine Gräfin, „ich habe keine Idee davon, wie Jemand aus dieſen ſchwarzen und rothen Linien klug werden kann, verſtehſt Du was davon?"

„Mein [illegible] Vater hatte viel dergleichen in ſeinen Mappen, und zuweilen na[illegible]r einen Plan vor und erklärte ihn mir, als ich noch ein Kin[illegible]"

„So betrac[illegible]ich auch als Kind und überliefere dieſe Erklärungen an mich."

„Das wäre langweilig, liebe Eliſe, auch geht das nicht ſo geſchwind."

„Sind es die Pläne des ganzen Schloſſes?"

„Des ganzen Schloſſes."

„So laß mich unſern Pavillon hier ſehen, ſowie den großen häßlichen Saal; der muß ſich auf dem Papier ebenfalls recht öde und leer ausnehmen."

„Dieſer Plan iſt gerade nicht hier, man muß vergeſſen haben ihn beizufügen," verſetzte Fräulein von Saint-Aubin, wobei ſie ſich abwandte, ſo daß ihre Freundin nicht im Stande war zu ſehen, welche tiefe Röthe ihre Stirne bedeckte.

„Ein andermal denn," ſprach die Gräfin mit einem leichten Gähnen, worauf ſie mit einem Blick auf die Uhr über dem Kamin hinzuſetzte: „ich wäre auch heute Abend nicht mehr recht fähig für die Belehrung. Die Landpartie hat mich ermüdet, und dann muß ich Dir auch geſtehen, daß mich unſere muſikaliſche Soirée ſchläfrig gemacht hat. — Sage mir doch," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, indem ſie ſich in ihrem Fauteuil gegen ihre Freundin herumwarf, „was wollte denn die Prinzeſſin eigentlich mit ihrem italieniſchen Liede? mit der Weiſe, welche ſie ſo eifrig geſucht, und die Du plötzlich gefunden? worauf ſie mich frug, ob die Melodie nicht Jemand drunten im Parke geſungen hätte. — Wer ſoll drunten italieniſche Weiſen ſingen, — hörteſt Du etwas?"

„Ich kann Dir in Wahrheit nicht ſagen, ob ich etwas gehört, doch war es mir faſt ſo, und glaubte ich, die Prinzeſſin ſelbſt habe dieſe Weiſe intonirt."

„Pas du tout, ſie hatte ihre Lippen feſt auf einander gepreßt, aber ſchaute nachher aufmerkſam in den Park hinab. Sollte es in der That Jemand gewagt haben, vor dem Fenſter Erinnerungen an Italien in ihr erwecken zu wollen, das würde mir ein unglaubliches Vergnügen verurſachen."

Fräulein von Saint-Aubin hatte die Rechte auf die Lehne des Stuhles geſtützt, auf dem ihre Freundin ſaß, und ſagte nach einem kleinen Augenblick des Nachdenkens: „ich glaube überhaupt nicht, daß Erinnerungen einen Eindruck auf die Prinzeſſin machen."

„Zugeſtanden, weder Erinnerungen noch ſonſt Etwas; darin ſtimmſt Du mit der Gnädigſten vollkommen überein. Eure Herzen haben den gleichen Wärmegrad oder flammen tief in der Bruſt unter kaum zu durchdringender Umhüllung, — nicht wahr,

Viktorine, bei der Prinzeſſin hat ſich nie eine Neigung geoffenbart?"

„Nicht, daß ich wüßte, wie ſollte ſie auch dazu kommen? Um zu lieben, muß doch auch ein würdiger Gegenſtand da ſein, — oder glaubſt Du vielleicht, der Herzog wäre im Stande, in ihr Gefühle zu erwecken?"

„Das mußt Du beſſer wiſſen als ich."

„Unſinn, Eliſe."

„Meinetwegen, — aber daß ſich bei den glänzenden Verhältniſſen, in denen die Prinzeſſin vor ſo vielen Fürſtentöchtern, man könnte ſagen, leuchtet, nicht würdige Bewerber in Maſſe zeigen, das iſt mir ein Räthſel. Was man doch ſo von ihr ſieht und weiß, iſt ja ſo brillant als möglich; ſie iſt ſchön, geiſtreich, unermeßlich reich."

„Alles das, und ſie kennt auch wohl dieſe ihre glänzenden Eigenſchaften zur Genüge; man ſagt, ſie habe auf diplomatiſchem Wege ſchon manchen Korb ertheilt."

„Aber worauf wartet ſie denn?"

„Vielleicht auf den Rechten," meinte Fräulein von Saint-Aubin mit einem ſtillen Lächeln.

„Pah, wie kann eine Prinzeſſin auf den Rechten warten? etwas müſſen wir doch voraus haben."

„Glaubſt Du denn, Ihre Hoheit würde ſich für eine konventionelle Idee opfern? wie ich ſie kenne, erwarte ich das nicht von ihr."

„Nun denn, ſo ſoll ſie ein bischen Roman ſpielen und einen ihrer Unterthanen mit Herz und Hand beglücken; ſieh', Viktorine, das wäre prächtig, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich bei einem ſolchen Abenteuer mitwirken könnte; es wäre eine reizende Abwechslung in der tödtlichen Langeweile hier, — ach, eine Langeweile, die Geiſt und Körper müde macht; jetzt iſt es kaum neun Uhr vorbei, und ich bin ſchon ſo ermattet, als wenn ich in der Stadt Morgens früh von einer Ballnacht nach Hauſe gekommen bin.

Fünfzehntes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Das kleine Mädchen, welches die Frau Welscher zu sich genommen hatte und das ebenfalls Marie hieß, wie seine verstorbene Mutter, war ein freundliches, hübsches Kind, das in kurzer Zeit alle Bewohner des alten Klosters lieb gewannen.

Als das Kind einige Tage im Hause war und seine Scheu vor den fremden Gesichtern, die es umgaben, abgelegt hatte, wurde es außerordentlich zutraulich, unterhaltend und hatte sich bald, *was viel sagen will*, die Neigung der beiden kleinen Töchter des Hauses und sogar diejenige des Herrn Welscher junior erworben. Dieser behauptete nämlich, keine der beiden Schwestern sei im Stande, so angenehm und freundlich mit ihm zu spielen, wie die kleine Marie. Sie gieng leicht in seine Ideen ein, krähte mit ihm um die Wette wie der Hahn, miaute außerordentlich täuschend wie die Katze und setzte ihm bereitwillig die Kegel auf, wenn er auf dem weiten steinernen Vorplatze mit großem Gepolter dieses Spiel trieb.

Dabei hatte das kleine Mädchen eine merkwürdige Ordnungsliebe und ein Auge für Symetrie, daß es fast unglaublich war. Die Spielsachen räumte sie allabendlich sorgfältig auf, rückte

Verzeihe mir, meine Augen fallen mir zu, ich ziehe mich in meine Gemächer zurück und hoffe in einem ſüßen Schlafe alle Annehmlichkeiten zu vergeſſen, die das Leben einer Hofdame mit ſich bringt, — gute Nacht, mein Herz!"

Sie hatte ſich bei dieſen Worten langſam von ihrem Stuhle erhoben und fuhr nun fort, indem ſie beide Hände ihrer Freundin ergriff und ſie aufmerkſam anſchaute: „Du ſcheinſt noch nicht müde, Deine Augen glänzen noch ſo klar und ruhig wie — wie — nun wie Deine Augen; ich weiß für dieſelben keinen paſſenden Vergleich anzuſtellen, denn ſie ſind einzig in ihrer Art, das muß Dir ſelbſt der Neid Deiner Kolleginnen laſſen, — gute Nacht, Viktorine!"

„Gute Nacht, Eliſe!"

Damit trennten ſich die Beiden; die kleine Gräfin verließ das Zimmer in langſamen Schritten mit etwas affektirten Zeichen der Schläfrigkeit, von ihrer Freundin bis an die Thüre begleitet, unter welcher dieſe noch ſtehen blieb, bis jene am Ende des Korridors, wo ihre Wohnung lag, verſchwunden war.

Dann kehrte Fräulein von Saint-Aubin in ihren Salon zurück, warf haſtig einen Blick auf die Uhr über dem Kamin und blieb einige Sekunden in der Mitte des Gemaches ſtehen, während ſie ihre Lippen auf einander preßte und ihre linke Hand feſt auf das Herz drückte; fühlte ſie dort einen Schmerz oder wollte ſie einen Verſuch machen, das heftige Schlagen deſſelben zu mäßigen? Da dieſes aber nicht zu gelingen ſchien, ſo machte ſie raſch einen Gang durch das Zimmer und ſagte: „o, wie ich kindiſch bin, er wird nicht kommen; er findet keine Zeit dazu, — und wenn er ſie doch fände, — wenn er doch käme, — nun gut, dann plaudern wir eine Stunde über die gleichgültigſten Dinge, und das einzige Eigenthümliche, vielleicht Aufregende iſt dieſe Stunde, die er wählen muß, um mich zu ſehen."

Dieſe Worte ſprach ſie halblaut vor ſich hin, wie abſichtlich langſam und mit großer Ruhe, um ihre eigene Erregung damit

zu beſchwichtigen. Doch ſchien ihr das weder dadurch noch durch ihr haſtiges Durchſchreiten des Zimmers zu gelingen, denn ſie warf ſich gleich darauf mit allen Zeichen der Ungeduld, ja einer nicht zu bewältigenden Unruhe in ihren kleinen Fauteuil, den ſie mit einem leichten Drucke des Fußes ſo herumwandte, daß ſie nach der Thüre ſehen konnte, wobei das volle Licht der Lampe auf ihr Geſicht fiel.

Viktorine von Saint-Aubin war vierundzwanzig Jahre alt, ein in der That ausgezeichnet ſchönes Mädchen, und nicht nur, wie die Gräfin Eller vorhin geſagt, durch die Einfachheit ihres Aeußern, ſondern auch durch ihre auffallend ſchöne, elegante Figur im feinſten Ebenmaße mit vollen und doch ſchlanken Formen, einer ausgezeichneten Haltung und Tournure, mit einem edlen Geſichte von wohlthuender Schönheit; ihr Teint war fein und blaß, ihr volles Haar tief ſchwarz; die Brauen unter ihrer hohen Stirn ſcharf gezeichnet und kühn geſchwungen, wie die einer Spanierin, bildeten in ihrer Schwärze einen eigenthümlich pikanten Kontraſt mit ihren Augen ſelbſt, welche tief blau waren und in einem ſeltenen Glanze ſtrahlten. Der ganze Ausdruck ihres Geſichtes hatte etwas Ernſtes, faſt Melancholiſches, konnte ſich aber wunderbar aufklären bei einem innigen Lächeln, was ihr ſo recht aus dem Herzen kam, wobei dann ihre Züge wie vom Sonnenglanz verklärt ausſahen. Doch erſchien dieſes Lächeln höchſt ſelten und war vielleicht während der Stunden ihres Dienſtes in den Appartements der Fürſtin noch nie zu Tage getreten. Auf wem aber dieſe wunderbaren Augen ſo glücklich lächelnd einmal geruht, der vergaß das nicht ſo leicht wieder. Auf den flüchtigen Beſchauer oder wer nie Veranlaſſung hatte, ein animirtes Geſpräch mit ihr zu führen, machte Fräulein von Saint-Aubin den Eindruck der Gleichgültigkeit und Kälte, ein Eindruck, der, wenn ſie lebhaft ſprach, nur durch die weiche, liebenswürdige Form ihrer etwas ſtarken Lippen gemäßigt wurde, die alsdann von einem leichten Lächeln umſpielt waren, und zwiſchen denen man die weißen Zähne durchſchimmern ſah.

Leichtes Geräuſch draußen auf dem Gange ließ die Hofdame erſchreckt zuſammenfahren, und in der nächſten Sekunde ſtand ſie hoch aufgerichtet neben ihrem Fauteuil, den Kopf erhoben, die Lippen feſt zuſammengepreßt, bleicher als gewöhnlich. Nur mühſam ſchien ſie den Athem in ihre Bruſt ziehen zu können, als ſich nun die Thüre ziemlich raſch öffnete, und ein Mann eintrat, von deſſen Erſcheinen ſie offenbar in Kenntniß geſetzt war, und den ſie doch nicht erwarten zu dürfen hoffte oder glaubte.

Der Eingetretene hatte die Thüre hinter ſich in's Schloß gedrückt und ſagte dann mit einer wohlklingenden tiefen Stimme und einer Unbefangenheit, welche den Sinn deſſen, was er ſprach, Lügen ſtrafte, indem er an der Thüre ſtehen blieb: „da bin ich nun, weiß aber in der That nicht, wie ich mich in dieſem ganz abnormen Falle zu benehmen habe, zu ſpäter Abendzeit auf Schleichwegen in ein fürſtliches Schloß gelangend und gar in's Zimmer einer Hofdame, — ich erwarte Ihre Befehle, gnädiges Fräulein, was thut man in ſolchen Fällen? iſt man vor jeder Ueberraſchung, die Ihnen unangenehm ſein könnte, durch Form und Herkommen ſicher, oder dreht man den Schlüſſel in dieſem kleinen Schloſſe herum?“

Fräulein von Saint-Aubin hatte bei dieſer Anrede wie in einer ſie plötzlich überwältigenden Angſt beide Hände vor die Augen gedrückt; man ſah, daß ſie tief und ſchwer aufathmete, und dann ſagte ſie mit kaum vernehmlicher Stimme: „es iſt das erſte Mal, daß ich Ihnen, überhaupt irgend Jemanden, auf gleiche Art gegenüberſtehe.“

„Nun denn,“ entgegnete der Andere mit kecker Laune, „ſo folge ich meinem gewiß richtigen Gefühle und ſchließe die Thüre.“

Der Schlüſſel knarrte im Schloſſe, und bei dieſem Tone fuhr die junge Dame erſchreckt zuſammen, dann blickte ſie, ohne ein Wort zu ſprechen, auf einen Stuhl, ziemlich weit von dem kleinen Fauteuil, an dem ſie ſelbſt ſtand, und als ſie ſich raſch dort hineinwarf, ſah man ihre Hände in zitternder Bewegung.

Der Mann an der Thüre war indeſſen mit ein paar raſchen Schritten näher getreten, und da er ſich nun im Lichtkreiſe der hellen Lampe befindet, ſo halten wir es für unſere Schuldigkeit, ſein beſonders in dieſer Umgebung etwas eigenthümliches Aeußeres flüchtig zu ſkizziren: Er war von ziemlich großer, wohlgewachſener und kräftiger Statur, etwa 33 bis 36 Jahre alt, hatte krauſes, blondes Haar, dazu helle, leuchtende Augen, eine friſche, geſunde Geſichtsfarbe, glänzende Zähne, die man um ſo deutlicher hervorſchimmern ſah, da er rings um Mund und Kinn einen vollen, eigenthümlicher Weiſe dunkleren Bart trug, als ſein Haupthaar war; ſeine Stirne war breit und hervortretend, ſeine Naſe edel geformt, und der ganze Kopf hatte einen angenehmen, wohlthuenden, freien Ausdruck. Das Geſicht trug ebenſowohl den Stempel der Heiterkeit und Gutmüthigkeit, wie die Züge deſſelben nebenbei eine hohe geiſtige Kraft und Entſchloſſenheit deutlich verriethen. Die Eigenthümlichkeit ſeiner Erſcheinung, von der wir ſo eben ſprachen, war aber hauptſächlich durch ſeinen Anzug bedingt, denn er trug, um von unten anzufangen, bis über das Knie reichende, allerdings ſeine Reitſtiefel mit Sporen, deren Räder freilich abgeſchraubt waren, ein eng anliegendes Beinkleid, eine einfache Weſte, ſowie eine ſogenannte Juppe von grauem Stoffe mit grünem Kragen, auch war ſein ſchwarzſeidenes Halstuch bloß locker um den Hals geknüpft und der feine, weiße Hemdkragen ziemlich ungenirt umgeſchlagen. Seine Kopfbedeckung, einen weichen, grauen Filzhut, hielt er in der Hand, warf ihn aber gleich darauf auf das Sopha, indem er der jungen Dame beide Hände entgegenſtreckte, als er ſich dem Tiſche näherte.

Fräulein von Saint-Aubin erhob nur leicht ihre Rechte, die er dann faßte und ſie raſch an ſeine Lippen führte, worauf er in einem heiteren Tone ſagte: „aber warum erlauben Sie mir nicht, Ihre beiden Hände, wie früher, gnädiges Fräulein? — o ich halte ſehr darauf, daß mir von meinen Errungenſchaften nichts verloren geht.“

Die Sicherheit, mit der er ſprach und handelte, ſchien einen wohlthuenden Eindruck auf das Herz der jungen Dame zu machen, ein leichtes Lächeln flog über ihre Züge, und ſie reichte ihm nun auch, wenngleich zögernd, ihre linke Hand, die er mit einer komiſchen Grandezza langſam und feierlich küßte. Mit eigenthümlichem Tone ſagte er, indem er ihre beiden Hände einen Augenblick feſthielt: „o, es liegt darin etwas Eigenthümliches, es iſt die Verbindung zu einem geheimnißvollen Kreiſe, wobei ſich der Pulsſchlag des einen Theils unwillkürlich nach dem des andern Theils regelt, und Sie wiſſen, gnädiges Fräulein, der Pulsſchlag geht vom Herzen aus.“

Er ſagte das ſo heiter lachend und unbefangen, daß ihn Fräulein von Saint-Aubin nun ebenfalls mit dem gleichen Ausdruck anſchaute und freundlich zur Antwort gab: „ach ja, ich kenne dieſe Redensarten, laſſen Sie's aber jetzt gut ſein und ſprechen Sie ganz ruhig und ganz vernünftig, denn das kann ich wahrhaftig verlangen zum Lohne dafür, daß ich Ihnen erlaubt, mich zu dieſer ganz ungewöhnlichen Zeit zu beſuchen, — zuerſt aber ſetzen Sie ſich dorthin.“

Er that nach einer leichten Verbeugung wie ihm befohlen, dann ſagte er achſelzuckend: „ſo ändern ſich die Zeiten; früher im Hauſe Ihres hochverehrten Herrn Vaters war das durchaus keine ungewöhnliche Stunde.“

„Allerdings ändern ſich die Zeiten; damals —“

„Zeichnete ich an Plänen für Seine Excellenz, und da ich das ſo ziemlich zur Zufriedenheit meines hochverehrten Chefs beſorgte, ſo hatte er die Güte, wenn er das Bureau verließ, zu ſagen: ‚im Falle Sie nichts Beſſeres zu thun wiſſen, Ferdinand, — vergeſſen Sie nicht, daß er mich Ferdinand nannte, — bleiben Sie heute Abend bei uns, es wird meiner Frau angenehm ſein.‘ Und da blieb ich denn, und wir ſaßen zuſammen, ich aß mit zu Nacht, ſpielte nachher eine Partie Ecarté mit Papa allein oder Whiſt à trois mit Ihnen und Ihrer Frau Mutter, — o, das waren recht ſchöne Zeiten.“

„Ja, ja, und ſie änderten ſich ſo raſch und plötzlich.“

„Leider zu raſch für dieß freundliche Verhältniß; aber ich muß hinzuſetzen, zum Glück für mich: ich wurde aus dem Bureau Ihres Herrn Vaters auf's Neue in's alltägliche Leben hinausgeworfen, um mit den Anderen meinen gewöhnlichen Dienſt zu thun, aber das ſchmeckte mir nicht mehr; ich fühlte, daß Beſſeres in mir ſtecke als alte Wälle zu beaufſichtigen, die keiner Verbeſſerung fähig waren, und neue Feſtungslinien zu traciren, die doch nie ausgeführt wurden.“

„Ja, Sie verließen Ihre Heimat und vergaßen Ihre Freunde,“ ſagte Fräulein von Saint-Aubin mit einem eigenthümlichen Ausdrucke der Stimme.

„Das Letztere gewiß nicht; allerdings verblaßten die kleinen Verhältniſſe meiner Vergangenheit ein wenig in dem großartigen Treiben, wie dasjenige, in welches ich mich geworfen und wo ich mich bald recht heimiſch und zu Hauſe fühlte, — Sie verſtehen mich, gnädiges Fräulein, wenn ich Ihnen ſage, wie das die Bruſt erweitert und das Herz ſicher und glücklicher ſchlagen läßt, wenn man wie mit eiſerner Rieſenfauſt die glatten Linien der Civiliſation durch Berge reißt, über Thäler wölbt, wenn man ſo frei und unabhängig Gewaltiges ſchafft und nun glaubt, es ſei die eigene Körperkraft, die uns dahin treibt, wenn man auf der brauſenden Lokomotive zum erſten Male durch Berge hindurch und über Abgründe hinwegfliegt.“ Sein Auge leuchtete, als er ſo ſprach, und ſeine breite Bruſt hob ſich gewaltig unter tiefen Athemzügen.

„Sie ſind glücklich —“

„In ſolchen Augenblicken, ja. — — Doch was ſpreche ich da immer von mir,“ warf er raſch ein, indem er den erhobenen Ton ſeiner Stimme änderte, „bin ich doch hieher gekommen, um Sie zu ſehen und zu hören, wie es Ihnen geht; ſind es doch über acht Jahre, daß ich Sie zum letzten Male ſah, daß ich das Glück hatte, mit Ihnen plaudern zu dürfen.“

„Wiſſen Sie auch wohl, wann das war?“

„Gewiß, gewiß,“ ſagte er raſch, ſchien ſich aber doch einen Augenblick beſinnen zu müſſen, denn er machte eine kleine Pauſe, ehe er fortfuhr: „nach dem Tode Ihres hochverehrten Herrn Vaters fielen Sie in eine ſchwere Krankheit.“

Sie nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Ich hatte den Dienſt verlaſſen, — ſehr zum Kummer meiner armen Mutter, die es ſich nicht ausreden laſſen wollte, daß, wer einmal Ingenieur-Offizier geworden, nun für ſein ganzes Leben geborgen ſei, — und arbeitete auf dem Bureau eines unſerer ausgezeichnetſten Baumeiſter, — o, mit Luſt und Leidenſchaft, — ſah aber dabei wohl ein, wie viel ich noch lernen mußte, denn, — — doch da komme ich wieder auf eine andere Bahn,“ unterbrach er ſich ſelbſt wieder unmuthig, — „gewiß, mein gnädiges Fräulein, Sie ſollen ſich genau überzeugen, daß ich noch weiß, wann wir uns zuletzt geſehen. Ihre Frau Mutter hatte mir erlaubt, ihr Haus nach wie vor beſuchen zu dürfen, und das that ich gerne, denn die Generalin war ſo lieb und gut gegen mich, und Sie, mein gnädiges Fräulein, ein ſo kränkliches, unglückliches Kind, daß ich das innigſte Mitleiden mit Ihnen fühlte.“

Fräulein von Saint-Aubin blickte tief nachſinnend vor ſich nieder.

„Da kam Ihre ſchwere Krankheit, deren Tragweite ſich noch nicht bemeſſen ließ, und es machte mich glücklich, Ihrer Frau Mutter und beziehungsweiſe auch Ihnen raſtlos meine kleinen Dienſte weihen zu können, — o, ich werde den für mich ſo ſchmerzlichen Augenblick nie vergeſſen, als ich Sie nach recht langer Zeit, es waren wenigſtens ein paar Wochen vergangen, während welcher Tage und Nächte lang Ihr Leben einem erſterbenden Flämmchen glich, nun zum erſten Male im Nebenzimmer verborgen ſehen durfte. Ihre gute Mutter hielt mich an der Hand und weinte heftig, denn der Arzt hatte achſelzuckend geſagt, er könne kaum hoffen; wenn auch die Krankheit gebrochen wäre, ſo ſeien Sie doch ſo ſchwach,

daß man Ihre gänzliche Erholung der Gnade Gottes anheimſtellen müſſe, — o, ich vergeſſe nie Ihr blaſſes, eingefallenes Geſicht und den eigenthümlichen Glanz Ihrer großen blauen Augen, die Sie plötzlich auf mich richteten."

„Ich erkannte Sie."

„So ſagte die Generalin, und um Ihre bleichen Lippen flog etwas wie ein leichtes Lächeln, ein melancholiſches Aufflackern Ihrer Lebensgeiſter."

„Ja, ich hatte Sie erkannt und freute mich ſehr, Sie zu ſehen, — — — — ich wußte nicht, in der That nicht, warum," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, und ſagte auch das Nachfolgende mit unſicherer Stimme, „es beſchlich mich ein unausſprechliches Gefühl der Behaglichkeit wie eine Vorahnung der Geneſung."

„Ah, ich verſtehe," warf er leichthin dazwiſchen, „bekannte Züge riefen in Ihnen Bilder des Lebens zurück."

„Es iſt möglich, daß es ſich ſo verhielt," gab ſie mit dem Kopfe nickend, ohne aufzublicken, zur Antwort.

„Und Sie hatten Recht mit Ihrer Ahnung, denn von dem Tage an ging es mit Ihrer Geneſung zum Erſtaunen des Arztes und zu unſerem großen, großen Vergnügen mit wahren Rieſenſchritten vorwärts, vierzehn Tage nachher durfte ich Sie wiederſehen und ein paar Worte mit Ihnen ſprechen."

„Sie erſchraken, als Sie mich ſahen, und es war auch wahrhaftig kein Wunder; ehe Sie kamen, hatte ich mir mit Liſt einen Spiegel zu verſchaffen gewußt und hineingeſchaut, — ach, ich erkannte mich ſelbſt kaum wieder und ſchämte mich ordentlich Sie zu empfangen."

„Sehr mit Unrecht, mein gnädiges Fräulein. Ich hatte ein ſo inniges Mitleiden mit Ihnen."

„Mitleiden iſt ein ſchönes Gefühl," ſagte Fräulein von Saint-Aubin mit ganz leiſer Stimme.

„Allerdings mußte ich mir Mühe geben, Ihre früheren heiteren,

lieben und guten Züge wieder zu finden, das werden Sie bemerkt haben; nun das beſſerte ſich raſch unter der ſorgfältigen Pflege Ihrer vortrefflichen Mutter."

„Und auch Ihnen," warf Viktorine raſch ein, „bin ich heute noch zu vielem Dank verpflichtet, — o, es war ſo freundlich, daß Sie jeden Morgen kamen und ſich draußen nach meinem Befinden erkundigten, immer um die gleiche Stunde."

„Ehe ich auf mein Bureau ging."

Die Hofdame nickte lächelnd mit dem Kopfe, „ja etwas vor neun Uhr, und ich hatte mich ſo daran gewöhnt, Sie im Gange draußen fragen zu hören, daß ich jedesmal vorher, ſelbſt aus dem tiefſten Schlafe erwachte, und ich ſchlief ſo gut und ſo ſüß nach meiner Krankheit, aber gewiß nicht ein einziges Mal verſäumte ich Ihre Frage zu hören und freute mich immer herzlich darüber, — — — — — auch Abends, wenn Sie kamen, wenn Sie mir erzählten von Ihren Arbeiten, oder mir vorlaſen, ach, ich denke ſo gerne daran; ich ſaß in dem großen Lehnſtuhle hinter dem Tiſche verborgen im Schatten des grünen, großen Lichtſchirms."

„Gerade ſo wie heute," ſagte er lachend, „Sie ſcheinen das gerne zu thun, gnädiges Fräulein."

„Damals thaten mir meine Augen weh," fuhr Fräulein von Saint-Aubin fort, ohne auf ſeine Anſpielung etwas zu erwiedern, „und dann war ich auch zu eitel, um mich Ihnen gerne in meinem kläglichen Zuſtande zu zeigen."

„Aber heute, mein gnädiges Fräulein," ſagte er, indem er ſich vorbeugte, wie um ihre Züge beſſer zu ſehen, — „wiſſen Sie auch wohl, daß ich Sie noch gar nicht genau geſehen habe, und daß ich Sie kaum erkannte, als ich neulich draußen bei meiner Brücke in der Nähe des Fürſten ſtand, und Sie ſich wie abſichtlich ſo ferne als möglich im Hintergrunde hielten?"

„Meiner Stellung gemäß," gab Fräulein von Saint-Aubin mit einem kalten Lächeln zur Antwort.

„Aber heute, mein gnädiges Fräulein, als ich kam, ſtanden Sie im tiefen Schatten Ihrer Lampe und ſetzten ſich mir ſo gegenüber, daß es mir wahrhaftig noch nicht möglich war, die bekannten lieben Züge wieder zu erkennen, — ich bitte um die Erlaubniß, dieſe Lampe um ein paar Zoll verrücken zu dürfen."

Sie ließ es geſchehen, daß er nach ſeinen Worten that, und als nun der volle Schein des Lichtes auf ihr ſchönes, edles Geſicht fiel, ſchaute er ſie ein paar Sekunden ſprachlos mit unverkennbarem Erſtaunen an, — „ja, ja," ſagte er darauf, „ich finde nach und nach die bekannten lieben Züge wieder, aber Sie haben ſich ſehr verändert, mein gnädiges Fräulein, Sie ſind ſehr ſchön geworden."

„Wiſſen Sie wohl," gab ſie nach kurzem Stillſchweigen zur Antwort, während welchem ſie ſich in ihrem Fauteuil ſo weit als möglich zurücklehnte, „daß Sie mir meine Frage von vorhin noch nicht beantwortet haben?"

„Welche Frage?"

„Wann wir uns zuletzt ſahen; — Sie wiſſen es nicht mehr."

„O doch, ich muß mich nur einen Augenblick beſinnen, — halten Sie mich deßhalb nicht für vergeßlich, aber ſeit jener Zeit habe ich ſo viele Länder und Menſchen geſehen, hat es ſo vielfach vor meinen Augen geflimmert, durch meinen Kopf geſaust und geraſſelt, daß ich zuweilen wahrhaftig nachdenken muß, um gewiß zu ſein, ob die Nadel des Kompaſſes nach Norden weist; — aber ich weiß es doch, wornach Sie mich gefragt," ſetzte er faſt triumphirend hinzu, „ich habe Sie zuletzt in dem kleinen Garten Ihrer Tante vor dem Thore geſehen, Sie waren faſt ganz wiederhergeſtellt und gingen dort ſo gerne umher."

„Ja, ja," fügte ſie nachſinnend bei, „in dem Garten ſahen wir uns zuletzt; wiſſen Sie es noch, der Garten ſtieß an den Alexandersplatz, und gegenüber dem kleinen Garten bauten Sie Ihr erſtes Haus!"

„Wie könnte ich das vergeſſen? war es mir doch ſo angenehm,

die Stühle in die Ecken, wo sie hingehörten, litt nicht, daß die Bügeleisen, die, wenn sie nicht gebraucht wurden, auf einem kleinen Gerüste hinter dem Ofen standen, in Unordnung waren, das heißt, daß sie nicht gerade neben einander standen, zuerst die ganz kleinen, dann die mittleren und größeren, denn sie richtete sie immer wie die Orgelpfeifen. Auch die zerbrochenen Spielsachen wieder so gut als möglich zusammen zu stecken und die Stücke mit Bindfaden wieder zu vereinigen beschäftigte das Kind angelegentlich.

Da die Jungfer Kiliane die kleine Marie unter ihren besonderen Schutz genommen hatte, so vergalt sie alle Güte und Freundlichkeit der alten Person durch eine außerordentliche Anhänglichkeit, welche das Kind, wo es nur konnte, für dieselbe an den Tag legte. Wenn die Büglerin bei der Frau Welscher beschäftigt war und Mariechen aus der Schule kam, wohin sie mit den andern geschickt wurde, oder wenn sie einen freien Nachmittag hatte, so war ihr erstes Geschäft, der Jungfer Kiliane alles zu zeigen, was sie in der Schule gelernt, und wenn dieß vorbei war und sich ihre Gönnerin zufrieden erklärte, so nahm die Kleine einen Schemel, setzte sich neben die Büglerin und ahmte mit einem kalten Bügeleisen an einem Stücke Zeug alle Bewegungen der Jungfer Kiliane auf's Genaueste nach. Sie bügelte das Stück Zeug unverdrossen, faltete es zusammen, warf es wieder aus einander und trieb das Spiel so fort; sie eiferte auch hiedurch die kleinen Welscher zur Nachahmung an, und eines Sonntag Nachmittags, als die Waschfrau aus der Kirche nach Hause kam, saß die kleine Marie auf dem Platze der Jungfer Kiliane, hatte die Haube und Brille derselben aufgesetzt und bewegte den Kopf ernsthaft und gemessen hin und her, wie es die alte Person zu machen pflegte. Von den beiden Fräulein Welscher stellte die eine die Mutter vor, die andere war eine Büglerin, und der Herr Welscher saß als Herr Dubel mit untergeschlagenen Knieen auf dem Tische.

wenn ich zwiſchen den Bäumen Ihre Geſtalt ſah im hellen Anzuge und wenn ich zuweilen zu Ihnen hinüberlief, um im Gartenhäuschen einem meiner Pläne nachzuhelfen oder etwas nachzumeſſen. Darauf mußte ich die Stadt verlaſſen, und in dem kleinen Garten war es, wo ich Sie zuletzt erblickte. — Sehen Sie nun, mein gnädiges Fräulein, daß ich mich noch ganz genau erinnere?"

Sie ſah ihn mit ihren glänzenden Augen eine Sekunde wie erwartend an, daß er weiter erzählen würde, doch als er das nicht that, ſpielte ein leichtes aber trauriges Lächeln um ihre Lippen, dann ſagte ſie ruhig aber mit etwas bewegter Stimme: „es war an einem Sonntag Morgen, es war am 16. Juli, Sie hatten Tags vorher ſchon Abſchied von Mama und mir genommen, und Ihr Weg führte Sie am Garten vorbei, als Sie auf die Poſt gingen, — das wußte ich, und als Sie nun in Reiſekleidern vorüber kamen, — Sie trugen eine kleine grüne Taſche um die Schulter gehängt und hielten in Ihrer Hand einen Veilchenſtrauß, den Ihnen Jemand zum Abſchied gegeben — da ſahen Sie mich an der Hecke ſtehen, ließen Ihre Begleitung zurück und kamen quer über die Straße gegen mich gelaufen; — — jetzt muß ich wirklich fort, ſagten Sie, und ſetzten hinzu: wie freue ich mich, Sie noch einmal zu ſehen."

„Ja, ja," ſagte er tief nachſinnend, „ſo war es —"

„Das bringt mir Glück für meine Zukunft. — — Und nun leben Sie wohl, und ich darf vielleicht bitten, meiner nicht ganz zu vergeſſen. Damit reichten Sie mir Ihre beiden Hände über die grüne Hecke zum Abſchied herüber, und als ich Ihnen die meinigen entgegenſtreckte, gaben Sie mir den Veilchenſtrauß und ſagten, es wäre Ihnen lieb, wenn ich die kleinen Blumen zum Andenken an Sie behalten könnte, aber ſie würden raſch verwelken."

„So iſt es, ich erinnere mich ganz genau."

„Ich hatte es nie vergeſſen," ſagte Fräulein von Saint-Aubin mit leiſer Stimme, ſetzte aber gleich darauf mit einer erkünſtelten Heiterkeit hinzu: „Sie hatten Recht, die Veilchen verwelkten ſo raſch."

Es war ihm ſo eigen zu Muthe bei den Worten der jungen Dame, er blickte ſtill lächelnd vor ſich nieder, und die vergangene Zeit trat ſo lebendig, ſo anregend vor ihn hin, daß es ihm gerade war, wie damals, und er ſich nicht enthalten konnte, raſch aufzuſtehen und der jungen Dame ſeine beiden Hände entgegenzuſtrecken, worauf ſie nach einigem Zögern die ihrigen hineinlegte, ſie aber gleich darauf wieder raſch zurückzog, indem ſie ruhig, jedoch nicht unfreundlich ſagte: „acht lange Jahre ſind ſeitdem verfloſſen; Sie haben viel gewirkt und geſchaffen, Ihr Name iſt bekannt geworden, und auch ſonſt," ſetzte ſie kopfſchüttelnd hinzu, „hat ſich Vieles, ſo gar Vieles verändert."

„Unſer Inneres aber nicht," gab er raſch mit einem innigen Tone der Stimme und einem treuherzigen Blicke zur Antwort, „wir ſind uns doch gleich geblieben, ich wenigſtens, mein gnädiges Fräulein."

„Ja, Sie ſind es, und ich auch."

„O, wenn Sie wüßten, wie aufrichtig und herzlich ich mich gefreut habe, als ich mich davon überzeugt, daß Sie es wären, der ich neulich gegenüberſtand, der guten kleinen Viktorine von damals, — das müſſen Sie auch aus meinen Zeilen erſehen haben, die ich mir erlaubt, am anderen Tage an Sie zu richten."

„Ich bemerkte es, und es war einer mit von den Gründen, warum ich mich raſch zurückzog."

„Ja, ja, ich ſah Sie gleich darauf nicht mehr."

„Ich dachte, man würde Sie dem Fürſten vorſtellen, oder haben Sie ihn früher ſchon geſehen?"

„Ich ſah ihn wohl; aber wenn Seine Hoheit auch meinen Namen kennt, ſo hatte er doch bisher nie die Gnade, von meiner Perſon Notiz zu nehmen, — er kennt mich nicht. Wenn ich mich in meiner Stellung ihm gegenüber ſo ausdrücken darf, ſo leben wir auf einem geſpannten Fuße," ſetzte er lachend hinzu.

„Wie ſo das?"

„Als Oberingenieur des Nachbarſtaates gibt man mir die Schuld, die Bahnlinie ſo projektirt zu haben, daß ſie die zu Warneck gehörenden Waldungen auf einer Stelle durchſchneidet, die dem Fürſten ihrer allerdings herrlichen Bäume wegen beſonders am Herzen liegt. Wäre der Hof neulich nicht ſo ganz unverhofft bei unſerem Brückenbau erſchienen, ſo hätte ich mich ſchon früher zurückgezogen, leider, muß ich jetzt hinzuſetzen, denn ich wäre des Glücks beraubt worden, Sie wiederzuſehen. — Waren Sie mir böſe," fuhr er nähertretend fort, indem er ſeine linke Hand auf die Lehne ihres Fauteuils ſtützte und mit einem offenen, freundlichen Blicke auf ſie niederſah. „daß ich Ihnen ſo geradezu ſchrieb, ich möchte Sie gar zu gerne wiederſehen. aber ohne die weitläufigen Zeremonien und Anmeldungen, die bei Hofe gebräuchlich, ja nöthig ſind, und die ich nicht kenne, und daß ich Sie bat, mir den Weg zu Ihrer Wohnung genau zu bezeichnen und mir eine außergewöhnliche Stunde zu beſtimmen?"

„Erfüllte ich nicht Ihren Wunſch auf's Genaueſte und Bereitwilligſte, ja ſo umfaſſend," ſagte ſie mit einem faſt ängſtlichen Blick auf die Uhr über dem Kamin, „daß es mir Unannehmlichkeiten machen könnte?"

„Meinen herzlichen, herzlichen Dank dafür, aber ich kann Sie verſichern, liebe Viktorine, unſere Vergangenheit trat mir plötzlich ſo lebendig vor Augen, als Sie mir den Plan des Schloſſes ſchickten, die Eingangsthüre im Parke mit einem rothen Punkte bezeichneten, ſowie die Thüre Ihrer Wohnung, — — wiſſen Sie noch, wie Sie damals ſo gerne mit Ihren kleinen Fingern die ſchwarzen und rothen Linien auf den Plänen verfolgten, die ich dem Herrn General vorlegte?"

„Ich weiß es."

„Hier gebe ich Ihnen nun dankend das vergilbte Dokument zurück," ſprach er lachend, indem er den Plan des Schloſſes aus ſeiner Taſche zog und ihn, an den Tiſch zurücktretend, dort aus-

breitete, „ich würde meinen Weg jetzt in noch tieferem Dunkel finden, und fand ihn auch ohne Anſtoß, obgleich ein Fehler in dem Plan iſt: hier der ſchmale Gang neben dem großen Saale iſt auf dieſer Stelle zugemauert, und um nach dieſem Pavillon zu gelangen, mußte ich einen ziemlichen Umweg machen.“

„Welchen Umweg?“ frug Fräulein von Saint-Aubin erſchrocken.

„Sehen Sie ſelbſt: hier ſollte der ſchmale Gang auf den Vorplatz zu Ihrer Wohnung münden.“

„Nun ja, das thut er ja auch.“

„Möglich; aber dieſe Mündung ſteht in keiner Verbindung mit dem Gange hinter dem großen Saal, durch welchen ich kam; — hier,“ — er zeigte mit dem Finger auf die Karte, „iſt dieſer Gang vermauert.“

„Und wie kamen Sie hieher?“

„Indem ich vom Plane her wußte,“ ſagte er mit großer Ruhe, „daß dieſe Enfilade von Zimmern hier, die man an jener Stelle betreten kann, wo der Gang zugemauert iſt, allerdings auf einem Umwege ebenfalls hieher führt.“

„Um Gotteswillen, und Sie betraten jene Zimmer?“

„Gewiß,“ ſagte er mit einigem Erſtaunen, da er ihren ängſtlichen Blick bemerkte, „was iſt Schlimmes dabei?“

„Und es ſah Sie Niemand?“

„Niemand, ſo wenig, als ich Jemand ſah, — was iſt es denn mit jener Zimmerreihe?“

„Was es damit iſt? Sie ſehen, wie ich erſchrecke; ſie gehören zur Wohnung Seiner Hoheit des Fürſten und ſind jetzt nach neun Uhr ringsum abgeſchloſſen.“

„Ah, das wäre, — — ſo bin ich hier von meinem Rückzuge abgeſchnitten.“

„Gott ſteh' mir bei,“ rief Fräulein von Saint-Aubin raſch aufſpringend, „daran iſt kein Zweifel, — was fangen wir an?“

„Ruhig, gnädiges Fräulein, ruhig; es wird ja noch einen

andern Ausweg von dieſem Platze geben, im Nothfall irgend ein Fenſter nicht gar zu hoch vom Boden; — hier haben wir ja einen Plan, laſſen Sie mich ſtudiren."

Während er ſich auf denſelben niederbeugte, ſchritt die Dame mit allen Zeichen der Erregtheit im Zimmer auf und ab, zuweilen wand ſie ihre Hände feſt um einander, zuweilen ſtrich ſie mit der Rechten über ihre Stirne. — „O," brachte ſie alsdann mühſam mit beklommener Stimme hervor, „ich glaube, einen recht thörichten Streich gemacht zu haben," doch ſprach ſie das ſo leiſe, daß es ihr Beſuch nicht verſtand.

„Hier iſt ja eine kleine Treppe verzeichnet," ſagte dieſer, „welche von hier dicht in der Nähe hinabführt und wahrſcheinlich in den Park mündet; bin ich einmal da, ſo finde ich meinen Weg ſchon."

„Dieſe Thüre iſt verſchloſſen, wurde vielleicht ſeit Jahren nicht geöffnet, auch habe ich keinen Schlüſſel dazu."

„Das iſt allerdings fatal; — ich ſehe," ſetzte er lächelnd hinzu, „daß ich da in ein ganz unterhaltendes Abenteuer verwickelt bin, — aber Sie ſehen ſo erſchreckt aus, gnädiges Fräulein; ach, verzeihen Sie mir die Lage, in die ich Sie gebracht habe; ja, ja, Sie haben Recht, ich begreife jetzt wohl, wie äußerſt unangenehm Ihnen das ſein muß."

„Gewiß, gewiß, aber daran ſind Sie ja unſchuldig."

„Das heißt, Ihre Güte will alle Schuld auf ſich nehmen."

„Sie thaten, warum ich Sie bat."

„Auf's Genaueſte," gab er zur Antwort, und dabei zeigte ſich wieder ein humoriſtiſcher Ausdruck auf ſeinen Zügen, — nur eine Sekunde lang, dann fuhr er fort: „Ich handelte ganz nach Ihren Befehlen; ich war zur bezeichneten Stunde unter Ihrem Fenſter und fand das mir angegebene Zeichen, einen kleinen Stein, um den ein weißes Papier gewickelt war."

„Meine Kammerfrau ließ ihn auf meinen Befehl zum Fenſter hinausfallen — — —"

„Aber ich war nicht allein da unten.“

„Sie erſchrecken mich auf's Neue, — — wen ſahen Sie da?“

„Wen? Das weiß ich in der That nicht; von Sehen war überhaupt keine Rede, dazu war es zu dunkel; als ich aber eben den kleinen Stein aufgehoben hatte und wieder von dannen ging, bemerkte ich, daß an der Mauer des Pavillons ein Mann lehnte im Schatten eines Vorſprungs, der mit übereinander geſchlagenen Armen in die Nacht hinausblickte.“

„Gerechter Gott, wer konnte das ſein?“

„Es war, als hätte ſich dort Jemand ein Stelldichein gegeben; denn kaum war ich einige Schritte entfernt und befand mich im tiefen Schatten des Pavillons, als ſich von zwei Seiten zwei andere Perſonen mit raſchen Schritten näherten, und ſich alsdann ein kleiner Wortwechſel erhob.“

„Um Gotteswillen, was ſoll das bedeuten?“

Sie hatte ſich dem Tiſche genähert, die rechte Hand aufgeſtützt, und blickte ihn mit ihren großen Augen forſchend an, während eine tiefe Bläſſe ihre ſchönen Züge bedeckte.

„Ich bin noch nicht zu Ende,“ fuhr er fort; „denn als dieſe Herren, und einer von ihnen recht laut und heftig, mit einander redeten, erſcheinen noch zwei weitere, die vielleicht der Wortwechſel herangezogen, denn ſie blieben in einiger Entfernung ſtehen und ſchienen an der Unterredung keinen beſonderen Antheil zu nehmen.“

Ein ſchmerzlicher Zug zeigte ſich auf dem Geſichte der ſchönen Hofdame. „Was denken Sie von allem Dem, mein lieber Freund?“ ſagte ſie; „o könnte ich die Zeilen ungeſchrieben machen, die ich Ihnen geſandt; nur der innige Wunſch, mit Ihnen eine Stunde über die Vergangenheit ſprechen zu können, ließ ſie entſtehen, und ich bin ſchrecklich geſtraft dafür.“

„Verſtehe ich Sie recht?“ erwiederte er mit einem erſtaunten Blick, der aber einen innigen Ausdruck annahm, als ſie ſo feſt und offen ihre ſchönen Augen auf ihn richtete, „Sie denken wohl gar, ich

könnte die Zuſammenkunft da unten mit Ihnen in irgend welche Berührung bringen? O, Fräulein Viktorine, wenn mir das Jemand Anders ſagte, würde ich es als eine Beleidigung aufnehmen und demgemäß handeln." Er reichte ihr treuherzig ſeine beiden Hände hin, in welche ſie zögernd ihre Rechte legte, worauf er fortfuhr: „Habe ich doch Ihr gutes und reines Herz, als Sie noch ein Kind waren, erkannt, und an Ihrem Bilde, wie es ſich mir damals eingeprägt, hat ſich nichts verändert, nur daß Sie viel ſchöner geworden ſind;" dann ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu: — „glauben Sie einem Manne, der in der ſchönſten Bedeutung des Wortes Ihr Freund iſt! Während der Zeit, in der wir uns nicht mehr geſehen, habe ich wenig oder gar nicht mit Damen verkehrt, meine Arbeiten nahmen alle meine Zeit in Anſpruch, und wenn ich je ein weibliches Weſen kennen lernte, die einen freundlichen Eindruck auf mich machte, ſo konnte ich mich nie eines Vergleiches enthalten, eines Vergleiches zwiſchen Ihnen und ihm, und da fand ich denn ſogleich, daß keines ſo gute, offene, — und ſo liebe Augen hatte."

Sie hatte ihm haſtig ihre Hand entzogen und ſagte, indem ſie ſich raſch abwandte und an das Fenſter trat: „Sie können ſich denken, daß ich mich hier in einer eigenthümlichen Lage befinde; eine Hofdame, wenn ſie in ihrer Perſönlichkeit noch ſo unbedeutend iſt, wird auf's Strengſte überwacht, — nicht aus Theilnahme oder Wohlwollen, — gewiß nicht, nur um Stoff zu finden zu pikanten Plaudereien, — o, und der Stoff des heutigen Abends wäre für ein ganzes Jahr ausreichend."

„Das thut mir wahrhaftig in der Seele weh," gab er zur Antwort, „aber überlegen wir ruhig; es wird doch wohl im wahren Sinne des Wortes ein unverdächtiger Ausweg für mich gefunden werden können; ängſtlich bin ich gerade nicht, und ich kann wohl ſagen, daß ich mich ſchon in einer ſchwierigeren Lage des Lebens, wenn auch freilich ganz anderer Art, mit kaltem Blut durchgewunden, — wie geſagt, ſuchen wir ein Mittel zu finden, wo natürlicher Weiſe

im ſchlimmſten Falle alle Schuld auf mich fällt. Niemand weiß, daß ich das Glück habe, Sie zu kennen; wie wäre es, wenn ich durch die Appartements zurückginge, welche Sie vorhin als die Vorzimmer des Fürſten bezeichneten, und dort zu irgend einem Fenſter hinausſpränge; hoch kann es nicht ſein; ich ſchätze vom erſten Stock auf den Boden kaum zwanzig Fuß; unten iſt Raſen; vielleicht fände ich auch einen hülfreichen Blitzableiter."

„Nie, nie, werde ich das zugeben," erwiederte Fräulein von Saint-Aubin, die haſtig auf- und abſchreitend in heftiger Erregung ihr feines Taſchentuch faſt mit den Händen zerriß; „lieber führe ich Sie ſelbſt durch den großen Saal auf die Haupttreppe und verabſchiede Sie dort vor aller Dienerſchaft ſo offen als möglich."

„Und Sie glauben, daß ich in einen ſolchen Schritt willigen würde? Nimmermehr, da weiß ich einen beſſeren Ausweg; wie mir der Plan hier zeigt, führt die Treppe dieſes Pavillons in die Souterrains des Schloſſes; da werde ich wohl in irgend einem Winkel ein Plätzchen finden für eine kurze Sommernacht."

„Während ich hier oben eine lange Stunde um die andere Sie in der Gefahr wiſſen ſollte, auf unangenehme Art entdeckt zu werden? — Nein, nein, kommen Sie, ich führe Sie zur Haupttreppe." Sie blickte nach ihrem Shawl, um ihn über ihre Schultern zu werfen. Er aber faßte raſch ihre Hände und ſagte in ſehr ernſtem Tone: „Laſſen Sie das, Viktorine; ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich keine Hülfe annehme, die Sie auch nur im Geringſten bloßſtellen könnte; und wenn man mich fände und mich anhielte, was wäre daran gelegen? Es würde mir ja durchaus nicht ſchwer werden, mich auszuweiſen, entweder bei der Dienerſchaft oder in irgend einer Wachtſtube. Laſſen Sie mich meinen Weg durch die Vorzimmer Seiner Hoheit zurücknehmen. Statt dem Hofe Stoff zu gehäſſigen Bemerkungen über Sie zu geben, glaube ich dadurch Stoff zu ſammeln zu einer heiteren Unterredung zwiſchen uns Beiden, wenn Sie mir das Glück gönnen, Sie

ſpäter wieder zu ſehen. Was iſt dabei zu fürchten? Als Mann von Fach habe ich das Schloß ſehen wollen."

„Bei dunkler Nacht?"

„Ich habe mich verirrt, ſuche ſchon ſtundenlang einen Ausweg und bitte höflich, aber feſt, ihn mir zu gewähren. Das wäre für den ſchlimmſten Fall, im andern, und ſo wird es kommen, gewinne ich die breite Treppe, — die hier," er zeigte auf den Plan, „welche vom Vorzimmer Seiner Hoheit hinunterführt, und das können Sie mir glauben, wenn ich einmal ein Thürklinke in der Hand habe, hält mich ſo leicht Niemand auf. Nur um eine kleine Erklärung bitte ich noch: von Ihrem Korridor nehme ich meinen Weg zurück, den ich gekommen; und hier iſt das erſte Zimmer des fürſtlichen Appartements?"

Sie beugte ſich zu ihm nieder, und er fühlte, wie ihr raſcher und warmer Athem ſeine Wangen berührte, was ihm ein ganz eigenthümliches, unerklärlich ſüßes Gefühl verurſachte, ſo daß er ſich nicht beeilte, das Vorzimmer zu finden, das er ein paar Augenblicke vorher ohne allen Aufenthalt mit den Fingern berührt hatte. Endlich aber mußte er es doch gefunden haben, und ging alsdann ſo langſam als möglich zum zweiten und dritten über.

„Hier in dieſem," ſagte Fräulein von Saint-Aubin, „finden Sie unbedingt Jemand von der Dienerſchaft, — nein, nein, Sie können es nicht wagen, hindurch zu gehen."

„Bah, irgend ein ſchlaftrunkener Lakai; — ehe er mich fragt, wer ich bin, habe ich die Treppe gewonnen, — machen Sie mir keine Einwendungen mehr, mein theures, werthes Fräulein, das iſt nun einmal bei mir beſchloſſen, davon gehe ich nicht ab, ich bin ſehr eigenſinnig; nur eines bitte ich mir noch genau hier zu zeigen: rechts alſo geht's zum Appartement des Fürſten, links zur Treppe —"

Er ſah das auch ohne Erklärung auf dem Plane ganz genau, doch vermochte er es nicht, ſich aus ihrer Nähe loszureißen. End-

lich aber mußte es doch ſein; zwar zögerte er immer noch, Abſchied zu nehmen, und hörte die dringlichen Worte des jungen Mädchens, welche bittend mit gefalteten Händen vor ihm ſtand und ihn abhalten wollte, dieſen Weg zu nehmen, nicht nur ruhig lächelnd an, ſondern veranlaßte ſie auch durch kleine Einwürfe zu immer neuen Worten; der Ton ihrer Stimme klang ihm ſo unbeſchreiblich weich und angenehm, ſo zu Herzen gehend, wie er bisher nie etwas vernommen.

„So iſt denn dieſe Stunde wie ein Augenblick vorübergeflogen,“ ſagte er; „dabei habe ich Sie geängſtigt und ſo viel koſtbare Zeit damit verloren, in der Sie mir beſſer von Ihrem Leben und Treiben hätten erzählen können, — doch ich darf wiederkommen, nicht wahr?“ ſetzte er mit einem leuchtenden Blicke hinzu.

„Vielleicht, wenn Alles glücklich geht, aber dann zu einer andern Stunde, — o, ich verſtehe mich ſelbſt nicht, wie ich das wagen konnte.“

„Sie haben es für mich gewagt, Viktorine, für Ihren Jugendfreund, für Ihren Bruder, und ich werde Ihre Güte feſt in mein Herz ſchließen und ſie nie vergeſſen; — aber muß ich denn wirklich ſchon fort?“ rief er unmuthig.

„Gewiß, gewiß,“ gab ſie raſch und ängſtlich zur Antwort, „jede Viertelſtunde erſchwert Ihr glückliches Entkommen.“

„Nicht einmal dieſen kleinen freundlichen Salon, Ihre Umgebung, habe ich genau anſehen können, und ich möchte doch ſo gerne ein Bild davon in mich aufnehmen, um zu wiſſen, wo Sie ſich befinden, — nicht wahr, dort am Fenſter ſitzen Sie häufig?“

„Ja, ja, — zuweilen.“

„Und dort iſt Ihr Flügel? Sie müſſen wundervoll ſpielen, wenn Sie nur im Geringſten noch Fortſchritte gemacht haben. Erinnern Sie ſich wohl noch, daß Sie damals ſo freundlich waren, mir zuweilen meine Lieblingslieder zu ſpielen?“

„O ja, ich erinnere mich, aber —“

Die Waschfrau behauptete später immer, die Marie habe Jungfer Kiliane auf eine wirklich erschreckend ähnliche Weise dargestellt.

Ueberhaupt hatte das Kind ein ungemeines Nachahmungstalent und eine Beweglichkeit in seinen kleinen Gliedern, die erstaunlich war. So war namentlich das Tanzen für sie eine große Lust, und obgleich sie weder von Française, Walzer noch sonst dergleichen eine Idee hatte, tanzte sie die Art dieser Figuren, so oft sich eine Straßenorgel hören ließ oder der Klang der vorüberziehenden Militärmusik aus der Entfernung in das Zimmer drang; ja, der Tanz war ihre Leidenschaft, und wenn sie unbeachtet war, tanzte sie so zu sagen Alles, was sie zu thun hatte; tänzelnd schritt sie im Zimmer auf und ab, schwenkte in der Ecke zierlich herum, holte mit einer angeborenen Grazie ein Buch, ein Gefäß oder dergleichen, und am liebsten war es ihr, dergleichen Sachen auf den Kopf zu setzen, mit einer Hand zierlich fest zu halten und sie leicht heranschwebend dem zu bringen, der sie verlangt.

Das Mädchen hatte durchaus nichts Eckiges, nichts Unbehülfliches, wie viele andere Kinder in diesem Alter, weder in ihren Bewegungen, noch in ihrem Wuchse; dieser war schlank und zierlich, im vollkommensten Ebenmaß, sie trug ihren Kopf auf einem langen Halse und hatte allerliebste kleine Füße und Hände.

Das Gesicht hatte einen nachdenkenden, ja schwermüthigen und dabei tiefsinnigen Ausdruck; und so war auch die Denkungsart des Kindes: so leicht sie in ihrem Gange um die äußern Gegenstände herumflatterte, so ernst und tief dachte sie über Alles nach, was ihr unbegreiflich erschien.

So konnte sie oftmals stundenlang an dem großen Bogenfenster sitzen und hinaus in die Gegend sehen, neben einer der Hausmägde, welche die Küche besorgte, und konnte mit tausenderlei Fragen immer weiter und weiter schweifen.

„Was kommt hinter jenem großen Hause? fragte sie, und

„Ah," rief er aus, indem er an das Kamin trat, wo rechts und links neben der Uhr auf zierlichen aus Holz geſchnitzten Staffeleien Aquarellſkizzen ſtanden, „Sie zeichnen noch und haben rechte Fortſchritte gemacht; iſt das nicht aus dem kleinen Garten, wo ich Sie damals zuletzt ſah? — Gewiß, es iſt die Laube, wo Ihre Frau Muiter, Sie und auch ich zuweilen ſaßen, — ach, — wie — mich — dieſe — Erinnerung — freut."

Anſtatt aber bei dieſen Worten die Zeichnung zu betrachten, ſuchte er ſeine Augen in die ihrigen zu verſenken, was ihm aber nicht gelang, da ſie mit niedergeſchlagenem Blicke neben ihm ſtand; doch litt ſie es, daß er ſanft ihre rechte Hand nahm, daß er ſie einen Augenblick an ſeine Lippen führte, daß er ihre kleinen Finger ein paar Sekunden lang zwiſchen den ſeinigen hielt, — nur ein paar Sekunden lang, doch däuchte ihm das viel länger zu ſein, als es wirklich war, denn er fühlte die Wärme ihrer Hand wie einen elektriſchen Schlag in ſein Herz hineinzucken.

Er wollte darauf das Aquarell näher betrachten, doch litt ſie es durchaus nicht, daß er es von der kleinen Staffelei herunternahm, und hielt ihn mit einer Haſt und Aengſtlichkeit davon ab, die ihm in einem ruhigeren Augenblicke hätte auffallen müſſen, dann ſagte ſie:

„Und nun?" —

„Zum Fürſten," rief er heiter aus, denn er fühlte ſich ſo glücklich bewegt, „oder ſoll ich lieber in's Souterrain hinunterſteigen?"

„Eines iſt ſo ſchlimm als das Andere, — gehen Sie mit Gott; ich werde qualvolle Stunden verleben, bis ich Sie in Sicherheit weiß."

„Ah, das hätte ich beinahe vergeſſen," ſagte er, von der Thüre nochmals zurückkommend; „ich will nicht, daß Sie die geringſte Sorge um mich haben ſollen; glauben Sie mir, ich komme ungefährdet durch, und zum Zeichen, daß dies der Fall iſt, werde ich

in den Park gehen, Ihnen aus der Entfernung, freilich für Sie unhörbar, eine gute Nacht wünſchen und ein Zündhölzchen aufflammen laſſen, blicken Sie nicht ſo ernſt; — fortes fortuna adjuvat, lehrte man uns in der Schule, frei überſetzt: wer muthig iſt und nicht lange überlegt, kommt überall durch."

„Ich laſſe Sie nur ziehen, weil ich hoffe, daß die Vorzimmer leer ſind, wie das zuweilen Abends der Fall iſt."

Er reichte ihr ſeine beiden Hände, in welche Sie zögernd die ihrigen legte. — „Auf Wiederſehen, auf fröhliches Wiederſehen," ſagte er alsdann, „ich hoffe, Ihnen allerlei Heiteres von meiner nächtlichen Fahrt erzählen zu können; Gott ſchütze Sie, mein theures Fräulein, und vor allen Dingen bitte ich dringend, keinen Groll auf mich zu werfen, daß ich Sie durch mein Erſcheinen in Verlegenheit gebracht."

„Gute Nacht, mein Freund, — ich darf dies Wort gegen Sie gebrauchen, da ich Sie dafür halte."

„Gewiß, ein treuer und anhänglicher Freund."

Er öffnete die Thüre, verließ das Gemach und zog ſie hinter ſich wieder leiſe in's Schloß, worauf er auf den dicken Strohmatten, mit denen der Korridor bedeckt war, geräuſchlos denſelben Weg zurückging, den er hergekommen, — ſo geräuſchlos als möglich, aber nicht geräuſchlos genug, daß ſeine Schritte nicht von den Ohren zweier Kammerfrauen gehört worden wären, die bei einer Taſſe Thee ihre Gefühle austauſchend plötzlich zuſammenſchracken bei dem hier zu dieſer Stunde ſo ungewohnten Klange eines männlichen Trittes. — Geräuſchloſer als er zu gehen im Stande war, warf ſich eine dieſer Damen in ſchneller Entſchloſſenheit gegen die Thüre, um einen kleinen Spalt derſelben zu öffnen und hinauszuſchauen — entſetzlich; die Geſtalt eines Mannes hier zu dieſer Zeit und an ihrer eigenen Thüre vorübergehend. In einem Nonnenkloſter der ſtrengſten Regel hätte dieſe Erſcheinung keine größere und gerechtere Entrüſtung hervorbringen können, und leider war

er verſchwunden, ehe die Lauſcherin im Stande geweſen war, ſeine Geſtalt zu erkennen.

„A — a — a — ah!“

III.

Der Mann, dem der vorhin gehörte Ausruf tugendhafter Entrüſtung galt, ſchritt unterdeſſen ſo unbeſorgt ſeines Weges dahin, als dieß in ſeiner Lage nur möglich war; allerdings hatte er die Wahrſcheinlichkeit, ja faſt die Gewißheit, auf unangenehme Hinderniſſe zu ſtoßen, und wenn er ſich dieſe Idee lebhaft vergegenwärtigte, was wohl nicht anders möglich war, ſo folgte dieſer Vorſtellung ein leichtes Achſelzucken, begleitet von einer neuen Umſchreibung des lateiniſchen Sprüchwortes, das er vorhin dem Fräulein von Saint-Aubin citirt.

Jetzt hatte er das Ende des Ganges erreicht; dort war die Thüre, durch welche er in das erſte Vorzimmer eintreten mußte. Daß er ſie geräuſchlos öffnete, war ihm wohl nicht übel zu nehmen, auch daß er ſich vermittelſt der Beleuchtung des Korridors einen Augenblick in dem dunkeln Gemach umſchaute, wobei es ihm aber nicht unlieb war, zu bemerken, daß hier die größte Ruhe und Stille herrſchte, daß Niemand ſichtbar war. Das Zimmer hatte drei Thüren, doch hatte er ſeinen Plan ſo genau im Kopfe, daß er wußte, welche in das zweite Zimmer führte; auch hier keine Seele; nur zeigte eine brennende Carcell-Lampe unter einem Spiegel an, daß er ſich bewohnteren Räumen näherte, ſich alſo auch die Gefahr vergrößerte.

Das dritte Zimmer, ſchon beſſer beleuchtet, war ebenfalls leer, doch blieb er in der Mitte deſſelben einen Augenblick horchend ſtehen,

denn es war ihm, als ob er in dem nun folgenden, wie ſich der Weg zur Treppe oder zum Appartement des regierenden Herrn theilte, Stimmen vernehme; als er aber nichts mehr hörte, beſchloß er ſeinen Weg fortzuſetzen. Was konnte ihn auch ein Zaudern nützen; je ſpäter es wurde, deſto mehr mußte ſein Erſcheinen hier, die Erſcheinung eines fremden Menſchen auffallen, und zurückgekehrt, um ihr auch nur die geringſte Verlegenheit zu bereiten, wäre er um keinen Preis. Das einzige, was er während des Dahinſchreitens that, war, von der geraden Linie abzuweichen und ſich dem Fenſter zu nähern; aus einem tüchtigen Sprunge hätte er ſich nichts gemacht, doch überzeugte er ſich bald, daß ihm auch dieſer Weg abgeſchnitten ſei; bis unter die Fenſter dieſes Theiles des Schloſſes ſtieß nicht der Raſen des Parks, wie er geglaubt, ſondern hier war ein Waſſergraben von hübſcher Tiefe und Breite.

„Alſo vorwärts!“

Er öffnete die letzte Thüre und trat in ein hellerleuchtetes Gemach. Das wäre an und für ſich nicht ſo übel geweſen, ſondern hätte ihm die Ausgangsthüre, die von Glas war und auf die rettende Treppe führte, beſſer gezeigt, doch ſah er auch bei dem Lichte in dieſem Zimmer, daß ſich Perſonen hier befanden, ein Lakai in Livrée, der an der Thüre rechts ſtand, wo es zu den Zimmern des Fürſten ging, und ein anderer Herr im ſchwarzen Fracke mit weißer Halsbinde, ein ſchon älterer Mann, der durch das Geräuſch der ſich ſo unverhofft öffnenden Thüre, zu welcher der Fremde hereingetreten, aufmerkſam geworden und im Auf- und Abgehen ſtehen geblieben war, und zwar unglücklicher Weiſe gerade in der Nähe der Glasthüre. Hier war weder Gewalt noch Ueberraſchung möglich, denn draußen im Veſtibule bemerkte man zwei Schildwachen, die den Säbel im Arm ruhig auf- und abſpazierten.

Der alte Mann mit der weißen Halsbinde hatte gerade eine Priſe genommen und vergaß nun vor gerechtfertigter Ueber-

raſchung ein paar Sekunden lang den Deckel ſeiner Doſe zu ſchließen.

Der Eingedrungene that das Beſte, was er in ſeiner Lage thun konnte, ſchloß behutſam die Thüre hinter ſich und ging dann mit feſten, wenn auch langſamen Schritten vorwärts bis dicht vor den alten Herrn, in deſſen Nähe er mit einer leichten Verbeugung ſtehen blieb, worauf Jener in höflichem Tone frug: „darf ich mich vielleicht erkundigen, welcher Weg Sie hieher führt?“

Der Ingenieur, um Zeit zu gewinnen, blickte mit der raſchen Entſchloſſenheit, die er nicht umſonſt von ſich gerühmt, rings um ſich her, und ſagte dann mit außerordentlich ruhigem Tone und ohne irgend welche Ueberraſchung zu verrathen: „es ſcheint mir in der That, ich habe den richtigen Weg verfehlt, ich hätte wohl am beſten durch jene Glasthüre gelangen können.“

„So lag es in Ihrer Abſicht, hieher zu kommen?“

„Gewiß; — daran iſt kein Zweifel.“

„Ah,“ machte der alte Herr, wobei er einen einigermaßen mißtrauiſchen Blick auf den Anzug des Fremden warf: „Sie ſind alſo Der, welcher zu einer Audienz befohlen wurde?“

„So iſt es; — ich wurde hieher befohlen und bin nun da.“

„Sie kamen heute nach Warneck?“

„Ja wohl, heute.“

„Und wohnen in der Roſe und Anker?“

„So iſt es.“ Bis jetzt hatte der Gefragte mit keiner Sylbe die Unwahrheit geſprochen, denn er war in der That erſt heute Nachmittag gekommen und hatte in der Roſe und Anker ſein Pferd eingeſtellt.

Abermals betrachtete der alte Herr den eigenthümlichen Anzug des Fremden, der allerdings zu dieſen Umgebungen nicht ganz paſſend erſchien, und frug alsdann: „und man ſagte Ihnen nicht, wer Sie hier zu ſprechen gewünſcht?“

„Nicht in deutlichen Worten, man lud mich nur ein, mich um

dieſe Zeit einzufinden, und da ich als Fremder mit den verſchiedenen Eingängen des Schloſſes nicht genau bekannt bin, ſo betrat ich daſſelbe durch die Thüre auf der Flußſeite und hatte, ich geſtehe es, einige Mühe, mich bis hieher durchzufinden."

Ein ſchlaues Lächeln flog über die Züge des alten Herrn, und er trat ganz nahe an den Fremden heran, ehe er ihm ſagte: „Sie können mir, dem erſten Kammerdiener Seiner Hoheit, Vertrauen ſchenken; es lag allerdings in der Abſicht Seiner Hoheit, Sie ohne alles Aufſehen zu ſprechen."

Bei dieſer Bezeichnung des Fürſten wäre der Ingenieur bei aller ſeiner Faſſung beinahe einen Schritt zurückgefahren.

„Mir können Sie's indeſſen in meiner Stellung nicht übel nehmen," fuhr der alte Herr fort, „daß ich die paar Fragen an Sie richtete; jetzt verſtehe ich auch Ihren unſcheinbaren Anzug, und Sie haben vollkommen in der Intention Seiner Hoheit gehandelt, nicht die Haupttreppe zu nehmen und ſo von den Portiers und Wachen ungeſehen hieher zu gelangen; — ganz richtig gehandelt, anerkennenswerth, wie man handeln muß," ſetzte er mit einem Blick auf den Lakaien hinzu, „wenn man um dieſe Stunde zu einer Privataudienz befohlen wird und ſich des Allerhöchſten Vertrauens würdig zu machen gedenkt."

„Auf alle Fälle, — ganz meine Anſicht," gab der Ingenieur zur Antwort, doch ſetzte er in Gedanken hinzu: „ſoll mich der Teufel holen, wenn es mir nicht recht unbehaglich iſt, vor Seine Hoheit gebracht zu werden und dort am Ende meinen Namen nennen zu müſſen, der keinen guten Klang in den Allerhöchſten Ohren hat; — ſtatt mit einigen paſſenden Redensarten hinausbefördert zu werden, ſcheine ich willkommen; — ſehen wir in Gottesnamen zu, wie es weiter geht; was man ſich einbrockt, muß man auseſſen."

„Gewöhnliches wird der Herr nicht von Ihnen wollen," fuhr der alte Kammerdiener mit freundlicher Geſchmeidigkeit fort; „es

iſt ſchon gar nicht ſeine Art, um dieſe Stunde Audienz zu ertheilen; — nun folgen Sie mir, wenn ich bitten darf, Sie werden das ſchon gleich ſelbſt erfahren."

Als bei dieſen Worten der alte Herr gegen die innere Thüre zuſchritt, warf der Ingenieur einen ſehnſüchtigen Blick auf die Glasthüre, die auf die Treppe führte und von dort in's Freie. Aber an einen gewaltſamen Verſuch dorthin zu gelangen, war nicht zu denken; es ſchien, als hätten ſich die beiden Schildwachen mit ihren großen Säbeln dort gerade das Wort gegeben, ihre Schritte ſo vor der Thüre zu kreuzen, daß Niemand hinaus noch hinein könne, wenn ſie nicht Luſt hätten den Ein- oder Ausgang zu geſtatten. Er folgte alſo dem Kammerdiener in das anſtoßende Gemach, und als der dienſtfertige Lakai die Thüre hinter ihm in's Schloß zog, kam er ſich wie in einer artigen Falle vor.

Obgleich er überzeugt war, daß ſeine Perſon betreffend hier ein Mißverſtändniß vorlag, ſo ſchien es ihm anderntheils wieder ſo pikant, wenn es am Ende dem Fürſten in den Sinn gekommen, ihn hier in ſeinem eigenen Schloſſe abfangen und vor ſich bringen zu laſſen, um vielleicht eine Unterredung mit den huldreichen Worten zu beginnen: „Ihnen alſo verdanke ich es, daß mein Park an ſeiner ſchönſten Stelle in zwei Hälften geſchnitten wurde, — Sie ſoll der Teufel holen!" oder einem ähnlichen paſſenden Wunſch in gleichem Sinne, wie er allenfalls bei Hof gebräuchlich iſt.

Wenn der Boden auch hier mit dicken Teppichen belegt war, ſchritt doch der Kammerdiener auf den Fußſpitzen einher, als nähere man ſich einem Gemache, wo ſich ein ſchwer Kranker befindet. Auch manches Andere hier machte einen ernſten, faſt traurigen Eindruck: die zugezogenen Fenſtervorhänge, die auch nicht den kleinſten Strahl des Mondes hereinließen, dazu ein paar düſter brennende Wachskerzen im Hintergrunde des koloſſalen Zimmers, rings umher die tiefe Ruhe und Stille; es war alles Dieſes nicht

dazu gemacht, um den Fremden in ſeinen eigenthümlichen Verhältniſſen zu ermuntern.

So ging es durch zwei große Zimmer fort, welche in ihrem Dämmerlicht und feierlicher Stille einander ganz gleich waren und ſich nur dadurch unterſchieden, daß im zweiten alle Wände bis unter die Decke mit Bücherſchränken verſtellt waren, und daß hier in der Mitte ein großer Tiſch ſtand, auf dem ſich neben Karten und Plänen phyſikaliſche Inſtrumente aller Art befanden.

Als Beide auch dieſes Zimmer geräuſchlos durchſchritten, machte der Kammerdiener ſeinem Begleiter ein Zeichen mit der Hand, ruhig auf ſeinem Platze ſtehen zu bleiben, und verſchwand alsdann hinter den Portieren, welche die Thüre eines anſtoßenden Gemaches verdeckten.

Der Ingenieur, der wohl einſah, daß er ſich in's Unvermeidliche fügen müſſe, hatte während der Wanderung hieher ein kleines Selbſtgeſpräch geführt, welches von dem ganz richtigen Grundſatze ausging, daß auf alle Fälle Jemand Anders hier erwartet werde, deſſen Stelle einzunehmen ihn die Umſtände zwangen. „Niemand iſt unfehlbar," dachte er, „nicht einmal ein Schloßlakai, und da ich annehmen will, daß ich, oder vielmehr Der, den ich vorſtelle, einen mündlichen Befehl erhalten hat, ſo kann der gewiſſe Schloßlakai ſeinen Auftrag, der ja, wie ich erfahren, einem Fremden galt, einem unrechten Fremden, alſo mir ausgerichtet haben; — Vogue la galère! Bei den ungnädigen Geſinnungen, von denen Seine Hoheit gegen mich, den armen Ingenieur, erfüllt iſt, muß ich mir durchzuhelfen ſuchen, ſo gut als möglich. Ah, da bewegt ſich die Portiere, jetzt werde ich doch hoffentlich nächſtens erfahren, wer ich denn eigentlich bin."

Der alte Kammerdiener kam noch ſchleichender und behutſamer auftretend zurück, als er hineingegangen war. Schon von Weitem hob er den Zeigefinger in die Höhe, und ſeine Mienen trugen das Gepräge großer Wichtigkeit. Nahe gekommen, faßte er das

Handgelenk des Fremden, führte ihn ein paar Schritte rückwärts und ſagte dann mit einer flüſternden Stimme, die ſo leiſe wie ein Hauch klang: „es iſt ein Miß—ver—ſtänd—niß vorgefallen, eine unbegreifliche — Nachläſſigkeit des dienſtthuenden — Kammerlakaien. Seine Hoheit hatten Sie allerdings zu ſehen gewünſcht, auch den Befehl gegeben, ihn aber eine halbe Stunde nachher widerrufen, und das iſt leichtſinniger Weiſe vergeſſen worden auszurichten.“

„Gott ſei Dank,“ dachte der Ingenieur, und neben der Ausſicht auf ſo gute Art durchzuſchlüpfen, gedachte er auch ſeiner Jugendfreundin, des Fräuleins von Saint-Aubin, welche gewiß mit unausſprechlicher Angſt das verabredete Zeichen erwartete.

„Mir unbegreiflich,“ fuhr der alte Herr fort, „und ich werde die ſtrengſte Unterſuchung darüber anſtellen.“

„Thun Sie das ja nicht, bitte ſehr darum,“ ſagte der Andere mit erleichtertem Herzen; — „ſo kann ich alſo das Schloß verlaſſen?“

„Nicht doch,“ entgegnete der Kammerdiener, wobei ſeine Mienen eine außerordentliche Freundlichkeit zeigten; „unter uns geſagt, ich gelte etwas bei dem Herrn und erlaubte mir durchſchimmern zu laſſen, daß, wenn Jemand zu ſo ungewöhnlicher Stunde befohlen ſei — vielleicht doch — wenn nicht vielleicht andere ſehr wichtige Rückſichten — nun Sie verſtehen mich.“

„Ah,“ machte der Ingenieur, unangenehm enttäuſcht, da er das Folgende ahnte.

„Und ſo befahlen denn Seine Hoheit, Sie einzuführen. Auch über Ihren unſcheinbaren Anzug ließ ich ein unterthäniges Wort fallen, was Seine Hoheit nicht übel aufzunehmen ſchienen; — kommen Sie!“

„So wollte ich doch, daß in dieſe unberufene Dienſtfertigkeit gleich ein Stern — Kreuz — — —“ murmelte der Ingenieur ingrimmig in ſich hinein, denn er hatte ſchon im Geiſte geſehen,

wie ſich die Glasthüre ungefährdet vor ihm öffnen würde, und wie er ſeinen Austritt frei, ja mit einer gewiſſen Wichtigkeit würde nehmen können.

„Kommen Sie doch!“

Die Portiere erhob ſich und fiel hinter ihm wieder zuſammen: ſie waren in einem kleinen Vorzimmer, das ebenfalls mit Bücherſchränken angefüllt war, und durch deſſen im Hintergrunde weit geöffnete Flügelthüren man in ein großes, ziemlich hell erleuchtetes Zimmer trat, wo der regierende Herr des Landes in einem einfachen grauen Ueberrock an einem kleinen Tiſche ſaß, aufmerkſam in einem Buche leſend, welches auf einem kleinen Pulte vor ihm aufgeſchlagen ſtand, — er ſelbſt ſaß mit dem Rücken gegen die Thüre gewendet.

„Nun komme, was will!“ dachte unmuthig der Ingenieur, „wenigſtens hoffe ich doch durch die Anmeldung zu erfahren, wen vorzuſtellen ich das Glück habe.“

Der alte Kammerdiener war an die Eingangsthüre zum großen Salon getreten und meldete: „Herr von Saleck.“

„Gut, gut,“ gab Seine Hoheit zur Antwort, indem er ohne umzuſchauen eine leichte Handbewegung gegen die Thüre machte.

„Treten Sie ein!“ flüſterte ihm der alte Kammerdiener in's Ohr, „machen Sie wenigſtens ſechs Schritte vorwärts und bleiben Sie dann ſtehen. Sollte Seine Hoheit Sie zu lange nicht anreden, ſo räuſpern Sie ſich gelinde; — Seine Hoheit iſt oft ſehr mit Ihren Büchern beſchäftigt.“ Nach dieſen Worten ſchlich er wie eine Katze in's Vorzimmer und der Ingenieur machte die befohlenen ſechs Schritte.

Da ſtand er nun, und nachdem er ſeine erſte Erregtheit niedergekämpft, warf er einen Blick in dem Gemach umher: auch hier Bücher und Bücher, wohin ſein Auge traf; Bücher auf dem Tiſche, Bücher auf den Stühlen, nur da und dort mit Karten abwechſelnd.

die Magd antwortete: Eine Straße. — Und hinter jener Straße? — Andere Häuser und andere Straßen. — Und dann? Wieder Häuser und wieder Straßen und zuletzt das Ende der Stadt. — Und dann? — Feld und Wald und große Flüsse. — Und dann? — Wieder Feld und Wald und das unendliche Meer, wohl viele, viele Tausend Stunden lang. — Und dann? — Hört Alles auf," sagte zuletzt die Magd, die anfieng um eine Antwort verlegen zu werden.

Nach dieser erhaltenen Aufklärung reiste aber das kleine Mädchen in Gedanken in die Welt hinaus und tanzte im Zimmer auf und ab und sagte, wenn sie an die Wand kam: „Jetzt bin ich am Ende der Stadt, jetzt reise ich durch's Feld, durch den Wald und über große Flüsse, jetzt wieder über Feld und Wald und komme an das unendliche Meer;" — „worauf die großen Schiffe fahren," sagte die älteste Tochter Welscher — „ganz richtig, wo die Schiffe fahren," wiederholte die kleine Marie, drehte den Fußschemel herum, setzte sich hinein und steuerte über das große Weltmeer.

Die fremden Leute, welche im Hause aus und ein giengen, machten ihrem Nachdenken viel zu schaffen; in den nachmittäglichen Freistunden konnte sie lange, lange Zeit in einem verborgenen Winkel an der Treppe sitzen und studirte auf's Sorgfältigste jedes Gesicht, das herauf kam oder hinunter gieng.

Diese fremden Gesichter brachte sie mit den Erzählungen in den Bilderbüchern der Kinder Welscher zusammen und bevölkerte die gedruckten Seiten mit diesen lebendigen Gestalten. Jener mit dem langen Bart und dem dunkeln, finstern Gesicht mußte unbedingt der verkleidete Kohlenphilipp sein, welcher plötzlich hervor trat und die Kinder mitnahm, wenn sie unartig waren. Der alte Mann mit weißem Haar und freundlichem Gesicht, ein Schulkamerad der alten Kiliane, der zuweilen auf ein Viertelstündchen kam, der Büglerin einen Besuch zu machen, war Niemand anders, als der Herr Winter selbst, der Herr Winter, der im Monat

Wenn auch der Fürſt bei Nennung des Namens Saleck eine Bewegung machte, als wolle er ſich raſch erheben, ſo blieb er doch in ſeinem Fauteuil geſchmiegt ſitzen und ſchien ein angefangenes Kapitel nothwendiger Weiſe beendigen zu müſſen.

Da dem Eingetretenen das Warten noch peinlicher erſchien, als eine ſchnelle Aufklärung, ſo befolgte er den Rath des Kammerdieners und räuſperte ſich leiſe. So beſcheiden er dieſes aber auch that, ſo ſchallte es doch vernehmlich durch das hohe Gemach.

„Ah, Sie ſind ſchon da?“ ſagte der Fürſt ohne aufzublicken, „geſtatten Sie mir, nur dieſen Satz zu vollenden — — — — ſo, und nun zu Ihnen! Sie ſind der Herr von Saleck?“ frug der Fürſt immer noch ohne aufzuſehen.

Da der Ingenieur nicht wagte, dieſer Frage mit Worten zuzuſtimmen, ſo wartete er mit einer ſtummen Verbeugung auf den nächſten entſcheidenden Augenblick, denn Seine Hoheit hatte ſich bedächtig erhoben, legte ein Zeichen in das Buch und wandte ſich langſam um, nachdem er die Hängelampe über ſeinem Tiſche etwas in die Höhe geſchoben hatte, ſo daß der volle Schein des Lichtes auf die Züge des Eingetretenen fiel. Der Fürſt trat ihm mit außerordentlicher Freundlichkeit näher, blickte ihn mit einem einnehmenden Lächeln an und wiederholte ſeine Frage von vorhin, wobei dieſes Lächeln einen ſchönen Ausdruck annahm, — „ah, Sie ſind alſo Herr von Saleck?“

Jetzt wäre alſo der Augenblick dageweſen, wo der Ingenieur mit dürren Worten hätte ſagen müſſen: „Verzeihen mir Eure Hoheit, es iſt ein Mißverſtändniß, und ich bin nicht dieſer Herr von Saleck;“ doch war es ihm trotz ſeiner Entſchloſſenheit nicht möglich, dieß ſo geradeaus zu thun, wogegen er es aber für ſeine Schuldigkeit hielt, etwas Aehnliches mit umſchreibenden Worten zu entgegnen, weßhalb er ſagte: „Eure Hoheit wollen gnädigſt verzeihen, aber es wird mir ſchwer Eurer Hoheit gegenüber dieſe Frage bejahend zu beantworten; ich möchte nicht gerne eine Verwechslung

hervorrufen und es nicht wagen, vor Eurer Hoheit unter einem Namen zu erſcheinen, der —"

„Schon gut," gab der Fürſt zur Antwort, ohne die Freundlichkeit in ſeinen Zügen nur im Mindeſten zu verändern, vielmehr faßte er die Hand des auf's Höchſte Ueberraſchten und ſchüttelte ſie herzlich und kräftig, wobei er ſagte: „laſſen wir das gut ſein und nehmen wir an, Sie ſeien in der That Herr von Saleck."

„Und wenn dem nicht ſo wäre, würde mir Eure Hoheit nicht ſpäter einen ſchweren Vorwurf darüber machen, dieſen Namen Ihnen gegenüber beibehalten zu haben?"

„Gewiß nicht, mein Lieber, ich achte Ihre Intentionen und nehme an, Sie ſeien Herr von Saleck, — kommen Sie, ſetzen Sie ſich zu mir, ich freue mich in der That, Sie zu ſehen. Es iſt eigenthümlich," ſetzte er hinzu, nachdem Beide Platz genommen, „daß der Menſch nicht im Stande iſt, ſeinem Schickſale zu entgehen; uns, zum Beiſpiel, hat es heute Abend trotz meines Widerſtrebens zuſammengeführt."

Der Ingenieur dachte: „auch trotz des meinigen, denn ich befinde mich hier ſehr gegen meinen Willen."

„Alſo Sie kamen heute Nachmittag nach Warneck?" fuhr der Fürſt fort.

„Ja wohl, Eure Hoheit, heute Nachmittag."

„Und ſahen Sie ſchon Etwas von der Umgebung und dem Parke meines Schloſſes? Nicht wahr, es iſt reizend gelegen? Nun ich hoffe, daß Sie einige Zeit bei uns bleiben, und wir Gelegenheit haben, die ſchönſten Partien der weiteren Umgebung, und es gibt deren zahlreiche und bemerkenswerthe, zuſammen zu ſehen; — wir haben ja prächtige Waldungen, Berg und Thal, Waſſer im Ueberfluß, überhaupt eine Menge maleriſcher Punkte, und da Sie Künſtler ſind," er neigte mit einem abermaligen feinen Lächeln den Kopf etwas gegen ſeinen Gaſt, „ſo werden Sie Geſchmack an unſeren

landſchaftlichen Schönheiten finden; — wenn ich nicht irre, ſind Sie Landſchafter?"

„Ich habe mich allerdings viel mit der Landſchaft beſchäftigt, doch dabei die Architektur nicht außer Acht gelaſſen." Der Ingenieur dachte, ich muß etwas Derartiges ſagen, auf daß ich mich im Nothfalle ſpäter darauf berufen kann, um zu beweiſen, daß es nicht in meiner Abſicht lag, ihn zu täuſchen.

Der Fürſt hatte währenddem einen Brief an ſich gezogen, welcher neben ihm auf dem Tiſche lag und einen raſchen Blick hineingeworfen, worauf er ungezwungen die Frage that: „Sie waren kürzlich in L.?"

„In den letzten Tagen nicht," gab der Andere zur Antwort.

„Aber Sie kennen die kleine, charmante Reſidenz. Zu meiner Zeit, als ich dort war — laſſen Sie mich einmal nachrechnen, das ſind nun ſchon fünfundzwanzig Jahre — war es ſchon eine hübſche, angenehme Stadt, und ſeitdem ſoll von dem regierenden Fürſten viel geſchehen ſein, ſie zu heben; — — — — den Herrn Vater kannte ich genau," ſagte der Fürſt, indem er mit einem wohlwollenden Lächeln für ein paar Sekunden ſeine Augen ſchloß, „und hoffe die Bekanntſchaft des Sohnes, des jetzigen regierenden Herrn ebenfalls zu machen."

Bei dieſen Worten, deren Abſichtlichkeit zu klar am Tage lag, und durch die die Verwicklung eine höchſt unangenehme, ja gefährliche zu werden drohte, war es dem Ingenieur zu Muthe, als ſäße er auf einer Pulvermine, die man im Begriffe ſei, anzuzünden, und doch vermochte er es nicht über ſich zu gewinnen, aufzuſtehen und mit klaren Worten zu ſagen, daß ihn ein Mißverſtändniß hieher geführt, verſprach ſich aber hoch und theuer, die nächſte ähnliche Rede des Fürſten mit einem kecken und offenen Geſtändniß zu pariren.

„Als Sie im vergangenen Jahre in Rom waren —"

Der eben erwähnte Augenblick ſchien gekommen, und der

Ingenieur ſagte deßhalb ruhig und beſtimmt: „Eure Hoheit wollen mir verzeihen, aber ich war im vergangenen Jahre nicht in Rom.“

Man ſah den Fürſten einen Augenblick leicht zurückfahren, doch zeigte ſich gleich darauf wieder das feine Lächeln auf ſeinem Geſichte, als er ſagte: „nun ja, ich bemerkte Ihnen ſchon früher, daß ich Ihre Intentionen ehre, obgleich es mir lieber wäre, wenn ich Sie, verehrteſter Freund, geneigt fände, offen mit mir zu reden; — gut denn, Sie waren alſo nicht in Rom, aber daß Herr von Saleck dort war, werden Sie nicht leugnen.“

Der Ingenieur hatte nicht den Muth, dieſe Bemerkung anders als mit einer ſtummen Verbeugung zu beantworten.

„Herr von Saleck,“ fuhr Seine Hoheit fort, „verkehrte dort mit der höheren Geſellſchaft, und es war mir nicht unlieb zu erfahren, daß er ſich dort meiner Tochter, der Prinzeſſin Helene, vorſtellen ließ; — das werden Sie mir doch zugeben, verehrteſter Freund, daß Sie die Prinzeſſin in Rom geſehen haben?“

„Ich nicht, Eure Hoheit; erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß ich nicht das Glück hatte, Ihrer Hoheit vorgeſtellt zu werden.“

„Aber Herr von Saleck,“ fiel ihm der Fürſt raſch in's Wort, „Sie ſehen, ich gehe vollkommen in Ihre Grille ein; behandeln wir dieſen Gegenſtand wie eine mathematiſche Formel; nehmen wir an die X Größe, um die es ſich handelt, heiße Herr von Saleck, und geben Sie mir ſtillſchweigend zu, daß Ihnen der Gehalt dieſer Größe ebenſo genau bekannt ſei wie mir, aber trotzdem achte ich Ihre Intentionen und will Eure Hoheit wie eine dritte Perſon behandeln, was auch ſein Angenehmes hat, indem wir alsdann freier und ungezwungener reden können.“

Jetzt hielt es der Ingenieur für ſeine Pflicht, aufzuſtehen und dem Fürſten nach einer tiefen Verbeugung zu ſagen: „Eure Hoheit ſind in der That, was meine Perſon anbelangt, im Irrthum, und ich wünſchte, Eure Hoheit hätten die außerordentliche Gnade gehabt,

mir ſchon das erſte Mal, als ich dieſes ausſprach, Glauben zu ſchenken; ein fortgeſetztes Mißverſtändniß könnte mir in den Augen Eurer Hoheit ſchaden, und ich halte es für dringend nothwendig, Eurer Hoheit die bündigſte Verſicherung zu geben, daß ich nicht die Perſon bin, welche Eure Hoheit in mir zu ſehen glauben."

Der Fürſt hatte den Sprecher bei dieſen Worten einen Augenblick ruhig angeſchaut, dann aber, ohne im Mindeſten ein Zeichen von Ueberraſchung oder Erſtaunen zu geben, ſeine Augen auf den Brief geworfen, den er noch immer in der Hand hielt, und denſelben bis zu Ende geleſen, worauf er nach der hiedurch entſtandenen Pauſe erwiederte: „laſſen wir das gut ſein, ich habe Ihnen ſchon vorher erklärt, daß ich Sie für eine vollkommen neutrale Perſon nehme, zu der ich aber das höchſte Zutrauen habe, und die ich nur bitte, mich ebenſo anzuſehen, und dabei meiner Verſicherung zu glauben, daß Sie es mit einem Mann zu thun haben, der Ihnen geneigt iſt und der offen und redlich für Sie fühlt. — Ich bin von meinem Geſandten," unterbrach er zugleich den Ingenieur, welcher reden wollte, „zu gut unterrichtet, um nicht zu wiſſen, wen ich in der Perſon des Herrn von Saleck vor mir habe."

„Ich bin aber nicht Herr von Saleck," ſagte der Andere mit einer gelinden Verzweiflung, da es ihm nicht möglich war, die Identität ſeiner Perſon feſtzuſtellen, „ich bin —"

„Laſſen wir das, mein Lieber; wie geſagt, ich bin zu gut unterrichtet; die Ankunft des Herrn von Saleck war mir ſchon vor einigen Tagen annoncirt: ebenſo erfuhr ich auf der Stelle, daß Sie heute hier angekommen ſind; — iſt dem nicht ſo?"

„Allerdings kam ich heute hier an, aber —"

„Nun gut," unterbrach ihn abermals der Fürſt, indem er ihn bei der Hand nahm und ihn ſanft auf ſeinen Stuhl niederzog; „ſo laſſen Sie mich denn ſagen, was ich ſehr wünſche, daß es Herr von Saleck vernehme; — hören Sie mich an!"

„Nicht eher,“ verſetzte der Ingenieur raſch, indem er ſeine Hände mit einer faſt flehenden Geberde zuſammenpreßte, „bis Eure Hoheit mich verſichern, daß Sie auch ſpäter nicht vergeſſen wollen, daß ich Ihnen offen erklärt, ich ſei nicht die Perſon, für welche Sie mich halten.“

„Gewiß, und denken auch Sie, mein Lieber, ich ſei nicht der Fürſt, ſondern ein beliebiger Herr Müller oder Maier.“

„In Gottes Namen denn.“

Der Fürſt hatte ſich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, den Kopf in die rechte Hand geſtützt und ſagte, während er mit der Linken, in welcher er den Brief hielt, zuweilen taktmäßige Bewegungen machte: „Daß ein Herr von Saleck ſich damals meiner Tochter vorſtellen ließ, erfuhr ich natürlicher Weiſe ſchon zu jener Zeit; ein junger Landſchaftsmaler, von angenehmem Aeußeren und den Manieren eines feinen Mannes, — ich habe mich von der Wahrheit des Geſagten überzeugt. — Er galt für einen Künſtler und wurde als ſolcher, ſowie auch als angenehmer Geſellſchafter von meiner Tochter, die ſonſt ziemlich exkluſiv iſt, nicht ungern in ihrer Nähe geduldet; er gab ihr Unterricht, wenn ich nicht irre, machte in Geſellſchaft der Prinzeſſin, ſowie der Frau Herzogin kleine Ausflüge, und auch meine Tochter ſchrieb mir einmal über ihn, daß ſie in Rom einen angenehmen Deutſchen kennen gelernt, deſſen Geſellſchaft für manche andere langweilige und fade Bekanntſchaft entſchädige. Daß mir damals dieſer Herr von Saleck ſehr gleichgültig war, darf ich Sie wohl verſichern, denn ich wußte zu jener Zeit noch nicht, was ich jetzt weiß. Als ich aber Kenntniß erhielt, wer es geweſen, der meine Tochter damals in Rom geſehen, fing die Sache an, mich auf's Höchſte zu intereſſiren, — lebhaft zu intereſſiren, — angenehm zu intereſſiren.“

Da der Fürſt bei dieſen letzten Worten eine ſo überaus freundliche Miene annahm und dieſelbe mit einer ſo gar verbindlichen Handbewegung gegen den armen Ingenieur begleitete, ſo konnte

dieſer, wollte er nicht als wirklich taktlos erſcheinen, nicht anders, als dieſe ſo ſcharf ausgedrückten Beweiſe allerhöchſter Huld und Gnade mit einer ſtummen Verbeugung für Rechnung des Herrn von Saleck zu erwiedern.

„Gewiß auf's Angenehmſte, — und da ich es nun einmal mit einer ſo unzugänglichen und hartnäckigen Mittelsperſon zu thun habe, deren verſchloſſene Miene jedes Zugeſtändniß von vornherein abſchneidet, ſo kann ich dieſelbe nur bitten, ſelbſt zu glauben, oder auch dem Herrn von Saleck mitzutheilen, daß ich, wie geſagt, genau davon unterrichtet bin, in welcher Abſicht eine gewiſſe Perſon hieher gekommen iſt, daß mich dieſe Abſicht freut, ja glücklich macht, und daß ich derſelben gutes Gelingen wünſche. Wollen Sie das der gewiſſen Perſon mittheilen?“

Auf dieſe Frage konnte der Ingenieur mit gutem Gewiſſen eine zuſtimmende Antwort geben, denn er hatte ſich feſt vorgenommen, ſobald als möglich dieſen Herrn von Saleck, der ja exiſtiren mußte, aufzuſuchen, und ihm offen und ehrlich die ſtattgehabte Unterredung mitzutheilen.

„Was zu dieſem Gelingen meinerſeits gethan werden kann, ſoll gewiß geſchehen,“ fuhr der Fürſt nach einigen Augenblicken fort, „und beweiſe ich Ihnen mein Wohlwollen an dieſer Verbindung durch dieſe offene und rückhaltloſe Unterredung, die ich Ihnen ſchuldig zu ſein glaube, da ich den Charakter meiner Tochter genau kenne. Sie hat ein gutes Herz, einen klaren Verſtand, iſt aber durch ihre geſellſchaftliche Stellung, — als mein einziges Kind, — durch große Rückſichten aller Art und durch Schmeicheleien auf ein zu hohes Piedeſtal geſtellt worden und hat einen ſtarken Willen, der es liebt, ſich nicht nur eigene Bahnen vorzuzeichnen, ſondern dieſelben auch etwas zu hartnäckig, ja man könnte ſagen eigenſinnig zu verfolgen; ſie liebt das Ungewöhnliche, und deßhalb iſt es mir angenehm, daß ſich Herr von Saleck ihr in Rom als Künſtler vorſtellen ließ, und daß ihr deßhalb alle ſeine Aufmerkſamkeiten als

nur ihrer Perſon geltend und ohne alle Nebenabſichten erſcheinen mußten, — verſtehen Sie mich?"

„Gewiß, ich glaube Eure Hoheit zu verſtehen."

„Gut denn, mein verehrteſter Freund. Doch wünſche ich auch noch, daß Sie vollſtändig begreifen würden, warum ich Ihnen ſo rückhaltslos ſage, daß eine Verbindung meines Hauſes mit dem Ihrigen —"

„Mit dem des Herrn von Saleck —"

„Ja, ja, — mir vollkommen erwünſcht wäre. Die Frau Herzogin, meine vielgeliebte Schweſter, begünſtigt eine andere Verbindung meiner Tochter, und zwar eine Verbindung, mit der ich durchaus nicht einverſtanden bin; aber ehrlich geſagt, wir ſind alle ſchwache und lenkbare Menſchen; Tropfen höhlen bald einen Stein aus, und der Fürſtenmantel ſchützt uns nicht vor menſchlichen Schwächen. Ich habe in der Welt viel erfahren, viel geſehen und darf Ihnen wohl geſtehen, daß das Gewühl und Getreibe dieſes Lebens mich abſtößt. Ich lebe ſoviel, als es mir die Geſchäfte erlauben, gerne für mich in Ruhe hier unter meinen Freunden," — er zeigte mit einer Handbewegung auf ſeine Bücher, „und habe in Staatsangelegenheiten unangenehme Dinge genug zu beſorgen, daß ich wohl wünſchen darf, mit Intriguen aller Art, welche mir unliebſame Zwecke verfolgen, in Frieden gelaſſen zu werden. — So, mein Freund, jetzt habe ich Sie einen Blick hinter die Wälle der Feſtung thun laſſen, gewiſſermaßen in's feindliche Lager, denn ich kann Sie verſichern, daß Sie nicht bloß Freunde hier finden werden, ſondern auch feindliche Elemente genug zu bekämpfen haben; aber Ihr Angriffsplan iſt ganz richtig: man wird ſich des Herrn von Saleck erinnern, ſo glaube und hoffe ich wenigſtens, obgleich Weiberlaunen nicht zu berechnen ſind, — laſſen Sie ſich morgen offiziell beim Oberſthofmeiſter meiner Tochter melden; bewahren Sie vorderhand ſtrengſtens Ihr Inkognito, und ſeien Sie verſichert, daß Sie an mir einen wohlgeneigten Bundesgenoſſen haben."

Er reichte dem Ingenieur mit heiterem Blicke seine Rechte, und da dieser durch das Gefühl seiner Schuld gedrückt sich darauf niederbeugen wollte, um sie zu küssen, so machte er die Sache hiedurch noch viel schlimmer, denn der freundlich erregte Fürst zog ihn mit einer raschen Bewegung an sich und drückte ihn ein paar Sekunden lang in seine Arme.

Wie er darauf in's Vorzimmer gekommen, wußte er selbst nicht ganz genau, doch eilte er hastiger und aufgeregter hinaus, als er hineingegangen. In dem Gemache vor dem an der Treppe traf er den alten Kammerdiener, der etwas zur Seite stand und ihn mit einer so auffallend tiefen Verbeugung vorbeigehen ließ, daß der Ingenieur auf die Vermuthung kommen mußte, Jener habe ein wenig an der Thüre gelauscht oder sogar die Abschiedsumarmung gesehen. Ja ein freundliches Abschiedswort beantwortete der alte Herr mit einer stummen noch ehrfurchtsvolleren Verbeugung und eilte so rasch als möglich an die Thüre, deren beide Flügel aber bei der leisesten Berührung von dem außen stehenden Lakaien aufgerissen wurden, worauf dieser es mit der Glasthüre ebenso machte, ja durch einen Wink die beiden Schildwachen draußen veranlaßte, mit angezogenem Säbel gerichtet zu stehen.

Der Ingenieur hatte noch einen raschen Blick auf die Seitenthüre geworfen, durch welche er vor einer Stunde so schüchtern eingetreten, und würde jetzt das ihm damals so verhängnißvoll erschienene Vestibule mit einem triumphirenden Blicke und frei athmend verlassen haben, wenn ihm nicht das Bild seiner Jugendfreundin, des Fräuleins von Saint-Aubin, plötzlich in Erinnerung gekommen wäre, die gewiß in großer Angst schon zu lange an ihrem Fenster auf das Zeichen seiner glücklichen Errettung geharrt. Dieser Gedanke machte, daß er rasch die Treppen hinabeilte und durch die noch offen stehende untere Thüre den Park betrat. Er hatte den Plan des Schlosses so gut im Kopfe, daß er nur kurzer Zeit bedurfte, um sich zu orientiren, worauf er hastig in der Dunkelheit verschwand.

Wenn wir uns erlauben dürften, den geneigten Leſer einen kleinen Zeitraum zurückzuführen, ſo möchten wir das bis zu jenem Augenblicke thun, wo der Ingenieur das Zimmer des Fräuleins von Saint-Aubin verlaſſen. Sie war tief aufgeregt und ängſtlich in der Mitte des kleinen Salons ſtehen geblieben und lauſchte den verhallenden Schritten, wobei ſie ihre Hand auf das Herz preßte, damit deſſen Schlag nicht jenes leichte und verſchwindende Geräuſch übertöne. Endlich hörte ſie nichts mehr davon, doch war es ihr gleich darauf, als werde auf dem Korridor draußen eine Thüre langſam geſchloſſen, welches Geräuſch ſie begreiflicher Weiſe unausſprechlich erſchreckte; — hatte man vielleicht ſein Weggehen belauſcht; hatten vielleicht neugierige Augen geſehen — und es gab deren in ihrer Nachbarſchaft —, daß ein Mann ihr Zimmer um dieſe Stunde verlaſſen? O, ſchon bei dieſem Gedanken empörte ſich ihr Stolz, — ſie, deren Leben und Wandel rein und klar wie Kryſtall vor Aller Augen dalag; ſie, die nie, weder durch ein Wort, noch durch einen Blick Veranlaſſung zu einer pikanten Bemerkung gegeben hatte; ſie, die von jungen Männern umſchwärmt war, welche ihr eifrig den Hof machten, und doch keinem auch nur durch den geringſten Vorzug erlaubte, ſich ihr auffallend vor den anderen zu nähern; ſie, von der ihre Verehrer ſcherzend, aber ernſtlich meinend ſagten, ſie habe gar kein Herz, oder ein ſo kaltes, daß jede ſich demſelben nähernde Leidenſchaft erlöſchen müſſe: ſie ſollte es erleben, daß man ſie eines ſolchen Stelldicheins beſchuldigte, und daß man mit dieſer Beſchuldigung die Wahrheit ſpräche? O, der Gedanke war fürchterlich, und ſie hatte ja ſo ohne alle ſchlimm zu deutende Abſicht gehandelt, wenn auch mit etwas zu wenig Ueberlegung. Ihr offenes und ehrliches Gemüth, das mit Vertrauen zu allen Menſchen erfüllt war, hatte anfänglich nicht an die vorgerückte Stunde gedacht, und daß es möglich ſei, dem Beſuch ihres Jugendfreundes eine andere Deutung zu geben, — ihres Jugendfreundes, den ſie ſich nach jahrelanger Abweſenheit in der Erinnerung viel

Mal verstirbt, nachdem er sein Töchterlein Frühling, welches er mit tausend Knospen und Blüthen geschmückt an der Hand führt, zur Herrscherin des Erdenreichs eingesetzt hat.

Ja, sie kannte sie, alle jene Gestalten, welche den Kindern so viel Vergnügen und Entsetzen einjagen; sogar den Blaubart hatte sie einige Mal gesehen und den Zwerg Nase; auch trieben sich Abends auf dem großen Boden gar seltsame und verdächtige Katzen herum, und wenn der Mond in das große Bogenfenster herein schien und den Vorplatz mit seinem Licht erfüllte, dann war es der kleinen Marie genau zu Muth, als schwebe die Lilienkönigin empor und befehle ihr, mit den Nachtvögeln, den Schmetterlingen und Leuchtkäfern um die Wette zu tanzen und in dem klaren Dufte zu schweben — und in solchen Momenten konnte das Kind seine Röckchen zusammen nehmen und mit dem bleichen Gesichte gegen den Mond gekehrt, zierlich und sonderbar tanzen, immer stärker, immer wilder, die zierlichsten Sprünge machen, nie gesehene Figuren mit ihren Füßen beschreiben, und hatte dabei das schwarze Auge fest auf die Mondscheibe gerichtet. Sie tanzte in Einem fort und fort, bis man sie mit lauter Stimme ins Zimmer rief oder sie festhielt und herein führte. Danach setzte sie sich jedes Mal in eine Ecke des alten Canapee's und schlief mit zufrieden lächelndem Gesicht ein.

Die Jungfer Kiliane aber wollte dieses Tanzen im Mondschein auf's Strengste verboten haben, denn sie hatte einmal eine grausige Geschichte gelesen, wo junge Mädchen, die es nicht unterlassen können, in den Strahlen des Mondes zu tanzen, nach ihrem Tode nicht ruhig im Grabe zu liegen vermögen, und das erzählte sie eines Tages dem Kinde zur Warnung.

„Siehst du," sagte die alte Person mit zitternder Stimme, „es muß etwas Köstliches sein um die Ruhe im Grabe, und denke dir nur Kind, wie es jenen unglücklichen Personen geht, von denen ich dir sagte: alles schläft da unten tiefen, erquickenden Schlaf, nur diese nicht; kaum steigt der Vollmond am Horizont

älter gedacht, und deſſen Anblick ſie nun ſelbſt einigermaßen verwirrt hatte. War ſie doch im Verlaufe dieſer Jahre aus einem ſpielenden Kinde ein Mädchen geworden, welches das Leben nicht nur zuweilen ſehr ernſt, ſondern auch ſogar ſehr trübe anſah; erſchien ſie ſich ſelbſt doch ſchon zuweilen ſo alt, ſo erfahren. —

Aber mit jenen Gedanken, welche brennend und ſchmerzend durch ihren Kopf fuhren, während ſie am Fenſter ſtand und in den Park hinabſchaute, um das verabredete Zeichen nicht zu vergeſſen, rückte der Zeiger ihrer Uhr unaufhaltſam vor, und jede Minute, welche in die Vergangenheit zurückfiel, vermehrte ihre Angſt. Es muß etwas geſchehen ſein.

Schon über eine halbe Stunde war verfloſſen, ſeit er ſie verlaſſen, wogegen er nur wenige Minuten gebraucht hätte, wenn es ihm gelungen wäre, das Schloß ungehindert zu verlaſſen. — „Oder iſt er vielleicht doch ſchon längſt in Sicherheit," dachte ſie mit einem ſchmerzlichen Lächeln, „und denkt nicht mehr an mich und an das, was er mir verſprochen? — Gewiß, ſo iſt es. Wenn er ſich auch vorhin der kleinen Viktorine von damals nicht ungerne zu erinnern ſchien, ſo war es doch ſo, wie man ſich eines bequemen Spielzeugs erinnert, bei deſſen ſpäterem Betrachten man vielleicht fragt: alſo dafür habe ich mich früher wirklich intereſſiren können? Wie ſich die Zeiten ändern, — o ja, ſie verändern ſich, auch wir ändern uns, aber nicht immer ſo, wie wir es wohl wünſchen. Wie liebte ich ihn ſchon damals ſo herzlich und innig, wie war ich glücklich, wenn ſein klares Auge warm auf mir ruhte, wie lag das unbekannte Leben lichtvoll angeſtrahlt vor mir, wenn er mit leuchtendem Blicke von ſeiner Zukunft ſprach und ſcherzend den Wunſch darein verwebte, daß wir uns nahe ſein möchten und häufig ſähen. Wer hätte es damals ahnen können, daß die Jahre eine ſolche Kluft zwiſchen uns reißen würden, daß er als gereifter Mann, welcher in der Welt Schönes und Großes geleiſtet, mein glänzendes und doch ſo armes Leben als eine Scheidewand betrachten würde,

als eine Schranke, die ihn auf ewig von ſeiner Jugendgeſpielin ſcheide?"

„Ja, ja," fuhr ſie nach einem tiefen Athemzuge heftiger fort, „ſo betrachtet er unſere beiderſeitige Stellung, und wenn auch aus ſeinen Augen zuweilen ein bekannter freundlicher Strahl blitzte, wenn auch ſein Mund zuweilen noch Herzliches ausſprach, was mich an die alte, bekannte Zeit erinnerte und dadurch faſt glücklich machte, ſo konnte oder mochte er es doch nicht vergeſſen, daß das gnädige Fräulein von Saint-Aubin vor ihm geſtanden, — und ich blieb mir doch ſo vollkommen gleich; — o, mit welch' herzlicher Zuneigung dachte und denke ich der vergangenen Zeiten!"

Bei dieſen Worten trat ſie an das Kamin und nahm die kleine Zeichnung in die Hand, welche ſie ihm vorhin nicht erlaubt hatte, von der Staffelei zu nehmen. Und ſie wußte wohl warum. Denn als ſie nun das Blatt langſam umwandte, fielen ihre Blicke auf einen verwelkten Veilchenſtrauß, der dort befeſtigt war.

„Ja, verwelkt ſind dieſe Blumen und vergilbt," dachte ſie, „vertrocknet, unſcheinbar geworden, wie für ihn die Vergangenheit."

Leider war dieß aber gerade der Augenblick, wo der Ingenieur, dem Schloſſe glücklich entronnen, in einiger Entfernung vom Pavillon ſtehend, das verabredete Zeichen gab, nicht nur mit einem Zündhölzchen, ſondern mit dreien nach einander, die auch in der warmen, unbewegten Nachtluft ſo hell und luſtig brannten, daß er ſelbſt eine Freude daran hatte, worauf er ſeinem Verſprechen gemäß leiſe und innig ſagte: „Gute Nacht, meine kleine, liebe Viktorine!" Dann verließ er den Park und eilte dem Dorfe Warneck zu, nicht ganz unzufrieden mit der Art, wie er ſeinen Abend zugebracht.

IV.

Als der Ingenieur das Gaſthaus zur Roſe und Anker erreicht hatte, ſah er unter dem Thore deſſelben den ſerviettenſchwenkenden Kellner ſtehen, welcher ſich nach des Tages Laſt und Hitze wie die meiſten anderen Geſchöpfe der kühlen Abendluft freute. Dieſer, nachdem er den Eintretenden, der wegen der Eiſenbahnbauten in der Nachbarſchaft im vergangenen Winter längere Zeit im Hauſe gewohnt, erkannt hatte, nahm ſeine Serviette mit einem raſchen Schwung unter den linken Arm und ſchien den Befehl zu erwarten, daß das Pferd des Fremden vorgeführt werde. Statt deſſen aber verlangte der Ingenieur ein Zimmer für die Nacht. Als nun beide die Treppen des Hauſes hinaufſtiegen, verwickelte er den redſeligen Kellner mit leichter Mühe in ein mittheilſames Geſpräch. Oben in einem Zimmer des zweiten Stockes angekommen, wußte er bereits, daß viele Fremde im Hauſe ſeien, welche von der reizenden Lage des Gaſthofs angelockt wohl längere Zeit dableiben würden, ſowie auch, daß heute Nachmittag zwei Fremde gekommen ſeien, der eine mit Extrapoſt, der andere mit dem Eilwagen, die ihm, dem Kellner, einigermaßen bemerkenswerth erſchienen, namentlich der eine, ſagte er. „Beide ſind Leute, die ſich in guter Geſellſchaft bewegt. Unſer einer ſieht das an der Art, wie ein Fremder ſein Zimmer verlangt und es betrachtet, auch an der Geſtalt ſeiner Reiſeeffekten, an ſeinen kleinen Bedürfniſſen im erſten Augenblick, ob er viel oder wenig Waſſer verlangt und dergleichen, und wie geſagt, beide ſind Leute comme il faut.“

„Ich habe ſchon oft Ihr Talent bewundert, mein lieber Franz, das ſogleich zu erkennen,“ warf der Ingenieur leicht hin, „und wäre es mir in dieſem ſpeziellen Falle ſehr erwünſcht, etwas Näheres über beide Herren von Ihnen zu erfahren, da ich einen Bekannten erwarte, den ich ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr geſehen, und es einer von den Beiden wohl ſein könnte.“

„Ich kann Ihnen die Namen derſelben ſagen," erwiederte der gewandte Kellner, indem er mit ſeiner Serviette eine Bewegung machte, als wolle er dieſe Namen auf irgend eine unſichtbare Tafel ſchreiben, „der Eine, der mit dem Eilwagen gekommen iſt, iſt ein Herr von Felſing, der Andere ein Herr von Saleck. Dieſer —"

„Halt, mein Freund, den erwarte ich; — iſt er wohl noch zu ſprechen?"

„Ich glaube kaum; er kam vor einer Viertelſtunde von einem längeren Spaziergange zurück, und einen Augenblick vorher, ehe Sie in's Haus traten, ſtieg der Kammerdiener mit dem Anzuge ſeines Herrn die Treppe hinab; — alſo iſt er ſchon ausgekleidet."

„Das iſt mir fatal; — nun, ich muß eben bis morgen früh warten, — alſo dieſer Herr von Saleck erſchien Ihnen auch als eine Perſon von Diſtinktion? Sie verſtehen ſich darauf, lieber Franz."

Nachdem ſich der Kellner geſchmeichelt verbeugt, warf er leicht hin: „Bei einer langen Praxis, wie die meinige, irrt man ſich ſelten. Dieſer Herr von Saleck ſcheint in der That etwas Außergewöhnliches zu ſein, woran übrigens nicht zu zweifeln, Herr Ober-Ingenieur, — als einem Bekannten von Ihnen."

„Ich danke, lieber Franz; erzählen Sie mir etwas von Saleck, ich habe ihn ſchon lange nicht mehr geſehen."

„Ah, ein hübſcher, vornehmer Herr; er hat etwas in ſeinem Aeußern, beſonders in ſeinem Blicke, was man nicht alle Tage ſieht; kaum angekommen, ſchrieb er ſogleich an den Oberſthofmeiſter der Prinzeſſin Helene und wurde eine Stunde ſpäter — zu ſonſt ſehr ungewöhnlicher Zeit — in's Schloß befohlen." Der Kellner ſagte dieß flüſternd, indem er ſeine Serviette an den Mund hielt, wie um ſeine Worte noch mehr zu dämpfen.

„So kam er wohl ſo eben vom Schloſſe zurück?"

„Nein; etwas an dieſer Geſchichte iſt mir auffallend: als der Befehl vom Schloſſe kam, war er nicht zu Hauſe, und wenn er ihm

auch im andern Falle hätte ausgerichtet werden können, ſo würde er wahrſcheinlich doch nicht hingegangen ſein, denn gleich darauf kam ein Gegenbefehl, und zwar in der Form, es ſei ein Mißverſtändniß geweſen, man hoffe Herrn von Saleck in den nächſten Tagen zu ſehen. Als ich bei ſeiner Rückkunft nicht ermangelte, demſelben beide Botſchaften auszurichten, ſchien er nicht unangenehm davon berührt und ſtieg, eine mir unbekannte Weiſe pfeifend, die Treppe hinauf."

„Er iſt allerdings ein Mann von großen Bekanntſchaften," warf der Ingenieur leicht hin, „freue mich, ihn wiederzuſehen, doch ich muß eben damit warten bis morgen früh."

„So werde ich den Herrn Oberingenieur, ſowie ich morgen früh den Kaffe ſervire, anmelden?"

„Nein, nein, laſſen Sie nur das bleiben, lieber Franz, ich liebe die Ueberraſchungen und bin ſehr begierig, was mein Freund Saleck ſagen wird, wenn er mich ſo plötzlich vor ſich ſieht, — haben Sie mich verſtanden?"

„O, vollkommen, Herr Oberingenieur, um Alles in der Welt würde ich Ihren Namen nicht nennen." Er drückte wie betheuernd ſeine Serviette auf die Gegend der Bruſt, wo er ſein Herz vermuthete, und flüſterte alsdann mit jenem unnachahmlichen graziöſen Kellnertone: „Und weiter haben Euer Gnaden nichts mehr zu befehlen?"

„Ich danke, lieber Franz, und bitte nur, meinen Kaffe auf morgen früh acht Uhr notiren zu laſſen. Und dann noch eine Frage auf Ihr Gewiſſen: iſt mein Pferd gut verſorgt worden? Empfehlen Sie's noch einmal dem Hausknecht; ich möchte nicht gerne, daß ich mich veranlaßt ſähe, morgen früh Einem aus dieſem ganz vortrefflichen Gaſthof ein paar unangenehme Worte zu ſagen."

„Der Herr Oberingenieur werden wie mit Allem, ſo auch mit der Behandlung Ihres Pferdes zufrieden ſein."

Als der Fremde nun allein war, öffnete er das Fenſter und

warf noch einen Blick auf Schloß und Park Warneck, und eigenthümlicher Weiſe thaten das im gleichen Augenblicke noch zwei andere Paar menſchlicher Augen, der Herr vom erſten Stock und der Herr vom zweiten Stock; alle drei rauchten auch dazu eine Cigarre, alle drei ſeufzten etwas weniges, und alle drei begaben ſich zur Ruhe, um bis zum folgenden Morgen zu ſchlafen.

Am andern Morgen hatte ſich Herr von Felſing einfach aber ſorgfältig angezogen, und als es nicht mehr zu früh war, um paſſender Weiſe einen Beſuch zu machen, aber auch noch früh genug, um ſeinen Eifer zu zeigen, die geſtern angeknüpfte Bekanntſchaft ſo bald als möglich fortzuſetzen, eine Karte zu dem Herrn im erſten Stocke hinuntergeſandt und darauf die Antwort erhalten, er werde willkommen ſein.

Nach den erſten Begrüßungen, und als Herr von Saleck verſichert, daß er im möglichen Falle gerne bereit ſei, irgend einen Wunſch des Mannes zu erfüllen, der ihm einen ſo empfehlenden Brief ſeines Freundes, des Schloßhauptmanns von Werner gebracht, ſetzte er lächelnd hinzu: „Es war doch ein eigenthümliches Zuſammentreffen geſtern Abend vor dem Pavillon, und Sie würden mich zu einigem Danke verpflichten, wenn Sie im Stande wären, ohne eine Indiskretion zu begehen, darüber Aufklärungen zu geben, ich ſage abſichtlich, ohne eine Indiskretion zu begehen, denn Sie wiſſen wahrſcheinlich ſo gut wie ich, daß der Pavillon, vor dem man Sie wartend fand, von Damen bewohnt iſt.“

„Meiner Treu, das wußte ich nicht, und erfahre es jetzt erſt aus Ihrem Munde.“

„So hätten Sie ohne alle Abſicht dort Ihren Platz genommen?“

„Ohne alle Abſicht, auf mein Wort,“ verſicherte Herr von Felſing in einem Tone der Betheuerung; „ich kam geſtern Nachmittag mit dem Eilwagen hierher, an dem Sie mit Ihrer Extrapoſt vorbeieilten; ich kleidete mich ein wenig um, dinirte, hielt mich eine Zeitlang auf der Terraſſe des Gaſthofs auf und ſchlenderte

alsdann ohne Zweck umher, zuerſt in dem kleinen Städtchen, dann an den Ufern des Fluſſes, über deſſen Brücke ich auf den Weg zum Parke gelangte, von wo ich dieſen, da er offen ſtand, betrat.

„Ich hielt mich in den ſchönen Anlagen hier und dort auf, mit meinen Gedanken beſchäftigt, meiſtens ſehr ernſten Gedanken, gewiß, Herr von Saleck, ja ſo ernſt und trübe, daß es mir gewiß nicht in den Sinn gekommen wäre, etwas wie ein Abenteuer aufzuſuchen. Auch hatte ich, als es dunkel geworden war, meinen Weg verfehlt, und ſuchte irgend einen Pfad, am Fuße des Gebäudes herumgehend, zu finden. Da hörte ich, wie ſich über mir ein Fenſter öffnete, und ich ſah, daß etwas Weißes, wie ein Papier, das man um einen Stein gewickelt, herausgeworfen wurde.“

„Das ſahen wir auch aus der Entfernung, und das hoben Sie auf?“

„Ich nicht, ſondern Jemand, der plötzlich neben mir aus dem tiefen Schatten auftauchte, ſich raſch vor mir niederbückte, das Papier nahm und damit ſo raſch wieder verſchwand, als er erſchienen war.“

„Pa- a—a—ah,“ machte Herr von Saleck, „da hätten wir ſchon wieder jemand Anders, der ſich um den Pavillon zu ſchaffen machte, — die Gegend ſcheint ſehr beſucht zu ſein.“

„Das dachte ich auch, denn als Jener verſchwunden war, erſchienen die beiden Herren, gegen die Sie endlich ſo freundlich waren, mich in Schutz zu nehmen.“

„Und von dem, der das Papier zu ſich nahm, ſahen und hörten Sie nichts mehr?“

„Nicht das Geringſte, er war ſpurlos verſchwunden.“

„Am Ende iſt mir das ſehr gleichgültig,“ warf der Andere leicht hin; „gehen wir alſo nach Ihrer Erklärung, der ich den vollſten Glauben ſchenke, auf Ihre eigenen Angelegenheiten über. — Sie kennen den Inhalt des Schreibens, welches Sie mir überbracht?“

„Der Herr Schloßhauptmann war ſo gütig, mich davon in Kenntniß zu ſetzen; ich geſtehe Ihnen das, obgleich er meiner allzu lobend erwähnte, im Ganzen aber die Wahrheit ſprach," ſetzte er treuherzig hinzu: „ich erlaube mir dieſe Verſicherung, da ich dringend wünſche, daß dieſe Zeilen freundlich für mich ſprechen möchten."

„Das thun ſie allerdings: aber ſagen Sie mir aufrichtig, hat Sie die Adreſſe dieſes Briefes nicht einigermaßen enttäuſcht, — was kann ein unbedeutender Maler für Sie thun?"

„Aufrichtig geſagt, war ich allerdings überraſcht, doch iſt mir dieſer Brief wie ein Wechſel, und wenn der Bezogene ſo gut iſt, wie der Ausſteller, woran ich nicht zweifle, ſo dürfte ich bei der Einlöſung nicht zu kurz kommen."

„Ich danke Ihnen für das Zutrauen, doch müßte ich erſt Ihre Wünſche kennen — nehmen Sie Platz und laſſen Sie mich etwas darüber hören."

Herr von Felſing gab nun dem aufmerkſam Zuhorchenden einen Abriß ſeiner Lebensgeſchichte, in der eine getäuſchte Hoffnung auf die andere gefolgt war. Der Erzähler, von guter Familie, wie er nachwies, war Offizier geweſen, und obgleich er mit Auszeichnung gedient, hatte er doch in dem kleinen Staate, dem er angehörte, nicht weiter vorrücken können. Er hatte darauf in einem andern Welttheil ſein Glück verſucht, ohne dort aber etwas Anderes zu finden als herbe Täuſchung, und ſo war er dann in die Heimat zurückgekehrt mit dem kleinen Reſte eines an ſich ſchon unbedeutenden Vermögens.

„So kam ich nach der Reſidenz," ſchloß Herr von Felſing ſeine Erzählung, „wandte mich dort an meinen Bekannten, den Herrn Schloßhauptmann von Werner, um vielleicht durch deſſen Empfehlung in irgend einer Branche bei Hofe angeſtellt zu werden, — vergebliche Hoffnung. Herr von Werner, an deſſen Güte für mich ich nicht zweifeln darf, zeigte mir die Unmöglichkeit, meinen Wunſch

zu erfüllen, gab mir aber das bewußte Schreiben, nicht ohne durch ein freundliches Wort meinen geſunkenen Muth wieder zu beleben."

„Werner iſt ſonſt ein ſo vorſichtiger Mann," erwiederte der Andere kopfſchüttelnd, „ich fürchte, er hat ſich dießmal durch ſeine Güte für Sie hinreißen laſſen; was kann ich, ein unbedeutender Maler, für Sie thun?"

„Darüber muß ich Ihnen in der That die Antwort ſchuldig bleiben; aber wie Sie eben ſelbſt ſagten, iſt Herr von Werner allerdings ein ſo vorſichtiger Mann, daß ich überzeugt ſein muß, er wiſſe, daß ich vielleicht im Stande ſei, Ihnen Dienſte zu leiſten, wogegen —"

„Ich es übernehmen müßte," unterbrach ihn Saleck raſch mit einem freundlichen Lächeln, „Sie an irgend einen bedeutenden Bekannten, den ich vielleicht haben könnte, zu empfehlen."

„So iſt es, und ich darf Ihnen die heiligſte Verſicherung geben, daß ich Ihrer Empfehlung alle Ehre machen werde."

In dieſem Augenblick öffnete ſich geräuſchvoll die Zimmerthüre und der Diener Saleck's trat ein, einen fürſtlichen Lakaien anmeldend, der ein Schreiben zu überbringen habe, und begreiflicher Weiſe raſch vorgelaſſen wurde. Dieſer hatte aber zwei Briefe in der Hand, und als Saleck den ſeinigen entgegen genommen und damit an das Fenſter getreten war, um ihn zu leſen, folgte Felſing dem Lakaien an die Thüre. Er nannte demſelben mit einer bezüglichen Frage ſeinen Namen, worauf ihm ebenfalls ein Schreiben zugeſtellt wurde; welches er mit einem Blick auf Saleck, ohne es zu öffnen, in der Hand behielt."

Dieſer hatte den Umſchlag abgeriſſen, das einliegende Blatt auseinander gefaltet und in wenigen Sekunden durchflogen, worauf er die rechte Hand, in welcher er es hielt, langſam niederſinken ließ, um mit aufgeſtütztem linkem Arme gedankenvoll in die Landſchaft hinaus zu ſtarren.

Nicht ohne innere Bewegung machte es Felſing nun gerade ſo, wie es der Andere gethan, und las folgende Zeilen: „Euer Hochwohlgeboren gefällige Zeilen von geſtern habe ich erhalten, und muß es Ihnen überlaſſen, ob Sie vielleicht geneigt ſind, das in demſelben erwähnte Schreiben an mich einſchicken zu wollen, da es Grundſatz der unterzeichneten Stelle iſt, einen derartigen Geſchäftsweg einzuhalten — Hochachtungsvoll — das Oberſthofmeiſteramt Ihrer Hoheit der Prinzeſſin Helene, Graf von Sporbach."

Dieſe ziemlich kalten und wenig ermuthigenden Zeilen hätten auch Felſing veranlaßt, wie es der Andere gethan, mit ernſter Miene in die Landſchaft hinauszuſchauen, wenn er, wie Jener, zufällig am Fenſter geſtanden wäre, ſo jedoch begnügte er ſich mit einem tiefen Athemzuge, welcher aber ſo ſehr einem Seufzer glich, daß ſich Saleck umwandte und ihm ſagte: „Ah, auch Sie haben Briefe erhalten, und wie mir ſcheint, wenig erbaulichen Inhalts?"

„So iſt es, und wie mir ſcheint, kamen unſere beiderſeitigen Schreiben aus der gleichen Quelle, dem Oberſthofmeiſteramt der Prinzeſſin Helene."

Saleck nickte mit dem Kopfe und durchlas das ſeinige abermals, von deſſen Inhalte wir dem geneigten Leſer kein Geheimniß machen dürfen. Daſſelbe lautete: „Euer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben von geſtern habe ich erhalten und nicht verfehlt, Ihre Hoheit die Prinzeſſin Helene davon geziemend in Kenntniß zu ſetzen, bedaure jedoch, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Hochdieſelbe Ihre in dem erwähnten Schreiben von geſtern angeregten Erinnerungen an Rom nicht für wichtig genug erachtet, um Euer Hochwohlgeboren zu veranlaſſen, Ihre Weiterreiſe zu unterbrechen, was ich in hohem Auftrage nicht verfehle, Euer Hochwohlgeboren mitzutheilen. Hochachtungsvoll ꝛc. ꝛc."

Dieſer Brief hatte indeſſen eine Einlage ganz von der Hand des Grafen Sporbach geſchrieben, während er das dienſtliche

empor und blitzt durch die Trauerweiden auf dem Kirchhofe, so bewegt sich das Gras und Gesträuch um die Gräber jener Unglücklichen, es zieht sie herauf in die Nachtluft, und sie müssen tanzen die ganze Nacht hindurch und dabei immer den Mond ansehen, bis er wieder untergeht.“

Es schauderte dem Kinde bei dieser Erzählung, und der junge Herr Welscher versicherte hoch und theuer, wenn die Marie das Tanzen draußen im Mondscheine nicht ließe, so schliefe er nicht mehr in einem Zimmer mit ihr, das sei ihm gar zu grauselig. Das kleine Mädchen versprach dann auch, sie wolle nicht mehr draußen im Mondschein tanzen, und so war die Sache für jetzt abgemacht.

Es gieng in dem Welscher'schen Hause alles seinen regelmäßigen Gang fort, wie ein Uhrwerk, und jedem Tage, jeder Stunde war von der ordentlichen Frau ein Geschäft zugewiesen. Samstags und Montags kamen ungeheure Haufen Wäsche an, welche sortirt und zum Waschen vorbereitet wurden; dann erschien am Montag Abend die erste Wäscherin, eine alte gediente Person, welche nie anders sprach als mit in den Seiten gestemmten Armen. Sie hieß Frau Wurzel und hatte in ihrem ganzen Leben nichts gethan, als gewaschen und immerfort gewaschen.

Die Frau Wurzel nun holte sich den großen Hausschlüssel und erschien Nachts um ein Uhr wieder mit dem Glockenschlage der alten Kirchenuhr, und in ihrem Gefolge waren drei bis vier andere Wäscherinnen, und jede derselben trug eine kleine Laterne in der Hand, und dann begannen sie um ein Uhr ihr Geschäft, nahmen gegen vier Uhr des Morgens einen Schnaps und ein Stück Brod, um acht Uhr ihren Kaffee, um zehn Uhr ein Glas Wein und Brod, nach dem Mittagessen um vier Uhr wieder ihren Kaffee, und wenn Abends zum Nachtessen die Suppe auf den Tisch kam und die große zinnerne Schüssel mit Kartoffeln, Wurst und Gänsefett, dann war für heute ihre Arbeit fertig, und die Frau Wurzel gieng zu einer andern Frau, sich den Hausschlüssel

Schreiben nur unterzeichnet hatte. Dieſe Einlage lautete: „Euer Hochwohlgeboren kann ich nicht umhin, bei Ueberſendung des Beigeſchloſſenen in zwei privaten Worten zu verſichern, daß ich mich perſönlich unſerer Begegnung in Rom recht gerne erinnere, und im andern Falle gerne bereit wäre, Ihnen für Ihre mir dort bewieſene Freundlichkeit bezeigen zu können, wie ſehr ich bin Ihr aufrichtig ergebener Sporbach." — — — — — — —

„Darf ich mir wohl erlauben, Sie zu bitten," ſagte Felſing nach einer längeren Pauſe, indem er dem Andern ſeinen Brief darreichte, „dieſen Zeilen einen Blick zu ſchenken und mir zuzugeſtehen, daß ich jetzt um ſo mehr auf die empfehlenden Zeilen des Herrn Schloßhauptmanns von Werner angewieſen bin."

„Und darf ich Sie wohl erſuchen, mein Schreiben zu leſen, um ſich dann ſelbſt zu ſagen, welche Hoffnung ein alſo kurz Abgewieſener Ihnen noch zu bieten vermag."

„Dieſe Schreiben gleichen ſich allerdings wie ein unſauberes Ei dem andern, obgleich die bedauernden Zeilen des Privatmannes offenbar beſtimmt ſind, das Herbe des dienſtlichen Schreibens zu verſüßen."

„Aber gewiß nicht in allerhöchſtem Auftrage;" worauf der Andere nach einem langen gedankenvollen Blick in die Gegend hinausſagte: „Aber trotz alledem habe ich ein ſo unbegrenztes Vertrauen zu meinem Gönner, dem Herrn Schloßhauptmann, daß ich nicht umhin kann, Ihnen nochmals meine geringen Dienſte anzubieten."

Saleck ſchien dieſe Worte nicht gehört zu haben, denn er ging mit großen Schritten auf und ab, und ballte während dieſes ſchwer erregten Spazierganges das wieder zurückgenommene Schreiben zu einer kleinen Papierkugel zuſammen, die er alsdann verächtlich in eine Ecke des Gemachs warf, wobei ſein Auge flammte und er ſeine Oberlippe trotzig aufwarf. Auch ſtieß er abgebrochene Sätze hervor: „Kann ich mich eigentlich über dieſen Ausgang wundern? — Gewiß

nicht, — es iſt mir ſchon recht geſchehen; — auf einen freundlichen Blick, — auf ein gnädiges Wort bauend, — des Glaubens zu ſein, als erinnere man ſich eines unbedeutenden Malers, — der das Glück hatte, Ihrer Hoheit damals gefällig ſein zu dürfen. — Ah, dazwiſchen liegen ja ſchon Monate, und Monate iſt eine lange Zeit, um von unſersgleichen vergeſſen zu werden — leider — leider aber iſt es ſo. — Unſinn, den ich begangen, hier den Schlußakt einer Komödie aufführen zu wollen, deren Anfang man total vergeſſen, und deren erſte Scenen man an ſich vorübergehen ließ, weil man gerade nichts Beſſeres zu thun wußte, — oder ſollte Werner recht haben, als er mir ein ſo wenig erfreuliches Bild von ihrem Gemüthe, von ihrem Herzen entwarf? — Weiß Gott, es wäre beſſer geweſen, hieher zu kommen und gerade aufzutreten und zu ſagen, da bin ich — das wünſche ich — das hoffe ich — ich, der damals als Maler Saleck eines freundlichen Blickes gewürdigt wurde, — eines Blickes, der Hoffnungen in mir erregte."

Der Andere hatte dieſem lauten Selbſtgeſpräch mit einigem Erſtaunen zugehört, und ein aufmerkſamer Beſchauer hätte aus dem gemüthlichen Lächeln, welches auf Felſing's Zügen erſchien, entnehmen können, daß er ſich aus jenen abgeriſſenen Worten etwas Zuſammenhängendes bildete, das der Wahrheit ziemlich nahe kam. So trat kein gewöhnlicher Maler auf, der einen ähnlichen Abweis erhalten, ſo pflegte ſich nur Jemand auszudrücken, der vielleicht fordern, befehlen konnte, wo er gewünſcht, gebeten.

„Und was hindert mich," fuhr jener fort, „heute noch zu thun, was ich geſtern verſäumt? — vor ſie hinzutreten und zu ſagen: da bin ich — ich bitte um ein gnädiges Ja oder Nein. — — — — Und wenn ich ein Nein zur Antwort erhielte? — Verdammt! — Nach Werner's Aeußerungen wäre alle Hoffnung dazu vorhanden, und ich mit meiner Saleckrolle hätte wahrhaftig alle Ausſicht, mich vor der Prinzeſſin lächerlich zu machen — was wohl bei ihr das Schlimmſte iſt, was einem ge-

ſchehen könnte. — — Handeln muß ich," ſagte er nach einer längeren Pauſe am Fenſter ſtehen bleibend, „aber mit Ueberlegung. — Herr von Felſing," wandte er ſich hierauf raſch an dieſen, „ich nehme Ihre Dienſte an."

„Wofür ich Ihnen ſehr dankbar ſein werde, gnädiger Herr, und Ihnen wohl die Verſicherung geben darf, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen ſchenken werden."

„Dieſes Papier iſt mir Bürge dafür," entgegnete Saleck, auf den Brief des Schloßhauptmanns zeigend, welchen er vorhin auf den Tiſch gelegt hatte und jetzt wieder in die Hand nahm. „Alſo gegenſeitiges vollkommenes Vertrauen, dann Ueberlegung und hierauf Handeln — ſetzen Sie ſich. — Ich bin der Fürſt von —, reiste vor einem halben Jahre im ſtrengſten Incognito in Italien, aber im wirklichen Incognito, daran brauche ich nicht zu zweifeln, denn der Maler Saleck, als welcher ich in Rom auftrat und mich der Prinzeſſin Helene vorſtellen ließ, wurde als ſolcher empfangen, und ich darf wohl ſagen, mit ſo ausgezeichneter Freundlichkeit behandelt, daß er nicht erwarten durfte," ſetzte er mit einem ſchmerzlichen Ton der Stimme hinzu, „hier in kurzer Zeit gänzlich vergeſſen zu ſein, daß es ihm, wie Sie ja ſelbſt geleſen haben, in ſo dürren Worten abgeſchlagen wurde, dieſe Bekanntſchaft in der allerehrerbietigſten Weiſe fortſetzen zu dürfen — ach, und ich hatte ſo ſchöne Hoffnungen daran geknüpft, denn um Ihnen meine ganze Lage klar zu machen, ich liebte die Prinzeſſin vom erſten Augenblicke an, wo ich ſie ſah, ich war bezaubert von ihrem Geiſte, ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit und hatte es mir ſo ſüß ausgemalt, hier zu ihren Füßen meine Maske abzuwerfen und um ihre Hand zu bitten — das liegt nun Alles hinter mir."

Bei dieſen letzten Worten ſprang er erregt von ſeinem Stuhle auf und machte einen raſchen Gang durch das Zimmer, währenddeſſen Felſing in ſehr ruhigem Tone zur Antwort gab: „das war allerdings eine ſehr romantiſche und hübſche Idee, gnädiger

Herr, auf deren Verwirklichung ich übrigens nicht ſehr gebaut hätte."

„Wie ſo, Herr von Felſing?"

„Ihre Hoheit, die Prinzeſſin Helene, befand ſich damals in Rom nicht ſtreng umgeben und eingeengt von der Etiquette eines ſehr vornehmen Hofes, als welches der hieſige bekannt iſt; Sie nahmen in Ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit alle Eindrücke jenes wunderbaren Landes mit ſeinem herrlichen Klima und ſeinen berauſchenden Kunſtſchätzen in ſich auf, — wer unter Orangen und Palmen wandelt," ſagte er mit einem feinen Lächeln, „denkt und fühlt anders als es gewöhnlich unſer ernſtes und ſtrenges Klima erlaubt."

„Ja, ja, das iſt gewiß."

„Ich bin erfreut, daß Eure Hoheit mir zuſtimmen, und das gibt mir den Muth, ohne Rückhalt fortzufahren. — Dort in Rom unter duftenden Orangen, bei den Kunſtſchätzen des Vatikans in dem überwältigenden Eindruck der herrlichen Stadt, war die Erſcheinung eines ſolchen Malers Saleck — ohne mir erlauben zu wollen, Eurer Hoheit ein Kompliment zu machen, — eine ganz andere, als ſie hier hätte ſein können. Sie ſelbſt traten dort unter Ihrer Maske und im Bewußtſein deſſen, was Sie waren, freier und ungezwungener auf und wurden ſo empfangen, und ich kann es mir wohl denken, daß das warme Intereſſe, welches Sie an der Prinzeſſin nahmen, von dieſer auch bis zu einem gewiſſen Grade erwiedert wurde, erwiedert werden durfte."

„Gewiß, — gewiß. ſie zeigte mir ein Intereſſe, das mich zu ſchönen Hoffnungen berechtigte."

„Dort, — gnädiger Herr; hier aber verſchwand das mit dem Zauber des italieniſchen Lebens, und in die Alltäglichkeit des unſrigen zurückgekehrt, verlor der Maler Saleck gar viel, wenn auch nicht Alles, von jenem Nimbus, mit dem ihn dort ſeine unabhängige Stellung umgeben hatte."

„Wahr — ſehr wahr, und ich hätte damals meine Zeit beſſer nützen ſollen, — o, hätte ich doch damals, meine Maske abwerfend, eine Erklärung herbeigeführt.“

„Vielleicht wäre ſie von einem glücklichen Reſultate gekrönt worden, vielleicht auch nicht. Ich habe Verſchiedenes über den eigenthümlichen Charakter der Prinzeſſin gehört, und demnach wäre es möglich geweſen, daß Sie ſchon Rom mit geſcheiterten Hoffnungen verlaſſen hätten.“

„Ja, ja, es war die Ungewißheit, welche mich damals abhielt, ihr, mich nennend, meine Liebe zu erklären, — o, ich hätte Gelegenheit genug dazu gehabt.“

„Darf ich ganz offen reden, gnädiger Herr?“

„Gewiß, Sie ſehen, daß ich auf Ihre Idee eingehe.“

„Nun gut; Sie kamen hieher, um die abgeriſſene Rolle des Malers Saleck fortzuſpielen. Verzeihen mir Eure Hoheit, das war bei all Ihrer Liebenswürdigkeit eine etwas vermeſſene Idee. Geſetzten Falls, Maler Saleck wäre von der Prinzeſſin nicht ohne Intereſſe betrachtet worden, ſo mußte ſich dieſes Intereſſe, wenn es noch ſo warm geweſen wäre, in unſerer hieſigen Umgebung und bei kälterer Ueberlegung nothwendiger Weiſe verwiſchen, ja, wenn dieſes Intereſſe in der That tief bei ihr eindrang, ſo ſah ſie ſich jetzt bei Ihrem Wiedererſcheinen ihrer Stellung gegenüber veranlaßt, ſich dieſes Antheils zu ſchämen — verzeihen Sie mir dieſes harte Wort, aber ich kann kein anderes gebrauchen, und da die Prinzeſſin Sie total verleugnet, wie es dieſer Brief deutlich beweist, ſo muß ſie ein warmes Intereſſe an Ihnen genommen haben.“

„Sie legen einen vortrefflichen Balſam auf die Wunde, die ich empfangen,“ rief der Andere vergnügt, ja ſie kann mich vergeſſen wollen, aber vergeſſen kann ſie mich doch nicht. — Aber weiter, entwickeln Sie mir Ihre Anſicht über mein ferneres Auftreten hier; Sie werden zweifelhaft ſein, was ich nun beginnen ſoll.“

„Ganz und gar nicht, gnädiger Herr, Sie als Saleck haben ſich allerdings für die nächſte Zeit unmöglich gemacht, das heißt, wenn es uns nicht gelingt, bei der Prinzeſſin ein neues und regeres Intereſſe für Saleck zu erwecken.“

„Schwerlich, wenn es dieſem unglücklichen Saleck nicht vergönnt iſt, ihr unter die Augen zu treten, — o, dieſe Abweiſung iſt die Klippe, an der ich ſcheitern muß.“

„Man muß an nichts verzweifeln, gnädiger Herr, und wenn ich mir erlauben dürfte, eine kühne Idee zu entwickeln, und Sie dieſe Idee annehmen, ſo glaube ich ſo viel erreichen zu können, um wirklich ein neues Intereſſe für Saleck zu erregen; ob Eure Hoheit dabei die Partie gewinnt, das iſt freilich eine andere Frage.“

„Laſſen Sie hören.“

„Ich bin unbekannt hier und ſelbſt dem Oberſthofmeiſter der Prinzeſſin iſt Herr von Felſing eine völlig fremde Perſon: er würde ihn nicht kennen und wenn er zehnmal dicht an ihm vorüberginge, — gut alſo, Herr von Felſing verſchwindet, reist ab, und Ihr ganz ergebener Diener, welchen Sie ſo freundlich waren bei ſich aufzunehmen, erſcheint als einer Ihrer Kavaliere und unter beliebigem Namen am Hofe des Fürſten mit einem vertraulichen eigenhändigen Schreiben Eurer Hoheit, worin Sie geradezu um die Hand der Prinzeſſin anhalten.“

„Um mir einen allerliebſten Korb zu holen — einen ſolchen zu erhalten ſoll nie ein angenehmes Gefühl verurſachen, aber in meiner Stellung wäre das doppelt unangenehm.“

„Verzeihen mir Eure Hoheit, Ihr Unterhändler müßte ſich ſehr ungeſchickt benehmen, wenn er es bis zu einem wirklichen Korbe kommen ließe: man ſtellt ſich Seiner Excellenz dem Herrn Oberſthofmeiſter vor, nicht mehr als demüthiger Felſing, ſondern als intimer Geſandter Euer Hoheit mit großem Selbſtbewußtſein, das ich zu entwickeln verſtehen werde; man läßt merken, daß man einen koſtbaren Brief beſitzt, man läßt ſogar etwas von deſſen In-

halte durchſchimmern, man unterhandelt und thut vor allen Dingen keinen Schritt in ein unbekanntes Waſſer, ehe man überzeugt iſt, daß man auch Grund unter ſeinen Füßen behält."

„Sehr gut, Herr Geſandter; wenn man aber ſtatt eines ausgeſprochenen Korbes eine verblümte Abweiſung erhält, ſo iſt der Effekt wohl derſelbe."

Herr von Felſing hatte ſich förmlich erhoben und ſagte mit einer tiefen Verbeugung und feierlich ernſtem Tone: „vor Allem danke ich Euer Hoheit für den mir beigelegten Titel — und was nun eine allenfallſige Abweiſung anbelangt," ſetzte er, ſich wieder niederlaſſend, in ſeiner gewöhnlichen zwangloſen Sprachweiſe hinzu, „ſo läßt man ſich auch nicht einmal eine ſolche geben, ſondern zieht vorſichtig ſeine Fühlhörner zurück, ſobald man auf etwas Verdächtiges ſtößt."

„Nehmen wir aber an, wir hätten dieſe Abweiſung, an der ich bei dem Charakter der Prinzeſſin, wie er mir geſchildert, wohl nicht zweifeln darf, — was dann weiter?"

„In dem Falle gälte es alsdann, durch ein leichtes, wenn auch nicht ganz ungeſchicktes Manöver die Prinzeſſin für Saleck auf's Neue zu intereſſiren."

„Und wie das anfangen?"

„Auf die leichteſte Art von der Welt, wenn mir Eure Hoheit freie Hand laſſen wollen. Wir ſind alſo auf dem Punkte angekommen, wo wir unſere Fühlhörner, da wir auf etwas Unangenehmes ſtoßen, zurückziehen, und wir nehmen dieſen Rückzug auf die ruhigſte und ehrenhafteſte Art von der Welt: wir drücken obenhin unſer Bedauern aus, daß Pläne, deren erſte Keime vielleicht in der Zeiten Hintergrunde ſchlummern könnten, nicht im Stande wären, ſich zu verwirklichen; wir erlauben uns aber dem höchſten Hofe die Fortdauer unſerer intimen Freundſchaft zu verſichern, wir hoffen Gelegenheit zu finden, dieß zu beweiſen; wir ſind zu allen Gegendienſten bereit und bitten ſchließlich um eine ganz unbedeutende Kleinigkeit."

„Nun, auf Ihre Kleinigkeit wäre ich begierig.“

— — — „Es gibt eine Perſon,“ fuhr Herr von Felſing nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, während er einen zurückhaltenden Ton annahm, ſo als ſpräche er mit einem Dritten, „es gibt eine Perſon, die ſich Saleck nennt, — Euer Excellenz,“ würde ich ſagen, „haben vielleicht dieſen Namen nie gehört, — ein zweideutiger Menſch, der bald unter der Maske eines reichen Touriſten, bald unter der eines Künſtlers umher reist, ſich an fürſtliche Perſonen drängt, der allerdings ausgezeichnet durch Bildung und einnehmendes Weſen in vornehmen Zirkeln Zutritt erhält, und den man intimer Berichte an Gott weiß welchen Hof für fähig halten muß.“ —

„Bei Gott, Sie laſſen mich eine ſchöne Rolle ſpielen, aber ich ahne, wo Sie hinaus wollen; nur könnte man ſtatt der intimen Berichte, deren Sie dieſen armen Saleck verdächtigen, ein anderes Motiv unterſchieben.“

„Gewiß, gnädiger Herr, und ich bin überzeugt, daß mir im Augenblicke der Ausführung unſeres Planes ein anderes Motiv einfällt; kurz es iſt nothwendig, das Verlangen zu ſtellen, dieſen Saleck, der auch hier erſcheinen wird, in kurzer Zeit, binnen wenigen Tagen, ja in vierundzwanzig Stunden zu entfernen; — man iſt zu allen Gegendienſten bereit.“

„Gut, — und Sie glauben wirklich, die Prinzeſſin würde Ihre Rancunes gegen einen unbequemen und abgewieſenen Bewerber ſo weit treiben, um den armen, verleumdeten Saleck in Schutz zu nehmen?“

„Hieran zweifle ich keinen Augenblick, da Eure Hoheit in Rom mit einem ſo regen Intereſſe betrachtet wurde.“

„Gewiß, mein lieber Felſing,“ gab der Fürſt nach einer Pauſe zur Antwort, während welcher er ſeine Augen mit der Hand bedeckt hatte, „man zeigte mir ein warmes Intereſſe, und als ich Abſchied nahm — o, das war ein Augenblick, der mich in der

That betäubt hätte, wenn ich wirklich der Maler Saleck geweſen wäre; — — glauben Sie denn, daß ich ohne einige Hoffnung dieſes Spiel überhaupt begonnen hätte? Doch Ihr Plan gefällt mir," ſetzte er nach einiger Ueberlegung hinzu, „und um Ihnen zu zeigen, welches Vertrauen ich in Sie ſetze, wollen wir ihn augenblicklich zur Vollziehung bringen. — — — — Sind Sie, mein lieber Felſing, — Sie entſchuldigen meine Frage, — nach Ihren vielen Irrfahrten mit allem nöthigen Aeußern genügend verſehen, um mich in einer ſo delikaten Angelegenheit würdig vertreten zu können?"

Felſing verbeugte ſich lächelnd, wobei er ſagte: „ich bin ſo durchdrungen von dem wahren Worte: Kleider machen Leute, daß ich mich mit Aufbietung meiner letzten Mittel in den Stand ſetzte, um im glücklichen Falle, der aber nicht eingetreten iſt, hier bei Hofe erſcheinen zu können."

„So wollen wir ohne Verzug an's Werk ſchreiten," erwiederte der Fürſt, trat an den Schreibtiſch, der im Zimmer ſtand, öffnete eine kleine Kaſſette, und nahm ein verſiegeltes Schreiben heraus, welches er Herrn von Felſing überreichte. „Nehmen Sie das," ſagte er, „laſſen Sie ſich beim Oberſthofmeiſter, Grafen von Sporbach, melden, und ſeien Sie verſichert, er wird Ihnen wenigſtens äußerlich einen vortrefflichen Empfang zu Theil werden laſſen."

„Und welchen Namen wollen Eure Hoheit mir beilegen?"

„Den Namen, deſſen ſich der Spion Saleck bediente, ehe er nach Rom kam, — hier ſind ſeine Viſitenkarten." Er übergab ihm ein kleines Packet derſelben."

„Baron Hauke," las Felſing, — „ich hoffe, dem Namen, den Eure Hoheit geführt, keine Schande zu machen."

Der Kammerdiener des Fürſten war einige Augenblicke vorher in das Gemach getreten und an der Thüre ſtehen geblieben, erwartend, daß ein Blick ſeines Herrn auf ihn fallen würde. Als dieß aber nicht ſogleich geſchah, erlaubte er ſich hinter der vor-

gehaltenen Hand leiſe zu huſten, worauf Jener umſchaute und auf eine bezeichnende Bewegung des Andern zu ihm hintrat.

„Es iſt ein Herr draußen, der Euer — der Sie dringend zu ſprechen wünſcht.“

„Wer iſt es?“

„Hier iſt ſeine Karte.“

„Oberingenieur Ferdinand Ramberg; ich habe dieſen Namen noch nie gehört; — was ſollte ich auch hier mit Architekten und Ingenieuren zu ſchaffen haben; — nannte er meinen Namen?“

„Gewiß, gnädiger Herr, er verlangte dringend in einer wichtigen Angelegenheit mit Herrn von Saleck zu ſprechen.“

„Nun ſo laſſ' ihn eintreten,“ ſagte der Fürſt achſelzuckend und wandte ſich darauf mit den Worten an Felſing: „mein lieber Baron Hauke, was Sie anbelangt, ſo rüſten Sie ſich zu Ihrer ſchwierigen Fahrt, kommen aber noch auf einen Augenblick zu mir, ehe Sie dieſelbe antreten.“

Der alſo Angeredete verbeugte ſich lächelnd und verließ das Zimmer, welches der Oberingenieur nur kurze Zeit darauf betrat.

V.

Wir würden uns zu Wiederholungen genöthigt ſehen, wenn wir dem geneigten Leſer die Unterredung zwiſchen den beiden falſchen Saleck mittheilen wollten, und müſſen uns gerade bei dieſer auf ſo einfachen wenn gleich wahren Begebenheiten baſirten Geſchichte vor einer ſolchen Sünde in Acht nehmen. Soviel dürfen wir jedoch ſagen, daß die Unterredung eine ſehr lebhafte war, daß ſich am Schluſſe derſelben beide Saleck die Hände ſchüttelten, und daß der

zu holen, und in der nächſten Nacht um ein Uhr ſtanden die armen Weiber vor einer andern Thür und fiengen ihr mühſeliges Tagewerk von Neuem an.

Bei der Frau Welſcher aber wurde Mittwochs die Wäſche auf dem großen Boden getrocknet, und Donnerſtag Morgens erſchien Jungfer Kiliane und Freitags der Herr Dubel und die Nähterinnen, und Samſtag Mittags war Alles wieder in Ordnung.

Heute war es alſo Freitag und die Stube ſah Nachmittags bei Tageslicht ungefähr gerade ſo aus, wie an jenem Abende, wo wir ſie zum erſten Mal betraten, mit dem einzigen Unterſchiede, daß die drei Kinder Welſcher und die kleine Marie, welche ſo eben aus der Schule gekommen waren, um ein Tiſchchen in der Ecke des Zimmers ſaßen und ihren Kaffee tranken, — ſonſt war Alles wie damals; draußen in der Küche klapperten die Bügeleiſen, im Zimmer pickte die Schwarzwälderuhr und ziſchte die Wäſche; Jungfer Kiliane ſaß am Fenſter, neben ihr die Nähterinnen und auf dem Tiſche Herr Dubel.

Nach einer längeren Pauſe ließ die Kiliane ihr kleines Bügeleiſen ruhen, ſchaute bedächtig zum Fenſter hinaus und prophezeite wegen des Glanzes am Himmel und der Gluth, mit welcher die Sonne untergieng, ein ſtrenges Froſtwetter für die nächſten Tage, und das ſagte ſie ſo beſtimmt, daß es den Herrn Dubel im Voraus fröſtelte und die Weiber am Bügeltiſche ſchon ſeufzend einen Holzaufſchlag berechneten und verſicherten, das Geld für's Brennholz ſei gar nicht mehr aufzubringen.

„Wenn es nur keinen Winter gäbe!“ meinte der Schneider; „wenn man nicht mehr im Schnee zu waten brauchte und kein Feuer anzuzünden! Ach, was müſſen das für herrliche Länder ſein,“ ſetzte er ſchwärmeriſch hinzu, „wo ein ewiger Frühling herrſcht, wo die Bäume immer grün bleiben, wo immerfort die Blumen blühen, wo es keine kalte Jahreszeit gibt!“

„Solche Länder,“ entgegnete die Kiliane, „haben dafür anderes Ungemach genug; da brennt die Sonne im Sommer die

Oberingenieur hierauf ſein Pferd ſatteln ließ und hinausritt, wo die Vollendung eines höchſt ſchwierigen Brückenbaus ſeine volle Thätigkeit in Anſpruch nahm. Daß er übrigens auf dem geraden Wege dorthin ritt, können wir nicht behaupten; er hätte nicht mehr das andere Flußufer zu betreten nothwendig gehabt, um an den Ort ſeiner Beſtimmung zu gelangen, und von ihm, der mit ſeiner Zeit ziemlich geizte, war es auffallend, daß er nicht nur um den fürſtlichen Park herumritt, ſondern dieſen ſogar bei dem Eingangsthore, welches auf die breite Avenue führte, nach erhaltener Erlaubniß betrat und dort ſcharf austrabend ſoweit hineinritt, bis er die freilich zwiſchen den Bäumen verſteckten Gebäude des Schloſſes, namentlich einen vorgeſchobenen Pavillon zu bewundern vermochte. Er blieb auch hier eine Zeitlang bewundernd ſtehen, bis er endlich mit dem Ausdruck getäuſchter Erwartung auf dem Geſichte ſein Pferd herumwandte und alsdann in gedehntem Jagdgalopp die Landſtraße wieder gewann, von wo er die Grenze des Parks verfolgte, um eine Stunde oberhalb Warneck den Fluß zu überſchreiten, und in den waldigen Bergen zu verſchwinden.

Herr von Felſing hatte hierauf im Laufe des Vormittags noch eine Unterredung mit Saleck, wobei dieſer ihm Mittheilungen nicht unangenehmer Art über das zu machen ſchien, was er von dem Oberingenieur erfahren, und worauf der Beſchluß gefaßt wurde, Seine Excellenz, den Herrn Oberſthofmeiſter Grafen von Sporbach beſtimmter mit den Hoffnungen und Wünſchen Seiner Hoheit bekannt zu machen, ja vielleicht ſogar deſſen Brief zu übergeben, denn Felſing meinte ganz richtig: „wenn uns die Prinzeſſin einen vollſtändig determinirten und nicht zu mißdeutenden Refus gibt, ſo wird ſie um ſo eher entſchloſſen ſein, ſich für den verfolgten Saleck zu intereſſiren.“

Im Uebrigen hatte Felſing, „Baron Hauke“, ganz das Aeußere eines vornehmen Unterhändlers und nahm ſich in der Equipage des Gaſthofs — neben dem Kutſcher ſaß der Kammer-

diener des Fürſten in einer einfachen Hauslivree — ſtattlich genug aus.

Während er nach dem Schloſſe fuhr, beſtieg Herr von Saleck einen leichten, gemietheten Jagdwagen, um eine mehrſtündige Exkurſion in die Umgegend zu machen.

Laſſen wir dem Samen, der heute ausgeſtreut wurde, während einer kurzen aber duftigen Sommernacht Zeit, aufzuſprießen, um ſeine Blüten, vielleicht Giftblumen zu treiben. Was auch während der vorüberſchwebenden Nacht geſagt und gedacht worden war, welche Stürme vielleicht dieſe oder jene Bruſt freudig oder ſchmerzlich bewegt; der anbrechende friſche Sommermorgen ließ nichts mehr übrig von nächtlichen Schatten in der Landſchaft, noch von tieferen Schattenzügen, die vielleicht für Augenblicke, für Stunden heitere Mienen gefurcht; Alles das verglich ſich wieder unter den goldenen Strahlen der aufflammenden Sonne. Ach wie lag ſie ſo lauernd auf der dichten Laubmaſſe des Parkes, hie und da eindringend durch die neidiſchen Zweige und dem Boden, mit ſeinen Gräſern und Blumen raſche, glühende Küſſe aufdrückend, wo ſich eine Lücke darbot. Wie koſte ſie dort ſo ohne alle Scheu mit dem dahinflutenden Waſſer und umarmte die glänzende Fläche in ſo inniger Verbindung, daß man nicht mehr wußte, ſah man mehr Sonnenſchein oder mehr Waſſer. Wie blitzte ſie in den Thautropfen der Gräſer, wie färbte ſie den Himmel ſtrahlend blau, licht und durchſichtig. Auch den kleinen Pavillon, in welchem die beiden jungen Damen wohnten, hielten ihre Strahlen umſchlungen und ſchienen ſich nicht wenig darüber zu ärgern, daß dichte, tief herabgelaſſene Vorhänge ſie dort am Eindringen hinderten.

Die Gräfin Eller befand ſich abermals bei ihrer Freundin, und hatten Beide in ſo fern gegen vorgeſtern Abend ihre Rollen getauſcht, als Fräulein von Saint-Aubin in leichtem Morgenanzuge in ihrem Fauteuil ruhte, während die kleine Gräfin in einfacher aber vollſtändiger Toilette vor ihr ſtand. „Läugne es mir nicht,“

ſagte ſie, indem ſie ihre Lippen in komiſch affektirtem Unmuthe aufwarf, „daß Du wieder einmal großes Glück haſt. Wie hat es geſtern Abend da drüben geſtürmt, und Fräulein Viktorine war nicht zum Vorleſen befohlen.“

„Eine beginnende Ungnade.“

„Pah! wenn Alles dergleichen beginnende Ungnaden wären, ſo wäre ſchon lange bei Hofe Niemand mehr wohl gelitten, aber laſſ' mich fortfahren in meiner Schilderung Deines Glückes: geſtern Abend kein Vorleſen, keine Geſichter, keine widerwärtigen Bemerkungen — für Dich nämlich. Ich allein war das Opferlamm; — o, wenn ich Sünden begangen hätte, ich würde ſie alle abgebüßt haben: ſprach ich von dem deliziöſen Abend, ſo fand man es unerträglich heiß; klagte ich, eingehend in Ihrer Hoheit Gedanken ebenfalls über dumpfe Schwüle, ſo mußte ich hören, daß mir Nichts recht zu machen ſei; wollte ich weiter leſen, ſo fand man meine Lektüre unerträglich langweilig; ſchwieg ich ſtill, ſo war Gräfin Eller ſo launenhaft, wie es nur ein verzogenes Kind ſein kann, — als ob man uns bei Hofe verzogene Kinder nennen könnte. Ach,“ ſetzte ſie mit einem tiefen Seufzer hinzu, „wer wenigſtens heute Morgen wüßte, wie Ihre Hoheit geſchlafen, ob Höchſtdieſelbe die Gnade gehabt hat, in der Nacht ein- oder zweimal aufzuwachen, denn darnach muß ich Aermſte meine Frage einrichten, wenn ich gleich hinübergehe, während Du Glückliche hier ſitzen bleiben darfſt. — Ja das iſt heute keine Kleinigkeit, und Du, die erſt zum Diner zu erſcheinen braucht, haſt gut lachen.“

„Im Falle keine Spazierfahrt befohlen wird; — davor ſind wir noch nicht ſicher.“

„Ich glaube das nicht, wenigſtens nichts Größeres, und wenn Ihre Hoheit ausfährt, ſo habe ich allein das Glück, ſie begleiten zu dürfen.“

„Was iſt denn eigentlich drüben vorgefallen?“ frug Fräulein von Saint-Aubin nach einer Pauſe; „Du, die mit aller Welt auf

dem beſten Fuße ſteht, wirſt doch wohl etwas darüber erfahren haben?"

„Das habe ich auch," gab die Gräfin Eller näher tretend mit leiſerer Stimme zur Antwort, „das heißt, was ich erfahren habe, gründet ſich auf Vermuthungen."

„Und auf Mittheilungen Deiner ſpeziellen Gönnerin, Fräulein Miré, deßhalb wartete ich auch geſtern Abend mit dem Thee vergeblich auf Dich."

„Ich war allerdings bei der Miré," gab die kleine Gräfin in anſcheinend gleichgültigem Tone zur Antwort, „aber mehr, um ſie um eine Begleitung zu bitten durch den alten häßlichen Saal, vor dem ich mich abſcheulich fürchte; auch waren keine Lakaien mehr im Vorzimmer, denn eine halbe Stunde, ehe mich die Prinzeſſin entließ, ſagte ſie ihrem Kammerdiener, ſie brauche nichts mehr, und darauf fliegen ſie davon nach allen Richtungen."

„Du brauchſt Dich gar nicht zu entſchuldigen," lächelte Viktorine, „es iſt im Gegentheil ſehr angenehm, zuweilen aus der beſten Quelle etwas zu erfahren: — alſo die Miré wußte Einiges?"

„Mehr als ſie mir ſagte, darauf kannſt Du Dich verlaſſen."

„Nun, und was ſagte ſie? — ſieh' wie neugierig ich bin."

„Graf Sporbach hatte geſtern in der Frühe einen Vortrag bei der Prinzeſſin, in welchem es ſich um Anderes als den gewöhnlichen Dienſt handelte, es ſoll ein Fremder hier angekommen ſein, den Ihre Hoheit in Rom geſehen, — häu—fig — ge—ſehen; — verſtehſt Du? und der ſich die Gnade ausbat, auf ſeiner Durchreiſe hier Ihrer Hoheit aufwarten zu dürfen."

„Nun, was weiter?"

„Die Prinzeſſin ſei bei dieſer Nachricht ziemlich erregt geweſen, habe ſehr laut mit Sporbach geſprochen und in ihrem entſchloſſenen Tone geſagt: ich brauche ihn nicht zu ſehen, ich will ihn nicht ſehen, es gäbe der Audienzen kein Ende, wenn Jeder, der uns hier oder dort einmal begegnet, das Recht hätte, eine ſolche zu verlangen."

„Der ſich melden ließ, wird der Maler Saleck geweſen ſein; die Prinzeſſin ſah ihn häufig in Rom, hat auch Zeichnungen von ihm in ihrem Album und behandelte ihn damals ausgezeichnet gut.“

„Kennſt Du ihn?“

„Ich nicht; ich habe das von Wilden, der ihn kennt und der auch damals in Rom war.“

„Richtig, Wilden könnte uns Auskunft geben,“ ſagte die kleine Gräfin ſehr entſchloſſen und ſetzte nach einiger Ueberlegung hinzu: „ich will ihn mir kommen laſſen, er hat ſchon lange ein Aquarell für mich in Arbeit, das gar nicht fertig werden will. — Aber laſſ' Dir jetzt erzählen, was ich ferner weiß: Geſtern kurz vor der Tafel verlangte Sporbach nochmals eine Unterredung mit der Prinzeſſin, und dieſe,“ fuhr ſie kopfnickend fort, „ſoll ſehr animirt geweſen ſein, wenn auch kurz, da Seine Hoheit der Fürſt jeden Augenblick erwartet wurde. Die Prinzeſſin gab heftige Antworten und ſagte unter Anderem, wobei ſie den Titel des armen Sporbach ſcharf betonte, wie ſie immer zu thun pflegt, wenn ſie ſehr ſchlecht gelaunt iſt: ‚Euer Excellenz hätten mir das erſparen ſollen, — Euer Excellenz kennen meine Grundſätze und wiſſen, daß ich weit davon entfernt bin, mich wie eine Waare verhandeln zu laſſen‘.“

„A—a—a—ah!“

„Mich wie eine Waare verhandeln zu laſſen; — verſtehſt Du?“

„Vollkommen; — doch dieſe Aeußerung haſt Du nicht von der Miré.“

„Nein,“ gab die Gräfin mit einiger Verlegenheit zur Antwort, „aber aus einer andern ebenſo guten Quelle — passons là-dessus! Die Sache iſt ſo, wie ich Dir ſage, und ſchon als wir zur Tafel gingen, fing es an zu wetterleuchten; ich weiß nicht mehr ganz genau, ob ich gerade ſehr heiter geſtimmt war, oder ob ſich das auf meinem Geſichte ausdrückte, genug, als Ihre Hoheit an mir vorüberging, um zum Speiſeſaal zu gelangen, ſchauten mich Hochdieſelben mit einem ernſten Blicke an und geruhten zu ſagen: ‚Ich muß ſchon

geſtehen, Gräfin Eller, daß Ihre Manier, Alles heiter zu finden, zuweilen etwas ſehr Unangenehmes hat. Du kennſt mich genugſam, um zu wiſſen, daß ich mir nicht viel aus dieſer Anrede machte; hätte ich z. B. etwas ernſt ausgeſehen, ſo würde ſie meine finſtere Miene unerträglich gefunden haben. Aber ſo ging es den ganzen Abend fort — haſt Du nicht auch bemerkt, daß ſie Dir bei der Tafel hie und da einen finſtern Blick zuwarf und oft eigenthümlich lächelte, wenn ihr Auge das des Herzogs traf?"

„Was geht mich der Herzog an?"

„Gewiß gar nichts; — davon iſt Niemand beſſer überzeugt als ich; doch vergiß nicht, daß er eben ſo klein und häßlich als boshaft iſt und für manches pikante Wort, das Du ihm gegönnt, fühlt er ſich in Deiner Schuld."

„Ich weiß, — ich weiß," ſagte Viktorine nachdenkend.

„Nun ich will nicht weiter reden," fuhr die Gräfin fort, „über die Qual Ihrer Hoheit in ſolcher Laune vorleſen zu müſſen; bald ſchrie ich, ſo behauptete ſie nämlich, daß es über den Anſtand ging, bald frug ſie mich ironiſch, ob ich Hals- oder Bruſtſchmerzen hätte, und daß ich ihr nichts erwiederte als ‚ja' oder ‚nein, Hoheit', verbeſſerte durchaus nicht ihre Laune. So ſchieden wir geſtern Abend äußerſt förmlich, und Du wirſt begreifen und es gerecht finden, daß ich Dich glücklich preiſe, hier in Deinem behaglichen Winkel bleiben zu können, während ich hinaus muß," ſetzte ſie pathetiſch hinzu, „in den Kampf des Lebens".

„Nimm es ernſthaft, liebe Eliſe, — ſei ſo freundlich als möglich; aus dem, was Du mir mitgetheilt, ſchließe ich auf eine ernſtliche Verſtimmung und deßhalb bin ich wirklich recht dankbar, heute hier bleiben zu können; Dir ſagt ſie aufbrauſend ein ſcharfes Wort, wogegen ſie mich in ähnlichen Fällen mit kalten, tiefſchneidenden Worten zu mißhandeln verſucht."

„Auf denn in den Kampf!" rief lachend die kleine Gräfin, „und wenn ich nach dem Dejeuner nicht wiederkomme, ſo laſſ' ein

biſchen nachſuchen in einem der tiefſten Schloßkeller.“ Damit nahm ſie ihren leichten Shawl über ihre Schultern, hüllte ſich feſt hinein und ging mit ſehr erhobenem Kopfe nach den Gemächern der Prinzeſſin. Dort im Vorzimmer war der taube Kammerdiener beſchäftigt, einen Blumentiſch zu ordnen, und als er die Hofdame eintreten ſah, trat er ehrerbietig auf ſie zu, hob die Hand an ſeinen Mund, als ob er ihr etwas zuflüſtern wolle, ſagte aber in Wahrheit ſo laut, daß man es hätte im anſtoßenden Zimmer hören können: „Seine Excellenz, der Herr Oberſthofmeiſter, ſind ſchon um dieſe Stunde wieder bei Ihrer Hoheit.“

„So werde ich hier warten; — laſſen Sie es mir gleich melden, wenn der Graf Sporbach fortgeht.“ — Die Hofdame ſetzte ſich in einen Fauteuil, nahm vom Tiſche ein Buch und fing an zu leſen.

Begeben wir uns einen Augenblick auf die vor dem Zimmer der Prinzeſſin befindliche Terraſſe, welche, ſelbſt noch im Schatten liegend, einen herrlichen Blick gewährte in die von der Morgenſonne prachtvoll beleuchtete Landſchaft. Die Prinzeſſin hatte in einem Schaukelſtuhle geruht und geleſen, ehe man ihr den Grafen Sporbach gemeldet, das heißt, ſie hatte ein Buch in ihrer Hand gehalten und zuweilen einen Blick hineingeworfen, der aber über die glatten Blätter hinwegfliegend ſich in der weiten herrlichen Ausſicht verlor, dort umherſchweifte, bald einen Augenblick auf den wie vergoldet ausſehenden Laubmaſſen ruhend, bald auf dem leuchtenden Waſſer des Fluſſes, ſich jetzt in das Dunkel des Parks verſenkte, dann hinaufflog zur alten Ruine Warneck und dort lange ruhen blieb, bis ihn ein leichter Seufzer zurückrief und ein paar Sekunden an das Buch feſſelte, um ihn darauf daſſelbe Spiel auf's Neue beginnen zu laſſen. Zuweilen auch warf die Prinzeſſin dieſes Buch ganz auf die Seite und heftete ihre Augen mit tiefem Nachdruck auf die bunte Strohmatte zu ihren Füßen, worauf ſie alsdann haſtig in die Höhe ſprang, an den Rand der Terraſſe trat und hinabſchaute.

„Ja, ja,“ ſprach ſie alsdann zu ſich ſelber, „es iſt ſo, es war

keine Täuſchung, als ich von da unten das Lied klingen hörte, aber daß er es ſei, wer hätte es denken können. Und doch iſt es immerhin noch möglich, daß auch ein anderer dieſe Melodie wußte; — warum denn gerade er?“ ſetzte ſie mit trotzig aufgeworfenen Lippen und achſelzuckend hinzu; — „was gäbe ihm den Muth? — wie könnte er ſich herausnehmen, ſich auf ſolche Art bemerklich zu machen? Und wenn auch, was geht's mich an? — fort mit ihm, fort mit dieſen Gedanken!“

In dieſem Augenblicke war der Oberſthofmeiſter gemeldet worden; die Prinzeſſin hatte eilig ihre Terraſſe verlaſſen und ſich in ihr Kabinet zurückgezogen, wo ſie den Grafen Sporbach empfing.

Mit ſehr gleichgültiger Miene und viel Ruhe heuchelnd hatte ſich Ihre Hoheit auf ein kleines Sopha niedergelaſſen, das in einer Ecke zwiſchen Blumen ſtand, und von wo ſie Vorträge und Berichte entgegenzunehmen pflegte. Doch war Graf Sporbach ein viel zu erfahrener Hofmann, um ſich durch dieſe Maske der Gleichgültigkeit täuſchen zu laſſen, als die Prinzeſſin mit einem Anfluge von Langeweile ſagte: „nun ſo laſſen Sie denn ausführlich Ihre große Geſchichte hören, obgleich es in der That beſſer geweſen wäre, Sie hätten die Sache ohne mich abgemacht. — Sie haben ja oft für mich gehandelt, lieber Graf Sporbach, und immer mit Umſicht und großem Takt; — warum wollen Sie mich jetzt zwingen, in dieſer unangenehmen und für mich langweiligen Angelegenheit handelnd aufzutreten?“

„Weil dieſe Angelegenheit von der allergrößten Wichtigkeit iſt, und ich mir um alles in der Welt nicht erlauben würde, darin eigenmächtig auch nur das Geringſte zu thun.“

„Was, Graf Sporbach, Sie nennen eine Sache wichtig, die ſo ohne alle Folgen ſein wird und ſein muß?“

Der Oberſthofmeiſter verneigte ſich tief, ehe er zur Antwort gab: „Dieſe Angelegenheit iſt zu bedeutſam für die Zukunft Euer Hoheit.“

„Was geht Sie meine Zukunft an?“ rief die Prinzeſſin in gereiztem Tone, „ich denke, dieſe habe ich allein zu verantworten.“

„Gewiß, und aus dieſem Grunde möchte ich auch nicht das Geringſte thun, ohne von Euer Hoheit mit dem beſtimmteſten Befehl verſehen zu ſein.“ Er erlaubte ſich ein ganz unbedeutendes Lächeln, um der Prinzeſſin anzuzeigen, daß ſie ſich in ihren eigenen Worten gefangen, und dieſes Lächeln hatte zur Folge, daß die Prinzeſſin haſtig aufſprang, ihre Lippen feſt aufeinanderpreßte und mit einem leuchtenden Blick ſagte: „nun gut denn, ſo laſſen Sie mich die langweiligen Details dieſer großen Miſſion hören.“

„Eure Hoheit wollen mir nicht zürnen, daß ich handle wie ich muß; auch ſind der Details ſo wenige, daß ſie unmöglich langweilig ſein können, auch wenn der Gegenſtand ein minder intereſſanter wäre.“

„Intereſſant? — für Sie vielleicht, für mich nicht.“

„Intereſſant für Eure Hoheit,“ erwiederte Graf Sporbach mit Wärme, „ein treuer Diener Ihres Hauſes muß ſich erlauben, auf die Gefahr der Ungnade hin, dieſe ſeine Meinung zu wiederholen: der regierende Herr eines benachbarten großen Hauſes — nach Schilderungen, die ich über ihn erhalten, ein junger Mann voll Geiſt, von einer liebenswürdigen Perſönlichkeit —“

„Man gab Ihnen doch ſein Porträt, um es mir zu zeigen?“ frug die Prinzeſſin Helene mit einem vornehmen Lächeln.

„Man hielt wahrſcheinlich eine ſolche Komödie Euer Hoheit gegenüber für unnöthig und würde es ſich zum größten Vergnügen, ja zur großen Ehre gereichen laſſen, auf eine artige Einladung hin, ſogleich hier zu erſcheinen.“

„Weiß Papa ſchon um dieſe Geſchichte?“

„Durch mich nicht, doch kann ſie ihm unmöglich verſchwiegen bleiben.“

„Gut, ſo werde ich ſie ihm ſelbſt ſagen und werde hinzufügen,“ ſetzte ſie heftig hinzu, „daß ich mich nicht bewogen fühle, dem regierenden

Herrn von angenehmem Aeußern meine Hand zu reichen; ich bin Gott ſei Dank noch jung genug, um warten zu können; — oder erſcheine ich Euer Excellenz ſchon ſo, daß man dringend darauf bedacht ſein muß, mir eine gute, ſorgenfreie Zukunft zu ſichern? — pah, welche Zukunft! — ihr Männer ſeid Alle von dem gleichen Hochmuth beſeelt; — ich halte es durchaus für keine Zukunft, ſich an irgend einen Mann zu feſſeln und Launen Anderer zu ertragen, wo man das nicht nöthig hat, — und ich habe es nicht nöthig; — ich werde mich wahrſcheinlich nie verheirathen; — ich könnte ja katholiſch werden, ein Kloſter gründen und meine Tage als Aebtiſſin deſſelben zubringen."

„Gewiß," verſetzte der Graf Sporbach lächelnd, „und Eure Hoheit würden damit Ihrem vielgeliebten Herrn Vetter, dem Herrn Herzog ein artiges Geſchenk machen."

„Und wenn mein Herr Vater beföhle, ich ſollte heirathen, was hindert mich, eben dieſen Herrn Herzog zum Manne zu nehmen?"

„Eure Hoheit ſind ſo humoriſtiſch gelaunt, daß ich überzeugt bin, den Baron Hauke nicht mit einem ſo harten Beſcheide entlaſſen zu müſſen, ihm wenigſtens gegründete Hoffnung zu einer Audienz bei Euer Hoheit zu bringen."

„Gewiß nicht, — wenn ich in dieſer Sache humoriſtiſch gelaunt bin, ſo rührt dieß einfach daher, daß ich die mir gemachte Propoſition auf die ſcherzhafteſte Weiſe von der Welt aufnehme. Ich bedaure Ihren unangenehmen Auftrag, aber thun Sie mir die Liebe, dieſe Angelegenheit ganz unter der Hand mit dem erwähnten Baron Hauke abzumachen; ſagen Sie ihm meinetwegen, daß ich bedaure, durchaus nicht im Stande zu ſein, eine andere Antwort zu geben, ſagen Sie ihm Gründe, welche Sie wollen, überhaupt was Ihnen gut dünkt; und ſetzen Sie nur hinzu, daß meine vollkommene Gleichgültigkeit gegen ſeinen hohen Auftraggeber ſich nur in dem Falle in vollkommenen Widerwillen verwandeln könne, wenn der Baron Hauke Schritte thut, um Papa für die Sache zu

Leute ſchwarz und braun; da gibt es ſchreckliche, reißende Thiere, Schlangen und giftiges Gewürm, das den Menſchen ſeines Lebens nicht froh werden läßt. Bei uns legt man ſich, wenn man müde gearbeitet iſt, in ſein Bett und ſchläft getroſt ein; wird man auch Nachts von einem kleinen Stich geweckt, ſo hat das weiter nichts zu ſagen; aber in jenen Ländern, wo man nicht weiß, was einem Nachts durch das Bett kriecht und einen ohne Schmerzen im Schlafe umbringt — huh, das iſt grauſig! Ich möchte nicht da wohnen."

„Ganz richtig," ſagte Herr Dubel und ſchaute nachſinnend zum Fenſter hinaus, „und dann iſſſſ-t in jenen Ländern eine Einrichtung, eine Eintheilung der Menſchen in Claſſen, welche alles Selbſtgefühl zu Boden drückt: wer nicht vornehm geboren iſſſſ-t, bleibt all' ſein Leben ein Paria, das heiſſſſ-t, ein unterdrückter, nicht geachteter Menſch."

„Ganz richtig!" ſagte die Kiliane, „was man bei uns ein Gſchlaf nennt."

„Das iſt doch hier ganz anders," fuhr der Schneider fort; „wenn es auch höchſſſſ-t mühſam iſſſſ-t, ſich aus einer niederen SSSS-tufe empor zu ſchwingen, ſo iſſſſ-t doch die Möglichkeit vorhanden, und wenn der Menſch von der geringſten Familie ſich Reichthümer erworben hat oder ein Amt, ſo kommt er in die Rangklaſſe, die ihm gebührt, und iſſſſ-t eben ſo geachtet, wie der Grafenſohn. Nehmen Sie einmal meinen SSSS-tand an, es iſſſſ-t leider keiner der bevorzugteſſſſ-ten, ja ich muß es geſſſſ-tehen, er wird mit einer unverdienten Lächerlichkeit betrachtet, man ſagt ſchlechtweg: ein Schneider! und zuckt die Achſeln, und doch wie viel Schneider haben ſich ſchon empor geſchwungen zu Reichthum, zu großen Aemtern und Würden! Ich meine nicht einmal Leute, wie der große SSSS-tulz, die auf dem Handwerk reich wurden und Schulen und mildthätige Anſſſſ-talten bauen ließen; nein, ich meine ſolche Schneider, welche durch außerordentliche Geiſſſſ-tesgaben, die durch Tapferkeit ſich hervorthaten."

intereſſiren. Vergeſſen Sie das nicht, lieber Graf Sporbach und fügen Sie aus eigenem Antrieb noch bei, daß Ihnen Beiſpiele bekannt ſeien, wie ein von mir einmal gefaßter Widerwille durch Nichts in der Welt umzuſtimmen ſei."

„Letzteres allerdings könnte ich mit beſtem Gewiſſen bezeugen; doch was Euer Hoheit Forderung, unſern gnädigſten Herrn betreffend, anbelangt, ſo fürchte ich, daß ſie den Baron Hauke, ſeinen Inſtruktionen gemäß, in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzen wird, Ihnen ungehorſam zu ſein."

„Sei es darum; — auch meinem Vater gegenüber werde ich mir erlauben, in dem, was meine Perſon ſo innig betrifft, meinen Willen aufrecht zu erhalten, — und da Euer Excellenz weiter nichts für mich haben, ſo wünſche ich Ihnen einen guten Morgen."

„Alſo Nichts iſt im Stande, Eure Hoheit für das Wort eines getreuen Mannes zugänglich zu machen," ſagte der Oberſthofmeiſter mit bekümmertem Tone.

„Was dieſe Angelegenheit betrifft," erwiederte die Prinzeſſin mit ſcharfer Stimme, „ſo nehme ich es für die größte Treue und Anhänglichkeit, wenn derſelben gar nicht mehr erwähnt wird. — Hat Papa für heute etwas befohlen, oder hat die Frau Herzogin irgend einen Wunſch?"

Der Oberſthofmeiſter ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und ſprach alsdann achſelzuckend: „Da Eure Hoheit ſo unerbittlich ſind gegen die großen Wünſche, die ich mir erlaubte, Ihnen vorzutragen, ſo ſind Sie vielleicht geneigter, ein kleines Anliegen des Barons Hauke, zu unterſtützen, welches derſelbe mich beauftragt vor unſeren gnädigſten Herrn zu bringen."

„Sie irren, lieber Graf Sporbach; ich bin durchaus nicht geneigt, irgend ein Anliegen dieſes Barons Hauke, ſei es welcher Art es wolle, zu unterſtützen, und dann, ſeit wann miſche ich mich in Angelegenheiten, die Papa ſpeziell angehen?"

Ein leichtes Lächeln auf dem Geſichte der alten Excellenz ſchien

ſich im Gegenſatze mit der Behauptung der Prinzeſſin zu befinden; er verbeugte ſich ſtumm und ſagte erſt nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, und nachdem die Prinzeſſin Miene machte ſich abzuwenden und ihn ſo zu verabſchieden: „nach dem großen Refus, den ich erhalten, würde ich mich wahrhaftig dem kleineren nicht ausgeſetzt haben, wenn es nicht eine Perſon beträfe, für die Eure Hoheit früher ein wenngleich ſchwaches Intereſſe gezeigt; es betrifft nämlich den Maler Saleck, von dem ich die Ehre hatte, Eurer Hoheit geſtern Morgen ein Schreiben vorzulegen."

Da, wie wir eben angedeutet, die Prinzeſſin im Begriffe geweſen war, ſich abzuwenden, ſo führte ſie auch dieſe Wendung vollſtändig aus, und ſagte erſt nach einigen Sekunden, als ſie ihr vollkommen ruhiges Geſicht dem Grafen wieder zugekehrt: „Was iſt's denn ſchon wieder mit dieſem Maler Saleck? Ich glaube mich zu erinnern, daß ich Euer Excellenz gebeten, demſelben ſo deutlich wie möglich zu ſagen, daß wir hier keine Verwendung für ihn hätten."

„Dieß geſchah auch in den angemeſſenſten Ausdrücken, ohne gerade verletzend zu ſein, was auch gewiß nicht der Wille Eurer Hoheit war, denn Euer Hoheit Anſichten über Herrn von Saleck mögen ſich noch ſo ſehr geändert haben, ſo muß man ihm doch laſſen, daß er ſich beſtändig wie ein Mann von Welt benahm, liebenswürdig und gefällig, wie man ſich es nur zu wünſchen vermag."

„Ach, ich erinnere mich, Sie waren immer ſein großer Gönner."

„Ja, ich läugne das nicht, ich war ſein Gönner, ſo lange Eure Hoheit ihm Ihre gnädige Aufmerkſamkeit zuwandten, und ich blieb es auch dann," fügte er in feſtem Tone hinzu, „als es unangenehm auffiel, wenn man den Namen dieſes Herrn von Saleck hier ausſprach."

„Wann wäre das geweſen, Herr Graf?" frug die Prinzeſſin raſch und ſcharf, „doch wozu darüber reden?" ſetzte ſie mit einer ungeduldigen Handbewegung hinzu — „was will dieſer Baron

Hauke, damit wir einmal mit dieſer Angelegenheit zu Ende kommen?"

„Seine Wünſche treffen mit denen Eurer Hoheit dießmal zuſammen. Ich weiß nicht, was dem Abgeſandten des Fürſten Georg, ſowie dem Letzteren ſelbſt an Herrn von Saleck mißfällt, aber der Abgeſandte erſucht mich, unſern gnädigſten Herrn beſtimmen zu wollen, daß dieſem Saleck, der ſich ja gerade hier befindet, der Aufenthalt in Warneck verboten werde."

„Und warum das?" frug die Prinzeſſin, indem ſie ihren Kopf in die Höhe hob; — „dieſer Baron Hauke muß doch Gründe angeben?"

„Es ſcheint hauptſächlich eine Antipathie zu ſein, die ja auch andere hohe Perſonen gegen dieſen an ſich ſo unbedeutenden Maler Saleck haben," verſetzte der Oberſthofmeiſter mit einem feinen Lächeln, „die Gründe, die er angibt, kann ich von meinem Standpunkte aus nicht theilen; Baron Hauke nannte ihn zudringlich, eine Eigenſchaft, die er bei Gott nicht hat, und ſagte ferner, Saleck bemühe ſich auf eine auffallende Art, mit Perſonen in hohen Stellungen bekannt zu werden, um dieſe Bekanntſchaften alsdann zu irgend einem Zwecke auszubeuten. Auch das ſind wir — bin ich," verbeſſerte er ſich, „nicht im Stande, ihm nachzuſagen, denn bei Allem dem werden mir Eure Hoheit zugeben, daß dieſer Saleck weder aufdringlich war, noch irgend welche für ihn nutzbringende Zwecke zu verfolgen ſchien."

Die Prinzeſſin hatte ſich während dieſer letzten Worte langſam gegen das Fenſter gewandt, ſtützte ihre rechte Hand auf die Sophalehne und blickte angelegentlich in die Landſchaft hinaus, ohne eine Antwort zu geben.

„Ich hielt es nur für meine Pflicht," fuhr Graf Sporbach nach einer längeren Pauſe fort, „Sie auch von dieſem Wunſche des Barons Hauke in Kenntniß zu ſetzen, aufrichtig geſagt, um denſelben nicht zu erfüllen, im Falle Euer Hoheit mit mir der gleichen An-

ſicht wären — — — — Sollte die Abneigung Euer Hoheit gegen dieſen Saleck aber ſo weit gehen, ebenfalls deſſen zwangsweiſe Entfernung zu verlangen, ſo würde ich allerdings Seiner Hoheit, Ihrem Herrn Vater, darüber meinen Vortrag machen."

Die Prinzeſſin that einen tiefen Athemzug, und erſt, als ſie nach demſelben noch ein paar Minuten gezaudert, wandte ſie ſich raſch um und erwiederte, während eine leichte Röthe über ihre ſchönen Züge flog: „man muß nicht unhöflich ſein."

„Gegen Saleck, meinen Eure Hoheit doch?" warf der Oberſthofmeiſter raſch und fragend ein.

„Laſſen Sie dieſen Saleck," verſetzte die Prinzeſſin ungeduldig, „gegen den Fürſten Georg, meine ich, und da man ihn mit ſeinem bewußten großen Wunſche abweist, ſo könnte man ihm wohl ſeinen kleinen bewilligen."

„Alſo wir ſollen die gewaltſame Entfernung des armen Malers bewerkſtelligen?"

„Meinetwegen ja; — Papa hat darüber zu entſcheiden."

„So habe ich weiter Euer Hoheit nichts mehr vorzutragen," ſagte Graf Sporbach ſichtlich verſtimmt, „und erwarte nur Ihre Befehle für den heutigen Tag."

„Es iſt wohl ſehr heiß draußen?" frug die Prinzeſſin mit großer Gleichgültigkeit.

„Nicht ſo ganz wie geſtern, da heute eine erfriſchende Luft weht."

„So will ich um drei Uhr ausfahren, — laſſen Sie meine Ponies in den kleinen Wagen ſpannen, mit dem ich gewöhnlich in die Berge fahre."

„Und ein Vorreiter, der Eure Hoheit begleitet?"

„Ich brauche Niemand, die kleinen Pferde ſind ſicher."

„Und weiter hätten Sie keine Befehle für mich?" frug der Oberſthofmeiſter mit beſonderer Betonung.

„Keinen, — nun danke ich Ihnen beſtens für Ihren freundlichen, unparteiiſchen Bericht, — guten Morgen lieber Graf."

Als ſich der Oberſthofmeiſter mit einer tiefen Verbeugung zurückgezogen, verwandelte ſich mit einem Male das ganze, eben noch ſo gleichgültig ſcheinende Weſen der jungen Dame. Sie wandte ſich raſch um, ſie athmete tief und haſtig, ſie fuhr mit ihrer rechten Hand über ihr weiches, hellblondes, lockiges Haar und ſchritt dann mit allen Zeichen der Ungeduld in dem kleinen Gemache auf und ab, wobei ſich der Kampf in ihrem Innern deutlich in ihren erregten Geſichtszügen kundgab. —

„Wer iſt dieſer Saleck eigentlich," frug ſie ſich ſelbſt, „daß man ſich ſo um ihn bekümmert? In welcher Beziehung ſteht er zu dem Fürſten Georg? Sollte man dort wiſſen, daß ich ihn in Rom geſehen, und ſollte man mich für wahnſinnig genug halten — — — — Und wäre es denn ſo unerhört, wenn es mir wirklich in den Sinn käme, eine damals nicht unangenehme Bekanntſchaft hier fortſetzen zu wollen? Sollte meine Tante auch hier die Hand im Spiele haben? Ah, ich erinnere mich wohl, daß ſie mir zuweilen lächelnde Bemerkungen machte, wenn er an unſern kleinen Partieen Theil nahm. — Und kann man ſagen, daß er uns je durch ein Wort, durch eine Miene ſeine Geſellſchaft aufnöthigte?" fuhr Sie mit weicherer Stimme fort — „nein — nein — er war ſo freundlich als beſcheiden, und wenn ich je an ihm etwas Anderes gewünſcht, ſo wäre es etwas von jenen Fehlern, die man ihm ungerechter Weiſe zur Laſt legt. — Ja ich würde mich mit Vergnügen an ein aufdringliches, an ein unbeſcheidenes, an ein taktloſes Wort erinnern, um daſſelbe ſeinen vielen guten Eigenſchaften gegenüber ſtellen zu können — — — — um ihn leichter zu vergeſſen." Das Letztere klang wie ein Seufzer, und dabei drückte ſie ihre beiden Hände vor das Geſicht, wie um ſelbſt die ſtummen Wände nicht irre Züge ſehen zu laſſen.

— — „Und ich will nicht, daß man ihn ſo fortſchickt; wenn es mir auch nicht vergönnt iſt, ihn wiederzuſehen," ſetzte ſie in ſchmerzlichem Tone hinzu, „ſo will ich ihm doch eine unſichtbare

Beſchützerin ſein und will ihm, wenn er verfolgt iſt, ein Aſyl gewähren, das ſeine — und meine Feinde reſpektiren ſollen."

Sie machte noch ein paar raſche Gänge durch das Kabinet, warf darauf einen flüchtigen Blick in den Spiegel und trat auf die Terraſſe, wo ſie einen Augenblick die dem Park entſteigende würzige Morgenluft einathmete, dann ging ſie in den Salon, wo der Flügel ſtand, an dem wir Fräulein von Saint-Aubin ſpielen hörten, und gelangte durch ihr Schreibkabinet und ihren gewöhnlichen Empfangsſalon in das Vorzimmer, wo die Gräfin Eller noch immer leſend ſaß, jedoch beim Erſcheinen der Prinzeſſin ihr Buch niederlegte und ſich nach einer tiefen Verbeugung nach dem Befinden ihrer Herrin erkundigte.

Die Prinzeſſin hatte auf dem Wege hieher eine freundliche heitere Miene angenommen, was die Hofdame mit einigem Erſtaunen bemerkte. Ja das Erſtaunen ward faſt ſichtbar, als die Prinzeſſin ihr die Hand reichte und in herzlichem Tone ſagte: „ich danke, liebes Kind, ich wünſche Ihnen dieſelbe vortreffliche Nacht, wie ich ſie gehabt, doch iſt bei Ihrem heiteren, zufriedenen Temperament daran kein Zweifel; — möge es Ihnen der Himmel erhalten. — Für Ihre Dienſte heute Morgen danke ich Ihnen; ich habe zu ſchreiben, bin auch ſonſt beſchäftigt, frühſtücken Sie auf Ihrem Zimmer und kommen Sie um 3 Uhr; — ich will ausfahren." —

Die kleine Gräfin zog ſich zurück, wobei ſie ſich Mühe gab, ein recht ernſtes Geſicht zu zeigen; kaum aber hatte ſie die Thüre hinter ſich, ſo flog ſie wie ein Reh durch den großen Saal dem Pavillon zu, um ihre Freundin ſo bald als möglich von dem guten Wetter und der ſchönen Sonne, von der ſie beſchienen worden war, in Kenntniß zu ſetzen, während die Prinzeſſin im Vorzimmer ſtehen blieb und dort anſcheinend gleichgültig zum Fenſter hinausſchaute, wobei ſie aber gedankenvoll vor ſich hinſprach: „ich muß mit der Miré reden, ſie iſt mir treu ergeben."

Hier müſſen wir uns erlauben, in unſerer Geſchichte ein paar

Stunden zurückzugehen und zwar bis zu jenem Augenblick, wo Baron Hauke-Felſing ſeinen Bericht erſtattet über die kühle und zweifelhafte, eigentlich zweifelloſe Aufnahme, die ihm von Seiner Excellenz dem Grafen Sporbach zu Theil geworden.

„Und nicht einmal meinen Brief wollte er aus Ihren Händen nehmen?“

„Seine Excellenz glaubten das nicht thun zu können, ohne von der Prinzeſſin ermächtigt zu ſein.“

„Im Grunde hat er Recht,“ ſagte der Fürſt in bitterem Tone; „die Annahme meines Briefes hätte ſie jedenfalls zu einer ſchriftlichen Erwiederung genöthigt.“

„Und wie ging es mit Saleck's Ausweiſung?“

„Von Seiten des Oberſthofmeiſters nicht ſo ganz, wie wir gewünſcht: er wand ſich hin und her, als ich ihm Ihr Verlangen recht dringend ſtellte, und ſprach viel zu Ihren Gunſten, gnädiger Herr; — Sie haben einen beſſeren Freund an dem Grafen Sporbach als Sie glauben.“

„Ich wollte, er wäre dießmal mein Feind.“

„Und wenn wir nur in dieſem Punkte auf die Prinzeſſin hoffen dürften, aber die Excellenz ſagte mir, und in etwas ärgerlichem Tone, daß erwähnter Maler Saleck von Ihrer Hoheit häufig geſehen worden wäre, und daß er ihm auch dießmal zu einer Audienz verholfen hätte, wenn das nicht dem Willen der Prinzeſſin gerade entgegengelaufen wäre.“

„Sie machen mir wenig Hoffnung, lieber Felſing.“

„Worüber ich untröſtlich bin und Eure Hoheit zu glauben bitte, daß ich über dieſen Saleck ſo viel Unangenehmes und Anzügliches geſagt, als mir nur immer möglich war.“

„So muß ich meine letzte Karte ausſpielen.“

„Glücklich, wenn man noch einen guten Trumpf in petto hat, und kann ich im Ausſpielen deſſelben Euer Hoheit behülflich ſein?“

„Direkt nicht,“ antwortete der Fürſt, und bei dieſen Worten

reichte er Herrn von Felſing mit gewinnendem Lächeln die Hand, „bitte, läuten Sie meinem Kammerdiener.“

Der Gerufene erſchien ſogleich und wurde von ſeinem Herrn gefragt: „nun wie iſt's, Nikolaus, haſt Du mit der Dienerſchaft im Hotel Bekanntſchaft gemacht, und iſt Niemand darunter, der uns kennen könnte?“

„Niemand, gnädiger Herr; — ſo ein windiger Kellner iſt allerdings da, der ausſieht, als wolle er mit ſeiner Serviette die ganze Welt abſtäuben, und der ſich gerne erinnert hätte, mich irgendwo geſehen zu haben; — ich benahm ihm jedoch ſeinen Irrthum.“

„Iſt ein anſtändiger Lohnbedienter da?“

„Einer von ihnen iſt ein geſcheidter Menſch: er glaubte, die Reiſekaleſche, welche Euer Gnaden hieher gebracht, ſchon irgendwo geſehen zu haben; — auch dem habe ich ſeinen Irrthum benommen.“

„Gut, ſo ſchicke mir dieſen geſcheidten Lohnbedienten herauf; ich wünſche ihn aber in einem ſehr anſtändigen Anzuge zu ſehen. Du kannſt ihm das ſagen und ihm Raſchheit und Pünktlichkeit in meinen Aufträgen anempfehlen, indem Du hinzuſetzeſt, wenn Dein Herr auch keine hohe Perſon ſei, ſo pflege er doch nie an Trinkgeldern zu ſparen.“

Der Kammerdiener trat ab, und der Fürſt nahm aus der oben ſchon erwähnten Kaſſette ein kleines Schmucketuis, mit dem er ſich an's Fenſter ſtellte.

Kurze Zeit darauf erſchien der Lohnbediente, ein noch junger Mann mit ſchlauem, glattraſirtem Geſichte in weißer Halsbinde und ſchwarzem Fracke.

„Euer Gnaden haben befohlen?“

„Gibt es hier am Orte einen anſtändigen Juwelier?“

„Gewiß, Euer Gnaden. So lange der Hof in Warneck bleibt, hält der Hofjuwelier aus der Reſidenz eine Filiale hier.“

„So zeigen Sie ihm dieſen Ring und erſuchen ihn nachzuſehen, ob der Stein in demſelben nicht etwas loſe geworden ſei: mir

ſcheint es ſo, und wenn ich Recht habe, ſo laſſen Sie den Stein wieder feſtſtellen, zahlen ihm auch, was er dafür anrechnet."

Der Fürſt gab dem Lohnbedienten das offene Etuis, und dieſer ſchien ordentlich zu erſchrecken vor der Größe des Solitärs, der ihm entgegenblitzte. „Hier haben Sie auch einen Brief und meine Karte. Wiſſen Sie, wo die Dame wohnt, an die er gerichtet iſt?"

„O gnädiger Herr," erwiederte der Lohnbediente lächelnd, „Fräulein Miré, die erſte Kammerfrau Ihrer Hoheit der Prinzeſſin iſt mir ſehr wohl bekannt."

„Gut, ſo fragen Sie Fräulein Miré, ob ich ihr vielleicht in einer Stunde meine Aufwartung machen dürfe; — nehmen Sie einen Wagen, damit Sie raſch zurückkommen."

„Und nun, lieber Felſing," wandte ſich der Fürſt an dieſen, „thun Sie mir wohl den Gefallen, mir einige Sekretärsdienſte zu leiſten. Es ſind mir da einige artige Packete nachgeſandt worden, deren Inhalt Sie wohl ſo freundlich ſind durchzuleſen, um mir, wenn ich ſpäter zurückkomme, in kurzem Auszuge zu ſagen, was ſie enthalten. Ich mache ein wenig Toilette und gehe dann aus, um meine letzte Karte auszuſpielen, es hat auf alle Fälle damit Eile. — Nehmen Sie aber die Papiere mit ſich auf Ihr Zimmer; ich möchte nicht, daß der geſcheidte Lohnbediente Sie hier bei mir arbeiten ſähe; — alſo bis nachher."

VI.

Eine Stunde ſpäter rollte der eleganteſte Wagen des Hotels mit dem eleganteſten und geſcheidteſten Lohnbedienten deſſelben über die Brücke und an der Flußſeite hinab, bei dem Hauptportale des Schloſſes vorbei, um an einer kleinen Nebenthüre ſtill zu halten.

Saleck ſtieg aus und betrat hinter dem Lohnbedienten, welcher ihm mit abgezogenem Hute den Weg zeigte, das Schloß. Auf einer kleinen Nebentreppe gelangten ſie in den erſten Stock hinauf, wo der Diener flüſternd ſagte: „hier ſind die Appartements Ihrer Hoheit der Prinzeſſin Helene.“ Von da in den zweiten Stock war die ſchmale Treppe mit dicken Teppichen belegt und mündete oben an einer Thüre, die, auf beiden Seiten mit grünem Tuche beſchlagen, ſich ſo weich in ihren Angeln drehte, daß man nicht das geringſte Geräuſch vernahm, als der Lohnbediente ſie öffnete. Man gelangte hier in ein kleines Veſtibule, ebenfalls mit Teppichen belegt, auf das mehrere Thüren mündeten, ſowie eine zweite kleine Treppe, die abwärts führte, wahrſcheinlich direkt in die Gemächer der Prinzeſſin, und die mit brennenden Lampen erhellt war.

Ein Lakai, der in dem Veſtibule neben einem kleinen Tiſchchen ſaß, ſtand beim Erſcheinen des Fremden augenblicklich auf und verſchwand in einer der Thüren, kehrte aber gleich darauf wieder zurück und lud Herrn von Saleck mit den Worten: „wenn's gefällig iſt“, ein, ihm zu folgen. Dieſer durchſchritt ein Vorzimmer und gelangte von da in ein kleines Kabinet, wo ein junges Mädchen in einfachem aber elegantem Morgenkleide beſchäftigt war, Etwas in einem großen Schmuckſchranke zu ordnen, doch ſchloß ſie beim Erſcheinen des Fremden ſogleich die Thüre dieſes Schrankes und erſuchte ihn, ihr zu folgen, da es Fräulein Miré ein beſonderes Vergnügen gewähre, ihn bei ſich zu empfangen.

Der Fürſt, welcher aus eigener Erfahrung und aus Vorgängen bei der Hofhaltung ſeiner Mutter genau wußte; was eine erſte Kammerfrau zu bedeuten hat, folgte, wenn auch gerade nicht beklommen, doch erwartungsvoll ſeiner niedlichen Führerin durch noch ein großes, hübſch möblirtes Gemach, um alsdann mit den Worten: „hier iſt Herr von Saleck“, in das Allerintimſte der prinzeßlichen Hofhaltung eingelaſſen zu werden.

Fräulein Miré war eine tiefbrünette, etwas verblaßte Schönheit,

Die Kiliane ſah bei Nennung dieſes Prädikats lächelnd zu dem Herrn Dubel auf, doch dieſer ließ ſich nicht ſtören. Er ſchwang die Scheere begeiſtert in der Luft und fuhr, da er den Blick der Kiliane wohl bemerkt, fort:

„Ja, auch durch Tapferkeit — Schneider haben ſchon in allen Fächern der Kunſſſ-t und Wiſſenſchaft geglänzt; es fallen mir nur gerade keine Namen ein, und wenn ich einen nenne, von dem ich noch vor Kurzem geleſen, nämlich Jan von Leyden, der König zu Münſſſ-ter wurde, ſo will ich ſein Treiben durchaus nicht loben, doch war er ein verflucht geſcheidter Kerl, der wahrſcheinlich unter anderen Verhältniſſen ein beſſeres Ende genommen hätte, und was die Tapferkeit anbelangte, ſo iſſſ-t dieſe Eigenſchaft dem Schneider nicht abzuſprechen — es ſind ſchon Mehrere von unſerem Handwerk Generale geworden.“

Ob dieſer kühnen Behauptung ſchüttelte die Kiliane den Kopf und verſicherte, davon habe ſie in ihrem ganzen langen Leben nichts gehört: der Herr Dubel aber richtete ſich ſtolz auf, hielt die Scheere wie ein Schwert in der rechten Hand, faßte mit der linken ein Tiſcheck an, als wolle er ein Schlachtroß zügeln, und ſagte:

„Mir hat gerade dieſes Beiſpiel von Tapferkeit ein Kunſſſſ-tmaler erzählt, bei dem ich zuweilen arbeite; er hat mir auch den Namen des Schneiders genannt und dabei verſichert, es ſeien ſchon mehr als tauſend Schneider Generale geworden.“

Dagegen ließ ſich nun freilich nichts einwenden, und die Jungfer Kiliane, welche ſah, wie Herr Dubel in Begeiſterung zum Fenſter hinaus ſchaute und die Arbeit liegen ließ, brachte das Geſpräch auf ein anderes Thema und fragte den Schneider, warum er vergangenen Freitag nicht zur Arbeit gekommen ſei; worauf derſelbe ſeinen Blick alsbald in's Zimmer zurück wandte, im Geiſt von dem Schlachtroſſe herunter ſtieg und die Scheere zu dem gebrauchte, wozu ſie eigentlich da war.

„Am vergangenen Freitag,“ ſagte Herr Dubel und paßte

übrigens von einnehmenden Geſichtszügen, ziemlich groß und ſchlank, dem Anſcheine nach in den dreißiger Jahren. Sie war ſehr einfach aber dabei höchſt ſorgfältig gekleidet und bot dem Eingetretenen, der ſich verneigte, einen kleinen Lehnſtuhl an gegenüber einem Sopha, auf welchem ſie ſelbſt Platz nahm.

„Sie waren ſo freundlich," ſagte Fräulein Miré, „mir das werthe Schreiben eines lieben Bekannten aus der Reſidenz zuſtellen zu laſſen, der mir in ſo warmen Worten Ihren Namen nennt, daß es mir ſchon deßhalb ein Vergnügen ſein mußte, Ihre Bekanntſchaft zu machen."

„Wofür ich Ihnen ſehr dankbar bin, mein Fräulein, beſonders aber meinem Freunde Werner, der mir ſo Veranlaſſung gibt, vielleicht ſelbſt zu erfahren, in wie weit Ihre liebenswürdige Perſönlichkeit über ſeine Schilderung hinausreicht. — Ich bat um dieſe Zeilen, mein Fräulein, da mir Alles daran gelegen war," ſetzte er mit Betonung hinzu, „für hier einen wichtigen Empfehlungsbrief zu haben."

Die erſte Kammerfrau Ihrer Hoheit lächelte geſchmeichelt, ſetzte aber mit affektirter Beſcheidenheit hinzu, „was das anbelangt, ſo hätte Sie der Herr Schloßhauptmann anderen wichtigeren Perſonen empfehlen ſollen, doch ſeien Sie verſichert, daß ich mich glücklich ſchätzen werde, Ihnen in meinem unbedeutenden Wirkungskreiſe nützen zu können."

„Ich wünſche nichts Beſſeres und ſage Ihnen zum Voraus meinen aufrichtigen Dank."

„Sie beſuchen Warneck zum erſten Male?"

„Es iſt das erſte Mal, mein Fräulein, und ich bin entzückt von der wunderbaren Gegend, habe auch alle Veranlaſſung dazu, da ich in dieſer herrlichen Umgebung Stoffe für mannigfaltige Studien zu finden hoffe."

„Sie ſind Künſtler?" frug die erſte Kammerfrau mit einem zweifelhaften Blick und einem vielſagenden Lächeln.

Saleck entnahm aus diesem Blick und diesem Lächeln, daß der Lohnbediente, wie er gewünscht, geplaudert hatte und ihn und sein Auftreten im Gasthof gehörig geschildert.

„Ob ich mir den stolzen Namen eines Künstlers beilegen darf, wage ich nicht zu behaupten, doch beschäftige ich mich in ähnlicher Weise, wenn auch nur als Dilettant, zu meinem Vergnügen."

„Ich erinnere mich, in dieser Richtung Ihren Namen schon gehört zu haben."

„Und wo war das, wenn ich fragen darf?" sagte der Fürst mit großer Unbefangenheit.

„Sie waren doch in Rom im letzten Winter — oder gäbe es mehrere Saleck, die auf Ihre Art als so ausgezeichnete Dilettanten," setzte sie mit einer artigen Verbeugung hinzu, „reisen und studiren?"

„Sie machen mich stolz durch diese Aeußerung, und muß ich mich fast schämen einzugestehen, daß ich allerdings derselbe Saleck bin, der im vergangenen Winter in Rom war, und welcher dort das außerordentliche Glück hatte, Ihrer Hoheit der Prinzessin Helene, dieser in jeder Beziehung ausgezeichneten, geistreichen und liebenswürdigen Dame vorgestellt zu werden. Unmöglich aber kann ich glauben, daß Ihre Hoheit selbst die Gnade gehabt haben sollten, sich meiner freundlichst zu erinnern."

Die erste Kammerfrau führte ihr Taschentuch sanft an die Lippen, hustete ein paarmal hinein und betrachtete hierauf ihre sorgfältig gepflegten Nägel, ehe sie mit leiser Stimme, aber angenehm klingendem Tone zur Antwort gab: „ich erinnere mich wohl, daß die Prinzessin, als ich nach der Rückkunft aus Italien in ihre Dienste berufen wurde, bei Erzählungen über diese Reise unter anderen auch Ihren Namen aussprach."

„Unter anderen," wiederholte Herr von Saleck mit fast schmerzlicher Betonung, „doch wäre ich Ihrer Hoheit zu innigem Danke verpflichtet, wenn sie sich meiner unter anderen auch vielleicht später noch erinnert hätte, aber wir" — er wollte sagen wir fürstlichen

Perſonen haben leider für ſo Manches ein ſchwaches Gedächtniß — doch verbeſſerte er ſich zur rechten Zeit und gab zur Antwort, „müſſen hoffend erwarten, vielleicht durch irgend einen geeigneten Zufall wieder in Erinnerung zurückgebracht zu werden, und für ſolch' einen glücklichen Zufall, mein Fräulein, wage und hoffe ich es, Sie anſehen zu dürfen."

„Das iſt ein ſchwieriger Auftrag, Herr von Saleck," erwiederte die erſte Kammerfrau lächelnd, „meine Prinzeſſin hat die leidige Gewohnheit, ſich durchaus nicht an Etwas erinnern zu laſſen, wenn ſie nicht daran erinnert ſein will."

„Ich würde nicht ſo frei ſein, eine derartige Anſpielung gewagt zu haben, wenn mich nicht Freund Werner verſichert hätte, am hieſigen Hofe ſei es nur Ihnen, mein Fräulein, möglich, ſelbſt eine ſolche Erinnerung bei Ihrer Hoheit aufzufriſchen, und für einen ſolchen Beweis der Güte und Protektion ſehen Sie einen Mann vor ſich, der Ihnen zum unendlichſten Danke ſich verpflichtet fühlen würde."

„Ohne etwas zu verſprechen, will ich mir die Sache überlegen."

„Sie ſind die Liebenswürdigkeit ſelbſt," ſagte Saleck galant, indem er mit einer ausgezeichnet eleganten Bewegung die Hand der erſten Kammerfrau ergriff und an ſeine Lippen führte.

„Ah," ſagte dieſe, freundlich lächelnd, „Sie ſuchen mich im Voraus zu belohnen, um meiner Dienſte gewiß zu ſein, aber ehe ich etwas für Sie thun darf, wenn ich überhaupt etwas thun kann, beantworten Sie mir eine Frage: was wünſchen Sie von der Prinzeſſin, was ſuchen Sie hier am Hofe? Der Schloßhauptmann ſprach ſich in ſeinen Zeilen nicht darüber aus."

„Wenn Sie, mein Fräulein, den Ausdruck Suchen im Sinne des Erlangens nehmen, ſo verkennen Sie meine Abſicht: ich bin vollkommen unabhängig, bemittelt, ich könnte ſagen reich, ich treibe meine Kunſt aus Liebhaberei und habe durch dieſelbe noch nie eine Einnahme geſucht und erhalten, auch ſonſt bin ich nicht ehrgeizig,

ich trachte nicht nach Titeln oder Orden, ich habe nicht die lächerliche Sucht, mich in vornehme Geſellſchaften drängen zu wollen — alſo ſehen Sie, daß ich von allem Dem, was man gewöhnlich durch Verdienſt oder Protektion an einem Hofe zu erlangen ſtrebt, nichts ſuche, und doch werden Sie überzeugt ſein, daß ich nicht abſichtslos hieher gekommen, daß ich nicht umſonſt Ihre koſtbare Protektion angeſtrebt."

„Sie ſind ein eigenthümlicher Bittſteller," entgegnete Fräulein Miré, wobei ſie den jungen ſchönen Mann nicht ohne Wohlwollen betrachtete, „in der That, ich möchte Ihre Wünſche kennen."

„O ſie ſind unbedeutend und wieder rießengroß. Ich erlaubte mir ſchon, Ihnen zu ſagen, daß ich das Glück hatte, Ihre liebenswürdige Prinzeſſin in Rom zuweilen ſehen zu dürfen — o ſie war ſo wohlwollend, ſo gnädig gegen den unbedeutenden Künſtler, dabei ſo geiſtreich und belebend in ihrer Unterhaltung, ſo voll Würde und Anmuth, daß ich damals mit meinem Leben hätte abſchließen mögen, um nicht wieder der kalten nüchternen Alltäglichkeit zu verfallen. Und doch verfiel ich ihr, ja ich fiel ſo hoch hinab aus allen meinen Himmeln, daß es mir kaum gelang, mich ſelbſt wieder zu finden. — — Doch Sie ſehen mich lächelnd an und haben Recht: ich ließ mich hinreißen, Ihnen einen Zuſtand zu ſchildern, den man allenfalls einem Poeten verzeihen kann, und ich bin etwas Poet, mein Fräulein, wenigſtens in meinen Phantaſien: ich war ſo glücklich, ein hohes leuchtendes Ideal gefunden zu haben, zu dem ich aus der Tiefe aufblicken konnte und dem ich in meinem Herzen einen förmlichen Bilderdienſt errichtete."

„Halten Sie ein mit Ihren Phantaſien," ſprach Fräulein Miré lächelnd, „Ihre Augen glänzen und Ihre Miene iſt ſo erregt, daß man wahrhaftig Ihre künſtleriſchen Träume für Wahrheit halten könnte, und doch ſagen Sie das Alles nur, um auf einem poetiſchen Umwege zu der Bitte zu gelangen, Ihnen eine Audienz bei der Prinzeſſin zu verſchaffen."

„Sie verſtehen vortrefflich in meinem Herzen zu leſen, und ich bitte Sie herzlich, bemühen Sie ſich für mich, und gebe der Himmel, daß dieſe Bemühungen von Erfolg gekrönt ſind.“

„Sie thaten ſchon andere Schritte, um zur Prinzeſſin zu gelangen?“ frug die erſte Kammerfrau mit einem etwas lauernden Ausdruck auf ihren Zügen.

„Ehrlich geſtanden, ja — ich wandte mich an den Oberſthofmeiſter, Grafen Sporbach, der ſich in Rom ſehr freundlich gegen mich bewieſen.“

„Und der Ihnen hier keine Audienz verſchaffen konnte — ich ſagte Ihnen früher ſchon, daß meine Prinzeſſin ſehr ſchwer umzuſtimmen iſt.“

„So wäre ich alſo bei ihr in totaler Ungnade,“ rief Saleck in ſchmerzlichem Tone aus, „ohne zu wiſſen, womit ich das verſchuldet habe?“

„Ich glaube gerade nicht, daß Sie in Ungnade ſind, Herr von Saleck,“ ſagte Fräulein Miré in ruhigem Tone, „doch hat die Prinzeſſin gewiß triftige Gründe, Sie nicht wiederſehen zu wollen — Gründe, gegen die auch ich gewiß ſchwer etwas thun kann.“

„Sie können Alles, was Sie wollen, wie mir Werner ſagte, und wovon ich jetzt vollkommen überzeugt bin, nachdem ich das Glück hatte, Sie zu ſehen und zu ſprechen.“

Die Kammerfrau blickte den jungen Mann, der ſo eindringlich zu ihr ſprach, mit einem langen, prüfenden Blicke an und ſagte alsdann achſelzuckend, „und wenn es mir gelänge, eine Audienz bei der Prinzeſſin für Sie zu erwirken, wozu könnte das führen, da Sie Ihrer Hoheit, wie Sie ſelbſt ſagten, doch keinen beſonderen Wunſch vorzutragen haben?“

„Ah, ſchon die Prinzeſſin wiederzuſehen, würde ich für ein großes Glück halten, vielleicht dürfte ich mir erlauben, ihr zu ſagen —“

„So reden Sie denn, wenn Sie mir etwas ſo Wichtiges mitzutheilen haben.“

Der Klang dieſer Stimme, welche die ſo eben erwähnten Worte

in ruhigem gemeſſenem Tone ſprach, ließ Saleck faſt erſchreckt auffahren, während ſich die Kammerfrau raſch erhob und mit einer tiefen Verbeugung hinter die Prinzeſſin Helene zurückglitt, die unbemerkt in das Zimmer getreten war.

Man wird es gewiß erklärlich finden, daß Saleck augenblicklich nicht im Stande war, die Worte zu finden, die er gegen die Prinzeſſin ausſprechen wollte, und welche ihm gegenüber der Kammerfrau ſehr geläufig geweſen wären: eine dunkle Röthe flammte auf ſeinem Geſichte auf, ſein Auge leuchtete, und er ſchien im Begriffe, einen raſchen Schritt gegen die hohe Dame zu thun, doch bezwang er ſich, athmete haſtig auf und ſagte mit einer tiefen aber anmuthigen Verbeugung: „wie ſoll ich Euer Hoheit danken. Verzeihen Sie mir, daß ich zu bewegt bin, um ſogleich das befohlene Wort gegen Sie auszuſprechen.“

Auch die Prinzeſſin ſchien nicht unbewegt, obgleich auf ihrem jetzt etwas bleichen Geſichte vollkommene Ruhe zu liegen ſchien, welche wohl im Stande war, Saleck über ihren Gemüthszuſtand zu täuſchen, nicht aber die aufmerkſam betrachtende Kammerfrau. Prinzeſſin Helene hatte ihre feinen Lippen feſt zuſammengepreßt und ihre Augen ſchimmerten in einem eigenthümlichen Glanze.

Fräulein Miré zog ſich mit einer ſo tiefen Verbeugung zurück, daß das Rauſchen ihres Kleides die Prinzeſſin veranlaſſen mußte, umzuſchauen, doch machte ſie keine Bemerkung dagegen, daß ſich ihre Kammerfrau entfernte. Dieſe betrat lächelnd und kopfſchüttelnd das Nebenzimmer, blickte einen Augenblick zum Fenſter hinaus, ſetzte ſich dann raſch an ihren Schreibtiſch, wo ſie an den Schloßhauptmann Werner folgende Zeilen ſchrieb: „Ihren Schützling habe ich beſtens aufgenommen, werde auch für ihn thun, was in meinen Kräften ſteht, vorausgeſetzt, daß ich von Ihnen umgehend erfahre, wer dieſer angebliche Maler Saleck iſt.“

P.S. „Sie kennen mich — ohne genügende Antwort werde ich gar nichts thun.“

— — Die Prinzeſſin Helene ſtand neben dem Sopha, welches ihre Kammerfrau ſo eben verlaſſen; ſie hatte ihre rechte Hand auf die Lehne desſelben geſtützt, und wenn ſie auch vollkommen ruhig und unbewegt erſchien, ſo verrieth doch ein leichtes Zucken der Finger ihrer aufgeſtützten Hand etwas vom Gegentheil. Saleck ſtand vor ihr in ehrerbietiger Entfernung, ſeine leuchtenden Blicke auf ihrem ſchönen Geſichte ruhen laſſend, bewegter als die junge Dame: wenigſtens gab er ſich keine Mühe oder vermochte es auch wohl nicht, dieſe Bewegung zu verbergen.

In der erſten Minute nach dieſer großen und ſeligen Ueberraſchung flog ſein Athem, als habe er nach langem haſtigem Laufe ein Ziel erreicht und doch fühlte er wohl, daß er von einem ſo ſchönen, glänzenden Ziele vielleicht weiter als je entfernt war.

Was wir vorhin bemerkt, daß ſich nämlich die Hand der Prinzeſſin eigenthümlich bewegte, ſah er bei der eigenen Aufregung nicht; hafteten doch ſeine Augen nur auf ihrem Geſichte, das eben ſo ſchön als kalt erſchien, auf ihren, an ſich ſo glanzvollen Augen, in denen aber im gegenwärtigen Augenblicke auch nicht die leiſeſte Spur eines Gefühls aufblitzte. Dazu hatte ſie ihre feinen Lippen feſt mit einem faſt höhniſchen Ausdrucke zuſammengezogen, und doch war ſie ebenfalls tief bewegt und doch vergrub ſie nicht umſonſt ihre kleine Hand faſt krampfhaft in die weichen Polſter des Sophas.

„So reden Sie, Herr von Saleck — ich bin gekommen, um Sie zu hören.“ Der Ton ihrer Stimme klang eiſig kalt und flog auch ſo an ſein weiches, zitterndes Herz. O, wenn er in dieſem Augenblick hätte reden können und dürfen, wie er es ſich ſo tauſendmal, wenn er allein war, ausgedacht, nur mit ihrem geliebten Bilde beſchäftigt, wenn er im Stande geweſen wäre, nur ein kleines Wort mit demjenigen Tone gegen ſie auszuſprechen, wie er es that, wenn er, an ſie denkend, lange lange Stunden zubrachte. Alsdann wußte er eine nicht zu widerſtehende Glut in ſeine Worte zu legen,

dann hatte er die Ueberzeugung auf den Lippen, und jetzt, wie kam es ihm ſo kalt, ſo nüchtern vor, als er ihr nach ziemlich langer Pauſe antwortete: „Verzeihen mir Eure Hoheit den Schritt, den ich gethan, aber es war mir nicht möglich, dieſen Ort zu verlaſſen, ohne Sie wieder geſehen zu haben.“

„Ach ja, ich erinnere mich,“ gab die Prinzeſſin zögernd nach einigen Sekunden zur Antwort, „ich ſah Sie in Rom, und haben Sie deßhalb Italiens ſchönen Himmel verlaſſen, um hieher zu kommen und mir zu ſagen, daß Sie nicht wieder abreiſen können, ohne mich geſehen zu haben?“

„Das nicht, Hoheit — ich verließ Italien, ſobald Italiens Himmel mir anfing farblos und gewöhnlich zu erſcheinen.“

„Und in welcher Jahreszeit war das, wenn ich fragen darf?“

„Es war im Frühjahr,“ ſagte Herr von Saleck mit einer tiefen Verbeugung und einem beſtimmteren Tone der Stimme, dem man es deutlich anhörte, daß ſich der Sprecher von ſeiner Ueberraſchung erholt; daß er ſich gefaßt, daß er ſich im Stande fühlte, der Prinzeſſin auf dieſelbe Art, wie ſie ihn fragte, zu antworten, „ja, wenn Eure Hoheit mir erlauben,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „ſo würde ich mir getrauen, Tag und Stunde anzugeben, ſobald der italieniſche Himmel für mich grau und alltäglich wurde.“

„Laſſen wir das, ich möchte um Alles in der Welt Ihr Gedächtniß nicht auf dieſe Probe ſtellen, — aber reden Sie, — Sie wollten mir etwas ſagen, Sie verlangten zu dieſem Zwecke eine Audienz bei meinem Oberſthofmeiſter, die ich mich nicht veranlaßt ſah, Ihnen zu bewilligen, Sie benutzten darauf eine Seitenthüre, und ich will trotzdem ſo freundlich ſein, zwei Minuten für Sie übrig zu haben, — alſo reden Sie.“

„Alles, was ich zu ſagen habe, in zwei Minuten? — o, Eure Hoheit gehen hart mit mir um, ich wünſche faſt, Italien mit ſeinem Himmel wäre mir ſympathiſcher geblieben.“

„Darin treffen ſich unſere Wünſche, doch ſind geſchehene Dinge nicht zu ändern.“

„Gewiß nicht, eben ſo wenig als wir im Voraus wiſſen, was die nächſte Zeit bringt, — o, eine ſolche Wiſſenſchaft wäre in der That unbezahlbar.“

„Wenden Sie dieſen Satz auf den gegenwärtigen Augenblick an?“

„Ja, Hoheit,“ erwiederte er raſch, „hätte ich gewußt, daß es Ihnen, die damals ſo gnädig, ja ſo freundlich gegen mich geſinnt war, ſo höchſt unangenehm wäre, nur zwei Minuten für mich übrig zu haben, ſo hätte ich weder den Verſuch gemacht, mich durch die große Pforte, noch durch die kleine Seitenthüre ſo rückſichtslos Eurer Hoheit zu nähern.“ Er wagte es bei dieſen letzten Worten eine tiefe Verbeugung zu machen, und blickte ſie darnach geſpannt und forſchend an, indem er fürchtete, durch eine Handbewegung entlaſſen zu werden. Doch geſchah von dem gerade das Gegentheil: die Prinzeſſin ſetzte ſich langſam auf das Sopha nieder und ſagte lächelnd, — aber es war immer noch ein ſehr kaltes Lächeln: „Nun denn, um gegen damals nicht inkonſequent zu erſcheinen, will ich die zwei Minuten auf unbeſtimmte Zeit verlängern.“

„Das war ein entzückender Anklang an jenen Ton der Güte, mit dem Eure Hoheit mich damals zu behandeln pflegte.“

„Reden Sie doch nicht immer von damals, ich weiß noch immer nicht, was Sie mir eigentlich zu ſagen haben.“

„Es iſt wahr, Hoheit, ich habe die leidige Gewohnheit, für jene Zeit mit aller Kraft meines Herzens zu ſchwärmen, — ſollte das aber nicht verzeihlich ſein? — Haben Eure Hoheit nicht vielleicht auch Zeiten, deren ſie ſich ausnahmsweiſe gerne erinnern?“

„Nein, — ich wüßte keine,“ gab ſie mit einem ſcharfen Tone der Bitterkeit zur Antwort, „wie wäre das auch in meiner Stellung möglich, — mir, der jeder Tag in gleicher Luſt und Freude vorüberfließt?“

„Alſo nur Licht und keine Schatten, — da würde ich mich doch zuweilen nach einiger Abwechslung ſehnen.“

„Sehnen Sie ſich doch ein wenig hier im kalten Norden nach dem glühenden italieniſchen Himmel, — glauben Sie, er werde alsbald über Ihnen lachen?“

„Ich verlange ihn nicht mehr, dieſen ſüdlichen Himmel,“ erlaubte er ſich in innigem Tone der Stimme zu ſagen, „mir genügt die Gegenwart, um glücklich zu ſein.“

„Das haben Sie in Ihrer Stellung vor uns voraus,“ ſagte die Prinzeſſin nach einer Pauſe leicht bewegt; „überhaupt,“ fuhr ſie, raſch aufathmend, gleich darauf, wie um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, fort, „haben unabhängige Menſchen, wie Sie, beſonders Künſtler, das glückliche Loos, von dem Leben nur das zu nehmen und in ſich zu behalten, was ihnen gefällt. — — Was macht denn Ihre Kunſt? Haben Sie ſeit jener Zeit viel gearbeitet?“

„Leider nein. — Doch brauche ich mir darüber keine Vorwürfe zu machen, denn an den Eindrücken, welche ich in Italien empfing, habe ich mein ganzes Leben zu zehren.“

„Und warum kamen Sie hieher? Wenn Sie mir dieſe Frage beantworten, ſo erfahre ich vielleicht auch das Wichtige, was Sie mir mitzutheilen haben.“

„Da Eure Hoheit die Gnade hatten, mir ſtatt der kargen zwei Minuten eine längere Zeit freundlich zu bewilligen, ſo werde ich vielleicht, ohne damit unbeſcheiden zu erſcheinen, im Stande ſein, das zu ſagen: Warneck wurde mir ſo reizend geſchildert, daß ich das innigſte Verlangen trug, dieſen herrlichen Ort zu ſehen — ein Terrain für Künſtler, wie nicht leicht ein zweites aufzufinden; die maleriſche Abwechslung von Berg und Thal, der Fluß mit ſeinem ſpielenden Lichte, die prachtvollen Baumgruppen — gewiß, Hoheit, ich hatte mir viel vorgeſtellt, aber die Wirklichkeit überflügelt meine kühnſte Phantaſie.“

mit einigen kühnen Schnitten ein Stück Zeug zu einem anderen, wozu es gehörte, „war ich außerordentlich verhindert; ich fand Donnerſſſſ-tag Abends in meiner Wohnung ein Billet vor, von dem Jäger eines meiner hoher Gönner, des Herrn Barons Karl, worin ich gebeten wurde, den andern Tag beim Ausbeſſern einiger Livreeſſſſ-tücke zu helfen — ein charmanter Herr, der Baron Karl, ein liebenswürdiger Cavalier!“

„Ah ha!“ ſagte die Büglerin; „Frau Welſcher hat ſeine Wäſche; ein ſehr ordentlicher und ſauberer Mann, es iſt derſelbe, von dem mir die alte Winklere erzählte, der die Geſchichte bei Hof hatte . . .“

„Und in Ungnade fiel wegen des ſchönen Hoffräuleins,“ ergänzte Herr Dubel.

„Was da oben für merkwürdige Leute ſind!“ ſagte die Kiliane und ließ ſich ein neues und heißes Bügeleiſen bringen, wodurch in ihrer Arbeit eine kleine Pauſe entſtand, während welcher ſie die Hände in den Schooß legte und zum Fenſter hinaus ſah. „Bei uns Bürgersleuten iſt man froh,“ fuhr ſie fort, „wenn ein armes Mädchen eine gute Parthie macht, und die da oben trennen ein ſolches Paar gewaltſam, 's iſt kein Menſchenverſtand darin! — Und weiß man nicht, wohin ſie das arme Fräulein geſchickt haben?“

„Vor der Hand wiſſen wir es nicht,“ antwortete der Herr Dubel ſehr wichtig; „ich habe mir die Geſchichte ausführlich von dem Lakaien Jean erzählen laſſen, der weiß Alles, was bei Hofe geſchieht; auf einem Hofballe wurde das abgemacht, und nachher in aller Früh reiſſſ-te das Fräulein fort. Der Baron Karl, welcher das alles am andern Morgen erfuhr, eilte in's Schloß und ſoll mit einer der Hofdamen eine furchtbare Scene gehabt haben; dieſe fiel darauf in Ohnmacht, ein Umſtand, der an ſich bei ſolchen Damen nicht viel ſagen will; doch in dieſem Falle wurde die Alteration, welche der Baron der erſſſ-ten Dame verurſacht, für ſehr wichtig genommen und war Urſache, daß man ihn beſſſ-timmt

„In zwei Tagen? Sie ſehen raſch, Herr von Saleck.“

„O, um einen unvergeßlichen Eindruck zu erhalten, braucht man nicht zwei Tage, dazu genügen zwei Minuten.“

„Warnecks Park und Umgebung,“ erwiederte die Prinzeſſin, während ſie vor ſich niederblickend mit den Quaſten ihres Morgen-Anzuges ſpielte, „iſt für Jedermann offen, und dazu brauchen auch Sie durchaus keiner Erlaubniß.“

„Eure Hoheit werden mir geſtatten, dem zu widerſprechen, es iſt nicht Jedermann ſo glücklich hier verweilen zu dürfen, und damit komme ich auf das, was ich mir erlauben wollte, Ihnen zu ſagen: für mich ſteht vor dieſem Paradieſe Warneck ein Engel mit flammendem Schwert in Geſtalt eines unverſöhnlichen Feindes, der die Luſt hat, mich von hier zu entfernen, und dem es auch an Einfluß nicht fehlen dürfte.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Ich danke dem Himmel, wenn es mir gelingen ſollte, Eure Hoheit für einen armen Künſtler zu intereſſiren; es iſt ſo, wie ich geſagt: man wird Schritte thun, um mir einen harmloſen Aufenthalt in der Umgebung von Warneck zu erſchweren.“

Bei dem Worte harmlos blickte die Prinzeſſin lächelnd auf und ſagte alsdann in freundlicherem Tone wie bisher, „und gegen Ihren unverſöhnlichen Feind wünſchen Sie meinen Schutz? — Sie verlangen viel. — Sagen Sie mir, welchen Beweggrund ich haben ſollte, einen Beweggrund, den die Welt anerkennt, Sie, einen mir faſt Fremden, ſo auffallend zu beſchützen?“

„Die Erinnerung, gnädige Prinzeſſin, — ja, ich darf es wohl ausſprechen, Sie gaben mir in manchem freundlichen Worte einen wahren Schatz von Erinnerungen, — Kleinodien, koſtbarer als Gold und Perlen, und die für mich an Glanz zunahmen, je mehr ich mich von jener ſchönen Zeit entfernte. Was eine Fürſtin ſchenkt, ſeien es Worte oder glänzende Steine, kann nicht falſch ſein, ſoll und muß ſeinen Werth behalten, — Sie hielten mich manches

guten, manches herzlichen Wortes werth, und darauf bauend, bitte ich um Ihren Schutz."

„Und wenn ich mich wirklich meiner Worte von damals erinnern wollte, deren ich Sie werth hielt, blieben Sie ihres Werthes würdig?"

„So wahr mir Gott helfe, in jeder Beziehung, und," ſetzte er mit leuchtendem Auge hinzu, „doppelt aber gegenüber meiner gnädigſten Fürſtin."

Die Prinzeſſin war langſam aufgeſtanden. Sie ſchaute den jungen Mann, der ſo bittend vor ihr ſtand, mit einem langen Blicke an, ſie erhob ihre Rechte, und als ſie darauf mit weicher Stimme ſprach: „Ja, ich will Sie ſchützen, Erinnerungen zu lieb, die aber alsdann verblaſſen müſſen, wie nach Ihren Worten der Himmel Italiens," reichte ſie ihm zögernd ihre Hand, die er mit ſeinen beiden Händen ergriff und ſtürmiſch an ſeine Lippen drückte, während er, ſich tief herabneigend, das Knie vor ihr bog.

„Hier in Warneck," fuhr ſie nach einer ziemlichen Pauſe fort, an deren Ende ſie ihm erſt ihre Hand entzog, „kann ich freilich wenig für Sie thun, wünſchen Sie aber zu Ihren Studien grünen Wald, rieſelnde Quellen und auch eine prachtvolle Fernſicht, ſo will ich Ihnen den Aufenthalt auf meinem kleinen Gute Edelsheim, eine kleine Stunde von hier, für einige Zeit gerne geſtatten, dort bin ich unumſchränkte Herrin."

„Wie vermag ich Ihnen zu danken, für ſo viel —" rief er entzückt aus. Doch war es ihm nicht möglich, ſeinen Satz in ihrem Beiſein zu vollenden, denn die Prinzeſſin hatte ſich, nach einem kurzen Blicke auf ihn, raſch abgewandt und war durch die Tapetenthüre, durch die ſie hereingetreten, verſchwunden. — —

VII.

Es war Hoftafel im Terraſſenſaal.

Der Terraſſenſaal war der kleine Speiſeſaal des Schloſſes, er lag im Parterreſtock und hatte den Namen daher, weil ſeine drei Flügelthüren auf eine mächtige Terraſſe nach der Flußſeite zuführten, wo die große Orangerie aufgeſtellt war. Im Schatten derſelben wurden vor der Tafel die verſchiedenen Cercles gehalten, und nach der Tafel dienten die mächtigen Kübel mit ihren gewaltigen Stämmen dazu, eine kleine Schaar von Rauchern zu verbergen, die ſich beim Landaufenthalte des Hofes nach dem Beiſpiel des regierenden Herrn, nachdem die Damen ſich entfernt hatten, dieſes Verbrechen, aber immer noch halb verſteckt vor der Oberſthofmeiſterin, Gräfin von Sporbach, zu Schulden kommen ließen.

Da die fürſtliche Familie nicht allein ſpeiſte, ſondern das Gefolge mit den höchſten Herrſchaften, ſo war keine Marſchallstafel und im Terraſſenſaal vielleicht dreißig Couverts aufgelegt.

Für diejenigen unſerer geneigten Leſer, welche dieß nicht wiſſen ſollten, erlauben wir uns zu bemerken, daß die Marſchallstafel bei Hofe jene Tafel iſt, wo das Gefolge der hohen und höchſten Herrſchaften zu ſpeiſen pflegt, wenn die fürſtliche Familie es vorzieht, in traulichem Kreiſe hie und da einmal allein zu ſpeiſen, um ſich, ungehört von fremden Perſonen, ihren verwandtſchaftlichen Gefühlen auf die herzlichſte Art hinzugeben. Die Marſchallstafel hat ihren Namen daher, daß dort der Hofmarſchall, Oberhofmarſchall oder Oberſthofmeiſter den Vorſitz führt. Dieſer hohe Beamte läßt ſich auf ſeinem Ehrenplatze meiſtens mit ſehr wohlwollender Miene nieder, grüßt verbindlich nach allen Seiten, ſich freuend, heitere Mienen zu ſehen, welche an der Marſchallstafel eben ſo häufig zu erſcheinen pflegen als an der Hoftafel, denn wenn auch dieſe in ihrer größeren Vornehmheit ein erhebenderes Gefühl in den Buſen der Betreffenden hervorbringt, ſo iſt jene dort in ihrer ſtillen Einfachheit gemüth-

licher und wird mehr mit dem Gefühl einer munteren Kinderſchaar abgehalten, die dem Auge des liebenden Vaters entrückt iſt.

Es iſt alſo Hoftafel. — Da Alles im Schloſſe wohnt, findet natürlich keine Auffahrt ſtatt; das Gefolge erſcheint nach und nach, eine Viertelſtunde vor Anfang des Diners und in der Art, daß die weniger Vornehmen zuerſt kommen, ſich beſcheiden an irgend einer Wand aufſtellen, um dort zum Gegenſtand des vorläufigen Cercles einer höheren Rangklaſſe zu dienen, die dann ebenfalls wieder becerclet wird, bis nach dem Erſcheinen der Frau Herzogin oder der Prinzeſſin Helene mit ihren Damen du jour nach einer tiefen Verbeugung ziemlich allgemeine, erwartungsvolle Stille eintritt, auf den Moment hinleitend, wo die Flügelthüren geöffnet werden, wo Seine Hoheit ſelbſt erſcheint und einen allgemeinen Cercle hält.

Wir finden mehrere Bekannte der Kegelpartie, aber dieſelben ſind hier ernſter, gemeſſener und in jeder Beziehung zugeknöpfter als dort; doch ſieht man während des fürſtlichen Landaufenthaltes keine Uniform, Alles iſt in Civil, ſogar mit ſchwarzen Halsbinden ohne Orden, da der Fürſt dieſe beiden Zuthaten zur großen Toilette nicht beſonders liebt.

Es muß heute übrigens etwas in der Hofluft liegen, was die Gemüther erregt und bewegt, denn wie ſich vor einem Gewitter die muntere Vögelſchaar auffallend ſchüchtern, ja faſt ängſtlich benimmt, wie die Bäume vor dem herannahenden Sturmwinde tiefe, langanhaltende Verbeugungen machen, wie ein gewiſſer feierlicher Ernſt in ſolchen Momenten über Wald und Flur liegt, ſo iſt es, wie ſchon bemerkt, heute hier der Fall, ohne daß ſich im Speziellen irgend eine beſondere Aenderung in dem ganzen Weſen und Treiben des Hofſtaates bemerklich macht: die Lakaien ſtehen bolzgerade an den Thüren, der Tafeldecker und der Kammerdiener vom Dienſte laſſen noch einen raſchen Blick über die Tafel laufen, einige der letzteren treten noch einmal zuſammen, zupfen leicht an ihrer weißen Halsbinde und flüſtern ſich irgend eine Bemerkung zu, die wahrſcheinlich

Bezug auf unſere eben erwähnten Erſcheinungen am Himmel des Hofes hat. Es ſind dieß ganz bevorzugte Leute, dieſe Kammerdiener, und wer von ihnen ſein Amt mit Vorſicht, Umſicht, Nachſicht und vor allen Dingen mit Verſtand betreibt, hatte ſchon lange wetterleuchten geſehen, während wir das Gewitter erſt empfinden, nachdem es dicht vor uns eingeſchlagen. Die jüngſten Adjutanten und Kammerherren behandeln heute ihre Lieblingsthemas nicht mit derſelben Sorgloſigkeit wie ſonſt wohl, und die unbefangenſten Damen, oder die, welche am unbefangenſten zu erſcheinen lieben, blicken doch häufig nach der Thüre und huſten leicht hinter ihrem vorgehaltenen Taſchentuch, wenn eine der fürſtlichen Perſonen erſcheint.

Jetzt kommt die Frau Herzogin, eine ſtattliche Frau in den Fünfzigern, welche mit einem wohlwollenden Lächeln und einem eleganten Rundkomplimente den Hof begrüßt, der ſich tief verneigt und ſo anmuthige Mienen annimmt, als es ihm möglich iſt. Der Herr Herzog geht neben ſeiner Mutter, und das helle Tageslicht, in dem wir ihn heute ſehen, verſchönert durchaus nicht ſeine äußere Erſcheinung: er iſt klein, ſchwächlich gebaut und hat eine ſo hohe rechte Schulter, daß man ihn in anderen Kreiſen verwachſen nennen würde, hier aber nur von einem etwas mangelhaften Wuchſe ſpricht; im Gehen ſchleppt er den rechten Fuß etwas nach, und ſein Hals iſt ſo dünn, daß man auf die Vermuthung kommt, derſelbe könne den etwas ſtarken Kopf nicht aufrecht tragen, weßhalb er ihn gegen die hohe Schulter neige, um ihn dort gelegentlich anzulehnen. Dieſer Kopf aber wäre es ſchon werth, auf einem wohlgewachſenen Körper zu ſtehen; er iſt wohlgeformt, die Züge deſſelben, namentlich aber die Augen, haben einen geiſtreichen Ausdruck, und der feine Mund könnte ſchön genannt werden, wenn um denſelben nicht beſtändig ein ſarkaſtiſcher, ja zuweilen boshafter Zug ſpielte. So mangelhaft demnach die ganze Erſcheinung des Herzogs iſt, ſo iſt er in ſeinen Bewegungen doch nicht ohne Leichtigkeit und Grazie,

und man kann deßhalb nicht ſagen, daß ſein Anblick einen unangenehmen Eindruck machte. Kaum auf der Terraſſe erſchienen, verließ er ſeine Mutter mit einer leichten Neigung des Kopfes und eilte den Grafen Helder aufzuſuchen, der dicht neben einem der großen Orangekübel ſtand und dieſe Annäherung erwartet zu haben ſchien.

„Nun, mein lieber Helder," ſagte der Herzog, „was machen unſere gemeinſchaftlichen Geſchäfte? Haben Sie Neues erfahren? — Bei dem Eifer, mit dem Sie ſchon in Ihrem eigenen Intereſſe ſich dieſer Sache jedenfalls angenommen haben, hoffe ich, daß Sie mir zweifelsohne Intereſſantes zu berichten haben."

„Leider nein," gab der Gefragte achſelzuckend zur Antwort; „Mühe gab ich mir allerdings, um Ihren Wunſch zu erfüllen, gnädiger Herr," ſetzte er mit beſonderer Betonung hinzu.

„Aber der Betreffende iſt immer noch vorhanden?" ſagte der Herzog faſt ungeduldig, — „er kann nicht verſchwunden ſein wie ein körperloſes Weſen."

„Verſchwunden nicht, aber er ſcheint ſich verwandelt zu haben, wie ich Sie ſchon geſtern zu verſichern die Ehre hatte. Der Fremde, den wir im Parke trafen, nannte ſich dort Felſing, — nun gut, dieſe Perſon iſt allerdings noch vorhanden, aber heißt jetzt Baron Hauke, iſt als ſolcher im Gaſthof bekannt und ſcheint, obgleich er beſcheiden mit dem Eilwagen ankam, jetzt einen ziemlich großen Train zu führen —"

„Ich weiß, ich weiß."

„Damit iſt meine Wiſſenſchaft zu Ende."

„Und was werden Sie ſagen, lieber Helder," fuhr der Herzog nach einer kleinen Pauſe mit aufleuchtendem Blicke fort, wenn ich Ihnen ganz Merkwürdiges, ja Unerhörtes zu ſagen habe, hier, wo Ihre Wiſſenſchaft aufhört, — ja ganz Abnormes, noch nie Dageweſenes?"

„Ich bin ganz erſtaunt, gnädiger Herr."

„Und fürchte, lieber Graf, daß ſich Ihr Erſtaunen in Schmerz verwandeln wird, denn ich habe Ihnen Dinge mitzutheilen, die Ihr Herz, und das auf eine ſehr unangenehme Weiſe berühren werden, — dieſer Felſing, mag er nun ſo heißen oder Baron Hauke, oder wie er will, war allerdings nur ein ganz harmloſer Spaziergänger, wir haben dem Manne Unrecht gethan, er befand ſich wirklich ohne alle Urſache vor dem Pavillon —"

„A—a—a—ah," machte der Adjutant, nachdem er einen erleichternden Athemzug gethan, welcher, ſo unmerklich dieß auch geſchah, dem ſcharfen Auge und Ohre des Herzogs nicht entging, der boshaft lächelnd fortfuhr: „Dieſes Ah der Befriedigung wird ſich in ein Oh ſehr getäuſchter Erwartung verwandeln, wenn ich Ihnen ſage, daß vor dieſem Felſing ein anderer Mann, ein junger Mann, lieber Graf, nicht nur unter demſelben Pavillon ſich befand, dort eine Zeitlang wartete und das gewiſſe Etwas vom Boden aufhob, welches wir mit unſeren beiden Augen aus dem Fenſter einer gewiſſen Dame herausfliegen ſahen."

Nach dieſer Mittheilung, die der Herzog dem Adjutanten ſo langſam und deutlich, als es ihm nur möglich war, machte, konnte jener allerdings mit dem Ausdruck zufrieden ſein, der ſich auf dem Geſichte des Grafen zeigte: ſeine Züge überflog eine flüchtige Röthe, er preßte die Lippen zuſammen und ſtieß mühſam hervor: „Woher aber, gnädiger Herr —?"

„Ich das weiß? — Ja ſehen Sie, lieber Graf, dieß iſt mein Geheimniß; glauben Sie mir, ich bin ein zu geſchickter Vogelſteller, als daß ich mich mit einem Netze begnüge."

„Ohne übrigens immer etwas zu fangen," konnte ſich der Adjutant nicht enthalten, dem Andern, der ihn ſo triumphirend lächelnd anſchaute, zu erwiedern, „oder," ſetzte er, ſich mühſam zurückhaltend, hinzu, „Eure Hoheit müßten jenen jungen Mann ſelbſt beauftragt haben."

„Bah, — Unſinn, ich beſorge dergleichen Geſchäfte ſelbſt, —

aber geben Sie Achtung, Helder," ſetzte er mit zornig auflodernden Blicken hinzu, nachdem er dieſe gegen den Eingang der Terraſſe gewandt, — „man kommt:

Schön wie der Mond, der einſam wallt,
So ſchön biſt Du, doch auch ſo kalt!

wie der Dichter ſingt, was aber durchaus nicht auf unſere Diana paßt. — Da iſt ſie, dieſe ſtolze und kalte Viktorine, — ſehen Sie dieſes ſchöne und anſcheinend ſo theilnahmloſe Auge, ſelbſt ihren ſchwellenden, Glut verrathenden Lippen weiß ſie den Ausdruck der Kälte und Geringſchätzung zu geben, — Geringſchätzung gegen Alles, was Mann heißt, — a—a—a—ah, wie ſchön ſie iſt!" Er ballte die Finger ſeiner rechten Hand krampfhaft zuſammen und ſtemmte ſie auf ſeine hohe Hüfte, wobei ſeine Augen einen heißen, wilden Strahl ſehen ließen. „Sollte man glauben, daß dieſes Marmorbild Zeichen wechſelt, bei dunkler Nacht, — ja, daß ſie —" er ſchwieg plötzlich und wandte ſein Auge auf den Grafen mit beſorgtem Ausdrucke, als hätte er ſchon zu viel geſagt. Doch hatte dieſer das letzte Wort des Herzogs nicht gehört, ſeine Augen hingen ebenfalls, wenn auch nicht mit gehäſſigem Ausdrucke, wie die des Andern, an dem ſchönen Mädchen, die, obgleich der Fürſtin nachgehend, ſelbſt wie eine Königin erſchien.

„Wie ſie bleich ausſieht," dachte der Adjutant tief bewegt, „ſollte es wahr ſein, was der Herzog geſagt? Sollte ſie ſich durch irgend eine Leidenſchaft haben hinreißen laſſen? — Traurig für ſie, wenn es dem Herzog wirklich gelungen wäre, ihre Geheimniſſe zu erlauſchen, denn ich fürchte faſt, es iſt ſo, und er hat ſchon Zeit gehabt, ſein Gift gegen ſie zu ſchleudern: die Prinzeſſin ſieht ſo triumphirend aus, — und wie ſie der Eller ſo überaus freundlich ihre Hand reicht, wie ſie ihr über die Stirne ſtreicht, — ja, ſie weiß etwas, — welche liebenswürdige Miene ſie für alle Welt hat gegenüber dieſem drohenden, kalten Blicke, den ſie jetzt auf die arme

Viktorine wirft, — — wenn ſie wirklich gefehlt hat, wenn ſie auch dadurch mein Herz tief verwundet, ſo bedaure ich ſie doch auf's Innigſte."

Der Herzog hatte ſich nach den letzten Worten, die er mit ihm geſprochen, raſch entfernt und machte ſeinen kleinen Cercle mit außergewöhnlicher Lebhaftigkeit und ſichtlichem Wohlbehagen. Jetzt ſtand er vor dem Fräulein von Saint-Aubin, die er durch ein animirtes Geſpräch zu feſſeln ſchien, zu feſſeln im wahren Sinne des Wortes, denn wenn das junge Mädchen mit einem Blick auf die Prinzeſſin mit einer leichten Verbeugung zurücktreten wollte, ſo folgte er ihr mit einer neuen Bemerkung, die er ziemlich augenſcheinlich lachend von ſich gab. Daß er dabei ſehr gleichgültige Dinge ſprach, ſah man an den unveränderten Geſichtszügen des Fräulein von Saint-Aubin. Eine allgemeine Bewegung, die jetzt unter den Herren und Damen entſtand, erlöste Viktorine endlich von dem Herzog.

„Der Fürſt."

Seine Hoheit betraten die Terraſſe und ſchienen ſehr guter Laune zu ſein, was nicht immer der Fall war, weßhalb denn auch die heutige frohe und heitere Miene des Herrn einen wahren Zauber von Liebenswürdigkeit auf den Geſichtern Derer hervorrief, die er anſprach, oder an denen er freundlich grüßend vorüberſchritt. Bei dem Oberſtſtallmeiſter blieb er ſtehen und ſagte: „Lieber Rodenberg, wenn die vier neuen Rappen, deren Sicherheit Sie mir nicht genug rühmen konnten, wirklich ſo vertraut ſind, ſo wollen wir nach dem Diner eine kleine Spazierfahrt machen, doch werden Sie ſo gut ſein, ſelbſt zu kutſchiren; vielleicht können wir auch unſern guten Baron Spiegel mitnehmen," wandte er ſich lächelnd an dieſen, „wenn er keine zu große Scheu vor jungen Pferden hat."

Der Angeredete verbeugte ſich tief und gab alsdann zur Antwort: „beſtens dankend für Euer Hoheit freundliche Einladung, die ich mir zur ganz beſonderen Ehre anrechne, möchte ich mir in der That erlauben, Eure Hoheit darüber aufzuklären, daß es nicht

Aengſtlichkeit von mir iſt, wenn ich jetzt ſo ſelten im Sattel oder ſelbſt kutſchirend geſehen werde. In meiner Stellung —"

„Ah, ich weiß — ich weiß, ein Oberſtkammerherr gehört zur Infanterie des Hofes, ich eigentlich auch, mein lieber Spiegel," ſetzte er leicht ſeufzend hinzu, „die Tage des Sattels und der Zügel ſind für uns vorbei; — alſo gegen ſechs Uhr, lieber Rodenberg."

Schon bei den letzten Worten, die er wie zerſtreut ſprach, hatte er ſich im Kreiſe des Hofes umgeſehen und ſchritt nun quer durch den Halbzirkel, den dieſer bildete, auf den Grafen Sporbach zu, den er vertraut unter dem Arme nahm und ein Paar Schritte ſeitwärts führte, dann ſtellte er ſich vor ihn hin, rieb ſich heiter lachend die Hände und ſagte: „dieſe Geſchichte iſt nicht mit Gold zu bezahlen; ich hoffe, daß mein Befehl ſtreng befolgt iſt, und daß man dieſen Miſſethäter von Saleck veranlaßt hat, Warneck augenblicklich zu verlaſſen? — er wird ſich trotzdem nicht zu weit entfernen," flüſterte er hinter der vorgehaltenen Hand, ſichtbar in der heiterſten Laune von der Welt, dem Oberſthofmeiſter zu, der ſich durch dieſe eigenthümlichen Aeußerungen veranlaßt ſah, zu fragen: „ſo wiſſen Eure Hoheit etwas Näheres von dieſem Saleck?"

„Ich?" frug dieſer lachend, — „Gott ſoll mich bewahren, daß ich mich um Leute bekümmere, die von meiner löblichen Polizei ausgewieſen werden, — nein, nein, mit der habe ich ſelbſt nicht gerne zu thun."

Einer der dienſtthuenden Kammerdiener flüſterte dem Hofmarſchall zu, daß ſervirt ſei, worauf dieſer, einige Schritte gegen den Fürſten machend, dieſes Zauberwort wiederholte.

„Gut, ſo gehen wir," ſagten Seine Hoheit und traten an der Seite des Grafen Sporbach, mit dem er fortwährend plauderte, von der Terraſſe in den Speiſeſaal.

Der Hof wäre augenblicklich dem Fürſten und der Frau Herzogin gefolgt, wenn man nicht noch auf die Prinzeſſin gewartet

und ausdrücklich hat, das Schloß ferner nicht mehr zu besuchen. Hierauf entschloß sich der Baron, die SSSS-tadt zu verlassen, wahrscheinlich will er das Fräulein aufsuchen, und ich wurde deßhalb am vergangenen Donnerssss-tage durch ein Billet meines genauen Bekannten, des Herrn Jägers Lukas, eingeladen, Einiges an den Reiselivreen zu verbessern. Morgen oder übermorgen reisss-t der Baron ab, und da wird das hübsche Haus, das er in der Allee draußen hat, geschlossen, und in all' den Zimmern, wo man so schön wohnen könnte, wird sich ferner keine Seele aufhalten."

Dieß sagte der Schneider mit einem tiefen Seufzer.

„Und das Fräulein?" forschte die Kiliane, „hat sie keine Eltern, keine Verwandten, keine Heimath, wohin man sie geschickt haben wird und wo der Herr Baron sie leicht finden kann?"

„Ich glaube nicht," entgegnete Dubel: „sie soll ein verwaisss-tes Kind sein und hat, so viel ich höre, nur noch einen einzigen Onkel, der da unten an der belgischen Grenze wohnt, der sich aber nie viel um sie bekümmert: zu dem hat man sie auf keinen Fall geschickt. Aber laßt's nur gut sein," fuhr der Schneider bestimmt fort und schwang drohend seine Scheere, „wir werden sie schon finden, Jungfer Kiliane, es isss-t Alles bereits dazu eingeleitet, und dann prosit die Mahlzeit, Hofdamen, alte Herzoginnen, dann wird geheirathet trotz aller Einsprachen!"

Herr Dubel hätte noch längere Zeit solchergestalt seinem Ingrimme gegen schreckliche Hofintriguen, wie er es nannte, Luft gemacht, wenn nicht in diesem Augenblicke die Frau Welscher eingetreten wäre und darauf Jedes beim Anblick der gestrengen Frau seine Arbeit eifrigst fortgesetzt hätte. — — —

Unten aber, in dem Durchgange des alten Stadtgrabens wurde eine außerordentlich glänzende Gesellschaft sichtbar, welche sich auf das alte Kloster zu bewegte, in die Thür desselben eintrat und nun sporenklirrend, lachend und lärmend die breite finstere Wendeltreppe hinaufstieg.

hätte, welche in der entfernteſten Ecke der Terraſſe mit dem Herzog in lebhaftem Geſpräche ſtand.

„Was Sie mir da ſagen," ſprach ſie in erregtem Tone, „kann ich unmöglich glauben; — Etwas das aus dem Fenſter geworfen wird, beweist im Grunde noch Nichts, oder erkannten Sie die Saint-Aubin mit eigenen Augen?"

„Ich? — wie ſollte ich dazu kommen?" gab der Herzog in einem anſcheinend verwunderten Tone zur Antwort, „wie ich Ihnen ſchon ſagte, kam ich ganz zufällig dazu, angelockt durch ein Paar laute Worte, die Graf Helder mit dem Unbekannten ſprach, und Helder verſicherte mich auch, es ſei etwas aus dem Fenſter geworfen worden."

„Nun gut, das glaube ich ja," erwiederte die Prinzeſſin ungeduldig, „aber Sie wollten mir Anderes mittheilen, Wichtigeres, Schlimmeres — was weiß ich — ſo reden Sie denn."

„Dazu iſt es jetzt zu ſpät," ſagte der Herzog nach einem Blick auf den wartenden Hof, „der Fürſt hat ſchon die Terraſſe verlaſſen; — wollen Sie meinen Arm nehmen?"

Die Prinzeſſin legte leicht ihre Hand in den Arm des Herzogs, und während ſie in den Speiſeſaal gingen, ſagte ſie: „Die Sache intereſſirt mich; ich werde nach dem Diner hier zurückbleiben und wünſche alsdann zu erfahren, was Sie mir zu ſagen haben."

Das Diner ging unter ſo harmloſem Geplauder über kleine Tagesbegebenheiten, über an ſich unbedeutende Vorfälle, über Briefe aus der Reſidenz, die Dieſer oder Jener empfangen, über Wetterbeobachtungen und dergleichen und mit ſo freundlichen Mienen vor ſich, daß man hätte glauben ſollen, von allen denen, die hier um die Tafel vereinigt waren, fühle ſich keiner tiefer bewegt, als jene leichtſpielende Unterhaltung andeutete. Freilich flog ein Paar Mal, von Niemanden bemerkt, ein düſterer Blick des Herzogs über die Tafel hinüber, und ein aufmerkſamer Beobachter hätte vielleicht

auch entdecken können, daß die Luſtigkeit des Grafen Helder etwas Erkünſteltes hatte. Am unbefangenſten in ſeiner Heiterkeit war übrigens der Fürſt, der eine Menge guter Einfälle zum Beſten gab, ein Paar Mal über Warnecks herrliche Tage ſprach, ſich dabei freuend, daß es von Fremden mit Vorliebe zu mehrtägigem Aufenthalte gewählt werde. Man ſah indeſſen, daß er etwas Angenehmes auf dem Herzen hatte, worüber er gerne geſprochen; er nickte ſeiner Tochter häufig und ohne beſondere Veranlaſſung freundlich zu, frug den Herzog nach ſeinen Pferden und Hunden, was ſonſt höchſt ſelten geſchah, und als er ſich endlich von der Tafel erhob, trat er an die Thüre der Terraſſe, blickte heiteren Auges in die lachende Gegend hinaus, und der Oberſtkammerherr, Baron von Spiegel, der ihm am nächſten ſtand, behauptete ſpäter, deutlich gehört zu haben, Seine Hoheit hätten die Melodie des Jungfernkranzes unverkennbar und ſogar ausdrucksvoll vor ſich hingepfiffen, — ein nicht unwichtiges Ereigniß bei Hofe, das zu verſchiedenartigen tiefen Kombinationen Veranlaſſung gab.

Nachdem ſich Seine Hoheit nach einem abermaligen und heute ziemlich langen und animirten Cercle entfernt, ſich auch die Frau Herzogin zurückgezogen, ſtob der Hof nach allen Richtungen eilfertig auseinander, Jeder und Jede mit kleinen Privatintereſſen beſchäftigt, denen man jetzt eben wieder eine nicht gerade zu amüſante Stunde geraubt. Die Prinzeſſin Helene hatte ihre beiden Damen beurlaubt und war bei dieſem Abſchiede ſehr ungleich verfahren: während ſie der Gräfin Eller freundlich die Hand reichte und mein liebes Kind zu ihr ſagte, hatte ſie für Fräulein von Saint-Aubin nur ein kaltes Kopfnicken und ein ſehr froſtiges Adieu. Auch murmelte ſie zwiſchen den zuſammengepreßten Lippen, als ſich die Hofdame trotz dieſer augenſcheinlichen Beweiſe von Ungnade mit ſehr aufrecht getragenem Haupte entfernte: „Geduld, meine Liebe, man kann ſeinen Dienſt vortrefflich verſehen und doch unleidlich ſein, — ſchade drum; dieſes Mädchen hätte mir eine

Freundin ſein können, wenn ſie weicher und nachgiebiger wäre, — weicher und nachgiebiger," wiederholte ſie mit einem aufblitzenden Lächeln, — ah, ſie ſoll es ja ſein trotz ihrer kalten Außenſeite; — hören wir den Herzog.

Dieſer hatte ſich an der Thüre der Terraſſe mit Helder unterhalten und entließ dieſen nun, um ſich auf ſeine eigenthümliche Art zu gehen, ſchleichend und in Schlangenlinien der Prinzeſſin zu nähern, welche an die Baluſtrade getreten war und ihn erwartete.

„Wäre es Ihnen nicht lieber," ſagte dieſe nach einer Pauſe, „mich in mein Zimmer hinauf zu begleiten? Auf meiner Terraſſe ſollen Sie einen bequemen Fauteuil haben und dürfen ſogar eine Cigarre rauchen."

„Allerdings eine köſtliche Ausſicht," verſetzte der Herzog mit einem Lächeln, in dem irgend ein Rückhalt verborgen war, „aber wenn es Ihnen gleich iſt, theuerſte Couſine, ſo ſchenken Sie mir hier einen Augenblick Gehör, man iſt hier ungeſtörter."

„Wie ſo; — wer wird uns droben ſtören?"

„Niemand Sichtbares, aber die Wände im Schloſſe haben Ohren, was Ihnen," ſagte er mit einer eleganten Verbeugung, „bei Ihrem offenen, rückhaltsloſen Weſen gleichgültig iſt, mir aber nicht ganz, denn man kann im vertraulichen Geſpräche Manches ſagen, was man doch nicht wünſcht, daß es die ganze Welt höre."

„Gewiß, aber man darf auch im vertraulichen Geſpräche nie von der Wahrheit abweichen."

„Nehmen Sie mein Ehrenwort, daß ich mir in dem, was ich Ihnen jetzt zu ſagen habe, auch nicht den kleinſten derartigen Seitenſprung erlauben werde."

„So laſſen Sie hören." Die Prinzeſſin lehnte ſich auf die Baluſtrade und ſah ſcheinbar gleichgültig auf den Fluß hinaus.

„Sie wiſſen," ſprach der Herzog mit großer Ruhe, „daß vor einigen Abenden der Theil des Parkes vor dem Pavillon, in

welchem Ihre Hofdamen wohnen, auf eine eigenthümliche Weiſe belebt war."

„Sie ſagten mir das, und ich hätte ſchon mit der Gräfin Eller darüber geredet, wenn Sie mir nicht nähere Mittheilungen verſprochen."

„Mit der Gräfin Eller!" meinte der Herzog achſelzuckend und mit einer ſehr bezeichnenden Geberde — „doch gehen wir weiter: Helder und ich befanden uns zufällig auch in jener Gegend des Parkes."

„Zufällig?"

„Ganz zufällig; — es war eine deliciöſe Nacht, wir rauchten unſere Cigarren und wurden aufmerkſam, als wir einen Mann regungslos, wie eine Bildſäule, längere Zeit vor dem Pavillon ſtehen ſahen, — ja vor einem Fenſter dieſes Pavillons, aus welchem kurze Zeit vorher irgend Etwas hinausgeworfen worden war."

„Um welche Zeit konnte das geweſen ſein?"

„Nach halb neun Uhr, denke ich."

Die Prinzeſſin nickte mit dem Kopfe, wobei ſie zu ſich ſelber ſprach: „um dieſe Zeit waren beide Damen bei mir, doch kann man ein derartiges Zeichen auch durch eine Kammerfrau beſorgen laſſen."

Es war gerade, als hätte der Herzog ihren Ideengang geahnt, denn er fuhr fort, „unmöglich wäre es mir, zu ſagen, wer dieſes Etwas aus dem Fenſter geworfen, und fern ſei es von mir, eine Ihrer Damen zu beſchuldigen, die ja Beide, wenn ich nicht irre," ſetzte er mit einem lauernden Blicke hinzu, „um dieſe Zeit bei Ihnen waren."

„Ja, ja."

„Und um welche Zeit," frug der Herzog raſch, „entließen Sie dieſelben an jenem Abend?"

„Es mochte vielleicht neun Uhr ſein."

„Ah," machte der Herzog mit einem triumphirenden Lächeln, „alſo hören Sie weiter: Helder redete mit jenem Unbekannten unter

dem Pavillon, der ſich für einen Fremden ausgab, welcher am gleichen Tage angekommen, auch irgend einen Namen angab und dann nach Warneck zurückging, wo er in der Roſe und Anker wohnt, — ſo viel erfuhr ich am gleichen Abend. — Jetzt aber," fuhr der Herzog nach einer längeren Pauſe fort, „weiß ich, daß ſich jener Fremde nicht ſo ganz harmlos dort befand, wie er uns glauben machen wollte, — daß auch jenes aus dem Fenſter geworfene Etwas in der That ein Zeichen war, daß dieſes Zeichen demſelben Manne ungefähr ſagte," fügte der Sprecher in geſteigertem Tone bei, „ich bin zur beſtimmten Zeit zu Hauſe, ich erwarte Deinen Beſuch."

„Unmöglich; — ſie könnte ſich einer ſolchen Zeichenſprache bedienen? — ſie könnte Beſuche annehmen, die ſich vor den Augen der Welt verbergen müſſen?"

„Ah, ich ſehe," rief der Herzog mit zuſammengebiſſenen Zähnen aus, „daß ſie denſelben Gedanken haben, den auch ich im erſten Augenblicke hatte, — den richtigen Gedanken! — Ja, ſie wagte es, dieſes Zeichen zu geben oder geben zu laſſen, und ſie wagte es, Beſuche zu empfangen, die von Niemand geſehen werden ſollten."

„Ich nannte keinen Namen," ſagte die Prinzeſſin.

„Aber ich mache mir nichts daraus, ihn zu nennen," rief der Herzog mit ausbrechender Heftigkeit, „es iſt eine ſtolze und kalte Schönheit, welche ſich in der Dämmerung dergleichen kleine Privatvergnügen erlaubt, — eine unnahbare Dame mit kaltem Blicke für Alle, ein Weſen ſcheinbar ohne Gefühl und Herz, — — — Fräulein von Saint-Aubin." Er ſtieß dieſen Namen leiſe und doch mit einer Gewalt hervor, ſo daß die Prinzeſſin faſt zurückfuhr vor dem Ausdrucke des Haſſes, der wie ein Blitz aus den Augen des Herzogs leuchtete.

— — Doch ſchüttelte ſie leicht ihr Haupt und ſagte dann nach einer Pauſe nicht ohne einen Anflug von Ungläubigkeit und Bosheit: „allen Reſpekt vor Ihrem Nachforſchungstalent, welches

außerordentlich groß iſt, wie ich ſelbſt ſchon Gelegenheit zu erfahren hatte, doch möchte ich ihr keine ſolche Unklugheit zutrauen."

„Der Leidenſchaft iſt Alles möglich, — und was meine ſo genauen Nachforſchungen anbelangt, ſo muß ich allerdings geſtehen, daß ich Etwas zu meiner Verfügung habe, welches man geheime Polizei nennen könnte, und daß ich vortrefflich bedient bin."

„Sie ſind ein gefährlicher Menſch, und was hat man Ihnen weiter berichtet?"

„Man hat mir weiter berichtet, daß an demſelben Abend nach neun Uhr, alſo zu der Zeit, wo Sie Ihre Damen entlaſſen hatten, jener fremde Mann in den Pavillon gekommen iſt, daß er ſich im Zimmer des Fräuleins von Saint-Aubin ſehr lange Zeit aufhielt, und daß er dieſes Zimmer oder vielmehr den Korridor vor demſelben nicht auf dem gewöhnlichen Wege verließ, ſondern durch das Vorzimmer Seiner Hoheit, was ein Beweis iſt, daß er dieſen ungewöhnlichen Weg, den er ſo ſicher fand, nicht zum erſten Male gemacht hat; — ferner hat dieſer Mann das Schloß erſt um elf Uhr verlaſſen, und ich weiß ſeinen Namen."

„Wohl höchſt gleichgültig für uns; — die Thatſache allein iſt wichtig."

„Es war mir von hohem Intereſſe ihn kennen zu lernen," ſagte der Herzog mit mühſam verhaltenem Grimme, „obgleich auch mir die Thatſache genügt."

„Und dieſer Name?"

„Ich nehme keinen Anſtand, ihn zu nennen; doch muß ich Sie bitten, ihn im gegenwärtigen Augenblicke vor Niemand zu wiederholen; — die Perſon, durch welche ich ihn erfuhr, bedingte ausdrücklich, daß er Geheimniß bleiben müſſe."

„Nun?"

Der Herzog biß ein Paar Sekunden lang die Lippen aufeinander, dann ſagte er in dumpfem drohendem Tone: „der Geliebte des Fräuleins von Saint-Aubin heißt Saleck."

Wäre ein Blitzſtrahl von dem heiteren blauen Himmel, der über der lachenden, von der Abendſonne beglänzten Landſchaft ausgeſpannt ruhte, zu den Füßen der Prinzeſſin niedergeſchlagen, es hätte ihr kaum eine gränzenloſere und ſchmerzlichere Ueberraſchung bereiten können, als die Nennung gerade dieſes Namens im Zuſammenhange mit der eben erwähnten Begebenheit, beſonders aber ausgeſprochen von dem Manne, der mit einem eigenthümlichen, ſonderbaren Geſichtsausdrucke faſt hohnlächelnd vor ihr ſtand und dieſes Erſchrecken ſah, denn trotz ihrer Gewalt über ſich ſelbſt, war ſie doch nicht im Stande es zu verbergen, — vor dem Manne der namentlich im gegenwärtigen Augenblicke nicht diskret und zartfühlend genug war, ſich mit der verurſachten Ueberraſchung zu begnügen, dem es im Gegentheile Freude machte, durch weitere bezügliche Fragen die Prinzeſſin, welche, wir müſſen es geſtehen, ſchon oft in ähnlicher Weiſe mit ihm verfahren, nun ſeinerſeits zu quälen.

„Ah, theure Couſine," ſagte er mit ſtechendem Blick, „es iſt dieß alſo doch derſelbe Saleck, den Sie, wie mir Mama häufig erzählt, in Rom geſehen, und der in Ihrem ſtrengen Herzen ein Intereſſe erweckte, das auch jetzt noch durchaus nicht erloſchen ſcheint. Es iſt in der That ein eigenthümliches Zuſammentreffen," ſetzte er mit überlegter Bosheit hinzu, „daß Herrin und Dame zu gleicher Zeit —"

Die Prinzeſſin ließ ihn nicht ausreden, ihr Auge flammte, ihr Mund zog ſich zornig zuſammen, und als kluge Fechterin im Wortſpiel traf ſie den Herzog feſt und ſicher in der Blöße, die er ſich durch ſein allerdings indiskretes Wort gegeben: „Herzog," ſagte ſie in einem Tone der Verachtung, welcher ihr außerordentlich gelang, „Sie ſind ebenſo verläumderiſch als taktlos, ich weiß, was ich von Ihrer Geſchichte zu halten habe, da ich Ihre Motive genau kenne, — o, laſſen Sie mich ausreden, — Jedem ſein Recht: ich weiß, Sie haſſen die Saint-Aubin, und der Grund, weßhalb

Sie ſie haſſen, kann ſie mir nur lieb und werth machen. Auch habe ich nie vergeſſen, in welch' allerliebſten Bonmots Sie ſich ſeit meiner Rückkehr von Rom über jenen unbedeutenden Menſchen, den ich allerdings in Rom einige Male ſah, luſtig machten: nehme ich dazu Ihre bekannte Sucht und Ihr großes Talent, alle Welt an einander zu hetzen, ſo weiß ich die Wahrheit Ihrer Erzählung zu würdigen."

Der Herzog hatte dieſen mit Leidenſchaft hervorgeſtoßenen Worten kalt zugehört und nur ſeine Schultern langſam in die Höhe gezogen mit einer Miene, als fühle er inniges Bedauern, dann erwiederte er langſam und jedes Wort betonend, „denken Sie über meine Gefühle und meine Bonmots wie Sie wollen, nehmen Sie aber meine Verſicherung, daß ſich die Sache ſo verhält, wie ich Ihnen geſagt: jener Maler, Herr von Saleck, befand ſich an dem bezeichneten Abend bei Ihrer Hofdame, dem Fräulein von Saint-Aubin, und blieb dort bis nach elf Uhr Nachts, allerdings eine paſſende Stunde für eine junge Dame, um einen jungen Mann zu empfangen, — oder wäre vielleicht jener junge Mann von Ihrer Hofdame auf Ihren Befehl empfangen worden?"

Die Prinzeſſin hatte gute Luſt, ihm auf dieſe brutale Frage ein trotziges Ja entgegenzuſchleudern, doch beſann ſie ſich eines Andern vielleicht eines Beſſern, indem ſie ſich gewaltſam zwang, ihre tiefe Aufregung niederzukämpfen, und ihm faſt lächelnd zu ſagen: „man muß Ihrer Leidenſchaft in der That viel zu gut halten, Vetter, und das thue ich auch, ja ich fühle inniges Bedauern mit Ihnen; — es iſt allerdings hart, einen ſo unermüdlichen Aufpaſſer zu machen, um zu ſo unangenehmen Entdeckungen zu gelangen. Doch tröſten Sie ſich; ich hätte Ihnen Alles das vorausſagen können; — Fräulein von Saint-Aubin hat nun einmal keine Sympathieen für Sie, und dafür —"

„Lieben Sie ſie ganz beſonders," unterbrach ſie der Herzog raſch, „o, ich kenne Ihre liebenswürdige Geſinnung für mich." Er

nahm bei dieſen Worten eine heitere Miene an und ging ſo in das Spiel der Prinzeſſin ein, — „aber Sie thun Unrecht, theure Couſine, wir ſollten feſt zuſammenhalten, gegen einander aufrichtig und ehrlich ſein, — doch wie Sie wollen; ich bereue das, was ich Ihnen geſagt habe, nicht, ja ich werde noch mehr thun, ich werde meine Nachforſchungen fortſetzen; ich hoffe noch allerliebſte Details zu erfahren, die ich Ihnen," ſetzte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, „gewiß nicht vorenthalten werde, da ich mit Vergnügen geſehen, welchen angenehmen Eindruck meine kleine Geſchichte auf Sie gemacht."

„Gewiß, lieber Vetter, und durch meine Dankbarkeit halte ich mich zu ähnlichen Gegendienſten verpflichtet."

Damit trennten ſich die beiden Verwandten, und wenn auch der Herzog, leiſe vor ſich hinpfeifend, die Terraſſe in anſcheinend vortrefflicher Laune verließ, ſo hatte er doch ſeine Hände, die er unter ſeinen Frackſchößen verborgen hielt, krampfhaft zuſammengeballt und begleitete die heitere Melodie, welche er pfiff, in Gedanken mit ſehr wenig heiteren Verwünſchungen.

Auch die Prinzeſſin betrat ihre Gemächer anſcheinend in der beſten Laune von der Welt, ihr Auge leuchtete wie triumphirend, und wenn ſie auch etwas tiefer wie gewöhnlich athmete, ſo ſpielte doch um ihre feinen Lippen das angenehme Lächeln der Zufriedenheit.

VIII.

Der Maler Saleck hatte in dem Gaſthofe zur „Roſe und Anker" noch am Abende deſſelben Tages, an dem er im Schloſſe geweſen war, ſeine Rechnung bezahlt, da er am andern Morgen Exkurſionen in der Umgegend machen wollte. Von all' ſeinem Ge-

päcke nahm er nur eine kleine Reiſetaſche mit, die er um die Schulter hing, und in welcher ſich auch eine Zeichenmappe befand, und einen dicken Stock, der ihm zugleich als Zeichenſtuhl diente. So als Landſchaftsmaler ausgerüſtet, einen leichten, weichen Hut auf dem Kopfe, verließ er den Tag darauf am frühen Morgen Warneck und ſchlenderte die Berge hinauf, welche auf dem dieſſeitigen Ufer gegenüber dem Schloſſe und Parke ſanft anſtiegen. Beſondere Eile ſchien er nicht zu haben, oder war es die reizende Gegend, die ſich immer weiter um ihn ausbreitete, je höher er ſtieg, welche ihn veranlaßte, in den kürzeſten Zwiſchenräumen Halt zu machen, ſich jetzt an einen Baum zu lehnen oder auf ein Felsſtück niederzulaſſen, um mit unterſchlagenen Armen tief nachſinnend auf Schloß Warneck hinabzuſchauen. Dieſes lag jetzt, im Halbkreiſe von dem großen Park umgeben, wie auf einer Landkarte gezeichnet vor ihm und gewährte ihm einen deutlichen Blick auf die verſchiedenen Gebäude, ja auf die inneren Höfe, welche von dieſen gebildet wurden. Von dieſer ganzen weitläufigen Maſſe war es übrigens nur ein kleiner Punkt, auf den ſeine Augen geheftet blieben: die Terraſſe vor den Zimmern der Prinzeſſin mit dem gelb und weißen Sonnendach, welches wie ein glänzender Punkt zwiſchen dem Grau der Gebäude und dem Grün der Laubmaſſen hervorleuchtete, welches, obgleich er höher hinaufſtieg, immer deutlich ſichtbar blieb und, ſeine Blicke gleichſam anziehend, zu ſagen ſchien: hier iſt doch für dich das Koſtbarſte verborgen, was dir der ganze weite, ſchöne Umkreis dieſer maleriſch ſchönen Gegend zu bieten vermag: — was kümmert dich Fluß, Berg, Wald und Thal, ich, der kleine, leuchtende, gelbe Punkt bin doch der Magnet, der dir Herz und Sinne ſo gewaltſam anzieht, daß du dich kaum von mir loszureißen vermagſt.

Und ſo war es in der That. Jetzt hatte er die Höhe des Berges erreicht, auf dem die Ruinen des alten Schloſſes Warneck lagen, die er aber kaum betrachtete, da er, ſich an das alte Gemäuer lehnend, immer wieder in's Thal hinabſchaute, und als er

Diese Gesellschaft war nichts Geringeres als der Hofkutscher, Herr Joseph Winkler, mit ein paar Collegen und Stallbuben, ferner der Herr Vicarier Steinle, welche alle zu dem Zweck gekommen waren, um dem alten Kloster einen Begriff davon zu geben, wie sehr sich die vom alten Hof bemühten, ihre Theilnahme für das Kind der verstorbenen Marie an den Tag zu legen. Zu diesem lobenswerthen Zwecke hatten sich ihnen angeschlossen: der Jäger Herr Lukas und der Hoflakai Herr Jean.

Alle befanden sich in großer Uniform, die Stallbeamten in weißen Lederhosen, glänzenden Kappenstiefeln, himmelblauem Leibrock, mit Gold besetzt, und sauber lakirten Hüten, die alle keck auf dem rechten Ohr hiengen. Die Stallbuben trugen den Anzug der Vorreiter, hatten himmelblaue Jacken an, ebenfalls mit Gold gestickt, und eine runde Jockaimütze mit schimmernder Troddel.

Jean hatte ein Uebriges an sich gethan und zeichnete sich namentlich durch glänzend weiße, feine, waschlederne Handschuhe aus; Lukas war ebenfalls im höchsten Staat, sein grüner Rock schimmerte von Stickereien, sein reiches Wehrgehänge mit dem Hirschfänger klapperte und glänzte, auf dem Kopf hatte er einen großen Hut mit wallendem, dunkelgrünem Federbusche und an den Händen schwarze Stülphandschuhe. Besonders ihn schien der alte hölzerne Bruder Pförtner, der unten an der Wendeltreppe stand, freundlich anzusehen; derselbe hatte vor langen, langen Jahren gewiß viele dergleichen kecke Jägergestalten ins Kloster eintreten sehen, und als ihm Lukas lachend auf den dicken hölzernen Bauch schlug, würde er gewiß mit gelächelt haben, wenn es zufällig gerade um die Mitternachtsstunde gewesen wäre.

Als die Gesellschaft auf dem ersten Stocke ankam, stutzte Joseph, als er ein neues Schild sah, das, wie früher mit weißen mageren Buchstaben auf einem schwarzen Brett, jetzt mit Gold auf Grün deutlich sagte: „Weinwirthschaft.“ Seine Col-

ſich endlich ſeufzend umwandte, um die Ueberreſte des Schloſſes näher zu betrachten, ja ſogar einen ſtehen gebliebenen Wartthurm erkletterte, um von dort die weite Ausſicht zu genießen, reduzirte ſich doch Alles, was er hier ſah, wieder auf denſelben kleinen, leuchtenden, gelben Punkt. Er war faſt ärgerlich auf ſich ſelber, ſetzte ſich oben auf die von Epheu umrankten Mauerreſte hin und nahm ſeine Mappe hervor, um das neue Warneck zu zeichnen. Doch kam er nicht einmal zu den einleitenden Strichen: er ſaß, den Kopf auf die Hand geſtützt, nachdenkend da, und als er endlich aus ſeinen Träumereien auffuhr, beſtand Alles, was ſein Bleiſtift hervorgebracht hatte, in einem zierlichen H, das mit einem Kranze von Arabesken umgeben war.

Raſch aufſpringend riß er ſich nun von dem Zauber los, der ihn hier umfangen hielt, kletterte den Thurm wieder hinab und eilte in den rückwärts liegenden dunkeln Wald, nachdem er mit einem langen Blick von Schloß Warneck Abſchied genommen. In der würzigen Luft, welche der Waldboden und die Blättermaſſen aushauchten, folgte er, jetzt wieder raſcher und freier aufathmend, auf's Geradewohl einem Fußwege, der einem Berglamme entlang lief, und ihn allmälig auf der andern Seite deſſelben abwärts führte. Wohin es ging, und ob er auf dem geraden Wege nach Edelsheim war, war ihm vorderhand gleichgültig. Daß die kleine Beſitzung der Prinzeſſin ungefähr dort hinaus lag, wußte er, und raſch hinzukommen drängte es ihn nicht beſonders. Was ſollte er ſich auch beeilen, dort einzutreffen, wo ſie ſicher nicht zu finden war, wo aber gewiß ſo viele Zeichen ihres Schaffens und Wirkens an die Entfernte erinnern mußten; — es ſchien ihm genügend, dort mit der ſinkenden Sonne anzulangen.

Daneben that ihm dieſe gänzliche Ungebundenheit ſo wohl; der Gedanke, völlig frei zu ſein, nirgends erwartet zu werden, keinen kalten, förmlichen Empfang durchmachen zu müſſen, und wenn auch nur für kurze Zeit enthoben zu ſein jeder läſtigen Eti-

kette, deren Feſſel er ſelbſt drunten in Warneck immer noch hatte leiſe klirren hören, wenn ſein alter treuer Diener ihn, wie das immer geſchah, mehrmals des Tages mit einem freilich halbverſchluckten verbotenen Titel anredete.

So ſchlenderte er dahin, dem Geſange der Vögel lauſchend, deren Ruf ihm heute merkwürdiger Weiſe eine oft nachſpottende Aehnlichkeit mit einem Namen hatte, den er gar nicht aus dem Gedächtniß bringen konnte, obgleich er ſich in der That häufig genug die ernſtlichſte und redlichſte Mühe gab, ihn zu vergeſſen.

Er war ſchon ein paar Stunden fortgewandert, als der Wald, durch den er abwärts dahinſchritt, ſich zu lichten begann: die großen, mächtigen Bäume hatten ſchon lange jüngerem Nachwuchſe Platz gemacht, und dieſer verlor ſich allmälig in einzelnen ſchwachen Stämmen und neuen Kulturen, über welche hinweg er nun einen freien Blick in das vorliegende Thal hatte. Da ſah er endlich ein Ziel, nach welchem er raſch entſchloſſen ſeine Schritte lenkte: zwiſchen dem tiefen Einſchnitte eines Höhenzuges zur Rechten führte der Damm einer neuen Eiſenbahnlinie in einer leichten Schwingung dem Berggelände entlang, um gerade vor ihm in kühn geſchwungenen Brückenbogen das Thal zu überſetzen, aus dem hervor ein munteres Bächlein rieſelte. Zahlreiche Arbeiter waren dort unten mit der Emſigkeit eines Ameiſenhaufens beſchäftigt, Gerüſte zu entfernen und die eben gelegten Schienen zu verkeilen. Andere richteten Stangen auf und verſahen die ſchon in die Luft emporragenden mit bunten Wimpeln. Offenbar wurden dort Vorbereitungen zu einem Feſte getroffen, um den vollendeten Brückenbau einzuweihen.

In einer kleinen halben Stunde war unſer Wanderer dieſem Punkte ſo nahe gekommen, daß er die Geſtalten der dort Beſchäftigten genau unterſcheiden konnte und auch ſofort den Oberingenieur Ramberg erkannte, der auf einem Gerüſtbalken ſtand und Befehle zu ertheilen ſchien.

Dieſer war des herbeikommenden nicht ſo bald anſichtig geworden und hatte ihn einen Augenblick ſcharf betrachtet, als er von ſeinem hohen Standpunkte gewandt herabſprang und ihm ſchnell entgegeneilte, dabei auch ſchon in einiger Entfernung ſeinen Hut ehrfurchtsvoll abzog und erſt durch ein dringendes Zeichen des Andern veranlaßt wurde, ihn wieder aufzuſetzen.

„Ich freue mich ſehr," ſagte Saleck, „Sie durch einen glücklichen Zufall hier zu finden, und werde mir erlauben, Ihr ſchönes Werk zu betrachten. Ein Spaziergang führte mich über die Höhe droben hinweg, und als ich Sie hier in voller Thätigkeit ſah, konnte ich es nicht unterlaſſen, näher zu kommen."

„Ein Zufall, dem ich ſehr zu Dank verpflichtet bin," erwiederte der Oberingenieur, „und wenn Euer — —" Ein Wink des Andern ließ ihn die förmliche Anrede nicht vollenden, ſondern er ſagte, „und Sie kommen gerade zum Termin der Vollendung eines allerdings ſchwierigen Werkes, welches in den nächſten Tagen beim Tragen eines ſchweren Eiſenbahnzuges ſeine erſte Feuerprobe beſtehen ſoll."

„Vorausſichtlich mit gutem Erfolge, wenn man dieſe ſchweren Steinpfeiler und die mächtigen Eiſengitter betrachtet; — ah, ich beneide Sie um die Conception und Ausführung eines ſolchen Werkes; Ihr Künſtler ſeid ein glückliches Volk."

„Wir Künſtler, wollten Sie ſagen," gab der Oberingenieur lächelnd zur Antwort, „denn nebenbei, daß Sie ja auch ſpeziell einen Zweig der Kunſt betreiben, ſind Sie ein größerer Baumeiſter und Ingenieur als wir, denn wie viele Werke werden nicht noch beſtimmt ſein, unter Ihrer Hand hervorzugehen."

„Ja, aber in ganz anderer Weiſe, als in Ihrer lebendigen und anregenden. Ich kann auf dem Papier wohl einen Entwurf gutheißen, mich hie und da an dem Fortgang eines Baues erfreuen, ihn auch feſtlich geſchmückt, wie jenen da, übernehmen, wenn er vollendet iſt, aber die mühevolle und doch ſo ſüße Qual des Schaffens,

die Hoffnung des Gelingens und endlich das hohe befriedigende Glück, — mein Werk dastehen zu sehen — das muß ich Ihnen überlassen, und das ist auch der schönste Lohn für alle Studien und alle Anstrengungen."

Während dieser Worte waren Beide der Brücke zugegangen und hatten das in der That schöne Werk in Augenschein genommen, wobei sich der Fürst in seinen Fragen und gelegentlichen Bemerkungen als ein so einsichtiger, gediegener Beschauer, ja als Kenner bewies, daß ein später unverholen ausgesprochenes Lob dem Ingenieur zur höchsten Befriedigung gereichte.

„Und diese festlichen Anstalten," sagte der Fürst im Verlaufe des Gesprächs, „sind wohl bestimmt, bei einer feierlichen Einweihung zu dienen?"

„Allerdings," gab Ramberg zur Antwort, „und zu dieser ist von unserer Seite der regierende Herr und der Hof in Warneck pflichtschuldigst eingeladen worden, ob er aber kommen wird, ist eine andere Frage."

„Wie so; — warum sollte man nicht kommen?"

„Aus verschiedenen Gründen: für Eisenbahnen im Allgemeinen ist Seine Hoheit nicht besonders eingenommen, und besonders diese hier ist ihm ein Horreur, mit welchem Worte er schon einige Male seine Gefühle für mein schönes Werk ausgedrückt."

„Ah, ich erinnere mich," sagte lächelnd der Fürst, „Sie fuhren ihm etwas schonungslos durch eine prachtvolle Waldung, der Sie, wie man sagt, hätten ausweichen können."

„Allerdings," gab der Oberingenieur in sehr ernstem Tone zur Antwort, „ich hätte ausweichen können um den kleinen Preis einer Million, mochte es aber nicht auf mein Gewissen nehmen, weder einen solchen Vorschlag zu thun, noch ihn zu unterstützen oder gar auszuführen. Schonungslos nannten Sie mein Verfahren: schonungslos sind wir bei unseren Tracirungen allerdings und fahren unbarmherzig durch Güter und Gärten, hier einen großen

Kompler entzwei ſchneidend, dort eine Lieblingsſchöpfung zerſtörend. Aber dabei habe ich es mir zur feſten Richtſchnur gemacht, das Verfahren ohne Rückſicht bei Hoch und Niedrig anzuwenden, und ich glaube, daß dieß ein ganz gerechter und deßhalb richtiger Grundſatz iſt."

„Gewiß, und derſelbe läßt Sie in meiner Achtung ſteigen, auch glaube ich überzeugt ſein zu dürfen, daß man in Warneck nach dem erſten Unmuth Ihre Verfahrungsart nicht mehr verdammen kann, um ſo mehr," ſetzte der Fürſt lächelnd hinzu, „als Sie ja vor Kurzem auf die intimſte Weiſe die Bekanntſchaft des regierenden Herrn machten."

„Ich werde jenen Abend nicht vergeſſen," ſagte der Ingenieur, indem er nachſinnend vor ſich niederblickte, „es war ein eigenthümliches, mir liebes Abenteuer, auf deſſen Fortſetzung und Entwicklung ich ſo begierig bin, daß ich mir wohl erlauben darf, Sie, gnädiger Herr, um weitere Nachrichten zu bitten. — — Da ich aus Ihren früheren Aeußerungen entnehmen zu können glaube, daß Sie über die Berge zu Fuße von Warneck kamen, alſo ſchon einige Stunden unterwegs ſind, ſo dürfte ich mir vielleicht erlauben, Sie zur Theilnahme an meinem beſcheidenen Frühſtücke einzuladen; — es iſt dort unter der alten Eiche eine ſchattige Stelle, wo ich Sie bitte, neben mir Platz zu nehmen."

„Mit großem Vergnügen, — gehen wir."

Die beiden Männer ließen ſich unter der bezeichneten Eiche nieder, wohin einer der Arbeiter einen kleinen Korb brachte, in welchem ſich Brod, kaltes Fleiſch und eine Flaſche Wein befand.

„Das iſt die würdigſte Fortſetzung meiner Irrfahrt, die ich heute Morgen angetreten; jetzt fehlte es noch, daß man heute Abend in Edelsheim dem fahrenden Künſtler irgend einen Heuboden zum Schlafen anbietet, und meine Erfahrungen wären auf eine intereſſante Art bereichert."

„Sie gehen nach Edelsheim?" frug der Ingenieur, während er die Flaſche entkorkte.

„Kennen Sie es?“

„Ich ritt einige Male hinüber, es iſt ein kleines allerliebſtes Jagdſchlößchen, welches die Prinzeſſin wieder herſtellen und mit einem reizenden Parke umgeben ließ: es hat Alles, was man von einem Sommeraufenthalt verlangen kann; am Bergabhange gelegen, gewährt es einen prachtvollen Blick gegen Süden, während es gegen Norden und Weſten durch mächtige Bäume geſchützt iſt. Dabei hat es zur Seite ein klares Bergwaſſer, welches von der Anhöhe herab durch den Park ſtrömend auf ſehr geſchickte Art zu einem ſtattlichen Springbrunnen verwandt wird. Dieſem ſchönen Landſitze fehlt nur etwas, nämlich Bewohner, denn wenn auch die Prinzeſſin zuweilen auf Stunden hinausfährt, ſo hat ſie doch nie einen längeren Aufenthalt dort genommen, ja aus begreiflichen Gründen nehmen können; — alſo Sie, gnädiger Herr, gehen dorthin?“

„Ja, und ich finde es begreiflich, daß Sie dieſe Frage im Tone der Verwunderung an mich ſtellen; eine Aufklärung bin ich Ihnen ſchuldig: — — Sie ſehen in mir einen Mann vor ſich, den man, wenn er nicht freiwillig gegangen wäre, wahrſcheinlich von Warneck, wie man das ſo zu nennen pflegt, ausgewieſen hätte.“

„Iſt das möglich?“ rief der Andere höchſt erſtaunt: — „Saleck, deſſen Rolle ich, wie ich mir ſchmeichle, auf eine nicht unliebenswürdige und höchſt wirkſame Art geſpielt, wäre ausgewieſen worden?“

„Dieſer ſelbe Saleck, doch glaube ich, daß mir dieſe Ausweiſung höchſt nützlich war, denn ſie verſchaffte mir die Erlaubniß der Prinzeſſin, eine kurze Zeit in Edelsheim bleiben zu dürfen und die Reize der dortigen Landſchaft zu ſtudiren.“

„A—a—a—ah,“ machte der Oberingenieur, „ich gratulire.“

„So weit ſind wir leider noch lange nicht; man hat mich freilich vor einer Ausweiſung gerettet, um mir wahrſcheinlich in den nächſten Tagen eine andere zu diktiren.“

„Und dieſe Ausweiſung,“ frug der Andere immer noch erſtaunt, „hätte geſchehen ſollen mit Wiſſen und Willen Seiner Hoheit, der mich als Saleck freundlich aufnahm und der ſo liebreich verſprach, meine Pläne, das heißt, die Ihrigen, gnädiger Herr, zu unterſtützen? ſo hätte ich meine Rolle doch ſchlecht geſpielt.“

„Im Gegentheil, Sie haben ſein Herz in ſo hohem Grade erobert, daß ich faſt eine Enttäuſchung fürchten muß, wenn ich mich ſpäter als Der ausweiſe, den Sie vorgeſtellt haben, eine Enttäuſchung, oder wenn Sie wollen Aufklärung, der ich mit um ſo größerer Sorge entgegenſehe, da ſie ja in den nächſten Tagen ſtattfinden muß.“

„Wie ſo, gnädiger Herr?“

„Es iſt doch ſehr klar und einfach, in dem Falle nämlich, daß man in Warneck die Einladung zur Einweihung Ihrer Brücke annimmt, woran ich nicht im Geringſten zweifle; — haben Sie nicht daran gedacht?“

„O doch, aber bei der Abneigung Seiner Hoheit vor meinem Werke glaubte und glaube ich feſt überzeugt ſein zu dürfen, er werde unſere Einladung ablehnen, käme er aber in der That, ſo wäre ich wirklich in großer Verlegenheit, ob und auf welche Art ich meine Rolle fortſpielen könnte.“

„Der Zufall iſt uns günſtiger, als wir gedacht,“ gab der Fürſt nach längerer Ueberlegung zur Antwort, „laſſen Sie mich dafür ſorgen, daß der Fürſt erfährt, Saleck, der halb und halb Ausgewieſene, befinde ſich in der Nähe von Warneck, alſo in der Nähe der Prinzeſſin, und bäte nun Seine Hoheit dringend, im Falle er ſeiner anſichtig würde, deſſen Inkognito gnädigſt zu ſchonen. Auf das hin wird er nicht verfehlen, der Einweihung mit dem ganzen Hofe beizuwohnen, und ich habe das Glück, wenn auch ſelbſt unentdeckt, die Prinzeſſin wieder ſehen zu dürfen.“

„So glauben Sie, gnädiger Herr, der ganze Hof würde dieſer unbedeutenden Sache wegen hier erſcheinen?“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken," erwiederte der Fürſt heiter, „erſtens, daß Ihr Werk keine unbedeutende Angelegenheit iſt, und zweitens, daß man bei einem monatelangen Landaufenthalte begierig nach Allem greift, was einer Feſtlichkeit nur im entfernteſten ähnlich ſieht; — ich hoffe ſehr, daß die Prinzeſſin mit ihren Damen erſcheint, und darauf wollen wir von Ihrem Weine trinken." Er nahm das gefüllte Glas aus den Händen des Ingenieurs und leerte es, nachdem er geſagt: „Auf das Gelingen unſerer guten und ſchönen Pläne". Als ihm Ramberg Beſcheid gethan, fuhr er mit einem zutraulichen Lächeln fort: „auch Ihnen, mein lieber Freund, kann es ja nur in hohem Grade angenehm ſein, wenn ſich der Hof bei der Einweihung einfindet, und wenn unter tauſend Blicken, die Ihr ſchönes Werk anſtaunen und bewundern, wenigſtens ein einziges Augenpaar iſt, das durch einen warmen Ausdruck eine ganz beſondere Anerkennung ausſpricht, die einzige, die zu Herzen geht, mehr als Orden und als Belobungen."

„Gewiß," ſagte der Oberingenieur vor ſich niederblickend, „aber ehrlich geſagt, rechne ich auf keinen ſolchen Blick."

„Verzeihen Sie mir," erwiederte der Fürſt, „daß ich dieſe Sache berührte, doch gaben Sie mir ſelbſt ein Recht dazu, indem Sie mir vertrauensvoll die Veranlaſſung erzählten, welche Sie an jenem Abend nach Schloß Warneck geführt."

„Und die ich gegen Sie zu verſchweigen nicht für nothwendig erachtete. Sie verſtanden es vollkommen, gnädiger Herr, als ich Ihnen ſagte, es ſei mir ein Bedürfniß geweſen, eine liebe Jugendgefährtin wieder zu ſehen, ſo wieder zu ſehen, wie ich gethan, nicht angemeldet durch galonirte Bediente, nicht meinen Beſuch als Audienz behandelt, wo ich im Vorzimmer warten muß, bis endlich eine ſeidene Robe hereinrauſcht, und eine Stimme mir in kühlem Tone ſagt, daß der Kern dieſer ſeidenen Robe ſich freue, mich wieder zu ſehen. Fräulein von Saint-Aubin war ſo gut, mich zu verſtehen. Was wir zuſammen geſprochen, hätte die ganze Welt

hören können, und wenn ich ſie auf die gleiche Art wieder ſehen könnte, würde es mich innig freuen — ah," ſagte er mit einem leichten Seufzer, „an jenem Abende war ſie wie damals, die Erinnerung drang warm zu ihrem Herzen, doch vielleicht nur für Augenblicke, denn wie der Dichter ſagt:

Vorüber iſt die Roſenzeit,
Und Lilien ſtehen im Felde.

— — — — Erlauben Sie mir, gnädiger Herr, Ihnen die gewiß richtige Bemerkung zu machen, daß die Hofluft etwas Kaltes, Staubiges mit ſich führt, daß das beſte und kräftigſte Herz in ihr ſeinen lebendigen, warmen Schlag verliert, daß der natürliche Glanz des Auges, der herzliche Ausdruck eines frohen Lächelns durch einen ſtereotypen Ausdruck erſetzt wird, der daſſelbe ſagen ſoll, ſich aber ungefähr ſo dazu verhält, wie der natürliche Pfirſich mit ſeinem entzückenden, roſigen Duft zur nachgemachten Wachsfrucht."

Der Fürſt lachte laut und heiter auf und gab dann zur Antwort, während er ſeinem Gegenüber die Hand reichte: „Sie ſind ein köſtliches Exemplar von einem Menſchen; verſprechen Sie mir, wenn Sie Ihre Bahnlinie beendigt haben, zu mir zu kommen, um ſich in meinem kleinen Reiche irgend einen Wirkungskreis auszuſuchen, der Ihrem Geſchmack und Ihrer Neigung zuſagt. Nur zum Hofmarſchall kann ich Sie nicht machen, das werden Sie mir zugeben; — — — — und doch begehen Sie ein Unrecht, wenn Sie behaupten, daß die eben erwähnten Eigenſchaften der Hofluft alle Herzen erkälte oder beſtaube; — glauben Sie mir, es gibt auch bei uns welche, die friſch und lebendig fühlen."

„Für Augenblicke, ja, gnädiger Herr, ausnahmsweiſe, und das erkannte ich ja auch dankbarlichſt an der Art, wie Fräulein von Saint-Aubin ihren Jugendfreund empfangen."

„Gerade ſie ſoll eine ausgezeichnete junge Dame ſein, mit

einer liebenswürdigen Natürlichkeit und ausgezeichneten Eigenſchaften."

„Gewiß, gnädiger Herr," rief der Oberingenieur mit einem aufleuchtenden Blicke, „aber auch ſie iſt von der Hofluft ſchon ſo durchdrungen, daß ſich ihre liebenswürdige Natürlichkeit nur mühſam an die Oberfläche emporarbeitet; ich bemerkte das geſtern in der Art und Weiſe, wie ſie mich – nicht wieder zu erkennen ſchien."

„So ſahen Sie die Damen geſtern?"

„Ich begegnete ihnen vor dem Parke von Warneck, als ich nach dem Städtchen ritt."

„Sie reiten oft dorthin?" frug der Fürſt mit einem eigenthümlichen Ausdruck.

„Hie und da," erwiederte der Oberingenieur anſcheinend ſehr gleichgültig, „außer geſtern war ich an dem bewußten Abende dort, das war aber ſeit einigen Wochen zum erſten Mal."

„Und Sie begegneten den Damen?"

„Mit der Prinzeſſin Helene zu Wagen; ich parirte mein Pferd und ſtellte mich an der Straße auf, mit abgezogenem Hute ehrfurchtsvoll grüßend. Die Prinzeſſin dankte freundlich, die eine ihrer Begleiterinnen, eine kleinere Dame, nickte ebenfalls lebhaft und anmuthig, aber Fräulein von Saint-Aubin blickte mit unbeweglichen Zügen dorthin, wo ich ſtand, als ſei gar nichts dageweſen als leere Luft."

„Sie ſind köſtlich unbefangen," lachte der Fürſt, „das hätte mich an Ihrer Stelle gefreut: es war ein Zeichen, daß man Sie wohl wieder erkannte, aber nicht wieder erkennen wollte."

„Ein eigenthümliches Zeichen, Jemanden ſein Wohlwollen auszudrücken. Weit entfernt davon, auf irgend ein lebhaftes Wiedererkennen Anſpruch zu machen, wäre mir die geringſte, vielleicht unabſichtige Bewegung ihrer Hand, eine leichte Wendung des Kopfes ein liebes Zeichen geweſen, daß ſie mich wieder erkannt, daß ſie ſich vielleicht gefreut mich zu ſehen. O, wenn man ein ſolches

legen und der Vicarier stutzten ebenfalls, und die Stallbuben schmunzelten. —

Weinwirthschaft! Dieses Wort hat eine merkwürdige Anziehungskraft, besonders wenn man es mit goldenen Buchstaben auf grünem Grunde liest und eine etwas regsame Phantasie sich dabei den goldenen Wein in grünen Flaschen vorstellt. Der Zauber siegte auch dieses Mal, und Alle traten, die Stallbeamten voran, in das ehemalige Refectorium des Klosters.

Es war eine große, geräumige Stube mit hohem, vor Alter geschwärztem Getäfel, und gewiß einmal sehr luftig und hell gewesen, denn es hatte zwei große Bogenfenster, von denen aber das eine im Verlauf der Zeit wegen allzu viel zerbrochener Scheiben zugemauert worden und deßhalb die Fensterwand heutigen Tages recht trübselig und einäugig anzuschauen war, um so trübseliger, als das noch vorhandene Fenster nebelhaft angelaufen aussah, wodurch man jetzt beim schönsten Wetter und beim klarsten Himmel in der Stube geschworen hätte, es regne draußen. Möbelwerk, Fußboden, Thür, Decke, Ofen und Wirthin paßten zu dieser Trübseligkeit; letztere eigentlich war das unpassendste Möbel in der ganzen Wirthschaft, denn eine dickere, schmutzigere und schlampigere Vettel war auf zehn Meilen im Umkreise nicht zu finden; sie sah aus, wie Grau in Grau gemalt.

Diese Wirthin nun wandte sich beim Eintritt der Gesellschaft schmunzelnd um, warf Ueberreste von Kartoffelschalen und eine große schwarze Katze vom Tische herab und eilte in den Schenkverschlag um mehrere Schoppen des befohlenen Achter so schnell wie möglich herbeizubringen.

Am Ofen saß ein einziger Gast, welcher bei dem Sporengeklirr nicht umgeschaut hatte, wenigstens schien es so; auch nahm er gar keine Notiz von den Eingetretenen, sondern schien angelegentlich die Zeichnungen an dem großen, gußeisernen Ofen zu betrachten.

Joseph, der sich scheute, mit den weißen Reithosen auf die

Zeichen zu sehen wünscht, entgeht es einem nicht, mag es auch noch so versteckt gegeben werden. Ich befand mich in so froher Laune bis zu jenem Augenblicke, und als ich nach jener Begegnung davon jagte, hätte ich meinen Weg in toller Laune über Gräben und Hecken nehmen mögen."

„Das sind bedenkliche Symptome Ihres Seelenzustandes," gab der Fürst zur Antwort, „und Sie sind glücklich zu nennen, wenn diese Symptome drüben ebenso anklingen."

„Ich kann keinen solchen Anklang erwarten; — wohin sollte er auch führen?"

„Zu einer beglückenden Harmonie, die ich mit meinen besten Wünschen begleiten werde."

Der Oberingenieur hatte ohne zu antworten einen langen Blick auf seine Brücke geworfen, die sich nach und nach aus dem verhüllenden Gerüstholze elegant und doch gewaltig herausschälte; jetzt zeigte er mit der Hand dorthin und sagte: „Das Geräusch, welches Sie dort vernehmen, gnädiger Herr, das Tönen der Hämmer, das Klingen des Eisens auf einander, das Rollen der Steine und vor Allem das Brausen der Lokomotive, welche morgen über diese Schienen gleiten wird, ist die Harmonie, zu der mein vergangenes rastloses Leben paßt. Wie ich mir, wenn ich in den Bergen meine Linie tracire, hie und da bunte Feldblumen pflücke, um sie auf meinen Hut zu stecken, so fürchte ich auch, nur im Stande zu sein, ein freundliches Wort, einen raschen Händedruck flüchtig im Vorbeigehen erwiedern zu können; — der dahinbrausende Bahnzug mit seinem rastlosen Lauf, dem wir die Wege gebahnt, hat es uns angethan und macht es uns schwer, einen festen Wohnsitz zu wählen; wir müssen ihm folgen, ihm vorauseilen, unaufhaltsam immer zu."

„Sollten das nicht Phantasieen sein, die, in's Praktische übersetzt, ein andere Richtung nehmen, so bald ein tieferes, ich möchte sagen, schöneres Gefühl sie gewaltsam an die Scholle fesselt."

„Allerdings, wenn wir ein ſolches Gefühl in uns aufkommen laſſen, daſſelbe aber zu bekämpfen iſt die Aufgabe des Mannes meiner Art, der nun einmal den Drang in ſich fühlt, raſtlos vorwärts zu ſtreben.“

„Ich bewundere Sie, wenn Sie die Kraft dazu haben; — es iſt nicht Jedem gegeben.“

„Dem möchte ich widerſprechen, gnädiger Herr: wer allerdings ſo thöricht iſt, ſich von der Liebe zu einem weiblichen Weſen plötzlich überfallen zu laſſen, wird unterliegen; wer aber auf ähnliche Fälle gerüſtet, mit offenem Auge der Gefahr entgegenſieht, kann wie ein geſchickter Fechter auch den Blitz aus dem Auge eines ſchönen Weibes, der wie der Stahl nach ſeinem Herzen zielt, pariren.“

„Und Sie wären ſo gerüſtet?“ frug der Fürſt mit einem zweifelhaften Lächeln.

„Ich glaubte es wenigſtens zu ſein, und wenn auch meine Abwehr nicht vollkommen gelang, ſo ging doch die Wunde nicht ſo tief, um unheilbar zu ſein. Doch ſind wir dabei auf ein ſo kränkliches Kapitel gerathen, gnädiger Herr, daß es in der That durchaus nicht recht paſſen will zu dieſer friſchen, lachenden Umgebung — ſchauen Sie um ſich — iſt dieß nicht ein prachtvoller Blick von Gottes Erde? ſollte man nicht glauben, die Sonne ruhe auf ihm mit ganz beſonderer Liebe? Und darüber geſpannt der klare blaue Himmel mit einzelnen gen Weſten ſchwimmenden Wölkchen; ſollte man nicht Luſt bekommen, ſich aufzuſchwingen und mit ihnen zu ziehen; — ah,“ ſetzte er aufſpringend hinzu, „dort kommt auch ſchon mein Schlachtroß geſattelt und gepanzert, — ſehen Sie, gnädiger Herr, der Anblick erheitert meine Bruſt.“

Er deutete mit der Hand auf eine Lokomotive, die in dem oben erwähnten Thaleinſchnitte erſchien und ſich brauſend und ziſchend näherte.

„Es gilt hier eine erſte Probefahrt,“ ſetzte der Oberingenieur luſtig hinzu, „und wenn Sie von dieſer trefflichen Gelegenheit Ge-

brauch machen wollen, um das ſchnaubende Dampfroß zu beſteigen, ſtatt ſich, wie ſo oft, von ihm ziehen zu laſſen, ſo glaube ich nicht, daß es Sie gereuen wird."

„Mit Vergnügen," erwiederte der Fürſt, „man muß ſeine Kenntniſſe auf jede Art zu erweitern ſtreben, wer weiß, ob ich ſpäter noch einmal dazu komme."

„Zu gleicher Zeit fördert es bedeutend Ihren Weg; — eine kleine Stunde von hier, in der Richtung zu, in der wir fahren, liegt Edelsheim, — dort vor uns, wo die Hügel zur Linken mit einem wahren Blättermeere bedeckt ſind — prachtvolle Waldungen — jener ſtreitige Punkt, von dem ich Ihnen früher ſchon ſprach — ich werde an einer Stelle halten laſſen, von wo wir nach einer ſtarken Viertelſtunde aufwärts ſteigend das kleine Schlößchen erreichen können."

„Gehen wir alſo; — eine ſo treffliche Gelegenheit, in ſo angenehmer Geſellſchaft eine Lokomotivfahrt zu machen, wird mir wohl ſobald nicht wieder geboten."

Da hielt das Feuerroß vor ihnen auf den Schienen, und obgleich der überflüſſige Dampf ziſchend entwich, zitterte es ordentlich vor Kraft und Aufregung. Beide ſtiegen auf, die Ventile wurden geöffnet, und langſam anlaufend bewegte ſich die Lokomotive vorwärts, allmälig aber immer raſcher ihre Kolben bewegend, immer geſchwinder ihre Räder herumdrehend. Wie köſtlich, faſt berauſchend war das Gefühl, ſo dahinzufliegen, ſo unabhängig von einem ſchwerfälligen Bahnzuge ſich ſo ganz als Reiter des eiſernen Roſſes fühlen zu können.

Als es eine tüchtige Strecke durchlaufen hatte, ging es langſamer, hielt dann ſtill und lief hierauf den zurückgelegten Weg wieder zurück, dann etwas langſamer über die Brücke, wo es von den Arbeitern mit einem lauten, lang anhaltenden Hurrah, mit Schwenken von Hüten und Mützen begrüßt wurde; haſtig aufkeuchend ging es dann wieder in ſeinen wilden Lauf über, und

bald rauſchten neben ihnen die Wipfel der alten prachtvollen Bäume, von denen der Ingenieur vorhin geſprochen, wo die Lokomotive ihren Lauf mäßigte, dann hielt, und Beide abſtiegen, um auf einem ſchmalen Fußpfade aufwärts den Wald zu erreichen.

Wie der Ingenieur geſagt, erreichten ſie Edelsheim in einer ſchwachen halben Stunde, und fand der Fürſt das kleine Jagdſchlößchen ſo, wie es ihm ſein Begleiter beſchrieben; nur hatte er ſich ſelbſt in Etwas geirrt, das war nämlich in der Aufnahme, die er hier oben fand: er hatte ſich dieſe in ſeinen Gedanken etwas kühl ausgemalt, ja von einem ſehr ländlichen Lager in duftigem Heu geſchwärmt, und war deßhalb ganz angenehm überraſcht, als er fand, daß man von ſeiner Ankunft hier oben ſchon benachrichtigt war, und daß man ihn mit aller Berückſichtigung eines werthen Gaſtes empfing. Ein alter Kaſtellan mit weißen Haaren, ein langjähriger treuer Diener des fürſtlichen Hauſes, der hier einen verdienten Ruheposten gefunden, trat ihm gleich am Parkthore entgegen und ſagte ihm mit der Geſchwätzigkeit des Alters, daß man ſchon Vormittags auf ſeine Ankunft gehofft, ja daß die für ihn befohlenen Zimmer ſchon ſeit geſtern auf ganz beſonderen Befehl für ihn in Bereitſchaft geſetzt worden wären. Den Oberingenieur ſchien der Kaſtellan zu kennen und ſagte ihm mit einem leichten Seufzer, man habe hier oben deutlich das Brauſen der Lokomotive gehört, und es ſei in der That Schade, daß die angenehme Stille und Einſamkeit des Waldſchlößchens auf ſolche Art für ewig verloren gegangen ſei, worauf ihm Ramberg entgegnete, er müſſe ein kleines Uebel der großen Wohlthat des raſchen Verkehrs gegenüber ſtellen; „denken Sie ſich nur," ſagte der Ingenieur, „der Weg nach Warneck, zu dem Sie früher mit dem Wagen zwei Stunden brauchten, iſt jetzt mit der Eiſenbahn zu einer Länge von zwanzig Minuten zuſammengeſchrumpft, wie angenehm für Alle, welche hier zu thun haben, und auch für Sie, alter Herr, deſſen Einſamkeit jetzt durch zahlreichere Beſuche gemildert werden wird."

„Ob das gerade ein großer Vortheil für uns iſt," meinte der Kaſtellan mit einem pfiffigen Lächeln, „wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen, aber das iſt nun einmal ſo geworden, wie es hat werden ſollen, und man muß mit Allem zufrieden ſein, ſogar mit einer Eiſenbahn, die ich für meine Perſon gewiß nicht viel benützen werde, wenn es nicht gerade höchſten Orts befohlen wird."

Das Zimmer, welches Saleck angewieſen wurde, befand ſich im zweiten Stocke des kleinen Schloſſes. Sein Wohnzimmer hatte ein breites und hohes Fenſter nach Norden gelegen, über das ein ächter Maler vor Freude außer ſich gekommen wäre, und vor dem ſich die Landſchaft mit einer entzückenden Fernſicht ausbreitete; er aber zog das Fenſter ſeines Schlafzimmers vor, welches nach Oſten ging, wohinaus Warneck lag, wie ihm der Kaſtellan umſtändlich erklärte, und deſſen Beſchreibung er auf's Bereitwilligſte lauſchte. Dort hinaus ſah Saleck auch die Berghöhe, welche er überſchritten, ja zwiſchen dem Grün der dort ſpärlich wachſenden Bäumen entdeckte er die grauen Ruinen des alten Schloſſes Warneck. Hätte er dort oben gewußt, wo Edelsheim lag, ſo würde er von der Thurmruine aus den ſpitzen Giebel des Schlößchens entdeckt haben.

Die Zwiſchenſtation zwiſchen hier und dem Orte, wo ſeine Gedanken weilten, war unausſprechlich angenehm, denn es wurde ihm ſo leicht, in Gedanken wieder auf dem alten Thurme zu ſein und in das Thal hinabzublicken, wie er heute Morgen ſo lange gethan.

Als die Drei oben am Fenſter ſtanden, ſagte der Kaſtellan, der ſich rückwärts befand, zu Ramberg: „Sie haben mir auch verſprochen, Herr Oberingenieur, bei Ihrer erſten Hieherkunft die Zeichnung mitzubringen, welche Sie von Edelsheim gemacht; es würde mich außerordentlich freuen, zu ſehen, wie ſich unſer kleines Schlößchen auf dem Papiere ausnimmt."

„Ein Verſprechen, das ich gewiß halten werde, doch können Sie meine heutige Hieherkunft nicht rechnen, es geſchah das ſo unvorbereitet, daß ich nicht im Stande war, etwas mitzunehmen; doch

dieſer Herr da," mit dieſen Worten zeigte er auf Saleck, „iſt ein Landſchaftsmaler und wird es ſich gewiß angelegen ſein laſſen, verſchiedene Anſichten des Schloſſes zu zeichnen, die auch mehr Werth für Sie haben werden, als meine nüchternen architektoniſchen Aufriſſe."

„Aber für mich werden dieſelben unſchätzbar ſein," wandte ſich Saleck an Ramberg, „und ich könnte wohl in den Fall kommen, Sie ſpäter um Ihre Mappe zu bitten."

Der Ingenieur verbeugte ſich, und dann gingen ſie mit einander hinunter in den Park, wo Saleck eine Menge der hübſcheſten Punkte fand, die ihm für einige Tage Arbeit genug gaben, um ſeiner Rolle als Landſchaftsmaler vorderhand getreu zu bleiben.

Ramberg verließ Edelsheim nach einiger Zeit, um auf der Lokomotive, die unten im Thale hin und her fuhr, nach ſeinem Brückenbau zurückzukehren, während Saleck mit anerkennenswerther Thätigkeit ſogleich eine Arbeit vornahm; doch zeichnete er merkwürdiger Weiſe nichts von den Außenſeiten des Schlößchens, auch nichts von der reizenden Fernſicht, die er vom Fenſter aus hatte, vielmehr ſkizzirte er Schloß und Park Warneck, wie er es heute Morgen von dem alten Thurme geſehen.

IX.

Während Saleck in ſeiner Einſamkeit aus Linien und Strichen Schloß und Park Warneck konſtruirte, dabei mit beſonderer Vorliebe die Terraſſe anlegte, von der er an jenem Abend zum erſten Male wieder die Stimme der Prinzeſſin gehört, und während er in ſeine Arbeit die herzlichſten und innigſten Gedanken für ihre Bewohnerin verflocht, beſchäftigte ſich dieſe Bewohnerin ebenfalls in

ihren Gedanken mit ihm, aber nicht in der gleichen anmuthigen und freundlichen Weiſe.

Wir wiſſen, daß die Prinzeſſin Helene ſich von der Tafel in ihre Gemächer begab, auch daß ſie die Vorzimmer derſelben, wo ſich ihre Dienerſchaft befand, mit einer freundlichen, ungetrübten Miene durchſchritten hatte und dieſe auch ſo lange beibehielt, bis ſich die letzte Thüre hinter ihr geſchloſſen, und ſie ſich in dem uns wohlbekannten Eckkabinet allein befand. Da mit einemmale veränderte ſich der Ausdruck ihres Geſichtes; ſie preßte ihre Lippen feſt aufeinander und drückte zu gleicher Zeit ihre linke Hand auf ihr Herz, als wolle ſie das heftige und ſchmerzliche Klopfen darin zur Ruhe bringen; ihre Augen hatten allen Glanz der Freude und des Glücks verloren, und ſchimmerten trübe und unbeſtimmt durch hervorgequollene Thränen. Dieſer Ausdruck tiefen Schmerzes dauerte übrigens nicht lange; ſie trat haſtig an's Fenſter, blickte hinaus, trat mit dem Fuße ſcharf auf den Boden und ſprach mit einem trotzigen Blicke: „Ich will nicht — es ſoll mir gleichgültig und Alles vergeſſen ſein, nachdem ich geſagt, was ich ſagen muß und will.“ Dann griff ſie mit der Hand nach der Klingelſchnur neben ihrem Schreibtiſch und zog heftig daran, dreimal nach einander als Zeichen für ihre erſte Kammerfrau, daß dieſer der Ruf gelte. — Fräulein Miré erſchien auch alsbald durch eine Tapetenthüre mit einer etwas affektirten Eile und Beſorgniß, denn der ſchrille Ton der Klingel hatte ſie auf etwas nicht ganz Gewöhnliches vorbereitet.

„Ich fürchtete ſchon, Sie wären nicht zu Hauſe,“ ſagte die Prinzeſſin, ohne ſich umzuſehen, in etwas ſcharfem Tone, ſetzte aber ſogleich milde hinzu: „Das ſoll kein Vorwurf ſein, liebe Miré, da ich ja weiß, wie ſelten Sie ausgehen, wenn ich's nicht ſelbſt ausdrücklich befehle, damit Sie ſich die nöthige Bewegung machen; — aber jetzt freue ich mich recht ſehr, daß Sie nicht ausgegangen ſind.“

„Eure Hoheit ſind aufgeregt, Eure Hoheit haben Unangenehmes gehabt?“

„Unangenehmes gehabt? Ganz und gar nicht, meine Liebe,“ erwiederte die Prinzeſſin, indem ſie ſich raſch und mit einer angenommenen Heiterkeit herumwandte, „aufgeregt bin ich auch nicht, ich habe mich nur ein klein wenig geärgert.“

„Was ich von ganzem Herzen bedaure, Eure Hoheit — wer hätte es gewagt —?“

„Das ſollſt Du erfahren, weil ich von Deiner Anhänglichkeit an mich überzeugt bin und weiß, daß Du Vertrauen verdienſt.“

Statt aller Antwort faltete die erſte Kammerfrau ihre Hände und machte mit einem unausſprechlichen Ausdruck ihres Geſichtes eine leichte Verbeugung.

„Du weißt,“ ſtieß die Prinzeſſin nach einer längeren Pauſe hervor, während welcher ſie eine halbe Wendung gegen das Fenſter gemacht und ſo zur Seite mit ihrer Vertrauten ſprach, „daß ich Niemand quäle und plage, daß ich Niemand beenge und einſchränke, Du weißt, wie bequem ſich jeder Dienſt bei mir thun läßt, und wie wenig ich mich um Das bekümmere, was meine Damen in ihren Freiſtunden treiben. —“

Bei dieſen letzten Worten wußte Fräulein Mirs genau, wohin ihre Herrin ziele, und konnte ſich eines leichten, kaum hörbaren Seufzers nicht enthalten.

„Da ich vorausſetzte,“ fuhr die Prinzeſſin erregter fort, „daß meine Damen ſich in ihren Freiſtunden nur auf eine Art beſchäftigten, die ihrer Stellung vollkommen würdig ſei.“

„Daran kann wohl kein Zweifel ſein,“ erlaubte ſich die erſte Kammerfrau zu ſagen.

„Sagſt Du das im Ernſte, oder willſt Du mich nur beſchwichtigen? Gewiß das Letztere, denn ich weiß nur zu genau, wie ſehr Du Dich bemühſt, mir alles Unangenehme zu verſchweigen.“

„Das habe ich mir allerdings zuweilen zu thun erlaubt,

beſonders bei Sachen, die durchaus nicht in meinen Wirkungskreis gehören."

„Dein Wirkungskreis iſt aber, mir zu ſagen, was im Schloſſe vorgeht," fuhr die Prinzeſſin heftiger fort; — „o, keine Ausrede, keine Betheuerung; — Du erfährſt Alles, wie ich ganz genau weiß, aber Du überlegſt viel zu lange, ob Du mir etwas mittheilen ſollſt, und biſt dabei klug und verſtändig genug, um zu wiſſen, was mich intereſſirt."

„Dießmal weiß ich in der That nicht, was Eure Hoheit meinen."

„Nicht? in der That nicht? und doch kann ich nicht anders, als Dich mit einer Angelegenheit in Verbindung bringen, die mich ſehr empört."

„Mich, Eure Hoheit? — ich bitte flehentlich, ſich deutlicher zu erklären."

„Du haſt dieſen Herrn Saleck protegirt," ſagte die Prinzeſſin, indem ſich ihr Geſicht jetzt ganz dem Fenſter zuwandte, „Du haſt ihn bei Dir empfangen, Du haſt mich in eine Falle gelockt, denn ich kam, wie immer, arglos in Dein Zimmer hinauf und mußte dort mit jenem Manne ſprechen, dem ich für gut befunden, eine Audienz zu verſagen."

„Eure Hoheit ſehen mich beſtürzt und unfähig, etwas darauf zu erwiedern; ich würde in der That höchſt unglücklich ſein, wenn ich fürchten müßte, Eure Hoheit würden glauben, ich hätte in dieſer Sache mit Ueberlegung für jenen Herrn gehandelt."

„Wie kam er zu Dir?"

„Er brachte mir einen Empfehlungsbrief des Schloßhauptmanns Werner in ſehr wenigen aber dringenden Zeilen."

„Ah, Herr Werner ſpielt auch in dieſer Geſchichte, ich hätte es mir denken können."

„Eure Hoheit wiſſen am Beſten," fuhr die Kammerfrau in einem weichen, faſt flehenden Tone fort, „daß ich nicht erwarten konnte, Eure Hoheit erſcheinen zu ſehen."

„Ich gebe das zu, aber anſtatt mich mit jenem Herrn ſo bereitwillig allein zu laſſen, hätteſt Du dableiben und ihn verabſchieden ſollen.“

„Gewiß, das hätte ich thun ſollen,“ ſagte Fräulein Miré mit großer Unterwürfigkeit, „und ich werde mir bei einem ähnlichen Falle ein ſolches Vergehen gewiß nicht wieder zu Schulden kommen laſſen.“

„Ah, bei einem ähnlichen Falle,“ rief die Prinzeſſin unmuthig, „ein ſolcher ähnlicher Fall wird wohl nie mehr vorkommen, ich hoffe beſonders, dieſem Herrn nicht mehr zu begegnen, obgleich es immer noch möglich wäre; denn dieſer Herr von Saleck, Dein Protégé, ſcheint es ſich zur Aufgabe zu machen, zu allen Stunden des Tages und des Abends hier im Schloſſe zu ſein.“

„Unmöglich, Eure Hoheit; — was ſollte er hier im Schloſſe zu ſuchen haben?“

„Du biſt komiſch, was ein junger Mann hier im Schloſſe zu ſuchen hat, das zu errathen wird Dir nicht ſchwer werden, wenn ich Dir ſage, wo dieſer Herr unter Anderem geſehen wurde.“

„Ich bitte Eure Hoheit dringend, mir das zu ſagen.“

„Zu einer Stunde, wo man ſich ſonſt, ohne eingeladen zu ſein, im Schloſſe nicht ſehen läßt, Abends zwiſchen neun und eilf Uhr.“

„Eure Hoheit ſehen, wie ich erſchrecke, doch darf ich mir wohl die Vermuthung erlauben, daß dieſer Mann, wenn er auch um jene Zeit im Schloſſe geſehen wurde, bei einem der Herren Seiner Hoheit war.“

„Im Gegentheil,“ gab die Prinzeſſin merkwürdig ruhig und trocken zur Antwort, „er war vielmehr zwiſchen neun und eilf Uhr bei einer der Damen meiner Hoheit.“

„Unmöglich — rein unmöglich.“

„Gute Miré, wir halten viel für unmöglich, was doch geſchieht; — ich weiß poſitiv, daß es ſo war, wie ich Dir geſagt, ſoll mich das nicht aufregen?“

ſchmutzige Bank hinzuſitzen, lehnte ſich an den Tiſch und trank das Wohl der alten Frau Welſcher, der alten verſtorbenen Marie und blinzelte dabei auf den Mann am Ofen hin, dem dieſer Toaſt nicht beſonders zu behagen ſchien. Auch die ſchmutzige Wirthin hätte etwas Anderes gewünſcht, denn ſie warf die Oberlippe auf und murmelte dem fremden Gaſte lachend etwas in die Ohren.

Dieß hielt aber den Kutſcher durchaus nicht ab, beſagten Toaſt noch einmal auszubringen, und dabei ſtieß er den Hoflakaien Jean in die Rippen, murmelte lachend ein paar Worte und zeigte dabei auf den Mann am Ofen.

Jean ſchmunzelte, hob ſein Glas in die Höhe und ſagte: „He, Joſeph! wißt Ihr nicht, wer jener dumme Kerl war, der Euch beim letzten Hofball in den Weg ſprang und den Ihr nur breit hättet überfahren ſollen?“

„Genau weiß ich es nicht,“ lachte der Kutſcher, „aber es wird wohl ein Polizeiſpion geweſen ſein. Ueberfahren, das darf man nicht thun, bei Leibe nicht! aber ich habe meine neue Peitſchenſchnur an ihm verſucht, daß der Hallunk einen Satz machte, es war gar zu poſſierlich.“

„Wer war das, von dem die Rede iſt?“ fragte der Jäger.

„Wer wird's geweſen ſein?“ ſagte Joſeph: „ſo ein alter räudiger, abgeſchlagener alter Hund von einem Aufpaſſer, ſo ein Kerl, der es nicht wagt, ein paar Beſoffene feſtzuhalten, die aus dem Wirthshaus herauskorkeln und den größten Scandal auf der Straße machen, weil er fürchtet, Prügel zu bekommen, ſo ein verſlitzter alter Hallunke, der einen Hofwagen Nachts um ein Uhr anhält, wo weit und breit keine Menſchenſeele mehr auf der Straße, einen alten Hofwagen, die immer in ſolidem Trab fahren und noch nie Jemanden beſchädigt haben, ſo ein alter Kerl, der allen Mädels nachläuft, der anſtändigen Leuten das Cigarrenrauchen verbietet und armen Weibern, die ihr altes Amt verlieren, durch ſcheußliche, giftige Bemerkungen das Leben ſauer macht — ſo ein alter Lump — ein miſerabler — einäugiger!“

„Wenn dem ſo iſt," erwiederte die erſte Kammerfrau mit großer Entſchiedenheit, „ſo bin ich erſtaunt, Eure Hoheit noch ſo ruhig zu ſehen."

„Es iſt meine Pflicht, ruhig zu ſein, um keine Ungerechtigkeit zu begehen," gab die Prinzeſſin zur Antwort, nachdem ſie einen Gang durch ihr Kabinet gemacht. „Die Sache iſt, wie ich Dir geſagt: jener Herr war Abends von neun bis eilf Uhr im Pavillon meiner Hofdamen; doch um zu erfahren, wem ſein Beſuch dort gegolten, werde ich die beiden Damen ſelbſt befragen; wer es wagt, ſolche Beſuche anzunehmen, wird auch den Muth haben, dieſes zu geſtehen; — ſende ſogleich einen Lakaien hinüber und laß die Gräfin Eller und Fräulein von Saint-Aubin bitten, hieherzukommen."

„Soll ich's nicht vielleicht ſelbſt?"

„Nein, meine liebe Miré, ich brauche Dich ſpäter wieder, — haſt Du das Schreiben des Schloßhauptmanns noch?"

„Es wird noch droben zu finden ſein."

„So bring' es mir ſpäter, nachdem Du meinen Auftrag ausgerichtet; — ich möchte ſehen, wie dieſe Zeilen abgefaßt ſind."

Die Kammerfrau verließ das Kabinet, um einen Lakaien in den Pavillon zu ſenden, und ging dann ſogleich in ihr Zimmer hinauf, von wo ſie das verlangte Billet bald nachher brachte. Die Prinzeſſin nahm es und entließ ihre Kammerfrau mit einem freundlichen „bis ſpäter", dann warf ſie ſich in ihr Sopha, nahm das kleine Billet vor und las es bedächtig, zuerſt die Aufſchrift, dann den Inhalt, doch ſchienen ihr die wenigen Zeilen keine weitere, vielleicht ſehnlichſt gewünſchte Auskunft zu geben: die Hand mit dem Papiere ſank in ihren Schooß hinab, und ſie blickte, allmälig in tiefe Träumereien verſinkend, ſtarr vor ſich nieder.

Das Oeffnen der Thüre durch den Kammerdiener ſchreckte ſie aus ihren Phantaſien auf, und ſie nahm mit dem äußeren Anſchein großer Ruhe die Meldung entgegen, daß die Damen Ihrer Hoheit ſich draußen befänden.

„Ich laſſe ſie bitten, hereinzukommen.“

Gleich darauf erſchien Fräulein von Saint-Aubin und die Gräfin Eller, beide in einer einigermaßen geſpannten Erwartung, zu ſo ungewohnter Stunde berufen zu ſein, namentlich konnte ſich die kleine Gräfin nicht enthalten, einen Anflug von Verwunderung zur Schau zu tragen, während Fräulein von Saint-Aubin ernſt und ruhig wie immer erſchien, heute jedoch nicht ohne eine kleine Anſtrengung, denn eine Ahnung ſagte ihr, um was es ſich handle.

Die Prinzeſſin hatte während ihrer Träumereien von vorhin überlegt, ob ſie die Angelegenheit, um welche es ſich handelte, ſogleich ohne beſondere Einleitung in Angriff nehmen ſolle, oder ob es beſſer ſei, über ein anderes Geſprächsthema allmälig dahin zu gelangen. Letzteres Verfahren war milder, und ſie hatte ſich nach einigem Kampfe dafür entſchloſſen. Als ſie nun aber Viktorine von Saint-Aubin vor ſich ſah, dieſes ſchöne, ruhige und klare Auge erblickte, in welchem keine Spur von irgend einer Erwartung, irgend einer Verwirrung zu leſen war, als ſie ihre zuverſichtliche, entſchloſſene Haltung bemerkte, da vergaß ſie ihres Vorſatzes, ja ſie konnte ſich nicht enthalten, etwas haſtig aufzuſtehen, und während ſie mit der rechten Hand feſt in die gepolſterte Lehne des Sopha's griff, mit einigermaßen erregtem Tone zu ſagen: „ich erfahre angenehme Geſchichten, meine Damen, Dinge, über die ich gezwungen bin, mir eine Erklärung auszubitten.“ Eigenthümlicher Weiſe wandte ſie ſich bei dieſer Anrede direkt an die Gräfin Eller, deren Verwunderung in förmliches Erſchrecken überging, und die mit einem fragenden Blicke jetzt die Prinzeſſin, dann ihre Freundin anſchaute.

„Gewiß, meine Damen,“ fuhr die erſtere fort, „ich war auf's Unangenehmſte überraſcht, und wenn ich auch noch zweifeln möchte, daß es ſich ſo verhalte, wie man mir gemeldet, ſo wurden mir doch jene Thatſachen in ſo beſtimmter Weiſe mitgetheilt, daß ein Zweifel kaum möglich iſt. Sie wiſſen,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort,

während der ſie ſich gewaltſam zwang, mit großer Ruhe zu ſprechen, „daß ich Ihnen nie verwehrte, Beſuche Ihrer Bekannten zu empfangen: Sie haben in Ihrer Stellung das Recht dazu, doch wiſſen Sie auch ebenſo genau, daß für gewiſſe Beſuche Stunden vorgeſchrieben ſind, welche die Etikette, ja die Schicklichkeit beſtimmte, und von denen in gewiſſen Fällen nicht abgegangen werden ſollte."

„Eure Hoheit ſehen mich auf's Höchſte erſtaunt," ſagte die kleine Gräfin, während es um die Lippen des Fräuleins von Saint-Aubin leiſe, faſt unmerklich zuckte, und ſie im Begriffe war, einen Schritt vorwärts zu thun, doch wandte ſich die Prinzeſſin in dieſem Augenblicke wieder ſo entſchieden gegen die Gräfin Eller, daß Viktorine gefeſſelt ſtehen blieb.

„Ah, Sie ſind erſtaunt, Gräfin? ich war es nicht minder, als ich erfahren mußte, daß vor einigen Tagen, es war am Dienstag Abend um neun Uhr, ein Herr bei Ihnen zum Beſuche zugelaſſen wurde, der bis nach elf Uhr blieb; — — — — habe ich Unrecht, darüber erſtaunt zu ſein?"

„Bei mir, Hoheit?"

„In dem Pavillon, den Sie bewohnen."

Fräulein von Saint-Aubin that einen tiefen Athemzug und ſagte dann vortretend mit großer Ruhe, ohne jetzt irgend ein Zeichen der Verwirrung zu verrathen, „von dem Beſuche, den Eure Hoheit andeuten, iſt der Gräfin Eller nichts bekannt."

„Aber Ihnen, nicht wahr?" wandte ſich die Prinzeſſin nun raſch mit einem leuchtenden Blicke an Viktorine.

„Ja, Hoheit, mir iſt dieſer Beſuch bekannt, denn er galt mir und wurde von mir empfangen."

„Ein junger Mann, Abends nach neun Uhr, der bis nach eilf Uhr bei Ihnen blieb, — ah, das iſt delicids. — Es wird wohl Ihr Bruder geweſen ſein, Fräulein von Saint-Aubin, — ich wußte in der That nicht, daß Sie einen Bruder hätten."

„Ich bin auch nicht ſo glücklich, einen ſolchen zu beſitzen," gab

ſie zur Antwort, — „es war ein Jugendfreund von mir, der einzige Menſch, der ſich freundlich um mich bekümmert, den ich ſeit vielen Jahren nicht geſehen, und der allerdings die nicht ganz paſſende Zeit wählte, um mir einen Beſuch abzuſtatten.“

„Warum, mein Fräulein, fanden Sie damals jene Zeit nicht unpaſſend und verweigerten es, ihn zu empfangen, ja warum erlaubten Sie ihm, Sie zu jener Zeit zu beſuchen? — Und Sie haben ihm das erlaubt, denn es wurde von Ihrem Fenſter ein Zeichen gegeben, daß er kommen dürfe, und er kam.“

Die kleine Gräfin blickte bei dieſer furchtbaren Anklage ihre Freundin mit einem unverkennbaren Ausdruck des tiefſten Schreckens an; — ihre Viktorine, welche ſie ſo ſehr liebte und verehrte, ließ ſich eine ſolche Anklage gefallen, nicht nur ohne ſie widerlegen zu können oder zu wollen, ſondern ſogar ohne von derſelben erſchüttert zu ſcheinen.

„Ich erlaubte mir ſchon, Euer Hoheit zu ſagen, daß jener Herr, um den es ſich handelt, mein Jugendfreund iſt, daß er im Hauſe meiner Eltern von meinem ſtrengen Vater und von meiner Mutter, die in Betreff der Schicklichkeit ſcharf zu unterſcheiden verſtanden, wie das Kind des Hauſes betrachtet wurde, daß er mich dringend bat, mich um dieſe Stunde ſehen zu dürfen, und dabei,“ ſetzte ſie ſtolz hinzu, „will ich ſogar hinzufügen, daß ſowohl Eure Hoheit, als die ganze Welt unſerer Unterredung hätten anwohnen können.“

„Einer Unterredung, die bis nach elf Uhr dauerte?“ ſagte die Prinzeſſin mit einem ſpöttiſchen Lächeln.

„Dieſes iſt der einzige Punkt, den ich mir zu beſtreiten erlauben muß; — jener Beſuch kam vor neun Uhr an und verließ mich vor zehn Uhr wieder.“

„Ah,“ machte die Prinzeſſin mit einer ungeduldigen Bewegung, — „es iſt mir intereſſant, Ihnen, die mit ſo großer Ruhe, faſt mit dem Ausdruck des Wohlgefallens dieſes Betragen zugibt, eine Unwahrheit nachweiſen zu können.“

„Ich habe nie eine Unwahrheit geſagt,“ erwiederte Fräulein

von Saint-Aubin, wobei es zum erſten Male bei dieſer Unterredung in ihrem Auge eigenthümlich aufblitzte.

„Gut, mein Fräulein,“ antwortete die Prinzeſſin, mühſam an ſich haltend, „ich finde es begreiflich, daß Sie den ſchwerſten Theil der Anklage von ſich abzuwälzen ſuchen, — reden wir heute nicht mehr darüber. — Daß ich ſo freundlich war, Sie ſelbſt ohne andere Zeugen, als die Gräfin Eller, welche bei dieſer Unterredung nothwendig war, zu befragen, hat ſeinen Grund darin, daß ich Ihnen eine öffentliche Beſchämung erſparen wollte, und hätte es vielleicht dabei ſein Bewenden haben können, wenn Sie mir den Sachverhalt dieſer unangenehmen Angelegenheit ohne Rückhalt mitgetheilt hätten; — Sie haben für gut befunden, dieß nicht zu thun, weßhalb ich mich veranlaßt ſehen muß, meiner Oberſthofmeiſterin, Gräfin Sporbach, dieſen eigenthümlichen Fall mitzutheilen; bis dieſe ſich darüber ausgeſprochen haben wird, erſuche ich Sie, die Gräfin Eller allein den Dienſt bei mir verſehen zu laſſen.“

Noch einen kleinen Augenblick blieb Fräulein von Saint-Aubin aufrechten Hauptes vor ihrer Gebieterin ſtehen, und erſt als dieſe ſich raſch von ihr ab gegen das Fenſter zu wandte, verließ ſie nach einer tiefen Verbeugung das Gemach.

Nicht ſo leicht nahm übrigens die kleine Gräfin dieſen für ihre Freundin ſo niederſchlagenden Ausgang; ja, als Viktorine das Kabinet verlaſſen hatte, zuckte ſie heftig zuſammen und machte eine Miene, als ob ſie ihr folgen wollte, doch beſann ſie ſich eines Andern, eilte auf die Prinzeſſin zu, ergriff ihre Hand, die ſie an ihre Lippen drückte, was übrigens jene nicht ohne Widerſtreben geſchehen ließ und nur lächelnd duldete, als ſie bemerkte, wie ſich das Auge der Gräfin mit Thränen füllte, und dieſelbe mit bebender Stimme ſagte: „O, Eure Hoheit ſind in der That zu hart verfahren mit meiner guten, lieben Viktorine; es muß in allem Dem ein großes Mißverſtändniß obwalten; ſie kann nichts gegen die Schicklichkeit oder gegen die Etikette begangen haben, gewiß nicht.“

„Es ſcheint mir," ſagte die Prinzeſſin, indem ſie etwas pikirt ihre Hand zurückzog, „Fräulein von Saint-Aubin hat in allen Kreiſen große Eroberungen gemacht."

„Und mit Recht, Hoheit; ich liebe ſie mehr als eine Schweſter, — o, Sie ſollten es kennen, dieſes reiche Gemüth, dieſes edle Herz, das tiefe Gefühl, mit der ſie jede Sache zu veredeln weiß, mit dem ſie lebt, liebt und leidet."

„Ich kenne nur ihre kalte Außenſeite, — alſo dieß Marmorbild verſtände in der That zu lieben?"

„Ja, Hoheit, ſie liebt mich hingebend und aufopfernd; ob ſie ſonſt Jemand liebt, weiß ich nicht."

„Närriſches Kind," gab die Prinzeſſin nach einigem Nachdenken zur Antwort, während ſie nicht ohne Wohlwollen die erhitzten Wangen der kleinen Gräfin betrachtete, „glauben Sie denn, ein ſolch' verſchloſſenes Herz, wie das des Fräuleins von Saint-Aubin, gewährte Ihnen, der Freundin, einen Blick in ſeine Tiefen? — — Glauben Sie," fuhr ſie in härterem Tone fort, „was ich ihr gegenüber geſagt, weiß ich aus der beſten Quelle; es würde mir nie eingefallen ſein, ſie anzuklagen, wenn ich nicht vollkommen unterrichtet geweſen wäre; — — ah, ſehen Sie, Eliſe, ob Ihre treue Freundin aufrichtig gegen Sie geweſen iſt, — — hat ſie Ihnen etwas von jenem Beſuche geſagt?"

„Ja, ſie ſprach mit mir darüber, aber allerdings ohne die Nebenumſtände, welche jenen Beſuch in den Augen Eurer Hoheit zu einem Fehler gemacht; ſie erzählte mir von ihrem Jugendfreunde, den ſie ſeit lange nicht geſehen."

„Ah, ſie erzählte Ihnen doch davon, und wahrſcheinlich mit großer Wärme und Innigkeit?"

„Ich ſehe keinen Grund, dieſes zu leugnen, — Viktorine ſprach mit mir über dieſes Ereigniß bewegter, als ich ſie je geſehen."

„Und nannte ſie den Namen dieſes Jugendfreundes? Iſt er

in einer Stellung, um Fräulein von Saint-Aubin eine Zukunft bieten zu können?"

„Seinen Namen nannte ſie nicht, und begreiflicher Weiſe forſchte ich auch nicht darnach; es freute mich, Viktorine, die meiſtens ſehr ernſt iſt, freundlich erregt zu ſehen; ſie erzählte mir im Allgemeinen von dieſem Vorfall, und wir plauderten darüber, wie eben Mädchen in einem ſolchen Falle zu plaudern pflegen."

„Und bei dieſem Geplauder erfuhren Sie, daß Fräulein von Saint-Aubin ihren Jugendfreund liebt und von ihm wiedergeliebt wird?"

„Poſitiv erfuhr ich das durch keine Aeußerung; aber, um aufrichtig zu ſein, denke ich mir, es iſt ſo, wie Eure Hoheit geſagt, und das," fuhr ſie in einem bittenden Tone fort, „bitte ich flehend, werden Eure Hoheit der armen, guten Viktorine doch nicht für einen zu großen Fehler anrechnen?"

Die Prinzeſſin hatte ſich abermals dem Fenſter zugewandt und ſagte erſt nach einem längeren Stillſchweigen ungeduldig: „Sie vermengen die Thatſachen mit den Umſtänden, welche dieſe begleiten. Habe ich nicht mit großer Ruhe zu Fräulein von Saint-Aubin geſprochen? — War ich vielleicht heftig? — Gewiß nicht. Glauben Sie nicht, daß ich jedes Wort vorher überlegt, welches ich zu ihr ſprach? Auch wüßte ich keine Gründe, mehr hinter dieſer Sache zu ſuchen, als dieſelbe darſtellt; — welche Gründe ſollten mich auch bewegen? — keine — keine."

„Alſo darf ich vielleicht Viktorine ſagen, Euer Hoheit Zorn habe ſich nach genauer Ueberlegung vermindert, Eure Hoheit würden nichts dagegen haben, ſie morgen wieder zu ſehen?"

„Nein, bei Gott, das ſollen Sie nicht ſagen, Gräfin Eller, das wäre offenbar Komödie geſpielt; — ich will dieſe mir ſehr unangenehme Angelegenheit in der That reiflich überlegen, und dann wollen wir ſehen, — Adieu, Gräfin, ich ſehe Sie ſpäter noch."

So verabſchiedet konnte die Gräfin nichts thun, als ſich nach

einer tiefen Verbeugung zurückziehen, was ſie alsbald that, worauf ſie mit ſo ruhigem Gange, als es ihr möglich war, die Appartements der Prinzeſſin durchſchritt. Kaum aber hatte ſie die letzte Thüre derſelben hinter ſich und betrat den großen Saal, ſo flog ſie durch denſelben wie ein gejagtes Reh und eilte in das Zimmer ihrer Freundin, die am Fenſter ſaß und in die von der Abendſonne beleuchtete Landſchaft hinausblickte. Neben dem Fauteuil ihrer Freundin warf ſich die kleine Gräfin nieder, verbarg ihr Geſicht in deren Schooß und weinte laut und bitterlich.

Auch in Viktorinens Augen, die bisher ruhig und glanzvoll wie immer geſchaut, zeigten ſich jetzt ein paar ſchimmernde Thränen; ſie beugte ſich langſam herab und drückte ihre Lippen feſt und innig auf das blonde Haar ihrer Freundin, dann hob ſie ihr ſanft das Haupt empor und ſagte: „Meine gute Eliſe, es iſt ja gerade, als hätten wir die Rollen getauſcht, und als ſeieſt Du ausgeſcholten worden und nicht ich.“

„O wäre ich's, der man dieſe harten Worte geſagt,“ erwiederte die Gräfin mit ſchluchzender Stimme, „ich hätte vielleicht mit weniger Schmerz geweint als jetzt; es hätte mich wahrſcheinlich auch betrübt, nur nicht ſo tief und anhaltend, wie Dich; morgen hätte ich vielleicht über die ganze Geſchichte gelacht und ſogar der Oberſthofmeiſterin bewieſen, daß nicht immer etwas Unrechtes dabei ſein muß, wenn man einen Jugendfreund auch einmal nach neun Uhr Abends empfängt — im Sommer und auf dem Lande. Sie hätte meine Gründe einſehen müſſen, und in drei Tagen wäre die ganze Geſchichte vergeſſen geweſen, — aber Du wirſt nichts vergeſſen.“

„Nein, ich werde das nicht vergeſſen.“

„Siehſt Du, deßhalb habe ich vollkommen Grund, betrübt zu ſein, — gewiß, Du wirſt nicht vergeſſen, Du wirſt mit keinem milden und freundlichen Worte einlenken, Du wirſt es bis zum Aeußerſten treiben, und das ertrage ich nicht.“

„Was nennſt Du das Aeußerſte?“

„Eine Trennung von Dir, o, ich kenne Deinen unbeugſamen Charakter, Du wirſt es der Prinzeſſin unmöglich machen, daß ſie Dir ein freundliches, verſöhnendes Wort ſagt.“

„Und wozu ſollte das auch führen, da ſie mich meines Dienſtes entlaſſen hat?“

„Das iſt nicht der Fall,“ ſagte haſtig die kleine Gräfin, indem ſie ſich raſch aufrichtete, „das hat ſie nicht gethan; um Gotteswillen, Viktorine, ſo wirſt Du doch ihre Worte nicht aufgenommen haben, das wäre ja entſetzlich; ſie hat nur geſagt, ſie wünſche, daß Du ſo lange keinen Dienſt thäteſt, bis ſie mit der Oberſthofmeiſterin über dieſen Gegenſtand geſprochen.“

„Ganz recht, das waren ihre Worte,“ gab Fräulein von Saint-Aubin allerdings mit großer Ruhe zur Antwort, doch verriethen ihre bebenden Lippen den Sturm ihres Innern; „aber ſie hat das geſagt in Folge eines Ereigniſſes, von dem ich wenig wegzuſtreiten vermag und will; ſie hat mich dieſes Ereigniſſes wegen nicht mehr für würdig gehalten, meinen Dienſt zu thun, und da dieſes Ereigniß feſtbeſtehen bleibt, ſo bleibt ſich auch meine Unwürdigkeit gleich.“

„Sei nicht ſo hart, Viktorine, ſie und alle Welt wird das morgen mit andern Augen anſehen.“

„Da kennſt Du die Welt ſchlecht,“ erwiederte Fräulein von Saint-Aubin in bitterem Tone, „ſie wird ſich freuen, daß ich mich endlich gezeigt, wie ich ſchon lange geweſen; Jeder wird ſich bemühen, einen Stein auf mich zu werfen, und die eklatanteſte Genugthuung, wenn eine ſolche nöthig wäre, würde mich nicht vor mitleidigem Achſelzucken ſchützen, und das ertrüge ich nicht.“

„Es wird es auch Niemand wagen, man kennt Dich zu genau.“

„Man wird es wagen, gerade weil man mich jetzt kennt, oder glaubſt Du, es könnte mir einfallen, jene Zuſammenkunft leugnen zu wollen, — jene Zuſammenkunft,“ ſetzte ſie mit aufwärts gerichtetem Blicke hinzu, „ſo würdig und unſchuldig vor dem Allwiſſenden,

wie unwürdig und ſchuldig vor den Augen der Welt; — ſei es darum; Du weißt es am Beſten, wie ich von jeher dieſe Welt geachtet und geliebt."

„Und an mich denkſt Du gar nicht," ſagte die kleine Gräfin nach längerem Stillſchweigen, während ſie mit gefalteten Händen vor ihr ſtand und ſie mit ſchimmernden Augen anblickte, — „mich würdeſt Du ohne Bedenken allein hier zurücklaſſen, Deine arme, kleine Eliſe, die Deiner ſo nothwendig bedarf, und welche Dich ſo ſehr liebt." Sie wandte ſich nach dieſen Worten ab, ließ ſich aber ohne viel Widerſtreben von Viktorine, welche ihre beiden Hände ergriffen hatte, an ſich ziehen, und es that jetzt auch Viktorinen ſo innig wohl, ihrem zuſammengepreßten Herzen durch einen Strom wohlthätiger Thränen Luft zu machen.

Nach einer ſchönen Sage gibt es Thränen, deren Tropfen nicht auf den Boden rollen, ſondern welche von den Lüften gierig aufgezehrt werden, davon getragen oft in weite, weite Fernen, und von denen ein Atom, ein Hauch genügt, im Herzen eines Andern eine ſüße Luſt oder einen tiefen Schmerz zu erzeugen. Die Thränen, welche hier geweint wurden, waren von dieſer ſo reinen und flüchtigen Art, und wir ſind überzeugt, daß dieſelben auf jene wunderbare Art wohl im Stande geweſen wären, in irgend Jemanden einen ſtechenden Schmerz zu erregen; doch wollte das Schickſal noch ſicherer gehen und bediente ſich, um dieſe Abſicht zu erreichen, eines körperlicheren Mittels in Geſtalt des Fräulein Miré, welche, wie wir leider geſtehen müſſen, nach Ihrer Unterredung mit der Prinzeſſin die geheime Treppe zu ihrem Zimmer nicht vollſtändig emporgeſtiegen war, wenigſtens nicht ohne die allerlängſten Pauſen. In einer dieſer Pauſen nun, wo ſie, vielleicht zufällig horchend, ſtehen blieb, vernahm ſie die ganze Unterredung der Prinzeſſin mit ihren Damen, wobei ſie in ihrem Herzen begreiflicher Weiſe Partei für letztere nahm; konnte es doch jeder Dame im Schloſſe paſſiren, daß ſie in einem dringenden Falle auch nach neun Uhr noch ge-

Der Gaſt am Ofen zuckte bei den Ehrentiteln, die dem großen Unbekannten ſo freiwillig geſpendet wurden, heftig zuſammen und war namentlich beim letzten Prädikat, das von einem fehlenden Auge ſprach, im Begriff, ſich haſtig herum zu drehen; doch bezwang er ſich und blieb ruhig ſitzen.

Der Achter war endlich getrunken, und die Geſellſchaft ſchickte ſich an, mit großem Geräuſch, laut geſprochenen Worten und vielem Sporengeklirr in den zweiten und dritten Stock hinauf zu ſteigen. Kaum aber hatten Alle das Zimmer verlaſſen, ſo ſprang der Gaſt am Ofen von ſeiner Bank in die Höhe, ballte die Fäuſte nach der Thür, fletſchte die Zähne und rief, während ſein einziges Auge giftig leuchtete: „Wartet, ihr Hofgeſindel, ich will Euch den einäugigen, miſerablen Lumy noch eintränken!“

Droben indeſſen klopfte der Herr Joſeph Winkler gar zierlich an die Thür der Frau Welſcher, und als man von innen Herein! rief, öffnete er, und der Glanz und die Pracht, von der wir oben geſprochen, trat in das Zimmer vor die verwunderten Büglerinnen.

Nach ein paar Augenblicken des Staunens von Seiten der Frau Welſcher, der Kiliane, des Herrn Dubel und ſämmtlicher Kinder und Arbeiterinnen nahm Joſeph das Wort und erklärte, daß ſie ſammt und ſonders gekommen ſeien, um der Frau Welſcher feierlichſt dafür zu danken, daß ſie ſich des armen und verwaisten Kindes angenommen, wofür ihr Gottes Lohn nicht ausbleiben werde, und daß ſie ferner ſich erkundigen wollten, wie es der kleinen Marie gehe und was ſie thue und treibe, daß ſie nicht unterlaſſen könnten eine Kleinigkeit an Geld, worunter zwei Dukaten, die ſie für das Kind zuſammengebracht, hiermit geziemend zu übergeben.

Dieſe Rede des Herrn Winkler war ſehr rührend und feierlich, und die Frau Welſcher, welche dieſelbe Livree vor ſich ſah, die ihr ſeliger Mann auch getragen, fuhr, übermannt von ſüßen Erinnerungen und nachdenkend, mit der Hand über die Augen;

nöthigt geweſen wäre, einen derartigen Beſuch bei ſich zu empfangen. So ſprach es in ihrem Innern für Fräulein von Saint-Aubin, wobei ihr übrigens die Handlungsweiſe Saleck's in einem zweideutigen Lichte erſchien, und ſie auch in der Rückſicht ihrer Gebieterin nicht vollſtändig Unrecht zu geben vermochte; — auch ihr erſchien dieſer Menſch jetzt räthſelhaft, unbegreiflich, denn was konnte ihn vermögen, ſo zu handeln? warum ſuchte er ſo leidenſchaftlich um eine Audienz bei der Prinzeſſin nach? wollte er durch dieſe auf Fräulein von Saint-Aubin wirken oder umgekehrt durch die Hofdame auf die Gebieterin?

In ihrem Zimmer angekommen ging die erſte Kammerfrau Ihrer Hoheit ziemlich aufgeregt hin und her und winkte ſelbſt ihrem Stubenmädchen, welche ihr eine Meldung machen wollte, haſtig, zurückzubleiben und ſie nicht in ihren Gedanken zu ſtören, doch mochte dieſe ihre Botſchaft für wichtig genug halten, eine ſolche Unterbrechung immerhin zu wagen, denn ſie ſtellte ſich der haſtig auf und ab Wandelnden in den Weg und hielt einen Brief empor mit den Worten: „Aus der Reſidenz".

Vielleicht traf in dieſem Augenblick der Ideengang des Fräulein Miré mit der Meldung zuſammen, denn ſie blieb ſtehen, griff haſtig nach dem Schreiben und, nachdem ſie die Aufſchrift geleſen und das Siegel betrachtet, trat ſie mit allen Zeichen höchſter Erregung an das Fenſter, riß den Umſchlag ab und hatte nicht ſobald den Inhalt des Schreibens durchflogen, als ihre Hand mit einem leichten Aufſchrei die Lehne eines Stuhles ſuchte, wie um ſich daran zu halten, — ja dabei drückten die Mienen der erſten Kammerfrau eine ſolche Beſtürzung aus, daß die Ueberbringerin des Briefes, welche ſtaunend vor ihr ſtand, herbeieilte, um irgend eine, ihr bis jetzt ſelbſt noch unbekannte Hülfe zu leiſten, doch winkte Fräulein Miré ſo energiſch nach der Thüre zu, daß das Stubenmädchen haſtig aber nicht ohne leichtes Kopfſchütteln das Zimmer verließ.

Der Brief, den die erſte Kammerfrau der Prinzeſſin Helene erhalten, lautete folgendermaßen: „Verehrtes Fräulein! Mit dem beſten Danke, daß Sie, wie ich aus Ihren Zeilen erſah, meinen Empfohlenen freundlich bei ſich aufgenommen, beeile ich mich, Ihnen dieſelben zu erwiedern, muß aber, indem ich Ihre Frage, welche mir gewiſſermaßen die Piſtole auf die Bruſt ſetzt, kurz und bündig beantworte, ein paar nothwendige Worte anfügen, welche ich dringend bitte, ihrem Sinn und Inhalte nach nicht zu überſehen.

„Herr von Saleck, der Ueberbringer meiner Zeilen, iſt der Fürſt Georg von — — — —“

Dieß war die Stelle, bei welcher die Kammerfrau beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, und welche ſie auch beim zweiten Durchleſen ſo verwirrt machte, daß ſie kaum im Stande war, der eben erhaltenen Aufforderung des Schloßhauptmanns ſogleich Folge zu leiſten, — ja ſie verlor ſich in Folgerungen und Kombinationen angenehmer und unangenehmer Art und mußte ſich erſt gewaltſam von dieſen Gedanken losreißen, um das wichtige Schreiben zu Ende zu leſen.

„Vertrauen um Vertrauen,“ hieß es darin, „eine Bedingung, die ich Ihnen gegenüber eigentlich nicht auszuſprechen brauchte, da es ja nicht das erſte Mal iſt, daß ich das Glück habe, irgend einen delikaten Gegenſtand mit Ihnen verhandeln zu dürfen, doch ſchadet eine ſolche Auffriſchung auch bei den gewiegteſten Geſchäftsleuten nie. Sie haben mich oft einen Verräther genannt, da ich Ihrer Anſicht nach mit allzufeſten Banden an jenem Lande hing, wo ich lange Jahre wirkte, ehe ich hieher kam, und es iſt wahr, ein Theil meines Herzens blieb dort zurück, mich immer noch auf's Innigſte mit Perſonen dort zuſammenhaltend, die mir über alle Beſchreibung theuer ſind. Dazu gehört vor allen Dingen der junge Fürſt, den Sie kennen gelernt, ein vortrefflicher, tüchtiger Mann im wahren Sinne dieſes vielſagenden Wortes. Er beſuchte mich vor einigen Tagen und überraſchte mich eben ſo ſehr durch ſein Geſtändniß, er

liebe Prinzeſſin Helene, als durch die Erzählung, auf welche Art und Weiſe er ihre Bekanntſchaft gemacht. Es war das in Italien, angeregt von der Glut des ſüdlichen Himmels, in gefährlicher Schwärmerei zweier gleichgeſinnter Seelen, wo ſich der Fürſt unter dem Namen eines Herrn von Saleck vorſtellen ließ, eine an ſich unſchuldige Täuſchung, welche aber die Prinzeſſin, wie wir ſie kennen, kaum verziehen haben würde, wenn ſie ihr ohne Vorbereitung mitgetheilt worden wäre, und ſich ohne eine ſolche Vorbereitung zu präſentiren, dazu ſchien mir der Fürſt Georg entſchloſſen. Dieſes aber zu verhindern und ihn zur Vorſicht zu zwingen, mußte ich zu dem allerdings gewagten Mittel greifen, den Charakter unſerer Prinzeſſin als etwas extravagant zu ſchildern, eigentlich doch nicht ſo ganz unwahr, wie Sie mir im Vertrauen zugeben werden, wenn wir bedenken, wie ſich die ſonſt ſo liebenswürdige und vortreffliche Dame ſeit ihrer Rückkehr aus Italien verändert hat. Doch gerade dieſe Aenderung, deren Grund nicht zu verkennen iſt, ließ mich für meinen geliebten Fürſten hoffen.

„Haben Sie nun die Güte, mein verehrtes Fräulein, und verhehlen Sie mir nicht, wenn ſich etwas Wichtiges dort zuträgt. Dabei ſuche ich eben nach einem plauſibeln Grund, um zu Ihnen nach Warneck zu kommen; vielleicht gelingt es mir, dazu einen Befehl zu erlangen, und in dieſem Falle wird nicht ermangeln ſobald als möglich bei Ihnen zu erſcheinen Ihr aufrichtig und treuergebener Werner.“

Fräulein Mirè las dieſen Brief verſchiedene Male durch, ehe ſie ſich an ihren Schreibtiſch ſetzte, und auch dann noch legte ſie die eingetauchte Feder einigemale wieder hin und ſtützte ihr Haupt nachdenklich in die Hand, dann aber ſchrieb ſie: „Eure Hoheit werden es mir zu Gnaden halten, daß ich mir erlauben muß, Ihr Inkognito für einige Augenblicke zu vergeſſen, und werden Sie überzeugt ſein, daß dazu ein dringender Grund vorliegt. Dieſer Grund aber entſpringt einem Ereigniß, welches die Betreffenden

in die größte Aufregung verſetzt hat, und welches darin beſteht, daß — Herr von Saleck, alſo Sie, gnädiger Herr, zu einer nicht ganz richtig gewählten Stunde bei einer der Damen Ihrer Hoheit der Prinzeſſin Helene einen auffallend langen Beſuch abſtatteten.

„Sollten Eure Hoheit geneigt ſein, Ihrer ganz ergebenſten Dienerin in Euer Hoheit eigenem Intereſſe hierüber eine Aufklärung zukommen zu laſſen, ſo würde ich nicht ermangeln, dieſelbe weiter befördernd mit allen Kräften und beſtens, wie bisher immer geſchehen, für Sie zu handeln. Klara Miré."

Daß dieſem Schreiben noch das bei Damen unerläßliche Poſtſkriptum angefügt wurde, wird man hier begreiflich finden, denn dieſe Nachſchrift hieß: „Ich gebe Herrn von Saleck die heilige Verſicherung, daß ſein wirklicher Name vorderhand hier nur mir bekannt iſt und als ein theures Geheimniß bewahrt bleiben wird."

Dieſen Brief ſiegelte Fräulein Miré, überſchrieb ihn an Herrn von Saleck auf Schloß Edelsheim und ſandte ihn durch einen vertrauten Reitknecht der Prinzeſſin an ſeine Adreſſe.

X.

Es iſt eigenthümlich, wie raſch ſich das, was man eine Szene nennt, bei Hof zu verbreiten pflegt. In dieſem Falle ſcheint es, als hätten die Wände nicht nur Ohren, ſondern auch Zungen, als ſeien auch die Thüren im Stande, jedes gehörte Wort den Steinen des Korridors draußen wieder zu erzählen, und als hätten dieſe nichts Eiligeres zu thun, als für die Verbreitung im ganzen Schloſſe durch alle Gänge, Trepp' auf und Trepp' ab eilfertig zu ſorgen. Es iſt das wie ein Duuſt, wie ein Rauch, welcher ſich vermittelſt

der kleinſten Spalte ausbreitet und ſchon nach wenigen Augenblicken in entfernten Räumen bemerklich werden kann. Liegt nun gar irgend eine Schwüle in der Luft, hat man ein heranziehendes Gewitter bemerkt, iſt man ſolchergeſtalt, wie es heute hier der Fall war, ſchon gewiſſermaßen auf eine Szene vorbereitet, ſo werden Augen und Ohren ſchon vorher auf die unbegreiflichſte Art angeſpannt, um die Windrichtung zu errathen, damit man zuvor ſchon berechnen kann, auf welches arme, ſtille und oft unſchuldige Thal ſich dießmal das hohe, höchſte oder allerhöchſte Unwetter ausgießen wird. Wer längere Zeit bei Hofe lebt, mit Feinheit zu ſehen und zu hören verſteht, erlangt eine unbegreifliche Fertigkeit, ein armes Schlachtopfer, durch ein Wort, durch einen Wink zu erkennen und den Vertrauten durch eine kleine Nüance in der Behandlung deſſelben in vorſichtiger Weiſe kenntlich zu machen. Eine Ungnade bei Hofe kommt ſelten ganz plötzlich, es geht ein kühler Wind vorher, eine erwartungsvolle Stille wie vor jedem Gewitter, ja eine unbegreifliche, aber meiſtens ſehr richtige Ideenverbindung kennzeichnet das Betreffende und erlaubt es dem Klugen, dem Untergehenden vorſichtig aus dem Fahrwaſſer zu bleiben, um nicht das eigene Schiff beim Sinken des andern Bootes zu gefährden; denn wie ein ſo entſtandener Strudel auf dem Meere, ſo reißt eine Ungnade bei Hofe leicht noch andere mit hinab, die es nicht ſchon früher verſtanden, ihren Kiel raſch bei Seite zu lenken.

Ein eigenes, vergnügliches Studium iſt es, auf dem Barometer, den ſo viele vom Gefolge des Fürſten im Geſichte tragen, zu entdecken, ob und wie man in der Gunſt der höheren Regionen ſteigt oder fällt; heute ſiehſt Du Dich noch auf der glänzenden Sonnenhöhe höchſter Gunſt, und nur die höher gehobene Naſe irgend eines erfahrenen Hofmannes zeigt Dir, wenn Du es verſtehſt, an, daß Dein Barometer ſchon um einen kleinen Strich gewichen iſt. Iſt dieſer Fall nicht nur eine augenblickliche Schwankung der Luft, ſo kann es Dir unausſprechlich Vergnügen gewähren, wie es auf all'

den Geſichtern, denen Du Dich noch ebenſo vertrauungsvoll wie geſtern zuwendeſt, von freundſchaftlicher Wärme zu verletzendem Froſt hinabklettert: man reicht Dir keine Hand mehr, höchſtens noch die Spitzen eines Zeigefingers und dieſe aus ſo weiter Entfernung, daß Du ſie, auch wenn Du wollteſt, mit dem beſten Willen nicht zu erfaſſen vermagſt; man vergaß vollkommen der hübſchen Partie und der animirten Spiele, welche man geſtern mit Dir gemacht, und wenn man ſich doch noch daran erinnert, ſo geſchieht es mit zerſtreuten Mienen, unter dem Hin- und Herzucken ängſtlicher Blicke, ja mit einem gelinden Angſtſchweiße auf der Stirne, wenn irgend eine hohe Perſon zufällig herüberblickt. Gute Bekannte, die auf der Straße oder im Salon Dir nie begegneten, ohne mit einem freundlichen Worte ein paar Sekunden bei Dir ſtehen zu bleiben, eilen jetzt haſtig an Dir vorüber, und was ſie allenfalls noch für Dich übrig haben, iſt ein eigenthümliches, freundlich ſein ſollendes Grüßen.

Glücklich der, dem das Fallen ſeines Hofbarometers und deſſen Folgen keinen größeren Kummer verurſachen, der ein doch noch mögliches Steigen deſſelben mit Ruhe erwarten kann, oder der ſogar bei einem gänzlichen Einfrieren ſeines Wetterglaſes die Inſchrift von Dantes Höllenthor noch nicht über den Eingang ſeiner Wohnung zu ſchreiben braucht.

Daß das Gerücht von der Ungnade der Prinzeſſin gegen ihre Hofdame auf's Allereiligſte ſeinen Weg durch das Schloß fand, konnte um ſo weniger auffallen, als der Herzog ſich durchaus nicht genirt hatte, das Terrain zur Aufnahme dieſes Gerüchtes ſo gut wie möglich vorzubereiten. Es war gut, daß die arme Viktorine heute nicht mehr gezwungen war, ſich öffentlich zu zeigen, man würde ſie ſonſt auf die gröbſte und auf die feinſte Art alle ihre glänzenden Eigenſchaften des Geiſtes und des Körpers haben entgelten laſſen, die ſie ſchon ſo oft zu Neid und Bewunderung hingeriſſen. Seine Hoheit der Fürſt, welcher ſich im Allgemeinen

wenig um die kleinen Intriguen, Piquanterieen und Facheux in den Damengemächern des Schloſſes bekümmerte, ließ ſich doch im gegenwärtigen Augenblicke aus begreiflichen Gründen au fait halten, und erfuhr dann auch, wie alle übrigen Schloßbewohner, daß es eine kleine Szene gegeben habe zwiſchen ſeiner Tochter und der Hofdame, dem Fräulein von Saint-Aubin; ja da er ſelbſtverſtändlich gut bedient war, erfuhr er ſogar Details über dieſe unangenehme Geſchichte. Daß es ſich nämlich um den Beſuch eines jungen Mannes handle, und zwar um einen Beſuch an demſelben Abende und faſt zu derſelben Stunde, wo er ſelbſt durch einen ſolchen überraſcht und erfreut worden war; daß mit ſeinem Beſuch und jenem des Fräuleins von Saint-Aubin ein Zuſammenhang ſtattfinde, hielt er für außerordentlich begreiflich und zweifelte nicht im Geringſten, daß Fürſt Georg ſich ein vertrauliches Empfehlungsſchreiben an eine der Hofdamen ſeiner Tochter verſchafft, wodurch dann Fräulein von Saint-Aubin, die er überhaupt ihres ruhigen und höchſt angenehmen Charakters wegen ſchätzte, noch ganz beſonders in ſeiner Achtung ſtieg. Um ſo unangenehmer war es ihm denn auch, daß eine Szene ſtattgefunden, und er faßte den Entſchluß, ſeine Tochter zu einem Spaziergange abzuholen, um während deſſelben etwas Näheres über dieſe Angelegenheit zu erfahren, doch kam ſein Kammerdiener, den er hinübergeſandt, mit der Antwort zurück, Ihre Hoheit die Prinzeſſin ſei vor Kurzem, begleitet von der Gräfin Eller, in ihrer Pony-Equipage ausgefahren.

Dieß war denn auch wirklich der Fall, die Prinzeſſin hatte nach ihrer Hofdame geſandt, Kopfweh vorgeſchützt und nahm es höchſt gnädig auf, als ihr die kleine Gräfin anrieth, bei dem herrlichen Abend und der milden Luft eine Spazierfahrt zu machen. In kurzer Zeit ſtand der kleine Phaeton der Prinzeſſin, beſpannt mit allerliebſten Ponies, vortrefflich eingefahrenen und ganz vertrauten Thieren, bereit: die beiden Damen ſtiegen ein, und als die Prinzeſſin die Zügel ergriffen, ſagte ſie: „Weil ich Ihnen vor-

hin etwas hart und auch wohl eigenſinnig erſchienen bin, ſo will ich mich jetzt dafür ganz Ihrer Leitung unterwerfen, — beſtimmen Sie, wohin ich Sie führen ſoll."

„Eure Hoheit ſind zu liebenswürdig," gab die kleine Gräfin zur Antwort, „doch wage ich es nicht, dieſem Wunſche Folge zu leiſten."

„Sie ſollen aber; — glauben Sie mir, liebe Eliſe, es iſt oft ſo langweilig, immer über ſich und Andere beſtimmen zu müſſen, daß es ordentlich wohl thut, ſich auch einmal leiten zu laſſen, — alſo ich erwarte Ihre Befehle."

Da die Prinzeſſin die ungeduldigen Pferdchen ſcharf im Zügel hielt und in der That Miene machte, nicht ohne Anweiſung fortzufahren, ſo ſagte Gräfin Eller lächelnd: „Nun denn, ſo ſchlage ich den Lieblingsweg Euer Hoheit vor, am Flußufer hinauf durch Warneck auf der Straße gegen Edelsheim."

Während die Prinzeſſin auf dieſes Wort hin ihre kleinen, flinken Pferdchen raſch vorwärts ſchießen ließ, warf ſie einen Blick mit ganz eigenthümlichem Ausdrucke auf ihre Nachbarin, ohne übrigens längere Zeit ein Wort zu erwiedern. So eilten ſie über die uns bekannte Brücke hinweg an dem Gaſthof zur Roſe und Anker vorüber, dann quer über den Poſtplatz, und hatten in Kurzem die breite und ſchöne Straße nach Edelsheim erreicht, welche durch das Thal längs der Eiſenbahnlinie lief, und wohin außerdem, wie wir bereits wiſſen, nur der Fußweg über das alte Schloß führte.

„Mir iſt es durchaus nicht angenehm," ſagte die Prinzeſſin, indem ſie mit ihrer Peitſche auf den Eiſenbahndamm wies, „daß mein kleines Edelsheim durch die Verbindung mit den Schienen aus ſeiner ſtillen und trauten Einſamkeit geriſſen wird, wobei wir noch obendrein die Bäume eines ſo friedlichen Waldthales opfern mußten. Wenn ich auch dieſe Sache gerade nicht mit dem gleichen Widerwillen wie Papa betrachte, ſo verdrießt es mich doch, daß

nun den Blicken ſo vieler Tauſende neugieriger Reiſender alle unſere landſchaftlichen Schönheiten aufgedeckt ſind, — ah," unterbrach ſie ſich nach einer Pauſe, während die Pferdchen in munterem Uebermuthe auf der Straße dahingaloppirten, „ich hätte nicht gedacht, daß die Arbeiten ſchon ſo weit vorgeſchritten wären: dort ſteht die große Brücke vollendet da, und wenn ich nicht irre, dampft dort vor uns durch den Thaleinſchnitt ſchon eine Lokomotive heran. Horchen Sie, Eliſe, wie das ſchon von weitem herſchnaubt und braust, — wahrhaftig, der Frieden unſerer ſchönen Thäler iſt dahin."

Aber nicht nur die Prinzeſſin und ihre Hofdame hörten es heranſchnauben, brauſend und keuchend, und ſahen das formloſe Ungeheuer mit der grauen Rauchfahne ſo hochmüthig daherziehen, auch die Ponies bemerkten etwas von einem ihnen bis jetzt unbekannten, gefährlich ſcheinenden Gegenſtande, denn ſie ſchüttelten heftig ihre Köpfe, ſchnaubten und brausten ebenfalls, und die kleinen Hände der Prinzeſſin mußten ſich ſichtlich anſtrengen, um ihren Lauf zu mäßigen.

„Den Pferden ſcheint der Anblick nicht angenehm zu ſein, Hoheit," meinte beſorgt die kleine Gräfin, „wäre es nicht beſſer, wenn Eure Hoheit umkehrten?"

„Ich glaube kaum, daß das nöthig iſt," erwiederte die Prinzeſſin, „die Ponies ſind ſo folgſam und vertraut; wenn ſie auch ein paar Sprünge machen, ſo wird mich das nicht erſchrecken und Sie hoffentlich auch nicht, Eliſe?"

„Ich habe nur an Eure Hoheit gedacht," ſagte dieſe, doch war ſie etwas blaß geworden und preßte ihre Lippen ſcharf aufeinander.

Die muthige Wagenlenkerin hatte übrigens ihre Peitſche neben ſich in den Peitſchenſtiefel geſteckt und die Zügel mit beiden Händen ergriffen; denn ſo ruhig die beiden Thiere gewöhnlich auch waren, ſo machten ſie doch, als die Lokomotive nun näher und näher

heranbrauste, ganz auffallende Sprünge und Bewegungen; jetzt ſuchten ſie vorwärts zu ſchießen und drängten gleich darauf nach dem hier ſehr tiefen Straßengraben. Die Gräfin hatte ſich ſchon lange krampfhaft an ihren Sitz angeklammert, und als ſich die kleinen Pferde immer toller geberdeten, ja kaum mehr zu halten waren, maß auch die Prinzeſſin mit beſorgtem Blicke die kurze Strecke, welche ſie noch von der heranſtürmenden Lokomotive trennte, als dieſe ihren Lauf plötzlich verminderte und ſo raſch als möglich hielt. Im gleichen Augenblicke ſprang Jemand von der Maſchine herab, eilte über den Eiſenbahndamm auf die Landſtraße und näherte ſich ſchnellſtens der kleinen Equipage mit den beiden Damen, von denen die eine ſehr blaß, die andere ſehr roth und erhitzt ausſah vor Anſtrengung, die immer toller werdenden Pferdchen im Zügel zu halten. Wer weiß auch, was im nächſten Augenblicke geſchehen wäre, denn die Ponies legten eine entſchiedene Neigung an den Tag, vermittelſt einer Flucht durch den Straßengraben dem allerdings nun ruhig daſtehenden, aber immer noch Rauch auswerfenden Ungeheuer zu entgehen, wenn nicht ein paar kräftige Hände die Köpfe der Pferde erfaßt und gewaltig feſtgehalten hätten.

Es war dieß unſer Freund, der Oberingenieur Ramberg, welcher die Noth der beiden Damen geſehen und ihnen ſo ganz zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen war. Er ſuchte zuerſt die Thiere zu beſänftigen, indem er freundliche Worte zu ihnen ſprach, ſich dicht vor ſie hinſtellte und ihnen dabei auf die ſchlanken Hälſe klopfte, dann führte er ſie ruhig einige Schritte vorwärts, um ſie hierauf wieder halten zu laſſen, und erſt als dieſes Manöver ein paar Mal wiederholt und die Thiere dadurch augenſcheinlich ruhiger geworden waren, trat er neben den kleinen Wagen, nahm ſeinen Hut ab und empfing den herzlichen Dank der Prinzeſſin.

„Es ſind das ſonſt ſo vertraute Thiere," ſagte dieſe, „und ich hatte keine Ahnung davon, daß auf der allerdings ſchon fertigen

die alte Kiliane trocknete ſich ein paar Thränen ab, Herr Dubel war ſichtbarlichſt gerührt, der Vicarier Herr Steinle verzog ſein Maul auf eine entſetzlich wehmüthige Art, als er das Kind der Marie vor ſich ſtehen ſah, und der junge Herr Welſcher heulte ohne alle Urſache, vielleicht weil er die Kiliane weinen ſah oder weil ihm ſeine Schweſtern den Reſt des Kaffee's ausgetrunken hatten.

Nachdem das vorüber war, bot die Frau Welſcher ſo viel Stühle an, als ſie beſaß, und Alle fanden einen Sitz bis auf die Stallbuben, welche ehrerbietigſt an der Thür ſtehen blieben.

Da wurde nun geſprochen von den letzten Augenblicken der unglücklichen Marie, von ihrer Herzensgüte und ihrem luſtigen Sinne; ferner von der alten Winklere, daß ihr der Stadtrath Schwämmle das Austragen der Muſeumsquittungen anvertraut, und daß ſie nächſtens auch bei einer conſervativen Zeitung angeſtellt werden würde; ferner von der Abreiſe des Baron Karl, welche die Frau Welſcher ſehr betrübe, — ſo ſagte dieſelbe zum Jäger Lukas und verſicherte, einen anſpruchsloſeren und artigeren Herrn habe ſie noch nicht bedient; dann ſprach man vom Wetter, von der Geſundheit der Kiliane, vom Heranwachſen der Welſcher'ſchen Sprößlinge; dann wurden Stühle gerückt, Sporen klirrten gegen einander, die Stallbuben riſſen die Thür auf, und nach vielmaligem Abſchiednehmen und außerordentlich zahlreichen „Behüt' Euch Gott!“ polterte die ganze Geſellſchaft die Treppen hinab, mit Ausnahme des Jägers Lukas, welcher mit der Frau Welſcher in das Nebenzimmer gieng, um einige Rechnungen in Ordnung zu bringen.

Dieſes Geſchäft war bald abgemacht; der Jäger bedauerte, ſo ſagte er als höflicher Mann, daß er morgen die Stadt verlaſſen müßte, und ſetzte hinzu: „Ich hoffe nicht, daß mein Herr lange Zeit ausbleiben wird, vielmehr, daß wir bald und glücklich zurückkehren und den Leuten hier zeigen, wie viel es geſchlagen hat. Apropos!“ fuhr der Jäger fort, „ich habe noch eine Com-

Bahn bereits heute Probefahrten abgehalten würden," worauf die kleine Gräfin hinzuſetzte: „es hätte gewiß ein Unglück gegeben, wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie uns ausgeholfen."

„Das wäre in allen Fällen die Schuldigkeit jedes Mannes geweſen, in dieſem fühlte ich mich aber noch beſonders dazu verpflichtet, da ich dieſe Probefahrt leitete und das in Warneck eigentlich hätte bekannt machen ſollen, um zu beſonderer Vorſicht mit den Pferden aufzufordern, — ich habe alſo ſehr um Entſchuldigung zu bitten!"

Der junge Mann ſagte das mit ſo gewinnenden Mienen, hatte überhaupt in ſeinem Weſen etwas ſo durchaus Anſtändiges, ja Einnehmendes, daß die Prinzeſſin gegen ihre ſonſtige Gewohnheit außerordentlich freundlich, ja mit der Idee eines leichten Lächelns zur Antwort gab: „es wäre das doch zu viel verlangt, wenn man bei Eröffnung einer Eiſenbahn auch in dieſem Falle zur Vorſicht ermahnen ſollte, ich hätte mich erkundigen ſollen und danke Ihnen nochmals für den großen Dienſt, den Sie uns geleiſtet; — darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Ingenieur Ramberg," erwiederte dieſer und ſetzte hinzu, „welcher ſich glücklich ſchätzen würde, wenn die Damen ihm erlaubten, ſie eine kleine Strecke zu begleiten, um zu ſehen, ob die allerliebſten Thiere noch Zeichen von Unruhe geben, wenn man ſie langſam an der Lokomotive vorbeiführt." Verbindlich ſich verneigend fuhr er fort: „es gäbe keine günſtigere Gelegenheit, um den Pferden vielleicht ein für allemal ihre Angſt vor meinem rauchenden Ungethüm zu benehmen."

„Da ich mir vorgenommen hatte noch weiter zu fahren," gab die Prinzeſſin zur Antwort, „ſo werde ich Ihnen ſogar dankbar ſein, wenn Sie mich eine Strecke begleiten."

Der Oberingenieur trat auf die Seite, die Pferde zogen an, und er ging neben her. Allerdings drängten die Ponies noch in die Zügel, wandten auch ihre Köpfe ängſtlich nach dem Bahndamme

zu, betrugen ſich aber im Allgemeinen ſogar ſehr manierlich, als ſich die Lokomotive auf ein Zeichen des jungen Mannes, nach zuvor eingeholter Erlaubniß bei den Damen, langſam wieder in Bewegung ſetzte.

„Es ſind das in der That liebenswürdige, gute Thiere," ſagte Ramberg, während er dem Sattelpferd auf das glänzende Kreuz klopfte, „ich glaube, man hat es jetzt mit ihnen gewonnen, und ſie werden ſich bei einer zweiten Begegnung mit einer Lokomotive ſehr vernünftig aufführen."

„Weßhalb wir Ihre gewiß ſehr koſtbare Zeit nicht länger in Anſpruch nehmen wollen," ſagte die Prinzeſſin, „ich möchte noch bis zu der Waldung dort vor uns fahren und dann nach Warneck zurückkehren; — nochmals meinen beſten Dank."

Ramberg trat auf das hin einen Schritt zur Seite, grüßte die Damen ſehr ehrfurchtsvoll mit abgezogenem Hute und ſah ihnen lange nach, während die Pferdchen munter laufend dahin eilten.

Er hatte die Prinzeſſin, der er, wie wir wiſſen, vor einigen Tagen bei Warneck begegnet war, mit ſeinem ſcharfen Auge ſchon von der Lokomotive aus erkannt, und die Hoffnung, Fräulein von Saint-Aubin ſei in ihrer Begleitung, hatte ihn, wie er ſich ſchon geſtehen mußte, zu raſcherem Laufe angefeuert. — — „Hätte ich nicht," ſagte er, ärgerlich mit dem Fuße ſtampfend, „das Glück haben können, auch ihr dieſen kleinen Dienſt zu erweiſen? — — ah, in dem Falle hätte ſie mich anſehen, ja ſogar freundlich grüßen müſſen, wenn es ihr auch vielleicht ſchwer gefallen wäre; — wenigſtens von ihr gänzlich unbemerkt, wie vor einigen Tagen, hätte ich heute nicht bleiben können." — Langſam und in tiefen Gedanken dem Wagen folgend, ſprach er nach einigen Minuten zu ſich ſelber: „Es gibt doch nichts Räthſelhafteres, als das Herz eines Weibes; — wie ſchien ſie damals erfreut, mich wiederzuſehen, wie freundlich, wie herzlich blickte ſie mich an, wie warm war der Ton ihrer Stimme, — wie ſehr zum Herzen gehend Alles, was ſie mir ſagte,

— — natürlich, es ſchauten ihr nur die ſtummen Wände zu, es hörte uns Niemand, — wenn ich das bedenke, ſo kann ich mir am Ende noch Glück wünſchen, daß ſie mir heute nicht begegnet iſt, um vielleicht mit gnädigem Kopfnicken dem Unbekannten, — Unbedeutenden zu danken."

Während er ſich ſo mit dem gehabten Abenteuer beſchäftigte, ſprachen auch ihrerſeits die beiden Damen darüber, und wir müſſen ſchon geſtehen, in wohlwollenderen und freundlicheren Ausdrücken. Der junge Mann in ſeiner, wenn gleich unbefangenen, doch dabei gewählten Art ſich zu benehmen, hatte auf Beide einen ſehr günſtigen Eindruck gemacht, ſo daß ſich ſogar die kleine Gräfin nach überſtandener Angſt zu der Bemerkung hinreißen ließ, es ſei ihr gerade geweſen wie in jener alten Zeit, von der man in Büchern leſe, wo ſich zwei Damen, von ihrem Gefolge verlaſſen, in Gefahr befunden, um von einem eben ſo tapferen als galanten und hübſchen Ritter befreit zu werden.

Die Prinzeſſin lachte darüber und gab im Weiterfahren nach einigen Augenblicken ſcherzend zur Antwort: „Wer weiß, Eliſe, ob ich hier nicht einem abgekarteten Spiele auf die Spur komme; — Sie haben den Weg nach Edelsheim vorgeſchlagen, davon war der unbekannte Ritter unterrichtet, und er brachte uns durch ſeine Lokomotive abſichtlich in Gefahr, um uns nachher auf ſo chevaleresle Art retten zu können."

„Gott ſoll mich vor einem ſolchen Spiele bewahren," erwiederte die Gräfin, wobei es komiſch ausſah, daß ſie ſich bemühte, Ernſt, ja Schrecken auf ihrem Geſichte zu zeigen, — „das könnte gefährlich werden, Hoheit, denken Sie nur, was ich dabei riskirte; ſolche Ritter verwandeln ſich gern in Troubadours, die nächtlicher Weile vor den Fenſtern ihrer Schönen zu ſingen pflegen und dabei demüthig um einige Wörtchen Unterhaltung flehen, — — und wenn ſo etwas die Gräfin Sporbach erführe," ſetzte ſie mit einem lauernden Blicke auf die Prinzeſſin hinzu.

„Eliſe — Eliſe," ſprach dieſe warnend, „ich hätte nicht gedacht, daß Sie ſo boshaft ſein könnten."

„O Hoheit, ich bin gewiß nicht boshaft, aber ich kann nun einmal des Gedankens an meine arme, gute Viktorine nicht los werden; wer weiß, ob es nicht auch ſolch' ein fahrender Ritter war, der ſie irgendwo gerettet, und dem ſie aus reinſtem Dankgefühl eine Unterredung nicht abſchlagen mochte."

„Laſſen wir jetzt das," verſetzte die Prinzeſſin in etwas ernſtem Tone, — „ſchauen Sie lieber um ſich, wie prachtvoll die Abendſonne Berg und Thal vergoldet; es iſt doch reizend hier in der Umgebung von Warneck, man kann weit reiſen, um eine ſo ſchöne Abwechslung, um einen ſo prächtigen Baumſchlag und ſo anmuthig geſchwungene Berglinien zu finden, — ſehen Sie, hier beginnt der Wald, wovon wir einen Theil opfern mußten, und wodurch Papa die ganze Bahnlinie ſo verhaßt iſt, — mir thut es in der That leid, daß auch unſer ſo angenehmer Erretter darunter büßen muß; Papa wird ſich ſchwerlich entſchließen, der Einweihung jener Brücke, deren Bau, wie ich ſehe, nun ganz beendigt iſt, und wodurch ſich an der Grenze unſeres Landes die beiden großen Bahnlinien zuſammenſchließen, morgen anzuwohnen."

„Wie ſchade," gab die kleine Gräfin lächelnd zur Antwort, „welch' ſchöne Gelegenheit wäre das geweſen, unſern liebenswürdigen Kavalier wiederzuſehen."

„Wen haben wir denn da vor uns?" frug die Prinzeſſin ſtatt aller Antwort, wobei ſie ihre Pferdchen raſcher antrieb.

Um aber dieſe Frage beantworten zu können, müſſen wir in unſerer Geſchichte um eine gute Stunde, und zwar bis zu jenem Augenblick zurückgehen, wo der Reitknecht mit dem Schreiben des Fräuleins Miré vom Schloſſe wegritt. Er hatte das Schreiben betrachtet, und da er das Siegel der Prinzeſſin nicht darauf fand, ſo beſchloß er, die erhaltene Weiſung, raſch zu reiten, nicht zu befolgen, ſondern an dem heißen Tage in gemüthlicher Langſamkeit

ſeines Weges zu traben. Dazu kam noch, daß er, durch Warneck reitend, einige ſeiner Kollegen vor einem Bierhauſe ſitzend fand und der Verführung, hier ebenfalls einen kühlen Trunk zu thun, unmöglich widerſtehen konnte. Auch nahm er an der Unterhaltung eine gute halbe Stunde Theil und ritt alsdann erſt behaglich ſeines Weges. Vielleicht war er auch mit wichtigen Gedanken beſchäftigt, die ihm nicht erlaubten, an irgend einer Biegung des Weges rückwärts zu ſchauen, und ſo kam es denn, daß er dieß zum erſten Male that, als er plötzlich hinter ſich das Raſſeln eines Wagens vernahm, und es nun zu ſpät war, durch raſcheres Reiten den flinken Ponies der Prinzeſſin zu entgehen, ja er that das Geſcheidteſte, was er in ſeiner Lage thun konnte, er wandte den Kopf ſeines Pferdes gegen die kleine Equipage, um mit abgezogenem Hute zu warten, bis dieſe vorbei wäre.

Aber die Prinzeſſin hielt ebenfalls an, wobei ſie frug: „Wohin reiten Sie?“

„Nach Edelsheim, Euer Hoheit unterthänigſt zu melden.“

„Wer ſchickt Sie dorthin?“

„Fräulein Miré.“

„Mit mündlichem Auftrage?“

„Nein, Hoheit, mit einem Briefe.“ Zu gleicher Zeit hatte er auch das Schreiben hervorgezogen, um es, ſich verbeugend, der Prinzeſſin zu überreichen.

Dieſe hatte nicht ſobald die Adreſſe des Malers Saleck geleſen, als ſie ihre Lippen zuſammenbiß, ein paar Augenblicke nachdachte, und dann den Brief mit der Spitze ihrer Reitpeitſche gleichgültig zurückweiſend, ſagte: „Es iſt gut, beſorgen Sie Ihren Auftrag. Da ich aber ebenfalls nach Edelsheim will, ſo können Sie bei meinem Wagen bleiben, — die Pferde ſind etwas unruhig, da ſie zum erſten Male eine Lokomotive geſehen haben.“

Der Reitknecht hielt ſich auf dieſen Befehl etwas rückwärts von dem kleinen Wagen, der nun raſch wieder fortrollte, in kurzer

Zeit links abbiegend, wo es durch den dichten Wald nach Edelsheim hinauf ging.

Die Prinzeſſin war plötzlich ſo ernſt und ſchweigſam geworden, daß es ihrer Hofdame auffallen mußte, und umſonſt verſuchte dieſe es, wieder ein Geſpräch in Gang zu bringen. Aber auf Alles, was ſie ſagte, gab jene nur die kürzeſten Antworten oder begnügte ſich mit einem einfachen Kopfnicken. Hätte Gräfin Eller übrigens in das Innere der Nachbarin zu blicken vermocht, ſo würde ſie dieſe Umwandlung vollkommen begreiflich gefunden haben. — — —

Was konnte die Miré, welche ja von dem Vorgefallenen durch ihre Gebieterin unterrichtet worden war, nach dieſer vertraulichen Mittheilung an Saleck zu ſchreiben haben? — — — Jedenfalls ging hier etwas vor ſich, was ihr, der Prinzeſſin verſchwiegen bleiben ſollte, ihr alſo verdächtig, wenigſtens räthſelhaft erſcheinen mußte. Es hatte anfänglich kaum in der Abſicht derſelben gelegen, bis nach Edelsheim hinauszufahren, und wenn ſie auch in der erſten Aufwallung den Gedanken gefaßt, ſo war ſie von ſich ſelber überzeugt, daß ihr unterwegs andere kommen würden, jetzt aber war ſie entſchloſſen, Edelsheim zu betreten, ihn zu ſehen, ihn zu ſprechen, nachdem er in ihrem Beiſein jenen Brief in Empfang genommen.

Nahe bei dem kleinen Parke, der nun dicht vor ihnen lag, hielt ſie ihre Pferde an, ſtieg mit ihrer Begleiterin aus und befahl dem Reitknechte, der ebenfalls abgeſtiegen war, ihre Equipage an das Schlößchen zu führen und ſie dann im Parke aufzuſuchen.

Die Prinzeſſin fühlte mit Schrecken, wie bang und heftig ihr das Herz klopfte, als ſie nun unter den tiefen Schatten der hohen Bäume trat und auf's Gerathewohl einen der geſchlungenen Wege betrat, der aber zu einem ihrer Lieblingsplätze führte. Es war das eine beſonders hochgelegene Stelle, wo man auf einer Seite durch Entfernung der Bäume eine entzückende Fernſicht in ein reizendes Seitenthal geſchaffen.

Als ſich die beiden Damen dieſem Orte näherten, ſagte die Gräfin Eller, faſt unwillkürlich ſtehen bleibend: „Dort iſt Geſellſchaft.“

Die Prinzeſſin hatte bei dieſen Worten nicht nöthig, die Ueberraſchte zu ſpielen, denn ihre innere Aufregung, welche ſie ſchwer und mühſam athmen ließ, zeigte ſich deutlich auf ihren ſonſt ſo ruhigen Zügen. „Es werden Fremde ſein, denen man erlaubt den Park zu ſehen; — kommen Sie, ſie werden hoffentlich ſo beſcheiden ſein weiter zu gehen, wenn ſie uns kommen ſehen.“

„Einen jener Herren kenne ich,“ ſagte die Gräfin, nachdem ſie ſich einige Schritte genähert, „wenn ich nicht irre, zeichnet er wahrſcheinlich jene Anſicht, welche Eure Hoheit ihm befohlen.“

— — — — „Deſto beſſer, wenn wir einen Bekannten finden; — — — — wer mögen die beiden Anderen ſein?“

Dieſe beiden Anderen, von denen die Prinzeſſin einen ganz genau erkannte, waren ſo in das Leſen von Briefſchaften vertieft, daß ſie die, wenngleich leiſen, doch immerhin hörbaren Schritte der beiden Damen nicht zu bemerken ſchienen. Wilden dagegen blickte jetzt von ſeinem Papier in die Höhe, und da ſein ſcharfes Auge ſogleich die Herrin von Edelsheim erkannte, ſo ſprang er raſch empor und riß die beiden Anderen aus ihrer Beſchäftigung, indem er ihnen halblaut zurief: „Ihre Hoheit, die Prinzeſſin Helene.“

Im nächſten Augenblicke ſtand dieſe mit ihrer Begleiterin am Eingange zu dem kleinen freien Platze und beantwortete die tiefen Verbeugungen der drei Herren mit einem leichten Kopfnicken. Gräfin Eller war erſtaunt, als ſie die Prinzeſſin, die ja ſonſt ſo gewandt verſtand, unter allen Verhältniſſen ein Geſpräch anzuknüpfen, faſt wie befangen, ja faſt wie verlegen ſah, weßhalb ſie nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Zeichnung aus den Händen Wildens zu nehmen, um ſie der Prinzeſſin zu zeigen, wobei ſie dem Maler haſtig zuflüſterte: „Bitten Sie doch, Ihre beiden Freunde vorſtellen zu dürfen.“

Der erſte Moment peinlicher, ja aufregender Ueberraſchung ging durch dieſen guten Rath denn auch raſch vorüber: Wilden, der nicht ohne Gewandtheit war, näherte ſich ſeiner Gönnerin, der Prinzeſſin, mit der ehrfurchtsvollen Bitte, die beiden Herren vorſtellen zu dürfen. Da Ihre Hoheit hierauf weder ja noch nein ſagte, ſo geſchah denn auch dieſe Vorſtellung, indem Wilden ſo taktvoll war, den Herrn von Felſing als Freund des Malers Saleck, der Ihrer Hoheit ohnedieß bekannt ſein werde, zu präſentiren.

Felſing hatte an dem Blicke des Fürſten ſogleich bemerkt, wer die Dame ſei, auch ehe er noch derſelben vorgeſtellt wurde, und als gewandtem Geſchäftsmann mußte ihm Alles daran liegen, mit Wilden, und wo möglich auch mit der Hofdame der Prinzeſſin vom Schauplatze zu verſchwinden. Was die Letztere betraf, ſo war dieß übrigens nicht ſo ganz leicht zu arrangiren, doch wählte er das beſte Mittel, das er wohl konnte, nachdem er auch der Gräfin Eller vorgeſtellt war, die Zeichnung Wildens nämlich, welche dieſer der Prinzeſſin zeigte, die aber nur einen leeren Blick dafür zu haben ſchien, da ihre Gedanken offenbar ganz anderswo beſchäftigt waren. Um ſo mehr freute ſich die kleine Gräfin über die in der That ſchöne Zeichnung, wobei denn Herr von Felſing ſo klug war, dem Maler zu ſagen: „Die Ausſicht, die Sie hier gewählt, iſt allerdings prachtvoll, aber wollen Sie nicht ſo freundlich ſein, der gnädigen Gräfin meine Anſicht vorzutragen, die auch Saleck theilte?“

„Die beiden Herren waren nämlich der Anſicht,“ ſagte der Landſchaftsmaler, „ich hätte ſtatt des Standpunktes hier einen andern, etwas mehr dort drüben wählen ſollen, wobei nämlich auf der rechten Seite die ſpitzen Dächer des Schlößchens zwiſchen den Bäumen hervorgetreten wären und ſo die Anſicht beſſer eingerahmt hätten.“

„Wenn ſich vielleicht die gnädige Gräfin davon überzeugen will,“ ſagte Felſing, „ſo koſtet es ja nur ein paar Schritte.“

„Ich bitte darum,“ ſagte auch Wilden, „doch muß ich be-

merken, daß es mir hauptſächlich um den vollſtändigen Blick in das kleine, reizende Seitenthal vor uns zu thun war."

Die kleine Gräfin blickte auf ihre Herrin, und als dieſe ihr mit einem etwas erkünſtelten Lächeln ſagte: „So thun Sie Wilden den Gefallen und machen Sie die Schiedsrichterin," entfernte ſie ſich mit den beiden Herren.

Saleck ſtand der Prinzeſſin mit leuchtenden Blicken gegenüber, doch fühlte er ſich etwas ängſtlich bewegt, da er auf dem Geſichte der Fürſtin, namentlich aber in ihren Augen einen Ausdruck des Ernſtes, ja der Härte bemerkte.

„Darf ich mir erlauben," ſagte der Fürſt nach einem faſt minutenlangen Stillſchweigen, „Ihnen meinen verbindlichſten Dank auszuſprechen für dieſes wunderbare Aſyl, welches mir Eure Hoheit gewährt, und um deſſen Schutz ich dringend noch für einige Tage bitten möchte."

„Sie geniren ſich durchaus nicht in Ihren Bitten," gab die Prinzeſſin mit einem ſo kalten Tone zur Antwort, daß es ihn unwillkürlich froſtig überrieſelte, „ich erinnere mich, daß Herr von Saleck vor einigen Tagen um die Vergünſtigung bat, mir zwei Worte ſagen zu dürfen, aus welcher Bitte endlich das Geſuch wurde, Ihnen eine Freiſtätte zu geben, was ich bewilligte." —

„Und damit eine Gunſt gewährten," rief er mit inniger Bewegung aus, „die mich unendlich glücklich gemacht, und die Sie gewiß an keinen Unwürdigen verſchwendet."

„Ah, Herr von Saleck," gab ſie mit einem faſt höhniſchen Lächeln zur Antwort, „iſt Ihnen in Ihrem Leben Jemand vorgekommen, welcher die Beſcheidenheit oder Selbſtkenntniß ſo weit getrieben, ſich ſelbſt einen Unwürdigen zu nennen? — — — man muß eine ſolche Benennung Anderen überlaſſen."

„Um Gotteswillen, Eure Hoheit," erwiederte er im Tone offenbaren Erſchreckens, „Sie wenden doch dieſes Wort nicht auf mich an?"

„Wie ſollte ich das?“ antwortete ſie mit großem Stolze, faſt mit hochmüthiger Härte, „ich wüßte nicht, wie es mir geſchehen könnte, Ihnen, einem mir gänzlich Fremden überhaupt eine Benennung beizulegen; — — — — vergeſſen Sie nicht, daß ich einem demüthig Bittenden freundlich den Aufenthalt hier geſtattet, und daß ich dieſe Erlaubniß auch heute noch nicht zurücknehmen will.“

„Ich verſtehe Eure Hoheit nicht,“ betheuerte er mit großer Aufregung, „aber mir klingt aus dieſen harten Worten etwas Räthſelhaftes, etwas Unheilvolles.“

„Sie nennen das harte Worte? — Und wenn dem ſo wäre, welche Veranlaſſung hätte ich, andere gegen Sie zu gebrauchen? — O, ich weiß, was Sie ſagen wollen,“ fuhr ſie heftiger fort, als er ſprechen wollte, „erinnern Sie mich nicht an eine Zeit, wo ich vielleicht den richtigen Grundſatz vergaß: man kann im Benehmen gegen Fremde nie zu wähleriſch, nie zu vorſichtig ſein. — — — — Sie, Herr von Saleck, können es ſich zuſchreiben, wenn ich künftig nicht nur wähleriſch, nicht nur vorſichtig, ſondern ſogar rückſichtslos und hart ſein werde.“

„Es gibt Beiſpiele,“ gab er mit ruhiger und leiſer Stimme zur Antwort, „daß ſich Eure Hoheit dieſer Eigenſchaften bedienen, wenn Sie dieſelben auch in Wahrheit nicht beſitzen.“

„O, gewiß nicht,“ entgegnete ſie raſch mit einer entſchiedenen Handbewegung, „wie ich mich gebe, ſo bin ich auch, ich ſpiele nie eine doppelte und zweideutige Rolle — ich bin wahr, ich rede ohne Rückhalt; — erlauben Sie mir deßhalb zu ſagen, was ich über Sie denke.“

„O, dafür wäre ich Ihnen zu unendlichem Danke verpflichtet.“

„Nun, ich denke, daß es wenigſtens unvorſichtig iſt, hier in unſerem kleinen, ländlichen Hofleben eine doppelte und zweideutige Rolle ſpielen zu wollen, die Ihnen auf einem größeren Terrain vielleicht beſſer gelingen könnte.“

„Sie ſollten wiſſen, Prinzeſſin,“ rief er ſchmerzlich überraſcht, „und mich dennoch verdammen, da Sie meine Beweggründe kennen?“

miſſion von meinem Herrn an Sie; er weiß nämlich genau, wie ſehr alle Leute, die Sie kennen, von Ihrer Rechtlichkeit überzeugt ſind und wie man ſich darauf verlaſſen kann, wenn Sie Jemanden empfehlen. Nun bin ich vor einiger Zeit zufällig mit dem jungen Menſchen, dem Herrn Dubel, der draußen in Ihrer Stube ſitzt und arbeitet, bekannt geworden und bin im Stande, etwas für ihn zu thun, im Falle Sie mir ihn als zuverläſſig und getreu empfehlen können."

Die Waſchfrau nickte vergnügt lächelnd und hörte aufmerkſam zu.

„Mein Herr," fuhr der Jäger fort, „verreist, wie Sie wiſſen, morgen und hat ſeine Gründe, von beiden Lakaien keinen im Hauſe zu laſſen, wünſcht aber einen vertrauten Menſchen, der ſich Nachts dort aufhält, der Briefe ꝛc. die für uns ankommen, weiter beſorgt, der vor allen Dingen ehrlich und verſchwiegen iſt; und zu dieſem Poſten habe ich den Herrn Dubel vorgeſchlagen."

„Und da haben Sie ein ſehr gutes Werk gethan," ſagte die Waſchfrau freudig überraſcht, „ich kenne den Herrn Dubel von ſeiner Kindheit an und kann ihn in alle Wege zu dem Poſten empfehlen."

„Abgemacht!" ſagte der Jäger und reichte die Hand zum Abſchied. „Bitte, dem Herrn Dubel noch nichts darüber zu ſagen, da ich mit dem Baron noch Einiges beſprechen muß. Adieu, Frau Welſcher! halten Sie ſich geſund, ich hoffe, wir ſehen uns bald wieder." Damit verließ der Jäger das Zimmer, grüßte den Schneider und die Jungfer Kiliane und ſtieg die Treppen hinab.

Der Herr Dubel, der keine Ahnung davon hatte, welcher helle Stern in der Nacht ſeines Daſeins aufzuſteigen im Begriff war, nähte emſig darauf los, bis es acht Uhr ſchlug; dann aß er mit der Familie zu Nacht, gab beim Abſchiednehmen der kleinen Marie die Hand und brachte die Jungfer Kiliane nach Hauſe, worauf er eiligſt durch die glatten Straßen ſchlüpfte, um ſeine Dachkammer zu erreichen, ſeinen Thee im Morgenanzug zu ge-

„Ja, ich weiß Alles, obgleich ich Ihre Beweggründe nicht kenne, auch nicht gerade begierig bin, dieſelben zu erfahren.“

„O, Sie kennen das Gefühl, welches mich hieher zog,“ rief er leidenſchaftlich aus, „und da Sie denn nun einmal die doppelte Rolle, die man mich zu ſpielen zwang, durchſchauten, ſo will ich Ihnen auch geſtehen, Prinzeſſin, daß ich, trotz alledem mit ſeliger Hoffnung hieherkommend, dieſen Ort mit zerriſſenem Herzen verlaſſen werde.“

In den Augen der Prinzeſſin loderte es zornig auf, als ſie ihn ſo ohne allen Rückhalt ſprechen hörte, als ſie den Moment erſcheinen ſah, wo Herr von Saleck ihr ſeine Liebe für ihre Hofdame erklären würde: ſie wandte ſich raſch wie zum Fortgehen ab, als ſie in ziemlicher Entfernung hinter ſich den Reitknecht bemerkte, welchen ſie in den letzten Augenblicken der Aufregung beinahe vergeſſen hätte; „man hat einen Auftrag an Sie, Herr von Saleck, ſagte ſie in einem ſo kalten Tone, als ihr möglich war, und ſetzte ſchärfer hinzu: „Sie korreſpondiren mit meinen Leuten,“ worauf ſie dem Lakaien winkte näher zu treten, welcher ſich auch beeilte, ſeinen Brief in die Hände des jungen Mannes zu übergeben.

Während Saleck das Schreiben in Empfang nahm, wandte er ſich mit einem flehenden Ausdruck gegen die Prinzeſſin, indem er ſie nur noch um einen Augenblick bat, um ihr vielleicht ein Räthſel löſen zu können, „denn,“ ſetzte er leidenſchaftlich erregt hinzu, „die Handſchrift dieſes Briefes iſt mir gänzlich unbekannt.“

Haſtig riß er nun den Umſchlag ab, durchflog den Inhalt des Schreibens, worauf er es, ohne große Ueberraſchung zu zeigen, der Prinzeſſin mit der in innigem Tone ausgeſprochenen Bitte darreichte, es durchſehen zu wollen und ihm darauf einige Worte der Aufklärung zu geſtatten. Ihn konnte der Inhalt jener Zeilen ja nicht befremden; was ihm allein auffiel, war die Anrede der Schreiberin; doch ſchien ihm auch dieſes erklärlich, da die Prinzeſſin, wie

er aus ihren Worten entnehmen mußte, ebenfalls ſeine Doppelrolle zu kennen ſchien.

Nicht wenig befremdete es ihn deßhalb, auf dem Geſichte der hohen Dame, welches er aufmerkſam betrachtete, einen ſolchen Ausdruck der höchſten Ueberraſchung zu ſehen, welcher einen lauten Aufſchrei gerechtfertigt hätte; doch bemerkte er, wie die Prinzeſſin ihre Lippen feſt aufeinander preßte, und dabei eine erſchreckende Bläſſe ihre Züge überflog, ja, ihre Hand zitterte, obgleich faſt unmerklich, und als ſie gleich darauf ihre Lippen wieder öffnete, ſchien ſie jedes Wort, welches ſie las, tief aufathmend und in fliegender Haſt auszuſtoßen.

Endlich hatte ſie den Brief durchleſen, ließ ihre linke Hand, in der ſie ihn hielt, langſam herabſinken und erhob die Rechte, um damit ihre Augen zu bedecken.

„Und nun geſtatten Sie mir meine Rechtfertigung oder vielmehr Aufklärung," ſprach der Fürſt in bittendem Tone, „indem ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß ich nur einmal im Schloſſe zu Warneck war und zwar zu jener Tagesſtunde, wo ich von Fräulein Miré empfangen wurde und das Glück hatte, Sie zu ſehen, — ja, Prinzeſſin," fuhr er leidenſchaftlich fort, „das hohe Glück, — das höchſte Glück, ohne welches ich hätte von dannen ziehen müſſen als ein armer Verlaſſener, als ein Unglücklicher — wollen Sie mich dazu verdammen, wollen Sie, daß ich dieſes reizende Thal, welches Sie geſchaffen, verlaſſe, ohne Ihre Verzeihung erhalten zu haben? — mehr als Ihre Verzeihung, — Ihre Liebe, — dieſelbe austauſchend gegen eine grenzenloſe Leidenſchaft."

Bei dieſen letzten Worten kniete er zu ihren Füßen nieder und faßte ihre Hand, welche ſie ihm allerdings zu entziehen verſuchte, aber nicht kräftig genug, daß es ihm nicht gelungen wäre, ſie an ſeine Lippen zu drücken und mit ſtürmiſch heißen Küſſen zu bedecken — —

— — Dieß war aber gerade der Augenblick, wo die andere Geſellſchaft ihre verſchiedenen Anſichten über die aufzunehmende

Landſchaft dahin geeinigt hatte, daß der von Wilden gewählte Standpunkt allerdings der richtige ſei, und zurücktam, um dieſen, ſoweit es die Dämmerung des Abends erlaubte, nochmals in's Geſicht zu faſſen. Die Gräfin Eller, welche zuerſt den Platz betrat und hier einen ſo überraſchend anderen Anblick hatte, als ſie erwartete, konnte ſich nicht enthalten, einen ziemlich lauten Schrei auszuſtoßen, der wie ein grenzenloſes Erſtaunen, aber auch wie eine Art Vorwurf klang. Dabei fuhr der Gedanke wie ein Blitz durch den Kopf der kleinen Hofdame: „Ach, wenn Viktorine jetzt an meiner Stelle wäre.“ Was ſie dabei aber am meiſten empörte, war, daß der ſo ungenirt Knieende ſich durchaus nicht ſo ſchnell beeilte, aufzuſtehen, und daß die Prinzeſſin nicht mit dem Ausdrucke des erſchreckten Ueberraſchtwordenſeins zurücktrat. —

„Ah, ſo ändern ſich die Zeiten.“

Von den Herren ſchaute auch Wilden ziemlich verblüfft darein, wogegen ein aufmerkſamer Beſchauer auf dem Geſichte Felſing's den Ausdruck eines behaglichen Lächelns hätte erblicken können.

Ein dritter Mann trat indeſſen noch hinter der Gruppe aus dem Gebüſche, der Oberingenieur Ramberg, in deſſen großem, klarem Auge unverkennbares Vergnügen blitzte, und der wahrſcheinlich irgend ein Bravo gerufen hätte, wenn ihm dieſes glücklicher Weiſe nicht noch rechtzeitig als unpaſſend erſchienen wäre.

Es iſt uns unmöglich, zu ſchildern, welche Menge widerſtreitender Gefühle das Herz der Prinzeſſin bewegten von dem Augenblick an, wo ſie die erſten Zeilen des Briefes geleſen, bis zu jenem, wo ihr der Mann, deſſen Bild aus leicht begreiflichen Gründen die Ruhe ihrer Stunden getrübt, ſeine Liebe geſtand und zwar unter Verhältniſſen, welche ihr erlaubten, dieſe Liebe anzunehmen und zu erwiedern. Dieß that ſie denn auch, und von jeher gewohnt, auf eigene Art ihren Weg zu gehen und ſich für ihre Perſon ſo wenig als möglich unter oft lächerlichem Herkommen und beengender Etikette zu beugen, ließ ſie ihre Hand dem jungen Manne und

nannte ſeinen Namen mit einem angenehmen Lächeln ihrer Umgebung:

„Fürſt Georg.“

Ohne heftigen Kampf in ihrem Innern war dieſes jedoch nicht vorübergegangen, und hätte der ehemalige Herr von Saleck gewußt, daß ſein Lebens-, eigentlich Liebesſchiff, welches jetzt mit vollen Wimpeln einem ſchönen Hafen zuzuſteuern ſchien, einer gefährlichen Klippe mühſam entgangen ſei, ſo hätte er mit noch tieferem Athemzuge die Glückwünſche ſeiner Freunde entgegen genommen.

Dieſe Klippe war nämlich ein Augenblick geweſen, in welchem die Prinzeſſin geſchwankt hatte, ob ſie nicht ihre Hand heftig der ſeinigen entreißen und ihm, wenn auch vielleicht mit zerriſſenem Herzen, eine beleidigende Bemerkung zuſchleudern ſolle. Glücklicher Weiſe aber hatte ihr beſſerer Sinn, wir könnten ſagen ihre Liebe, geſiegt, und nun war ſie glücklich darüber und ſtand jetzt hoch aufathmend, dann tief zuſammenſchauernd neben ihm, dem ſie ſchon ſeit lange ihr Herz geſchenkt. Dabei blickte ſie heiter lächelnd im Kreiſe umher, und als ihre Augen jetzt auf die kleine Gräfin fielen, reichte ſie ihr haſtig beide Hände, zog ſie an ihre Bruſt und küßte ſie wiederholt und innig auf die Stirne.

Der Fürſt hatte Ramberg die Hand gereicht, ihn zu ſich hergezogen, um ihn der Prinzeſſin vorzuſtellen, doch erkannte dieſe ihren Retter ſogleich und lachte laut und glücklich, als ihr der Fürſt nun leiſe ſagte: „Dieß iſt der Uebelthäter, der ſich nicht nur an der ſtrengen Etikette des Hofes verging, ſondern der auch als Saleck eine Audienz bei Seiner Hoheit hatte, aus der ich aber mit Entzücken erfuhr, wie ſehr der Fürſt geneigt iſt, meinen heißen Wünſchen entgegenzukommen.“

Nicht leicht vereinigte ein ſo kleiner Platz, wie das Rondell im Parke von Edelsheim, eine Gruppe ſo heiterer und froher Menſchen. Leider mahnten ein paar durch die Baumzweige an dem dunkler werdenden Himmel hervorblitzende Sterne, daß es Zeit zum Aufbruch ſei.

„Ich wollte, wir wären ſchon zurück in Warneck," ſagte Prinzeſſin Helene, und fuhr mit komiſchem Ernſte fort: „Wenn die Oberſthofmeiſterin Gräfin Sporbach meine Aufführung erfährt, ſo falle ich ebenſo in Ungnade wie Fräulein von Saint-Aubin, — — ſei ruhig, mein Kind," ſetzte ſie auf einen bittenden Blick der kleinen Gräfin hinzu, „das wieder gut zu machen betrifft mich allein und ſei meine heiligſte Sorge, — gewiß, Eliſe, Sie ſollen zufrieden ſein, — nun aber, meine Herren, nach Hauſe; es iſt ſo ſpät geworden, daß man wahrhaftig in Sorge um uns ſein wird."

„Sie werden uns doch erlauben, daß wir Sie nach Warneck begleiten, natürlich hinter Ihrer Equipage in anſtändiger Entfernung," fragte der Fürſt.

„Wozu ich meinen Wagen anbiete," ſprach Ramberg; ein Vorſchlag, der bereitwillig angenommen wurde.

Ehe man aber das Rondell verließ, ſprach die Prinzeſſin den Wunſch aus, ihr die Mittheilung über das hier Vorgefallene zu überlaſſen, worauf ſämmtliche Anweſende den Wagen beſtiegen, um nach Warneck zurückzukehren. Der Lakai ritt voraus, dann folgte die Pony-Equipage, den Beſchluß machte des Oberingenieurs Wagen mit den vier Herren, wobei der Fürſt Gelegenheit hatte, Ramberg zu ſagen, in welch' große Verlegenheit er Fräulein von Saint-Aubin durch ſeinen Beſuch gebracht.

In der Nähe von Warneck angekommen, ließ auf den Wunſch des Fürſten der Ingenieur ſeine raſchen Pferde, die er kaum hinter dem langſamen Gange der Ponies zu zügeln vermochte, etwas vorwärts ſchießen, ſo daß beide Wagen zu gleicher Zeit auf den Poſtplatz gelangten, ja der Ramberg's an der Straßenecke, wo es zur Brücke einbog, einen Vorſprung gewann, den der Fürſt dazu benützte, hinauszuſpringen, um ſich für heute Abend bei den Damen zu verabſchieden. Dieſer Abſchied dauerte aber ziemlich lange; denn da die Prinzeſſin ihre Pferde im Schritte gehen ließ, geſtattete ſie hiedurch ſtillſchweigend ſeine Begleitung, welche der Fürſt nicht nur

bis zum Parke Warneck, ſondern durch denſelben ſo weit ausdehnte, bis man dicht bei dem verhängnißvollen Pavillon angekommen war, wofür er auch noch dadurch belohnt wurde, daß die Prinzeſſin, Zügel und Peitſche mit der Hand faſſend, ihm die rechte zu einem ſehr langen und ſehr feurigen Kuſſe erlaubte.

Dazu rauſchten die Wipfel der alten Bäume zur geheimnißvollen Zuſtimmung, dazu plätſcherte das Waſſer des großen Springbrunnens irgend eine bekannte zum Herzen gehende Weiſe, und dazu blitzten von dem dunklen Nachthimmel herab all' die Tauſende und aber Tauſende leuchtender Sterne, und ſtrahlten in ſeinem Herzen wieder wie ein ganzes Meer von Glückſeligkeit. — Wie erinnerte er ſich des Abends, an welchem er dieſelbe Avenue zum erſten Male gewandelt; und ſo lange und öde ſie ihm damals vorgekommen war, ſo kurz erſchien ſie ihm heute, und war dabei bevölkert mit hellen, freundlichen Zukunftsbildern.

In Kurzem hatte er Warneck erreicht und den Gaſthof zur Roſe und Anker, deſſen Schild und Name ihm heute wie eine glückliche Erfüllung ſeiner heißeſten Wünſche erſchien. An der Thüre wurde er von ſeinem Diener erwartet, welcher ihn in ſein Zimmer begleitete, wo eine neue und gleichfalls nicht unangenehme Ueberraſchung ſeiner harrte: er fand in ſeinem Salon Alles zu einem Souper arrangirt und neben der reich beſetzten Tafel ſeinen alten Freund aus der Reſidenz, den Schloßhauptmann Werner, der ihm nach einem herzlichen Willkommen mit angenommenem Ernſte ſagte: Ich muß Euer Hoheit ſchon geſtehen, es hat ſich, wie ich vernommen, Alles ſo glücklich geendet, daß von einem Diner in der Stadt, um Eure Hoheit zu tröſten, nun nicht mehr die Rede ſein kann, weßhalb ich hieher gekommen bin, um ein kleines Nachteſſen bittend, und damit mir Gelegenheit gegeben werde, mit einem guten Glaſe Wein auf eine ebenſo unverhoffte als glückliche Aenderung zu trinken."

„So hat mich Felſing verrathen?"

„Erſt, nachdem ich ihm moraliſche Daumenſchrauben angelegt und vom Schloſſe kommend, wo ich Fräulein Miré beſuchte, Felſing einige Andeutungen zu geben vermochte, daß Ihr Inkognito, gnädiger Herr, doch nicht lange mehr haltbar ſei.“

„Statt eines guten Soupers“, gab der Fürſt mit Laune zur Antwort, „ſollte ich Dir, einem ſo alten durchtriebenen Verräther, viel eher Waſſer und Brod diktiren; doch will ich unter der Bedingung Gnade für Recht ergehen laſſen, daß Du mir ausführliche und richtige Gründe Deiner Handlungsweiſe angibſt.“

„Gewiß, gnädiger Herr,“ ſagte lächelnd der Schloßhauptmann, „doch, wenn ich bitten darf, erſt nach dem Souper; ich bin bei einer Hitze von zwanzig Grad und dazu gehörigem Staube heute Nachmittag hieher gefahren und kann die feierliche Verſicherung ablegen, daß ich außer einer Taſſe Kaffee heute Nachmittag nichts zu mir genommen, — wäre es dabei nicht unmenſchlich, wichtige und triftige Gründe zu verlangen, auch wenn dieſelben, um mit Fallſtaff zu reden, ſo gemein wie Brombeeren wären?“

„Nun gut, ich will Dich mit dem allerdings gefährlichen Sprüchwort entſchuldigen: der Zweck heiligt die Mittel — und nun zu Tiſche, Felſing, zu Tiſche, Wilden und Ramberg, und möge Glück und Freude in Perſon unſere Becher füllen.“

XI.

Die Einladung, welche von der benachbarten Landesregierung an den Hof von Warneck ergangen war und welche es ſich als eine große Ehre erbat, wenn der fürſtliche Hof die Feier der Befahrung der neuen, großartig erbauten Brücke und zugleich der Einweihung zweier nun vereinigter Bahnlinien mit ſeiner Gegen-

wart verherrlichen wolle, war in Warneck angelangt und machte in den weiteren und engeren Kreiſen ziemlich viel von ſich reden, nicht als ob dieſes Ereigniß gerade ein ſehr bedeutendes geweſen wäre: es erhielt einigermaßen nur dadurch ſeine Wichtigkeit, daß ſich Seine Hoheit aus uns ſchon bekannten, allerdings egoiſtiſchen Gründen auf's Schärfſte gegen die Erbauung dieſer Bahnlinie ausgeſprochen hatte, und daß dieſer Ausſpruch nun in allen Geſprächen des Hofzirkels nachklang.

Dieſes Thema war auch am verfloſſenen Abend auf der Kegelbahn des Gaſthofs zur „Roſe und Anker" gründlich verhandelt worden, und zwar vor einer zahlreicheren Geſellſchaft als gewöhnlich; hatte es doch auch der Herzog für gut befunden, dieſelbe mit ſeiner Gegenwart zu verherrlichen. Wie beim Parteln im Kegelſpiel ſelbſt, ſo ſchied anderntheils die Tagesfrage die Anweſenden ſo genau in zwei Theile, daß der Oberſtſtallmeiſter vorgeſchlagen hatte, eben ſo gegen einander zu ſpielen und Gewinnen oder Verlieren als einen Orakelſpruch für morgen gelten zu laſſen.

Der Oberſtſtallmeiſter war am Entſchiedenſten auf der Seite Derjenigen, welche meinten, ein ſo kleinlicher Grund, wie das Verlieren eines Halbhunderts ſchöner Bäume, dürfte Seine Hoheit nicht abhalten, mit Freuden die Vollendung eines Werkes zu begrüßen, welches Nord und Süd feſt aneinander ſchloß; ſein entſchiedenſter Gegner war hierin der Hofmarſchall Baron Spiegel, welcher ſeine Anſicht feſthielt, daß Seine Hoheit allerdings einen ſolchen Egard für höchſtdero Wälder hätte erwarten können, daß man die Eiſenbahn den Umweg von einer unbedeutenden kleinen Stunde hätte machen laſſen.

„Ja, mein Lieber," hatte hierauf der Oberſtſtallmeiſter entgegnet, „einen unbedeutenden Umweg, der das Land vielleicht eine kleine Million mehr gekoſtet hätte."

„Gleichviel," erwiederte hierauf Baron Spiegel, „ſobald von drüben alle Rückſichten und Formen ſo mir nichts dir nichts bei

Seite geſetzt werden, ſo ſehe ich gar nicht ein, warum wir dieſſeits rückſichtsvoller verfahren ſollen. Und dann, worin beſteht der große Nutzen der Eiſenbahnen? — Daß Leute, die weit klüger daran thäten, auf ihrer Scholle zu bleiben, ohne große Mühe und Koſten zu allen möglichen Zwecken in der Welt herumkutſchiren können!“ Dann ſetzte er mit ſehr ernſtem Tone hinzu: „und obendrein, meine Herren, finde ich es durchaus nicht angenehm, von einem Durchreiſenden hören zu müſſen: ich habe geſtern auch Ihr Ländchen paſſirt, — es war das, wenn ich nicht irre, zwiſchen zwei und drei Uhr; früher konnte man das ſelbſt mit einer guten Extrapoſt nicht unter ſechs bis acht Stunden leiſten, — Alles hat ſeine Grenze.“

Wie aber im Leben, ſo ſiegte auch hier beim Kegeln die Fortſchrittspartei und zwar ſo eminent, daß die finſtere Reaktion, wie ſich der Oberſtſtallmeiſter ausdrückte, genöthigt war, das Maximum zu bezahlen.

Baron Spiegel konnte ſich nicht enthalten, dieſe Niederlage den Würfen des Herzogs zuzuſchreiben, der allerdings keinem Kegel etwas zu Leide gethan, und ſo oft die Reihe an ihn kam, zu verſchiedenen Malen aufgefordert werden mußte, da er mit dem Adjutanten, Grafen Helder, ſehr animirte Geſpräche führte.

„Ich weiß es gewiß,“ ſagte der Letztere, „die Prinzeſſin iſt vor einer guten Stunde mit der Gräfin Eller gegen Edelsheim gefahren. Zufällig kam ein Reitknecht mit meinem Pferde aus jener Gegend zurück und hat die Ponh-Equipage geſehen, ſchon jenſeits der neuen Brücke, wo es durch den Wald nach dem kleinen Schloſſe geht.“

„Wenn ſie ſich in ihrer Aufregung hat fortreißen laſſen,“ rief der Herzog, indem er ſich vergnügt die Hände rieb, „ſo können Sie verſichert ſein, daß ſie dieſem unverſchämten Monſieur eine recht artige und wohlverdiente Szene ſpielt.“

„Könnte das aber nicht zu Erörterungen führen, die Ihrer Hoheit ſelbſt vor Zeugen unangenehm wären?“

„Pah, was man einbrockt muß man auseſſen, und ſie hat uns ſchon ſo oft mit einer tüchtig geſalzenen Suppe regalirt, daß ich ihr auch einen guten Löffel von etwas Aehnlichem wünſche, doch wird es leider nicht ſo weit kommen; denn wenn ſich meine theure Couſine auf's hohe Pferd ſetzt, ſo hat ſie eine ganz verwünſchte Art, ſelbſt ſolche Leute abzukanzeln, die ſonſt gerade nicht auf's Maul gefallen ſind."

Der Adjutant verbeugte ſich lächelnd und verſchluckte kluger Weiſe ſeine Frage, ob der Herzog aus eigener Erfahrung ſpreche.

„Es iſt mir gerade ſo," fuhr dieſer fort, „als ſähe ich dieſen Herrn von Saleck vor mir mit einem höchſt albernen Geſichte, davon ziehend wie ein begoſſener Pudel."

— — — — Das war aber gerade der Augenblick, in dem die Prinzeſſin in Edelsheim den Brief geleſen hatte, worauf, wie wir wiſſen, ganz Anderes geſchah, als ſich der gute Herzog dachte.

Nachdem Baron Spiegel mit ſehr ſaurem Geſichte ſeine verlorene Partie bezahlt, wobei er erklärte, für heute genug zu haben, ſagte ihm lachend der Oberſtſtallmeiſter: „Für einen ſo gewiegten Hofmann, wie Sie, verſtehen Sie es noch ſchlecht, gute Miene zum böſen Spiele zu machen, und in dem ſpeziellen Falle, worüber ſich unſer Kegelorakel ausgeſprochen, haben Sie doppelt Unrecht; es wird da drüben bei der neuen Brücke eine ganz hübſche Feſtlichkeit werden: ſie dekoriren und ſchlagen Zelte auf, wie ich mir habe ſagen laſſen. Nimmt Seine Hoheit die Einladung an, ſo wird unſer durchlauchtigſter Nachbar ſeinen Erbprinzen ſchicken —"

„Sie ſcheinen gut unterrichtet?" frug mißtrauiſch der Hofmarſchall.

„Dieſer Erbprinz," fuhr Graf Rodenberg fort, ohne auf die Bemerkung Spiegels zu achten, „wird natürlicher Weiſe bei uns zum Diner eingeladen, und auf weſſen Bruſt, mein lieber Hofmarſchall, wird dann ein neuer Orden aufflammen?"

„Ach, gehen Sie mir, ich habe Sterne genug."

nießen und ſich, in Pelham leſend, für einen angehenden großen Herrn zu halten.

Bald hatte der Herr Dubel die Elſtergaſſe erreicht und kam an das Haus Nummer vierundvierzig, vor welchem ſich eine vielleicht fünf Fuß breite Eismaſſe gelagert hatte; Dubel mit ſeiner Leichtfüßigkeit ſetzte zum Sprunge an, flog in die Hausthür hinein zierlich und gewandt und parirte auf dem glatten Stein, als ſtehe er auf einem Teppich, weil er ſah, daß er im anderen Falle einen Herrn faſt umgerannt hätte, der aus der Thüre der Weinſtube trat.

Dieſer Herr aber blieb ob Sprung und Parade erſtaunt ſtehen, klatſchte langſam und gemeſſen in die Hände und ſagte: „Bravo, bravo! ein ſchöner Sprung, ein merkwürdiger Aplomb, bravo!“

Der Schneider ſah den Lobſprecher erſtaunt an, zog aber höflich ſeine Mütze, als er den gravitätiſch ausſehenden Mann genau anſah und den königlichen Balletmeiſter erkannte.

„Bravo!“ wiederholte Signor Benetti, „Sie entwickelten eine Gelenkigkeit und Kraft, wie man ſie ſich auf der Bühne nur wünſchen kann.“

Er hätte wahrſcheinlich noch weiter fortgeſprochen, doch wurde in dieſem Augenblicke die Hausthür von einer rieſenhaften Figur verdunkelt, welche Niemand anders war, als der Herr Lukas, der ſich nach dem Herrn Dubel erkundigte.

Der Balletmeiſter verließ das Haus, und die beiden Andern ſtiegen die Treppe hinauf.

Bald war der Schneider von dem Glücke, das ihn erwartete, in Kenntniß geſetzt, und man kann ſeine Seligkeit, eine elegante Wohnung ſowie einen kleinen Gehalt zu erhalten, kaum ermeſſen. Er verließ noch denſelben Abend die Elſtergaſſe; ſein Quartier, das faſt noch ein Vierteljahr bezahlt werden mußte, kam dem Doctor Stechmaier zu Gute, der ſeinen Wandkaſten verließ und ſich oben einlogirte.

„Falſch, lieber Spiegel, darin ſind wir wie die Geizigen,“ ſagte der Oberſtſtallmeiſter mit einem ironiſchen Lächeln, „wir können nie genug bekommen von dieſen ſchimmernden Zeichen unſerer großen Verdienſte.“

Hierauf hatte ſich die Kegelpartie getrennt und zwar ſo frühzeitig, daß Keiner derſelben die beiden Wagen anfahren ſah, deren wir im vorigen Kapitel gedacht.

Der folgende Morgen brach in ganz beſonderer Pracht und Herrlichkeit an: es war an Bäumen, Sträuchern und auf dem Graſe eine ſolche Verſchwendung von Brillanten zu ſehen, daß man hätte glauben ſollen, die Natur habe ſich zu einem ganz beſonderen Feſte geſchmückt; dazu dufteten die Wälder mit den Blumen um die Wette, der Himmel glänzte in tiefem, prachtvollem Blau und ruhte wie ein ſchimmernder Baldachin über der ſonnebeglänzten Erde.“

Seine Hoheit der Fürſt hatte in der Frühe des Morgens mit ſeinem Oberſtſtallmeiſter einen Spazierritt gemacht und kehrte um zehn Uhr, langſam durch die ſchattige Partie des Parkes reitend, zurück; die beiden Reiter bogen von einem ſchmalen Seitenwege auf die breite Avenue ein, die ſich, wie wir wiſſen, von dem Portierhäuschen in großer Länge nach dem Schloſſe zu ausdehnte. Ehe ſie dieſelbe aber erreicht, bemerkten ſie einen leichten Wagen an ſich vorüberfahren, deſſen raſche und elegante Pferde mit leichtem ungariſchem Geſchirr ſogleich die Aufmerkſamkeit des Oberſtſtallmeiſters ſo ſehr feſſelten, daß er auf die Frage des Fürſten, wer dieß ſein könne, ſein Pferd antrieb und ſo eigentlich gegen die Etikette Seine Hoheit veranlaßte, ebenfalls ſchneller zu reiten.

„Dieſes Geſpann ſehe ich hier zum erſten Male,“ ſagte Graf Rodenberg, „es ſind ungariſche Geſtütspferde von ganz beſonderer Güte, und möchte in der That wiſſen, wem dieſelben gehören.“

„Der Beſitzer derſelben,“ meinte der Fürſt, „ſcheint ſich durchaus nicht zu geniren, in meinem Parke ſpazieren zu fahren, — haben wir nicht Beſtimmungen hierüber erlaſſen?“

„Es iſt allerdings den Fremden unterſagt, dieſen Weg nach dem Schloſſe zu nehmen, doch wurde er Perſonen, welche Beſuche im Schloſſe machen, ſtillſchweigend geſtattet.“

„So ſcheint jener Herr, deſſen Equipage Sie alſo nicht kennen, Rodenberg, einen Beſuch bei uns machen zu wollen, und es wäre mir faſt intereſſant zu erfahren, wer es iſt, und wem — ſein Beſuch gilt.“

„Wollen mir Eure Hoheit vielleicht befehlen, dem Wagen nachzueilen; ſo vortrefflich ſeine Pferde auch ſind, ſo hoffe ich, ihn doch in Kurzem einzuholen.“

„Ah, mein lieber Rodenberg,“ gab der Fürſt, der gut gelaunt war, freundlich zur Antwort, „Sie ſcheinen mich gar nicht in Anſchlag zu bringen, doch glaube ich, daß dieſer Reiter“ — er zeigte auf ſich ſelber — „und dieſes Pferd das Gleiche zu leiſten vermögen.“

„Gewiß, Eure Hoheit,“ erwiederte der Oberſtſtallmeiſter eifrig, „doch — — — —“

„Meinen Sie vielleicht ſo ein kleines Wettrennen hinter einer unbekannten Perſon her würde nicht gerade das ſein, was Baron Spiegel von mir zu ſehen wünſchte? — Im Grunde haben Sie recht, laſſen Sie denn ſehen, was Ihr Pferd gegenüber den beiden Ungarn vermag, die ſchon einen tüchtigen Vorſprung haben.“

Der Oberſtſtallmeiſter griff an ſeinen Hut, und im nächſten Augenblicke flog ſein vortreffliches engliſches Jagdpferd ſo raſch in die Avenue hinein, daß der Fürſt einige Mühe hatte, das ſeinige zurückzuhalten, doch ſchaute er lächelnd dem Reiter nach und bemerkte bald, daß ſich die Entfernung zwiſchen dieſem und dem davoneilenden Wagen verminderte. In wenigen Minuten hatte er ihn eingeholt, parirte ſein Pferd und ſchien mit dem Fremden im Wagen zu reden, worauf dieſer nicht nur anhielt, ſondern ſogar augenblicklich aus ſeiner Equipage ſprang.

„Ich hoffe nicht,“ dachte der Fürſt, „daß Rodenberg ſtrenge

Polizei üben will, — ſehen wir ſelber.“ Damit näherte er ſich in einem raſchen Jagdgalopp dem Wagen, und deſſen Beſitzer ſah den Reiter nicht ſobald näher kommen, als er ihn mit abgezogenem Hute ehrfurchtsvoll grüßte.

Wer beſchreibt aber das Erſtaunen des Oberſtſtallmeiſters, als der Fürſt den Fremden, den Rodenberg ſich nicht erinnerte, je geſehen zu haben, nicht nur mit der freundlichſten Handbewegung grüßte, ſondern ihm auch ſchon auf einige Schritte Entfernung zurief: „Ah, Sie ſind es? freut mich ſehr, Sie wieder zu ſehen,“ und als er nun zu Rodenberg gewandt und auf den Fremden zeigend hinzuſetzte: „Das iſt ein ganz beſonders lieber Freund, dem ich mit großem Vergnügen erlaube, durch meine Alleen zu fahren.“

Er, von dem in ſolchen übergnädigen Ausdrücken die Rede war, ſchien dadurch in keine kleine Verlegenheit geſetzt zu werden und ließ ſich erſt einigemale freundlich bedeuten, ſich zu bedecken, ehe er ſeinen Hut aufſetzte.

„Sie waren wohl auf dem Wege nach dem Schloſſe?“ frug der Fürſt und ſetzte ſehr freundlich hinzu: „hätte ich Sie von Weitem erkannt, ſo würden wir Sie nicht angehalten haben, ich muß wahrhaftig um Entſchuldigung bitten.“

Rodenberg betrachtete den Fremden mit immer größerem Erſtaunen, das ſich auch durchaus nicht verminderte, als Seine Hoheit abſtiegen und wohlwollend ſagten: „Es ſind nur noch wenige Schritte bis zum Schloſſe; wenn es Ihnen genehm iſt, gehen wir zu Fuß dorthin. — Lieber Rodenberg,“ wandte er ſich wieder an dieſen, „Sie thäten mir einen großen Gefallen, wenn Sie vorausreiten wollten und einen der Stalleute hieherſchicken, der mir mein Pferd abnimmt.“

„Wenn Eure Hoheit in der That von hier zu Fuße gehen wollen,“ erwiederte der Oberſtſtallmeiſter, „ſo würde ich recht ſehr bitten, mir das Pferd die kleine Strecke zu erlauben, dort nähern ſich auch ſchon von den Leuten.“

„In einem Ausnahmsfalle, wie dieſem, darf ich vielleicht dieſen unpaſſenden Dienſt von Ihnen annehmen," gab der Fürſt zur Antwort, worauf ſich der Oberſtſtallmeiſter mit einem ehrfurchtsvollen Gruße gegen die beiden Zurückbleibenden kopfſchüttelnd entfernte. So 'was war ihm bei den überaus durchſichtigen Verhältniſſen des hieſigen Hofes noch nie vorgekommen, und er hätte gewünſcht, dem Hofmarſchall zu begegnen, um mit ihm über dieſen ganz außerordentlichen Fall zu ſprechen.

War auf dieſe Art der Oberſtſtallmeiſter überraſcht, ſo befand ſich ſeiner Seits der Oberingenieur Ramberg, denn er war der Fremde, in noch größerer Verlegenheit als an jenem Abend, wo er ſo unverhofft vor den Fürſten getreten war. Damals hatte ihm das eigenthümliche Zuſammentreffen gewiſſermaßen die Zunge gelähmt, und es fügte ſich ſo glücklich für ihn, daß ſeine wahren Betheuerungen kein williges Ohr fanden, auch kam an jenem Abende das Halbdunkel des Zimmers, ſelbſt die Ueberraſchung des Fürſten dazu, um es ihm zu erleichtern, eine falſche Rolle gezwungener Weiſe fortzuſpielen; heute aber an einem klaren Sommermorgen, im blendenden Lichte, in Gottes freier Natur in derſelben Komödie mitzuſpielen und nicht ſtehen zu bleiben, und mit etwas nothwendiger Derbheit zu ſagen: halten mir Eure Hoheit zu Gnaden, aber die Sache verhält ſich ſo und nicht anders, ich bin der und nicht jener Andere, das erſchien ihm rein unmöglich, und wie auch damals nahm er ſich feſt vor, den Fürſten, ſobald er wieder daſſelbe Thema berühre, zu enttäuſchen, möge für ihn daraus erfolgen was da wolle.

Seine Hoheit hatte indeſſen ſeinen Arm in den Ramberg's geſchoben und ſagte nach einer Pauſe: „Ich habe Ihr Schreiben erhalten und muß Ihnen geſtehen, Sie haben das ganz vortrefflich gemacht."

„Mein Schreiben?" frug der Oberingenieur erſtaunt, denn er erinnerte ſich nicht ſogleich, daß ihm Saleck geſagt, er werde dem Fürſten anzeigen, daß und wo er ſich in der Nähe befinde.

„Allerdings Ihr Schreiben oder wenn Sie wollen das mit Saleck unterzeichnete Schreiben, — wir verstehen einander ja vollkommen. Wie gesagt, Sie hätten sich für Ihren, für unsern Zweck, lieber Freund, nicht besser placiren können, als dort bei den Beamten des Eisenbahnbaues, — eine ganz ingenieuse Idee, und um so brillanter, als sie uns Allen heute Gelegenheit gibt, Sie dort zu sehen; denn im Vertrauen gesagt, ich habe mich nur aus dem Grunde entschlossen, die Einladung zu der Brückeneinweihung anzunehmen, weil wir Sie dort zu sehen hoffen, — eine köstliche Idee."

Jetzt blieb der Andere in der That gefaßt stehen, ließ auch mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung den Arm des Fürsten aus dem seinigen gleiten und sagte in sehr bestimmtem Tone: „Ich gab Euer Hoheit schon damals die Versicherung, daß ich nicht Saleck bin, und —"

„Ganz recht, was ich Ihnen vollkommen glaubte, da ich schon damals besser unterrichtet war."

„So glauben mir Eure Hoheit nur dießmal, wenn ich Sie jetzt auf's Heiligste versichere, daß ich eben so wenig Saleck, als jene Person, welche Eure Hoheit unter mir vermuthen, sondern daß ich der Oberingenieur Ramberg bin."

„Sie avanciren rasch," sagte der Fürst fröhlich lachend, „und ich begreife vollkommen, daß Sie beim Eisenbahnpersonal mit keiner untergeordneten Stellung vorlieb nehmen mochten, — doch lassen wir das jetzt, sagen Sie mir lieber, welchen entscheidenden Schritt Sie in der nächsten Zeit zu thun gedenken, und auf welche Weise ich Sie dabei unterstützen kann, — gewiß aus allen Kräften und von Herzen," fuhr der alte Herr mit Wärme fort, indem er die beiden Hände des Andern ergriff und sie freundschaftlich schüttelte, ehe sie wieder zusammen ihren Weg fortsetzten, — „vertrauen Sie mir, wir verfolgen ja so zu sagen ein Ziel."

Ramberg hatte bei dem entschiedenen Ablehnen seines offenen, wahren Geständnisses anfänglich etwas verblüfft drein geschaut und

war ſchon im Begriffe, dieſes Geſtändniß etwas derber und eindringlicher zu wiederholen, als ihm auf einmal die Idee wie ein zündender Funke durch den Kopf fuhr, er ſolle in der Rolle, die ihm ſolcher Art aufgenöthigt wurde, dem Fürſten Georg dienen, und er myſtifizire ſeinen freundlichen Nachbarn nicht ſowohl, als dieſer die Andern durch ihn ſelbſt myſtifizire, wozu jener gewiß ſeine guten Gründe hätte, die er denn in Gottes Namen zu achten beſchloß.

Nachdem er ſo ſein Gewiſſen beruhigt, nahm er denn ſelbſt das Geſpräch wieder freier auf und ſagte: „Alles, was ich, ohne insdiskret zu ſein, Euer Hoheit zu ſagen vermag, iſt, daß in der bewußten Angelegenheit ein wichtiger Schritt geſchehen, daß man auf weniger Schwierigkeiten geſtoßen als man gedacht, ja daß ein günſtiger Ausgang entſchieden zu hoffen iſt.“

„Das gebe der Himmel,“ erwiederte der Fürſt, indem er einen Augenblick ſtehen blieb und ſeine Hände in einander legte, „Details verlange ich nicht,“ fuhr er flüſternd fort, „ich ehre Ihre Diskretion und darf Sie nur verſichern, daß mich Ihre Mittheilung glücklich gemacht hat. Sie werden auch ſehen, daß ich meinerſeits, wenn auch von Weitem und ohne Aufſehen einlenkende Schritte thue und deßhalb auch die Einladung zur Einweihung der Brücke nicht ablehnen werde, wobei ja der Herr Oberingenieur,“ ſetzte er mit einer lächelnden Verbeugung hinzu, „nicht fehlen wird.“

„So können wir alſo hoffen, Eure Hoheit bei der Brückeneinweihung zu ſehen?“

„Gewiß, ich habe mich dazu entſchloſſen, habe geſtern Abend ſchon nach drüben telegraphiren laſſen und Befehl gegeben, daß wir um zwei Uhr von hier wegfahren, — unter uns geſagt, bin ich Ihnen auch dafür zu Dank verpflichtet, da ich durch dieſen raſchen Entſchluß eine kleine Spannung mit dem Nachbarhofe aufhebe. — Im Grunde, Herr Oberingenieur,“ fuhr er mit komiſchem

Ernſte und drohend aufgehobenem Zeigefinger fort, „ſollte ich dieſe Einweihungsgeſchichte dazu benützen, Ihnen tüchtig den Text zu leſen, daß Ihre Eiſenbahnlinie mich einen ſchönen Theil meiner Waldungen koſtet, Waldungen, die ihresgleichen ſuchen, und die Sie mir mitten auseinandergeſchnitten haben.“

Ramberg pries ſich glücklich ſo eine Veranlaſſung zu finden, um ſein Verfahren, die Bahnlinie ſo und nicht anders tracirt zu haben, zu rechtfertigen, was er aber dann auch mit ſolcher Sachkenntniß und Ueberzeugung that, daß der Fürſt, der anfänglich kopfſchüttelnd zugehört, leicht mit ſeinem Haupte zu nicken begann, zuletzt ſtehen blieb und erſtaunt ſagte: „Mein lieber, ſchätzbarer junger Freund, ich bin in der That überraſcht, auch in dieſem Felde ſo enorme und tiefgehende Kenntniſſe bei Ihnen zu finden. Ich belehre mich auch gerne über die Fortſchritte unſeres Jahrhunderts, verwende auch ſehr viel Zeit darauf, muß aber geſtehen, daß ich nicht im Stande wäre, ſo überzeugend zu reden und einen Andern zu meiner Anſicht zu bekehren; ich danke Ihnen dafür, denn nun kann ich doch mit leichterem Herzen und ohne Heuchelei denen da drüben einige anerkennende, verdiente Worte über Ihren in der That ſchönen Brückenbau ſagen, — ah, Sie bleiben vortrefflich in Ihrer Rolle,“ ſetzte der Fürſt heiter lachend hinzu, als ſich Ramberg geſchmeichelt verbeugte, „aber Sie haben Recht, — und nun, da wir am Schloſſe angekommen ſind, darf ich wohl fragen, wohin Sie Ihre Schritte lenken, und ob es Sie nicht compromittirt, mit mir geſehen zu werden?“

„Eure Hoheit ſetzen mich durch Ihre Güte wahrhaftig in die größte Verlegenheit, und ich weiß nicht, wie eine ſo große Güte gegenüber einer ſo unbedeutenden Perſönlichkeit wie die meinige zu rechtfertigen iſt.“ Er ſchaute in ziemlicher Verlegenheit vor ſich hin, wo die Stallleute mit abgezogenen Hüten ſtanden, und wo auch der Oberſtſtallmeiſter, Graf Sporbach, erwartungsvoll auf die Beiden ſchaute, die ſich Arm in Arm näherten.

„Wenn Sie hier unerkannt und unbeachtet irgend einen Beſuch machen wollen, ſo bedaure ich in der That, Ihnen begegnet zu ſein," flüſterte ihm der Fürſt zu, „doch iſt das ſogleich wieder gut zu machen: wir verabſchieden uns gleich hier, und Alles, was da vornen uns erwartend ſteht, ſchließt ſich an mich an und läßt Sie ungenirt ihres Weges ziehen."

„Es führt mich durchaus nichts Geheimes her, Eure Hoheit, im Gegentheil, ich beabſichtige einen Beſuch zu machen, dem ich nicht ohne Urſache die größtmögliche Oeffentlichkeit zu geben wünſche, bei Fräulein von Saint-Aubin, der Hofdame Ihrer Hoheit der Prinzeſſin Helene."

„Ah, ſiehe da, — ſiehe da," ſagte der Fürſt ſtehen bleibend, — richtig, Sie waren der Miſſethäter, welcher die arme Saint-Aubin neulich Abends etwas verſtohlen beſuchte und ihr dadurch eine unangenehme Scene mit meiner Tochter verſchaffte?"

„Leider, Eure Hoheit, ich bin untröſtlich darüber."

„Laſſen Sie's gut ſein, das gleicht ſich raſch wieder aus; Helene kann das nicht ſo ſchlimm gemeint haben, denn ſie kennt Fräulein von Saint-Aubin ſo gut wie ich und wie Alle, die dieſes vortreffliche Mädchen kennen wollen, und weiß ebenfalls wie wir Alle, daß die gute Viktorine nicht im Stande iſt, irgend etwas Unpaſſendes nur zu denken, geſchweige denn zu thun."

„Dieſes Wort aus dem Munde Eurer Hoheit entzückt mich, und ich mache meinen Beſuch mit leichterem Herzen."

„Die Saint-Aubin iſt ein verſtändiges Mädchen," erwiederte der Fürſt leiſe, „verſchwiegen und meiner Tochter anhänglich, Sie können ihr unbedingt vertrauen, und da Sie aus Ihrem Beſuche kein Geheimniß machen, was ich recht in der Ordnung finde, ja da Sie dieſem Beſuche die größte Oeffentlichkeit geben möchten, ſo will ich Sie ſelbſt hinbegleiten, dann wird der letztere Zweck," ſetzte er lächelnd hinzu, „vollkommen erreicht ſein, — heda! rief er einem der Piqueurs zu, „ſehen Sie, ob Fräulein von Saint-Aubin auf ihrem Zimmer iſt und Beſuche annimmt."

Während der Befragte auf dem geraden Wege fortſtürzte,

um den ihm ertheilten Auftrag zu vollziehen, verloren ſich ein paar wißbegierige Lakaien, die ſich ebenfalls an dem Parkeingange des Schloſſes gezeigt, um an betreffender Stelle zu erzählen, daß Seine Hoheit der Fürſt ſo eben einen jungen Herrn nach der Wohnung des Fräuleins von Saint-Aubin führe.

Dieſe beiden Letztgedachten erſtiegen indeſſen langſam die Treppen, die zu den Gemächern des Fürſten führten, und welche der falſche Saleck an jenem denkwürdigen Abend mit ziemlicher Haſt hinabgeeilt war. Oben befanden ſich wie damals die Wachen und ein paar Lakaien im Vorſaale, und als der Fürſt mit ſeinem Begleiter eintrat, öffnete der alte Kammerdiener die Thüre zu den inneren Gemächern und ſah mit einigem Befremden, daß Seine Hoheit mit dem fremden Herrn von damals, ſtatt einzutreten den Weg einſchlug, welchen jener damals hergekommen. Allerdings verſuchte es Ramberg gelinde, gegen dieſe an ſich ehrenvolle Begleitung zu proteſtiren, doch entgegnete ihm der Fürſt: „Laſſen wir das gut ſein, mein Lieber, gegenüber den vielen ſpitzigen Zungen, die ſich eifrig mit dem Vorfall von neulich Abends beſchäftigen, verdient Fräulein von Saint-Aubin wohl eine öffentliche eklatante Reparation.“

Da waren ſie denn nach den nächſten Minuten auf dem kleinen Veſtibule, welches Ramberg in ſeinen Einzelnheiten unvergeßlich war. Hätte er daran gedacht, ſchärfer auf die Thüren zu blicken, die von andern Zimmern auf dieſen kleinen Vorplatz führten, ſo müßte er bemerkt haben, daß dieſe ein wenig geöffnet nnd mit neugierigen Augen beſetzt waren.

Der Piqueur hatte ſeine Schuldigkeit gethan, und obgleich er ſelbſt hier nicht wieder zum Vorſchein kam, ſo ſtand doch die Kammerjungfer der jungen Hofdame an der betreffenden Thüre, die ſie mit einer tiefen Verneigung öffnete.

Der Fürſt blieb indeſſen auf der Schwelle ſtehen, und nachdem er ſeinen Begleiter leiſe gefragt, ob er hier als Saleck oder Ramberg auftrete, ſagte er laut zu der erröthend daſtehenden jungen Dame: „Mein liebes Fräulein, Herr Oberingenieur Ram-

berg, ein Bekannter von Ihnen, wünſcht Ihnen einen Beſuch zu machen, und ich möchte es nicht unterlaſſen, dieſen trefflichen jungen Mann ſelbſt zu Ihnen zu führen. — So, hier iſt meine Miſſion zu Ende," wandte er ſich an ſeinen Begleiter, „aber Sie laſſe ich dießmal ſo raſch nicht wieder verſchwinden, es wird um zwölf Uhr gefrühſtückt, und dabei wünſche ich Sie zu ſehen."

Ramberg verbeugte ſich und that dabei einen bezeichnenden Blick auf ſeinen Oberrock, worauf der Fürſt freundlich erwiederte: „Kommen Sie nur, wie Sie ſind, Sie finden uns auch nicht anders, und obendrein will ich Sie bei meinem Oberſthofmeiſter entſchuldigen." Er winkte freundlich mit der Hand in das Zimmer hinein und ging in ſeine Gemächer zurück.

Ramberg blieb unter der Thüre ſtehen und ſchaute einen Augenblick dem Davongehenden nach, worauf er ſeine Blicke auf die junge Dame wandte.

„So angemeldet und eingeführt," ſagte Fräulein von Saint-Aubin mit einer etwas zeremoniöſen Verbeugung, „darf ich Sie keine Sekunde an der Thüre ſtehen laſſen, — bitte treten Sie näher und nehmen Sie Platz." Sie zeigte auf einen kleinen Fauteuil vor ihrem Sopha und ſetzte ſich ſelbſt in eine Ecke des letzteren.

„Dieſe an ſich ſo ehrenvolle Begleitung," ſagte der Oberingenieur achſelzuckend, „iſt mir ohne mein Zuthun geworden, darauf können Sie ſich verlaſſen; ſo oft ich mich überhaupt in dieſen Räumen ſehen laſſe, ſcheint etwas Außerordentliches mit mir vorzugehen. — Wahrhaftig, mein gnädiges Fräulein, Erinnerungen aus der Kinderzeit werden in mir lebendig von Zauberſchlöſſern und dergleichen, bevölkert durch gute und böſe Feen."

„Gewöhnlich wohnen dieſe beiden Arten nicht beiſammen."

„So drückte ich mich falſch aus; ich wollte ſagen, von Feen, die uns jetzt ein liebefreundliches Geſicht zeigen, wie Sie mir vor einigen Tagen, und die uns dann ernſt und grollend anſchauen, wie Sie im gegenwärtigen Augenblick."

Letzteres war in der That ſo wie er ſagte. Fräulein von

Sechzehntes Kapitel.

Ein Bürgerball und seine Folgen.

Die Hofräthin war nach jenem unglückseligen Bürgerball das nicht mehr, was sie früher gewesen; im innersten zartesten Kern ihres Lebens war sie schmerzlich verwundet, und ihr Sohn, auf den sie alle Hoffnung gesetzt, daß er nicht in die Fußstapfen des Vaters treten, vielmehr ihr, der Trauerweide, ein Stab sein werde, an welchen sie gestützt fortan durch das Leben säuseln könne, — ihr einziger Sohn, ihr Eduard hatte Schmach auf ihren Namen gehäuft, hatte eine ganze ehrenwerthe Bürgergesellschaft blamirt, hatte mit einer Putzmacherin getanzt!

Zwischen jenem unglücklichen Ballabend und jetzt lagen schon ein paar Wochen, und während dieser Zeit hatte die Hofräthin nebst Gemahl und Sohn ihre bisherige Wohnung verlassen und war in den oberen Stock zu dem Herrn Stadtrath Schwämmle gezogen.

Diese Wohnungsveränderung, obgleich schon seit einem halben Jahr vorbereitet und deßhalb mit der Ballgeschichte in keiner Verbindung stehend, wurde doch wegen letzterer eine Quelle der bittersten Vorwürfe für Gatten und Sohn. Die Hofräthin,

Saint-Aubin ſah ſehr bleich aus, um ihren feinen Mund zeigte ſich ein ernſter, faſt ſchmerzlicher Zug, und ihre großen, ſchönen Augen blickten faſt düſter.

„Sagen Sie mir um Gotteswillen," fuhr er haſtig fort, „iſt Ihnen denn in der That ſo Unangenehmes begegnet, habe ich Ihnen durch meinen Beſuch wirklich einen ſo tiefen Schmerz bereitet, daß mich Ihr gutes Auge grollend anblickt?"

„Ich ſehe Sie nicht grollend an, ich will es wenigſtens nicht," erwiederte ſie mit ſanfter Stimme, „obgleich Sie durch Ihren Beſuch allerdings die Urſache ſind, daß mich tief Verletzendes getroffen."

„Ich hörte es, deßhalb kam ich hieher."

„Wer ſagte es Ihnen?"

„Jener Mann, der ſich Saleck nennt, und für den ich an jenem Abend gehalten wurde, — aber hat ſich das Alles nicht hier ſchon aufgeklärt? — Sie wiſſen doch, wer jener Saleck iſt?"

„Ich weiß es," gab ſie mit weicher Stimme zur Antwort; „doch ſind alle Aufklärungen nicht im Stande, mich der Kränkungen vergeſſen zu laſſen, die man mir zugefügt."

„Ah, Sie ſind unverſöhnlich, Fräulein von Saint-Aubin — unverſöhnlich und kennen die verzeihlichen Motive, welche die Prinzeſſin bewegten, als ſie jene traurige Unterredung mit Ihnen hatte."

„Ich trage ihr keinen Groll nach, obgleich ſie rückſichtsvoller mit mir hätte verfahren ſollen. — Sie liebt; wie mich das freut, daß ſie liebt, — in dieſen Worten liegt freilich ihre ganze Entſchuldigung, aber ſie hätte nicht zu ſehr Prinzeſſin ſein ſollen, mir gegenüber nicht, deren Charakter ſie vollkommen kennt."

„Aber wird ſie nicht Alles thun, um ihren zu raſchen Schritt wieder gut zu machen? — O glauben Sie, Fräulein von Saint-Aubin, ich bin überzeugt, ſie bereut ihre Worte auf's Innigſte und wird Ihnen jede Genugthuung geben."

„Ah, Herr Ramberg," ſagte die Hofdame mit einem leichten Aufblitzen ihrer Augen, „Sie finden ſich raſch und glücklich in Ihre

Rolle, als vertrauter Freund zweier Fürſten, als ihr Rathgeber und ihr Entſchuldiger."

„Ei, mein Fräulein," verſetzte er kopfſchüttelnd und mit einem beſorgten Blick auf das junge Mädchen, „ich bin weder der Freund dieſer Fürſten, noch ihr Rathgeber, noch viel weniger aber will ich entſchuldigen, was man Ihnen zugefügt; wenn es mir geſtattet iſt, hier Partei zu nehmen, ſo nehme ich die Ihrige, Viktorine, aus vollem Herzen, mit meinen beſten Kräften, — vermögen Sie daran zu zweifeln? — o gewiß nicht."

Er hatte das mit einem ſolchen Tone der Ueberzeugung ausgeſprochen, ſie auch dabei mit einem ſo feſten und Vertrauen erregenden Blicke angeſchaut, daß ſie unwillkürlich ihre Augen niederſchlug, worauf er mit Innigkeit fortfuhr: „Sie wiſſen, was mich vor einigen Tagen hieher führte: Sie bemerkten wohl, wie herzlich ich mich freute, Sie wieder zu ſehen, und Sie, die vollendete Dame ſelbſt glänzender zu finden, als das kleine Mädchen zu werden verſprach, wie es mich aber dabei entzückte, Ihr gutes, ja ich darf ſagen treues Herz wie damals wieder ſympatiſch anklingen zu hören, ein Herz, das ſich, wenn auch nur für Augenblicke, zu dem Jugendfreunde wieder hingezogen fühlte."

„Und warum nur für Augenblicke?" frug ſie, indem ſie ihn feſt anblickte, „glauben Sie, mein Herz ſei ſo wankelmüthig, daß es morgen das verleugne, wozu es ſich heute bekennt?"

„Man hat Beiſpiele davon," erwiederte er lächelnd.

„Und welche?" frug ſie haſtig.

„O, reden wir nicht darüber, Viktorine, ich bin in gewiſſen Dingen ein Kind: ich war ein übermüthiger Menſch und des Glaubens, eine ſtundenlange Unterredung könne unſer inniges, freundſchaftliches Verhältniß aus der Jugendzeit vollkommen wieder herſtellen, aber — Sie belehrten mich eines Andern."

„Und wann hätte ich das gethan? ſprach ich Sie doch nicht mehr ſeit jenem Abend."

„O nein, Sie ſprachen mich nicht mehr, ſahen mich auch nicht,

trotzdem ich ehrfurchtsvoll grüßend vor Ihnen ſtand und viel — ſehr viel darum gegeben hätte, wenn ein freundlicher Blick Ihres Auges mich getroffen."

„Ah," machte das ſchöne Mädchen und ihre Blicke leuchteten jetzt freundlicher auf, wie bisher, „ich erinnere mich deſſen, was Sie meinen: Sie grüßten Ihre Hoheit, die Prinzeſſin, und wie hätten wir, die armen Hofdamen durch freundlichen Gegengruß eine ſolche Verehrung für uns in Anſpruch nehmen können?"

„Und doch ſaß eine andere Dame Ihnen gegenüber, die mir freundlich dankte."

„Sie war unbefangener als ich, mein lieber Freund," ſagte Fräulein von Saint-Aubin mit leiſer Stimme, „ich erſchrak, als ich Sie ſah, — es war mir, als hätte ich ein böſes Gewiſſen, — ich hatte vielleicht eine Ahnung von dem, was kam."

„Nein, nein," erwiederte er haſtig, „es lag in Ihrer Abſicht, mich nicht zu grüßen, — o, ich hätte etwas darum gegeben, wenn ich auf Ihrem Geſichte eine Ueberraſchung, ein Erſchrecken bemerkt haben würde, aber nichts wie Kälte und Gleichgültigkeit. — Sie wollten mir zeigen, wie ſehr es Sie gereue, mich an jenem Abend mit dem ſüßen Gefühle freundſchaftlicher Jugenderinnerungen empfangen zu haben."

„Gehen Sie nicht ſo hart mit mir um," gab das ſchöne Mädchen mit einem freundlichen Lächeln zur Antwort, „nehmen Sie meine Hand und zugleich die Verſicherung, daß ich nicht die Abſicht hatte, Ihnen wehe zu thun, — aus welchem Grunde auch? Glauben Sie," ſetzte ſie mit bitterem Tone hinzu, „ich ſei ſo reich an Freunden, daß ich einen, der ſich mir erprobt, durch lächerliche Koketterie von mir weiſen könnte?"

Er hatte die ihm dargebotene Rechte mit beiden Händen ergriffen, küßte ſie warm und innig, und als er ihr nun auch mit einem bittenden Blicke ſeine rechte Hand entgegenſtreckte, legte ſie für einen Augenblick ihre Linke hinein, ſo daß er eine kurze Zeit ihre beiden Hände hielt und eine nach der andern an ſeinen Mund

drückte. Doch duldete sie dieses Spiel nicht lange und entzog ihm sanft ihre Hände, wobei sie sagte: „Wollen Sie nun überzeugt sein, daß ich heute gegen Sie bin, für Sie denke und fühle, wie an jenem Abend, nur daß ich mich selbst in einer ernsteren Stimmung befinde, wozu ich gewiß meine triftigen Ursachen habe?"

„Gewiß, Viktorine, ich verstehe das. — O könnte ich Ihnen den Schmerz ausdrücken, den ich empfand, als mir Saleck Mittheilung über die vorgefallene Szene machte. Ich konnte nichts thun, als hieherkommen, nicht wie damals am Abend, sondern heute am Tage, so öffentlich wie nur möglich, ein Zufall, vielleicht ein glücklicher, fügte es, daß mein Besuch bei Ihnen zu einem förmlichen Ereigniß wurde."

„Ein schroffer Gegensatz," erwiederte sie lächelnd, „der mir vielleicht ebenfalls wieder schaden könnte, wenn nicht überhaupt Alles für mich hier zu Ende wäre."

„Wie soll ich das verstehen?" rief er erschrocken, „wäre die Beleidigung, die man Ihnen zugefügt, so tief, daß keine Genugthuung möglich wäre?"

„Keine, auch scheint man drüben von dem mir zugefügten Unrecht nicht sehr überzeugt zu sein; man hat sich wenigstens nicht beeilt, es durch irgend Etwas wieder gut zu machen, und so sah ich mich denn heute Morgen veranlaßt, um meine Entlassung zu bitten."

„Das hätten Sie gethan, Viktorine," rief er aufspringend, „und ohne erst mit mir, Ihrem Freunde, darüber zu Rathe gegangen sein? — o ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie es mich freut, daß Sie diesen Schritt gethan, und wie es mich dagegen schmerzt, daß Sie ihn gethan, ohne sich um meinen Rath zu bekümmern."

„Ich verstehe diesen Widerspruch nicht."

„Wie gesagt, Ihr Entschluß entzückt mich, zieht mich zu Ihren Füßen hin, während Ihre kalte Selbstständigkeit mich wieder zurückstößt. — Sie wollen in die Welt hinaustreten, — Sie dürfen in die Welt hinaustreten, frei, reich, unabhängig, wenn Sie mir erlauben, Ihr Führer zu sein."

Statt zu antworten, preßte ſie ihre beiden Hände mit einem tiefen Athemzuge vor ihr Geſicht, und ſo kam es denn auch wohl, daß ſie es nicht bemerkte, wie er leiſe zu ihren Füßen niederglitt, und ihn erſt erſchreckend dort ſah, als er ſanft ihre beiden Hände entfernte und ſie eben ſo innig als ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen drückte. „Viktorine," bat er, „verzeihen Sie mir das raſche Wort, das ich vorhin ſo ohne Weiteres gegen Sie ausſprach, ich konnte meinem Herzen nicht gebieten, ich mußte Ihnen gerade herausſagen, wie ich für Sie denke und fühle, und dieß Gefühl iſt ein ſo ſeliges, daß ich es Ihnen tauſendmal wiederholen möchte, indem ich Ihnen ſage, daß ich jetzt erſt deutlich empfinde, wie ich das kleine Mädchen von damals, meine Jugendgefährtin, geliebt, und wie dieſe Liebe nur geſchlummert hat, um jetzt mit der vollen Kraft des Mannes in mir emporzulodern; — — zürnen Sie mir, daß ich ſo offen mit Ihnen geredet, oder geſtehen Sie mir nun vielleicht das Recht zu, daß ich tief bedauernd Ihren Entſchluß vorhin vernahm? einen Entſchluß, der mich, ich wiederhole es, ſonſt zum glücklichſten Menſchen machen würde; — zürnen Sie mir, meine geliebte Viktorine?"

Trotzdem ſich ihr Blick einen Moment verſchleierte, trotzdem ſich ihre Augen mit Thränen füllten, konnte er doch nicht lange zweifelhaft bleiben, daß ſie ihm nicht zürne, denn aus ihrem umflorten Auge brach unverkennbar jener glänzende Strahl, jenes Aufleuchten der Liebe hervor, den bis jetzt noch kein Sterblicher in dieſen Augen geſehen, und der gerade in dieſem glänzenden Blicke ſo wunderbar, ſo beſeligend, ſo berauſchend wirkte. — Sie beugte ſich auf ihn herab und küßte ihn ſanft auf die Stirne, worauf ſie leicht ihre Hände aus den ſeinigen löste und ihn bat, aufzuſtehen. Sie erhob ſich mit ihm ohne an ſeiner Seite ſtehen zu bleiben, vielmehr trat ſie an's Fenſter und blickte in die Landſchaft hinaus.

Es war dieß ein feierlicher, ja heiliger Augenblick: er ſtand tief erſchüttert da, wunderbar durchbebt von dem unſäglichen Glücke, das ihm zu Theil geworden, ſie zitternd vor jeder weiteren Annäherung, ja vor jedem weiteren Worte.

Und ſo kam es ganz natürlich, daß er ſich vor ihr verneigte und zu ihr ſagte: „Auf baldiges Wiederſehen, Viktorine,“ und ſie ihm antwortete: „Ja, auf baldiges Wiederſehen.“

Damit trennten ſie ſich, und als er die Thüre ihres Zimmers hinter ſich geſchloſſen, fühlte er ſich wie berauſcht und hätte laut aufjauchzen oder laut aufweinen können. Sein Schritt war nie ſo elaſtiſch geweſen, wie heute, er hätte wahrſcheinlich fliegen können, wenn er es verſucht hätte. Mit welch' ganz anderen Gefühlen durchſchritt er heute die Zimmer des Schloſſes als an jenem Abend: heute hätte ihm die ganze Welt begegnen können, und er wäre um eine paſſende Antwort nicht verlegen geweſen. Er ſchritt mit einer ſolchen Sicherheit durch das Vorzimmer mit den Glasthüren, daß der dort befindliche Lakai bei ſeinem Nahen ſchon die Thüre zu den fürſtlichen Gemächern öffnen wollte, doch winkte ihm Ramberg lächelnd und ſagte: „für dießmal nicht, mein Lieber;“ heute erfreute er ſich an der martialiſchen Haltung der beiden Wachen, und auf der zweiten Hälfte der Treppe konnte er ſich nicht enthalten, leiſe vor ſich hinzupfeifen. Jetzt war er im Freien, ſein Fuß betrat den weichen Boden, und der Sand unter ſeinen Füßen knirſchte förmlich eine heitere Weiſe, über ihm rauſchten die Wipfel der alten Bäume: es war, als tönten auch dieſe ein altes bekanntes Lied.

Es war in der That außerordentlich, daß er ſich bei den ſeligen Träumen, in die er verſunken war, noch der Zeit und des Deſeuners erinnerte, zu dem man ihn befohlen, weßhalb er denn um den gewiſſen Pavillon herum der Flußſeite des Schloſſes zuſchritt, wo ſich — er wußte dieß aus den Plänen des Schloſſes — der Speiſeſaal befand. Dort war die Terraſſe mit der Orangerie, wo er bei ſeinen Beſuchen in Warneck die Herrſchaften nach der Tafel häufig geſehen; wenn er ſich den Weg dorthin zeigen ließ, ſo konnte er nicht fehlen.

Der erſte Portier, an den er ſich mit einer deßfallſigen Frage wandte, blickte das fremde Geſicht etwas mißtrauiſch an und ſagte ihm dann kopfſchüttelnd: „Mein lieber Freund, die Orangenterraſſe

darf man nur mit besonderer Erlaubniß betreten und nur zu gewissen Stunden, jetzt aber ist der Zutritt zur Terrasse für jeden Fremden verboten, denn der Hof versammelt sich dort sogleich zum Frühstück."

„Das ist gerade mein Fall," erwiederte heiter der Oberingenieur, „ich bin zum Frühstück eingeladen."

„So haben Sie wohl eine Einladungskarte?" frug der Portier mit noch mißtrauischerem Blicke.

„Eine solche habe ich nicht, da mich Seine Hoheit der Fürst persönlich eingeladen."

Trotz der Unbefangenheit, mit der er dieß sagte, würde ihn der Portier doch nicht eingelassen haben, wenn nicht zufällig einer der Lakaien erschienen wäre, der den Fremden mit dem Fürsten Arm in Arm die Avenue hatte heraufkommen sehen, und erst auf diese Mittheilung trat der Portier zurück, worauf sich der Andere dem Fremden als Führer anbot und ihn in Kurzem auf die Terrasse brachte.

Hier war noch Niemand als einer der diensthuenden Kammerdiener, der auf einem Thermometer die Wärmegrade ablas, um in dieser Richtung sogleich die gehörigen Antworten geben zu können.

Ramberg spazierte auf und nieder und betrachtete sich die reizende Gegend.

Der Erste, welcher zum Frühstück erschien, war natürlicher Weise der Hofmarschall, Baron Spiegel: er erschien unter der Thüre des Speisesaals, neben sich jenen Lakaien, welcher den Oberingenieur hieher gewiesen, und der nun seinem Oberen zuflüsterte: „Ich habe selbst gesehen, wie Seine Hoheit Arm in Arm mit diesem Herrn durch den Park kamen, — sehr intim, ich kann Euer Excellenz versichern, sehr intim."

Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß Baron Spiegel schon vor einigen Tagen von wichtigen Ereignissen sprach, die eintreten könnten von bedeutenden Personen, die, ohne gerade angemeldet zu sein, in nächster Zeit erscheinen würden. Er hatte diese Vermuthung allerdings nicht ganz aus der Luft gegriffen,

war aber sichtlich überrascht, von seinen Kombinationen überholt zu werden; eine Ueberraschung aber nicht merken zu lassen, ist die erste Bedingung eines vollendeten Hofmannes. Deßhalb nickte er mit allen Zeichen der Befriedigung und sagte: „Ich weiß schon," durch welchen Ausspruch aus dem Munde des Hofmarschalls der Fremde nun in den Augen der Dienerschaft als vollkommen legitimirt erschien.

Ramberg, welcher auf der andern Seite der Terrasse hinter den großen Orangenkübeln auf- und abging, fand sich, wenn auch nicht gerade in Verlegenheit, doch in einer nicht ganz behaglichen Stimmung: von dem ganzen Hofkreise war er gewiß Niemanden bekannt als den höchsten Personen selbst und mußte also warten, bis jene später erscheinen würden und es denselben gefällig wäre, ihn dem Hofe vorzustellen. Wenn er auch schon viel mit hohen, besonders aber mit ausgezeichneten, gescheidten und geistreichen Personen verkehrt hatte und er sich bei Konferenzen und Berichten sehr ungenirt zwischen Ordensbändern und ganzen Firmamenten von Sternen bewegt hatte, so war ihm doch die Etikette bei Hofe nicht so geläufig, daß er es nicht vorgezogen haben würde, auf irgend einem Baumstumpf bei einer neutracirten Eisenbahnlinie sein bescheidenes Frühstück einzunehmen.

Hier trat Alles so leise und geräuschlos auf, fast Jeder schien den Andern in seinem Leben zum ersten Male zu sehen und ihm doch sogleich ein großes Geheimniß anvertrauen zu müssen, denn so ernst und feierlich sprachen die Meisten zusammen mit emporgezogenen Augbrauen und flüsternder Stimme. Freilich machten Einige hievon eine Ausnahme, so der Herzog und Graf Helder, die zusammen auf der Terrasse erschienen, der eine mit sehr lauter Stimme sprechend:

„Das geht über die Möglichkeit," sagte er, „wenigstens kann ich mir keinen Begriff davon machen, wie man sich heute am Bart zupfen läßt und morgen den Charmanten macht und seine Hand hinstreckt. — Da gehen die von drüben zuerst her und veranlassen irgend einen unwissenden Ingenieur, die Eisenbahnlinie aus reinem

Uebermuthe durch unſere ſchönſten Waldungen zu führen und laden uns nachher ein, dieſe Zerſtörung feierlich in Augenſchein zu nehmen; — wiſſen Sie aber auch ſicher, Helder, daß es ſich ſo verhält?"

„Daran iſt nicht zu zweifeln; ich erfuhr es aus dem Kabinet; man hat zuſtimmend telegraphirt, und wie ich auf meinem Morgenſpazierritt ſah, iſt bei der Brücke drüben ganz Außerordentliches geſchehen in Flaggenſchmuck, Zelten und Laubgewinden, Alles in deutſchen und beiderſeitigen Farben; auch ſind auf ein Uhr die Wagen beſtellt."

„Alſo Seine Hoheit überraſchen uns mit dieſen vortrefflichen Arrangements; ich möchte nur den kennen, der den Herrn umzuſtimmen vermochte; — glauben Sie mir, Helder, es ſind fremde Agenten hier."

Der Adjutant huſtete ziemlich deutlich hinter der vorgehaltenen Hand, denn wie er ſich beim Auf- und Abgehen umwandte, ſah er in das Geſicht des ihm ganz fremden Mannes, der mit gleichgültigem Ausdruck, aber gänzlich unbefangen an einem der Orangenkübel lehnte und auf den Fluß hinausſah.

„Dieſe Saleck's, Felſing's, Hauke's und wie die Kerls Alle heißen mögen, hol' ſie der Teufel mit einander, ich glaube es war ihr mindeſtes Verbrechen, daß wir ſie neulich im Park ſo angenehm beſchäftigt antrafen; — haben Sie noch keine Spur, wo dieſer Monſieur, dieſer Saleck hingerathen iſt?"

„Keine Idee, Hoheit, doch daß er nicht weit entfernt iſt, möchte ich daraus ſchließen, daß der Bediente, mit dem er kam, ruhig drüben im Gaſthof wohnen bleibt."

„Es iſt eigentlich empörend, ſo was nicht zu erfahren, — ich habe mir 'was d'rauf eingebildet, gut bedient zu ſein."

„Was kann man machen, gnädiger Herr, wenn Seine Hoheit der Fürſt Fremde, Unbekannte ſo in die Intimität zieht; — ſehen Sie dort jenen Herrn, ich habe das Geſicht nie geſehen, er wartet ganz ungenirt, und wenn er nicht hieher befohlen wäre, würde ſich Baron Spiegel ſchon lange mit ihm beſchäftigt haben."

„In der That, das iſt auffallend, aber ich werde mir erlauben, den Hofmarſchall zu erſuchen, daß er mir jenen Monſieur vorſtellt.“

Nach dieſen Worten wandte er ſich gegen den Speiſeſaal, um den Hofmarſchall aufzuſuchen, doch trat ihm dieſer auf der Terraſſe ſchon entgegen, angenehm lächelnd mit wichtiger Miene, denn hinter ihm erſchien der Fürſt im Geſpräche mit dem Schloßhauptmann von Werner. Seine Hoheit ſchien äußerſt gut gelaunt zu ſein: er rieb ſich behaglich die Hände und ſagte mit leiſer Stimme und einem leichten Kopfnicken: „Laſſen wir's jetzt gut ſein, lieber Werner, ich danke Ihnen für Ihre guten Nachrichten, beſonders aber für die treffliche Charakterzeichnung, die Sie mir von dem Betreffenden gemacht. — Ein herrlicher Tag,“ fuhr der Fürſt nach einer Pauſe zu den umſtehenden Herren fort, „wie beſonders beſtellt zu einem größeren Ausfluge, den wir nach dem Frühſtück machen wollen, — wir werden gen Edelsheim hinausfahren.“

„Da könnten Eure Hoheit,“ erlaubte ſich der Herzog wie ſpottend zu ſagen, „die neue Eiſenbahnbrücke en passant ſehen, die ja heute eingeweiht werden ſoll.“

„Warum en passant, mein lieber Vetter? es wäre pikanter einen Augenblick anzuhalten.“

„Gewiß, Hoheit, um unſeren übermüthigen Nachbarn ein paſſendes Wort zu ſagen.“

Dieſes Wort ſchien wie aus der Seele der Umſtehenden geſprochen, denn man ſah nicht nur die unzweideutigſten Mienen der Beipflichtung, ſondern einige von ihnen ſprachen ihre Meinung deutlich aus, ſo der Hofjägermeiſter, welcher bemerkte: „In dieſem außerordentlichen Falle möchte er Seine Hoheit unterthänigſt um einige ſehr ſtarke Worte gebeten haben, denn es ſei ja noch nie dageweſen, ein ſo herrliches Jagdrevier auf ſo leichtſinnige und rückſichtsloſe Weiſe zu zerſchneiden, ja zu zerſtören.“

Baron Spiegel meinte, auch käme hiebei noch eine Frage der Courtoiſie in Betracht, da Seine Hoheit ſich herabgelaſſen, Allerhöchſt Ihren Wunſch auszuſprechen, daß die betreffende Eiſenbahn-

welche von ihrer zerknickten Hoffnung auf den Sohn immer in Parabeln ſprach, wie von einer theuren Verſtorbenen, konnte, ſo ſagte ſie nämlich, die alten Räume, in welchen ſie ſich ſo glücklich geträumt, ferner nicht mehr ſehen und wurde, auf dieſe Art gezwungen, die ihr ſo unnennbar lieb gewordenen Zimmer zu verlaſſen. Umſonſt hatte ſich der Hofrath eines Tags unterſtanden, ihr zu bemerken, es ſei ja ſchon vorher eine andere Wohnung gemiethet geweſen; dieſe unzarte Aeußerung hatte nur einen heftigen Migränenanfall zur Folge und das arme Schlachtopfer zog ſeufzend in die neue, viel ſchönere Wohnung.

So ſehen wir ſie am Fenſter ſitzen und bemerken, wie ſie ihren Blick zuweilen, über Nähzeug und Nadel ſeufzend, auf die beſchneiten Dächer der nachbarlichen Häuſer wirft. Neben ihr in einem Arbeitskörbchen befinden ſich verſchiedene Bücher höchſt frommen Inhaltes, und wir wollen es im Vertrauen geſtehen, daß die Hofräthin einmal faſt im Begriff war, einer frommen Brüdergemeinde beizutreten und Betſtunden zu beſuchen; doch überdachte ſie noch zeitig genug, daß ſie als Mitglied einer ſolchen Bälle und Theater unbedingt für Anſtalten des Teufels zum Fange einer armen Seele betrachten müſſe, und das war nicht gut thunlich, denn ſie hatte im königlichen Hoftheater ein halbes Jahresabonnement mit zehn anderen Damen der ſiebenten Rangklaſſe auf einen Sitz der zweiten Gallerie, und dieſes Abonnement war nicht rückgängig zu machen.

Was ſollen wir von Eduard ſagen? — von Eduard, deſſen Gemüth nicht ſo verhärtet war, daß er nicht am andern Morgen den Kummer der Mutter und die Unſchicklichkeit gefühlt hätte, die er begangen? Aber der Vater Hofrath hatte dieſen Keim zum Guten mit roher Hand erſtickt, indem er des andern Tages bei Tiſche, als ihm die Geſchichte erzählt wurde, laut hinaus lachte. Wie ſchauerte dabei der Hofräthin zart Gemüth zuſammen! Welcher Abgrund von Schlechtigkeit öffnete ſich vor ihren Augen! Sie hatte ihren Mann freilich ſchon als roh erkannt,

linie in einem Bogen um das fürſtliche Jagdrevier herumgeführt würde —, eine Kleinigkeit, die man unhöflicher Weiſe gar nicht berückſichtigt hätte.

Hiezu klang als Chorus von den übrigen Herren des Hofes manches mißbilligende Wort, und es erſchien manchen in der That wünſchenswerth, ein ſolches Ungeheuer wie den betreffenden Ingenieur von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.

Seine Hoheit hatte ſtilllächelnd geſchwiegen und unterbrach erſt nach einer längeren Pauſe den Sturm all' dieſer verdammenden Redensarten, indem er ſagte: „ich will geſtehen, daß die Zerſtücklung meines ſchönen Reviers auch auf mich einen unangenehmen Eindruck machte, jedoch" — dieſes „Jedoch" hemmte wie eine plötzlich niederfallende Schleuſe um ſo mehr den Strom anzüglicher Redensarten, als Seine Hoheit nach dieſem Worte einen Augenblick innehielt und dann ſich wiederholend fortfuhr: „jedoch hat auch dieſes, wie Alles in der Welt ſeine zwei Seiten, und ehe man ſo ſtreng aburtheilt, muß man beide nicht nur gehörig betrachten, ſondern auch reiflich erwägen. Ich habe das gethan, meine Herren, und kann Sie verſichern, daß ich mir jetzt ſo ganz anderer Anſicht zu ſein erlaube, daß ich mich ſogar entſchloſſen habe, mit freundlicher Anerkennung der Einweihung dieſes in der That ſchönen Brückenbaues beizuwohnen."

Dieſe Schwankung des Seiles war zu heftig, als daß auch der geſchickteſte Equilibriſt im ſelben Augenblicke das Gleichgewicht wieder gefunden hätte: man vernahm einige leiſe Ah und Oh, ein verlegenes Huſten und Räuſpern, man ſah in die Länge gezogene, ſehr erſtaunte Geſichter: es gab eine Kunſtpauſe von erſchreckender Dauer, ehe ſelbſt der erſte Künſtler in ſeinem Fache, Baron Spiegel, im Stande war, mit einer ſeltenen Geiſtesgegenwart zu ſagen: „Es iſt allerdings von Eurer Hoheit groß gedacht, in einer Frage von ſolcher Wichtigkeit Ihr perſönliches Intereſſe unterzuordnen." — „Wahrhaftig groß, erſtaunenswerth," hörte man einige flüſternde Stimmen, und ein alter Kammerherr faßte ſich ſo raſch, daß er

zu ſagen vermochte: „Seine Hoheit geben das ...ägendſte Beiſpiel von Selbſtverleugnung. — magnifique.“

Nur der Herzog zog ſich mit einem nicht undeutlichen Murren aus dem Cercle zurück und konnte ſich nicht enthalten, im Vorbeigehen zum Grafen Helder zu ſagen: „Das iſt doch zu arg, geben Sie Acht, wir erleben noch ganz andere Dinge.“

Und ſo war es auch. Der Fürſt ſchaute ſich heiter im Kreiſe um und ſagte alsdann nicht ohne einen Anflug von Ironie, der ihm zuweilen eigen war: „Es freut mich in der That, daß unſere Gedanken ſo zuſammengehen, und da ich davon in der betreffenden Angelegenheit, deren Nutzen und hohe Wichtigkeit Jeder von Ihnen einſehen muß, im Voraus überzeugt war, ſo weiß ich, daß ich Ihnen ein Vergnügen damit mache, indem ich Ihnen den Erbauer des ſchönen Brückenwerks, den Oberingenieur Ramberg, meinen lieben Gaſt, vorſtelle.“

Dieſe zweite Schwankung des Seiles war faſt noch ſtärker als die erſte, und mancher mußte, natürlich im Geiſte, ſekundenlang auf einem Beine balanciren, ehe er es zu einem freundlichen Gruße nach der Gegend hin brachte, wo jetzt Ramberg zwiſchen den Orangenkübeln erſchien und ſich mit einer tiefen Verbeugung dem Fürſten näherte.

„Mich freut es nur zu ſehen,“ ſagte der Herzog ingrimmig zum Adjutanten, mit dem er bei Seite getreten war, „wie dieſe Bombe ihnen auf ihre Köpfe gefahren; — „ſehen Sie unſern Freund Spiegel an, er vibrirt förmlich wie eine Wetterfahne, die ſich neunundzwanzigmal herumgedreht hat. — Hatte ich nicht Recht, als ich vorhin von geheimen Agenten ſprach, die ſich hier umhertreiben, und denen es gelungen, denn Sinn Seiner Hoheit zu wenden? Ich glaube wahrhaftig, Helder, ich handelte ſehr unklug in meiner Rache gegenüber der armen Viktorine. Dieſe Meſſieurs verfolgten tiefere Zwecke, als es uns an jenem Abend bei dem Pavillon erſchien.“

„Allerdings, man hätte die Sache überlegen ſollen,“ gab der

Adjutant ſeufzend zur Antwort, „es wäre in jeder Hinſicht erſprießlicher geweſen.“

„Ja, ich muß mir dieſes thörichte, zu ſchnelle Handeln abgewöhnen,“ ſagte der Herzog und ſetzte boshaft lächelnd hinzu, „Sie haben recht, lieber Helder, — wer weiß, wie dankbar Ihnen Fräulein von Saint-Aubin geweſen wäre, hätte das Schickſal Ihnen geſtattet, ſie auf innige freundſchaftliche Art zu warnen; aber da iſt nun nichts mehr zu machen; — Sie haben doch ſchon gehört,“ fuhr er lauernd fort, „von der ausgeſprochenen Ungnade meiner theuern Couſine gegen ihre Hofdame, und daß Letztere in ihrem Uebermuthe und unmotivirten Stolze um ihre Entlaſſung gebeten hat?“

„A—a—a—ah,“ rief der Adjutant, und dieſer Ruf des Staunens und der Ueberraſchung war von einem ſo ſeltſamen Blicke nach dem Eingang der Terraſſe begleitet, daß ſich der Herzog unwillkürlich dorthin wandte, um ſogleich, wenn auch gemäßigter, in den Ruf des Grafen Helder einzuſtimmen.

Am Eingang der Terraſſe erſchien die Prinzeſſin Helene, die in Ungnade gefallene Hofdame, Fräulein von Saint-Aubin an der Hand führend, ein ſo unverhoffter Anblick, der ſo gewaltig auf die ohnehin erſchütterten Hofgemüther wirkte, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn wir von Schwindel und Ohnmachten berichteten. Mit ſtarrem Erſtaunen ſah man die Prinzeſſin ſich ihrem Vater nähern, ohne im Geringſten zu thun, als bemerke ſie links oder rechts die allgemeine Verwunderung, und hörte ſie mit lauter Stimme ſagen: „Ich muß Sie um Verzeihung bitten, Papa, daß wir ein paar Minuten zu ſpät kommen, die Schuld hieran aber trägt dieſe ungehorſame Viktorine, ſie wollte meinem Befehle, hieher zu kommen, nicht Folge leiſten, und ſo mußte ich ſelbſt hin gehen, um ſie zu holen und um ihr dadurch zu zeigen, wie lieb ich ſie habe, und,“ ſetzte ſie mit ſehr lauter Stimme hinzu, „um den Beweis zu führen, wie gerne ich Alles aufbiete, um ein Unrecht, das ich begangen, ſo viel als in meinen Kräften ſteht wieder gut zu machen.“

Bombe auf Bombe fiel auf den jetzt förmlich beſtürzten Hof, das Seil war dem Zerſpringen nahe, und Manche blickten gen Himmel, ob dort nicht unter dem Vortritt einer kohlſchwarzen Wolke irgend ein furchtbares Ereigniß heranziehen würde. Viktorine, tief bewegt, beugte ſich auf die Hand der Prinzeſſin herab, doch dieſe zog ſie in ihre Arme, küßte ſie herzlich und wiederholt auf die Stirne, während ſie ihr zuflüſterte: „Nicht wahr, Viktorine, Du vergibſt mir, — o, ich hoffe, wir werden Alle glücklich ſein.“

Die letzte Hoffnung Einiger des Hofes, beſonders der Partei des Herzogs, und vor Allem dieſes ſelbſt, beruhte darauf, daß die Prinzeſſin dem Ingenieur, der ihr nun vorgeſtellt werden würde, ein paar ſcharfe, paſſende Worte nicht vorenthalten würde; doch riß auch dieſer Nothanker: der Fürſt ſelbſt führte den jungen Mann ſeiner Tochter mit dem freundlichſten Lächeln entgegen, ſtellte ihn derſelben vor und rieb ſich anhaltend und ſehr vergnügt die Hände, als die Prinzeſſin ihn nicht nur auf das Wohlwollendſte bewillkommte, ja ihm ihre Rechte reichte und dazu mit einem graziöſen Lächeln ſagte: „o, wir ſind alte Bekannte, ich freue mich ſehr, Sie bei uns zu ſehen.“

„Es iſt ſervirt!“

Während der Fürſt nun nach dem Speiſeſaal ging, winkte er den alten Werner auf's Gnädigſte zu ſich heran und ſagte ihm mit leiſer Stimme: „Sie haben Recht, es iſt Alles in Ordnung.“

XII.

Das Frühſtück war vorüber.

Die höchſten Herrſchaften und der Hof hatten ſich für einen Augenblick zurückgezogen und verſammelten ſich jetzt, zur Abfahrt bereit, in einem kleinen Garten, der unter der Orangenterraſſe unmittelbar an die Straße ſtieß. Die Wagen ſtanden im Stallhofe

bereit und warteten nur auf den Befehl des Oberststallmeisters zum Vorfahren. Die leichte Equipage des Oberingenieurs befand sich allein seitwärts von der Straße, da er um die Vergünstigung gebeten hatte, vorausfahren zu dürfen. Die Prinzessin Helene, welche mit Viktorine und der Gräfin Eller, deren heitere Augen heute vor Vergnügen strahlten, plaudernd etwas abseits stand, winkte jetzt den Oberststallmeister zu sich und sagte ihm: „Lieber Rodenberg, thun Sie mir einen Gefallen — haben Sie viersitzige Kaleschen bestellt?"

„Nein, nur zweispännige Wagen."

„Gut, so sagen Sie der Obersthofmeisterin, aber so, daß ich es hören kann, Sie hätten auf Fräulein von Saint-Aubin für die Ausfahrt nicht mehr gerechnet und einen Wagen zu wenig bestellt."

Darauf plauderten die drei Damen wieder auf's Neue zusammen, bis sich gleich nachher, folgsam dem erhaltenen Winke, die lautklingende Stimme des Oberststallmeisters vernehmen ließ, der zur Gräfin Sporbach sagte: „Ich muß noch einen Wagen bestellen, ich hatte auf Fräulein von Saint-Aubin nicht mehr gerechnet." Auf das hin näherte sich die Prinzessin, indem sie sprach: „Machen Sie keine Umstände wegen meiner guten Viktorine, wir behelfen uns in meinem viersitzigen Wagen."

„Eure Hoheit verzeihen, ich habe des schönen Wetters wegen nur Phaetons und Viktorias einspannen lassen."

„So weiß ich einen andern Ausweg," gab die Prinzessin zur Antwort, nachdem sie sich scheinbar einen Augenblick besonnen, einen Ausweg, wogegen meine gute Obersthofmeisterin für dieses eine Mal wohl nichts einzuwenden haben wird, ich habe meine Gründe dabei: lassen wir Viktorine und die Gräfin Eller mit dem von Papa jetzt so sehr protegirten Oberingenieur vorausfahren."

„Aber Hoheit," sagte die Obersthofmeisterin mit sehr ernstem Gesichte, „zwei junge Damen mit einem fast fremden Manne, sollte das nicht unpassend sein?"

„Das ist er aber durchaus nicht, liebe Sporbach, es ist auch durchaus nicht unpassend," gab die Prinzessin lebhaft zur Antwort

und flüſterte ihr darauf neckiſch in's Ohr, „und doch noch ſchrecklicher: dieſer junge Mann denkt daran, eine meiner Hofdamen für immer zu entführen.“

„Ah,“ machte die Oberſthofmeiſterin mit einer ziemlich erſtaunten Miene, „Ihre Wünſche, Prinzeſſin, ſind mir Befehle, doch was wird Seine Hoheit zu dieſem Arrangement ſagen?“

„Geben Sie Acht, ob er es nicht wohlwollend aufnimmt.“ Sie näherte ſich lachend dem Fürſten, der ſo eben den Ingenieur auf die wohlwollendſte Art mit einem herzlichen Druck der Hand entließ, dann ſagte ſie, halb zu dieſem, halb zu jenem gewandt: „Papa, würden Sie etwas dagegen einwenden, wenn ich den Herrn Ramberg um eine Gefälligkeit bäte?“

„Im Gegentheil, mein Kind, es würde mich recht freuen.“

„Sie wiſſen, Papa,“ fuhr ſie ſchelmiſch lächelnd fort, „daß der Herr Oberingenieur und Fräulein von Saint-Aubin alte Bekannte ſind, die ſich vielleicht Einiges mitzutheilen haben, und da bei der heutigen Fahrt auf Viktorine nicht gerechnet wurde, ſo möchte ich den Herrn Oberingenieur bitten, ſie mit hinauszunehmen; — ſie nicht allein, Papa, Gott ſoll mich bewahren, ich könnte das vor der Gräfin Sporbach nicht entſchuldigen, und deßhalb ſoll meine kleine Eller ſie begleiten, — hätten Sie etwas dagegen einzuwenden, Papa?“

„Ganz und gar nicht; nur erſuche ich Sie, etwas raſch zu fahren,“ wandte er ſich an Ramberg, „da wir bald hinter Ihnen drein ſein werden.“

„So gehen Sie denn mit Gott,“ ſagte die Prinzeſſin, plötzlich ernſt werdend, „und ich wünſche Ihnen alles, alles Glück. — — — — Etwas der Art war ich Dir ſchuldig, liebe Viktorine,“ ſagte ſie mit mildem Tone zu der jungen Dame, nachdem ſie dieſelbe von dem getroffenen Arrangement in Kenntniß geſetzt, — „und nun fort, ich werde ein wenig zögern und trödeln, damit wir nicht zu raſch nachkommen.“

Ramberg winkte ſeinem Wagen heran, und während ſein Kutſcher die Pferde hielt, half er den beiden Damen auf den innern

Sitz und nahm, auf den Vordersitz ſich ſchwingend, die Zügel, — ein leichter Zungenſchlag, und die Pferde flogen mit dem Wagen in faſt ſchwindelndem Laufe davon.

Mit ſehr getheilten Gefühlen ſahen die Zurückbleibenden den Davoneilenden nach: der Fürſt mit großer Heiterkeit, indem er ſeiner Tochter lächelnd und ſo eigenthümlich zuwinkte, als wiſſe er ganz genau um den glücklichen Ausgang dieſer an ſich ſo verwickelten Geſchichte; der Hofmarſchall, Baron Spiegel, mit gerechtfertigtem Erſtaunen, die Oberſthofmeiſterin mit reſignirten Mienen, aber doch mit einem gelinden Achſelzucken, und der arme Graf Helder mit tiefem Schmerz. — —

Der Herzog blickte ihnen nicht nach, aus dem einfachen Grunde, weil er ſich nicht in dem kleinen Garten vor dem Schloſſe befand: er war auf ſeinem Zimmer und hatte ſo eben ein Schreiben an Seine Hoheit den Fürſten beendigt, worin er um einen Urlaub bat, da ihn dringende Geſchäfte nach der Stadt zurückriefen.

An der Brücke mäßigte Ramberg auf den Wunſch der Damen ein wenig den Lauf ſeiner Pferde; nach dem Verſprechen der Prinzeſſin konnte er überzeugt ſein, daß ihn der Hof nicht ſobald einholen würde, auch plauderte es ſich ſeitwärts ſitzend beim langſamen Fahren ſo außerordentlich angenehm. — Da war der Poſtplatz und der Gaſthof „zur Roſe und Anker", wo er gewöhnlich ſein Pferd einzuſtellen pflegte; — aber mit welch' ſeligen Gefühlen er dieß das letzte Mal gethan, konnte er ſich nicht enthalten, ſeinen aufmerkſamen Zuhörerinnen mitzutheilen.

Jetzt hatten ſie das Städtchen hinter ſich, und die beiden edlen ungariſchen Pferde trabten mit dem leichten Wagen ſo anmuthig und geſetzt, ſo luſtig mit dem Kopfe ſchüttelnd dahin, als ob ſie ordentlich fühlten, welch' koſtbare Laſt ihnen heute zu ziehen geſtattet ſei.

„Wie ich mich frei und glücklich fühle," rief die kleine Gräfin, deren Geſicht allerdings vor Vergnügen ſtrahlte, „iſt mir doch gerade zu Muthe, wie einem Vogel, der ſeinem Käfig entflogen."

„Aber es iſt doch ein ſo ſchöner, goldener Käfig," meinte

Ramberg lächelnd, nicht wahr, mein Fräulein?" wandte er ſich an Viktorine, „man kehrt trotz alledem gerne wieder dorthin zurück."

„Wer die Freiheit nie gefühlt, kann auch den Verluſt derſelben nie begreifen," erwiederte ſie. „Mir kommt es faſt ängſtlich vor, wenn ich denken ſollte, zwiſchen mir und der weiten, weiten Welt befände ſich gar keine Schranke mehr, es wäre mir, als ſtände ich ohne Schutzwehr vor einem tiefen Abgrunde."

„Es giebt vielerlei Arten von Schutzwehren und Schranken, mein Fräulein," entgegnete Ramberg, „und irgend eine würde ſich immer zu Ihrem Troſte und zu Ihrer Hülfe finden, eine Schutzwehr, eine ſtarke Hand, die Sie ſanft durch's Leben führte."

„O ſchweigt jetzt mit Euren Gedanken von Schranken, Schutzwehren und Käfigen, ſelbſt wenn Alles das von Gold wäre," lachte die Gräfin Eller, „ich will nicht daran denken, was ich zurückließ, ich will nur hinausſchauen über Hügel und Thäler hinweg, fort über die grünen Wellen jener Waldungen, weit, weit in die Ferne, und wo mir dort die tiefblauen Berge ein neidiſches Halt gebieten wollen, laſſe ich mir doch nichts befehlen und ſchicke meine geiſtigen Blicke immer weiter, — ah, wie köſtlich die Luft iſt, die ich hier in vollen Zügen einathme, wie fühle ich mich ſo unglaublich glücklich, daß ich jubiliren und ſingen darf, ohne die Begegnung eines ſtrengen Blickes fürchten zu müſſen, der mir ſagt, mein Fräulein, das ſchickt ſich nicht."

„Sie möchten wohl Ihr freies Leben, Ihr raſtloſes, künſtleriſch ſchönes Schaffen mit keiner Beſchäftigung vertauſchen, die Sie an irgend einen beſtimmten Ort bannte?" frug Fräulein von Saint-Aubin.

„In der That, ich möchte mich jetzt noch nicht ſo feſſeln laſſen, obgleich auch ich nicht gerade ohne alle Bande in der Welt bin, wie Sie wohl denken mögen, — ein ganz feſſelloſes und deßhalb auch zweckloſes Leben, ein Leben wie der Vogel auf dem Zweige, der bald hier bald dort ſein Neſt aufſchlägt, könnte mir doch nicht gefallen."

„Und was ſind das für Bande, die Sie irgendwo feſthalten?" frug neugierig die kleine Gräfin.

„Es iſt das ein kleines Beſitzthum in der Schweiz," gab Ramberg zur Antwort, „ein Schlößchen in einer reizenden Gegend, mit Feld und Wald, einem kleinen See mit herrlichem Waſſer und mit einem wunderbaren Blick auf die Hochalpen, das ich mir erworben, als ich dort in der Nähe mit der Anlage der Eiſenbahn beſchäftigt war."

Da es gerade bergauf ging, ließ er ſeine Pferde langſam ſchreiten und erzählte, ſeitwärts ſitzend, ſo behaglich als möglich: „Außerdem, daß mir dieſes Gut ganz beſonders gefiel, und es mir, wie vorhin bemerkt, ſchon lange am Herzen lag, irgendwo einen feſten Anker zu ſenken, der ſpäter einmal mein Lebensſchiff halten würde, hatte ich noch einen andern Grund, der mich trieb, gerade dieſes Beſitzthum zu erwerben: es hatte nämlich einer Familie Ramberg gehört, die das gleiche Wappen führt, wie meine Voreltern, und obendrein wußte ich, daß vor langen Jahren ein Zweig unſerer Familie in die Schweiz ausgewandert war, — — die Damen kennen Edelsheim, — nun, mein kleines Gut hat ſowohl in ſeiner Lage, als auch in der Bauart ſeines Hauptgebäudes eine große Aehnlichkeit mit der reizenden Beſitzung der Prinzeſſin."

„Dann muß es allerdings ſchön ſein," ſagte Fräulein von Saint-Aubin, „ich kenne nichts Lieblicheres als Edelsheim."

Sie hatte eben noch nachſinnend vor ſich niedergeſchaut, doch bei der Antwort, die ſie gab, ihr Auge erhoben und einen Moment in denen des jungen Mannes ruhen laſſen, — nur eine Sekunde, und doch mochte dieſer Blick ihm viel Köſtliches geſagt haben, denn er jauchzte förmlich auf, als er nun ſeine Pferde zu raſcherem Laufe antrieb und rief mit dem Ausdrucke des Glückes: „Ach und es lebt ſich dort im Süden an den Ufern der glänzenden Seen, im friſchen Grund der Wieſen unter den weißen, glänzenden Alpenhörnern ſo glücklich und frei, — Sie ſollten das einmal ſehen, gnädige Gräfin," wandte er ſich an die kleine, heiter lachende Hofdame, „da in der großen, gewaltigen Natur vergißt man alle Käfige und Gefängniſſe der ganzen Welt."

Es war als ſeien auch die beiden Pferde durch irgend etwas

elektriſirt worden, denn ſie jagten förmlich toll und wild auf der Landſtraße dahin, wobei ſie aber ihr Führer ſo feſt im Zügel hatte, daß die beiden Damen ihr Gefühl der Sicherheit nicht einen Augenblick verloren. Jetzt fuhren ſie neben der Bahnlinie hin, und gerade brauste eine bekränzte und beflaggte Lokomotive an ihnen vorüber. Die Leute auf derſelben, als ſie den bekannten Wagen ſahen, ſchwenkten hurrahrufend ihre Hüte und ließen die Maſchine anhalten und gellend pfeifen. Die beiden edlen Ungarn vor dem leichten Gefährt ſcheuten durchaus nicht, ſondern courbettirten nur ein wenig und ſchüttelten, wie ſelbſtgefällig, ihre Köpfe.

Schon hinter Warneck erſchien die Landſtraße heute nicht mehr ſo einſam, wie ſie gewöhnlich war: feſtlich gekleidete Fußgänger, Reiter, Equipagen und Bauernwagen zogen in buntem Gemiſch alle dem gemeinſamen Ziele entgegen; rechts und links von den Höhen herab ſah man ebenfalls auf den verſchiedenen Fußwegen größere und kleinere Trupps, welche ſich dem Thale zu bewegten. Sehr häufig erkannte einer den Ingenieur, rief laut ſeinen Namen und ſchwenkte mit ſeinen Freunden jubelnd den bekränzten Hut, oder man rief ihm ein friſches Wort der Anerkennung nach.

Bei dieſen Beweiſen von Achtung und Verehrung glänzten Viktorinens Augen, während die kleine Gräfin ſtiller und ſtiller wurde, ja häufig wie forſchend um ſich blickte, und als ihre Freundin ſie um die Urſache frug, zur Antwort gab: „Ich fühle das goldene Gitter auf meinem Nacken; es iſt mir gerade, als führen wir dem Hofe dicht voraus, ſo erregen wir die Aufmerkſamkeit, ſo grüßen die Leute, nur — zuthunlicher und herzlicher.“

„Es iſt auch etwas Königliches um die Kunſt und Wiſſenſchaft,“ ſagte Fräulein von Saint-Aubin, indem ihre glänzenden Augen mit einem Ausdruck des Stolzes um ſich blickten, „und der, dem dieſe Verehrung gezollt wird, hat ſie nicht ererbt, ſondern erworben.“

— — — — Dort lag die neue Eiſenbahnbrücke vor ihnen, ihr neues Mauerwerk kaum ſichtbar hinter dem buntwehenden Schmuck der Flaggen und der um die Säulen gewundenen Laub-

als unzart im höchſten Grade, aber als ſo verderbt, wie ſie ihn jetzt kennen lernte, hatte ſie ſich ihn nicht vorgeſtellt. Sie ſpielte hierauf eine Zeit lang die arme Dulderin, huſtete bedeutend, ließ den Arzt kommen, trank ungeheure Medicinflaſchen leer und ließ in das Tagblatt ſetzen, es werde auf nächſtes Frühjahr eine Eſelin geſucht, die gute Milch habe. Alles umſonſt! Der Hofrath gieng nach wie vor ins Wirthshaus und in ſeinen Klubb, und der Sohn gieng in mehrere Klubb's und in mehrere Wirthshäuſer!

Darauf hatte die Hofräthin ihren Kriegsplan geändert; ſie machte ihrem Manne das Leben ſauer, wo es thunlich war, das heißt beim Kaffeetrinken und Mittagseſſen und Nachts in ihrem Bette, wo ſie bei zugezogenen Gardinen die furchtbarſten Predigten hielt. Andere Stunden des Tages und Abends war der Hofrath nicht zu haben, wohl aber der unglückliche Eduard — er mußte mehrere Abend in der Woche zu Hauſe bleiben, bekam keinen Hausſchlüſſel, mußte hie und da mit der Mutter eine Viſite machen, kurz, er wurde außerordentlich tyranniſirt.

Es mochte gegen elf Uhr Morgens ſein, als es bei Hofraths draußen an der Klingel ſchellte und gleich darauf der Schritt des Hausherrn hörbar wurde, der ſich den Schnee von den Stiefeln klopfte und ins Zimmer trat.

Der Hofrath war ein großer, ſtarker Mann mit rothem, freundlichem Geſicht und einem höchſt glücklichen harmlos vergnügten Zug in demſelben. Er kam ſo eben von der Bibliothek, wo er ſeine Beſchäftigung hatte, und wollte zu Hauſe nur einen Augenblick nach eingelaufenen Briefen ſehen und ſich alsdann in ſeinen Klubb begeben, um die Zeitung zu leſen und zur Stärkung des Appetits einen Schoppen Zwölfer zu genießen. Zu dieſem Geſchäfte mit Hut, Mantel und Stock gerüſtet, trat er in das Zimmer der Hofräthin, um ſich eine vergeſſene Cigarrendoſe zu holen, und der Hofräthin kam ein ſehr guter Gedanke.

kränze; daneben auf der ſanft anſteigenden Thalwand faſt an derſelben Stelle, wo Fürſt Georg und Ramberg vor einigen Tagen ihr einfaches Frühſtück eingenommen, erhob ſich ein Zelt; dort befand ſich auch eine Muſikbande, und dort ſtanden die Förſter, Jäger und fürſtlichen Beamten. Rings umgab alles das eine buntgemiſchte zahlreiche Menſchenmenge und ſchien in geſpannter Erwartung des Augenblicks zu ſein, wo die feſtliche Einweihung vor ſich gehen würde, doch fehlten hiezu noch die allerhöchſten Herrſchaften der beiden Nachbarſtaaten, welch' letztere hier ſich die gewaltige Eiſenhand reichten.

Gegenüber der Eiſenbahnbrücke war eine kleine Tribüne errichtet, auf der man die breitſchulterige Geſtalt eines Steinhauermeiſters ſah, der durch Schwingen einer Fahne das Zeichen zum Anfang der Feierlichkeit zu geben und alsdann einen Werkſpruch zu halten hatte. Es war das ein ganz beſonderer Verehrer Ramberg's, und als er nun den Wagen deſſelben im raſchen Laufe der Pferde daherkommen, dieſe in einen Durchlaß des Eiſenbahndammes einbiegen und nun auf der andern Seite herauskommen ſah, überzog ein joviales Lächeln ſein wettergebräuntes Geſicht, und obgleich er wohl wußte, daß er noch eine gute halbe Stunde Zeit bis zum Beginn der Feierlichkeit vor ſich hatte, erhob er doch die Fahne und ſchwenkte ſie dreimal über ſeinem Kopfe. Das machte nun begreiflicher Weiſe die nämliche Wirkung, als ſeien die erwarteten allerhöchſten Gäſte bereits angekommen: die kleinen Kanonen auf dem alten Schloſſe Warneck, ſowie hie und da verſteckte Böller entluden ſich krachend und erweckten einen majeſtätiſchen Wiederhall in den Bergen; die Muſikbande, folgſam dem erhaltenen Programm, ſetzte die Inſtrumente an den Mund und blies die Landeshymne, unzählige Mützen und Hüte wurden geſchwenkt, und ein tauſendſtimmiges Hoch! durchſchnitt die Luft. Umſonſt winkte der Oberingenieur, was er konnte, zum Einhalten dieſes tollen und unzeitigen Lärmens, umſonſt verließ er den Wagen, nachdem er die Zügel einem ſeiner Arbeiter zugeworfen, umſonſt eilte er gegen die Tribüne: je eifriger, ja, je

erzürnter er winkte, um ſo lebhafter ſchwenkte der alte Steinhauermeiſter ſeine Fahne und bedeutete dabei den unten ſtehenden Meiſtern und Geſellen der anderen Gewerke, ſich feſt um ſeine Tribüne zu ſchaaren. Dann legte er ſeine Fahne nieder und ſtreckte ſeine beiden Hände aus, um den Lärmen zu beſchwichtigen, was ihm auch nach einiger Anſtrengung gelang, und wandte ſich alsdann gegen den raſch herankommenden Oberingenieur, um mit lauter Stimme zu ſprechen:

„Hört mich, meine Freunde! Ich glaube nicht, daß Einer unter euch iſt, der mich für ſo dumm hält, als hätte ich ohne beſtimmte Abſicht beim Herannahen unſeres verehrten Oberingenieurs, Herrn Ramberg, meine Fahne geſchwenkt. Nein, meine Freunde, das iſt mit voller und guter Ueberlegung geſchehen: wir wollen hier unſere Brücke einweihen und die Vollendung einer Bahn, an der Ihr, ehrbare Meiſter und Geſellen, und auch Ihr, brave Handlanger und Taglöhner, lang und mühevoll gearbeitet. So groß und ſchön iſt unſer Werk, daß ſeine Vollendung die Veranlaſſung iſt zum Erſcheinen der Herren Fürſten des dieß- und jenſeitigen Landes. Angeordnet und befohlen war es demnach, die Feierlichkeit mit Muſik und Hoch zu beginnen, nachdem die Ebengenannten erſchienen wären. Doch will es mich vielmehr bedünken, meine Freunde, daß dem Manne die erſte Feierlichkeit gebührt, der das große Werk angefangen und vollendet hat, dem Manne, von dem wir mit Stolz ſagen können, daß er aus unſerer Mitte entſprungen iſt, der wie wir den Hammer geführt und die Axt, der mit uns und unter uns gelebt, der warm und menſchlich mit uns fühlend nicht nur unſer ſtrenger Aufſeher war, ſondern auch unſer aller Freund, nicht nur unſer Lehrer, ſondern auch Manchem ein Helfer in der Noth war.“

Ein zuſtimmendes Gemurmel des Beifalls, das ſich auf allen Seiten erhob, ſteigerte augenſcheinlich die Redeluſt des Steinhauermeiſters; während er ſeine Linke feſt aufſtützte, ſtrich er mit der Rechten ſeinen vollen Bart, und ſein ſcharfes Auge blickte nach dem

Wagen hin, an den ſich der Oberingenieur, unfähig, dem Allem Einhalt zu thun, zurückgezogen hatte, — dort ſtand Ramberg und feierte einen der ſeligſten Augenblicke ſeines Lebens, nicht ſowohl durch die anerkennenden Worte ſelbſt, als vielmehr durch den Wiederhall, den ſie in dem Herzen des von ihm ſo innig geliebten Weſens hervorriefen. Er legte ſeine Rechte unwillkührlich auf den Wagenſchlag, und Viktorine von Saint-Aubin, die mit ihren großen, glänzenden Augen unverwandt nach der Rednerbühne ſchaute, hatte ihre Hand leicht auf die ſeinige gelegt.

Dieß, ſo unbemerkt von der Menge es auch vor ſich ging, ſah doch das aufmerkſame Auge des Steinhauermeiſters und riß denſelben zu einer unerhörten Extemporation hin: „Ja, meine Freunde,“ fuhr er, ſo laut als es ihm möglich war, fort, „nach allem dem, was ich Euch vorhin geſagt, werdet Ihr es erklärlich finden, daß ich das erſte Hoch ausbringe unſerem ſo hoch verehrten, unermüdlichen, tüchtigen, von uns allen geliebten Oberingenieur Herrn Ramberg, — — ja, er und die, welche ihm lieb und theuer ſind und mit ihm gekommen, um dieſem ſchönen und feierlichen Augenblicke beizuwohnen, — leben hoch, hoch und abermals hoch!“

Ein unbeſchreiblicher Jubelruf aus tauſend kräftigen Kehlen zerriß nach dieſer Rede die Luft, und da die Muſik mit einem weithin ſchallenden Tuſche einfiel, ſo ſäumten auch die Leute an den Böllern und Kanonen nicht, abermals laut zu werden und wiederholt das Echo aus ſeiner Ruhe aufzuſchrecken.

Es war dieß aber gerade der Augenblick, wo auf der Straße gen Warneck zu der erſte Wagen des fürſtlichen Hofes ſichtbar wurde, und wo ſich nach der andern Seite zu der bekränzte Bahnzug zeigte, welcher den Stellvertreter des benachbarten Herzogs, einen jüngeren Prinzen des Hauſes, herbeiführte. Beide Theile nahmen dieſe ſchon bei ihrem Empfange dargebrachte Ovation höchſt wohlgefällig auf, und Baron Spiegel bemerkte dem Fürſten, „Oberingenieur Ramberg beweiſe ſich auch neben ſeiner ſonſtigen Tüchtigkeit als ein Mann, der ſich auf Empfangsfeierlichkeiten verſtände.“

Um den Wagen des Oberingenieurs, neben welchem jetzt die beiden Damen ſtanden, hatte ſich unterdeſſen eine Gruppe ſeiner uns wohlbekannten Freunde gebildet: Saleck, Felſing und Maler Wilden, welche ihm beglückwünſchend die Hand ſchüttelten. Fürſt Georg fügte dieſen lauten Glückwünſchen noch einen heimlichen, herzlicheren hinzu, nachdem er den beiden Damen vorgeſtellt worden war und längere Zeit mit ihnen, namentlich mit Fräulein von Saint-Aubin, geſprochen hatte, bis der wiederholte Donner der Geſchütze dieſe Unterhaltung zerriß und Alles auf ſeinen Poſten rief.

Da die Seite, auf der man ſich gerade befand, und wo auch die Zelte zum feierlichen Empfange gebaut waren, zum benachbarten Herzogthume gehörten, ſo war es an dem ſtellvertretenden Prinzen, zuerſt dort zu ſein und den Fürſten zu empfangen. Die Lokomotive brauste heran, hielt auf der Brücke, und die betreffenden Perſonen ſtiegen aus. Von ihnen iſt nicht viel zu ſagen, als daß ſie in ſehr ſchöne, ſteife Uniformen gezwängt waren, viele Bänder und Orden zeigten, und daß der Chef, der ſtellvertretende Prinz, in ſeiner glänzenden Uniform, vortrefflich chauſſirt und untadelhaft gantirt war, und daß er ſo durch und durch mit Würde und Selbſtbewußtſein getränkt war, daß man hätte glauben können, wo er gehe und ſtehe müſſe er feuchte Fußſtapfen hinterlaſſen.

Der geneigte Leſer wird es uns erlaſſen, hier wiederholt die Empfangsfeierlichkeiten zu ſchildern, oder ihm die zweite Rede des Steinhauermeiſters niederzuſchreiben, welche rhetoriſch allerdings glänzender, aber ihrem Inhalte nach minder herzlich und gefühlvoll war. Darauf wurde unter dem Zelte vorgeſtellt, pro forma Wein und kalte Küche herumgereicht, und ſich ebenfalls pro forma gefreut, daß die herrliche Vollendung dieſes großen Werkes dieſen ſchönen und unvergeßlichen Tag herbeigeführt. Die betreffenden Beamten warfen einen Blick auf die betreffenden Uniformen der betreffenden nachbarlichen Kollegen, um betreffend die nothwendigen Ordensaustheilungen die betreffenden Vorſchläge machen zu können.

Der Fürſt war während der ganzen Feierlichkeit von der aller-

vortrefflichſten Laune: er war in einem Wagen mit ſeiner Tochter herausgefahren, und da dieſer Wagen à la Daumont beſpannt war, auch keine Bedienten-Rückſitze hatte, ſo war er im Stande geweſen, vertraulich mit der Prinzeſſin zu reden, wodurch er denn die Gewißheit erlangte, daß die von ihm ſo ſehr gewünſchte und ſo eifrig als möglich betriebene Angelegenheit in ein ſo günſtiges Stadium getreten ſei, als ein Vater nur immer wünſchen kann, der das Wohl ſeines Kindes vor Augen hat. Nur hatte die Prinzeſſin lächelnd geſagt: „Mein lieber Papa, ich muß Sie dabei auf eine Enttäuſchung vorbereiten, die Ihnen aber hoffentlich nicht unangenehm erſcheinen wird.“

Auf dieſe Enttäuſchung geſpannt und immer an dieſelbe denkend, unterhielt ſich nun Seine Hoheit auf's Huldreichſte mit den Beamten des benachbarten Staates, welche ihm von dem ſtellvertretenden Prinzen vorgeſtellt worden waren, und unterließ dabei nicht, von Zeit zu Zeit dem Oberingenieur freundlich zuzunicken. Jetzt rief der Fürſt den Hofmarſchall, Baron Spiegel, zu ſich, und ſagte ihm lächelnd: „Was dort meinen Freund Ramberg anbelangt, der ſich als Oberleiter der ganzen Geſchichte vortrefflich ausnimmt, ſo glaube ich, es wäre kein ſchlechter Spaß, wenn wir ihm das Kommandeurkreuz meines Hausordens vorläufig geben würden.“

„Eure Hoheit werden mir erlauben,“ erwiederte der Oberſthofmeiſter erſchrocken, „daß eine ſolche Auszeichnung für einen Ingenieur noch nie dageweſen iſt. Eure Hoheit ſollten die Gnade haben, ihn mit der Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft anfangen zu laſſen und ihn vielleicht ſpäter bei einer genügenden Veranlaſſung mit dem kleinen Orden beehren.“

„Das iſt ganz vortrefflich,“ lachte der Fürſt laut und luſtig, „aber Sie haben nicht ganz unrecht; notiren Sie die große goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft, die er gewiß noch nicht hat; aber geben Sie ihm zu gleicher Zeit das Kommandeurkreuz meines Hausordens, — ich habe mir nun einmal vorgenommen, dieſen unſchuldigen Spaß zu machen; das Großkreuz kann in ein paar Tagen darauf nachfolgen.“

Der Hofmarſchall prallte zurück, als habe ihn eine Natter gebiſſen, und da er nicht wußte, wie weit Seine Hoheit dieſes entſetzliche Vorhaben, das er einen unſchuldigen Spaß nannte, im gegenwärtigen Augenblicke zu treiben gelaunt ſei, ſo trat er mit einer tiefen Verbeugung zurück, und war um ſo mehr befugt, dieß zu thun, da ſich die Prinzeſſin in dieſem Augenblicke dem Fürſten näherte.

„Lieber Papa," ſagte dieſe mit ungewohnt weichem Tone der Stimme, „Sie wiſſen, daß ich alles Auffallende haſſe, und es müßte auffallen, wenn das, wovon bei der Herfahrt zwiſchen uns die Rede war, hier öffentlich behandelt würde, deßhalb will ich Ihnen auch den Fürſten Georg, der heute noch offiziell um meine Hand anhalten wird, nicht ſelbſt vorſtellen und habe ich den Schloßhauptmann Werner darum gebeten, der, der dort kommt," ſagte ſie raſch, „und nun, lieber Papa," ſetzte ſie lebhaft hinzu, indem ſie ihre Hand auf den Arm ihres Vaters legte, „machen Sie ſich auf die Enttäuſchung gefaßt."

Der alte Schloßhauptmann Werner trat mit einem heiter lächelnden Geſichte in Begleitung eines ſtattlichen jungen Mannes heran, den der Fürſt niemals geſehen, der ſich aber mit ſo freiem und ſchönem Anſtande näherte, daß Seine Hoheit mit einem faſt ängſtlichen Geſichtsausdrucke ſeine Tochter anſchaute. Dieſe aber blickte ihm von unten herauf ſchelmiſch lächelnd in die Augen und ſagte leiſe: „Dieß, lieber Papa, iſt Fürſt Georg von —"

„Eh!" rief der alte Herr faſt ſo laut, daß es beinahe ein Aufſehen gegeben hätte, — — — — „und der Andere?"

„Iſt, wie er Ihnen ja ſelbſt geſagt, der Oberingenieur Ramberg, — Details folgen ſpäter, lieber, guter Papa; doch durchſchauten Sie ja gewiß dieſes ſo nothwendige Spiel."

Nun war aber der Fürſt ein würdiger Zögling jener alten ſtaatsmänniſchen Schule, deren Schüler wohl eine Ueberraſchung empfinden, aber nicht ſichtbar werden laſſen durften. Er ſagte deßhalb: „Ei, ei, allerdings durchſchaute ich es und muß geſtehen, daß nicht ſchlecht geſpielt wurde."

Nachdem die Feierlichkeiten dem Programm gemäß vorbeigerauſcht waren, fuhr der Hof ſowie die fremden Gäſte nach Warneck zurück. Selbſtredend war auch Ramberg und Felſing eingeladen, ſowie auch der Maler Wilden, den die Prinzeſſin gebeten, die ſchöne Stunde, die ſie hier außen verlebt, durch ein großes Gemälde für ſie bleibend zu machen.

Daß auf dem Rückwege der fremde junge Mann mit dem Fürſten in einem Wagen fuhr, hatte zu den verwegenſten Kombinationen geführt, in welche aber Baron Spiegel für ſeine vertrauten Freunde einige Klarheit brachte, indem er ihnen ſagte, er habe bemerkt, daß dieſer unbekannte junge Herr mit der Prinzeſſin Helene einen ganz abſonderlich intimen Blick gewechſelt, und der Fürſt beim Einſteigen zu ihm geſagt habe: „Wenn es Euer Hoheit nun gefällig iſt.“.

„A—a—a—a—a—ah!“

Der Hofmarſchall hatte ſich auf's Furchtbarſte beeilt, um neben ſeinen Arrangements zur Tafel noch die Ausfertigung der Diplome zur Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft, ſowie des Kommandeurkreuzes möglich zu machen und beide dem Betreffenden, Oberingenieur Ramberg, ſogleich zuſtellen zu laſſen: er fürchtete Gefahr im Verzuge, wenn am Ende der Fürſt, ſein allergnädigſter Herr, nochmals auf die, gelinde geſagt, komiſche Idee des Großkreuzes zurückgekommen wäre, — das Großkreuz für einen Architekten, — undenkbar.

Die Hoftafel, die wir ſchon einmal in minder heiterer Laune vorübergehen ſahen, war heute von einem faſt allgemeinen Geiſte der Fröhlichkeit belebt: man fühlte ſich aufgeregt, erwartungsvoll geſtimmt, man ahnte das Ereigniß, welches kommen mußte, und als ſich nun endlich der Fürſt mit ſeinem Champagnerglaſe erhob und es ſtill bewegt verkündigte, da ſah man auf den Wangen ergrauter Staatsmänner den ſanften Glanz milder Rührung, und Thränen im Auge bejahrter Hofdamen.

Und wie vergnügt waren heute erſt die großen und kleinen

Cercles: der junge Fürſt und ſein Kavalier wurden von dem geſammten Hofe von einer Liebenswürdigkeit befunden, welcher Befund im Stande wäre, den Neid des Verfaſſers dieſer Blätter zu erregen.

Ueberall aber glänzte die Prinzeſſin in munterem Worte und herzlicher Rede, und als ſie nun ſeitwärts eine kleine Gruppe ſtehen ſah, ihre beiden Hofdamen, Ramberg und den Grafen Helder, welch' letzterer mit anerkennenswerther Uneigennützigkeit ſeinen freundlichen Glückwunſch dargebracht, ſo führte ſie den Fürſten Georg und ihren Vater dorthin. Letzterer hatte ſich ſchon ſo mit ſeinem zukünftigen Schwiegerſohne befreundet, daß er dem Oberingenieur ohne allen Rückhalt freundlich die Hand reichte und deſſen Dank für die verliehenen Dekorationen mit den Worten annahm: „Bei Ihnen, mein lieber Freund, mußte ich Verdienſte verſchiedener Art belohnen; dem talentvollen Oberingenieur die Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft, dem nicht minder talentvollen Diplomaten das Kommandeurkreuz, und wie ich höre," ſetzte er mit einem lächelnden Blick auf Fräulein von Saint-Aubin hinzu, „haben Sie bei Ihrer Diplomatie auch nebenbei für ſich geerntet."

„Wenn Sie es erlauben, lieber Papa, und," fügte die Prinzeſſin in innigem Tone hinzu, „wenn Sie an meiner guten, armen Viktorine, die ja keine Anverwandten mehr hat, gewiſſermaßen Vaterſtelle vertreten wollen."

„Gewiß, mein Kind," erwiederte der Fürſt.

„In dieſem Herbſte," bat der geweſene Saleck mit einem Blick der Liebe auf die Prinzeſſin.

Ob ſeine hohe Braut dieſem kurzen Termine beigeſtimmt, ſind wir nicht im Stande, anzugeben, denn in dieſem Augenblicke erſcholl vor der Terraſſe rauſchende Muſik und ein herzliches und lange anhaltendes Hoch, wobei die Prinzeſſin tief bewegt ihre Freundin herzlich küßte und ihr zuflüſterte: „Gewiß, Viktorine, wir werden glücklich ſein."

Sie nickte bei seinem Eintritt kaum merklich mit dem Kopf, schaute alsdann gedankenlos durch's Fenster und sagte mit der gleichgültigsten Miene von der Welt: „Es ist gut, daß du kommst, ich wollte dich gerade von der Bibliothek holen lassen.“

„Was hat's gegeben, mein Schatz?“ fragte der Hofrath mit vergnügtem Gesicht. „Was wird von mir gewünscht, womit kann ich dienen?“

Die Hofräthin hob ein Sacktuch, welches sie gerade ausgebessert, gegen das Licht und sagte, indem sie aufmerksam nach einer defekten Stelle spähte: „Du weißt, wir wohnen schon vier Tage hier im Hause und haben bei Stadtrath Schwämmle's noch keinen Besuch gemacht; es ist unumgänglich nothwendig, dieß heute noch zu thun, man kann nicht längere Zeit mehr so hingehen lassen.“

„Ich sollte meinen,“ sagte lächelnd der Gemahl, „daß das eigentlich nicht nothwendig sei, bei so guten Bekannten wie Schwämmle's einen formellen Besuch zu machen; man thut das wohl bei wildfremden Leuten, zu denen man ins Haus zieht, — geh' mein Schatz, das ist eine leere Förmlichkeit.“

Die Hofräthin ließ ihr Sacktuch wie entsetzt in den Schooß fallen und schaute ihren Mann ein paar Sekunden lang mit dem ihm wohlbekannten festen Blicke an, einem Blicke, den er unmöglich lange Zeit aushalten konnte.

„Leere Förmlichkeit!“ sagte sie alsdann; „ja, du möchtest freilich alle Formen aus der Welt verbannen, dir könnte freilich die Gesellschaft nicht zwanglos genug sein, — ein Einzugsbesuch sei eine leere Förmlichkeit?! O, es ist unglaublich, was ich Alles erleben muß! Aber,“ fuhr sie heftig fort, „in dem Hauswesen, dem ich vorstehe, die Formen des Anstandes aufrecht zu erhalten, so weit es meine schwache Kraft zuläßt, werde ich mich bemühen, und sollte ich darüber zu Grunde gehen, trotz deinen Einreden und dem ungeschliffenen Betragen deines Herrn Sohnes! Die Stadträthin Schwämmle gibt heute Abend eine große Theege-

F. W. Hackländer's Werke.

50. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Fünfzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1873.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Nahes und Fernes.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Spuren eines Romans.

I.

Adelgunde las:

„Und somit, vielgeliebter Leser, theure Leserin, nimmt der Verfasser Abschied von Dir, von einer ihm lieb gewordenen Gesellschaft, deren Verlust er nur durch die Hoffnung auf ein baldiges frohes Wiedersehen zu verschmerzen im Stande sein wird.

„Doch — theurer und geneigter Leser — ich sehe Unzufriedenheit in Deiner Miene; liebenswürdige Leserin, ich sehe Deine Lippe verdrießlich gekräuselt, ich errathe die Ursache eures Unmuths, und einestheils ist dieser Unmuth gerecht, anderntheils hat aber auch selbst ein Roman seine Grenzen, und wenn man alles das nacherzählen wollte, was das gefühlvolle Herz einer theuren Leserin noch von den ferneren Schicksalen der handelnden Personen zu erfahren wünscht, so müßte man dem letzten Bande stets noch ein paar Biographieen anhängen, verschiedene landschaftliche Bilder, Häuserbeschreibungen mit schönen Aussichten — links Anhöhe mit malerischer Ruine, Fernsicht in ein weites Thal, aus welchem die Schlangenlinie eines Flusses silbern hervorblitzt, im Hintergrunde die edeln Linien eines tiefblau gefärbten Hochgebirges mit Schneetupfen, blendender Sonnenschein bei Tage, oder, besser ausgedrückt: der

glühende Kuß des Alles verschönenden Tagesgestirns, oder milder Mondschein, versteht sich bei Nacht, und im Vordergrunde dieser allerletzten Schlußkapitel-Dekoration: rothblühender Weißdorn, von zahlreichen Nachtigallen bevölkert. — Ach! und wie sie schlugen, diese Nachtigallen, und wie entzückt sie ihnen zulauschten — sie — nicht das glückliche Paar, welches im vorletzten Kapitel durch Vereinigung für's Leben zu den seligsten aller Menschen gemacht wurden, nein, sie nicht selbst: das wäre als allerletztes Schlußkapitel eine allzu flüchtige Arbeit, ein zu rasches Ende; nein, es sind die Enkel jenes Paares, die nun mit einem kurzen Lebensabriß, als Dialog behandelt, durch Erzählung der weitern Schicksale von Eltern und Großeltern den geneigten Leser zufrieden zu stellen hoffen."

Adelgunde las das mit einem leichten, aber unruhigen Zucken ihrer schönen Schultern und einem verdrießlichen Aufwerfen ihrer reizenden Lippen. „Es ist doch schade," seufzte sie, indem sie Buch und Hand einen Augenblick auf ihren Schooß sinken ließ, „wie sich ein sonst angenehmer, ja ich möchte fast sagen geistreicher Erzähler am Schlusse des Buches Mühe gibt, noch langweilig, ja fade zu werden. Als wenn uns daran gelegen wäre, so genau von den ferneren Schicksalen jenes glücklichen Paares unterrichtet zu sein: Gott! er hat sie bekommen und sie ihn — mein Liebchen, was willst Du noch mehr? Etwas auffallend benahm sie sich dabei, das ist nicht zu leugnen, und wenn ich ihre Freundin, jene Julie von Strahlen gewesen wäre, so hätte ich ihr zur Entsagung gerathen, denn er hat sie doch nicht mit jener Liebe geliebt, die man im Leben zuweilen, in einem guten Roman immer verlangen kann — fort mit diesen beiden, mein Interesse an ihnen ist verschwunden, mögen sie ihren Kohl bauen wo sie wollen, mögen sie meinetwegen noch durch Enkel oder sogar Urenkel die Lesewelt gründlich langweilen — aber — —"

In diesem Augenblick wurde die Thür hastig aufgerissen, ein uniformirter Mann erschien in derselben, eine Dienstmütze mit ge-

flügeltem Rad auf dem Kopfe, und rief die gleichfalls geflügelten Worte: „Meine Damen, die Billete, wenn es Ihnen gefällig ist, es kommt die letzte Station!“

Möge es der geneigte Leſer verzeihen, daß wir ihm nicht ſogleich zu Anfang dieſer Skizze geſagt, wo Adelgunde ſaß und las, und wollen wir uns nun beſtens bemühen, das Verſäumte nachzuholen.

Adelgunde, eine junge Dame im Anfange der zwanziger Jahre, ſaß im Vorwärtshalbcoupé erſter Klaſſe, natürlich eines Schnellzuges, neben ihr, in der andern Ecke, eine Kammerfrau in reiferen Jahren, und der Raum zwiſchen Beiden war ausgefüllt mit Plaids, juchtenduftenden Reiſetaſchen, Hüten, Kaputzen, einem zierlichen Frühſtückskorb, und halb verſteckt unter einem Paar feiner Stulphandſchuhe von grauem däniſchen Leder lag ein ganz, ganz kleines Cigarrenetui, ſo klein, daß es kaum für die kleinſte Sorte ſpaniſcher Cigarritos groß genug war.

Die Kammerfrau hatte ſich beeilt, dem Mann mit dem geflügelten Rad und den geflügelten Worten die Fahrkarten einzuhändigen, während ſich die junge Dame dicht in ihre Ecke drückte und das Buch wieder vor die Augen nahm.

„Was kann er denn ſchließlich noch Geſcheidtes ſagen wollen?“

Adelgunde las wieder:

„Aber ich will nicht von dem geneigten Leſer, von der theuren Leſerin ſcheiden, ehe dieſe vielleicht, unmuthig achſelzuckend, mein Buch aus der Hand wirft, ohne die feierliche Erklärung abzugeben, daß dieſer Roman auf einem Fundament wahrer Begebenheiten erbaut wurde, daß von den handelnden Perſonen noch leben, daß namentlich die Szenerie einzelner Kapitel vollſtändig der Wirklichkeit nachgebildet iſt. Leider iſt es uns verboten — der Verfaſſer ſpricht hier wie alle Souveräne und Selbſtherrſcher von ſich in der Mehrzahl — den Namen der Stadt zu verrathen. Wir haben aus den oben angeführten Gründen Rückſicht zu nehmen — leider — denn ſonſt würde es für den geneigten Leſer durchaus keine

Schwierigkeit haben, den Schauplatz unſeres Romans Schritt für Schritt zu begehen, ja viele von den handelnden Perſonen wieder zu finden, ſo den biederen Stadtrath Schmetterer mit der weißen Halsbinde und dem freundlich lächelnden Geſicht, Tag für Tag an den Bilderläden ſtehen bleibend, mit dem ſüßen Gedanken, dort endlich ſein Bildniß hängen zu ſehen, mit der Unterſchrift: „Abgeordneter des vierten Kreiſes“; ſo den Kommerzienrath Walbing mit vier unverſorgten, nicht mehr ballfähigen, kaum noch heirathsfähigen Töchtern; ſo das alte Haus mit dem ſpitzen, ausgezackten Giebeldache, in welches wir ſchüchtern treten, an der Werkſtatt des immer noch philoſophirenden Schuſters vorbeigehend, dann zögernd die alte Wendeltreppe hinanſteigend, ſchüchtern, ängſtlich, da wir fürchten, ihr zu begegnen — ihr — der unglückſeligen Magdalene, wie ſie, mit weit aufgeriſſenen, ſtarren Augen beſtändig rückwärts blickend, wenig bekleidet, die ausgetretenen Stufen hinabflieht vor der unnatürlichen Mutter, zitternd unter krampfhaftem Aufſchluchzen eine der ſchweren Flechten ihres blonden Haares zwiſchen die Zähne eingeklemmt, eine andere um die Hand gewickelt. — Wir könnten vielleicht den ſtillen Garten finden, wo er ſaß, an ſie denkend, während er liebliche Melodieen ſchuf, für ſie alles das ſingend und ſpielend, die er für reich und glücklich hielt, von der er nicht wußte, wie arm, wie elend, wie verachtet ſie war; er, jener junge Mann mit dem heißen Herzen und der glühenden Phantaſie, der nur in ſeinen Träumereien lebte, und von den Dingen um ſich her wenig mehr beachtete, als daß die Erde anfängt, ſich mit freundlichem Grün zu ſchmücken, nachdem des Winters weiße Schneedecke verſchwunden, und der von Magdalene nur wußte, daß ſie ein Weſen höherer Art ſei, ein Engel in Menſchengeſtalt, und der ſich gar nicht gewundert haben würde, er, der junge Muſiker nämlich, wenn ſie eines Tages, bei dem himmliſchen Adagio ſeiner C-Moll-Symphonie, als Seraph mit blau ſchillernden Flügeln ſichtbar bei ihm vorübergeſchwebt wäre.“

ſellſchaft und nur ein Menſch ohne alle Formen, iſt im Stande, zu glauben, man könne da erſcheinen, ohne einen Einzugsbeſuch gemacht zu haben.“

„Aber ich ſehe durchaus nicht ein, warum ſich ereifern!“ ſagte der Hofrath und ſteckte die Cigarrendoſe ein, die er gefunden.

„Warum ich mich ereifere?“ rief die Hofräthin mit ziemlich lauter Stimme; „freilich, warum ich mich ereifere? Die Frage habe ich auch ſchon tauſend Mal an mich ſelbſt geſtellt und habe auch nur eine einzige Antwort: warum mich ereifern, warum auf die nothwendigen Formen halten? — — — Um wenigſtens vor den Augen der Leute mit einigem Anſtand und Ehre beſtehen zu können.“

Sie warf ſich erſchöpft in ihren Stuhl zurück und ſchaute gen Himmel auf, als wollte ſie ſagen: „Unterſtützt mich kein Donner, ſpricht kein Blitz für mich?“

Der Gemahl aber, dem bei allem Gleichmuth nichts unangenehmer war, als häusliche Scenen, denn er kannte die Zähigkeit der Hofräthin und wußte, daß ſie nicht nachließ, ihm eine und dieſelbe Geſchichte wochenlang vorzukauen, hackte ſeinen Mantel los und erlaubte ſich dabei die ſchüchterne Frage: „Aber mein Schatz, könnteſt du dieſen Einzugsbeſuch nicht allein beſorgen?“

Ein vernichtender Blick aus den grauen Augen der Hofräthin zeigte ein ſchweres Unwetter an, das alsbald erfolgen würde, und gleich darauf brach es auch wirklich los und platzregnete eine Fluth von Worten: „Ich allein ſoll hinuntergehen?“ jammerte die unglückliche Frau; „ich allein, immer allein, ewig allein? Sind wir denn eigentlich zuſammen verheirathet, oder betrachteſt du mich nur als deine Sclavin — Ich allein? — Ich allein, das iſt das Loſungswort, das mich durch dieſen Eheſtand geſchleppt hat — nun ſchon ſeit zwanzig Jahren allein zu Hauſe, allein auf der Straße, allein in der Kirche, allein auf Bällen, allein im Theater, allein, immer allein! Und du, wo warſt du in all' den Stunden, da ich nun ſchon ſo lange, lange Jahre

„Unglückliche Menſchen,“ ſeufzte Adelgunde, während der Eiſenbahnzug in raſender Eile durch das Thal dahinflog an friſch grünenden, mit Blüten bedeckten Bäumen vorüber, donnernd und raſſelnd über lange Brücken hinweg, dann unheimlich pfeifend durch finſtere Tunnels, wo es bei dem ſchlechten Lampenlichte nicht möglich war, auch nur eine Zeile des Buches weiter zu leſen.

„Wenn ſo ein Schriftſteller wirklich die Wahrheit ſpräche, wenn er uns Wirkliches aus jüngſt vergangener Zeit erzählte, wenn er es uns möglich machte, den Spuren eines Romans zu folgen, vielleicht ſegensreich für die unglücklichen Menſchen ſelbſt, die er uns hier ſchildert, oder auch vielleicht für Andere, die ſich in gleicher Lage befinden. Ach! wie ganz anders hätte ich jenen jungen Muſiker verſtanden, wenn ich Magdalene geweſen wäre; ich hätte mich ihm entdeckt in meinen Fehlern, in meinen Verirrungen, in meinen Laſtern; ich hätte vielleicht in glühender Liebe ſeine Kniee umklammert und hätte ihn angefleht: ‚rette mich vom Verderben, rette mich von der Schande‘ — natürlich ganz im Sinne der Magdalene geſprochen — ‚rette mich durch die Gewalt Deiner heißen Liebe, rette mich durch die läuternde Kraft Deiner heiligen Kunſt‘ — — — — — ach — — wäre es doch unſäglich ſchön, ſo gerettet, ſo geläutert, ſo emporgehoben zu werden — — nachdem man Magdalene geweſen.

„Doch dieſes Buch,“ ſprach Adelgunde zu ſich ſelber, „hat nur noch ein paar Seiten, leſen wir raſch dieſe wenigen Seiten;“ und Adelgunde las weiter:

„Ja, verehrter Leſer, es ſchmerzt uns, Dir nicht den Namen jener Stadt angeben zu können, wo unſere wahrhaftige Geſchichte ſpielt, Dir nicht die Straße bezeichnen zu dürfen, auf welcher Du zu jenem ſchönen Landhauſe Buchenhof gelangſt, wo jenes kalte, herzloſe Ungeheuer heute noch wohnt, welches ſo verderblich in das Leben der unglücklichen Magdalene eingriff, jener vertrocknete, hagere Geldmenſch mit dem Schnee des Alters auf dem Haupte, und trotz alledem mit der wilden, Alles verzehrenden Glut im Gehirne — ach! wir

könnten Dich an das abschüssige Ufer jenes stillen Waldsees führen, der, rings eingeschlossen von Bergen, melancholisch unheimlich gen Himmel blickt, dort, wo der stille, trügerische Wasserspiegel eine unergründliche Tiefe verbirgt, auf welchem herabgefallene Blüten, zerrissene Blumen langsam dem Ufer zutreiben, dort bei den niederhängenden Weiden, wo die unglückliche Magdalena zum letzten Male gesehen wurde. Doch weg mit diesen traurigen Bildern! Wir könnten Dich — um endlich zum Schluß dieser Zeilen zu gelangen — auch an jenes kleine Haus mit dem freundlichen Garten führen, kurz vor dem Thore gelegen, wo sich der Weg so malerisch aufwärts schlängelt nach dem alten harzduftenden Tannenwalde; wir könnten Dich in ein Zimmer des Erdgeschosses blicken lassen, natürlich nach Norden gelegen, denn es ist ja eine Künstlerwohnung, und wir könnten Dir dort das glücklichste Paar unter der Sonne zeigen: er vor der Staffelei stehend, sie neben ihm in reizender Jugendfrische, mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt, während sich der kleine zweijährige Guido auf dem Teppiche wälzt, ein altes Stück rothen Seidendamast, welches der Vater gerade nicht zum Malen braucht, um sich herum geschlungen. — Glückliche Familie! glücklich noch drei Jahre nach dem Schlusse des Romans, ja, weit glücklicher als an jenem seligen Tage, da sie sanft erröthend sagte: ‚Ich liebe Dich, mein Arthur,‘ viel glücklicher! Malt doch Arthur an dem vierten Bilde einer unzähligen Reihe von Bestellungen, wälzt sich doch der kleine Guido in blühender Jugendfrische auf dem Teppich umher, während draußen im Garten in Frühlingsluft, unter Blütenschnee die einjährige Armida sanft schlummernd hin und her getragen wird, und blickt doch die holde Gattin des Malers auf eine an sich unbefangene Frage Arthur's mit verschämtem Erröthen in ihren Schooß! — Glückselige Familie — und bei diesem heiteren wahrheitsgetreuen Bilde wollen wir denn unser Buch schließen, geliebter Leser, in der Hoffnung auf ein baldiges heiteres Wiederfinden!“

II.

So hatte Adelgunde geleſen und ließ alsdann das Buch neben ſich auf das weiche Wagenkiſſen fallen, während ſie träumeriſch zum Fenſter hinausblickte.

„Ach! wenn dieſe Schriftſteller Wirkliches, Wahres erzählten, wie ſchön wäre es, den Spuren eines ſolchen Romans folgen zu können, zu jenen glücklichen Menſchen hinzutreten, ihnen die Hand zu drücken, zu ihnen zu ſprechen: ‚Ich kenne euch ja ſchon lange, ihr lieben guten Menſchen; Sie ſind Arthur, der die ſchönen Bilder erſchaffen, Sie ſind die hartgeprüfte Eveline, jetzt ſein geliebtes Weib; da iſt Guido und Armida, und was die Zukunft anbelangt, ihr herrlichen Menſchen, ſo halte ich mich mit meinem eigenen Namen Adelgunde beſtens empfohlen.‘“

Ein anhaltender, gellender Pfiff der Lokomotive riß ſie unangenehm aus dieſen Träumen, und als dieſer Pfiff mit einem kläglich abfallenden Tone endete, ſah ſie jenen jungen Muſiker verzweiflungsvoll vor ſeinem Klavier ſitzen, nach der Thüre ſtarrend, zu welcher Magdalene nie mehr hereinzutreten im Stande war, während ſeine wild umherirrenden Finger dem gequälten Inſtrumente häßliche Diſſonanzen entlockten.

Der Eiſenbahnzug flog jetzt an Höhen vorüber, die mit Kirchen gekrönt waren, mit Kapellen oder mit ſtattlichen Villen, während hübſche Dörfer verſteckt, unter blühenden Obſtbäumen ſanft eingeſchmiegt lagen an die Vertiefungen der Berge; langgeſtreckte Gebäude mit zahlreichen Fenſtern, mit gewaltigen Schornſteinen, häufig in einer Oaſe von ſchwarzem Kohlenſtaube ſtehend: ein unerquicklicher Anblick, und alles das mehrt ſich von Sekunde zu Sekunde bei dem ſchrillen Pfeifen der Lokomotive, und endlich ſcheinen ſich Fabriken und alle möglichen Häuſer anderer Art, Bahnhofgebäude, Lokomotiv- und Gepäckſchuppen, unendlich lange Wagenreihen, Laternenpfoſten, Weichen mit ihren Wärtern zu einem

tollen Reigen die Hände gegeben zu haben, zwischen dem der Zug hindurch braust, nach und nach mit heftigem Aufstoßen des Athems seine Schnelligkeit vermindert und endlich in der großen Bahnhofhalle stille hält, worauf die Kondukteure in geflügelter Eile die Wagenthüre aufreißen und einen Aufenthalt von so und so viel Minuten verkündigen, gewöhnlich eine unglaublich kurze Zeit, welche dem durch die Welt geschleuderten Reisenden abzüglich verschiedener Prozente wegen Verspätung oder dergleichen zu seinen kleinen Lebensbedürfnissen vergönnt ist.

Glücklich Jeder, welcher wie Adelgunde von Bergen ein vorläufiges Reiseziel erreicht hat und nun mit einer gerechtfertigten Schadenfreude zuschauen kann, wie die verschiedenen Eilzugs-Schlachtopfer hinter verschiedenen bezeichneten Thüren verschwinden. Die alte Kammerfrau Adelgundens hat die verschiedenen Reiseeffekten zusammengelesen, Manches vermittelst eines Riemens zu einem tragbaren Bündel zusammengepackt, Anderes in die Reisetaschen gethan oder bei sich selber untergebracht, so daß beide Damen nun dem Coupé entstiegen, ziemlich leicht bepackt, nachdem sie ihre Kofferscheine abgegeben, in einen Wagen steigen konnten, um nach dem Hotel zu fahren, wo Zimmer für sie bestellt waren.

Es ist ein Glück, wenn man in jetziger Zeit, wo das Reisen in eine förmliche Völkerwanderung ausartet, durch Brief und Telegramm im Voraus Zimmer für sich belegt hat. Nicht nur, daß man so in den meisten Fällen auf einen Platz rechnen kann, sondern auch sicher ist, besser untergebracht zu werden, als wenn man unangemeldet in einer Droschke anfährt oder gar im Omnibus des Hauses als Zwölfter eines zusammengerüttelten, übernächtigen, bestaubten Dutzends. O, wer mich das Zauberwort lehren wollte, um in solchen Augenblicken dem harten Busen des entmenschten Oberkellners ein gutes behagliches Zimmer abzunöthigen, statt mit den andern Verbrechern hinauf in den fünften Stock gewiesen zu werden. Unnöthige Frage an die Unmenschen des Gasthofes: ob

denn im ersten und zweiten Stock nichts zu haben sei, man betrachtet Dich lächelnd, achselzuckend, und bedauert unendlich. Und doch gibt es in solchen Fällen ein Zauberwort, das zuweilen seine Wirkung thut. Verlange ein Zimmer mit zwei Betten, da — Deine Frau Gemahlin mit dem nächsten Zuge nachkommen wird.

Adelgunde hatte dergleichen Kniffe nicht nöthig; für sie war Salon und Schlafzimmer im ersten Stock bestellt nebst Alkoven nebenan für die Kammerfrau, und als sie die Treppen hinaufstieg, glich das einem förmlichen Triumphzuge, von dem Oberkellner eröffnet, geschlossen von einem langen Schweife von Kellnern, von denen jeder, wie die Pagen bei Marlborough's Begräbniß, irgend eine Kleinigkeit oder auch wohl gar nichts trugen. Letztere wurden schnöde vor der Thüre abgeschüttelt, die andern drangen mit in den Salon, ja, ein junger, kühner Kellner im schwarzen, tadellosen, eleganten Frack und weißer Halsbinde, mit einem nichtssagenden Gesichte und einer wunderbaren Fülle wohlfrisirter Locken hatte die Keckheit, in das Schlafzimmer voranzutänzeln und dort die Reiselektüre der jungen Dame, die er unterwegs der alten Kammerfrau geraubt hatte, auf dem Nachttischchen feierlich wie auf einen Altar niederzulegen. Ja, als er ein Lächeln der Verwunderung auf den Zügen der jungen Dame zu erblicken glaubte, unterstand er sich, die Bemerkung zu machen: „Ah, das neueste Werk des allverehrten Dr. Schwalbenschwanz, den wir mit Stolz den Unserigen nannten."

„So lebte der Verfasser früher in dieser Stadt?"

„Ja, meine Gnädige!"

„Und schrieb dieses Buch hier?"

„Hier, meine Gnädige! Sehr hier, wie ich mich wohl ausdrücken darf, da er die letzten Kapitel kurz vor seiner Abreise in unserem Gasthofe oben auf Nr. 44 im zweiten Stock beendigte."

„A—a—a—ah!"

„Ja, meine Gnädige, ein Buch, das bei uns gerechtes Aufsehen machte, sehr gerechtes Aufsehen, da man nicht nur den Schau-

platz des Romans hier bei uns wieder erkannt haben will, sondern auch verschiedene der Handelnden — — und noch lebende Personen.“ Dieß letztere sprach der blondgelockte Kellner leise lispelnd mit niedergeschlagenen Augen und einer graziösen Schulterbewegung, während er mit dem Absatz des rechten Fußes leise gegen das Parket des Bodens klopfte, doch riß er sich gleich darauf wieder in das gewöhnliche Gasthofsbewußtsein zurück, indem er mit einer tiefen Verbeugung fragte, ob die Gnädige noch sonst etwas zu befehlen habe und ob sie bei der Table d'hôte erscheinen würde, entweder bei der gleich beginnenden um ein Uhr oder bei der um fünfe.

Während die Kammerfrau hierauf im Nebenzimmer die Riesenkoffer öffnete, um allerlei Nöthiges herauszunehmen, ließ sich Adelgunde auf einem Fauteuil am Fenster nieder und warf einen Blick auf die freundliche Stadt, über deren Häusermassen von allen Seiten die umliegenden Berge hereinblickten, hier mit Weingärten bedeckt, dort mit dunkeln Streifen Tannenwald geschmückt oder gekrönt mit alten, halbverfallenen Thürmen, mit zierlichen Villen oder mit altersgrauen Kirchen und Kapellen.

„Ja, ja,“ flüsterte die junge Dame, aufwärts blickend, „gerade so, wie die Umgebungen der Stadt im Buche geschildert sind — das dort gerade vor mir auf der Höhe könnten jene Mauerüberreste sein, auf denen sich Magdalene verzweiflungsvoll stützte, als sie, zum letzten Mal auf die Stadt hinabblickend, mit irren, von Thränen geblendeten Blicken den Garten mit seinen Blütenbäumen suchte, unter denen sein kleines Häuschen stand — ja, dort oben war es, mußte es sein, wo sie mit zitternder Hand die Nadel aus ihren eigenen Haarflechten zog, um dem Stein jenes verhängnißvolle M einzugraben — ach!“ seufzte Adelgunde, „wer jenes M wieder auffände, wer seine Hände darauf legen könnte, um durchzuckt zu werden von einem Theile des gewaltigen Schmerzes, der den Busen jenes unglücklichen Mädchens erfüllte. Aber dazu müßte man allein sein.

— — — allein auf weiter Flur,
Nur eine Morgenglocke nur,
Sonst stille nah und fern.

Ja, allein müßte man das Alles finden, allein und zufällig, ohne durch rohe Bemerkungen und Erläuterungen enttäuscht zu werden, ohne auf die Spuren dieses entzückenden Romans roh hingeleitet zu werden, wie uns zum Beispiel ein Lohndiener zum Platze des vorjährigen großen Brandes hinführt oder uns zeigt, wo vor hundert Jahren der letzte Galgen gestanden."

Ja, allein, allein muß man das auffinden, was man so allein mit sich genießen will. Und um so den Spuren eines Romans nachzuforschen, beschloß Adelgunde, daran einige Tage ihrer Vergnügungsreise zu wenden, denn es war ihr völlig gleichgültig, ob sie eine Woche früher oder später auf dem Landgut ihres alten Oheims eintraf, bei welchem sie die Sommermonate zubringen wollte. Dieser Oheim war zugleich ihr Vormund, denn Adelgundens Eltern waren vor einigen Jahren gestorben, auf diese Art ihr einziges Kind allein in dieser bösen Welt zurücklassend, allerdings unter dem Schutze dreier nicht zu verachtender Gaben: einer gewinnenden Schönheit, Verstand, durch Herzensgüte angenehm gemacht, und eines bedeutenden Vermögens, was Alles zusammen, besonders das Letztere, eine Unmasse von Bewerbern nur um ihr Herz und ihre Hand herangezogen hatte, denn das Vermögen war eine Nebensache all' diesen edlen Seelen vom Civil und Militär — eine Hütte und ihr Herz war das Thema, welches sie in allen Tonarten bei allen Veranlassungen mit großer Kunst und Gewandtheit vor Adelgunden variirten.

Und ihr Herz? — Das Herz eines jungen Mädchens, empfänglich für alles Schöne, für Natur und Poesie vielleicht nur zu schwärmerisch gestimmt, baute es in seinen Phantasieen einen Zauberwald rings um sich her, einen Zauberwald blühender, glühender Gedanken, wo hinein sie das Ideal jenes Wesens setzte, das im

Stande ſein würde, ſie glücklich zu machen, das aber ſo mit all' den erträumten großen und ſchönen Eigenſchaften wohl nimmer aufzufinden war. Ihr war es Ernſt mit dem Gedanken: eine Hütte und ſein Herz, und wenn ſie ihn gefunden hätte, würde ſie ſelig geweſen ſein nicht nur allein mit ihm in jener unſcheinbaren Hütte zu leben, ſondern allein auf der Welt, wenigſtens für eine Zeitlang — ſpäter wäre ja alsdann immerhin die nächſte Eiſenbahnſtation mit Leichtigkeit zu erreichen geweſen. Wenn er, für den ihr Herz ſchwärmte, nur nicht ſo ganz unmöglich, eine ſo vollendete Romanfigur geweſen wäre. Aber Adelgunde, die ſchrecklich viel geleſen, hatte in buntem Durcheinander aus all' den gefährlichen Geſchichten ein Bild zuſammengetragen, ſich ein Weſen geformt, das, viel zu viel Engel und viel zu wenig Menſch, gar keine Lebensfähigkeit beſaß, um in dieſer verderbten Welt beſtehen zu können.

Warum auch jenes Ideal im Gewühl jener Stadt, wo ſie im Haus ihres Bruders wohnte, auf Bällen und Soiréen, bei Landpartieen und im Theater finden wollen? Dort, wo ja alles Trug und Schein war, Masken, Schminke, wo ſo viele Worte und Mienen, in freundliches Lächeln gezwungen, nur dann erſt natürlich werden, wenn man ſich unter einem Seufzer der Enttäuſchung und der Langeweile endlich wieder allein findet — a—a—a—ah! glückſelig, endlich wieder allein zu ſein!

Warum nicht lieber durch Flur und Wald ſchweifen, ſich an das Herz der göttlichen Natur werfen, um vielleicht unter Sonnenſchein und Blütenduft zu finden, was man bei Kerzenſchimmer und Eßbouquet vergeblich geſucht. — — Ja, nach Wald- und Heugeruch ſehnte ſich das junge Mädchen, unter wohlriechenden Tannen zu ruhen, einzuathmen die berauſchenden Düfte friſch getrockneten Graſes, mit ſeinen unzählbaren Wieſenblumen — das einzig wahre und allein echte Bouquet de mille fleurs.

Und vor allen Dingen draußen keine Romane zu leſen hatte

ſie ſich gelobt, und würde dieſes Gelöbniß ſchon auf der Reiſe hierher bei der langweiligen Eiſenbahnfahrt gehalten haben, wenn ihr Buchhändler in der Reſidenz nicht das Exemplar eines neuen Romans gleich geheftet und vollſtändig aufgeſchnitten, wie es Adelgunde bei Novitäten verlangte, am Morgen ihrer Abreiſe geſandt hätte.

Ja, Adelgunde war eine jener edeln, hochherzigen Naturen, welche Novitäten nicht nur durchblättern oder zum Staat auf ihrem Tiſche liegen laſſen, ſondern dieſelben wirklich kaufte. Sie behalf ſich nicht dadurch, daß ſie arme Schriftſteller um ein Exemplar ihres neueſten Werkes, allerdings nur leihweiſe, bat, oder ein Mitglied jener gefährlichen Kette war, durch welche Bücher von Hand zu Hand wandern, ſie benutzte nicht die fettigen Einbände der Leihbibliothek, ſondern ſie war ſich ihrer geſellſchaftlichen Stellung und ihres Reichthums bewußt genug, um einzuſehen, daß man es dem Schriftſteller, der uns unterhält, auch ſchuldig iſt, wenigſtens hie und da ſeine Mühen zu unterſtützen, indem man von ſeinen Büchern kauft, ſtatt dieſelben von der ganzen Welt zuſammenzuleihen.

Daß nun der Roman, den Adelgunde während der Eiſenbahnfahrt geleſen, derſelbe hieß „Oben und Unten“ — das junge Mädchen außerordentlich gefeſſelt hatte, würden wir nicht wiederholen, wenn ihr Intereſſe an den handelnden Perſonen nicht ſo groß geweſen wäre, um hier, wo ſie ſich nach den Aeußerungen des blondgelockten Kellners am Schauplatz der intereſſanten Begebenheiten befand, den Spuren jenes Romans, falls das möglich ſei, nachzugehen.

Und das wollte ſie allein thun, ohne Begleitung, ſich dem Zufall und dem Glück überlaſſend, wobei ihr Herz entzückt heftiger ſchlug, wenn ſie an das alte Haus dachte mit dem gezackten, verſchnörkelten Giebel und mit ſeinen Bewohnern, dem philoſophiſchen Schuſter, ſowie der unnatürlichen Mutter Magdalenens. Und erſt jener Garten, jetzt im Schmucke blühender Obſtbäume, wo verſteckt

das Häuschen lag, in welchem der junge Muſiker gewiß heute noch wohnte, o! ſie wollte es auf den erſten Blick erkennen, nur bangte ihr ſelbſt, ob ſie alsdann Feſtigkeit genug haben würde, an dem Gitterthore ſtehen zu bleiben, wenn, von lauer Luft getragen, die Töne eines jener Liebeslieder, einſtens das Entzücken Magdalenens, an ihr Ohr dringen würden.

Auch dem glücklichen Hausſtande des Malers Arthur hoffte ſie im Vorbeigehen vielleicht einen Blick ſchenken zu können; für ihn fühlte Adelgunde allerdings noch immer einiges Intereſſe, doch war auch dieſes abgeſchwächt durch ſeine Heirath mit jenem im Grunde gar zu hausbackenen Weſen, das lieber hätte reſignirt zurücktreten ſollen, als auf ſo ganz gewöhnliche Art den Flug jenes jungen Kunſtadlers zur Sonne empor zu hemmen. Eine Künſtlerehe iſt immer etwas Abſurdes, und nun gar eine Künſtlerehe, die nach kaum zwei Jahren mit beinahe drei Kindern geſegnet iſt.

Was den guten Gemeinderath Schmetterer anbelangte, dieſen biedern Vater der Stadt, ſo war es auch ſchwieriger, denſelben bei einem gewiß fingirten Namen aufzufinden, und doch hätte ihm Adelgunde ſo gerne die Hand gedrückt, hätte ihm ſo gern ihre Hochachtung, ja ihr Entzücken ausgeſprochen über ſeinen wunderbaren Humor, über die unverwüſtliche Heiterkeit, mit der er nicht nur ernſthafte Widerwärtigkeiten des Lebens ertrug und beſiegte, ſondern womit er auch bei dem kleinen häuslichen Stecknadelkrieg, in welchem ſeine Gemahlin, die Frau Stadträthin, ſo große Meiſterin war, nicht unterging. Aber an eben dieſer Meiſterin lag die Schwierigkeit einer Annäherung, wenn Adelgunde in der That das Glück hatte, den wohlwollenden, heiteren, gemüthlichen Schmetterer wiederzufinden, deſſen Charakter unmöglich eine Erfindung ſein konnte, ſondern vom Verfaſſer gewiß dem Leben abgelauſcht war. Ja ſelbſt in dieſem glücklichen Falle ſtand die Stadträthin da wie ein anderer Cherub mit flammendem Schwerte, um wie im Roman Kapitel 4 Seite 164 die denkwürdigen Worte zu ſprechen: „Nur über meine

allein verbringen mußte? — In Geſchäften? — nein: aber im Wirthshaus, im Klubb; ja, dieſen Orten, dem Klubb und dem Wirthshaus bin ich geopfert worden, o, es iſt herzzerreißend! Tauſend Jahre ewigen Sprechens könnten nicht all' die Leiden erzählen, die ich in all' den langen Jahren erduldet habe, ich unglückliche Frau! In der ganzen Reſidenz, ja im ganzen Lande gibt es keine, die den hunderſten Theil ſo viel durchgemacht hat, wie ich."

Der Hofrath hatte die gute Eigenſchaft, daß er dergleichen heftigen Redeausbrüchen durch Erwiderungen keinen Damm entgegen zu ſetzen ſuchte, vielmehr riß er alle Schleuſen auf und ließ das Waſſer frei durchſtrömen, indem er hie und da mit dem Kopfe nickte oder Ja, Ja! ſagte, oder Freilich! und dergleichen mehr. Er wußte, daß die Hofräthin doch am Ende aufhören würde — dann folgte noch ein ſanftes Thränengerieſel, und danach hatte er wieder auf circa acht Tage Ruhe.

Er legte ſeinen Mantel ab, zuckte mit den Achſeln, meinte, wenn es nicht anders ſei, ſo müſſe man in Gottes Namen bei Schwämmle's einen Beſuch machen und zog ſich in ſein Zimmer zurück, um die zu einem ſolchen Einzugsbeſuche bei guten Freunden die man täglich ſah höchſt nothwendige Toilette zu machen, den ſchwarzen Frack, die ſchwarze Halsbinde anzuziehen, kurz, ſich äußerlich wie bei den feierlichſten Gelegenheiten heraus zu putzen.

Die Hofräthin, welche nach dem eben gehabten Erfolge beſchloß, heute feſt aufzutreten, umgeben von ſämmtlichen Großen ihres Reichs, ſandte in die benachbarte Buchhandlung, wo Eduard auf dem Comptoir beſchäftigt war, und ließ ihn augenblicklich herkommen; dann mußte Hofraths Mine, ihre Magd, zu gleicher Zeit einen freundlichen Beſuch bei Stadtraths Ricke, der anderen Magd, machen und mußte im Geſpräche fallen laſſen, Hofraths würden nach zwölf Uhr herabkommen und einen Einzugsbeſuch machen. Nach dieſer Mittheilung verſchwand Stadt-

Leiche geht der Weg zu jener verwegenen Putzmacherin" — allerdings eine unangenehme Straße.

Doch auch darin hoffte Adelgunde vielleicht auf einen glücklichen Zufall, und nachdem sie zum Aerger sämmtlicher Kellner, besonders des kühnen blondgelockten, einsam und allein dinirt, trat sie ihre Wanderung durch die Straßen der Stadt an, nicht ohne vorher eine sorgfältige Toilette gemacht zu haben, sorgfältig ihrem Vorhaben nach, doch war dieß weder eine reiche, noch eine auffallende Toilette, wohl geschmackvoll, aber unscheinbar; sie hätte für eine Dame aus vornehmem Hause gelten können, welche unerkannt zu bleiben wünscht, oder für eine Tochter aus gutem bürgerlichen Hause, oder für irgend ein anderes hübsches junges Mädchen, welches durch eine kokett einfache Toilette Aufmerksamkeit zu erregen wünscht, ohne gerade sogleich erkannt sein zu wollen.

III.

Der Gasthof, in welchem Adelgunde abgestiegen war, lag in einem der bevölkertsten Stadtviertel an einer Hauptstraße, weßhalb sich unsere Wandrerin, nachdem sie kaum das schützende Portal des Hotels verlassen, mitten im Gedränge von Spaziergängern aller Art befand. Doch waren breite Trottoirs vorhanden, welche ein Ausweichen ermöglichten und dem jungen Mädchen leicht erlaubten, an die Seite zu schlüpfen, um sich einem gar zu hartnäckigen Angaffen verschiedener ihr begegnenden jungen Leute zu entziehen. Auch gab es hier Magazine mit großen Schaufenstern, zu denen sie in ähnlichen Fällen, wie eben angegeben, ihre Zuflucht nehmen konnte und gleichgültige Dinge mit großer Aufmerksamkeit betrachten, um gar zu herausfordernden Blicken zu entgehen oder um auch leise

geflüſterte Worte nicht zu vernehmen. Endlich hatte ſie den höher gelegenen ruhigeren Theil der Straße erreicht, wo ſich weniger Flaneurs der eben angegebenen Sorte befanden, wo ernſtere Männer auf und ab gingen, ſich an der milden Luft und dem warmen Sonnenſchein erfreuend, und wo geſetzte Damen mit großer Gewiſſenhaftigkeit die ausgelegten Modewaaren ſtudirten. Hier athmete Adelgunde freier auf und mäßigte ihren etwas zu raſchen Gang, ja, erinnerte ſich jetzt erſt wieder ihres Vorhabens, das ſie faſt im Gedränge da unten vergeſſen, und lenkte ihre Schritte nach einer Seitenſtraße, deren Ende, ſanft aufſteigend, ſich in grünen Büſchen verlor, hinter denen eine Bergwand emporſtieg, welche oben mit einem dunklen Tannenwalde gekrönt war.

Aber das Eckhaus der Hauptſtraße und jener Seitenſtraße war ein großer Bilderladen, vor welchem das junge Mädchen einen Augenblick ſtehen blieb, weniger um die dort aufgeſtellten Kunſtwerke zu betrachten, als weil ihr die Geſtalt eines älteren Herrn auffiel, der ebenfalls dort ſtand, ausgehängte Photographieen betrachtend. Er war dunkel gekleidet, hielt in den zuſammengelegten Händen auf dem Rücken ein ſpaniſches Rohr mit weißem Knopf, welches er ſich bemühte, wie einen Perpendikel ſchwingen zu machen, ganz wie es Herr Schmetterer im Roman immer zu thun pflegte. Auch trug er den Hut auf dem Hinterkopfe, hatte ziemlich ergrautes Haar, eine geſunde, röthliche Geſichtsfarbe, nur ſchien der Ausdruck dieſes Geſichtes nicht ganz ſo wohlwollend, wie der Verfaſſer jenen des Andern geſchildert. Dieſer Herr hatte etwas ſtechende Augen, eine fleiſchige, tief herabhängende Naſe und einen verdrießlichen Zug um den Mund. Adelgunde konnte das deutlich ſehen, denn ſie hatte ſich dicht neben ihn geſtellt und konnte ſich nicht enthalten, ihm eine Sekunde lang aufmerkſam in's Geſicht zu ſehen, was er durch einen raſchen Seitenblick bemerkte und worauf ſich ſeine Züge noch grämlicher zuſammenzogen. Trotzdem aber war ſo viel Aehnlichkeit zwiſchen der Figur dieſes Herrn und jener andern

im Roman, daß das junge Mädchen ſich nicht enthalten konnte, forſchend ſtehen zu bleiben und ihn zuweilen mit einem raſchen Blick zu betrachten. Allerdings war auf dieſem Geſicht von Wohlwollen keine Spur, wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht, wer aber mag auch beſtändig mit heiterer, wohlwollender Miene umher ſpazieren, beſonders wenn man, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, ernſte Dinge überlegt und erwägt; ſonſt aber traf hier ſo außerordentlich Vieles mit jener Schilderung zuſammen; der dunkle, ſorgfältige Anzug, die weiſe Halsbinde unter dem fetten Kinn, das eigenthümliche Hin- und Herzucken dieſes Kinnes als Verſuche, es vergebens ſich in die Falten dieſer Halsbinde zu verbergen, der Rockaufhänger, welcher hinter dem Kragen hervorlauſchte, alles das gab ein Bild, für Adelgunde zu bekannt, um ſie nicht zu veranlaſſen, dem alten Herrn an das Schaufenſter um die Ecke herum zu folgen und hier ihrerſeits ſcheinbar Photographieen zu betrachten, während er, ebenfalls ſcheinbar, ſeine volle Aufmerkſamkeit einem großen hiſtoriſchen Kupferſtich ſchenkte. In Wahrheit aber blickte er zuweilen unter ſeinen buſchigen Augenbrauen hinweg, doch mit noch finſterer Miene als früher auf das junge, ſo auffallend ſchöne und dabei ſo eigenthümlich elegante Mädchen, und wandte ſich nach einigen Sekunden plötzlich von dem Schaufenſter ab, um ſeinen Weg die Seitenſtraße hinauf zu verfolgen. Hier aber hatte er noch keine drei Schritte gethan, als ein anderer älterer Herr ihm in den Weg trat, ihn freundlich auf die Schulter klopfte und ihm lächelnd ſagte: „Nun, wie ſteht's, Freund Schmetterer, hat Dich der ſchöne Frühlingstag ſo gewaltig verführt, daß Du jetzt um drei Uhr noch auf der Straße zu finden biſt, ſtatt auf der dumpfen Kanzlei zu ſitzen, oder hat man ſeine Hausehre, die Frau Stadträthin, ſpazieren führen müſſen?“

„Der Stadtrath Schmetterer!“ flüſterte Adelgunde entzückt, und wer konnte es ihr jetzt verargen, daß ſie an das den beiden alten Herren zunächſt gelegene Schaufenſter trat, und daß ſie hier, mit einer leichten Schwenkung gegen die Straße, ſtatt der Bilder

den alten Herrn mit der weiſen Halsbinde aufmerkſam betrachtete. Hatte ſie doch keine Ahnung davon, daß auch er unter dem breitkrämpigen Hute hinweg ſpähend nach ihr ſchaute, und daß er ſich eines beängſtigenden Gedankens nicht erwehren konnte bei dem Gedanken, dieſes ſchöne, aber etwas auffallende Mädchen habe irgend welchen Grund, ihm ſo offenbar ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Allerdings war er Chef der ſtädtiſchen Polizei, und wenn auch die Keckheit gewiſſer Damen unverantwortlich weit zu gehen pflegt, ſo konnte er doch unmöglich glauben, daß er es hier mit einem Individuum zu thun habe, das ihm auf ſeine Kanzlei folgen würde, um irgend ein Anliegen vorzubringen — unmöglich, wenigſtens unglaublich — doch betrachtete ihn die Fremde, und er zweifelte nicht, daß es eine Fremde war, ſo aufmerkſam, daß er es für gerathener hielt, ihr den Rücken zu drehen und ſeinen Freund, der ein großer Lebemann war, ein paar Schritte mit ſich die Straße hinaufzunehmen. „Das iſt ein verfluchter Kerl, den kenne ich,“ dachte der Stadtrath, „und wenn er bemerkt, daß mich dieſes junge, hübſche Mädchen forſchend betrachtet, ſo wäre er im Stande, irgend etwas zu unternehmen, was mich hübſch kompromittiren könnte, hier in einer Straße, wo Tante Jettchen nicht nur wohnt, ſondern ſtändig an ihrem Fenſter lauert, und wo unſere brave Büglerin mit ſechs erwachſenen Töchtern zu ebener Erde ihr Arbeitslokal hat, das ginge mir ab!“

„Nein,“ ſprach er deßhalb mit großer Würde zu ſeinem Freunde, „ich führte meine Frau heute nicht ſpazieren, ſondern war in Geſchäften auf der Stadtdirektion, muß mich aber jetzt eilends auf mein Bureau verfügen.“

„Sehen wir uns heute Abend im blauen Bock?“

„Wenn ich abkommen kann, gewiß.“

Damit trennten ſich die beiden Freunde und der Stadtrath ging langſam die Straße hinauf, beide Hände wieder auf dem Rücken vereinigt, das ſpaniſche Rohr in perpendikulärer Bewegung.

„Wie das merkwürdig ist und interessant," dachte Adelgunde, indem sie ihm langsam folgte, „habe ich doch unbedingt hier ein Original vor mir, das dem Verfasser bei einer seiner besten Figuren gedient. Wie hübsch wäre es, wenn ich auch noch irgend eine andere seiner kleinen Eigenthümlichkeiten mit ansehen könnte, wie er z. B. in seiner wohlwollenden Manier dem hübschen Dienstmädchen eines befreundeten Hauses lächelnd zunickt; hier einem kleinen Jungen auf die Wangen pätschelt, dort einen andern seiner kleinen Bekannten in jovialer Laune über den Stock springen läßt."

Doch that Herr Stadtrath Schmetterer nichts von alledem, wie es so allerliebst in dem Romane geschildert war, vielmehr ging er mit tief gesenktem Kopfe seines Weges, nur zuweilen an einem Laden stehen bleibend, um sich hier durch eine kaum merkliche Drehung seines dicken Halses zu vergewissern, ob ihm die auffallende Fremde immer noch folge.

Ja, Adelgunde folgte ihm und es war das für sie ein kleines nettes Abenteuer, der angeknüpfte Faden der Ariadne, durch den sie mehr Entdeckungen zu machen hoffen durfte. Pflegte doch im Roman der Stadtrath Schmetterer häufig in den Nachmittagsstunden den jungen Musiker zu besuchen, für den er sich, wie für Alles, so wohlwollend interessirte. Freilich fand es das junge Mädchen selbst für eine lächerliche Idee, Wahrheit und Dichtung so genau vereinigt finden zu wollen, doch was verschlug es ihr, vielleicht vergeblich eine Straße hinauf, die andere hinabzuschlendern. Jedenfalls war sie fest entschlossen, die Wohnung des Stadtraths zu erforschen, um ihm vielleicht später einen Besuch zu machen und ihm mit der Freimüthigkeit, die ihr eigen war, zu sagen, welches Interesse er ihr eingeflößt, und ihn um Mittheilungen zu ersuchen, ob wirklich die handelnden Personen jenes Romans, der sie so sehr interessirte und den auch er gewiß kennen mußte, nicht bloße Erfindungen des Dichters seien. Dabei konnte sie ja ferner das Glück haben, die regierende Stadträthin zu sehen mit den

grauen Augen, den flatternden Haubenbändern und der ſtrengen Art, das Hausregiment zu führen, ach, wie das köſtlich wäre!

In der Straße, durch welche Adelgunde ging, war ſie und der Stadtrath in dieſem Augenblick die einzigen Perſonen. Es war eine ſehr unbelebte Straße, aber voll neugieriger Leute, die von ihren Fenſtern aus mit einem wahren Heißhunger jede fremde Erſcheinung betrachteten, weßhalb es denn nicht fehlen konnte, daß das junge hübſche Mädchen mit dem elaſtiſchen Gange und der eleganten Toilette gebührende Aufmerkſamkeit erregte und zu verſchiedenen Muthmaßungen Veranlaſſung gab. Ja, einer verwittweten Majorin, welche von der Natur mit einem merkwürdigen Scharfſinn begabt, war es nicht entgangen, daß die Fremde dem wohlbekannten Stadtrath immer in gleicher Entfernung folgte, daß ſie ihren Schritt mäßigte, wenn er irgendwo ſtehen blieb, ja daß er zuweilen nach ihr umſchaute.

„Ei, dieſer Schmetterer,“ dachte die verwittwete Majorin; „ja, ſtille Waſſer ſind tief, und wenn ich mich je wieder entſchließen könnte, zu heirathen, ſo dürfte es weder ein Arzt ſein, noch Jemand, der ſo mit der Polizei in Berührung ſteht.“

In einem Parterrezimmer derſelben Straße waren von drei ältlichen Mädchen ähnliche Bemerkungen gemacht worden, und zwei dieſer Mädchen, von denen eine das ſchimmernd weiße Exemplar einer friſch gebügelten Halskrauſe in der Hand hielt, beugten ſich zu dem Fenſter heraus, um der Fremden und dem Stadtrath Schmetterer nachzuſchauen, welch' Letzterer jetzt die Thür ſeines Kanzleigebäudes erreicht hatte und dort einen Augenblick ſtehen blieb, um nach den an dem lichten Frühlingshimmel ziehenden Wolken aufzuſchauen.

Da ging das ſchöne, junge Mädchen dicht an ihm vorüber und es konnte für ihn kein Zweifel mehr ſein, daß ſie ihm mit Abſicht gefolgt war, daß ihre Blicke drunten an dem Schaufenſter des Bilderladens ihm gegolten, denn jetzt ſchaute ſie ihm nicht nur voll

ins Geſicht, ſondern ſie lächelte ihn an, als ſie vorüberſchritt — ach, und es war das ein reizendes Lächeln.

Doch erwachte in dem Stadtrath wie mit einem Male der Polizeibeamte, und da er im Hausflur hinter ſich einen ſeiner beſten Sicherheitsbeamten ſtehen ſah, allerdings einen Mann im harmloſen Civilüberrock, ſo rief er ihn an ſeine Seite und ſprach zu ihm: „Sehen Sie dort jenes Frauenzimmer, Schmauder, welches langſam die Straße hinauf ſchlendert und ſich ſo eben umſchaut.“

„Ich ſehe ſie, Herr Stadtrath.“

„Halten Sie dieſes Frauenzimmer für verdächtig, Schmauder?“

„Hm! warum nicht, Herr Stadtrath? Ich halte alle mir unbekannten Menſchen für verdächtig, ſo lange ich nicht durch ihren Paß oder durch gute Zeugenſchaft des Gegentheils überführt werde. Ich halte namentlich alle Fremden für verdächtig und ganz beſonders alle fremden, gut gekleideten Frauenzimmer, welche ſo, wie dieſe, allein in der Stadt umherſtreifen — alſo, Herr Stadtrath, Sie befehlen, daß . . .“

„Daß man ein wachſames Auge auf dieſe verdächtige Perſon habe und halte, daß man ihr Leben und Treiben beobachte, daß man vor allen Dingen erfahre, wer ſie iſt und wo ſie wohne, mir darüber morgen früh — — — — im — Amts — lokal — — Meldung mache und dann das ganze als ſtrengſtes Amtsgeheimniß für ſich behalte, verſtanden, Schmauder?“

„Zu Befehlen, Herr Stadtrath,“ entgegnete mit der rechten Hand an ſeinen Civilhut langend das Stück Sicherheitsbehörde, welches indeſſen während dieſes kleinen Dialogs kein Auge von der harmlos luſtwandelnden Adelgunde weggewendet hatte. Dieſe hatte am Ende der Straße umgedreht und kam langſam wieder an dem Amtsgebäude vorüber, wo Herr Schmauder hinter der Thür auf ſein Opfer lauerte.

Und von dieſem Augenblicke an heftete ſich ein Polizeibeamter geheimſter Sorte gleich einem böſen Engel an die Ferſen Adelgundens.

IV.

Gern wäre Adelgunde dem Stadtrath Schmetterer in das Haus hinein gefolgt, doch sah dasselbe gar so finster und verwahrlost aus. Es hatte stark vergitterte Fenster, hinter denen die trüben Glasscheiben wie kranke Augen unter schweren Brilleneinfassungen aussahen. Abgeputzt waren die Mauern dieses Hauses gewiß seit einem Menschenalter nicht mehr geworden und so wechselten an der Fronte desselben mit abgefallenem Kalke und hervorblickenden Mauersteinen trostlose Schmutzzeichnungen ab, wie sie volle, überlaufende Wasserrinnen hervorzubringen im Stande sind. Auch war der Eingang sehr schwarz und unheimlich, und die Aufschrift: „Städtische Polizeidirektion“ hätte ebensogut heißen können:

„Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate.“

Hätte sie noch obendrein die sie beobachtenden Augen des Herrn Schmauder entdeckt, so würde sie wahrscheinlich entflohen sein der Straße, ja der Stadt. So aber ging sie harmlos weiter, sich freuend der kleinen pikanten Begegnung und überzeugt, daß sie sich mitten auf dem Schauplatze dieses für sie so interessanten Romans befände.

Wie erstaunte aber die verwittwete Majorin an ihrem Fenster, wie erstaunten sowohl die brave Bügelfrau als ihre sechs erwachsenen Töchter in der Arbeitsstube des Parterrelokals, als sie jene Fremde wieder vorübergehen sahen, gefolgt von dem ihnen so wohlbekannten Herrn Schmauder, der in gemessenem Amtsschritte mit der wichtigsten Amtsmiene es nicht unterlassen konnte, in das befreundete Parterrelogis den sieben fragenden Gesichtern durch ein leichtes Augenblinzeln zu verrathen, daß hier etwas ganz Wichtiges im Werke sei.

Adelgunde dagegen dankte dem Zufall, der sie bisher so glücklich geführt, und da sie sicher war, weder die Straße zu vergessen, noch das trübe Haus, in welchem der Stadtrath verschwunden war,

ſo wollte ſie ſich hier neue Entdeckungen auf morgen oder übermorgen aufſparen und ein anderes Kapitel in dem kleinen Romane beginnen, den ſie auf den Spuren eines andern Romans aufführte. Da aber auch das junge Mädchen, wie alle poetiſchen, phantaſiereichen Naturen, Abwechslung in der Szenerie liebte, ſo beſchloß ſie, noch ganz beſonders angelockt durch den herrlichen Frühlingstag, vor die Stadt hinaus in die Natur zu eilen, dort vielleicht an einem der umliegenden Berge den im Kapitel II. Seite 88 ſo ſchön beſchriebenen Tannenwald zu finden und alsdann durch dieſen auf den richtigen Weg zum Hauſe des glücklichen Malers zu kommen.

Dort waren Droſchken in Menge, ein- und zweiſpännige, Kutſcher und Pferde ſich behaglich ſonnend in dem warmen Frühlingsſtrahle. Adelgunde hatte Vorliebe für gewiſſe Nummern, deßhalb wählte ſie 16, einen ganz hübſchen Zweiſpänner mit einem intelligenten Kutſcher, welcher augenblicklich den Wunſch der fremden Dame begriff, ſich in der Umgebung der Stadt umzuſehen, beſonders auf eine Anhöhe zu gelangen, die von einem Tannenwalde gekrönt ſei. Allerdings machte das Wort „gekrönt“ dem Kutſcher einige Schwierigkeiten; da die Fremde aber auf ſeine Frage, ob ſie in den Tannenwald wolle, mit dem Kopfe nickte, ſo fuhr er nach gebräuchlichem Zungenſchlage und einem Schwingen ſeiner Peitſche im vollen Trabe davon.

Und Herr Schmauder? — Obgleich er ſich auf ſein Gedächtniß verlaſſen konnte, ſo zog er doch ſein Notizbuch hervor; „4 Uhr Nachmittags die verdächtige Fremde in Nr. 16 geſtiegen, Kutſcher? — — war es der Jakob oder der Heinrich — —“ Er erfuhr von dem nächſtſtehenden Kutſcher, daß es der Heinrich geweſen ſei, und vervollſtändigte nun ſeine Notiz durch die Worte: „Den Heinrich des Kutſcher Wackler auf heute Abend 8 Uhr zu beſtellen.“

Die Fahrt Adelgundens ging durch die lange Hauptſtraße, dann bog der Kutſcher links ab, dann rechts, dann wieder links, fuhr über einen freien, mit Bäumen beſetzten Platz, dann durch

ein altes, graues, trotzig vor den neuen Häusern daſtehendes Stadtthor, hinter welchem ſeine Pferde von ſelbſt in einen langſamen Schritt verfielen, da es, allerdings auf einer guten Straße, aber mit ziemlich ſtarker Steigung aufwärts ging.

Der Kutſcher ſetzte ſich hier ſeitwärts bequem auf ſeinen Bock und erklärte der jungen Dame im Wagen Einiges von den Hauptgebäuden der Stadt, von alten und neuen Kirchen, Bahnhöfen und Kaſernen, wie dieſe bei den verſchiedenen Biegungen der Straße nach und nach vor ihre Blicke traten. Dann erreichten ſie den Tannenwald, wo Adelgunde ausſtieg und ſich auf einen alten bemoosten Baumſtamm ſetzte, um in das liebliche Thal hinabzuſchauen, das, von hier aus geſehen, eine reiche Schale mit allerlei hübſchem Kinderſpielwerk angefüllt zu ſein ſchien; kleine Häuschen und kleine Kirchlein, einen Miniaturbahnhof und artige Eiſenbahnzüge, wie ſie die Kinder zur Weihnachtszeit auf dem Tiſche umherlaufen laſſen, dabei aber Alles ſo köſtlich und wunderbar natürlich: die Lokomotiven pfiffen und ſtießen Dampf aus, in den Kirchen läutete es, die Tauſende von Büſchen und Bäumen, welche rings um die Stadt einen grünen Kranz bildeten, hatten nicht nur natürliche, leicht ſich im Winde bewegende Blätter und Zweige, ſondern auch ganz natürliche Blüten, waren auch mit den grauen Straßen der Stadt verwachſen; denn man ſah hier und dort, auf Plätzen und in Gärten, helles Grün aufleuchten zwiſchen den trüben Gebäudemaſſen.

Ach! es war ſehr ſchön hier oben und auch der Kutſcher Heinrich empfand das, denn, den Reſt einer Cigarre rauchend, die er vielleicht von dem letzten Paſſagier erhalten, meinte er: „Was das heuer für Obſt und Moſt geben wird und für Wein, den Schoppen wieder einmal für ſechs Kreuzer — Gott geb's. Und wo fahren wir nun hin?“

Darüber war Adelgunde natürlicherweiſe unſchlüſſig, wenigſtens über den Weg, den ſie von hier aus zu nehmen hatte, denn daß

raths Ricke in das Zimmer der Frau Schwämmle und sagte, als sie wieder kam, Stadtraths würden auf jeden Fall heute Mittag zu Hause sein, und nachdem diese diplomatischen Verhandlungen beendigt waren und deren Resultat der Hofräthin mitgetheilt, warf sie sich in ein dunkelgrünseidenes Kleid und schmückte sich auf's Beste zu dem vorhabenden Besuche.

Der junge Eduard, der vor Tische eine Partie Billard passender gefunden hätte, fügte sich dem strengen mütterlichen Befehl, warf sich zu Hause angekommen ebenfalls in einen schwarzen Frack, und so gerüstet stand die hofräthliche Familie da, wartend, bis es zwölf Uhr schlagen würde.

Endlich verkündeten alle Glocken der Stadt die Mittagsstunde, und wenige Minuten nachher zog der Hofrath an der Klingel des Stadtraths, und es zeigte sich, daß der Herr Hofrath und Hofrätbin dem Stadtrath und der Stadträthin einen Besuch zu machen gedächten.

Auf die Versicherung von Stadtraths Ricke, daß Stadtraths zu Hause seien und daß es dem Herrn Stadtrath und der Frau Stadträthin ein außerordentliches Vergnügen machen würde, den Herrn Hofrath und die Frau Hofräthin bei sich zu sehen, traten die Letzteren in das Besuchszimmer. Nachdem das Dienstmädchen der Frau Hofräthin einen Platz auf dem Sopha angewiesen, für den Hofrath und Hofraths Eduard Stühle daneben gestellt, entfernte sie sich, und aus dem Nebenzimmer trat der Stadtrath Schwämmle mit seiner dicken Gattin, der Stadträthin, heraus.

Schwämmle's sonst so lebhaftes Gesicht war in feierliche Falten gelegt, die außerordentlich leichten Bewegungen, welche er sonst im Gehen auszuführen pflegte, waren gemäßigt; denn wenn er auch den Hofrath fast jeden Tag in dem Klubb sah, wenn er auch die Hofräthin häufig auf der Treppe, auf der Straße oder bei seiner Frau angetroffen, wenn auch beide Familien in einem sehr befreundeten Verhältnisse zusammen standen,

ſie aberwals ein glücklicher Zufall auf jene Stelle geführt, wo der Maler Arthur ſo gerne geſeſſen, wo er Magdalenen geſehen, die hier oben Blumen und Beeren geſammelt, darüber konnte kein Zweifel ſein. War doch der gegenüberliegende Höhenzug mit den Trümmern des alten Thurmes zu genau beſchrieben, ja unverkennbar von der Wirklichkeit abgeſchrieben! Dort noch hinaufzufahren, um das M von ihrer Hand zu finden, war es allerdings zu ſpät, aber möglich, im Abendſonnenſchein das reizende Haus des Malers zu ſehen und dort vielleicht von der Straße aus einen Blick zu thun in ein glückliches Familienleben.

„Wohin fahren wir alſo?“

„Natürlicher Weiſe nach der Stadt zurück, doch könnten wir vielleicht einen andern Weg nehmen. Gibt's einen ſolchen?“

„O ja, nur iſt er etwas weiter, führt aber eine Strecke durch den Tannenwald.“

„Gut,“ entgegnete Adelgunde und ſetzte mit einer kleinen Verlegenheit hinzu: „Ich war ſchon einmal hier und fuhr damals jenen Weg, der, ſo viel ich mich erinnere, recht hübſch iſt. Wenn ich mich nicht irre, kommt man dicht vor der Stadt an einigen Landhäuſern vorbei.“

„Ganz richtig.“

„Von denen ich eines noch im Gedächtniſſe habe, ein Haus mit einem hübſchen kleinen Garten, in welchem ein berühmter Maler wohnt.“

„Ah, der Schellenberger. Ja, er ſoll was Rechtes können, wie die Leute ſagen.“

Adelgunde fühlte ſich durch dieſen Namen unangenehm berührt. Nein, Schellenberger hieß er nicht, konnte er nicht heißen, der Klang dieſes Namens war gar zu proſaiſch, wenn er im wirklichen Leben wohl auch nicht Arthur Regnier hieß — — aber auch nicht Schellenberger, um Alles in der Welt nicht Schellenberger!

„Er iſt auch Photograph,“ ſagte der Kutſcher Heinrich, doch

vernahm das junge Mädchen dieſe Worte nicht mehr, da ſie von einem Peitſchenknall übertönt wurden.

„Schellenberger — o nein!“

Wie luſtig und dabei wie ſanft ging es jetzt durch den weichen Sand des duftenden Tannenwaldes; und wie war am Ende deſſelben der Blick ſo ſchön auf einen andern Theil der Stadt; wie raſch kamen ſie abwärts, obgleich die Straße hier viel länger war; da erſchien ſchon das erſte Landhaus, dort links ein anderes, dann rechts wieder eines, und je mehr ſie ſich der Stadt näherten, je mehr war Adelgunde überzeugt, daß dieß derſelbe Weg ſei, auf dem der Maler ſo häufig Abends nach Hauſe zurückkehrte. Arthur Regnier — aber um Alles in der Welt nicht Schellenberger!

Da, mit einem Male, ehe es Adelgunde hindern konnte, bog der Wagen von der Straße ab, rollte durch ein breites Gartenthor, welches zwei Steinpfeiler, mit blechernen Aloës verziert, bildeten, und hielt dann, für einen Fiaker ziemlich ſtark parirend vor dem Eingange eines hübſchen kleinen Hauſes.

„Warum halten Sie denn hier,“ rief das junge Mädchen, „zu wem führen Sie mich?“

„Nun, hier wohnt ja der Maler und Photograph Schellenberger; befahlen Sie mir nicht, dorthin zu fahren?“

„Ganz und gar nicht, denn ich habe den Herrn nie geſehen.“

„O, das thut nichts. Es kommen viele Fremde daher, um ſeine Photographieen anzuſchauen. O, er macht ſehr ſchöne Bilder, und ähnlich —“

War das mehr wie Zufall, daß Adelgunde vor dieſes Haus geführt wurde, von welchem ſie ſich jetzt durch einen raſchen Blick überzeugte, daß es daſſelbe ſei, in dem Arthur Regnier gewohnt, vielleicht noch wohnte, ja, Arthur Regnier, denn der Beſitzer dieſes allerliebſten geſchmackvollen Landhauſes, der Pfleger dieſes reizenden Blumengartens konnte unmöglich Schellenberger heißen — ja, war es Zufall oder war es mehr als das?

Doch war keine Zeit, darüber nachzudenken, denn vom Hauseingange her stürzte sich ein Livreebedienter gegen den Wagen, riß den Schlag auf und traf so energisch seine Anstalten, um der jungen Dame beim Aussteigen behülflich zu sein, daß diese, ehe sie noch zu Erörterungen kommen konnte, bereits vor der kleinen Treppe stand, die zu dem Hauseingang führte.

„Wollen Ew. Gnaden die Güte haben, sich in den Salon zu begeben, ich werde meinen Herrn sogleich benachrichtigen; er ist augenblicklich droben beschäftigt, wird aber in zwei Sekunden zu Ihrem Befehl sein."

Da nun durchaus nichts Unanständiges oder Verdächtiges darin liegt, wenn eine junge Dame selbst ohne jede Begleitung in das Atelier eines Photographen geht, so folgte Adelgunde dem Bedienten, der im Hause rechts eine Flügelthür aufriß und mit einer tiefen Verbeugung die Fremde ersuchte einzutreten.

Es war das ein großes und hübsch eingerichtetes Gemach. Tapeten von ruhig grauer Farbe, dazu kamen blaue Möbel, alle Wände mit Photographieen bedeckt, die hier in jeder Größe zu sehen waren und zwar von der Miniatur-Ausgabe, bestimmt für Vorstecknadeln, Madaillons und Pretensions, bis zu jenen lebensgroßen Porträts, welch' letztere nicht selten etwas von einer unverhältnißmäßig aufgegangenen Dampfnudel an sich tragen, geschwollen und bleich; in den Mittelgrößen sah man in Stellung und Ausdruck recht gelungene Porträts, und in der Legion der Visitenkarten war eine Abwechslung sichtbar, welche von der Phantasie des Verfertigers das glänzendste Zeugniß ablegte. Natürlicher Weise waren Dutzende vorhanden, die ohne welche vernünftige Ursache den Himmel anlächelten oder in unbeschreibliche Fernen starrten; Andere, die etwas Furchtbares zu erblicken schienen, und wieder Andere, die gerade so aussahen, als sei ihnen selbst etwas Furchtbares passirt oder als wollten sie mit scheuem Blick irgend ein eben begangenes Verbrechen verheimlichen. Da standen Dutzende in über alle Be-

ſchreibung unnatürlich ſchönen Landſchaften, andere Dutzend waren beſchäftigt, irgend eine mächtige Säule mit krampfhafter Anſtrengung vor dem Umfall zu bewahren, Andere befanden ſich trotz des gutmüthigen Geſichtsausdrucks wie wilde Beſtien hinter ſchweren Eiſengittern, Andere ſchienen zu luſtwandeln mit dem Stück einer ſchweren Baluſtrade in der Hand.

So hingen ſie an den Wänden umher in reichen und einfachen Rahmen, alle dieſe der Unſterblichkeit geweihten Weſen, und dazwiſchen ſah man Blumen- und andere Tiſche, erſtere voll blühender Blumen, andere mit jenen zierlichen Albums bedeckt, welche die harmloſen Stammbücher von ehemals verdrängt haben und in denen man ſich jetzt ſelbſt, das heißt ſein wohl oder ſchlecht getroffenes Bildniß, dem Freund oder der Freundin zu liebevoller Erinnerung verehrt.

Eine Zeitlang hatte ſich Adelgunde damit unterhalten, die verſchiedenen Bildniſſe zu betrachten, wohl auch in dem Gedanken, irgend ein bekanntes Geſicht zu entdecken, ohne daß letzteres der Fall geweſen wäre. Da öffnete ſich die Thür des Nebenzimmers und ein junger Mann trat heraus, ſo im Anſchauen eines Blattes, welches er in der Rechten hielt, verſunken, daß er die Anweſenheit einer fremden jungen Dame durchaus nicht zu bemerken ſchien, ja er behielt ſeinen Strohhut auf dem Kopfe, eilte an das Fenſter und erſt als er dort am helleren Lichte das Blatt in ſeinen Händen wiederholt auf's Genaueſte beſichtigt und daſſelbe hierauf mit einer unmuthigen Geberde auf einen Tiſch geſchleudert, ſah er aufblickend, daß er ſich nicht allein in dem Gemache befand, und nahm nun auch mit einer kurzen Verbeugung, bei welcher ſich aber ſeine verdrießliche Miene durchaus nicht aufheiterte, den Hut vom Kopfe. Es war das, wie ſchon geſagt, ein junger Mann und ein hübſcher Mann, etwas eigenthümlich in ſeiner Kleidung, denn er trug unter einer kurzen, ſchwarzen Sammetjuppe einen breit umgelegten weißen Hemdkragen, unter welchem vorn der Knoten um den ziemlich

langen Zipfel eines rothſeidenen Halstuches, aber auch die Abweſenheit einer Weſte ſichtbar wurden. Er ſchien hier im Zimmer Niemand erwartet zu haben und deßhalb unſchlüſſig, ob er daſſelbe nach einer zweiten Verbeugung wieder verlaſſen oder ob er als höflicher Mann mit der fremden jungen Dame ein Geſpräch anknüpfen ſolle.

Adelgunde aber kam ihm hierin zuvor und wandte ſich mit der Frage an ihn, ob ſie das Vergnügen habe, den Herrn des photographiſchen Ateliers vor ſich zu ſehen, worauf ein kurzes Lächeln über die mürriſchen Züge des jungen Mannes flog und er zur Antwort gab: „Nein, nein, ich habe nicht das Glück, Herr Schellenberger zu ſein," und dann mit einer Handbewegung gegen die geöffnete Thür hinzuſetzte: „Dort kommt dieſer würdige Greis ſelber."

V.

Der Photograph trat herein, doch war von einem würdigen Greiſe, als welchen ihn der junge Mann angekündigt, in der Perſon des Eingetretenen nichts zu ſehen, aber es erſchien eine Perſönlichkeit, welche von dem im Roman geſchilderten Regnier der ſchlagendſte Gegenſatz war, ja ihrem Aeußern nach vollkommen die Berechtigung hatte, Schellenberger zu heißen. Ein kleiner, dicker Mann mit einem von Natur kupfrigen Geſichte, deſſen Röthe ſich aber bei der Arbeit droben unter dem heißen Glasdach bläulich purpurn ſchillernd hoch über ſeinen faſt ganz kahlen Schädel verbreitet hatte, eine tief herabhängende Brille auf der fleißigen Naſenſpitze und ſchlaffe Lippen, die zu einem beſtändigen Lächeln gekräuſelt waren, vervollſtändigten mit hellen, freundlichen Augen ein Geſicht, dem man die Gutmüthigkeit auf tauſend Schritte an-

ſah. Er rieb ſich vergnügt die Hände, als er, vor der ſchönen Fremden ſtehend, dieſe von unten bis oben betrachtete und dann mit einem fetten Lächeln ſagte, das ſich raſch von den ſchmatzenden Lippen über das ganze Geſicht, ſogar bis hinter die Ohren verbreitete: „Das wird ein ſchönes Porträt geben, ganz zu Ihrer Zufriedenheit und der Stolz meiner Sammlung. Wünſchen Sie es als größeres Porträt oder Viſitenkartenformat?“

„Eigentlich wollte ich —“ ſagte Adelgunde, — doch fiel der Photograph raſch in's Wort: „Wegen der vorgerückten Tageszeit brauchen Sie durchaus keine Sorge zu haben, unſereins iſt nicht von denjenigen Künſtlern, die von der Stunde abhängig ſind; eigene Gewandtheit und vortreffliche Maſchinen ſetzen uns in den Stand, zu jeder Tageszeit künſtleriſch Gelungenes zu liefern, ja ich möchte gern für ein Porträt, wie das des gnädigen Fräuleins, dieß weiche, träumeriſche Nachmittagslicht den grell leuchtenden Morgenſtunden vorziehen — biſt Du nicht auch dieſer Anſicht, Regnier?“

„Regnier!“

„Verzeihung, mein gnädiges Fräulein, mein Freund Arthur Regnier, ein junger Maler, der mir zuweilen mit ſeinem ſchätzbaren Rathe aushilft und den der günſtigſte Stern gerade in dieſem Augenblicke hieher geführt hat. Willſt Du nicht ſo gut ſein, uns nach oben zu begleiten und die Stellung des gnädigen Fräuleins ein wenig korrigiren?“

Der junge Maler murmelte zur Antwort etwas vor ſich hin, was ebenſogut ſeine Bereitwilligkeit erklären konnte, was aber andererſeits auch wieder klang, als ſei er nicht vom Handwerk und wiſſe nicht, ob es der jungen Dame angenehm ſei, wenn er ſich da hineinmiſche.

Adelgunde aber konnte ſich trotzdem nicht enthalten, ihn mit unverkennbarer Theilnahme zu betrachten. Alſo wieder ſchien ſie jenem Kreiſe näher getreten zu ſein, der ſie gereizt, ſeit ſie jenen

interessanten Roman gelesen, wahrhaftig einem Zauberkreise — also gab es doch einen Arthur Regnier und wohl gar in demselben hübschen Landgute, welches so kenntlich beschrieben war. Wohnt am Ende der Photograph Herr Schellenberger zur Miethe bei dem jungen Maler Regnier und gab es vielleicht an der Rückseite des Hauses noch einen andern kleinen Garten, wo sich die liebliche Gattin des jungen Künstlers befand, sowie Guido und Armida — — ja, sie betrachtete ihn mit einem jener offenen, vollen Blicke, mit einem Blicke voll gefährlicher Elektrizität, welcher zündet, anzieht, verzehrt, ohne es zu wollen, unbewußt, aber um so tiefer wirkend.

Der junge Maler hatte es bis jetzt in der That nicht der Mühe werth gehalten, die junge Fremde näher zu betrachten, in diesem Augenblicke aber:

„Ihr Blick, ihm zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich."

Er strich sich das dichte, blonde Haar aus der Stirn und begann langsam seine Sammetjuppe auf der Brust zuzuknöpfen, dann sagte er mit einem ganz veränderten Ton der Stimme:

„Gewiß werde ich Dir helfen, wenn es das Fräulein erlaubt."

„Es lag eigentlich gar nicht in meiner Absicht, mich heute photographiren zu lassen," meinte Adelgunde, „doch sehe ich hier so viele vortreffliche Arbeiten, welche mich hoffen lassen, endlich einmal ein wohlgelungenes Porträt von mir zu erhalten."

„Und wenn es die Maschine nicht thut," warf Arthur Regnier leicht hin, „so könnte man es mit einer Zeichnung versuchen, ich wüßte mir nichts Interessanteres." Sein Gesicht hatte während der letzten Minuten einen ganz anderen Ausdruck angenommen; der Mißmuth und der trübe Ausdruck, welcher seine offenen Züge vorhin beschattete, als er jenes Blatt auf den Tisch warf, waren gänzlich verschwunden, ja, er nahm nun das Blatt lächelnd wieder

an ſich und ſagte, es ſeinem Freunde hinhaltend: „Nun, Du wirſt mir zugeben, daß von allem Dem, was an meinem Bilde Gutes iſt, ſich hier auch nicht die Spur einer Idee befindet. Sieht doch meine Römerin hier, ſtatt ſich ihres wundervollen Familienkreiſes zu freuen, gerade ſo aus, als habe ſie eben eine heftige Scene mit ihrem Gatten gehabt, und was die tanzenden, halb nackten Kinder anbelangt, ſo könnte man ſie alle ſtatt für Lateiner, für echte Aethiopier halten. Geh mir weg mit Deiner heimtückiſchen Maſchine."

„Dieſe heimtückiſche Maſchine," entgegnete der Photograph lächelnd, „iſt ſtrengen Geſetzen unterworfen, und daß rothe, erhitzte, blühende Kinderköpfe dunkel kommen mußten, hatte ich Dir vorhergeſagt."

„Verzeihen mein gnädiges Fräulein," wandte er ſich an Adelgunde, „daß dieſer junge, ungeſtüme Künſtler da ſeine Angelegenheiten vor Ihnen beſpricht, iſt für Sie gewiß ſehr langweilig."

„Ganz und gar nicht, denn ich liebe die Kunſt. Bitte, zeigen Sie mir Ihre Photographie."

„Nur unter der Bedingung, daß ich Ihnen droben im Atelier das Original vorſtellen darf."

„Das Original dieſer ſchönen römiſchen Frau, wahrſcheinlich Ihre Gattin?"

„Dießmal nur ein Bild," erwiederte Arthur Regnier lachend.

„So darf ich mir erlauben, Ihnen den Weg zu zeigen?" ſagte der Photograph vorangehend.

Und dann ſtiegen ſie hinauf durch eine Wendeltreppe in den zweiten Stock, wo ſich nach Norden gelegen ein großes Gemach befand, zeltartig und ſehr geſchmackvoll dekorirt; die hintere Wand beſtand aus zwei dicken, aufrecht ſtehenden, allerdings künſtlichen Bambusſtangen und dazwiſchen herabfallenden breiten Vorhängen in buntem, mauriſchem Geſchmack. Hinter dieſen Vorhängen befand ſich das Glashaus, auf eine Altane gebaut, mit einem

plätschernden Springbrunnen versehen, dessen kühle Wasserstrahlen die Hitze in dem sonnendurchglühten Raum milderte.

„Darf ich jetzt um Ihre Bestimmung der Größe des Formats bitten?"

„Es ist mir das eigentlich gleichgültig; machen Sie meinetwegen ein größeres Porträt und ein anderes für Visitenkarten."

„So will ich die Platten präpariren lassen und Regnier ist vielleicht derweil so freundlich, Sie durch den Anblick seines Bildes zu unterhalten."

„Zu unterhalten! — Wenn das möglich ist," sagte der junge Maler, vor der Staffelei am Fenster stehend. „Ich weiß nicht, seit ich diese ver— — seit ich Deine schlechte Photographie gesehen, gefällt mir auch mein Bild nicht mehr; meine römische Frau scheint wirklich mürrisch zu sein statt heiter, und die Kinder haben einen Teint, als wenn sie seit vier Wochen nicht gewaschen worden wären. — — O, ich bin recht unglücklich."

Ehe der Photograph das Gemach verließ, ging er dicht bei Adelgunde vorüber und sagte flüsternd: „Wenn Ihnen das Bild nicht mißfällt, so sagen Sie ihm ein freundliches Wort darüber. Ich und Kenner finden es vortrefflich, er hält es für schlecht und das bringt ihn der Verzweiflung nahe."

Wie Adelgunde hierauf vor das Bild trat, wandte sich der Maler mit dem früheren mißmuthigen Gesichtsausdruck gegen das Fenster, stützte den Kopf auf den Arm und blickte in die Abendlandschaft hinaus. Er schien nicht den Muth zu haben, in das Gesicht des jungen schönen Mädchens zu sehen, während sie sein Bild betrachtete. Und doch hätte er es thun sollen, unvermerkt hätte er es thun sollen, und er würde mit Entzücken gesehen haben, wie ihr Auge leuchtete, wie sie schwer und mühsam athmete, wie der Glanz höchster Zufriedenheit auf ihren Zügen schimmerte. — —

„Ach, das ist ein schönes, ein liebes Bild!"

„Finden Sie das wirklich, mein Fräulein? Finden Sie das

in der That?“ rief Arthur, endlich sich rasch umwendend, „o wie mich das glücklich macht!“

„Vielleicht bin ich befangen, weil mich das Sujet so ganz besonders anspricht,“ gab sie zur Antwort, „aber ich sah nie etwas Gelungeneres in Zeichnung und Kolorit, als dieses Interieur, nie etwas Lieblicheres, Herzgewinnenderes, als die reizende Kindergruppe, die sich so mit voller Lust ihrem wilden Rundtanze hingibt. Und das Glück in den Augen der Mutter, ihre vor Seligkeit und vor Stolz sprühenden Blicke.“

„Finden Sie das wirklich,“ — — sagte er, tief aufathmend und sie statt des Bildes betrachtend. „Ah, Ihre eigenen schönen Züge gleichen Ihren Worten, und die Wahrheit, welche ich aus Ihren schimmernden Augen lese, könnte mich toll vor Freude machen — ich weiß nicht, wie mir ist,“ sagte er mit der Offenheit und Ehrlichkeit der Jugend, „ich finde es in der That, daß je mehr Sie das Bild betrachten, es um so mehr in Lust und Glückseligkeit aufleuchtet; vielleicht gelingen mir morgen früh in Erinnerung an diesen schönen Augenblick noch einige gute Striche — — o wenn ich dieselben machen dürfte, während Sie das Bild betrachten, so betrachten!“

Sie erschrack fast vor seinem flammenden Auge, vor der wilden Glut, womit er diese Worte aussprach. Sie bereute fast, hierhergegangen zu sein und diesen Regnier so verschieden von dem des Romans gefunden zu haben.

„O es wäre schade,“ sagte sie darum in sehr ruhigem Tone, „an dem Bilde das Geringste zu ändern. Es ist wirklich entzückend schön und ich möchte mich fast entschließen, nach dem Preise zu fragen, wenn — wenn —“

„Es war so gut wie verkauft,“ sagte achselzuckend der junge Maler, „aber die Photographie, welche ich einschicken mußte, hat Alles wieder in Frage gestellt. Es sind eben harte Zeiten für uns Künstler, wenn daher —“ Er hielt betroffen inne, da sie, sich ab-

so war doch ein solcher erster Besuch als Mitbewohner desselben Hauses ein viel zu feierlicher Akt, als daß man ihn nicht hätte außerordentlich würdevoll begehen sollen.

Die Stadträthin machte bei ihrem Eintreten einen Knix, der Stadtrath zwei tiefe Neigungen mit dem Kopfe, welche Begrüßungen von Hofraths durch Aufstehen von Stühlen und Sopha, durch eben so viele Neigungen mit dem Kopfe des Hofraths und durch einen eben so tiefen Knix von der Hofräthin erwidert wurden. Der junge Eduard, der die üble Gewohnheit hatte, bei einer Verbeugung mit dem Fuße hinten auszuscharren, warf bei dieser Gelegenheit den Stuhl um, auf welchem er gesessen, was eine augenblickliche Störung verursachte; doch war der Stadtrath Schwämmle Weltmann genug, die Sitzung schnell wieder herzustellen.

Die Stadträthin saß an der linken Seite der Hofräthin auf dem Sopha, der Stadtrath und der Hofrath hatten ihre Stühle gleich weit vom Tische und vom Sopha entfernt, wie es die Etiquette verlangte und der junge Eduard, dem dieß noch besonders eingeschärft worden war, hatte respektvoll seinen Stuhl ungefähr einen halben Schuh hinter den seines Papa's zurückgezogen. Alle drei Herrn aber befleißigten sich, wie es in hiesiger Residenz als Ausdruck des höchsten gegenseitigen Respektes angesehen wurde, von ihren Sitzen nur den kleinsten Raum einzunehmen, und alle drei saßen so scharf auf der Kante ihrer drei Stühle, daß sie bei dem geringsten Hustenanfalle unfehlbar herabgestürzt wären.

Zum Eingange des Besuches wurde sich nach den Gesundheitsumständen der verehrten Anwesenden und sämmtlicher Familienangehörigen bis ins hundertste Glied sorgfältig erkundigt; daß jedes einen Katarrhanfall und Husten gehabt hatte, verstand sich von selbst. Die Hofräthin klagte mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf den Hofrath, daß sie in letzterer Zeit sehr an Herzklopfen und Migräne gelitten; die Stadträthin

wendend, in gleichgültigen Worten ihren Satz vollendete — — „wenn ich wüßte, daß es meinem Manne gefiele."

Hätte sie in diesem Augenblicke umgeschaut, so würde sie wahrscheinlich ihren Scherz bereut haben, denn Arthur Regnier fuhr, plötzlich zusammenzuckend, mit der Hand über die Augen und lachte dann bitter, während er das Bild von der Staffelei riß und umgekehrt gegen die Wand stellte. „Natürlich, sie ist verheirathet, o, sie muß verheirathet sein, sie, das erste weibliche Wesen, das im Stande war, einen solchen Eindruck auf mich zu machen — — fahr hin wie Alles!"

Der Photograph hatte Adelgunde in das Nebenzimmer geleitet und rief dem jungen Maler zu, gleich nachzukommen.

Dieser, allein in dem Gemache, hatte die Hände gegen die Schläfe gepreßt, und sagte dann grimmig lachend: „Thor, der ich bin, zu glauben, so helle könne plötzlich die Sonne des Glücks auf uns niederscheinen, auf uns — auf mich, der doch zu dunkler Unbedeutendheit verdammt ist!"

„So meine ich, würde sich das Porträt vortrefflich machen," rief der Photograph seinem nach einer Pause eintretenden Freunde zu, „meinst Du nicht auch?"

„Ich denke mir," gab Jener in düsterem Tone zur Antwort, „Du hast das zu alltäglich aufgefaßt; lasse Madame ihre Hände übereinanderlegen, etwas aufwärts schauend, und Du wirst sehen, welch' vortreffliches Bild Du erhältst."

„Arrangire das ein Bischen nach Deiner Ansicht, gnädige Frau wird erlauben."

„Gewiß, ich bitte darum."

Adelgunde fühlte wohl, daß seine heißen Hände zitterten, während er sanft ihren Arm berührte, ihn in eine andere Lage zu bringen. „Blicken Sie dann aufwärts," sagte er, „genau zu jenem Gypskopfe hin."

„Vortrefflich!" meinte Herr Schellenberger; „befehlen Sie einen Kopfhalter?"

„O nein, ich werde auch so ruhig bleiben.“

„Dann gestatten Sie mir, daß ich anfange. Bitte, ganz ruhig — so.“ — — Er nahm rasch den Deckel vom Glase der Maschine und wandte sich da mit gleichgültiger Geschäftsmiene ab, ruhig bis zwanzig zählend, wo er das Glas mit einem verbindlichen: „Ich danke recht sehr!“ wieder verschloß.

Nachdem sich der Photograph, eigentlich als hätte er einen Schatz gestohlen, in die dunkle Kammer begeben, betrachtete Adelgunde die verschiedenen Gegenstände im Glashause: Postamente, Vasen, Balustraden, Säulen, Kränze, Blumenbouquets, Bücher verschiedener Größe, Kinderspielzeug aller Art, und warf zuweilen einen Blick auf Arthur Regnier, welcher in ein kleines, offen stehendes Nebengemach getreten war und dort, in tiefe Gedanken versunken, neben einem Tische stand, auf dem sich eine Menge Chemikalien in kleinen Fläschchen befanden. Da waren unter Anderen jene furchtbaren Gifte, welche, leichtsinnig in die Hände gewissenloser Menschen gegeben, häufig schon so furchtbares Unglück verursachten. Hier waren die tödtlichsten unter ihnen in einer kleinen, verschließbaren Kassette vereinigt, welche die Aufschrift: „Cyankali“ trug, acht kleine Flacons mit der krystallhellen, so harmlos aussehenden Flüssigkeit.

Der Maler kam langsam wieder in das Glashaus zurück und sprach mit ernstem Blick seine Hoffnung aus, daß das Porträt gelingen möge, wenigstens, daß es ähnlich werde, um annähernd, wie alle Photographieen, einen Begriff der darzustellenden Personen zu gewähren.

„Die wenigsten Künstler lieben die Photographie?“

„O nicht doch, gnädige Frau, als Hülfsmittel ist die Photographie wohl unschätzbar; mit welcher Leichtigkeit können wir durch sie Architekturen, Landschaften um uns anhäufen, zu deren Herstellung auf anderem Wege wir Jahre gebrauchten.“

„So ist auch das Innere des Hauses auf Ihrem Bilde nach einer Photographie aus Pompeji?“

Er nickte mit dem Kopfe und sah träumerisch vor sich nieder, als sie fortfuhr: „Gewiß haben Sie auch die wundervollen Figuren auf Ihrem Bilde nach Originalen gemalt?“ Dann flog ein träumerisches Lächeln über seine Züge, als er zur Antwort gab: „Ja, es ist meine eigene Frau und meine Kinder.“

„A—a—a—ah! Sie sind sehr glücklich.“

„O ja — — ich bin sehr glücklich.“

„Ihre Kinder heißen Guido und Armida?“

„Gewiß,“ erwiederte er mit einem bittern Lachen, „Guido und Armida, recht passende poetische Namen für Künstlerkinder. Man sieht ihnen die Namen schon an — — Haben Sie auch Kinder, gnädige Frau?“

„Ich? — — o nein!“

„Nun, es wäre ja möglich; verzeihen Sie meine Frage.“

„He, Arthur!“ rief der Photograph aus der dunklen Kammer hervor, „komme einen Augenblick herein, das Porträt ist ganz famos gelungen; ich werde alsdann die Glasplatte abspülen und sie Ihnen zur Besichtigung herausbringen.“

Herr Schellenberger that das auch nach wenigen Minuten, während der junge Maler in der dunkeln Kammer zurückblieb. „Das Bild ist so gut und scharf,“ sagte der Erstere alsdann zu Adelgunde, „daß es wahrhaftig unnöthig ist, Sie nochmals zu bemühen. Ich werde ein paar Kopieen des größten Formats machen und es alsdann zu Visitenkarten verkleinern, wenn es Ihnen recht ist.“

„Ganz meine Ansicht, es scheint mir ebenfalls gelungen, bitte aber, mir die Kopie recht bald zu besorgen, da ich nur wenige Tage hier zu bleiben gedenke.“

„Und wohin darf ich Ihnen die Abdrücke schicken?“

„Hôtel du Nord, Zimmer Nr. 16, natürlich mit beigefügter Rechnung, wenn ich bitten darf.“

„Sie sollen sie übermorgen früh haben!“

Adelgunde zögerte noch einen Augenblick, ehe sie das Glashaus verließ. Sie hätte gerne dem jungen Maler noch ein freundliches Wort gesagt, ja, sie hätte ihm gerne die Versicherung gegeben, daß sie sein Bild nicht vergessen werde und daß ihr daran gelegen sei, ihren — Gemahl für den Ankauf des Bildes zu bestimmen. Sie hatte wirklich die Absicht, es für sich zu erwerben, doch kam Herr Regnier nicht wieder, weßhalb sie sich von dem Photographen an den Wagen geleiten ließ und in ihr Hotel zurückfuhr.

VI.

Herr Schellenberger freute sich über das in der That gelungene Porträt der jungen Fremden und rieb sich vergnügt die Hände, als er in sein Atelier zurücktrat, wo er Arthur Regnier nun an einer Wand des Glashauses stehen sah und dort durch eine kleine Oeffnung in den matten Scheiben nach dem davonrollenden Wagen blickend, der soeben von dem alten trotzigen Thorbogen wie von einem Riesenmaule verschlungen wurde.

„Fort ist das ganze Bild," sprach, mit einem verdrießlichen Kopfaufwerfen, der junge Maler, indem er mit der rechten Hand hastig eine horizontale Bewegung machte: „Nun kommt was Anderes an die Reihe, und da die Kontraste im Leben wie in der Kunst nothwendig sind, wird auf so viel Licht recht tiefer Schatten folgen — meinetwegen."

„Allerdings," entgegnete Herr Schellenberger, „doch hätte es Dir gar nichts geschadet, wenn Du diese bildhübsche interessante Fremde mit irgend welchem Aufwande von Liebenswürdigkeit an den Wagen begleitet hättest. Auf der Treppe noch sprach sie von Deinem Bilde in wahrhaft begeisterten Ausdrücken und wenn —"

„Ihr Gemahl den Ankauf billigt," rief der Andere mit einer abwehrenden Handbewegung, so wird ſie ſich vielleicht herbeilaſſen, nach dem Preiſe meines Bildes zu fragen — — o, ich kenne das," rief der junge Künſtler unmuthig aus, wobei er mit den Fingern ſein dichtes, blondes Haar auseinanderwarf, „der Gemahl dieſer Dame! Sie iſt kinderlos, vergiß das nicht!"

„So, das weißt Du?"

„Ja, das weiß ich! Der Gemahl dieſer Dame iſt ein alter Herr, der kein großes Vergnügen haben wird an der Schaar tanzender, blühender Kinder auf meinem Bilde; er wird ſagen: nein, meine Liebe, kaufe Dir lieber einen gemüthlichen, hiſtoriſchen Gegenſtand, eine harmloſe Blume oder ein Thierſtück, oder einen jener nervenberuhigenden Sonnenuntergänge, wo man über wallende Kornfelder hinweg eine ſtille Dorfkirche ſieht mit einem allerliebſten Friedhof, ebenſo hübſch als einladend, für jenen alten Herrn nämlich, zu zwanzig Gulden inkluſive breitem vergoldetem Rahmen. Siehſt Du," rief er, heftiger werdend, aus, indem er ſeinen Strohhut auf den Kopf warf, um ihn mit einem gelinden Klapps auf ſein dichtes krauſes Haar feſtzuſetzen, „das iſt mein gewöhnliches Pech! Konnte dieſe junge Dame nicht unverheirathet ſein, natürlich unabhängig — reich!"

„Aha," lachte Herr Schellenberger.

„Konnte ſie nicht ſo großes Wohlgefallen an meinem Bilde haben, daß ſie es um jeden Preis beſitzen wollte?"

„Und vielleicht den Maler dazu?"

„Dummes Zeug — Du kennſt mich beſſer. Nein, ſie hätte mein Bild gekauft, ohne zu handeln wie jene verfluchten Kunſthändler, und ich wäre mit einer hübſchen Summe in der Hand wenigſtens für ein Jahr ein unabhängiger Menſch geweſen, hätte meinen Studien nachgehen können, Paris anſchauen, ja einen Blick nach Italien werfen und welches Material ſammeln für große, ſchöne Bilder!"

„Haben denn die Andern den Kauf gänzlich von der Hand gewieſen?“

„Ja, und nicht ohne Beihülfe Deiner ſchlechten Photographie.“

„O—o—o—o! Du übertreibſt.“

„Sie ſchrieben mir, nach der Photographie ſei ihnen mein Bild doch nicht mehr ſo erſchienen, wie jene brillante Schilderung, die ſie in der Zeitung geleſen; wollte ich es aber trotzdem zur Anſicht ſchicken, ſo möge ich es thun — auf meine Koſten.“

„Ja, es iſt allerdings ſchade, daß dieſe Fremde nicht ſo unabhängig iſt, um das Bild ohne Weiteres anzukaufen. Es hat ſie in der That ſehr intereſſirt, und auch nach Dir, dem Künſtler, fragte ſie mit einer Theilnahme, die mich überraſchte.“

„Nun, das ſind Weiberlaunen,“ ſagte der Maler trotzig, „ſie hat eben einen uralten Mann.“

„Pfui, Arthur, Du biſt das verwöhnte Schooßkind —“

„Doch nicht des Glücks?“

„Nein, aber verrückter Weiber.“

„Pah! Deßhalb male ich auch ſchon lange keine weiblichen Porträts mehr — — — Nun, was ſagte ſie denn ſo ungeheuer Theilnehmendes über mich?“

„Ich hätte ihr darüber faſt in's Geſicht gelacht. Sie fragte, wie lange Du verheirathet ſeiſt und ob Du hier im Hauſe wohnteſt. Natürlich haſt Du ihr in der Geſchwindigkeit, Gott weiß aus welcher Laune, etwas Aehnliches vorgeſchwindelt, und da ich ein viel zu guter Menſch bin, um meine Freunde bloßzuſtellen, ſo überhörte ich geſchickt die erſte Frage, um die zweite der Wahrheit gemäß dahin zu beantworten, daß Du nicht im Hauſe wohnteſt; in Deine Kinder iſt ſie ganz verliebt.“

„Das glaube ich. Es ſind auch reizende Kinder und haben mir keine kleine Mühe gemacht.“

„Soll ich Dir Dein Bild morgen früh ſchicken?“

„Wie Du willſt, es iſt mir gleichgültig. Es iſt mir jetzt

Alles gleichgültig: meine Kunſt, meine Zukunft, mein Leben. — Sieh' dort," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, wie die Bergwand im Norden und Oſten golden aufflammt, wie die Fenſter der Landhäuſer leuchten und blitzen, wie alles das, jeder Strauch, jeder Baum, jeder Stein, jedes Haus noch einmal wollüſtig aufzuathmen ſcheint unter dem letzten buhleriſchen Kuß dieſer Sonne, und doch täuſcht dieſer glühende Liebesblick uns Alle. Wir bleiben hier zurück in dunkler Nacht, während ſie wohlgemuth drüben mit gelben Indiern und grünen Chineſen weiter buhlt. Und darin iſt Eine wie die Andere."

„Und Einer wie der Andere," erwiederte lachend der Photograph; „ſei nicht ſo kleinmüthig und blicke nicht ſo ſchwarz; auch Dir wird des Glückes und der Liebe Sonne einſtens glänzend wieder aufgehen."

„Ja, nach überſtandener langer, langer Nacht, wenn wir darauf überhaupt noch ‚einſtens' erleben — gute Nacht!"

„Addio, Arthur."

Dieſer verſchwand die Treppe hinab, doch eilte ihm der Andere nach bis an das Treppengeländer, um hinab zu rufen: „Hätteſt Du nicht Luſt, das Porträt der Fremden zu retouchiren? Sie müßte Dir dazu allerdings eine Sitzung bewilligen."

„Nein, nein, das wäre mir zu gefährlich," lautete die Antwort zurück.

Der Photograph trat in das Atelier zurück und begann dort einige der Gegenſtände, die umherlagen, zuſammenzuräumen, auch die Maſchinen auf ihren Stativen gerade zu ſchrauben und ſie dann mit wollenen Tüchern zu verhängen. Dabei ſchüttelte er zuweilen mit dem Kopfe und murmelte vor ſich hin: „Dieſer Kerl, dieſer Arthur will mir gar nicht mehr gefallen; ſeine ewigen Lamentationen, ſeine ſo auffällig zur Schau getragene innere Zerriſſenheit, ſein Kokettiren mit ſchweren, ernſten Dingen, die man auf ſolche Art nicht einmal ſcherzweiſe erwähnen ſoll — — es wäre noth-

wendig, ihn einmal tüchtig in die Kur zu nehmen. Schade um ihn, ein so gutes Herz und Gemüth — ein so vortrefflicher Künstler. — Doch ich weiß schon, woher der Luftzug bläst, der seine Windfahne immer gen Norden dreht, nach den Schattenseiten des Lebens; das ist nichts als sein Umgang mit jenem verrückten Musiker, der verderbliche Einfluß, den jedes zerstörte Gemüth auf diese offene, empfängliche Jünglingsseele ausübt. Wenn ich ihn nur einmal davon abbringen könnte; und allerdings wäre es das beste Mittel zu dem Zwecke gewesen, wenn er sein Bild rasch verkauft hätte, um ihn auf die Eisenbahn zu setzen und in die weite Welt zu schicken."

„Doch was ist das!" unterbrach er plötzlich dieses Selbstgespräch sowie den Strom seiner Gedanken — — „was soll denn das heißen?" Er war unterdessen in das kleine Nebengemach getreten, wo er seine Chemikalien aufbewahrte, stand vor dem Kästchen mit den Giftfläschchen, wo er unter bedeutsamem Kopfnicken bemerkte, daß eins dieser Flacons abhanden gekommen war — „ah, der Teufel auch!" fuhr er einen Augenblick nachdenkend fort, „hätte ich vielleicht das Ding mit hineingenommen, um etwas mit tieferem Schatten zu fixiren, oder hätte ich vorgehabt, damit die Höllensteinflecken von meinen Fingern wegzubringen — nein, nein! das Erstere that ich nicht und für das zweite benutzte ich stets eine getrübte Auflösung, die sonst zu nichts zu verwenden ist. Wäre da ein Diebstahl meiner Leute möglich oder ein schlechter Witz dieses jungen Menschen, dieses Regnier? Nun, in allen Fällen wollen wir der Sache baldigst auf die Spur kommen. — Es ist wohl nicht so schlimm," sagte er, jedes einzelne Fläschchen genau untersuchend, und setzte dann mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, während er eine kleine Kassette verschloß: „Vorsicht ist bei allen Dingen gut und einen alten Fuchs, wie ich, fängt man nicht so leicht. Aber könnte es in der That jener extravagante junge Mensch gewesen sein oder — — Da kommt mir wahrhaftig eine

andere Idee, die nicht ſo ganz ſchlecht iſt. Wenn jene Fremde — — — — es iſt allerdings auch nicht glaublich, aber als ich Arthur die Platte drinnen anſchauen ließ, ſah ich, wie ſie aufmerkſam alle Gegenſtände betrachtete und wie ſie ſich mit der gleichgültigſten Miene von der Welt dieſem kleinen Magazine näherte. Holla, mein Fräulein, ſollten wir Abſichten auf eine hübſche Portion Cyankali haben?“

Herr Schellenberger verſchloß hierauf Glashaus und Atelier ſorgfältig, nachdem er ſeine Leute, die hier oben beſchäftigt waren, entlaſſen, blickte noch einen Augenblick in das Gemach der Retoucheurs und plauderte dann im Erdgeſchoß bis zum Nachteſſen mit ſeiner Familie, welche aus einer gemüthlich ausſchauenden, dicken, gutmüthigen Frau beſtand, etwas proſaiſch und hausbacken in Kleidung und Manieren, ſowie aus zwei Kindern, deren Aeußeres aber durchaus nicht ſo war, als hätte man paſſend für ſie romantiſche Namen ausgeſucht, wie Guido und Armida. Später begab ſich der Photograph noch in eine Geſellſchaft guter Freunde, nicht ohne vorher in der Wohnung Arthur Regnier's geweſen zu ſein. Obgleich der junge Künſtler ſelbſt ſich nicht zu Hauſe befand, ſo ſtand doch ſeine Wohnung, ein großes Zimmer im Erdgeſchoße des Gartenhauſes, wie gewöhnlich offen, und Herr Schellenberger konnte nach Belieben in Schubladen und Tiſchen, ja in den Rocktaſchen der Sammetjuppe nachſuchen, ob ſich hier das Verdächtige, das er bisher vermißt, vorfände, und beruhigte es ihn, daß er nichts fand, denn bei dem Leichtſinn des jungen Künſtlers würde dieſer den Gegenſtand, um den es ſich handelte, gewiß ohne Weiteres zu anderen gleichgültigen Dingen gelegt haben.

„Das iſt doch ſeltſam,“ dachte Herr Schellenberger, als er ſpäter nach Hauſe ging und ihm die Geſchichte wieder in den Sinn kam; „könnte nicht das Flacon von einem meiner Leute, wenn auch in minder gefährlicherer Abſicht, entwendet worden ſein? Doch

iſt das nicht gut möglich, denn ich weiß ſicher, daß Niemand von ihnen das Glashaus betreten."

Der andere Morgen ſchien etwas Licht in die Sache bringen zu wollen, aber auf ſo eigenthümliche Art, daß Herr Schellenberger ſprachlos vor Erſtaunen war. Es erſchien nämlich eine gute Zeit vor den gewöhnlichen Beſuchs- oder Sprechſtunden bei dem Photographen ein Mann in einem dunkelblauen, nicht ſehr eleganten Civilanzuge, mit der Haltung und den Manieren eines alten Militärs, einem etwas ſchäbigen Cylinder und weißen waſchledernen Handſchuhen, die bei den energiſchen Bewegungen, die der Mann zuweilen machte, ein wenig ſtaubten. Er that anfänglich ſo, als ſei er ein Liebhaber ausgezeichneter Photographieen und als hätte er wohl Luſt, ſich ebenfalls porträtiren zu laſſen, zu welchem Ende er auch nach den verſchiedenen Preiſen forſchte; doch war es dem Herrn Schellenberger leicht, dieſe etwas grobe Maske zu durchſchauen und durchaus kein Erſtaunen zu verrathen, als der Mann nach einigen ſchwerfälligen Einleitungen auf eine junge Dame zu ſprechen kam, für die er ſich höchlich intereſſire und die geſtern Nachmittag zwiſchen vier und fünf Uhr hier geweſen ſein müſſe, gewiß in der Abſicht, ſich photographiren zu laſſen. Da nun Herr Schellenberger keine Urſache hatte, dieſe ſeine Kundſchaft zu verleugnen, ſo holte er eine Kopie des betreffenden Porträts, welche der Mann ſogleich als die Dame erkannte, um welche es ſich handle, wobei er ſich und ſein Gewerbe aber dabei etwas leichtſinnig verrieth, da er mit einem Lächeln der Befriedigung hinzufügte: „Wir wußten wohl, daß dieſe Perſon hier geweſen ſei, wir irren uns nie, wir von der Polizei."

„Ah, von der Polizei!" entgegnete der Photograph und ſetzte hinzu, indem ſich ihm allerlei ſeltſame Gedanken aufdrängten, „darf man ſich wohl die Frage erlauben, inwiefern jene Dame oder jene Perſon, wie Sie ſie nannten, ſich mit der Polizei in Verbindung gedacht werden darf?"

Schwämmle befand ſich noch am leidlichſten und dankte für die gütige Nachfrage nach der Geſundheit ihres Vaters, des Herrn Oberzunftmeiſters. Der Hofrath und der Stadtrath hatten außer den angegebenen Uebeln ebenfalls nicht viel zu klagen, und der junge Eduard befand ſich nur inſofern unwohl, als er lieber von der ſtadträthlichen Viſite weit entfernt geweſen wäre.

Das Geſpräch drehte ſich ferner um das Wetter und die Hofräthin prophezeite einen längeren Froſt . . .

„Mit einigem Schnee in den nächſten Tagen," meinte die Stadträthin, und der Stadtrath, den ſeine Hühneraugen ſchmerzten, glaubte, etwas Regen werde nicht ausbleiben, worauf der Hofrath auf Thauwetter rieth, und der junge Eduard, um auch etwas zu ſagen, dieſe vier Meinungen reſumirte und in einiger Geiſtesabweſenheit von ſehr ſtarkem Froſt mit Schnee und Regen und großem Thauwetter ſprach.

Hierauf bot das Theater weiteren Stoff zu eben ſo intereſſanten und geiſtreichen Geſprächen. Die Hofräthin war überzeugt, daß das Haus beſtändig angefüllt ſein würde, wenn man bei Entwerfung des Repertoirs billige Rückſichten auf das Publikum nähme. Aber es könne einer deutſchen Frau doch nicht zugemuthet werden, ſo fort und fort und weiter nichts als italieniſche Muſik zu hören, und was die Trauerſpiele anbelange, ſo ſei man nur dazu da, den Herrn B. in einem neuen Kleide zu bewundern und das Fräulein C. in irgend einem graſſen franzöſiſchen Machwerk als ſchreckliche Mutter oder Gattin zu verabſcheuen. — „Gemüthliche deutſche Trauerſpiele werden gar nicht mehr gegeben, und von den Luſtſpielen, die uns früher ſo ergötzten, will ich gar nicht reden."

„Aber das Ballet," ſagte der unglückliche Eduard, — „iſt doch recht ſchön" — ſo hatte er eigentlich ſeine Rede beſchließen wollen, doch bemerkte er noch frühzeitig genug den ſtrafenden Blick ſeiner Mutter und erinnerte ſich ihrer Lehre, daß es unanſtändig ſei, vor anſtändigen Bürgerfrauen und Töchtern vom

„O gewiß, Sie dürfen ſich dieſe Frage erlauben, und da ich hoffe, daß Sie mit meinen Worten keinen Mißbrauch treiben, ſo will ich Ihnen nicht verſchweigen, daß wir es hier mit einer ſehr verdächtigen, ja wahrſcheinlich mit einer höchſt gefährlichen Perſon zu thun haben. Aber Amtsgeheimniß, wenn ich bitten darf. Ich ſage Ihnen dieß nur unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit, da ich Sie um die Gefälligkeit bitten muß, mir dieſes Porträt zu überlaſſen und eine Gefälligkeit der andern werth iſt.“

„Wiſſen Sie auch, daß es mich beunruhigt, was Sie eben ſagten,“ antwortete Herr Schellenberger mit den Zeichen größter Ueberraſchung, ja eines ſchmerzlichen Erſtaunens. „Wiſſen Sie auch, daß ich die Dame für eine ſehr anſtändige Dame gehalten habe, daß ich ſie aber nach dem, was ich von Ihnen, von der Polizei, die ſich nie irrt, ſoeben erfahren, verdächtigen muß, hier aus meinem Atelier etwas entwendet zu haben?“

„Geldeswerth?“

„O nein, Schlimmeres als das: ein Fläſchchen mit einem ſehr gefährlichen Giftſtoffe.“

„Sehen Sie wohl — o, der Herr Stadtrath Schmetterer iſt ein Mann von einem ungeheuren Scharfblick; ich werde ihm mit dem, was ich zu melden habe, ſowie mit Ueberreichung dieſes Portraits eine außerordentliche Freude machen.“

„Laſſen Sie es mir einen Augenblick zu einem meiner Retoucheure hinunternehmen, um den Augen einige leuchtende Punkte beizufügen, es überhaupt ein wenig herzurichten, und Sie werden ſehen, wie es noch ähnlicher wird und hübſch, denn es iſt das ein ſchöner Kopf. ‚Schade um dieſen Kopf‘, wie es in irgend einem Trauerſpiele heißt,“ ſetzte er achſelzuckend hinzu, „‚ich ſchenke ihn Dir‘; damit iſt nämlich in dieſem Trauerſpiele der Scharfrichter gemeint.“

„Erlauben Sie mir, ſoweit ſind wir noch nicht,“ erwiederte der Mann mit einigem Erſtaunen. „Sie haben in mir keinen Scharfrichter vor ſich, ſondern den geheimen Poliziſten Schmauder.“

„Bitte sehr um Entschuldigung, es war das nur eine poetische Lizenz," erwiederte Herr Schellenberger. Damit ging er fort, um das Bild etwas retouchiren zu lassen, sowie die übrigen Abdrücke zu beschleunigen und die Verkleinerung im Visitenformat zugleich machen zu lassen, denn er dachte, wenn das in der That etwas Gefährliches, etwas Verbrecherisches ist, so wird die Nachfrage darnach ungeheuer sein. Endlich brachte er das Porträt wieder, nachdem ein geschickter Retoucheur das Möglichste geleistet und in der That einen lieblichen Kopf mit einer wunderbaren Aehnlichkeit hergestellt hatte. „Ist das nicht hübsch?" fragte er den Mann.

„Leider ja, es ist das ein Frauenzimmer zum Anbeißen."

„Und die Figur erst, wie sie auf dem großen Porträt zu sehen ist. Ich habe dieß hier zusammenschneiden und abrunden lassen, damit Sie es bequem in die Tasche stecken können. Bitte, mich dem Herrn Stadtrath Schmetterer zu empfehlen; er kann sich meines Stillschweigens versichert halten, doch lasse ich ihn dringend ersuchen, mir über diesen Fall weitere Mittheilungen machen zu wollen."

„Werde nicht verfehlen, dieß zu melden und habe die Ehre, mich gehorsamst zu empfehlen." Damit ging der Mann fort und setzte auf der Straße seinen Cylinder auf, nachdem er in demselben das Porträt gut in Papier eingewickelt verwahrt hatte. Obgleich er sich geraden Wegs zur städtischen Polizei begab, konnte er es doch nicht vermeiden, in der gewissen Straße an dem gewissen Parterrelogis vorüberzugehen und dort auf dringende Anfragen merken zu lassen, daß es sich bei der Fremden gestern um etwas ganz Besonderes handle — „um etwas ganz Besonderes, wir haben sie so gut wie sicher!" Dabei klopfte er leicht an seinen Cylinder, eine Bewegung, welche aber für die brave Büglerin mit ihren sechs erwachsenen Töchtern vorderhand noch unverständlich blieb.

VII.

Der Stadtrath Schmetterer nahm den Bericht seines Untergebenen mit großer Befriedigung entgegen. Hatte er sich doch nicht getäuscht in dieser gefährlichen Person — „höchst gefährlich," dachte er, nachdem er mit einem eigenthümlichen Schmunzeln dieß liebliche Gesicht eine Zeitlang betrachtet.

Der Bericht des geheimen Polizisten war allerdings ein wenig gefärbt, wich aber doch nicht gar zu sehr von der Wahrheit ab, vielleicht nur darin, daß die verdächtige Fremde dringend nach einem Landhause geforscht, welches einsam vor der Stadt liege und in dem sich ein gefälliger Photograph befände. Als er aber von dem entwendeten Flacon sprach, da entfärbte sich der Stadtrath und überlegte, im Zimmer auf und ab schreitend, gesenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, ob es nicht räthlich, ja dringend geboten sei, die gefährliche Fremde sogleich zu verhaften.

Dazu aber mochte Herr Schmauder vorderhand denn doch nicht rathen und hielt es für genügend, die junge Dame, welche sich ja in ihrer Wohnung im Hôtel du Nord für vollkommen gesichert und für gänzlich unverfänglich hielt, strengstens zu überwachen.

Der Chef der Polizei erklärte sich nach einigem Besinnen damit einverstanden und war gerade im Begriff, das Porträt der Fremden zu den Akten zu nehmen, als er, durch einen rasch eintretenden Kollegen daran verhindert, die Photographie, um sie dessen Neugierde zu entziehen, in die Tasche seines Rockes steckte. Daß er sie hier vorläufig vergaß, war die Schuld eben jenes Kollegen, der ihn schleunigst zu einer Sitzung der Bauabtheilung mit hinunter nahm, um Theil zu nehmen an einer höchst wichtigen Sitzung, die einen alten, längst schon schadhaften Rathhausschornstein betraf, von dem man geglaubt, er werde so freundlich sein, auf einen öden Hof herunter zu stürzen, der nun aber plötzlich Miene machte,

auf den Marktplatz herab zu fallen; ein unvorhergesehenes Ereigniß, welches die Väter der Stadt in große Verlegenheit setzte.

Diese wichtige Sitzung dauerte denn auch so ungebührlich lange, daß die Frau Stadträthin Schmetterer mit sehr aufrechtem Haupte und deßhalb auch mit sehr erhobener Nase volle zwanzig Minuten lang am Fenster stand und vergeblich nach dem Gatten ausschaute, ja merkwürdiger Weise ganz vergeblich, denn Herr Schmetterer, wenn er in der Sitzung gewesen wäre, hätte schon am Ende der langen Straße, welche die Stadträthin überschauen konnte, sichtbar werden müssen, wogegen er jetzt auf einmal unvermuthet in's Zimmer trat, etwas athemlos, etwas sehr erhitzt, unter dem nichtigen Vorwande, er sei vom Stadtschultheißen nach der lange dauernden Sitzung veranlaßt worden, mit ihm bei dessen Hause vorüberzugehen.

„Ei, Schmetterer," sagte die Stadträthin etwas pikirt, „das klingt doch sehr sonderbar, doch reden wir jetzt nicht weiter darüber, die Kinder wollen ihr Mittagessen — willst Du denn nicht Deinen Hausrock anziehen?"

„Gewiß, o ja" — doch blieb ihm die Wiederholung der letzten Sylbe in der Kehle stecken, denn als er schon Miene machte, seinen Rock abzuwerfen, fühlte er das dicke Papier jenes Porträts in der Tasche desselben. Zu jeder andern Zeit würde er vielleicht nun nicht gezögert haben, die Geschichte desselben preiszugeben, und es wäre klug gewesen, wenn er das jetzt auch noch gethan hätte, trotz der hoch emporgezogenen Augenbrauen der Madame Schmetterer, trotz den untrüglichen Anzeichen eines heranziehenden Gewitters in ihren grauen Augen, trotz eines gelinden Trommelns ihrer rechten Hand auf dem Tischtuche, welches wie ferner Donner klang — ja, trotz alledem und alledem, wenn es nicht für jeden Menschen Augenblicke gäbe, wo ein tückischer Dämon uns zu verhindern scheint, das Einfachste und Klügste zu thun.

Er aber begab sich mit seinem Rock in die Ecke des Zimmers

und legte ihn dort, wie einen kostbaren Schatz, auf den Stuhl, alles das gegen seine sonstigen Gewohnheiten ganz unnatürlich und dadurch im höchsten Grade Verdacht erregend.

Das Mittagessen ging indessen in ungetrübter Ruhe vorüber, doch nicht ohne verdächtiges Wetterleuchten, nicht ohne das Anklingen einer Kriegsfanfare hier und da, was allerdings nur für den Eingeweihten verständlich war. Bemerkungen, wie z. B., daß man ja nie gezweifelt habe an diesen langen Stadtrathssitzungen, daß diese nebenbei auch eine außerordentlich geschickte Ausrede für angenehmere Beschäftigung sei, daß es natürlich wäre, sich durch Spaziergänge in guter Gesellschaft für die harten Arbeitsstunden in und außer dem Hause zu entschädigen, daß man überhaupt noch zufrieden sein müsse, wenn man sich hie und da erinnere, daß man nicht mehr ledig sei, sondern daß man Frau und Kinder habe. Dieß folgte allerdings nicht so nacheinander, wie wir es hier niedergeschrieben, sondern wurde gereicht wie eine gute Medizin, alle zehn Minuten einen Theelöffel voll, war aber, so genossen, auch von großer Wirkung, denn es trieb dem guten Stadtrath bei eingemachtem Kalbfleisch den Schweiß auf die Stirn, als verzehre er eine sehr pikante Paprikaspeise. Am unangenehmsten, ja von wahrhaft haarsträubender Wirkung war es für den armen Schmetterer, daß seine Gattin dabei mit einem unverkennbaren Ausdruck von Mißtrauen in dem Blicke zuweilen ihre knöcherne Nase offenbar mit Ostentation nach jenem Stuhle hinlenkte, wo der Rock des Hausherrn so hübsch zusammengefaltet lag. Endlich war das Mittagessen beendigt und die drei Buben des Stadtraths stürzten mit noch kauenden Backen auf ihre Schulranzen, um diese leicht auf die Schulter zu schwingen und dann wieder ins wilde, feindliche Leben hinauszustürmen.“

„Und nun, Christian?“

„Ja, meine Liebe, es war in der That eine langwierige und höchst ermüdende Sitzung, es war die schon so oft angeregte Schorn-

steinfrage, welche dem Stadtrath viel zu schaffen macht. Da oben hinauf ein Gerüst zu machen, um ihn abzureißen, ist höchst kostspielig; man vertraute auf das gute Glück der Stadt und hatte bis heute die Hoffnung, daß der alte Schornstein ungefährlich in jenen öden Hof hinabstürzen würde, wo die Baumaterialien liegen, aber er scheint sich den Henker um einen Gemeinderathsbeschluß zu bekümmern, dieser eigensinnige Schornstein!" setzte Herr Schmetterer in einem Anflug von Galgenhumor hinzu, da er bemerkte, wie seine sorgsame Gattin aufstand, sich mit einer Bürste bewaffnete und dem Rock ihres Gemahls näherte.

Jetzt war es zu spät, selbst in geflügeltster Eile das an sich so unschuldige Abenteuer mit der jungen, fremden und leider so hübschen Dame der Wahrheit gemäß zu erzählen. Hätte er es früher gethan, wäre es klüger gewesen, doch, wie schon oben bemerkt, das unerbittliche Schicksal rief sein hartes „Zu spät!" Jetzt, beim leichten Herabstreifen mit der Bürste hatte Madame Schmetterer etwas Hartes in der Brusttasche des Kleidungsstückes bemerkt, und damit dieses Etwas nicht verdorben werde, nur aus diesem Grunde nahm sie es hervor, warf einen Blick darauf und reichte es dem Stadtrath, diesem argen Sünder, mit einem Blicke dar, von dem wir wünschen, geneigter Leser, daß Dir in gleicher Lage nie ein ähnlicher zu Theil werden möge.

Das war wieder eine jener räthselhaften, unerklärlichen Schicksalsfügungen, wo an sich unbedeutende Umstände zusammentrafen, um eine unschuldige Seele, anscheinend aus den überzeugendsten Gründen, zu verdammen, um einen Justizmord, wenn auch nicht zu entschuldigen, so doch erklärlich zu finden. Nehmt ein Beispiel daran, gute Leserinnen, denkt nicht gleich das Schlimmste, wenn auch der, welcher eurem Herzen das Theuerste ist, länger als euch nothwendig erscheint, in einer Gemeinderaths- oder sonstigen Sitzung verharrt, ja, wenn er auf einem andern Wege, als von euch erwartet, nach Hause zurückkehrt, ja, wenn ihm eure Kreuzfragen

über das Woher und Warum eine noch ſo verdächtige Röthe in's Geſicht treibt: brecht nie voreilig den Stab über ihn, ſelbſt wenn in der Bruſttaſche ſeines Rockes Photographieen euch unbekannter ſchöner junger Damen ſich finden.

Adelgunde, welche, allerdings ſelbſt ohne Verſchulden, all' dieſes Unheil angerichtet, Adelgunde ſaß am Nachmittag deſſelben Tages — den Morgen hatte ſie mit ihren Korreſpondenzen und ſonſtigen kleinen Angelegenheiten verbracht — in einem bequemen Fauteuil am Fenſter ihres Zimmers im Gaſthofe, von wo ſie eine prächtige Ausſicht auf die grünen Berge hatte, und las in einem Briefe, den ihr ſo eben der Poſtbote gebracht. Es war ein Schreiben ihres Oheims und Vormundes, der ihr mit liebevollen Worten ſchrieb, wie begreiflich es ſei, daß ſie ſich in der freundlichen Stadt, wo ſie ſich gerade befände, einige Tage verweilen wolle. „Für den Fall," ſchrieb er, „daß Du lange Weile empfändeſt und Geſellſchaft wünſcheſt, findeſt Du hier einen Brief an einen meiner dortigen Bekannten, der ſich über Deinen Beſuch ſehr freuen und Dir beſtens die Honneurs ſeines Hauſes und der Stadt machen wird."

Adelgunde ſchüttelte leicht mit dem Kopfe. „Warum ſoll ich mir eine Feſſel anhängen?" dachte ſie, „da ich es ſogar behaglich finde, wie der freie Falke in der Luft zu ſchweben, um mich dort niederzulaſſen, wo ich etwas Intereſſantes ſehe. Nein, nein, ich kenne dieſe Empfehlungsſchreiben, entweder ſchüttelt jener gute Freund meines Onkels die Laſt einer ſolchen, oft ſehr unangenehmen Empfehlung dadurch ab, daß er mir ein Diner gibt, oder gefällt ihm wirklich die Empfohlene — was ja wohl möglich wäre, ſo bietet er mir vielleicht ſein Haus zur Wohnung an, und dann bin ich am Ende mit meinen weiteren Forſchungen, was doch ſchade wäre," ſetzte ſie mit einem träumeriſchen Blicke hinzu, „denn ich darf es mir wohl ſelbſt geſtehen, daß ich ein mehr als gewöhnliches Intereſſe fühle für jenen jungen Maler, deſſen Fabel, daß er verheirathet und auch im andern Sinne der Vater jener reizenden

Kinderſchaar ſei, zu leicht zu durchſchauen iſt. Nein, nein, ich will mir das Vergnügen machen, noch ein klein wenig die Spuren jenes Romans zu verfolgen und deßhalb dieſen Empfehlungsbrief zu den Akten legen — wie heißt er denn, der alte, würdige Freund meines Oheims — „Baron Fremming auf — — — Buchenhof.“

„Auf Buchenhof!“ Sie ſprang ſo haſtig von ihrem Fauteuil in die Höhe, daß ihre alte Kammerfrau, welche an dem andern Fenſter mit einer Arbeit beſchäftigt ſaß, ein wenig zuſammenſchrack und aufſchaute — auf Buchenhof! Adelgunde nahm haſtig das bewußte Buch vom Tiſche, blätterte ein paar Sekunden darin und las dann halblaut folgende Stelle:

„Ja, verehrter Leſer, es ſchmerzt uns, Dir nicht den Namen jener Stadt angeben zu können, wo unſere wahrhaftige Geſchichte ſpielt; Dir nicht die Straße bezeichnen zu dürfen, auf welcher Du zu jenem ſchönen Landhauſe Buchenhof gelangſt, wo jenes kalte, herzloſe Ungeheuer noch wohnt, welches ſo verderblich in das Leben der unglücklichen Magdalene eingriff, jener vertrocknete, hagere Geldmenſch, mit dem Schnee des Alters auf dem Haupte und trotz alledem mit der wilden, alles verzehrenden Glut im Herzen . . .“

Welcher Zufall, welches Zuſammentreffen! Wie intereſſant erſchien ihr jetzt dieſer Empfehlungsbrief, wenn ſie auch weit entfernt davon war, ſogleich Gebrauch von demſelben machen zu wollen — alſo wieder ein Faden, der ſich ihr ſo plötzlich darbot, um jene Spuren zu verfolgen. Alſo wieder ein Ring dieſer geheimnißvollen und für ſie ſo intereſſanten Kette. Ja, ſie zweifelte jetzt nicht mehr im Geringſten daran, daß ſie ſich auf dem Schauplatze dieſes Romans befand und daß die Figuren deſſelben aus dem Leben gegriffen waren, heute noch hier lebten und wandelten, und in dieſem Falle war es ja auch möglich, den kleinen verſteckten Garten mit der Wohnung des Muſikers aufzufinden, für ſie der Mittelpunkt all' dieſer merkwürdigen und reizenden Begebenheiten.

Sie hatte jene Stelle, den Bewohner des Buchenhofs betreffend,

raſch noch einmal durchgeleſen und dabei ein Klopfen an die Thüre ihres Vorzimmers überhört; doch hatte ihre Kammerfrau geöffnet und meldete eine Büglerin, welche ſie hatte holen laſſen. Dieſe trat denn auch in's Zimmer, einen Knix vor der fremden Dame machend, obgleich dieſe, gegen das Fenſter gekehrt, ihr den Rücken zuwandte. Doch drehte ſich Adelgunde ſogleich herum, fuhr aber leicht zuſammen, als ſie bemerkte, wie ſie von der ihr gänzlich unbekannten Frau mit weit aufgeriſſenen Augen und mit Blicken des höchſten Schreckens betrachtet wurde.

Dem geneigten Leſer ſind wir hier die Erklärung ſchuldig, daß die brave Büglerin ganz zufällig ſoeben einer etwas ſtarken Familienſcene im Hauſe des Herrn Stadtrath Schmetterer beigewohnt und hierauf, nachdem dem Schuldigen erlaubt worden, ſich zu entfernen, von der entrüſteten Gattin deſſelben in die entſetzlichen Vorfälle eingeweiht worden war. War es doch ſo begreiflich, daß die Stadträthin auch bei dieſer Veranlaſſung ihr volles Herz in den Buſen der getreuen Büglerin ausſchüttete, hatte dieſe ſich doch ſchon bei ähnlichen ſchweren Veranlaſſungen treu wie Gold bewährt; war ſie doch in alle Geheimniſſe ihrer weiblichen Kunden eingeweiht und kannte man ſie doch als ein unbeſtechliches Gemüth, als klug im Rathe und als ſo verſchwiegen, wie man ſelber war; machte ſie doch nie den geringſten Verſuch, das ſchändliche Treiben junger und alter Männerwelt zu beſchönigen: im Gegentheil! Niemand wie ſie verſtand es, an ſich oft unzuſammenhängenden Kleinigkeiten, aus Blicken, Worten bei zufälligen Begegnungen ein ſo wahres Schaudergemälde männlicher Verworfenheit zuſammenzuſetzen! Und wie verſtand ſie es, unerklärliche Lücken auszufüllen! So auch hier wieder, während die Stadträthin, die Photographie dieſes entſetzlichen, ſchönen Frauenzimmers in hoch erhobener Hand ſchwingend, im Zimmer auf und ab raste. Hatte ſie doch ſchon geſtern nicht daran gezweifelt, daß etwas unſauber in dieſer Geſchichte ſei. Als der Stadtrath nämlich im langſamſten Schritt,

oft ſtehen bleibend, ſich häufig umſchauend, ſcheu ſeiner Kanzlei zuſchlich . . . . .

„O ja, ſcheu, mit ängſtlichem Geſichte, ſchleichend, wie ein böſes Gewiſſen, das iſt der richtige Ausdruck," ſchaltete Madame Schmetterer ein, „o, ich kenne das!"

„Sie wiſſen, daß ich nie übertreibe, aber ich würde glauben, meinem Gewiſſen nichts Unrechtes aufzubürden, wenn ich die Behauptung wagte, daß dieſe junge, verdächtige Perſon Miene gemacht, dem Herrn Stadtrath auf die Kanzlei zu folgen, und daß das nur verhindert wurde durch den guten Schmauder, der ſich zufällig auf dem Hausflur des Kanzleigebäudes befand.

„Ich traue ſonſt dieſem Schmauder nicht um die nächſte Ecke," ſagte die Stadträthin mit großer Entſchiedenheit, „und auch hier in dieſer garſtigen Geſchichte hat er ſich natürlicherweiſe ganz bereitwillig hergegeben, den Spion und Zwiſchenträger zu machen. Er hat ausgekundſchaftet, daß dieſe Perſon zu einem Photographen gegangen iſt, er hat dieſes Bildniß herbeigeſchafft — natürlich Alles zu Polizeizwecken!" Dieß betonte Madame Schmetterer mit einem krampfhaften Lachen und einem Ausſtrecken des rechten Arms gegen das Nebenzimmer: „So hat Er mich wenigſtens glauben machen wollen und hat das Märchen noch hinzugefügt, die Fremde ſei bei dem Photographen in den Verdacht gekommen, eine große Flaſche mit Gift geſtohlen zu haben. Kann man wohl ſolche Dummheiten glauben?"

Nun aber war die Büglerin eine Frau, Alles zu glauben fähig, wo es ſich um einen Skandal oder ſonſt etwas Unerhörtes handelte, was ſie mit Effekt weiter erzählen konnte. So würde ſie ſich zum Beiſpiel nicht geſcheut haben, weiter zu berichten, daß der Hauptpaſtor der Stadtkirche neulich den Teufel auf offener Haide gefangen, ſondern ſie hätte wahrſcheinlich noch hinzugefügt, daß er ihm bei dieſer Gelegenheit den Schwanz abgetreten hätte. Deßhalb verſtehen wir es auch, daß ſie jetzt mit einem Ausdruck

Ballet zu sprechen. Die Hofräthin und die Stadträthin schlugen hierauf vereint ihre Augen nieder und schämten sich recht sichtbar. Vater Schwämmle aber zog den Mundwinkel in die Höhe und gedachte jenes unvergeßlichen Bürgerballes.

Die eben so unpassende als unzarte Erwähnung des Ballets hatte den Redefluß auf einige Sekunden gehemmt, und es schlich sich, wie man zu sagen pflegt, ein Polizeidiener durch's Zimmer. In anderen Städten pflegt man auch bei ähnlichem plötzlichem Stillschweigen zu sagen, es schwebe ein Engel durch die Conversation; hier aber war es ein Polizeidiener, und der Stadtrath Schwämmle bemächtigte sich seiner augenblicklich, und brachte das Gespräch geschickt auf polizeiliche städtische Verordnungen und Einrichtungen, auf Straßenreinigung, Kaminfegerrecht, Feuerschau und versicherte, als er bei Feuersbrünsten im Allgemeinen angekommen war, die Einrichtung eines Pompier- und Löschcorps sei eigentlich nicht so außerordentlich nothwendig; die Spritzen befänden sich in anständigem Zustande und leisteten, wenn sie einmal auf dem Platze seien und wenn nicht gerade etwas am Pumpwerk gebrochen oder eine Röhre geplatzt sei, die ersprießlichsten Dienste. „Ich bin," sagte der Stadtrath Schwämmle mit erhobener Stimme, „pro neue Kirche, contra Pompiercorps; Feuersbrünste haben wir, Gott sei Dank! sehr wenig, und es geschehen geringe Unglücke dabei; gegen alle diese Firlefanzereien: bewegliche Brandleitern, Rettungssäcke für Menschen und Mobilien, bin ich unbedingt, es kommt nichts dabei heraus. Unglücksfälle gibt es überall, und daß eine Feuersbrunst nicht ohne dergleichen abgeht, ist voraus zu sehen."

Die Frau Stadträthin Schwämmle, welche große Lust hatte, gegen ihren Mann in Opposition zu treten, um sich des neuen Löschcorps, contra neue Kirche anzunehmen, dachte zur guten Zeit noch, wie wenig die Feier eines ersten Besuchs zu einem derartigen Streite geeignet sei, und schwieg still.

des Entsetzens ihre beiden Hände emporhob und ausrief: „Ach, Frau Stadträthin, daran kann doch viel Wahres sein. Glauben Sie mir, es gibt solche entsetzliche Frauenzimmer, die nicht nur auf Verführungen aller Art ausgehen, sondern welche unglückselige Menschenkinder, die in ihr Netz gegangen, durch Gift oder Dolch zu beseitigen pflegen. Ach, welcher Gefahr ist der gute Herr Stadtrath entgangen!"

VIII.

Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir in's Hôtel du Nord zurückkehren und wird der geneigte Leser den Schrecken der guten Büglerin begreiflich finden, als sie hier, nichts Böses ahnend, sich mit einem Male dieser gefährlichen Person und fürchterlichen Giftmischerin gegenübersah. Dieser Schrecken zeigte sich nicht nur auf ihrem Gesicht, sondern auch so stark im Schwanken ihres Körpers, ja im Greifen nach einer Stuhllehne, daß Adelgunde sie ersuchte, niederzusitzen und sich mitleidig erkundigte, ob sie häufig solchen Anfällen unterworfen sei.

„O — nein — o — nein —" stotterte die Büglerin und setzte, tief aufathmend, hinzu: „Es ist das nur ein kleiner Schwindel, der mich bei der Hitze zuweilen überfällt und — es ist sehr heiß draußen."

„So setzen Sie sich und ruhen Sie aus, ich werde Ihnen etwas Vortreffliches gegen den Schwindel geben, ich führe immer dergleichen in meiner kleinen Reiseapothele bei mir."

„O — nein, o — nein, ich danke Ihnen, es geht schon vorüber, ich danke Ihnen wirklich."

„Nehmen Sie doch ein paar Tropfen auf Zucker aus diesem Flacon, es wird Ihnen gewiß gut thun."

„O nein — wirklich, ich danke Ihnen, ich darf durchaus nichts dergleichen nehmen und es ist mir auch schon besser.“

„So setzen Sie sich wenigstens und ruhen Sie aus, Sie sind so hastig gegangen; Sophie, geben Sie ein Glas Wasser, die gute Frau sieht wirklich ganz blaß aus.“

„Für ein Glas Wasser bin ich dankbar, und wenn Sie mir erlauben, setze ich mich noch ein wenig. — — Sie haben mich rufen lassen.“

„Ja, meine Kammerfrau wird Ihnen Einiges zum Ausbügeln mitgeben.“

„Ja, wenn die gnädige Frau nicht gar zu eilig damit sind!“ Sie sagte das nicht ohne Absicht, die gute Büglerin.

„Durchaus nicht, ich gebe Ihnen gerne zwei Tage Zeit; es sind feine Chemisetten, Krägen und Aermel, die man mir auf dem Lande, wohin ich gehe, nicht sorgfältig genug herrichten kann. — Sie haben wohl sehr viel zu thun?“

„O, ja, ich habe eine große Kundschaft, bin aber dabei unterstützt von einigen erwachsenen Töchtern.“

„Sie kommen in viele Häuser und kennen wohl alle Verhältnisse der Stadt?“

„Viele wenigstens, doch ist die Stadt ziemlich groß.“

„Kennen Sie den Herrn Stadtrath Schmetterer?“

„— — O — ja, oberflächlich.“

„Ein Mann voll Witz, Geist und Humor, nicht wahr?“

„O — ja.“

„Er ist verheirathet?“

„O ja, sehr; die Frau Stadträthin ist eine brave, biedere, herrliche Frau.“

„Das freut mich in der That,“ erwiederte Adelgunde nachdenkend, „ich würde gern die nähere Bekanntschaft des Herrn Stadtraths machen.“

Die gute Büglerin dachte: „Das wissen wir bereits, doch

wollen wir Dir dieſen Weg ſchon verlegen; was das Kanzleigebäude anbelangt, ſo ſind wir da, ich und meine ſechs Töchter, ſowie gegenüber die verwittwete Majorin, und zu Haus iſt eine höhere Behörde, welche ihr Zimmer rein zu halten verſteht, und nur über deren Leiche hinweg, wie wir bereits wiſſen, allenfalls geſündigt werden könnte."

„Ich kann Ihnen gar nicht ſagen," fuhr Adelgunde arglos fort, „wie ſehr mich Ihre freundliche Stadt intereſſirt. Das herrliche Thal mit Reben und Obſtbäumen aller Art iſt einer reichen Fruchtſchale vergleichbar, und welch' entzückende Ausſicht hat man auf die hübſchen Straßen, ſobald man zu einer von jenen Höhen emporgeſtiegen iſt, und — — was ich ganz beſonders liebe, das iſt in der Stadt die intereſſante Miſchung von alter und neuer Zeit. Sieht man doch neben den ſchönſten Gebäuden im neueſten Styl ſo prächtige alterthümliche Häuſer."

„O ja, das Alterthum iſt bei uns ſtark vertreten," erwiederte die Büglerin, um doch auch etwas zu ſagen. Sie hätte um alles in der Welt vor dieſer Fremden nicht für blöde oder gar für furchtſam gehalten werden mögen.

„Da habe ich geſtern, als ich durch die Stadt ging, in einer engen Straße am Markt — ſie nimmt dort ihren Anfang — einen kleinen, allerdings etwas verwilderten Platz bemerkt. Es ſteht in demſelben ein zerbrochener Brunnen mit einer Ritterfigur, ſo paſſend zu der alten, hohen und ſchadhaften Giebelwand des Hauſes, welches ſich am Ende jenes Hofes erhebt; doch iſt es gerade dieſes Ruinenhafte, das mich entzückte und mich hier längere Zeit betrachtend feſthielt. Kennen Sie dieſes Haus, meine liebe Frau?"

„O ja, ich kenne es; das heißt ich kann mir denken, welches Haus Ew. Gnaden meinen."

„Haben Sie Bekannte in dem Hauſe?"

„O nein, gewiß nicht," verſetzte die brave Büglerin mit einem

unverkennbaren Anfluge ſittlicher Entrüſtung in ihren Mienen, wovon indeſſen Adelgunde nichts bemerkte, da ſie gerade zufälliger Weiſe die Stelle in jenem Buche aufgeſchlagen hatte, wo der kleine Platz mit der alten Ritterfigur und das alte Haus mit dem verſchnörkelten Giebeldache auf's Genaueſte beſchrieben war.

„Das Haus muß im Innern ſehr intereſſant ſein; ich möchte es mir wohl einmal anſehen; ſchade, daß Sie, meine gute Frau, dort keine Bekannten haben, ſonſt würde ich Sie gebeten haben, mich hinzuführen.“

Wenn ſchon die Zumuthung, eine Fremde, und gerade dieſe Fremde in das alte Haus zu führen, welches die Büglerin wohl kannte, finſtere Wolken auf ihre Stirne trieb, ſo war die von Adelgunde ſchon einige Male gebrauchte Anrede: „Meine liebe Frau!“ nicht dazu angethan, um ihre Miene zu erheitern, denn die Büglerin war gewohnt, ſich „Madame“ nennen zu hören, und zwar Madame Bröſelich — ſo war ihr ehrlicher, unbeſcholtener Name — ſo ſtand ſie im Adreßkalender — und zwar als Wittwe eines fürſtlichen Leiblakaien. Sie erhob ſich nun von ihrem Sitz, und ſagte in ſpitzem Tone, ſie bedaure ſehr, der gnädigen Frau mit nichts Anderem dienen zu können — und dieß „Anderem“ betonte ſie ſehr ſcharf — als mit dem, was zu ihrem Geſchäfte gehöre und in welcher Richtung ſie die Befehle der gnädigen Frau erwarte.

Die Kammerfrau hatte indeſſen das Nöthige zuſammengerichtet und legte es der Madame Bröſelich vor, die ſich hierauf mit einem ſehr ſteifen Knixe und der Verſicherung empfahl, ſie werde die Wäſche übermorgen früh um dieſelbe Stunde zurückſchicken. Damit ging ſie, konnte ſich aber auf dem erſten Abſatze der Treppe nicht enthalten, den Inhalt ihres Korbes zu betrachten, faſt in der Vorausſetzung, ziemlich gewöhnliches Zeug zu finden, erſtaunte aber, als ſie Alles von einer Feinheit, einem Geſchmacke, einer Eleganz ſah, wie es ſelbſt ihre vornehmſten Kunden, die Frau eines reichen

Bankiers und die Tochter einer verwittweten Miniſterin, nicht aufzuweiſen hatten. Da waren alte Guipures der prachtvollſten Zeichnung und brüſſeler Spitzen ſo breit, ſo fein und ſo reich, daß ſie förmlich davor erſchrak und ſich nur mit dem Gedanken tröſtete, daß dergleichen Frauenzimmer häufig die koſtbarſten Sachen beſäßen.

Adelgunde aber wollte, nachdem ſie gefrühſtückt, den ſchönen, milden Frühlingstag zu einem Spaziergang benützen, und da der blondgelockte Kellner beim Abräumen des Service einen der Lohndiener des Hauſes als etwas ganz Ausgezeichnetes anpries, ſo beſchloß ſie, ſich deſſen Leitung anzuvertrauen, um die Merkwürdigkeiten der Stadt, das heißt was ſie unter Merkwürdigkeit verſtand, zu betrachten. Aus dieſem Grunde erſuchte ſie dann auch den ausgezeichneten Lohnbedienten, ihr in einiger Entfernung zu folgen, um nur, wo das allenfalls nöthig ſei, ſeine Dienſte in Anſpruch zu nehmen. So ging ſie wie geſtern dieſelbe Straße hinauf, in paſſender Entfernung gefolgt von dem Lohnbedienten, zu dem ſich aber nach wenigen Schritten ein Bekannter geſellt hatte und zwar Herr Schmauder, heute wieder im harmloſen Civilrock, ſeinen hohen Cylinder auf dem Kopfe.

Wohin Adelgunde ihre Schritte lenkte, iſt wohl nicht ſchwer zu errathen. Es zog ſie nach dem alten Hauſe, in welchem die unglückliche Magdalene gelebt, geliebt und gelitten; vielleicht daß es möglich war, im Vorbeigehen den philoſophiſchen Schuſter zu ſehen, doch war das Nebenſache. Jetzt ſtand ſie an dem kleinen Platz mit der alten Ritterfigur, und als ſie hier, aufmerkſam umherſchauend, ſtehen blieb, näherte ſich der ausgezeichnete Lohnbediente, um ihr zu erklären, die Statue dort oben aus dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſtelle den Ritter Kaſpar Kurt Froſch von Froſchberg vor, welcher Schirmherr der Stadt geweſen und dort in dem alten Hauſe mit dem verſchnörkelten Giebeldache gehaust habe.

„Sehr intereſſant," meinte die junge Dame, „ich möchte wohl

das Innere dieſes Hauſes betrachten. Es hat gewiß ſehr merkwürdige Treppen, Gänge und weite Wohngemächer?"

„Des Letzteren wenig," antwortete der Lohnbediente. „Das Haus iſt ſeit langer Zeit Eigenthum der Stadt und zu Wohnungen für ärmere Familien eingerichtet."

„Kennen Sie von dieſen Familien?"

„Hm — ja — was man ſo kennen nennt, das heißt es ſind mir einige Namen derſelben erinnerlich; ich komme ſelten oder nur bei ganz beſonderen Veranlaſſungen in dieſes alte Haus."

„Es iſt doch erlaubt, daſſelbe anzuſehen?"

„Erlaubt wohl, aber kaum der Mühe werth. Wenn Ew. Gnaden wollen, ſo können wir durch das Gebäude gehen, um es von der Rückſeite zu betrachten. Es iſt da noch ein Erker der ehemaligen Trinkſtube, den Maler und Photographen intereſſant finden, auch ein kleiner, verwilderter Garten mit einem alten, ſehr tiefen Brunnen."

„So gehen wir hinein, man findet da gewiß noch viel Sehenswerthes."

Die breite Thür mit einem Spitzbogen ſtand weit offen, ſtatt aber den Fremden freundlich zum Eintritt einzuladen, ſchien ſie in ihrer verwitterten und zerbröckelten Einfaſſung mit den ſchmutzigen, maſſiven Thürflügeln eher ſagen zu wollen: „Nehmt euch vor mir in Acht, herein könnt ihr ſchon, ob ihr aber wieder glücklich hinauskommt, das iſt eine andere Frage."

Doch Adelgunde verſtand nichts von dieſer ſtummen Sprache. Ihr war es intereſſant, die Wendeltreppe zu ſehen, welche Magdalene ſo oft hinauf- und hinabgehüpft war, ein glückliches, harmloſes, jungfräuliches Kind, ſpäter ein namenlos elendes Geſchöpf. Da war die Wendeltreppe genau ſo, wie ſie im Buche beſchrieben, und die Thür dicht daneben; ſie ſtand halb offen und führte gewiß zur Wohnung des philoſophiſchen Schuſters, jenes braven Mannes, der allen Schlägen des Schickſals ſein heiteres Gemüth,

die würdevolle Ruhe ſeiner Seele entgegenſtellte. Ein Mann wie ein Patriarch, wenig ſprechend, aber das was er ſagte, durchdacht, edel und ruhig.

Adelgunde hätte dieſem biedern Alten gern die Hand gedrückt und blieb einen Augenblick zögernd an der Thür ſtehen, fuhr aber erſchrocken zurück, als mit einem Male aus dem Gemache heraus ein kleines, eigenthümlich geformtes Stückchen Holz mit ſolcher Gewalt gegen die Mauer des Ganges flog, daß es dort abprallend bis an die Hausthür hinſauste. Dieſem Stücke Holz folgte in der nächſten Sekunde ein kleiner, ärmlich gekleideter Bube, ein paar Schlappſchuhe an den nackten Füßen, mit faſt gleicher Geſchwindigkeit, ebenfalls an der Mauer anprallend, dann aber mit der Behendigkeit einer Katze davoneilend, während nun unter der Thür, wo der edle philoſophiſche Schuſter wohnte, ein Fuß mit ſchwerem Stiefel erſchien und dann die robuſte, grobknochige Geſtalt eines ſehr gemein ausſehenden Mannes, deſſen zornig verzerrte Züge eine auffallende Röthe zeigten und der einen Knieriem in der nervigen Rechten ſchwang. „Dieſe verfluchte Beſtie!“ polterte er, „dieſer elende, infame Burſche! Wart, Kerl, wenn Du wieder kommſt, ſchlage ich Dir alle Knochen im Leibe entzwei, ich will Dich lehren, ſechs Kreuzer zu verlieren und mit leerer Flaſche zurückzukommen, Wart, Racker!“

Adelgunde hatte ſich vor Schrecken entfernt und war ſcheu an die Wand zurückgewichen, Schutz ſuchend hinter dem ausgezeichneten Lohnbedienten, welcher den aufgebrachten Schuſter mit einem ſtrengen Blicke betrachtete und mit jenem energiſchen Kopfaufwerfen, welches zugleich ein Fragezeichen iſt und ſagen will: „Nimm Dich in Acht, Du könnteſt an mir Deinen Mann finden.“ Obgleich der Schuſter dieß zu verſtehen ſchien, der vielleicht auch ſeinen Mann kannte, gab er doch Blick für Blick zurück, warf ſeine Hände auf dem Rücken zuſammen, machte einen krummen Buckel wie eine erboste Katze und fragte in höhniſchem Tone, ob er vielleicht der

Prinzeſſin da draußen ein paar Reiterſtiefel anmeſſen ſolle? Wenn nicht, ſo ſolle man ihn jetzt in drei Teufels Namen zufrieden laſſen. Damit trat er zurück und ſchmetterte die Thür ſo hinter ſich zu, daß die kreiſchenden Angeln wie ein Weheruf durch das ganze Haus drangen.

„Welch' ein roher Mann!“ ſagte Adelgunde bebend, mit einem ſcheuen Blick auf die wiedergeſchloſſene Thür, — — „wohnt — dieſer — Mann ſchon lange hier?“

„O ja, ſo lange ich denken kann haust er dort in ſeiner Räuberhöhle und wird auch da bleiben bis an ſein unſeliges Ende, wenn ſich die Polizei nicht veranlaßt ſieht, ihn früher in feſten Gewahrſam zu nehmen. Man ſagt ihm ſchlimme Sachen nach,“ raunte er der jungen Dame zu, „wie überhaupt dieſem ganzen Hauſe.“

„So — o — o — o, ich habe ſchon davon gehört, doch war es mir intereſſant wegen ſeiner maleriſchen Außenſeite.“

„Ja, auch die Herren Künſtler finden es intereſſant, ſowohl wegen der Außen-, als auch wegen der Innenſeite. Sehen Ew. Gnaden hier das Treppenhaus, das iſt eigentlich das Hübſcheſte am ganzen Gebäude; es iſt hier an der hinteren Seite wie in einer Art von Thurm gebaut und die Maler loben die eigenthümlichen Fenſteröffnungen in jedem Stockwerk, ſowie auch die ſonderbare Konſtruktion der Balken zwiſchen dem Mauerwerk.“

„Das iſt allerdings hier vom Hofe aus geſehen ſehr ſchön.“

Oben iſt eine Plattform, von der man einen weiten Blick rings auf die Stadt und die ſie umgebenden Höhen hat.“

„Wird es wohl erlaubt ſein, hinauf zu ſteigen?“

„Erlaubt wohl, — aber — Fremde, ſelbſt Damen gehen zuweilen hinauf, und wenn Sie wollen, brauchen Sie ſich eigentlich nicht zu geniren. Bitte aber Ew. Gnaden, vorher den Erker dort anzuſchauen, ganz Renaiſſance, reiner Styl, und hier iſt auch noch der alte Brunnen, von dem ich früher ſprach, der tiefſte in der

Stadt; er ſoll, wie die Sage geht, mit einem kleinen Waldſee in Verbindung ſtehen, der ſich in einem Seitenthal jener Berge befindet. Wiſſen Ew. Gnaden, das iſt ſo eine märchenhafte Geſchichte, an die heutzutage kein vernünftiger Menſch mehr glaubt. Sie erzählen ſich, der Urahnherr jener Ritter, die dieſes Haus gebaut, ſei ein verwünſchter und wieder entzauberter Froſch jenes Sees geweſen, woher auch der Name ſtammt und woher das ganze Geſchlecht eine ſolche Liebhaberei zu jenem Waldſee draußen behalten, daß ſie ihn nicht nur mit ihrem Brunnen in Verbindung geſetzt hätten, ſondern auch mit der Fontäne draußen auf dem Platze. Nun aber iſt einmal dazumal" — der ausgezeichnete Lohnbediente ſagte dieß mit einer Handbewegung, als deute er zurück, weit, weit in nebelgraue Ferne — „eine etwas unheimliche Geſchichte paſſirt, wie man ſich erzählt, obgleich das unſereins und andere geſcheidte Leute nicht glauben, daß nämlich einer der Junker Froſch von Froſchberg ſich mit dem allerdings ehrſamen Töchterlein eines ganz gewöhnlichen Handwerkers etwas gemein gemacht, daß darüber die ganze Sippſchaft erbost ſei und man das arme Bürgermädchen an einem ſchönen Tage draußen in dem Waldſee ertränkt gefunden hat."

„Ah, ſie hieß Magdalene?"

„Ganz richtig."

„Man erzählt, daß ſie Magdalene geheißen?"

„Und hatte ſchönes, langes, hellblondes, lockiges Haar. So berichtet allerdings die Sage," ſagte der ausgezeichnete Lohnbediente mit einer etwas geringſchätzigen Miene, „wie in allen dergleichen Mährchen und Ritterromanen haben alle braven Jungfrauen, für welche edle Ritter ſchwärmen, hellblondes, lockiges Haar, während die minder guten Charaktere ſchwarz gezeichnet ſind und die ganz anrüchigen roth. Wir kennen das — — nun aber kommt mit Ew. Gnaden Erlaubniß die Moral von der Geſchichte und zwar in Geſtalt der ertrunkenen Magdalene, in weißem Kleide, mit

naſſen Haaren, wie ſie in drei verſchiedenen Nächten, natürlich um die Mitternachtsſtunde, hier dieſem Brunnen entſtiegen ſein ſoll und dreimal Wehe über das Haus der Fröſche gerufen habe. Sehen Ew. Gnaden hier auf dem Steinrande die Vertiefung, welche vom Druck ihrer linken Hand herrühren ſoll, während ſie die Rechte drohend gegen das Haus erhob. Darauf hätte die ganze Sippſchaft der Fröſche gezittert und es ſei raſch mit ihnen zu Ende gegangen, hier in der Stadt nämlich, während ſich draußen an dem Bergſee die Fröſche ſo ungebührlich vermehrt hätten, daß deßhalb wohl die alte Sage mit der ganz unmotivirten Bemerkung ſchließt, die Fröſche von Froſchberg hätten zur Strafe wieder ihre urſprüngliche Geſtalt annehmen müſſen."

IX.

„Ein hübſches Märchen," meinte Adelgunde, während ſie ihre Hand auf den Brunnenrand ſtützte und in die ſchwindelhafte Tiefe hinabblickte; dann ſagte ſie nach einer Pauſe: „Doch meine ich, ſchon darüber geleſen zu haben, ſowie überhaupt Einiges, was dieſes alte Haus betrifft. Iſt nicht hier in ſpäteren Zeiten, ja noch vor Kurzem eine ebenſo unheimliche Geſchichte vorgefallen, wo es ſich, wie ich mich zu erinnern glaube, wieder um eine Magdalene handelte."

„O, es gibt vielerlei Arten von Magdalenen," erwiederte der Lohnbediente mit einem ſonderbaren Lächeln; „auch mögen hier Geſchichten genug paſſirt ſein, nur habe ich nichts von einer beſonders unheimlichen gehört, und wenn nun Ew. Gnaden einen Blick von der Plattform auf die Stadt werfen wollen, ſo bitte ich, hier hinauf zu ſteigen."

Die Hofräthin würde aber auch unbedingt auf Seite des Stadtraths pro neue Kirche getreten sein, und so war es gut, daß die Stadträthin das Gespräch fallen ließ. Jetzt erhob sich die Hofräthin von dem Sopha, stammelte etwas von ewiger Freundschaft, von gutem Einvernehmen, und dann empfahl sich die hofräthliche Familie unter alt hergebrachten Förmlichkeiten unter den verschiedenen Knixen und Verbeugungen, welche bei so einer feierlichen Veranlassung gegeben und angenommen werden. Der Stadtrath begleitete die Familie bis an die Glasthür, die Stadträthin aber nur bis an den Ausgang des Zimmers, was die Hofräthin ein wenig übel nahm. Darauf aber verfügten sich Hofraths nach Hause, und da es für den Chef des Hauses zu spät für einen Schoppen Zwölfer und für den jungen Eduard zu spät für eine Partie Billard war, so setzte sich die ganze Familie alsbald zu ihrem Mittagsmahl nieder.

Nachher machte Hofraths Mine der Stadtraths Ricke einen ebenfalls sehr nothwendigen Einzugsbesuch, welcher der Hofraths Mine eine Viertelstunde darauf von der Stadtraths Ricke feierlich erwidert wurde.

Wir können aber, obgleich wir bei den verschiedenen Diner's im Hause vollkommen überflüssig sind, dasselbe doch so bald nicht verlassen, indem ein unterschiedlicher Geruch von feinem Backwerk im untern Stock, so wie zahlreiches Porcellan, das in der Küche aufgestellt ist, vermuthen läßt, daß der Thee, welchen die Frau Stadträthin heute Abend gibt, sehr glanzvoll zu werden verspricht und wohl der Mühe werth sein wird, um ihm unsichtbar beizuwohnen.

Nach Tische begann auch in der Küche der Stadträthin ein unerhörtes Rumoren, eine beispiellose Geschäftigkeit. Ricke hatte alle Hände voll zu thun, die lange nicht gebrauchten Theetassen sauber auszuwischen, während die Stadträthin das Backwerk zierlich auf die dazu bestimmten Platten schichtete; dann holte Ricke aus der Speisekammer mächtige Gläser voll eingemachter

Damit zeigte er auf die ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe und folgte alsdann der jungen Dame, die langsam hinanstieg. Die kleinen Fenster, von denen wir früher sprachen, welche bald gegen Norden, bald gegen Osten oder Westen angebracht waren, gewährten allerdings einen hübschen Blick auf die rings umherliegende Stadt in einem immer weiteren Kreise, je höher man stieg, und man mußte recht hoch steigen, ehe man zur Plattform gelangte. Unterwegs konnte sich Adelgunde nicht enthalten, zuweilen stehen zu bleiben und die Stiege hinauf und hinab zu blicken, sowie auch zuweilen ihre Hand auf die runde, im Laufe der Zeiten ganz blank gewordene Eisenstange zu legen, welche das Treppengeländer vertrat. Hatte doch hier vielleicht die unglückliche Magdalene bei ihrer Flucht aus dem elterlichen Hause fast zusammenbrechend auf Augenblicke geruht, während sie in stummer Verzweiflung gen Himmel blickte und den Schmerzensschrei ihrer wunden Seele dadurch erstickte, daß sie eine ihrer dicken blonden Flechten zwischen die Zähne klemmte — gewiß ein recht gelungenes Bild. Wo sie aber gewohnt, hätte Adelgunde gar zu gerne erfahren mögen, mochte aber den Lohnbedienten nicht weiter fragen, da sie Ursache hatte zu glauben, er sei durch irgend etwas gegen die Poesie dieses Hauses eingenommen und nur in spöttischer Art mittheilsam über allenfallsige Vorfälle in demselben. Deßhalb blickte sie sich auch gar nicht nach ihrem Führer um, als dieser im zweiten Stockwerke bei einem Manne mit grünen Schreibärmeln stehen blieb und mit demselben eine Prise austauschte; ja, sie beeilte sich, rasch die dritte Etage zu erreichen, blieb aber hier mit einem Male wie angewurzelt stehen, als sie aus einer offenstehenden Küche die schrille Stimme eines alten Weibes vernahm, welches in lautem Tone rief: „Magdalene, komme einen Augenblick herüber!“ — Also gab es doch eine Magdalene in diesem Hause, zeigte sich wieder eine Spur, die sie vielleicht glücklicher, poetischer führte, als es ihre gestrigen Begegnungen im Allgemeinen gethan hatten. Paßte doch der

zänkiſche Ton jener Stimme zum leiſenden Weſen einer hartherzigen Mutter — hatte ſie doch „Magdalene“ gerufen.

Und dieſe erſchien in der Thür eines Zimmers dicht neben der Wendeltreppe, welche ſie haſtig weit aufriß und mit leichtem Schritt heraustrat — — — — ganz die Magdalene des Romans, und zwar in Geſtalt, Haltung, ja gerade ſo wenig bekleidet, als jene, von Verzweiflung getrieben, ihrer Heimat entfloh, ſo daß Adelgunde kaum ihren Augen traute und beſtürzt einen Schritt zurücktrat. Ja, das war die ſo genau geſchilderte üppige Geſtalt eines friſchen, jungen Mädchens mit hellblondem, lockigem Haar, von denen ſie allerdings keine Flechte, aber eine raſch zuſammengewundene Maſche zwiſchen ihren roſigen Lippen hielt, mit den weißen Zähnen feſt darauf beißend. Nur Eines war hier ganz anders. Es war nicht das Geſicht einer verzweifelnden oder einer büßenden Magdalene; dieſe hier hatte heitere, ſchelmiſche Züge, und aus ihren glänzend blauen Augen lachte Luſt und Vergnügen. Ja, ſie lachte in Wirklichkeit und wandte ſich lachend gegen das Zimmer zurück, zu dem ſie eben herausgetreten und durch deſſen immer noch offene Thüre ſie die Worte rief: „O, Ihre Farben werden ſo raſch nicht trocknen, ich komme gleich wieder!“ worauf die Antwort zurückklang: „Es iſt mir ganz einerlei, ich habe doch keine Luſt mehr zu dieſer Arbeit.“ Dann erſt hatte ſie ihr zuſammengedrehtes Haar zwiſchen die Lippen genommen, wahrſcheinlich um gegenüber der ſtrengen Mutter das Lachen, welches über ihre Züge blitzte, nicht laut werden zu laſſen. So trat ſie der fremden Dame gegenüber, welche ein klein wenig erröthete, als ſie den allerdings etwas mangelhaften Anzug des jungen Mädchens bemerkte, und als ſie ſah, wie dieſe Magdalene, welche wenig mehr an ſich hatte, als ein einfaches, kurzes Röckchen, nun ihr entbehrlichſtes Kleidungsſtück gegen den Hals hin zuſammenzog, um ihre volle weiße Bruſt zu verdecken, ſich dann umwandte und raſch in die Küche hineinflog. Es war ein Troſt für Adelgunde, daß der ausgezeichnete Lohnbediente in

dieſem Augenblick wieder die Treppen heraufkam und ſie durch eine ehrerbietige Handbewegung erſuchte, vollends auf die Plattform hinaufzuſteigen. Sie erſtieg die letzten Stufen mit einem unerklärlichen Gefühl, faſt mit ſchwankenden Schritten; doch war es nicht allein der Anblick dieſer Magdalene, was ſie dergeſtalt erſchüttert, ſondern der Klang jener Stimme, die aus dem Zimmer hervor geſprochen: „Es iſt mir ganz einerlei, ich habe doch keine Luſt mehr zu dieſer Arbeit.“ Ach, Adelgunde hatte ſie wiedererkannt, dieſe Stimme. — — Da ſtand ſie nun oben, und wenn auch ihre Blicke auf den Häuſern der Stadt, ſowie auf den blütenreichen Umgebungen ruhten, ſo ſah ſie in Wahrheit von allem dem nichts, ſondern ihre Gedanken waren mit dem Klang jener Stimme und mit dem Bilde jenes jungen Mädchens beſchäftigt, die ſo ſehr und doch auch wieder ſo gar nicht jener Romanſchilderung entſprachen. Allerdings ſchien auch dieß ein Roman zu ſein, aber ganz anderer Art.

Warum klopfte Adelgundens Herz ſo ängſtlich, ſo heftig, warum ſtampfte ſie unmuthig mit dem kleinen Fuße auf den Boden, bevor ſie ihren Führer fragte: „Wiſſen Sie vielleicht, wer in dem Stockwerk, das wir ſoeben verlaſſen, wohnt?“

Der ausgezeichnete Lohnbediente ſchloß momentan ſeine Augen, indem er leicht mit den Achſeln zuckte und antwortete: „O, Ew. Gnaden, da wohnt Allerlei. Zuerſt eine Wittwe mit einer allerdings ſehr ſchönen Tochter, welch' Letztere unſern Malern genau bekannt iſt, und können Sie die Magdalene in allen möglichen Geſtalten auf allen möglichen Bildern ſehen.“

„Ah — — — — ich dachte es mir.“

„Ferner wohnen dort unten gegen die Straße ein halbes Dutzend Familien, die ich nicht kenne, während rückwärts, gegen Norden zu, in den hohen Räumen des alten Gebäudes einige ſehr gute Ateliers für Maler eingerichtet ſind.“

„Kennen Sie von dieſen Malern?“

„Ein paar, Ew. Gnaden, aber nur den Namen nach. Da iſt Herr Lambert, Herr Stein und Herr Regnier, drei junge Leute, die Tüchtiges leiſten, wie man ſagt.“

„Ah, auch dieſer Herr Regnier, von dem ich neulich ein Bild geſehen, wohnt hier im Hauſe?“

„Ich glaube nicht, daß er hier wohnt, er hat nur ſein Atelier da unten. Wollen Sie vielleicht die Bilder einiger dieſer Herren anſehen?“

„O nein, verlaſſen wir dieſes Haus, ich habe hier genug geſehen.“ Raſch begann ſie die Treppe hinabzuſteigen, blieb aber mit einem Male und ſo plötzlich ſtehen, daß ſich der ausgezeichnete Lohnbediente raſch gegen die Mauer drücken mußte, um nicht gegen die junge Dame anzuſtoßen. Vernahm ſie doch von unten her den Klang jener Stimme wieder und hörte dieſelbe in einem bittern Tone ſagen: „Allerdings iſt es nichts mehr mit der Kunſt und mit uns Künſtlern. Beſſer wäre es freilich, ein Anſtreicher geworden zu ſein und an Fenſtern und Thürläden herumzupinſeln,“ worauf die ſchrille Stimme des alten Weibes erwiederte: „Dummes Zeug, es kommt nur darauf an, was man malt. Die Leute wollen nun einmal Ihre verzwickten metrologiſchen Bilder nicht; da nehmen Sie Herrn Lambert oder Herrn Stein. Der Eine hat meine Magdalene als Fauſt und Gretchen gemalt und ſie gleich verkauft, und der Andere auf Beſtellung als badende Nymphe. Das laſſe ich mir gefallen, das gefällt den Leuten, wenn ſie es verſtehen.“

Ein kurzes Lachen klang als Antwort herauf, worauf die ſchrille Stimme noch ſchriller fortfuhr: „Ja, lachen Sie nur, auch wir haben den Schaden davon, wenn Sie keine Bilder verkaufen. Freilich, das gutmüthige Ding macht ſich nichts daraus, aber ich — — die Mutter.“ Damit flog unten eine Thür in's Schloß und man vernahm den Schall von Tritten, welche ſich die Treppe hinab verloren.

Adelgunde preßte ihre Hand auf das Herz und vermochte erſt nach einiger Zeit ihren Weg fortzuſetzen. Wie ward ihr aber zu Muth, als ſie, ſich zwiſchen dem dritten und zweiten Stockwerk befindend, vernahm, daß der, welcher ſoeben an der Küchenthür geſprochen und die Treppen hinabgegangen war, mit einem Male wiederkehrte und ihr entgegenkam. Zurück konnte ſie ſo raſch nicht mehr; es wäre das auch eine lächerliche und gänzlich grundloſe Flucht geweſen. So nahm ſie ſich denn feſt zuſammen, um, als Arthur Regnier nun voll auftauchte und mit dem Ausdruck höchſten Erſtaunens ſeinen Hut zog, mit einem freundlichen Gruße vorüberzuſchreiten.

Der junge Maler blickte ihr überraſcht nach, ſo lange noch etwas von der kleinen Feder auf ihrem Hute ſichtbar war; dann ſtürzte er, anſtatt in ſein Atelier, wo er etwas vergeſſen hatte, das er aber jetzt erſt recht vergaß, in die Küche, wo die keifende Alte immer noch das gleiche Geſprächsthema wie vorhin mit der unmuthig aufhorchenden Magdalene verhandelte, und fragte eilig, ob Niemand von Beiden die junge Dame geſehen habe, was ſie gewollt und wo ſie geweſen ſei.

Magdalene hatte ſie allerdings geſehen, gab das mit einem trotzigen Kopfaufwerfen zu und fügte bei: „Wo wird die mit ihrem vornehmen Thun geweſen ſein? Natürlich bei Herrn Lambert, der nur Prinzeſſinen malt.“

„Bei Lambert! Das iſt möglich. Lambert iſt ein ganz verfluchter Kerl.“ Dabei ging er den Gang hinab nach dem Atelier ſeines Bekannten und vernahm kaum, wie Magdalene hinter ihm ein lautes, ſeltſam klingendes Lachen aufſchlug.

Lambert war allerdings nach den Begriffen ſeiner Freunde und Kunſtgenoſſen ein ganz verfluchter Kerl, ein Heimlichthuer und Duckmäuſer. An ſeiner Thür ſtand angeſchrieben, daß er nur an zwei Tagen der Woche, Montags und Donnerstags, zu ſprechen ſei, und zwar zwiſchen 12 und 1 Uhr, und daß er die Beſucher bäte, drei-

mal anzuklopfen. In der Thür hatte er eine kleine, noch von Niemand entdeckte Oeffnung, wo er ſich dieſe Beſucher beſchaute, um danach Bilder, die er in der Arbeit hatte, wegſtellen oder verhängen zu können, denn er machte aus allem dem, was er gerade unter der Hand hatte, beſonders vor den Kunſtgenoſſen, ein großes Geheimniß, und wenn er dieſe auch zu andern Zeiten in's Atelier ließ, ſo fanden ſie ihn mit einer gleichgiltigen Skizze beſchäftigt, während ſeine wirklichen Arbeiten umgekehrt gegen die Wand lehnten oder mit grünen Tüchern verhüllt waren.

Lambert war bedeutend älter wie Regnier und hatte etwas Abſtoßendes, Sarkaſtiſches in ſeinem Weſen, wobei es ihm zu gleicher Zeit Freude machte, Jemand einen kleinen Schabernack zu ſpielen, der für ihn von um ſo angenehmerer Wirkung war, wenn er als Urheber gänzlich unbekannt blieb und ſo im Stande war, ſein Bedauern, aber ſtets mit einigen boshaften Worten auszudrücken.

Regnier als Zimmernachbar wußte ſich als ſolcher zu erkennen zu geben, indem er ihm auf eine eigene Art an die Thür klopfte, worauf dieſe nach einiger Zeit ein klein wenig geöffnet wurde und Lambert in der Spalte ſtehend, mit verdrießlichem Geſichte fragte: „Was willſt Du zu ſo ungewohnter Zeit; warum ſtörſt Du fleißige Leute, wenn Du ſelbſt nicht arbeiten magſt?“

„Laß mich für einen Augenblick hinein, ich werde wahrhaftig Deine Bilder nicht betrachten, Dich auch nicht lange aufhalten.“

„Du weißt, daß mir meine Zeit koſtbar iſt.“

„Gewiß, und werde deßhalb, um recht beſcheiden zu ſein, mit der Thür in's Haus fallen.“

Regnier ſagte das, nachdem er ſich faſt mit Gewalt eingedrängt und dann die Thür hinter ſich zugemacht hatte.

„Nun, was willſt Du?“

„Es war ſo eben eine Dame bei Dir.“

„Hm — eine Dame — ja, wenn Du willſt oder wenn Du das eine Dame nennſt.“

„Allerdings eine Dame und eine ſehr ſchöne Dame.“

„Ah ſo!“ erwiederte Lambert, „deßhalb intereſſirt ſie Dich. Ja, mein lieber Freund,“ fuhr er lächelnd fort, indem er ſich mit dem Stiel des Pinſels, den er in der Rechten hielt, in ſeinem ſchon ſtark ergrauten Bart kratzte; „auch wir haben unſere intereſſanten und angenehmen Bekanntſchaften.“

„Es war eine Fremde — die Du malſt?“

Da nun Lambert nicht genau wußte, was ſeinen Freund mehr ärgern würde, wenn er ihm zugeſtehe, er male die Dame, oder wenn er ſonſt etwas argwöhnen ließ, ſo begnügte er ſich zuerſt, auffallend die Schultern in die Höhe zu ziehen und dann ausweichend zu ſagen: „Mein lieber Junge, auch Unſereiner hat ſeine kleinen Geheimniſſe, und da ich niemals den Deinigen nachforſche, ſo könnteſt auch Du mich in dieſer Richtung ungeſchoren laſſen, beſonders jetzt, wo ich viel zu thun habe — Zeit iſt Geld, ein ſehr ſchönes Sprüchwort, von deſſen Wahrheit Du allerdings einen ſehr ſchwachen Begriff haſt. Adjo, caro.“

„Hol' Dich der Teufel — nachdem Du mir Auskunft gegeben!“ rief Regnier, indem er dem Andern eine Photographie vor das Geſicht hielt — „nachdem Du mir geſagt, ob dieß die Dame iſt, die eben bei Dir war.“

„Allerdings, ich ſehe keinen Grund, das zu leugnen.“

„Und Du malſt ſie?“

„— — — — Nein. Sie bot ſich mir als Modell an.“

Lambert kannte zu genau ſeinen Mann, um nicht zu wiſſen, daß ein anderes, tieferes Intereſſe als künſtleriſcher Neid Regnier zu dieſer dringenden Frage veranlaßte. Das hatte ihm auch das Vorzeigen der Photographie klar gemacht, und während er äußerlich den Gleichgültigen ſpielte, lachte er innerlich vor Behagen, als er merkte, wie der junge Menſch erbleichte, wie er ſeine Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmte und wie ſeine plötzlich aufflammenden Blicke gleich darauf, durch den Ausdruck eines tiefen Schmerzes ge-

dämpft, faſt ausgelöſcht wurden. Dann warf er ſeinen Hut auf den Kopf, rief ein kurzes: „Ich danke!“ und ſtürzte zum Zimmer hinaus, die Treppen hinab aus dem Hauſe. Ja, als er ſchon die halbe Straße durcheilt hatte, war er noch ſo wenig Herr ſeiner Gedanken und Bewegungen, daß er an einer Ecke mit Jemand ſo heftig zuſammenſtieß, daß Jenem faſt der Hut vom Kopfe geflogen wäre.

„Bitte um Entſchuldigung.“

„Wie kann man aber auch ſo blind und unvernünftig rennen?“

„Blind und unvernünftig!“ brauste der junge Maler auf, indem er raſch ſtehen blieb und ſich umwandte, „erlauben Sie — — ſo, Du biſt es; na, nichts für ungut, ich war ein wenig ſtark mit meinen Gedanken beſchäftigt.“

„Das müſſen in der That wuchtige Gedanken geweſen ſein,“ gab lachend der Photograph, Herr Schellenberger, zur Antwort; „wenn ich mich nicht wie ein Fels im Meer gehalten hätte, ſo hätteſt Du mich drüben in der Goſſe aufleſen können. Treibt Dich der Hunger ſo haſtig in die Welt hinein? So komm und laß uns in dem blauen Bock frühſtücken. Es iſt da im Garten eine herrliche Fliederlaube, wie gemacht, um einen klaren, kühlen Morgenſchoppen zu ſich zu nehmen.“

Dazu ließ ſich denn Regnier auch nach einigem Widerſtreben verführen und bald ſaßen ſie in der Laube vor dem klaren, kühlen Morgenſchoppen, umduftet von Flieder, unter dem Geſumme zahlloſer Bienen.

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus,
Post jucundam juventutem,
Post molestam senectutem
Nos habebit humus . . .“

intonirte der Photograph zwiſchen dieß melodiſche Geſumme hinein, und Arthur Regnier, träumeriſch blickend in das ſchon einigemal

ausgetrunkene und rasch wieder aufgefüllte funkelnde Naß, setzte hinzu:

„Diese Verse, in's nüchterne Prosaische übersetzt, sagen uns deutlich, daß wir Esel sind, wenn wir ein langes Leben mühselig durchkämpfen, um endlich, nachdem wir alle Mühen und Schrecken empfunden, müde und verdrießlich in das Jenseits abzufahren. Warum denn nicht lieber in frischer Jugendkraft mit gleichen Füßen hinüberspringen? Es wäre das wahrhaftig gescheidter, als so fort zu vegetiren, von einer Enttäuschung in die andere fallend. Schade, daß ich kein Großer und Mächtiger dieser Erde geworden bin; ich ließe mir eine riesenhafte Steinbowle aushöhlen in hartem, reinlichem Granit, groß wie ein kleiner See; ich ließe sie umpflanzen mit Flieder und Gaisblatt, ließe sie füllen mit köstlichem Maitrank und schwämme darin herum, bis ich, in seliger Betäubung langsam untergehend, voll der köstlichen Flut, in jene bessere Welt hinüberzöge."

„Woher auf einmal wieder dieser unmotivirte Lebensüberdruß. Schäme Dich, junger Mensch; was hat's gegeben?"

„Nicht viel, eigentlich gar nichts; eine kleine Enttäuschung weiter. Meine Vermietherin hat mir das Atelier gekündigt, weil ich nicht zahlen kann, und aus dem gleichen Grunde soll mir Magdalene nicht mehr Modell sitzen; auch habe ich die Andere wieder gesehen, die von gestern."

„Ah, die. Nimm Dich in Acht vor ihr, das ist ein verdächtiges, zweideutiges Wesen."

„Also hätte Lambert Recht."

„Kennt er sie?"

„Er that so, aber was weißt Du von ihr?"

„Nichts Gutes, doch habe ich gelobt, nichts darüber zu reden. Später wirst Du Alles erfahren."

„Ja, ja, ich glaube Dir, es ist so, wie dieser Lambert gesagt und wie Du andeutest. Aber wisse," rief Arthur Regnier

haſtig aufſpringend und ſeine Haare aus der Stirn ſchleudernd, „daß es ſo ſein muß, iſt entſetzlich für mich, Du biſt mein Freund, Du weißt es, daß ich in meinem Leben nie etwas Anderes geliebt habe, als die Kunſt, nie — bis zu jenem Augenblicke, wo ich jenes ſchöne Weib geſehen.“

„Ein Dämon, ſage ich Dir, Arthur,“ murmelte der Photograph, indem er mit einem etwas ſchweren Kopfe ein paar Blättchen Waldmeiſter aus ſeinem Glaſe fiſchte, — „ein Dämon, drum laß uns trinken und alles Andere vergeſſen.“

X.

Die arme Adelgunde — welche ſchmerzliche, bittere Enttäuſchungen waren ihr bis jetzt dafür zu Theil geworden, daß ſie mit reger Phantaſie, mit warmem, gefühlvollem Herzen die Spuren eines Romans aufgeſucht hatte, für den ſie ſich intereſſirte, daß ſie gehofft hatte, noch von jenen Weſen zu finden, friſch und lebenswarm, edel und gut, wie ſie der Dichter geſchildert, prächtige Originale, hinreißend in ihrem Glück wie in ihrem Unglück, und daß ſie ſtatt deſſen finden mußte, der Verfaſſer habe, ſtatt friſch in's Leben zu greifen, aus einem Keſſel geſchöpft, deſſen allerdings recht wohlſchmeckende Brühe er ſich künſtlich zubereitet, indem er von einem halben Dutzend verſchiedener Charaktere das Pikanteſte zuſammengethan, Gutes in Böſes, Verworfenes in Edles verkehrt, dieſes Gemiſch in kleine Portionen abgetheilt und dem geneigten Leſer aufgetiſcht, verziert mit allerliebſten Landhäuſern, ſowie mit düſtern, ſpukhaft unheimlichen Häuſern, mit alten ſteinernen Ritterfiguren, einſamen Bergſeen, blühenden Bäumen und duftigen Blumen. Ja, Adelgunde war auf's Schmerzlichſte enttäuſcht, nicht nur, daß

Früchte, womit von der Stadträthin verſchiedene Porcellan- und Kryſtallſchaalen angefüllt wurden.

So gieng der Nachmittag vorbei, und ehe es anfieng zu dämmern, wurde der Theetiſch in dem Beſuchszimmer hergerichtet — und welcher Theetiſch! Eine mächtige Tafel, an welcher wenigſtens zwanzig Perſonen Platz hatten. Darüber wurde ein feines Tiſchtuch und eine rieſenhafte Theeſerviette gebreitet, dann die Taſſen umhergeſtellt, an die Unterſeite der Tafel, wo die Stadträthin ihren Sitz hatte, der Waſſerkeſſel von engliſchem Metall mit der Spirituslampe, Theeſeiher, Zuckerzange, einigen Vorrathslöffeln und dergleichen Kleinigkeiten mehr.

In der Mitte der Tafel ſtand ein broncener Armleuchter und trennte dieſelbe ſo zu ſagen in zwei Hälften, welche beide mit einer wahren Armee von Backwerk und Süßigkeiten beſetzt wurden. Das Centrum dieſer beiden Heerflügel bildete hier eine rieſenhafte Punſch-, dort eine eben ſo große Sandtorte; Kugelhopfen mit und ohne Chocolade-Ueberguß beſchützten das Centrum wie ſchwere zwölfpfündige Batterien, dann kamen ganze Regimenter von kleinem Backwerk und es iſt faſt unmöglich, die Namen all' der Legionen, die hier aufmarſchirt waren, anzugeben. Da ſah man Theebrod von allen Formen, Seelen, Kaffeeküchlein, übergoſſenen Zwieback, Zimmtſterne, Berliner Pfannkuchen, hernach unter dem gemeinen Troſſe: Hefenkränze, Mannheimerle, Kümmelkuchen und Mürbes in allen Geſtalten. Dieſe zahlreiche Armee wurde flankirt und umſchwärmt von einem ganzen eingemachten Sommer und Herbſt. Von den Erdbeeren des Frühjahres waren alle Früchte vertreten bis zu den welſchen Nüſſen des Spätjahres, und wehe der Hausfrau, welche irgend eine eingemachte Frucht nicht aufgetiſcht hätte oder auf deren Tafel ein namhaftes Backwerk gefehlt — ihr wäre beſſer, ſie wäre nie geboren!

So ſtand die Tafel gerüſtet und die Stadträthin war angethan mit ihrem ſchwarzſeidenen Kleide, welches wir vom Bürger-

ſie ſtatt des poetiſch gezeichneten Künſtlerhaushaltes mit den blühenden Kindern die proſaiſche Figur des Herrn Schellenberger gefunden, oder daß die intereſſante Magdalene, mit der ſie geliebt und gelitten, zur Hälfte aus einem fabelhaften Waſſergeſpenſte beſtand und zur anderen Hälfte aus etwas weit Geringerem; nicht nur, daß ſich der edle, biedere, philoſophiſche Schuſter in Wirklichkeit als ein ganz gemeiner Trunkenbold erwieſen — nein, was ſie am tiefſten verletzt, war, daß der im Buche ſo humoriſtiſch liebenswürdig geſchilderte Stadtrath Schmetterer ſich als ein über alle Beſchreibung alltäglicher Polizeibeamter entpuppte, und letzteres hatte ſie indirekt durch den blondgelockten Kellner erfahren, deſſen Protektion ſich ihre Kammerfrau erfreute. Mit allen Zeichen ſittlicher Entrüſtung hatte der Blondgelockte nämlich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit berichtet, wie er durch den ausgezeichneten Lohnbedienten erfahren, daß Herr Schmauder, der geheime Poliziſt, auf Befehl des Stadtraths Schmetterer beauftragt ſei, alle Schritte des gnädigen Fräuleins auf's Genaueſte zu beobachten und darüber an die betreffende Behörde zu berichten; nein, das war zu arg, und Adelgunde hätte ſchon den Befehl zum Einpacken gegeben und die Stadt heute noch verlaſſen, wenn Madame Brödelich nicht noch im Rückſtand geweſen wäre und wenn ſie es nicht für unrecht gehalten hätte, den Photographen, der ja eigentlich nichts dafür konnte, daß er ſo wenig jenem Arthur Regnier des Romans glich, in Schaden zu bringen.

Und jener echte Arthur Regnier — — ganz leiſe, ganz heimlich, ganz verſtohlen geſtand ſie ſich in einem Augenblick, wo ſie ihre ſchönen Augen mit der feinen Hand bedeckte, daß er unter andern Verhältniſſen wohl im Stande geweſen wäre, einen dauernden Eindruck auf ihr Herz zu machen — bei dem Wort „dauernd" bezeugte ein leiſer Seufzer, der ihre Bruſt ſchwellte, daß es im Allgemeinen an einem Eindruck nicht gefehlt habe — darum fort von hier ſo raſch wie möglich.

Sollte sie aber diesem verächtlichen Schmetterer und seinem Polizeiwerkzeug zu lieb den schönen Nachmittag, dem ein wunderbarer Abend zu folgen versprach, im Zimmer zubringen, oder sollte sie in der schönen Natur umhergehen mit dem unangenehmen Gefühl, auf Schritt und Tritt beobachtet zu werden.

Dagegen gab es übrigens noch ein hübsches Mittel, und dieses Mittel beschloß sie zu gebrauchen. Streifte es doch auch ein wenig an's Romanhafte, — ach! und für alles Romanhafte hatte Adelgunde stets eine kleine Schwäche besessen. Sie nahm von den ernst aussehenden, sehr würdig gehaltenen Kleidern ihrer alten Kammerfrau, verdeckte mit einem Shawl derselben in einem etwas auffallenden Farbenmuster ihre schlanke Taille, setzte den Hut auf mit blauem Schleier und entlehnte zum Ueberflusse noch die blaue Brille ihrer Dienerin. So verwandelt, Gang und Haltung auf's Trefflichste nachahmend, war es kaum möglich, sie zu erkennen, und sie würde auch sicher unerkannt geblieben sein, wenn der blondgelockte Kellner nicht, allerdings unschuldigerweise, an ihr zum Verräther geworden wäre. Dieser sah sie nämlich die Treppe herabkommen und dabei unter ihrem dunkelfarbenen Rock ein so feines Füßchen, einen so untadelhaften schneeweißen Strumpf nebst Zubehör — ein gewandter Kellner denkt häufig in Ausdrücken der Speisekarte — hervorleuchten, daß er, stutzig gemacht über diese Verkleidung, eine freilich unerklärliche eifersüchtige Regung fühlte — junge Leute haben häufig dergleichen thörichte Grillen — und vor das Thor des Hotels hinausraste, um der vermeintlichen Kammerfrau so auffallend nachzuschauen, daß Herr Schmauder, der sich nicht ganz zufällig mit einem gegenüber stehenden Fiaker unterhielt, seinem Polizei-Instinkte und der Dame folgte.

Diese nahm für heute ihren Weg in einer ganz anderen Richtung, denn sie scheute sich ordentlich vor der Straße, in welcher der Gemeinderath Schmetterer hauste, sowie auch vor jener, wo sich das Haus mit dem gezackten Giebel befand. Es war ihr angenehm,

neue Wege, Plätze und Gäßchen zu finden, wo sie wohl sicher sein konnte, durch nichts mehr an die Spuren jenes Romans, welche für sie so unangenehm geworden waren, erinnert zu werden; ja, sie athmete freier auf, als sie in ein stilleres Stadtviertel kam, mit wenig Leben und Verkehr auf den Straßen, und dann immer weiter hinaus, wo diese Straßen nur noch durch ein paar neuerbaute Häuser tracirt wurden, um endlich in großen Gärten voll blühender, duftender Obstbäume aufzuhören. Hier zog sich das Terrain sanft gegen die Bergwand hin und hier folgte sie einem kleinen, geschlungenen Fußwege, der zwischen hohen, dichtbelaubten Hecken führte und wo noch hie und da kleine Gitterthore einen Blick in die anstoßenden, mehr oder minder gut gepflegten Gartenstücke erlaubten. In manchen wurde fleißig gearbeitet, und hier sah man gelbe, freundliche Kieswege sich leuchtend durch grüne Rasenstücke winden und Gebüschgruppen auf zierliche Weise einander verbinden; andere aber prangten nicht minder reizend in der Fülle einer ungebändigten Vegetation, und wenn jene zierlich geputzt und frisirt erschienen, so hätte man diese mit einer träumerischen, üppigen Mädchennatur vergleichen können, durch deren volles, keck und lockig herabfallendes Haar wilde Rosen geschlungen waren, und da Adelgunde diese Ursprünglichkeit saftigen Grüns, durchflochten mit wilden Rosen, außerordentlich liebte, so blieb sie an einem dieser verwilderten Gärten stehen, lehnte sich an ein ziemlich nachlässig gehaltenes Gitterthor und schaute hinein. Sie sah vor sich große, dichte Gebüschmassen, so die Wege überwuchernd, daß diese hie und da wie grüne Laubtunnels aussahen, und diese Wege selbst Gras- und Moospartieen gleichend. Zwischen ein paar mächtigen Bäumen im Hintergrunde hindurch schimmerte ein graues Haus mit hohem, spitzigem Dache, ein seltsames, alterthümliches Gebäude, wie man es zuweilen auf Bildern sieht, am Rande eines Teiches, an dessen Ufer hochfrisirte Damen in steifen Schnürleibern und bauschigen Reifröcken lustwandelten. Da Adelgunde nicht ohne Phantasie war,

ſo malte ſie ſich eine ſolche Szenerie lebhaft aus und konnte ſich deutlich vorſtellen, daß ſie ſich hier auf der Rückſeite jenes kleinen Schlößchens befände und daß ſich jenſeits an der vordern Front in der That ein ſolcher Teich ausbreite mit jenen bunten, porzellanartig ſteifen Figuren, die ſich dort unter zierlichen Geſprächen ergingen, Fächer wedelnd, in gemeſſenen, geiſtreichen Unterhaltungen — — — —

— — Wie erſchrack ſie aber, als plötzlich Jemand vor ſie hintrat, der ſo vollkommen zu ihren Träumereien paßte, ein alter Herr mit ſchwarzen Kniehoſen und grauen Strümpfen, einem freilich etwas abgeſchabten flaſchengrünen Frack und einer gelben Weſte, mit ſehr zerknittertem, iſabellfarbigem Buſenſtreif. Der alte Herr hatte ein eingefallenes Geſicht, ſo bleich, daß ſelbſt das weiße Haar demſelben kaum mehr als ein lederfarbiges Kolorit verleihen konnte; dabei blitzten ſeine Augen in einem faſt unheimlichen Feuer und war das Lächeln, mit dem er ſich nun vor Adelgunde, vielmehr vor der alten Dame mit der blauen Brille verbeugte, etwas Geſpenſtiges; alt klang ſeine Stimme, ſchwach und zitternd, als er ſagte: „Ich würde ſehr dankbar dafür ſein, wenn Ew. Gnaden die außerordentliche Güte hätte, dieſen kleinen Garten zu beſichtigen, welcher trotz ſeines verwilderten Zuſtandes etwas höchſt Poetiſches hat, — bitte, treten Sie näher — ſo, meine Gnädige, Sie werden das nicht bereuen," fuhr der alte Herr fort, nachdem er das Gitterthor hinter Adelgunde, die faſt willenlos eingetreten war, wieder geſchloſſen hatte und nun mit ihr durch einen jener Laubtunnels dahin ſchritt.

„Sie werden ſehen, daß dieſe Wildniß hier mit geringer Mühe in einen jener zierlichen Gärten umgeſchaffen werden könnte, wie wir ſie in unſerer Jugend ſahen, wie Sie, meine Verehrteſte, dieſelbe in Ihrer, auch ſchon längſt entſchwundenen Jugend liebten; ich aber liebe das Natürliche, das Ueberwältigende und Ueberwuchernde in der Natur wie in der Kunſt — iſt Ihnen vielleicht eine Priſe gefällig?"

Letzteres fragte der alte Herr mit einer zierlichen Verbeugung, indem er eine Porzellandose aus seinem flaschengrünen Rock hervorholte — „nicht? — auch gut. Um wieder an das, was ich eben sagte, anzuknüpfen, ziehe ich einen tosenden Wasserfall den feinen Strahlen einer künstlichen Fontäne vor. Sie werden allerdings bemerken, daß diese Vasen hier geborsten und theilweise herabgefallen sind. Warum auch nicht? Die wirkende Natur in ihnen wurde zu mächtig und trieb sie auseinander, sie haben ihren Zweck erfüllt. Sie bemerken dort eine Statue neben ihrem Postamente, mit dem Rücken auf dem Boden liegend. Es ist ihr wohler so, sie ruht aus von dem langweiligen Stehen und betrachtet mit Muße die am Himmel ziehenden Wolken oder ihn selbst in seiner unvergleichlichen Bläue, des Nachts aber Mond, Sterne, und alles das mit einer gewissen Seelenruhe, die man Gleichgültigkeit, Leblosigkeit nennen könnte. Aber ich weiß das besser; sie lächelt, wenn ein Komet am Himmel steht oder wenn ich Nachts bei geöffneten Fenstern meine gewaltige C-Moll-Symphonie spiele."

„Ah, Sie sind Musiker, mein Herr?" fragte Adelgunde, unwillkürlich stehen bleibend und indem sie verstohlen nach dem Eingang blickte, der aber hinter den wirren Büschen verschwunden war."

„Ja, Madame, ich bin Musiker, und wenn es Ihnen Vergnügen macht, werde ich die Ehre haben, Ihnen ein kleines Tonbild auf meiner Orgel vorzutragen."

„Sie brauchen sich durchaus nicht zu geniren," setzte er verbindlich hinzu, als er sah, wie die Dame unschlüssig stehen blieb; „es macht mir das durchaus keine Mühe und Ihnen soll es Vergnügen verursachen. Ich gebe Ihnen ein wundervolles Tonbild, etwas Zukunftsmusik. Sie sollen das Ringen einer Seele anklingen hören, welche auf natürlichem Wege dieß große Gefängniß, Erde genannt, zu verlassen strebt — mir ahnte es, daß Sie kommen würden, Madame, — und ich bin entzückt, eine solch' ausgezeichnete Zuhörerin gefunden zu haben."

Adelgunde glaubte zu träumen; es war ihr zu Muth, als ſäße ſie unter einer betäubend duftenden Fliederlaube und leſe nicht nur Phantaſieſtücke und Märchen, ſondern ſehe auch die in denſelben vorkommenden Figuren lebendig um ſich herum ſpazieren; der Flieder duftete in Wirklichkeit um ſie her; neben ihr ging die ſeltſame Geſtalt des alten Herrn, ſtets einen halben Schritt voraus und ſie durch zierliche Handbewegungen erſuchend, ihm raſch zu folgen.

War ſie nun wieder in jenen Zauberkreis hineingezogen worden, den das Leſen jenes Romans um ſie gebildet hatte? War dieſer alte Mann ein, allerdings verzerrtes, Spiegelbild jenes jungen, ſchwärmeriſchen Muſikers, der, nur erfüllt von ſeiner Kunſt, das eigentliche Weſen, das wahre Leben und Lieben der unglücklichen Magdalene nicht verſtanden — er trat alſo in der That lebendig und doch wieder ſo romanhaft vor Adelgunden hin, während das junge Mädchen, deſſen Erſcheinung als ein flüſternder Hauch ſie vollkommen verſtanden hätte, nun körperlich friſch, wie eben aus dem Rahmen des Buches tretend, vor ihr erſchienen war, jene Magdalene, die im Roman ganz anders, die ein ſchattenhaftes Nebelbild geweſen.

Adelgunde bedeckte einen Moment ihre Augen mit der Hand, es ſchwindelte ihr; dann ſchrack ſie beinahe zuſammen, als ſie fühlte, wie der alte Herr ihren Arm durch den ſeinigen zog und ſie mit ſanfter Gewalt vorwärts führte, dabei in Einem fort plaudernd. „Sie werden es erſtaunlich finden, Verehrteſte, wenn Sie auch hier wieder ſehen, wie Alles in dieſer Welt ſo veränderlich iſt, ſo wandelbar. Bemühen ſich Ew. Gnaden einen Augenblick auf dieſe kleine Anhöhe, von wo man beim Hauſe vorbei einen anderen Theil dieſes kleinen Parkes überſieht, verwildert allerdings, aber prächtig verwildert. Dort war früher ein kleiner Teich, nach und nach iſt er ausgetrocknet bis auf eine geringe Pfütze trüben Waſſers in der Mitte, wo ſich die dichte Maſſe von Schilf und Binſen befindet. Daß ich die Wahrheit ſprach, werden Sie am Ufer, an

den bunten Trümmern jener alten Gondel ſehen, die dort bei dem abnehmenden Waſſer ſitzen blieb und in Trümmer fiel."

„Gerade ſo dachte ich es mir."

„Ich bin entzückt, Madame, daß Sie den ehemaligen Glanz des Parkes ſo richtig zu würdigen verſtanden, eines Parkes, der in ſeiner jetzigen Geſtalt für mich ungleich intereſſanter iſt. Alles das begeiſtert mich zu gewaltigen, naturwüchſigen Phantaſieen, und als ich meine Symphonie: ‚Die Strandung der Arche Noah's' komponirte, war der Anblick jener Gondel für mich auf's Höchſte anregend. Doch treten wir zurück auf die andere Seite des Hauſes, dort werde ich Sie an einen kleinen, heimlichen Platz führen, von welchem aus Sie mein Orgel-Adagio am beſten vernehmen können — — hier, ſehen Sie dieſe kleine, dichtumrankte Laube."

Adelgunde blieb davor ſtehen, erſchreckt, bebend; ihre Blicke hafteten auf einer luftigen Veranda, nicht ſehr weit entfernt von dem heimlichen Plätzchen, welches der alte Muſiker angezeigt, denn unter dieſer Veranda bemerkte ſie, den Kopf auf beide Arme geſtützt, das Geſicht aufwärts gekehrt, Arthur Regnier, und an ſeiner Seite Magdalene ſitzend, die Magdalene aus dem Hauſe mit dem Giebeldach, welche eine Hand auf die Schulter des jungen Mannes gelegt hatte und jetzt, zu der fremden, alten Dame hinüberblickend, ihm etwas ſagte, worauf er achſelzuckend erwiederte: „Was kümmert es mich, wen er ſich zum Zuhörer eingeladen? Irgend eine alte Dame ſeiner Bekanntſchaft."

„So ſetzen Sie ſich, meine Verehrteſte," ſprach der Muſiker, „und laſſen Sie ſich durch die Beiden dort nicht ſtören," fügte er hinzu, als er Adelgundens Hinſtarren nach der Veranda bemerkte — „junges Volk das, die hier in Blütenduft bei einer Bowle Maitrank glücklich ſind, vielleicht auch unglücklich. Doch was kümmert uns das? Bitte, ſetzen Sie ſich und genießen Sie meine Darſtellung."

Adelgunde mußte ſeinem Drängen Folge leiſten, und als ſie

dann in der dicht umſponnenen Laube ſaß, war ſie den Blicken der beiden drüben entrückt, mußte aber, ſie mochte wollen oder nicht, einzelne Worte von ihrer Unterhaltung vernehmen, trotzdem jetzt aus einem geöffneten Fenſter des Hauſes weiche Orgelakkorde hervordrangen.

„So iſt es," ſagte Magdalene, „und die Mutter hat geſagt, ſie ſchlöſſe heute noch ihr Atelier und keinen Fuß mehr dürften Sie über unſere Schwelle ſetzen."

„Was kümmert's mich, ich bin überhaupt entſchloſſen, nichts mehr zu malen."

„Aber mich kümmert es — Arthur, mich kümmert es ſehr."

„Bah, warum denn, ſei geſcheidt. Da, nimm noch ein Glas von dieſem wunderbaren Trank und Du wirſt ſehen, wie das Deine Ideen erweitert — warum kümmert es Dich auch?" fuhr er plötzlich in einem trotzigen Tone fort, indem er ſich aufrichtete, beide Fäuſte auf den Tiſch ſtützte und ihr voll in's Geſicht blickte, „bleibt Dir doch Lambert und Stein, ohne die Anderen, die glücklich ſein werden, Deine ſchöne Geſtalt, Dein Geſicht und Dein prächtiges Haar malen zu dürfen."

Sie ſchaute zu ihm hin, aber es war nicht mehr dasſelbe Geſicht, welches Adelgunde heute Morgen lachend und heiter geſehen; es waren dieß jetzt geiſtig durchwebte, verklärte Züge, aber durchzuckt von tiefem Schmerz — es waren die Züge jener andern Magdalene, als ſie zum letzten Male, wie der Roman erzählte, hier in demſelben verwilderten Garten ſaß — allein, unter derſelben Veranda, lauſchend jenen herzdurchdringenden Orgeltönen, welche unter den Fingern Desjenigen hervorquollen, der zu ſehr von ſeiner Kunſt begeiſtert war, um ihr namenloſes Weh zu verſtehen.

Wie zitterten auch jetzt wieder die klangvoll düſteren, ſchweren Orgelakkorde durch die weiche Luft, ſpielend auf den Sonnenſtrahlen, wie ein mitfühlendes Herz hätte glauben können, leiſe bewegend

Blätter und Blüten — mußte doch Adelgunde ihre Hände feſter an ihre Bruſt preſſen, um einen tiefen ſchmerzlichen Seufzer nicht zu geſtatten, daß er ihr Auge mit Thränen füllte.

„Warum kümmert es Dich?“ fragte er barſch.

„Weil ich Dich liebe, o ſo ſehr liebe, und nicht leben mag, wenn ich Dich nicht wiederſehen darf.“

„Und habe ich Dir ein Recht gegeben, mich zu lieben, bin ich ſchuld daran; kannſt Du ſagen, daß ich Dich veranlaßt, mich zu lieben, oder habe ich Dir Urſache zu dem Glauben gegeben, als liebte ich Dich? Geh, dummes Ding.“

„Nein, Sie gaben mir keine Urſache dazu, das iſt wahr, aber ich glaubte es doch. O, wie es mich durchzuckte, wenn Sie mich freundlich lachend anſchauten, wenn Sie mein Haar berührten, wenn Ihre Hand auf meiner Schulter etwas am Gewande ordnete.“

— — „Und was nun weiter?“

„Das weiß ich nicht. Ich bin heimlich hierhergekommen, um Ihnen zu ſagen, daß die Mutter Ihnen das Atelier verſchließen will und daß Sie Schritte dagegen thun ſollen — mehr wollte ich nicht, Gott iſt mein Zeuge, aber ich weiß nicht, es wurde mir plötzlich hier ſo ganz anders.“

„Das glaube ich, bei dieſem Feuertranke, bei dem Dufte des Flieders und bei dieſem unausſtehlichen Orgelſpiele. Auch mir iſt es heiß geworden. Da, leg' Deine Hand in meine und fühle, wie mein Blut raſt.“

Sie that ſo, wie er gewollt, dann aber ſchob ſie mit der andern Hand die Maitrankbowle zurück, die auf dem Tiſche ſtand.

„O laß dieſe Kindereien,“ murrte er, „und beſſer iſt es, Du gehſt nach Hauſe, morgen wirſt Du Alles vergeſſen haben.“

„Nie, nie!“

„Nun, was willſt Du denn eigentlich? Ich habe Dir ſchon geſagt, ich liebe Dich nicht und kann Dich nicht lieben; es iſt immer ein Unglück, wenn ein Maler ſein Modell liebt — — — —

dann habe ich auch nicht Luſt, länger hier zu bleiben; es iſt mir Alles verhaßt, Alles ſcheint mir farblos und trübe; ich denke die Stadt zu verlaſſen, ich denke eine ſehr weite Reiſe zu thun. Du glaubſt mir nicht — gewiß, es iſt ſo, glaube mir."

Sie blickte ihn kopfſchüttelnd mit einem trüben Lächeln an, dann ſagte ſie: „Ja, ich glaube Ihnen."

„Gut denn, ſo laß mich in Frieden, ich verreiſe, das iſt ſicher, was willſt Du alſo noch bei mir?"

— — „Mit Dir leben, mit Dir ſterben."

Hätte Magdalene dieſe letzten Worte auch nicht ſo leiſe hingehaucht, wie ſie es that, ſo würde drüben die fremde alte Dame ſie doch nicht verſtanden haben, denn die Orgeltöne brauſten jetzt aus dem Fenſter hervor wie ein Chor von hundert Stimmen, fugenartig dröhnte die Melodie durch den ſtillen Garten, jagend und gejagt, fliehend und ſich wiederfindend, jetzt ſich gegeneinander aufbäumend, jetzt zart und innig in einander verſchmelzend.

Drüben die Beiden ſchienen ſich über etwas verſtändigt zu haben. Arthur's Augen leuchteten in unheimlichem Feuer, die Züge des jungen Mädchens waren mit einer tiefen Bläſſe bedeckt. Ein paarmal hatte er die Gläſer gefüllt, das ſeinige raſch hinunterſtürzend, ſie nöthigend, das ihrige in ſchnell aufeinanderfolgenden Zügen auszutrinken; dann warf er etwas unter den Tiſch, ſprang auf, öffnete haſtig die Sammetjoppe an ſeinem Halſe, wie um ſich Luft zu machen, hob dann das junge Mädchen zu ſich empor, indem er ſeinen Arm um ihren Leib legte und ſie feſt an ſich drückte, worauf er mit ſchwankenden Schritten die Veranda verließ und Beide hinter dem Hauſe verſchwanden.

Adelgunde fuhr von ihrem Sitz empor. Ihr kam Alles hier ſo ſeltſam, ſo ungeheuerlich vor. Halb betäubt vom Orgelton und Fliederduft und von dem, was ſie drüben gehört und geſehen, zitterten ihre Nerven in furchtbarer Erregung. Was ſie eigentlich wollte, wußte ſie nicht, und doch ſtrebte ſie zu erfahren, was der

ball her kennen; der Stadtrath war ausgegangen, da es nur eine Damengesellschaft war, zu welcher die Männer nur insofern Zutritt hatten, als sie spät am Abend ihre Frauen und Töchter ꝛc. abholen durften.

Stadtraths Ricke empfing die Ankommenden an der Glasthür, und bald nach sieben Uhr war die ganze Gesellschaft versammelt und Jede hatte den Platz eingenommen, zu welchem sie durch Geburt und Rang berechtigt war. Wie sie so um den Tisch herum gereiht saßen, hatte man vor sich in strengster Folge ein schönes Stück der königlichen Rangliste, welche von der sechsten bis zur achten zahlreich vertreten war. Auf dem Sopha wurde erstere durch ein paar Oberregierungsräthinnen vertreten, an diese schlossen sich rechts und links Angehörige der siebenten Rangklasse: Kanzleiräthinnen, Hofräthinnen, dann kam die achte Rangklasse: Stabssekretärinnen, Postmeisterinnen bis hinab zu einer Schwester der Stadträthin, welche das Unglück hatte, zu gar keiner Rangklasse zu gehören, da sie einen Kaufmann und Ladenbesitzer geheirathet hatte.

Der Thee und Vanille war angebrüht, sämmtliche Strickzeuge hervorgesucht, und wenn man die Damen so dasitzen sah, die Ellbogen in Folge des Strickens heftig auf- und abbewegend, so hätte man auf die Vermuthung gerathen können, man sehe vor sich eine Heerde wilden Geflügels, welches eben im Begriffe sei, aufzufliegen.

Die Unterhaltung war auch durchaus nicht lebhaft; die achte Rangklasse schwieg vorab — in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle gegenüber der sechsten und siebenten Rangklasse, — die siebente horchte aufmerksam auf die sechste, und eine der Oberregierungsräthinnen, die einigermaßen alterirt aussah, erzählte gerade eine schauderhafte Geschichte von der Frau eines Postsekretärs, welche sich einen Sammtmantel hatte machen lassen. Ein Schrei des Entsetzens erscholl an dem ganzen Tische; die siebente Rangklasse lächelte verächtlich, und die achte ließ ihren gerechten

junge Maler von ſich geworfen und was jetzt dort unten im Sande glänzend im Sonnenſchein lag. Die Orgeltöne waren plötzlich verſtummt und das gelbe Geſicht des Muſikers blickte mit einem grinſenden Lachen aus dem Fenſter und er rief, als er die heftige Regung in Zügen und Geberden der alten Dame bemerkte: „Ein beſſeres Kompliment hätten Sie meiner Kunſt nicht machen können, Madame; Sie ſind außer ſich, ich begreife das wohl.“

Doch wehrte ſie mit beiden Händen von ſich ab, ſo daß er ihr erſtaunt nachblickte, eilte dann an den Tiſch der Veranda, hob hier ein kleines Flacon vom Boden, deſſen Aufſchrift ſie ſchaudernd las und dann dem alten Mann zurief: „Schauen Sie um des Himmels willen nach den Beiden, die eben hier waren.“

Das gelbe Geſicht des Muſikers verſchwand augenblicklich vom Fenſter, und Adelgunde rang verzweifelnd die Hände, nicht wiſſend, was ſie thun ſollte — gleichfalls in das Haus eilen, den Beiden folgen — nein, nein, ſie vermochte es nicht, ein ſchmerzliches Zuſammenſchaudern hielt ſie zurück — — — —

Da vernahm ſie eilige Schritte hinter ſich und als ſie ſich raſch umwandte, ſah ſie zwei Männer, einen ihr unbekannten, der andere aber war der Photograph Herr Schellenberger.

„Wenn es wirklich ſo wäre, wie es glücklicherweiſe nicht iſt,“ ſagte dieſer, „ſo kämen wir allerdings zu ſpät, denn wie ich ſehe, hält Madame das leere Flacon in der Hand.“

„Beweis genug für das beabſichtigte Verbrechen,“ ſagte der andere Mann, welcher Niemand Geringeres als Herr Schmauder ſelbſt war und der nun in voller Würdigung dieſer wichtigen Situation mit erhobenem Kopfe hinzuſetzte: „Sie, mein werther Herr Schellenberger, ſind durch Ihr Zeugniß im Stande, die Sachlage feſtzuſetzen, und ſo verhafte ich dieſe Dame hier im Namen des Geſetzes.“

„Mich, mein Herr?“ rief Adelgunde erſchrocken zurücktretend, „Sie wiſſen ja gar nicht, wer ich bin, Sie halten mich wahrſchein-

lich für Jemand Anderes, Sie ſind vielleicht irre geführt durch die Kleidung, die ich trage?"

„Die Polizei läßt ſich nicht ſo leicht irre führen, und gerade dieſe Kleidung, Ihre Verkleidung, gäbe im vorliegenden Falle ſchon allein genügenden Grund zu Ihrer Verhaftung, aber am Andern iſt's ſchon mehr als genug."

„An welchem Andern?" rief die junge Dame im Tone höchſten Schreckens.

„Folgen Sie mir und reden wir hier nicht darüber. Schon das Fläſchchen in Ihrer Hand zeigt deutlich Ihre verruchte Abſicht. O, die Polizei läßt ſich nicht irre führen."

„Ah, dieſes Fläſchchen" — — Adelgunde öffnete krampfhaft ihre Finger und ließ es mit Abſcheu auf den Boden niederfallen, wobei ſie ſich jetzt erſt wieder der furchtbaren Szene von ſoeben erinnerte und den Photographen mit dem Ausrufe nach dem Hauſe drängte, dort zu retten, wenn es noch möglich ſei.

„Es würde zu ſpät ſein," ſagte ruhig Herr Schellenberger, „wenn überhaupt Gefahr vorhanden geweſen wäre. Glücklicherweiſe aber nahmen Sie aus jener Kaſſette in meinem Atelier ein unſchuldiges mit Quellwaſſer gefülltes Flacon."

„Aber trotzdem iſt die Abſicht des Verbrechens erwieſen," ſagte Herr Schmauder, ſeine Hand ausſtreckend, „und deßhalb erſuche ich Sie, mir zu einem Wagen zu folgen, der vor dem Garten ſteht, und dabei dankbar zu ſein für das Zartgefühl der Polizei, welche Sie, ohne ſich an das Aufſehen zu kehren, zu Fuße durch die Straßen führen könnte."

Herr Schmauder ſah ſo gar unbeugſam aus; Herr Schellenberger wandte ſich achſelzuckend weg und ſo blieb der Aermſten nichts übrig, als den wunderlichen Garten, wo ihr Alles wie ein ſchwerer Traum erſchien, zu verlaſſen und dem Mitgliede der geheimen Polizei zu folgen.

XI.

In der Nähe des Gartens hielt der Wagen und als sich Adelgunde demſelben näherte, ſah ſie in demſelben zu ihrer großen Freude ihre alte Kammerfrau, welche die vorſorgliche Polizei zugleich mit den wenigen Papieren Adelgundens aus dem Gaſthof geholt, um gleich Alles beieinander zu haben. Die alte Frau hatte Thränen in den Augen und rang ſtumm die Hände; hatte ſie doch ſo gar keine Ahnung davon, was nun mit ihrer geliebten Herrin geſchehen ſollte. Dieſe hatte ſich auf dem kurzen Wege hieher gefaßt und ſah im Bewußtſein ihrer Schuldloſigkeit dem, was kommen würde, um ſo muthiger entgegen, als ſie ein glücklicher Gedanke durchzuckte, der, Alles mit einem Male aufklärend, ſie wenigſtens aus den Händen der Polizei befreien konnte. „Wohin führen Sie uns?“ fragte ſie Herrn Schmauder.

„Auf die Polizeidirektion, wo das Weitere verfügt werden wird.“

„Wiſſen Sie, wer ich bin?“

„Wir haben allerdings Ihren Paß gefunden, der auf den Namen einer anſtändigen Familie lautet, doch ſind dergleichen Papiere zu fälſchen.“

„Wenn ich Ihnen aber den Beweis führe, daß ich mit Recht den Namen jenes Paſſes trage und Ihnen einen ſichern Bürgen ſtelle für mein ruhiges Verbleiben hier in der Stadt, bis ſich dieſe ebenſo lächerliche als unangenehme Geſchichte aufgeklärt hat.“

„Wer könnte dieſer annehmbare Bürge ſein?“ fragte der Polizeibeamte mit einem zweifelhaften Lächeln.

„Baron Fremming auf Buchenhof.“

Herr Schmauder langte an ſeinen Hut, als wollte er den unſichtbaren Träger dieſes Namens reſpektvoll grüßen, ehe er zur Antwort gab: „Ja, wenn der Herr Baron Fremming für Sie einſtehen wollte, ſo würde das die Sache ändern, aber ich bin überzeugt, er wird ſich ſchwerlich dazu herbeilaſſen.“

„Vielleicht doch," erwiederte Adelgunde, im Innern nicht ſo zuverſichtlich, als ihre Worte lauteten, denn ihr ſchwebte das Bild jenes herzloſen Ungeheuers vor, jenes vertrockneten, hageren Geldmenſchen mit dem tückiſch lauernden Blick und dem kalten, unheimlichen Lachen. Und doch war es der einzige Anker, den ſie auszuwerfen hatte — „führen Sie uns dorthin! —"

„Da wir dabei keinen großen Umweg zu machen haben, denn der Buchenhof liegt ganz nahe," verſetzte Herr Schmauder, indem er neben den Kutſcher auf den Bock ſtieg, „ſo will ich es auf meine Verantwortung nehmen." So fuhren ſie dahin, eine kurze Strecke durch die Feldwege, welche Adelgunde zu dem wunderlichen Garten geführt hatten; dann erreichten ſie eine breite Straße, wo es aufwärts ging, bis ſie nach kurzer Fahrt vor einem hohen, prachtvoll aus Steinen erbauten und oben mit einem Wappen verſehenen Einfahrtsthor hielten, welches dadurch einen behaglichen einladenden Anblick bot, daß es, zurückſtehend, getrennt war von der ſtaubigen Landſtraße durch einen weiten Halbkreis und ſich hier im Schatten dicht belaubter, jetzt herrlich blühender Kaſtanienbäume befand. Ein Zug an der Glocke des Thores führte raſch einen Lakaien in einfacher, eleganter Livree herbei, der mit einigem Staunen die Equipage und ihren Inhalt betrachtete und dann auf die Frage des wohlbekannten Herrn Schmauder, achſelzuckend zur Antwort gab, der Herr Baron ſei allerdings zu Hauſe, doch wiſſe er nicht, ob derſelbe, da er gerade im Begriffe ſei, ſich zum Diner niederzuſetzen, noch Fremde annehmen würde. Glücklicherweiſe hatte Adelgunde das Schreiben ihres Vormundes in ihr Taſchenbuch geſteckt und dieſes, wie ſie immer zu thun pflegte, auch heute mitgenommen. Sie übergab es dem Lakaien und erſuchte ihn dringend, dem Herrn Baron Fremming nicht zu verſchweigen, in welch' eigenthümlicher Begleitung ſie am Thore ſeiner Villa erſchienen.

Der Lakai war ein Mann, der lange genug in vornehmen

Häusern gedient hatte, um die Form des Briefes, seine Aufschrift, sowie das kleine Siegel vom feinsten Lack zu würdigen und dadurch überzeugt zu sein, daß er hier wohl mit nichts Zweideutigem und mit Etwas zu thun habe, wo es auf eine vornehme Bettelei abgesehen sei.

Adelgunde, welche bis jetzt ihren Muth aufrecht erhalten hatte, fühlte nun auf einmal das Peinliche ihrer Lage; ihr heftig klopfendes Herz zog sich krampfhaft zusammen, sie faltete ihre Hände und langsam tropfte eine Thräne um die andere unter ihrer blauen Brille hervor. Was hatte sie wohl, trotz des Empfehlungsbriefs ihres Vormundes, von jenem kalten, herzlosen Menschen zu erwarten, und wenn sich dieser in Rücksicht auf den Onkel auch ihrer annahm, so fürchtete sie doch hämische, zweideutige Reden zu erfahren und Kränkungen der unangenehmsten Art. Jetzt schallten rasche Tritte auf dem breiten Kieswege; sie wagte es nicht aufzublicken, und erst, als sie gerade eine nicht unangenehme Stimme laut lachend fragen hörte: „Ja, welche von beiden alten Damen ist denn eigentlich die junge Dame, die mir so dringend empfohlen wird?“ hob sie ihre Augen auf, um den Sprecher zu betrachten — und entweder Schmauder mußte sie vor eine falsche Villa geführt haben oder dieß war nicht Baron Fremming. Statt des hageren, dürren Mannes mit den finstern, tückischen Zügen und dem herzlosen Blick der Augen stand ein starker, wohl aussehender Mann vor ihr, mit dem heitersten, ja lustigsten Gesichtsausdrucke von der Welt, mit Augen voll Güte und Freundlichkeit, allerdings mit weißem Haar, aber mit dem rosigsten Schimmer der Gesundheit auf den dicken Backen. Er trug einen weißen, eleganten Sommeranzug, einen breitkrämpigen Strohhut, und als er nun so dastand, die Equipage betrachtend, lachte er so heftig und unaufhaltsam, daß der Lakai ungesehen hinter ihm ebenfalls lachte, dann der Kutscher auf dem Bocke, und daß sich selbst ein kleiner, lichter Schein auf den ernsten Zügen des Herrn Schmauder sehen ließ; das dauerte

aber nur ein paar Sekunden, dann öffnete der Bediente den Schlag und der alte Herr bot der echten jungen Dame die Hand zum Aussteigen. „Trotz der Verkleidung und der blauen Brille irre ich mich doch nicht," sagte er heiter, „aber erklären Sie mir, liebes Fräulein, warum kommen Sie in diesem seltsamen Anzuge zu mir? — Wie — Ihre Hand zittert, ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?"

„O viel, viel," rief das junge Mädchen mit ausbrechenden Thränen und einem so schmerzlichen Tone, daß der Baron, sich rasch gegen Schmauder wendend, diesen mit einem sehr ernsten Gesichtsausdruck fragte:

„Nun, mein Herr von der Polizei, ich will hoffen, daß Ihre Begleitung dieser jungen Dame eine ganz zufällige ist und daß Sie mir glauben, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß Sie hier einen sehr großen Mißgriff gethan. Mein liebes Fräulein," wandte er sich an Adelgunde, „Ihr Onkel hatte Sie schon seit einigen Tagen bei mir angekündigt, Ihre Photographie beigefügt, damit wir Sie im Nothfalle aufsuchen könnten, und nun, nach Entfernung Ihrer entstellenden blauen Brille, küsse ich meinem lieben Gaste zum herzlichen Willkomm die Hand."

Herr Schmauder befand sich in einer unangenehmen Lage. Der alte Freiherr war eine so wohlbekannte und so hochgeachtete Persönlichkeit, daß Jemand, den er auf solche Art bewillkommte, über allen und jeden Verdacht erhaben sein mußte; er machte deßhalb mit einer leichten Verbeugung ein paar Schritte rückwärts und hatte nichts dagegen einzuwenden, daß ihn der Lakai des Herrn Baron zum Polizeidirektor begleite, um diesem zu sagen, daß der Freiherr von Fremming zu ihm kommen werde, um ihm allen nöthigen Aufschluß zu geben. Der Lakai hatte dabei noch den geheimen Befehl erhalten, die Koffer der jungen Dame, welche die alte Kammerfrau auf Befehl der Polizei hatte packen und schließen müssen, mitzubringen. Hierauf reichte der alte Herr Adelgunde

den Arm und führte sie durch einen wundervoll angelegten Garten nach seinem schönen Landhause, vor dem sich eine große Terrasse ausbreitete, die einen weiten Blick auf die Stadt und das herrliche, im Schmuck der blühenden Bäume prangende Thal gewährte. Dann mußte sie ihm ihre Abenteuer der letzten Tage, welche sie in so schlimme Berührung mit der Polizei gebracht hatten, berichten, und der dicke joviale Herr fand diese Verwicklungen so amüsant, daß er vor Lachen kaum zu sich selber kommen konnte und mit Thränen in den Augen versicherte, das seien die schönsten Geschichten, die ihm in seinem Leben vorgekommen. Dann führte er sie zur Tafel, die unter einer kleinen, von wildem Wein und Gaisblatt umrankten Laube zu vier Couverts gedeckt stand: eines für den Gast, ein anderes für den Freiherrn, welcher seit langen Jahren Wittwer war, die beiden andern für die Söhne des Hauses, einen jungen Dragoneroffizier und einen angehenden Forstmann.

Wie bald fand sich Adelgunde heimisch bei diesen feingebildeten, liebenswürdigen und guten Menschen — ja, recht heimisch, und obgleich sie sich fest vorgenommen hatte, den andern Tag abzureisen, so ließ sie sich doch gern halten durch die Versicherung des alten Freiherrn, daß einige Tage nothwendig sein würden und dringend ihre Gegenwart erforderten, um eine hohe Polizei über ihre begangenen Dummheiten und Taktlosigkeiten aufzuklären, und das junge Mädchen blieb gerne unter dem Gefühle, einen lichten Frühlingsmorgen zu verleben nach einer schwülen Nacht voll schwerer böser Träume.

Begreiflicherweise klärte sich Alles auf's Natürlichste auf, hauptsächlich durch Arthur Regnier, der sich beeilte, der Wahrheit gemäß zu sagen, daß er selbst das gefährliche Flacon, aber nur aus Scherz mitgenommen habe — gewiß nur aus Scherz, denn er war wieder voll Glück und Lebenslust, hatte er doch den andern Tag sein Bild zu einem sehr guten Preise verkauft, und, von unbekannter Hand, unter Beifügung eines reichen Honorars, den Auftrag er-

halten, eine Szene jener geheimnißvollen Geſchichte aus dem Hauſe der Fröſche v. Froſchberg zu malen, und war die Bedingung hinzugefügt worden, daß ſich der junge Maler vor Beginn dieſer Arbeit ein Jahr nach Italien begeben ſolle. Für den Stadtrath Schmetterer allein war es unangenehm, daß er ſich nicht im Stande ſah, ſeine Unſchuld vor der Gattin durch die Verurtheilung der Verbrecherin beweiſen zu können, und ſo oft ſpäter von Seiten der verwittweten Majorin oder der Büglerin mit ſechs erwachſenen Töchtern verfängliche Reden geführt wurden, pflegte Madame Schmetterer mit gerechter Entrüſtung zu ſagen: „Es iſt eben ein Unglück, einen Mann zu haben, der in ſeinem Amte ſolchen Verführungen und Nachſtellungen ausgeſetzt iſt.“

Die Photographie der gefährlichen Fremden verwahrte ſie auf's Sorgfältigſte und ſo oft ſpäter bei vertrauten Kaffeekreiſen in ihrem Hauſe die Anſicht vertheidigt wurde, daß es nicht ſchwer ſei aus dem Aeußeren eines Menſchen auf deſſen Inneres zu ſchließen, pflegte ſie jenes Bildniß zu zeigen, indem ſie ſagte: „ſehen ſie doch dieſes harmloſe Geſicht an,“ worauf ſie triumphirend hinzuſetzte: „und das war eine ganz gefährliche Landſtreicherin, ein Abſchaum der Menſchheit — eine Giftmiſcherin.“

Damit verſchwimmen jene Geſtalten, denen ein eigenthümliches Zuſammentreffen von Umſtänden und Zufälligkeiten vielleicht einiges Intereſſe verlieh, und zergehen wie Abendduft und Nebelbilder; für Adelgunde aber endigten hiermit die herben Enttäuſchungen, die ſie erfahren, weil ſie den Muth hatte, den Spuren eines Romans nachzugehen — ſollte aber trotz alledem und alledem eine unſerer ſchönen Leſerinnen oder geneigten Leſer ſich verſucht fühlen, auch den Spuren der vorliegenden kleinen, aber ganz außerordentlich wahren Geſchichte zu folgen, ſo bitten wir, alles Andere bei Seite laſſend, auf den Buchenhof zu gehen und ſich dort nach der jungen Baronin Fremming zu erkundigen.

Unter den päpſtlichen Zuaven.

In einem der ſchönen Häfen von Marſeille, der Joliette, lag der fällige Poſtdampfer für Civita-Vecchia und Neapel in Erwartung ſeiner Paſſagiere. Das lange und ziemlich hohe Schiff war ſo dicht an den Quai gelegt worden, daß man das Verdeck vermittelſt einer hölzernen Brücke erreichen konnte, ſehr zur Annehmlichkeit der Paſſagiere, noch mehr aber zur Bequemlichkeit der begleitenden Freunde, die ſich nun nicht bei dunkler Nacht dem ſchwankenden Boote anzuvertrauen brauchten, um Abſchiede zu nehmen, die ihnen theils Herz und Gemüth, theils Intereſſe und Herkommen abnöthigten.

Der Dampfer ſollte um 8 Uhr ſeine Fahrt beginnen, wer aber, wie es die Pflicht jedes vorſichtigen Paſſagiers iſt, und wie er auch ohne dieſe Tugend durch die Omnibuſſe der Geſellſchaft von der Cannebière herbefördert wird, ſchon um 7 Uhr erſchien, fand das Verdeck nahe beim Eingange noch in ziemlich großer Verwirrung. An Waaren war allerdings nicht zu viel zu ſehen, aber die rieſenhaften Koffer und Paſſagierkiſten aller Art lagen bergehoch aufgethürmt, überklettert von ihren Beſitzern, die nach dem theuern Gut ſchauten und in allen Mundarten, unter denen die engliſche

wieder einmal vorherrſchend war, die hantirenden Matroſen um die größtmöglichſte Sorgfalt erſuchten; doch war dieſes ein ſchwer zu befriedigendes Verlangen bei der Maſſe des aufgeſchichteten Materials und bei der dunkeln, durch nur wenige Laternen erhellten Nacht; auch legte manch verdächtiges Krachen und manch dumpfes Gepolter der herabrutſchenden Koffer Zeugniß vom Gegentheil ab, obgleich Alles mit großer Geſchwindigkeit von Statten ging, da ſich an dem Schiffe ſelbſt etwas erhöht über der großen Luke ein kleiner Dampfkrahnen befand, der mit einem unglaublichen Gerappel Alles hinab- und ſpäter wieder hinaufbeförderte. Die Paſſagierſcheine trugen Nummern für Kabine und Bett, ſo daß hier keine Irrungen möglich waren, doch ging es ſehr enge in dieſen kleinen Kajüten mit fünf Betten zu und vielfache Reklamationen der Betreffenden konnten nur durch ein bezeichnendes Achſelzucken des Maitre d'hôtel, wie ſich ein ziemlich unanſehnlicher Kerl nennen ließ, beendet werden. Endlich war auf dem Verdecke Alles ziemlich klar gemacht, die begleitenden Freunde der Paſſagiere hatten ſich nach und nach entfernt; nur noch einige Nachzügler ſtanden auf der Schwelle zwiſchen Brücke und Verdeck, die letzten Händedrücke und die letzten Worte austauſchend. Die Taue, welche das Schiff an den rieſenhaften Ringen auf den Quaimauern feſthielten, waren gelöst, der Dampfer ſchwankte, aber kaum merklich, die Maſchine bezeugte ihre Ungeduld durch einige ziſchend ausgeſtoßene Dampfſeufzer, und der Kapitän ſtand mit ſeinem Sprachrohr in der Hand hoch oben auf der Radkaſtenbrücke. Es iſt dieß jener Augenblick vor der Abfahrt jedes Dampfbootes, wo Alles bereit ſcheint und man doch nicht abfährt, wo Paſſagiere, Matroſen, Kellner, Steuermann und ſämmtliche Offiziere des Schiffes erwartungsvoll nach dem Ufer ſchauen, als müſſe von dort her noch etwas ganz Beſonderes erſcheinen, von dem ſich aber Niemand eine Rechenſchaft zu geben vermag. Gewiß hat mancher unſerer geneigten Leſer den Moment oft erlebt und ebenfalls nach dem Ufer geſchaut, in der

Zorn an ſehr großen Stücken übergoſſenen Zwiebacks und Kugelhopfens aus.

Wir können nicht umhin, ein paar alte Bekannte zu grüßen, das „alt“ im Sinne des „längſt“ genommen, nämlich die dicke Kanzleiräthin vom Bürgerballe her mit ihrer ebenfalls dicken Tochter und die unglückliche, uns wohlbekannte Honoratorentochter. Letztere hatte ſich neben die Stadträthin Schwämmle geſetzt und ſah etwas angegriffen, ja leidend aus.

Allmählig kam friſches Leben in die Unterhaltung; die achte Rangklaſſe lachte häufig, machte zuerſt ſchüchterne Bemerkungen unter einander, wagte dann ein Geſpräch mit der ſiebenten Rangklaſſe, welche ein Auge zudrückte und ſehr herablaſſend war, und als ſich erſt die andere Oberregierungsräthin, eine liebe, charmante Frau, nach dem Befinden eines kranken Kindes der ihr gegenüber ſitzenden Stabsſekretärin erkundigt hatte, lüfteten ſich in etwas die ſtarren Bande der Etiquette, die Zungen wurden frei und heitere Geſpräche zu Nutz und Frommen der abweſenden Nebenmenſchen nahmen an dem Theetiſche überhand. Wetterbeobachtungen und Geſundheitsverhältniſſe, incluſive Ausgleiten und Fallen auf dem Glatteis, waren abgehandelt, und indem man das Repertoire des Theaters zerfleiſchte und die einzelnen Mitglieder ſcharf vornahm, hatte man Blut geſchmeckt und gieng mit voller Kraft an die Ereigniſſe des Tages. Zuerſt wurden ſämmtliche Mägde verdammt und ſchreckliche Beiſpiele erzählt von der Rohheit und dem Uebermuthe dieſer verworfenen Klaſſe: hatte nicht die Oberregierungsräthin erlebt, daß ihr Bäbele, nachdem ſie eine ſchöne Taſſe zerbrochen — man fand ſie nämlich zerbrochen in der Küche ſtehen, — ihr zur Antwort gab, es ſei noch die Frage, ob ſie, nämlich das Bäbele, die Taſſe wirklich zerbrochen oder nicht vielleicht Jemand anders — Jemand anders? konnte das Bäbele nicht vielleicht damit geſagt haben wollen, am Ende habe die Oberregierungsräthin die Taſſe ſelbſt zerbrochen — fürchterliche Frechheit! Der ganze Tiſch erhob einen

Hoffnung, sich von dort her eine achtruderige Barke mit rasender Geschwindigkeit nähern zu sehen, oder einen Reiter, der sich auf dem Quai von seinem schäumenden Rosse wirft, um irgend einen unerhörten Befehl des Kaisers oder des Königs zu überbringen, oder einen der Schiffsjungen in athemlosem Laufe, für den Steuermann geflickte Hosen tragend, oder für den Restaurateur ein paar vergessene Hammelskeulen — aber dieser Moment, eine Art von unbegreiflicher Erstarrung der gesammten Mannschaft, ohne daß gewöhnlich etwas Wichtiges oder Unwichtiges erscheint, geht eben so rasch vorüber und — der Zauber ist gelöst.

Die Maschine fing an zu arbeiten und der Dampfer bewegte sich langsam gegen die Einfahrt des Hafens, hier bei dem Dunkel des Abends, umgeben von einem dichten Mastenwalde, zwischen dem sich Taue, Stricke und Ketten wie Schlinggewächse von Mast zu Mast zogen und auf dessen Spitzen die Wimpel und Flaggen in unerkennbaren Farben wie aufgescheuchte Wasservögel flatterten, aber alles dieß belebt von Tausenden von Lichtern — ein wahrhaft prächtiger Anblick. War es doch gerade so, als schleiche das Schiff durch gewaltige Schilf- und Binsenmassen, hinter denen am Uferrande zahllose scheue Irrlichter aufhüpfen, um neugierig nachzuschauen. Und alles das verschiebt sich bei jeder Bewegung des Fahrzeugs: lange Feuerlinien, die so eben noch zu unserer Rechten waren, sehen wir jetzt von der linken Seite wieder vorkommen; blaue, rothe und grüne Lichter springen jetzt vor, jetzt neben uns aus dem Dunkel auf, wahrscheinlich neckende Kobolde, die es aber nicht wagen, uns weiter hinaus zu begleiten, weil dort draußen auf dem Felsvorsprunge der wachthaltende Leuchtthurm steht: ein riesiger Cyklope, ebenfalls mit einem einzigen, aber weithin leuchtenden Auge, mit dem er zuweilen auf sehr verdächtige Weise blinzelt. — „Nehmt euch in Acht vor ihm!“ flüstert das kleine, in allen Farben leuchtende Volk niederduckend und langsam verschwindend in dem Schilfwalde am Ufer. — —

Doch der Dampfer kommt glücklich vorüber, und jetzt, da er die letzten Mauern des Hafens hinter ſich hat, ſcheint ſeine Maſchine freier aufzuathmen und ſeine Radſchaufeln peitſchen das nächtig dunkle Meer, weißen Schaum aufſtäubend, der weit rückwärts noch in zwei zitternden leuchtenden Linien zu ſehen iſt.

Von den Paſſagieren ſind viele noch auf Deck und ſchauen rückwärts nach der Stadt, von der übrigens nichts mehr zu ſehen iſt, als ein ſtrahlender lichter Kranz am Ufer und eine ſchwache Helle in der Luft. So mit leiblichem Auge; mit geiſtigem Auge dagegen ſah wohl Mancher Manches; das konnte man wenigſtens errathen aus der Haltung, mit der hie und da Jemand an der Verdeckbrüſtung lehnte, und ſtarr hinüberſchaute nach dem langſam verlöſchenden Lichte; oder auch aus dem leiſen Geſpräche Anderer, aus einzelnen Worten, aus leiſen Seufzern, aus dem Erſcheinen und Verſchwinden weißer Taſchentücher.

Auf dem Mitteldeck, welches vielleicht zwölf Fuß tiefer lag, als das Hauptdeck der Paſſagiere erſter Klaſſe am Steuerruder, lagerte dicht vor dem Schornſteine eine unkenntliche Geſellſchaft, vielleicht dreißig bis vierzig Männer unter dunkeln Wolldecken, hier mit aufwärts gekehrten, an den Nachthimmel blickenden Geſichtern, dort auf der Seite liegend mit aufgeſtützten Ellbogen in leiſem Geſpräch. Wer dieſe Geſellſchaft war, konnte man allenfalls entnehmen aus der Gleichförmigkeit ihrer grauen Wolldecken, aus einer Militärmütze hie und da, hauptſächlich aber aus ein paar Unteroffizieren in päpſtlicher Uniform, die neben den Lagernden auf- und abſchritten, auch zuweilen mit Einem derſelben plauderten, meiſtens in deutſcher Sprache oder im ſchweizer Dialekt, auch holländiſch und franzöſiſch. Hier wurde es am erſten auf Deck ganz ruhig. Dieſe päpſtlichen Freiwilligen ſchienen ſich eines geſunden Schlafes zu erfreuen, und wenn ſich auch Manche unter ihnen noch ſpät in der Nacht unruhig und ſchwer ſeufzend hin- und herwarfen, ſo lagen doch die Meiſten ruhig und ſtill. Auch von dem obern Halbdeck

verſchwanden die meiſten Paſſagiere nach und nach, wogegen man verſchiedene Gruppen in der hellerleuchteten großen Kajüte bei einander ſitzen und plaudern ſah.

Das Schiff, der Saintonge, er führte ſeinen Namen von einer Provinz des alten königlichen Frankreichs, war ein Raddampfer, für den Laplata-Strom gebaut, und hatte auch deßhalb wohl an ſeinen Außenſeiten lange bewegliche Treppen. Während mancher Jahre hatte es den majeſtätiſchen Strom befahren und ſeine ganze Bauart, beſonders die reiche Decoration des großen Salons, erinnerte lebhaft an die prachtliebenden, heißblütigen Südländer; vielleicht etwas zu luftig, ja zugig für unſere klimatiſchen Verhältniſſe, mochten ſeine Höhe, ſeine großen Fenſter und breiten Thüren in jenem warmen Klima ein großer Vortheil geweſen ſein. Wände, Decken und Fußboden beſtanden aus den koſtbarſten Hölzern, die Möbel waren von Paliſander, die Umrahmung der Fenſter und die Rahmen ſchöner Bilder an den Seiten aus dem feinſten röthlich ſchimmernden Roſenholze, die Thüren von grünem japaniſchem Ahorn, — das Kamin von weißem Marmor. Durch feine Säulen, welche einen breiten Gang markirten, wurde die Kajüte in zwei Theile geſchieden, in deren jedem ſich größere und kleinere Speiſetiſche befanden; am obern Ende des Mittelgangs ſtand ein reich geſchnitztes Pianino, vor dem eine hellblonde Engländerin Platz genommen hatte und für einige alte Damen, die um ſie herum ſaßen und ſtanden, mit leiſer Begleitung und noch leiſerer Stimme „That is the day of the Lord“ intonirte, wozu eigentlich gar keine Veranlaſſung war, denn es war nicht der Tag des Herrn und noch viel weniger war ſie allein auf weiter Flur. Von den übrigen Paſſagieren bekümmerte ſich indeſſen Niemand um dieſe ſtille Abendandacht. Dort wurde geleſen, hier geplaudert, an einer andern Stelle Thee getrunken, und am hintern Ende des Salons befanden ſich vier Amerikaner an einem kleinen Tiſchchen und genoſſen ſtark frappirten Champagner, den ſie noch zuweilen mit

Cognac verſtärkten. Nicht weit von ihnen bemerkte man in einer etwas dunkeln Ecke einen Herrn und eine Dame; doch ſah man von ihnen nicht viel mehr als das Hervorleuchten ihres hellen Kleides mit den ſchwachen Umriſſen einer Geſtalt; ſie ſaß zurückgelehnt auf einem der breiten Divans an der Seite; und von ihm, der ſich in einem Schaukelſtuhl hin und her bewegte, zeigte ſich nur hie und da das Geſicht, wenn es in Folge dieſer Bewegung zuweilen vom Scheine einer der Hängelampen beleuchtet wurde. Es war das ein blaſſes, eingefallenes Geſicht von verdrießlichem Ausdrucke, aber das Geſicht eines jungen Mannes in den zwanziger Jahren.

Man tritt mit ähnlichen Gefühlen zum erſten Mal in eine ſolche Geſellſchaft, wie man ſich eine gänzlich unbekannte Gegend betrachtet, von der man es kaum glauben kann, daß man ſchon in kurzer Zeit jeden Weg, jeden Steg, ja einzelne Felder und Bäume, ſo genau kennt, als wäre man lange Zeit in ihnen und unter ihnen herumgewandelt, und wenn man auch von den Beſtandtheilen einer Geſellſchaft, mit der man auf Reiſen zuſammenlebt, nicht viel mehr erfährt, als die Art, wie Dieſer und Jener auf dem Verdeck umherläuft, oder bei Tiſch mit ſeinen Nachbarinnen plaudert, oder von einem Andern, daß er Morgens Früh in einem grauen Plaid erſcheint, Mittags in einem dunkelkarrirten Anzuge, Abends in einem hellen Ueberzieher, ferner von jenen alten Damen, daß ſie ſich bei einbrechender Nacht auf dem Verdeck ein Lager zubereiten, um dort ein paar Stunden lang den Mond anzuſchauen, die blitzenden Sterne, ſowie den ſchwarzen Qualm, der mit Myriaden von Funken vermiſcht aus dem Schornſteine dampft, um wie ein ſchwarzer Wolkenſtreif erſt in weiter Ferne zu verblaſſen oder in der Nacht zu verſchwinden — wenn wir auch von einem blutjungen Ehepaar weiter gar nichts zu hören bekommen, ſie aber Stunden und Tage lang ſehen, wie echte Inſeparables neben einander ſitzend, Geſicht gegen Geſicht gewandt, oder die Dame noch Abends allein bemerkend, von ihm ſorgſam bis unter das Kinn in Plaids ein-

gehüllt, während er, eine Cigarre rauchend, vor ihr auf- und abſtürzt, um bei jeder Tour vor ihr ſtehen zu bleiben und ein paar Worte in ihr lachendes Geſicht zu flüſtern; wenn uns die eben Genannten unbekannt im Grunde ſind und bleiben, ſo haben wir doch gerade durch die oben angeführten Aeußerlichkeiten in gewiſſer Beziehung ihre Bekanntſchaft gemacht, leben mit ihnen, wie unter guten Bekannten, und es würde uns etwas fehlen, wenn eines Morgens zum Beiſpiel der gewiſſe ſchäbige Gentleman, den wir ohne eine Spur von weißer Wäſche, aber in Pantoffeln von Glanzleder mit rothen Strümpfen zu ſehen gewohnt ſind, auf einmal ganz anders erſchiene, wenn die Inſeparables nicht mehr bei einander ſäßen, oder wenn ſich ſtatt der alten Damen jene Champagner mit Cognac trinkenden Amerikaner auf dem Verdecke lagern würden. So ſind wir in Kurzem, ja in wenigen Stunden, mit Allen bekannt geworden, ohne Jemand zu kennen, und würden es gewiß ſehr unangenehm empfinden, wenn plötzlich eine ganz andere Geſellſchaft erſchiene, in die wir uns auf's Neue in der eben beſchriebenen Art zurecht finden müßten.

Ob ſich unſer braves Schiff, welches ohne allzu große Bewegung wacker vorwärts dampft, auch wohl ähnliche Gedanken über ſeine Paſſagiere macht, oder ob ihm alles das gleichgültig iſt, was es jetzt in ſeinem Schooße und auf ſeinem Rücken mit ſich davon führt? Ja, ich fürchte faſt, der gute Saintonge macht ſich, an ehemals denkend, heute gar nichts aus ſeinen dermaligen Reiſenden, nichts aus den vier Champagner mit Cognac trinkenden Amerikanern, nichts aus der Lady, die ſich einbildet, allein auf weiter Flur zu ſein, nichts aus dem Herrn im Schaukelſtuhle mit ſeiner feinen weißen Dame, ja nichts aus den zwanzig bis dreißig andern Perſonen, die an verſchiedenen Tiſchen ſitzen: Damen in fabelhaft zerzausten, hinten lang herabfallenden Coiffuren, Herren mit und ohne Bärte, und mit mehr oder minder ſehr unintereſſanten Phyſiognomieen. Vielleicht ſind zwei Gruppen auf dem Schiff, welche

dem ehemaligen Dampfer des Laplata-Stromes einiges Interesse einzuflößen vermögen: oben die päpstlichen Freiwilligen, die unter dem klaren Sternenhimmel dürftig zugedeckt, noch dürftiger bekleidet, liegen, leicht schlummernd, schwer träumend. Diese vierzig jungen Leute, Manche den besseren, ja den besten Ständen angehörig, würden uns wohl brillante Lebensbeschreibungen liefern, wenn wir es vermöchten, Einzelne von ihnen an das Bugspriet zu uns herfitzen zu lassen und ihnen dort die Zunge zu lösen durch ein gutes Wort, unterstützt von einem Glase feurigen Weines oder dampfenden Grogs oder einem Kelche mit schäumendem Champagner. Jedenfalls sind diese päpstlichen Freiwilligen in ihrer Vergangenheit und wohl auch in ihrer Zukunft ein hübsches Stück einer, wenngleich wilden Poesie, und das scheint auch die heiße Maschine des Saintonge zu fühlen, denn so oft ihre Kesselthüren geöffnet werden, liebäugelt sie mit rother Glut zu den jungen Leuten hinüber und überstrahlt deren bleiche, eingefallene Wangen mit rosigem Schimmer, wobei mancher Blick glänzend aufzuckt, um sich gleich darauf seufzend wieder zu schließen.

Eine zweite Gruppe ist drunten in der Kajüte, welche wohl im Stande ist, im Innern des guten Schiffes Jugenderinnerungen wach zu rufen. Das ist nämlich eine ältere, wohlbeleibte Dame mit zwei jungen Mädchen, alle drei mit feinem, wachsbleichem Teint, großen dunkeln Sammetaugen und schwarzen Haaren, so ihre südliche Abkunft verrathend. Die jungen Mädchen haben schlanke, biegsame Taillen, denen man wohl ansieht, daß sie sich unter den Klängen des Fandango hin- und herzuwiegen verstehen, und manche Bewegungen ihrer zarten Hände und Finger verrathen uns sehr deutlich, daß sie ihre Castagnetten zu gebrauchen wissen. Diese neckischen Bewegungen mit den zarten Fingern aber gelten dem Papagei von weißer Farbe mit einem gelben Busch, der in hohem Messingkäfig vor ihnen auf dem Tische steht, neben einem Korbe voll Orangen, zu denen der Vogel zuweilen herabschielt und

dann ein Geſchrei ausſtößt, das einem lauten Lachen ähnlich iſt. Dann ſcheinen ihn die jungen Mädchen mit dem Spiel ihrer Finger beſchwichtigen zu wollen, was ihnen aber nicht immer gelingt, denn zuweilen richtet er unmuthig ſeinen gelben Federbuſch in die Höhe und ſtößt ein ſo durchdringendes Geſchrei aus, daß ſich die meiſten der Paſſagiere mit ärgerlichen Blicken hinüberwenden und daß ſich der gute Saintonge tief bewegt fühlt, denn in ſolchen Augenblicken träumt er ſicher:

„von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einſam und ſchweigend trauert
Auf brennender Felſenwand.“

Dann verwandeln ſich vor ihm die kahlen Felſen der franzöſiſchen Küſte und das tiefdunkle Meer, und er glaubt wieder wie damals auf dem hellſchimmernden Strome dahinzuſchwimmen durch die üppig ſchimmernde Pracht des Urwaldes vorüber an Palmen, Bananen, an rieſigen Baumfarren und all' den prächtig wunderlichen Pflanzen vorbei, die umſpielt ſind und neckiſch gefeſſelt von den herrlichſten Schlinggewächſen.

Ja — der plötzliche Ruf eines Papageis kann eigenthümliche und ganz verſchiedenartige Phantaſieen erwecken.

Wendet ſich doch einer der Champagner trinkenden Amerikaner zu ſeinem Nachbar und ſagt mit einem häßlichen Lachen: „Wenn ich den Schrei des Papageis höre, ſo denke ich immer an unſere Jagd auf jenen verruchten Marron, der uns ſo viel zu ſchaffen machte. Gerade ſo klang es um uns her, als ihn endlich die Hunde niedergeriſſen hatten. Prächtige Beſtien das!“

Der junge Mann in dem Schaukelſtuhle hielt ſich bei dem gellen Ruf die Ohren zu und rief in verdrießlichſtem Tone: „Hätte ich doch damals zugleich mit Deinem Schreihals alle ähnlichen aus der Welt ſchaffen können!“

Er ſagte das auf ſo unangenehme Art, daß die feine weiße

Geſtalt der jungen Frau neben ihm ſichtbar zuſammenzuckte, und zu gleicher Zeit ſprach droben einer der Freiwilligen gähnend und ſich dehnend: „Ich glaube, der Hahn kräht und es will Tag werden," worauf ein Anderer mit rohem Lachen erwiederte: „Wenn wir nahe am Lande wären, ſo würde ich glauben, es ſei Krähengeſchrei — eine heitere Begrüßung anderer Galgenvögel." — „Oder ſie witterten Blutgeruch," meinte ein Dritter, worauf ein Vierter, der in der Ecke lag und zwar ſo, daß er einen Fuß breit Raum zwiſchen ſich und ſeinem Nachbar ließ, murrend ſagte: „Mit eurem ewigen Geſchwätz. Gebt doch ein Bischen Ruhe, das iſt weder Hahn noch Krähe, das iſt der Schrei eines Papageis."

„Und der muß das wiſſen," quiekte eine Stimme aus der Mitte des Haufens hervor, „denn als er noch Prinz von Arkadien war, hielt er ſich Papageien zu Dutzenden."

„Holes euch Alle der Teufel!"

Auf dieſen freundlichen Wunſch hin wurde noch ein Tüchtiges gelacht, auch noch verſchiedene derbe Gegenreden gehört, Rufe nach Ruhe von den Außenliegenden, unverſtändliches Gemurmel und tiefe Seufzer; dann trat die frühere Stille wieder ein und die meiſten ſchliefen weiter.

Ja, Manche ſchliefen weiter, aber nicht Alle. Viele lagen allerdings regungslos da mit geſchloſſenen Augen, aber anſtatt von Schlummer erquickt zu werden, jagten die tollſten, ja oft die verzweiflungsvollſten Gedanken ein anderes, ſchlimmes wildes Heer durch ihre Seelen. Hie und da wandte Einer das Antlitz von den leuchtenden Sternen weg und barg es in die Hände oder auf die untergelegten Arme, dazu recht ſchmerzlich aufſeufzend. Ob auch Thränen dabei floſſen? Wir wiſſen es nicht, aber wir glauben es. Dann, nach einiger Zeit, war unter den grauen Decken keine Bewegung mehr zu ſpüren, und auf dieſen Augenblick ſchien der auf dem rechten Flügel, von dem wir vorhin geſagt, daß er einen fußbreiten Raum zwiſchen ſich und ſeinem Nachbar gelaſſen, gewartet zu haben,

denn jetzt rückte er noch weiter weg, erhob ſich hierauf in ſitzender Stellung, warf die graue Decke von ſich und ſtand dann, nachdem er noch einen raſchen Blick auf die Schläfer geworfen, geräuſchlos auf. Es war eine ſchlanke, jugendlich kräftige Geſtalt, die ſich dort erhob, bekleidet mit einem grauen Jägerrocke, den ein lederner Gürtel um den Leib zuſammenhielt, und auf das Haupt ſtülpte er jetzt einen leichten grauen Filzhut. Er war es, den die quiekende Stimme ſpottend „Prinz von Arkadien" genannt hatte, und wie er ſo dahinſchritt auf dem ſchmalen Gange zwiſchen der Maſchine und den brauſenden Rädern, mußte man geſtehen, daß ſeine Geſtalt, ſeine Bewegungen, die Art, wie er den Kopf trug, etwas Außergewöhnliches, ja etwas Vornehmes an ſich hatte. Dem widerſprach allerdings die grobe Kleidung, wogegen aber, wenn man in ſein feines, jugendlich ſchönes Geſicht blickte, man dieſe Kleidung hätte eine Verkleidung nennen können. Er ging dem Bugſpriet zu, ſtieg auf das dort befindliche Verdeck und ſetzte ſich an das Ende des Klüverbaums.

Das Meer zeigte lange, ſanfte, glatte Wellenſchwingungen, ohne im mindeſten unruhig oder auch nur erregt zu ſein. Hier auf dem Vordertheile ſpürte man allerdings eine gelinde Bewegung, aber es war nur ein angenehmes Auf- und Niederſteigen, weich und gleichförmig, wie das Schaukeln einer Wiege. Eine ſolche Wirkung ſchien es auf den jungen Freiwilligen zu haben, denn nachdem er ſeinen Hut neben ſich auf das Verdeck geworfen, ſtützte er ſeine Ellbogen auf die Kniee und ließ den Kopf tief zwiſchen die Hände hinabſinken.

Auf dem Verdecke hier waren weiter nur eben einer der Matroſen ſchlafend zwiſchen einem großen Tauringe und ein einziger Spaziergänger in der Unteroffiziersuniform der päpſtlichen Jäger, der an der Brüſtung leiſe pfeifend auf- und abſchritt.

Nach einiger Zeit wich dieſer von ſeinem Wege ab, um ſich in einem weiten Kreiſe dem jungen Manne zu nähern, ihn einen

Augenblick aufmerkſam betrachtend, und als dieſer dann zufällig eine Bewegung machte, legte er ihm die Hand auf die Schulter.

„He, was ſoll's?"

„Eigentlich nicht viel," gab der Unteroffizier in einem freundlichen Tone zur Antwort: „Ich wußte nicht, wer von euch es war, der, ſtatt zu ſchlafen, Luſt hat, hier oben zu ſitzen und zu träumen, da Ihr es aber ſeid, ſo mache ich mir nichts daraus."

„Und wenn es nun ein Anderer wäre?" fragte der junge Mann in einem etwas trotzigen Tone.

„So würde ich ihn erſuchen, ſich auf ſeine Schlafſtelle zurückzuverfügen."

„Pah, Sie fürchten doch hier auf dem Meere keinen Deſertionsverſuch?"

„Von Ihnen nicht, aber unter denen da drunten ſind Geſellen, bei denen es mir verdächtig vorkommen müßte, wenn ich ſie hier nun anträfe — in's Meer ſtarrend und vielleicht überlegend, ob ihr Elend in Erinnerung an ihr vergangenes Leben wohl tiefer ſei, als die Salzflut da draußen."

Der junge Mann blickte in die Höhe und ſah eine Zeitlang aufmerkſam in das Geſicht des Unteroffiziers, dann ſagte er: „Und mir trauen Sie dergleichen Gedanken nicht zu?"

„Nein, ich verſtehe mich ein wenig auf Phyſiognomieen und habe mich in jahrelanger Berührung mit Leuten, wie die da unten, ſelten in meinen Vorausſetzungen getäuſcht und viele Erfahrungen geſammelt."

Er ſagte das Letztere unter einem leichten Seufzer und wollte ſich, mit der Hand grüßend, wieder entfernen, als der junge Freiwillige raſch mit der Bitte aufſtand, der Unteroffizier möge ihm eine vielleicht indiskrete Frage erlauben.

„Nur zu" — ſagte der Unteroffizier — „ich werde Ihre Frage in der gleichen Art, wie Sie ſie ſtellen, zu beantworten ſuchen."

„Wie kommt es, daß ein Mann, der ſich, wie Sie, ſo gewandt

Weheruf und versicherte, so etwas sei ihm noch nie vorgekommen.

Eine andere, nicht minder schreckliche Geschichte erzählte die Kanzleiräthin: nur durch nachlässiges Verschließen der Wärmflasche im Bette ihres zehnjährigen Sohnes sei derselbe ganz durchnäßt worden, und als man das der Marie vorgehalten, habe sie gelacht und die Frechheit gehabt zu erwidern: das Bett sei des Durchnässens schon gewohnt. Sämmtliche unverheirathete Damen schlugen bei dieser Geschichte die Augen nieder und die Verheiratheten fanden sie ebenso schrecklich, wenn nicht noch schrecklicher, als die der Oberregierungsräthin.

Von den Mägden kam man auf die Bedienten, auf die Handwerker, auf die niederen Beamten und allmählich auf die Colleginnen der sechsten, siebenten und achten Rangklasse.

In diesem Augenblicke trat der pensionirte Hauptmann von Müller in das Zimmer, und sein Anblick wurde mit außerordentlicher Freude begrüßt. Er war, da er nicht Gattin noch Schwester abzuholen brauchte, einer von den wenigen Männern, welche das Vorrecht hatten, früher kommen zu dürfen; er war das aufregende Element bei diesen Gesellschaften, indem er mit den Ansichten der Damen fast immer in Opposition war und es zuweilen wagte, ihnen seine Meinung unverholen zu sagen.

Nach seinem Erscheinen ward das Gespräch anfänglich sanfter, als es bis jetzt gewesen; auch brachte der Hauptmann eine Menge Neuigkeiten mit, von einem alten Schornstein, in welchem es gebrannt, von einem Concerte oder Balle bei Hof, von einem schrecklichen Unglücksfalle und dergleichen mehr, und so flossen einige kleine Stündchen dahin unter Theetrinken, Backwerk- und Eingemachtem-Essen, Stricken und sanftem Geplauder.

Nach und nach erschienen noch die musterhaftesten der Ehemänner, welche sich eine Stunde vom Wirthshause abzogen, um noch eine Zeit lang in der Theegesellschaft zubringen zu können. Vater Schwämmle erschien auch, daß aber der Hofrath

in drei verschiedenen Sprachen auszudrücken versteht — ich hörte Sie deutsch, französisch und italienisch reden, der, wie Sie, so ganz das Aeußere und Benehmen eines vollkommenen Gentleman hat — ich weiß leider kein anderes Wort dafür — Unteroffizier bei den päpstlichen Jägern ist?"

„Ei, mein lieber Herr," gab der Andere lächelnd zur Antwort, „wer weiß, ob in drei bis vier Jahren irgend jemand Anderes nicht ganz genau dieselbe Frage an Sie richten wird?"

„Nie — gewiß nicht. Ich hoffe, bei den päpstlichen Zuaven anzukommen, um in einem guten Gefechte mit meinem Herzblute über empfangenes Handgeld und all' dergleichen quittiren zu können — — freilich, wenn dieß leider nicht der Fall wäre — —"

„So würde doch vielleicht jemand Anderes die gleiche Frage an Sie stellen."

„Nach Jahren, ich wiederhole es Ihnen, gewiß nicht. Dann würde ich — —"

„Sind Sie denn so sehr des Lebens überdrüssig?" fragte der Unteroffizier, dem jungen Manne absichtlich seine Rede abschneidend.

„Ja."

„Noch so jung —"

„Sechsundzwanzig Jahre und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan; auch nicht im Stande, je etwas dafür zu thun, was mir bis zu einem gewissen Zeitpunkt auch höchst gleichgültig war, denn mir genügte mein Leben, wie ich es trieb: eine Kette voll Verirrungen und Ausschweifungen, wie sie jungen reichen Leuten nur zu leicht zur unzerreißbaren Fessel wird, die sie an das Laster schmiedet."

„Jungen, reichen Leuten?"

„Jungen und sehr reichen Leuten?" Ich kann es billiger nicht thun. Ja, so reich, daß trotz all' der Narrheiten, trotz all' der unsinnigen Verschwendungen, die ich getrieben, die Mittel wohl bis an mein natürliches Lebensende ausgereicht haben würden, wenn sich nicht ein Vorfall ereignet hätte, der mir dieses Leben selbst ver-

haßt gemacht, und nicht nur das Leben, wie wir es damals trieben, ſondern überhaupt jede Art von Daſein, die doch ferner nur freudenlos geweſen wäre."

Als der junge Mann hierauf ſchwieg, trat der päpſtliche Unteroffizier mit einem leichten Gruße und in der Art eines Mannes zurück, der viel zu diskret iſt, um durch Stehenbleiben und Aufhorchen einen Andern zu Mittheilungen zu veranlaſſen. Dazu ſchien aber auch der junge Freiwillige nicht geneigt zu ſein, denn nachdem der Andere ſich entfernt, ſetzte er ſich wieder auf den Klüverbaum und träumte weiter.

Kehren wir noch einen Augenblick zur Kajüte zurück. Es iſt nicht zu ſpät, um dort noch Geſellſchaft zu finden, hat doch die Schiffsglocke ſo eben erſt die fünfte Stunde der Nachtwache angezeigt, ungefähr 11 Uhr nach gewöhnlicher Zeitrechnung, und pflegt man überhaupt in der erſten Nacht, die man auf dem Schiffe zubringt, nicht zu früh zu Bette zu gehen.

Drunten im großen Salon iſt faſt noch die ganze Geſellſchaft, wie früher, und mit wenig Ausnahmen auf gleiche Art beſchäftigt, verſammelt: die Amerikaner trinkend, die Engländerin auf dem Piano ſpielend, der Papagei zuweilen ſchreiend, nur der junge Mann in dem Schaukelſtuhl hat dieſen ſo eben verlaſſen und läßt ſich von ſeinen Kammerdienern einen dicken Paletot anziehen, während die Dame mit der feinen Taille jetzt über ihr helles Kleid einen langen dunkeln Burnus trägt. „Meinſt Du nicht," ſagt ſie mit leiſer Stimme, „daß die kühle Nachtluft droben dir unangenehm ſein wird?" worauf er in barſchem Tone erwiedert: „Dummes Zeug, ich werde wohl doch am beſten wiſſen, was mir zuträglich iſt; wenn es für Dich aber zu kalt droben iſt, ſo genire Dich gar nicht und gehe zu Bett — gewiß, Du mußt Dir um meinetwillen gar keinen Zwang auferlegen — gewiß nicht -- thue was Du willſt — ganz was und wie Du willſt, vollkommen — auf jede Art."

Er ſprach dieß in keinem Tone, der liebevolle Beſorgniß oder

ſonſt ein freundliches Gefühl verrieth, er ſtieß vielmehr ſeine Worte mürriſch und verdrießlich heraus, während er der Kajütenthür zuſchritt, unbekümmert, ob ſie ihm folge, und unbekümmert darum, daß verſchiedene Leute an den Tiſchen in die Höhe ſahen und ihm einigermaßen verwundert nachblickten.

Droben auf dem Verdeck angekommen, huſtete er lang und heftig, und als ihn die junge Dame beſorgt anblickte, ſtampfte er mit dem Fuße und benutzte die erſte Ruhe, welche ihm der Huſten vergönnte, ihr in noch ärgerlicherem Tone zu ſagen: „Du mußt Dir gar nicht einbilden, daß Du wieder einmal Recht gehabt, es iſt nicht die Nachtluft, welche mir Huſten verurſacht, ſondern es iſt der Aerger, weil Du nicht aufhören willſt, mich wie ein erbärmliches krankes Kind zu behandeln. Die Seeluft thut mir gut,“ fuhr er nach einem langen, mühſamen Athemzuge fort, „das weißt Du ganz genau, aber gerade deßhalb muß ich immer dieſes verfluchte Wenn und Aber hören, wie auch bei andern Gelegenheiten — hol' der Teufel die Weiberlaunen! Meinſt Du denn, wenn man in dem heißen Salon da unten gut gekühlten Champagner trinken ſieht, man bekäme nicht ebenfalls Luſt dazu — meinſt Du das in der That — — o bemühe Dich mit keiner Antwort, ich weiß doch ganz genau, was Du ſagen willſt — daß der Arzt mir den Champagner verboten — nun ja, hol' ihn der Teufel! Er wird mir auch nächſtens das Waſſer verbieten und die Luft — Alles, Alles werde ich entbehren müſſen, nur Dich wird man mir laſſen, und das iſt freilich ſehr viel.“

Darauf lachte er auf eine häßliche Art und ſo anhaltend, daß er abermals einen Huſtenanfall bekam und ſich, dieſen austoben laſſend, raſch von der jungen Dame entfernte, indem er ihr durch eine heftige Handbewegung gebot, zurückzubleiben.

Sie ſetzte ſich auf eine der Bänke an der Brüſtung des Schiffes und ſchaute ihm beſorgt nach, wie er ſich neben dem Steuerruder auf einen Stuhl niederließ, ſo krampfhaft und ſchwer huſtend, daß

man beim Schein der Kompaßlaterne trotz des dicken Paletots das heftige Zucken ſeiner Schulterblätter ſah; dann faltete ſie ihre Hände, langſam, aber es war eine erſchreckende Heftigkeit, mit der ſie ihre zarten Finger zuſammenpreßte. Der Mond, der vor einer Viertelſtunde aufgegangen war, ſtand voll am Himmel und beleuchtete ihr ſchönes, aber ungemein bleiches Geſicht, während der Seewind mit ihren langen blonden Locken ſpielte.

Wie war das Meer ſo ruhig; ſelbſt die kleinen Wellen, die ſich gegen Abend ſpielend auf der Oberfläche gezeigt, ſchienen eingeſchlafen zu ſein, und was man von Bewegung auf dem Schiffe noch ſpürte, war das Zittern der Maſchine — Meeresſtille und glückliche Fahrt! aber nicht für Alle, nicht für Alle! Der junge Freiwillige am Bugſpriet hatte den Kopf ſogar tief auf die Bruſt herabgeſenkt und mit den Fingern wühlte er in ſeinem dichten Haare, während der am Kompaßhäuschen ſchwer huſtend, unmuthig zuſammenzuckte, ja, ſo ſchmerzliche Laute von ſich gab, daß die junge Dame nach einigem Zögern raſch aufſtand, an ſeine Seite trat und ihn mit milder Stimme fragte, ob ſie ihm ein Linderungsmittel holen dürfe, worauf er ihr zuerſt gar keine Antwort gab und dann, als ſie ihre Frage wiederholte, heftig ausrief: „Laß mich zufrieden! es iſt der Aerger, der mir Kehle und Bruſt gereizt hat. Die Seeluft, die ich in tiefen Zügen einathmen will, wird ſchon helfen. Geh' zu Bette."

Gehorſam ſeinem Befehle, ging ſie leiſe von ihm weg; ehe ſie ſich aber unter das Verdeck begab, trat ſie noch für einige Augenblicke an den Schiffsrand und blickte in die See hinaus. Unbeſchreiblich ſchön war die tiefgrüne Fläche beſonders hinter dem raſch fahrenden Dampfer anzuſchauen; da bauſchten ſich die Wellen in ſpiegelglatter, eleganter Wölbung im Mondlichte glänzend, überſäet mit Tauſenden leuchtender Phosphorfunken, einer mit Silber geſtickten Atlaßſchleppe vergleichbar, welche das Schiff auf ſeinem ſtolzen Gange hinter ſich herzog, da warf der Mond ſeitwärts einen

schimmernden Streifen auf die unendliche Fläche, und die Luft war so rein und klar, daß selbst die hellstrahlende Venus ihr leuchtendes Antlitz im Wasser wiederspiegelte. Da glaubte man, allerdings in weiter, weiter Ferne, zur Rechten und zur Linken festes Land oder hohe Inselgestade zu bemerken; vielleicht waren es aber auch nur Wolkenmassen, die in malerischen Formen träumerisch unbeweglich am Horizonte ruhten, jedenfalls einer lebhaften Phantasie Spielraum gewährend. Vielleicht war es die Spitze von Korsika — „O wenn er hier bei mir stände mit freundlichen Worten und liebevoller Erklärung, alles das mit mir genießend, mit mir besprechend," dachte die junge bleiche Dame; „wenn ich meine Empfindung gegen ihn aussprechen dürfte, wie ich früher gehofft es thun zu können, ihn auf alle diese Schönheiten der Nacht aufmerksam machen, an seine Brust gelehnt, Hand in Hand mit ihm — — mit ihm? — — mit wem? — — — — fort, fort mit diesen fürchterlichen Gedanken, die aus der Tiefe des Meeres aufzusteigen scheinen, um mit langen gespensterhaften Armen nach mir zu greifen, als wollten sie mich hinabziehen. — — Und wäre es nicht am Ende besser, dort unten ein ewiges Vergessen zu suchen und zu finden, als hier oben ein qualvolles Dasein, ein verlorenes Leben zu führen — —" Sie wich schaudernd vom Schiffsrand zurück, über den sie sich tief hinabgebeugt hatte, um ihren Blick in die unergründliche Tiefe zu versenken; es hat das etwas eigenthümlich Reizendes, Verlockendes und Gefährliches; man fühlt sich unwillkürlich angezogen und es gibt Zeiten, wo man ein brennendes Verlangen fühlt, der so verführerisch aufschwellenden Welle entgegen zu kommen — — deßhalb fort, fort!

Sie eilte die Treppen hinab, um in die für sie reservirte Kajüte zu gelangen, wo sie von ihrer Kammerfrau erwartet wurde; ehe sie sich aber unter das Verdeck begab, blieb sie noch einen Augenblick stehen, um zu horchen, ob sie nicht vielleicht die herannahenden Schritte ihres Gatten vernehme; doch blieb droben Alles still und stille war es rings um sie her. Rings um sie her schien

ſcharf ausſpähend, ohne hier überhaupt ein lebendes Weſen zu gewahren.

Als die junge Dame hierauf in ihre Kajüte trat, war die eben gehabte Aufregung immer noch auf ihren Zügen ſo ſichtbar, daß die alte Kammerfrau in beſorgtem Tone fragte, ob der Frau Gräfin irgend etwas beſonders Unangenehmes begegnet ſei. Es war ſchon ſtark genug, daß die alte kluge Franzöſin das Wort „beſonders“ hinzuſetzte, daß ſie es aber ſehr ſtark betonte, hätte auf jeden aufmerkſamen Zuhörer einen ſchmerzlichen Eindruck machen müſſen.

„Mein Mann, der noch auf dem Verdecke iſt, hat ſehr ſtark gehuſtet, und ich bitte Sie, liebe Marianne, dem Kammerdiener zu ſagen, daß er nach ihm ſehen möge und den Grafen frage, ob er irgend etwas befehle.“

Die alte Kammerfrau glitt ſtillſchweigend zur Kajüte hinaus, um gleich darauf mit der Meldung zurückzukommen, daß der Herr Graf mit Friedrich ſo eben die Treppen hinabſteige, um ſich in ſeine Kabine zu begeben; er habe ſich ein Glas ſtarken Punſches zum Schlaftrunk beſtellt.

Die junge Dame hatte ihren Mantel abgeworfen und legte nun mit Hülfe der Kammerfrau ihre Oberkleider ab, um ſich auf dem kleinen Lager, welches mit einer ſchneeweißen, feingegerbten Hirſchdecke verſehen worden war, zur Ruhe zu begeben. Die junge Dame war ſehr jung und ſehr ſchön, wer aber nicht gewußt hätte, daß ſie eine, allerdings erſt ſeit ſehr Kurzem verheirathete Frau ſei, die Gräfin Camilla Landerer, der würde ſie für ein kaum ſiebenzehnjähriges Mädchen gehalten haben, für eine eben erſt erblühte Roſe, ſo friſch, ſo duftig, ſo zart und unberührt, und es war dabei kein Wunder, daß die alte Kammerfrau ſie wie ein kleines Kind zur Ruhe brachte, ihr reiches, blondes Haar ſorgfältig unter der feinen Battiſthaube verbarg und dann ihre zarten weißen Hände küßte, bevor ſie ſich auf ihr eigenes Lager in der Ecke der

Kabine zurückzog, nachdem ſie vorher die Thüre derſelben ſorgfältig verriegelt.

„Wenn nur der garſtige Papagei nebenan nicht immer ſo ſchreien wollte,“ ſagte nach einigen Minuten die Gräfin Camilla, während ſie mit verſchloſſenen Augen, den Schlaf erwartend, da lag. „Ich glaube, ich werde davon träumen in Verbindung mit dem, was mir heute beim Diner unſer Bankier, Herr Gondard, von dem Schiffe erzählte, daß es nämlich früher den ſchönen Laplata-Strom befahren, auch, was ſein Sohn ihm von einem prachtvollen Ballfeſte mitgetheilt — welches man — in einer jener wundervollen ſüdlichen Nächte — droben auf dem Verdecke gehalten. — Es ſei prachtvoll geweſen — all' die ſchönen Damen zu ſehen — in herrlichen Toiletten — mit fabelhaften Brillanten. — — Das möchte ich wohl ſehen — und wenn ſelbſt nur im Traume.“

Der garſtige Papagei ſchrie aber auch in der That ſo gellend und jede Ruhe ſtörend, daß ſich nicht nur die Damen in ihren Kabinen darüber empörten, ſondern auch von den weiter entfernten Herren Berathſchlagungen gepflogen wurden, wie dem Unfug zu ſteuern ſei. Einige meinten, der Haushofmeiſter des Schiffes müſſe veranlaßt werden, ihn in's Zwiſchendeck zu ſperren, wogegen ſich die vier Amerikaner in ihren Betten einfach darüber einigten, wer von ihnen dieſer infamen Beſtie den Hals abſchneiden ſolle. Wer weiß auch, was geſchehen wäre, wenn die Herrin des Papageis, jene dicke ſpaniſche Dame, nicht zu einem für ſie allerdings ſehr beſchwerlichen Auskunftsmittel gegriffen hätte. Da es nämlich der verwöhnte Vogel außerordentlich liebte, auf ihrem Zeigefinger zu ſitzen, ſo ſtreckte ſie zu dieſem Zwecke ihren Arm aus dem Bette heraus und verharrte in dieſer unangenehmen Lage, bis ſie endlich aus Ermüdung halb ſchlummernd, Hand und Vogel ſinken ließ und hierauf, durch ſein gellendes Geſchrei gänzlich erwacht, ihn wieder vom Boden erhob und abermals auf den Zeigefinger ſetzte.

Doch waren dieß nicht die einzigen der kleinen Leiden, welche

manche der Passagiere in den engen, gänzlich besetzten Kabinen zu erdulden hatten; all' dergleichen, Hitze, sowie unruhige, mit wahrer Virtuosität schnarchende Nachbarschaft war ja zu ertragen, selbst daß französische sehr verwerfliche Sparsamkeit schon Abends um 11 Uhr sämmtliche Lichter in Kajüten und Kabinen löschte. Wie gesagt, alles das wurde nicht schwer genommen, da ein anderes, unangenehmeres Schreckgespenst der Meerfahrt, die Seekrankheit nämlich, ferne blieb. — Und so dampfte der Saintonge ruhig, fast unbeweglich durch Nacht und Wellen dahin, so Manches und so Vielerlei in seinem schwarzen Schiffskörper mit sich führend. Als aber am andern Morgen die rosenfingerige Eos, wie Voß oder Homer sagt, über dem Meere aufblühte, waren viele von den kleinen Leiden der vergangenen Nacht gemildert und selbst tieferes Weh wurde weniger gefühlt beim Einathmen der belebenden Aetherfrische. Die päpstlichen Freiwilligen hatten schon lange ihre grauen Decken von sich geworfen, und Mancher unter ihnen, der wahrscheinlich fest geschlafen und schwer geträumt, blickte erstaunt an die Masten und das Takelwerk empor, oder bedeckte auch wohl die Augen mit der Hand, in tiefes Nachdenken versinkend, bis ihn ein gesunder Rippenstoß des Nachbars oder ein schlechter Witz daraus erweckte, um ihn vielleicht mit gleichen Füßen aufspringen zu machen und seinen Angreifer zu packen und ihn weidlich zu schütteln, bis von rechts und links Ruhe geboten wurde oder bis sich, was hier noch wirksamer erschien, der Spaßmacher der Gesellschaft ins Mittel legte und einen großen eisernen rostigen Schlüssel aus der Tasche holte, mit dem er im Hinblick auf das päpstliche Wappen den Streit unparteiisch mit grober Gerechtigkeit und tiefer Weisheit zu schlichten versprach.

Es ist merkwürdig, daß unter jungen Leuten der verschiedensten Lebensstellung, seien es Studenten auf einer Ferienreise, seien es Soldaten auf dem Marsche, seien es, wie hier auf dem Schiffe, ärmlich gekleidete angeworbene Rekruten, sich augenblicklich ein

Spaßmacher findet, der, wie Trommelſchlag auf dem Marſche, die Beine flinker bewegend macht, und der, wie hier, unter dieſen trotzigen wilden Geſellen die finſteren, verbiſſenen Mienen aufzuheitern im Stande iſt.

Dieſer Spaßmacher hier unter den päpſtlichen Freiwilligen war ein kleiner, kaum vier Fuß hoher Schwabe, welcher der ſchönen Beſtimmung eines Tambours entgegenging; ſeines Zeichens ein Schneider, hatte er die ganze Beweglichkeit eines ſolchen und wußte ſeine kecken, meiſt verwegenen Reden von oft revolutionärer Färbung mit dem drolligſten Humor und einer eigenthümlichen Lebensphiloſophie preiszugeben. Er trug einen ſchwarzen, ſehr fadenſcheinigen Frack, ein ſtrickartiges Halstuch von unbeſtimmter Farbe und ſeine ſchmutzig grauen, unten förmlich ausgefransten Beinkleider wurden von einem einzigen Hoſenträger gehalten. Auch hatte er leider keine Weſte, um ſein iſabellfarbenes Hemd verſchwinden zu machen. „Schadet nichts," ſagte er, ſich an die Bruſt klopfend, „es iſt ja unſere Beſtimmung, dieſe nackte Bruſt der Partiſane entgegenzuwerfen." Seine Kopfbekleidung war ihm während der Nacht abhanden gekommen, und er raubte nun bald Dieſem, bald Jenem die ſeinige, wobei er ſich aus der Gewißheit durchaus nichts zu machen ſchien, daß irgend einer der Angegriffenen ihn mit einem einzigen Schlag zu Boden ſtrecken konnte, was übrigens nicht geſchah; ſondern zuerſt begnügte ſich ein rieſenhafter Schweizer, ihn wie einen Ball einem derben, breitſchulterigen Rheinländer zuzuwerfen, der ihn dann gegen einen langaufgeſchoſſenen Berliner weiter beförderte, den aber der kleine Schneider, zwiſchen den Beinen durchſchlüpfend, bei dieſer Gelegenheit auf ſehr hinterliſtige Art plötzlich zu Fall brachte, worauf er einem gemüthlichen Sachſen den alten Strohhut vom Kopfe riß, ſich ihn aufſetzte und dann, die Hände auf dem Rücken, wie es der Kapitän des Saintonge zu machen pflegte, davonging, dabei in Haltung des Kopfes, beſonders aber im Hin- und Herwiegen der Schultern, dieſen braven Marineoffizier nachäffte.

und der junge Eduard nicht erschienen, brauchen wir nicht zu sagen.

Stadtrath Schwämmle erzählte von einem höchst unerwarteten Bankerotte, der in der Stadt ausgebrochen sei, und versicherte, nur merkwürdige Unglücksfälle hätten den Fall des Herrn A. zu Wege gebracht. Der Herr A. war als fleißiger und geschickter Kaufmann bekannt, aber Frau A. hatte das Unglück, beständig eine sehr gewählte Toilette zu besitzen, weßhalb der Damenkreis dieses Falliment mit wenig christlicher Liebe besprach.

„Wer einen solchen Aufwand macht," meinte die Kanzleiräthin, „wer namentlich an Wochentagen seidene Kleider trägt, bei dem muß es bergab gehen."

„Namentlich war es bei der Madame A. vorauszusehen," sagte eine der Regierungsräthinnen, welche gewöhnlich wie eine Vogelscheuche aussah, aber in Gesellschaft und des Sonntags das Uebermögliche an sich leistete. „Wer sollte es glauben, daß die A. sich einmal unterstanden hat zu sagen, eine anständige Frau müsse immer sauber und gut gekleidet gehen und brauche keine eigenen Sonntagskleider!"

Bei der Kundgebung dieser frevelhaften Aeußerung der unglücklichen Madame A. kreischte am untern Ende ein ganzer Chor von Weiberstimmen entsetzt auf und die gellend laute Stimme einer Sekretärin drang durch den Lärmen und rief: „Was die Frau Oberregierungsräthin so eben erzählt haben, ist vollkommen richtig und sehr glaublich, daß sie noch viel Schlimmeres gesagt, denn Madame A. ist ja eine ... eine ...."

Lieber Leser, du wirst etwas Entsetzliches erfahren, was die gute Madame A. wirklich ist; wir können das durchaus nicht läugnen und müssen der Wahrheit die Ehre geben; aber sie ist an der Benennung eigentlich unschuldig, früher konnte man sie eigentlich nicht so nennen, aber seitdem sie die Mauern hiesiger Stadt betrat, wurde sie es. — Wir schaudern! —

Die gellende Stimme der Sekretärin rief also, Madame A.

Leider waren vom deutschen Vaterlande die eben genannten Stämme und noch so manche andere vertreten, so daß da eine ganze Musterkarte hier beisammen war. Die übrigen waren Schweizer, Belgier, Franzosen, und unter Allen waren auch die verschiedenartigsten Stände und Lebensstellungen vertreten; hier bemerkte man an Kleidung und Haltung den Handwerker oder den derben Bauer, dort sah man Köpfe und Hände, die dem Schreiber- oder Kaufmannsstande angehört, mit hierzu passenden, meistens aber mit allerdings sehr abgetragenen Röcken; da waren Andere, die sich eine schäbige Eleganz bewahrt hatten, die sorgfältig jeden Strohhalm, jedes Stäubchen von ihrem Anzug zu entfernen trachteten, die sich auch nun beim hellen Tageslichte abgesondert hielten und sich den Anschein gaben, als gehörten sie zu der Klasse der ganz anständigen Passagiere. Da waren aber auch sehr junge Leute, denen man es in ihrer Kleidung ansah, daß sie noch vor Kurzem in besserer Gesellschaft gelebt, ja, daß vielleicht kaum Wochen, höchstens Monate vergangen waren, wo sie eine achtbare Stellung, vielleicht das väterliche Haus, bei Nacht und Nebel verlassen; aber diese, meist mit aufgeweckten, intelligenten Gesichtszügen, freilich Spuren verschiedener Laster in den eingefallenen, mit blauen Ringen umgebenen Augen und auf den bleichen Wangen zeigend, waren die am wenigsten angenehmen der ganzen Schaar. Sie machten die boshaftesten Bemerkungen über Alles, was in ihre Nähe kam, sie rissen die frechsten Witze, und wo einmal ein Stoß oder Schlag mit echter verbissener Wuth geführt wurde, ging der von diesen aus.

Als sie etwas später nach dem Vordertheil des Schiffes gerufen wurden, wo Jeder einen Napf Suppe und ein Stück Brod erhielt, stellte der kleine Schneider einen Theil der Freiwilligen vorher zu zwei und zwei gehörig in Reih und Glied; Jeder mußte seine graue Decke umhängen, und so zogen sie dahin, fast eine Prozession nachahmend, welche der schwäbische Spaßmacher, einen

aufgefundenen Beſen in der Hand, den roſtigen Schlüſſel an einem Strick auf dem Rücken, anführte. Andere fanden ſich verſtohlen bei der Suppenvertheilung ein, ſo die ſchäbigen Elegants, von denen wir oben ſprachen, und ſpäter kam auch der Freiwillige, welchen geſtern Nacht die quiekende Stimme, es war die des Schneiders geweſen, als Prinz von Arkadien bezeichnete. Dieſer aber kam nicht verſtohlen oder wie Jemand, der ſich gedrückt fühlte, in ſolcher Geſellſchaft geſehen zu werden, ſondern frei und offen in ſeinen Bewegungen, in ſeinem Gruße, in ſeinem wohlgebildeten, ja edelgeformten Geſichte. Sein voller blonder Bart ging leicht gekräuſelt zu beiden Seiten weit über ſein Geſicht hinaus. Er trug den weichen Filzhut auf die Steite geſetzt, und die Zipfel ſeines locker umgelegten ſchwarzen Halstuches fielen auf der breiten Bruſt auf ein buntes Hemd herab, welches unter der grauen Juppe hervorſchauend, wohl zerknittert und hier und da beſchmutzt, aber durchaus nicht ſchmutzig ausſah. Wie er ſo daſtand, ſeinen Blechnapf in der Rechten, auf den kleinen Schneider herablächelnd, bot dieſer junge Mann eine ebenſo ſtattliche, als angenehme Erſcheinung, und man hätte ihn für den Kommandirenden der Schaar halten können, der es Umſtände halber vorzog, in Civil ſtatt in Uniform mit ihr zu ziehen.

„Ah, Ew. Gnaden laſſen ſich herab, mit uns zu frühſtücken," ſagte der kleine Schneider, indem er den Beſen vor ihm präſentirte.

„Warum nicht, mein Lieber? Dieſe Morgenſuppe ſieht ganz gut aus, und wenn ſie in der That ſchlecht wäre, was kann man machen? Man iſt einmal darauf angewieſen."

„Aber Ew. Gnaden doch wohl nicht," verſetzte der andere mit einem komiſchen, aber gut geſpielten Erſtaunen. „Ew. Gnaden hat heute Nacht gewiß vortrefflich in einem Zimmer des erſten Stocks geſchlafen, und Ew. Gnaden thun nur aus angeborener Höflichkeit ſo, als wollten Sie dieſe ſchlechte Suppe mit uns eſſen."

„Du wirſt Dich ſogleich vom Gegentheil überzeugen," verſetzte

der junge Freiwillige heiter, indem er ſich Suppe einfüllen ließ und ſich dann auf eine kleine Schiffskanone ſetzte, wo er augenblicklich anfing, ſeine Portion zu verzehren.

„Wie mich das ſchmerzt," ſagte der kleine Schwabe, „ich hatte immer geglaubt, Ew. Gnaden hätten Geld genug, um drüben beim Reſtaurant das koſtbarſte Frühſtück zu nehmen, und Ew. Gnaden hielten ſich nur ſo zu uns aus ſonderbarer Liebhaberei."

„Ja und nein, wie Du willſt, doch, wenn es Dein gutes Gemüth beruhigen kann, ſo will ich Dich verſichern, daß ich allerdings Geld genug habe, um ſo gut zu frühſtücken, als ich nur immer will."

„A — a — a — ah," ſeufzte der kleine Schneider, „da ſeid Ihr gut daran, wer das auch von ſich ſagen könnte!" Er hatte ſich neben den jungen Freiwilligen auf ein Bund Taue gekauert und verzehrte ebenfalls ſeine Suppe. Eigenthümlich war es dabei, daß er jetzt, wo er nicht mehr aus Spott „Ew. Gnaden" ſagte, ſich doch nicht getraute, wie bei allen Andern, die Anrede „Du" mit den gleichen Worten zu erwiedern — „So, Ihr habt alſo Geld?" fragte er nach einer Pauſe.

„Genug."

„Handgeld?"

„Nein, ſo wenig als Du; damit bin ich ebenfalls mit vollem Rechte auf unſere Ankunft in Civita-Vecchia und Rom vertröſtet worden. Wozu auch Geld auf der Fahrt von Marſeille nach dem gelobten Land? Dieſe Morgenſuppe iſt gut, das wirſt Du zugeben, wir werden auch ein anſtändiges Mittageſſen bekommen, und auch das Nachtlager koſtet nichts."

„Iſt aber hart," meinte der zukünftige Tambour, ſeine Schultern bewegend; „Ihr habt wohl beſſer geſchlafen?"

„Ich habe gar nicht geſchlafen. Zuerſt ließ mich der Schrei des Papageis nicht zur Ruhe kommen, und dann kamen mir ſo allerlei ernſte Gedanken. — Haſt Du auch zuweilen ernſte Gedanken?"

„O ja, o ja, wenn ich an zu Hauſe gedenke — und an ſie.“

„A — a — a — ah, an ſie. Wenn ich nicht fürchten müßte, unbeſcheiden zu ſein, ſo würde ich Dir eine gute Cigarre anbieten und Dich alsdann erſuchen, mir etwas über ſie mitzutheilen. Wir haben dazu vortreffliche Zeit, denn ſo eine Seefahrt hat unter Umſtänden etwas recht Langweiliges. Da, nimm dieſe Cigarre und erzähle mir.“

„Warum nicht? Aber ich thue es nicht für dieſe Cigarre. Alle Menſchen haben gleiche Rechte, pflegte mein alter Meiſter zu ſagen, wenn er mich mit der Elle als Gegenleiſtung dafür durchprügelte, daß ich einen Kragen falſch aufgeſetzt.“

„Sehr wahr, alſo verlangſt Du auch von mir eine Gegenleiſtung?“

„Aehnlicher Art — ganz gewiß. Ich erzähle euch, was Ihr wollt, dafür ſollt Ihr mir aber berichten, wie es kommt, daß Ihr, ein verkleideter vornehmer Herr, der obendrein Geld hat, ſich gerade ſo wie wir arme Teufel unter die päpſtlichen Freiwilligen anwerben läßt.“

„Ich habe ein Gelübde gethan.“

„Ei, das kann Jeder ſagen,“ meinte der kleine Schneider achſelzuckend, „und es kann auch wahr ſein, auch ich zum Beiſpiel habe ein Gelübde gethan, ſie nicht mehr anzuſehen, ihr kein freundliches Wort mehr zu gönnen, und mich lieber todtſchießen zu laſſen.“

„Das iſt's ja gerade. Es würde mich recht intereſſiren, zu erfahren, warum Du einen ſolchen Haß auf ſie geworfen haſt; dahinter ſteckt mehr, als was man im gewöhnlichen Leben verſchmähte Liebe nennt.“

„Ich kann das wohl erzählen, doch möchte ich dann auch wiſſen,“ ſagte der Zukunftstambour hartnäckig, „weßhalb Ihr ein ſo komiſches Gelübde gethan.“

Der junge Freiwillige ſtrich den blonden Schnurrbart nach rechts und nach links, dann legte er den Kopf in die Hand, dachte

nach, eine Minute oder ſo etwas, und als er ſich hierauf wieder aufrichtete, lag ein eigenthümliches Lächeln auf ſeinen Zügen. Unter Tauſenden und Tauſenden von Menſchen würde er einen Vorſchlag, wie ihn eben der kleine Schneider gethan, mit geringſchätzendem Achſelzucken, mit einem verächtlichen Aufwerfen der Lippen beantwortet haben — irgend ein lebendes Weſen zum Vertrauten zu machen! — Lächerlich! Allerdings hatte er dem Walde davon erzählt und noch in vergangener Nacht dem dunkeln Meere, aber er war ſicher, daß ihm dieſe beiden keine Gegenbemerkungen machen würden, wogegen das naſeweiſe Geſicht des pfiffigen Schwaben gerade ſo ausſah, als könne er ſich wohl unterſtehen, irgend eine Meinung abzugeben über das, was man ihm mittheilen würde, wogegen es dem jungen Mann wieder pikant erſchien, ein derartiges Wort von einem Menſchen zu hören, der in geſellſchaftlicher Beziehung allerdings tief unter ihm ſtehend, in den letztvergangenen Tagen ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte durch ſchlagfertige, kecke und verſtändige Antworten. Erfuhr der Schneider doch niemals den Namen des jungen Freiwilligen, vergaß auch dieſe Geſchichte in den nächſten Tagen wieder, und morgen früh in Civita-Vecchia oder Abends in Rom trennten ſie ſich vielleicht auf Nimmerwiederſehen — ſei es darum.

Die beiden vortrefflichen Cigarren wurden angezündet, und nachdem der Schwabe ein paar Sekunden geraucht, ſagte er mit einem pfiffigen Lächeln, welches deutlich anzeigte, daß er ſicher ſei, den Andern übervortheilt zu haben: „Was nun meine Geſchichte anbelangt, ſo kann ich ſie nicht bedeutender machen, als ſie wirklich iſt, und ſie iſt in der That recht unbedeutend, ſehr gewöhnlich, ſchon oft dageweſen.“

„Es handelt ſich jedenfalls um eine ſchöne Meiſterstochter, in deren Reize Du Dich ſterblich verliebteſt?“

„Natürlich, was wäre auch das Leben ohne Liebesglanz, wie der Dichter ſagt.“

„Und ſie hat Deine Neigungen erwiedert?“

„Verſteht ſich, ſie liebte mich jedenfalls, aber wie man einen Schooßhund liebt oder einen Kanarienvogel oder eine hübſche Blume — ah, Sie lachen bei dieſem Vergleich, ich wollte, daß Sie mich damals geſehen hätten, elegant angezogen, im ſelbſtgenähten Rock, mein Haar, das jetzt ſtruppig iſt, famos friſirt: ich ſage Ihnen, ich war in der That ein niedliches Ding, wie ſie auch zu ſagen pflegte, wenn ich ihr tauſend kleine Gefälligkeiten erzeigte, aber ich blieb für ſie das Ding, ein Spielzeug, mit dem ſie lachte, ſchäkerte und es wegwarf, um alsdann, wie ich allerdings nicht wußte, zu ernſthaften Liebesgeſchäften mit einem ganz verfluchten norddeutſchen Geſellen überzugehen.“

„Du biſt allerdings etwas klein ausgefallen,“ erwiederte lächelnd der junge Freiwillige, „und wenn ſie ihr Spiel mit Dir trieb, ſo konnte man ihr den Glauben nicht übelnehmen, daß ſie es mit einem Kinde zu thun hatte.“

„Gewiß,“ entgegnete der kleine Schneider, nachdem er ein paar Augenblicke trübe vor ſich hingeſchaut, „und als ich endlich einen feſten Anlauf nahm, um ihr ſiegreich zu beweiſen, daß ich kein Kind mehr ſei, da kam die Kataſtrophe: ſie lieferte mich in die Hände des Meiſters, und dieſer beförderte mich zur Werkſtatt und zum Hauſe hinaus. Aber das war noch nicht Alles. Der norddeutſche Geſelle war dumm genug, ſich in dieſe Geſchichte zu miſchen, worauf ein Wort das andere gab und es endlich klar wurde, daß ſie auch dieſen zum Beſten gehabt und nur als Deckmantel gebraucht bei ihrer Liebſchaft mit einem ganz gewöhnlichen Infanterielieutenant — o dieſe deutſchen Weiber! Da hatte ich keine Ruhe mehr, jede Nähnadel brannte mir in der Hand; und es war mir gerade zu Muthe, als ſäße ich auf einem glühenden Bügeleiſen, ich mußte hinaus in die Welt, Thaten zu thun, kriegeriſche Thaten im Hinblick auf ihre militäriſche Neigung, um einſtens vielleicht vor ſie hintreten zu können und ihr zu ſagen,

das habe ich geleiſtet, oder auch vielleicht, um ihrem Auge eine Thräne zu entlocken, wenn ſie im Tageblatt lieſt: Er ſtarb auf dem Felde der Ehre. Da haben Sie meine Geſchichte, und wenn ſie Ihnen zu einfach iſt, thut es mir leid, aber ich beſitze keine beſſere."

„Ich wünſchte wohl, die meinige wäre eben ſo einfach in ihrer Anlage und eben ſo gering in ihren Folgen. Verſtehe mich recht; nicht als ob ich eine unerwiederte Liebe für etwas Geringes anſehe, aber gerade, daß dieſe Liebe von ihrer Seite nicht erwiedert wurde und, verzeih' mir meine Offenheit, auch nicht leicht erwiedert werden konnte, muß ein Troſt für Dich ſein. — Schlimmer wäre es geweſen," fuhr der junge Freiwillige nach einer minutenlangen Pauſe fort, während er mit düſterem Blick auf das Meer hinausgeſchaut, „ja weit ſchlimmer, unerträglich ſchrecklich wäre es geweſen, wenn ihr Beide euch recht von Herzen geliebt hättet, ſelig in dem Bewußtſein und Gefühl, mit all' euern guten Eigenſchaften, ja ſogar mit all' euern kleinen Schwächen recht eigentlich für einander geſchaffen worden zu ſein; wenn alle eure Lebensverhältniſſe ſich ſo geſtaltet hätten, daß ſie nur gebraucht ihre Hand in Deine zu legen, daß ihr euch, wie ſchon geſagt, gegenſeitig unſäglich geliebt, und wenn dann ein Theil von euch verwegen genug geweſen wäre, das Schickſal herauszufordern, und übermüthig genug, in einem mehr als leichtſinnigen Augenblick mit dem eigenen Glück und dem eines geliebten Weſens frevelhaft zu ſpielen."

„Das iſt ein Theil Eurer Geſchichte?"

„Das iſt ein Theil meiner Geſchichte; willſt Du noch mehr davon hören?"

„Gerne, wenn Ihr mir davon erzählen wollt."

„Es waren zwei junge Leute," ſprach der Andere mit einer erzwungenen Ruhe, „Beide von Haus aus ziemlich mittellos, Beide aber vorausſichtlich zu gleichen Theilen Erben eines großen Vermögens, das ſich in den Händen eines alten geizigen Verwandten befand, der, obgleich kinderlos und ohne jede andere Familie, eng-

herzig genug war, ſolange er lebte, auch nicht das Geringſte jenen beiden jungen Leuten zukommen zu laſſen. So dachte wenigſtens der Eine von ihnen: der Andere war kränklich, hatte aber trotzdem eifrig ſtudirt und die diplomatiſche Carrière ergriffen, in der ſichern Vorausſetzung, ſpäter einmal im Mitbeſitze jenes großen Vermögens eine glänzende Rolle als Geſandter ſpielen zu können; und beſaß indeß dabei neben andern unangenehmen Eigenſchaften auch eine Sparſamkeit, die faſt an Geiz grenzte, aus welchem Grunde er denn wohl auch von ſeinem Verwandten, ohne daß ich es wußte, mit bedeutenden Summen unterſtützt wurde. Ich, oder vielmehr der zweite jener jungen Leute, ward Offizier, lebte ziemlich luſtig und in den Tag hinein, und da es ihm durchaus keine große Mühe machte, im Hinblick auf jenes bedeutende Erbe, deſſen Verhältniſſe allgemein bekannt waren, Schulden in großem Maßſtabe zu kontrahiren, ſo ſah er ſich mit einem Male an einem Abgrunde, vor dem er ſich noch hätte retten können, wenn ihm jener ſehr alte Verwandte den Gefallen gethan haben würde, das Zeitliche zu ſegnen. Er that dieß aber nicht und der junge Offizier mußte unter ſehr bedenklichen Umſtänden den Dienſt verlaſſen, und das gerade in einem Augenblicke, wo er im Begriffe war, zu einer ſehr vornehmen und reichen Parthie überredet zu werden. — Er hätte ſich damals wahrſcheinlich überreden laſſen, denn ſein Herz hatte noch keine ernſte Neigung empfunden, und er war dabei leichtſinnig genug, eine Vernunftheirath einzugehen, die ihn von der koloſſalen Laſt ſeiner Schulden befreite und erlaubte, einen flotten Train zu führen."

„Allerdings wäre der gewiſſe Offizier, den ich nicht kenne, alsdann unverantwortlich leichtſinnig geweſen," verſetzte der kleine Schneider mit großer Entſchiedenheit und einem ſchlauen Lächeln, „ſo eine Vernunftheirath iſt etwas Fürchterliches: man ſpringt mit geſchloſſenen Augen in einen Abgrund, in den man ſpäter allerdings auch vielleicht hineintaumelt, aber im letzten Falle iſt man

Schlachtopfer der Verhältnisse und kann sich damit trösten. Ich war seiner Zeit bei zwei Meistern, die solche Schlachtopfer vernunftloser Heirathen waren — keine Ruh' bei Tag und Nacht."

„Du urtheilst hart über diesen jungen Offizier," erwiederte der Freiwillige, „er wäre allerdings auch auf diese Art in's Unglück gegangen, und wer weiß, ob dieses schlimmer gewesen wäre, doch wollten es die Verhältnisse anders, er rollte mit der Last seiner Schulden abwärts und mußte sich heimlich entfernen, um nicht eingesteckt zu werden. Da, als für seine damaligen Verhältnisse Alles zu spät war und noch zu früh, als daß es seinen Freunden gelungen wäre, mit seinen Schuldnern, niederträchtigen Wucherern, ein billiges Arrangement zu treffen, hatte jener entfernte Anverwandte die Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit, gerade in dem Moment zu sterben, und der junge Offizier sah sich genöthigt, seine sämmtlichen Schulden bei Heller und Pfennig zu zahlen, was er auch ehrlich that, doch blieb ihm immerhin ein ansehnliches Vermögen, ja, dieß wurde vor einem empfindlichen Abzug bewahrt, wegen eines eigenthümlichen Umstandes, scheinbar durch die Güte des Andern, welcher aber einen sehr bittern Nachgeschmack hatte. Es fand sich nämlich in dem Testament eine Klausel, wonach derjenige der beiden jungen Leute, welcher sich entschließen wollte, eine gewisse junge Dame zu heirathen, von dem Andern eine beträchtliche Summe erhalten soll. Nun war aber der Offizier soeben der Scylla einer Vernunftheirath glücklich entgangen und hatte um so weniger Lust, sich in eine unbekannte Charybdis zu stürzen, als der Diplomat scheinbar so großmüthig war, die junge Dame heirathen zu wollen, ohne dafür jene Abfindungssumme zu verlangen. Wer war froher als der Offizier? Er hatte nichts einzuwenden, daß darüber ein bündiger Vertrag aufgesetzt wurde. Der Andere sagte ihm: ‚Ich kenne die junge Dame allerdings eben so wenig als Du, doch ist sie mir als guterzogen geschildert worden, passabel hübsch, vor allen Dingen aber als sehr fügsam, was ich bei meinem zu-

weilen unangenehmen, heftigen Temperamente wohl brauchen kann. Ich muß heirathen, um als erſter Legationsſekretär, ſpäter als Geſandter, ein anſtändiges Haus machen zu können, vielleicht auch,' ſetzte er ſeufzend hinzu, ‚um in nicht zu langer Zeit eine gute Pflegerin zu haben, wogegen Du bei Deiner eiſernen Geſundheit keine Luſt fühlen wirſt, Dich in die Feſſeln der Ehe ſchlagen zu laſſen — mir paßt die Kleine. —' ‚So, du kennſt ſie alſo?' fragte der junge Offizier arglos und ohne das geringſte Mißtrauen. — ‚Man hat mir von ihr erzählt,' war die gleichgültige Antwort. So arrangirte ſich dieſe Sache, und da die Beiden nie eine Sympathie für einander empfunden hatten, ſo trennte man ſich kühl und förmlich. Sie hörten auch nur ganz gelegentlich etwas von einander, und was der Offizier über den Diplomaten erfuhr, war auch nicht danach, ihm ein engeres Zuſammenleben wünſchenswerth zu machen. Daß er kleinlich und engherzig war, hatte er ſchon lange gewußt, daß er aber, ein ſtrenger Sittenprediger, trotz ſeiner Sparſamkeit einen recht lockeren Lebenswandel geführt, war mir neu und ich hätte es nicht geglaubt, wenn mir nicht ehemalige Kameraden Manches darüber zutrugen, was mich allerdings bis zu einem gewiſſen Zeitpunkte höchſt gleichgültig ließ. Der Diplomat hatte ſeine Heirath verſchoben, bis er, was nicht lange ausbleiben konnte, erſter Sekretär in einer bedeutenden Reſidenz wurde, und bis er ſich, wie man wenigſtens behauptete, mit einem ſehr intimen Verhältniſſe abgefunden hatte.

„Doch war es dem Andern ſehr gleichgültig, wie überhaupt Alles, was ſich nicht auf deſſen augenblicklichen Lebensgenuß bezog. Er machte weite Reiſen, er beſuchte Badeorte und knüpfte dort Bekanntſchaften der verſchiedenſten Art an, um dieſe bald nach ſeiner Abreiſe mehr oder minder wieder zu vergeſſen; ohne irgend eine Abneigung vor dem ſchöneren Geſchlecht im Allgemeinen zu haben, hatte er doch nie ein regeres Intereſſe, eine wahre Liebe und Leidenſchaft empfunden. Endlich ſchlug auch ſeine Stunde."

ſei eine — Fremde. Wie lächelten die Damen, welche dieſes ungeheure Verbrechen der Madame A. ſchon kannten, auf ihren mit Backwerk angefüllten Teller, wie wunderten ſich die Anderen nun nicht mehr, daß der Herr A. fallirt ſei und wie befriedigte und beglückte Alle der Gedanke, daß die Fremde nun nicht mehr im Stande ſei, auf der Straße ſeidene Kleider zu tragen, daß ſie es jetzt wohl unterlaſſen würde, franzöſiſche und andere Stoffe den inländiſchen vorzuziehen, und daß ſie ſich nicht mehr unterſtehen würde, ächtes kölniſches Waſſer für beſſer zu halten, als das in hieſiger Stadt fabricirte Eau de Cologne — die Sünderin, die Anmaßende!

Warum war auch Madame A. eine Fremde? Aber ſie war es ja nicht überall, ſie hatte ja eine Heimath und hatte dieſe Heimath ihrem Manne zu lieb verlaſſen, der hieher zog und ohne ſeine Schuld zu Grunde gieng. Ja, ſie war eine Fremde, und das war in hieſiger Stadt ein Fehler, ein Unglück, das nicht vergeſſen, nicht ſo leicht wieder gut gemacht werden kann. Eine Fremde oder ein Fremder in hieſiger Stadt iſt nämlich ein Weſen, das man ſich mit allen Fehlern und Untugenden des menſchlichen Geſchlechts begabt vorſtellt. Anderswo wundert man ſich, wenn ein Fremder plötzlich häßliche Eigenſchaften kundgibt, denn man hielt ihn bis dahin für einen ordentlichen Menſchen; hier dagegen wundert man ſich, wenn ein Fremder, nachdem er Jahre lang in der Stadt gewohnt, weder gemordet noch betrogen, weder ein Säufer oder ein Spieler, noch ſonſt ein liederlicher Menſch war. Manche dieſer Eigenſchaften hatte man bei ihm vorausgeſetzt, weßhalb? — Weil er ein Fremder war. Was anderswo eine Empfehlung war, war hier, wie geſagt, ein Verbrechen; anderswo nimmt man ſich eines Fremden an, iſt ihm freundlich und behülflich und wartet ruhig ab, ob er ſich dieſer Theilnahme werth oder unwerth erzeigt, und läßt ihn im letzten Falle natürlicher Weiſe laufen und links liegen; hier aber läßt man ihn von Anfang links liegen und laufen, und wenn er

„Das habe ich mir von Anfang an gedacht.“

Der Freiwillige, der, wie in tiefe Träume verſunken, während er ſprach, auf das Meer hinausgeſchaut hatte, wandte bei dieſen Worten raſch ſeinen Kopf herum und blickte dem vor ihm Sitzenden erſtaunt in's Geſicht. Er hatte es vergeſſen, daß er erzählte. Er glaubte nur, alles das wieder einmal recht lebhaft gedacht zu haben; doch konnte er ſich jetzt ſelbſt keine Rechenſchaft davon geben, warum es ihm lieb war, daß er in jenem unbedeutenden Menſchen einen aufmerkſamen Zuhörer hatte, und ſtatt ſich durch den forſchenden Blick voll Intereſſe, welchen der zukünftige Tambour irgend eines päpſtlichen Regiments auf ihn richtete, unangenehm berührt zu fühlen, fand er ſich vielmehr durch das Weſen ſeines harmloſen Zuhörers angeregt, lebhafter als bisher zu erzählen. Er dachte dabei, was er ſchon tauſend Male gedacht, er ſprach, wie ſchon unzählige Male, mit der Luft, mit dem Winde, mit dem Meere und jetzt nebenbei mit einem Menſchen, von dem er erwarten konnte, ſchließlich ein geſundes, vielleicht auch ein ſpöttiſches oder ein theilnehmendes Wort zu hören, was ihn wenigſtens für Augenblicke ſeinem finſtern Hinbrüten entreißen würde.

„Ja, ſeine Stunde ſchlug,“ fuhr er nach einer längeren Pauſe, wie mit ſich ſelbſt redend, fort, „aber es war kein Schlag, wie er einem gewiſſen Blitze zu folgen pflegt, über deſſen Bedeutung wir uns bewußt ſind, der uns zugleich anzeigt, wie viel Uhr es geſchlagen hat; es war vielmehr ein träumeriſches Klingen, wie das Läuten einer Dorfglocke aus dichtem Walde hervor, bei deſſen eigenthümlich poetiſchem Klange wir unwillkürlich lauſchend ſtehen bleiben, um alsdann langſam den Tönen zu folgen, uns in wild-romantiſcher Gegend zu verirren und uns zu ſpät bewußt zu werden, daß wir den Weg zur früheren Freiheit nicht mehr finden werden.

„Der junge Mann, von dem wir reden, hatte einige jener Badeorte von Ruf beſucht, in denen die reiche und vornehme Welt

ihre Wintervergnügungen in warmer Luft und unter freiem Himmel fortſetzen, aber mit bedeutender Steigerung in Toiletten und Mienen, da das Sonnenlicht ganz anders, verrätheriſcher zu beleuchten pflegt, als Kerzen- und Lampenſchimmer. Er hatte glänzende Augen funkeln ſehen, weiße Schultern mit blitzenden Brillanten, mattes gemünztes Gold, Alles zu ſeiner Zeit und von Allem zu ſeiner Zeit genoſſen; er hatte mit Glück geſpielt, und da er ſein Geld nicht zu verſchließen pflegte, auch ſonſt ein angenehmer Geſellſchafter war, ſo wurde er von den verſchiedenſten Kreiſen geſucht und überall mit Auszeichnung empfangen. Wenn er aber nach dieſen Auszeichnungen der verſchiedenſten Art und nach heißen Soupers, durch eiskalten Champagner gekühlt, in der Dämmerung eines friſchen Sommermorgens nach Hauſe fuhr, in ſich einathmend den würzigen Duft friſchen Heues und thaubedeckter Tannenwälder, ſo war es ihm zu Muth, wie dem Tannhäuſer, als der zum erſten Mal wieder die Sonne aufgehen ſah, und er fühlte in ſich einen wahren Abſcheu, wieder zurückzukehren in den Hörſelberg und an die grünen Tiſche; und unter ſolchen Gefühlen verließ er eines Morgens ſeine Wohnung, die dorfähnliche Stadt mit den ſtadtähnlichen Häuſern, auch ſeine tägliche Geſellſchaft, ohne Abſchied von ihr zu nehmen, nachdem er ſeinem Diener befohlen, Alles zuſammenzupacken, und nach der Reſidenz, wo er gewöhnlich wohnte, zurückzukehren — da verließ er beim Grauen des Morgens zu Fuß den Badeort auf's Einfachſte mit einem grauen Jagdrock bekleidet, einem weichen bequemen Hut auf dem Kopfe, den Stab in der Hand, das Nothwendigſte für ein paar Tage bei ſich tragend, und pilgerte in die Berge hinein, den ganzen Tag in Sonnenſchein und friſcher Luft bis ſpät Abends, wo er in einem kleinen Dorfwirthshaus übernachtete, um am andern Tage weiter zu ziehen, ohne Zweck und Ziel, wo die Berge am ſchönſten waren, die Tannen- und Buchenwälder am friſcheſten, meiſtens in Begleitung kühler, geſchwätziger Waldbäche. Und je weiter er ſo fortwanderte,

um ſo unbegreiflicher erſchien es ihm, wie er im Stande geweſen ſei, die letzten Monate und ſchon viele ähnliche zu verleben. Am vierten Tage gegen Abend zog er einen ſteilen Hohlweg hinab, nachdem er vorher auf der Höhe vor ſich durch die Stämme und Zweige mächtiger Tannen hindurch eine leuchtende Seefläche geſehen. Wie herrlich war dieſer Weg durch die prachtvolle Beleuchtung der ſchon tiefſtehenden Sonne, durch maleriſchen Wechſel von Licht und Schatten; blickte doch der Wald zu ſeinen Füßen, tief unter ihm das Dickicht der Tannen und Buchen dunkelblau gefärbter Schatten zu ihm empor, aus denen ſich die mächtigen Baumrieſen erhoben, heller und immer heller werdend bis hoch oben, wo einfallende Sonnenſtrahlen die Blätter grün und goldig ſchimmernd erſcheinen laſſen, und zwiſchen welchen hindurch die ruhige Seefläche wie leuchtendes Silber erſchien. Wie herrlich paßte dazu der Boden, Gras und Moos, durch leichte Lichtblitze einem grünen, mit Gold durchwirkten Teppich zu vergleichen.

„Du kannſt aus der Schilderung dieſes unvergeßlich ſchönen Abends entnehmen, wie poetiſch geſtimmt und für alle Eindrücke empfänglich der einſame Wanderer war, und wie er ſo angeregt nach langem Hinabſteigen endlich an dem Ufer eines großen, ſchönen Sees ſtand, deſſen ihn umgebende Berge lieblich weiche Formen boten, hoch oben mit ſchwärzlichen Tannen bedeckt waren und dazwiſchen helleuchtende Buchenwäldchen zeigten, von denen ſich einzelne mächtige Stämme bis an's Ufer hin verloren, wo ſie ihre Rieſenäſte über das leuchtende Waſſer ausſtreckten. Auf den Höhen der Berge ſah man Kapellen und Dörfer, auch alte Schlöſſer mit hohen Thürmen, und am Ufer hie und dort zahlreiche Gruppen von Fiſcherwohnungen; weit hinauf und weit hinab ſchienen in Dörfern, ja in einer kleinen Stadt, viele Menſchen zu wohnen, nur da, wo unſer Wanderer an den See kam, war weit und breit nichts zu ſehen, als eine einzelne Fiſcherhütte auf einem Vorſprunge dicht am Waſſer, und hier war der Beſitzer dieſer Hütte beſchäftigt,

ſeine großen Netze zum Trocknen auszuſpannen. Die Seefläche war ruhig und klar; in der kleinen Bucht neben der Fiſcherhütte ſo unbeweglich, daß die Schatten von ſchlanken, aus dem Waſſer hervorragenden Binſen nicht die leiſeſte zitternde Bewegung zeigten.

„Hätte er nur gewußt, wo er ſich befand, er mochte auch nicht fragen, da er, nach dem Namen eines ſo bedeutenden Sees ſich erkundigend, wohl ſchwerlich dem Mißtrauen des Fiſchers entgangen wäre; deßhalb begnügte er ſich, auf das gegenüberliegende Ufer zu deuten, dort mit der Hand ein paar weiße Gebäude bezeichnend, die hell hervorleuchteten aus dem tiefen Wald- und Abendſchatten, und dabei zu ſagen: ‚Wie komme ich am beſten da hinüber? — Dorthin, lieber Freund, wo es gewiß ein gutes Wirthshaus gibt.‘

„‚O ja, ein ganz gutes Wirthshaus und auch eine Penſion, wie ſie es nennen.‘

„‚Das iſt's, was ich ſuche; nun, wie komme ich da hinüber?‘

„‚Am beſten, wenn Ihr rechts dem Uferpfad eine gute Stunde folgt bis zu einer Brücke, die in's Waſſer hineingebaut iſt, wo gegen 8 Uhr ungefähr das Dampfſchiff anlegt. Mit dem ſeid Ihr dann in einer weitern halben Stunde drüben.‘

„‚Das iſt recht umſtändlich. Ließe es ſich nicht machen, daß Ihr mich für Geld und gute Worte hinüberrudertet?‘

„‚Zu jeder andern Zeit, aber jetzt bin ich dazu nicht im Stande. Ich muß meine Fiſche noch eine Stunde weit zum Fiſchmeiſter führen, wo ſie auf's Eis gelegt werden und morgen nach der Stadt gebracht; aber mich dünkt, Ihr ſeid ſtark genug, um ſelbſt ein Boot über den See zu rudern.‘

„‚Ja, wenn ich ein Boot hätte,‘ ſagte der Andere, ‚könnte es mir am Ende gelingen. Wie viel Zeit braucht's?‘

„‚Für mich drei Viertelſtunden; Ihr werdet wohl ein Bischen länger nöthig haben, und was das Boot anbelangt, ſo könnt Ihr mein kleines dort nehmen und es drüben dem Fiſcher Seppel

übergeben, ihm auch eine Kleinigkeit zahlen, damit er es morgen wieder herüberrudert.'

„‚Abgemacht! Wo iſt das Boot?'

„Der Fiſcher holte es unter einem breiten Bretterdache hervor und erſt, als der Andere ſchon auf der Bank ſaß und etwas ungeſchickt mit den Rudern in's Waſſer ſchlug, fragte er: ‚Ihr könnt aber doch auch rudern?' worauf die luſtige Antwort zurückklang: ‚Hoffe es wenigſtens zu lernen.' Damit ſetzte er kräftig ein und hatte zurückblickend das Gefühl, als wenn das Seeufer, von dem er abgefahren, langſam vor ihm zurückweiche, er ſelbſt aber ruhig auf der Stelle liegen blieb. Obgleich ſich dieſer Täuſchung bewußt, war es ihm doch ſehr gleichgültig, da drüben früher oder ſpäter anzukommen. Unwetter war keins zu befürchten, und je weiter er in die See hineinkam, um ſo prachtvoller zeigten ſich die Ufer ringsumher ſeinen Blicken, auch hatte ſein Boot die Freundlichkeit, ihm zuweilen ohne ſeinen Willen eine Rundſchau zu gewähren, denn wenn er einmal etwas zu lange nach einer Seite hingeblickt, ſo drehte ſich das kleine Fahrzeug plötzlich rings um ſich ſelber, als wolle es nach Hauſe zurückkehren, worauf es nicht ohne Mühe war, daſſelbe wieder in den richtigen Kurs zu bringen, doch machte er ſich aus dieſen Verzögerungen nichts, da es an den Ufern, auf der Seefläche und droben am Himmel ſo viel Schönes zu ſehen gab. Langſam ſank die Sonne gegen den Horizont und wurde dort in Empfang genommen von einem majeſtätiſchen Gefolge ernſter dunkler Wolkengeſtalten, die aber ehrfurchtsvoll auseinanderwichen und es ſo dem glühenden Tagesgeſtirn geſtatteten, unterzugehen in einem Strahlenkranz von ſchmalen Goldſtreifen, die in langen zitternden Lichtern auf dem grünlichgrauen, mattſchillernden See reflektirten und demſelben auf dieſe Art das Anſehen einer weiten Fläche von grünlichgoldenem Email, oder noch beſſer, von Perlmutter gaben.

„‚Dieſes Grün und Gold,' rief der einſam Rudernde, ‚im Vergleich mit jenem in dem heißen, dunſtigen Saale! Glückſelig,

wer dem entronnen iſt mit dem feſten Vorſatze, nie mehr dorthin zurückzukehren' — aber leider iſt die Hölle mit guten, nicht ausgeführten Vorſätzen gepflaſtert."

„Wie das wahr iſt," ſeufzte der kleine Zukunftstambour und ſetzte hierauf in einem treuherzigen Tone hinzu: „Ach Herr, wenn Sie wüßten, wie mich dieſe Erzählung freut; es iſt gerade ſo, als wenn ich ein ſchönes Buch vor mir aufgeſchlagen hätte; ach, und ich habe ſchon lange nichts Geſcheidtes mehr geleſen."

„Ja, die Seefahrt war recht ſchön, recht romantiſch, aber auch recht mühſam. Nachdem die Sonne untergegangen war, wurde es in kurzer Zeit zwiſchen den hohen Bergwänden ſo dunkel, daß er gänzlich aus ſeiner Richtung herauskam."

„Sagt doch, ich, Herr," bat der kleine Schwabe, worauf der Andere erwiederte: „Nein, nein, man ſpricht viel unbefangener in der dritten Perſon, und das war ja auch eine ganz andere Perſon. Ich bitte ernſtlich, mir das zu glauben. Kurz alſo, es wurde ſo finſter, daß, nachdem das Boot ſich noch einige Male herumgedreht hatte, der in demſelben Befindliche total die Richtung verloren hatte. Auch vergaß er, auf die Himmelsgegend Acht zu geben, ſonſt würde ihn der große Bär, welcher klar über ihm ſtand, ſchon auf den rechten Weg gebracht haben. Von den Ufern war nichts zu erkennen, als hier und da Lichtpunkte, und gegen einen von dieſen ruderte er mit aller Anſtrengung. Da vernahm er plötzlich Geſang über das Waſſer zu ſich herüberſchallen, Geſang einer weiblichen Stimme, und da er nicht zu ſehr aus ſeiner Richtung abweichen mußte, um ſich der Singenden zu nähern, ſo beſchloß er, auf dieſe Art das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden oder vielmehr zwei nützliche Dinge zu vereinigen, denn er war ſicher, von der Singenden den richtigen Weg zu erfahren. Bald war er ihr nahe gekommen, daß er die Worte verſtehen konnte, die ſie mit einer wohlklingenden, weichen mädchenhaften Stimme über die ruhige Seefläche dahintönen ließ:

Und blau iſt der See
Und mein Herz thut mir weh,
Wird auch nimmermehr geſund,
Bis mein Bua wiederkommt.

Noch ein paar kräftige Ruderſchläge und er mußte den langſam dahinfahrenden Nachen erreichen, den er ſchon in undeutlichen Umriſſen vor ſich ſah. Aber leider fielen dieſe Schläge etwas zu kräftig aus, auch hatte er die Wendungen ſeines Bootes ſo gar nicht in der Gewalt, daß er, anſtatt neben das andere hinzufahren, mit einem harten Stoß gegen daſſelbe rannte. Glücklicherweiſe war die Schifferin geſchickter als er, denn ſie ſtemmte mit einem leichten Aufſchrei raſch ihre Ruder gegen die Flut und warf ſo ihr leichtes Fahrzeug herum.

„‚Bitt' tauſend Mal um Verzeihung,' rief der junge Mann hinüber, ‚ich bedaure es um ſo aufrichtiger, ungeſchickt geweſen zu ſein, als ich mit der Bitte heranſteuern wollte, einem armen Verirrten ein wenig auf den Weg zu helfen. Ich ſuche eine Penſion dort irgendwo drüben zu erreichen, bin aber wahrſcheinlich in der Dunkelheit gänzlich aus der Richtung geſegelt. Nicht wahr, meine verehrte Schifferin?'

„‚Nach der Art, wie Sie gegen mich hingefahren,' klang es in heiterem, faſt ſpottendem Ton zurück, ‚iſt es ein Wunder, daß Sie allerdings ſo gut in der Richtung geblieben ſind. Wenn Sie noch zehn Minuten fortrudern, ſind Sie im Hafen der Penſion dort vor uns, wo die beiden rothen Lichter ſchimmern.'

„‚So ein Haſeneingang iſt wohl ſchwer zu finden,' rief er lachend zurück, ‚und bei der geringen Geſchicklichkeit, der ich mir bewußt bin, könnte es mir wohl gelingen, bei der Einfahrt irgend einen herrenloſen Nachen in den Grund zu bohren, doch, wie das Schickſal will. Ich danke für gütige Auskunft.'

„‚Gerne geſchehen — — — — doch wer Sie auch immer

ſein mögen,' ſprach die friſche Mädchenſtimme zurück, ‚ich will Ihnen den Eingang in den Hafen zeigen.'

„‚Danke beſtens — wer ich auch immer ſein mag,' gab er behend zur Antwort, ‚nichts Seeräuberiſches, kein Zamba, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, nur eine ungeſchickte Landratte, die zum erſten Mal ein paar Ruder in den Händen hat.'

„‚So gebrauchen Sie Ihre Ruder fein langſam und folgen mir.'

„‚Zu Befehl!'

„Vor ihm glitt der leichte, ſchlanke Nachen durch die ſpiegelglatte Flut, und da die Schifferin, ihr Boot mit dem Handruder regierend, ganz hinten ſaß, ſo konnte er etwas von den Umriſſen ihrer Geſtalt entdecken, allerdings nichts deutlich, trotzdem die feine Sichel des jungen Mondes vor ihnen wie eine leuchtende Frucht zwiſchen den ſchwarzen Nadeln einer rieſenhaften Tanne hing, ſo viel aber dennoch, daß er es nicht mit einer Bäurin zu thun hatte, wovon er ſich aber auch ſchon früher bei ihrem Geſange und dann bei ihren Reden überzeugt zu haben glaubte. Trotzdem er ſich Mühe gab, gerade hinter dem Nachen zu fahren, ſo machte er doch bedenkliche Schlangenlinien, und es ſah gerade ſo aus, als führe die Schifferin mit feſter Hand einen ungeduldig zappelnden Fiſch hinter ſich.

„Jetzt hatten ſie den kleinen Hafen erreicht, und ſeine Führerin legte ihr Fahrzeug gewandt und ſicher neben einen Steg, der das Ausſteigen erleichterte, ſprang leicht und gewandt hinauf und rief ihm zu, welches Ruder er gebrauchen ſolle, um an die andere Seite deſſelben Steges zu gelangen; doch prallte er noch hart an die Balken, ehe ihm dieß gelang; dann aber, ſeine kleine Reiſetaſche ergreifend, ſchwang er ſich mit einem aufrichtigen: ‚Gott ſei gedankt!' neben ſeine Führerin, welche ihm ſagte: ‚Hier ſind Sie im Hafen der Penſion, dort iſt das Haus!'

„‚Ein Wirthshaus?'

„‚Nicht ſo ganz. Man nimmt gewöhnlich nur Familien gegen Vorausbeſtellung an.'

„So geſtatten Sie mir vor allen Dingen, Ihnen nochmals meinen Dank zu ſagen für Ihre gütige Führung, und wenn Sie nichts dagegen haben, ſo will ich den Verſuch machen, ob ich nicht in der Penſion ein Unterkommen finden kann — vielleicht gehen wir denſelben Weg.' Sie verbeugte ſich ſchweigend, nahm dann ihr zierliches Handruder an die Schulter und ſchritt ihm voran, nachdem er zuvor ſein Boot nach ihrer Anleitung feſtgelegt.

„Sie hatten wenige Schritte zu gehen, dann erreichten ſie das bezeichnete Haus, umgeben von hohen Bäumen und freundlichem Lichtſchein, welcher von einer großen, mit wildem Wein umſponnenen Terraſſe herleuchtete. Die Schifferin war ſogleich von Herren und Damen umringt und mußte einer ältern Frau über ihr langes Ausbleiben Rede ſtehen, doch war Frage und Antwort, ſowie auch die Bemerkung der Uebrigen in ſo heiterer, ſcherzhafter Weiſe gegeben, daß man wohl ſah, man habe es mit einer Geſellſchaft zu thun, die gemüthlich und freundlich wie eine große Familie zuſammenlebte.

„Der junge Mann war am Eingang der Terraſſe ſtehen geblieben, und erſt nach einigen Minuten näherte ſich ihm der Herr des Hauſes, eine kleine, dicke Perſönlichkeit in weißem Sommeranzug, einen breiträndigen Strohhut auf dem röthlichen Geſichte, und bedauerte mit etwas hoch erhobener Naſe auf die Frage des Andern, demſelben kein Unterkommen bieten zu können, da die Penſion kein Wirthshaus, ſondern nur auf Vorherbeſtellung Gäſte aufzunehmen pflege, wobei man Familien den Vorzug gewähre und etwas halte auf Empfehlungen von bekannter Hand.

„Doch war unſer junger Wanderer nicht der Mann, um ſich, beſonders nachdem ihm ein Blick auf die junge Schifferin gelungen war, die vom hellen Lichte beſtrahlt ſeitwärts ſtand, ſo leicht abweiſen zu laſſen. Er nahm die Antwort des Hausherrn vornehm lächelnd auf und dieſen ſelbſt bei Seite, wo er ihm ſeinen Namen nannte, ihm für morgen oder übermorgen telegraphiſch die beſten

Empfehlungen verſprach und die Vorherbeſtellung dadurch ausglich, daß er ein kleines Appartement, welches allerdings frei war, nur unter der Bedingung nehmen wollte, daß es für ihn ſchon vier Wochen zur Verfügung geſtanden, worauf der Herr der Penſion nach einigem Widerſtreben eingehen mußte.

„Vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn ſich jener junge Mann hätte abweiſen laſſen," fuhr der junge Freiwillige nach einer Pauſe in düſterem Tone fort; „beſſer für ihn, am Ende auch beſſer für ſie, doch ſind geſchehene Dinge leider nicht zu ändern. Und damals war er glückſelig, ein hübſches Zimmer mit Salon auf dem gleichen Boden beziehen zu dürfen, wo die junge Schifferin mit ihrer Mutter wohnte. Letztere war die Wittwe eines hohen Beamten, der ſeiner Frau und Tochter außer einem ſchönen Familiennamen ſonſt an Glücksgütern nicht viel hinterlaſſen hatte. Aber dieſe Tochter war ein Engel an Schönheit, Geiſt, Verſtand und Herzensgüte, eine kaum erblühte weiße Roſenknoſpe, thaufriſch in blühendſter Geſundheit, ein jungfräuliches Kind von fünfzehn Jahren.

„— — — — So war ſie," fuhr der Erzähler in einem rauhen Tone fort, „und mehr brauche ich eigentlich nicht zu ſagen, wenn es mir nicht ſelbſt eine ſchmerzliche Freude verurſachte, nicht nur an jene Tage zurückzudenken, wie ich tauſend und tauſendmal thue, ſondern auch davon zu reden mit einem menſchlichen Weſen von all' dieſen wunderbaren und doch ſo entſetzlichen Stunden, wo wir uns kennen lernten, wo ſie mit dem Vertrauen eines Engels an meiner Seite durch Wald und Flur ſtreifte, wo ſie mich das Ruder gebrauchen lehrte, wo ſie mir ihre heiteren, ſchelmiſchen Lieder vorſang, wo ſie ſtundenlang auf meinen Arm geſtützt ging, wenn ſie müde geworden war vom Erklettern der Berge, vom Sammeln ſeltener Wald- und Bergblumen. Und was dieſe Tage ſo rein und glücklich machte, war, daß er ſich ſcheute, nur ein Wort zu ihr zu ſagen, was als die leiſeſte Anſpielung hätte verrathen können das Gefühl unſäglicher Liebe, welches zum erſten und ſeligſten

einmal zwanzig Jahre in der Reſidenz zugebracht und ſich in all' der Zeit muſterhaft und gut betragen, ſo öffnen ſich ihm — nicht die Herzen der Einwohner, auch nimmt man ſich ſeiner noch nicht an, — ſondern es öffnen ſich ihm vielleicht ein paar anſtändige Häuſer, die den Muth haben, gegen den Strom zu ſchwimmen.

Das war ſo in hieſiger Reſidenz vor nicht gar langer Zeit und iſt auch heute noch nicht ganz verſchwunden. Geh noch heutigen Tages und erkundige dich nach einer Straße, ſo kann es dir paſſiren, daß dir unter dreien wenigſtens einer ins Geſicht lacht und ohne zu antworten davon geht, indem er überzeugt iſt, daß du ein Fremder — er erkennt dich nämlich an der Sprache — ſelbſt ganz genau wüßteſt, wo die fragliche Straße iſt und du ihn nur zum Beſten haben wollteſt. —

Die Sekretärin hatte die Madame A. ſo niedergeſchlagen mit dem einzigen Worte, ſie ſei eine Fremde, wie wohl jene Dame in Venedig, als man ihr die Larve abriß und der Chor der jungen Edelleute rief: Es iſt Lucretia Borgia! — Sie war todt für dieſen Kreiß; ihr Name wurde fürder nicht mehr genannt.

Es war nun noch an der Zeit, dem Stadtvater Schwämmle, den man ſeit jenem Ballabende ſo öffentlich nicht mehr geſehen, einige Worte der Anerkennung und des Beileides zu ſtammeln, und die Hofräthin entſchloß ſich zu dieſem ſchwierigen Geſchäfte. Der Stadtrath, der ſeit jener Zeit die beſten Vorkehrungen hatte treffen laſſen, damit ein ähnliches Unglück nicht wieder vorfallen könnte, glänzte vergnügt wie der Mond in lichten Abendwölkchen und ſprach die Hoffnung aus, daß der nächſte Ball, der in wenigen Tagen ſtattfinden werde, außerordentlich glänzend ausfallen müſſe, worauf der Kanzleiräthin Tochter, welche auch etwas Freundliches ſagen wollte, mit der Nachricht herausplatzte, wie ſie ganz genau wiſſe, daß auf dem nächſten Balle eine Gasbeleuchtungspolka geſpielt würde, in welcher die Muſik das Erlöſchen der Flammen angebe, die Verzweiflung der Ballgeſell-

Mal in dieſem Leben ſein Herz durchzog. Oft blickte ſie ſeltſam fragend zu ihm auf, wenn er ſchwer athmend, ſie lange, lange Zeit betrachtet, vielleicht in einem Augenblicke, wo die glühenden Strahlen der Abendſonne, hie und da durch die Laubmaſſen brechend, ſehnſüchtig ihr edles Geſicht küßten und es mit einem Goldſchimmer färbten, oder wenn er ſeine Rechte mit innigem Blicke auf das kunſtloſe Geländе einer Brücke im Walde legte, wo ſoeben ihre zarten Finger geruht, Beſitz von dem nehmend, was ſie geweiht.

„So waren Wochen vergangen und der Tag kam, wo ſie mit ihrer Mutter nach der Heimath zurückkehrte. Er erklärte ſich nicht gegen ſie, worin er ſchweres Unrecht beging.“

„O, es war das ſehr dumm von ihm,“ konnte ſich der Andere nicht enthalten, in einem melancholiſchen Tone auszurufen; „er wäre nicht zurückgewieſen worden, wie Andere in ähnlichem Falle.“

„Da er das wußte und ſeiner Sache vollkommen ſicher war, beging er jene Unterlaſſungsſünde und er wurde furchtbar dafür geſtraft. Hatte er es ſich doch ſo ſüß ausgemalt, nach Haus zu reiſen, dort Alles bis auf die unbedeutendſten Kleinigkeiten für ſie einzurichten, um alsdann zu ihr zu eilen und ſie als ſein geliebtes Weib heimzuführen. — — — — Bis auf das Letztere ging Alles vortrefflich von Statten,“ fuhr der Freiwillige mit einem lauten, unheimlichen Lachen fort; „ſeine Junggeſellenwirthſchaft war verſchwunden und hatte ſich zu einem der beſten und vornehmſt eingerichteten Häuſer verwandelt. Allerdings waren darüber Monate vergangen, und wenn ihn auch zuweilen die Sehnſucht und eine unerklärliche Angſt antrieb, ſich morgen, heute, ja in dieſer Stunde in den Wagen zu werfen, um zu ihr zu eilen, ſo bändigte er ſein überwallendes Gefühl in dem Gedanken, daß ihre Liebe ihm ja doch gewiß ſei, — ihre Liebe, die wie eine köſtliche Frucht von Tag zu Tag reifer und ſüßer würde. Auch waren es noch vierzehn Tage bis zu ihrem vollendeten ſechzehnten Lebensjahre — —

„— — — — Und gerade an dieſem Tage fuhr er in ſeinem

Reisewagen vor das Haus ihrer Mutter, erstieg herzklopfend die engen, etwas ärmlichen Treppen und war seltsam überrascht, als ihn die alte Frau nicht nur förmlich wie einen ganz Unbekannten empfing, sondern in unverkennbar bitterem Tone seine herzliche Begrüßung erwiederte.

„Was hier vorgefallen war, darüber sollte man nicht lange im Zweifel bleiben. Sie führte ihn in ihr bescheidenes Wohnzimmer, und dort legte sie ihm, ohne seine wild ungestümen Fragen zu beantworten, ein Schreiben vor, welches er bebend durchflog. Dieß Schreiben war von seinem Vetter, dem gewandten Diplomaten, und erwähnte in geschäftlicher Kürze eines Paragraphen im Testament seines verstorbenen Oheims und fügte dann in herzlicheren Worten hinzu, er habe über ihre Tochter, über deren Leben und Erziehung so viel Genügendes, ja Vortreffliches gehört, daß er auch ohne jene Testamentsklausel sich eine Ehre daraus machen würde, um ihre Hand zu bitten, nur müsse er Umstände halber die Bedingung stellen, daß diese Verbindung in kürzester Zeit stattfinde.

„Als ich hierauf im höchsten Schrecken jenes Schreiben aus der Hand fallen ließ und die alte Frau mit bebenden Lippen betrachtete, lag so unverkennbare Wahrheit in meinen entsetzten Blicken, daß sie mich bat, ruhig zu bleiben und nicht zu glauben, als hätte sie und noch weniger ihre Tochter jene Begegnung vom vergangenen Sommer so rasch vergessen; im Gegentheil, fuhr sie fort, wir erzählten ihm unser Zusammenleben, ich selbstverständlich in ruhiger Fassung, meine Tochter dagegen tief erregt und ohne sich im Geringsten Mühe zu geben, den Eindruck zu verbergen, welchen Sie auf ihr Herz gemacht.

„‚Und er?' fragte ich hastig, immer noch hoffend, immer noch nicht an das Schrecklichste denkend.

„‚Er legte mir freundlich lächelnd einen Brief von Ihnen vor,' erwiederte die alte Frau, ‚ein Schreiben, worin Sie in nicht gar zu schmeichelhaften Ausdrücken — Sie verzeihen meine Offenheit —

und mit einer nicht zu verkennenden Deutlichkeit die Idee einer Verbindung mit jener jungen Dame, von der die bewußte Teſtamentsklauſel redet, weit von der Hand wieſen.'

„‚Aber das Datum jenes Briefes, Madame!' rief ich.

„Die Dame machte eine abwehrende Handbewegung, während ſie, ohne meine Frage beantwortet zu haben, fortfuhr: ‚Und nicht nur mit Entſchiedenheit, ſondern mit einem Spotte, der allerdings nicht ohne Humor war, verſicherten Sie in dieſem Briefe, es hieße Ihnen viel zumuthen, Ihr Lebensſchiff in einen ſo trügeriſchen und unbekannten Hafen zu ſteuern.'

„‚Aber das Datum jenes Briefes!' rief ich dringender.

„‚Ich las diskreter Weiſe nur die Stelle, welche mir Ihr Anverwandter vorlegte, nachdem ich mich überzeugt, daß Ihre Unterſchrift die richtige war — laſſen wir die Vergangenheit vergangen ſein und nehmen Sie hier dieſes Päckchen Briefe zurück, aus denen meine arme Tochter leider mit Ihrer Unterſchrift zu bekannt, zu vertraut geworden war. Nehmen Sie dieſe letzten Zeugen einer freundlicheren Zeit und löſchen wir damit unſere Bekanntſchaft aus.'

„‚So iſt Alles vorüber; ſo hat ſich Alles nach Ihren Wünſchen und ferner nach denen Ihrer Tochter geſtaltet?' ſprach ich äußerlich ſcheinbar ruhig, aber verzweiflungsvoll im Innern, zähneknirſchend.

„‚Laſſen Sie dieſen Spott,' gab ſie mir zur Antwort; ‚allerdings iſt Alles vollendet und beendigt, und ich hoffe zu Gott, daß meine Tochter als die treue gute Gattin Ihres Anverwandten glücklich mit ihm werden wird — o, ſie verdient es, glücklich zu ſein!' rief ſie unter ausbrechenden Thränen, ‚denn ſie verſteht es, glücklich zu machen.'

„‚Dazu ſage ich Amen,' ſprach er und ſetzte, nachdem er ſich mühſam gefaßt, in ruhigem, leidenſchaftsloſem Tone hinzu: ‚Nur um Eines möchte ich Sie bitten: ſagen Sie Ihrer Tochter, daß ſie betrogen wurde — — o, nicht durch mich!' rief er wild ausbrechend, indem er das traurige Lächeln der alten Frau bemerkte — ‚o, nicht

durch mich, bei Gott im Himmel, bei Allem, was mir werth und heilig ist — nicht durch mich. Jenen Brief schrieb ich allerdings, aber schon vor einem Jahre, und erklärte darin, nichts von einer Verbindung mit jener mir gänzlich unbekannten Dame wissen zu wollen — ja, sie war mir so gänzlich unbekannt,' fuhr er fort, während er die Hand wie zum Schwur emporhob, ‚daß ich nicht einmal ihren Namen wußte, und ich verlangte denselben nicht zu kennen, um mich nicht vielleicht durch irgend ein Interesse, durch Neugierde einem Wesen zu nähern, für das ich glaubte, nie Sympathie empfinden zu können — o, sagen Sie ihr das und zu gleicher Zeit, wie unsäglich unglücklich mich die Schlechtigkeit meines Verwandten macht.'

„Ja, seine Niederträchtigkeit!" fuhr der Freiwillige nach einer Pause, indem er seine Rechte krampfhaft ballte, fort: „Während ich mich nie um sein Thun und Treiben kümmerte, selten wußte, wo er war, unterließ er es nie, wie ich wohl wußte, sich nach mir und meinem Leben zu erkundigen. O meine Seeidylle war ihm in allen Einzelheiten bekannt, und daß ich dort ein unschätzbares Kleinod gefunden. War ich doch in meinem Leichtsinn, in meiner offenherzigen Unbefangenheit, die mir schon so Manches verdorben, Thor genug gewesen, mein Glück nicht zu verschweigen, und da er Gefahr im Verzuge sah, so kam er mir zuvor und schlug mich auf eine feige, verrätherische, hinterlistige Weise aus dem Felde. Möge ihn Gott verdammen; gestraft ist er schon, das sah ich, als ich ihn nach einiger Zeit zufällig wieder erblickte, und das entwaffnete meinen Zorn. Er war hohläugig und bleich, eine verdächtige Röthe glühte auf seinen Wangen, und es war nicht allein seine Erregung, mich wiederzusehen, daß er seinen Athem nur mühsam in die Brust ziehen konnte — ohne ein Wort an ihn zu richten, wandte ich ihm den Rücken — sie sah ich nie wieder.

„— — — — Und nun habe ich Dir Deine Erzählung mit Zinsen heimgegeben und möchte wissen, ob Du damit zufrieden bist."

„Mit der Art der Erzählung allerdings," gab der kleine zerlumpte Schwabe zur Antwort, nachdem er sich ein gutes Weilchen besonnen, „aber die Sache hat nach meinen Begriffen viel Unwahrscheinliches, d. h. wenn ich dabei gewesen wäre. Warum mußtet Ihr auch warten, um sich zu erklären, und warum Monate vergehen lassen, ohne sie zur Frau zu verlangen?"

„Fragen, die ich häufig ebenfalls an mich gethan und die ich nur dadurch von mir verscheuchen konnte, daß ich mir eingestand, daß ich heute wohl nicht anders handeln würde, wie damals — ah, die Erwartung hat etwas Süßes und ist es nur einmal im Leben erlaubt, den ersten und richtigen Zug aus diesem Wunderbecher zu thun."

„Das versteh' ich nicht."

„Ich glaub' es wohl, thut auch nichts, aber im Allgemeinen bist Du befriedigt?"

„Ja und nein, möchte aber noch wissen, wie Ihr dazu gekommen seid, mit Geld im Beutel Euch unter die päpstlichen Freiwilligen anwerben zu lassen. Wenn das arme Teufel wie wir thun, so kann ich das allerdings verstehen."

„Ei," entgegnete der junge Freiwillige, „was Du des Handgeldes wegen thust, thue ich vielleicht der Sache zu lieb, doch über Politik und Religion soll man mit Fremden nicht reden. Eines will ich Dir aber noch anvertrauen, daß ich nämlich nach jener Zeit, von der ich Dir erzählt, ein recht wildes und tolles Leben geführt habe, aber gerade keine Verbrechen begangen, obgleich an manches Laster hart hingestreift, und bin darauf zu der Idee gekommen, einen Pilgerzug nach und für Rom zu thun; nicht in der schwarzen Kutte und im Muschelhut, aber im grauen Rocke, ein büßender Soldat, und wenn ich in Folge davon in den Fall komme, meinen Säbel zu ziehen, so sollen die Feinde des heiligen Stuhls mit meinem Hiebe zufrieden sein."

„Und Geld habt Ihr, baares Geld?“ fragte der Andere mit einem lauernden Blick und einem Tone des Zweifels.

„Baares, wenn auch nicht klingendes. Aber Du biſt ein ungläubiger Thomas, Du künftiger Tambour, und ich will Dich einen Blick in meine Brieftaſche thun laſſen, um Dich zu überzeugen, daß ich aus freier Wahl mit euch auf dem Verdecke ſchlafe und euere magere Suppe theile.“

Nach dieſen Worten zog er aus der Rocktaſche eine rothe Brieftaſche hervor, öffnete ſie gelaſſen und zeigte dem Erſtaunten gegenüber eine gute Anzahl von Banknoten.

„Das iſt viel Geld, der hundertſte Theil könnte mich glücklich machen.“

„Wie hoch ſchätzeſt Du den hundertſten Theil?“

„Mindeſtens auf fünfzig Franken.“

„Und was würdeſt Du damit anfangen, wenn Du ſie hätteſt?“

„Ich — ich würde — —“ hier ſtockte der kleine Schneider und ſagte dann kopfſchüttelnd: „Ihr würdet mir doch nicht glauben, wenn ich Euch ſagte, was ich mit dem Gelde anfinge.“

„Du würdeſt zum Reſtaurant gehen und gut frühſtücken?“

„O nein — gewiß nicht. Ich würde das Geld einpacken und nach Hauſe ſchicken.“

„Deinen Eltern?“

„Ich habe keine Eltern und keine Geſchwiſter. Ich bin als kleines Kind auf der Straße gefunden worden und heiße deßhalb Hauseck, Johann Jakob Hauseck, ein hübſcher Name — ich würde es nach Hauſe ſchicken — aber Ihr lacht über mich; ich würde es ihr nachträglich zum Hochzeitsgeſchenk ſchicken und würde dazu ſchreiben, klein an Körper, aber groß an Geiſt, habe ich ſchon angefangen, meinen Weg zu machen und wünſche ihr alles Glück in der Verbindung mit meinem Herrn Kameraden, der vielleicht noch einfacher Lieutenant ſein wird, wenn ich mit Orden geſchmückt ein paar feindliche Batterieen erſtiegen habe.“

„Das iſt eine geſunde Idee," ſagte der Freiwillige lachend; „geh' mit mir nach der Kajüte des päpſtlichen Unteroffiziers; Du ſollſt den Brief ſchreiben und ich will das Geld hineinlegen."

„Das wollt Ihr?"

„Gewiß. Oder bereuſt Du Deine Idee?"

„Im Gegentheil; o, ich wäre Euch ſehr dankbar dafür. Wie werden dieſe Zeilen ihr Herz treffen!" rief der kleine Schneider triumphirend; „wie wird ſie mit gerungenen Händen am Fenſter ſtehen, das Auge vom Weinen getrübt und in die Nacht hinausrufend: ‚O Himmliſche, rufe Dein Kind zurück' — damit meint ſie mich — ‚ich hätte genoſſen das irdiſche Glück' — mit mir nämlich, ‚ich hätte gelebt und geliebet.'"

„So komm denn — die Rache iſt ſüß."

Während dieſes lyriſchen Intermezzos auf dem Vordertheile des braven Saintonge in früher Morgenſtunde hatte ſich das Hinterdeck des Dampfers allmälig mit der mehr oder minder eleganten Welt gefüllt, von der Manches die Nacht in den heißen Kabinen in unruhigem, oft unterbrochenem Schlummer verbrachte; doch ſtiegen die Meiſten von ihnen nach und nach die Treppen hinan, um ſich droben mit gleichgültigen Mienen oder auch gelangweilten, Viele aber auch mit einem heitern Lächeln der Befriedigung umzuſchauen. Es war aber auch prachtvoll, wie rings umher das Meer aufblitzte, entzückend, ſonnig, blau und ſtill, nur leiſe aufathmend, als wolle es freundlich vermeiden, dem ruhig dahingleitenden Dampfer auch nur die geringſte Bewegung zu machen. Gegen Oſten und gegen Norden ſah man Wolkenmaſſen am Horizont gelagert, die eben ſo gut hochaufſteigende Ufer ſein konnten, dort zur Rechten des Schiffes gewiß, wo die Spitze von Corſika ſein müßte, die allerdings jetzt noch in maleriſcher Form und ſanfter Färbung wie eine Dunſtmaſſe erſchien, ſich im Laufe des Tages aber vielfach verwandeln wird, um endlich gegen Abend deutlich vor den Blicken der Reiſenden dazuſtehen mit ihren ſchönen Felſenufern, auf denen ſich Klöſter und

Dörfer kühn erheben; mit ihren Vorgebirgen in edlen Formen, an deſſen Fuß ſich von Landhäuſern umkränzte Städte einſchmiegen; ja, man wird ſie deutlich ſehen, jene maleriſchen corſikaniſchen Felswände, leider aber nicht ihre ſilberſchimmernden Oelbäume, ihre duftigen Orangengärten und feurigblühenden Granaten. Hie und da ſah man ein ſchneeweißes Segel über die ſchimmernde Fläche dahingleiten und in der Nähe des Dampfers ſchoſſen Möven hin und her und frühſtückten in der Flut.

Da waren faſt Alle, die man geſtern in der großen Kajüte bemerkte, und auch noch Andere, die dort nicht ſichtbar geweſen. Da war der Herr mit dem dunkeln Plaid, der Abends im hellen Ueberrock erſchien; da war der ſchäbige Gentleman mit den Glanzſtiefeln und den rothen Strümpfen, und auch jene Inſeparables fehlten nicht, dicht bei einander in der Nähe des Steuerruders ſitzend, und laſen ſcheinbar mit großer Aufmerkſamkeit irgend eine Stelle im rothen Bädeker, in Wirklichkeit thaten ſie aber nur ſo, um ohne Aufſehen die Köpfe dicht zuſammen ſtecken und ſich allerlei zuflüſtern zu können. Da war auch die dicke Spanierin mit ihren jungen und ſchönen Sennoritas, und ſie ließ den linken Arm, auf deſſen Hand der Papagei faſt die ganze Nacht geſeſſen, recht müde herabhängen. Da ſah man ältere Geiſtliche in langen ſchwarzen Gewändern hin und her ſpazieren, ehrfurchtsvoll begleitet von jüngeren Prieſtern, welche große ſchiffartige Hüte auf den Köpfen hatten, während jene weiche behagliche Sammetmützen trugen, die mit Streifen von violett oder roth, wahrſcheinlich das Zeichen ihrer Rangklaſſe, verſehen waren. Da fehlte auch der deutſche Gelehrte oder Schriftſteller nicht: ein alter queckſilberner Herr mit weißen Haaren, der beſtändig eine Menge Bücher unter dem Arm hatte, der von dem Steuermann auf viele unnöthige Fragen nie eine Antwort erhielt, auch nur ſehr kurze Entgegnungen von dem Kapitän und den Offizieren, der ſich aber dadurch nicht abſchrecken ließ, mit jedem der Mitreiſenden, welcher ihm gerade in den Wurf

kam, ein Gespräch anzuknüpfen. Besonders auf die Hübscheren unter den Damen schien er es abgesehen zu haben, um sie auf die freundlichste Art von der Welt über Dieses und Jenes, zum Beispiel über die Himmelsrichtung, nach der man fuhr, über den Namen einer fern herüberblickenden Insel aufzuklären, und da er das eben so angenehm als gründlich that, auch zur Beweisführung alle möglichen Karten und Pläne bei sich hatte, so war der deutsche Professor, welcher seine Muttersprache vortrefflich, das Französische fürchterlich und das Englische sehr unverständlich aussprach, trotz alledem ein gesuchter Artikel und hatte genug zu thun, um allen Fragen gerecht zu werden. Da waren ferner auf dem Hinterdeck die vier Amerikaner, welche gestern Abend Champagner mit Cognac getrunken, und alle vier hatten heute etwas röthlich echauffirte Gesichter, blickten auf die See hinaus und theilten einander Bemerkungen mit über einen Dampfer, der schon lange in Sicht war und gegen den Saintonge heraufkam.

„Ich möchte wetten," sagte der Eine, „daß der über eine Stunde braucht, ehe er uns passirt hat."

„Wie hoch?"

„Meinetwegen hundert Pfund."

„Gut, ich nehme die Wette an, da ich für weniger als eine Stunde bin. Wenn Du Dich nicht betheiligen willst," wandte er sich an den Dritten, „so kannst Du mit Francis dort Schiedsrichter sein, wenn es euch recht ist."

„Gewiß," erwiederte der Erste. „Hier" — er deutete einige Fuß von der Brüstung auf den Boden — „ist Dein Standpunkt und dort die eiserne Stange gilt, so wie sie der Dampfer passirt hat."

„Gut, abgemacht!"

„Wenn die Wette noch nicht geschlossen ist, so möchte ich mir erlauben, einzutreten," hörte man hinter den Vieren eine Stimme in gutem Englisch, allerdings mit fremdem Accent sagen, und der also sprach, war der junge Mann, den wir gestern Abend in der

Kajüte im Schaukelſtuhl bemerkt. Er trug einen ſo ausgeſucht eleganten Reiſeanzug, daß er kaum nöthig gehabt hätte, ſeine Viſitenkarte hervorzuziehen und ſie Dem zu überreichen, welcher die Wette vorgeſchlagen. Aber er that noch mehr; denn als Jener ſeinen Hut zum Gruß leicht gelüpft, dazu den drei Andern mit einer Handbewegung gegen den Fremden geſagt: „Graf Landerer!“ auch die Karte mit der ſeinigen erwiedert hatte, nahm der Hinzugetretene aus ſeiner Brieftaſche zwei Billets von je 1000 Franks, ſowie eins zu 500 und legte ſie in die Hand Deſſen, der als Schiedsrichter erwählt war, indem er ſagte: „Ich wette, daß das Schiff länger als eine Stunde braucht.“

Hierauf ging die Geſellſchaft ohne Weiteres auseinander, nachdem der Schiedsrichter ſeine Uhr gezeigt, welche genau auf zehn Uhr wies, und der Graf Landerer ſchlenderte nach dem andern Ende des Hinterdecks, wo ſeine junge Frau auf einem der Bänke ſaß und ſich mit einem ältern Herrn freundlich unterhielt. Dieſer alte Herr hatte eine Karte ausgebreitet auf den Knieen liegen und zeigte mit dem Finger auf eine Stelle, wo ſich in dieſem Augenblicke der Saintonge befand. „Dort ſehen wir Corſika ſchon etwas deutlicher,“ ſagte er alsdann, „Elba aber werden wir erſt ſpät am Nachmittage vor uns haben, ſobald wir Cap Corſu umſchifft; dann erblicken wir auch Baſtia und bemerken deſſen Leuchtthurm hinter uns faſt die ganze Nacht hindurch.“

„Ich freue mich, Elba zu ſehen,“ ſagte die junge Dame; „iſt es doch gerade ſo, als ſehe man verkörpert vor ſich eine große, hiſtoriſche Idylle.“

„Gewiß, meine Gnädige,“ erwiederte der deutſche Profeſſor, „und dabei iſt es eigenthümlich, daß gerade dieß tyrrheniſche Meer zwei ſolcher Felſeneilande beſitzt: Elba und Capri, die uns beide ein ſo ungeheures Stück Weltgeſchichte in's Gedächtniß rufen; hier allerdings mehr Idylle, dort aber auf Capri, der Einſiedelei des furchtbaren Tiberius, ein blutiges Trauerſpiel.“

ſchaft, um damit mit einem neuen glänzenden Aufflackern aller Lichter, beziehungsweiſe Inſtrumente zu ſchließen. Dieſe Polka aber, ſetzte ſie ſchüchtern hinzu, werde dem würdigen Stadtrath Schwämmle gewidmet ſein.

Die Theilnahme ſämmtlicher Damen ſowohl für den Stadtrath Schwämmle, wie für die Gasbeleuchtungspolka ſprach ſich in lautem Beifallrufen und Händeklatſchen aus, welches noch lauter und ſtürmiſcher wurde, als der Hauptmann von Müller verſicherte, er habe aus guter Quelle gehört, daß die Blutmenſchen einen Talglichtgalopp und eine Schlachthauspolka componiren ließen. Ja, der Enthuſiasmus pro Gasbeleuchtung contra Schlachthaus und pro Gasbeleuchtungspolka contra Talglichtsgalopp gieng ſo weit, daß ſämmtliche Damen ſich entſchloſſen, die letztgenannten Tänze, falls ſie wirklich zur Ausführung kämen, zu refüſiren; die älteren Damen und die ältere Honoratorentochter gaben dieſe Erklärung mit feſter lauter Stimme von ſich, die jüngeren Damen aber etwas unbeſtimmter und ſchüchtern.

Da nun das Geſpräch einmal bei jenem unvergeßlichen Ballabende war, ſo beſprach man noch eine Zeit lang die Vorfälle auf demſelben und die Hofräthin war hochherzig genug, ſogar der Verirrung des jungen Eduard ſelbſt zu gedenken als jugendlichen Leichtſinn — „und," rief die Sekretärin mit der gellenden Stimme, „als ſchändliche Verführung jener beiden Geſchöpfe."

Bei dem Worte „Verführung" ſchlugen die jüngeren Damen die Augen auf die Teller und verſpeiſten eifrig Backwerk und eingemachte Früchte, ja, die Honoratorentochter erröthete ein klein wenig, und es wurde dieſes Wort zu einem Thema, deſſen ſich die Herrn faſt ausſchließlich bemeiſterten.

Der Stadtrath Schwämmle erzählte ſchauerliche Fälle der Art, wie es kühnen, unternehmenden Putzmacherinnen und Nähterinnen gelungen ſei, die Herzen ehrbarer Bürgersſöhne zu erwerben und dieſelben in allerhand verdrießliche Geſchichten zu verwickeln. Seiner Anſicht nach, ſo aufgeklärt auch dieſelbe

„Kennen Sie Capri?"

„O ja, meine Gnädige, ich verlebte dort einen längeren, entzückenden Aufenthalt."

„Ich hoffe, es auch zu sehen; erzählen Sie mir etwas darüber."

Der Professor zuckte die Achseln, indem er sagte: „Was ich Ihnen darüber erzählen könnte, würde doch nur matt und farblos erscheinen gegenüber der prachtvollen Schilderung eines meiner Bekannten, die ich Ihnen zum Durchlesen vorlegen kann, ein kleines Buch von Gregorovius: ‚Capri eine Einsiedelei.'"

„Ich werde Ihnen dafür sehr dankbar sein, ich hörte schon davon, kam aber nie dazu, das Buch zu lesen."

„Die Gnädige ist anderweitig zu viel und wichtig beschäftigt," versetzte der Professor mit einem ironischen Lächeln, worauf ihm die Gräfin Landerer mit einem offenen heitern Lächeln erwiederte: „Das wohl nicht, Herr Professor, aber es fehlt uns so oft an gutem Rath und richtiger Leitung; wenn Sie aber so freundlich sein wollen, mir das Buch zu leihen, so werde ich Ihnen einen pünktlichen Bericht darüber machen. Verlassen Sie das Schiff morgen in Civita-Vecchia oder gehen Sie mit uns nach Neapel?"

„Ah, ich gehe mit nach Neapel. Wie freue ich mich auf die Campagna felice!"

In diesem Augenblicke trat der Gemahl der jungen Dame vor diese hin, und sie sagte mit einem frohen Blicke: „Ich habe hier eine angenehme Bekanntschaft gemacht, Ferdinand; Herr Professor Bucher aus Danzig, der so freundlich war, mich eben so angenehm als lehrreich zu unterhalten."

Der Professor hatte sich rasch erhoben und machte eine tiefe, etwas steife Verbeugung, worauf Graf Landerer leicht mit dem Kopfe nickte und ein paar Worte hinwarf, welche seine Freude über diese Bekanntschaft ausdrücken sollten, dann fuhr er in nachlässigem Tone fort: „Ich habe da eben mit den Amerikanern gewettet."

„Um was handelt es sich?" fragte die Gräfin heiter.

„Um den Dampfer, der dort auftaucht. Einer jener Herren behauptete, er brauche eine Stunde, bis er zu uns käme. Ich wettete hundert Pfund, daß er länger braucht."

„Das ist eine große Summe," sagte der Professor.

„Pah, ich werde sie gewinnen, und wenn ich sie auch verlöre!" „setzte er achselzuckend hinzu; „ich habe damit die Bekanntschaft jener Herrn gemacht, die mir amüsante Gesellschafter scheinen — es ist sehr langweilig auf dem Schiffe hier, mein lieber Herr Professor."

Dieser warf einen Blick auf die junge Gräfin, welche einen tiefen Athemzug that und vor sich auf den Boden niederschaute; dann sagte er: „Verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, aber ich verstehe überhaupt nicht, wie man auf so gleichgültige Dinge wetten kann. Ja, wenn der Gegenstand einer solchen Wette ein ernster, wichtiger wäre, wenn eine solche Wette beide Parteien zu irgend einer würdigen Anstrengung anspornte, oder wenn das Resultat irgend einem Armen, Unglücklichen zu Gute käme, wozu hier auf dem Schiff eine prächtige Gelegenheit wäre."

„Ich verstehe Sie nicht vollkommen," erwiederte der Graf in gleichgültigem Tone; die Gräfin schien ihn vollkommen verstanden zu haben und sah ihm mit dem Ausdrucke dankbaren Wohlwollens in die Augen.

„O was die Armen und Unglücklichen hier auf dem Schiffe anbelangt, so bitte ich Sie, Herr Graf, nur einen Blick auf die Leute zu werfen, die da unten vor dem Kamin theils auf dem harten Boden gelagert sind, theils auf den Treppen und Ballustraden umhersitzen."

„Ich habe sie schon zur Genüge gesehen — eine wüste Bande."

„So sieht es aus, dabei aber leider viele Landsleute, viele Deutsche. Sie gehen keinem angenehmen Loose entgegen und die meisten von ihnen sind mehr als bedürftig. Es wäre ein hübsches

Werk, unter dieſe Leute den Ertrag jener Wette zu vertheilen, und wenn Sie jenen andern Herrn darüber ſprächen —"

„Daß ich ein Narr wäre, verſetzte der Graf mit einem häßlichen Lachen, „dieſer Südamerikaner würde einen ſchönen Begriff von mir bekommen, für Leute betteln, die ihnen wenig mehr als Sklaven gelten, ja, für weniger, da ſie nicht begreifen werden, wie man ſich des Geldes wegen für anderer Leute Intereſſe todtſchießen laſſen kann. Ich begreife das, aufrichtig geſagt, auch nicht. Pah, gehen Sie mir mit Ihren päpſtlichen Freiwilligen."

„Ich würde das auch nicht recht begreifen, wenn ich mich nicht bemüht hätte, wie bei manchen andern Dingen, auch hier ein wenig auf den Grund zu ſehen. Verzeihen Sie mir, Herr Graf, ich bin viel, viel älter wie Sie und deßhalb bedächtiger, vorſichtiger. Ich habe geſtern Abend und heute früh mit einigen der Leute geplaudert, nachdem ich ſie durch Spendung einer Cigarre vertraulich gemacht, und kann Sie verſichern, daß Manchem von denen da drunten nichts Anderes übrig bleibt, als dem Kalbfell zu folgen oder in's Waſſer zu ſpringen."

„Das Letztere wäre vielleicht eben ſo praktiſch."

„Aber das Waſſer iſt ſehr naß und das Meer gewaltig tief," erwiederte der Profeſſor mit einem feinen Lächeln, „und man klammert ſich gern an irgend eine Hoffnung, wenn dieſelbe auch noch ſo trügeriſch iſt. Ich wollte nur ſagen, es gibt unter ihnen Leute, welche ſchöne Exiſtenzen, und nicht immer ganz durch eigene Schuld, verlaſſen mußten; Söhne guter Familien, welche durch ein garſtiges Zuſammentreffen von Umſtänden dazu gebracht wurden, ſich anwerben zu laſſen. Viele, die dieſen Schritt bereuen und die Alles ergreifen würden, um nur wieder loszukommen, darunter ganz tüchtige und intelligente Köpfe; es wäre mir hübſch erſchienen, ihnen auf die angedeutete Art den Eintritt in eine Laufbahn ein wenig zu erleichtern."

„Das könnte ja durch eine Kollekte geſchehen," meinte der

Graf mit einer unmuthigen Bewegung, „und da wäre ich gerne bereit — doch entſchuldigen Sie mich für dieſen Augenblick," unterbrach er ſich raſch, indem er einen Blick auf das Meer hinausgeworfen, „unſer Dampfer kommt raſcher heran, als ich ſelbſt geglaubt."

„Du wirſt Deine Wette verlieren."

„Wohl möglich."

„Zweitauſend fünfhundert Franks," ſagte der Profeſſor, „und der Andere eben ſo viel, das machte ungefähr 100 Franks für Jeden da drunten. Sie würden ſelbſtſtändiger auftreten können und wären nicht ſo in die Hände dieſer Italiener gegeben."

Der andere Dampfer kam in der That raſcher heran, als man vor einer halben Stunde hätte glauben können, und da die Wette auf dem Hinterdecke des Saintonge ſchon allgemein bekannt geworden war, ſo bildete ſich eine dichte Gruppe von Herren und Damen hinter dem Schiedsrichter, welcher, die Uhr in der Hand, auf ſeinem Poſten ſtand, die eiſerne Stange vor ſich mit der gleichen Aufmerkſamkeit betrachtend, wie der Schiedsrichter den weißen Stab auf der Rennbahn.

„Es iſt noch volle 20 Minuten bis Elf," meinte Sir Francis, „und der Dampfer ſchon ſo nah, daß ich jede Geſtalt auf dem Verdecke deutlich erkenne. Mir ſcheint, James, Du haſt verloren."

„Mir ſcheint es auch ſo," antwortete dieſer Gentleman mit einem lachenden Geſichtsausdruck, „aber das verdammte Schiff hat mich betrogen; es hat in der letzten Viertelſtunde offenbar ſeinen Kurs verändert und ſich ſchärfer gegen uns gewandt. Wäre es in ſeinem alten Laufe geblieben, ſo würde ich gewonnen haben."

„Ja, das ſind die Chancen, die man hat."

„Was für ein Boot iſt's?"

„Ein Livorneſer, welches nach Marſeille geht."

„Da haben wir ihn, die Sache iſt abgemacht."

„Abgemacht," rief der Schiedsrichter, indem er den rechten

Arm in die Höhe hob; „der Dampfer hat den Rennpfahl paſſirt, es fehlen noch 10 Minuten bis Elf. Hier meine Herren, haben Sie die Gelder!“

Es war recht behaglich, daß in dieſem Augenblick die Frühſtücksglocke läutete und man nun mit mehr Bequemlichkeit ſitzend über die erlebte Wette plaudern konnte. Daß dieſelbe auch ſonſt noch gefeiert wurde, ſah man an verſchiedenen Eiskübeln mit Champagnerflaſchen, welch' letztere zwei Schiffsjungen durch einen umgelegten Bindfaden in drehender Bewegung halten mußten, damit der Wein nach entfernten Pfropfen gehörig abkühle.

Die vier Amerikaner hatten der Reihe nach dem Grafen Landerer zuvorkommend die Hand geſchüttelt und ihn ſo förmlich in ihre Geſellſchaft aufgenommen, weßhalb er ſehr zufrieden darüber ſchien, daß Profeſſor Bucher die junge Gräfin in die Kajüte hinabgeleitete.

Neptun war übrigens während der Frühſtückszeit nicht ganz ohne Tücke und nahm eine kleine Briſe zu Hülfe, vielleicht auch eine ſtärkere Seeſtrömung, um den guten Saintonge ein ganz klein wenig zu ſchaukeln, nicht zu ſtark, aber doch kräftig genug, um einige Ladies zu veranlaſſen, raſch an die friſche Luft zu eilen, und einen alten Engländer, welcher ſich das Vergnügen machte, ohne Rückſicht auf die Damen alles Deſſert aufzufreſſen, das er erreichen konnte, vielleicht gerade deßwegen zur Rückerſtattung anzuhalten. Doch war vielleicht der Meeresgott durch dieſe Ovation verſöhnt worden und ebnete die Wellen in kurzer Zeit wieder, ſo daß ſämmtliche Paſſagiere, ſelbſt die entflohenen Ladies und der alte Engländer, nach dieſem »accident« wieder oben erſchienen.

Auf ihrem Platze vor dem Schornſteine führten indeſſen die päpſtlichen Freiwilligen zur Kurzweil allerlei harmloſe Kraftübungen und olympiſche Spiele auf, ungefähr in der früher ſchon erwähnten Art, wobei der kleine Schwabe ſein Recht als Spaßmacher gebrauchend unterſchiedlich derbe Püffe und verſchiedenartige Bosheiten

ausführte, deren Thäterſchaft er aber gewandt ſo lange auf Andere zu übertragen wußte, bis er einmal bei einem tüchtigen Genickſtoß, den er dem langen Berliner verſetzte, von dieſem auf friſcher That ertappt, und da über das Knie gelegt und von hinten mit einem ſeiner eigenen ſehr defekten Schuhe tüchtig bearbeitet wurde. Doch gab ihm dieſer Vorfall Veranlaſſung, den Preußen anzuklagen, als habe er ihm bei dieſer Gelegenheit ein koſtbares Schuhband entwendet, welches er heuchleriſch weinend ſo lange beklagte, bis er auf der Treppe zum Hinterdeck eine bunte Bandſchleife entdeckte und dieſe zum Zuſchnüren ſeines ſchmutzigen, zerriſſenen Schuhes benutzte.

„Da kann man ſehen, was vornehme Geſellſchaft thut," lachte einer der ſtruppigen Geſellen; „ſeit er heute Morgen mit dem Prinzen von Arkadien gefrühſtückt, bindet er ſeine Schuhe nur noch mit rothem Atlasband zuſammen."

„Haſt Du wirklich mit gefrühſtückt, Kleiner?" fragte der lange Berliner.

„Ob und wie, wie Ihr zu ſagen pflegt," erwiederte der Schneider pfiffig lachend; „zuerſt unſere Suppe und dann beim Reſtaurant etwas Gutes: gebackene Meerſpinnen und gedämpfte Kalbsleber, auch Sauerkraut mit Schweinefleiſch und Champagner dazu getrunken. A—a—a—ah!" ſchloß er, mit der Zunge ſchnalzend.

„Schweig' mir vom Champagner," murrte Einer mit einem feinen, bleichen und krankhaft eingefallenen Geſichte, deſſen Anzug deutliche Spuren trug, daß er noch vor Kurzem gut, ja elegant geweſen war; „es iſt genug, daß man dort die beiden Racker ſchon wieder eine Stunde lang Flaſchen in ihren Eiskübeln herumdrehen ſieht."

„Der Prinz von Arkadichen iß e Luder," meinte der Sachſe kopfnickend, „ä vornehmes Thier, und nur, wenn es dunkel iſt, thut er uns die Ehre ſeiner Geſellſchaft an. Wenn er heute Abend wieder kommt, ſollten wir uns mit einem Fußtritt bedanken."

„Laß Du das lieber bleiben," lachte der robuſte Schweizer, „der bräche Dir durch grobes Anfaſſen alle Knochen im Leibe entzwei. Ich habe mich geſtern Abend nur ſo ein Bischen an ihm gerieben und flog dort gegen die Kajütenwand, ehe ich mich deſſen verſah."

„Es wäre auch höchſt unpolitiſch, Händel mit ihm anzufangen," ſagte der kleine Schneider mit großer Wichtigkeit.

„Gelt, der Schwab weiß, wer es iſt."

„So ſoll er ſein Maul aufthun und es ſagen."

„Wenn ich aber nun nicht will — — — — aber ich will, wenn ihr mich nicht verrathen wollt."

„Gewiß nicht. So laß hören. Wer iſt's denn?"

„Dem Papſt ſein natürlicher Sohn."

„Geh' zum Teufel, Rindvieh — mach', daß Du weiter kommſt, dummer Schneider."

Dieſer ſchob dann auch, ſeine Schultern auf komiſche Art auf und ab bewegend, davon, und als er in gehöriger Entfernung war, lüpfte er, ſich boshaft lächelnd umſchauend, die Schöße ſeines miſerablen ſchwarzen Fracks — eine verletzende Pantomine, welche durch einen geſchickten Wurf mit einem alten Stiefel kräftig belohnt wurde.

Andere unter ihnen hielten ſich fortwährend von dieſem Treiben fern und thaten mit Oſtentation, als wenn ſie nicht zu den Freiwilligen gehörten, allerdings nur bis ſie zum gemeinſchaftlichen Eſſen antreten mußten, oder bis ſie Abends ihre grauen Schlafdecken erhielten, und auch dann noch ſuchten ſie ihnen ſo fern als möglich zu bleiben. Jetzt hatten ſich Einige von dieſen neben den Radkaſten geſtellt und ſangen vielſtimmig ein deutſches Lied:

„Steh ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der ſtillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch hold und treu verblieb"

welcher Gesang eine Menge der Hinterdeckpassagiere an die Ballustrade lockte — „very fine — these German songs are beautiful," meinte die blonde junge Dame, welche gestern Abend den Tag des Herrn bearbeitet — „es ist eigenthümlich," sagte ein alter Franzose, „so oft ich so ein deutsches Volkslied höre, möchte ich immer fragen: Wer ist denn eigentlich jetzt schon wieder gestorben?"

Als der Gesang verstummt war, warf ein Russe, der sich bei den zuhörenden Passagieren befand, ein Frankenstück unter die vor dem Schornstein lagernden Freiwilligen; doch wurde ihm diese Großthat schlecht oder recht belohnt, denn das Geldstück flog gleich darauf, von sicherer Hand geworfen, so kräftig wieder zurück, daß es dicht neben dem Kopf des Russen gegen den Mastbaum klirrte und dann seitwärts in's Meer sauste.

Mit verächtlichem Achselzucken wandte sich hierauf der größte Theil dieser vornehmen Passagiere von den ordinären Leuten ab, mit denen sie sich schon durch Anhören jenes Liedes viel zu gemein gemacht, und die einzelnen Gruppen der Spaziergänger auf dem Verdeck gingen zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen über, um sich die langweilige Zeit zu vertreiben, spazieren gehend hin und her zu zwei, drei und vieren, mit kunstvoller Ausweichung der Begegnenden, in deren Fahrwasser man so leicht gerieth bei dem allerdings sehr unmerklichen Schwanken des Schiffes.

Die alten Damen hatten ihren Platz neben dem großen Mast jetzt schon eingenommen, auf Plaids und Kissen ruhend, wurden aber plötzlich hier auf eine sehr unangenehme Art vertrieben, denn jener Engländer, der beim Frühstück so unangenehm im allerdings unmäßigen Genusse des Desserts gestört worden war, hatte sich mit dem Rücken an die andere Seite des Mastes gelehnt und augenscheinlich zu viel Sodawasser zu sich genommen, denn man sah dieses plötzlich auf einem nicht ganz gewöhnlichen Wege wiederkehren und bei dem leichten Schwanken des Schiffes wie ein kleines Bächlein verrätherisch von hinten zwischen die alten Damen

hineinfließen, welche mit einem lauten „Horreur“ auseinanderfuhren.

Im Uebrigen war die Luft milde und angenehm; eine erfrischende Brise zog über die blauen Wellen, und auf beiden Seiten sah man Land in ungewissen Umrissen.

„Elba!“ sagte der kleine Kapitän des Saintonge und zeigte mit seinem langen Fernrohr auf das in graublauer Farbe und in so malerischer Gestalt in der Ferne aufsteigende berühmte Eiland.

„Elba!“ wiederholte der Professor Bucher, der neben der jungen Gräfin saß, während sich ihr Gemahl unten in der Kajüte befand, wo ein kleines Spiel gemacht wurde. Je näher man der Insel kömmt, um so rauher und öder erscheinen ihre Felsen; fast ohne jede Spur einer Ortschaft, sind die Ufer schroff und von einer finsteren Majestät. Was man hier von Menschenhänden gemacht erblickt oder wenigstens deutlich als solches erkennt, ist ein uralter, grauer Thurm, kühn auf der höchsten Spitze stehend, vom Volke Torre de Giove genannt; gewiß mit einer herrlichen Aussicht auf Corsika, Italien und auf die einem Nebelstreifen ähnlichen Gestade von Frankreich.

Ob der Mann mit dem grauen Rock und dem kleinen Hut, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, wohl oft da oben stand, sich die heißen Schläfe durch die frische Seeluft kühlen ließ und dabei dachte an seine corsische Wiege, an seine glänzenden Schlachten auf der italienischen Ebene, an den Abschied von Fontainebleau? Ob er hier oben an dem einsamen Thurme nicht den Entwurf verfaßte zu dem großartigen Roman der hundert Tage, nachdem er vielleicht den Riesengedanken aufgegeben, plötzlich in Italien aufzutreten, er ein Italiener, als Vereiniger der schönen Länder vom Mittelmeer bis zur Adria, als römisch-italienischer Kaiser in der Weltstadt Rom auf dem Capitol? Gewiß, er hatte einen solchen Plan gefaßt; ob er nicht mit den Agenten einer italienischen Union,

welche in Turin ihren Sitz hatte, in Verbindung ſtand, wer kann Genaueres darüber wiſſen? Aber unzweifelhaft iſt es, daß ſein gigantiſcher Geiſt damals ſchon ſo Großes, wie ein einiges Italien, im Geiſte erfaßte und prophetiſch vorausſah. Haben doch ſpäter kleinere Leute mit viel kleineren Mitteln zu Stande gebracht, was der große Kaiſer an dem alten Thurm da droben träumte.

Aehnliches ſagte der alte deutſche Profeſſor zu ſeiner aufmerkſam lauſchenden Nachbarin und meinte lächelnd: „Es war doch eine unbegreifliche Naivetät der damaligen Großmächte, Napoleon auf dieſe Inſel zu verbannen. Unmöglich kann man dabei an eine romantiſch-poetiſche Anwandlung denken und glauben, vielleicht aber an das ſichtbarliche Eingreifen des Fatums, welches in tragiſcher Ironie große Menſchen in ihren eigenen Anfang zurückſtürzte und erſchlug, wenn ſie, wie Napoleon, die Göttin des Glücks zum zweiten Male verſuchten. Tröſtete ſich vielleicht der große Kaiſer mit Diocletian, mit Karl V., mit Tiber? Sein Schickſal hatte mit Keinem dieſer Drei eine Aehnlichkeit. Die beiden Erſten legten die Krone ab, wenn ſie des Herrſchens müde waren, Tiber aber zog ſich freiwillig in ſeine Einſiedelei auf Capri zurück und ſaß dort wie die Spinne in ihrem Neſte, die Welt mit dem Wink ſeiner Augenbrauen lenkend, ſtets bereit, mit ſeiner blutigen Hand hinauszureichen oder ſich feig in ſeinem Verſteck zu verkriechen.“

„Ich habe ſchon angefangen, in der Einſiedelei zu leſen — welch' liebenswürdige prächtige Schilderung! Ich möchte Gregorovius kennen lernen.“

„Wenn ich das Glück habe, Sie, meine Gnädige, in Rom wiederzuſehen, ſo würde ich mir und meinen Bekannten das Vergnügen machen, der Vermittler ihres Wunſches zu ſein, und Sie würden in einem unſerer beſten und gelehrteſten Schriftſteller einen angenehmen und höchſt liebenswürdigen Geſellſchafter finden, auch mittheilſam bei einem Publikum wie er es wünſcht. Sonſt iſt er leicht ſchweigſam in ſich ſelbſt zurückgezogen.“

sich sonst zu fein bemühte, sollte man von Polizei wegen ein strenges Auge auf derlei Umtriebe haben, und er war dafür, den Kastengeist wieder so weit einzuführen und zu verschärfen, daß schon das Sprechen solch' unbefugter Wesen mit Bürgersöhnen durch harte Strafen geahndet werden könne. Sämmtliche Damen pflichteten ihm bei, und die Sekretärin meinte wahrhaft kreischend, da man leider solche Individuen, wie Putzmacherinnen, Nähterinnen und dergleichen nun einmal haben müsse, so sollte man wenigstens ein strenges Auge auf sie haben, ihnen eigene Straßen anweisen und nur erlauben, zu gewissen Stunden des Tages auszugehen.

„Gott," sagte die dicke Kanzleiräthin und schlug die Augen gen Himmel, „wie haben sich die Zeiten geändert! Wie hätte sich vor Jahren eine Putzmacherin unterstanden, nur einen Ballsaal zu betreten, in welchem sich unsereins befindet, und jetzt?" sagte sie mit einem krampfhaften Lächeln; „ich glaube, jetzt würde sich ein solches Geschöpf nichts daraus machen, vor unseren Augen herum zu tanzen."

„Allerdings nicht, Frau Kanzleirath," sagte die Sekretärin; „es soll ja im vergangenen Winter bei einem Maskenballe passirt sein, daß einige solcher Geschöpfe es gewagt, im Domino vermummt, dort zu erscheinen und noch mehr, sogar Einige vom königlichen Ballet."

„Vom Ballet?" murmelte der Damenkreis entsetzt, und der Stadtrath Schwämmle gab dieses entsetzliche Faktum achselzuckend zu.

Der Hauptmann von Müller war der Einzige, der es wagte, dieses allgemeine Murmeln des Entsetzens nicht zu theilen und der die kühne Behauptung aufstellte, daß es unter Putzmacherinnen, Nähterinnen und unter dem Ballet ganz anständige Personen gebe.

Es erscholl aber ein wahrer Schrei der Entrüstung gegen

„Vergessen Sie nicht, lieber Herr Professor, daß wir in Rom in den Isole Britanniche wohnen."

„Wo ich mein Haupt niederlegen werde, weiß ich noch nicht genau; irgendwo hoch oben in der Nähe der spanischen Treppe, jedenfalls aber werde ich nicht verfehlen, sogleich nach Ihnen zu fahnden."

„Was ist das dort für eine ganz kleine Insel südlich von Elba?"

„Das ist Pianosa, ein kleines, ödes Felseneiland, welches Napoleon durch seine Garden besetzen und eine Schanze darauf errichten ließ. Augustus verbannte einstens dorthin seinen Enkel Agrippa Posthumus, den bald darauf Tiber erwürgen ließ."

„Wieder dieser garstige Tiber."

„Später, wenn die Dunkelheit nicht dafür zu früh eintritt, sehen wir Monte Christo, wo Alexandre Dumas jenen fabelhaften Schatz verwahrte, von dem er leider selbst keinen Gebrauch machen konnte; und dort, zu unserer Rechten, haben wir Bastia mit seinem Leuchtthurm, der uns fast die ganze Nacht durch wie ein flimmernder Stern erscheinen wird."

So plauderte der alte gelehrte Herr mit der jungen schönen Dame, von deren Liebenswürdigkeit, sowie von ihrem offenen, treuherzigen Wesen und ihrer Wißbegierde er sich warm angezogen fühlte. Auch für sie war seine Gesellschaft nicht nur eine Belehrung, sondern auch in anderer Richtung sehr angenehm, denn es wäre vielleicht für Manchen der andern Passagiere auffallend gewesen, die junge, elegante Dame fast den ganzen Tag über allein auf dem Verdecke zu sehen. Hatte doch der Graf unten Wichtigeres zu thun, als ihr oben Gesellschaft zu leisten. Er spielte mit den Amerikanern ein ziemlich hohes Whist mit Wetten nach rechts und links und fand dabei nicht einmal Zeit, seine Gattin zum Diner zu begleiten. Auch war er während der Dauer desselben verdrießlich, mürrisch und gab seine kurzen Antworten mit trockener, heiserer

Stimme. Beſorgt blickte die Gräfin deßhalb zuweilen zu ihm auf und füllte ſein Glas mit Waſſer, welches er aber mit einer mißmuthigen Bewegung bei Seite ſtellte, um ſich an vortrefflichem Bordeaux zu reſtauriren. Auch huſtete er ſtärker, als geſtern Abend, obgleich er ſich offenbar Mühe gab, dergleichen krampfhafte Anfälle zu verdecken.

Dann kam der Abend. Drunten in der Kajüte ſchimmerten hell die Lampen und Girandolen; droben ſah man die weißglänzende, ſcharfe Mondſichel in einem ſtrahlenden Gefolge unzählbarer funkelnder Sterne erſcheinen, über die langen weichen Wellen einen träumeriſch milden Schein ausgießend. Auch andere, kräftigere maleriſche Effekte bemerkte man auf dem Verdecke des Saintonge, wenn der ausqualmende, kohlſchwarze Rauch in einem langen und breiten Streifen ſeitwärts ziehend, zuweilen den Mond verſchleierte, ſo daß ſein weißglitzerndes Licht nur noch mattgelb durchſchimmerte; wenn drunten an der Maſchine die Keſſelthüren aufgeriſſen wurden, tiefrothe Glut über das untere Verdeck, über Schornſtein und Maſten bis hoch hinauf zu den Raaen und Tauen aufſtrahlend, wenn dabei das helle Licht aus den Glaskuppeln der Kajüte freundlich und milde die dunkle Fläche des Hinterdecks durchbrach und die Naſe des Mannes am Steuer von der Lampe im Kompaßhäuschen roth gefärbt erſchien und ſich über alles das der dunkle Nachthimmel mit ſeinen Millionen Sternen ausſpannte. Bald genug gab übrigens der ſchwarze Rauch ſeinen vergeblichen Kampf mit dem Mondlichte auf, und wenn dieſes alsdann wieder ſiegreich von dem ganzen Schiffe Beſitz ergriff, ſo zeichnete es auf's Zierlichſte Taue und Ketten in dunkeln, feinen Linien auf das helleuchtende Verdeck. Drunten in der großen Kajüte ſah man faſt wieder die gleichen Gruppen, wie geſtern Abend, nur war der ſchreiende Papagei auf das Erſuchen faſt ſämmtlicher Paſſagiere in dem Schiffsraum zum Gepäck verwieſen und ſein Käfig noch ganz beſonders mit einer dicken wollenen Decke verhüllt worden.

Dort trauerte die dicke Spanierin mit ihren beiden jungen Damen ſichtbarlich in einer halbdunkeln Ecke der Kajüte; die vier Amerikaner hatten mit dem Grafen Landerer ſeit dem Diner ihren Whiſttiſch nicht mehr verlaſſen, und wenn auch jedesmal zwei aus dem Spiele traten, ſo waren dieſelben doch nicht müßig, ſondern betheiligten ſich mit bedeutenden Wetten. Auch wurde Verſchiedentliches getrunken, wenn auch nicht, wie geſtern, Champagner mit Cognac. Die junge Gräfin ſaß auf einem Stuhl in der Nähe ihres Mannes und ſchaute dem Spiele zu, doch blickte ſie weniger auf die Karten oder auf die hin und her rollenden Goldſtücke, als auf das Geſicht des Grafen, deſſen Züge fieberhaft erregt erſchienen; ſeine Augen glänzten faſt unheimlich und dabei huſtete er häufig anhaltend und hohl in ſein Taſchentuch hinein. Die Gegenwart ſeiner Gattin ſchien ihm unbehaglich, denn wenn er hier und da zu ihr hinüberſchaute, ſo geſchah dieß mürriſch mit finſterem Blick. Auch hatte er ihr ſchon ein paarmal halbleiſe Bemerkungen hingeworfen in verdrießlichem, ſpöttiſchem Tone, daß ihre übergroße Liebe und Aufmerkſamkeit ſeinem Spielglück ſchade, und jetzt, wo er großſchlemm geworden war, zuckte er unmuthig die Achſel und ſagte heftig: „Wenn Du nur begreifen wollteſt, Camilla, daß ich unmöglich mit Aufmerkſamkeit ſpielen kann, wenn ich von Deinen ſonderbaren Blicken immer abgezogen werde — laß mich doch in Ruhe, geh' zu Bette oder mache droben noch einen Spaziergang im Glanze von Mond und Sternen, welche wehmüthig anzuſchauen Du doch die ganz beſondere Schwäche haſt — gute Nacht, langweile Dich hier nicht!“

Ohne die Antwort abzuwarten, wandte er ſeinen Seſſel etwas von ihr ab und nahm ſein Spiel wieder auf, worauf die junge Dame raſch einen forſchenden Blick auf die Geſichter der anderen Spieler warf, um in Erfahrung zu bringen, ob die harten Worte des Grafen gehört oder verſtanden worden ſeien, doch ſchien dieß nicht der Fall zu ſein: Alle ſchauten aufmerkſam dem Spiele zu,

ſchienen auf nichts Anderes geachtet und die deutſchen Worte überhaupt nicht verſtanden zu haben.

„Gute Nacht, Ferdinand!“ ſagte ſie alsdann, indem ſie aufſtand und ihre kleine Hand leicht auf ſeine Schulter legte.

Er nickte mit dem Kopfe, ohne ſie anzuſehen.

Sie verließ die Kajüte und hätte ſo gern den guten Profeſſor gebeten, ſie auf einem Spaziergange droben zu begleiten; doch war er nicht zu ſehen und ſie erinnerte ſich, daß er ihr geſagt, er wolle ein paar Abendſtunden ſowie die vollkommen ruhige See benutzen, um Briefe zu ſchreiben und Einiges in ſeinen Tagebüchern nachzuholen.

Darauf ließ ſie ſich von ihrer Kammerfrau einen dunkeln warmen Mantel geben, ſtieg auf das Hinterdeck und ging dort langſam auf und ab.

Wie ruhig, wie friedlich war das weite, weite Meer rings um ſie her, die ungeheure leuchtende Waſſerfläche, die aber, heute Abend ſanft verklärt vom Mondſcheine, durchaus nichts Unheimliches hatte, durchaus nicht die Idee aufkommen ließ, als befände man ſich viele Meilen weit vom feſten Lande auf einem ſo trügeriſchen Element; fühlte man doch ſo gar nicht, daß man fern, fern von der übrigen Welt hier draußen ſchwamm, nur eine leichte Holzwand zwiſchen ſich und der unermeßlichen Tiefe. Das Meer war ſo ruhig, erſchien ſo vertraut, ſo wohlig, daß man es in einem guten Glauben ſchon hätte wagen mögen, ein wenig ſpazieren zu gehen zwiſchen jenen fernen Ufern und dem ſanft dahingleitenden Saintonge, oder daß man das Schiff hätte ſtill und heimlich verlaſſen können, nicht durch einen Sturz in die Tiefe, ſondern wie ein ſeliger Geiſt dahingleitend, auf ſpiegelglatten Wogen und Mondſtrahlen, jenen Bergen zu, die dort grau und duftig rückwärts lagen.

Waren es wohl ähnliche Gedanken, die das junge Weſen bewegten, welches hinten an der Brüſtung des Schiffes ſtand und zuweilen zu dem Mond, zuweilen zu jenen fernen Bergen ſchaute? Wenn es ähnliche Gedanken waren, ſo mußten dieſe einen recht

traurigen Wiederhall in ihrem Herzen finden, denn in ihren Augen ſtanden Thränen, vielleicht unbewußt, denn ſie wiſchte ſie nicht weg, ſondern ließ ſie in hellen Tropfen langſam über ihre bleichen Wangen hinabgleiten. Auch ſeufzte ſie ſo eigenthümlich, daß es klang wie ein ſchmerzliches Schluchzen, und wenn auch ihr Körper feſtgebannt hier auf dem Schiffe blieb, ſo glitt doch ihre Seele auf den glatten Wogen und den Mondſtrahlen den fernen Bergen zu, ſchwebte über dieſelben hinweg, dann über weite, weite nächtlich ſchlummernde Länderſtrecken bis an ein kleines Haus, wo man noch Lichtſchein aus dem Fenſter dringen ſah und wo eine alte Frau in ihrem Lehnſtuhle leſend ſaß. Dieſer alten Frau ſank ſie zu Füßen, barg das Geſicht weinend in deren Hände und rief weinend: „O, ich bleibe jetzt wieder bei Dir, ich bin draußen zu unglücklich, zu elend geweſen! — —“

Doch vermochte ſie nicht lange dieſes Bild feſtzuhalten, woran wohl die glitzernde Mondſichel ſchuld war, die bei einer leichten Wendung des Schiffes ihr nun in die Augen fiel. Sie hatte doch ſchon manchmal dieſe Mondſichel erblickt und doch ſchwanden alle übrigen Erinnerungen daran vor einer einzigen, wo ſie gerade ſo über dem Waſſer leuchtend, wie heute, vor ihr geſtanden war, ſich allerdings nicht im Meere ſpiegelnd, ſondern in einem ſtillen, von Bergen rings umgebenden Landſee. Ach! und die Erinnerung an jenen Abend erfüllte ſie jetzt mit ſo wildem Schmerze, daß ſie krampfhaft ihre kleinen Hände auf die Baluſtrade preßte, daß ihre Thränen reichlicher floſſen, obgleich ſie die Lippen geöffnet hatte und die Worte eines Liedes vor ſich hinſprach, welches ſie damals unbewußt geſungen, ohne den Inhalt jener Worte ſo zu fühlen, wie jetzt:

„Und blau iſt der See
Und mein Herz thut mir weh.“

Andere der Paſſagiere, einige Damen, die bisher hinter ihrem Rücken auf und ab gegangen waren, traten jetzt ebenfalls an die

Brüſtung, um in die Wellen und in die ſternhelle Nacht hinauszuſchauen, weßhalb ſich die Gräfin abwandte, um auf der anderen Seite des Schiffes hin und her ſchreitend allein mit ihren ſchmerzlichen Erinnerungen zu ſein. Doch auch hier waren Leute, und ein junges Paar, das ſich ſchon während des Diners freundlich mit ihr unterhalten, ſchien eine Bewegung zu machen, um ſich ihr zu nähern, weßhalb ſie, ſeitwärts abbiegend, raſch über das Hinterdeck glitt bis zur Treppe, von wo man über das Schiff und die vor dem Maſt lagernden armen Menſchen, von denen Profeſſor Bucher heute geſprochen, hinblickte. Bei dieſen, ſowie dort auf dem ganzen tieferliegenden Deck ſchien ſchon die nächtliche Ruhe eingekehrt zu ſein und ſah man dort Niemanden mehr, als ein paar ſchlafende Matroſen und Heizer und einen Offizier, der auf der Brücke zwiſchen den Radkäſten in gleichförmigen Schritten hin und her ging. Für die Gräfin war dieſer andere Theil des Schiffes eine gänzlich unbekannte Welt, und es trieb ſie, in das geheimnißvolle Dunkel derſelben einzudringen und dort vorn in der Einſamkeit ihren Gedanken ungeſtörter nachhängen zu können.

Sie hatte ihre Kapuze feſter über den Kopf gezogen und huſchte nun bei den vor dem Maſte Schlafenden vorüber, wobei ſie aber zuſammenſchrak, als einer derſelben eine gewiß unwillkürliche Bewegung machte.

Da war der Maſchinenraum und dort ſchaute ſie einen Augenblick hinunter in das ſeltſame nächtliche Getreibe, die glänzenden und mattblanken Maſchinentheile durch den Wiederſchein der Keſſelfeuer wie in rothe Glut getaucht, ebenſo wie die Menſchen da unten in ihren ärmlichen Bekleidungen, den dunkeln, geſchwärzten Geſichtern mit den helleuchtenden Augen emſig durcheinander beſchäftigt, das gefeſſelte eiſerne, gierige Ungeheuer zu ſpeiſen und zur Arbeit anzuhalten. Wie ſchnaubte es ſo zornig aus ſeinen Cylindern, wie raſſelten und dröhnten die Räder, wie mächtig ſtampften ſeine unſichtbaren Füße und Arme, beſchäftigt, die koloſſalen Räder zu

treiben! Dabei flogen die Kesselthüren klirrend auf und zu und jetzt unter Gelächter sämmtlicher Cyklopen ein paar lustige Worte in die Höhe, worauf die junge Dame rasch ihren Weg fortsetzte. Jetzt hatte sie das Vordertheil des Dampfers erreicht, welches eben so hoch lag, wie das Hinterdeck; statt der eleganten Treppe aber von Bronze und feinem Holze, führte hier eine eiserne und so steile Stiege in die Höhe, daß sie schon im Begriff war, umzukehren, und dieß auch gethan hätte, wenn es da oben nicht so einsam und still gewesen wäre und wenn es sie nicht gelüstet hätte nach dem freien, unbehinderten Blick über das weite Meer hin, den sie, ganz vorn an der Spitze des Dampfers stehend, haben mußte.

Und es war in der That herrlich da oben. Wie angenehm drang ihr die frische Seeluft entgegen, wie eigenthümlich und dabei fast unfühlbar hob und senkte sich das Schiff, wenn es die Wellen durchschnitt, die in weißen Schaumwogen, von dem scharfen Kiel getheilt, rechts und links zur Seite flogen, lange festliche Schleier bildend, welche sich erst weit, weit rückwärts mit der breiten Wogenschleppe des Schiffes vereinigten. Vor ihren Blicken lag das weite Meer prachtvoll glänzend und dabei so geheimnißvoll bewegt in unbegreiflicher Unruhe. Es war gerade, als wenn die kleinen spielenden Wellen in einer lebhaften Unterhaltung begriffen wären, die beim Herannahen des schwarzen Kolosses plötzlich aufhörte, um dann später weit hinter Schleier und Schleppe eben so emsig wieder zu beginnen. Rückwärts blickend, sah sie in weiter Ferne einen dunkel glühenden Punkt, der auf Sekunden ganz verschwand, um alsdann zu hellem Lichte wieder aufzustrahlen: den Leuchtthurm des Hafens von Bastia. Dort blinkte der Mond zwischen dem Tauwerk herüber, und als sie zu ihm aufschauend ihr Gesicht erhob, glitt langsam die Kapuze von ihrem Haupte herab — dann bemerkte sie plötzlich mit einigem Schrecken, daß sie doch nicht allein hier auf dem Vorderthelle des Schiffes war, denn aus dem Schatten an der festen Balustrade hier erhob sich rasch eine dunkle Gestalt,

die einen Moment regungslos ſtehen blieb, um ſich ihr alsdann raſch zu nähern.

„Camilla!“

Sie ſchauderte beim Tone dieſer Stimme, ſie ſchauderte bei der Nennung ihres Namens. Und doch war ſie nicht im Stande, raſch zu entfliehen, denn Der, welcher ihren Namen ausgeſprochen, blieb zwei Schritte vor ihr ſtehen, hob den rechten Arm wie beſchwörend in die Höhe und wiederholte ihren Namen mit dem leiſe ausgeſprochenen Zuſatze: „Das iſt eine Gunſt des Schickſals, auf welche ich nimmer gehofft.“

Ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, ließ er ihr Zeit ſich zu ſammeln, und als ſie ihm hierauf in bebendem Tone erwiederte: „O nennen Sie das keine Gunſt des Schickſals, was mir ſo ſchrecklich, ſo entſetzlich iſt. Laſſen Sie mich meinen Weg gehen in Verzweiflung, daß ich ſo unglücklich war, hier mit Ihnen zuſammenzutreffen.“

„Ei, meine Gnädige,“ gab er nach einer Pauſe kopfſchüttelnd zur Antwort, „was klingt ſo verletzend aus Ihren harten Worten; iſt es Zorn, Haß oder Furcht, meinetwegen alles das zuſammen — — nur keine Verachtung, wenn ich bitten darf!“

Bei den letzten Worten erhob er ſeine Stimme ein wenig, und ſie zuckte zuſammen, wie unter einem unſichtbaren Streiche, als ſie in ſein leuchtendes, offenes, feſt auf ſie gerichtetes Auge blickte.

„Laſſen Sie mich ruhig meine Wege gehen!“

„Gewiß, Gräfin Landerer. Wollte ich boshaft ſein, ſo könnte ich hinzuſetzen: das hier iſt das Verdeck der armen Leute, zu denen auch ich die Ehre habe zu gehören, und könnte es am Ende unbegreiflich finden, weßhalb ſich die vornehme Welt hieher verirrt. Doch gehen wir darüber hinweg. Iſt und bleibt doch ſo Vieles unbegreiflich in dieſer Welt.“

Sie hatte raſch einen Schritt vorwärts gethan, ihn von der

Seite anblickend, während er gelaſſen ſeinen weichen Hut auf den Kopf drückte; dann fragte ſie mit unſicherer Stimme, aber in einem Tone, welcher einiges Intereſſe verrieth: „Haben wir nicht gleich wenig Recht, hier auf dieſem Verdecke zu ſein?“

„Nicht ſo ganz, gnädige Gräfin; Sie haben ſich dadurch zu den armen Leuten herabgelaſſen, während ich mich einer Ueberhebung ſchuldig mache, denn ſtreng genommen, gehöre ich dort unten hin vor den Maſt, wo die übrigen Freiwilligen liegen.“

„Sie unter den päpſtlichen Freiwilligen?“

„Iſt das vielleicht etwas Außerordentliches?“ O, es ſind ſehr honette Leute unter ihnen.“

„Aber Sie — o nein, o nein!“

Er zuckte leicht mit den Achſeln, ehe er zur Antwort gab: „Wir ſind morgen früh im Hafen von Civita-Vecchia, und wenn es Ihnen dort Vergnügen macht, dem Ausſchiffen der armen Leute da unten zuzuſchauen, ſo werden Sie Ihren ergebenen Diener“ — damit verbeugte er ſich tief — „unter ihnen finden; — — aber,“ ſetzte er mit einem Tone hinzu, der nun mit einem Male unausſprechlich ſchmerzlich klang, „es wäre beſſer, wenn Sie es nicht thäten, wenn ich ihn wenigſtens nicht an Ihrer Seite bemerkte.“

„Ich kann Ihnen nicht glauben,“ rief ſie erregt; Sie treiben Ihr Spiel mit mir, wie Sie es ſchon früher gethan, Sie —“

„Halten Sie einen Augenblick! O, wenn Sie mir vergönnen wollten, darüber mit Ihnen während einiger armſeligen Minuten zu reden.“

„Sie wußten um unſere Reiſe,“ fuhr ſie haſtiger fort, „Sie folgten uns von Marſeille aus, zu welchem Zweck weiß ich nicht.“

„Laſſen wir das gut ſein, Camilla,“ ſagte er in einem weichen, milden Tone; „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß ich um Ihre Reiſe nicht gewußt; daß der arme päpſtliche Freiwillige auf dieſes Schiff, den Saintonge, kommandirt wurde, ohne zu wiſſen, welch' vornehme Geſellſchaft er mit ſich führe.“

„So ſind Sie mir ein fürchterliches Räthſel.“

„Aber mit einer ſehr einfachen Auflöſung — hätten Sie die vorhin erbetenen armſeligen Minuten Zeit für mich übrig? — — O Camilla, gedenken Sie jener Zeit, wo es Sie glücklich gemacht hätte, ganz Anderes für mich zu thun. Schenken Sie mir einige Minuten; laſſen Sie mich von jener Zeit reden.“

„O, nicht von jener Zeit —“

„Mit aller Ehrerbietung, welche ich der Gräfin Landerer ſchuldig bin, in denſelben kühlen, aber gewichtigen Worten, mit denen ich zu Ihrer Mutter ſprach, welche aber, wie es ſcheint, Ihnen dieſe Unterredung trotz meiner Bitte nicht mittheilte, was ihr Gott verzeihen möge. Wollen Sie mich anhören — wahrſcheinlich zum letzten Male in dieſem Leben?“

„— — — — Unter dieſer Vorausſetzung, ja,“ entgegnete ſie nach einem kurzen Kampfe mit ſich ſelber; „unſere Wege ſind getrennt, müſſen getrennt ſein und bleiben.“

„Gewiß, aber ich betrachte es deßhalb als eine Fügung des Schickſals, daß ſich unſere Wege hier zufällig kreuzten, glücklicherweiſe gänzlich ohne mein Zuthun, denn ſonſt würde ich dem Verdacht nicht entgangen ſein, Sie aufgeſucht zu haben.“

Sie ſenkte das Haupt, als er ſo zu ihr ſprach, und da ſie ganz vorn an der Spitze des Schiffes ſtand, legte ſie ihre rechte Hand auf das Tau, welches von der Spitze des Maſtes an den Klüverbaum herausging, und hörte ihm zu.

Was er ihr ſagte, war die Erzählung, die wir bereits kennen, nur in einem andern Tone, als heute morgen vorgetragen; hier mit einer Innigkeit, mit einer Ueberzeugung, mit einer Wahrheit des Ausdrucks, daß jedes dieſer Worte das Herz des armen jungen Weibes mit einem erſchütternden Schlage traf, ſie erbeben machte, ihre Thränen auf's Neue fließen ließ, ohne daß ſie ſich die geringſte Mühe gab, die Zeichen ihrer tiefen Bewegung zu verbergen — — ja, als er endlich mit der Betheuerung ſchloß, ſo und nicht anders

ihn, den er, ſich im Voraus auf die Oppoſition freuend, ſtillſchweigend und lächelnd austoben ließ und dann fortfuhr:

„Ich verſichere Ihnen, meine Damen, was ich vorhin behauptet, hat gewiß ſeine vollkommene Richtigkeit. Erlauben Sie mir, zu bemerken, daß kein Menſch im Stande iſt, bei ſeiner Geburt ein Wort mitzuſprechen. Wer ſeine erſten Tage auf einem ſchönen Bette verträumt unter der Obhut und Sorgfalt geſchickter Aerzte, hat gewöhnlich ein platt geebnetes Leben vor ſich, und die Hand einer ſorgſamen Mutter führt das Mädchen, wenn es ein ſolches iſt, auf's Angenehmſte ins Leben hinein, läßt ſie Nöthiges und Unnöthiges lernen; ſie weiß, daß ihr Vater Geld hat und einen Titel, und ſie auf ſolche Art einen guten und vornehmen Stand hat, ohne daß ihr Inneres deßhalb beſſer zu ſein braucht oder iſt, als das jenes armen Kindes, welches bei ſeiner Geburt in elende Lumpen gewickelt wird, ein armes kleines Geſchöpf, das die noch ärmere und elendere Mutter in Ermanglung einer Wiege vielleicht in die Schublade einer Kommode auf ihr armſeliges Weißzeug bettet, damit es weich liege. Beide wachſen zuſammen auf, jenes unter Luſt und Scherz, vor aller Verführung bewahrt, dieſes unter Thränen und Noth, aller Verführung Preis gegeben, aber derſelben nicht immer unterliegend und ſich in ſeinem leichten Kattunkleidchen oft ein eben ſo reines Herz bewahrend, wie die reiche Bürgerstochter in ihrer feinwollenen Robe. Ja, ich verſchärfe meine Behauptung noch," ſetzte der Hauptmann mit erhobener Stimme hinzu, „ſpreche wenigſtens meine Meinung frei und offen aus, welche dahin geht, daß ich der Nähterin, welche anſtändig und tugendhaft geblieben, — ja, der Nähterin, meine Damen, der Tänzerin und der Putzmacherin vor der Bürgerstochter im gleichen Falle den Vorzug gebe."

„Den Vorzug gebe!" kreiſchte die Sekretärin und ſagte leiſe und ſpöttiſch lachend zu ihrer Nachbarin, „daß über die Herkunft der Mutter des Hauptmannes ein gewiſſes Dunkel liege."

ſei an ihm gehandelt worden, als er, das feierlich beſchwörend, die Hand erhob, ſich auf das Zeugniß ihrer Mutter berufend, welche die ihr vorgelegten Schriftſtücke eingeſehen, geprüft und für wahr gefunden, da fuhr ſie aus einem tiefen Hinbrüten empor, da warf ſie ihr Geſicht gegen ihn herum, da blickte ſie ihn an mit dem Ausdruck des wildeſten Schmerzes, ſtieß einen kurzen Schrei der Verzweiflung aus und ſtürzte ſich gegen die Oeffnung der Baluſtrade, durch welche hier der Klüverbaum weit in's Meer hinausragte.

Doch war er ihren zuckenden Bewegungen gefolgt und hatte ſie jetzt im entſcheidenden Augenblicke raſch erfaßt, zurückgezogen und feſt in ſeinen Armen gehalten, in welchen ſie nach dieſer gewaltigen Aufregung kraftlos zuſammenſank.

Lange blickte er auf ſie nieder, und als ſie endlich ihre Augen öffnete und ihn mit dem Ausdruck des tiefſten Jammers anblickte, ſagte er mit feuchtglänzendem Blicke: „Und wenn auch Alles für uns verloren iſt, Camilla, warum verzweifeln, warum der Verzweiflung ſolch' entſetzlichen Ausdruck geben? O glaube mir, auch ich hatte Augenblicke des unausſprechlichſten Jammers, aber jetzt weht es mich trotz alledem an wie ein Hauch des Glückes, da ich zu Dir reden konnte, da ich Dich zu überzeugen vermochte, daß ich Deine Liebe nicht falſch und treulos erwiedert. Komme was kommen mag, ich will es mir in trüben Stunden ſtets vergegenwärtigen, daß wir wenigſtens hätten ſelig ſein können, ohne die Schlechtigkeit jenes Menſchen."

„O, es iſt mein Mann, Victor," ſagte ſie im höchſten Schmerze, „fühlſt Du es wohl, wie ſchwer Dein wahres Wort mein armes, armes Herz trifft?"

„Ich fühle es wohl, doch ich kann es nicht ändern, ich kann mein Wort nicht zurücknehmen; ich kann und will ihn nicht beſſer machen, als er in der That iſt, dieſer Schäbige, Miſerable."

Er zitterte vor Aufregung, während er dieſe Worte ſprach und indem er auf die rührende Geſtalt in ſeinen Armen, in ihr

ſchönes, bleiches Geſicht blickte, auf ihre gefalteten Hände, die ſie ihm zitternd entgegenſtreckte. — — „Doch ich verſtehe Deine Bitte, ich verſtehe auch Deinen Blick, armes, unglückliches Weib, ich verſtehe das Beben in Deiner mädchenhaften Geſtalt, deßhalb kein Wort weiter über ihn, deßhalb laß uns hier Abſchied nehmen, meine ſüße, geliebte Camilla, auf Nimmerwiederſehen.“

„Amen!“ hauchte ſie zurück, indem ſie ſich raſch abwandte, ihm aber noch für einen Augenblick ihre kleinen Hände ließ, die er mit unzähligen heißen Küſſen bedeckte.

Dann war ſie verſchwunden, und nachdem er ihr mit ausgeſtreckten Armen lange, lange nachgeblickt, warf er ſich neben der Baluſtrade des Schiffes nieder und drückte ſein Geſicht feſt in beide Hände.

Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, wenn man auf einer Seefahrt, beſonders bei etwas erregtem Meer, nächtlicher Weile einen ruhigen, ſichern Hafen erreicht. Hat man feſt geſchlafen, ſo wird man plötzlich erweckt durch das Aufhören alles Geräuſches der Maſchine, aller Bewegung des Schiffes; hat man ſich aber unruhig in ſeinem Bette umhergeworfen, ſo genießt man in ſolchen Morgenſtunden häufig noch eines feſten, erquickenden Schlafes.

Der Saintonge hatte den Hafen von Civita-Vecchia erreicht, und als die Paſſagiere ſpäter das Verdeck betraten, ſahen ſie die alte verwitterte Stadt mit ihren grauen, düſteren Hafenbauten faſt im Kreiſe um ſich her liegen, und nur dort neben dem Leuchtthurme durch eine anſcheinend ſchmale Lücke auf das dunkelblaue Meer hinaus. Alle Gebäude, Feſtungswerke und Kaſernen hatten ein verdrießlich lebensmüdes Anſehen, und wenn nicht eine Abtheilung der franzöſiſchen Kriegsflotte mit ihren mächtigen und doch ſo zierlichen Schiffen einen Theil des Hafens ausgefüllt hätte, ſo an die neue Zeit erinnernd, ſo würde man die alte Stadt für verlaſſen, verwünſcht, ver-

zaubert gehalten haben, und für schon lange nicht mehr im Gebrauch: die öden Kais, die schmutzigen, verwetterten Nachen, die Festungswerke mit ihren mürben Mauern und zerfallenden Lafetten, auch den schmutzig grauen Leuchtthurm, welcher im Sonnenschein ohne das Licht seiner Laterne wie eine ausgebrannte Hülse erschien. Nach und nach belebte sich allerdings der Hafen ein wenig. Nachen und größere Boote kamen vom Ufer gegen das Schiff, eines mit der Hafenwache, andere, um Passagiere abzuholen, und dann auch wieder welche angefüllt mit großen Haufen goldgelber Orangen, mit Wein und Backwerk. Auch dort, gegenüber dem Stern des Saintonge vor dem Spitale der französischen Truppen, zeigten sich Kranke und Verwundete, den warmen Sonnenschein benutzend und das Schiff betrachtend, welches ja von dem schönen Frankreich herüber kam. Die Leute hatten lange, graue Mäntel an und weiße Schlafmützen auf den Köpfen, sogar der Hornist, welcher am Thore lehnte und nach jedem Signal, das er blies, auf das deutliche Echo lauschte, welches die gegenüberliegende hohe Hafenmauer hervorbrachte. Das Alles zugleich mit dem hellen warmen Sonnenscheine, dem Läuten der Glocke, dem langsamen Einfahren eines Segelschiffes, goß anfänglich eine festtägliche Ruhe über die ganze Szenerie aus, bis der Saintonge begann, zischend seinen Dampf ausströmen zu lassen und dann sich eines Theils seiner Passagiere zu entledigen. Manche fuhren trotz aller Paßscherereien an's Ufer, um für die sechs bis acht Stunden, welche das Schiff im Hafen blieb, festes Land unter den Füßen zu haben und sich die Stadt ein wenig anzuschauen; Andere, um dort zu bleiben oder weiter nach Rom zu gehen, so die päpstlichen Freiwilligen, von denen jeder, so gut es ging, nothdürftig ein Bischen Toilette machte. Es war im Vergleich gegen gestern und vorgestern ein merkwürdiger Ernst selbst über die leichtsinnigsten der Bande gekommen; Manche blickten kopfnickend auf das Meer hinaus, Andere mit düsterem Blick auf die alte, so unwohnlich aussehende Stadt und auf das französische Militärspital,

wo vielleicht Mancher in den matt dahinſchleichenden Fieberkranken oder in den Verwundeten und Verſtümmelten ein Bild ſeiner Zukunft erblickte. Sogar der kleine Schwabe ſchien keinen Scherz mehr vorräthig zu haben, hatte ſeinen alten Schlapphut tief in die Augen gedrückt, während er unter dem Arme ſeine Habſeligkeiten von ſehr geringem Umfange in ein rothes Taſchentuch gewickelt trug. Andere aber hatten nicht einmal ſo viel und ſahen wahrſcheinlich in dem derben Knotenſtocke ihre einzige Habe. Drunten lagen zwei große Boote, in denen ſie förmlich eingepfercht wurden und welche alsdann langſam dem Hafen zuruderten. Jetzt noch einmal, nachdem das Boot ſchon abgeſtoßen war und die meiſten ihrer Geſichter gegen den Saintonge wandten, ſchien über Einige wieder etwas vom früheren Humor zu kommen und ein halb Dutzend Stimmen intonirten:

„So leb' denn wohl, du ſtilles Haus,
Wir ziehn betrübt zu dir hinaus;
Und fänden wir das höchſte Glück,
Wir dächten doch an dich zurück" —

ein Geſang, welcher auf die zurückbleibenden Paſſagiere den verſchiedenartigſten Eindruck machte. Denn während die blondgelockte Lady ihn auch heute wieder full of character fand und der alte Franzoſe wiederholt verſicherte, es müßte den Sängern in der That ganz kürzlich Jemand geſtorben ſein, lag unten in einer der Kabinen erſter Klaſſe ein junges, bleiches und ſchönes Weib vor ihrem Bette auf den Knieen und hatte ihr Geſicht in das Kiſſen gedrückt, um ihr heftiges krampfhaftes Weinen unhörbar zu machen.

„Und fänden wir das höchſte Glück,
Wir dächten doch an dich zurück."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann kam eine unangenehme Zeit für das reinliche Verdeck des armen Saintonge. Seine untern Räume wurden mit Kohlen

gefüllt, und als er hierauf in den ſpäteren Nachmittagsſtunden wieder in die See hinausdampfte, hatte er ein verſchmutztes, beſtaubtes Anſehen und es war gerade ſo, als hätte er ſeine heitere, fröhliche Laune zwiſchen den trübſeligen Mauern von Civita-Vecchia zurückgelaſſen. Doch dauerte dieſer gedrückte Zuſtand glücklicherweiſe nicht lange, denn eine halbe Stunde nach der Abfahrt bemächtigte ſich der erſte Bootsmann des Hinterdecks, indem er die Paſſagiere auf eine höfliche Art verjagte und dort nun mit Matroſen und Schiffsjungen, großen Bütten, Waſſerſchläuchen und Eimern zu wirthſchaften anfing, allen Ruß und Kohlenſtaub durch einen Ueberfluß von Waſſer in die See hinausſchwemmend, wobei es nicht ohne tüchtige Taufe für ein paar der Schiffsjungen abging, die, kletternd wie junge Affen, und triefend wie in's Waſſer gefallene Katzen, die unglückliche Zielſcheibe manches gefüllten Waſſereimers waren.

Von den Reiſenden hatte der größte Theil das Schiff in Civita-Vecchia verlaſſen, ſo ſämmtliche Geiſtliche, auch die dicke Spanierin, mit ihrem Papagai und die vier Champagner und Grog trinkenden Amerikaner, wogegen kein einziger neuer Paſſagier hinzugekommen war. Graf Landerer hatte ſich einen Lehnſtuhl hinaustragen laſſen auf das untere Deck in der Nähe des Maſchinenraums und ſaß da fröſtelnd trotz des warmen Sonnenſcheins in einen dicken Plaid gewickelt, neben ihm ſeine Frau auf einem niederen Tabouret, das Buch über Capri in der Hand, welches ihr der freundliche Profeſſor geliehen, und der nun an ihrer Seite ſtand, den Grafen mit ernſtem Blicke betrachtend. Dieſer huſtete mehr als geſtern, und die Röthe auf ſeinen Wangen erſchien fieberhafter, ganz in der Geſtalt von Friedhofroſen, wie man zu ſagen pflegt, ſeine Augen leuchteten düſter, und ein tiefer Zug von Langeweile und Mißmuth lag auf ſeinen bleichen Zügen.

„Ich habe es Dir immer geſagt,“ brummte er verdrießlich, „daß ich die Seereiſe nicht ertragen kann, warum ſind wir nicht mit der bequemen Eiſenbahn gegangen.“

„Gewiß Ferdinand, und ich habe Dich auch dringend gebeten, dieß zu thun.“

„Natürlicherweiſe war ich wieder einmal halsſtarrig wie ein Maulthier, das wollteſt Du doch ſagen,“ fuhr er ſie mit einem böſen Blicke an; „natürlicherweiſe gebe ich nie auf einen guten Rath, trotzdem ich es ſchon im Voraus wußte, daß es mir auf der See ſo elend zu Muthe werden würde.“

Da die junge Frau hierauf ſchwieg, fuhr er nach einer Pauſe in gereiztem Tone fort: „Du thuſt und ſagſt überhaupt nur Alles aus Widerſpruchsgeiſt. Hätte ich mich für die Eiſenbahn entſchieden, würdeſt Du den Seeweg für angenehm gefunden haben; wäre ich für den Seeweg geweſen, ſo hätteſt Du für die Eiſenbahn geſchwärmt.“

„Aber Ferdinand, Du weißt ja ganz genau, daß ich mich unbedingt und ohne Widerrede allen Deinen Entſcheidungen füge.“ Sie vermochte nicht, wie ſonſt, zu ſagen, „Lieber Ferdinand,“ noch vermochte ſie ihn anzuſehen.

„Fügen, ja wohl fügen, aber mit Widerwillen fügen, mit Widerſtreben fügen, ſo fügen, daß man den Groll in Deinem Innern deutlich auf Deinen Zügen leſen kann!“

„Auf meinen Zügen, Ferdinand?“ fragte ſie mit einem leiſen Vorwurf, während ſie mit einem traurigen Blick das ernſte Geſicht des deutſchen Profeſſors ſtreifte.

„Willſt Du das leugnen? Plagſt Du mich nicht geſtern und heute ſchon mit Deinem verdrießlichen, kummervollen Geſicht, um mir deutlich anzuzeigen, mit welchem Widerwillen Du zur See gegangen biſt? Haſt Du nicht eben jetzt verweinte Augen? Wenn Du auch das beſtreiten willſt,“ fuhr er haſtiger fort, „ſo frage doch den Herrn Profeſſor, er wird Dir die Wahrheit ſagen.“

Sie ſenkte den Kopf tief auf die Bruſt herab, da ſie wohl fühlen mochte, daß eine verrätheriſche Röthe über ihre Züge flog, und da ſie ſchwieg, nahm der Profeſſor in heiterem Tone das

Wort und ſagte: „Da Sie mein Zeugniß anrufen, verehrter Herr Graf, ſo muß ich Ihnen zugeſtehen, daß die gute Frau Gräfin heute Morgen allerdings ein wenig ernſt ausſieht, doch finde ich das ſehr begreiflich. Es thut ihr weh, daß ſie Sie leiden ſieht."

„Was leiden, Herr Profeſſor!" rief Graf Landerer, ſich gegen dieſen in ſeinem Seſſel herumwerfend: „Der Teufel auch, ich leide nicht. Daß mich die Seefahrt ein wenig angreift, theile ich mit den robuſteſten Naturen, und ich möchte Sie heute ſehen, wenn Sie, wie ich geſtern, geſpielt, gewettet und getrunken. — Soll ich vielleicht ihr zu lieb alles das laſſen? Pah, dummes Zeug, ich muß ſelbſt wiſſen, was mir ſchädlich iſt: mir fehlt überhaupt nichts, wie Ruhe — gänzliche Ruhe, und vor allen Dingen wäre es am beſten, wenn man mit mir nicht immer Unterredungen führte, welche unnöthig meine Nerven aufregen — Ruhe — Ruhe — das iſt's, was ich brauche."

Da er ſich nach dieſen letzten, barſch ausgeſprochenen Worten ſowohl von ſeiner Frau als auch von dem Profeſſor abwandte, ſo zog ſich der Letztere ſogleich zurück, die junge Gräfin aber erſt, nachdem ſie vergeblich verſucht, ihn durch ein freundliches Wort milder zu ſtimmen.

Das wackere Schiff ſetzte indeſſen ſeinen Weg unverdroſſen fort, und es war ihm und ſeiner ſtampfenden Maſchine vollkommen gleichgültig, ob es Leid oder Freud, Glück oder Schmerz bei ſich an Bord führte. Ja, es hatte heute, beſonders jetzt im freundlichen Schein einer angenehmen und nicht zu heißen Nachmittagsſonne, einen ſtillen, heitern, feſttäglichen Anſtrich. Fuhr es doch mit ziemlich leerem Verdeck dahin ohne das Geſchnatter in den verſchiedenſten Sprachen der Welt, ohne den wüſten Lärm der päpſtlichen Freiwilligen, die von Civita-Vecchia mit der Eiſenbahn eine Zeit lang hart am Ufer des Meeres gen Rom fuhren und von denen gewiß Mancher ſeitwärts blickte auf das dunkelblaue Meer mit dem ſchwarzen, ſtill dahingleitenden Dampfer.

„Und fände ich das höchſte Glück,
Ich dächte doch an dich zurück.“

Seltſam — dieſe Melodie wollte auch nicht aus dem Sinne der jungen Gräfin weichen, und ſie erklang ihr immer fort und fort aus dem leiſen Murmeln der Wellen, aus dem gleichförmigen Rauſchen der Räder, beſonders aber aus dem taktmäßigen Gange der Maſchine, zu der ſie jetzt einen Augenblick hinabſchaute, wie ſie geſtern Abend gethan, um dann denſelben Weg nach dem Vordertheil des Schiffes fortzuſetzen. Langſam ſtieg ſie dort die eiſerne Treppe hinauf, und wenn ſie ſich auch auf eine einſame Stunde dort oben gefreut hatte, um ihren Erinnerungen nachzuhängen, ſo war es ihr doch noch lieber, dort oben den guten Profeſſor zu finden, der mit einer aufgeſchlagenen Karte daſaß und ihr bereitwillig ſeinen Schemel anbot, während er ſich neben ſie auf einen Tauring niederließ.

„Wie es mich freut, meine liebe gnädige Gräfin, daß Sie gerade jetzt hierher kommen, um einen Blick zu werfen dort auf jene ſo einfach ſcheinenden Geſtade, welche aber dabei in ihrer großartigen Oede, umſchwebt von den mächtigſten, gewaltigſten Erinnerungen, einen ſo tiefen Eindruck auf uns machen müſſen. Das iſt das berühmte lateiniſche Ufer; dort haben wir Antium, etwas weiter ſüdlich Porto d'Anzio, darüber hinausblickend Nettuno, und es bilden jene weitgedehnten Linien von Oſtia bis zum Cap der Circe, welches als Inſel wie ein großer Saphir homeriſch ſagenvoll herüberfunkelt, ein ſanftgeſchwungenes, Geſchichte und Märchen erzählendes Ufer — das, von hier aus geſehen, einen ſo prachtvollen Abſchluß findet in den fernen kleinen Ponza-Eilanden, die ſich wie badende Najaden kaum aus den Wellen erheben: und über alles das hinaus blicken die prachtvollen dunkelblauen Albanerberge in ihren wunderbar maleriſchen Formen auf ein durch die Hiſtorie geweihtes Ufer,“ rief der Profeſſor enthuſiaſtiſch aus.

„Iſt es mir doch gerade,“ erwiederte die junge Gräfin mit

träumeriſchem Blick, „als läge vor mir aufgeſchlagen da ein großes Buch, in welchem ich ſchon als Kind geblättert und geleſen.“

„Ja, in der That ein gewaltiges Buch und wie prachtvoll illuſtrirt, wenn man es heute noch in der Nähe betrachtet! Alles das, was jetzt ſo ſtill und ſo einſam, ſo verlaſſen ſcheint und auch wohl iſt, war damals, zur Glanzzeit des ſtolzen Roms, der Ort, wo die vornehmen Römer zur Zeit des Auguſtus, des Caligula und Nero einen Theil ihrer Villeggiatur hielten, einen müßigen Sommermonat verlebten. Dort, wo jetzt der weiche, ſchimmernde Sand von dem leiſe rauſchenden Meere berührt wird, war damals eine große, prächtige Stadt und ein blühender Hafen, und daneben zur Rechten und zur Linken ſpielen die kleinen Fiſche der Meerfluth nicht in natürlichem Uferfels, ſondern in den Reſten alter, ehemals prächtiger Villen und Bäder, in Marmor und Moſaiktrümmern. Ja, meilenweit zog ſich an dieſen Ufern hin ein ſchimmernder Kranz von Marmorpaläſten, von Bädern und Tempeln, und Tempeln mit den herrlichſten Kunſtſchätzen. Wurde doch in einem derſelben der Apoll von Belvedère gefunden, die Diana von Verſailles und der Borgheſiſche Fechter.

„Dann verſank alles das in Trümmer und auch theilweiſe in Vergeſſenheit. Fernher kommende Sarazenen überfluteten zeitweiſe dieſe Ufer, ſtrichen gewiß ſtaunend durch dieſe Ueberbleibſel alter Pracht und Herrlichkeit, und zum Schutze gegen ſie baute das Mittelalter dann jene dunkeln, ſchweren, unförmlichen Thürme, die wir jetzt finſter, einſam und verwittert dort auf der Höhe ſehen, welche ganz Italien und alle Inſeln des Mittelmeers umgrenzen und dieſen Küſten einen ſo ſagenhaften und ritterlichen Charakter verleihen. Und auch dieſe Sarazenen verſchwanden im Laufe der Zeit wieder, um Platz zu machen anderen Eindringlingen, die uns Deutſche leider näher angehen. Es war die Zeit der Römerzüge. Ueber die Alpen herab ſtiegen die blonden Deutſchen, um, Italien erobernd, die römiſche Kaiſerkrone zu erwerben; zu welchem Heil, zu

welchem Glück, das hat die Hiſtorie mit gewaltigen, aber blutigen Zügen verzeichnet, und an einen der größten, aber traurigſten Abſchnitte jener fernliegenden Geſchichte unſeres Vaterlandes mahnt dort vor uns jenes kleine weißſchimmernde Schloß; der Thurm von Aſtura."

„Ah, der Aufenthalt des unglücklichen Conradins."

„Ja, wo ſich der letzte Hohenſtaufe nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo verbarg, latenter ingreditur mente captus, und wo ihn der Verräther Frangipani feſtnahm und in die Hände des blutigen Karl von Anjou lieferte."

„Wie die glühende Sonne dort im Weſten im blutigen Scheine ſank damit das Glück der Hohenſtaufen in's Meer," ſagte die junge Gräfin, nach dem kleinen weißen Punkte hinüberblickend, welcher, wie auch das Cap der Circe, von einem leichten Roſenſchimmer umwoben wurde, dem Abglanz des ſinkenden Tagesgeſtirnes.

„Ihr Vergleich, gnädige Gräfin, iſt leider nicht ganz richtig. Die Sonne wird morgen wieder leuchtend über dieſe Erde aufgehen; aber von den Hohenſtaufen iſt nichts übrig geblieben, als eine große aber traurige Erinnerung und als in Wirklichkeit jener rieſenhafte Sarkophag, der heute noch in den ſchwäbiſchen Landen an ſie mahnt. Ah, Sie ſehen mich zweifelnd an. Ich meine jenen ſo maleriſch emporragenden Berg ſelbſt, der uns großartig in die Augen ſpringt, wenn wir bei Göppingen durch das geſegnete Württembergerland fahren, ragt er aber, von dort geſehen, erhaben, wahrhaft königlich empor, ſo erſcheint er uns von entgegengeſetzter Seite ganz anders: ich meine nämlich, wenn man von der alten und alterthümlichen ehemaligen Reichsſtadt Gmünd zum Rechberg hinaufſteigt, das alte Schloß dieſes berühmten Grafengeſchlechtes hinter ſich läßt und in die Neckarebene hinabblickt. Die Sonne iſt untergegangen, der Horizont glüht wie im Scheine unzähliger Pechfackeln, die Glocken der umliegenden Dörfer läuten zum Ave Maria und in ſolchen Augenblicken erſcheint uns der

„Ja wohl den Vorzug gebe," fuhr der Hauptmann fort; „denn ich nehme an, daß der Urstoff, der bei roher Berührung und Angriffen aller Art klar und rein geblieben ist, den Vorzug vor dem verdient, welcher beständig eingewickelt und keinem rauhen Lüftchen ausgesetzt war."

Mehrere Herrn und Damen warfen sich in Parade, um die wirklich außerordentlich unpassenden Worte des Hauptmanns zu widerlegen; doch kündigte die Hofräthin, bekannt durch ihre scharfe Zunge, durch ein lautes Räuspern und Husten ihren unzweifelhaften Entschluß an, als Sprecherin aufzutreten, daß Alles ehrfurchtsvoll schwieg — Alles, bis auf die Sekretärin, welche nicht unterlassen konnte, zu bemerken, daß sie bei den Herrn Offizieren schon oftmals so leichte Gesinnungen angetroffen; ein Ausfall, den der Hauptmann aber nicht der Mühe werth fand, auch nur mit einer Sylbe zu beantworten. Die Hofräthin wandte sich zum Hauptmann und sagte: „Demnach stellen Sie eine Putzmacherin, Nähterin ꝛc. über unsere Tochter und erkennen jenen wenigstens in der Gesellschaft den gleichen Rang zu?"

„Unter den oben angegebenen Verhältnissen" versetzte der Hauptmann, „allerdings, das heißt in der menschlichen Gesellschaft; in der Gesellschaft dagegen, wie sie ein hohes und verehrungswürdiges Publikum versteht, kann man so etwas freilich nicht verlangen, und da brauche ich nicht einmal einen solch' riesenhaften Sprung zu machen, wie von der Nähterin zur Hofräthin, und weiß wohl, daß viele kleinere Rangdifferenzen sich dort nicht zusammen fügen lassen; dafür ist aber auch, meine Damen," sagte der Hauptmann, welcher warm wurde, „von einer Gesellschaft nichts zu erwarten, in der jede Rangklasse und tausend Thaler mehr Vermögen ein eigenes Zimmer, ein eigenes Lokal bedingen."

„Sie wollen demnach," kreischte die Sekretärin, „alle Standesunterschiede niederreißen?"

Hohenſtaufen im tiefſten Dunkel faſt ſchwarz beſchattet wie ein rieſenhafter Sarkophag, um den ringsumher die ganze Landſchaft trauert. — Sollten Sie je in dieſe Gegend kommen, ſo bitte ich Sie, machen Sie jene kleine, auch in anderer Hinſicht ſo lohnende Bergpartie. — — Mir ſcheint aber," fuhr der Profeſſor nach einer Pauſe fort, als die junge Dame ſtillſchweigend daſaß, die Augen mit der Hand verdeckend, „meine Schilderung oder hervorgerufenen Erinnerungen haben Sie ernſt, traurig geſtimmt, und das wollte ich in der That nicht; — es wäre auch eine Sünde bei dem heiteren Abend, der rings auf der See leuchtet und jene klaſſiſchen Ufer vergoldet; ſehen Sie, was ein guter Maler aus dieſem an ſich ſo einförmigen Küſtenſtrich gerade im gegenwärtigen Augenblick zu machen verſteht; ich meine eben die Sonne als Maler. Wie mannigfaltig und entzückend färbt ihr Licht jene jetzt ſo duftig erſcheinenden Ufer, beſtrahlt dort den eiſernen Thurm von Aſtura mit goldenem Schein und läßt drüben das alte Antium förmlich verklärt erſcheinen; und, wie die weißen Segel der beiden kleinen Schiffe dort aus der dunklen Flut leuchten! Wahrhaftig, es braucht wenig Phantaſie dazu, um ſie für ein paar ruhig und majeſtätiſch dahinziehende Schwäne zu halten, ſo wie die hin und her ſchießenden hellen Möven gegen die dunkle Wolkenwand, die ſich über Froſinone erhoben hat, für luſtig ſpielende Schmetterlinge."

„Warum nicht für Schiffe und Möven, lieber Herr Profeſſor?" fragte die Gräfin mit dem ſchwachen Verſuch eines Lächelns.

„Wahrhaftig, dieſe Frage hat ihre volle Berechtigung, und man könnte vielleicht dieß Hervorſuchen von Vergleichungen eine böſe Gewohnheit nennen, wenn ſie uns nicht oft unterſtützten, dem geneigten Leſer unſere Anſchauung deutlicher zu machen. — Doch ſehe ich dort ihre Kammerfrau, die ſich umherſchauend nähert und Sie wahrſcheinlich ſucht, meine gnädige Gräfin. Wahrſcheinlich wünſcht der Herr Graf Ihre Geſellſchaft, um mit Ihnen zu

plaudern, vielleicht aber auch," setzte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu, „weil er sich unwohl fühlt. — Bitte, ich will Sie durchaus nicht erschrecken, sondern Ihnen nur für diesen Fall meine Hülfe antragen, was ich vorhin in Gegenwart Ihres Herrn Gemahls nicht gut konnte und mochte. Ich durchstudirte, um mit Goethe zu reden, die große und kleine Welt, um es am Ende gehen zu lassen, wie's Gott gefällt, bin aber vielleicht doch noch im Stande, Ihrem Herrn Gemahl eine kleine momentane Linderung zu verschaffen."

Die junge Dame machte eine Handbewegung, wie um ihren Dank auszudrücken, und eilte mit besorgter Miene ihrer Kammerfrau ein paar Schritte entgegen. Doch schüttelte diese leicht mit dem Kopfe und sagte, näher gekommen: „Der Herr Graf befindet sich leidlich wohl, spaziert auf dem oberen Verdeck und wünscht seinen Schlüssel zur großen Kassette, den die Frau Gräfin vielleicht zufällig an sich genommen hätten."

„O nein, gewiß nicht. Ich sah, wie mein Mann vorhin, als er dort vorne im Lehnstuhle saß, mit dem Schlüssel spielte. Was will er aus der Kassette?"

„Stärkere Cigarren," antwortete die Kammerfrau mit einem leichten Achselzucken.

„Ich werde kommen und den Schlüssel selbst suchen. Sie entschuldigen mich, Herr Professor, hoffe Sie aber später noch zu sehen; denn Ihre freundliche und belehrende Unterhaltung ist mir eine so sehr angenehme."

Bald darauf hüllte die Nacht zuerst die Ufer, dann das Meer und damit auch das Schiff in ihren dunklen Schleier, und da man morgen früh vor Tagesanbruch Neapel zu erreichen hoffte, auch nur noch wenige Passagiere an Bord waren, so wurde es zur frühen Stunde ruhig unter und auf dem Decke. Nur der deutsche Professor konnte sich lange nicht entschließen, in seine Kajüte und sein enges Bett zu kriechen; und erst als ihm einer der Offiziere

verſicherte, es ſei vor zwei Uhr in der Nacht nicht daran zu denken, irgend etwas von der glühenden Lava des Veſuvs zu ſehen, warf er ſich angekleidet auf ſeine Matratze. Doch nur für wenige Stunden, und als er dann wieder auf das Verdeck hinaufging, um in ſüdöſtlicher Richtung in die tiefdunkle Nacht hinauszuſpähen, zeigte der Himmel dort eine blaßrothe Stelle ungefähr in der Art, als ſei von geſtern ein klein wenig Abendröthe übrig geblieben. Wie aber der brave Saintonge wacker vorwärts dampfte, ſo erhellte ſich auch nach und nach jener Punkt, vergrößerte ſich, ſchwamm zu feinen Streifen auseinander und erſchien nach Verlauf einer guten Stunde wie ein ſeltſam leuchtendes Meteor, wie eine glühende Stelle an dem ſonſt ſo kalten und ruhigen Nachthimmel. Und dabei war es ein eigenthümliches Glühen, nicht nur am oberen Rande bald ſtärker, bald ſchwächer werdend, ſondern zuweilen löſten ſich aufwärts hellere Streifen ab, leuchtendere Punkte, ja blitzende Sternmaſſen — ein unbeſchreiblich wunderbar prächtiger Anblick dieſes großartige Feuerwerk, ſcheinbar Tauſende von Fußen über der Meeresfläche ſchwebend, da es nicht hell genug leuchtete, um die Silhouette des Berges erkennen zu laſſen.

Wie glücklich fühlte ſich der deutſche Profeſſor, der ja eigens nach dem glücklichen Campanien gereist war, um die Eruption des Veſuvs zu ſtudiren, daß ihm der Berg ein ſo freundliches und dabei ſo großartiges Willkommen bot. Zu jeder andern Zeit würde er ſich gefreut haben an den erſten Spuren der Morgendämmerung, an dem Verſchwinden der Nacht, die im Begriffe war, ihren dunklen Schleier hinwegzuziehen von dem ſchönſten Panorama der Welt, von dem herrlichen Golfe von Neapel. Heute blickte er verdrießlich nach dem falben Schimmer im Oſten, der ihm jene intereſſanten Feuer nach und nach auszulöſchen drohte. Glücklicherweiſe ſtand eine ſchwarze düſtere Rauch- und Wolkenwand über der Spitze des Veſuvs, jetzt in kalter Farbe, dann wieder von der Glut angeſtrahlt, hoch auflodernd, ein prächtiger Anblick, und ſchützte wenigſtens noch

auf Augenblicke die glühenden Lavaſtröme vor dem Auslöſchen durch die immer und immer ſtärker werdende Morgendämmerung.

Iſchia und Procida, dunkle, unförmliche Felſenmaſſen, ſchoben ſich ſcheinbar langſam hinter dem Schiffe zurück, und dort wurde Capri ſichtbar, die Inſel mit der ſeltſam maleriſchen Form, die jetzt, wo ſie ſich ſo ſcharf auf dem heller werdenden öſtlichen Himmel abhob, deutlich als eine koloſſale ruhende Sphinx erſchien, wie ſie Gregorovius ſo ſchön und treffend genannt.

Aber plötzlich war die Ruhe der Nacht und der Morgendämmerung verſchwunden, die Wolken um den Veſuv geriethen in Bewegung, langgeſtreckte, dunkle, wildphantaſtiſche Geſtalten lösten ſich dort langſam ab, um auf dem ſtahlfarbig glänzenden Himmel in drohender Haltung dem Tageslicht entgegenzuſehen, wie zum Kampfe bereit um ihr Daſein. — Doch ſchmolzen ſie dahin, lösten ſich auf, flatterten auseinander vor dem allgewaltigen Lichtglanze, der ſich jetzt immer heller, immer leuchtender am Himmelsgewölbe ausbreitete; gelblicher Färbung folgte röthliche Glut, und hinter Capri wie in einer Glorie zitternde, aufblitzende Strahlen verkündeten das Herannahen der Sonne — — der aufgehenden Sonne, angeſtaunt im Golf von Neapel, ein Anblick, der jeder Beſchreibung ſpottet. Und wie prachtvoll war es, als der goldne Schein, nachdem er die hochgelegenen, mit Landhäuſern durchflochtenen Höhen um die Stadt, die gewaltigen Klöſter, Schlöſſer, Feſtungswerke, die tiefdunklen Pinien beſtrahlt, ſich nun wie liebend auf die Stadt ſelbſt herabſenkte und plötzlich von den unzähligen Fenſterſcheiben reflektirend eine Wirkung hervorbrachte, als entzündeten ſich dort in einem Augenblicke Tauſende und Tauſende von Lichterflammen zur freudig feſtlichen Begrüßung. Doch die Feuer des Veſuvs grollten mit dem Tageslichte und ebenſo der deutſche Profeſſor, als er bemerkte, wie die rothglühende Lava und die Spitze des Berges ſelbſt verſchwunden waren unter grauen Wolkenſchleiern, hinter welchen der Vulkan mürriſch und trotzig ſein Haupt verbarg.

Der Anker rasselte in die Tiefe, die Passagiere erschienen auf dem Verdeck, welches in kurzer Zeit mit einer Unmasse kleiner und großer Koffer, Nachtsäcke und Kisten bedeckt war. Eben so rasch aber verschwanden diese wieder in die von allen Seiten herbeieilenden Boote, und während dieß geschah, stand der deutsche Professor immer noch im Anschauen des Berges versunken. Da legte sich sanft eine Hand auf seinen Arm, und sich rasch umwendend, blickte er in das schöne, bleiche Gesicht der jungen Gräfin, welche ihm die Hand zum Abschied bot und ihm wiederholt auf's Freundlichste dankte für die viele Güte, die er ihr während der Fahrt erwiesen.

Auch der Herr Graf war minder verdrießlich, ja erschien fast heiter, als er seine Blicke über die herrliche Stadt hingleiten ließ, sagte aber mit einem unangenehmen Lächeln: „Vedi Napoli poi muori — — meinetwegen auch, wenn man das Leben in dieser herrlichen Stadt bis zur Neige gekostet und genossen. Doch wird es auch damit so schlimm noch nicht werden, und ich hoffe auf ein freudiges Wiedersehen, mein lieber Herr Professor, hier im Hotel di Roma, wo Sie uns jederzeit willkommen sein werden, oder später in der ewigen Stadt selber in den Isole Britanniche."

Die päpstlichen Freiwilligen, welche den Saintonge in Civita-Vecchia verlassen, mit wenigen Ausnahmen eine Bande schäbiger verwahrloster, zerlumpter Gesellen, hatten Rom gegen Abend desselben Tages erreicht und wurden auf dem Eisenbahnhofe von einigen Unteroffizieren der Zuaven und päpstlichen Jäger in Empfang genommen, um nach der Kaserne geführt zu werden, wo sie vorläufig untergebracht wurden. Es ist das ein gar öder und einsamer Ort, der, wo die römischen Eisenbahnen münden. Elende Bretter- und Balkenhütten in der Nähe der Porta San-Lorenzo, inmitten altehrwürdiger Ruinen, die aber besonders zur Nachtzeit durchaus nicht den Eindruck einer großen und lebensvollen Stadt

hervorbringen. Weite, öde Felder dehnen ſich vor uns und zur Rechten aus, und wenn wir allenfalls wiſſen, daß ſich hier das ehemalige kaiſerliche Prätorianer-Lager befand und vor uns die Thermen des Diocletian, ſo bringen doch dieſe hiſtoriſch bedeutſamen Bauten hier unter dem dunklen Schleier der Nacht, ſo intereſſant ſie auch für den Beſchauer am Tage ſein mögen, eine weniger behagliche Wirkung hervor, als einige Dutzend helleuchtende Gaslaternen von einem wohlgeordneten, eleganten Eiſenbahnhof, Hunderte von Geſichtern beleuchtend, welche Ankommende erwarten, ſowie ganze Reihen bequemer Equipagen und Omnibuſſe, welche begierig ſind, ihre Laſt ſo bald als möglich vor einem comfortablen Gaſthofe abzuſetzen. Hier nichts von alledem. Dünne Bretterverſchläge, Finſterniß und kühler Nachtwind, allerdings ein klaſſiſcher Hauch, der vom Kapitol herüberwehte, der aber die modernen Prätorianer, die armen Freiwilligen, in ihren dünnen Röcken unheimlich durchſchauerte.

„Das hätte ich mir ganz anders erwartet," ſagte der kleine ſchwäbiſche Schneider; „und wenn ich auch nicht gerade verlangt, daß der heilige Vater ſelbſt ſeine tapfern Soldaten empfange, ſo doch in ſeinem Auftrage ein alter freundlicher Kardinal mit einem guten Abendbrode, auch ein Stück Prozeſſion mit vielen Lichtern und Weihrauch."

„Man wußte nicht, daß Du mit dabei ſein würdeſt," warf eine Baßſtimme aus dem Haufen leicht hin, „aber ich möchte in der That gern erfahren, ob ſie uns in Rom abgeſetzt haben, oder auf den öden Feldern, die ſie Campagna nennen."

„Vederemo."

„Das wird ſich Alles finden; haltet jetzt eure Mäuler; denn wie mir ſcheint, wird hier ein kleiner Appell gehalten, um zu ſehen, ob Keiner von uns verloren gegangen iſt."

Und ſo war es auch. Die einzelnen Namen wurden von einem deutſchen Unteroffiziere aufgerufen und unter Bezeugung mehr oder

minder guten Willens mit „Hier“ beantwortet. Nur bei dem Namen „Landerer“ trat eine kleine Pauſe ein.

„Ach, der Prinz von Arkadien,“ rief der Schweizer mit der frechen Stimme und dem frechen Geſichte, „der wird wahrſcheinlich mit einer Equipage vorausgefahren ſein.“

„Landerer“ — — „Hier“ erſcholl es jetzt ſeitwärts aus dem Dunkel, und dort ſtand der Gerufene bei einem Sergeanten der päpſtlichen Zuaven, welcher ſeine beiden Hände gefaßt hatte und dieſe zum herzlichen Empfange freundlich ſchüttelte, während er ſagte: „Freue mich, daß ich Dich ſogleich getroffen habe. Ich habe für Dich um Erlaubniß nachgeſucht, Dich mit mir hineinnehmen zu dürfen, damit Du nicht mit der ganzen Bande den langen Weg durch die ganze Stadt zu marſchiren brauchſt. Wir hauſen in der Nähe von Sankt-Peter, und bis dahin ſind es gute drei Viertelſtunden. Ich werde dem Offizier meinen Erlaubnißſchein für Dich zeigen und dann fahren wir in's Cafe di Roma, wo Du ein paar Bekannte findeſt.“

„Meine Freude, Dich ſogleich hier zu finden, lieber Alfons,“ entgegnete der päpſtliche Freiwillige, „iſt wahrhaftig nicht minder groß, als die Deinige. Doch wirſt Du mir verzeihen, wenn ich Dein Anerbieten ablehne. Ich möchte von den Andern, mit denen ich gekommen bin, nicht als ſo bevorzugt erſcheinen. Unwillkürlich habe ich ihnen ſchon Urſache zum Neid, und damit zum Spott gegeben. Du wirſt mich verſtehen. Laß mich deßhalb ruhig mit ihnen abmarſchiren und morgen früh, hoffe ich, ſehen wir uns wieder.“

„Wie Du willſt. Im Grunde kann ich Dir nicht Unrecht geben. Doch ich ſuche Dich noch heute Abend auf.“

Damit ſetzte ſich die kleine Kolonne in Marſch, durch die Via di Porta San-Lorenzo an der prächtigen Baſilica di Santa Maria Maggiore vorüber, welche aber heute Abend bei der ſpärlichen Beleuchtung nur in unſicheren Umriſſen wie eine ſeltſam geformte

Steinmaſſe gegen den helleren Nachthimmel emporragte. Dann bei der gewaltigen Façade des Quirinalpalaſtes vorbei auf den Monte Cavallo, wo mancher zum erſten Mal anfing, ſich bewußt zu werden der Größe der Stadt, die von hier aus wie in einem weiten Halbkreiſe, kennbar durch Lichtglanz, und hörbar durch das Summen des Straßenverkehrs, ausgebreitet liegt. Dort, wo die Sonne untergegangen war, zeigte ſich über dem Horizonte noch eine zweifelhafte Helle, und dorthin richteten ſich die Blicke unſeres Freiwilligen durch den neben ihm herſchreitenden Unteroffizier der päpſtlichen Jäger aufmerkſam gemacht, welcher ihm ſagte: „Die ſchwarze Kuppel dort iſt Sankt-Peter.“

„Und es iſt doch eine todte, langweilige Stadt,“ ſagte verdrießlich der Schweizer, „da marſchiren wir ſchon eine halbe Stunde und haben noch keine beleuchteten Läden geſehen, noch viel weniger ein Wirthshaus.“

„Wirthshäuſer gibt es ja auch hier keine,“ bemerkte der kleine Schneider mit einem tiefen Seufzer. „Wer Durſt hat, trinkt Waſſer, und dazu ſind die vielen Fontainen da. Ich habe ſchon ein halbes Dutzend bis hieher gezählt; und da vor uns auf dem Platze vor den beiden rieſenhaften Kerlen mit den Schafpudeln unter den Armen iſt wieder eine, die Waſſer genug für uns Alle gibt.“

„Waſſer und nichts als Waſſer,“ klagte der Rheinländer. „Was nutzt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt iſt! Was hilft mich alles Waſſer, wenn ich nirgendwo ein Wirthshaus ſehe!“

Darauf zogen ſie an der Fontana di Trevi vorüber, und hier waren es doch die gewaltigen Waſſermaſſen, die Allen, ſelbſt dem Rheinländer, imponirten. Das rauſchte herab in prächtiger breiter Fläche über Felſen und zwiſchen Felſen hinein wie ein natürlicher Fall, und hoch oben ſtand der Meergott in rieſenhafter Geſtalt, mit ſeinem Dreizack ſinnbildlich die Fluten überwachend und beherrſchend.

Dann marſchirten ſie durch ſchmale, ſchmutzige Gäßchen unter ſpärlicher Beleuchtung an ſtillen, verſchloſſenen Häuſern vorbei, ohne

irgendwo zu vernehmen den Lärm lustiger Zechbrüder, oder geöffnet zu sehen die erleuchtete Thür eines freundlichen Wirthshauses. Wohl kreuzten sie ein paar Mal breitere Straßen, erhellt von Lichterglanz, angefüllt mit vorüberrollenden Equipagen und Fußgängern; aber darnach erschienen ihnen die stilleren Straßen um so stiller, ihre Zukunft um so düsterer, und es war Manchem zu Muthe, als müßte er nun dahinten lassen ein helles, lustiges Leben und alle Hoffnung auf Glück und Freude.

Jetzt hatten sie die Tiber erreicht, den melancholisch dahinschleichenden Fluß, und schritten über die Engelsbrücke einem hochgethürmten, riesenhaften Bauwerke entgegen, das Manche für die Kirche Sankt-Peter hielten und deßhalb neugieriger betrachteten, als wenn sie es für das Grabmal des römischen Kaisers Hadrian, die jetzige Engelsburg, erkannt hätten. Damit hatten sie auch in Kurzem das Ziel ihrer Wanderung erreicht, ein altes, graues Gebäude in der Nähe des Petersplatzes, wo sie für heute Nacht in einem geräumigen Saal auf mangelhaften Strohsäcken untergebracht wurden. Doch war das immerhin besser, als in kühler Nacht auf dem harten, blanken Schiffsverdecke zu liegen — wohl für die Meisten, nur nicht für Landerer, der in Gedanken dem Laufe des Saintonge gefolgt war und viel darum gegeben hätte, wenn es ihm auch heute Nacht vergönnt gewesen wäre, dort am Boden vor dem Schornsteine zu liegen, vielleicht auch am Bord des Schiffes gelehnt zu den Sternen aufzublicken oder den Glanz von Camilla's süßen, milden Augen zu sehen, allerdings eben so unerreichbar für ihn, als die zitternden, leuchtenden Punkte droben am dunklen Nachthimmel.

Der päpstliche Zuave, den wir draußen auf der Eisenbahn gesehen, ein ehemaliger Regimentskamerad, den eigenthümliche Schicksale, allerdings ganz anderer Art wie die seinigen, hierher verschlagen, hatte sich noch eingefunden, konnte aber hier keine Erlaubniß erwirken, unsern jungen Freiwilligen mit sich fortzunehmen. Auch

zog es Landerer vor, da zu bleiben, hauptſächlich aus einem Gefühl des Mitleids für den kleinen Schwaben, deſſen Humor hier am Ziele der Reiſe gänzlich zuſammengeſchmolzen war. Statt ſein Lager zu ſuchen, kauerte er ſich zu den Füßen Landerer's nieder, barg das Geſicht in beide Hände und ſeufzte tief aus dem Herzen.

„Ich weiß es wahrhaftig ſelbſt nicht," entgegnete er auf die Frage des Anderen, „warum ich ſo miſerabel traurig bin, aber ich könnte heulen wie ein junger Hund, den man auf die Straße hinausgejagt hat, mit dem richtigen Gefühl, in keiner beſſern Lage zu ſein."

„Das iſt das Gefühl der Ermüdung und durchwachter Nächte. Da nimm meine Feldflaſche, es ſind noch ein paar gute Tropfen darin, die trinke aus und dann leg' Dich auf's Ohr.

„Ich wollte lieber, Ihr gebt mir was Anderes."

„Und was könnte das ſein?"

„Ein Verſprechen, ſich meiner ein Bischen künftig anzunehmen; ich fürchte mich eigentlich vor der Gemeinſchaft mit den Andern, es ſind gar zu wilde und unbändige Geſellen darunter. Allerdings habe ich während der Reiſe mit ihnen geheult, ja ihren Spaßmacher vorgeſtellt, doch weil man ſich nur ſo mit ihnen vertragen konnte; nehmt Euch meiner an," bat er dringender, „laßt mich bei Euch bleiben als was Ihr wollt, z. B. als Euer Diener. Ich bin geſchickt in Allem, auch treu und anhänglich wie ein Hund."

„Du machſt Dir gute Begriffe von meiner Zukunft. Was ſoll mir, der ich vielleicht morgen ein Gemeiner bei den Zuaven ſein werde, ein Diener? Ich werde mich wohl ſelbſt bedienen müſſen, ſo gut wie jeder Andere."

„So ſorgt wenigſtens dafür, daß ich in Eurer Nähe bleiben darf."

„Du bei den Zuaven! Du biſt zu klein dazu."

„Als Tambour oder Horniſt? Ich habe ſchon geſehen, daß Ihr gute Bekannte bei der Truppe habt. Thut mir den Gefallen und ſorgt für mich."

„Durchaus nicht," ſagte ruhig der Hauptmann, „aber alle Standesüberhebungen, wenn ich es könnte, mit den Füßen niedertreten; ich kann und will nun einmal nicht einſehen, daß der, welcher in glücklicheren Verhältniſſen geboren iſt, als ich, berechtigt ſein ſoll, mir auf dem Kopf herumzutreten und mich fühlen zu laſſen, er ſei aus einem beſſeren Stoffe, als ich."

„Aber," antwortete die Hofräthin mit voller Majeſtät, „würde es denn nicht gegen Ihre Gefühle anſtoßen, auf einem Bürgerball, wo unſere Töchter tanzen, auch Putzmacherinnen und Nähterinnen mit dem gleichen Rechte herumſchweben zu ſehen, würde Ihnen Ihr Gefühl dieß nicht als unpaſſend bezeichnen?"

„Und wenn dieß ſo wäre," ſagte der Hauptmann, „würde vielleicht daraus folgen, daß die Bürgerstöchter im Grunde eine beſſere Art Weſen wären, als jene Geſchöpfe, welche, auf ihren eigenen Füßen ſtehend, ſich ihr Leben mit harter Arbeit friſten müſſen?"

„Und kann das noch eine Frage ſein?" kreiſchte die Sekretärin. Aber der Hauptmann fuhr ruhig fort:

„Wenn Sie, Frau Hofräthin, mit mehreren Ihrer ſehr achtbaren Bekannten zufällig auf einem Hofball erſchienen, würden ſämmtliche Hofdamen Sie nicht als unbefugte Eindringlinge anſehen, Ihr Betragen nicht höchſt unpaſſend finden? Daß dem ſo wäre, müſſen Sie mir zugeben, und ich frage Sie ferner, halten Sie ſich im Grunde deßhalb geringer, als eine Hofdame?"

Die Hofräthin warf ſich in die Bruſt, blickte ſtolz um ſich, als wollte ſie ſagen: Ihr kennt mich Alle! Der Hauptmann aber fuhr fort und ſagte:

„Unſer Geſpräch, meine Damen, hat ſich einigermaßen verirrt und wir ſind auf ein Terrain gekommen, das wir Anfangs nicht betreten wollten. Jeder behalte den Rang, auf den ihn Geburt und Vermögen geſtellt, aber Jeder hüte ſich, durch

„Nun ich will sehen, was sich thun läßt; morgen mehr darüber.“

Dieser Morgen kam denn auch regelmäßig wie alle übrigen, und an demselben wurde die Reisegesellschaft von dem Saintonge durch die betreffenden Offiziere gemustert und in die verschiedenen Kompagnieen und Eskadronen vertheilt. Einige Wenige, darunter Landerer, kamen zu den Zuaven, die meisten zu den päpstlichen Jägern. Einige, die früher bei der Kavallerie gedient hatten oder mit Pferden umzugehen wußten, zu den Dragonern. Was den kleinen Schneider anbelangte, so meinte der Stabsoffizier, welcher die Vertheilung leitete, man hätte ihn in Marseille gar nicht annehmen sollen, da seine Größe unter dem vorgeschriebenen Maße sei; auch sei er verpflichtet, einen Bericht darüber zu machen. Dieser Aufschub war nun vielleicht ein Glück für die ehrgeizigen Bestrebungen des kleinen Schneiders; denn es gelang Landerer durch seinen Freund Alfons und einen andern Bekannten von früher, welcher Lieutenant bei den Zuaven war, so gut für seinen Schützling zu wirken, daß er zum Hornisten bei dieser auserlesenen Truppe angenommen wurde, was ihn in einen wahren Freudenrausch versetzte.

Kleider machen Leute; und wer nach einigen Wochen die theilweise so verwahrloste Gesellschaft vom Saintonge wieder sah, mußte mehr als je die Richtigkeit dieses Sprüchwortes anerkennen. War doch sogar der kleine Schneider ein so schmucker Hornist, als man sich nur wünschen mochte, und handhabte bereits sein Instrument mit einer Fertigkeit, die selbst seinen Beschützer in Erstaunen setzte.

Was nun Landerer anbetraf, so verstand es sich von selbst, daß er, eingedenk seiner früheren militärischen Laufbahn, sich in kürzester Zeit und so leicht in das Exercitium gefunden, daß er schon nach Verlauf eines Monats vollkommen eingeübt war und zu den Alten der Kompagnie gerechnet werden konnte. Daß er als ehemaliger Offizier und zwar als ein glänzender Kavallerieoffizier

jetzt mit andern Gemeinen der Zuavenkompagnie in Reih und Glied ſtand, das Gewehr im Arm, hätte, unter anderen Verhältniſſen, allerlei Tiefkränkendes für ihn gehabt, ja würde ihm gänzlich unmöglich geworden ſein, wenn er ſich nicht aus freiem Antriebe hier befunden hätte und wenn nicht auch außer dem Dienſte das Zuavenkorps eine Elitetruppe zu nennen geweſen wäre, in der man ſich, allerdings mit Ausnahme, in ſehr guter, ja vornehmer Geſellſchaft befand. War doch ſein Freund Alfons — er bekleidete hier ſchon oder erſt den Poſten eines Unteroffiziers — von einer Familie, welche ſieben Zacken in der Krone ihres Wappens führte, und hatte vor ein paar Jahren als Lieutenant in einem Küraſſierregimente gedient. Standen doch im Gliede hinter ihm zwei Söhne eines alten gräflichen Hauſes, und waren doch vielleicht zwei Drittheile der Kompagnie gebildete junge Leute, die in der beſten, nicht nur in der ſogenannten guten Geſellſchaft zu erſcheinen berechtigt waren, von denen Viele aus Ueberzeugung in ihrem Korps dienten und ſo eine tüchtige und intelligente Truppe bildeten, welche von Tapferkeit und dabei wohl auch von jugendlichem Leichtſinne beſeelt, in der Handhabung der Waffen vertraut, die beſten Erfolge hoffen ließen und dieſe Hoffnungen auch glänzend erfüllt haben.

Die Uniform der päpſtlichen Zuaven iſt einfach, aber kleidſam; im Schnitt der der franzöſiſchen Zuaven ähnlich, beſteht ſie aus hellgrauem Tuche mit rothen Schnüren und Paſſepoils beſetzt und zeigt auf dieſe Art nicht die allzu auffallenden Farben jener anderen. Auch tragen ſie ſtatt des weißen Turbans mit dem rothen Feß eine kleine graue Dienſtmütze mit den gerade ausſtehenden, kecken franzöſiſchen Schirmen, welche bei den Offizieren, wie auch Beinkleid und Jacke, die Verzierung ſilberner Schnüre haben, und ebenſo je nach dem Range ſchmale oder breitere Treſſen auf dem untern Theile des Aermels. Statt der Gamaſchen der Gemeinen haben die Offiziere bis zum Knie reichende Stiefel und ſind mit einem Säbel in ſtählerner Scheide bewaffnet, während die Zuaven die

Jägerbüchse führen mit dem Haubajonette, dieser im Handgemenge so furchtbaren Waffe.

Da unter dem Korps der Zuaven nicht nur eine Menge junger Leute aus guten Häusern dienen, sondern auch aus wohlhabenden, ja reichen Familien, so kann man sich wohl denken, daß diese sich nach Beendigung des täglichen Waffendienstes den Genüssen der großen Stadt hingeben und nach Ablegung des Gewehres und des Säbels in eleganten eigenen und feinen Uniformen ihre Kasernen verlassen, und zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen ihren Privatgeschäften und Vergnügungen nachgehend, nicht nur auf allen Straßen und Plätzen zu sehen sind, in Museen und Gallerieen, sondern auch in den besten und theuersten Kaffeehäusern, wo es da einen eigenen Anblick gewährt, Gemeine, Unteroffiziere und Offiziere nach erfolgter ehrerbietiger Begrüßung vertraulich bei einander sitzen zu sehen und sich auch durchaus nicht genirend vielleicht dem tapfern und dabei höchst eleganten Kommandeur des Zuavenkorps Feuer für seine Cigarre anzubieten oder welches von ihm zu nehmen. Es liegt darin etwas von dem eigenthümlich kameradschaftlichen, ja vertraulichen Geiste der französischen Armee und wohl auch beziehungsweise der österreichischen, ein Verhältniß, welches sich in letzterer wohl noch mehr ausgebildet haben würde ohne den schroffen Gegensatz der Nationalitäten und das eigenthümliche Rekrutirungssystem, welches Verhältniß aber merkwürdiger Weise in der preußischen Armee, wo doch eine solche Art der Rekrutirung seit langen Jahren nicht mehr besteht, noch nicht zum Durchbruch gekommen ist, obgleich dort die Institution der einjährigen Freiwilligen das auf diese Art richtig vermittelnde Element zwischen Offizieren und Gemeinen wäre.

Landerer hatte sich bald und bestens in alle Verhältnisse seines Korps hineingefunden und war in kurzer Zeit nicht nur ein vortrefflicher Soldat geworden, den sein Kompagnie-Chef, wenn das anders

schon gegangen wäre, zur Stellung eines Gefreiten oder Unteroffiziers erhoben hätte, sondern galt auch außerhalb des Dienstes bei seinen speziellen Kameraden sowohl, als auch bei den Offizieren für einen höchst guten und angenehmen Gesellschafter. Seine schlanke, biegsame und dabei doch so kräftige Gestalt nahm sich vortrefflich in der Uniform aus, und sein Kopf mit den intelligenten Zügen und dem fast übermäßig großen hellblonden Lippen- und Knebelbart erschien unter der kleinen zierlichen Mütze so echt soldatisch verwegen, so ganz im Charakter eines tollen, zu jedem Uebermuthe aufgelegten Zuaven, daß ihn verschiedene Maler schon öffentlich sowie auch heimlicher Weise als Typus dieses ausgezeichneten Korps skizzirt hatten. Dabei war die kecke Verwegenheit, die in seinem Auge loderte und die er ohne Uebertreibung zur Schau trug, durchaus keine Maske, entsprang aber eines Theils eben so gut aus angeborener Tapferkeit und Sorglosigkeit als andern Theils aus einem gewissen Lebensüberdruß, der ihm alle Folgen irgend welcher Art gleichgültig erscheinen ließ, und in dieser guten Mischung, wozu noch ein richtiges Gefühl für wahre Ehre und wahren Anstand kam, war er allerdings das Modell eines Zuaven, eines jener enfants perdus, wie er sein soll, der auf Befehl kaltblütig und gleichgültig ganz allein zum Sturm auf eine feindliche Batterie gegangen wäre.

Daß er dabei nicht versäumte Rom, und seine Kunstschätze zu sehen und zu bewundern, versteht sich von selbst. Ja er war so oft in den verschiedenen berühmten Bildergallerieen, besonders in den Sälen des herrlichen Vatikans und in den prächtigen Räumen der Peterskirche zu finden, daß ihm sein Freund Alfons eines Tages lachend sagte: „Wenn Du nicht ein so ausgezeichneter Zuave und Lebemann wärest, so hätte ich Angst, Du würdest zum Korps der Künstler übertreten, oder gar in ein Kloster gehen," worauf Landerer achselzuckend geantwortet hatte: „Was das Letztere anbelangt, wer weiß, was später noch geschieht. Wenn ich mir hier meine

Sporen verdient habe und wenn mich vielleicht eine italieniſche Kugel tüchtig getroffen, ohne mir in's Jenſeits zu verhelfen."

„Wahrhaftig! haſt Du ſolche Ideen?"

„Gewiß; warum auch nicht? Ich habe früher öfter ſagen hören: ‚Man iſt leicht anderswo katholiſcher, als im päpſtlichen Rom; ich finde aber das Gegentheil, was das Kloſterleben anbelangt."

„Vielleicht, nach dem äußern Anſcheine zu urtheilen."

„Möglich, aber ich wüßte mir keinen ſchöneren Platz, um auszuruhen von des Lebens Mühen, um zu vergeſſen, was uns daſſelbe an Verſprechungen nicht gehalten, oder um was es uns betrogen, als zum Beiſpiel das Kloſter San-Bonaventura mit ſeiner unausſprechlich ſchönen Rundſchau auf den Cälius, das Coloſſeum, die Campagna und die blauen Sabinerberge — mit ſeinem ſtillen Frieden unter den prächtigen Palmen des Kloſtergartens."

„Ja und mit ſeinen engen, düſteren, winkeligen Gängen voll Stockfiſchgeruch und ſeinen unbehaglichen Zellen, — geh' mir; Dir fehlt, was uns Allen fehlt: das Schmettern des Hornes zum Angriff und das Knattern der Gewehre; aber wer weiß, wie bald wir einen anſtändigen Feind vor uns haben."

Allerdings ſehnte ſich auch Landerer nach einem luſtigen Gefechte, aber es war nicht dieſe ungeſtillte Sehnſucht, welche ihn an das Kloſterleben denken ließ oder die ihn ſtundenlang an den obengenannten Orten umhertrieb; doch waren es, ehrlich geſagt, auch nicht die Kunſtſchätze allein, was ihn hier feſſelte, was ihn hier ſo häufig erſcheinen ließ. Sah man doch den jungen Zuaven ſtundenlang am Eingange der Galleria Lapidaria ſtehen oder ſitzen, dort in der Nähe des päpſtlichen Schweizers mit der Hellebarde, oder des Aufſehers, welcher Stöcke und Regenſchirme in Empfang nimmt, wie er anſcheinend eine der dreitauſend heidniſchen Inſchriften ſtudirte, in Wahrheit aber kein Auge von der Eingangsthür verwandte; oder wie er in der Peterskirche an einem der erſten Pfeiler

unterhalb der Taube mit dem Oelzweige lehnte, um hier wie dort oder auch an anderen öffentlichen Orten die zahlreich erſcheinenden Fremden ſcharf in's Auge zu faſſen; aber für ſeine ſehnſuchtsvolle Erwartung immer vergeblich. Denn ſie, deren liebes, mildes, ſchönes Geſicht er täglich, ſtündlich zu erblicken hoffte, zeigte ſich ihm in Wirklichkeit nicht, wie oft er auch auf eine entfernte Aehnlichkeit hin irgend einer Dame folgte, um in der Nähe ihr gänzlich unbekanntes Geſicht zu erblicken.

Allerdings war er ſelbſt es geweſen, der damals in der Nacht am Bord des Saintonge einen Abſchied auf Nimmerwiederſehen von ihr genommen, erweicht von dem flehenden Ausdruck ihres Auges, von der rührenden Bitte, welche in ihrem bleichen Angeſichte lag. Auch hatte ſie Amen dazu geſagt. Aber ſoviel er ſein Gedächtniß auch anſtrengte und ſein Gehirn abmarterte, er konnte ſich nicht erinnern, daß ſie dieſem „Abſchiede auf ewig" beigeſtimmt hätte, daß ſie ihm wiederholt: „Auf Nimmerwiederſehen". Wohl lag eine ſelbſtſüchtige Philoſophie in dieſen Betrachtungen, wohl ſagte ihm eine andere Stimme in ſeinem Innern, die Zuſtimmung in ihrem Auge ſei unverkennbar geweſen, nicht minder das Gefühl des Dankes, mit dem ſie ihr Amen ihm entgegenhauchte. Wenn er aber in ſeinen Betrachtungen ſo weit gekommen war, und wenn er ſelbſt das tiefe Unrecht einſah, welches er begehen würde, wenn er nur den geringſten Schritt thäte, um ihren unter den obwaltenden Verhältniſſen ſo ſchwer errungenen Seelenfrieden zu ſtören, ſo entfuhr ihm nicht ſelten eine Geberde des Mißmuthes und der Ungeduld, und er murmelte vor ſich niederſtarrend: „Wer ſo unredlich wie jener an mir gehandelt, kann auf kein ehrliches Gefecht Anſpruch machen, es wäre das Recht der Wiedervergeltung, wenn ich aus einem Hinterhalte, wenn ich durch einen Ueberfall in ſein häusliches Glück einbräche. — — Sein häusliches Glück?" unterbrach er ſich alsdann mit einer ſchmerzlich ausgeſtoßenen Frage; „dieſer Egoiſt, dieſer Verräther! Handelt er doch in der Abſicht, wie er gehandelt,

um mein Glück zu zerſtören. Fluch über ihn, den Verräther! — — Aber ſie — aber ſie — —"

Aber nach ſolchen Betrachtungen kam er zähneknirſchend immer wieder dazu, ihr Amen auf ſein „Nimmerwiederſehen" richtig zu verſtehen. Und dann ſtieg wohl ein anderes Bild in ſeiner Seele auf. Und zwar die hinfällige Geſtalt ſeines Feindes, die er am Morgen in Civita-Vecchia vor der Ausſchiffung mit einem raſchen Blicke, mit einem entſetzlichen Gefühle des Triumphes überſchaut, als er ſich von ihm unerkannt in das Boot hinabſchwang. Hätte er ihn ſo vor der Unterredung mit Camilla geſehen, er würde vielleicht „Auf Nimmerwiederſehen" nicht ſo, nicht ohne einen hoffenden Zuſatz ausgeſprochen haben. — Aber ſie — aber ſie — Sie mit ihrem reinen, edlen Gemüthe. Sie würde vielleicht ſchaudernd vor ihm entwichen ſein und ihr Amen alsdann geklungen haben wie ein: Bewahre mich vor aller Schuld.

Eines Tages hatte er lange Zeit in der Gallerie des Kapitols vor dem ſterbenden Fechter geſtanden, nicht wie ſonſt wohl dieſes herrlichſte aller Marmorbilder bewundernd, ſich auch nicht einmal geärgert über eine Geſellſchaft von Engländern, Herren und Damen, die unter Lachen und Scherzen an dem Piedeſtal dieſes Kunſtwerkes lehnten und ſich reckelten, Andern die Ausſicht verſperrend und ihre Aufmerkſamkeit einzig und allein dadurch beweiſend, daß ſie an eingeſetzten Marmorſtücken beſchädigter Theile mit den Fingern klopften und mit den Nägeln kratzten, ſondern er hatte das mit gleichgültigem Auge betrachtet, um ſeine forſchenden Blicke einem älteren Herren zuzuwenden, der ausnahmsweiſe ohne den rothen Bädeker oder einen ſonſtigen gedruckten Führer hier auf's Genaueſte zu Hauſe ſchien, nur das Schönſte und Seltenſte betrachtete und ſich vor jeder Statue auf's Vortheilhafteſte aufſtellte, auch dieſe mit jener verglich und Alles hier mit dem Ausdrucke betrachtete, den man anzunehmen pflegt, wenn man gute alte Bekannte wiederſieht.

Landerer hatte dieſen alten Herrn irgendwo geſehen — wo? — Ah, auf dem Saintonge; jetzt erinnerte er ſich deutlich. Wie hätte er das auch vergeſſen, wie hätte er auch nur einen Augenblick in Zweifel ſein können. Hatte er dieſen alten Herrn dort nicht mit Camilla am frühen Morgen, als der Dampfer in Civita-Vecchia eben Anker geworfen hatte, auf dem Verdecke hin und her gehen ſehen, und ſpäter hatte er aufmerkſam dem Ausſchiffen der päpſtlichen Freiwilligen zugeſchaut.

Konnte er ſich erlauben, dieſen Herrn anzureden, konnte ihm das irgend welchen Nutzen bringen? Durfte er ſich erlauben, im Falle es ihm wirklich gelang eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen, auf irgend welche Art das Geſpräch auf Andere der damaligen Reiſegeſellſchaft zu lenken? —

Obgleich er ſich dieſe Fragen verneinen mußte, konnte er es doch nicht unterlaſſen, dem alten Herren durch die Säle zu folgen, und ihn, als derſelbe ſich einmal plötzlich gegen ihn wandte, militäriſch, aber freundlich zu grüßen.

Der Andere ſchaute ihn hierauf mit dem Ausdrucke nicht unangenehmer Verwunderung an. Ja er ſchien ſich einen Augenblick auf die ſchmucke Geſtalt des jungen Soldaten, auf dieſes auffallend ſchöne Geſicht beſinnen zu wollen, ſchüttelte aber dann lächelnd mit dem Kopfe und ſagte in heiterem Tone: „Wenn wir uns in der That kennen ſollen, mein junger Herr Zuave, ſo müſſen Sie ſchon meinem alten Gedächtniß zu Hülfe kommen.“

„Aber ohne Vorwurf für Ihr Gedächtniß, mein Herr,“ erwiederte ihm Landerer, „denn wenn Sie mich vor einiger Zeit wirklich ſahen, ſo war das nur ſehr flüchtig und in einem ganz anderen Aeußeren, als mit welchem ich jetzt vor Ihnen ſtehe. Ich befand mich unter den päpſtlichen Freiwilligen auf dem Dampfer Saintonge, mit dem auch Sie von Marſeille nach Civita-Vecchia weiter fuhren.“

„Me hercule!“ rief Profeſſor Bucher, denn dieſer war es, im

Tone des höchſten Erſtaunens. „Was, Sie waren bei jener etwas verwahrloſten Geſellſchaft? Nun, verzeihen Sie mir, ich hätte in meinem Leben nicht gedacht, daß ſich aus jenen Leuten etwas ſo Vortheilhaftes, etwas ſo Gediegenes, ja Hübſches entwickeln könnte. Ich mache Ihnen über dieſen Ausnahmsfall mein Kompliment.“

„Eine Freundlichkeit, die ich nicht für mich allein in Anſpruch nehmen kann, denn ich bin darin durchaus kein Ausnahmsfall, alle Uebrigen haben ſich eben ſo vortheilhaft verändert, um Ihre Worte zu gebrauchen.“

„Möglich, mein junger Herr Zuave,“ erwiederte der Profeſſor, nachdem er wohlwollend die angenehmen und eleganten Manieren des Anderen betrachtet, „und doch muß ich Sie für einen Ausnahmsfall halten, denn ich bin noch wenigen Ihrer Herren Kameraden hier in den Sälen des Kapitols oder ſonſt an Orten ähnlicher Art begegnet. Aber es freut mich in der That, daß Sie ſich meiner erinnerten, und daß ich eine ſo höchſt angenehme Umwandelung an Ihnen bemerke. Es geht Ihnen gut, Ihnen behagt die neue Stellung?“

Landerer verbeugte ſich ſtillſchweigend mit einer zuſtimmenden Miene und fragte erſt nach einer kleinen Pauſe: „Sie ſetzten damals Ihre Reiſe weiter nach Neapel fort?“

„Allerdings, um die Eruptionen des Veſuv zu ſtudiren, denn dergleichen iſt mein Fach, junger Herr Zuave; mich intereſſiren Lava und andere Steine, Schwefel und ſonſtige Mineralien öfters mehr als herrliche Ausſichten; ich bin ein deutſcher Profeſſor, Dr. Bucher aus Königsberg, — auch Sie ſind ein Deutſcher?“

„Gewiß, Herr Profeſſor. Mein Name iſt Landerer.“

„Ei ſiehe da, Landerer,“ wiederholte er, „ein Name der für mich angenehmen Klang hat. — — Gerade auf dem Dampfer Saintonge befand ſich damals auch eine Familie Landerer; allerdings eine gräfliche Familie, liebenswürdige Leute, d. h. die Dame, — — eigentlich nur die Dame; denn er der Herr Graf —

nun es iſt das gleichgültig, unſer Herrgott hat allerlei Koſtgänger. Aber ſie, die Frau Gräfin, war ein Ideal von Schönheit, Sanftmuth und edler Weiblichkeit."

„Ich glaube, ich ſah Sie bei dieſer Dame ſtehen auf dem Schiffe im Hafen von Civita-Vecchia zu früher Morgenſtunde, bevor wir uns ausſchifften."

„Ganz richtig! doch während des Schauſpiels der Ausſchiffung, allerdings ein trauriges Schauſpiel, war ſie in ihre Kabine gegangen. Sie mochte das nicht mit anſehen. — Nun ehrlich geſagt," fuhr er im heiteren Tone fort, „die ganze Geſellſchaft ſah recht erbarmungswürdig aus, und wir bedauerten aus Herzensgrunde das gute deutſche Blut, was da wieder einmal zum Kanonenfutter für die Fremde angeworben war."

„Sahen Sie jene Familie noch in Neapel?" fragte der junge Zuave in einem möglichſt unbefangenen Tone.

„Wenig, der Herr Graf befand ſich in Folge der Seereiſe und in Folge allerlei Thorheiten während derſelben in einem recht üblen Zuſtande. Er wollte unter Anderem auch meinen Rath, denn ich bin Arzt, und ſo rieth ich ihm nach beſtem Wiſſen und Ermeſſen einen ſtillen, ruhigen Aufenthalt auf Iſchia in der vortrefflichen Seeluft, fern vom Geräuſch der Stadt, und fern," ſetzte er mit einem leichten Achſelzucken hinzu, „von Leuten, die aufregende Spiele und Wetten lieben und die den Champagner mit Cognac verſtärken. Da ſitzt er nun und es geht ihm auffallend gut, wie ich mich bei einem Beſuch überzeugte, den ich am Tage vor meiner Abreiſe machte."

„Und Sie hoffen, daß dieſer Graf Landerer von ſeinen Leiden hergeſtellt wird?"

„Hergeſtellt, das iſt ein ſehr relativer Begriff, das ſchöne Kapital von Kraft und Geſundheit der Jugend iſt ſchwer wieder einzubringen, wenn man zu raſch, zu früh und zu viel davon verausgabt. Aber wenn er ſich vortrefflich hält, und wenn er ſich der ſorg

liebloſe Aeußerungen und durch hartes Benehmen jene Schranken zu erhöhen, welche nun einmal einen Stand vom andern trennen."

„Mein Herr Hauptmann!" rief die Sekretärin mit äußerſt gellender Stimme, „Sie mögen einen Rückzug antreten, ſo fein Sie wollen, und mögen ſagen, was Sie wollen, ich bleibe doch dabei und ſage: wenn es je eine etwas leichte Bürgerstochter gegeben hätte, ſo wäre ſie doch noch mehr werth, als zwanzig tugendhafte Putzmacherinnen."

Der Hauptmann zuckte mit den Achſeln, die meiſten der Damen ließen ein leiſes Gemurmel vernehmen, welches deutlich anzeigte, daß ſie mit den Anſichten der Sekretärin wohl harmonirten, die Hofräthin aber ſagte, anſcheinend mit großer Bekümmerniß: „geben Sie zu, beſter Herr Hauptmann, daß unter jener Klaſſe von Menſchen eine große Immoralität herrſcht, daß die meiſten derſelben ein ſchrecklich leichtes Leben führen."

„Sie wollten ſagen," verſetzte der Hauptmann, ironiſch lächelnd, „daß jene Klaſſe der menſchlichen Geſellſchaft nicht ſo die Mittel hat, ihr Thun und Laſſen zu verſchleiern, wie andere, und daß man viel eher reden hört von den Fehltritten von zwanzig Putzmacherinnen, als von denen einer einzigen Bürgerstochter; ich gebe das gern zu, nur müſſen Sie bedenken, daß die Anſicht, welche Sie von dem Lebenswandel dergleichen Mädchen haben und welche Sie, meine Damen, täglich ausſprechen, ſehr viel Schuld an der Immoralität derſelben trägt. Wenn Jemand weiß, Sie halten ihn unbedingt für einen Dieb, weil ſein Bruder einer war, ſo denkt er vielleicht: was hilft's mir, daß ich nicht ſtehle, man glaubt mir's doch nicht! — — Ich will das gerade nicht entſchuldigen, aber es iſt ſo."

„Der Herr Hauptmann entwickeln ſonderbare Anſichten," kreiſchte die Sekretärin, „und machen ſich eine Ehre daraus, die Liebſchaften liederlicher Mädchen zu entſchuldigen."

fältigen Pflege dieſes Engels von einem Weibe bereitwillig, ohne ein Widerſtreben überläßt, ſo kann er noch jahrelang ein nicht ganz unbehagliches Leben führen, doch wie ich ſehe," fuhr er, ſeinen Redeſtrom unterbrechend und ſich raſch umblickend, fort, „treffen die gelangweilten Aufſeher hier ihre Anſtalten, um die Säle zu ſchließen. Wenn es Ihnen recht iſt, mein lieber Herr Landerer, ſo machen wir noch einen Spaziergang auf den Monte Pincio und bleiben für den Reſt des Abends zuſammen, d. h. wenn Sie nichts Beſſeres vorhaben."

„Im Gegentheil, Herr Profeſſor, ich bin dankbar dafür, daß Sie mir geſtatten, in Ihrer Geſellſchaft zu ſein."

Damit gingen ſie zuſammen fort und ſtiegen zum Pincio, dem herrlichſten Spaziergange Roms, empor; ſpazierten aber hier abſeits von dem Gewühle der reichen und eleganten Equipagen und dem glänzenden Durcheinander der Reiter und Fußgänger aus der römiſchen hohen und höchſten Welt und den Tauſenden von Fremden der verſchiedenſten Nationen zwiſchen den ſtillen Boskets aus immergrünen Eichen, aus Lorbeer-, Citronen- und Orangengebüſchen beſtehend, überragt von hohen Palmen, deren ſchlanke Blätter ſanft im Abendwinde auf und nieder wogten. Hier, ziemlich entfernt von dem eben angedeuteten geräuſchvollen Leben der großen Welt, aber immer noch nahe genug, um die ſchönen Klänge der guten Militärmuſik der päpſtlichen Gendarmerie zu vernehmen. Erſt als die Sonne untergegangen war und ſich die Flut der Spaziergänger anfing zu verlaufen, traten ſie hinaus an die Balluſtrade des breiten Fahrweges auf den Monte Pincio, um auf das gewaltige Rundgemälde ſchauend, welches die ewige Stadt von hier aus bietet, einen der wundervollſten Anblicke zu genießen, den Rom überhaupt zu gewähren vermag. Es gibt kaum etwas in ähnlicher Art, zugleich großartig Einfacheres und doch wieder Maleriſcheres, als die Silhouette der Stadt von hier aus geſehen. Zeichnet ſich nun obendrein dieſe Silhouette wie Abends nach Sonnenuntergang tief dunkel,

faſt ſchwarz auf dem goldig dunkelroth glühenden Abendhimmel ab, ſo iſt dieſer Anblick entzückend ſchön; die ganze prächtig geſchwungene Linie ſanft anſteigend gegen den Monte Mario, deſſen weißes Kaſino auf dem Hintergrunde der ſchwarzen Cypreſſen hervorleuchtet, dieſe maleriſche Linie mit ihren regungsloſen, feingeäſtelten Pinien, mit ihren Thürmen, deren Oeffnungen als leuchtende Punkte erſcheinen, mit ihren maſſigen Bauwerken, an denen man jeden vorſpringenden Winkel, jede Mauerkrönung ſcharf, wie mit der Nadel eingeriſſen erblickt, mit ihren unzähligen Kuppeln, vor Allem aber mit der rieſenhaft emporſtrebenden Kuppel von Sankt-Peter von ſo großartig tadelloſer Form, die jetzt, wie in glühend ſtrahlender Glorie ſtehend, uns als würdigſtes Mauſoleum des größten der Apoſtel erſcheint, des Felſens, auf dem die Kirche erbaut iſt.

„Ich habe das heute gemalt geſehen," ſagte Profeſſor Bucher, und ſetzte lächelnd hinzu: „Es mag Ihnen komiſch erſcheinen, daß ich mich hier bei dieſer gewaltigen Naturkompoſition eines Bildes ganz von Menſchenhand erinnere, aber von einer Vortrefflichkeit, daß man ſich wohl ſeiner hier erinnern darf. Es iſt von einem Landsmanne mit berühmtem Namen, von Lindemann Frommel, und ich empfehle Ihnen, morgen deſſen Atelier in der Babuina zu beſuchen. Gerne würde ich Sie hinbegleiten; doch habe ich ſchon alle Vorbereitungen zu meiner Abreiſe auf morgen früh getroffen."

„Was ich aufrichtig bedaure, Herr Profeſſor."

„Danke beſtens für dieſe Freundlichkeit, die ich Ihnen herzlich zurückgebe, indem ich Sie bitte, an meinem kleinen, einfachen Diner theilzunehmen, das ich in einer ſtillen Reſtauration nahe bei der Via condotta in der Via bocca di Leone, übrigens keinem gefährlichen Löwenmaule, zu halten pflege, wo wir ungeſtört ſind und ungehört plaudern können, da dort meiſtens nur Franzoſen und Ruſſen hinkommen. Da zeige ich Ihnen auch eine der größten naturhiſtoriſchen Merkwürdigkeiten, die Rom zu bieten vermag."

fuhr er launig fort, „einen geſpenſterhaften Kellner nämlich, deſſen Herkunft ich lange nachgeforſcht habe, bis ich endlich ſchaudernd etwas aus ſeiner Vergangenheit entdeckt zu haben glaube.“

„Sie erregen meine Neugierde in hohem Grade.“

„Kann dieſelbe aber erſt dann befriedigen, wenn wir uns gegenüber dem im Grunde ſehr harmloſen und auch recht gefälligen Phantom befinden.“

Unter dieſen Worten hatten ſie den ſpaniſchen Platz hinter ſich gelaſſen, gingen durch die Condotta in die Löwenmaulgaſſe und traten hier in ein einfaches Haus, wo ſie in einem mäßigen Zimmer an einem kleinen Tiſche Platz nahmen.

„Jetzt achten Sie auf mein Geſpenſt, welches dort kommt und uns die Speiſekarte vorlegt. Sehen Sie den langſam ſchleichenden Gang, die gleichförmig ruhige Bewegung der gerade am Leibe herabhängenden hin und her ſchlenkernden Arme. Betrachten Sie die ausgeſpreizten Finger, vor Allem aber das ernſte, unbewegliche, bronzefarbige Geſicht mit dem ſcharfgeſchnittenen Profil, mit den glatten ſchwarzen Haaren, ein Profil, das unmöglich ſeine Abſtammung verleugnen kann. Sagen Sie mir, wo Sie eine ähnliche Geſtalt geſehen? Soll ich Ihnen vielleicht noch nachhelfen, ſo denken Sie ſich die Serviette, welche er auf der Schulter balancirt, knapp um die Hüften geſchlungen.“

„Und das Kopftuch dazu — Sie haben Recht — ſo könnte es eine jener ägyptiſchen Geſtalten ſein, wie ſie an dem großen Obelisk des Caligula auf dem Petersplatze zu ſehen ſind.“

„Nicht wahr — dort habe ich ihn auch eine Zeitlang geſucht, bis ich ihn endlich in der ägyptiſchen Sammlung des Vatikans fand, und nun überzeugt bin, daß er dort während der Tageszeit regungslos ſteht um mit der Dämmerung und den Fledermäuſen hinauszuflattern, im ſtrengen Kaſtengefühle einer unwiderſtehlichen Erinnerung ſeiner einſtigen Beſchäftigung folgend, uns hier als Kellner zu bedienen. — Doch ſtill, der Pharaone, ſo nenne ich ihn

als Außerordentlichen ſeiner Gattung, kommt zurück und bringt uns die Suppe. Reden Sie ihn an, wenn Sie wollen, und Sie werden hören, daß er Ihnen etwas Unverſtändliches vormurmelt, und nicht die geringſte Frage, die Speiſekarte betreffend u. ſ. w., beantwortet, bis er ſich nicht in der Küche Raths erholt. Oh, ich habe für meinen Argwohn eine furchtbare Gewißheit. Sie ſehen mich zweifelnd an, hören Sie. Nachdem ich nämlich nicht mehr zweifeln konnte, daß unſer Pharaone während des Tages regungslos im vatikaniſchen Muſeum ſich befindet, wünſchte ich mir auch ein ſichtbares Zeichen zur Beſtätigung meines Argwohns und ſchnitt ihm neulich mit meinem Federmeſſer, er iſt nämlich in der Gallerie von Holz und ſauber angemalt, in ſein linkes Ohr, und nun bitte ich Sie, betrachten Sie einmal das Korreſpondirende unſeres Pharaonen; Sie werden bemerken, daß er dort eine kleine rothe Schramme hat, die er zuweilen mit ſeinen Fingern befühlt. Sehen Sie jetzt eben wieder; iſt das nicht eine ſchauerliche Gewißheit?"

Der junge Zuave ſchaute lächelnd auf den Kellner, warf aber dann von der Seite und verſtohlen einen forſchenden Blick in das Geſicht des alten luſtigen Profeſſors, und erſt als dieſer, den Blick auffangend, in ein herzliches Lachen ausbrach, ſtimmte Landerer heiter mit ein.

So ging ihr kleines Diner unter beſtändigen Scherzen und allerlei munteren Tiſchreden raſch vorüber, und als ſie nach Beendigung deſſelben wieder auf der Straße ſtanden, blickte Profeſſor Bucher an die volle, leuchtende Mondſcheibe empor und lud ſeinen jungen Freund noch zu einer weiteren Abendunterhaltung ein. „Ich habe mir nämlich einen Permeſſo verſchafft," ſagte er, „zum Eintritte in das Coloſſeum für die heutige Vollmondnacht. Wollen Sie mich dahin begleiten?"

„Mit Vergnügen. Ich wartete längſt eine Gelegenheit ab, dieſen großartigen Anblick zu genießen, und könnte mir dazu nichts Angenehmeres als Ihre Geſellſchaft wünſchen."

Sie gingen den Corso hinauf und all' die prächtigen stillen Paläste, die großen Plätze mit ihren hochaufragenden Säulen erschienen jetzt so ganz anders, wie im zudringlichen, geschwätzigen Tageslichte, welches so gar keine Heimlichkeit zu bewahren vermag und keinen Spielraum mehr läßt für die Phantasie, wogegen der helle und dabei doch ungewisse Schein des Mondes unter dem weißen Schleier, womit er Alles rings umher einhüllt, schattenhafte Gestalten zu verbergen scheint, die so vortrefflich hierher passen unter die Thorbögen der alten Paläste in jenen winkeligen Gassen, in denen so oft Kampfgeschrei und Schwertergeklirr ertönte. Vor Allem passen die langen düstern Schatten so vortrefflich dort für jenes trotzige Gebäude, den venetianischen Palast mit den düsteren Geschichten seines Erbauers und manche seiner Bewohner. Und wie freundlich umspielt darauf wieder der helle, milde Schein den zierlichen Vestatempel und erweitert tief vor unseren Blicken das Forum Romanum, den so hoch berühmten Mittelpunkt der Geschichte des alten Roms. Wenn man hier in stiller Nacht wandelt, so wird es der geschäftigen Phantasie so leicht, die Ueberreste der zahllosen Prachtbauten nicht nur auszubauen, sondern mit dem gewaltigen Leben zu bevölkern, welches in den Zeiten des großen Roms hier zusammenflutete. Scheinen doch die Bauwerke auf dem Kapitol ihre ehemalige Gestalt wieder angenommen zu haben, das antike Tabularium, der Tempel der Juno Moneta, die Arx oder römische Burg. Ueberfällt uns doch fast ein kleines Grauen, wenn wir einen geharnischten Reiter, selbst Erz auf ehernem Pferde, die hell vom Monde beschienene Via sacra hinabreiten sehen, den Kaiser Marc Aurel, um sich wieder auf seinem alten Platze am Forum bei dem Bogen des Septimius Severus einzustellen.

Hebt sich doch der tarpejische Fels mit dem Tempel des Jupiter Capitolinus wieder hoch und steil empor und ragen noch unten auf dem Forum Romanum der Bogen des Septimius Severus,

der Friedenstempel Veſpaſian's, die Focaſäule, wie gewaltige Felſen aus laut brandender, wild bewegter Flut hervor, aus einem Menſchenmeere, welches hier zuſammengeſtrömt iſt, um das Herabſtürzen der zum Tode Verurtheilten mitanzuſehen und die ſich nach befriedigter Neugier eben ſo raſch verlaufen in die den Platz umgebenden Prachthallen, dem öffentlichen Verkehre geweiht, wie die Baſilisken des Veſpaſianus, des Julius Cäſar und des Konſtantin.

Und noch ein anderes gewaltigeres, kriegeriſch glänzendes Leben drängt ſich unſeren Blicken auf. Die mit Siegeskränzen geſchmückten Legionen dem triumphirenden Imperator vorausziehend und folgend, die Häupter unterworfener Volksſtämme mit ihren Fürſten und Königen dort vor uns durch den Triumphbogen des Titus ziehend und plötzlich unſeren Blicken wieder verſchwindend, im Mondlichte zerflatternd, wie ſie aus dem dunkeln Schatten des Bogens in die Helle der weißbeglänzten Nacht hinaustreten.

Zeigt ſich doch jetzt unſerem Blicke Gewaltigeres als Alles, was wir bisher geſehen. Das Coloſſeum im ungewiſſen Scheine der Nacht wie ein Berg emporragend, umgeben von zuſammengeſtürzten Tempeln, Baſiliken, namenloſen Trümmern aller Art heute noch als Ruine, das Staunenswertheſte des ganzen Roms. Hier vermißt ſich unſere Phantaſie nicht mehr, an den Ausbau dieſes größten Theaters zu denken. Begnügen wir uns mit der maleriſchen Ruine, die jetzt im Mondlichte ſchon von Außen einen ſo tiefen Eindruck auf uns hervorbringt. Und nun erſt, wenn wir das Innere betrachten, wenn wir ſtaunend emporblicken an dieſen Trümmern, die uns in dieſem Augenblicke wie ein ausgehöhltes Felſengebirge erſcheinen, und uns gleich darauf wieder die prächtige Konſtruktion ihrer maſſigen Bogen zeigen in der wundervollſten Zeichnung von Licht und Schatten.

Und wie ſcharfkantig zeigen dieſe tiefen Schatten die Reſte der Mauerkrönung, die Ueberbleibſel der gigantiſchen Treppen, welche hie und da in deutlichſtem Zahnſchnitt von der Höhe durch alle

Sitzreihen des Amphitheaters herab nach der Tiefe gehen. Auch andere liebliche und maleriſche Bilder bietet uns das Coloſſeum bei einer nächtlichen Beſichtigung. Hoch oben feines Strauchwerk, ja einzelne Bäume vom Mondlichte verſilbert, tiefer unten eine halb verfallene Oeffnung, eine Halle oder das Stück eines ehemaligen Corridors, die Dicke der Rieſenmauer durchbrechend, von Außen ein Stück des nächtlichen Himmels zeigend, durch welche ein heller Stern freundlich hereinblickt. Ferner ein eigenthümliches Leben, welches man unten mitten im Circus ſtehend ſich nach und nach rings umher entwickeln ſieht. Leiſes Geflüſter oder laute Ausrufe des Entzückens anderer Beſucher des Coloſſeums, welche in den Hallen hinter den Sitzreihen hin und wieder gehen und dort für uns unſichtbar zur Höhe hinanſteigen. Zuweilen bemerkt man alsdann hie und das Leuchten heller Damengewänder oder Lichterglanz und Fackelſchein, wie Irrwiſche kommend und verſchwindend und die zerbröckelnden Bogengänge von Innen heraus auf's Prächtigſte mit rother Glut beleuchtend.

Das Alles ſahen und genoſſen unſere beiden Wanderer, welche nachdem ſie einen Blick von Oben auf die Trümmerwelt rings umher geworfen, nun wieder hinabgeſtiegen waren, unten an dem koloſſalen Kreuze im Mittelpunkte des Circus ſtanden. Doch ereignete ſich hier etwas, das ihre feierlich gehobene Stimmung in eine heitere, ja luſtige verwandelte. Der deutſche Profeſſor nämlich nieste ſo heftig und gewaltig, daß dieſer Ton rings umher ein lautes Echo erweckte, worauf eine feine, aber durchdringende Damenſtimme von einer der oberſten Gallerien: „Zur Geſundheit“ herabrief, eine Höflichkeit, welche der Profeſſor mit einem kräftigen „Ich danke Ihnen“ erwiederte, worauf plötzlich ein ſchallendes Gelächter von allen Seiten her die Stille der Nacht unterbrach.

Lachend traten Beide ihren Rückweg an. Doch gewährte ihnen ſpäter das Coloſſeum, als ſie von der Höhe des Triumphbogens des Titus rückwärts gewandt hinabſchauten, noch einen letzten

prächtigen Anblick, der ihre Stimmung nach dem eben erlebten komiſchen Vorfalle wieder hob. Genau hinter dem ungeheuren Gebäude nämlich hatte ſich an dem dunkleren Nachthimmel eine helle Wolkenſchicht erhoben, und erſchien, von dem weißen Mondlichte beſtrahlt und durchleuchtet, wie zuſammengeballte aufquellende Rauchmaſſen, wie dem gewaltigen Feuer des brennenden Kraters entſtiegen. Die Täuſchung war um ſo vollkommener, da jetzt am oberſten Rande eine Menge Fackeln erſchienen, die wie züngelnde Flammen emporleuchteten.

„Und hiebei wollen wir Abſchied nehmen," ſagte langſam der Stadt zuſchreitend der Profeſſor zu dem jungen Zuaven, indem er ihm freundlich ſeine Hand bot, „leider nicht nur für heute, ſondern wenigſtens für ein paar Monate, da ich auf morgen meine Abreiſe feſtgeſetzt habe, nach den lateiniſchen Bergen, nach Subiaco, Olevano, Civitella und ähnlichen noch nicht ſehr bekannten Orten, wo ich Botanik und Geognoſtik betreiben will, ſowie reine, friſche Bergluft aufzuſuchen, da mir Rom mit ſeinen heißen Dünſten, ſeiner aria cattiva anfängt etwas verdächtig zu werden. Auch vernimmt man hie und da von einem gefürchteten, ſehr ſchlimmen Gaſte, der allerdings vor der Hand ſporadiſch auftritt, deſſen Bekanntſchaft zu erneuern ich aber durchaus keine Veranlaſſung habe.

Wäre ich als Arzt hier oder zeigte ſich die Cholera als förmliche Epidemie, ſo würde ich natürlicher Weiſe bleiben. Vergeſſen Sie aber meinen Namen nicht, mein lieber junger Freund, und auch nicht, daß ich in Olevano mein Hauptquartier in der Caſa Baldi habe, und wenn Ihnen für ſich ſelbſt oder für Jemanden, der Ihnen lieb und werth iſt, meine Hülfe erwünſcht wäre, ſo bitte ich ungenirt mir eine Botſchaft zukommen zu laſſen."

„Beſten Dank für Ihr freundliches Anerbieten, doch hoffe ich, daß wir uns bei einer freundlicheren Veranlaſſung wiederſehen werden."

„Wie Gott will. Hier trennen ſich unſere Wege. Ich ziehe

mich rechts nach dem ſpaniſchen Platze und Sie wenden ſich links zu dem Vatikan.“

„Noch einmal auf baldiges und frohes Wiederſehen!“

Landerer kehrte für das Reglement etwas ſpät in die Kaſerne zurück; doch machte die Wache dort bei manchen der Freiwilligen, die ſonſt durch eine tadelloſe Aufführung bekannt waren, keine Umſtände, ihn ohne Weiteres einzulaſſen, ohne ihn zum Rapport vorzumerken. In dem Innern, wo er mit Anderen hauſte, angekommen, fand er den kleinen Horniſten in der Ecke auf einem Stuhle ſitzend und ihn erwartend, wie er bei ſolchen Gelegenheiten faſt immer zu thun pflegte, obgleich ihm Landerer ſchon oft wie auch heute wiederholt hatte: „Ich mag es nicht, daß Du aufbleibſt, um mich zu erwarten. Wozu? Du brauchſt Deinen Schlaf ſo nöthig wie die Anderen.“ Darauf gab aber der kleine pfiffige Schwabe, wie ſchon oft, ſo auch heute keine Antwort, ſondern lächelte nur ſtill in ſich hinein, wenn er den Anzug Landerer's Stück für Stück, wie dieſer ihn von ſich auf den Schemel warf, zuſammenlas und an ſein eigenes Bett trug, welches ſich in einem Winkel deſſelben Zimmers befand.

Wir wollen hier nun ſogleich geſtehen, daß ſich zwiſchen Beiden faſt ſtillſchweigend ein Verhältniß eingeſchlichen hatte, wie das eines Herrn zu ſeinem Diener, ohne daß dieſes Verhältniß je beſprochen, ja von Seite Landerer's nur mit großem Widerſtreben geduldet wurde; und doch hatte er ſelbſt zu dieſem Verhältniſſe das Fundament gelegt, indem er dem kleinen Horniſten, welchen er als eine gute, ehrliche und anhängliche Seele erkannt, aus ſeinen eigenen nicht unbedeutenden Mitteln hie und da etwas aufdrang, um ſich Putzzeug anzuſchaffen, wie er lachend mit dem Beifügen ſagte, daß Reinlichkeit eine der Haupttugenden des Soldaten ſei, und auch in dieſer Richtung war dem Spielmann der päpſtlichen Zuaven nicht das Geringſte vorzuwerfen. Daß ſeine Uniform auf's

Genaueſte ſaß, dafür hatte er ſchon ſelber geſorgt; und was ſein Inſtrument anlangte, ſowie auch ſeine Waffenſtücke, ſo war das Alles immer ſo ſpiegelblank, daß ſelbſt der ältere ernſthafte Offizier, der ihn bei der Muſterung hatte zurückweiſen wollen, ſeine Freude daran hatte und einmal ſagte, es wäre wahrhaftig ſchade, wenn wir dieſen Rieſen nicht angenommen hätten.

Außerhalb des Dienſtes war er mit ſeiner angeborenen Pfiffigkeit ein gar aufmerkſamer und ſchlauer Beobachter, und ſchon einige Male hatte er dem Kommandanten der Kaſernenwache Anzeige gemacht von verdächtigen Individuen, die ſich in der Nähe der Gebäude umhertrieben; ja einmal hatte er den Poſten vor den Gewehren aufgefordert, ja geradezu genöthigt, einen umherſchleichenden Kerl zu verhaften, bei dem ſich dann allerlei Dinge vorfanden, über deren Beſitz er ſich nicht genügend ausweiſen konnte. Da aber Undank der Welt Lohn iſt, ſo hatte dieſe Mühe dem kleinen Horniſten nichts Anderes eingetragen, als den Namen Rattenfänger, den er lächelnd mit der Verſicherung hinnahm, daß er nicht nur zur richtigen Zeit wachſam ſein könne, ſondern auch gehörig beißen, wo das nöthig ſei.

Am heutigen Abend ſchlich er ſich leiſe an Landerer's Bett; dieſer hatte ſich ſchon niedergelegt, konnte aber nicht einſchlafen, da ihn ſeine heutigen Erlebniſſe beſchäftigten, und gab deßhalb auf die Frage des Horniſten, ob er zwei Worte mit ihm reden dürfe, eine minder barſche Antwort, als er ſonſt wohl in ähnlichem Falle zu thun pflegte.

„Ich wollte Ihnen nur ſagen," flüſterte der Andere, „daß ſich wieder einmal allerlei unheimliches Geſindel in der Nähe der Kaſerne herumtreibt, und wollte ſie bitten, morgen den Lieutenant des Zuges hiervon in Kenntniß zu ſetzen. Auch geht Verdächtiges in der Nachbarſchaft vor ſich. Es iſt da eine Spelunke, die ich ſchon lange belauert habe, von der ein vergittertes Fenſter in den hinterſten kleinen Kaſernenhof geht; dieß Gitter iſt abgeſägt worden

Auch die Hofräthin ſchien entrüſtet und ſagte: „ſo können wir nicht fortſtreiten, wenn Sie ſich gänzlich auf die Seite von Perſonen ſtellen, die ſich nichts daraus machen, alle Jahre, um mich gelinde auszudrücken, bereitwillig eine Menge Liebſchaften einzugehen und dieſelben eben ſo bereitwillig wieder aufzulöſen.“

„Das kommt Alles nur auf die Art an,“ verſetzte der Hauptmann, „wie man ſolche Liebſchaften ſchließt und auflöst; eine Nähterin, eine arme Tänzerin hat freilich keine Ausſichten zum Heirathen und ſagt nichts deſto weniger zu dem, der ihr gefällt: lieben wir einander ſo lange es geht, und wenn wir einander nicht mehr gefallen, ſo trennen wir uns; ſo ſagt die Nähterin und macht kein Hehl daraus, und eben ſo denkt manche Bürgerstochter und macht aus dieſem Gedanken ein großes Geheimniß.“

Die Damen ſaßen erſtarrt . . .

„Wollen ſie mir vielleicht abſtreiten, meine Damen,“ fuhr der Hauptmann fort, „daß es bei recht anſtändigen Mädchen vorkommt — wenigſtens gelten ſie dafür, — daß ſie ihre Liebhaber in einem Jahre mehrmals wechſeln? Und das wirft durchaus keinen Mackel auf ſie, wenn nur der Schein gehörig bewahrt wird. Dem Fräulein A. nähert ſich der Herr B. und fängt mit ihr eine kleine Liebſchaft an; — natürlich, es ſoll geheirathet werden, wenn es die Verhältniſſe erlauben; aber die Verhältniſſe erlauben es nicht, und der Herr B. wird nach einigen Monaten, oder wenn Sie auch wollen, nach einem Jahr, von dem Herrn C. erſetzt — wieder dieſelben Verhältniſſe, den Herrn C. erſetzt der Herr D., dieſen der Herr E. u. ſ. w.; und das hat durchaus nichts auf ſich; denn alles, was in ſolchen Fällen geſchieht, geht vor ſich unter dem Deckmantel einer vielleichtigen Heirath mit hoher Bewilligung der ganzen Familie; und eine ſolche junge Dame, die das halbe Alphabet durch-

und dann wieder mit ſchwachen Klammern verſehen, ſo daß man es mit geringer Mühe entfernen und wieder einſetzen kann.

„Zu welchem Zwecke vermutheſt Du?“

„Chi lo sa, wie die Welſchen ſagen. Aber keinesfalls geſchah das mit guter Abſicht; ich kenne meine Pappenheimer, wie unſer Obergeſelle mit geſchwungener Elle zu ſagen pflegte, wenn wir ihm ein ſchlecht gemeſſenes Seidel Bier brachten.“

„Ich bewundere Deine Ideenverbindung und will mit dem Offiziere über Deine Beobachtungen reden.“

„Es iſt etwas im Werke gegen dieſe Kaſerne. — Wollen Sie mir glauben und mir darauf hin eine Bitte erfüllen?“

„Was willſt Du denn ſonſt noch?“

„In den nächſten Tagen trifft Sie die Kaſernenwache, vielleicht morgen oder übermorgen. Tauſchen Sie mit einem Kameraden; es wird Ihnen das leicht werden; oder nehmen ſie ein paar Tage Urlaub und gehen nach Albano, wie Sie ſchon lange vorhatten.“

„Ei, kleines Ungeheuer, für dieſen Rath ſollte man Dir einen Arreſt verſchaffen, und glaubſt Du denn wirklich, wenn ich ſelbſt wüßte, daß etwas gegen uns im Werke ſei, ich würde das Geringſte thun, um mich für meine Perſon der Gefahr zu entziehen? Woher verdiene ich dieſe ſchlechte Meinung? Geh, leg' Dich ſchlafen und laß auch mich in Ruhe! Was über mich hereinbrechen ſoll, wird mich ſicher treffen.“

Am andern Tage wurde Landerer allerdings zur Kaſernenwache kommandirt und konnte ſich nicht enthalten, dem kleinen Horniſten einen lächelnden Blick zuzuwerfen. Was Jener ihm geſagt, davon hatte er allerdings *mit dem* Lieutenant des Zuges geſprochen; doch hatte ihm dieſer achſelzuckend entgegnet: „Man weiß wohl, daß ſie etwas im Schilde führen; doch glaubt man die Fäden in der Hand zu haben und wird ihnen zuvorkommen. Doch werde ich die Geſchichte mit dem Fenſter weiter melden.“

Uebrigens ging der Nachmittag ruhig vorüber, und während der Nacht wurde die Kaſernenwache um einige Poſten verſtärkt, doch zeigte ſich durchaus nichts Verdächtiges; und als am andern Morgen die päpſtlichen Zuaven im Hofe antraten, um zu Feldbienſtübungen hinaus in die Campagna zu ziehen, die Horniſten auf dem rechten Flügel, nickte Landerer ſeinem kleinen Freunde heiter lächelnd zu, worauf dieſer mit den Achſeln zuckte und einen vielſagenden Blick nach der Richtung warf, wo ſich jener kleine Hof mit dem vergitterten Fenſter befand.

Ungefähr eine Stunde nachher ſchulterte unſer junger Zuave ſein Gewehr, da ihn die Reihe traf, den Poſten vor der Kaſerne zu beziehen. Er ſchritt auf der Straße hin und her, betrachtete ſich die Vorüberwandelnden, wie man bei ſolcher Gelegenheit wohl zu thun pflegt, ſchaute auch wohl an den Streifen tiefblauen Himmels empor, der ſich zwiſchen den Häuſerreihen ſeinen Blicken darbot, und lauſchte auch dann und wann ſtehen bleibend Gewehr in Arm auf das dumpfe Rauſchen der mächtigen Fontaine des Petersplatzes in der Nähe, deren Brauſen und Murmeln, allerdings gedämpft, an ſein Ohr ſchlug; jetzt aber wurden dieſe Töne verſchlungen durch andere, rauſchendere, luſtigere Klänge; denn droben im zweiten Stocke der Kaſerne begann das Muſikkorps der Zuaven ſeine täglichen Uebungen und eine heitere Tanzweiſe klang in die Straße hinaus.

— — — — Da mit einem Male vernahm man ein betäubendes Krachen vom hinteren Hofe der Kaſerne her — —, wie ein kurzer, gewaltiger Donnerſchlag, dem aber gleich darauf zwei bis drei noch ſtärkere Detonationen folgten. Entſetzlich — was ging da vor ſich? *Landerer ſchaute hinter ſich auf die Kaſerne,* dann in die Luft empor, die ſich nun mit einem Male, während eines furchtbaren Krachens, während neuer Exploſionen, während dem Getöſe brechender Balken, zuſammenſtürzender Mauern, plötzlich verfinſterte und bedeckt war mit aufſteigenden Staubwolken,

die mit auseinander geriſſenen Steinen vermiſcht waren. Er wollte ſich hinein in die Kaſerne ſtürzen, aus der ein markerſchütterndes Jammergeſchrei hervordrang, wo war aber die Kaſerne, wo war der Theil, in welchem ſich das Wachtlokal befand? Verſchwunden waren dort Mauern, Thüren und Fenſter und nichts übrig geblieben, als ein wüſter Trümmerhaufen, aus welchem zerbrochene Balken hervorragten und aus welchem ſich ein dumpfes Jammern und Wimmern, allerdings raſch und raſcher ſchwächer werdend, hören ließ.

Eine fluchwürdige Unthat war zum größten Theil gelungen; ein Theil der Zuavenkaſerne von ruchloſer Hand in die Luft geſprengt worden. Doch die fremden Söldner, vor Allem die deutſchen Landsknechte, auf welche es hauptſächlich abgeſehen war, vernahmen nur in der Campagna draußen den dumpfen Knall einer Exploſion und wurden erſt durch ausgeſandte Boten von dem Unglück unterrichtet, welches ihre Wohnung betroffen. Und wer waren nun die Opfer dieſer Frevelthat, die ihren Anſtiftern ſo traurige Früchte tragen ſollte? Ein Theil der Kaſernenwache und achtzehn Unglückliche von der Muſikbande des päpſtlichen Zuavenkorps, lauter Italiener, zwei Drittel Römer.

Landerer war der Erſte und eine Zeitlang der Einzige, der von den herbeigeſtrömten Neugierigen den Verſuch machte, in das Wachlokal vorzudringen, indem er mit Rieſenkraft einen mächtigen Balken zu entfernen ſtrebte, — vergeblich dort vor ihm gab es keinen leeren Raum mehr, der im Stande geweſen wäre, lebende Weſen ſchützend zu umgeben, dort war Alles ausgefüllt mit einem grauſigen Gemiſch von Leichen, Balken, Schutt und Steinen. — — Dort in dem Chaos, auf das er mit durch Entſetzen und Anſtrengung blutunterlaufenen Augen ſtarrte, lagen ſeine armen Kameraden, mit denen er noch vor wenigen Minuten Worte gewechſelt, — — vergebens verſuchte er wiederholt zu ihnen zu dringen, und vergebens rief ihm die Menge draußen zu, raſch zurückzuſpringen,

da eine noch aufrecht ſtehende Mauer ſich gegen die Straße neige. — Noch einen Augenblick ſah man ihn dicht vor dem Wachlokale, dann erfolgte ein abermaliges donnerndes Krachen und Praſſeln, zugleich ein gellender Aufſchrei aus Hunderten von Kehlen, und auch das letzte Opfer ſchien verſchlungen worden zu ſein.

Da nahten die Zuaven im Laufſchritt; da brachen ſie eilig durch die dichtgeſchaarte Menge und Keiner wartete ein Kommando ab, um die Gewehre zuſammenzuſetzen und ſich auf den Trümmerhaufen zu ſtürzen, von dem „ſoeben vor einer Sekunde,“ rief man ihnen von allen Seiten entgegen, der Poſten vor dem Gewehre begraben worden ſei. Allen voran ein kleiner Horniſt, der ſein Inſtrument in einen dichten Menſchenhaufen ſchleuderte und wie eine Katze über Steine und Balken aufwärts kletterte und dann zu einer raſch entdeckten Oeffnung hineinblickend mit gellender Stimme ſchrie: „Er lebt noch, er lebt noch — es iſt Landerer — er lebt noch!“

Wie arbeiteten die kräftigen Geſtalten dieſer jungen Männer, wie flogen Steine und Balken zur Seite, wie raſch und doch wieder wie ſorgfältig wurde die Oeffnung vergrößert, die der kleine Spielmann entdeckt und in welche er ſich nach kurzer Arbeit mit einem Jubelgeſchrei hinabſchwang!

Ein unerhört günſtiges Geſchick hatte Landerer auf die wunderbarſte Art geſchützt, errettet, und ein ſchwerer Balken, der über ihn hinabgeglitten, war ihm ein Schild geworden vor den niederſtürzenden Steinen, die ihn ſonſt unfehlbar zerſchmettert haben würden. Nur einer hatte ihn ſo heftig an die linke Schulter getroffen, daß er nicht im Stande war, den Arm zu erheben; ob gelähmt oder gebrochen, wer fragte darnach bei der überſtandenen Lebensgefahr, und konnte ſich doch der junge Zuave, ihn geführt zu werden, nach dem in der Nähe gelegenen Ospedale di San-Spirito begeben, wo die ſorgfältige Unterſuchung des Arztes ihm zu ſeiner großen Freude die Gewißheit gab, daß ſein Arm nicht

gebrochen, sondern durch den herabstürzenden Stein nur vorübergehend gelähmt worden sei.

Der kleine Hornist leistete ihm getreulich Gesellschaft und brachte die meisten seiner Freistunden bei ihm zu; hier in dem stillen Lazareth eine gerne gesehene Gesellschaft, da er von außen herein manche Neuigkeit in diese abgeschiedenen Räume trug. Rom fing an für die Fremden sehr unangenehm zu werden. Die Hitze stieg von Tag zu Tag und die Nächte brachten keine Kühlung. Der italienische Himmel, von dessen unveränderlichem, reinem, tiefem Blau unsere Dichter und Prosaiker so viel zu erzählen wissen, zeigte sich auch jetzt unbewölkt, aber von erstickenden Scirroccodünsten überzogen, kränklich, blaß, ohne Leben und Bewegung, bleichsüchtig, verdrießlich, und erst die Campagna und die Gärten in und um Rom, wo man keinen Grashalm mehr sah, der nicht zu Heu gedörrt war, wo selbst die immergrünen Bäume und Sträucher mit den kräftigen Blättern dürrstaubig und sonnverbrannt sind, wo das ganze Bild des üppigen Südens, wie es in unserer Phantasie lebt, keine Aehnlichkeit mehr hat mit der Wirklichkeit des Alles verzehrenden Sonnenbrandes. Und erst so ein schwermüthiger Scirocco da, wo der heiße Wind alle Sehnen erschlafft und selbst unsere geistigen Funktionen hemmt, wo man sich kaum entschließen kann, das Haus zu verlassen, und sich doch wieder müde und matt davonschleicht in der Hoffnung, draußen einem erfrischenden Hauche zu begegnen, wo man der aria cattiva wegen selbst vor der kühleren Nachtluft die Fenster verschließt. In solcher Zeit denkt man gewöhnlich verdrießlich in einer unbeschreiblichen Sehnsucht nach dem Norden mit seinen frischen grünen Buchen- und Eichenwäldern, seinen murmelnden Quellen, saftig-grünen Wiesen und an die leuchtende Fläche malerisch gelegener Seen, deren Wasserspiegel von erfrischendem Lufthauche gekräuselt wird.

Auch Landerer dachte in solchen Tagen, die sich zu Wochen aneinander reihten, mit unbeschreiblicher Sehnsucht an seine Heimat-

lichen grünen Berge, beſonders aber an jene ihm unvergeßliche Abendfahrt auf dem See, wo er ſie zum erſten Male geſehen. Das Hoſpital hatte er ſchon längſt wieder verlaſſen, war aber noch nicht im Stande, Dienſte zu thun, da in ſeiner Schulter noch eine Schwäche zurückgeblieben war, weßhalb er den Arm noch in einer Schlinge trug und Muße genug gehabt hätte, ſeine Spaziergänge und Nachforſchungen wieder aufzunehmen. Doch fühlte er ſich in keiner Weiſe dazu aufgelegt; denn die betäubende Hitze drückte ihn nicht nur wie jeden Anderen nieder, ſondern hatte auch alle Fremden von Rom verſcheucht, wozu auch noch das immer merkbarer werdende Auftreten des furchtbaren Geſpenſtes kam, von dem Dr. Bucher an jenem Abende geſprochen. Ja die Cholera hatte ſich in Rom eingeniſtet, und wenn ſich die Zurückgebliebenen auch immer noch ſcheuten, von einer Epidemie im ſchlimmſten Sinne des Wortes zu reden, ſo waren doch die maſſenhaft ſporadiſch in allen Theilen der Stadt auftretenden Erkrankungen zahlreich genug, um Angſt und Schrecken zu verbreiten. Wer immer konnte, floh aus Rom nach den Bergen, doch kamen auch dort in verſchiedenen hoch und geſund gelegenen Orten verdächtige Krankheitsfälle vor, weßhalb aus dem Palazzo des Buon governo in verſchiedene Ortſchaften Aerzte, Arzneimittel, Lazarethmittel abgeſandt wurden; Vorſichtsmaßregeln, welche von Allen dankbar aufgenommen wurden, mit Ausnahme von Albano, deſſen Municipium mit dem Beifügen ablehnte, daß Albano in ſeiner hohen geſunden Lage, erfriſcht vom Waſſer ſeiner herrlichen Seen und dem Hauche ſeiner uralten majeſtätiſchen Bäume, wohl gar nichts von der Krankheit zu befürchten habe, wie es ja auch wohl aus den eben angeführten Gründen bis jetzt bei den furchtbarſten Epidemieen ſtets verſchont geblieben ſei.

Und wer die reizende, geſunde Lage von Albano kennt, ſeine elaſtiſche friſche Luft, ſeinen Quellenreichtum, ſeine herrlichen Schatten ſpendenden Bäume, der mochte wohl mit der Anſicht des Gemeinde-

raths einverstanden sein und es für richtig finden, die zahlreich hier zusammengeströmten Fremden nicht durch unnöthige Vorsichtsmaßregeln zu beunruhigen.

Und zu diesen Fremden hatte Roms hohe und höchste Welt natürlich das zahlreichste Kontingent gestellt. Hier befand sich ein König und eine Königin, Prinzen, Fürsten und Herzoge, Kardinäle und Prälaten, reiche Bankiers, hohe Beamte und angesehene Kaufleute. Dazu kamen auch fremde Reisende und Touristen, Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen, die theils von Rom ebenfalls nach Albano gegangen waren, oder die sich aus den bedrohten Orten der Gebirge zusammengefunden hatten. Daß dabei sowohl Albano als das benachbarte Arricia überfüllt waren, bedarf kaum der Erwähnung, ja die reichsten und vornehmsten Personen mußten sich hier mit Räumen begnügen, welche sie in ihren Palästen und Villen wahrscheinlich zu beschränkt und gering für ihre Dienerschaft gehalten hätten. Warum sich auch hier nicht behelfen, hier, wo man in guter, gesunder Luft mit einer allenfalls verzeihlichen Behaglichkeit die Berichte las, wie unheimlich das finstere Gespenst durch die öden Gassen Roms schritt! Wenn man hier, im Schatten hundertjähriger Steineichen tiefaufathmend, fernhin in einer ungeheuren Linie die entzückenden Buchten des Meeres schaute oder hinabblickte auf den tiefblauen Albanersee, der dort so geheimnißvoll versteckt in der Tiefe der malerischen Bergwände liegt, und wenn man alsdann das Auge wandte auf die in der Hitze flimmernde, verbrannte Campagna oder auf die reiche Stadt selbst, die fernab tief am Horizonte lag, nur kennbar durch die hervorragende Kuppel von Sankt-Peter und eine mißfarbige, miasmengeschwängerte Dunstwolke. Allerdings unterhielt man sich hier oben bedauernd und theilnehmend über die Leiden unglücklicher Mitmenschen, doch konnte dabei mancher elegante Kavalier und mancher wohlgenährte Prälat, während er langsam die fetten, beringten Finger über einander rieb, ein leichtes Achselzucken mit der Bemerkung nicht unterdrücken,

daß Jeder es sich ja selbst schuldig sei, in ähnlichen ernsten Fällen die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln anzuwenden: »Prudentes protegit Dominus.«

Und trotz mancherlei Unbequemlichkeiten ließ es sich hier oben in Albano schon aushalten; besonders in den frühen, frischen Morgenstunden und für die vornehme Welt namentlich Abends, wenn des Tages Last und Hitze verschlafen, verträumt, verplaudert, auch vielleicht verspielt war, und wenn man sich nach eingenommenem Pranzo in den sogenannten Gallerieen zwischen Albano und Castel Gandolfo erging. Es sind diese Gallerieen zwei großartige Alleen der schönsten, üppigsten, uralten, immergrünen Eichen, eine obere und eine untere, und spaziert man gewöhnlich durch letztere nach dem Castel Gandolfo, häufig der Landsitz des Papstes, hinauf, um alsdann durch die höher gelegene der weiten Aussicht wegen zurückzugehen. Und welche entzückende Aussicht hat man hier oben! Zur Seite in der grünen Tiefe der runde, hochblaue, kaum bewegte Spiegel des Albanersees, in einem Kessel von lachenden Wäldern, untermischt mit malerischen Felsen, dahinter aufsteigend der Monte Cavo, der höchste Gipfel des Lateinergebirges, dessen Kloster von hier aus wie ein weißes Pünktchen erscheint, tief unter diesem an der Bergwand, die den See einschließt, der schattige Waldweg zum Kloster Palazzuolo, das so reizend versteckt zwischen Büschen und Laubgewölben in den See hinunterblickt; weiterschreitend haben wir alsdann einen Blick auf die blauen Sabinerberge, auf die scharfe leuchtende Linie des Meeres, und dann taucht vor uns über mächtige Klostergebäude, über grünbewachsene, antike Mauerbogen zwischen Pinien und Cypressen der liebliche Thurm von Albano hervor, sowie nach und nach die weißen Häuser mit den flachen Dächern am Abhang des Berges, zwischen blühenden Gärten gelegen, und dann breitet sich vor uns aus die weite Campagna in ihrer traurigen graugelben Färbung, vielleicht ein wenig belebt durch die dunklen Schatten fliehender

Wolken, zu denen man ſehnſüchtig, aber vergeblich nach Regen aufſchaut.

Beſonders in dieſen Tagen waren die Blicke der Hunderte von Spaziergängern in den Gallerieen hoffend auf die kleinſte Wolke gerichtet, welche am Horizonte auftauchte, und die Möglichkeit eines erfriſchenden Gewitters bildete begreiflicher Weiſe einen Hauptgegenſtand aller Geſpräche. Wenn man ſich hier auch in behaglicher Sicherheit fühlte, ſo hatte man doch Mitgefühl für ſeine leidenden Nebenmenſchen, und wie viel lebten in Rom nicht Verwandte oder theure Freunde!

Da war an einem Abend ſelbſt in den kühlen Gallerieen der ſchwere Hauch des Scirocco außerordentlich fühlbar, und es ſtrich durch die matt flüſternden Blätter der rieſigen Eichen eine heiße, ſeltſam beklemmende Luft, in ihrer ängſtlichen Schwere ſo ungewohnt für dieſe luftigen Höhen, daß mancher der Spaziergänger früher als ſonſt ſeine Wohnung aufſuchte, und daß die dunklen Alleen zu ungewöhnlicher Stunde in ſchweigender Einſamkeit lagen. — So recht geeignet für den furchtbaren Einzug der ſchrecklichen Geißel, die ungeahnt in mitternächtiger Stunde auf den unheimlichen Flügeln eines immer drückender werdenden Windhauches heranſchwebte. — —

Ja ohne ſich vorher anzukündigen, ungeahnt — denn alle die geſunden, argloſen, in ihrem Aſyl zufriedenen Menſchen waren mit dem Wunſche eines heiteren Wiederſehens von einander geſchieden, Viele von ihnen erblickten weder das heitere Licht des Tages wieder, noch das Antlitz lieber Freunde; viele der Hände, welche zum Abſchiede einen herzlichen Druck ausgetauſcht, waren erſtarrt und verkrümmt, noch ehe die Morgenſonne ſich glühend aus dem fernen Meere erhob. — — — — Denn noch in dieſer Nacht hatte Albano achtzig Cholerakranke und, ſchreckliche Wahrheit, faſt eben ſo viele Leichen.

Wer iſt im Stande, das namenloſe Entſetzen aller Derer zu

fühlen oder zu ſchildern, die in der Nacht erweckt wurden durch jammernde Klagen zu ihrer Rechten, zu ihrer Linken, oben und unten, im Nebengemach ihres Schlafzimmers, vor ihrer Kammerthür, in ſchrecklicher Ungewißheit, welch' furchtbarer Feind nächtlicher Weile über die arme Stadt hereingebrochen ſei? und als ſie mit dem Grauen des Tages Gewißheit erhielten, war dieſe Gewißheit der troſtloſeſten Art. Wer konnte entfliehen, da es an irgendwie genügenden Transportmitteln fehlte, wer vermochte es, bei der Wiſſenſchaft Schutz zu ſuchen, da faſt keine Aerzte da waren, und da es an den nothwendigſten Arzneimitteln, an Allem fehlte? — Am nächſten Tage vergrößerte ſich die Anzahl der Kranken und der Todten, die Seuche trat in ihrer furchtbarſten, unerbittlichſten Geſtalt auf. Sie erſchien faſt nur in raſch tödtenden Fällen. Wenige Stunden reichten hin, um einen Geſunden mörderiſch zu überfallen und todt hinzuſtrecken. Alle Häuſer ſchloſſen ſich, alle Geſchäfte ſtockten. Selbſt die nothwendigſten Lebensmittel, ſelbſt Brod, war kaum mehr und ungenügend zu bekommen. Das alles erzeugte in der erſten ſchrecklichen Ueberraſchung eine Alles lähmende Unthätigkeit. Jeder erwartete hülflos den furchtbaren Schlag, der vielleicht vor einer Stunde ſeinen Freund betroffen, doch es überdauerte dieſe moraliſche Erſtarrung nicht den ganzen Tag, um alsdann dem fieberhaften Drange, dem verpeſteten Orte zu entfliehen, Luft zu machen. Aber wie entfliehen und wohin? Die Bahnzüge hielten nicht mehr an der unterhalb des Ortes gelegenen Station, ſondern überließen die Stadt ihrem Schickſal; Alles, was an Pferden und Wagen verfügbar war, hatten die Aengſtlichſten und Reichſten ſchon in den erſten Stunden beim Ausbruch der Krankheit mit Beſchlag belegt. Und ſo kam es denn, daß vornehme Leute, Prälaten und höhere Kirchenfürſten, welche im gewöhnlichen Leben ſelten oder nie zu Fuß gingen, den Stab in die Hand nahmen, ja ſich ſelbſt mit den nothwendigſten Habſeligkeiten beluden, um in den nächſtgelegenen Orten, in Caſtel Gandolfo, in Genzano,

gemacht hat, bleibt was sie ist; sie hat nur einiges Unglück gehabt.“

Der Hauptmann schwieg, die Damen schwiegen auch, nicht als ob sie sich überwunden gefühlt, nein, sie erkannten den Hauptmann nicht mehr als ebenbürtigen Gegner und hielten es unter ihrer Würde, demselben ferner zu antworten, und als bald darauf die Theegesellschaft aus einander gieng, als Alle der Frau Stadträthin Schwämmle versicherten, einen köstlichen Abend verlebt zu haben, und darauf die Meisten voll Gift und Galle schieden, war es stillschweigend unter ihnen ausgemacht, den Hauptmann zu keiner Theegesellschaft mehr einzuladen.

Sie verließen das stadträthliche Haus und wandelten ihres Weges; Laternen jeder Rangklasse leuchteten ihnen heim, und von der Sekretärin wissen wir es bestimmt, daß sie zu Hause ein niederschlagendes Pulver nahm. — Sehr vielen Damen und jungen Mädchen zu Hause, die nicht bei der Theegesellschaft waren, wurden noch die schrecklichen Aeußerungen des Hauptmannes mitgetheilt, und manche, die das Buchstabiren schon recht tüchtig erlernt, legten sich seufzend, aber sehr gekränkt zu Bette.

Die Honoratiorentochter allein gieng aufrechten Hauptes und stolzen Schrittes über die Straßen, sie war im Punkte des Buchstabirens noch ein ganz kleines, unschuldiges Kind, und wenn auch in ihrem Herzen ein A. aufdämmerte, so warf sie geschwind einen Schleier darüber. Dieses A. kam jedoch immer wieder, zog sich in die Länge, und es wurde daraus die Gestalt jenes jungen blonden Mannes, der sie an jenem Ballabende an seinen Busen gedrückt, bis die Schlachthaus- und Blutmenschen auch die stille Garderobe mit Talglichtern erleuchtet. Darauf hatte sie sich mit Schrecken emporgerissen und war wie aus einer tiefen Bewußtlosigkeit erwacht; Dubel aber, den die schönen Blumen in dem schwarzen Haar etwas verwirrt gemacht, der

Nemi, vor Allem aber in dem bis jetzt von jedem Krankheitsfall verſchont gebliebenen, eben ſo reizend als geſund gelegenen Arricia Unterkunft zu ſuchen. Doch hierhin war nicht ſobald die Kunde von den Vorfällen in Albano gedrungen, als ſich die Bewohner zuſammenthaten, Wachen mit geladenen Gewehren aufſtellten und ſo einen ſichern Kordon aufſtellten, bei dem keine Bitte, kein Parlamentiren half, und wo die Unglücklichen, Schutz und Hülfe ſuchend, unter Androhung von Schüſſen zurückgetrieben wurden und man ihnen hiernach die Wahl ließ, nach Albano zurückzukehren oder den weiten Weg nach Rom einzuſchlagen, oder ſich in verlaſſenen Gebäuden, Weinbergshäuſern u. dgl. aufzuhalten und ein paar Tage, bis weitere Hülfe kam, von dem Wenigen zu leben, was die Gemeindebehörden an Brod und Wein gutwillig außerhalb ihres Kordons niederlegten. Fremde, die arglos in dieſen erſten Tagen nach Albano kamen, waren glücklich, mit ihren müden Poſtpferden unter Bezahlung der drei- bis vierfachen Taxe wieder umkehren zu können; wogegen eine Familie, die aus Neapel in ihrer vorher beſtellten Wohnung in Albano eintraf, erſt von ihrem Zimmer Beſitz genommen hatte, nachdem ſich Andere ihrer Pferde ſchon bemächtigt, und eben im Begriff war, ſich zu einem ſpärlichen Mittageſſen niederzuſetzen, als ſie durch eine lange Reihe von Todten, die vorübergetragen wurden, ſo auf die ſchauerlichſte Art zu ihrem Entſetzen Kunde erhielt von den Vorfällen in der unglücklichen Stadt. Dieſe Familie, vornehme und reiche Leute, — denn ſie reisten in Begleitung eines Kammerdieners, einer Kammerfrau und zweier italieniſcher Bedienten, die ſie in Neapel angenommen hatten, — beſtand aus einem etwas kränklich ausſehenden Herrn und einer auffallend ſchönen, jungen, bleichen Dame, welche aber von Allen am gefaßteſten erſchien und ihrem Gemahl dringende Vorſtellungen machte gegen die von demſelben ſogleich beſchloſſene ſchleunige Flucht aus dem verpeſteten Orte. Doch hatte dieſer ſo gänzlich die Faſſung verloren, daß er ſich augenblicklich der Leitung

eines italieniſchen Bedienten überließ, welcher, aus Caſtel Gandolfo gebürtig, dort für ſeine Unterkunft zu ſorgen verſprach. Man ließ das Mittageſſen unberührt, man ließ die ſchweren Reiſekoffer zurück, Herrſchaft und Diener beluden ſich nur mit dem Nothwendigſten, verſchloſſen die Zimmer und flohen, die Schlüſſel mit ſich nehmend, gegen Caſtel Gandolfo. Der Wirth ſowie die übrigen Bewohner des Hauſes achteten kaum auf ſie in der allgemeinen Verwirrung, bei dem Entſetzen, verurſacht durch die niederſchmetternden, ſicher treffenden Schläge des Todes, die nicht Alter, nicht Jugend, nicht Arm, nicht Reich verſchonten, denen ſowohl der Bauer als der wohlhabende Kaufmann und Gutsbeſitzer, reiche Fremde, Herren und Grafen, Fürſten, Prinzen aus königlichem Geblüt, ein Kardinal und eine Königin zum Opfer fielen.

Selbſt in Rom verbreiteten die eingelaufenen Nachrichten ein dumpfes Entſetzen, und die Regierung vermochte nicht mehr auf gewöhnlichem Wege Hülfe zu ſpenden dem ſo ſchrecklich heimgeſuchten Orte, deſſen Aerzte, Apotheker, Todtengräber theils geſtorben, theils geflohen waren.

In dieſen Tagen befand ſich Landerer mißmuthig auf ſeinem Zimmer; denn die Unthätigkeit, in die ihn ſein immer noch geſchwächter Arm verſetzte, brachte ihn in die übelſte Laune; kaum war er im Stande, ſich ſelbſt wieder anzukleiden; aber vergebens hatte er ſchon ein paar Mal verſucht, das ſchwere Gewehr zu handhaben.

Der kleine Horniſt, welcher einige Aufträge für ihn beſorgt hatte, wiſchte ſich den Schweiß von der triefenden Stirne und ſagte mit ſeinem gewöhnlichen pfiffigen Lächeln: „Ich habe ſchon oft erfahren, daß das, was uns ein Unglück dünkt, häufig zum Heile über uns gekommen iſt.“

„Wenn Du in Deiner Weisheit meinen Zuſtand meinſt,“ erwiederte der junge Zuave barſch, „ſo möchte ich mir darüber eine Aufklärung ausbitten; oder“ — — ſetzte er mit einer unmuthigen

Handwegung hinzu, „schweige lieber still, denn ich bin nicht gelaunt, Dummheiten zu hören."

„Es sind aber dießmal ganz und gar keine Dummheiten," erwiederte der Andere, während er auf eine trübe Stelle des Gewehrlaufes hauchte und diese dann eifrig mit dem Aermel polirte. „Es geht etwas vor bei den Zuaven, und wenn ich als gesunder Spielmann gerade nicht mit dabei zu sein brauchte, würde ich mir im Grunde nicht viel daraus machen."

„Nun denn, was geht vor, wenn's beliebt?"

„Sämmtliche Kompagnieen sind beordert, heute Abend mit Sack und Pack feldkriegsmäßig ausgerüstet vor der Porta San-Giovanni zusammenzutreten, wobei extra noch an die stärksten Leute Hauen und Schaufeln vertheilt werden."

„So gilt es einen nächtlichen Schanzenbau?"

„Das weniger; so viel ich unter der Hand erfahren habe, und ich erfahre zuweilen etwas unter der Hand, sollen die Zuaven auf höheren Befehl für eine Zeit lang nach Albano verlegt werden."

„A — a — a — ah," sagte Landerer aufmerksam werdend, „und zu welchem Zweck?"

„Nun, um droben etwas Ordnung zu halten, sowie um als Krankenwärter, Todtengräber u. dgl. zu dienen. — — — — Habe ich da nicht Recht," fuhr er nach einer Pause mit dem frühern pfiffigen Lächeln fort, „wenn ich vorhin sagte: ein Unglück sei zuweilen ein Glück für uns? — — Nur Die, welche auf der Krankenliste stehen, bleiben zurück."

„Ah, darin hast Du recht," versetzte der junge Zuave, indem sich seine Blicke belebten, „wann sagst Du, treten die Kompagnieen zusammen?"

„Eine Stunde vor Ave Maria."

„So ist keine Zeit zu verlieren. Komm, hilf mir die Kuppel meines Säbels schließen. Hast Du Alfons nicht gesehen, unsern Unteroffizier?"

„Er war ſoeben drunten im Hofe.“

„So reiche mir meine Mütze, die Du unnöthiger Weiſe eingeſchloſſen.“

Damit eilte Landerer raſch in den Hof hinab, wo er nicht nur ſeinen Unteroffizier und Freund Alfons traf, ſondern auch die Offiziere der Kompagnie, welche im leiſen Geſpräch mit ernſten Mienen beiſammen ſtanden.

„Iſt es wahr, was ich gehört?“

„Per Bacco, nur zu wahr! Du kannſt Dir gratuliren. Ja, wenn es gegen einen anderen, greifbaren Feind ginge, ſo müßte ich Dich aufrichtig bedauern.“

„Nun denn, Herr Unteroffizier,“ entgegnete der Andere lächelnd, indem er ſeine Hand zu ſoldatiſchem Gruß an die Mütze legte, „da ich mich auf dieſe Art von Ihrem Wohlwollen auf's Neue überzeuge, ſo werden Sie auch nichts dagegen haben, wenn ich mich Ihnen hiermit als geſund, wenigſtens für gewiſſe Dienſtleiſtungen als vollkommen tüchtig melde.“

„Geh', Du biſt ein Narr, oder Deines Lebens ganz unnöthiger Weiſe überdrüſſig.“

„Wollen mir der Herr Unteroffizier die Erlaubniß geben, mich bei dem Zugführer geſund zu melden?“

„Meinetwegen beim Teufel,“ verſetzte der Andere, ihm den Rücken drehend.

Der Lieutenant des Zugs nahm die Meldung Landerer's minder ſchroff auf, ja er betrachete ihn mit einem wohlwollenden Blicke, während er erwiederte: „Ich habe nichts dagegen, daß Sie gerade heute eintreten, doch kommen Sie mit mir zum Kompagniechef, ich werde ihn erſuchen, daß er Sie wegen Ihres beſchädigten Armes als Gefreiter mitgehen läßt. Wir können zu dieſer Expedition beherzte und intelligente Leute brauchen; und was Ihr Gepäck anbelangt, ſo werfen Sie es auf einen der Bagagewagen.“

Da der Hauptmann begreiflicher Weiſe nicht das Geringſte einzuwenden hatte gegen die Einſtellung des ihm ſo wohl und vortheilhaft bekannten jungen Zuaven als Gefreiten, ſo meldete er ſich gleich darauf in dieſer Eigenſchaft bei ſeinem Unteroffizier und Freunde, und entgegnete auf deſſen Achſelzucken: „Sei nicht ſo egoiſtiſch und laß mich auch dieſe Gefahr mit Euch theilen,“ worauf ihm der Andere freundlich die Hand ſchüttelte.

Die Sonne ſchwebte noch eine Spanne breit über die tief dunkle Kuppel von Sankt-Peter, als der Zug, zu dem Landerer gehörte, gegen die Porta San-Giovanni auf demſelben Wege marſchirte, welchen die päpſtlichen Freiwilligen am Abende ihrer Ankunft zum erſten Male gegangen waren. Da war der Monte Cavallo mit ſeiner Fontaine, dann kamen ſie an der Baſilica Santa-Maria Maggiore vorüber, und hier wandte ſich mancher Blick rückwärts und blieb an der finſteren Maſſe des Coloſſeums hängen, die ſo ſcharf gezeichnet auf dem hell leuchtenden Abendhimmel erſchien; betrachtete auch wohl zum letzten Male den Thurm des Kapitols und die ferne Peterskuppel, um dann ſchweigend weiter zu ziehen; wenn man auch gerade keine finſteren Mienen ſah, ſo bemerkte man doch einen ernſten Ausdruck auf manchem Geſicht, welches ſonſt nur heiter dreinzuſchauen pflegte, und es waren gute und ſchlechte Witze, ſowie Scherzreden aller Art ſeltener als gewöhnlich. Nur der kleine Horniſt an der Spitze ſchien ſeine gute Laune beibehalten zu haben und ſagte zu einem Gefreiten, der dicht hinter ihm ging: „Wenn ich nicht blaſen darf, ſo hätte man mir ſtatt des Hornes lieber einen Pflaſterkaſten auf den Rücken hängen ſollen; da wäre ich doch zu etwas nützlich geweſen. Ueberhaupt begreife ich nicht, warum die Kompagnieen nicht auf dem ſpaniſchen Platz zuſammentraten, dort von Charette unſere Rede erhielten, welche auch die Römer hätten mit anhören können, und daß wir von da mit klingendem Spiele zum Thore hinausmarſchirt wären.“

„Raiſonnire nicht über Alles, kleiner Rattenfänger," ſagte der Unteroffizier Alfons, „wenn man edle Thaten ausübt, wie wir im Begriffe ſtehen zu thun, ſo poſaunt man das nicht vorher in alle Welt. — Was aber ein paar paſſende Worte anbelangt," wandte er ſich an Landerer, „ſo werden die Leute ſie zu Nutz und Frommen, hoffe ich, draußen zu hören bekommen."

Da war die Porta San-Giovanni, und auf der Via Appia Nuova, eine kleine Viertelſtunde von der Stadtmauer entfernt, befanden ſich ſchon einige Zuavenkompagnieen, andere folgten und bald war das ganze Korps beiſammen, eine ſchöne, gut ausſehende Truppe, alle dieſe jungen Leute in voller Kraft und Geſundheit, und auch ſelbſt jetzt willig und bereit, dem Kommandoworte zu folgen, — jetzt, wo es nicht galt, einen lebendigen Gegner mit gleichen Waffen zu bekämpfen, ſondern wo man faſt wehrlos einem furchtbaren, unheimlichen, geſpenſterhaften Feinde entgegenging.

Soldaten und Unteroffiziere wußten begreiflicher Weiſe, um was es ſich handelte; und jetzt nachdem ſie die Stadt im Rücken hatten, die dunſtig heißen Straßen, als ſie keinen Leuten mehr begegneten, die ſie theils mit erſchreckten, theils mit mitleidigen Mienen betrachteten, als ſie hinter ſich gelaſſen ihre kleinen Verbindungen der verſchiedenſten Art, als ſie nun hier neben einander ſtanden, Alle mit den gleichen Waffen, Alle mit faſt gleichen Gefühlen, Alle gleich fürchtend, gleich hoffend, da war es gerade, als habe ſich das ſchwere Gefühl, welches die Seele jedes Einzelnen belaſtete, auf Alle gleich vertheilt und damit auch Alle gleich erleichtert; damit kehrte auch die kecke Laune des jugendlichen Uebermuthes wieder, und durch die Reihen flogen Bemerkungen und Witze, ſelbſt den düſtern Feind betreffend, die faſt als übermüthige Herausforderung klangen in dem Munde von Leuten, die bereit waren, des Todes kalte Hand mit ruhiger Ueberlegung auch in dieſer ſchrecklichen Geſtalt zu ergreifen.

Einige gutgewählte, freundliche und wohlmeinende Worte, die

Charette, der Kommandant der Zuaven, ein tapferer Mann, an die Truppen richtete, wobei er, ſeinen langen blonden Bart ſtreichend, beſonders hervorhob, daß bei dem allerdings ungleichen Kampfe, dem ſie entgegengingen, Offiziere wie Soldaten mehr noch wie bei jedem anderen Gefechte die gleiche Berechtigung hätten, von dem Feinde mit Auszeichnung behandelt zu werden, daß es aber dießmal an ihrem ſchon bewieſenen Muthe nicht genug ſei, daß man Bundesgenoſſen zu Hülfe nehmen müſſe, nämlich Mäßigkeit, Klugheit und Geduld, Freunde, die dießmal verläßlicher ſeien als die Kugeln und das Haubajonnet. Und nun wer rauchen will, ſoll rauchen und ſingen wer mag. „Bataillon, vorwärts, marſch!“

Dahin zog die kleine Kolonne in bequemem Schritt, vor ſich die weite Campagna, ungewiß beleuchtet im Wiederſchein des glühenden Abendhimmels, hinter ſich die immer großartiger werdende Silhouette der ewigen Stadt, prächtig und majeſtätiſch von Oſten nach Weſten über ſeine Hügel hingelagert, eine ungeheure Strecke von Santa-Croce bis hinunter zur Peterskuppel und zu den Gärten, Villen und Pinienwäldern des Janiculus.

Anfangs flog mancher Blick ſeitwärts und dorthin zurück, und wenn hie und da einer der jungen Offiziere ſtehen blieb, um ſeine Cigarre anzuzünden, ſo unterließ er nicht, auf Augenblicke über die kleine bläuliche Rauchwolke hinweg nach der Richtung zu ſchauen, wo der Monte Pincio war, der ſpaniſche Platz und der Corſo.

Und dann wieder munter vorwärts; was für den Soldaten dahinten blieb, hüllte ſich in Nacht und Dunkelheit, vielleicht auch in ewiges Vergeſſen. — Deßhalb vorwärts. — Gab es doch auch hier in der Campagna im Zwielicht des Abends noch immer des Intereſſanten genug, welches betrachtet ſein wollte, an deſſen großartige Vergangenheit man wenigſtens denken konnte, wenn man es in unſichern Umriſſen, rechts und links vom Wege emporragen ſah. So der Bacchustempel mit ſeinem immergrünen Haine, mit der

Grotte der Egeria, bei der man ſich jetzt während der Dämmerung Mancherlei hätte denken können, wenn uns die Gelehrten nicht darüber in's Klare geſetzt hätten, daß die Geſchichte von Numa Pompilius und der Nymphe leider nur eine Fabel ſei. Da ragten auch die impoſanten Trümmer des Circus des Caligula empor. Alfons, der neben Landerer ſchritt, ſagte, mit der Spitze des Haubajonnets dorthin weiſend: „Heute macht mir der Anblick jenes Amphitheaters, wo das kaiſerliche Stiefelchen ſeine Menſchen- und Thierhetzen hielt, einen ganz beſonders düſtern Eindruck; wer weiß, wie viele unſerer glorreichen Vorfahren uralter Zeit ebenfalls in dieſer Richtung geführt wurden, um vielleicht beim morgigen Kampfſpiele zur Unterhaltung des Cäſars zu bluten. Morituri te salutant," ſagte der junge, ſonſt ſo lebensluſtige Mann mit einem ſo ahnungsſchweren Ausdrucke in der Stimme, daß Landerer ihn beſtürzt anblickte, als er hinzuſetzte: „Sind wir vielleicht beſſer daran als Jene?"

„Woher dieſe düſtere Laune?"

„Vielleicht der Ausdruck eines zu plötzlichen Umſchlages aus dem Gegentheile. Ich war nie ſeliger gelaunt als heute Morgen."

„Hatteſt Du Urſache dazu?"

„Vollgültige; marſchiren wir ein paar Schritte ſeitwärts von der Kolonne; ich habe keine Geheimniſſe vor Dir. Du kennſt meine Verhältniſſe in der Heimat, die mich forttrieben. Ich hatte heute Morgen Briefe von dort; ich kann noch einer der glücklichſten Menſchen unter der Sonne werden, wenn — — doch gleichviel," unterbrach er andere, ſeinen Kopf durchkreuzende ſchwerere Gedanken; „wer will mir verbieten, zu hoffen, — ſie iſt frei, — frei, — frei, — ihr Gatte, dem ſie gezwungen die Hand gab, unterlag einer raſch verlaufenen Krankheit, dieſe Felſennatur."

„Nun denn, bei allem anſtändigen Mitgefühl für den Verſtorbenen verſtehe ich doch Deine düſtere Miene nicht."

„Wie ſchon geſagt, ich war während des ganzen Tages ſelig,

unaussprechlich glücklich. Ja bis noch vor einer halben Stunde, wo aus einem Gemäuer an der Straße ein Käuzlein schreiend aufflog und dann jener düstere Spruch plötzlich vor meiner Seele stand: ‚Morituri te salutant.‘“

„Nun ja, nun ja. Zu einer solchen Ideenverbindung kann der nächtliche Marsch, dort die gewaltigen Trümmer, die finsteren Gespenster, welche um unser Reiseziel, das arme Albano, schweben, das Ihrige beitragen.“

„Ahnungen, mein guter Landerer; — wenn ich auch bis jetzt Allem mit kühlem Blute entgegengegangen bin; aber jetzt da oben zu sterben, ohne sie, ohne die Heimat wiedergesehen zu haben; es wäre hart für mich, — es wäre furchtbar, — wäre entsetzlich.“ Seine Stimme bebte, während er diese Worte ausstieß, so daß Landerer sich veranlaßt sah, ihm seine Hand auf die Schulter zu legen und in aufmunterndem Tone zu sagen:

„Sei gescheidt, Alfons; verjage diese traurigen Gedanken, wozu wir Alle das gleiche Recht hätten; denn wie unser tapferer Kommandeur vorhin sagte: ‚Jeder von uns hat mehr als je die Chance, vom Tode mit Auszeichnung behandelt zu werden.‘“

„Ja, ja, und nicht einmal im lustigen Gefecht durch eine daherfliegende Kugel im offenen Feld unter dem schönen blauen Himmel. Nein, nein, sondern vielleicht recht heimlich und verrätherisch durch eine tückische Krankheit.“

„Ha, Grillen.“

„Meinetwegen — Grillen. — Aber da Alles möglich ist, so versprich mir, in einem gewissen Falle sogleich meine Brieftasche zu Dir zu nehmen und an die Adresse zu befördern, die Du auf dem ersten Blatte verzeichnet findest.“

„Nun denn, zugestanden in dem Falle, der uns Alle treffen kann; doch muß ich Dich in einem ähnlichen Fall um einen Gegendienst bitten. Wichtige Papiere findest Du nicht in meiner Brieftasche, aber die Adresse eines deutschen Professors; und dem schreibst

Du: Der junge Zuave, dem er zur Bekanntschaft des trefflichen Pharaonen verholfen — vergiß das nicht —"

„Nein, gewiß nicht —"

„Der junge Zuave, der darauf in Albano u. s. w., sei nicht nur einfach ein Herr Landerer, sondern ein Graf Landerer."

„Ist das Alles?"

„Alles, er wird schon wissen, was er damit zu machen hat. Doch jetzt laß genug sein des grausamen Spiels," fuhr Landerer in heiterem Tone fort, machte ihn alsdann zu Aenderung seiner Gedankenrichtung auf einen dunklen Punkt zur Rechten aufmerksam, vielleicht das Grab der Cäcilia Metella, sowie auch auf Ruinen neuerer und neuester Zeit, an denen sie vorüberschritten, an Trümmerhaufen eines Kastells der Colonna, an niedrigen Landhäusern, verödet und verlassen aussehend mit kahler Umgebung oder zwischen jungen kümmerlichen Cypressen stehend.

„Da wäre Raum genug für ein stilles und bescheidenes Leben," meinte Alfons nachdenklich, „und wer weiß, ob es nicht klüger von uns gewesen wäre, lieber den Spaten in die Hand zu nehmen, als das Gewehr."

Jetzt war die Nacht in ihr volles Recht eingetreten, das letzte Leuchten am Himmel, der letzte Schein in der Campagna erloschen, so daß man rings umher nichts mehr sah, als vielleicht die Bogen des Claudius'schen Aquädukts, die wie eine unabsehbare Reihe finsterer Gestalten dastanden und die kleine Kolonne an sich vorüberziehen ließen. —

Stiller wurde es in den Reihen der letzteren, man sah selten mehr die Glut einer Cigarre, und bald hatten Scherze, Lieder und Unterhaltungen einem tiefen Schweigen Platz gemacht, unter welchem die Zuaven fast lautlos dahin marschirten, bis sie endlich in der Morgendämmerung vor sich Castel Gandolfo sahen mit seiner hohen Kathedrale, deren Kuppel sich schon deutlich abzeichnete auf dem rasch heller und leuchtender werdenden östlichen Himmel.

die vollen überschwellenden Formen der ältlichen Honoratorentochter in dem Rosacrepekleide für Glanz der ersten Jugend hielt, hatte einige verlegene Worte gestammelt, von außer-sich-sein, von unnennbarem Glück und dergleichen mehr, und Beide waren geschieden mit einer kleinen Herzbeklemmung.

Als nun gar wenige Tage darauf die Jungfer Kiliane im Hause der Honoratiorentochter einige Wäsche besorgte, als nun zufällig das Gespräch auf jenen Ballabend und den Herrn Dubel kam und die alte Büglerin voll seines Lobes war, da las die Honoratiorentochter die Geschichte der Maria Stuart und anderer hochgestellter Damen, die in Liebe entbrannt waren zu Individuen sehr niederen Rangs, und besuchte in Folge dieser Lektüre eines Abends die arme Kiliane, welche sich unwohl befand, und das war gerade jener denkwürdige Abend, wo wir im Regen und Wind den Herrn Dubel auf dem Wege nach einem sehr anständigen Hause begegneten, jenen Abend, den er im königlichen Kutscherzimmer beschloß.

An das alles dachte die Honoratiorentochter, während sie ihres Weges gieng, hinter ihrer Magd drein, welche ihren Pfad mit einer großen Laterne beleuchtete. Sie hatte einen weiten Weg zu machen, und als sie in die innere Stadt kam, wo es auf den Straßen schon sehr menschenleer war, hörte sie sich plötzlich von einer wohlklingenden Stimme angesprochen, welche leise und schüchtern einen guten Abend bot und darauf sagte:

„Es isssss-t das größßßß-te Glück meines Lebens, Ihnen, mein Fräulein, so unvermuthet zu begegnen.“

Die Honoratiorentochter erschrack anfangs heftig, dann aber gab sie dem jungen Manne, der neben ihr herwandelte, eine nicht gar zu harte Antwort, und so entspann sich ein Gespräch, welches andauerte fast bis zu dem Hause der Dame; dann verschwand der junge Mann, von dem wir nicht beschwören

Am Fuße des Berges, auf dem Albano liegt, machte die Kolonne halt; hier waren die Bagagewagen, und nachdem man die Gewehre zusammengestellt hatte, wurde die Truppe mit einem guten Kaffee erquickt, und wie die aufsteigende Sonne die Schatten der Nacht verjagte, so zerstreute auch ihr freundliches Licht jeden düsteren Gedanken und man bereitete sich vor, allerdings mit angemessenem Ernste, aber heiter und wohlgemuth an sein schwieriges Tagewerk zu gehen, welches wir in seinen furchtbaren, oft haarsträubenden Einzelnheiten nur so weit berühren wollen, als es zum Verlauf unserer kleinen Geschichte unumgänglich nothwendig ist.

Mit der glücklichen Unüberlegtheit, ja mit dem Leichtsinne der Jugend warfen sich die Zuaven in die Geschäfte der mannigfaltigsten, meist schrecklichsten Art, die ihrer in Albano, diesem Orte des grenzenlosesten Jammers, harrten, und obgleich man anfänglich die Unerschrockenheit, mit der sie sich sowohl dem Dienste der Todten als auch der Kranken und Gesunden widmeten, mit Furcht, Zweifel, ja mit Abscheu und Mißtrauen betrachtete, so dauerte es doch nur kurze Zeit, bis diese heldenmäßige Aufopferung nicht nur anerkannt wurde, sondern auch als gutes Beispiel aneiferte. Die Zuaven bemächtigten sich augenblicklich des so nothwendigen, jetzt ganz verlahmten Betriebes nicht nur der städtischen Verwaltung, sondern auch der häuslichen Ordnung. Während eine Sektion die Todten aufsuchte, sie schleunigst entfernte und begrub, pflegte eine andere in unermüdlicher Sorgfalt und Liebe unter Aufsicht der Aerzte des Bataillons die schweren und leichten Kranken, und hatten wieder Andere die Sorge übernommen für Verpflegung der Stadt, für die Herbeischaffung von Lebensmitteln, für das Backen genügend frischen Brodes, bei welchem einige Zuaven, welche ihres Zeichens Bäcker waren, auf's Bereitwilligste selbst mit Hand anlegten. Und das alles geschah in so musterhafter Ordnung, so streng geregelt und mit so heiterem Willen und gutem Humor, daß dieß auch als gutes Beispiel auf's Erfreulichste auf die Einwohner wirkte, wobei

es ein großes Glück zu nennen war, daß gerade die Zuaven, welche ſich auf eben beſchriebene Art ohne Weiteres rückhaltslos der Pflege ſchon Erkrankter widmeten, von der Seuche wunderbar verſchont blieben und faſt gar keinen Verluſt hatten.

Landerer erhielt den Befehl, mit einigen Zuaven, zu denen ſich der kleine Horniſt geſellte, Lokalitäten aufzuſuchen für ſolche Kranke, die aus den Häuſern weggeſchafft werden mußten, und die aufzunehmen bis jetzt Jeder ſich geweigert hatte. In einem paar der beſten Gaſthöfe gab es Platz genug, da es doch den reichen und vornehmen Reiſenden theils gelungen war, Transportmittel zu ihrem Fortkommen endlich zu erhalten, und weil die Zurückgebliebenen ſich glücklich ſchätzten, jetzt nach Arricia überzuſiedeln, deſſen lächerlicher Sanitätskordon ſogleich bei Ankunft der Zuaven aufgelöst worden war.

Durch das Vertrauen, welches die braven Soldaten mit ihrem furchtloſen Wirken einflößten, ermuthigt, weigerten ſich auch die Gaſthofsbeſitzer nicht länger, ihre Zimmer zur Aufnahme von Kranken zu öffnen, und fand Landerer Räumlichkeit genug zu ſeiner Verfügung, ja er hätte im Albergo di Europa den ganzen erſten Stock zur Verfügung haben können, wenn dort nicht eine Reihe verſchloſſener Zimmer geweſen wäre, zu denen der Wirth, wie er behauptete, indem er ſich verlegen am Kopfe kratzte, keine Schlüſſel habe.

„Wie ſo, Padrone, keine Schlüſſel?“

„Ja, Signor Sergente, das iſt eine ganz eigenthümliche Geſchichte. Die Zimmer waren von Neapel aus für eine ſehr vornehme und ſehr reiche Familie beſtellt. Nur ein Herr und eine Dame, aber große Dienerſchaft, eine Kammerfrau, ein Kammerdiener und noch zwei gewöhnliche Bediente, was, bei der jetzigen Art zu reiſen, ſchon viel ſagen will. Va bene. Sie kamen am erſten Tage des Schreckens, und ich habe ſie gar nicht geſehen, da ich mit tauſend Sorgen anderweitig vollauf zu thun hatte. Meine Tochter Aſſunta führte ſie auf ihre Zimmer und ſorgte dort für

ihr Pranzo ſo gut als möglich, bene; als ich eine Stunde ſpäter meinen Reſpekt bezeigen wollte, denn es war eine reiche Familie, die bei der Beſtellung durch ihren corriere vier Wochen vorausbezahlt hatte, finde ich dieſe Thüre verſchloſſen, wie ſie heute noch iſt. Ora, Alles war verſchwunden."

„Wovon Ihr Euch durch Oeffnen der Thüre überzeugtet?"

„Ja, im Beiſein des Brigadiere, der zufällig im Hauſe war; ich mußte doch ſehen, ob da drinnen kein Unglück vorgefallen. Aber wie ich ſchon geſagt, Alle waren verſchwunden, nur die ſchweren Koffer zurückgeblieben."

„Seltſam, — ſo öffnen Sie die Zimmer auf meine Verantwortung."

„Und die Koffer, Signor Sergente, ſo wie die andern Effekten? denn als gewiſſerhafter Mann ließ ich Alles ſtehen und liegen, ſogar bis auf die gefüllten Weinflaſchen."

„Die Sie ebenfalls auf meine Verantwortung nun mit ſich fortnehmen können, während wir die anderen Effekten in ein kleines Zimmer zuſammenſtellen."

„Va bene, ſiete Padrone."

Es herrſchte eine eigenthümlich dumpfe Luft in den verſchloſſen geweſenen Zimmern, der kleine Horniſt öffnete raſch die Fenſter, während Landerer die Effekten beſichtigte. Es waren ſchwere, ſchöne Reiſekoffer von gleicher Geſtalt, die zu einem Fourgon zu gehören ſchienen. Alle numerirt, auch etwas leichtes Handgepäck, ein paar zierliche Ledertaſchen, einige Bücher und auf einem Nebentiſchchen ein Schnupftuch.

Landerer nahm das feine Gewebe in die Hand und ſuchte mit gleichgültiger Miene nach einer Chiffre oder dergleichen; als er dieſe aber gefunden, nahm ſein Geſicht plötzlich den Ausdruck des höchſten Erſtaunens, ja unverkennbar den des Schreckens an, denn die Chiffre in dem Schnupftuche war ein verſchlungenes C und L mit einer Grafenkrone darüber.

„Wie ſahen der Herr und die Dame aus, die hier in dem Zimmer waren?“ rief er dem wieder eingetretenen Wirthe haſtig entgegen.

„Ich ſah ſie nicht, Signor Sergente. Aber meine Tochter ſagte mir: er ſei ein ziemlich großer, magerer und kränklich ausſehender Herr geweſen, ſie aber —“

„Eine ſchöne, junge, blonde Dame, iſt's nicht ſo?“

„Allerdings, ſo ſagte meine Tochter; ſie habe bleich und traurig ausgeſehen.“

„Um aller Heiligen Willen, wo können ſie hingekommen ſein?“

„Chi lo sa.“

„Könnte ihnen ein Unglück begegnet ſein? könnte ſie die furchtbare Krankheit fern von dieſem Hauſe überfallen haben, hülflos im Freien, vielleicht in einem elenden Weinberghäuschen? denn in Arricia wurden ſie nicht eingelaſſen — — — o, es wäre entſetzlich.“ — —

„Es ſind wohl Bekannte von Ihnen, Signor Sergente?“ ſagte der Wirth, indem er den jungen Zuaven mit einem ehrerbietigeren Blicke als bisher anſchaute. „O, ſeien Sie unbeſorgt; ſie waren ja zu Fünf. Das Unglück kann ſie allerdings betroffen haben; aber doch kaum alle Fünf; das wäre ſchwer denkbar.“

„O, es wäre an einem Unglück ſchon genug!“ rief Landerer ſchaudernd aus. — — Dann ſetzte er, ſich raſch an die Anderen wendend, hinzu: „Hurtig, Leute, macht, daß wir bald fertig werden; es gibt noch Anderes zu beſorgen.“

Ja — Anderes, welches ſeine Gedanken ſo völlig in Anſpruch nahm, daß er durch den Ort nach ſeiner Wohnung eilend — das Schnupftuch hatte er auf ſeinem Herzen verborgen — kaum einem der Offiziere Rede ſtand, nicht nur als ihn dieſer um etwas Dienſtliches fragte, ſondern als er hinzuſetzte: „Ihr Freund Alfons hat leider einen Krankheitsanfall, nicht der ſchlimmſten Art, aber man hat ihn doch in das Krankenhaus Nr. 2 gebracht.“

Zu jeder anderen Zeit wäre er augenblicklich dorthin geſtürzt; heute aber erfüllte ihn nur Ein Gedanke, ſie aufzufinden, ihr vielleicht in Noth und Jammer beizuſtehen; und er eilte nach ſeiner Wohnung, weil ſich in demſelben Hauſe die Station der Gensdarmerie befand, unermüdliche, mit dem Orte und der Umgebung genau vertraute Leute, welche ſelbſt in dieſer ſchweren Zeit Tag und Nacht unterwegs waren; und hier erhielt er die Auskunft: eine Familie, wie er ſie beſchrieb, befände ſich ſeit vorgeſtern in Caſtel Gandolfo.

Er brauchte keinen Urlaub nachzuſuchen, um dorthin zu gehen; denn nicht nur war ein Theil des Zuges, zu welchem er gehörte, dorthin beordert, ſondern ein Theil des päpſtlichen Schloſſes war zur Aufnahme von Kranken beſtimmt worden, und die Beſichtigung auch dieſer Lokalitäten konnte er ohne Weiteres in ſeinen Geſchäftsbereich hineinziehen. Er eilte durch die untere Gallerie, und wie er im Schatten der mächtigen Bäume raſch dahinſchritt, ſpürte er einen lange nicht gefühlten erquickenden Hauch durch die Laubmaſſen fächeln, einen unendlich wohlthuenden Hauch, den er in vollen Zügen einſog. Es war, als habe ſich die Gottheit des Meeres erbarmt und ſende einen friſchen Seewind den ſchwer geprüften Orten, vielleicht in dankbarer Erinnerung an längſt vergangene Zeiten, wo auf dieſen Höhen zahlreiche Tempel ſtanden zur Verherrlichung Poſeidon's. Ja, als Landerer gegen Weſten blickte, ſah er von dort ein feines graues Gewölk ſchleierartig herüberziehen; er hätte mit erhobenen Händen irgend eine Gottheit anflehen mögen um einen erfriſchenden Regen, er fühlte doch ſelbſt ſich niedergedrückt wie nie, ſowohl durch die anhaltende Trockenheit, als durch ein unerklärliches, beängſtigendes Gefühl, welches ihn immer raſcher vorwärts trieb.

Dort vor ihm erſchienen jetzt die erſten Häuſer des kleinen Ortes, und er wollte ſchon in einem derſelben ſeine Erkundigungen beginnen, als er mit einem freudigen Erſtaunen einen einſamen

Wanderer erkannte, der ihm entgegenkam, den deutſchen Profeſſor Dr. Bucher. Doch ſchien derſelbe ſo mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, hielt gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit die Augen ſo unverwandt auf den Boden geheftet, daß er erſt aufſchaute, als der junge Zuave dicht vor ihm ſtand. Dann aber erſchrak dieſer über das gänzlich veränderte Ausſehen des ſonſt ſo jovialen, heiter in die Welt blickenden Mannes. Ein tiefer Ernſt lag auf ſeinen blaſſen Zügen, auf ſeiner gefurchten Stirn, und als er, den jungen Mann erkennend, ihm langſam die Hand entgegenſtreckte, geſchah es mit einer tiefbetrübten, beinahe gleichgültigen Miene.

„Um des Himmels willen, Herr Profeſſor,“ rief Landerer, „was iſt mit Ihnen geſchehen, warum ſo düſter und niedergeſchlagen?“

„Darnach mögen Sie wohl fragen in dieſen Tagen des Schreckens — — doch verzeihen Sie mir. Ich hätte meinen lieben Bekannten aus Rom allerdings herzlicher begrüßen ſollen, auch als treuen Bundesgenoſſen und Kollegen; denn das muß man den Zuaven ſchon nachſagen: Ihr habt Euch über alle Beſchreibung wacker gehalten. — — Was hilft aber aller Muth, alle Kunſt, alle Aufopferung,“ ſetzte er mit feucht gewordenen Blicken hinzu, „wenn es einem nicht gelingt, dem tückiſchen Tode gerade die Beute zu entreißen, um die wir gerne gekämpft hätten mit Einſatz des eigenen Lebens?“

„So haben Sie ſelbſt einen Verluſt erlitten?“

„Ja, ich ſelbſt,“ rief er in ſchmerzlicher Bewegung aus; „aber nicht nur ich allein, die ganze Welt; denn wenn uns in dieſen verderbten Zeiten ein ſo vollkommener Engel verläßt, ein ſo reines, vollendetes Weſen, ſo iſt das ſchon ein Verluſt, den Jeder zu beklagen Urſache hat. — — Gerade ſie — — gerade ſie — — o, es iſt entſetzlich!“

„Wer denn — Herr — Pro—fe—ſſor?“

„Ich habe mich an ſie angeſchloſſen,“ klagte der alte Mann,

indem er ſeine rechte Hand vor die Augen drückte, „ich liebte ſie, wie man die liebſte Tochter liebt. Sie kamen von Neapel, wir hatten uns Rendezvous in Albano gegeben —“

„A — a — a — ah, ſo — o — o,“ brachte der junge Zuave mühſam hervor, indem er mit ſtarrem Blicke ſeitwärts ſchaute; er hatte nicht den Muth, weiter zu forſchen, um eine ſo entſetzliche Gewißheit zu erlangen; er hätte den Profeſſor am liebſten ſtehen gelaſſen und wäre entflohen weit, weit hinweg über die Grenzen dieſes Landes als ein Fahnenflüchtiger, um alsdann wieder eingebracht und als Deſerteur erſchoſſen zu werden. Das waren wohlthuende Bilder, welche in dieſem Augenblicke durch ſein Gehirn rasten; — — und doch ſchon bei dem Gedanken, den alten Mann, der mit thränenerfülltem Blicke vor ihm ſtand, ſei es auch jetzt nur auf einen Augenblick zu verlaſſen, fuhr er erſchreckt zuſammen und umklammerte mit ſeinen Fingern krampfhaft deſſen Hand. — „So iſt es wahr, ſo iſt keine Täuſchung möglich! — O, Sie haben Recht,“ rief er in wildem Schmerze ausbrechend, „über einen ſolchen Verluſt ſollte die Welt klagen.“

„Hätten Sie ſie erſt gekannt, mein lieber junger Freund!“

„Hätten Sie ſie erſt gekannt,“ höhnte er ihm zähneknirſchend nach. „Ich habe ſie gekannt, beſſer als Sie, ich habe ſie geliebt — und ich hatte ein Recht, ſie zu lieben — ehe ſie jenes Anderen Weib wurde.“

„Herr Landerer!! —“

„Landerer, — ja — ſagen Sie: Graf Landerer und glauben Sie nicht, daß es Eitelkeit iſt, die mich veranlaßt, dieß abgelegte Wort hervorzuſuchen. — — Betrachten Sie mich als Verwandten des Hauſes, als Jemanden, der ein Recht hat, an ihrer Leiche niederzuknieen. Um Alles, was Ihnen heilig iſt, kommen Sie, — eilen Sie — führen Sie mich zu ihr!“

Er zog den alten Mann haſtig mit ſich fort, blieb aber dann plötzlich mit der Frage ſtehen: — „Und er?“

„Er war, als ich fortging, im Begriffe, dem Orte des Schreckens zu entfliehen," ſagte Dr. Bucher achſelzuckend; „er fühlte ein unüberwindliches Grauen vor ſeiner Gattin, vor dieſem heimgegangenen Engel. Und Sie werden ſehen," ſetzte der alte Mann laut weinend hinzu, „ob es ein lieblicheres Bild des Todes gibt — — wenn man neben ihrer Leiche aufwärts blickt, ſieht man den Schmetterling mit goldenen Flügeln über ihrer weißen Stirne ſchweben."

„‚Amen, Amen,' wie ſie mir in jener Nacht geſagt, als ich auf Nimmerwiederſehen von ihr Abſchied nahm."

„Vor ihr ein Grauen zu empfinden, — es gibt nichts Kleinlicheres, nichts Herzloſeres. Sie, welche rauh zerſtörend anzurühren ſelbſt dieſe gierige, abſcheuliche Krankheit nicht gewagt. — Hier iſt das kleine Haus, in welchem ſie liegt; und dort," fügte er in verächtlichem Tone bei, „ſteht der beſpannte Wagen des Herrn Grafen."

„Gott ſei Dank, daß er geht," ſeufzte der junge Zuave aus dem tiefſten Grunde ſeines Herzens; „und doch möchte ich ihm noch einmal in dieſem Leben ganz zufällig begegnen," — — ein Wunſch, der ihm im nächſten Augenblicke erfüllt werden ſollte.

„Ich zwinge Sie gewiß nicht, Madame Bertrand," tönte eine unangenehme, heiſere Stimme aus dem engen Flur des kleinen Hauſes hervor. „Wenn Sie durchaus da bleiben wollen, meinethalben; ich laſſe Ihnen den Andrea zurück, er wird Sie, wenn Alles vorüber iſt, nach Rom geleiten. Dort finden Sie mich in den Iſole Britanniche. Halten Sie ſich aber nicht länger auf, als nothwendig iſt, denn es drängt mich, nach Florenz zu kommen." Damit trat Der, welcher ſo geſprochen, vor die Thüre, Graf Landerer, den wir vom Saintonge her kennen. Seine Miene war nicht kränker als damals, ja im Gegentheile, er ſchien ruhiger zu athmen und die fieberhafte Röthe auf ſeinen Wangen war einer geſünderen Farbe gewichen, — — erſchien aber jetzt mit einem Male von einer tiefen Bläſſe überzogen, während er die dünnen Lippen feſt auf einander preßte. — — „Ach, Du biſt es!"

Dieſe Worte galten dem jungen Zuaven, der an der Seite des Doktors ſtehend, ſeinen Vetter nach ſo langen Jahren der Trennung ruhig und kopfnickend betrachtete.

„Ja, ich bin es — und Du biſt es und wir Beide ſind uns, ſo ſcheint mir, im Aeußern wie im Innern ziemlich gleich geblieben.“

Ein unmuthiger, häßlicher Zug zuckte um das eingefallene Geſicht des Anderen; und es war ein böſer Blick, der raſch, wie ein Blitz, über die jugendlich kräftige Geſtalt des Zuaven flog. Doch warf er den Kopf trotzig in die Höhe und wollte ohne ein Wort der Entgegnung die Schwelle überſchreiten. „Halt — einen Augenblick,“ ſagte der Andere, den Arm leicht ausſtreckend, „laß mich mein Lob über Deine Unveränderlichkeit vollenden. Dem Unglücke, dem Jammer, wendeſt Du theilnahmlos den Rücken, eine zertretene Blume, deren Duft Dich einſtens entzückt, iſt Dir werthlos geworden. Dich ſchreckt die Geſtalt des Todes, der ſo unerbittlich in Dein Haus gegriffen, nicht in Dein Herz, und mit dieſem kalten Herzen eilſt Du triumphirend von dieſer Stätte, froh, daß wenigſtens Du glücklicher geweſen, als Du verdienſt. Aber, was Dir davon nachfolgt über Länder und Meere, nachdem Du mich hier geſehen, im Begriffe an ihrer Leiche zu wachen, daran denkſt Du nicht.“

„Pah, Unſinn! Ich kenne Deine hohen Redensarten.“

„Du hörſt ſie zum letzten Male; aber zum erſten Male meine Verwünſchungen, meinen Fluch über Dich, der mein Lebensglück verrätheriſch vernichtet, und dann das reine Herz eines Weſens, deſſen Du nie würdig warſt, freventlich gebrochen. Ja, ſie ſtarb nicht an jener furchtbaren Krankheit, ſie ſtarb aufgerieben von Kummer und Seelenſchmerz; ſie, die Du durch Verrath und Lüge erſchlichen; ſie, die mich geliebt.“

Darauf wandte er ſich mit dem Ausdrucke des tiefſten Schmerzes gegen das Haus, während der Andere mit einem Blick des Haſſes,

aber auch der Furcht, rasch an seinen Wagen trat, dessen Davonrollen man nach einigen Minuten vernahm.

Nur der junge Zuave hörte nichts davon; denn während sein Verwandter trotz alledem mit Hoffnungen auf eine angenehme, ja heitere Zukunft diesen Ort des Schreckens für ihn verließ, kniete er neben einem ärmlichen Bette, auf welchem sie ruhte mit geschlossenen Augen, die lieblichen Züge übergossen von unaussprechlichem Seelenfrieden.

Nach einer langen, langen Zeit erhob sich Landerer wieder, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und nahm dann das Taschentuch, welches er auf seiner Brust verwahrte, breitete es auf einen Augenblick über ihr Gesicht und als dann ihre schönen Züge durch das feine Gewebe sichtbar waren, sagte er mit von Thränen funkelnden Augen: „Für mich verwirklicht sich das Wunder der heiligen Veronika."

„Amen!" flüsterte der alte Professor, verdunkelte das Zimmer, indem er die groben Holzläden schloß, und zog alsdann Landerer sanft mit sich fort.

Unter der geöffneten Thüre des Zimmers stand der kleine Hornist, der von dem Anblicke, der sich ihm bot, athemlos vom raschen Laufe, lautlos festgebannt stehen geblieben war und der, den Moment zartfühlend begreifend, den Beiden schweigend folgte, bis vor das Haus, bis vor den Ort, und dann erst mit leiser Stimme sagte: „Man hat mich zu Ihnen hinausgeschickt, denn Ihr Freund, der Unteroffizier Alfons —"

„— — ist einem zweiten Anfalle der Krankheit unterlegen," antwortete Landerer mit großer Ruhe. „O ich kann mir das denken, solche Ahnungen trügen selten. O wie er glücklich ist!"

Es war Dr. Bucher, der auf diese Nachricht hin ihn zum rascheren Gehen antreiben mußte; denn von Minute zu Minute blieb Landerer stehen, rückwärts nach Castel Gandolfo schauend oder mit finsteren Blicken zum Himmel empor, der sich jetzt grau über-

können, wer es eigentlich gewesen; auch wissen wir nicht, ob er nicht einen schüchternen Versuch gemacht, die Hand der Honoratiorentochter zu küssen, eben so wenig ob dieser Versuch gelungen oder mißlungen; so viel aber wissen wir, daß die Honoratiorentochter die Einzige war, welche den pensionirten Hauptmann einigermaßen entschuldigte.

zogen hatte und einzelne ſchwere Regentropfen niederfallen ließ. Dann murmelte er: „Zu ſpät, zu ſpät.“

„Allerdings zu ſpät,“ ſagte der alte Profeſſor, „wenn ich an unſere Lieben, an unſere Freunde denke; aber immer noch früh genug zum Heile für viele Andere.“

„— — Was kümmert mich die ganze Welt, ſo von Verluſt zu Verluſt ſchreitend!“

Jetzt waren ſie in Albano, jetzt traten ſie in das Krankenhaus Nr. 2, auch hier zu ſpät, wie ſich Dr. Bucher überzeugte, nachdem er einen Blick auf Alfons geworfen, und Landerer, nachdem er die kalte Hand ſeines Freundes erfaßt und mit ſeinen Thränen benetzt. Dann ließ er ſich die Briefta ſche des Verſtorbenen einhändigen und that mit derſelben nach dem Wunſche ſeines Freundes, nachdem er neben dem Lager deſſelben ein paar flüchtige Zeilen in dieſelbe geſchrieben, dann das Ganze nochmals mit einer Umhüllung verſehen und zartſinnig an den Bruder des Verſtorbenen adreſſirt hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie hatte der Regen, der den ganzen Tag und die ganze Nacht fortgedauert, die lechzende Erde erquickt und erfriſcht, und von wie wohlthätiger Wirkung war dieſe Aenderung der Atmoſphäre für faſt alle Erkrankten! Wie hoffend athmeten ſie kühlere Luft ein, mit wie ganz anderen Gefühlen horchten ſie heute dem tiefen Tone der Glocken, unter deren Schalle ſich eine Kompagnie der Zuaven im gleichen Schritt und Tritt unter dumpfem Trommelwirbel nach dem Begräbnißplatze von Albano begab, um dort ihrem Kameraden die letzte militäriſche Ehre zu erweiſen!

„Wenn er auch nicht im Gefecht durch eine Kugel gefallen iſt, ſo ſtarb er doch im Kampfe auf dem Felde der Ehre,“ waren die letzten Worte ſeines Kommandeurs, ehe er über dem geſchloſſenen Grabe die drei üblichen Gewehrſalven geben ließ. —

— — — Und dann, obgleich Alles hiemit zu Ende war, verließ doch keiner der Zuaven ſogleich den Platz, ſondern alle Offi-

ziere und Soldaten ſchaarten ſich ohne Kommando lautlos um ein anderes Grab, einem ihrer Kameraden folgend, der dort einem alten Manne beide Hände reichte und darauf ein paar Worte zu einer ſchwarz verſchleierten, weinenden Frau ſprach. Aus dieſen Beiden hatte die ganze Begleitung der jungen, ſchönen, reichen Gräfin Camilla Landerer beſtanden, wurde aber auf einmal ſo ſtattlich vermehrt durch hundert mitfühlende Herzen, welche Kunde erhalten von dem doppelten Verluſte, der Landerer getroffen, die dabei an ſo Manches dachten, an die Lieben in der Heimat, an die Vergangenheit, an die Zukunft, und wobei man manches düſtere Auge bemerkte, manchen umflorten Blick, als nun unter einem Hügel von Blumen die lieblichſte, reinſte Blüte von allen in die Tiefe der Erde hinabſank.

Dr. Bucher blieb noch eine Zeitlang in Albano, in den Krankenhäuſern helfend, wo er konnte, und ſeinen jungen Freund tröſtend, den er endlich, als er den Ort verließ, dringend aufforderte, ihm, ſobald Landerer hier ſeine militäriſchen Verpflichtungen mit Ehren löſen könne, in die Heimat zu folgen.

„Ja“ — hatte der junge Zuave darauf mit trübem Lächeln geantwortet: „nach irgend einer Heimat.“

War es nun im Einverſtändniſſe oder als Vermächtniß des guten deutſchen Profeſſors, daß der kleine Horniſt, als die Zuaven, mit Ruhm bedeckt, wieder in Rom eingezogen waren, unter der herzlichen Begrüßung einer ihnen vordem ſo feindlich geſinnten Bevölkerung, auf alle mögliche Art in dem Herzen Landerer's die Liebe zur Heimat zu erwärmen oder wieder zu erwecken ſtrebte; genug, er geſtand häufig, daß er es als eine ſchwere Enttäuſchung empfinde, dem kriegeriſchen Lorbeer nachgeſtrebt zu haben, und daß er mit einer unausſprechlichen Sehnſucht aus der ewigen Stadt an ſeine kleinen deutſchen ſpießbürgerlichen Verhältniſſe denke; ja, daß ihm die Tage verſchmähter Liebe, die er dort verlebt, jetzt im roſigſten Lichte erſchienen, und daß er es als eine große Gnade anſehen würde, wenn er wieder dazu käme, auf dem Schneider-

tiſche zu ſitzen, um dort allerdings mit großer Ueberwindung ſelbſt für die Nachkommen ſeiner ehemaligen Geliebten und des ſiegreichen Lieutenants Röcke und Höschen zu nähen.

Landerer hörte das mit einem trüben Lächeln an, ſtimmte auch wohl den Phantaſieen des kleinen Schneiders bei, nicht aber ohne hinzuzufügen; „Nach erhaltener Feuertaufe ſind wir als brave Soldaten berechtigt, erſt an das — und Anderes zu denken.“

Und dieſe Feuertaufe ließ denn auch nicht gar zu lange auf ſich warten: — — Die Tage von Monte Rotondo und Mentana, wo ſich der kleine Spielmann eine tüchtige Schramme und eine hübſche Medaille erwarb und wo Landerer ſich ſo auszeichnete, daß er zum Offizier vorgeſchlagen wurde, dieß aber dankend ablehnte und ſeinen Abſchied nahm. Letzteres that auch der kleine Horniſt und ging, von ſeinem großmüthigen Freunde reich beſchenkt, nach der Heimat zurück, — ihm voraus, wie Landerer ſagte, welcher darauf aus dem Kreiſe ſeiner Freunde und Bekannten ſowie aus Rom ſpurlos verſchwand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was die beiden Gräber auf dem Kirchhofe zu Albano anbelangt, ſo werden ſie mit ihren zierlichen Eiſengittern, die einen immer friſchen Blumenſchmuck umſchließen, auf's Sorgfältigſte gepflegt und erhalten, und zwar unter Aufſicht des benachbarten Franziskanerkloſters zu Palazzuolo, von wo ein junger Menſch eigens dazu auserwählt ſcheint; denn man ſieht dieſen oft ſtundenlang bei denſelben beſchäftigt oder in tiefes Sinnen verſunken, die benachbarten hohen Eichen der Gallerieen betrachtend, deren flüſternde Wipfel ihm von vergangenen Tagen, von entſchwundenen Freuden und Leiden erzählen.

F. W. Hackländer's Werke.

---

51. Band.

6. V. 1912

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Einundfünfzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1873.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Neue Geschichten.

Siebenzehntes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Der Herr Dubel hatte ſich in ſeiner neuen Wohnung in dem hübſchen Hauſe des Barons Karl baldigſt und ſehr angenehm eingerichtet und führte hier ein ſtilles, beſchauliches Leben. Seine Stube gieng ins Freie hinaus und war mehr als anſtändig möblirt; ja, Lukas hatte ihm ſogar ein Fauteuil hinaufgeſtellt und ihn durch dieſes Möbel in den Stand geſetzt, des Morgens eine Cigarre, wie ein echter Cavalier, rauchen zu können. In dem Hauſe war ſonſt Niemand, als ein alter Diener, der die Appartements in Ordnung hielt. Dubel, der eine Art Oberaufſicht führte, kleine Aufträge beſorgte, welche ihm der Jäger ſchrieb, Briefe und dergleichen beförderte, hatte einen kleinen Gehalt für dieſe leichten Geſchäfte, faſt von derſelben Größe, wie das, was er ſich früher mit ſeiner Nadel verdient.

Dubel, der demnach ſehr gut leben konnte, fühlte ſich außerordentlich glücklich in ſeinen neuen Verhältniſſen und hatte, was ſeine Kunſt anbelangt, nur ein paar Häuſer in der Stadt nicht aufgegeben, wo man ihn lange Jahre beſchäftigt hatte,

Der Toreador.

Es ist Mitte Mai und wir sind in Sevilla. Man könnte aber richtiger und bezeichnender sagen, wir sind im Wonnemond und mitten im Paradiese, denn Sevilla kann zu allen Zeiten ein irdisches Paradies genannt werden, mag man in seinen Mauern leben oder es von Weitem sehen — mag man sich ihm nähern zu Lande von den duftigen Gebirgen herabsteigend, welche die Stadt im Nordwesten und Nordosten umgeben und von wo das Auge des Reisenden schon lange magnetisch angezogen wird von der wunderbaren Form der leuchtenden Giralda, so daß er kaum einen Blick hat für die prachtvollen Thürme und Kuppeln der zahllosen Kirchen, sowie für die majestätische, vom Sonnenglanz vergoldete und umfunkelte Stadt mit ihren unzähligen Dächern und Zinnen, — mag der Reisende den mächtigen Strom hinaufziehen, der Sevillas Mauern bespült, durch die lieblichen Riberas des Inseln bildenden Quadalquivirs, an schönen Anlagen vorbei, die sich in der Nähe der Stadt über eine Stunde lang in vierfachen Alleen an den Ufern hinziehen, umsäumt mit duftendem Laubgehölz: reiche, exotische Pflanzungen, Zaubergärten von Orangen-, Feigen- und Granatbäumen, mit Rosen durchflochten, von sprudelndem Wasser gekühlt.

Selbſt der Wechſel der Jahreszeit hat wenig Einfluß auf die Schönheit Sevillas; mag man es beſuchen im Herbſt und Winter, wenn der Boden in den ewig grünen Orangenwäldern rings um die Stadt mit goldenen Früchten bedeckt iſt und wenn der Windhauch vom Gebirge die heiße Luft des Sommers abgekühlt hat — mag man Sevilla beſuchen, wenn der glühende afrikaniſche Wind die Bewohner lähmend angehaucht hat, wenn die ſonſt ſo heitere und glückliche Stadt am Tage faſt wie ausgeſtorben ſcheint unter dem Drucke der Alles verſengenden Sonne, wenn Fenſter und Augen ſchläfrig geſchloſſen ſind — auch dann hat Sevilla ſeine wunderbaren Stunden, die Stunden der Nacht, wo Mond und Sterne in einem blendenden Glanze am Himmel funkeln, einen zweiten Tag mit zauberhafterem, weicherem Lichte hervorlockend, wo die Blüten der Orangen, der Roſen und des Jasmins ſtärker duften, wo auf dem Strome zahlloſe Nachen mit buntfarbigen Laternen hin und wieder rudern und an verſteckten Plätzen die angenehme Friſche des Waſſers zum Baden einladet. Das Leben und Gedränge auf der Alameda in der Nähe des goldenen Thurmes gegenüber von Triana am Ufer des Fluſſes erſcheint dann wie ein phantaſtiſches Maskenſpiel: unter rauſchender Militärmuſik beim Scheine zahlloſer Lichter ergehen ſich die vornehmen Sevillanerinnen mit ihren Freundinnen, Verwandten und Geliebten, den ſchwarzen Schleier mit ein paar glühenden Granatblüten ſo kokett um das ſchöne Haupt geſchlungen, mit der ſchlanken Taille, dem elaſtiſchen Gange, den kleinen Füßchen und mit ſprühenden Augen, den Fächer rauſchend auseinanderſchlagend und langſam wieder zuſammenfallen laſſend, um jetzt leicht die Mantille damit zu berühren, um ihn hängend am Handgelenk zu tragen — Alles leicht verſtändliche Zeichen der Fächerſprache, die von den glücklichen Apaſſionados in ritterlicher Diskretion mit der Handſchuhſprache erwiedert werden, wogegen auf der anderen Seite des großen Spazierganges beim Scheine des Mondes ein nicht minder lebhaftes, aber noch weit anziehenderes Treiben herrſcht.

Hier sieht man die tanzlustige Welt aus den niederen Ständen in den malerischen Kostümen der verschiedenen Provinzen, in den zahlreichen Landestrachten Spaniens sich in Schmuck und Zierlichkeit überbietend; die heitere, glänzende andalusische Tracht, die einfache galizische, die von Valencia mit ihren hellen, leuchtenden Farben, die ernste, dunkle des stolzen Kastilianers und die aus den Gebirgen von Burgos — ein wechselvolles, lustiges Drängen und Treiben, ein blendendes Durcheinander, die lauteste Fröhlichkeit ohne alle Unordnung, ohne alle Rohheit: der Spanier tanzt, und wenn er tanzt, ist er glücklich und zufrieden.

Und wie einfach sind hier die Vorbereitungen, deren es bedarf, um eine Gruppe Tanzender zusammenzubringen — dort unter der hohen, dichtbelaubten Platane ertönen die Klänge einer Guitarre, begleitend eines jener schwärmerischen, melancholischen Lieder, denen das Knattern lustig schmetternder Kastagnetten den richtigen Takt verleiht. Und bei dieser einfachen Musik werden auf dieser Seite verschiedenartige Landestänze ausgeführt, während sich auf einer andern eine zahlreiche Gruppe junger Mädchen und Bursche mit Leidenschaft der danza gentil hingeben. — Und wie tanzt der Spanier, besonders aber die Spanierin: nicht nur die Füße sind in der lebhaftesten Bewegung, sondern auch d. Augen, die Lippen, der Busen, die Herzen — das süßeste Vergessen lacht im Auge, blüht auf den Lippen und Wangen. Und wenn auch die Figuren des Tanzes sich immer mehr zu verwirren scheinen, so findet sich doch immer wieder in der Musik eine glückliche Pause oder ein Wechsel des Rhythmus, welcher die leuchtende Gruppe befriedigend auflöst oder für ein paar Sekunden zum Stillstehen bringt.

Das ist die Lust der Sommerabende in Sevilla, und wenn wir nun von dem Frühlinge, von dem wunderbaren Monate Mai als einer Steigerung in dem heiteren Leben dieser glücklichen Stadt reden wollen, so dürfen wir wohl sagen, daß es ja eben der Früh-

ling ist, dessen laue, balsamische Düfte auch der Tageszeit ihr Recht lassen, und daß man nicht auf die Nacht zu warten braucht, um sich in Sevilla zu erfreuen, um glücklich zu sein bei der Pracht der auch hier zu neuem und frischerem Leben erwachenden Natur, bei dem berauschenden Dufte dieser Massen von Veilchen und Rosen.

Es ist also Mitte Mai und wir sind in Sevilla, und zwar an einem Montag Nachmittag zu der Stunde, wo das Stiergefecht, das allwöchentlich gehalten wird, beendigt ist. Die Tausende von Zuschauern haben die Plaza de los tores verlassen und sind zu ihrem Mittag- oder Abendessen in ihre Häuser zurückgekehrt; Sevilla ist vollkommen ruhig, glücklich und zufrieden, denn das heutige Nachmittagsgefecht war eines der glänzendsten und hatte sich durch allerlei pikante und nervenaufregende Zufälle ausgezeichnet.

Unterdessen ist es Abend geworden und ehe wir uns erlauben, den geneigten Leser in einen jener Familienkreise einzuführen, welche sich nach eben beendigtem Mittagessen bei Puros oder Cigaritos über das heutige, glänzende Stiergefecht unterhalten, wollen wir uns, durch die Straßen schlendernd, einen Blick erlauben in die reizenden Patios der Häuser, was wir ganz ungehindert thun können, da überall die beiden Flügel der breiten Hausthüren weit offen stehen, Befreundete zum Eintritt auffordernd und Fremde veranlassend, wie wir es thun, stehen zu bleiben.

Wie in so vielem Anderen, so tritt uns hier in Sevilla in der Einrichtung der Häuser und deren Benützung die poetische Zeit der Mauren lebhaft vor Augen: wie damals ist auch heute noch der Wohnhof rings umgeben von Schlafzimmern und anderen Gemächern: der eigentliche Salon des Hauses und der Versammlungsort für die Glieder der Familie und deren Freunde, ihn trennen nur feine eiserne Gitter von zierlicher Zeichnung, die Raja, von der Vorhalle, einem häufig von Säulen getragenen Vestibule an der Straße, und da, wie wir vorhin schon bemerkt, die Hausthüre gastfreundlich offen steht, so schauen wir um so ungehinderter in das

heitere Leben des Wohnhofes, da jetzt, wo es Abend geworden ist, die Sonnenzelte von den Balkonen wie von den Höfen weggezogen sind. Was wir sehen und hören, erregt unsere Lust einzutreten, um alle unsere Sinne auf die angenehmste Art zu beschäftigen. Dort steht der Eßtisch in malerischer Unordnung mit feinem Backwerk, herrlichen Südfrüchten, dunkel glühendem Wein in zierlichen Karaffen, Blumenduft um uns her im Hofe, Blumenduft von den Balkonfenstern, ja von den Dächern herunter. Und dabei ist der Patio selbst wunderbar in einen Garten verwandelt — dort in der Ecke erblicken wir eine dichte Laube aus Weinreben gebildet, und während der Marmorbehälter in der Mitte, aus dem ein lebendiger Wasserstrahl in die Höhe steigt, von Myrthen, Lorbeer und Orangen umgeben ist, sehen wir drüben dieselben herrlichen Bäume mit anderen feinblätterigen Gebüschen gruppenartig geordnet und aus dem dunkeln Laube weiße Marmorstatuen hervorleuchten. Dabei strahlt reicher Lichterglanz durch die Räume dieser Marmorhöfe, sich wiederspiegelnd in dem glänzend polirten Steine, ja auf dem Mosaikboden, vor Allem in dem zitternden Wasserstrahl und sich langsam verlierend in den Ecken des weiten Raumes, dort im Laube der Bäume zwischen Blumen verschwindend, nur hie und da noch eine weiße Blüte oder eine goldene Frucht deutlich hervorhebend. Dazu glänzt von oben der südliche Sternenhimmel oder der helle Schein des Mondes, wunderbar reflektirend in unbeschreiblich schönen Augen.

Und Lieder erschallen überall, wo man hinhorcht, hier von einer einzigen Stimme, begleitet von sanftem Guitarrenklang, dort ein mehrstimmiger, fröhlicher Gesang, dazwischen das Rasseln des Tamburins, das Knattern der Kastagnetten; auch spärlicher beleuchtete Patios sehen wir mitunter, wo eine ältere Dame schläfrig in ihrem Stuhle nickt, während wir aus dem Gebüsche hinter ihr im Hofe ein paar lispelnde Stimmen vernehmen, oder während vielleicht am Gitter der halbdunkeln Vorhalle eine schlanke Mädchengestalt lehnt, heimlich Worte und Küsse tauschend.

Wir ſind in der Calle de la Lonja, einer Straße mit prächtigen öffentlichen und Privatgebäuden; hier wohnen Leute vom älteſten und reichſten Adel neben Kaufherren, deren Schiffe von Cadix aus durch die ganze Welt gehen; an manchem Portale hier ſieht man eine Herzogs- und Grafenkrone, auch nicht ſelten einen Kardinalshut ausgemeißelt, was bedeuten will, daß Einer oder Mehrere dieſes erlauchten Hauſes die große Ehre und das außerordentliche Glück hatten, den Purpur tragen zu dürfen.

Es iſt gerade ein derartig verziertes Haus, in welches wir eintreten: die Vorhalle iſt glänzend beleuchtet, der Wohnhof nicht minder, und hier bemerken wir alles das, was wir vorhin beſchrieben, auf's Reichſte und Eleganteſte: dort den Eßtiſch in ſeiner maleriſchen Unordnung, bedeckt mit Kryſtall und Silbergeſchirr, ſtrahlend im Widerſchein der Wachskerzen, die auf gediegenen Leuchtern von edlem Metall brennen — hier zwiſchen dunkeln Gruppen von Orangen- und Lorbeerbäumen hellleuchtende Marmorfiguren, den ſprudelnden Waſſerſtrahl in der Mitte des Patio und eine auserleſene Geſellſchaft, von denen ſich die älteren Herren und Damen, ſowie auch einige der heiteren Jugend noch am Eßtiſche befinden, während andere ſich ſchon in die dunkleren Theile des Marmorhofes zurückgezogen haben, von woher Lachen und Plaudern erſchallt, auch zuweilen ein kaum hörbarer Guitarrenakkord, ſowie das leiſe Anſchlagen einer Kaſtagnette, welche ſchüchtern zu fragen ſcheint, ob es nicht bald erlaubt ſei, einen Bolero oder Fandango zu beginnen. Dabei duften die Blumen von allen Seiten und von hoch über Alles herab blickt der funkelnde Sternenhimmel, eine wunderbare Nacht anzeigend, wie ſie uns in ihrer ſtillen Pracht und Herrlichkeit nur im ſüdlichen Spanien zu entzücken vermag.

Von denen, welche noch am Tiſche ſaßen, ſandten manche ihre Blicke nach dem prachtvollen Nachthimmel, aber mit ganz verſchiedenem Ausdruck: hier der Herr des Hauſes, Don Francisco Melendez, neben dem dicken, wohlgenährten Kanonikus und einem

anderen Freunde der Familie in ſtiller Beſchaulichkeit mit wohlthuender Ruhe dem Geſchäfte des Verdauens obliegend — dort Donna Leocadia Melendez, zwei anderen, ältlichen Damen halblaut die Verſicherung gebend, daß man ihr eigentlich ſagen könne, was man wolle, ſo ſei ſie doch noch nicht zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Sterne da oben nicht wie feſtgenagelt ſtänden und auf und ab gingen — was die Augen ſehen, glaubt das Herz. Etwas zurückgezogen vom Tiſche und den Schatten eines Granatbaumes benutzend, ſaßen ein paar junge Damen, leiſe, aber eifrig zuſammenplaudernd, und wenn abwechſelnd bald die Eine, bald die Andere hinaufſchaute zu dem glänzenden Nachthimmel, ſo war das bei der Einen verbunden mit einem glücklichen Lächeln, bei der Andern aber mit einem ſtillen, faſt ſchmerzlichen Seufzer. Noch zwei weitere Perſonen befinden ſich hier: ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit in einfachem, weißem Kleide von dünnſtem Stoffe, welches feſt um ihren Oberkörper anſchließend faſt zu verrätheriſch die ſchönen, ſchwellenden Formen ihres Körpers zeigt: Donna Paula, die Tochter des Hauſes. Ehe ſie ſich zu Tiſche ſetzte, hatte ſie ſich, wie die übrigen Damen, der Mantille entledigt und die Basquine abgelegt: der Tag iſt ja ſo heiß und man iſt unter lauter guten Freunden. Auch Paula betrachtet, in ihren Stuhl zurückgelehnt, den Himmel, wenigſtens hat ſie demſelben ihr Geſicht zugekehrt. Wenn wir aber näher hinſchauen, bemerken wir, daß ihre Lider ſchläfrig die Augen bedecken — ſchade: zu dieſem prächtigen Kopfe mit den faſt zu ſtarken, blauſchwarzen Haarflechten gehört gewiß ein Paar wunderbar leuchtender Augen. Doch warten wir einen Augenblick: unter den langen, ſeidenen Wimpern blitzt es hervor — jetzt ſchaut Donna Paula um ſich: ah, wir ſind in unſerer Erwartung nicht betrogen, ſie hat ein herrliches Auge, nur von etwas düſterem Ausdrucke, und wenn ſie ſo plötzlich aufblickt, ſo wird man unwillkürlich erinnert an das Wetterleuchten einer ſchwülen Sommernacht.

Im Anſchauen dieſes vollendet ſchönen ſpaniſchen Mädchens von vielleicht ſechzehn oder ſiebenzehn Jahren hätten wir bald eines jungen Mannes mit beſcheidenem Aeußern vergeſſen, welcher halb verborgen hinter dem Stuhle des Kanonikus ſitzt, den Arm auf die Lehne deſſelben geſtützt, darauf den Kopf legt und ſo der Einzige iſt, der nicht zum Himmel hinaufblickt. Fügen wir hinzu, daß dieſer junge Mann in der Tracht der Licenciaten iſt, ſo finden wir es vielleicht gerechtfertigt, daß er, wahrſcheinlich an den Himmel des Jenſeits denkend, für die Pracht des irdiſchen kein Auge hat.

«Tengo vos el mi pandero.»
Klinge, klinge, mein Pandero,
Doch an Anderes denkt mein Herz.

hörte man aus dem Hintergrunde des Hofes, wohin ſich, wie ſchon oben bemerkt, die meiſten jüngeren Leute zurückgezogen hatten, eine friſche Mädchenſtimme unter leiſer Guitarrebegleitung halb ſingend, halb recitirend vortragen, worauf die unſichtbare Sängerin von ein paar anderen Mädchenſtimmen durch lautes Lachen unterbrochen wurde und hierauf der raſſelnde Ton einer kleinen Schellentrommel lärmend einfiel.

„Ja, ja," ſagte der Kanonikus, indem er behaglich die Daumen ſeiner fetten Hände, die zuſammengefaltet auf ſeinem Bauche ruhten, um einander herumſpazieren ließ, „klinge, klinge, mein Pandero, doch an Anderes denkt mein Herz — das iſt eine lange Weisheit in kurzen Worten ausgedrückt, und paſſirt — dem heiligen Jakob von Compoſtella ſei es geklagt — ſo häufig manchem ehrlichen Chriſtenmenſchen. Es wäre ein Glück, wenn man ſeine Gedanken beſtändig bei der Sache halten könnte, mit der man gerade beſchäftigt iſt; aber es gibt leider ſo wenig Dinge, welche Seele und Leib zu gleicher Zeit gründlich beſchäftigen."

„Ich finde dieſe Aeußerung eigentlich undankbar von Euch —

Señor Sobrino y Canonico," bemerkte der Freund des Hauſes, „undankbar nach einem ſo vortrefflichen Diner, welches doch alle jene Bedingungen erfüllt hat."

„Gewiß, Tomaſo, und indem ich gerade an dieſes herrliche Diner dachte, mußte ich ſeufzen über das, was die Juvencita geſungen: es iſt eine Anklage meiner ſelbſt und ich geſtehe ehrlich, daß ich oft an etwas ganz Anderes denke, als was der Klang der Glocken zu bedeuten hat, wenn ich in meine Kapelle gehe — der Menſch iſt ein ſchwaches Geſchöpf, die Madonna ſoll mir verzeihen."

„Was nicht von unſerer lieben Frau für ein ungeheurer Vorrath von Barmherzigkeit täglich verlangt wird," lachte die Herrin des Hauſes, ſich über den Tiſch hinüber in das Geſpräch miſchend, „o über die ſündige Welt, ſo etwas aus Eurem Munde hören zu müſſen — wenn das noch Don Ruiz geſagt hätte, welcher erſt mit einem Bein auf der Schwelle der Kirche ſteht."

„Falſch, falſch, Sobrina — ich, deſſen Frömmigkeit ſich ſozuſagen in Feuer und Waſſer erprobt hat, kann mir ſchon eine ſolche Bemerkung erlauben, aber ein junger Licenciat, der damit umgeht, nächſtens ſeine erſte theologiſche Vorleſung zu halten, muß dahin ſtreben und arbeiten, ſeine Gedanken feſt bei einander zu halten."

Der Licenciat, von dem die Rede war, hatte langſam ſeinen Kopf erhoben und zeigte ein ſehr ſchönes Geſicht mit einem glänzenden Augenpaar, von ziemlich weltlichem Ausdrucke: ſeine bartloſen Lippen kräuſelten ſich zu einem leichten Lächeln, während er zur Antwort gab: „Señor Bartolomeo hat mich ganz richtig beurtheilt; wenn ich an etwas denke, ſo thue ich es mit Leib und Seele, ja mit der ganzen Kraft meines Herzens — und mein Herz iſt ziemlich kräftig."

Als er dieſes ſagte, flog ſein Blick langſam über die Tiſchgeſellſchaft hin mit dem Ausdrucke großer Gleichgültigkeit, der ſich

aber von Allen unbemerkt plötzlich in einen flammenden Blitz verwandelte, als er an den geschlossenen Augen Paula's eine Sekunde haftete.

„Wenn Du munt'res Ding verständest
Meine Qual und sie empfändest,
Jeder Ton, den Du entsendest,
Würde klagen meinen Schmerz"

klang es zu gleicher Zeit aus dem Gebüsche herüber, und als hierauf Paula langsam ihre Augen öffnete und den heißen Blick aus dem Auge des Licenciaten bemerkte, wandte sie ihren Kopf mit einer finsteren, fast unwilligen Miene ab und richtete sich rasch in die Höhe, wie um an dem Gespräche Theil zu nehmen oder sich zu den Sängern zu gesellen; dabei hob sie ihren rechten Arm etwas in die Höhe, so daß der weite Aermel von Musselin zurückfiel und ihren schön gerundeten, fein geformten Arm zeigte.

Donna Leocadia sah zu ihrer Tochter hinüber, und als ihr Blick leicht begreiflich an dem Handgelenk Paula's verweilte, sagte sie in fragendem Tone, „hast Du Dein maurisches Armband abgelegt? — während des Stiergefechts habe ich es doch noch bemerkt; ich hoffe nicht, daß Du es verloren hast."

Paula blickte wie erstaunt auf ihren Arm, doch war dieses Erstaunen ein gekünsteltes; es mußte mit dem Armband etwas ganz Absonderliches vorgefallen sein, denn die sonst so ruhigen, blassen Züge des schönen Mädchens waren plötzlich von einer flammenden Röthe überzogen, welche, obgleich sie ziemlich im Schatten saß, doch sogleich von der Mutter bemerkt wurde, sowie auch von dem jungen Licenciaten, der jetzt einen zweiten und nicht minder raschen und bezeichnenden Blick hinüberwarf.

„Bei der heiligen Leocadia, meiner Schutzpatronin," sagte die Mutter, „es wäre mir nicht lieb, wenn Du das Armband verloren hättest — von seinem Geldwerthe will ich gar nicht reden, aber meine Mutter und meine Großmutter haben es so in Ehren gehalten,

und wo er aus einem Gefühle der Dankbarkeit nicht wegbleiben mochte; ſo, wie man ſich leicht denken kann, unter andern das Haus der Frau Welſcher.

Dubel hatte ſich eine elegantere Toilette zugelegt und es würde ihm jetzt nicht mehr paſſirt ſein, daß er bei ſchlechtem Wetter oder überhaupt bei irgend welchem Wetter im fadenſcheinigen ſchwarzen Frack über die Straßen gegangen wäre.

Es war Sonntag Morgens zehn Uhr, und der ehemalige Flickſchneider ſaß oder lag vielmehr in ſeinem Fauteuil, vor ſich eine Taſſe Kaffee, welche ihm der alte Diener bereitet hatte. Dieſelben lebten nach dem Lancaſter'ſchen Syſtem, welches ſich zwar nicht auf gegenſeitige Belehrung, aber auf gegenſeitige Dienſtleiſtung gründete. Dubel's Leben begann ſich recht freundlich zu geſtalten, wenigſtens nahm er ſeinen jetzigen Zuſtand für ein Verſprechen des Glückes, daß ſein Schickſal von jetzt an eine beſſere Wendung nehmen werde; ſeine glühendſten Wünſche fiengen an, ſich zu realiſiren. Lebte er nicht in einem anſtändigen Hauſe, konnte er nicht ſeine Lebensbedürfniſſe befriedigen auf eine elegante Art, wie ſolches ſeinem Herzen ſo wohl that, ohne ſich dafür auf einer anderen Seite das Nothwendigſte abzwacken zu müſſen? Durfte er nicht ſogar in die Bibliothek hinunter ſteigen und von den Büchern des Barons gebrauchen, was ihm gerade gefiel?

So ſaß er, wie geſagt, in ſeinem Fauteuil, las zuweilen in einem Buche, zog zuweilen einen Zug aus ſeiner Cigarre, trank darauf einen Schluck Kaffee und ſchaute alsdann zum Fenſter hinaus auf die kahlen winterlichen Aeſte der Bäume, welche das Haus umſtanden. Jetzt bellte unten im Hofe der Hund, es kam Jemand die Treppen herauf und klopfte an. Es war der Briefträger mit einem Schreiben des Herrn Lukas, worin dem Herrn Dubel einige kleine Aufträge ertheilt wurden; nun entnahm derſelbe aus dem Befehle des Barons, eingelaufene

als ſei es rund umher mit Brillanten beſetzt — Du wirſt es droben abgelegt haben und es mir nachher zeigen, nicht wahr, Paulita?"

„Droben kann ſie es nicht abgelegt haben," erſcholl jetzt eine andere Stimme hinter dem Stuhle des jungen Mädchens — die Stimme eines jungen Mannes, welcher aus dem dunkeln Theile des Hofes herangetreten war und ſich plötzlich in das Geſpräch miſchte. Dieſer junge Mann hatte eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit Paula, daß man nicht einen Augenblick im Zweifel ſein konnte, es ſei ihr Bruder, wobei es eigenthümlich war, daß er ſich im Gegenſatze zu allen Uebrigen in andaluſiſcher Landestracht befand: er trug Weſte und Unterweſte von greller Farbe, reich betreßt, ſeine gemsledernen Gamaſchen waren auf's Reichſte geſtickt, mit zahlloſen Schnüren, Knöpfen und Eicheln verſehen, und den Hut mit Sammetbeſatz und aufwärts ſtehender Krämpe hatte er keck auf das rechte Ohr geſetzt.

„Und warum ſollte ich das Armband nicht droben abgelegt haben?" frug Paula mit blitzenden Augen.

„Weil Du nach dem Stiergefechte gar nicht oben warſt, und weil —"

„Was Du wiſſen willſt, weiß ich beſſer," entgegnete ſie, „und wenn ich das, was ich weiß, ſagen will, ſo habe ich zuerſt das Recht dazu, Fernando."

Der junge Mann zuckte mit den Achſeln und warf ſeine halbverbrannte Papiercigarre auf den Boden, wo er ſie mit dem Fuße austrat.

„Ruhe, Ruhe!" ermahnte der Vater — „was iſt denn das wieder? Ich glaube, der Burſche kommt nur von draußen zu uns herein, um mit ſeiner Schweſter Händel anzufangen — was iſt's mit dem Armband, Paulita?"

Ehe dieſe aber etwas antworten konnte oder wollte, ſagte der Domherr mit einem breiten Lächeln: „laßt mir Fernando zufrieden; der kommt wahrlich nicht von der Hacienda nach Sevilla, um mit

hübſchen Mädchen zu zanken, ſondern mich müßte Alles täuſchen, wenn es nicht das Stiergefecht wäre, das ihn jeden Montag ſo pflichtlich erſcheinen läßt — he, mein Junge, habe ich recht? — ja, ja, nicke nur mit dem Kopfe — das liegt nun einmal im Blute."

„Leider, leider," brummte der Herr des Hauſes, „doch hat dieſe Leidenſchaft über mich und über Donna Leocadia einen großen Sprung gemacht."

„Und ſich vom Großvater auf den Enkel vererbt," meinte Don Bartolomeo, „wie das auch bei andern Neigungen oft vorzukommen pflegt — ja, ja, auf Enkel und auf Enkelinnen."

Bei den letzten Worten bemühte ſich der Kanonikus, ſchelmiſch lächelnd nach Paula hinüberzuſchauen und machte dazu eine ſehr pfiffige und geheimnißvolle Miene.

„Daß ſich die Heiligen erbarmen mögen," ſeufzte die Mutter, „aber es iſt was Wahres d'ran — denkt nur, Donna Tereſa," wandte ſie ſich an eine ältliche Frau, die neben ihr ſaß, „ſowie der Montag kommt, iſt das Ding da nicht mehr zu halten — ſie will zum Stiergefecht und ſie muß zum Stiergefecht, und ich mache mir doch gar nichts daraus und Don Francisco eben ſo wenig — heute hat ſie es durchgeſetzt, daß wir ſie mit ihrer Tante Donna Manuela gehen ließen."

„Und hat dabei ihr Armband verloren," ſagte der unerbittliche Bruder.

„Das wäre ſchrecklich, Paulita, und Du wirſt mir angeben, wo Du es verloren haben kannſt, beim Eingange oder beim Ausgange, auf der Straße oder auf dem Balkon."

„Baſe Leocadia," ſagte der Kanonikus, indem er den Kopf langſam hin und her wiegte, „quält mir das Mädchen nicht unnöthiger Weiſe — beim Patron unſerer Kirche, ich kenne ſie beſſer als Ihr, und wenn ihre Unterlippe, die an ſich ſchon klein genug iſt, beinahe ganz verſchwindet, wie jetzt, ſo könnt Ihr ſicher ſein, nichts aus ihr herauszubringen."

„Der Vetter hat Recht,“ rief Fernando, „und da ſie nicht reden will, ſo werde ich's ſagen.“

„Schande über Dich, Aufpaſſer und Verräther,“ rief das junge Mädchen in leidenſchaftlichem Tone, indem ſie ſich raſch umwandte und den Bruder mit blitzenden Augen von oben bis unten betrachtete — —, „doch meinetwegen ſage was Du willſt, kannſt auch obendrein noch lügen, wenn es Dir Vergnügen macht — willſt Du aber die Wahrheit reden, ſo werde ich ſie nicht leugnen.“ Darauf verwandelte ſich der Zorn in ihren Augen in einen Ausdruck der Verachtung, wobei ihre Lider wie gelangweilt oder ſchläfrig herabfielen, doch verrieth ein unverkennbares Funkeln unter denſelben, daß die Bruſt des jungen Mädchens von ganz andern Gefühlen bewegt war; auch zitterten ihre kleinen Fingerchen ein wenig, als ſie ſich vom Tiſche die kleine Tenacilla nahm, mit derſelben ein Cigarito faßte, dieſelbe langſam anzündete und den Rauch mit einem ſo tiefen Zuge in ſich ſog, daß ſich ihr Buſen hoch emporhob, wobei ſie merkwürdiger Weiſe beide Reihen ihrer ſchneeweißen, feſt aufeinander gebiſſenen Zähne ſehen ließ.

«Pax vobiscum!» ſagte der Domherr in gemüthlichem Tone, „was nützt es, ſich zu zanken oder auch nur lange zu reden über geſchehene Dinge, die nicht mehr zu ändern ſind — iſt das Armband unwiederbringlich verloren, ſo wird das eben ſo unangenehm für Paula ſein, die, wie ich ſelbſt weiß, ſehr viel Werth darauf legte — kann man es wiederfinden — — oder — wieder erhalten — — deſto beſſer — — und wenn ich der Bruder einer ſo ſchönen Schweſter wäre, ſo würde ich, ſtatt weiter über die Sache zu reden, ſelber Schritte thun, um das Kleinod wieder herbeizuſchaffen.“

„Das hätte ich wahrlich von ſelbſt gethan,“ erwiederte der junge Mann aufbrauſend, „wenn ſie nicht von ſo unverträglich zurückſtoßendem Charakter wäre, und wenn ſie mich nicht ſchon auf dem Heimwege, als ich gutmüthig mit ihr darüber ſprach, wie einen Gitano behandelt hätte.“

„Ich verſtehe von allem dem gar nichts," bemerkte der Vater mit einem ziemlich albernen Geſichtsausdrucke, wogegen Donna Leocadia zuerſt gen Himmel blickte und dann mit einem tiefen Seufzer zu ihrer Nachbarin ſagte, „es wird ſo ſein, wie ich es mir gedacht."

„Und was wird ſo ſein? was haſt Du Dir gedacht?" fragte der Herr des Hauſes, welcher dieſe Worte gehört, in einem lauten Tone, und da ihm dieſe Gelegenheit paſſend erſchien, um vor dem Vetter Kanonikus, der ihn häufig mit dem Gegentheile neckte, zu beweiſen, daß er wohl ſeinen Willen ausſprechen dürfe, ſetzte er ſehr entſchieden hinzu, „ich will das wiſſen."

Doch lächelte ihn Don Bartolomeo gemüthlich von der Seite an und ſagte, indem er ſeinen breiten Kopf etwas aufwarf: „Vetter Francisco, Du biſt ein viel zu geſcheidter Mann, um der Sache nicht auf den Grund zu ſehen. — Was es geweſen ſei? fragſt Du — nun die Antwort darauf iſt ſehr einfach: Deine Tochter Paulita hat ſich hinreißen laſſen von der ganz außerordentlichen Kunſt und Gewandtheit des großen Eſtevan in der heutigen glänzenden Nachmittags-Korrida, der ja, wie wir während des Eſſens von Fernando gehört, ſeine vier Toros nach einander ebenſo ritterlich als graziös beſiegte."

„Was hat meine Tochter mit dem Torero zu ſchaffen?"

„Wahrlich nichts — darüber kannſt Du ruhig ſein — aber haſt Du es nicht ſelbſt erlebt oder wenigſtens mit angeſehen, wie die vornehmſten Damen des Hofes ihre Fächer, Geldbörſen und Armbänder in den Ring warfen, wenn der große Mendovia, nachdem der wildeſte Stier von ſeiner Hand wie vom Blitze getroffen ihm zu Füßen geſunken, und er, der ſoeben dem Tode mit einer wunderbaren Würde und Anſtand getrotzt, ſich für den ungeheuren Beifallsſturm nun ſo ruhig und beſcheiden, ja mit einer Gleichgültigkeit, als grüße er einen Freund, oder küſſe die Hand einer ſchönen Frau, bedankt — geſtehe es, Francisco, da hat Dein altes

ſpaniſches Herz ebenfalls geklopft, ſo wie das meiner höchſt ehrbaren Baſe dort, und ich möchte es nicht verſchwören, ob nicht auch Leocadia in ihrer Jugend auf ſolche Art Fächer oder Armband verloren?"

„Niemals," erwiederte Donna Melendez mit Entſchiedenheit und großer Entrüſtung, „und ich hätte nicht gedacht, daß ich ſo etwas von Paula erleben ſollte — o ungerathene Tochter! — ich werde morgen Deinen Beichtvater kommen laſſen und ihn bitten, daß er Dir in's Gewiſſen ſpricht."

„Gib Dir keine unnöthige Mühe, Leocadia," ſagte der Geiſtliche in etwas leichtfertigem Tone, „wenn Paula in der That eine Ungeſchicklichkeit begangen hat, die Du zu einer Sünde ſtempeln möchteſt, ſo wird ihr Beichtvater wohlweislich unterſcheiden, ob dieſe Sünde mit Abſicht, mit Vorbedacht gethan oder ob ſie aus Uebereilung gehandelt oder ob es gar nur ein bloßes Unglück geweſen, und ich glaube in dieſem Falle das Letztere: Paula wollte ihren Fächer in den Ring werfen und ſtreifte unglücklicher Weiſe das Armband ab — iſt's nicht ſo, Juvencita?"

Das junge Mädchen machte eine Bewegung mit dem Kopfe, die man ebenſogut für eine Verneinung wie für eine Bejahung halten konnte, weßhalb denn auch die Mutter ungeduldig ihre Achſeln zuckte, und wahrſcheinlich auf's Neue wieder angefangen, wenn nicht Don Francisco mit einem Blick der Ueberzeugung geſagt hätte, „ja, ja, es wird und muß ſo ſein, und ich erinnere mich jetzt deutlich der großen Torrida vor zwei Jahren, welcher der Hof beiwohnte, wo Ihre Majeſtät allerhöchſtſelbſt dem betreffenden Lidiador ein Ehrengeſchenk reichen ließen, während die Damen des Hofes Goldunzen in ihre Taſchentücher gebunden hinabwarfen, und wobei es allgemeinen Beifall erregte, als die junge und ſchöne Herzogin Manfredia ihren mit Brillanten beſetzten Dolch aus der Haarflechte zog und ebenfalls hinabſchleuderte, und den der unglückliche Torero die Kühnheit hatte, wie eine Waffe

an ſeinen Gürtel zu befeſtigen — sangre de Dios! Das war ein glorreicher Tag.“

„Und dieſer Jubel, dieſer Taumel iſt ſo begreiflich,“ ſagte der Domherr, „der aufregende Kampf, der Einem das Blut vom Herzen in die Wangen treibt und das Athmen erſchwert, der Jubel der Tauſenden von Zuſchauern, die berauſchende Muſik, die glänzende Cuadrilla mit ihren Campeadores, ihren leichten Banderilleros in den grellen Farben, die wallenden Federbüſche der Mulos mit ihrem vergoldeten Geſchirr, das immer toller werdende Jauchzen der Menge, die gefährlichen Zufälle während des Spiels, die uns zuweilen das Blut erſtarren machen — dazu das Schnauben und Brüllen der Toros, die verletzt am Boden zappelnden Pferde, der aufwirbelnde Staub, dazwiſchen das Glänzen der reichen Gewänder und das Leuchten der rothen Mäntel der Campeadores. Und das Alles iſt wie eine Pyramide, die ſich zuſpitzt, um hoch oben den letzten Kämpfer, den Eſpada, im wunderbarſten Lichte der Tapferkeit zu zeigen, oder es iſt wie ein Vorſpiel, wo Alles darauf berechnet iſt, um der Hauptperſon des Spektakelſtückes, das ſchließlich noch zu einem Drama werden kann, zur Folie zu dienen — und wie mag es uns deßhalb wundern, wenn nun alle dieſe aufgeregten Herzen dem Lidiador in ängſtlicher Erwartung entgegen klopfen — bei den Männern, wenn demſelben der Ruf der Tapferkeit und Gewandtheit vorausgeht, bei den Weibern, wenn er noch obendrein ein ſchöner Mann iſt, wie Señor Eſtevan — oder Don Eſtevan, wie man ihn hie und da zu nennen beliebt, da ſeine Cuadrilla behauptet, er ſei von eben ſo gutem altem Adel und gothiſchem Blute, wie die Guzman oder die Medina.“

Während des ganzen letzten Geſprächs, das zwiſchen Paula und Fernando, ſowie deren Eltern und dem Vetter Kanonikus gehalten wurde, hatte der junge Licenciat mit großer Ruhe und ungemeiner Zierlichkeit eine Orange geſchält, auseinander gebrochen und langſam verzehrt, wobei es ſchien, als achte er nicht beſonders

auf das Gespräch der Anderen; nur bei der lebhaften Schilderung Bartolomeo's schaute er langsam auf, und seine Augen, die jetzt mit unverkennbarem Interesse auf dem Erzähler haften blieben, leuchteten und strahlten einige Sekunden mit dem gleichen Feuer wie früher, als er Paula betrachtet.

„Der Vetter hat recht," rief Fernando begeistert, „und ich will es ja auch begreiflich finden, daß man sich hinreißen läßt — nur soll man es nicht gar zu auffallend machen und es hintendrein ableugnen wollen."

„Ich habe niemals etwas abgeleugnet," sagte Paula mit so leiser Stimme, daß Niemand ihre Worte verstand, und der Bruder, sie für ein Zugeständniß seiner Vorwürfe nehmend, deßhalb wie begütigend fortfuhr: „Es war in der That ein erhabener Augenblick, als der große Mendovia nun auftrat unter den rauschenden Klängen der Musik und von Tausenden und Tausenden mit den jubelndsten Zurufen empfangen wurde: viva el currito Mendovia, el mas sandunguero de los la tierra de Dios! — vivat der geliebte Mendovia, der anmuthigste aus dem Lande Gottes! während Andere schrieen: es lebe das Schwert des Cid Campeador und die Kraft des Don Juan Chacon!"

„Und welch' schöner Mann ist dieser Estevan," sagte der Domherr mit einem eigenthümlichen Blinzeln seiner Augen — „spielt er nicht mit dem wüthendsten Stiere wie die Katze mit der Maus — weißt Du noch, Francisco, wie er sich mit der zierlichsten Wendung durch das Horn des vorbeirasenden Stieres das Schnupftuch aus der Seitentasche reißen ließ?"

„Ja, ja, und wie er ein anderes Mal, als er zwischen den Toro und las Tablas gerieth, sein Leben durch den wunderbarsten salta sobra testuz rettete, indem er mit der Gewandtheit eines Operntänzers den Fuß zwischen die Hörner des Stiers setzte und über ihn hinüber sprang.

„Er braucht niemals einen Cachetero, denn wenn er seinen

Arm ausſtreckt und den Toro mit der Spitze ſeines Degens berührt, ſo hat die letzte Sekunde des unbändigſten Thieres geſchlagen und es ſtürzt ihm zu Füßen wie vom Blitze getroffen."

„Und dabei ſoll er kein roher Geſelle ſein, wie ſo viele ſeines Gewerbes, ſich mit ſeiner Cuadrilla nur abgeben bei den Uebungen, an denen er zu ihrer Belehrung gewiſſenhaft Theil nimmt, und ſich im Uebrigen ferne halten von dem wilden Leben der Lidiadores."

„Und dabei von gutem Adel — da verſtehe ich es allerdings, daß es Damen geben kann, deren Herz beim Eintritt des Toreadors raſcher ſchlagen ſoll."

„Ich verſtehe das wohl, aber ich begreife es nicht," ſagte Don Fernando.

Der Licenciat hatte ſeine Apfelſine verzehrt, ſich hierauf ſeine zarten weißen Finger mit einem Tuche von äußerſt feiner Leinwand abgewiſcht und ſagte alsdann mit ſeiner weichen, einſchmeichelnden Stimme: „Man ſoll keinen Chriſtenmenſchen verachten, ſelbſt einen Lidiador nicht; doch wenn er ſelbſt von altem gothiſchem Blut wäre, ſo iſt ſein Gewerbe wenig beſſer, als das der fahrenden Komödianten und der Zigeuner — nicht wahr, Oheim Bartolomeo?"

„Daß Du dieſe Anſicht haſt, mein Sohn, finde ich begreiflich — als ich noch ein junger Licenciat war, dachte ich ebenſo, heute aber ſind meine Gedanken ganz anders, und deßhalb muß ich Euch geſtehen, daß unſer Geſpräch nach einem ſo guten Diner etwas zu ſchwer und ernſt geworden iſt — da lob' ich mir das leichte, ſprudelnde, und ich gäbe was darum," ſetzte er mit ſeiner lauten, weittönenden Stimme hinzu, „wenn es da drüben einer unſerer Juvencitas gefiele, noch einmal anzuſtimmen:

Tango vos el mi pandero —

ſchaut die herrliche Nacht an — ſcheint ſie nicht mit ihren

tausend Augen erstaunt zu fragen: wie könnt Ihr Euch da um weitliegende Dinge bekümmern, statt zu dem zu greifen, was Ihr am nächsten habt — zu Musik und Tanz? — Deßhalb noch einmal:

Tango vos el mi pandero."

Und nun hörte man, gehorsam dieser Aufforderung, aus den grünen Gebüschen des Gartens hervor zuerst einleitende Guitarrenklänge in raschem Takte, und dann eine frische Stimme eine jener einfachen melancholischen Weisen singen, zu denen es sich so gut tanzt, wenn die Kastagnetten in raschem und sicherem Takte so knatternd wie möglich und zur richtigen Zeit einfallen.

„Einen Bolero, Señorita?"

„Lieber einen Fandango."

„Wer tanzt mit?"

Paula hatte sich bei dieser Aufforderung auf's Neue eine Cigarre gedreht, ohne eine Miene zu verändern und ohne so zu thun, als könnte es ihr auch nur in den Sinn kommen, sich an der Lustbarkeit der anderen jungen Leute zu betheiligen, und als ihr die Mutter in leisem, aber sehr bestimmtem Tone sagte, „ich hoffe, daß Du jetzt von Deinen unverständigen Träumereien lässest und als Tochter des Hauses ein gutes Beispiel gibst," erwiederte sie achselzuckend und mit einem verächtlichen Tone, „Ihr wollt wohl, Mutter, daß ich den Fandango vortanze, und mit wem? wenn ich fragen darf — sind nicht schon alle Tänzer nach hinten gegangen?"

„Weil keiner sich die unnöthige Mühe machen will, Dich vergebens aufzufordern."

„Nun also, so laßt auch Ihr mich in Frieden; wenn man keinen Tänzer hat, so kann man auch nicht tanzen — nicht wahr, Vetter?" wandte sich das junge Mädchen an den Kanonikus.

Dieser blickte ihr schmunzelnd in die glänzenden Augen und auf die vor Unmuth sanft gerötheten Wangen, dann sagte er, mit einem

verſtändigen Blick an ſich herunterſchauend: „Schade, Paulita, daß ich mich nicht anbieten kann — ja wenn mir eine Señorita Deines Schlages vor zwanzig Jahren gekommen wäre.“

„Aber, Vetter, damals waret Ihr ja ſchon ein Geiſtlicher.“

„O, einen Bolero oder Fandango tanzen iſt keine Sünde, und mein Stand würde mich heute wenig abhalten, wenn ich jung und gewandt wäre wie dort unſer Licenciat Don Ruiz.“

„Jung — ja wohl,“ ſagte die junge, ſchöne Spanierin, und ſetzte mit aufgeworfener Oberlippe hinzu, „aber gewandt? — er war es vielleicht einmal, aber ſeinem ſchwarzen Kleide zu lieb hat er Alles vergeſſen.“

„Ihr meint wohl mich, Paulita?“ fragte der angehende Geiſtliche, wie aus tiefen Träumereien auffahrend.

„Wen anders,“ ſagte der Domherr — „aber es wäre in der That ſchade, wenn ſie recht hätte und Du Alles vergeſſen haben würdeſt — bei San Jago, wenn ich mich erinnere, wie Du noch vor wenigen Jahren am Tage del Corpus in Deiner Pagentracht mit den Anderen vor dem Hochaltar getanzt, ja ſo getanzt, daß Du die beifällige Aufmerkſamkeit des Señor Erzbiſchofs auf Dich gezogen, ſo begreife ich nicht, wie Du das Alles in den paar Jahren verlernt haben ſollſt.“

„Mangel an Uebung, Tio.“

„Ach was, Mangel an Uebung — ein Caballero Deines Blutes, dazu ein junger Mann, ſollte, ſelbſt wenn er ein Geiſtlicher iſt, nicht ſo aus der Uebung kommen.“

„Verſucht es doch einmal, Don Ruiz,“ ſagte Paula lachend.

„Mit Euch, Señora?“ fragte der Licenciat mit einem eigenthümlichen Blinzeln ſeiner Augen.

Ein paar Sekunden blieb ſie ihm die Antwort ſchuldig, dann richtete ſie ſich raſch empor, umſpannte ihre ſchlanke Taille mit den feinen Händchen und gab, ſich in den Hüften wiegend, zur Antwort: „Des Kontraſtes wegen, ja, Don Ruiz, wenn Ihr

Briefe ꝛc. wieder nach einer anderen Stadt zu dirigiren, daß derselbe immer noch ohne Ziel umherstreife.

Der Briefträger gieng fort, der Hund unten bellte abermals, dann wieder, und es stieg ein neuer Gast die Treppen herauf, welcher anklopfte und gleich darauf die Thür öffnete. Es war der Doktor Stechmaier, der ohne Complimente hereintrat, er war in seinen blauen Paletot gekleidet, hatte seinen fast neuen Hut auf und that wie immer sehr gleichgültig gegen Alles. Nachdem er die dargebotene Cigarre genommen, setzte er sich auf die Fensterbank, mit dem Rücken gegen das Freie und putzte seine Brillengläser ab, welche von der Kälte draußen und der Wärme drinnen angelaufen waren. Sodann erzählte er von den Fortschritten, die er in den verschiedenen Fächern gemacht, um sich in die Höhe zu bringen.

„Mir scheint's," sagte der Doktor, „daß von den drei Projekten, die ich habe, nämlich: dem literarischen Klubb, der conservativen Zeitung und dem Theater, wohl das letztere für mich etwas werden könnte; ich habe den Oberregisseur gesprochen, er ist mit meinem Aeußern nicht unzufrieden, auch mein Organ gefällt ihm wohl, und er hat mich dem Intendanten als ein junges strebsames Talent vorgestellt. Der Intendant schien mit seiner Ansicht und meiner Person nicht unzufrieden, und so kann ich mit einigem Stolz sagen, daß mir in einem klassischen Stücke der nächsten Woche bereits eine Rolle zugetheilt wurde."

„Eine Rolle!" rief der Schneider und sprang von seinem Fauteuil in die Höhe, „eine Rolle in einem klassischen SSSS-tücke? O Sie Glücklicher!"

„Allerdings in einem sehr klassischen Stücke," versetzte ruhig der Doktor — „Hamlet, Prinz von Dänemark — ich werde den Fortinbras spielen und hoffe ihn darzustellen, wie er bis jetzt noch nicht dargestellt worden. Diese Rolle ist allerdings keine der bedeutenderen und wurde deßhalb bis jetzt immer von untergeordneten Subjekten gegeben, von Choristen und der-

wollt — was tanzt Ihr am Liebſten, einen Bolero oder einen Fandango?"

„So iſt es recht, mein Sohn," rief der Hausherr, „aber für einen jungen Geiſtlichen wäre ein Bolero paſſender — meint Ihr nicht auch, Don Ruiz?"

„O ja, ich meine auch ſo," erwiederte der Licenciat mit niedergeſchlagenen Augen, indem er einen ungemein beſcheidenen Ton in den Ausdruck legte, „wenn aber die Señora vorziehen ſollte —"

„Einen Fandango zu tanzen?" unterbrach ihn Paula raſch — „allerdings ziehe ich das vor — überhaupt tanze ich nur Fandangos."

„Wird ſich das auch ſchicken?" fragte Don Francisco beſorgt den Domherrn, worauf dieſer ihm in jovialem Tone zur Antwort gab, „warum denn nicht, wir ſind hier ja unter uns, und wenn Don Ruiz, abgeſehen davon, daß Fandangotanzen für einen Geiſtlichen keine Sünde iſt, ſein Gewiſſen morgen früh beſchwert fühlen ſollte, ſo will ich ihm morgen eine kleine wohlthätige Buße auflegen."

Der Licenciat blickte bei dieſen Worten mit einem eigenthümlichen Blicke auf ſeinen Oheim, wobei es um ſeinen Mund ſchelmiſch zuckte. „Ei, Tio," ſagte er alsdann, „wenn nur dieſe Buße nicht zu groß ausfällt für das kleine Vergnügen, das ich Señora Paula vielleicht durch meinen Tanz gewähre."

„Ein Vergnügen, mir?" erwiederte das junge Mädchen achſelzuckend; „tanze ich ſelbſt in dieſem Falle zu meinem Vergnügen? ei, Ihr habt eine große Meinung von Euch ſelber."

Da Ruiz es vermied, Paula anzuſchauen, vielmehr fragend auf den Domherrn blickte, ſo ſagte dieſer lächelnd: „Du ſollſt mit der Buße, die ich Dir auferlegen werde, nicht unzufrieden ſein."

„Etwa eine Auslegung des Breviers bei Eurer alten Haushälterin, Tio?"

„Nach einem guten Diner warum nicht, es wäre das Dank

und Buße zugleich; aber nun vorwärts, Don Ruiz! macht uns keine Schande und verleiht der Tertulia Glanz und Leben."

„Wenn ich das könnte," erwiederte der Licenciat und erhob ſich langſam, dann ſagte er achſelzuckend, „beſonders in meinem langen Gewande."

„Richtig, mein Sohn — aber lege Dein Kleid ab; ich übernehme dafür jede Verantwortung, und ihr dahinten, Muſikanten und Sänger, kommt etwas näher und laſſet euren beſten Fandango hören!"

„Soll es wirklich Ernſt werden?" fragte Paula und ſuchte mit den Augen ihren Tänzer, der unterdeſſen im Hintergrunde des Gartens verſchwunden war.

Von dorther tönten jetzt die Klänge der Guitarre, das Raſſeln des Pandero näher und näher, und dazu knatterten die Kaſtagnetten in ſo verführeriſcher, taktvoller und lärmender Weiſe, daß es nicht des heißen Blutes Paula's bedurft hätte, um, ihren ſchlanken Leib aus den Hüften ſtreckend, einen guten Zoll zu wachſen, und um ihre Caſtañuelas von weißem Elfenbein mit einer wilden, herausfordernden Geſchicklichkeit zu handhaben, wobei ſie mit aufgeworfener Oberlippe um ſich her ſchaute: Vista ciega, luz oscura.

Wo blieb denn ihr Tänzer?

Jetzt hörte man zarte Mädchenhände luſtig applaudiren, und es trat aus dem dichten Lorbeergebüſch in der Ecke des Hofes ein Tänzer hervor. — War es Don Ruiz, wenigſtens war es ſein Geſicht und auch ſeine Geſtalt, aber wie verändert: er hatte ſich den Wink des Domherrn zu Nutzen gemacht, hatte in der Ecke ſein langes, ſchwarzes Gewand abgeworfen und dafür die zierlichen Gamaſchen, die Jacke und den Sombrero Don Francisco's genommen und war aus dem blöden, ungelenken Licenciaten ein ſo vollkommen jugendfriſcher und ſchöner Majo geworden, daß Paula unwillkürlich ihre Kaſtagnetten ruhen ließ, und ihn mit einem gemiſchten Blick des Erſtaunens, der Verwunderung, ja des Wohlgefallens be-

trachtete — „es ist schon lange her, daß wir Euch so gesehen haben, Don Ruiz."

„Und habt mich auch darin ganz vergessen, Paula," gab er in weichem Tone zur Antwort, setzte aber gleich darauf heiter und übermüthig hinzu, „fort mit allen Erinnerungen — sie sollen ruhen mit meinem schwarzen Kleide."

Dabei wirbelt er seine Kastagnetten mit einer Gewalt, daß sie alle anderen übertönten und man zwei Dutzend Castañuelas zu hören glaubte.

„Fandango — Fandango!"

Der Fandango beginnt, ein Tanz, von dem Du gewiß oft gehört hast, geneigter Leser, den Du auch vielleicht tanzen gesehen auf Maskenbällen und Theatern, von falschen und echten Spaniern und Spanierinnen; aber wenn ihn diese auch noch so wahr, noch so graziös, noch so lebendig vorgeführt, so ist es doch ganz etwas Anderes, wenn Du ihn in jener warmen Nacht im wunderbaren Sevilla mit angeschaut, gefühlt, empfunden hättest, jenen Tanz, wo, wie auch noch in anderen Dingen, der Anfänger den Meister übertrifft, wo ein jugendliches Herz voll Glut und Liebe in der Aufregung Schritte, Windungen erfindet, Blicke versendet und dafür andere empfängt, die Niemand lehren und Niemand lernen kann, die, wie eine wundervolle hinreißende Melodie zwischen den Fingern des Virtuosen hervorquillt, von diesem Augenblicke eingegeben, in jenem wieder vergessen sind — das Leuchten des Blitzes — ein vorüberziehender Blumenduft.

Wir haben ein solches reizendes, gluterfülltes Bild zwar nicht vergessen es steht lebhaft in unserer Erinnerung; um Dir aber einen schwachen Begriff davon zu geben, müssen wir uns der Worte eines Spaniers bedienen: Wer vermag den Fandango zu beschreiben?! — Tänzer und Tänzerin fliegen sich entgegen wie getrennte Liebende, die nach langem Suchen einander gefunden. Aber mitten im Fluge halten sie still, neigen sich schüchtern vorwärts und ver

rathen durch graziöse Mimik ihre verschwiegenste Sehnsucht, ihre heißesten Wünsche: sie scheinen in den Boden gewurzelt, regungslos sich und die Welt zu vergessen — das Orchester spielt auf und sie erwachen entzückt, die Arme ausgebreitet. Mit der rauschenden Musik wird auch die Leidenschaft kühner, die Bewegung rascher, die Mimik bedeutungsvoller. Sie flieht verschämt, er verfolgt sie flehend, bald sehen sie einander tief in die Augen, bald sind ihre Blicke auf den Boden geheftet; das Neigen und Beugen, das Wenden und Wiegen und Schweben ist mimische Musik. Alle Reize weiblicher Schönheit und männlicher Kraft zeigen sich in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit. Die Tänzer sind im Himmel und haben vor Begeisterung sich und die Zuschauer vergessen, die ihrerseits von der Tarantel gestochen, im Geiste mittanzen und mit flammendem Blick, wallendem Busen und pochendem Herzen der leisesten Bewegung und Schwingung des phantastischen Tanzes folgen. Und doch ist in all' den wunderbaren Stellungen und Schritten des Fandango, welche der Wahnsinn romantischer Leidenschaft improvisirt, kein Hauch von Gemeinheit, nicht der leiseste Schatten grober Sinnlichkeit. Die geheime Sprache des Herzens ist erklungen, ein Schauer hat eure Nerven überflogen, aber die Seele ist mitten im Rausche rein geblieben . . . nur möchte der Tänzer nachher mit keiner anderen Dame als seiner ersten Tänzerin tanzen — magnetisch fühlen sich Beide zu einander hingezogen. Wie schön sie war! denkt er — wie zärtlich er blickte! sagt sie zu sich. —

Nun hatten sie geendigt — nun applaudirte Vetter Kanonikus mit einer kraftvollen Ausgiebigkeit, und ein paar Dutzend Hände und Händchen waren in Bewegung, dem schönen Paare ihren Beifall zu bezeigen, als sei man im Theater.

«Ole, ole, salero!»

Paula's Auge leuchtete in seliger Trunkenheit; sie athmete tief und schwer, und dabei biß sie ihre weißen Zähne aufeinander und

ballte ihre kleinen Hände, als müsse sie auf diese Art ein tiefes Leid oder einen heftigen Zorn in ihr stürmisch klopfendes Herz zurückdrängen, und in der That war sie von beiden Leidenschaften bewegt.

«Ole, salero!»

Jetzt wollte sie mit einem kalten, gleichgültigen Blicke von ihrem Tänzer Abschied nehmen und ihm mit einem höhnischen Worte sagen, er möge doch so gut sein und nun mit seinem schwarzen Kleide seine wahre Gestalt wieder annehmen — ja sie würde es gethan haben, wenn er ihr nur den geringsten herausfordernden Blick zugeworfen hätte. Da sie ihn aber vor sich sah, im Begriffe, bescheiden und wie verletzt durch die Lobsprüche von den schönsten Lippen demüthig zurückzutreten, so warf sie einen flammenden Blick rings umher, beantwortete ein neues, stürmisches Salero! scherzhaft mit der tiefen Verbeugung und dem lächelnden Blicke einer Donna del Teatro und reichte ihrem Tänzer die Hand, um sich hinter die Coulissen — hier hinter die dichte Laubwand von Orangen, Lorbeer und Granaten führen zu lassen.

Da stand eine kleine Bank, auf welche sich das glühende, gewaltig erregte Mädchen niederwarf, die Hände vor ihr Gesicht drückte und heftig zu weinen anfing.

Don Ruiz stand vor ihr, betrachtete sie mit einem langen, ernsten Blicke, ohne ein Wort zu sprechen.

Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe sie ihren tiefen Athemzügen einzelne Worte abzubringen vermochte, dann stieß sie in abgebrochener Weise kaum vernehmlich und doch mit einer erschreckenden Glut die Worte hervor: „Du weißt, daß Du mir gleichgültig gewesen warst, Ruiz, ich konnte Dich kommen und gehen sehen, ohne irgend etwas zu empfinden — ja, Du warst mir gleichgültig — o so gleichgültig — — jetzt hasse ich Dich.“

„Ich muß es mir gefallen lassen, Paulita,“ gab er nach einer langen Pause zur Antwort, „doch da Du mir das gerade

jetzt ſagſt, nehme ich es um ſo lieber hin als wohlverdiente Strafe."

„Haſt Du Gewiſſensbiſſe darüber, daß Du überhaupt getanzt?" fragte ſie in leidenſchaftlichem Tone — „o wenn das iſt, ſo nehme ich mein Wort zurück, denn ich möchte die Qual Deines Innern nicht lindern — ja ich möchte Dir ſagen, ich liebe Dich, Ruiz, wenn ich ſicher wäre, daß dieſe Worte einen Stachel in Deinem Herzen zurückließen, der Dich für ewige Zeiten unglücklich machte."

„Ich würde das nicht glauben, Paulita," gab er in einem Tone zur Antwort, deſſen Ruhe erſchreckend abſtach gegen die Glut ihrer wild hervorgeſtoßenen Worte, Du liebſt mich nicht und haſt mich nie geliebt."

„Gewiß nicht, gewiß nicht," lächelte ſie laut und höhniſch, „denn wenn es der Fall wäre, würde ich mir den Scherz des Tanzes wahrlich nicht erlaubt haben."

Er nickte langſam mit dem Kopfe, that aber, ohne daß ſie es ſah und hörte, einen tiefen Athemzug, denn es flimmerte ihm faſt vor den Augen, wenn er an den Tanz von ſoeben dachte, wenn er es nachfühlte, wie hingebend ſie ſich in ſeine Umarmung hineingeſchmiegt, wie ihr blitzendes Auge ihn faſt verſengt, wie heiß ihr Athem geweſen und wie zuweilen ihr jugendfriſcher Körper in ſeinen Armen zuſammengezuckt war, und gebebt hatte unter dem glatten, krachenden Atlaß ihres Leibchens.

„Da nun dieſer Scherz des Tanzes," ſprach Don Ruiz nach einer ziemlich langen Pauſe, „demnach beendigt iſt, ſo werdet Ihr mir wohl erlauben mich zurückzuziehen, um nicht noch größere Sünde auf mich zu laden, wenn ich nämlich noch länger in dieſem für mich unpaſſend gewordenen Anzuge bliebe."

„Darin habt Ihr wahrhaftig Recht," erwiederte Paula, ſich gewaltſam faſſend, wobei ſie die trotzig aufgeworfene Oberlippe zu einem leichten Lächeln zwang — „führt mich, um kein Aufſehen zu erregen, zu der Geſellſchaft zurück, wenn es Euch beliebt."

„Euer Geſicht iſt erhitzt und Eure Augen ſchwimmen in feuchtem Glanze,“ ſagte er mit einem ruhigen, ernſthaften und dabei gutmüthigen Blicke.

„Ich verſtehe,“ rief ſie haſtig aufſpringend, „und will hinauf in mein Zimmer, damit Ihr Zeit habt, die finſtere Tracht wieder anzulegen, die Euch ſo lieb geworden iſt, da ſie zu Eurem Sinne paßt, und damit ich Don Bartolomeo keine Gelegenheit gebe zu boshaften Bemerkungen, die Euch ja ſehr verletzen würden — addios, Don Ruiz!“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, wobei ſie ihm mit einiger Ueberwindung ihre kleine Hand entgegenſtreckte — „trotz alledem ſage ich meinen Dank für den Tanz, kann aber nicht unterlaſſen, den allerdings vergeblichen Wunſch hinzuzuſetzen, ich möchte doch nicht die Schuld geweſen ſein an der großen Sünde, welche Ihr begangen.“

Damit warf ſie ihren Kopf empor und ſchritt ſtolz und elaſtiſch von dannen, mit lauter, klangvoller Stimme ein Liedchen trällernd:

«Vete amor y vete.»

o, ein Lied, deſſen Inhalt er wohl kannte, das ſo gar nicht paſſend war nach dem eben gehaltenen Zwiegeſpräch und das gerade des Kontraſtes wegen ſein Herz mit einem tiefen, wilden Weh erfüllte.

Geh', Geliebter, geh' jetzt,
Sieh' der Morgen dämmert:
Leute geh'n ſchon durch die Gaſſe
Und der Markt wird ſo belebt.
Da der Morgen wohl, der blaſſe,
Schon die weißen Flügel hebt.
Und vor unſern Nachbarn bin ich
Bange, daß Du Anſtoß gibſt,
Denn ſie wiſſen nicht, wie innig
Ich Dich lieb' und Du mich liebſt.

Neben dem Tiſche im hellen Glanze der Lichter war indeſſen ein anderer Fandango getanzt worden, und als jetzt Don Ruiz in ſeinem langen, ſchwarzen Gewande wieder zu der luſtigen Geſellſchaft trat, ſchien er kaum beachtet zu werden, nur Donna Leocadia fragte nach ihrer Tochter und nickte beruhigt mit dem Kopfe, als ihr der Licenciat ſagte, Paula ſei auf ihr Zimmer gegangen.

„Wahrſcheinlich um nach dem Armband zu ſehen, ob ſie es droben nicht abgelegt hat.“

„Wohl möglich,“ erwiederte der junge Mann mit großer Gleichgültigkeit.

Ein paar Minuten ſpäter trat Fernando, der Sohn des Hauſes, neben den Licenciaten und ſagte, ihn leicht mit dem Ellbogen anſtoßend, „ich hätte Luſt fortzugehen — willſt Du mich begleiten?“

„So bleibſt Du während der Nacht nicht hier in Sevilla?“

„Nein, ich reite nach der Hacienda zurück, wo ich morgen früh zu thun habe.“

„Wichtige Geſchäfte?“

„So, ſo.“

„Doch wichtig genug, daß keines der ſchmachtenden Mädchenaugen hier Dich zu feſſeln im Stande ſind — Donna Ines brennt vor Begierde, mit Dir einen Fandango zu tanzen.“

„Ich habe kein Intereſſe dabei, mit ihr zu tanzen, und nach dem, was Du, Heuchler, geleiſtet, werde ich mich ſehr hüten, mich ſehen zu laſſen.“

„Unſinn, Fernando, vollendeter Caballero, der Du biſt.“

„Gewiß, Ruiz — vollendeter Geiſtlicher, der Du biſt, gehſt Du mit mir?“

„Wohin, wenn man fragen darf?“

„Nun, wir ſchlendern noch durch ein paar Straßen bis zur Alameda, wo ich in der Poſada ‚zur Glocke‘ meine Pferde und

Diener habe — geh' ein paar Schritte mit — es iſt eine wunderbare Frühlingsnacht — ah, wie das duftet."

„Ja, ja," ſagte der junge Geiſtliche nachdenklich — „wie das duftet."

„Gehſt Du mit?"

„Es iſt Chriſtenpflicht, Dich nach Triana zu begleiten, um ſicher zu ſein, daß Du von dort den Weg nach Santiponce einſchlägſt," ſetzte der Licenciat mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

„So laß uns gehen, und dieſesmal ohne den Segen Bartolomeo's zu empfangen; er rückt auf ſeinem Stuhle hin und her, ein Zeichen, daß er ſelber aufbrechen will — wenn er ſich aber an uns hängt, dann gute Nacht ſchöne Frühlingsluft."

„Nach der Aeußerung habe ich einige Beſorgniſſe, mit Dir zu gehen," ſprach der Licenciat in einem würdevollen Tone, „bedenke mein Gewand."

„Das habe ich ſchon bedacht, und da wir an Deiner Wohnung vorüberkommen, ſo wirſt Du mir den Gefallen thun und für einige Nachtſtunden ein anderes anlegen."

„Gut denn, gehen wir."

Während der Licenciat mit langſamen Schritten dem Vorhofe zuging, verabſchiedete ſich Fernando raſch und heimlich bei ſeiner Mutter und hörte flüchtig noch ein paar Aufträge Don Francesco's an, welche ihm dieſer für den Pächter der Hacienda gab.

„So, das wäre nun einmal wieder überſtanden," ſagte er auf der Straße, indem er ſeinen Arm unter den des Freundes ſchob.

„Ich begreife Dich nicht; ich habe mich ſo vortrefflich amüſirt, wie ich es nur meinem Stande gegenüber verantworten kann."

„Und weit darüber hinaus," lachte der Andere — „wenn ich meine Schweſter Paula und eure gegenſeitige Abneigung nicht ſo genau kennen würde, ſo hätte ich mir Gedanken machen können."

„Schon durch dieſe Worte begehſt Du eine große Sünde, Du ſollteſt wiſſen, wen Du vor Dir haſt."

„Und beim Himmel, ich weiß es auch — einen lebensluſtigen jungen Mann aus einem der edelſten Häuſer Spaniens, einen vollendeten Caballero, einen ausgezeichneten Tänzer und Reiter, einen rauflustigen Studenten, ſo oft er ſich heimlich dieſer Leidenſchaft hingeben konnte.“

„O — o,“ machte der Licenciat mit einer ablehnenden Handbewegung.

„Einen jungen Mann ſo voll Muth, Kraft und kaltem Blute, daß ſeine vertrauten Freunde erzählen, er ſei auf einer Ferienreiſe, unter dem harmloſen Vorwande, das Kloſter auf dem Montſerrat zu beſuchen, in Barcelona geweſen und habe ſich dort an einem Stiergefecht von Aficinados nicht nur betheiligt, ſondern ſogar ausgezeichnet.“

„Das ſagen unſere Freunde? Da kann man wieder die Wahrheit des Sprüchworts ſehen: ‚Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden.‘“

„Ruhig, ruhig, ich habe noch mehr hinzuzuſetzen: zu dem Bilde des Mannes, den ich vor mir habe, von dem man ſagt, daß er der edlen Tauromaquia immer noch mit ganz beſonderem Eifer zugethan iſt und es nur bedauert, daß die glorreichen Zeiten Kaiſer Karl's des Fünften vorüber ſind, um als tapferer Kämpfer den Stier ſelbſt fällen zu dürfen, wie es damals die edelſten Geſchlechter und die höchſten Herren bei Hofe thaten.“

„Zu viel Ehre für einen armen, demüthigen Licenciaten.“

„Und um nun zum Schluſſe zu kommen — denn wir ſind hier bei Deiner Wohnung — habe ich es auch niemals geglaubt, daß alle dieſe ſchönen und glänzenden Eigenſchaften ſo plötzlich auszutilgen wären durch ein langes, ſchwarzes Gewand, wie es der Lichtlöſcher mit der brennenden Kerze macht — jetzt beeile Dich und laß Dich bald in einem andern Kleide ſehen.“

Don Ruiz verſchwand in dem Hauſe, vor dem ſie ſich gerade befanden, und der junge Melendez drehte ſich eine Papiercigarre,

gleichen Leuten, denen alles Verſtändniß Shakeſpeare's mangelt; ich aber will als denkender Künſtler ſpielen und hoffe ſie dadurch hervorzuheben, das Auftreten in dem Fortinbras iſt nicht ſo übel." — Hier hüpfte der Doktor von der Fenſterbrüſtung herunter und machte drei große dröhnende Schritte in das Zimmer. „Fortinbras kommt zu Ende des Stückes in voller Rüſtung, um die Krone Dänemarks in Empfang zu nehmen:

Die Niederlage hier ſchreit Mord! O ſtolzer Tod,
Welch' Feſt gieng vor in deiner ew'gen Halle,
Daß du auf einen Schlag ſo viele Fürſten
So blutig traffſt? — —

Dann nehme ich die Krone in Empfang, blicke den Sterbenden, die da liegen, ſchaudernd ins Antlitz — ungefähr ſo — trete bis an den Souffleurkaſten, blicke gen Himmel — ich kann in dieſem Moment auch noch einen Blick rückwärts auf die Todten werfen — und beſchließe alsdann das Stück mit den Worten:

Mein Glück empfang' ich traurend.

Dann fällt der Vorhang und ich glaube auf Applaus rechnen zu dürfen."

Staunend hatte der Herr Dubel zugeſehen und zugehört. — Sein Bekannter, der Doktor Stechmaier, der Mann, welchem er aus ſeinem Wandkaſten in ſeine eigene Wohnung geholfen, dem er manchen Thee, manche Cigarre gegeben und der ihm deßhalb ſehr nahe befreundet — angenommen bei der königlichen Hofbühne, ein dramatiſcher Künſtler — Prinz Fortinbras! Was hätte er nicht alles um ein gleiches Loos gegeben! Wie ſtand der Doktor Stechmaier in dieſem Augenblick erhaben da, nachdem er das erreicht, was Dubel in ſeinen ausſchweifenden Träumen für ſich ſelber ausgemalt!

„Ich werde natürlich im Harniſch ſpielen," ſagte der Doktor; „ich werde ferner dem Souffleur einen freundlichen

die er, trotzdem sie sehr klein und fein ausgefallen war, doch noch nicht zur Hälfte ausgeraucht hatte, als der Andere schon wieder und zwar gänzlich verwandelt erschien. Ueber das Kostüm, das er trug, ist nicht viel zu sagen, da es dem von Fernando sehr ähnlich sah, nur weniger helle Farben zeigte und durch einen langen, dunkeln Mantel von sehr leichtem Stoffe vervollständigt war, den er auf der linken Schulter trug; im Gürtel hatte er das gewaltige zweischneidige Messer, die Navaja, wie es jeder Majo trägt, und etwas rückwärts an der rechten Hüfte einen langen Puño mit zierlichem Griffe, einen echten Toledanerdolch, hängen.

„Nun, die Verwandlung kann nicht besser und köstlicher sein — im Handumdrehen aus einem Licenciaten in einen Caballero, dem nur der Trabuco fehlt, um auf der Heerstraße dem harmlosen Wanderer zurufen zu können: ‚Señores, die heilige Mutter Gottes beschütze Euch in Gnaden.‘“

„Jeder verständige Mensch richtet sich nach seiner Gesellschaft, und da ich mit Dir gehe, so kann ich wohl nicht anders aussehen.“

„Ich danke für das Kompliment — willst Du eine Puro?“

„Ich bin damit versehen — also wir gehen vorerst nach der Alameda?“

„Zuerst ja, um nach meinen Pferden und Dienern zu sehen — dann —“

„Ich weiß, ich weiß, und ich bereue es jetzt schon, das Haus Deiner ehrwürdigen Eltern mit Dir verlassen zu haben und von dem Pfade der Tugend abgewichen zu sein, denn die Spuren der Tertulia, wohin Du mich zu führen gedenkst, werden nicht leicht mit einer Bula de Composition abzuwaschen sein — doch verstehe mich recht, ich gehe nur zu Deinem Schutze mit und um Dich vor Thorheiten zu bewahren.“

„Besten Dank, ehrwürdiger Vater, ich verlange es auch nicht besser.“

„Beim Cid! Dir zu Liebe führe ich ein ganz absonderliches Leben.“

„Ich beneide Dich darum, sowie um Deine Aussicht: bei Deinen Talenten und Deinem rastlosen, hochstrebenden Sinne wirst Du nicht beim Domherrn stehen bleiben, wie Dein guter Oheim Bartolomeo, der Dir den Weg ebnet; Du wirst es zum Prälaten bringen, zum Bischof, ja vielleicht bis zum Erzbischof von Sevilla, mit dem rothen Hute obendrein, denn der Vetter hat es ausgeklügelt und neulich Deiner erlauchten Mutter klar gemacht, daß die Familie des heiligen Vaters in Rom mit der Eurigen und zwar ziemlich nahe verwandt ist — sind das keine Aussichten? und dazu noch das Glück, so lange Du nicht die sieben Weihen hast, in meiner Gesellschaft Triana besuchen zu dürfen und die schönsten Mädchen der Welt tanzen zu sehen.“

„Tanzen zu sehen —“

„Vielleicht auch mitzutanzen, wenn es Dir Vergnügen macht.“

„Das that ich schon heute Abend, und wahrlich in viel besserer Gesellschaft, ja, in der edelsten und schönsten, die man sich nur wünschen kann.“

Der Licenciat sagte das in einem eigenthümlich warmen Tone der Stimme, welcher scharf abstach gegen die frivole Art zu reden, die er angenommen hatte, seit er sein Gewand gewechselt — wir sagen nicht ohne Absicht: angenommen hatte, denn ein schärferer Beobachter, als Fernando war, hätte es wohl hören müssen, daß Don Ruiz mit einer anhaltenden Lustigkeit, ja mit einer erkünstelten Aufregung sprach, und daß er viel und lustig redete, wie um nicht aus seiner jetzigen Rolle zu fallen.

Jetzt ragte die gewaltige Masse des Torre del oro in dem hellen Mondschein vor ihnen empor, und während sie über die lange Brücke des Quadalquivirs schritten, warfen sie einen Blick nach der Alameda, wo noch zahlreiche Spaziergänger zu sehen waren, auch

Lichterglanz, und von wo her man immer noch einzelne Guitarrenklänge und das Knarren der Kaſtagnetten hörte.

„Dort iſt eine breitäſtige Platane,“ bemerkte Fernando heiter, „wo man immer auserleſene Geſellſchaft findet — neulich wäre ich dort faſt von meinem geſtrengen Papa bemerkt worden, oder was noch ſchlimmer geweſen wäre, von Donna Leocadia, als ich gerade aus dem Stegreif einen glänzenden Fandango tanzte — ſchade, daß es für Triana zu ſpät würde, wenn wir jetzt noch unter die Platane gingen.“

„Auch müßte es ſich gut machen, wenn ich zufällig dort erkannt würde — o, über Deinen unverbeſſerlichen Leichtſinn — Triana iſt ſchon mehr als genug für mich, einen Licenciaten und künftigen Domherrn.“

„Und ſo weiter, und ſo weiter,“ lachte Fernando.

Manche unſerer Leſer werden von Triana, der Vorſtadt Sevillas, gehört haben, und trotzdem der größte Theil ihrer Bewohner aus Zigeunern beſteht, trotzdem Triana das Aſyl der Contrebandiſten und Leuten von noch ſchlimmerem Handwerk iſt, trotzdem hier die beſuchteſten Vergnügungsorte für Maulthiertreiber, Stierfechter und ausgelaſſene junge Leute der beſſeren Stände ſind, ſo kann man doch, wie in vielen anderen Dingen, von ihr ſagen, ſie ſei beſſer als ihr Ruf, welcher dem von Traſtevere bei Rom ziemlich gleich ſteht. Hier finden ſich Tanzlokale, wie Mabile und la Chaumiere in Paris, nur minder prachtvoll, nur minder glänzend, dabei aber weit anſtändiger, und wer nach Triana geht, um ſich im Anſchauen der wunderbarſten Weiber der Welt in den ſchönſten und reichſten Nationaltrachten und deren Tanzen zu vergnügen, einem Tanze, der durchaus nicht wilder und ausgelaſſener iſt, als wir ihn in der Tertulia bei der ehrenwerthen Donna Leocadia geſehen, wird anſtändig und freundlich behandelt, ſo lange er ſelbſt es unterläßt, ſich unerlaubte Freiheiten herauszunehmen.

Begreiflicherweiſe gibt es hier auch Gaſſen, welche Jeder vermeidet, der nicht gerade zu den Señores Alguazils gehört, finſtere

Schlupfwinkel, wo der verdächtig gewordene Schmuggler ausruht, der die Serakka de Ronda oder die Küsten des mittelländischen Meeres ausbeutet, wo sich der Bandit verbirgt, der vielleicht in einer der Sierras ein etwas zu blutiges Rencontre gehabt, oder wo eine Manola so lange im Verborgenen haust, bis es vergessen worden ist, daß sie einem ungetreuen Liebhaber mit dem Dolche vielleicht etwas zu nahe gekommen.

Was unsere beiden jungen Caballeros anbelangt, so sind wir nach dem vorher Gesagten wohl eine Erklärung darüber schuldig, was Beide an dem heutigen Abende bewog, nach Triana zu gehen, indem wir hinzufügen, daß, wenn auch weder Fernando noch Ruiz einem ausgelassenen Vergnügen aus dem Wege gingen, es doch durchaus nicht zu ihren Gewohnheiten gehörte, sich in der Zigeunervorstadt sehen zu lassen.

Fernando war allerdings häufiger dort zu bemerken, denn wie wir schon vorhin angedeutet, lag die Hacienda seines Vaters, welche er bewirthschaften half, bei Santiponce, wodurch es häufig vorkam, daß er zu Pferde und zu Fuß durch die Straßen Trianas kam. Dadurch war er denn auch hier so bekannt geworden, daß ihn Jedermann freundlich grüßte, und daß ihn sogar die wilden Zigeunerbuben, welche so gerne geneigt sind, einen Futraque, anders Gekleideten, mit Steinwürfen zu verfolgen, ihn nicht nur mit Achtung, sondern mit Ehrfurcht betrachteten, denn ebenso, wie sie seine milde Hand kennen gelernt hatten, war es ihnen auch nicht unbekannt geblieben, daß er gegen Erwachsene eine derbe Faust zu führen verstand und daß er sich durchaus nicht scheute, einem allzukecken Manolo mit dem Messer entgegen zu treten.

Oft konnte es indessen geschehen, daß er Monate lang mit seinen Dienern durch die Straßen ritt, ohne mehr als einen sehr kurzen Gruß zu haben für alte Bekannte, die ihn schüchtern zu grüßen wagten, während sie scheu an ihm vorüberschlichen, wogegen er es zu anderen Zeiten nicht verschmähte, hier und dort selbst am

Tage anzuhalten, einen Cigarito zu wechſeln oder ſich das gläſerne Weingefäß auf's Pferd reichen zu laſſen und mit außerordentlicher Grazie den rothen Strahl von oben herab in ſeinen Mund zu gießen. Da er obendrein ein ausgezeichneter Reiter und vortrefflicher Tänzer war, hatte er ſich durch alle dieſe ſchönen Eigenſchaften ſeine wilden Nachbarn ſo zu Freunden gemacht, daß ſie ſeine Grenzen nicht beläſtigten, ihm höchſt ſelten Früchte ſtahlen, ja ſeine Orangengärten am Quadalquivir häufig gegen anderes Geſindel vertheidigten. Auch konnte er es bei den kleinen ungezwungenen Tertulias wagen, irgend eine beſonders reizende Manola zum Tanze aufzufordern, ohne von deren anweſenden hitzköpfigen Geliebten mehr zu vernehmen, als die in vertraulicher Art gemachte Aeußerung: „Nehmt Euch in Acht, Don Fernando, es ſollte mir leid um Euch thun.“

Was nun Don Ruiz betraf, ſo war auch er häufiger in Triana, als man es bei ſeinem Stande wohl hätte erwarten können: ihn trieben ganz andere Beweggründe dahin, und wie andere junge Leute ſeines Schlages vielleicht heimlicher Weiſe den Fechtboden oder die Reitbahn beſuchten, um in beiden ritterlichen Künſten in der Uebung zu bleiben, ſo war es ſeine größte Liebhaberei, den Uebungen der Stierfechter nicht nur anzuwohnen, ſondern auch daran Theil zu nehmen, was er auch mit ſolchem Erfolge gethan, daß man Alonzo — ſo nannte er ſich — ſchon öfters aufgefordert hatte, an einer Cuadrilla Theil zu nehmen, wobei man ihm die Verſicherung gegeben, daß er es bei ſeinem tollkühnen Muthe und ſeiner Gewandtheit zu einem großen Eſpada bringen würde.

Es war indeſſen eine Zeit geweſen, wo er ein Jahr hatte vorübergehen laſſen, ohne den Fuß auf die Brücke des Quadalquivir zu ſetzen, und zwar damals, als er dem Wunſche ſeiner Mutter, ſowie der Vorſtellung ſeines Oheims, Don Bartolomeo's, nachgegeben und in Ausſicht auf ein Erzbisthum oder etwas Aehnliches Licenciat geworden war. Damals hatte er ſich mit allem Fleiße den Studien gewidmet, um nicht unverdient zu einer hohen kirchlichen Würde zu

gelangen, und um das Bild eines geliebten Mädchens verbleichen zu laſſen, die er mit der Glut eines achtzehnjährigen Herzens angebetet, ohne ihrer Gegenliebe gewiß zu ſein. Der Vater unſeres Licenciaten, Don Juan aus dem alten vornehmen Hauſe der Cisneros, hatte ſeiner Wittwe und ſeinem Sohne ſo gut wie gar kein Vermögen hinterlaſſen, und ſein reicher Oheim, Don Bartolomeo, der Bruder der Donna Cisneros, welcher eine hohe Stellung nicht ſelbſt hatte erreichen können, da er in der Jugend zu offenkundig in ein paar Verdrießlichkeiten verwickelt worden war, wollte dem Neffen ſein Vermögen nur in dem Falle hinterlaſſen, wenn er ſich bemühe, dem alten Wappen der Cisneros den Inful oder die purpurnen Quaſten beizufügen.

Als nun hierauf Don Ruiz zum erſten Male in langem, ſchwarzem Gewande mit ganz glatter Oberlippe und dem abſcheulichen Hute der Licenciaten vor Paula hingetreten war, hatte ſie ſich bebend, ja mit unverkennbarem Abſcheu, von ihm abgewandt, und als er ſie ſchmerzlich bewegt an die lange Zeit erinnerte, wo er ihr auf's Demüthigſte vergeblich gedient, wo er nur ihre Farben getragen, wo der Name Paula ſein einziges Gebet geweſen, da hatte ſie ſich ſtolz emporgerichtet, hatte ihn lange und feſt mit den blitzenden Augen angeſehen und ihm dann geſagt, bevor ſie ſich raſch abwandte: „Ich wollte lieber, Du wäreſt ein Torero geworden.“

Anfänglich hatte er es über ſich vermocht, dieſe Aeußerung zu belächeln, wenn ſie ihm auch ein zu bitteres, ſchmerzliches Gefühl verurſachte, um ſie vergeſſen zu können, ebenſowenig als den letzten heißen Blick des geliebten Mädchens. Er war, wie früher ſchon geſagt, eifriger als je ſeinen Studien obgelegen, ja er glaubte ſich einreden zu können, daß ſich ſein Herz nach und nach beruhige, daß er ſie vergeſſen könne, und er gründete dieſe Hoffnung darauf, da er bemerkte, Paula gräme ſich nicht im Geringſten um ihn, ja ſie ſei ausgelaſſener und luſtiger wie bisher, was nicht zu bezweifeln war: in den kleinen Tertulias ihres elterlichen Hauſes, welche er als Verwandter Anſtands halber hie und da beſuchte, ſprühte ſie

unendlich vor Luſt und Laune; auf der Alameda hatte ſie eine ganze Schaar von Caballeros in ihrem Gefolge, und beim Stiergefecht war ſie, allerdings in Begleitung ihrer Eltern, ſo häufig zu ſehen, wie es ſich nur mit dem guten Ton vereinigen ließ, ſparte dort ebenſowenig, wie manche andere junge und vornehme Dame, ihre Beifallsbezeugungen, klatſchte mit den kleinen Händen, daß die Nähte der feinen Handſchuhe ſprangen, und verſchmähte es nicht, ihren Blumenſtrauß und ihren Fächer einem beſonders geſchickten Eſpada zuzuwerfen.

Wir dürfen es wohl noch einmal wiederholen, daß der junge Licenciat ſeinen Studien mit dem gleichen Eifer nicht gar zu lange oblag, ja, daß ſeine Luſt zum Lernen nach Verlauf eines Jahres faſt in das Gegentheil umſchlug, und dieſe Veränderung trat nicht einmal blos nach und nach ein, ſondern plötzlich zu gleicher Zeit, als Don Fernando Melendez von ſeinem Vater auf deſſen Hacienda in der Nähe von Sevilla geſandt wurde, um ihn ein wenig zu entfernen von dem gar zu wilden Leben ſeiner täglichen Geſellſchaft. Damals hatte ihn Don Ruiz auf ein paar Tage begleitet, hatte wieder einmal die buntfarbige Jacke angelegt, Gamaſchen und Sombrero, ſich in den Sattel eines wilden Pferdes geſchwungen, um in Geſellſchaft des Freundes, jubelnd vor Uebermuth, die ausgedehnten Ländereien der Hacienda zu beſichtigen und dann in die grünende Huerta bis in die nicht allzufernen Berge zu ſtreifen, wo die Melendez noch ein kleines Gut hatten, auf welchem feurige, muthvolle Stiere beſonders für den Circus von Sevilla gezüchtet wurden. Hier fand die Leidenſchaft des jungen Mannes für das ritterliche Schauſpiel die ausgiebigſte Nahrung, und ſo oft er konnte, wiederholte er ſeine Beſuche dieſer kleinen Hacienda im Gebirge und lernte hier mit einer außerordentlichen Geſchmeidigkeit die Anfangsgründe der edlen Tauromaquia, welche vor allen Dingen darin beſtehen, daß der Toreador, nachdem er den Stier betrachtet und ſeine erſten Bewegungen geſehen, die Art, wie er den Kopf ſenkt —

ſich demüthigt — wie er ſich ſtellt und wendet, ſeine guten und ſchlimmen Eigenſchaften erkennt, denn nur durch eine große Fertigkeit hierin iſt ihm möglich, mit kaltem Blute lächelnd den Hörnern der wildeſten Beſtie zu trotzen.

Wenn Don Ruiz zu dieſer Zeit ſo eifrig als es ihm möglich war, meiſtens heimlich und verkleidet, den Stierplatz in Sevilla beſuchte, ſo hatte er dabei einen doppelten Zweck: den, das glänzende Schauſpiel, dem er mit Begeiſterung anhing, zu genießen, und Paula nicht nur zu ſehen, ſondern auch zu beobachten. Damals trat nämlich ein junger Eſpada im Circus auf, deſſen Name bisher ganz unbekannt geweſen, der ſich aber nach dem erſten überaus glänzenden Gefechte einen Ruf machte, wie in früheren Zeiten Don Juan Chacon und in ſpäteren der große Montez.

Der junge, ſchöne Eſpada hieß Mendovia — Don Eſtevan Mendovia, und ſeine Anhänger und enthuſiaſtiſchen Freunde, zu denen alle eifrigen Dilettanten des Circus, ſowie faſt die ganze Damenwelt gehörte, wollten genau wiſſen — Einer ſagte es wenigſtens dem Andern nach — daß die Familie Mendovia, von der er abſtamme, dieſelbe wäre, welche mit dem alten Hauſe der Guzman verwandt ſei. Wenn er eingetreten war, mit ſeinem Degen nach der königlichen Loge hinaufgegrüßt hatte und ſich dann ruhig gegen den Stier umwandte, der ſich langſam bis zum Toril — dem Thierzwinger — zurückgezogen hatte und mit wildem, tückiſchem Blicke den Mann betrachtete, der ihm nun ſo allein gegenübertrat, wobei das Thier wohl ahnte, daß dieſes ſein gefährlichſter Feind ſei — wenn Mendovia nun ſo daſtand, ſchlank und wohlgebaut, von einer faſt zierlichen Geſtalt, ſich leicht in den Hüften wiegend und dann, als führe er eine Dame zum Tanze, mit den graziöſeſten Schritten durch den weiten Raum ſchritt, ſo war der Eſpada allerdings eine ſo ſchöne, ritterliche Erſcheinung, daß man es wohl begreiflich finden konnte, wie die Afficionados ihm mit Enthuſiasmus und größter Spannung nachſchauten, und wie die Herzen unzähliger

Damen faſt ängſtlich für ihren Liebling klopften. Dabei waren die Züge ſeines edlen Geſichtes von einem heiteren Lächeln überzogen, und wenn er ſich für den rauſchenden Empfang, der ihm ſchon bei ſeinem Auftreten zu Theil wurde, nach allen Seiten hin bedankte, ſo war dabei ſeine Handbewegung oder die Neigung ſeines Kopfes eher ſtolz als demüthig, würdig eines Caballero vom beſten Blute.

So begeiſtert auch Don Ruiz für dieſen Liebling des Publikums war, ſo konnte er doch nicht anders, als ihm während ſeines Auftretens, ja ſogar während des glänzendſten Gefechtes, nur hie und da einen flüchtigen Blick zu ſchenken, denn der arme Licenciat hatte zu viel zu thun, um die Augen Paula's zu beobachten, welche mit einem faſt ſchwärmeriſchen Ausdrucke an dem jungen Toreador hingen. Das konnte man allerdings auch von vielen anderen ſchönen Augen ſagen, doch hatte Don Ruiz dafür nicht die geringſte Theilnahme, ſondern für ihn waren in dieſer Richtung nur die Blicke der einzig Geliebten vorhanden; wenn unter hundert Blumenſträußen auch der ihrige hinabflog, ſo ſah er nur dieſen einzigen, und dann mußte er an ſich halten, um nicht über die Tablas zu ſetzen und dem glücklichen Eſpada mit dem Rufe entgegenzutreten: „Jetzt zu mir, Don Eſtevan, hier ſteht ein ſchlimmerer Feind.“

Nach dieſer kleinen Abſchweifung im Intereſſe unſerer Geſchichte, welche der geneigte Leſer entſchuldigen wird, kehren wir zu den beiden jungen Leuten zurück, welche ſchon ein paar Gaſſen von Triana durchſchritten haben und nun vor einer hohen Mauer ſtehen, über welche Lorbeer und Granatbüſche herüberniden und die ein Thor zeigt, deſſen Krönung aus einem mauriſchen Bogen mit zierlichen, aber jetzt vermiſchten und zerſtörten Arabesken und Inſchriften beſtand; eine ſchlecht gezimmerte hölzerne Thür war nur angelehnt, und durch dieſe traten ſie in einen großen verwilderten Garten. Es war gut, daß aus einem am Ende des Gartens liegenden Hauſe heller Lichterglanz durch die weitgeöffnete Thüre drang und ſo ihren Pfad erhellte und daß nebenbei Fernando mit demſelben genau

bekannt zu ſein ſchien, denn ſonſt würden ſie wahrſcheinlich ziemlich oft geſtolpert ſein über Steintrümmer aller Art, Marmorſtücke, zerbrochene Vaſen, Springbrunnen-Einfaſſungen, Ueberreſte aus der Blütezeit dieſes einſt prächtigen mauriſchen Gartens; auch der Klang der Guitarren und das Knattern der Kaſtagnetten ſchallte ihnen entgegen und veranlaßte den jungen Meiendez zu der halblauten Aeußerung: „Der Ball iſt eröffnet, ich hoffe zu finden, was ich ſuche.“

„So ſuchſt Du etwas?“

„Ja, und es müßte mich Alles trügen, wenn Du mich heute nicht in derſelben Abſicht hierher begleitet hätteſt; doch ſchweigen wir darüber — ſelbſt Einer gegen den Anderen, denn je unbefangener wir ſind und je abſichtsloſer wir betrachten, um ſo eher kommen wir zu einem glücklichen Ergebniſſe — oho!“ rief er, mit einem großen Sprunge über die Schwelle in das Haus ſpringend: »Ole salero! viva la gente Morena!«

»Viva Don Fernando!«

Es war eine recht zahlreiche hübſche Geſellſchaft, die hier zuſammen war, vielleicht zwanzig Männer, meiſtens junge Leute, und ein Dutzend ſchöner Mädchen, die theils im Tanzen begriffen waren, theils auf den Bänken ſaßen, wo die Weinflaſchen fleißig herumgingen und wo ſüße Näſchereien aller Art jetzt zwiſchen dieſelben feinen Lippen geſteckt wurden, die noch ſo eben den dampfenden Cigarito gehalten. Im Hintergrunde des Raumes, der einer Scheune ziemlich ähnlich ſah, ſaßen auf dem Platze, wo im Winter das Herdfeuer zu brennen pflegte, ein paar ältere Männer in der Capa und dem ſpitzen Hute, die Guitarre in der Hand, deren Saiten ſie mit unendlich langen Fingernägeln bearbeiteten und wozu ſie abwechſelnd eine luſtige Sequidilla nach der anderen aus dem Stegreif ſangen. Es waren dieſes die gedungenen Muſikanten und neben ihnen ſah man einige Zigeunerinnen in hellen, faſt modiſchen Kleidern mit weißen Buſentüchern, welche den Spiel-

Wink ertheilen, den Vorhang nicht zu ſchnell fallen zu laſſen, damit ich vollkommene Zeit habe, mein durchdachtes Spiel vor dem Publikum anzubringen — herausrufen wird man mich nicht, man unterläßt das gewöhnlich bei ſolch' einer kleinen Rolle und bei einem erſten Debut; doch hoffe ich bald als würdiges Mitglied der Hofbühne dazuſtehen."

„Und Sie fühlen keine Angſſſ-t," ſagte der Schneider, „ſo hinaus zu treten vor die vielen Menſchen? Ich glaube, ich könnte vor Beklemmung kein Wort hervorbringen."

„Ich glaube kaum, daß ich Angſt habe," ſagte der Doktor zuverſichtlich, und drückte die Brille feſter an die Naſe; „ich bin ſchon mehrere Mal vor einem größeren Publikum aufgetreten, wenn auch nicht als dramatiſcher Künſtler und habe meine öffentlichen Reden beſtändig mit ziemlichem Beifalle gehalten."

„Ach ja," ſeufzte der Herr Dubel, „Sie haben gediegene Kenntniſſe, die unſer einem abgehen, haben Vorſſſ-tudien gemacht; Sie ſind vollkommen befähigt zu einer künſſſ-tleriſchen Laufbahn."

Der Doktor zupfte geſchmeichelt an ſeiner Halsbinde und erkundigte ſich danach, wo der Herr Dubel heute zu Mittag ſpeiſe.

„Ich denke in meinem gewöhnlichen Koſſſ-thauſe," antwortete derſelbe, „in der Krähengaſſe."

„Man ſpeiſt da nicht ſchlecht?"

„Sehr gut und billig!" ſagte Herr Dubel; und da ihm die Idee kam, es könne ſeinem Rufe nur nützen, wenn er mit einem angehenden Künſtler zu Tiſche käme, ſo lud er den Doktor zum Diner ein, was derſelbe auch annahm, nachdem man ſich vorher über die Straßen gereinigt hatte, auf welchen man in das Koſthaus in der Krähengaſſe gelangen wollte. Da der Doktor zugeſtand, im Hinblick auf ſeine eben beginnende glänzende Carriere, und weil er ſich durch einen Spaziergang mit dem Oberregiſſeur neuen Credit verſchafft, noch einige weitere Schul-

leuten zuweilen das Trinkgefäß hinreichten oder ihnen eine Papiercigarre drehten. Dieſe Gruppe ausgenommen, würde die ganze übrige Geſellſchaft in ihren wirklich eleganten Bewegungen, in der Schönheit und dem Reichthum ihrer Kleidung dem vornehmſten Zirkel zur Ausſchmückung gedient haben; die Tanzenden waren lauter echte oder unechte Majos und echte Majas, die Männer hübſche, wohlgewachſene Burſche in der bekannten andaluſiſchen Tracht, die aber hier bei dieſer Abendgeſellſchaft aus den feinſten Stoffen beſtand, Sammet, Atlaß, Tuch mit Stickereien und ſilbernen Knöpfen überladen; wahrhaft reizend waren die Mädchen — ihre Füße mit ſeidenen Strümpfen ruhten in wahren Kinderſchuhen, und über denſelben waren die Knöchel ſo fein und zierlich, daß man nur erſtaunt war, das Bein weiter oben ſo anſehnlich gerundet und doch ſo ganz im Verhältniß zu ſehen. Die ziemlich kurzen Röckchen beſtanden aus hellem Seidenzeug und wurden oben gefaßt von einem Jubon oder Wamms von Seiden- oder Wollenſtoff mit einer Weſpentaille, ziemlich mangelhaft in der Bruſt- und Schultergegend, mit engen Aermeln, die bis an die Ellbogen mit Knöpfen aus Silber, Filigran oder ſeidenem Schnürwerk verziert waren. Dazu ein Schildkrötenkamm in den dichten, faſt blauſchwarzen Haaren, und eine Mantille, welche von der Maja mit der gleichen Koketterie getragen wird, ob ſie nun ein paar Franken oder ein paar tauſend Realen werth iſt. Die meiſten der Tänzerinnen hatten die Mantille abgelegt, das volle, ſchwarze Haar über die feinen Ohren zurückgeſtrichen, ſo daß von hinten der lange ſchlanke Hals bis tief zu den Schultern ſichtbar war — und welcher Hals, welcher Kopf! Dieſe wunderbaren, ſchmal geſchnittenen Augen mit der entzückenden Sammetfarbe, die feinen und doch begehrlichen Lippen, die glänzenden Zähne, — ja, unter Allen, die hier tanzten, war vielleicht keine einzige, die nicht den gerechteſten Anſpruch auf eine vollkommene Schönheit hätte machen können.

Bei der Ankunft der beiden jungen Leute war ein Bolero zu

Ende, und die wilden Mädchen ließen ſich ſchwer athmend und mit glänzenden feuchten Blicken auf die Bänke und Rohrſtühlchen nieder, ſo daß die ſeidenen Röcke rauſchten und die atlaſſenen Mieder bedenklich krachten. Hie und da nahm eine ein paar getrocknete Früchte, auch eine Feige oder Orange, die auf einem Nebentiſchchen ſtanden, oder ließ ſie ein paar Tropfen Wein aufwärts blickend zwiſchen die Lippen träufeln, aber nicht lange konnten ſie's ruhig auf ihren Sitzen aushalten; beſonders die Burſche, die, wenn auch der wilde Tanz beendigt war, doch noch mit ihren extravaganten Pas fortmachten, bald zu Zweien, hart an den franzöſiſchen Cancan ſtreifend, bald allein, wie mit dem eigenen Schatten tanzend. Dann fingen die Guitarren wieder leiſe an zu klingen und nach einigen Akkorden fiel einer der Majos ein:

«Ay! sal, bella joven,
Sal, angel de amores
Y al que la fiores
De lindo pensil.»

Ein Anderer ſprang vor die Mädchen hin, klatſchte in die Hände, ein Dritter rief: «Viva la gente Morena!» und dann war im Augenblicke die Tanzpartie wieder arrangirt: hoch aufgerichtet, den Oberkörper halb durchgebogen, ſtanden die Andaluſierinnen da, die eine Hand in die Seite geſtemmt, mit den Fingern der anderen leicht an die eine der Kaſtagnetten ſchlagend und die Bewegungen der Tänzer begleitend, die nun herausfordernd vorgeſchritten kamen; wenn dieſe wieder zurückwichen, folgten ihnen die Mädchen, unnachahmlich den Körper, namentlich die Hüften, bewegend, die Augen auf den Boden geheftet und die Caſtañuelos mit den vorgeſtreckten Händen leicht anſchlagend. Um die ſichere Beute nun raſch zu umſchlingen, öffnet der Tänzer weit ſeine Arme, aber in dem ſanft und zierlich vorgegangenen Mädchen erwacht nun auf einmal der Stolz der Spanierin, auf ihren höhniſch aufgeworfenen

Lippen glaubt man ein Caramba! zu leſen, als ſie nun plötzlich auf- und zurückfährt, wobei die Kaſtagnetten laut und zornig knacken; dabei hat ſie den Kopf ſtolz erhoben, wie eine Schlange biegt ſie den Oberkörper, ſenkt gleich darauf die Stirne herausfordernd nieder, und während ſie mit vorgehaltenen Händen zurückflieht, wallen ihre leichten Röcke unbeſchreiblich maleriſch um die Hüften. Etwas Aehnliches wiederholt ſich in den meiſten ſpaniſchen Enſembletänzen: mit einem Alles verachtenden Stolze beginnt die Andaluſierin, um nachgiebig zu werden, wenn das Blut anfängt zu wallen und das Herz zu klopfen, und dieſe Folge iſt ſo natürlich und wahr im Tanze wie im Leben.

Daß die beiden jungen Leute in dieſem Kreiſe keine Fremden waren, ſah man an der freundlichen, ja herzlichen Begrüßung, mit der ſie von allen Seiten empfangen wurden, doch gingen dieſe Begrüßungen für Fernando größtentheils von den Lippen der ſchönen Mädchen aus, während Don Ruiz häufig mit den anweſenden Männern einen Händedruck wechſelte — „ſo, Du auch hier?“

„Warum nicht? man muß im Leben Alles kennen lernen — man kann aus allen Blumen Honig ſaugen.“

„Gewiß, und wenn man ein Kenner iſt, nimmt man ſich vor dem Gift in Acht.“

Manche dieſer Hände, welche ſich in diejenige des jungen Licenciaten legten, waren fein und zierlich, andere dagegen derb und voll Schwielen, und wenn man die Geſtalten genau betrachtete, welchen die Hände der letzten Art angehörten, ſo bemerkte man an dieſen jene gewandten und doch wieder ſo ſicheren Bewegungen, wie wir ſie beim Stiergefechte an den Campeadores und Banderilleros ſo ſehr zu ſchätzen wiſſen; hier aber waren ſie Caballeros wie die Anderen, und man bemerkte an ihrem Hinterkopfe nichts von dem rothen Netze und dem kleinen Haarbeutel; ſie trugen ihren aufgekrämpten Sombrero keck auf dem rechten Ohre wie jeder Andere.

„Ich hatte gehofft, den großen Mendovia hier zu finden,“ sagte Fernando, worauf ihm sein Gefährte, welcher ebenfalls suchend umhergeschaut, mit einem finstern Blicke und einem eigenthümlichen Zucken in den Mundwinkeln zur Antwort gab: „Vielleicht hat er Besseres zu thun oder ist von der heutigen Corrida ermüdet.“

„Letzteres gewiß nicht — wahrscheinlich wird er noch kommen, denn ich sehe dort meine Freundin Teresa und neben ihr Dolores; die Letztere sieht ziemlich finster und zerstreut aus und blickt häufig nach der Thür.“

„Teresa auch,“ sagte Ruiz lächelnd, „ihr Kopfaufwerfen und das Emporheben ihrer rechten Hand scheint Dir zu gelten — ah, welch' reizendes Mädchen!“

„Ja, ja,“ pflichtete der Andere bei, setzte aber gleich darauf in etwas ernstem Tone hinzu: „Wenn ich mich einmal ihrer Gunst unwürdig gemacht, nach ihren Begriffen nämlich, so handle ich sehr klug, wenn ich mich ferner nicht mehr in Triana sehen lasse; es ist eine schlimme Gewohnheit von diesem Mädchen, so gern mit ihrem kleinen Dolche zu spielen, und neulich, als wir die Navaja auswarfen, traf sie ihre Melone wie ein Mann — komm', wir wollen zu ihnen.“

„Laß mich lieber hier, ich habe nicht die geringste Lust zu zierlichen Redensarten.“

„Meinetwegen, und wenn Du nur beobachten willst, so thu' mir die Liebe und benachrichtige mich, ehe Du eine Deiner Beobachtungen preisgibst — verstehst Du mich?“

„Ich glaube Dich zu verstehen, und Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich nicht hiehergekommen bin, um Händel anzufangen, oder um ein Messer zu gebrauchen, dazu wäre mir Zeit, Ort und Gegenstand nicht passend und würdig genug.“

Er ließ sich neben der Thüre auf eine kleine Bank nieder, während der junge Melendez durch das Gemach schreitend hier den Tanzenden durch eine kleine Bewegung auswich, dort eines der

jungen Mädchen, welches ſich keck und luſtig an ſeine Bruſt warf, ein paarmal um ſich ſelber drehte, endlich vor den beiden Majas ſtand, die, dem Tanze zuſchauend, auf einer Bank ruhten und ihre Cigaritos rauchten. Beide waren jung und dabei wundervoll von Geſtalt und Geſicht, daß man ihnen ſelbſt hier, wo es der reizenden Mädchen genug gab, unbeſtritten den Preis der Schönheit zuerkennen mußte.

„Ihr braucht lange von der Thür bis hieher, Don Fernando,“ ſagte Tereſa, während Dolores in ſpöttiſchem Tone hinzuſetzte: „Du haſt ihm den Weg zu Deinem Herzen zu kurz gemacht, deßhalb läßt er Dich warten.“

„Zu meinem Herzen? — daß ich nicht wüßte; ich habe keine Erklärung vor meiner Mutter von Don Fernando, und auf der Alameda haſt Du uns gewiß noch nie zuſammen geſehen — wir Beide haben noch unſere goldene Freiheit und die benützt Don Fernando ſo gut wie ich.“

„Nur bin ich ehrlicher und nicht ſo grauſam, denn ich ſage Dir tauſendmal, daß ich Dich liebe und hoffe, Dir das heute Abend noch zehntauſendmal zu wiederholen.“

„Willſt einſam mich verlaſſen
In dieſer Oede
Du ſchlimmer, ſchlimmer Gallizier“

ſang ſie mit leiſer Stimme und ſprach hierauf achſelzuckend: „Nicht wahr, mein Herz, Du hatteſt heute zu viel zu thun, um früher an mich denken zu können? Du warſt bei der Corrida — ich weiß es, Du warſt dort, dann in dem prächtigen Hauſe Deiner Eltern bei einer Tertulia, wo Du getanzt haſt.“

„Getanzt habe ich wahrlich nicht,“ ſagte er lachend den Kopf ſchüttelnd, „und wenn Du ſo fortfährſt, werde ich wahrlich auch hier nicht tanzen.“

„Ah, keine Neckereien,“ rief Dolores ihrer Gefährtin zu, „Du

bist undankbar und grausam — ist Fernando nicht gekommen, um uns zu sehen? — was willst Du noch mehr?"

„Ja, im Vorbeireiten nach Santiponce — draußen stehen seine Pferde, darauf wette ich, und noch nie," setzte sie mit einem freundlicheren Blicke hinzu, während sie ihm die kleine Hand reichte, „hat mir der Verräther eins angeboten, um mit ihm in die Berge zu fliehen."

„Das wird Alles kommen, wenn die Zeit dazu da ist," sprach Dolores und setzte hinzu: „Aber er ist doch wenigstens da," worauf sie einen düstern leidenschaftlichen Blick nach dem Eingange der Halle warf.

„Nicht wahr, der hübsche junge Mann, den Du mitgebracht hast, ist wohl Dein Vetter, der fromme Licenciat?"

„Bst! — so was denkt man nur, aber man sagt es nicht."

„Ja, ja, nach der Art aller Männer — ich bin anders — ich kann nun einmal nichts denken, ohne es auszusprechen, und da ich jetzt denke, ich möchte einen Fandango tanzen, so —"

„Bin ich auch, ohne daß Du es sagst, mit dem größten Vergnügen dazu bereit."

Bereitwillig machte man der schönen Teresa Platz, als sie nun mit ihrem Tänzer in die Reihen trat, und wenn auch der Fandango, den die Beiden jetzt zusammen tanzten, große Aehnlichkeit hatte mit dem, welchen wir im Hause der Donna Leocadia gesehen, so können wir doch nicht leugnen, daß Schritte und Bewegungen hier um ein gutes Theil wilder und ausgelassener waren, wozu der Hauptgrund wohl darin zu suchen war, daß die Musikanten in ihrem tollen Tempo das Uebermögliche thaten und nebenbei das schöne Paar durch das lebhafteste Augen- und Geberdenspiel anfeuerten.

„Nachher mußt Du auch mit Fernando tanzen," sagte Teresa, als sie tief athmend wieder neben ihrer Freundin saß, „er tanzt so gut und ich habe Dich so lieb." Dabei bog sie sich rückwärts,

legte ihren Kopf in den Schooß der Anderen, und während sich ihre Brust gewaltig hob und senkte, hatte sie ihre frischen Lippen leicht geöffnet und blickte den jungen Mann unter den schläfrigen, halb zugefallenen Augenlidern mit einem glühenden Blicke an, — „ja, ich hab' Dich so lieb!"

„Ich werde heute mit keinem Manne tanzen," erwiederte Dolores — „und selbst wenn er jetzt käme, so tanzte ich doch nicht mit ihm — aber er kommt nicht."

Diese letzten Worte stieß sie kaum vernehmlich zwischen ihren festverschlossenen weißen Zähnen hervor.

„Aber mit mir wirst Du tanzen, Dolores, mit mir, Deiner Freundin, welche Dich liebt? — ja so innig liebt, daß ich Dir zuschwöre, auch heute nicht mehr mit Fernando tanzen zu wollen, wenn Du mir nicht den Gefallen thust."

„Vielleicht — später."

Fernando hatte kleine Näschereien herbeigebracht und bot sie abwechselnd den beiden Mädchen an, während er sich zu ihren Füßen auf einen der kleinen Rohrstühle niedergelassen hatte, dann drehte er für jede eine Cigarito und holte nun aus der buntseidenen Schärpe, die er um den Leib trug, eine kleine goldene Zange hervor, die er Teresa mit den Worten reichte, „da habe ich Dir ein Paar Tenacillas mitgebracht, damit Du Dir Deine kleinen Fingerchen nicht verbrennst — und hier ist auch Feuer — auch für Euch, Señorita," wandte er sich an Dolores.

Es war gut, daß die Letztere dieses Feuer annahm und ihre Cigarito anzündete, während Teresa heiter den Tanzenden zuschaute, denn sonst hätten beide Mädchen bemerken müssen, wie sich die Blicke Fernando's verfinsterten, ja, wie er die Lippen fest aufeinander biß, um mühsam ein lautes Wort der Verwunderung, des Unmuths, ja vielleicht des Zornes zu unterdrücken, denn als Dolores das Feuer von ihm annahm, hob sie den Arm, und in diesem Augenblicke hatte er unter dem etwas zurückfallenden Aermel des

Jäckchens einen Goldreif entdeckt, den er, ſo einfach er auch war, unter Tauſenden wieder erkannt hätte: das Armband ſeiner Schweſter Paulita.

Er warf einen Blick nach dem Eingange des Gemachs, wo er Don Ruiz im Geſpräche mit einem Bekannten ſitzen ſah, und ließ hierauf ein paar Minuten vorübergehen, während welcher er ſich bemühte, ſeinen früheren, heiteren Geſichtsausdruck wieder zu gewinnen. — „Ei, Donna Dolores," wandte er ſich darauf an das junge Mädchen, „Ihr habt da an Eurem Arm ein koſtbares Stück aus der alten Zeit."

„Meint Ihr, es ſei ſo koſtbar?" fragte ſie mit einem geringſchätzenden Blick.

„Koſtbar durch ſeine Seltenheit — ich bin ein Kenner und Liebhaber von ſolchen Dingen — hätte man es mir ſtatt Euch zum Kaufe angeboten, ich würde es theuer bezahlt haben."

„Ich habe es gar nicht bezahlt," erwiederte ſie achſelzuckend — „Eſtevan gab es mir heute nach der Corrida — vielleicht hätte er mir es nicht gegeben," ſetzte ſie mit einem aufflammenden Blicke hinzu, „wenn ich es nicht zufällig mit angeſehen, wie eines jener tollen Weiber es ihm zuwarf — Schande über ſie — ich war zu weit von ihr entfernt; auch zu anſtändig, ſonſt hätte ich ihr vielleicht ein Salero zugerufen, das ſie auf ſich hätte beziehen können."

„Ja, wie ſie glücklich ſind, dieſe großen Eſpadas," ſagte Fernando nicht ohne Abſicht, „und vor allen Don Eſtevan, geliebt von den Männern, verehrt von den ſchönſten Weibern."

Dolores machte eine unmuthige Bewegung.

„Damit meine ich Euch, Señorita."

„Habt mir aber mit dieſer Aeußerung durchaus keine Freude gemacht."

„Und mir eine Unart geſagt," warf Tereſa in halbem Scherze ein.

„Und doch kann ich die Worte nicht zurücknehmen," fuhr der junge Mann lächelnd fort.

Dolores betrachtete mit düſterem Blicke das Armband und ſagte dann nach einer längeren Pauſe: „die es ihm zuwarf, war ſchön, o ſehr ſchön, auch reich und vornehm, das ſah man an ihrer Umgebung, ſowie an der Art, mit der die jungen Caballeros ſich ihr näherten und die oft lange genug warten mußten, bis ſie einen Blick erhielten von der ſchönen Dame."

„Sie iſt gewiß nicht ſo ſchön, wie Ihr, Dolores."

„Fernando!" rief die Andere mit funkelnden Augen, „wenn Ihr ſo fortmacht, ſo wird es Euch bei der Lola nichts nützen, und bei mir mehr ſchaden, als Euch lieb ſein könnte."

Hätte nur der junge Melendez ſeiner heißblütigen Geliebten den Grund angeben dürfen, warum es ihm unmöglich war, das Geſpräch wegen des Armbandes abzubrechen und warum er Dolores noch ein paar bittere Artigkeiten ſagen wollte, aber ſie verſtand das nicht und ſprang deßhalb, faſt im Ernſte zürnend, auf, um ſich draußen durch einen Athemzug zu erfriſchen — abzukühlen, wie ſie ſagte, in Wahrheit aber um von dem dunkeln Garten her ein wenig in den hellen, erleuchteten Raum zu ſpähen.

Dolores merkte kaum, daß ihre Freundin gegangen, denn ihre Gedanken waren offenbar mit etwas beſchäftigt, was ſie ſehr in Anſpruch nahm und ſie nicht gerade heiter ſtimmte; auch kam Eſtevan nicht, wie er doch ſicher verſprochen.

„Als er mir das Armband gab," ſprach ſie zu ſich ſelber, aber doch laut genug, daß der junge Mann ihre Worte verſtehen konnte, „ſah er nicht ſo vergnügt aus, wie man wohl iſt, wenn man der Geliebten ſeiner Seele eine Freude macht — ah, wenn es ihm keine Freude gemacht hätte, mir das Armband zu geben — wenn es ihm theuer geweſen wäre, wenn — wenn — —. Doch fort mit dieſen Quälereien," murmelte ſie jetzt unverſtändlich für Fernando, „und fort vor allen Dingen

mit der Wolke von meiner Stirne, denn da kommt er — der Verräther.“ —

Und in der That kam von dem Eingange her in Begleitung Teresa's der berühmte Torero, der Stolz seiner Landsleute, und wurde empfangen mit begeistertem Hutschwenken der Männer, mit Händeklatschen von den Mädchen.

Wir haben Don Estevan schon zur Genüge beschrieben, und wie er so daherkam, freundlich nach allen Seiten grüßend, mußte man gestehen, nicht leicht einen schöneren Mann mit vornehmeren Formen gesehen zu haben, und doch war, was das Letztere betraf, das vornehme Wesen bei ihm nur äußerlich, künstlich angestrebt und angelernt, und verschwand sowie er zu sprechen anfing oder sich, wie hier, unter Seinesgleichen vollkommen gehen ließ.

Daß Dolores, die aufgesprungen war und die linke Hand in die Hüfte gestützt ihm mit leuchtenden Blicken entgegen kam, schien ihn nicht besonders zu kümmern oder seinen Schritt zu beschleunigen: er hatte den Arm seiner Begleiterin unter den Arm gezogen, und während diese unter kokettem Fächerspiel, indem sie nach allen Seiten hinblickte, heiter mit ihm sprach, hatte er noch Zeit genug, hier einem der schönsten Mädchen zuzuwinken, dort einen Bekannten zu grüßen; ja, als er in die Nähe der Musikanten kam, blieb er einen Augenblick ruhig stehen, um aus einem buntfarbenen Gürtel ein paar Silbermünzen herauszuziehen, die er etwas prahlerisch in den Hut des Guitarrenspielers warf. Dann erst trat er zu Dolores, ihr auch jetzt nur einen flüchtigen Blick schenkend, wogegen er den jungen Mann an ihrer Seite mit einigem Erstaunen betrachtete.

„Ihr kommt sehr spät, Estevan,“ rief das junge Mädchen mit unmuthig aufgeworfenem Kopfe.

„Früh genug, mein Schätzchen,“ gab der Torero mit einer rauhen Stimme zur Antwort, „um Deine Schönheit anzustaunen und die Bekanntschaft dieses jungen Caballeros zu machen.“

den contrahirt zu haben, so waren die Beiden genöthigt, um zu der Krähengasse zu gelangen, einen Spaziergang um beinahe die ganze Stadt zu machen, was, wie der Doktor versicherte, sehr appetiterregend und außerordentlich angenehm sei.

Sie giengen demgemäß zusammen fort, speisten mit einander zu Mittag, dann nahmen sie von einander Abschied und der Herr Dubel begab sich unter den Stadtgraben zu der Frau Welscher, um mit dieser würdigen Frau gemeinschaftlich zur Jungfer Kiliane hinzugehen, welche die Beiden zu einem Kaffee bei sich eingeladen hatte.

Jungfer Kiliane wohnte am andern Ende des Stadtgrabens im dritten Stock eines anständigen Hauses, und ihr Appartement bestand aus zwei Zimmern und einer kleinen Küche. Die Möbel der alten Büglerin, womit diese Zimmer geziert waren, noch ein Erbtheil ihrer Mutter, hatten ein durchaus ehrwürdiges Ansehen und paßten vollkommen zu der Besitzerin, nur war die Besitzerin rüstiger auf ihren Beinen, als man dieß von sämmtlichen Möbeln sagen konnte. Die Stühle mit den hohen Lehnen waren etwas wackelig und litten am Beinfraß, die Commoden und Tische standen vor Alter auf die Seite gebeugt, und nur die große Schwarzwälderuhr, die ebenfalls ein halbes Jahrhundert alt war, pickte lustig und unverdrossen darauf und schlenkerte den Perpendikel verwegen hin und her, als wollte sie im Takte sagen:

Seht mich an, ihr alt Gerümpel,
Seht mich an, wie jung ich bin.

Dabei müssen wir leider gestehen, daß die Möbel, überhaupt die Geräthschaften des Appartements, nicht so in Ordnung gehalten waren, wie die Person der Jungfer Kiliane selbst; das heißt, sie waren im Zimmer nicht ordentlich aufgestellt, obgleich auf den Tischen kein Stäubchen zu sehen war und die Kissenüberzüge der Stühle frisch gewaschen und sehr reinlich waren.

„Dieser junge und sehr liebenswürdige Herr," erwiederte Dolores — doch trat Teresa rasch vor und sagte, den Satz ihrer Freundin vollendend, „ist mein Freund, und werde ich mir die Ehre geben, die beiden Caballeros mit einander bekannt zu machen — dieses ist Don Estevan Mendovia, der Stolz —"

„Andalusiens und ganz Spaniens," fiel Fernando ihr in die Rede, „wer Don Estevan einmal gesehen, kann ihn nimmer vergessen und wird sich immer glücklich schätzen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen."

„Das muß ich so oft hören, daß ich es beinahe selbst glaube," erwiederte der Stierfechter und setzte mit einer etwas theatralischen Bewegung hinzu, „ja, ja, wir haben schon etwas geleistet und dürfen uns mit einigem Stolz Andalusier nennen."

Während er dieses sagte, blickte er zerstreut um sich und schenkte dem jungen Mann nicht die Aufmerksamkeit, die man gewöhnlich dem spendet, der uns durch ein schönes Mädchen vorgestellt wird.

„Und dieses ist Don Fernando Melendez."

Kaum hatte Teresa den Namen ausgesprochen, als man bemerkte, welch' großen Eindruck er auf den Torero machte: seine etwas schläfrigen Blicke wurden weit und leuchtend, er schien einen Zoll zu wachsen und wandte sich rasch gegen den jungen Mann, ihm mit außerordentlicher Freundlichkeit die Hand darreichend.

Keine dieser auffallenden Bewegungen war Dolores entgangen, und sie fragte mit einem eigenthümlichen Lächeln, „Estevan, kennt Ihr die Familie Don Fernando's?"

„Und warum sollte ich sie nicht kennen? eine Familie von sehr gutem Klange — freue mich in der That," wandte er sich an Melendez, „Eure Bekanntschaft zu machen, und gerade hier zu machen, Caballero — hoffe, wir werden uns näher kennen lernen."

Fernando hatte fast zögernd seine Hand in die des Stier-

fechters gelegt, denn es hatte ihm ein widriges Gefühl verursacht, als er bemerkte, welchen Eindruck die Nennung seines Familiennamens auf den Anderen gemacht, und deßhalb konnte er sich nicht enthalten, ihm zu entgegnen, „hoffentlich soll es Sie nicht gereuen, die Bekanntschaft eines jungen unbedeutenden Mannes gemacht zu haben, und da wir einmal dabei sind, Bekanntschaft zu machen, so will ich Ihnen hier noch den Namen meines besten Freundes nennen, des jungen Mannes, der dort eben von der Thüre her auf uns zuschlendert — he, Ruiz! Du sollst den berühmtesten Torero Spaniens kennen lernen, Don Estevan Mendovia — und dieses ist Don Ruiz Cisneros."

Der Stierfechter blickte den jungen Mann, der rasch hinzutrat, erstaunt an und sagte: „Don Ruiz, Ihr müßt hier in Sevilla einen Doppelgänger haben — einen meiner Kollegen, denn ich sah nie eine tollere Aehnlichkeit — braucht Euch deßhalb aber nicht zu schämen, denn der junge Mann, den ich meine, ist auf dem besten Wege, ein glänzender Espada zu werden."

„Der, von dem Ihr so freundlich seid, also zu reden, bin ich selber, doch kann ich, ein schwacher Aficionado, Euer Lob nicht annehmen."

„Den Teufel auch — Ihr führt eine feste Hand, um die ich Euch beneiden würde, wenn ich nicht Estevan Mendovia wäre, doch ist es eine Ehre für uns, wenn Söhne so guter Häuser der edeln Tauromaquia pflegen: das muß unserem Stande aufhelfen und könnte die alte gute Zeit wieder zurückführen, wo es Kaiser und Könige nicht verschmähten, den rothen Mantel und den Degen zu führen und wo ein großer Torero bei den vornehmsten Geschlechtern aus- und einging, ganz wie bei Seinesgleichen — ah, eine schöne Zeit! glücklich wir Alle, wenn sie wiederkehrte."

Dolores, der kein Blick, kein Wort des Stierfechters entgangen war, und die mit dem Scharfsinne eines eifersüchtigen Mädchens jedem derselben einen, und wir können das nicht leugnen, richtigen

Sinn unterlegte, ſprach zu ſich ſelber in einem fragenden Tone: wir Alle? wobei ſie ſich gewaltſam zwang, eine heitere, argloſe Miene zu zeigen.

„Aufgeſpielt, ihr Muſikanten!“ rief Eſtevan, „wir wollen tanzen, oder wenn es Euch genehm wäre, Caballeros, ſo möchte ich einmal ſehen, wie Leute Eures Standes mit einem Fandango umgehen, vielleicht iſt Dolores ſo liebenswürdig, dem Don Cisneros ihre Hand zu reichen, und für das andere Paar brauchen wir nicht zu ſorgen,“ ſetzte er mit einem ſchallenden Lachen hinzu.

„Und Ihr wollt nicht mit mir tanzen, Eſtevan?“

„Später, meine Taube.“

„Was meinſt Du, Thereſa?“

„Ich meine, Don Fernando braucht keine Vermittlung, und da er mir nicht ſelbſt einen Tanz angeboten, ſo habe ich auch keine Luſt zu einem Fandango mit ihm.“

„Aus dem gleichen Grunde bedaure auch ich ſehr, die Hand Don Cisneros nicht annehmen zu kennen, ſo große Ehre mir das ſonſt auch geweſen wäre.“

„Und doch wollen wir tanzen,“ rief Tereſa mit einem leuchtenden Blicke, „ole salero! wir Beide allein — was meinſt Du, Dolores?“

Den Torero ſchien es nicht viel zu bekümmern, daß man ſeinen Vorſchlag abgewieſen, denn er ſchlug luſtig ſeine Hände, gegen die Muſikanten gewendet, laut ſchallend zuſammen und rief den jungen Leuten zu: „wenn die Beiden zuſammen tanzen, werdet ihr etwas zu ſehen bekommen, das euch heute Nacht im Traume wieder erſcheint — he da, ihr Muſikanten! euren beſten Fandango, und ihr da, Leute, Platz für Dolores und Tereſa!“

Die erſtere ſchien einen Augenblick unſchlüſſig, ob ſie dem Wunſche ihrer Freundin nachgeben ſollte, doch als nun die Guitarren und das Tamburin luſtig erklangen, als die anderen Tänzer und Tänzerinnen ſogleich einen großen Kreis bildeten, da warf ſie noch

einen düſteren Blick auf Eſtevan, reichte der Freundin die Hand und trat mit ihr zu einem Fandango in die Mitte des Raumes, empfangen von einem lauten und jubelnden Händeklatſchen.

Wie prachtvoll waren die Geſtalten dieſer beiden Mädchen, als ſie nun gegenüberſtehend ſich langſam auf den Hüften hin- und herwiegten und dazu die Kaſtagnetten leiſe und doch in ſcharfem Takte anſchlugen; dann bewegten ſie ſich um einander in langſamen, graziöſen Schritten, faſt kalt und förmlich, und dabei war es wunderbar anzuſehen, wie ſich ihr Blut langſam zu erwärmen ſchien, wie ſich ihre ſchläfrig zufallenden Augen allmälig öffneten, wie ihre Blicke leuchtender und glänzender wurden, und wie die Glut in ihnen aufflammte in gleichem Verhältniſſe, wie ſie ſich langſam einander näherten.

Dabei berührten ſie ſich anfänglich nur ſanft mit den Fingerſpitzen, dann legte Dolores ihre Hand leicht um Tereſa's ſchlanke Hüfte, drückte ſie feſt an ſich, und als auf dieſe Art das Eis endlich gebrochen ſchien, brach auch die Flut der Leidenſchaft um ſo gewaltiger hervor.

Maleriſch gruppirt, umſtanden die Uebrigen das ſchöne Paar, und nicht nur die Majos und andere junge Leute, ſondern auch die älteren Männer waren auf Stühle und Bänke geſtiegen, um beſſer in den Kreis zu ſehen, und dazu brachen bei jeder ſchönen Bewegung neue und immer heftigere Ausrufe der Bewunderung hervor: Ay Salero! ole, ole! — ole salero! — Herz, Du übertriffſt Dich ſelbſt — bravo, bravo, Kinder! — bravo, Kinder, bravo! — ſo was ſieht die Welt nicht wieder! — ole salero!

Nur zwei Perſonen befanden ſich im Kreiſe der Zuſchauer, welche durch den Tanz nicht ſo hingeriſſen ſchienen, um demſelben ihre ganze Aufmerkſamkeit zuzuwenden, das war der Toreador und Don Ruiz; der Erſtere blickte allerdings zuweilen lächelnd auf das üppig ſchöne Mädchen hin, doch war dieß ein ſehr ruhiges Lächeln der Zufriedenheit, ungefähr wie ein Geizhals lächelt, der

seine Gold- und Silberhaufen wohlverschlossen in der Truhe hat. Nur hie und da leuchteten seine Blicke auf, wenn Dolores, sich rückwärts biegend, einen langen, heißen Blick auf ihn warf und alsdann zwischen den geöffneten Lippen die weißen Zähne sehen ließ — olo salero! Dabei machte sich Estevan eine Papiercigarre um die andere, und wenn er den würzigen Duft tief athmend in sich einsog, so versank er dabei nicht selten in tiefe Gedanken, deren Zauber nur durch ein neues, wildes Bravorufen gelöst werden konnte.

Don Ruiz, der neben ihm stand, beschäftigte sich auch in Wahrheit nicht viel mit den Tanzenden, obgleich er so that, als schenkte er den beiden schönen Mädchen seine vollste Aufmerksamkeit; doch schweiften seine Blicke häufig und meistens verstohlen zu seinem Nachbar hinüber, den er alsdann mit einem finsteren gehässigen Ausdrucke betrachtete.

Und wie unrecht war es eigentlich von den Beiden, dem schönen wilden Tanze nicht ihr volles Interesse zu Theil werden zu lassen — wie sehr verdienten es die beiden Mädchen, daß man sich für sie interessire, wie reizend war es anzusehen, wenn sie sich sekundenlang umschlungen hielten und die hochklopfenden Herzen aneinander drückten, um sich alsdann nach einer augenblicklichen Trennung wieder mit neuer Inbrunst in die Arme zu stürzen, Auge in Auge wurzelnd, die Lippen geöffnet, um irgend ein süßes Geheimniß zu verrathen.

— — Und nun ein wilder Ausdruck der Freude rings umher, als der Tanz jetzt endigte mit einem langen innigen Kusse, wobei die elastischen, weichen Körper der beiden Mädchen wie schmerzlich zuckten.

Dieses war das Letzte für heute Abend, nachher mochte Niemand mehr tanzen: Dolores war so schläfrig wie möglich, sie sank auf ihren Sitz zurück, lehnte sich gegen die Wand und ließ die Augen mehr denn wie zum Scherze zufallen.

„Ich bin der Anſicht, wir gehen jetzt," ſagte Don Ruiz zu Fernando; „denke ich doch, wir wiſſen, was wir wiſſen wollten."

„Auch Du? — ich ſah Dich nicht mit Dolores ſprechen — Du kamſt ja nicht einmal in ihre Nähe."

„Ein einziger Blick auf ihren Arm genügte mir," ſtieß er mühſam zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor, „ein einziger Blick ſagte mir mehr als ſie Dir mit ihrem langen Geplauder, welches ich wohl von meinem Platze an der Thüre bemerkte, denn ich hatte ja keinen Sinn für etwas Anderes — ich habe ja keinen anderen Gedanken mehr, als jenes Armband wieder zu erlangen."

Fernando ſah ſeinen Freund mit einem ſo langen und bezeichnenden Blicke an, daß dieſer unwillkürlich die Augen abwandte, dann ſagte der Erſtere: „Das wird nicht ſo leicht ſein, beſonders jetzt, da mir Dolores auf dem beſten Wege ſcheint, ſich mit dem Torero zu entzweien."

„Sieh' nur, wie energiſch ſie ihm den Rücken zuwendet und ihm die Mantille, die er ihr darbietet, förmlich aus der Hand reißt — nimm Dich in Acht, Eſtevan, mein tapferer Torero — das Mädchen führt eine ſichere Klinge —"

„In dem Falle wird es Dolores zur Abbüßung ihrer Sünde irgendwo der Kirche opfern."

„Ausſicht für mich, es auf einem Umwege gegen reichen Erſatz wieder zu erlangen," ſagte der Licenciat mit einem trüben Lächeln — „doch, ernſtlich geſprochen, gehſt Du mit mir?"

„Ja und nein."

„Ah, ich verſtehe — nimm auch Du Dich in Acht, Fernando — während des Tanzes ſah ich wohl, wie auch Tereſa einigemale finſter gegen Dich hinübergeblitzt."

„Finſter nach mir? — o den Blitz ihrer Angen bemerkte ich wohl, doch ſchien es mir, als habe ſie mit ganz beſonderem Wohlgefallen nach Dir geblickt."

Don Ruiz zuckte mit den Achseln, ehe er zur Antwort gab: „o könnte ich auf Deinen Scherz eingehen — doch sei vorsichtig.“

„Unbesorgt, ich bin ihr verständiger Berather — ihr Freund, wenn Du so willst, und wenn ich gesehen, daß Teresa, was schon verschiedene Male vorgekommen, gar zu lebhaft nach irgend einem Caballero auf der Alameda geblickt, so habe ich mit ihr darüber gelacht, und auf diese Art sind unsere Bande keine Fesseln geworden — ich bin ihr Beschützer, und für die Nachbarschaft unserer Hacienda nützt sie mich mehr als ein Dutzend Alguazils, denn sie hat schon oft in Erfahrung gebracht, wenn einer dieser liebenswürdigen Majos Absichten auf irgend etwas von meinem Eigenthum hatte und gab mir auf diese Art Gelegenheit, ihn mit einer Handvoll Pesetos zu begrüßen — nebenbei —“

„Komm', komm'!“ unterbrach ihn hastig Don Ruiz, „sie hat schon ein paarmal sehr auffordernd nach Dir umgeschaut, und ich meinestheils möchte diesen Don Estevan womöglich noch ein wenig im Auge behalten.“

„Zu welchem Zwecke, Ruiz?“ fragte der Andere in besorgtem Tone — „Du hast mich vorhin gewarnt, und ich glaube, daß ich ein Recht habe, Dir diese Warnung zurückzugeben.“

„Beruhige Dich, Fernando, und sei versichert, daß es mir nicht einfallen wird, ohne gegründete Ursache Händel anzufangen — sollte sich aber irgend eine triftige Ursache finden, so fürchte ich diesen Torero eben so wenig wie jeden anderen Menschen.“

„So laß' mich Dich begleiten.“

„Nein, nein, wir zu zweien könnten ja nimmermehr Gelegenheit finden, ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden, und brauchst Du Dich überhaupt nicht in diese Angelegenheiten zu mischen — laß' sie mir ganz allein und halte Du Dich ferne davon: Du bist der einzige Sohn Deines Vaters, der Erbe des großen Vermögens der Melendez, und was bin ich? — ein armer Licenciat, eine

Sorte Menſchen, von denen es ſo viele gibt, daß es auf einen mehr oder weniger nicht ankommt."

„Sprich nicht ſo, Ruiz, Du weißt, daß man Dich bei uns betrachtet wie einen anderen Sohn des Hauſes — ja, wie einen erſteren und beſſeren: man ſtellt Dich mir zum Muſter auf, ſo betrage Dich auch wie ein Muſter."

„Das werde ich auch, wie ein muſterhafter, ſpaniſcher Caballero — und nun addios! — wenn es mir möglich iſt, ſuch' ich Dich morgen in Deiner Hacienda auf."

Die Lichter waren erloſchen, und der Raum, in welchem noch vor wenigen Augenblicken die vollſte, tollſte Luſt geherrſcht, lag jetzt ſtill und öde in dem verwahrloſten mauriſchen Garten.

Don Ruiz war in weiter Entfernung dem Toreador gefolgt, und obgleich er ihn ſowie deſſen Begleiterin nur ſchattenhaft vor ſich ſah, ſo hörte er doch zuweilen einen Ausruf der Letzteren, ein ſcharfes, zorniges Wort, welches Eſtevan anfänglich in begütigendem Tone zu beantworten ſchien, endlich aber unwillig mit einem lauten caraxo! erwiederte.

Der Licenciat, welcher begriff, daß dieſem wohlberechneten Worte ein plötzlicher Abſchied folgen werde, drückte ſich in einen dunklen Hauseingang und warf zum Ueberfluß ſeinen Mantel bis dicht unter die Augen vor das Geſicht; da ſtand er regungslos und ſah den Toreador näher kommen und dann raſch an ſich vorüberſchreiten; er ließ ihm einen ziemlichen Vorſprung und folgte ihm alsdann ſo behutſam als möglich, wobei er zu ſeiner Deckung den tiefen Schatten der Häuſer benützte.

So gingen die Beiden hinter einander über die Brücke des Quadalquivir, und als Eſtevan die Alameda erreicht hatte, war Don Ruiz ſchon im Begriffe, ihn mit ein paar raſchen Sprüngen einzuholen, würde dieſes auch gethan haben, wenn der Andere den Fluß aufwärts gegangen wäre, über den jetzt ſo ſtillen und menſchenleeren Spaziergang. Statt dieſes aber zu thun, verſchwand er in

einer der kleinen Gassen, die vom goldenen Thurme nach dem Stierplatze führen, umschritt dann den Letzteren und verlor sich in einem kleinen Hause in der Nähe desselben.

„Sollte er in seine Wohnung gegangen sein?“ fragte sich der Licenciat stehen bleibend — „es sähe ihm das nicht ähnlich nach seinem heutigen Erfolge bei der Corrida — er müßte ein schlechter Spanier sein, wenn er nicht wenigstens den Versuch machte, die Rosenknospe aufblühen zu sehen, die sich ihm entgegengeneigt — Fluch über ihn und Fluch über sie, wenn die Aufwallung mehr war als ein Entzücken über den unvergleichlichen Toreador! — vielleicht aber auch, daß ich trotz meiner Vorsicht nicht unbemerkt von ihm geblieben bin, daß er dem Nachfolgenden entgehen will, oder sich für alle Fälle eine gute Waffe holen — das Letztere wäre mir das Angenehmste. — Jedenfalls weiß ich, wo ich ihn zu finden habe, wenn er überhaupt heute Nacht noch zu finden ist, und warum sollte er es nicht, es ist ja noch so früh.“

Ein Uhr war kaum vorüber in dieser wundervollen milden Frühlingsnacht. Dabei war der Mond so freundlich, nicht am Himmel sichtbar zu sein, und der sanfte Schein der Sterne gab kaum so viel Licht, um erkennen zu lassen, wenn man erkennen oder erkannt sein wollte.

Don Ruiz schritt dicht an dem Hause vorüber, in dem der Andere verschwunden war, und anstatt alsdann auf dem geraden Wege dorthin zu gehen, wohin er gelangen wollte, ging er in derselben Richtung nur durch ein paar andere Gassen wieder zurück und befand sich in Kurzem auf der Alameda, wo er unter den dicht belaubten Bäumen ein paarmal auf- und abging. Er that das einestheils, um den Anderen sicherer überraschen zu können, sowie auch um ruhiger zu werden, und Letzteres gelang ihm auch so vortrefflich, daß er nun im Stande war, den Zipfel seines Mantels gleichmüthig über die rechte Schulter zu werfen und auf diese Art die Hälfte seines Gesichtes zu verbergen; auch drückte er den

Hut ein wenig in die Stirne und griff darauf leiſe an ſeine Hüfte, wo ſich der lange Dolch befand, den er von Hauſe mitgenommen hatte.

In den Straßen, durch welche er kam, befand ſich noch Leben genug, hier und dort leiſes Geplauder an den Gitterthüren oder von einem Balkon herab, auch wohl noch die Klänge der Guitarre und das leiſe Knacken der Kaſtagnetten aus einem Hofe hervor und Lieder durch die ſtille Nacht zum Klange der Mandoline.

Jetzt hatte er die Calle della Lonja erreicht — dort lag das Haus der Melendez, dunkel ohne Lichtſchimmer, wie es ihm ſchien. Es hatte eine vortreffliche Lage, hier von der Nachbarſchaft ungehört und ungeſehen der Geliebten des Herzens ſeine Grüße und Wünſche darbringen zu können; gegenüber war ein kleiner Platz mit alten Bäumen beſetzt, an der einen Seite des Hauſes eine Straße, an der anderen grenzte es an einen Palaſt der Regierung, wo es bei eintretender Nacht ſo ſtill und leblos war, wie man es nur wünſchen konnte.

Ah, wie glücklich hatte ihn die einſame Lage des Hauſes vor Jahren gemacht, als er, noch ein ganz junger Menſch, hier ebenfalls ſeine Lieder geſungen, ſeiner kindlichen Zuhörerin gewiß, die ihm vom Balkon lachend zulauſchte und ihm neckiſche Worte herunterrief, auch wohl zum Dank einen Blumenſtrauß herabwarf, wofür alsdann Paula regelmäßig einige allerdings nicht böſe gemeinten Vorwürfe von Donna Leocadia erhielt.

Dieſes Balkonfenſter, das Schlafzimmer Paula's, befand ſich nach dem Regierungspalaſte zu, den eine ziemlich hohe und breite Mauer mit dem Hauſe der Melendez verband, eine Mauer, wie eigens dazu gemacht, um auf ihr ſitzend ſeine Lieder ertönen zu laſſen.

Und es ertönte ein Lied dort oben, leiſe zwar, ſehr leiſe — die Finger des Sängers ſchienen kaum die Saiten zu berühren und ſein Geſang war eher ein Flüſtern zu nennen.

Es ſah in dem Zimmer aus, als ſei die Beſitzerin eben erſt eingezogen, ſo proviſoriſch ſtanden alle Möbel umher; ja die Bettlade war noch nicht einmal zuſammengefügt, und Jungfer Kiliane ſchlief auf ihren Matratzen am Boden. Man hätte glauben können, ſie ſei erſt ſeit einem halben Quartal eingezogen, und doch wohnte ſie ſchon ſeit ſechs Jahren in dieſem Quartier; aber ſie fand platterdings keine Zeit, ihre Einrichtung zu machen, wie ſie Willens war. „Sonntags," ſo ſagte ſie, „kann ich doch eine ſolche Arbeit nicht vornehmen; der Sonntag iſt zum Ausruhen und Beten da, und bis jetzt habe ich immer darauf gewartet, daß ich einmal ein Bischen unwohl ſein würde und deßhalb zu Hauſe bleiben müßte." — Aber dieſer Tag war bei der vortrefflichen Geſundheit der vierundachtzigjährigen Dame immer noch nicht erſchienen, und ſo blieben Möbel und Bett ſtehen und liegen, wie die Laſtträger ſie ins Zimmer gebracht. —

Der Kaffee, der beiläufig geſagt, ſehr gut war und welcher aus alten ſoliden Porcellantaſſen getrunken wurde, war in der Abſicht arrangirt, um in Betreff der kleinen Marie eine Art Familienrath zu halten, und zu dieſem Zwecke waren der Herr Winkler und ſeine Frau Mutter ebenfalls eingeladen, indem ſich der Hofkutſcher durch die Spendung der beiden Dukaten und durch ſonſtige mannigfaltige Freundſchaftsbezeugungen gegen das alte Kind ein Recht erworben hatte, über ihr künftiges Schickſal ein Wort mitzuſprechen.

Frau Welſcher hatte nämlich, als ſie die einzige Verlaſſenſchaft der verſtorbenen Marie, den kleinen Koffer, der unter dem Bette der Verſtorbenen ſtand, genau unterſucht und unter mehreren Briefen, von dem Vater des kleinen Mädchens an die arme Marie geſchrieben, ein Papier gefunden, welches mit einer Oblate verſiegelt war und auf welchem geſchrieben ſtand: „Für den, der ſich meines armen Kindes annimmt."

In dieſem Packet fanden ſich Aufklärungen über den Stand und die Verhältniſſe des Vaters — eine Geſchichte, wie ſie oft

Don Ruiz ſchlich ſich unter dem tiefen Schatten der Bäume näher; ihn kümmerte zuerſt nicht der Sänger, vielleicht ein Unverſchämter, der eine Gunſtbezeugung, die ſeinem Gewerbe galt, auf ſeine Perſon bezog — ihm war es viel wichtiger, das Fenſter Paula's in's Auge zu faſſen und zu entdecken, ob ſich dort irgend ein Leben zeige.

Verflucht! ja er ſah dort einen Lichtſchimmer, allerdings kaum erkennbar, einen feinen, kaum etwas helleren Streifen durch die dunkeln Vorhänge — ſein Ohr hörte nicht auf Spiel und Geſang, ſein Auge ſtarrte nach dem Fenſter, wobei ſein Herz heftig ſchlug in der Befürchtung, dort den Lichtſchimmer größer werden zu ſehen. Oft meinte er, jetzt werde es dort heller, und wenn er alsdann inne ward, daß er ſich getäuſcht hatte, that er einen tiefen Athemzug unter dem Gefühl augenblicklicher Beruhigung.

In Wirklichkeit blieb aber dort oben Alles unverändert und ſtill, trotz den innigen glühenden Worten des Sängers, trotz ſeiner Bitte, nur durch das geringſte Zeichen zu verrathen, daß man den Seufzer ſeines Herzens verſtehe und nicht verwechsle mit dem Flüſtern des Nachtwindes!

Jetzt trat Don Ruiz näher, nicht mehr gedeckt durch den Schatten der Bäume, ſondern über die hellere Straße gehend, dicht an die Mauer heran, und als er nun zu den Füßen des Sängers ſtand, der, die dunkle Geſtalt herankommen ſehend, ſeine Mandoline in den Schooß ſinken ließ, rief er ihm mit gedämpfter Stimme zu: „He, Ihr da oben! wollt Ihr nicht Euer wüſtes Lied vollends zu Ende bringen und Euch dann zu mir herabbemühen?“

Der auf der Mauer hatte ſich vornüber gebeugt, ſeine rechte Hand auf die Hüfte geſtützt, und ſagte erſt nach einer ziemlich langen Pauſe: „Ihr nennt meinen Geſang ein wüſtes Lied, was mir beweiſt, daß Ihr kein Caballero ſeid und mich veranlaßt, nicht zu Euch hinabzukommen, da ich ſo gut wie ohne Waffen bin.“

„Pah, was nennt Ihr Waffen? — glaubt Ihr vielleicht, ich

wäre Euch gefolgt, ich hätte Euch belauscht, um mit Piſtole und Stoßdegen einen Angriff auf Euch zu machen?“

„Alſo gefolgt ſeid Ihr mir und habt mich belauſcht?“

„Das iſt nicht zu leugnen, und da ich mir einmal dieſe Mühe gegeben, ſo bin ich auch geſonnen, hier zu bleiben, bis Ihr Euch herabbemüht, oder bis einige freundliche Alguazils vorbeiſtreifen, oder bis der Tag kommt.“

„Eure Stimme klingt mir bekannt und Ihr ſcheint mir von einer ganz verfluchten Entſchloſſenheit.“

„Das Erſte iſt möglich und was das Zweite anbelangt, ſo iſt meine Entſchloſſenheit, in Eurer Nähe auszuharren, eine Pflicht gegen die Bewohner dieſes Hauſes; denn aufrichtig geſagt, glaube ich nicht, daß es Euch Ernſt iſt mit Eurer Serenade.“

„Ei zum Teufel, und warum wäre ich hier oben?“

„Nun vielleicht um Gewißheit zu erhalten, daß Alles feſt genug im Schlafe liegt, um alsdann Euer Handwerk treiben zu können.“

„Caraxo! — ich bin zu Eurer Verfügung, und wenn Ihr zwei Stoßdegen und zwei Piſtolen gegen meinen armſeligen Puño zu wenden hättet.“

Er warf ſeine Mandoline über die Schulter und glitt mit der Behendigkeit einer Katze von der Mauer herab, hiebei die Stangen eines eiſernen Gitterthores benützend.

Don Ruiz war ein paar Schritte zurückgetreten, hatte ſich mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt und den Mantel ſoweit zurückgeworfen, daß der Andere wohl ſehen konnte, es ſei hier weder von Piſtolen noch von Stoßdegen die Rede; dabei hatte er die rechte Hand in die Seite geſtützt, wodurch die Finger deſſelben leicht den Knopf ſeines Dolches berührten.

„Ah, Don Cisneros!“ rief der Andere, der raſch näher getreten war, „bei allen Heiligen Spaniens, mehr als ſelbſt über die mir angethane, wilde Beleidigung bin ich erſtaunt, gerade

Euch hier zu ſehen — darf ich Euch fragen, ob Ihr vielleicht einen Anderen als mich hier vermuthet?"

„Gewiß nicht, Seſſor Eſtevan Mendovia — Euch ſuchte ich gerade hier, und bin äußerſt vergnügt, Euch gefunden zu haben — gerade hier."

„A—a—a—ah, gerade hier — ich glaube zu verſtehen — Ihr ſucht — Händel mit mir, weil ich mich gerade vor dieſem Hauſe befinde — — — hatte ich doch gedacht, ſobald ich Euch nach der mir angethanen Beleidigung erkannt, Dolores' ſchöne Augen hätten es Euch angethan — — wenn dem ſo wäre," fuhr er mit einem faſt gemeinen Lachen fort, „ſo brauchen wir keinen Gang zuſammen zu machen — — darum ſcheint es Euch doch zu thun zu ſein?"

„Ich bin entzückt, von Euch errathen zu werden — und wenn Ihr alſo mit mir einverſtanden ſeid? —"

„Gewiß, Don Cisneros, es iſt für den gemeinen Toreador eine große Ehre, ſeinen Degen meſſen zu dürfen mit dem Abkömmlinge eines der edelſten Häuſer Spaniens — wann und wo beliebt es Euch?"

„Ich möchte mich keines Vortheils gegen Euch bedienen, Seſſor Eſtevan," verſetzte Don Ruiz in kaltem Tone, „und das würde der Fall ſein, wenn wir nach Hauſe gingen um Stoßdegen zu holen, denn es iſt das eine Waffe, worin ich, ohne Eigenlob zu ſagen, Meiſter bin — auch drängt die Zeit und ich möchte deßhalb lieber," ſetzte er mit einem Tone hinzu, in welchem eine Geringſchätzung, ja eine Verachtung unverkennbar war, „eine andere Waffe vorſchlagen, die Euch beſſer in der Hand liegt — die Navaja oder, wenn Ihr wollt, den Dolch, den Ihr wahrſcheinlich bei Euch führen werdet."

„Gehen wir!" rief der Stierfechter, indem er dem jungen Manne einen furchtbaren Blick zuwarf. „Euer Wunſch ſoll erfüllt werden."

Sie gingen mit einander fort.

„Aber ohne Gehässigkeit, Señor Estevan," sagte Ruiz in einem freundlichen, fast heiteren Tone, nachdem sie einige Schritte zurückgelegt hatten, „Ihr habt vorhin der schönen Augen von Donna Dolores als Grund erwähnt, warum ich mit Euch Händel suchte — lassen wir alle schönen Augen aus dem Spiele."

„Wie es Euch beliebt, Don Cisneros."

„Auch meinen Rang, wenn es Euch gefällig ist, nennt mich Señor Ruiz und betrachtet mich wie einen angehenden Lidiador, der auf Euch, den berühmten Mendiovia, eifersüchtig ist."

„Also Eifersucht ist doch im Spiele?"

„Warum nicht — doch gehen wir!"

„Wohin ist es Euch genehm?"

„Die Alameda sieht zu häufig Aehnliches wie unser Vorhaben, und können wir dort der Wache in die Hände fallen — wißt Ihr was, Ihr habt jedenfalls einen Schlüssel bei Euch zu irgend einer Nebenthüre des Stierplatzes — da werden wir ungestört sein."

„Ich sehe, daß es Euch Ernst ist."

„Tiefer Ernst."

„Und bewundere Euern Muth."

„Ich danke Euch für Euer Lob, obgleich dasselbe etwas zweideutig klingt."

„Wir sind zur Stelle," sagte der Toreador, nachdem sie stillschweigend den ziemlich langen Weg nach dem Stierplatze zurückgelegt; er öffnete eine kleine Thüre, indem er einen Knopf an derselben drehte, und als die Beiden nun in dem weiten stillen Kreise standen, sagte der Toreador mit großem Ernste, indem er die Thüre schloß, „schaut her, Don Ruiz — Ihr braucht nur auf diese Art gegen das Schloß zu drücken, um den Ausgang wieder zu gewinnen — ich muß Euch das sagen, denn es liegt ja bei alledem im Bereich der Möglichkeit, daß Ihr den Circus allein verließet."

Der eben aufgegangene Mond erſchien über der oberſten Gallerie und erfüllte den großen Kreis mit einem ſanften Schimmer.

„Es iſt mir ein ſonderbares Gefühl,“ ſagte Ruiz, als er ſich gewandt über die Tablas ſchwang, „den Circus auf dieſe eigenthümliche Art zu betreten.“

„Es ſoll noch immer in Eurer Macht liegen, den Platz zu verlaſſen,“ ſagte ihm der Toreador, „nachdem Ihr ihn Euch bei Mondbeleuchtung angeſehen — gebt mir eine genügende Erklärung über Eure ungeſtümen Worte.“

Der Andere ſchüttelte mit dem Kopfe, indem er den Mantel auf die linke Schulter warf, das Ende deſſelben leicht um ſeinen linken Arm wickelte und den Dolch zog. „Ich habe einen Schwur gethan, etwas von Eurem Blute zu ſehen,“ ſagte er alsdann in einem ſeltſam klingenden Tone — „ich denke, Seſior Eſtevan — Ihr zieht den Dolch der Navaja vor?“

„Gewiß — die Navaja iſt eine Waffe für Maulthiertreiber und Kontrabandiſten.“

„Die Klingen ſind wie mir ſcheint von gleicher Länge.“

„Allerdings, zwei gute Toledaner.“

Don Ruiz hob ſich in den Hüften empor, trat mit dem linken Fuße etwas rückwärts und bohrte den Abſatz deſſelben in den Sand.

Der Toreador machte es ebenſo, und als nun die beiden ſchönen, ſchlanken, prachtvoll gewachſenen jungen Männer einander gegenüber ſtanden, als ihre Augen langſam anfingen zu leuchten, als ſie ihre Glieder ſtreckten und Einer des Anderen Blick magnetiſch feſtzuhalten ſchien, da konnte man nur bedauern, daß keine Zuſchauer vorhanden waren, um dieſen eigenthümlichen Zweikampf anzuſehen.

Er begann faſt wie der Tanz der beiden Mädchen in der Poſada in Triana: da Keiner einen direkten Angriff auf den Anderen machte, ſo umſchritten ſie ſich, mit dem linken Arm die Bruſt

deckend, die Rechte mit dem Dolche herabhängen laſſend; jetzt erfolgte ein Anprall, plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen, aber ſo gewaltig, daß beide Kämpfer nach einer Sekunde wieder zurückwichen, wobei man nichts hörte als ein paar tiefe Athemzüge und das Klingen des Stahls gegen einander. Beide ſchienen ſich an Kraft ziemlich gleich — eine Ueberwältigung auf die eben beſchriebene Art war unmöglich: die Gewandtheit mußte ſiegen.

Langſam näherten ſie ſich wieder, Jeder den linken Arm vorgeſtreckt und ſo vorſichtig und allmälig, daß es war, als wollte Jeder ſo lange als möglich die Berührung mit dem Andern vermeiden, und als nun endlich Beide feſt aneinanderlagen, ſah man eine Zeitlang keine Bewegung in den blitzenden Klingen — dann leuchteten Beide zu gleicher Zeit auf, nur traf eine Fauſt die andere, Beide drückten eine Sekunde gewaltſam gegen einander, um dann das gleiche Spiel von eben wieder zu beginnen. So wenig ſich dabei die Kämpfer bewegten, und ſo unbedeutend die aufgewendete Kraft ſchien, ſo war dies doch in Wirklichkeit anders, was man deutlich an den tiefen Athemzügen ſah, ja hören konnte, auch würde man, wenn es heller geweſen wäre, bemerkt haben, wie ſtraff die Geſichtszüge Beider angeſpannt waren, wie ſie Zähne und Lippen feſt aufeinander biſſen, wie eine dunkle Röthe auf ihren Geſichtern emporflammte und wie perlender Schweiß auf der Stirne erſchien.

— Da fuhr die Klinge Don Ruiz' wie ein leuchtender Blitz unter dem Arme des Stierfechters durch und würde ſich unfehlbar in deſſen Bruſt eingebohrt haben, wenn dem Anderen nicht ſeine große Gewandtheit zu Hülfe gekommen wäre — aber ſo machte er eine Viertelswendung von links nach rechts, drehte ſich auf dem Abſatz herum, und da Don Ruiz ſeinen Stoß mit zu viel Kraft geführt hatte, ſo hätte er ſich, zu weit ausfallend, wahrſcheinlich eine Blöße gegeben, wenn er nicht durch ein Zucken im Auge des Toreadors auf dieſen Seitenſprung, den bekannten Quiebro des Circus, aufmerkſam geworden wäre und ſich in dem Augenblicke

raſch zurückgeworfen hätte, wo Eſtevan ſein Meſſer erhob, um es ihm in die Seite zu ſtoßen; da er aber faſt ebenſo gewandt war wie ſein Gegner, ſo folgte dieſem augenblicklichen Zurückweichen ein neuer behender Stoß, den Eſtevan, überraſcht durch die Sammlung ſeines Gegners, nicht ſo vollſtändig abwehrte, daß nicht deſſen Meſſer ſeinen Arm, allerdings nur leicht, geritzt hätte, doch ſah man das Blut dunkel gefärbt an dem hellen Aermel herabtröpfeln.

Die Mundwinkel des Toreadors zuckten heftig, nicht vor Schmerz, ſondern vor zorniger Aufregung, ſeine Augen leuchteten drohend, als er dem Anderen zurief, „mein Blut hättet Ihr nun geſehen, Don Ruiz, und Ihr würdet es mir ſehr verdenken, wenn mich jetzt nicht auch nach der Farbe des Eurigen gelüſtete.“

„Gewiß, Señor Eſtivan — gewiß,“

Und das gleiche Kampfſpiel begann wieder, nur hätte ein unbefangener Zuſchauer jetzt deutlich ſehen können, wie es die Abſicht des Toreadors war, ſeinen Gegner langſam zu einer Bewegung zu zwingen, damit der Schein des Mondes, der ſich jetzt über der oberen Gallerie des Circus erhoben hatte, voll auf deſſen Geſicht fiel und daß ihm dieſes gelang, war wohl die einzige Unvorſichtigkeit, die ſich Don Ruiz zu Schulden kommen ließ — aber auch das allein würde vielleicht nicht einmal ſeinen Blick verwirrt, ſeine Fauſt unſicher gemacht haben, denn er beachtete das Licht nicht, ſondern ſein Auge wurzelte feſt in dem ſeines ihn gewaltig bedrängenden Gegners.

Da aber ſchien das Mondlicht plötzlich zu verſchwinden, ein ſchwarzer Schein fiel auf ſein Geſicht und veranlaßte ihn, raſch einen Blick in die Höhe zu werfen. Da ſah er denn auf der höchſten Gallerie vor der Mondesſcheibe eine ſchwarze Geſtalt ſtehen und eine Bewegung machen, als entfalte ſie dunkle Schwingen, um in den Circus hinabzufliegen. — — — —

— — „Ah, verflucht!“ knirſchte er im nächſten Augenblicke, denn der Toreador, ſeine augenblickliche Zerſtreuung benützend, hatte

in einem furchtbaren Anprall ſeines ganzen Körpers ihn aus dem Gleichgewicht gebracht. Zwar fiel er nur auf das rechte Knie nieder, ſtemmte jedoch mechaniſch, willenlos die rechte Fauſt in den Sand, um nicht gänzlich auf den Boden zu fallen, wodurch er ſich aber ſeinem Gegner preisgab, deſſen leuchtende Klinge über ſeiner Bruſt ſchwebte.

Da vernahm er die gellende Stimme eines Weibes von oben herab tönen: „Eſtevan! Eſtevan! — wer es auch iſt, der den Stoß führt, er iſt ein Mörder — ein Mörder — ein Mörder."

„Beim — Himmel! — darin hat ſie Recht," keuchte der Toreador, — „hier — hier — gerade hier auf dieſem Platz — ſteht auf, Don Ruiz! — ich glaube Ihr könnt zufrieden ſein."

Er ließ die Hand mit der Klinge ſinken, während er murmelte, „ich bin überzeugt, bei der nächſten Corrida würde er als ein blutiges Geſpenſt zwiſchen mich und den Toro treten."

Der Licenciat hatte ſich langſam erhoben und als er nun vor ſeinem Gegner ſtand, reichte er ihm die Hand, wobei er ſagte: „Ihr habt auf eine andere Art geſiegt — als ich gehofft und gewünſcht, und ich kann Euch verſichern, Señor Eſtevan, daß ich mit betrübterem Herzen von dannen gehe, als ich hieher gekommen."

„Geht immerhin, Don Ruiz, und freut Euch Eures jungen Lebens, auch ohne Beſchämung, denn wer weiß, ob ich nicht blutend hier zu Euren Füßen läge, wenn ſie da oben nicht erſchienen wäre — Dolores — ich kannte die Stimme wohl, ſie iſt uns gefolgt, ſie hat unſeren Kampf geſtört, um alsdann ſpurlos wieder zu verſchwinden — das weiſſagt mir nichts Gutes."

„Ich ſehe ſie nicht mehr — wollen wir ſie aufſuchen? — ich begleite Euch, Señor Eſtevan."

„Unnöthige Mühe — ſie iſt eben ſo raſch wieder verſchwunden, wie ſie gekommen — lebt wohl!"

„Auf Wiederſehen! denn ich bin Euch Dank ſchuldig."

Die beiden Männer ſteckten ihre Dolche ein, und außerhalb des Stierplatzes ging jeder einſam ſeines Weges.

Deßhalb aber war der weite Kreis doch noch nicht ganz verlaſſen; denn nachdem die Schritte der Davoneilenden in der ſtillen Nacht verklungen waren, erhob ſich auf der oberſten Reihe der Gallerie dieſelbe Geſtalt im ſchwarzen Mantel wieder, welche beinahe am Tode Don Ruiz' ſchuldig geweſen wäre. Es war Dolores, welche ſich, nachdem ſie geſehen, daß ihre Worte den Kampf beendigt, zuſammengekauert in dem tiefen Schatten, der hier oben zwiſchen den Sitzreihen herrſchte, unſichtbar gemacht, nun wieder erhoben hatte und Beiden nachſchauend mit einem verächtlichen Aufwerfen der Lippen ſagte: „dort unten habe ich wenigſtens ein Unglück verhütet, wenn daſſelbe auch hier" — ſie preßte beide Hände auf ihr Herz — „mit Leid und Kummer eingezogen iſt — o er hat meine Stimme erkannt, deß bin ich ſicher, fand aber nicht der Mühe werth, nach mir zu ſuchen und mich zu verſöhnen — begreiflich — begreiflich — denn ſein Herz iſt erfüllt vom Bilde jener ſchönen Seflora, die ihm koſtbare Armbänder zuwirft und der er Serenaden bringt — Fluch über ſie, die mir Alles rauben will — Fluch über ſie, und möge der Dolchſtoß, den ich hier in die Luft führe, ihr Herz treffen und es tödtlich verwunden — nochmals Fluch über ſie, Fluch über ſie."

Bei den letzten Worten hatte ſie ihren kleinen Dolch gen Himmel erhoben und murmelte noch ein paar ſchwere Verwünſchungen, während ſie ihre Augen mit einer furchtbaren Innigkeit auf den im Mondlicht leuchtenden Stahl heftete, dann verbarg ſie die Waffe in ihrem Gürtel, hüllte ſich in ihren weiten, dunkeln Mantel und ſtieg langſam und ſicher die finſteren, ſchmalen Stufen, welche die verſchiedenen Sitzreihen miteinander verbinden, hinab. Unten angekommen, öffnete ſie ein kleines Thürchen und verließ dann ebenfalls den Stierplatz.

Sie ging nach ihrer Wohnung in Triana zurück, und als ſie auf den Zehen ſchleichend ihr dürftiges Stübchen erreicht hatte, warf

sie sich in ihren glänzenden, seidenen Kleidern auf ein ärmliches Lager, nicht um zu schlafen, sondern um mit aufgestütztem Arme in eine Ecke des Zimmers zu blicken, wo sich ein Strahl des Mondes an der Wand zeigte, an dem nun ihre Augen haften blieben Stunde um Stunde, dem ihre Blicke folgten, wie er langsam sich hob und endlich verblich, sowie der erste Schimmer des Tages in das Zimmer drang.

So still und unbewegt Dolores äußerlich auch schien, so wild und gewaltig stürmte es in ihrem Innern, besonders so lange sie noch unablässig mit einem Entschlusse rang, und erst als sich der freundliche Schein der Morgensonne in's Zimmer stahl, wurde sie innerlich ruhiger und gefaßter, während sich ihre heißen, brennenden Augen durch wohlthätige Thränen befeuchteten.

Sie erhob sich von ihrem Lager, sie nahm statt ihrer hellen, glänzenden Tracht eine dunkle Basquina und eine schwarze Mantilla und verließ das Haus, nachdem sie ihrer alten Mutter gesagt, sie gehe in's benachbarte Kloster, um die Frühmesse zu hören. Dorthin wandte sie auch ihre Schritte, aber nur um einen Blick in die dämmerige Kirche zu werfen und nach jener alten Frau zu schauen, die hier am Eingang zu sitzen pflegte und einen Handel mit Wachskerzen, Rosenkränzen und dergleichen trieb. Als sie dieselbe nicht sah, ging sie mit raschen Schritten durch Triana hindurch und trat vor dem Orte in einen kleinen, schlecht eingezäunten Garten, in welchem sich neben einem Brunnen mit Paternosterwerk ein ärmliches Häuschen befand, wo eine alte Frau beschäftigt war, einige Salatstengel in einem kleinen Kübel zu waschen.

„Ei," sagte diese aufblickend, „welch' ein Wunder, Señora Dolores schon so früh auf ihren kleinen Füßchen zu sehen, nachdem diese kleinen Füßchen gestern Nacht gewiß ihr Möglichstes gethan haben."

„Ja, ja, es wurde getanzt, aber ich war nicht recht dabei, Mutter."

vorkommt: — ein junger, reicher Mann hatte das arme ſchöne Mädchen kennen gelernt, da er einen Zeitvertreib für einige Tage oder Wochen ſuchte; angezogen von der Herzensgüte, der Fröhlichkeit und der Gemüthstiefe des Mädchens, wurde dieſes Verhältniß dauernder und löste ſich erſt mit einer traurigen Kataſtrophe, als nämlich jener junge Mann die Reſidenz verlaſſen mußte und von einer Scheidung für immer, aber von einer Verſorgung für ſie und das neugeborene Kind ſprach. Da ſah ſich die Aermſte an einem Abgrund ſtehen, den ſie ſich aber ſelbſt mit den trügeriſchſten Hoffnungen, mit Bildern einer glänzenden, ja, ehrenvollen Exiſtenz verdeckt. Wenn ſie auch an eine Verbindung mit jenem Manne nur in ihren Träumen und zitternd gedacht, ſo hatte ſie doch daran gedacht, und wenn in einſamen, traurigen Augenblicken, deren ſie viele hatte, ihre heißen Thränen auf das holde Geſicht des kleinen hülfloſen Weſens in ihrem Schooße fielen, ſo ſprach die Hoffnung in ihr: Dies iſt das Band, das uns zuſammenhält, das nie zerriſſen werden kann. — Und doch wurde es zerriſſen jenes Band und ihr Herz zerriß mit und die roſenfarbenen Nebel über dem tiefen Abgrunde zerriſſen ebenfalls, und da ſtand ſie am Rande der gähnenden Kluft, ſie mit ihrem Kinde diesſeits, er jenſeits. Wohl ſtreckte er zum letzten Male die Arme nach ihr aus, aber ſie waren getrennt für immer; ſie konnte und wollte nichts mehr von ihm wiſſen, ſie ſtrengte ſich an in harter Arbeit für ſich und ihr Kind — auch für ſein Kind — und wies alle Briefe, alle Unterſtützungen, die Jahre lang an ſie kamen, zurück. — —

Bei dieſen Papieren fand ſich eine Schrift der Mutter, worin ſie bat, man möge das kleine Mädchen eine Tänzerin werden laſſen, denn ſie habe die feſte Ueberzeugung, daß ſie nur auf dieſe Art zu einer guten und glänzenden Exiſtenz gelangen könne. „Sie hat ja keinen Vater,“ ſchrieb ſie, „und ſo leider einen Makel an ſich, der ihr in Manchem, was ſie ergreift, hinderlich ſein wird; auch hat mein kleines Mädchen

„Das heißt, Deine Füßchen wohl, aber nicht Dein Herz — Señor Estevan sollte sich schämen, Deinen schönen Augen wehe zu thun, wie er gethan hat — ja, ich verstehe Alles und sehe es wohl, daß Du geweint und gewacht hast — das ist Gift für Deine Jugend und Schönheit.“

Die Alte fuhr mit ihrer knöchernen Hand über das weiche, blauschwarze, seidenartige, glänzende Haar des jungen Mädchens, und dabei tief aufseufzend, dachte sie wohl an ihre Jugend, an jene Zeit, wo ihr eigenes Haar wie eine Flut über ihren Nacken gewallt, von dem jetzt nur noch ungekämmte, graue Flechten und Stränge übrig waren und dabei leuchtete es in ihrem eingefallenen gerötheten Auge unheimlich auf, während sie wiederholte, „ja Gram und Sorgen sind Gift für Deinen süßen Körper — Schande über ihn, wenn er Dir Ursache zur Klage gab — hat er das wirklich gethan?“

Dolores nickte stumm mit dem Kopfe.

„Hat er Dich schlecht behandelt oder ist er Dir gar untreu geworden?“

„Beides — beides.“

„Ah, und Du kommst zu mir, meine Taube, damit wir ein Bischen mit ihm abrechnen — mit ihm, diesem hochmüthigen Toreador, dem ich Dich nie gegönnt — o er ist herzlos und grausam.“

„Nein, nein, das ist er nicht, nur verblendet durch die Schönheit einer jener vornehmen Señoritas, deren Abgott er ist, und die ihm Blumen zuwerfen und noch kostbarere Dinge.“

„Und doch ist er grausam und herzlos,“ wiederholte die hartnäckige Alte, „wenigstens gegen arme Leute, wie ich bin — als er neulich Sonntags hier vorüberritt und ich an der Thüre stand, bespritzte mich der Tritt seines Pferdes mit Schmutz, und da lachte er und sagte: was sich sucht, findet sich auch.“

„Das müßt Ihr ihm so hoch nicht anrechnen — das war eine übermüthige Laune.“

„Ah, Du entschuldigst ihn; liebst ihn also immer noch.“

„Bei unserer lieben Frau von Triana, wilder als je.“

„So bist Du wohl zu mir gekommen, daß ich sein Herz in Wachs nachbilde und es dann langsam mit glühendem Messer durchbohre, auf das ein Tropfen Deines Blutes gefallen ist?“

„Nein, nein,“ sagte das junge Mädchen schaudernd, „deßhalb kam ich nicht.“

Die Blicke der Alten leuchteten unheimlich auf, als sie mit sich selbst redend murmelnd fortfuhr, „dem Antonio hat es seine Früchte getragen, ich weiß ganz genau, daß er siech und auf den Tod elend im Spitale zu Cadix liegt, und dem Estevan geschähe es auch recht.“

„Nein, nein,“ rief Dolores ängstlich — „ich will ihm kein Leid anthun — hört Ihr, Mutter Barbara? ich weiß, Ihr liebt mich, und wenn es ihm ginge wie dem Antonio, so würde ich in den Fluß springen, und meine Leiche gewiß hier an's Ufer treiben wie —“

„Sage mir nichts so Gräßliches,“ unterbrach sie rasch die Alte, wobei ihr spitziges, hervortretendes Kinn sichtbar bebte — — „bin ich denn vielleicht zu Dir gekommen,“ fuhr sie nach einer Pause trotzig fort, „um von dem Estevan Uebles zu sagen? — oder kamst Du zu mir?“

„Ja, ich kam zu Euch mit der Bitte, daß Ihr mir helfen sollt, denn Ihr vermögt Vieles, Alles, wenn Ihr wollt.“

„So willst Du also?“

„Nicht hier — kommt in's Haus.“

Sie gingen mit einander in die alte Hütte, und dort warf sich Dolores auf eine Bank nieder und weinte bitterlich. „Ich will ihm ja nichts zu Leide thun,“ rief sie schluchzend, „denn ich liebe ihn, wie ich nur lieben kann und wie ich nur ihn — nur

ihn lieben werde — wollt Ihr mir helfen — wollt Ihr ihn zu mir zurückführen?"

„Ob ich will, mein Herz? — gewiß will ich; nur Eines ist dabei zu bedenken, ob die Andere —?"

Dolores' Augen funkelten, und sie legte rasch die Hand auf den Griff ihres Dolches.

„Ob die vornehme Señora nämlich nicht auch mit geheimen Mitteln auf ihn eingewirkt hat?"

„Nein, nein."

„Oder mit einem Amulet, das sie ihm anzuhängen gewußt hat?"

„Das wird es wohl sein," seufzte Dolores, indem sie ihren rechten Arm gegen Mutter Barbara ausstreckte, „bei der gestrigen Corrida warf sie ihm diese Armspange zu."

„Laß sie mich sehen, mein Herz? — Ah, das ist ein gefährliches Amulet," sagte die Alte mit gierigen Blicken, während sie den schweren Goldreif in der Hand wog — „siehst Du hier diese arabischen Buchstaben? — Das kann ein mächtiger Zauber sein — nimm Du Dich selbst davor in Acht."

„Ich will es der Kirche unserer lieben Frau weihen."

„Auch das will ich Dir besorgen, wenn Du willst — irre ich nicht, so bedeuten diese Buchstaben — Du weißt, ich verstehe das Arabische — Gott hat uns unauflöslich verbunden."

„Schrecklich! — schrecklich? — fort damit! es brennt mich in meiner Hand."

„Und nun höre mich an: bei dem starken Zauber, der auf Dich eingewirkt, müssen wir schon ein kräftiges Mittel gebrauchen — ein Amulet thut's nicht mehr, ich werde Dir einen Trank geben."

Die glänzenden Augen des jungen Mädchens bohrten sich förmlich ein in die unheimlich funkelnden Augen der Alten und zwangen sie so, ihr ebenfalls fest in's Gesicht zu schauen — sie wollte in ihrer Seele lesen, doch schaute jene sie so unbefangen an, als handle es sich um eine unschuldige Sache.

„Glaubſt Du im Stande zu ſein, ihm von dem Tranke, den ich Dir reichen werde, hie und da einige Tropfen geben zu können?“

„Gewiß, er hat mich allerdings ſchlecht behandelt, aber noch nicht förmlich mit mir gebrochen — er wird kommen und ſich mit mir verſöhnen wollen.“

„Gut, gut, alsdann bezwinge Dich und mache ihm keine Vorwürfe — lache ſelbſt über Deine eiferſüchtigen Grillen — er wird bei Dir einen Zuccarillo trinken, in welchem ſich vier Tropfen meines Trankes befinden, — ſo viel darfſt Du ihm jedesmal geben, aber nicht mehr, es ſei denn, daß Du ihn für eine gewiſſe Stunde, die ich Dir nicht näher zu bezeichnen brauche, unempfindlich machen wollteſt für die Blicke der Anderen.“

„Und auch dann würden einige Tropfen mehr ſeiner Lebenskraft nicht ſchaden?“

„Nur vorübergehend — nur ganz vorübergehend, darauf kannſt Du Dich verlaſſen; ſie würden nur ſeine Tollheit etwas zähmen, ſie würden ihn weich und verſöhnlich ſtimmen, er würde ſich glücklich ſchätzen, an Deinem ſchönen Buſen, mein Herz, ausruhen zu können.“

„So gebt her — und das Armband.“

„Soll richtig in die Hände eines frommen Dieners unſerer heiligen Kirche gelangen.“

„Das ſchwört Ihr mir?“

„Hier auf mein Crucifix ſchwöre ich es Euch,“ ſagte die Alte, indem ſie drei Finger ihrer Hand auf ein grobes Holzkreuz, welches an der Wand hing, legte.

„Und Ihr gebt mir nochmals die Betheuerung, daß die Tropfen ſeiner Geſundheit nichts ſchaden?“

„Bin ich denn eine Giftmiſcherin? — Beruhige Dich, mein Herz — dieſe Tröpfchen werden ihn zu Dir zurückführen. Das iſt Alles — ſie werden ihn biegſam und ſchmiegſam machen, und er wird zu den Füßen ſeiner ſchönen Lola niederſinken wie ein Lamm — kannſt Du mehr verlangen?“

„Nein, nein, damit bin ich vollkommen zufrieden — und vier Tropfen genügen?“

„Vier genügen — nur wie gesagt, in irgend einem entscheidenden Momente, wo Du von den Augen der Anderen Gefahr für ihn fürchtest, kannst Du ihm etwas mehr reichen.“

„Ich danke Euch herzlich, und wenn Alles nach Wunsch geht, so werde ich auch sonst noch meine Erkenntlichkeit beweisen.“

Sie eilte davon, und die Alte sagte, ihr nachblickend, indem sie das schwere Armband in ihre Tasche gleiten ließ — „nun, eine kleine Belohnung habe ich schon erhalten — das da ist unter Brüdern seine zwanzig Duros werth — wenn ich nur nicht so bereitwillig auf das Crucifix geschworen hätte, das Armband einem Geistlichen zu übergeben — nun, wir werden schon einen finden, der ein hübsches Stück Geld für ein so kostbares Alterthum gibt, besonders wenn ich ihm die Versicherung gebe, wie er es als Amulet gebrauchen kann, um ein Herz unauflöslich an sich zu binden.“

— — — —

Sevilla befand sich in Glanz und Aufregung; es war ein Montag und prachtvolles Wetter, prachtvoll in jeder Beziehung, besonders für den heutigen Tag des Stiergefechts: die Sonne glänzte am wolkenlosen Himmel, ohne daß es gerade zu heiß war, und ein Gewitter in der vergangenen Nacht hatte nicht nur Blatt und Baum, sondern auch die Seelen der Menschen erfrischt, den Staub auf der Alameda gedämpft, den Sand im Stierplatze gekühlt.

Und dorthin zogen die Bewohner und Bewohnerinnen Sevillas jeden Standes in hellen Haufen — wohin man sah, bemerkte man am lebhaften Mienenspiel der Dahinwandelnden und an den glänzenden Mädchenaugen, daß die Corrida von heute ganz ausgezeichnet zu werden verspreche, und wohin man horchte, war von nichts die Rede als von Los Toros.

Und wie schon lange vor dem Anfang des Schauspiels der untere Platz des weiten Amphitheaters, der Tendido, bunt besetzt

iſt, wie man hier alle Stände in der bunteſten und ſeltſamſten Miſchung bei einander findet: Kinder neben Greiſen, würdige Geiſtliche neben ausgelaſſenen Manolas, ſich ſo gut als möglich fügend in die oft ganz beſonderen Launen dieſer Mädchen, welche ſich vornehmer dünken als die Pariſer Griſette und beſcheidener ſind als die Damen der Demi-monde! Hinter ihr hielt ſich gewöhnlich einer ihrer genauen Bekannten auf, was ſie aber nicht abhält, dem nächſten hübſchen Majo oder einem vornehmen Herrn, der vielleicht neben ihr ſitzt, einen Cigarito anzubieten oder ſich deren Tenacillas zu borgen, damit ſie ihre feinen Fingerchen nicht verbrenne. Dabei ſind dieſe zahlreichen Damen hier im unteren Theile des Circus das belebende Element — frei wie der Vogel in der Luft, ohne irgend ein anderes Beſitzthum, als das Herz ihres Geliebten, ſind ſie über alle Beſchreibung ſorglos und naiv, voll witziger Einfälle und dabei der Schrecken der Stierplatzbeamten, ja ſogar der ganzen Quadrilla; denn die Manolas mit ihrem Anhange, am genaueſten bekannt mit allen Geſetzen und Regeln, ſind darum auch tonangebend bei Spendung von Lob und Tadel. Wenn eine kecke Stimme einem etwas ſchüchternen Banderillo zuruft: „Du haſt wohl Furcht, mein Sohn, der gute Stier könnte Deiner ſchönen Jacke zu nahe kommen?“ ſo folgt dieſer Aeußerung zuerſt ein lautes Gelächter, und dann, wenn der Betreffende ſich wirklich eine kleine Blöße gegeben hat, wenn er zum Beiſpiel ſtatt gerade auf das Thier loszuziehen, beide Arme zwiſchen deſſen Hörner zu ſtecken und ihm tollkühn die Banderilla an ſeinen Hals zu heften und alsdann die Beſtie vorbeiſchießen zu laſſen, was er dadurch ausführt, daß er im entſcheidenden Augenblicke eine Viertels-Bewegung und einen Quiebro macht, wenn er, ſagen wir, ſtatt deſſen beim Anblick des wüthenden Thieres vielleicht eine Sekunde zu lange gewartet, ihm alsdann von der Seite beikommen will, wobei er aber nichts erreicht, als daß er beinahe von den Hörnern gepackt wird und die Banderillas fallen läßt, ſo braucht er auf die eben erwähnte Anregung hin um ein allgemeines wildes

Echo rings umher nicht besorgt zu sein: da fliegen Citronenschalen, wohl auch Steine in den Ring, da wird der Aermste ermahnt, sich künftig den Stier genauer anzusehen, damit er wisse, wo sich Kopf und Schweif befinden. „Ja, ja," hört man schreien, „von vornen ist ihm die Sache zu gefährlich — geh' nach Haus und verschlafe Deine Angst — wissen möcht' ich wohl, wie die Aermste heißt, welche Dir ihr Herz geschenkt hat, Du Hahn ohne Kamm — pfui!".

Aber im nächsten Augenblicke haben sich die wild erzürnten Wogen dieser Menschenmenge wieder auf wunderbare Art gelegt, die Lippen schweigen, die Hände ruhen im Schooße — Aller Augen sind auf einen Banderillero gerichtet, der förmlich mit dem Stiere spielt und ihm jetzt ein paar der buntbebänderten Pfeile nach den Regeln der Kunst angeheftet hat, mitten am Halse zu beiden Seiten des schwarzen Streifens, der die Rückenwirbelsäule bezeichnet — „schön gemacht! — bravo! — bravo!" Und nun bezeigen die Zuschauer auf dem Tendido ihre Anerkennung auf eben so laute Art wie vorhin ihre Verachtung: Tausende von Stöcken und Tausende von schweren Stiefeln lärmen und klopfen und trommeln auf dem bretternen Fußboden.

Doch sind wir dem Schauspiel unwillkürlich etwas vorausgeeilt, da es uns eigentlich doch nur darum zu thun war, den geneigten Leser vor Beginn der Corrida einen Blick in den Circus werfen zu lassen, wo der Tendido und sämmtliche obere Sitzreihen schon dicht mit Menschen angefüllt sind, während die theureren Plätze, die Balkone (palcos), Schatten (ombra) und zwischen Sonne und Schatten (entre sol y ombra), vor allen aber die bedeckte Gallerie (grada cubierta) als reservirte Plätze für die Reichen und die Aristokratie noch leer sind.

Wir haben es mit einem Nachmittagsgefecht zu thun, welches, um drei Uhr beginnend, wohl kürzer aber glänzender ist als das Vormittagsgefecht. Erst um diese Zeit werden die glänzenden Equipagen der vornehmen Welt anfahren und sich die Aficinados puros

einfinden, um von der anderen, ſchon ziemlich lange wartenden Menge mit anzüglichen oder boshaften Bemerkungen empfangen zu werden.

Daß Don Francesco Melendez zu denen gehörte, welche auf ihren Balkonen nicht vor der eben erwähnten Zeit erſchienen, brauchen wir eigentlich nicht zu ſagen, obgleich dieſes ſpäte Kommen durchaus nicht von Donna Paulita verſchuldet wurde, denn dieſe wartete ſchon lange vor zwei Uhr an dem murmelnden Springbrunnen des Patio und ſchien ſich in Erwartung der Corrida ſo zu langweilen, daß ihre ſchönen Augen beinahe freudig aufleuchteten, als der Licenciat in ſeinem langen ſchwarzen Mantel das Gitterthor öffnete und in den Hof trat. Doch als er das junge Mädchen allein ſah, wollte er mit einer ernſten Verbeugung an ihr vorüber nach jenem Theile des Hauſes ſchreiten, wo Don Francesco wohnte, blieb aber ſtehen, als ſie ihm neckend zurief: „Nun, Don Ruiz, ich denke, es wird Eurer künftigen Heiligkeit keinen Schaden bringen, wenn Ihr mit mir ein paar Worte plaudert, und wenn Ihr es nicht gerne thut, ſo betrachtet es als eine Buße.“

„Meinetwegen, Paulita, und wollen wir beide es als eine Buße betrachten.“

„Warum wir Beide?“

„Nun, von mir ſeid Ihr ja überzeugt, daß ich es einer Buße gleich achte, mit Euch zu plaudern, und ich habe wohl ein Recht, das Gleiche bei Euch vorauszuſetzen.“

„Laſſen wir das, Ruiz, in den Dingen ſeid Ihr mir zu ſtark — erzählt mir lieber etwas von draußen, ich habe heute den Patio noch nicht verlaſſen.“

„Von draußen? — alſo etwas von der Straße, ob es dort ſehr lebhaft iſt? — ja, ja, darüber könnt Ihr Euch beruhigen — es ziehen Menſchen genug hinaus nach dem Stierplatz, um ihn zum Ueberlaufen zu bringen, wenn es möglich wäre.“

„Darnach habe ich eigentlich nicht gefragt!“

„Doch macht es Euch Vergnügen, wenn ich Euch die Versicherung gebe, daß es heute eine der glänzendsten Corridas geben wird.“

„Wird mein Bruder nicht hereinkommen?“

„Als wir uns heute vor acht Tagen trennten, sagte er nichts davon.“

Paula erhob langsam ihre schläfrigen Augenlider empor, und als ihre Blicke bis zum Gesichte des jungen Mannes gekommen, sagte sie mit einer ungeduldigen Bewegung: „Thut mir die Liebe, Ruiz, und nehmt euren abscheulichen Hut ab — wenn ich nur wüßte, warum Ihr gerade diese garstige Kleidung gewählt — ich glaube, Ihr habt es nur gethan, um mich recht empfindlich zu ärgern!“

„Wenn ich das glauben sollte, müßte ich annehmen, Ihr hättet doch einmal einen regen Antheil an mir genommen; trotzdem ich aber vom Gegentheil überzeugt bin, will ich doch meinen Hut abnehmen, da Ihr es wünschet.“

„Ich danke, Ruiz, setzt Euch zu mir her, denn wenn ich Euch neben mir sehe, so kann ich wenigstens Euer Gesicht betrachten, und schaue nicht immer auf den langen, schwarzen, traurigen Mantel.“

„Ihr habt Unrecht, mein Kleid zu schmähen,“ gab er zur Antwort, nachdem er sich neben ihr niedergelassen, „es sollte Euch sogar lieb sein, und wäre es auch nur des Contrastes wegen — mein schwarzes Gewand beruhigt Eure schönen Augen, die nachher noch Pracht und Glanz genug sehen müssen.“

„Geht Ihr auch zum Stiergefecht?“ fragte sie in gleichgültigem Tone.

„Don Bartolomeo, der sich häufig genug dieses Vergnügen gewährt, sieht es nicht gerne, wenn ich mich dorten sehen lasse, und offen gestanden, obgleich ich auch anfange, mich mit den Eitelkeiten dieser Welt abzufinden, so bin ich doch noch nicht weit genug darin gekommen, um unter all' den geputzten Leuten mich

in meiner Licenciatentracht sehen zu lassen, weil wenige von ihnen denken, daß unter diesem unscheinbaren Kleide oft ein in vieler Beziehung tüchtigerer Kerl steckt, als unter der verschnürten Sammetjacke."

„Mich nehmt aus, Ruiz — ich denke oft daran, habe mich aber leider noch gar nicht vom eitlen Getriebe dieser Welt abgewöhnen können, und darf Euch wohl versichern, daß es mir wohlthun würde, Euch zuweilen anders zu sehen — neulich als wir zusammen tanzten —"

„O, das war eine Schwachheit — erinnert mich nicht mehr daran."

„Da war es mir gerade, als seiet Ihr noch der Ruiz von damals."

„Und wenn ich der wäre — müßte es mich nicht tief betrüben?"

„Warum, Subrino?"

„Weil Ihr so gar nicht mehr die Paula von damals seid."

„Und wer trüge daran die Schuld?"

„Er wollte etwas erwiedern, doch begnügte er sich, sie mit einem langen Blicke zu betrachten, worauf sie mit fast geschlossenen Augen fortfuhr: „Es war Euer Uebermuth, Ruiz, der mir trotzig unsere Jugendzeit und damit glückliche, vergangene Tage vor die Füße warf; als er Euch das schwarze Kleid anzog."

„Nein, ich folgte dem Wunsche meiner Mutter und dem Don Bartolomeo's und — weil ich doch keine Hoffnung für die Zukunft hatte."

„Klinge, klinge mein Pandero,
Doch an Anderes denkt mein Herz"

sang sie halblaut träumerisch vor sich hin, fuhr alsdann nach einer Pause lebhaft in die Höhe, legte ihre Hand auf den groben Aermel seines Kleides und sagte: „Ich bin heute so ehrlich, so heiter, so treu gestimmt, daß ich es nicht unterlassen will, Dir zu sagen, wie

ein großes Talent zum Tanzen, ich habe das ſchon vor ihrer Geburt gewußt, daß ſie es haben würde."

Dieſe Bitte hatte der Frau Welſcher viel zu denken gegeben, und wenn ſie auch eine aufgeklärte Frau war, aufgeklärter, als viele Damen ſämmtlicher Rangklaſſen, und wenn ſie auch vollkommen überzeugt war, daß jedes Geſchäft den, der es ordentlich ausführt, ehrt, ſo hatte ſie doch ein ſtarkes Aber gegen das königliche Ballet und hielt bei dem heutigen Kaffee eine feierliche Rede, bei deren Schluß ſie den Wunſch der verſtorbenen Mutter ausſprach, wonach das kleine Mädchen eine Ballettänzerin werden ſollte.

Die alte Kiliane ſchüttelte bedächtig mit dem Kopfe, huſtete bedeutend und räuſperte ſich ſehr ſtark, ehe ſie ihre Meinung von ſich gab, welche dahin gieng, daß der Stand einer Ballettänzerin ein ſehr leichter, beweglicher ſei und daß man feſt auf ſeinen Füßen ſtehen müſſe, um ſich ſeinen Füßen ganz allein anvertrauen zu wollen. Doch hatte die alte Jungfer, welche ſelbſt ſo nahe am Grabe ſtand, einen gewaltigen Reſpekt für alle Stimmen von jenſeits, wie ſie Teſtamente und letzte Willen zu nennen pflegte, weil ſie hoffte und wünſchte, daß auch ihr letzter Wille in allen ſeinen Theilen erfüllt werden würde, ſo daß ſie es nicht wagte, viel gegen den letzten Wunſch der Verſtorbenen zu ſagen.

Die Frau Welſcher gieng von der vernünftigen Anſicht aus: wenn das Kind Luſt habe, eine Tänzerin zu werden, und wenn die Leute, die es verſtänden, Talent an ihr entdeckten, ſo ſolle man demſelben nicht in den Weg treten, und es könne ja in ſeinen Freiſtunden noch alles Mögliche erlernen. „Eine geringe, unbedeutende Tänzerin iſt ein ärmliches Geſchöpf, aber wenn man an große Tänzerinnen denkt, ja, das iſt ſchon was Schönes; ich habe damals für die Taglioni gewaſchen und kann Euch verſichern, keine Prinzeſſin iſt beſſer verſehen, wie es jene Dame war."

Die Winklere trank ſehr viel Kaffee, aß ſehr viel Mürbes

sehr es mein Herz mit Freude erfüllen würde, wenn ich Dich auch dort wie hier an meiner Seite sähe."

„Aber in einem anderen Gewande?"

„Das will ich nicht läugnen — und dann würde ich mit Dir plaudern und mich ebensosehr an Deinen Bemerkungen erfreuen als an der glänzenden Corrida. — O," fuhr sie fort, wobei tiefer Schatten über ihre Züge flog und sie ihre Rechte auf das Herz drückte, „es ist hier oft so öde, so still und traurig, daß ich gewaltsam und absichtlich alle Pforten meiner Seele aufreiße, um so viel Luft, Licht und Glanz als möglich hineinströmen zu lassen."

„Die Pforten Deiner Seele und die Thüre Deines Balkonfensters?"

„Ruiz?"

„Um nächtlichen Serenaden zu lauschen," fuhr er schwer athmend fort: „Ich erfuhr es von einem Bekannten, der mitten in der Nacht zufällig hier am Hause vorbeiging."

„Du selber."

„Ich nicht — — sonst," rief er, sich vergessend, mit einem leuchtenden Blicke, setzte aber gleich darauf mit niedergeschlagenen Augen hinzu: „es hat mir aber auch so weh genug gethan."

„Und ich war empört darüber."

„Kam es Dir so gänzlich unerwartet?"

„Ja, ich zitterte vor Zorn."

„Vielleicht weil Du keine Ahnung hattest, wer der nächtliche Sänger sei."

„Du weißt es?"

„Ich ahnte es ebensogut wie Du."

In diesem Augenblicke trat der alte Melendez in den Hof, gefolgt von Donna Leocadia und dem Kanonikus. Die gute Frau begrüßte den Licenciaten auf's Herzlichste und machte sich noch etwas am Anzuge der schönen Tochter zu schaffen, indem sie ein kleines

Büschchen Granatblüten in deren schwarzem Haare von den Spitzen der Mantilla befreite, um die feurigen Blumen mehr hervorleuchten zu lassen, dann küßte sie sie auf die Stirne und sagte: „Freue Dich Deines Lebens, mein Kind — als ich in Deinen Tagen war, sehnte ich mich nach dem Treiben der Welt, und mein Herz bebte vor Lust, jenem glänzenden Schauspiele beizuwohnen — das ist nun anders geworden und ich ziehe es jetzt vor, hier in aller Ruhe am Springbrunnen sitzen zu bleiben — vielleicht leistet mir Ruiz Gesellschaft."

„Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, doch ist es mir heute unmöglich," entgegnete der Licenciat mit einiger Verwirrung — „es rufen mich noch einige dringende Geschäfte nach Haus, vielleicht komme ich später wieder her."

„So begleitet Ihr mich bis an den Wagen?" fragte Paula und ging an seiner Seite bis auf die Straße, wo die Drei die glänzende Equipage des Hauses bestiegen, während Don Ruiz, nachdem sie davon gefahren waren, ihnen noch ein paar Minuten sinnend nachblickte.

Um nach seinem Hause zu kommen, schien er übrigens keine große Eile zu haben, denn er schlenderte langsam durch die Straßen dahin, indem er zu sich selber sprach: „Es ist halb drei Uhr vorüber — wir haben im Ganzen sechs Stiere; bei den ersten beiden sind ein paar unbedeutende Espadas beschäftigt, also wird Mendovia erst um vier Uhr erscheinen.

Dabei blieb er ohne besondere Absicht vor einem großen Gewölbe an der Ecke der Calle de Cadiz stehen, wo sich einer der bedeutendsten Gold- und Juwelenläden Sevillas befand, und beschaute mit sehr getheilter Aufmerksamkeit die ausgestellten glänzenden Gegenstände.

Plötzlich hörte er eine leise Stimme sich anreden: „Sind der fromme, junge und schöne Herr vielleicht ein besonderer Liebhaber kostbarer Dinge?" und als er sich hierauf rasch umwandte, erblickte

er ein häßliches altes Weib, ziemlich anständig gekleidet, welche ihn, eine Antwort erwartend, fragend ansah.

Er war schon im Begriffe, sie mit einem rauhen Worte abzufertigen, als die Alte, ihm hiezu keine Zeit lassend, geschwätzig fortfuhr: „Ich wollte nur sagen, Caballero, wenn der so junge, fromme und schöne Herr, wie Ihr einer seid, dergleichen kaufen wollte, so könntet Ihr Manches vielleicht billiger und besser haben, als bei diesen Kaufleuten, welche nie wissen, wie viel sie von Euresgleichen fordern sollen."

„Du magst wohl gute Waare haben," gab der Licenciat in geringschätzendem Tone zur Antwort, „aber zu schön und zu gefährlich."

„Ihr mißversteht mich — es handelt sich um wirkliches Gold, um schönes und kostbares Gold."

„Das Du irgendwo? —"

„Auf ehrliche Art erworben — so ist es, Caballero — vor langen, langen Jahren, denn es ist ein altes Stück, das ich Euch zum Kaufe anbieten möchte — ein werthvolles Stück — aus der Maurenzeit."

Bei diesen letzten Worten hatte sie ihre rechte Hand aus der Tasche des Kleides hervorgezogen und dem jungen Manne ein einfaches goldenes Armband gezeigt, erschrack aber auf's Höchste, als der Licenciat sie beim Erblicken dieses Reifes hart am Faustgelenke packte und mit einer obgleich leisen, aber erregten Stimme sagte: „So ertappe ich Dich gleich auf einer Lüge — wie willst Du dieses Geschmeide vor langen Jahren erhandelt haben, da ich es doch kenne, und da ich ganz genau weiß, daß es noch vor wenigen Tagen in ganz anderen als in Deinen Fingern gewesen ist — doch ist hier keine Stelle zu Erörterungen — folge mir in meine Wohnung und sei versichert, daß ich mit Dir einen ehrlichen Handel abschließen will, selbst wenn Du mir eingeständest, daß Du dieses Armband gestohlen habest."

„Bei unserer lieben Frau von Triana, es ist auf ehrliche Art in meinen Besitz gekommen."

„Desto besser — desto schlimmer wollt' ich eigentlich sagen, aber jetzt komme und halte Dich neben mir — suchst Du mir zu entfliehen, so bringst Du mich in die unangenehme Lage, irgend einen Alguazil um seine Begleitung zu bitten."

Sie gingen mit einander fort, und da der Licenciat jetzt größere und eiligere Schritte machte, so hatten sie bald dessen Wohnung erreicht und wurden, dort angekommen, um so rascher des Handels einig, als die Alte ziemlich der Wahrheit gemäß erzählte, wie sie in den Besitz des Armbandes gekommen und dabei Dolores' Namen nannte, bei welcher sich ja der Licenciat erinnerte, den Goldreif gesehen zu haben.

Don Ruiz fühlte sich unendlich glücklich, in den Besitz dieses Kleinods gekommen zu sein, und als er es an sein Handgelenk schob, war ihm zu Muthe, als ströme aus dem nackten Goldreifen eine wunderbare Glückseligkeit in sein Inneres. Er drückte das Armband an seine Lippen, er las mit Entzücken die Inschrift desselben: Gott hat uns unauflöslich verbunden; er war ein ganz anderer Mann geworden, er hoffte wieder auf irgend ein großes, unaussprechlich süßes Glück, wenn er auch im Augenblicke noch keinen Pfad entdecken konnte, der ihn dorthin zu führen vermöchte. Rasch warf er seinen Mantel ab, sowie das dunkle Unterkleid, unter welchem er schon so angezogen war, daß er nur noch ein Paar reichverzierter Ledergamaschen anzulegen, in eine einfache, aber elegant verzierte Sammetjacke zu schlüpfen nöthig hatte und den kleinen Hut mit breiter aufrecht stehender Krämpe keck auf's Ohr und in die Stirne zu drücken brauchte, um einem jener leichtfüßigen kühnen Wesen ähnlich zu sehen, die auf dem Stierplatze draußen in angenommener Gleichgültigkeit an den Tablas lehnten, die Trompeterfanfare erwartend, welche mit der Ankunft des Generalkapitäns von Sevilla den Beginn der Corrida verkündigte.

Wie war der weite Circus in diesem Augenblicke vor gespannter Erwartung belebt und bewegt — wie flogen Lachen und Plaudern, Witzworte über jede erdenkliche Kleinigkeit hinüber und herüber — wie brauste und jauchzte es von allen Seiten — hier wurde gesungen und geschrieen und dort dazu der Takt mit den Füßen getrommelt. Von oben nach unten, oder auch umgekehrt, flogen Orangenschalen, und wenn man statt des Bekannten einen Fremden getroffen, so erhoben sich beide Theile zu gleicher Zeit, sagten sich unter heftigen Pantomimen einige passende Worte, ohne daß man übrigens nur ein einziges rohes Schimpfwort gehört hätte. Und dieser Wortwechsel dauerte meistens so lange, bis ein paar von unbekannter Hand geschleuderte Orangenschalen die streitenden Parteien nachdrücklich trafen, worauf sich dann gewöhnlich Beide unter wüthendem Halloh der Umsitzenden zur Ruhe begaben. Aeußerst komisch war es, wenn Einer, der hoch oben saß, zufällig tief unten einen Bekannten entdeckte und nun über Sitze und Sitzende hinweg hinabstieg oder eigentlich hinabfiel; denn Jeder, in dessen Nähe er kam, erleichterte ihm unter schallendem Gelächter das Hinabkommen, was denn auf solche Art eigentlich ein Hinabrutschen zu nennen war. Meistens ging das übrigens in Liebe vor sich, nur erzürnte sich hier und da eine Schöne, deren Mantilla etwas stark gestreift worden war, wurde aber auf die komischste Art von der Welt von dem Hinabfallenden besänftigt, indem er sie versicherte, ihr gutes Aussehen habe durchaus nichts gelitten, er mache ihr sein Kompliment, denn sie sähe immer noch reizender aus, als tausend Mädchen seiner Bekanntschaft, deren Namen ihm im gegenwärtigen Augenblicke nicht einfielen.

Auf allen Seiten des gewaltigen Kreises gab es dergleichen Szenen, und wenn es hier einen Augenblick ruhig war, so fing es drüben um so toller wieder an. Dabei war das Auge geblendet von der bunten Menschenmenge, von den lebhaften Farben der Damenanzüge und von dem brennenden Roth der vielen Mantas, nament-

lich aber von dem ſtrahlenden Sonnenlichte, das einen Theil des Kreiſes glänzend beleuchtete. Dort hielt man denn auch die Fächer in immerwährender Bewegung, theils um ſich vor den Strahlen der Sonne zu ſchützen, theils um ſich affektirt Kühlung zuzuwehen, oder um ſich mit entfernter Sitzenden durch Zeichen zu unterhalten.

Plötzlich verſtummte aller Lärmen und in dem weiten Kreiſe herrſchte eine tiefe Stille: der Generalkapitän iſt in ſeine Loge eingetreten, und unten im Ringe erſcheint auf einem mageren Roſſe ein Alguazil in altſpaniſcher Tracht mit Federhut und ſteifer Halskrauſe, ein kleines, ſchwankes Rohr in der Hand, um ſich dem Herkommen nach die Erlaubniß zum Beginn der Corrida zu erbitten, welche dadurch gewährt wird, daß der Generalkapitän den Schlüſſel zum Aufſchließen des Thierzwingers herabwirft, worauf der ſchwarze Mann den Circus eilfertig verläßt, eine Furcht heuchelnd, daß der Toro gar zu raſch hinter ihm drein kommen könnte. Dieſes Ganze iſt eine Formalität, wie Jedermann weiß, ein luſtiges Vorſpiel, beſonders durch die ſteife Grandezza des Alguazils und durch ſein ſcheues Umſchauen nach dem Thierzwinger, weßhalb es jetzt den Zuſchauermaſſen vor Beginn des ernſten Gefechts noch eine kleine Erheiterung verſchafft, indem ſie den Diener der öffentlichen Gewalt verhöhnen: „He, Señora Juſtizia, nehmt auch Eure Rockſchöße in Acht — ich ſehe ſchon den Kopf des Stieres hervorkommen — vorwärts, Herr Fledermaus! — aufgepaßt, da iſt er ſchon, gebt Eurem Rößlein kräftig die Sporen und macht, daß Ihr über die Schranken kommt — oho! — oho!“ Dann aber wieder plötzliche Stille, denn unter rauſchenden Muſikklängen erſcheint die Quadrilla de los Toreros; die Picadores auf dürren hochbeinigen Kleppern, die langen Lanzen hoch erhoben, die Chulos, Banderilleros und dann einige Eſpadas, aber nicht der große Mendovia, der es unter ſeiner Würde hält, ſich früher ſehen zu laſſen, als im entſcheidenden Augenblicke, wo er mit dem wildeſten Stiere zu thun haben wird, ein Cachetero, der Mann, welcher

dazu bestimmt ist, mit einem kurzen, dolchartigen Messer in gewissen Fällen dem Stiere den Gnadenstoß zu geben, machen den Schluß der Quadrilla, und nun folgen die Maulthiere, welche die getödteten Toros aus der Arena schleppen. An ihnen, ihrem Geschirr, ihren Führern wird die größte Pracht verschwendet und werden sie von dem Volke des Tendido mit einem lauten Händeklatschen empfangen. Es ist aber auch der Mühe werth, die Caulas del arrastradero zu betrachten: ihr Joch ist von vergoldetem Maroquin und Palissanderholz, behängt mit Gold und Seidenfransen; auf ihrer Stirne kreuzen sich kostbare Schnüre und Schleifen, zwischen ihren Ohren wallen Federbüsche von einem fabelhaften Werthe, der Zaum ist von blauem Sammet, goldbesternt wie ein Sommerhimmel. — Und das ganze Geschirr auf Brust, Rücken und unter dem Halse klingelt von Glöckchen aus massivem Silber. Ebenso überladen ist die torerosartige Tracht der Chulos, welche die Maulthiere lenken. Diesen Putz bezahlt irgend ein Grande, und wer weiß, ob er sich in diesem Augenblicke nicht selbst unter den Chulos, den Statisten dieses Nationaltheaters befindet; denn wie oft sah man große Herren vom reinsten Gothenvollblut, die jeden Montag ihre Herzogskrone gegen das zerefanische Fuhrmannskäppchen und den Heldendegen ihrer Ahnen gegen die Peitsche des Zagals vertauschten: es ist eben ein nationaler Sport, wie das Fuchsjagen und Pferderennen in England.

Der Gang des Stiergefechts ist schon so oft beschrieben worden, und jede Nummer des Programms ähnelt so sehr der andern, daß sie nur Abwechslung bietet durch das allerdings sehr verschiedenartige Temperament der Stiere, und es wäre für die Leser langweilig, wenn wir uns in Einzelheiten ergehen würden über die Anfänge der heutigen Corrida, bei der obendrein keine besonders wilden Thiere geboten wurden. „Lämmer! Lämmer!“ hörte man Stimmen aus dem Tendido, „aber keine Toros — man hat sie tüchtig fressen lassen, damit sie sich auf ihren Beinen halten können

— marrajos, echte Duckmäuſer — ſollte man nicht glauben, der da müſſe mit ſeinen Hörnern den Picador ſammt Pferd über ſich hinüberwerfen wie einen Federball, und iſt doch ſo feige, nach ſeinem Zwinger zurückzukriechen — treibe ihn vorwärts mit der Peitſche, wenn es nicht anders geht! — nein, mit Feuer! Banderillas de Fuego!“ rufen einige Stimmen und Tauſende brüllen nach, „ja, Banderilleras de Fuego!“

Das iſt der grauſamſte und unangenehmſte Anblick beim Stiergefecht: dieſe Banderillas, mit phantaſtiſchen Papierſchnitzeln, künſtlichen Spitzen und farbigen Bändern geziert, haben an der Eiſenſpitze mit Widerhaken kleine angezündete Lunten, welche mit Raketen und Schwärmern in Verbindung ſtehen. Schon ſitzt ein Paar am Hals des muthloſen Toro, ſie entzünden ſich, die Raketen fahren wie glühende Schlangen an ſeiner Haut hernieder, die ziſchenden Schwärmer überſchütten ihn mit unbarmherzigem Feuer.

Und nun ſtürzt er vorwärts toll und wild, rennt einige Chulos über den Haufen, die nicht raſch genug über die Schranken flogen, und macht dem Eſpada, der ein Anfänger iſt, noch ſo viel zu ſchaffen, daß dieſer nicht im Stande war, ſich Bravorufen und Beifallklatſchen zu verdienen. Er thut einen Fehlſtoß, denn ſeinen Degen, der im Leibe des Thieres ſtecken bleibt, muß er fahren laſſen, da das Thier nicht tödtlich getroffen iſt und noch toller als vorher durch die Arena raſt. — Armer Eſpada! Da bewegt ſich keine Hand zum Gruße, da entfalten ſich die Fächer vor den Augen der Damen, um den Ungeſchickten nicht zu ſehen, die Herren plaudern laut und gleichgültig mit einander und zünden ſich eine friſche Cigarre an, während die Manalos mit ihrem Anhange auf dem Tendido dem armen Eſpada rathen, ſich ein neues Federmeſſer zu kaufen, da ihm der Stier das ſeinige abgenommen; andere erſuchen ihn nach Hauſe zu gehen und ſeine Furcht in einem gut durchräucherten Bette auszuſchwitzen. „He! Señor zampa bruto!

Thierfresser, nimm Dich in Acht! Dort kommt der Stier zurück und will sich rächen für Deine schlechte Behandlung."

Das würde vielleicht noch länger so fortdauern, wenn der Stier nicht auf seinen Beinen anfinge zu wanken und endlich vor Blutverlust zusammenstürzte, worauf ihn der Cachetero mit einem raschen Stoße tödtet und das Maulthiergespann hereinklingelt, um ihn davon zu schleppen.

Doch ein anderes Gefecht beginnt nach einer nicht allzulangen Pause, welche von den Zuschauern dazu benützt wurde, zu lachen, zu plaudern, ihre Bemerkungen auszutauschen, während die Musik ein heiteres Stück spielt. Der Zwinger wird auf's Neue geöffnet, und wie der Stier erscheint, hört man vielfach den Ruf: „eine rothe Devisa!" — „eine rothe Devisa!" — wir werden etwas Besseres zu sehen bekommen. Devisa bedeutet die Bandschleife, mit welcher das Thier geschmückt worden ist, und die rothe Farbe zeigt an, daß man es mit einem Stiere von Rasse, de buen trapio, zu thun hat, und so erscheint er auch den Kennern, wie er nun langsam und bedächtig, ohne sich durch Sonnenlicht, Glanz und Musik überrascht zu zeigen, in den Circus tritt. Er mochte vielleicht sechs Jahre zählen, hatte feines, glänzendes Haar, einen langen, elastischen Schweif, gelenkige Kniee, kleine Hufe, starke schwarze und nicht zu lange Hörner, bewegliche, runde Ohren und feurige, dunkle Augen. Die Chulos und Banderilleros, obgleich sie wohl erkennen, daß sie es hier mit einem anderen Gegner zu thun haben, sind doch durch dessen zahmen Vorgänger allzusicher geworden, denn statt, wie es beim Erscheinen des neuen Stieres Regel ist, sich beobachtend möglichst nahe an den Schranken zu halten, standen sie unbekümmert plaudernd in kleinen Gruppen nebeneinander, einige sogar in der Nähe des Zwingers und blickten fast gleichgültig nach dem Stiere hin, welcher harmlos und ruhig einige Schritte vorwärts ging, um sich dann wie mit einem Male wie toll und wüthend gegen die Chulos zu stürzen, was eine all-

gemeine und höchst ergötzliche Flucht zur Folge hatte; nach den verschiedensten Richtungen stoben seine leichtfüßigen Gegner auseinander und manche, die sich im Augenblicke für überflüssig hielten, übersprangen die Schranken mit außerordentlicher Behendigkeit, wobei einer von dem Stiere so fest auf's Korn genommen wurde, daß dieser mit dem Chulo fast zu gleicher Zeit an die Schranke kam und kein Zoll Raum mehr blieb zwischen den Hörnern des Toro und den seidenen Beinkleidern des Chulos, als dieser erschreckt und athemlos über die Schranken flog. — «Bravo toro! — bravo! — un bojante puro!»

Jetzt erscheinen die Picadores — der erste war glücklich und traf das Thier mit seiner Lanze dicht hinter den Hörnern, worauf es sich rasch abwandte; der zweite aber, statt links auszuweichen, hat die Bestie an sich herankommen lassen, und nun gleitet die Lanze über den Rücken hin statt den Hals zu stacheln — armes Thier! Die Hörner des wüthenden Thieres bohren sich tief in seinen Leib, und während es durch den gewaltigen Anprall zusammenstürzt, bedeckt sein Blut und sein Eingeweide den Boden — der Picador arbeitet sich mühsam unter seinem Rosse hervor, und da der Stier glücklicherweise naiv ist und auf das vorgehaltene rothseidene Mäntelchen des Capeadors losgeht, so hat der Picador Zeit in die Höhe zu kommen und hinkend die Arena zu verlassen.

Ein dritter Picador ist indessen nicht glücklicher als sein Vorgänger: es blieb ihm beim Anprall des Stieres nicht einmal so viel Zeit, sein steifes Roß herumzuwerfen, worauf sich dieses, durch die Hörner des Stieres furchtbar in der Brust verletzt, hoch aufbäumt und überschlägt. Ein ganzer Schwarm der herbeieilenden Banderilleros war nöthig, um den Stier von Roß und Mann abzulenken, worauf der Letztere besinnungslos weggetragen wird.

Die Zuschauer sind zufrieden: „Ah, welch' glänzendes Gefecht! — welch' braver Stier!" hört man von allen Seiten. — Die Damen lassen ihre Fächer ruhen und manche Cigarre erlischt bei der un-

dazu und war bei einer jedesmaligen Ansicht mit der Majorität so vollkommen einverstanden, als man es nur von einem unbedeutenden Mitglied eines Familienrathes verlangen kann.

Auch der Herr Dubel und der Herr Winkler, namentlich der Erstere, sprachen sich sehr für den letzten Willen der Verstorbenen aus, und Dubel war entzückt mit dem Gedanken, daß das kleine Kind zu gleicher Zeit mit seinem Freunde, dem Doktor Stechmaier, eine glänzende Laufbahn auf den Brettern beginnen sollte. Der Hofkutscher, der weniger die Kunst im Auge hatte, freute sich absonderlich auf das Vergnügen, das der alte Vicarier Steinle haben würde, wenn er das Kind der Marie eines Tags in dem alten Theaterwagen nach Hause führen könne. Er lud den Teufel ein, ihn gelegentlich zu holen, wenn er eine Lüge sage und wenn es ihm nicht selbst Spaß machen würde, einmal dasselbe zu thun; doch erlaube es ihm sein Rang nicht, indem kein Hofkutscher, sondern nur Vicariere und Maulthierknechte die oben genannte Equipage zu fahren pflegten.

Es ist wohl selten ein Familienrath über das Schicksal eines Pflegebefohlenen so bald einig geworden, wie der unsrige. Nicht so bald war die Kaffeekanne geleert und von dem Backwerk nichts mehr übrig, so war auch beschlossen, daß der Herr Dubel am andern Tage sich mit der kleinen Marie zu dem königlichen Balletmeister begeben solle, um mit ihm das Nähere zu besprechen. Die Briefschaften und Papiere der kleinen Marie verschloß Jungfer Kiliane in eine alte Schublade.

getheilten Aufmerksamkeit, die man der Corrida widmet. Und welche Steigerung ist zu erwarten! vier Pferde schon ausgewaidet, die beiden Picadores, die so eben in die Schranke reiten, werden kein besseres Schicksal haben — nein, wahrlich nicht; das ist ja ein wahrer Pferdetödter — und wie er das so leicht und spielend betreibt — wir wollen sehen, ob es den Capeadores gelingt, ihn durch Schwenken ihrer rothen Mäntel zu ermüden, oder ob die Banderilleros im Stande sein werden, ihm auf regelrechte Art ein paar Pfeile anzuheften — das ist aber eigentlich ganz gleichgültig, denn Don Estevan, der große Espada, wird doch mit ihm fertig und wenn er gerade frisch hereinkäme von den fetten Waiden Antequeras.

Ja das Gefecht war so interessant und glänzend, daß sich die eifrigen Liebhaber in den Gang hinab begaben, welcher die Tablas von den ersten Sitzreihen trennt, um sich die Corrida in der großen versteckten Ecke, welche der Zwinger mit der Schranke bildet, besser in der Nähe ansehen zu können. Hier befanden sich schon seit dem Anfange des Schauspiels einige junge Männer, von denen einer in der Tracht eines Majo sich so geschickt an der Ecke des Zwingers aufgestellt hatte, daß er den ganzen Zuschauerraum überblicken konnte, ohne von Jemand Anderem als den Toreros gesehen zu werden. Von diesen schienen verschiedene den jungen Mann zu kennen, denn zuweilen trat einer oder der andere in den Pausen neben ihn, um ein paar Augenblicke mit ihm zu plaudern oder ein Cigarito zu rauchen. Auch Mendovia hatte sich hier schon sehen lassen, und wir dürfen es nicht verschweigen, daß Don Ruiz, als der berühmte Stierfechter zu ihm hintrat, ihm die Hand entgegenstreckte und die Rechte Mendovia's herzlich schüttelte.

Obgleich Estevan bei den Corridas, in welchen er zu thun hatte, immer sehr ernst und ruhig erschien, so war es doch unverkennbar, daß heute ein tiefer, fast düsterer Schatten auf seinen Zügen lagerte, so daß der Licenciat sich nicht enthalten konnte, nach der Ursache zu fragen, worauf der Torero zur Antwort gab, „ich

weiß es selbst nicht, wogegen ich fühle, daß Sie Recht haben: es beherrsche mich eine Unbehaglichkeit, die ich nicht überwinden kann, und wenn ich überhaupt eine Ahnung davon hätte, was das Wort Furcht bedeutet, so müßte ich sagen, ich würde mich glücklich schätzen, wenn das heutige Gefecht vorüber wäre. A—a—ah," machte er, nachdem sich durch einen tiefen Athemzug seine breite, hochgewölbte Brust ausgedehnt, „ist mir doch gerade, als sei ich ermüdet und weiß doch nicht wovon."

Don Ruiz schaute ihn besorgt an, da er auf der Stirne Estevan's plötzlich eine Röthe aufflammen sah, die eben so rasch wieder verschwand. „Bei Gott," flüsterte er ihm zu, „wenn Sie unwohl sind, Señor Estevan, wie ich fast vermuthe, so bleiben Sie aus der Arena — Sie sagten mir vorhin, Sie hätten es mit einer ganz besonders tollen Bestie zu thun."

„Warum nicht gar," lächelte der Andere — „was würden Sie von einem Offizier halten, welcher Angesichts des Feindes seinen Degen einsteckte? und wahrlich, ich bin so stolz, mich in einem ähnlichen Falle zu glauben."

„Gewiß, aber der Offizier tritt dem Feinde nie allein entgegen, wie Sie, und wenn ihm etwas Menschliches begegnet, so weiß er, daß Hülfe nicht weit ist — schicken Sie wenigstens die Chulos und Banderilleros nicht aus dem Ringe, wie Sie zu thun pflegen, wenn Sie dem Stier entgegentreten."

„Auch das geht nicht, es würde meinem Namen schaden, und ehe ich einen Flecken auf diesen kommen ließe, würde ich mich lieber Allem aussetzen. — Es wird auch vorübergehend sein, eine leichte Erkältung oder so etwas; ich fühle nur Schwere in den Füßen, doch ist meine Hand so sicher wie früher — ich hoffe, wir lachen später über Ihre Besorgniß, für welche ich Ihnen indessen als einen Beweis von Theilnahme dankbar bin."

Er reichte dem jungen Manne die Hand und setzte hinzu, indem er ihn lächelnd betrachtete: „Schade, daß Sie nicht zu uns

gehören, — Sie sind schon in Ihrem Aeußeren der vollendetste und schönste Torero, den ich je gesehen, und was Ihren Muth, Ihre Gewandtheit und die Kraft Ihres Armes anbelangt, so habe ich ein Recht, darüber zu urtheilen."

„Stille darüber, Señor Estevan — Sie erinnern mich an meine Schwäche."

„Nichts von Schwäche, Don Ruiz; Sie waren in jenem Augenblick verzaubert durch das fast gespensterhafte Erscheinen von Dolores — verzaubert, und so ist auch mir gerade zu Muth — doch Scherz bei Seite — ich hoffe, einem so großen Kenner, wie Sie sind, Freude zu machen — schenken Sie mir Ihre Aufmerksamkeit."

„Verlassen Sie sich darauf, Señor Estevan, ich werde jede Ihrer Bewegungen überwachen."

Die Zuschauer hatten Recht gehabt in ihrem Enthusiasmus über die Stärke und Ausdauer des Stieres mit der rothen Devisa: die Capeadores hatten ihn mit ihrem Mantelschwingen, ihren zierlichen Bewegungen und Sprüngen nicht im Mindesten ermüdet, und dem tollkühnsten Banderillero war es kaum gelungen, ihm ein paar Pfeile anzuheften. Der Toro stand jetzt noch so aufrecht da, als wie er aus dem Zwinger kam, den Kopf hoch getragen, die Nase nach dem Winde gerichtet; er hatte immer noch Füße, wie es in der Kunstsprache heißt, wenn man ausdrücken will, daß er noch im Stande ist, den flüchtigsten Chulos zu überholen.

Und nun verließen die Chulos und Banderilleros den Ring, eine Trompeterfanfare ertönte, und von einem unbeschreiblichen Jubel der Tausende von Zuschauer empfangen, trat Estevan Mendovia in den Kreis: die Damen schwenkten ihre Blumensträuße, die Herren grüßten mit den Händen, das Volk auf dem Tendido rief jubelnd: «viva el currito Mendovia!»

Und bei all' dem Lärmen schritt der Torero, ohne sich um den Stier zu bekümmern, bis unter die Loge des Generalkapitäns,

den er mit einer Neigung ſeines Degens begrüßte, bedankte ſich darauf mit einer anmuthigen Verbeugung des Kopfes für den freundlichen Empfang und wendete ſich alsdann erſt gegen den Stier, der ſich langſam gegen die Tablas zurückgezogen hatte und ihn mit leuchtenden Augen betrachtete, in welchen unverkennbare Bosheit funkelte, als erkenne er in ihm ſeinen gefährlichſten Feind — da war kein Herz unter all' den Zuſchauern, das nicht etwas befangener ſchlug, kein Auge, das nicht mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit jeder Bewegung des muthigen Mannes folgte.

Wie ſich der Stier in ſich zuſammenzieht, wie er den Kopf ſenkt und vorwärts ſtürzt! Man hätte darauf ſchwören ſollen, es ſei dem Torero, der ihn ſtehenden Fußes erwartete, nicht möglich geweſen, dem furchtbaren Anpralle auszuweichen; doch in dem Augenblicke, als er dem Stiere auf zwei Schritte Auge in Auge ſchaute, lüftete Mendovia kokett ſeinen Hut ein wenig, lächelte und warf den Degen, den er bis dahin läſſig in der linken Hand getragen hatte, in die rechte hinüber, wobei er mit der linken die rothe Muleta leicht gegen den Kopf des Thieres ſchwang. Dieſer ſchien förmlich mit den Augen zu zielen und bog ſich alsdann etwas zurück, um hierauf mit einem einzigen Sprunge das rothe Tuch zu erreichen, aber nicht den Torero. Dieſer blickte dem Stiere, der nun vorüberſchoß, nach, und wenn er dieſes auch anſcheinend mit einer ganz unbefangenen Miene that und ſich darauf mit der gleichen Sicherheit wieder gegen das zurückkehrende Thier wandte, ſo bemerkte doch Don Ruiz, welcher dicht an die Schranken getreten war und allen Bewegungen des Torero mit einer beinahe fieberhaften Spannung folgte, daß jener ſchwer aufathmete, für eine Sekunde ſeine Augen ſchloß, ja einmal langſam mit der rechten Hand über die Stirne fuhr; auch war es unverkennbar, daß ſeiner Haltung und ſeinen Bewegungen jene vollendete Sicherheit fehlte, durch die er ſich ſonſt ſo ſehr auszeichnete.

Don Ruiz fühlte ſich auf's Höchſte erregt — das geräuſchvolle glänzende Treiben des Ortes, wo er ſich befand — das intereſſante Gefecht, welches ſich vor ſeinen Augen abſpielte, um ſo anziehender für ihn, da er ſich von Furcht bewegt fühlte für den Torero, brachte ſein ohnehin heißes Blut in eine unbeſchreibliche Wallung — aber es war eine Wallung, die ſeinen Arm ſtählte, die eine tolle Kampfluſt in ihm erregte: er fühlte, wie ſich alle Sehnen ſeines Körpers anſpannten — er hätte es in dieſem Augenblicke mit einem Dutzend Stiere aufnehmen mögen; er bemerkte die außerordentliche Erregung der beinahe athemlos zuſchauenden Menge an der Todtenſtille, welche über dem ganzen Hauſe lag; er hatte, ſich vorbeugend, einen Blick auf Paula geworfen, und ſein Herz klopfte ſtürmiſch, als er bemerkte, wie auch ſie bleich mit ſtarrem Auge auf den Torero blickte. — „Fortes fortuna adjuvat — dem Muthigen gehört die Welt, er erreicht das Unglaubliche," murmelte Ruiz zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen, wobei ſeine Augen flammten.

Mendovia ſtand jetzt abermals dem Stiere auf wenige Schritte gegenüber, bleich, mit gerötheten Augen, doch wie man an der ganzen geſtreckten Haltung ſeines Körpers ſah, feſt entſchloſſen, ſich jetzt ſeines gefährlichen Gegners zu entledigen. Schon hob er langſam zielend den Degen zum Stoße empor, als ſein linker Fuß, auf den er ſich feſt ſtützte, auszugleiten ſchien und er rückwärts taumelnd Mantel und Schwert fallen ließ.

In einem einzigen Schrei des Entſetzens kreiſchte es rings umher auf — Alles erhob ſich ſtürmiſch von den Sitzen, um mit entſetzlicher Spannung dem fürchterlichen Ende dieſes Kampfes zuzuſchauen, denn der Stier, der vorbeigeſchoſſen war, warf ſich nun mit einer gewaltigen Schwenkung gegen ſeinen wehrloſen Feind und ſenkte ſchon von Weitem den Kopf, um ihn dieſesmal nicht zu verfehlen; auch ließ er ſich nicht im geringſten irre machen durch das Geſchrei der Chulos und Banderilleros, die von allen Seiten

in den Ring ſprangen und dem Torero zuriefen, ſich durch die Flucht zu retten.

Dieſer hatte ſich allerdings wieder erhoben, doch ſtand er ſchwankend da und machte nur einen leiſen Verſuch, Mantel und Schwert wieder vom Boden aufzuraffen, dann ſtand er ruhig da, das wüthende Thier erwartend. — Wie hätte er ſich auch zur Flucht entſchließen können, er, Eſtevan Mendovia — nie! — nie!

Dieſes geſchah Alles im kurzen Zeitpunkt von einigen Sekunden mit ſolcher Blitzesſchnelle, daß ſich die Zuſchauer geblendet, betäubt fühlten, unfähig jeder Bewegung, unfähig eines Lautes nach jenem erſten Schrei des Entſetzens. Und etwas Unerhörteres, das jetzt geſchah, war im erſten Momente ſogar nicht einmal im Stande, ihre Zungen zu löſen — die Geſtalt eines jungen Mannes aus den Reihen der Zuſchauer in andaluſiſcher Tracht, der ſich mit der Leichtigkeit eines Vogels über die Schranken ſchwang, der mit zwei gewaltigen Sprüngen an der Seite des Torero ſtand, Muleta und Degen deſſelben vom Boden auffaſſend, ehe der Stier nahe gekommen war — der den Torero, welcher ihn mit einem ſeltſamen Blicke anſtarrte, ſanft auf die Seite ſchob und alsdann noch ſo viel Zeit übrig hatte, um durch eine Schwenkung nach allen Regeln der Kunſt den Stier dicht unter ſeinem Arme, dicht an ſeiner Bruſt vorüberſchießen zu laſſen.

Das undankbare Ungeheuer Publikum hatte jetzt kaum noch einen Blick für den wehrloſen Mann, dem es noch vor Kurzem begeiſtert entgegengejubelt und welcher nun von den herbeigeſtürzten Banderilleros umringt und zur Seite geführt wurde — und er, Mendovia, der es ſonſt mit einem Dutzend dieſer Leute aufgenommen hätte, ließ Alles mit ſich geſchehen wie ein ſchwacher Knabe, wie ein Schlaftrunkener, wie Jemand, deſſen Sinne durch eine unbegreifliche Macht gefeſſelt ſind. Und ſo war es auch: „Zauberei!“ hörte man hier und da aus dem Munde dieſer wilden Geſellen, als ſie ihn nun neben der Arena im Spital der Toreros auf ein Lager

niedergelaſſen, wo er bewegungslos, ruhig athmend, entſchlummerte, wo ihn nicht einmal erweckte der wilde Jubelſchrei, der aus dem anſtoßenden Circus herüberdrang — ein Jubelſchrei, eine Begeiſterung, ein Toben der Menge, wie man noch nichts Aehnliches gehört. Mit Blumen überſchüttet wurde der junge Mann, der den heranſtürmenden Stier mit ſolcher Ruhe, ſo regelrecht gefällt, daß er mitten im Sprunge zu den Füßen ſeines Siegers zuſammengeſtürzt war. Da ſtand er und dankte nur mit einer leichten, ſtolzen Neigung des Kopfes für den unermeßlichen Beifall, der nicht enden wollte und immer wieder auf's Neue anfing, bei dem wilden Jubelruf des auf's Höchſte erregten Volkes auf dem Tendido. — Wo es auf den Balkonen keine Blumen mehr gab weder in der Hand der Damen noch in ihrem Haare, da warfen ſie ihre Fächer in den Kreis, und die Manolas, denen dieſes noch nicht genügte, um den wunderbaren Toreador zu ehren, der ſo plötzlich erſchienen war ſiegreich wie der heilige Georg, ebenſo ſchön und ritterlich anzuſehen wie dieſer, brannten ihre Papierfächer an, ſchwangen ſie ein paarmal über dem Kopfe und warfen ſie alsdann hinab mit den Rufen: «viva, viva el currito! — hoch lebe der Gewaltigſte und Schönſte im Lande Gottes — vereinigt ſind in ihm das Schwert des Cid Campeador und die Kraft des Don Juan Chacon — viva! viva! salero! welch' ein Meiſterſtoß! — barbaro! barbaro! — o que barbaridad!»

Während man ſo von allen Seiten dem ſich langſam entfernenden Sieger zurief, zujubelte, zulärmte, gab es einen einzigen Balkon in der Arena, auf deſſen Beſitzer die Erſcheinung des jungen Mannes wie ein Blitzſtrahl gewirkt hatte, aber wie ein lähmender Blitzſtrahl, und wenn auch Paula's Augen wild und leidenſchaftlich aufflammten, wenn ihre Blicke auch mit einer furchtbaren Spannung dieſem unerhörten Ereigniſſe folgten, wenn ihre Bruſt ſich bis zum Zerſpringen hob, ſo brach doch kein Wort, kein Laut hervor zwiſchen ihren feſtgeſchloſſenen Lippen; der alte Melendez,

der ſich mit ausgebreiteten Händen gegen die Brüſtung geworfen hatte, ſtarrte mit weit aufgeriſſenen Augen athemlos zu, und während Fernando allein einen leiſen, kaum vernehmbaren Ausruf des Erſtaunens und der Bewunderung hören ließ, ſtöhnte der dicke Kanonikus auf eine wahrhaft beängſtigende Art, und war es dieſer auch, der nach einiger Zeit unter dem allgemeinen Lärmen zuerſt das peinliche Stillſchweigen brach, indem er ſagte: „Das iſt eine wunderbare Aufführung für einen zukünftigen Prälaten oder Biſchof — unſere liebe Frau von Montſerrat ſei mir gnädig.“ Auch Paula bewegte langſam ihre Lippen und warf einen ſo innigen Blick gen Himmel empor, daß es unverkennbar war, auch ſie wende ſich an eine freundliche Heilige; doch da zu gleicher Zeit ein Strahl des Glücks ihren Blicken entſtrömte, ſo glauben wir annehmen zu können, daß ſie im Gegenſatz zu Don Bartolomeo eher ein Gebet des Dankes, als ein Wort der Verdammung ſprach — alle Viere aber waren glücklich, daß ihnen die allgemeine Aufregung Gelegenheit gab, ſich unbemerkt von ihrem Balkon zurückzuziehen.

Don Ruiz hatte ſich zu dem Torero begeben, welcher noch immer in einem ſchlummerähnlichen Zuſtande lag; daß er aber nicht wirklich ſchlief, bemerkte man daran, daß er zuweilen ſeine Augen öffnete, auch auf die Fragen des herbeigeeilten Arztes kurze Antworten gab, aus denen man entnahm, daß ihn eine plötzliche, unerklärliche Schwäche befallen, die aber jetzt ſchon wieder zu verſchwinden anfange. Der Arzt, nachdem er etwas Beruhigendes verordnet, zuckte mit den Achſeln und warf einen langen Blick auf das todtenbleiche Geſicht eines jungen, ſchönen Mädchens, das mit allen Zeichen der Verzweiflung neben dem Lager Eſtevan's ſaß, ſeine Hand mit Küſſen bedeckte und die ſüßeſten Schmeichelnamen über ihn hinflüſterte.

Nur mit Mühe konnte Ruiz das in Thränen aufgelöſte Mädchen abhalten ihm zu Füßen zu ſtürzen, ſeine Kniee zu umfaſſen

und ſeine Hände zu küſſen, doch ſchauderte ſie mit einem Male zurück, als unter ſeinem Aermel hervor jener matte, nur zu wohlbekannte Goldreif entgegenblickte.

Es iſt wiederum Abend geworden, wie zu Anfang unſerer kleinen Erzählung, und in dem reizenden Hofe des Hauſes Melendez ſind beinahe die gleichen Perſonen abermals verſammelt, doch hatte es der ehemalige Licenciat nicht für nöthig gehalten in ſeinem ſchwarzen Mantel und ſeinem abſcheulichen Hute vor Paula zu erſcheinen und vor den noch immer finſter blickenden Augen des erzürnten Kanonikus.

„Da führe einer noch ſo künſtliche Gebäude auf,“ grollte Letzterer, „ein Windhauch ſtürzt ſie zuſammen.“

„Oder der gute Stoß eines Degens,“ lachte Fernando, „und ich muß ſchon geſtehen, daß es ſchade wäre, wenn dieſer Degen,“ ſetzte er doppelſinnig hinzu, „unter dem ſchwarzen Kleide eines Licenciaten verſchwinden würde.“

„Damit ſind wir zu Ende,“ ſeufzte Don Bartolomeo, „denn bei aller Keckheit, die ich ihm zutraue, wird Ruiz die Frechheit doch nicht ſo weit treiben, ſich morgen vor ſeinen Oberen ſehen zu laſſen.“

„Leider ſind mir die Pforten dieſes Himmels verſchloſſen,“ gab jener mit einer etwas ſcheinheiligen Miene zur Antwort, „aber vielleicht kann ich doch noch glücklich und ſelig werden.“ Er warf bei dieſen Worten einen innigen Blick nach Paula hinüber, und als dieſe ihm ſtatt einer anderen Antwort ihre Hand entgegenſtreckte, jubelte er ſo laut und ſtürmiſch auf, daß der Kanonikus mit einer verdrießlichen Miene die Ohren zuhielt.

„Geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern,“ ſagte Melendez achſelzuckend, „und wenn Don Bartolomeo, woran ich nach dem

Vorgefallenen nicht zweifle, mit uns einverſtanden iſt, ſo wird auch Donna Leocadia vernünftig ſein und zugeſtehen, daß dieſer falſche Torero ihr lieber iſt, als — — nächtliche Serenaden, die unſere Nachtruhe ſtören."

Er hätte das nicht flüſternd zu ſagen brauchen, um das Gefühl ſeiner Tochter zu ſchonen, denn dieſe hatte ſich raſch erhoben, um mit Don Ruiz im Schatten der duftigen Bäume zu verſchwinden.

Achtzehntes Kapitel.

Im Hoftheater.

Da am andern Morgen die Witterung etwas zweifelhaft war, ſo beſchloß der Herr Dubel, eine Droſchke zu nehmen, um vor etwaigem Schnee geſchützt zu ſein und ſeine Auffahrt bei dem königlichen Hoftheater, alſo eigentlich bei Hofe, glanzvoller zu machen. Er holte die kleine Marie ab, welche in ihrem hübſcheſten Kleide prangte und mit den ſchön geringelten ſchwarzen Locken wie ein kleiner Engel ausſah. Man hatte ſie ſchon darauf vorbereitet, was ſie dem Wunſch ihrer Mutter gemäß erlernen ſollte, und der Gedanke, tanzen zu dürfen, machte ſie ganz glücklich. Auch war es für ſie ein unbeſchreibliches Vergnügen, zum erſten Mal in einer Kutſche fahren zu dürfen. Sie ſtrampfte mit den Füßchen und lachte hell auf, ſo oft der Wagen ſcharf um eine Ecke fuhr und ſie ſich ein wenig auf die Seite neigen mußte und bald hatten ſie das Theater erreicht und ſich in dem weitläufigen Gebäude bis zu dem Balletſaal durchgefragt, aus welchem die ſcharfen Töne einer einzelnen Violine herausklangen und wo Beide, der Herr Dubel wie das Kind, herzklopfend ſtehen blieben.

Ein Eiſenbahn-Abenteuer.

Von dem Zuge, welcher eben im Begriff ſtand, in die Welt hinauszudampfen, war das erſte Zeichen gegeben worden, und der betreffende Kondukteur hatte die verehrlichen Paſſagiere nach Ulm, Augsburg, München, Salzburg, Wien erſucht, ihre Plätze einzunehmen, worauf die Reiſenden dieſer Aufforderung gemäß die Wartſäle eilfertig verließen, ihr Handgepäck aus den Händen eines Hausknechts oder Packträgers nahmen, zum letzten Male eine verwandtſchaftliche Begleitung oder ein paar gute Freunde umarmten, hier einem Bekannten zuwinkten, dort ſich über einen Mitfahrenden freuten oder ärgerten, Jemand, den ſie bis zum letzten Augenblick vergeblich erwartet, ängſtlich ſuchten, was Alles zuſammengenommen jenes lebendige Bild eines wilden Durcheinanders gibt, wie es uns auch ein Ameiſenhaufen bietet, deſſen Bewohner durch ein unvorhergeſehenes Ereigniß aufgeſchreckt worden ſind.

Dem Himmel ſei Dank, daß die geöffneten Wagenthüren des Zuges, unterſtützt von der drängenden Zeit, die wogende Flut der Reiſenden ſo raſch in ſich aufnehmen! Hie und da bemerkt man beim Einſteigen noch einige Rangſtreitigkeiten, noch ein paar Verſehen zwiſchen zweiter und dritter Klaſſe, vielleicht auch irgendwo

eine Szene à la Mac Donald, wo dann der Kondukteur, oder wenn's hoch kommt der Zugmeister schlichtend, ermahnend, befehlend eintritt, um die Widerspenstigen oder Furchtsamen der ganzen Heerde glücklich in den Pferch zu bringen. Endlich fliegen die Thüren zu und werden durch die Vorreiber geschlossen. Die Lokomotive beantwortet das letzte Glockengeläute mit einem gellenden Pfiff — fertig! — fort! — und der Zug setzt sich langsam in Bewegung.

Hie und da wagt es noch einer der Passagiere, seinen Kopf schlichtern aus dem Wagen herauszustrecken, um nach Jemand zu schauen, der sich vielleicht auch in athemlosem Laufe am Eingange der Halle zeigt. Ein Kellner der Restauration macht den vergeblichen Versuch, eine schuldig gebliebene Zeche zu reklamiren, wo er es alsdann außerordentlich eilig hat, oder er hat Geld herauszugeben, was er mit viel größerer Ruhe und Behaglichkeit auszuführen sich bestrebt. Zuletzt sieht man wohl noch ein weißes Taschentuch an einem der Fenster erscheinen, als verabredetes Zeichen, daß er ihrer noch gedacht, und dann wird's still im Bahnhof, bis vielleicht in einer Stunde dieselbe Szene sich von Neuem wiederholt. Die Beamten verschwinden vom Trottoir, die Thüren der Wartsäle werden geschlossen, der Portier stellt seinen silberbeschlagenen Stock in eine Ecke, und die begleitenden Freunde verlassen die Halle, wobei sie in hundert Variationen die geistreiche Bemerkung machen: „Nun ist der auch wieder abgereist — das wäre wieder einmal vorüber.“

Der junge Mann, von dem in unserem kleinen Abenteuer die Rede sein wird, gehört indessen nicht den Zurückbleibenden an — er hatte nicht begleitet, war glücklicher Weise nicht begleitet worden, sondern nimmt, da er sich an einem fremden Orte befindet, die angenehme neutrale Stellung ein, Alles mit großer Seelenruhe betrachten zu können, unbewegt von sanften Händedrücken und heimlichen Thränen. Auch braucht er für seinen Platz nicht besorgt zu

sein; denn da er von weiter herkommt, so behält er seinen Platz und zwar einen ganz vortrefflichen in der rechten Ecke eines rückwärts fahrenden Halbcoupés, wo er vortrefflich eingerichtet war. Er hatte über sich Nachtsack und einen leichten Sommerpaletot, rechts in der Wagentasche ein paar Bücher, in denen er zuweilen las, und vor sich eine mächtige Cigarrentasche mit der ganzen dazu nöthigen Feuervorrichtung. Auch hatte er seine kleine Behausung, obgleich er dieselbe erst seit heute Morgen fünf Uhr bewohnt, förmlich liebgewonnen und befindet sich überhaupt in so guter Reiselaune, daß er, anstatt heute Abend sein Reiseziel in München beendigt zu sehen, eben so lieb die ganze Nacht hindurch gefahren wäre.

Er hatte vortrefflich gefrühstückt, nicht in der Bahnhofrestauration, sondern ehe der Zug antam in aller Ruhe und Behaglichkeit aus einem Etui, das er zu diesem Zwecke immer bei sich zu führen pflegte. Und was ihn nun, nachdem man wieder eingestiegen war, allein für seine Reisezukunft beunruhigte, war die Ungewißheit, ob seine Nebenpassagiere Raucher oder Nichtraucher seien, denn das Coupé, in dem er sich befand, war für Nichtraucher bestimmt. Da er aber schon ein paar Cigarren verdampft hatte, so konnte er es doch mit Gemüthlichkeit abwarten, es überhaupt mit einer gewissen Schadenfreude ansehen, wie seine Mitreisenden eine gute Viertelstunde brauchten, ehe sie sich auf ihren Sitzen zurecht gefunden, ihr Gepäck und ihre Füße gehörig untergebracht hatten, dabei verschiedene Male einander wegen irgend einer Kleinigkeit um Entschuldigung gebeten, ihn forschend betrachtet, dabei ungemüthlich aussehend, während er in seiner Ecke mit übereinandergeschlagenen Armen zu ihnen hinüberschielte, wie der rechtmäßige Besitzer auf schüchterne Eindringlinge.

Der Eine von ihnen, der neben dem Helden unserer wahrhaften Geschichte saß, war eine wohlbeleibte Persönlichkeit, mit fast gar keinem Halse und einem rothen, erhitzten Gesichte, was der

junge Mann einem raschen Gehen, um den Bahnhof zur rechten Zeit zu erreichen, zuschrieb. Da sich aber auch später die Röthe seines Gesichtes gleich blieb, so nahm er an, daß der Mann an innerlicher Hitze zu leiden habe, denn er saß meistens mit unbedecktem Haupte da, und sein schwerer Athem klang wie ein unterdrücktes Schnauben und Blasen.

In der andern Ecke befand sich ein alter Herr, der ein reisender Gelehrter, ein Schriftsteller oder dergleichen zu sein schien. Sein Gepäck bestand aus einem kleinen Handsack und einigen Büchern, die er unter dem Arme trug und worin er nicht nur fast beständig las, sondern worin er auch häufig Bleistiftnotizen machte.

Zwischen diesem und dem dicken Herrn saß eine lange und dürre Persönlichkeit, die sich dadurch auszeichnete, daß sie einen Anzug trug von einem auffallend karrirten Stoffe, aus dem sogar seine Gamaschen und seine Reisemütze bestand. Sein Gesicht war gerade nicht angenehm zu nennen, und seine grauen, unsteten Augen hatte er meistens halb geschlossen, und wenn er sie einmal öffnete, so geschah dieses nur, um verstohlen nach rechts oder links zu schielen. Dabei hatte er die eigenthümliche Gewohnheit, in einem fort nicht nur still vor sich hin zu pfeifen, sondern auch noch stets die gleiche, an sich schon so bekannte Weise des Liedes: „Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht" vor sich hinzusummen, und sich nur manchmal eine Abwechslung der Tonart zu erlauben. Auch schien er sich so an diese Uebung gewöhnt zu haben, daß er, wenn er einmal sein Pfeifen unterbrach, doch immer noch die Bewegung des Mundspitzens machte.

Im Uebrigen waren alle Drei harmlose Menschen von angenehmen Eigenschaften, die ihren Mitreisenden in keiner Weise unbequem waren, und wie sich später herausstellte, das Rauchen ertragen konnten.

Der dicke Herr war dabei redselig; er erzählte gerne und mit heiterem Gesichtsausdrucke, selbst wenn er von Eisenbahnunfällen

sprach, welche durch eine leichtverständliche Ideenverkettung eines der ersten Themas der Unterhaltung waren. Er kam aus dem Hessischen und wollte in einem Wagen gefahren sein in dem Augenblick, als durch die Decke desselben zwei Pferde eingebrochen seien, die auf einer Brücke über der Bahn durch den heranbrausenden Zug scheu geworden, über das Geländer gesetzt und auf den Wagen hinabgefallen seien. Dabei beschrieb er den Augenblick recht lebendig und anschaulich, als nach einem unerhörten Krachen oben über ihren Häuptern verschiedene Pferdehufe sichtbar geworden seien. Hieran knüpfte er noch eine Geschichte eigener Erfahrung, daß er einmal eines Abends in der Dämmerung mit eigenem zweispännigen Gefährte die Bahn in sehr koupirtem Terrain seiner Gegend habe kreuzen wollen, und da die diesseitige Kette geöffnet gewesen, dieses auch zur Hälfte gethan, worauf aber seine Pferde vor der andern gesperrten Kette stehen geblieben seien. In diesem Augenblick hörte er in nächster Nähe das Brausen eines herrannahenden Zuges und sah nach einer halben Minute die Lokomotive mit ihren rothen tückischen Augen in einem kleinen Bogen gegen ihn heransausen. Was war zu thun? Die unruhigen Pferde wollten umdrehen, wozu aber keine Zeit mehr war. „Rasch erhob ich meine Peitsche," sagte er, „hieb mit aller Kraft auf sie ein, worauf sie sich in einem wilden Satze gegen die Kette warfen und dieselbe durchbrachen. Ich kann Sie versichern, es war mir zu Muthe, als nähme das schnaubende Ungethüm in meinem Rücken ein Stück meiner Hinterräder mit, so dicht sauste es vorüber."

Der mit dem karrirten Anzuge bezeugte seinen Antheil an dieser aufregenden Geschichte dadurch, daß er die Fahnenwacht in einer Molltonart pfiff.

Um das Bild des Halbcoupés zu vervollkommnen, fügen wir bei, daß der junge Mann in der rechten Ecke in dem schönen Alter zwischen Zwanzig und Dreißig war, daß er sich einer großen Lebens- und Reiselust erfreute, welche aus einer vortrefflichen Gesundheit

und einer wohlgefüllten Geldtaſche entſprang. Daß er tiefbraunes, dichtgelocktes Haar hatte, einen allerdings etwas bräunlichen Teint, dazu aber recht gut paſſende, dunkle Augen, vortreffliche Zähne und ſonſt noch allerlei gute Eigenſchaften, die er auch nicht verfehlte, in Herren- wie in Damengeſellſchaft zur Geltung zu bringen.

Luſtig ſauste die Lokomotive durch das Neckarthal und zeigte den Reiſenden die reiche, maleriſche Abwechslung eines ſchönen, landſchaftlichen Bildes, Hügel und Thäler, Waldungen und Fruchtfelder, einzelne Höfe, kleine Dörfer an ſanft geſchwungenen Anhöhen; zuweilen das im Sonnenlicht glitzernde Waſſer eines Flüßchens und dazu die bekannte Staffage, einen vorüberbrauſenden Eiſenbahnzug, ſchreiende Buben auf der Landſtraße, ein paar unruhig werdende Pferde, nachblickende Feldarbeiter und die vergeblichen Verſuche eines zur Seite des Zuges dahinjagenden Hundes.

Alles das unterhält uns eine Zeitlang, dann werfen wir unſere ausgebrannte Cigarre weg, ziehen ein Buch hervor, leſen eine halbe Stunde, ſtecken es bei Seite und lehnen uns wieder in die Ecke zurück, um Vergangenheit und Zukunft in heiteren oder ernſten Bildern an uns vorüberziehen zu laſſen.

So machte es auch der junge Mann in der rechten Ecke des Halbcoupés, während ſein dicker Nachbar feſt eingeſchlafen war, während der im karrirten Anzuge mit kleinen Unterbrechungen die Weiſe der Fahnenwacht pfiff und während der Gelehrte in der anderen Ecke las oder mit ſeinem Bleiſtift etwas notirte.

Dem Wagen, worin unſere Geſellſchaft fuhr, folgte natürlicher Weiſe ein anderer, ebenfalls mit einem Halbcoupé, das leer zu ſein ſchien, denn die grünſeidenen Vorhänge deſſelben waren an allen Fenſtern herabgelaſſen.

Als der junge Mann nicht mehr leſen mochte, auch ſeine Gedanken wieder verabſchiedet hatte, und anfing, die landſchaftlichen Bilder, an denen er vorüberfuhr, gewöhnlich, faſt langweilig zu finden, begann er ſich mit dem ihnen dicht folgenden Halbcoupé zu

beschäftigen, wobei er sich in Phantasieen erging, ob dasselbe wirklich leer sei oder ob die Darinsitzenden vielleicht Gründe hätten, sich durch die seidenen Vorhänge so von der ganzen Welt abzusperren; ja, dieses Interesse steigerte sich so zur Neugierde, daß er an dem nächsten Halteorte seinen Platz verließ, um den betreffenden Wagen von der Seite anzuschauen; aber auch hier waren die grünseidenen Vorhänge herabgelassen, doch sagte ihm der Kondukteur auf seine Frage mit kurzen Worten, daß jenes Halbcoupé besetzt sei.

„Eine eigenthümliche Laune," dachte er im Weiterfahren, „so durch einen schönen Sommertag und eine interessante Gegend mit herabgelassenen Vorhängen zu fahren. Vielleicht ist's ein Kranker, der, grämlich gegen die Welt, mit Sehnsucht dem Ende seiner Reise, irgend einer Molkenanstalt oder einem Mineralbrunnen entgegensieht. — Vielleicht ist's auch eine Familie, welche die Nacht durchgefahren ist und die versäumte Ruhe durch einen langen Morgenschlummer einbringt. Ja, ja," sprach er zu sich selber, „es gibt Leute, die während der Nacht nicht zu schlafen im Stande sind aus Angst vor allerlei eingebildeten Unfällen — aber wissen möchte ich doch, wer hinter den grünseidenen Vorhängen steckt."

Aber auch die nächste größere Station brachte ihm hierüber keine Gewißheit — fünf Minuten Aufenthalt — lange fünf Minuten, wo jeder vernünftige Mensch den Wagen verließ, um seine Beine etwas gelenkig zu machen. Auch der dicke Herr neben ihm und der Großkarrirte, der nun draußen auf dem Trottoir die Fahnenwacht pfiff, wo selbst der Gelehrte sein Buch zuschlug und den Kopf zum Wagen herausstreckte — fünf Minuten und von den Reisenden im Coupé nicht das Geringste zu entdecken.

Abermals fuhren sie weiter und kamen an einen berühmten Gebirgsübergang mit außerordentlich starker Steigung, mit Felswänden an der einen Seite, Abgründe an der andern; ein großartiges Werk, welches die Aufmerksamkeit der Reisenden im höchsten Grade in Anspruch nimmt. Hörte doch sogar hier der Karrirte

zu pfeifen auf, ja er machte nicht einmal mehr die Geberde des Mundspitzens, als er voll Erstaunen zum Fenster hinausblickte — hinter den grünseidenen Vorhängen aber, es war rein zum Verrücktwerden, nicht die Spur einer Bewegung.

Jetzt hatte der Zug die Hochebene der Alp erreicht und jagte in gemüthlicher Geschwindigkeit über die weite Ebene dahin, jetzt schnaubend und brausend über Dämme und Viadukte, um gleich darauf pfeifend und rasselnd durch tiefe Einschnitte zu rasen.

Da bemerkte der junge Mann, welcher sich um die ganze Gegend nichts bekümmerte und, was im Grunde höchst lächerlich war, nur Augen hatte für das ihm folgende Halbcoupé, da bemerkte er, sagen wir, eine kleine Bewegung an den grünseidenen Vorhängen und zwar an dem des Fensters ihm gerade gegenüber. Es war keine Täuschung. Der Vorhang bewegte sich langsam in die Höhe und zeigte ihm eine junge und sehr schöne Dame in einem reizenden Reiseanzug, welche aus entzückenden dunkelblauen Augen, die aber merkwürdiger Weise unter schwarzen Brauen hervorleuchteten, den Himmel betrachtete. Hierauf kam auch eine feine, weiße Hand zum Vorschein, die mit einer unbeschreiblichen Grazie das dichte, hellblonde, wellenförmige Haar etwas aus der blendenden Stirne strich, um gleich darauf wieder in einen perlfarbenen Glacéhandschuh zu schlüpfen.

„A—a—a—ah!“

Wir wollen nicht annehmen, daß die junge Dame gegenüber im Stande gewesen war, vor dem Wagengerassel dieses „Ah“ aufrichtiger Bewunderung zu vernehmen, doch schien sie im gleichen Augenblicke ihre Himmelsbetrachtungen, welche gewiß himmlische Betrachtungen waren, beendigt zu haben, und ließ ihre schönen Augen aus höheren Sphären wieder auf unsere arme Erde herabgleiten, wobei aber das Erste, welches sich ihren Blicken darbot, leicht begreiflicher Weise unser junger Mann war, der sich obendrein etwas stark vorgebeugt hatte und vielleicht gerade dadurch die

Veranlassung war, daß der grünseidene Vorhang mit einem höchst energischen Ruck herabgelassen wurde.

Es war aber auch zu taktlos von ihm gewesen, sein schönes Gegenüber so auffallend anzuschauen: er mußte sich das selbst gestehen und konnte es dabei nicht unterlassen, sich für diese Indiskretion ein paar passende Worte zu sagen — schade, daß die junge Dame drüben gar so empfindlich war; es ist schon so angenehm und pikant, von Haus zu Haus, von einem Fenster zum andern eine neue, allerliebste Bekanntschaft anzuknüpfen, mit gänzlich unbewußten Mienen und Bewegungen beginnend, die sich nach und nach in bestimmte Zeichen verwandeln und endlich eine förmliche Sprache werden, so stumm und doch so beredt, so schwer zu begreifen und doch wieder so leicht verständlich; — aber um so reizender wäre es, dachte der junge Mann und vielleicht mit ihm so mancher unserer geehrten Leser, auf so einer langwierigen Eisenbahnfahrt das Herz eines schönen Gegenübers zu erobern, um mit unterschiedlichen Haltorten endlich an's gewünschte Ziel zu gelangen.

Der junge Mann hatte eine sehr schöne Stimme, und wenn es möglich gewesen wäre, sie unter dem Wagengerassel vernehmlich zu machen, so würde er versucht haben, die junge Dame durch ein Lied voll süßer Anspielung darüber aufzuklären, welch' glühendes Herz im Halbcoupé, dem ihrigen gegenüber, schlage — ja, wir können unser Wort nicht zurücknehmen, sein Herz schlug schon für sie. Es war ihm ergangen wie dem Jäger im Nachtlager von Granada:

„Ihr Blick ihm zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich."

Im Grunde hatte die junge Dame Recht gehabt, sich vor seinem Anstarren zurückzuziehen, und er sann darüber nach, ob es denn keine Möglichkeit gebe, ihr pantomimisch auszudrücken, wie sehr er es bereue, den irdischen Himmel in ihren Augen gesucht zu

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20779 / 045

Nachdem Erſterer verſchiedene Male und vergeblich angeklopft, öffnete er die Thüre und trat in den Saal.

Dieſer war ſehr groß, ſehr lang, ziemlich ſchmal und der Fußboden desſelben abwärts geneigt, wie es bei der Bühne ſelbſt der Fall iſt, damit die jungen Künſtler und Künſtlerinnen die Schwierigkeit des Zurücktanzens bergauf ſchon hier überwinden lernen. An den Wänden dieſes Saales waren lange Stangen horizontal angebracht und an dieſen Stangen befanden ſich die Tänzerinnen, hielten ſich mit den Händen daran feſt und machten mit den Füßen die ſonderbarſten und ſeltſamſten Verdrehungen.

Es war hier ein heiteres Völkchen beiſammen und dieſes Völkchen um ſo luſtiger, als ſich ihr Chef, Signor Benetti, mit den Solotänzerinnen im Nebenzimmer befand. Da ſtanden ſie in den merkwürdigſten Coſtümen und Farben, vorherrſchend waren Papilloten und kleine Hauben, worunter das Haar verſteckt war; eng anliegende Mieder von farbigem oder weißem Zeuge zeigten die ſchlanke Taille und unter einem ſehr kurzen, weißen Tanzröckchen ſah man den unentbehrlichen ſeidenen Tricot und alte, ſchon halb abgenutzte Tanzſchuhe. Lautes Lachen und fröhliches Sprechen flog durch den Saal. Hier ſtanden drei beiſammen, die Füße fürchterlich auswärts gedreht, die Hände auf dem Rücken — eine Stellung, die das Durchbiegen desſelben erleichtert und die Bruſt herausbiegt — und erzählten ſich eine höchſt merkwürdige und lächerliche Geſchichte; dort verſuchten zwei mit einem langen, dürren Chortänzer einen neuen Pas, zu welchem ein zweiter Tänzer mit dem Stabe den Takt ſchlug. Mehrere andere polkten zu ihrem Privatvergnügen in einer entfernten Ecke des Saales und kleine Anfänger und Anfängerinnen, mit dem techniſchen Ausdruck „Ratten“ genannt, verſuchten eine äußerſt ſchwierige Schlußgruppe, die aber nie gelingen wollte. Bald gab Eins bald das Andere nicht Achtung und alsdann purzelten ſie durch einander, fielen auf den Boden, krabbelten wieder in die Höhe und verſuchten ihr Glück und ihre Kunſt

haben, statt sich an den zu wenden, zu welchem auch sie aufgeschaut. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke, den er ausführte, indem er den grünseidenen Vorhang in seinem eigenen Coupé herabzog, begreiflicher Weise eine haarscharfe Oeffnung freilassend, durch welche er nach dem folgenden Wagen spähte, wie der Vogelsteller nach dem ausgespannten Netze.

Eine gute Zeit lang blieb dieses Manöver ohne Erfolg; endlich aber bewegte sich der Vorhang; abermals hob er sich in die Höhe und zeigte wiederholt die schöne junge Dame, wie sie rasch einen forschenden Blick herüberwarf, und als sie dort den herabgelassenen Vorhang bemerkte, einen Blick auf die Gegend warf, sich dann in ihre Ecke zurücklehnte, gleich darauf wieder zum Vorschein kam, um nochmals den Himmel zu betrachten; worauf sie abermals die feine Hand an ihr Haar brachte und dann, als erinnere sie sich plötzlich an etwas, anfing, dieses volle Haar zu ordnen, wozu indessen durchaus keine Veranlassung vorlag, denn so etwas locker, wie es sich um ihren Kopf befand, stand es ihr wahrhaft entzückend.

Wie leicht und elegant waren dabei alle ihre Bewegungen, wie legte sie die schweren Bandeaux wieder um ihren Kopf zurecht, und wie wunderbar erschien dabei ihre zierliche und doch so volle Gestalt, als sie nun ihre beiden Arme hoch erhob, um auch die reichen Flechten ihrer rückseitigen Frisur zu ordnen; dann nahm sie neben sich vom Sitze eines jener kleinen, aufgekrämpten, verführerischen Hütchen von schwarzem Sammt, drückte es fest auf das dicke, blonde Haar und sah nun so reizend aus, daß sich der junge Mann an seiner Vorhangsspalte eines Ausdrucks des Entzückens nicht enthalten konnte. Glücklicher Weise schien dieser Ausruf von keinem der Mitreisenden gehört worden zu sein, denn der dicke Herr schlief, der karrirte pfiff und der gelehrte las — harmlose, glückliche Menschen, höchst angenehme Gesellschafter in ähnlichen Verhältnissen!

Ja, er dachte bereits an Verhältnisse und an Verhältniß, und um zum Beginne eines solchen ein solides Fundament zu legen, nahm er seinen Handspiegel, fuhr sich mit der Haarbürste ein paar Mal durch seine dunkeln, krausen Locken, drehte die Spitzen seines Schnurrbartes unternehmend aufwärts und schritt dann zum Angriff, indem er den grünseidenen Vorhang langsam aufzog, so eine gefährliche Breschebatterie, wie er bei sich selbst dachte, demaskirend.

Er zitterte bei dem Gedanken, der Feind werde sich abermals hinter seine Verschanzung zurückziehen; doch war der schöne Feind nicht so grausam. Er warf einen Blick herüber, allerdings so kalt und gleichgültig, daß es den jungen Mann förmlich fröstelte, dann lehnte sich das reizende Gegenüber in die Ecke zurück, brachte ein Buch zum Vorschein und fing an zu lesen.

Ulm! — zehn Minuten Aufenthalt!

Zehn Minuten ist eine Zeit, in der man schon etwas unternehmen kann: unser junger Mann sprang mit der Leichtigkeit eines Vogels aus dem Wagen, nachdem er vorher seinen grauen, weichen Filzhut so kokett als möglich aufgesetzt, worauf er am Zuge auf- und niedergehend nach mehrmaligem vergeblichem Spähen endlich bemerkte, daß die junge Dame allein in ihrem Halbcoupé saß — aber mit seinen Angriffsmanövern machte er während dieser zehn Minuten noch sonstige große Fortschritte: er benutzte geschickt den Moment, wo die Blicke der schönen Dame gewiß ganz zufällig die seinigen trafen, um sie ehrfurchtsvoll zu grüßen, worauf sein Herz einen wahren Sturmmarsch pochte, als er bemerkte, daß sie diesen Gruß nicht nur mit einer leichten Neigung des Kopfes erwiederte, sondern daß dabei auch ein feines Lächeln um ihre schönen Lippen spielte — aber, er sollte noch glücklicher sein, es sollte ihm gelingen, während dieses Aufenthaltes von zehn Minuten in der deutschen Bundesfestung seine Angriffslaufgräben noch weiter vorwärts zu treiben.

Die junge Dame hatte das Seitenfenster niedergelassen, schaute hinaus und schien irgend etwas zu suchen. Was war natürlicher, als daß er sich rasch an ihrer Seite befand und sich mit abgezogenem Hute erkundigte, ob er so glücklich sein dürfe, ihr zur Erfüllung eines Wunsches behülflich zu sein!

„Sie sind zu gütig, mein Herr" — gab sie ihm mit einer weichen, melodischen Stimme zur Antwort, wobei sie leicht erröthete; „ich sehe nach dem Kondukteur, um zu fragen, ob es wohl möglich sei, ein Glas Wasser zu bekommen?'

„Eine Kleinigkeit, mein Fräulein!" rief er entzückt. Und obgleich das zweite Zeichen schon gellend an sein Ohr schlug, eilte er nach der Restauration mit einer solchen Hast, daß er beinahe in Gefahr kam, einige Passagiere, sowie einige zuschauende Lieutenants niederzurennen, nahm ein Glas vom Büffet, warf dafür ein Halbguldenstück hin und stürzte nach dem laufenden Brunnen neben dem Bahnhofgebäude, füllte es, und kam wieder bei dem Wagen an, als der Glockenzieher des Bahnhofes eben das dritte Zeichen geben wollte.

„Ich danke Ihnen, mein Herr! ich danke Ihnen recht sehr!"

„Einsteigen!" drängte der Kondukteur.

„Sie werden nicht Zeit haben, dieses Glas zurückzugeben?" sagte die junge Dame in einem besorgten Tone, „ohne sich der Gefahr auszusetzen, zurückzubleiben?"

„Es liegt auch durchaus nicht in meiner Absicht, es zurückzugeben, sondern ich werde es mit mir nehmen als Erinnerung an einen kleinen Dienst, welchen ich so glücklich war, Ihnen leisten zu dürfen!"

Sie gab ihm das Glas, welches sie halbleer getrunken, zurück und sagte dabei mit einem so wunderbar klingenden Tone, mit einem so reizenden Lächeln, „ich danke Ihnen, mein Herr!" daß er im Begriffe war, das Glas mit einem Ruf der Begeisterung auf ihr Wohl auszutrinken, wenn ihn nicht der Kondukteur in diesem

Augenblick an dem Arme gefaßt und ihm ziemlich unsanft gesagt hätte: „Wenn Sie nicht sogleich einsteigen, so werden Sie zurückbleiben."

Eine schreckliche Drohung, die den jungen Mann veranlaßte, seinen Platz so rasch als möglich wieder einzunehmen, wobei er aber Sorge trug, das übrig gebliebene Wasser nicht zu verschütten; denn als nun der Zug wieder in Bewegung war, als sie die Donaubrücke hinter sich hatten, brachte er das Glas an seinen Mund, nachdem er am Rande desselben lange wählerisch die Stelle ausgesucht, welche vielleicht mit ihren süßen Lippen in Verbindung gekommen war, und dann trank er es aus bis auf den letzten Tropfen mit einem sichtlichen Wohlbehagen.

Sie las währenddem in ihrem Buche; doch mußte dieß eine angenehme Stelle sein, auf welcher gerade ihre Augen ruhten, denn auf ihren Zügen glänzte eine unverkennbare Heiterkeit.

Neu-Ulm hatte nur zwei Minuten Aufenthalt, so daß der Kondukteur keinem Reisenden gestatten wollte, den Wagen zu verlassen: doch war dieser bayerische Schaffner so freundlich, den jungen Mann auf Günzburg zu vertrösten, wo man zehn Minuten habe und wo auch ein erträgliches Bier zu finden sei.

Also Geduld bis dahin! Tröstlich war es ihm, als er zu sehen glaubte, die junge schöne Dame habe wohl bemerkt, daß es abermals in seiner Absicht gelegen, den Wagen zu verlassen. Sie legte ihr Buch bei Seite, sie zog das Seitenfenster hinauf und ließ dafür das vordere Fenster herab; doch nur ein paar Sekunden, denn der Luftzug war zu scharf, weßhalb sie gleich darauf die Scheibe wieder in die Höhe zog. Das that sie aber mit einem bezeichnenden Lächeln, ja es war ihm, als schüttle sie dabei unmuthig den Kopf.

So fuhren sie weiter und weiter. Ein neckisches Spiel, auf der Eisenbahn, gegenüber einem so reizenden Wesen zu fahren, immer in gleicher Entfernung bleibend und dabei, was umgekehrt

passender gewesen wäre, er fliehend, sie ihn verfolgend. Dabei bemerkte er indessen mit Entzücken, daß sie seine Aufmerksamkeit auf irgend einen Gegenstand hie und da in der Landschaft zu theilen schien; denn wenn er angelegentlich irgendwohin schaute, so sah er, wie auch sie ihre Blicke dahin wandte. Ja, als er nun sein Lorgnon hervornahm und es auf einen fernen, malerisch gelegenen Punkt richtete, machte sie es ebenso und bewegte darauf ihre Lippen in so sprechender Weise, daß er trotz des unausstehlichen Rasselns des Zuges die Worte zu verstehen glaubte, „das ist sehr schön, ich danke Ihnen." Konnte man es ihm hierauf übel nehmen, daß er seine Hand mit einem langen, langen Blicke an seine Lippen brachte, eine Bewegung, die gewiß manchem unserer verehrten Leser verständlich genug ist, als daß wir nöthig hätten, ihre Bedeutung näher zu erklären?

Einen Augenblick zitterte er, sie möchte diese Bewegung übel genommen haben, denn er sah, wie ihre kleine Hand den grünseidenen Vorhang faßte und ihn halb herabzog. Als sie ihn aber hierauf heiter lächelnd wieder in die Höhe schnellen ließ, konnte er, ein unverbesserlicher Mensch, sich nicht enthalten gen Himmel zu schauen und dabei die Hand auf sein Herz zu legen.

Dabei war er innerlich hoch erfreut, daß ihm seine Reisegesellschaft so gar keine Aufmerksamkeit schenkte. Der dicke Herr neben ihm war wieder eingeschlafen, und dessen schweres Schnarchen klang um so eigenthümlicher, als der Großkarrirte zu diesem erschütternden Grundbaß in gleichem Takte die Fahnenwacht pfiff.

„Günzburg!" rief der freundliche bayerische Schaffner, „sechs Minuten Aufenthalt!" Auch war derselbe so gefällig, das Coupé unseres jungen Mannes zuerst zu öffnen, was auch nicht unbelohnt blieb; denn während derselbe ausstieg, ließ er ein Guldenstück in die Hand des einigermaßen erstaunten Beamten gleiten.

„Wünschen Sie vielleicht einen andern Platz?" fragte er flüsternd.

„Im Augenblick nicht; aber vielleicht später."

„Wenden Sie sich alsdann nur an mich."

Der junge Mann trat an die Thüre des andern Coupés, wo die schöne Dame ihn bereits zu erwarten schien, ihn wenigstens mit einem freundlichen Blicke anschaute, und sich nicht, wie sie heute Morgen gethan, bei seinem Anblick in die Ecke zurücklehnte; ja, sie saß gegen das Fenster vorgebeugt, hatte ihre kleine, feine Hand auf den Schlag gelegt und lächelte freundlich, als er herantrat und zu ihr sprach: „Da Sie vorhin so außerordentlich gütig waren, einen kleinen Dienst von mir anzunehmen, so gibt mir dieses ein, wenn gleich ganz unbedeutendes Recht, Sie zu fragen, ob Sie mich nicht dadurch glücklich machen wollen, indem Sie weiter über mich befehlen?"

„Ich danke Ihnen recht sehr!" gab sie zur Antwort. Und diese Worte klangen so weich und so melodisch, sie öffnete dabei so eigenthümlich reizend die schwellenden Lippen, daß man ihre blendend weißen Zähne sah; ihre Augen ruhten so freundlich auf seinem Gesicht, daß er nicht wußte wie ihm geschah und an plötzliche Verzauberung dachte, ja, daß er eigentlich gar nichts dachte, sondern nur den glühenden Wunsch fühlte, wenigstens ihre feine, weiße Hand in aller Geschwindigkeit mit ein paar Dutzend Küssen bedecken zu dürfen.

„Es ist schade," sprach sie nach einer Pause, „daß der Aufenthalt hier sehr kurz dauert; ich wäre gern ein paar Mal auf dem Trottoir hin- und hergegangen. Doch ist es jetzt zu spät dazu."

„Vielleicht in Augsburg?" erwiederte er und begleitete diese Frage mit einem so zündenden Blicke, als er ihn nur im Zeughause seiner Liebenswürdigkeit vorräthig hatte.

„Ja vielleicht in Augsburg — Sie reisen wahrscheinlich nach München, oder gehen Sie vielleicht nach Wien?"

„Ich gedenke heute in München zu bleiben — darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie, mein Fräulein, über das Ziel Ihrer Reise zu befragen?"

„Es ist dieß eine ganz eigenthümliche Geschichte," gab sie mit einem anmuthigen Lächeln zur Antwort, „man könnte sie ernsthaft nennen, wenn sie nicht gar so komisch wäre — wollen Sie die Freundlichkeit haben, einen Blick durch das Fenster in mein Coupé zu werfen?"

Bei dieser Aufforderung sprang er mit einer Hast auf den Tritt des Wagens, als gälte es einen Anlauf zu nehmen, um den Himmel zu erreichen; ja, er that dieß so ungemein lebhaft, daß die junge Dame sich rasch zurückbog, wenn sie auch dabei ihr liebenswürdiges Lächeln durchaus nicht verlor — „sehen Sie diese Menge Gepäck? gewiß mehr und von anderer Art, als Sie bei mir vermutheten."

Und so war es auch in der That; denn der junge Mann sah mit einigem Erstaunen zwei bis drei starke, dabei höchst elegante Nachtsäcke, ein paar zusammengeschnallte Plaids, ein Futteral mit Regenschirmen und — Herrenstöcken, sowie zum Ueberflusse auf dem Sitze eine große englische Cigarrentasche neben einem weißen Männerpaletot, auf dem ein rothes Herrencachenez lag.

„A—a—ah!" machte er, einigermaßen verblüfft, „Sie reisen also nicht allein, mein Fräulein? — oder meine Gnädige?"

„Vorderhand wollen wir es bei dem Fräulein bewenden lassen," erwiederte sie heiter, „und Ihre Frage will ich dahin beantworten, daß ich bis vor wenigen Stunden allerdings nicht allein reiste. Wir fuhren gestern Abend von Paris ab, mein Bruder und ich, um ohne Aufenthalt nach Wien zu gehen — denken Sie aber, was mir geschicht. In Stuttgart hieß es, zwanzig Minuten Aufenthalt. Mein Bruder verließ den Bahnhof, um einen Blick auf die neuen Schloßplatzanlagen zu werfen, von denen er gehört — ich, die ich seine große Pünktlichkeit kenne, war durchaus nicht besorgt, als er nach dem ersten und zweiten Zeichen zur Abfahrt nicht erschien, selbst nicht, als zum dritten Male geläutet wurde; denn ich dachte, er habe sich etwas verspätet und sei vielleicht in einen

der letzten Wagen gesprungen — nun haben wir aber seitdem schon eine Menge Stationen gemacht, und da er bis jetzt nicht zum Vorschein kam, so muß ich annehmen, daß er in Stuttgart zurückgeblieben ist."

Der junge Mann beobachtete aufmerksam ihre Gesichtszüge, als sie von diesem Vorfalle sprach; denn es war ihm sehr daran gelegen, in dem Ausdruck derselben lesen zu können, ob hier in der That von einem Bruder, oder von einem Manne, oder gar von einem Geliebten die Rede sei — nein, es konnte nicht anders sein, es war ihr Bruder, der zurückgeblieben; denn während sie davon sprach, flog nicht die Spur eines Schattens über ihre schönen Züge — sie lachte so fröhlich über das Zurückbleiben desselben und bedauerte nur, daß sie jetzt ihre Reise unterbrechen und die Nacht in München bleiben müsse — „Das ist für mich keine Kleinigkeit," sagte sie, plötzlich ernst werdend, „bei der Masse von Gepäck und der späten Stunde unserer Ankunft!"

Er begriff es nicht, oder wollte es nicht begreifen, weßhalb jetzt sein Herz so heftig, fast ungestüm schlug und woher es kam, daß er die Worte, die er nun sprach, so mühsam hervorbrachte: „Mein Fräulein, ich bedaure aufrichtig Ihren Unfall; doch, wenn ich so glücklich sein dürfte, Ihnen bei der Ankunft in München behülflich zu sein, Ihr Gepäck zu besorgen, Ihnen eine Droschke zu suchen und Sie vielleicht bis an den Gasthof zu begleiten, so wäre dieser Abend der schönste Tag meines Lebens!"

„Ich wünsche Ihnen für Ihre Güte noch weit schönere Tage!" gab sie launig zur Antwort, „Und wenn Sie mir erlauben, überlege ich auf der Fahrt nach Augsburg, ob und wie ich mir wohl gestatten darf, von Ihrer außerordentlichen Freundlichkeit Gebrauch zu machen."

„Einsteigen — nach Augsburg!"

„Bitte, überlegen Sie nicht allzu genau, und seien Sie versichert, daß mein Anerbieten in der uneigennützigsten Absicht geschah."

Der junge Mann trat an seinen Wagen, und hier sagte ihm der freundliche bayerische Schaffner, während er einstieg, „wenn Sie mir nur einen Wink gegeben hätten, so würde ich Ihnen den Schlag da drüben geöffnet haben; es ist allerdings erste Klasse, aber für ein paar Stationen nimmt man das nicht so genau."

„Ich danke Ihnen und werde mir das für die nächste Station merken."

Wieder rasselte und brauste der Zug dahin und die Locomotive pfiff gellend in den heiteren Abend hinaus, als freue sie sich ihres eiligen Laufes in der milden Sommerluft, durch die von den letzten Strahlen der Sonne beschienene Landschaft. Ein gleiches Gefühl von Behaglichkeit durchströmte auch die meisten der fühlenden Wesen auf dem Zuge, und wenn sie hinausschauten auf die weite Ebene, die sich vor ihren Blicken aufthat, und auf die zurückweichenden Anhöhen, gekrönt mit Schlössern und Kirchen, deren Fenster wie glühende Augen funkelten, wenn sie den Blick schweifen ließen über die blumigen Wiesen, bestrahlt von dem röthlichen Sonnenglanze, der jetzt so intensiv war, daß die herumgaukelnden weißen Schmetterlinge golden und röthlich glänzend aussahen, wenn man dazu bemerkte, wie die Arbeiter mit Weib und Kind wieder von ihrem harten Tagewerke langsam in ihr Dorf heimkehrten, so fühlte man sich von einem unendlich wohlthuenden Gefühle, von einem süßen Frieden beseelt, wobei man mit offenen Augen so angenehm träumen konnte und wobei die lieblichsten Bilder aus Vergangenheit und Zukunft so lebendig vor unserem inneren Blicke vorüberzogen.

Auch der junge Mann in der rechten Ecke des Halbcoupés hätte so gern das liebliche Bild gegenüber hoffnungsvoll und erwartend mit seinen phantastischen Gedanken umsponnen, seine Wünsche nur auf sie gerichtet, hätte sich so gerne nur mit ihr allein beschäftigt, wenn ihm sein dicker Nachbar hiezu die nöthige Ruhe und Muße vergönnt. Dieses Murmelthier war aber nach einem fünfstündigen

Schlafe jetzt zu klarem Bewußtsein aufgewacht, und erschien ihm wie einer jener Nachtschmetterlinge, die bei sinkender Nacht beweglich werden und uns durch ihr unaufhörliches Gesumme beunruhigen; dabei hatte dieser Mann ein fürchterliches Gedächtniß, denn er fing sein Gespräch damit an, wo er es vor dem Einschlafen hatte fallen lassen, bei Eisenbahnunfällen der unglaublichsten Art. Hiezu kam noch, daß er sich mit seinen Erzählungen an Niemand anders als an seinen rechten Nachbar wenden konnte; denn wenn er auch gegen den Linken, den Großkarrirten, eine Bemerkung hinwarf, so that dieses durchaus keine andere Wirkung, als daß jener vielleicht sein berühmtes Lied ein oder zwei Minuten lang in einer ganz verschiedenen Tonart wieder zu pfeifen anfing. Zum öfteren sah der junge Mann auf seine Uhr und der dahinjagende Zug schien ihm förmlich langsam zu schleichen. Doch giebt es kein wahreres Sprüchwort, als folgendes:

„Mit Geduld und Zeit
Wird aus einem Maulbeerbaum ein Kleid."

Auch müssen wir eingestehen, daß er die Fahrt auf dieser ziemlich langen Station nicht unbenützt verlor — er hatte wieder angefangen, sich mit seinem schönen Gegenüber pantomimisch zu unterhalten, und bemerkte mit Entzücken, daß er wenigstens so weit gekommen war, daß sie seine stummen Liebeserklärungen mit einem nicht unfreundlichen Lächeln, ja sogar erröthend, mit einem gewissen vielsagenden Augenniederschlag beantwortete. Jetzt sah man rechts und links an der Bahn zahlreiche Bauernhöfe und Landhäuser mit parkähnlichen Umgebungen, auch hohe und lange Fabrikgebäude mit zahllosen, hell erleuchteten Fenstern, endlich den Schimmer von Gaslichtern, und nun pfiff auch die Locomotive anhaltend und heftig.

„Augsburg — zehn Minuten Aufenthalt!"

abermals. Andere Tänzerinnen hatten eines ihrer Beine hoch auf die Stange gelegt und dies bildete alsdann mit dem anderen, das auf dem Boden ſtand, einen ſtumpfen Winkel. In dieſer Stellung verharrten ſie immer einige Minuten und plauderten während der Zeit mit einander.

Mit dem Abend auf der Bühne verglichen, wo bei der rauſchenden Muſik die Tanzfiguren ſicher und feſt gezogen werden, wo die Haare zierlich geordnet ſind, wo die Geſichter von Schminke und Erhitzung aufflammen, wo die goldgeſtickten Kleider in dem glänzenden Farbenſpiel ſtrahlen, — gegen eine ſolche Balletaufführung hatte das Getreibe hier in dem Tanzſaale bei hellem Tageslicht etwas Abgeſchoſſenes, Nebelhaftes. Es war wie ein Ball, der bis zum Tagesanbruch gedauert, wo Anzug und Friſur der Tänzerinnen zerſtört, ihre Geſichter blaß und vollkommen erſchöpft ausſehen.

Bei dieſem Anblick blieb der Herr Dubel an der Thür ſtehen, und es dauerte ein paar Minuten, bis er von den Anweſenden bemerkt wurde, oder vielmehr, bis die Tänzerinnen das kleine niedliche Kind erblickten, ihre Stellungen, ihre Polka, ihren Pas verließen und neugierig herbeikamen, um daſſelbe in der Nähe anzuſehen. Ein Gemurmel des Beifalls flog durch ihre Reihen, namentlich wurden die hellen Augen, die ſchwarzen Haare und die kleinen Füßchen des Kindes bewundert, und die ganze Schaar begleitete den Herrn Dubel an die Thür des Nebenzimmers, wo mehrere der „Ratten“, die vorausgeſprungen waren, mit ihren kleinen Fingern eifrigſt anklopften. Dubel trat mit dem Kinde in dieſes Nebenzimmer und machte vor Signor Venetti, der ſich dort befand, eine tiefe Verbeugung.

Der Ballettmeiſter und Chef der königlichen Tanzſchule ſtand da im Gefühl ſeiner Würde, jeder Zoll ein großer Künſtler, und richtete ſich noch ſtraffer empor und drehte ſeine Fußſpitzen noch mehr auswärts, als er einen Fremden eintreten ſah. Er war in ganz helles, faſt weißes Zeug gekleidet, trug Schuhe

Dießmal hatte unser junger Mann die Vorsicht gebraucht, die Thüre während der Einfahrt in den Bahnhof zu öffnen, und sprang heraus, als der Zug noch nicht einmal ruhig stand.

Dann öffnete er rasch die Thüre des Coupés gegenüber, bot der jungen Dame seinen Arm, und es durchzuckte ihn ein wonniges Gefühl, als sie sich während des Aussteigens fest darauf stützte; dann legte sie ihren Arm in den seinigen und schritt mit ihm auf dem Trottoir auf und nieder. Wie war ihm dabei so froh und glücklich zu Muthe, denn das junge Mädchen schien alle Scheu vor ihm als einem fremden Manne gänzlich verloren zu haben. Sie hatte sich fest an seinen Arm gehängt, ja man hätte sagen können, innig an ihn geschmiegt, und plauderte dabei unbefangen, lustig, fast ausgelassen, indem sie die anderen Passagiere, die auf- und abgingen, zur Zielscheibe ihrer fröhlichen Bemerkungen machte. Auch die Nachbarn des jungen Mannes entgingen ihren pikanten Einfällen nicht, besonders, nachdem er ihr dieselben geschildert; ja, er hatte Mühe, das heitere Mädchen davon abzubringen, daß sie nicht die Fahnenwacht vor sich hinsummte, als ihr der Großkarrirte begegnete. Doch konnte sie nicht unterlassen, ihm einen sehr heiteren Blick zuzuwerfen, den er aber nicht zu sehen schien, oder den er, wenn er ihn sah, mit einer an Verachtung streifenden Gleichgültigkeit erwiederte.

„Haben Sie einen Entschluß gefaßt in Betreff der Ankunft in München?“ fragte er in einem bittenden Tone, „und werden Sie mir erlauben, mit aller Ehrfurcht, die ich einer Dame schuldig, dort für Sie zu sorgen?“

„Was kann ich machen?“ — gab sie in ernstem Tone, doch mit einer ergebenen Miene zur Antwort, „komme ich mir doch vor wie ein schwacher Kahn, den der Sturm dem sicheren Hafen entführt, und muß froh sein, eine starke Hand gefunden zu haben, die das arme Fahrzeug auf die rechte Bahn zurückführt.“

„Gewiß, mein Fräulein, eine starke Hand,“ sagte er und setzte

mit einem innigen Tone hinzu: „welche aber von einem ehrlichen Herzen regiert wird."

„So will ich ihr denn vertrauen!" versetzte sie, ihn offen und ehrlich anschauend, „denn ich glaube in Ihren Zügen zu lesen, daß Sie nicht im Stande sind, ein Ihnen geschenktes Vertrauen zu mißbrauchen."

„Sie sind also entschlossen, für heute in München zu bleiben?"

„Kann ich anders? Und dabei ist nur Eines, was mich beruhigt, daß nämlich mein Bruder, der sehr praktisch ist, überzeugt sein wird, daß ich mich morgen Abend zur selben Stunde entweder hier in Augsburg oder, was ich in diesem Falle vorziehe," sagte sie, den jungen Mann freundlich anblickend, „in München bei der Ankunft des Schnellzuges einfinden werde."

„Wenn Sie erlauben in meiner Begleitung, um mich Ihrem Herrn Bruder vorzustellen und ihm zu sagen, wie glücklich mich sein Unfall gemacht?"

„Gut denn, ich begebe mich unter Ihren Schutz; darf aber jetzt wohl um Ihren Namen bitten?"

„Ich heiße Eugen Stollberg — Besitzer eines kleinen, aber schön gelegenen Gutes an den Ufern des Rheines, in der Nähe von Bingen — Sie kennen wohl die herrlichste Gegend unseres schönsten deutschen Stromes?"

„Gewiß, Herr Stollberg, ich besuchte Bingen, ich war auf dem Niederwald und auf dem Johannisberg. Der letztere gehört zu meinen liebsten Erinnerungen. Ich war dort vor zwei Jahren auf ein paar Tage zum Besuch bei Fürst Metternich."

„A—ah!" machte der junge Mann und konnte sich nicht enthalten, seine schöne Nachbarin mit einer etwas scheuen Ehrerbietung zu betrachten.

„Kennen Sie den Johannisberg?" fragte sie.

„Ich war sehr häufig droben — aber," setzte er mit einer Verbeugung hinzu, „nie zu gleicher Zeit mit der fürstlichen Familie."

„Hätte ich das Vergnügen gehabt, früher mit Ihnen bekannt zu werden, so würde ich Ihnen ein paar empfehlende Worte an den Fürsten gegeben haben, was indessen immer noch geschehen kann," fuhr sie heiter fort, „wenn Sie nämlich Ihren Posten als mein Kavalier zu meiner vollkommensten Zufriedenheit ausfüllen — jedenfalls will ich Ihnen meine Karte geben, damit Sie sich vielleicht später erinnern, wem Sie so gütig waren, Ihre Dienste anzubieten."

Als sie so sprach, stand die junge Dame neben dem Coupé, wo sie ihren Platz hatte, und zeigte auf eine Reisetasche von rothem Maroquin, die aber so weit entfernt lag, daß sie sie mit der Hand nicht erreichen konnte. „Wollen Sie vielleicht so freundlich sein, mir meine Tasche zu geben?"

Er sprang rasch in den Wagen und reichte ihr das Verlangte.

Sie öffnete die Reisetasche, nahm ein kleines Etui von weißem Elfenbein heraus und zog aus demselben eine Karte, die sie ihm darreichte.

Die Eisenbahnglocke gab in diesem Augenblicke das dritte Zeichen.

Er glaubte, es sei bescheidener, wenn er die Visitenkarte ungelesen in die Tasche steckte; doch da sie sein Vorhaben errieth, sagte sie lächelnd: „Lesen Sie immerhin; es wäre unrecht von mir, wenn ich, die Ihren Namen weiß, jetzt noch als Unbekannte vor Ihnen stände."

Darauf las er beim Schein einer Laterne: „Mathilde, Gräfin Patasky," und machte alsdann gegen die junge Dame eine tiefe Verbeugung, was einigermaßen komisch aussah, da er vorher schon in etwas gebückter Stellung im Coupé stand.

„Einsteigen nach München!" rief der freundliche bayerische Schaffner, und da er ein kluger Mann war und die Lage der Dinge mit einem einzigen Blicke überschaute, so half er der Dame einsteigen, ohne dem jungen Manne Zeit zu lassen, aus dem Coupé zu springen.

„Lassen Sie mich doch zuerst hinaus!“ rief dieser, „mein Platz ist im andern Wagen.“

Da aber die junge Dame, ohne etwas zu erwiedern, einstieg, so nahm der Schaffner das Alles für eine ausgemachte Sache an, schloß rasch die Thüre des Coupés und sagte, ehe er davon ging: „Wir haben bis München keine Zwischenstation; die Fahrt dauert eine starke Stunde.“

„Sie sehen mich untröstlich!“ sagte der junge Mann, nachdem er sich in ehrerbietiger Entfernung von der Gräfin Patasky niedergelassen, „daß der Zufall schuld daran ist, wenn ich Sie durch meine Gegenwart belästige.“

„Eine Bemerkung,“ gab sie heiter zur Antwort, „die ebenso unwahr als unrichtig ist. Sie sind darüber nicht untröstlich und Ihre Gegenwart belästigt mich nicht im Geringsten — bedenken Sie nur die langweilige Fahrt einer ganzen Stunde ohne Zwischenstation — ich hoffe, Sie fangen Ihren Dienst als mein Kavalier schon jetzt dadurch an, daß Sie ein wenig mit mir plaudern.“

Der Zug hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, und Herr Stollberg fand, wie unendlich er in jeder Beziehung bei dem Wagentausch gewonnen. Wie angenehm saß er hier auf dem weichen Sammetkissen und der viel sanfteren Bewegung dieses neueren und besseren Wagens. Ungleich köstlichere Atmosphäre herrschte hier; die junge, schöne Dame strömte einen sanften Duft wie von Veilchen aus und dabei that es ihm außerordentlich wohl, endlich einmal erlöst zu sein von dem Eisenbahnunfälle erzählenden dicken Herrn und von der Weise der Fahnenwacht, welche Beide ihm unerträglich geworden waren. Dabei herrschte in dem Coupé ein angenehmer Dämmerschein, denn das Licht der Krystallschale mit der Lampe oben in der Decke war gemildert durch einen halb darübergezogenen grünseidenen Vorhang.

Um nun dem ihm ertheilten Befehle, seine interessante Nach-

darin zu unterhalten, so gut als möglich nachzukommen, erzählte er, welches Interesse ihm seit der Abfahrt von Stuttgart dieses hermetisch verschlossene Coupé eingeflößt, und welch' mächtigen Eindruck es auf ihn gemacht, als die Dame in demselben nun endlich, nach sehr langer Zeit, so freundlich gewesen war, den grünseidenen Vorhang aufzuziehen. Auch berichtete er ferner, als nun derselbe grünseidene Vorhang so plötzlich wieder niedergefallen wäre, sei ihm zu Muthe gewesen, wie wenn an einem klaren Sommertage plötzlich die Sonne durch eine schwere neidische Wolke verfinstert würde. Dieses Bild war an sich nicht neu, auch nicht übermäßig poetisch; doch verfehlte es nicht, einen heitern Eindruck auf die schöne Nachbarin des Herrn Stollberg zu machen. Ja, sie sagte nach einer Pause: „Sie wissen es, daß, wenn man so allein in einem Coupé fährt, man sich endlich langweilt, und in dieser Langenweile gewährte es mir eine kleine Zerstreuung, hinter dem Vorhange her mein Gegenüber zu beobachten. Schon lange vorher, ehe Sie mich sahen, hatte ich Sie bemerkt, neben Ihnen einen dicken Herrn mit echauffirtem Gesicht — dann eine lange Figur mit großkarrirtem Anzuge —"

„Und noch langweiliger dadurch," fiel ihr der junge Mann in's Wort, „daß dieses Ungeheuer in einem fort die Weise eines Liedes, die ‚Fahnenwacht' pfiff."

Herr Stollberg hatte eine sehr schöne Stimme, und da seine Nachbarin nun in einem fragenden Tone sagte: „Die Fahnenwacht?" und dann wie nachdenkend schwieg, sang er «mezza voce»:

„Kennst Du das Lied,
Das ich einst so gerne gehört?"

Sie erwiederte lachend: „Das Lied, welches Sie einst so gerne gehört, kenne ich allerdings, wenn dieses Lied nämlich die ‚Fahnenwacht' ist, ich hörte es einmal in einem Konzert — dann war in der andern Ecke Ihres Wagens noch ein Herr, der beständig las."

„Ein Gelehrter oder ein Schriftsteller — er war stumm wie ein Fisch, und wenn wir rauchten, so schien er wie ein solcher nach Luft zu schnappen."

„Sie sind ein Raucher?"

„Ja wohl, gnädige Gräfin."

„Warum rauchen Sie nicht?"

„O, in Ihrer Gegenwart würde ich mich dessen nicht unterstehen."

„Dazu sehe ich keinen Grund: man öffnet ein Fenster und ist durchaus nicht genirt."

„Verzeihen Sie mir, gnädige Gräfin, aber in Ihrer Gegenwart würde mir, wie ich überzeugt bin, die feinste Cigarre nicht schmecken; auch erinnere ich mich so eben, meine Cigarrentasche drüben gelassen zu haben."

„Das ist kein Grund — nehmen Sie von meinen Cigarren — das heißt, von denen meines Bruders — Sie werden sie in der ledernen Tasche finden dort neben dem hellen Paletot."

„Ich weiß in der That nicht, ob ich mir erlauben darf —"

„Machen Sie keine Umstände, ich rauche mit Ihnen."

„A—a—ah!" sagte der junge Mann, und in der Betonung dieses Ausrufs lag eine nicht unbedeutende Verwunderung.

„Wollen Sie mir eine Cigarre reichen?"

„Mit dem größten Vergnügen."

„Und sich selber eine nehmen?"

„Mit noch größerem Vergnügen."

„Schön — — — — ich danke Ihnen. Sie werden auch dort das Feuerzeug finden, und bitte ich Sie um ein brennendes Wachskerzchen."

Er hatte ihr die Cigarre dargereicht und nun auch das brennende Wachskerzchen; dann schaute er ihr zu, wie elegant sie eine kleine Scheere handhabte und damit die Spitze der Cigarre abschnitt. Auch konnte er es nicht unterlassen, hierauf mit einem

langen Blicke ihr schönes Gesicht anzusehen, als es nun so eigenthümlich roth angestrahlt war von dem Schein des kleinen Lichtes, während sie ihre Cigarre anzündete. Dabei wandte sie ihm ihre leuchtenden Augen zu und sah ihn so freundlich an, daß er nicht unterlassen konnte, einen tiefen Athemzug zu thun.

„So, jetzt rauchen Sie auch — und dann fahren Sie in Ihrer Erzählung von vorhin fort, oder wenn Sie wollen, will ich es thun. Als Sie, nachdem ich meinen Vorhang herabgelassen, es mit dem Ihrigen ebenso machten, lachte ich über Ihre Kriegslist, denn ich bemerkte wohl, wie Sie mich durch einen etwas zu großen Spalt fortwährend betrachteten; das amüsirte mich und ich mochte Sie nun nicht länger des Glückes berauben, mich ansehen zu dürfen."

„Ach ja, des Glückes — wer möchte das leugnen. Darf ich nun wieder fortfahren?"

„Es ist dieß eigentlich unnöthig, denn was nun geschah, blieb Keinem von uns Beiden verborgen."

„Sie machen mich glücklich, indem Sie das sagen und mich so ahnen lassen, daß Sie mich auch verstanden."

„Ob ich Sie verstanden, weiß ich nicht genau," entgegnete die schöne Gräfin in einem gleichgültigen Tone, „ich glaube, Sie machten mich, Ihr vis-à-vis, zuweilen auf die Schönheit der Gegend aufmerksam."

„Ja — und —"

„Auf besonders malerisch gelegene Schlösser? Erinnern Sie sich an eines derselben, es lag auf meiner linken Seite, hoch auf einem Berge? ein anmuthiges, höchst pittoreskes Gebäude."

„Burgau?"

„Ah — das war Burgau — ist es bewohnt?"

„Ich glaube, daß es bewohnt ist," erwiederte der junge Mann mit einem so auffallenden Seufzer, daß sie nicht anders konnte, als ihn nach der Bedeutung desselben zu fragen.

„Dieses Burgau," gab er zur Antwort, „kommt mir immer

vor, so oft ich es sehe, wie der Sitz der Glückseligkeit, wie das Asyl einer still verborgenen, wunderbaren Liebe — ich weiß nicht warum, aber in dem kleinen Schlosse scheint mir, fern von aller Welt, irgend ein glückliches Liebespaar zu hausen, und in meiner Phantasie sehe ich dieses Paar Hand in Hand an einem der Fenster sitzen, selig in ihrer Abgeschiedenheit den fern dahinziehenden Eisenbahnzügen zuschauend."

„Fänden Sie es aber nicht langweilig, wenn das liebende Paar den ganzen Tag Hand in Hand am Fenster säße?"

„Meinetwegen mit Unterbrechung — sie werden auch sonst noch etwas zu thun haben."

— — — — „Es ist dieß doch eine sehr lange Station," sagte die junge Dame, nachdem sie eine Zeitlang geschwiegen und sich in ihre Ecke zurückgelehnt hatte.

„Ach, wenn ich mir nur erlauben dürfte, dieß ganz und gar nicht bedauerlich zu finden!" konnte er sich nicht enthalten zur Antwort zu geben; „so oft ich das Pfeifen auf einer Zwischenstation höre, fürchte ich immer, es sei München."

„Unbesorgt, wir fahren kaum eine Viertelstunde," entgegnete sie, nachdem sie bei der Glut ihrer Cigarre auf ihre kleine Uhr gesehen, die sie an einer schweren Kette im Gürtel trug.

„Wenn wir ankommen, gnädige Gräfin, so darf ich mir also erlauben, Ihr Kavalier zu sein?"

„Gewiß — aber thun Sie mir einen Gefallen und sagen Sie nicht immer ‚gnädige Gräfin', das klingt so unendlich langweilig" — sie sah ihn bei diesen Worten mit einem ausdrucksvollen Blicke an — „so förmlich," setzte sie aufathmend hinzu, „und da uns das Schicksal, oder wenn Sie wollen, der Zufall in ein gewisses Verhältniß zu einander gebracht, so wollen wir auch die übergroßen Förmlichkeiten verbannen, wenn Sie es zufrieden sind."

„Ob ich es zufrieden bin, aber —"

„Was quält Sie für ein Aber?"

„Ich muß doch wissen, wie ich Sie nennen soll?“

„Nennen Sie mich einfach Gräfin, oder Gräfin Mathilde, was Ihnen geläufiger erscheint.“

„Ich glaube, am geläufigsten wird mir Ihr Titel mit dem schönen Namen Mathilde sein — ach! ein Name, der für mich einen ganz besonders zauberhaften Klang hat.“

Dann summte er aus der Oper Tell die Arie Melchthal's: „Mathilde, o Mathilde!“ worüber sie still vor sich hinlächelte und dann sagte: „Es ist doch eine großartige Musik!“

„Ja,“ fuhr er in einem innigen Tone fort, „und ein so rein menschliches Verhältniß, das zwischen den beiden Liebenden — zwischen dem bürgerlichen Melchthal und der Gräfin Mathilde.“

„Ist sie in der Oper wirklich eine Gräfin? Ich dachte, sie wäre ein Freifräulein.“

„Es ist das auch möglich,“ entgegnete er mit einem Seufzer, „und in der Oper wie im gewöhnlichen Leben von keiner großen Bedeutung — Freifräulein oder Gräfin, eine Kluft, die nicht zu überspringen ist.“

„Ohne Brücke allerdings nicht, mein lieber Herr Stollberg,“ sagte sie leicht hingeworfen, „und es gibt Leute, die den Muth haben, eine solche Brücke zu schlagen.“

Während die schöne Gräfin das sagte, hatte sie das Fenster ein wenig herabgelassen und ihre Cigarre hinausgeworfen. Dann fuhr sie mit ihrem feinen Taschentuch wiederholt über ihre Lippen und nahm hierauf aus einer kleinen Reisetasche eine Orange, die sie auf's Zierlichste schälte, auseinanderbrach, ihrem Nachbar dann anbot, indem sie sich auf eine ungezwungene Art gegen ihn neigte, und dann von der Frucht essend mit aufgestütztem Arm in dieser Stellung verblieb.

Sie kam ihm dabei so nahe, daß er mit gierigem Ohr ihre Athemzüge hörte und daß ihm zu Muthe war, als steige die Temperatur in dem Eisenbahnwagen um zehn Grad Reaumur. Er

zog hastig seine Uhr hervor und sah zu seinem Schrecken, daß sie bereits fünfundzwanzig Minuten gefahren waren.

„Was sagte ich doch vorhin?“ fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Sie sprachen von Jemand, der den Muth hätte, über einen Abgrund im gesellschaftlichen Leben eine Brücke zu legen — wenn er aber bei diesem Versuche eine Niederlage erlitte?“

„Wer kann wissen, ob ihm nicht vom anderen Ufer eine hülfreiche Hand geboten wird?“

„Um ihn zu sich in die Höhe zu ziehen?“ fragte er hastig.

„Vielleicht — vielleicht aber auch, um mit ihm in den Abgrund zu stürzen.“

„Ah, mein Fräulein, auch das wäre eine Seligkeit, mit Jemand, den man liebt, in einen Abgrund zu stürzen.“

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin.“

„Das, was Sie soeben deklamirten,“ sagte sie heiter, „ist aus jener glücklichen Zeit, als die Seejungfrauen noch öffentlich ihr gefährliches Wesen treiben durften.“

„Ah — gewiß eine glückliche Zeit! ich möchte auch so hinsinken wie jener Jüngling, selbst auf die Gefahr hin, nicht mehr gesehen zu werden.“

Er hatte sich bei diesen Worten, welche er mit großer Bewegung aussprach, langsam gegen sie geneigt und dabei hatte seine Hand, die er ebenfalls aufstützte, die ihrige leicht berührt, doch nur für eine Sekunde, denn alsdann richtete sie sich rasch auf und sagte, zum Fenster hinausschauend: „So viel ich sehen kann, fahren wir über eine flache, einförmige, traurige, öde Gegend.“

„Ja, traurig und öde — sehr öde und sehr traurig.“

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen auch so geht,“ fuhr sie in einem gefälligen Tone fort, „aber das Vorbeihuschen im Dunkel der Nacht an Gegenständen, die man nicht zu unterscheiden vermag,

und Strümpfe, weite Beinkleider und eine rund abgeschnittene Jacke, aus deren einer Tasche ein rothseidenes Sacktuch hervorglänzte. Auf dem Kopfe hatte er eine rothe Mütze mit goldener Quaste, welche er abnahm und die Verbeugung des Herrn Dubel herablassend erwiderte. Signor Benetti war ein Italiener, vielleicht fünfzig Jahre alt, ziemlich dürr von Figur und Gesicht und hatte schwarzes, aber schon stark grau melirtes Haar.

In demselben Zimmer befand sich ein anderer Tänzer, eine dürre, bescheidene Figur, welcher in der Ecke stand und schwer athmend von der gehabten Anstrengung ausruhte. Die beiden Solotänzerinnen, die ebenfalls hier waren, schöne volle Figuren, die eine mit hellblonden, die andere mit kohlschwarzem Haar, ließen sich beim Eintritte des Herrn Dubel auf ein paar Stühle nieder und schauten mit Theilnahme auf das kleine Kind. Sie waren bei weitem eleganter gekleidet, als ihre Colleginnen draußen, und trugen feine weiße Tanzröcke. Ihre Mieder von schwarzem starkem Atlas, der bei jeder Bewegung krachte, waren an den Armen und am Halse mit schwarzen kostbaren Spitzen besetzt.

Signor Benetti strich sich mit der Hand über das Gesicht und erinnerte sich, den Herrn Dubel schon irgend wo gesehen zu haben, worauf dieser die Elstergasse nannte, und, indem er sich in die Brust warf, hinzufügte, er glaube den Herrn Balletmeister eines Abends erschreckt zu haben, indem er in der Equipage eines — Bekannten zu hart an dem Hause vorgefahren sei. „Doch wohne ich nicht mehr in der Elstergasse," setzte der Herr Dubel hinzu, „sondern an dem Petersthore in dem dort einzeln stehenden Hause."

Der Balletmeister verbeugte sich, als wolle er sagen, er kenne das Haus und den vornehmen Eigenthümer desselben vollkommen und sagte, indem er sich an die beiden Tänzerinnen wandte: „Meine Damen, ich sah diesen Herrn neulich Abends auf glattem Eisboden einen Sprung machen, einen Sprung von sechs Fuß, wie gesagt, auf glattem Eise, und dann auch fest-

hat für mich etwas Unheimliches; ich ziehe es vor, im ringsum verschlossenen Coupé zu sitzen, wobei man sich einbilden kann, man sei zu Hause in seinem kleinen Boudoir."

Bei diesen Worten zog sie langsam den grünseidenen Vorhang des Seitenfensters herab.

Ein Blick auf die Uhr belehrte ihn, daß sie nur noch zwanzig Minuten bis München hatten, doch zog er jetzt um so eher den grünseidenen Vorhang an seiner Seite mit einer nicht zu verkennenden Ungeduld ebenfalls herab.

„So," sagte sie mit einer liebenswürdigen Heiterkeit, „jetzt sitzen wir wie die Kinder in einem verschlossenen Wagen und können uns Märchen erzählen — saßen Sie als Kind ebenfalls gerne im verschlossenen Wagen?" sagte sie.

„O ja — außerordentlich gerne."

„Ich that es wegen des köstlichen Ledergeruchs — und weßwegen thaten Sie es?"

„Ich wegen einer minder unschuldigen Ursache — ich hatte damals eine kleine Geliebte."

„Als Kind — Sie haben früh angefangen."

„Sie werden mich nicht mißverstehen, Gräfin Mathilde. Es war eine jener kleinen Leidenschaften, für welche man Vogelnester ausnimmt, die Aepfel des Nachbars stiehlt, dem Haushahn die schönsten Federn ausrupft und Veilchen sucht — — ach! rief er enthusiastisch, „und Veilchen liebten wir Beide leidenschaftlich!" Er sagte dieß mit Beziehung auf das feine Parfüm ihres Sacktuches, das sie ihm nun lachend zuwarf, indem sie sagte: „Es ist eigenthümlich. Herr Stollberg, trotzdem wir uns bisher nicht gekannt, sympathisiren wir doch in einem gemeinschaftlichen Odeur, in der Liebhaberei, in einer verschlossenen Kutsche zu fahren, und —"

„In dem Gedanken," fiel er rasch ein, „daß nur Muth dazu gehört, um einen tiefen Abgrund zu überbrücken."

„Darin sympathisiren wir nicht so ganz, denn ich bin der

Ansicht, daß der Muth nur dann etwas hilft, wenn uns vom anderen Ufer eine hülfreiche Hand geboten wird."

Sie brauchten nur noch eine Viertelstunde, um München zu erreichen.

„O, Gräfin Mathilde, reichen Sie mir für einen Augenblick Ihre Hand."

„Und wozu?"

„Um mir über einen Abgrund hinwegzuhelfen!" rief er in leidenschaftlichem Tone.

„Ich sehe aber keinen Abgrund."

„O ja, er ist da, tief und gefährlich; ich fürchte nicht das Hereinstürzen, ich fürchte nur, wenn ich in diesen Abgrund fiele, daß Sie droben am Rande stehen blieben, herzlich lachend über den armen Getäuschten — darum reichen Sie mir Ihre Hand — o, nur die Spitze Ihres Fingers."

Die Lokomotive des Zuges stieß einen gellenden Pfiff aus.

„Ich glaube, wir werden bald in München sein," sagte sie in ruhigem Tone.

„Und kein Mitleid, keine Güte, kein Erbarmen?"

„Wollen Sie nicht so freundlich sein, zu sehen, ob Sie schon etwas von der Stadt erblicken, vielleicht Gaslichter in der Ferne? — es ist das immer ein tröstlicher Anblick, wenn man sich seinem Reiseziele nähert."

„Für mich ein sehr unglücklicher," sprach er mit einem tiefen Seufzer, doch kam ihm plötzlich eine sehr glückliche Idee.

Er ließ rasch den Vorhang in die Höhe schnellen und sagte in lebhaftem Tone: „Dort sieht man ferne Gaslichter durch die Nacht schimmern; es wird München sein — wollen Sie vielleicht hinausschauen?"

Sie erhob sich rasch, wobei ihr Kleid von schwerer Seide rauschte; sie trat neben ihn — sie schaute hinaus.

„Wo denn?" fragte sie.

„Dort, mehr nach vorne — Sie müssen sich etwas mehr vorbeugen — sehen Sie die Gaslichter?“

„Ja, ich sehe sie —“

„Schon das Ziel unserer Fahrt — ist das nicht traurig — einer so schönen Fahrt — — — die ich nie, nie vergessen werde.“

„Auch ich werde dieser Fahrt und Ihrer dankbar gedenken.“

„O, Dankbarkeit ist nicht das Gefühl, welches Sie beseelt — ich bat Sie, mir Ihre Hand zu reichen, Sie haben es mir grausam verweigert, und trotzdem bitte ich noch einmal darum.“

„Sie sind ein sonderbarer Mensch! Da haben Sie meine Hand.“

Er hätte gern mit glühenden Worten dafür gedankt; doch war ihm das im gegenwärtigen Augenblick nicht möglich, denn er führte diese kleine, weiche Hand an seine Lippen und drückte unzählige Küsse darauf.

Auch ließ sie das nicht nur geschehen, sondern da sie die Gaslaternen deutlicher sehen wollte, so beugte sie sich noch stärker gegen das Fenster, wodurch sie ihn mit ihrer schlanken und doch so vollen Gestalt eine Sekunde lang berührte, so daß es ihn elektrisch durchzuckte. — — —

— — — — „Seien Sie verständig,“ sagte sie in sehr ernstem Tone, „dort ist schon der Bahnhof — Sie versprachen mir in ehrerbietiger Weise mein Kavalier zu sein, und ein Ehrenmann hält sein Wort — machen Sie mich nicht böse, sonst —“

„Was sonst?“ rief er glühend.

„Sonst nehme ich auf dem Bahnhofe Abschied und werde Ihnen gewiß nicht erlauben, mich in meinem Hotel wieder zu sehen.“

„Aber wenn ich folgsam bin wie ein Kind?“

„In dem Falle vielleicht.“

„O gewiß — gewiß!“ jubelte er, „jetzt befehlen Sie über mich, was soll ich thun?“

„Mir behülflich sein, meine kleinen Sachen und die meines

Bruders aus dem Wagen zu bringen, mir alsdann eine Droschke zu besorgen, die mich allein zu den ‚Vier Jahreszeiten' bringt."

„Allein, Gräfin Mathilde?"

„Allerdings allein — wogegen ich es Ihnen nicht verwehre, ebenfalls in den ‚Vier Jahreszeiten' Ihre Wohnung zu nehmen — verstehen Sie mich?"

„Ich hoffe, Sie zu verstehen!" rief er in einem Tone des Glückes.

„Also nun zu unseren verschiedenen Sachen — nicht wahr, das ist eine schöne Menge — wir werden kaum Alles tragen können, und dann noch Paletot und Shawl meines Bruders — wissen Sie was?" sagte sie in heiterer Laune, „ziehen Sie Paletot und Shawl an, das wird Sie weniger geniren. Sollte Jemand auf dem Zuge sein, der uns in Stuttgart einsteigen sah, so wird er Sie für meinen Bruder halten — wollen Sie meinen Bruder vorstellen?" fragte sie mit einem schalkhaften, süßen Blicke.

„Ich will Alles das sein und vorstellen, wozu Sie die Güte haben, mich zu machen."

„Gut, das ist köstlich — ich versichere Sie, es macht mich glücklich, zu sehen, wie Ihre Gestalt der meines Bruders ähnelt — — so, jetzt werfen Sie den rothen Shawl über Ihre Schultern, wie er zu thun pflegte, und Jeder, der uns früher sah, wird uns für ein Geschwisterpaar halten."

Das gellende Pfeifen der Lokomotive war verstummt, der Zug hielt, die Wagenthüren wurden aufgerissen; die Gräfin hatte einen großen Theil ihrer Effekten selbst zu sich genommen, und er trug ein paar kleine aber schwere Handsäcke. Sein eigenes Gepäck in dem Halbcoupé vis-à-vis kümmerte ihn wenig. Dasselbe konnte ruhig dort liegen bleiben, bis er die Dame in einen Wagen und nach dem Gasthofe gebracht hatte. Der Schnellzug, mit dem er gekommen, hatte, ehe er weiter nach Wien ging, hier einen Aufenthalt von fast drei Viertelstunden.

Der junge Mann stieg so langsam wie möglich aus dem Coupé, und dazu hatte er seine Gründe, da es ihm begreiflicher Weise nicht sehr angenehm gewesen wäre, jetzt mit seinen früheren Reisegefährten wieder zusammenzutreffen; doch waren dieselben bereits verschwunden — nur glaubte er zwischen der Menschenmenge am Ende des Bahnhofes die Gestalt des Großkarrirten verschwinden zu sehen. Herr Stollberg dachte vergnügt bei sich, ob derselbe wohl immer noch die Fahnenwacht pfeife?

Jetzt folgten die beiden den Passagieren, welche sich langsam entfernten, und die Gräfin sagte: „Jetzt erst fällt mir ein, daß mein Bruder den Gepäckschein hat — das ist sehr fatal; ich werde mich behelfen müssen." Sie näherten sich dem Ausgange und wollten eben den Bahnhof verlassen, als ein fremder Herr mit einem behaglichen Aeußern und in einer sehr wohlwollenden Miene Herrn Stollberg leicht am Arme berührte und ihm in freundlichem Tone sagte: „Dürfte ich Sie wohl bitten, mir zwei Worte allein zu gönnen?"

„Ist dieß ein Bekannter von Ihnen?" fragte die Gräfin ihren Begleiter.

„Ich habe diesen Herrn in meinem Leben noch nie gesehen" — erwiederte Herr Stollberg, und sich alsdann zu dem wohlwollend Aussehenden wendend, sagte er in einem ärgerlichen Tone: „Ich begreife in der That nicht, was Sie, ein gänzlich Fremder, mir zu sagen hätten; auch können Sie doch wohl nicht verlangen, daß ich die Dame hier stehen lasse und mit Ihnen auf die Seite trete."

„Und doch muß ich meinen Wunsch wiederholen," erwiederte der Andere so höflich als möglich. „Madame wird vielleicht die Güte haben, einen Augenblick hier zu warten, wenn es Madame nicht vorziehen sollte, so lange in die Restauration zu treten."

„So sprechen Sie hier, was Sie mir zu sagen haben — ich mag Madame nicht allein lassen."

„Seien Sie wegen meiner unbesorgt," flüsterte ihm die Gräfin zu, „ich mache mir nichts daraus, einen Augenblick zu warten."

„Nun so kommen Sie, mein Herr!" sagte der junge Mann aufbrausend; „aber dessen kann ich Sie versichern, wenn Ihre Mittheilungen für mich nicht vom höchsten Interesse sind, so werden Sie die Erfahrung machen, daß ich Ihr aufdringliches Benehmen für eine starke Beleidigung nehmen und als solche behandeln werde."

Der behaglich aussehende Fremde verbeugte sich lächelnd und ersuchte darauf den jungen Mann, in ein Zimmer zu treten, dessen Thüre sich neben dem Bahnhofausgange befand.

„Und nun? was wollen Sie von mir?"

„Erlauben Sie zuerst, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin der Polizeikommissär Wildhuber."

Der junge Mann war so arglos und dabei so aufgebracht über die Einmischung dieses Fremden in sein kleines Privatverhältniß, daß er mit sehr lauter Stimme erwiederte: „Herr, es ist mir sehr gleichgültig, wer Sie sind, und ich frage nochmals, was wollen Sie von mir?"

„Der Polizeikommissär Wildhuber," entgegnete der freundliche Beamte in sehr sanftem und langsamem Tone, „wünscht eine Unterredung mit Ihnen."

„Und zu welchem Zwecke? Ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen und hasse die Polizei."

Der Andere zeigte ein gemüthliches Lächeln, ehe er erwiederte: „Dergleichen Ausbrüche der Abneigung sind wir zu gewohnt, als daß sie irgend einen Einfluß auf uns hervorbringen könnten; auch bitte ich, nicht zu vergessen, daß ich Ihnen nicht aus eigenem Antriebe in den Weg getreten bin, sondern daß ich hier in höherem Auftrage vor Ihnen stehe."

„Vor mir? — vor Eugen Stollberg aus Frankfurt am Main, als den ich mich mit meiner Paßkarte legitimiren kann?"

„Vor Ihnen, mein lieber Herr — das heißt vor Ihrer

Person, ohne daß wir auf diesen Namen gerade viel Gewicht legen wollen."

„Erlauben Sie — ich lege auf meinen Namen sehr viel Gewicht — dieser Name steht hier auf meiner Paßkarte; ich bin in einem konstitutionellen Staate und ich erkläre Ihnen jetzt kurz und bündig, daß ich es satt habe, mich hier auf einem so unwürdigen Orte ausfragen zu lassen."

Damit wandte er sich um, um das Zimmer rasch zu verlassen; doch sagte ihm der Beamte: „Ich bitte Sie recht schön, Herr—r—r, wie heißen Sie? doch bitte ich heute kein unnöthiges Aufsehen zu machen und mir zu glauben, daß es mir zuweilen selbst peinlich ist, meine Pflicht erfüllen zu müssen."

Doch Herr Stollberg hörte nicht auf diese Worte — er hatte die Hand auf den Drücker des Schlosses gelegt, er öffnete die Thüre, fuhr aber etwas betreten zurück, als er dort einen sehr breitschulterigen Gendarmen bemerkte, der ihm bei seinem Erscheinen etwas auffallend entgegentrat. Trotzdem aber der junge Mann im höchsten Grade überrascht war, benutzte er doch den Augenblick, wo die Thür offen war, um einen Blick in die Bahnhofhalle zu werfen und nach der schönen Gräfin zu sehen.

Die Bahnhofhalle war so leer als möglich und die Gräfin Mathilde Patasky verschwunden — natürlich — wer hätte auch von einer so eleganten und vornehmen Frau erwarten können, daß sie sich hier von naseweisen Bahnhofbeamten angaffen lasse — vielleicht hatte sie die Restauration betreten — vielleicht hatte sie auch bei dem Bahnhofinspektor eine Klage zu seinen Gunsten vorgebracht — das Letztere schien das Wahrscheinlichere — er schloß die Thüre wieder und wandte sich in's Zimmer zurück.

„Nun, mein Herr, ich bin also Ihr Gefangener?"

„Es scheint fast so."

„Und was haben Sie weiter mit mir vor?"

„Das hängt sehr von Ihnen ab, mein lieber Herr — fügen

Sie sich der für Sie allerdings traurigen Nothwendigkeit, und wollen Sie mich mit gutem Willen und hübschem Anstand begleiten, so führe ich Sie sogleich zu dem Herrn Polizeidirektor; ziehen Sie es aber vielleicht vor, oder halten Sie es für nöthig, vorher Ihren vielleicht gerechten Unmuth zu beschwichtigen, so will ich Sie recht gerne einige Stunden allein in diesem Zimmer lassen."

„Gegen die Gewalt ist nichts auszurichten!" gab der junge Mann zähneknirschend zur Antwort: „aber, Herr Polizeikommissär," fuhr er in einem tiefen Athemzuge fort, wobei er seine Hände krampfhaft zusammenballte, „glauben Sie ja nicht, daß ich mich wie einen Schulbuben behandeln lasse, und seien Sie versichert, daß ich von Ihnen und von Ihrem Herrn Polizeidirektor Rechenschaft verlangen werde."

Der freundliche Beamte zuckte die Achseln, wobei sein Gesicht einen Ausdruck annahm, in dem man deutlich las, daß die Aussicht, zur Rechenschaft gezogen zu werden, keinen großen Eindruck auf ihn mache.

„Nein, das ist unerhört — das ist empörend!" rief der junge Reisende, wobei er mit hastigen Schritten auf und ab ging, „vor ihren Augen verhaftet zu werden — o, sie wird mich für einen zweideutigen Menschen, für einen Taugenichts ersten Ranges halten — mein Herr, Sie haben ein grenzenloses Unrecht an mir begangen — Sie behandeln mich mit einer Gewaltthätigkeit, für welche ich im anderen Falle die Verantwortung nicht übernehmen würde."

„Ich übernehme sie mit großem Vergnügen, und da es mir scheint, Sie wünschen noch ein paar Stunden allein zu bleiben, um sich zu beruhigen — so will ich Ihnen damit nicht hinderlich sein."

Er machte Miene, das Zimmer zu verlassen. Doch bezwang sich der junge Mann so gut es ihm möglich war, und sagte nach einem tiefen Seufzer: „Ich verlange durchaus nicht, allein gelassen

zu werden, ich bin in Ihrer Gewalt, führen Sie mich, wohin Sie wollen."

„Dieser Entschluß ist sehr vernünftig — Sie haben gewiß einen Gepäckschein bei sich?"

„Hier ist er."

„Sie ließen vielleicht auch noch Handgepäck im Wagen?"

„Ja, in der rechten Ecke eines Halbcoupés zweiter Klasse — o, mein Gott! wer hätte das vor einer Stunde gedacht."

„Sie wollen mir also folgen mit gutem Anstand, ohne Aufsehen zu erregen?"

„Ich muß wohl — aber halt — da kommt mir eine Idee! Wenn ich hier Jemand auffinde, der mich und meine Familie kennt, der bereit ist, jede zu verlangende Bürgschaft für mich zu leisten —"

„In dem Falle," entgegnete der Polizeikommissär mit einem ungläubigen Lächeln, wobei ein Blick aus dessen Augen scharf und rasch wie ein Blitz über die Gestalt und das Gesicht des jungen Mannes fuhr — „in dem Falle allerdings — doch ist ein solcher Fall nicht denkbar."

„O, er ist sehr denkbar, mein Herr," versetzte der junge Mann in lebhaftem Tone, „gewiß, ich werde Jemand finden, der meine Identität beweisen kann — denn meiner Verhaftung kann nur eine Verwechslung zu Grunde liegen — ich werde Jemand finden, der für mich bürgt."

„Das müßte eine sehr respektable Person sein."

„Ah, ich weiß, wer für mich bürgt — kennen Sie Herrn Schimon, Besitzer der ‚Vier Jahreszeiten'?"

„Gewiß," lächelte der Polizeikommissär, „und in dem für mich unglaublichen Falle, daß Herr Schimon eine Bürgschaft für Sie übernehme oder daß er Sie persönlich kennt, daß er überzeugt ist, Sie seien in der That Herr — —"

„Eugen Stollberg aus Frankfurt am Main."

„Richtig — daß Sie dieser Herr Stollberg wirklich sind, so würde ich keinen Augenblick Anstand nehmen, Sie unter der vortrefflichen Obhut des Herrn Schimon zu lassen und Ihnen obendrein noch meine Entschuldigung machen.“

„Gut! fahren wir nach den ‚Vier Jahreszeiten‘ — ich bitte Sie dringend darum.“

„Ich will Ihnen diese Bitte nicht abschlagen — obgleich ich überzeugt bin, daß wir einen vergeblichen Umweg machen.“

„Aber sagen Sie mir um's Himmels willen, wenn ich nicht Eugen Stollberg aus Frankfurt am Main bin, wer soll ich denn eigentlich sein?“

„Der Herr, welcher in Begleitung jener Dame reist.“

„Sie kennen die Dame?“

„Nein. Die Dame ist uns sehr gleichgültig.“

„Aber der Herr?“

„Nun — der Herr,“ erwiederte der Polizeikommissär mit einem eigenthümlichen sehr freundlichen Lächeln, „reist mit jener Dame und trägt einen hellgrauen Paletot und einen rothen Shawl, dessen Ende er die Gewohnheit hat, über die rechte Schulter zu werfen.“

„Alle Teufel! mir geht ein Licht auf! — Ich, der ich glaubte, ein so deliciöses Abenteuer gefunden zu haben, bin zum Beschluß desselben in die Hände der Polizei gerathen — aber kommen Sie nach den ‚Vier Jahreszeiten‘ — kommen Sie so rasch als möglich.“

Sie verließen das Zimmer des Bahnhofgebäudes zu Zwei und den Bahnhof selbst zu Drei; denn der breitschulterige Gendarm folgte ihnen und setzte sich auf den Bock eines schon bereitstehenden Wagens. Dann fuhren sie davon zu einem Seitenausgange hinaus, um bei der Hauptfront des Gebäudes, wo sich die Einsteighalle und Restauration befindet, vorüberzufahren.

— — War es Täuschung — war er geblendet von den Lichtern der Gasflammen, oder war sie es wirklich, die Gräfin

ſtehen mit einem Aplomb, der wirklich ins Fabelhafte gränzte. Ich mache Ihnen nochmals mein Compliment darüber.“

Herr Dubel verneigte ſich ſehr geſchmeichelt und begann von dem Grunde ſeines Beſuchs zu reden, indem er das Kind, das hinter ihm mit großen neugierigen Augen die beiden Tänzerinnen betrachtete, vorführte.

Der Balletmeiſter warf ſich in eine prüfende Stellung und drehte ſeine Beine ſo furchtbar auswärts, daß man glauben konnte, er müſſe nothwendig umfallen und gebrauche für ſolche Momente den großen Stock, mit dem er den Takt auf den Boden ſtieß, um ſich feſt zu erhalten. Dabei neigte er den Kopf auf die rechte Seite und unterſtützte das Kinn mit der Hand.

„In der That,“ ſagte Signor Venetti nach einigen Augenblicken, „dem Aeußern nach ein niedlicher Amor, eine kleine Liebesgöttin — wie ſchlank das Kind gewachſen iſt! ſehen Sie, meine Damen, die ſchlanke Taille und die kleinen Füßchen.

Die Tänzerin mit dem ſchwarzen Haar zog das Kind an ſich, nahm es auf den Schooß und küßte es auf die Stirn, während ſie mit der Hand durch die ſchwarzen Locken fuhr. Die Andere mit dem blonden Haar beſah aufmerkſam ſeine Füßchen und bewunderte die feinen Knöchel derſelben.

Signor Venetti nahm den Herrn Dubel etwas bei Seite und fragte mit ſehr wichtiger Miene: „Das Kind iſt doch von guter anſtändiger Familie und wird dem Theater nicht zur Laſt fallen?“ — welches letztere der Herr Dubel eifrigſt verneinte und hinzuſetzte, man ſei im Stande, für ſeinen Unterhalt beſtens zu ſorgen.

„Und der Vater?“ erkundigte ſich der Herr Balletmeiſter weiter, worauf Herr Dubel mit voller Wahrheit entgegnete: der Vater ſei von angeſehener und reicher Familie, wünſche aber nicht genannt zu ſein.

Mathilde Patasky, die dort oben unter der Säulenhalle stand, neben ihr das großkarrirte Ungeheuer, mit demselben lachend und plaudernd — ja, sie war es — sie waren es Beide und ihm schien es, als blicke sie den vorüberrollenden Wagen an.

Nein, das war zu arg; er mußte hin zu ihr; sie und der Großkarrirte sollten ihm Rede stehen. Und da Herr Stollberg ein junger Mann von raschen Entschlüssen war und stets breit, dieselben ohne Säumen auszuführen, so öffnete er hastig den Wagenschlag, um hinauszuspringen. Doch fühlte er sich plötzlich von einer kräftigen Hand am Kragen gepackt und vernahm die Stimme des Polizeikommissärs neben ihm, der ihm aber nicht in dem freundlichen und wohlwollenden Tone wie früher sagte: „Herr, lassen Sie Ihre Dummheiten unterwegs. Sie versprachen mir, sich ruhig und anständig aufzuführen, und zum Dank dafür, daß ich Ihnen geglaubt, wollen Sie mir entwischen."

„Herr! — ich habe keine Ursache, zu entwischen."

„Herr! — mäßigen Sie sich oder ich lasse halten und lege Ihnen Handschellen an."

„Mir Handschellen?"

„Für Ihren Fluchtversuch."

„Es ist mir durchaus nicht eingefallen, zu entfliehen; diese Vermuthung ist höchst lächerlich. Dort vor der Eisenbahn sah ich jene Dame stehen, um derentwillen ich verhaftet wurde, und neben ihr diesen verfluchten großkarrirten Kerl, der mich mit seiner Fahnenwacht schon genug malträtirt hat — thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich einen Augenblick hin, um Beide zur Rede zu stellen."

„Thun Sie sich und mir den Gefallen, ruhig zu bleiben — es ist das Gescheidteste, was Sie thun können — zwingen Sie mich nicht, mit Ihnen hart umzugehen und Sie, ohne bei den ‚Vier Jahreszeiten' anzuhalten, auf die Polizeidirektion, abzuliefern."

„Das wäre entsetzlich! — Gut denn, ich will ruhig sein."

Bei diesen Worten warf sich der junge Mann, so ergeben in sein Schicksal als ihm möglich war, in die Wagenecke zurück.

Endlich hielt die Droschke. Die nervenerschütternde große Gasthofsglocke erklang und in einem Kreise von sechs eleganten Kellnern stand Herr Schimon vor der Treppe seines Hotels, um die ankommenden Gäste zu empfangen, die zu seinem großen Befremden mit Gendarmenbegleitung anrückten. Da aber Niemand den Wagen verließ, so trat der gefällige Wirth auf das Trottoir, um sich diese seltsame Erscheinung in der Nähe zu betrachten.

„Guten Abend, Herr Schimon," sagte der freundliche Beamte im Wagen.

„Ah! — Herr Polizeikommissär — womit kann ich dienen?"

„Ich habe hier einen jungen Herrn bei mir, welcher von Ihnen genau gekannt sein will; bitte, betrachten Sie ihn."

„Ah! Das ist ja Herr Stollberg aus Frankfurt."

„In der That? Sie kennen ihn also?"

„Wie mich selber, Herr Polizeikommissär."

„Und Sie irren sich nicht?"

„Durchaus nicht — ich kenne Herrn Stollberg sowie auch dessen höchst achtbare Familie auf's Genaueste."

„Und wollen jede Bürgschaft übernehmen, daß dieses in der That Herr Stollberg ist?"

„Jede, welche Sie verlangen."

„Das ist sehr unangenehm!" sagte der Beamte mit einer verdrießlichen Miene.

„Nein, das ist sehr angenehm!" rief der junge Mann, indem er mit einem raschen Satze aus dem Wagen sprang und dem freundlichen Hotelbesitzer herzlich dankend die Hand schüttelte.

Auch der Polizeikommissär stieg aus dem Wagen, aber ziemlich langsam, bedächtig und kopfschüttelnd.

„Ich muß um Entschuldigung bitten," sagte er alsdann;

„aber wer hätte das auch denken können! Alles traf ich so genau, die elegante Dame, Ihre Gestalt, Ihr Anzug."

„Hol' der Teufel diesen Anzug! es ist ja nicht der meinige — aus Artigkeit gegen jene Dame zog ich ihn an und um besser die Hände frei zu haben, deren Gepäck zu tragen."

„Aber wem gehört denn dieser hellgraue Paletot und das rothe Tuch?"

„Dem Bruder der Gräfin, Mathilde Patasky."

„Ah was, Gräfin Patasky — sahen Sie während der Fahrt hieher nicht, ob die Dame sonst mit einem Passagier verkehrte?"

„Während der Fahrt nicht; aber vorhin, erinnern Sie sich, Herr Polizeikommissär, als Sie mir Handschellen anlegen wollten, stand jene Dame auf der Treppe vor der Einsteighalle mit dem Großkarrirten."

„Wer ist der Großkarrirte?"

„Ein höchst langweiliger Kerl, der an einem fort die Fahnenwacht pfeift und zuerst in einem Coupé mit mir saß, ehe ich mich durch die Schönheit meiner interessanten Bekanntschaft verführen ließ, meinen seitherigen Platz zu verlassen."

„Ich hätte die Dame ebenfalls arretiren sollen," sagte der Polizeikommissär mit einem nachdenklichen Kopfschütteln; „aber ich hatte keinen Befehl dazu; doch wollen wir thun, was in unserer Macht steht — erinnern Sie sich genau der Kleidung der Dame?"

„Ziemlich genau — sie hatte ein Kleid von schwerem grauem, sich sehr weich anfühlenden Seidenstoffe an, darüber einen weiten, braunen Mantel, dessen Enden sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit über die linke Schulter zu schlagen verstand."

„Wie ihr Begleiter es mit dem rothen Halstuch in entgegengesetzter Richtung zu machen pflegt."

„Auf dem Kopfe trug sie ein sogenanntes Kossuthhütchen von schwarzem Sammet — aber wer ist jene Dame, Herr Polizeikommissär?"

„Ich kann Ihnen das mit Bestimmtheit nicht sagen."

„Und ihr Begleiter, für den ich gehalten wurde?"

„Ist ein ganz infamer Kerl — ein Hauptschwindler, welcher die deutsche Polizei mit einer Geschicklichkeit an der Nase herumführt, die einer besseren Sache werth wäre."

„Es ist ohne allen Zweifel der Großkarrirte — trösten Sie sich mit mir, Herr Polizeikommissär — ich wurde ärger an der Nase herumgeführt, wie Sie, und ließ mich freiwillig herumführen, während dieß Ihr Dienst mit sich brachte."

„Bitte, Herr Stollberg, beschreiben Sie mir ein wenig den Großkarrirten."

„O, wie gesagt, ein höchst langweiliger Kerl, der beständig die Fahnenwacht pfeift."

„Das sind nur innere Vorzüge desselben. Wie aber sah sein Aeußeres aus?"

„Nun sein Anzug, um von unten anzufangen, Gamaschen, Beinkleider, Weste, Rock, Reisemütze, ich glaube wahrhaftig, auch sein Taschentuch bestand aus einem großkarrirten wollenen Stoffe, in welchem auf hellgrauem Grunde Dunkelgrau und Dunkelblau vorherrschend waren — daß er von meiner Gestalt war, wissen Sie, aber ich schmeichle mir eines interessanteren, mindestens viel offeneren und ehrlicheren Gesichtes; er hatte höchst moquante Züge um die Lippen und seine kleinen, stechenden Augen blinzelten unruhig unter buschigen Augenbrauen hervor."

„Ich danke Ihnen — aber dieser Ehrenmann ist wie ein Chamäleon. Von Stuttgart reiste er ab in hellgrauem Paletot und rothem Halstuch: hier finden wir ihn großkarrirt, und wer weiß, ob er nicht in einer andern Station in gelben Lederhosen und blauer Blouse aussteigt."

„Wollen Sie nicht mit mir soupiren, Herr Polizeikommissär?"

„Unmöglich — ich muß noch einen Bericht machen — wünsche vergnügten Abend."

Bald nachher saß Herr Stollberg mit seinem freundlichen Wirth im behaglichen Speisesaal der ‚Vier Jahreszeiten', soupirte ausgezeichnet und trank dazu einen vortrefflichen Wein. Und als er später eine Cigarre anzündete, konnte er sich der Frage nicht enthalten: „Wo mag jetzt wohl die schöne Gräfin Patasky sein?"

Eine Frage, die fast im selben Augenblick auch der Polizeikommissär Wildhuber an sich that, nachdem er nach verschiedenen Richtungen hin per Telegraph ein und einem halben Dutzend seiner verehrlichen Kollegen eine junge Dame im grauen Seidenkleide, braunem Mantel und Kossuthut, sowie deren Begleiter, wahrscheinlich in einem Anzuge von großkarrirtem Stoffe, in dem die Farben hellgrau und blau vorherrschend waren, bestens empfohlen und dringend an ihr fürsorgliches Polizeiherz gelegt hatte.

Am Herdfeuer.

Es iſt eine kalte Winternacht. Der Mond am Himmel bildete eine ſcharfe, glänzende Sichel, und rings um ihn her funkelten die Sterne ſo klar und leuchtend, daß man hätte glauben ſollen, ſie hätten heute ganz beſonders eingeheizt, um nicht gleichfalls zu frieren wie die Erde mit ihren Bewohnern, von welchen indeſſen am heutigen Abend ſehr wenig auf den Straßen der Reſidenz, von der wir zu erzählen die Ehre haben, ſichtbar waren. Die aber, welche nach Hauſe gingen oder vielleicht noch ſo ſpät ihrem Geſchäfte oder dem Vergnügen nachliefen, thaten dieß mit einer außerordentlichen Eilfertigkeit, die Hände in irgend einer Taſche vergraben, die Schultern hoch emporgezogen, Hals und Geſicht bis zur Naſe mit einem dicken Tuche verwahrt. So huſchten ſie vorüber im leichten Röckchen, im dicken Paletot und Mantel oder im warmen Pelze, und wo ihr Fuß die Erde betrat, da knirſchte der getretene Schnee mißmuthig, denn er war in ſeinem Rechte, im Rechte des Winters. Auch dahinrollende Equipagen erregten den Unmuth dieſes Schnees, denn wo die Räder denſelben durchſchnitten, da heulte er förmlich ingrimmig auf. — Ja, es iſt eine recht kalte Winternacht, in der jedes lebende Weſen ſo bald als möglich unter Ob-

dach zu kommen ſucht, wo Jeder dahineilt, haſtig wie eine Lokomotive, eingehüllt in den Dampf des eigenen Athems oder dem einer brennenden Cigarre, wo uns der Bart zu Eiszapfen friert, und wo wir noch fern von unſerer Wohnung mit einigem Neide jedes freundlich erhellte Fenſter betrachten, indem wir uns lebhaft die Glücklichen vorſtellen, die dort in der angenehm erwärmten Stube ſitzen.

Ja, es iſt ſchneidend, bitter kalt, und wir würden uns ein Gewiſſen daraus machen, dem geneigten Leſer zuzumuthen, uns in einer ſolchen Nacht zu folgen, wenn wir nicht die Abſicht hätten, wie auch ſchon der Titel unſerer Geſchichte beſagt, ihn irgend wohin zu führen, wo er von der Kälte und Unbehaglichkeit einer Winternacht durchaus nicht beläſtigt wird.

Wir ſtehen vor einem großen, maſſiven Gebäude, das von vier rieſigen Eckthürmen flankirt iſt, einem alten Schloſſe, deſſen trotziges, ernſtes, geharniſchtes, nächtlich düſteres Ausſehen einigermaßen gemildert wird durch ein paar glänzend erleuchtete Fenſter neben den ebenfalls erhellten breiten Thorwegen, noch mehr aber durch eine jüngere Nachbarſchaft, einem eleganten, reich verzierten Schloßgebäude aus der Jetztzeit, vor deſſen Eingang Pechfackeln lodern und deſſen lange Fenſterreihe im erſten Stock einen leuchtenden Lichterſchein in die Nacht hinauswerfen und welcher ſpiegelnd widerſtrahlt in dem Waſſer eines ſchmalen Flüßchens, deſſen reißender Lauf bis jetzt der Eisfeſſel des Winters ſpottete. Das alte und das neue Schloß ſind durch eine brückenartige Gallerie mit einander verbunden, und da dieſe Gallerie, die aus Eiſen und Glas beſteht, ebenfalls hell erleuchtet iſt, ſo ſieht das aus, als wölbe ſich eine Feuerbrücke hoch in der Luft von einem der großen Gebäude zum andern, ein recht hübſcher Anblick, der aber für heute Abend keinen Zuſchauer findet, ebenſowenig wie die rauſchenden Klänge der Tanzmuſik Zuhörer haben außerhalb der Mauern des neuen Schloſſes.

Auch wir laſſen uns weder durch Muſik noch durch Lichterglanz

blenden, näher heranzutreten, ſondern wenden uns dem Thorwege des älteren Gebäudes zu und ſteigen innerhalb deſſelben auf einer breiten, geraden Treppe in den erſten Stock, ungefähr in gleicher Höhe mit der obenerwähnten Gallerie, und treten dort in ein geräumiges Vorgemach, welches an allen vier Wänden mit Schränken verſehen iſt und von wo wir in einen zweiten Raum gelangen, der faſt ein kleiner Saal zu nennen iſt, deſſen Decke aus einem einzigen ſoliden Gewölbe beſteht und in deſſen Mitte wie ein mächtiger Altar oder Opferſtein der große Küchenherd ſteht.

Derſelbe iſt gebaut aus weißen Fayenceplatten, bedeckt mit einer koloſſalen Platte von mattblinkendem Eiſen, und ſeine Thüren, Waſſerwärmer, Deckel beſtehen aus blankem, röthlichem Kupfer.

Drüben im neuen Schloſſe iſt Hofball, und da das Souper vorüber iſt, ſo ſind die Feuer des großen Herdes in der Mitte des Raumes am Abglühen, während ein kleinerer Herd in der Ecke, wo Punſch und Glühwein bereitet wird, noch in jugendlicher Hitze ſtrahlt. Wer hier das geſchäftige Treiben noch vor einer Stunde ſah, wo der Obermundkoch, das Ganze überwachend, vor einem der Anrichttiſche an der langen Wand thronte, das mächtige Tranſchirmeſſer wie ein Szepter ſchwingend, angeſtrahlt von dem praſſelnden Feuer,

ſchön und prächtig wie blut'ger Nordlichtſchein,

als die Köche erſten und zweiten Ranges noch in raſtloſer, ſchwitzender Thätigkeit waren, als in dieſer großen Küchenſchlacht überall die ſilbernen Gefäße und Teller wie Pelotonfeuer klangen, während die zuklappenden Deckel der großen Kaſſerolen das ſchwere Geſchützfeuer dazu bildeten, während das Auge zitternder Küchenjungen an dem geſtrengen Blick des Herrn und Meiſters hing oder dieſe ſich auch zuweilen in anerkennenswerther Schnelligkeit aus dem Staube machten, um einer klatſchenden Ohrfeige zu entgehen, während das niedere Schloßperſonal ruhig und erwartungsvoll wie eine alte

Garde im Feuer ſtand — ja, wer alles das noch zu einer Stunde geſehen hatte, dem mußte die königliche Küche jetzt wie eine Stätte des tiefſten Friedens vorkommen — wie eine Wahlſtatt nach gewonnener Schlacht. Das kochende Waſſer in der Ecke ſummte ſo ſanft und behaglich, die leuchtenden Kaſſerolen ſtanden nach gethaner Arbeit ſo ſtill und friedlich bei einander, und der Koch, der unter Beihülfe einiger Küchenjungen Notizen in das große Buch einträgt, erſcheint uns wie der Kommandant einer Feldwache, und es klingt uns ſo außerordentlich paſſend, daß er dazu die Melodie des ſchönen Liedes:

„Steh' ich in finſt'rer Mitternacht"

leiſe vor ſich hinpfeift.

Ja, dieſes Feld der Ehre, die königliche Hofküche, iſt in dem Augenblick, wo wir eintreten, ziemlich verödet, und der Generaliſſimus ſämmtlicher Küchenbatterien hat ſich in ein kleines Nebengemach zurückgezogen, wo er in behaglicher Beſchaulichkeit vor einem lodernden Kaminfeuer ruht.

Der erſte Mundkoch Seiner Majeſtät und Oberküchenmeiſter iſt ein Mann in den Fünfzigern — eine große und breite wohlgenährte Perſönlichkeit mit einem würdevollen Geſichte, deſſen röthliche Farbe noch ganz beſonders hervorgehoben wird durch die weiße Mütze, die ſein Haupt bedeckt, durch ein weißes Halstuch von feinem Battiſt und durch eine weiße Jacke von dem allerfeinſten engliſchen Piqué, zu deren Taſche auf der rechten Seite als angenehme Abwechslung ein rothſeidenes Tuch herausſchaut.

Der Großwürdenträger iſt indeſſen nicht allein — neben ihm ſteht einer der erſten Köche und in der Ecke an einem Tiſchchen befindet ſich ein Küchenjunge, der den warmen, ſüßduftenden Punſch in einer kleinen zierlichen Kryſtallbowle mit einem goldenen Löffel langſam umrührt.

Der Oberküchenmeiſter, Herr Brezelberger, hatte die Hände

zuſammengefaltet und nickte ſtill lächelnd mit dem Kopfe, während er zu dem erſten Koche ſagte: „Ich bin überzeugt, daß Seine Excellenz, der Herr Oberſthofmeiſter, heute nach dem Souper um ſich geſchaut hat, als wollte er ſagen: ‚Nun, hat ſich meine Küche nicht mit Ruhm bedeckt?‘ und, mein lieber Stepper! wir haben uns mit Ruhm bedeckt — ich habe noch keinen Rapport von drüben bekommen, aber Sie werden ſehen, ob bei unſerem heutigen Souper bei aller vornehmen Einfachheit eine außerordentliche Feinheit verkannt werden kann — ah, da iſt Georg! komm' nur herein, Georg, und laß hören, was Du uns zu ſagen haſt.“

Georg, der unter der Thüre erſchienen war und nun näher trat, war ein junger Lakei von einem angenehmen Aeußern und einem ſchlauen, glatten Geſichte.

„Nun, wie war's drüben?“

„Ganz vortrefflich, Herr Oberküchenmeiſter! Seine Majeſtät, der K—“

„St!“ machte der Großwürdenträger der Küche, indem er die rechte Hand emporhob und ſeine weiße Mütze ein wenig lüftete. — „Seine Majeſtät der König, für den ich nun ſchon ſeit dreißig Jahren zu kochen die Ehre habe, iſt natürlicher Weiſe in allen Dingen die erſte Perſon und ich hoffe zu Gott, daß das Souper des heutigen Balles von Allerhöchſtdemſelben leicht und angenehm verdaut werden möge. Aber wie Seine Majeſtät in allen Dingen ein gnädiger, gütiger Herr ſind, ſo glaube ich auch, daß Höchſtdieſelben es durch keine Miene kund thun würden, wenn unſer Souper nicht ganz vortrefflich geweſen wäre.“

„Auch Seine Excellenz, der Herr Oberſthofmeiſter, ſchienen ſehr zufrieden.“

„Das glaube ich wohl!“ entgegnete Herr Brezelberger mit großer Würde, „und wenn ich meinen hohen Chef in allen Dingen anerkenne und verehre, ſo —“

„Doch da kommt Friedrich und ſein ſtrahlendes Geſicht zeigt

„Ich verſtehe,“ ſagte der Balletmeiſter vollkommen befriedigt und verſprach, bei dem Intendanten des Hoftheaters, welcher der Aufnahme der Kleinen gewiß kein Hinderniß in den Weg legen werde, Alles einzuleiten. „Sie gefällt mir außerordentlich,“ ſagte er, „es iſt draußen von allen Ratten keine, die ſich entfernt mit ihr meſſen könnte; ja, ich finde im Geſicht eine Aehnlichkeit mit Ihnen, Mademoiſelle Eliſe,“ ſagte er zu der Tänzerin mit ſchwarzem Haar, welche geſchmeichelt die kleine Marie noch freundlicher küßte.

„Jetzt aber meine Damen,“ ſagte der Balletmeiſter, „wollen wir in unſerer Scene fortfahren, wenn es dem Herrn Spaß macht, uns zuzuſehen, ſo werden Sie wohl nichts dagegen haben; alſo en place, meine Damen!“

Die Tänzerinnen ſprangen auf, Herr Dubel ſetzte ſich auf den Stuhl der blonden Dame; der Tänzer am Fenſter band ſein langes Haar mit einem ſeidenen Faden an dem Kopf feſt, daß es nicht ſo herumflattere, und ein alter Muſiker, der hinter einer ſpaniſchen Wand ſeine Violine mit einer neuen Saite bezogen, kam zum Vorſchein, ſchnupfte mit dem Balletmeiſter aus der Doſe des Letzteren, und die Scene begann.

„Alſo, meine Damen,“ ſagte Signor Benetti, „es kommt die Scene, wo Sie, Mademoiſelle Pauline — ſo hieß die Tänzerin mit dem blonden Haar, — Ihr Pas de deux mit dem Ritter Aſtolfo tanzen; ſchon im Adagio zeigt er Ihnen an, daß er Sie liebe, und ſagt Ihnen tanzend: was ſind die Reize meiner Braut, die mir vom Schickſal beſtimmt iſt, gegen die deinigen, o Holde? Die erſte Pirouette kommt an das Wort: o Holde, und wenn Sie halten, ſtrecken Sie ſehnſüchtig die Arme nach Mademoiſelle Pauline aus, die von dieſem Geſtändniß erſchreckt, entſetzt vor Ihnen flieht. — So! — eins! — zwei! — drei! — vier! — fünf! — ſechs! — ſieben! — acht! — Pirouette: o Holde — fliehen Sie, Mademoiſelle Pauline! — So! — Aber das Entſetzen müſſen Sie kräftiger

mir an, daß er mir eine gute Nachricht zu bringen hat — nun, mein Sohn!" rief er dem Eintretenden haſtig entgegen, „warſt Du auf Deinem Poſten, wie ich Dir befohlen, und wie fand man unſer Souper?"

„Alle Welt war darüber entzückt, Herr Oberküchenmeiſter."

„Alle Welt?" ſagte Herr Brezelberger mit einem mißbilligenden Kopfſchütteln — „was kümmert mich alle Welt? — alle Welt iſt eine große Maſſe, von der Dreiviertel nicht weiß, ob ſie von einer Poularde oder von einem Kapaunen ißt, und welche Trüffeln von Trüffeln nicht zu unterſcheiden vermag."

„Dann, als die Tafel aufgehoben wurde, befand ich mich in der Nähe Seiner Excellenz, des Herrn Miniſters des Auswärtigen, als dieſelben mit dem franzöſiſchen Geſandten ſprachen und dabei dem alten Herrn Baron von Rotteck die Hand reichend —"

„A—ah! jetzt ſind wir auf der rechten Höhe, da haben wir drei Kenner."

„Seine Excellenz ſagten: ‚ein vortreffliches Souper!', worauf der franzöſiſche Geſandte bemerkten: ‚ſogar Mr. Tailland —'"

„Talleyrand wird er geſagt haben?"

„Ja, ja! ‚Monſieur Talleyrand müßte zugeſtehen, daß wir nicht zu Nacht geſpeiſt, ſondern ſoupirt haben.'"

„Und der alte Herr Baron von Rotteck?"

„Fügte hinzu: ‚meine Herren! es wäre Wahnſinn, für zweihundert Perſonen ein feines Souper zu verlangen; was aber darin geleiſtet werden kann, hat mein alter Freund, Herr Brezelberger, geleiſtet.'"

Der Oberküchenmeiſter blickte mit einem gerührten Lächeln an die Decke des Gemaches empor; dann ließ er ſich ein Glas Punſch geben und trank mit halb zugeſchloſſenen Augen auf das Wohl des Herrn Barons von Rotteck.

„Das iſt ein Mann," ſagte er hierauf, „der ſeine Beſtimmung verfehlt hat — ein Talent, ein Genie! ich werde es ihm nie

vergeſſen, als er mich eines Tages beſuchte, ganz allein in der Abſicht, um mir den vortrefflichen Rath zu geben, Cotelettes à la Soubiſe, ehe ſie ſervirt würden, zwei Minuten lang in eine heiße Kaſſerole zu ſtellen, die ſorgfältig mit Knoblauch ausgerieben worden — ich that es und machte dadurch Cotelettes à la Soubiſe, durch den feinen Beigeſchmack, den ſie auf dieſe künſtleriſche Behandlung hin bekamen, zu einem Lieblingsgericht."

„Erſtaunlich!" erlaubte ſich Herr Stepper zu ſagen, und die beiden Lakeien, die in ehrerbietiger Entfernung ſtanden, bewegten ihre Lippen, als erlaubten ſie ſich, einen ähnlichen Ausdruck des Erſtaunens wenigſtens zu murmeln.

„Ich ſage Ihnen, ein Genie!" fuhr der Oberküchenmeiſter mit Begeiſterung fort; „iſt dieſer Herr Baron von Rotteck doch auch ſchuld daran, daß ich die Tonnert-Sauce durch einen Tropfen zur höchſten Vollkommenheit gebracht, ein Geheimniß, welches ich jahrelang bewahrte, bis es mir endlich durch die Niederträchtigkeit eines mich belauſchenden jungen Mannes, dem ich mein Vertrauen geſchenkt, entwendet wurde. Es wäre mein Stolz," ſetzte Herr Brezelberger mit kummervoller Miene hinzu, „dieſes Geheimniß mit in's Grab zu nehmen — ja, ich hätte es über mich vermocht, eine ſolche Untreue an Seiner Königlichen Majeſtät, meinem ſonſt ſo vielgeliebten Herrn, zu begehen! — Jeder Menſch hat ſchwache Stunden, ſelbſt ein Oberküchenmeiſter, und in einer ſolchen ſchwachen Stunde kam es mir ungemein tröſtlich vor, im Geiſte vorwärts zu ſchauen in eine noch ferne Zeit und künftige Oberküchenmeiſter in gelinder Verzweiflung zu erblicken, daß das Rezept zur echten und wahren Tonnert-Sauce verloren gegangen ſei. Von Herrn Baron von Rotteck war ich überzeugt, er hätte das Geheimniß des Tropfens aufgelöster Assa foetida, ein Geheimniß, das er, durch langjähriges Studium entdeckt, keinem andern Sterblichen anvertraut; denn wie er oft ſagte, zwiſchen ihm, einem großartigen Genie, und mir beſtehe eine unläugbare Wahlverwandtſchaft."

Nach dieſer langen und ſchönen Rede, von der übrigens der Koch, Herr Stepper, ſehr wenig und die Lakeien gar nichts verſtanden hatten, ließ ſich Herr Brezelberger ein neues Glas Punſch eingießen und befahl ſeinem kleinen Pagen in weißem Anzuge, dem erſten Koch ebenfalls ein ſolches zukommen zu laſſen.

Die beiden Lakeien wurden durch eine erhabene Handbewegung entlaſſen, nachdem Friedrich noch bedeutet worden, den Herren Kammerdienern im Ballſaale zu verſtehen zu geben, daß hier ein gutes Glas Punſch in einem angenehmen Winkel ihrer warte.

„Finden Sie den Punſch gut, Herr Oberküchenmeiſter?“ fragte der erſte Koch, nachdem er einen tüchtigen Schluck zu ſich genommen; worauf der Großwürdenträger des innern Dienſtes ſeinen Mund ſpitzte, die unruhig umherblickenden Augen ſchloß und nach einem leichten Schnalz mit der Zunge erwiedert: „Gut iſt ein ſehr weiter Begriff, Herr Stepper — es iſt ein Punſch, wie ihn wohl wenige der Herrſchaften, die drüben ſind, bei ſich erhalten mögen. Der Geſchmack deſſelben iſt gerade nicht unwürdig, es iſt darin ſogar ein guter Gedanke vorherrſchend; doch finde ich immer noch nicht,“ fügte er kopfſchüttelnd und mit einer wehmüthigen Miene bei, „die Zuthat, welche bis jetzt jedem Punſch mangelt, um ihn auf den höchſten Punkt der Vollkommenheit zu bringen — ich habe große Verſuche damit angeſtellt, ohne zu einem glücklichen Reſultate zu gelangen.“

Der erſte Koch nickte ſtillſchweigend mit dem Kopfe.

„Einmal war ich nahe daran, eine großartige Erfindung zu machen; es war bei einem Herbſtfeſte, wo durch die Unvorſichtigkeit eines Küchenjungen — eines dieſer Rangen, die Gott zu unſerer Zuchtruthe erſchaffen — ein ganzes Packet Feuerwerk in Brand gerieth und zwar in einem kleinen Pavillon, wo ich für die allerhöchſten Herrſchaften eigenhändig einen Punſch zubereitet. Daß wir uns Alle in's Freie retteten, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen, muß aber hinzufügen, daß die Fenſter und Thüren des

beſagten kleinen Pavillons ſorgfältig verſchloſſen wurden, um die Flammen zu erſticken.“

„Das hätte ja ein ſchreckliches Unglück werden können, Herr Oberküchenmeiſter!“

„Ja, mein Freund, ich war nahe daran, zu verbrennen, während ich in meinem Amte beſchäftigt war, wäre alſo in doppelter Beziehung ein Märtyrer geworden, vielleicht der heilige Brezelberger!“

„Der künftige Schutzpatron aller Köche.“

„Doch es kam anders. Als wir nach einer guten Viertelſtunde den Pavillon wieder öffneten, fand ſich, daß außer dem Feuerwerk eigentlich ſo gut wie gar nichts verbrannt war, und auf dem Herd dampfte der Punſch eben ſo gemüthlich, wie ich ihn verlaſſen. Denken Sie aber mein freudiges Erſchrecken, Herr Stepper, als ich nun dieſen Punſch verſuchte und an demſelben einen ſo eigenthümlichen, nicht unangenehmen — wie ſoll ich mich ausdrücken — militärfeldzüglichen Geſchmack entdeckte — die Blume des Pulverdampfes verbunden mit dem Geruch und Geſchmack der feinſten Orange — ich hätte die ganze Bowle austrinken können, ſo entzückt war ich über dieſen pikanten Geſchmack — ich ließ ihn ſerviren, und während Seine Majeſtät davon tranken, ſchlich ich mich ſo raſch als möglich an Höchſtdieſelben heran, wo ich dann hörte, wie der König zu dem Oberſtſtallmeiſter ſprach: ‚General, geht es Ihnen wie mir? Ich weiß nicht, warum mich der Geſchmack dieſes Punſches an das Gefecht bei Montereau erinnert, wo mir Ihre kleine Feldflaſche einen ſo guten Dienſt leiſtete.‘“

„Aber die Damen des Hofes, Herr Oberküchenmeiſter, wie fanden die Ihren Punſch?“

„Nicht ſo ſchlecht, denn Alle tranken wiederholt davon — vielleicht erinnerten ſie ſich dabei anderer Vorfälle, die mit Militär und Gefecht in Verbindung zu bringen waren — der Herr Baron von Rotteck aber ſuchte mich auf, reichte mir die Hand und ſagte:

‚Brezelberger, wenn das nicht ein Zufall war, so sind Sie in der That ein großer Mann, ein ausgezeichneter Künstler.‘ — Aber leider war es Zufall und ein Zufall, den ich mir trotz des größten Raffinements nicht mehr denkbar machen konnte. Ich versuchte Alles, ohne diesen wunderbaren Geschmack wieder hervorbringen zu können — er ist leider für die Wissenschaft verloren.“

„Schade — sehr schade!“ — sprach Herr Stepper nach einem unterdrückten Seufzer und im Tone tiefer Rührung.

„Gehen wir darüber hinweg — es ist einmal nicht anders — apropos! — haben Sie unsern jungen Menschen von Paris heute Abend bei der Arbeit beobachtet — verspricht er etwas?“

„O ja, Herr Oberküchenmeister — er ist von großer Handfertigkeit, faßt Alles sicher und elegant an und hat, so viel ich bemerkte, kaltes Blut und Geistesgegenwart.“

„Zwei Haupterfordernisse für unsere Kunst, mein lieber Herr Stepper, kaltes Blut und Geistesgegenwart. Es sind dieß Eigenschaften, welche die Herren Militärs so gerne für sich allein in Anspruch nehmen, und doch kann ich Sie versichern, daß das Geschick großer Reiche und Länder eben so oft in die Hand eines kaltblütigen Koches gegeben ist, als in die eines großen Staatsmannes oder tapfern Feldherrn. — Wie Sie mich da sehen, Herr Stepper, so war ich als ein junger Koch beim Aachener Kongreß im Hause des Fürsten Metternich angestellt, und eines Tages vor einer wichtigen Sitzung gaben Seine Durchlaucht vier bis fünf bedeutenden Herren ein kleines freundschaftliches Frühstück. Der Chef der Küche war ein alter Franzose, allerdings von großen Fähigkeiten, der aber den einzigen Fehler hatte, daß er gern Absynth trank und dann die Sache etwas [illegible] nahm — merken Sie wohl auf — ich sage nicht ohne Grund Absynth, denn in einem der Küchenschränke befand sich stets eine Flasche voll Extrakt dieses starken Getränkes.

„Der Haushofmeister Seiner Durchlaucht hatte nicht ohne

Absicht ein kleines, aber ganz außerordentliches Dejeuner anbefohlen — ich erinnere mich des Menus nimmer genau, weiß aber, daß wir zum Entrée Poulets sautés à la régence hatten, eine Platte, deren Sauce Herr Blazin, unser Chef de cuisine, selbst zu bereiten pflegte; das Entrée ist soeben servirt worden, als der Haushofmeister bleich in die Küche stürzt und Herrn Blazin zuflüstert, Fürst Talleyrand habe beim Geruch der Sauce verächtlich mit dem Kopfe geschüttelt — denken Sie sich, was Herr Blazin, der bereits zu viel Absynth getrunken, dem Haushofmeister zur Antwort gibt? — er mit sammt dem Fürsten Talleyrand sollen zum Teufel gehen! — doch jetzt geben Sie acht, was Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit auszuführen vermag: ich erhasche wie im Fluge die Kasserole mit der übrigen Sauce, ich tauche meinen Finger hinein, muß sie aber allerdings etwas matter finden, als die Sauce des Herrn Blazin in der Regel zu sein pflegte, ich schaue in Verzweiflung um mich her, was noch dazu zu thun wäre, setze rasch ein wenig glace de viande und ein paar Löffel Trüffeleſſenz bei — alles bekannte Dinge, die nicht im Stande sind, einer Sauce einen außerordentlichen Geschmack zu geben; da erblicke ich die Absynthflasche des Herrn Blazin, rühre auch davon, wie auf eine höhere Eingebung, einen Löffel voll hinein, fange mir mit einem einzigen Griff der Hand eine silberne Saucière, gieße die Sauce ein und drücke sie dem erstaunten Haushofmeister in die Hand. Dieser stürzt in den Speisesaal zurück und kommt nach einigen Minuten mit freudestrahlendem Gesicht wieder. Es war ihm gelungen, die neue Sauce zu serviren, und der Fürst Talleyrand hatte darauf gesagt, ‚diese ist nicht ganz à la régence, aber sie ist — vortrefflicher.‘

„Der Haushofmeister, dem Thränen der Rührung in den Augen standen, umarmte mich vor der ganzen Küche, und der Morgen meines Glückes war angebrochen, denn Seine Durchlaucht der Fürst befahlen, daß die Sauce meiner Komposition fortan à la

Brezelberger heißen ſolle; ein Name, der beſonders bei den Franzoſen Aufſehen machte, weil ſie ihn gar nicht ausſprechen konnten."

„Wie dankbar bin ich Ihnen für dieſe Belehrung und Mittheilung!" rief der erſte Koch enthuſiaſtiſch aus; „doch wie ſchade iſt es, daß Sie dieſe wunderbare Sauce nicht mehr anfertigen laſſen!"

„Sie iſt veraltet, mein Lieber — aus der Mode gekommen, obgleich ich deßhalb durchaus nicht behaupten will, daß unſere heutigen Saucen beſſer ſeien — jede Zeit hat ihre großen Ereigniſſe — ſo der Aachener Kongreß und die Sauce à la Brezelberger."

Indem öffnete ein Glied des niederen Küchenperſonals die Thüre zu dem kleinen Gemache, ſoweit es ihm möglich war, und ließ zwei Herren eintreten in hellblauen, ſilbergeſtickten Fräcken, weißen Halsbinden, ſchwarzatlaſſenen Kniehoſen und weißſeidenen Strümpfen, welche ſich dem Oberküchenmeiſter mit einer vertraulichen Ungezwungenheit näherten, demſelben die dargereichte Hand ſchüttelten und ſich alsdann auf bequeme Lehnſtühle niederließen, die von dem anweſenden Küchenjungen eiligſt herbeigebracht wurden.

„A—a—ah!" ſagte der eine der Angekommenen, indem er ſich behaglich vor dem Kamine dehnte und die Füße ſo weit als möglich von ſich ſtreckte, „das war ein heißer Abend, Gott ſei Dank, daß er vorüber iſt."

„Ja, ja," meinte der Andere „man muß ſein bischen Leben ſauer genug verdienen; Ihr habt es doch hier ganz anders in Eurer behaglichen Küche."

„Wir?" gab Herr Brezelberger mit der Miene großen Erſtaunens zur Antwort — „wir? Was ſagen Sie dazu, Herr Stepper? Ich wünſchte nur, unſere beiden Freunde da hätten uns vor einer Stunde geſehen in der Hitze des Kampfes!"

„Ich will das glauben, doch ſind das nur wenige Augenblicke."

„Aber in denen ſich die Kraft und Energie eines ganzes Tages

konzentrirt — was ſteht bei uns hier nicht Alles auf dem Spiele — ſind wir nicht die Seele des Ganzen, die geheime, aber wichtigſte Triebfeder des ganzen Maſchinenwerkes, ‚Hof‘ genannt — merken es zum Beiſpiel nicht die äußerſten Glieder, wenn wir eine Suppe ſerviren laſſen, die zu heiß iſt oder gar verſalzen? was übrigens unter unſerer Regierung noch niemals vorgekommen.“

„Es iſt allerdings etwas Wahres daran.“

„Viel Wahres, mein lieber Freund! — Kennen Sie das wichtigſte aller Sprüchwörter: ‚kleine Urſache — große Wirkung?‘ Wiſſen Sie wohl, wie der innerſte Dienſt zu freundlichen Worten kommt bei Seiner Excellenz dem Herrn Oberſthofmeiſter, ja bei Seiner Königlichen Majeſtät ſelbſt? Wenn wir unſere Schuldigkeit gethan haben, wenn man vortrefflich geſpeist hat und — was daraus folgt, wenn die Verdauung ſanft und regelmäßig eintritt.“

„Sie ſind nicht nur ein ausgezeichneter Künſtler, lieber Brezelberger, ſondern auch ein großer Philoſoph! — und dieſer Punſch iſt ganz vortrefflich.“

„Noch beſſer als der, den wir drüben ſerviren ließen.“

Die beiden Kammerdiener, denn dieſe hohe Stelle bekleideten die Herren in den blauen, ſilbergeſtickten Fräcken, lächelten einander zu und erhoben darauf ihr Glas gegen den Großwürdenträger der Küche, ihm dergeſtalt ihre Ehrfurcht bezeigend.

„Was gibt's Neues drüben?“ fragte Herr Brezelberger nach einer Pauſe — „was haben wir erlebt? viele heitere Geſichter? gute Launen?“

„Im Allgemeinen, ja. Seine Majeſtät ſpielten mit dem öſterreichiſchen Geſandten, mit der Frau Geſandtin und der Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät.“

„Das Letztere freut mich ganz beſonders, denn es gibt Leute, welche behaupten wollten, Seine Majeſtät würden in dieſem Winter nicht mehr mit der Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät ſpielen.“

„Tanzten Ihre Majeſtät?“

„Ja, eine Française mit dem engliſchen Geſandten, wobei derſelbe das Unglück hatte, der Prinzeſſin Mathilde, ſeinem vis-à-vis, auf die Schleppe zu treten.“

„So ein Engländer thut nichts ohne Abſicht; — wer weiß, ob er nicht beauftragt war, auf dieſe Art mit unſerem Hofe eine kleine Streitigkeit einzufädeln.“

„Das war überhaupt eine merkwürdige Française!“ ſagte der andere Kammerdiener. „Der Prinz Alfred reſüſirte den Hoftheater-Intendanten als vis-à-vis, wie ich den Adjutanten Seiner Hoheit erzählen hörte.“

„Aha!“

„Auch hörte ich mit eigenen Ohren, daß er ihm nach Beendigung des Tanzes ein paar pikante Worte ſagte. Seine Königliche Hoheit finden nämlich, wie ich genau weiß, daß der Hoftheater-Intendant die Signora Paolucci ſelbſt ein wenig ſtark protegirt.“

„Auch haben wir ein neues Brautpaar. Ich befand mich zufällig bei dem neuen Springbrunnen im rothen Saale, der mit einem dichten Gebüſch von grünen Blumen umgeben iſt.“

„Der Stolz Seiner Excellenz des Herrn Oberſthofmeiſters.“

„Ja. Und da vernahm ich die Worte: ‚ſprechen Sie mit meiner Mutter.‘“

„Ganz wie bei uns. Und wer ſind die Glücklichen.“

„Baron von Keller und Fräulein von Golding.“

„Ah — ſie iſt ſehr reich?“ ſagte lachend der Oberküchenmeiſter, „und der Herr Baron ſind ein wenig derangirt. In dieſem Falle ſagen die Franzoſen: un mariage pour fumer ses terres.“

„Das iſt gleichviel. Trinken wir auf das Wohl des Brautpaares.“

„Mit Vergnügen, denn man muß nie die Gelegenheit vorbeigehen laſſen, ſeinen Nebenmenſchen etwas Angenehmes zu wünſchen.“

„Und einen guten Trunk zu thun.“

„Bemerkte man keine neuen Ungnaden?“ fragte der Großwürdenträger der Küche, „oder wurden die alten fleißig aufgemiſcht?“

„Beides — beides!“ lachte einer der Kammerdiener; „ſo hatte der Hofbaumeiſter Zweckel die Kühnheit gehabt, ſich nicht krank zu melden, ſondern zu erſcheinen — war auch nicht beſcheiden genug, ſich beim Herannahen Seiner Majeſtät hinter ein paar alten Excellenzen zu verbergen, pflanzte ſich vielmehr, wie es ſeine Gewohnheit iſt, mit hocherhobener Naſe in erſter Reihe auf; rechts neben ihm ſtand der Regierungspräſident Herr Schmerler, links der Herr Steuerdirektor Platter. Zum Erſten ſprach Seine Majeſtät: ‚wir haben Unglück in unſerem Kirchenbau, es ſoll ja wieder ein Strebepfeiler weichen wollen — es iſt das ſehr ſchlimm!‘ Und dann ſagte ſie zum Steuerdirektor: ‚ich habe eine Kommiſſion ernannt, um dieſe Angelegenheit zu unterſuchen; man wird abhelfen können.‘“

„Und der Hofbaumeiſter Zweckel, der in der Nähe ſtand?“

„War Luft für Seine Majeſtät — Höchſtdieſelben ſchauten ſo ruhig und gleichmüthig über ihn hinaus, als wenn gar nichts dageweſen wäre.“

„Nun, unter uns geſagt,“ meinte Herr Brezelberger, „viel war auch nicht da, und ſeit dieſer naſeweiſe Herr unſere guten Rathſchläge in Betreff von Küchefeuerungen förmlich verlachte —“

„Hat er das wirklich gethan?“

„Wie wir Euch verſichern,“ erwiederte der Oberküchenmeiſter mit großer Würde, „verlacht, wenigſtens verlächelt mit jenem ihm eigenthümlichen, jeſuitiſchen Lächeln, indem er ſich erlaubte, zu ſagen: ‚mein lieber Herr Oberküchenmeiſter‘ — als wenn ich eines ſolchen Anfängers ‚lieber‘ wäre — dieſe Anrede, ‚mein Lieber‘, kann allerdings etwas recht Schmeichelhaftes für mich haben, aber nur, wenn ſie von Seiner Königlichen Majeſtät ſelbſt angewandt wird.“

„Ganz meine Meinung!“ bekräftigte der eine der beiden

ausdrücken, ſonſt war es nicht ganz ſchlecht, — mehr Entſetzen! Bedenken Sie dieſen wichtigen Moment! Die Entwicklung des ganzen Ballets beruht darauf; — noch einmal! — eins! — zwei! — drei! — vier! — fünf! — ſechs! — ſieben! — acht! Pirouette: o Holde! — die Arme viel flehender ausgeſtreckt, viel flehender! — Bravo, Mademoiſelle Pauline! Ihr Entſetzen war köſtlich, ſehr ſchön! — Weiter: in Ihrem Solo antworten Sie ihm, Sie können ihn nicht lieben, er habe ja eine Braut, und dabei drücken Sie den Schmerz aus, daß es ſo ſei, denn eigentlich lieben Sie ihn doch — ſo! jetzt Ihre Pirouette, dann drücken Sie pantomimiſch aus: leider trennt uns das Schickſal! — ſchön! — gut gemacht! — Jetzt kommt das große Solo Ritter Aſtolfo's, er kann ohne Sie nicht leben, es iſt ſein Tod, er wird dahinſterben in Kummer und Verzweiflung — ſo! — ſehr gut! — Bei Ihrem Solo, Mademoiſelle Pauline, laſſen Sie ſich erweichen, Sie werden hingebender — ſo iſt's recht! — vortrefflich! — Sie machen die Hingebung ſehr gut; — jetzt beginnt das Allegro, das Pas de deux, Sie entfliehen dem Ritter, er führt Sie zurück, Sie halten Ihre Hände beſchämt vor das Geſicht, er nimmt die Roſe aus Ihrem Haar, Sie entreißen ſie ihm wieder, — Bravo! Mademoiſelle Pauline — bravo! Sie vertheidigen Ihre Roſe ſehr ſchön — ſo iſt's recht! — Ritter Aſtolfo, dringender! — dringender — bomm! — bomm! — bodomm! — bomm! — bomm! er hält ſie feſt, ſie ſinkt an ſeine Bruſt, dumpfer Paukenwirbel — ſechste Scene — der ſchwarze Ritter tritt auf."

Der Balletmeiſter macht den Paukenwirbel mit ſeinem Stock ſo gut wie möglich nach, ergriff dann die Hand der Mademoiſelle Eliſe, und ſein Geſicht verzerrte ſich auf eine ſeltſame und ſchreckliche Art — er ſelbſt war der ſchwarze Ritter und trat jetzt aus dem Hintergrunde mit der unglücklichen Braut näher, welche mit Wuth im Herzen ihre Nebenbuhlerin in den Armen des Ritters Aſtolfo findet. Schrecklicher Moment! —

Kammerdiener, während der andere seine Zustimmung durch ein nicht zu mißdeutendes Kopfnicken kund gab.

Die leeren Gläser wurden von Herrn Stepper wieder vollgegossen und alsdann von dem Küchenjungen herumgereicht, — auch die Bowle frisch aufgefüllt, da Herr Brezelberger einen ernsten und bedeutungsvollen Blick auf sie geworfen.

„Wie lange ist's wohl schon her, Brezelberger," fragte der ältere der beiden Kammerdiener, „daß Sie dem letzten Hofball selbst angewohnt haben?"

„Lassen Sie mich nachdenken — das können wohl schon zehn Jahre her sein — es war das damals ein solennes Ballfest bei der Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers von Rußland — eine allerhöchste Festlichkeit. Dieselbe wurde gehalten im großen Styl, und bei dem Souper dirigirte ich das Ganze mit dem weißen Küchenstab in der Hand. Die einzelnen Gänge der Allerhöchsten Tafel wurden auf einen Wink Seiner Excellenz unter unserem speziellen Vortritt aufgetragen, jedesmal mit einer Trompetenfanfare: es waren das allerdings meistens nur Schaugerichte, aber von außerordentlicher Schönheit, und die Tafel selbst war mit einer seltenen Pracht servirt."

Nach diesen Worten schaute Herr Brezelberger nachsinnend in seinen Punsch und schien sich lebhaft jenes vergangenen, außerordentlich schönen Tages zu erinnern, wobei seine Mienen so ernst und feierlich aussahen, daß es lange Zeit Niemand wagte, ihn aus seinen Träumen aufzustören.

Endlich erlaubte sich einer der Kammerdiener in etwas schüchternem Tone die Bemerkung: „Es ist wohl schon sehr lange her, daß hier im alten Schlosse keine Hofbälle mehr gehalten werden?"

„Schon so lange," sagte Herr Brezelberger, nachdem er sich vollkommen Zeit gegönnt, aus seinem Nachdenken zu sich selbst zu kommen, „daß der Aelteste sich eines solchen Balles kaum mehr erinnern wird, — ich glaube, der letzte war vor fünfzig Jahren,

als des Höchstseligen Königs Majestät noch hier im Schlosse wohnte."

„Ja, ja," bekräftigte der andere der Kammerdiener, „so lange ich mir denken kann, steht das ungeheure Appartement öde und verlassen."

„Und wie öde!" sagte Herr Stepper. „Wenn man zufällig einmal hinein muß, so weht es einen förmlich wie Kellerluft an und läuft einem fröstelnd den Rücken hinauf."

„Ja," meinte der andere Kammerdiener, „es liegt etwas Unheimliches über dieser unendlichen Reihe düsterer Zimmer; ich mußte im Dienste allerhöchster fremder Herrschaften im südlichen Theil der Enfilade oft Tage lang zubringen, gestehe aber ehrlich, daß ich stets mit Widerwillen hineinging und mich, wenn ich zufällig allein war, eines schauerlichen Gefühls nicht erwehren konnte."

„Ja, ja, es ist so!" setzte Herr Stepper hinzu, „man schaut sich häufig unwillkürlich um, als müßte etwas an einem vorüberkommen, was nicht ganz geheuer ist, oder als höre man etwas Unnatürliches."

„Wie kann man denn etwas Unnatürliches hören?" fragte einer der Kammerdiener, wobei er sich zu einem heitern Lächeln zwang.

„Das ist doch sehr einfach. Sie lehnen zum Beispiel in der tiefen Fensternische eines jener hohen düsteren Zimmer und auf einmal schwören Sie darauf, Sie vernehmen den Klang von Fußtritten, dicht an ihnen vorüberkommend, oder das Rauschen eines seidenen Kleides."

„Ist Ihnen das schon vorgekommen?"

„Unter uns gesagt, ja — doch ganz im Vertrauen. Seine Excellenz wünschen nicht, daß man darüber spricht."

„Wenn man dergleichen glauben dürfte," sagte Herr Bretzelberger, „oder wenn es solch' geheimnißvollen Wesen erlaubt wäre, sich einen Tummelplatz auszusuchen, so könnten sie sich keinen passenderen wählen, als eben jene lange Reihe stets verschlossener Zimmer. Die Fenster zwischen den dicken Mauern, welche ohnehin

ſo wenig Tageslicht als möglich hereinlaſſen, ſind oft drinnen noch verhüllt mit ſchweren Vorhängen, und da ſowohl an Tapeten als an Möbelüberzügen roth und gold vorherrſchend iſt, ſo beſteht hier ein ſchwerfälliges Halbdunkel, das ſelbſt der blendende Glanz unzähliger Lichter kaum zu verbannen im Stande iſt; dazu die hohen Räume, die alten Bilder mit den lebensgroßen ernſtblickenden Herrſchaften; die dunkeln, geſchnitzten Eichenholzmöbel, die ſchwerfälligen Plafonds mit der verblichenen Malerei, und mitten in allen dieſen Herrlichkeiten das kleine, ſtets verſchloſſene Porzellankabinet, an deſſen Thüre man ſich immer ſcheu umſchaut, ob nicht irgend ein längſt verſtorbenes Weſen herausſtürzen und den Vorübergehenden um Hülfe anrufen würde."

„Ah, das Kabinet mit den Blutstropfen?"

„Daſſelbe. — Doch gehen wir darüber hinweg; ich glaube ohnehin nicht an die Blutstropfen; was man dafür hält, können ebenſogut Fettflecken ſein."

Die beiden Kammerdiener lächelten einander zu und verſtanden es vollkommen, als nun der Oberküchenmeiſter dem kleinen Pagen mit weißer Jacke, der mit aufgeſperrtem Munde zuhorchte, den Befehl gab, draußen nachzuſehen, wie weit man mit dem Aufräumen der Küche ſei. Dann fuhr der alte Herr fort: „Ich kann wohl ſagen, daß ich zu allen Tag- und Nachtzeiten drüben in dem großen Appartement war, und außer jenem Gefühl von Unbehagen, das einen dort unwillkürlich beſchleicht, weder etwas wirklich Unheimliches geſehen noch gehört habe — daß es zuweilen ſeltſam in den hohen Zimmern rauſcht, kann ſeine natürliche Urſache darin haben, daß ein Luftzug durch das Kamin mit den verblichenen, hie und da loſe hängenden Tapeten ſein Spiel treibt; und daß die alten Möbel, beſonders aber die Fußböden krachen, finde ich ſehr begreiflich, denn ſie dehnen ſich wahrſcheinlich ſehr oft mißmuthig und gelangweilt."

„Allerdings ein guter Grund," ſagte einer der Kammerdiener,

„aber gehört haben Sie doch gewiß Manches über das erste Stockwerk dieses alten Schlosses.“

„Gehört wohl, aber noch nie, daß Jemand gesagt hätte: das habe ich gesehen, das habe ich erlebt. Da heißt es wie bei allen ordinären Gespenstergeschichten, meinem Vater ist es erzählt worden, oder mein Großvater hat es erzählt.“

„Verzeihen Sie, Herr Oberküchenmeister,“ sagte der erste Koch schüchtern, „daß ich Sie an den alten Silberdiener Flinter erinnere.“

„Ich bin überzeugt, Flinter hat damals einen Rausch gehabt,“ entgegnete der Chef der Küche, indem er nachdenkend in die Flammen des kleinen Herdes blickte — „mir hat er die Geschichte auch erzählt und Andern ebenfalls, bis man ihm verboten, darüber zu reden.“

„Aber er erzählte sie sehr glaubwürdig.“

„Ich habe nie etwas davon gehört,“ sagte der ältere Kammerdiener — „da wir so ganz unter uns sind, kann man sie wohl erfahren.“

„Daß Sie nichts davon gehört haben, begreife ich wohl,“ erwiederte der Oberküchenmeister; „es geschehen mehr Dinge hier in diesem alten Schlosse, wovon Ihr drüben in der neuen Residenz keine Ahnung habt.“

„Nun, so laßt uns diese Geschichte hören.“

„Meinetwegen — Stepper soll sie erzählen.“

„Es sind ungefähr vierzig Jahre her, da beschloß der Vater unserer jetzigen Excellenz, der alte Oberstthofmeister, privatim einen Ball zu geben und zwar nicht in seiner Wohnung, sondern in einem Theil der Appartements des ersten Stockes, von dem wir so eben gesprochen. Und so geschah es auch; es war ein schönes Fest, das selbst Ihre Königlichen Majestäten mit Ihrem Besuche beehrten. Es ging auch Alles seinen gewöhnlichen Gang und wurde durchaus nichts Auffallendes bemerkt, ja nicht einmal zwischen zwölf und ein Uhr.“

„Doch, doch," ſagte der Oberküchenmeiſter mit leiſer Stimme, „wenigſtens wurde ſo erzählt — erinnern Sie ſich doch, Stepper — das aber doppelt unter uns."

„Ach ja — es hatte ſich ein ſchönes junges Paar aus der Reihe der Tanzenden unbemerkt in eine jener tiefen Fenſterniſchen hinter den ſchützenden Vorhang zurückgezogen, und der junge Herr küßte gerade der Dame etwas feurig die Hand, als er neben ſich ſo deutlich nießen hörte, daß er im Glauben, ſeine Nachbarin habe es gethan, artig ſagte: ‚Zur Geſundheit!' Kaum hatte er das Wort ausgeſprochen, ſo ſah er, aber mit der Schnelligkeit eines Blitzes erſcheinen und verſchwinden, vor ſich eine Geſtalt in einem uralten Hofkleide, die ihn mit einem traurigen Blick anſchaute, die aber, wie eben bemerkt, im Handumdrehen wieder in Nichts zerfloſſen war. — Ich glaube, die junge Dame fiel darauf mit einem lauten Schrei in Ohnmacht und es gab einen kleinen Skandal, worüber die böſe Welt allerlei munkelte."

„Geſchah nicht auch noch etwas mit den Fackelträgern unten im Hofe?"

„Richtig — man erzählte ſo etwas, aber es kam Niemand glaubwürdig vor."

„Wie die meiſten dergleichen Geſchichten, doch hört man ſie gern in Geſellſchaft am lodernden Feuer bei einem guten Glaſe Punſch."

„Ein alter Portier erzählte nämlich ſpäter, er habe deutlich geſehen, wie die Fackelträger, welche der Allerhöchſten Herrſchaft leuchteten, immer doppelt geweſen wären, das heißt: dieſe Doppelgänger hätten dicht hinter unſeren Leuten geſtanden, aber ebenfalls in uralter Tracht und wie Schatten anzuſehen."

„Es wird ſeinen Grund gehabt haben," meinte Herr Brezelberger, weßhalb jener alte Portier doppelt geſehen hat."

„Aber es klingt unheimlich — doch fahren Sie fort, Stepper."

„Nun, der Ball ging zu Ende, wie jeder Ball zu Ende zu gehen

pflegt. Nach dem Souper empfahlen sich die Allerhöchsten Herrschaften und dann wurde es bald leer in den Zimmern, die Hoflakeien verschwanden eilfertig wie immer, und die Dienerschaft Seiner Excellenz trug das Silberzeug zusammen, um es zu verschließen und löschte die Lichter aus, da —"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des kleinen Gemaches und es trat ein älterer Mann herein im Anzug der höheren Hofdienerschaft, sein Gesicht zeigte einen ernsten Ausdruck, doch hatte er lebhafte durchdringende Augen, welche lebhaft kontrastirten mit seiner gefurchten Stirne und seinen schneeweißen Haaren.

„Ah, Flinter!" rief ihm der Oberküchenmeister entgegen, „es ist seltsam, daß Ihr jetzt gerade kommt; was wollt Ihr, mein lieber Freund?"

„Es fehlt vom großen Service noch ein goldener Punschlöffel und nach dem wollte ich mich erkundigen," sagte der alte Silberdiener in einem ruhigen, ernsten Tone.

„Der goldene Löffel ist da," entgegnete Herr Brezelberger, „darüber könnt Ihr Euch beruhigen, und nun ersuche ich Euch, den Löffel in die Hand zu nehmen und Euch damit ein Glas Punsch einzugießen."

Der alte Mann that, wie ihm geheißen: ehe er aber aus dem Glase trank, nickte er dem Chef der Küche ehrerbietig zu.

„Das wäre wieder einmal vorüber!" sagte dieser in einer frohen Laune, und ich hoffe, Flinter, Ihr habt alle Eure Schutzbefohlenen ohne irgend einen Deserteur wieder eingesperrt."

„Alle, Herr Oberküchenmeister, bis auf jenen goldenen Löffel, der aber in guten Händen ist — auf Euer Wohlsein, Ihr Herren."

„Denkt Euch nur, Flinter," sagte Herr Brezelberger nach einer langen Pause, „wir sprachen eben von Euch."

„Viel Ehre für mich, womit kann ich dienen?"

„Ich will gerade nicht sagen, daß Ihr uns mit etwas dienen

ſollt; aber Stepper erzählt da unter uns eine Geſchichte, bei der Ihr betheiligt ſeid."

„Ah! ich kann mir ſchon denken," entgegnete der alte Mann in etwas verdrießlichem Tone, „was er erzählt hat, Sie wußten es ja ſchon, Herr Oberküchenmeiſter."

„Aber wir wiſſen es noch nicht," ſagte der ältere Kammerdiener, „ſind jedoch ſehr begierig, es zu erfahren. Und da Ihr nun einmal da ſeid, Flinter, ſo wäre es hübſch von Euch, wenn Ihr uns ſelbſt vom Ende jenes Balles erzählen wolltet."

„Ah, vom Ende jenes Balles — ich thue das nicht beſonders gerne," ſprach der Silberdiener, vorſichtig um ſich ſchauend.

„Ganz unter uns, Flinter."

„So möchte ich es auch angeſehen haben — nun denn, der Ball war zu Ende und wir hatten die Lichter ausgelöſcht, alle von der Dienerſchaft waren weggegangen mit Ausnahme des Kammerlakeien Martin, der nach dem Kaminfeuer ſah, ob nicht irgendwo Glut vorhanden wäre — es mochte ungefähr drei Uhr Morgens ſein. Ich ging mit einer brennenden Wachskerze durch ſämmtliche Zimmer, um mich zu überzeugen, ob nicht etwas vergeſſen worden, und ſo kam ich denn zuletzt an das kleine Kabinet mit den grauen Seidentapeten und den alten, blauen Damaſtmöbeln."

„Hattet Ihr denn ein ängſtliches Gefühl, Flinter, oder ward Ihr ſonſt, was man aufgeregt nennt?"

„Ganz und gar nicht — ich war nur müde und freute mich auf mein Bett. So trete ich in das graue Kabinet und ſehe auf dem gelben Divan eine Dame in weißem Kleide liegen, welche zu ſchlafen ſcheint."

„A—a—ah!"

„Ich war darüber nicht einmal beſonders erſchrocken, ſondern dachte nur, es iſt doch ſonderbar, daß irgend eine Dame, ſtatt nach Hauſe zu gehen, ſich dahin zum Schlafen gelegt."

„Kannten Sie die Dame?"

„Sie kam mir allerdings sehr bekannt vor," fuhr der alte Mann in einem eigenthümlichen Tone fort, „ich hatte ihr Porträt früher schon gesehen und sah es auch später wieder; doch dachte ich in dem Augenblicke nicht daran, sondern ging rasch hinaus, um im Vorsaale nachzusehen, ob dort noch ein Garderobestück liegen geblieben sei; da ich aber nichts fand, winkte ich dem Kammerlakeien Martin, er solle mitkommen. Und als wir wieder an die Thüre des grauen Kabinets kamen, lag die weiße Frau noch immer regungslos auf dem Divan.

Martin wurde vor Schrecken im Gesichte weißer, als es die Erscheinung war, und rannte davon, als ob ihn der Kopf brennte — hat den Schrecken auch verbüßen müssen, der arme Martin, Gott habe ihn selig — ich aber ging hinauf zu Seiner Excellenz und meldete diese Geschichte. Der alte Herr lag schon im Bette, und als ich ihm berichtete, was ich unten gesehen, lächelte er in ganz besonderer Weise und sagte: ‚Es ist schon gut, Flinter, schließe die äußere Thüre ab und reden wir nicht mehr darüber.'

„Das that ich denn auch, und jetzt erst, als ich herunterging, zitterte ich am ganzen Leibe so, daß ich kaum den Schlüssel zu der Thüre des Vorsaales zu finden und einzustecken vermochte — in das Kabinet selbst wäre ich für keine Million mehr gegangen."

„Nun?" fragte der Oberküchenmeister, indem er die Anwesenden der Reihe nach anschaute.

„Flinter sagt, er hätte es selbst gesehen, und da muß man ihm wohl glauben."

„Trinkt Euer Glas aus, Flinter, und schenkt Euch noch einmal ein — dort ist auch ein Stuhl, den Ihr hieher nehmen könnt, um Euch darauf zu setzen — ich sehe, unsere Bowle fängt an leer zu werden, und wenn dieser ernste Fall wirklich eingetreten ist, so mögt Ihr alsdann immerhin Euren goldenen Löffel mitnehmen. Aber sagt mir noch eins," fuhr er fort, als der Silberdiener der erhaltenen Aufforderung gemäß sich allerdings etwas respektvoll

zurückgezogen und auf den ihm bezeichneten Stuhl niedergelassen — „hat Euch der Schrecken denn gar nichts gethan?“

„Mir nichts, Herr Oberküchenmeister, wie Sie wohl sehen; denn erstens bin ich, wie man zu sagen pflegt, ein Sonntagskind, und dann hat mir auch später mein Doktor gesagt, dem ich die Geschichte im Vertrauen erzählte — denn der Schrecken hatte mich doch etwas angegriffen — ich solle nur Gott danken, daß ich eine so magere Kreatur sei, sonst hätte ich wohl einen Schlag oder ein Nervenfieber erwischen können. Der Kammerlakei Martin —“

„O, ich erinnere mich seiner noch ganz genau,“ fiel ihm hier Herr Brezelberger mit einem nachdenklichen Kopfnicken in die Rede, „das war ein großer und dicker Mann, nicht wahr, Flinter!“

„Ja, ein bischen schwammig war er, und daß er trotz seiner Dicke ein halbes Jahr darauf an der Abzehrung starb, war, wie ich fest überzeugt bin, die Folge dessen, was er damals gesehen — der Schrecken war ihm in den Magen gefahren, und von dem Augenblick an verdaute er sehr mangelhaft.“

„Gott bewahre jeden Christenmenschen vor etwas Aehnlichem!“ sagte Herr Brezelberger, indem er sich bedächtig umschaute; doch zwang er sich gleich darauf gewaltsam zur Heiterkeit, indem er ausrief: „Drum laßt uns das Leben anständig genießen, so lange es noch Zeit ist. Trinken wir eins!“

Stepper hatte abermals die Gläser gefüllt, und während die Anwesenden mit sichtlichem Behagen das vortreffliche Getränk schlürften, las man in ihren Mienen, wie sehr sie geneigt seien, dem beizupflichten, was der Chef der Küche soeben gesagt.

Es war hierauf eine ziemlich lange Pause vergangen, ehe der jüngere Kammerdiener fragte: „Und saht Ihr später nie mehr etwas dergleichen?“

„Nie mehr. Es wurde aber auch kein Ball mehr in den alten Appartements abgehalten, von uns lebenden Menschen wenigstens nicht,“ setzte er mit einem schlauen Lächeln hinzu.

„Nun, die — Anderen werden doch wohl nicht daran denken, Bälle zu halten.“

Der Silberdiener Flinter zuckte mit den Achseln und erwiederte: „Darüber ließe sich viel reden.“

„Nur zu, alter Geselle!“ rief der Oberküchenmeister, „ich habe Ihm schon einmal gesagt, daß wir ganz unter uns sind — also laß Er hören, was Er in Betreff jener kuriosen Bälle erlebt hat.“

„Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, ich habe in dem Punkte selbst etwas erlebt — aber was man darüber noch vor dreißig Jahren sprach, das sagte man so ungenirt, als wie man morgen früh vom heutigen Hofball erzählen wird.“

„Nun denn — was erzählte man sich damals?“

„Es gab gewisse Nächte, wo es in den alten Gemächern ganz absonderlich lebhaft herzugehen pflegte; von einer Nacht wußte man es ganz genau, und da konnte man oft genug hören, wie sich die alten Lakaien zuflüsterten: ‚da drinnen wird's in ein paar Stunden auch wieder losgehen‘, und dann so eilfertig als möglich die große Treppe hinabhuschten.“

„Und was ging denn dort los?“ fragte der jüngere Kammerdiener.

„Nun, ein förmlicher Ball — wenigstens nach dem zu urtheilen, was man hörte; wenn man auch nicht das Geringste sah. Es gab wohl muthige oder naseweise Leute der Dienerschaft, die ihren Vorwitz nicht bändigen konnten und sich auf's Lauschen legten, sobald in jener Nacht die Mitternacht vorüber war; die schworen hoch und theuer, sie hätten deutlich gehört, wie die unsichtbaren Gäste die große Treppe heraufkamen — das Schlürfen der Füße auf den Marmorplatten, das Rauschen der schweren Kleider. Und drinnen erst hinter den verschlossenen Thüren, da ging es hoch her; von da vernahm man allerdings so leise wie das Gezirpe der Grillen eine vollständige Tanzmusik, nach deren Takte man unsichtbare Füße sich bewegen hörte.“

Sie tritt zwiſchen Beide, während der ſchwarze Ritter im Hintergrunde die befriedigte Rache außerordentlich kunſtvoll ausdrückt. — „So, meine Damen,“ ſagte der Balletmeiſter, „die Scene iſt recht gut gegangen, wir wollen für heute beſchließen.“

Der Herr Dubel, welcher mit größter Aufmerkſamkeit und klopfenden Herzens zugeſchaut, erhob ſich dankend und verſicherte in den gewählteſten und blumenreichſten Ausdrücken, dieſer ſchöne Blick in das Innere, Heiligſte der Kunſt, den man ihm erlaubt, werde ihm ewig unvergeßlich ſein. Darauf nahm er die kleine Marie, welche eben ſo entzückt von dieſer Probe ſchien, bei der Hand, gieng durch den großen Balletſaal die dunklen Treppen des Theaters hinab und fuhr mit den widerſtreitendſten Gefühlen in ſeiner Bruſt nach Hauſe. Er verglich die beiden Damen, welche er eben bewundernd angeſtaunt, mit der Honoratorentochter — weßhalb, wußte er eigentlich ſelbſt nicht — und gieng, nachdem er die Frau Welſcher von dem wahrſcheinlich günſtigen Ausgange ſeines Beſuchs in Kenntniß geſetzt, ziemlich unbefriedigt nach Hauſe.

„Und hat's nie Jemand gewagt, die Räume während eines ſolchen geſpenſterhaften Balles zu betreten.“

„O ja,“ ſagte Flinter lächelnd, „und das iſt eigentlich das Merkwürdigſte an der ganzen Geſchichte — die Herren wiſſen wohl, daß die meiſten der Geiſter, die ſich unbefugter Weiſe ſehen laſſen, erlöst werden können, wenn man nur das richtige Wort zu ihrer Erlöſung findet — wer aber dieſes Wort fände, dem müßte ein ganz beſonderes Glück zu Theil werden. Da waren denn dazumal zwei Küchejungen bei Hofe, Rangen, wie ſie alle ſind, zu den tollſten Streichen aufgelegt, die beide beſchloſſen hatten, das Abenteuer zu beſtehen und ſich den geſpenſterhaften Ball näher zu betrachten. Da aber keiner von dem anderen etwas wußte, ſo ſchlich ſich nach Mitternacht jeder von ihnen durch eine beſondere Thüre, wozu er ſich einen Schlüſſel verſchafft hatte, in die finſteren Räume, wo nun allerdings keiner etwas von dem unheimlichen Leben des Balles hörte, denn die Geiſter pflegen nicht zu erſcheinen, wenn man zu Zweien iſt, wo aber jeder der Küchejungen nicht nur die Schritte des Anderen hörte, ſondern auch deſſen ſchattenhafte Geſtalt erblickte, was beiden einen ſo furchtbaren Schrecken einjagte, daß ſie ſo ſchleunig als möglich wieder davon liefen.“

„Dadurch fanden aber die Geiſter keine Erlöſung, mein lieber Flinter,“ ſagte der Oberküchenmeiſter.

„Gewiß nicht. Aber beide Küchejungen erfuhren am andern Tage, daß Einer ſich vor dem Andern gefürchtet, und beſchloſſen, die Sache noch einmal zu verſuchen und dann jeder allein — ſo geſchah es auch. Und der Eine erzählte nachher, er habe den ganzen unheimlichen Lärmen ſo deutlich als möglich vernommen. Die Geiſter ſchienen ſogar recht vergnügt geweſen zu ſein und einer habe ſogar dicht neben ihm genießt, worauf er ſelbſtverſtändlich ‚Zur Geſundheit‘ geſagt habe. Da habe ſich plötzlich der ganze Saal, in dem er gerade geſtanden, wie durch einen ungeheuren Blitz erhellt, in deſſen Lichte er ganz deutlich eine große Menge Herren

und Damen gesehen hätte, aber nur eine halbe Sekunde lang, dann sei Alles wieder so finster als vorher gewesen, er habe eine klatschende Ohrfeige verspürt und sei darauf zu Boden gefallen. Was nun den andern Küchenjungen betraf, so erzählte er fast die gleiche Geschichte, nur mit einem andern Ausgange; er habe auch die leise Musik gehört, den Schall der Füße im Takte des Tanzes, das Rauschen der Kleider und endlich ein deutliches Nießen neben sich. Da habe er denn seinen Muth zusammengenommen und ein kräftiges ‚Helf Gott' gerufen."

„Und das war das Richtige," warf Herr Stepper ein.

„Allerdings sei es das Richtige gewesen, meinte auch jener, denn er erzählte weiter, kaum habe er ‚Helf Gott' gesagt, so sei Alles rings um ihn her von ganz überirdischen Lichtern erhellt gewesen, die Lüstres haben geflammt, die Musik habe lustig und hell aufgespielt, und Hunderte von Herren und Damen in einer uralten, aber sehr glänzenden Tracht seien mit heiteren Mienen durcheinander gelaufen, hätten Komplimente vor einander gemacht, sich die Hände geschüttelt, wobei sie eifrig die Lippen bewegten, ohne daß man aber hätte vernehmen können, was sie sprächen. Es sei aber gewesen, wie bei den großen Hoffesten in der Neujahrsnacht, sobald es zwölf Uhr schlägt und sich Alles beglückwünscht."

„Das ist sehr begreiflich — sie gratulirten sich zu ihrer endlichen Erlösung."

„Und waren in der That erlöst," sprach der alte Silberdiener mit großem Ernste: „denn seit jener Nacht hat man nie mehr etwas von einem gespenstigen Balle gehört. Und was jenen Küchejungen betraf, so trug er allerdings kein sichtbares Zeichen der Erkenntlichkeit davon, aber von da an hatte er Glück in Allem, was er angriff, und er soll heute ein reicher Mann sein."

„Wir sind da auf ein Thema gerathen," sagte Herr Brezelberger nach einer längeren Pause, während welcher er sich sein Glas durch den ersten Koch noch einmal auffüllen ließ, „das mir nicht

beſonders angenehm iſt — ich mag eigentlich keine Geſpenſtergeſchichten hören — es bleibt einem immer etwas davon im Kopfe, und wenn man nachher zu Bette geht und ſieht ſich zufällig mit der weißen Nachtmütze im Spiegel, ſo erſchrickt man vor ſeinem eigenen dummen Geſichte; es iſt mir das ſchon einmal paſſirt; überhaupt ſollten wir vom Küchendepartement uns nie mit ſolchen Geſchichten abgeben, denn es iſt erwieſen, daß die Geſpenſter von uns nichts wollen. Man hat noch nie von einem Küchengeſpenſt gehört oder von einem Geiſte, der gegeſſen oder getrunken hätte."

„Ja, das iſt wahr," ſagte der ältere Kammerdiener, „dieſes Volk hat ſeine ganz beſonderen Geſetze. So hat man zum Beiſpiel noch nie vernommen, daß irgend eines von ihnen ſich hätte bei Tage ſehen laſſen."

„Das muß ich mir erlauben zu beſtreiten," ſagte der Silberdiener mit großer Beſcheidenheit.

„Um des Himmelswillen!" rief der Oberküchenmeiſter mit Erſchrecken, „ich hoffe nicht, daß Sie ſchon ein Geſpenſt bei Tage geſehen haben?"

„Das nicht, Herr Brezelberger; aber ich habe einen Vetter, der hat mir hoch und theuer zugeſchworen, daß er am hellen Tage eine geſpenſterhafte Erſcheinung gehabt — wollen Sie die Geſchichte hören?"

„Iſt ſie ſehr unheimlich?" fragte der Chef der Küche.

„Durchaus nicht, man könnte ſie eher heiter nennen."

„Dann wollen wir ſie hören, denn ich liebe es ſehr, mit einer angenehmen Erinnerung einzuſchlafen, es gibt das fröhliche und behagliche Träume — wie iſt's mit unſerer kleinen Bowle, Herr Stepper, iſt nicht noch ein Tröpfchen vorhanden?"

„O, noch recht viel, Herr Oberküchenmeiſter; darf ich mir Ihr Glas ausbitten, um es auffüllen zu können?"

„Thun Sie das, vergeſſen Sie aber dabei auch nicht unſere Freunde, und vor allen Dingen nicht den würdigen Flinter."

Dieſer trank aus dem auf's Neue gefüllten Glaſe, ſchmatzte mit ſeinen Lippen und ſagte dann: „Ich hatte einen Vetter, der war Kanzleibeamter und dabei ein ganz merkwürdiger Menſch; der Herr Oberküchenmeiſter werden ſich ſeiner gewiß ſpäter erinnern; klein von Geſtalt, wie er war, mit einem etwas langen und ſchmalen Kopfe, hatte ihm, Gott mochte wiſſen wer, eingeredet, er ſähe dem alten Napoleon, dem großen Kaiſer, frappant ähnlich. — Was that hierauf mein Vetter? — Er ließ ſich hohe Stiefeln machen — eine weiße Weſte mit langen Schößen — einen grauen Rock, und ſpazierte ſo zum Entſetzen ſeiner Kollegen und zur Entrüſtung ſeiner Vorgeſetzten in den Straßen umher. Da er begreiflicher Weiſe das kleine Hütchen des großen Kaiſers in der bekannten Form nicht tragen durfte, ſo liebte er es, in bloßem Kopfe zu gehen, wobei er dann ſeine Hände auf dem Rücken zuſammengefaltet hielt und dabei in der Rechten einen kleinen Feldſtecher, den er alle Augenblicke vor das Auge führte, um ſich nahe und entfernte Gegenſtände anzuſehen, wobei er alsdann mitten in der Straße ſtehen blieb mit geſpreizten Beinen, ganz wie es der große Napoleon zu machen pflegte. Da er ſonſt übrigens harmloſer Natur war, auch ſeinen Kanzleigeſchäften pünktlich oblag, ließ man ihn gewähren. Er war unverheirathet und ſpeiſte in einem kleinen Gaſthof, wo er es ſehr wohlgefällig aufnahm, wenn ihn der Kellner mit einem tiefen Bückling grüßte, und wenn ihn der Wirth oder irgend einer der Gäſte, erſtaunt über ſeine Aehnlichkeit mit dem großen Kaiſer, die Rede auf denſelben brachte. Hier hatte er ſein kleines Fernrohr neben ſich ſtehen, und ſo oft der Kellner mit einer neuen Schüſſel unter der Thüre erſchien, behielt er dieſelbe mit Anwendung des Fernrohrs im Auge, bis ſie auf den Tiſch niedergeſetzt wurde — ja, bis ſie die Runde gemacht hatte und zu ihm kam."

„Das ſind Geſchichten, wie ich ſie liebe," unterbrach ihn der Oberküchenmeiſter; „ſie regen die Nerven nicht auf und man braucht nicht viel darüber nachzudenken."

„Es war an einem regneriſchen Sonntag Nachmittag," fuhr der Silberdiener Flinter fort, „als mein Vetter zum Ausgehen gerüſtet unter der Thüre ſeines Hauſes ſtand, aber das Unmögliche einſah, ſpazieren zu gehen, da es wie mit Kübeln heruntergoß. Er blickte zum Himmel hinauf; da war aber Alles von dem gleichförmigſten Grau und nirgends die Spur einer helleren Wolke zu entdecken. Kaffeehäuſer gab es damals noch keine; Beſuche machte mein Vetter nie und in's Wirthshaus ging er nur Abends. Was war nun anzufangen? Auf ſeine kleine Stube zurückkehren oder die Kanzlei beſuchen? Er wählte das Letztere, ging in das große, heute ſo einſame Gebäude, über die ſtillen Treppen durch die hallenden Gänge — das Haus war ehemals ein Kloſter geweſen, und als er ſeine Thüre auf- und zuſchloß, da klang es gerade, als würde ein Dutzend Thüren auf- und zugeſchloſſen. Hier fühlte er ſich nun aber ganz behaglich und glücklich. ‚Jetzt kann mir dieſer Regen geſtohlen werden', ſagte er vor ſich hin, zog ſeine Schreibärmel an und begann eine intereſſante Verhandlung abzuſchreiben. Dabei konnte er, ſo angenehm im Trocknen ſitzend, ein Stück des verdrießlichen grauen Himmels ſehen und ebenſo an der gegenüberliegenden Fenſteröffnung die Streifen des jetzt feiner, aber dichter gewordenen Regens. Während er ſo emſig ſchrieb, lachte er förmlich in ſich hinein über ſein ſtilles Glück gegenüber anderen Menſchen, die jetzt gelangweilt zum Fenſter hinausſahen oder unter triefendem Regenſchirm in den Straßen umherliefen — rings um ihn her war es ſo angenehm ruhig, ſo feierlich ſtill.

„Da hörte er auf einmal, als wenn etwas hinter ihm mit einer ſehr feinen Stimme ‚bst! bst!' machte. Er wandte ſich um, ſchaute zuerſt ohne, dann mit ſeinem Fernrohr durch das ganze Zimmer, ohne das Geringſte zu entdecken, was im Stande geweſen wäre, den obenerwähnten Laut von ſich zu geben. Nachdem er nichts entdeckt hatte, ſchrieb er ruhig weiter. Nach ein paar Minuten vernahm er denſelben Ton, doch klang es ihm jetzt, als

wenn zwei harte Gegenstände aneinander gerieben würden, und wieder blickte er auf nach einem alten Aktenschranke hin, von woher dieses Geräusch zu kommen schien. Schon war er im Begriff, den alten Schrank zu öffnen, als er einen Besen bemerkte, der seitwärts am Schranke herunterhing, dessen Stiel sich wie der Perpendickel einer Uhr hin und her bewegte und so das eben erwähnte Geräusch hervorbrachte.

„‚Höchst eigenthümlich', dachte mein Vetter; doch wuchs sein Erstaunen fast bis zum Erschrecken, als er nun sah, wie dieser Besen einen Satz von dem Schranke herab machte und anfing, die Stube auszukehren."

„O, Sie erzählen uns Märchen, lieber Flinter!" sagte Herr Brezelberger.

„Ich berichte Ihnen, wie mein Vetter mich hoch und theuer versicherte, daß er es selbst erlebt habe. Der Besen, ohne von einer sichtbaren Hand regiert zu werden, kehrte den Stubenboden sauber und fleißig ab; ja, als er an den Schreibtisch kam, wo mein Vetter saß, machte er so wenig Umstände, daß mein Vetter rasch seine Beine in die Höhe ziehen mußte, um nicht getroffen zu werden. Seltsam, dachte er bei sich. Und da der Besen nicht aufhörte, im Zimmer herumzukehren, so fing er wieder an zu schreiben."

„Es scheint mir, Ihr Vetter hatte gute Nerven."

„Daran litt er keinen Mangel; doch auf einmal kam ihm die Idee, das seltsame Betragen dieses Besens möchte für ihn von einer Bedeutung sein. Wer weiß, dachte er, ob es mir nicht anzeigt, daß ich nächstens zum Leben hinausgekehrt werden soll; wenn man einmal in's Denken kommt, so hört man nicht so bald wieder auf, und nachdem mein Vetter alles Mögliche mit dem, was er sah, in Verbindung gebracht, sagte er sich zuletzt: am eigenthümlichsten ist es doch, daß dieser Besen gerade am Sonntag Nachmittag kehrt; ja, wenn es noch Samstag wäre oder sonst ein Wochentag!"

„Aha!“ machte der Oberküchenmeiſter kopfnickend.

„Und während mein Vetter dieſes dachte, ſprach er plötzlich zu ſich ſelber: Du machſt es ja nicht anders als der Beſen, und ſchreibſt, ſtatt am Sonntag Nachmittag, wie es Geſetz iſt, zu feiern. Kaum hatte er dieſes halblaut geſprochen, als er, der Beſen nämlich, wieder an ſeinen Platz hüpfte, und mein Vetter mit Hut und Schirm raſch die Kanzlei verließ und in die nächſte Kirche ging, um noch ein Stück vom Nachmittagsgottesdienſte mit anzuhören.“

Die beiden Kammerdiener lachten, Herr Stepper ſchüttelte ſeinen Kopf. Doch erklärte ſich der Oberküchenmeiſter mit der Erzählung des alten Silberdieners vollkommen zufrieden.

„Es iſt dies eine moraliſche Geſchichte,“ ſagte er, „und das kann uns Allen nicht ſchaden. Ueberdem hat die Idee eines regneriſchen Sonntag Nachmittags etwas ſo Nervenberuhigendes, daß ich ſpäter nur daran zu denken brauche, um alsdann augenblicklich einzuſchlafen — ich danke vielmal, lieber Flinter.“

Hier wurde die Unterhaltung unterbrochen durch den eintretenden Kammerfourier im Dienſte, welcher in angemeſſener Haltung und würdevollem Ausſehen vor den Oberküchenmeiſter hintrat und ihm mittheilte, daß er, der Kammerfourier, ſich in hohem Auftrage Seiner Excellenz des Herrn Oberſthofmeiſters hier befinde, um ihm, dem Oberküchenmeiſter, zu ſagen, daß Seine Excellenz mit dem heutigen Souper ſehr zufrieden geweſen ſeien; daß Seine Excellenz dieſes ſelbſt dem Herrn Brezelberger geſagt haben würde, wenn Seine Excellenz nicht genau wüßten, wie ſehr der Oberküchenmeiſter nach einer ſo angeſtrengten Thätigkeit der Ruhe bedürftig ſei; worauf ſich Herr Brezelberger erhob, ſeinen gerührten Dank ausſprach, und nachdem er auf das Wohl ſeines verehrten hohen Chefs ſein Glas ausgetrunken, die denkwürdigen Worte ſprach: „Der Herr Oberſthofmeiſter verdienen es, einen Oberküchenmeiſter zu haben, wie Brezelberger iſt, denn Seine Excellenz wiſſen, wie man mit Künſtlern erſten Ranges umgehen muß. Und nach dieſem Tropfen, mein Herr,“

ſetzte er gerührt hinzu, „keinen weiteren mehr. Es iſt ſo angenehm, mit einer freundlichen Erinnerung zu Bett zu gehen. Gott ſchenke uns Allen einen angenehmen Schlaf und bewahre uns vor jähem Schrecken, wozu ich Alles rechne, was an übernatürliche Erſcheinungen ſtreift.“

Drüben war indeſſen gegen Mitternacht der Hofball zu Ende gegangen. Damen und Herren hüllten ſich in ihre Mäntel und Pelze. Wer einen Wagen hatte, fuhr in demſelben nach Hauſe und träumte von der vergangenen Freude und Herrlichkeit, während ſich die Räder pfeifend auf dem hartgefrorenen Schnee drehten. Von denen aber, die zu Fuß das Schloß verließen, hatten die Meiſten noch ein ganz beſonderes und lang entbehrtes Vergnügen. Das war der Genuß einer guten Cigarre, die niemals beſſer ſchmeckt, als nach einem ſtundenlang dauernden, ſo ſehr amüſanten Hofball.

Daß indeſſen Alle, die von dort herkamen, geraden Wegs nach Hauſe gegangen wären, können wir der Wahrheit gemäß gerade nicht behaupten. Es war, wie ſchon Eingangs dieſer Geſchichte geſagt, mitten in der Karnevalszeit, und dem Grundſatze huldigend, daß nach der Arbeit ein Vergnügen erlaubt ſei, ſuchten viele der jungen Herren, die ſoeben noch mit Gräfinnen galoppirt und von Prinzeſſinnen zu einer Française befohlen worden waren, durch andere, minder vornehme Geſellſchaft jene Stunden ernſter Pracht und gemeſſener Herrlichkeiten wieder mit ihrem beſcheidenen Daſein in Einklang zu bringen.

Wie glänzten die zahlloſen Gasflammen in dem großen Saale, wo die allgemeine Maskenredoute abgehalten wurde, wie toll und luſtig ſchmetterten die Klänge der wilden Muſik, wie buntfarbig wogten hier die Masken durcheinander, und wie raſch verſchwanden die längſt erwarteten ſchwarzen Fräcke des Hofballs in dem Gewühle dieſes überſprudelnden Faſtnachttreibens. — Es wurde gerade der Baciowalzer geſpielt und manches heiße, ſchwellende Lippenpaar zuckte begehrend und antizipirte pantomimiſch ſpätere Freuden.

So war die Nacht vorübergegangen — dort im rauſchenden, glänzenden Fluge, anderswo in behaglicher Ruhe oder in bleierner Langſamkeit unter fieberhaft erregten Pulsſchlägen.

Die Uhr in der Ecke des alten Schloſſes, von dem wir oben ſprachen und wo jetzt Alles im tiefſten Schlafe lag, that in gellendem Tone fünf Schläge, als in der Pforte des großen Eingangsthores, deſſen ſchwere Flügel während der Nacht verſchloſſen waren, langſam ein Schlüſſel gedreht wurde und zwei Perſonen in den Schloßhof traten. Es war ein Herr in einem dicken Paletot und eine Dame in einem weiten dunkeln Mantel, die ſich fröſtelnd und wie es ſchien furchtſam an ihren Begleiter ſchmiegte. Wir glauben, daß das letztere Motiv vorherrſchend war; denn die junge Dame ſagte nach einem tiefen Seufzer in faſt weinerlichem Tone: „Wie ſoll das enden, Heinrich, wie ſoll das enden?!“

„Hoffentlich ſo, wie es angefangen, heiter und vergnügt — man muß nur nicht gleich allen Muth verlieren,“ gab der junge Mann in einem luſtigen Tone zur Antwort.

„Du haſt gut reden — wenn Du ſpäter darüber nachdenkſt, ſo kommt Dir Alles wie ein Scherz vor, und ich fürchte faſt, Du nimmſt es auch ſo — leider Gottes, Heinrich! Könnteſt Du nur ſehen, wie ich zittere und aufgeregt bin — doch wo führſt Du mich hin!“

„Darüber bin ich eben mit mir ſelbſt zu Rathe gegangen — meine Wohnung —“

Sie zog haſtig ihren Arm aus dem ſeinigen und entgegnete mit großer Entſchiedenheit: „Lieber ſetze ich mich vor die Thüre unſeres Hauſes und mag daraus entſtehen, was da will.“

„Laß mich doch ausreden, mein Herz — ich wollte ja ſagen, meine Wohnung kann und darf ich Dir aus vielerlei Gründen nicht vorſchlagen — und doch, wie gern möchte ich Dich dorthin führen, geraden Wegs zu meiner Mutter, und ihr ſagen: wir ſind allerdings ein bischen leichtſinnig geweſen, wir haben die Nacht auf dem Balle

verjubelt, aber jetzt ſind wir da und wollen nicht mehr von einander gehen."

Sie ſeufzte aus tiefem Herzen, ehe ſie zur Antwort gab: „Ich hoffe, Du würdeſt ſo reden, Heinrich; doch wahrſcheinlich auch dieſes Mal wieder ohne Erfolg; denn Deine Mutter iſt eine ſtrenge Frau, der ich, die arme Tochter einer armen Wittwe, lange nicht vornehm und reich genug bin — o, rings um mich her iſt Alles finſter, ich ſehe nirgends einen Ausweg, nirgends einen tröſtenden Lichtſchein!"

„Du biſt ſonſt ſo verſtändig, Roſa, daß ich oft nicht begreife, wie Du dann plötzlich ſo an Allem verzagen magſt; thue mir die Liebe und laß die Zukunft vorderhand aus dem Spiele, wenigſtens ſo lange, bis wir in dieſer bitterkalten Nacht ein Obdach gefunden haben, hui, wie eiſig der Wind bläst! fühlſt Du das auch, mein armes Herz?"

„Nein, nein, ich fühle es nicht, ich bin zu ſehr mit Anderem beſchäftigt."

Die Beiden ſtanden immer noch unter dem hochgewölbten, dunkeln Thorbogen, und der junge Mann hatte das Mädchen feſt an ſich gedrückt, wie um ſie vor der erſtarrenden Kälte zu ſchützen, und währenddem dachte er darüber nach, wohin er ſie bringen könne, und verwarf einen Plan um den andern. Endlich aber fuhr er empor und flüſterte ihr zu: „Muth, Roſa, Muth!" Ich weiß jetzt ein Plätzchen für uns Beide, heimlich und ſicher, wie man es ſich in unſerer Lage nur wünſchen kann — halte Dich feſt an mich und folge mir ohne Furcht."

„Aber wohin, Heinrich?" fragte ſie mit ängſtlicher Stimme.

„Nach einem Orte, wohin Du mit allem Anſtand folgen kannſt!"

„Mit allem Anſtand!" ſeufzte ſie, „als wenn ich armes Mädchen daran denken dürfte — nun, wie Gott will!"

Damit folgte ſie ihrem Begleiter, der den rechten Arm ſanft

Neunzehntes Kapitel.

Ein erſtes Debut.

Der Tag, an welchem der Doktor Stechmaier auf den Brettern der königlichen Hofbühne glänzen ſollte, kam immer näher, und endlich an einem ſchönen Morgen wurde in der Elſtergaſſe Nummer vierundvierzig eine Probe auf den andern Tag um zehn Uhr angeſagt, welche Ankündigung der Doktor durchaus nicht mit bangen, wohl aber mit ſehr triumphirenden Gefühlen entgegen nahm.

Es war ein fremder bedeutender Gaſt da, welcher den Hamlet ſpielte, und darum dauerte heute die Generalprobe länger als ſonſt, da für den Gaſt manche ganze Scene, manches Auftreten und dergleichen mehr abgeändert wurde.

Doktor Stechmaier gieng mit verſchränkten Armen hinter den Couliſſen auf und ab, warf ſich in die Bruſt und deklamirte in einem leiſen Tone:

„Die Niederlage hier ſchreit Mord, o ſtolzer Tod!“ und machte alsdann vier gewaltige Schritte auf dem dunklen Raum hinter dem letzten Vorhang, griff an eine hölzerne Mauer, die

um ihre ſchlanke Taille legte und ſie vorſichtig quer über den Hof führte; dann ging es ein paar Stufen hinauf bis zu einer Wendeltreppe und auf dieſer ſtiegen ſie in den erſten Stock des alten Schloſſes.

„Wo ſind wir, Heinrich?“

„Hier ſind die Hofküchen und am Ende derſelben befindet ſich ein kleines Gemach, welches mein Vater, der geſtrenge Oberküchenmeiſter, als ſein Arbeitskabinet benützt — ich weiß, wohin er den Schlüſſel zu legen pflegt, und dort ſind wir ſo ſicher aufgehoben, als wir es nur wünſchen können — warm wird das kleine Zimmer auch noch ſein, denn heute Nacht war Hofball und da wird es immer ein bis zwei Uhr, ehe die Herdfeuer gänzlich erlöſchen, wenn ſie überhaupt erlöſchen.“

„Wie Du willſt.“

„So, jetzt tritt ein, liebe Roſa; bleibe aber an der Thür ſtehen, bis ich Licht gemacht habe. Nicht wahr, es iſt hier angenehm warm?“

„Ach ja, und ich bin froh darüber, denn es iſt draußen ſo grimmig kalt.“

„Ehrlich geſtanden, ich habe es auch wohl gefühlt; doch mochte ich es vorher nicht ſagen, da Du ſo gar muthlos warſt — ſo, jetzt ſchau um Dich her, iſt das nicht ein freundliches Zimmerchen?“

„O ja, und ich bin glücklich, daß wir wenigſtens ein Obdach gefunden haben. Wird man aber draußen das Licht nicht ſehen?“

„Unbeſorgt, mein Herz; der Laden vor dem einzigen ſchmalen Fenſter iſt ſo dicht verſchloſſen, daß auch kein Strahl durchdringt; ich weiß das aus Bemerkungen meines verehrten Papas, der es nicht liebt, wenn man ihn hier ſpät arbeiten ſieht — und heute Nacht,“ ſetzte er hinzu, indem er ſeine Naſe erhob, „ſcheint er mit ein paar guten Freunden hier ſtark gearbeitet zu haben — richtig, da iſt die kleine Punſchbowle; aber keinen Tropfen haben ſie drin gelaſſen, die Neidhämmel.“

„Du wirſt doch wohl jetzt keinen Punſch mehr trinken wollen?“ fragte das junge Mädchen in beſorgtem Tone.

„Ich würde ‚doch‘ ſagen, wenn welcher da wäre; aber ſei unbeſorgt, Roſa, die Bowle iſt förmlich ausgetrocknet; aber da ſehe ich noch Glut in dem kleinen Herde, jetzt gib Achtung, welch freundliches Feuer ich Dir in Kurzem anzünden werde — vor allen Dingen aber ſetze Dich in dieſen weichen Stuhl; wenn Du Deine kleinen Füße an Dich ziehſt, ſo könnte er Dir als Bett dienen, nicht wahr?“

„Gewiß, Heinrich, und die Wärme thut mir ſo wohl.“

„O, ich weiß etwas, was Dir noch beſſer thun wird,“ ſagte er in freundlichem Tone. „Ich werde Dir eine Taſſe Thee machen und dann wollen wir überlegen, auf welche Art ich Dich heute Morgen ohne Gefahr der Entdeckung aus dem Schloſſe bringe.“

„Ohne Gefahr der Entdeckung?“ fragte ſie im Tone des Zweifels — „und wenn das auch gelingt, was werde ich meiner armen Mutter ſagen?“

„Du wirſt ihr ſagen, daß wir uns lieben und daß wir uns heirathen werden, wie ich Dir ſchon oft geſchworen und wie ich Dir heute wiederholt ſchwören will — Du biſt ein geſcheidtes Mädchen, liebe Roſa, und kennſt mich genugſam, um meinen Worten Glauben zu ſchenken.

„Wäre ich mein eigener Herr,“ fuhr er fort, indem er auf außerordentlich geſchickte Art den verſprochenen Thee bereitete, ſo hätte ich Dich auch in meiner jetzigen Stellung ſchon lange geheirathet; aber was mir einestheils von Nutzen iſt, bildet, wie Du ſelbſt weißt, anderntheils die größten Hinderniſſe, nämlich, daß mein Vater Oberküchenmeiſter iſt und alſo auch mein Vorgeſetzter — — wäre das nicht der Fall und wäre ich nur erſter Koch, ſo hätte ich auf mein Wort die Sache ſchon lange in Richtigkeit gebracht: aber Du kennſt meinen Vater und weißt auch, daß er nichts zu thun wagt, als was meine Mutter gut heißt — — und meine Mutter — — o—o—o—, meine Mutter —“

„Ach ja, Deine Mutter — iſt es denn wahr, Heinrich, daß ſie Dich mit ihrer Baſe verheirathen will?“

„Das iſt es ebenſo wahr, als daß ich entſchloſſen bin, ihren Willen nicht zu thun, und in dieſer Angelegenheit ſteht auch mein Vater auf meiner Seite. Er nennt die Baſe nur eine dürre, bösartige Vogelſcheuche.“

„Aber ſie iſt reich und ihr Vater iſt Regierungsrath.“

„Das macht ſie nicht angenehmer und nicht ſtärker, und ich habe den Geſchmack meines Vaters,“ ſagte der junge Mann, indem er dicht neben den Lehnſtuhl trat und ſeinen Arm um den Hals des jungen Mädchens legte, welche vertrauensvoll zu ihm aufblickte, „wir lieben die guten, heiteren Geſichter und herzige, runde weiße Geſtalten, ſo wie die Deinige, Roſa.“

Und das waren allerdings Eigenſchaften, die dem reizenden, jungen, friſchen Mädchen nicht abzuſprechen waren; es war eine liebliche Erſcheinung, wie ſie da zuſammengekauert in dem großen Lehnſtuhle ruhte, mit den zierlichen kleinen Füßchen, der vollen Geſtalt, den guten, freundlichen Augen und den feinen Lippen, um welche jetzt ein freundliches Lächeln ſpielte. Von ihrem ſtarken, dunkelbraunen Haare ſah man nicht viel, denn es war faſt ganz unter einem weißen Schleier verborgen. Roſa hatte den Maskenball in der Tracht einer Veſtalin beſucht, und wenn auch manche wohlwollende Seele darüber die Achſeln gezuckt hatte, ſo wußte doch der junge Mann ihre vollkommene Berechtigung zu dieſem Koſtüm anzuerkennen.

„So, der Thee wäre fertig, und ich kann mit vollem Rechte ſagen, daß Seine Majeſtät morgen früh keinen beſſeren trinkt und lange nicht in ſo ſchöner Geſellſchaft — jetzt ſei aber auch ein bischen heiter, mein Herz; es wird ja noch Alles gut — wie oft war ich ſchon im Begriffe, mich meiner Mutter zu entdecken. Aber weißt Du wohl, was dann geſchehen würde? — Sie ruhte nicht eher, bis mein Vater mich für ein paar Jahre nach Paris oder ſonſt wohin

geſchickt hätte — o, ich kenne ſie; und ſo lieb mich mein Vater auch hat, ſo müßte doch ein ganz beſonderes Ereigniß eintreten, das im Stande wäre, ihn ſo feſt zu machen, um meiner Mutter gegenüber ſeinen Willen durchzuſetzen."

„Und wenn er handeln könnte, wie er wollte, glaubſt Du, er nähme mich armes Geſchöpf als ſeine Schwiegertochter in's Haus?"

„Auf alle Fälle. Und er würde glücklich ſein über Deine frohe Laune und über Dein gutes, heiteres Geſicht; ja, was ſoll ich es verſchweigen, er hat eine Ahnung von unſerem Verhältniß; denn neulich, als ich ein kleines Diner, woran ihm ſehr viel gelegen war, ganz allein überwachte und vortrefflich fertig machte, zupfte er mich am Ohr, was er nur thut, wenn er gut gelaunt iſt, und ſagte: ‚Mein Junge, ich weiß, was ich weiß; aber ich weiß auch, daß es einen Mordſpektakel gibt, wenn es die Frau Oberküchenmeiſterin erfährt — alſo ſei geſcheidt und nimm Dich in acht, damit wir Alle das bischen Ruhe behalten, was ſie geneigt iſt, uns zu laſſen.'"

„Aehnlich ſprach meine Mutter auch ſchon," erwiederte das junge Mädchen; „ſie meinte, wenn Dein Vater könnte, wie er wollte, ſo würde ich glücklich werden — ach, ſo unendlich glücklich, Heinrich — und meine gute Mutter erſt — doch iſt das zu ſchön," ſetzte ſie mit einem traurigen Tone hinzu, „als daß es in Erfüllung gehen könnte."

„Nur nicht verzagt, Roſa, und Hoffnung behalten, ſie läßt nicht zu Schanden werden."

„O nein, nein, ich hoffe nicht mehr, und beſonders nicht, nachdem wir heute ſo leichtſinnig geweſen — denke nur, Heinrich, wenn Deine Mutter erführe, was wir gethan, und daß ich hier bei Dir den Tag erwartet — o, hätteſt Du mich doch nach Hauſe gehen laſſen."

„Ohne Deinen Hausſchlüſſel, den ich leider Gottes verloren. Das wäre eine ſchöne Geſchichte geworden; wir hätten anläuten

müſſen und das ganze Haus hätte erfahren, daß wir die Nacht über auf dem Balle geweſen."

„Und werden ſie es nicht auch ſo erfahren — wie ſoll ich von hier wieder fortkommen?"

„Darüber iſt mir eine ganz prächtige Idee gekommen," ſagte der junge Mann, auf ſeine Uhr ſehend: „es iſt jetzt beinahe ſechs — um ſieben Uhr wird Euer Haus geöffnet, und da es alsdann noch dunkel iſt, ſo ſieht Dich Niemand hineingehen."

„In meinem weißen Kleide?"

„Auch daran habe ich gedacht — ich hole nachher einen ſchwarzen Domino, den ich droben habe und der Dich vom Kopf bis zu den Füßen verhüllt — aber jetzt ſei auch ein bischen heiter, mein Kind; wenn Du nur wüßteſt, Roſa, wie glücklich es mich macht, hier in dem traulichen, warmen Gemache ſo allein bei Dir ſein zu können."

Und daß er in der That glücklich war, bemerkte man an ſeinen leuchtenden Augen, ſowie an der Innigkeit, mit der er ihre kleinen Hände küßte, mit welcher er ſie anſchaute und mit welcher er ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib legte.

„Nicht ſo, Heinrich, nicht ſo; willſt Du mich noch trauriger machen, als ich ſchon bin?"

„Das nicht — das gewiß nicht — aber einen einzigen Kuß wirſt Du mir doch erlauben?"

„Hier nicht, Heinrich — hier nicht, ſo wahr Gott helfe — ich ſchwöre es Dir zu — hier nicht, und wenn Du mich lieb haſt, ſo dringſt Du nicht darauf."

„Ich habe Dich lieb, das weißt Du; aber Du biſt zu grauſam gegen mich."

„Und wenn ich wirklich grauſam bin, ſo wirſt Du mir ſpäter Dank dafür wiſſen — horch, da ſchlägt es ſechs Uhr!" ſagte das junge Mädchen, indem ſie ſich haſtig in dem Lehnſtuhl aufrichtete und ihn ſanft, aber kräftig von ſich wegdrückte — „was Du vor-

hin ſagteſt, iſt ganz vortrefflich; hole den Domino, aber jetzt — gleich wenn ich Dich bitten darf. Du wirſt Dich auch noch umziehen wollen, denn in Deinem Maskenkoſtüm kannſt Du mich doch nicht nach Hauſe begleiten."

„Ich thue ja, was Du willſt, geliebte Roſa; aber gewähre mir wenigſtens einen einzigen kleinen Kuß, der ja nicht der Rede werth iſt."

„Du weißt wohl, Heinrich, es wäre nicht der erſte und wird auch hoffentlich nicht der letzte ſein; aber ſei verſtändig und dringe hier nicht weiter in mich; wenn Du wüßteſt, wie ich mich ängſtige, Du müßteſt Mitleid mit mir haben."

„Nun denn," rief er, ſich haſtig erhebend, in unmuthigem Tone, „ſo will ich denn thun, was Du verlangſt, aber es iſt nicht recht von Dir, Roſa, mich ſo hart zu behandeln, da Du weißt, wie ſehr ich Dich liebe, und darauf bauſt Du und thuſt mir auch nicht den kleinſten Gefallen."

„So mußt Du nicht reden, denn es iſt nicht Dein Ernſt — verſprich mir jetzt gleich, Deinen Domino zu holen und dann —"

„Und dann?" fragte er haſtig, indem er an der Thüre ſtehen blieb und ſich gegen ſie wandte.

„Dann, Heinrich," rief ſie, auf ihn zueilend und ihre Arme um ſeinen Hals ſchlingend, „dann thue ich freiwillig, um was Du mich ſoeben gebeten."

„O, meine ſüße Roſa —"

„Jetzt gehſt Du aber auch, mein Heinrich, nicht wahr? Du haſt es mir ſtillſchweigend verſprochen und hältſt Dein Wort, wie Du es immer zu thun pflegſt."

„Ich halte es, weil ich muß — aber wenn Du wüßteſt, Roſa, welche Ueberwindung es mich koſtet, Dich jetzt zu verlaſſen, ſo von Dir zu gehen aus dieſem warmen und behaglichen Stübchen — ach wenn Du das verſtehen könnteſt —"

„Nein, Heinrich — ich verſtehe es aber nicht — gewiß, ich verſtehe es nicht."

„O, denke Dich an meine Stelle und ſuche mich zu verſtehen.“

„Wenn ich an Deiner Stelle wäre, wüßte ich ſchon, was ich thäte,“ ſagte ſie ſchalkhaft lächelnd.

„Und was thäteſt Du, mein liebes Herz?“ rief er haſtig.

„Ich hielte mein Verſprechen, ich ginge ſogleich, um den Domino zu holen und ich wüßte, wie unendlich dankbar mir Jemand dafür ſein würde.“

„Ja, ja, Du haſt gut reden,“ ſagte er, tief aufſeufzend, „Ihr wißt nicht, wie — nun, ich gehe ja ſchon. Setze Dich wieder in Deinen Lehnſeſſel, und wenn Du nichts dagegen haſt, ſo ſchließe ich Dich bis zu meiner Wiederkunft ein.“

„Warum das, Heinrich?“

Es iſt halb ſieben Uhr, es könnte Jemand kommen und hier hereinſchauen.“

„Du haſt Recht und Du kommſt ja auch gleich wieder.“

„Gewiß, mein Herz. Beunruhige Dich nur nicht und mache es Dir in dem großen Stuhle des Herrn Oberküchenmeiſters ſo bequem als möglich.“ Dieſes ſagte der junge Mann lächelnd und warf ihr noch eine Kußhand zu, ehe er das Gemach verließ, welches er alsdann ſorgfältig hinter ſich verſchloß.

Er ſchritt eine Wendeltreppe hinauf, einen langen Gang entlang und kam ſo an einen der rieſenhaften Eckthürme des alten Schloſſes, wo ſich die Wohnung des Herrn Brezelberger befand. Dieſe Wohnung hatte natürlicher Weiſe eine Thüre und dieſe Thüre hatte eine ſehr lauttönende Klingel, welche dem jungen Herrn Brezelberger bei nächtlichen Exkurſionen zuweilen ſchon ſehr läſtig gefallen war. Auch heute blieb er einen Augenblick ſtehen, ehe er die Hand nach der Thürklinke ausſtreckte, und war nicht wenig erfreut, als ſich dieſe Hausthüre geräuſchlos öffnete und unter derſelben die alte Magd erſchien, ein ziemlich ehrwürdiges Möbel, die einſtens bei dem jungen Brezelberger Amme geweſen und darauf ſchon eine ſehr große Reihe von Jahren als Hausjungfer fortgedient hatte.

„Bst,“ machte die alte Babette, „das hätte ich glücklich abgepaßt. Die Frau Mutter ſchläft noch, und wenn Sie leiſe thun, hört Sie Niemand; auch habe ich den Ofen in Ihrem Zimmer warm gehalten und in der Bratkachel ſteht eine Taſſe Thee.“

„Danke, Babette. Aber laßt die Thür noch einen Augenblick auf, ich muß noch einmal fortgehen — in's Schloß hinunter,“ ſetzte er hinzu, als er das beſorgte Geſicht der alten Magd ſah, „ich habe dem Holzverwalter etwas zu ſagen, was ich geſtern vergeſſen.“

Dann trat er ſo leiſe als möglich in ſeine Stube und fühlte ſich hier behaglich angeweht von der wohldurchwärmten Atmoſphäre, ſowie beim Anblick ſeines bequemen Bettes und ſeiner übrigen recht eleganten Möbel. Ach, es iſt ſo wohlthuend, wenn man ſich nach einer durchſchwärmten Nacht wieder in ſeinen vier Pfählen befindet, ſich ausſchirren und in einen bequemen Rock ſchlüpfen kann. Es war auch für den jungen Herrn Brezelberger ein Genuß, dieſes zu thun; dann ſuchte er ſeinen ſchwarzen Domino und ließ ſich hierauf nur für ein paar Minuten in einen ſehr bequemen Fauteuil nieder.

„Alles in Allem genommen,“ dachte er bei ſich, „bin ich heute Nacht bei dem Balle ſo ziemlich auf meine Koſten gekommen; ich habe mich göttlich amüſirt, ich habe — intriguirt, ich — habe — nicht ſchlecht ſoupirt — und — — bin — mehr — wie — je überzeugt — daß meine — — Roſa — — eines — — der — — liebenswürdigſten — — Mädchen — — iſt — — — und — — — für — — — mich — — — paßt — — — wie — — — keine — — — Andere — — — Wie — — — — glücklich — — — — werden — — — — wir — — — — ſein — — — — ich — — — — mit — — — — ih — — — — — — r — r — r — r —“

Kleine Urſachen, große Wirkungen: ein Sprüchwort von erſchütternder Wahrheit, das ſich ſeit undenklichen Zeiten bewährt

hat, ſich heute noch bewährt und ſich immer noch mehr bewähren wird, je verwickelter die Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft werden.

Seine Excellenz der Herr Oberſthofmeiſter hatten Seine Königliche Majeſtät, ſeinem Dienſte gemäß, bis an die Thüre von Allerhöchdero perſönlichen Gemächern begleitet; ehe aber Seine Majeſtät dort eintrat, waren dieſelben an's Fenſter gegangen, hatten hinausgeblickt und geſagt: „Ich glaube, die Kälte hat bedeutend zugenommen," worauf Seine Excellenz in großem Dienſteifer an einem Nebenfenſter, wo ſich ein Thermometer befand, eine Scheibe raſch geöffnet, um Seiner Majeſtät berichten zu können, daß man eine Kälte von 20 Grad habe. Hierauf waren Seine Majeſtät dankend verſchwunden. Und als der Oberſthofmeiſter nach dem Ballſaale zurückging, mußte er dreimal heftig nießen. Als er ſich hierauf ſpäter zu Bett legte, fröſtelte es ihn ſehr unangenehm, und gegen Morgen hatten Seine Excellenz den ſchönſten Katarrh, den man ſich nur wünſchen konnte und der ſich, wie bei ihm gewöhnlich, mit einem heftigen Huſten einzuſtellen pflegte.

Nun verſtand aber der Oberküchenmeiſter aus braunem Zucker, dem Gelben von Eiern und aus ſonſt nur ihm allein bekannten Ingredienzien ein Mittel anzufertigen, das, kaffeelöffelvoll genommen, bei ſolchen Huſtenanfällen Wunder zu thun pflegte.

Seine Excellenz klingelten ungefähr um ſechs Uhr in der Frühe dem erſten Kammerdiener und befahl ihm, zum Oberküchenmeiſter zu gehen und ihn um eine Taſſe voll von ſeinem berühmten Huſtenſaft zu bitten — zu bitten, hat ſeine Excellenz geſagt, dieſes Wort ſcharf betonend, und hinzugefügt, er ſolle Herrn Brezelberger ſagen, wie leid es ihm thue, daß er ihn zu ſo früher Zeit beläſtige.

Bitten — und beläſtige. Dieſe beiden Worte waren ſchuld daran, daß Herr Brezelberger mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit ſeinem Bette entſtieg, ſich eilig aber warm anzog, zum Ueberfluß noch in einen dicken Pelz ſchlüpfte, die Nachtmütze über die Ohren zog und — in der einen Hand ein brennendes Licht, in der andern

einen Schlüſſelbund, durch die immer noch ſtillen Gänge der kleinen Küche zuſchritt, wo er in ſeinem Privatſchranke Alles vorräthig hatte, was er zu ſeinem unübertrefflichen Balſam brauchte.

Da fand er, daß der Schlüſſel zu dem kleinen Gemache abgezogen war, weßhalb er den Hauptſchlüſſel herausſuchte und damit die Thüre leiſe öffnete.

„Ei," dachte er, „wie warm es hier noch iſt; und ein Licht haben ſie geſtern Abend brennen laſſen, dieſe — Schlingel — von — Schloßknechten — — gerechter Gott, was iſt das?"

Der Oberküchenmeiſter ſtand in der geöffneten Thüre; er fühlte, wie ſich ſein Blut zuerſt gewaltſam nach dem Herzen drängte und dann ſiedend in ſein Gehirn ſtrömte. Mit der entſetzlichen Lebhaftigkeit trat der geſtrige Abend vor ſeine Seele. Die Geſchichte von dem geſpenſtigen Ball, die Erzählung Flinter's, das unglückliche Ende des Kammerlakaien Martin, da — da — da vor ihm — keine vier Schritte von ihm entfernt ruhte die weiße Frau in ſeinem, des Oberküchenmeiſters eigenem Lehnſeſſel — — — — eine Täuſchung war nicht möglich — und ein Traum war es auch nicht — es war die weiße Frau, und die Sache mußte nun für ihn ihren traurigen, unzuhemmenden Verlauf nehmen.

Ein Anderer an der Stelle des wohlbeleibten Oberküchenmeiſters wäre vielleicht auf die Erſcheinung losgeſtürzt; er aber, nachdem er das Entſetzliche geſehen, zog die Thüre wieder langſam zu, verſchloß ſie, wandte ſich um und kehrte mit bedächtigen Schritten nach ſeiner Wohnung zurück, wobei er aber ſehr bleich ausſah und der Schlüſſelbund in ſeiner Hand bedeutſam klirrte. Zu Hauſe angekommen, ging er nicht in ſein Schlafzimmer, wo ſeine beſſere Hälfte noch gemüthlich ſchlief, ſondern er trat in das Zimmer ſeines Sohnes. Wäre Herr Brezelberger in der Stimmung geweſen, jetzt noch über irgend etwas zu erſtaunen, ſo würde er erſtaunt geweſen ſein, ſeinen Sohn vollſtändig angezogen zu finden und ihn, als er eintrat, aus tiefem Schlafe auffahren zu ſehen.

gerade da ſtand, als wolle er die Krone Dänemarks in Empfang nehmen, und ſagte:

„Mein Glück empfang ich traurend.“

Fortinbras kommt bekanntlich am Schluſſe des fünften Akts, alſo des ganzen Stücks, und der Doktor war überzeugt, daß ſein Auftreten, ſein Spiel, ſeine Deklamation ſchon auf dieſer Generalprobe eine kleine Senſation hervorrufen würde. Vielleicht applaudirten ihm ſeine künftigen Herren Collegen, es war das ſchon vorgekommen bei meiſterhaft ausgeführten Scenen, und wenn es nicht geſchah, ſo tröſtete er ſich auch, indem er dachte, daß Neid und Mißgunſt dem Debutanten gewöhnlich kein freundliches Wort gönnen. So kam der Moment heran, der Inſpicient rief den Doktor Stechmaier zu ſich, nahm ihn beim Arm und harrte des Augenblicks, wo er den jungen Künſtler loslaſſen wollte, wie einen Schweißhund von der Leine.

„Gleich kommt Ihr Stichwort,“ ſagte der würdige Theaterbeamte und ſchaute mit trübem Auge durch eine Brille, einen ſogenannten Naſenklemmer, auf das alte zerwetterte Exemplar von Hamlet, das er in der Hand trug; dabei neigte er den Kopf vorwärts, um das Stichwort zu erlauſchen. — „Jetzt hinaus!“

Woher es kam, wußte der Doktor nicht, aber ihn befiel in dieſem Augenblick ein kleines Herzklopfen. Vergeſſen war ſein Vorſatz und was ihm der Regiſſeur angegeben, nämlich mit weiten dröhnenden Schritten auf die Bühne zu ſtürmen. Er — Fortinbras, ein allgewaltiger, normänniſcher Kriegsheld — zitterte ein wenig; das: Jetzt hinaus! war ihm ſo plötzlich gekommen, wie ein ungeahnter Guß kalten Waſſers, unverſehens, obgleich er den ganzen Morgen nichts Anderes gedacht — alſo hinaus!

Der Doktor kam heraus, nicht wie ein kecker Prinz, der mit gewaltiger Hand die Königskrone an ſich nimmt, ſondern

Der junge Mann erſchrack heftig, ſowohl darüber, daß er geſchlafen, mehr aber noch über das Ausſehen des alten Mannes, der ſich ihm mit wankenden Schritten näherte und förmlich in das Fauteuil hineinfiel, das der Sohn ſoeben eilig verlaſſen.

„Was iſt geſchehen?“ fragte der junge Mann nach einer kleinen Pauſe, „brennt es irgendwo im Schloſſe?“

„O, ſchlimmer als das, mein Heinrich!“ gab der Oberküchenmeiſter mit matter Stimme zur Antwort, — „es iſt mir was Schreckliches paſſirt — ich habe die weiße Frau geſehen.“

„Jetzt in der Morgenſtunde? Unmöglich, Vater!“

„Jetzt, in der Morgenſtunde.“

„Und wo denn?“

„Unten — neben — der — Küche — in meinem kleinen Kabinet. Sie lag wie ſchlafend in meinem Lehnſtuhle — weißt Du, Heinrich, was es für mich bedeutet?“

Der junge Brezelberger hätte gerne gelacht, wenn ihm ſeine Lage, die des jungen Mädchens und die ſeines alten Vaters nicht gar zu ernſt erſchienen wäre. Da er natürlicher Weiſe überlegte, wie er ſich hier heraushelfen könne, ſo ſchwieg er ſtill, und auf dieſes Schweigen hin fuhr der Oberküchenmeiſter langſam mit dem Kopfe nickend fort: „Weißt Du, was dieſe Erſcheinung für mich bedeutet, mein Sohn? — ſie bedeutet mein nahes Ende.“

„Welche Idee, Vater, wer wird ſich ſolche Sachen in den Kopf ſetzen — vielleicht — — haſt Du — — falſch geſehen; vielleicht hat ſich Jemand in dem warmen Zimmer zum Schlafen niedergelegt.“

„Vielleicht, mein Sohn — vielleicht — es ſind das Räthſel, die mir wahrſcheinlich in kurzer Zeit klar werden.“

„Kindereien, Vater! Du haſt Dich geirrt, und um Dir das zu beweiſen, bitte ich Dich dringend, mit mir noch einmal dorthin zu gehen, um Dich zu überzeugen, daß Du nicht die weiße Frau geſehen.“

„Ich? — nicht um eine Million!“

„In meiner Gesellschaft — ich bitte Dich darum, Vater; ich beschwöre Dich, Du bist es Dir und uns Allen schuldig, Dich zu überzeugen, daß Du Dich geirrt hast.“

Der junge Mann sprach so eindringlich und bat seinen Vater so flehend, daß dieser sich endlich nach längerem Zögern entschloß, nochmals dorthin zu gehen, wo ihm das Fürchterliche widerfahren, und so langsame Schritte er auch machte, so standen sie doch endlich vor dem verhängnißvollen Kabinet, dessen Thüre der junge Herr Brezelberger so geräuschlos als möglich öffnete.

„Da — da — da, mein Sohn — habe ich mich geirrt? — siehst Du?“

„Ich sehe Alles, was Du auch siehst — allerdings eine weiße Frau, aber nicht die weiße Frau.“

Er zog bei diesen Worten den widerstrebenden alten Herrn in das Gemach, verschloß es vorsichtig von innen und näherte sich mit ihm dem vermeintlichen Gespenste.

Dieses sah aber in seinem tiefen Schlafe so frisch und artig aus, lächelte so anmuthig und athmete so tief menschlich und regelmäßig, daß sich der Oberküchenmeister eines gewaltigen Athemzuges der Befriedigung nicht erwehren konnte.

„Ich glaube, junger Mensch,“ sagte er hierauf mit einem langen Blicke auf seinen Sohn, „Du kennst dieses Gespenst?“

„Ja, Vater, da hilft kein Leugnen mehr, ich kenne es; wir waren heute Nacht zusammen auf dem Balle, und da ich seinen Hausschlüssel verlor, so konnte ich es nicht zu seiner Mutter zurückbringen. Doch ich bin glücklich, daß Du Dich überzeugt hast, es sei nicht die weiße Frau und daß es nichts Schlimmes für Dich bedeutet.“

„Und was bedeutet es sonst für mich?“

„Eine Schwiegertochter, mein lieber guter Vater — ich weiß, Du kennst Rosa und ihre achtbare, wenn auch arme Mutter, und Du wirst nicht dem Glück Deines einzigen Sohnes entgegen sein.“

„Aber Du kennſt auch Madame Brezelberger, Deine Frau Mutter, und weißt eben ſo genau, wie ſie in dieſem Punkte geſinnt iſt —“

„Denke Dir aber, es ſei in der That die weiße Frau geweſen, die Du geſehen.“

„Ich ſchaudere, wenn ich daran denke.“

„Du würdeſt geglaubt haben, dieſe Erſcheinung ſei eine ſchlimme Vorbedeutung für Dich, und nun, da es anders iſt, fühlſt Du Dich doch gewiß froh und glücklich.“

„Gewiß, Heinrich — gewiß.“

„So tritt denn in dieſer Freude, in dieſem Glücke vor die Mutter hin, ſage, es ſei Dein Wille, daß ich Roſa heirathe, und mache uns nicht unglücklich, ſondern ſelig.“

„Das ſoll ich Deiner Mutter ſagen?“ erwiederte der Oberküchenmeiſter in kleinmüthigem Tone. Und weißt Du auch, daß Madame Brezelberger, ohne mich anzuhören, ſich bei Seiner Excellenz würde melden laſſen und ein paar Jahre Urlaub für Dich erbitten?“

„Der Herr Oberſthofmeiſter will mir wohl und hat mir ſchon lange eine feſte Anſtellung verſprochen.“

„Ja, wenn Du die erſt hätteſt!“ — ſeufzte der alte Herr, „dann wollte ich aus vollem Grunde meines Herzens ‚Amen‘ ſagen.“

„Kleine Urſachen — große Wirkungen“ — wir müſſen dieſes Wort hier noch einmal wiederholen, da es den glücklichen Schluß unſerer kleinen Geſchichte bedingt.

Der Herr Oberſthofmeiſter hatte vergeblich auf den ſo ſehnlichſt gewünſchten Huſtenſaft gewartet, und als ſeine Excellenz hierauf ſpäter verdrießlich und huſtend vor ſeinem Kaffee ſaß und den täglichen Bericht der Oberſchloßinſpektors in Empfang genommen hatte, ſagte er: „So ein tüchtiger Mann der alte Brezelberger in ſeinem Fache auch iſt, ſo fängt er doch an, ein wenig vergeßlich zu werden und ich habe deßhalb beſchloſſen, die Ernennung ſeines

Sohnes, des jungen Brezelberger's, zum Oberkoch und Gehülfen seines Vaters heute Morgen noch Seiner Majestät zu unterbreiten. Meinen Sie nicht auch?"

Da nun ein Oberschloßinspektor fast nie anderer Meinung zu sein pflegt, als sein hoher Chef, so verneigte sich Ersterer zustimmend, worauf die Ernennung unterbreitet und der junge Brezelberger Oberkoch wurde.

Was die Oberküchenmeisterin anbelangte, so kostete es keine kleine Mühe, ihre Beistimmung zu der Mesalliance ihres Sohnes zu erlangen; doch wurde auch sie endlich erweicht, worauf Heinrich die weiße Frau heirathete, welche sein Vater am Herdfeuer gesehen.

Reiſeluſt.

Wenn es irgendwo Anwendung findet, daß die aufgehäuften und endlich überwundenen Schwierigkeiten die Luſt des Gelingens verſchärfen, ſo iſt dieſes ganz beſonders beim Reiſen der Fall. Für den, der häufig reist, deſſen Paßkarte ſtets vorräthig iſt oder dem ſie erneuert wird, indem der betreffende Beamte bei der Uebergabe noch eine tiefe Verbeugung macht — der zwei Zeilen an ſeinen Bankier ſchreibt um ſo und ſo viel Napoleons in specie oder um einen beliebigen Kreditbrief auf Paris oder London, für den iſt das Reiſen oft eine Laſt, ein nothwendiges Uebel, wie eine Bewegung in friſcher Luft, ein Spaziergang, den der Arzt verordnet; ein kleines Amuſement wie jedes andere.

Wer aber an ſein kleines Reiſevergnügen zuerſt nur wie an einen glücklichen, kaum zu erreichenden Traum, an ein lebhaftes Phantaſiegebilde denkt, wer ſich zuerſt, an ſchönen Sommertagen am Schreibtiſche ſitzend und beim Betrachten des ſtrahlenden, blauen Himmels hoch über des Nachbars rußiger Mauer mißmuthig ſeine Feder zerkauend, ſo, wir möchten ſagen, nur im Allgemeinen reiſen ſieht, jetzt auf dem heiteren Dampfboot, jetzt im luſtigen Eilwagen oder auf der ernſten Eiſenbahn, wer ſich aus dieſen auseinander-

fahrenden Träumen erſt nach und nach ein kleines, beſcheidenes Bild zuſammenzieht, ſich im Laufe der Zeit allgemach für irgend eine Gegend entſcheidet, die ihm ganz beſonders geprieſen wurde, wo er friſche Bergluft findet, Ruhe für ſeine angegriffenen Nerven und billige Gaſthöfe, wer endlich ſich ſchüchtern zu ſagen erlaubt: vielleicht das nächſte Jahr über's Jahr, wenn ich geſund bin, wenn ich Urlaub erhalte, wenn ich Geld habe, wenn die Frau nichts dagegen einwendet — wenn — wenn — und wenn — —

Wer nach Ueberwindung aller dieſer Schwierigkeiten endlich ſo glücklich iſt, von dem verdrießlich blickenden Kanzleichef die Urlaubsbeſcheinigung zu erhalten, der jener gewiß nicht vergißt hinzuzufügen: „Sie haben es allerdings gut, Sie laufen vom Aktentiſche weg, wenn es Ihnen beliebt, unbekümmert, ob die Arbeit gethan iſt oder liegen bleibt," wer hierauf dieſe freundlichen Worte unbekümmert über ſich hinabrieſeln läßt wie der Hund den Regen, wer alsdann noch beim Anziehen Morgens früh um drei Uhr die unvermeidliche Gardinenpredigt hinter ſich hat, alle ſo nothwendigen und praktiſchen Ermahnungen, alle Hausmittel gegen Geldverſchwendung, Erkältungen, zu viel Eſſen und Trinken, gegen Luftzug auf der Eiſenbahn, gegen ſchöne Kellnerinnen im Gaſthof, wer nach allem Dem nun vollſtändig angezogen iſt, ſeine Brieftaſche mit dem Reiſegeld taſtend befühlt, ſeinen aufgewärmten Kaffee verzehrt hat mit Weißbrod vom geſtrigen Tage, wer nun leiſe, leiſe die dunſtige Kammer hinter ſich zuzieht, nicht ohne noch etwas vom Selbſtgeſpräch ſeiner beſſeren Hälfte zu vernehmen, daß der Mann gewiß aller guten Lehren vergeſſen, ſich erkälten oder erhitzen werde, auch ſich nicht in acht nehmen vor Zugluft und ſchönen Kellnerinnen, und hierauf nun in der Frühe um halb fünf Uhr in die herrliche, kühle, würzige Morgenluft hinaustritt, übermüthig ſeinen Reiſeſtab zum Abſchied gegen das verſchlafene Haus ſchwingend, ja es ſogar wagend, mit den Fingern in der Taſche ſeines Beinkleides ein Schnippchen zu ſchlagen, das iſt ein Mann, der mit wirklichem

Behagen reiſen wird, ein Mann, dem das Reiſen zur Luſt wird — ein Mann, dem wir folgen wollen.

Die Sonne, welche am wolkenloſen Himmel noch nicht erſchienen iſt, hat aber ſchon einen Golddunſt vor ſich hergeſandt, von dem das blaue, glänzende Gewölbe droben auch der Erde etwas zukommen läßt, die Vorahnung auf einen wundervoll ſchönen Tag. Dabei liegen die Straßen der Stadt noch ſo angenehm einſam, der größte Theil der Häuſer und Menſchen iſt noch nicht erwacht, und Leute, die vielleicht ebenfalls auf Reiſen gehen oder einen Morgenſpaziergang machen, ſehen wir ſchon am Ende der längſten Straße, können ſie faſt erkennen und hören von weitem her ihre ſchallenden Fußtritte; die Brunnen plätſchern ſo geheimnißvoll, als wollten ſie uns allerlei Merkwürdiges erzählen von der vergangenen Nacht; ebenſo der Wachtel leiſer Schlag hier in ihrem Käfig, ſowie die letzten klagenden Triller einer gefangenen Nachtigall, welche dort aus der engen, noch dunkleren Gaſſe hervortönen. — Doch haben wir keine Zeit, ſie anzuhören, denn vom Bahnhof her vernehmen wir ſchon zuweilen das gellende Pfeifen einer Lokomotive; wir brauchen uns deßhalb aber nicht zu beeilen, denn wir ſind ſicher, daß der Zug erſt um fünf Uhr abgeht und unſere Taſchenuhr haben wir geſtern auf's Sorgfältigſte gerichtet: das Gepfeife dort bedeutet die Zuſammenſtellung der Züge — wir kennen das und haben es oft genug erlebt: zwei Wagenlängen — eine Wagenlänge — eine halbe — einen Fuß, dann ein gelinder Anprall.

Etwas lebhafter wird es ſchon auf der Straße, je mehr wir uns dem Bahnhofe nähern, jetzt hört man auch Trommelſchlag, fällt unwillkürlich in den Takt deſſelben, marſchirt noch einmal ſo friſch und munter dahin — ah, eine Kompagnie Jugendwehr, die zu einem Reiſemarſch auszieht und bei deren Anblick über das Geſicht unſeres Reiſenden ein leichter Schatten fliegt, der erſte an dieſem ſonnigen Morgen — dort in der Ferne ziehen ſie vorüber, die Krieger der Zukunft, uniformirt, mit Ober- und Untergewehr,

der Stolz der Mütter, häufig der Schrecken der Väter. Hat doch auch unſer Reiſender, Herr Oberreviſor Schmauder, einen hoffnungsvollen Sprößling bei der Jugendwehr, deſſen Uniform ihn ein Bedeutendes gekoſtet, der in ſeinem fünfzehnten Jahre ſchon ein erhöhtes Taſchengeld verlangte, um ſich würdig mit vereinigen zu können bei kühlem Biere nach den Anſtrengungen eines Reiſemarſches, der in ſtolzem Selbſtbewußtſein nach kleinen Strafen, die er in der Schule erduldet, zu Hauſe von ſeinem Rechte ſpricht, jeder Tyrannei kräftig entgegenzutreten, deſſen Klaſſenzeugniß immer ſchlechter wird, je mehr er ſich im Exerziren vervollkommnet, ſowie in den Pflichten eines freien deutſchen Wehrmanns, der in der Uniform ſpazieren geht, zuweilen auch mit dem Säbelchen, und der es in ſolchen Augenblicken ſehr ungnädig aufnimmt, daß den Schildwachen, dieſen gewöhnlichen Soldaten, nicht ſchon lange der Befehl zugegangen iſt, vor Ihnen, den Unteroffizieren der Jugendwehr, eine Ehrenbezeugung abzugeben.

Da ziehen ſie hin und das Geſicht des Herrn Schmauder klärt ſich auf, als der Letzte um die ferne Straßenecke hinum verſchwunden iſt — wie ſollte er auch im Stande ſein, heute Morgen ernſten Gedanken nachzuhängen, denn ſchon von Ferne ſah er den Bahnhof vor ſich liegen und eine Menge Leute, die mit ihm dem gemeinſamen Ziele zuſtrebten.

Wir haben zu bemerken vergeſſen, daß es ein Sonntag war, und würden vielleicht auch jetzt noch nicht daran gedacht haben, wenn in dieſem Augenblicke nicht Glockengeläute, durch die reine Morgenluft daherklingend, den Tag des Herrn verkündigt hätte. Unſer Reiſender, welcher Mitglied des Männergeſangvereins war, fühlte ſich jetzt in doppelt gehobener Stimmung und würde gerne dazwiſchen hinein angeſtimmt haben:

Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur,
Sonſt Stille nah und fern.

wenn dieſes nicht eine gar zu große Anomalie geweſen wäre, da er jetzt gerade in einen wahren Strudel ſonntäglich geputzter Leute mit vergnügten Geſichtern gerathen war, von denen ihn manche freundlich grüßten und die plaudernd und lachend mit großen Schritten dahinzogen. Hie und da ſah man auch eine frühzeitige Droſchke oder einen Gaſthofomnibus hoch mit Gepäck beladen, deſſen Inſaſſen vielleicht in Erinnerung an kurze Betten und lange Rechnungen grämlich ausſchauten.

Da ſind wir endlich gegenüber der Eiſenbahnkaſſe, doch wird es noch eine Zeitlang dauern, ehe wir glücklich unſer Billet gelöst haben. Eine gewaltige Menſchenmenge hat ſich davor zuſammengedrängt: der aufgeſtellte Portier hat genug zu erinnern, daß man von rechts an den Schalter tritt, um nach links wieder zu verſchwinden; auch ermahnt er, nicht vorwärts zu drängen, was aber ziemlich fruchtlos bleibt; denn ſo oft drinnen ein Glockenton erſchallt, oder irgend eine Lokomotive pfeift, ſo preßt ſich der Menſchenknäuel wieder um ſo feſter zuſammen, da Jeder die Befürchtung hat, zu ſpät zu kommen. Herr Schmauder hat ſich, bewaffnet mit dem Grundſatze, daß es ohne Mühe kein Vergnügen gibt, muthig in dieſen Strudel geſtürzt und ſteht nun da, eingekeilt zwiſchen einem wohlbeleibten Herrn, der noch obendrein ſehr unnöthiger Weiſe immer etwas in ſeinen hintern Rocktaſchen zu ſuchen hat, und einer umfangreichen Dame, welche ihre beiden Fäuſte, mit Sonnenſchirm und einem kleinen Nachtſacke bewaffnet, vor ſich hält und auf dieſe Art in unangenehme Berührung kommt mit dem Rücken des Oberreviſors. So geht es langſam Zoll um Zoll vorwärts, und es würde viel raſcher gegangen ſein, wenn nur alle Leute ſo diskret wären, ſich mit kleinem Gelde zu verſehen, oder wenn ſie nicht bei dem geplagten Eiſenbahnkaſſier Erkundigungen über die Länge irgend einer Fahrzeit oder anderer Dinge einziehen wollten. Solche Kerle ſind wirklich unausſtehlich und ſogar Herr Schmauder, der von ſehr ruhiger und ſanfter Gemüthsart war,

fühlte ſich unangenehm berührt durch das Betragen des dicken Herrn vor ihm, der ſich, an der Kaſſe angekommen, zuerſt ein paar Male verſprach über Wagenklaſſe und Reiſeziel, auch etwas harthörig war, ſich auf's Umſtändlichſte nach dem Preiſe und der Dauer der Retourbillete erkundigte und zuletzt ſein Reiſegeld aus allen Weſten- und Hoſentaſchen zuſammenſuchte. Dazu qualmte er eine ſcheußliche Cigarre und hatte die unartige Gewohnheit, ſeinen Stock horizontal unter den Arm zu nehmen, wobei er ſeinen Hintermann einige Male empfindlich auf den Bauch geſtoßen hatte.

Endlich ſah ſich Herr Schmauder von dieſem Unholde befreit, er verlangte ſeine Karte und händigte dafür dem Kaſſier mit einer rührenden Genauigkeit das abgezählte Geld in gangbarer Landesmünze ein, wofür ihn der betreffende Eiſenbahnbeamte mit einem gnädigen Kopfnicken entließ.

Es war doch ſchon etwas ſpät geworden und Diejenigen, welche jetzt noch mit dem Zuge fort wollten, mußten ſich zu einem kleinen Dauerlaufe bequemen.

„Dritter Klaſſe nach Nördlingen?“

„Hier!“

„Ich danke Ihnen.“

Da ſaß unſer Reiſender endlich, tief und glücklich aufathmend und hatte einen außerordentlich ſchönen Platz rückwärts am Fenſter, Schattenſeite. — Auch war es nicht übermäßig voll, hie und da noch ein Platz frei, und lange zu warten brauchte man auch nicht: die Glocke gab ihre üblichen Zeichen, die Lokomotive puſtete aſthmatiſch und dann ging's aus dem dunkeln Bahnhof in den freien Sonnenſchein hinaus.

Der Oberreviſor war ein Raucher, doch nur zu ſeinem Vergnügen und nicht ſich ſelbſt und Anderen zur Laſt. Vormittags eine Cigarre — Nachmittags eine zweite — Abends bei einem Glaſe Bier die dritte, und ſelbſt auf Reiſen erlaubte er ſich höchſt ſelten, eine vierte einzuſchieben. Hat man doch auf der Eiſenbahn

er ſchlich aus der Couliſſe, wie ein Hund mit eingezogenem Schwanz, dem in der Ecke, die er jetzt hinter ſich hat, ein heftig geſchleuderter Beſen unſanft zwiſchen die Füße kam; auch deklamirte er nicht den hundertſten Theil ſo gut, wie er es früher in ſeiner Stube gethan, ſondern

die Niederlage hier ſchreit Mord!

wehklagte der Doktor, und es klang wie Unkengeſchrei und Jammerruf, ſo daß der Oberregiſſeur vorn am Tiſche ſich die Ohren zuhielt und die Wiederholung des Auftritts, noch ehe er beendigt war, verlangte, aber leider nicht mit den begeiſterten Worten, mit welchen man gewöhnlich ein Dacapo begehrt.

„O ho, Herr Doktor!“ rief der Oberregiſſeur, „Sie haben das ſehr ſchlecht gemacht, Sie trippeln da heraus, wie ein bleichſüchtiges Mädchen, bedenken Sie doch den Moment! Auch kleben Sie an den Couliſſen feſt wie ein leckes Schiff, das ſich nicht ins offene Waſſer wagt; ſteuern Sie von der Couliſſe aus dreiſt mitten auf die Bühne und kommen in einem großen Bogen nach vorn, mit weiten, hallenden Schritten; ich will Ihnen das einmal vormachen — ungefähr ſo — dann halten Sie einen Augenblick und beginnen mit kräftiger Stimme:

Die Niederlage hier ſchreit Mord u. ſ. w.

Etwas will ich Ihnen aber dabei noch bemerken: Sie ſind ein Norddeutſcher, und man iſt hier ſehr empfindlich für das G und J. Ihr Glück, das Sie traurend empfangen, ſchwebt immer zwiſchen den beiden Buchſtaben; ich muß mir ausbitten, daß Sie deutlich ſagen Glück mit G, denn wenn Sie deklamiren:

Mein Jlück empfang ich traurend,

ſo lacht Sie das ganze Publikum aus, alſo . . .“

Dieſes Mal gieng es etwas beſſer; der Doktor ſtürzte wie ein Raſender auf die Bühne und hätte um ein Haar einige

überdieß Unterhaltung genug: man betrachtet die Gegend, ſeine Mitreiſenden, man freut ſich über den freundlichen Kondukteur, der ſo gemüthlich Karte um Karte mit ſeiner Zange durchlöchert, man betrachtet alsdann dieſe Karte von allen Seiten, man hält ſie auch zuweilen vor das Auge, um ſich durch das kleine runde Loch die Gegend anzuſehen, man lieſt die im Wagen angehefteten Plakate, unter anderen, daß dort ein Eingang zu einem Coupé iſt, in welchem nicht geraucht werden darf, daß der Wagen, in welchem wir uns befinden, die Nummer viertauſend und ſechsundzwanzig trägt, daß man bei vorkommender beſchwerlicher Veranlaſſung einer angenehmen Einrichtung im Gepäckwagen verſichert ſein darf, und man erfährt mit Schaudern, daß es lebensgefährlich iſt, den Kopf oder andere Theile des Körpers zum Wagen hinauszubeugen. — So kommt man vorwärts und hat ſchon im Umſehen die nächſte Station erreicht.

Hier neuer Reiſender die Menge, gewöhnliche Leute, dicht gedrängt auf dem Trottoir, und was den Oberreviſor einigermaßen intereſſirte, eine Schaar jugendlicher, kräftiger Turner in weißer Zwillichkleidung mit ſchwarzen Gürteln oder rothen Schärpen um den Leib, die Hüte mit Eichenlaub geziert. Der Fahnenträger, eine viereckige, hohe Geſtalt, ſteht ſo nahe an den Schienen, daß man hätte befürchten können, ein Stück ſeiner Naſe bleibe an dem vorüberfahrenden Wagen hängen, doch lächelte er gemüthlich und machte ſich gar nichts daraus, als einer der Eiſenbahnbeamten den Verſuch machte, ihn ein wenig zurückzuziehen — übrigens ohne alle Wirkung, denn der Turner ſtand da wie ein Fels im Meere und hatte Anderes zu thun; denn ſowie der Zug vorüberbrauste, öffnete er weit ſeinen Mund und begann mit lauter, kräftiger Stimme:

Turner zieh'n froh dahin,
Wann die Bäume ſchwellen grün,
Wanderſchaft, ſtreng und hart,
Das iſt Turner Art.

Turnerſinn iſt wohlbeſtellt,
Turnern Wandern wohl gefällt,
Darum frei, Turnerei
Stets geprieſen ſei — juchhei!

elches Lied von der ganzen Schaar begeiſtert mitgeſungen wurde — das heißt nur der erſte Vers, denn alsdann ſtanden die Wagen nd die rüſtigen jungen Leute flutheten zu allen Thüren herein; iner ſchwang ſich ſogar durch das Fenſter, an dem Herr Schmauer ſaß, und wenn dieſer ſich nicht raſch in die Ecke gedrückt hätte, o würde es einen feſten Zuſammenſtoß gegeben haben, ſo aber lieb es nur bei einem gelinden Anprall — doch war es mit dem ehaglichen Sitzen vorbei: nicht nur die leeren Plätze wurden von en munteren, jungen Leuten eingenommen, ſondern auch die Seien und Rücklehnen nach Turner-Art; der Gang im Wagen füllte ich ebenfalls an und draußen auf den Treppen ſah es aus wie or einem Bienenkorbe, der zu ſchwärmen im Begriffe iſt.

Und Alle waren ſo heiter und guter Dinge: friſch, fromm, röhlich, frei; ſie hatten auch große Trinkhörner bei ſich und trannen einander munter zu, und wenn ſie getrunken hatten, unterhielten ſie ſich über die vorhabende Turnfahrt, lachten, jubelten und chenkten auch den Dörfern, an denen man vorüberkam und wo nicht gehalten wurde, alle mögliche Aufmerkſamkeit, hier durch ein Schwenken des Hutes, dort durch ein donnerndes Gut Heil! oder ndem ſie ſich, unbekümmert um das angeheftete Plakat, ſoweit als s ihnen möglich war zu den Wagen hinausbeugten. Im letzteren eiſtete der Nachbar des Oberreviſors das Möglichſte, und ſo oft ich ſeine breite Geſtalt gegen das Wagenfenſter lehnte, übte er einen gelinden Druck auf Herrn Schmauder aus, nicht ohne jedesmal mit einer tiefen Baßſtimme um Entſchuldigung zu bitten.

Glücklicher Weiſe war unſer Reiſender von ſehr dünner Leibesbeſchaffenheit und zwängte ſich in ſeine Ecke ſo gut als es nur thunlich war, zog auch die Beine krampfhaft unter ſeinen Sitz,

um ſeinem Gegenüber deſto mehr Platz zu laſſen, welcher auch von dieſer Freundlichkeit den ausgiebigſten Gebrauch machte, indem er lang ausgeſtreckt ſo bequem als möglich auf ſeinem Sitze ruhte, die Hände in den Taſchen ſeiner weiten Zwillichhoſen, auch erſchrecklich dampfte und dabei Herrn Schmauder genau betrachtend, als müſſe er ſich erinnern, dieſes Geſicht ſchon irgendwie geſehen zu haben.

Wenn auch unſer Reiſender gehofft hatte, an dieſem ſchönen, ſtillen Sonntagsmorgen in einem weniger beſetzten Wagen zu fahren, bequem ſitzend, ohne Gegenüber ſeinen Betrachtungen hingegeben, ſo war er doch nicht ſo ſelbſtſüchtig, um dieſen friſchen, jungen Leuten ihre Fröhlichkeit zu verargen und ihrem luſtigen Getreibe zu zürnen — es dauerte auch wohl nicht lange, vielleicht drei oder vier Stationen, dann verließen die Turner und wahrſcheinlich auch ein großer Theil der anderen Mitfahrenden den Wagen, und darauf freute er ſich jetzt ſchon — dann hatte er ſeine Bank wieder für ſich allein, konnte ſich bequem ausſtrecken, ſinnend in die Landſchaft hinausſchauen, und dann kam auch jener ſchöne Augenblick, an welchem er ſich ſeine Morgen-Cigarre anzünden wollte, womit er bis jetzt gezögert.

Beruhigt durch dieſe Gedanken, gewann er es nun ohne großen Zwang über ſich, mit freundlichem Lächeln rhythmiſch den Kopf auf- und abzuwägen, als nun der Fahnenträger, welcher mit geſpreizten Beinen an der Thüre ſtand, die Fahne und ſich an der Fahne haltend, wieder ein Lied begann, das jubelnd aufgenommen, ſogleich in vollem Chorus durch den Wagen brauste:

Vier Worte nenn' ich euch, inhaltsſchwer,
Die pflanzet von Munde zu Munde,
Sie tragt als Gepräge von außen her,
Wie tief in des Herzens Grunde,
Der Turner iſt ſeines Namens nicht werth,
Wenn er nicht auf die vier Worte hört.

Der gellende, langanhaltende Pfiff der Lokomotive und dann ein donnerndes Gut Heil! von außen hereinſchallend, zerriß die letzte Strophe des Liedes, und da ſich jetzt Alles haſtig an die Wagenfenſter ſtürzte und gerade auf die Seite, wo Herr Schmauder ſaß, ſo war es ihm doch einigermaßen unangenehm, daß er nun einem halben Dutzend kräftiger Turner als Stützpunkt dienen mußte, ohne dabei ein ſonderliches Vergnügen zu genießen; denn daß draußen auf dem Perron eine faſt eben ſo große Schaar dieſer weißgekleideten jungen Leute bereit war, ſich von dem ſchon überfüllten Zuge aufnehmen zu laſſen, konnte gerade nicht zur Vermehrung der Heiterkeit unſeres Reiſenden beitragen. Allerdings wurden noch einige Wagen angeſchoben, doch ſchienen es die Turner ganz beſonders auf den abgeſehen zu haben, in welchem ſich die Fahne befand.

Herr Schmauder ſtieg einen Augenblick aus, um friſche Luft zu ſchöpfen, und da es ſchon ziemlich warm geworden war, ſo hatte er nicht übel Luſt, das Bier zu verſuchen, doch war das Reſtaurationslokal und in demſelben der Schenktiſch ſo von Durſtigen belagert, daß es Tollkühnheit geweſen wäre, ſich gegen dieſes Gewühl zu ſtürzen — war es ſogar ſchon gefährlich, harmlos auf dem Trottoir zu wandeln, denn das Wiederfinden und Erkennen Einzelner wurde auf etwas ſtürmiſche Art gefeiert: hier ſchallte ein gewaltiges Gut Heil! dort klatſchte der gewechſelte Handſchlag; daneben wurde aus großen Biergläſern vor- und nachgetrunken, auch wohl kräftig angeſtoßen.

Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben! geſchieden muß ſein!
Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus.

Mit verſchlungenen Armen zu ſechſen oder achten auf- und abwandelnd nahmen ſie dort das ganze Trottoir ein, während

einige Andere die Freude des Wiederſehens feierten, indem ſie ſich im Ringkampfe anſtrengten, Einer den Andern ſo hoch als möglich vom Boden zu erheben.

Als nun nach ziemlich langem Aufenthalte wieder eingeſtiegen wurde, machte ſich der Oberreviſor nicht viel daraus, daß ſeine Ecke durch einen Anderen beſetzt worden war; denn er hielt es für beſſer, an der geöffneten Thüre ſtehen zu bleiben — war es ihm hier doch möglich, über die Köpfe der auf der Treppe ſitzenden Turner hinweg in die maleriſche Landſchaft hinauszuſchauen, und beim Anblick der fernen blauen Berge zu träumen von ſtillen Thälern, welche dahinter lagen, von einem freundlichen Dörfchen mit murmelndem Waſſer, mit kühlen Baumſchatten und einem ſtillen Wirthshaus, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual, denn der Lärm um ihn her wurde ihm doch ein wenig zu arg. Je höher die Sonne ſtieg, deſto raſcher kreiſten die wiedergefüllten Trinkhörner, und je mehr dieſe umherwanderten, um ſo häufiger wurden Lieder angeſtimmt, leider aber nicht immer das gleiche, und da er ſich am Eingange ſeines Wagens alſo vollkommen in Hörweite des nachfolgenden befand, ſo klang es ihm nicht gerade harmoniſch, wenn von drüben erſchallte:

Stimmt an mit hellem hohem Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder!

während es um und hinter ihm jubelnd ertönte:

Ein Ruf iſt erklungen
Durch Berg und durch Thal,
Heraus ihr deutſchen Jungen,
Zum grünen Waffenſaal!

Neue Station — neue kleine Leiden: es befinden ſich Reiſende auf dem Zuge, die keine Turner ſind und nicht ſo geduldig als unſer Reiſender; hie und da hat man ſchon kleine Wortwechſel

gehört, und die betreffenden Kondukteure um ihre Einmiſchung erſucht, und jetzt beim Anhalten wird dringend das gerechte Verlangen laut, genügende Wagen herbeizuſchaffen, damit ſich Jeder ſetzen könne und man nicht genöthigt ſei, wie die Pöckelhäringe zuſammengedrängt in den Gängen ſtehen zu müſſen.

„Iſt das eine Wirthſchaft auf der Eiſenbahn!“ hört man eine Stimme mit Entrüſtung; „damit man einen lumpigen Wagen ſpart, müſſen ſich die Reiſenden auf die kläglichſte Art behelfen — erlauben Sie mir eine Frage, Herr Zugführer: ‚Sind die Paſſagiere der Eiſenbahn wegen da, oder die Eiſenbahn wegen der Paſſagiere?‘“ — Allerdings eine einfache, wohl aufzuwerfende Frage, welche auf ſo viele Verhältniſſe paßt, aber noch niemals endgültig gelöst worden iſt.

„Freiheit und Gleichheit!“ hörte man ſchallen — revolutionäres Verlangen, bei dieſer außerordentlichen Veranlaſſung zweite und erſte Klaſſe zu öffnen — warum ſoll das deutſche Volk ſtehen, wenn es dem deutſchen Volke beliebt niederzuſitzen? — einiger Ariſtokraten wegen, die ihr Geld dazu benützen, um ſich in ihrem Hochmuthe von uns abzuſondern — „Hören Sie, Herr Zugmeiſter, das kann nicht ſo fortgehen!“ ruft eine energiſche Stimme, und eine kläglich dünne ſetzte hinzu: „Gewiß, Herr Zugmeiſter, da müſſen Sie helfen, mir iſt von dem Gedränge ſchon ganz übel.“

Der Zugmeiſter zieht eine Uhr hervor und ſagt achſelzuckend: „Wir haben ſchon zwanzig Minuten Verſpätung, und wenn ich jetzt wieder Wagen anſchieben laſſen muß, ſo finden wir in Nördlingen keinen Anſchluß — die Bayern warten überhaupt nur darauf, uns zum Spott gerade vor der Naſe davon zu fahren.“

Merkwürdiger Weiſe nun werden dieſelben Vorwürfe gemacht in Bayern den Schwaben, in Baden den Heſſen, in Heſſen den Frankfurtern, in Frankfurt den Naſſauern, in Naſſau den Preußen.

„Es iſt uns höchſt gleichgültig, ob wir Anſchluß haben oder nicht,“ hört man von Denen rufen, die nicht weiter wollen, „Wagen

her!“ Wogegen von den Mitfahrenden, die ſehr auf einen Anſchluß in Nördlingen hoffen, energiſch verlangt wird, ſo raſch als möglich weiter zu fahren, worauf keines von beiden geſchieht: Bahnhofinſpektor, Zugmeiſter und Kondukteure haben nach längerer Berathſchlagung gefunden, daß es zuviel Zeit wegnehmen würde, hier noch mehr Wagen anzuhängen — Publikum wird auf die nächſte größere Station vertröſtet und endlich keucht die Lokomotive wieder vorwärts; daß ſie ſchwer zu ziehen hat, hört man an ihrem mühſamen Athemholen und fühlt es an der Langſamkeit ihrer Bewegungen.

Die Vertröſtung auf die nächſte Station war eine gelungene Kriegsliſt der Beamten, denn dort verließen die Turner den Zug und für die paar übrigen lumpigen Perſonen war alsdann Platz genug vorhanden.

Dabei aber wurde die Entrüſtung der Mitfahrenden, beſonders der friſchen, frohen, fröhlichen Schaar durchaus nicht vermindert, es gährte bedenklich in allen Wagen, beſonders in dem, wo der Fahnenträger mit geſpreizten Beinen jetzt dicht neben Herrn Schmauder ſtand, ja er hob den Schaft dieſer Fahne etwas vom Boden empor, um ihn darauf energiſch wieder auf den Fußboden niederzuſtoßen, traf aber dabei unglücklicherweiſe das beſte Hühnerauge des armen Oberreviſors, der vor Schmerzen laut aufbrüllte — was indeſſen nur als Zeichen ſeiner Beiſtimmung zu der allgemeinen Aufregung angeſehen und von einem klugen Redner geſchickt benützt wurde: „Sogar ruhige Staatsbürger,“ ſchrie dieſer, auf eine Bank ſteigend, über die zuſammengepreßte Menge hinweg — „höhere Beamte finden ſich bewogen, dieſes rückſichtsloſe Verfahren gegen die Paſſagiere des Zuges durch einen ſehr bezeichnenden Ruf des Unwillens kund zu thun. — Ferne ſei es von mir, unſer gekränktes Recht durch Gewalt wieder herzuſtellen, indem wir eindringen in die faſt leere zweite und die ganz leere erſte Klaſſe — eben ſo ferne aber ſei es von mir, euch, meine Brüder, zu

veranlaſſen, euer Haupt demüthig zu beugen unter das Joch borniirten Beamtenthums — ſchaaren wir uns dichter zuſammen, meine Freunde — thun wir, was uns in unſerer Lage zu thun übrig bleibt und zeigen wir wenigſtens das Vollmaß unſerer gerechten Entrüſtung; unſere, wenn gleich gefeſſelte Kraft, indem wir das Lied anſtimmen:

„Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte!“

Und während dieſes begeiſternde Lied durch die Wagenreihe dahin brauste, that der Fahnenträger einen mächtigen Zug aus einem der Trinkhörner und reichte es Herrn Schmauder, nachdem er ſeinen Mund mit den Aermeln abgewiſcht, wozu er in anerkennendem Tone die Worte ſprach: „Bitte, trinken Sie, Sie waren durch Ihr vortreffliches, zeitgemäßes Gebrülle Veranlaſſung zu jener ausgezeichneten Rede — ſchade, daß Sie kein Turner ſind — gut Heil! — trinken Sie!“

Ob Herr Schmauder wirklich trank, ſind wir nicht im Stande genau anzugeben, wohl aber, daß er das gewaltige Trinkhorn an ſeine dünnen Lippen ſetzte und daß, da der Wagen jetzt gerade ſehr heftig ſtieß, ſich ein Bedeutendes von dem röthlich ſchimmernden Inhalte dieſes Trinkhorns auf die gelbe Weſte und das weiße Hemd des Oberreviſors ergoß. Da er aber ein Mann war, der es in einer langen Ehe und einer ſchwierigen Beamtenlaufbahn gelernt hatte, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, ſo gab er das Trinkhorn mit einem beinahe verbindlichen Lächeln zurück und ſchluchzte dazu „gut Heil!“, obgleich er lieber geſagt hätte: „Hol' Sie der Teufel mit ſammt Ihrem rothen Wein!“

Es war aber auch in der That ſehr ärgerlich, ſich am frühen Morgen ſo zu beſchütten und obendrein mit Wein — das ſah man auf den erſten Blick, ja Jemand, der ſich ſpäter dicht zu ihm hinſetzte, mußte es riechen, was ihm durchaus nicht gleichgültig war,

denn Herr Schmauder, der ſehr wenig Wein trank, liebte es nicht, für einen Trunkenbold angeſehen zu werden.

Da hielt der Zug endlich auf der größeren Station, und Herr Schmauder begab ſich in einen ſtillen Winkel des Bahnhofs, nicht der angezeigten Aufſchrift wegen, ſondern um mit ſeinem Taſchentuch ſo viel als möglich die Weinſpuren auf Hemd und Weſte zu verwiſchen. Nebenbei hatte er ſich aber auch in dieſe Einſamkeit zurückgezogen, um von dem Abmarſch der ungeheuer heiteren Turner nichts mehr zu ſehen — ſeine Ohren konnte er indeſſen nicht verſchließen, brummte aber in ſehr verdrießlichem Tone: „Auf Nimmerwiederſehen!“ in ähnlicher Weiſe als er ſie davonziehen und ſingen hörte:

„Auf, ihr Turner, laßt uns wallen
In den lieben, freien Wald,
In der Eichen grünen Hallen
Kräft'ger der Geſang erſchallt.
Wo die alten Väter wohnten,
Löwenſtark — doch taubentreu,
Wo einſt freie Adler thronten,
Sich das Herz erhebet frei.“

Als unſer Reiſender wieder in den Wagen ſtieg, ſah er, daß derſelbe doch nicht ſo leer war, wie er gehofft und gewünſcht, doch hatte er die Ecke wieder allein für ſich, wo ſein Nachtſack lag, und ſeine Mitreiſenden ſchienen ſehr ruhige und anſtändige Leute zu ſein, die meiſten gehörten dem Bauernſtande an und waren feſttäglich angezogen; zwiſchen ihnen aber bemerkte man andere Herren, welche zu kleinen Gruppen, die ſich dadurch bildeten, daß die Betreffenden ihre Köpfe ſo nahe wie möglich zuſammenſtreckten, eifrig und wie es ſchien belehrend ſprachen. Dieſe Herren trugen lange ſchwarze Röcke, einige hatten auch weiße, freilich etwas verkümmerte Halsbinden, alle aber trugen ihren Kopf mit einer gewiſſen unverkennbaren Hoheit und Würde, welche das Recht des Befehlens und

Regierens bezeichnet — und dabei handhabten ſie ihre Stöcke im Eifer des Geſprächs mit jener elaſtiſchen Gewandtheit und Sicherheit, welche nur dem Lehrerſtande eigen iſt.

Das Geſpräch, an dem ſich alle Männer auf's Lebhafteſte betheiligten, wurde in einem leiſen, faſt ſummenden Tone geführt, und dieſer Ton hatte etwas ſo Einſchläferndes, daß unſerem, durch die Anſtrengung der ereignißreichen Fahrt ermüdeten Reiſenden manchmal unwillkürlich die Augen zufielen. In ſolchen Fällen vernahm er auch einzelne Worte der Unterhaltung, die er ſich indeſſen nicht recht zuſammenzureimen vermochte: man ſprach von Blumenſtaub und von ärmerem und reicherem Zuckerſtoffe dieſes oder jenes Blumenkelchs, auch vom Gewicht der Waben und der Schwere der Stöcke, dann wurde über Schwärmerei im Allgemeinen und im Speziellen verhandelt, auch über die ſtreng monarchiſche Regierungsform, die in gegebenen Fällen ſo außerordentlich lehrreich ſei, weil man wieder ſo viele republikaniſche Anklänge in ihr vertreten finde — alſo einestheils ein Ringen nach unbegrenzter Freiheit, während anderntheils der Begriff eines Oberhaupts, einer Königin genüge, um das ganze bewegliche, thatkräftige Reich in ſchönſter Ordnung zu erhalten.

„Was überhaupt das Weſen dieſer Königin anbelangt," ſagte einer der Herren in langem Rocke und mit weißer Halsbinde, „ſo habe ich das Studium derſelben zu meiner Lebensaufgabe gemacht und glaube zu glänzenden Ergebniſſen gelangt zu ſein; meine lieben Freunde, Vereinsbrüder, deutſche Bienenzüchter," fuhr er im Rednertone fort, „es wäre überflüſſig, Ihnen die Thatſache in Erinnerung zu bringen, daß das Volk der Bienen bei Gründung eines neuen Reichs mit etwas türkiſcher Juſtiz zu verfahren pflegt — Sie wiſſen, daß neben der Wahlkönigin keine dem gleichen königlichen Geſchlechte entſproſſene lebend geduldet wird, ſondern daß Alle dieſer erlauchten Familie mit Ausnahme der einzigen erſten getödtet und aus dem Stocke entfernt werden. Jahrelang habe ich

Damen des däniſchen Hofes umgerannt, dann wandte er ſich nach links, dann nach rechts und lavirte ſolchergeſtalt bis vor den Souffleurkaſten. Er hatte die Augen weit aufgeriſſen und ſchnaubte ordentlich vor Wuth und Kühnheit; auch die Sprachklippe umſchiffte er glücklich und empfieng das Glück ohne J, ja mit einer ſtarken Hinneigung zum K.

Den andern Morgen beim Frühſtück erhielt der Doktor einen Theaterzettel und las ſich mit einigem Stolze gedruckt zwiſchen den Namen der beſten Künſtler des Hoftheaters.

Prinz Fortinbras . . . . . † † †

und dieſe drei Kreuze hießen weiter unten: Herr Stechmaier als erſter theatraliſcher Verſuch.

Bis zu dieſem Moment hatte er ſich noch immer gefaßt. Wenn es mich auf einmal gereute, Schauſpieler zu werden, oder wenn ich fühlte, es gienge doch nicht recht, was würde mich verhindern, zurück zu treten? Dieſes Bewußtſein, den Rückzug frei zu haben, hatte ſeinen Muth bedeutend gehoben und aufrecht erhalten; jetzt aber, als er vor ſich ſah, wie dem verehrungswürdigen Publikum der Herr Stechmaier als erſter theatraliſcher Verſuch angekündigt war, wie er, wenn es ihm plötzlich einfiele, nicht zu ſpielen, die Wuth des Parterre's deutlich vorausſah, wie ſie tobend den Debutanten Stechmaier verlangten, wie er ſolchergeſtalt an das Theater gekettet ſei, wie er den Rubikon überſchritten, ſeine Brücke hinter ſich abgebrochen, ſeine Schiffe verbrannt hatte, da rieſelte es ihm leicht den Rücken herauf, und es wollte ihm der Kaffee durchaus nicht ſchmecken.

Auch verlief der heutige Tag ſo außerordentlich geſchwind — kaum hatte er ſeine Rolle ein paar Mal überleſen, ſo war es ſchon Mittag, und kaum hatte er dinirt und darauf eine kleine Promenade gemacht, ſo fieng es ſchon an zu dämmern. Dieſe Promenade aber hatte ihn erfriſcht und ihm neuen Muth ge-

mich unabläſſig bemüht, etwas von dem Weſen dieſer Wahlhandlung und der darauffolgenden Grauſamkeit zu ergründen, zu welchem Zwecke ich den von mir erfundenen gläſernen Bienenſtock konſtruirte, und kann ich wohl ſagen, daß meine raſtloſen Bemühungen von gutem Erfolge gekrönt worden ſind: es gelang mir nicht nur, das ganze Verfahren des Bienenvolkes bei der Wahl einer Königin zu beobachten, ſondern ich war auch im Stande, durch den höchſt ſinnreichen Mechanismus meines Bienenſtockes eine der zum Tode verurtheilten Bienen abzuſperren und den Händen ihrer grauſamen Verfolger zu entreißen."

„A—a—a—ah!" hörte man von allen Seiten im Tone höchſter Befriedigung.

„Ja, meine lieben Freunde und Bienenzüchter, ich war ſo glücklich, dieſelbe ihrem Schickſale zu entziehen und damit ein höchſt wichtiges Experiment zu machen. Unſer verehrter Freund, mein werther Kollege, der Schullehrer von Nebelklingen, wo wir tagen werden, ſchrieb mir von einem Stocke, der einen Schwarm ausgetrieben habe, welchem nun eine Königin als Anhaltspunkt fehlt und welcher deßhalb auseinander zu ſchwärmen und zu verwildern droht — nun möchte ich den Verſuch machen, ob ſich dieſes Volk eine Königin aus fremdem Stamme oktroyiren läßt, und wenn dieſes gelingt, ſo ſcheint mir ein ſehr wichtiges Problem gelöst zu ſein, ſo ſcheint mir das Herrſchen dieſes gewiſſen Stammes als zu Recht beſtehend, was ein ſehr konſervatives Element und vielleicht im Stande wäre, auch die höhere Abſtammung und das Recht des Regierens unſerer eigenen Fürſten zu dokumentiren.

Man hörte hierauf aus der Ecke des Wagens ein paar ſchüchterne Bravo's, doch ließ die Mehrzahl ein verſchärftes Summen hören, welches faſt wie ein beginnendes Grunzen klang, auch rief eine derbe Stimme: „Keine Politik! es iſt die Hereinziehung derſelben nach den Statuten unſeres Vereins verboten."

„Gewiß, keine Politik!" fuhr der Redner fort, indem er ſeine

ſanften hechtgrauen Augen dem Unterbrecher zuwandte, „ich ſtreife nur willenlos, werde mich aber bemühen, wenn Sie mir noch für zwei Minuten Gehör ſchenken wollen, wieder in den richtigen Flug zurückzukommen.“

„Bravo! bravo!“

„Ich werde alſo das Experiment vor Ihren Augen machen, und wenn es gelingt, ſo ſoll Ihr Zeugniß, das der bekannteſten und berühmteſten Bienenzüchter unſeres Landes, darin ein neues, bisher noch unbekanntes Naturgeſetz bekräftigen.“

„Sehr gut! — ſehr gut! — vortrefflich!“ ſummte es von allen Seiten, und als dabei der Redner, welcher ſich mit ſeiner langen Figur erhoben hatte, leuchtenden Blickes um ſich ſchaute und ein kleines Schächtelchen aus der Taſche zog, worin er die Bienenprinzeſſin verwahrte, und als ſich nun Alle haſtig erhoben und ihn neugierig umdrängten, da erſchien dem unparteiiſch zuſchauenden Oberreviſor der ganze Eiſenbahnwagen wie ein großer Bienenkorb und er hätte ſich durchaus nicht gewundert, wenn der ganze Verein, den langen, dürren Schullehrer als Bienenkönigin an der Spitze, zu den weitgeöffneten Thüren in die warme Sommerluft hinausgeſchwärmt wäre. Dieſes geſchah nun allerdings nicht, aber etwas anderes nicht minder Bemerkenswerthes, denn irgend ein mit Neid erfüllter Kollege oder das ſtillſchweigende Verhängniß erſchien in Geſtalt eines böſen Zufalls und ließ das Schächtelchen den Fingern des Betreffenden entgleiten, worauf ſich die eingeſchloſſene Bienenkönigin aller weiteren Unterſuchungen dadurch entzog, daß ſie augenblicklich davon flog.

Mochte ſie aber durch die lange Gefangenſchaft etwas betäubt ſein oder ahnte ſie, daß unſer Reiſender hier unter Larven die einzig fühlende Bruſt ſei, genug, ſie erhob ſich an die Decke des Wagens, ſtieß dort an, um alsdann mit ziemlicher Gewalt gegen die Naſe des Oberreviſors zu prallen.

Bienen ſind ſehr harmloſe Geſchöpfe, wenn man ſie nicht reizt,

indem man nach ihnen ſchlägt oder ſie auf ſonſtige Art zu verjagen ſucht, doch kann man auch in den Fall kommen, dieſes zu thun, wenn man ſich in einer Lage wie die unſeres Reiſenden befindet: die Bienenkönigin war ein Prachtexemplar von Schönheit und Stärke und würde wahrſcheinlich nach einem augenblicklichen Ausruhen weiter geflogen ſein, wenn nicht Herr Schmauder, erſchreckt durch dieſes unvorhergeſehene Attentat, mit dem Schnupftuche, das er in der Hand hielt, nach ihr geſchlagen hätte; allerdings flog ſie jetzt davon, aber nicht ohne ihn vorher tüchtig in die Naſe geſtochen zu haben. Der heftige Schmerz preßte ihm einen Schrei aus, welcher aber übertönt wurde durch die Ausrufe der Ueberraſchung, ja der Verzweiflung eines großen Theils der Bienenzüchter; auch erhoben ſich alle geräuſchvoll von ihren Sitzen, wandten ſich gegen den erſchreckten Oberreviſor, welcher den Augenblick einer thätlichen Mißhandlung erſcheinen ſah und der, mit der linken Hand ſeine Naſe haltend, mit der rechten ſein dünnes Spazierſtöckchen erhob. Doch dachte man nicht im Entfernteſten daran, ihm für das Entkommen der Bienenkönigin Unangenehmes zuzufügen — Alle hatten ſich nur an die Fenſter gedrängt, um der Entflohenen nachzuſchauen, allerdings mit Blicken einer entſchwundenen Hoffnung — ja der lange Schullehrer, indem er recht kummervoll, tief betrübt, zerſchmettert in die glänzende Landſchaft hinausſchaute, drückte ſeine zuſammengefalteten Hände krampfhaft an den Leib unter einem traurigen Seufzer der Ergebung. Doch dachte er groß genug, um ſich im nächſten Augenblick gegen den fremden Paſſagier zu wenden, deſſen Naſe anfing bedeutend aufzuſchwellen, wobei er ihm in einem allerdings noch kummervollen Tone ſagte: „Da Sie wahrſcheinlich kein Bienenzüchter ſind, mein Herr, ſo verſtehe ich Ihren Schrecken bei dem Anblick dieſes wunderbaren Exemplars von der Species unſerer gewöhnlichen Honigbienen und drücke Ihnen mein Bedauern aus, daß dieſer Zuſammenſtoß für Sie ſo unangenehm geworden iſt — im Grunde aber eine Kleinigkeit —“

„Erlauben Sie mir, mein Herr,“ ſagte Herr Schmauder im Tone gerechter Entrüſtung, „das iſt für mich durchaus keine Kleinigkeit; wenn man, wie ich, zum Vergnügen eine Reiſe unternimmt, ſo kann es Einem, abgeſehen von allen Schmerzen, nicht gleichgültig ſein, tagelang mit einer geſchwollenen Naſe herumzulaufen.“

„Ich wollte nur ſagen, eine Kleinigkeit in den Augen von uns Bienenzüchtern,“ erwiederte der lange Mann in beſchwichtigendem Tone.

„Ich bin aber kein Bienenzüchter,“ fuhr Herr Schmauder aufgeregt fort, „habe überhaupt bis jetzt nicht gewußt, daß die Bienenzucht als förmliches Gewerbe betrieben wird und daß die Bienenzüchter Vereine bilden, welche zum Schaden ihrer Nebenmenſchen in der Welt herumfahren.“

„Erlauben Sie mir, daß ich dieſen Schaden, den ich allerdings, ohne es zu wollen, angerichtet habe, ſo raſch als möglich wieder gut mache.“ Er zog ein Fläſchchen mit Salmiakgeiſt aus der Taſche, und als der Leidende nach einigem Widerſtreben ſich damit die Naſe hatte betupfen laſſen, rief der Schullehrer nach irgend einem Stücke Metall, worauf ein robuſt ausſehender Mann aus der Verſammlung, der, obgleich Bienenzüchter, ſeines Zeichens ein Schreiner war, ein Hobeleiſen aus der Taſche zog, welches für eine kleine halbe Stunde vermittelſt des Taſchentuchs auf die bereits im Schwellen begriffene Stelle gelegt wurde.

Da ſaß er denn nun mit verbundenem Kopfe in ſeiner Ecke, und wenn ſeine Seele jemals von finſteren, ja von wilden Gedanken beherrſcht wurde, ſo war es in dieſem Augenblicke der Fall — Turner und Bienenzüchter hatten ihm gleich übel mitgeſpielt und er erlaubte ſich im Stillen aber ingrimmig eine Frage an das Schickſal, warum denn er gerade an demſelben Tage habe auf Reiſen gehen müſſen, wo dieſe Vereine es für gut befunden, harmloſe Paſſagiere durch ihre Gegenwart zu beläſtigen. — Wozu überhaupt alle dieſe Vereinigungen, dachte er finſter und dabei fiel ihm

unwillkürlich ein gediegenes Wort ſeiner Gattin ein, das ſie damals zu ihm geſprochen, als er ſich in den Männergeſangverein aufnehmen ließ: „Bei allen dieſen Vereinigungen,“ hatte die verſtändige Frau geſagt, „bei Sängerfeſten und Freiſchießen, bei Turnfahrten, bei forſt- und landwirthſchaftlichen Vereinen, bei den großen Zuſammenkünften der Schriftſteller, der Buchhändler und Drucker, der Naturforſcher, der Künſtler, der Juriſten, der Philologen und Theologen, der Müller und Schornſteinfeger, der Bienenzüchter und Siegellackfabrikanten, der Aerzte und Scharfrichter, iſt das, was geſungen, geſchoſſen, geturnt, verhandelt, berathen, geſprochen, geheilt und hingerichtet wird, doch nur Nebenſache und euer Hauptaugenmerk iſt, nachdem ihr das arme Weib mit den Kindern allein zu Hauſe gelaſſen, eine paar Tage lang ohne alle Aufſicht in der Welt herumzufahren, viel Geld auszugeben, auf alle Art zu praſſen, reichlich zu eſſen, noch reichlicher zu trinken, bis ihr euch nicht mehr recht beſinnen könnt, in welches Herren Land ihr euch gerade befindet und dann wohl daran thut, täglich ein halb Dutzend Mal zu fragen: iſt's Schwabenland? iſt's Heſſenland? iſt's wo am Rhein die Rebe blüht? iſt's wo am Belt die Möve zieht? — Mich freut nur Eines,“ hatte Madame Schmauder, die zuweilen ihre Zeitung las, hinzugeſetzt, „daß ſie im Norden und Oſten ein Haar darin gefunden haben und daß ſie jetzt nicht wiſſen, wo ſie das Geld hernehmen ſollen, das ſo unnöthiger Weiſe verpraßt und verjubelt wurde — wäre ich nur die Frau eines bremer Senators oder eines dresdener Rathsherrn — mein Mann brauchte wahrlich nicht zu ſagen: Gott ſtraf mich!“

Damals hatte der Oberreviſor dieſe unziemlichen Reden mit gerechter Entrüſtung zurückgewieſen, jetzt aber, wo er ſeine befleckte gelbe Weſte und trotz Salmiakgeiſt und Hobeleiſen doch noch empfindlichen Schmerzen an der Naſe verſpürte, mußte er zugeben, daß allerdings viel Unnöthiges in dieſen Vereinigungen zu liegen ſcheine. Dabei erſchien ihm der Gedanke an das freundliche

Nachbarland, welches er in einer guten Stunde zu erreichen hoffte, wie eine lichte Stelle an einem trüben Nebelhimmel; er erinnerte ſich ſo lebhaft der kleinen Eiſenbahnwagen, der gemüthlichen bayeriſchen Eiſenbahnbeamten, des vortrefflichen Biers, der warmen Würſtchen in Gunzenhauſen, die man beſonders wohlſchmeckend findet, wenn man nicht Beſitzer von Ansbacher Eiſenbahnobligationen iſt.

Auf der nächſten Station ſummten die Bienenzüchter aus dem Wagen und ſchwärmten über einen ſchmalen Feldweg eine Anhöhe hinan, auf welcher das Dorf Nebelklingen lag, deſſen Kirchthurm zur Feier des heutigen großen Tages mit einer ſchwarzrothgoldenen Fahne geziert war. Der Schreiner hat ſein Hobeleiſen mitgenommen, und als Herr Schmauder das Reſtaurationslokal betrat, um nach all' dem Erlebten eine wohlverdiente Stärkung zu ſich zu nehmen, warf er einen Blick in den Spiegel und ſah zu ſeinem großen Vergnügen, daß Salmiakgeiſt und kaltes Metall ihre Schuldigkeit gethan. Wenn auch ſeine Naſe an der betreffenden Stelle immer noch ein wenig geſchwollen war, ſo ſah ſein Geſicht doch gerade nicht entſtellt aus, nur hatte die kleine Geſchwulſt ſeinen ſonſt ſo ſanften Zügen etwas Markirteres, man hätte ſagen können Energiſcheres verliehen.

Glücklicher Ort, dieſe Station: es befand ſich hier nur ein einziger Paſſagier und zwar ein junger Mann, allerdings in zahlreicher Begleitung; an ſeinem Halſe weinte eine bange Braut, und während die Mutter ſeinen Kopf mit Küſſen bedeckte, wo ſie nur gerade eine Stelle erreichen konnte, drückte ihm der Vater gerührt die Hände und ſtanden vier kleinere Brüder und ſechs erwachſene Schweſtern im Kreiſe um ihn herum mit den unverkennbarſten Zeichen inniger Theilnahme und tiefer Traurigkeit: der junge Mann machte ſeine erſte große Reiſe und zwar nach München, einer ſehr großen, ſchönen, aber dabei verführeriſchen Stadt. Endlich riß er ſich los, ſtieg ein und drückte dabei ſeinen Nachtſack wie ein Palladium an ſein Herz

— einen ſehr ſchönen Nachtſack, von liebender Hand geſtickt, auf dem ein Vergißmeinnichtkranz eine braune Ausfüllung einrahmte, auf welch' letzterer mit gelber Seide die Worte geſtickt waren: „Auf ewig Deine Anna.“

Glückſeliges Gefühl des Alleinſeins. Herr Schmauder hatte den ganzen Wagen für ſich und machte davon umfaſſendſten Gebrauch; zuerſt zündete er ſich ſeine Cigarre an, dann ſpazierte er mit Wohlbehagen rauchend im Gange auf und ab und konnte es in dem beſeligenden Gefühle, von Niemand mehr beläſtigt zu werden, nicht unterlaſſen, zu jedem Fenſter hinauszuſchauen, natürlich unter Beobachtung der gehörigen Vorſichtsmaßregeln in Betreff ſeines Kopfes und anderer Körpertheile.

Leider fliegen die glücklichſten Augenblicke am raſcheſten vorüber — kaum gedacht, war der Luſt ein End' gemacht: da pfiff ſchon die Lokomotive, da verminderte der Zug ſeine Schnelligkeit und hielt auf dem Bahnhofe einer ehemaligen Reichsſtadt, wo ſich Herr Schmauder zur Sicherung ſeines guten Eckplatzes wieder auf demſelben niederließ.

Leute gab es genug auf dem Trottoir, doch war bei dem allgemeinen Durcheinander noch ſchwer zu unterſcheiden, wer von dieſen wirklich Selbſtreiſender war oder nur Begleiter. Zu ſeiner Beruhigung ſah der Oberreviſor im erſten Augenblick allerdings, daß ſich hier keine Turnerſchaar befand, welche Luſt hatte, die Eiſenbahn unſicher zu machen, dagegen bemerkte er nicht ohne einige Beſorgniß zwei geſondert ſtehende, zuſammengedrängte Gruppen, deren Mitglieder eifrig zuſammenſprachen und jetzt die Köpfe etwas auffallend dem Zuge zuwandten.

„Einſteigen nach Bopfingen, Nördlingen, München, Wien, Peſth!“

„Wunderbares Verbindungsmittel dieſe Eiſenbahnen — verbinden uns mit den entfernteſten Ländern, und ich bin feſt überzeugt, daß es gar nicht unbehaglich ſein muß, in der Türkei zu

reiſen — ich glaube nicht, daß die muſelmänniſchen Turner und Bienenzüchter ſo beläſtigende Fahrten durch ihr Land anſtellen werden."

Eingeſtiegen wurde nun auf den Ruf der Kondukteure, aber ſehr mäßig und dabei blieb höchſt angenehmer Weiſe der Wagen, in welchem unſer Reiſender ſaß, gänzlich verſchont; verdächtig waren indeß immer noch die beiden Gruppen, die ſich ſtreng abgeſchloſſen hielten, und dieſer Verdacht wurde zur fürchterlichen Wahrheit, als der Kondukteur ihnen zurief: „Meine Herren, es iſt die höchſte Zeit, wenn Sie mitfahren wollen, der letzte Wagen iſt noch ganz unbeſetzt, worauf ſich die eine Gruppe raſch in Bewegung ſetzte, den Wagen des Herrn Schmauder beſtieg und die Seite, auf der er ſich befand, vollſtändig einnahm.

„Sonſt iſt im Zuge kein Platz mehr für uns als im letzten Wagen?" frug einer aus der ſtehen gebliebenen Gruppe den Eiſenbahnbeamten, welcher zur Antwort gab: „Zu Zweien und Dreien kann ich Sie vielleicht im ganzen Zuge vertheilen — wenn Sie aber zuſammenbleiben wollen, ſo haben Sie hier die beſte Gelegenheit — die eine Seite des letzten Wagens iſt ganz leer."

„Alſo vorwärts denn!" ſagte der, welcher ſoeben geſprochen, mit finſterer Miene und darauf beſtieg auch die zweite Gruppe den Wagen und nahm genau die andere Hälfte deſſelben ein.

„Fertig — — fort!"

So fuhr man dahin und ziemlich beengt — Herr Schmauder hatte ſogar ſeinen kleinen Reiſeſack unter die Bank legen müſſen, da einer der neu Angekommenen dieſes harmloſe Geräth und hierauf den Beſitzer deſſelben mit dem gewiſſen fragenden und auffordernden Blicke angeſehen hatte — auch brummte dieſer, als er ſich niederließ: „Es iſt eigentlich überflüſſig, ſich für eine ſo kleine Tour noch mit Gepäck zu beläſtigen." Zudem war dieſer Mann im Allgemeinen kein angenehmes Gegenüber: er rauchte eine erſchrecklich ſchlechte Cigarre, indem er dieſelbe obendrein noch beſtändig in den

Mundwinkeln hin und her ſchob und den hiedurch entſtandenen braunen Saft meiſtens zum Fenſter hinausſpritzte — wir ſagen meiſtens, denn zuweilen ſpuckte er auch auf den Boden nieder und zwar ſo nahe an den hellen Tuchbeinkleidern unſeres Reiſenden vorbei, daß dieſer jedesmal erſchrocken die Kniee einzog.

Lärmend konnte man die Eingeſtiegenen übrigens nicht nennen: beide Gruppen beobachteten ein düſteres Schweigen, nur zuweilen ſtreckte ein Paar flüſternd die Köpfe zuſammen, worauf vielleicht drüben eine Stimme laut wurde: „Das iſt doch ſo klar wie die Sonne,“ oder hüben: „Wer das nicht einſehen will, der muß gar keinen Verſtand haben.“

Endlich ſprach der mit der ſchlechten Cigarre zu ſeinen beiden Nachbarn, wobei er, ſich vorne überbeugend, eine derbe Hand auf einen mächtigen Schenkel ſtützte: „Habe ich denen da drüben die Sache nicht ſo klar und überzeugend auseinander geſetzt, daß es die Schulbuben hätten begreifen müſſen — Alles umſonſt — gehen wir die Sache noch einmal ruhig durch, um unſere Gründe feſtzuſtellen: Der Weg, um den es ſich handelt, welche unſere Markung von denen da drüben trennt und die Grenze bildet, macht allerdings im Kreuzlesthäle einen tüchtigen Bogen, ein gutes Stück Land aus unſerer Flur herausſchneidend, was denen da drüben zu gut kam und wogegen wir auch nie etwas einzuwenden gehabt hätten, wenn ihnen nicht der verfluchte Gedanke gekommen wäre, gerade innerhalb dieſes Bogens ihre Knochen- und Leimſiederei zu errichten, alſo gewiſſermaßen zwiſchen unſerem Grund und Boden ihre Stinkerei anzulegen. Wenn ich auch zugeben will, daß ſie dabei in ihrem Rechte ſind,“ ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „ſo ſoll mich doch der Teufel holen, wenn ich nicht Alles daran ſetzen will, ihnen ihr Projekt tüchtig zu verſalzen.“

„Ja, ja, es iſt ein förmlicher Schimpf, der uns angethan wird,“ ſagte beiſtimmend der Nebenmann des Oberreviſors.

„Aber ihr Recht,“ ſetzte der dritte achſelzuckend hinzu, „ich

wäre doch ſehr dafür, ſie gütlich zu überreden, ſich einen andern Platz für ihre Knochenſiederei auszuſuchen."

„O, es iſt himmelſchreiend," fuhr der Erſtere mit Entrüſtung fort, „und ſich gerade das Kreuzlesthäle auszuſuchen, den ſchönſten Punkt auf der ganzen Flur mit ſeinem kleinen Bache, ſeinen ſchattigen Bäumen, ſeinen grünen Raſen — gebt nur Achtung, wenn ſie ihre Schändlichkeit auch durchſetzen, ſo wird die Herrlichkeit doch nicht lange dauern, denn alle Bauern und ihre Knechte, die bei jeder Feldarbeit, beſonders aber bei der heißen Ernte dort zu Mittag aßen und veſperten, werden keinen Stein auf dem andern laſſen, und Recht haben ſie — Recht!" Dabei ſchlug er mit der gewaltigen Hand auf ſeinen Schenkel, daß es laut klatſchte — ja, Recht haben ſie — oder vielleicht nicht?" wandte er ſich fragend an Herrn Schmauder, der ihm gegenüber ſaß und auf deſſen Geſicht allerdings ein kleiner Zweifel zu leſen war.

Da unſer Reiſender nun Oberreviſor bei der königlichen Domänenverwaltung war und er bei derſelben die Abtheilung für Grenzſtreitigkeiten aller Art zu verhandeln hatte, ſo befand ſich derſelbe bei dieſer Frage zu ſehr in ſeinem Fahrwaſſer, um dieſelbe, was vielleicht klüger geweſen wäre, mit einem einfachen Achſelzucken zu beantworten; er ſagte darum mit großer Ruhe und vieler Sicherheit: „Wenn ich Sie recht verſtanden habe, ſo wollen Ihre Nachbarn auf eigenem Grund und Boden, der allerdings in Ihre Flur hineinragt, ein induſtrielles Unternehmen gründen?"

„Erlauben Sie mir, eine unwürdige Stinkerei iſt die richtige Benennung."

Da er dieſes ziemlich laut ſprach, ſo vernahm man von der anderen Seite des Wagens ein ausdrucksvolles „Oho!" als Erwiederung; auch ſah man mehrere Köpfe ſich emporſtrecken, um dieſer Unterredung zu lauſchen.

„Der Name thut am Ende nichts zur Sache," fuhr der Oberreviſor fort, „auch geht mich ja die Sache durchaus nichts an; wenn Sie

macht, und ſo betrat er das Theater gefaßt und wieder mit dem alten Glauben an ſeine Unfehlbarkeit.

Bei einem Trauerſpiele iſt es auf der Bühne hinter den Couliſſen durchaus nicht behaglich, es pulſirt alsdann dort kein fröhliches und luſtiges Leben, wie bei einer Oper oder einem Ballet. Alles iſt ſtill, der Inſpicient, die andern Beamten gehen auf den Fußſpitzen umher und ſehen ſich bei dem kleinſten Geräuſch zornig um, jeden Augenblick heißt es: ssst! — ssst! — Die erſten Künſtler ſtehen in den Couliſſen und wagen kaum eine halblaute Bemerkung über den fremden Collegen, der den Hamlet ſpielt, über ſein Coſtüme und über eine verfehlte Stelle. Ophelia, eine ſtolze Dame, rauſcht nach jeder Scene in ihre Garderobe zurück und findet es nicht der Mühe werth, mit den Schauſpielern zweiten Ranges ein Geſpräch anzuknüpfen; Polonius iſt verſtimmt, denn der Gaſt hat ihm durch zu raſches Einfallen eine ſehr gute Bemerkung abgeſchnitten; das Gefolge des alten Königs und die norwegiſchen Krieger des Prinzen Fortinbras lungern hinter der Bühne, die däniſchen Hofdamen führen halbleiſe Haushaltungsgeſpräche und ſtricken ſehr lange, wollene Strümpfe; die Zimmerleute ſchleichen faul und verdroſſen einher, denn es gibt nicht viel zu thun, keine ſchönen Dekorationen und doch alle Augenblicke eine Verwandlung.

Hinter der Scene iſt ein großer Raum, den die Helle der Gaslichter nicht erreicht und der in tiefem Halbdunkel liegt; dort ſpaziert in der ſchwarzen Rüſtung der Geiſt von Hamlet's Vater auf und ab, einer der erſten Schauſpieler, den es gerade nicht ſehr amüſirt, dieſe kleine, aber wichtige Rolle zu ſpielen. Schon zu Anfang des Stückes ſtieß der Debutant, Herr Doktor Stechmaier, an dem eben beſchriebenen Orte auf den Geiſt von Hamlet's Vater, welcher dort, da der Geiſt ſehr fett und corpulent iſt, mit ſchweren, dröhnenden Schritten auf- und abſpaziert. Der Debutant, welcher ja erſt am Schluſſe kommt, iſt natürlicher Weiſe noch nicht angezogen und zieht vor dem ſchwarzen

mich aber fragen, ob Andere das Recht hätten, ein Unternehmen gewaltſam zu zerſtören, das ich auf meinem eigenen Grund und Boden mit Beobachtung der beſtehenden polizeilichen Verordnungen errichtet habe, ſo muß ich Ihnen dieſe Frage entſchieden verneinen."

Der Andere warf einen finſteren Blick hinüber, bewegte ſich heftig auf ſeinem Sitze, um nach einer Pauſe zu ſagen: „Pah, das war nur ſo eine Redensart, aber zugeben werden Sie mir doch, daß wir es nicht zu leiden brauchen, wenn man uns muthwillig unſere Felder verpeſtet."

„Das iſt allerdings ſehr unangenehm, aber wenn nicht naheliegende Wohnungen durch eine ſolche Fabrikanlage geſchädigt werden, ſo wird Sie eine Einſprache nicht viel nützen."

„Das muß ein Kind einſehen," hörte man von drüben rufen, „und Wohnungen, welche beläſtigt werden könnten, gibt es auf eine Stunde Weges nicht."

Der mit der ſchlechten Cigarre warf einen ſo wüthenden Blick hinüber, daß Herr Schmauder beſchwichtigend ſagte: „Im vorliegenden Falle ſcheint mir ein gütlicher Vergleich der einzige richtige Weg — vielleicht ein Ankauf des ſtreitigen Grundſtücks."

„Nicht um eine Million," klang es von drüben her, „wir haben die Bauerlaubniß und wir werden bauen, überhaupt muß man uns ſo nicht kommen; wir haben eingewilligt, die Sache nochmals mit euch in Augenſchein zu nehmen, aber wenn ihr ein Recht zu haben glaubt, ſo ſucht euch das ſchwarz auf weiß zu verſchaffen, wie wir uns unſere Bauerlaubniß, die wir in der Taſche haben."

„Ja," ſagte Herr Schmauder mit einem leichten Lächeln, „wenn Ihre Nachbarn die Bauerlaubniß haben und ſich nicht gütlich vergleichen wollen, ſo frage ich Sie, meine lieben Herren, auf welchen Geſetzesparagraphen hin Sie den Bau verhindern wollen?"

„Und ich möchte Sie dagegen fragen," ſprach der Andere

aufbrauſend, mit welchem Rechte Sie ſich in unſere Angelegenheiten miſchen — überhaupt, mit welchem Rechte Sie hier auf unſerer Seite ſitzen, wenn Sie zu den Stinkern gehören? — ja, ich nehme das Wort nicht zurück," rief er, ſich umſchauend — „ſo hätten Sie ſich nicht hier bei anſtändigen Leuten niederlaſſen ſollen."

„Geſtatten Sie mir, Ihnen zu bemerken," hörte man die ſchwache Stimme des Oberreviſors, welche aber im nächſten Augenblick übertönt wurde von dem von jenſeits kommenden Rufe: „Dieſer unverſchämte Kerl! — ſollte man nicht den Zug halten laſſen und ihn hinauswerfen?"

„Mich hinauswerfen?" brüllte der mit der gewaltigen Fauſt, indem er ſich raſch erhob, dabei aber durch einen plötzlichen Stoß des Wagens ſo heftig auf den armen Oberreviſor geſchleudert wurde, daß dieſer, einen thätlichen Angriff vermuthend, laut und erbärmlich um Hülfe ſchrie.

Auf allen Seiten des Wagens ſprangen Männer mit geballten Fäuſten in die Höhe und wurden kampfbereite Ausrufe hörbar: „Hie Welf! — Hie Waiblingen!"

„Was, Grobheiten ſtatt guter Worte?"

„Was, zu Eurer Stinkerei hin ſollen wir uns noch Unverſchämtheiten gefallen laſſen?"

„Hol' euch Alle der Teufel!"

„Wird ihm nicht einfallen — er hat beſſeren Braten genug."

Schon war jener Augenblick gekommen, wo einige der Erbittertſten, ſich ſchroff gegen einander beugend, Auge in Auge wurzeln ließen wie Kampfhähne, während ſich die rückwärts geſtreckten Hände zu Fäuſten ballten — jene ſchwüle Stille vor dem einſchlagenden Blitze, jener Vorläufer geſchwungener Hände und klatſchender Ohrfeigen.

Da öffnete der Zugmeiſter die Thüre des Wagens, durcheilte raſch den Gang, nach beiden Seiten Frieden gebietend, und nachdem ihm dieſes ſchnell gelungen, denn wir müſſen geſtehen,

daß die Betreffenden vernünftig genug waren, ihre Aufregung einzuſehen, ſo erkundigte er ſich wohlwollend nach dem Beginne dieſes heftigen Wortwechſels.

„Wir wiſſen es nicht genau," riefen einige von der Leimſiederpartei, „da drüben in der Ecke fing es an!"

„Ja, ja, drüben in der Ecke," bekräftigte ein Anderer, „der Schloſſer Bärer mit ſeiner bekannten Heftigkeit."

„Der Teufel ſei nicht heftig," erwiederte der mit der ſchlechten Cigarre, „wenn man beleidigt wird."

„Und wer hat Sie denn beleidigt?" fragte der Zugmeiſter.

„Dieſer Herr, der ſich ohne alle Veranlaſſung in unſer Geſpräch miſchte, der mir Unrecht gab, ohne daß er gefragt wurde, der uns, allerdings mit anderen Worten, ſagte, es ſei von uns dumm genug, zu glauben, daß mit denen da drüben etwas anzufangen wäre."

„Erlauben Sie —"

„Das Eiſenbahn-Reglement ſchreibt für die Paſſagiere ein ruhiges und geordnetes Betragen vor, Vermeidung aller Streitigkeiten."

„Aber erlauben Sie doch —"

„Solchen Widerſpruch brauchen wir Beamte nicht zu leiden, ſonſt muß ich von meinem Rechte Gebrauch machen, Sie auf der nächſten Station aus dem Wagen zu entfernen."

„So erlauben Sie wenigſtens —"

„Ueberhaupt wäre es beſſer, wenn Sie dieſe Herren künftig ungeſtört ließen und ſich in den nächſten Wagen begäben, wo noch Platz genug iſt."

„Ich werde das thun!" rief der Oberreviſor, aber nicht ſehr laut, denn er war vor Entrüſtung heiſer geworden, „mir aber ſpäter erlauben —"

„Thun Sie, was Sie wollen — auch ich werde nicht ermangeln, meinen Bericht zu machen, und wer zuerſt kommt, der mahlt zuerſt —"

Herr Schmauder riß den Nachtſack unter der Bank hervor und folgte aufs Tiefſte gekränkt mit heftig klopfendem Herzen und zitternden Knieen dem Zugmeiſter in den anſtoßenden Wagen, wo er auf eine Bank niederſank neben jenem jungen Mann mit dem braunen Reiſeſack, der vorhin ſo ſchmerzlich Abſchied genommen. Der braune Reiſeſack ſtand gegenüber auf der andern Bank, und als unſer tief gekränkter Reiſender jetzt abermals die Worte las: Ewig Deine Anna! ſo überkam ihn ein wehmüthiges Gefühl und er dachte ſchmerzlich bewegt an ſein Weib und an ſeine Kinder.

— — — —

„Was war denn das eigentlich für ein Kerl?“ frug der Schloſſer Bärer nach einer großen Pauſe.

„Ein verdächtiges Geſicht, die geſchwollene Naſe, gerade als wäre er heute Morgen ſchon in einer Balgerei geweſen.“

„Und ſich in Sachen zu miſchen, die ihn nichts angehen.“

„Es gibt ſolche Leute, die ſich ein Vergnügen daraus machen, Andere zu verhetzen.“

„Man ſoll ſich aber nicht verhetzen laſſen,“ vernahm man auf der andern Seite des Wagens, „ja ſich nicht verhetzen laſſen, ich wiederhole es, und nicht gleich heftig werden.“

„Ja, Bärer, darin haſt Du wieder einmal gefehlt — weiß der Henker, daß Du Dein Maul nicht aufthun kannſt, ohne grob zu werden.“

„Das kommt vom Schmiedefeuer,“ gab der Schloſſermeiſter, deſſen Zorn ſich gelegt hatte, heiter zur Antwort, „man kann es Einem aber nicht übel nehmen, daß man wild wird, wenn ſo ein Subject daherkommt und Einem mir nichts dir nichts über's Maul fährt.“

„Ich glaube, der hat eine geheime Abſicht dabei, uns in Händel zu verwickeln, was ihm beinahe gelungen wäre.“

„Aber nur beinahe — es wäre wahrhaftig ein Skandal vor der ganzen Welt.“

„Ihr seid aber auch so erschrecklich eigensinnig — gerade eure Leimsiederei auf den schönsten Platz der ganzen Gegend zu setzen — da — schaut hinaus, da könnt ihr schon die mächtigen alten Bäume sehen — muß Einem nicht das Herz im Leibe wehe thun, wenn man bedenkt, daß Alt und Jung sich dort künftig während der Mittagshitze nicht mehr aufhalten darf — seid gescheidt und laßt uns übereinkommen und wenn es nur deßhalb wäre, um solche Neidhämmel zu ärgern, wie den Kerl da mit der geschwollenen Nase."

„Ihr habt uns noch keinen annehmbaren Vorschlag gemacht."

„Doch, doch!" klang es diesseits.

„Nein, nein!" tönte es jenseits.

„Wir haben euch den Steinacker weiter oben angeboten und zweitausend Gulden gegen das Kreuzlesthäle, mehr könnt ihr nicht verlangen, da der Werth des ganzen Grundstücks nicht tausend Gulden beträgt — seid gescheidt — warum Feindschaft unter Nachbarn?"

„An der Feindschaft trägt allein der Schlosser Schuld, der hat immer gehetzt und gewühlt."

„So mache ich auch einen Vorschlag," rief eine so dünne Stimme, daß dem Besitzer derselben offenbar keine große Kraft zuzutrauen war, „wir wollen den Steinacker nehmen und die zweitausend Gulden, dann muß ich aber das Recht haben, den Schlosser Bärer durchzuprügeln."

Alle lachten und der Betreffende ebenfalls, und dieses Lachen war der erste Schritt zur Versöhnung, welche denn auch so rasch vor sich ging, daß beide Parteien einig waren, als die Locomotive auf der nächsten Station anhielt.

„Also abgemacht!" schrie der riesige Schlosser, „und statt hinaus in's Kreuzlesthäle, gehen wir in's Wirthshaus und Arm in Arm durch den nächsten Wagen hindurch, daß der Kerl mit seiner geschwollenen Nase sich grün und gelb ärgert."

So geſchah es zum Staunen ſämmtlicher Paſſagiere und zum Erſchrecken des armen Herrn Schmauder, der bei dieſer ſonderbaren Polonaiſe das Beſte that, was er thun konnte, nämlich ſein Auge tiefer zu ſenken auf den Namen jener Anna, deren Liebe ewig zu ſein verſprach.

„Pflaumloch!“ ſagte der Zugmeiſter und ſetzte hinzu, indem er einen Blick auf ſeine Uhr warf, „es iſt rein zum Davonlaufen, jetzt haben wir ſchon zwanzig Minuten Verſpätung — na, die Bayern werden uns wieder auslachen — einſteigen nach Nördlingen und raſch, wenn's gefällig iſt.“

Dieſe Worte, obgleich im Allgemeinen geſprochen, waren doch noch ganz beſonders gegen eine dichte Gruppe geputzter Herren und Damen gerichtet, die mit ungemeiner Beweglichkeit in Geberden und Sprachweiſe mit einander und durcheinander ſprachen, wobei faſt Jeder eine Bemerkung machte, ohne auf die Antwort deſſen, an den ſie gerichtet war, viel Rückſicht zu nehmen, und die ſich über Alles ganz außerordentlich zu freuen ſchienen.

„Einſteigen nach Nördlingen — haben wir es doch wohl verſtanden — hätten nicht gebraucht ſo zu ſchreien, Herr Kondukteur — kommt doch ſo eben erſt der Locomotiv und haben mer doch ſchon faſt den Fuß im Wagen — wie kann mer überhaupt ſteigen eher ein ehe angekommen iſt der Zug — nun eilt euch! — eilt euch! — eilt euch!“

„Wäre es doch ein wahres Unglück für Dich und Sara, wenn mer müßten bleiben hier zurück und kämen nicht zum Anſchluß nach Führt bei Nürnberg.“

So plaudernd ſtiegen ſie ein, vergnügt in ſich ſelbſt, vergnügt über ſich ſelbſt, vergnügt über Alles, was ſie umgab und deßhalb mit noch beſonders lachendem Munde und ganz außerordentlich leuchtenden Augen. War es doch ein hochzeitliches Paar, welches die ganze Freundſchaft gen Nördlingen begleitete, und war es doch auch für den unparteiiſchen Zuſchauer ergötzlich und zugleich rührend

anzuſehen, wie Braut und Bräutigam von den Zurückbleibenden einen faſt wehmüthigen Abſchied nahmen, um alsdann, kaum in den Wagen getreten, wieder die lauteſte, glücklichſte Fröhlichkeit zu ſein.

Der Hochzeitsvater mit einer jüngeren, ſehr hübſchen Tochter hatte Herrn Schmauder gegenüber Platz genommen, und zwei kleine Buben zwiſchen fünf und acht Jahren, welche wahrſcheinlich als Kinder, die nachgetragen werden, um den halben Preis mitfuhren, auf ſeinen Knien untergebracht und ihnen geſagt: „Drück Dich zuſammen, Amſel, streck' Dich nicht ſo, Mayer, damit der Herr Kondukteur nicht glaubt, Du ſeieſt ſchon erwachſen.“

Die junge Dame hatte ein fein geſchnittenes Geſicht, prächtig leuchtende Augen und eine höchſt angenehme Rundung, welche beſonders unter einer ſchweren goldenen Kette, die ihr vom Halſe herabhing, auffallend erſchien, und alles das war ſehr anziehend für ein paar junge Elegants der Geſellſchaft, die lachend und flüſternd und ziemlich eng den Sitz umſtanden, auf welchem der Oberreviſor ſaß — er fühlte ſich in der That ſehr angegriffen durch die wechſelvollen Ereigniſſe dieſer Eiſenbahnfahrt, durch die heftigen Gemüthsbewegungen von vorhin, durch ſeinen jetzigen beengten Sitz; denn die kleinen Buben auf den Knien ihres Erzeugers machten es ſich ſo bequem als möglich, während die eleganten jungen Leute an ſeiner Seite in ihrem Geſpräch mit der jungen Dame, welcher ſie zuweilen leiſe etwas in's Ohr zu ſagen hatten, durchaus keine Rückſicht auf ihn nahmen — vielleicht hatte er auch eine kräftige Cigarre etwas zu raſch geraucht oder fühlte er ſich unangenehm berührt von irgend einem ſtark hervortretenden Odeur, genug, ihn überkam jenes Gefühl der Mattigkeit und Angſt, welches uns bei heftigem Herzſchlagen ſchwer und tief aufathmen läßt, welches uns Schweißtropfen auf die Stirne treibt, ein Gefühl, unter deſſen Einfluſſe wir raſch und auffallend erbleichen.

Dieſes war denn auch bei Herrn Schmauder der Fall, und

kaum hatte es ſein Gegenüber bemerkt, als er unter ſichtlichem Erſchrecken ſeine beiden Sprößlinge von den Knieen herabgleiten ließ, aufſprang und mit der jungen Dame und den beiden Elegants die Flucht ergriff, dem eintretenden Kondukteur zurufend: „Ein kranker Mann, Herr Kondukteur — es iſt ein kranker Mann auf die Eiſenbahn — bewahre uns der Himmel vor Anſteckung! Sara, wo biſt Du?“

„Hier, Papa!“ rief die junge Frau aus dem Nebenwagen, wohin ſie ſich mit ihrem Manne zurückgezogen, „ſoll ich kommen zu Dir?“

„Nein, bleib' nur wo Du biſt — wenn de noch haſt einen Platz fer uns, ſo kommen mer zu Dir.“

„Platz genug, Papa — komm nur!“

Herr Schmauder hatte in der That ein paar Augenblicke geglaubt, es müſſe ihm etwas ganz Entſetzliches paſſiren, ja er hatte, obgleich mit zitternder Hand, langſam das Fenſter geöffnet, an dem der junge Mann ſaß, und, nicht achtend des Plakats im Wagen, ſeinen Kopf zum Fenſter hinausgebeugt — glücklicherweiſe umſonſt, denn der ſcharfe Luftzug erfriſchte ihn ſo, daß er ſchon nach einigen Sekunden im Stande war, einen tiefen Athemzug der Befriedigung zu thun.

Da pfiff auch ſchon die Locomotive gellend und anhaltend und unſer Reiſender war überzeugt, daß etwas Bewegung und ein Trunk friſchen Waſſers ihn augenblicklich herſtellen würde.

O mit welcher Sehnſucht dachte er jetzt wiederholt an die Seligkeit eines einſamen ſtillen Wirthshauſes, im Schatten weitäſtiger Buchen gelegen, neben einem friſch murmelnden Waſſer, welches in's Thal hinabhüpfte und dann weit, weit, Stunde um Stunde durch die Ebene floß, ehe es belebte Dörfer und geräuſchvolle, qualmende Städte traf — Ach, und wie haßte er in dieſem Augenblicke alles Geräuſch, Gewühl, Gequalm der Menſchen und Städte — was hätte er darum gegeben, jetzt in einer ſolchen beneidens-

werthen Einſamkeit zu ſein — behaglich an einem Baumſtamm lehnend, vor ſich ein Glas guten Weines.

Allein, allein auf weiter Flur,
Und eine Morgenglocke nur,
Sonſt Stille nah und fern.

Das dachte er aber nicht in ſeinen Träumen, ſondern es ſchlug vielſtimmig an ſein Ohr, als der Zug auf dem Bahnhof in Nördlingen hielt.

Gerechter Himmel! welches Menſchengewühl, welche Unmaſſe nichtsſagender Geſichter mit aufgeſperrten Mäulern, an denen er nun vorüberfuhr und die wie zum Hohne auf ſeinen Gemüthszuſtand und auf ihr eigenes lärmendes Getriebe von „Stille nah und fern“ ſangen und vom „Alleinſein auf weiter Flur“. In langen Reihen ſtanden ſie da auf dem Trottoir, überragt von bunten Fahnen, Eichenzweigen an Hüten und Mützen, in feſttäglicher Kleidung und feſttäglicher Stimmung — eine Sängerfahrt von zwanzig verſchiedenen Männergeſangvereinen und Liedertafeln. Dort befand ſich der Dirigent, etwas erhöht ſtehend, und Herr Schmauder fand in ihm Aehnlichkeit mit dem langen, bienenzüchtenden Schullehrer, doch war dieſer hier gewaltiger in ſeinen Bewegungen — jetzt ſtreckte er ſeine Arme mit auseinander geſpreizten Fingern nach beiden Seiten aus, einen Halt in der Muſik anzeigend, dann erhob er beide Fäuſte in der einen den Taktirſtock, mit einer wüthenden Energie hoch über ſeinem Kopfe, und als ſie nun wieder niederfielen, brüllten die Hunderte von Menſchen, die hier verſammelt waren, mit Kraft und Ausdauer: „Das iſt der Tag des Herrn.“

Es zitterte förmlich wie Hohn durch die Seele des Oberreviſors, und als er ſo langſamen Schrittes ausſtieg und, ſich auf den Stock ſtützend, nach dem Bahnhofgebäude ſchlich, hätte Niemand in ihm jenen lebensfriſchen Mann vermuthet, der heute Morgen, luſtig den Stock ſchwingend, der feſten Abſicht geweſen war, ſich heute einmal

ganz der Reiſeluſt hinzugeben. In der Reſtauration war heute daſſelbe Gedränge wie auf dem Bahnhofe — er hätte keinen Stuhl erhalten können und wenn er eine Million dafür geboten: die Sängerfahrt hatte ſich aller Sitzgelegenheiten bemächtigt — kein noch ſo beſcheidenes Tröpfchen Bier; die Sängerfahrt hatte alle Fäſſer ausgetrunken und harrte mit großer Ungeduld auf ein bedeutendes Mehr von Nürnberg — kein Stückchen Brod: die deutſchen Sänger hatten wie eine Heerde Heuſchrecken Alles kahl gefreſſen — keinen Becher Waſſer: denn wenn auch der Brunnen neben dem Hauſe in unerſchöpflicher Gutmüthigkeit fort und fort rieſelte, ſo hatte doch ein erfindungsreicher Liedertäfler das Trinkgefäß losgemacht, um es zu ſchnödem Bier zu benützen — und dazu die Schreckensnachricht, daß der Nürnberger Zug vor einer Viertelſtunde abgefahren ſei, weßhalb man bis Nachmittag hätte warten müſſen, wenn nicht des Sonntags wegen heute ein beſonderer Zug eingeſchoben würde — ein Hoffnungsſchimmer — eine kleine Gunſt des Schickſals.

Da ſaß Herr Schmauder auf der Treppe des Bahnhofes, in ſtiller Ergebung die Hände gefaltet, und hatte die gleichen Gedanken wie die Geſellſchaft der Station Pflaumloch, welche etwas entfernt von ihm Platz genommen hatte, und auch er hätte weinen mögen, wenn er an ſein Zion gedachte, an ſein kleines, ſtilles Eßzimmer mit den alten wohlbekannten Möbeln, an den kleinen Fleck hinter dem Hauſe, von zehn Schuh im Quadrat, mit zwei kümmerlichen Stachelbeerſtauden, wo er, wenn nicht gerade dort Wäſche aufgehängt war, ſeine Pfeife zu rauchen pflegte, an ſein Sonntagsgericht, einem gemüthlichen Kalbsbraten mit weichen, ſchwellenden Kartoffeln oder friſchem, grünen Salat.

Er konnte ſich eines leichten Schmatzens nicht enthalten und hätte ſich wahrſcheinlich noch ſüßer vertieft in dieſe eingebildeten Genüſſe, wenn nicht ein lautes, donnerndes Hoch die Luft und auch ſeine Gedanken zerriſſen hätte.

eiſernen Geſpenſte verehrungsvollſt den Hut. Der Geiſt von Hamlet's Vater bleibt ſtehen, nimmt eine ſtarke Priſe und ſagt: „Sie ſind der junge Mann, der heute zum erſtenmal auftritt?“

„Ihnen zu dienen, Herr Maurer,“ ſagt der Debutant; „ich mache heute meinen erſten theatraliſchen Verſuch.“

„So bewundere ich es,“ entgegnete der Geiſt, „daß Sie noch nicht angezogen ſind.“

„Ich habe geglaubt, ich hätte noch vier Stunden Zeit und brauchte mich deßhalb mit dem Anziehen nicht zu beeilen.“

„Junger Mann,“ verſetzte das Geſpenſt und nahm abermals eine Priſe, „Sie müſſen nicht vergeſſen, daß Sie, wie geſagt, heute zum erſtenmal auftreten, und daß Sie vom Kopf bis zu den Füßen in einen Harniſch geſteckt werden, und in ſolch' einem Harniſch bewegt man ſich verflucht ſchlecht, das kann ich Ihnen verſichern; man muß ſich mehrere Stunden daran gewöhnen.“ — Bei dieſen Worten raſſelte der Geiſt von Hamlet's Vater bedeutend mit ſeiner Rüſtung und gieng klirrenden Schrittes von dannen.

Der Debutant, dem der rauſchende Beifallsſturm des übervollen Hauſes die Nerven ſchon ziemlich erſchüttert, indem er bedenkt, wie kräftig ein ſolches Publikum allenfalls ſein Mißfallen auszudrücken im Stande wäre, geht in die Garderobe, und bittet den bei ſolchen Gelegenheiten anweſenden Flaſchnermeiſter, ihn gefälligſt zu wappnen. Darauf zieht man dem Prinzen Fortinbras gelbe Tricots an, zwängt ihn in einen blauen Leibrock mit kurzem Schooß und führt ihn nach einer Rüſtung, die in der Garderobe auf dem Boden liegt, ein wahrer Berg von Meſſingplatten, von Gelenken aller Art, von Riemenzeug und Schnallen. Zuerſt werden ſeine Füße und Beine beſchient und bepanzert, dann ſchnallt man ihm den Harniſch an, hängt ihm den Ringkragen auf, ſteckt ihn in die Armſchienen, ſetzt ihm den Helm auf, gürtet ihm das Schwert um; der Friſeur hatte ſeine Haare geordnet, ihm einen verwegenen

„Hoch! — und abermals Hoch!“

„Ja, meine verehrten Freunde, Mitſänger, deutſche Sangesbrüder! Der erhebende Gedanke deutſcher Einheit, der aus unſern Beſtrebungen hervorleuchtet, der hiedurch, im Kleinen angebahnt, gewaltig emporſtreben wird, ſeine Zweige weit emporſtreckend in die freie, deutſche Luft, die um ſo freier und deutſcher wird, je höher wir emporſteigen bis zu jenen Regionen, von denen unſer großer deutſcher Schiller das große Wort ſprach: Die Welt iſt vollkommen überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.“

„Bravo! — bravo! — ſehr gut! — bravo!“

„Ja, deutſche Sangesbrüder, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual — — — — wenn auch — obgleich — ſondern — nichtsdeſtoweniger — aber — ja, aber dieſe freien Regionen, ſind ſie in unſerem verderbten, reaktionären, verdummten Jahrhundert wohl anders zu erreichen als auf freien, deutſchen Sangesflügeln?“

„Sehr gut! — bravo! — ſehr gut!“

„Laßt ſie deßhalb immerhin lächeln über die unverkennbare Gährung, welche in dieſem Augenblicke das deutſche Volk beherrſcht und welche ſich kund gibt in jenem Drange nach Vereinigung beim ſchäumenden Becher, beim fröhlichen Lied. — Wie ſagt der deutſche Dichter? ‚Wir ſind uns eines ſchönen Zieles bewußt,‘ und wie ruft er ein anderes Mal? ‚Hoher Sinn liegt oft im kindlichen Spiele‘ — und dieſes Ziel und dieſen Wahrſpruch wollen wir vor Augen behalten, deutſche Sangesbrüder, ihm nacheifernd durch Wort und Geſang, denn ſeid verſichert, deutſche Bundesbrüder und Mitſänger, bei Sang und Becherklang, bei des Gaſtmahls fröhlichem Verein werden wir jene politiſche Reife erlangen, die uns einſt die Berechtigung gibt, an jenem großen Tage, wenn von Berg zu Berg die Feuerzeichen leuchten und wenn ſich die Sonne einer neuen Zeit glanzvoll erhebt zum Schrecken unſerer Feinde, unſere ſchwarz-

rothgoldene Fahne mit der Inſchrift zu ſchmücken: „Das ganze Deutſchland ſoll es ſein!“

Der Jubel, der nach dieſer ſchönen Rede ertönte, war ſo gewaltig und ſinnverwirrend, daß Herr Schmauder ſeinen Reiſeſack ergriff und raſch auf die andere Seite des Hauſes flüchtete zu den gemüthlichen bayeriſchen Schaffnern in freundlicher blau und weißer Uniform, die aber heute auch nicht ſo gut gelaunt waren als ſonſt — ja er hörte einen derb fluchen und zu ſeinen Kollegen ſagen: „Dieſe Maleſizfeſtlichkeiten könnten einem das ganze Geſchäft entleiden — hat man doch kaum Zeit, an den unvernünftig großen Zügen die Thüren auf und zu zu ſchließen, von einer kleinen Erquickung, die ſich der Menſch, ja ſelbſt der Eiſenbahnbeamte erlauben muß, iſt ſchon gar keine Rede mehr — hol' der Teufel all' den Schwindel!“

„Wird der Zug, mit dem wir nach Nürnberg fahren, wohl ſtark beſetzt ſein?“ erlaubte ſich der Oberreviſor ſchüchtern zu fragen.

„Stark beſetzt ſein? — Fragen Sie lieber, ob unſere Wagen ausreichen werden, um Alles das fortzubringen.“

„Du, mein lieber Gott — wir werden doch nicht die ſämmtlichen Sänger von da drüben mitnehmen?“

„Nun das fehlte uns noch — wir werden an unſeren Schützen gerade genug haben.“

„An unſeren Schützen?“ frug Herr Schmauder mit einer matten Stimme.

„Ja, wiſſen's denn nit, daß in Nürnberg 's Schützenfeſt abgehalten wird?“

Der Oberreviſor warf einen matten Blick gen Himmel: Scylla und Charibdis — dort ſchwäbiſche Sänger, hier bayeriſche Schützen.“

„Da kommt der Zug!“ rief der Schaffner und ſetzte gutmüthig hinzu: „wenn ich Ihnen rathen darf, ſo ſehen Sie zu, wo Sie ein Plätzchen finden — es iſt hier nur ein Halt von zwei Minuten

und wenn Sie nirgendwo unterkommen, ſo müſſen's halt vier Stunden auf den nächſten Zug warten."

Da ſtanden die Wagen, da wurden eilfertig die Thüren aufgeriſſen und da ſprangen die Paſſagiere eben ſo eilfertig wieder heraus, um vielleicht ein Tröpfchen Bier zu erhalten oder ſonſt etwas — zu beſorgen.

Da wurde gelacht und geplaudert, auch wohl ein Juchzer gehört oder ein Bekannter im vierten oder fünften Wagen mit gewaltiger Stimme angerufen — da wimmelten alle Wagen voll grauer Juppen und ſpitzer grüner Hüte mit Gemsbart und Spielhahnfeder und beſteckt mit grünen, rothen und weißen Zetteln, lauter gemüthlich ausſehende, heitere Leute mit ſo luſtigen Geſichtern, daß es wahrhaftig eine Freude ſein mußte, mit ihnen zu fahren, wenn man nur erſt einen Platz gehabt hätte.

Herr Schmauder lief, ſeinen Nachtſack in der Hand, an der Wagenreihe hin und her, und überall, allüberall, wo er mit einer bittenden Geberde hinſchaute, ſchallte es ihm entgegen, daß hier ſchon Alles beſetzt ſei. Dabei wurde er zuweilen unſanft auf die Seite gedrückt, da er einem Glücklicheren im Wege ſtand, der zurückkam, um ſeinen alten Platz wieder einzunehmen. Dazu drängten die Schaffner zum Einſteigen und dazu lärmte die Eiſenbahnglocke mit einer erſchreckenden Haſt das letzte Zeichen, weßhalb ſich unſer armer Reiſender mit dem Muthe der Verzweiflung in den erſten beſten Wagen ſchwang und trotz der kräftigſten Proteſtationen der Inſitzenden dort nicht auf einen Sitz, ſondern auf den Schooß eines wohlbeleibten Schützen niederfiel, welcher unglücklicherweiſe ſeine Büchſe auf den Knieen liegen hatte, ſo daß ein unnennbarer Theil von Herrn Schmauder's Körper mit dem gefühlloſen Eiſen des Hahnkamms in unangenehme und ſchmerzliche Berührung kam.

Er konnte ſich auch nicht enthalten, mit einem Schmerzensruſe wieder in die Höhe zu ſchnellen, vielleicht wieder zum Wagen hinaus, wenn die Thüre hinter ihm nicht augenblicklich zugeſchlagen worden wäre, wobei er ein ſo jammervolles Geſicht machte, daß ſämmtliche

Paſſagiere — es waren deren bereits acht und darunter manch' wohlbeleibter — aus der Noth eine Tugend zu machen beſchloſſen und ihn nicht böſe anſchauten, ja einige ihn ſogar freundlich anlächelten; doch war dieſes Lächeln eigentlich mehr die Folge der Beruhigung des oben erwähnten Schützens, der jetzt nämlich mit großer Seelenruhe ſagte: Machen wir uns nichts daraus, ſeien wir nur froh, daß dabei nicht irgend etwas losgegangen iſt.“ Auch rückten Alle ſo gut wie möglich zuſammen und da der Körpertheil, auf welchen man gewöhnlich ſich zu ſetzen pflegt, bei dem mageren Herrn Schmauder im Verein mit deſſen Schultern einen förmlichen Keil bildete, ſo war er durch das Rütteln und Schütteln des Wagens in kurzer Zeit ſo zwiſchen ſeine Nachbarn gezwängt, daß er mit denſelben eine kompakte, unbewegliche Maſſe bildete. Dazu mochte in dem Wagen eine Hitze von ungefähr achtundzwanzig Grad herrſchen, auch war des Luftzuges halber nur ein Fenſter geöffnet und alle acht Schützen rauchten aus Pfeifen und Cigarren einen mehr oder minder ſchlechten Tabak.

Der Oberreviſor hatte bis hieher noch nicht viel von der Hitze zu leiden gehabt, jetzt aber rann der Schweiß in hellen Tropfen von ſeiner Stirne herunter und nicht allein der Wärme oder des engen Sitzens wegen, ſondern er konnte ſich auch eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren beim Anblick all' der Schußwaffen, die ſich im Wagen befanden, der gefüllten Pulverhörner und des beiſpielloſen Leichtſinns, mit welchem man hier die brennenden Zündhölzchen und glimmenden Cigarren zu behandeln pflegte: da brauchte ja nur eines dieſer Pulverhörner nicht vollkommen dicht zu ſein und von ſeinem Inhalte auf den Boden rinnen laſſen, da brauchte nur eines der Gewehre loszugehen — welch' gräßliches Unglück ſtand da in Ausſicht: der ganze Zug war mit Schützen beſetzt, von denen jeder Munition in hinreichender Menge mit ſich führte, vielleicht war auch noch ein Packwagen mit Schießpulver angehängt für das Schützenfeſt in Nürnberg. Wenn Herr Schmauder lebhaft daran dachte, ſo fühlte er, wie ſich ſein Haar unter der Reiſemütze

langsam auflüpfte und er sah im Geiste jenen fürchterlichen Augenblick vor sich, wo sich der ganze, lange Zug in eine feurige Schlange auflösen werde. Er faltete langsam seine Hände, um sich das feste Gelöbniß zu thun, nie mehr einen Eisenbahnzug zu betreten, auf dem sich Turner und Bienenzüchter, Liedertafeln und Schützen zu angenehmen Vereinsfahrten zusammengefunden — er gelobte sich ferner, alsbald nach seiner Rückkehr aus dem Männergesangverein auszutreten und seinen ältesten Sohn zu veranlassen, es bei der Jugendwehr ebenso zu machen, er nahm sich fest vor, so viel als möglich dahin zu wirken durch die Macht der Schrift und des gesprochenen freien Wortes, daß dem wilden Drange unserer Zeit, sich zu vereinen, möglichst Einhalt gethan werde. In seinem Geiste faßte er die Idee, eine Gesellschaft zu gründen, von der jedes Mitglied es sich zur Aufgabe macht, dadurch für die Menschheit wohlthätig zu wirken, von allen Ecken unseres gesegneten deutschen Vaterlandes Mittheilungen zu machen, Warnungsrufe ergehen zu lassen an harmlose Reisende, welche Stille und Einsamkeit suchen und statt dessen irgend einem Schützen-, Sänger- oder Turnfest zur Beute werden. — Er beschloß, spekulative Gastwirthe aufzufordern, in den Zeitungen anzuzeigen, zum Beispiel: Während der nächsten Sommermonate kann man sich bei uns ungestört des Lebens freuen, denn wir vermögen eidlich zu erhärten, daß weder bei uns noch in einem Umkreis von zehn Stunden irgend eine Vereinigung zum Singen, Schießen, Turnen, Rudern stattfinden wird — unsere Gegend ist rein von jeder Epidemie, auch sind noch keine Fälle von Hundswuth vorgekommen.

Ja, je mehr die Hitze stieg, je intensiver der Tabaksqualm um ihn her wurde, um so wilder stieg der Haß und der Zorn in der Brust dieses sonst so sanftmüthigen und geduldigen Beamten; es gab Augenblicke, wo er sich selbst fragte, was könnte mir eigentlich geschehen, wenn ich diesen fetten Kerl mir gegenüber, der mich mit seinen wulstigen Knieen in einem fort mißhandelt, der auf meine Stiefel spuckt, der den Wassersack seiner Pfeife auf den

Boden ausgießt ſtatt zum Fenſter hinaus, wenn ich ihn plötzlich an der Gurgel packte und ein wenig zu würgen verſuchte — was könnte mir geſchehen? — Vielleicht würde ich auf der nächſten Station hinausgeworfen, hinaus aus dieſem Hitz-, Schwitz- und Qualmkaſten in Gottes ſchöne, freie Natur; vielleicht auch ſperrten ſie mich, wenn ſie Urſache zu haben glaubten, an meinem Verſtande zu zweifeln, in einen Gepäckwagen oder vielleicht ſogar in eine Hundeabtheilung. — Das dachte unſer Reiſender und war phyſiſch und moraliſch ſo heruntergekommen, daß er ſich den Aufenthalt in einer Hundeabtheilung durchaus nicht ſo abſchreckend vorſtellte.

Und doch waren alle die Leute, mit denen er fuhr, gute, harmloſe Menſchen, die nicht minder von der Hitze litten, welche aber gute Miene zum böſen Spiele machten, ſich auf das Nachmittagsſchießen in Nürnberg freuten, dabei aber in Ausdrücken ſprachen, welche dem Herrn Schmauder durchaus nicht verſtändlich waren und die ihn als förmlich ſinnlos umrauſchten. Was wußte er von Stand-, Feld-, Kehrſcheibe, was von Stecher, Schnapper und Haupt, von Nummern und Zeiger, von ſchwarzer, von rother, von gelber Fahne, von Auflegen und Freihandſchießen?

Ihm wurde von alle Dem ſo dumm,
Als ging ihm ein Mühlrad im Kopfe herum.

Und dabei hatte auch dieſer Zug ſeine gehörige Verſpätung und auf Stationen, wo man fünf Minuten hätte halten ſollen, um ein wenig Luft zu ſchöpfen oder ſich die Glieder wieder gelenkig zu machen, öffneten die Schaffner eilfertig die Thüren, um ſie in der nächſten Sekunde wie zum Hohne wieder zuzuſchlagen und zu verriegeln — ſo hatte man beim Anblick von Gunzenhauſen's ſaftig-appetitlichen Würſtchen und kühlen Bierkrügen Tantalusqualen, da es nur wenigen Glücklichen gelungen war, wie im Fluge etwas zu erhaſchen — da ſauste man an Pleinfeld, Roth, Schwabach vorüber, da zuckte der wahrheitsliebende Schaffner die Achſeln, wenn man ihn um die Länge des Aufenthalts in Nürnberg befragte,

und ſetzte hinzu: „Nach Bamberg und Würzburg wird es augenblicklich weiter gehen, wir kommen eine halbe Stunde zu ſpät.

In der Richtung der erſteren Stadt lag auch das Ziel unſeres Reiſenden — er hatte auf Nürnberg gehofft, dort verließen ja ſämmtliche Schützen den Wagen, und obendrein hatte er beſchloſſen, ſich für die letzte Strecke ſeines Weges zur zweiten Klaſſe aufzuſchwingen, wo er doch ſicher ſein durfte vor Sänger- und Turnvereinen, und wo er auf bequemem Sitze ſeinen müden Körper und ſeinen noch müderen Geiſt ausruhen laſſen konnte.

„Alles ausſteigen!“ rief der betreffende Beamte auf dem nürnberger Bahnhofe den Schützen zu, bei denen ſich auch unſer Reiſender befand, „dieſe Wagen werden abgehängt und nach Bamberg und Würzburg wird weiter vornen eingeſtiegen — doch bitte ich, ſich möglichſt zu beeilen, der Zug wird im Augenblicke abgehen.“

Alſo den Nachtſack in die Hand genommen, die Mütze feſter in die Stirne gezogen und nun von Schweiß triefend in einem animirten Hundetrab durch die ganze Länge des Bahnhofs, wo ſich die neue Lokomotive ziſchend und rauchend ſo ungeberdig und ungeduldig anſtellte, als habe ſie nur darauf gewartet, daß Herr Schmauder einſteigen werde, um hierauf mit gellendem Pfiffe loszugehen; ja ſie hatte es ſo eilig, daß die Thüre hinter dem Einſteigenden ſo raſch und energiſch zugeſchlagen wurde, daß er ſchneller, als dieſes ſonſt wohl geſchehen wäre, auf den einzigen noch freien Platz befördert wurde.

Alles das ging mit ſolcher Eile und Alles ging mit ſolcher Haſt, daß der Oberreviſor bereits auf den viel weicheren Kiſſen der zweiten Klaſſe ſaß und daß der Zug ſchon aus dem Bahnhofe hinaus war, ehe er Zeit hatte zur Beſinnung zu kommen, und obendrein wurde er noch auf eine für ihn ſehr unangenehme Art in die Wirklichkeit zurückverſetzt: der Schaffner, der jetzt erſt an der Thüre des Coupé's erſchien, um die Karten zu löchern oder abzunehmen, machte beim Betrachten derjenigen unſeres Reiſenden ein ſehr verwundertes Geſicht und rief: „Mein Herr, Sie befinden

ſich auf einem falſchen Zuge — Sie wollen nach Bamberg und dieſer geht nach Würzburg."

Jetzt aber war die Geduld des unglücklichen Eiſenbahnſchlachtopfers erſchöpft, und was er lange nicht gethan, er fluchte und riß ſich in Verzweiflung fluchend ſeine unſchuldige Reiſemütze vom Kopfe: „Kreuztauſendmillionen Schock Donnerwetter — ſo wollt' ich doch, daß der Teufel hinein führe!"

„Was auch nicht viel helfen würde," erwiederte der Schaffner in philoſophiſcher Ruhe, „ich will es dem Zugmeiſter melden und glaube ſchon, daß er Sie die Fahrt von Nürnberg nach Würzburg nicht nachzahlen laſſen wird — thut mir recht leid — wenn Sie indeſſen auf der fürther Kreuzung ausſteigen wollen, ſo dürfen Sie es nur ſagen."

Der Oberreviſor ſchlug die Arme übereinander, preßte die Zähne zuſammen und murmelte mit einer hartnäckigen Entſchloſſenheit: „Nein, ich will nicht an der fürther Kreuzung ausſteigen, ich will nach Würzburg fahren oder meinetwegen zum Teufel."

„Wie es Ihnen beliebt."

Auch dieſes Mal befand man ſich wieder zu Achten im Wagen, doch entdeckte unſer Reiſender nach einiger Zeit, daß er viel bequemer ſaß, als vorher bei den Schützen. Bis jetzt hatte er ſeine Reiſegeſellſchaft noch keines Blicks gewürdigt und ſchaute nun erſt um ſich her, beſonders weil er entdeckte, daß keiner der Mitfahrenden ein Wort ſprach, keiner rauchte und daß ſich ſein Nachbar mit einer gewiſſen Scheu vor ihm in die andere Ecke zurückzuziehen ſchien. Dieſer Nachbar, obgleich ein Mann in vorgerückten Lebensjahren, hatte langes, glatt herabfallendes Haar, trug eine weiße Halsbinde und einen ſchwarzen Anzug; ebenſo war deſſen Gegenüber gekleidet, ſowie alle Anderen, und ſie bildeten ſtill und ſchweigſam mit würdevollem Geſichtsausdruck eine ſehr ernſte Geſellſchaft.

Dem Oberreviſor war indeſſen dieſe Ruhe nach den bewegten Stunden, die er durchlebt, durchaus nicht unangenehm, obgleich er ſich anderntheils geſtehen mußte, daß ein unterhaltendes aber leidenſchaftsloſes Geſpräch mit Menſchen noch mehr im Stande geweſen

wäre, ſeine aufgeregten Nerven zu beruhigen; doch ſchienen die Sieben im Wagen entweder das Gelübde gethan zu haben, die Fahrt ſchweigend zurückzulegen, oder war der Eindringling ihnen unbequem und ſchuld daran, daß an Aller Mund der Zähne doppelt Gatter dicht verſchloſſen lag. Dabei waren ſie indeſſen nicht unaufmerkſam für auffallende Gegenſtände, an denen man vorüberfuhr, auch hob zuweilen einer den Arm, um auf irgend etwas in der Landſchaft zu deuten, worauf die anderen Sechſe durch gemeſſenes Kopfnicken ihre Theilnahme bezeigten.

Hinter der fürther Kreuzung erſchien der Zugmeiſter in eigener Perſon mit dem tröſtlichen Ausſpruche, daß er von einer nochmaligen Zahlung abſehen wolle, erſuchte aber den Reiſenden, ſich künftig den richtigen Zug auszuſuchen, damit nicht er ſelbſt, ſowie auch die Beamten in Verlegenheit kämen.

„Dazu wird dem Reiſenden ja nicht einmal Zeit gelaſſen," ſagte Herr Schmauder, als es nun wieder weiter ging, und ohne dieſe Worte gerade direkt an einen der Sieben zu richten, ſprach er ſie doch ſo laut, daß Alle darauf eine Antwort hätten geben können, wenn es in ihrer Abſicht gelegen wäre; doch ſchwiegen ſie auch jetzt beharrlich und nur der, welcher unſerem Reiſenden gegenüber ſaß und welchen er bei der gemachten Bemerkung anſchaute, zuckte leicht die Achſeln und ſchloß milde lächelnd ſeine Augen eine Sekunde lang, um gleich darauf ſeinen Blicken eine ganz andere Richtung zu geben.

Daß aber die Sieben nicht ſtumm waren, erfuhr der Oberreviſor auf der nächſten Station, wo ein anderer, ebenfalls ſchwarz gekleideter Herr mit weißer Halsbinde und langen Haaren vor der geöffneten Wagenthüre erſchien und ſich in warmem und gewinnendem Tone nach dem Befinden der werthen Kollegen erkundigte, worauf ihm freundlich ſtille Antwort ward, daß es den Umſtänden nach vortrefflich gehe, daß man ſich erbaue an dem heiteren Sonntage, daß man aber nichtsdeſtoweniger eine ſtille Sehnſucht empfinde nach dem freundlichen Neuſtadt und dem anmuthenden, lehrreichen Geſpräche mit Gleichgeſinnten.

Auch ein Kellner erſchien mit gefüllten Biergläſern, machte aber bei den Sieben ſchlechte Geſchäfte, denn der erſte Kollege verneinte dankend, wandte ſich mit einer zweifelhaft verneinenden Frage an den zweiten Kollegen, dieſer an den dritten, welcher ſich mit Umgehung Herrn Schmauder's an den vierten wandte, auf welche Art der Kellner keine Geſchäfte machte, wenn ſich nicht unſer Reiſender mit einer Energie, die ihm ſonſt nicht eigen war, eines Glaſes bemächtigt und es ohne Anſtrengung auf einen Zug ausgetrunken hätte. In dieſer Art zu handeln lag etwas abſichtlich Herausforderndes, was dem ſanften Gemüthe des Oberreviſors ſonſt nicht eigen war, doch fühlte er ſich in Wahrheit verletzt durch das ſchroffe Stillſchweigen ſeiner Reiſegeſellſchaft. Es hätte ihm ſo wohl gethan, eine freundliche Geſellſchaft zu finden, mit der er hätte plaudern können über die ausgeſtandenen Leiden des heutigen Tages — ja, er fühlte ſich ſo bedürftig eines gemüthlichen Wortes, daß er einige Male verſuchte, das Eis dieſer ſittlich umpanzerten Herzen zu durchbrechen und dieſem feſten und ſtarren Felſen einen Redequell zu entlocken — vergeblich — ein bezeichnendes Achſelzucken, ein leichtes Kopfſchütteln war Alles, was er zur Antwort erhielt, oder es wurde ſeine Frage nach dem Namen eines Dorfes, eines Schloſſes, an dem ſie vorüberfuhren, in flüſterndem Tone dem Nachbar wiederholt, um von dieſem alsdann achſelzuckend oder kopfſchüttelnd beantwortet zu werden.

Und doch entſprang dieſes zurückhaltende Benehmen der ſieben Herren nicht aus Stolz oder Hochmuth, ſondern es dünkte ihnen unzuläſſig, mit einem Menſchen — und ſei es auch nur durch Fragen oder Antworten — in Berührung zu kommen, der ſo gewiſſenlos fluchte, wie Herr Schmauder allerdings gethan, mit einem Menſchen, deſſen verwildertes, verdorbenes Inneres ſich gewiß zu erkennen gab in jedem finſteren Ausdrucke, der ſeiner rauchigen Seele entſtieg — warum ſich trüben laſſen den ſtillen, evangeliſchen Frieden ihres Innern? warum ihre Schuhſohlen in Berührung bringen mit dem Schmutze des gewöhnlichen Lebens, ſie, die da

Bart aufgeklebt, und ein gefälliger Choriſt färbte ihm ſeine Backen roſenroth.

So ſteht er da, eng zuſammengeſchnallt und gepreßt, ein armes Opfer der Kunſt, und iſt nicht im Stande, eine Bewegung zu machen, welche einer menſchlichen ähnlich ſieht; er kann die Arme kaum an ſeinen Leib bringen, ſondern muß ſie immer von ſich abgeſtreckt halten: die Knieſcheiben, welche etwas zu lang für ihn ſind, erlauben ihm nicht, auf natürliche Art ſeine Beine zu biegen, und ſo muß er, wenn er gehen will, mit den Füßen eine Seitenbewegung machen, wie die Matroſen zu thun pflegen und was man weitſpurig gehen zu nennen pflegt. Dabei raſſelt der Harniſch auf eine unerträgliche Art, und wo er ſich hinter den Couliſſen ſehen läßt, da ſchreit der Inſpicient ſein: sssst! — sssst! und die Schauſpieler, die gerade hinaustreten wollten, bitten ihn, ſich ſo weit wie möglich zurückzuziehen.

Dieß Alles verurſacht ihm ein gewiſſes moraliſches und phyſiſches Unbehagen, und als nun der zweite Akt vorbei iſt, bedenkt er, indem er gelinde ſeufzt, daß jetzt nur noch drei kleine Akte ſind und dann an ihn die Reihe kommt. Der Geiſt von Hamlet's Vater erklärt ſich mit ſeinem Anzuge vollkommen einverſtanden, und der Oberregiſſeur ſagt ihm einige ermunternde Worte.

Der dritte Akt geht vorbei, und die zu langen Knieſcheiben haben den armen Prinzen Fortinbras faſt ganz wund gedrückt; der Inſpicient ſieht ihn beim Beginn des vierten Aktes ſcharf durch die Brille an und ſagt ihm mit gleichgültigem Tone, als wenn das gar nichts wäre, und ſich ganz von ſelbſt verſtünde: „Im nächſten Akt kommen Sie.“ — Ja, im nächſten Akt! denkt der Debutant, und es fröſtelt ihn in der kalten Rüſtung. Iſt vielleicht der Ringkragen zu feſt geſchnallt oder der Schwertgürtel? Genug das Athemholen wird ihm ſauer, und er muß oftmals tiefe Seufzer ausſtoßen. Gott, wenn es ihm draußen ſchlecht ergienge! wenn ihn ſein Gedächtniß verließe! wenn er

wandelten im ſtrahlenden Lichte bekannter und unbekannter Tugenden, ſie, deren Lippen ſo oft überfloſſen von Ausübung der Nächſtenliebe, von freundlichem Ertragen ſeiner Schwächen, von chriſtlicher Geduld und Duldung.

Endlich — „Neuſtadt!“ — ein kleiner unbedeutender Bahnhof, heute mit einer großen bedeutenden Menſchenmenge — und welch' verſchiedenartiges Leben: vor der Reſtauration ſah man ein gewaltiges Bierfaß, grün bekränzt, und daneben hohe, kräftige Geſtalten jubelnd und ſingend; die meiſten waren gekleidet in graue und blaue ſaubere Tuchjacken, hatten breiträndrige, ſteife, ſchwarze Filzhüte auf dem Kopfe und an den Füßen hohe Waſſerſtiefeln, die ihnen bis über die Mitte der Schenkel reichten; ſchwere Aexte ſchienen von Einigen als Spazierſtöcke benutzt zu werden, während Andere zu demſelben Zwecke tüchtige Knittel mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit ſchwangen.

„Vorwärts Ihr Mannen!“ rief eine weithin ſchallende Stimme, „da iſt der Zug;“ worauf ein paar Andere antworteten: „Nur Geduld, die werden ſchon warten, bis wir unſer Bier ausgetrunken haben — da bringt einmal dem Zugmeiſter das Maßkrugl.“

So bildete ſich lebendig und geräuſchvoll der Hintergrund, während auf dem Perron die Schuljugend des kleinen Städtchens in einer langen Doppelreihe ſtand, um unter Anführung ihrer Lehrer die ſchwarzgekleideten Herren mit langen Haaren und weißen Halsbinden durch Abſingung eines Chorals würdig zu empfangen. Da der Zug dieſes Mal keine Verſpätung hatte, auch das Bier vortrefflich war, ſo beeilte ſich der kommandirende Beamte nicht mit der Abfahrt, und erſt als die ſingende Schuljugend, einer Unmaſſe ſchwarzer Herren, die den Wagen entſtiegen waren, voranſchreitend, hinter dem Bahnhofgebäude verſchwunden war, gab die Glocke das zweite Zeichen.

Herr Schmauder hatte ſich in eine Ecke gedrückt und ſah nun mit Beſorgniß, wie die rieſenhaften Geſtalten mit den hohen Stiefeln, mit den Aexten und Knitteln jubelnd und jauchzend förmlich den Wagen ſtürmten; ihrer Acht hatten im Augenblick das Coupé ein-

genommen, in welchem er ſich bereits befand und wo er von dem zuerſt Eingetretenen mit einem faſt erſtaunten Blicke entdeckt worden war.

„Der ſcheint das Ausſteigen vergeſſen zu haben," rief der Flößer, wobei indeſſen ein gutmüthiges Lachen das Derbe in dieſem Anrufe ein wenig milderte. „Gehört Ihr nicht auch zu den Schwarzkitteln? — wenn das iſt, ſo müßt Ihr laufen, denn ſie ſind ſchon weit weg."

„Er ſcheint mir doch nicht dazu zu gehören," ſagte ein Anderer lachend, „aber er iſt gewiß ſo angenehm und verläßt unſere Geſellſchaft hier im Wagen — dahinten iſt noch Platz genug — meint Ihr nicht auch, Herr Zugmeiſter?" rief er, ſich rückwärts wendend, „daß es für den einzelnen Herrn hier beſſer wäre, wenn Ihr ihn anderswo unterbrächtet?" wobei ein Dritter, ohne erſt die Zuſtimmung des Herrn Schmauder abzuwarten, deſſen Nachtſack von der Bank genommen hatte, wobei er ihm in freundlichem Tone ſagte: „Das Geſchirr da will ich Euch ſchon hinausreichen."

Wir brauchen kaum zu ſagen, daß ſich Herr Schmauder ſchon bei der erſten Aufforderung bereitwillig erhoben hatte und nun dankend ſeinen Nachtſack ergriff und dem Wagen enteilte.

Bier iſt eine herrliche Sache, wenn man es ſelbſt trinkt und nicht allein mit dem zweifelhaften Dufte deſſelben vorlieb nehmen muß, wie ſich auch allenfalls eine Freimaurercigarre ſelbſt rauchend ertragen läßt, aber ſo und ſo, das überbot alles bisher Erfahrene und Geduldete.

Da ſtand er auf dem Bahnhofe von Neuſtadt, ſo unbeweglich, ſo vollkommen ergeben und dabei ſo überdrüſſig alles Reiſens, daß er es nicht einmal vermochte, den Schaffner um einen andern Platz zu erſuchen, und doch wurde ſchon das dritte Zeichen laut und vernehmlich gegeben, während vom Städtchen her harmoniſch die Glocken läuteten.

„Ihr werdet auch froh ſein, von dem Gelärme wegzukommen," hörte er eine angenehm klingende Stimme neben ſich ſagen und ſah, als er ſich umſchaute, einen älteren Mann in wohlhabender Bauern-

tracht, der mit geſpreizten Beinen daſtand, wohlgefällig ſchmunzelnd gegen den Zug lächelte und leicht mit ſeiner Peitſche knallte, als wolle er die Lokomotive antreiben.

„Wenn ich das nur von mir ſagen könnte, aber ich muß noch weiter.“

„Mit den Flößern da, die in Würzburg drunten eine Verſammlung haben? — da möchte ich ſchon danken — beneide Euch nicht um Euer Unterkommen.“

„Ich glaube, Ihr habt Recht,“ antwortete unſer Reiſender kleinlaut, „zudem habe ich in Würzburg auch durchaus nichts verloren.“

„Ah, Ihr reiſet alſo zu Eurem Vergnügen?“

„Ja, ich hab's erfahren und genoſſen, dieſes Vergnügen,“ ſeufzte Herr Schmauder.

„Würde Euch noch eher rathen, in Neuſtadt zu bleiben; da aber hier die Geiſtlichkeit einen Vereinstag hält, ſo werdet Ihr auch hier auf ein Bett und auf ein gutes Eſſen verzichten müſſen.“

Der Oberreviſor blickte, ohne zu antworten gen Himmel, dann aber, als habe er ſich einer höheren Eingebung zu erfreuen, wandte er ſich plötzlich an ſeinen Nachbar mit der Frage: „Und wohin reiſet Ihr, mein lieber Freund?“

„Ich fahre mit meinem Wägelchen, das dort hinter dem Bahnhofgebäude ſteht, nach Hauſe, nach Windsheim; da beſitze ich am Abhange des Berges, ein paar Büchſenſchüſſe von der Stadt, ein Haus.“

„Gewiß mit einer ſchönen Ausſicht?“

„Das will ich meinen, und keine weite Ausſicht — bei klarem Wetter ſehen wir die Thürme von Würzburg — ah, da droben iſt es ſchön — beſonders an einem heißen Sommertage wie heute: ſchattiger Wald und friſches Waſſer — doch wenn Ihr weiter wollt, ſo beeilt Euch!“

„Iſt dort oben herum ein kleines ſtilles Wirthshaus?“ frug Herr Schmauder mit einer Haſt, die dem Anderen eigenthümlich erſcheinen mußte, denn er erwiederte lächelnd: „Das brauchen wir nicht weit zu ſuchen, mein Haus ſelbſt iſt ein kleines Wirthshaus

— ‚Zur Eichenruhe‘. Eichen hat's genug da oben und ruhig iſt es auch mit Ausnahme des Sonntag Nachmittags, wo ſie alsdann gerne von Windsheim heraufkommen, um bei uns Kaffee zu trinken.“

„Sie bleiben hier in Neuſtadt?“ rief der Zugmeiſter mit einem von Eifer gerötheten Geſichte unſerm Reiſenden zu, „ſonſt —“

„Fahren Sie mit Gott!“ rief Herr Schmauder in einem unverkennbaren Tone der Befriedigung, dann wandte er ſich raſch gegen den Wirth zur Eichenruhe und ſagte: „Ich bin nach Franken gereist, um in irgend einem ſtillen friedlichen Wirthshaus ein paar ruhige Tage zu verleben — wollt Ihr mich mitnehmen? Aber nach einem möchte ich mich vorher noch erkundigen; gibt es in Windsheim einen Turnverein? — eine Liedertafel? — einen Schützenverein? — hat es dort viele Bienenzüchter? — könnte es geſchehen, daß ſich dort in der nächſten Zeit Theologen zuſammenfänden, oder Philologen, oder Forſt- und Landwirthe, oder Müller, Flößer und Künſtler, um dort zu tagen?“

Worauf der Andere lachend zur Antwort gab: „Nein, nein, den Schwindel überlaſſen wir größeren Orten — bin ich doch eigens hieher gefahren, um mir das Treiben der Flößer und der Geiſtlichen anzuſchauen, habe aber ſobald genug gekriegt, daß ich nicht einmal ausſpannen ließ.“

„Wie mich das freut — alſo wir können gleich weiter fahren?“

„Im Augenblick, kommen Sie nur.“

Bald ſaßen ſie auf dem ländlichen, aber bequemen Wägelchen, vor das zwei kräftige Braune geſpannt waren. Der Wirth zur Eichenruhe ergriff die Zügel, ſchnalzte mit der Zunge und dahin flogen ſie, bequem ſitzend, in die freie, würzige Luft, angefächelt von einem leichten Windhauche, und als der Oberreviſor zurückblickend den ſchwarzen Eiſenbahnzug gen Würzburg dampfen ſah, da konnte er ſich nicht enthalten, ſein Inneres durch ein tief empfundenes „Gott ſei Dank“ zu erleichtern.

„Und das iſt die Aiſch,“ ſagte ſein Nachbar und zeigte mit

der Peitſche auf einen munteren Bach, der ihnen entgegenrauſchte und an deſſen Ufern ſie dahin fuhren — „hat auch gute Forellen.“

„Ah, Forellen iſt etwas Gutes, aber ſie ſind wohl ſehr theuer?“

„Draußen bei Euch wohl, aber hier nicht beſonders — könnt' Euch ſelbſt welche fangen, wenn Ihr genug Langeweile ertragen könnt — Angelgeräth kann ich Euch liefern — habt Ihr ſchon geangelt?“

„Noch nie.“

„Ihr wißt doch, was eine Angel iſt?“ frug der Bauer ſchmunzelnd.

„Ich denke ſo.“

„Vielleicht nach allgemeinen Begriffen wißt Ihr es wohl, neulich aber hat ſie uns Jemand auf eine Art bezeichnet, die mir ſehr wohl gefallen hat, er ſagte: eine Angel iſt ein langer Stecken mit einer Schnur daran, an einer Seite hängt ein Regenwurm, an der anderen ein Müßiggänger — hopp Liſe!“

Dieſer Ausruf galt einem der beiden Pferde und wirkte beſſer als Zungenſchlag und Peitſchenknall, denn die beiden Braunen trabten ſo raſch dahin, daß die Meſſingzierrathen an ihren Geſchirren klirrten und klingelten.

„Da haben wir Windsheim,“ ſagte der Wirth nach einiger Zeit, „und da Ihr wohl in dem Städtchen ſelbſt nichts zu thun habt, ſo wollen wir außen herum zu uns hinauffahren — jetzt, da es langſamer geht, ſchaut Euch einmal mit Behagen um, wie man ſo nach und nach immer mehr Land überſieht — dort erkenne ich den Sankt Sebaldusthurm von Nürnberg, und nach der anderen Seite hin tritt jetzt auch Würzburg hervor; droben aus den Fenſtern ſieht ein geübtes Auge auch den Main blinken — ſchaut Euch nur um. Und wie ſchön die Felder ſtehen und wie prächtig der Weinſtock iſt — ja, ja, dieſes Franken iſt ein beſonders geſegnetes Land.“

„Das weiß Gott — und wie wunderbar ruhig und ſtill es hier oben iſt; der Himmel iſt aber auch herrlich blau und die mächtigen Bäume ſchauen uns ſo ernſt an, daß man ſich ordentlich ſcheut, ein unnöthiges Wort zu ſprechen.“

„Daraus ſollte man ſich überhaupt ein Gewiſſen machen und wenn man darüber nachdenkt, ſo haben die Vereinler da unten viel auf dem Gewiſſen.“

„Es iſt hier oben ſo prächtig,“ meinte Herr Schmauder nach einer Pauſe in bekümmertem Tone, „daß wohl irgend einer darauf verfallen könnte, hier oben ein Sängerfeſt zu feiern — das wäre ſchrecklich.“

„Hat keine Gefahr — dazu fehlt es in Sinsheim an unruhigen Köpfen — wißt Ihr von denen, die gerne in den Zeitungen viel Geſchrei machen, die es lieben, ſich gedruckt zu leſen und denen es Freude macht, wenn bei einer ſolchen Verſammlung über ſie recht laut und viel geſprochen wird — ich habe das Alles mit angehört ‚nur den Bemühungen unſeres‘, dann kommt der Vor- und Zuname, ‚haben wir es zu danken, daß dieſes ſeltene, ſchöne Feſt zu Stande kam;‘ oder vielleicht auch: ‚weſſen Name, meine verehrten Anweſenden, klingt heute wohl beſſer in unſeren Herzen an, als der unſeres thatkräftigen, unermüdlichen,‘ wieder Name und Vorname, und während nun Alles ſo laut als möglich dreimal hoch! ſchreit, trinkt der unermüdliche Betreffende ſein Gott weiß wie vielſtes Glas leer, um ſich hierauf durch eine ähnliche Rede zu bedanken, die wieder bejubelt und angetrunken wird und eine dritte Veranlaſſung gibt, das Gleiche zu thun im Reden und Trinken — doch da iſt die Eichenruhe und wir wollen nicht weiter darüber reden.“

„Gewiß nicht, der Anſicht bin ich auch: nicht mehr darüber reden, nicht mehr daran denken.“

Alles hier oben erſchien unſerem Reiſenden wie ein ſeliger Traum: das nette Stübchen mit dem reinlichen Bette und den anſpruchloſen Möbeln, welches man ihm angewieſen, das freundliche Geſicht der Wirthin, vor Allem die entzückende Ausſicht, deren er hier oben aus ſeinem Fenſter genoß, und dieſe Ruhe, dieſer Frieden!

Herr Schmauder zog einen alten Lehnſtuhl an's Fenſter, ſetzte ſich hinein und ſchwelgte mit gefalteten Händen in einem unausſprechlichen Behagen — kein Ton, kein ſtörender Laut drang aus der Ebene hieher, nur zuweilen vernahm man leiſe, leiſe den Ge-

ſang eines Vogels oder das Rauſchen des Windhauches durch die ausgebreiteten Aeſte der mächtigen Bäume — glückſelig der, dem ein Tag ſo zu Ende geht.

Der Oberreviſor war jetzt ſchon im Stande, ohne Schauder an ſeine heutige Fahrt zurückzudenken, und als er weit, weit in der Ferne einen Bahnzug vorüberdampfen ſah, verurſachte ihm das nicht gerade ein unheimliches Gefühl, doch rieb er ſich die Hände und ſagte: „Wenn Ihr dort unten wüßtet, wie wohl mir hier oben wäre!“ Und nun erſt das einfache, aber gute Nachteſſen unter den ſchattigen Bäumen, dann das allgemache, linde Herniederſinken der Nacht, ſo nervenberuhigend, ſo einſchläfernd, daß Herr Schmauder ſich nicht enthalten konnte, ſchon um neun Uhr nach ſeinem Zimmer zu fragen, hier ſich alsbald zu Bette legte und augenblicklich einſchlief.

Er würde wahrſcheinlich bis zum Morgen fortgeſchlafen haben und ohne beunruhigende Träume ſanft und ſelig wie ein Kind in der Wiege, wenn er nicht auf einmal dadurch aufgeweckt worden wäre, daß Jemand heftig an ſeiner Schulter rüttelte.

Er fuhr empor und ſah den Wirth, eine Lampe in der Hand, an ſeinem Bette. „Was gibt es denn?“ — brennt es irgendwo?“

„Das nicht, aber ich hielt es für meine Pflicht, Euch aufzuwecken, um mit mir etwas ganz Abſonderliches anzuſchauen. Man ſoll den Teufel nie an die Wand malen; habe ich Euch geſtern Nachmittag doch aus innerſter Ueberzeugung verſichert, daß ſie uns hier oben mit ihren Vereinen in Ruhe laſſen würden, und nun hat ſich doch einer eingeſtellt.“

„Mitten in der Nacht?“

„Ja, und das iſt noch nicht das Aergſte — wenn es noch ein Sängerverein wäre, der uns ein paar Lieder zum Beſten gäbe — aber“ — ſetzte er mit ſtarren Augen hinzu, indem er ſich auf's Ohr ſeines Gaſtes niederbeugte, denkt Euch nur, es ſind die deutſchen Scharfrichter, die oben auf einem freien Platze im Walde nächten — tagen kann man es nicht nennen.“

„Schauderhaft — und das wollt Ihr doch nicht mit anſehen?“

„Allerdings will ich das und bitte Euch dringend, mich zu begleiten.“

Der geſtern ſo gemüthlich und freundlich ausſehende Wirth zur Eichenruhe hatte heute in ſeinen Zügen etwas ſo Starres, Unheimliches, und ſeine Augen glänzten ſo ſeltſam, daß es Herr Schmauder nicht gewagt hätte, ihm ſeinen allerdings eigenthümlichen Wunſch abzuſchlagen. — So raſch wie in dieſem Falle war er noch nie in ſeine Kleider gekommen, als ſie aber jetzt draußen unter den leiſe rauſchenden Bäumen ſtanden, bemerkte er zu ſeinem Schrecken, daß er in der Eile vergeſſen hatte, ſeine Hoſen anzuziehen; doch fand der Wirth dieſes ſonſt unentbehrliche Kleidungsſtück heute in der lauen Sommernacht durchaus nicht nöthig, faßte den Gaſt an der Hand und zog ihn trotz ſeines Sträubens mit unwiderſtehlicher Gewalt den Berg hinan.

„Da — da — da ſind ſie.“

In der That ſah man innerhalb einer Waldlichtung auf abgehauenen Baumſtämmen im Kreiſe umher ein Dutzend ſtiller Männer ſitzen, die mit erhobenen, bleichen Geſichtern den Mond anſtarrten, welcher hoch über ihren Häuptern ſtand und Alles rings umher in einem zweifelhaften Lichte zeigte, ſo unbeſtimmt und duftig wie bei leichtem Nebel, woher es auch wohl kommen mochte, daß ein in der Mitte ſtehender langer Mann, der ſich auf ein gewaltiges Richtſchwert ſtützte, mehr wie ein Schatten ausſah, als wie etwas Körperliches; nur die Klinge des Schwertes glänzte unheimlich, beſonders jetzt, wo er dieſelbe langſam erhob, den Griff mit beiden Händen haltend, ſie dicht vor ſein Geſicht brachte und dann langſam die auf daſſelbe eingeätzten Worte las: „Wenn dem armen Sünder iſt abgeſprochen das Leben, ſo wird er in meine Hand gegeben;“ dann fuhr er mit einer dumpfen Stimme fort, die erklang wie das Seufzen des Nachtwindes, wenn er an Häuſerecken oder dicken Baumſtämmen vorüberſtreift: „So ſteht es da und wurde geſagt in alten guten Zeiten für alle Zeiten — iſt

alſo ein Geſetz und Gebot, wonach ſich richten ſollten die kommenden Geſchlechter. Und welch' ein Troſt iſt es für den armen Sünder, von dem lebendigen Schwerte getroffen zu werden, ſtatt abgeſchlachtet von einer gefühlloſen Maſchine! — Wehe! Wehe der Guillotine!"

„Ja, ſie iſt es," fuhr der Redner fort, wobei ſeine Stimme oft gewaltig klang, um gleich darauf zu einem kaum hörbaren, aber doch ſehr verſtändlichen Säuſeln herabzuſinken, „ſie iſt es, dieſe verruchte Maſchine, welche die Poeſie aus unſerem ſonſt ſo ehrwürdigen Stande verbannt hat, welche unſere von unſeren Eltern und Voreltern ererbte Kunſt zu einem Handwerk herabſinken ließ."

„Wehe! Wehe der Guillotine! — Ja, Wehe über dieſes feige Inſtrument! Und um wenigſtens zu verſuchen, ob es der vereinten Kraft deutſcher Scharfrichter nicht gelingen kann, dem altehrwürdigen Richtſchwert wieder zu ſeinem guten Rechte zu verhelfen, machten wir hier, werthe Kollegen, Freunde und Vereinsbrüder!"

„Fluch der Guillotine!"

„Ja, Fluch ihr und thatkräftiges Zuſammenhalten — denn nur die Vereinigung macht ſtark."

„Stark — ſtark — ſtark!"

War es der ungewiſſe dämmerige Schein des Mondes oder die eigenthümlich ſummende, ſeufzende Art, mit welcher der Redner ſprach, und das ſonderbar hinſterbende Geflüſter, mit dem der Chor antwortete, genug, unſer entſetzter Zuſchauer, Herr Schmauder, obgleich er Alles deutlich ſah und hörte — denn ſein Wirth hatte ihn trotz des Sträubens dicht an die Lichtung vorgeſchoben — wurde von einem ſchwindelhaften Gefühle beherrſcht, als würde er mit Wald und Lichtung, ja mit der ganzen Verſammlung langſam, aber unaufhörlich im Kreiſe herumgedreht, und dabei ſchien der volle Mond nicht einmal unbeweglich am Himmel zu ſtehen, denn er zuckte zuſammen und verzog ſein ſonſt ſo ernſtes Geſicht unverkennbar zu einem grinſenden Lachen.

„So wollen wir denn unſere Berathung beginnen," nahm der Redner in der Mitte des Kreiſes wieder das Wort, „nachdem wir

uns, wie ſtets in ähnlichen Fällen, geſtärkt durch das herkömmliche Opfer. — Ja, Vereinsbrüder, unſere gerechte Sache muß ſiegen — ich fühle es an dem Zucken meines Schwertes, ich fühle es an der Nähe unſeres Opfers.“

Da geſchah es in dieſem Augenblicke, daß ſich dem unglücklichen Oberreviſor vor Entſetzen das Haar ſichtbarlich in die Höhe ſträubte, denn kaum hatte der Redner ſo geſprochen, ſo wenden ſich die zwölf Männer auf den abgehauenen Baumſtumpfen langſam nach ihm hin und ſagten mit den Worten des Ogres im Märchen: „Ja, ja, wir riechen Menſchenfleiſch“ — da wollte er fliehen und konnte nicht, denn wie er den Verſuch machte, einen Fuß aufzuheben, ſo fühlte er, daß derſelbe am Boden feſtgewachſen war; kaum gelang es ihm, den Kopf herumzudrehen, um nach ſeinem Führer zu ſchauen und ihn um Hülfe anzuflehen — neues Entſetzen! dieſer war verſchwunden, und als Herr Schmauder nach ihm rufen wollte, brachte er keinen Ton aus ſeiner vertrockneten Kehle.

Da ſtreckte der im Kreiſe das Richtſchwert gegen das arme wehrloſe Vereinsſchlachtopfer aus, und als ſei die Klinge ein Magnet und er ſelbſt ein Stück Eiſen, ſo unwiderſtehlich und gewaltig zog es ihn, trotz ſeines Zappelns und Sträubens, mitten in den Kreis hinein zu den Füßen des Unbarmherzigen.

Fern ſei es von uns, mit grauſamer Luſt die letzten Augenblicke des Unglücklichen umſtändlich auszumalen — ging doch Alles, was jetzt hier noch Grauenhaftes geſchah, mit entſetzlicher Schnelligkeit vorüber, wobei die zwölf Männer ſich erhoben hatten und mit verſchlungenen Händen einen kannibaliſchen Reihentanz aufführten.

Er war todt — Herr Schmauder war todt und es hatte ihm nicht einmal beſonders weh gethan — er hatte nur das Gefühl einer ſtarken Zugluft empfunden, worauf alsdann mit einem Male ſeinen Körper ein unausſprechliches Gefühl von Wonne und Seligkeit durchzog — es war ihm ſo leicht, ſo unausſprechlich leicht zu Muthe, und er wollte ſchon anfangen, ſich darüber zu wundern, als er plötzlich bemerkte, daß er raſend ſchnell aufwärts flog. Dabei fühlte

den todten Hamlet, der auf dem Boden liegt, auf die Naſe träte! Alles das kann ihm paſſiren, er kann ſich lächerlich machen vor dem Auge des Publikums, er kann ſich blamiren vor ſeinen Kunſtgenoſſen, er kann ſeine ganze Carriere verderben! — Ja, wenn dieß vielleicht erſt nach einem Jahre geſchehen könnte, aber nein! das kann in einer halben Stunde vor ſich gehen, ſeine Zeit iſt um, der Zeiger geht unaufhaltſam vorwärts, ſeine Stunden, ſeine Minuten ſind gezählt; wie die eines zum Tode Verurtheilten. Es ergreift ihn eine namenloſe Angſt. —

Der fünfte Akt beginnt.

Der unglückliche Debutant kann ſich von der Idee, als ſei er zu einem moraliſchen Tode verdammt, nicht losmachen, er ſteht auf dem dunklen Platz hinter der Scene und ſieht den Geiſt von Hamlet's Vater nochmals vorübergehen aber der Geiſt iſt dieſes Mal ein Ueberrock und will ſich gerade nach Hauſe begeben. Aus der Couliſſe raſſelt es auf ihn zu, wie von vielen Harniſchen: es ſind ſeine Reiſigen, das Gefolge des Prinzen Fortinbras, die mit ihm eindringen in die däniſche Hofburg; ſie ſind geführt von dem Schlachtenlenker der Bühne, welcher den unglücklichen jungen Schauſpieler fragt, ob er bereit ſei. Wie ſchaut ihn der Schlachtenlenker mit dem wilden falſchen Bart und den ſchwarzgemalten Augenbrauen ſo finſter an! Wie klingt ſeine Stimme ſo tief und grimmig, als er fragt: Sind Sie bereit? — Der Inſpicient ſchaut hinter dem Vorhange hervor und ſagt: „Herr Stechmaier, Sie kommen bald!“ Prinz Fortinbras rafft allen ſeinen Muth zuſammen und tritt in die Couliſſe; ſeine Mundwinkel zucken, ſein Auge ſtarrt, und er würde todtenblaß ausſehen, wenn ihn der Choriſt nicht ſo ſchön roſenroth bemalt hätte.

„Kann es nicht zuweilen vorkommen,“ fragt er den Schlachtenlenker mit zitternder Stimme, „daß ein Schauſpieler in der Couliſſe unwohl wird und nicht auftreten kann?“ worauf Jener

er ſich frei und glücklich, und wenn ihm eine Erinnerung kam an kleinliche Erdenſorgen, die ihn geſtern noch ſo tief bekümmert, ſo hatte er jetzt dafür nur noch das ſanfte Lächeln eines Engels, ſelbſt wenn er an ſeinen Kopf dachte, denn ein leiſer Griff hatte ihn überzeugt, daß derſelbe wie ehemals feſt auf ſeinen Schultern ſaß — war er doch im Stande, einen Blick nach unten zu werfen, wo er zu ſeiner großen Genugthuung entdeckte, daß das kurze flatternde Kleidungsſtück, deſſen er ſich vorhin ganz beſonders geſchämt, lang und wackelnd, eine prächtige Schleppe bildend, hinter ihm drein flog.

Höher und immer höher, am Monde vorüber, der ſich nicht enthalten konnte, ein wenig nach ihm umzuſchauen und ihm verdrießlich nachblickte — höher in den Dunſtkreis hinein, der unſere Erde umgibt, wo es indeſſen nicht mehr ſo behaglich war, wie in der reinen Luft unterhalb des Dunſtkreiſes, denn er athmete hier raſcher und ſchwerer; auch überfiel ihn zum erſten Male eine Bangigkeit, wenn er an das dachte, was jetzt kommen werde. Da er indeſſen mit einer fabelhaften Geſchwindigkeit aufwärts flog, ſo hatte er in kurzer Zeit auch dieſen Dunſtkreis überſchritten und ſah mit Entſetzen einen kohlſchwarzen Himmel über ſich, an dem die zahlloſen Sterne nicht feſt und ruhig ſtanden, ſondern an dem ſie hin und her, kreuz und quer, auf und nieder hier in geraden Linien, dort in wilden Umdrehungen wie Raketen und Schwärmer durcheinander ſchoſſen.

Dieſer Anblick war zu ſtark für ihn, obgleich er ſchon das Meiſte vom groben, irdiſchen Stoffe abgeſtreift. Er nahm die Schleppe ſeines Kleides und verhüllte damit ängſtlich ſein Geſicht — glücklich für ihn, daß er es that, denn er fühlte jetzt mit einem Male ſich mit einer ſolch' raſenden Schnelligkeit fortgeriſſen, daß das, was er bis jetzt geleiſtet, nur mit dem Gange einer Schnecke zu vergleichen war. Dann fiel er irgendwo nieder, nicht gerade unſanft, doch da er im gleichen Augenblick unbeweglich liegen blieb, ſo beeilte er ſich, das Gewand von ſeinem Kopfe herabzuziehen und um ſich zu ſchauen.

Daß er ſich vor dem Himmelsthore befand, fühlte er augen-

blicklich, ohne daß es ihm Jemand geſagt; da ſah er auch den heiligen Petrus mit dem Schlüſſelbunde am Gürtel, und er mußte ſich nur wundern, wie bequem es ſich der vielbeſchäftigte Pförtner machte: ſtatt den Ankommenden Red' und Antwort zu ſtehen, zeigte er mit dem Daumen der rechten Hand bald nach Rechts, bald nach Links, nachdem er ſie allerdings und nicht unfreundlich angehört, wobei er ſich zuweilen ſeinen langen Bart ſtrich. Als der ſelige Oberreviſor ſeine Augen nach dieſer Richtung wandte, bemerkte er ein paar ſchmale Pfade, welche dicht an der Himmelsmauer hinführten, aber eine verdächtige Neigung nach abwärts zeigten.

Nur in ſeltenen Fällen erhob ſich der heilige Petrus, ſchloß das Himmelsthor auf und ließ einen der Angekommenen eintreten, nachdem er ihm freundlich auf die Backen geklopft. Da man nun im Zuſtande des ehemaligen Herrn Schmauder ſchon zu einer raſcheren und ſicheren Erkenntniß gelangt iſt, ſo wußte er auch augenblicklich, daß das Verweiſen nach Rechts und nach Links nicht gerade Himmel erſter Klaſſe zu bedeuten habe, und da er ſah, wie Viele nach den beiden Seiten verwieſen wurden, ſo näherte er ſich nicht ohne einige Beklommenheit, wobei er ſich nicht verhehlen konnte, daß die Art und Weiſe, wie er die Erde verlaſſen habe, ihn hier oben in einem ſehr zweifelhaften Lichte vorſtellen müſſe, und finden wir es deßhalb begreiflich, daß er zögernd an einer Biegung des Weges ſtehen blieb, nahe genug, um die Reden der Ankommenden deutlich hören zu können. Manche nannten einfach und in demüthiger Weiſe ihren Namen, worauf nicht gerade unfreundlich die Weiſung nach Rechts und Links erfolgte; Andere, die zuverſichtlich auftraten, mit erhobener Naſe, im Gefühle ihrer einſtigen hohen irdiſchen Stellung, wurden etwas derb nach Links hinab verwieſen, und wenn ſie ſich hierauf nicht beeilten, erfolgte eine bedenkliche oder nachdrückliche Neigung mit dem Kopfe. Viele ließ der ernſte Heilige gar nicht einmal dazu kommen, ſich zu nennen, ſondern hob ſchon bei ihrem Anblick den Daumen, zuweilen in den Bart brummend: „Weiß ſchon — weiß ſchon."

Was der selige Herr Schmauder hier aber hörte, erfüllte sein Herz mit Hoffnung, mit Freude und Bewunderung, denn er empfand mit Entzücken, wie vortrefflich der unbeugsame Pförtner seine Leute kannte — jetzt schaute derselbe einem Vortretenden mißtrauisch in's Gesicht, und derselbe hatte noch nicht ausgesprochen: „Mitglied des Schützenvereins —", als er schon nach Links gewiesen wurde.

„Vorturner."

„Weiß schon — da hinab."

„Dirigent der Liedertafel und des Männergesangvereins in — —"

„Mitglied des Vereins für Landwirthschaft und für Forstwirthschaft."

„Mitglied des Künstlervereins."

„Vorstand bei Schriftstellerversammlungen," sagte ein Anderer mit lakonischer Kürze.

„Mitglied des Bienenzuchtvereins."

„Links hinab — links hinab!"

„Direkt von der Theologenversammlung kommend," sprach eine lange Gestalt in hochmüthigem Tone.

„Weiß schon," — der Daumen des heiligen Petrus zeigte mit einer energischen Bewegung nach Links.

„Habe ich mich vielleicht nicht deutlich ausgedrückt?"

„Nach Links — nach Links! und rasch, wenn ich bitten darf!"

„Mitglied des Vereins für Baukunde."

Der heilige Petrus machte ein verdrießliches Gesicht und brummte, während er nach Links zeigte, in den Bart: „Weiß schon — eingestürzte Häuser — schlecht konstruirte Strebepfeiler, Geld- und Goldverschwendung — viel Unglück angestellt — tief hinab — sehr tief hinab!"

„Mitglied des Thierschutzvereins!" hörte man jetzt eine bescheidene Stimme sagen, worauf der heilige Petrus mit großer Freundlichkeit seinen Schlüsselbund losmachte, das Himmelsthor

weit aufſchloß und die kleine, dürftige Geſtalt, nachdem er ſie freundlich auf beide Backen gepätſchelt, eintreten ließ, wobei er ſagte: „Freut mich, Dich zu ſehen — haſt nur Gutes gethan in Deinem Leben — biſt allerdings bei einem Verein geweſen — haſt aber nie an einem Feſteſſen Theil genommen, haſt auch keine weitſchweifigen, überflüſſigen Reden gehalten, warſt immer beſcheiden und haſt darum auch niemals geſungen:

Sein Vaterland muß größer ſein,

— geh' in Frieden, mein Sohn!"

Eine impoſante Geſtalt mit einer Krone auf dem Kopfe, welche nicht anders annahm, als daß die Himmelsthüre für ſie geöffnet ſei, machte ein ſehr verwundertes Geſicht, als der heilige Petrus ſie ihr vor der Naſe zuſchloß mit dem Erſuchen, den Anderen zu folgen.

Wohl hatte der ſelige Oberreviſor bemerkt, daß die, welche ſo abwärts gewieſen wurden, mit kummervollem Blicke und ſeufzend verſchwanden, und das machte auch ihn beſorgt für ſein Schickſal, dem er nicht mehr entgehen konnte. Auch hatte er ſchon lange genug gezögert, ſich vor dem Generalgewaltigen des Himmels zu zeigen, und es war ihm gerade, als hätte derſelbe ſchon einige Male unter den buſchigen Brauen hervor nach ihm hingeſehen, da nahm er ſich denn ein Herz und trat vor den heiligen Mann hin, welcher ihn gerade nicht unfreundlich betrachtete und ihm ſagte, als er eben ſeinen Namen nennen wollte: „Weiß ſchon — weiß ſchon, hatteſt allerdings Einiges im Buche ſtehen, was hätte abgebüßt werden müſſen, wollen aber Deine Leiden des geſtrigen Tages in die Wagſchale legen, weil Du ſonſt ein braver Kerl geweſen biſt; — es iſt keine Kleinigkeit, ſo aus den Händen eines dieſer v — — — Vereine in die des anderen zu fallen und einen langen, lieben Sommertag hindurch das Gedudel und Geſchnatter mit anhören zu müſſen — geh' deßhalb dort rechts hinab, mein Sohn, wir werden uns ſpäter wieder ſehen."

Da beugte sich der überglückliche und hochselige Oberrevisor im höchsten Entzücken über diese unverhoffte Aufnahme tief hinab, als wolle er den Saum vom Kleide des heiligen Petrus küssen, hatte aber dabei keine Acht, daß die etwas abschüssige Stelle, auf der er stand, sehr schlüpfrig war vom himmlischen Thau; deßhalb glitt er aus und fiel, ohne sich halten zu können, so mit aller Kraft auf den Boden nieder, daß ihm im wahren Sinne des Wortes Hören und Sehen verging.

— — — — — — — — —

Da lag er und starrte verwundert empor und ebenso erstaunt um sich her, weil er nichts mehr erblickte von der Himmelspforte, noch von dem Pfade nach Rechts, den er eben im Begriff gewesen war zu wandeln — — auch lag er nicht mehr zu den Füßen des heiligen Petrus, sondern auf dem Boden vor seinem Bette im Wirthshause zur Eichenruhe. Es war heller Tag, und nachdem Herr Schmauder sich emporgerafft, rasch an's Fenster getreten war und in die lachende, sonnbeglänzte Gegend hinausgeschaut hatte, faltete er dankend seine Hände und es überkam ihn das Gefühl, so schön es da droben auch wohl gewesen wäre, so seien die irdischen Freuden doch auch nicht zu verachten, namentlich hier auf der Bergeshöhe, in der stillen, behaglichen Einsamkeit, entfernt von all' dem lärmenden, unnöthigen Getreibe der Menschen.

Und da er sich während der acht Tage, die er hier oben zubrachte, in allen seinen Erwartungen nicht getäuscht fühlte, so trat er endlich, an Geist und Körper erfrischt und gestärkt, seinen Rückweg an, wobei er sich aber vorsichtigerweise nur der Güterzüge bediente aus Furcht vor einem abermaligem Zusammentreffen mit Turnern, Bienenzüchtern, Grenzregulirungs-Bevollmächtigen, Sängern, Schützen, Flößern und Theologen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

F. W. Hackländer's Werke.

---

52. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweiundfünfzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1873.

antwortet: Das ſei noch nie vorgekommen und ein Schauſpieler, der einmal angezogen in der Couliſſe ſtehe, müſſe auch hinaus, und wenn man ihn hinausſchleppen ſollte. Denn, wenn einer fehlt, iſt ja das ganze Stück umgeworfen, und das Publikum würde einen ſchönen Lärm machen. — So? — Ganz gewiß! — Der Mann ſagte das ſo beſtimmt und mit feſter Stimme, daß den Prinzen Fortinbras ſchauerte; er dachte an einen kleinen Fluchtverſuch und wandte ſich um; doch ſtand der Schlachtenlenker hinter ihm, ihn mit feſtem Blicke anſehend, und ſein eigenes Gefolge hielt in Wehr und Waffen die Couliſſe ſo beſetzt, daß an kein Entrinnen zu denken war.

Hamlet hat ſeine letzte Rede.

„Herr Stechmaier," ſagt der Inſpicient, „jetzt kommt's." Dem Debutanten tritt der Schweiß auf die Stirn, und er ſagt ſtotternd dem Schlachtenlenker: „Wahrhaftig, ich kann nicht hinausgehen, mich bringt die Angſt um, ich kann kein Wort ſprechen."

„Sie müſſen," ſagt der finſtere Mann in dem großen Bart, „Gott verdamm' mich, das wär' eine ſchöne Geſchichte! ich ſchiebe ſie im Nothfalle vor mir her; paßt mir auf, Soldaten — vorwärts!"

Durch einen derben Druck von der Hand des Schlachtenlenkers ſtolpert Prinz Fortinbras einige Schritte vorwärts; er muß eine Couliſſenſtange überſchreiten, die vor ihm am Boden liegt, über welche er faſt hinſtürzt, da er ſie nicht ſieht; er fühlt zugleich, daß ihm an ſeiner Rüſtung etwas geriſſen iſt und daß die Knieſcheibe klafft. Der Hof des Königs und die däniſchen Damen ſehen ihn mit Entſetzen an; vor ihm liegt der todte Königsſohn und ſeine Naſe, wie abſichtlich, um ſich darauf treten zu laſſen. Die Proſceniumslampen tanzen auf und ab, und bilden ſeltſame Schlangenlinien, das Publikum wogt vor ihm, ein ſtürmiſches Meer, — wilde bewegte Wellen in allerlei Farben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Künstlerroman.

Erster Band.

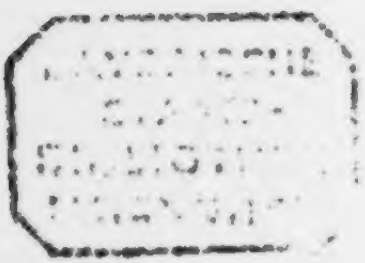

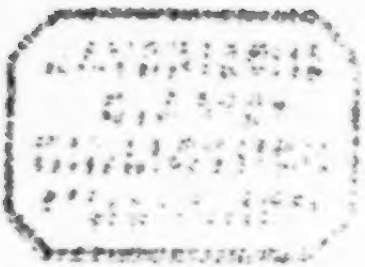

I.

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher.

Es ist ein sonniger Frühlingstag, der Himmel tiefblau und fast ganz klar, wobei die einzelnen leichten Wölkchen, die hingehaucht im Aether schwimmen, wie eine angenehme Unterbrechung desselben, wie eine wohlthuende Verzierung erscheinen. Was wir unter diesem heiter lächelnden, von Sonnenstrahlen durchblitzten, weiten, glänzenden Gewölbe von der jungfräulich blühenden Erde sehen, innerhalb unseres engen Horizontes nämlich, zeigt uns dieselbe als ein lustiges Spiegelbild — ja, wahrhaftig, und je mehr beide sich anlachen, desto vergnügter und glückseliger wird ihr Aussehen, es scheint eine wechselseitige Steigerung Statt zu finden. Dabei schielt die Sonne unaussprechlich neugierig durch die dichten Zweige benachbarter Parkbäume, wo es ihr nur möglich ist, und auch ihre Strahlen scheinen behaglich zu lächeln wie Himmel und Erde — ja, wenn wir den Dreien eine Zeitlang unbefangen zuschauen und so deutlich sehen, wie ihre Heiterkeit zuzunehmen scheint, erwarten wir, die Betheiligten in einem der nächsten Augenblicke in ein ungeheures Lachen der Glückseligkeit ausbrechen zu hören, in das aber auch wir und gewiß auch Du, geneigter Leser, aus vollem Herzen mit einstimmen würdest, wenn Du um Dich siehst und es zu fühlen vermagst, wie wunderbar schön dieser Frühlingsmorgen ist.

Rings um uns her hat die Natur Laubmaſſen und Blüthen mit der Verſchwendung ausgebreitet, die wir allerdings an ihr gewohnt ſind, die aber doch wieder in jedem Frühjahre auf's Neue unſer freudiges und gerechtes Erſtaunen erregen. Und mit welch' wunderbarem Geſchick und welch' unnachahmlicher Grazie iſt das alles arrangirt, trotz der Millionen Blätter eines einzigen Baumes doch nirgends eines Ueberladung, nirgends eine ungefällige Form! Und wie maleriſch iſt dafür geſorgt, daß das im Frühjahre etwas einförmige, helle Grün durch farbige Blüthen angenehm unterbrochen und gemildert wird, und in dieſer Unterbrechung wieder welcher Reichthum: die ſtolze Kaſtanie mit ihren Blüthenkerzen, einem Weihnachtsbaume zu vergleichen, ſich langſam bewegend im Morgenwinde und alsdann Milliarden weißer Blätter von ſich ſtreuend; die luſtige Kirſche mit weißen Sternen beſäet; der Birnbaum mit aufſtrebenden Zweigen, lichtgrün und ſchneeweiß gemiſcht; der ſanfte Apfelbaum in jungfräulich bräutlicher Demuth mit niederhängenden Zweigen, roſig angeſtrahlt, wie erröthend vor ſeiner eigenen Pracht — und dazu das luſtige Volk der kleinen Geſträuche und Gebüſche mit ſammtartigen, ſaftig grünen Blättern, mit Blüthen in den verſchiedenſten Farben betupft, und ihren heiteren, bunt gefiederten Bewohnern: wie behende ſchlüpfen die Vögel hindurch, halten dann plötzlich ſtill auf einem ihnen paſſend dünkenden Zweige, um ihre luſtige Weiſe in den Tag hinein zu ſingen und um vielleicht irgend einem benachbarten Freunde ein Zeichen zu geben. Dabei ſind ſie immer ſo eilig und ſcheu, und es iſt ſo, als hätten ſie beſtändig vergeſſen, hier oder da eine wichtige Mittheilung zu machen oder etwas Liegengelaſſenes nachzuholen.

Unabhängiger, freier, poetiſcher erſcheint uns die Lerche, die, unbekümmert um das, was ſie auf der Erde zurückläßt, wirbelnd und ſchmetternd gen Himmel ſteigt, immer höher, immer höher und dabei immer toller jubilirend, einer befreiten Seele zu vergleichen, die glücklich darüber iſt, dieſe arme Erde verlaſſen zu

dürfen; auch Schmetterlinge wagen sich schon hervor: dort flattert ein frühzeitiger Citronenfalter um den gefährlichen Weißdorn herum — ach, und auch die Frühlingsjagd beginnt schon, denn da sehe ich einen kleinen Knaben, der sich rasch von der Hand seiner Wärterin losreißt, um dem Schmetterlinge nachzueilen; dem Bruder folgt rasch die wenig ältere, aber schon viel verständigere kleine Schwester. Dieser eilt dann wieder die Wärterin nach, und der Wärterin, einem gesunden, ebenfalls frühlingsartig aussehenden Dienstmädchen, bemüht sich ein lebendiger Husar nachzukommen, der hier auf der etwas entfernten Promenade ganz zufällig mit ihr zusammengetroffen.

Ja, wir befinden uns in einer kleinen Entfernung von einer reichen Provinzstadt, die noch in manchen Theilen, ja, in ihrer ganzen Physiognomie das Ansehen einer Miniatur-Residenz beibehalten, was sie ehemals war; wir sind an der Grenze eines großen und schönen Parkes, in dessen Mitte ein herrschaftliches Jagdschloß sich befindet. Dort, obgleich ziemlich weit entfernt, sehen wir seine weißen Mauern zwischen den hohen Stämmen alter Bäume unter dichten Laubmassen hindurchschimmern, welche es umstehen. Von der Stadt hören wir nur ein einförmiges, leichtes Summen und hier und da den Klang einer Glocke. Gerade vor uns hören Bäume und Sträucher mit Einem Male wie abgeschnitten auf, dort fließt tiefer, als wir uns hier befinden, der schiffbare Fluß; seinen Wasserspiegel können wir nicht sehen, und ein so eben vorüberfahrender Dampfer macht auf uns eine recht komische Wirkung, denn da der Schiffskörper für uns unsichtbar ist, so scheint uns der schwarze Kamin mit dem lang hinausquellenden Dampfe am Ufer spazieren zu gehen.

An den kleinen Weg, auf dem wir wandeln, stoßen rechts und links Gärten, große und kleine, hier parkartig angelegt, dort noch wenig verschieden von dem hinten anstoßenden Kraut- und Kartoffelfelde. Eben so verschiedenartig als die Anpflanzung dieser Grund-

ſtücke ſind auch die Einzäunungen derſelben, und wechſeln Bretterzäune mit ſchönen Gittern und mit zuſammengewachſenen Gehegen ab. Der Pfad, auf dem wir gehen, iſt ein ziemlich kunſtloſer Weg, kaum eine Fahrbahn zu nennen; dafür läuft er aber auch nicht ſteif und gerade, ſondern in einer angenehmen Schlangenlinie, iſt auch nicht chauſſirt, hat deßhalb keine ſtarren Grenzpfähle, keine ſtaubigen Steinhaufen, noch verhängnißvolle Straßengräben, ſondern iſt anmuthig begrenzt von grünen Sträuchern, ſprießendem Graſe, namentlich aber von duftigen Veilchenbüſchen. Ach, und dieſe riechen heute Morgen ſo himmliſch gut, daß ſie uns nicht nur die Gegend verſüßen, ſondern uns auch anmuthige Bilder der Vergangenheit hervorzaubern, wo wir unter den verſchiedenſten Verhältniſſen ſelbſt Veilchen pflückten oder welche geſchenkt erhielten!

Noch eine kleine Biegung des Weges, und wir ſind am Ziele unſeres heutigen Morgenſpazierganges. Ja, wir haben heute ein Ziel, geneigter Leſer, und wenn wir es auch häufig lieben, uns zwanglos in der freien Natur zu bewegen, bald rechts, bald links abzuſchweifen ohne Zweck und Abſicht, thun wir doch nur alſo, wenn wir allein ſind, und würden es nicht wagen, Dich ohne ausdrückliche Erlaubniß ſo mit uns in der Irre herumzuführen. Vielleicht iſt Dir ſchon das Wenige, das wir Dir zugemuthet haben, zu viel, und können wir deßhalb zu unſerer Entſchuldigung nur ſagen, daß wir doch mit unſerer Geſchichte irgendwo anfangen mußten und daß wir es für paſſend gehalten, dieſes unter Sonnenſchein, friſchen Lauben, Blüthen und Blumen zu thun, als in einer dumpfigen Stube.

Ein beſcheidenes Gitterthor, deſſen Einfaſſung aus einem paar alter, irgendwo aufgefundener Säulen beſteht, die mit Vaſen aus gebranntem Thone und von eleganter Form gekrönt ſind, läßt uns in einen kleinen Garten treten, der eben ſo wie die ganze Umgebung von grünen Blättern und Blüthen ſtrotzt. Er iſt übrigens mit wenig Kunſt angelegt: die Mitte nimmt ein halbrunder Raſenplatz ein,

um den rechts und links breite Sandwege nach dem hinteren Theile des Gartens führen, wo sich ein ziemlich einfaches Gebäude aus röthlichen Backsteinen erhebt. Dieses Gebäude hat eine eben so eigenthümliche Form, daß wir ihm gleich ansehen, es sei zu einem ganz besonderen Zwecke erbaut. Nach dem Garten zu hat es nur oben im Kniestocke des Daches ein paar schmale Fenster, und würde deßhalb die uns zugekehrte Form sehr roh und kahl aussehen, wenn sich nicht an die Mauer desselben unten ein Gewächshaus anlehnte, durch dessen Scheiben wir die zierlichen Blätter fremder Pflanzen erblicken. Was uns auf dieser Südseite des Hauses allein verräth, daß eine künstlerische Hand thätig war, ist der ziemlich hohe und breite Eingang in dieses Gebäude, denn auch hier, wie draußen am Gitterthore, sehen wir ein paar cannelirte Säulenüberreste, verwandt mit Capitälen, die, obgleich sehr zerstört, immer noch ihre ehemalige zierliche Form verrathen. Oben über dem Eingange ist ein altes Marmorrelief eingemauert, das Haupt der Meduse vorstellend, und alles dieses, Säulen, Capitäle und Relief, sind anscheinend auf ungezwungene Art mit Epheu umrankt, der aber in seiner geschickten Anordnung eine helfende Hand verräth. Neben der Thür lehnt eine griechische Amphore, ein Gefäß, welches in wunderbar eleganter Gestalt unser Auge entzückt und die es uns so begreiflich macht, daß ein zweiter Epheu es ebenfalls liebend umschlingt. Von oben ist die röthliche, einförmige Mauer des Gebäudes gemildert durch eine Flagge mit den bunten Farben des Künstlerwappens: roth und weiß und drei silbernen Balken im blauen Felde.

Es ist dies das Atelier eines Malers, vor dem wir stehen und wir werden gewiß nicht unterlassen, den geneigten Leser hinein zu führen; doch müssen wir uns vorher noch einen für unsere wahrhaftige Geschichte nothwendigen kleinen Aufenthalt in dem kleinen Garten gestatten.

Der breite Sandweg, der den Rasenplatz umschließt, letzterer mit zierlichen Rosenbäumchen besetzt, ist auf seiner äußeren Seite

von Gebüſch umgrenzt, welches die Enge des nicht bedeutenden Gartens verdeckt und welches, in die Ecken zurücktretend, dort ein paar kleine Lauben bildet.

Eine derſelben nimmt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch; ſie iſt die größere, und während in der andern nur ein paar Gartenſtühle ſtehen, bemerken wir hier einen ziemlich großen ovalen Tiſch vor einer Steinbank von antiker Form und mit zierlichen Seſſeln von natürliches Holz vorſtellendem Eiſenguß. Auf dem Tiſche ſteht an einer Seite deſſelben ein Glas mit duftigen Maiblumen, daneben liegen ein Paar zuſammengerollte Herrenhandſchuhe und ein geöffnetes Skizzenbuch mit darauf liegendem Bleiſtifte; eine kaum angerauchte Cigarre ſcheint der Beſitzer dieſer Gegenſtände, als er fortging, vergeſſen zu haben. An dem andern Ende des Tiſches ſitzt ein junges Mädchen, wir hätten bald geſagt eine junge Dame, doch würden wir mit dieſem Ausdruck den geneigten Leſer irre geführt haben, obgleich er, nach dem Aeußeren zu urtheilen, gerechtfertigt geweſen wäre. Dieſes junge Mädchen gehörte der dienenden Klaſſe an, ſie war ein Gemiſch zwiſchen Kammerjungfer und Gouvernante und wußte ihren runden Hut mit grünem Schleier, ſowie ihre ſchwarzſeidene Mantille ſo vortheilhaft zu tragen, daß, wie ſchon vorhin bemerkt, ein Irrthum höchſt verzeihlich geweſen wäre. Sie hatte den Hut neben ſich auf die Bank gelegt, auch ihre Handſchuhe abgeſtreift und war beſchäftigt, einen Haufen wohlriechenden Waldmeiſters von unreinen Blättchen und allenfallſigen halb aufgegangenen Blüthen zu ſäubern und in eine Porcellanterrine zu werfen, bei welcher Beſchäftigung ſie einen Zuſchauer hatte in dem Gärtner des Hauſes, der ihr gegenüber am Eingange der Laube an einem Baume lehnte, während er ſeine beiden Hände auf ein Grabſcheit ſtützte.

Der Gärtner war ein Mann an den vierzig Jahren, eine geſund ausſehende Perſönlichkeit mit heiteren Zügen, die das rothbraune Colorit der Leute dieſes Gewerbes hatte.

„Wenn der Herr sehen könnte," sagte er lächelnd nach einer Pause, „wie Mamsell Elise es so zierlich versteht, den Waldmeister auszusuchen, so würde er mir dieses Geschäft nicht mehr übertragen, davon bin ich fest überzeugt."

„In dem Falle," gab die Gouvernante etwas schnippisch zur Antwort, „würde der Herr wenig Maitrank zu kosten bekommen, denn Ihr wißt sehr gut, Meister Andreas, daß Unsereines zu so was keine Zeit hat; du lieber Gott, ich mache mir fast eine Sünde daraus, hier zu sitzen und Eure Arbeit zu thun, während die kleine Margarethe allein da drinnen ist."

„Allein?" fragte fast erstaunt der Gärtner; „na, da muß ich bitten, es ist da drinnen eine recht hübsche Gesellschaft bei einander, und vor allen Dingen Fräulein Margarethens Papa, da kann man doch bei Gott nicht sagen, daß sie allein sei."

Die Gouvernante warf ihre Oberlippe etwas verächtlich in die Höhe und sagte hierauf: „Allerdings ist da drinnen im Atelier eine hübsche Gesellschaft" — sie betonte das Eigenschaftswort mehr als gerade nothwendig war — „da ist zum Beispiel der Herr....."

„Na, Mamsell Elise," gab der Gärtner in einem Tone zur Antwort, der zwischen Vorwurf und Frage die Mitte hielt.

„Der Herr," fuhr die Andere fort, „der nun allerdings einmal hier seine Beschäftigung hat, obgleich es die ganze Welt, gelinde gesagt, sonderbar finden muß, daß er sich ein Atelier erbaut hat eine halbe Stunde von der Stadt und seinem Wohnhause entfernt."

„Weil die ganze Welt nichts davon versteht," versetzte der Gärtner mit großer Entschlossenheit, indem er das Grabscheit vor sich in den Boden stieß; „der Herr braucht für seine großen Bilder ein Atelier, für das man im Hofe bei unserem Wohnhause keinen Platz und kein Licht gefunden hätte — was braucht er nicht alles für Modelle, für die man doch Platz nothwendig hat!"

Bei dem Worte Modelle rümpfte die Kammerjungfer verächtlich ihre Nase.

Er ſtottert etwas Weniges von Niederlage und Mord, von einem Feſt, das in dieſen heiligen Hallen, wo man keine Rache kennt, vor ſich geht; man drückt ihm die Krone in die Hand, und wie der Vorhang langſam herunter fällt, erwacht er eben ſo langſam aus einem entſetzlichen erdrückenden Gefühl, und erſt, als er die Proſceniumslampen nicht mehr ſieht, holt er tief Athem, läßt die Krone fallen und fühlt ſich wie erwacht aus einem wirren, geſpenſterartigen Traume. — — —

Glücklicher Weiſe hatte die Vorſtellung bis halb Zehn gedauert, das ermüdete Publikum erhob ſich beim Tode des Prinzen Hamlet, um nach Hauſe zu gehen, und ſchenkte dem Eintritte des unglücklichen Prinzen Fortinbras wenig Aufmerkſamkeit.

Der Doktor Stechmaier gieng ſehr erſchöpft in die Garderobe, er fühlte ſich furchtbar ermüdet. Es iſt aber auch keine Kleinigkeit, vier Stunden lang, in einen engen Harniſch geſchnallt, hinter den Couliſſen ſtehen zu müſſen; das erkannten auch ſämmtliche Schauſpieler mitleidig an, und der Oberregiſſeur meinte, es werde bei einem zweiten Verſuch ſchon beſſer gehen; nur ſcheine ihm die Perſönlichkeit des Doktors für heroiſche, kräftige Charaktere nicht beſonders paſſend.

Der Debutant verließ das Theater, und als er die hohen Mauern hinter ſich hatte, kam er ſich vor, als ſei er wunderbar und glücklich gerettet, einer fürchterlichen Zauberhöhle entſprungen. Ihm ſchauderte, wenn er an den fünften Akt des Hamlet zurück dachte, und er beſchloß, den literariſchen Klubb zu gründen und mit allem Eifer das conſervative Journal zu redigiren, verſchwor ſich hoch und theuer, nie mehr jene Bretter zu betreten, welche die Welt bedeuten.

„Hatten wir doch im vergangenen Herbſte,“ fuhr Andreas achſelzuckend fort, „tagelang ein Geſchütz mit Beſpannung im Atelier, natürlich nur mit zwei Pferden, und wie oft brauchen wir da drinnen Reiter mit Sattel und Zaum — wo wollten wir denn dergleichen Zeug in der Stadt unterbringen? Und wenn das je möglich wäre,“ ſetzte er mit einem komiſch ernſten Geſichtsausdrucke hinzu, „denken Sie doch nur an die Umſtände, die es gibt, Mamſell Eliſe, an das Geraſſel, an das Gepolter und — an die Nerven!“

„Geraſſel und Gepolter würden wir bei den Modellen des Herrn durchaus nicht ſcheuen, aber die anderen, die kein Geraſſel und Gepolter machen — doch reden wir nicht davon, ein anſtändiges Mädchen darf darüber nicht ſprechen.“

„Darin haben Sie ganz und gar Unrecht: was bei uns vorkommt, darüber kann ein Mädchen reden, und wenn ſie ſo anſtändig iſt wie eine Prinzeſſin — leider Gottes, daß man nicht im Stande iſt, Euch da drinnen eine andere Meinung beizubringen!“

„Allerdings, das ſeid Ihr nicht im Stande, ein ſolcher Verſuch wäre ſehr überflüſſig; doch müßt Ihr uns die Gerechtigkeit widerfahren laſſen,“ ſetzte ſie mit einem anmuthig ſein ſollenden Lächeln hinzu, „daß wir Euch ſehr wenig hier außen beläſtigen, und hätte es der Herr nicht ausdrücklich befohlen, ja, ſehr ausdrücklich, die kleine Margarethe ſollte heute Morgen zu ihm gebracht werden, ſo würde es Madame ganz gewiß nicht eingefallen ſein, ihr Kind gerade hieher zu ſchicken.“

„Hm, gerade hieher? Hm, und dem armen, kleinen Mädchen mit ſeiner ſchwächlichen Geſundheit thäte es ſo ausnehmend gut, wenn es ſich hier in der freien Gottesluft herumtummeln könnte, oder wenn es da drinnen ſpielen dürfte mit den ſchönen Spielſachen, die wir hier für es haben.“

„Lieber Meiſter Andreas,“ erwiederte die Kammerjungfer mit großer Würde und Weisheit, „das ſind Sachen, über die wir beide

wohl nicht zu entscheiden haben. Was mich anbelangt," fuhr sie mit einer excentrischen Handbewegung fort, „so behaupte ich, Madame hat Recht, zehn Mal Recht, hundert Mal Recht!"

„Und was mich betrifft," gab der Gärtner zur Antwort, wobei er, ihre Handbewegung parodirend, sein Grabscheit schwang, „so sage ich, mein Herr hat Recht, zehn Mal Recht, hundert Mal Recht — aber nichts für ungut, darum keene Feendschaft nich, wie sie in Berlin sagen, wo ich glorios meine Zeit gedient!"

Die Kammerjungfer hatte ihre Augen und ihre Finger in den duftigen Waldmeister vertieft und sagte nach einer längeren Pause, mehr wie zu sich selber, als um es dem Andern mitzutheilen: „Es ist eigentlich recht traurig, daß es so ist; mir könnte es schon recht sein, wenn es anders wäre, wenn Madame häufig hieher käme und ihre Freude hätte an den schönen Bildern, die der Herr malt — ach, wie schade," setzte sie mit einem schwärmerischen Blicke gen Himmel hinzu, „so große Kunst, so ein wunderbares Talent und so wenig innere und äußere Haltung!"

„Was Sie da sagen, Jungfer Elise," erwiederte der Gärtner in ärgerlichem Tone, „könnte mich erzürnen, nicht gerade, weil Sie es sagen, sondern weil ich Sie kenne als das lebendige Echo unserer Madame, und weil es traurig ist, daß es so ist — glauben Sie nicht, daß es auch den Herrn tief kränken muß, wenn die ganze Stadt und alle Fremden daher laufen, um eines seiner neuen Bilder zu sehen, und man von Madame hören muß, wie ich's mit eigenen Ohren vernommen, sie thäte das Bild noch gar nicht kennen?" — Dies letztere sagte er in einer so komisch gespreizten Haltung und dabei in so scharfem Tone, daß man annehmen mußte, er copire und komme dem Originale ziemlich nahe, denn ein kurzes, aber schnell unterdrücktes Lächeln überfuhr die Züge der Kammerjungfer.

„Mich freut es nur, daß Ihr uns vermißt," sagte sie, „und zur Belohnung dafür will ich Euch anvertrauen, Meister Andreas,

daß Ihr in Kurzem einen Beſuch von Madame zu erwarten habt; ich ſage das Euch eigentlich," fuhr ſie vertraulicher fort, „um Euch einen Wink zu geben, daß man hier nichts findet, was man nicht finden ſoll."

Der Gärtner machte eine ſehr ungeduldige Bewegung mit ſeinem Grabſcheit; doch ließ ſich die Kammerjungfer nicht in ihrer Rede ſtören, ſondern ſprach mit großer Ruhe weiter:

„Seine Hoheit der Prinz Heinrich iſt hier und wird das Atelier des Herrn in Begleitung von Madame beſuchen — ſeid alſo klug und anſtändig!"

„Ja, ich werde ſo klug ſein," entgegnete ihr verdrießlich der Gärtner, „und darüber gar nichts reden, denn ſonſt wäre es möglich, daß der Herr den Garten zuſchlöſſe, denn Beſuche wie die Seiner Hoheit ſind nicht das, was wir ſehnlich wünſchen; und um auf Ihre Aeußerung „anſtändig" zurückzukommen, ſo kann ich Sie verſichern, daß, wenn unſer Atelier von Glas wäre und mitten auf dem Marktplatze ſtände, ſo müßte die ganze Bevölkerung eine Freude daran haben, wie es bei uns zugeht. Etwas möchte ich nur wiſſen, wer Euch da drinnen alle die vertrackten, dummen Ideen in den Kopf ſetzt — der arme Herr! Ich bin nur ein geringer Gärtner, aber wenn ich denken müßte, daß alle meine Schritte ſo mit Mißtrauen betrachtet würden, ich thäte der Welt ein Ende laufen."

„Und ließet Eure Frau ſitzen, wenn Ihr eine hättet."

„Ja, wenn ich eine hätte — doch ſo weit ſind wir noch lange nicht," ſetzte er mit einem Seufzer der Erleichterung hinzu; „dann brauchte ich wahrſcheinlich niemals mehr zu ſagen: Gott ſtraf' mich!"

Die Kammerjungfer begnügte ſich, ihre Achſeln zu zucken und in einem mitleidigen Tone zu erwiedern: „Schade iſt's doch um Euch, Andreas, daß Ihr hier außen ſo verwildert, aber wie iſt das anders möglich!"

Nach dieſen Worten ſummte ſie eine wehmüthige Melodie vor

ſich hin, und Meiſter Andreas, alſo verabſchiedet, begann mit großer Energie ſein Grabſcheit zu handhaben, indem er einen Haufen Kies in dem breiten Wege vertheilte.

Dazu ſangen an dieſem wunderbaren Frühlingsmorgen die Vögel ihre lieblichſten Weiſen, Schmetterlinge flatterten von Blüthe zu Blüthe, und emſige Ameiſen, ſowie glänzende Käfer gingen eifrig ihren Tagesgeſchäften nach.

Wir, geneigter Leſer, wollen die Schwelle des Ateliers überſchreiten, von der uns ein gaſtliches „Salve“ entgegenleuchtet, und kommen auf einen Vorplatz, der im Hintergrunde eine Treppe hat, die in ein paar kleine Zimmer des Dachſtockwerkes führt, welche der Hausherr einigen talentvollen, dürftigen Schülern unentgeldlich einzuräumen pflegte, um ſie ſo in ihren Studien zu unterſtützen. Links vom Eingange führt von dieſem Vorplatze eine Thüre in das vorhin erwähnte Gewächshaus, wo zwiſchen Palmen und Baumfarn ein kleiner Waſſerſtrahl emporſpringt, deſſen Wände mit exotiſchen, wuchernden Schlingpflanzen bedeckt ſind, ein ſaftig grünes Enſemble, das auch im Winter auf das von der Leinwand und den bunten Farben ermüdete Auge ſo wohlthätig und kräftigend einwirkt. Von den Wänden dieſes Vorplatzes in braunrother Farbe hoben ſich kleine Statuetten, die Meiſterwerke Peter Viſcher's von Nürnberg, auf einer Seite Trophäen, die aus Waffen der heutigen Zeit: Säbeln, Piſtolen, Infanterie-Gewehren, Büchſen mit Hau-Bayonnetten, Carabinern und Lanzen gebildet waren; in einer Ecke auf dem Fußboden befanden ſich Trommeln, Keſſelpauken, ein paar alte Trompeten neben dem richtigen Modelle eines kleinen Feldgeſchützes; die ganze Hinterwand dieſes Vorgemaches war mit einem großen Gobelin verhängt, den wir leiſe emporheben, um in das Atelier ſelbſt zu gelangen.

Was die Größe dieſes weiten und ſchönen Raumes anbelangt, ſo hatte Meiſter Andreas allerdings Recht, daß ſich ein ſolcher Platz ſchwerlich im Hofe eines ſtädtiſchen Wohnhauſes gewinnen laſſe, und

es genügt wohl, um ſich von der Ausdehnung deſſelben einen richtigen Begriff zu machen, wenn wir beſtätigen, daß die Verſicherung des Gärtners, hier habe ſchon ein Feldgeſchütz, allerdings mit nur zwei Pferden Beſpannung, Modell geſtanden, ſeine vollkommene Richtigkeit hatte. Das Atelier war auch in ſeiner Höhe der Ausdehnung entſprechend und hatte nur eine einzige, aber koloſſale Fenſteröffnung an der Nordſeite, die ſich nach Belieben verkleinern ließ und deren Licht man durch vorgezogene blaue und graue Vorhänge dämpfen oder ſpannen konnte. Die Wände hatten eine dunkle Schieferfarbe und waren trotz ihrer Höhe und Breite ſo mit Gegenſtänden aller Art bedeckt, daß gerade die Manigfaltigkeit derſelben dieſe Wände ſelbſt und ſo auch das Gemach auf den erſten Blick nicht ſo groß erſcheinen ließ, wie es in der That war. Hier ſah man Trophäen von alten und ſeltenen Waffen kunſtreich oder vielmehr künſtleriſch geordnet, indem eine gar zu ſtrenge Symmetrie vermieden war oder, wo eine ſolche doch vielleicht unbewußt entſtand, gemildert wurde durch eine alte, ziemlich willkürlich herabhangende Fahne und durch leichte Drapirung buntfarbiger Schärpen, Shawls oder hellleuchtender Mäntel und Kopftücher orientaliſcher Völkerſchaften. Dort eine andere Wand war für Gypsabgüſſe der verſchiedenſten Arten und Zeiten beſtimmt: neben einem herrlichen Torſo oder einem antiken Kopfe ſah man wohlgeformte Arme und Beine oder ſonſtige Glieder des menſchlichen Körpers, allerdings winzig und faſt unſchön erſcheinend gegen die koloſſalen, edlen Formen des Alterthums, während daneben wieder Köpfe verſchiedener Thiere aus der Wand hervorragten; auf einer anderen Seite ſah man Farbenſkizzen und Köpfe in Kreidemanier, Portraits von Bekannten oder Studien zu irgend einem Bilde. Das Meublement des Ateliers beſtand durchweg aus altem Geräthe der beſten Renaiſſancezeit, und jedes Stück war nach Material und Arbeit ausgezeichnet zu nennen. Da ſah man ungeheure, kunſtreich aus Holz geſchnitzte Schränke, die jedes andere Zimmer über Gebühr ausge-

füllt haben würden, hier aber ganz an ihrem Platze schienen. Auf denselben bemerkte man eine Sammlung von interessanten großen Krügen und Gefässen aus Thon und Glas, während feinere Arbeiten aus letzteren Stoffen, sowie aus Bronze und edleren Metallen auf wohlerhaltenen uralten Etagèren von den zierlichsten Formen aufgereiht standen. An der hinteren Wand, gegenüber dem Gobelin, unter dem wir hineingeschlüpft sind, befand sich ein rother Divan und vor demselben ein mächtiger Eichenholztisch mit schweren gedrehten Füßen, um welchen Sessel standen mit hohen, reich geschnitzten Rücklehnen, deren Polsterung mit gepreßtem Leder oder altem dickem Sammt überzogen war. Auch sonst überall in dem reichen Gemache fehlte es nicht an den mannigfaltigsten Sitzgelegenheiten: breite Armsessel, kleine, zierliche Tabourets und über einander gehäufte orientalische Kissen.

Was aber diesem ganzen Raume ein so wohlthuendes Gefühl der Behaglichkeit gab und ihm die kalten Formen einer Kunstsammlung oder Ausstellung benahm, war die ungesuchte und doch malerische Unordnung, in der eine Menge anderer Gegenstände so herumlagen oder herumstanden, daß man überzeugt war, sie seien gebraucht und eben erst aus der Hand gelegt worden: so auf dem Tische Albums mit Zeichnungen und Skizzenbücher in den mannigfaltigsten Größen, oder große Bände alter, prächtiger Werke; daneben seltene Waffen und geschnitzte Kistchen, deren halb zugeschobener Deckel ihren Inhalt sehen ließ: Zeichnungsmaterial, Papiere, Cigarren; reiche alte Stoffe in Damast und Sammt von den lebhaftesten Farben lagen nachlässig über die hohe Lehne irgend eines Stuhles geworfen, und zwischen ihren Falten hervor sah man vielleicht den reichen, kunstvoll gearbeiteten Griff und Korb einer Toledoklinge. Links von dem breiten, rothen Divan befand sich ein geräumiger Kamin, dessen Oeffnung so hoch war, daß ein Mann mit dem Hute auf dem Kopfe darin stehen konnte. Die trotzig aussehenden Feuerhunde, welche im Winter das brennende Holz

trugen, ſchienen ſich in ihrem jetzigen Nichtsthun förmlich zu langweilen und wie das warme Wetter verhöhnend ihre langen Zungen verächtlich herauszuſtrecken. Neben dem Kamine ſtand ein Schirm von gepreßtem und vergoldetem Leder, hinter den wir uns einen Blick erlauben, uns aber darauf gern wieder freundlicheren Gegenſtänden zuwenden wollen: da befand ſich nämlich ein Skelett und neben demſelben das lebensgroße Bildniß eines ſchönen, nackten Mädchens, jedes mit einem einzigen kurzen Worte als Aufſchrift: „Einſt“ und „Jetzt“.

Gegenüber dem Fenſter, im beſten Lichte, war ein großes Bild auf zwei Staffeleien aufgeſtellt, vor dem der Herr des Ateliers mit Malen beſchäftigt war. Es war dies ein großer und ſtarker Mann, vielleicht in der Mitte der dreißiger Jahre, mit einem angenehmen, ausdrucksvollen Kopfe, dichtem, dunkelm, aber kurzgeſchnittenem Haupthaare, mit einem vollen Barte, der auf eine nicht unangenehme Art ins Röthliche ſpielte. Er trug einen Morgenrock von hellbraunem Sammt, der etwas abgenützt war und hier und da Farbenſpuren zeigte, während die übrige Kleidung des Künſtlers ganz beſonders ſorgfältig war. Neben dem Bilde, ebenfalls in vollem Lichte, ſtand ein junges Mädchen von vollendeter, edler und wohlthuender Schönheit. Ihre vielleicht etwas zu ſchlanke Geſtalt war in ein einfaches graues Gewand gehüllt, welches bis zu ihrem Halſe reichte, über den ein dunkelvioletter Sammtſtoff maleriſch drappirt herabhing. Unter ihrer Bruſt wurde derſelbe feſtgehalten von ihrer feinen, weißen Hand, die hier zum Vorſchein kam, während ſie ungefähr drei Viertel ihres ausdrucksvollen Profils dem Maler zuwandte. Das Mädchen mochte etwas über zwanzig Jahre alt ſein, war aber offenbar erſt im Aufblühen begriffen; man hätte glauben ſollen, ihre Entwickelung ſei vielleicht durch einen allzu zarten Körperbau oder durch Krankheit in den Kinderjahren zurückgehalten worden, und darauf ſchien auch das marmorbleiche Colorit ihres edlen Geſichtes hinzudeuten. Ihre großen, dunkeln Augen unter

hochgeſchwungenen Brauen waren von einem ſammtartigen Schimmer. Sie hatte ihre feinen Lippen etwas geöffnet, unter denen blendend weiße Zähne hervorblitzten.

Vor dieſer intereſſanten jugendlichen Erſcheinung, ſie aufmerkſam betrachtend, ſaß auf einem kleinen Polſter am Boden ein Mädchen von vielleicht neun Jahren, ſehr zartem, ſchmächtigem, ja faſt kränklichem Ausſehen. Es hatte ein blaſſes, eingefallenes Geſichtchen, aber mit einnehmenden Zügen, zu welchen die auffallend hellen und glänzenden Augen nicht ganz paſſend erſchienen, wenigſtens auf eine geiſtige Erregtheit deuteten, und die mit den müden Bewegungen ſeines Körpers durchaus nicht harmonirten; es hatte ſeine kleinen Hände über den Knieen gefaltet und blickte angelegentlich in das ſchöne Geſicht der jungen Dame, welche ihm, ſowie der Maler ſeinen Blick von ihr ab und auf das Bild wandte, zuweilen mit Hand und Auge freundlich zuwinkte, worauf das kleine Mädchen eifrig mit ſeinem Kopfe nickte.

Neben dem Herrn des Ateliers, etwas zur Seite, doch ſo, daß er die junge Dame ebenfalls im Auge hatte, ſtand ein anderer Künſtler, ein ſehr junger Mann von neunzehn oder zwanzig Jahren, eine ſchöne, ſchlanke Figur mit einem ausdrucksvollen, jugendlich ſchönen Geſichte, das aber in ein paar ſchwachen, wenn auch durchaus nicht unangenehmen Zügen den Engländer verrieth, krauſem, hellblondem Haupthaare und eben ſolchem vollen, wenn auch noch ſehr weichem Barte. Die elegante Geſtalt des letzteren wurde noch durch ſeinen Anzug hervorgehoben, der aus einem etwas phantaſtiſchen Ueberwurfe von feinem, ſchwarzen Sammt beſtand, aus dem ein blendend weißer, breit umgeſchlagener Halskragen hervorſchaute, der von einem gelbſeidenen Tuche zuſammengehalten war, ſowie die aufgeſchlitzten, weiten Aermel auch hier die tadelloſe Wäſche ſehen ließen. In der linken Hand hielt er ein Skizzenbuch ſo ungezwungen und anmuthig, daß er hierin, wie mit ſeiner ganzen ſchönen Geſtalt, irgend welchem Anderen zum Modell hätte dienen können.

An der Wand, unterhalb des ſchräg eingeſetzten großen Fenſters, bemerken wir, ſich behaglich auf einem bequemen Lehnſtuhle dehnend, einen anderen jungen Mann im ſorgfältigſten Morgen-Anzuge, einen glänzend neuen Hut auf dem Kopfe, Ueberrock und Beinkleider nach dem neueſten Schnitte, feinen, hellen Handſchuhen von kuhrother Farbe und zierlichen Lackſtiefeln, an denen ſich kleine ſilberne Sporen befanden. In der rechten Hand hatte er einen jener Spazierſtöcke von vielleicht zwei Fuß Länge mit goldenem Knopfe, deren eigentliche Beſtimmung ihrer Kürze halber wohl für alle praktiſchen Menſchen ein unerklärliches Räthſel bleiben wird. Er hatte ein Glas in's rechte Auge geklemmt, das er durch Oeffnen deſſelben fallen ließ, um es alsdann, wie durch einen Wurf, mit einer unnachahmlichen Grazie wieder aufzufangen und an ſeinem Platze zu befeſtigen, wobei er jedes Mal eine köſtliche Grimaſſe ſchnitt.

Etwas ſeitwärts von dieſem Gaſte befand ſich noch ein anderer Beſucher des Ateliers von ganz verſchiedenem Aeußern: es war dieß ein älterer Mann von über vierzig Jahren, der einen oben etwas zugeſpitzten braunen Hut auf dem Kopfe trug, unter dem ſtruppiges, grau und ſchwarz gemiſchtes Haar hervorſah, während in dem ebenfalls vollen, aber nicht ſehr ſorgfältig gehaltenen Barte von einem Gemiſch beider Farben nicht gut die Rede mehr ſein konnte, ſondern hier das Grau ſtark vorherrſchend war. Sein Anzug war ziemlich nachläſſig und zeigte hier und da in nicht ganz verwiſchten Farbflecken ſeine Beſchäftigung. Er ſaß ſo, daß er das Bild, mit welchem der Herr des Ateliers beſchäftigt war, betrachten konnte.

Rechts von dem Eingange, zu dem wir hereingekommen ſind, waren noch ein paar junge Künſtler mit Zeichnen und Malen beſchäftigt, doch hatten ſie ſich durch einen rieſigen, quer vorſchobenen Carton ein eigenes, kleines Atelier geſchaffen, hinter dem hervor man auch zuweilen ein leiſes Plaudern oder halb unterdrücktes Auflachen hörte.

„Nun, was ſagſt Du zu meinem violetten Sammtmantel?“ wandte ſich der Herr des Ateliers, der Maler Roderich Olfers, an den Mann mit dem ſpitzen, braunen Hute, während er etwas zurücktrat und ſein Bild überſchaute. „Du mußt zugeben, Walter, daß die ſanften Töne des Violetts das grelle Unterkleid wohlthätig dämpfen.“

„Allerdings,“ erwiederte der Gefragte, nachdem er ziemlich lange auf die Antwort hatte warten laſſen, in einem knurrenden Tone; „hätteſt Du aber das Unterkleid minder grell gemacht, ſo wäre es doch noch beſſer geweſen. Kann man eine ſchönere Zuſammenſtimmung finden, als das anmuthige Grau des Kleides, welches Donna Conchitta trägt, mit Deinem violetten Sammtmantel? Ich werde mir dieſe Zuſammenſtellung merken und hätte große Luſt, ſie bei meiner heiligen Cäcilie anzuwenden. — Was meinen Sie, Lytton?“

Dieſe Frage galt dem jungen Manne mit der Sammtblouſe, der aufſchauend ſagte: „Es iſt ja bekannt, welch feinen Sinn Donna Conchitta für Farben hat; ich wünſchte nur, ſie würde darin meine Lehrmeiſterin.“ Er ſagte dieß mit einem faſt ſchwärmeriſchen Tone, während er mit der feinen Hand träumeriſch durch den blonden Schnurrbart ſtrich.

„Es iſt dies nicht mein Verdienſt,“ entgegnete das junge Mädchen in gutem Deutſch, das ſie aber, da ſie eine Spanierin war, mit einem etwas fremd klingenden Accente ausſprach; „es hätte ja den Augen des Meiſters weh thun müſſen, wenn ich in einem hellfarbigen Kleide gekommen wäre.“

„Siehſt Du, auch Conchitta gibt mir Recht, wenn ich Dein grelles Unterkleid verwerfe,“ meinte der ältere Mann mit dem grauen Barte.

„Verzeihen Sie, Herr Walter, nicht ſo ganz,“ verſetzte das junge Mädchen beſcheiden; „für eine Fürſtin, die der Meiſter malt, paßt zu violett wohl ein helles, mit reicher Stickerei beſetztes Unter-

Zwanzigstes Kapitel.

Thauwetter und Frühlings-Anfang.

Thauwetter iſt eine Revolution gegen den Winter, jenen harten, gewaltigen Selbſtherrſcher großer Reiche, und je größer die Veränderungen ſind, die dieſer Eroberer in den Gewohnheiten und Sitten der unterworfenen Völker erzwingt, da er ja die Länder ſelbſt bei ſeinem Regierungs-Antritt nach ſeinem Eigenſinn umwandelt, um ſo gewaltiger iſt auch jener Aufſtand ſämmtlicher Völker in Wald und Flur, in Waſſer und Luft gegen ihn, wenn ſeine Kraft einmal anfängt, nachzulaſſen.

Aber es geſchieht ihm ſchon recht, dem Tyrannen Winter! Hat er wohl eine einzige der Regeln und Vorſchriften befolgt, welche kühne, eroberungsſüchtige Heerführer aufgeſtellt und zur Nachahmung beſtens empfohlen haben? Nein, er achtet nicht die Lebensweiſe der unterdrückten Völker, ja ſogar das Aeußere des Landes, das ſeine kriegeriſchen Heerſchaaren überzogen, muß ſich ſeinem allgewaltigen Willen fügen. Er ſchüttelt das letzte Laub von den Bäumen, befiehlt der weichen, guten Erde, ſich zu verhärten, hält Bäche und Flüſſe in ihrem Laufe auf und läßt ſie ſtill ſtehen. Die Thiere des Waldes, die Vögel in der Luft

gewand, womit ich aber nicht dienen konnte," ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Für Deine heilige Cäcilie," ſagte Roderich, während er ruhig fortmalte, „werden die beiden Farben in der That ganz paſſen; aber vergiß nicht, daß die Geſchichte, nach der wir uns nun einmal bequemen müſſen, von der Prinzeſſin Anna ausdrücklich erzählt: ſie liebte farbige und prächtige Gewänder und war wie zum größten Feſte geſchmückt, als ſie an die Leiche ihres ermordeten Liebhabers trat."

„Da hätte ich der Geſchichte etwas Gewalt angethan und gerade durch ein graues Untergewand ſymboliſch ihre ſpäteren, trüben Tage bezeichnet; aber 's iſt traurig, daß ſelbſt Leute wie Du von unſern wälſchen Nachbarn die grellen Farben nachahmen! Es iſt wahr, was ich ſchon ſo oft geſagt und was ich, wenn auch als Prediger in der Wüſte, in die Welt hinausſchreien möchte: die deutſche Kunſt iſt todt!" Er nahm ſeinen Hut vom Kopfe, zog ein roth carrirtes Schnupftuch aus der Taſche und fuhr ſich damit über ſeine hohe Stirne.

Lytton lächelte und Olfers ſagte zu Walter: „Obgleich es noch früh am Tage iſt, ſo würde man mit Dir doch nicht fertig, wenn wir uns auf dieſes Thema einließen."

„Damit bin ich kurz, aber ſehr ungenügend abgefertigt," knurrte der Andere. „Beweiſt mir, daß die alte, ſchöne deutſche Kunſt, wo es noch Leute gab, die im Stande waren, einen vernünftigen Heiligen zu malen, posito einen Heiligen, der zur Andacht begeiſtert, nicht todt ſei; nehmt doch einmal ſolche moderne heilige Geſichter, ſtellt euch davor und pfeift für euch ſelber einen luſtigen Walzer — glaubt ihr nicht mit einiger Phantaſie zu ſehen, wie es in den kräftigen, lebensfriſchen Geſichtern irgend einer heiligen Katharina oder Eliſabeth anfängt, ſchelmiſch aufzuleuchten, oder wie ein wohlgenährter, ausgefreſſener Altvater oder Apoſtel ſein langes Gewand aufhebt und Luſt hat, nach eurer Melodie zu tanzen? — Ah, ſie iſt todt, die deutſche Kunſt!"

„Was meinen Sie zu dieſen Anſichten, Baron?“ wandte ſich Olfers an den jungen, eleganten Mann, der auf dieſe Frage, wahrſcheinlich aus Verlegenheit, ſein Glas fallen ließ, um es gleich darauf wieder einzufädeln, wobei er mit vieler Geiſtesgegenwart ſagte: „Darüber ſoll ich meine Anſicht hören laſſen, ich, ein armer Laie, ein kleiner Verehrer der großen Kunſt, und vor Euch? Bei Rubens, werde mich ſchon hüten! Uebrigens weiß ja Herr Walter, was ich denke von jenen nach ſeinen Begriffen wunderbar gemalten Heiligenbildern, die mich froſtig und kalt laſſen, ja, ehrlich geſagt, mich langweilen wie die Sandfluren bei Jüterbogk: Ich bin für das Lebendige, für das Warme und Blühende in der Kunſt.“

Der Baron richtete bei dieſen Worten ſein Augenglas auf die junge Spanierin, die ihn indeſſen mit ihrem ruhigen Blicke ſo theilnahmlos anſchaute, als ſei ſeine ganze elegante Erſcheinung nur ein Nebelflecken oder ein Kohlenſtrich auf der Wand.

„Gerade Ihr,“ fuhr Walter in eifrigem Tone fort, „und beſonders Du, Roderich, Ihr hättet Euch mit Erfolg gegen die Verflachung der deutſchen Kunſt anſtemmen ſollen und müſſen, aber auch Ihr huldigt dem Geſchmacke der Zeit und denkt, je bunter, je beſſer!“

„Du biſt hart gegen uns, Deine Mitgenoſſen,“ gab Roderich lächelnd zur Antwort; „aber nun bitte ich Dich, beendige endlich einmal Deine heilige Cäcilie, damit Du wenigſtens durch Deine eigenen Werke die Worte Lügen ſtrafſt und uns dadurch vielleicht zur Nacheiferung aufforderſt. — So, Sennorita,“ wandte er ſich an das junge Mädchen, „ruhen Sie aus, Sie werden müde ſein.“

Die ſchöne Spanierin dankte mit einer freundlichen Neigung des Kopfes; ehe ſie aber ihre Stellung veränderte, ſchaute ſie mit einem liebenswürdigen, fragenden Blicke nach Lytton, der aber haſtig ſagte: „Bitte auf mich gar keine Rückſicht zu nehmen, verehrte Sennora, ich benutze ja durch die gütige Erlaubniß meines Freundes nur die angenehme Gelegenheit, Ihr herrliches Profil zeichnen zu

dürfen — ſchau' her, Roderich, biſt Du mit meiner Skizze zufrieden?"

„Sie iſt ſehr hübſch," ſagte der Gefragte, nachdem er das Blatt eine Zeit lang betrachtet; „und da haſt Du ja auch mein kleines, liebes Mädchen ſkizzirt! Das gibt ein reizendes Blatt, würdig der ſchönſten Sammlung — ſehen Sie, Conchitta!"

„O, Herr Lytton hat, wie immer, übertrieben," ſagte beſcheiden das junge Mädchen, als ſie näher getreten war, nachdem ſie ihren ſchweren Sammtmantel ſorgfältig abgelegt; „aber Margarethe iſt vortrefflich gelungen — darf ich's ihr zeigen?"

Nach bereitwilligſt ertheilter Erlaubniß nahm ſie raſch das Skizzenbuch, kauerte damit neben der Kleinen nieder und hielt ihr die Zeichnung mit der linken Hand vor, während ſie mit dem rechten Arme ihren Hals umſchlang und dabei ihr Köpfchen an die Bruſt drückte.

Roderich ſchien im Anſchauen ſeines Bildes verſunken zu ſein; in Wahrheit aber ſchweiften ſeine Augen daran vorbei und ruhten mit einem eigenthümlichen Ausdrucke auf der rührend ſchönen Gruppe zu ſeinen Füßen. Das kleine Mädchen ſchmiegte ſich feſt an Conchitta, und wenn es auch im erſten Augenblicke die Zeichnung flüchtig betrachtet hatte, ſo hafteten doch gleich darauf ihre leuchtenden Augen auf dem guten Geſichte der jungen Spanierin, die ihr nun das blonde Haar ſtreichelte und alsdann fragte: „Freut es Dich nicht, was Herr Lytton gezeichnet?"

„O ja," gab die Kleine zur Antwort, „weil auch Du darauf biſt und ich Dich gern habe, weil Du mich gern haſt!"

„Wenn Du lieb biſt, wie Du ja immer zu ſein pflegſt," fuhr Conchitta mit leiſer Stimme fort, „ſo will ich verſuchen, wenn es Herr Lytton erlaubt, Dir eine kleine Copie davon zu machen; die kannſt Du alsdann zu meinem Andenken aufheben."

„Verſprichſt Du mir das, um auch Wort zu halten?" fragte das Mädchen mit einem eigenthümlichen, faſt ſchelmiſchen Lächeln,

welches ſich aber faſt traurig auf dem bleichen Geſichte ausnahm.

„Gewiß, Margarethe; habe ich Dir je etwas verſprochen und meine Zuſage nicht gehalten?“

„Ja, das haſt Du, Conchitta.“

„Nun, was denn?“ fragte dieſe, in der That erſtaunt. „Darauf wäre ich begierig, denn ich pflege ſonſt meine Verſprechen zu halten!“

„Du haſt mir eine Geſchichte verſprochen und haſt geſagt, wenn Du wieder ins Atelier kämeſt, würdeſt Du ſie mir erzählen, eine Geſchichte worin ein Bube vorkomme, ſo alt wie ich, und eine Katze mit einer Halsbinde.“

„Ah,“ ſagte Lytton lachend, der ganz dicht an die Beiden herangetreten war und, wie es ſchien, mit Wohlgefallen auf das faſt überreiche ſchwarze, weiche und glänzende Haar des jungen Mädchens blickte — „ein Knabe und eine Katze mit einer Halsbinde, das ſind ſchon ſo pikante Beſtandtheile zu einer Geſchichte, daß ich wirklich ſelbſt darauf begierig wäre!“

„Papa, Du weißt, daß Conchitta ſie mir verſprochen hat — nicht wahr?“

Roderich, der nach einem Blicke auf ſein Bild die Palette wieder ergriffen hatte, um noch ein paar Striche zu thun, und nun Farbe und Malſtock wieder niederlegte, ſagte mit einem freundlichen Blicke auf die Beiden: „Allerdings, Sennorita, verſprachen Sie es ihr, und da auch ich der Anſicht Lytton's bin, daß wir nach Ihrem Programme etwas Außerordentliches zu erwarten haben, ſo ſollten Sie Ihr Verſprechen erfüllen und uns die Geſchichte zum Beſten geben.“

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich. Aber das iſt eine Geſchichte nur für Kinder; ſie würde Ihnen wenig Vergnügen machen.“

„Was mich anbelangt,“ meinte Lytton, „ſo habe ich ein ſo kindliches Gemüth, daß mich die Geſchichte außerordentlich anſprechen wird.“

„Und mich,“ ſetzte Roderich hinzu, „würde es recht ſehr freuen, zu ſehen, wie ſich Margarethe bei dieſer Erzählung amuſirt, und überdies möchte ich zur Abwechslung eine halbe Stunde an dem Harniſch eines der Trabanten malen, und während deſſen ruhen Sie aus und erzählen mit Bequemlichkeit.“

Der junge Elegant hatte ſich von ſeinem Sitze erhoben und trat mit einer tänzelnden Bewegung vor das junge Mädchen hin, wobei er ſo graziös wie möglich ſeinen Hut abnahm und ſagte: „Sie werden mir erlauben, daß ich meine Bitte mit denen meiner Freunde vereinige. — O, es iſt etwas Köſtliches,“ rief er enthuſiaſtiſch aus, „um ſo ein Atelierleben, die reizendſten Bilder entſtehen zu ſehen, diſtinguirte Fremde kennen zu lernen, geiſtreich zu converſiren und allerliebſte Geſchichtchen zu hören — erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen zum voraus die Hand küſſe!“

Da er ſich mit einer ausgeſuchten Bewegung und ſo tief gegen Conchitta hinabneigte, daß ſie wohl fürchten mußte, er werde im nächſten Augenblicke vor ihr knieen, ſo reichte ſie ihm, um dies zu verhüten, ihre kleine Hand, die er einen Augenblick an ſeine Lippen drückte und dann mit einem Ah! der Befriedigung wieder in die Höhe ſchnellte.

Lytton hatte ſich achſelzuckend abgewandt und brummte etwas in den Bart von fader Zudringlichkeit, was der Baron übrigens nicht hörte, oder wenn er es vernahm, hatte er ein ſo glückliches Temperament, dergleichen Dinge nicht auf ſich zu beziehen.

„Gern will ich dem Wunſche meiner kleinen Freundin willfahren,“ ſagte Conchitta mit einem ihr eigenen, wunderbar reizenden Lächeln, wobei ſich ihr an ſich ſchon auffallend kleiner Mund aufs lieblichſte zuſammenzog, „und wenn ich auch auf die Nachſicht des Meiſters rechne, ſowie auf die Ihrige, Herr Lytton, ſo iſt doch Herr Walter meiſtens ſo ernſt geſtimmt, daß ich eine förmliche Angſt habe, vor ihm etwas ſo Unbedeutendes, was eigentlich nur für meine kleine Margarethe beſtimmt iſt, Preis zu geben.“

„Unbesorgt," gab Walter mit einem weniger brummigen und gereizten Tone zur Antwort; „was die Anderen vertragen können, daran sterbe ich auch nicht. Ueberhaupt will ich Niemanden mit meinen Ansichten beschwerlich fallen, und wenn ich sage, die deutsche Kunst ist todt, so kann man es mir glauben oder bleiben lassen. Uebrigens wäre ich Dir sehr dankbar, Roderich, wenn Du mir einen Cognac gäbest und mir erlaubtest, meine Pfeife zu rauchen. Sennora Conchitta wird als Spanierin ein wenig Tabaksdampf nicht scheuen, besonders da ich dafür mit christlicher Geduld ihre Geschichte anhören werde."

„Gewiß, Herr Walter, geniren Sie sich gar nicht! Aber ich sehe," fuhr sie, sich lebhaft umschauend, fort, „es raucht ja Niemand — warum denn nicht?"

„Weil wir gehofft haben, Sie würden uns durch ein gutes Beispiel Erlaubniß hierzu geben," sagte der Engländer.

„Nein, nein," erwiederte Conchitta, „fangen Sie immerhin an: vielleicht macht mir Mercedes später ein Cigarrito."

„Der Cognac ist an dem Dir bekannten Platze," sprach Roderich, während er aus einer der Ecken des Gemaches zurückkam, wo er einen Harnisch geholt, den er so vor sein Bild aufstellte, um später danach malen zu können; „wenn Du aber," fuhr er während dieser Vorbereitung fort, „noch etwas warten willst, so bekommst Du einen guten Maitrank, wozu ich den Baron eingeladen. Derselbe hat nämlich die Behauptung aufgestellt, wir hier am Rheine wüßten mit der Zubereitung dieses unseres Lieblings- und Nationalgetränkes nicht besonders umzugehen."

„Pardon! Das habe ich gerade nicht gesagt; ich bin nur der Ansicht, daß der bei uns in Berlin gezogene und rationell cultivirte Waldmeister aromatischer ist ...."

„Als der in den schönen, dichten, rheinischen Wäldern?" lachte Lytton. „O, Baron, warum können Sie sich diese entsetzliche Liebe zu Ihrer Sandheimath nicht abgewöhnen?"

„Danke," gab Walter kurz zur Antwort, „ein Cognac des Morgens iſt mir zuträglicher; wenn ich vor Tiſch ohne denſelben einen Tropfen Wein trinke, ſo ſauſt es mir den ganzen Tag im Kopfe herum." Damit ging er nach dem ihm wohlbekannten Schranke und zog unterwegs eine kurze, irdene, ſchwarz gerauchte Pfeife aus der Taſche, die er ſich mit ſyriſchem Tabak füllte, der auf einem Nebentiſchchen in einem irdenen Gefäſſe ſtand. Nachdem er einen Schluck Cognac genommen, braunte er ſeinen Pfeifenſtummel an und ging behaglich, aber tüchtig dampfend, mit weiten Schritten, die Hände in den beiden Hoſentaſchen, durch das Atelier, wobei er in der Nähe des die Thür vertretenden Gobelins auf einen jungen Mann ſtieß, der eben eintrat.

Es war dies eine kurze, gedrungene Perſönlichkeit, ſorgfältig gekleidet, einen hellgrauen Cylinder auf dem Kopfe, den er im Atelier abnahm und unter welchem ſich nun ein wahrer Wald von dichten, krauſen, braunen, etwas röthlich ſchimmernden Haaren zeigte.

„Guten Morgen, Kohlenmüller!" ſagte Walter und wandte ſich darauf vor dem Ankommenden dicht auf dem Abſatze herum, um ſeinen Spaziergang fortzuſetzen.

„Ah, bon jour, Waſſermüller!" rief Lytton, als er des Eintretenden anſichtig wurde, und Roderich ſetzte, freundlich mit dem Kopfe nickend, hinzu: „Wie geht's, Bergmüller?"

„Danke euch, nicht ſchlecht," erwiederte der Angeredete heiter; „ich komme ſoeben von der permanenten Ausſtellung, wo Schüller zwei famoſe Zeichnungen von mir verkauft hat!"

„Ah, die beiden, die ſchon ziemlich lange dort hängen — die eine iſt Waſſer mit Nebel," ſagte Olfers, „und ...."

„Die andere iſt Nebel mit Waſſer!" brummte Walter, indem er von der andern Seite des Ateliers wieder zurücklam — „in Summa, Nebelmüller, Du biſt ein glücklicher Kerl, daß Du Deine Kohlenzeichnungen am Ende doch alle verkaufſt! Aber unter uns

kann ich Dir ſagen, daß ich geſtern die beiden betreffenden nicht ſchlecht empfohlen habe: es war in der Permanenten ſo viel herumgaffendes und, wie mir ſchien, kaufluſtiges Volk, wo ich mir denn einen Stuhl nahm, mich vor Deine Zeichnungen hinſetzte und mir den Spaß machte, ſie mit lauter Stimme als ein paar ausgezeichnete Meiſterwerke darzuſtellen."

„Nun, wenn Du das nur im Spaß gethan," gab der kleine, dicke Künſtler, mit einem, wenn auch freundlichen Geſichte, doch bezeichnenden Achſelzucken zur Antwort, „ſo muß ich Dir ſagen, daß Dein Spaß mir gerade keinen Spaß macht; doch ſei's darum, ich werde Dir Gleiches mit Gleichem vergelten und es eben ſo machen, wenn Deine heilige Cäcilie einmal lange genug in der Permanenten gehangen hat."

„Da wird ſie nie hängen," gab der mit dem zugeſpitzten Hute zur Antwort, wobei er, ſeinen Spazirgang fortſetzend, mit großen Schritten ruhig an dem Anderen vorüberging; „ich arbeite nur auf Beſtellung, merke Dir das."

Der Baron hatte der Begrüßung des Angekommenen mit ſo vielerlei Namen, ſowie dem kurzen Zwiegeſpräche mit großen Augen zugehorcht und wandte ſich jetzt fragend an Roderich, der aber auch ohne das die Beiden mit einander bekannt gemacht hätte: „Herr Maler Bergmüller, bekannt durch ſchöne Kohlenzeichnungen."

„In denen viel Waſſer vorkommt," ſagte Lytton, dem Herantretenden freundlich die Hand reichend.

„Und viel Nebel," ſetzte Walter hinzu, „den dieſer undankbare Kerl ſo fein und durchſichtig macht, daß man erſtaunt ſein muß, wie er es mit einem ſo widerhaarigen Material, wie die Kohle, zu Stande bringt."

„Herr Baron Hund vom Höllenſteine," ſtellte der Herr des Ateliers dieſen vor.

„Ja, undankbar biſt Du," fuhr der alte Maler fort, „daß

Du meine heilige Cäcilie mit der Permanenten zuſammenbringſt; ſie müßte ſich ja vor Entſetzen überſchlagen, wenn ſie in ſo eine Farbenſchachtel hineinkäme."

„Warum bin ich undankbar?" fragte Bergmüller.

„Weil Du mir ſo etwas geſagt und Du doch weißt, wie ſehr ich Dich und Deine Zeichnungen ſchätze. Ach, es iſt für ein Auge wie das meinige ſo wohlthuend, bei dem Schwarz und Weiß auf Deinem grauen Papier ausruhen zu können, wenn man die Augen voll Zinnober und Schweinfurter Grün hat!"

„Da kommt unſer Maitrank!" rief Roderich und ſetzte mit einem Blicke auf Andreas, der die Bowle hereinbrachte, hinzu: „Ich hoffe, daß heute nichts daran verſäumt iſt; wir haben hier einen Kenner, vor dem ich gern mit Ehren beſtehen möchte — wollen Sie vielleicht ſo gut ſein, Conchitta, und die Gläſer füllen? Andreas wird Ihnen Alles auf den Tiſch ſtellen."

„Gewiß, Meiſter, und Margarethe wird mir helfen."

Damit gingen beide nach der Ecke des Gemaches, wo der Gärtner die Bowle auf einen Tiſch geſtellt hatte, Gläſer dazu ſowie einen großen, hölzernen, zierlich gearbeiteten Löffel.

„Nun?" fragte der Herr des Ateliers, nachdem die Anweſenden, außer Walter, und ebenfalls die jungen Leute hinter dem Carton, die auf den Ruf Olfer's zum Vorſchein gekommen, mit vollen Gläſern verſehen worden waren und der Baron einen prüfenden Schluck gethan.

„Ich muß geſtehen, dieſer Maitrank iſt ganz vortrefflich — das Höchſte, was ich zu ſeinem Lobe ſagen kann, iſt, daß ich bei uns in Berlin nie einen beſſeren getrunken."

„Damit ſind wir zufrieden," rief Olfers lachend, „denn zu begehren, daß die arme Provinzſtadt etwas voraus haben ſolle vor der Hauptſtadt der Intelligenz und des feinſten Geſchmackes, wäre ein unſinniges Verlangen!"

„Haben Sie auch an Ihre Schweſter gedacht?" fragte Roderich

mit leiſer Stimme das junge Mädchen, welches ſich, das kleine Mädchen an der Hand, dicht neben den Meiſter hingeſtellt hatte und bewundernd ſein Bild anſchaute.

„Gewiß, gewiß, und ich danke für ſie; Andreas war ſo freundlich, an Mercedes zu denken.“

„Finden Sie, Bergmüller, daß die Kräuter genug gezogen haben?“

„Für meinen Geſchmack wäre ich dafür, mit dem zweiten halben Glaſe noch eine kleine halbe Stunde zu warten.“

„Thun wir das,“ ſtimmte auch Roderich ein: „während ich an meinem Harniſch male, ruht Sennora Conchitta aus und erzählt ihre Geſchichte.“

Der galante Baron hatte raſch einen Seſſel herbeigeſchleppt, welchen er der jungen Spanierin anbot, die ſich darauf niederließ und ſich dann, wie ſie mit liebenswürdiger Freundlichkeit ſagte, ſo ſetzte, daß Lytton mit ſeiner Zeichnung ihres Profils fortfahren konnte. Auch das kleine Mädchen nahm ſeinen Platz wie vorhin ein, und Andreas reichte auf den Ruf ſeines Herrn Cigarren umher.

„Warte mit dem Feuer, bis Conchitta ihre Papier-Cigarre anzündet!“

„Wie kann ich das, wenn ich erzählen ſoll?“

„O, vortrefflich, und es macht ſich reizend! Es iſt auch nicht das erſte Mal, daß Sie liebenswürdig mit uns plauderten, während Ihre Hand die Cigarre hält.“

„Es iſt nicht lieb von Ihnen, Herr Lytton, daß Sie mich an eine kleine Schwäche erinnern, die ich aber leider zugeſtehen muß. — Mercedes,“ rief ſie ihrer Schweſter zu, „ſei ſo gut, mir meine kleine Taſche zu geben!“

Nachdem die ältere Schweſter Conchitta's das Verlangte gebracht und ſich wieder auf ihren Sitz zurückgezogen, nahm die junge Spanierin aus einem Etui Papier und etwas feinen, geſchnittenen

zittern bei ſeiner Ankunft vor ſeinem ſcharfen, unheilbringenden Odem und verkriechen ſich unter das raſchelnde Laub des Waldes und in ihre weichen Moosbetten. — Umſonſt! Er bringt ihnen nach, er fährt ſchaurig wehend über die Erde, und Alles, was noch widerſtanden, fügt ſich dem eiſigen Hauch und erſtarrt bis zur Lebloſigkeit.

Jetzt iſt der Winter Herr und Meiſter, und da er das Innere ſeiner Untergebenen nach ſeinem Willen geändert, ſo macht er ſich jetzt auch an's Aeußere, und vom Himmel herab fällt Tage und Nächte lang der weiße Stoff, aus dem er ſeine Livreen bereiten läßt. An einem ſchönen Morgen ſind ſie fertig, und Alles, ſo weit das Auge ſieht, prangt in weißem Pelzwerk — aber was iſt weißes, koſtbares Pelzwerk gegen ein, wenn auch ganz nacktes Daſein, in welchem man ſich frei bewegen kann, jedem zarten Lufthauch folgend, ſich leicht hin und her in der lauen Luft wiegend?

So denken die revolutionären Bäume und Sträucher, und das Gras unter der weißen Schneedecke bewahrt merkwürdige Traditionen von ſonnigen, heißen Tagen, von friſchen, angenehmen Regenſchauern, die Pflanze und Wurzel ſo angenehm tränken und wonach Tauſende von Blumen emporſprießen. Sie flüſtern einander zu: Sie kehrt zurück, dieſe ſchöne Zeit — ach du Zeit des Frühlings und Sommers! — wo wir uns ſchmücken mit Blumen und allen Farben und wo unſere Modehändlerinnen, die Spinnen, glänzende Schleier über unſere Köpfe ziehen, unter denen wir wie geputzte Bräute ſtehen.

Unterdeſſen wird der Winter alt und ſchwach, ſeine Hand erlahmt und iſt nicht mehr im Stande, ſtark und gewaltig die Zügel ſeiner Reiche zu führen. Wo er früher mit ſtrenger, aber anhaltender Kälte regierte und die Gefilde mit ſeinem weißen Wollenpelz warm bedeckt hielt und ſich ſeiner Macht bewußt war, da iſt er jetzt boshaft und tückiſch geworden; er hört von Aufſtands-Verſuchen in Wald und Feld und ſchickt ſeinen

Tabak und rollte ihr Cigarrito mit ſolcher Geſchicklichkeit und Anmuth zwiſchen den feinen Fingern, daß der Baron erklärte, vor Freude außer ſich zu ſein, und auf Ehre verſicherte, ſelbſt in Berlin nie etwas Reizenderes geſehen zu haben. Auch Walter, der ſich gerade eine Pfeife ſtopfte, mochte etwas Aehnliches denken, wenigſtens betrachtete er mit einem eigenthümlichen Lächeln ſeinen ziemlich unſaubern Pfeifenſtummel. Nun brannten auch die anderen Cigarren; Roderich hatte Palette und Malſtock ergriffen, Lytton fing wieder an zu zeichnen, der Baron hatte ſich ſo geſetzt, daß er voll in das Geſicht Conchitta's ſah, und die jungen Leute, zu denen ſich Bergmüller geſellt, ihren Carton ſo geſchoben, daß ſie jetzt vollſtändig mit zur Geſellſchaft gehörten und in aller Gemüthlichkeit der Geſchichte lauſchen konnten. — Dann erzählte die junge Spanierin, wobei ſie aber ausſchließlich ihre Worte an das kleine Mädchen richtete:

„Spanien, wo ich geboren," ſagte ſie, „iſt ein wunderſchönes Land, meine gute Margarethe, mit ſehr langen Sommermonaten, wo es in Einem fort grünt und blüht, beſonders die Orangenbäume, die noch dazu das wunderbare Angenehme haben, daß ihre Blüthen zu derſelben Zeit ſo gut riechen, während man ihre Früchte genießen kann. Ach, und die Nächte dort ſind ſo lind und angenehm: da ſpaziert man in dem ſanft glänzenden Mondſcheine und ruht aus unter dichten Lorbeerbüſchen, während man murmelnde Springbrunnen hört und von fern her durch die ſtille Nacht reizende Zitherklänge ertönen!"

Mercedes hatte in ihrem Winkel die ſpaniſche Mandoline ergriffen, die neben ihrem Sitze lehnte, und ließ jetzt unverhofft, aber ſo richtig einfallend und ſo paſſend zu dem weichen Tone, mit dem ihre jüngere Schweſter erzählte, ein paar raſche Accorde durch das hohe Gemach hallen, daß es die Zuhörer offenbar in eine gehobene Stimmung verſetzte.

Lytton hatte bei den erſten Worten, welche Conchitta ſprach,

seine Hand mit dem Skizzenbuche niedersinken lassen und war nur noch Zuhörer, während Roderich hier und da sein Bild leicht mit dem Pinsel berührte.

»Ventecico murmurador« intonirte das junge Mädchen zum Spiele ihrer Schwester und fuhr dann heiter lächelnd fort: „So singt man in Spanien Abends auf der Straße, und wer so singt oder zuhören darf, wenn Andere singen, ist glücklich — ach ja, Spanien, wo ich geboren, ist schön!“

„Auch dahin will ich einmal reisen,“ sagte das kleine Mädchen in sehr bestimmtem Tone, wobei es zu seinem Vater aufblickte; es liebte es überhaupt, in seiner Phantasie fremde Länder zu besuchen.

„Dort in Spanien,“ fuhr Conchitta fort, „sind große, schöne Städte, wo viele Menschen bei einander wohnen. Da das aber manchem Reichen und Vornehmen unbehaglich erscheint, so haben sie sich auf ihren Ländereien prächtige Schlösser erbaut, wo sie einen großen Theil des Jahres leben. Da aber in dieser Welt nichts von ewiger Dauer ist und Menschen vergehen wie Blumen und Blüthen, ganze Geschlechter entstehen und wieder aussterben, so kommt es in Spanien wie auch anderswo häufig vor, daß die Besitzer solcher prächtigen Schlösser sterben und verderben oder auch sonst keine Freude mehr haben an ihren ländlichen Besitzungen, und diese nun öde und verlassen sind. In der Nähe der Stadt, wo wir lebten, war auch so ein altes, prächtiges, aber verlassenes Schloß, mitten in einem See gelegen, ein mächtiges, viereckiges Gebäude mit großen Thürmen an den Ecken; wenn ich sage, verlassen, so meine ich damit, daß die Herrschaft, der es gehörte, sich nicht mehr darum zu bekümmern schien und lange, lange Jahre hindurch Keiner von ihnen mehr einen Fuß gesetzt hatte nach Castillo de Monterey ....“

„Monterey?“ fragte Olfers mit einigem Erstaunen — „das ist ja einer ihrer eigenen Familiennamen?“

„Allerdings, wir ſind mit jenem Hauſe verwandt,“ erwiederte Conchitta in gleichgültigem Tone und fuhr dann in ihrer Erzählung fort: „Nicht als ob die Familie ausgeſtorben oder ſonſt verdorben wäre, im Gegentheil, ſie war reicher als jemals und hatte Paläſte zu Madrid und Sevilla. Was ſie aber veranlaßte, das Schloß nicht mehr zu beſuchen, war eine Begebenheit, die ich Dir mittheilen will, meine liebe Margarethe, und die zu meiner Geſchichte gehört, in der dann erſt ſpäter die Katze mit der Halsbinde vorkommt.

„Verlaſſen war das Schloß alſo nur von der Herrſchaft, welche in früheren Zeiten den erſten Stock bewohnt hatte, wo es eine unendliche Menge von Sälen, Zimmern und Cabinetten gab, alle gleich ſtill, gleich düſter, da die Vorhänge an den Fenſtern heruntergelaſſen waren, und gleich unheimlich; lange, lange, hallende Corridore liefen vor den Zimmern her, und wenn wir Kinder — auch ich war zuweilen in dem alten Schloſſe — darin herumtrippelten, ſo ſchallte es vom anderen Ende zurück, als käme von dorther ein ganzes Regiment Soldaten.“

„So haſt Du in dem alten Schloſſe gewohnt, Conchitta?“ fragte das Mädchen — „ach, das muß prächtig geweſen ſein! Du durfteſt in den langen Gängen mit Deinen Bekannten ſpielen und auf dem See im Nachen fahren!“

„Gewohnt habe ich nicht dort,“ entgegnete die Erzählerin, „aber ich war oft in dem alten Schloſſe, denn der Verwalter desſelben, der unten wohnte und die weitläufigen Güter bewirthſchaftete, war meinem Vater bekannt, und da durfte ich oft hinaus und auch wohl Tage lang dort bleiben. Dann ſpielte ich allerdings auch zuweilen in den langen Gängen des oberen Stockes, hauptſächlich aber die Knaben des Verwalters mit ihren Bekannten, denn wir Mädchen waren nicht ſo beherzt und fürchteten immer, etwas Schreckliches droben zu ſehen, was im Zuſammenhange ſtand mit jener Begebenheit, die ich Dir ſogleich erzählen werde.“

„Sie verstehen es, unsere Aufmerksamkeit zu spannen," sagte Roderich, der schon lange nicht mehr malte, sondern, an seine Staffelei gelehnt, zuhorchte.

„Ganz famos!" rief der Baron aus, indem er gegen die Spanierin leicht seine Fingerspitzen küßte; „aber nehmen Sie sich in Acht, mein Fräulein, nach Ihrem pikanten Eingange haben wir das Recht, etwas ganz Außerordentliches zu erwarten!"

Ehe Conchitta wieder begann, hörte man abermals einige leichte Klänge der Mandoline, die leise, leise eine lustige heitere Weise anstimmten, aber alsdann mit einem ernsten Accorde verhallten, dem Mercedes andere ähnliche folgen ließ, während ihre Schwester weitersprach, so daß es klang, als rausche der Wind durch Aeolsharfen.

„Es war ein Hochzeitsfest in dem alten Schlosse und die einzige, junge und schöne Tochter des Hauses war einem Manne vermählt worden, den sie unaussprechlich liebte. In dem großen Saale wurde geräuschvoll bankettirt, zahlreiche Gäste aus der reichen Verwandtschaft und die benachbarten Edelleute wurden geladen. Musik ertönte, Gläser klangen, Trinksprüche wurden ausgebracht, und bei dem wachsenden Lärmen der ausgelassensten Fröhlichkeit verließ die junge Braut nach einem zärtlichen Händedrucke den Platz neben ihrem Gemahl und verschwand aus dem Saale, ohne daß ihr Fortgehen gerade besonders bemerkt worden wäre. Die Diener in den Nebenzimmern sahen sie diese durchschreiten, und draußen im Gange war ihre hohe, weiße Gestalt ebenfalls bemerkt worden, wie sie ihn langsam hinabschritt gegen einen der Eckthürme des Schlosses zu, wo sich eine kleine Hauskapelle befand, die selten benutzt wurde, und wohin sie sich wahrscheinlich zu stillem Gebete zurückziehen wollte.

„Drinnen im Saale lärmende Musik, immerfort klangen die Gläser, ein heiterer Trinkspruch jagte den anderen; Stunden vergingen, die Braut kehrte nicht zurück. Da sich der Gemahl, dem

dieſes lange Ausbleiben endlich auffiel, fragend an die Mutter ſeiner jungen Gattin wandte, ſo verließ dieſe, ohne im geringſten beſorgt zu ſein, den Saal, um nach ihrer Tochter zu ſehen, die ſie in ihrem Zimmer zu finden hoffte, wahrſcheinlich mit Aenderung ihrer Toilette beſchäftigt, denn ſie hatte dem Hochzeitsmahle in vollem Brautſchmucke beigewohnt, und ſo hatte man ſie auch draußen in dem Gange geſehen, in langem, weißem Schleppkleide mit dem leichten, wallenden Schleier, den Myrthenkranz auf dem Kopfe — ja, ſo haben die Diener und Dienerinnen ſie geſehen — zum letzten Male geſehen."

Mercedes hatte bis hieher die Erzählung ihrer Schweſter melodramatiſch mit ihrer Mandoline begleitet, hier hörte ſie mit einem jäh abgeriſſenen Accorde auf.

„Ah," machte Lytton in Beziehung auf die letzten Worte der Spanierin, „zum letzten Male geſehen! — Sie ſcherzen, Conchitta, oder erzählen uns ein Märchen."

„Ich ſcherze nicht, auch erzähle ich kein Märchen: es verhielt ſich ſo, wie ich geſagt. Es war freilich etwas ganz Unerhörtes, daß eine Braut in ihrem eigenen Schloſſe verloren gehen konnte, und doch geſchah dies ſo in Caſtillo de Monterey, das haben Augenzeugen ihren Kindern erzählt und von dieſen wurde es mit allen Einzelheiten an uns überliefert.

„Als die Mutter ihre Tochter nicht in deren Zimmer fand, als die Dienerinnen müßig dort ſaßen und behaupteten, ſchon lange auf ihre Herrin zu warten, als dieſe nun in den angränzenden Zimmern, ſowie in den weiter entfernten Räumen, wo ſie auch immer hätte ſein können, vergeblich geſucht wurde, als die Diener in den Gängen einen Schwur abgelegt, ſie hätten die weiße Geſtalt nach der und der Richtung hingehen ſehen, von wo ſie nicht mehr zurückgekommen, da wurde natürlich dort hinaus Alles und auf's genaueſte unterſucht, zuerſt von der Mutter in Begleitung zahlreicher Dienerſchaft und, als endlich die unerhörte und unbegreifliche Thatſache

im Banketsaale ruchbar wurde, von allen Hochzeitsgästen, den trostlosen, fast verzweifelnden Bräutigam an der Spitze.

„Auf den Treppen, auf den Gängen, in den Höfen des Schlosses, unter den Thoren, durch die man ins Freie hätte gelangen können, befand sich ein zahlreicher Dienertroß: Reitknechte, Sänftenträger, von denen, da der helle Tag schien, Niemandem die weiße Gestalt in ihrem Brautschmucke entgangen wäre — Keiner wußte etwas von ihr. Wie ich schon früher gesagt, war das Schloß rings von Wasser umgeben, auf dem heute zierlich geputzte Gondeln mit Musikbanden und zahlreichen Zuschauern schwammen; auch von daher erhielt man nicht die Idee einer befriedigenden Kunde.

„Abermals und wiederholt wurde nun das ganze Schloß durchgesucht, besonders der Theil, wohin man sie hatte gehen sehen. Dort befand sich in einem der Eckthürme die alte Hauskapelle, die aber seit langen, langen Jahren nicht nur nie mehr benutzt worden war, sondern deren schwere Thür man auch fest verschlossen und verriegelt fand. Trotzdem schrie man nach den Schlüsseln, und als diese endlich gefunden und hergebracht waren, dunkelte es bereits, so daß man hier die Untersuchung unter Fackellicht fortsetzen mußte. Ein zahlreicher Menschenstrom drang in die Kapelle und durchsuchte auch hier vergeblich jeden Winkel: da war der bestaubte, freistehende Altar, da war die reichgeschnitzte Loge für die Herren und Damen des Schlosses, da waren die Bänke für die Dienerschaft, in der Ecke ein geräumiger Beichtstuhl, sonst nichts, was zum Verstecke hätte dienen können. Unbefriedigt verließ man auch die Kapelle wieder und schloß die schwere Thür hinter sich zu, ohne deßhalb die Nachforschungen zu unterbrechen. Diese wurden vielmehr Tag und Nacht von einem Theile der Gäste fortgesetzt, während ein anderer Theil die Umgebungen des Schlosses eben so fruchtlos als unnütz durchstreifte — die unglückliche Braut war und blieb verschwunden.

„Der jammervolle, ungeheuchelte Schmerz der Aeltern war

kaum im Stande, den Bräutigam in der erſten Zeit zu überzeugen, daß nicht ein ſchändliches Spiel mit ihm getrieben worden ſei, und trotz ſeines feſten Vertrauens in die Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit ſeiner Schwiegereltern unterließ er, beſonders aber ſeine Familie, es in den erſten Jahren doch nicht, ſie insgeheim auf's genaueſte beobachten zu laſſen, um von all ihrem Thun und Laſſen, ihrem Kommen und Gehen unterrichtet zu bleiben. In allem dem aber, was dieſe thaten, zeigte ſich auch nicht das geringſte Zweideutige, vielmehr hielten ſich die armen Eltern in ihrem Palaſte zu Madrid ſtreng zurückgezogen, wie in einem Kloſter, in tiefer Trauer nur ihrem Kummer und ihrem gränzenloſen Elende lebend."

„Und war die Verſchwundene das einzige Kind der unglücklichen Eltern geweſen?" fragte Lytton.

„Nein, ſie hatte noch einen jüngeren Bruder, ein ſchwächliches Kind, das aber noch vor den Eltern ſtarb, worauf dieſe, immer noch in dem Gedanken an die verlorene Tochter und beſonders darüber tief betrübt, daß durch das unerklärliche Verſchwinden derſelben ein Flecken auf der Ehre derſelben geblieben ſei, den ſonderbaren Entſchluß faßten, teſtamentariſch zu verfügen, daß ihr ganzes koloſſales Vermögen dem Schwiegerſohne oder deſſen Nachkommen zufallen ſollte, wenn im Laufe der Zeit die vollkommene Unſchuld ihrer verlorenen Tochter nicht klar an's Tageslicht trete. Da indeß die Familie des Bräutigams dieſes Teſtament weder annahm noch ablehnte, ſo wurde das hinterlaſſene große Vermögen vom Staate verwaltet."

„Eine eigenthümlich harte Maßregel für die Seitenverwandten, deren es gewiß gab," meinte Baron Hund vom Höllenſteine; „doch hoffe ich, daß dieſes Teſtament angefochten wurde."

„Laſſen wir die Todten und ihre Reichthümer ruhen," ſagte Roderich, „und Conchitta lieber bitten, in ihrer anziehenden Geſchichte fortzufahren."

Ehe aber Conchitta dieſer Aufforderung Folge leiſtete, ſagte das

kleine Mädchen: „Aber es ist ja noch nichts vorgekommen von der Katze mit einer Halsbinde!“

„Das kommt noch, meine gute Margarethe, denn was ich erzählt, war nur der erste Theil meiner Gschichte.“

„Gott sei Dank,“ meinte Lytton, „daß wir noch eine Fortsetzung haben und hoffentlich einen versöhnlichen Schluß, denn sonst wäre Ihre Novelle gar zu grausam!“

„Für die Armen, die darin mitspielten, gab es leider keinen versöhnlichen Schluß, denn ich muß der Wahrheit gemäß berichten, daß fast hundert Jahre vergingen, ehe sich etwas zutrug, was man als Fortsetzung jener traurigen Begebenheit ansehen konnte, und das war etwas, was ich selbst miterlebt, von dem ich also nicht nur vom Hörensagen zu erzählen brauche. Jetzt weißt Du auch, Margarethe,“ fuhr sie nach einem kleinen Stillschweigen fort, während dessen sie das Mädchen neben sich aufmerksam betrachtete, „warum der erste Stock des Schlosses nie mehr bewohnt war und sich hier überhaupt von der unglücklichen Familie Niemand mehr sehen ließ, nachdem alle Forschungen nach der armen Braut vergeblich gewesen waren. Am längsten setzte der Bräutigam dieselben fort, den man nach Jahren noch an einem gewissen Tage zuweilen kommen sah, in tiefem Schmerze die Zimmer durchschreitend.“

Es war eigenthümlich, daß Mercedes nach diesen Worten ihr Mandolinenspiel wieder aufnahm, und zwar in heiteren, freudigen Accorden, gleichsam eine Einleitung bildend zu dem, was ihre Schwester noch weiter erzählte.

„Der Verwalter des Schlosses, von dem ich vorhin schon sprach, hatte Kinder, drei Buben und zwei Mädchen, zu denen außer uns auch noch andere Gespielen aus der Nachbarschaft kamen, und dann ging es oft lärmend genug her in den öden Gängen des alten Schlosses. Der älteste der Knaben des Verwalters war damals zwölf Jahre alt und recht lebhaft und ausgelassen. Er, der Anführer unserer kleinen Spiele und dabei ein phantasiereicher Er-

finder aller möglichen wilden Streiche, die er mit den übrigen Buben ausführte, war dabei ein gutes und freundliches Kind und der Liebling ſeiner Eltern. Eine eigene Stärke beſaß er darin, ſich oben im Schloſſe im langen Gange zu verſtecken, was er gern that und uns alle dann aufforderte, ihn zu ſuchen; doch war unſer eifrigſtes Bemühen, ihn zu finden, beſtändig vergebens, wobei er von ſeinem Verſtecke ein ſo ſtrenges Geheimniß machte und daſſelbe ſo unbegreiflich war, daß ſelbſt ſein Vater zuweilen lachend ſagte: wenn der Bube nicht im Stande iſt, durch die Mauern zu ſchlüpfen, oder verſchloſſene Thüren öffnen kann, zu denen Keiner von uns einen Schlüſſel hat, ſo treibt er wahrhaftig Hexerei. Das hörte Juan, ſo hieß er, mit großer Befriedigung lächelnd an, wenn wir nach unſern Spielen in der großen Küche um den lodernden Herd ſaßen, wo in einem großen Keſſel etwas für uns gekocht oder gegeſchmort wurde.

„‚Ja, ja,‘ pflegte alsdann die Mutter zu ſagen, indem ſie ihrem Lieblinge durch das dichte Haar fuhr, ‚er treibt Hexerei; denn wenn das nicht wäre, ſo würde ihm unſere große ſchwarze Katze, die ſich ſonſt um Niemanden bekümmert, nicht ſo wie ein Hund auf Schritt und Tritt folgen.‘

„‚Richtig,‘ meinte der Vater lächelnd, ‚die Katze iſt es auch, welche ihm die Schlupflöcher zeigt, wo er ſich verbirgt.‘“

„Ah, jetzt kommt die Katze,“ ſagte das kleine Mädchen, indem es ſich die Hände rieb, „jetzt wird die Geſchichte noch einmal ſo ſchön!“

„An einem Sonntag Nachmittag — ich werde das nie vergeſſen —,“ fuhr Conchitta fort, „hatten wir auch wieder Verſteckens geſpielt und Juan eben ſo wenig gefunden, wie früher; wir gaben uns auch keine rechte Mühe mehr, da wir doch wußten, wie vergeblich dieſe aufgewendet war, und ſcharten uns, wie gewöhnlich, in der Küche um das lodernde Herdfeuer, Juan erwartend.

„Aber er kam nicht — Stunde um Stunde verrann, und Juan kehrte nicht zurück.“

„‚Das iſt doch ſonderbar,‘ ſagte die beſorgte Mutter, ‚wo das Kind heute bleibt;‘ und endlich ſtand der Vater verdrießlich auf und ſagte zu uns: ‚Kommt, ich will euch ſuchen helfen, wir werden ihn gewiß finden — wo ging er hin, als er ſich verſteckte?‘

„‚Es war oben im langen Gange,‘ riefen ein paar Dutzend Stimmen durch einander, ‚wo er von uns lief und uns lachend aufforderte, ihn zu ſuchen,‘

„‚Und wohin wandte er ſich?‘

„‚Nach dem Eckthurme, wo ſich die alte Kapelle befindet!‘

„Der Vater ſchüttelte mit dem Kopfe, indem er ſagte: ‚Das kommt von dieſen ewigen Kindereien; ich habe den Buben ſo oft ausgefragt, wo er ſich eigentlich verſtecke — wenn ihm nur da droben kein Unfall widerfahren iſt! Ich ſcheue die Gegend bei der alten Kapelle, ohne zu wiſſen, warum.‘“

Dies erzählte Conchitta in abgebrochenen Sätzen, wobei ſie die Stimmen der Sprechenden nachahmte und ſo das Intereſſe der Zuhörer auf's höchſte ſpannte.

„An dem Tage,“ fuhr das junge Mädchen mit einem eigenthümlich zitternden Tone fort, „trug Juan eine Halsbinde von einer grellen, rothen Farbe.“

„Ah, jetzt kommt auch die Halsbinde!“ ſagte aufgeregt die kleine Margarethe.

„Was ſoll ich da viel erzählen und Trauriges umſtändlich berichten, genug, unſer Suchen und das des Vaters, das der Mutter, ſowie des zahlreichen Geſindes nach dem Knaben war vergebens.“

„Hören Sie auf,“ rief der Baron, indem er erſchrocken aufſprang, „das iſt ja eine förmliche Geſpenſter- oder Mördergeſchichte!“

„Nein, nein, hören Sie nicht auf,“ ſprach Lytton raſch und dringend, „es hat mich wahrhaftig lange nichts ſo ſehr angeſprochen, als Ihre Erzählung!“

ſchlimmſten Geſellen, den eiſigen Winterregen, der unter dem Schnee nachſehen muß, ob Alles in gehöriger Ordnung und feſt gefroren ſei. Er führt die Zügel des Regiments ſchwach und wankelmüthig, bald zieht er ſie in Erinnerung an frühere Macht zu ſtraff an, daß die Erde und was auf ihr wächst, ſich vor ſeinem Grimme beugt, bald läßt er ſie wieder weichlich ſchießen, und dieſen Augenblick benutzt ſeine ewige Feindin, die Sonne, und zaust an den weißen Winter-Livreen, reißt das Pelzwerk hie und da hinweg, befreit für einen Augenblick die ſtarren Bäume und Geſträuche aus ihrem Gefängniß und treibt allerlei Kurzweil, die der Winter, ſobald er ſie merkt, nicht ungeahndet läßt. Er ſchließt in der Nacht die Gefängniſſe wieder feſter, und das arme kleine Volk hat wie immer, wenn ſich ein paar Mächtige zanken, den Schaden davon. Dort erfriert ein Weinberg vor plötzlich eingetretener Kälte, hier bleibt ein Menſch auf der Landſtraße todt, der leichtſinniger Weiſe geglaubt, es ſei jetzt ſchon mit der Macht des Winters vorbei. Dieſer aber bietet ſeine letzten Kräfte auf, um ſich noch ſo lange wie möglich auf dem Throne zu erhalten; aber vergebens! ſeine Zeit iſt um, die Winde, die er ſo lange regiert und die nach ſeinem Sinne ſcharf und eiſig geſprochen, ſind ſeiner harten Regierung müde, machen Oppoſition und blaſen warm und angenehm.

Die Vögel in den Lüften ſind die Erſten, welche dieß bemerken und jubeln in Feld und Wald hinaus, daß ein ander Regiment beginne. Schwere Tropfen als hinterliſtige Spione fallen heimlicher Weiſe von den Bäumen und ſagen es dem Schnee auf dem Boden an, daß die Dinge da oben eine andere Wendung nehmen; die Waſſertropfen dringen durch den Schnee, vermehren ſich in demſelben durch alle leichtfertigen und verwegenen Köpfe, welche begierig ſind, die Revolution mitzumachen, und rieſeln unbemerkt, gedeckt durch die äußere Schneerinde, durch die anſcheinend ruhige Haltung dieſer guten Bürger, auf dem Boden dahin, Alles unterwühlend und zum Einſturz reif machend.

„Man ſuchte den ganzen Tag, man rief Juan's Namen durch alle Theile des Schloſſes, man holte einen Schloſſer und ließ oben die Zimmer aufbrechen, um auch da nach ihm zu ſchauen, man fand nichts; man ſetzte dieſe Nachforſchungen unter dem Jammer der Eltern die ganze Nacht fort, während wir Kinder, um den armen Juan weinend, in unſern Betten lagen — vergebens.

„Am andern Morgen kamen Leute aus der Nachbarſchaft, die von dem Vorfalle gehört, um ſuchen zu helfen. Es wurden wiederholt alle Räume des Schloſſes, alle Gewölbe und Keller durchſucht — ohne Erfolg, und ermüdet davon ſowie abgeſpannt von Kummer und Thränen, hatten wir uns gegen Abend in die große Küche zurückgezogen, wo jetzt der Glöckner des benachbarten Dorfes, ein uralter Mann, umſtändlich jene ſchaudervolle Begebenheit nochmals berichtete, die ich vorhin erzählt: von dem unterbrochenen Hochzeitsfeſte und der verſchwundenen Braut.

„Da mit Einem Male öffnete ſich geräuſchlos die nur angelehnte Thür der Küche und herein ſchlich die große, ſchwarze Katze des Hauſes, die man den ganzen Tag über nicht geſehen. Mit einem grellenden Schrei ſprang die Mutter des verlorenen Knaben auf ſie zu, denn die Katze trug um ihren Hals Juan's dunkelrothe Halsbinde. So ſcheu das Thier auch gewöhnlich gegen alle Bewohner des Hauſes war, ſo that es doch heute außerordentlich zuthulich gegen die Frau, ließ ſich von ihr auf den Schooß nehmen, ſchien gern zu leiden, daß die arme Mutter ſie ſtreichelte und küßte, und als deren heiße Thränen auf ſie hinabfielen, ſchaute die Katze faſt verſtändig zu ihr empor.

„Was war nun vor der Hand zu thun? Darüber wurde eine Zeit lang hin und her berathen. Es war als ſicher anzunehmen, daß ſich der Knabe in irgend einem Verſtecke befand, wo ihm kein Ausweg möglich war, wohin aber die Katze auf ihren eigenen Pfaden hatte ſchleichen können. Dieſe Pfade mußten aufgefunden werden, um zu Juan zu gelangen. Man löſte die Halsbinde ab,

fütterte das Thier reichlich, und darauf band ihr die Mutter mit zitternder Hand ein Stückchen Brod mit einer Schnur um den Hals, bedeckte sie mit heißen Küssen, die alle ihrem Lieblinge galten, und als der Vater sowie auch wir Kinder bereit waren, zu folgen, öffnete man die Küchenthür und ließ die Katze hinaus. Es war, als wüßte das kluge Thier, um was es sich handle, denn ziemlich langsam, so daß wir gut Schritt mit ihr halten konnten, lief sie durch den unteren Gang, am Ende desselben durch eine offen stehende kleine Pforte gegen den See hinab, der das Schloß umgab und wo gewöhnlich ein Nachen lag. Ohne diesen Nachen indessen zu beachten, wandte sie sich vor dem Thore rechts und kletterte an dem Felsen herum, auf dem einer der dicken Thürme stand, und gerade derselbe, in dem sich im ersten Stocke die alte Schloßkapelle befand. Dieser Felsen war mit Brombeerstauden und anderem Gebüsche bewachsen und von uns schon oberflächlich untersucht worden: wir wußten, daß sich hier Spalten befanden, die aber nicht groß genug waren, um auch nur die schwächlichste Gestalt eines Kindes durchzulassen.

„In eine dieser Spalten nun verlor sich die Katze, worauf der Vater eilig auf die Oeffnung zustürzte, um den Namen seines Sohnes zu rufen. Es erfolgte keine Antwort, und schon bemächtigte sich neue Angst unser Aller, als die Katze zurückkehrte ohne das Brod an ihrem Halse, doch trug sie diesmal an dem Schnürchen einen der Messingknöpfe von der Jacke des Knaben. Laut jubelnd wurde dieses Zeichen begrüßt und nun sogleich an die schwierige Arbeit gegangen, die Spalte so weit zu erweitern, daß ein Mann durchdringen konnte. Endlich gegen Morgen gelang es dem Vater, sich nach unsäglichen Anstrengungen durch die Felsenspalte zu zwängen, die sich glücklicher Weise nach innen zu erweiterte, aber hier so abschüssig und glatt wurde, daß man sich nur mittels eines Seils hinunterlassen konnte.

„Welches Entzücken, als der Vater jetzt auch auf wiederholte

Rufe eine, wenn auch ſchwache Antwort erhielt! Wie tief es hinabging und wohin es überhaupt ging, war ihm gleichgültig: ſein armer Knabe lebte, und das war ihm genug. Bald auch und glücklich hatte er den Boden eines ziemlich tiefen Gewölbes erreicht und hielt Juan in ſeinen Armen, der ſich hier unten befand und ihm laut weinend in die Arme fiel, um alsdann kraftlos zuſammenzubrechen."

„Nun, Gott ſei Dank," ſagte Lytton, „Ihre Erzählung hat mich förmlich warm gemacht!"

„Und beide kommen noch glücklich aus dem tiefen Gewölbe?" fragte Margarethe.

„Gewiß, gewiß," fuhr lächelnd das junge Mädchen fort, „doch koſtete es Mühe, ihn hinaufzubringen. Dafür ging es aber auch im Triumphe nach dem Schloſſe zurück, wobei Vater und Mutter den Knaben abwechſelnd trugen oder ihn führten oder ihn herzten und küßten. Dann wurde er gleich ins Bett gelegt, was ſehr nothwendig war, denn es war bei Juan ein Fieber im Anzuge, welches noch am ſelben Tage aufs heftigſte ausbrach. Ach, und in demſelben phantaſirte er von allerlei ſchrecklichen Dingen: wie er hinuntergeſtürzt ſei, tief, tief hinunter, und lange bewußtlos gelegen, wie er endlich wieder zu ſich gekommen und umhergetappt, um zu erfahren, wo er ſei, und wie er alsdann gefunden, daß er ſich nicht allein befinde, ſondern daß neben ihm auf einem Steine eine ſchöne Dame ſitze in einem ſeidenen Kleide, aber mit einem Knochengeſichte — o, o, o, o!" ſchloß Conchitta ſchaudernd, ein Ausruf der Erregung, den Lytton und ſelbſt Roderich wiederholten, während die kleine Margarethe ängſtlich näher rückte und die Hand des jungen Mädchens ergriff.

„Ja, ja," fuhr dieſe nach einer Pauſe, noch bleicher geworden, als ſie gewöhnlich war, kopfnickend fort, während ſie langſam rings um ſich her ſchaute, „es fand ſich ſpäter Alles ſo, wie Juan es in ſeinen Fieberphantaſien geſagt."

„Was ergab die Untersuchung, die man doch gewiß aufs sorgfältigste leitete?“ fragte Lytton und setzte hinzu: „Nachdem Sie mit Ihrer Geschichte uns so außerordentlich gespannt, dürfen wir Alle genügende Aufklärung erwarten.“

„Diese Aufklärung fand sich leicht, sobald Juan wieder so gesund war, daß er Kraft genug hatte, um seine Eltern in den oberen Corridor und an die fest verschlossene und verriegelte Kapellenthür zu führen. Diese war in verschiedene Felder eingetheilt, welche durch dicke, kupferne Nägel, sowie oben und unten durch handgroße Muscheln von gleichem Metall abgegrenzt und verziert waren. Der Knabe drückte auf eine der Muscheln, und sogleich öffnete sich eines der eingesetzten Felder, daß man bequem hindurchgehen und in die mit Staub erfüllte Kapelle treten konnte. Dieß war sein Versteck, das er einmal zufällig entdeckt und wo ihn natürlich die anderen Kinder nicht auffinden konnten.

„Als der Knabe zum ersten Male die Kapelle wieder betrat, blieb er schaudernd am Eingange stehen und zeigte mit der Hand auf den Altar am anderen Ende, von dem einst eine prachtvoll gestickte, jetzt aber zerfetzte Sammtdecke herabhing, wobei er sagte: ‚Da, da war es!‘ Lange war er nicht zu bewegen, vorwärts zu schreiten, und wollte auch Niemanden erlauben, sich dem Altare zu nähern, und erzählte dabei, oft habe er sich hier in der Kapelle versteckt, sich aber dann meistens in der Nähe der Thür gehalten. Das letzte Mal jedoch sei er aus Neugierde nach dem Altar gegangen und habe die Decke betrachten wollen, an der sich vorn, wie auch jetzt noch, etwas matt Glänzendes zeige. Dieses matt Glänzende war ein Handgriff, der in früheren Zeiten durch die Sammtumhüllung bedeckt war, jetzt aber durch ein zerfressenes Loch aus derselben hervorsah. Kaum habe er diesen Handgriff angefaßt, vielleicht auch daran gezogen, als der Boden unter seinen Füßen gewichen und er hinabgestürzt sei — —

„Und so war es,“ sagte Conchitta nach einem längeren Still-

ſchweigen, tief aufathmend, „vor hundert Jahren wahrſcheinlich auch jener unglücklichen Braut ergangen! ſie hatte fern vom Gewühle der Gäſte dort vor dem Altare gekniet und hatte, ſich erhebend, jenen Handgriff angefaßt.“

„Und man traf Alles ſo, wie es der Knabe geſagt?“

„Alles ganz genau: die Fallthür öffnete ſich, wenn man an der bezeichneten Stelle zog, und als man mit Leitern von oben in das Gewölbe hinabſtieg, fand man dort die ſchauerlichen Ueberreſte jener Unglücklichen.“

„Eine höchſt intereſſante Geſchichte,“ meinte der Baron; „ich fürchte, ſie kommt mir im Traume vor, und hoffe alsdann nur,“ ſetzte er, ſich galant gegen das junge Mädchen verbeugend, hinzu, „daß ein anderes, ſchönes Bild jene entſetzliche Erſcheinung verwiſchen möge.“

„Das Gewölbe, in dem man die Unglückliche gefunden,“ fuhr Conchitta mit leiſer Stimme fort, „wurde ſinniger Weiſe zu einer Kapelle umgewandelt, in deren Mitte ſie nun in einem weißen, marmornen Sarkophage ruht. Auch wurde die Oeffnung, zu der Juan's Vater hineingeſtiegen, zu einem Bogenfenſter erweitert, durch deſſen bunte Scheiben hier und da ein Strahl der Sonne und etwas von dem milden Lichte des Mondes fällt, ſo die ſchwer laſtende Finſterniß verjagend, die hier unten Hunderte von Jahren geherrſcht.“

„In der That, ein ſchöner Gedanke,“ rief Olfers, „eine poetiſche Idee, dort bei dem Fenſter vorbeizurudern und im bleichen Mondlichte das Fenſter dieſes ſo lang verborgenen Grabes leuchten zu ſehen!“

„Und die Katze?“ fragte Margarethe; „lebt ſie noch?“

„Wenn ſie noch lebt, iſt ſie wenigſtens recht alt geworden,“ erwiederte lächelnd das junge Mädchen; „aber Juan lebt noch, und ſo viel ich weiß, trägt er auch zuweilen noch eine rothe Halsbinde, beſonders wenn er zum Stiergefechte geht,“ ſetzte ſie leiſe hinzu.

Walter, der mit ſo leichten Schritten, als es ihm nur mög-

lich war, im Hintergrunde des Ateliers auf und ab spaziert war, und er hatte dies, um gar kein Geräusch zu machen, auf einem alten Stücke Teppich gethan, dabei auch tüchtig aus seiner alten Pfeife gedampft, nahm diese jetzt aus dem Munde und trat auf das junge Mädchen zu, wobei er ohne viele Umstände eine ihrer feinen Hände in seine knochige Rechte nahm, sie derb schüttelte und dazu in seinem gewöhnlichen, rauhen Tone sagte: „Ihnen kann es einmal nicht fehlen mit Ihrem poetischen Gemüthe und Ihrer lebendigen Auffassungsgabe: Bleistift, Pinsel oder Feder, was Sie schaffen, hat alles seinen Werth."

„Ach," antwortete das junge Mädchen, sichtlich erfreut, „wenn Sie es mir sagen, Herr Walter, könnte es mich fast stolz machen, denn ich habe von Ihnen noch nie etwas über meine kleinen Arbeiten gehört."

„Dessen kann sich eigentlich Niemand rühmen," sagte Olfers lachend, „oder wenn er Einem was sagt, so sind es Complimente, wie wir sie vorhin hören mußten."

„Pah, Ihr," gab der alte Maler zur Antwort, wobei er seinen Hut abnahm, nachdem er seinen Pfeifenstummel wieder zwischen seine Zähne gesteckt und sich mit der rechten Hand durch das graue Haar fuhr, „was gebt Ihr auf meine Worte? Ihr seid, in Eurer Idee nämlich, fertige, gemachte Baumriesen, die kaum ein Sturmwind ein wenig auf die Seite drücken könnte — was soll gegen Euren Eigendünkel der schwache Hauch meines Mundes? Aber das da ist eine frische, lebendige Pflanze, die lustig und gedeihlich aufwächst und die noch bildungsfähig ist."

„Bedanken Sie sich, Conchitta, Walter wird ja förmlich galant, was ihm noch nie vorgekommen ist."

„Früher habe ich auch Landschaften gemalt," fuhr der alte Maler, ohne jene Einrede zu beachten, fort, wobei er seinen Bart streichelte, „und wenn es Ihnen Vergnügen macht, so kann ich Ihnen gelegentlich etwas zeigen."

„Nur um Gotteswillen nicht,“ rief Lytton in komiſch beſorgtem Tone, „um ſich danach zu bilden, denn bei ihm iſt der Himmel ſtahlfarbig, die grünen Bäume haben einen violetten Ueberzug, und wo er Sonnenlicht hingeſetzt, da thut er es mit einer raſenden Verſchwendung von Zinnober und Chromgelb.“

Walter wandte ſich achſelzuckend ab und ſagte: „Der Cognac unſeres Freundes iſt, der Himmel ſei gelobt, beſſer und geiſtiger als Deine Witze, an ihn will ich mich halten — an den Cognac nämlich.“

„Und ich hätte faſt unſern Maitrank vergeſſen,“ ſagte Roderich; „er wird jetzt ſo würzig geworden ſein, daß er nun vollſtändig den Vergleich mit einem Berliner Maitrank aushalten kann und ſo unſer Freund zufriedengeſtellt iſt.“ Er legte Palette und Pinſel neben ſich auf den kleinen Schemel, wo ſein Malkaſten ſtand, und ſchaute freundlich nach dem jungen Mädchen hinüber, welches ſich ſogleich erhob und ſein Schenkamt auf's Neue antrat, unterſtützt von dem Baron und Bergmüller, von denen der erſtere die Gläſer hielt und es ſo einzurichten wußte, daß die kleinen Finger der Spanierin zuweilen ſeine Hand ſtreiften, während der Kohlen-, Berg-, Waſſer- und Nebelmüller den aufwartenden Knappen machte und dafür zum Danke mit dieſen verſchiedenen Namen belohnt wurde.

Die Gläſer waren gefüllt und wurden von den Männern raſch geleert, während Conchitta nur leicht nippte und dann ihren Liebling, die kleine Margarethe, trinken ließ, welche ſich darauf angelegentlich mit noch einigen Fragen über die Katze und die Halsbinde an ſie wandte.

„Nun, was ſagen Sie, Baron,“ rief Roderich, nachdem die Gläſer noch einmal gefüllt waren, „iſt unſer Maitrank gut?“

„Vortrefflich, exquis, délicieux, ich habe bei uns zu Hauſe in Berlin keinen beſſeren getrunken.“

„Schade, daß Sie ihn hier im Atelier genießen,“ nahm Lyt-

ton das Wort; „um einen Maitrank zu würdigen, muß man tief im Waldesgrün lagern, im Dufte der Blätter und Blüthen, geiſtig ſchon halb berauſcht von Luft und Sonnenſchein und vom würzigen Hauche des Waldmeiſters, der rings um uns her wächst — dazu gehören ſchlanke Mädchengeſtalten und leuchtende Augen.“

„Oder man muß mit der Maitrank-Bowle lagern an der Höhe eines Berges,“ meinte nachſinnend Roderich, „im Schatten einer rieſigen Kaſtanie, hinter uns das große Gemäuer einer ehrwürdigen Ruine, zu unſern Füßen die Schlangenwindungen des alten Vaters Rhein, goldig angeſtrahlt vom Abendſonnenſchein.“

„Ach ja, Du haſt Recht,“ rief Lytton, indem er ſein Glas hoch emporhob, „einem ſolchen Orte gebe ich auch faſt vor Waldesdunkel den Vorzug; man muß den göttlichen Rhein ſehen, um ſeine Gaben recht genießen zu können.

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſ're Reben,“

ſetzte er mit lauttönender, kräftiger Stimme ein,

„Geſegnet ſei der Rhein.“

Und als er wiederholte: „Geſegnet ſei der Rhein“, da fiel Roderich ein, auch Walter, wobei er anſtändiger Weiſe ſein geleertes Cognacglas wegſtellte und ſich von dem duftenden Tranke in ein uraltes, mächtiges Glas eingießen ließ. Bergmüller, der eine gute Stimme hatte, fiel in harmoniſch klingendem Tone ein, ſowie ebenfalls die jungen Künſtler, die hinter ihrem Carton hervorgekommen waren. Conchitta hörte dem ſchönen Liede mit leuchtenden Augen zu, während das kleine Mädchen lachend in ſeine Hände klatſchte. Beim zweiten Verſe klang in Mercedes' Hand die Mandoline richtig und ſicher, und als der heitere, glückliche Chor die letzte Strophe mit ihren innigen Worten alſo ſchloß:

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein —“

da hatte die junge Spanierin die Melodie feſt in ſich aufgenommen und ſang, wenngleich leiſe, mit, während ſie ſich erhoben hatte und neben Roderich ſtand, den ſchönen, dunkeln, glänzenden Blick zu ihm erhebend.

Leider wurde in dieſem Augenblick die Begeiſterung der Sänger unterbrochen, und zwar ſo raſch und unerwartet und ſo wenig paſſend für die gehobene Stimmung der anweſenden Künſtler, daß wir dieſer Unterbrechung nothwendiger Weiſe ein eigenes Kapitel widmen müſſen.

II.

„Es iſt eine alte Geſchichte.“

Es traten drei Perſonen in das Atelier des Malers, geführt von Andreas, der mit etwas verlegenem Geſichte den Gobelin am Eingange aufhob, um ſie hindurchgehen zu laſſen. Der treue Diener, welcher im Garten beſchäftigt war, hatte vorauseilen wollen, um die Ankommenden zu melden, war aber durch einen gebieteriſchen Blick von einer dieſer Perſonen verhindert worden: es war dies eine Dame, welche auch das Gemach zuerſt betrat, obgleich ſie auf der Schwelle mit einem der beiden Herren, in deren Begleitung ſie war, ein paar Complimente gewechſelt hatte, um dieſen den Vortritt zu laſſen. Sie beeilte ſich übrigens mit ihrem Eintritte nicht beſonders, blieb vielmehr ein paar Secunden unter dem Gobelin ſtehen, wobei ihre Mienen mehr ernſtes Erſtaunen als angenehme Ueberraſchung zeigten bei dem heiteren Leben, welches hier im Atelier herrſchte. Es war eine große, etwas magere Dame, ſehr elegant gekleidet, mit einem Geſichte, das einſtens ſehr ſchön geweſen ſein mußte; jetzt hatten die vielleicht früher ſanfteren Augen etwas Stechendes angenommen; die Naſe, welche wahrſcheinlich in einem volleren Geſichte nicht ſo auffallend bemerkt worden wäre, trat jetzt hart und knöchern hervor, und dabei bot der feſt zuſammengekniffene Mund mit den dünnen Lippen einige unangenehme Falten. Der

Von allen Seiten strömen diese Bächlein hernieder, sammeln sich und stürzen mit gewaltiger Kraft als angeschwollene reißende Wasser von der Höhe des Bergwaldes in's Thal, wo der entsetzte Winter sich auf die großen Flüsse zurückgezogen hat und da, gestützt auf seine eisgeharnischten Schaaren, den Angriff des revolutionären Bergvolkes erwartet.

Oftmals gelingt dieser Angriff nicht gleich, oft springt einer der warmen Winde um und befestigt im Rücken der herabrieselnden Wasser das Reich des Winters auf's Neue. Entsetzen faßt die Schaaren, die in ihrem heftigen Laufe nicht mehr anhalten und doch nicht mehr vorwärts bringen können, sie zertheilen sich, erstarren auf dem Eise, das unter ihnen nicht schmelzen will, gleiten an kalten Felsen hinab und bleiben dort hangen, erbarmungswürdige verunglückte Eiszapfen.

Anders aber ist es, wenn das aufthauende Gebirge immer neue Kämpfer nachsendet, — wie rauschen die Wasser, wie reißen sie mit sich fort, was ihnen nicht gutwillig folgt, und wie imposant stürzen sie in die großen Flüsse, den dort lagernden Winter unter seinen Eismassen angreifend! Heftig ist ihr Kampf, fest stehen dagegen die starren Streiter — jetzt sind die Bergwasser zurückgeschlagen, es ist ihnen unmöglich, die festgefrornen Phalanxe zu durchbrechen, sie ergießen sich rechts und links durch das platte Land und bringen denen, welchen sie helfen wollten, Tod und Verwüstung. Auch würden sie von dem Kriege gern abstehen, doch das ganze Gebirge hinter ihnen ist im Aufruhr begriffen, schiebt und drängt sie vorwärts. Ein neuer Angriff — das Eis unterliegt. Keck haben es die leichten behenden Fluthen umgangen, sind unter die Massen hineingedrungen und heben die Eisdecke kräftig in die Höhe. Ein entsetzliches Krachen wird gehört, — die Macht des Winters ist gebrochen und das zerstückte Heer flieht den Strom hinab. Wie knirschen die Eisschollen, wie stürzen sie neben und über einander hin! Der Winter in eiliger Flucht zerrauft seinen langen weißen Bart und findet nirgends

eine Herr neben ihr, dem ſie den Vortritt hatte laſſen wollen, war eine verlebte Perſönlichkeit, vielleicht hoch in den Vierzigen, dem ein geſchickter Schneider, ein talentvoller Friſeur ſowie gut angewandte Pomade und ſonſtige Schönheitsmittel das Anſehen eines mit friſchen Farben angeſtrichenen, baufälligen Hauſes gaben. Uebrigens hatte er etwas entſchieden Vornehmes in ſeinem Aeußern, gewandte, ja, elegante Bewegungen und eine Art, ſeinen Kopf zu tragen, die auf Jemanden ſchließen ließ, der zu befehlen gewohnt iſt, eine Bemerkung, die wir beſtätigt finden, nachdem wir gehört, daß ihn die Dame mit dem Titel Euer Hoheit anredete. Die dritte der Perſonen war ein Mann von angenehmem Aeußern, der ſich ſtets in beſcheidener Entfernung hielt und der in ſeinen Antworten, welche meiſt Zuſtimmungen waren, das Weſen eines Kammerherrn oder dienſtthuenden Adjutanten zeigte.

Seine Hoheit konnten ſich bei Anhörung des Geſanges nicht enthalten, einige rhythmiſch paſſende Bewegungen zu machen, und ſagten alsdann: „Beſſer hätten wir's in der That nicht treffen können, ein Atelier im vollen Luſtre des Künſtlerlebens — nicht wahr, Werdenberg?“ wandte er ſich an ſeinen Begleiter.

»Superbe!« ſagte dieſer.

„Wenn man ſich einmal einen vergnügten Tag macht,“ fuhr die Hoheit mit lauter Stimme fort, „und aus der Proſa des Alltagslebens in die heiteren Regionen der Künſtlerwelt“ — er wollte ſagen: „hinaufſteigt,“ verbeſſerte ſich aber und ſprach: „eindringt, ſo thut es Einem unendlich wohl, ſogleich den ganzen charme dieſer heiteren Welt zu finden.

Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein —“

recitirte er halb ſprechend, halb ſingend, wobei er ſich mit einer graziöſen, tänzelnden Bewegung dem Herrn des Ateliers näherte und demſelben aus richtiger Entfernung ſeine Rechte entgegenſtreckte.

Roderich, dem dieſe Ueberraſchung weniger als gerade dieſer Beſuch unangenehm zu ſein ſchien, machte eine tiefe, aber ſehr förmliche Verbeugung, murmelte Einiges in den Bart, von dem man nur die lauter geſprochenen Worte: Außerordentliche Ehre — Kunſtkenner — Eure Hoheit," verſtand, wobei über das Geſicht Lytton's ein flüchtiges ſarkaſtiſches Lächeln glitt, das in des Sprechers Zügen wohl ſeinen Wiederſchein gefunden haben würde, wenn nicht Seine Hoheit, vor dem Künſtler ſtehend, ihm heiter nickend in das Geſicht geſchaut und geſagt hätte: „Gewiß, ich verſichere Sie, ich fühle mich in dieſen Räumen ſo behaglich, ganz wie zu Hauſe, wie bei Meinesgleichen."

„Ob das für uns ein Compliment iſt!" grollte Walter im Hintergrunde des Zimmers in das große Trinkgefäß hinein, nachdem er daſſelbe vorher faſt leer getrunken.

„Schauen Sie um ſich, Werdenberg," fuhr Seine Hoheit in der allerbeſten Laune von der Welt fort, „das iſt das wahre Künſtlerleben, dieſe famoſe, maleriſche Umgebung — überall, wohin das Auge fällt, Kunſtgegenſtände, und dazu Wein, Liebe und Geſang."

Das mittlere dieſer drei Worte ſprach er übrigens ſehr leiſe aus, während er, ſich herumdrehend, die ſchöne junge Spanierin erblickte, wobei er dem Herrn des Ateliers mit einem faunenartigen Lächeln zuwinkte.

„Darf ich mir erlauben," ſagte Roderich mit ſeiner ſonoren Stimme ruhig und ohne jede Bewegung, „Eurer Hoheit meine Freunde und Bekannten vorzuſtellen? Sie werden ſich glücklich ſchätzen, einen ſo warmen Beſchützer der Kunſt kennen zu lernen."

„Wozu das, mein lieber Freund? Ich bin überzeugt, unter lauter gediegenen Künſtlern zu ſein, und möchte hier in der That nichts von Vorſtellung und dergleichen wiſſen," ſetzte er mit einer etwas affectirten Handbewegung hinzu.

„So muß ich mir doch erlauben, Eurer Hoheit eine Ausnahme

vorzuſtellen, den Herrn Baron Hund vom Höllenſteine, unſern angenehmen Freund — ebenfalls ein Beſchützer der Künſte."

„A—a—a—ah," ſagte Seine Hoheit mit einem ſehr lang gedehnten Tone, indem er ſich gegen den Vorgeſtellten wandte, ſeinen Kopf erhob und den Baron mit halb geſchloſſenen Augen und einer ziemlich kalten Miene betrachtete — „ah, Hund vom Höllenſteine, ich erinnere mich, eine märkiſche Familie, wovon mir zwei Branchen bekannt ſind," fuhr er mit einem Blicke auf ſeinen Adjutanten fort, den er durch ſeine gediegenen genealogiſchen Kenntniſſe in Erſtaunen ſetzen wollte, „zwei Branchen dieſer alten reichen Familie, die mit den geſtutzten Ohren und die mit dem geſtutzten Schweife — zu welcher zählen Sie ſich?"

„Zur letzteren, Euer Hoheit; wir führen im Wappen den Hund mit geſtutztem Schweife."

Der junge Engländer hatte ſich bei dieſer kleinen Unterredung raſch auf dem Abſatze herumgedreht und that, als ob er etwas vom Boden aufhebe, während ſelbſt der ſo ruhige und beſonnene Roderich eine Secunde lang die Lippen auf einander preßte und dann mit großer Heiterkeit ſagte: „Wir verdanken dem Herrn Baron dieſe heitere Stunde; er behauptete nämlich, ein Maitrank, wie er in Berlin gebraut würde, habe unbedingt den Vorzug vor unſerem rheinländiſchen."

„Ah, das iſt viel behauptet," meinte Seine Hoheit; „geben wir zu, daß alles, was in Berlin gemacht iſt, ſich durch einen eigenthümlichen feinen Schliff oder durch eine wunderbare Gediegenheit, guten Geſchmack, Intelligenz oder Kunſtſinn auszeichnet — ſagen wir, daß man in Berlin ganz vortrefflichen Maitrank genießt, aber beſſer, als wie hier am Rheine, iſt doch wohl ein Bischen zu viel behauptet. Ja, wenn man vielleicht rheiniſche Waldkräuter nach Berlin brächte und dort den Maitrank anfertigen ließ, ſo würde er vielleicht durch die Feinheit der Anfertigung einen Vorzug gewinnen. — Aber, meine Herren," fuhr er in einem veränderten Tone und

wie sich gewaltsam dem eben geführten Gesprächsthema entreißend fort, „über Vorstellung und Maitrank vergessen wir schändlicher Weise die Hauptsache, das Bild unseres Meisters — es hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Baron Hund!“

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Prinz von dem sich tief verneigenden Baron und rief dann seinen Adjutanten, um sich in Gesellschaft desselben mit zusammengelegten Händen und dem Ausdrucke des Erstaunens und Entzückens vor das große Bild Roderich's hinzustellen.

Wir sahen uns genöthigt, die Dame, welche vor den beiden Herren das Gemach betrat, einen Augenblick zu vernachlässigen, was aber wohl verzeihlich ist, da sie sich gleich nach ihrem Eintritte aus dem Gesichtskreise der Anwesenden verlor. Ihr scharfes Auge hatte nämlich nicht sobald die kleine, für alle übrigen reizende Gruppe der jungen, schönen Spanierin mit dem kleinen Mädchen bemerkt, das, in ihren Schooß geschmiegt, neben ihr saß, als sie nicht sehr laut, aber in etwas schrillem Tone den Namen Margarethe rief, worauf das Kind fast zusammenschrak, aber augenblicklich emporfuhr und zu seiner Mutter eilte. Diese fuhr ihm mit der Hand leicht über das Haar, statt es aber in liebevoller Art zu küssen oder auch nur mit herzlichem Ausdrucke zu betrachten, wandte sie sich langsam gegen ihre am Eingange des Ateliers erscheinende Dienerin, welche nicht mehr Zeit gehabt hatte, vor den Eingetretenen das Haus und das ihr anvertraute Mädchen wieder zu gewinnen, und blickte sie ein paar Secunden lang mit ihren stechenden Augen scharf an, ehe sie ihre dürren Lippen öffnete und, obgleich nur hauchend und zischend, aber für die Gouvernante sehr vernehmlich sprach: „Nennen Sie das auf mein Kind Acht geben, wenn Sie sich im Garten oder wer weiß wo herumtreiben und es unterdessen fremden Händen überlassen?“

„Der Herr hat die kleine Margarethe gerufen,“ sagte das junge Mädchen in verschüchtertem Tone und ohne zu wagen, mit ihren

Blicken den Augen der Herrin zu begegnen, „und da ich dachte, wenn der Herr sie riefe ....“

„Sie haben nichts zu denken, nur meine Befehle pünktlich zu erfüllen; ich will mein Kind nicht in solchen fremden Händen wissen — pfui!“ setzte sie mit einem unbeschreiblichen Zucken ihres Mundes hinzu. „Sie waren daher geschickt, um das Kind in der frischen Luft des Gartens ergehen zu lassen, aber nicht in dieser — Atmosphäre,“ schloß sie mit einem Ausdrucke tiefer Verachtung.

Die Kleine folgte fast widerstrebend der Gouvernante und nicht, ohne mehrere Male nach Conchitta hinüber zu schauen, die sich indessen abgewandt hatte und durch das Fenster an den blauen Himmel hinaufschaute, ohne auf die süßen Bemerkungen des Barons Hund vom Höllensteine zu achten, der vor ihr saß und sie schwärmerisch anblickte und ohne Binde- und andere Worte nur in Ausrufungen sprach.

Vielleicht war er darin das Echo Seiner Hoheit, denn auch diese sagte nichts als: „Wunderbar groß und ausgezeichnet, immens concipirt und ausgeführt — sehen Sie, Werdenberg!“

Und Werdenberg sagte: „Auf Ehre, superbe! räuberhaft schön!“

„Sehen Sie diese Zeichnung, dieses Colorit,“ fuhr der Prinz fort, indem er seine Arme vor der Brust verschränkte und das Gemälde mit seitwärts geneigtem Kopfe betrachtete, „diese lebensvolle Wahrheit, dieser fabelhafte Ausdruck in allen Köpfen, welcher Genuß, so etwas in der Arbeit sehen zu dürfen — ich bitte Sie, Werdenberg, ich finde namentlich die Composition über alle Beschreibung schön!“

„Gewiß, Euer Hoheit, superbe,“ sagte der Adjutant und setzte für sich, still schwärmend, als Steigerung hinzu: „Auf Ehre, räuberhaft schön — trichinenhaft!“

Obgleich Seine Hoheit, wie wir eben darzuthun uns erlaubten, außer sich vor Entzücken schien über das in der That ausgezeichnete

Bild Roderichs, so warf er doch, während er vor der Leinwand hin und her trat, manche vergebliche Blicke rechts und links an derselben vorbei, um das Gesicht des jungen Mädchens sehen zu können, deren schlanke, wundervolle Körperformen begreiflicher Weise seine Aufmerksamkeit aufs höchste reizten. Endlich erreichte er seinen Zweck, aber nur dadurch, daß der Baron Hund vom Höllensteine eine allzusüße Redensart gegen Conchitta wagte, worauf diese sich unmuthig umwandte, sich aber rasch wieder wegdrehte, als sie in das gierige Auge des abgelebten Prinzen blickte.

„Sehen Sie, Werdenberg," sprach Seine Hoheit in einem leise sein sollenden Tone, „dieses prachtvolle modèle d'atelier — ah, was diese Künstler für glückliche Menschen sind! Betrachten Sie die Kleine und sagen Sie mir, ob sie nicht ganz verführerisch ist!"

Und der Adjutant sagte: „Auf Ehre, superbe!" und blickte mit seinem eingeklemmten Augenglase nach dem jungen Mädchen.

Der Herr des Ateliers hatte die Bemerkung des Prinzen wohl gehört und eine leichte Röthe des Unmuths fuhr über seine Züge. „Verzeihen mir Euer Hoheit," sagte er alsdann, „daß ich vergaß, jener jungen Dame den Namen Eurer Hoheit zu nennen."

„Gewiß, daran thaten Sie Unrecht," erwiderte der Prinz heiter lächelnd, indem er sich die Hände rieb. „Bitte, stellen Sie mich diesem reizenden Kinde vor — nennen mir aber auch ihre Wohnung," setzte er mit leisem Tone hinter der vorgehaltenen Hand mit einem sehr bezeichnenden Aufschlage seiner Augen gegen Roderich hinzu.

Dieser biß sich auf die Lippen, und nur ein Blick auf Lytton, der sich achselzuckend abwandte, ließ ihn eine Bemerkung niederschlucken, und dann machte er mit einer Handbewegung gegen den Fürsten ein paar Schritte auf das junge Mädchen zu, wobei er ihren Namen nicht ohne die Bezeichnung Sennora aussprach und hierauf fortfuhr: „Seine Hoheit, der Prinz Heinrich wünscht,

Ihnen vorgeſtellt zu werden.“ Seinen Malerſtock, den er noch in der Hand hielt, ſtellte er jetzt mit ausgeſtrecktem Arme neben ſich auf den Boden, ungefähr in der Art, wie es ein Hofmarſchall in Funktion mit ſeinem Amtsſtabe macht, und ſagte alsdann mit ſehr lauter Stimme: „Ich habe die Ehre, Eurer Hoheit La Sennora Marqueſa Donna Conchitta aus dem Hauſe der de Monterey y Byzcarro vorzuſtellen, eine junge Dame von außerordentlichem Talente, eine Künſtlerin im wahren Sinne des Wortes, welche heute die große Gefälligkeit hatte, in Begleitung ihrer älteren Schweſter, Donna Mercedes, hierher zu kommen, um mir für die Hauptfigur meines Bildes die Züge ihres unvergleichlichen Profiles zu erlauben.“

Roderich hatte, indem er ſo ſprach, ſeine Blicke von Conchitta ab und ſeiner Frau zugewandt, welche ſich von Baron Hund und dem jungen Bergmüller unterhalten ließ. Dabei betonte er ſeine Worte ſo laut und ausdrucksvoll, daß die eben genannten Drei umſchauten, worauf er, ein paar Schritte gegen ſeine Frau machend und ſich direkt an ſie wendend, nicht ohne Beziehung auf die eben ſtattgehabte Vorſtellung fortfuhr: „Ich glaube auch in Deinem Sinne geredet zu haben, als ich vorhin der Sennora Vorwürfe machte, daß ſie ſeit langer Zeit nicht mehr unſer Haus beſucht, Vorwürfe, in welche auch unſere kleine Margarethe lebhaft einſtimmte. — Euer Hoheit müſſen wiſſen,“ wandte er ſich wieder an dieſen, „daß Sennora Conchitta mir von lieben Freunden dringend empfohlen iſt und daß ſie, wie Sie vielleicht bei Ihrem Eintritte zu bemerken Gelegenheit hatten, mein kleines Mädchen aufs liebenswürdigſte protegirt, eigentlich verwöhnt.“

Conchitta, welche augenſcheinlich glücklich war, durch die an Frau Hildegard gerichteten Worte den Blicken des Fürſten entgehen zu können, machte raſch ein paar Schritte gegen die Herrin des Hauſes und verneigte ſich vor derſelben auf eine eben ſo einfache als ſittſame Art, was die Andere mit einer kaum bemerklichen ſteifen

Neigung des Kopfes erwiederte; doch konnte ſie es dabei nicht unterlaſſen, in heftiger, weiblicher Neugierde, ja, in der Hoffnung, irgend eine Veränderung zu entdecken, ihre ſcharfen Blicke ein paar Sekunden lang auf das Geſicht des jungen Mädchens herabzuſenken, welches ihr einſtens gleichgültig geweſen war, ehe ſie Veranlaſſung zu haben glaubte, es zu haſſen. Mochte ſie nun trotz ihres Vorurtheils in dieſen reinen, lieblichen Zügen etwas finden und erkennen, was durchaus nicht ſo war, wie ſie es erwartet, wie es ihr vorgeſchwebt, oder war es der gewöhnlich richtige Inſtinkt des Weibes gegenüber einer Andern ihres Geſchlechtes — genug, das ſarkaſtiſche, faſt verächtliche Lächeln auf ihrem Geſichte milderte ſich zu einem ernſten, beinahe wehmüthigen Ausdrucke, und Roderich, der es nicht unterlaſſen konnte, forſchend hinüber zu ſchauen, verſtand wohl den auflodernden gehäſſigen Ausdruck in den Blicken ſeiner Frau, als ſie jetzt auch nach ihm hinſah, und wandte ſich mit einem leichten Seufzer ab.

Wie zum Schutze ihrer jüngeren Schweſter gegen die ſtrengen Blicke der ſo ſtarr und aufrecht da ſtehenden Frau des Hauſes hatte Mercedes den dunklen Winkel verlaſſen, wo ſie ſtill betrachtend ſaß, und ſagte nun, ſich nähernd und Conchitta's Hand ergreifend: „Von meiner Schweſter, Frau Olfers, dürfte ich wohl ſagen, ſie ſei mein Kind, denn ſeit ihrer Geburt habe ich ſie gehegt und gepflegt wie eine Mutter, da ſie ſchon in der Wiege verwaiſt war. Die Leute, wenn ſie mich ſo anſehen," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „halten ſie auch für mein Kind — ja, ich habe ſie erzogen, und hoffentlich gut erzogen."

Frau Hildegard nickte gegen Mercedes ein wenig ſteif mit dem Kopfe und es erſchien etwas wie ein Lächeln auf ihren Zügen, welches aber Lügen geſtraft wurde durch den eiſig kalten Ton, mit dem ſie ſagte: „Den Vorwürfen meines Mannes muß ich auch die meinigen anreihen — Sie haben ſich wirklich zu lange nicht bei uns ſehen laſſen!" worauf ſie ſich mit einer heftigen Bewegung

rauſchend umwandte, mit dem Geſichtsausdrucke einer edeln Dulderin, welche äußerſt gelungene Miene ſie durch einen tiefen Athemzug verſtärkte. Dann fuhr ſie fort, indem ſie raſch auf ihres Mannes Bild zuging: „Ich muß doch ſehen, wie er den intereſſanten Kopf benutzt hat.“

Die beiden Gatten ſtanden in dieſem Augenblicke allein vor dem Bilde.

„Guten Tag!“ ſagte ſie in dem uns bekannten, ſcharfen Tone, ohne ihn anzuſehen.

„Guten Tag, Hildegard!“ gab er mit milder Stimme zur Antwort und ſetzte hinzu: „Es war mir bis jetzt nicht möglich, Dir einen freundlichen Gruß zuzurufen.“

„Auch unnöthig einem ſolchen Störenfried wie ich bin!“

„Du ſtörſt mich nie, namentlich wenn Du allein kommſt.“

„O doch, ich ſtöre Dich und Deine ſo fröhliche Geſellſchaft, deßhalb komme ich nur gezwungen hieher. Prinz Heinrich bat mich, ihn nach Deinem Atelier zu geleiten — nur deßhalb ſtörte ich Dich in Deiner Fröhlichkeit; verzeihe mir das — wie ich ja gezwungen bin, Dir ſo Vieles verzeihen zu müſſen!“

Wort und Ton der Stimme zielten in beſter Vereinigung nach ſeinem Herzen, und damit er nicht im Stande ſei, dieſen Stich abzuwehren, warf ſie ihren Kopf in die Höhe und verließ das Bild, um ſich zu Seiner Hoheit zu begeben, welche die verſchiedenen Gegenſtände an den Wänden, auf den Tiſchen und Stühlen mit lauten Ausrufen der Bewunderung muſterte.

Und der Adjutant, der hinter ihm dreinſchritt, wiederholte verſchiedene Male: „Auf Ehre, superbe!“

„Ah!“ machte Roderich, und nachdem er ſeiner Frau einen düſtern Blick nachgeſandt, faßte er ſich gewaltſam und ſprach dann zu ſich ſelber: „Tragen wir unſere Leiden mit Geduld, mit gutem Humor und gutem Gewiſſen!“ Er ſtellte den Malerſtock neben die Staffelei und ging zu Walter hin, der in der Ecke am Kamine

neben dem Tiſche ſaß, auf dem die Maitrank-Bowle ſtand. „Gib mir den Pokal," ſagte er leiſe und lächelnd, „ich muß ihn auffüllen für einen Höheren, als Du biſt — Du kannſt Dir ſpäter einbilden, er habe Dir zugetrunken."

„Damit ich Leibſchmerzen bekäme, he?" grollte der alte Maler und ließ es nur widerſtrebend geſchehen, daß der Herr des Ateliers den alten Becher mit dem duftigen Weine auffüllte und ihn mit zwei anderen, ebenfalls noch vollen Gläſern auf eine antike Credenzplatte ſetzte und hierauf den Maitrank Seiner Hoheit, deſſen Adjutanten und ſeiner Frau darbot.

Alle Drei nahmen, tranken aber auf ſehr verſchiedene Weiſe; der Fürſt zeigte ein ſichtliches Erſchrecken über den großen Kelch und nippte nur daran, was ihm von Seiten Walter's ein verächtliches Lächeln eintrug.

Frau Hildegard ſchien ihr Glas wie mit etwas Wohlriechendem angefüllt zu betrachten, denn ſie roch nur daran und ſtellte es alsdann auf den kleinen Tiſch.

Der Adjutant war der Einzige, der die Gabe zu würdigen wußte; er betrachtete den Wein einen Augenblick prüfend, indem er das Glas gegen das Licht hielt und ſein linkes Auge zukniff. Dann ſetzte er's an den Mund, zog den ſüßen, duftigen Trank mit wahrem Wohlbehagen in ſich hinein, ſchnalzte alsdann mit den Lippen und ſagte: „Auf Ehre, räuberhaft!"

Nachdem der Fürſt wiederholt zu der jungen Spanierin hingegangen und mit ihr und ihrer Schweſter noch einige Worte gewechſelt, wobei er den vergeblichen Verſuch gemacht, aus dem Munde Conchitta's deren Wohnung zu erfahren, drückte er dem Herrn des Ateliers aufs cordialſte die Hand, worauf er Frau Hildegard die Verſicherung gab, er verdanke ihr eine ganz deliciöſe, koſtbare Stunde; dann grüßte er den Baron Hund mit einem freundſchaftlichen Winke ſeiner Rechten und die übrigen Künſtler, indem er dicht vor dem Gobelin ſeinen Hut mit einem Rundcompliments

mehr Hülfe und Unterſtützung. Hinab in's Weltmeer treiben ihn die empörten Maſſen, und dort verkriecht er ſich in irgend eine finſtere Höhle und denkt an die Zukunft, an ſeine Zeit, die wiederkehren wird, und die auch wirklich wiederkehrt.

In der Stadt wollen nun die Hausdächer, die ſich ebenfalls für Gebirge halten, den großen Befreiungskampf der Natur nachäffen, und der Schnee auf ihnen fängt ebenfalls an zu ſchmelzen. Wie gießen die übervollen langweiligen Rinnen, wie plätſchern ſie ſo pöbelhaft herab aus den langen Blechröhren und verwandeln die Straße in einen unergründlichen Moraſt! Was draußen nothwendig war, iſt hier lächerliche Affenwirthſchaft, eine tolle Laune des losgelaſſenen Regenpöbels, ein ſchauerliches Interregnum. Die Flucht des Winters hat alle Bande der Ordnung gelöst, und die zarte Hand des Frühlings iſt nicht im Stande, das trotzige Geſindel zu bändigen. Da treibt es ſich als ſchmutziges Waſſer herum, auf Plätzen und Gaſſen, ein Schrecken aller reinlichen Leute, aller dünnen Herrenſtiefel und aller weißen Damenſtrümpfe. Und erſt das Glatteis, das vorhergeht, welcher furchtbare Feind aller Eleganz, ja, aller Sitte und alles Anſtandes!

Betrachten wir jenen jungen Herrn, der ſeine Füße ſtets ſo zierlich auswärts ſetzte, der den dünnen Spazierſtock nur zum in der Luft herum Fuchteln brauchte, der nie auf den Boden ſah, ſondern immer in die Luft hinauf, an die Fenſter der erſten Stockwerke und auch hie und da einen Blick höher warf an die zweiten und dritten. Vorhin bei einem zierlichen Gruß wäre er um ein Haar hingeſchlagen, jetzt aber ſchleicht er vorſichtig weiter und nimmt ſich ungemein zuſammen, denn er kommt an ein Haus, wo er ohne Gnade hinaufgrüßen muß, ob Jemand da iſt oder nicht; er grüßt hinauf hundert Mal die Vorhänge oder die Blumen am Fenſter, die er recht ſinnig für das Geſicht der Intereſſanten hält; jetzt ſchwingt er den Hut, blickt hinauf, ſieht

gegen ſie ſchwenkte, ehe er ihn aufſetzte, was er aber nicht früher that, als bis die Dame des Hauſes das Atelier verlaſſen hatte.

Seine Hoheit wandten ſich aber noch einmal gegen das Innere des Gemaches, ſtreckten wie bewundernd ſeine beiden Arme aus und riefen: „Wahrhaftig, eine Umgebung für Künſtler, ſo ſchön, ſo harmoniſch, ſo ausgezeichnet, wie ſie ſich nur eine kühne Phantaſie denken kann — wunderbar!“

Und der Adjutant murmelte im Abgehen: „Auf Ehre, nicht nur superbe, ſondern räuberhaft ſchön — trichinenhaft!“

Der Gobelin war ſchon eine ziemliche Zeit hinter den Weggegangenen niedergefallen, ehe einer der Zurückbleibenden, als geſchähe das auf Verabredung, irgend etwas that oder ſagte, was ſich auf den eben da geweſenen Beſuch bezogen hätte. Roderich hatte Palette und Malerſtock ergriffen und fuhr mit dem Pinſel auf der Leinwand, wie es ſchien, ziemlich abſichtslos, umher, und erſt als ihm Conchitta mit ihrer angenehmen Stimme ſagte: „Meiſter Roderich, ich habe noch viel Zeit und viel Luſt, Ihnen zu ſtehen!“ erwachte er wie aus einem Traume und begann wieder an dem weiblichen Kopfe auf ſeinem Bilde zu arbeiten.

„So,“ ſagte Lytton nach einer längeren Pauſe, während welcher er einen Standpunkt geſucht und gefunden, um ſeine Zeichnung zu vollenden, „jetzt kämen wir allgemach wieder zur Ruhe.“

Die jungen Künſtler hatten ſich hinter ihren Carton zurückgezogen und Bergmüller ſaß auf dem Stuhle des Barons Hund vom Höllenſteine, welcher verſchwunden war; er hatte ſich, ehe der Gobelin noch ganz niedergefallen war, durch eine ſehr kleine Oeffnung ſachte hinausgeſchlängelt und war ſo glücklich geweſen, dem hohen fürſtlichen Beſuche, ehe dieſer in den Wagen ſtieg, nochmals ſeine allergehorſamſte Verbeugung zu machen. Für heute Morgen kam er auch nicht wieder in die bürgerliche Luft des Ateliers.

Walter hatte ſich des großen Gefäßes wieder bemächtigt, und nachdem er etwas von dem Inhalte auf den Boden geſchüttet, zum

Dankopfer für die Unterirdiſchen, wie er ſagte, hockte er auf eine kleine Treppe, die dazu benutzt wurde, um Gegenſtände von der Wand herabzunehmen.

Niemand ſprach — es herrſchte eine tiefe Stille in dem einſamen Gemache.

Da war ein einziges Wort ſchuld daran, daß dieſe faſt unangenehme, hier wenigſtens peinliche Stille plötzlich unterbrochen wurde und derſelbe Geiſt der Heiterkeit wieder hereinſchwebte, der vorhin bei dem vornehmen Beſuche entflohen war.

Einer der jungen Künſtler nämlich hinter dem Carton fragte den anderen mit leiſe ſein ſollender Stimme, doch ſo, daß es alle Welt hören konnte: „Wie findeſt Du auf meinem Bilde dieſen Schafskopf?“

„Auf Ehre, superbe — trichinenhaft!“

Da lachte Lytton laut auf, Roderich ebenfalls, Bergmüller ſchrie vor Vergnügen förmlich hinaus und ſelbſt der alte Walter wackelte heiter mit dem Kopfe.

„Räuberhaft!“

„Ach, was,“ rief der Herr des Ateliers, indem er die Palette neben ſich auf den Tiſch warf, „hätte ich mir doch faſt die gute Laune dieſes ſchönen Morgens verderben laſſen — ach, und man hat der ſchönen Augenblicke ſo wenig in dieſem armen Leben! He, Andreas,“ rief er mit ſeiner mächtigen Stimme, daß es laut durch das Gemach hallte, „unachtſamer, fauler Knecht, fülle wenigſtens die Gläſer, wenn Du auch nicht im Stande geweſen biſt, Deinen Herrn und ſeine Gäſte vor vornehmem Beſuche zu bewahren!“

Andreas ſchlich herein und verſah ſein Amt als Mundſchenk mit großer Emſigkeit, worauf er mit geſenktem Kopfe zu ſeinem Herrn ging und ihm zwei Roſen überreichte, welche die kleine Margarethe abgepflückt und ihm gegeben, die eine für Papa, die andere für die gute Conchitta.

„Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein,"

ſang Walter mit ſeiner ſo unbeholfenen Stimme und in einer ſo wenig paſſenden Tonart, daß Niemand einzuſtimmen im Stande und es ſelbſt den jungen Künſtlern hinter dem Carton unmöglich war, bei dem Juvivallera mitzuthun.

Dafür hörte man aber eine andere Stimme hinter dem Gobelin in etwas dünnem krähendem Tone, aber in heiterer Laune ſo gut als möglich einſtimmen; dann wurde der Gobelin etwas auf die Seite geſchoben und es trat Jemand in das Atelier, dem nicht nur Alle freundlich zunickten, ſondern dem Conchitta raſch entgegeneilte, ſeine beiden Hände ergriff und ihn dann zu Roderich führte.

Der Angekommene hatte in ſeinem Aeußern durchaus nichts, was einen ſo warmen, ja, herzlichen Empfang gerechtfertigt hätte; es war eine kleine, magere, unbedeutende Perſönlichkeit mit einem alltäglichen Geſichte, nur ſah man in demſelben gute, freundliche Augen; der Kopf war ſpärlich mit hellblonden Haaren bedeckt, dabei ſchleppte er den linken Fuß etwas hinkend nach, und dies war wohl die Schuld, warum ſich ſein ſchwächlicher Körper ſtark nach dieſer Seite hinneigte und ſich dabei auf einen dicken Stock ſtützte. Ueber ſeinen Anzug war nicht viel zu ſagen, er war einfach und ſauber, und das einzige Außergewöhnliche an ſeiner Bekleidung war vielleicht der Hut, der für die kleine Geſtalt des Mannes etwas hoch und ſpitz war und eine ſehr breite Krämpe hatte.

Roderich reichte ihm die Hand und ſagte freundlich: „Guten Morgen, lieber Schmitz!" während Lytton, der in der Nähe ſtand, ihm leicht auf die Schulter klopfte, wobei er fragte:

„Wie geht's, Michel Angelo?"

„Gut, gut, ſo vortrefflich als möglich," gab der kleine Mann zur Antwort, wobei er heiter um ſich ſchaute und dann ſeine freundlichen Blicke auf dem jungen Mädchen ruhen ließ, das vor ihm ſtand und ihn lächelnd anſah.

„Aha, ich weiß ſchon, was Dich her treibt, alter Schwede,“ ſagte Walter, der dieſen Blick bemerkte. „Willſt Du Dich nach Conchitta umſchauen? Iſt ſie Dir vielleicht zu lange ausgeblieben?“

„Das nicht, gewiß nicht,“ erwiederte Michel Angelo Schmitz, denn dies war ſein Tauf- und Zuname; „wenn ſie auf die Akademie geht, bleibt ſie noch länger, und ich finde ſie hier in der allerbeſten Geſellſchaft,“ ſetzte er hinzu, indem er Mercedes zuwinkte.

„Laß Dir ein Glas Maitrank geben, Schmitz,“ ſagte der alte Maler, ohne aufzublicken; „er iſt gut, und wenn man keine Gelegenheit hat, ihn im Walde zu trinken, ſo muß man ſchon damit in einem dumpfigen Atelier vorlieb nehmen.

Juvivallera, juvivallera, juvivalleralalala!“

brummte er in den Bart, nachdem er ſein großes Gefäß wieder einmal ausgetrunken.

„Wollten Sie nach mir ſehen, lieber Schmitz?“ fragte Conchitta mit ihrer ſanften, einſchmeichelnden Stimme.

„Ja und nein,“ erwiederte Michel Angelo, indem er mit einem ſehr pfiffigen Lächeln rings umherſchaute, daß Lytton ſagte:

„Jetzt paßt nur auf, dieſer durchtriebene Schelm hat irgend eine Abſicht, und wo er ſeine Schraube anſetzt, da kommt er auch durch, mag das Brett noch ſo dick ſein; ehrlich herausgeſagt, Schmitz, wer von uns iſt heute Dein Brett? Wenn ich's nicht bin,“ ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „ſo helfe ich Dir bohren.“

„Es iſt ſchade,“ gab der kleine Mann zur Antwort, wobei er den Knopf des Stockes unter ſeine Naſe drückte, „daß dieſer Lytton kein Rathsherr geworden iſt.“

„Habe ich Recht?“

„Ich will es nicht läugnen; da ich die gute Conchitta hier wußte, ſo dachte ich mir, jetzt willſt Du mit ihrer Hülfe doch noch einen Verſuch machen, um etwas heraus zu bekommen, was mir Roderich ſchon lange verſprochen.“

„Und was hätte ich Dir ſchon lange verſprochen?“ antwortete der Herr des Ateliers, ohne aufzublicken ruhig weiter malend.

„Dieſe Frage kannſt Du Dir doch wohl ſelbſt beantworten,“ meinte Lytton. „Wofür bohrt Michel Angelo? Warum bettelt er? Nicht um Geld und Gut, das iſt weltbekannt.“

„Gewiß nicht,“ ſprach der kleine Mann, mit ſeinem gutmüthigen Geſichtsausdrucke ehrlich um ſich blickend; „aber Roderich hat mir ſchon vor längerer Zeit eine Zeichnung verſprochen, und da bin ich denn gekommen, und Conchitta ſoll mir bitten helfen.“

„Ja, ja, das will ich,“ rief das junge Mädchen, ihre Hände fröhlich zuſammenſchlagend; „ja, ja, wenn Meiſter Roderich eine Zeichnung verſprochen hat, ſo wollen wir bitten, bis er ſie herausgibt.“

„Habe ich Dir wirklich eine Zeichnung verſprochen, Schmitz?“ fragte der Herr des Ateliers. „Du haſt das gut ſagen; wenn Du es aber zufällig beſchwören kannſt, ſo werde ich mein Wort halten.“

„Sehen Sie, wir brauchen nicht einmal zu bitten,“ ſagte Conchitta mit einem Blicke auf Roderich, wobei ihre Fröhlichkeit verſchwand, um ihrem gewöhnlichen, ernſten Geſichtsausdrucke Platz zu machen.

„Ich ſchwöre,“ ſagte Michel Angelo feierlich, „beim Styx, beim Zeus, beim Anubis oder bei jenem großen Manne, deſſen Vornamen man mir gegeben!“

„Dein Vater war ein alter Narr, als er das that; er hätte wiſſen ſollen, daß aus Dir nie ein Maler wird.“

„Doch das iſt alles zu wenig,“ fuhr Schmitz fort, ohne auf dieſe Bemerkung zu achten, „ich ſchwöre bei unſerer lieben, guten Conchitta!“

„Nein, nein,“ erwiederte das junge Mädchen raſch, „ein ſolcher Schwur gilt nicht!“

„Doch, er gilt,“ ſagte Roderich lebhaft, indem er dem Anderen

ſeine Rechte entgegenhielt — „da, ich wiederhole vor Zeugen mein Verſprechen!“

„Damit iſt dem Michel Angelo eben ſo geholfen, als wenn Du ihm auf den alten Kaiſer hin eine Million verſprochen hätteſt,“ ſprach Walter; „er will ſeine Zeichnung haben, in Händen halten — er pfeift auf Dein Verſprechen! Willſt Du vielleicht auch von mir eine Zeichnung?“

„O, gewiß,“ rief der kleine Mann eifrig, „Du fehlſt mir auch noch in meiner Sammlung!“

„Sollſt eine haben, Mann, ſobald Du mir die von Roderich zeigen kannſt.“

„Halt' ihn beim Worte,“ ſagte der Herr des Ateliers, „ich werde heute noch etwas für Dich ſuchen?“

„Hier?“

„Nein, zu Hauſe — hier in meinen Mappen findet ſich nichts Paſſendes für Dich. Begleite mich und bleibe bei mir, bis Du das Verſprochene haſt.“

„O, das iſt ſchön,“ rief die junge Spanierin, „ſo erhalten Sie zwei Zeichnungen! Ich danke Ihnen herzlich, Meiſter Rodriguez, es iſt gerade ſo, als wenn Sie mir ein Geſchenk gemacht hätten; es iſt mein Honorar, weil ich Ihnen Modell geſtanden, und wenn Sie meinen Kopf oder meine Hand gebrauchen können, ſo dürfen Sie mir nur ein Wörtchen ſchreiben!“

„Wieder um eine Zeichnung für Schmitz?“ fragte Roderich mit einem eigenthümlichen Tone, indem er das junge Mädchen ziemlich ernſt anſah.

„O nein, ich bin nicht ſo eigennützig; die eine Zeichnung, die Sie Schmitz gegeben, bezahlt mich vollſtändig!“

„Und ſo brauche ich Ihnen denn nicht einmal mehr meinen Dank zu ſagen?“

Conchitta ſtutzte über dieſe Worte oder vielmehr über den Ton, in welchem der Maler ſie ausſprach. „Iſt die kleine Mühe,“ ſprach ſie, „denn eines Dankes werth?“

„O doch, eines Dankes und einer dankbaren Erinnerung?“

Er blickte sie bei diesen Worten so ernst, fast düster an, daß sie ihre Augen niederschlug, doch nur eine Sekunde; dann schaute sie ihn wieder leuchtend und strahlend an, reichte ihm ihre beiden kleinen Hände und sagte mit einer Stimme, von der außer ihr nur er fühlte, daß sie nicht fest wie gewöhnlich klang: „Nein, ich danke Ihnen vielmehr, daß Sie mir erlauben, Ihr Atelier zu besuchen, und dafür werde ich immer und immer eine dankbare Erinnerung haben!“

„Was nutzt Dich der Besuch aller Ateliers der Welt!“ rief Walter in deklamatorischem Tone. „Wirst Du in ihnen etwas lernen? Nein, und hundert Mal nein, die deutsche Kunst ist todt, der Maitrank ist zu Ende — ich verstehe, Lenker im Himmel, mein Herbst ist 'kommen, die Blätter fallen ab von den Bäumen — addio!“

Damit drückte er seinen Hut fest auf den Kopf und verschwand, ohne ein Wort weiter zu verlieren, hinter dem Gobelin.

Conchitta ließ es geschehen, daß Roderich eine ihrer überaus feinen und zierlichen Hände einen Augenblick betrachtete und dann hastig und verstohlen an seine Lippen drückte. „O,“ seufzte er, „daß wir von so vielem Schönen und Herrlichen nichts behalten, als eine blasse Erinnerung!“

Lytton war zu Bergmüller gegangen, der ihm eine Papiercigarre drehte, worin der Wasser- und Nebelmüller eine große Virtuosität besaß; dann zog jener seine Uhr heraus und sagte: „Ah, es ist schon zwei Uhr — gut, daß es Sommer ist, wo ich mir aus einer kalten Suppe nichts mache!“

Hinter dem Carton war es schon eine gute Zeit still geworden, da die jungen Künstler fortgegangen waren, um ihr Kosthaus aufzusuchen. Auch Bergmüller empfahl sich und schlenderte in den Garten hinaus; er gebrauchte zu irgend etwas einen Akazienzweig, den er sich von Andreas geben lassen wollte; Lytton suchte seinen

Hut, und als er ihn gefunden, blieb er, die Hände auf den Rücken zusammengelegt, vor dem Bilde Roderich's stehen.

Donna Mercedes kam mit Michel Angelo Schmitz, der zu ihr gegangen war, leise aus ihrem Winkel hervor; ob sie gesehen, daß der Maler die Hand ihrer Schwester leicht geküßt, sind wir nicht im Stande anzugeben. Sie sagte zu Conchitta: „Es ist für uns wohl Zeit, nach Hause zu gehen; Sennor Rodriguez scheint nicht mehr malen zu wollen. Ah, Sie waren sehr fleißig!" fuhr sie mit einem Blicke auf das Bild fort und setzte, ihre Schwester betrachtend, hinzu: „Wie Du ähnlich bist, Conchitta, es ist fast ein Portrait."

„Ja, ja, es ist zu ähnlich," sagte Lytton, „Du mußt ein wenig daran ändern; ich würde diese schönen Züge, so schön, so gut, so rein, einem Besteller nicht gönnen."

„Darin bin ich ganz Deiner Meinung," gab der andere Maler zu; „es ist leicht, diese guten, edeln Züge zu verwischen: ich werde um den kleinen zusammengedrückten Mund einen Zug des Hasses legen, den die Situation bedingt, und dann wird Conchitta nicht mehr kenntlich sein."

Mercedes hatte vom Gewande ihrer Schwester den violetten Ueberwurf entfernt und brachte ihren Strohhut und das einfache Mäntelchen! auch half sie ihr dasselbe umlegen und zog und zupfte an Hut und Mantel herum, wie es nur eine sorgsame Mutter thun kann, um ein geliebtes Kind zu putzen.

Dann gingen die beiden Schwestern mit einander fort; Roderich und Lytton begleiteten sie bis zur Hausthür und Michel Angelo Schmitz ging noch weiter mit bis zum Gartenthore, um, wie er sagte, ihnen die Mühe des Oeffnens desselben zu ersparen. Wenige Schritte von dem Hause entfernt, das sie eben verlassen, schob Conchitta ihren Arm unter den des kleinen Mannes, und während sie ihn zu führen schien, schmiegte sie sich fest an seine Schulter.

Lytton warf einen Blick auf Roderich und lächelte eigenthümlich.

„Was meinſt Du?“ fragte dieſer, indem er dem jungen Mädchen düſter ſinnend nachblickte.

„Ich habe gar keine Meinung ausgeſprochen, nur beneide ich im Stillen Michel Angelo; mit uns würde ſie nicht ſo durch den Garten gehen.“

„Nein, gewiß nicht!“

„Er iſt ihr Hausherr, ſie wohnen bei ihm, und er maßt ſich ſo etwas wie väterliche Rechte über Conchitta an.“

„Und glaubſt Du, es ſei eine kindliche Zuneigung, die ſie ihm beweiſt?“

„Was denn anders?“ rief Lytton erſtaunt. „Ah, mein Freund,“ fuhr er lachend fort, „wenn ich von der Wirkung auf die Urſache ſchließen dürfte, ſo würde ich ſagen ....“

„Nun, ſo ſprich,“ ſagte der Andere, da jener ſtockte.

„Nein, nein, es gibt Worte, die, einmal ausgeſprochen, Weſen und Kraft bekommen; laß mich denken, was ich will. Ich ſage nur, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn das junge Mädchen mit mir ſo harmlos und vertraulich wandeln würde, wie mit dieſem glücklichen Schmitz — und Du?“

„Dazu ſage ich Amen und will noch ſchleunig an mein Bild zurückkehren, um etwas Haß auf ihre lieben guten Züge zu werfen.“

„Adieu, Roderich,“ ſagte Lytton und ging langſam durch den Garten der Thür zu, hinter welcher die beiden Damen verſchwunden waren und von wo Schmitz ſoeben zurückkehrte.

Der Andere aber, obgleich er raſch vor ſein Bild getreten war, auch Pallette, Malſtock und Pinſel ergriffen und ſich mit einem der letzteren einen Ton gemiſcht hatte, um den ſoeben ausgeſprochenen Vorſatz zu vollführen, konnte ihn doch nicht zur Ausführung bringen; ſeine Hand zuckte förmlich zurück, und ſtatt an dem reizen-

den Munde der schönen Spanierin irgend etwas zu ändern, warf er vielmehr den Pinsel über seine Schulter, legte die Palette hastig auf den Tisch und murmelte: „Wozu auch? Wenn ich diese lieben Züge hier auf der Leinwand verändere, anderswo bin ich doch nicht im Stande sie zu verwischen, und das ist recht traurig!“

Schmitz, der wieder eingetreten war, hatte sich neben ihn gestellt und betrachtete das schöne Bild kopfnickend. „Conchitta ist sehr ähnlich — wirst Du das so lassen?“ fragte er.

Achselzuckend gab Roderich nach einer Pause zur Antwort: „Ich weiß wahrhaftig noch nicht, aber ich glaube kaum; eigentlich sollten die Züge dieser Frau hier Schrecken und Haß ausdrücken — nun, ich werde das später hineinlegen, wenn ich ganz fertig bin; vor der Hand macht es mir Freude, die schönen Züge unserer jungen Freundin noch eine Zeit lang unverfälscht vor mir zu haben.“

„O gewiß,“ murmelte Michel Angelo Schmitz, wobei er das Bild mit leuchtenden Augen betrachtete.

Nachdem Roderich statt seiner Sammtjuppe einen eleganten Ueberrock angezogen hatte, nahm er Hut und Stock, zündete sich eine Cigarre an und dann giengen beide mit einander fort.

Obgleich sie sich schon lange Jahre kannten, auch an einem heiteren Abende schmollirt hatten, so war es doch zwischen ihnen nie zu jener Vertraulichkeit gekommen, wie man sie sonst wohl bei Kunstgenossen findet. Eigentlich konnte man auch diesen Ausdruck nicht gebrauchen, denn Roderich war ein berühmter Maler, dessen Bilder gekauft wurden, ehe sie nur vollendet, und die jetzt schon in der halben Welt zerstreut waren, während der Andere, trotz seines schönen Vornamens und ungeachtet er die Maler-Akademie lange genug besucht, es doch nie auch nur zu einem erträglichen Dilettantismus gebracht hatte. Freilich, wenn seine Fortschritte und Leistungen mit seiner Liebe, ja, beinahe Begeisterung für die Kunst gleichen Schritt gehalten hätten, so würde er dem Taufnamen des

ſie am Fenſter und — bauz! liegt er auf dem glatten Eiſe. Ach! dieſe Niederlage wird ihm nie vergeſſen.

Zwei dicke Damen wandeln die Straße entlang, und eine hält ſich an der anderen feſt, — es geht Alles gut, bis an die Ecke der Straße; ſie haben ſich in Acht genommen, ſorgfältig auf ihre Füße geſehen, und da ſie ſich feſt zuſammen geſchloſſen halten, ſo bilden ſie einen einzigen Körper mit vier Beinen, von denen ſchon zwei immerhin ohne Gefahr ausgleiten können. Aber an der Straßenecke müſſen ſie nothwendig der Madame X. nachſehen, welche ſchon wieder mit einer neuen Mantille kommt, und was für eine Mantille! — dunkelblauer Sammt mit ſchwarzen Spitzen — vergeſſen iſt Glatteis und Gefahr, ſie wenden ſich um, gleiten aus und fallen hin, und man ſieht im nächſten Augenblicke nichts wie einen großen Kleiderhaufen und zwei Paar weiße Strümpfe an zwei Paar etwas unförmlich dicken Beinen.

Es iſt eine ſchlechte Zeit, das Glatteis, eine Zeit ohne Treu' und Glauben, man kann ſich nicht einmal mehr auf ſich ſelbſt verlaſſen und während wir daſtehen und den komiſchen Fall eines armen Nebenmenſchen belächeln, verlieren wir ſelbſt das Gleichgewicht und gleiten in eine tiefe Eisrinne, deren bräunlich graue Sauce himmelan ſpritzt.

Ein ſolides Thauwetter dagegen ziehen wir unbedingt vor, gerüſtet mit hohen Waſſerſtiefeln, einem undurchdringlichen Paletot und einem Hut vom vergangenen Jahr, bei Leibe aber mit keinem Regenſchirm. Wir haſſen und verabſcheuen die Regenſchirme und thun es um ſo mehr, als wir gerade vor uns zwei junge Damen ſehen, die, mit dieſem Inſtrument beladen, alle Hände voll haben. Die Rechte hält krampfhaft den Griff des Schirms und zu gleicher Zeit ein Stück des Mantels, das Kleid und ein Paar ſehr weiße Unterröcke, die Linke ein Packetchen und ebenfalls Mantel, Kleid und Unterrock.

großen Italieners Ehre gemacht haben; doch so groß seine Lust war, etwas zu vollbringen, so schwach war seine Kraft, dies zu können. Da hatte sich denn Schmitz, um auf andere Art mit der hohen, heiligen Kunst in Verbindung zu bleiben, auf das Sammeln von Kunstwerken, namentlich von Zeichnungen und Aquarellen geworfen, tauschte und handelte damit und verband so das Angenehme mit dem Nützlichen; aber so weit gab er sich dem Nützlichen nicht hin, daß er einen einmal besessenen wirklichen Schatz wieder von sich gelassen hätte: ihm war der Handel mit Bildern nur Mittel zum Zweck, seine Wände mit hübschen, kleinen Oelbildern zu zieren und seine Mappen zu füllen.

Schmitz hatte einiges Vermögen und war gegen seine Bekannten aus der Künstlerwelt voll Gefälligkeiten: den jungen und unbemittelten machte er auf die liberalste Weise den Banquier, und wenn dabei auch hier und da eine kleine Summe verloren ging, so fand sich doch höchst selten ein so schlechter Schuldner, daß er Schmitz nicht durch irgend eine Zeichnung oder ein kleines Bildchen schadlos gehalten hätte.

Auch in der Literatur hatte er sich schon versucht, und wir können wohl sagen, mit mehr Glück, als in der Kunst der Malerei, woher es denn wohl kam, daß er bei den Literaten für einen ordentlichen Maler galt und ihn die letzteren für einen nicht schlechten Schriftsteller hielten. Durch alles dieses und da er beständig guter Laune war, auch bei den gesellschaftlichen Zusammenkünften und Festen der Maler immer zu brauchen war, so half ihm gewissermaßen die ganze Künstlerschaft seine Sammlung vermehren, und man mußte Michel Angelo Schmitz irgend eine Zeichnung oder ein Bildchen schenken, um gewissermaßen eine traditionelle Pflicht erfüllt zu haben.

Daß er bis jetzt von der Hand Roderich's noch nichts aufzuweisen hatte, lag wohl darin, weil diese überhaupt selten kleine Zeichnungen machte und mit seinen großen Bildern und Cartons

zu ſehr beſchäftigt war — wer weiß, ob er auch heute ohne Conchitta's Vermittlung zu ſeinem Zwecke gelangt wäre! Heute aber ſchien ihn Roderich förmlich liebgewonnen zu haben, ja, er behandelte ihn mit jener Vertraulichkeit, von der wir oben ſagten, daß ſie bis jetzt zwiſchen beiden gefehlt; er ſchob ſeine Hand unter den Arm Michel Angelo's, und zwar gerade an derſelben Stelle, wo vor ganz Kurzem die zierlichen Finger der jungen Spanierin geruht; er führte ihn ſorgſam über die holperige Straße und plauderte mit ihm anſcheinend heiter und vergnügt.

Schmitz war unverheirathet und bewohnte mit ſeiner alten Mutter den erſten Stock eines kleinen, hübſchen Hauſes, welches ſein Eigenthum war. Im anderen Stocke — das Haus hatte deren nur zwei — befand ſich ein Atelier mit zwei Schlafſtuben, in denen ſchon ſeit langer Zeit junge, angehende Künſtler gehaust, doch war das zu lebendige Treiben derſelben der Madame Schmitz läſtig geworden, und ſo hatte ſie es denn, trotz mancherlei Einwendungen anderer Art, am Ende doch zugegeben, daß die junge und faſt gefährlich ſchöne Fremde bei ihr einzog: war dieſelbe doch in Begleitung einer älteren Schweſter und hatten doch beide, trotzdem ſie Spanierinnen und Künſtlerinnen waren, etwas ganz „Reputirliches“ und „Anſtändiges“. Mit dieſem Ausdrucke hatte nämlich Frau Schmitz es gegen ihre Frau Nachbarin links und gegen ihre Frau Nachbarin rechts entſchuldigt, daß ſie den fremden Frauenzimmern, von denen ja Niemand wußte, woher ſie kamen und was ſie früher getrieben, einen Theil ihres unbeſcholtenen Hauſes vermiethet.

Während wir die Beiden ſo mit einander dahin gehen laſſen, über dies und das, meiſtens über gleichgültige Dinge plaudernd, finden wir Zeit, dem geneigten Leſer etwas über Roderich Olfers' Vergangenheit zu ſagen.

Daß er ein tüchtiger und berühmter Künſtler war, haben wir ſchon mitgetheilt, auch ſein Aeußeres geſchildert. Er war vor un-

gefähr sechzehn Jahren als junger Künstler hieher gekommen, hatte bescheidenermaßen die niederen Klassen der Akademie besucht, war aber hier seines großen Talentes wegen, das sich in jedem Striche offenbarte, schon nach ein paar Monaten in den Saal versetzt worden, wo man nach der Antike zeichnete, und blieb auch hier nur kurze Zeit, da er alles das zu Hause spielend, aber mit Meisterschaft getrieben hatte, was man ihn hier lehren konnte. Seine Compositionen, die er flüchtig hinwarf, erregten damals schon den Neid manches älteren Künstlers, die Bewunderung der Professoren und das Erstaunen des strengen Direktors der Akademie. Manche nannten ihn freilich ein Wunderkind, das, ausgewachsen, sehr gewöhnlich werden, ein verfrühtes Talent, das nie zu einer gediegenen Reife gelangen würde, und meinten, man habe schon oft erlebt, daß Jemand überschwängliche Compositionen auf das Papier hinwärfe, sich aufblasend wie der Frosch in der Fabel, der dann später zerplatzte, wenn man ihm Pinsel und Farben anvertraut hätte.

Aber Roderich, der sich nie aufgeblasen hatte, lief nicht die geringste Gefahr, in Nichts zusammenzubrechen: der Direktor gab dem kaum siebenzehnjährigen jungen Menschen mit vollem Vertrauen Pinsel und Farben in die Hand, und er rechtfertigte vollkommen dieses Vertrauen. Sein erstes Bild, ein Kreuzfahrer neben seinem Pferde stehend und andächtig versunken in den Anblick Jerusalems, machte Aufsehen und wurde am ersten Tage, wo es auf der Ausstellung erschien, angekauft. So gieng es dann auch fort, und Roderich verlebte in diesen Jahren eine unendlich glückliche Künstlerzeit: in allem, was er malte, in kleinen und größeren Bildern, ja, in Landschaften und Portraits war ein beständiger Fortschritt sichtbar; nach ein paar Jahren arbeitete er nur noch auf Bestellung und hatte sich bereits in kurzer Zeit ein kleines Vermögen erworben. Dabei blieb er bescheiden, liebenswürdig und gefällig und entwaffnete dadurch seine Neider und Feinde. Gern half er

jungen und unbemittelten Kunstgenossen mit Rath und That, geizte nicht, wo es galt, die gemeinschaftlichen Feste zu verschönern, und wenn er hier einestheils oft mit bedeutenden Summen nicht kargte, so sah man ihn anderentheils sogar Tage und Wochen lang mit anderen Kunstgenossen großartige Compositionen auf grobe Sackleinwand malen, die alsdann, Gobelins täuschend vorstellend, zur Ausschmückung der Festsäle dienten.

Dabei war Olfers ein schöner junger Mann, ein guter Reiter, ein vortrefflicher Tänzer und in allen Beziehungen das erheiternde, belebende Element jeder Gesellschaft, mochte diese Gesellschaft aus Kunstgenossen bestehen, die im Flaus- oder Schnürrocke hinter dem Bierglase oder um die Maitrank-Bowle saß, oder mochte es eine Gesellschaft im Frack und großen Damen-Toiletten sein, die, um den Theetisch gereiht, sich mit ästhetischen Gesprächen vergnügte, oder welche im Ballsaale den jungen Mann bewundernd anschaute, welcher, nachdem er an der Ausschmückung des Saales im befreundeten Hause tüchtig geholfen, nachdem er lebende Bilder arrangirt oder die Hauptpartie, in einer extemporirten Komödie gespielt, nun in toller Lustigkeit tanzte, bis die Kerzen des Kronleuchters mit stummen Schmerzensthränen ihr gar so kurzes Lebensglück beweinten.

Bei allen diesen Belustigungen, Zerstreuungen, Vergnügungen und Festen aller Art war das schöne Geschlecht dem Künstler nie gefährlich geworden; wohl hatte er hier und da flüchtig geliebt, wenn man die Leidenschaft einer kurzen Stunde so nennen darf, noch häufiger sich lieben lassen, doch war er beständig so glücklich gewesen, ein solches Gefühl ohne weitere Folgen ablegen zu können, wie den Frack nach einem Ballabende, und so lebte er ein herrliches Künstlerleben, den Honig aus jeder Staude und aus jeder Blume saugend, ein siegreicher Held, wenn er vor der Leinwand stand, ernst und nachdenkend bei der Conception, herrlich und begeistert bei der Ausführung, seines Auges, seiner Hand und so des

Gelingens gewiß — ſchäumend dagegen wie ein junger Wein, wenn er im Kreiſe der Genoſſen ſaß, der Luſtigſte der Luſtigen, der Tollſte der Tollen, umherſchwärmend, lebend und genießend im Leuchten der ſinkenden Abendſonne, wie beim düſtern Glanze röthlichen Kerzenſcheines, beim ſtrahlenden Gaslichte im Aufleuchten feuchter Augen — ein glänzender, glücklicher Schmetterling, nichts ahnend, nichts ſehend von einem unzerreißbaren Netze, das um ihn geſponnen wird.

Daß Roderich in allen guten und vornehmen Häuſern der Stadt eingeführt war, iſt ſelbſtredend; doch müſſen wir dabei der Wahrheit gemäß geſtehen, daß er lange Zeit keinem dieſer Häuſer den Vorzug gab oder in irgend einem von ihnen viel häufiger als im anderen geſehen wurde. Auch änderte ſich das ſo unmerklich, daß er längere Zeit kein Gewicht darauf legte, bei dem Regierungs-Präſidenten Freiherrn von Schenk geſtern getanzt zu haben, nachdem er vor drei Tagen beim Diner geweſen. Seine Bekannten, beſonders ſeine Bekanntinnen hatten ſchon längſt über ſeine häufigen Beſuche dort ein ſtrenges Regiſter geführt, ehe er ſich noch ſelbſt bewußt war, dort häufiger als anderswo hinzugehen — und wenn auch, erfüllte er damit nicht eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Seine Excellenz, die ja für ihn von einer väterlichen Freundſchaft, von einer faſt rührenden Sorgfalt war, und das ohne allen und jeden Eigennutz? Hatte doch der Präſident ein ſchönes Bild, das Roderich für ihn gemalt, mit dem bekannten Ausſpruche zurückgewieſen, daß in Geſchäften und Geldangelegenheiten die Gemüthlichkeit aufhöre, daß er etwas ſo Koſtbares nicht annehmen werde, und hinzugeſetzt, um den etwas beleidigten jungen Mann zu verſöhnen, er werde nichts dagegen haben, wenn Roderich einmal in einer müßigen Stunde ein Blatt Papier nehme und etwas darauf zeichne für das Album ſeiner Tochter Hildegard.

Seine Excellenz der Regierungs-Präſident Freiherr von Schenk hatte nämlich eine einzige Tochter, Hildegard, die für eine voll-

endete Schönheit und im Zeitpunkte, von dem wir reden, für zweiundzwanzig Jahre galt; ihre Neider und Feinde dagegen — und wer hat deren nicht? — behaupteten zwar, zu einer vollendeten Schönheit gehöre auch eine sanfte Rundung der Körperformen, deren sich Hildegard allerdings nicht rühmen konnte, eine feiner gezeichnete Nase, sowie ein sanfter Glanz im Auge; boshafte Wesen setzten noch obendrein hinzu, wenn man vor einem Decennium mit sechszehn Jahren zum ersten Male einen Ball besucht, so könne man unmöglich erst zweiundzwanzig Jahre zählen.

Dergleichen Aeußerungen, die auch zuweilen Olfers zu Ohren kamen, überhörte er oder sie machten sehr wenig Eindruck auf ihn; was ging ihn auch die Tochter an, und waren nicht alle Gefälligkeiten, die er ihr erzeigte, alle Artigkeiten, die er ihr sagte, ein schuldiger Zoll der Dankbarkeit gegen ihren Vater? Denn was hatte dieser nicht alles für ihn gethan: er hatte ihm nicht nur sein Haus ein- für allemal geöffnet, er hatte ihn auch Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen vorgestellt, als dieser die Provinz besuchte und die Kunst dadurch unterstützte, da er sich junge Künstler vorstellen ließ; er hatte es durch seine Connexionen in der Residenz dahin gebracht, daß ein Bild des jungen, damals noch nicht so bekannten Künstlers für das Museum angekauft und er in der Folge mit dem Kronorden dekorirt wurde; er hatte ihm zu verstehen gegeben, daß er fast sicher auf die nächst erledigte Professorstelle auf hiesiger Akademie rechnen könne. — Und Hildegard? Sie hatte sich mit dem Ausdrucke wahrer, uneigennütziger Freundschaft über alle diese Glücksfälle so innig gefreut und hatte dabei gewissermaßen in ihrem häufigen Verkehre es an klugen Rathschlägen, wie Papa zu behandeln sei, nicht fehlen lassen, auch sonst in angenehmen und nützlichen Dingen seine Lehrerin, fast seine Erzieherin gemacht — verdankte er doch ihr allein die feinen gesellschaftlichen Formen, die er sich angeeignet; mußte er doch ihren sachkundigen und gediegenen Bemerkungen das Verdienst zugestehen, ihm den Umgang mit der

feinſten Damenwelt unter allen Verhältniſſen leicht, ja angenehm gemacht zu haben! Daß Hildegard hierzu einige Zeit gebraucht und daß ihr Roderich jene Zeit bereitwillig zugeſtanden, verſteht ſich von ſelbſt; doch hatte er ſelbſt keine Idee davon, wie viel Zeit er auf dieſe Art im Hauſe des Regierungs-Präſidenten verbrachte und daß er nach und nach ein faſt unzertrennlicher Begleiter Hildegard's geworden war; wußte ſie ihn doch auf ſo ganz natürliche Art bei Spaziergängen aufzufinden, kannte ſie doch genau die Stunden, wo er dieſen oder jenen Ort beſuchte, verſtand ſie oder vielmehr ihr Kutſcher es doch ſo vortrefflich, irgendwo ſeinen Weg abzuſchneiden, wobei es Hildegard faſt nie unterließ, ihn in ihren Wagen zu nöthigen! Daß darüber die ganze Welt nicht nur ſprach, ſondern auch die richtigſten Bemerkungen und gediegenſten Combinationen machte, brauchen wir eigentlich nicht zu ſagen, und doch müſſen wir deſſen mit der bündigſten Verſicherung Erwähnung thun, daß er, der Held ſo vieler Gerede, durchaus keine Ahnung davon hatte, auf welche Art man ihn mit Fräulein von Schenk zuſammenbrachte. O, hätte es damals nur einer ſeiner guten Freunde unternommen, ihm mit einem geraden, unverhüllten Worte die Augen zu öffnen — Anſpielungen verſtand er nicht, und die Leute ſagten, er wolle ſie nicht verſtehen.

Eine wohlmeinende alte Jungfer, die ſich bei ihrem eigenen freudeloſen Leben wenigſtens dadurch nützlich machen wollte, daß ſie Anderen das Glück zu verſchaffen ſuchte, das ihr ſelbſt nicht zu Theil geworden, hatte ihn eines Tages gefragt, wenn er heirathen werde.

„Ich?“ erwiederte ihr Roderich mit dem größten Erſtaunen — „daran habe ich noch gar nicht gedacht; ich finde nicht einmal Zeit, mich auch nur mit dieſem Gedanken zu beſchäftigen, geſchweige, ihn zur Ausführung zu bringen!“

Die wohlmeinende alte Jungfer hatte ſich einigermaßen gekränkt zurückgezogen, und der junge Maler hatte die Frage, die ſie

an ihn gerichtet, ein paar Stunden später unter lautem Lachen in seinem Innern verarbeitet und dazu gesagt: „Unsinn — wen sollte ich eigentlich heirathen? Das wäre mir überhaupt eine schöne Geschichte: ich habe mir sagen lassen und es auch schon an Freunden erfahren, daß, wenn man verheirathet ist, man unter anderen Unbequemlichkeiten auch häufig einen sanften Zwang empfindet, der uns zu Hause hält, und eine gewisse unsichtbare Macht um sich spürt, die uns Abends veranlaßt, den Hausschlüssel seufzend wieder an seinen Platz zu hängen, und ich? — Bei meinen Excursionen in Wald und Feld, wo ich frische Luft einathme und wo mir jeder malerische Baumstamm, jedes alte, zerlumpte Weib zu einer nützlichen Studie verhilft — ah, ich und heirathen?"

Diese Ausflüge, die er allerdings sehr häufig unternahm, nachdem er in seinem Atelier streng gearbeitet, und wo er sich in der grauen Jagdjuppe, das Skizzenbuch unter dem Arme, Tage, ja Wochen lang umhertrieb, und die er mit einer großen Rücksichtslosigkeit sogar gegen das Haus des Regierungs-Präsidenten unternahm, wann es ihm beliebte — denn er sprach selten davon, daß er fortgehe, und noch weniger, wann er wiederkehren würde —, hätten Hildegard allerdings in gewisser Beziehung die Augen öffnen müssen, wenn dies überhaupt bei ihr nöthig gewesen wäre; darüber gestand sie sich still lächelnd Manches zu, flocht aber nichts desto weniger fort und fort an ihrem starken Netze.

Da beging Roderich in einer schwachen Stunde die Unvorsichtigkeit, Hildegard anzubieten, er wolle ihr hier und da Zeichen-Unterricht ertheilen. Es ist das Unterrichtgeben in ähnlichen Verhältnissen immer eine gefährliche Sache, besonders wenn ein Theil mit Eroberungsgelüsten im Herzen ein ganz anderes Ziel vor Augen hat, als sich die Kunst anzueignen, die ihn der andere lehren will. Von allen Unterrichten ist nun aber der Zeichen-Unterricht der gefährlichste: das gemeinschaftliche Schauen aus einem Blatte ins andere, wobei ein angenehmes Geplauder nicht ausgeschlossen ist;

das Anreihen poetiſcher Gedanken an eine Hütte im Walde, die man gerade abgezeichnet, oder an einen ſprudelnden Quell; das Berühren der Hand, wenn der Lehrer dem Schüler den Bleiſtift oder die Kreide nimmt, um einen falſchen Strich zu corrigiren.

Olfers hatte in dieſen Unterrichtsſtunden manche Klippe haarſcharf umſegelt, bis auch ſeine Stunde ſchlug, und es war dies eine warme Nachmittagsſtunde an einem blüthenreichen, duftenden Frühlingstage. Der junge Maler hatte bei dem Regierungs-Präſidenten ein kleines, vortreffliches Diner eingenommen — Herr von Schenk liebte es, gut zu ſpeiſen und nicht ſchlecht zu trinken —, und da gefiel es Hildegard, in der Geißblattlaube des Gartens eine kleine Zeichnung zu vollenden. Die Blumen ſtrömten einen berauſchenden Geruch aus, Schmetterlinge gaukelten von Blume zu Blume, Hunderte von Bienen ſchwärmten unter melodiſchem Summen um honiggefüllte Blüthenkelche. Da machte Hildegard einen falſchen Strich und warf ſich, lachend über ihre Ungeſchicklichkeit, ſo haſtig zurück, daß ihr Kopf die Bruſt des jungen Mannes berührte, und als ſie ihn deßhalb um Verzeihung bat, legte ſie ihre Hand auf die ſeinige und ſah ihn ſo heiter lachend, ihre Lippen nur wenige Zoll von den ſeinigen, an, daß er, ohne viel dabei zu denken, ſeinen Kopf neigte und ſie küßte. — Sie ſchrak zuſammen, als ſei etwas ganz Abſonderliches vorgefallen, ja, ſie hob ihr Taſchentuch an die Augen und flüſterte mit einer unendlich weichen Stimme: „Sprechen Sie mit meinem Vater!“ Dann ſtand ſie raſch auf und verſchwand aus dem Garten.

Roderich war ebenfalls aufgeſtanden und hatte die Hände in die Taſchen ſeiner Beinkleider verſenkt und blickte ihr mit einem erſtaunten, ja, verblüfften Geſichtsausdrucke nach.

Sprechen Sie mit meinem Vater! hatte ſie geſagt. Als ob er mit Seiner Excellenz nicht ſchon häufig genug geſprochen hätte! Denn daß er auf den harmloſen Kuß hin jedesmal etwas ganz Beſonderes mit ihm ſprechen ſolle, dieſer Gedanke kam ihm zu ko-

misch vor, um ihn für Ernst zu halten — Sprechen Sie mit meinem Vater! — den Teufel auch — ah, weiter nichts! Glücklicher Weise hatte er seinen Hut in der Laube neben sich liegen, den er aufsetzte und von dannen schlich.

Sprechen Sie mit meinem Vater! — Eigenthümlich, daß er diese Worte nicht aus dem Gedächtnisse zu bringen im Stande war; sie erklangen ihm im taktmäßigen Läuten einer Kirchenglocke, die er zufällig hörte im Rasseln der Wagen, im Gespräche der Vorübergehenden, ja, sie schienen ihm fast in den Blicken junger, bekannter Mädchen zu liegen, die ihn freundlich anschauten.

Sprechen Sie mit meinem Vater....

O—o—o—o! Er fühlte etwas wie einen Faden am Fuße, an dem man ihn nicht nur zu halten im Stande war, sondern sogar zurückzuziehen nach der Geißblattlaube, um dort noch im Augenblicke unwiderruflich mit dem Vater zu reden.

Pah, dachte er bei sich selbst beschwichtigend, das sind so romantische Ideen eines jungen Mädchens, poetische Gedanken, wie man sie in Büchern liest — ich muß einen Freund über diese Geschichte befragen, aber natürlich einen, der, ohne selbst Poesie und Romantik zu besitzen, die Dinge mit nüchterner Prosa ansieht. Hierzu schien ihm Niemand besser, als der alte Walter, der damals, vor fast zehn Jahren, den jüngeren Künstlern gegenüber schon der alte Walter hieß. In der That war er in jenen Tagen fast so, wie wir ihn in dem heutigen Atelier Roderich's gesehen, auch beinahe in derselben Kleidung, einen ähnlichen zerknitterten Hut auf dem Kopfe; der einzige Unterschied zwischen damals und jetzt war vielleicht der, daß er in jenen Tagen noch kleine Bestellungen hatte und deßhalb nicht behauptete, die deutsche Kunst sei todt.

Als Roderich ihm den Fall vortrug, rauchte er seinen kurzen, irdenen, braun gerauchten Pfeifenstummel, wobei er, ein Bein über das andere schlagend, den Ellenbogen darauf und sein Kinn in die Hand stützte.

So wandeln ſie dahin, klagen entſetzlich über das Wetter, über die ſchmutzigen Straßen, und wie ſie einen Hügel in der Stadt abwärts ſteigen, heben ſie die Röcke immer mehr aufwärts. — Liebenswürdiges Thauwetter! was man bei deinem Regiment zu ſehen bekommt, iſt nichts Zufälliges, Entſetzliches, wie bei jenen alten Damen auf dem Glatteis, ſondern es iſt wohlberechnet für ein dahinwandelndes, kunſtgeübtes Auge; unten zierlich ſchlank und anmuthig und weich anſchwellend, wie der volle, warme Ton eines Waldhornes in ſtiller Nacht! — Wo du bei einem Thauwetter das Kleid lang herabwallen ſiehſt, und die Röcke dahinſchleifen in Koth und Schmutz:

„Da begehre nimmer zu ſchauen
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

Die vielen glatten Strümpfe auf der Straſe und die zierlichen Stiefelchen ſind eine Vorahnung des Frühlings: entfeſſelt von mancherlei Verhüllungen langer, dicker Röcke und Pelzüberſchuhe ſind ſie die erſten Boten einer herannahenden beſſern Zeit, die erſten Blumen, die nach Schnee und Eis aufblühen, und nur aus dieſem Grunde angenehm und höchſt erfreulich zu ſehen. Und es iſt dieß ja nur eine ſehr kurze Zeit, ein raſch vorüberfliehender ſchöner Moment, wie die Schneeglöckchen für den Blumenfreund, der Schnepfenſtrich für den Jäger.

Dichte Wolken bedecken während dieſer Zeit den Himmel und nur hie und da ſchlängelt ſich ein Sonnenblick auf die Erde herab und läuft eilfertig über die naſſen Felder, gefolgt von dunklen Wolkenſchatten, die ihn ſchleunigſt zu verjagen ſtreben; nach und nach werden dieſe Sonnenblicke häufiger, und wo ſie Feld und Wald den warmen Kuß aufdrücken, ſprießen tauſend grüne Keime, Blätter und Blüthen empor; hoch in der Luft aber

„Hm,“ machte er alsdann, „dabei iſt nicht viel zu ſagen; Du haſt nur zwei Wege: entweder Du packſt augenblicklich ein und gehſt ein wenig nach Amerika, oder Du thuſt, was ſie gewollt, und ſprichſt mit ihrem Vater.“

„Aber um's Himmels willen, was ſoll ich denn mit ihrem Vater ſprechen?“ fragte er, ſich unſchuldiger ſtellend, als er weitaus war.

„Oho, Du hältſt mich wohl für einen Kindskopf?“

„Ich weiß in der That nicht!“ ſagte Roderich faſt heftig, während ihn ein gelinder Schauer überlief.

„Nun denn,“ antwortete Walter mit einem eigenthümlichen, an ihm höchſt ſeltenen Lächeln, „Du ſagſt: Eure Excellenz werden mich glücklich machen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter geben.“

„Nein, beim Himmel, das ſage ich nicht!“

„Du kannſt meinetwegen auch ſagen, Du werdeſt Dich glücklich ſchätzen, wenn Seine Excellenz Dir ihre Tochter zur Ehe gebe.“

Der junge Maler ſah ſeinen Freund mit einem langen Blicke an, indem etwas wie Verzweiflung in ihm aufſtieg, und als jener mit einem ſtummen Achſelzucken darauf antwortete, ſtrich er ſein Haar aus der Stirn, raſte ein paarmal im Zimmer auf und ab und blieb abermals vor Walter ſtehen, während er ausrief: „Alſo Du treibſt keinen Spaß mit mir — das iſt Deine ehrliche Anſicht?“

„Meine ehrliche und ganz vernünftige Anſicht.“

„Ich ſollte heirathen?“

„Du wirſt wohl müſſen — oder auswandern.“

„Was ſollten unſere Bekannten dazu ſagen?“

„Hm,“ machte Walter.

„Oder die Stadt?“

„Hm,“ wiederholte der alte Maler, wobei er ſeinen Kopf auf

und ab wiegte, den Freund mit einem ironiſchen Lächeln anſchaute und dann ſagte: „Höre einmal, entweder biſt Du blind wie ein Maulwurf, eigentlich wollte ich ſagen, Du hältſt uns dafür, oder Du haſt Luſt, einen Scherz mit mir zu treiben.“

„Gewiß nicht, Walter, bei Gott im Himmel nicht!“

„Hm,“ machte der alte Maler zum dritten Male, „ſo wüßteſt Du alſo in der That nicht, daß alle unſere Freunde, daß die ganze Stadt ſchon lange von Deiner Verbindung zu Fräulein von Schenk ſpricht, welcher Du, das wirſt Du nicht läugnen, eine ſehr auffallende Cour gemacht haſt?“

„Ich?“

„Ja, Du haſt ſie ins Gerede gebracht, und zwar ſo bedeutend, daß, wenn Du nicht mit ihrem Vater reden willſt, Seine Excellenz wahrſcheinlich Veranlaſſung nehmen wird, mit Dir ein gewichtiges Wörtchen zu ſprechen!“

„Ich ſchaudere!“

„Ja, wie der Chor in der italieniſchen Oper, wo am Schluſſe doch Alles richtig und gemüthlich zu Ende gebracht wird.“ —

Wir wollen den geneigten Leſer nicht mit einer Fortſetzung dieſes Zwiegeſpräches ermüden, deſſen Ergebniß war, daß Roderich davonſtürzte mit der Verſicherung, er werde nimmer und nimmer ſich dazu entſchließen, das gewiſſe Wort zu ſprechen.

Da er aber auch nicht auswanderte, wie ihm Walter gerathen, ſo behielt dieſer Recht, ſchauerlich Recht, denn eines Tages ließ Seine Excellenz den Maler zu ſich bitten — er hatte nämlich nach der Scene in der Geißblattlaube eine ganze Woche hindurch ſeine Beſuche eingeſtellt, und da er nicht ſprechen wollte, ſo ſprach der Andere, wie ſein Freund vorausgeſagt.

Was Seine Excellenz eigentlich geſprochen, hatte Roderich auch ſeinen vertrauteſten Freunden nicht eingeſtanden; doch war dies nicht ſchwer zu errathen, da einige Zeit darauf die Verlobungskarte Roderich's mit Hildegard Freiin von Schenk erſchien.

So war es gekommen, daß dem jungen Maler aus unbekannter Familie das beispiellose Glück zu Theil geworden, eine solche Heirath abzuschließen, ein sehr beliebtes Thema, das von allen Bekannten des Schenk'schen Hauses, besonders aber von Hildegard mit allen möglichen Variationen verarbeitet wurde und das den ersten bedenklichen Mißton gab in dieser an sich nie glücklichen Ehe. Auch an anderen Dissonanzen fehlte es nicht: Seine Excellenz starb ein paar Jahre nach der Verheirathung seiner Tochter und hinterließ derselben nichts als Schulden; der alte, joviale Herr hatte es geliebt, seine Diners zu geben, mit guten Pferden zu fahren, Gäste bei sich zu empfangen und in Gesellschaft zu gehen.

Daß Olfers sich beeilte, einen Theil der Schulden seines Schwiegervaters zu bezahlen, wurde von seiner Frau, statt mit Freude und Dank, mit Seufzen und Klagen aufgenommen; denn, sprach sie zu sich selber, er thut das nicht, um die Ehre der Familie zu wahren, sondern um mich in größerer Abhängigkeit zu erhalten. Ueberhaupt hatte sie vom ersten Augenblicke ihrer Verheirathung an gethan, als sei ihr die Rosenkette der Ehe zur Sclavenfessel geworden: mochte Roderich thun, was er wollte, sie empfing Alles wie mit stiller Duldung, mit Seufzen, mit dem sehr verständlich ausgesprochenen Gedanken, seine Freundlichkeit ist Heuchelei, er wird es mich schon noch fühlen lassen, daß ich ihn geheirathet. Dabei aber ging sie nicht in sich zurück und mochte sich nie gestehen, daß sie diese Heirath hauptsächlich zu Stande gebracht, um einer sorgenvollen Zukunft zu entgehen, daß auch sie keine wahre Liebe in das Haus ihres Gatten gebracht.

Roderich hatte sich wie ein Mann in sein Schicksal gefunden: Hildegard war seine Frau, und wenn er sie auch, wie wir wissen, nicht liebte, so hatte sie sich doch bis zu seiner Verheirathung nie so gezeigt, daß ihm Veranlassung gegeben worden wäre, sie für herzlos zu halten.

Als ihm ſeine Tochter geboren wurde, hatte dieſes Kind eine ſo warme, innige Liebe in ſeinem Herzen hervorgerufen, daß davon auch ein gutes Theil auf die Mutter übergegangen und ſo das Verhältniß noch ein ziemlich glückliches geworden wäre, wenn ihre kalte, berechnende und über alle Beſchreibung mißtrauiſche Natur nicht ſo niederſchlagend, ſo ſchroff zurückweiſend auf das warme, herzliche Gemüth des jungen Künſtlers gewirkt hätte, daß er ebenfalls nicht anders konnte, als ſich kalt und verletzt zurückzuziehen.

Er warf ſich nun mit der ganzen großen Liebe, deren er fähig war, auf ſeine Kunſt, er lebte und webte in ſeiner Arbeit, und ſo kam es denn auch wohl, daß alles, was unter ſeinen Händen hervorging, lebensfriſche Wahrheit war. Wie wir ſchon früher ſagten, bezahlte man ihm fabelhafte Preiſe für ſeine Bilder, und bei der Leichtigkeit, mit der er arbeitete, konnte es nicht fehlen, daß er in wenigen Jahren ein reicher Mann war, trotzdem er eher verſchwendete, als kargte.

Wir haben ſein Atelier geſehen, wir haben das Weſentlichſte aus ſeiner Vergangenheit gehört und werden ihm nun in Begleitung Michel Angelo Schmitz' in ſeine Wohnung folgen.

Dieſe war in einer der neu angelegten Straßen der Stadt, ein ſtattliches Haus, das Olfers gekauft hatte, noch ehe es ganz vollendet war, um Manches nach ſeinen Bedürfniſſen und nach ſeinem Geſchmacke abzuändern. So hatte er ſich auch hier ein Atelier eingerichtet, das, obgleich man es gegen das andere klein nennen konnte, doch immer noch von anſtändiger Größe war. Hier malte er kleinere Bilder, beſonders Damen-Portraits, was übrigens nicht zu ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen gehörte, doch konnte er oft nicht anders, als einen ſolchen Auftrag zu übernehmen, und waren es alsdann meiſtens Damen, für die er ſo viel Rückſicht hatte oder haben mußte, um ihnen den weiten Weg in das Atelier vor der Stadt zu erſparen.

Ein Diener in einfacher, aber geſchmackvoller Livree hatte den Beiden die Hausthüre geöffnet, und nachdem der Maler ſein kleines Mädchen, das ihm freundlich entgegenſprang, herzlich auf die Stirn geküßt, ſtieg er mit Schmitz auf einer breiten Seitentreppe in den erſten Stock hinauf, wo ſich ſein Atelier befand. Das ganze Haus war eben ſo reich als wohnlich eingerichtet, überall große, behagliche Räume, überall, wo es paßte, Marmor, Vergoldung, Teppiche, Blumen, wovon wieder jedes einzelne Stück in ſeiner Form oder ſeiner Zuſammenſtellung die Hand eines tüchtigen Künſtlers verrieth; denn alles, was man hier ſah, war nach Zeichnungen Roderich's gemacht, ja, einen Plafond im Treppenhauſe und einen in dem Hausflur des erſten Stockes hatte er ſelbſt gemalt. Sein Atelier hier war gegen das andere einfach zu nennen: die Wände beſtanden aus ſammtartigen Tapeten von einer weichen, angenehmen grauen Farbe, die nur hier und da mit außerordentlich ſchönen Aquarellen und Handzeichnungen geſchmückt waren. An der Nordſeite befand ſich ein großes Fenſter, aus einer einzigen Scheibe beſtehend, vor dem eine Staffelei ſtand mit einer eben angefangenen Landſchaft. Daran arbeitete Roderich wohl am Sonntage, wenn er, um Andreas einen freien Tag zu gönnen, nicht hinausging. An einer Wand des Zimmers befand ſich ein Bücherſchrank mit auserleſenen Werken deutſcher und fremder Schriftſteller und daneben eine reich geſchnitzte Etagère mit Mappen von verſchiedenen Größen.

Als Beide eingetreten waren, ſagte Schmitz, indem er ſich in einem Anfluge ſehr behaglicher Laune die Hände rieb: „Wahrhaftig, ich weiß nicht, welchem der beiden Ateliers ich den Vorzug gebe!“

„Das könnte wohl auf die Stimmung ankommen, in der man malt,“ gab Roderich zur Antwort; „hier würde man ſich ſehr behaglich fühlen, wenn man heiter und vergnügt und ohnehin mit ſich und der Welt zufrieden iſt.“

„Ganz recht, ganz recht, man muß es mit einer Feiertagslaune, in einer ſonntäglichen Stimmung betreten.“

„Deßhalb ist es auch mein Sonntags-Atelier," sagte Olfers lächelnd, „während ich mich im anderen in jeder Stimmung zurecht, ja, behaglich finde; je ernster, ich möchte sagen, je düsterer meine Stimmung ist, um so wohlthätiger wirken dort die vielerlei, oft so bunt durcheinander liegenden Gegenstände auf mich ein."

„Hier ist Alles so niedlich und aufgeräumt," meinte Schmitz mit einem Kopfnicken der Befriedigung, „und da hast Du ja auch eine angefangene Arbeit — ah, eine schöne Arbeit," fuhr er fort, nachdem er vor die Staffelei getreten und das Bild beschaut — „die mußt Du bald fertig machen, das ist keine Kleinigkeit!"

„Eine Sonntagsarbeit," versetzte Roderich, „Du siehst ihr die behagliche Feiertagsstimmung an; wenn ich nach dem Kaffee meine erste Cigarre rauche, nota bene, ohne vollständig angezogen zu sein, was auch, wenigstens zur Abwechslung, sein Angenehmes hat, wenn da draußen die Kirchenglocken anfangen zu läuten, dann kommt häufig eine feierliche Stimmung über mich, und ich habe versucht, eine solche Stimmung zu malen."

„Ja, es ist ein Sonntagmorgen — der Tag des Herrn hier auf dem Bilde: nicht nur das Grün der Wiesen glänzt im Sonnenlichte so sammtartig feierlich, es haben sich die Bäume mit Blüthen geschmückt, und der flimmernde Glanz der Wärme, der dort über der fernen Wiesenebene schwebt, könnte sich an einem Arbeitstage nicht so behaglich ausnehmen — wann hast Du das angefangen?"

„Ich male schon sieben Jahre daran," gab Roderich zur Antwort — „nicht wahr, das kann ein theures Bild werden? —, ich male nur daran, wenn ich in recht sonntäglicher, still friedlicher Stimmung bin, und diese Augenblicke sind bei mir selten." Bei diesen Worten wandte er sich ab und zog aus der Etagère eine der Mappen hervor; er trug sie auf den Tisch, öffnete sie und fing an, die einzelnen Blätter durch die Hand laufen zu lassen.

Schmitz hatte sich neben ihn gestellt.

„Ich habe darin lange nicht mehr herumgestöbert: es sind Reiseerinnerungen aus Italien und Spanien, die ich gern vermeide anzusehen, besonders im Herbste, wenn die Schwalben heimwärts ziehen, denn da faßt mich immer ein fast unbezwinglicher Drang, ihnen zu folgen."

„Das ist aus Genua — aus Florenz — aus Rom."

„Ja — dasselbe, was Hunderte schon vor mir gezeichnet, gemalt, in Skizzenbüchern und Mappen mit nach Hause gebracht und was nach mir Hunderte und Hunderte malen werden: Pifferari, Hirten und sonstige Bewohner der wunderbaren Campagna in mit Vernunft begabten und unvernünftigen Exemplaren, unter den letzteren namentlich besonders prachtvolle Kerle — sieh' diesen zottigen Wolfshund; so ein Ungeheuer macht sich nichts daraus, Dich zu zerreißen, wenn ihn sein Herr, der Hirt, nicht zurückriefe — da hast Du Büffel aus den pontinischen Sümpfen — eine Heerde Ochsen aus der Umgegend Roms, das magere, behende Pferd eines Treibers derselben und den geduldigen Esel."

„Man sollte glauben, Du habest Thiermaler werden wollen," sagte Schmitz lachend.

„Es ist dort Alles unaussprechlich schön, und wenn wir weiterblättern, wirst Du sehen, daß ich keinem Dinge, sogar nicht den lebendigen Wesen vor den leblosen Gegenständen den Vorzug gegeben habe — da hast Du die Römerin — hier Mädchen aus Trastevere — dort ein Weib aus Nettuno — hier eine Albanerin."

„Du warst erstaunlich fleißig!"

„So, so," antwortete Roderich zerstreut; „doch gehen wir zu Spanien über. Als Ausbeute für einen Maler gebe ich diesem Lande den Vorzug — hier will ich etwas für Dich suchen."

„Ah, das wird mich außerordentlich freuen!"

Roderich wandte diese Blätter hastiger um, als er es mit den italienischen gethan hatte; er durchflog seine Studien aus Barcelona, Valentia, Madrid, und betrachtete erst langsamer, als er nach

Sevilla kam. „Da, das ſoll für Dich ſein, Schmitz,“ ſagte er endlich, wobei er ein Blatt hervorzog und es dem kleinen Sammler einhändigte.

Deſſen Geſicht überflog ein leuchtender Strahl der Freude, denn es war nicht nur eine flüchtige Zeichnung, was ihm der Andere gegeben, ſondern ein ſorgfältig ausgeführtes Aquarell, wie es Roderich wohl ſeit langen Jahren nicht mehr gemacht und auch wohl ſo bald nicht mehr fertigen würde: es ſtellte eine Volksſcene aus Triana bei Sevilla vor; man ſah im Hintergrunde den goldenen Thurm und die Ufer des Guadalquivir; vorn ſtand ein junges Mädchen, in der reizenden Tracht der Sevillanerinnen und wählte unter Blumen, Nelken und Granatblüthen, die ihr ein paar halbnackte, baarfüßige, krauskköpfige Buben darboten — drei Köpfe, als wenn ſie Murillo gemalt.

Schmitz legte das Aquarell vor ſich auf den Tiſch, faltete ſeine Hände und ſagte mit einem rührenden Blicke der Dankbarkeit: „Nein, Roderich, das iſt zu viel, Du ſchenkſt mir da ein Kapital!“

„Keineswegs, ich gebe Dir etwas, was bei mir vielleicht für immer in dieſer Mappe vergraben läge und das bei Dir wieder zu Ehren kommt.... — dort wird es wenigſtens geſehen,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, während welcher er nachdenkend zum Fenſter hinausgeblickt.

„Geſehen und bewundert!“ rief der glückliche Schmitz — „ah, wie wird ſich auch Conchitta darüber freuen! Weißt Du, Roderich,“ fuhr er im Gefühle des Dankes voll Geſchwätzigkeit fort, „ſie hat ſchon gewünſcht, von Dir ein Aquarell zu ſehen, und mich danach gefragt! Ich wußte wahrhaftig nicht, ob Du welche gemacht — ſie meinte, Du hätteſt Dich nie damit abgegeben; denn mit vollem Rechte ſagte ſie, wer auf ſeinen koloſſalen Bildern mit den gewaltigen Compoſitionen einen ſo breiten markigen Pinſel führt, wie Du, der könne ſich nicht dazu herbei- und herablaſſen, kleine zierliche Aquarellen auszuführen!“

„Nun denn, wenn Du es ihr zeigst, so sage, das sei eine Arbeit früherer Jahre, wo mich Spanien, das herrliche Land, begeistert, und wenn ich auch lange nichts mehr dergleichen gemalt, so gelüstet es mich fast wieder, einen Versuch zu machen, wenn mir Conchitta zu einer sevillaner Scene sitzen wollte."

„Das wäre interessant, aber eine unverantwortliche Zeitverschwendung!"

„Geh', Egoist, ich glaube, Du sähest es nicht einmal gern, wenn ich wieder ein Aquarell dem Deinigen ähnlich zu Stande brächte! Doch sei unbesorgt, ich komme nicht so bald wieder dazu." Er schloß die Mappe wieder, und während er dieselbe an ihren Platz trug, fuhr er fort: „Du könntest mich wohl einladen, Deine Sammlung anzuschauen, man sagt, Du hättest viel Schönes zusammengebracht."

„Wozu braucht es da einer Einladung — Freunde, wie Du, sind stets willkommen!"

„Gut, ich will mir das merken."

Der Diener, welcher den beiden Freunden vorher die Thür geöffnet hatte, erschien und meldete, daß servirt sei.

„Willst Du mithalten, Schmitz?"

„Nein, ich danke Dir von Herzen, Roderich; nach guter bürgerlicher Sitte habe ich schon um zwölf Uhr gegessen, obendrein hast Du mich so reich gemacht, daß mir vor lauter Freude kein Bissen schmecken würde — nochmals meinen herzlichsten Dank."

„Laß das sein und bleib mir gewogen," sprach Roderich lachend, indem er den kleinen, schwächlichen Mann fest unter den Arm nahm und sorgsam die Treppe hinab geleitete.

Das Eßzimmer des Hauses war, ähnlich den übrigen Räumen, reich, elegant, geschmackvoll. Auch in diesem Gemach hatte sich Roderich's Meisterhand verewigt: die Wände desselben waren durch geschnitzte Stäbe von Eichenholz in große Panneaux getheilt, in welche er, der Bestimmung des Zimmers gemäß, Gruppirungen von

Wildpret, Vögeln, Fiſchen und Früchten gemalt hatte, und zwar ſo natürlich und täuſchend, daß Jemand, der hier zum erſten Male eintrat, darauf geſchworen hätte, es ſei möglich, dort jenen Haſen oder hier die Gruppe Krammetsvögel von der Wand zu nehmen. Der Eßtiſch ſtand in der Mitte des Zimmers, die Frau des Hauſes ſaß bereits daran und hatte ihr kleines Mädchen neben ſich.

Roderich ſetzte ſich und der Bediente ſtellte den Suppenteller, den Madame gefüllt, vor ihn hin; er aß mit Appetit, die Kleine ebenfalls, wogegen die Frau des Hauſes kaum einen Löffel Suppe nahm und ſich dann ſeufzend und leiſe huſtend in ihren Stuhl zurücklehnte. Roderich ſchien das nicht zu bemerken, und erſt als ſie ein paar andere Schüſſeln vorübergehen ließ, indem ſie dieſelben, ohne ſie auch nur zu betrachten, mit der umgekehrten Hand von ſich wies, fragte er: „Du ſcheinſt heute keinen Appetit zu haben, Hildegard?“

„Ich fühle meine Migräne kommen — ich fühle das immer, wenn ich in der Sonnenhitze war oder meine Nerven durch etwas aufgeregt worden ſind.“

„Ja, ja, Du warſt in der Sonnenhitze,“ gab er mit angenommener Gleichgültigkeit zur Antwort, indem er ſich beeilte, eine vortreffliche Hammels-Cotelette zu verzehren, die ihm mit den erſten, friſchen Bohnen dieſes Frühjahres ſervirt worden war. Wie geſagt, er beeilte ſich, und zwar mit dem Gefühle des Wanderers, der ein ſchützendes Obdach zu erreichen ſucht, weil er am Horizonte Gewitterwolken emporſteigen ſieht.

Sie ſeufzte aus dem tiefſten Grunde ihres Herzens und warf einen Blick zu ihm hinüber, den er glücklicher Weiſe nicht ſah.

„War der Prinz mit ſeinem Beſuche in meinem Atelier zufrieden?“ fragte er nach einer ſehr langen Pauſe.

„O, der Prinz war ſehr zufrieden,“ antwortete ſie mit einem

ſind noch Abkömmlinge der gewaltigen Winterwolken zurückgeblieben und ſtreiten tagelang und heftig mit der jungen Frühlingsſonne. Eiſige Winde helfen ihnen, und der Himmel, der eben noch ſo klar und ſchön glänzte, iſt nun dunkelgrau überzogen und ſendet unangenehmen Schnee hernieder und ergrimmten Hagel. Doch iſt es aus das kalte Reich des Winters, umſonſt verſuchen jene Wolken ihre letzte Kraft, — ſie müſſen unterliegen und entfliehen lang geſtreckt und in phantaſtiſchen Formen zerriſſen; die Lerchen aber, die allenthalben auffliegen, ſingen Siegeslieder und jauchzen dem Frühling zu, der nun kräftig das Regiment übernimmt.

Wie in Wald und Feld ſich der Frühling bemerkbar macht durch das Herausſchießen der grünen Blätter, durch das Entfalten der Blüthen mit ihren hellen lieben Farben, durch den Geſang der Vögel, ſo iſt es in der Stadt die liebe Jugend, welche ein Ahnungsvermögen der nun wirklich erſcheinenden ſchöneren Zeit beſitzt und mit Jubelgeſchrei auf Gaſſen und Plätzen dieſelbe verkündet. Der Bergſchlitten wird auf den Söller geſtellt, bleibt da träumend bis zum nächſten Winter ſtehen und ſetzt in ſeinem Mißmuthe den allerſtärkſten Roſt an; die Kinder dagegen eilen freudig auf die Straße und beginnen ihre Spiele, welche nach alt hergebrachter Reihenfolge immer dieſelben ſind. Der Schmutz auf den Straßen und die breiten Waſſerrinnen locken zum Stelzenlaufen und man ſieht die kleinen Burſche und Mädchen auf einmal ungeheuer groß geworden über die Spielplätze eilen; um einen Virtuoſen in der Kunſt des Stelzenlaufens verſammeln ſich Alle und ſehen mit Bewunderung, wie weit es derſelbe darin gebracht. Nicht nur, daß er auf ſeinen Stelzen eine Polka tanzt, er nimmt die eine wie ein Gewehr in den Arm, und während er auf der andern herumhüpft, macht er mit der erſteren das ganze Exercitium durch; die kleineren Buben natürlich verſuchen ebenfalls all dieſe Kunſt-

gewiſſen, ihm ſehr wohl bekannten Lächeln, einem Lächeln, das nicht aus ihrem Herzen kam und nur wie fernes Wetterleuchten drohend um ihre zuſammengepreßten Lippen zuckte — „er war außerordentlich zufrieden, denn er fand in dem Atelier des berühmten Malers, was ein Herr von den Liebhabereien des Prinzen nur zu finden hoffen darf: Weiber, Wein und luſtige Lieder!“

„Nun, ich hoffe, er fand auch ein vortreffliches Bild dort,“ erwiederte er mit großer Ruhe.

„Davon ſprach er weniger; er konnte es nicht genug rühmen, welch heiteres, luſtiges angenehmes Leben dieſe Künſtler führten, er ſprach mit Begeiſterung davon und von Deinem ſchönen Modell.“

„Wenn Du Dir auch nie die Mühe gabſt, das junge Mädchen, von dem Du in ſo geringſchätzenden Ausdrücken ſprichſt, näher kennen zu lernen, ſo weißt Du doch genau, daß Sennora Conchitta kein Modell iſt, was man nämlich gewöhnlich unter jenem Ausdruck verſteht.“

„Dieſes Modell,“ fuhr ſie mit angenommenem kaltem Tone fort, den der lebhafte Blick ihrer Augen Lügen ſtrafte, „um das er Dich beneidet, ſowie auch andere Künſtler, ſoll, wie ich gehört, nur aus ganz beſonderer Gefälligkeit gegen Dich Dein Atelier beſuchen.“

„Mein liebes Kind,“ wandte ſich Roderich an das kleine Mädchen, „willſt Du noch etwas von dieſer ſüßen Speiſe? Oder wenn Du genug davon haſt, ſo gehe zu Friedrich und laß Dir von ihm Erdbeeren geben.“

„Ja, Papa, ich will lieber Erdbeeren, aber vorher ſollſt Du noch einen dicken Kuß haben!“ damit ſprang das Kind ſeinem Vater auf den Schooß und küßte ihn herzlich auf beide Backen, ehe es hinausging.

„So,“ ſagte Roderich in ſtiller Ruhe, „jetzt wären wir wenigſtens allein.“

„Allein!“ rief sie mit einem krampfhaften Lachen — „allein — o, mein Gott, ja, allein, das ist das richtige Wort, welches mir wahrhaftig Niemand zuzurufen braucht — allein! Ich sollte es in jede Fensterscheibe eingraben lassen, alle Wände damit bedecken, es in Einem fort wiederholen! allein, allein! — Aber was kümmerst Du Dich darum? Du gehst Deinen Vergnügungen nach, Du verläßt in der heitersten Laune von der Welt Dein Haus, um Lustbarkeiten aufzusuchen, wie sie sich die ausschweifendste Phantasie eines Mannes nur denken kann: Weiber, Wein und lustige Lieder!“

„Du willst wohl damit sagen, ich verlasse Morgens mein Haus, um zu meiner Arbeit zu gehen?“

„Ah ja, zu Deinen Arbeiten! Gott sei es geklagt — ich sitze allein zu Hause mit meinem Kummer und meinen Sorgen!“

„Kummer und Sorgen?“ konnte sich Roderich nicht enthalten, ihr fragend zu antworten, indem er einen Blick auf das reiche Tafel-Service und auf das elegant ausgestattete Eßzimmer warf.

„O, ich verstehe diesen Blick,“ rief sie mit steigender Heftigkeit; „Gold, Silber und Verzierung rings um mich her! Aber was nutzt mich das alles, ohne ....“

„Zufriedenheit in Deinem Herzen,“ warf er rasch ein; „unterlaß es doch endlich einmal, diese ungegründeten Klagen laut werden zu lassen, diese gleichen Scenen immer und immer zu wiederholen! Glaube, mir, Hildegard, ich gewöhne mich noch daran, wie man sich an das Gift gewöhnen kann!“

„Ja, daß Dir jedes meiner Worte Gift ist, brauchst Du mir wahrhaftig nicht zu sagen; aber gestehe mir zu,“ fuhr sie mit heftiger Stimme fort, „daß ich mit bewunderungswürdiger Fassung dulde und leide, ja, still für mich leide und dulde, und daß das, was Du Scenen zu nennen beliebst, gewiß nicht durch mich hervorgerufen wird, — wie kann ich armes Weib es hindern, daß

Du in Deinem Atelier ein luſtiges Leben führſt, ein Leben, wie es ſich wahrhaftig nicht ſchickt für den Gatten und Vater — aber, wie geſagt, ich trage das mit ſtiller Duldung; nur wenn man mir Dein Leben auf ſo ſchonungsloſe Weiſe ins Geſicht wirft ....“

„Und wer that das?“ fragte er in ziemlich lautem Tone, indem die Ader auf ſeiner Stirn anſchwoll.

„Du magſt noch fragen? Heute der Prinz, indem er dieſes Dein luſtiges Leben, Deine heiteren Lieder, Deinen Wein und die ſchönen Weiber Deiner Umgebung lobte — morgen ein Anderer, und ....“

„Uebermorgen,“ ſprach er wieder in ſeinem gewöhnlichen, ruhigen Tone, „ein ganzer Chor guter Freundinnen, denen es bei ſüßem Kaffee das größte Vergnügen iſt, herauszufinden, welcher ihrer Männer das größte Scheuſal und welche von ihnen die erbarmungswürdigſte iſt — o, wir kennen das!“

„Ja, Du kennſt das!“ rief ſie mit einem Blicke nach oben, und wir ſind nicht ganz gewiß, ob ſie ſich mit dieſem Ausrufe an Roderich oder an den höchſten Lenker aller menſchlichen Schickſale wandte — „ja, Du kennſt das und Du kennſt auch mein Leben!“

„Gott ſei Dank, daß ich das kenne, und wenn es mir erlaubt iſt, einmal einen Tag dieſes Deines Lebens zu ſkizziren, ſo glaube ich, könnten wir zu einem ganz behaglichen Ergebniſſe kommen — nach einer ungeſtörten Nachtruhe ....“

Sie ſeufzte tief.

„Läßſt Du Dich durch Dein Mädchen ankleiden, nachdem Du vielleicht vorher ein Bad genommen, wir frühſtücken zuſammen, und hier mußt Du mir zugeben,“ ſprach er in ernſterem Tone, „daß dieſes Frühſtück heiter und vergnügt zu verlaufen im Stande iſt, wenn Du nicht durch eine unbedeutende Kleinigkeit veranlaßt wirſt, mir meinen Kaffee zu verſüßen.“

„Ich gebe zu, daß Deine Laune am Morgen ungetrübt iſt — natürlich, Du nimmſt Dein Frühſtück ſo eilig als möglich, da Du es kaum erwarten kannſt, dieſes Haus zu verlaſſen, wo Dir Alles eine Qual iſt!“

„Du machſt hierauf Toilette,“ fuhr er fort, ohne dieſe Einrede ſpeciell zu beantworten, „Du läßt anſpannen und fährſt aus, um Deine Freundinnen zu beſuchen, Du kommſt um die Mittagszeit vielleicht nach Hauſe, lieſeſt ein neues Buch oder ein unterhaltendes Journal, ſiehſt Dich nach Margarethen um, und ſo kommt die Zeit heran, wo wir wie jetzt behaglich mit einander zu Mittag ſpeiſen.“

„Behaglich — o, mein Gott!“

„Du haſt Recht mit Deinem Seufzer — ich habe mich falſch ausgedrückt; ich hätte eigentlich ſagen ſollen, wo wir behaglich zu Mittag ſpeiſen würden, wenn es Dir nicht beliebte, die kleinen Scenen vom Kaffeetiſche fortzuſetzen, oder wie ſoeben jetzt, neue in Angriff zu nehmen.“

„Ah, Du verlangſt eine Frau, die nichts Ungehöriges ſieht, die nichts, ſei es noch ſo Tolles und Anſtößiges, hört oder rügt — eine blinde und ſtumme Sklavin!“

„Es wäre mir lieb,“ ſagte er mit einer Miene des Ueberdruſſes, „wenn wir ein für alle Mal über dieſes Sklaventhum hinweg wären. Du magſt das in Deinen Kaffeegeſellſchaften, im Kreiſe gleichgeſtimmter Seelen allenfalls geltend machen und wirſt auch gewiß verſtanden und bedauert werden, aber in Gegenwart vernünftiger Leute, zu denen mich zu zählen auch ich die Berechtigung habe, klingen die Klagen etwas abſurd, was Jeder erſehen wird, wenn er einen Tag Deines gewöhnlichen Lebens betrachtet, nach dem Mittageſſen . . .“

„Genug, genug!“ rief ſie heftig in entrüſtetem Tone. „Was nutzt mich das Aufzählen all' dieſer Lichtſeiten, wenn man den tiefen, ſchwarzen Schatten daneben nicht ſehen will!“

„Nach dem Mittageſſen,“ fuhr er mit großer Ruhe fort, „will ich mit Dir plaudern, während ich gemüthlich meine Cigarre rauche, aber Du haſt entweder Kopfweh oder Du biſt fatiguirt, mußt irgend ein dringendes Geſchäft beſorgen oder Du läßt mich ſprechen, um mich beim erſten harmloſen Ausdrucke, beim erſten irgend hiezu möglichen Worte mit irgend einer Klage, mit irgend einer pikanten Bemerkung zu unterbrechen; findeſt Du es zufällig einmal nicht für gut, direkt mit mir anzubinden, ſo ſchmähſt Du auf meine Freunde oder lobſt das unvergleichlich glückſelige Leben Deiner Freundinnen, während Du ....“

„Es iſt nur ſchade,“ warf ſie gereizt dazwiſchen, „daß Niemand die ſchöne Schilderung hört, die Du von Deiner Frau entwirfſt, das heißt,“ fuhr ſie mit einem bittern Lächeln fort, „eine Schilderung, die Du mir heute einmal wiederholſt und die Du gewiß Deinen Vertrauten ſchon oft von mir gemacht, denn woher käme ſonſt die Mißachtung, die ich von Deinen Freunden zu erdulden habe.“

„O, o,“ machte Roderich, und es fuhr etwas wie ein Lächeln über ſeine nach und nach finſter gewordenen Züge, „auch dieſes Kapitel kenne ich, Mißachtung meiner Freunde: es hat Dir Jemand ein unſchuldiges Wort geſagt, das Dich verletzt, es grüßte Dich Jemand nicht achtungsvoll genug — ſtatt nun zu glauben, jener habe ſeine Bemerkung in einem ganz harmloſen Sinne gemacht und dieſer Dich nicht geſehen, biſt Du überzeugt, man habe Dich beleidigen wollen, weil es zwei Freunde von mir waren, denen ich natürlich die ſchrecklichſten Dinge über Dich geſagt.“

Hildegard ſtieß einen tiefen Seufzer der Befriedigung aus; es war, als wollte ſie ſagen: dieſer Wahrheit läßt ſich nichts mehr zuſetzen.

„Wie oft habe ich Dir ſchon verſichert,“ fuhr Roderich wieder mit großem Ernſte fort, „daß ich mit fremden Leuten nie über Dich rede.“

„Woran ich nicht im geringsten zweifle," warf sie mit ungemeiner Zungenfertigkeit dazwischen. „Du schämst Dich Deiner Frau, Du ignorirst sie, wo es Dir möglich ist — o, es soll etwas höchst Angenehmes sein, noch als verheiratheter Mann, als Vater den Junggesellen zu spielen!"

„Hildegard!" stieß er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, während eine tiefe Röthe seine Stirn umzog; doch sagte er gleich darauf mit einem bezeichnenden Achselzucken: „Aber wozu mich ereifern? Ich will Dir lieber ein Bild Deines Tages vollenden."

„Ja, meines Tages," rief sie, rasch aufstehend, indem sie ihren Stuhl unsanft zurückstieß, „meines Tages voll Jammer und Qual! Breite sie nur aus, die goldenen Fesseln, mit denen Du mich zu Deiner Sklavin machst, wirf nur Deine Blicke im Zimmer umher, über dieses reiche Tafel-Service hin, Du warst ja in Deiner poetischen Erzählung gerade hier" — sie zeigte auf den Tisch — „stehen geblieben."

„Nein, bei meiner gemüthlichen Cigarre," versetzte er in beruhigtem Tone, „nach welcher ich Dir gewöhnlich einen Spaziergang vorschlage, welchen Du in den meisten Fällen ablehnst."

„Ja."

„Dann fährst Du für Dich spazieren mit meiner Tochter und gehst Abends in irgend eine Gesellschaft, ins Theater oder in ein Concert, und das ist der Tag einer deutschen Sklavin!"

„Ja, ganz richtig," sagte sie nach einem minutenlangen Stillschweigen, während sie am Tische stand und die rechte Hand darauf stützte, „so ist der Tag einer deutschen Sklavin, so ist mein Tag, voll Lust und Freude, voll Gold und Schimmer, aber ohne Liebe!"

Wir können hier nicht verschweigen, daß eine Scene wie die eben geschilderte zwischen beiden Gatten leider sehr häufig in demselben Verlaufe, ja, fast mit den gleichen Worten stattgefunden

hatte, und wir müssen hinzufügen, daß, als Hildegard zum ersten Male ihrem Gatten den Vorwurf machte, als führe sie wohl ein glänzendes Leben, aber ein Leben ohne Liebe, ihn diese Anklage, so ungerecht sie auch war, doch tief erschütterte, denn auch er wußte seit Jahren schon wohl, was es heiße, ein Leben ohne Liebe zu führen.

Damals hatte er geschwiegen, ja, sein Haupt schmerzlich bewegt auf die Brust niedersinken lassen, ja, er hatte die Hand gegen sie ausgestreckt und ihr gesagt: „Es ist wahr, Hildegard, wir haben bisher ein Leben geführt, ohne das Glück der Liebe zu kennen; ich bedauere Dich aus tiefstem Herzen, ich bedauere mich selbst, aber laß dieses Wort nur ein einziges Mal gesprochen sein, laß es verschwinden wie ein düsteres Gespenst beim ersten Scheine der Morgensonne, der uns den neu anbrechenden Tag gegenseitiger Duldung, Achtung und herzlicher Freundschaft bringt."

Hätte sie damals ihre Hand in die seinige gelegt, hätte sie damals gesagt, laß uns ringen und streben, daß unsere Seelen sich finden, so würde wahrscheinlich aus gegenseitiger Duldung Freundschaft geworden und aus dieser über dem Haupte ihres Kindes eine herzliche Liebe entstanden sein.

Anstatt aber so zu fühlen, herzlich und mild, sah sie in seinem weichen, entgegenkommenden Wesen eine schlimmere Bestätigung ihrer Worte und statt ihm versöhnend ihre Hand zu reichen, hatte sie das furchtbare Wort in kalter, verächtlicher Steigerung ihm nochmals ins Gesicht geschleudert, „ja ein Leben ohne Liebe," mit dem Zusatze: „denn Anderen gilt Deine Liebe". Und dann hatte sie wie im Gefühle eines Sieges triumphirend das Zimmer verlassen.

Damals war er in flammendem Zorne aufgesprungen mit bebenden Lippen, während seine zitternde Hand unwillkürlich nach einem Messer griff, welches neben ihm auf dem Tische lag, das er aber in der nächsten Sekunde von sich schleuderte, als brenne es zwischen seinen Fingern.

Bei der zweiten Scene ähnlicher Art, wo sie mit kleinen Aenderungen doch wieder zum gleichen Resultate und zum Worte kam, hatte dieses schon viel von seinem ersten, erschütternden Eindrucke verloren; doch sprang auch dieses Mal noch Roderich hastig empor und rief ihr zu: „Auf diese Anklage hin sollst Du hören, was ich Dir zu erwiedern habe: ja, es ist wahr, wir führen ein Leben ohne Liebe, wie unsere erste Bekanntschaft, wie die sonst so glückliche Zeit der Brautschaft, wie unsere Ehe kein Resultat der Liebe, sondern ein Ergebniß kalter Berechnung war! Und doch," fuhr er weicher fort, „habe ich aus ehrlichem Herzen mein Bestes dazu gegeben, um nach und nach und mühsam dahin zu gelangen, was Anderen in unendlicher Glückseligkeit von einem besseren Schicksale verschwenderisch zugeworfen wird — doch Du hast dem widerstrebt, Du glaubtest, dem jungen Maler aus unbedeutender Familie sei vollkommen genug geschehen, als er der Ehre theilhaftig geworden, in Deine hochadelige Familie aufgenommen zu werden — gut denn," er hatte allerdings mit großer Bitterkeit hinzugesetzt: „ich bin überzeugt, den Namen dieser vornehmen Familie aufs Neue vergoldet zu haben, und da Du kein Verlangen zu tragen scheinst nach einem innigen Verkehr mit Deinem Gatten, so laß Dir an dem Glanze und Schimmer genügen!"

Als ähnliche Scenen aber unablässig wiederkehrten, hatte er auf oft noch viel schlimmere Worte und auf umständliche, wenngleich falsche Anklagen nie mehr mit Heftigkeit geantwortet; gewöhnlich hatte er sich begnügt, sich achselzuckend abzuwenden oder auch zuweilen versucht, dem Zorne seiner Frau dadurch die Spitze abzubrechen, daß er ihre Anklagen vervollständigte und, wie heute, nachdem sie ihm gesagt, sie führe ein Leben ohne Liebe, hinzusetzte: „Natürlicher Weise, weil ich eine fabelhafte Menge Anderer liebe!"

Dann hatte er sich ebenfalls erhoben, aus einem Kistchen auf dem Kaminsims eine sehr gute Cigarre geholt, diese angezündet und war alsdann mit Margarethe in den kleinen Garten hinter

dem Hauſe gegangen und hatte ihr dort in ihren kindlichen Spielen beigeſtanden. Wer den berühmten Maler hierbei aber genauer betrachtete, mußte merken, daß er dabei Manches wie in großer Zerſtreuung that und ſich häufig von dem kleinen Mädchen mußte tadeln laſſen. Dann fuhr er wie aus tiefem Traume auf, nahm das Kind beim Kopfe, küßte es herzlich auf ſein blondes Haar und ſagte, während etwas wie Wehmuth in ſeiner Stimme zitterte: „Du haſt Recht, meine gute Margarethe, ich habe das falſch gemacht; Du weißt es beſſer und mußt es beſſer wiſſen, Du fängſt erſt an zu ſpielen, während ich dergleichen ſchon längſt vergeſſen habe und an keine Spielerei mehr denken darf.“

III.

„In einem Thal bei armen Hirten."

In der Stadt, in welcher unsere dieses Mal ganz besonders wahre Geschichte spielt, und gerade nicht in dem eleganteren Theile derselben, befand sich eine sehr schmale Straße, welche den poetischen Namen Wurstgasse trug, eine Benennung, welche wohl nicht von irgend einer delikaten Wurstart herkam, die hier erfunden oder angefertigt wurde, sondern wohl eher von der wurst- oder darmartigen Biegung dieser Gasse, welche in einer äußerst figürlichen Schlangenlinie zwei Hauptstraßen der Stadt mit einander verband.

Die Wurstgasse war eine stille, aber dabei ehrwürdige Gasse, still, weil in ihr des mangelnden Lichtes wegen wenige Handwerker ihr geräuschvolles Leben trieben, ehrwürdig, weil sie zu den ältesten Passagen der Stadt gehörte und große, stattliche Häuser aufzuweisen hatte, die mit ihren gezackten und verzierten Giebeln, ihren verschnörkelten Fenster- und Hausthüreinfassungen, ja, die hier und da mit einem adeligen Wappen über dem Portale versehen waren, wohl eine bessere Stelle verdient hätten, als hier in einem so lange andauernden Halbdunkel Morgens und Abends bei spärlichem Sonnenlichte, das nur bei hoher Mittagszeit in einer feinen, seltsam gezackten Linie blitzartig auf dem Straßenpflaster sich zeigte.

Es wird sonderbar erscheinen, wenn wir hier die Mittheilung

ſtücke, fallen eben ſo natürlich von ihren Stelzen herab und kommen dann, was am allernatürlichſten iſt, mit blutigen Naſen nach Hauſe.

Bald aber verſchwinden ſämmtliche Stelzen — ſie ſind für dieſes Frühjahr aus der Mode gekommen, und es iſt zu Anfang Mai nicht mehr faſhionable, ſich auf ihnen ſehen zu laſſen. Jetzt bilden Kirchen und andere große öffentliche Gebäude den Verſammlungspunkt der ſpielluſtigen Jugend, namentlich auf der Sommerſeite derſelben, wo die warme Sonne Schnee und Regen ſchnell wegtrocknet und wo die breiten, warmen Steine ſo freundlich zum „Anwerfen“ einladen. Da ſitzt die kleine Generation in großen Haufen beiſammen, klebt an dem Gebäude feſt und ſchwärmt durch einander herum, wie über ihrem Haupte die Fliegen und Bienen. So wie aber die Sonne ſtärker wird und die Straßen und Plätze allmählig anfangen, ihre winterliche Feuchtigkeit zu verlieren und hübſch ſolid aufzutrocknen, ſo ziehen die Kinder ſich auch von den Mauern der Sommerſeite hinweg, breiten ſich in den Straßen aus, ſchlagen den Reifen, werfen den Kreiſel, die Mädchen ſpielen mit bunten Steinkugeln und werfen Knöchel auf, die Buben ſpielen Räuber und Gensd'armen, man ſieht bunte Bälle aufſliegen, und Nachmittags nach vier Uhr ſind die Hauptplätze der Stadt bedeckt mit dem kleinen luſtigen Volk.

Es iſt merkwürdig, wie faſt in allen Städten Deutſchlands, wenn ſie auch ſonſt durchaus keine Aehnlichkeit mit einander haben, wenn in jeder andern Beziehung hier und dort die Lebensweiſe vollkommen verſchieden iſt, doch die Kinderſpiele ſich in ihrer Art und Reihenfolge ſo vollkommen ähnlich ſind. Man fängt faſt überall im Frühjahre mit dem Stelzenlaufen an und hört im Spätherbſt mit dem Papierdrachen auf; auch die Art der Spiele iſt ſich durchaus ähnlich: man ſpielt in Stettin und

machen, daß in dem von uns beſchriebenen Wurſtgäßchen eine Menge junger Künſtler ihre Wohnung aufgeſchlagen hatten, und doch war dem ſo: es befanden ſich hier nicht nur Wohnungen, ſondern auch ſogar zahlreiche Maler-Ateliers, letztere freilich auf der Rückſeite der alten Häuſer, welche oder vielmehr ihre Beſitzer vom vorzeitigen Reichthume und Glanze ziemlich ausgedehnte Höfe und Gärten behalten hatten, von denen die Hälfte auf der einen Seite der Straße gegen Norden lagen, alſo das paſſendſte Licht boten.

Die Beſitzer eines Theiles dieſer Häuſer hatten, da es in der Stadt überhaupt an Ateliers und ihnen, der engen Gaſſe wegen, an Miethsleuten mangelte, größere Räume auf der Rückſeite hierzu paſſend eingerichtet und dabei ein gutes Geſchäft gemacht: auch hatte die finſtere Gaſſe durch die größtentheils luſtigen jungen Leute und ihr fröhliches Treiben ein beziehungsweiſe heiteres Anſehen gewonnen, und beſonders dadurch, daß die düſtere Vorderſeite der alten Gebäude durch eben dieſes Leben und Treiben auf mannigfaltige Weiſe bunt verziert erſchien: hier ſah man ein paar Blumenſtöcke mit lebenden, andere mit vertrockneten Blumen, dort einen großen Vogelbauer mit einem luſtig ſchlagenden Diſtelfinken und beinahe gegenüber einen mächtigen Käfig von Meſſingdraht mit einem ausgeſtopften Papagei, der aber merkwürdiger Weiſe aufs deutlichſte verſchiedene Worte auf die Straße hinabrief: „Lump! Spitzbub! Haltet den Schelm! Guten Morgen, alter Jakob!“ und dergleichen Redensarten mehr, wie ſie im gewöhnlichen und alſo auch im Künſtlerleben vorzukommen pflegen.

Andere Verzierungen der Wurſtgaſſe beſtanden aus flatternder Wäſche, aus einſtens farbig geweſenen und jetzt abgebleichten Malerkitteln, deren Ueberbleibſel als Vorhänge benutzt wurden, auch wohl als bunte Fahnen verſchiedener Nationalitäten mit den hierzu ſcheinbar paſſenden, aber gewöhnlich ſehr improviſirten Wappenſchildern, deren Deviſen indeſſen nicht ſelten als anſtößig für das Land, das ſie vorſtellen ſollten, von der hohen Polizei entfernt

worden waren. Ein gleiches Schicksal hatte gar oft die von den Künstlern in einer ihrer zahlreichen Mußestunden fabricirten Aushängetafeln mit der Anzeige verschiedener bürgerlicher Gewerbe getroffen, die, da deren Besitzer nicht auffindbar waren, auch nicht geduldet werden konnten.

So schien sich eines Tages die Wurstgasse für die gesetzmäßige und natürliche Inslebenbeförderung des Menschengeschlechtes lebhaft zu interessiren, denn an einem schönen Morgen hatte es der vielen Anzeigen wegen den Anschein, als hätten sich sämmtliche Hebammen der Stadt in's Wurstgäßchen zurückgezogen.

Ein anderes Mal bemerkt man, zart anspielend auf irgend ein bekanntes Bild dieses oder jenes Bewohners, die Ankündigung eines Kohlenlagers, einer Indigohandlung, einer Türkischrothfärberei oder einer Niederlage vom allerechtesten schweinfurter Grün.

An Sommerabenden gewann das Wurstgäßchen kurz vor der Dämmerung ein äußerst behagliches Ansehen; dann lehnten die jungen Künstler, meistens die langen Pfeifen rauchend, an ihren verschiedenen Fenstern, und ein Witzwort, das an einem Ende der Gasse Preis gegeben wurde, pflanzte sich wie ein Rottenfeuer bis an's andere Ende mit allen möglichen Zusätzen und Verzierungen fort. Wehe einem harmlos Dahinwandelnden, wenn er zu diesem Witzworte Veranlassung gegeben hatte, denn er lief dann nicht selten moralisch Spießruthen, wobei er nichts thun konnte, als allenfalls eine Faust in den Sack zu machen und Gott zu danken, wenn er das Wurstgäßchen hinter sich hatte.

Auch heitere und mehr noch sentimentale Lieder hörte man hier oft und unter sehr mangelhafter Guitarrebegleitung erklingen, wobei es nicht immer die schönste Wirkung machte, wenn auf dieser Seite das Lied ertönte:

„Dich verlieren soll ich, dich verlassen,
Dich, die meine Seele ganz erfüllt?"

und drüben dazwiſchen geſungen wurde:

„Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten ſie ein.“

Zuweilen vereinigten ſich aber ein Dutzend dieſer kräftigen Stimmen, und wenn alsdann ein berühmtes Lied erſchallte, wie zum Beiſpiel:

„Als ich an einem Sommertage,
O Lieb', o Seel', o Herzenskind,
Hurrah!“

ſo konnte man ſicher ſein, daß dieſes Hurrah einen ganz beſonders kräftigen Wiederhall im Wurſtgäßchen fand.

Wenn es der Raum dieſer Blätter geſtattete, ſo könnte man, davon ſind wir feſt überzeugt, manches der Häuſer mit ihren Bewohnern in den Rahmen unſerer wahrhaften Geſchichte mit hineinziehen, doch müſſen wir uns begnügen, den geneigten Leſer vor eines der größten und ſtattlichſten Gebäude zu führen, welche das Gäßchen beſaß, ein altes, dunkelgraues Haus, aber von ſo ſolider Bauart, daß es heute noch unverändert in jeder Linie, in jedem Bogen ſeiner Conſtruction gerade ſo ſtand wie damals, wo die Maurer und Zimmerleute bei ſeiner Vollendung Abſchied von ihm genommen. Wie die meiſten Häuſer alter Städte und ſo auch die des Wurſtgäßchens, hatte das Haus ſeinen Eigennamen, den es ſeit mehr als zwei Jahrhunderten geführt und welcher weder der des Erbauers noch der eines der darauf folgenden Beſitzer dieſes Hauſes war; es hieß nämlich „Zum goldenen Apfel“, und war dieſer Name bildlich über der breiten Eingangsthür, aus Stein gehauen und einſt vergoldet geweſen, zu ſehen. Lange Zeit hatte weder einer der hier wohnenden Künſtler, noch irgend einer von denen, die gegenüber ihr Quartier aufgeſchlagen hatten, dem Apfel mit ſeiner faſt ganz abgenutzten Vergoldung einige Aufmerkſamkeit geſchenkt; endlich in

politisch unruhigen Tagen war ein sinniger Kopf auf den Gedanken gekommen, den harmlosen goldenen Apfel in einer Nacht schwarz-roth-golden anzumalen und so zum deutschen Reichsapfel zu stempeln, welcher Name außerordentlich gefiel und von da an für das alte Haus beibehalten wurde.

Dorthin führen wir den geneigten Leser und ersuchen ihn, mit uns unsichtbarer Weise einzutreten, um den „deutschen Reichsapfel" kennen zu lernen.

Unten im Erdgeschoß desselben befand sich eine Specereihandlung und konnte man auf einer Tafel lesen, daß hier Flaschenbier über die Straße verkauft werde.

Als zu eben genanntem Geschäfte gehörig, war der ganze untere Raum des Hauses, einschließlich des breiten Thorweges, mit vollen und leeren Fässern, Kisten und Ballen angefüllt, und erforderte es bei dem hier herrschenden Halbdunkel eine ziemliche Kenntniß, um sich durch dieses Labyrinth von Gegenständen aller Art durchzuwinden. Hatte man aber so den unteren Theil des Hauses durchschritten und gelangte auf der anderen Seite in den hofähnlichen Garten oder gartenähnlichen Hof, so war man erstaunt, hier einen so schönen, wenngleich verwilderten Raum zu sehen, und fand es begreiflich, daß der Hausbesitzer bei diesem prachtvollen Nordlichte in den oberen Stockwerken Ateliers für Maler eingerichtet hatte. Dort hinauf führte eine zierliche, steinerne Wendeltreppe aus dem Hofe, welche in ihrer künstlerisch schönen Construction und beschattet durch eine mächtige Linde häufig von den jungen Künstlern bei den verschiedenartigsten Zeichnungen und Bildern benutzt wurde.

Wir steigen die Treppe hinauf und kommen auf einen ziemlich großen Vorplatz, wo wir ein paar alte Koffer stehen sehen, einige zerbrochene Bierflaschen, Ueberbleibsel von sehr verblichenen goldenen Rahmen, eine alte Staffelei mit einem abgebrochenen Fuße und dergleichen Kleinigkeiten mehr.

Eine der hohen Wände dieſes Vorplatzes iſt mit grotesken Kohlenzeichnungen bedeckt, und ſind dies offenbar Karikaturen von Freunden und Bekannten; ein eigenthümlicher Duft, gemiſcht aus Terpentingeiſt und dem ſcharfen Geruche der Oelfarben, erfüllte dieſen Raum, der ein einziges großes Fenſter hat, das aber wohl, wie wir aus Spuren von Spinngeweben an den roſtigen Riegeln ſehen, niemals geöffnet wurde.

Es iſt in ſpäter Nachmittagsſtunde, als wir den „Reichsapfel“ betreten, und wählen wir dieſe Zeit, um den Abend mit den verſchiedenen jungen Künſtlern, die hier wohnen, zuzubringen. Vor der Hand ſcheint übrigens eine tiefe Stille uns anzuzeigen, daß keiner von ihnen zu Hauſe iſt, doch haben wir uns in dieſer Vorausſetzung geirrt: hinter einer Thür zu unſerer Linken beginnt Jemand, eine einfache Weiſe zu pfeifen.

Wir öffnen die Thür und treten in ein ziemlich großes Gemach; die Wände ſind mit grauen Papiertapeten bedeckt und der Hausrath iſt ſehr einfach zu nennen: er beſteht aus einem Bette in der Ecke, einem alten, ziemlich großen Tiſche von Eichenholz in der Mitte, einem Kleiderſchranke, einem Waſchtiſche und ſechs mit dunkelm Leder überzogenen Stühlen. Dabei aber fehlte es dieſem Zimmer nicht an beſcheidener, maleriſcher Ausſchmückung; die eine der Wände iſt bedeckt mit großen und kleinen Studien und Skizzen in Oelfarben, alle nur erdenklichen Gegenſtände in ſich begreifend: männliche und weibliche Köpfe aus den verſchiedenſten Altersklaſſen, bald in unſerer einfachen bürgerlichen Tracht, bald durch eine bunte Drapirung oder eine eiſerne Pickelhaube zu Göttern und Helden umgewandelt. Dazwiſchen ſah man landſchaftliche Erinnerungen: ausgezeichnete Felsſtücke, die ſich in großartiger Einfachheit in ſtillen, grünlichen Waſſerpfützen abſpiegelten, oder die einem herabſtürzenden Waldbache als Relief dienten; ferner menſchliche Wohnungen durch alle Rubriken von der Hütte bis zum Palaſte, auch die ganze Waldkultur in ausgezeichneten Exemplaren, beſonders von Tannen,

Föhren, Eichen und Buchen. Unter dieſen Skizzen ſtand ein altes, ſehr verſeſſenes Sopha, in deſſen Ecke eine Guitarre lehnte, während auf dem Sitze ein Packet Tabak lag, das übrigens aufgeborſten war und von ſeinem Inhalte freigebig umhergeſtreut hatte. Zwei Ecken des Zimmers verdienen als ganz beſonders und eigenthümlich verziert unſere Aufmerkſamkeit. In einer derſelben, zunächſt der Thür, befand ſich ein alter Stuhl mit hoher Lehne, auf der die oberen Theile einer größeren eiſernen Rüſtung, als Bruſtharniſch, Rücktheil, Halsberge und Armſchienen, zum Obertheile eines Mannes zuſammengefügt waren. Dieſer Mann wurde vervollſtändigt durch ein langes, hageres Maskengeſicht, dem man einen ſehr langen und ſpitzen Schnurr- und Knebelbart angeklebt, auch eine Perrücke aufgeſetzt hatte, auf der als Kopfbedeckung eine Barbierſchüſſel aus Weißblech prangte, der Helm Mambrin's. Um den Mangel an Beinen und Füßen bei dieſer Figur zu verdecken, hatte man den Stuhl unten kunſtvoll mit einer rothen Draperie umwunden, dieſe, wo es nöthig war, ausgeſtopft, und ſo ein ziemlich ordentliches Bild des Ritters von der traurigen Geſtalt geſchaffen, dem ſogar die lange Lanze nicht fehlte, die er in der ausgeſtreckten Rechten hielt.

Als Gegenſtück zu dieſer Figur, die unverkennbar das vorſtellte, was ſie ſein ſollte, befand ſich an der gegenüber liegenden Ecke des Zimmers etwas, über deſſen Zweck und Bedeutung ein Uneingeweihter ſelbſt bei näherer und genauerer Betrachtung nicht ſogleich klug werden konnte: ein paar auf einander geſtellte leere Auſternfäßchen bildeten einen Fuß oder Unterſatz, auf dem die ebenfalls leere Schachtel eines Fromage de Brie als Tiſchplatte ruhte; durch zuſammengefügte und oben zu einem Bogen verbundene Cigarrenkiſtchen war mit den eben erwähnten Dingen eine Niſche gebildet worden, die einem kleinen Altar glich, beſonders durch ihre Ausſchmückung vermittels farbigen Gold- und Silberpapiers, ſowie aus dieſem Materiale hergeſtellter Blumen. In dieſer Niſche ſtand

aufrecht ein langer Stock, der trotz seiner beiden vergoldeten Enden nicht zu verläugnen im Stande war, daß er einstens als Besenstiel gedient; an ihm war oben vermittels eines rothen Strickes als Querstange ein kurzer Prügel befestigt, dessen beiden Enden schwarz gebrannt, fast verkohlt waren und von dem lange Bänder in allen möglichen Farben herabhingen.

An dem großen, gegen Norden gelegenen Fenster des Zimmers befand sich eine Staffelei, auf der Staffelei ein Bild und vor der Staffelei stand der junge Maler, den wir draußen auf dem Gange pfeifen gehört. Da es ein warmer Tag war und er wohl keine Lust zum Ausgehen hatte, so befand er sich etwas mangelhaft angekleidet: seine Füße staken in Pantoffeln, seine Beinkleider entbehrten der Hosenträger und zeigten deßhalb eine starke Neigung zum Herabfallen. Um den Hemdkragen hatte er ein rothseidenes Tuch geschlungen, und in diesen erwähnten Gegenständen bestand seine ganze Kleidung. Wenn aber die Schale mangelhaft war, so zeigte sie dagegen oder vielmehr gerade dadurch einen schönen und soliden Kern. Der junge Maler mochte vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt sein und war ein Bild von Gesundheit und Kraft: seine Körperformen hätten zu einem Apollo Modell stehen können und sein Kopf zeigte neben der Frische einer unverdorbenen Jugend die vollendete, edle Schönheit eines Antinous. Seine breite, weiße Stirn war von dicht gelockten, fast krausen dunkelblonden Haaren bedeckt, seine dunkelblauen Augen sprühten Geist und Leben; die Nase war fein und gerade, und wenn sich die frischen rothen Lippen öffneten, was häufig geschah, da der junge Mann gern lachte, so kamen Zähne weiß wie Elfenbein zum Vorschein.

So stand er vor seiner Staffelei, den Malerstock im ausgestreckten linken Arme auf den Boden niederstoßend, während er, den Kopf etwas auf die Seite geneigt, sein Bild betrachtete und leise dazu pfiff.

Er war übrigens nicht allein in seiner Wohnung, die aus

zwei Zimmern bestand: eine geöffnete Thür führte aus dem Atelier in ein anderes Gemach, aus dem zuweilen ein kürzeres Husten und Räuspern die Anwesenheit eines Anderen beurkundete; doch meinten wir diesen unsichtbar Anwesenden nicht damit, als wir sagten, der Maler befände sich nicht allein: hinter ihm auf ungefähr drei Schritte Entfernung stand nämlich ein für sein Alter kleiner Knabe von ungefähr dreizehn bis vierzehn Jahren, ein unansehnliches, mageres Ding mit einem verschmitzten, schmutzigen Gesichte, das in einem abgebleichten Malerkittel stak, der ihm viel zu groß war, so daß die Taille dieses Kleidungsstückes sich ungefähr da befand, wo seine Schenkel anfingen. Von seinen Hosen ist nicht viel zu sagen, da der Malerkittel fast bis auf seine Füße reichte, an denen er ein Paar alte, ausgetretene Tanzschuhe trug, welche ihm ebenfalls viel zu groß waren. Diese seltsame Gestalt hatte einen Schemel neben sich gestellt, auf dem geputzte Pinsel lagen, sowie eine kleine Kaffeeschale mit Terpentingeist, und hielt in der rechten Hand einen Lappen oder ein Handtuch, das er, wenn sein Herr und Meister auf die Staffelei sah, häufig zum Verjagen der Fliegen über dessen Haupte schwang. Aenderte er diese Beschäftigung, was häufig der Fall war, so geschah dies, um einen wunderschönen, weißen und geschorenen Pudel, der neben ihm auf seinen Hinterbeinen saß und ihn mit seinen klugen Augen anschaute, kleine Aufmerksamkeiten zu erzeigen, indem er zum Beispiel den Lappen zusammengeballt gegen dessen Schnauze warf oder ihm denselben wie einen Mantel umhing.

„He, Du," rief der junge Maler in das geöffnete Nebenzimmer hinein, „ich mag anfangen, was ich will, ich bringe keine richtige Stimmung hervor zwischen dem Gewande meiner Heiligen und dem giftigen Grün der Landschaft, in welcher sie sich bemüht, zum Wohle der Christenheit spazieren zu laufen."

„Du willst sagen," grollte eine uns wohl bekannte Stimme, „zum Wohle Deines Beutels, denn Deine Heilige hat mit der

Christenheit verdammt wenig zu schaffen. Warum malst Du überhaupt Heilige?"

„Seltsame Frage — wer hat mich dazu verführt, als Du? Behauptest Du nicht immer, auf einem guten Heiligenbilde beruhe allein die Rettung der deutschen Kunst?"

„Du wirst sie nicht retten."

„Nun, auf Ehre, das glaube ich auch nicht," lachte der junge Maler; „aber meinst Du nicht, es sollte sich besser machen, wenn ich das rothe Gewand tüchtig mit Sepia lasire?"

„Lasire immerhin, doch wird das Deinem Bilde und der deutschen Kunst verflucht wenig helfen."

Der vor der Staffelei hatte den Pinsel, mit dem er so eben in der grünen Landschaft herumgemalt, über seinen Kopf hoch in die Luft geworfen, welcher alsdann von der hinter ihm stehenden Gestalt mit der Geschicklichkeit eines Affen aufgefangen, unter allerlei lustigen Grimassen geputzt und dann zu den anderen Pinseln gelegt wurde, nicht ohne vorher mit besagtem Pinsel, ihn wie ein Floret in die Hand nehmend, einen Stoß gegen die Brust des Pudels geführt zu haben.

Merkwürdig war dabei die ruhige Größe, mit dem dieses Thier alle die kleinen Neckereien über sich ergehen ließ: zuweilen schüttelte es leicht mit dem Kopfe, und dann schaute es ihn wieder mit seinen großen Augen so ernsthaft an, als wollte es sagen: „Du bist ein tölpelhafter, nichtsnutziger Junge," welche beiden Eigenschaften der kleine Diener des Malers denn auch mit anderen, nicht minder glücklichen stark entwickelt in seiner Person vereinigte. Das Bürschlein würde etwas darum gegeben haben, wenn der Hund zu einem lauten Gebelle sich hätte hinreißen lassen und so sein Herr und Meister, welcher obendrein nicht ganz gut gelaunt erschien, in der Arbeit gestört worden wäre.

„Es ist doch gerade," rief dieser unmuthig, „als ob Alles verhext wäre und nichts Gescheites aus so einem verfluchten Pinsel heraus wollte!"

„O, der Pinsel ist daran nicht schuld!“ murmelte es aus dem Nebenzimmer.

„Nun denn, die Farben.“

„Auch die nicht.“

„Nun denn, wer sonst?“

„Das zu sagen werde ich mir erst dann erlauben, wenn ich wieder einmal einen kritischen Blick auf Dein Bild geworfen.“

„So komm' hervor und wirf einen Deiner kritischen Blicke darauf,“ gab der junge Maler in größter Ungeduld zur Antwort. „Du hast mich dazu verführt, ein Heiligenbild zu malen, Du hast meiner Zeichnung einiges Lob gespendet, aber darauf hast Du mein Bild mit keinem Auge ferner angesehen, ja, Du bist mit abgewandtem Gesichte daran vorüber gegangen.“

„Allerdings, und ich hatte meine guten Gründe dazu. Sollte ich Dir vielleicht über jeden Pinselstrich, über jedes Licht und jeden Schatten meine Meinung sagen, um Dich noch verwirrter zu machen, als Du schon ohnehin zu sein das Glück hast?“

„Ich danke Dir von Herzen, großer Meister, aber jetzt ist mein Bild so weit vorgerückt, daß Du demselben mit einer Deiner pikanten Bemerkungen den Todesstoß geben darfst — es ist so weit,“ fuhr er ironisch lächelnd fort, „daß ein großer Künstler sagen würde, er habe nur noch die letzte Hand daran zu legen; also komm' aus Deiner Höhle hervor und laß mich etwas hören.“

In der That kam Walter aus dem Nebenzimmer heraus und stellte sich so an die Staffelei, daß er seinen Freund betrachten konnte, nicht aber das Bild.

„Da plag' ich mich herum,“ rief dieser mit verbissenem Ingrimme, „daß mir der Schweiß an der Stirn herabläuft, und je mehr ich auf dieser verdammten Leinwand herumpinsele, um so weniger bringe ich etwas Gescheites zu Stande. Als erst die nackte

Königsberg Anwerfen und Räuber und Gensd'armen ebenſo, wie an der Schweizer Gränze. Ja, wir hatten ſogar einmal Gelegenheit, in Konſtantinopel auf dem Atmaidan einige kleine Türken ein ähnliches Spiel, wie das erſtgenannte, ſpielen zu ſehen. Es ſind dieſe Kinderſpiele wie die Kinderlieder und wie die Mährchen — ſie ſind auf der ganzen Welt verbreitet und man weiß kaum, wo ſie zuerſt entſtanden ſind.

Ach, es iſt etwas außerordentlich Anmuthiges und Liebliches um die hellen, friſchen Kinderſtimmen, wenn ſie auf der Straße jubeln und luſtig aufſchreien — namentlich für den Geneſenden, den eine ſchwere Krankheit zwingt, den herannahenden Frühling in ſeinem Zimmer zu erwarten. Die Luft iſt für ihn noch zu ſcharf, er darf ſie nicht einathmen, ſelbſt der Duft der erſten Blumen iſt ihm noch nicht erlaubt, ſie regen ſeine Nerven auf, und es iſt dem Arzte nicht lieb, daß beim Anblick der erſten Veilchen ſeine Thränen fließen — aber Eines hört er mit Entzücken von ſeinem Lehnſtuhl am Fenſter aus, und das ſind eben jene jubelnden Kinderſtimmen, die eine Luſt ausſprechen, welche er ſelbſt fühlt, da er ſie ehedem mitgemacht. In welch' ſüße Träume verſetzt ihn das luſtige Geſchrei! Er denkt des Tages, wo er in der erſten Hoſe zum erſten Mal ſchüchtern mitgemacht; wie er größer wurde und unter den Wilden der Wildeſte war; wie er endlich in die Flegeljahre trat und in ſeinem hochmüthigen Sinne, der nach Tabak und Bier trachtete, bei jenen harmloſen Spielen mit der gebührenden Verachtung vorüberſchritt, wie ſie ihm ferner wieder lieb und immer lieber wurden, dieſe Spiele, je mehr er ſich von dem Zeitpunkt entfernte, wo er ſelbſt mitgemacht; wie er ſie allmählig nur noch mit wehmüthiger Freude anſah, bis endlich jener große Moment kam, wo er ſein Contingent zu der Bevölkerung des Spielplatzes ſtellte, wo ſein Erſtgeborener in der erſten Hoſe ſchüchtern daſtand und wo er eben

Zeichnung da ſtand in ihren weichen, braunen Umriſſen, da hatte ich meine Freude daran."

„Ich auch; ich wollte, es wäre eine Zeichnung geblieben."

„Warſt denn Du es nicht, der mich angeſpornt, ein Heiligenbild zu malen?"

„Allerdings," gab der alte Walter mit großer Ruhe zur Antwort, „damit Du endlich alles durchgemalt hätteſt, was ein ſterblicher Pinſel zu malen im Stande iſt, und jetzt, meine ich, wäre der Reigentanz geſchloſſen."

Er ging um die Staffelei herum und ſtellte ſich, während der Andere zurücktrat, mit über einander geſchlagenen Armen vor das Bild. Er betrachtete es einige Minuten lang ſtillſchweigend, dann ſagte er: „Ja, ja, jetzt ſind wir auch damit fertig, der Ring iſt geſchloſſen, die Schlange hat ihren Schwanz in's Maul genommen."

„Was willſt Du damit ſagen?" entgegnete der Andere, einigermaßen beſtürzt.

„Schicke den Buben da einen Augenblick hinaus, und dann will ich Dir meine Meinung nicht vorenthalten."

„Du kannſt jetzt gehen, Raſael," ſagte der Maler zu ſeinem kleinen Diener, ohne ſich gegen ihn umzuwenden; „komme aber vor Dunkelwerden noch einmal herüber, Du kannſt uns vielleicht etwas zum Nachteſſen holen — haſt Du verſtanden?"

„Gewiß," gab der Burſche in einem ſehr demüthigen Tone zur Antwort; doch da er im nächſten Augenblicke plötzlich mit einer fürchterlichen Grimaſſe auf den Pudel losfuhr, ſo ſind wir berechtigt, anzunehmen, daß dieſer demüthige Ton nur Heuchelei war.

Darauf ging er in eine Ecke des Zimmers, wo auf einem Stuhle ſeine Mütze, das ſeltenſte, ſchönſte Exemplar einer Kopfbedeckung, lag. Es war ein ziemlich langer Beutel von verſchoſſenem rothem Tuche, mit verblichenen ſilbernen Treſſen und einem ziemlich großen Schilde; hinten hing eine blaue Quaſte, die wohl einen halben Fuß lang ſein mochte.

Rafael war ſich auch der Schönheit ſeiner Mütze wohl bewußt, denn er ſetzte ſie ſtolz vor dem Spiegel auf, den Beutel und die Quaſte ſo weit nach hinten ziehend, daß letztere tief auf ſeinen Rücken herabhing und der Schild hoch gen Himmel emporragte; dann ſtellte er ſich nach einem verſchmitzten Blicke auf ſeinen arglos daſtehenden Herrn vor dem Hunde auf, tanzte ein groteskes Solo, zog dann ſeine Mütze raſch wieder ab, ſchlug ſie dem Hunde ein paar Mal rechts und links um die Ohren und verließ das Zimmer. Doch ſchien er noch nicht alle möglichen Bosheiten ausgeführt zu haben, denn gleich darauf ſchlüpfte er wieder in das Gemach und ſchlich ſich mit demüthig geſenktem Haupte an den beiden Malern vorüber nach dem Nebenzimmer.

Hier befand ſich nämlich am offenen Fenſter, welches auf die Gaſſe ging, der ausgeſtopfte Papagei, deſſen wir Eingangs unſeres Kapitels erwähnt. Er war mit einer bewunderungswürdigen Maſchinerie verſehen, denn wenn man an einer Schnur zog, ſo kletterte er an den Stäben aufwärts, wie es dieſe Thiere zu machen pflegen.

Rafael hatte die Thür leiſe hinter ſich zugezogen und lauerte am Fenſter auf ein würdiges und dankbares Opfer, welches auch bald genug erſchien in Geſtalt eines alten Kleiderjuden, der mit einem faſt freudigen Erſtaunen aufwärts blickte, als ihn der Vogel deutlich und vernehmlich „alter Spitzbube“ nannte.

Nach dieſer Heldenthat, die leider unbelohnt blieb, da die beiden Maler immer noch in leiſem, aber eifrigem Geſpräche begriffen neben einander ſtanden, ſchlich ſich Rafael hinaus.

„Alſo die volle Wahrheit ſoll ich Dir ſagen?“ fragte Walter nach einer längeren Pauſe.

„Das verſteht ſich, ich werde davor nicht erſchrecken.“

„Nun denn,“ erwiederte der Andere, „ich werde das mit einer kleinen Einleitung thun: Du haſt Landſchaften gemalt, deren Zeichnung vortrefflich war, die Malerei dagegen unter dem Affen — Du haſt Dich in Genrebildern verſucht, und wenn einer unſerer

Genossen ein Mädchen mit dem Schwan oder eine Kirchgängerin gemalt, so erschufst Du, wie hundert Andere, Mädchen mit dem Apfel oder Mädchen mit der Gans oder Mädchen mit dem zerrissenen Unterrocke, was weiß ich Alles, oder componirtest alte Frau, aus dem Schnapshause kommend, oder Kerl, der taumelnd das Wirthshaus verläßt, und ähnliche correcte, aber höchst alberne Nachahmungen, wieder von untadelhafter Zeichnung, aber scheußlich gemalt."

Der Andere zuckte unmuthig mit den Achseln und lehnte seinen Malerstock an die Staffelei.

„Dann fingst Du an, die Historik zu maltraitiren," fuhr Walter in seiner unverwüstlichen Ruhe fort, „und was den Entwurf anbelangt, so war er ganz vortrefflich, aber die Ausführung — erlaß es mir, nach einer Steigerung in negativem Sinne zu suchen."

„Ich weiß, ich weiß, daß ich in der Historik nicht glücklich war," sagte verdrießlich der Andere.

„Darauf gingst Du auf meinen Rath zu den Heiligen über."

„Ja, auf Deinen Rath — da steht das Opus."

„Allerdings," gab Walter kopfnickend zur Antwort, „da steht es, roth, blau, grün, schwarz, gelb, violett — eine vollständige Farbenschachtel."

Der Andere hatte seine Palette niedergelegt, die Hände in die Hosentaschen versenkt und pfiff leise vor sich hin mit jenem Ingrimme, der uns nicht erlaubt, Worte auszusprechen, da diese zu anzüglich herauskommen würden, wo wir vielleicht die Melodie pfeifen: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen," aber mit ganz anderem Texte.

„Was folgt daraus?" fuhr der unerbittliche Walter fort: „die Zeichnung stets correct, gediegen und im höchsten Grade talentvoll — ja, das kann ich sagen, ohne Dir ein fades Compliment zu machen, denn ich setze hinzu: aber die Malerei nicht zum Anschauen."

Der Andere hörte auf zu pfeifen und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

„Muß es denn aber durchaus gemalt ſein, wenn man kein Talent dafür hat?“ fragte Walter.

„Hälſt Du mich vielleicht für talentvoll genug, um ein Schuhflicker zu werden?“

„Alberne Einrede — Du brauchſt nichts mehr zu werden, Du biſt ſchon etwas.“

„Und was denn, wenn ich fragen darf?“

„Ein ganz vortrefflicher Zeichner; Du haſt Mappen voll angefangener Zeichnungen, voll Illuſtrationen zu bekannten und berühmten Gedichten oder ganzen Werken, die Kapitalien werth ſind.“

„Pah, wer gibt etwas darum?“

„Unſere hieſigen Kunſthändler allerdings nicht viel; aber thue, wie ich Dir ſchon oft gerathen, vollende eine Anzahl der angefangenen Blätter, zum Beiſpiel die Scenen aus Don Quixote, ſende ſie an eine der großen Verlagshandlungen in Stuttgart oder Leipzig oder biete Dich denſelben zu Illuſtrationen berühmter Werke an, und Du wirſt ſehen, daß Du eine glänzende Carrière machſt.“

„Aber ich bin alsdann kein Maler mehr, ſondern nur noch ein Zeichner.“

„Schäme Dich dieſer Aeußerung!“ antwortete unwillig der alte Walter. „Du biſt ein Künſtler und geachtet, wenn Du in irgend einem Theile der Kunſt etwas Rechtes biſt; aber ich glaube faſt, Du möchteſt lieber ein ſchlechter Maler, als ein vortrefflicher Zeichner ſein. Mir iſt ſchon häufig ein ähnlicher dummer Hochmuth begegnet, und ich habe denſelben immer bekämpft, wo mir das möglich war, aber da ſollte man gleich mit Kolben dreinhauen!“

Er wandte ſich raſch um, ging auf eine Mappe zu, die im Winkel ſtand, und zog auf's Gerathewohl eine Zeichnung hervor. „Da,“ fuhr er haſtig fort, „halte dies einmal gegen Deine Schmiererei auf der Staffelei; es iſt freilich in der Zeichnung ein

altes Thema behandelt: Gretchen neben Fauſt, ihre Gänſeblumen zerzupfend, aber wie fein, wie naiv, wie reizend haſt Du das gemacht!"

„Iſt das Dein Ernſt?" fragte der Andere, und in ſeinen Augen, die verdrießlich auf das Bild blickten und ſich jetzt auf die Zeichnung richteten, begann es freudig aufzuleuchten.

„Der Kopf dieſes wunderbaren Mädchens," fuhr Walter fort, „iſt nur mit ein paar Strichen ſkizzirt, aber wie ausdrucksvoll iſt er, wie gelungen ihre reizende Geſtalt, wie neu die ganze Gruppirung!"

„Wahrhaftig, Dein Lob macht mich ſtolz!"

„Und obendrein iſt die ſentimentale, ſchmerzlich bewegte Stimmung der an ſich ſo herrlichen Fauſtſage nicht einmal Dein Feld — hätte ich nur gleich eine Deiner Scenen von Don Quixote da, darin iſt Wahrheit und Leben, darin haſt Du Deinen köſtlichen Humor walten laſſen, und in der Richtung wirſt Du etwas Großes leiſten können."

„Als Zeichner etwas Großes?"

„Das will ich meinen, als Zeichner etwas Großes; Du erntеſt Ruhm und Geld und machſt Dir einen bedeutenden und ſchönen Namen."

„Aber warum," fragte der junge Mann kleinlaut, „haſt Du nicht dieſelbe Richtung eingeſchlagen?"

„Ah, bei mir iſt es etwas ganz Anderes; ich laufe im breiten, ausgetretenen Geleiſe der Alltäglichkeit ſo mit, und da ich mich zu nichts habe aufſchwingen können, ſo habe ich mir den Ausſpruch angewöhnt: die deutſche Kunſt ſei todt. Starr wie meine Manieren, verdrießlich wie mein Aeußeres ſind auch meine Zeichnungen, die allerdings auch bei mir als das Beſte an meinen Arbeiten gelten, und um von meiner Malerei zu reden, ſo ſind meine Farben gerade das, was das Publikum, für welches ich male, von mir verlangt. Sieh die kleine, finſtere Kapelle oder die von hohen

Bäumen umſchattete Dorfkirche, wo meine Heiligenbilder hängen — ich ſage Dir, da machen Berlinerblau und Krapproth die Wirkung, die ſie machen ſollen. Ich treibe mich wie des Färbers Gaul im Ringe herum, vom heiligen Lucas zum heiligen Petrus, von der heiligen Anna zur heiligen Cäcilie, und wir ſind nach und nach ſo gute Bekannte geworden, daß ich mir völlig närriſch vorkäme, wollte ich noch etwas Anderes ergreifen."

„Ja, ja," meinte der junge Maler, indem er die Zeichnung betrachtete, „mit meinen Entwürfen war ich immer zufrieden, aber ſowie ich anfing, den Pinſel einzutauchen, da kamen mir Zweifel, Widerwillen, und ich arbeitete nur mißmuthig."

„Und zum Anderen paßt auch Dein ganzes Naturel; Du biſt ein junger und hübſcher Kerl, Du kannſt mit dem Maule famos umgehen und mit der Feder, Du ſchwärmſt gern hierhin und dorthin, was kann ſich Dir Glänzenderes bieten, als hier im Atelier oder auf luſtigen Reiſen Deine Zeichenkunſt geltend zu machen, und da, glaube mir, eben ſo ſchön als zwei Mädchen mit dem Beſenſtiel . . . ."

„Sag' lieber, auf dem Beſenſtiel — ich denke an die Walpurgisnacht, das wäre eine pikante Compoſition."

„Ja, wenn die Mädchen hübſch wären — alſo zwei Mädchen auf dem Beſenſtiel von Arthur Rodenberg, meine ich, klänge nicht beſſer, als Don Quixote illuſtrirt von demſelben."

„Ich gebe Dir Recht, aber Du wirſt ſehen, wie unſere Freunde darüber reden."

„So ſchlage ſie mit einem guten Erfolge auf's Maul — Du haſt Recht, ſobald Deine Beſtrebungen gelingen."

„Weiß Gott," rief Rodenberg, „Du haſt mir tief in's Herz geſtochen, es hat mich gewaltig geſchmerzt; aber jetzt fühle ich eine wunderbare Erleichterung, es iſt mir ein ganzes Gebirge von der Bruſt gerollt — fort mit Palette und Leinwand — auf Nimmerwiederſehen, ſobald ich meinen Auftrag beendigt und das Bild von

Rubens copirt habe; alsdann sollst Du sehen, was ich leisten werde!"

„Dann sollte es mich freuen, Dir die Wahrheit gesagt zu haben."

Der junge Mann pfiff wieder dieselbe Weise wie früher, aber jetzt klang sie ganz anders; er war aus Moll in Dur übergegangen, und als die Schwalben glücklich heimgekehrt waren, hängte er einen lustigen Gassenhauer an, während er sein Bild von der Staffelei nahm und es mit viel mehr Humor kritisirte, aber auch viel schärfer, als sein Freund vorhin gethan; dann lehnte er es gegen die Wand, wobei er sprach: „Ruhe in Frieden!" und drehte sich hierauf zu dem Ritter von der traurigen Gestalt um, indem er die rechte Hand gegen ihn aufhob und wie betheuernd sagte: „So will ich denn in Deine Fußstapfen treten, sinnreicher und edler Junker aus der Mancha, und ein fahrender Ritter werden wie Du ein Wegelagerer, der seine Beute suchte, jetzt im stillen Walde bei blumensuchenden Jungfrauen oder bei dahinziehenden Eseltreibern, bald auf dem lärmenden Marktplatze oder bei den tollen Scenen eines lustigen Wirthshausabends, bei Tag und Nacht, in Licht und Schatten — und somit," fuhr er pathetisch fort, indem er seine Hand auf die Blechhaube legte, „schwöre ich ab aller Farbenkleckserei und will fortan nur euch huldigen, geduldiges Papier, tugendhaft ernster Bleistift und mildes Gummi-Elasticum!"

Während dessen waren trotz des schon längeren Frühlingstages die Schatten des Abends hereingebrochen in das enge Wurstgäßchen, und Arthur stand überlegend am Fenster, ob es wohl noch der Mühe werth sei, sich anzuziehen und auszugehen.

„Und wohin?" fragte Walter achselzuckend; „auf die Kneipe, das heißt in den Garten der Kneipe zu kühlem Bier und duftigem Maitrank, dazu habe ich keine Lust," setzte er mit einer nicht zu verkennenden Geberde hinzu, worüber der Andere lachend beifügte:

„Es wäre auch sonderbar, wenn wir uns dort noch in der

Verſammlung ſehen ließen, nachdem uns unſer Abgeſandter entſchuldigt."

„Wir hätten eigentlich doch hingehen ſollen, um an den Berathungen über das Frühlingsfeſt Theil zu nehmen."

„Wozu das? Das Programm ſteht feſt, die Leitung iſt in guten Händen, wir haben unſere Rollen zugetheilt erhalten, und man muß zugeben, das geſchah mit einigem Geſchick — weißt Du wohl, Walter, daß ich überzeugt bin, ich werde mich als wilder Jäger ganz famos ausnehmen?"

„Rodenberg als Rodenſtein, ein wilder Kerl als ein wilder Jäger, ich zweifle nicht daran — nun ja, auch ich bin mit meiner Rolle zufrieden; als Burgpfaffe auf der Bergveſte kann ich in ſtiller Beſchaulichkeit meinen Humpen leeren, und Du wirſt ſehen, daß ich der hohen Cleriſei alle Ehre mache."

„Daran zweifle ich meines Theils nicht — und was Du für ein bequemes Coſtume haſt, Sandalen, höchſtens eine Unterhoſe und darüber die Kapuzinerkutte."

„Dort kommt unſer Abgeſandter; ich bin begierig, was er uns über die Geſchichte mittheilt."

„Und da wir nicht mehr ausgehen, ſo will ich ſehen, was zum Nachteſſen zuſammenzuſtellen iſt."

„Ich kenne in Lagen wie die gegenwärtige Dein Programm," meinte Walter, ſich an die leere Taſche klopfend: „Thee und Butterbrod."

„Vielleicht mit der leichten Abänderung: Brod ohne Butter, denn unſere Mittel ſind troſtlos und erſchöpft."

„Ich hoffe, unſer Abgeſandter bringt noch etwas Baarſchaft zurück; wir haben ihm gemeinſchaftlicher Weiſe zehn Silbergroſchen anvertraut, damit hat er uns mit Anſtand vertreten können, zu Nacht ſpeiſen und noch ein Erkleckliches erübrigen. — Sage, guter Eduard," wandte er ſich an einen Dritten, der jetzt in die dämmerige Stube trat, „haſt Du die ganze Summe verſchwendet, die

wir Dir anvertraut? Nein, Du lächelſt — Troſt in mein armes Herz!"

Nachdem ſich Walter zu dieſer für ihn extravaganten Fröhlichkeit hatte hinreißen laſſen, zog er den Hereingetretenen an's Fenſter, und ein mildes Lächeln glitt über ſeine harten Züge, als der Andere triumphirend die erwähnten zehn Silbergroſchen aus der Weſtentaſche zog und in die Höhe hielt.

Der neu Eingetretene ſtand wie Rodenberg im Anfange der zwanziger Jahre, nur war er klein, von unanſehnlicher Geſtalt, und obgleich ſein Geſicht einen höchſt aufgeweckten, ja pfiffigen Ausdruck hatte, ſo waren doch ſeine Züge zu unregelmäßig, um angenehm zu erſcheinen. Er ſelbſt mochte wohl nicht dieſer Anſicht ſein, denn wir bemerken jetzt wie ſpäter an ihm, daß, ſo oft er in die Nähe des kleinen Spiegels kam, er trotz der Dämmerung und des mangelhaften Lichtes dieſem ſein Geſicht zuwandte und wohlgefällig ſeine Züge anlächelte. Dabei konnte man nicht ſagen, er habe keine Sorgfalt auf ſeinen Kopf verwandt, im Gegentheil, er trug ſeinen kurzen, etwas flaumigen Schnurr- und Knebelbart ſorgfältig arrangirt und ſein langes Haupthaar war gut gekämmt und zierlich gelockt, ob Kunſt oder Natur, ſind wir eben ſo wenig im Stande, anzugeben, als einer ſeiner Bekannten und Freunde, denn er beobachtete darüber ein unverbrüchliches Stillſchweigen und lächelte nur ſchmunzelnd in ſich hinein, wenn Walter, wie es zuweilen vorkam, von der Thierquälerei ſprach, ein ſtrohdachähnliches Haar durch Aufwickeln zierlich und gelenkig machen zu wollen.

Eduard Rüding, ſo hieß dieſer Kunſtgenoſſe, wurde ſeines ruhigen Temperamentes wegen gewöhnlich der ſanfte Eduard genannt; doch war bei dieſer Sanftmuth einige Heuchelei, oder, um uns beſſer auszudrücken, wenn er mit einem Sammtpfötchen ſtreichelte, ſo ließ er doch zuweilen, ja häufig eine ſcharfe Kralle ſpüren — ein pikantes Wort unter dem ſüßeſten Lächeln.

„Du biſt ein Juwel von einem Abgeſandten," meinte Walter;

„oder warst Du gar nicht in der Versammlung, oder bist Du krank?“

„Keine der beiden letzteren Vermuthungen trifft zu,“ entgegnete Rüding; „ich war in der Versammlung, ich vertrat Eure Interessen, ich kneipte tüchtig und bringe, wie Ihr seht, noch Geld mit nach Hause.“

„Du hättest ein Finanzmann werden sollen und uns einen gehörigen Credit eröffnen,“ sagte Arthur. „Sprich, wie hat sich dieses Wunder begeben?“

„Auf die einfachste Art von der Welt. Roderich und Lytton gaben eine riesige Maitrank-Bowle zum Besten.“

„Teufel auch,“ sagte Walter verdrießlich, „wenn man Unglück hat; „ich bin fest überzeugt, wenn es einmal Brei regnet, so habe ich keine Schüssel bei mir! Nun, etwas tröstet mich, die Bowle muß nicht so riesig gewesen sein, denn sonst wärest Du noch nicht da.“

„Allerdings war sie nicht riesig,“ gab der sanfte Eduard lächelnd zur Antwort, indem er einen Strang seiner etwas zu blonden Locken durch die Finger gleiten ließ, „sondern sie ist es noch; ich bin nicht einer von denen, welche jedes Mal den Grund des Glases sehen müssen!“

„Gut,“ brummte Walter mit entschlossener Miene, „diese Eigenschaft, die Dir abgeht, habe ich im höchsten Grade, und so will ich denn hingehen und an den Berathungen Theil nehmen.“

„Es würde Dich nicht viel nutzen,“ entgegnete Rüding, „denn als ich fortging, hatte sich das Comité zu einer Berathung zurückgezogen und seine Bowle mitgenommen. Hier,“ fuhr er in komisch feierlichem Tone fort, „sind die mir anvertrauten zehn Silbergroschen; ich lege sie auf den Altar des Vaterlandes nieder. Darauf ging er nach der von uns beschriebenen Nische, aus Austernfäßchen und Käseschachteln gebildet, und legte das gemeinschaftliche Vermögen von zehn Silbergroschen in der That dahin.

dieſen Erſtgeborenen eines Tages antraf, wie er dieſe erſte Hoſe freventlich zerriſſen hatte.

An das Alles denkt er in ſeinem Lehnſtuhl am Fenſter, an Freunde, die mit ihm geſpielt und gelitten, und noch an tauſenderlei andere traurige und heitere Dinge. — — — —
— — — — — — — — — — — —

Der finſtere Durchgang unter dem Stadtgraben hatte immer noch daſſelbe öde, kalte und unfreundliche Anſehen, wie in der Mitte des Winters, wo noch überall das Eis auf den Straßen lag und der Schnee ſeine luftigen Flocken hineinwirbelte. Der kleine Hof vor dem Kloſter ſah ſchon etwas freundlicher aus, die grünen Blätter des Epheu's wankten, vom Winde bewegt, auf und ab, und hoch über den vier ſchwarzen Mauern, die dieſen Hof bildeten, ſah man ein freundliches Stück des blauen Himmelsgewölbes.

Das Innere des Kloſters war eben ſo unfreundlich, wie immer. In der Schenkwirthſchaft des erſten Stockes brannte im Kamin noch ein mächtiges Feuer und durch die trüben Bogenfenſter konnte man nicht recht unterſcheiden, ob der Himmel grau oder blau ausſehe. Die dicke ſchmutzige Wirthin ſpülte einige Gläſer, das heißt, ſie goß ſchmutziges Waſſer hinein und trocknete ſie mit einem ſchmutzigen Tuche wieder ab.

Auf der Ofenbank ſaßen zwei Perſonen, die ſich angelegentlichſt unterhielten; ſie hatten dem Zimmer den Rücken zugekehrt und ſchlenkerten während der Converſation mit den Füßen hin und her.

Die Weinkneipe hatte zu dieſer Jahreszeit, namentlich am Tage, faſt gar keine Gäſte; denn auch der getreue Stammgaſt, der täglich ſeine ſechs Stunden feſtſaß, dem der Wein im Glaſe über Alles gieng, liebte es doch, wenn ein heller Sonnenſtrahl ihm denſelben vergoldete. Die Beiden aber, die hier am Ofen

„Eduard hat unſeren Dank verdient,“ bemerkte Rodenberg, indem er ein Licht anzündete, „wir verdanken ſeiner Klugheit und Mäßigkeit ein ſplendides Abendeſſen.“

„Wo nur der Junge wieder ſteckt?“ ſprach Rodenberg. „Ich habe dieſem Rangen doch befohlen, bei einbrechender Dämmerung wieder zu kommen — he, Rafael!“ rief er zur Thür hinaus, und da keine Antwort erfolgte, durchmaß er den Gang und blickte auf den Garten hinab — „Rafael, Rafael!“

Nichts antwortete ihm, als das leiſe Miauen einer Katze; doch da der junge Maler ſeinen Diener genau kannte, ſo begnügte er ſich, hinabzurufen: „Laß Deine Kindereien und komm' her!“ worauf ſich die miauende Katze langſam zu nähern ſchien und man auch bald nachher die Stimme des Knaben vernahm, der mit dem Thiere zu ſprechen ſchien. So gelangte er vor die Stubenthür, wo er ſeine rothe Treſſenmütze abnahm und ſo unter dem Arme hielt, als habe er dort ein Kätzchen verborgen, das zuweilen einen klägelichen Ton von ſich gab. Es war dies eine ſeiner beliebten Spielereien zu beſonderem Vergnügen des Pudels erdacht, denn ſo verſtändig dieſer auch war, ließ er ſich doch jedes Mal durch das leiſe Mauzen hinreißen, ſich dem Jungen zu nähern, worauf ihm dieſer eine lange Naſe machte, die leere Mütze vor ſeinen Augen ausſchüttete und ſie ihm alsdann auf ſeinen lockigen Kopf drückte.

„Haben wir noch Spiritus?“ fragte Rodenberg.

„Walter iſt zu beſcheiden, darauf zu antworten,“ bemerkte Eduard.

„Ja, wir haben noch genug,“ rief der alte Maler aus dem Nebenzimmer, wohin er ſich, über die Aeußerung Rüding's grollend, verloren hatte.

„Auch Thee und Zucker?“

„Ja, ja, es wird ſchon reichen.“

„Tabak haben wir auch noch,“ fuhr der junge Maler heiter fort; „ſo denke ich, er holt Brod, Butter, Käſe und ....“

„Natürlich etwas Rum," ſagte Walter, der eben wieder zum Vorſchein kam. „Um den Bericht unſeres Abgeordneten zu hören, müſſen wir, wenn auch nicht geiſtig erheitert, ſo doch geiſtig etwas aufgefriſcht ſein."

Der ſanfte Eduard hatte ein altes Blechgefäß, die Spirituslampe, hervorgeholt und fing an, Waſſer ſieden zu laſſen, worauf er einen großen Porcellantopf herbeibrachte, deſſen mangelnder Henkel durch einen Strick erſetzt wurde, womit man das Gefäß, wenn es gefüllt war, in der Schwebe hielt, und es bedurfte einiger Geſchicklichkeit, um die Taſſen vollzugießen, da von der ehemaligen Schnauze nur noch ein ſehr geringer und zackig ausgebrochener Ueberreſt vorhanden war.

Wir haben ſo eben „Taſſen" geſagt und uns dabei einer großen Uebertreibung ſchuldig gemacht, da nur ein einziges Gefäß vorhanden war, was einſtens vielleicht dieſen Namen verdient hatte, und die übrigen Trinkgefäſſe aus ein paar Waſſergläſern, einer blechernen Schaale und einem ledernen Reiſebecher beſtanden.

Nichts deſto weniger aber ordnete der ſanfte Eduard, der überhaupt den Dienſt der Hausfrau zu verſehen ſchien, dieſe Gegenſtände mit einer zierlichen Genauigkeit, ja, er hatte den Verſuch machen wollen, ein altes Handtuch als Tiſchgedeck zu benutzen, doch ſah dieſes gar zu gräulich aus, um ſelbſt beim Scheine des einzigen ſchwachen Talglichts benutzt werden zu können. Dieſes Talglicht ſtak in einer leeren Bierflaſche, doch hatte Rüding die Mündung derſelben mit einer Manſchette von buntem Papier umgeben, was einen zierlichen und gemüthlichen Eindruck hervorbrachte.

Rafael brachte die ihm befohlenen Gegenſtände und wurde hierauf entlaſſen, nachdem ihn Walter ſcharf fixirt, ſeine Taſchen unterſucht und auf die leeren Backen geklopft, letzteres nicht als Gunſtbezeugung, ſondern vielmehr als ſehr nothwendige Vorſichtsmaßregel, denn es war ſchon vorgekommen, daß Rafael ſeine dehnbaren Wangen nach Art des Pelikans benutzt und zur Vorraths-

kammer gemacht hatte. Der Junge zeigte dabei zweierlei Gesichter, ein sehr dummes und harmloses während der Visitation und ein außerordentlich verschmitztes nach derselben, als er sich rückwärts gegen die Thür zog und mit unerhörter Frechheit ein Stück Brod, sowie den dazu gehörigen Käse aus seiner beutelartigen Mütze hervorzog und beides dem Pudel spottend wies, ehe er durch die Thür verschwand.

Hier stieß Rafael gegen einen neuen Ankömmling und leistete dabei das Unglaubliche, Brod und Käse verschwinden zu lassen, ehe ihn der Andere entdeckt.

„Aha, hier riecht's gut," sagte dieser, eine große, schwammige, breitschulterige Figur mit einem runden, fetten Gesichte, das, ohne Spur von einem Barte, glatt wie eine Handfläche war, indem er mit zwei ungeheuren Schritten von der Thür bis an den Tisch gelangt war und sich dann herabbeugend die lockenden Bestandtheile des Abendbrodes übersah.

Dieser Mann war ebenfalls ein Künstler, wenigstens war er ein Maler, und hieß van der Maaßen. Er trug schwarze, ziemlich abgeschabte Beinkleider, einen schwarzen Schnürrock, mit denselben Fehlern behaftet, der nur da, wo einstens Schnüre gesessen und jetzt keine mehr waren, seine ursprüngliche Farbe behalten hatte, jedoch hier dieselbe Wirkung hervorbrachte, als sei die tiefschwarze seidene Verschnürung noch untadelhaft vorhanden.

Auf dem etwas struppigen, ungekämmten Haupthaare trug dieser Künstler ein phantastisches Barett von schwarzem, fuchsigem Baumwollsammt; etwas Weißes, wie zum Beispiel Wäsche, war an seinem ganzen Anzuge nicht zu entdecken und schloß der stehende Kragen seines Rockes oben an dem langen, gebräunten Halse mit einer fabelhaften Genauigkeit. Dies war um so wunderbarer, da sich weder am Kragen noch sonst irgendwie am Rocke eine Hafte oder ein Knopf befand und beide doch so fest verschlossen waren, hatte aber seinen natürlichen Grund darin, daß van der Maaßen

die längſt abgeriſſenen Knöpfe und nicht mehr haltbaren Knopflöcher dadurch erſetzte, daß er ſein Kleidungsſtück jeden Morgen von oben bis unten ſorgfältig zunähte. Ueberhaupt war er von einer unglaublichen Geſchicklichkeit, ſonſtige Mängel ſeiner Toilette zu verdecken, wozu er ſich einer großen Mappe bediente, ohne die man ihn nie ſah und die er bei einem aufgetrennten Aermelloche unter den Arm nahm, die er ein andermal wieder, harmlos umherſchauend und behaglich ſchlendernd, hinter ſeinem Rücken hielt, wenn ſeine Hoſen dort eine verdächtige Oeffnung zeigten oder mit der er ſpielend bald dieſen, bald jenen Theil ſeines Körpers berührte, um die Aufmerkſamkeit der ihm Begegnenden von fehlenden Knöpfen, auffallenden Flecken und klaffenden Riſſen abzulenken.

Trotz alledem und obgleich ſeine Baarſchaft ſtets in einem richtigen, traurigen Verhältniſſe zu ſeinem Aeußeren ſtand, hatte van der Maaßen viele Bekannte und gute Freunde, und überall, wo er erſchien, ſah man ihn gern. Er war ein harmloſer und gemüthlicher Menſch, dabei von einer unglaublichen Gefälligkeit: man konnte ihn mitten in der Nacht wecken und einen Dienſt von ihm verlangen, und man fand ihn augenblicklich bereit, vorausgeſetzt, daß man ihm ſo viel Zeit gönnte, ſeine Hoſen anzuziehen, ſeinen Rock zuzunähen und ſeine Mappe zur Hand zu nehmen. Einer anderen, höchſt ſeltenen Eigenſchaft werden wir ſpäter gedenken.

„In der That, es riecht hier vortrefflich," ſagte er mit einer für ſeine Größe und Stärke auffallend dünnen Fiſtelſtimme; „es thut mir leid, daß ich unten auf der Straße keine Ahnung von dieſem vortrefflichen Abendbrode hatte, denn ſonſt hätte mir die Beſcheidenheit verboten, herauf zu kommen."

„Aber da Du einmal da biſt, willſt Du mithalten?"

„Habe ich das vielleicht geſagt," gab er mit einem ſehr naiven Staunen zur Antwort; „nehmen wir an, ich hätte bereits ſtark ſoupirt." Er verſuchte, jenen Ton hervorzubringen, der uns zu-

weilen bei vollem Magen entſchlüpft; doch ſagte hierauf Walter, indem in ſeinem linken Mundwinkel faſt etwas wie ein Lächeln zuckte: „Keine verdorbenen Phantaſieen, lieber Maaßen, wirf Deine Mappe in eine Ecke, Du brauchſt Dich vor uns nicht zu geniren, und ſetze Dich, wohin Du willſt.“

„Ja, ja, ſo werde ich zuſehen,“ gab van der Maaßen gemüthlich zur Antwort, „wie der gute Eduard ſo ſchön ſeinen Thee macht — aber Du thuſt viel hinein, willſt Du denn nie Sparſamkeit lernen?“

Während er ſo ſprach, irrten ſeine blaſſen, blauen Augen, welche ſich durch keinen beſonderen Ausdruck von Geiſt auszeichneten, wie unabſichtlich auf dem Tiſche umher, glitten dann an der Seite deſſelben herab und blieben nun plötzlich mit einem freudigen Ausdruck auf dem Schloſſe der Schieblade haften, deſſen Meſſingbeſchlag, wie es gewöhnlich der Fall iſt, mit vier Schrauben befeſtigt war. Ohne einen Blick davon zu verwenden, mit einer faſt glückſeligen Miene ſteckte er die rechte Hand in ſeine Hoſentaſche und holte dort einen Schraubenzieher hervor, dann rückte er dem Tiſche näher, und während er mit Rüding harmlos weiterplauderte, fing er mit einer unerhörten Geſchicklichkeit an, die Schrauben aus dem Schloſſe herauszuziehen.

Schon war er bei der vierten angelangt, als er ſeine Finger von der Hand Rodenberg's feſtgehalten fühlte, der ihm in einem ernſten, faſt zornigen Tone zurief: „Du biſt doch ein unglaublicher Kerl! Kannſt Du, ein ſonſt ſo verſtändiger Menſch, denn den Schwindel nicht laſſen, Schrauben herauszuziehen und dann wieder einzudrehen? Auf Ehre, van der Maaßen, ich kenne keine blödſinnigere Beſchäftigung!“

Der alſo Angeredete blickte ſanft, faſt ſchmerzlich in die Höhe und ſagte: „Du könnteſt mir wohl dieſes kleine Privatvergnügen gönnen; ſei überzeugt, ich ſchraube die Dinger feſter wieder ein, als ſie geſeſſen haben.“

„Aber ſage mir um's Himmels willen, Menſch," fuhr der Andere fort, indem er ſeine Hände zuſammenſchlug, „was haſt Du für ein Vergnügen dabei, überall Schrauben auszuziehen, wo es Dir möglich iſt?"

„Ich gebe zu," ſagte van der Maaßen in gemüthlichem Tone, „daß es eine eigenthümliche Gewohnheit iſt, aber es iſt nun einmal ſo, und wo ich eine Schraube ſehe, da wandelt mich die Luſt an, ſie auszuziehen — könnte ich euch nur begreiflich machen, Kerls, was es für ein wonniges Gefühl iſt, wenn ſo eine Schraube, die recht feſt ſitzt, endlich anfängt, ſich zu drehen!"

Walter hatte ſich an den Tiſch geſetzt, die Ellbogen aufgeſtützt und den Kopf in die Hände gelegt. „Ja," brummte er, „ſo eine Gewohnheit iſt was Verfluchtes; ich habe Jemanden gekannt, der hatte ſich angewöhnt, Jeden, der ihm begegnete, mit „alter Jakob" anzureden, und einen Anderen, der bellte, ſo oft er einen Hund erblickte."

„Nun ja, das hat was für ſich," rief Rodenberg, „aber Schrauben auszuziehen — ich bitte Dich, van der Maaßen, thue Dir Gewalt an und laß es wenigſtens dieſen Abend bleiben."

„Das Abendbrod iſt fertig," ſprach der ſanfte Eduard, der mit einer anerkennenswerthen Gewiſſenhaftigkeit nun Alles herbeigetragen hatte: das Brod, die Butter auf einem Stück Papier, den Käſe und die kleine Ruhmflaſche; letztere nahm er unter ſeine ſpezielle Obhut, da ihm der herüberfahrende Blick Walter's etwas verdächtig erſchien.

Alle tranken nun Thee, und zwar in unglaublichen Quantitäten; Rodenberg hielt den Topf an dem Stricke empor, worauf ihn Rüding vermittels des alten, ſchmutzigen Handtuches unten faßte, und ſo gelang es, die verſchiedenen Gefäſſe zu füllen. Dabei brodelte es immer fort über der Spirituslampe, und wenn im Verlaufe dieſer kleinen Soirée das Waſſer in dem alten Blechgefäſſe anfing zu mangeln, goß man aus den Waſſerflaſchen nach, und

ſpäter aus den Waſchſchüſſeln, welche von der Hausmagd ſchon für den anderen Morgen gefüllt worden waren.

Nachdem das Brod und der Käſe ſo ziemlich verſchwunden waren, Rüding auch den Rum gewiſſenhaft vertheilt, wurden die langen Pfeifen angezündet; nur van der Maaßen rauchte mit elegant fein ſollenden Bewegungen eine Cigarre, die er irgendwo geſchenkt erhalten.

„Nun denn zur Hauptſache," ſprach Rodenberg und fuhr, ſich ſpeziell gegen Rüding wendend, fort: „Was wurde alſo auf der Kneipe ausgemacht? Haben die Machthaber und vornehmen Herren irgend eine Aenderung beliebt oder iſt das Programm ziemlich ſo geblieben, wie es feſtgeſtellt war?"

„Und was haſt Du vor allen Dingen," fügte Walter mit großem Ernſte bei, „in Betreff des Kurzholzes herausgeſchlagen?"

„Eines nach dem Anderen," antwortete der ſanfte Eduard; „geändert wurde nicht viel, nur wollte man von mir wiſſen, ob ſich Knorz zur Rolle des Don Quixote bereit erklärt. Ich ſagte ihnen, wir hätten es ihm vorgeſchlagen, auch faſt ſein ganzes Coſtüme ſchon bei einander, doch wüßten ſie ſo gut wie wir, welch' eigener, ja, man könnte ſagen, eigenſinniger Kerl Knorz ſei und daß er noch nicht Ja geſagt."

„O, er muß," meinte Rodenberg, „und wenn er die glänzende Rüſtung ſieht mit dem wunderbaren Helme Mambrin's, ſo wird er ſchon Luſt dazu bekommen!"

„Ich wüßte auch für ihn keinen Erſatzmann," warf van der Maaßen ein.

„Du ſelbſt, wenn Du nicht zu dick wärſt," entgegnete Walter.

„Daran habe ich auch ſchon gedacht," fuhr Rüding fort; „aber Du ſiehſt in der That zu wohlgenährt aus, Du mußt ein zu gutes Koſthaus haben."

„So, ſo," antwortete van der Maaßen mit vieler Würde,

indem er that, als verſtände er die Stichelei nicht; „es iſt mein Grundſatz, gut zu eſſen und gut zu trinken — das hält Leib und Seele zuſammen.“

„Dann würde ich Dir rathen,“ ſagte Walter, indem das kleine Lächeln von vorhin jetzt an ſeinem rechten Mundwinkel erſchien, „Deinen Rock hier und da zu Gaſte einzuladen; ſo fällt er Dir wahrhaftig aus einander.“

„Lieber Freund,“ gab ihm van der Maaßen mit großer Gelaſſenheit zur Antwort, „dieſer Rock dient mir ſchon ſo lange und ſo vortrefflich, daß ich Alles thun werde, um ihn bei guter Laune zu erhalten.“

„Gewiß,“ rief Rodenberg, „und er ſpeist auch mit ihm zu Gaſte! Das ſieht man an ſeinen Aufſchlägen und an gewiſſen ſonderbaren Verzierungen auf der Bruſt!“

„Leider Gottes!“ verſetzte van der Maaßen, indem er ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnte und den Rauch ſeiner Cigarre mit vornehmer Ruhe von ſich blies — mein Kammerdiener wird nachläſſig — ich muß ihn fortjagen.“

„So lebe wohl, van der Maaßen!“ lachte Rüding — „doch wieder zu unſerer Angelegenheit. Am Progromme iſt alſo, wie ich vorhin ſchon bemerkte, nicht viel geändert, eigentlich gar nichts, und die Ausführung unſeres großartigen Künſtlerfeſtes, das die Welt in Erſtaunen ſetzen wird, wenn man es ſo durchführt, wie daſſelbe projectirt worden, ſoll von heute über acht Tage Statt finden, natürlicher Weiſe bei günſtiger Witterung, wie es gewöhnlich bei Feuerwerken heißt.“

„Gut, das iſt das Allgemeine — aber was uns hier ſpeciell anbelangt: wird das Kurzholz zu Ehren aufgenommen?“

Rüding warf einen Blick nach der früher erwähnten Niſche zu, in welcher die beſenſtielähnliche Stange mit dem kurzen Prügel und den bunten Bändern ſtand, und erwiederte: „Ich habe meinem Auftrage gemäß verlangt, daß das Kurzholz wie die anderen

Fahnen und Standarten im Zuge nicht fehlen dürfe, ja, daß es eigentlich vor allen den Vorrang haben müſſe, weil es in jenem feierlichen Augenblicke der Begleitung vorangetragen würde, wenn Einer nach errungener Meiſterſchaft die Akademie und die Akademieſtadt verläßt."

„Nach errungener Meiſterſchaft? — hm," meinte Walter.

„Nun ja, es gibt auch darin wie überall Ausnahmen; ich ſage Euch, daß ich eine ſehr ſchöne Rede hielt voll zierlicher Wendungen, treffender Einfälle, eine Rede voll ſchlagender Wirkungen, ſo daß denn auch beſchloſſen wurde, das Kurzholz dürfe im Zuge nicht fehlen und ſolle ſogar ſpäter auf den Wällen der Waldveſte aufgeſtellt werden."

„Bravo!" riefen die Anderen, und Rodenberg bedauerte ſehr, kein geiſtiges Getränke in der Nähe zu haben, um die Geſundheit ihres vortrefflichen Abgeſandten und Unterhändlers ausbringen zu können, worauf dieſer lächelnd zur Antwort gab: „Du haſt freilich ganz beſonders Urſache, Dich bei mir zu bedanken; wie ſchon früher, kam auch heute Abend die Rede wieder auf ein zu entwerfendes Gedenkblatt unſeres Feſtes, und da zur Ausführung deſſelben von verſchiedenen Seiten Künſtler genannt wurden, ſo ermangelte auch ich nicht, Deinen Namen zu nennen, ja, denſelben zu ſchreien, zu brüllen, und glaube ich, damit etwas Günſtiges für Dich zu Stande gebracht zu haben."

„Das wäre nicht ſo übel," ſagte Rodenberg; „von anderen tüchtigen Künſtlern zur Ausführung eines ſolchen Gedenkblattes gewählt zu werden, könnte Einem ein tüchtiges Relief geben und viel zum Bekanntwerden des Namens beitragen — wer wird aber die Vergebung des Auftrages beſtimmen?" fragte er den ſanften Eduard.

„Das Comité, und dort haſt Du gute Freunde und keine Concurrenz; für die Zeichnung wurden aus der Geſellſchaftskaſſe fünfzig Thaler beſtimmt."

„Das wäre ſchon etwas zu den Koſten des Feſtes," verſetzte

Arthur und fuhr mit einem leichten Seufzer fort: „Ich könnte es brauchen, denn mein eigenes Costüme wird ein Tüchtiges kosten und ich habe mich auch prahlerischer Weise anheischig gemacht, zwei berittene Jägerburschen zu stellen.“

„Werdet ihr auf Steckenpferden reiten?“ fragte Rüding.

„Na, was die Gäule anbelangt,“ gab der Andere mit großer Zuversicht zur Antwort, „das macht mir keine Angst, dafür hat man seine Bekanntschaften beim Militär: Rittmeister von Strachwitz und die Lieutenants von Schenk und Dettmer haben mir ihre Pferde zur Verfügung gestellt — gewiß, lieber Freund, wenn man, wie ich, den Ruf eines guten Reiters hat, so bekommt man gute Pferde geliehen.“

„Und das müßt ihr ihm lassen,“ sagte van der Maaßen, welcher sich abermals so auffallend an dem Tischschlosse etwas zu thun gemacht hatte, daß es Arthur bemerkt haben würde, wenn er nicht zu sehr mit seiner Rolle als wilder Jäger beschäftigt gewesen wäre — „ja, das muß man ihm lassen; ich habe Arthur schon oft gesagt, wenn es einmal nicht mehr mit dem Malen geht, so kann er Stallmeister werden.“

„Ich habe mir,“ fuhr Jener fort, „den arabischen Rappen des Rittmeisters von Strachwitz zum Reiten beim Feste ausgebeten und werde ihn morgen ein Bischen probiren; er soll ganz famos setzen, was mir von großer Wichtigkeit ist, da der wilde Jäger, um gehörigen Effekt zu machen, sehr querfeldein daherkommen muß.“

„Nun, für Dich habe ich keine Angst,“ gab Rüding zu, „aber Deine Jägerburschen?“

„Unter uns gesagt, ich bekomme dazu ein paar Unteroffiziere von den Husaren, die mir schon folgen werden; wie alsdann die Anderen von unseren Bekannten, welche an der wilden Jagd Theil nehmen, nachkommen werden, ist ihre Sache — ich freue mich auf das Fest; leider weiß ich kein glänzendes Augenpaar,“ setzte er mit einem schwärmerisch sein sollenden Blicke und einer großartigen

Handbewegung hinzu, „das ſchneller ſchlagen wird, wenn der wilde Jäger dahinbraust.“

„Ein Augenpaar, das ſchneller ſchlagen wird, iſt eine ſonderbare Poeſie.“

„Hoffentlich wirſt Du Dir denken können, was ich ſagen wollte; als ich von einem glänzenden Augenpaare ſprach, gedachte ich natürlicher Weiſe eines liebenden Herzens im ſchwellenden Buſen, das bei meinem Anblicke ſchneller ſchlagen möchte — ach, es iſt furchtbar öde, nicht geliebt zu werden und nicht zu lieben!“

In dieſem Augenblicke fiel etwas klingelnd auf den Boden und als drei der Anweſenden aufſchauten, ſahen ſie, wie van der Maaßen ſie mit einem verlegenen, faſt blödſinnigen Lächeln anblickte und ſich darauf raſch bückte, um den Beſchlag des Schloſſes, welchen er abermals abgeſchraubt hatte und der ſeinen Fingern entglitten war, aufzuheben.

Arthur begnügte ſich, ihm zu ſagen: „Du biſt ein unverbeſſerlicher Kerl!“ und ſetzte dann, gegen die Anderen gewendet hinzu: „Das hat meine herrlichen Gedanken zerriſſen; ich war im Begriffe, etwas ſehr Poetiſches zu ſagen.“

Unter dieſen Geſprächen, die ſich übrigens nicht in ſo raſcher Reihe folgten, wie der geneigte Leſer ſie nachzuleſen im Stande iſt, die auch häufig unterbrochen wurden durch das Verzehren des vorhandenen Abendbrodes, durch Waſſerkochen, Theeaufgießen, Pfeifenſtopfen, waren mehrere Stunden raſch vergangen, die Thurmuhren hatten geſchlagen, Viertel-, halbe und ganze Stunden, unbeachtet von den zufriedenen Künſtlern, die ſich bei ihrem Thee, ihrem Brod und Käſe, ihren Pfeifen und ihren paar Tropfen Rum glücklicher wie Könige fühlten.

Endlich ſchlug die Glocke abermals eine volle Stunde, und zwar die meiſten Schläge der Stunden bei Tag und bei Nacht: zwölf Uhr.

„Mitternacht!“ ſagte Walter und wandte ſich dann ſpeciell an

Rüding, indem er hinzuſetzte: „Du brauchſt jetzt nicht mehr ſo viel Theewaſſer aufzugießen, wir werden doch bei dieſem läpprigen Getränke nicht bis zum Morgen ſitzen ſollen, oder erwarteſt Du noch Gäſte?“

„Ich denke, es ſollte noch Jemand kommen.“

„Und wer denn?“

„Nun, Knorz.“

„Ah, Knorz — richtig, der wird noch heranſchleichen!“

„Knorz kommt nie vor Mitternacht.“

„Knorz iſt doch ein eigenthümlicher Kerl!“

„So—o—o—o,“ warf van der Maaßen aufblickend dazwiſchen, „jetzt hält der Beſchlag wenigſtens ein ganzes Jahr, ſo feſt habe ich die Schrauben angezogen.“

„Du,“ rief Arthur lachend, „Du und Knorz, ihr gäbt ein prachtvolles Geſpann, man ſollte euch unmaskirt unſer Feſtſpiel mitmachen laſſen!“

„Ah, das muß ich mir ausbitten,“ erwiederte der Schraubenauszieher mit einem Blicke nach dem Spiegel, „mein Geſicht mit dem von Knorz zu vergleichen, meine angenehme Rundung mit ſeinem Schattenkopfe!“

„Nein, ſie haben nichts Aehnliches,“ ſagte Rüding, „äußerlich nichts und innerlich nichts; Knorz hat ein zu zartes Gewiſſen, während van der Maaßen ein leichtſinniger Kerl iſt! Ich glaube, Du machſt Dir nichts daraus, und wenn Du ein halbes Dutzend Modelle umgebracht hätteſt!“

„Hat denn Knorz wirklich ſein Modell umgebracht?“

„Man ſagt ſo,“ antwortete Walter — „eine alte Geſchichte; es ſoll, glaube ich, in Petersburg vorgekommen ſein, wo Knorz ſeine erſten Studien machte.“

„Nun, wie war's denn?“

„Knorz, der jetzt Holzſchnitzer iſt, wie ihr wißt, wollte Bildhauer werden, und man erzählt ſich, er habe einem weib-

lichen Modelle die Gewänder naß angelegt, damit ſie beſſere Falten würfen.“

„Ah, in Petersburg, bei ſechsunddreißig Grad Kälte!“

„Das Modell ſoll ſich erkältet haben und in Folge davon geſtorben ſein.“

„Armes Modell!“

„Armer Knorz! möchte ich ſagen,“ fuhr Walter fort, „denn ſeine ganze eigenthümliche Erſcheinung, ſein oft ſo überſpanntes Weſen, ſeine Gewohnheit, nur bei Nacht, nie aber bei Tage auszugehen, kann wohl die Folge eines ſolchen Vorfalles ſein.“

Draußen auf dem Flur hörte man ſchlurfende Tritte. Rodenberg ging an die Thür, um den Erwarteten und Beſprochenen zu empfangen.

Es war allerdings eine ſeltſame Erſcheinung, die jetzt unter der von Arthur abſichtlich ſehr weit geöffneten Thür erſchien: ein ſehr langer und ſehr hagerer Mann mit einem ſchmalen, blaſſen und eingefallenen Geſichte, dazu lebhafte, umherirrende Augen, eine lange, gerade Naſe, einen ſpitzigen, ſchon etwas ergrauten Knebel- und Schnurrbart; ſeine ſehr hohe, mit Adern durchzogene Stirn verlor ſich ſo ſanft und allmählich in ſeinen gelichteten Haaren, daß man mit Beſtimmtheit nicht gut ſagen konnte, wo dieſe aufhörten und jene anfing — kurz, der ganze Kopf, ja die ganze Geſtalt war nach Rodenberg's Vergleich von vorhin, wie man ſich den ſinnreichen Junker von der Mancha dachte, daß jeder der Anweſenden von dem Eintretenden auf den ſchon vorhandenen Don Quixote blickte und jenen unwillkürlich mit dem Harniſch, der langen Stechlanze und dem Helme Mambrin's vervollſtändigte.

Auch das Coſtume, in welchem Knorz erſchien, hätte von dem edlen Spanier entlehnt ſein können: es war ein Schlafrock oder Nachtgewand von ſchwarzem, glanzloſem Sarſenet, nach Art einer Mönchskutte angefertigt, hinten ſogar mit einer Kapuze verſehen, das, bis auf die Füße reichend, die lange Geſtalt noch länger

machte und welches in der Gegend der Hüften durch einen einfachen Strick zuſammengeſchnürt war. Dieſes etwas fremdartige Kleid wurde indeſſen freundlich in die Jetztzeit zurückgeführt durch eine lange Pfeife, aus der Knorz rauchte und deren Porzellankopf mit dem Embleme alles Vergänglichen, einem Todtenkopfe, geziert war.

Auffallend war es den verſammelten Freunden, daß der lange Bildhauer unter ſeinem linken Arme eine Flaſche trug, deren roth verſiegelter Hals ſehr einladend ausſah; auch hatte ſich über ſeine beſtändig ernſten, ja melancholiſchen Züge etwas wie eine wehmüthige Freude gelagert, ſo daß, als er mit feierlichen Schritten bis dicht an den Tiſch trat, dort nach zwei Richtungen hin mit dem Kopfe nickte und dann mit einer heiſeren, faſt erlöſchenden Stimme ſagte: „Guten Abend, Männer!“ Alle ihn verwundert anblickten und Walter ausrief:

„Beim Dolche Rubens', Knorz, Dir muß *etwas ganz* Abſonderliches aufgeſtoßen ſein!“

Anſtatt ſogleich zu antworten, ſetzte der Angeredete die Flaſche auf den Tiſch und drehte ſie mit ſeinen dürren Fingern langſam im Kreiſe herum, damit alle die, welche umherſaßen, die Etiquette der Flaſche deutlich leſen konnten.

Punſch-Eſſenz!

„Knorz,“ rief Rodenberg luſtig, „ich fürchte faſt, Du biſt auf ſchlimmen Wegen gegangen — haſt Du einen Einbruch verübt?“

„Oder haſt Du vielleicht Straßenräuberei getrieben?“ fragte van der Maaßen.

Worauf Knorz mit großem Ernſte erwiederte: „Es iſt ein trauriger Beweis Eurer verdorbenen Seelenzuſtände, daß Ihr Euch nicht einbilden könnt, wie man auf eine ehrliche Weiſe zu einer Flaſche Punſch-Eſſenz gelangen kann.“

„Meiner Treu',“ pflichtete Walter den Anderen bei, „ich muß dieſen jungen Leuten Recht geben; es iſt etwas ſo Abſonderliches, eine Flaſche Punſch-Eſſenz in Deinen Händen zu ſehen, daß man ſchon

die Berechtigung hat, einen vom gewöhnlichen Laufe der Dinge abweichenden Weg anzunehmen, auf dem Dir diese Flasche begegnet ist."

Da flog ein kaum sichtbares Lächeln über das Gesicht des langen Bildhauers, doch ehe er etwas erwiederte, schaute er sich nach einer Sitzgelegenheit um.

Rüding wollte ihm, dem Aelteren, seinen Stuhl anbieten, doch lehnte es Knorz kopfschüttelnd ab und holte sich einen kleinen Schemel, auf dem Rodenberg's Pinsel und Putzlappen lagen, und als er sich nach Entfernung derselben darauf niederließ, ragten seine spitzigen Kniee hoch empor, was ihm aber nicht unbehaglich erscheinen mochte, denn er stützte die Ellenbogen darauf und seine mageren Finger streichelten fast behaglich den langen, spitzen Knebelbart.

„Gewissermaßen *sollt* Ihr Recht haben," nahm er das Gespräch nach einer kleinen Pause wieder auf, „indem diese Flasche allerdings auf eine absonderliche, aber gewiß sehr redliche Weise verdient worden ist — Ihr kennt den Spezereihändler dort unten an der Ecke des Marktes?"

„Den mit der schönen Frau?" warf Arthur ein — „Knorz, ich fange an, irre an Dir zu werden."

„Ich habe diesem Spezereihändler eine kleine Arbeit gemacht — eine Holzschnitzerei."

„Hast Du ihm eine hölzerne Nase gedreht?"

„Oder ein paar Hörner angefertigt?"

Ohne auch nur zu thun, als seien diese Fragen an ihn gerichtet, fuhr Knorz mit seiner tiefen, heiseren Stimme fort: „Der Mann hatte, wie viele Spezereihändler — Ihr werdet das freilich nie gesehen haben, da Euch selten ein Blick nach oben gelingt —, an der Decke des Ladens ein ausgestopftes Krokodil hängen, das vor Alter morsch geworden und, von den Würmern zerfressen, eines schönen Tages herabfiel. Vor Jahren schon hatte ich diesem

Manne einen kleinen Mohren geſchnitzt, der, die irdene Pfeife in der Hand, vor der Thür ſteht."

„Aha," rief Rodenberg lachend, „ich errathe, Du haſt ihm ein neues Krokodil angefertigt — Knorx, Du biſt wirklich eine edle Seele, und für einen Theil des Honorars brachteſt Du uns dieſe Flaſche Punſch-Eſſenz — laß Dich umarmen!"

„Punſch ſoll kühlend wirken," ſagte Walter, „ſo behaupten nämlich die Südländer, und da draußen aus der engen Gaſſe noch immer eine kannibaliſche Hitze hereindringt, ſo finde ich Deinen Gedanken über alle Beſchreibung ſchön und erhaben."

„Wir wollen ihn kalt trinken," ſagte Rüding — „ſieh nach Waſſer, Rodenberg."

„Das Nachſehen wird mich verflucht wenig nutzen, wir haben zu unſerem Thee Waſſerflaſchen und Waſchſchüſſeln leer getrunken."

„*So muß Einer friſches Waſſer holen.*"

„Der Anſicht bin ich auch — dort ſteht die Flaſche, der Jüngſte ſoll gehen."

„Das iſt van der Maaßen — vorwärts!"

„Oho," machte der alſo Aufgerufene, „wie könnt Ihr zu der abſurden Behauptung kommen, ich ſei der Jüngſte?"

„Wir behaupten es und haben Recht," erwiederte Rodenberg; „wer Deinen dicken Kindskopf anſieht, der muß darauf ſchwören, Du ſeieſt noch nicht confirmirt! Ja, wirf einmal einen Blick in den Spiegel — wenn Du nur die Spur von einem Barte aufweiſen kannſt, ſo will ich das Waſſer holen und mich obendrein hängen laſſen!"

„Sei ordentlich, van der Maaßen, nimm aber beide Flaſchen mit — Du weißt, unten im Hofe ſteht der Pumpbrunnen; da es Nacht iſt, wird ſein Schwengel mit einer kleinen Kette und einem Schloſſe feſtgemacht ſein — ſchlage tüchtig mit der Fauſt auf das Schloß und es ſpringt auf; nachher drückſt Du es wieder zu."

„Du ſollteſt eigentlich ſelbſt gehen," meinte van der Maaßen,

gegen Rüding gewandt; „ich liebe es nicht, anderer Leute Schlösser aufzumachen — Du gehörst doch gewissermaßen zum Hause.“ Doch hatte er sich schon bei diesen brummig ausgestoßenen Worten erhoben und ging nun, die eine Flasche in der Hand, die andere unter dem Arme, zur Thür hinaus.

Walter hatte unterdessen die Flasche zu sich herangezogen, sie sorgfältig entkorkt und etwas davon in ein Glas gegossen, das er nun gegen das Licht hielt. „Es ist Punsch von Arak — mit einem Ananas-Beigeschmacke,“ sagte er, nachdem er ihn versucht; „wir wollen ihn Krokodilpunsch nennen, es soll ein herrliches Getränke werden — bist Du für kalt oder für warm, Knorr? Du, als Spender, hast darüber zu bestimmen.“

„Ich glaube, bei der Hitze wird ein kalter besser sein.“

„Ja, es ist verdammt heiß in dem niedrigen Zimmer — *ziehen wir unsere Röcke aus!*“ — *worauf er selbst that*, wie er vorgeschlagen. Doch folgte Niemand seinem Beispiele, da Rodenberg's Gewand leicht und weit war und Rüding ein dünnes Sommerröckchen trug.

Jetzt kam van der Maaßen zurück, und wie er an den Tisch und in den Lichtkreis trat, lachte Rüding und Rodenberg, als sie ihn anschauten, denn er hatte eine blutige Schramme auf der Nase und einen dunklen Schmutzstrich quer durch sein feistes Gesicht.

„Wer hat Dich so zugerichtet?“

„Ich bin überzeugt, Du hast irgendwo eine Schraube herausgezogen — habe ich Recht, van der Maaßen?“

„Hol' mich der Teufel, ich kann es nicht läugnen!“ erwiederte dieser verdrießlich; „aber ich bin nun fest entschlossen, diese fatale Gewohnheit abzulegen — Ihr könnt dem Himmel danken, daß keine der Flaschen verletzt ist.“

„Bei der Nase hat es allerdings weniger zu sagen,“ meinte Rüding.

„Du mußt Dich mit dem Raufbold tröſten," warf Rodenberg ein; „der Raufbold ſagte nämlich, Haut und Knochen bekommt man umſonſt wieder."

„Diesmal verdiene ich wahrhaftig keinen Spott, denn eigentlich wollte ich keine Schraube herausdrehen, ſondern die oben am Pumpenſchwengel, welche ſehr lotterig iſt, feſtſchrauben; doch muß ich falſch gedreht haben, auf einmal fiel ſie heraus und mir der Pumpenſchwengel gerade auf die Naſe."

„Zur Heilung ſollſt Du etwas ſtärkeren Rum haben," ſprach Walter, der die Gefäſſe gefüllt und nun herumgereicht hatte, worauf Alle tranken und den kalten Krokodilpunſch ausgezeichnet fanden.

»Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus,«

ſang Walter, nachdem er ſein großes Glas auf Einen Zug ausgetrunken; doch *brach er plötzlich ab, indem er ſagte: „Nein, nein,* was Anderes. Dieſes Lied erweckt in mir ſo traurige Gedanken, man kann es nur mit glücklichem Bewußtſein ſingen, wenn man noch nicht zwanzig Jahre alt iſt."

„Van der Maaßen," rief Rodenberg dieſen an, „willſt Du nicht meine Guitarre nehmen und etwas ſingen? Du haſt einen ſo ſchönen Discant!"

„Sopran könnte man ſagen," meinte Rüding; „doch verſchone mich noch einen Augenblick mit Deinem Seufzerkaſten, ich habe Knorz noch nicht geſagt, daß er den Don Quixote machen muß."

„Dich verlieren ſoll ich, Dich verlaſſen?"

hörte man van der Maaßen ſingen, wobei er ſchwärmeriſch in die Höhe blickte und ein ſehr ſpitzes Maul machte.

„Wer ſagt, daß ich muß?" gab Knorz zur Antwort — „was, Don Quixote! Ich habe ſchon von Anfang an erklärt, daß ich keinen Beruf dazu in mir fühle."

„Aber Dein Aeußeres paßt dazu!"

„Du, die meine Seele ganz erfüllt!"

girrte van der Maaßen.

„Ich bin anderer Ansicht," sagte Knorr, „van der Maaßen hat viel mehr Zeug zu einem Don Quixote, als ich."

„Hast Du je von einem fetten Don Quixote gehört?"

„Kann ich Aermster den Gedanken fassen?"

„Daß Du ein fetter Don Quixote wärest?" fragte ihn Rüding — „fett bist Du allerdings, aber von einem Don Quixote hast Du sehr wenig."

„Van der Maaßen gäbe einen trefflichen Kislar-Aga."

Van der Maaßen, der sich heimlich aus der Flasche ziemlich viel Punsch-Essenz zugegossen, fragte in einem etwas schluchzenden Tone: „Was ist der Kislar-Aga? Braucht man dazu eine schöne Figur, so bin ich zu haben."

„Kislar-Aga ist das Oberhaupt der Verschnittenen — weißt Du, was ein Verschnittener ist?"

„Kann ich Aermster den Gedanken fassen?"

sang ihm Rüding spottend nach, setzte aber gleich darauf in Prosa hinzu: „Laßt mir van der Maaßen in Ruhe und ärgert ihn nicht — ich weiß ganz genau, daß er eine Geliebte gehabt hat . . . ."

„Ach ja, sie war schön!" fiel van der Maaßen seufzend ein, indem er seine Arme schwärmerisch in die Höhe warf — „sie liebte mich und träumte von mir schöne, unruhige Träume — sie hieß Lenore . . . .

„Lenore fuhr um's Morgenroth,"

deklamirte er.

„Zum Zeitvertreib,"

sagte Rüding.

„Pfui, pfui," ermahnte Rodenberg; „reizet den van der Maaßen nicht, sonst werden wir schreckliche Sachen hören."

„Ja, ja," rief Walter, „lieber ein geſundes Lied, ein anſtändiges Lied, das auch Knorz mitſingen kann!"

„Knorz — hat — ſeine — Geliebte — auf den Pfei—fenkopf gemalt," lallte van der Maaßen — »memento mori.«

„Dir könnte ein ſolch ernſter Gedanke nicht ſchaden," erwiederte der Bildhauer; „ich will Dir ‚memento mori' überſetzen, da Du kein Latein verſtehſt:

‚Ach, wie bald, ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt!'

und das geht ſpeciell auf Dich, der Du ein ſo ſchöner Kerl biſt — ja, blinzle nur nach dem Spiegel!"

„Knorz — hat — ſeine — Ge—liebte auch dro—ben in der — Schub—lade — neben — dem Brod — liegen."

„Dummer Kerl!"

„Haſt Du nicht — einen — Todten—kopf — in der Schub—lade — neben — dem Brod — liegen?" wiederholte van der Maaßen mit einer Stimme, die häufig von ſehr bezeichnenden Naturlauten unterbrochen wurde.

Daß Knorz allerdings in ſeiner Schublade einen Todtenkopf liegen hatte, war eine Thatſache, welche die meiſten ſeiner Bekannten wußten; doch hörte er nicht gern davon reden, indem die Erwähnung dieſes Factums ſchon einmal zu einem ſehr ernſten Streite Veranlaſſung gegeben hatte, weil ein indiscreter Kerl behauptete, dies ſei der Kopf zu dem Modell, das Knorz umgebracht, und Knorz trinke zur Sühne ſeinen Kaffee daraus.

Walter, bei dem der ſtarke Punſch noch am wenigſten ſeine Wirkung gethan und der einen Streit fürchtete, ſchlug mit der Hand auf den Tiſch, indem er van der Maaßen zurief: „Bekümmere Dich um Deinen eigenen Dickſchädel — das ſage ich Dir, wenn Du noch ein Wort ſprichſt, das mir mißfällt, ſo ſetze ich Dich an die Luft!"

ſehen. Die Halsbinde war ſtrickähnlich aus einem bunten Cattuntuche zuſammengedreht, und auf dem ungekämmten Haar ſaß eine verwelkte Mütze. Die Sprache des Individuums, tief und heiſer, paßte zu dem Anzug, eben ſo ſeine Manieren und Reden, welche letztere nicht ohne Humor waren, und wenn man alles das zuſammen nahm, ſo war man feſt überzeugt, daß man es mit einem ausgemacht ſchlechten Kerl zu thun hatte.

Der Steinmann that jetzt einen großen Zug aus ſeinem Weinglaſe und ſagte: „Ihr wißt ganz gut, daß ich mich durchaus in keine Geſchichten einlaſſen kann, die nur einigermaßen öffentlich betrieben werden, in Geſchäfte, bei denen man zulangen muß, wo es gilt, ſich ſelbſt und ſeinen guten Namen auf's Spiel zu ſetzen; ich bin das mir ſelbſt und meiner Stellung ſchuldig, alſo kein Wort mehr davon!“

Der Andere lächelte, und während er in den entfernteſten Winkel des Zimmers zu ſchauen ſchien, ſind wir bei der Conſtruktion ſeiner Augen überzeugt, daß er dem Steinmann feſt in's Geſicht blickte. „Ihr habt es eigentlich ſehr angenehm, Gevatter,“ ſagte er alsdann: „Ihr tragt Eure Haut niemals zu Markt, geht bei irgend einem Geſchäft in den angränzenden Straßen ſpazieren und ſeid eben ſo bereitwillig, das Gewonnene mit uns zu theilen, als uns feſtzunehmen, ſobald einmal die Geſchichte fehlſchlüge.“

„Dummheiten!“ brummte der Steinmann. „Soll Euch vielleicht einer von der Polizei die Leiter halten, oder arbeite ich nicht außerordentlich für Euch, indem ich mich Abends vor den Häuſern ſehen laſſe und die Leute alsdann glauben, ſie könnten ruhig ſchlafen? — Laßt das dumme Geſchwätz ſein und ſagt mir lieber, ob Ihr was erdacht habt, wie wir jenen Hallunken faſſen können, den Hofkutſcher, den miſerablen Lumy, der mich einen räudigen, abgeſchlagenen alten Hund genannt; ja einen Auf-

„Du — mich?“ .

„Ja, ich Dich — und bläue Dich vorher noch durch, um Dich Lebensart zu lehren! Iſt das eine Art, Jemanden unangenehme Dinge zu ſagen, deſſen Punſch man getrunken? O, van der Maaßen, Du biſt doch ſonſt ein halbwegs anſtändiger Kerl, daß ich das von Dir nicht erwartet!“

„Ich auch nicht, van der Maaßen,“ ſtimmte Rüding bei, indem er ſich gewaltig zu einem ernſten Tone zwang.

„Und ich nicht,“ ſagte Rodenberg, während er mit der Hand über die Augen fuhr, als unterdrückte er eine Thräne.

Alle wußten, wie leicht es zu machen war, daß des dicken van der Maaßen heitere Laune in tiefe Wehmuth überſchlug, was äußerſt komiſch anzuſehen war, und in der That, als nun Walter mit einem langen Seufzer ſeinen Kopf auf die Hand ſtützte und vor ſich niederſchaute, blickte van der Maaßen tief bewegt um ſich her, ſeine Augen fingen an zu zwinkern, ſein breites Maul verzog ſich, und dann brach er in ein ſo klägliches Weinen aus, daß man kaum im Stande war, ſeine hervorgeſchluchzten Worte zu verſtehen: „Ich hätte — Knorz — beleidigen wollen, — meinen lieben — guten — Knorz, — meinen theuren Knorz? — Knorz, der — für uns das — Krokodil mitgebracht? — Nein, den — Spezerei — händler, — der für uns den — Punſch . . . . — o, Knorz — wenn ich es — gethan habe, — ſo will ich Dich um — Verzeihung bitten — und Dich — zur Verſöhnung — küſſen!“

Und damit wollte der dicke, ungeſchlachte van der Maaßen über den armen, mageren Knorz herfallen, der ſeine Pfeife mit dem Todtenkopfe zur Abwehr vor ſich hinhielt, während Rüding von hinten den Rock van der Maaßen's ergriff, leider aber ſo kräftig daran zog, daß ihm einer der Schöße deſſelben in der Hand blieb, den er nun mit großer Geiſtesgegenwart in das Barett des dicken Künſtlers fallen ließ und ihn hierauf an den Schultern auf ſeinen Stuhl zurückdrückte. Alsdann ſagte er, mühſam das Lachen

verbeißend: „Laß es gut ſein, van der Maaßen, Du biſt ein ganz vortrefflicher Kerl, wenn Du nüchtern biſt, und da Du morgen früh wieder nüchtern ſein wirſt, ſo verzweifeln wir nicht an Deiner Beſſerung; gib Dich damit zufrieden, und Du, Knorr, reich' ihm die Hand — ſo, jetzt wollen wir eins ſingen — was meinſt Du, Walter?"

„Gewiß," ſagte dieſer und begann:

„Brüder, zu den feſtlichen Gelagen
Hat ein guter Gott uns hier vereint."

Mit lauter Stimme und in heiterer Laune ſangen Alle mit, van der Maaßen ausgenommen, der mit einer Miene, als handle es ſich um einen Trauergeſang in Moll, dazwiſchen intonirte und deſſen Thränen ſtets wieder auf's neue floſſen, ſo oft er zu Knorr hinüberſah, und als es nun weiter hieß:

„Allen Sorgen laßt uns jetzt entſagen,
Trinken mit dem Freund, der's redlich meint" —

erhob er ſich ſchwankend, nahm ſein halbvolles Glas und nöthigte Knorr, mit ihm anzuſtoßen, worauf er es austrank, es ſeufzend auf den Tiſch niederſtellte und dann mit der rechten Hand nach ſeinem Barette umhertaſtete.

Rüding hob ihm ſeine Kopfbedeckung nicht nur auf, ſondern gab ihm ſeine Mappe in die Hand, indem er ſagte: „Du haſt doch ein gutes Gemüth, van der Maaßen," ſetzte er ihm das Barett mit dem abgeriſſenen Rockſchooße ſo auf, daß ein großer Theil des letzteren hinten herabhing, was ſeinem Kopfe ein ſehr komiſches Anſehen gab, da auch ſeine Naſe unterdeſſen durch die Berührung mit dem Pumpenſchwengel ſtark aufgelaufen war, daß ſämmtliche Anweſende in ein unauslöſchliches Gelächter ausbrachen. Selbſt der Betreffende vergaß ſeiner Wehmuth und lachte mit, als er nun gegen die Thüre ſchlich, und lachte noch auf der Hausflur, ja,

Rüding, der ihm nacheilte und ihm gute Nacht wünschte, hörte ihn noch auf der Treppe lachen, dann zwischen den leeren Fässern des stets offenen Thorweges hin und her poltern und meldete endlich, zurückkommend, van der Maaßen sei glücklich und sehr heiter auf die Straße gelangt.

Bis der Punsch zu Ende war, sangen die Beisammensitzenden das erwähnte Lied, konnten es aber nicht vollenden, da sie sich in den einzelnen Versen verwirrten und es häufig vorkam, daß Jeder, wie zu seinem eigenen Privatvergnügen, einen Vers für sich anfing, welcher Sang zuletzt in einen sehr unharmonischen Canon ausartete.

Dabei war das Licht herabgebrannt und flackerte alsdann, die Papier-Manchette ergreifend, nochmals hoch auf.

„Hurrah hoch! Feuerwerk!" schrie Walter bei diesem Anblicke — „Hurrah hoch!" stimmten die Anderen ein, und als jetzt der glimmende Docht zischend in der Flasche verschwand, neigten sich die Köpfe von zweien der Trinker auf die Tischplatte herab, wogegen sich Knorr mit stieren Augen langsam wie ein Gespenst erhob und zum Zimmer hinauswankte, sanft geleitet von Rodenberg, der, als mäßiger Trinker, vollkommen bei Bewußtsein geblieben war.

Draußen durch die laue Sommernacht zitterten die Schläge der Thurmglocken — es war drei Uhr Morgens.

IV.

„Im Wald und auf der Haide.“

Wir wiſſen nicht, ob jedem unſerer geneigten Leſer ein Seelenzuſtand bekannt iſt, der Katzenjammer heißt — daß wir mit dieſem Kapitelanfang nicht unſere verehrten Leſerinnen anreden, davon bitten wir dieſelben, geneigteſt Notiz zu nehmen. — Es iſt dieß ein Zuſtand, ſchlimmer als Alpdrücken, herabſtimmender als ein ſchlechtes Gewiſſen. Man nennt dieſes Leiden auch Haarweh, weil außer gänzlich abgeſpannten Nerven, ſchmerzenden Gliedern, einem rebelliſchen Magen jedes Haar auf dem Kopfe ſeinen eigenthümlichen, ganz beſonderen Schmerz hat. Und doch ſind alle dieſe körperlichen Leiden nur Spielerei zu nennen gegen die Qualen unſeres Geiſtes, gegen die moraliſche Vernichtung, die uns überfällt, wenn wir mit gläſernem Blicke, trockener Zunge und matten Gliedern dem Tage in ſein ſchönes Antlitz ſchauen, welcher auf eine Nacht folgt, wie die von uns im vorigen Kapitel beſchriebene. Wir hören unabläſſig fernes Glockengeläute oder das Rauſchen und Brauſen des Meeres und haben dabei das entſetzliche Gefühl, als ſei der obere Theil unſeres Kopfes ein Schieferdach, welches in der Ausbeſſerung begriffen iſt und auf welchem fort und fort gehämmert und geklopft wird.

„O, laß mich nicht ſo lange leiden,“ ſeufzte Rüding in ſeinem

Bette, in welchem er ſich mühſam von einer Seite auf die andere warf: ihm träumte, er ſei unter Mörder gefallen, und fühlte, wie die Hand eines dieſer Kannibalen ihn an der Kehle faßte.

Darauf aber lachte dieſer Kannibale und verließ das Lager des Unglücklichen, um gleich darauf mit einem Schnupftuche zurückzukehren, das er ins Waſſer getaucht hatte und ihm auf die brennende Stirn legte.

„Mein lieber Rüding!“ ſagte er alsdann, als dieſer die Augen aufſchlug und wirr um ſich ſchaute.

„Ah, Du biſt es, Rodenberg; Gott der Gerechte, wie elend fühle ich mich!“

„Das macht der ſtarke Punſch von geſtern Abend, guter Eduard,“ erwiederte der junge Maler mit ſanfter Stimme.

„Ich glaube, Knorz hat uns vergiftet,“ ſeufzte der Andere — „aber warum weckſt Du mich eigentlich?“ fuhr er, ihn mit ſeinem glanzloſen Auge betrachtend, fort — „und wie Du ſo friſch ausſiehſt — haſt Du denn ſchon ausgeſchlafen?“

„Vollkommen, obgleich es noch ſehr früh iſt.“

„Früh? Gott ſei Dank, daß es noch früh iſt, da kann ich noch lange ſchlafen — wie viel Uhr haben wir denn?“

„Es iſt gleich ſechs Uhr.“

„Und da weckſt Du mich? — Ungeheuer!“ fuhr der Andere ſehr verdrießlich fort, welche verdrießliche Miene ſich zu einem gehäſſigen Ausdrucke ſteigerte, als er den Anderen ſo friſch, ja förmlich vor Heiterkeit ſtrahlend vor ſich ſtehen ſah. „Du biſt doch einer der perfideſten Kerle, die ich kenne — nimmt ſich in Acht, während die Anderen ſich beſaufen, und kommt alsdann und weckt einen vor ſechs Uhr — iſt das nicht unverantwortlich?“

„Es muß Dir allerdings ſo ſcheinen, guter Eduard,“ erwiederte Rodenberg mit dem ſanfteſten Tone, den er anzunehmen vermochte, „doch es hat ſeine Gründe — ſiehſt Du, ganz gewichtige Gründe — ſchau mich einmal an!“

„Und was werde ich Beſonderes an Dir entdecken?“

„Schau mich nur an!“

Der ſanfte Eduard ſtrich ſeine langen Haare aus dem Geſichte, welche gegenüber ſeinen Locken von geſtern heute eine verdächtige Schlaffheit zeigten, dann riß er die matten Augen auf und gab mißmuthig zur Antwort: „Nun, was ſoll ich an Dir ſehen? Du haſt Deine grauen Reithoſen an und Deine hohen, lackirten Stiefel — ach,“ ſeufzte er aus tiefſtem Herzensgrunde, indem er ſeinen müden Kopf in die Kiſſen zurückfallen ließ, „mir iſt es gerade zu Muthe wie Reithoſen anziehen und lackirte Stiefel — o, hole mir ein Glas friſches Waſſer!“

„Gleich, guter Eduard, kalt vom Brunnen weg; aber vorher muß ich Dich um etwas bitten.“

„Du mich um etwas bitten?“ gab Rüding zur Antwort, indem er ſich mit mißtrauiſcher Miene anſchickte, das Geſicht gegen die Wand zu drehen; „ich habe kein Geld, das weißt Du.“

„Ich will auch kein Geld von Dir.“

„Nun, was willſt Du denn, langweiliger Kerl?“

„Nun, guter Eduard, es freut mich, daß Du meine grauen Reithoſen und meine lackirten Stiefel geſehen haſt: man muß zugeſtehen, ſie ſitzen mir ganz vortrefflich. Hier iſt aber auch etwas,“ fuhr er wohlgefällig fort, indem er ſich auf den Schenkel klopfte, „und alſo wäre für unten geſorgt; aber oben fehlt es mir noch, und da dachte ich, Du könnteſt ſo gut ſein und mir die weiße Weſte und den braunen Frack leihen, den Du von dem Engländer, deſſen Portrait Du malſt, da haſt — er iſt abgereist und kommt erſt in einigen Tagen wieder — willſt Du, guter Eduard?“

Lange erfolgte keine Antwort, und Rodenberg war ſchon im Begriffe, ſeinen Freund am Arme zu faſſen und wieder aufzurütteln, als dieſer den Kopf umwandte und mit halbgeſchloſſenen Augen ſagte: „Wie darf ich das thun? Es wäre ein großes Unrecht von mir, und ich würde es Dir auch nimmermehr erlauben,

wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Du mich ſo lange plagen würdeſt, bis ich Ja ſage, und ich bin heute Morgen nichts wie ein armer, elender, hülfloſer Menſch!“

„Allerdings habe ich mir vorgenommen, Dich zu plagen, bis Du Ja ſagſt, denn ich muß den Frack haben, um anſtändig auszuſchauen auf dem Rappen des Rittmeiſters von Strachwitz, der ihn mir nach ſechs Uhr ſchickt, damit ich ihn im Freien probiren kann.“

„Das geht mich eigentlich alles nichts an.“

„Mache nicht ſo viele Worte, guter Eduard, und ſage mir, wo der Frack liegt.“

„Ich habe meine Bedingungen — o Gott, das verfluchte Kopfweh!“

„Was für Bedingungen?“

„Du gibſt mir Dein Ehrenwort,“ ſagte der im Bette mit matter Stimme, „daß Du die Wahrheit geſprochen und nicht daran denkſt, den Frack und die Weſte irgendwo zu verſetzen.“

„Darauf haſt Du mein Ehrenwort, und ich ſchwöre es Dir extra noch bei dem heiligen Kurzholz — wo iſt der Frack?“

„Du ſollſt ihn haben, Plagegeiſt, aber vorher holſt Du mir friſches Waſſer und machſt das Zimmer ſo dunkel als möglich — wie mir das Licht weh thut, ich glaube wahrhaftig, dieſer miſerable Knorr hat mich vergiftet!“

„Kindereien, der Punſch war nur ein wenig ſtark,“ entgegnete der Andere, indem er aus den Ecken des Zimmers zwei lebensgroße Portraits herbeitrug und ſie vor die beiden Fenſter ſtellte: es war das des vorhin erwähnten Engländers und das einer alten, vollbuſigen Dame in brennend rothem, ſeidenen Kleide, die einen [illegible] Shawl auf ſo unnatürliche Weiſe umgeſchlungen hatte, daß er herabgefallen wäre, wenn man nicht hätte annehmen dürfen, er ſei hinten auf einem unausſprechlichen Theile ihres Körpers mit einer ſoliden Nadel befeſtigt. Hierauf holte er Waſſer am Brunnen,

ſo friſch und kühl, daß das Glas förmlich anlief, und erquickte ſeinen Freund damit, indem er ihn nicht nur ſanft aufrichtete, ſondern auch den Kopf auf die ſchonendſte Weiſe unterſtützte.

„Und nun, lieber Eduard, wo iſt der Frack?“

Der Leidende zog einen Schlüſſel unter dem Kopfkiſſen hervor und ſagte: „Da, in der mittlern Schublade — aber, nicht wahr, Du ruinirſt nichts daran?“

„Gott ſoll mich bewahren, ich werde als Cavalier reiten und einen ganz kurioſen Schlagſchatten werfen, darauf kannſt Du Dich verlaſſen; brauchſt Du ſonſt noch was?“

„Nichts, als daß Du mich jetzt in Ruhe läßt — ach, wenn mich nur Niemand mehr ſtört!“

„Ich werde auf die Stubenthür ſchreiben: ‚Hier ſind die Blattern ausgebrochen!‘ dann kommt gewiß Niemand herein.“

Ein tiefer Seufzer war alles, was Rüding zur Antwort gab, der ſein Geſicht gegen die Wand gekehrt und ſeinen Kopf förmlich in die Kiſſen eingebohrt hatte.

Nachdem Rodenberg den Frack und die Weſte gefunden, ſchlich er auf den Zehen aus dem Zimmer und legte einen Beſen, den er draußen vorfand, quer vor die Thür, wobei er zu ſich ſelbſt ſagte: „Das gibt Jedem, der eintreten will, zu denken!“ Dann ging er in ſein Zimmer und athmete hier bei geöffnetem Fenſter, welches die erquickende, kühle Morgenluft einließ, tief auf. Seine übrige Toilette war bald gemacht, ſein lockiges Haar hatte er famos geſcheitelt, ſeinen Bart leicht gekräuſelt, und als er nun die weiße Weſte anlegte und den braunen Reitfrack, der ihm wie angegoſſen ſtand, da bot er eine ſo elegante, ja vornehme Erſcheinung, wie ein junger Mann aus dem beſten Hauſe und mit den beſten Manieren der großen Welt.

Rodenberg war auch von ſehr guter Herkunft: ſein verſtorbener Vater hatte ein ſchönes Gut beſeſſen, aber leider fand es ſich ſo verſchuldet, daß die Vormünder des einzigen Sohnes, unſeres

Arthurs, aus der Liquidation, welche nothwendig erfolgte nach dem Tode des Vaters — seine Mutter war längst gestorben — nur eben so viel zu retten vermochten, um dem damals achtzehnjährigen jungen Menschen für einige Jahre eine sehr bescheidene Rente zu verschaffen. Arthur hatte von reellen Kenntnissen nur das erworben, was er beim Unterrichte in der Dorfschule und durch Privatstunden bei dem Pfarrer gelernt, wobei er es aber trotz seines vortrefflichen Kopfes nur in Sprachen, Französisch und Englisch, zu etwas gebracht hatte; glänzend dagegen waren seine Kenntnisse in allem dem, was hohe und niedere Jagd betraf und die edle Kunst des Reitens. Neben diesen noblen Passionen hatte er schon als Knabe mit außerordentlichem Geschicke gezeichnet, und dies brachte seine Vormünder, zu denen auch der Pfarrer des Orts gehörte, auf den Gedanken, Arthur Maler werden zu lassen, womit sich der junge Rodenberg einverstanden erklärte und die Akademiestadt bezog.

Als guter Kamerad hatte der junge Maler heute Morgen auch schon nach Walter gesehen und ihn in einem ähnlichen Zustande wie Rüding gefunden, nur daß dieser, wie wir wissen, melancholischen Gemüthes war, während sich der Andere in der Laune eines angeschossenen Tigers auf seinem Bette herumwälzte; auch hatte Arthur Knorz besucht, der eine Treppe höher wohnte, ohne bei diesem Besuche einen Nebenzweck zu verfolgen. Knorz, ein fleißiger und geordneter Mann, war stets mit Geld versehen und machte den Banquier seiner Freunde, vorausgesetzt, daß er es mit Jemandem zu thun hatte, der pünktlich wiederbezahlte, was Rodenberg stets gethan, um sich diese angenehme Quelle hell und flüssig zu erhalten. Knorz saß auf seiner Kommode, zwischen seinen Beinen die halb herausgezogene obere Schublade, aus welcher er frühstückte: schwarzes Brod und ein wenig Butter, während ein Glas Wasser neben ihm stand, in dieser Schublade lag auch der Todtenkopf, von dem van der Maaßen gesprochen.

„Was machen die beiden Kerls da unten?“ fragte der Holz-

ſchnitzer, indem er mit der Spitze ſeines Brodmeſſers auf den Fußboden wies. „Sind ſie todt?“

„Daran fehlt nicht viel,“ antwortete Rodenberg. „Rüding iſt wie ein Pfenniglicht, die Zugluft des Schlüſſelloches könnte ihn ausblaſen. Wie geht es denn Dir, Knorz?“ fragte er mit einem leiſen, forſchenden Lächeln auf den Lippen.

„O, nicht ſchlecht, obgleich ich auch mein redlich Theil getrunken habe — aber was willſt denn Du ſchon ſo früh hier? Du ſiehſt ja aus, als ob Du auf die Brautſchau wollteſt!“

„Das weniger, ich will das Pferd probiren, das ich bei dem Feſte reiten ſoll; Rittmeiſter von Strachwitz leiht es mir, und ſo habe ich dafür — keine Miethe zu bezahlen, aber ſonſt — Unkoſten genug; der Henker weiß, wo das Geld hinkommt, kaum hat man fünf Thaler gewechſelt, ſo ſind ſie wie weggeblaſen.“

„Ah, ſo,“ machte Knorz.

„Ja wohl, lieber Knorz, ſo iſt es; ich brauche nicht viel, nur ſo ein zwanzig Silbergroſchen auf einige Tage — willſt Du ſo gut ſein?“

„Warum das nicht, es kann ſogar ein Thaler ſein.“

„Gut denn — aber hebe mir die zehn Silbergroſchen auf, bis ich zurückkomme; der Menſch iſt ſchwach, und ich bin am ſchwächſten, wenn ich Geld im Beutel habe — wahrhaftig, da kommen ſchon meine Pferde — nun gib Acht, Knorz, Du ſollſt mich abreiten ſehen.“

Damit ſchüttelte er die dargereichte Hand des Bildſchnitzers und eilte hinab, um ſeinen Anzug durch einen kleinen grauen Hut zu vervollſtändigen, unter deſſen breitem Rande ſeine üppigen, blondgelockten Haare hervorquollen. Ueberhaupt war der ganze junge Mann eine angenehme herrliche Erſcheinung, werth manches Blickes aus ſchönen, wenigſtens aus verliebten Mädchenaugen, die hinter den herabgelaſſenen Gardinen nach ihm ſchauten, während er mit leichter Hand die Zügel ordnete, ſich alsdann eben ſo ge-

paſſer hat er mich genannt, einen Spion, und Gott vergeſſe mich, wenn ich ihm das vergeſſe!“ — Der Stadtſoldat ſpuckte vor Wuth heftig auf den Boden und ballte ingrimmig die Fäuſte.

„Das Beſte wäre,“ meinte der Andere, „wenn wir ihm Abends einmal aufpaßten, unſer vier, fünf, in der Dunkelheit, und ſchlügen ihm ein paar Knochen an ſeinem Leibe entzwei, — was meint Ihr dazu, Gevatter?“

„Schlechte Ideen, miſerable Ideen!“ brummte der Steinmann: „was habt Ihr davon, was hat er davon? Ich ſetze den Fall, Ihr ſchlagt ihm wirklich ein paar Knochen entzwei, ſo koſtet das Euch ebenfalls ein paar Naſen und ein halb Dutzend Zähne; denn der Kerl iſt ſtark und läßt nicht mit ſich ſpaßen; vielleicht erkennt er einen von Euch und verklagt ihn, und dann habt Ihr die Beſcheerung — und was ſchaden ihm die genoſſenen Prügel? — Er legt ſich vier Wochen lang auf die faule Haut, läßt ſich kuriren und iſt nachher eben ſo wohl daran, wie früher — nein, wir müſſen ihn tiefer faſſen.“

„Ich kenne ſeinen Schatz,“ ſagte der Andere nach einer Pauſe, „ein ſehr ſauberes Mädel, aber dumm, ſie will brav bleiben und keine Liebſchaften anfangen, und könnte welche haben, die ihr viel eintrügen; ſollen wir der einmal einen Streich ſpielen, ſie ins Gerede bringen? Die alte Müllere wird ſich ein Vergnügen daraus machen — der hochmüthige Fratz hat ſie ein paar Mal ablaufen laſſen.“

„Nebenbei könnte das nichts ſchaden,“ entgegnete nachdenklich der Steinmann; „doch wegen der Hauptſache, da muß man das anders anfaſſen, wir müſſen ihm etwas zurecht machen, daß er im Dienſt einen großen Fehler macht, wo möglich ein Unglück anrichtet und ſo ſeine Stelle verliert, wenigſtens vom Hofkutſcher begrabirt wird; — o, wenn ich die Freude erleben

wandt wie zierlich in den Sattel ſchwang und hierauf den tollen, feurigen Rappen, den er wohl kannte, mit einer leichten Schraubung ſeiner ſtarken linken Hand zurückhielt, daß er knirſchend in die Zügel ſchäumte und mit ſeinem ſchönen Reiter leicht tänzelnd über das Pflaſter davon ſchritt.

Der Huſar, welcher die Pferde gebracht, ritt in angemeſſener Entfernung hinter ihm drein.

Rodenberg hatte zwanzig Silbergroſchen in der Taſche, weßhalb er begreiflicher Weiſe darüber nachdachte, wie dieſe beiden Dinge in Einklang zu bringen ſeien; er wußte einen köſtlichen Ort, eine Terraſſe, hoch über dem Rheine gelegen, mit einer Veranda, die von Rebenlaub überſponnen war. Dorthin ritt er, und zwar, ſobald er das Pflaſter hinter ſich hatte, in kurzem Galopp; der Huſar wurde angewieſen, ſich einen Schnaps geben zu laſſen, während der Herr Baron oben auf der Terraſſe frühſtückte.

Das machte zehn Silbergroſchen, worauf der junge Maler ein Fünfgroſchenſtück als Trinkgeld für den Huſaren in die linke Seitentaſche ſteckte, ſich alsdann von dem Kellner des Kaffeehauſes zwei der feinſten Cigarren à zwei und einen halben Silbergroſchen kaufte und nun, aller ferneren Anfechtungen ledig, davon ritt.

Es war ein wunderbar ſchöner, prachtvoller Frühlingsmorgen: der tiefblaue Himmel ſchien ſich mit wahrer Begeiſterung über die ſonnenbeglänzte Erde auszuſpannen, und dieſe großmüthige Sonne trieb eine wahre Verſchwendung in Gold und Brillanten: Wie glänzten die letzteren zu Millionen an den Büſchen und auf dem Graſe, eigentlich nur Thautropfen, aber wie Arthur in ſeiner glückſeligen Laune, ſo wollen auch wir uns bemühen, dieſes alles für wirkliches Gold, für ächte Steine zu halten!

Wie ſog er in tiefen Zügen die friſche, kühle Morgenluft ein, wenn er an die dunſtigen Räume dachte, die er ſo eben verlaſſen, und wie heiter lächelte er an den Himmel hinauf, wenn ihm jetzt der arme Rüding einfiel, auf den weder Sonne noch Licht nieder-

ſchien und der, wenn er ſich ſeufzend umwandte, nicht friſche, grüne Sträucher und Bäume, nicht blühende Blumen ſah, ſondern in die langweiligen, gemalten Züge des ſteifen Engländers und der dicken Frau im rothen Kleide — letztere allein wäre ſchon im Stande geweſen, bei ihm Alpdrücken hervorzurufen!

Und jetzt fühlte ſich Arthur ſo froh, ſo friſch, ſo frei: der muntere Rappe unter ihm ſchüttelte ungeduldig mit dem Kopfe und ſchien ſich nur ungern den Zügel gefallen zu laſſen; er folgte der geringſten Bewegung, dem unbedeutendſten Drucke der Wade und galoppirte und courbettirte mit ſeinem gewandten Reiter dahin, daß es für beide wie für die ihnen Begegnenden eine wahre Freude war.

Der junge Maler war ſo luſtig, ja in gutem Sinne übermüthig geſtimmt, daß er ſich gern ſelbſt auf die Backen geklopft und zu ſich geſprochen hätte: ‚Der glückliche Seelenzuſtand von heute Morgen iſt die Belohnung dafür, daß Du Dich geſtern Abend ſo gut aufgeführt; lebe ſo fort, mein Sohn, mein braver, hübſcher, guter Arthur, und es ſoll Dir an meiner ganz beſondern Achtung niemals fehlen!‘

Dabei war es in der That ſchade, daß ſeine ganze glänzende Erſcheinung ſo gar nicht benutzt wurde, um ein Mädchenherz zu erobern, zu entzücken oder in Betrübniß zu ſetzen, wußte er doch kein Fenſter, wohin er mit beſonderem Intereſſe geblickt! So war es ihm denn eigentlich ganz erwünſcht, als er nun die Straßen der Stadt hinter ſich ließ und auf die breite Chauſſee einbog, welche nach den nicht zu fernen Bergen führte — dem Ziele ſeines heutigen Rittes, jenen maleriſch geformten, mit grünen Waldungen bedeckten Bergen, wo in einigen Tagen das Künſtlerfeſt abgehalten werden ſollte.

In dieſem Augenblicke galoppirte der Huſar an ihn heran und rief ihm zu: „Dort, auf unſerer linken Seite, kommt die Schwadron des Herrn Rittmeiſters von Strachwitz; ſie ſind ſchon

um fünf Uhr zum Exerciren ausgerückt; wenn Sie etwas langsamer reiten, so treffen wir da vorn, wo sich die Straßen kreuzen, mit dem Herrn Rittmeister zusammen."

Und sie trafen dort zusammen, nachdem der Baron von Strachwitz schon von Weitem dem jungen Reiter freundlich zugewinkt und ihm mit einer wahren Löwenstimme zugeschrieen: „Famos! Wie sich der Rappe unter dem Sattel macht — ein capitales Pferd — famos!"

Jetzt waren sie dicht bei einander; die Schwadron hielt, und der Baron von Strachwitz mit seinem Premier-Lieutenant und einem Herrn in Civil galoppirte heran, und Rodenberg lancirte auf eine bewunderungswürdige Art vorüber, wandte alsdann um und setzte auf den ganz besonderen Wunsch des Eigenthümers des Pferdes über den breiten Straßengraben hin und wieder zurück.

„Nicht wahr, ein famoses Pferd?" fragte der Rittmeister von Strachwitz.

„Ein capitales Thier!" betheuerte der Premier-Lieutenant.

Und der Herr in Civil setzte hinzu: „Auf Ehre, superbe, räuberhaft schön — trichinenhaft!"

Damit trennten sich die Betheiligten, und Rodenberg bemerkte jetzt erst, daß außer den eben erwähnten auch noch andere Zuschauer seine Reiterkunststückchen mit angesehen: es waren dies ein Herr und eine Dame in einem eleganten Wagen, die vielleicht hundert Schritte vor ihm auf der Landstraße hielten und sich gegen ihn umgewandt hatten. Sobald sie nun den Reiter in langsamer Gangart gegen sich herankommen sahen, verschwanden beide im Fond des Wagens und ihr Kutscher ließ seine Pferde davontraben.

Rodenberg hatte mit seinem scharfen Auge bemerkt, daß die Dame jung war, auch schön, hoffte er, und da er nicht der Mann war, eine junge und schöne Dame nur aus der Ferne zu betrachten, wenn es in seiner Möglichkeit lag, ihr näher zu kommen, so setzte er seinen unruhig gewordenen Rappen in einen lebhaften Jagd-

galopp, parirte ihn ein wenig durch eine kaum sichtbare Handbewegung, als er nun neben dem Wagen war, und schaute die Beiden an.

Der Herr war ein älterer Mann mit einem hageren Gesichte von auffallender, südlicher Färbung, mit einem schwarzen, gerade hinausstehenden Schnurrbarte und einem langen Knebelbarte. Dazu hatte er große, dunkle, unruhige Augen, die er aber ohne einen freundlichen Ausdruck auf Rodenberg heftete.

Das sah Arthur aber nur, indem sein Blick flüchtig über den Alten herstreifte, um desto länger, ja, so lange es ihm nur immer möglich war, auf der jungen Dame haften zu bleiben.

Ah, sie war schön — sie war eine Fremde — und doch war sie ihm bekannt.

Er hatte dieselben feinen, edlen Züge schon gesehen; diesen wunderbaren, marmorgleichen Teint, die zarten, ein wenig lächelnden Lippen, die glänzenden Augen, deren Lider schläfrig, wie halb geschlossen erschienen, und zwischen denen hervor es doch blitzte und funkelte.

Ja, er hatte dieses Gesicht schon gesehen oder doch wenigstens ein demselben sehr ähnliches, nur daß sich jenes zu diesem verhielt wie ein schönes Bild mit etwas kaltem Ausdrucke zum lebensfrischen Original.

Und dieses Original hier zeigte, wie es so bequem, ja, man hätte sagen können, mit einer göttlichen Faulheit in seinem Wagen lag, so prachtvolle, weiche, angenehme, runde Formen — und welch zierliche Hände: sie hatte sie auf ihren Schooß zusammengelegt, und ihre kleinen Finger hielten einen riesigen Rosenstrauß; jetzt erhob sie ihre Rechte und grüßte mit einer kleinen Bewegung derselben, als der junge Mann, von ihrem Anblicke hingerissen, im Vorbeireiten seinen Hut zog und sich tief und achtungsvoll gegen die Beiden verbeugte. Dabei hatte sie ein wenig gelächelt — ach, und das war ein Lächeln, so reizend, wie Arthur nie etwas Aehn-

liches geſehen! Ihre großen, dunkeln Augen hatten ihn eine Sekunde lang angeblickt, und dabei hatte ſie ihre Lippen geöffnet — nein, geöffnet iſt nicht das richtige Wort, ſetzen wir mit den Gedanken des jungen Mannes hinzu —, dieſer wunderbare Mund war ihm in dieſem Augenblicke erſchienen, wie eine Roſenknospe, die plötzlich aufſpringt, ſinnverwirrenden Duft rings um ſich her verbreitend.

Die Straße führte hier glücklicherweiſe etwas aufwärts und trat zugleich in den Wald ein; Arthur konnte ſo, ohne ſich gerade auffallend zu benehmen, ſein Pferd im Schritte gehen laſſen, auch ſeinen Hut abnehmen, um ſeine heiße Stirn im Schatten der alten Bäume zu erfriſchen: er that das auch und dann ritt er auf der linken Seite des Weges hart am Chauſſeegraben, um dem nachrollenden Wagen Gelegenheit zu geben, an ihm vorbeifahren zu können.

Dieſes Manöver ging auch ganz glücklich von Statten: er hörte die Equipage herankommen, er wandte ſein Pferd etwas gegen die Straße, er ließ es ein wenig ſteigen, während er abermals grüßte, ließ es hierauf in zwei wilden Sätzen den Wagen überholen und bog dann links ab in den Wald hinein mit einem tollen Sprunge über den breiten Graben — der Huſar mochte ſehen, wie er nachkommen konnte.

Hatte er nicht in dieſem Augenblicke einen kleinen Aufſchrei vernommen, hatte ſich die ſchöne junge Dame nicht haſtig aufgerichtet und raſch gegen den Rand des Wagens geworfen, um ihm beſſer nachblicken zu können — gewiß, er war überzeugt, daß ſie es gethan; ſehen konnte er freilich nichts davon, da es doch gar zu affectirt geweſen wäre, wenn er ſich mitten im Sprunge umgewendet hätte.

Daß ihm aber die junge Dame nachgeblickt, das beſtätigte der brave Huſar, der ein paar Sekunden ſpäter nachkam.

Wie war es ſo friſch und duftig im ſchönen, grünen Walde,

wie ritt es ſich ſo herrlich auf dem weichen Moosboden, und ſein Auge als Künſtler — wie fand es volle Befriedigung beim Anblicke der maleriſchen, knorrigen, alten Baumſtämme, beim Lichte und Schatten in den Laubmaſſen, bei dem goldenen Reflexe, den der Strahl der Sonne hervorbrachte, wo er ſich hier und da in das Dickicht ſtahl, die rieſigen Stämme vergoldend, Lichter und Funken ausſtreuend auf Strauch und Gras!

Arthur ritt auf einem kleinen Fußwege, von dem er wohl wußte, daß er, wie die breite Fahrſtraße, auf denſelben Punkt im Gebirge führe: es war dies eine Höhe mit einem kleinen Schlößchen im mittelalterlichen Style, die Fahnenburg genannt, mit einer herrlichen Ausſicht auf das wellenförmige, mit Wald bedeckte Terrain bis zur Rheinebene hin — und mit einer guten Reſtauration. Als er an letztere dachte, fiel ihm ſeine arge Verſchwendung von heute Morgen ein und er ſeufzte tief. Es war Hundert gegen Eins zu wetten, daß ſich die ſchöne Fremde mit ihrem Begleiter auf der Fahnenburg einfinde und dort oben vom Balkon Ausſicht mit Erdbeeren genoß. Man hatte allerdings das Recht, in die Reſtauration einzutreten, auch ohne etwas zu genießen: er konnte ſich als Abgeſandter der Künſtlergeſellſchaft benehmen und die Lokalitäten einſehen — ſollte doch bei dem Feſte nächſter Woche die Fahnenburg der Tummelplatz eines wilden Kampfes ſein, hielt doch hier der Drache Griesgram die zarte Jungfrau Freude gefangen, welche durch den Prinzen Maiwein befreit und gerettet wurde. Wie hätte er heute Morgen ſo ſchön eine vortreffliche Probe dieſes Feſtſpieles abhalten können — dort oben die zarte, ſüße Freude, von einem Griesgram bewacht, er ein thatendurſtiger, kühn erregter Prinz Maiwein! Er hätte ſie dem Alten abgerungen, er hätte ſie vor ſich auf ſein ſchwarzes Roß genommen und an einen ſtillen, heimlichen Ort gebracht, den er hier in den Bergen wußte, wo ein mooſiger Baumſtamm die ſchönſte Ruhebank bot, über welcher ſich rankendes Epheu und andere Schlingpflanzen auf die natürlichſte

Weiſe als Laubdach wölbten und wo ein murmelnder Quell ſo laut geſchwätzig war, daß er auf angenehme Art die langen Pauſen ausfüllte, die im ſüßen Geplauder wohl zuweilen entſtehen können.

So dachte er und ſo träumte er und hörte endlich wieder das Rollen der Räder und ſah den Wagen, freilich noch fern, durch die Büſche ſchimmern.

Obgleich die Fahnenburg noch hoch über ihm lag, ſo beſchloß er doch, hier eine Zeit lang zu raſten: er ſah den Balkon des Schlößchens, und da er auch ſie ſehen konnte, wenn ſie heraustrat, ſo mußte die junge Dame auch den ſchlanken Reiter entdecken, wenn ſie zufällig abwärts blickte. Er ſtieg von dem Rappen, klopfte ihm ſeinen glatten Hals und gab die Zügel dem Huſaren, der die etwas warmen Thiere in dem kühlen Waldſchatten hin und her führte, dann ſetzte ſich Arthur auf die Wurzeln einer alten Eiche, zog ſein Skizzenbuch aus der Taſche und that, als ob er zeichnete.

Droben hielt nun der Wagen; man konnte deutlich hören, wie die Pferde ſchnaubten und ſich ſchüttelten. Arthur folgte jetzt in Gedanken allem dem, was vor ſich gehen mußte: man öffnete den Schlag des Wagens, ſie ſetzte ihren kleinen Fuß auf den Tritt und ſtützte ſich vielleicht auf den Arm ihres Begleiters, während ſie ausſtieg — ach, dieſer glückliche, beneidenswerthe Begleiter! —, dann trat ſie ins Haus, ging die Treppen hinauf und . . . .

Ja, da trat ſie hinaus auf den Balkon; er meinte, ſie ſagen zu hören: „Wie ſchön der Anblick iſt — a—a—a—ah!“ — Und dann ſog ſie mit einem wonnigen Gefühle die friſche, duftige Waldluft ein.

Arthur freute ſich in der That, daß er jetzt hier unten war und nicht droben, wo er ebenfalls auf den Balkon hinausgetreten wäre, immerhin etwas bewegt, etwas verlegen und ſie begrüßend, wahrſcheinlich mit einer ſehr gewöhnlichen Redensart. Was ſollte er auch oben machen? Saß er hier nicht an einem ſchönen Punkte,

zeichnete er nicht die kleine, ſo maleriſch gelegene Fahnenburg und links an ihr vorbei den abfallenden Bergrücken, in deſſen Einſattlung die Ebene mit dem Rheine erſchien, und ſang er nicht dazu mit ſeiner wohlklingenden, hellen Stimme aus dem bekannten Liede:

„Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar.“

Es iſt dies ein Lied, deſſen ſchöne, jetzt aber ſo ſehr mißbrauchte Weiſe damals von Jedermann geſungen wurde, von Manchem, der oft nicht wußte, was es bedeuten ſollte, daß er gar ſo traurig war, und der ſich wenigſtens einbildete, traurig zu ſein.

Ueber die Blätter ſeines Skizzenbuches aufwärts ſchauend, ſah er, daß ſie jetzt auf die Seite der Altane trat, wo er tief unter ihr auf den Wurzeln der alten Eiche ſaß, daß ſie hinabblickte, vielleicht zu ihm, den ſie wohl wiedererkannte — daß ſie jetzt von dem Balkone verſchwand, wahrſcheinlich, um drinnen Erdbeeren zu frühſtücken.

Ach, wer ſo eine Erdbeere geweſen wäre, oder das Glas, aus dem ſie vielleicht trank, oder der Schemel zu ihren Füßen — junge Künſtler haben häufig dergleichen extravagante Wünſche, die ihnen vielleicht in der Ausführung nicht das Vergnügen verurſachen würden, wie ſie es ſich in ihren Phantaſieen ausgemalt.

Es war eine halbe Stunde vergangen, eine unendlich lange — langweilige halbe Stunde, welche Rodenberg dazu anwendete, die Fahnenburg flüchtig zu ſkizziren und ſich ſo gewaltſam zwang, ſeine Gedanken von der jungen Dame abzulenken, die hoch droben ſaß, gewiß unbewußt, daß er hier unten an ſie dachte.

Da wieherte der Rappe, und der Huſar, leiſe herantretend, meldete: „Der alte Herr und die junge Dame, welche wir im Wagen geſehen, kommen den Fußweg herab und hieher.“

„Meinetwegen," gab Rodenberg mit der unerhörteſten Heuchelei zur Antwort und that, als ob er emſiger zeichnete, aber er fuhr nur mit dem Bleiſtifte in der Luft herum; er ſah weder das Papier ſeines Skizzenbuches, noch die Fahnenburg, er dachte auch in dieſem Augenblicke eigentlich nichts mehr, ſondern ſein ganzes Denken und Fühlen hatte ſich in einem einzigen Sinne vereinigt, dem Gehör — er horchte und vernahm eine tiefe Stimme, die in einer fremden Sprache redete, dann das Geräuſch von Schritten auf Laub und weichem Moos und dann das Rauſchen eines ſeidenen Kleides.

O, es gibt Augenblicke der Spannung, wo uns die wundervollſte Muſik nicht ſo entzückt, als das Rauſchen eines ſeidenen Kleides! Es iſt das ein eigenthümlicher Ton, mit nichts Anderem zu vergleichen; es regt in gewiſſen Augenblicken unſere Nerven auf, es verdunkelt unſern Blick, es macht unſere Hand zittern.

So erging es Arthur, und als er, ſich gewaltſam bezwingend, eine luſtige Melodie pfeifen wollte, machte er die nämliche Erfahrung, wie der wilde Jäger: ſeine geſpitzten Lippen brachten keinen Ton heraus.

Jetzt mußten die Fremden neben ihm ſtehen und jetzt war der Moment, aufzublicken — ja, ſie war es, es war die junge Dame, die er im Wagen geſehen und die jetzt neben ihm ſtand. Sie hatte ihren leichten Strohhut in der Hand, und da ihr Begleiter, der hinter ihr ſtand, ihre ſchwarzſeidene Mantille trug, ſo war jetzt ihre ganze ſchlanke und doch wieder ſo volle Geſtalt ſichtbar. Sie trug ein Kleid von dünner, naturfarbiger Seide; es war eigentlich kein Kleid, ſondern ein Gewand: ein Gewand, wie es die Maler lieben, welches, mit anliegenden Aermeln und einem ſorgfältigen Obertheile, die Körperform gänzlich verhüllt und doch wieder ſo vortheilhaft zeigt.

Sie beugte ſich zu dem jungen Manne herab, blickte ungenirt auf ſein Papier, und ſagte mit einer äußerſt wohlklingenden,

vollen und doch so weichen Stimme: „Ah, Sie zeichnen das — wie schön!“

Diese Worte, in deutscher Sprache an ihn gerichtet, betonte sie so fremdartig, daß er augenblicklich mit sich im Reinen war, sie sei eine Fremde, eine Italienerin, vielleicht eine Spanierin.

„Wenn Sie mir erlauben,“ fuhr sie fort, „so sehe ich Ihnen ein wenig zu, während Sie zeichnen, das unterhält mich ganz außerordentlich“ — und ehe er noch antworten konnte, hatte sie neben ihm Platz genommen auf der knorrigen Baumwurzel und faßte mit ihren kleinen Fingern, an denen sie einen Glacé-Handschuh vom hellsten und zartesten Lila trug, das eine Ende des Skizzenbuches.

Es zitterte auch gar zu arg in seiner Hand!

Und so sollte er zeichnen, an diesem heißen Frühlingstage, in ihrer warmen, duftigen Nähe!

Er that wenigstens so und gab sich die außerordentlichste Mühe, sich mit seinem Bleistifte nicht zu sehr zu compromittiren, indem er irgend einen unpassenden Strich machte.

Der Begleiter der jungen Dame, der alte Herr mit der dunklen Gesichtsfarbe und dem schwarzen Barte, hatte sich dem Pferde genähert und betrachtete mit großem Vergnügen den prächtigen Rappen.

„Sie zeichnen das zu Ihrem Vergnügen?“ fragte sie — „o, Sie zeichnen sehr gut, ja ausgezeichnet, wenn Sie es nur zu Ihrem Vergnügen thun!“

„Ich bin ein Maler, mein Fräulein,“ gab er zur Antwort.

„A—a—a—ah,“ erwiederte sie mit einem wundervollen Lächeln, „Sie sind also ein Künstler, ein guter Künstler, hier auf dem Papiere wie dort auf dem Sattel Ihres schönen Pferdes — ich liebe schöne Zeichnungen — und schöne Pferde,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, während welcher er mit einer stummen Verneigung seines Kopfes geantwortet — er wußte auch wahrhaftig nicht, was er erwiedern sollte, er kam sich überhaupt so dumm, so hölzern,

könnte, den Kerl ſtatt in der rothen Livree in der grauen Jacke mit Maulefeln und Miſtwagen fahren zu ſehen, wie wollte ich mich hinſtellen und ihn anlachen und ihm den alten, räudigen Hund hinaufwerfen auf ſein altes ſchäbiges Maulthier!“

„Das wäre allerdings zu überlegen,“ entgegnete der Andere, dem dieſe Idee augenſcheinlich gefiel; „man müßte nur auf eine pfiffige Art dem Wagen, bevor er ihn einſpannt, beizukommen ſuchen, eine Schraube an der Deichſel losdrehen, ein Rad losmachen, etwas am Geſchirr verderben, was aber ſchwierig iſt, oder . . . .“

„Vielleicht etwas in den Weg werfen, den er eines Abends zu fahren hat,“ ergänzte Steinmann, und der Andere entgegnete:

„Ja, ja, es will überlegt ſein; aber man muß da verflucht vorſichtig zu Werke gehen.“

„Das iſt Eure Sache!“ ſagte der Steinmann ernſt und gebietend; „denkt Ihr auch einmal darüber nach, ich habe ſchon ſo viel für Euch herausklügeln und mein Gehirn anſtrengen müſſen, daß Ihr einmal ſelbſt etwas erfinden mögt, das gelingen wird; denn gelingen muß es, oder mich ſoll der Teufel holen! Herunter muß der Kerl!“ — Bei dieſen Worten ſchlug er ergrimmt mit der Fauſt auf die Bank.

„Laßt mich nur machen,“ ſagte der Andere lachend und zog ſeine Mütze unternehmend in die Augen; „wenn wir ihn nicht veranlaſſen, an einem ſchönen Abend auf der geraden Straße einen Hofwagen umzuwerfen, ſo ſoll mich der Teufel holen oder mich der Steinmann am hellen Tag bei einem Einbruch erwiſchen!“

„Schrei nicht ſo laut, Vieh!“ entgegnete der Steinmann und ſtieß ſeinen Gevatter freundſchaftlich aber derb in die Rippen, dann wandte er ſich an die Wirthin, die eingetreten war,

ſo einfältig vor, daß er ſich ſelbſt am Ohr genommen hätte, wenn er allein geweſen wäre, und er wünſchte jetzt faſt, allein zu ſein. Sie blickte ſo aufmerkſam auf ſein Papier und auf ſeine Hand und kam ihm dadurch ſo nahe, daß er den ſüßen Hauch ihres Mundes ſpürte.

Er wußte immer noch nicht, was er ihr ſagen ſollte, und fühlte, daß er vor Verlegenheit erröthete, aber geſchehen mußte etwas. Statt fortzuzeichnen, hätte er lieber auf das Papier geſchrieben und hätte ihr geſagt, wie er gleich im erſten Augenblicke verwirrt geweſen ſei, faſt betäubt, als er ſie im Wagen geſehen, wie ſie das ihm, einem Maler, nicht übel nehmen könne, und wie dies eine Wirkung ſei, die ihr ſchönes Geſicht, ihre herrliche Geſtalt gewiß auf jeden fühlenden jungen Menſchen ausüben müſſe. — Er ſchrieb das aber nicht, er dachte es nur, und als er mit dieſen Gedanken zu Ende war, ſchien er ſich vergewiſſern zu wollen, ob dies gute Gedanken ſeien, denn er wandte ihr nun auf einmal ſein Geſicht voll zu, um ſie anzuſchauen, während er ſein Skizzenbuch etwas niederſinken ließ.

Auch die junge Dame ſah Arthur im gleichen Augenblicke ins Geſicht — daſſelbe reizende Lächeln wie vorhin erſchien wieder auf ihren Zügen und entzündete ſeine frohe Laune.

„Beim Himmel," ſagte er heiter, „Sie ſind wohl eine wunderbare Waldfee, wie ſie glücklichen Künſtlern zuweilen erſcheint?"

„Was iſt eine Waldfee?"

„O, eine Waldfee iſt ein junges, ſchönes, weibliches Weſen, das gewöhnlich vom Himmel herabſteigt und im Dunkel der Wälder erſcheint, um irgend einen Sterblichen glücklich zu machen!"

„Nein, dann bin ich es nicht," erwiederte ſie lachend, „denn ich komme nicht vom Himmel herab und wüßte auch nicht, womit ich Jemanden glücklich machen könnte."

„O, das wüßte ich wohl," ſeufzte er in ſich hinein, indem er ſeinen Blick wieder raſch dem Papiere zuwandte, denn ihre ſchönen Augen mit dem heiteren, glücklichen Ausdrucke brannten tief in ſein Herz hinein.

„Werden Sie diese kleine Zeichnung hier fertig machen?“ fragte sie nach einem längeren Stillschweigen.

Er bejahte das, indem er eifrig zeichnete. Ihm war ein guter Gedanke gekommen, und als er nun einmal wußte, was er wollte, da irrte sein Bleistift nicht mehr wild und zwecklos auf dem Papiere umher, sondern gewandt zog seine geübte Hand hier eine feste Linie, dort eine andere, schattirte dazwischen einzelne Stellen, während er auf anderen das weiße Papier als helles Licht stehen ließ, und so entstand wie durch Zauberei eine Ansicht der kleinen, zierlichen Fahnenburg.

„Wie schön,“ rief sie dazwischen, „wie außerordentlich schön und ähnlich — ah, es ist ein großes Glück, ein so vortrefflicher Zeichner zu sein!“

„Sie zeichnen auch, mein Fräulein?“

„Nein, ich habe dazu kein Talent!“

„Sie haben es vielleicht nie versucht. Man muß versuchen, um zu erfahren, ob ein Talent in uns steckt.“

„O doch, ich habe darin meine Proben gemacht und viel Papier verdorben, es aber nie so weit gebracht, daß man einen Baum von einem Hause hätte unterscheiden können.“ Als sie das sagte, lachte sie so heiter und launig und zeigte dabei ihre schön geformten, weißen, glänzenden Zähne, daß dem jungen Manne augenblicklich durstig zu Muthe wurde und er noch lebhafter als bisher an den heimlich stillen Platz dachte mit der Moosbank, den Schlingpflanzen und dem murmelnden Quell; ja, er konnte sich des Gedankens daran so gar nicht entschlagen, daß, als sie nach einer Pause sagte, dies sei wohl der schönste Punkt des kleinen Gebirges, er zur Antwort gab: „O nein, der schönste Punkt ist aber nicht weit von hier und so reizend, wie man sich nur etwas denken kann.“

„Den müssen wir auch sehen!“ rief die junge Dame mit großer Entschlossenheit, wobei sie den Kopf umwandte und ihren Begleiter durch ein Zeichen herbeirief.

Dieſer ſchien ſich mit Mühe von dem ſchönen Pferde, welches der junge Mann geritten, trennen zu können, und als er ſich näherte, bemerkte er zu Rodenberg in franzöſiſcher Sprache: „Ein ſuperbes Thier, ein koſtbares Pferd — iſt es aus einem der Geſtüte des Landes — ſind Sie ſchon lange im Beſitze desſelben?“

Wie der junge Maler ſich anſchickte, zu antworten, beugte ſich die ſchöne Fremde wieder nahe, ſehr nahe auf das Skizzenbuch herab, um die faſt vollendete Zeichnung genauer anzuſehen — ja, ſo nahe, daß, wenn er ein indiscreter Menſch geweſen wäre, ſeine Lippen bei einer ganz kleinen Biegung des Kopfes ihr ſtarkes, duftiges Haar hätten berühren müſſen — aber er war nicht indiscret, er hatte nicht einmal den Muth, indiscret zu ſein, ſchon bei dem Gedanken daran ſchlug ihm ſein Herz wie das eines Schulknaben, der auf einem Apfeldiebſtahle erwiſcht worden iſt, und als der Begleiter der jungen Dame ihn, wie eben geſagt, fragte, überkam ihn das Gefühl eines redlichen Jungen, beſonders da ſie jetzt ihr klares, offenes Auge gegen ihn wandte, und er hätte um Alles in der Welt nicht lügen mögen. Deßhalb antwortete er: „Dieſer allerdings ſehr ſchöne Rappe iſt aus einem königlichen Geſtüte, trakehner Blut mit arabiſchem gemiſcht, doch gehört das Pferd nicht mir — ein Freund hat es mir geliehen.“

„Da dieſer Freund wohl wußte,“ ſagte der alte Herr in verbindlichem Tone, „welch' vortrefflichem Reiter er das ſchöne Thier anvertraute.“

„Ich hatte Angſt,“ ſagte die junge Dame, „als Sie vorhin über den breiten Graben hinſetzten; warum ritten Sie nicht lieber der Straße nach, auf der wir fuhren?“

„Das wäre allerdings bequemer und auch viel angenehmer geweſen,“ erwiederte er mit leichtem Seufzer; „glauben Sie aber nicht, mein Fräulein,“ ſetzte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen hinzu, „daß ich aus Uebermuth ſo mit einem Pferde

über Hecken und Gräben setze — ich ritt nur zur Probe heute ein wenig toll im Walde umher."

„Zur Probe?" fragte sie lachend — „wozu brauchen Sie eine Probe?"

„Zu einem Künstlerfeste, welches in einigen Tagen hier in diesem Walde gefeiert werden soll und wobei ich die Ehre habe, den wilden Jäger vorzustellen."

„Ah, ein Künstlerfest in Costume, das muß herrlich werden!"

„Ich hoffe, es wird gefallen."

„Das sollten wir mit ansehen," versetzte rasch die junge Dame mit einem Blicke auf ihren Begleiter, der mit einer sehr gleichgültigen Miene die Achsel zuckte, was wohl so viel heißen konnte, als: ‚meinetwegen, wenn es Ihnen Vergnügen macht.'

Sie schien diesem Achselzucken die letztere Bedeutung zu geben und sagte in einem sehr entschlossenen Tone: „Ja, wir wollen bleiben oder für das Künstlerfest nach einem kleineren Ausfluge in die Umgegend wieder zurückkehren."

Der alte Herr verbeugte sich schweigend.

„Ich habe ein solches Künstlerfest nie gesehen," fuhr sie fort — „welch' interessante Costumes werden Sie haben, von Künstlern gezeichnet, von Künstlern ausgeführt, man kann dabei etwas lernen!"

Rodenberg hatte indessen seine Zeichnung vollendet und versah sie jetzt mit einer kleinen Unterschrift, indem er den Namen: ‚die Fahnenburg', hinschrieb und das Datum beisetzte. Dann zog er sein Federmesser aus der Tasche, trennte das Blatt mit einem raschen Schnitte aus seinem Buche und übergab es der jungen Dame, indem er ihr sagte: „Sie machen mir eine Freude, wenn Sie diese unbedeutende, flüchtige Skizze zur Erinnerung an die Gegend, welche Ihnen so wohl gefällt, annehmen wollen."

Sie sah ihn überrascht, ja befremdet an und warf einen verstohlenen Blick auf ihren Begleiter, der abermals die Achseln zuckte, aber dieses Mal unverkennbar mit einer bejahenden Geberde.

„Ja, ich will dieſes ſchöne Blatt nehmen," ſagte die junge Dame raſch, „und danke Ihnen herzlich dafür; aber Sie müſſen Ihren Namen beiſetzen, damit ich mich auch ſpäter des freundlichen Gebers beſſer erinnere."

Der junge Maler nahm, ſich verbeugend, das Blatt zurück und ſchrieb ſeinen Namen darunter in großen deutlichen Schriftzügen: Arthur Rodenberg. Dann ſagte er in einer leicht zu errathenden Abſicht: „Soll ich Ihnen das Blatt zuſammenrollen, denn ſonſt können Sie es wohl nicht gut mitnehmen?" worauf ſie haſtig erwiederte:

„O nein, das wäre ſchade, ich werde es ſorgfältig tragen und in den Wagen legen."

„Oder laſſen Sie es mir ſo lange, bis wir von dem kleinen Spaziergange zurückkommen, den ich Ihnen vorgeſchlagen und der Sie gewiß nicht gereuen wird."

„Haben wir dazu noch Zeit?" fragte ſie ihren Begleiter.

Dieſer zog ſeine Uhr hervor und erwiederte mit dem Achſelzucken, das ihm, wie es ſchien, zu jeder Antwort nöthig war: „Zeit haben wir wohl; wenn uns der Spaziergang nur nicht zu weit führt." Indem er das ſagte, fuhr ein eigenthümliches Lächeln über ſeine ſonſt ſo unbeweglichen Züge.

„So gehen wir denn," ſagte ſie, indem ſie ſich raſch erhob.

„Aber bis zu Ihrem Wagen werden Sie mir doch erlauben, das Blatt in mein Skizzenbuch zu legen?"

„Werden Sie es nicht vergeſſen?"

„O nein, weder dieſes Blatt noch den heutigen Tag — noch ...." — er wollte ſagen: noch ſie werde er vergeſſen, doch überkam ihn abermals jenes fatale Schulbubengefühl, das ihn ſonſt nicht ſo leicht befallen, und er ſetzte hinzu: „noch die Güte, mit der Sie dieſes Blatt angenommen."

Darauf gingen ſie mit einander fort, und der alte Herr folgte wenige Schritte hinter ihnen, während der Huſar auf einen Wink Rodenberg's zurückblieb.

Die reizende Fremde genoß in vollen Zügen die Schönheit des ſchattigen Waldes, die duftige Friſche des ſchönen Morgens; Rodenberg wollte ihr den Hut abnehmen, den ſie an ihrem Arme trug, doch wollte ſie das nicht zugeben, ſondern ſagte heiter: „Geben Sie nur recht auf meinen Schatz Achtung" — damit meinte ſie das Blatt in ſeinem Skizzenbuche, und nachdem ſie das geſagt, drückte er dieſes alte Skizzenbuch unbemerkt, wie er glaubte, an ſeine Bruſt.

Doch ſie hatte das geſehen mit dem blitzenden Auge unter den ſchönen, ſchläfrigen, langen Wimpern hervor — ſie lächelte, doch nicht gegen ihn, ſondern hinauf zur majeſtätiſchen Krone einer rieſenhaften Eiche, dann ſtrich ſie mit beiden Händen ihr dickes Haar von den Schläfen hinweg und meinte: „O, man kann nicht genug an ſich hinwehen laſſen von dieſer wunderbaren Waldluft — o, wie ſich dieſelbe ſo leicht und angenehm athmet!"

Sie ſog die allerdings erfriſchende, würzige Luft in einem vollen Zuge in ſich, daß ihre Bruſt anſchwoll, worauf ſie etwas wie einen langen, tiefen Seufzer ausſtieß.

Arthur ging wie träumend neben ihr; ihm war zu Muthe, als erlebe er ein köſtliches Mährchen. Wie war das liebliche Weſen, welches neben ihm ging — leicht ſchreitend wie ein Reh —, ſo ganz anders, wie alle die Frauen und Mädchen, die er bis jetzt kennen gelernt! — War ſie ihm nicht erſchienen ſo unverhofft und plötzlich, wie die Feen zu erſcheinen pflegen, und wurde nicht dieſe faſt zauberhafte Wirkung noch erhöht durch den fremdartigen Schnitt ihres ſchönen, edlen Geſichtes und durch ihre pikante Betonung der deutſchen Sprache! Dabei war ſie jetzt, wo ſie neben ihm auf dem ſchmalen Fußpfade ging, ausgelaſſen und munter wie ein glückliches Kind; ſie brach in einen Freudenruf aus, wenn ſie ein Eichhorn ſah, das ſich in raſcher Flucht von Zweig zu Zweig ſchwang, ſie ahmte lachend und mit einer wunderlieblichen Stimme den Geſang des Kukuks nach, ſie pflückte, ſich elaſtiſch niederbeugend,

Waldblumen und zierlich geformte Gräſer, und wenn zufällig eine dicke Baumwurzel ihren Weg kreuzte, ſo überſchritt ſie dieſelbe nicht, ſondern ſprang mit der Gewandtheit einer Gemſe auf die Erhöhung und ebenſo wieder von derſelben herab.

Dieſes letzte Spiel war wohl am gefährlichſten für die leicht erregbare und ſchon genugſam erregte Phantaſie des jungen Malers; ſie hob dabei ihr Gewand ein wenig auf und ließ ein Füßchen ſehen, ſo zierlich, ſo fein, wie Arthur nie etwas Aehnliches geſchaut und wie er es auch bei einer Erwachſenen nicht für möglich gehalten.

Dabei ſtreifte zuweilen ein Sonnenblick, das dichte Laub durchbrechend, ihr Geſicht und durchzog es mit goldenem Scheine.

Dabei ſangen die Vögel des Waldes, die hin und her huſchende Amſel, der Schwarzkopf auf der äußerſten Spitze des Zweiges, der Finken zahlreich Geſchlecht, und ſogar jetzt noch, aus dem Grunde hervor, zu dem ſie gerade hinabſtiegen, wo die Quelle floß — man hörte ſchon ihr Rauſchen —, vernahm man aus dichtem, faſt undurchdringlichem Gebüſche den ſehnſüchtigen Schlag der Nachtigall.

Die ſchöne Fremde blieb plötzlich horchend ſtehen, und als der Geſang nun drunten verſtummte, öffneten ſich ihre feinen Lippen und antworteten dem zarten Sänger der nächtlichen Stille und lautloſen Einſamkeit mit einem ſo wundervollen Triller, zart wie ein Hauch anfangend und zu einer faſt unbegreiflichen Stärke anſchwellend, daß Arthur plötzlich ſtehen blieb und ſie faſt erſchrocken anblickte.

„O, o,“ machte der alte Herr hinter ihnen, worauf ſie raſch mit einem Tone abbrach, der auf's Täuſchendſte den klagenden Ton der Nachtigall nachahmte, und dann lachend ſagte: „Das kam mir ſo in die Kehle, ich freue mich unendlich über den wunderbaren Morgen und den ſchönen Wald — ach, ach, den herrlichen Wald, den ich ſo ſelten ſehe, den ächten nämlich — gemalte Wälder habe ich genug.“

Damit ſprang ſie raſch den ſchmalen Fußweg abwärts, ſo

daß ihr Arthur kaum folgen konnte und der alte Herr weit zurückblieb.

Da war das Plätzchen, von dem der junge Maler geſprochen, und er hatte Recht gehabt, es zu loben. Wie kühl war es hier an dem raſch über glatte Kieſel herabfließenden Bergwaſſer, wie natürlich war der umgeſtürzte, mit Moos bewachſene Baumſtamm, der die ſchönſte Ruhebank bot, und das reizende Gewirr von Schlingpflanzen, die wie ein Laubdach darüber hinabhingen!

„Habe ich Ihnen zu viel verſprochen?“ fragte Arthur, der mit Entzücken und mit Ehrfurcht auf das ſchöne, ſeltſame Weſen blickte. Er konnte die Töne, welche ſie vorhin geſungen und wie ſie dieſelben geſungen, nicht vergeſſen.

„Warum ſetzen Sie ſich nicht zu mir?“ fragte ſie, nachdem ſie auf dem Baumſtamme Platz genommen. „Ruhen Sie ein wenig aus.“

Er that, wie ſie es verlangte, und als ſie ihn hierauf heiter lächelnd anſchaute, ſprach er Einiges über die Schönheit des Weges, der ſie hieher geführt, erzählte auch, daß dieſes ein Lieblingsplätzchen von ihm ſei, daß er, ſo oft er könne, hieher gehe, und daß es ihm von heute ab noch lieber werden würde, wenn er nicht die Erinnerung fürchtete an dieſen unvergleichlichen Morgen, dem wohl nie ein ähnlicher folgen würde.

„Das iſt ja das Loos aller unſerer Stunden und Tage,“ gab ſie zur Antwort, „und wohl ein Glück zu nennen. Unter den guten Stunden, die wir verleben, bleibt ja doch die zweite glückliche Stunde mit geringen Ausnahmen weit zurück hinter den Erwartungen, welche uns jene verſprach, und was nun gar die trüben Stunden anbelangt, ſo wollen wir dem Himmel danken, wenn ſie ſich nicht in zu trauriger Reihe folgen — aber wiſſen Sie wohl, was uns bleibt von jenen lichten, glücklichen Stunden?“

„O ja, die Erinnerung, und von ihr will ich zehren — ja, in ihr will ich ſchwelgen mein ganzes übriges Leben hindurch, indem ich des heutigen ſchönen Morgens gedenke.“

„Ah, Sie sind noch sehr jung," gab sie zur Antwort, und es klang etwas im Tone ihrer Stimme wie ein leiser Spott — „Sie werden mit Ihrer kleinen Erinnerung nicht ausreichen für ein langes und glückliches Leben, das ich Ihnen wünsche."

„Sollte es denn nicht möglich sein," fragte er schüchtern, fast ängstlich, „diese Erinnerung wieder aufzufrischen?"

„Und wodurch?"

„Dadurch, daß ich Sie wiedersehe!"

Sie sah nachdenkend vor sich nieder, während sie leicht ihren Kopf schüttelte. „Ich glaube kaum," sagte sie alsdann; „Sie werden mich wohl nie wiedersehen!"

„Ah, das habe ich gefürchtet!" sprach er in einem Tone des Erschreckens, welcher fast komisch klang und auch diese Wirkung auf das junge Mädchen hervorzubringen schien, denn es fuhr ein heiteres Lächeln über ihre Züge, ein Lächeln, das ihn ermuthigte, obgleich mit klopfendem Herzen, die kleinen Finger ihrer Hand, welche sie fest in die dicke Moosdecke eingedrückt hatte, anzurühren, wobei er sagte: „Das Moos ist feucht, Sie verderben Ihre Handschuhe." — Und als sie ihre Finger nicht sogleich zurückzog, fuhr er mit einer flammenden Röthe im Gesichte und mit klagendem Tone der Stimme fort, seine Worte von vorhin wiederholend: „Ja, ich habe es gefürchtet; Sie sind kein Wesen von dieser Welt, Sie sind eine jener wunderbaren Feen, die nur auf Augenblicke erscheinen, um uns armen Sterblichen den Kopf zu verrücken."

„Ja, ja, so ist es," gab sie mit großer Bestimmtheit zur Antwort, „ich bin eines jener Wesen — ein böser Geist, ein Geist der Nacht, des falschen Schimmers, ein Geist des Trugs; nur zuweilen, wie heute ausnahmsweise, ist es mir vergönnt, die trügerische Nacht, in der ich mich gewöhnlich berge, verlassen zu dürfen, um heiter und glücklich einen schönen Morgen in Waldesluft und Sonnenschein wie den heutigen zu verleben — ja, ich bin eines jener gespenstigen Wesen, die unwahr und trügerisch sind, wenn sie

ſich in ihrem Elemente zeigen, und die ſo leicht trügeriſch und unwahr erſcheinen, wenn ſie ſich geben, wie ſie ſind."

Sie ſagte das mit einer ruhigen, faſt ſehr ernſten Stimme, und ihre Worte klangen erſt wieder heiter, als ſie hinzuſetzte: „Deßhalb nehmen Sie ſich in Acht und verlangen Sie nicht, mich wiederzuſehen!"

„O doch, laſſen Sie mich dieſes Verlangen als den heißen Wunſch meiner Seele ausſprechen!"

„Sie fordern Ihr Verderben!" gab ſie lachend zur Antwort.

„So gewähren Sie mir mein Verderben — ich muß Sie wiederſehen!"

„Sie wiſſen, Weſen unſerer Art gewähren den Sterblichen drei Augenblicke des Zuſammenſeins."

„Ja, drei Augenblicke mit einer entzückenden Steigerung."

„Um ſie alsdann zu verderben."

„Sei es darum — wann ich Sie zum letzten Male geſehen, ſoll mir das Verderben gekommen ſein — o, willigen Sie ein," bat er dringender, „o, ſagen Sie nur die wenigen, köſtlichen Worte: ‚Ich will Sie wiederſehen!'"

Es raſchelte auf dem Fußpfade, der ſie hieher geführt: der ältliche Begleiter der jungen Dame, der den raſch Vorangeeilten langſam gefolgt war, wurde zwiſchen den Gebüſchen ſichtbar.

„O, willigen Sie ein!" ſagte Arthur mit einer flehenden Geberde.

„Nun denn, ich willige ein," entgegnete ſie heiter lachend.

„Ich darf Sie wiederſehen?"

„Ja!"

„Und wo?"

„Ach," erwiederte ſie mit einer vielleicht angenommenen traurigen Miene, doch ſtand ihr dieſe ſo außerordentlich natürlich — „wir Weſen überirdiſcher Art, wenn wir auch mit einiger Macht bekleidet ſind, bleiben doch abhängig und ſind nicht ungehindert bei

und ließ noch zwei Schoppen Zwölfer einschenken. Die Beiden stießen lächelnd an und wußten ganz genau, auf wessen Gesundheit sie tranken.

„Aber wie ist es mit der anderen Geschichte?“ sagte das schäbige Individuum; „ich muß immer wieder daran denken.“

„Das schlagt Euch vor der Hand aus dem Kopf,“ antwortete der Stadtsoldat: „was die Alte besitzt, das hat sie gegen gute Sicherheit ausgeliehen, die läßt nie baar Geld bei sich liegen.“

„Das weiß ich wohl,“ sagte eifrig der Andere, „aber eben so genau weiß ich auch, daß sie zweihundert Gulden baares Geld bei sich hat. Woher sie's hat, weiß der Teufel, aber heute Morgen, ehe sie hieher ins Haus kam — sie bügelt droben bei der Welscher, — gieng sie zu dem Commissionär in der Steinstraße, und als sie heraus kam, trug sie ein paar Rollen Geld in ein Sacktuch gewickelt; ich eilte ihr voraus und hörte, wie sie auf der Treppe zu einer andern Büglerin sagte, die sie mit den Worten ansprach: Nun, Jungfer Kiliane, da hat Sie gewiß ein paar tausend Goldstücke? — „Ach, es sind nur zweihundert Gulden sauer verdienten Geldes, ich will sie auf die Sparkasse thun.“

„Ei, ei!“ sagte der Steinmann, und dachte über etwas nach; „zweihundert Gulden, hm, das wäre nicht so übel, wenn wir Beiden die allein verdienen könnten! Kennt Ihr auch das Haus, wo die Kiliane wohnt?“

„Das will ich meinen, so ziemlich!“ lachte der Andere, mäßigte aber seinen Eifer, als er bemerkte, wie das Auge des Steinmann funkelnd und lauernd auf ihm lag. „Das heißt: so ziemlich! wollte ich sagen,“ fuhr er fort: „es wohnt ja, wie Ihr wißt, die alte Müllere in demselben Hause; sie ist meine Verwandte, und ich komme zuweilen hin.“

unſeren Schritten, namentlich wenn es ſich um das Erſcheinen vor Sterblichen Ihrer Art handelt!"

„Ah, Sie bereuen Ihr Verſprechen," ſagte er haſtig mit einem unruhigen Blicke auf den Herannahenden, „und wollen mir durch dieſe Wendung entgehen!"

„Gewiß nicht," gab ſie zur Antwort, indem ſie ihn mit ihren großen, ſchönen Augen offen und ehrlich anſah; „glauben Sie mir, ich hätte Ihnen kein Verſprechen gegeben, wenn ich nicht die Abſicht hätte, es zu erfüllen!"

„So darf ich wirklich hoffen?"

„Ja, auch an mich glauben."

„Und das Dritte in dieſem göttlichen Bunde?"

„O, nehmen Sie ſich davor in Acht," verſetzte ſie fröhlich lachend, „es wäre Ihr ſicherer Tod, denn wir Feen laſſen unſere Leute in dieſem Leben nicht wieder fahren!"

„Alſo ich habe Ihr Verſprechen, Sie wieder ſehen zu dürfen?"

„Ja."

„Ich werde nicht mehr wagen, nach dem Worte ‚wann' zu fragen, aber ich werde viel an Sie denken, ſchöne Fee, o, unendlich viel — ich glaube, faſt jeden Augenblick, und da wäre es mir doch ſo angenehm, wenn ich dieſen Gedanken durch einen Namen verkörpern könnte."

„So nennen Sie mich die Nymphe der Quelle."

„Ein ſolcher Name läßt ſich nicht innig genug ausſprechen; wie kann man zum Beiſpiel in herzlicher Weiſe ſagen: ‚O, Nymphe der Quelle, gedenke mein!' oder: ‚Wo biſt Du, Nymphe der Quelle?' Nein, nein," ſagte er dringender, „laſſen Sie mir wenigſtens zum Andenken an dieſen herrlichen Morgen einen Namen, nur einen Vornamen!"

Sie hatte ſich langſam erhoben, wie um ihrem Begleiter entgegen zu treten, wandte ſich aber, noch dicht bei dem jungen Manne ſtehend, nach dieſem um, berührte ſeine Schulter mit ihrer kleinen

Hand und ſchaute ihn einen kurzen Augenblick mit ihren glänzenden Augen an. O, es lag etwas Eigenthümliches in dieſem Ausdrucke der Augen, etwas Zauberhaftes, etwas Dämoniſches! Hätte ſie in dieſem Augenblicke geſagt: ‚Stirb für mich!‘ Arthur hätte ſich wenigſtens mit dem beſten Willen nach einem Dolche umgeſehen, um mit Anſtand vor ihren Füßen verbluten zu können. Doch war das ſchöne Mädchen weit davon entfernt, eine ſolch düſtere Abſicht zu hegen, vielmehr milderte ſie ihren Blick durch ein anmuthiges Zucken ihrer Mundwinkel und durch die leiſe hingehauchten Worte: „Ich heiße Juanita.“

„Juanita?“

Sie wandte ſich raſch um und eilte luſtig plaudernd ihrem Begleiter entgegen, dem ſie von der Schönheit des Morgens ſprach, von der reizenden Stelle, wo ſie geſeſſen, und ihn einlud, dort auch ein wenig Platz zu nehmen.

Statt aber weiter vorzugehen, zog er ſeine Uhr und ſagte: „Wir haben keine Zeit mehr, Juanita; ich möchte nicht warten laſſen — —“

„O, gewiß nicht, gewiß nicht! Wie habe ich mich darauf gefreut, ſie wiederzuſehen, und wie freue ich mich noch darauf! Alſo, es iſt Zeit, ſie wird demnach bald kommen!“

„Wann wir dort oben ankommen, können wir ſie jede Minute erwarten.“

„So eilen wir denn,“ erwiederte ſie haſtig; „aber laſſen Sie mich vorher unſerem freundlichen Begleiter danken.“

„Der Herr wird uns gewiß bis zu ſeinen Pferden zurückbegleiten?“

„Ich glaube, Sie werden das thun?“ ſagte die junge Dame, indem ſie mit einem reizenden Lächeln nach Arthur hinſchaute.

„Juanita!“ hatte dieſer noch einige Male leiſe vor ſich hingeſagt und dann, ſo viel als ihm das möglich war, ſeine Gedanken geſammelt, um dieſes ſeltſame Abenteuer zu begreifen — ja, es war ein Abenteuer, das konnte der nüchternſte Menſch nicht läugnen.

Dieſes auffallend ſchöne Mädchen, mit einer Figur, wie er nie etwas Aehnliches geſehen, die fremdartige Erſcheinung ihres Begleiters, dieſes Zuſammentreffen im Walde, ihr göttlicher Humor, ihre wundervolle Stimme, ja, der Name Juanita, alles das erlaubt ihm, phantaſtiſche Fäden anzuknüpfen und eine entzückende Fortſetzung dieſes kleinen Romans zu ſpinnen.

Für heute aber kam er nicht weiter mit dieſer Fortſetzung, und die Frage der geheimnißvollen Fremden riß ihn raſch aus ſeinen Träumereien: er eilte an ihre Seite und ſie kehrten mit einander dahin zurück, von wo ſie ausgegangen.

Dieſes Mal ging der Begleiter voraus, und ſo ſchweigſam er vorher geweſen war und obgleich man auch jetzt noch ſeine Unterhaltung nicht glänzend nennen konnte, ſo war er es doch faſt allein, welcher auf dem Rückwege ſprach.

Arthur gab ſich vergeblich alle Mühe, unbefangen mit ſeiner Begleiterin zu plaudern: es wollte nicht gelingen; auch ſchien ſie auf ſeine Worte nicht zu hören, ſondern blickte ernſthaft vor ſich nieder, und wenn er leiſe eine Frage an ſie richtete, ſo antwortete ſie meiſtens nicht darauf oder nur durch ein Kopfnicken und ſang dazu faſt beſtändig mit viel weniger als halber Stimme ein Lied von einer einfachen, aber zu Herzen gehenden Weiſe und mit Worten, die er nicht verſtand — ja, die Töne kamen zwiſchen ihren feinen, wenig geöffneten Lippen kaum vernehmlich heraus, und doch klangen ſie weit in den Wald hinein, als ſeien ſie das Echo eines in weiter Ferne laut hallenden Geſanges.

Da war der Huſar mit den Pferden; er hatte ſich unter die alte Eiche geſetzt, in jede Hand einen Zügel genommen und war ſo eingeſchlafen. Als die Drei ſich ihm näherten, ſtand er auf und lachte ihnen entgegen, wie man zu lachen pflegt, wenn man aus tiefem Schlafe plötzlich erwacht und gern nicht geſchlafen hätte.

Dies ſchien aber nur der Begleiter der jungen Dame zu merken. Er ging wieder zu den Pferden hin, klopfte dem Rappen

auf den Hals und ſagte: „So flüchtig ſie unter dem Reiter ſind, ſo fromm ſcheinen ſie in der Ruhe.“

Die junge Dame hatte, ohne das Geringſte zu ſagen, ihre Hand nach dem Skizzenbuche ausgeſtreckt, und als Arthur daſſelbe ebenfalls ſchweigend geöffnet, die Zeichnung herausgenommen und ſie behutſam in ihren Strohhut gelegt. Da ruhte ſie wie in einem Korbe, den ſie am Arme trug.

„Und nun danke ich Ihnen herzlich für Ihre Freundlichkeit,“ ſagte ſie nach einer Pauſe in einem Tone, der ſo ruhig, ſo fremd, ja ſo kalt klang, daß der Maler faſt um ſich geſchaut hätte, ob vielleicht ſonſt noch Jemand hinter ihm ſtände; „ich danke Ihnen für den hübſchen Spaziergang, den wir gemacht, und für die ſchöne Zeichnung, welche Sie mir geſchenkt, ſie wird mir eine recht angenehme Erinnerung ſein!“ Nach dieſen Worten reichte ſie ihm die Hand und wartete ruhig, bis Arthur, der verwirrt, faſt betäubt war, ihre zierlichen Finger ergriffen und zwiſchen dem Handſchuhe und dem Ende des Aermels eine paſſende freie Stelle gefunden, um ſeine Lippen darauf zu drücken.

„Leben Sie wohl!“

Er konnte nicht in derſelben ruhigen, kalten Art antworten, er mochte jetzt nicht wiederholen: ‚Auf Wiederſehen!‘ er durfte ihr nicht nachrufen: ‚Behüte Dich Gott, Juanita — vergiß mein nicht!‘ — und da ihm ſonſt nichts Paſſenderes zu thun einfiel, ſo that er das, was für den Augenblick das Richtigſte war: er nahm ſeinen Hut mit einer ſtummen Verbeugung ab und ließ nur ſeine Blicke ſprechen, welche er noch einen langen, ſüßen Augenblick in ihre glänzenden Augen verſenkte.

Faſt hätte er ihren Begleiter, der ſich nun näherte, um ihm zum Abſchiede freundlich die Hand zu ſchütteln, unmuthig auf die Seite gedrückt, da er ihm im Nachſehen hinderlich war.

Da ſtieg ſie langſam den Weg hinauf, den ſie vor einer kleinen, köſtlichen Stunde herabgekommen, ohne ſich umzuſchauen, aber

ſingend — daſſelbe Lied, das ſie vorher geſungen, wobei es nur eigenthümlich war, daß es um ſo lauter klang, je mehr ſie ſich entfernte.

Nun war ſie droben, und immer noch tönte das Lied fort, aber jetzt klang es ſo laut und gewaltig und dabei ſo wunderbar tönend von der Höhe herab, ſo tief ergreifend in den lang gehaltenen Tönen, daß er ſich wie bezaubert vorkam, daß er jetzt auf einmal wieder in dem reizenden Abenteuer fortlebte, das er an der Quelle in der Phantaſie angeſponnen und das er nun fortſetzen zu müſſen glaubte, indem er als treuer Ritter und Befreier ſeiner Dame das Roß beſtieg und hinaufjagte, ihre Feſſeln zu zerbrechen und ihr die Hülfe zu bringen, welche ſie durch ihren zauberhaften Geſang in ſo ergreifender Weiſe verlangte.

Er beſtieg auch den Rappen, doch als er ſein Pferd gegen die Fahnenburg wenden wollte, verſtummte droben der Geſang, ſeine phantaſtiſchen Träume zerflogen und er ritt mit einem tiefen Seufzer der Landſtraße zu, wohin wir ihm vor der Hand nicht folgen wollen, indem wir ſonſt dem geneigten Leſer ſchuldig wären, weiter zu berichten von dem Seelenzuſtande des jungen Mannes, was uns nöthigen würde, viel aus dem Vorhergehenden zu wiederholen. Deßhalb laſſen wir ihn allein ſeines Weges reiten, ſchweigſam und ſinnend, das Herz voll von der ſoeben erlebten Wald-Idylle.

V.

„O Jugendzeit, du grüner Wald."

Als die junge Dame mit ihrem Begleiter wieder droben in der Fahnenburg angekommen war, ließ letzterer den Wirth kommen und fragte ihn, ob um diese Zeit gewöhnlich viele Gäste hieher kämen, worauf jener erwiederte, es sei als die größte Ausnahme zu betrachten, wenn Jemand die Fahnenburg in den Morgenstunden besuche, „und mit großem Unrechte," setzte er redselig hinzu, „unser Kaffee ist vortrefflich, wir lassen es nie fehlen an reinem Kaffee, an der feinsten Butter und an frischgebackenem Weißbrod — und dazu die Aussicht! Nun, Sie waren ja oben und haben sich vom Balkon umgeschaut — gibt es einen prächtigeren Blick, als von da auf die umliegenden Wälder und auf die Ebene, in der der Rhein fließt — das ist nämlich der Rhein, der große Fluß, den Sie von oben sehen, der Rhein, der ...."

„Ich weiß das, mein Freund, ich weiß das alles; wir haben die Aussicht gesehen und wollen Sie nochmals anschauen, möchten aber, daß Sie die Gewogenheit hätten, wenn doch heute ausnahmsweise einmal Gäste kämen, denselben zu sagen, das Zimmer droben mit dem Balkon sei besetzt."

„Ah, Sie wollen dort allein sein?" fragte der Wirth, in-

dem er, ziemlich dumm lächelnd, einen Blick auf die junge, ſchöne Fremde warf.

„Es wird in kurzer Zeit ein Wagen kommen," fuhr der Andere in gleichgültigem Tone fort, „mit zwei Damen; dieſe führen Sie zu uns herauf und laſſen uns alsdann allein. Küche und Keller Ihres Hauſes werde ich wahrſcheinlich nicht in Anſpruch nehmen, Sie aber dafür zu Ihrer Zufriedenheit entſchädigen."

Der Herr und die Dame ſtiegen in den oberen Stock und waren noch nicht lange dort, als auch ein Wagen vor der Fahnenburg hielt, zwei Damen ausſtiegen und von dem Wirthe nach oben begleitet wurden.

Der Herr, der vorhin mit ihm geſprochen, kam ihnen entgegen und ſagte alsdann zu dem Beſitzer der Fahnenburg, der neugierig oben ſtehen blieb: „Es iſt gut, ich danke Ihnen" — und zwar in ſo unverkennbarem Tone, daß jener ſich entfernen mußte und die Treppen wieder hinabſchlich.

Der Herr und die beiden Damen traten in den Salon, und kaum hatte ſich die Thür hinter ihnen geſchloſſen, als ſich ſeine ernſte, ruhige Miene in einen Ausdruck der Freude, der Rührung verwandelte und er mit lauter Stimme rief: „Da ſind ſie, Juanita!"

Er hatte aber dieſe Worte noch nicht vollſtändig ausgeſprochen, er hatte kaum die Thür geſchloſſen, was alles das Werk des Augenblickes war, als ſeine junge Begleiterin raſch von dem Balkon, auf dem ſie geſtanden, herbeieilte, ſich mit ausgebreiteten Armen gegen die beiden Damen ſtürzte und die eine derſelben ſtürmiſch an ihr Herz drückte.

„O, meine geliebte Conchitta!"

„O, Juanita, meine Juanita, endlich ſehen wir uns wieder!"

„Und fröhlich wieder, wie ich hoffe!" rief die, welche von dem Balkon herbeigeeilt war, indem ſie ſanft ihre Arme vom Halſe der anderen löſte und ſie, bei den Händen ſie ergreifend, einen Augen-

blick aus kleiner Entfernung beſchaute, um ſie alsdann wieder an ſich zu ziehen, ſie herzlich zu küſſen und dazwiſchen auszurufen: „Ja, fröhlich, glücklich und heiter — und auch Du biſt heiter, meine Conchitta, fröhlich und glücklich!“

„Gewiß, Juanita, und beſonders im jetzigen Augenblicke — wie habe ich mich darnach geſehnt, Dich wiederzuſehen!“

Juanita legte ihren Arm um den Hals ihrer Schweſter, denn beide waren Schweſtern, und ſie gingen beide mit einander auf den Balkon hinaus, wo eine kleine Bank ſtand, auf welche ſie ſich neben einander ſetzten — da lag der ſchöne, friedliche Wald vor ihnen, da fächelte die leicht bewegte, duftige Luft ihre unter der Freude des Wiederſehens erglühenden Wangen, da lehnte Juanita, welche die ältere war, ihren Kopf an die Bruſt ihrer Schweſter, wobei ſie ihren Arm um ihren Hals geſchlungen hielt, und weinte reichliche Thränen, während aus den großen Augen der ruhig blickenden Conchitta ebenfalls glänzende Tropfen herabrollten.

Ja, ſie waren Schweſtern, und man hätte ſie für Zwillingsſchweſtern halten können, ſo ähnlich waren ſie einander, faſt von gleicher Größe, nur war Conchitta, die jüngere, ein wenig kleiner; ſie ſchienen von gleicher Geſtalt, doch war die Juanita's etwas voller; was aber die Aehnlichkeit ihrer Züge anbelangte, ſo waren ſie ſo zum Verwechſeln, daß Jemand, der ſie hier ſo neben einander geſehen, kaum einen bemerkbaren Unterſchied zwiſchen ihnen gefunden, es ſei denn der etwas verſchiedene Ausdruck ihrer Phyſiognomie: Juanita's Miene, der Blick ihrer ſtrahlenden Augen zeigte, beſonders wenn ſie ſprach, eine außerordentliche Lebhaftigkeit, einen beſtändigen Wechſel von Heiterkeit und Ernſt, eine raſche, ſichtbare Folge der leicht auf ſie wirkenden Eindrücke.

Conchitta dagegen erſchien viel ruhiger, ernſter, und war auch ſo in der That; ihre Mienen erzählten nicht leicht von einer beſonderen Fröhlichkeit, welche ihr Herz bewegte, obgleich ihr Charakter nichts weniger als düſter war; über ihrem ganzen Weſen lag eine

milde Ruhe, von der ihre Seele erfüllt war und welche ſich häufig zeigte durch einen wohlthuenden Ausdruck ihrer Augen, durch ein freundliches Lächeln auf ihren Lippen. Gab es auch wohl zuweilen Veranlaſſungen, wo ihr dunkles Auge feuriger blitzte, wo ihr ſüdliches Blut aufzuwallen ſchien, meiſtens aber in Augenblicken, wo ſie allein war und irgend ein aufregender Gedanke ſie beſchäftigte, ſo brauchte ſie ſich nur umzuwenden, an den Himmel hinauf zu ſchauen oder ihren Blick in die grünen Laubmaſſen der Bäume zu verſenken, um ein paar Sekunden nachher wieder vollkommen beruhigt zu erſcheinen.

Juanita's Thränen hörten ein paarmal auf zu fließen und zeigten ſich ſogleich wieder, faſt leuchtend über die langen, ſeidenen Wimpern herabrollend, ſobald ſie die Schweſter wieder betrachtet, an ihr Herz gedrückt und haſtig befragt hatte, ohne auf ihre Fragen eine Antwort erwarten zu können. Dazwiſchen lächelte ſie zuweilen, lachte auch einmal über eine Bemerkung, die ſie ſelbſt machte, und ein wehmüthiges Zucken ihrer Mundwinkel verwandelte ſich vor dem ruhigen Blicke Conchitta's zuletzt in eine faſt ausgelaſſene Fröhlichkeit, unter deren Einfluſſe ſie gern geſungen und getanzt hätte.

„Und was wirſt Du gedacht haben," rief ſie freudig, „als ich Dich bitten ließ, mich hier, an einem dritten Orte, zu ſehen? Haſt Du nicht gedacht, da ſehe man wieder eine meiner extravaganten Launen? Und Du hätteſt Recht gehabt, wenn Du ſo gedacht hätteſt! Ich konnte mich nicht dazu entſchließen, in irgend einem kleinen, beſcheidenen Hauſe dieſer deutſchen Stadt eine enge, winkelige Treppe hinauf zu ſteigen und ein paarmal anzuklopfen und zu fragen, ehe ich Dich fände. Ja," ſagte ſie mit einem Seufzer, „wenn ich, um meine Conchitta zu finden, an einem Palaſt hätte vorfahren dürfen und in einer marmorglänzenden Halle beim Murmeln des Springbrunnens und beim Dufte der Orangen mit klopfendem Herzen gewartet hätte, bis ich das Rauſchen eines Gewandes gehört und ihr entgegengeflogen wäre . . . ."

Statt zu antworten, neigte die jüngere Schweſter ihre Lippen auf das dichte Haar Juanita's, worauf jene in ihrer Lebhaftigkeit fortfuhr:

„Das wird aber alles werden, mein Kind, dafür arbeite ich und dafür ſpare ich! Wir werden einen Palaſt haben, wo wir ſpäter zuſammen wohnen, nicht hier in dem kalten Deutſchland, obgleich es auch da ſchön iſt, wenn wir uns vor der heißen Sonne ſchützen können unter ſo prächtigen Laubmaſſen — ah, wie das ſchön iſt, nicht wahr, meine Schweſter?“ — Sie ſtreckte ihre Rechte gegen den Wald aus und fuhr mit einer etwas gedämpften Stimme fort: „Ich bin vorhin da unten ſpazieren gegangen und habe eine recht komiſche Bekanntſchaft gemacht — doch davon ſpäter; vorerſt ſage mir, wie es Dir geht, was Du treibſt und was Deine Kunſt macht.“

Statt aber auf dieſe Fragen in Ruhe eine Antwort zu erwarten, hat Juanita aufblickend jetzt Mercedes bemerkt, die mit zuſammengefalteten Händen unter der Thür des Balkons ſtand, als ſie auf ſie zuſprang, ſie in ihre Arme riß und faſt eben ſo herzlich küßte, wie vorhin ihre jüngere Schweſter.

„Merced, Merced,“ jubelte ſie, „da ſind wir wieder alle beiſammen, wir alle, die ſich ſo lieb haben! Haſt Du auch Don Joſe betrachtet, wie gut er ausſieht — und immer ernſt, wofür ich ihm aber von Herzen dankbar ſein muß, denn wenn er heiter und luſtig wäre wie ich, ſo gäbe das eine ſchöne, tolle Wirthſchaft! Aber er iſt ſehr ernſt, o, ſo ſehr ernſt, daß ich Angſt vor ihm habe und ihm folge wie ein kleines Kind — hat er Dir ſchon von mir erzählt?“

Mercedes hatte ihre Hände wieder zuſammengefaltet, und, vor den beiden Schweſtern ſtehend, blickte ſie dieſelben abwechſelnd mit einem innigen, herzlichen Ausdrucke der Liebe an, und zwar ſo anhaltend, daß ſich faſt unwillkürlich ihre Augen mit Thränen füllten und ſie nun recht glücklich war, als jetzt Don Joſe ebenfalls auf den Balkon trat und Conchitta herzlich begrüßte.

„Wir haben uns gegenſeitig von Euch erzählt,“ ſagte er als-

„Daß Ihr zuweilen hin kommt, weiß ich,“ ſagte finſter der Steinmann, „und ich hoffe, Kamerad, daß du bloß hingehſt wegen der Verwandtſchaft mit der alten Müllere; denn das ſchwöre ich dir zu, haſt du dort andere Mucken im Kopf, ſiehſt du mir das kleine Mädel, die Anna, nur mit einem unrechten Blicke an, und ich erfahr's, was nicht ausbleibt, ſo haſt du deinen letzten Gang gemacht.“

„Ach, was werd' ich!“ ſagte der Andere mühſam lachend. „Gott verdamm' mich, was habt Ihr für dumme Ideen, Gevatter! Die Anna iſt jetzt achtzehn Jahre und bleibt für Euch aufgehoben: hat's Euch die alte Müllere nicht verſprochen? und die ſitzt wie ein Drache da und hütet das Mädchen.“

„Ich habe ſie ſauer verdient,“ ſagte der Steinmann nachdenkend; „wie viel Geld habe ich nicht an die Alte gehängt! wie oft kam ſie zu mir gelaufen und ſagte: ich muß Dieß und Das haben, ſonſt iſt mir Alles feil: Weiß der Teufel, ich habe dieſes Mädchen doppelt und dreifach bezahlt.“

„Dafür wird ſie Euch auch bleiben,“ antwortete der Andere, „ſie iſt ja noch blutjung.“

„Aber ſchön, verdammt ſchön! ſagte der Steinmann, „und man hat Beiſpiele . . .“

„Denkt nicht mehr daran,“ erwiderte der Andere; „was meint Ihr alſo zu der Geſchichte mit dem Gelde?“

„Nun ja,“ ſagte der Steinmann nach einer Pauſe, „ich will nicht mehr daran denken, aber denket Ihr daran, was ich vorhin geſagt.“ — Damit langte er ein großes Brodmeſſer vom Tiſche und ſtieß es zwiſchen ſich und dem Gevatter in die Ofenbank.

„Natürlich, natürlich!“ entgegnete der Andere; „wir werden uns da nicht betrügen. Alſo abgemacht iſt, daß die alte Kiliane zweihundert Gulden baares Geld hat, die wird ſie

dann in herzlichem Tone, während er Conchitta's Hand ergriff und ihre Blicke ſich fanden, „und nur Gutes und Angenehmes: Merced hat mir geſagt, daß Du im Begriffe ſeieſt, eine große Künſtlerin zu werden."

„Und Don Joſe hat mir beſtätigt," fiel jene wieder raſch ein, „was wir aber ſchon aus den Zeitungen erfahren und mit Entzücken geleſen hatten, welche Triumphe Juanita gefeiert und wie ihr Name in ſo kurzer Zeit ſchon berühmt und in Jedermanns Munde iſt."

„Der Name, den ich angenommen," erwiederte das junge Mädchen, indem ſie, plötzlich ernſt werdend, mit der Hand über ihre Augen fuhr .... — „reden wir nicht von mir, wenigſtens nicht von meinen Erfolgen, davon kann euch Don Joſe erzählen, wenn ihr einmal allein ſeid .... — Ah, es freut mich," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ſie ihre Schweſter mit erneuerter Innigkeit betrachtete, „daß Dein Talent ſich ſo glänzend Bahn bricht, und doch ſchmerzt es wieder, daß Du ſelbſtändig ſein wirſt und meiner Liebe nicht Alles verdanken willſt!"

„Wie Du immer noch egoiſtiſch biſt, ſogar in Deiner Liebe," ſagte Don Joſe.

„Ach ja, ich bin es," gab Juanita in einem faſt trockenen Tone zur Antwort — „ja, ich könnte Neid gegen meine gute Conchitta fühlen, wenn ein ſolches Gefühl überhaupt bei meinem Charakter möglich wäre! Sie iſt die wahre Künſtlerin, während ich mit einem Scheine der Kunſt, mit einem falſchen Schimmer mich begnügen muß ... — Iſt es nicht eigenthümlich," fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe wieder heiter fort, „daß ich auch Talent zum Zeichnen habe und es bis jetzt gar nicht gewußt?"

„Haſt Du in der That den Verſuch gemacht, zu zeichnen? Wie ſollte mich das freuen — bei Deinen vielen Reiſen würden ſelbſt die flüchtigſten Skizzen ſpäter eine angenehme Erinnerung für Dich ſein."

„Ja, ich begnüge mich auch mit flüchtigen Skizzen," ſprach Juanita heiter — „ſieh nur!"

Sie nahm aus dem Strohhute, welcher neben ihr auf dem Boden lag, die uns bekannte Zeichnung und zeigte sie Conchitta, während sie die Unterschrift mit ihrer Hand verdeckte.

„Das hast Du gezeichnet?“

Juanita nickte mit einer angenommenen Ernsthaftigkeit, doch konnte sie sich schon im nächsten Augenblicke des Lachens nicht erwehren und rief, in laute Fröhlichkeit ausbrechend: „Nein, nein, es ist das Geschenk eines jungen Mannes, den ich zufällig unten kennen lernte — ich erwähnte dessen ja vorhin, Dir wird wohl der Name bekannt sein!“

„Arthur Rodenberg,“ las Conchitta; „ich habe den Namen schon häufig gehört, doch sah ich diesen Herrn Rodenberg, so viel ich mich erinnere, nie.“

„Du sahst ihn nie?“ fragte Juanita erstaunend — „so kennt Ihr Künstler Euch also nicht unter einander?“

„Du vergißt, daß ich eine Künstlerin bin — die jungen Männer werden wohl alle mit einander bekannt sein, doch ich kenne nur sehr wenige von ihnen.“

„Das habe ich mir anders gedacht,“ erwiederte Juanita und fuhr, nachdem sie ein paar Sekunden über etwas nachgedacht, in unbefangenem Tone fort: „Das habe ich mir in der That anders gedacht; ich glaubte, man lernte zusammen, man arbeite gemeinschaftlich in großen Sälen, man tausche dabei seine Ansichten aus.“

„Das thue ich auch wohl, doch nur in einem sehr beschränkten Kreise von Bekannten.“

„Ah — nun ja, ich begreife das; ich sah jenen jungen Künstler da unten zeichnen, und als ich begreiflicherweise seine Skizze gelobt, riß er sie aus seinem Skizzenbuche und bot sie mir an — es wäre unhöflich gewesen, sie auszuschlagen.“

„Dieser Künstler, ein recht angenehmer junger Mann,“ bemerkte Don Jose, „ritt ein prachtvolles Pferd, das ihm ein Freund, wie er sagte, geliehen.“

„Und das er zur Probe eines Festes hier im Walde herumgetummelt."

„Ah ja," machte Conchitta in gleichgültigem Tone, „sie feiern ein Frühlingsfest — es soll, wie man sagt, sehr schön werden."

„Du sagst, sie feiern?" fragte Juanita erstaunt — „so bist Du nicht mit dabei?"

„Man hat sie dringend eingeladen," sagte Mercedes, „sie solle Theilnehmerin sein am Feste oder Zuschauerin, und sie hat beides abgelehnt."

„Das begreife ich nicht, daran thatest Du Unrecht!"

„Und sie hatten mir eine so schöne Rolle zugedacht!" sprach Conchitta, indem sie ihre dunklen Augen über das Balkongeländer hinweg auf den frischen Wellen der sich leicht bewegenden Laubkronen ruhen ließ — „ich sollte die Freude vorstellen, die hier oben gefangen gehalten wird und welche durch den Prinzen Maiwein befreit wird."

„Und wer stellt den Prinzen Maiwein vor?"

„Ein sehr angenehmer junger Mann, ein Engländer, der aber die Kunst nur zu seinem Vergnügen treibt," mischte sich Mercedes in das Gespräch, wobei sie den Zeigefinger gegen Conchitta aufhob und scherzhaft drohend sagte: „Wir sind etwas eigensinnig, und es würde Allen große Freude machen, wenn Conchitta Theil nehmen wollte."

„Und vor Allen wohl dem Prinzen Maiwein?"

„Lytton!"

„Lytton!" wiederholte Juanita, „ein schwerer, kaum auszusprechender englischer Name; da wäre mir Rodenberg geläufiger."

„Auch Rodenberg soll bei dem Feste sein — so viel ich gehört, stellt er den wilden Jäger vor."

Juanita nickte mit dem Kopfe.

„Jetzt aber," sagte Conchitta, welche den Wunsch zu haben schien, dieses Gesprächsthema zu ändern, „wie lange bleibst Du bei uns und wohin gehst Du?"

„Davon ſpäter, mein liebes Herz, ich bin ja bei Dir und muß von Deinen Angelegenheiten hören.“

„Nicht wahr, Don Joſe,“ wandte ſich Mercedes an dieſen, „Conchitta könnte unter meiner Aufſicht wohl das Feſt der Künſtler mitfeiern; ich als Weisheit würde die Freude begleiten.“

„Gewiß, weiſeſte und zuverläſſigſte aller Duennen — ich vertraue Dir ſo, daß unſere Conchitta das unbedingt thun darf, wozu Du ihr räthſt!“

„Und Herr Lytton hat ſie ſo dringend gebeten.“

„Mir ſcheint, Du protegirſt dieſen Herrn Lytton.“

„Er iſt mir einer der liebſten von allen jungen Leuten, die wir hier kennen gelernt, ein ſchöner junger Mann, ſehr gebildet, von guter Familie und großem Vermögen.“

„O Merced, Merced!“ ſagte Don Joſe lachend.

„Du haſt mir verſprochen, nicht mehr darüber zu reden,“ ſagte Conchitta faſt empfindlich; „Du hältſt Dein Wort ſchlechter als Herr Lytton, der des Feſtes nicht mehr gegen mich erwähnt, ſeit ich ihn darum gebeten!“

„Alſo biſt Du in der That entſchloſſen, dieſes Feſt weder mitzumachen, noch anzuſchauen?“

„Weder mitzumachen, noch anzuſchauen!“ erwiederte Conchitta.

„Gut denn,“ ſagte Juanita, während eine heitere Laune aus ihren lebhaften Augen blitzte, „ſo leihe mir Deinen Namen und laß mich ein wenig die Freude vorſtellen.“

„Unmöglich!“ rief Conchitta mit großer Entſchiedenheit, und Mercedes ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Warum nicht? — Laßt mir die Freude, zur Freude Anderer die Freude vorzuſtellen. Schaut doch uns Beide an, ſehen wir uns nicht zum Verwechſeln ähnlich? Und da wir, wie ich hoffe, im Coſtume erſcheinen werden, ſo wird in einer ungewohnten Tracht Niemand in mir eine falſche Conchitta ahnen. Bitte, thue mir den Gefallen! Oder fürchteſt Du,“ fuhr ſie in einem ernſteren

Tone fort, „daß ich Dich in irgend etwas bloßstellen könnte? Laß Dir von Joſe erzählen, wie ich mich jungen und alten Männern gegenüber, und unter ihnen ſolche von den ausgezeichnetſten Eigenſchaften, zu benehmen pflege — ſprich, Joſe!“

„In dieſem Punkte, wie in ſo vielen, biſt Du über alles Lob erhaben,“ gab der jungen Dame ihr älterer Begleiter zur Antwort.

„Bitte, Conchitta, warum willſt Du mir dieſe kleine Unterhaltung nicht gönnen?“

„Wie könnte ich Dir einen Wunſch abſchlagen, deſſen Erfüllung in meiner Macht läge!“

„Und dieſen zu erfüllen liegt nicht in ihrer Macht,“ ſagte Mercedes raſch; „da Conchitta ſich geweigert, ſo wurde die ihr zugedachte Rolle einer Anderen übertragen.“

„Ach, wie ſchade!“ rief Juanita. „So laß uns denn wenigſtens als Zuſchauerinnen dem Feſte beiwohnen!“

„Laß mich davon wegbleiben,“ bat Conchitta mit einer ungeduldigen Bewegung; „ich habe meine Gründe, die ich Dir ſpäter mittheilen werde!“

„Es ſei, ich werde Deine Gründe achten, wie Du hoffentlich meinen Wunſch, dieſes Feſt zu ſehen! Laß mir dieſes Vergnügen,“ bat ſie in ſchmeichelndem Tone, „ich ſah noch nie dergleichen und ſtelle mir ein ſolches Treiben der heiteren Künſtlerwelt gar zu köſtlich vor!“

„Du willſt als Zuſchauerin anwohnen?“

„Als Zuſchauerin, als Conchitta, vielleicht auch als mithandelnde Perſon,“ erwiederte Juanita lachend, „natürlich unter der ſtrengen Obhut Don Joſe's; ich habe jetzt meine Ferienzeit und möchte ſie heiter benutzen. Daß ich Dich in keiner Weiſe bloßſtelle, wirſt Du mir glauben — Deiner Schweſter, die Dich über Alles liebt und die für Deinen Ruf beſorgter iſt, wie für ihren eigenen!“

Conchitta wollte etwas antworten, wahrſcheinlich wiederholt

eine Einwendung machen gegen den Plan ihrer Schweſter, doch küßte dieſe ſie herzlich und verſchloß ihr ſo den Mund, indem ſie alsdann raſch fortfuhr: „Bitte, keine Einwendungen mehr, kein Wenn und kein Aber, ich weiß alles, was Du ſagen willſt: Du wollteſt mir bemerklich machen, wie es ja unmöglich ſei, daß ich für Dich gelten könne, wenn man mich in der Stadt ſähe; aber ich will mich nicht ſehen laſſen. Wenn ich ausfahre oder Dich zu beſuchen komme, was morgen geſchehen wird, nachdem ich die Freude gehabt habe, Dich zum erſten Male in dieſer herrlichen Gegend wiederzuſehen, unter Gottes freiem Himmel, ſo werde ich dicht verſchleiert gehen, wie das überhaupt meine Gewohnheit iſt — nicht wahr, Joſe?“

„Ich muß das bezeugen!“

„Hörſt Du wohl; alsdann kennt mich Niemand hier, und ich unterhalte mich köſtlich, indem ich einen Tag Deine Rolle ſpiele.“

„Du wirſt aber meine Rolle nicht ſpielen können,“ gab die Schweſter zur Antwort. Ihr Geſicht hatte ſich freundlich erheitert und ſie ſchien jetzt Gefallen zu finden an der großen Lebhaftigkeit ihrer Schweſter und deren Freude über das bevorſtehende Abenteuer. — „Wenn Du mich mit Glück vorſtellen willſt, mußt Du viel ruhiger und ernſter ſein; Deine Dir eigenen raſchen Bewegungen, Deine Art, ſo lebhaft und eindringlich zu reden, ſo lieb ſie mir auch iſt, würde Dich augenblicklich verrathen.“

„Meine Kunſt wäre gering,“ gab Juanita zur Antwort, „wenn es mir nicht gelingen ſollte, das Benehmen einer ſo ſtillen, beſcheidenen Malerin anzunehmen — ach, ein Benehmen, meine liebe Conchitta,“ fuhr ſie wieder mit überſtrömendem Gefühle fort, „das ſo ſchön iſt, ſo zart, das ich ſo ſehr liebe und das ich in Gedanken immer und immer vor mir ſehe!“

„Du beſchäftigſt Dich zu viel mit mir,“ verſetzte beſcheiden die jüngere Schweſter.

„Man muß ſich wohl mit Dir beſchäftigen, kleiner Eigenſinn,

der trotz ſeines ſchüchternen und eingezogenen Weſens einen ſo feſten, ſelbſtändigen Sinn hat — ich kann es Dir immer noch nicht verzeihen, daß Du mir nicht geſtatten wollteſt, gänzlich für Dich zu ſorgen, ich hätte es doch ſo gut gekonnt, und daß Du es vorzogſt, Deine eigene Exiſtenz zu gründen, eine ſo beſcheidene Exiſtenz."

„Ich fühle Talent in mir, und das mochte ich nicht vernachläſſigen," verſetzte Conchitta in ruhigem Tone, aber mit großer Entſchiedenheit. „Doch ſprechen wir jetzt einmal von Dir, Du haſt Dich bis jetzt nur mit mir beſchäftigt."

„Ja, wir wollen jetzt von Dir hören," ſagte auch Mercedes.

„Etwas von mir hören? — Nun gut, mit Vergnügen, ich werde Euch eine große Arie ſingen."

„Das ſpäter, Juanita — wir möchten jetzt etwas von Deinem Leben vernehmen," ſprach die jüngere Schweſter mit ihrem ſo einfachen Tone.

„Ach, von meinem Leben laßt mich Euch nichts erzählen: es iſt das ſo glänzend und doch wieder ſo ärmlich, ſo bewegt und doch wieder ſo langweilig; eigentlich lebe ich nur wenige Abendſtunden, wie ein Nachtſchmetterling, und das Denken und Arbeiten meines ganzen Tages, gewöhnlich abgeſchieden von der Welt, muß ſich mit dieſen paar Abendſtunden beſchäftigen — laßt mich über das glänzende Elend hier nicht reden, hier im friſchen, grünen Walde an Deiner Seite, wenn ich in Dein gutes, liebes Auge ſehe — ſpäter einmal davon, wenn wir in unſerem Schloſſe am Kaminfeuer ſitzen, wenn die hochrothe Gluth des flammenden Holzes uns beſtrahlt, wenn draußen der Wind heult und der Regen gegen die Fenſter peitſcht, dann erzähle ich Dir ſchauerliche Märchen vom Intendanten Blaubart, der ein ſchwarzes Gemach hatte, wie der Andere deſſelben Namens, dabei zu wenig Kopf, aber viel zu viel Herz und ein ungeheuer weites Gewiſſen; auch von jener blutdürſtigen Rotte erzähle ich Dir, die man Schriftſteller nennt, eigentlich Theater-Recenſenten, und mit

denen Don Joſe zu kämpfen hat; zuweilen beſiegt er ſie oder ſtopft ihnen das Maul mit Gold und Juwelen, ein anderes Mal unterliegen wir, und dann fallen ſie über mich her und ſuchen mich zu zerfleiſchen — aber," ſetzte ſie mit leiſerer Stimme und freundlich lächelnd hinter der vorgehaltenen Hand hinzu, „ich mache mir nichts daraus, mögen ſie ſchmeicheln und zu meinen Füßen kriechen, oder mögen ſie mich biſſig anklaffen, ich lache über ſie und verachte das Geſindel — o, an ſolchen Abenden will ich Dir wunderbare Geſchichten erzählen, Geſchichten von vor und hinter den Couliſſen, Geſchichten vom allerliederlichſten Hofe und vom allerhöchſten Pöbel — nein, ich verſprach mich, doch iſt das gleichviel, es gibt Lagen, wo beide Eigenſchaftswörter für beide Theile gelten, und daß ich die Wahrheit rede, das ſoll Dir alsdann Joſe bezeugen, unſer guter, lieber Joſe, der ſo viel für mich thut, eigentlich Alles, denn wenn er ſeine Vorbereitungen getroffen hat, ſo brauche ich nur meinen Mund zu öffnen oder ſpäter, wenn ich müde bin, mich zu Bette zu legen, am anderen Tage erfahre ich auch Alles durch ihn, wie viel Blumen ſie ruinirt, wie oft man mich herausgerufen, wie viele Viſitenkarten man mir geſchickt und wie oft ſo ein Intendant oder Direktor geſagt: ‚Beim Himmel, göttlich!' Doch iſt ſo ein armer Mann nur das traurige Echo eines allerhöchſten Hofes, hohen Adels oder der verehrungswürdigen Anderen; würde einer von dieſen drei Köpfen der gierigen Schlange, die man Publikum nennt, mich mittelmäßig oder gar ſchlecht finden, ſo wird es von jenem Echo nicht mehr heißen: ‚Beim Himmel, göttlich!' ſondern man würde ſich achſelzuckend abwenden, wenn ich erſchiene.

„Aber Gott ſei gedankt," fuhr ſie mit erregter Stimme fort, während ſich ihre Augenlider hoch emporhoben und ihre dunklen Augen darunter hervorblitzten, „ſie finden mich göttlich, ſie finden mich wunderbar, ſie finden mich über alle Beſchreibung, ſie kriechen vor mir, ſie liegt mir ſchmeichelnd zu Füßen die ganze bunte, hinterliſtige Schlange, von der ich vorhin ſprach; ich darf ſie offen und

ohne Scheu verachten, ich darf ſie mißhandeln, denn ich bin jung, ſchön und eine große Künſtlerin, ich darf ſie mit Füßen treten, und ich thue das mit einer leidenſchaftlichen Freude, weil ich die elende Falſchheit dieſer Schlange kenne, weil ſie auch mich zu begeifern verſucht und weil es mir ein ſüßes Gefühl iſt, Rache zu nehmen für alle die unglücklichen Geſchöpfe, die ſich vergebens ſträubten gegen die Umſchlingung dieſer Schlange, die ſich umſonſt abmühten, ehrlich und redlich zu bleiben, die dahinſiechen und verderben vor dem giftigen Blicke des Ungeheuers, vor dem heißen, betäubenden Hauche, der aus dem offenen Rachen deſſelben dampft.

„Nach großen Erfolgen auf den blutgedüngten Schlachtfeldern dieſer Welt ſpricht man achſelzuckend von Kanonenfutter — wer denkt in gleichem Sinne des Theaterfutters warmfühlender, lebenskräftiger Weſen, die für keine großen Erfolge zu Grunde gehen, die kein Bewußtſein haben, für eine gute Sache dahin zu welken, die vergehen in der Hand eines Mächtigen, weil er die Gelegenheit und die Macht hatte, ihnen gefährlich zu werden.

„Du ſiehſt mich ſtaunend an, meine Schweſter, und haſt ein Recht dazu; nicht wahr, ich komme Dir ſehr alt vor und überverſtändig? — Ja, was ich da vorhin ſagte, kam aus meinem Theaterherzen. Ich habe nämlich die wunderbare Eigenſchaft, mein Herz nach Gefallen wechſeln zu können, und wenn ich vor die heißen Lampen trete und vor die noch heißeren Blicke jener Schlange, zwiſchen die ſtaubigen, unnatürlichen Bäume, zwiſchen die gemalten trockenen Waſſerfälle, da laß ich zurück mein warmes, gutes gefühlvolles Alltagsherz und trage ein anderes bei mir, das trocken iſt und alt, das mir aber ſehr verſtändigen Rath ertheilt und das ganz ruhig, gleichförmig, ja, gefühllos ſchlägt.“

„Doch in Deiner Kunſt erlebſt Du auch andere, heitere Stunden, nicht wahr, meine arme Schweſter?“

„Wenige, denn wo ich in meiner ſo ſchönen, ſo göttlichen

Kunſt wirke und lebe, fühle ich auf die eine oder die andere Art den Athem des giftigen, Alles benagenden Gewürms und ſchaudere vor jeder Berührung zurück — und doch haben wir heitere, glückliche Stunden, nicht wahr, Joſe?“ fuhr ſie mit einem flüchtigen Blicke auf ihren Begleiter fort; „aber mit der wahren Kunſt haben dieſe gewöhnlich nicht viel zu thun. Wie lachen wir, Joſe und ich, wenn nach einem Abende, wo das Publikum beſonders toll war, Briefe einlaufen, Geſchenke, Blumen — maſſenhaft, und wenn wir Zeit haben, etwas von dem Wahnſinn zu leſen, den man an mich ſchreibt; die Geſchenke werden zurückgeſandt . . . .

„Du ſiehſt,“ unterbrach ſie ſich hier ſelber, „ich trage als einzigen Schmuck im gewöhnlichen Leben immer noch den einfachen mauriſchen Reif, das Erbſtück von Mutter und Großmutter her.“ Sie ſchob bei dieſen Worten ihren Aermel etwas zurück, ſo daß ein einfacher Ring von mattem Golde zum Vorſchein kam.

Mercedes ergriff die Hand Juanita's und drehte an dieſem Ringe, bis ein paar arabiſche Buchſtaben zum Vorſchein kamen, welche ſie innig küßte.

„Ja, die Geſchenke,“ fuhr die Erzählerin fort, „werden ohne alle Ausnahme zurückgeſchickt, Blumen und Kränze erhalten die Kellner des Gaſthofes, welche ſie, wenn ich abgereist bin, wieder zu hohen Preiſen verkaufen; die Briefe aber werden auf eigenthümliche Art verwandt: meine Kammerfrau macht Haarwickel für mich daraus, und wenn ſie alsdann von den albernen Schreibern befragt wird, ſo kann ſie mit gutem Gewiſſen ſchwören, ihre Zeilen ſeien mir ſehr nahe gegangen.“

„Wie intereſſant aber muß es ſein, die Bekanntſchaft ſo vieler Menſchen zu machen!“ meinte Mercedes.

„Um feſt die Achtung vor allen zu verlieren!“ erwiederte Juanita ſeufzend. „Glaube mir, nach einem großen Gaſtſpiele ſuche ich förmlich die Einſamkeit auf oder heitere, einfache Menſchen, die nicht wiſſen, wie ein Theatervorhang ausſieht. Das iſt meine

heute Nacht mit nach Hause nehmen und unfehlbar morgen in irgend einer Sparkasse anlegen; denn darin habt Ihr schon recht, Gevatter, daß die Alte kein Geld lange bei sich verwahrt; also was geschehen muß, soll heute Nacht geschehen."

„Allerdings!" sagte der Gevatter Steinmann.

„Sorgt mir also dafür, daß heute Nacht unter dem Stadtgraben nicht viel patrouillirt wird, beschäftigt Eure Herrn Collegen in einem andern Theile der Stadt und laßt mich das Geschäft ausführen."

„Also geht Ihr heute Abend zur Müllere," sagte der Steinmann und blickte den Collegen forschend an, „verbergt Euch da, und wenn Alles still ist, schleicht Ihr Euch hinauf zu der Alten und holt das Geld, aber laßt's kein Unglück geben; wenn die Alte wirklich aufwacht, — Ihr wißt, solche Personen haben einen leichten Schlaf —, begeht mir ja nichts Gewaltthätiges gegen sie; der Teufel auch, das könnten wir brauchen! Um zweihundert Gulden dürfen wir die Müllere, auf die natürlich einiger Verdacht fällt, nicht aussetzen, daß man hart gegen sie verfährt; schläft aber die Alte fest und kann man das Geld nehmen: gut, alsdann geht Ihr wieder zurück zur Müllere, und ich komme hinauf — ja, ich komme hinauf," wiederholte er mit leiser Stimme, „und wir theilen gehörig; die Alte muß auch etwas Ordentliches haben, etwas recht Ordentliches." — Damit trank er sein Glas leer, fuhr mit der Hand über die Augen und stand von der Ofenbank auf.

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß das Gespräch so leise geführt wurde, daß Niemand als die Beiden, ja, Niemand, der im Zimmer gewesen wäre, auch nur eine Silbe davon verstanden hätte. Vieles, was wir mit Worten ausdrückten, wurde nur leicht angedeutet mit bezeichnenden Geberden.

Erholung, mit ihnen zu leben, mit ihnen zu plaudern, die frische Luft, die ich genieße; dabei iſt mir ſo wohl, ach ſo wohl, wie jetzt hier im erfriſchenden Dufte dieſes ſchönen Waldes.“

Bei dieſen letzten Worten war ſie aufgeſtanden und hatte ihre Schweſter mit ſich fortgezogen bis an den Rand der Terraſſe, wo ſie ihre Arme ſanft um Conchitta's Schultern legte und ihren Kopf an deren Bruſt ruhen ließ.

VI.

„Sie sah mich arglos freundlich an."

Olfers war an diesem Morgen zu Michel Angelo Schmitz gegangen, um dessen Kunstschätze anzusehen, wie er ihm schon öfters versprochen.

Der kleine Mann war hoch erfreut darüber und führte seinen geehrten Gast in ein mäßig großes Zimmer, das er seinen Salon nannte, an dessen Wänden die Kunstwerke hingen, welche er durch Tausch oder Kauf an sich gebracht oder von einem Freunde oder Bekannten geschenkt erhalten hatte.

Dieser Salon war zu gleicher Zeit das Wohnzimmer der Madame Schmitz, der Mutter Michel Angelo's, einer bejahrten Dame, die sich hier sehr glücklich fühlte bei der Freude ihres Sohnes, eine so werthvolle Gemäldesammlung zu besitzen. Sie hatte ihren Aufenthalt gewöhnlich an einem der beiden Fenster, wo sich ein bequemer Lehnstuhl befand und wo sie vermittelst eines an der Außenseite des Hauses angebrachten Spiegels die ganze Nachbarschaft gewissermaßen beherrschte oder vielmehr controlirte, denn es entging ihr kein Spaziergänger dieser Straße, kein Besucher irgend welches Hauses, ja, kein Gruß zu einem geöffneten Fenster hinauf oder von einem solchen herab, ja, nach der Art dieses Grüßens combinirte sich Madame Schmitz kleine Verhältnisse schon lange

im Voraus, ehe ſie öffentlich wurden, und wenn alsdann Michel Angelo von einem derſelben als einer unerhörten Neuigkeit ſprach, ſo wußte Madame Schmitz dieſelbe nicht nur ſchon lange im Voraus, ſondern ſie war auch im Stande, ſehr umſtändlich anzugeben, welche Nachbarin bei dem Attentate auf das Herz eines beliebigen jungen Mädchens in der Straße beſonders thätig geweſen war.

Michel Angelo Schmitz war übrigens ein viel zu zartfühlender Sohn, um ſeiner Mutter die Freude zu verderben, als habe er etwas Näheres über ein ſolches Verhältniß gewußt, vielmehr fand er Alles mit der ſtaunendſten Miene von der Welt merkwürdig und ganz beſonderlich.

Madame Schmitz urtheilte gewöhnlich ſehr milde über alle Vorfälle in der Straße, nur konnte ſie es nicht leiden, wenn ein Herr und eine Dame, die beide nicht in der Straße wohnten, ſich dennoch hier zuſammenfanden; darüber konnte ſie ſich in bitteren Redensarten ergehen und mochte es nicht begreifen, warum man ſich gerade die Straße, wo ſie wohnte, zu dergleichen Zuſammenkünften ausgeſucht.

Wir wiſſen, daß der ſelige Herr Schmitz ſeinem Sohne die ſchönen Vornamen Michel Angelo in der Hoffnung gegeben, es werde einſtens ein großer Maler aus ihm werden, eine Vorausſetzung, die jedoch nicht eingetroffen war, weßhalb Madame Schmitz ſich des einfachen „Michel“ bediente, wenn ſie ihrem Sohne rief, gewiß in der zarten Abſicht, um in dieſem keine trüben Gedanken zu erwecken. Sie war überhaupt eine gute und ſehr brave Frau und ſorgte heute noch, wie in früheren Zeiten, mit einer rührenden Zärtlichkeit für das Wohl ihres Kindes. Wenn ſie einen Fehler hatte, ſo war es ihr Argwohn gegen jedes weibliche Weſen, das ſich ihrem Sohne näherte, indem ſie bei allen jungen und alten unverheiratheten Damen Eroberungsgelüſte vorausſetzte auf die Hand Michel's, das heißt auf ſein kleines Vermögen, ſein Haus und ſeine berühmte Gemäldeſammlung.

Um die Charakteriſtik dieſer würdigen Dame zu vollenden, müſſen wir noch ihrer eigenthümlichen Gewohnheit erwähnen, alle Dinge, ſelbſt die geringfügigſten, ſehr geheimnißvoll und mit großer Wichtigkeit zu behandeln: ſo konnte ſie zum Beiſpiel ihren Sohn mit einer faſt beängſtigenden Feierlichkeit zu ſich ans Fenſter rufen, ihren Mund an ſein Ohr neigen und ihm anvertrauen, daß der Doktor Strampfer gegenüber heute ſchon, Anfangs Mai, mit einer weißen Hoſe ausgegangen ſei.

„Merkwürdig“ oder „ganz erſtaunlich“ pflegte der gute Sohn gewöhnlich hierauf zur Antwort zu geben, worauf Madame Schmitz ihn feſt anſchaute, zwei- bis dreimal mit dem Kopfe gegen ihn nickte und dazu eine Miene machte, als wolle ſie ſagen: „gib nur Achtung, was daraus entſtehen wird,“ ehe ſie zu anderen wichtigen Betrachtungen überging.

Roderich war alſo von Schmitz in den Salon geführt worden und betrachtete die Gemäldeſammlung, nachdem er vorher mit der Mutter ſeines Bekannten einige freundliche Worte gewechſelt hatte.

Michel Angelo hatte die Aufmerkſamkeit gehabt, das ſchöne Aquarell, welches er von dem berühmten Maler zum Geſchenke erhalten, ſogleich mit einem geſchmackvollen Rahmen zu verſehen und an dem beſten Platze im ganzen Zimmer aufzuhängen, ja, über demſelben war ein kleines Reis mit friſchen Lorbeerblättern befeſtigt.

Olfers ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe, als er ſeine Arbeit ſo ehrenvoll bekränzt ſah, und ſprach darüber einige freundliche Worte.

Michel Angelo rieb ſich ſtill lächelnd die Hände und erwiederte: „Wenn ich auch mein Glück über den Beſitz dieſes Kunſtwerkes mit einem ganzen Kranze von Lorbeeren nicht genügend hätte ausdrücken können, ſo bin ich doch an dieſer Verzierung unſchuldig, ſo gerechtfertigt ich ſie auch finde.“

Der Andere ſah ihn fragend an.

„Sennora Conchitta, unſere liebe Hausgenoſſin, die ſich nicht minder über dieſes Geſchenk gefreut, hat es verziert.“

„Ah!“ machte Roderich und ſchritt weiter längs der Wand hin, um ſich die übrigen Bilder und Zeichnungen zu betrachten.

Er fand manch Gutes, manch Werthvolles: Oelſkizzen, Kreidezeichnungen und Aquarelle, mit berühmten Namen verſehen, von denen die meiſten, da ſie alle freundſchaftliche Geſchenke waren, ſehr bemerklich prangten und ſo ſchon von Weitem den freundlichen Geber verkündeten.

Schmitz folgte ſeinem Gaſte auf dem Fuße, blieb ſtehen, wo dieſer ſtehen blieb, ging auch wohl einige Schritte voraus, um vor einem beſonders werthvollen Schatze ſtehen zu bleiben und ſo die ganz beſondere Aufmerkſamkeit Roderich's zu erwecken. Dabei trippelte der kleine Mann ganz vergnügt von einem Fuße auf den anderen, rieb ſich die Hände und verbeugte ſich für jedes Lob, das ſeinen Kunſtwerken geſpendet wurde, als ſei er nicht nur der Beſitzer, ſondern auch der Verfertiger derſelben.

Dazwiſchen warf er hier und da einen heiteren Blick auf ſeine Mutter, aber nur ſehr ſelten und wenn er durch eine Wendung faſt dazu gezwungen war, denn ſo oft er die alte Dame anſchaute, winkte ſie ihm mit großer Wichtigkeit, näher zu kommen, und hatte jedesmal eine Thatſache von ganz außerordentlichem Belange mitzutheilen. So zum Beiſpiel fand ſie, daß Herr Roderich dem ſeligen Schmitz merkwürdig ähnlich ſähe, und als dies Michel Angelo entſchieden in Abrede ſtellte — denn zwiſchen beiden beſtand in der That auch keine größere Aehnlichkeit, als vielleicht zwiſchen einer Billardkugel und einem Pflaumenkern —, war Madame Schmitz ſichtlich gekränkt und blickte eine Zeit lang zum Fenſter hinaus, ehe ſie ihrem Sohne in ſehr ernſthaftem, flüſterndem Tone und nachdem ſie lange mit ſo erſtaunter Miene und ſo angelegentlich an den Himmel emporgeſchaut, als würde dort eine der merkwürdigſten Naturerſcheinungen ſogleich ſichtbar, die Mittheilung machte, ſie habe vorhin eigentlich ſagen wollen, Michel's Vater, der ſelige Schmitz, habe beſtändig die Gewohnheit gehabt,

ſeinen Stock genau ſo an den Stuhl zu lehnen, wie es Herr Roderich auch gethan, worauf der zuvorkommende Sohn raſch mit der beiſtimmenden Bemerkung, das ſei in der That ganz erſtaunlich, ſich loskaufte und wieder zu Roderich eilte.

„Da haſt Du ein prächtiges Blatt von Rodenberg," ſagte dieſer, indem er vor einer Zeichnung ſtehen blieb, welche den edlen Ritter von la Mancha darſtellte, wie er, auf öder Haide allein daherreitend, hoch in den Wolken die Bilder ſeiner künftigen Heldenthaten und Schickſale erblickt — „es iſt das ein ganz außerordentliches Talent und ſchade, daß er ſeine Zeit mit Malen zubringt, da ihm doch jeder Begriff von der Behandlung der Farben und ihrer Wirkung abgeht — wenn doch einer ſeiner vertrauteren Freunde ihm das beibringen wollte!"

„Walter hat es gethan und mit ſo gutem Erfolge, daß Rodenberg die feſte Verſicherung gegeben hat, ſo bald keinen Pinſel mehr anzurühren."

„Walter iſt der Mann dazu, Jemanden ſo etwas eindringlich zu ſagen und ihn zu warnen vor ſolch einer Verſchwendung der koſtbaren Zeit, und kann ſich dabei ſelbſt als Beiſpiel aufſtellen. Aber mich freut es, wenn Rodenberg auf den richtigen Pfad gekommen iſt — wie jammerſchade — mir that es jedesmal leid, wenn ich ihn ſo auf falſchem Wege ſeine Zeit wegwerfen und die Leinwand verderben ſah! Hat er Walter's Offenherzigkeit übel genommen?"

„Nicht im geringſten; ich war bei Walter. Durch den Entſchluß, nicht mehr zu malen, ſei Rodenberg förmlich ein Stein vom Herzen gefallen — ſie hätten das mit einer ſehr luſtigen Nacht gefeiert."

„Wie die glücklich ſind!" murmelte Roderich, während er die Arme über einander ſchlug und die Zeichnung noch aufmerkſamer betrachtete. „Siehſt Du," ſagte er nach einer Pauſe, „dieſen ſo poetiſch gefühlten und trefflich ausgeführten Contraſt zwiſchen der Erde und dem Himmel, welch' letzterem der edle und ſinnreiche

Junker in seinen Träumereien fast nur allein anzugehören scheint, während Rosinante, mit dem hängenden Kopfe und eingezogenem Schweife matt einhertrabend, so ganz irdisch ist. Wie trefflich ist die öde, melancholische Gegend der Mancha mit wenigen Strichen dargestellt, so todt und doch wieder so lebendig: man glaubt den Abendwind flüstern zu hören, wenn er durch die Distelköpfe streicht und mit den dunkeln Blättern magerer Gesträuche spielt. Und wie leuchtet am Horizonte die letzte Helle der untergegangenen Sonne, hinter dem begeisterten Ritter förmlich eine Glorie bildend, welche dann von den dunklen Wolkenrändern begrenzt wird, deren seltsame Zusammenballungen die oben erwähnten phantastischen Gestalten bilden — in der That ein prächtiges Blatt! Wie kommt es, daß Rodenberg es Dir gegeben und dasselbe nicht bei seiner Don-Quixote-Sammlung behalten?"

„Es ist eigentlich ein kleiner Handel, den wir zusammen gemacht," erwiederte Michel Angelo lächelnd; „Du weißt, der gute Rodenberg braucht gewöhnlich mehr Geld, als er einnimmt."

„Ganz richtig," gab der Andere in düsterem Tone zur Antwort, „beständig in Geldnoth und beständig heiter und guter Dinge — und doch hat er es in seiner Hand, sich eine glänzende Zukunft zu schaffen. Beim Himmel, Blätter wie diese da, ja, seine sämmtlichen Skizzen zu Don-Quixote oder zu den deutschen Mährchen, die er ebenfalls so vortrefflich illustrirt, müssen vervielfältigt herausgegeben werden in Kupfer oder noch besser, in Holzschnitt!"

„Er ist ein so guter Kerl, dieser Rodenberg, so anständig in jeder Beziehung; ich habe ihn recht lieb und gab ihm schon oft ähnlichen Rath, aber da hatte er die Malerei im Kopfe und glaubte darin Großes leisten zu können."

„Nie, aber als Zeichner machte er sich einen berühmten Namen und hat, wie ich schon vorhin sagte, eine glänzende Zukunft; er muß nur einen tüchtigen Buch- oder Kunsthändler finden, der zum

Beiſpiel ſeine Illuſtrationen zu den deutſchen Mährchen oder zu Don Quixote herausgibt."

„Ich werde für ihn an Hallberger in Stuttgart ſchreiben."

„Thu' das, und wenn Du bei mir vorbeikommen ſollteſt, gebe ich Dir an denſelben für Rodenberg ein paar empfehlende Zeilen."

Während beide dieſe letzten Worte mit einander wechſelten, war Olfers wieder an die Stelle gekommen, wo ſein mit Laubwerk verziertes Aquarell hing, deſſen Anblick ihm abermals ein Lächeln abnöthigte, worauf er ſagte: „Es iſt eigentlich meine Schuldigkeit, Sennora Conchitta für ſo viel Theilnahme ein freundliches Wort zu ſagen. Willſt Du nicht ſo gut ſein, lieber Schmitz, und bei ihr anfragen, ob ſie einen Augenblick Zeit für mich hat?"

„Ich bedaure recht ſehr, Dich nicht zu ihr führen zu können," erwiederte Michel Angelo, „denn ſie iſt ausgegangen — ja, ſie, die Morgens ſelten das Haus verläßt, iſt ſchon in aller Frühe mit ihrer Schweſter fort."

„Sie wird den ſchönen Tag benutzen, um irgend eine Studie zu machen," warf Roderich ſcheinbar gleichgültig hin.

„Das glaube ich auch, doch hat mir meine Mutter geſagt, ſie ſeien ohne Skizzenbuch oder ſonſt etwas fort — nicht wahr, Mama?"

Als ſich die alte Dame ſo befragen hörte, richtete ſie ihren Blick von der Straße ab und in das Zimmer hinein und ſagte mit einem langen Kopfnicken: „Es iſt ſo, Michel, wie ich Dir geſagt; ſie hat kein Skizzenbuch oder ſonſt etwas Aehnliches bei ſich und ſie gingen fort, als es auf der Kirche drüben ein Viertel nach Sieben geſchlagen hatte."

„Ah, ſo früh ſchon," ſagte Roderich; „ſo muß ich mir ein andermal das Vergnügen machen, ſie zu ſehen." Er wandte ſich nach dieſen Worten nach dem Stuhle, wo ſein Stock lehnte.

Madame Schmitz hatte den Augenblick benutzt, wo ihr Sohn ſie fragend angeſchaut, um denſelben durch einen geheimnißvollen Wink an ihre Seite zu rufen. „Michel," ſagte ſie ihm alsdann,

indem ſie ihren Mund an ſein Ohr neigte, „Mamſell Conchitta — Du wirſt mir erlauben,“ unterbrach ſie ſich hier, „daß ich hier in meinem deutſchen Hauſe das ſpaniſche Wort nicht gebrauche — Mamſell Conchitta, die heute Morgen mit ihrer Schweſter ſo auffallend früh ausgegangen iſt, liebt ....“

„Sie liebt?“ fragte Michel Angelo haſtig, aber in ſo leiſem Tone, daß ihn nur ſeine Mutter verſtehen konnte.

„Sie liebt,“ bejahte die alte Dame mit einem mehrmaligen, ſehr wichtigen Kopfnicken, ehe ſie zu ſprechen fortfuhr — „ich habe es von ihrer eigenen Schweſter und auch von der Köchin, der ſie es anvertraut — ſie liebt.....“

„Und wen liebt ſie? Wenn Sie das ſchon früher wußten, hätten Sie es mir eher ſagen ſollen!“

„Ich erfuhr es zufällig vor acht Tagen, legte aber dieſer Sache kein großes Gewicht bei, erinnerte mich aber ſoeben daran, als ich Schmauder's Babette vom Markte kommen ſah.“

„Aber was geht Conchitta Schmauder's Babette an?“

„Die hatte es ja in ihrem Korbe!“ flüſterte die alte Dame auf's geheimnißvollſte.

„Aber was denn?“ ſtöhnte Michel Angelo Schmitz in großer Aufregung.

„Was Conchitta liebt? — Dicke Bohnen, aber ſie müſſen in Butter und Peterſilie gemacht ſein — mit viel Peterſilie,“ ſetzte ſie hinzu, wobei ihre Lippen das Ohr Michel Angelo's berührten.

Roderich hatte begreiflicherweiſe von dieſem kleinen Zwiegeſpräche nichts verſtanden, jedoch den Augenblick benutzt, als er Mutter und Sohn ſo angelegentlich mit ſich beſchäftigt ſah, um abermals vor ſein Aquarell hinzutreten und von dem Lorbeerreis über demſelben ein Blatt zu entwenden, das er ungeſehen in ſeine Bruſttaſche ſteckte.

Wir können hier nicht verſchweigen, daß Michel Angelo Schmitz etwas bleich geworden war bei den erſten Worten der Mittheilung,

die ihm vorhin seine Mutter in vertraulicher Weise gemacht, ja, er hatte nach Luft geschnappt und eine seiner mageren Hände auf die Stelle gedrückt, wo er sein Herz plötzlich lauter schlagen fühlte; jetzt war es ihm wie eine Centnerlast von diesem armen Herzen gerollt und er konnte seine Mutter freundlich anlächeln, als sie schließlich zur Bekräftigung sehr ausdrucksvoll mit dem Kopfe nickte.

Dann erhob sie sich, als Roderich auf sie zukam und ihr sein Vergnügen ausdrückte, die Kunstschätze ihres Sohnes Michel Angelo gesehen und die vortreffliche Mutter desselben so wohl und munter gefunden zu haben.

Madame Schmitz knixte in schuldiger Dankbarkeit und drückte ihr Vergnügen aus über Roderich's Besuch. „Michel," sagte sie, „wird seine Bilder und Zeichnungen noch einmal so lieb haben, nachdem Sie ihm dieselben gelobt, und das freut mich für ihn, denn Michel ist ein großer Kunstnarr, wie man das so zu nennen pflegt, gerade wie es der selige Schmitz auch war, nur daß der an alten Möbeln und sonstigem Gerümpel seine Freude hatte."

Bei diesen Worten begleitete sie ihren Gast bis an die Thür, wobei sie sich ein paarmal schüchtern nach ihrem Sohne umsah, der aber ganz harmlos zum Fenster hinaus zu blicken schien und so seiner Mutter die Gelegenheit ließ, sich in geheimnißvoller Weise an den scheidenden Freund zu wenden und ihm mit leiser Stimme zu sagen: „Mein Mann, der selige Schmitz, war ein sehr guter und lieber Mann, aber er" — damit deutete sie verstohlen nach dem Fenster, wo Michel Angelo stand — „er hat mir doch die Freude gemacht und ist mir ganz ähnlich geworden — dasselbe Gemüth, dasselbe gute Herz."

„Das freut mich in der That recht sehr, Madame Schmitz."

„Gewiß und wahrhaftig — aber unter uns." Sie legte bei diesen Worten ihren Zeigefinger auf den Mund, und da sie zu gleicher Zeit zum Abschiede sehr tief knixte, so machte das eine so komische Wirkung, daß Roderich sichtlich erheitert das Zimmer verließ.

Nachdem nun die Beiden eine leichte Converſation mit der Wirthin gehalten, und nachdem der Stadtſoldat ſeinem Gevatter noch ſehr laut, deutlich und beſtimmt geſagt, er warne ihn hiemit zum letzten Mal vor allen böſen Streichen und erſuche ihn, ſich des Vagabundirens zu enthalten, auch ſich eine ſolide Arbeit zu ſuchen und damit ſein Brod ehrenhaft zu verdienen, ſetzte er ſeine Dienſtmütze auf und verließ das Zimmer. Der Gevatter ſcherzte noch einen Augenblick mit der dicken Wirthin, dann gieng er ebenfalls hinaus, ſpähte die Treppe hinauf und verließ ſchleichend das alte Kloſter.

Zwei Stockwerke höher, als das Gemach, welches wir ſo eben verlaſſen, in dem Zimmer der Frau Welſcher, herrſchte daſſelbe Leben und Treiben, wie wir es ſchon früher geſehen, nur mit dem Unterſchiede, daß ſich der Dubel nicht an ſeinem gewöhnlichen Platze, auf dem Tiſche befand, und daß die Luft heute viel reiner und angenehmer war, da der Bügeldampf zu dem geöffneten Fenſter hinausdrang und dagegen angenehme, freundliche Frühlingsluft hereinſpielte.

Die Kiliane ſaß wie gewöhnlich am Fenſter und ſchaute häufig von ihrer Arbeit zum Fenſter hinaus in die blaue Luft auf einen großen Kaſtanienbaum im benachbarten Hofe, der vor allen anderen Bäumen im Frühjahr ſeine ſaftigen grünen Blätter zuerſt trieb, da er auf einer Waſſerleitung ſtand und ſeine Wurzeln deßhalb ſanft befeuchtet wurden. Sie dachte an all' die Jahre zurück, die ſie ſchon verlebt, an all' die neuen grünen Blätter, die ſie ſchon entſtehen ſah, und daß es jetzt ſchon an ſechszig Jahre ſei, daß ſie vor eben dieſem Fenſter eben dieſen Baum zum erſten Mal grün werden ſah. Sie erinnerte ſich noch, wie man ihn gepflanzt, wie der alte Gärtner, der das beſorgt, längſt verſtorben, eben ſo deſſen Gehülfe und Lehrburſche, und wie all' die kleinen Buben, die damals

Michel Angelo Schmitz ſchoß nun wie eine Rakete hinter ihm drein, um ihn bis auf die Straße zu begleiten. Roderich wäre gern einen Augenblick in Conchitta's Zimmer getreten, um nach ihren Arbeiten zu ſehen, doch ſcheute er ſich, dieſen Wunſch auszuſprechen, und hoffte vergebens, der kleine Kunſtkenner würde ihm dieſes Anerbieten ſtellen: er hätte auf dieſe Art wenigſtens die kleinen, beſcheidenen Räume wiedergeſehen, in denen ſie lebte, in denen ſie athmete, in denen ſie ihrer Freunde, unter welche er ſich wohl zählen durfte, gedachte; er hätte vielleicht eine Arbeit geſehen, mit der ſie gerade beſchäftigt war, er hätte wohl mit ſeiner Hand die Lehne ihres Stuhles berühren können, an welcher ihr Kopf mit dem prächtigen ſchwarzen Haare zu ruhen pflegte.

An der Hausthür hatte der kleine Mann mit ſeinen beiden Händen die Rechte des berühmten Malers ergriffen und ihm einige dankende Worte geſagt, dann war letzterer davongegangen, ſeinem Atelier zu.

„Warum," dachte er, als er ſo dahinging, „war ſie heute Morgen gegen ihre Gewohnheit ſchon ſo früh ausgegangen — und wohin mochte ſie gegangen ſein?" Er hatte ſo ſicher gehofft, ſie zu Hauſe zu finden, und bereute ſehr dieſen vergeblichen Gang, nicht als ob ihn die Zeit gedauert, die er darauf verwandt, nein, ſondern er bereute, gerade heute dieſen vergeblichen Beſuch gemacht zu haben, den er morgen, übermorgen, ja, kommende nächſte Woche nicht wiederholen durfte; denn bei den kleinlichen Verhältniſſen der Stadt, in welcher er lebte, wäre eine Wiederholung dieſes Beſuches in kurzer Zeit auffallend geweſen und würde wahrſcheinlich zu Gereden Veranlaſſung gegeben haben, welche ihm in ihren Folgen für ſich, beſonders aber für Conchitta unangenehm geweſen wären.

Wohin mochte ſie gegangen ſein — und ſchon zu ſo früher Tageszeit?

Unter dieſen Gedanken erreichte er den kleinen Garten, in dem ſein Atelier lag und an deſſen Eingangsthür er ſtehen blieb, um

einen Reiter zu betrachten, beſonders aber deſſen zierlich galoppirendes Pferd, das gegen ihn daherkam.

Jetzt erkannte er Rodenberg, der ihn ſchon von Weitem mit der Hand grüßte, dann neben ihm den Rappen parirte und ihm freundlich einen guten Morgen bot.

Roderich ſah den jungen, ſchönen Mann gern, einen ſo vortrefflichen Reiter und guten Künſtler, der ihn jetzt ſo heiter, ſo glücklich lächelnd anſchaute, den Hut von ſeinem krauſen, blonden Haare nahm und ſich mit demſelben Kühlung zufächelte, indem er luſtig ausrief: „Da kann man ſehen, wer es gut hat in der Welt — da ſchlendert Ihr langſam nach Eurem kühlen Atelier, um Werke zu ſchaffen, welche die Verwunderung der ganzen civiliſirten Welt ſind, während ein armer Teufel wie ich ſchon ſo früh in der Hitze herumreiten muß — puh, heute wird's einmal heiß!“

„Ei, der Tauſend,“ erwiederte Roderich lachend, „Ihr habt mich wohl zu beneiden, wenn Ihr da wie ein Cavalier in der prächtigen Morgenluft ſpazieren reitet, während ich auf der ſtaubigen Straße nach meinem dumpfen Atelier ſchleiche! Aber wo kommt Ihr ſchon ſo früh her?“

„Ja, wenn ich Euch das ſage, ſo wird Euch Bewunderung erfüllen von meinem Amtseifer — heute Morgen waren wir im Dienſt, Verehrteſter, im ſtrengen Dienſt! Ich war nämlich draußen in den Bergen und ritt Probe zu unſerem Künſtlerfeſte.“

„Ah, als wilder Jäger, der Rappe paßt vortrefflich dazu, Ihr werdet famos ausſehen!“

„Das hoffen wir,“ verſetzte der junge Mann wohlgefällig, „ich und mein Pferd — wollte ſchon, es wäre mein eigenes, es gehört aber meinem Freunde, dem Rittmeiſter von Strachwitz —, nicht wahr, ein capitales Thier?“

„Ausgezeichnet, und es iſt ſehr freundlich von ihm, daß er es zum Feſte leiht.“

„Nun, er kennt ſeine Leute,“ meinte der Andere, ſich in die

Bruſt werfend; „auch bekomme ich einige Unteroffiziere, tüchtige Reiter, als Gefolge, und Rüden habe ich mir zuſammengeborgt, eine ganze Meute — ach, da fällt mir eine Bitte ein, die ich an Euch auf dem Herzen habe, Roderich: Ihr könnt mir wohl ein ſchönes Schwert leihen, ich weiß, Ihr habt Vorrath in alten Waffen."

„Mit Vergnügen; ſoll ich Euch eines ausſuchen und es Euch ſchicken?"

„Wenn Ihr es mir erlaubt, ſehe ich ſelbſt ein bischen nach; es macht mir immer Freude, Eure prächtigen Sachen zu ſehen, und dann vor allen Dingen Euer neues Bild; man ſagte mir, es ſei faſt fertig — darf ich mir erlauben, Euer Atelier zu beſuchen?" fuhr er in komiſch gravitätiſchem Tone fort, indem er den Knopf ſeiner Reitpeitſche ſalutirend an den Rand ſeines Hutes hielt.

„Es iſt immer eine Ehre für uns arme Künſtler," erwiederte Roderich, ſcherzhaft den gleichen Ton annehmend, „wenn hohe Herren ſich zu uns herablaſſen."

Der junge Maler winkte mit einer vortrefflich paſſenden Miene vornehmer Nachläſſigkeit dem Huſaren, heranzukommen, und ſchwang ſich dann aus dem Sattel ganz mit dem Air eines großen Herrn; auch wußte er die bereitgehaltenen fünf Silbergroſchen ſo geſchickt in die Hand des Huſaren gleiten zu laſſen, während er den ſchlanken Hals des Rappen ſtreichelte, daß Roderich nichts davon merkte; dann betrachtete der Reiter nochmals ſein Pferd mit Kennermiene und ſagte, während er ſich den Staub von den Stiefeln ſchlug: „Nach Hauſe."

Die beiden Künſtler traten hierauf in den Garten, und als das Thor hinter ihnen zufiel, meinte Arthur lachend: „So, jetzt wäre bis auf Frack und Weſte aller falſche Flitter abgeſtreift, denn dieſes Kleid," ſetzte er, ſich verbeſſernd, hinzu, da er wohl fühlte, er wäre im Begriffe, zu offenherzig zu ſein, „iſt doch nur die unächte Umhüllung eines Künſtlers; ich fühle mich nur wohl im Malerkittel, beim Dufte der Oelfarben."

„Was das Letztere anbelangt, lieber Rodenberg," ſagte der Andere, den jüngeren Maler unter den Arm nehmend, „ſo habe ich mit großem Vergnügen gehört, daß Sie Palette und Pinſel bei Seite legen wollen: ein Entſchluß, zu dem ich Ihnen von Herzen Glück wünſche."

„Ich verſtehe Sie vollkommen, ich muß Ihnen Recht geben, und doch thut es mir leid: man iſt kein Maler mehr, wenn man nicht mehr malt."

„Aber wenn man ſo componirt und zeichnet, wie Sie, ſo iſt man ein großer Künſtler," erwiederte Roderich mit Wärme.

„Ah, wie es mich freut, das aus Ihrem Munde zu hören!" rief der jüngere Maler, indem er mit leuchtenden Blicken ſtehen blieb.

„Es iſt die Wahrheit, und jeder, der Ihr großes Talent anerkennen will, muß Ihnen das ſagen; ich war ſoeben bei unſerem Bekannten, dem kleinen Michel Angelo, und ſah dort ein Blatt von Ihnen: Don Quixote in der Nacht über die Haide reitend."

„Eine flüchtige Skizze."

„Fragen Sie Schmitz, was ich ihm darüber ſagte. Führen Sie Ihre Illuſtrationen zu Don Quixote oder zu den deutſchen Mährchen ſo durch, und man wird Sie nicht nur enorm dafür bezahlen, ſondern Sie werden ſich einen tüchtigen Namen machen."

„Ich gab dem Buchhändler das Wort, meine Zeichnungen zu verlegen; dazu gehört Geld, Geſchmack und Sinn für die Kunſt."

„Nur Geld und das richtige Erkennen, ein gutes Geſchäft zu machen. Wollen Sie wohl gar von einem Buchhändler noch verlangen, daß er das, was er thut, um des guten Geſchmackes willen thut, oder um der Kunſt zu nutzen?"

„Traurig genug, das Facit einer Berechnung ſein zu müſſen und vor der Welt wenig oder viel zu gelten, je nachdem mit uns gut oder ſchlecht ſpekulirt worden iſt — ah, da haben Sie es doch beſſer!"

„Vielleicht, wenn wir, was aber höchſt ſelten vorkommt, direkt mit einem wirklichen Kunſtfreunde verkehren, der unſer Werk kauft, weil es ihm gefällt, und der nicht ſchäbig handelt und markiet, wo er glaubt es thun zu dürfen. Weiß Gott," fuhr er achſelzuckend fort, „ſind doch unſere Bilder nachgerade Gegenſtand der Spekulation geworden wie ein Staatspapier — es iſt zum Verzweifeln, und dieſes Geſchacher mit Kunſtwerken, ſowie das Herumſchicken derſelben in aller Welt muß einem Bilde den Schimmer der Jungfräulichkeit nehmen!"

„Bſt," ſagte Rodenberg lächelnd, als ſie nun in das kühle Atelier eingetreten waren:

„In dieſen heiligen Hallen
Kennt man die Rache nicht —

hier weht es mich immer ſo künſtleriſch an, daß mir gerade zu Muthe iſt, als müßte der große Mediceer jetzt eintreten und ſtundenlang zuſchauen, wie ſein Bild voranſchreite."

„Ja, das er ſelbſt beſtellt, und nicht durch die Kunſthändler Salomon Meier."

„Oder als bücke ſich dort der größte Kaiſer vieler Jahrhunderte, um einen Pinſel aufzuheben; dazu aber fehlt der Kaiſer."

„Und ebenfalls ein neuer Titian," meinte Roderich lachend, indem er ſeinen Rock auszog und in den von Sammt ſchlüpfte, welchen ihm Andreas hinhielt — „ſo, jetzt wollen wir nach der Waſſe ſehen."

„Ich denke, zuerſt nach dem Bilde."

„Da ſteht es, Padrone, wie der Italiener ſagt."

„A—a—a—ah!"

Dieſer Ausruf des jungen Künſtlers galt dem großartigen Kunſtwerke, das er nun faſt vollendet vor ſich ſah, und im Allgemeinen und Speciellen einem weiblichen Kopfe, der aber auch ſo gewaltig zwiſchen den übrigen Geſtalten des Bildes hervortrat, daß

er die Harmonie deſſelben geſtört hätte, wenn man nicht die Abſicht des Malers errathen haben würde, vor Allem die Blicke des Beſchauers auf dieſe wunderbaren Züge zu lenken, Züge von einer claſſiſchen, vollendeten Schönheit, und die ſelbſt unter dem Einfluſſe von Haß und Rache, mit dem das ſchöne Weib auf einen zu ihren Füßen Dahingeſunkenen blickte, noch immer etwas Wohlthuendes, Großartiges behielten.

„Ah, wie ſchön das iſt!“

Roderich war in eine Ecke ſeines Ateliers gegangen, und während er leiſe eine bekannte Melodie ſummte, nahm er eine Cigarre und zündete ſie an.

„Wenn ich ſo etwas ſehe,“ rief der junge Maler enthuſiaſtiſch aus, „ſo möchte ich blutige Thränen weinen, daß es mir auf immer und immer verſagt ſein ſoll, auch etwas Gutes zu ſchaffen — was iſt eine elende Zeichnung gegen ein Werk wie dieſes?“

„Sie haben Unrecht mit dem, was Sie ſagen: anſtatt Vierhunderten, die vielleicht kommen, um mein Bild zu bewundern, erfreuen ſich Tauſende an Ihren Zeichnungen!“

„Ja, ſie erfreuen ſich daran, kühl und gemeſſen, aber wird Einer einen Ruf des Entzückens ausſtoßen, wenn er betrachtet, was ich gezeichnet? — Und doch,“ fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, „wenn ich lange in ſolchen Gedanken herumwühle — nicht mit Neid im Herzen, ſo wahr mir Gott helfe! —, ſo kommt es faſt wie Beruhigung über mich, daß ich mich für immer des Verſuches entſchlage, in dieſer Kunſt Gott weiß der Wievielſte zu ſein, während ich wahrhaftig die Kraft in mir fühle, im Zeichnen etwas zu leiſten.“

„Ganz richtig, mein lieber Freund,“ ſagte Roderich, der herbeigekommen war und dem Anderen freundlich ſeine Hand auf die Schulter legte; „wenn der Vergleich richtig wäre, würde ich Sie an das Beiſpiel Cäſar's erinnern, lieber in einem Dorfe der Erſte zu ſein, als der Zweite in Rom.“

„Wenn ich Ihnen hundertmal wiederhole,“ ſprach nach längerem Betrachten Rodenberg, „wie ſchön ich dieſes Bild finde in Compoſition und Ausführung, ſo wird Ihnen das wenig Eindruck machen, da Sie ſchon das Urtheil beſſerer Leute gehört; doch darf ich vielleicht hinzuſetzen, daß mir eigenthümlicherweiſe die Hauptfigur etwas ſo Sympathiſches hat, daß ich es kaum vermag, den Blick abzuwenden von dieſem wildſchönen Antlitze.“

„Wie kommt das?“ fragte der Herr des Ateliers in unbefangenem Tone und doch nicht ohne Intereſſe.

„Weil für mich aus dieſen düſteren Zügen andere, freundliche hervorlächeln, die ich noch vor Kurzem geſehen und die mir unvergeßlich ſein werden .... — Es gibt eine ſchöne Dame, die Ihnen bei der Anlage des Kopfes vorſchwebte oder die Ihnen erlaubte,“ ſetzte er in fragendem Tone hinzu, „ihre Züge zu benutzen?“

„Wohl möglich,“ gab Roderich ausweichend zur Antwort; „ja, ja, es gibt eine junge Dame hier, welche mit der Figur auf meinem Bilde einige Aehnlichkeit hat.“

„Nur einige Aehnlichkeit?“ rief der Andere in einem Tone, der wie Ironie klang; „nehmen Sie dieſem Kopfe das Dämoniſche, den Ausdruck des tödtlichſten Haſſes, ſo haben Sie die Züge jener Dame, an die ich ſoeben dachte!“

Der Herr des Ateliers berührte mit ſeinem Zeigefinger das Bild an einer Stelle, um zu unterſuchen, ob dort die Farben trocken ſeien, dann ſagte er lächelnd: „Sie ſind ein guter Fechter, Rodenberg, weil Sie ſogleich einen zweiten Stoß führen, wenn der erſte nicht ſitzt.“

„Habe ich Sie verletzt?“

„Das nicht gerade, aber Sie wollten etwas durchdringen, das, wenn es auch eben kein Geheimniß iſt, doch auch nicht öffentlich ſein ſoll.“

„Ah, ich verſtehe und bitte um Verzeihung! Schweigen wir darüber!“

„Im Gegentheil, reden wir darüber; Künſtler wie Sie, mein lieber Rodenberg, rechne ich nicht in meinem Sinne zur Oeffentlichkeit; ich entlehnte dieſe Züge von einer mir bekannten und befreundeten Dame.“

„Es konnte nicht anders ſein.“

„Sie kennen dieſe Dame?“

„Leider kenne ich Sie nicht.“

„Aber Sie ſahen ſie öfters?“

„Nur ein einziges Mal, vor ungefähr einer Stunde.“

„Ah, vor ungefähr einer Stunde?“ fragte Roderich, indem er ſich abwandte, um Palette und Malerſtock zu ergreifen, worauf er dann ſein Bild, für das er nur allein Intereſſe zu haben ſchien, mit zurückgebogenem Kopfe betrachtete — „und wo ſahen Sie dieſe Dame, wenn das kein Geheimniß iſt?“

„Durchaus nicht; ich ſagte Ihnen vorhin ſchon, daß ich zu meinem wilden Jäger Probe geritten; müde, über Gräben und Hecken zu ſetzen, ſtieg ich ab und ſkizzirte die Fahnenburg — ich brauche ſie ja, wie Sie wiſſen, zu dem Gedenkblatte, welches das Comité ſo freundlich war, mir in Auftrag zu geben. Apropos, ich vergaß wahrhaftig, Ihnen, der Seele dieſes Comité's, dafür meinen herzlichſten Dank zu ſagen!“

„Laſſen wir das, lieber Rodenberg — alſo, Sie dachten an den Auftrag?“

„Ja—a—a—a, ich dachte an den Auftrag,“ antwortete der junge Mann zögernd, denn er wußte, daß er die Unwahrheit ſprach. „Als ich ſo ſaß und zeichnete, kam eine junge Dame auf dem ſchmalen Fußpfade von der Fahnenburg herab.“

„Jene junge Dame, deren Aehnlichkeit mit der Figur in meinem Bilde Ihnen auffiel?“ fragte der Andere, ruhig malend.

„Dieſelbe — ein Herr von ziemlich fremdem Ausſehen war bei ihr.“

„Ah, wie man ungeſchickt ſein kann,“ rief Roderich, indem er

ſich bückte, um ſeine Cigarre aufzuheben, die ihm entfallen war, „wie ungeſchickt und — wie unhöflich, ich rauche und biete ihnen keine Cigarre an — verzeihen Sie, lieber Rodenberg, dort auf dem Tiſche ſind welche, bitte, die kleinen ſind die beſten!“

Während der jüngere Maler an den bezeichneten Platz in der Ecke des Ateliers ging, ſich dort eine Cigarre nahm und ſie anzündete, fuhr Roderich in gleichgültigem Tone fort: „So, ein Herr war bei Ihrer Dame? Ich glaubte ſchon, Sie würden mir ein kleines, pikantes Abenteuer erzählen.“

„Nun, der Herr würde mich dabei gerade nicht genirt haben,“ verſetzte Arthur, zurückkommend; „es war ein ziemlich alter Herr von einem ſehr geſetzten Weſen.“

„Und von einem fremden Ausſehen?“

„Ja, ſein Teint war wie mit Sepia untermalt und ſein kohlſchwarzer Knebel- und Schnurrbart ſah nicht nach dem Raſirmeſſer eines unſerer Barbiere aus.“

„Der Mann kommt mir ſpaniſch vor,“ lächelte Roderich.“

„Ja, und die jüngere Dame — ah, ſie war ſehr ſchön!“

„Und Sie ſehr liebenswürdig, was wohl einen großen Eindruck auf das Herz dieſer jungen Dame machte?“ ſagte der Herr des Ateliers, indem er einen beinahe düſteren Blick auf die ſchöne Geſtalt und das edle, blühende Geſicht des jungen Mannes warf.

„Ich gab mir die ſchönſte Mühe, in allen brillanten Farben zu erſcheinen; ich hatte mich ihr als kühnen Reiter gezeigt, ich ſuchte in der Unterhaltung zu glänzen, während ich vor ihren Augen keine ſchlechte Skizze von der Fahnenburg auf das Papier warf.“

Hier entſtand in der Unterredung der beiden Künſtler eine längere Pauſe, hervorgerufen durch Roderich, der, das Geſprächsthema mit Einem Male ändernd, zu dem Anderen ſagte: „Laſſen Sie mich den Zweck Ihres Beſuches nicht vergeſſen; da an der Wand hangen meine Waffen, ſehen Sie, ob Sie etwas Paſſendes

für ſich finden. Ich rathe Ihnen dort zu der auffallend langen Klinge mit dem feinen, zierlichen Griffe — eine echte Toledo.“

Rodenberg ging an den bezeichneten Platz, nahm das lange Schwert von Toledo ſorgfältig herab von dem Nagel, an dem es hing, und zog die prächtige Klinge aus der Scheide; ſtatt aber das Zeichen der Echtheit zu betrachten, den oberhalb des Blattes roh eingehauenen Wolf von Toledo, ſchweiften ſeine Blicke und Gedanken über die glatte, ſpitze Klinge hinweg zu Roderich hin, dabei denkend: ‚Er ſcheint ſeine Gründe zu haben, auf einmal über jene Dame ſchweigſam zu werden — ſollen wir diſcret ſein oder indiſcret? Pah, unter jungen Leuten nimmt man es nicht ſo genau, ich muß etwas über ſie erfahren — ſeien wir alſo indiſcret!‘

Der Herr des Ateliers ließ die eine Hand mit der Palette herabhangen und ſtützte ſich mit der anderen auf die Staffelei, während er zu ſich ſelber ſprach: „Mache ich ihm ein Geheimniß daraus, wer jene junge Dame iſt, ſo reizt es ſeine Neugierde, während er die Sache vergeſſen wird, wenn ich unbefangen darüber rede. — Nicht wahr, ſie iſt ſchön?“ rief er, ſich halb gegen ſeinen Gaſt wendend.

„Die Klinge, oder meinen Sie vielleicht die junge Dame, von der ich vorhin ſprach?“ gab der junge Maler lachend zur Antwort und ſetzte, zu ſich ſelber ſprechend, hinzu, während er mit dem toledaner Degen nach Fechterart gegen die Wand ausfiel: „Das war deutlich genug!“

„Beide — doch bleiben wir vor der Hand bei der Klinge; wenn ſie Ihnen convenirt, ſo leihe ich ſie Ihnen mit Vergnügen.“

„Was ich mit Dank annehme,“ verſetzte Arthur, worauf er elegant ſalutirte, die Klinge einſteckte und darauf wieder zu Roderich trat, welcher mit großer Emſigkeit zu malen ſchien.

„So mit dem Degen wären wir fertig, alſo jetzt nochmals zu meiner ſchönen Unbekannten.“

„Mich wundert nur, daß Sie dieſelbe früher nie geſehen,“

jubelnd den jungen Baum umstanden, jetzt ebenfalls größtentheils unter dem Rasen lagen, oder wie die, welche noch übrig waren, das graue Haupt gebückt, einhergiengen. Niemand, so dachte die alte Büglerin, sei sich gleich geblieben wie sie und der frische gesunde Baum da unten. Sie hatte nicht gealtert, denn das war so allmählig gekommen, daß sie es gar nicht gemerkt, und wenn sie in diesem Augenblicke die Augen schloß und sich die alte Zeit zurückrief und auf der Straße die Buben schreien hörte, so meinte sie, es seien dieselben kleinen Knirpse, die damals um den Baum standen; denn sie erinnerte sich deutlich des Anzuges eines jeden derselben und sah heute noch, wie sie damals lustig um den Baum herum tanzten, nachdem er gesetzt war.

Die alte Kiliane war aber auch ein liebenswürdiges, gut erhaltenes Bild hohen Alters, und wie sie so dasaß mit ihrem weißen Haar, neben sich die kleine Marie, die artige Tänzerin mit den langen, schwarzen Locken, so bildeten die Beiden ein Gemälde von Jugend und Alter, wie man nichts Schöneres sehen kann.

Die Kleine war ganz glücklich und freute sich zu Hause unbeschreiblich auf den Moment, wo sie ihre Schularbeiten beendigt hatte und alsdann ihre Tanzexercition vom Morgen wiederholen durfte. Frau Welscher, die sich über die außerordentlich guten Zeugnisse freute, welche die kleine Tänzerin jede Woche von Signor Benetti nach Hause brachte, hatte ihr an der Wand eine lange Stange befestigen lassen, wie sie im Balletsaale war, und da stand sie nun Stunden lang und machte ihre Fuß- und Körperübungen. In diesen Bestrebungen wurde sie nachgeahmt und unterstützt durch die Familie Welscher, namentlich durch den Herrn Welscher, welcher sich die erstaunlichste Mühe gab, seinen Körper auf die entsetzlichste Art zu verdrehen, und welcher bei

ſprach Roderich nach einem kleinen Stillſchweigen im Tone großer Gleichgültigkeit.

„Wie ſo — wie ſollte ich die Bekanntſchaft einer Fremden machen, die vielleicht erſt einige Tage hier iſt?“

„Die junge Dame, von der Sie vorhin ſprachen, iſt aber ſchon längere Zeit hier.“

„A—a—a—ah — und ob Sie ſie genau kennen, brauche ich beim Betrachten Ihres Bildes nicht erſt zu fragen.“

„Ja, ich kenne ſie ſo genau, wie ſie mehrere unſerer Bekannten kennen — ſie lebt ſchon ſeit einem Jahre hier.“

„A—a—a—ah!“

„Sie iſt eine Künſtlerin.“

„Den Teufel auch — mir ſagte die hübſche Hexe, ſie kenne keinen Strich zeichnen.“

Olfers ſah bei dieſer Benennung mit einem unwilligen Blicke in die Höhe; doch fuhr der Andere unbefangen fort:

„Ja, ſie wunderten ſich über meine Zeichnung, und zwar mit einer Naivetät, als habe ſie nie einen Bleiſtrich geſehen — ſchau, ſchau, aber ſingen kann ſie, allen Reſpekt vor dem Geſang!“

Roderich ſchaute abermals in die Höhe, doch drückten ſeine Blicke dieſes Mal Erſtaunen und Zweifel aus.

„Alſo ſie wohnt hier in der Stadt — und wo? wenn man fragen darf.“

Roderich biß ſich auf die Lippen, und es dauerte ein paar Sekunden, ehe er zur Antwort gab: „bei dem kleinen Schmitz.“

„Bei Michel Angelo? Ei, ei, deßhalb hatte dieſer Schelm beſtändig Ausreden, wenn ich ihn beſuchen wollte, um ſeine Bilder zu ſehen!“

„Gewiß aus einem anderen Grunde, denn ſeine Bilder und die junge Fremde, welche bei ihm wohnt, ſind zwei ſehr verſchiedene Gegenſtände.“

„Das kann ich mir wohl denken, aber ein Wort gibt

das andere, man iſt ebenfalls Künſtler — man grüßt das Handwerk.“

„Die junge Dame iſt von einer altadeligen, ſpaniſchen Familie, hat Vermögen und lebt ſehr eingezogen; ich wurde mit ihr bekannt, da ſie Empfehlungsbriefe an mich hatte, die ſie übrigens längere Zeit gar nicht benutzte — denn ſie iſt von ſehr ſtiller, faſt ſchüchtener Gemüthsart.“

„So—o—o—o?“ machte Arthur im Tone des Zweifels.

„Auch iſt ſie obendrein von einer älteren Schweſter mit einer Schärfe überwacht, wie man in Spanien junge Mädchen zu überwachen pflegt.“

„Von einem älteren Bruder vielleicht?“

„Von einer älteren Schweſter, wie ich geſagt.“

„Nun, dann muß ſich dieſe ältere Schweſter in ihren älteren Bruder verwandelt haben,“ lachte Rodenberg, „oder,“ ſetzte er abſichtlich hinzu, „ich habe mich gewaltig verſehen.“

„Da Sie nur Augen für die junge Dame hatten.“

„Mein Gott, ja — es war ſo ein Spiel des Augenblicks: wir plauderten zuſammen, recht heiter, deſſen kann ich Sie verſichern, nur als ſie mich endlich verließ und zur Fahnenburg hinaufging, ſang ſie, wie ich in meinem ganzen Leben nicht ſingen gehört; es lag in dem Geſange etwas Zauberhaftes, die Bäume ſpitzten förmlich ihre Blätter, als hätten ſie Tauſende von Ohren.“

„In der That?“

„Wahrhaftig, und ich ritt ganz nachdenklich nach Hauſe — wer weiß,“ fügte er nach einer Pauſe hinzu, „ob die junge Dame, wenn ich ſie zu Hauſe zwiſchen vier Mauern geſehen oder draußen mit ihrer Duenna gravitätiſch ſpazieren gehend, einen gleichen Eindruck auf mich gemacht hätte, da es etwas ganz Anderes iſt, wenn man ſich an einem ſo wundervollen Morgen im grünen, duftigen Walde plötzlich begegnet in ſtiller Einſamkeit, ſanft angeregt durch die herrliche Kühle, in der wir wandeln, durch das leiſe Rauſchen

der Blätter, den Geruch der Tannennadeln, die mit ihrem Weihrauchdufte unſer Herz in eine ſo kirchliche Stimmung verſetzen."

„Sie ſchwärmen ja förmlich, Rodenberg!"

„Die Jugend, die Jugend, aber ich werde einſtens alt und grämlich ſein; das hat aber noch Zeit," ſetzte er mit einem leuchtenden Blicke hinzu, wobei er ſich mit einer gewiſſen Coquetterie auf ſeinen langen Degen ſtützte und ſo eine prächtige, jugendlich friſche Erſcheinung abgab. „Sie hätten an meiner Stelle ebenfalls geſchwärmt — ach, es war eine heitere Stunde: das junge, ſchöne Mädchen kam mir wie eine Fee vor, wie ſie uns armen Sterblichen erſcheint, um alsdann plötzlich auf Nimmerwiederſehen zu verſchwinden — ſie ſchien ſo glücklich, ſo froh!"

„Wirklich?"

„Sie lachte ſo glücklich, ſie lachte ſo toll
Und mit ſo ſchönen Zähnen —
Wenn ich an dieſes Lachen denk',
So wein' ich plötzliche Thränen" —

deklamirte Arthur ſtatt einer anderen Erwiederung; dann zog er ſeine Uhr hervor und rief plötzlich: „Was, ſchon eilf Uhr! Ah, ich muß nach Hauſe, ich habe dort ein paar Kranke zu verpflegen; allerdings ungefährliche Kranke, Walter und Rüding — ſie hatten geſtern Abend ſtarke Händel mit einem böſen Geſellen, den man kalten Punſch nennt, und ſchmachten nach mir ſo, wie nach einem Trunke friſchen Waſſers."

„Das iſt eine Chriſtenpflicht, da will ich Sie nicht aufhalten."

„Auf Wiederſehen — und meinen beſten Dank für die ſchöne Waffe, welche ich mitnehmen und ſorgfältig bewahren werde!"

Der Gobelin fiel hinter dem jungen Manne herab, und während er zur Hausthür hinausſchritt, hörte man ihn ein luſtiges Lied trällern.

VII.

„Ich liebe Dich, weil ich Dich lieben muß.“

Ein tiefes Aufathmen, einem ſchweren Seufzer gleich, folgte Arthur und ſeinem Geſange und hallte förmlich wieder in dem hohen und jetzt ſo leeren und ſtillen Atelier. Es war hier heute ſo ganz verſchieden von jenem Morgen, wo wir den geneigten Leſer zum erſten Male hieher geführt. Die Schüler Roderich's hatten die Ecke hinter ihrem großen Carton verlaſſen und waren ſchon ſeit einigen Tagen ins Freie gezogen, angeblich, um Naturſtudien zu machen. Walter, Lytton und Andere fehlten mit ihrem gemüthlichen Geplauder — dort war die Stelle leer, wo Conchitta geſeſſen und wo ſich das kleine Mädchen an ihre Knie geſchmiegt.

Wie oft aber war Olfers ſchon ſo allein geweſen, und wie gern! Nie hatte er ſich in ſolchen Augenblicken einſam gefühlt; ſeine Gedanken weilten alsdann bei ſeinen Arbeiten, bei denen, die er gerade ausführte, oder bei neuen Entwürfen. War dies nicht der Fall, ſo bevölkerte ſeine Phantaſie das weite Gemach mit freundlichen Geſtalten, oder in Stunden glücklicher Muße, wenn er, vielleicht müde vom Schaffen, eine Cigarre rauchend, in ſeinem niedrigen Fauteuil ruhte, ſo ſchaute er alle die Gegenſtände an, welche umherlagen, umherſtanden oder welche die Wände bedeckten, und konnte ſich bei ihrem Anblicke zurückverſetzen in die vergangenen

Tage und in die fernen Länder, wo er Dieſes oder Jenes gefunden, wo er ſich ſo glücklich gefühlt, in den Beſitz deſſelben zu kommen, wie er es auf der Rückreiſe ſo ſorgfältig bewahrt, und welche Freude er empfunden, wenn er es endlich bei ſich aufgeſtellt.

Heute dachte er an alles das nicht; ſeine Cigarre hatte er ſchon längſt weggeworfen, Palette, Pinſel und Malſtock, ſowie er ſich allein befand, mechaniſch niedergelegt und war dann in ſeinen Stuhl geſunken, wo er den Kopf zwiſchen ſeine Hände vergrub. Tauſende widerwärtiger Gedanken durchkreuzten ſein Gehirn; er war ſchon am Morgen verſtimmt von Hauſe weggegangen, denn ſein kleines Mädchen, das gewöhnlich mit ihm zu frühſtücken pflegte, mußte zu Bette bleiben, da das an ſich ſchwächliche Kind in der Nacht krank geworden war.

Roderich hatte vor dem Grauen des Tages ſchon lange, lange an dem Bettchen ſeines Kindes geſeſſen, häufig deſſen brennende Stirn berührend oder ſeinen fieberhaft raſchen Puls beobachtet, wobei ihm Margarethe, wenn ſie, was häufig geſchah, aus unruhigem Schlummer aufſchreckte, mit ihren matten Augen anſah und jedesmal lächelnd verſicherte, ſie befinde ſich viel beſſer.

Olfers war vom Hauſe weggegangen, nachdem ihm der herbeigerufene Hausarzt verſichert, dieſer Anfall habe an ſich nichts Beunruhigendes, im Allgemeinen aber müſſe das Mädchen bei ſeinem ſchwächlichen Körperbaue, wie er ſchon öfters geſagt, auf's ſorgfältigſte geſchont werden. Das Kind hatte ſich ſo darauf gefreut, mit ſeinem Vater nach dem Atelier gehen zu dürfen, indem es gehofft hatte, dort Conchitta zu finden, die ihm ſo hübſche Märchen erzählte und die es überhaupt ſo lieb hatte ....

Ah, Conchitta ....!

Gerade vor einem Jahre war die junge Spanierin hier angekommen, hatte aber erſt nach einiger Zeit ihre gewichtigen Empfehlungsbriefe im Hauſe Roderich's abgegeben und war dort von der Herrin deſſelben ziemlich kühl aufgenommen worden — was konnte eine

Künſtlerin wohl anders in ihr Haus führen, hatte ſich Frau Hildegard ſelbſt geſagt, als die Protection oder vielleicht die Unterſtützung ihres Mannes, des berühmten Malers — ſie brauchte dergleichen Leute nicht in ihren vier Wänden; zumal eine Perſon nicht, die bei ſo viel Jugend und Schönheit mit einem jedenfalls nur erheuchelten, ſo auffallend zurückgezogenen und beſcheidenen Weſen auftrat, die ein kühles verletzendes Wort ſo richtig empfand und daſſelbe, ohne ſelbſt verletzend zu werden, dadurch wiedergab, daß ſie ihre Beſuche immer ſeltener machte und endlich ganz unterließ.

Hatte Frau Hildegard nicht Recht gehabt, eine Perſon fern von ihrem Hauſe zu halten, die trotzdem, daß man ſie nicht nur kalt, ſondern ſogar verletzend behandelt, die Gattin des Malers, wo ſie dieſelbe ſah oder ihr begegnete, aus reiner Oppoſition und Heuchelei mit Anſtand und Ehrfurcht grüßte — welche das Atelier des berühmten Malers, dem ſie von guten Freunden dringend empfohlen war, zuweilen, wenn auch nicht häufig, beſuchte, und die ſich vor allen Dingen bei dieſen Beſuchen die herzliche Liebe ihrer kleinen Tochter erworben hatte?

Wo Margarethe ſie ſah, im Atelier des Vaters oder bei Spaziergängen, war ſelbſt nicht der kalte, finſtere Blick ihrer Mutter im Stande, ſie von dem jungen Mädchen zurückzuhalten. Sie eilte auf ſie zu, ſie hing ſich an ihre Hand — das Kind, ſonſt ſo launiſch und verdrießlich, war dann mit Einem Male heiter, glücklich und zufrieden.

Heute Morgen hatte es ſeinem Vater geſagt: „Wenn Du die Conchitta ſiehſt, ſo mußt Du ihr erzählen, ich ſei krank, aber es ſei ſo arg nicht; ich habe ihr nämlich verſprochen, ihr es ſagen zu laſſen, wenn ich wieder einmal krank werde. Dann will ſie mich auf alle Fälle hier auf meinem Zimmer beſuchen, und Mama wird alsdann wohl nichts dagegen haben.“

„Ich werde ſie aber ſchwerlich ſehen,“ hatte Roderich geſagt, und darauf hatte das Kind geantwortet: „Mache, daß Du ſie

ſiehſt; es freut mich ſchon, wenn ſie nur weiß, daß ich ein klein wenig unwohl geweſen."

Aber er hatte ſie nicht geſehen — ſie war ausgegangen zu ſo ungewöhnlich früher Morgenſtunde; ſie war im Walde geweſen mit einem Begleiter, wie Rodenberg geſagt — Conchitta, das ſtille, ruhige Mädchen, die ſo wenig ſprach, die ſich ſo ſchwer an Fremde anſchloß, die ſich ſo ſelten von äußeren Eindrücken beherrſchen ließ und dieſen nachgab, war heiter und glücklich geweſen, hatte gelacht und geſungen — was war das?

Ja, ſie hatte geſungen, und, wie Rodenberg ſagte, auffallend ſchön geſungen — warum hatte ſie ihm, den ſie mit Wärme ihren guten Freund nannte, ein Geheimniß daraus gemacht, daß ſie überhaupt zu ſingen verſtand?

Und in Arthur's Geſellſchaft — in der Geſellſchaft dieſes auffallend ſchönen und dabei nicht gehaltloſen jungen Mannes war ſie heiter und glücklich geweſen, nicht ſtill und gemeſſen, wie ſie gewöhnlich zu ſein pflegte — —

Aus ſolch langen und tiefen Träumereien fuhr der Maler empor, ohne daß er in dem dichten Walde ſeiner wirren, trüben Gedanken einen Pfad gefunden hätte, der ihn zurückführte an das Licht eines freundlichen Tages. Er ſprang endlich von ſeinem Stuhle in die Höhe und machte einen raſchen Gang durch das Atelier. Alles kam ihm hier ſo dunkel vor, ſo gewöhnlich, ſo intereſſelos, ſogar ſein Bild auf der Staffelei, ja, dieſes am allermeiſten, und es war ihm, als hätte ſein Pinſel noch nie etwas ſo Mittelmäßiges hervorgebracht — ja, als er ſo da ſtand, den Kopf düſter in die Hand gelegt, fand er ſich auf dem Gedanken, als ſei er vielleicht gar nicht mehr im Stande, etwas ſo Vorzügliches zu ſchaffen, wie er früher mit Leichtigkeit gethan.

Er athmete ſo tief auf, daß es klang, als ringe ſeine Bruſt nach fehlender Luft; dann ſtützte er ſich auf die hohe Lehne eines der Seſſel und dachte beim Anſtarren dieſes ſeines letzten Bildes

an ſein erſtes — wie fühlte er ſich damals ſo glücklich, ſo frei, ſo ohne jede Feſſel — gerade wie jener, der ſoeben von ihm fortging, wie Rodenberg ſich fühlte, unbeengt wie der Vogel in der Luft, wie der bunte Schmetterling auf ſonnenbeglänzter Wieſe, dem Lichte zufliegend, wann und wo es ihm beliebte, ſich freuend an dem Dufte herrlicher Blüthen, wann er wollte.

Wie kurz war für ihn die Zeit einer gleichen vergoldeten Jugend geweſen, eigentlich von gar keiner Dauer, denn ſo bald ſein großes Talent angefangen, die Flügel zu regen, hatte man auch ſchon begonnen, leichte Fäden, die Anfänge künftiger Feſſeln, um die kräftigen Schwingen ſeines Geiſtes zu legen.

Da ſtand ſein Bild faſt vollendet vor ihm, und an dem Tage, an welchem er es abſandte, war ſeine Kaſſe um eine große Summe reicher, um eine Summe, die jedem Anderen genügt hätte, jahrelang die Welt zu ſehen, ſich ſeines Lebens zu freuen und tauſend Thorheiten zu begehen! — Was that er mit dieſem Gelde, das für ihn nichts war, als kaltes, gefühlloſes Metall, kein Vermittler zu neuen Freuden: er ſandte es ſeinem Banquier und erfuhr in ein paar Tagen, daß ſein Haben um ſo und ſo viel Tauſend Thaler geſtiegen ſei. Zuweilen, aber ſehr ſelten, vermehrte er nach einer ſolchen Einnahme ſeine Sammlungen um ein neues Kunſtwerk, eine werthvolle Waffe oder dergleichen — ſehr ſelten — und wozu auch? Hatte er doch Niemanden, mit dem er in ſeinen Mußeſtunden oder auch bei ſeiner Arbeit ſo recht herzlich über dieſes oder jenes intereſſante Stück hätte plaudern können — war doch Niemand da — Niemand, der ſich mit ihm ſo recht innig gefreut hätte über die vielen, an ſich meiſt werthloſen Gegenſtände, die oft erſt dadurch ihren Werth erhalten, daß ein gleichgeſtimmtes liebes Weſen uns dieſelben von Herzen lobt oder daß wir ein ſolches Weſen in traulichen Stunden mit den Erinnerungen bekannt machen, die für uns an dieſem oder jenem Stücke haften und die es uns mehr oder minder werthvoll machen.

Für Roderich gab es kein solches Wesen, das seinem Herzen nahe stand oder nahe stehen durfte, das mit einem liebenden Antheile an seinem Munde gehangen hätte, wann er erzählte von seinen Reisen, von seinen Erlebnissen, von seinen Erinnerungen, die hier in seinem Atelier so viele stumme und doch so beredte Zeugen hatten.

Für ihn gab es kein Wesen, das rathend oder besprechend den Strichen, die unter seiner Meisterhand hervorgegangen, gefolgt wäre, oder das seine Bilder glühend gelobt und sanft getadelt, oder das anmuthig in dem niederen Fauteuil dort gekauert und ihn unterhalten hätte mit Lachen und Scherz, mit lustigen Neckereien, wenn er arbeitete, das ihm in heiterem Tone guten Rath ertheilt, das ihm ein fröhliches Lied gesungen, das ihm Feuer für seine Cigarre gebracht, ja, das versuchsweise mit ihm geraucht hätte!

Ein Wesen, welches liebend seine Blumen gepflegt hätte und ihm launige Geschichten mitgetheilt, wenn er in Mußestunden draußen saß, seine Augen und seinen Geist erfrischend an dem Grün der Blätter, seine Nerven beruhigend an dem gleichförmigen melodischen Plätschern des Springbrunnens!

Ein solches Wesen hätte ihn glücklich gemacht, er sehnte sich so glühend darnach — —

Da hob Andreas den Gobelin vor dem Eingange in die Höhe und trat alsdann, durch eine tiefe Neigung seines Kopfes ehrerbietig grüßend, zurück. Madame Hildegard trat in das Atelier und erwiederte diesen Gruß mit einem kaum merklichen Nicken ihres Kopfes, doch sagte sie dabei in lautem und ziemlich scharfem Tone: „Wird denn hier bei Euch das ewige Anpflanzen von Blumen nicht aufhören — wozu immer Blumen und nichts als Blumen?“

„Madame wollen verzeihen,“ entgegnete schüchtern der Gärtner, „wir haben noch Erdbeeren und Himbeeren hier und das Zwergobst hat schön geblüht und gut angesetzt.“

Die Gattin des Malers zuckte mit den Achseln und sagte beim

Eintreten: „Eure Erdbeeren verfaulen gewöhnlich hier außen oder vertrocknen, je nach dem Charakter des Jahres, und das Zwergobst wird Euch gestohlen — was bleibt da übrig?“

Die Blumen, die schönen, bunten, duftigen Blumen! dachte der Knecht, während er den Gobelin zwischen sich und die Herrin fallen ließ. — Die Blumen, die schönen, bunten, duftigen Blumen! dachte auch der Herr, welcher begreiflicherweise kein Wort von der Unterredung verloren — die Erinnerung an schöne Früchte, welche wir genossen — und vielleicht doch noch eine kleine Hoffnung für die Zukunft!

Madame rauschte heran in ihrem weiten, bauschigen, seidenen Kleide, Oberkörper und Haupt so aufrecht wie möglich, nicht die geringste Bewegung zeigend in den Zügen ihres kalten, glatten und doch noch immer schönen Gesichtes. Sie war anzusehen wie eine jener schlanken, in bunten Farben schillernden giftigen Waldblumen, welche der arglos Unwissende bewundernd anschaut, die aber der Kenner fürchtet und scheut.

Nachdem Frau Hildegard sehr ruhig und gedehnt guten Morgen gesagt, sah sie rings umher nach irgend einer Sitzgelegenheit, die sich vielleicht vor den übrigen durch weniger Staub oder durch weniger unordentlich auf ihr herumliegende Gegenstände auszeichnete. — Roderich schob, nachdem er den ihm gebotenen guten Morgen freundlich erwiedert, einen bequemen Lehnsessel heran, von dem er vorher ein Stück tiefrothen Damast herabgestreift, und stellte ihn so, daß man von demselben aus sein neues Bild betrachten konnte.

Ehe sich Frau Hildegard darauf niederließ, drehte sie den Lehnsessel ein klein wenig und zwar so, daß sie, um das Bild ihres Gatten zu sehen, etwas über die Achsel blicken mußte.

Sie liebte es sehr, Menschen und Gegenstände über die Achsel anzuschauen.

Das offene, gute und redliche Gemüth des Malers hatte sich vor wenigen Augenblicken in einer so weichen, wehmüthigen, ver-

einem jedesmaligen Verſuch, eine Pirouette hervorzubringen, mit einem lauten Plumps auf den Boden fiel. Wie herzlich lachte die Kleine bei dieſen künſtleriſchen Beſtrebungen und wie unermüdlich drehte ſie den anderen Kindern die Füßchen auswärts, und wie manche Thränen entfloſſen den Augen der beiden Fräulein Welſcher, da ſich die ſtrenge Mutter durch keine Bitte wollte bewegen laſſen, ihre beiden Töchter ebenfalls auf den Balletſaal zu geben!

Draußen auf dem Vorplatz war das große Bogenfenſter ebenfalls geöffnet, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne wetteiferten mit der rothen Gluth in dem Bügelofen, wer am beſten die dunkle Treppe zu vergolden im Stande ſei. Später ſaßen die Kinder draußen und ſchauten dieſem Farbenſpiel zu, bis es dunkler und immer dunkler wurde; dann giengen ſie in das Zimmer zurück, es wurde wie gewöhnlich zu Nacht gegeſſen, die Kleinen zu Bette gebracht, und die Kiliane überwachte das Nachtgebet derſelben. Marie mußte immer zweimal das Zeichen des Kreuzes machen, einmal wie die anderen Kinder und das andere Mal, weil ſie eine Tänzerin war; dann küßte die alte Büglerin ſie herzlich auf die Stirn, zündete ihr Laternchen an und ließ ſich von der Frau Welſcher aus dem Wandſchrank ihr rothgeſtreiftes Taſchentuch geben, in welches ſie zwei Hundert-Guldenrollen eingeknüpft hatte.

„Laß' Sie doch das Geld da," ſagte die Waſchfrau, „ich bin überzeugt, daß morgen der Dubel kommt, der macht ſich ein Vergnügen daraus, es Ihr auf die Sparkaſſe zu beſorgen; was will Sie ſich damit herumſchleppen."

Doch die alte Kiliane ſchüttelte mit dem Kopf und ſagte: „Sie weiß, Frau Welſcher, daß ich meine Geſchäfte gern ſelbſt beſorge; ich werde morgen eine Stunde ſpäter kommen und vorhin mein Kapitälchen beſorgen — oder darf ich vielleicht

ſöhnlichen Stimmung befunden; er hatte ſo ſehr und ſo ſchmerzlich den Mangel eines mitfühlenden Herzens erkannt; er hatte ſich bemüht, durch einige wenige glückliche Erinnerungen aus ſeiner Vergangenheit doch noch eine Hoffnung für ſeine und ſeines Kindes Zukunft aufzubauen, daß er mit einem warmen, verſöhnlichen Gemüthe die Hand ſeiner Frau ergriffen hätte, wenn ſie ihm dieſelbe nur mit der Idee eines freundlichen Blickes, mit einem einzigen guten Worte entgegengeſtreckt.

Er war empfindlich und empfänglich wie alle Künſtler, und deßhalb ſchnitt ihm der knarrende Ton, den der Lehnſeſſel bei der Wendung hervorbrachte, tief in's Herz und machte, daß er ſeine Lippen feſt zuſammenpreßte.

Frau Hildegard ſeufzte ein wenig, während ihre großen, ſehr klaren Augen rings umherliefen und ihr Sonnenſchirm auf dem Boden eine drehende Bewegung machte.

Roderich wußte, daß er ziemlich lange auf die Eröffnung eines Geſpräches hätte warten müſſen, wenn ſeine Frau zum Sprechen nicht beſonders geneigt war. Sie pflegte ihre Launen und ihre ſchmerzhaften Erregungen gegen ihn je nach ihrem Gefallen auf zweierlei Art kund zu thun, einmal durch Schweigen und ſehr ſpärliche Reden oder durch eine Fluth von Worten.

Heute ſchien ſie in der ſchweigenden Laune zu ſein, weßhalb er nach einiger Zeit ſagte: „Heute wirſt Du hier im Atelier weniger Leben finden, als neulich.“ Worauf ſie, ihn ſcharf anſehend, erwiederte:

„Ja, ich finde es hier heute ruhiger und anſtändiger und Dich deßhalb wohl in weniger guter Laune.“

„Wie ſo?“ fragte Olfers, indem er ſich gewaltſam zu einem Lächeln zwang.

„Du warſt verſtimmt, als ich eintrat, oder vielleicht gerade, weil ich eintrat.“

Er machte eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern, in-

dem er ſagte: „Thue mir den Gefallen und ſprich ſolche Vorausſetzungen nicht aus, die leider richtig werden müſſen, weil Du ſie auf ſo herbe Art ausſprichſt!“

„Du findeſt alles herb und hart, was ich ſage, Du findeſt den Ton, den Du führſt!“

„Gäbe Gott, daß Du die Wahrheit ſprächeſt, und ſei überzeugt, daß ich dann in Deinen Reden ſtets einen herzlichen und warmen Ton fände!“

„Laſſen wir dieſes Wortgefecht, in welchem Du mir überlegen biſt — ich kam in einer anderen Abſicht, um einer anderen Urſache willen hieher!“

Roderich fühlte ſich verletzt durch ihre Worte, beſonders aber durch den kalten Ton, mit dem ſie dieſelben ausſprach. „So laß mich Deine Abſicht und Deine Urſache hören,“ ſagte er, weniger freundlich, als er es ſonſt gewiß gethan hätte.

„Du brauchſt dieſes Verlangen nicht ſo rauh an mich zu ſtellen,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort; „ich komme mit bekümmertem Herzen.“

„Ah,“ machte er, ſie anſchauend, und ſeine angeborene Gutmüthigkeit ließ ſeinen Blick aufmerkſam, ja, ſogar herzlich erſcheinen. „Das Unwohlſein meiner Tochter macht mir Sorge.“

Frau Hildegard hatte die Gewohnheit, bei ähnlichen Veranlaſſungen nie oder höchſt ſelten zu ſagen: unſeres Kindes. Mit dem Ausdrucke meiner Tochter oder meines Kindes fing ſie gewöhnlich ihre Erörterungen an und ſteigerte ſie in den meiſten Fällen bis zur Benennung: meiner Tochter, welche Dir mit ihrem guten Herzen durchaus unähnlich iſt.

„Der Arzt gab mir die tröſtliche Verſicherung, ihr leichtes Unwohlſein ſei nur vorübergehend.“

„Womit Du Dich eben ſo leicht getröſtet.“

Er warf ihr einen ſchmerzlichen Blick zu, ohne ſie jedoch durch eine Sylbe zu unterbrechen.

„Dieſes Unwohlſein wird, ſo Gott will, allerdings vorübergehen, aber es wird auch wiederkehren; Margarethe huſtet, und wenn ſie huſtet, färben ſich ihre blaſſen Wangen mit einer verdächtigen Röthe.“

„Heute Morgen, als ich ſie verließ, huſtete ſie noch nicht,“ ſagte Roderich beſorgt. „Das Kind blieb doch in ſeinem Bette?“

„Ich ließ es aufſtehen, was ihm bei dem warmen Wetter durchaus nicht ſchaden konnte, welcher Meinung Du auch ſein wirſt; oder,“ ſetzte ſie mit einem lauernden Blicke hinzu, „willſt Du mir vielleicht durch Deine Frage den Vorwurf machen, als ſei ich die Schuld, wenn das arme Kind kränker geworden?“

„Du weißt, ich mache Dir ſelten Vorwürfe, und wenn es geſchieht, ſo glaube ich ein Recht dazu zu haben, und thue es alsdann in klaren, deutlichen, nicht zu verkennenden Worten.“

„Ich ſagte Dir ſchon einmal, daß ich nicht hieher kam, um über Worte oder Ausdrücke zu ſtreiten!“

„Und ich kann Dir verſichern, Hildegard, daß ich beſonders nach dem, was Du mir geſagt, nicht in der Stimmung bin, das zu thun, was Du ſtreiten nennſt.“ — Er legte den Malſtock, ſowie die Palette bei Seite und fuhr alsdann mit bekümmertem Tone fort: „Wenn Margarethe in der That kränker geworden iſt, beſonders wenn ſich ihr beunruhigender Huſten wieder zeigt, ſo will ich ſelbſt zu unſerem Arzte gehen und ihn bitten, das Kind gründlich zu unterſuchen.“

„Er war ſchon da und hat es unterſucht.“

„Nun?“ fragte Roderich in großer Spannung.

„Er fand die Bruſt meiner Tochter ſchwach, wie immer, und angegriffen.“

„Sprach er Befürchtungen aus? Ich bitte Dich herzlich, Hildegard, erzähle mir das umſtändlich und laß mich nicht jedes Wort aus Dir herausfragen.“

„Ja, er ſprach Befürchtungen aus.“

„Das fehlte mir noch!“ rief der Maler in ſchmerzlichem Tone der Stimme.

„Das fehlte Dir noch, und an mich denkſt Du nicht! Du verläßt heiter und wohlgemuth das Haus, während ich in meinem Jammer in das kummervolle Geſicht meines armen kranken Kindes ſehe!“

„Heiter und wohlgemuth?“ erwiederte er in ungeduldigem Tone; „ich hoffe, Du wirſt überzeugt ſein, daß ich nicht hieher in's Atelier zu meiner Arbeit gegangen wäre, wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte, Margarethe werde huſten oder kränker werden — in dieſem Falle,“ ſetzte er unmuthig hinzu, „würde ich es wenigſtens für einen Troſt halten, zu Hauſe bleiben zu können, um ihr armes, liebes, kummervolles Geſicht zu ſehen.“

„Damit willſt Du mir wohl einen Vorwurf machen, daß ich ausgegangen ſei? Ich eilte voll Kummer und Schmerz hieher, um ſelbſt zu ſehen, ob Du noch nicht hier ſeieſt.“

Während des erſten Satzes, den ſeine Frau ſprach, warf Roderich einen Blick auf ihre ſehr gewählte und reiche Toilette, doch lenkte der Nachſatz, den ſie in einem ganz beſonderen, ihm wohlbekannten ſcharfen Tone ſprach, ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſen hin, und er fragte raſch: „Wie ſoll ich das verſtehen, ob ich noch nicht hier ſei?“

„Weil ich ſchon einmal, nachdem Du ſchon lange fort warſt, hieher ſandte und man Dich nicht fand!“

„Ah—a—a—ah!“ machte Roderich, wobei ein Lächeln über ſeine Züge flog; ihm rollte eine Laſt von der Bruſt, indem er jetzt ganz genau wußte, daß Margarethe nicht kränker geworden ſei, daß ſie nicht auf beunruhigende Art huſtete, daß der Arzt keine Befürchtungen ausgeſprochen, daß aber ſeine Frau durch irgend einen Zufall erfahren, er ſei nicht direkt hieher gegangen, ſondern habe einen Beſuch bei Michel Angelo Schmitz gemacht.

Wir wiſſen, daß Roderich dort äußerſt ſelten Beſuche machte,

und eben ſo gut, daß ihm jeder ſeiner Beſuche in dieſem Hauſe für ein Verbrechen angerechnet wurde — er hatte alſo in den Augen ſeiner Frau abermals ein Verbrechen begangen und mußte dafür beſtraft werden, dieſes Mal, wie es ſchien, nicht durch Anklagen und heftige Worte, ſondern empfindlicher durch unnöthige Angſt, welche man ihm in Betreff ſeines kleinen Mädchens einjagte, ſowie durch Darlegung eines tief zerriſſenen Mutterherzens.

Als ſich der Maler die Lage der Dinge einigermaßen klar gemacht hatte, indem er ungefähr ſo dachte, wie wir eben geſagt, fiel es ihm durchaus nicht mehr ein, von Angſt und Sorge getrieben raſch nach Hauſe zu eilen, vielmehr nahm er ruhig Palette und Malſtock wieder auf, nachdem er ſich zuvor eine Cigarre angezündet, und bis er alsdann wieder zu malen anfing, war vielleicht eine Zeit von zwei bis drei Minuten vergangen, während welcher beide Gatten in Stillſchweigen verharrt.

Endlich ſagte Olfers zum großen Erſtaunen von Frau Hildegard: „Du haſt mir noch kein Wort über mein Bild geſagt; ich glaube, es ſoll mir gelingen, meine Freunde ſind wenigſtens dieſer Anſicht.“

Sie ſchien ſo überraſcht von dieſer plötzlichen Wendung ſeiner Gedanken, ſowie des Geſpräches, welches ſie begonnen und das ihrer Anſicht nach noch lange nicht zu Ende geführt war, daß ſie nicht im Stande war, ſogleich eine ſcharfe Erwiederung auf ſeine Frage hören zu laſſen, und erſt nach ein paar Sekunden und nachdem ſie ſich durch einen tiefen Athemzug geſtärkt, erwiederte: „Deine ſogenannten Freunde loben Deine Bilder und ſagen Dir begreiflicherweiſe nur Angenehmes; mir aber, die ich doch nun einmal Deine Frau heiße, erlaube, wenigſtens heute über ernſtere Dinge mit Dir zu reden — ich ſprach von meiner kranken Tochter . . . .“

„Und ich hörte Dir zu, weiß Gott, mit Sorgen und Kummer im Herzen, bis Du . . . .“

„Bis ich was?“

„Bis Du mich im Laufe des Gespräches merken ließest, Du habest nach mir geschickt und erfahren, ich sei, obgleich schon lange von Hause fort, doch noch nicht hier angekommen — wo mag ich nur in aller Welt gewesen sein?“ setzte er mit einem kurzen Lächeln hinzu.

„Mir ist das höchst gleichgültig.“

„Schade, daß es Dir heute gleichgültig ist!“

„Wo wirst Du auch gewesen sein — bei Künstlern oder bei Künstlerinnen!“

„Ja!“

„Im Hause Deines würdigen Freundes Schmitz!“

„Ah, Du weißt es schon?“

„Ich ahnte es, da ich Deine Neigungen kenne — ah,“ fügte sie mit dem Ausdrucke der Geringschätzung hinzu, „an einem Tage, wo Dein einziges Kind zu Hause liegt, krank auf den Tod!“

„Halt!“ rief der Maler, indem er sich rasch gegen seine Frau wandte, so daß sie sein leuchtendes Auge sehen konnte und das Anschwellen der Ader auf seiner Stirn. „Halt,“ wiederholte er, „laß mich ein solches Wort in dem Zusammenhange wie eben nicht wieder hören, spiele nicht freventlich damit, Du könntest es bereuen!“

„O, ich bereue so Vieles, daß das Wenige, was noch dazu kommt, mir wenig Unterschied macht!“

„Das Wenige — Du nennst es etwas Weniges? Doch wozu mich ereifern?“ fügte er achselzuckend hinzu, indem er sich wieder gegen sein Bild umdrehte. — „Ja, ich war bei meinem würdigen Freunde Schmitz — Du nennst ihn so!“

„Während Dein Kind tödtlich krank zu Hause liegt!“ wiederholte sie ruhig, kalt, absichtlich und entschlossen.

Er schaute sie rasch mit einem zornigen Blicke an, wobei eine tiefe Blässe sein Gesicht überzog, was bei ihm immer der Fall war, wenn er sich ärgerte oder wenn ihn ein tiefer Kummer ergriff.

„Meinetwegen denn Madame," ſagte er mit einer dumpfklingenden Stimme, da ſie zwiſchen zuſammengebiſſenen Zähnen hervorkam — „meinetwegen denn, ja, ich war bei meinem würdigen Freunde Schmitz, während mein armes Kind tödtlich krank zu Hauſe liegt — da Sie es ſo haben wollen!"

„Es iſt die Wahrheit!"

„Nein — tauſendmal nein, es iſt eine Lüge! — O ſieh', Hildegard," fuhr er plötzlich mit einem weichen, ſchmerzlichen Tone der Stimme fort, „ich halte Dich für beſſer, als Du ſcheinen willſt — wie könnte unſer Kind tödtlich krank zu Hauſe liegen und Du, ſtatt in Kummer und Verzweiflung an ſeinem Bette zu ſitzen, Dich hier befinden — ſo . . . ." Er ſchwieg plötzlich, wahrſcheinlich, um ſie mit einer Schlußbemerkung nicht noch mehr zu reizen.

Doch gab gerade dieſes Schweigen ihr erwünſchte Veranlaſſung zu der Frage: „Wie ſitze ich hier — ſo?"

Statt einer Antwort zuckte er die Achſeln.

„Darf ich wohl wiſſen, wie ich hier ſitze?"

„Nun denn, ja, Du darfſt es wiſſen: nicht wie eine Mutter, die mit kummervollem Herzen vom Bette ihres kranken Kindes kommt, nein, wie eine Frau, die, über die Möglichkeit aufgeputzt, nach einer kleinen Scene mit ihrem Manne bei einer guten Freundin Troſt ſuchen und finden wird!"

Ihre Augen funkelten, und ſie nagte unter tiefen Athemzügen an der bebenden Unterlippe.

„So iſt es," fuhr er in ſeinem gewöhnlichen Tone fort, „Dein Anblick und Deine Bemerkung über meine Abweſenheit haben mich wegen meiner lieben Margarethe vollkommen beruhigt!"

„Beruhigt?" brachte ſie mühſam mit einem verächtlichen Lächeln hervor — „vollkommen beruhigt? Als ob es Dich je beunruhigen würde, wenn Du Dein Kind oder mich ſterbend wüßteſt — ja," fuhr ſie heftiger werdend fort, indem ſie raſch aufſtand, „was mich anbelangt, ſo bin ich überzeugt, daß Du

ſehnſüchtig des Augenblicks harrſt, wo Du von mir befreit ſein wirſt!"

„Ich denke," erwiederte er in einem Anfluge von Humor in ſeiner Stimme, trotz des traurigen Tones, „das ſoll in weniger als einer Viertelſtunde geſchehen!"

„O, nicht ſo, ich denke an eine ewige Befreiung!"

„Auch die wird kommen, Madame, für mich eben ſo gut wie für Sie!"

„Ja, nach langem, troſtloſem Warten, nach einem unerträglichen Leben voll Jammer und Qual — am Ende dieſes unglücklichen Daſeins, wo wir von dieſer Welt nichts mehr hoffen und fürchten — warum denn nicht früher?"

Sie that dieſe Frage ſo plötzlich und gegenüber ihrem früheren, aufs höchſte gereizten Tone mit ſo leidenſchaftsloſer Stimme, ja, mit einem, wenn gleich froſtigen Lächeln, daß er ſie erſchrocken anblickte und, obſchon widerſtrebend, doch nichts über ſeine Lippen brachte, als die Wiederholung ihrer Worte.

„Ja, warum denn nicht früher?"

Dann aber blickte er um ſich her, als fürchte er, ein fremdes Ohr könnte dieſe kurze, aber furchtbare Frage gehört haben; auch legte er hierauf Palette und Malſtock ruhig bei Seite, verſchränkte ſeine Arme über die Bruſt und ging kopfſchüttelnd an das andere Ende des Ateliers.

Er war furchtbar ergriffen, ihm war zu Muthe wie dem Mitſchuldigen eines Verbrechens, über welches nach häufigen, unklaren Andeutungen endlich ein klares, nicht zu verkennendes Wort fällt und welches damit aus einem unbeſtimmten Schattenbilde plötzlich furchtbar verkörpert erſcheint.

Warum denn nicht früher?

Dies klang ihm fortwährend in die Ohren in gellenden, betäubenden Wiederholungen — warum denn nicht früher? — und dieſe vier Worte bildeten ſichtbar für ihn eine unzerreißbare

Schranke, welche ihn von ſeinem Weibe und ſeinem Kinde trennen ſollte, ja, in Gedanken ſchon getrennt hatte. Die That, vor der ihm graute, war nun kein weſenloſer Schatten mehr, ſondern zu einem Geſpenſte geworden, welches Miene machte, ſich zwiſchen ihn, ſein Haus und ſein Kind zu werfen — die Kugel, dem Rohr entflogen, fand ſicher ihr Ziel.

„Daß es ſo weit gekommen, iſt gewiß nicht meine Schuld!“ hatte ſie die Kühnheit, ihm zu ſagen, und ſie hätte noch viel mehr ſagen können, ohne daß er ihr darauf geantwortet hätte, ſo ſehr war er erfüllt von dem trüben, garſtigen Bilde, welches jene Worte in ihm hervorgerufen.

Wenn ſich auch, wie wir wiſſen, Roderich durch keine heftige Liebe zu ſeiner Frau, ehe ſie ſein Weib ward, hingezogen gefühlt hatte, ſo fehlte doch nicht in ſeinem Herzen eine Neigung, welche, wenn ſie von Hildegard gepflegt, von ihr heilig gehalten worden wäre, da ſie aufrichtig war, ein glückliches Verhältniß hätte anbahnen müſſen.

Was ſie aber ihrem Gatten nicht zugebracht hatte: eine innige, heiße Liebe, verlangte ſie von ihm, obgleich das umgekehrte Verhältniß richtiger geweſen wäre.

Ja, warum denn nicht früher?

Er zog kopfſchüttelnd und in tiefes Nachdenken verſunken ſeinen Sammtrock aus und ſein gewöhnliches Kleid an, nahm ſeinen Hut und Stock und ſagte mit ruhiger, wenn gleich klangloſer Stimme zu ſeiner Frau: „Ich gehe nach Hauſe!“ was ſie mit einer kurzen Neigung ihres Kopfes erwiederte.

Ja, es trieb ihn zurück in ſein Haus, welches ihm jetzt auf einmal viel wichtiger erſchien, als ſein Atelier mit allen Entwürfen und Bildern; er hatte eine unbeſtimmte Idee, wenn er um die Straßenecke böge, von wo aus er ſein Haus gewöhnlich erblickte, er ſehe es nicht mehr an dem alten Platze ſtehen, es ſei auf und davon, der Himmel möchte wiſſen, wohin, und er hatte die

feſte Ueberzeugung, er werde es niemals wiederſehen — ſein Haus mit dem koſtbaren Inhalte, ſeinem kleinen, lieben Mädchen nämlich, das ganz genau wußte, wann er, ſein Vater, aus dem Atelier komme, und das alsdann, ihn erwartend, mit ſeinem bleichen Geſichtchen durch die Fenſterſcheiben ſah — ach, er liebte das Kind ſo innig, er liebte es, weil es ſein Kind war, weil es ſo unendlich an ihm hing, weil es ihn zu erheitern verſtand mit ſeinen kleinen Späſſen und Schmeichelreden; ganz beſonders aber liebte Roderich ſeine Tochter, weil ſie ſo bleich ausſah und weil ſich ihre kleine Bruſt ſo fieberhaft raſch hob und ſenkte, wenn ſie mit ihrem Vater hier in dem kleinen Garten ein wenig umhergeſprungen war.

Hier in dem kleinen Garten, den der Maler jetzt durchſchritt und in welchem er ſich vergeblich nach ſeinem Kinde umſah — freilich lächelte er im nächſten Augenblicke über ſich ſelbſt, Margarethe konnte ja nicht hier ſein.

Ja, warum denn nicht früher?

Roderich war ſo in Gedanken vertieft, daß ihm alles Andere außer dieſen Worten, welche glühend vor ſeiner Seele ſtanden, wie in dichten Nebel eingehüllt erſchien.

Andreas, der ihm in den Weg trat, fragte ihn, ob er heute Nachmittag zur gewöhnlichen Zeit ins Atelier käme, worauf er ihm, eigenthümlich lächelnd, zur Antwort gab: „Ei, warum denn nicht früher?“

nicht ſpäter kommen?“ ſetzte ſie ſchlau lächelnd hinzu, „muß ich meine Arbeitszeit ſo genau einhalten?“

„Ach, geh' Sie mir weg!“ ſagte die Frau Welſcher ebenfalls lächelnd, „komm' Sie morgen, wann Sie will, nur nicht nach zehn Uhr, damit Ihr Kaffee nicht kalt wird. Gute Nacht!“

„Gute Nacht! behüt' Euch Gott!“ ſagte die Kiliane und gieng dießmal allein nach Hauſe mit ihrem Laternchen und ihren zweihundert Gulden im Sacktuche.

VIII.

„Ein fremder Cavalier."

Wenn Rodenberg's kleiner Diener Rafael nichts zu thun hatte, das heißt, wenn er nothdürftig geputzt und den Pudel so lange geplagt, bis dieses unbegreiflich geduldige Thier zu knurren anfing und seinem beständigen Quälgeiste die scharfen Zähne zeigte, dann pflegte er vom Fenster herab seine Beobachtungen zu machen.

Nichts entging alsdann seinem scharfen Auge, und er wußte sich die kleinsten Begebenheiten und unbedeutendsten Zufälle mit seiner außerordentlichen Pfiffigkeit und seinem frühreifen Verstande zu wahren und unwahren Geschichten zusammenzusetzen, mit denen er alsdann die Betreffenden plagte und leider seinen Herrn häufiger ergötzte, als es für den Charakter des kleinen, verdorbenen Burschen nützlich war.

Wollte er von seinen Beobachtungen ausruhen, so begab er sich in seinen Mußestunden an den Käfig, worin sich der ausgestopfte Papagei befand, und trieb, hinter demselben versteckt, mit den Vorübergehenden seine tollen Possen.

Schon einige Male in den letzten Tagen hatte Rafael von seinem Standorte aus einen älteren Herrn bemerkt, der ihm eben so sehr durch ein fremdartiges Aeußeres aufgefallen war, als dadurch, daß er mit größter Langsamkeit durch die Wurstgasse schritt,

wobei er die Häuser rechts und links aufmerksam betrachtete und schon ein paarmal vor dem Reichsapfel stehen geblieben war.

Daß bei diesen Veranlassungen der Papagei oder vielmehr Rafael durch den Papagei nicht versäumt hatte, sich dem Fremden durch einige unpassende Zurufe bemerklich zu machen, als: „alter Jakob“ oder auch „alter Spitzbube“, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen, müssen aber hinzufügen, daß der Fremde über die ungemein deutliche Aussprache des Papagei's freundlich gelächelt und alsdann gewöhnlich ruhig weiter geschritten war.

Rafael, der seit lange schon nicht mehr einen so angenehmen und dankbaren Zuhörer gehabt, freute sich, so oft er den alten Herrn ruhig daherschreiten sah, und verstieg sich eines Tages so hoch, daß er seinen Papagei hinabrufen ließ: „Bist Du schon wieder da, alter Gauner?“ worauf er doch ein wenig erschrack, als er durch die unterste Fensterecke blinzelnd sah, wie der alte Herr freundlich mit dem Kopfe nickte, und dann hörte, wie er laut zurückrief: „Ja, ich bin schon wieder da, mein loser Vogel!“

Der alte Herr war von ziemlicher Leibesgröße, trug einen großen, nach rechts und links hinausstehenden Schnurrbart, dazu einen starken Knebelbart; er hatte, was für Rafael sehr wesentlich war, ein dickes spanisches Rohr in der Hand und schritt, nachdem er, wie eben gesagt, auf den Zuruf des Papagei's geantwortet, nicht, wie gewöhnlich, in der Straße weiter, sondern wandte sich, nicht gerade zur angenehmen Ueberraschung des kleinen Lauschers droben, gegen das Haus und trat, nachdem er noch einmal den Reichsapfel betrachtet, hinein.

Rafael hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Zimmer zu verlassen, in welchem sich der Papagei befand; er schloß die Thür desselben zu und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann erwartete er das Herannahen des ihm einigermaßen unheimlich gewordenen Fremden ungefähr mit denselben Gefühlen, wie Don Juan das Erscheinen des steinernen Gastes.

Draußen klopfte es an und drinnen rief man: „Herein!“

Der Herr mit dem großen Knebelbarte und dem dicken ſpaniſchen Rohre trat in die Stube und ſchaute mit einem gemüthlichen Lächeln rings umher, nachdem er mit einer nichts Gutes weiſſagenden Stimme den kleinen Diener gegrüßt.

Das Gemach befand ſich in einer Verfaſſung, bei welcher man es einem Fremden nicht übel nehmen konnte, wenn er daſſelbe lächelnd beſchaute: da war der Boden, die Stühle, die Tiſche bedeckt mit eigenthümlichen Gegenſtänden und Geräthſchaften, mit hohen Reiterſtiefeln, an denen gewaltige Sporen prangten, mit gelben Lederhoſen und grauen Tricots, mit Trachten vom verſchiedenſten Schnitte und in allen erdenklichen Farben, mit Schwertern und Dolchen, Jagdſpießen, Hirſchfängern, Hüfthörnern, kurz, mit allen Garderobe-Beſtandtheilen, um eine zahlreiche Schaar Männer in das Gefolge des wilden Jägers umzuwandeln.

In der Ecke des Zimmers waren ſogar ein paar zuſammengekoppelte Rüden angebunden, die abwechſelnd bellten oder heulten.

„Mir ſcheint, hier bin ich ſchon recht,“ ſagte der fremde Herr mit dem dicken ſpaniſchen Rohre, nachdem er ſeine Beobachtungen beendigt zu haben ſchien und nun ſeine ſchwarzen, etwas ſtarren Augen feſt auf Rafael ruhen ließ.

„Es könnte wohl ſein, daß Sie hier recht ſind,“ gab dieſer ſchüchtern zur Antwort und ſetzte in einem unbefangen ſcheinenden Tone hinzu: „Darf ich wohl fragen, wen Sie ſuchen?“

„Wen ich ſuche,“ verſetzte der Eingetretene, indem er ſich abermals umſchaute — „ja ſo, ganz richtig, was ich ſuche, willſt Du wiſſen — ich ſehe das nicht, was ich ſuche.“

„Und was könnte es ſein, wenn ich fragen darf?“ ſtotterte Rafael.

„Es könnte ſein — ein kleiner, charmanter Papagei, der mit einer übergroßen Natürlichkeit in der Stimme die Leute ausausſchimpft, welche ruhig über die Straße wandeln — ich liebe dergleichen Galgenvögel.“

„Ein ſolcher Papagei iſt nicht hier," erwiederte der kleine Diener mit einer Sicherheit, welche ihm die Angſt vor dem dicken ſpaniſchen Rohre des Fremden einflößte.

„Ah, der Papagei iſt nicht hier — aber ein anderer Galgenvogel!"

Der Herr mit den ſtarren, ſchwarzen Augen und dem großen Schnurr- und Knebelbarte ſagte dieſe Worte in einem ſo außerordentlich freundlichen und verbindlichen Tone, daß Rafael, einen plötzlichen Umſchlag in dieſem angenehmen Zwiegeſpräche vorherſehend, langſam gegen die Thür zurückzuweichen begann, worauf in der That die von Rafael ſo richtig geahnte Wendung eintrat; denn ehe jener ſich deſſen verſah, hatte ihn der Fremde am Kragen ſeines fadenſcheinigen Malerkittels erwiſcht und ſchüttelte ihn ein wenig, aber mit einer ſo ſanften Bewegung und ſo wohlwollender Miene, daß der kleine Diener nicht zu entdecken im Stande war, ob hier Scherz oder Ernſt vorwalte.

„Ah," ſagte der Fremde nach einer Pauſe, als er den Kragen von Rafael's Gewand losgelaſſen, „da drinnen iſt wohl der zauberhafte Papagei! Nun, ich will hier geduldig warten, bis Dein Herr zurückkommt, du kleiner Schlingel, und werde ihm alsdann erzählen, womit Du Deine Freiſtunden hinbringſt — Caraxo! Ich glaube, wenn Dein Herr ein vernünftiger Herr iſt, ſo kann Dir eine tüchtige Tracht Prügel nicht entgehen!"

Da Rafael in dieſem Punkte vollkommen der gleichen Anſicht war wie der Fremde, ſo ließ er den Kopf hängen und machte eine ſehr demüthige Miene. Sein Herr nämlich, wenn er ſich auch zuweilen ſelbſt einen Spaß mit dem ausgeſtopften Vogel erlaubte, meiſtens gegen gute Freunde, hatte doch ſeinem Diener aufs ſtrengſte verboten, ſich auf dieſe Art zu beluſtigen, und für ein Vergehen dieſer Art nicht nur allein mit einer Tracht Prügel gedroht, ſondern auch mit Dienſtentlaſſung.

„Wie mir ſcheint," ſagte der Fremde lächelnd, als er die

zerknirſchte, aber trotzdem ſehr verſchmitzte Miene Rafael's ſah, „biſt Du nicht nur ein luſtiger Junge, ſondern auch ein verſtändiger Junge.“

„Gewiß, das bin ich, Herr Baron.“

„Du brauchſt mich nicht Baron zu nennen — wenn ich richtig auf Deinem Geſichte leſe, ſo ſehe ich darauf den Wunſch, ich möchte mich entfernen, ehe Dein Herr kommt.“

„Ja, Herr Graf.“

„Laß die Titulatur hinweg, wenn es Dir einerlei iſt, und höre mich an: ich will Dich nicht durchprügeln, wie Du es verdient hätteſt; ich will auch das Zimmer verlaſſen, ehe Dein Herr kommt, und auch weder bei dieſem, noch bei der Polizei wegen Deiner Schimpfreden Klage führen; doch nur, wenn Du mir ein paar Fragen beantworteſt, aber ehrlich und aufrichtig, und wenn ich überhaupt ſehe, daß Du für einen blanken Thaler, den ich hier in meiner Taſche habe, geneigt biſt, mir einen Dienſt zu leiſten.“

„Alles, was Ihr wollt, gnädiger Herr.“

„Ich bin hier im Zimmer des Herrn Malers Rodenberg?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Was bedeuten dieſe Kleider und Waffen, welche hier herumliegen?“

„Uebermorgen iſt das Frühlingsfeſt der Herren Künſtler, und was hier herumliegt, ziehen die Reiter an, welche meinen Herrn begleiten.“

„Und was zieht Dein Herr an?“

„Das iſt noch nicht da, das heißt der Rock und der Mantel nicht, nur ſeine grauen, ledernen Beinkleider und hohe, reiche, glanzlederne Stiefel mit großen Sporen.“

„Seine Waffen?“

„Dort der lange Degen.“

„Zeig' ihn einmal her — ah,“ rief er, „echter und gerechter Toledaner — eine ſchöne Klinge — und ſonſt?“

„Eine Hetzpeitſche, an deren Schnur noch ein Stück geflochten wird."

„Und das Jagdhorn?"

„Ja, das fehlt noch; mein Herr ſollte eines von einem Bekannten erhalten, aber es war zu groß und nicht ſchön genug, das im Laden aber iſt zu theuer."

„In welchem Laden?"

„Drunten auf dem Markte, gegenüber den drei Reichskronen."

„Ach, Du kennſt die drei Reichskronen?"

„Gewiß, gnädiger Herr."

„Und biſt ein luſtiger und verſtändiger Junge, der einen Spaß verſteht und der lieber einen blanken Thaler verdient, oder zwei, als Prügel erhält— he? — Nun gut denn, ſobald das Gewand deines Herrn da iſt, morgen gewiß im Laufe des Tages, ſo kommſt Du zu mir — ich wohne in den drei Reichskronen auf Numero vierzehn, Du fragſt nach Don Joſe — kannſt Du den Namen behalten?"

Rafael nickte eifrig mit dem Kopfe, indem er ſpöttiſch lächelte — er konnte viel im Gedächtniſſe behalten, wenn er wollte; zur Bekräftigung ſetzte er auch noch hinzu: „Das werde ich gewiß nicht vergeſſen."

„Und willſt morgen zu mir kommen?"

„Ja wohl, gnädiger Herr, das ſoll nicht fehlen."

„Du brauchſt keine Angſt zu haben, daß ich etwas Unrechtes von Dir begehre."

Davor hatte der Schelm von Diener durchaus keine Angſt, es wäre ihm ſogar lieber geweſen, wenn er zu etwas Verdächtigem, mindeſtens Zweideutigem die Hand hätte bieten dürfen.

„Mit Deinem Herrn ſollſt Du übrigens nicht darüber reden, weder daß ich hier war, noch daß ich Dich zu mir beſtellt."

Dieſes Verlangen gefiel Rafael ſchon beſſer, weßhalb er mit großem Eifer betheuerte, „er werde gewiß ſeinem Herrn nicht das Geringſte ſagen."

„Gut, die Sache iſt abgemacht — trauſt Du mir?"

Das Lächeln, welches bei dieſer Frage auf den verſchmitzten Zügen Raſael's ſichtbar wurde, war gewiß des Stückes von zehn Silbergroſchen werth, welches ihm der Fremde unter lautem Lachen dafür einhändigte; er zeigte eben ſo viel Mißtrauen als Klugheit und ſagte Ja und Nein, kurz, es war von einem ſo pfiffigen Ausdrucke, daß Don Joſe daſſelbe mit voller Ueberzeugung dachte, was er hierauf ausſprach: „Wir werden mit einander zufrieden ſein."

Dann verließ er mit einem kurzen, obgleich nicht unfreundlichen Kopfnicken das Zimmer, bis an die Treppe von Raſael begleitet, der, um dieſes mit größerer Feierlichkeit thun zu können, im Vorbeieilen ſeine rothe Mütze ergriff, die vor der Thür auf einem Stuhle lag, und dieſe auf und ab ſchwenkend an der Treppe ſtehen blieb, wobei er mit dem linken Fuße ſo lange hinten auskratzte, bis der Fremde ſeinen Blicken entſchwunden war; dann ſetzte er die rothe Mütze auf, betrachtete das Zehnſilbergroſchenſtück, warf es auf den Steinboden, ob es auch gehörig klinge, und band es dann vorſichtig in die Ecke ſeines ſchmutzigen Taſchentuches.

Hierauf ging er ins Zimmer zurück, ſichtlich um einen Zoll gewachſen im beſeligenden Gefühle eines ſo großen Reichthums und in gegründeter Hoffnung auf Vermehrung deſſelben. Da der Pudel nicht zu Hauſe war, ſo führte er ſeinen grotesken Tanz, wodurch er alle ſeine kleinen Leidenſchaften auszudrücken pflegte, vor den beiden in der Ecke angebundenen Hunden aus, welche, weniger geduldig als der Pudel, darüber knurrten und murrten und endlich in ein wildes Gekläff ausbrachen, als Raſael ſie nun zu ihrer noch größeren Erheiterung mit dem langen Malſtocke ſeines Herrn zwiſchen die Rippen ſtieß.

Dazu ſprang er herum wie ein junger Cannibale um ſein Schlachtopfer, ſo daß der rothe Sack ſeiner Mütze mit der langen, blauen Quaſte hoch emporwallte und die zu weiten Tanzſchuhe nach verſchiedenen Richtungen hin von ſeinen Füßen abflogen, wobei er ein

Lied ſang in einer bis jetzt unbekannten Sprache nach einer von ihm ſelbſt erfundenen Weiſe, deſſen erſte Zeilen hießen:

„Tſchin ſchi mir a mitta
Üſchki, tuſchki-kiß-kiß-kiß“,

was förmlich barbariſch klang, da die an ſich ſehr monotone Weiſe begleitet wurde von dem wüthenden Gekläffe und Geheul der beiden Hunde.

Schade, daß ſich in dieſem wechſelreichen Leben Luſt und Leid ſo oft die Hand reichen, was auch Rafael in der nächſten Sekunde ſchmerzlich erfuhr, denn eine ſauſende Ohrfeige von der kräftigen Hand Walter's, welcher unbemerkt in das Zimmer getreten war, ſtörte den jungen Künſtler nicht nur hiedurch in der Ausübung ſeiner Geſang- und Tanzübungen, ſondern beförderte ihn auch in taumelnder Bewegung bis unter den Tiſch, wo er verdutzt ſitzen blieb und über den Wechſel alles Irdiſchen nachdachte.

Wir können übrigens an dieſer Stelle nicht umhin, weiter zu berichten, daß Rafael am anderen Tage, nachdem er das Kleid ſeines Herrn bei dem Schneider abgeholt und dort Muße gehabt, die Farbe und den Schnitt deſſelben gehörig zu betrachten, ſeine erſte Feierſtunde dazu benutzte, um ſich auf den Marktplatz zu begeben, wo das Hotel zu den drei Reichskronen lag. Gegenüber befand ſich der Waffenladen, an deſſen Schaufenſtern der kleine Diener, die Hände in den Hoſen, langſam vorüberſchlich und mit Befriedigung merkte, daß ſich das ſchöne Jagdhorn, von dem geſtern die Rede geweſen, nicht mehr dort befand.

Obgleich Rafael durchaus nicht furchtſam war, ſo ging er doch ein paarmal vor dem Gaſthofe auf und ab, ehe er ſich entſchließen konnte, einen der dort am Thore lungernden Herren Oberkellner nach dem Grafen, welcher ihn beſtellt, zu fragen. Der Fremde hatte doch ein bischen ſonderbar ausgeſehen, dachte Rafael, bevor er ſich entſchloſſen, einzutreten. Die dunkle Geſichtsfarbe, der ſchwarze,

drohende Bart, die blitzenden Augen — wer konnte wiſſen, aus welch' fernen Landen, wo vielleicht die Menſchenfreſſerei noch in der Mode war, derſelbe herkam! — Es war nicht das erſte Mal, daß kleine Jungen ſeines Alters ſpurlos verſchwunden waren, und wenn er auch, dieſe Betrachtungen muthig niederkämpfend, in das Hotel trat, ſo war doch ſein Lächeln nicht ſo frei und ungezwungen, wie gewöhnlich, ja, er huſtete faſt verlegen hinter der vorgehaltenen Hand, ehe er nun eintreten mußte in die Thür Numero vierzehn zu dem Fremden mit der gelblichen Geſichtsfarbe, dem ſchwarzen, drohenden Barte und den blitzenden Augen.

Aber Raſael verſchwand hier nicht ſpurlos, er war nicht für dieſe Welt verloren. Nach einer guten halben Stunde erſchien er wieder und mit ſo vergnügtem Angeſichte, daß ihm der Kellner, der ihn heraufbegleitet und nun wieder wie vorhin am Thore ſtand, lachend zurief: „Nun, Du haſt gewiß was Rechtes herausgebettelt?“ eine Vermuthung, welche er übrigens mit einem verächtlichen Achſelzucken von ſich ablehnte.

Er — gebettelt — er, den der ausgezeichnete Fremde zum Vertrauten gemacht und mit wichtigen Aufträgen beehrt, welche vor der Welt nicht verborgen bleiben ſollten, eben ſo wenig wie vor Dir, geneigter Leſer, wenn Du auch künftig Muth und Geduld haſt, unſerer wahren Geſchichte zu folgen!

IX.

„Du ſiehſt mich an und kennſt mich nicht.“

An dem denkwürdigen und unvergeßlichen Tage des großen Künſtlerfeſtes begann es ſich kaum im Oſten etwas aufzuhellen, als es auch ſchon lebendig wurde bei den meiſten der jungen Leute, welche ſich bereits wochenlang darauf vorbereitet, an dieſer Feierlichkeit Theil zu nehmen.

Es wäre vielleicht intereſſant geweſen, wenn man um dieſe Zeit einen Blick hätte werfen können auf alle Fenſter und Dachladen-Oeffnungen, die gegen Oſten gekehrt waren, um zu ſehen, wie an ſo vielen derſelben ſchlaftrunkene Geſichter erſchienen, die nach dem Wetter ausſchauten, um das Reſultat ſich ſelbſt mit einem leichten Ausrufe oder mit einer lauten Bemerkung einem vielleicht noch im Bette befindlichen Freunde mitzutheilen.

Man hätte alsdann auch bemerken können, wie ſich beim Anblicke des Himmels auch mürriſche, finſtere Geſichter aufhellten, und hätte vielleicht ſagen hören: „Der Tag wird famos, das Wetter läßt nichts zu wünſchen übrig!“

Es war einer jener ſchönen Morgen, wo der junge Tag in einer röthlich-gelben, mit goldenen Strahlen durchwobenen Glorie, die langſam von Oſten aufſteigt, zu erſcheinen pflegt, zum Entzücken der Menſchenkinder und zur rührenden Freude ſeiner Mutter,

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Das Haus, in welchem die Jungfer Kiliane wohnte, war, wie überhaupt die meiſten, die, von der Stadt aus gerechnet, dieſſeits des alten Grabens ſtanden, uralt und zählte noch mehr Lebensjahre, als das Kloſter ſelbſt. Es war verſehen mit jenem hohen und ſpitzen Giebeldache, wie es die Alten ſo gern auf ihre Häuſer ſetzten, mit mehreren Etagen, Böden und Kammern; es hielt das Haus warm, ſchützte es vor allen Winterſtürmen und es ſtund darunter da, wie mit einer rieſenhaften und warmen Schlafmütze verſehen.

Im Hofe dieſes Gebäudes befanden ſich Wagenſchuppen, Holzremiſen, die, obgleich ſie einer viel, viel ſpäteren Zeit angehörten, doch neben dem geſunden und ſoliden Haupthau krüppelhaft und altersſchwach daſtanden. Auf dieſen Remiſen waren ein paar Zimmer, die einmal von einem Handelsherrn erbaut worden, der, im Vorderhauſe wohnend, im Hintergebäude ſeine Schreibſtuben haben wollte; auch hatte er eine Gallerie bauen

der Nacht, welche ihm noch aus weiter Ferne zuſchaut mit von Thränen und Sternen glitzerndem Antlitze, und die alsdann langſam verſchwindet, um dem geliebten Sohne die Herrſchaft allein zu laſſen.

Es wehte ſo friſch und wonnig, ſo duftig über die erwachende Erde: Laub und Blumen hauchten Wohlgerüche aus und dazu ſangen in dichten Büſchen die Nachtigallen ihr entzückendes Lied.

Wir glaubten es uns und dem geneigten Leſer ſchuldig zu ſein, dem Morgen eines Tages, an dem eine ganze Künſtlerſchaft zum großen Feſte ſich rüſtet, einen Morgen, der in der That ein ſchöner Morgen genannt werden konnte, mit einigen poetiſchen Worten auszuſchmücken, und wir ſprachen nicht die Unwahrheit: an der Fahnenburg war man ſchon lange vor dem erſten Sonnenſtrahle beſchäftigt, bunte Flaggen aufzuziehen, Böller und kleine Kanonen auf den Thurm und hinter die Umfaſſungsmauern zu führen und mit Schießbedarf zu verſehen, die Zugbrücke zu probiren, in den unteren Räumen fabelhafte Verproviantirungs-Zurüſtungen zu machen und Maitrank in einem unerhört großen Gefäſſe anzuſetzen; da oben duftete es wunderbar aus den umherliegenden Tannen und Eichen, und wer Luſt gehabt hätte, ein förmliches Nachtigallen-Concert zu hören, der hätte nur jenen heimlichen, ſchattigen, dunklen Platz zu beſuchen gebraucht, den wir bereits kennen gelernt haben.

Doch kehren wir zur Stadt zurück. — Der Tag, wie ſchon geſagt, war ſo wunderbar ſchön, daß auch das griesgrämlichſte Gemüth beim Aufleuchten deſſelben heiter und froh geſtimmt werden mußte.

Dies fand auch auf Walter ſeine Anwendung, der faſt meiſtens in den erſten Morgenſtunden, dieſe von ſeinem Aufſtehen an gerechnet, finſter und mißlauniſch umherſchritt, gern kleine Neckereien anfing und alsdann die unumſtößliche Gewißheit hatte, daß die deutſche Kunſt vollkommen todt ſei.

Walter war heute der Erſte aus dem Bette geweſen; ihm fiel nach Uebereinkunft die Obliegenheit zu, mit Hülfe Rafael's für die Anderen einen tüchtigen Kaffee zu brauen, mit welchem ein gutes Fundament gelegt werden ſollte für die übrigen Leiſtungen dieſes heißen Schlachttages. Walter hatte eines der großen Hüfthörner ergriffen, welche im Zimmer umherlagen, und demſelben, auf den Gang hinaustretend, ſo gewaltige Töne entlockt, daß ſämmtliche Schläfer des Hauſes erſchrocken in ihren Betten emporfuhren.

Rüding, welcher bald darauf in mangelhaften Unterkleidern und einem ſpärlichen Obergewand im vorderen Zimmer erſchien, meinte mit verdrießlicher Miene, es ſei Unrecht, Jemanden auf ſo barbariſche Art zu wecken; er fürchte, der Schlaf ſei ihm in den Magen gefahren und er werde heute ſchwerlich viel leiſten können.

Rodenberg, der ſich noch behaglich auf ſeinem Lager dehnte, verſicherte, ihm habe das Hornblaſen einen famoſen Traum zerriſſen, er ſei nahe daran geweſen, die Fahnenburg ganz allein zu erobern und ſo die ſchönſte Prinzeſſin für ſich zu gewinnen — da ſei er erwacht.

„Undankbare Geſchöpfe, ohne alles Verſtändniß und ohne alle Poeſie!“ murrte Walter in der Thür des Nebenzimmers, wo er ſtand und damit beſchäftigt war, ſein wirres Haupt- und Barthaar zu kämmen — „wie kann man Euch Faulenzer beſſer in die Stimmung des heutigen Tages hineinbringen, als wenn man kriegeriſch das Hüfthorn ertönen läßt?“

„Das nennt der Kerl kriegeriſch,“ antwortete Rüding achſelzuckend, indem er ſein dünnes Röckchen über ſeinem Unterleibe dichter zuſammenzog; „wenn ich überhaupt zu Träumen geneigt wäre, ſo hätte ich wahrhaftig geträumt, ich ſei in einem Ochſenſtalle.“

„Was von Dir ein ſehr naturgemäßer Traum geweſen wäre,“ erwiederte Walter.

„Hört man noch nichts von Knorz da droben?“ fragte Roden-

berg, in die Höhe horchend — „hat Niemand von Euch etwas erfahren, was es mit dieſem geheimnißvollen Kerl iſt?“

„Wegen Don Quixote's hat ſich ſogar das Comite an ihn gewandt, und er hat es ihnen abgeſchlagen,“ ſagte Rüding.

„Der Henker mag wiſſen, wie dieſer Knorz erſcheinen wird! Ich gab mir alle Mühe, etwas zu erfahren, verſprach Rafael ſogar fünf Silbergroſchen, wenn er etwas erlauſchen könnte — keine Möglichkeit, ich glaube, Knorz hat ſich ſeinen Anzug ſelbſt zuſammengeſchneidert!“

„Wenn Rafael nichts erfahren hat, ſo kann Niemand etwas erfahren,“ ſprach Walter aus dem Nebenzimmer her, „was mich einigermaßen beruhigt, denn für Deine Bemühungen, dem Knorz hinter ſeine Sprünge zu kommen, gebe ich keinen Pfifferling!“

„Du haſt Recht, ich hatte mit meinem eigenen Anzuge zu viel zu thun,“ lächelte Arthur wohlgefällig.

„Ja, mit Deinem Anzuge und Deinen Fenſterpromenaden!“

„Was Fenſterpromenaden — Unſinn!“

„Da iſt nichts zu läugnen — Schmitz hat es mir geſagt!“ meinte der pfiffige Rüding.

„Und wenn es ſo wäre, was geht es den Narren an, was hat er darüber zu klagen?“

„Er ſagte, wenn es noch lange ſo fortdaure, ſo ſei es der Tod ſeiner Mutter, der alten Frau Schmitz, die eine ſehr würdige Dame iſt; ſie könne kaum damit fertig werden, Dich auf der Straße zu beobachten und all den Wahnſinn anzuſehen, den Du mit Deinem Pudel vor ihrem Hauſe triebeſt; kaum ſeiſt Du hinten verſchwunden, ſo kämſt Du vorn ſchon wieder, das ſei nicht zum Aushalten!“

„Ich werde mich ſehr wenig um das Gerede dieſes alten Weibes kümmern!“

„Auch meinte Schmitz, es thäte ihm leid um Dich, Du ſeiſt ſonſt ſo ein guter Kerl, und er bedaure, daß Du Dir ſo ganz vergebliche Mühe macheſt!“

„Hm,“ machte Rodenberg, „wie meint er das?“

„Wie er das meint?“ fuhr Rüding mit ſehr gemüthlicher Ruhe fort — „o, er meinte, Du gäbeſt Dir bei der ſchönen Spanierin vergebliche Mühe — da ſeien Andere — berühmte Leute — große Herren ....“

„Das habe ich auch gehört,“ brummte Walter aus dem Nebenzimmer; „deßhalb laß dieſe Kindereien und mache Dich nicht zum Geſpötte!“

„Ich weiß ſchon ſelbſt, was ich zu thun habe — laß die Geſchichte jetzt ruhen! Beim Himmel, es iſt ſchon fünf Uhr — wo nur dieſer verdammte Rafael ſtecken mag?“

Rafael kam wie der Wolf in der Fabel und wie manches andere Uebel, wenn man es anruft. Er ſtreckte ſeinen Kopf zur Thür herein und ſagte: „Herr Rüding, da iſt unſer Friſeur!“

„Er ſoll hereinkommen!“

Der Friſeur erſchien, wünſchte einen guten Morgen und verſicherte, das Wetter ſei ſo ſchön, wie es nur ſein könne.

Rüding hatte ſich rittlings auf einen Stuhl geſetzt und überlieferte ſein Haupt dem Haarkünſtler mit der Verſicherung, es ſei eigentlich unnöthig, ſein Haar brennen zu laſſen, da es viel ſchöner in natürliche Locken falle.

Alle waren jetzt emſig mit ihrem Anzuge beſchäftigt, und Rodenberg's Aeußeres formte ſich unter Rafael's Beihülfe auf ſo geſchmackvolle, elegante Art, daß ſelbſt Walter mit ſichtlichem Vergnügen dem ſchönen jungen Manne zublickte: er war eben ſo ſchlank gewachſen als kräftig gebaut, und wenn er auch ſchon in ſeinem gewöhnlichen Anzuge ſo erſchien, um wie viel mehr jetzt in dem romantiſchen Coſtume, das er ſich ausgeſucht! Er trug ein enganliegendes Beinkleid von grauem Leder und ſeine Reitſtiefel von ſchwarzem, weichem Leder reichten bis an ſeine Kniee.

Während Rodenberg zur Probe ſeinen langen Stoßdegen umſchnallte, mußte ihm Rafael noch einmal die verſchiedenen Jagd-

und Hüfthörner zeigen, welche er auf Befehl ſeines Herrn von all deſſen Freunden, die dergleichen beſaßen, zuſammengeliehen hatte. Es war in der That darunter nichts, was zu ſeinem übrigen, eleganten Anzuge vollſtändig gepaßt hätte.

„Das könnte mir die ganze Geſchichte verleiden," rief mißmuthig der junge Maler; „ich hätte beſſer daran gethan, das ſchöne Horn aus dem Laden zu nehmen!"

„Wenn man es Dir gegeben hätte," meinte Rüding, der ſich wohlgefällig mit ſeiner wunderbaren Lockenpracht im Spiegel beſchaute.

„Wenn das Horn beim wilden Jäger nicht ein ſo nothwendiges Attribut wäre, ſo nähme ich wahrhaftig gar keines; aber wem es von den Zuſchauern einfällt:

Der Wild- und Rheingraf ſtieß ins Horn,

der wird unwillkürlich nach meiner Hüfte ſchauen — nun, ich will das ſchwarze da nehmen, das macht in ſeiner Unbedeutendheit am wenigſten Spektakel."

„Hat denn Niemand den van der Maaßen in den letzten Tagen geſehen? Er thut gerade ſo geheimnißvoll wie Knorr."

„Seit jenem Abende war er nicht mehr bei uns," ſagte Rodenberg; „aber Rafael hatte ihn einige Male die Treppen hinaufgehen ſehen."

„Zu Knorr?"

„Ja."

Während Rüding ſo gefragt hatte, blickte er den kleinen Diener ſcharf an und ſagte alsdann: „Du machſt ein ſo außergewöhnlich pfiffiges Geſicht, Rafael, theile uns mit, was Dir auf dem Herzen brennt."

„O, es iſt nicht viel, Herr Rüding; ich habe nur geſehen, daß Herr van der Maaßen einige Male zu Herrn Knorr ging, und als er das letzte Mal die Treppen hinaufſtieg, hing ihm etwas hinten aus der Taſche heraus."

„Und was denn?“

„Es war wie ein Stück ſchwarzer Perrücke mit einem rothen Horne daran.“

„Teufel auch, was kann das ſein?“ fragte Rodenberg.

„Es wird ſein, was Du ſagſt: der Teufel.“

„Das ſähe dieſen beiden Kerls ganz ähnlich — nun, wir werden ſehen.“

Der Friſeur hatte ſich wieder empfohlen, nachdem er auch Arthur's dickes, und von Natur lockiges Haar mit Kamm und Pommade gebändigt und Rüding geholfen, fleiſchfarbige Tricots anzuziehen, zierliche Schuhe von derſelben Farbe und ein himmelblaues Oberkleid, welches ihm bis eine Hand breit übers Knie reichte.

Man hätte glauben können, Rüding beabſichtige, einen zierlichen Pagen vorzuſtellen; doch als ihm der freundliche Haarkünſtler — derſelbe war in der Garderobe des ſtädtiſchen Theaters angeſtellt und ſomit in dieſen Dingen bewandert — ein Paar vortrefflich gemalter Flügel auf dem Rücken befeſtigt und ihm einen goldenen Gürtel angeſchnallt hatte, ſah man, daß ſich aus dem kleinen, ſchmächtigen Künſtler ein Liebesgott entwickelt hatte, und als ſich nun der neue Cupido mit dem Bogen und dem gefüllten Köcher vorſtellte, verſicherte ihm Rodenberg, er habe nie etwas Ausgezeichneteres geſehen.

Wenn der wilde Jäger mit klirrenden Schritten zuweilen durch das Gemach an eines der Fenſter ging, um nach den Pferden auszuſchauen, bemerkte er mit Vergnügen an dem geöffneten Fenſter gegenüber, ſowie auch ſchon auf der Straße Spuren des heutigen feſtlichen Tages: dort ſah man einen halb Geharniſchten, freundlich herüber winkend oder ſich mit einem bärtigen Landsknechte unterhaltend, welcher im Nebenzimmer am Fenſter lag und aus einer langen Pfeife mit bunter Quaſte in die friſche Morgenluft hinausdampfte.

Von einer anderen Seite wurde Arthur von einem wohlbeleibten Hellebardier angerufen und ihm ein Compliment gemacht über das, was man von ſeinem Anzuge ſah oder ſeine Aufmerkſamkeit von einem Dritten gefordert, einem halbfertigen Büchſenſchützen, der im eiſernen Ringkragen an einem anderen Fenſter ſtand und ſeine Cigarre zu einer Taſſe Kaffee rauchte.

Cupido Rüding ſtand während dieſer Zeit vor dem Spiegel und übte ſich in zierlichen Stellungen, vor allen Dingen in eleganter Haltung ſeiner Schußwaffe, beſonders im Auflegen des Pfeiles.

Ein lautes Gelächter des Liebesgottes veranlaßte den wilden Jäger, ſich umzuſchauen, und was er ſah, ließ ihn in dieſes Lachen aufs kräftigſte einſtimmen.

Walter war aus dem Nebenzimmer herausgekommen in ſeinem ſelbſterfundenen Coſtume des Drachen Griesgram, welches eben ſo willkürlich als phantaſtiſch war, ja, rein unverſtändlich ohne eine Erklärung der leitenden Grundidee.

Um von unten anzufangen, ſo war Walter's rechtes Bein bekleidet mit einem bis über das Knie reichenden Reiterſtiefel und gewaltigem Sporn, während ſein linkes in kurzen Hoſen, Strümpfen und einem Schuhe mit hohen, rothen Abſätzen ſteckte; dazu war ſeine Bruſt mit einem eiſernen Cuiraſſe bedeckt, über welchem er einen ſchwarzen Frack trug, der oben am Halſe zugeknöpft war und über deſſen Kragen hinaus eine weiße, weite Krauſe ſichtbar war; am ſeltſamſten war ſeine Kopfbedeckung anzuſchauen; dieſe beſtand aus einer Pickelhaube, an der vorn ein grüner Lichtſchirm befeſtigt war, während ſich rings um dieſelbe etwas wie eine vergoldete Krone zog, zwiſchen deren Spitzen ſich eine baumwollene Nachtmütze ausſpannte, die in der Art wie Rafaels rothe Kappe über das Hinterhaupt herabfiel. Dazu hatte Walter eine blaue Brille, ſeinen natürlichen grau melirten Bart und als Bewaffnung einen kurzen Stoßdegen, einen Indianerbogen mit den dazu ge-

hörigen Pfeilen und einen ungeheuren Damen-Strickbeutel, aus dem koloſſale Nadeln wie Bratſpieße hervorſahen.

Als ſich der Drache Griesgram mit ſo auffallendem Lachen empfangen ſah, blieb er einigermaßen überraſcht ſtehen, ſtreckte beide Hände von ſich und ſagte ärgerlich in fragendem Tone: „Bah — nun, Ihr Kameeler, was hat's da zu lachen?“ worauf natürlicherweiſe, durch die herausfordernde Miene Walter's angeregt, ein neuer und ſtärkerer, beinahe lachkrampfartiger Ausbruch der Luſtigkeit bei den Zuſchauern erfolgte.

„Nein,“ rief endlich Rodenberg, der zuerſt wieder zu Athem kam, „Du ſiehſt gar zu köſtlich aus!“ worauf der Drache Griesgram ſich, in Wahrheit gekränkt, auf dem Abſatze umdrehte, um das Zimmer zu verlaſſen, wobei er nun ſeine Kehrſeite zeigte, die mit einem kurzen Mantel in den bunten gewürfelten Farben eines Harlekins bedeckt und auf dieſe Art nicht geeignet war, die beiden Lacher zum Ernſt zurückzuführen — im Gegentheile, der wilde Jäger tobte förmlich vor Luſtigkeit und Cupido Rüding fiel auf einen Stuhl nieder, indem er ſich unter convulſiviſchem Lachen die Seiten hielt.

Dieſes offenbare Uebermaß der Freude machte, daß Walter achſelzuckend ſtehen blieb, ſich gemeſſen herumwandte und, die Beiden mit einem mitleidigen Blicke anſchauend, langſam den Kopf auf- und abwiegend, ſagte: „Ich bedaure Euch in der That — wie, wollt Ihr Künſtler ſein und beſitzt doch ſo wenig Phantaſie? Freilich kann man es Euch nicht übel nehmen, daß Ihr oberflächliche Burſche den tiefen Sinn meiner Maske nicht zu faſſen vermöget; es wird Anderen auch ſo gehen, Eurem flachen Publikum, das allerdings ſogleich begreifen wird, Du wolleſt den Cupido vorſtellen und Du ſeiſt ſo eine Art von Jäger, ob zahm oder wild, das wird ihnen im Grunde ganz gleichgültig ſein, — alſo, Ihr ſeid Künſtler,“ ſagte er, die Hände zuſammenſchlagend, „und habt keinen Begriff von der Grundidee meiner ſorgfältig gewählten Maske?“

„Ich bekenne meine gräuliche Unwiſſenheit,“ ſagte der Liebesgott.

„Und mir dämmert ein Gedanke auf, den ich aber nicht wage, Dir mitzutheilen; Du biſt ein gar zu grimmer Drache.“

„Ja, ſchweigt nur ſtill und blamirt Euch nicht; ich will Euch aber auf die Sprünge helfen, damit Ihr es Andern wieder ſagen könnt, die nicht geſcheidter ſind als Ihr — was ſtelle ich vor?“

„Den Drachen Griesgram.“

„Und wer iſt dieſer Drache Griesgram, fabelhaft als Weſen, ſehr bekannt als Begriff, und nicht nur bekannt in unſeren Tagen, ſondern bekannt und gefürchtet zu allen Zeiten, zu finden bei den alten Griechen und Römern, im Mittelalter, in der Zopfzeit, in unſeren Tagen — geht Euch nun ein Licht auf?“

Ja, es fing ihnen an zu dämmern, aber unter einem neuen Ausbruche wilden Gelächters.

„Deßhalb, Ihr Kameeler, habe ich meinen Anzug nicht nur aus allen Zeiten zuſammengeſetzt, ſondern deute auch tiefſinnig an, daß der Drache Griesgram in allen Ständen zu finden iſt, mit der Krone auf dem Haupte, in der Pickelhaube, unter der Schlafmütze; ebenſo bei den Weibern, das bezeichnet der Strickbeutel.“

„Nach dieſer Erklärung finde ich Deine Tracht ganz ausgezeichnet,“ ſagte der Liebesgott, wobei es aber immer noch ſchelmiſch um ſeine Mundwinkel zuckte; „doch Eines haſt Du uns noch zu erklären; was bedeutet der Harlekinsmantel auf Deinem Rücken?“

„Armer Kerl, daß Du das nicht erräthſt!“ gab der Drache mitleidig zur Antwort; „ich, der Griesgram, ſchaue Dir ins Geſicht, und Du wirſt mit mir verdrießlich — ich wende Dir den Rücken, und die heitere, luſtige Laune iſt wieder da — nun, was ſagt Ihr?“

„Ich ſage wie Rüding, famos!“ meinte der wilde Jäger; „Du wirſt mit Deiner Maske Alles todt ſchlagen, und wenn Dein Kaffee, den Du gemacht, ebenſo vortrefflich iſt, ſo befördere ich Dich vom Drachen Griesgram mindeſtens zum Halbgott Griesgram.“

„Ihr verdient weder einen ſolchen Freund, noch einen ſolchen Kaffee!“

„Zugeſtanden, aber wir wollen für beides dankbar ſein — he, Rafael, ſpüle die Waſſergläſer aus und geh' alsdann hinauf zu Knorr, ich höre den Kerl da oben immer herumtrappeln, und wir müſſen doch endlich erfahren, in was für ein Coſtume er ſich geſteckt hat — geh', lad' ihn zum Kaffee ein.“

Rafael ging, um zu thun, wie ihm befohlen war; doch kaum hatte er die Thür geöffnet, ſo prallte er mit einer erſchrockenen, jedenfalls ſehr verdutzten Miene zurück. Es traten aber auch gleich darauf zwei lange Geſtalten in das Gemach, deren Anblick vollkommen die entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachte, als vorhin das Erſcheinen des Drachen Griesgram.

„A—a—a—ah,“ machte dieſer und ſetzte hinzu: „abſcheulich ſchön!“

„Der Teufel auch!“ rief der wilde Jäger.

„Bewahre Einen der Himmel!“ ſagte Cupido.

Herein traten Arm in Arm in ſichtlichem Behagen über ihre ſcheußlich-grotesken Masken: Knorr als magerer Tod, van der Maaßen als fetter Teufel.

Der Erſtere war in der That grauenhaft anzuſehen; er war ganz in ſchwarzen Tricot gekleidet, auf den das vollſtändige menſchliche Knochengerippe mit weißer Farbe ſo kunſtvoll gemalt war, daß man aus ſehr mäßiger Entfernung vollkommen getäuſcht wurde und ein wandelndes Skelet zu ſehen glaubte. Das Geſicht deſſelben war kunſtvoll, aber in entſetzlicher Weiſe durch wenige Striche in einen Todtenkopf umgewandelt. Das Phantom hatte das Haupt bedeckt mit einer erdfarbigen, barretartigen Mütze, von der eine lange, ſchwarze Straußenfeder hinten herabfiel. Dieſes, ſowie auch der lange, weiße Mantel, welcher die Rückſeite des Todes bedeckte und mit einem ſchwarzen Schädel über kreuzweiſe gelegte Knochen in der Art eines Ordensſternes geſchmückt war, milderte in etwas die

laſſen, durch welche die verſchiedenen Gelaſſe mit einander verbunden wurden. Nachdem aber nach einer Reihe von Jahren das Geſchäft des Kaufmannes in dem Vorderhauſe aufgehört, wurden die Stuben im Hintergebäude vermiethet — zuerſt an ordentliche Leute, ſo lange ſie gut ausſahen; ſpäter, als die Tapeten nach und nach alt wurden, als man die zerbrochenen Fenſter nur noch nothdürftig flickte, als die alte Treppe wackelte und unter jedem Fußtritt knarrte, da kam das Logis immer mehr herunter, bis es zuletzt von einer gewiſſen Madame Müller gemiethet wurde, deren Bekanntſchaft wir ſpäter machen werden, und die in der ſchlechten Wohnung vortreffliche und verborgene Eigenſchaften erkannte, welche hauptſächlich darin lagen, daß man ihr einen Ausgang durch den finſtern Holzſchuppen geſtattet hatte, durch welchen man in ein Labyrinth dunkler Gäßchen gelangte, vermittelſt deren es möglich war, namentlich bei Nacht, faſt ungeſehen zur Wohnung der Madame Müller zu gelangen.

Die Gallerie, von der wir oben ſprachen, wurde, als man die beiden Wohnungen nicht mehr zuſammen benutzte, ebenfalls ſehr vernachläßigt; die Bretter, über welche man gieng, verſchwanden nach und nach und flogen in Rauch auf; es blieb nichts, als das nackte Gerüſt, das, ohne erhaltenden Anſtrich, ohne Ausbeſſerung von Regen und Schneewaſſer nach und nach zerfreſſen wurde, und jetzt nur noch zwiſchen beiden Häuſern eine gefährliche Brücke bildete, auf der nur zuweilen die verwegenſten der Buben aus der Nachbarſchaft durch Herumklettern augenſcheinliche Halsbrechungsverſuche anſtellten und es gründlich unterſuchten, wie weit die Langmuth ihres himmliſchen Schöpfers und Erhalters gehe. Auch wurde dieſes Gerüſt zum Waſchtrocknen benutzt und that ſo ſeine Dienſte, aus welchem Grunde man es nicht ſchon lange abgeriſſen hatte.

Für dieſes Abreißen hatten ſich auch ſchon mehreremale

ſonſt ſo grauſige Erſcheinung, wie ſie auf dürrer Mähre wohl mitternächtig über ein Schlachtfeld zieht.

Der Teufel in rothen Tricots, kurzem, ſchwarzem Kleide und ſtaubgrauem Mantel hatte durch die dicke Perſönlichkeit ſeines Repräſentanten faſt etwas Gemüthliches, beſonders der Kopf deſſelben, in welchem trotz der kohlſchwarzen Perrücke mit den bluthrothen Hörnern und des purpurnen Teints die gemüthlich blinkenden Aeuglein, ſowie die behaglichen, fetten Backen ihr Vorrecht ſiegreich behaupteten. Beſonders wenn der Teufel ſprach und alsdann ſein feines Discant-Organ ertönte, ging alle Furcht vor ihm verloren, und man hätte ihm die Hand drücken und als höflicher Mann den Wunſch blicken laſſen mögen, ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen.

„Alle Wetter, Ihr ſeid ſchön!“ ſagte der Liebesgott, der ſich am erſten wieder gefaßt hatte.

Wir dürfen hier nicht verſchweigen, daß die Erſcheinung des Drachen Griesgram auf die beiden Eingetretenen beinahe dieſelbe heitere Wirkung ausübte, als vorhin auf die beiden Anderen, und waren ein lachender Tod, ſowie ein vor Freude brüllender Teufel ſehr ergötzlich anzuſehen.

Walter ging über dieſen Ausdruck ihrer Freude nicht nur mit großer Gemüthsruhe hinweg, ſondern war edel genug, die Verſicherung zu geben, daß ihre Masken gut gewählt und ſinnig ausgeführt ſeien.

„Aber wo wird man Euch eintheilen?“ fragte der wilde Jäger, indem er van der Maaßen freundlich auf die Schulter klopfte und alsdann Knorz kräftig die Hand ſchüttelte. „Mir kommt ein guter Gedanke,“ ſetzte er hinzu, „wenn Ihr beritten wäret, ſo würdet Ihr meinen Zug auf ausgezeichnete Art ſchmücken.“

„Ob wir beritten ſind!“ gab der Tod ſelbſtgefällig zur Antwort. „Ich ſage Dir, wir ſind wunderbar beritten, und Du kannſt Deinem Glücksſtern danken, daß wir auf eine ſo immenſe Idee kamen!“

„Wahrhaftig, ich freue mich auf Euch! — Doch kommt jetzt zum Kaffee, wir haben nicht viel Zeit mehr zu verlieren!“ worauf ſie ſich alle in bunter Reihe um den Tiſch ſetzten, der Liebesgott zwiſchen Tod und Teufel, der wilde Jäger neben den Drachen Griesgram.

„Es iſt nur ein Glück,“ meinte Rüding, mit vollen Backen kauend, „daß van der Maaßen reitet, ſo kommt er doch in keine Verlegenheit, Schrauben ausziehen zu müſſen.“

„Vielleicht ſchraubt er ſeinen einen Sporn ab,“ ſagte Rodenberg, „und das wäre am Ende ein Glück für ihn, wenn ſein Pferd nicht ſehr geduldig iſt.“

„Beruhige Dich,“ erwiederte der Teufel, „mein Pferd iſt geduldig und ich trage Anſchnallſporen.“

„Hört Ihr die Muſik?“

„Wahrhaftig, ſie kommt die Gaſſe herauf!“ Und Alle eilten nun an die geöffneten Fenſter.

Mächtig brausten die kräftigen Töne zwiſchen den engſtehenden Häuſern, ſo feſt, ſicher und taktgemäß, daß Einem unwillkürlich das Gefühl des Marſchirens in die Füße kam.

Es war eine zahlreiche Muſikbande in der Tracht des Mittelalters, mit bunten, geſchlitzten Wämmſern und Hoſen, das Künſtlerwappen auf der Bruſt, während an dem bauſchigen Barret die weißen und rothen Federn herabnickten — und wie war die vorhin noch ſo ſtille Gaſſe jetzt mit Einem Male ſo verändert und bevölkert: wie ein lebendiger Strom wälzte ſich eine dicht gedrängte Menſchenmenge hinter der Muſik drein durch die ſchmale Straße, jedes Plätzchen überfluthend, hier den Platz, wo ein Haus etwas zurückſtand, dort eine offen ſtehende Thür, eine ſteinerne Bank, einen Eckſtein — welche Maſſe von Neugierigen ſtand jetzt an den Fenſtern, coſtumirt und uncoſtumirt, und wie raſch verſchwanden die erſteren wieder, ſowie ſich die Muſikbande und die Menſchenmaſſen näher wälzten! Die Meiſten eilten hinab, um ſich dem Zuge an-

zuſchließen und nicht einzeln zum Verſammlungsorte gehen zu müſſen; überall öffneten ſich die Hausthüren, und wo ſich die trefflich coſtumirten Künſtler zeigten, die Hellebardiere, Büchſenſchützen, Landsknechte und Conſtabler, da wich die jubelnde Menge hinter der Muſik zurück, den neu Eintretenden gehorſam Platz machend.

Langſam zog alles das mit ſo betäubendem Lärm vorüber, daß die Hufe einer Reiterſchaar, die etwas ſpäter hintendrein trabte, kaum mehr ein nennenswerthes Geräuſch zu machen ſchienen. Dieſes waren Reiter im Cuiraß oder im Lederwamms und Helm, einen Bannerträger begleitend, der in kräftiger Hand die Standarte des Künſtlervereins trug.

Raſael, der begreiflicherweiſe unten vor dem Hauſe, auf einem alten Oelfaſſe ſtehend, zuſchaute, eilte jetzt wieder die Treppe hinauf, dann wieder hinab und dann nochmals hinauf und ſchien ſich überhaupt heute Morgen in einer ganz beſonderen Aufregung zu befinden. Der Pudel hatte Ruhe vor ihm, ja, der junge Diener vergaß es ſogar, den für ihn übrig gebliebenen Kaffee zu verzehren, und war deſto aufmerkſamer um ſeinen Herrn beſchäftigt: bald zupfte er hie und da an deſſen grünem Wammſe oder ſtrich eine Falte glatt, bald drückte er die Schwertkoppel an Rodenberg's ſchlanke Hüfte hinab; am allermeiſten aber machte er ſich mit dem unſcheinbaren Hüfthorne des wilden Jägers zu ſchaffen, das dieſer ſelbſt nie ohne Mißbehagen anſchaute.

Jetzt war der kleine Diener die Treppe hinabgerast und meldete nun, athemlos zurückkehrend, daß die Pferde kämen, ebenſo die Droſchke für Herrn Walter und Cupido Rüding, worauf der Drache Griesgram in das Nebenzimmer ging, ſeine Cigarrentaſche einſteckte, ſowie eine wohlgefüllte Cognacflaſche umhängte und nun wieder erſchien mit einer tüchtigen Kette auf der Achſel, die Feſſeln nämlich, woran er die Freude auf der Fahnenburg gefangen halten mußte.

Nachdem noch lärmend in allen Ecken herumgeſucht worden

war nach verſchiedenen vergeſſenen oder wieder abhanden gekommenen Gegenſtänden, als: Hetzpeitſchen, Stulphandſchuhen, Cupido's Köcher, des Teufels Reitgerte, die mit einem Horn verziert war, und ähnlichen nützlichen und angenehmen Dingen mehr, ging es die Treppen hinab, um hier ſo wie im Thorwege drunten zwei Reihen Neugieriger zu paſſiren, ſämmtlich Bewohner des Hauſes, Ladendiener, Knechte und Mägde, wobei es für Alle wohlthuend war, Ausrufe der Freude und Bewunderung zu hören, ſowie von Seiten der weiblichen Zuſchauer des Abſcheues und Entſetzens beim Anblicke von Tod und Teufel.

Vor dem Hauſe hielten Rodenberg's Pferde und ein Theil ſeiner Begleiter, kräftige Jägergeſtalten zu Pferde und zu Fuß, Jagdſpieße und Hirſchfänger in den Händen; Andere mit den weit gewundenen Waldhörnern um Bruſt und Schulter, wieder Andere, in feſter Hand die zahlreiche Meute unruhiger Hunde haltend, die ſich ſo luſtig und toll anſtellten, als ginge es zu einer wirklichen Jagd. Arthur's Rappe war kaum zu halten, was übrigens der kühne Reiter mit Vergnügen ſah, indem er ruhig die Reihe des Zuges anordnete und zuſah, wie Tod und Teufel beritten gemacht wurden.

Beide hatten nicht zu viel verſprochen, als ſie vorhin verſicherten, die Wahl ihrer Pferde ſei eine vorzügliche; der Teufel beſtieg ein ſchweres und ſehr ſanftes Brauerpferd von ſchwarzer Farbe, mit Eiſenketten gezäumt, während der Gaul des Todes ein hochbeiniger Falbe war, an dem man jeden Knochen ſehen konnte.

Als nun Alles in Ordnung war, ſchwang ſich Rodenberg auf ſeinen Rappen, der, obgleich von des Reiters gewandter Hand ſogleich gebändigt, eine ſtarke Pferdelänge vorwärts ſchoß, wobei es ein kleines Unglück gab, denn wahrſcheinlich von der heftigen Bewegung löſte ſich ein Ring, der das Hüfthorn mit ſeinem Lederriemen verband, und es fiel zu Boden.

Rafael, der mit unruhigen Blicken zugeſchaut, ſtürzte ſogleich hinzu, hob das Horn auf und rief alsdann: „O weh, o weh, da iſt etwas gebrochen, was man nicht ſogleich wieder machen kann!“

Rodenberg warf ärgerlich ſein Pferd herum, und nachdem er den Schaden nachgeſehen, befahl er dem kleinen Diener, den Riemen auf irgend eine Art wieder befeſtigen zu laſſen und ihm das Horn ſo raſch wie möglich auf den Verſammlungsplatz nachzubringen.

Der kleine Diener hielt nicht ſobald das Hüfthorn in ſeinen Händen, als er, ohne ſich weiter um ſeinen Herrn zu bekümmern, wie eine Rakete davonſchoß, und zwar in der Richtung des Gaſthofes zu den drei Reichskronen.

Rodenberg mit ſeinem Jägergefolge hatte ſich ebenfalls in Bewegung geſetzt, gefolgt von einer Maſſe neugieriger Buben und angeſtaunt von den Bewohnern der Wurſtgaſſe. Der wilde Jäger, welcher an der Spitze des Zuges ritt, machte einen kleinen Umweg und führte ſeine Schaar aus uns wohlbekannten Gründen durch die Fingerſtraße an dem Hauſe der Wittwe Schmitz vorüber. Er brauchte ſeinem wilden Rappen, der, mit dem Kopfe ſchüttelnd, unmuthig die Hand des ſicheren Reiters zu fühlen ſchien, nur ein wenig Luft zu laſſen, um ihm zu eben ſo unartigen als eleganten Courbetten Veranlaſſung zu geben, ein Beiſpiel, welches anſteckend auf die ganze Reiterſchaar wirkte, deren ſämmtliche Pferde unruhig wurden und ſo in der That ein maleriſch ſchönes Bild boten, eine glänzende Cavalcade, einen ſchillernden Kranz von bunten Coſtumen und leuchtenden Waffen mit dem ernſten, düſtern Mittelpunkte: dem Tod und dem Teufel.

Dort war das kleine Haus, welchem, nur Einem bewußt, die Beweglichkeit der Reitermaſſe galt; vor der Thür ſtand ein beſcheidener Einſpänner, den Michel Angelo ſoeben beſtiegen hatte, um hinaus zur Fahnenburg zu fahren, wo der kleine Kunſtfreund bei den Verzierungen hülfreiche Hand zu leiſten hatte. Er ſtreckte beim

Anblicke des wilden Jägers entzückt ſeine Arme aus und rief ein Bravo um das andere — oben im erſten Stocke waren die Fenſter geöffnet; dort ſaß Madame Schmitz an ihrem gewöhnlichen Platze und neben ihr bemerkte Rodenberg eine ſchlanke Mädchengeſtalt mit den wohlbekannten, eben ſo ſchönen als edeln Zügen: er hatte ſie bei ſeinen Promenaden wohl zuweilen geſehen, aber immer hatte ſie völlig theilnahmlos auf die Straße und auf ihn geblickt; heute aber war ihr ſonſt ſo blaſſes Geſicht lebhaft geröthet, ihre Augen leuchteten, ja, ſie bog ſich etwas vor, um den Reitern nachzuſchauen. Arthur hätte ſogar darauf ſchwören mögen, ſie habe freundlich gelächelt und ihn feſt und vielſagend angeblickt, gewiß, er hatte das geſehen, und noch deutlicher hatte er es gefühlt an der Bewegung ſeines heftig klopfenden Herzens.

X.

„Der Wild- und Rheingraf ſtieß ins Horn."

Der Künſtlerverein hielt während der Frühlings- und Sommermonate in einem ſchönen Garten, unmittelbar vor der Stadt gelegen, ſeine Zuſammenkünfte. Es war ein ziemlich ausgedehntes Terrain, durch Kunſt und Natur mit allem verſehen, was ſich ein poetiſches Gemüth nur wünſchen kann. Da waren uralte Bäume, welche, dichten Schatten ſpendend, auf weiten, grünen Raſenplätzen ſtanden oder, zu Baumgruppen an einander gereiht, nach heimlichen, verſteckten Plätzen führten, wo ein alter Trinktiſch und bemooste Bänke ein paar ſtille Zecher freundlich willkommen hießen, die es in einer lauen Sommernacht vorzogen, anſtatt in dem heißen, lärmerfüllten, großen Verſammlungsſaale, hier bei Sternengeflimmer oder

„bei des Mondes Silberſchein"

ihren kühlen Wein zu trinken.

Da gab es förmliche Waldpartieen mit künſtlich verſchlungenen Wegen, vermittels welcher der Spaziergänger an die Ufer eines klaren Baches geführt wurde, der unter Brücken aller Art hinweg mit herrlichem, eiskaltem Waſſer die heiße Sommerluft kühlte.

Da gab es Spiele aller Art für kleine und große Kinder, ein mit Epheu und Schlingpflanzen umranktes Reſtaurations-Gebäude und unter dieſem einen prächtigen, tiefen Keller mit weingrünen Lagerfäſſern — Evoe! —

Hier war heute der Verſammlungsort für ſämmtliche, welche ſich an dieſem Künſtlerfeſte betheiligten; obgleich es noch ſehr früh am Tage war — die Sonne vergoldete eben erſt den Wetterhahn des höchſten Kirchthumes der Stadt, der ſich ihrem Aufgange, gutes Wetter verkündend, zugekehrt — ſo waren doch ſchon die Straßen, welche nach jenem Garten führten, ja, ein Theil des Gartens ſelbſt von Neugierigen aller Stände und jeden Alters angefüllt. Auf der breiten Landſtraße, die an dem Verſammlungsorte vorüber nach den Bergen führte, wo das Feſt abgehalten wurde, bildeten ſich zwei Reihen Equipagen mit Herren und Damen in reicher Sommer-Toilette, welche zuerſt hier die ankommenden Künſtler ſehen wollten, dann den formirten Zug und ſpäter ſo viel als möglich von den Feſtlichkeiten draußen im Walde.

Dazwiſchen ſah man Reiter hier und da an einem Wagenſchlage plaudernd oder auch einen bekannten Künſtler begleitend, welcher coſtumirt herangaloppirt kam und den man vielleicht ſchon in der Stadt oder unterwegs getroffen.

Fußgänger beiderlei Geſchlechts hatten ſich zwiſchen die Wagen vertheilt und bildeten zahlreiche, dicht beſetzte Spaliere am Ausgange der Stadt, ſowie am Eingange des Gartens.

Zahllos war das Heer der Buben in allen Größen, in allen nur erdenklichen Anzügen. Es war, als ſeien ſie für heute Morgen, zum heutigen Feſte ganz beſonders erſchaffen worden, um dasſelbe durch ihre Gegenwart zu verherrlichen, um alle, ſelbſt die kleinſten Räume zwiſchen Wagen, Reitern und Zuſchauern auszufüllen; um überall hinzuklettern, wo noch ein hierzu mögliches Plätzchen war, um ſich an Laternenpfoſten anzuklammern, auf Thorpfeiler zu ſteigen, an ſchwankende Baumäſte zu hängen, um auf alten

Stämmen zu balanciren, welche in dem oben erwähnten Bache ſchwammen, um vor den ankommenden Zügen herzulaufen, um denſelben auf beiden Seiten zu folgen oder hintendrein zu traben, kurzum, überall zu ſein, oben, unten, vorn, hinten, in der Luft, auf der Erde und im Waſſer — und alles das mit Geſchrei und Johlen, unter pikanten Bemerkungen über die bekannten Künſtler, welche nicht nur durch ein lautes Gelächter der umſtehenden Rotte belohnt wurden, ſondern auch häufig ein Lächeln auf den Zügen ernſter, erwachſener Zuſchauer hervorriefen.

Für die Coſtumirten und Betheiligten am Feſte war es wohl einer der belohnendſten und angenehmſten Augenblicke, als man ſich hier im Garten am heutigen Morgen zum erſten Male fand, ſein Coſtume betrachten, loben und bekritteln ließ, um es mit dem Anzuge eines Anderen eben ſo zu machen. Und welch maleriſches, buntes Gewimmel herrſchte hier, beſonders im nächſten Umkreiſe des Reſtaurations-Gebäudes, vor welchem ſich das Künſtler-Comite befand, um noch einige nothwendige Anweiſungen zu geben und Befehle zu ertheilen!

Von unſeren näheren Bekannten ſehen wir hier Roderich und Lytton; erſterer, der eigentliche Leiter des ganzen Feſtes und auch ſpäter der Anführer des zuſammengeſetzten Zuges, trug die Tracht eines Reiter-Offiziers aus dem dreißigjährigen Kriege, was für ſeine große, ſtattliche Geſtalt außerordentlich kleidſam war und was in ſeinem Ernſte und ſeiner gediegenen Echtheit einen ſchroffen Gegenſatz bildete zu der Erſcheinung ſeines Freundes Lytton, welcher den Prinzen Maiwein vorſtellte und eben ſo phantaſtiſch als reich angezogen war: er trug purpurne Seiden-Tricots mit feinen, lederfarbenen Stiefeln und darüber eine anliegende Tunica von ſilbergrauem Sammt, deſſen Verzierungen aus den niedlichen Blüthen des Waldmeiſters beſtanden, während ſein Barret mit einem künſtlich gemachten Buſche der gleichen, uns ſo wohlbekannten duftigen Waldpflanze geſchmückt war. Er ſah in ſeiner ſchlanken Geſtalt und ſeinem fri-

ſchen, jugendlich ſchönen Geſichte prächtig aus in dieſem Anzuge, der vervollſtändigt wurde durch einen blauen Mantel, welcher durch eine blitzende Juwelen-Verzierung, dargeſtellt durch einen Kranz von Maiblumen, umſäumt war.

Hier ſtanden die Landsknechte und Hellebardiere in Gruppen beiſammen, ihre mächtigen Lanzen mit den bunten Quaſten ſchulternd oder feſt neben ſich auf den Boden ſtellend; da ſaßen andere von ihnen bei Conſtablern und Büchſenſchützen und frühſtückten den dampfenden Kaffee oder auch wohl verſtohlen ein Glas Bier; da ſtampften und ſchnaubten die Pferde unter ihren muntern Reitern oder, von dieſen am Zügel gehalten, ſtiegen ſie auch wohl luſtig und muthwillig und wieherten in die friſche, helle Morgenluft hinaus; da galoppirten auch wohl ein paar Geharniſchte, mit wallenden, bunten Federn auf dem Helme, nach einem der freien Plätze im Garten, wandten ihre Roſſe, um den nöthigen Abſtand zu gewinnen, und kreuzten dann die Klingen im ſcherzhaften Scheingefechte — da leuchteten aus dem dunklen Grün hervor die Banner der verſchiedenen Künſtler-Corporationen, der Maler, der Bildhauer, der Kupferſtecher; da ſchallte luſtiges Lachen und heitere Worte der Begrüßung, des Lobes und der Verwunderung über einen neu erſcheinenden gelungenen Anzug; da erklang, über Alles hinaustönend, die Muſik der Bande, die wir ſchon vorhin gehört und geſehen, und welche ſoeben in den Garten einzog, das alte, berühmte Lied blaſend:

„Prinz Eugen, der edle Ritter“ —

da gab es Ueberraſchungen auf Ueberraſchungen: durch das weit geöffnete Thor ſprengten auf einmal auf kleinen, rauhhaarigen Pferden zwei Rothhäute in den Garten, die im vollen Kriegerſchmucke gekommen waren, um ihren Brüdern fern im Oſten bei Entfeſſelung der Freude zu helfen.

Die Indianer wurden von zwei Künſtlern, geborenen Amerikanern, die lange unter den Originalen gelebt, mit einer Wahrheit

die Einwohner des Haupthauſes ausgeſprochen; denn ihnen war dieſe Verbindung zwiſchen ihren Zimmern und denen der Madame Müller durchaus nicht angenehm; es waren im Haupthauſe ſchon einigemal allerlei verdächtige Geſchichten paſſirt: Thüren wurden erbrochen, Kleidungsſtücke verſchwanden und dergleichen mehr, überhaupt waren Sachen vorgefallen, zu deren Mitwiſſenſchaft man die Madame Müller im Hinterhauſe wohl für fähig hielt. Man hätte auch ein ſchärferes Auge auf ſie gehabt; doch gelang es den eifrigen Bemühungen des vortrefflichen Stadtſoldaten Steinmann jedesmal, einen — wenn auch geringen — Theil der im Haupthauſe geſtohlenen Effekten, aber in ganz anderen Gegenden der Stadt, zu entdecken, wodurch natürlicher Weiſe die Eigenthümer wegen des Verdachtes, welchen ſie auf Madame Müller geworfen, dieſe arme gekränkte Frau in ihrem Innern ſtets um Verzeihung baten. Aus dieſem Grunde, und weil ein Bauverſtändiger erklärt hatte, daß das alte morſche Gerüſt zwiſchen beiden Häuſern nicht im Stande ſei, einen erwachſenen Menſchen zu tragen, wurde es nicht weggeriſſen, der Ausſpruch des Bauverſtändigen dagegen mit leſerlicher Schrift als Warnung auf dem Gerüſte ſelbſt bemerkt. — —

Es war bereits Abend geworden, als der Stadtſoldat Steinmann, welcher, nachdem er die Weinſtube im Refektorium des Kloſters verlaſſen, noch einige dienſtliche Geſchäfte beſorgt hatte und abermals durch den Stadtgraben gieng, und, als er an dem Hauſe der Kiliane vorbei kam, beifällig hinauf blinzelte; dann gieng er ſeines Weges durch die Straßen, eine einäugige Nemeſis, ein Engel der Gerechtigkeit, hier leiſe warnend, dort ſtrafend; an dieſem Platze jagte er wohlgekleidete Buben, die ein verbotenes Spiel trieben, mit einem entſetzlichen Fratzengeſicht nach Hauſe, an einer andern Stelle, wo er eine Schaar Bettelbuben bei derſelben Beſchäftigung fand, fuchtelte er ſie

dargeſtellt, die Jeden überraſchte. Der zum Theil echte, zum Theil aufs genaueſte nachgemachte Anzug, die Tätowirung der wilden Geſichter, die tolle, verwegene Art, zu reiten, ſo gänzlich abweichend von europäiſchem Begriffe über Sitz und Führung, der gewandte Gebrauch des Tomahawks und des Wurfſpießes, die glänzenden Farben des Kopfſchmuckes, die fliegenden Scalpe machten einen wirklich draſtiſchen, wahren Eindruck.

Da erſchien auch der edle Ritter von la Mancha auf magerer Roſinante und hinter ihm Sancho Panſa auf einem kleinen Eſel, beide durch Maler mit äußerlich hierzu ſehr paſſenden Perſönlichkeiten dargeſtellt. Der ſinnreiche Junker lenkte ſein Roß auf Roderich und Lytton zu, ſenkte grüßend ſeine lange Lanze und ſprach: „Edler Vorſtand einer achtbaren Künſtlergeſellſchaft! Nicht in der Hoffnung, am heutigen glorreichen Tage windmühlenartigen Rieſen oder der Erde entſtiegenen vermummten Kobolden zu begegnen, habe ich mich dieſer tapferen Schaar angeſchloſſen, ſondern vielmehr in dem richtigen Gefühle, daß bei einem Künſtlerfeſte auch ſichtbarlich nicht fehlen dürfen die Vertreter des Kampfes zwiſchen Idealismus und Realismus, und ſo ſtelle ich mich einem hochachtbaren Vorſtande zur Verfügung; man verwende mich, wo und wie man will, doch am liebſten wäre es mir zum Schutze und Beiſtande der Tugend und Unſchuld, und wenn ich dabei in jeder Hinſicht Wunder der Ausdauer und Tapferkeit verrichte, ſo ſei es unter meinem Wahlſpruche: Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Erde!“

Roderich reichte dem berühmten Ritter von der traurigen Geſtalt ſeine Hand, und nachdem er deſſen zierliche Rede mit einigen paſſenden Worten in getragenem Tone erwiedert, ſagte er in ſeiner gewöhnlichen Sprechweiſe: „Ich war faſt ärgerlich, als Knorz uns im Stiche ließ, doch muß ich Dir offenherzig geſtehen, daß ich ſein Zurücktreten jetzt nicht mehr bedaure, denn die Rolle des Don Quixote iſt bei Dir in den vortrefflichſten Händen — verſtehe mich, edler Ritter, was nämlich das Aeußerliche anbelangt.“

„Auch das iſt gerade kein Compliment,“ gab Don Quixote zur Antwort, indem er an ſich hinunterſah; „wahrhaftig, in dieſen Tricots und dieſer Rüſtung ſehe ich klapperdürre aus.“

„Alles zur Ehre der Künſtlerſchaft!“ rief Lytton lachend, indem er dem Edlen aus der Mancha ebenfalls die Hand reichte und dann zu Sancho Panſa hintrat, einem der talentvollſten jungen Künſtler, welche die Akademie aufzuweiſen hatte und deſſen Name in wenigen Jahren eben ſo bekannt und berühmter ſein ſollte, als der des dicken ſpaniſchen Eſeltreibers, den er mit eben ſo viel Witz als Laune vorſtellte.

Draußen vor dem Garten wurde das Geſchrei der Buben, ſowie das Geſumme und Gejohle der dichten Volksmaſſe durch ſchmetternde Muſik übertönt; es war eine zweite, eine berittene Muſikbande, die herankam und ſich vor dem Garten aufſtellte: die Reiter hatten hohe, bis über die Kniee reichende Stiefel und gelbe Lederwämmſer mit aufgeſchlitzten, lang herabfallenden Aermeln, unter denen ein blaues, eng anliegendes Unterkleid hervorblickte; der Ringkragen war von mattem Eiſen, eben ſo die Pickelhaube, auf welcher ein grüner Eichenbuſch ſteckte.

Mit lautem Hurrah wurden ſie von der Bubenſchaar umringt, die ſich ſo nahe um ſie herum und an dem Eingange des Gartens zuſammendrängte, daß ein rieſenhafter Mohr, welcher jetzt erſchien, um ebenfalls an dem Kriegszuge gegen den Drachen Griesgram Theil zu nehmen, gewaltig ſeine mächtige Keule ſchwingen mußte, um Platz zu gewinnen, was aber einige der keckſten Buben nicht abhielt, den langen Schweif ſeines Pferdes zu ergreifen, um ſich ſo in den Garten einzuſchmuggeln.

„He, Mohr,“ vernahm man ein paar andere Schreihälſe, „ſchlag um Dich, Du haſt Jemanden hinten aufſitzen — wie der Mohr ſchwitzt, lauter ſchwarze Tropfen!“

„Kein Wunder bei der Hitze!“

„Wenn das ſo fortgeht, kommt er weißgewaſchen nach Hauſe!“

„Gott bewahre, das iſt ein echter Mohr!“

„Woran ſiehſt Du das?“

„Er hat krumme Beine und keine Waden!“

„Ho, ho!“ rief die ganze umſtehende Menge, und ein anhaltendes Gelächter ertönte ſo lange, bis der Mohr hinter dem ſchützenden Gartenthore verſchwunden war.

Von der Stadt ſchien jetzt etwas Neues und Bemerkenswerthes heranzuziehen; man hörte verſchiedene Stimmen, welche a—ah, o—oh riefen, man ſah die wogende Volksmenge vordringen und wieder zurückweichen, man bemerkte, wie hier und da von den in Wagen Sitzenden aufſtanden und nach der Stadt zu blickten, man vernahm endlich den dumpfen Ton von Waldhörnern.

Die zuſammengedrängte Bubenſchaar dicht vor dem Garten, welche nicht wußte, was herankomme, fing an, unruhig zu werden, und drückte dieſe Gemüthsſtimmung dadurch aus, daß ſie plötzlich ſehr ruhig wurde, ihr Geſchrei einſtellte, daß jeder Einzelne ſeinen dünnen Hals ſo lang wie möglich ſtreckte, wobei die meiſten erwartungsvoll zu einem glücklicheren Kameraden aufblickten, der, vom Zufalle begünſtigt, einen erhöhten Stand- oder Sitzpunkt einnahm, eine Thoreinfaſſung, einen Mauerrand, den Aſt eines Baumes.

„He, Ihr da unten,“ ſchrie jetzt eine dünne, ſcharfe Stimme von oben herab, „wißt Ihr, was da kommt?“

„Nein, nein! Was iſt's denn? Was gibt's? Was ſiehſt Du? Was kommt?“

„Der Teufel kommt!“

„O—o—o—oh, der Teufel?“

„Und ſeine Großmutter!“ klang eine andere, eben ſo ſchrille Stimme.

„Halt' Dein Maul, dummer Kerl!“ hörte man einen Dritten — „wißt Ihr, was es iſt?“

„Nun, was iſt's denn?“

„Es iſt die wilde Jagd!“

„Die wilde Jagd!“ klang es von vielen Stimmen in der Entfernung.

„Ah, die wilde Jagd!“ hörte man die ſagen, welche in ihren Wagen aufrecht ſtanden.

„Wahrhaftig, die wilde Jagd!“ ſagte ein Reiter, indem er ſich in den Bügeln erhob, zu einem anderen, der einen halben Schritt hinter ihm hielt — „können Sie ſie ſehen? — Auf mein Wort, ausgezeichnet arrangirt!“

„Auf Ehre, ſuperbe . . . .“

„Und wie der an der Spitze, ein wunderſchöner junger Menſch, auf ſeinem prachtvollen Rappen ſitzt — ah, ich kenne das Pferd, es gehört dem Rittmeiſter von Strachwitz — ſehen Sie ihn — wie gelungen ſein Coſtume iſt!“

„Auf Ehre — räuberhaft!“

„Vortrefflich, ſage ich Ihnen! Und die Jägerburſchen hinter ihm, ſein ganzes Gefolge, köſtlich — deliciös — und dort kommt, als zur wilden Jagd gehörig, Tod und Teufel — ein paar phantaſtiſch gelungene Geſtalten — ſehen Sie dieſelben?“

„Ja, ja — trichinenhaft!“

Hier wurde das Geſpräch dieſer beiden Reiter unterbrochen, zerriſſen durch das wilde Geſchrei der Bubenſchaar, die jetzt die erſten Reiter zu Geſicht bekam und nun wie toll brüllte: „Die wilde Jagd — die wilde Jagd — Hurrah, die wilde Jagd!“

„Lützow's wilde, verwegene Jagd!“ gellte Einer hoch von einem Baume herab.

Worauf es gerade ſo war, als habe der Kapellmeiſter der berittenen Muſikbande vor dem Garten nur auf dieſes Wort, wie auf ein Commando, gewartet, denn in der Secunde darauf gab er ein Zeichen, indem er ſein Klapphorn hoch emporhielt und dann raſch ſenkte, worauf die Trompeter die Melodie bliesen:

„Was glänzt dort im Walde im Sonnenſchein?“

und als ſie an den Refrain des Liedes kamen:

„Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd!"

da ſangen Hunderte laut gellender Bubenkehlen in allen paſſenden und unpaſſenden Tonarten mit, auch die Bande im Garten fiel ein mit der türkiſchen Muſik, mit ihrer großen Trommel und Tſchineradada, daß es einen förmlichen Höllenlärm abgab, würdig als Begleitung des wilden Jägers.

Rodenberg feierte ausgezeichnete Triumphe, und er mußte ſich mit Befriedigung geſtehen, daß, ſo ſchön auch der Tag zu werden verſprach, derſelbe doch nicht im Stande ſein werde, das zu überbieten, was der glückliche Arthur heute Morgen ſchon genoſſen: von dem kleinen Hauſe anfangend, wo ſie am Fenſter geſtanden, hatte er einen förmlichen Triumphzug gefeiert; in den Augen aller derer, die ihn ſahen, wann er vorüberzog, war nur Staunen und Bewunderung zu leſen; die Männer, bekannte und unbekannte, riefen ihm häufig zu: Ausgezeichnet, vortrefflich arrangirt! und manch' leuchtendes Mädchenauge, das ähnliche Gedanken ohne Worte ausſprach, hätte ihm gefährlich werden können, wenn er nicht ſo warm und innig an ſeine ſchöne, geheimnißvolle Waldfee gedacht. Ach, wie ſie an jenem herrlichen Morgen war, ſtand ſie ſo lebendig, ſo lieblich vor ſeiner Seele, nicht mit jenem düſteren Auge, das er in den Tagen darauf an ihr bemerkt, wenn er ſie ſah, zufällig auf der Straße oder, was ſo häufig geſchah, an ihrem Fenſter vorüberziehend!

Doch jetzt hatte der wilde Jäger kaum mehr Zeit, dergleichen Gedanken nachzuhangen. Er gerieth nun mit ſeinem Zuge zwiſchen die beiden Wagenreihen der Zuſchauer, zwiſchen die wogende und lärmende Volksmenge hinein, und hier, mochte er wollen oder nicht, war er doch häufig genöthigt, manchen lauten Ausruf der Freude, ja, des Entzückens auf ſich zu beziehen und mit einem dankenden Gruße zu erwiedern.

So ſehr ſich auch ſeine leicht begreifliche Eitelkeit durch dieſen glänzenden Erfolg geſchmeichelt fühlte, ſo war es ihm in der That doch außerordentlich angenehm, als er nun an dem Verſammlungsorte anlangte und ſich die ſchützenden Thore des Gartens vor ihm öffneten.

„Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd!“

ſang, klang, ſchrie, brüllte, trompetete und paukte es von allen Seiten — „Hurrah, die wilde Jagd!“

Der Rappe ſetzte mit einem gewaltigen Sprunge in den Garten hinein, wo der Reiter gewandt abſprang und alsdann ſein Pferd auf die Seite zog, um das Gefolge hereinzulaſſen.

Augenblicklich ſah ſich hier Arthur von den Freunden umringt, die ihn herzlich grüßten, ihm die Hände ſchüttelten und ihn mit wohlgemeinten Lobſprüchen überhäuften. Daß ſeine Anſtrengungen hier vor den Kenneraugen der Künſtler ihre Würdigung fanden, das machte ihn ſtolz und glücklich, und er lachte aus vollem Halſe mit, als eine Bemerkung Cupido's allgemeine Heiterkeit erregte.

Dieſer hatte nämlich, auf ſeinen Bogen geſtützt, die ganze wilde Jagd an ſich vorbeiziehen laſſen und ſagte dann mit einem affectirten Seufzer: „Ja, ja, das iſt alles ſchön und gut, aber recht traurig: heute roth und morgen todt, und was der gute Arthur jetzt als Spiel treibt, muß grauſige Wahrheit werden, denn er hat ſich ſo in Schulden geſteckt, daß er ſich aus einem wilden Jäger in einen wild gejagten verwandeln muß.“

Worauf dem kleinen Liebesgotte der Tod zurief: „Schweig', Du neidiſche Unke, oder ich hole Dich heute Nacht, wozu Du mir bei Speiſe und Trank ſchon Gelegenheit geben wirſt!“

Jeder der Künſtler aus dem Zuge der wilden Jagd erhielt übrigens die gebührende Anerkennung, vor allen Dingen Knorr und van der Maaßen, von denen beſonders der erſtere durch ſeine gelungene Maske nicht allein die Freude, ſondern auch der Schrecken der Beſchauer war.

„Knorr, ich verzeihe Dir aus vollem Herzen," rief ihm Roderich freudig entgegen, „daß Du uns als Don Quixote ſo perfid im Stiche gelaſſen — wahrhaftig, Du ſiehſt gottvoll aus, überhaupt der ganze Zug iſt ſo poetiſch und ſchön, wie man ſich nur etwas denken kann!"

Prinz Maiwein ſagte zu dem wilden Jäger, welcher, an der Thür der Reſtauration ſtehend, ein Seidel Bier trank: „Du ſollteſt mir eigentlich den Tod und den Teufel ablaſſen, damit ſie rechts und links an meinem Wagen ritten, es wäre das für alle Schlemmer ein ſymboliſcher Wink: hütet euch vor dem Uebermaße, ſogar in ſüßem Maitranke, denn ſonſt könntet ihr leicht dieſen beiden Geſpenſtern zum Opfer fallen! — Scherz bei Seite, Rodenberg," fuhr Lytton fort, indem er dem Freunde auf die Schulter klopfte, „Du haſt das beſte Theil erwählt und es mit Geſchick durchgeführt: ich komme mir daneben förmlich fade vor in meiner prinzlichen Seide und meinem hoheitlichen Sammt."

„Jedem das Seine," erwiederte Rodenberg mit einem leichten Anfluge von Spott; „Du gehörſt in Deinen vergoldeten Wagen und biſt der rechte Mann dazu, dem ſchönen Geſchlechte das Gift unter der ſüßeſten Form des Maitrankes beizubringen."

Eine ſchmetternde Trompeten-Fanfare ertönte und Alles kam in Bewegung. Roderich, der ſchon zu Pferde ſaß, blickte mit ſeinem ſcharfen Auge rings umher und lenkte alsdann ſein Pferd gegen einen anderen Reiter, eine prächtige, breite Geſtalt, in faſt gleichem Coſtume wie er ſelbſt, der jetzt die ſchwere Fahne der Künſtlerſchaft wie eine leichte Feder emporhob und in den Bügelſchuh ſteckte.

„Lindau," rief er ihm zu, „Du läſſeſt die Reitermuſik zwanzig bis dreißig Fuß voran und dann folgſt Du ihr! — Haſt Du Dich auch mit dem Kapellmeiſter verſtändigt, daß er nicht ſo raſch vorn hinwegreitet? Ueberhaupt mußt Du ihm zuweilen zurufen, denn alle Anderen ſehen nur auf Dich und Deine Fahne!"

Lytton trat heran, legte ſeine Hand auf die Mähne von Roderich's Pferd und ſagte mit leiſer Stimme: „Glaubſt Du in der That, Conchitta habe ſich nicht erbitten laſſen, mit Regierungsraths hinauszufahren? Mir hat ſie es abgeſchlagen.“

„Mir auch,“ gab Roderich zur Antwort, wobei ein Schatten über ſeine Züge flog.

„Sie liebe dergleichen Vergnügungen nicht, ſagte ſie.“

„Und die Künſtlerſchaft müſſe es ihr übel nehmen, wenn ſie als Zuſchauerin erſcheine, da ſie ihre Mitwirkung abgelehnt, und darin hat ſie nicht Unrecht.“

„Bei alledem wollen wir doch ſcharf in die Wagen der Zuſchauer nach ihr auslugen — Weiber und Mädchen ändern häufig ihre Entſchlüſſe.“

„Die nicht. — Ich ſandte ihr einen Strauß Maienblumen mit ein paar ſcherzhaften Worten, worin ich ihr ſagte, die Kinder des Waldes hätten mich gebeten, dieſe kleinen Abgeſandten vor ſie gelangen zu laſſen und um ihr Erſcheinen zu bitten.“

„Und Alles vergebens?“

„Alles vergebens.“

„Fährt Deine Frau hinaus?“

„Schwerlich, ſie hat unerträgliches Kopfweh.“

„Aber die Kleine?“

„O, die werden wir irgendwo in einem Wagen finden!“ ſagte Olfers mit aufleuchtendem Auge — „ſie freut ſich unendlich auf das Feſt!“

„Schauen wir nach ihr um.“

„Aber jetzt vorwärts — es iſt Zeit!“

Ein junger Bildhauer auf einem leichten ungariſchen Pferde, welcher Adjutantendienſte bei dem Anführer des Kriegszuges that, ſprengte nun auf einen Wink Roderich's zum Garten hinaus und ließ die Reitermuſik abſchwenken und abmarſchiren. Ihr folgte in der vorbezeichneten Entfernung der Fahnenträger, dann Roderich,

und hinter dieſem ein Trupp halb geharniſchter Reiter, Büchſenſchützen, ein Haufen Landsknechte; nun kamen Conſtabler mit kleinen, leichten Geſchützen: ein Theil Leute in mittelalterlicher Bauerntracht zogen dieſe Feldſchlangen, während andere, Marodeurs oder Plünderhaufen vorſtellend, mit Aexten, Beilen, roſtigen Schwertern und alten Lanzen bewaffnet, hinter den Conſtablern drein zogen.

Von dieſer wilden Bande, meiſtens aus ganz jungen Künſtlern beſtehend, bildete das in angemeſſener Entfernung hinter denſelben einherziehende Muſikcorps zu Fuß einen angenehmen Uebergang zu dem Hofſtaate des Prinzen Maiwein, der, eine blumenbekränzte Fahne voran, aus glänzend coſtumirten Reitern in der weniger kriegeriſchen, aber reicheren Tracht des achtzehnten Jahrhunderts beſtand.

Hellebardiere umgaben die prächtige Caroſſe des Fürſten der waldesduftigen Einſamkeit. Es war dies ein Fahrzeug aus fabelhafter Zeit, in einem phantaſtiſchen Style erbaut: die ſchweren Räder erſchienen wie Kränze von Laubgewinden mit ſilbernen Blüthen, und während ſich der untere Theil des Wagens ſelbſt der Muſchelform näherte, ſah man über demſelben, von ſechs reich vergoldeten Säulen getragen, einen Baldachin, aus zierlichem Geflechte rankender Pflanzen gebildet, die mit Waldmeiſter, Frühroſen und ſüß duftenden Maiblumen durchflochten waren. Hoch oben aber auf dieſem Baldachin thronte eine rieſenhafte Bowle, aus dem reinſten Golde geformt — Künſtler kennen kein anderes — in welcher ſich ein viel lieblicherer Amor als Cupido-Rüding befand und von hier aus mittels eines koloſſalen Schöpflöffels die Zuſchauer bedachte, wenn auch nicht mit Maitrank, ſo doch mit zierlichen Blumenſträußen.

Würdig reihte ſich dieſer verkörperten Poeſie der edle Ritter aus der Mancha an, vergeblich ausſpähend nach dem ſchönſten Weibe der Erde, der Dulcinea von Toboſo; während Sancho Panſa hinter ihm gemüthlich aus ſeinem Zwerchſacke frühſtückte, hielt

dieſer treue Leibknappe, mit einer Schweinsblaſe tüchtig um ſich hauend, ſich und ſeinem Herrn die zuweilen muthwillig herandringenden Buben vom Leibe.

Wie eine Siegesbeute oder irgend ein von dem ſinnreichen Junker überwundener nubiſcher König folgte der Mohr.

Dieſer an ſich ſehr gelungene Repräſentant der farbigen Erdbewohner machte indeſſen mit ſeiner Erſcheinung nicht das gehoffte oder erwartete Glück und mochte überhaupt den Zuſchauern als ein etwas zu fremdes Element bei dem Künſtlerfeſte erſcheinen. Bei ſeinem Einreiten in den Garten hatte er das Unglück gehabt, von der muthwilligen Bubenſchaar verhöhnt zu werden, und jetzt, als er im Zuge wieder erſchien und ſich in Reſpect zu ſetzen gedachte, indem er martialiſch ſeine Keule ſchwang, wurde er gar nicht beachtet, denn hinter ihm erſchien die wilde Jagd.

„Ah, die wilde Jagd! Hurrah, die wilde Jagd!“

Unter dieſem ſich beſtändig wiederholenden Geſchrei ſetzte ſich der größte Theil der Bubenſchaar in Bewegung und folgte dem, was ihr das Liebſte war: rechts und links an den Straßengraben gedrängt, ſetzten die kleinen Burſchen bald über Haufen von Chauſſeeſteinen hinweg, bald über Mark- und Gränzſteine, purzelten auch wohl dutzendweiſe in den Straßengraben hinab, da alle ſich bemühten, ſo viel als möglich in der Nähe von dem Tod und dem Teufel zu bleiben.

Der wilden Jagd folgte, umringt von einer Schaar faunenhafter Geſtalten mit ſchwarzem, wolligem Haar, aus dem kleine Hörner hervorſchauten, dunklen Geſichtern, dunklen, mit einem Weinlaubkranze umſchlungenen Oberkörpern, mit zottigen Hüften aus Ziegenfell und Bocksfüßen, der große Pan, der, ſeit die Freude vom Drachen Griesgram in Feſſeln geſchlagen worden war, in Kummer und Betrübniß vergehen zu wollen ſchien, ja, dem Tode nahe war, hoffend auf den Sieg der Poeſie, um alsdann draußen am Fuße der Fahnenburg auf's Neue ein luſtiges Waldleben zu beginnen.

mit der ledernen Scheide seines Säbels tüchtig zusammen und war auf diese Art streng gerecht und unpartheiisch. Auch verschmähte er es nicht, gelegentlich unter Weges in verschiedene Wirthshäuser einzukehren, und, indem er den Schoppen trank, den ihm der Wirth bereitwillig und gratis vorsetzte, versäumte er nicht, nach verdächtigen Gesichtern auszuspähen; denn er haßte die fremden Gauner und Vagabunden als Störer der öffentlichen Sicherheit und als — Concurrenten. So gelangte er nach und nach in die breite Straße, wo der Stadtrath Schwämmle wohnte, und wenige Zeit darauf sehen wir ihn auch an der Glasthüre des Genannten die Klingel ziehen. Stadtraths Nicke öffnete die Thür, und nachdem er abermals den vergeblichen Versuch gemacht, das gesunde Mädchen in die dicken Wangen zu kneifen, fragte er nach dem Herrn Stadtrath.

„Der Herr Stadtrath sind zu Hause," sagte das Mädchen und öffnete ihm die Thüre zum Arbeitszimmer ihres Herrn.

Vater Schwämmle, der eben im Begriffe war, eine Rede zu memoriren, die er in der nächsten Stadtrathssitzung halten wollte pro neue Kirche contra Löschanstalt, gieng dem Stadtsoldaten entgegen und fragte nach seinem Begehren.

„Sie verzeihen, Herr Stadtrath," sagte der Steinmann, „daß ich so spät Abends noch störe; aber es treibt sich wieder auf den Straßen so allerhand verdächtiges Gesindel umher, und ich wollte mir erlauben, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es gar nicht so schlimm wäre, in der obern Stadt, wo weniger Läden und weniger Verkehr auf den Straßen ist, ein Bischen schärfer patrouilliren zu lassen; in der unteren Stadt, wo ich jedes Haus wie meine Tasche kenne, wird nicht leicht etwas vorfallen, und da — bin ich selber."

„Allerdings," sagte der Stadtrath und unterstützte nachdenkend das Kinn mit der Hand, „allerdings muß die Polizei

Er ritt melancholiſch und trübſelig auf ſeinem Eſel und gönnte keinen einzigen Blick dem luſtigen, wohlbeleibten Bacchus, der neben ihm auf einem zum Leoparden umgewandelten, noch viel kleineren Pferde ritt, als der Eſel des Waldgottes war.

Und doch wäre es ſchon der Mühe werth geweſen, dem Bacchus, beſonders aber deſſen Gefolge freundliche Blicke zuzuwenden. Dieſes Gefolge beſtand nämlich aus einem Karren mit einem großen, bekränzten Weinfaſſe, welcher von einem ſchönen Geſpann weißer Ochſen mit vergoldeten Hörnern gezogen wurde: dann erſchien noch eine Munitions- oder Proviant-Colonne unter Bedeckung der Landsknechte und Büchſenſchützen, welche einen kleinen, von einem Eſel gezogenen Marketenderkarren umringten, auf dem eine zierliche Marketenderin ſaß. Man hatte einen ſehr jungen Künſtler ohne jede Spur von Bart für dieſe Rolle paſſend gefunden und ihm die Verpflichtung auferlegt, aus ſeinem viel kleineren Faſſe, als das des Ochſenwagens, unterwegs den Dürſtenden Labung zukommen zu laſſen, weßhalb man auch ſpäter, als der Zug einmal die ſtaubige Landſtraße erreicht hatte, häufig genug Reiter und Fußgänger ſehen konnte, welche ihre Stelle im Zuge verlaſſen hatten und ſich bei dem kleinen Eſelskarren zu ſchaffen machten.

Eine Art von Polizei übten bei dieſen Veranlaſſungen, ſo wie bei anderen kleinen Unordnungen, welche beim Zuge vorfielen, die flinken Rothhäute aus, welche auf ihren unermüdlichen Pferdchen bald hier, bald da erſchienen und bald den eigenen Kameraden, bald den zu nahe herandrängenden Zuſchauern mit dem Wurfſpieße und dem ſtets bereiten Laſſo drohten.

So zogen ſie dahin, die glücklichen Künſtler, in heiterer Luſt und beſter Laune bei den rauſchenden Klängen der Muſik, umringt und gefolgt von einer zahlloſen Menſchenmenge zu Wagen, zu Pferde und zu Fuße — ſo zogen ſie dahin, den fernen Bergen zu, über ſich den heiteren, blauen, ſtrahlenden Himmel, Jubel im Herzen, umſpült von Licht und Sonnenglanz.

XI.

„Ueber allen Gipfeln ist Ruh.“

Während die glückliche Künstlerschaar lustig jubelnd den fernen Bergen entgegenzog, laute Fröhlichkeit und Kampflust im Herzen, wenn sie an die nächsten Stunden dachte, wo es galt, einen Feind zu besiegen, der sich unterstanden, die heitere Freude gefesselt zu halten — während sie so glänzend und strahlend, umschwärmt und begleitet von Fußgängern, Reitern und Wagen, dahinzog, ließ sie hinter sich die Stadt und den nun so einsamen Garten, der, verlassen von allen lebenden Wesen, so feierlich still geworden war und dessen tiefe Ruhe durch nichts mehr gestört wurde, als durch das Rauschen eines leisen Windes in den Zweigen der mächtigen, uralten Bäume und durch das sanfte Murmeln des durchströmenden Baches. — —

Und doch vernimmt man hier wieder nach kurzer Zeit ein leises Geräusch, das Knistern des Sandes unter einem sehr feinen und sehr leicht auftretenden Fuße. Es ist ein junges Mädchen in einem einfachen, grauen Kleide, das jetzt zwischen den Stämmen hervor auf einen der freien Rasenplätze tritt, sich gegen eine dort befindliche Steinbank wendet und sich setzt. Sie trägt in der einen Hand einen Busch Maienblumen, in der anderen ihren Sonnenschirm und ein dünnes Buch von ziemlich großem Umfange.

Einen Strohhut, mit dem ihr Kopf bedeckt war, hat sie eben so wie das Buch neben sich auf die Bank gelegt, die Blumen mit beiden Händen ergriffen und drückt ihren feinen Mund auf die duftigen Blüthen. Dabei schließt sie die Augen und scheint zu träumen.

Ja, sie träumt wirklich, und ihre Gedanken schweben im Traume aus dem stillen Garten hinweg über Feld und Flur nach jenen fernen Bergen hin, wo die kleine Fahnenburg steht, umrauscht von Eichen und Tannen.

Aber es ist da nicht mehr, wie vor wenigen Tagen, als sich Conchitta dort mit ihrer Schwester befand. Zwischen dem tiefen Grün des Laubes blitzen bunte, leuchtende Farben auf, lautes Rufen erschallt und rauschende Musik. Sie möchte so gern die trauliche Waldeinsamkeit um sich herum festhalten wie eine schützende Umhüllung. — Vergebliches Bemühen! Lauter Jubel, Lachen und Gesang tönt rings umher, so von allen Seiten, daß auch sie sich, obgleich widerstrebend, in den tollen Strudel mit hineingerissen fühlt und glücklich ist, als sie endlich den schützenden Arm eines Freundes findet. — —

An ihn schmiegt sie sich fast ängstlich, zu ihm blickt sie empor, so vertrauend, so herzlich, so innig, so — —

Da zerreißen plötzlich die Träume des jungen Mädchens, es läßt die Maiblumen auf den Rasen niederfallen und greift hastig nach seinem Skizzenbuche.

Vor ihr, an der andern Seite des freien Platzes, befand sich eine prächtige Buche, deren schöne Formen sie auf dem Papier wiederzugeben sich bemühte; um den Stamm des majestätischen Baumes hatte sich Epheu geschlungen, so vertrauend, so herzlich, so innig, so liebend — —

Immer und immer wieder dasselbe Bild, so sehr sich auch Conchitta bemühte, ihre Gedanken davon abzuwenden — —

Das junge Mädchen lächelte traurig und fing an zu zeichnen; rasch entstanden unter ihrer Künstlerhand die Formen des Baumes,

aber nicht in der wunderbaren Ruhe, mit welcher derſelbe hier in der Wirklichkeit vor ihr ſtand, ein tobender Wind beugte die Aeſte unter ſeine Wuth, ſtreute Zweige und Blätter weit hinaus und hatte ſogar den ſchlanken Epheu zerriſſen, ſo daß er nicht mehr den Stamm umgab, vertrauend und innig — er mußte ſcheiden von ſeinem lieben theuren Freunde.

„Ein Bild meines Lebens," ſeufzte Conchitta, „losgeriſſen zu werden von allem, was mir theuer iſt, ohne Schutz und Hülfe den Stürmen dieſer Welt preisgegeben!" — Da ſie ſich allein glaubte, ſo ſprach ſie dieſe Worte halblaut vor ſich hin.

„Wohl dem, der dabei eine Stütze in ſeinem eigenen Bewußtſein findet!" hörte das junge Mädchen jetzt auf einmal eine trockene, etwas ſcharfe Stimme dicht hinter ihr ſagen, und dies kam ſo plötzlich und unerwartet, daß ſie, auf's höchſte überraſcht, im erſten Moment nicht wagte, aufzuſchauen, ſo daß die Stimme, welche dieſes Erſchrecken wohl bemerkte, fortfuhr: „Es iſt kein böſer Geiſt, der zu Ihnen ſpricht, es iſt eine Frau von Herz und Gemüth, eine Frau, die ſanft und mitleidig iſt, wo ſie findet, daß dieſe ſchönen Eigenſchaften verſtanden werden."

Da erſt blickte die junge Spanierin in die Höhe, und wenn ſie ſich auch ſo eben beunruhigt, erſchreckt gefühlt hatte, ſo verſchwanden doch die Spuren dieſer Erregung eben ſo raſch wieder, wie ſie gekommen, und auf den ſchönen Zügen Conchitta's zeigte ſich ihre gewöhnliche Ruhe und Sicherheit.

„Ah, Sennora Olfers," ſagte ſie, indem ſie aufſtehen wollte, „ich glaubte mich ganz allein hier!"

„Ah, Mademoiſelle Conchitta, wir beide ſind auch in der That hier ganz allein!"

„Ich mit Abſicht und in der Hoffnung . . ."

„Auch allein zu bleiben!" ſagte haſtig die Frau des Malers.

„In der Hoffnung, an einem ſo ſtillen Morgen hier ungeſtört zeichnen zu können."

„So ſtöre ich Sie wohl?“

„O, gewiß nicht! Doch wenn dies vielleicht einer Ihrer Lieblingsplätze iſt und Sie ungeſtört zu ſein wünſchen, ſo will ich mich entfernen.“

„Warum das? Dieſe Bank hat Platz für uns beide; laſſen Sie ſich nicht ſtören, zeichnen Sie ruhig fort!“

Nach dieſen Worten ſetzte ſich Frau Hildegard neben Conchitta hin, deren Skizzenbuch offen auf ihrem Schooße ruhte, nur hatte ſie, ſei es Abſicht oder Zufall, ihr Taſchentuch auf das angefangene Blatt fallen laſſen.

„Nach dem geräuſchvollen Treiben, welches vor Kurzem noch dieſen Garten erfüllt hat und alle Welt mit ſich fortgezogen,“ ſagte Frau Olfers, „konnte ich mit Recht vorausſetzen, hier Niemanden zu finden.“

Es war dies, wie wir bereits wiſſen, der gleiche Beweggrund, welcher die junge Künſtlerin veranlaßt hatte, hieher zu gehen; bei ihr war es Wahrheit, bei der Anderen nur ein Vorwand, denn Frau Hildegard hatte mit ihrem ſcharfen Auge Conchitta in den Alleen des Schloßgartens geſehen und war ihr gefolgt, dann allerdings in der Vorausſetzung, ſie hier allein zu finden.

„Was zeichnen Sie, wenn man, ohne eine Indiscretion zu begehen, fragen darf?“

Obgleich die Spanierin bei dieſer Frage wohl fühlte, daß ſich ihre Wangen rötheten, ſo zögerte ſie doch keinen Augenblick, ihr Taſchentuch von dem Skizzenbuche zu entfernen.

„Ah,“ rief die Frau des Malers mit einem eigenthümlich klingenden Tone der Stimme, „Sie haben dieſe prächtige Buche mit einer ſeltſamen Phantaſie wiedergegeben!“ — „Das iſt ſonderbar,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ſie mit ihren großen, unheimlich durchſichtigen Augen Conchitta ſcharf und forſchend betrachtet — „wunderbar bei dieſem ſchönen, ſtillen Morgen, bei dieſem klaren Himmel, bei der Ruhe ihres Gemüthes! Oder“ fuhr

ſie aufathmend fort, „wäre dieſe Ruhe nur Täuſchung, fühlten Sie vielleicht in Ihrem jungen Herzen auch zuweilen etwas von ähnlichen Stürmen?“

„Es erſchien mir ſo maleriſcher,“ antwortete die Künſtlerin, indem ſie ſich tief auf ihre Zeichnung neigte.

„Glücklich, wenn dem ſo iſt! Doch wenn ich nicht irre, hörte ich Sie vorhin Worte ausſprechen, die mich vermuthen laſſen, Ihr Herz fühle nicht mehr ſo ruhig, als Sie vielleicht ſelber glauben. Sie fanden in dieſer vom Sturme bewegten Buche, oder vielleicht in dem zerriſſenen Epheu ein Bild Ihres Lebens!“

„Ah, Madame,“ erwiederte Conchitta aufblickend, „Sie wiederholen die Worte, welche ich, poetiſch angeregt, durch die Stille dieſes ſchönen Morgens vor mich hin ſprach!“

„Allerdings Worte, die, für kein menſchliches Ohr berechnet, wie ein ſchmerzlicher Seufzer Ihres Herzens klangen!“

„Warum ſchmerzlich, Sennora?“

„Ei nun, vielleicht in Sehnſucht nach einem unbekannten Glücke oder auch in der Befürchtung, ein ſchon gekanntes zu verlieren!“

„Ich verſtehe Sie in der That nicht, Sennora!“

„O, Mademoiſelle Conchitta,“ rief die Frau des Malers mit einer ungeduldigen Bewegung, „wollen Sie ſich nicht ein klein wenig Mühe geben, mich zu verſtehen — oder wünſchen Sie, daß ich deutlicher rede?“

„Gewiß, Sennora, ich wünſche das, wenn Sie mir in der That eine Mittheilung zu machen oder eine Frage zu ſtellen haben!“

„Mittheilungen möchte ich von Ihnen erwarten, und es gibt Fragen, die ſehr ſchwer zu ſtellen ſind!“

„Ich kam aber nicht hieher, Sennora, um Ihnen irgend eine Mittheilung zu machen,“ ſagte die Spanierin mit eben ſo viel Ernſt als Ruhe, „und wenn Sie mir eine Frage ſtellen wollen, die Ihnen ſo ſchwer wird, auszuſprechen, ſo könnte mir die Beantwortung derſelben auch wohl nicht leicht werden!“

Frau Hildegard bohrte die Spitze ihres Sonnenſchirmes tief ein in den Sand zu ihren Füßen, und da ſie ſo eine Reihe von Secunden, ja ein paar Minuten vergehen ließ, ohne weiter zu ſprechen, ſo fuhr das junge Mädchen, nicht ohne eine weiche, ſchmerzliche Bewegung zu verrathen, fort:

„Es gab eine Zeit, Sennora, wo ich glücklich war, wenn Sie mich einer Mittheilung würdigten, eine Zeit, in der es mir die größte Freude machte, Ihnen jede Frage zu beantworten!“

„Wie ſich dieſe Zeiten verändert haben!“

„Ach ja, ſie haben ſich verändert, wir ſind ſeitdem um Wochen, Monate älter geworden — an Erfahrungen reicher!“

„An ſchmerzlichen Erfahrungen!“

„Es ſollte mir leid um Sie thun, Sennora,“ ſagte Conchitta mit Wärme, „wenn Sie nur um ſchmerzliche Erfahrungen reicher geworden wären! Doch wie iſt das möglich bei Ihrem heiteren, glücklichen, ſorgenloſen Leben?“

Die Frau des Malers wandte langſam ihren Kopf herum und ſchaute das Mädchen an ihrer Seite mit einem eigenthümlichen Blicke an, der aber faſt einen ſtarren Ausdruck hatte.

Es iſt ſeltſam, aber die Erfahrung ſpricht dafür, daß wir im Stande ſind, einen ſo feſt und ausdrucksvoll auf uns gerichteten Blick zu fühlen, ohne ihn zu ſehen, und daß das ſo ſtarr auf uns gerichtete Auge uns veranlaſſen kann, ohne zu wiſſen, warum, unſern Kopf zu wenden.

So erging es Conchitta; ſie drehte langſam ihr Haupt herum, und als beider Augen ſich begegneten, hielt das junge Mädchen den mehr als leuchtenden Blick ihrer Nachbarin ruhig, ohne die geringſte Verwirrung zu verrathen, aus, ja, unter dem Einfluſſe dieſes Blickes wiederholte ſie ſogar ihre Worte von vorhin: „Ein heiteres, glückliches, ſorgenloſes Leben . . .“

„So war es einmal, und ſo hätte es vielleicht bleiben können, wenn nicht — nun ja, wenn es nicht anders gekommen wäre. —

Aber es kam anders, furchtbar anders," fuhr Frau Hildegard mit ſteigender Erregung fort, „und wiſſen Sie, Mademoiſelle Conchitta, wohin es mit unſerem heiteren, glücklichen Leben gekommen iſt?"

„Ich weiß es nicht, und es würde mich tief betrüben, wenn das, was Sie mir mitzutheilen die Güte haben, Ihr Herz unangenehm berührt!"

„Es wird Sie betrüben? — Vielleicht — vielleicht auch nicht! — Wir ſind mit unſerem heiteren und glücklichen Leben da angekommen, wo eine Trennung dieſes Leben endigt und Feſſeln bricht, die unerträglich geworden ſind!"

„Ah, Sennora," rief Conchitta erſchrocken, indem ſie ihre Hände zuſammenfaltete, „warum ſagen Sie mir ſo ſchreckliche Dinge an dieſem ſchönen ſtillen Morgen — und warum überhaupt mir?"

„Warum gerade Ihnen? — Nun, vielleicht gerade Ihnen, oder — — weil ich Sie zufällig hier traf."

„Wenn dem in der That ſo iſt," verſetzte die Spanierin mit der vollen Wärme, die ſie ſo wohl verſtand, in den Ton ihrer Stimme zu legen, die alsdann anzeigte, daß dieſer Ton von Herzen kam, „o, ſo ſchenken Sie mir Ihr Vertrauen und glauben Sie mir, Sie ſchenken es keiner Unwürdigen!"

„Ich würde dies vielleicht thun," erwiederte Frau Hildegard mit ihrer kalten ſcharfen Stimme, die ſo verletzend klang, und vor deren Ton auch jetzt Conchitta zuſammenſchauerte, „ich würde es für außerordentlich nützlich halten, doch da mir jede Lüge fremd iſt, ſo will ich Ihnen der Wahrheit gemäß geſtehen, daß ich nicht zufällig hieher kam, ſondern daß ich Sie, Mademoiſelle Conchitta, hier aufſuchte, um mit Ihnen zu reden."

„Alſo doch — mit mir, Sennora, — ſo reden Sie denn, ich bitte!"

„Sie erinnern ſich der Zeit," fuhr Frau Hildegard nach einer Pauſe fort, „wo Sie — es mag jetzt ein Jahr ſein — zum erſten Male unſer Haus beſuchten?"

„Gewiß, Sennora, ich erinnere mich dieſer Zeit; Sie empfingen mich, die Fremde, welche damals nur ſehr wenig von der Landesſprache verſtand, ſo freundlich, als ich es erwartete."

„In dieſem Falle müſſen Ihre Erwartungen nicht ſehr hoch geſpannt geweſen ſein," ſagte die Frau des Malers, wobei ſich ein ironiſches Lächeln um ihre Mundwinkel zeigte, „denn ich empfing Sie mit mehr Ruhe und Kälte, als ich ſonſt gewöhnlich Fremde zu empfangen pflege. Um ehrlich zu ſein, ich empfing Sie ſo, wie eine warnende Stimme in meinem Innern mir gebot, Sie zu empfangen und ich that Recht daran!"

„O, Sennora," erwiederte Conchitta mit einem bittenden Tone, „Sie ſind doch nicht in der Abſicht hieher gekommen, mir harte Worte zu ſagen, mir Beleidigungen zuzufügen?"

„Sie fanden," fuhr Frau Hildegard fort, ohne es für nöthig zu halten, dieſe Frage zu beantworten, „daß die Art, wie ich Sie in meinem Hauſe empfing, Ihnen nicht behagte! Sie machten Ihre Beſuche ſeltener und ließen ſich endlich gar nicht mehr ſehen bei mir in meinem Hauſe — Sie verſtehen doch, was ich damit ſagen will, Mademoiſelle Conchitta?"

„Ich verſtehe es wohl, aber ich begreife es nicht."

„Was ich wieder vollkommen begreife, aber nicht verſtehen will," erwiederte die Frau des Malers in einem Tone des Hohnes und der Bitterkeit, „und mir deßhalb erlauben muß, hinzuzuſetzen, Sie brachen allen Verkehr mit meinem Hauſe, aber nicht mit meinem Manne ab!"

„Es iſt wahr, ich ſah Herrn Olfers zuweilen; er blieb mir gegenüber gleich gütig, gleich freundlich von der Stunde an, wo ich ihn zum erſten Male geſehen, bis neulich, wo ich in ſeinem Atelier zum letzten Male mit ihm ſprach. Er war ſo wohlwollend, mir hier und da kleine Anleitung zu geben, er, der große, berühmte Künſtler der unbedeutenden Anfängerin, und er that das mit einem Ernſte und doch wieder mit einer Milde, die mein Herz mit einer

unausſprechlichen Dankbarkeit gegen ihn erfüllt: ich bin zu wahr und aufrichtig, dies zu läugnen. O, Sennora, es würde Ihnen in gleichem Falle gewiß ebenſo ergangen ſein!"

„Ah, darin haben Sie Recht, es ging mir in faſt gleichem Falle ebenſo wie Ihnen: auch ich genoß den Unterricht dieſes großen und berühmten Künſtlers, auch mein Herz ſchlug ihm entgegen voll Dankbarkeit und Liebe!"

„Das habe ich nicht von mir geſagt!" rief das junge Mädchen erſchrocken.

„Nein, Sie haben es nicht geſagt. Sie ſagen überhaupt nur das, was Sie ſagen wollen, nachdem Sie vorher reiflich überlegt, ob es ſich auch ſagen läßt und ob es, wenn Sie es ſagen, nicht compromittirend für Sie iſt. — Aber ich ſehe da zu Ihren Füßen einen Blumenſtrauß liegen," ſagte Frau Hildegard mit einer maliciöſen Ruhe, „einen Blumenſtrauß, dem Sie, wie ich vorhin geſehen, einen anderen Platz gegönnt, den Sie an Ihre Lippen drückten und dann wie im Schrecken von ſich ſchleuderten — ach ja, mit dem gleichen Ausdrucke des Schreckens, mit dem Sie mich ſoeben anſahen. — Es ſind ſchöne, friſche Waldblumen. Darf ich mir vielleicht erlauben, Sie zu fragen — wo Sie dieſelben gepflückt?"

„Ich habe ſie nicht gepflückt, Sennora, ich habe ſie . . . ."

„O, reden Sie nicht aus!" rief die Andere mit aufflammender Heftigkeit; „vielleicht ſagen Sie mir eine Lüge, vielleicht wagen Sie es, mit Ihrer verletzenden Ruhe die Wahrheit zu ſagen, die Wahrheit, die ich weiß — die ganze, bittere, traurige Wahrheit!"

„O, wüßten Sie die Wahrheit, Sennora," verſetzte das Mädchen, mühſam an ſich haltend, „wie glücklich wäre ich, wie glücklich würden Sie ſelbſt ſein, und wie wünſche ich von Herzen, daß Sie glücklich ſein möchten!"

„Ich brauche kein Glück, das Sie mir wünſchen; ich brauche und verlange überhaupt gar kein Glück mehr auf dieſer Welt, mein Leben liegt abgeſchloſſen hinter mir!" — Dieſes Letztere ſagte

ihren Dienſt mit der größten Schärfe verſehen; denn ich verſichere Ihn, Steinmann, es iſt entſetzlich, welche Menge Gaunereien und Diebſtähle aller Art in hieſiger Reſidenz vorkommen; alle Tage bekommt man die Meldung von irgend einem Einbruche, irgend einer Spitzbuberei; es iſt ganz entſetzlich, unter den Menſchen gibt es weder Treu' noch Glauben mehr; die Immoralität iſt furchtbar geſtiegen, und weßhalb? das will ich Ihm ſagen: weil die Hauptſtütze der Moralität, die Religion, in ihren Fundamenten wankt — weil es — weil es — unter den Menſchen faſt keine Religion mehr gibt; deßhalb, Steinmann, geſchehen ſo viele Gräuelthaten und deßhalb muß jeder redliche Staatsbürger, — — jeder rechtliche, eifrige Staatsbürger, und dazu rechne ich auch Ihn, Steinmann, dafür beſorgt ſein, daß die Religioſität unter den Menſchen immer mehr angeregt wird und daß die chriſtliche Gemeinde, der wir anzugehören die Ehre haben, feſt zuſammenhalte in Glaube, Liebe und Hoffnung."

„Allerdings!" ſagte der Steinmann, der außerordentlich gerührt ſchien; „und der Herr Stadtrath haben in jeder Beziehung über mich zu befehlen."

„Ich weiß das, guter Steinmann," ſagte Vater Schwämmle, „und rechne in allem Guten ſtark auf Ihn. Wir alle müſſen Hand anlegen, daß die Religion wieder zu einem feſten Band wird, das uns innig umſchlingt und uns ſtark macht, den Verſuchungen zum Böſen zu widerſtehen — nicht wahr, Steinmann?

„Allerdings!" wiederholte der Stadtſoldat und blinzelte mit augenſcheinlicher Freude auf das Papier, welches Vater Schwämmle in der Hand hielt und in welches derſelbe während des Sprechens zuweilen einen Blick warf.

„Ein feſtes Band, das uns umſchlingt, und dieſes feſte

Frau Hildegard in einem tiefen, leicht erzitternden Tone. — „Doch bin ich nicht hieher gekommen," fuhr sie gleich darauf mit ihrer gewöhnlichen, scharfen, verletzenden Stimme fort, „um vor Ihnen darüber meine Klagen oder meine Vorwürfe hören zu lassen — man braucht keine Spanierin zu sein, um in einer gerechten Sache stolz und hochmüthig aufzutreten — ich kam nur hieher, um Ihnen einen guten Rath zu geben!"

Conchitta saß da, auf ihr Skizzenbuch herabgebeugt, während sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Bei den letzten Worten aber, welche ihre Nachbarin sprach, richtete sie sich hastig empor, strich ihr dunkles Haar aus der Stirn und erwiederte mit einem leuchtenden Blicke: „So geben Sie mir denn einen guten Rath, Sennora, und seien Sie versichert, daß ich Ihnen dankbar dafür sein werde!"

Fühlte sich Frau Hildegard in diesem Augenblicke vielleicht ein wenig eingeschüchtert durch den ganz veränderten Ausdruck im Gesichte ihrer Nachbarin, glaubte sie weit genug gegangen zu sein oder war sie vielleicht betroffen von dem unverkennbaren Strahle von Hoheit und Würde, welcher aus deren glänzenden Augen blitzte — genug, sie mäßigte den Ton Ihrer Stimme, ja, sie legte eine Idee von Weichheit hinein, als sie nach einem absichtlich längeren Stillschweigen fortfuhr: „Wenn ich vorhin sagte, ich sei hieher gekommen, um Ihnen einen guten Rath zu ertheilen, so mag das anmaßend geklungen haben, und ich möchte um Alles in der Welt gerade Ihnen gegenüber nicht als anmaßend erscheinen. Statt Ihnen deßhalb einen guten Rath zu geben, darf ich mir vielleicht erlauben, Ihnen eine Lebensregel anzuempfehlen."

„Einen guten Rath hätte ich eben so gern von Ihnen angenommen," erwiederte Conchitta, die sich wieder völlig gefaßt hatte, „als ich Ihnen für eine Lebensregel dankbar bin."

Frau Hildegard hatte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes anscheinend absichtslos und spielend den Strauß Maiblumen

berührt, durchstochen und ein wenig in die Höhe gehoben, ehe sie sagte: „Ja, eine Lebensregel, Mademoiselle Conchitta, Ihnen von einer Frau ertheilt, die es trotz alledem gut mit Ihnen meint, die, obgleich selbst unglücklich, doch nicht Ihr Unglück will."

Die junge Künstlerin hatte langsam ihren Kopf gegen die Frau des Malers herumgewendet und sie dabei mit ihren weit geöffneten, feucht glänzenden Augen, in denen ihre ganze warme Seele schwamm, forschend angeblickt, ohne daß Frau Hildegard es für passend gefunden hätte, diesen Blick auszuhalten, oder in irgend einer Art zu erwiedern. Vielmehr schaute sie auf die Maiblumen hinab, und es war, als spräche sie mehr zu diesen, indem sie nun sagte: „Ja, eine wichtige und wahre Lebensregel — hoffen Sie nie auf ein Glück, welches durch Kummer, Thränen und den Jammer einer unglücklichen Frau und eines verlassenen Kindes erkauft ist!"

Wie von einer Feder aufgeschnellt, fuhr Conchitta in die Höhe, und während eine tiefe Blässe ihre Züge überflog, während sie ihre weißen Zähne fest auf einander biß, flammte ihr Auge von einer fast unnatürlichen Erregung. Sie schleuderte ihr Skizzenbuch von sich, doch nur, um ihre Hände frei zu machen, welche sie alsdann mit einem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes an ihre Brust drückte.

„Ah, Sennora, genug — mehr als genug! Glauben Sie nicht, daß ich ein einziges Ihrer bis jetzt auf mich geschleuderten Worte, Worte, ebenso glatt als mit Ueberlegung scharf zugespitzt, überhört hätte — gewiß nicht, ich will Ihnen gestehen, daß dieselben von dem ersten an, welches Sie gesprochen, ihr richtiges Ziel fanden — mein Herz, und hier tief eindrangen — all' Ihre Dolchstiche, Sennora, alle Ihre eben so bitteren wie ungerechten Vorwürfe! Aber ich fühlte für Sie, Sennora, ich fühlte mit Ihnen, ich bebte, wenn ich an den Schmerz dachte, der Ihre Brust zerriß und der Sie deßhalb wohl nicht minder empfindlich verwundet, weil er aus einer eingebildeten Ursache entsteht — ja, Sennora," rief sie mit einer

raſchen Handbewegung, „aus keiner Urſache oder aus einer ſehr verwerflichen, das ſchwöre ich Ihnen hier feierlich im Angeſichte des blauen Himmels, der auf uns herabſchaut, ich ſchwöre es Ihnen gern und willig, weil ich mit Ihnen litt und auch noch mit Ihnen leide! — O, wie gern," fuhr ſie in weicherem Tone fort, „hätte ich Ihnen in Thränen die Verſicherung gegeben, wie tief Sie mich verletzt, wie traurig es mich gemacht, daß Sie mich in Groll und Argwohn von ſich gewieſen! Ich fühlte mit Ihnen als Weib, als Spanierin voll Stolz und Hochmuth, wie Sie vorhin geſagt, denn auch ich habe eine Ahnung davon, wie uns der Glaube erſchüttern kann, ein Herz verloren zu haben, das uns geliebt und das wir angebetet!"

„Ah!" machte die Frau des Malers, welche bei der Erregung des jungen Mädchens beinahe auf ein Geſtändniß hoffte.

Doch fuhr Conchitta, nachdem ſie tief aufgeathmet, ruhiger fort: „Ja, ſo fühlte ich mit Ihnen, Sennora, bis es mir durch Ihre letzten Worte entſetzlich klar wurde, wie ſehr ich von Ihnen verkannt bin, wie grauſam falſch Sie mein Herz beurtheilen, bis ich ſchaudernd eingeſehen, wie Sie eine eben ſo wahre, innige als uneigennützige Verehrung ſo mißdeuten mochten, daß — Sie mir Ihre Lebensregel empfahlen!"

„Eben ſo wahr als paſſend!" rief die Frau des Malers mit ihrer ganzen Unbeugſamkeit, ihrem ganzen Haſſe, indem ſie nun ebenfalls aufſprang und die Geſtalt des Mädchens, welches eben ſo ruhig als ſtolz und ſchön vor ihr ſtand, mit einem wilden, leidenſchaftlichen Blicke überflog. — „Beherzigen Sie meine Lebensregel — talentvolle, unternehmende Künſtlerin!"

„Gut denn, ich werde ſie beherzigen — wenn ich einmal in den Fall kommen ſollte, davon Gebrauch zu machen; das verſpreche ich Ihnen, und ſeien Sie verſichert, daß ich Verſprechen zu halten pflege! Ich will Ihnen ſogar dankbar ſein für Ihren Rath, für Ihre Lebensregel; ohne weiter die Urſache zu beachten, aus der

Ihr zweifelhaftes Geſchenk entſprang, nehme ich es an und verſichere Ihnen, ich werde es auch befolgen mit dem ganzen Stolze, mit dem ganzen Hochmuthe einer Spanierin!"

Damit war dieſe Unterredung beendigt, und die Eine der Beiden, welche dieſelbe geführt, verſchwand, ohne die Andere weiter eines Blickes zu würdigen.

Conchitta blieb noch einen Augenblick hoch aufgerichtet neben der Steinbank ſtehen, dann beugte ſie ſich, tief aufſeufzend, zu ihrem Strohhute hinab, den ſie in die Hand nahm, indem ſie durch den Garten ſchritt, nachdem ſie noch einen langen, ſchmerzlichen Blick auf die majeſtätiſche Buche geworfen, deren Stamm, ſowie der denſelben umklammernde Epheu von einem heiteren Sonnenſtrahle geküßt wurde, worüber die unzählbaren kleinen, friſchgrünen Blätter wie vor lauter Vergnügen erzitterten.

Ueber ſie hinaus, ſowie über alle Gipfel der prächtigen Bäume dieſes alten Parkes ſpannte ſich der klare, tiefblaue Morgenhimmel, einen heiteren Tag verſprechend.

„Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruheſt Du auch" —

dieſe Worte des großen Dichters, die er vielleicht an derſelben Stelle erdacht, klangen zitternd durch die verwundete Seele des jungen Mädchens.

F. W. Hackländer's Werke.

53. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Dreiundfünfzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1873.

Druck von Gebrüder Mänller in Stuttgart.

Künstlerroman.

Zweiter Band.

Band, deſſen größter und ſchönſter Theil freilich unſichtbar unſere Herzen zuſammenhält, muß auch zur Ehre Gottes ans Tageslicht treten, majeſtätiſch und unvergänglich, in Stein und Eiſen, ein würdiger Dom für die gläubigſte Gemeinde.“

Der Stadtſoldat wiſchte an ſeinem einen Auge, und Vater Schwämmle legte die Hände mit dem Papier auf den Rücken, hob den Kopf in die Höhe und ſchritt würdevoll auf und ab.

Es entſtand eine längere Pauſe, welche endlich der Stadtſoldat unterbrach, indem er ſchüchtern ſagte: „Es kann mit der neuen Kirche nicht fehlen, Herr Stadtrath, der ganze Honoratiorenſtand iſt dafür, und die paar Spritzenmacher und Schlauchweber, welche für das Löſchcorps ſtimmen, ſind nicht der Rede werth.“

„Glaubt Er, Steinmann?“ ſagte Vater Schwämmle, indem er plötzlich ſtehen blieb, „glaubt Er, daß wir durchbringen?“

„Ohne Zweifel,“ entgegnete der Andere und fügte ſchlau lächelnd hinzu, indem er eine Verbeugung machte: „und wenn alsdann der Kirchenoberälteſte ſich gnädigſt daran erinnern wollte, welch' ſaurer Dienſt bei der Polizei iſt und wie es ſich dagegen in der Meßnerei ſo angenehm ſitzt, ſo wäre der Tag der glücklichſte für den armen Steinmann.“

Der Stadtrath klopfte ſeinem ergebenen Diener auf die Schulter und ſagte ſichtlich bewegt: „ſein Eifer, mein Freund, im Dienſte der Stadt iſt wohl bekannt, wir wollen ſehen, was für Ihn zu machen iſt; ſuche er mir aber ja Gewißheit zu verſchaffen, wie im Einzelnen die Stimmung [illegible] pro neue Kirche contra Löſchcorps — apropos? Er geht doch fleißig in die Kirche? ich ſehe Ihn in der That nicht allzu oft.“

Der Steinmann faltete die Hände und ſagte mit einer wahren Jammermiene: „der Dienſt, Herr Stadtrath, der

XII.

„Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!“

„Hurrah, die wilde Jagd! Lützow's wilde, verwegene Jagd!“ hatten die Buben in einem fort geschrieen und gesungen, bis sie heiser geworden waren und bis ihnen die beiden wilden Rothhäute am Fuße des Gebirges, das der Zug jetzt endlich erreicht, alles Ernstes bedeutet hatten, hier müsse Geschrei und Begleitung aufhören, und ihnen dabei gedroht, daß im anderen Falle Lasso und Wurfspieß auf kräftige Art bei ihnen in Anwendung gebracht würden.

Ein paar hievon abgelegte tüchtige Proben hatten denn auch bewirkt, daß sich die Bubenschaar den vernünftigen Fußgängern und Zuschauern anschloß, welche den Wagen folgten, um auf dem breiten Fahrwege die Höhe neben der Fahnenburg zu erreichen, von wo man dem glorreichen Kampfe und der Erstürmung dieser für uneinnehmbar geglaubten Bergveste schönstens zusehen konnte.

Roderich, der als oberster Kriegsherr so wie als Leiter des Angriffes bis jetzt noch nicht viel zu thun gehabt hatte, nahm nun mit Eifer und großem Geschicke den Feldherrnstab in die Hand, wobei ihm sein Adjutant, der junge Bildhauer auf seinem flinken Ungarn, unterstützt von den Rothhäuten, vortreffliche Dienste leistete.

Ein kühler, schattiger Grund, wo der Wildbach, dessen Be-

kanntſchaft wir vor einigen Tagen bei einem höher gelegenen, traulichen Plätzchen gemacht, das Thal erreichte, wurde dem ganzen Zuge als Lager angewieſen und zuerſt ein Sonnendach ausgeſpannt aus rothem Stoffe mit Goldfranſen für den Prinzen Maiwein und deſſen nächſtes Gefolge, unter dem ſich jetzt ein paar Köche bemerklich machten, welche die vergoldete Bowle von dem Wagen herabnahmen, um das Lieblingsgetränke Seiner Hoheit, alſogleich aus friſch gepflückten Kräutern bereitet, zu überreichen.

Wie es in dieſer verderbten Welt häufig zu geſchehen pflegt, ſo hatte Seine Hoheit beſchloſſen, hier in dieſem kühlen Grunde in Allerhöchſter Ruhe dem Kampfe ſeiner Tapfern, ſowie der Erſtürmung der Fahnenburg zuzuſchauen und ſich erſt dann glorreich zu betheiligen, wenn der Drache Griesgram glücklich überwunden ſei und ihm die entfeſſelte Freude ins Lager gebracht würde. Für dieſen großen Augenblick befand ſich auf dem Wagen Seiner Hoheit ein ganzer Waſchkorb voll Ordenszeichen, die in verſchiedene Claſſen getheilt waren und mit denen nach Maßgabe einer geringeren oder höheren Protection die Betreffenden decorirt werden ſollten. Der Ochſenkarren mit dem Weine, ſo wie umfangreiche Körbe voll Lebensmittel lagen abgeſondert unter der ſtrengen Aufſicht eines großen, handfeſten, unbeſtechlichen Reiters, zum großen Mißvergnügen des luſtigen Gottes Bacchus und des alten, trübſeligen Pan, welche beide gehofft hatten, wie im Zuge hieher, ſo auch auf der Lagerſtelle mit der Proviant-Colonne vereinigt zu bleiben.

Damit aber die Völker Seiner Hoheit, ehe ſie in Kampf und Tod gingen, einigermaßen geſtärkt würden, ſo wurde der Marketenderin anempfohlen, mit ihrem Eſelskarren auf einem ſichtbaren Platze aufzufahren, wo den Unterthanen des Prinzen Wein und Brod abgegeben werden ſollte, nach Belieben eines jeden Einzelnen, aber vorausgegangene gute Bezahlung.

Die reiche, in Reſerve gehaltene, auf gemeinſchaftliche Koſten angeſchaffte Proviant-Colonne hatte nämlich den Zweck, nach

beendigtem Kampfe sowohl für die Sieger als für die Besiegten ein großes, allgemeines Freudenmahl anzurichten.

So weit war nun Alles in bester Ordnung. Olfers hatte dem wilden Jäger den Befehl ertheilt, mit seiner Schaar unter möglichst großem Spectakel das Terrain zu recognosciren und dabei, so wie sie von der Fahnenburg aus sichtbar sei, Tod und Teufel voran zu senden, um dort einen heilsamen Schrecken zu verbreiten.

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß die wilde Jagd diesem Befehle alle Ehre machte. Sogleich ging es im Galopp das Gestrüpp aufwärts, was Pferde, Menschen und Esel laufen konnten, und dabei bemühten sich die Waldhörner, irgend eine unerkennbare Melodie zu blasen. Die Gewehre krachten, aufs Gerathewohl in die Luft abgeschossen, die Hetzpeitschen knallten, die Rüden bellten, kurz, es war ein ganz passender Höllenlärm, mit dem der wilde Jäger in die Berge zog.

Seine Hoheit nippten dabei an ihrem Maitrank und ließen Allerhöchstihren Ordenskanzler die voraussichtlich Tapfersten der Reiter, Jäger, Pferde und Hunde für den Orden vom süßen Maiwein notiren.

Die wilde Jagd machte aber auf die Belagerten durchaus keinen Eindruck, vielmehr flog von der Zinne des Thurmes beim Anblicke von Tod und Teufel eine große, schwarze Flagge auf, was so viel heißen mochte, als: man werde sich bis aufs Messer und bis zum letzten Schwanzriemen vertheidigen — letzteres eine höhnische Anspielung auf sattellos gewordene Reiter.

Darauf befahl Seine Hoheit, die Burg in großem Style förmlich zur Uebergabe aufzufordern, zu welchem Zwecke sich der Befehlshaber selbst in Begleitung eines Standartenträgers mit weißer Fahne und gefolgt von dem ganzen Musikcorps zu Fuß bis zu jenem Platze am Fuße der Fahnenburg begab, wo Rodenberg seine Skizze von der kleinen Veste gezeichnet. Dort stellte sich das

Musikcorps auf, um die grimmigen Bewohner der Burg durch die bekannten Klänge des schon einige Mal gehörten Volksliedes:

Was ist des deutschen Vaterland?

zur Nachgiebigkeit und zur brüderlichen Uebergabe der Burg aufzufordern.

Es war eigenthümlich, daß dieses an sich so schöne Lied hier eben so wenig wie anderswo den beabsichtigten guten Zweck erfüllte, vielmehr erschien nach Beendigung desselben der Burgherr Reidhart von Isegrimm auf der Zinne seines Thurmes in kohlschwarzer Rüstung, einen feuerfarbenen Busch auf dem Helme, den Rücken bedeckt mit einem Scharlachmantel, nicht nur mit über einander geschlagenen Armen und einem Hohnlächeln auf den Lippen, trotzig, übermüthig, siegesbewußt — man war einander so nahe, daß man dies wahrnehmen konnte —, sondern er machte auch seinem Gefühle gegen die Belagerer alsbald dadurch Luft, daß er in dreimal drei Absätzen ein kolossales Hohngebrülle erschallen ließ, welches um so verstärkter ins Thal hinab schallte, da er es durch ein riesenmäßiges Sprachrohr von sich gab.

Nichts desto weniger erfüllte der biedere und treue Kriegshauptmann des Prinzen Maiwein seine Obliegenheit aufs erschöpfendste, indem er vortrat, die weiße Fahne in der Hand, und die Burg in aller Form Rechtens zur Uebergabe aufforderte, wobei er hervorhob, daß der als Biedermann bekannte, eben so tapfere wie großmüthige Burgherr Reidhart von Isegrimm es selber gegen die Regeln aller Ritterlichkeit halten werde, daß ein, wenngleich bekannter, doch in keinem Märchen- und Fabelbuche mit irgend einer guten Eigenschaft rühmend erwähnter Drache Griesgram dort oben die holde Freude gefangen halte, welche, dem ganzen Menschengeschlechte angehörend, auch von dem ganzen Menschengeschlechte, welches hinter ihm, dem Herold, stehe, zurückgefordert werde.

Hierauf erklang die Donnerstimme des Burgherrn, aus dessen Auge ein verzehrendes Heldenfeuer loderte, und während er sein

zweihändiges Ritterschwert auf die Steinplatten neben sich niederstieß, daß es förmlich dröhnte, rief er: „Ha, Ihr da unten wagt es, von Uebergabe zu reden, Ihr Abgesandten eines eben so feigen, wie weichlichen Souverains, der wahrscheinlich süßen Maitrank schlürft, während sich seine Helden unter Musikbegleitung gegen mich, den Tapfersten der Tapferen, aufmachen! Entflieht bei Zeiten aus dem Bereiche meiner Geschosse, oder ich könnte mich nach glorreichen Vorgängen bewogen fühlen, die weiße Flagge nicht zu achten! Schaut aber hin auf den Söllerraum meines Schlosses, und was Ihr dort seht, mag Euch als genügende Antwort dienen!“

Damit machte der Unhold eine imposante, nicht ganz verständliche Geberde, bei der man jedoch ein Bedeutendes von seinem Scharlachmantel zu sehen bekam, und verschwand.

Wir brauchen eigentlich nicht zu sagen, daß der tapfere Feldhauptmann vor der Burg mit einem bang erwartungsvollen Blicke nach dem Altan der Fahnenburg schaute, welche der schwarze Ritter droben als seinen Söllerraum bezeichnet. —

Dort erschien der Drache Griesgram in dem uns bekannten, vortrefflich gewählten Anzuge, die mit einer langen Kette gefesselte Freude hinter sich drein schleppend. — Die Freude, eine weiße, verhüllte Gestalt, sehr lang und schmächtig, zusammengebrochen und trippelnd, schien in diesen Räumen zu einer verkümmerten, sehr ungesunden Freude geworden zu sein.

Der geneigte Leser wird erwartet haben, es werde über diesen jammervollen Anblick ein Schrei der Wuth und der Rache ausgebrochen sein; — doch fand das Gegentheil Statt, als sich nun der Drache Griesgram der Balluſtrade des Söllerraumes näherte und mit tiefer, murrender Stimme so wie mit sehr gespreiztem Wesen anhob zu reden:

„Ja, wir halten die Freude gefesselt, weil das verdorbene Menschengeschlecht, zu dem Ihr gehört, keiner Freude mehr werth ist — wir halten . . . .“

Weiter kam er nicht, denn ein ungeheures Gelächter aus dem Gebüsche rings umher, wo Rodenberg, der dem tapferen Kriegshauptmann gefolgt war, sein wildes Heer gelagert hatte, schnitt ihm seine Rede entzwei und steckte nicht nur den eben so biederen wie ernsten Herold an, sondern auch die sämmtlichen Musiker, welche, aufwärts schauend, ihre Freude gleichfalls auf die lauteste Art kund gaben bei dem furchtbar komischen Anblicke des Drachen, wobei es der Kriegshauptmann für das Gerathenste hielt, sein Geschäft als beendigt anzusehen und abzuziehen.

Er that dies unter den Klängen der Musik, welche, zuweilen gestört durch einen schrillen, unpassenden Ton, wenn einer der Musiker über eine Baumwurzel stolperte oder lachend an den Drachen Griesgram zurückdachte, die erhebende und für die vorliegenden Verhältnisse passende Melodie spielte:

„Schmeißt ihn 'naus den Juden Itzig, Juden Itzig,
Denn der Kerl war gar zu hitzig —"

ein Hohn und eine Mißachtung, von denen wir glauben, daß sie bis jetzt in der Weltgeschichte einzig da stehen.

Seine Hoheit der Prinz Maiwein empfing mit großer Befriedigung den Bericht von dieser glorreichen Waffenthat und fand sich veranlaßt, seinem Kriegshauptmann dafür das Commandeurkreuz zweiter Classe Allerhöchst[illegible]res Ordens zu überreichen, auch empfahlen Allerhöchstdieselben Ihren umhergelagerten Völkern in Anbetracht des bevorstehenden Kampfes die größtmöglichste Fröhlichkeit und forderten die Musikcorps auf, das Lagerleben durch heitere Weisen zu verschönern.

Unterdessen erschien die Sonne höher am Himmel und sandte schon forschend neugierige Strahlen durch die Lücken des Blätterdaches, gewiß in der Absicht, an dem lustigen Treiben da unten auf dem moosbedeckten Boden im kühlen, schützenden Schatten Theil zu nehmen. Die Proviant-Colonne hatte sich hinter Barricaden

verschanzt, den mitgebrachten Mundvorrath zu ordnen, so wie die Fässer von dem Wagen herabheben zu lassen und an einen kühlen Ort auf den Boden zu legen und gegen die Hitze mit frischen Zweigen zu bedecken. Zum Schutze gegen die eigenen Truppen, namentlich gegen kühne Marodeurs, wurden die Tüchtigsten aus der Schaar der Waldteufel ausgewählt, ihnen ein Baumast in die Hand gegeben und sie rings um die lagernde Proviant-Colonne vertheilt.

Es war ein prächtiger Anblick, wenn man so von irgend einer kleinen Erhöhung dieses romantische Lagerleben betrachtete; den Mittelpunkt bildete das rothe Zeltdach des Prinzen, unter welchem er mit seinem Hofstaate um die große, vergoldete Bowle gelagert war und wo es beständig ab- und zuströmte wie in einem Bienenkorbe. Seine Hoheit liebte es nämlich, zahlreiche Gnaden an Allerhöchstihre Unterthanen auszutheilen, und wußte dies mit der feinsten Nuancirung zu thun, indem sie diesem einen Trunk Maiwein, Jenem ein tüchtiges Butterbrod und einem Anderen eine Cigarre verabreichen ließen.

Ein gleicher, fast noch größerer Zulauf fand bei dem Marketenderkarren Statt, nur daß es hier, etwas entfernt vom Hofe, begreiflicher Weise lustiger und ungezwungener herging. Da klirrten die Gläser, da klang zuweilen ein bekanntes Lied in kräftigem Chore, oder sich jubelnd anlehnend an eine Melodie, welche die Musikcorps spielten. Letztere befanden sich an dem schattigsten Platze aufgestellt und verfehlten nicht, durch Kriegs- und andere Lieder die Kampflust zu erhöhen und zu allgemeiner Fröhlichkeit zu begeistern. Dies gelang denn auch vortrefflich, und wenn man so das ganze, tolle Getreibe anschaute, so hätte man viel eher glauben sollen, es werde hier ein friedliches Fest gefeiert, als auf solche Art sich vorbereitet zum heißen Kampfe mit einem erbitterten und blutgierigen Feinde.

Zuweilen dröhnte ein Schuß von der Veste herüber, dessen Kugeln über die Köpfe der fröhlich Lagernden hätten dahin sausen

oder einſchlagend Tod und Verderben bringen können, hier aber nur einen erneuerten Jubel hervorrief.

Wenn ſich das Ohr an den heitern Liedern und der rauſchenden Muſik erfreute, ſo ergötzte ſich das Auge an dem bunten Durcheinander der lebhafteſten Farben, dem Golde der Treſſen und Quaſten, dem Leuchten und Blitzen der Waffen, dem Wehen der Federbüſche, beſonders aber an der tiefgrünen Waldumgebung, die bei aufſteigender Sonne immer mehr und mehr wie mit Gold durchwirkt erſchien und ſo einen glänzenden, reichen Rahmen bildete zu dem bewegten Lagerleben der Künſtler.

Rodenberg's Jäger hatten ſich zu den Reitern geſellt und lagerten am entfernteſten vom Marketenderkarren, nicht aber ohne die in ſtrategiſcher und anderer Hinſicht ſo wichtige Verbindung mit demſelben aufrecht zu erhalten, und es geſchah dies auf ſehr ſinnreiche Art durch große, wohlgefüllte Trinkhörner, die durch eine förmliche Vorpoſtenkette hin und her befördert wurden. Auch das Haupt der wilden Jagd bediente ſich, an eine Eiche gelehnt, eines ſolchen Trinkgefäßes, deſſen Inhalt es mit dem Tod und dem Teufel theilte. Letzterer ſaß auf einer Baumwurzel und ſchaute, das breite Geſicht zu einem freundlichen Lachen verziehend, an dem Trinkhorn empor, wogegen Knorz etwas abſeits ſtand und mit über einander geſchlagenen Armen ernſt und gedankenvoll auf das Getreibe zu blicken ſchien.

„Woran denkſt Du?“ ſagte der wilde Jäger gegen Knorz gewandt, nachdem er dem Teufel das Trinkgefäß eingehändigt — „Du ſchauſt ſo gar trübſelig aus!“

„Er denkt an den bevorſtehenden Kampf,“ verſetzte van der Maaßen heiter, „und freut ſich auf ſeine Art über die Ernte, die er dann machen wird.“

„Iſt es ſo?“ fragte Rodenberg.

„Der Teufel hat zuweilen Recht,“ gab der Tod zur Antwort, „ich dachte an dergleichen und ſtellte es mir recht lebendig vor,

als wäre das Ganze hier nicht ein heiteres Spiel, ſondern blutiger Ernſt. Da würde ich allerdings eine reiche Ernte halten, und es kam dabei etwas wie ein zweites Geſicht über mich, ſo daß ich hätte vorausſagen können, Der und Der werde mit heiler Haut davonkommen, während man Dieſen und Jenen drunten einſcharrt."

„Knorr hat immer ſo trübſelige Phantaſieen, er hat etwas von der Gabe der Prophezeihung. Wenn es ihm irgend unbehaglich wird, ſo iſt es beſſer, man folgt ihm und geht nach Hauſe."

„Und es iſt Dir heute unbehaglich?" fragte der wilde Jäger.

„Ganz und gar nicht; ich bin ſo heiter, als es mir möglich iſt."

„Ja, ja, ſein Ausſehen iſt ſo," bekräftigte van der Maaßen, nachdem er einen tüchtigen Schluck gethan. „Jemand, der ihn nicht kennt, würde behaupten, er ſei nicht guten Humors; aber ſein Auge leuchtet, und das iſt mir ein Beweis, daß er ſich wenigſtens innerlich freut. — Da trink' einmal und dann prophezeie uns was Gutes!"

Knorr that einen langen Zug, und als er das Horn abſetzte, blickte er gedankenvoll in den Wein, der aus der dunklen Tiefe des Gefäßes röthlich hervorleuchtete. — „Nun gut, Ihr ſollt eine Weiſſagung hören, die ſich noch vor Euren Augen erfüllen wird. — Woran dachteſt Du in dieſem Augenblicke?" fragte er, den wilden Jäger anſehend.

„Ich?" gab dieſer mit einer kleinen Verwirrung zur Antwort — „ich dachte — nun, woran ſoll ich gedacht haben? — an unſer Lager, an unſere Fahnenburg, an den glorreichen Sieg oder an einen ſchönen Reitertod."

„Ha," machte der Tod bedenklich, „letzteres wäre mir nicht lieb, denn ich ſage Dir, Rodenberg, das, woran Du jetzt eben gedacht, wird ſich Dir nähern und mit Dir auf irgend eine Art in Verbindung treten!"

Der wilde Jäger lächelte ungläubig, obgleich er ſo gern den

Dienſt läßt unſereins nicht oft dazu kommen, das Haus des Herrn zu beſuchen. Die Leute haben des Sonntags Morgens eine wahre Wuth, ihre Wäſche zum Fenſter hinaus zu hängen, ſo wie ihre Blumentöpfe vor demſelben zu begießen; auch kann man es den herrſchaftlichen Wagen tauſend Mal anempfehlen, bei der Kirche langſam vorbei zu fahren, 's hilft Alles nichts, und in dem Punkte ſind die Hofkutſcher die allerſchlimmſten und unter den Hofkutſchern einer — wie heißt er doch gleich? — richtig! Winkler! der allerſchlimmſte."

„Winkler — Winkler," entgegnete der Stadtrath; „ſonſt kein übler Mann, dieſer Winkler; ich kenne ihn, ſeine Mutter war früher bei den Stadtlaternen angeſtellt, ich habe ihr jetzt die Muſeumsquittungen anvertraut."

„Leider!" entgegnete der Steinmann; „leider! ich muß das wiederholen leider! Es iſt ein altes, böſes Weib, und wenn ich mich recht erinnere, ſo trägt ſie gerade im jetzigen Augenblicke ein Circular des Löſchcorps herum."

„Ein Circular des Löſchcorps?!" rief entſetzt der Stadtrath; „eine alte Frau, ſo nahe dem Grabe, agitirt contra neue Kirche? Oh, das iſt ganz entſetzlich!"

„Freilich entſetzlich!" ſeufzte der Stadtſoldat, „und der Herr Stadtrath ſollten auf dieſe Perſon ein ſtrengeres Auge behalten."

„Das werde ich, guter Steinmann," entgegnete Vater Schwämmle, und machte in ein Papier auf ſeinem Pult eine kleine Bemerkung; „das werde ich, wie kann ein vernünftiger Menſch pro Löſchcorps contra Kirche ſein?"

Der Stadtſoldat, der, innerlich frohlockend, überzeugt war, Unkraut unter den Waizen geſäet zu haben, und den das Geſpräch über eine neue Kirche bedeutend langweilte, zog ſich ſachte nach der Thür zurück, indem er ſagte: „alſo vermelde

Worten des Anderen geglaubt. Er hatte in diesem Momente, während er seine Blicke von der Fahnenburg herabgleiten ließ, an jenes wunderbare Zusammentreffen vor einigen Tagen gedacht, an das Versprechen, welches sie ihm halb und halb gegeben, ihn wiederzusehen, — an den Blick von heute Morgen, als er an ihren Fenstern vorbeigeritten. Er schaute forschend durch den Wald hinauf gegen die Landstraße, wo die Wagen der Zuschauer standen, wo sich diese so wie die Reiter und Fußgänger einem fast eben so vergnügten Lagerleben hingaben, wie das kampfbereite Heer drunten, indem sie unter den Klängen der vortrefflichen Musik die mitgebrachten Vorräthe verzehrten.

„Ah, wenn Du Recht hättest mit Deiner Prophezeiung!"

„Darauf kannst Du dich verlassen," erwiederte Knorr; „es ist heute der Tag der Künstler, also der Tag der Ueberraschung und Wunder, und es sollte mich durchaus nicht in Erstaunen setzen, wenn die Gnomen hervorkämen aus ihren Erdlöchern oder wenn uns irgend eine mächtige Fee auf ihrem Zauberwagen erschiene."

„Du als wilder Jäger solltest eigentlich ein Waldhorn besitzen, auf dessen Ton Dir die Geister der Erde und der Luft dienstbar wären," sagte van der Maaßen, „ich fände das so begreiflich. Du hast bei Deinen wilden Zügen einmal und irgendwo die Bekanntschaft einer Feenkönigin gemacht und von ihr ein solch wunderthätiges Horn zum Geschenk erhalten."

„O, wäre es so!" seufzte Rodenberg; „aber dieses Horn — nenne es Jagdhorn oder Wunderhorn — ist die Stelle, wo ich sterblich bin und worin meine Ausrüstung mangelhaft ist; ich verlor es beim Aufsitzen, und mein kleiner Schlingel, der es mir nachbringen sollte, treibt sich Gott weiß wo in der Welt herum. An dieses Horn und was ein Zauberton desselben, wenn es die Kraft des Zaubers besäße, herbeirufen könnte, daran dachte ich so eben."

„Du wirst das Horn wiedererhalten," sprach der Teufel mit

großer Beſtimmtheit — „Knorz hat es prophezeit, und darauf kannſt Du dich verlaſſen.“

„Schade, daß Du es nicht haſt,“ meinte der Tod nachdenklich, „ich vermiſſe dieſes Wunderhorn mit ſeinem weichen, lang nachklingenden, melancholiſchen Tone — einem Tone ...“

„Horch', einem Tone, wie jener, der dort vor uns aus der Tiefe des Waldes dringt!“ rief Rodenberg.

„Ja, ja, einem ähnlichen Tone,“ ſagte der Tod.

Und er erklang abermals, näher kommend — weich nachklingend, melancholiſch.

„Lagert dort Jemand von den Unſrigen?“ fragte Knorz, der aufmerkſam hinlauſchte.

„Niemand.“

Da tönte es zum dritten Male.

„Ah — was iſt das?“

Die Blicke der Drei waren auf eine mächtige Buche vor ſich gerichtet, deren untere, dicht belaubte Aeſte mit einer nebenſtehenden Eiche ein förmliches Thor bildeten, durch welches jetzt etwas ſo Sonderbares hervortrat, daß man es an jedem anderen Tage mit Staunen, ja, wohl mit Schrecken betrachtet haben würde. Aber heute, am Künſtlertage, am Tage der Wunder, gab es ja nichts Uebernatürliches, und ſo blieb denn auch Rodenberg an ſeinen Baum gelehnt ſtehen, der Teufel behaglich zu ſeinen Füßen ſitzen, und nur der Tod trat etwas auf die Seite, wobei er mit einer feierlichen Handbewegung auf den wilden Jäger zeigte, als wollte er ſagen: „Das iſt der Mann, den Ihr ſucht.“

Aus dem Walde hervor traten fünf bis ſechs Jäger, kräftige gedrungene, bärtige Geſtalten mit wild-verwegenen Geſichtern und blitzenden Augen. Sie waren coſtumirt wie die Schaar des Rodenbergers, nur ſah Alles an ihnen ſo abgenutzt, ſo gebraucht und doch wieder ſo echt aus, als ſeien ſie ſämmtlich nach einer langen, ermüdenden, nächtlichen Jagd vom Pferde geſtiegen. Auf den

Schultern trugen Einige kurze, ſcharfe Jagdſpieße, während Andere die Armbruſt mit den Stahlreifen und den ſchweren Bolzen führten.

Eine ſolche Jägerſchaar wäre am heutigen Tage durchaus nichts Ungewöhnliches geweſen, doch folgten derſelben vier rieſenhafte wilde Männer, wie man ſie als Wappenhalter zu ſehen gewohnt iſt, braun und von ſehnigem Körperbaue, ſpärlich bekleidet mit Baumzweigen und Thierfellen, trotzig und grimmig blickende Geſtalten mit ſchweren Keulen in der Hand, Eichenkränzen um das ſchwarze, ſtruppige Haupthaar. Langſam gingen ſie vorwärts, und erſt als ſie ſo nahe gekommen waren, daß die voranſchreitenden Jäger rechts und links auf die Seite traten, um ihnen Platz zu machen, gewahrte man in ihrer Mitte einen Zwerg mit einem faſt unförmlich dicken Kopfe, ſchneeweißem Haar und Bart, aber ſehr klugen und lebhaften Augen. Er hatte ein Gewand an von grünem Sammt, das von einem goldenen Gürtel zuſammengehalten wurde, und obgleich dieſes Kleid ziemlich weit und faltig war, ſo konnte es doch einen großen Höcker nicht verbergen, den der Zwerg auf der linken Schulter hatte.

Als die wilden Männer dicht vor Rodenberg angekommen waren, blieben ſie ſtehen und ſenkten ihre Keulen, um ſich auf dieſelben zu ſtützen. Der Zwerg that einen Schritt vorwärts und der wilde Jäger bemerkte mit Erſtaunen, daß er ſich nicht nur direct an ihn wandte, ſondern daß er ihm auch ein reich gearbeitetes Hüfthorn entgegenhielt, das an einer glänzenden Kette befeſtigt war.

Nach einer Pauſe allgemeiner Erwartung ſagte der Zwerg mit einer möglichſt tiefen Stimme: „An Dich bin ich geſandt, eben ſo tapferer als wilder Jäger; meine hohe und erhabene Gebieterin, die mächtige Fee, die Beherrſcherin verſchiedener Geiſterreiche, deren Name Dir vor der Hand unbekannt bleiben ſoll, befahl mir, hieher zu gehen, wo ich Dich, den wilden Jäger, finden würde, an einen Baum gelehnt und in Geſellſchaft von eben ſo mächtigen wie gefürchteten Begleitern, — dem Tod und dem Teufel.“

Rodenberg war durch dieſe Anrede um ſo mehr auf eine ſeltſame Art überraſcht, da der Zwerg dasjenige in den Händen trug, wonach er ſich noch vor wenig Augenblicken geſehnt, beſonders aber, da ihm die Stimme des Zwerges außerordentlich bekannt vorkam.

Dieſer ließ ihm indeſſen nicht lange Zeit zur Ueberlegung, denn er fuhr fort: „Da ich Dich nun gefunden, werde ich mich raſch des Auftrages meiner hohen Gebieterin entledigen, indem ich Dir dieſes Jagdhorn als ein Geſchenk überreiche und wie mir befohlen iſt, alſo dazu ſpreche: dieſes Horn, welches während tauſend Jahren bei anderen Schätzen begraben lag, hat ganz außerordentliche Eigenſchaften, welche Du bei richtigem Gebrauche kennen lernen wirſt. Ueber dieſen Gebrauch aber Dich zu belehren, iſt mir verboten. Sei tapfer und klug, beharrlich und verſchwiegen, ſo wird ſich alles Uebrige von ſelbſt finden."

Damit legte der Zwerg das Horn in die Hände des wilden Jägers und wollte ſich entfernen, doch hielt ihn dieſer zurück, indem er vortretend ſagte: „Warte einen Augenblick, o weiſer Zwerg und treuer Diener einer ebenſo erhabenen als großmüthigen Gebieterin, und erlaube mir wenigſtens, Dir meinen Dank zu ſagen und denſelben durch Dich zu den Füßen dieſer ſo gütigen und hoffentlich auch ſchönen Fee niederzulegen. Sprich ihr dabei meinen heißen Wunſch aus, ſie von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen, um wiederholen zu dürfen, was mein eben ſo heißes wie dankerfülltes und tapferes Herz für ſie fühlt."

Ob die Rolle des Zwerges hier ausgeſpielt war, oder ob derſelbe ſonſt Urſache hatte, ſich dem forſchenden Blicke des wilden Jägers zu entziehen, — genug, er verbeugte ſich und zog von dannen, wobei ihn die trotzigen wilden Männer umringten und ihm die Jägerſchaar den Rücken deckte. Einige Augenblicke ſpäter, und das Dickicht des Waldes hatte die ganze märchenhafte Erſcheinung ſpurlos verſchlungen, ſo daß Rodenberg Alles für einen Traum hätte halten können, wenn ihm nicht das Jagdhorn als ſichtbares

Zeichen der Wahrheit in der Hand geblieben wäre. Und es war ein prachtvolles Horn, wie er es ſich wohl gewünſcht, wie er ein faſt ähnliches geſehen zu haben glaubte, dieſes aber noch reicher und geſchmackvoller verziert fand; es war von Elfenbein, mit Silber eingelegt und mit einer Kette von gleichem Metalle verſehen. Auf einer der Verzierungen, die ſich wie ein feines Band um das Horn herumſchlangen, ſtanden die Worte: »Espere y teme!« — (Hoffe und fürchte!)

Nachdem die drei Freunde das Jagdhorn aufmerkſam betrachtet, ſagte van der Maaßen, indem er den Tod mit einem Blicke ſcheuer Verehrung betrachtete: „Alles das, was wir ſoeben erlebt, die märchenhafte Geſandtſchaft, das Geſchenk dieſes Hüfthorns, finde ich nicht ſo außerordentlich, als daß die Prophezeihung Knorz ſo raſch und plötzlich in Erfüllung gegangen iſt, doch habe ich nie daran gezweifelt, denn ich kenne ihn."

„He, wilder Jäger," rief der Kriegshauptmann Rodenberg an, indem er ſich vom Gezelte des Prinzen Maiwein her näherte, „Seine Hoheit haben da etwas bemerkt von fremden Völkern, die ſich Euch genähert und, wie es ſcheint, eine Botſchaft gebracht! Seine Hoheit wünſchen von dem Inhalte derſelben unterrichtet zu ſein!"

„Das ſoll mit dem größten Vergnügen geſchehen," gab Rodenberg zur Antwort, indem er ſein Horn über die Schulter hing und mit ſeinen beiden Begleitern dem Kriegshauptmann folgte.

Der Prinz Maiwein hatte aus der großen vergoldeten Bowle ſo viele Gnade ausgetheilt, daß dieſelbe leer geworden, wobei es eigenthümlich anzuſehen war, wie ſich der flüchtige Geiſt dieſes Inhaltes auf einigen zart gerötheten Wangen, beſonders in Gunſt ſtehender Hofbeamten zeigte.

Der wilde Jäger trat vor und erzählte das erlebte Abenteuer, wobei er hinzufügte, daß es ihm hoffentlich gelingen werde, die erhabene Geberin aufzufinden, um ihr ſeinen Dank bezeigen zu

können. Dabei nahm er das Horn von ſeiner Schulter und überreichte es Seiner Hoheit, welche es ringsum aufmerkſam betrachtete, und alsdann ihrem Feldhauptmann gab, indem ſie die Worte ausſprach, die auf der ſilbernen Verzierung gravirt waren: »Espero y temo!«

„Da die Inſchrift ſpaniſch iſt," ſagte Olfers, nachdem er das Horn zurückgegeben und einen flüchtigen Blick mit dem Prinzen Maiwein gewechſelt, „ſo läßt ſich vermuthen, daß die großmüthige Geberin aus dem Wunderlande Spanien ſtammt, vielleicht eine Nachkommin iſt von irgend einer alten arabiſchen Feenkönigin."

„Oder eine ſolche ſelbſt," meinte Rodenberg mit großem Ernſte; „ich glaube Beweiſe zu haben, daß ich mich der Gunſt einer ſolchen Fee erfreue."

„Es iſt höchſt eigenthümlich und ſpricht gerade nicht für die Verdienſte unſerer Polizei, daß uns der Aufenthalt ſolcher Weſen in dem Bereiche unſeres Staates unbekannt geblieben," ſagte Prinz Maiwein, der einen Augenblick ernſt vor ſich niedergeſchaut, dann aber ſeine fröhliche Laune wieder gewonnen hatte. — „Und um dieſen Fehler wieder gut zu machen, beauftragen wir hiermit unſern wilden Jäger, es an Nachforſchung nicht fehlen zu laſſen, um im glücklichen Falle die erhabene Fee zu veranlaſſen, daß ſie ſich auch vor unſerem hoheitlichen Angeſichte zeige. Und nun, glaube ich, wäre es Zeit," wandte ſich der heiter geſtimmte Souverain an ſeinen Feldhauptmann, „wenn wir zur großen Action blaſen ließen."

Rodenberg verbeugte ſich und wollte eben das Gezelt verlaſſen, als einige Waldteufel aus dem Gefolge Pan's eilfertig herbeiſprangen und einen Reiter meldeten, der an der Umgebung des Lagers ſich gezeigt und mit dem Höchſtcommandirenden zu ſprechen verlangte. Dieſer Reiter, berichtete einer der Waldteufel, müſſe aus einem anderen Jahrhundert und von einem anderen Volke ſtammen, als ſie ſelber, denn er trage ein höchſt einfaches, geſchmackloſes Kleid und habe etwas auf dem Kopfe, das ausſehe wie ein umgeſtürzter, ſchwarz

angestrichener Feldkessel. Sein linkes Auge sei von Glas und habe er dasselbe vermittelst einer schwarzen Schnur am Halse befestigt. Was seine Sprache anbelange, so sei sie ein wunderliches Gemisch von verschiedenen Sprachen und von Verständlichkeit und Unverständlichkeit. So habe er unter Anderem den Wald superbe gefunden und vom Lager Seiner Hoheit gesagt, es sei dies ein ganz trichinenhafter Anblick.

Nachdem der Prinz entschieden, daß dieses räthselhafte Wesen augenblicklich vorgelassen werde, stürzte der Waldteufel davon und kehrte nach kurzer Zeit mit einem Reiter zurück, dessen Pferd Einige am Zügel führten, während Andere seinen Steigbügel hielten und ein paar der Beherztesten sogar das Ende des Schweifes gefaßt hielten. Der Fremde, welcher auf dem Pferde saß, trug einen dunklen Oberrock, einen schwarzen, runden Hut und hatte in das linke Auge ein Glas gedrückt, Alles nach der Mode des neunzehnten Jahrhunderts.

Mittlerweile war im Gezelte des Prinzen für ein gut gefülltes Trinkhorn gesorgt worden, welches man dem Ankömmlinge zum Willkomm credenzte und woraus derselbe einen bemerkenswerthen Zug that. Dann wischte er sich den Schnurrbart ab, klemmte sein Glas, welches ihm während des Trinkens herausgefallen war, wieder ins Auge und sagte in heiterem Tone: „Auf Ehre — superbe! — Dieses Künstlerleben ist wahrhaftig eine Welt für sich! — Ah, mein lieber Herr Rodenberg, wie geht's? — Unser Freund Lytton da sieht wahrhaft räuberhaft aus!"

Seine Hoheit erhob sich aber mit Würde und sprach in ernstem Tone: „Man frage diesen Fremdling, was er in unserem Revier zu suchen hat."

„Auf Ehre — trichinenhaft!" rief der Reiter unter herzlichem Lachen. „Richtig, das ist ja der Hofstaat des Prinzen Maiwein! Bitte Eure Hoheit tausendmal um Entschuldigung, daß ich so ohne alles Ceremoniel hier hereingebrochen bin, aber" — setzte er mit

Wichtigkeit hinzu — „ich erſcheine hier in der Eigenſchaft eines Abgeſandten, eines Botſchafters, und dieſe Art Leute kann ſich ſchon etwas herausnehmen!“

„So erſuchen wir den Botſchafter, ſeine Creditive zu überreichen:“

„Ich kann mich leider nur mündlich legitimiren: es gebrach an Tinte und Schreibmaterial, um mich mit dem nöthigen Beglaubigungsſchreiben zu verſehen. Draußen vor dem Lager Eurer Hoheit befindet ſich mein allerdurchlauchtigſter Herr, Prinz Heinrich, und ſendet ſeinem verehrten Vetter, Euer Liebden, ſeinen freundlichen Gruß, wobei er den Wunſch ausſpricht, es möge ihm geſtattet ſein, mit ein paar anderen befreundeten, höchſt tapferen Reitern den Sturm auf die Fahnenburg mitzumachen.“

Hierauf entgegnete Seine Hoheit der Prinz Maiwein in großem Style und mit gehöriger Action: Wir erwiedern den freundlichen Gruß des Prinzen Heinrich, unſeres hochverehrten Vetters, mit gehöriger Genugthuung und können nicht umhin, ſeinem Abgeſandten auszudrücken, wie es uns zur großen Befriedigung gereicht, daß unſer Vetter und Liebden geſonnen iſt, unſern glorreich werdenden Feldzug gegen den grimmigen Ritter Neidhart von Iſegrimm mitzumachen, zur Beſiegung des Drachen Griesgram mitzuwirken und die holde Freude entfeſſeln zu helfen. — Dieſe Bitte,“ fuhr er majeſtätiſch auf, „iſt alſo in aller Form gewährt, und wir erſuchen das tapfere Hülfscorps, ſich an unſern Feldhauptmann zu wenden, der ihm beim Sturme einen Ehrenplatz anweiſen wird. Bevor Ihr aber unſere Antwort zurückbringt, werden wir Euch eine kleine Decoration überreichen, die Ihr fortan zur Erinnerung an uns und an den heutigen Tag tragen möget. — Man reiche uns ein Commandeurkreuz erſter Klaſſe mit Schwertern.“

Auf einen Wink Seiner Hoheit ritt hierauf der beglückte Abgeſandte ſo nahe heran, daß er die Decoration aus den Händen des Prinzen in Empfang nehmen konnte, worauf letzterer zu ſprechen

fortfuhr: „Wir ertheilen Euch diese Decoration nicht nur für Eure uns bis jetzt gänzlich unbekannt gebliebenen Verdienste, sondern mit der kleinen Nebenabsicht, daß, wenn wir uns später in dem Falle befänden, junge, harmlose Offiziere und ehrbedürftige Hofbeamte bei großen Staatsactionen, als da sind: Thronbesteigung, Hochzeit und Allerhöchste Kindtaufe, an den Hof unseres Vetters und Liebden, des Prinzen Heinrich, zu senden, es diesem ebenfalls gefallen möge, die Brust unserer jungen, harmlosen Offiziere und ehrbedürftigen Hofbeamten mit Orden und Bändern zu schmücken."

„Wie das der Gebrauch ist bei allen civilisirten Nationen und zur Vervollständigung der Toilette dient," setzte der Oberhofmeister des Prinzen Maiwein hinzu, indem er seine Backen aufblies und so seinem etwas faden Gesichte ein Ansehen gab.

„Allerdings, so sei es. — Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen und befehlen unseren gehorsamen Waldteufeln, Euch an die Gränze unseres Reiches zu bringen und später mit Eurer tapfern Schaar hieher zu geleiten.

Der Reiter, gerührt und überrascht von so viel Glück, stammelte etwas von unverhoffter Gnade, sowie von einem wahren Trichinenglücke und verließ hierauf die prinzliche Hofhaltung.

Der Feldhauptmann Roderich hatte die lebhafte Aufmerksamkeit, mit der Hof und Volk diesen großartigen Act der Ordensvertheilung anstaunten, dazu benutzt, sich unbemerkt dem Allerhöchsten Kreise zu entziehen und sich auf sein Pferd zu schwingen, worauf er gegen den Fahrweg galoppirte, den Wagen der Zuschauer zu, die sich dort aufgestellt hatten. Bald hatte sein scharfer Blick in einem derselben gefunden, was er suchte, und auch er war im gleichen Augenblicke gesehen worden.

„O, mein Papa, mein Papa!" rief jubelnd eine helle Kinderstimme, und eine ältliche Dame, auf deren Schooß das kleine Mädchen saß, konnte es kaum zurückhalten, sich aus dem Wagen zu stürzen. — „O, mein Papa, mein Papa!" wiederholte es, während

es dem herankommenden Reiter ſeine Aermchen entgegenſtreckte, wobei ſich ſein ſonſt ſo bleiches Geſicht lebhaft röthete.

Roderich grüßte die Dame im Wagen, eine Bekannte des Hauſes, ehrfurchtsvoll, dann trieb er ſein Pferd ſo nahe an den Wagen hin, daß das kleine Mädchen mit ſeinen Händchen ihn um den Hals faſſen konnte, worauf er es ſanft emporhob, zu ſich auf den Sattelknopf ſetzte und ihm einen herzlichen Kuß auf die Lippen drückte.

„Haſt Du ſchon Vieles geſehen, mein Kind?"

„O ja, Papa, all' die ſchönen Reiter und Soldaten mit ihren bunten Federn und langen Lanzen, auch den Mohren, die Indianer und Herrn Rodenbergs wilde Jagd; dabei war der Tod und der Teufel."

„Haſt Du Dich gefürchtet?"

„Beinahe, aber doch nicht, ſie ſind ja nur verkleidet."

„Nun mußt Du recht Achtung geben; jetzt werden die Soldaten die Burg ſtürmen. Haſt Du Angſt, wenn ſie ſchießen?"

„Ich werde mir die Ohren zuhalten."

„Ein gutes Mittel im Kampfe," ſagte Roderich lächelnd. „Jetzt will ich Dich wieder in den Wagen heben und hoffe, daß Du recht lieb und und artig biſt, auch der Mama Alles erzählſt, ſobald Du nach Hauſe kommſt."

„Kommſt Du auch bald nach Hauſe?"

„Wohl nicht vor Abend, Kind," erwiederte Roderich, wobei ein Schatten über ſeine Züge flog. Dann hob er das Mädchen nochmals in ſeinen Armen empor und drückte ihr feines Geſicht an ſeinen vollen Bart, ehe er ſie wieder in den Wagen ſetzte. — „Adieu, mein Herz!"

„Adieu, Papa!"

Er grüßte nochmals die ältere Dame, die ihm freundlich zunickte, und galoppirte nach dem Hoflager zurück, wo Seine Hoheit

ich beim Appel dem Polizeiwachtmeiſter den Befehl des Herrn Stadtraths . . . .“

„In der obern Stadt fleißig zu patrouilliren,“ antwortete beſtimmt Vater Schwämmle, „ich will es ſo, es iſt mein Befehl!“

„Wünſche eine geruhſame Nacht, Herr Stadtrath!“

„Adieu, guter Steinmann!“

Der Stadtſoldat flieg die Treppen hinab und konnte kaum an ſich halten, um nicht laut hinaus zu lachen; aber er erſchien mit der freundlichſten Miene von der Welt beim Appel der Polizeimannſchaft und theilte dem Wachtmeiſter mit, daß ihn der Stadtrath Schwämmle erſuchen laſſe, fleißig in der oberen Stadt zu patrouilliren.

Unterdeſſen war es ſpät geworden, die Gaslaternen wurden größtentheils ausgelöſcht, und als die Glocken zwölf Uhr anſagten, war die gute Stadt ſo finſter, als es Gauner und Spitzbuben nur wünſchen konnten.

In dem engen Gäßchen hinter dem Hauſe, wo die Madame Müller wohnte, ſchlich jenes Subjekt, das wir heute Nachmittags bei dem Stadtſoldaten geſehen, langſam einher und that, als es die Thür des Holzſchuppens erreicht, drei leichte Schläge mit der Hand an dieſelbe und dann ſpähte der Kerl an den dunklen Fenſtern hinauf, und als er nach einer Minute bemerkte, daß droben Feuer geſchlagen wurde, zog er einen Schlüſſel aus der Taſche, öffnete die Thür und trat in den Schuppen, da ihm jenes Zeichen geſagt, daß droben die Luft rein und nichts Verdächtiges in der Nähe ſei. Er tappte zwiſchen Holzhaufen und altem Gerümpel aller Art vorſichtig nach einer Treppe, die er hinaufſtieg, oben die Zimmerthür öffnete und in ein kleines Gemach trat, welches nur ein einziges Fenſter nach dem Hofe zu hatte; es war eigentlich eine Glasthür, die auf die früher er-

der Prinz Maiwein, ein volles Römerglas in der Hand, ihm mit leuchtenden Blicken entgegenrief:

„Und nun zum Kampfe und zum Siege! Unser muthiges Heer ist durch Speise und Trank gestärkt und wird unter unserer, sowie unseres braven Feldhauptmanns Führung Wunder der Tapferkeit verrichten! Man lasse die Fahne des Reiches flattern, man gebe den Befehl zum Angriffe!“

Es war dies ein erhebender Moment, wie er jeder großen Feldschlacht, jedem verwegenen Sturme voranzugehen pflegt.

XIII.

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!“

Vor dem Gezelte des Prinzen Maiwein auf einer hohen Stange wurde die goldene und geleerte Maitrank-Bowle aufgesteckt, was für die umherlagernden Völker als Zeichen galt, sich zum Kampfe bereit zu machen. Die Führer begaben sich zu ihren Truppentheilen, die Constabler und Büchsenschützen schauten nach Kraut und Loth, die Reiterei schwang sich in ihre Sättel, und als sich die Marketenderin mit ihrem Lager zu dem trübseligen Pan zurückgezogen und die Trompete auf den directen Befehl des Feldhauptmanns ertönte, ging es auf allen Seiten zum Angriffe gegen die Fahnenburg, wobei die Musikcorps, an passenden Plätzen aufgestellt, begeisternde Vaterlandslieder spielten.

Büchsenschützen und Hellebardiere bildeten den Vortrab, und bald meldete das Geknatter der Gewehre, sowie der Ruf der Landsknechte: „Hie Maitrank und Freude!“ daß die Plänkerketten an einander gerathen waren, zugleich aber auch brachte ein Reiter die Nachricht ins Lager zurück, daß der Feind sich am Fuße des Berges verschanzt habe und daß es nöthig sei, grobes Geschütz aufzufahren.

Ein Hurrah für die Constabler! Was ziehen konnte, hatte sich vor die kleinen Feldgeschütze gespannt, ein buntes Gemisch von Landsknechten, Bauern und Waldteufeln. Im Galopp ging es

vorwärts, eine kleine Erhöhung hinan, wo Roderich ſtand, und bald donnerten die Feldſchlangen auf den Feind, der ſich grimmig wehrte, der aus ſeinen Verſchanzungen tapfer herausſchoß und der den Ruf der Angreifer: „Hie Maitrank und Freude!“ mit „Hie Griesgram und ſaurer Wein!“ erwiederte.

Obgleich auf beiden Seiten der Schießbedarf nicht geſpart wurde, ſo tobte doch hier der Kampf längere Zeit unentſchieden, da es keine Todten und Verwundeten gab und ſich deßhalb die Zahl der Kämpfer hüben und drüben nicht verminderte. Freilich verſuchten es die Angreifer, ſtürmend in die Schanzen zu dringen, doch waren dieſelben feſt aus Baumſtämmen gemacht und mit Dornen durchflochten, ſo daß hier bei den verſchiedenen vergeblichen Verſuchen das Blut in Strömen floß. Endlich ſchien der Sturm gelingen zu wollen; die Hellebardiere hatten mit ihren langen Lanzen eine Lücke in die Verſchanzung geriſſen und wollten gerade eindringen, als ſich ihnen, grauſig anzuſehen, der Burgherr Reidhart von Iſegrimm mit einer Handvoll Tapferer entgegenwarf und erſterer mit ſeinem zweihändigen, biegſamen Holzſchwerte ſo gewaltig um ſich droſch, daß die tapferen Landsknechte nicht nur nicht Stand hielten, ſondern unter einem unendlichen Hohngeſchrei der Feinde in das Lager zurückflohen.

Entſetzlicher, trauriger Moment!

Roderich hatte ſich auf ſein Pferd geworfen und eilte an der Spitze ſeiner ſchwergewappneten Reiter heran, bei deren Anblick ſich nun der Feind allerdings in die Schanzen zurückzog, aber dort mit Geberden, welche wenig Achtung ausdrückten, ruhig ſtehen blieb, während Arbeiter eifrig beſchäftigt waren, die entſtandene Breſche wieder zu verſtopfen. Die Reiterſchaar drang ſo tapfer drauf los, als es ihr nur möglich war; ſie ſchoß ihre Piſtolen auf den Feind ab, wobei es indeſſen vorkam, daß die ruhigen Miethgäule, ſtutzig über das ungewohnte Schießen, plötzlich anhielten oder gar zu raſch Kehrt machten, wodurch in beiden Fällen von den tapferen Reitern

Sattelknopf und Mähne ſtark in Anſpruch genommen wurden und es trotz alledem hier die erſten Gefallenen gab. Auch wurde kein Reſultat erzielt; der Ruf „Hie Maitrank!“ wurde ſchwächer und kleinlauter, wogegen die Anderen ihr „Saurer Wein!“ um ſo kräftiger brüllten.

Vergeblich ſtanden die Muſikcorps nicht weit vom dichteſten Geſchütz- und Gewehrfeuer und ſpielten mit heldenmäßiger Aufopferung die anfeuerndſten Melodien — es war ein Augenblick an dieſem heißen Schlachttage, wo die Wagſchaale faſt ſchwankte und wo es den Anſchein hatte, als ſollte der Drache Griesgram ſiegen und die Freude auf ewig gefeſſelt bleiben.

Die zahlloſen Zuſchauer, namentlich die Buben unter ihnen, waren jubelnd und ſchreiend dem Kampfe gefolgt, ja, die letzteren hatten ſich das Feldgeſchrei der beiden Heere zu eigen gemacht, und wo eine Anzahl ſchrie: „Hie Maitrank!“ da konnte man ſicher ſein, daß eine andere Schaar unter dem Rufe: „Hie ſaurer Wein!“ über ſie herfiel.

Der Prinz Maiwein, der ſich auf einen gedrungenen Braunen geſchwungen hatte und neben Roderich hielt, ſah mit großer Freude zu, wie muthig ſich ſeine Völker für ihn opferten, und wollte der wilden Jagd lange nicht den Befehl geben, ſich am Kampfe zu betheiligen. Vergeblich hatte Roderich ſogar ſeinen Adjutanten mit der Meldung zurückgeſchickt, daß die Schlacht ganz verzweifelt ſtehe, und erſt als nun der Ritter Reidhart von Iſegrimm mit ſeinem blutrothen Mantel hoch auf der Schanze erſchien und hohnlachend ſeine ſchwarze Fahne ſchwang, da erlaubte Seine Hoheit erſt, daß die wilde Jagd hervorbreche.

„Hurrah, die wilde Jagd!“ erſcholl es aus hundert Bubenkehlen — „Hurrah!“

Ja, ſie ſtürmte heran unter Hörnerklang und Peitſchenknall, unter dem Gebelle der Rüden, unter dem Halloh der Jäger, unaufhaltſam, kein Hinderniß achtend. Mit einer wahren Wuth

warfen ſich die Jäger zu Fuß auf die Verſchanzung, riſſen ſie aus einander und ſchwangen ſich, ihre langen Jagdſtöcke als Springſtangen benutzend, über die Baumäſte hinüber, ihnen nach die Reiter, Rodenberg auf ſeinem Rappen, der kaum mehr zu halten war, voran. Nur eine geringe Aufmunterung brauchte er dem edeln Thiere zu geben, und es trug ihn in Einem Satze in die Verſchanzung hinein bis dicht vor den Ritter Iſegrimm, der, dieſer Tapferkeit weichend, ohne ſein zweihändiges Schwert auch nur noch einmal zu gebrauchen, dem Burgthore zufloh mit einer Geſchwindigkeit, die durch den wehenden Scharlachmantel und die wallenden rothen Federn einen erhabenen Anblick bot.

Doch war ihm das Verhängniß dicht auf den Ferſen: Rodenberg nämlich folgte ihm über alle Hinderniſſe hinweg und erwiſchte an der Zugbrücke einen Zipfel von dem rothen Mantel des Burgherrn — leider nur dieſen, denn der tapfere Reidhart von Iſegrimm verſchwand mit Zurücklaſſung ſeines Kleidungsſtückes durch das Burgthor, welches donnernd hinter ihm zugeſchlagen, verriegelt und verrammelt wurde.

Da hörte der wilde Jäger, daß in der Burg die Signalhörner außerordentlich ermunternd zum Angriff bliesen und daß die Zuſchauer, die oberhalb der Fahnenburg poſtirt waren, ihm eifrig zuriefen. Er wandte ſeinen Blick raſch gegen die letzteren und bemerkte mit Vergnügen, wie manch' weißes Taſchentuch in zarter Frauenhand ihm entgegenwehte, aber er ſah auch nicht ohne einige Beſorgniß, daß ihm andere Hände haſtig Zeichen machten, zurückzukehren. In der richtigen Vorausſetzung, daß vor der Burg das Geſchütz zu ſpielen anfange, oder daß man vielleicht im Begriffe ſei, die Angreifer von den Mauern aus mit Balken oder ſiedendem Oel zu bedienen, ließ er ſeinen Rappen raſch einen Satz ſeitwärts machen und hatte ſich auf dieſe Art eben in Sicherheit gebracht, als von den Zinnen der Burg eine mächtige Feuerſpritze zu ſpielen anfing und die nahe ſtehenden Hellebardiere und Büchſenſchützen

mit einem tüchtigen Strahle gehörig durchnäßte; auch die Reiterschaar erhielt ihren Theil von dieser gut gerichteten Ladung, wobei es traurig anzusehen war, wie manches Wamms schwer durchnäßt wurde, wie an manchem tapfern Schwerte Wasser statt Blut herablief und wie die langen Straußenfedern auf manchem breitkrämpigen Hute schlaff und geknickt herabhingen; es war eine furchtbare Batterie, die da oben spielte, um so wirkungsvoller für manches Costume, als gleich darauf aus einer Balliste oder sonst einer Wurfmaschine weißes Mehl und Gypskörner in hohen Bogen herübersausten.

Da die angreifende Truppe ungedeckt in diesem gefährlichen Geschützfeuer stand, so war nichts zu thun, als zum Rückzuge zu blasen, weiter unten eine gedeckte Stellung zu nehmen und alsdann vorsichtiger und vielleicht auf einer anderen Seite wieder zum Angriffe vorzugehen.

„Die Attaque war famos," hörte man eine Stimme aus der Reiterschaar sagen, deren Besitzer in der Kleidung des neunzehnten Jahrhunderts den Geharnischten folgte, „auf Ehre, superbe! Aber der Wasserguß und die Mehlpuderung ist doch eine etwas gar zu trichinenhafte Art, einen Sturm abzuschlagen. — Seine Durchlaucht haben auch tüchtig etwas abgekriegt?"

„Es ist nicht so bedeutend," erwiederte der Gefragte; „mein Pferd stieg im richtigen Augenblicke ein wenig und hat mich ziemlich beschützt. — Bah, was schadet auch uns jungen Leuten ein klein wenig Durchnässung?"

Nach diesen Worten berührte seine Durchlaucht mit der Hand seinen Schnurrbart und sein Haupthaar, fuhr auch leicht an seinen Wangen herunter und betrachtete alsdann aufmerksam seine Fingerspitzen; da er aber, weil die Farbe recht fest hielt, ein günstiges Resultat fand, so warf er sein Pferd aus der Reihe heraus gegen einen Wagen voll schöner Zuschauerinnen und grüßte sie, in kurzem Galopp vorüberreitend, mit einer graziösen Handbewegung.

Der wilde Jäger war der Einzige, welcher einen Vortheil bei dem verunglückten Angriffe davon getragen hatte, den rothen Mantel des Ritters Isegrimm nämlich, welchen er als Schabracke auf seinen Sattel legte, was prachtvoll aussah, die Freude der Zuschauer erhöhte, aber einen eben so heftigen Schmerz in der Brust des tapferen Ritters hervorrief. Man entnahm dies aus einigen nicht gut wiederzugebenden Rufen, welche Reidhart von Isegrimm durch das Sprachrohr mit seiner Stentorstimme herabrief.

Der jetzt abgehaltene Kriegsrath beschloß, daß ein Theil der Truppen, namentlich die Konstabler, den Feind von der Stelle aus, wo sie standen, mit einem mörderischen Feuer bedienen sollten, während ein Theil des Heeres, worunter die besseren Truppen, die Fahnenburg in größter Stille und Heimlichkeit zu umgehen hätten, um sie auf einer anderen zugänglichen Seite zu erstürmen.

Um die Belagerten möglichst zu täuschen, blieben die Musikcorps bei den Constablern stehen und spielten, um das Siegesbewußtsein des diesseitigen Heeres auszudrücken, allerlei angenehme und scherzhafte Weisen, was alsdann in der Burg einen wunderbar beruhigenden Eindruck ausübte, denn nicht nur hörte die Batterie auf, zu spielen, sondern man bemerkte auch, wie auf der Plattform des Thurmes ein Tisch aufgestellt wurde, wie man denselben mit Eßwaaren aller Art und mit Humpen bedeckte, und wie der Ritter Reidhart von Isegrimm mit seinem Burgcaplan, der Drache Griesgram, ja, sogar die gefesselte Freude daran Platz nahmen und fröhlich tafelten.

Während dessen aber schlich das nimmer rastende Verhängniß still, heimlich, aber sicher auf einem großen Umwege um die Burg herum, von einem ortskundigen Landmanne geführt, und dieses Verhängniß, vertreten durch die Muthvollsten des wilden Heeres und angeführt durch Rodenberg, der seinen Rappen, wie auch die Uebrigen ihre Pferde, im Lager zurückgelassen hatte, begann jetzt langsam einen kleinen Fußweg hinaufzuschleichen, der oben zu einer

ſchmalen Pforte führte, die, wie man hoffte, in dieſem Augenblicke nicht ſorgſam bewacht war.

Leider für die Belagerten war dies auch der Fall: es iſt nur zu wahr, daß ſchlechtes Beiſpiel die vortrefflichſten Sitten verdirbt, und kaum hatten die tapferen Kriegsknechte auf der Zinne der Burg und im Hofe erfahren, daß ihr unerſchrockener Anführer im Angeſichte des Feindes behaglich tafele, ſo ſetzten ſie nicht nur Küche und Keller des Schloſſes in Contribution, aßen und tranken jubelnd nach Herzensluſt, ſondern ſie öffneten auch wie zum Hohne das Burgthor, um die Muſik beſſer hören zu können. Und als dieſelbe nun draußen gar den Bacio-Walzer ſpielte, da hielten ſich die Hellebardiere, Büchſenſchützen und Conſtabler in der Burg nicht länger, ſie holten die Burgmägde herbei und tanzten, daß es eine Freude war.

Dies war der ſchreckliche Moment, wo es mit dem Geſchlechte der Neidhart von Iſegrimm zu Ende gehen, wo der Drache Griesgram überwunden zu Boden liegen und die holde Freude entfeſſelt werden ſollte. Die kleine Pforte an der Hinterſeite der Burg war allerdings geſchloſſen, aber das Schloß gab dem mächtigen Drucke von Rodenbergs Schultern nach, und ihrem wilden Führer folgend, ſtürmten die Tapfern mit hochgeſchwungenen Schwertern und dem donnernden Rufe: „Hie Maitrank! Hie Freude!“ in den Schloßhof unter die Tanzenden.

Spätere Geſchichtſchreiber haben erzählt, daß der Ritter Neidhart von Iſegrimm gerade im Begriffe geweſen ſei, den gefüllten Pokal zu leeren, als er den verhängnißvollen Schlachtruf ſeiner Feinde im Innern der Burg vernahm — ja, daß er dieſen Pokal mit größter Seelenruhe wirklich geleert, ſich die Lippen abgewiſcht, alsdann nach ſeinem zweihändigen Schwerte gelangt und die großen, in ſeinen Verhältniſſen ſo denkwürdigen Worte geſprochen habe: „So nimm, Gerechtigkeit, nun deinen Lauf!“

Den Kampf würdig zu ſchildern, der ſich nun entſpann, ſo-

wohl im Schloßhofe ſelbſt als in den Gängen und Treppen der Burg, iſt eine Aufgabe, die wohl die Kraft meiner Feder überſteigt. Durch das offen gebliebene Burgthor ſprengte der ſinnreiche Junker von der Mancha mit eingelegter Lanze, gefolgt von Sancho Panſa, in den Hof, und während die Blume ſpaniſcher Ritterſchaft bei jedem noch ſo leichten Zucken ſeines Armes mit der gewaltigen Lanze einen Feind hätte zu Boden ſtrecken können, zerbläute ſein treuer Schildknappe die Rücken der Fliehenden mit einer ellenlangen Cervelatwurſt. — Ja, ſie flohen, die Tapfern, nach einer ſehr kurzen Gegenwehr; doch kamen ſie nicht weit, da ſich vor dem Burgthore die indianiſchen Reiter befanden, welche jeden, der ſich blicken ließ, mit dem Laſſo einfingen und dem auf ſolche Weiſe zum Gefangenen Gemachten die Hände banden.

Während nun auch Roderich mit ſeiner Reiterſchaar erſchien, um die Burg in Beſitz zu nehmen, tobte auf einer Terraſſe unterhalb des großen Thurmes vor den Augen der jauchzenden Zuſchauer ein eben ſo mörderiſcher wie intereſſanter und wüthender Kampf zwiſchen dem wilden Jäger und dem grimmigen Neidhart.

Sah man auf dieſer Seite mit Schaudern und Entſetzen die rohe, gewaltige Kraft wüthen, wenn der von Iſegrimm ſeinen Zweihänder unter dem leichten Angſtrufe mancher der zuſchauenden Damen durch die Luft ſauſen ließ, ſo mußte man auf der andern Seite die Gewandtheit bewundern, mit der der Rodenberger dieſen wuchtigen Hieben auswich und dafür den Panzer ſeines Gegners mit krachenden Schlägen ſeines kurzen Hirſchfängers bediente. Dabei ſah man wohl, daß der wilde Jäger die Abſicht hatte, ſeinen Gegner an die Thurmtreppe hinzudrängen, wo demſelben der lange Zweihänder von keinem Nutzen mehr ſein konnte. Jetzt ſchien dieſer Augenblick, wenn auch auf andere Weiſe, gekommen, denn ein furchtbarer Hieb, den der wilde Jäger auf den ſchwarzen Ritter führte, traf die Klinge des Zweihänders ſo gewaltig, daß ſie abſprang, worauf der von Iſegrimm, ſich mit dem Griffe wehrend, in dem

Eingange der Treppe verſchwand, der zum Thurme führte. Unter lautem Halloh folgte ihm der wilde Jäger; man hörte die beiden tapferen Kämpfer die Stufen der engen Treppe zerſtampfen.

Athemlos horchten die Zuſchauer und blickten hin mit weit aufgeriſſenen Augen.

Jetzt wurde auf der Mauerzinne der rothe Federbuſch des Burgherrn ſichtbar, hart bedrängt von ſeinem Gegner, der ihn an der Gurgel gefaßt zu haben ſchien, denn nach der Sitte edler Ritterlichkeit hatte der wilde Jäger ſein kurzes Schwert ebenfalls weggeworfen, nachdem der Andere entwaffnet war, und ein wüthendes Ringen der beiden kräftigen Geſtalten verwandelte den ſchlacht- und thatenreichen Tag in einen Einzelkampf, von deſſen Ausgang das Schickſal der Burg abhing.

Da zeigten ſich Beide, eng umſchlungen auf der Plattform des Thurmes; doch ſchien die Kraft Neidhart's von Iſegrimm erſchöpft; unter dem rieſigen Griffe ſeines Gegners war er beſiegt, geknickt, wehrlos — ſeine Arme hingen ſchlaff am Leibe herunter, aber fort und fort drängte ihn der wilde Jäger zuerſt empor, dann, an der Mauerzinne — Schaudern ergriff der Zuſchauer Menge —, hob er ihn wie einen Federball auf und ſtürzte ihn von dem hohen Thurme hinab auf die zackigen Felſen, wo er leblos lange ausgeſtreckt liegen blieb.

Ein Aufſchrei aus tauſend Kehlen — dann momentane Grabesſtille — —

Manches Auge hatte ſich in der That ſchaudernd abgewandt, um nach ein paar Secunden ſcheu und vorſichtig hinzublicken, wo die entſetzliche That geſchehen. Landsknechte waren eilfertig hinabgeſtiegen, um den Körper des Gefallenen aufzuheben und empor zu tragen; ſie handhabten die anſcheinend ſchwere Maſſe mit einer erſtaunenswerthen Leichtigkeit, ja, der Eine warf dem Andern den ganzen Neidhart von Iſegrimm mit Rüſtung und Federhut in die Arme; dann wurde er mit ſteifen Gliedern auf eine raſch zu-

wähnte Gallerie führte und welche, von innen mit einem tüchtigen wollenen Vorhang bedeckt, keinen Lichtſtrahl in den Hof fallen ließ.

Das Zimmer war klein, mit einer ärmlichen Eleganz möblirt, das heißt, es befand ſich ein Sopha da, mit einem, einſtens roth geweſenen Plüſch überzogen, dazu Stühle mit anderfarbigen Stoffen, eine alte Commode, in der Ecke ſtand eine Guitarre, auf der aber ſämmtliche Saiten fehlten.

Anweſend war die Madame Müller ſelbſt, eine Frau in den Vierzigen, hoch gewachſen, mit einem verlebten Geſicht, das Spuren früherer Schönheit trug, und dieſe Frau paßte mit ihrem Anzuge, einem abgeſchabten ſchwarzſeidenen Kleide, zu der ärmlichen Eleganz des Zimmers.

„Was gibt's ſo ſpät?“ fuhr ſie den Eintretenden an; „biſt du wieder einmal auf der Flucht, oder was hat's ſonſt gegeben? — was willſt du hier?“

„Pſt!“ ſagte der Mann und drückte die Thüre hinter ſich zu, worauf er ſich in das Sopha warf und die Frau mit einem frechen lachenden Blick anſah.

„Nun, werd' ich erfahren, was du hier willſt?“ ſagte dieſe und ſtemmte ihre kräftigen Arme in die Seite.

„Thut doch nicht ſo unwirſch! es iſt ja gerade ſo, als ob Ihr einen freſſen wolltet! — wir haben ein Geſchäft vor, heute Nacht.“

„Ein Geſchäft?“ fragte Madame Müller und ließ die Hände herabſinken; „was für ein Geſchäft, Taugenichts?“

„Das wird ſich Alles finden,“ entgegnete der Andere; „wo iſt die Anna?“

„Was geht dich die Anna an, Dummkopf!“ entgegnete

ſammengebundene Bahre gelegt, um im Siegeszuge nach dem Lager gebracht zu werden.

Da er im Kampfe um ſeine Burg, alſo in allen Ehren gefallen war, ſo deckte man ihn mit der Flagge ſeines Schloſſes zu, und die vorausſchreitende Muſik ſpielte zur Erheiterung und Aufklärung der Zuſchauer:

„Was kommt dort von der Höh?
Was kommt dort von der Höh?
Was kommt dort von der ledernen Höh,
Ça ça ledernen Höh?
Was kommt dort von der Höh?“

Worauf die Träger jubelnd ſangen:

„Es iſt der Iſegrimm,
Es iſt der Iſegrimm,
Es iſt der lederne Iſegrimm,
Ça ça Iſegrimm,
Es iſt der Iſegrimm.“

Dem Gefallenen folgte der Sieger, wobei es ſich Rodenberg nicht nehmen ließ, den Drachen Griesgram an der Kette, mit welcher er ſeither die Freude gefangen gehalten, neben ſich her zu führen. Der Jubel der Zuſchauer über die Erſcheinung des Drachen war ſo außerordentlich und rauſchend, daß ſich Walter einiger Maßen gekränkt fühlte und feierlich ſchwor, ſobald er im Lager angekommen ſei, wolle er ſich die Tracht des geringſten Troßknechtes zu verſchaffen ſuchen, denn mit dem Ausſterben der Kunſt ſei auch der Sinn für alles Edle und Schöne bei den poeſieloſen Menſchen erloſchen.

Die entfeſſelte Freude, mit einem Blumenkranze geſchmückt, wurde von einer Art Tragſeſſel, aus Zweigen und Laubgewinden beſtehend, in der Mitte der ſiegreichen Schaar von derſelben getragen.

Drunten waren unterdeſſen auf die erſte Nachricht des Sieges

hin die großen Weinfässer angestochen, die Proviantkörbe ausgepackt, kurz, Alles zu dem großen Freudenmahle hergerichtet worden, bei welcher Veranlassung sich Bacchus und der nicht mehr trübselige Pan, Freudenthränen vergießend, einander in die Arme stürzten.

Daß die Gefangenen sogleich freigegeben und bei dem nun folgenden Verbrüderungsfeste in das siegreiche Heer eingereiht wurden, versteht sich ganz von selbst, und so war denn mit einem Male der eben noch so kriegerische Schauplatz der unerhörtesten Heldenthaten in ein heiteres Gelage verwandelt.

Seine Hoheit der Prinz Maiwein hatte sein Gezelt ebenfalls verlassen und sich mit den fremden Gästen, welche muthig am Kampfe Theil genommen, unter die Fröhlichen gemischt, wobei er jedoch mit dem Feldhauptmanne und dem ohne Rüstung wieder zum Vorschein gekommenen Ritter Neidhart von Isegrimm der Mittelpunkt des Ganzen blieb. Der Drache Griesgram, der leider kein Costume eines Troßknechtes auftreiben konnte, hatte sich eilig seiner bezeichnendsten Embleme entledigt, wodurch die bei seinem Anblicke stets rege werdende Lachlust gelegt und er wieder ein Mensch unter anderen Menschen geworden war, obgleich er sich noch sehr verkannt vorkam — wie unter Larven die einzig fühlende Brust. Einen kleinen Trost gewährten ihm die riesigen Humpen und Krüge voll lieblichen Weines, welche unabläßig aus den großen Fässern gefüllt wurden.

Wo war aber der eigentliche Sieger des letzten großen Kampfes geblieben? Mit dem Zuge der Gefangenen im Lager angelangt, hatte ihm Seine Hoheit selbst einen schäumenden Pocal credenzt; dann begab sich der wilde Jäger zu seinen Reitern und sorgte dafür, daß die Pferde im kühlen Schatten angebunden und nach der Anstrengung des heutigen Morgens gehörig verpflegt wurden. Seinem Rappen widmete er dabei die größte Sorgfalt und gab einem der Husaren, die bei ihm waren, die bestimmtesten Befehle, dafür Sorge zu tragen, daß der Rückzug Abends zur Stadt in

gehöriger Ordnung vor ſich gehen könne. Hierauf ſah er ſich nach ſeinen beiden Gefährten um, von denen der Teufel ſich auf dem Feſte gütlich that, während der Tod nicht weit von ſeinem Pferde mit über einander geſchlungenen Armen an einer Buche lehnte und ernſt auf das luſtige Treiben blickte.

„Ich kann mich nicht entſchließen," ſagte er zu dem herantretenden Rodenberg, „mich unter die Fröhlichen zu miſchen. Mit dem Anzuge, den ich auf dem Leibe habe, iſt jener düſtere Geiſt wieder über mich gekommen, der mir ſonſt nur in tiefer mächtiger Stunde, wenn ich einſam bin und mich ſehr allein fühle, zur Seite ſchreitet."

„Bah, wer wird ſolche Gedanken an einem ſo heiteren Tage haben! Gehe hinab zu den Luſtigen, ſetze dich mitten in ihren Kreis und ſinge ihnen:

Mihi est propositum,
In taberna mori —

das wird in dem Munde des Todes von ſchlagender Wirkung ſein!"

„Warum ſagteſt Du: geh' hinab," fragte Knorz mit einem forſchenden Blicke auf den Anderen, „und nicht: komm' herab? Haſt Du etwas Beſonderes vor, das Dich abhält, mit dabei zu ſein?"

„Im Gegentheil," lachte der wilde Jäger, „ich hoffe, ſpäter noch ſehr dabei zu ſein; doch hielt ich es für meine Pflicht, nach den Pferden zu ſehen, und um ehrlich zu ſein, will ich Dir geſtehen, daß ich mich ein wenig in die Waldeinſamkeit zurückziehen möchte. Mich hat dieſer Kampf, obgleich es ja nur ein Scherz war, tüchtig aufgeregt. Ein Trinker bin ich leider ohnehin nicht, wie Du weißt, und da werde ich mir ein ſtilles Plätzchen aufſuchen, wo ich mich auf den Rücken lege, um an den Baumwipfeln hinauf zu ſchauen. Und ich liebe es ſehr, ſo von unten herauf in die Laubmaſſen zu blicken, beſonders wenn ſie von der

Sonne goldenen Fäden durchzogen sind; darin liegt ein eigener Zauber. Verstehst Du mich?"

„O ja, ich verstehe Dich," gab der Tod mit einem leichten Seufzer zur Antwort. „Auch ich ruhe gern unter der Eiche rauschenden Baumgipfeln, doch liebe ich es, wenn sie vom Mondlichte beschienen sind; ich kann mir dabei einbilden, ich läge im Grabe."

„Nun, das sind Gedanken, die Deiner heutigen Maske alle Ehre machen, die Einem aber den heiteren Tag verderben könnten. Nein, nein, ich will nichts von dem Grabe und von Dir, ich will ein Stück duftenden Waldes, einen glänzenden Sonnenstrahl und ..." Was der wilde Jäger sonst noch wollte und wünschte, verschloß er wohlweislich in seiner Brust.

„So will ich Dich begleiten," sagte Knorx, und mich zwingen, Geschmack zu finden an Deinem zudringlichen Sonnenlichte. — All' das Licht und all' das Gedudel von heute hat mir schon genug Qual verursacht, und wenn ich nicht hätte herabschauen können auf mein beruhigendes Gerippe, so hätte ich es kaum ausgehalten. Komm', laß uns gehen."

„Mit Dir? — Der Himmel soll mich bewahren; da laß ich mich lieber vom Teufel holen, der Dir da unten mit Glas und Kopf entgegengenickt. Denke doch, wie würde ein harmloser Spaziergänger erschrecken, wenn er dem Tode und dem wilden Jäger begegnete!"

„Ah, Du hoffst harmlosen Spaziergängern zu begegnen? Das ist etwas Anderes. Ich bin nicht indiscret — also bis nachher!"

Damit wollte der Tod ohne Weiteres davongehen, doch hielt ihn Rodenberg am Arme zurück, indem er ihm lachend sagte: „Trotz Deiner rauhen Außenseite bist Du doch ein feiner Kerl und vortrefflicher Menschenkenner. Ich danke Dir; sei aber nicht nur discret, sondern thue mir noch einen anderen Gefallen."

„Ist Dir Jemand im Wege," erwiederte der Tod mit einem

melancholiſchen Grinſen, „den ich vielleicht niedermähen ſoll? In dieſer Richtung thue ich Dir ſchon etwas zu lieb.“

„Im Gegentheile, ich brauche Deine Hülfe, um meine wilde Jagd vor allen unſeren dicken, faufluſtigen Teufeln da unten aufrecht zu erhalten. Thue mir die Liebe und ermahne ſie in Deiner bekannten eindringlichen Manier, des Guten nicht zu viel zu thun; ich möchte gern meinen Rückzug heute Abend in die Stadt in anſtändiger Verfaſſung halten.“

„Ich will die Kerls ermahnen,“ verſetzte Knorr, indem er ſeinen Blick düſter über die Gruppe der Trinker hinſchweifen ließ — „aber werde ich mehr vermögen, als unſere Prediger, die ihren Laſtern vergebens den zeitlichen und ewigen Tod gegenüber ſtellen? Aber ich will's verſuchen — nun denn, auf Wiederſehen!“

Der Tod ging langſamen Schrittes von dannen und wurde drunten im Lager nicht nur mit großem Jubel empfangen, ſondern Rodenberg hörte auch gleich darauf die Weiſe des demſelben vorhin empfohlenen Liedes von einem der Muſikcorps ſpielen.

Wie kräftig und wohlthuend brausten die Töne durch den Wald, und welch' lachendes Bild gab dabei das Lager der Künſtler, die kleine Waldwieſe, wo ſie um die großen, mit Laubgewinden verzierten Fäſſer lagerten, dicht geſchaart, in ſeliger Eintracht, der Troßknecht neben ſeinem Heerführer, ein jubelnder Landsknecht, das Glas hoch erhoben und mit ſeinem Souverain anſtoßend; der Burgherr neben dem Bauersmann, ein paar ernſte Conſtabler zwiſchen einer Schaar von Waldteufeln. Dabei hatte Jeder ſein Haupt umwunden mit einem Kranze von Farrenkräutern oder Eichenlaub, dabei blitzten die Augen und glänzten die gerötheten Geſichter, dabei tanzten Bacchus und Pan um eines der Fäßchen herum, und über all' dem Jubel, über all' dem Geſange aus hundert Männerkehlen, über lautes Gelächter und einen ſchrillen Ausruf der Freude tönten die ernſten, gemeſſenen Klänge der Muſik weit, weit in den Wald hinauf.

XIV.

„Du bist wie eine stille Sternennacht.“

Ja, weit, weit in den Wald hinauf tönten die Musikklänge, das Echo wachrufend, und waren dort noch deutlich vernehmbar — weit vom Lagerplatze, wo jetzt der wilde Jäger stand, sein Barrett abnahm und das lockige Haar aus der glühenden Stirn strich. Dann warf er einen Blick auf seinen Anzug, zog die herabgesunkenen hohen Reiterstiefel etwas hinauf, rückte den Schwertgurt zurecht und nahm sein Hüfthorn von der Schulter.

Hoffe und fürchte! war die Inschrift desselben, und er dachte: ein schöner Spruch; wie froh bin ich, daß es nicht umgekehrt heißt: Fürchte und hoffe! — Wenn ich auch vor etwas Unangenehmem gerade nicht viel Angst habe, so ist es doch ermunternder, wenn man zuerst hoffen kann und sich dann erst zu fürchten braucht. Und was habe ich zu fürchten, nachdem ich gehofft und meine Hoffnung in Erfüllung gegangen ist — die Hoffnung, sie wiederzusehen!

Unter diesen Gedanken war er an den Fuß der Fahnenburg gelangt, an denselben Platz, wo er damals gezeichnet. Hier unten so wie auch droben auf der Veste war Alles so ruhig und still, daß man nicht hätte glauben sollen, hier habe vor kaum einer Stunde ein erbitterter Kampf gewüthet. Die zahlreiche Zuschauer-

masse, welche noch vor Kurzem die breite Fahrstraße besetzt gehalten hatte, war verschwunden, die meisten von ihr nach Hause zurückgekehrt, und nur Wenige hatten sich drunten in der Nähe des Lagers der Künstler abermals aufgestellt.

Rodenberg athmete aus tiefer Brust in dem wohlthuenden Gefühle, mit seinen Gedanken allein zu sein. Diese Gedanken aber eilten geschäftig hin und her, flogen zur Fahnenburg hinauf, wo er sie zum ersten Male gesehen, zeigten ihm das Blatt Papier, das er für sie gezeichnet, sie riefen ihren Namen: Juanita, sie zogen und schoben ihn vorwärts zur Moosbank an der Quelle, sie flüsterten ihm zu, daß das schöne Mädchen ihn erwarte, daß sie ihm zum Zeichen ihres Wunsches, ihn wiederzusehen, das Horn gesandt, und daß er nichts zu thun habe, als dieses Horn an seine Lippen zu setzen, um ihr in einem weichen, sanft anschwellenden Tone zu sagen, daß er da sei.

Da nun diese seine Gedanken mit dem heißen Wunsche seines Herzens übereinstimmten und er fand, daß sie mit ihrem Rathe vollkommen Recht hatten, so setzte er das Horn an den Mund und entlockte ihm einen sanft klingenden Ton.

Alles blieb still um ihn her.

Er erinnerte sich aus alten Geschichten und Mährchen, daß ähnliche Zeichen dreimal gegeben würden, und da er auch zum zweiten Male vergeblich geblasen hatte, so entlockte er zum dritten Male seinem Horn einen mächtigen, weithin klingenden Ton.

Wie schlug ihm das Herz in Erwartung einer Antwort, und wie klopften seine Pulse, als er nun diese lang erwartete Antwort vernahm: den Ton eines Horns, weich nachklingend, melancholisch!

Woher der Klang des Hornes kam, wußte der wilde Jäger ganz genau, er konnte nicht fehlen. In raschen Sätzen mit hochklopfendem Herzen, mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen eilte er den kleinen, geschlungenen Pfad hinab, der uns schon wohl bekannt ist. Schon hörte er das Rauschen der Quelle, schon er-

blickte er durch die Büſche den Glanz des Waſſers, da ſtand er noch einen Augenblick ſtill, ſich gewaltſam zurückhaltend, wobei er die rechte Hand feſt auf ſeine Bruſt drückte. Er fühlte, wie ſein Blut heftig durch die Adern ſtrömte, wohl in Folge des aufregenden Kampfes, auch vielleicht des Trunkes, den er haſtig gethan. Wohl war er es ſelbſt, der hier hoch aufathmend ſtand, und doch ein ganz Anderer als der, welcher vor einigen Tagen hier gewandelt. Wie er an ſich herunterblickte und ſein ritterlich Gewand ſah, das ſchimmernde Wehrgehänge, das glänzende Horn, da kam es ihm vor, als ſei er zurückverſetzt in jene Zeit der ritterlichen Minne, wo ein ganzes Leben ausgedrückt war in die Worte: Alles für Gott und meine Dame! — wo man ſich der Geliebten zu Füßen warf, wenn man ſie nach langem, vergeblichem Bemühen endlich gefunden, wo man ihre Hand mit Küſſen bedeckte, indem man ausrief: welch' ſeliger Tod, hier zu enden!

Es waren abermals ſeine Gedanken, dämoniſchen Geiſtern gleich, die ihm ſolches zuraunten und die ihm verſtohlen und leiſe flüſternd von geöffneten Armen erzählten, von glühenden Lippen und von den drei ſüßen Worten: Ich liebe dich!

So bewegt und erregt ſtürzte er vorwärts. Da war der ſtille, trauliche Platz mit der Moosbank und dem natürlichen Dache von Schlingpflanzen, da rauſchte die Quelle, da flüſterten die Zweige, von einem leichten Winde bewegt, da blickte er rings um ſich her — ach, die er ſuchte, ſie, an die er ſo glühend gedacht, war nicht da!

Es gibt Augenblicke der Erwartung, wo wir eine Täuſchung für unmöglich halten, wenn wir auch gar nicht berechtigt ſind, die Erfüllung unſerer Wünſche zu verlangen. So ging es Rodenberg: er konnte den Gedanken, ſie nicht hier zu finden, ſo wenig faſſen, daß er, heftig mit dem Fuße ſtampfend, nach allen Seiten forſchend um ſich blickte, und daß er mit allen Zeichen der Ungeduld, ja, wir müſſen geſtehen, der zornigen Erregung jeden Winkel bei der

Quelle unterſuchte, ob ſie nicht irgendwo zu finden ſei; er blickte hinter die Moosbank, er hob die Ranken der Schlingpflanzen auf; er meinte, ſie an Orten finden zu müſſen, wo gar kein Verſteck möglich geweſen wäre, und als er endlich, des vergeblichen Suchens müde, abließ, auf dem kleinen Platze hin und her zu rennen, warf er ſich mit einem tiefen Seufzer über ſeine getäuſchte Erwartung auf die Moosbank, wo er den Kopf in die Hand ſtützte und, nachdem er das Barrett weggeworfen, ſeine Finger in heftiger Bewegung tief in ſein blondes, krauſes Haar vergrub.

„A—a—a—h," machte er, nach einer langen Pauſe auffahrend, „wie feſt habe ich an ſie geglaubt, wie feſt auf ſie vertraut! — Und nicht auf ein Wort, leicht hingeworfen, das ganz zweideutig geweſen wäre, wie man gewollt — im Gegentheil, ſie hat mir mit klaren Worten verſprochen, ich dürfe ſie wiederſehen! Sie hat heute Morgen, als ich an ihrem Fenſter vorüberritt, meinen Gruß ſo bedeutungsvoll erwiedert, als es nur möglich war, und — was die Hauptſache iſt — ſie und Niemand anders hat mir dieſes Horn geſchickt, ſie hat mich aufgefordert, zu hoffen, freilich auch zu fürchten, und als ich vorhin aus dieſem Horn einen Ton in den Wald hinein erklingen ließ — eine weithin ſchallende Frage nach ihr —, erhielt ich eine Antwort, eine Aufforderung, ſie zu beſuchen! — Und da bin ich nun!" rief er haſtig emporſpringend, „und will ſie ſuchen hinter jedem Stamme, hinter jedem Buſch, und will ihr folgen wie ein ächter wilder Jäger bis ans Ende der Welt!"

Horch', was war das? — War es der Laut eines Vogels, war es vielleicht eine Nachtigall, die, von dem Lärm und dem Waffengeklirr im Walde aufgeſchreckt, am hellen Mittag ihren wundervollen Triller ertönen ließ?

Rodenberg blickte erſtaunt und verwundert um ſich her, er athmete tief und ſchwer, doch ruhiger als einen Augenblick vorher. War es doch gerade, als wirke hier an dieſem traulichen Orte

derſelbe Zauber abermals und noch mächtiger auf ihn ein, der ihn vor Kurzem gefeſſelt!

Da erklang der himmliſche Ton dieſer Stimme auf's Neue, ein Triller, kaum vernehmbar, Anfangs ſüß, melodiſch, verlockend, dann anſchwellend zu Luſt und Freude und neckiſch lachend.

Der Ton kam von oben, unverkennbar war die Richtung, woher er kam. Rodenberg blickte aufwärts, und was er ſah, ließ ihn unwillkürlich ſeine Hände zuſammenfalten und wie bittend an die Lippen drücken.

Da ſaß ſie, die er geſucht, nach der er ſich ſo heiß geſehnt, hoch über ſeinem Haupte auf einem Vorſprunge des Felſens, wunderbar anzuſchauen in ihrem Gewande als Göttin des Waldes oder als Jägerin. Merkwürdiger Weiſe paßte ihr Anzug bis auf die kleinſten Einzelnheiten zu dem ſeinigen; der Schnitt, der Stoff, die Farbe. Um ihre Schultern hing an einer ähnlichen Kette, wie er ſie hatte, ein kleines Horn, dem ſeinigen gleich; an ihrem Gürtel war neben dem Waidmeſſer ein kleiner Köcher mit Pfeilen befeſtigt und auf den Knieen hielt ſie eine Armbruſt. Anſtatt des Barretts hatte ſie ihr Haupt mit einem Kranze aus Epheu verziert, unter dem ihr dichtes ſchwarzes Haar nach allen Seiten hervorquoll und der mit ſeiner dunklen Farbe ihrem Geſichte einen ernſten Ausdruck verlieh, obgleich die großen und ſchönen Augen ſo ſchalkhaft heiter wie früher blitzten und obgleich ihre Lippen das reizendſte Lächeln zeigten, während ſie ſang, und

„Sie ſang ein Lied dabei,
Das hatt' eine wunderſame, gewaltige Melodei."

Wir könnten hier füglich in den bekannten Verſen fortfahren, denn der Anblick des ſchönen Mädchens übte auf Rodenberg die gleiche Wirkung, wie der Anblick der Waſſernixe auf den unglücklichen Schiffer: ſein Herz ſchlug in einem gewaltigen und doch ſo ſüßen Weh, und wenn er ein Schiff zu ſteuern gehabt hätte, ſo

die Frau und eine gewiſſe Verlegenheit malte ſich auf ihren harten Züge.

„Mich geht ſie freilich nichts an,“ lachte der Andere, mit einem entſetzlichen Schielblick und dehnte ſich auf dem Sopha; „aber der Steinmann wird heute Nacht kommen, und wenn der nach der Anna fragt, die — ſetzte er pfiffig lächelnd hinzu — wohl in Geſchäften auswärts iſt, ſo werdet Ihr wohl nicht ſagen, daß es den nichts angehe! O, ich bin nicht ſo dumm, wie der Steinmann bei all' ſeiner Pfiffigkeit, das kann ich Euch verſichern.“

„Der Steinmann wird herkommen?“ ſagte Madame Müller und erſchrack ſichtlich.

„Ja, der Stenimann wird herkommen,“ äffte ſie der junge Menſch nach, „und wollt Ihr mich jetzt noch anſchnauzen, da ich herkomme, Euch das zu ſagen, he?“

„Aber was will er hier und was willſt du hier? — was habt Ihr für ein Geſchäft?“

„Das will ich Euch einfach ſagen, Frau; da drüben die Alte hat heute Abend baar Geld mit nach Hauſe gebracht, zweihundert Gulden baar Geld, und das wollen wir ohne Quittung bei ihr leihen.“

„So, ſo!“ ſagte die Frau und wurde augenſcheinlich freundlicher, „aber,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, „es geht nicht, wahrhaftig, es geht nicht! Wir ſind ſchon im Verdacht, und wenn da drüben wieder etwas paſſirt, ſo werden wir ans Meſſer geliefert.“

„Dafür laßt den Steinmann ſorgen und antwortet mir: iſt Anna im Hauſe oder nicht?“

„Nein, ſie iſt nicht im Hauſe,“ entgegnete die Frau, „aber ich kann ſie holen.“

„So thut das ja, und ſchnell, denn es könnte eine Haus-

würde es ſicher an dem Felſen zerſchellt ſein, auf dem ſie ſaß und von wo herab ſie ihn mit ihren ſilberreinen Tönen wie mit einem Meere von Perlen überſchüttete.

„O, halt' ein, halt ein!“ rief er endlich aus, wobei er die rechte Hand flehend zu ihr erhob und mit der linken die geblendeten Augen bedeckte. „O, halte ein und ſchone mich armen Sterblichen! Dein Anblick, ſchöne Waldgöttin, allein wäre genug, um mich wahnſinnig zu machen, und wenn ich auch meine Augen ſchließe, ſo dringt doch Dein zauberhafter Geſang durch das Ohr in meine Bruſt und verzehrt mein Herz mit heißer, ungeſtillter Sehnſucht!“

Ungefähr ſo drückte er ſich aus, und was ſeiner Bitte allenfalls in richtiger Folgerung der Sätze abging, das erſetzten ſeine flammenden Blicke und der innige Ausdruck ſeines ſchönen, glühenden Geſichtes.

„Ich erfülle mein Verſprechen. Du ſiehſt mich wieder.“

„Ah,“ rief er in beinahe ſchmerzlicher Bewegung aus, „traue Einer den falſchen räthſelhaften Worten dieſer Waldnymphen und neckenden Feen! Sie erſcheinen, um unſere Sinne zu verwirren, und entſchweben lachend, nachdem ſie uns für das Leben unglücklich gemacht haben!“

„Dieſe Anklage iſt unrichtig,“ gab ſie ihm zur Antwort, „wir warnen Euch mit redlichem Gemüthe und geben nur halb gezwungen Euren Bitten nach, Euren flehenden Bitten, uns wiederzuſehen.“

„Und das nennſt Du ein Wiederſehen?“ rief er ärgerlich — „ein Wiederſehen, nach dem ich mich ſo innig geſehnt, das nur als Hoffnung im Stande geweſen wäre, mein Leben erträglich auszufüllen? — Doppelſinnige Fee, das iſt Dein Wiederſehen. Warum haſt Du mir nicht lieber geſagt: ſchaue in tiefer Nacht dieſen oder jenen glänzenden Stern an und bilde Dir ein, es ſei mein Auge — o, ich wäre glücklich geweſen, hätte ich ſtatt Dir ein Sternbild angebetet, es würde mich ruhig und mild anſchauen, allmählich, langſam und in ſeinem milden Glanze mich tröſtend über mein

Haupt dahinziehen, während Du erscheinst wie ein glänzendes, blitzendes Meteor, die Sinne betäubend, das Herz verzehrend!

Sie lachte laut und lustig, ehe sie erwiederte: „Hast Du etwas Anderes von mir verlangt, wilder Jäger, als ein Wiedersehen? Nun gut, das habe ich Dir bewilligt — was willst Du mehr, unersättlicher Sterblicher?"

Rodenberg hatte vorhin, während er sprach, mit prüfendem Blicke die Wand betrachtet, auf deren Höhe sie saß, und hatte gefunden, daß es für ihn, als gewandten Kletterer, ein Leichtes wäre, bis zu ihren Füßen zu gelangen; ob sie aber bei einem derartigen Besuche ruhig auf ihrem Platze bleiben oder in den grünen Büschen hinter ihr verschwinden und ihm entgehen würde, war eine andere Frage, die er indessen so allmählig und unverdächtig, als es ihm möglich war, zu lösen beschloß. — „Das also nennst Du ein Wiedersehen, herzlose Waldnymphe?" sagte er, indem er mit einem Lächeln auf den Lippen auf die Moosbank sprang, den stärksten der darüber hängenden Zweige erfaßte und sich mit Leichtigkeit so weit in die Höhe schwang, um seinen Fuß auf die knorrige Wurzel einer Fichte zu setzen, die neben der Quelle emporwuchs. — „Wir Sterbliche," fuhr er aldann fort, „verstehen mehr unter einem Wiedersehen!"

„O, wilder Jäger," erwiederte sie lachend von droben, „so hättest Du Dir ein Wiedersehen ausbedingen sollen nach Deiner Art, wie es bei Euch Sterblichen gebräuchlich ist! Vielleicht hätte ich es bewilligt, wenn solche Bedingung mir nicht zu hart erschienen wäre — lasse sie mich aber nachträglich hören, während Du Dich mir auf so anmuthige Weise näherst."

Er hatte nämlich an der Fichte einen abgehauenen Zweig bemerkt; allerdings war derselbe sehr kurz und sehr glatt, doch war es ihm bei der ganz außerordentlichen Gewandtheit, die er besaß, gelungen, sich hinaufzuschwingen, während er den Stamm des Baumes mit dem rechten Arme umschlang, und so schwebte er

zwiſchen Himmel und Erde, ihr ſchon um ein Bedeutendes näher gekommen, ein gewinnendes Bild an Schönheit, Kraft und Gewandtheit.

„Ein Wiederſehen,“ ſagte er nach einem leichten Athemzuge, „beſteht bei uns Sterblichen aus drei ſchönen Einleitungsmomenten; der erſte iſt, wo man den theuren Gegenſtand ſieht, der zweite, wo man ein herzliches Wort mit ihm wechſelt, der dritte, wo man ſeine Hand ergreift und an die Lippen drückt.“

„Ah,“ erwiederte ſie mit einem ernſthaften Kopfnicken, „das alſo iſt die Einleitung . . .“

„Darauf,“ fuhr er fort, indem er mit einem innigen Blicke aufwärts ſchaute . . .

„Halt, halt,“ rief ſie mit einer abwehrenden Bewegung ihrer kleinen, rechten Hand, „bei dieſer Einleitung, von der bereits zwei Punkte erledigt ſind, wollen wir ſtehen bleiben!“

„Und der dritte? — O, wenn ich nur die Fingerſpitzen Ihrer ſchönen Hand küſſen dürfte!“

„Damit Sie ſehen, daß wir Waldgeiſter nicht gar zu hartherzig ſind, ſo kann dazu vielleicht Rath werden; ich habe die Gewandtheit und die liebenswürdige Unbefangenheit bewundern müſſen, mit der Sie ſich mir genähert, fahren Sie in dieſem ſchönen Streben ſo fort, ohne aber,“ ſetzte Sie mit aufgehobenem Zeigefinger und ernſtem Tone hinzu, „über Ihr Ziel hinauszugehen, denn dies müßte mein augenblickliches Verſchwinden zur Folge haben.“

„Wie glücklich macht mich Ihre Erlaubniß,“ rief er begeiſtert aus, „und wie leicht ſoll es mir werden, dieſes wundervolle, dieſes entzückende Ziel zu erreichen!“ — Bei dieſen Worten ſchwang er ſich von der Fichte gegen die Felswand, griff kräftig in eine der Spalten hinein und arbeitete ſich ohne große körperliche Anſtrengung in kurzer Zeit ſo hoch empor, daß ſein Kopf in gleicher Höhe mit ihrem Fuße ſtand.

Sie blickte mit Wohlgefallen auf ihn herab, wobei es unter

ihren halbgeſchloſſenen Augenlidern ſo eigenthümlich heiß hervorleuchtete und wobei ſie raſch und tief athmete, ſichtbar ſeiner Anſtrengung folgend.

Mochte er nun in ihrem Blicke etwas Ermuthigendes finden, genug, er klammerte ſich einen Augenblick an der Felswand feſt, und raſch, ehe ſie dies vorherſehen konnte, drückte er ſeine Lippen auf ihren kleinen Fuß.

„Ei, ei, wilder Jäger," rief ſie ihm in ernſtem, verweiſendem Tone zu, „davon war nichts bemerkt in den drei Punkten, die ſie mir vorhin bezeichnet!"

„Verzeihung, ſchöne Waldfee," erwiederte er in ſanftem Tone, indem er ſein erhitztes Geſicht mit bittendem Ausdrucke gegen ſie wandte, „es war nur ſo eine kleine Unterabtheilung. — Doch kommen wir jetzt zu Punkt drei!" jubelte er laut und fröhlich, indem er ſich zum letzten Male aufſchwang und nun neben ihr auf dem bemoosten Steine Platz nahm. — „Dieſer Sitz," ſagte er heiter lachend, „iſt allerdings auch nicht ausbedungen, doch wenn die ſchöne Waldfee ſo außerordentlich gnädig ſein will, einen Blick da hinunter zu werfen, ſo wird ſie mir nach dem zurückgelegten Wege dieſe kleine Erholung ſchon gönnen! Darf ich ſitzen bleiben?"

„Ich bewillige es," ſprach ſie würdevoll. „Um nun den dritten Punkt in der Weiſe von Euch Sterblichen raſch zu erledigen, iſt hier meine Hand."

„Ah, Juanita!"

Den Weg von der Moosbank hier herauf hatte er in weniger Zeit zurückgelegt, als er jetzt zu brauchen ſchien, ſeinen ehrfurchtsvollen Handkuß auszuführen. Es war ein ſehr langer und ſehr inniger Kuß oder vielmehr eine angenehme Kette von kurzen und langen Küſſen, die mit der Schnelligkeit des Blitzes auf einander folgten. — „Ah!" wiederholte er, aber jetzt in traurigem Tone, als ſie ihm endlich ihre Hand entzog; doch konnte er trotzdem nicht anders als ſie mit einem dankbaren Blicke anzuſchauen, denn ſie

hatte die Zeit dieſes Handkuſſes „nicht karg zugemeſſen“ — „o mein Gott,“ rief er aus, „wie raſch entſchwinden die wenigen ſeligen Augenblicke dieſes Lebens!“

„Freut Euch darüber, Ihr Sterblichen, daß die Zeit ſo gleichmäßig dahinrollt,“ verſetzte das ſchöne Mädchen, „über heitere und traurige Stunden hinweg; ſo wenig Ihr im Stande ſeid, ein lang andauerndes Leid zu ertragen, eben ſo gleichgültig müßte Euch nicht unterbrochene Luſt und Wonne werden.“

„Ich glaube doch im letzteren Falle etwas leiſten zu können,“ gab er mit einem Seufzer zur Antwort, worauf ſie erwiederte, ihre kleine Hand betrachtend:

„Nun ja, ich zweifle nicht daran. Doch, da ich nun die drei verlangten Punkte erfüllt habe,“ fuhr ſie, plötzlich ſehr ernſt werdend, fort, „und da es, wie ich vorhin andeutete, für Euch Sterbliche beſſer iſt, Euch in heilſamem Wechſel der Gefühle zu erhalten, ſo muß ich dem wilden Jäger erklären, daß hiermit unſer Wiederſehen beendigt ſein muß.“

„Schon jetzt?“ rief er, erſchrocken aufſpringend — „o, ſo unerbittlich wird die Fee des Waldes nicht ſein!“

„Sie muß unerbittlich ſein, denn ſie gehorcht Geſetzen, die mächtiger ſind, als ſie.“

„Alſo dies war ein Wiederſehen ohne Hoffnung auf die Zukunft?“

„Haben Sie den Spruch auf Ihrem Jagdhorn geleſen: Hoffe und fürchte!?“

„Ja, ſchöne Fee, und bei der Seligkeit dieſes Augenblicks vergaß ich bis jetzt, Dir meinen innigen Dank für Dein ſchönes Geſchenk zu ſagen.“ — Er benutzte dieſe Gelegenheit, um abermals einen Kuß auf ihre Hand zu drücken, die ſie ihm abermals entzog.

„Hoffe und fürchte!“

„So darf ich alſo auf's Neue hoffen.“

„Und fürchten!“

„Was habe ich zu fürchten, wenn mir das Glück in Ausſicht ſteht, Dich nochmals wiederzuſehen?“

„Gerade dieſes Wiederſehen!“ ſagte ſie in feierlichem Tone; „ich habe Dir ſchon neulich geſagt, ungenügſamer Sterblicher, daß es uns Feen nur vergönnt iſt, Einen Deines Geſchlechtes, für den wir Intereſſe fühlen, drei Mal wiederzuſehen.“

„So nimmſt Du Intereſſe an mir?“ rief er in jubelndem Tone — „o, wie danke ich Dir für dieſes Wort!“

„Daß aber dieſes dritte Wiederſehen mit Deinem Verderben endigt.“

„Sei es darum! Ich hoffe und fürchte nicht, ich hoffe auf dieſes dritte Wiederſehen — ein Wiederſehen abermals, wie die Sterblichen es feiern, unter Hinzufügung eines vierten Punktes!“

Ein leichtes Lächeln flog über die ſchönen Züge der Jägerin, während ſie von dem Kranze auf ihrem Haupte ein kleines Zweiglein abriß und dann ſagte: „Bei einem abermaligen Wiederſehen werde ich mich leider auf keinen weiteren Punkt einlaſſen können; nimm dieſes Epheublatt, und wenn Du es betrachteſt, ſo bedenke, daß ich Dich vor einem dritten Wiederſehen gewarnt — willſt Du alsdann daſſelbe vermeiden, ſo ſende mir dieſes Blatt zurück und ſei verſichert, daß ich der wenigen Stunden, die ich mit Dir in dieſem Walde verbracht, gern und freundlich gedenken werde. — Und nun lebe wohl, wilder Jäger, meine Zeit iſt um — keine Widerrede, keine Bitte! Sei folgſam, denn nur ſo kann es möglich werden, daß ich Dir ein drittes Wiederſehen bewillige.“

Rodenberg hatte das Epheublatt ſorgfältig auf ſeiner Bruſt verborgen, und als das ſchöne Mädchen ſich raſch erhob und ihm nun nicht nur die eine Hand, ſondern beide Hände zum Abſchiede entgegenſtreckte, ſo ließ er ſich vor ihr auf ein Knie nieder und drückte zuerſt ſeine Lippen auf ihre kleinen Finger, dann ſeine Augen, während ſie, ohne daß er es bemerken konnte, mit einem unausſprechlich innigen Ausdrucke lächelte.

„Und nun ſollſt Du ſehen, ſchöne Waldfee, wie folgſam ich gegen Deine Befehle bin — Du verlangſt doch, daß ich auf demſelben Wege zurückkehre, auf dem ich gekommen bin?“

„Wenn es möglich iſt, ja.“

„Möglich iſt alles, was Du mir befiehlſt,“ rief er im Tone der Begeiſterung — „ich werde in wenigen Sätzen da unten ſein!“ Damit faßte er einen der ſchwanken Zweige, die über ſeinem Haupte herabhingen, um durch dieſen leichten Halt den Sprung in die Tiefe, welchen er vorhatte, etwas zu ſchwächen. Schon wollte er ſich mit einem letzten ſehr ausdrucksvollen und innigen Blicke auf das junge Mädchen hinabſchwingen, als er zu ſeinem nicht geringen Vergnügen fühlte, wie ſie nicht nur ihre Hand auf ſeinen Arm legte, ſondern wie ſie ihn auch durch einen leichten Druck zurückhielt. Ihre Augen begegneten ein paar Secunden feſt einander, und es mochte wohl der heiß aufleuchtende Ausdruck in dem Auge Rodenberg's daran ſchuld ſein, daß ſie ihre Augen langſam ſchloß und ihr hoch erröthendes Geſicht etwas abwandte, während ſie ſprach:

„Ich bin mit dem Beweiſe von Folgſamkeit, den Sie mir gegeben, ſo zufriedengeſtellt, daß ich Ihnen geſtatten will, zur Belohnung dafür noch länger in meiner Geſellſchaft zu verweilen, wenn dies nämlich eine Belohnung für Sie iſt.“

„O, die größte und entzückendſte!“ rief er begeiſtert aus.

„Wenn Sie mir verſprechen wollen, auch künftig meinem Wunſche mit gleicher Bereitwilligkeit nachzukommen.“

„Ich verſpreche es Ihnen feierlich und ſchwöre es Ihnen bei allem, was mir heilig iſt — und ſo geſtatte mir denn, ſchöne Waldfee, daß ich mich zu Deinen Füßen niederſtrecke, um hier in der ſtillen Waldeinſamkeit noch eine koſtbare Zeit in Deinem Anblicke ſchwelgend zu verleben!“

Darauf ſchüttelte ſie lächelnd ihr Haupt und gab ihm zur Antwort: „Von Ausruhen zu meinen Füßen, von Schwelgen in

meinem Anblicke und wie alle die extravaganten Ausdrücke heißen mögen, welche Du schon gebraucht hast, wilder Jäger, und noch zu gebrauchen gedenkst, kann durchaus keine Rede sein; überall scheint mir ein ausruhender wilder Jäger ein Unding zu sein. Und damit Du siehst, wie unbegränzt das Vertrauen ist, welches ich in Dich setze, so gestatte ich Dir nicht allein, in meiner Gesellschaft zu bleiben, sondern ich habe mir vorgenommen, Dir eine Zeit lang zu folgen, Dir und Deiner wilden Jagd."

„Ah!" machte Rodenberg und schaute sie mit glänzendem unaussprechlich glücklichem Blicke an.

Sie vermied abermals sein Auge, während sie fortfuhr: „Du weißt's vielleicht, wilder Jäger, daß wir armen Feen des Waldes häufig von einer unbegränzten Neugierde befallen werden, dem Treiben von Euch Menschenkindern zuzuschauen. Nun aber ist dies Euer Getreibe heute so ganz besonderer Art, daß eine Neugierde meinerseits verzeihlich erscheint."

„O holde Waldfee," stammelte er, überrascht von so viel Glück, „Du wolltest mich begleiten zum Hoflager des Prinzen Maiwein? Ich sollte heute noch einmal einen langen, langen Tag an Deiner Seite durch den schönen grünen Wald ziehen dürfen?"

„Nicht so ganz wie damals," erwiederte sie lächelnd; „dem Prinzen Maiwein, der eigentlich mein Untergebener ist, kann ich mich nur mit großem Gefolge nahen, und wenn es mir auch vielleicht lieber wäre," setzte sie mit leiserer Stimme hinzu, die Stunde von damals zurückzurufen, so muß ich Dich doch bitten, mich heute mit Deiner ganzen Schaar zum Hoflager Seiner süß duftenden und graziösen Hoheit zu begleiten."

„O Glanzpunkt dieses Tages," rief der junge Mann stürmisch, „und Du gestattest mir also, mich für einen Augenblick zu entfernen, um mein Gefolge zu sammeln, daß wir Dich würdig begleiten!"

„Ja, wilder Jäger, ich gestatte es Dir, aber ich wünsche, daß

Du einen andern Weg nimmſt als den, auf welchem Du zu mir gekommen. Stürze Dich nicht ſo unvorſichtig hier hinunter," ſagte ſie mit weicher Stimme; „ich will nicht, daß Du Dich ſo leichtſinnig in Gefahr begibſt."

„Und ich will keinen Umweg machen, um mit der Erfüllung Deiner Befehle nur eine Secunde länger als nöthig iſt zu zögern — lebe wohl, ſchöne Waldfee, in wenigen Minuten ſoll das Gefolge Deiner Knechte bereit ſein!" — Und auf ſeine Körperkraft und Gewandtheit vertrauend, ſchwang er ſich, ehe ſie es hindern konnte, gegen den Stamm der Fichte, benutzte dort die Aeſte, die ihm ſchon vorhin gedient, zum flüchtigen Stützpunkte ſeines Fußes und ſtand mit einem zweiten Sprunge unten auf der Moosbank. — „Auf Wiederſehen!" rief er jubelnd, indem er ſein Barrett ſchwang gegen die ſchöne Jägerin, die ihm, mit der rechten Hand winkend, nachſchaute.

Darauf verſchwand er auf dem ſchmalen Fußwege in dem dichten Gebüſche. Er löste insgeheim das Horn von ſeiner Schulter und blies darauf ein Mal, zwei Mal, drei Mal laut tönend und weithin ſchallend.

„Hurrah, wilde Jagd!" riefen die Jäger unten im Walde, als ſie die Horntöne vernahmen, und ſprangen raſch in die Höhe, nach ihren Hunden und Pferden zu ſehen und Armbruſt und Jagdſpieß ergreifend.

Hurrah, wilde Jagd!

So angenehm es war, im Grünen zu liegen und zu ſingen, ſo that den unruhigen, lebensluſtigen Geſellen doch eine kleine Abwechslung noth, irgend ein Abenteuer, von dem ſie geträumt und geſprochen, irgend ein glorreicher Kampf wie der von heute Morgen, den ſie ſo ſiegreich beſtanden hatten.

„Ah, der wilde Jäger regt ſich!" ſagte der Tod zum Teufel, wobei er demſelben einen freundſchaftlichen Rippenſtoß gab und ihn mit einem heimlichen Winke erſuchte, ſich mit ihm von dem luſtigen,

tollen Hoflager wegzuſchleichen. Hier waren auf die leichten Plänkler Maitrank, ſowie auf die ſchweren Colonnen Rheinwein, an dem ſich beſonders der weite Umkreis des Hofes gütlich that, für den Kern des Hofes andere Truppen gefolgt, und während dort der brauſende Chor erſcholl:

„Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben“

knallten hier die Champagnerpfropfen räubermäßig und trichinenhaft, eine angenehme Ueberraſchung des tapfern Mitſtürmers auf die Fahnenburg, des Prinzen Heinrich.

„Mir ſcheint, die wilde Jagd zieht aus,“ bemerkte der Feldhauptmann Roderich in froher Weinlaune. — So trübſelig er Anfangs in den Becher geſchaut, ſo hatte er ſich doch von der allgemeinen Luſtigkeit mit fortreißen laſſen, und er nahm den ſchäumenden Wein als einen Lethetrunk. — „Es will Krieg werden,“ fügte er bei.

„Auf Ehre — ſuperbe!“ ſagte Einer mit ſchluchzender Stimme. „Dabei ſollten wir nicht fehlen — ein räubermäßiger Krieg gegen einen trichinenhaften Nachbarſtamm! — Was meint die Hoheit?“

Seine Hoheit Prinz Maiwein entſchied, ruhig da zu bleiben, den Ausgang eines allenfallſigen Kampfes zu erwarten, die Beute zu vertheilen und zahlreiche Orden zu vergeben — ein weiſer Entſchluß, dem die andere Hoheit, welche ſich in der allerbeſten Laune von der Welt befand, lachend beiſtimmte.

„Ein herrlicher Tag!“ rief Lytton, indem er ſein ſchäumendes Glas ſchwang — „ich bin ein glücklicher Regent, und ſtatt langer, wechſelvoller Jahre concentrire ich meine ganze Regierung in einen einzigen, glänzenden, heiteren Tag! Ah, könnte man es mit dem Leben auch ſo machen, mit Bewußtſein das Glas an die Lippe geſetzt, um alles Schöne, was uns beſchieden iſt, mit einem einzigen Zuge in uns hineinzuſchlürfen, wie ich jetzt dieſen perlenden Wein, und dann: Faro well!“ (Fahre wohl!) — Er warf bei den letzten

ſuchung geben, und wenn der Steinmann in dem Falle das unſchuldige Mädchen nicht in ihrem Bette fände, nun, nun, da wüßtet Ihr ſelbſt, was es geſchlagen hat."

„Freilich," entgegnete Madame Müller, „das wäre ſchlimm, ſehr ſchlimm! Bleibt Ihr unterdeſſen hier, ich will ſie holen; dort im Wandſchrank ſteht ein Krug Wein, auch was zu eſſen dabei, und das Tau werdet Ihr wohl mitgebracht haben?"

„Allerdings," ſagte der Andere lachend, „ich gehe nie aus, ohne meinen Strick bei mir zu führen; macht aber jetzt, daß Ihr fortkommt."

Madame Müller nahm ein Tuch von der Wand, ſchlug es über die Schultern und verließ leiſe das Haus. Der junge Menſch aber holte aus dem Wandſchrank den Krug Wein und was er zu eſſen vorfand, und während er ſouvirte, zog er ſeinen Frack aus und brachte einen feſtgedrehten ſoliden Strick zum Vorſchein, den er unter dem Hemde vielfach um den bloßen Leib gewickelt hatte und der von anſehnlicher Länge war. Dann zog er ſeine Stiefeln aus, nahm aus der Hoſentaſche einen kleinen Bindfaden, den er abwickelte und durch eine zerbrochene Scheibe des Glasfenſters in den Hof rollen ließ; ſodann ſtieg er die Treppe hinab, ſchlich auf dem Hofe unter der Gallerie bis an das vordere Haus und ſpähte da nach einem ſtarken, eiſernen Hacken, an dem früher in der Höhe der Gallerie Brandleitern aufgehängt waren. Richtig! dort war der Hacken; er nahm den Strick doppelt und warf die auf ſolche Art entſtandene Schlinge nach einigen fehlgeſchlagenen Verſuchen in den Hacken, ſo daß ſie hangen blieb, band die beiden anderen Enden des Strickes an den Bindfaden feſt, der auf dem Boden lag, ſchlich die Treppen hinauf, leitete den Strick durch die Glasthür in's Zimmer, zog ihn ſo ſtraff als möglich an und befeſtigte ihn an dem Steine, worauf der Ofen ſtand. Als er damit fertig

Worten das Glas hinter ſich, daß es an einem der alten Baumſtämme in tauſend Scherben zerbrach.

Olfers hatte mit ſinnendem Auge die Lagernden rings umher überſchaut, welche, maleriſch gruppirt, in ſo mannigfaltiger, prächtiger Färbung, dort vom tiefen Dunkel des Waldes überſchattet, hier vom Sonnenglanze überblitzt, wie ein prachtvolles Rundgemälde ſich ausnahmen. Sein ausgebildeter und tiefer Künſtlerſinn fand Gruppen und einzelne Figuren, die ihm ſo wunderbar in Farbe und Bewegung erſchienen, daß er ſich Mühe gab, ſie ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen, ja, er bedauerte es, kein Skizzenbuch mitgenommen zu haben.

Gab's etwas Phantaſtiſcheres, als dort das tolle Gelage und den Rheinweinkarren, davor die behaglich ruhenden und wiederkäuenden weißen Stiere mit den vergoldeten Hörnern, hoch oben Bacchus ſtehend neben dem Faſſe, das er mit ſeinem Thyrſusſtabe wie eine große Trommel bearbeitete:

„Rum bum, rum bum, bum" —

ſo die Muſik begleitend, welche eine luſtige Polka ſpielte, zu der Pan und der Liebesgott inmitten eines Kreiſes jubelnder Waldteufel einen höchſt grotesken Tanz aufführten.

Auch Stillleben ſah man von der verſchiedenſten Art und behaglichſten Ruhe einer Waldeinſamkeit.

Dort hatten ſich über ein halbes Dutzend Hellebardiere und Landsknechte einen tiefſchattigen Punkt ausgeſucht und ſaßen um einen alten, abgehauenen Stamm herum, der mit Moos ausgefüllt war und aus dem Flaſchenhälſe hervorblinkten; während einer den Becher vollſchenkte und ihn fleißig die Runde machen ließ, vertheilte ein anderer Brod und zerſchnitt einen ſaftigen Schinken. Nicht weit davon lagerten andere um einen weißen Reitermantel, der wie ein Tiſchtuch auf dem Boden ausgebreitet war und auf dem Gläſer und Flaſchen, ſowie eine angebrochene, große Paſtete ebenfalls einen behaglichen Anblick boten.

Auch Einſiedler gab es in der Nähe des luſtigen Gelages: dort lag einer der Länge nach auf dem Bauche ausgeſtreckt, den Kopf auf die Arme gelegt, und rauchte vergnügt eine Cigarre, während ein anderer wie der Vogel auf einem Zweige hockte und, heiter trillernd und ſingend, häufig die Flaſche an den Mund ſetzte.

„Hurrah, die wilde Jagd!“

Es war dies ein Ruf, der ſeit heute Morgen geläufig geworden war und den nun Viele wiederholt hatten, als die luſtigen Geſellen aus dem Gefolge des Rodenbergers mit ihren Pferden und Hunden in den Wald hineingezogen waren, wobei die Trompeter das bekannte Jagdlied bliesen und ein kräftiger Chor einfiel:

„Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd!“

So ging es fort, trinkend und ſingend, jubelnd und lachend, ein ſo heiteres, fröhliches, ja, glückſeliges Treiben, wie es die alten Bäume gewiß noch nie geſchaut, ſprudelnd von übermüthigem Humor, — ein fremdartiges, tolles, über alle Beſchreibung ſchönes Künſtlerleben!

XV.

„Ach, wenn Du wärſt mein eigen!“

Da erklangen abermals die Hörner im Walde, dann — näher und näher, und als ſei die Muſik im Lagerplatze mit ihr im Einverſtändniß, ſo ſetzte ſie rauſchend ein mit den wundervollen Weiſen des Marſches aus Preciosa. Man hätte in der That glauben ſollen, es entwickle ſich der bekannte Zug aus jener romantiſchen Oper. Die Spitze bildete ein Haufen Reiter Rodenbergers, ihm folgten die kräftigen Jägergeſtalten zu Fuß, mit Armbruſt, mit Jagdſpieß, mit der kläffenden Meute an der Leine, und nun ſah der erſtaunt ſich umwendende Lytton ein eben ſo neues als liebliches Bild.

Vier rieſenhafte wilde Männer trugen einen aus Zweigen und Laubwerk geflochtenen Tragſeſſel, von dem eine ſchöne Mädchengeſtalt mit ihren großen, glänzenden Augen heiter lächelnd auf das Getreibe hinabſchaute; ſie hatte ihre linke Hand in die Rechte des wilden Jägers gelegt, der neben ihrem Tragſeſſel einherſchritt und ſie mit leuchtenden Blicken betrachtete, ſo oft er nicht mit einem leicht begreiflichen Stolze umherſchaute.

„Was iſt das?“ rief Lytton, indem eine tiefe Röthe ſein ohnehin erhitztes Geſicht überflog und nachdem er einen Blick mit Roderich gewechſelt, welcher, raſch aufſpringend, die Näherkommende mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdrucke anſtarrte.

„Conchitta!“ murmelte er dann leiſe, und es klang, als vermöchte er kaum dieſen Namen zwiſchen den zuſammengepreßten Lippen hervorzubringen.

„Ja, Conchitta,“ ſagte Lytton eben ſo leiſe, doch mit auflodernden Blicke, „Conchitta, die unſern dringenden Bitten ſo viele vernünftige Gründe entgegenzuſetzen wußte ....“

„Conchitta, die uns ſo innig bat, ſie nicht in unſer luſtiges, ihr ſo wenig behagendes Getreibe zu ziehen ....“

„Ja, bei Gott, Conchitta!“

„Und die ſich nun unter den Tollen das Tollſte ausgeſucht hat und ſich recht behaglich zu fühlen ſcheint als wilde Jägerin an der Seite des wilden Jägers.“

„Ein wundervolles Bild, dieſe Beiden!“ rief Prinz Heinrich.

„Auf Ehre, ſuperbe!“

„Sehen Sie, Olfers, betrachten Sie es ganz genau, davon müſſen Sie mir eine Skizze malen; verſprechen Sie mir das?“

„Ich will dieſe ſchöne Gruppe ſo tief meinem Gedächtniſſe einprägen, daß ich ſie nie, nie vergeſſen werde!“

„Damn, trau' Einer den Weibern!“

Seine Hoheit hatte ſich von dem Adjutanten ein Glas bringen laſſen und fühlte ſich als der echte Prinz in ſeinem Rechte, dem Zuge entgegenzutreten und der holden Jägerin den ſchäumenden Wein anzubieten, was er auch mit außerordentlich viel Grazie, mit einem leichten, zierlich tänzelnden Schritte that.

Die wilden Männer hatten den Tragſeſſel niedergeſetzt, und Juanita ſtand aufrecht da, umgeben von grünem Laubgewinde, eine reizende, wunderliebliche Erſcheinung.

Als der Prinz nun vor ihr ſtand, machte er mit dem Glaſe eine kleine Bewegung gegen ſeine Bruſt, was andeuten ſollte, die Huldigung komme von Herzen, worauf er es hoch über ſein Haupt erhob, womit er ausdrücken wollte, er huldige als Sclave ihrer Schönheit, und dann erſt reichte er ihr das Glas.

Sie nahm es mit einem freundlichen Lächeln, setzte es an ihre Lippen und trank ein paar Tropfen daraus, worauf sie es Rodenberg reichte, der ein wenig trotzig, fast finster den Fremden, den er nicht kannte, anschaute; doch erheiterte sich sein Blick sofort wieder bei ihrer Gabe, er nahm das Glas und trank es auf Einen Zug leer.

„Ach," seufzte der Prinz, in den Anblick des schönen Mädchens wie versunken, mit einem raschen Blicke auf den jungen Mann, „wer auch so glücklich sein dürfte, ihrem Gefolge anzugehören und mit ihr durch den grünen Wald ziehen zu dürfen, oder hinaus in die weite Welt," setzte er leiser hinzu; „aber dies sind thörichte Hoffnungen, da sie sich meiner gar nicht einmal mehr zu erinnern scheint!"

Die Jägerin sah ihn forschend und leicht mit dem Kopfe schüttelnd an.

„Und doch hatte ich vor wenigen Tagen das Glück, Ihnen vorgestellt zu werden — gewiß mein Fräulein, im Atelier unseres hochverehrten Freundes und berühmten Künstlers Roderich Olfers; es ist recht traurig für mich, daß Ihnen die Erinnerung an meine Züge so ganz entfallen ist, und muß ich mich durch abermalige Nennung meines Namens auffrischen — Prinz Heinrich!"

Wenn auch der Prinz ein zu guter Menschenkenner war, um nicht überzeugt zu sein, daß die Nennung seines erlauchten Namens irgend eine Bewegung zu seinen Gunsten bei dem jungen und, wie er voraussetzte, unerfahrenen Mädchen hervorbringen mußte, so hatte er sich doch geirrt, wenn er geglaubt, sie werde etwas von dieser Bewegung merken lassen.

„Ah, Prinz Heinrich," gab sie heiter zur Antwort, indem sie langsam ihre Augenlider öffnete, ihn eine Secunde fest ansah und alsdann diese glänzenden Augen wieder auf die den Spanierinnen eigenthümliche, reizende, schläfrige Weise halb zuschloß — „im Gefolge des Prinzen Maiwein; ich glaube mich zu erinnern, Sie gesehen zu haben."

„Ich bin entzückt darüber, daß Sie ſich meiner erinnern, und darf mir wohl erlauben, der ſchönen Jägerin meine Hand anzubieten, um ſie zu dem Prinzen Maiwein zu führen, der nun einmal heute unſer Aller Gebieter iſt und dem ſelbſt ich für dieſe Stunde mich unterordnen muß!“

Ehe die Jägerin ihm ihre Hand reichte, warf ſie einen Blick auf Rodenberg, und als dieſer haſtig vortreten wollte, legte ſie raſch ihre kleine Hand in die des Andern, wobei ſie ſagte: „Einem Prinzen, der gekommen iſt, um ein ſcheinbar ſo unbedeutendes Weſen, wie ich ſelbſt, an den Thron des erhabenen Fürſten Maiwein zu führen, darf ich unmöglich einen Korb geben.“

Sie machte dabei dem echten Prinzen eine beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung, wodurch ſie anzeigte, daß ſie ihn verſtanden, als er ſich ihr vorher vorgeſtellt, und fuhr alsdann, obgleich in neckiſchem Tone, doch mit einer außerordentlichen Hoheit und Würde fort, während ſie neben ihm hinſchritt: „Ich habe geſagt, ſcheinbar ein unbedeutendes Weſen, denn obgleich ich dieſen Wald im ſtrengſten Incognito durchziehe, ſo bin ich doch als Fee des Waldes ihm eine mehr als ebenbürtige Königin.“

„Und Beherrſcherin aller Herzen,“ ſagte der Prinz, indem er ſich wie aus Ehrfurcht tief herabbeugte und alsdann dieſen Augenblick geſchickt benutzte, um ihre kleine Hand zu küſſen. — „O, ſie iſt delicids!“ flüſterte er ſeinem Adjutanten zu, als er dicht an ihm vorüberſchritt.

Lytton ſah die Jägerin herannahen, geführt von dem Prinzen und begleitet von Rodenberg; die Wolken von der Stirn des Prinzen Maiwein waren verſchwunden und er lächelte den Ankommenden huldvoll entgegen, wobei er das junge Mädchen forſchend betrachtete.

Roderich, der bis jetzt an ſeiner Seite geweſen, war verſchwunden.

Ja, es war Conchitta, darüber konnte kein Zweifel beſtehen! nur die ganz andere Tracht, beſonders die völlig veränderte Friſur

war es, die ihrem Geſichte einen etwas fremdartigen Zug gab; ihr ſtrahlender Blick, das an ihr ungewohnte heitere Lächeln auf ihren Zügen kamen von der Aufregung des Tages her und wurden hervorgerufen durch alle die bewundernden Blicke, welche ſich der Geſtalt des reizenden jungen Mädchens zuwandten.

Ja, es war Conchitta — unbegreiflich!

Der Prinz führte ſie mit einer triumphirenden Miene, und als er ganz nahe war, ſagte er nach einer ceremoniöſen Verbeugung: „Ich habe das Glück, die ſchöne Beherrſcherin dieſes Waldes, eine mächtige Fee, zu Eurer Hoheit zu begleiten; möge ſie Gefallen finden an dieſem luſtigen, heiteren Lager!“

„Sie ſoll uns willkommen ſein,“ antwortete der Prinz Maiwein — „ich erſuche Sie an unſerer Seite Platz zu nehmen; mögen alsdann die Beſtrebungen unſeres Hofes in Geſang und Tanz im Stande ſein, Ihre Aufmerkſamkeit ein wenig zu feſſeln!“

„Leider bin ich nicht gekommen, um längere Zeit an dieſem glänzenden Hoflager zu verweilen,“ gab die Jägerin zur Antwort; „ich befand mich zufällig in dieſem Walde, als ich das Wüthen des Kampfes vernahm und den vorüberziehenden wilden Jäger, eine alte Bekanntſchaft, bat, mich in ſeinen Schutz zu nehmen. Er that dies und verſprach mir auch, mich ſicher in meine Burg zurückzubegleiten; doch mochte ich es nicht unterlaſſen, im Vorübergehen Eure Hoheit zu begrüßen!“

„Doch wird uns die ſchöne Fee hoffentlich ein paar Augenblicke ſchenken,“ erwiederte Lytton und ſetzte in einem Tone, in welchem eine Anſpielung hätte unverkennbar ſein müſſen, hinzu: „vielleicht findet ſie auch in uns einen alten Bekannten.“

Die Jägerin betrachtete ihn mit ihren großen Augen forſchend einige Zeit, dann ſchüttelte ſie leicht mit dem Kopfe und verſetzte: „Wenn ich auch ſchon das Glück hatte, Einige Ihres Erlauchten Geſchlechtes kennen zu lernen, ſo habe ich Eure Hoheit ſelbſt doch noch nie geſehen!“

Lytton preßte ſeine Lippen zuſammen und gab einem ſeiner Vaſallen einen Befehl, worauf dieſer forteilte und gleich darauf die Muſik wieder anfing zu ſpielen; auch ließ er ſeinen Sammtmantel über einen Baumſtumpf ausbreiten und bat die Jägerin, wenn auch nur für kurze Zeit, dieſen Sitz als den beſten Thron einzunehmen, den er ihr anbieten könne.

Sie ließ ſich darauf nieder, und während ſich alsdann Prinz Heinrich mit ſeiner Geſellſchaft, ſowie eine Menge der herangekommenen Künſtler um ſie herum lagerten, gingen Andere wieder, nachdem ſie ihre Neugierde geſtillt und den fremden Gaſt flüchtig betrachtet, an ihre Lagerplätze zurück, und bald begann überall auf's Neue das luſtige, tolle Treiben, wie wir es vorhin geſchildert. Dem ſchaute das junge Mädchen, die großen, glänzenden Augen weit geöffnet, mit unverkennbarem Behagen zu, ja, ſie konnte ſich nicht enthalten, zuweilen einen leiſen Ausruf hören zu laſſen oder eine Frage über dieſes und jenes, was ihr fremdartig erſchien, an den Prinzen Maiwein und Rodenberg zu ſtellen.

Erſterer war zu feſt überzeugt, Conchitta ſitze an ſeiner Seite, als daß hierüber nur der leiſeſte Zweifel in ihm hätte aufſteigen können; es war ihre Geſtalt, ihr Auge, der Ton der Stimme, nur klang dieſelbe in der ſo natürlichen Aufregung ihres ganzen Weſens friſcher, lebhafter und dadurch vielleicht etwas anders; da ſie einmal den Schritt gethan, ſich hier im Coſtume zu zeigen, nachdem ſie jede Betheiligung an dem Feſte ſo entſchieden abgewieſen, ſo fing er an, es begreiflich zu finden, daß ſie die Rolle einer Fremden, welche ſie einmal angenommen, auch conſequent durchführe, und er hätte es anmaßend gefunden, ſie darin zu ſtören. Wie ſie gerade mit Rodenberg zuſammengetroffen, das allein war ihm unerklärlich, denn er wußte, daß ſie den jungen Maler früher nicht gekannt, und Roderich hatte ihm nicht erzählt von dem Zuſammentreffen am Fuße der Fahnenburg.

Tod und Teufel ſchienen ſich förmlich als die Leibtrabanten

der Jägerin zu betrachten und hatten ſich gleich dienenden Geiſtern hinter ihr aufgeſtellt: der Teufel, in unverkennbarem Behagen über dieſen Dienſt, frei und ſtolz um ſich herblickend, wobei er hier und da einem Bekannten, der ſchüchtern aus der Entfernung zuſah, ermuthigend winkte, näher zu kommen; der Tod dagegen, offenbar in einer Anwandlung ſeiner melancholiſchen Laune, ſtand mit über einander geſchlagenen Armen und finſter blickend an der Seite ſeines Freundes und Collegen und lächelte nicht einmal, als der ehemalige Drache Griesgram in heiterer Weinlaune, die ſeinem ſonſt ſo ernſten Charakter komiſch genug anſtand, herbeikam, um der ſchönen Jägerin ſein Compliment zu machen.

Dabei war aber auch Walter einigermaßen erſtaunt, daß ſich Conchitta ſo gar nicht mehr erinnern wollte, wie ſie ihn im Atelier Roderich's geſehen, wo der köſtliche Maitrank gebraut worden war und wo ſie ſo luſtig das ſchöne Lied:

„Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſere Reben,"

mitgeſungen hatte.

Als er ſie daran erinnern wollte und die heitere Scene beſchrieb, ſah ſie ihn lächelnd mit ihren großen Augen fragend an und gab zur Antwort: „Das muß allerdings recht ſchön geweſen ſein."

Walter zog ſich kopfſchüttelnd zurück und ſagte, neben Knorr tretend: „Sie ſchaut ſo klar aus ihren ſchönen Augen und ſpricht ſo ruhig und correct, daß ich es nicht begreife, wie ſie alles das vergeſſen hat, und vergeſſen muß ſie es haben, denn ihre Miene iſt ſo aufrichtig, als ich je etwas ſah."

„Merkſt Du denn gar nicht, daß wir uns in einem verzauberten Walde befinden?" ſagte der Tod, indem er einen düſteren Blick über die Gruppe vor ſich gleiten ließ. „Die reizende Jägerin iſt nichts Anderes, als der verkörperte Zweifel, der beſtändig kalt an uns herantritt, wenn wir im Begriffe ſind, uns recht unbefangen der Luſt und der Fröhlichkeit hinzugeben. Wie es Dir erging, ſo

wird es noch Manchem gehen; ſo ſchön ſie erſcheint, ſo liebenswürdig ſie iſt, tritt ſie doch als ſchwarzer Schatten in unſere Heiterkeit!"

„Das kommt mir beinahe auch ſo vor," ſagte der Teufel, „denn ſeit ich dieſen dunkeln, glühenden Blick ſehe, erſcheint mir alles Andere matt und farblos und meine Gedanken ſind nicht mehr hier.

Mein Herz iſt im Hochland,"

recitirte er mit einem ſchwärmeriſchen Blicke.

„Schau Dir doch unſern Prinzen Maiwein an," fuhr der Teufel nach einer Pauſe fort, „und den tapferen Feldhauptmann."

„Den letzteren anzuſehen, wird Dir unmöglich ſein, denn er iſt verſchwunden; aber Lytton, der bis jetzt in wahrem Vergnügen ſtrahlte, iſt ruhig und ſtill geworden, und das Lächeln, welches zuweilen auf ſeinen Zügen erſcheint, iſt ſo froſtig, daß ich ihn darum beneiden könnte. Sieh' Dir auch die anderen Kerle an, wie ſie ſcheu aus der Entfernung auf die ſchöne Unbekannte hinſtarren, darunter ſind Burſchen mit ganz geſundem Herzen und richtigem Sinne, die etwas Geſpenſterhaftes ſpüren."

„Narrheit," erwiederte Walter, indem er ſich wegwandte; „Du haſt wieder eine Deiner traurigen Anwandlungen."

„Es iſt mir gerade, als ſcheine die Sonne durch einen feinen Nebel, ſeit die wilde Jägerin da iſt," ſagte der Tod in ſehr düſterem Tone, „und als wollte der Abendnebel aufſteigen, obgleich ſich die Sonne erſt einige Stunden abwärts geneigt hat — ja, ja, die Fee des Waldes iſt es, welche die zu frühe Dämmerung in der Natur und eine gleiche in unſeren Herzen hervorgebracht hat."

Und es mochte etwas Wahres an dem ſein, was der Tod hier ausſprach, mehr für ſich ſelber, als daß es Andere hören ſollten, denn auch der Teufel ſagte mit einem tiefen Seufzer: „Bis noch vor Kurzem war ich, wie ich ſein mußte, teufelmäßig luſtig, und dachte nur an unſer fröhliches Trinkgelage nach dem wilden Kampfe

war, ſetzte oder legte er ſich vielmehr wieder auf das Sopha und ſprach von Zeit zu Zeit dem Weinkruge fleißig zu.

Es dauerte nicht lange, ſo hörte er unten an dem Holzſchuppen die Thür öffnen, es ſtieg Jemand die Treppe hinauf, und einige Augenblicke danach traten Mutter und Tochter in's Zimmer. Letztere, eleganter als erſtere angezogen, war groß, ſchön und ſchlank gewachſen und hatte etwas wirklich Vornehmes an ſich. Sie warf einen Blick unausſprechlicher Verachtung auf den jungen Menſchen, der es bei ihrem Eintritt nicht der Mühe werth fand, ſich aus ſeiner Lage zu erheben, und der ihr, mit vollen Backen kauend, vertraulich zuwinkte. Das Mädchen war ſehr jung, friſch und blühend, und bei all' dieſen Körpervorzügen erſchien die Entſittlichung, der ſie in ihrer frühen Jugend — ſie war wirklich erſt achtzehn Jahre alt — anheimgefallen ſchien, um ſo entſetzlicher. Sie trug ein graues ſeidenes Kleid, einen langen grünen Shwal, den ſie flüchtig umgeworfen hatte; und deſſen Enden auf dem Boden nachſchleppte, eben ſo flüchtig hatte ſie ihren Hut aufgeſetzt, und man ſah überhaupt, daß ſie ihre Toilette in großer Eile gemacht.

„Ei, ei, mein Lieb," ſagte der junge Menſch auf dem Sopha, „warum ſo verdrießlich? hat man dich geſtört? Thut uns gewiß leid, der Mama ſowohl, wie mir, aber was iſt zu machen, mein Engel? Die Pflicht ruft, die Zeit verrinnt, wir müſſen an's Geſchäft gehen."

Er hatte augenſcheinlich den Wein zu haſtig getrunken und war dadurch luſtiger geworden, als es zu ſeinem Vorhaben gerade nothwendig war. Er wollte auf das Mädchen zu und ſie mit täppiſcher Freundlichkeit umarmen, doch ſtieß ſie ihn mit geballter Fauſt auf die Bruſt, daß er auf das Sopha zurücktaumelte; dazu blitzte ihr Auge, ihre Oberlippe hob ſich trotzig in die Höhe, und während ſie eine Reihe ſchöner, weißer Zähne

und dem erfochtenen glorreichen Siege; seit ich aber das schöne Weib gesehen, sind meine Gedanken davon geflogen und flattern ängstlich und verlangend um ein kleines Häuschen, wo sie vielleicht in diesem Augenblicke zu einem Fenster hinausschaut, ach, so mild und wunderschön!"

Der Tod schenkte seinem Nachbar einen spöttischen Seitenblick, dann sagte er mit einem ironischen Lächeln: „Und findest Du nicht gar eine Aehnlichkeit zwischen jener, die aus dem Fenster hinausschaute, ach, so mild und wunderschön, und dieser hier mit dem dunkeln, verzehrenden Blicke?"

„Wenn ich sie recht betrachte," versetzte der Teufel mit einem tiefen Seufzer, „so glaube ich, Du hast Recht."

„Armer Kerl," flüsterte ihm Knorz ins Ohr:

„Das ist die Zauberei, Du leicht verführter Thor,
Denn Jedem kommt sie wie sein Liebchen vor."

„Hörst Du," fuhr er nach einer Pause mit einem sonderbaren Grinsen fort, „Trinklieder wollen sie keine mehr; seit sie diese Zauberin gesehen, denken Alle gerade wie Du, und das Herz in der Brust klopft ihnen stürmisch von der entfernten Geliebten. — Hörst Du, was die Musik spielt?

Steh' ich in finst'rer Mitternacht
So einsam auf der stillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob's mir auch treu und hold verblieb.

Und daran denkt jetzt Jeder, und vorbei ist die Lustigkeit, ha, ha, ha," lachte er, während in seinem umherstreifenden Blicke ein unheimliches Feuer brannte; „die dort haben nicht einmal genug bei dem Gedanken an das ferne Lieb, denn ich höre ein Dutzend Kehlen singen:

Ach, wenn Du wärst mein eigen,
Wie lieb sollst Du mir sein!

Jetzt sind wir auf der rechten Höhe," setzte er in dumpfem Tone hinzu, „und nun möchte ich abwärts steigen, abwärts, immer abwärts, bis ein paar Schuh unter den Erdboden, wo wir eigentlich alle hingehören!"

Damit wandte sich der Tod um und schritt dem Walde zu.

Der Teufel blickte ihm nach, bewegt von einem unangenehmen Gefühle, das ihn fröstelnd durchflog; doch zuckte er gleich darauf die Achseln und sprach zu sich selber: „Pah, er ist immer so, dieser melancholische Kerl, und obendrein muß er doch heute auch seiner Rolle getreu bleiben!"

Der ächte Prinz hatte unterdessen einen Trinkspruch ausgebracht, und als er ihn beendigt und sein Glas, nachdem er es ausgetrunken, hoch in die Luft geworfen, ertönte ein donnerndes Hoch aus hundert Kehlen, es zerriß die Musik mitten in dem ernsten Liede und veranlaßte sie dagegen zu einem lärmenden Tusche: „Hoch! Hoch! und abermals Hoch! Und Hoch! der heutige Tag, und Prinz Maiwein Hoch! und unser tapferer Anführer Hoch! und die Freude Hoch! und alles, was wir lieben, Hoch! und abermals Hoch!"

Und dann erhob sich die schöne Jägerin, in der Hand den schäumenden Champagnerkelch, und sagte mit klarer, weithin tönender Stimme, sie trinke auf das Wohl aller Künstler, die ein so wunderbares Fest erdacht und so glänzend ausgeführt, sie leere ihr Glas, hoffend auf die Wiederkehr eines so schönen Tages.

Unzählige Stimmen vereinten sich, nachdem sie gesprochen, zu einem lauten Ausbruche und einem allgemeinen Rufe der Freude, welchen ein theilnehmendes Echo, in den Bergen wiederhallend, weit, weit fortpflanzte, wozu die Constabler ihre Kanonen lösten, wozu Federhüte, Helme und Schärpen geschwenkt wurden, wozu man die Gläser erhob oder jubelnd an den nächsten besten Baum warf, daß sie klirrend zersprangen, wozu die Musikcorps vereinigt mit aller Anstrengung bliesen und wozu sich Alles rings umher

herandrängte, mit leuchtenden Blicken das schöne Mädchen betrachtend, welches alle die stürmischen Zurufe, die nur ihm galten, mit freundlichen Winken seiner beiden kleinen Hände erwiederte, so pantomimisch seinen Dank ausdrückend und alsdann eben so Abschied nehmend.

Ja, es nahm Abschied und reichte dabei seine Linke dem Prinzen Maiwein, sowie die rechte dem ächten Prinzen, während Rodenberg mit den wilden Männern herbeikam, die den Tragsessel zu seinen Füßen niedersetzten.

Als es ihn bestieg und nun, auf die Schultern seiner Träger gehoben, hoch über Alles sichtbar wurde, erklangen fort und fort die stürmischen Hochrufe, so daß es sich dankend erhob und, um so einige Augenblicke aufrecht stehen bleiben zu können, seine Hand in die des wilden Jägers legte, der neben ihm herschritt.

Es ließ ihm auch seine Hand, als sich schon Sträucher und Bäume zwischen es und den wildbewegten Lagerplatz geschoben, als die lärmenden Rufe kaum noch hörbar waren, und selbst dann noch, als die Musik nur noch in schwachen Klängen zu ihnen herüberdrang.

Rodenberg hatte sein großes Gefolge zurückgelassen, und nur die unbekannten Begleiter der schönen Jägerin schritten in angemessener Entfernung vor und hinter dem Tragsessel.

Juanita war in tiefes Nachdenken versunken; doch muß das, was ihre Gedanken bewegte, sehr angenehmer, zuweilen auch sehr heiterer Art sein, denn bald lächelte sie mit einer unaussprechlichen Innigkeit vor sich hin, bald aber auch zuckte es lustig um ihren schönen Mund.

Das alles sah Rodenberg, während er stumm an ihrer Seite ging, denn er hatte sein Gesicht aufwärts gerichtet und betrachtete sie unverwandt; er schritt wie im Traume dahin, aber wie in einem süßen, glücklichen, beseligenden Traume, — fühlte er doch ihre feine, weiche Hand in der seinigen und ließ sie ihm doch diese

Hand ohne Widerstreben. Ja, sie that noch mehr, worüber er freudig hätte hinausjubeln mögen und worüber er nur mühsam sein laut klopfendes Herz zu beschwichtigen im Stande war; er hatte es gewagt, hoffend und fürchtend, seine Hand, welche die ihrige hielt, leicht zu öffnen, so daß es vollkommen in ihrer Macht lag, ihre feinen Finger aus den seinigen gleiten zu lassen; aber sie hatte das nicht gethan — nein, nein, o nein, vielmehr fühlte er mit einem unaussprechlichen Entzücken, wie sie ihre Hand leicht um die seinige bog, ja, noch mehr, dabei warf sie einen wenngleich flüchtigen, doch herzlichen Blick über sein aufglühendes Gesicht.

Ach, wäre der Weg, den der kleine Zug auf ihren Wunsch einschlug und der auf die große Landstraße führte, nur noch zehnmal länger gewesen! Doch schon lichteten sich die Bäume vor ihnen, schon sah man, wie nach wenigen Schritten der Fußpfad auf die Straße mündete.

Dort hielt ein geschlossener Wagen und neben demselben stand jener alte Herr, den Rodenberg beim ersten Zusammentreffen mit Juanita sah. Der junge Maler konnte sich jetzt nicht enthalten, einen so tiefen und schmerzlichen Seufzer auszustoßen, daß Juanita ihn fragte: „Warum dieser Ausdruck der Trauer?“ und dann, als sie in sein Gesicht blickte, lächelnd hinzusetzte: „O, wilder Jäger, Du bist ungenügsam, wie ich nie Aehnliches erlebt!“

„Und habe ich nicht ein Recht dazu, schöne Waldsee, gab er zur Antwort, „da Du im Begriffe bist, mir vielleicht spurlos zu verschwinden.“

„Ich bin Dir schon einmal eben so spurlos verschwunden, und trotzdem hast Du mich doch wiedergesehen!“

„Ja, es beliebte Dir, mich armen Sterblichen noch tiefer zu verwunden, unheilbar, tödtlich!“

„Nein, nein,“ rief sie mit leichtem Spotte, „Du wirst nicht daran sterben!“

„O doch, doch!“

„Nun denn, ich will den ſchlimmſten Fall annehmen, es wäre wirklich ſo, dann verſpreche ich, Dir in dieſem Falle tröſtend und beruhigend zur Seite zu ſtehen!“

„Alſo nur in dem Falle ſolle ich Dich wiederſehen? — Sei es darum, es iſt wenigſtens eine Hoffnung — doch nein, nein,“ rief er in allem Ernſte ſchmerzlich aus, „laſſen wir dieſen traurigen Scherz, ich will und muß Dich wiederſehen, ja, ich habe ein Recht, es zu verlangen, denn Du verſprachſt es mir!“

„Daß ich nicht wüßte, wilder Jäger!“

„Erinnere Dich, Du ſagteſt mir, es ſei Euch Feen erlaubt, uns Sterbliche drei Mal zu ſehen.“

„Zu Eurem Unglück, es iſt Euer Verderben, ſobald wir Euch zum dritten Male ſehen.“

„So gönne mir dieſes Verderben,“ rief er mit zitternder, tief bewegter Stimme, „laß mir die Hoffnung, nur noch einmal in Dein ſchönes Auge zu ſehen, nur noch einmal den Ton Deiner lieblichen Stimme zu hören, die ſüße Wärme Deiner Hand zu fühlen!“

„Ah, Du erinnerſt mich daran,“ gab ſie etwas verwirrt durch die Gluth, die aus ſeinen Augen leuchtete, zur Antwort, „daß ich jetzt Deiner Stütze nicht mehr bedarf!“ Damit wollte ſie ihre Finger zurückziehen.

„Nur noch einen Augenblick!“ bat er. „Wiederhole mir Dein Verſprechen, daß ich Dich noch einmal wiederſehen darf, o, wiederhole es mir und mache mich zum glücklichſten der Menſchen!“

Sie betrachtete ihn nicht ohne Bewegung, dann erwiederte ſie: „Das dritte Mal iſt das letzte Mal, vergiß das nicht, wilder Jäger!“

„Alles Glück auf dieſer Welt muß ja doch einmal zu Ende gehen, wie unſer Leben ſelbſt, und ich wäre ſelig, wenn ich in vollem Glücke untergehen könnte!“

„In vollem Glücke?“

„In vollem Glücke, Dich zu ſehen und ...“

„Halt!“ rief ſie raſch und wollte ihre Hand zurückziehen, die er aber nicht losließ. „Ich will mein Verſprechen nicht zurücknehmen, ich will Dich ein drittes Mal ſehen, aber vergiß nicht, daß ich Dich davor gewarnt!“

„Dank, herzlichen Dank!“ rief er entzückt und bedeckte ihre kleine Hand ſo lange mit ſtürmiſchen Küſſen, bis ſie ihm dieſelbe faſt gewaltſam entzog.

„Ah, ſchöne Waldfee,“ rief er ſchmerzlich bewegt aus, „weißt Du, wie mir jetzt zu Muthe iſt?“

„Ich habe keine Ahnung davon.“

„Leider, leider! Mir iſt zu Muthe, wie Jemanden, der aus dem glücklichſten, dem ſchönſten, dem ſeligſten Traume unſanft aufgerüttelt wird und der nun aus dem Himmel herab in die kalte, nüchterne Wirklichkeit zurückfällt — ah, wie es mich friert!“ ſagte er zuſammenſchauernd.

Sie ſah ihn eine lange Weile an mit einem freundlichen Blicke, der zu einem herzlichen, ja, zu einem innigen wurde, dann ſagte ſie mit wunderbar weichem Klange der Stimme: „Ja, es war ein guter Traum!“ ehe ſie ihren Kopf emporwarf und dann in ganz verändertem Tone hinzufügte: „Wir haben ausgeträumt, die Maskerade iſt zu Ende! Leben Sie wohl!“

„Und ſo ſollen wir ſcheiden, ohne ein weiteres Wort?“

„Ah, Sie erinnern mich an Etwas, das ich faſt vergeſſen,“ fuhr ſie ernſt, faſt kalt fort, „eine Bedingung, die ich Ihnen auferlegen muß, eine Bedingung, von deren ſtrenger Erfüllung allein unſer Wiederſehen abhängt.“

Rodenberg blickte ſie aufmerkſam mit einem fragenden Blicke an.

„Wir Feen des Waldes,“ ſagte ſie, „erſcheinen auf dieſer Erde in allerlei Geſtalt und haſſen dabei nichts ſo ſehr, als wenn man uns nachſpürt, uns in den Weg tritt und unſeren Aufenthalt, den wir zu verheimlichen gezwungen ſind, zu erforſchen ſtrebt — verſtehen Sie mich vielleicht?“

„Ich glaube, Sie zu verstehen.“

„Nun gut denn — Sie haben heute erfahren, daß ich Sie nicht vergessen und daß ich mein Versprechen, Sie wiederzusehen, gehalten — wollen Sie es mir also möglich machen, das auch für die Zukunft zu thun, so forschen Sie nicht nach, wo ich geblieben, vermeiden Sie es, Straßen zu besuchen oder Häuser anzuschauen, in der Absicht, mich dort wiederzusehen, wie Sie es in den letzten Tagen gethan.“

Er wollte etwas antworten, doch fuhr sie lächelnd fort: „Ja, ja, Sie haben mir nachgeforscht, glauben Sie meiner Versicherung, daß ich allwissend bin und daß ich den leisesten Ihrer Schritte in der angedeuteten Richtung erfahre — versprechen Sie also, mich zu vergessen!“

„Das ist mir unmöglich; aber ich verspreche Ihnen, Ihrem wenngleich harten Befehle Folge zu leisten und mein Nachforschen nach Ihnen zu unterlassen! aber wenn wir uns zufällig sehen?“

„So sollen Sie mich nicht kennen, oder Sie müßten denn Willens sein, eine vielleicht sehr flüchtige Begegnung für unser drittes und letztes Wiedersehen zu nehmen!“

„Nein, nein,“ rief er fast erschrocken, „der Preis wäre zu theuer; ich werde Ihre Befehle erfüllen, ich will Ihren Ruf erwarten — in treuer, inniger, herzlicher Liebe, das können Sie mir nicht verbieten!“ setzte er tief bewegt hinzu.

„Dort ist mein Wagen und mein Begleiter; leben Sie wohl!“ setzte sie, rasch enteilend, hinzu.

Sie winkte ihm mit der Hand, wie zum Abschiede, aber auch wie ihren Wunsch wiederholend, er möge sie nicht weiter begleiten.

Und so blieb er denn folgsam stehen und schaute ihr nach, wie ihr der alte Herr die Hand reichte, wie darauf Beide in den Wagen stiegen, wie die Pferde anzogen und wie alsdann Alles verschwunden war.

Ja, Alles, all' das Schöne, all' das Unverhoffte, welches ihm

am heutigen Tage begegnete, war für ihn verſchwunden, ſie, die wunderbare Waldfee, das reizende Lächeln ihres Mundes, der Glanz ihrer ſchönen Augen, und als er nun, wie aus einem Traume erwachend, um ſich her blickte, auf die Begleiter des ſchönen, räthſelhaften jungen Mädchens, die wilden Männer mit dem Tragſeſſel, die Jäger, das ganze Gefolge — Alles war ſpurlos verſchwunden.

Und wie wohl that ihm jetzt die Einſamkeit, die ihn umfing, die tiefe Stille, welche ihn umgab, die kaum unterbrochen wurde durch einen fernen Klang der Muſik von dem Lagerplatze her, oder einen kaum vernehmbaren Freuderuf! Wie dachte er faſt mit Widerwillen an die Scenen toller Luſt, die dort drüben ihren rechten Verlauf nahmen, die von Minute zu Minute wilder, bacchantiſcher wurden und die nicht einmal dann ein Ende zu nehmen verſprachen, wenn die Nacht auf die Erde herabſank und allen Müden Ruhe brachte, denn es waren Pfannen und Pechfackeln mitgenommen worden, theils um das Feſt nächtlicher Weile noch fortzuſetzen, ſowie auch den Aufbruch des Lagers zu erhellen, theils um auf dem Heimwege zu leuchten.

Wie gern wäre er allein in den Wald gegangen, Fuß um Fuß auf dem Pfade, den er heute an ihrer Seite gewandelt, Schritt für Schritt an ſie denkend, an jedes Wort, das ſie geſprochen, an jeden Blick, den ſie ihm gegönnt, an das Lächeln ihres Mundes, ja, ſelbſt an ihre abwehrende Bewegung, wenn er es hier und da gewagt, ihre Hand berühren zu wollen! Wie gern wäre er zurückgeeilt an jenes trauliche Plätzchen, wo er ſie heute gefunden, mit welcher Luſt hätte er nochmals den Felſen erklettert, um ſich dort, wo ſie geruht, niederzuwerfen und nach einem von ihrem Fuße zertretenen Grashalme zu ſuchen!

Ah, dachte er, wie iſt eine kleine Reihe erbärmlicher Minuten im Stande, ſo traurig unſere Lage zu verändern; ſo eben noch glücklich, ſo ſelig an ihrer Seite, iſt jetzt der dort vor mir auf-

wirbelnde Staub Alles, was mir von dieſer glänzenden, liebeswarmen Erſcheinung übrig geblieben iſt!

Er ging geſenkten Hauptes in das Lager zurück, wo noch immer die lauteſte Fröhlichkeit herrſchte, wo lärmende Muſik erbrauste, Trinklieder erſchallten, Toaſte ertönten und Gläſer erklangen und klirrten, wo wilde Tänze aufgeführt wurden um die nicht leer werden wollenden Fäſſer. Die Geſichter der jungen, heiteren Künſtler waren glücklich vor Luſt und Fröhlichkeit, um ihre Köpfe hatten ſie Eichen- und Epheukränze gewunden, ihre Stöcke, Degen und Schwerter in Thyrſusſtäbe umgewandelt — es fehlte nichts als eine aus dem Dunkel des Waldes hervorſtürzende Schaar leichtgeſchürzter Nymphen und Bacchantinnen, um das Feſt des großen Gottes vollſtändig zu machen.

Der wilde Jäger ging langſam durch die Reihen, hier ein Glas annehmend, um es, einen herzlichen Gruß erwiedernd, auszutrinken, dort mit leichtem Kopfſchütteln einen leiſen Spott vernehmend, hier beneidet und dort befragt. Aber die erhitzten Köpfe der Neider kamen heute nicht dazu, über das Glück des jungen Mannes weiter nachzudenken, und die Frager hatten keine Zeit, eine Antwort abzuwarten. Toll und bunt trieb ſich Alles durch einander — Evoe! Evoe!

Rodenberg fand Knorr auf einer Baumwurzel ſitzend und neben ihm van der Maaßen auf dem Rücken liegend, der, einen halbleeren Weinkrug neben ſich, in die Höhe ſtarrte und in ſtiller Seligkeit allerlei verliebte Lieder ſang.

„Wie froh bin ich,“ ſagte der Ankommende, „Euch hier etwas abſeits zu finden, an einem ſtillen Platze, wo man ein wenig ausruhen kann, vielleicht ſchlummernd träumen!“ Er warf ſich der Länge nach neben den Tod auf den Boden hin.

Dieſer ſchaute ihn bedenklich an, wiegte langſam ſein Haupt auf und nieder und meinte: „Es wäre ſchon recht, wenn Du Dich hieher zurückzögeſt aus Ueberdruß an dem tollen Treiben da unten,

aber es iſt ein ſchlimmerer Wurm der Dein Herz benagt und Dich in die Einſamkeit treibt —, o, ich kenne meine Würmer!“ ſetzte der Tod mit kaltem Grinſen hinzu. „Beſchau Dir einmal dieſen dicken Teufel daneben, auch er iſt von einem ähnlichen Wurme benagt, wie er mir unter dem Einfluſſe ſeines großen Weinkruges geſtand; daß dieſer Kerl Schrauben auszieht, iſt wahrhaftig ſchon albern genug, aber verliebt zu ſein, und nun Du erſt, Rodenberg — ich hätte Beſſeres von Dir erwartet! Nenne mir einen vernünftigen Menſchen, dem das, was Ihr Liebe nennt, einen Erſatz geben kann für die koſtbare Zeit, die dabei vertrödelt wird! Was findet Ihr an ſo einem Unterrocke? Die Liebe und was darum und daran hängt, iſt ein imaginäres Vergnügen, ein reines Spiel einer erhitzten Phantaſie, eine lächerliche Komödie, in der die Puppen im Augenblicke ſchlaff ihre Glieder herunterhangen laſſen, ſobald ſie nicht mehr von Euren Gedanken regiert werden.“

„Ja — Du — haſt — Recht,“ ſagte ſchläfrig der wilde Jäger.

„Eine Gliederpuppe iſt die Liebe,“ fuhr der unerbittliche Tod fort, „von Euren Leidenſchaften glänzend ausſtaffirt, beſeelt mit dem, was Ihr ſelbſt glaubt und denkt, verziert mit ſchmachtenden Blicken und zauberiſchem Lächeln, ein Spiegelbild Eurer eigenen dummen Gedanken.“

„Gewiß — gewiß — Knorz — Du — haſt — Recht!“

„Aber der innere Kern von dem, was Ihr Liebe nennt,“ ſagte der Tod, indem ſeine ſtarren Blicke auf einmal leuchteten, „iſt immer daſſelbe, vielleicht ſüß und verführeriſch, aber berauſchend und langſam tödtend. Ich muß das wiſſen — ich, der Tod.“

„Ja — ſchön — und — berauſchend,“ murmelte der Jäger, während van der Maaßen auf der anderen Seite ſchmerzlich ſtöhnend in die Luft hinausſummte:

„Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein ſprang entzwei.“

ſehen ließ, ſtemmte ſie den rechten Arm in die Seite und richtete ſich herausfordernd empor, als wollte ſie ſagen: komm heran, wenn du noch was willſt! Als ſich aber der junge Menſch nach dieſem Auftritt emporraffte, und, ohne ſie weiter zu beachten, an die Glasthüre trat, wandte ſich das Mädchen um, ſchleuderte Hut und Shwal auf das Sopha, öffnete ohne Weiteres ihren grauſeidenen Ueberrock, und während ſie ins Nebenzimmer gieng, ließ ſie denſelben von ihrem Körper herabgleiten und auf der Schwelle liegen, nicht ohne mit dem Fuße noch einen Verſuch zu machen, ihn von ſich wegzuſchleudern.

„Ihr habt da ein gut Stück Erziehung gemacht!“ ſagte der junge Menſch, als das Mädchen verſchwunden war, zu der Mutter; „die iſt Euch famos über den Kopf gewachſen.“

Die Alte zuckte die Achſeln, ſtieß einen tiefen Seufzer aus, ohne Antwort zu geben, raffte die Kleidungsſtücke vom Boden und Sopha auf und verſchloß ſie ſorgfältig in einen geheimen Schrank, der ſich in der Mauer hinter einem gewöhnlichen Schranke befand, welch' letzterer mit Weiberröcken ganz geringer Art angefüllt war.

Der junge Menſch prüfte die Feſtigkeit des Seiles, und als er es feſt genug angeſpannt fand, zog er ſeine Kleidungsſtücke wieder an, bis auf die Schuhe, welche er an einer kleinen Schnur an dem Halſe feſtband; dann wandte er ſich zur Müllere und ſagte: „paßt mir genau auf, Frau, ich gehe jetzt hinüber und will mein Heil verſuchen. Ihr bleibt hier an dem Glasfenſter ſtehen und behaltet genau die Thüre drüben im Auge; wenn Ihr mich ruhig zurückkommen ſeht und nichts weiter hört, als daß ich die Thür wieder ſchließe, ſo iſt Alles in Ordnung; hört Ihr mich aber wie eine Ratte pfeifen — Ihr kennt das Zeichen? — ſo habt Ihr nichts weiter zu thun, als den Strick vom Ofenſtein loszumachen, ihn in den Hof hinab zu werfen

Dem wilden Jäger träumte, er ſei hoch zu Roß und ziehe mit ſeinem Gefolge hinweg über die höchſten Gipfel der Bäume — er reite vorwärts in athemloſer Haſt, er wollte die Sonne erreichen, die vor ihm zu fliehen ſchien und die ſich immer verbergen wollte hinter den nächſten und dann wieder hinter den nächſten Hügel. Wie ſpornte er ſeinen Rappen, wie ſchwang er ſauſend die gewaltige Hetzpeitſche, wie trieb er ſich ſelbſt vorwärts, ſein Roß und ſein Gefolge mit lautem Halloh! Halloh! Er fühlte es wohl, daß er das Licht der Alles belebenden Sonne nicht aus den Augen verlieren dürfe, ach, jener Sonne, die nicht nur in ſeine Augen, die auch in ſein Herz ſchien! — Dahin raste die wilde Jagd über Berg und Thal, er weit voran, mit ſtarrem Blicke an der Sonne hangend, die jetzt mit einer erſchreckenden Schnelligkeit abwärts zu ſinken ſchien. Doch war ſein Pferd noch nicht ermattet, haſtig griff der Rappe aus und ſauste dahin in fabelhaften Sprüngen.

Da fühlte der wilde Jäger, wie ſich plötzlich eine kleine Hand auf ſeine linke Fauſt legte, in der er krampfhaft die Zügel hielt, und wie eine wunderbar klingende Stimme zu ihm ſagte: „Schau' mich doch an, ich bin ja ſchon lange an Deiner Seite, ohne daß Du mich ſiehſt, und es iſt doch das dritte und letzte Mal, daß wir uns wiederſehen!“

Raſch warf er ſeinen Kopf herum, um ſie anzuſchauen, und er ſah ſie auch eine Secunde lang, wie ſie ihn betrachtete, ein mildes Lächeln um den feinen Mund, mit den großen, glänzenden Augen — aber ach, nur eine Secunde, denn plötzlich war die Sonne vor ihm, die er magnetiſch mit ſeinem Blicke feſtgehalten, verſchwunden, und durch die troſtloſe Finſterniß, die ihn nun mit Einem Male rings umher umgab, ſtürzte er aus ſchwindelnder Höhe unaufhaltſam hinab, tiefer und immer tiefer, bis er, auf der Erde angekommen, mit einem lauten Schrei erwachte.

„Ah, ich habe geſchlafen, nicht wahr, Knorr, geſchlafen und

ſchwer geträumt? Oder iſt die Sonne wirklich untergegangen, nachdem ich ſie zum dritten Male geſehen?"

„Die Sonne hat gethan, was ſie alle Tage zu thun pflegt," gab der Tod zur Antwort, „in der That, ſie iſt untergegangen, wie wir Menſchen uns irrthümlicher Weiſe ausdrücken."

„Und ſie, war ſie abermals hier?" fragte Rodenberg, ſich emporrichtend; doch beantwortete ihm das ſpöttiſche Geſicht ſeines Freundes die Frage ſo genügend, daß er aufſpringend ſagte: „Ach, ich habe ſehr lebhaft geträumt, Gott ſei Dank, daß es nur ein Traum war!"

Drunten ſtand Roderich auf einem abgehauenen Baumſtamme und ſprach zu den herandrängenden Künſtlern kräftige Worte von der gelungenen Vollendung des ſchönen Künſtlertages. „Das Licht," rief er, „iſt der Grundgedanke und die Seele alles Lebens in allen Künſtlern; mit dem verſchwindenden Lichte dieſes Tages laßt uns unſer heutiges Feſt beendigen, hoffend auf einen glänzenden Morgen, ſtrahlend über unſere Genoſſenſchaft, ſtrahlend über die herrliche deutſche Kunſt."

Gewaltiger Beifallsſturm belohnte die Worte des geliebten Anführers, und als er nun gleich nachher das Zeichen zum Aufbruche gab, ordnete ſich die Schaar trotz der geleerten Weinkrüge und Champagnerflaſchen faſt auf eine unbegreifliche Art, und als die Muſik, einen luſtigen Marſch ſpielend, voranritt, entwickelten ſich aus dem tollen Knäuel von Menſchen, Pferden und Wagen die Züge faſt eben ſo genau und gleichförmig zum Rückzuge, als ſie heute Morgen ausgezogen waren. Zahlreiche Fackeln warfen ihr rothglühendes Licht auf die phantaſtiſchen Geſtalten, von denen allerdings ganze Gruppen heute Abend Arm in Arm marſchirten, ein luſtiges Lied ſingend, ob dieſes zu den Klängen der Muſik paſſe. Am ruhigſten zog die wilde Jagd dahin, in Ordnung gehalten von der Energie ihres Anführers, dem der Tod dabei hülfreich zur Seite ſtand. Was dagegen van der Maaßen anbelangte,

ſo war derſelbe nicht mehr beſonders zurechnungsfähig, und Rodenberg hatte dafür Sorge getragen, daß ein kräftiger Reiter an ſeiner Seite war, der ihn in zweifelhaftem Falle unterſtützte und aufrecht erhielt. Des Teufels Seele war untergegangen im Weine und einem Gefühle unglücklicher Liebe, deſſen Gegenſtand zu nennen ihn aber keine Macht der Erde zwingen würde, ſo behauptete er mehrere Male, obgleich es Niemanden einfiel, ſich nach dieſem Gegenſtande zu erkundigen.

In dem Garten, von dem der Zug ausgegangen war, ſollte das Feſt beſchloſſen werden. Dort waren Vorkehrungen getroffen zur Abgabe der Waffen und Pferde, und der geräumige Saal der Künſtlergenoſſenſchaft zeigte ſich glänzend erhellt, um diejenigen aufzunehmen, die noch forttrinken mochten oder die ſich zuſammen thaten, um in heiterem Geſpräche die Erlebniſſe des heutigen Tages noch einmal an ſich vorüberziehen zu laſſen.

Olfers hatte die Standarte der Genoſſenſchaft, wie es bei ähnlichen Veranlaſſungen von je her der Gebrauch war, feierlich wieder an ihrem Platze aufſtellen laſſen und ſich dann mit Lytton entfernt.

Rodenberg hatte dem Tode die Sorge für ſeinen Freund Teufel überlaſſen, und der bedächtige Knorr hatte auch ein ſolches Uebergewicht über den dicken, gutmüthigen van der Maaßen, daß dieſer ſich von jenem unter den Arm nehmen und ruhig nach Hauſe führen ließ.

Hierauf trat der wilde Jäger allein in den dunkeln Park hinaus, erſt da tief und beruhigt Athem ſchöpfend, als er ſich allein unter den ſtillen Bäumen befand, entfernt von allem Lichterglanze und dem Geräuſche des noch immer lärmenden Treibens.

Es war ein einſam gelegener Raſenplatz, dem er zuſchritt; um denſelben herum ſtanden uralte Bäume, über deren im Nachtwinde leicht erzitternde Blätter der Mond ſeinen ſilbernen Schimmer ausgoß und, an ihnen niedergleitend, phantaſtiſche Schattenbilder auf den hellen Grasboden zeichnete. Hier befand ſich eine Steinbank,

auf der sich Rodenberg niederließ, denkend an sie, die ihn fortwährend beschäftigt, träumend von ihr.

Dabei war er so ruhig und bewegungslos und sein dunkelgrünes Gewand so von dem tiefen Schatten aufgenommen, daß es begreiflich war, wie ein anderer Mann, der dicht neben ihm aus dem Gebüsche hervortrat, ihn nicht bemerkte; es war Olfers, der sich ebenfalls gegen die Steinbank wandte und der erst, als er dicht vor dem Anderen stand, ihn, fast zusammenfahrend, erkannte.

„Ah, Rodenberg?"

„Ich bin's, hier ganz in der Absicht, noch ein wenig Ruhe zu genießen nach dem tollen Treiben des heutigen Tages."

„So wird Ihnen meine Gegenwart vielleicht lästig sein?"

„Im Gegentheile; wir finden uns wahrscheinlich hier in derselben Absicht, und ich schätze mich nur glücklich, mit Ihnen Gedanken austauschen zu können!"

Nach diesen Worten, die aus seinem Herzen kamen, denn er verehrte den großen Künstler aufrichtig, rückte er bei Seite, um ihm Platz zu machen; dabei aber berührte seine Hand einen Gegenstand, den er bis jetzt nicht bemerkt — ein Buch, das fühlte er, als er seine Finger leicht darüber weggleiten ließ. Sollte er darüber reden? Er sah die Nothwendigkeit nicht ein und schwieg; das Buch zog er aber näher an sich.

„Waren Sie mit dem heutigen Tage zufrieden?" fragte Roderich.

„Gewiß, und vor allen Dingen mit Ihren Arrangements — Niemand versteht es so, Feste zu leiten, wie Sie. — Jedermann muß das heutige als ein vollkommen gelungenes betrachten," fuhr er fort, als der Andere nichts erwiedert hatte.

„Darf ich eine Frage an Sie stellen?" fragte endlich Olfers nach einer Pause; „eine Frage, die Ihnen vielleicht unbescheiden vorkommt, es aber in der That nicht ist. Es bringt mich fast in Verlegenheit, sie auszusprechen."

„So will ich diese Frage beantworten, ehe sie ausgesprochen,"

ſagte raſch der junge Maler; „ſie gilt der jungen Dame, die ich ſo glücklich war, in unſer Lager begleiten zu dürfen.“

„Allerdings gilt ſie ihr,“ fiel ihm Roderich haſtig in's Wort; „doch ſoll meine Frage nicht ſo unbeſcheiden ſein, um in Ihre Geheimniſſe zu dringen. Ich möchte nur wiſſen,“ fuhr er ſtockend fort, „ob Ihnen der Grund bekannt iſt, aus welchem unſere geehrte und liebenswürdige Künſtlerin ſich ſo ſpät entſchloß, unſer Feſt mitzufeiern.“

„Das bin ich Ihnen zu beantworten außer Stande,“ erwiederte Rodenberg, unverkennbar im Tone der Wahrheit und Aufrichtigkeit. „Als ich vor einigen Tagen in Ihrem Atelier war, erzählte ich Ihnen ohne Hehl mein Zuſammentreffen mit jener jungen Dame und füge jetzt hinzu, daß ich dieſelbe ſeitdem nicht wieder geſehen, noch etwas von ihr gehört habe. Heute Morgen, nach Beendigung unſeres Kampfes, ſtreifte ich durch den Wald und hatte das Glück, ſie zufällig aufzufinden.“

„Zufällig?“

„Zufällig, auf mein Wort! Wie erfreut ich darüber war, will ich nicht läugnen, eben ſo wenig, daß ich allerdings den Wald in der Hoffnung durchzog, die junge Dame da noch einmal zu finden, wo ich ſie zum erſten Male geſehen, ach, ich hatte es nicht vergeſſen!“ ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu.

„Es war ein höchſt angenehmer Ritterdienſt, den Sie ihr leiſteten, ſie wird dafür dankbar ſein.“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht; leider muß ich es dem Zufalle anheimſtellen, ob ſie überhaupt im Stande ſein wird, ſich in Betreff meiner dankbar dieſes herrlichen Tages zu erinnern!“

„Wie ſo, Rodenberg?“

„Nun, wie ſchon geſagt, es war nichts wie Zufall, daß ich ſie heute ſah, und als ich Abſchied von ihr nahm, bezeichnete ſie abermals den Zufall als die Gottheit, die vielleicht allein im Stande ſei, uns nochmals zuſammenzuführen.“

„Eigenthümlich," gab Roderich mit einem tiefen Athemzuge zur Antwort, „ja, es ist ein seltsamer Charakter, dieses junge Mädchen — aber unternehmend, wie ich Sie kenne, lieber Rodenberg, halte ich Sie für fähig, dem Zufalle nachzuhelfen und hier und da ein Bischen nach ihr zu forschen."

„Das hat sie mir streng verboten," entgegnete der junge Maler mit großer Aufrichtigkeit.

„Ei, ei, das ist hart von ihr!" versetzte Olfers nach einer Pause, wobei etwas wie Freude in dem Tone seiner Stimme klang; auch bückte er sich in diesem Augenblicke, um einen Gegenstand aufzuheben, den er zu seinen Füßen liegen sah und von dem er nicht wußte, was es war.

„Ja, ja," meinte der junge Maler heiter, „sie hat mich dem Zufalle überwiesen, und ich habe leichten Sinn genug, um mich diesem unsichern, gefährlichen Fahrzeuge anzuvertrauen; als Segel will ich meine Wünsche aufspannen, und wenn ein guter, frischer Wind hineinbläst und das Glück ein wenig das Steuer regiert, so hoffe ich schon an's Ziel zu kommen!"

„Ja, wer Glück hat, wird an's Ziel kommen!" erwiederte der Andere mit einer etwas unsicheren Stimme; er hatte das, was vor ihm auf dem Boden lag, emporgehoben und fand, daß es ein verwelkter, zertretener Blumenstrauß war. — Ah, er glaubte ihn zu kennen, diesen Blumenstrauß!

„Es ist spät geworden, und ich bin müde — gute Nacht, Rodenberg!"

„Gute Nacht, Olfers!"

XVI.

„O Herz, sei endlich stille!"

Die beiden Männer verließen den Park in der gleichen Richtung, ohne aber mit einander zu gehen. Roderich war vorausgeeilt; er hielt den Blumenstrauß, von dem er jetzt ganz genau wußte, daß es derselbe sei, den er heute Morgen an Conchitta geschickt, noch ein paar Augenblicke in der Hand, dann schleuderte er ihn mit einer hastigen Bewegung weit von sich.

Rodenberg hatte das Buch, welches er neben sich auf der Bank gefunden, ebenfalls zu sich genommen, und als er auf seinem Heimwege bei der ersten Gaslaterne vorüberkam, öffnete er es und sah, daß es ein Skizzenbuch war. Wer es dort liegen gelassen hatte, wußte er nicht; er nahm es gleichgültig unter den Arm und setzte den Weg fort.

Als er in die Nähe der Wurstgasse kam und er sich bei der Biegung um die Straßenecke vorher zufällig umschaute, sah er eine kleine, seltsame Gestalt seinen Schritten folgen, die jedoch stehen blieb, als er sich umwandte, und erst dann wieder vorwärts huschte, als er selbst weiterschritt. Rodenberg achtete indessen nicht darauf und würde auch nicht weiter daran gedacht haben, wenn dieselbe kleine Gestalt nicht wenige Schritte von seiner Wohnung, dem Reichsapfel, entfernt mit der Behendigkeit einer Katze an ihm

vorübergeschossen wäre, das bereits geschlossene Thor mit dem Hausschlüssel geöffnet hätte und dann, wie ihn erwartend, regungslos stehen geblieben wäre.

„Alle Teufel, wen haben wir da?"

„Es ist Rafael," hörte man die Stimme des kleinen Bedienten sagen — „Rafael, Herr Rodenberg, der soeben nach Hause kommt."

„Daß Du nach Hause kommst, sehe ich wohl, aber woher Du kommst, möchte ich wissen, auch Deinen sonderbaren Anzug näher betrachten, denn mir scheint, Du steckst nicht in der Livrée, die Du gewöhnlich trägst; aber komm' herauf ans Licht, daß wir die Sache besser untersuchen können! Mir scheint, dahinter verbirgt sich wieder irgend eine Teufelei!"

„O, diesmal keine Teufelei, Herr Rodenberg," erwiederte der kleine Bediente mit einer so demüthigen, ja, weichen Stimme, wie man bisher nicht an ihm gewohnt war — „etwas sehr Schönes, Herr Rodenberg, vielmehr, ja, vielmehr etwas sehr Schönes!"

Herr und Diener gingen mit einander die Treppen hinauf, und letzterer trat droben etwas schüchtern in das erleuchtete Zimmer, wo der Drache Griesgram und Knorz am Tische saßen und etwas tranken, das wie Zuckerwasser aussah. Walter hatte seinen alten Flausrock an, und von dem grauenhaft schönen Costume des Todes war auch nichts mehr zu sehen, denn der lange Bildhauer stak in seinem Schlafrocke von Sarsenet.

„Guten Abend, liebe Leute!" sagte der wilde Jäger und setzte hinzu, indem er sich ermüdet auf einen Stuhl warf: „Gott sei Dank, daß das vorüber ist!"

„Dazu sagen wir Amen!" meinte Walter — „wie diese Pfeife Tabak, die ich hier rauche, hat mir den ganzen Tag noch nichts geschmeckt. Aber was ist denn das?" fuhr er fort, die rechte Hand wie einen Schirm über die Augen haltend und nach der Ecke des Zimmers schauend — „Du bringst ja noch ein ganzes Stück Maskerade mit heim!"

„Ganz richtig — Rafael," sagte Rodenberg gähnend, ohne ihn anzusehen. „Dieser Bursche hat sich den freien Tag zu Nutzen gemacht und Carneval gespielt — na, komm' heran und laß Dich anschauen!"

Rafael war neben der Thür stehen geblieben, freundlich bewillkommt von dem Pudel seines Herrn, denn dieses gute Thier, ohne der vielen kleinen Mißhandlungen eingedenk zu sein, mit denen es jener so häufig bedachte, hatte sich schmeichelnd genähert und seine Freude über das Wiedersehen nach tagelanger Abwesenheit zu erkennen gegeben. War es nun die Herzensgüte, welche das Thier hierüber bezeigte, oder befand sich Rafael's Gemüth sonst in guter Stimmung — genug, er liebkoste den Pudel seinerseits, wie er's bisher nie gethan, ja, er umhalste ihn zärtlich und drückte den zottigen Kopf desselben an sein Gesicht.

Jetzt trat Rafael, dem Rufe seines Herrn folgend, langsam gegen das Licht und stellte sich ruhig, ja, unverkennbar mit einem Ausdrucke von Selbstvertrauen vor den jungen Maler hin, welcher, ihn betrachtend, mit einem Ausrufe des Erstaunens von seinem Stuhle emporsprang.

„Was — Du warst es, der mich im Walde angeredet?"

„Ja, ich war es."

„Der mir eine freundliche Rede hielt und dies so famos that, daß ich glaubte, hinter dem dickköpfigen Zwerge müsse was Rechtes stecken! Ah, das ist drollig — Du warst es, Rafael?"

„Ich war's, Herr Rodenberg, Rafael, der vor Ihnen steht," erwiederte der kleine Diener mit zuversichtlichem Tone, da ihn das heitere Lachen seines Herrn ermuthigte — „und wenn ich mir erlauben darf, zu sagen, so steckt doch was Rechtes, wenn auch nicht in, so doch hinter mir."

„Und was war das, wenn ich fragen darf?"

„Nun, die schöne Prinzessin, auf deren Befehl ich die Maskerade machen mußte und in deren Auftrag ich Ihnen das schöne Horn übergab!"

„A—a—a—ah, ganz richtig!“ gab der junge Maler mit einem eigenthümlichen Tone zur Antwort, indem er mit der Hand an seine Hüfte griff, wo das Horn Juanita's hing.

„Ja, die schöne Prinzessin,“ fuhr Rafael fort, „die mich nicht nur alles das lehrte, was ich sagen mußte, sondern mir auch angab, wie ich es sagen sollte!“

„Du sahst sie also mehrere Male?“ fragte Rodenberg hastig.

„Sechsmal!“ erwiederte der kleine Bediente mit Stolz — „ungerechnet zweimal, wo sie durch die Vorhänge der Thür mit mir sprach!“

„Was der Bursche für ein Gedächtniß hat!“ meinte Walter — „aber das Ganze mit Deiner Prinzessin und ihrem großen und kleinen Gefolge ist eine ganz geheimnißvolle Geschichte.“

„Das ist sie auch für mich,“ sagte Rodenberg, der, statt den kleinen Bedienten hier vor den Anderen weiter auszufragen, beschloß, dieses bei einer passenden Gelegenheit zu thun. Er begnügte sich also, zu sagen: „Ich bin mit Dir zufrieden, Rafael; Du hast die Sache recht brav gemacht.“

„Das hat mir die schöne Prinzessin auch gesagt,“ erwiederte der Kleine, indem er die Augen niederschlug, „und ....“

„Ihr Lob hat ihm besser gefallen, als das Deinige,“ sprach Walter — „habe ich Recht, Du Schelm?“

„Ja, Herr Professor, vollkommen Recht. O,“ fuhr er mit einer warmen Begeisterung fort, „so was läßt sich gar nicht wiedererzählen, mit welcher Geduld, mit welcher Freundlichkeit, mit welcher Herzlichkeit die schöne Prinzessin mir jedes Wort vorsagte, und als ich es ihr das letzte Mal gerade so wiederholen konnte, wie ich es heute gesagt, da meinte sie, ich hätte ein hübsches Talent zur Nachahmung!“

„Ja, ja, Du warst immer ein geschickter Affe,“ warf der lange Bildhauer dazwischen.

„Und sie setzte hinzu: wenn ich auch sonst wohl Talent hätte,

und Euch ins Bett zu legen. — Apropos! ist die Thür am Holzschuppen blos angelegt, daß ich sie im Falle der Flucht nur hinter mir zuzuschlagen brauche?"

„Alles besorgt!" sagte die Frau mit einiger Bewegung; „jetzt aber macht, daß Ihr hinüber kommt, mir ist das Herz so schwer, ich habe immer den Gedanken, es müsse ein Unglück geben."

„Ich auch," sagte ruhig lächelnd der junge Mensch und fühlte an seine Hosentaschen, ob sein langes Messer auch da sei, das er hier gewöhnlich verwahrte. „Alles in Ordnung!" rief er dann lustig. Madame Müller löschte das Licht aus und der Andere schwang sich durch die Glasthür auf die Gallerie und faßte das Seil, das über seinem Kopfe hieng, mit fester Hand. Auf diese Weise war es durchaus nicht schwer, über die morsche Gallerie ins Vorderhaus hinüber zu steigen; er trat mit den Füßen auf die alten Balken, denen er nicht mehr zutraute, als er wußte, daß sie tragen könnten, die jedoch seinem, an dem Seile schwebenden Körper, einen augenblicklichen Unterstützungspunkt boten.

Bald hatte er das Vorderhaus erreicht, und die Thüre, welche von dort auf die Gallerie führte, war so leicht verschlossen und dabei so morsch und alt, daß er mit seinem Messer bequem zwischen den beiden Flügeln durchfahren und von innen den Riegel öffnen konnte. Jetzt einmal im Hause, schlich er die Treppen hinan in den zweiten und dritten Stock und blieb oftmals stehen, um zu lauschen, ob sich in dem weiten Gebäude nichts Verdächtiges rege; da war aber Alles still und ruhig, so still, daß er aus einem Zimmer an der Treppe die schweren Athemzüge eines fest Schlafenden vernahm und hörte, wie im untern Stock ein kleines Kind leise hustete.

Jetzt hatte er die Thür der Kiliane erreicht. Dieselbe war

ſo könnte ich noch einmal ein Künſtler werden. Ach, Herr Rodenberg, das war mir gerade ſo, als hätte es mir unſer Herrgott ſelbſt geſagt!"

Die Augen des Knaben leuchteten, und er hatte ſeine Hände vor der Bruſt gefaltet.

„Und daran glaubſt Du?" fragte Walter in ſeinem mürriſchen Tone, durch welchen aber doch etwas wie Theilnahme klang.

„Daran glaube ich und will's beweiſen!"

Rodenberg hatte den Kopf in die Hand geſtützt und blickte vor ſich nieder, ein unnennbar ſeliges Gefühl durchzog ſeine Bruſt. Für wen hatte ſie ſich alle dieſe Mühe mit dem Knaben gegeben? Nur für ihn, nur um ihm einen heiteren Augenblick zu verſchaffen! — Und hatte ſie nicht tagelang daran gedacht, ſich tagelang damit beſchäftigt? Alſo mit ihm ſich beſchäftigt? Ja, ohne Eitelkeit, ohne Selbſtüberſchätzung durfte er ſich zitternd vor Freude geſtehen, ſie nehme Antheil an ihm, ſie werde ihm die Gelegenheit geben, ſie wiederzuſehen, und wie ſie ſeiner vor dem heutigen Tage gedacht, gern und .... — das andere Wort wagte er doch nicht einmal in Gedanken auszuſprechen —, ſo werde ſie auch künftig ſeiner gedenken. — „Es iſt gut ſo, Raſael," ſagte er in freundlichem Tone; „morgen reden wir weiter darüber. Lege jetzt Deine Maskerade ab und hebe ſie ſorgfältig auf, damit Du ſie pünktlich wieder abliefern kannſt."

„Das brauche ich nicht — das darf ich ja nicht," erwiederte der Knabe traurig; „ich hätte die Sachen gar zu gern zurückgegeben, um ſie noch einmal zu ſehen, aber da ſie mir geſagt, ich ſolle Alles behalten und nur dann wieder zu ihr kommen, wenn ſie mich rufen ließe, ſo muß ich geduldig darauf warten."

„Ja, ja, warten wir geduldig," ſagte der junge Mann, „nach Umſtänden — alſo bis morgen!"

„Gute Nacht Herr Rodenberg, gute Nacht Herr Profeſſor Walter, gute Nacht Herr Knorz!"

Damit schloß der Knabe hinter sich die Zimmerthür, bis wohin ihm der Pudel schweifwedelnd das Geleite gegeben.

„Der kleine Kerl ist ganz verändert," meinte Walter; „ich glaube, die Prinzessin, wie er sie nennt, hat ihm ein famoses Trinkgeld gegeben."

Knorz schüttelte auffallend lange und bedächtig seinen Kopf, dann wandte er seine Augen mit einem mitleidigen Lächeln gegen Walter und sagte: „Was Trinkgeld, alter Bär — das macht der zauberhafte Einfluß eines schönen Weibes — o, wir kennen das! Das Gemüth dieses Knaben war ein Acker mit gutem und schlechtem Samen, im tiefen kalten Schatten unseres Umganges — leider muß ich es sagen — ging bisher nur von dem letzteren üppig auf; aber jetzt hat der Glanz eines milden, schönen Auges wie warmes Sonnenlicht gewirkt."

„Was meinst Du dazu, Rodenberg?"

„Ja, ja," sagte dieser, wie aus einem Traume auffahrend, und wiederholte mechanisch die Worte des langen Bildhauers: „der Glanz eines so milden, so schönen Auges wirkt belebend wie Sonnenlicht."

„Hm, hm, meinetwegen — vor der Hand gehe ich zu Bette," sagte Walter und setzte, nachdem er aufgestanden war, hinzu: „Hat Niemand unsern Cupido gesehen, den sanften Eduard? Man sollte doch ein Licht brennen lassen, bis er nach Hause kommt."

„O, der liegt lange in seinem Bette!" versetzte Knorz in einem melancholischen Tone. „Der arme Rüding, der durchaus nichts vertragen kann, hatte sich schon heute Morgen zu viel zugemuthet. Ehe Du," wandte er sich an Rodenberg, „draußen im Lager zu uns zurückkamst, suchte ich ihn und fand ihn auch, aber in einem traurigen Zustande — er fuhr auf dem Ochsenkarren zurück und ich habe ihn selbst zu Bette gebracht."

„Das war edel von Dir — also löschen wir alle Lichter aus, und träumen vom heutigen Tage."

So thaten sie denn auch, doch hatten sie im Schlafe begreif-

licherweiſe verſchiedene Geſichte: Rodenberg das angenehmſte, Knorz das unangenehmſte; denn letzterer hatte die ganze Nacht mit dem Tode, den er vorgeſtellt, zu ſchaffen und ſah dieſen unheimlichen Gaſt beſtändig neben ſich ſtehen, wie er mit aufgehobenen Knochenfingern ſagte: „Knorz, das hätteſt Du nicht thun ſollen, ohne mich vorher zu fragen; man muß weder den Tod, noch den Teufel an die Wand malen.“

Dieſer Traum hatte ſeine ernſte Wirkung auf das ohnehin düſtere Gemüth des langen Bildhauers nicht verfehlt, und als er ſich am Morgen zu ſeinem ſchmalen Frühſtücke niederſetzte, legte er den Todtenkopf, den er in der Schublade hatte, vor ſich hin und verſank dabei in traurige Gedanken.

Das Erwachen Rüding's war ebenfalls nicht erfreulicher Art, doch wollen wir ſeines gehaltloſen und entſetzlich nüchternen Blickes, mit dem er den Himmel anſtarrte, nicht weiter gedenken und bei Rodenberg eintreten, der am Fenſter ſaß, eine Cigarre rauchte und dazu mit ſicherer Hand von den phantaſtiſchen Geſtaltungen des geſtrigen Tages auf ein großes Blatt Papier warf.

„So iſt's recht,“ ſagte Walter, der im Begriffe ſtand, auf ſein Atelier zu gehen; „es iſt eine Freude, zu ſehen, wie das unter Deinem Bleiſtifte hervorſpringt, und ſo viel ich aus dem Umriſſe ſehen kann, haſt Du einen ganz famoſen Augenblick: wie die wilden Männer mit ihrem Tragſeſſel und der jungen Dame vor dem Prinzen Maiwein erſcheinen — ganz vortrefflich. Alles drängt neugierig herbei, und ſo bekommen wir ein prächtiges Enſemble. Wenn Du ſo weit biſt, ſo mußt Du die Sennora bitten, daß ſie Dir zu ihrem Portrait ſitzt.“

„Das wird ſie kaum thun,“ erwiederte Rodenberg, indem er ruhig weiter zeichnete.

„Pah, warum nicht? War ſie doch einmal bei Roderich und ſaß ihm mit einer bewundernswerthen Geduld; auch Lytton hat ſie damals gezeichnet.“

„Ja, das sind große Herren, berühmte Künstler; in dem weltbekannten und von allen Fremden besuchten Atelier Roderich's macht man durchaus keine Schwierigkeit, sich sehen zu lassen — aber könnte ich wohl eine Dame hieher zu uns einladen?"

„Das brauchst Du auch gar nicht, Du gehst einfach zu ihr hin."

„Auch das hat seine Schwierigkeit."

„Du bist doch sonst nicht so ängstlich, hast auch die beste Gelegenheit, sie zu besuchen und ihr das Skizzenbuch wiederzubringen, welches Du gestern Abend mit nach Hause gebracht."

„Welches Skizzenbuch?" fragte Rodenberg aufmerksam werdend.

„Nun, das dort auf dem Tische! Ich blätterte heute Morgen darin herum und erkannte es augenblicklich; als sie neulich bei Roderich war, hatte sie es bei sich, und er skizzirte die Haltung ihres Kopfes hinein, wie er ihn auf seinem Bilde zu gebrauchen gedachte — dort, auf dem letzten Blatte."

Rodenberg war aufgesprungen, an den Tisch geeilt und hatte das dort liegende Skizzenbuch in die Hand genommen. „Ei sieh' doch," sagte er nach einer Pause, „wie hübsch und elegant sie zeichnet, mit welcher Meisterschaft sie Bäume, Häuser, kurz, Alles aufs Papier hinwirft! Es ist ja ein wahrer Schatz, den ich gestern Abend mit nach Hause gebracht!"

„Und sie wird dieses Buch schwer vermissen," meinte Walter mit einem bedeutsamen Kopfnicken; „denn ich sah neulich, wie großen Werth sie darauf legt. Nachdem ihr Roderich den kleinen Kopf skizzirt, drückte sie es förmlich an sich und wollte es uns kaum zum Betrachten erlauben."

„So—o," machte der Andere mit fast verdrießlichem Gesichte, unter dem Einflusse eines unbehaglichen Gefühls — „nun, im Grunde finde ich dies begreiflich! Es können sich wenig Leute rühmen, daß Roderich ihnen etwas in ihr Album oder Zeichenbuch skizzirte .... — Und mich so zum Besten halten," sagte Roden-

berg, nachdem er eines der Blätter längere Zeit betrachtet, „das iſt ja faſt die gleiche Anſicht von der Fahnenburg, die ich für ſie gezeichnet und worüber ſie ſich ſo gefreut! — Wie falſch war es von ihr, mir zum Danke für meine Freundlichkeit die mir ſo glaubwürdig erſcheinende Verſicherung zu geben, ſie verſtehe nicht zu zeichnen!“

„Das iſt ſo Weiberart,“ erwiederte Walter achſelzuckend. „Hätteſt Du ſie dringend gebeten, ſo würde ſie Dir am Ende doch ihr Skizzenbuch gezeigt und ſich an Deinem Erſtaunen geweidet haben.“

„Warum mag ſie nur faſt jedesmal den Namen Conchitta unter ihre Zeichnungen ſchreiben?“ meinte der junge Maler, nachdem er das Buch durchblättert.

„Das iſt doch ſehr einfach, weil ihr Vorname Conchitta iſt, — allerdings ein eigenthümlicher ſpaniſcher Name, wird von dem Worte Conception hergeleitet,“ erwiederte Walter würdevoll im Tone eines Profeſſors.

„Sie heißt nicht Conchitta,“ gab Rodenberg in entſchiedenem Tone zur Antwort, „ſie heißt Juanita!“

„Wie ſo? Was willſt Du damit ſagen?“

„Nun, damit will ich ſagen, daß ſie Juanita heißt und nicht Conchitta!“

„Sie, der das Buch da gehört?“

„Ja, ja!“

„Die im Hauſe von Michel Angelo Schmitz wohnt?“

„Ja, ja, dieſelbe!“

„Wirklich, ungeheuer komiſch! Ich weiß aufs genaueſte, daß ſie Conchitta heißt, und ſo wurde ſie in Olfer's Atelier von ihm, von Lytton, ja, von Allen genannt.“

„Von Allen?“ wiederholte Rodenberg ärgerlich — „Du thuſt ja gerade, als wenn ſie Allerwelts-Conchitta wäre! So ſage mir denn ihren Zunamen, Du, der Du Alles ſo genau weißt.“

„Den habe ich nicht behalten, er ist mindestens eine halbe Elle lang, verbunden durch lauter y und y."

„Warum sagte sie mir denn, daß sie Juanita hieße? Was bezweckte sie mit dieser Unwahrheit?"

„Vielleicht um Dich zu veranlassen, vergeblich nach einer Juanita zu forschen."

„Dies wäre möglich, und um mir so anzudeuten, daß Conchitia für mich nicht auf der Welt sei; hat sie das doch später noch mit viel klareren Worten gethan."

„Dazu mag sie wohl ihre Gründe haben."

„Gewiß — und ich werde sie achten," sagte der junge Maler seufzend, indem er das Buch auf den Tisch legte und sich dann wieder an seine Arbeit machte.

Er blieb auch noch eine Zeit lang ruhig daran sitzen, nachdem Walter schon längst das Zimmer verlassen; doch war er offenbar mit einem Gedanken beschäftigt, der gerade nicht mit seiner Zeichnung im Einklange stand, denn statt daran fortzumachen, ließ er den Bleistift ruhen und blickte zum Fenster hinaus.

Rodenberg schien endlich über etwas mit sich ins Reine gekommen zu sein; er sprang hastig empor, nahm das Skizzenbuch wieder in die Hand, betrachtete abermals die Blätter, wobei er nicht versäumte, hier und da seine Lippen auf eine Stelle zu drücken, wo muthmaßlich ihre Hand geruht; dann wickelte er das Buch sorgfältig in ein Zeitungsblatt und setzte sich damit in eine Ecke des Zimmers, so entfernt als möglich von seinem schönen Pudel, der schon lange mit den klugen Augen seinen Herrn betrachtete und nicht wohl zu begreifen schien, warum man heute Morgen noch keines seiner zahlreichen Kunststücke verlangt. So erwartend, brauchte es auch nur des leisesten Zungenschlages, um das Thier sofort zu den Füßen seines Herrn zu bringen. Hier gab ihm dieser das Skizzenbuch ins Maul und ging dann ans andere Ende des Zimmers, um es sich dort von ihm wiedergeben zu lassen. Nach

zwei- bis dreimaliger Wiederholung übergab das gescheite Thier das Skizzenbuch mit einer solchen Gewandtheit, ja, man hätte sagen können, mit einem Bewußtsein dessen, was es auszurichten hatte, ohne Hast, ohne Uebereilung, mit eleganter Leichtigkeit und doch dabei mit der den gut erzogenen Pudeln eigenen Grandezza.

Zufrieden mit dem Erfolge der ertheilten Lection, war es dem jungen Maler unangenehm, daß nun Rafael hereintrat, um die ihm obliegenden kleinen Geschäfte zu besorgen. Anstatt aber ihn heute damit zu belästigen, oder ihm seine täglichen, nicht unnöthigen Ermahnungen zukommen zu lassen, rief ihn Rodenberg zu sich in einem freundlichen Tone, und als er ihn hierauf ansah, war er erstaunt über die vortheilhafte Aenderung, die auch im Aeußern des Knaben vor sich gegangen; er hatte seine Haare gut gekämmt und gescheitelt, sich auch ausnahmsweise recht sauber gewaschen und eine fast unbegreifliche Sorgfalt auf seine Kleider verwandt, so daß der Malerkittel kaum mehr zu lang und zu weit erschien und auch heute seine Fußbekleidung wie die eines anständigen Menschen aussah.

Da dies alles ganz besonders zu der Absicht seines Herrn paßte, so griff dieser in seine Westentasche und machte ihm mit einem Fünfgroschenstücke ein ungeheures Geschenk, ungeheuer für den Knaben, ungeheuer für seine eigenen Verhältnisse, da es fast die Hälfte seines augenblicklichen Vermögens ausmachte.

„Du weißt das Haus in der Fingerstraße, wo Herr Schmitz wohnt — Du kennst doch Herrn Schmitz — ein kleiner Herr? Wenn er kommt, hat er gewöhnlich eine Mappe unter dem Arme oder ein altes Oelbild."

„O ja, ich kenne ihn," sagte der Knabe, „und auch das Haus."

„Schön — dorthin gehst Du mit Figaro, setzest Dich auf die Treppe des Hauses, als erwartest Du Jemanden, und streichelst den Hund und lobst ihn, wenn er sich ruhig neben Dich hinsetzt.

Nicht wahr, Du thust mir das zu Gefallen, Rafael, und bist vor allen Dingen freundlich mit Figaro? Denn von dem, was ich will, würde gerade das Gegentheil geschehen, wenn Du den Hund, wie gewöhnlich, plagst und neckst."

Rafael nickte verschiedene Male mit dem Kopfe, ehe er mit einem pfiffigen Lächeln sagte: „Und Sie wollen, daß ich Figaro an das Haus gewöhnen soll? Wie vor einem halben Jahre an das Haus der ...."

„Ja, ja, ungefähr so!" unterbrach ihn hastig sein Herr — „ja, ja, er soll sich an das Haus gewöhnen, um dort etwas hin zu tragen, wenn man ihn das thun heißt!"

„O, das ist sehr leicht zu machen, in einer ganz kurzen Zeit! Wenn Sie erlauben, will ich sogleich gehen und mit ihm anfangen, wozu ich für Figaro ein Stückchen Wurst kaufen werde."

„Recht so, mein lieber Rafael — thue das sogleich und pünktlich; es soll mich überhaupt freuen, wenn Du, wie es den Anschein hat, jetzt ein anderer und besserer Mensch werden willst."

„Ja, das will ich, und nur der Prinzessin zu lieb."

„Ach ja, der Prinzessin," gab der junge Maler mit einem Tone der Vertraulichkeit zur Antwort, den sein kleiner Diener bis jetzt noch nie von ihm gehört — „eigentlich ist es keine Prinzessin," setzte er hinzu, indem er sich mit über einander geschlagenen Armen in seinen Stuhl zurücklehnte — „über sie möchte ich Dich etwas fragen."

„Fragen Sie lieber nicht, Herr Rodenberg," sagte Rafael in einem Tone von Demuth, aber dabei zugleich mit einer Entschlossenheit, welche seinen Herrn förmlich überraschte. „Ich bitte Sie, fragen Sie nichts," wiederholte der Knabe, „denn ich dürfte ihnen doch nicht die Wahrheit sagen."

„Ei, den Teufel auch, und warum nicht?"

„Sie hat mir's verboten!"

„Mir die Wahrheit zu sagen?"

„Ja, überhaupt von ihr zu sprechen, zu sagen, wo sie wohnt, wie sie aussieht, was ich von ihr gesehen habe, was sie zu mir gesagt hat. Und darüber wollten Sie mich wahrscheinlich doch etwas fragen, Herr Rodenberg?"

„Ja, ja, ungefähr über so etwas."

„Thun Sie es lieber nicht, Herr Rodenberg, denn, wie gesagt, ich kann und darf Ihnen darauf keine Antwort geben!"

„Und wenn ich Dich für diesen Ungehorsam bestrafe und nach Hause schicke!" brauste der junge Mann auf.

„So muß ich eben gehen," erwiederte Rafael, setzte aber im vertraulichen, schalkhaften Tone hinzu: „Sie werden mich nicht fortschicken, ich weiß das besser; denn welchen Nutzen hätten Sie davon? Dann erführen Sie eben so wenig und hätten Niemanden, welcher Figaro auf eine so vortreffliche Art dressirt, wie ich es kann, wenn ich will."

Rodenberg wandte sich gegen das Fenster, denn er mußte unwillkürlich lachen über die richtige Logik seines kleinen Dieners. — „So mache, daß Du fortkommst," sagte er, mit der Hand nach der Thür weisend.

„Soll ich allein fort?" fragte der pfiffige Junge.

„Nein, mit Figaro, Du Spitzbube, und mache, daß Du bald wiederkommst!"

Der kluge Hund schien durch die freundliche Behandlung, welche ihm gestern und heute durch Rafael zu Theil geworden war, all' die früheren rücksichtslosen Kränkungen und Neckereien vergessen zu haben und folgte bereitwillig dem Knaben, nachdem er denselben vorher ein paar Secunden lang mit seinen verständigen Augen betrachtet.

Rodenberg rieb sich vergnügt die Hände und pfiff eine heitere Weise vor sich hin, als er sich wieder zu seiner Zeichnung setzte, an der er jetzt mit einem außerordentlichen Fleiße zu arbeiten fortfuhr.

Da sich am heutigen, sowie auch an den nächstfolgenden Tagen nichts Bemerkenswerthes, auf den Gang unserer Geschichte Bezug Habendes zutrug, so wollen wir nur bemerken, daß Rodenberg mit fortgesetztem und angestrengtem Fleiße an seiner Zeichnung fortarbeitete und daß diese nicht nur von den täglich ab- und zugehenden Freunden bewundernd betrachtet wurde, sondern daß auch Roderich, der nach einigen Tagen kam, um nach der dem jungen Maler aufgetragenen Arbeit zu schauen, ihr das höchste Lob spendete. Auch er konnte sich nicht enthalten, dem tüchtigen jungen Künstler zu sagen, was ihm schon Walter gesagt hatte, daß nämlich die Specialität der Zeichnung das ihm durch sein großes Talent von der Natur angewiesene Fach sei, daß er Pinsel und Farbe nur noch in Erholungsstunden in die Hand nehmen möge, wenn er es nämlich nicht unterlassen könne, Leinwand zu verderben, und daß er sich ohne allen Zweifel durch sein großes Zeichentalent einen berühmten Namen und Vermögen machen müsse.

Rodenberg hatte dem berühmten Künstler seine Illustrationen zu Don Quixote gezeigt, und dieser hatte die einzelnen Blätter fast noch eifriger gelobt, als es Walter vor einigen Tagen gethan. Er hatte darauf auch die an den Wänden hangenden Skizzen betrachtet und war dann von ungefähr an einen kleinen Nebentisch getreten, wo Conchitta's Skizzenbuch lag. An seiner plötzlich veränderten Miene, besonders an dem Zusammenpressen seiner Lippen ersah Rodenberg's flüchtig auf ihn geworfener Blick, daß er es erkannt, und wunderte sich durchaus nicht, als jener das Buch wie spielend in die Hand nahm und aufschlug.

Vielleicht hatte Roderich noch gezweifelt, ob es auch wirklich das Zeichenbuch Conchitta's sei, das er hier so offen in dem Zimmer des jungen Mannes liegen sah. — Ja, es war ihr Buch: er warf nur einen einzigen Blick auf die letzte Seite, um das Köpfchen zu sehen, das er selbst nach ihr skizzirte — er, Roderich, jene leichten Bleistiftstriche, welche sie damals so werth zu halten schien,

unverſchloſſen — er trat hinein und ſah bei dem Sternenlicht, wie im zweiten Zimmer die alte Perſon ruhig auf ihrer Matratze am Boden ausgeſtreckt lag und ſchlief, und ſchauderte einen Augenblick, denn die Schlafende auf der Matratze mit der rothen Einfaſſung ſah in dem dämmerigen Licht gerade ſo aus, als läge die Perſon in ihrem Blute ſchwimmend auf der Erde. Dem Gauner pochte das Herz heftig in der Bruſt, und ſeine gierig umherſchweifenden Augen entdeckten zu ſeiner größten Freude das rothcarirte Sacktuch mit dem Gelde vor dem Lager der Kiliane auf einem Stuhle liegen, daneben ein Gebetbuch und eine ausgelöſchte Kerze.

Er drückte ſein Meſſer feſt in die Hand zurück und ſchlich dem Lager näher. Ihm klapperten faſt die Zähne im Munde, als er bei ſich ſelbſt ſprach: „wenn die alte achtzigjährige Perſon dort auf der Matratze jetzt aufwachte und dich mit weit aufgeriſſenen Augen anſtierte, ſo müßteſt du doch vielleicht dein Meſſer gebrauchen!“

Glücklicherweiſe aber ſchlief die Kiliane ruhig fort, der Dieb nahm ungehindert das Geld von dem Stuhle weg und ſchlüpfte zurück ins Vorzimmer; dort ſchaute und tappte er umher, und ſah in der halb geöffneten Commode neben andern Dingen, die ihm vollkommen werthlos ſchienen, ein kleines Packetchen liegen, das er durch einen raſchen Griff zu ſich brachte, weil es ihm etwas Nützliches zu enthalten ſchien, und ſich nun eilig entfernte. Ihm war außerordentlich wohl zu Muthe, als er ſo mit den zweihundert Gulden in der Taſche die Treppen hinabſchlüpfte in den zweiten Stock, und dann in den erſten, und als er nur noch wenige Schritte bis zur Gallerie, bis zur Sicherheit hatte.

Da blieb er plötzlich horchend ſtehen, denn es war ihm, als höre er in dem ſtillen Hauſe auf einmal leiſe ſchlurfende

welche ſie an ihre Bruſt gedrückt und die nun hier lagen, weggeworfen, vergeſſen, wie jener Blumenſtrauß, den er neulich Abends gefunden!

Wohl lächelte er, als er das Buch mit einer Bitte um Entſchuldigung wieder an ſeinen Platz legte; doch hätte Rodenberg nicht ein ſo genauer Kenner des menſchlichen Geſichtes und ein ſo ſcharfer Beobachter ſein müſſen, wie er es in dieſem Augenblicke war, um nicht, wenn auch nur in einem flüchtigen Zucken, zu ſehen, welch tiefer und gewaltiger Schmerz die Bruſt des ſo ſtarken Mannes durchwühlte.

Er bereute es jetzt, das Buch nicht in ſeinem Umſchlage gelaſſen zu haben; doch wer mochte es ihm verdenken, wenn er täglich unzählige Male den geliebten Namen, den ſie ihm verheimlicht, betrachtete!

Roderich hatte ſich indeſſen augenblicklich wieder gefaßt und ſprach ſich fortwährend aufs günſtigſte, ja, mit großer Anerkennung über die Arbeit des jungen Freundes aus und blieb ſogar eine geraume Zeit, ehe er unter einem herzlichen Händedrucke die Wohnung Rodenberg's verließ, nicht ohne ihn freundlich zu einem Beſuche in ſein eigenes Atelier einzuladen.

Rodenberg blieb einen Augenblick am Fenſter ſtehen und blickte auf eine eigenthümliche Art, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, an dem ſchmalen Streifen Himmel empor, der zwiſchen den Häuſern ſichtbar war; dann zuckte er die Achſeln, pfiff halbleiſe eine Melodie vor ſich hin und ſetzte ſich wieder vor ſein großes Blatt Papier nieder, an dem er emſig zu zeichnen fortfuhr, ohne ſich durch den Eintritt Rüding's im mindeſten ſtören zu laſſen.

Der ſanfte Eduard ſah etwas blaß aus, hatte, gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, eingefallene Augen und blickte grämlich in die Welt — alles Symptome, daß er noch an den Nachwehen des Künſtlertages zu leiden hatte. Er war überhaupt auf dieſes Feſt nicht gut zu ſprechen. Denn da alle Damenwelt fehlte, ſo war er als Cupido

nicht auf seine Kosten gekommen. Im Kampfe hatte er sich auch nicht hervorthun können, ein sonderlicher Trinker war er ebenfalls nicht, und wir wissen bereits, daß das Bischen, was er nothgedrungen zu sich genommen hatte, ihm gewaltig viel zu schaffen gemacht. In seiner Hand hielt er drei große Briefumschläge wie einen großen Fächer ausgebreitet, mit denen er hier und da gegen sein blasses Gesicht wedelte. — „Da sind drei Schreiben," sagte er mit einer halbunterdrückten Stimme, „drei verdächtig aussehende Schreiben mit großem Siegel und einem Wappen, welches eine Umschrift hat, die ich nicht entziffern kann; ich liebe dieses Briefformat nicht und diese verdächtig aussehenden Siegel, sie riechen nach dem Rathhause und dem Executionsamte."

„Hm, was gibt's?" fragte Rodenberg, einen Augenblick aufschauend.

„Einer ist an Dich, einer an Walter, einer an mich; aber da ich immer ein generöser Kerl bin — ich kann das nun einmal nicht lassen —, so könnt ihr obendrein meinen noch theilen."

„Dank Dir! — quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes."

„Was heißt das zu Deutsch?" fragte der junge Mann mißtrauisch.

„Das heißt frei übersetzt: ‚Alles, was Du verschenkst, hat ein rauhes Ende' — und ein rauhes Ende läßt sich schwer anpacken; doch gib meinen Brief her. Ich erinnere mich im gegenwärtigen Augenblicke nicht, von irgend Jemanden verklagt worden zu sein, brauche mich also auch vor keiner Execution zu fürchten. Ist es eine Rechnung, so nagle ich sie ausgebreitet an die Stubenthür, wie in früherer, nicht schlechterer Zeit die geschossenen Eulen und Sperber — gib her."

„Da hast Du alle drei."

Rodenberg nahm den Brief, der seine Aufschrift trug, und warf die anderen beiden auf den Tisch; er riß gleichgültig den

Umſchlag ab und zog eine große Karte hervor, auf welcher theils gedruckt, theils geſchrieben zu leſen war: »Son Altesse le prince Henri prie le peintre Rodenberg de passer la soirée du seize courant chez lui. On se réunira vers les huit heures du soir. Costume: frac et cravatte blanche.«

Rüding, der genug Franzöſiſch verſtand, um das, was ihm ſein Freund vorlas, zu verſtehen, griff langſam nach dem Briefe, welcher ſeine Aufſchrift trug, öffnete ihn mit einer gewiſſen Würde und ſagte, nachdem er den Blick gleichgültig über die Karte hatte hinfliegen laſſen: „Du biſt ein ganz verfluchter Kerl, Rodenberg, man kann Dich weder anführen, noch in Angſt ſetzen; doch finde ich es diesmal begreiflich, denn Umſchlag und Siegel hatten ein zu ariſtokratiſches Anſehen. Es iſt übrigens ganz nett von dem Prinzen, daß er uns dieſe Einladung zuſchickte. Wir gehen doch hin?“ ſetzte er fragend hinzu.

»Costume: frac et cravatte blanche!« ſagte Rodenberg lachend — „können wir das leiſten? Damit iſt natürlich ein ſchwarzer Frack gemeint.“

„Es wird ſich auch im Reitfracke thun,“ warf der ſanfte Eduard hin. „Und diesmal werde ich mir erlauben, die Erbſchaft meines Engländers anzutreten.“

„Darin haſt Du ganz Recht,“ erwiederte der Andere in ganz gleichgültigem Tone; „wenn ich hingehe, was noch zweifelhaft iſt, ſo werde ich Zeit finden, mir bis morgen einen neuen ſchwarzen Frack bringen zu laſſen, denn zu einer ſolchen Soirée geht man entweder gar nicht oder quite fashion.“

„Und Walter?“ fragte Rüding kleinlaut — „der wird's doch auch mit dem Anzuge nicht ſo genau nehmen können?“

„Walter iſt ſchon ein älterer Mann mit grauem Haar, bei dem man es nicht ſo genau nimmt, ob ſein Frack etwas zu weit oder zu eng iſt.“

„Was mag es für eine Geſellſchaft ſein?“

„Wahrscheinlich eine Revanche auf unser Künstlerfest, wo sich Seine Hoheit angenehm unterhalten."

„Ich möchte wissen, ob Knorz und van der Maaßen auch Karten erhalten haben?"

„Ohne Zweifel!"

„Meinst Du, sie gehen hin?"

„Ich glaube nicht; Knorz haßt dergleichen Vergnügungen, und van der Maaßen hat so spät im Jahre Schwierigkeiten mit seinem Anzuge."

„Wahrscheinlich werden Damen dabei sein," sagte der sanfte Eduard, indem er mit den Fingern durch seine langen, blonden Locken fuhr.

„Das versteht sich doch von selbst — weißt Du wohl, Rüding, daß ich an Deiner Stelle als Cupido hinginge — warst Du je in einer derartigen Soirée?"

Der sanfte Eduard lächelte etwas mitleidig in sich hinein, als wollte er sagen: das ist in meinen Verhältnissen eine höchst unnöthige Frage. — „Ob ich schon in derartigen Soiréen war!" meinte er alsdann. „Ich weiß wahrhaftig nicht, was Du unter dem Namen ‚derartige Soiréen' verstehst; daß ich mich aber in den allerfeinsten und alleranständigsten bewegt, darauf kannst Du Gift nehmen! Zu den renommirtesten Soiréen, die ich gekannt, gehört die des Commerzienraths Schmiedefeld — ah," machte er mit einem Zungenschlage, „fein, was man fein nennen kann — die reichsten Kaufleute, Offiziere, Barone und Grafen, und was für Damen!"

„Da warst Du wohl der Hahn im Korbe?" fragte Rodenberg.

„Ich kann das nicht läugnen, daß ich ein wenig verhätschelt wurde; ich besaß damals eine wunderbare Tenorstimme, und wenn dann so eine Soirée recht im Gange war und noch höher gesteigert werden sollte, da hieß es gewöhnlich: ‚Rüding muß singen!'"

„Ah, und da sangst Du?"

„Und wie, lieber Freund — ich kann Dir versichern, man ſprach wochenlang darüber mit Enthuſiasmus!“

„Nun, in dem Falle iſt eine Geſellſchaft wie die, zu der wir morgen eingeladen ſind, für Dich durchaus nichts Beſonderes.“

„O Gott, nein!“ gab Rüding mit großer Gleichgültigkeit zur Antwort — „als ich noch bei mir zu Hauſe war, wurde ich beinahe jeden Tag in ähnlicher Art ausgebeten! Alſo Du biſt der Meinung, wir gehen hin — übermorgen iſt ſchon der ſechzehnte.“

Rodenberg hatte einen Bleiſtift quer in den Mund genommen, und blickte gedankenvoll zum Fenſter hinaus, ohne die Frage ſeines Freundes zu beantworten. Er dachte, der Prinz veranſtaltet aus Artigkeit dieſe Soirée, weil er ſich bei unſerem Künſtlerfeſte amuſirt; was ihm aber an eben dieſem Künſtlerfeſte am beſten gefallen, iſt ſie, meine wilde Jägerin, und deßhalb wird ſie auch die erſte Einladung erhalten haben.

„Du überlegſt, ob wir hingehen ſollen?“ wiederholte der Andere ſeine Frage.

„Nein,“ entgegnete Rodenberg, „ich dachte an etwas Anderes — allerdings gehen wir hin.“

„Was meinſt Du?“ fragte der ſanfte Eduard nach einer kleinen Pauſe, „ſollen wir Walter bereden, mitzugehen?“

„Warum nicht? Walter iſt ein guter und amuſanter Kerl.“

„Allerdings, aber er hat ein Bißchen barſche und abſtoßende Manieren und dann, haſt Du ihn ſchon einmal im Frack geſehen?“

„Ich erinnere mich nicht.“

„Das heißt in dem, was er einen Frack nennt?“

„Wie ſo?“

„Nun, es iſt eigentlich ein ſchwarzer Ueberrock, deſſen Schöße er umſchlagen und zuſammennähen ließ — es ſah ganz verflucht aus!“

„Dazu hatte er wahrſcheinlich ſeinen zugeſpitzten Hut auf?“

„Ja, es war freilich komiſch.“

„Ihm läßt man ſchon ſo etwas hingehen; das war eine Art

Costume, das zu seinem Wesen vollkommen paßte. Ich bin überzeugt, er macht darin größeres Aufsehen, als wir, wenn wir uns noch so große Mühe mit unserem Anzuge geben."

„Ja, Aufsehen wird er machen," seufzte Rüding.

„Und dann hast Du gut fragen, ob wir Walter überreden sollen; ist er der Mann, sich überreden zu lassen? Wenn es ihm überhaupt nicht unangenehm ist, mit Damen zusammenzukommen, so kannst Du Dich darauf verlassen, daß er hingeht."

Ueber diesen Zweifel wurden die beiden Maler in möglichster Bälde aufgeklärt, denn Walter erschien in kurzer Zeit und hatte nicht sobald die Einladung gelesen, als er erklärte, diese Soirée auf alle Fälle besuchen zu wollen. „Man lernt immer etwas dabei," sagte er; „man erblickt die sogenannte Welt in ihrer glänzenden Außenseite; man sieht Leute freundlich grüßen, die lieber aufschreien möchten, wie ein Hund, wenn er auf den Schwanz getreten wird; man tapezirt die Wände, den Hut vor seinen Bauch gedrückt, man schwimmt in einem unendlichen Ocean von Langerweile, hoffend auf die kleine Insel, Souper genannt. Und wenn man der Sache obendrein noch eine verständige Seite abgewinnen will, so gibt es noch immer ein paar prächtige Weiberköpfe, ein paar weiße Schultern und dergleichen in wunderbarer Beleuchtung, wobei man etwas lernen kann, was ich Dir, Rüding, ganz besonders anempfehle; denn um junge Mädchen bei der Ampel, oder Prinzessinnen am Kaminfeuer malen zu wollen, muß man dergleichen bei willkürlicher, brillanter Beleuchtung gesehen haben und nicht unter Talglicht-Effect malen."

Der sanfte Eduard zuckte ein paarmal verächtlich die Achseln, ehe er würdevoll zur Antwort gab: „Spare diese Lehre für Deine künftigen Schüler, wenn Du einmal wieder Akademie-Director geworden bist. Sage mir lieber, ob Du die Einladungskarte genau studirt hast."

„Wie so, junger Mensch?" fragte der Andere in seinem gewöhnlichen mürrischen Tone.

„Weil darin von einem Frack die Rede iſt.“

„Wagſt Du dieſe Bemerkung als Menſch, als Künſtler oder vielleicht als zukünftiger Schneider?“

„Frack und weiße Halsbinde, und dazu gehört auch eine weiße Weſte,“ erwiederte Rüding mit großer Ruhe.

„Walter hatte ſich rittlings auf einen Stuhl niedergelaſſen, und während er ſich mit den Armen auf die Lehne deſſelben ſtützte, kraute er ſich behaglich in ſeinem vollen Barte eine ziemliche Weile, ehe er zur Antwort gab: „Ich will Dir eine Wette anbieten, bei der die drei unſerer Freunde, die das Ding verſtehen — ſagen wir Roderich, Lytton und dort Rodenberg —, bei der Soirée entſcheiden ſollen, wer von uns Beiden am eleganteſten und würdigſten ausſieht; darüber wetten wir nun einen famoſen Punſch — biſt Du damit zufrieden?“

„Auf alle Fälle,“ ſagte Rüding, indem er ſüß ſchmunzelte — „verſtehen wir uns recht, Du haſt geſagt: elegant.“

„Und würdig.“

„Und würdig,“ wiederholte Rüding, indem er einen Blick in den Spiegel warf und dann mit großer Genugthuung hinzuſetzte: „Nun, Rodenberg wird mir ſchon im Voraus das Zeugniß geben, daß ich mich elegant anzuziehen und elegant zu betragen verſtehe.“

„Abgemacht, wir wetten alſo!“

„Gewiß!“ —

Nicht nur in dieſem und anderen Künſtlerkreiſen gab die Einladung des Prinzen Heinrich, beſonders in Betreff der Toilette, genugſam Veranlaſſung zu Beſprechungen, zu Berathungen, ſondern ſie hatte auch hier und da Erörterungen unangenehmer Art zur Folge. Unter Anderem im Hauſe Roderich's, der die Einladung des Prinzen beim Mittagstiſche neben ſeinem Teller liegen fand, den Umſchlag des Briefes und die Karte ſeiner Frau mit den Worten hinüberreichte: „Was denkſt Du darüber?“

Frau Hildegard warf einen Blick darauf; ihr ſchien die Ein-

ladung vollkommen bekannt zu sein, doch machte sie eine ziemlich lange Pause, ehe sie in mehr als frostigem Tone zur Antwort gab, in einem Tone, der übrigens sehr glücklich ein Erstaunen ausdrückte: „Was ich darüber denke! O, ich bin so lange nicht mehr gewohnt, um meine Meinung gefragt zu werden, daß ich wirklich nicht im Stande bin, hierauf eine genügende Antwort zu geben — weiß ich doch nicht anders, als Befehle zu erhalten, die ich mich dann so sehr bemühe, nach meinen schwachen Kräften auszuführen!“

Frau Hildegard hatte seit der letzten peinlichen Unterredung mit ihrem Manne ihre Taktik insofern verändert, als sie es sorgfältig zu vermeiden schien, in irgend welcher Weise durch Wort und Blick angreifend zu verfahren. Sie spielte jetzt vollkommen die leidende, stille Dulderin, das unterdrückte Weib, welches nur durch unglaubliche Härte, durch die unerhörteste Tyrannei zu einem verzweiflungsvollen Schritte getrieben wird, und einen solchen Schritt hatte sie allerdings fest beschlossen.

Auch in ihrem Aeußern ließ sie mit einer unglaublichen Natürlichkeit ihren Seelenzustand erkennen; ihre Wangen waren von einer fast verdächtigen Blässe, ihre großen Augen hielt sie meist niedergeschlagen, und während sie besonders vor gefühlvollen Freundinnen häufig schmerzlich hüstelte, zeigte sich doch dabei ein so still ergebenes Lächeln um ihre Lippen, daß mitfühlende Seelen aus vollem Herzen sprachen: „Diese Frau ist ein Engel!“

„Ich habe nur fragen wollen,“ sagte nach einer längeren Pause das Ungeheuer von einem Manne, „ob Du entschlossen bist, die Soirée zu besuchen, und in diesem Falle würde und müßte ich Dich begleiten.“

„Ob ich entschlossen bin?“ fragte sie mit einem Lächeln, welches so nahe an den Himmel streifte, daß es den Beschauer eisig überrieselte — „ob wohl mein Entschluß etwas gilt, ob derselbe wohl auf die Begleitung irgend eines anderen Menschen einwirken kann — o, mein Gott!“

„Aus all' dem ſcheint mir herauszuklingen," ſagte Roderich mit großer Ruhe, „daß es Dir kein Vergnügen macht, die Soirée zu beſuchen — gut denn, ſo bleiben wir zu Hauſe."

„Mir Vergnügen machen? Gewiß nicht — überhaupt darf ich mir wohl erlauben, erſtaunt zu ſein, daß Jemand in der weiten, weiten Welt ſich um etwas bekümmert, das mir Vergnügen macht! Nein, gewiß und wahrhaftig nicht, Vergnügen macht mir dieſe Einladung nicht! Aber ich halte es für eine Pflicht der Artigkeit, ſie anzunehmen, und da ich überhaupt gewohnt bin," ſetzte ſie mit einem ſchärferen Tone hinzu, „meine Pflicht gegen Jedermann zu erfüllen, ſo will ich auch noch dieſes Opfer bringen!"

„Gott ſoll mich bewahren," erwiederte der Herr des Hauſes, „daß ich ein ſo großes Opfer von Dir verlangen ſollte! Du gehſt nicht gern dort hin — gut, ſo bleiben wir zu Hauſe!"

„Es kommt mir nicht zu, über Dich und Deine Handlungsweiſe beſtimmen zu wollen — o, mein Gott, nein! Thue, was Du willſt, aber ich werde der Einladung folgen, da ich dies für eine Pflicht der Artigkeit gegen den Prinzen halte, und ſo lange ich überhaupt noch . . . ." — ſie ſprach dieſen letzten Satz nicht aus, man hätte ſagen können, ſie dachte ihn überhaupt nur halblaut; denn für ihren Mann war er nur ein unverſtändliches Murmeln.

„So gehen wir alſo hin," ſagte der letztere, anſcheinend in großer Gleichgültigkeit; „ich werde den Wagen um acht Uhr beſtellen, wenn Dir meine Begleitung gefällig iſt."

Frau Hildegard huſtete hinter ihrer vorgehaltenen Hand ein Mal, zwei Mal und drei Mal mit einiger Anſtrengung; dann ſagte ſie: „Was die Begleitung anbelangt, ſo möchte ich mir erlauben, offen und ehrlich darüber zu reden."

„Dieſe Art wäre überhaupt von jeher die beſte geweſen."

„Du wirſt auf Deinem Zimmer die Karte meines Vetters gefunden haben, des Freiherrn Schenk von Schenkenberg," fuhr ſie

mit einem ſehr verſtändlichen Achſelzucken fort — „Du warſt nicht zu Hauſe, als er Dir ſeinen Beſuch machen wollte. Er wird ebenfalls bei der Soirée des Prinzen ſein, und er bat mich dringend, mich dorthin begleiten zu dürfen.“

Roderich fuhr faſt ſichtlich empor, ſeine Stirn röthete ſich und er war ſchon im Begriffe, ein empfindliches Wort zu erwidern, als er ſich eines Beſſern beſann und nach gewaltiger Anſtrengung und tief aufathmend ſagte: „Ah, ich verſtehe das! Es macht ſich allerdings beſſer, am Arme eines Freiherrn die Soirée eines Prinzen zu beſuchen; ob es aber paſſend iſt, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen.“

„Ich würde Dir vorgeſchlagen haben, zuſammen hinzufahren, doch da Du meine Familie nicht liebſt“ — ſie betonte das Wort „meine“ ſehr ſtark —, „ſo unterließ ich es.“

Roderich beugte ſich ſtillſchweigend tief auf ſeinen Teller hinab, und als er wieder aufſchaute, bemerkte er, wie das große, ſchöne Auge ſeines kleinen Mädchens mit einem eigenthümlichen Ausdrucke feſt auf ihn gerichtet war. Das Kind hatte ſich zu ſeinem Nachtiſche mit einer Birne beſchäftigt und ſchien die Unterredung ſeiner Eltern gar nicht gehört zu haben; jetzt aber ſagte es mit ſeiner weichen und melancholiſchen Stimme: „Neulich, als ich bei Bertha zu Mittag gegeſſen habe“ — Bertha war eine ſeiner kleinen Freundinnen — „da ſprach Bertha's Vater und Bertha's Mutter auch miteinander gerade ſo, wie Du Mama mit Papa, nur ganz anders; ſie wollten auf die Rheininſel fahren und Kaffee trinken. Aber da Bertha's Vater nicht ſo früh von ſeinem Bureau gehen konnte, ſo ſagte Bertha's Mutter, dann ginge ſie auch nicht — gewiß ginge ſie nicht, auf keinen einzigen Fall, und da ſagte der Vater von Bertha und lachte dazu, Bertha's Mutter wäre noch ein kleines Kind, und wollte ſie an der Hand nehmen und hinführen, und dabei lachte ſie und Bertha lachte und ich lachte und

Tritte, die sich einer der Zimmerthüren näherten, welche auf den Gang hinaus giengen. Ihm stockte das Blut in den Adern, er stand regungslos da, nur seine Augen eilten umher, um einen Versteck zu suchen, wo er sich verbergen könne. Da war aber nichts wie die platten Wände; hinab in den Parterrestock durfte er sich nicht wagen, er hatte da keinen Ausgang und man konnte ihm oben an der Treppe den Rückzug zur Gallerie abschneiden. — Entsetzlich! Jetzt waren die Tritte an der Thüre, jetzt wurde die Klinke des Schlosses aufgedrückt, und der Gauner hatte kaum die Zeit, sein Messer zu ziehen und eine Stellung anzunehmen, die es ihm leicht machte, sich augenblicklich auf den, der heraus trat, stürzen zu können. Obgleich das Aufklinken des Schlosses keine Sekunde dauerte, so däuchte es dem jungen Menschen doch eine lange Zeit, und wenn er auch schon viel gestohlen und betrogen hatte, so klebte doch noch kein Blut an seinen Fingern, und es war der Augenblick gekommen, wo er sich sagen mußte, er sei vielleicht in der nächsten Sekunde ein Mörder! —

Jetzt öffnete sich die Thüre und es trat ein alter Mann heraus in einem großblumigen Schlafrock, die Nachtmütze auf dem Kopfe, ein Licht in der Hand. Das Entsetzen, als dieser vor sich eine Gestalt erblickte, die mit aufgehobenem Messer dastand, lähmte seine Zunge und er blieb unbeweglich stehen. So standen Beide vielleicht eine Sekunde einander gegenüber, und der Dieb, der wohl wußte, daß, wenn er seine Stellung nur im mindesten ändere, der Andere einen furchtbaren Schrei ausstoßen würde, sagte mit leiser Stimme, ohne die Lippen zu bewegen und ohne seinen Blick von dem Auge desselben wegzuwenden: »Herr, gehen Sie in Ihr Zimmer zurück, oder Sie sind des Todes!«

Mechanisch folgte der alte Mann diesem Befehle, zog sich rückwärts in das Zimmer zurück, und der junge Mensch auf dem

wir alle mit einander lachten — warum lacht denn Ihr niemals mit einander?"

Das war nun allerdings eine sehr einfache Frage, und doch wieder schwer zu beantworten.

Roderich biß sich auf die Lippen, nahm das kleine Mädchen von seinem Stuhle auf seinen Schooß, und seinen Mund auf sein Haar drückend, sagte er mit einer eigenthümlich bewegten Stimme: „Wir lachen doch auch oft mit einander, ist das nicht wahr?"

„Ja, wir beide, Papa, wenn Du hübsches, dummes Zeug mit mir machst, wenn wir im Zimmer mit einander spaziren gehen und Du dann so plötzlich stehen bleibst, daß ich an Dich hinpurzle, oder wenn Du mir komische Sachen zeichnest!"

„Nun, siehst Du wohl, daß wir auch zusammen lachen können."

„Ja, es ist aber doch nicht so, denn Mama lacht niemals mit!"

„Leider hast Du Recht, mein liebes Kind," sagte Frau Hildegard in düsterem Tone; „ich habe das Lachen vergessen und werde es auch wohl nie wieder lernen."

„O, versuche es einmal, liebe Mama — siehst Du, Du kannst es noch!" bat das Kind schmeichelnd, indem es sich vom Schooße seines Vaters gegen die Mutter beugte, um sie an sich heranzuziehen.

Es war dies ein großer und wichtiger Augenblick; es flog der Schutzengel des Hauses über die Häupter der Familie, der in fest verschlossener Hand hielt den Samen des Friedens, der Versöhnung, neu zu erblühenden Glückes; er schien ängstlich zu warten auf einen guten Blick, auf ein freundliches Wort, ja, nur auf ein mildes Lächeln, um ihn hinabzustreuen in das Herz der drei unglücklichen Menschen — aber er wartete vergebens. Frau Hildegard erhob sich rasch und ungestüm vom Tische, worauf der Vater seine kleine Tochter einen Moment fest in seine Arme schloß, sie dann mit einer unendlichen Innigkeit küßte und hierauf sanft von seinen Knieen hinabgleiten ließ.

XVII.

„Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten.“

Der Abend, an welchem die Soirée bei dem Prinzen Statt fand, war gekommen, und in der Wurſtgaſſe oder dem Reichsapfel zeigte ſich die hier ſeltene Erſcheinung eines verſchloſſenen vierſitzigen Wagens. Dieſer Luxus war auf Rüding's Veranlaſſung geſchehen, welcher in den letzten Tagen ein kleines Bild verkauft hatte und dem es ſehr unpaſſend, ja, vollkommen unanſtändig erſchien, daß ſich drei deutſche Künſtler im Frack und weißer Halsbinde zu Fuß zu einer Soirée begeben ſollten — zu einer Soirée bei einem Prinzen — zu einer Soirée mit Damen. Er hatte ſich, wie er auf ſein Wort verſicherte, noch niemals zu Fuß zu einer Soirée mit Damen begeben, und doch hatte er ſeinen Willen in Betreff eines geſchloſſenen vierſitzigen Wagens nur einestheils dadurch durchgeſetzt, daß er ſich großmüthig erbot, die ganze eine Hälfte der Unkoſten zu bezahlen, anderentheils, weil es am Vormittage geregnet hatte und auf der Straße ſehr kothig ausſah.

In dem Zimmer ſtand Rodenberg vor einem großen Spiegel und gab ſich viele Mühe, ſeinem krauſen, blonden Haare mittelſt Kamm und Haarbürſte einen Scheitel zu corrigiren, den ihm der Friſeur vor einer Stunde gemacht, der aber bei dem Anziehen

wieder ein wenig in Unordnung gekommen war. Hinter ihm ſtand Rafael, den ſchwarzen Frack auf dem Arme und einen Bericht machend über die Dreſſur des Pudels, welcher in den letzten Tagen außerordentlich vorgeſchritten ſein ſollte.

„Es iſt eigentlich kein Verdienſt dabei," ſagte der kleine Diener mit außerordentlicher Beſcheidenheit, „es iſt gerade ſo, als ob das gelehrige Thier Menſchenverſtand hätte, und ich nehme auch an, er hat Verſtand; denn gerade ſo rede ich mit ihm und ſage ihm, was ich will und was er thun ſoll. Sie ſollten nur ſehen, Herr Rodenberg, wie geſcheit er mich anblickt und wie er dabei aufpaßt."

„Und was iſt die Frucht dieſes Aufpaſſens, ich wollte ſagen, wie weit ſeid Ihr mit einander gekommen?"

„O, ſo weit, daß, wenn ich ihm irgend etwas, wenn es nur wie ein Buch ausſieht, in's Maul gebe und ihm ſage: ‚Allons, Figaro!' ſo läuft er in das Haus, wo Herr Schmitz wohnt, und kratzt im oberſten Stockwerke an der Thür, die ich ihm bezeichnet."

„Ah, Du haſt ihm eine Thür bezeichnet, Monſieur Rafael?"

„Gewiß, Herr Rodenberg, und ich bilde mir ein, meine Sache recht gemacht zu haben."

„Doch nicht die Thür zu dem Zimmer unſeres kleinen Angelo, oder die, wo deſſen würdige Mutter, Madame Schmitz, wohnt?"

Rafael ſchüttelte lächelnd unter einem ſo viel ſagenden Blicke den Kopf, daß ſich Rodenberg, nachdem er ſeinen Frack genommen und angezogen, nicht enthalten konnte, dem kleinen Bedienten leicht auf den Kopf zu pätſcheln; er hätte ſich noch vor wenigen Tagen geſcheut, dies zu thun, doch war das Haar Rafael's, ſeit er am Künſtlertage die Rolle des Zwerges geſpielt, faſt in einer eben ſo muſterhaften Ordnung wie das ſeines Herrn, roch auch merkwürdiger Weiſe nach der gleichen Pomade.

Rodenberg ſtand nun fertig da, und wir glauben dem ſchönen jungen Manne über ſein Aeußeres kein beſſeres Compliment machen zu können, als wenn wir die Ueberzeugung ausſprechen, er werde

in dem feinsten, elegantesten Zirkel auch nicht durch das Geringste auffallen, sondern sich ganz so ausnehmen, als bewege er sich in gar keiner anderen Gesellschaft als in der allerbesten.

Rodenberg schien auch mit sich selbst zufrieden; er zog seinen Frack in die Taille, betrachtete sich, so viel als es ihm möglich war, von der Seite in dem kleinen Spiegel und mußte sich in Gedanken über die kunstvolle Arbeit des Schneiders lobend aussprechen. Freilich hatte dieses Kunstwerk einen guten Theil der Einnahme verschlungen, welche der junge Künstler für sein vortrefflich gelungenes Blatt des Künstlertages erhalten hatte, eine sinnig und schön durchgeführte Arbeit, der das ungetheilte Lob aller derer zu Theil wurde, die sie gesehen. Zwar hatte Rodenberg daran unablässig von Morgens früh bis spät in die Nacht gearbeitet, und das alles für einen neuen Frack; doch tröstete er sich damit, daß er zu sich selber sprach: „Pah, Papier und Bleistift sind wohlfeil, und ich fühle eine Armee in meiner Faust!"

„Soll ich vielleicht Herrn Rüding sagen, daß Sie fertig sind?" fragte der kleine Diener nach einer Pause, als er bemerkte daß sein Herr mehrere Male ungeduldig auf seine Uhr schaute und dann nach der Thüre sah.

„Ich fürchte, wenn wir ihn treiben, wird er mit seiner Toilette niemals fertig. — He, Walter, wie weit bist Du? Wir haben nur noch eine Viertelstunde Zeit."

„Ich kann mich im nächsten Augenblicke sehen lassen," hörte man die tiefe Stimme des alten Malers sagen, „und glaube, daß ich eine ganz famose Erscheinung abgeben werde."

Rodenberg dachte an das Costüme des Drachen Griesgram und lachte in sich hinein.

„Nach genauer Prüfung meiner Garderobe," fuhr die Stimme Walters fort, „fand ich, daß es mir trotz aller Phantasie und allem Geschmacke nicht gelingen werde, in jener Art zu erscheinen, die man elegant nennt; auch ist die Idee des Aufnähens der Ober-

rockſchöße, um denſelben ſo zu einem Fracke umzuwandeln, ſchon ſehr abgenutzt. Ich habe deßhalb die Rolle eines vollkommen älteren Herrn angenommen, habe meinem an ſich ſchon grau melirten Haare mit etwas Puder nachgeholfen und werde mit einem Stocke gehen, ungefähr ſo, als ſei ich von der Gicht geplagt oder als habe ich mich bei der Maskerade neulich zu ſehr angeſtrengt — ſo, nach dieſer Vorrede kannſt Du mich nun anſchauen."

Damit trat er unter die Thür, und Rodenberg, welcher ihm erwartungsvoll entgegenblickte, mußte über die Erſcheinung lächeln, aber durchaus nicht lachen. Walter hatte wirklich in ſeiner Erſcheinung etwas durchaus Anſtändiges, faſt Würdiges. Er ſah aus wie ein alter gedienter Militär in Civil, der es mit ſeiner Toilette nicht mehr ſo genau nimmt, der wohl weiß, daß man ihn und ſeine Vergangenheit genugſam kennt und ihm den nicht mehr ganz neuen Rock, ſo wie die breiten, aus einander getretenen Schuhe gern nachſieht. Er war eine jener Erſcheinungen, wie man ſie in allen Bädern, wo geſpielt wird, herumgehen ſieht, in gleicher Art gekleidet, am Tiſche der Roulette und des trente et quarante, gleich energiſch und rückſichtslos auftretend, dagegen ſehr beſcheiden in der Reſtauration, voll Courtoiſie gegen die Damen auf der Promenade, im Allgemeinen aber eben ſo bekannt als unbekannt; denn ſeinen eigentlichen Namen weiß Niemand, es iſt der Herr General, der Herr Oberſt oder der Herr Marquis.

So dachte auch Rodenberg, welcher ihn nach einigem Betrachten mit den Worten anredete: „Ah, Herr General, wie glücklich ſchätze ich mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen!"

„Nun, was meinſt Du," ſagte Walter mit einem der Lächeln, die bei ihm ſo ſelten waren, „werde ich nicht ein gewiſſes Aufſehen erregen?"

„Das wirſt Du in der That, beſonders aus der Entfernung, wo man die kaum aus dem Knopfloche hervorlugende rothe Roſenknoſpe für ein Ordensband halten wird."

„Man könnte mich in der That für einen alten, würdigen General halten, der mit ſeinem Sohne, das biſt Du, einem leichtſinnigen, aber eleganten jungen Menſchen, in Geſellſchaft geht — komm' alſo!“

„Wir müſſen ja auf Rüding warten; doch ich höre ihn ſo eben kommen — da iſt er ſchon.“

Der ſanfte Eduard trat wirklich in's Zimmer mit der Miene eines Siegers, mit der Miene jeder Ueberlegenheit, mit der Miene, welche deutlich ausſprach: ‚Seht mich an und verſtummt!‘

Und er ſah auch in der That merkwürdig genug aus. Ueber die Bekleidung des unteren Theiles ſeines Körpers war nicht viel zu ſagen geweſen, ſie war wie die jedes anderen anſtändigen Menſchen: ſchwarze Beinkleider, ja, er hatte ſich ſogar bis zu lackirten Stiefeln verſtiegen; auch über die rothe Sammtweſte hätte man allenfalls ein Auge zudrücken können, als poetiſche Licenz eines jungen Künſtlers. Aber der Reitfrack des abweſenden Engländers war durch Einnähen an den Seiten zu einem gar zu ungeheuerlichen Machwerke geworden, beſonders da es nicht möglich geweſen war, die Taille zu verkürzen, deren untere Knöpfe dem kleinen Rüding deßhalb bis zu jenem Theile gingen, den man in guter Geſellſchaft nicht zu nennen pflegt. Eine weiße, viel zu hohe Halsbinde mit wild aus einander ſtehenden Zipfeln rahmte das blaſſe, ſchmachtende Geſicht ein und machte im Verein mit dem Kopfe Rüdings nur wohl dadurch eine ſo ungeheuer komiſche Wirkung, weil ſein langes, blondes Haar zu ſo compacten und gleichförmigen Locken zuſammengearbeitet war, wie man es nur bei den jungen Mädchen zwiſchen zwölf und vierzehn Jahren zu ſehen ertragen kann.

Ein zuſammengeklappter Hut, den Rüding irgendwo entlehnt und unter dem Arme trug, ſo wie neue, leuchtend weiße Handſchuhe vollendeten das Ganze.

„Ah, Schockſchwerenoth,“ machte Walter, „Du biſt ſchön, Rüding!“

Dieſer zuckte verächtlich die Achſeln und ſagte: „Ich weiß wohl, daß Du immer etwas an mir auszuſetzen haſt; doch ohne unbeſcheiden oder eitel zu ſein, ich bin mit mir zufrieden — wer zuletzt lacht, lacht am beſten," ſetzte er mit Würde hinzu; „denke Du nur an unſere Wette."

„So laßt uns denn gehen," ſagte Rodenberg, „es ſchlägt ſo eben acht Uhr und wir kommen gerade zur rechten Zeit hin."

Prinz Heinrich wohnte nur vorübergehend während einiger Sommermonate in der Stadt und den übrigen Theil des Jahres ſtand ſein großes Haus, in einem hübſchen kleinen Parke gelegen, leer. Da der Prinz nicht verheirathet war, ſo hatte er nur wenige Zimmer zu ſeiner Wohnung einrichten laſſen, und die übrigen ſchönen Räume des Hauſes dienten ihm dazu, die Gemälde und Kunſtgegenſtände aller Art, die er auf ſeinen vielen Reiſen anſchaffte, hier aufzuſtellen. Es hätte dies eine ganz hübſche Sammlung werden können, wenn der Prinz bei ſeinen Ankäufen mit einem beſſeren Geſchmacke verfahren wäre und nur allein auf die Kunſt Rückſicht genommen hätte; ſo aber ſpielte die Protection gewiſſer Künſtler eine Hauptrolle und anderentheils war dieſes oder jenes Genre ſo beliebt, daß oft mehr auf den Gegenſtand des Gemäldes als auf den Kunſtgegenſtand Rückſicht genommen wurde. An leichtgeſchürzten Nymphen, unbekleideten Göttinnen und badenden Mädchen war durchaus kein Mangel.

Von den drei Freunden war Rodenberg ganz ruhig in den Wagen geſtiegen, weniger an die Soirée ſelbſt denkend, als an ein einziges Weſen, das er doch wenigſtens zu ſehen hoffen durfte. Walter befand ſich in einer höchſt gleichgültigen Stimmung; er fürchtete Langeweile und daß das Souper gar zu ſpät ſervirt werden möchte. Rüding ließ ſich ſelbſtgefällig auf einen Sitz nieder und benutzte die Scheibe des Wagens dazu, das Spiegelbild ſeines gelockten Kopfes, wenn auch mit einiger Verzerrung, zu betrachten. Dabei gab er ſich ganz das Anſehen, als gehörten große Geſellſchaften,

besonders bei Prinzen und mit Damen, zu seiner allabendlichen Beschäftigung; ob er tanzen würde, wußte er noch nicht ganz genau, und was das Souper anbelangte, so fürchtete er nur, daß die dicke Generalin, deren Schooßhund er im vergangenen Jahre in einer blühenden Jasminlaube gemalt hatte, ihn bei seinem Erscheinen abfangen und zu Tische schleppen werde.

„Es wäre dies schade," meinte er, „da so viele schönere, jüngere Damen nach mir schmachten werden."

„Jedenfalls hast Du die Vorhand," meinte Walter, „denn sie werden Deine Rolle als Cupido nicht vergessen haben und sich mit Dir auf guten Fuß stellen."

So fuhren sie weiter, ziemlich langsam, denn es war ein alter Wagen mit alten Pferden und einem sehr alten Kutscher.

„Wenn man in den Soiréen, wo ich früher war," sagte der sanfte Eduard nach einer längeren Pause, „Durst verspürte, so ließ man sich von dem Dienstmädchen ein Glas Wasser geben. Das ist wohl überall so?"

„Allerdings, wo es Dienstmädchen gibt; wo aber Bediente herumlaufen mit großen Präsentirtellern voll Thee, Gefrorenem und dergleichen, da wartet man bis Einem etwas präsentirt wird."

„Natürlich," entgegnete Rüding, „und greift nicht gleich zu, sondern wartet, bis man höflich eingeladen wird."

„O nein, in dem Falle greift man zu."

„Ja, ja, man greift zu," flüsterte der sanfte Eduard, doch nicht mehr in dem bestimmten Tone wie früher. In seiner Stimmung und in seinem Blicke machte sich eine gewisse Beklommenheit bemerkbar, je näher sie ihrem Ziele kamen.

„Man redet doch den Prinzen immer mit Eure Hoheit an?" fragte er nach einer Weile, sich direct an Rodenberg wendend.

„Man redet einen Prinzen niemals an, sondern wartet, bis er uns anspricht, dann aber sagt man so oft als möglich Eure Hoheit."

„Natürlich, so oft als möglich, denn er freut sich, seinen Titel zu hören.“

„Ganz gewiß,“ sagte Walter — „doch da sind wir ja schon!“

„A—a—ah, da sind wir!“

Der Wagen rollte nun sanft auf dem weichen Sandboden des Parkes, da das Haus zurückgezogen von der Straße lag.

Rechts und links an dem weit geöffneten Gitterthore standen Schildwachen, Gewehr bei Fuß, und schauten neugierig in den vorbeifahrenden Wagen, der nun am Eingange zur großen Vorhalle hielt, wo sich Bediente in reicher Livrée befandem. Rafael, der mitgenommen worden war, öffnete den Schlag, und zuerst stieg Rodenberg aus mit einer gleichgültigen Miene und dem Benehmen eines Mannes, dem Equipage, Vorhalle und betreßte Dienerschaft nichts Neues sind.

Walter, der nun folgte, war so klug, sich so weit es ihm möglich war, nach dem Vorbilde seines jüngeren Freundes zu richten; doch da er dessen leichte, elastische Tritte nicht nachahmen konnte, so benutzte er jetzt schon den mitgenommenen Stock und hinkte ein wenig, was eine ganz gute Wirkung hervorbrachte.

Rüding dagegen wartete, bis die Beiden in die Halle eingetreten waren; er hatte beschlossen, den Wagen vor den Augen der gaffenden Dienerschaft mit einer Leichtigkeit und Grazie zu verlassen, die dem jungen, eleganten Manne eigem ist, und hüpfte nun ohne Benutzung des Trittbrettes hinaus. Es wäre dies auch wahrscheinlich ganz gut von Statten gegangen, wenn nicht an der Thür des alten Wagens eine verrätherische Nagelspitze herausgeschaut hätte, welche sich leider in den Taschen des zu langen Frackes verfing und einen so klaffenden Riß hervorbrachte„ daß das Unterfutter sichtbar wurde.

„Das fehlte mir noch!“ versetzte Rüding, an den verletzten Theil greifend, worauf er Rafael mit einer besorgten Miene fragte, ob der Schade deutlich sichtbar sei. Dieser war so gutmüthig, dies

entſchieden zu verneinen, worauf Rüding mit klopfendem Herzen in die Vorhalle trat.

Hier wimmelte es ſchon von Eingeladenen: Damen, Herren vom Civil, Militärs; da wurden Fräcke und Uniformen feſter in die Taille gezogen, an der Säbelkoppel gerückt, ſich mit den Fingern leicht durch die Haare gefahren, die Handſchuhe betrachtet. Es war ein lebendiger Strom, der die Treppe hinaufſtieg, ein Strom ohne Ende und Anfang, oben in den Vorzimmern verſchwindend und ſich immer neu ergänzend aus den heranrollenden Wagen.

Unſere drei Freunde gingen ebenfalls die Treppe hinauf; Rüding war der Letzte, denn er hatte gar zu viel zu thun. Bald betrachtete er ſeinen verletzten Frackſchooß, bald zog er ſeine rothe Sammtweſte herab, daß ſie recht ſichtbar ſei, bald befühlte er die Spitzen ſeiner weißen Halsbinde, und dazu hielt er es für ſeine Schuldigkeit, die ſteife, der Etiquette gemäße Kopfneigung der Dienerſchaft mit den freundlichſten Grüßen nach rechts und links zu erwiedern, wobei er ſeinen Klapphut ſchwenkte und ſich bemühte, ſehr liebenswürdig und herablaſſend zu ſein.

Oben paſſirte ihm noch ein kleines Unglück, aber es war unbedeutend; er verwickelte ſich auf eine unerklärliche Art in eine der Meſſingſtangen des Treppenläufers und ſtolperte, wobei er mit ſeinem Kopfe die Beine eines vorausſchreitenden Lieutenants berührte und dafür mit einem ſehr ernſten Blicke belohnt wurde.

Daß Rüding indeſſen ängſtlich nach Luft ſchnappte und ihm dabei das Waſſer im Munde zuſammenlief, dürfen wir nicht verſchweigen; er wollte ſich des letzteren als ein höflicher Mann entledigen, ehe er in das Zimmer trat, und ſpuckte zur Seite aus, leider aber auf die glänzend ſchwarze Sammthoſe eines dort aufgeſtellten Lakaien; doch machte er den angerichteten Schaden ſogleich wieder gut, indem er auf den Bedienten zueilte, ihn freundlich um Entſchuldigung bat und raſch entſchloſſen mit ſeinem Frackärmel über die beſchmutzte Stelle fuhr.

Gange hatte die Geiſtesgegenwart, den Schlüſſel der Thüre augenblicklich umzudrehen; im gleichen Moment wurde von innen der Riegel vorgeſchoben und kaum hatte der draußen die Thüre zur Gallerie erreicht, als er hörte, wie der alte Mann im Zimmer das Fenſter nach der Straße zu aufriß und nach den Nachtwächtern und Patrouillen ſchrie und: Mörder! Räuber! und Feuer!

Der Gauner zog die Thüre feſt hinter ſich zu und blieb erwartend ſtehen, während er fein und ſcharf nach dem Hintergebäude hinüberpfiff. Augenblicklich gab der Strick drüben nach und fiel in den Hof, der junge Menſch ſchwang ſich über das Geländer der Gallerie und rutſchte an dem anderen Ende des Strickes, den er mit den Händen feſthielt, ebenfalls hinab; dann zog er ihn aus dem Haken heraus, warf ihn über die Schulter, verſchwand durch den Holzſchuppen und zog die Thüre deſſelben, welche in die engen Gäßchen führte, hinter ſich zu.

In dem eben noch ſo ſtillen Hauſe wurde jetzt auf das Geſchrei des alten Mannes ein furchtbarer Lärmen wach; die Nebenwohnenden, als ſie Mörder und Räuber rufen hörten, ſchrieen unter ihren Decken ebenfalls hervor, und Jeder glaubte ſchon, in irgend einem Fenſtervorhang oder einem Handtuch einen Kerl zu erblicken, der ihm nach Geld und Leben trachte; Kinder ſchrieen, Weiber kreiſchten, und die alte Kiliane, die geträumt hatte, es ſchleiche Jemand in ihr Zimmer, wurde durch den Spektakel erweckt, rieb ſich die Augen, machte Licht und ſah beim Scheine deſſelben zu ihrem größten Entſetzen, daß die zweihundert Gulden von ihrem Stuhle verſchwunden waren. Man kann ſich denken, wie ſchnell ſie ihr Kleid überwarf und mit Zetergeſchrei hinabeilte, um drunten den erwachten Hausgenoſſen zu verkünden, daß ſie beſtohlen worden ſei.

Der Lärm pflanzte ſich von dem Haus auf die Straße fort,

Der Lakai lächelte eigenthümlich seinem Nebenmanne zu, und als Rüding, dies sehend, sich etwas betroffen umwandte, bemerkte er ein höchst zufriedenes Lächeln der Zustimmung auf den Gesichtern sämmtlicher Lakaien die ganze Treppe hinab. Doch hatte er nicht Zeit, sich viel darum zu kümmern, denn er war beschäftigt, mit einer ängstlichen Hast seine Einladungskarte hervorzuziehen, um sie einem würdig aussehenden Herrn in schwarzseidener Kniehose, schwarzem Fracke und weißer Halsbinde zu präsentiren, der oben am Eingange des Zimmers stand.

Dieser wies die Karte lächelnd zurück und winkte dem jungen Manne einzutreten. Da aber Rüding das kostbare Document vorher wieder sorgfältig verwahrte, so hätte dies einen kleinen Aufenthalt gegeben, wenn die nachfolgende Menge der Gäste wie eine unaufhaltsame Woge Rüding nicht vorwärts geschoben und ihn fast gewaltsam in das Vorzimmer gedrängt hätte.

Um bei unserem nicht ganz unrichtigen Bilde von der Woge zu bleiben, befand sich der sanfte Eduard hier ungefähr mit dem Gefühle eines Fisches, der sich hülflos auf den Sand geschleudert sieht und ängstlich nach Wasser schnappt.

Da stand er nun, von dem Strome der hastig Nachdrängenden seitwärts geschoben, krampfhaft lächelnd, seinen zusammengeklappten Hut in der Hand und rings um sich schauend nach einem freundlichen Winke, einer rettenden Hand, die ihn mit gutem Rathe zurücklenkte auf die schlüpfrige Bahn, auf der sich zu bewegen er nun einmal gezwungen war; aber er sah wohl Menschen und Augen, mitunter sehr schöne Augen, doch keine freundlichen Blicke; es strahlte an ihm vorüber in allen Farben, in Gold und Silber, in Spitzen und Brillanten; es plauderte und lachte, und doch fühlte er sich hier werthlos, einsam, verlassen — unter Larven die einzig fühlende Brust.

„Da ist er ja," hörte Rüding endlich eine Stimme sagen, und als er sich bemühte, mit den Augen irgend einen Punkt zu

erfaſſen in dem Gewühle derer, die dem anderen Zimmer zuſtrömten, da entdeckte er Rodenberg, der von dort lachend zurückkam, ihn unter die Arme faßte und vorwärts zog.

„Wenn wir ſo langſam vorwärts machen," ſagte er, „ſo kommen wir vor Mitternacht nicht in den Hauptſalon — aber was haſt Du denn? Fehlt Dir etwas? Du ſiehſt ſo blaß aus!"

„Nein," gab der ſanfte Eduard mit einem erzwungenen Lächeln zur Antwort, „ich befinde mich kreuzfidel; ich hatte draußen nur ein wenig verweilt, um die Leute an mir vorüberziehen zu laſſen; man lernt immer etwas dabei."

„Ja, ja, nun aber komm', dort iſt Walter, der ſchon ungeduldig wird."

„Wird der Prinz ſchon im nächſten Zimmer ſein?" fragte Rüding in recht beſcheidenem Tone.

„Ich glaube nicht; erſt im zweiten oder dritten."

„So, ſo, geh' nur voran, ich folge Dir."

Damit traten ſie in ein glänzend erleuchtetes Vorzimmer mit einem Ueberfluſſe an reich möblirten Spiegeln, an Sitzgelegenheiten aller Art, an blühenden Pflanzen und Blumen.

An der Ecke des mit Eleganz ausgeſtatteten Vorzimmers befand ſich nicht weit von der Thür der Adjutant des Prinzen, Major von Werdenberg, in einer glänzenden Dragoner-Uniform, ein ununterbrochenes Lächeln auf dem Geſichte, die freundlichſten Worte auf den Lippen, die Hände vergnügt reibend, die Sporen bei jeder Verbeugung klirrend zuſammenſchlagend, und das Alles ging in einem gewiſſen Tempo ſo außerordentlich paſſend zu den Worten, die er ſprach: „Auf Ehre, gnädige Frau, außerordentlich erfreut, Sie einmal wiederzuſehen — Ganz entzückt, mein Fräulein — Seine Hoheit der Prinz wird ganz enchantirt ſein — Ah, Herr Baron — Guten Abend, beſter Kammerjunker — vortrefflich gemacht, die neue Uniform — räuberhaft ſchön — Ah, gnädigſte Gräfin, erlauben mir mit tiefſtem Reſpect mein Compliment zu

machen — darf ich mir erlauben, Sie zu Seiner Hoheit zu geleiten — Seine Hoheit werden ganz enchantirt sein — Ah, bon soir, Baron, charmé de vous voir, déjà rétabli de la dernière course aux chevaux, je n'ai jamais rien vu de si beau. — Auf Ehre," wandte er sich an einen nachfolgenden Officier, „es war ein superbes Rennen — trichinenhaft — Ah, Herr von Rodenberg — unser vortrefflicher wilder Jäger von neulich. Ich kann Sie versichern, ein fabelhaft unvergleichliches Fest; ich werde es in meinem ganzen Leben nicht vergessen — wahrhaft räuberhaft schön!"

„Darf ich mir erlauben, Herr Major, Ihnen den Herrn Maler Walter und Herrn Maler Rüding vorzustellen?"

„Entzückt, Ihre Bekanntschaft zu erneuern — vortreffliche Rolle gehabt in Ihrem wunderbaren Feste und ausgezeichnet durchgeführt. — Herr Walter machte, wenn ich nicht irre," fuhr Major von Werdenberg, die Hand an die Stirn legend, fort, „den — den — den . . ."

„Den Drachen Griesgram, Herr Oberst-Wachtmeister."

„Ah, richtig, den Drachen Griesgram, vortrefflich gemacht; Seine Hoheit war ganz entzückt."

„Und der Herr Major werden sich gewiß hier des Herrn Malers Rüding noch als Cupido erinnern?"

„Wie könnte man eine so unvergleichliche Leistung vergessen — ganz Cupido — jeder Zoll Liebesgott — die Damen," setzte er schalkhaft lächelnd hinzu, „sollen viel darunter zu leiden gehabt haben!"

Rüding fühlte sich durch dieses Lob geschmeichelt, beruhigt, etwas sicherer gemacht, und er athmete in der nächsten Secunde weniger krampfhaft und weniger tief.

Neben dem Major von Werdenberg stand ein junger Mann in schwarzem Fracke, der sehr vornehm aber auch sehr gelangweilt aussah; er trug das Commandeurkreuz irgend eines Ordens um den Hals, stocherte sich häufig zwischen den Zähnen, wenn gerade

keine Dame vorüberging, und starrte, ohne irgend ein Interesse zu verrathen, gerade aus, wenn er nicht hinter der vorgehaltenen Hand gähnte.

„Es ist schade, Baron Schleiden," wandte sich der Major zu jenem Herrn, „daß Sie dem Künstlerfeste nicht beiwohnten. Diese drei Herren, Herr von Rodenberg, Herr Maler Walter und Herr Maler Rüding, als wilder Jäger, Drache, Griesgram und Cupido, waren wirklich ausgezeichnet. — Herr Baron von Schleiden," fuhr er mit einer Handbewegung gegen diesen fort: „der Kammerherr Schleiden wird Veranlassung nehmen, die Herren dem Prinzen später vorzustellen."

Der Kammerherr neigte seinen Kopf ein klein wenig, aber sehr langsam, und starrte gleich darauf wieder in irgend einen unbekannten Welttheil hinüber.

Rüding hätte die höchst angenehme und schmeichelhafte Conversation mit dem freundlichen Adjutanten gewiß zu dessen großer Unterhaltung gern noch lange fortgesetzt. Doch ging Rodenberg rasch dem anderen Zimmer zu, worauf der sanfte Eduard durch einen Ellenbogenstoß Walter's ermahnt wurde, ein Gleiches zu thun, was er nach unzähligen Verbeugungen, wobei der Claquehut wieder eine große Rolle spielte, that.

Der Adjutant verbiß gewaltsam sein Lachen, und selbst der gelangweilte Kammerherr lächelte.

„Gehen wir auch dorthin?" fragte Rüding besorgt, als sie nun an den beiden offenen Flügelthüren zum ersten Salon standen, wo der größte Theil der Gäste nicht mehr durchströmte, sondern rechts und links Posto gefaßt hatte, besonders die älteren Herren und Damen, erstere in schwarzen Fräcken und hier und da mit Ordensbändern im Knopfloche. Auch gediente Militärs aller Grade waren hier und glänzende elegante Lieutenants von unvergleichlicher Tournure, sporenklirrend, säbelrasselnd, mit jungen und alten, stark decolletirten Damen lachend und plaudernd, tänzelten vorwärts

dem großen Saale zu, an deſſen Thür Seine Hoheit ſelbſt ſtand, mit eben ſo freundlicher und liebenswürdiger Miene, als die des Adjutanten draußen, und mit eben ſo charmanten, anerkennenswerthen Worten ſeine Gäſte empfangend.

Unter unzähligen Begrüßungen nach rechts und links, die ſich allenfalls für einen König geſchickt hätten, wenn er durch ſeine ſich tief verbeugenden Gäſte geſchritten wäre, gelangte der gute Rüding, dem etwas ſchwindelig zu Muthe war, auch in dieſen Vorſaal, aber nur bis in die Mitte desſelben; dort entdeckte ſein ängſtlich ſpähender Blick eine Lücke zwiſchen einem dicken Infanterie-Major und einem hageren Regierungsrathe, eine Lücke, gegen die er ſich mit der unwiderſtehlichſten Gewalt der Verzweiflung warf und glücklich durch dieſelbe hindurch in den Hintergrund drang, wo er mit einem unausſprechlichen Gefühle für den Augenblick Ruhe und Frieden fand, nichts mehr von dem nervenaufregenden Lichterglanze ſah und vor ſich nur die Rückſeite ſanfter ſchwarzer Fräcke hatte.

Auch Walter wäre, ehrlich geſagt, gern dem Beiſpiele ſeines Collegen gefolgt, doch war ſein Auftreten zu würdevoll, um ſo gänzlich aus der Rolle zu fallen; innerlich aber fluchte er in Einem fort und nicht in den zarteſten Ausdrücken auf Rodenberg, der nie genug haben konnte und immer in erſter Reihe ſtehen mußte.

Dieſer ſchritt auch in der That ſo unbefangen vorwärts, daß es eine Freude war, ihm zuzuſchauen; auch wechſelte er hie und da einen Händedruck und ein freundliches Wort, jetzt dicht vor der Thür des großen Saales mit einem beſonderen Freunde, dem Rittmeiſter von Strachwitz, der ihn lachend unter den Arm nahm und ſo mit ihm in den großen Saal vor den Prinzen hintrat.

„Ah, unſer wilder Jäger," ſagte Seine Hoheit außerordentlich herablaſſend, wobei er dem jungen Manne ſogar mit einer gewiſſen Cordialität ſeine linke Hand darreichte — „ich freue mich ſehr, Sie zu ſehen! Haben Sie dem Künſtlerfeſte beigewohnt, Baron

Strachwitz? Sie müſſen zugeben, daß er der Glanzpunkt dieſes unvergeßlichen Feſtes war, einer der gelungenſten wilden Jäger, wie ſie nur eine glückliche Phantaſie erdenken konnte, und dabei von einem immenſen Glücke. Ja, ja, mein lieber Rodenberg," fuhr er mit ſchalkhaftem Lächeln und aufgehobenem Zeigefinger fort, „ich will Ihrem Verdienſte und Ihren perſönlichen Vorzügen durchaus nicht zu nahe treten, aber Glück gehört doch dazu, mein lieber Freund, Glück, ſehr viel Glück! Er hat ſie entdeckt, unſere ſchöne Unbekannte," flüſterte er hinter der vorgehaltenen Hand dem Rittmeiſter halblaut zu — „entdeckt — eingeführt — nein, entdeckt iſt das richtige Wort; denn als wir dieſe wunderbare Blume geſehen, zögerten wir nicht, uns derſelben mit ächtem Ritterſinn anzunehmen."

„In dieſem Punkte ſind Eure Hoheit zu bekannt und gelten als leuchtendes Vorbild!" ſagte der Rittmeiſter von Strachwitz mit tiefer Verbeugung.

„Ach, mein lieber Baron," ſeufzte der Prinz, „Sie ſind zu gütig, von dieſen Dingen noch immer in der Gegenwart zu reden; es müßte heißen: galt, denn es war die vergangene Zeit!" Er ſagte dies mit einer außerordentlichen Coquetterie und indem er den Oberkörper ſehr lebhaft, faſt energiſch auf ſeinen Hüften hin und her bewegte. „Ach ja, vergangene Zeit!"

Rodenberg hätte ſich gern zurückgezogen, das heißt, er wäre gern in den Saal weiter vorgeſchritten, um Anderen Platz zu machen, die nach einem Worte mit Seiner Hoheit ſchmachteten; doch ſo oft er zu einer tiefen Verbeugung anſetzte, um rückwärts davon zu gehen, faßte ihn der Prinz am Handgelenke und hielt ihn feſt, wobei derſelbe nicht nur in Einem fort weiter plauderte, ſondern auch noch Zeit genug hatte, die an ihm vorüberſchreitenden Gäſte auf ſeine Art zu empfangen, indem er den Titel oder Namen mit oder ohne freundliche Handbewegung in ſeine Converſation einflocht.

„Beneidenswerther junger Mann, dieſer Rodenberg — habe ich Recht, Strachwitz? — Ah, guten Abend Baron — Künſtler zu ſein, alſo ein freier Mann — Enchanté de vous voir Madame la comtesse — und ein ſo junger Mann — jung wie wir beide, Baron — Herr Oberſt, ich freue mich, Sie bei mir zu ſehen —, ja, jünger als wir beide, leider Gottes — Guten Abend, Gräfin, wenn Sie ſpielen wollen, bitte ich, auf mich zu reflectiren. — Ich hoffe, ſie vergißt mich," flüſterte er dem jungen Künſtler zu, nachdem er der abgehenden Gräfin eine tiefe Verbeugung gemacht. „Und was macht die ſchöne Unbekannte?" wandte er ſich ſpecieller an Rodenberg, wobei er einen Schritt zurücktrat und dadurch den Rittmeiſter von Strachwitz frei ließ, der ſich auch alsbald unter die Gäſte miſchte.

„Leider weiß ich Euer Hoheit darüber gar nichts zu ſagen; ich ſah die allerdings für mich gänzlich Unbekannte ſeit jenem Tage nicht mehr."

„Mais comment? Sie haben ſie in der That nicht wieder geſehen, ſeit Sie ſie an den Wagen begleitet?"

„Leider nein; überhaupt war mein Zuſammentreffen mit ihr nur ein rein zufälliges, nur ein Glück, wie Eure Hoheit vorhin ganz richtig bemerkten, das auch jeden Anderen hätte treffen können; ſie fand mich und erſuchte mich, ſie zu dem Lager zu begleiten, was ich allerdings mit großem Vergnügen gethan."

„Alſo nicht wieder geſehen!" meinte der Prinz, und ſein Lächeln bei dieſer Frage war kein unfreundliches.

„Leider nein!"

„So ſollen Sie ſie heute Abend ſehen," flüſterte Seine Hoheit dem jungen Manne zu, „hier bei mir ſehen." — Er rieb ſich vergnügt die Hände und fuhr alsdann fort: „Ich freue mich wie ein Kind darauf. Unſere ſchöne Unbekannte iſt keine Unbekannte mehr, ſobald man ihren Namen weiß, eine große, berühmte Künſtlerin; unſere Damen hier werden Augen machen — Augen, und

nachher werden sie entzückt sein, dessen bin ich sicher." — Er schaute auf die große Uhr und fuhr dann, als er die noch frühe Zeit bemerkte, gleichmüthig fort: „Sie kamen vorhin mit einem älteren Freunde, wo ist er geblieben? ich sah ihn noch nicht eintreten."

Walter hatte sich unter der Eingangsthür gehalten und dort mit einem bekannten Infanterie-Officier geplaudert. Rodenberg sah ihn wohl und winkte ihm jetzt, näher zu treten.

Walter folgte auch augenblicklich diesem Winke und wurde dem Prinzen als Drache Griesgram vorgestellt, der sich etwas den Fuß verletzt und sich deßhalb erlaubt, mit seinem Stocke hieher zu kommen.

Seine Hoheit war auch gegen ihn außerordentlich gnädig und erinnerte sich mit Vergnügen seiner Leistungen bei dem Künstlerfeste.

„Ah, meine liebe Freundin," sprach jetzt der Prinz mit einem sehr lebhaften Tone, indem er auf eine hohe und etwas starke ältere Dame zuging, die jetzt in Begleitung ihres dem Aeußern nach noch viel unbedeutenderen Mannes hereingerauscht kam, und streckte ihr seine beiden Hände entgegen. „Ich bin in der That entzückt, daß Sie Ihre deliciöse Villa verließen, um mich durch Ihren Besuch heute Abend zu beglücken! Darf ich mir erlauben, meine theure Gräfin, Sie an den Theetisch zu führen?" Er bot ihr seinen Arm an, worauf sie geschmeichelt lächelte und den ihrigen einlegte.

„Prinz, Sie sind ein Schalk," sagte sie im Weiterschreiten mit einer außerordentlichen Vertraulichkeit, „gewiß, ein Schalk, den ich durch und durch zu kennen das Glück habe, und weil ich Sie kenne, kam ich. Es ist ein Opfer, an einem solch' schönen Abende die herrliche Natur zu verlassen und sich in einen heißen Salon einzuschließen; aber ich bin da, wie Sie sehen."

„Und ich küsse Ihnen dafür die Hand."

„Aber ich kam nicht aus Freundschaft für Sie, Prinz, bilden

Sie ſich das ja nicht ein, ich kam nur aus Neugierde, um zu ſehen, was es hier gäbe.

„Wie ſo, theure Gräfin, aus Neugierde?“ — Er fragte dies anſcheinend mit dem größten Erſtaunen.

„Eure Hoheit befahlen uns zu einer ſo ganz ungewöhnlichen Jahreszeit zu einer Soirée — das muß einen Grund haben, und den zu erfahren, darf ich doch wohl neugierig ſein.“

„Sie ſind eine entſetzliche Frau,“ erwiederte der Prinz mit gut geſpieltem Schrecken; „ich hätte daran denken ſollen, daß man vor Ihnen keine zweifelhaften Schachzüge machen darf.“

„Und mich nicht einladen, dazu hätte ich Ihnen ſelber gerathen.“

„So iſt es alſo unmöglich, etwas vor Ihnen zu verheimlichen?“

„Unmöglich!“

„Armer Blendheim!“

Blendheim war der Name des kleinen, unbedeutenden Gatten dieſer majeſtätiſchen Frau, welche nun raſch ihren Fächer ausbreitete, um hinter demſelben dem Prinzen mit einem nicht zu beſchreibenden lebhaften Ausdrucke ihrer Augen zuzuflüſtern: „Wollen Sie denn niemals verſtändig werden?“

„Leider habe ich ſo wenig Anlage dazu.“

„So ſeien Sie wenigſtens ehrlich und laſſen Sie mich wiſſen, was dieſe Soirée bedeutet.“

„Haben Sie die Sängerin Signora Vizcarro gehört?“

„Von ihr gehört allerdings, aber ſie ſelbſt noch nicht.“

„Eine wunderbare Künſtlerin, jung wie ein Mädchen aus der Penſion, ſchön wie ein Engel, vornehm wie eine Prinzeſſin!“

„A—a—ah,“ ſagte die Gräfin lachend, „ich fange an, zu verſtehen!“

„Nein, nein, Eveline, ſo nicht, davon kann keine Rede ſein! Dieſes Mal bin ich ganz Kunſtenthuſiaſt und betrachte dieſes wunderbare Geſchöpf, wie man überhaupt ein Wunderwerk betrachtet.

Sie wurde mir dringend empfohlen, wiſſen Sie, von oben herunter, doch machte ich mir nicht viel daraus, bis ich ſie ſelbſt kennen lernte, aber dann — war ich ganz hingeriſſen — er küßte begeiſtert die zuſammengelegten Fingerſpitzen ſeiner Hand —, ja, hingeriſſen wie nie!"

„Sie ſind unverbeſſerlich wie — wie — nun, wie ein Prinz!"

„Und nachdem ich ſo offenherzig war," fragte er in ſchmeichelndem Tone, „ſind Sie mir böſe, daß ich Sie hergebeten?"

„Ganz und gar nicht, das kann recht pikant werden. Und wird Ihr Mädchen aus der Fremde, Ihr Engel, Ihre Prinzeſſin uns etwas ſingen?"

„Wenn Sie ſie darum erſuchen, gewiß, theure Gräfin!"

„Ich — wie käme ich dazu?"

„Ich darf mir doch erlauben," ſagte er mit einem faſt demüthigen Tone, „Ihnen meine kleine Protegée vorzuſtellen, eine in jeder Beziehung höchſt anſtändige junge Dame, die Tochter einer bekannten altadeligen ſpaniſchen Familie, eine Marquiſe de Monterey?" ſagte er in flüſterndem Tone. „Seien Sie ganz ruhig, Sie wiſſen, im Punkte des Bekanntmachens bin ich meinen Freunden gegenüber von einer rühmenswerthen Gewiſſenhaftigkeit — was nämlich Damen anbelangt," ſetzte er in leichterem Tone hinzu — „nicht wahr, ich darf Ihnen die Kleine vorſtellen?"

„Nun, wir wollen ſehen, wie ſie auftritt."

„Ah, dann bin ich meiner Sache mehr als gewiß!"

„Man iſt für die Jahreszeit heute enorm zahlreich bei Ihnen," ſagte die Gräfin, nun an dem großen Theetiſche ſtehend, um den auf einem breiten Divan ſchon einige der vornehmen Damen ſaßen, die ſich aber in dieſem Augenblicke alle ehrfurchtsvoll grüßend erhoben hatten — „ſehr zahlreich; doch bemerke ich eine Menge ganz fremder Geſichter."

„Aber mitunter hübſche, intereſſante Köpfe," erwiederte der Prinz; „es ſind meine jungen Künſtler von hier, die neulich das

ein herbeigeeilter Nachtwächter ließ ſein Pfeifchen ertönen, alsbald ſchritt eine Patrouille heran und einige Polizeiſoldaten, unter ihnen der unermüdliche Steinmann, welcher immer der Erſte war, wo es galt, für die Ruhe und das Eigenthum der Bürger einzuſtehen. Vorſichtig wurde die Hausthüre geöffnet, der Steinmann mit ein paar Soldaten von der Patrouille herein gelaſſen, und der alte Mann erzählte von dem Mörder, der mit gezücktem Meſſer vor ihm geſtanden, und die Kiliane berichtete jammernd, daß man ihr zweihundert Gulden baares Geld geſtohlen.

„Zweihundert Gulden baares Geld?“ ſagte der Steinmann entſetzt und ſchlug die Hände zuſammen; „und aus Ihrem Zimmer?“

„Ja!“ jammerte die Kiliane, „zweihundert Gulden in lauter Guldenſtücken, die ich geſtern mit nach Hauſe gebracht — es iſt ganz entſetzlich!“ Und der ganze Chor von alten und jungen Weibern, von alten und jungen Männern, in den phantaſtiſchſten Coſtümen jammerte nach: „es iſt ganz entſetzlich!“

Der Steinmann und die Soldaten giengen in den erſten Stock hinauf, und Erſterer ließ ſich zeigen, wo der Mörder mit dem Meſſer geſtanden; dann unterſuchte er den Platz ringsum, gieng an die Thüre zur Gallerie und ſagte, während er that, als ſchiebe er den Riegel der Thüre jetzt erſt zurück: „wenn der Dieb entkommen iſt, ſo iſt er wahrſcheinlich hier heraus geflüchtet.“

„Unmöglich!“ meinte der alte Herr, „auf die morſche Gallerie kann ſich keine Katze wagen, und dann meine ich auch, ich hätte ihn die Treppen hinab in den untern Stock ſpringen hören.“

„In den untern Stock?“ kreiſchten mehrere Weiber, die da wohnten, und der würdige Polizeiſoldat Steinmann hatte ſein

prachtvolle Feſt arrangirten — ſchade, daß Sie nicht dabei waren! Darf ich Ihnen ſpäter einige derſelben vorſtellen?"

„Sie haben heute die Wuth des Vorſtellens."

„Darf ich?" fragte er mit einem bittenden Blicke.

„Nun, meinetwegen!"

Nachdem der Prinz mit der Gräfin fortgegangen war, ſagte Walter, indem er ſich in die Bruſt warf und ſeinen weichen Hut etwas verwegen ſchwang: „Ich habe mir dieſe großen Geſellſchaften doch viel unangenehmer, viel peinlicher gedacht; ich fühle es gar nicht ſo ſchwer, mich hier zu bewegen — man muß nur natürlich ſein, gehen, wie man zu gehen gewohnt iſt, und plaudern, wie Einem der Schnabel gewachſen."

„Ja, aber auch dieſe Natürlichkeit muß ihre Gränzen haben," verſetzte Rodenberg und fragte dann, in das Vorzimmer blickend: „Aber wo iſt Rüding geblieben? Laß uns den ſanften Eduard nicht aus den Augen verlieren, ich fürchte, er findet ſich ſchwerer als Du."

„Ja, weil der Kerl nie natürlich iſt, nie einen geſcheiten Rath annimmt, immer groß thut, wenn auch gar nichts dahinter ſteckt. Dort ſehe ich ihn, wenigſtens eine ſeiner blonden Locken; ich will ihn heranſchleppen." — Und damit machte ſich Walter ziemlich ungenirt Bahn durch die im Vorzimmer ſtehenden Herren, faßte Rüding am Handgelenke und zog ihn trotz deſſen Widerſtrebens mit in den großen Saal.

„Ich weiß nicht, was Du von mir willſt," ſagte Rüding in verdrießlichem Tone: „reißeſt mich da aus einer höchſt angenehmen Converſation hinweg. Man geht nicht in Soiréen, um ſich zu verkriechen oder ſtumm die Wände zu tapeziren, ſondern man ſucht mit geiſtreichen Leuten bekannt zu werden — was willſt Du denn eigentlich?"

„Rodenberg will Dich dem Prinzen vorſtellen, der ſchon mehrere Male angelegentlich nach Dir gefragt hat."

„So, er hat nach mir gefragt?“ erwiederte der ſanfte Eduard, wobei auf ſeinem blaſſen Geſichte ein ſtilles Lächeln blitzte.

„Natürlich hat er nach Dir gefragt; er gibt ja dieſe Soirée einzig und allein uns Künſtlern zum Dank für unſer Feſt, bei dem Du eine ſo hervorragende Rolle geſpielt. Ich verſichere Dich, er iſt ganz begierig darauf, den kleinen ſchalkhaften Liebesgott wiederzuſehen — ſei nur nicht gar zu blöde!“

„Ich bin niemals blöde!“ erwiederte Rüding mit einiger Entrüſtung.

Es war gerade ein günſtiger Moment für die beabſichtigte Vorſtellung, denn der Prinz kam ſoeben, ſich lächelnd die Hände reibend von dem Theetiſche zurück, wohin er die Gräfin begleitet. „Wer iſt das?“ fragte er Rodenberg, als er die kleine, auffallende Geſtalt mit dem blonden Lockenkopfe erblickte.

„Einer meiner Bekannten, der Maler Rüding; er machte bei unſerem Feſte den Liebesgott.“

Der ſanfte Eduard, welcher ſah und hörte, daß von ihm die Rede war, hielt es für ſeine Pflicht, ſchon aus der Entfernung einen tiefen Bückling um den Anderen zu machen.

„Schade, daß er nicht in Tricots gekommen iſt,“ ſagte der Prinz zu Rodenberg, „er hätte ſeine Rolle hier trefflich fortſpielen können.“ — Dann trat er auf Rüding zu und freute ſich ſehr, den Mann in ſeinem Salon zu ſehen, der ſo viel zum ſchönen Gelingen des Künſtlerfeſtes beigetragen.

Rüding ſchnappte ein paar Mal wie nach Luft, dann ſagte er: „Euer Hoheit — ja, Euer Hoheit — dieſes Feſt, Euer Hoheit — hat, wie Euer Hoheit bemerkten, glücklicherweiſe die huldvolle Aufmerkſamkeit Euer Hoheit auf ſich gezogen — Euer Hoheit werden gewiß . . . .“

Der Prinz nickte ſehr herablaſſend mit dem Kopfe und wandte ſich dann um, indem er jetzt mit einer etwas ernſteren Miene auf die große Uhr über dem Kamine blickte.

„Euer Hoheit werden gewiß — ja, gewiß werden Euer Hoheit," fuhr Rüding fort, die Luft anzureden — er war wie ein rollendes Rad, das gewaltsam festgehalten werden mußte, und dies besorgte Walter, indem er ihn am Arme schüttelte und ihm zuflüsterte:

„Es ist genug — Du hast Dich ganz vortrefflich aus der Affaire gezogen."

„Euer Hoheit meinen?"

„Ja wohl, Seine Hoheit meinen und meine Hoheit meint auch, und nun wollen wir mit Deiner Hoheit Erlaubniß jenen betreßten Lakaien dort anhalten, der mit seinem Theebrette und seinem einladenden Backwerke Miene macht, an uns vorüber zu schreiten, komm', mein Sohn, Du sollst belohnt werden."

„Ich glaube nicht, daß ich mich blamirt habe?"

„Nicht gerade, und wenn Du so fortmachst, so werden sich die Damen um die Gunst reißen, mit Dir bekannt gemacht zu werden. So, jetzt nimm Deine Tasse Thee — Du brauchst aber dabei nicht den Löffel auf den Boden zu werfen — da hast Du auch Zucker und etwas Backwerk — ja, lieber Junge, bei dieser Gelegenheit könnte man sechs Hände gebrauchen — so, nun komm' dort in die Ecke, damit wir dort unsern Raub verzehren."

„Vortrefflicher Thee," sagte Rüding, „aber schmeckt fast wie Punsch."

„Ich habe der Rumflasche, welche dabei stand, vielleicht ein wenig zu stark zugesprochen, aber es macht eine gute Wirkung, erwärmt das Eingeweide und hebt den Muth."

„Kommen Sie," hatte während dessen der Prinz zu Rodenberg gesagt, „ich will Sie rasch einer Dame vorstellen, welche nicht nur hier in der Gesellschaft von außerordentlichem Gewichte, sondern selbst bei den allerhöchsten Personen des Hofes von gutem Einflusse ist, dabei eine liebenswürdige Frau, welche es gern hat, wenn junge, hübsche Leute ihr ein wenig den Hof machen — nun, Sie werden mich verstehen, man muß immer vorwärts streben,

junger Mann, und es gibt kein wahreres Sprüchwort als das: Jeder Menſch iſt ſeines Glückes Schmied.“

Damit hatte der Prinz, Rodenberg zur Seite, den Saal raſch durchſchritten, und erſterer ſagte zu der majeſtätiſchen Gräfin: „Erlauben Sie mir, Ihnen einen vortrefflichen Künſtler und charmanten jungen Mann vorzuſtellen, Herr Rodenberg!“ Dann ſetzte er ſchalkhaft lächelnd hinzu: „Nehmen Sie ſich vor der Gräfin Blendheim in Acht, vor ihren Kenntniſſen, wollte ich ſagen; ihr Wiſſen, auch auf dem Gebiete der Kunſt iſt eben ſo umfaſſend als gediegen.“

Während er ſo ſprach, hatte er ein paar Mal raſche Blicke auf den Eingang des Saales geworfen und als er von dort ſeinen Adjutanten Werdenberg etwas eilig auf ſich zukommen ſah, verabſchiedete er ſich und verſchwand mit ſeinem Adjutanten im Vorzimmer.

Bei der raſchen Aufeinanderfolge der eben beſchriebenen kleinen Ereigniſſe dieſer Soirée haben wir noch nicht Zeit gefunden, uns nach anderen Bekannten umzuſchauen, wie es doch unſere Pflicht geweſen wäre, und müſſen uns nun beeilen, das Verſäumte nachzuholen.

Roderich war mit Lytton hieher gefahren, und zwar, um vor den Leuten den Anſtand zu bewahren und nicht wieder zu einem Gerede Veranlaſſung zu geben, dicht hinter dem Wagen, in dem ſeine Frau mit ihrem Begleiter ſaß, ſo daß alle Vier zu gleicher Zeit das Geſellſchaftszimmer betraten.

Nach verſchiedenen Begrüßungen mit anderen Familien aus der Stadt, ſowie mit Freunden und Kunſtgenoſſen Roderich's nahm Frau Hildegard den erſten Augenblick wahr, um nach allen Regeln der Höflichkeit, aber mit einer eiſigen Kälte ihren Vetter, den Freiherrn Schenk von Schenkenberg, mit ihrem Manne bekannt zu machen.

Der Kammerjunker befand ſich in einer untadelhaften Toilette,

von den lackirten Stiefeln an bis zur blendend weißen Halsbinde, über welcher ein Gesicht mit einer außerordentlich wichtigen Miene erschien. Ja, diese Miene war von einer solchen Wichtigkeit, daß jeder, der sie anschaute, auf den Gedanken kommen mußte, der Freiherr Schenk von Schenkenberg werde ihn in dem nächsten Augenblicke auf die Seite nehmen, um ihm irgend ein ungeheures Ereigniß mitzutheilen, oder er werde, sobald er den Mund öffne, eine politische Neuigkeit von unermeßlicher Tragweite verkünden. Von allem dem aber geschah gar nichts und der Kammerjunker war trotz seiner imposanten Miene ein gewöhnlicher Mensch, wie viele andere gewöhnliche Menschen, der nur die außerordentliche Klugheit hatte, sich durch häufiges Schweigen auszuzeichnen und sich so das Ansehen gab, als denke er über das eben verhandelte Gesprächsthema nach. Dabei hatte er ein vollkommen glatt rasirtes, nicht gerade unschönes Gesicht, dem aber leider die allzu große Entfernung der Nasenspitze vom Munde etwas Nichtssagendes, ja, Albernes gab.

„Es hat mir sehr leid gethan," sagte Roderich, „nicht zu Hause gewesen zu sein, als Sie mir die Ehre Ihres Besuches zugedacht; doch bin ich in der Regel Vormittags auf meinem Atelier und würde mich recht freuen, Sie dort einmal bei mir zu sehen."

Der Kammerjunker blickte ihn hierauf mit einer Miene an, als nehme er Veranlassung, in diesem Augenblicke sich sehr gediegen über Ateliers im Allgemeinen auszulassen; doch begnügte er sich, nach einer sehr langen Pause zu sagen: „Ebenfalls aufrichtig bedauert und wünsche in der That, Zeit zu finden, ein so berühmtes Atelier zu besuchen — wünsche es in der That." Darauf wandte er das Gesicht gegen Frau Hildegard und sagte zu ihr: „Schöne Räume hier — brillant, fast so schön, wie bei uns in der Residenz — auch ist viel gute Gesellschaft da, wie mir scheint."

Frau Hildegard zuckte die Achseln und erwiederte: „Für gewöhnlich hält es sehr schwer, Zutritt zu den Gesellschaften Seiner Hoheit

zu erhalten, heute aber ſehe ich eine Menge, wenn auch nicht unbekannter, doch nicht hieher gehörender Geſichter. Seine Hoheit haben ſich neulich bei dem Künſtlerfeſte amuſirt und nun zur Revanche die Künſtler, bis ziemlich tief hinab, eingeladen. Haben unbedeutendere Künſtler auch bei Euch in den recherchirten Häuſern Zutritt?"

„Es gibt einige aus der Geſellſchaft, die eine Art Liberalität darin ſuchen, auch dergleichen einzuladen und wie ihres Gleichen zu behandeln; aber man kennt ſie und geht auch mit dem Gedanken hin, dort ein ſehr gemiſchtes Publikum zu finden. In andern Häuſern von echtem, gutem Tone, wo man zuweilen nicht umhin kann, zum Amuſement der Geſellſchaft Künſtler und Künſtlerinnen einzuladen, verſteht man es dagegen, die gehörige Unterſcheidung zu machen, und dort iſt man nicht dem ausgeſetzt, mit einem primo tenoro oder einem basso assoluto im gleichen Zimmer ſoupiren zu müſſen. Ich kann mich nun einmal nicht ſo weit herablaſſen, um es begreiflich zu finden, wie man ſich in ſo intimem Umgange mit dieſen Leuten wohl fühlen kann — nun, ja, ſie machen vielleicht hübſche Sachen, dafür bezahlen wir ſie, ohne nöthig zu haben, ſie deßhalb in unſere Intimität zu ziehen. Am Ende könnte man noch verlangen, ich ſoll meinem Schneider und meinem Schuſter ebenfalls eine Einladung zuſchicken — auch Künſtler in ihrem Fache."

„Dieſe Worte hätten mich vor Jahren verletzt," entgegnete Frau Hildegard, „heute thun ſie mir wohl — o, ich fühle, wie ſehr Du Recht haſt — vergeblicher Wahn, dieſe Leute zu uns heraufziehen zu können; wollen wir mit ihnen leben, ſo müſſen wir zu ihrer Sphäre hinabſteigen!"

„Pfui, ich haſſe alles Hinabſteigen! Kannſt Du mich ſpäter mit einigen diſtinguirten Familien bekannt machen oder ſoll ich mich an den Adjutanten Seiner Hoheit wenden?"

„Das iſt unnöthig, ich habe viele Bekannte hier und Du brauchſt mir nur Deine Wünſche zu ſagen!"

„Wer iſt jene große und immer noch ſchöne Frau, ſie ſaß vorhin an dem Theetiſche und macht nun einen freundlichen Cercle? Ein recht vornehmes Aeußeres, ich meine, ich hätte ſie ſchon bei uns geſehen.“

„Es iſt die Gräfin Blendheim, die Frau des Regierungs-Präſidenten, einſtens — die genaue Freundin Seiner Hoheit.“

„Ah, ich begreife das — ein ſehr diſtinguirtes Aeußeres. Du kannſt mich nachher mit ihr bekannt machen.“

„Mit Vergnügen.“

„Und wer iſt der junge Mann, der neben ihr ſteht? Sie lacht in Einem fort mit ihm und ſtellt ihn all' den jungen Damen vor — vielleicht ihr Sohn oder Verwandter ihres Hauſes?“

„O nein, ſehr im Gegentheil, es iſt dies Herr Rodenberg, ein kleiner, unbedeutender Maler.“

„Nun ſieh' einmal an, Couſine,“ ſagte der Kammerjunker im Tone der Entrüſtung, indem er ſeine Hände mit dem Ausdrucke des Erſtaunens zuſammengelegt an ſeinen Leib drückte — „ſoll man ſich über ſo etwas nicht ärgern — ſieht das nicht aus wie aus einem guten Hauſe und iſt doch nur ein ganz gewöhnlicher Menſch, und mit welcher Freiheit das lacht und plaudert und ſich vor die Damen hinſtellt — laß es nur ſein mit der Präſentation bei der Gräfin Blendheim, es kann doch keine feine Frau ſein — o, die Provinz, die Provinz, hier verfachen doch ſo leicht die recherchirteſten Tournuren!“

Olfers hatte ſich mit Lytton zurückgezogen und letzterer ſagte: „Dieſer Kammerjunker hat ein höchſt naſeweiſes und dabei dummes Geſicht. Haſt Du wohl bemerkt, wie er Dich von oben herunter mit halbgeſchloſſenen Augen betrachtete? So ein Kerl, der doch auf unſeres Herrgotts weiter Welt nichts iſt, als daß vielleicht ſein Urahn auf irgend einer Landſtraße tüchtig drein geſchlagen und geplündert hat, oder daß auch vielleicht ſein Urgroßvater ein braver Mann geweſen iſt. Und was ſich dieſes Volk heute noch auf ſeinen

erbärmlichen Adel einbildet! Doch ist es begreiflich, der junge Herr Baron hört sich schon in der Wiege so nennen und lernt ja als Bube, daß alles Andere Nebensache ist. Da lob' ich mir doch wieder einmal unsere englische Institution, wo der Sohn des Herzogs von so und so, der einfache Mister, gar nichts ist und sich ohne alle Titel, ohne einen besonders bevorzugten Stand Jahre lang herumtummeln muß und das Leben unter dem rechten Gesichtspunkte ansehen lernt, ehe er sich unter der Grafenkrone zur Ruhe setzt."

Roderich hatte, offenbar zerstreut, nur mit halbem Ohre zugehört und antwortete jetzt: „O, ich kenne sie, Deine Ausfälle gegen unsern Adel, wenn Du ihn mit dem Eurigen vergleichst: doch bist Du Partei und parteiisch — dann werde ich wohl auch noch einmal das Glück haben, Dich als Lord so und so anzureden?"

„Schwerlich," lachte der Andere; „meine älteren Brüder sind von einer vortrefflichen Constitution, und wenn dem trotzdem wirklich so wäre, so mußt Du doch gestehen, daß ich lange Zeit als ein Vollblutbürgerlicher gelebt."

„Und als vortrefflicher Kamerad," sagte Roderich, indem er ihm die Hand reichte. „Doch von etwas Anderem, das mich beschäftigt. Erinnerst Du Dich genau der Worte, die der Prinz zu uns sprach, als wir in den Saal traten?"

„Ich glaube, ja; er sagte, er sei sehr erfreut, Dich zu sehen, und glaube, sich für das schöne Künstlerfest in jeder Beziehung revanchiren zu können."

„Ja, ja, in jeder Beziehung revanchiren zu können — so sprach er. Ich wollte nur wissen, ob ich ihn recht verstanden. Was hat er wohl mit dem Ausdrucke ‚in jeder Beziehung' gemeint?"

„Glaubst Du denn, ein hoher Herr nehme sich die Mühe, jedem seiner Worte einen tieferen Sinn unterzulegen?"

„Nein, das glaube ich nicht; aber im vorliegenden Falle sagte das der Prinz nicht ohne Absicht."

„Wenn Du Recht hätteſt," ſprach Lytton haſtig und mit Einem Male die Idee ſeines Freundes erfaſſend, „wenn er die ſchöne wilde Jägerin eingeladen hätte!"

„Conchitta?"

„Ja, und wenn ſie die Einladung angenommen hätte — o, ſie ſcheint ſich zu emancipiren!"

„Ich ſehe immer noch die Augen des Prinzen vor Entzückung leuchten, als er mit ihr ſprach."

„Seine Hoheit ſind ein Kenner und wiſſen auch ſchöne Blüthen im Verborgenen aufzufinden — ich glaube wahrhaftig, Du haſt Recht!"

„Ob ich Recht habe, ſchau dorthin!"

Die letzteren Worte hatte er lauter ausgeſprochen, als man gewöhnlich in einem Saale zu ſprechen pflegt, ja, ſo laut, daß ſie deutlich an das Ohr Hildegards ſchlugen, welche triumphirend lächelte, als ſie bemerkte, wie er ſeinen Freund ungeduldig bei Seite ſchob und, einen Schritt vortretend, nach dem Eingange des Saales ſtarrte.

XVIII.

„Auf Flügeln des Geſangs.“

Am Eingange des Saales erſchien Prinz Heinrich an der Seite zweier jungen Damen, ſo angelegentlich mit ihnen plaudernd und lachend, ſo voll Courtoiſie in jeder Bewegung und dabei ſo leuchtende Blicke um ſich her werfend, welche zu ſagen ſchienen: „Ja, ſchaut nur Alle hieher, ich zeige Euch etwas außergewöhnlich Reizendes!“ daß dies alles gewiß die beabſichtigte Wirkung nicht verfehlte und es kein Auge in dem großen, weiten Saale gab, das ſich nicht mit Erſtaunen oder Vergnügen gegen die Kommenden richtete.

Ja, es waren zwei junge Damen, auffallend ſchön und dabei von einer Aehnlichkeit, daß es keinem Zweifel unterliegen konnte, man habe Schweſtern vor ſich — nur um einen Gedanken war die eine größer und ſchlanker, als die andere. Und wie ſie dahinſchritten, mit einer Leichtigkeit, mit einer Grazie in allen Bewegungen, ſo gänzlich ungenirt, obgleich Hunderte von Augen ſich prüfend gegen ſie wandten!

„Conchitta!“ ſagte Roderich — „und wer iſt denn die Andere?“

„Nun, ohne Zweifel unſere wilde Jägerin — das Räthſel iſt gelöst.“

ganzes Anſehen nothwendig, um das Geſchrei endigen zu machen und die Ruhe wieder herzuſtellen. „Wir müſſen unbedingt eine Hausausſuchung halten,“ ſagte er und ordnete dazu das Nöthige an.

Die Männer des Hauſes ſchloßen ſich den Soldaten und dem Steinmann an, es wurden Laternen gebracht und man fieng zuerſt auf dem Boden des Hauſes an, emſig zu ſuchen, um, wie der Steinmann wohl wußte, nichts zu finden; eben ſo in den Zimmern der Kiliane und in den andern des dritten Stocks, dann im zweiten Stock, im erſten, im Parterre und zuletzt in dem Keller — nirgends fand ſich eine Spur von Räubern und Mördern! Der Steinmann war äußerſt ergrimmt und fluchte bedeutend über die Frechheit und Verwegenheit der Diebe; er gieng in den Hof hinaus, unterſuchte den Holzſchuppen unter den Zimmern der Madame Müller, fand aber natürlicher Weiſe nichts und ſah, daß die Hinterthüre feſt verſchloſſen und ſogar von innen verriegelt war.

„Es hilft nichts,“ ſagte der Steinmann, „wir müſſen auch die Zimmer da droben im Hinterhauſe unterſuchen, meine Herren, wenn Sie hier unten warten wollen, ich will mit den Soldaten hinauf gehen und mich droben umſehen.“

Mit zitternder Hand zog er an der Klingel, die zur Wohnung der Madame Müller gehörte, und erſt, als er ſah, daß man droben Feuer ſchlug, ſtieg er mit den beiden Soldaten hinauf. Im tiefſten Negligé wurden ſie droben von der Bewohnerin empfangen, welche ſich ſchreiend zurückzog, als ſie den Steinmann von der Polizei und ein paar Soldaten erblickte und erſt nach längerem Parlamentiren dem Erſteren den Eintritt in's Zimmer gewährte; die Soldaten mußten auf der Treppe bleiben.

„Alles in Ordnung?“ grinzte der Steinmann, als die

„Ja, es ist gelöst," flüsterte Roderich mit einem leuchtenden Blicke seinem Freunde zu.

Selbst der Kammerjunker war von der eben so lieblichen als vornehmen Erscheinung der beiden Schwestern entzückt und eben im Begriffe, sich über sie bei seiner Cousine zu erkundigen, als er an deren fest zusammengekniffenen Lippen so wie an dem eigenthümlichen, stechenden Glanze der Augen mit dem sie auf die Ankommenden blickte, deutlich sah, daß es mit diesen beiden jungen Damen eine ganz besondere Bewandtniß haben müsse, weßhalb er sich begnügte, zu sagen: „In der That, nicht übel!"

„Nicht übel? Sage lieber: auffallend schön — entsetzlich schön — verführerisch schön! Wer begreift solche Naturspiele? Diese blendende Außenseite . . ."

„A—a—a—ah, so!"

„Künstlerinnen!" sagte Frau Hildgard mit einer Langsamkeit, welche deutlich bewies, wie schwer es ihr wurde, dieses Wort auszusprechen — „die eine nennt sich eine Malerin — welche edle Kunst die andere betreibt, weiß ich nicht — möglich, daß sie auf dem Seile glänzt oder auf dem Pferde!"

„Mir scheint," erwiederte der Kammerjunker, „daß ich hier in eine ganz besondere Gesellschaft gerathen bin — werden wir lange bleiben?"

„Nein, nein, ich gewiß nicht — Du amusirst Dich vielleicht später noch ganz außerordentlich! —"

Es war ein förmlicher Triumphzug, den der Prinz mit den beiden jungen Damen durch den Saal machte; ihm hatten sich der Kammerherr Baron Schleiden so wie ein paar jüngere Offiziere angeschlossen. Diesen folgte der Major von Werdenberg, welcher sich angelegentlich mit dem älteren Begleiter Juanita's, den wir neulich kennen gelernt, unterhielt.

Don Jose, mit seiner Gravität und Würde, hatte vollkommen das Ansehen eines sehr vornehmen Herrn, wozu auch wohl der

Stern des Alcantara-Ordens beitrug, der ihm von der Brust leuchtete.

Der Prinz brachte seine neuen Gäste direct zur Gräfin Blendheim, und alle Welt war gespannt, zu sehen, wie diese als sehr vornehm bekannte Dame dieselben aufnehmen würde; doch nahm sie die Vorstellung mit einer so außerordentlichen Güte, ja, mit einer Herzlichkeit entgegen, welche manche scrupulöse alte Dame und manche für ihren Ruf sehr besorgte adelige junge Frau offenbar beruhigte. Denn mochten die Fremden sein, wer sie wollten, der Prinz hatte sie ja Höchstselbst vorgestellt und Gräfin Blendheim hatte ihnen nicht nur die Hand gereicht, sondern hatte sie auch zur Rechten und zur Linken neben sich Platz nehmen lassen.

Es wäre uns unmöglich, die gränzenlose Ueberraschung und das Erstaunen Rodenberg's zu schildern, der sich noch immer in dem Kreise befand, den die Gräfin um sich gebildet, und welcher den beiden jungen Damen mit einem Blicke außerordentlicher Verwunderung entgegenschaute.

Conchitta war schweigsam wie gewöhnlich, wogegen Juanita mit einer liebenswürdigen Ungezwungenheit plauderte, Antwort gab, Fragen stellte und für jede Dame, mit der sie bekannt gemacht wurde, so wie für jeden Herrn, den man ihr vorstellte, ein ungezwungenes, freundliches Wort hatte; begreiflicher Weise wurde ihr auch Rodenberg's Name genannt, und zwar durch den Prinzen selbst, welcher lächelnd hinzusetzte: „Einer Ihrer Bekannten!"

Der junge Mann bebte förmlich, als nun ihr dunkler, glänzender Blick fest auf ihn fiel und als sie nun vollkommen ruhig, ohne irgend welche Bewegung zu verrathen, sagte: „Ah, ich erinnere mich, Herrn Rodenberg schon gesehen zu haben!" — Wie hatte er gehofft, geglaubt, wenigstens im Ausdrucke ihres Auges irgend eine Wärme, eine Herzlichkeit zu lesen — vergebens! — Sie schaute ihn an, wie sie auch die Uebrigen anschaute, und ließ in der nächsten Secunde ihren Blick eben so freundlich, aber auch eben so gleich-

gültig auf seinen Nachbar, einen jungen Officier, gleiten, der ihr alsdann vorgestellt wurde.

Rodenberg zog sich nun aus dem Kreise der Damen, in dem die beiden Schwestern glänzten, langsam zurück; er hätte um Alles in der Welt keinem zweiten Blicke, dem ersten ähnlich, begegnen mögen. Es durchfröstelte ihn förmlich und er sprach zu sich selber: ‚Ja, sie ist nicht von dieser Welt, aber sie ist wahrlich ein böser Geist, gekommen, um Einem das Herz aus der Brust zu stehlen und uns dann durch Kälte und Gleichgültigkeit zu verderben.‘

Er für seine Person hatte ihre Schwester Conchitta durchaus nicht beachtet; hatte er doch nur Augen für die Andere, deßhalb fuhr er auch staunend aus seinen Träumereien, als er Roderich's Stimme vernahm, der ihm sagte:

„Nun, lieber Rodenberg, welches ist Ihre schöne Waldbekanntschaft?“

„Ah,“ gab der junge Mann nach einem tiefen Athemzuge zur Antwort, „ich sprach mit Ihnen darüber — ja, ganz richtig, ich erzählte Ihnen mein kleines Abenteuer!“

„Nun denn, welcher der beiden Schwestern waren Sie so glücklich, zu begegnen?“

„Der beiden Schwestern? Ah, richtig, es sind zwei Schwestern, und von ihnen sah ich jene, die so lebhaft spricht und dabei so kalt und gleichgültig blickt!“

„Von Letzterem kann ich nichts gewahr werden — also war es nicht Conchitta, unsere liebenswürdige Malerin, für die Sie geschwärmt? Denn Conchitta ist die, welche neben der anderen so still und gedankenvoll sitzt.“

„Nein, es war nicht Conchitta, es war Juanita, so ist ihr Name.“

„Aber — verzeihen Sie mir noch eine Frage, lieber Freund — das Skizzenbuch Conchitta's war es doch, das ich auf Ihrem Zimmer sah?“

„Allerdings — o, jetzt erinnere ich mich, ja, ja, das Skizzenbuch — es muß das der Anderen sein, und ich behielt es, bewahrte es wie ein Heiligthum, weil ich die Eine für die Andere hielt, oder die Andere für die Eine, oder weil ich glaubte, es gäbe überhaupt nur eine Einzige — das hat mich ganz verwirrt gemacht — sagen Sie mir aufrichtig, lieber Freund, sind Sie überzeugt, daß das in der That zwei Schwestern oder zwei Wesen sind — sollte es nicht bloß eine Einzige sein, die es in ihrer Macht hat, sich zu verdoppeln, wenn sie will?"

„Aehnlich genug sehen sie sich allerdings, und ich finde es begreiflich, daß wir uns neulich unter dem Einflusse der fremdartigen Tracht täuschen konnten — nicht wahr, Lytton?"

„Gewiß, gewiß," erwiederte dieser, „und man muß auch jetzt noch förmlich anfangen, sie Zug um Zug zu vergleichen, um große Verschiedenheit zu entdecken."

Und darin hatte er Recht; wenn Juanita einen Augenblick still saß und schwieg und Conchitta sprach, so daß sich ihre Züge belebten und dann ihr weit geöffnetes Auge blitzte, so konnte man zweifelhaft sein.

Die gleiche Bemerkung machten alle, welche die beiden Schwestern anstaunten, und eben so war man rings in dem großen Saale, die Damen nicht ausgenommen, der gleichen Ansicht, daß die beiden Fremden von einer außerordentlichen und höchst angenehmen Schönheit seien.

„Und wie geschmackvoll ihre Toiletten sind," sagte eine alte Generalin, welche für ihre Person über allen Neid erhaben war und auch keine Tochter mehr zu verheirathen hatte — „ja, in der That einfach und elegant!"

Und das mußte wahr sein; die Toiletten Beider waren von einer ausgesuchten, man hätte sagen können, von einer herausfordernden Einfachheit und eben dadurch hervorleuchtend neben den reichsten Anzügen.

Juanita trug ein Kleid von matter Seide, jonquillefarbig, deſſen Ausputz aus kleinen Epauletten in Ponceau-Sammt und einfacher Verſchnürung ſo wie aus unzähligen Knöpfchen beſtand; an den Aermeln und der feinen Taille ſah man dieſe Schnüre zu Zeichnungen zuſammengeſtellt, welche dem Ganzen den Charakter eines ſpaniſchen Coſtumes gaben. Dazu hatte ſie auf ihrem vollen Haare einen kleinen ſchwarzen Spitzenſchleier, der auf beiden Seiten mit dunkelglühenden Granatblüthen aufgeſteckt war. Als einzigen Schmuck trug ſie ein Halsband von Perlen, deren ſchöne Farbe, Stärke und Gleichheit Kenner und Kennerinnen entzückte.

Conchitta hatte eine Robe von weißer Seide an, deren einziger Ausputz hier und da aus kleinen Schleifen von gleicher Farbe, deren Enden glänzende ſilberne Stiftchen hatten, beſtand. Durch ihr ſchwarzes Haar waren ein paar weiße Roſen geſchlungen, und das einzige Farbige an ihrer ganzen Erſcheinung war eine Korallenſchnur um ihren blendenden Hals.

Der Prinz hatte außerordentlich klug manövrirt, als er die beiden Damen ſogleich unter die Aegide der Gräfin Blendheim ſtellte, und dieſe war freundlich genug, den beiden Schweſtern ihren mächtigen Schutz in der ausgiebigſten Art angedeihen zu laſſen. Sie brachte dieſelben nicht nur mit ihren älteren Bekannten aufs zuvorkommendſte zuſammen, ſondern ſie ſorgte auch für einen Kreis jüngerer Damen, die ſie bereitwilligſt in ihre Mitte nahmen, und animirte junge, ſchüchterne Lieutenants und verſchämte Aſſeſſoren, ſich dieſen ausgezeichneten Fremden vorſtellen zu laſſen.

Und dies Alles that ſie mit dem beſten Erfolge; denn Jedermann war entzückt von Juanita und Conchitta.

Daß Beide Künſtlerinnen waren, hatte die Gräfin ebenfalls eifrigſt verbreitet und dabei gerade ſo gethan, als wenn es nicht geradezu im Bereiche der Unmöglichkeit läge, daß Juanita vielleicht bewogen werden könnte, ein Lied zu ſingen, und hegte doch auch Seine Hoheit ähnliche Gedanken, denn nicht umſonſt befand ſich ein

prachtvoller Flügel in einer Ecke des großen Saales, und nicht umsonst langweilte sich im Vorzimmer ein blasser junger Mann, der, mit allen möglichen Musikalien versehen, für alle Fälle hieher beschieden worden war und der sich so bescheiden draußen in einer dunklen Ecke hielt, daß selbst der Kammerjunker Freiherr Schenk von Schenkenberg seine Freude daran gehabt hätte.

Einige der keckſten jungen Damen aus der Gesellschaft hatten gegen Juanita schon Anspielungen gewagt, welche diese aber freundlich lächelnd parirte und ihnen bescheiden versicherte, so gänzlich unvorbereitet in einer so glänzenden Gesellschaft unmöglich singen zu können. Vergeblich hatten ein paar der kühnſten Officiere hoch und theuer versichert, schon so oft ihren berühmten Namen gehört zu haben, daß ihre Sehnsucht, die gefeierte Künstlerin endlich einmal zu hören, gestillt werden müsse, wenn man nicht Schrecklichem entgegensehen wolle — vergeblich. Juanita hatte dazu gelächelt und ihnen versichert, in ihrem, der Officiere, eigenem Interesse und um sie vor einer argen Enttäuschung zu bewahren, müsse sie ihnen ihren Wunsch abschlagen.

Da erschien Seine Hoheit selbst und trug ihr im Namen der Gräfin Blendheim so wie in seinem eigenen die gleiche Bitte vor.

Juanita verneigte sich mit einer zustimmenden Geberde, und wie ein Lauffeuer lief es durch den Saal: ‚Sie wird singen!‘

„Sie wird singen!“ flüsterten sich ein paar ältere Damen, deren Töchter ebenfalls sangen, mit sehr bezeichnenden Geberden zu.

„Sie wird singen!“ sprachen gesetzte Herren, indem sie hinzufügten: „Nun, wir wollen sehen, ob sie ihren großen Ruf rechtfertigt!“

„Sie wird singen!“ seufzte Rodenberg und fühlte, wie sich sein Herz ängstlich zusammenzog. Oh, er hätte sich etwas von dem Wachse gewünscht, mit dem Odysseus, der göttliche Dulder, das Ohr seiner Gefährten verstopfte, um sie nicht untergehen zu lassen durch den Gesang der Sirenen.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20780 / 046

„Sie wird singen!“ riefen enthusiastische junge Leute, indem sie schon im Voraus begeistert gen Himmel blickten und gewiß den jungen Damen so gegenüber stellten, daß es ihnen möglich war, bei dem zu Herzen gehenden Gesange ihre Blicke mit den Tönen in Einklang zu bringen und so ihre betreffenden Gefühle kund zu thun.

„Sie wird singen!“ sagte der Kammerjunker Freiherr von Schenkenberg zu Frau Hildegard — „ich finde das sehr principiel!“

„Natürlich wird sie singen!“ erwiederte die Frau des Malers etwas zerstreut, denn sie schaute in diesem Augenblicke auf Roderich, der sich Conchitta langsam näherte, welche nun beinahe allein auf dem Platze saß, wo sich noch so eben der glänzende Kreis von Damen und Herren um ihre Schwester bewegt.

Der Adjutant von Werdenberg hatte einigen Lakaien gewinkt, den Flügel aus der Ecke des Saales herbeizurollen; doch stürzte im gleichen Momente ein Dutzend junger Leute in solcher Hast auf das Instrument los, daß sie auf dem glatten Parquet des Saales wie auf dem Eise förmlich dahinschliffen. Keiner wollte der Letzte sein und alle umringten den Flügel und schoben ihn mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in die Mitte des Saales.

Es war dies eine Huldigung, die einige Aehnlichkeit hatte mit dem Ausspannen der Pferde vor dem Wagen einer großen Künstlerin.

Wir können hier nicht verhehlen, daß der Kammerjunker Freiherr von Schenk sehr bedeutsam und entschieden mißbilligend seinen Kopf schüttelte.

Auch der bescheiden aussehende junge Mann aus dem Nebenzimmer mit seinen Musikalien war herbeigeholt worden und der Sängerin vorgestellt, welche scheinbar auf eine höchst komische Weise erschrack, als sie diese unglaubliche Menge von Notenpapier erblickte. Doch hatte sie sich bald mit demselben verständigt, worauf er sich an das Instrument setzte, eines der Notenhefte herauszog und es

Juanita überreichte. Nachdem ſie es flüchtig durchgeſehen, gab ſie es ihm kopfnickend zurück, und er legte es vor ſich auf das Notenpult und blickte alsdann zu dem ſchönen jungen Mädchen auf, ein Zeichen von derſelben erwartend.

Obgleich der Prinz Juanita noch nie eine Note hatte ſingen hören, ſo war er doch ihres Triumphes ſo vollkommen ſicher, daß er ſich mit halb zugeſchloſſenen Augen behaglich lächelnd zurücklehnte in die Ecke des Sopha's, auf dem er neben der Gräfin Blendheim ſaß, nur zuweilen umherblinzelnd auf die Gruppe ſeiner Gäſte, die in einem weiten Kreiſe um die Sängerin herum ſaßen oder ſtanden — geſpannt, in höchſter Erwartung.

Und ſie begann — nicht etwa mit einem einfachen, beſcheidenen Liede oder einer jener großen Concert-Arien, deren einleitendes Adagio der Künſtlerin vollkommen Zeit läßt, ihre Stimme zu prüfen und ſich des Publikums zu verſichern, ſondern mit Variationen über ein glänzendes Thema, welche mit ihren raſchen Tempi, mit ihren neckiſch ſprudelnden, wild aufjauchzenden Tönen das Ohr des Zuhörers blenden und berauſchen, wie ein brillantes Feuerwerk unſere Augen — ja, ſie begann mit einer jener gewagten Variationen, wo ſich Triller an Triller reiht, ein Chaos von Tönen aus dem uns ein regelrechter Ausweg unmöglich erſcheint, wo wir immer fürchten, mit einer Diſſonanz unſanft aus unſerem Entzücken geweckt zu werden, und wo ſich endlich dieſes Entzücken zum Enthuſiasmus ſteigert, wenn wir hören, wie ſcheinbar leicht und mit ſo ſicherer Hand uns die Künſtlerin aus dieſem Urwalde von Tönen mit ſeinen phantaſtiſchen Verſchlingungen in die weite, freie Ebene, zu einem ſanften Schlußpunkte führt.

Und wie ſang das Juanita, wie blickte ſie mit ihren halb geſchloſſenen Augen, mit einem ſo eigenthümlichen Lächeln, in der ruhigſten Haltung von der Welt, auf den Kreis ihrer Zuhörer, ehe ſie begann, ſcheinbar ohne alle Anſtrengung, lächelnd, als führe ſie eine einfache Converſation — wie ſtreute ſie ihre vollen, runden

Töne leicht um ſich her, wie glänzende, glatte Perlen, die man aus reichen Händen ſpielend gleiten läßt — wie ſtand ſie da, wie blickte ſie zuweilen um ſich her aus ihren großen, glänzenden Augen, heiter, zufrieden, glücklich, wie in dem beſcheidenen Gedanken, ihren Zuhörern vielleicht eine kleine Freude zu bereiten!

Und als ſie nun geendet mit einer leichten Verbeugung rings umher, da war der blaſſe, beſcheidene junge Menſch am Flügel, übrigens ein tüchtiger Künſtler, hoch erröthet vor Entzücken und konnte ſich nicht enthalten, wüthend zu applaudiren. Da erhob ſich der Prinz von ſeinem Sopha, ſchritt ruhig und gemeſſen auf die Künſtlerin zu, trat dicht vor ſie hin und machte ihr eine ſo tiefe Verbeugung, als ſtehe er vor den höchſten Herrſchaften, ehe er ihr mit großer Freundlichkeit die Hand küßte und ihr ſagte: „Mein Fräulein, heute Abend habe ich zum erſten Male in meinem Leben Geſang gehört!“

Da eilte die Gräfin Blendheim herbei und ſchloß das junge Mädchen ſtürmiſch in ihre Arme.

Da avancirte der ganze weite Kreis, der ſich rings um Juanita gebildet, im Sturmſchritte ſich dicht zuſammenſchließend und die Künſtlerin mit einer Flut des begeiſtertſten Lobes und der ausſchweifendſten Verehrung überſchüttend.

Da hörte man Ausrufe von allen Seiten: „Wunderbar — welcher Genuß — welche Kunſt — welche Stimme — auf Ehre, ſuperbe — trichinenhaft!“

Da erwachte Rodenberg aus ſeinem ſüßen, milden Traume, der ihn mitten in den Wald geführt, an jene Stelle, wo der Quell neben der Moosbank vorüberrauſchte, wo er ſie wiedergeſehen hatte, freundlich, innig lächelnd wie damals, wo ſie ihm — und nur ihm ganz allein — in den wunderbarſten Tönen zuflüſterte, daß ihre Zeit vorüber ſei und daß ſie ihm entſchweben müſſe auf Nimmerwiederſehen — ach, ſie entſchwebte ihm in einer phantaſtiſchen Verſchlingung wunderſam leuchtender und ſüß duftender Ranken! Es

Thüre hinter ihm in's Schloß fiel, und ſetzte lauernd hinzu: „Iſt die Anna im Bette?“

„Verſteht ſich von ſelbſt!“ ſagte die Frau; „das arme Kind iſt ſo erſchrocken!“

„Schön,“ entgegnete der Stadtſoldat und ein Lächeln flog über ſein Geſicht; „ich muß auch in ihrem Zimmer unterſuchen, ob ſich Niemand dort verſteckt hat.“

„Aber, Herr Steinmann,“ ſagte die Alte und that ſehr erſchreckt, „die Anna iſt in ihrem Bette!“

„Deſto beſſer!“ lachte der Andere, „heute komme ich im Dienſte! und wenn ſie ſich an meinen Anblick in ihrem Schlafzimmer gewöhnt hat,“ grinzte er luſtig und ſetzte mit einem finſteren und böſen Blicke hinzu: „ſo wird ſie auch ein anderes Mal nicht mehr ſo viele Schwierigkeiten machen. Schließt nur immerhin die Thüre auf, es iſt nicht anders.“

Die Frau gieng an die Thüre ihrer Tochter, klopfte leiſe an und ſagte: „Anna, biſt du wach?“

„Was wollt Ihr von mir? Was ſoll es, Mutter?“ erſchallte die Stimme des Mädchens zurück.

„Erſchrick' nicht,“ fuhr die Mutter fort, „in dem vorderen Hauſe hat man eingebrochen und nun iſt Jemand von der Polizei da und muß auch in deinem Zimmer, wie in jedem andern, nachſehen, ob ſich vielleicht Jemand hier verſteckt hat.“

„Bei mir iſt Niemand verſteckt!“ ſagte grollend das Mädchen, „das muß ich am Beſten wiſſen!“

„Aber wir müſſen uns davon überzeugen,“ entgegnete der Steinmann und ſein Auge funkelte, während er in das Schlafzimmer des Mädchens trat.

Da lag ſie oder ſaß vielmehr auf ihrem ärmlichen Bette das

war ihm, als müſſe er ihr folgen aus dem dichten Walde hinaus, langſam hinabſteigen zur Ebene, wo eben die Sonne untergegangen war und Alles noch im Wiederſcheine, im ſanften, warmen Lichte wie verklärt erſchien. — Da ſtand er einſam und verlaſſen, denn ſie war ja verſchwunden von der weiten, weiten Ebene, die er nun ohne ſie durchwandern ſollte! Und nirgends ein Troſt, eine Erinnerung an ſie — auch nicht an dem ſtillen, ſanftſchimmernden Abendhimmel, der doch ſonſt ſo tröſtend in unſer Herz blickt — o doch, o doch! Vor ihm flammten Sterne auf, unausſprechlich glänzend und ihm ſo mild und tröſtend entgegen leuchtend — ihre Augen, Juanita's Blicke, welche ſich durch das Gewühl der ſie Umdrängenden zu ihm hingefunden hatten und ihn durch herzlichen Ausdruck zur höchſten Luſt entzückten.

Er hätte aufjauchzen mögen über das ſtumme, ſelige Wort, welches ſie ihm damit zugeflüſtert, und über das entzückende Geheimniß, welches ſie ihm erlaubte, mit ihr zu theilen.

Juanita konnte ſich kaum retten vor der Maſſe Lob und Dank, welche man auf ſie häufte, ja, ſie wußte kein anderes Mittel, um ſich von dem gar zu engen Kreiſe ihrer enthuſiaſtiſchen Verehrer zu befreien, als daß ſie dem jungen Mann am Flügel ein Zeichen gab, der nun anfing, leicht zu präludiren, was auf die Andrängenden augenblicklich von glücklichſter Wirkung war — Alles rauſchte zurück und auseinander und Jeder nahm, aufmerkſam lauſchend, ſeinen früheren Platz wieder ein.

Juanita ſang Adelaide von Beethoven; das war für die älteren Herren und für die ſogenannten Kunſtkenner, die an ruhigem, getragenem Geſange die Stimme und das Talent einer Künſtlerin erproben wollen, die ſich Triller und Läufe wohl gefallen laſſen, aber ſich gegenſeitig zuflüſtern: „Verzierungen dieſer Art ſind ganz geſchickt, den Mangel an Kraft und Glätte der Stimme zu verdecken, vor allen Dingen aber das feſte, gediegene Metall zu erſetzen.“

Aber auch dieſe ſahen ein, daß an dieſer Stimme nichts fehlte und daß auch, was die Kunſt der ſchönen Sängerin anbetraf, durchaus nichts zu verdecken war — auch dieſe ſtrengeren Richter waren überwunden, und als Juanita geendet, näherte ſich mancher dieſer älteren Herren, um ihr, wenn auch weniger enthuſiaſtiſch als die große Menge, doch in gediegeneren Worten ihre Anerkennung auszuſprechen.

Die junge Sängerin, obgleich ſie ſchon manche Triumphe ähnlicher Art erlebt hatte, fühlte ſich doch heute Abend ganz beſonders davon bewegt und ſchloß ihre Schweſter, die ſich ihr zuletzt näherte, herzlich in die Arme, wobei Juanita's Blicke, welche ſie einen Augenblick gedankenvoll in den Saal hinausgeſandt, nun mit feuchtem Glanze auf dem Geſichte der Schweſter ruhten.

Waren es trübe Gedanken, die ſie bewegten, oder hatte auch ſie dort in der Ecke des Saales etwas aufleuchten geſehen, das zu ihrem Herzen ſprach — irgend etwas beſchäftigte ihren Geiſt, und wenn auch nicht unangenehm, doch auch nicht beruhigend.

„Nun zu etwas Anderem," ſprach ſie mehr zu ſich ſelbſt als zu Conchitta, und dann dankte ſie dem jungen Manne am Clavier für ſeine Begleitung und bat ihn, ihr ſelbſt einen Augenblick ſeinen Platz zu laſſen.

Ringsum herrſchte die tiefſte Stille, als man nun bemerkte, daß ſie ſich ſelbſt an den Flügel geſetzt. Und als ſie nun anfing, zu einem ſpaniſchen Liede eine jener Einleitungen zu ſpielen, welche den gleichförmigen Klang der Mandoline nachbilden, da klopfte manches Herz aus der Zuhörerſchaar und hätte darauf gern laut aufgejauchzt, als ſie nun in jener friſchen, kecken, wunderbaren, originellen Weiſe einſetzte und ſang.

Ach, wie war ſie hier in ihrem Elemente, wie ſprudelten die Worte in der ſchönen ſpaniſchen Sprache ſo kräftig und doch ſo lieblich von ihren reizenden Lippen, wie neigte ſie ihr Köpfchen nach rechts und links, wie graziös und dem Tacte folgend bewegte

ſie ihren Oberkörper, wie leuchteten ihre Augen und wie glänzten ihre weißen Zähne zwiſchen den friſchen, ſchelmiſch lächelnden Lippen!

Da ging aber auch nur ein einziger Ruf der Bewunderung durch den Saal, als ſie geendet, und ihm folgte wieder dieſelbe tiefe Stille: ſie blieb ja ruhig an dem Flügel ſitzen, ſang ja alſo gewiß noch einmal.

Und das that ſie dann auch zum Schluſſe, und ſang originelle Seguidillas- und Zigeunerliedchen, deren letztes ſie variirte und dann mit einem ſo langen, ſo gleichförmigen, ſo fein ausgearbeiteten Triller ſchloß, daß die Töne den entzückten Zuhörern, welche mit einiger Phantaſie begabt waren, wie ein milder, leuchtender Perlenregen erſchienen.

Jetzt war es aber genug; hatte doch der Prinz ſeinen Gäſten eine muſikaliſche Soirée gegeben, wie ſich wohl Keiner rühmen konnte, einer ähnlichen je beigewohnt zu haben, und fürchtete er doch alles Ernſtes, ſeinen lieben und geehrten Gaſt zu ermüden, obgleich Juanita's heiter lächelnde Miene durchaus nicht ſo erſchien, als habe ſie alles das auch nur die geringſte Anſtrengung gekoſtet; das verſicherte ſie auch alles Ernſtes Seine Hoheit, als dieſe ſie um ihren Arm bat und in einen der anſtoßenden Salons zum Souper führte.

Der Kammerjunker Baron von Schleiden forderte in dieſem Augenblicke eine kleine und ausgeſuchte Geſellſchaft auf, dem Herrn des Hauſes zu folgen; für die übrige Geſellſchaft begann das Souper in den anderen Räumen eine Viertelſtunde ſpäter. —

Um unſere genaueren Freunde, mit denen wir hiehergekommen, nicht ganz zu vergeſſen, halten wir es für unſere Pflicht, uns nach Walter und Rüding umzuſchauen; daß auch die Beiden aufmerkſame Zuhörer geweſen waren, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen; beſonders hatte ſich Walter, wie es ein poetiſches Gemüth zu machen pflegt, allerlei phantaſtiſche Klangfiguren zu dem

Geſange Juanita's gebildet. Rüding war mit weniger Gefühl zu Werke gegangen; er hatte die Töne, wenn auch nicht ohne Behagen, doch ruhig über ſich dahinrieſeln laſſen und fühlte ſich ebenfalls bewegt, weniger, müſſen wir jedoch geſtehen, durch die Gewalt der Muſik, als durch den gar zu ſtarken, mit Rum verſetzten Thee, den Walter ihm credenzte.

Der alte Maler hatte ſich behaglich an einen der Kamine gelehnt, über dem ein rieſenhafter Spiegel prangte und auf dem leuchtende Girandoles rechts und links neben einer Uhr ſtanden, welche den Gott Neptun in Bronze zeigten, wie er, in ſeinem Muſchelwagen ruhend, mit gewaltigem Dreizack auf irgend etwas Unſichtbares zielt. Walter, der nicht gewohnt war, in ſeinen Händen etwas zu tragen, hatte ſeinen weichen, oben zugeſpitzten Hut auf den Kopf dieſes Neptuns geſtülpt, was eine ſehr angenehme Wirkung hervorbrachte.

„Hör' einmal, Rüding," ſagte er jetzt zu dem Anderen, „ein unnützeres Möbel als Du in einer Geſellſchaft habe ich in meinem ganzen Leben nicht geſehen! Meinſt Du, man wäre nur deßhalb eingeladen, um Thee mit Rum zu trinken und ſpäter zu ſoupiren? O, ſchweige ſtill, ich weiß ſchon, was Du ſagen willſt — ſpare Deine Retour-Chaiſen — das iſt bei mir etwas ganz Anderes! Ich ſtelle hier den älteren, geſetzten, würdigen Mann vor, der als ruhiger Beobachter zur hübſchen Staffage dient und hier vollkommen ſeine Pflicht erfüllt; aber Du, ein junger Menſch, der es ſo gewohnt iſt, ſich in großen Geſellſchaften zu bewegen, der ſogar ohne Anſtand mit ſeiner vortrefflichen Tenorſtimme bei ähnlichen Gelegenheiten große Arien ſingt, Du hätteſt Dich ſchon lange nützlich und angenehm machen ſollen!"

„Du willſt doch nicht, daß ich, nach dem, was wir hier gehört, den Leuten etwas vorſingen ſoll?"

„Das gerade nicht, der Contraſt würde zu ſtark ſein; aber Du ſollteſt nicht in Einem fort hinter mir drein laufen wie der

Affe hinter dem Bären! Du ſollteſt Deine Bekannten aufſuchen und auf angenehme Art von Dir reden machen! Vorhin hörte ich eine Dame ſagen: ‚ich kenne dieſen intereſſanten Lockenkopf dort — ſchade, daß dieſer charmante junge Menſch ſo wenig ſpricht!‘“

„Und wer iſt denn die Dame, die das geſagt?“

„Dort ſitzt ſie an dem Theetiſche.“

„Die dort, im Lilakleide?“

„Ja — ſie hat einen ganzen Herbſt auf dem Kopfe — einen Korb voll Weintrauben.“

„Ah, das iſt die Generalin, deren Mops ich gemalt!“

„Und die Dich gewiß gut bezahlt — ſiehſt Du, undankbares Geſchöpf, der hätteſt Du ſchon lange eine Artigkeit ſagen und Dich ſogleich im Mittelpunkte der Geſellſchaft feſtſetzen ſollen!“

„Meinſt Du?“

„Ob ich meine — aber Du befolgſt nie einen freundſchaftlichen Rath.“

„Es iſt ſo weit dorthin,“ meinte Rüding ſchüchtern, „man erregt zu großes Aufſehen, wenn man ſo allein durch den Saal geht.“

„Nun, ich will Dich bis dorthin begleiten — komm'!“

Der ſanfte Eduard ſah durchaus nicht vergnügt aus, als er ſo gezwungen war, ſeinem Freunde zu folgen; doch machte er äußerſt kleine Schritte und blieb zuweilen, mit Walter plaudernd und ſich rings umſchauend, ſtehen.

„Ich glaube wahrhaftig, Kerl, Du fürchteſt Dich vor dieſer ſo wohlwollend ausſehenden Dame — hätte ich ihren Mops gemalt, ich ſäße ſchon lange neben ihr.“

„Soll ich mich ſogleich neben ſie hinſetzen?“

„Nach Umſtänden — ſie wird Dich ohne Zweifel dazu einladen oder eine bezeichnende Handbewegung machen; darnach haſt Du dich zu richten.“

„Ja — ich werde mich — darnach — richten. Soll ich Dich

vielleicht vorstellen?“ setzte Rüding fragend hinzu und mit einer solchen Hast, wie sich Jemand, der in Gefahr ist, zu ertrinken, an einen Strohhalm anzuklammern versucht.

„Später vielleicht, wenn es die Conversation mit sich bringt — das weißt Du ja zu beurtheilen.“

„Ja — ich — weiß — das — zu — beurtheilen.“

„Nun komm' — die Leute schauen schon auf uns hin, daß wir in der Mitte des Saales stehen und so angelegentlich mit einander plaudern.“

„Ja, gewiß.“

Damit machten die Beiden noch einige weitere Schritte und dann brachte Walter seinem jüngeren Freunde, von den Anderen ungesehen, einen so kräftigen Rippenstoß in entsprechender Richtung bei, daß der schwächliche Rüding rascher, als er es vielleicht beabsichtigte, vor jene Dame in Lila gelangte, welche einen ganzen Herbst auf dem Kopfe trug.

Da stand nun Rüding, schluckte verlegen und drückte seinen Claquehut ängstlich gegen den Leib, da stand er eine Secunde und zwei Secunden, und jede däuchte ihm eine kleine Ewigkeit zu sein, denn in jeder bearbeitete er mit blitzartiger Schnelligkeit die Frage: Was soll ich reden, womit soll ich die Unterhaltung beginnen? — und begonnen mußte sie werden, wenn nicht allenfalls eine ägyptische Finsterniß sich zu seiner Rettung einstellen wollte.

Die Dame in Lila schaute auf, als die kleine, seltsam aussehende Figur mit den künstlich frisirten Locken vor sie hintrat. Und wenn auch im ersten Momente ein nicht geradezu unangenehmes Lächeln, welches, ehe Rüding kam, auf ihren Lippen spielte, sichtbar blieb, so verlor dieses Lächeln doch viel von seiner Anmuth durch den harten, verwunderungsvollen Ausdruck der Augen, welcher kurz und etwas barsch zu fragen schien: ‚Was beliebt?‘

Rüding's Schutzgeist flüsterte ihm zu, noch sei es Zeit, sich mit einer Verbeugung zurückzuziehen und dafür allenfalls ein mitleidiges

Lächeln einzuernten; doch fühlte er förmlich die Augen Walter's höhnisch auf sich ruhen, und so zwischen Scylla und Charybdis, verneigte er sich so gut als möglich und sagte: „Gnädige Frau, ich habe mich nur nach dem Befinden Ihres Mopses erkundigen wollen."

Nun war aber jene Dame in Lila nie die Besitzerin eines Mopses gewesen und mußte es daher doppelt sonderbar finden, daß der junge Mensch, der ihr nicht einmal vorgestellt worden war, diese, gelinde gesagt, alberne Frage an sie that. Hierzu kam noch, daß die Dame eine etwas mopsähnliche Nase hatte, die sie, wie ihre Bekannten behaupteten, auf ihren kleinen, etwas tölpelhaften Sohn vererbt.

„Erlauben Sie, mein Herr," sagte sie deßhalb mit einem Tone der Stimme, in dem sich Befremden mit Entrüstung mischte, „ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen; ich finde es darum um so eigenthümlicher, sich bei mir nach etwas zu erkundigen, was ich gar nicht besitze!"

„Sollte ich denn im Irrthume sein," stotterte Rüding schüchtern, „und nicht das Glück gehabt haben, diesen Ihren kleinen, allerliebsten Mops vor einem Jahre gemalt zu haben?"

Die Dame in Lila warf dem Künstler einen furchtbaren Blick zu, denn sie hatte bemerkt, daß ihre Nachbarin, eine wohlwollende Bekannte ihres Hauses, bei der Frage des jungen Mannes höhnisch gelächelt. „Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich in der That keinen Mops besitze!" sagte sie in so entschiedenem Tone, daß der sanfte Eduard ohne allen Zweifel seine Mission als beendigt ansehen konnte. Er beabsichtigte deßhalb auch, das Klügste zu thun, was er in dieser Lage thun konnte, sich nämlich zurückzuziehen, nachdem er die nothwendige tiefe Verbeugung gemacht; doch verwirrt, wie er war, über die keineswegs gnädige Aufnahme, die er gefunden, machte er bei dieser Verbeugung unwillkürlich eine halbe Schwenkung gegen rechts, wo-

durch er das Ende des halbkreisförmigen Sopha's, in dessen Mitte die Dame saß, ohne es zu wissen, in seinen Rücken bekam, was zur Folge hatte, daß Rüding, als er sich nun zurückziehen wollte, ziemlich heftig gegen das Sopha anstieß und dann, da es sehr weich gepolstert war, so tief in die Kissen desselben hineinfiel, daß er im ersten Augenblicke seine kurzen Beinchen hoch in die Höhe streckte.

Wünsche Niemand von jenem Blicke getroffen zu werden, den nun die Dame in Lila auf den unglücklichen jungen Künstler schleuderte, oder die Zielscheibe des boshaften, höhnischen Lächelns zu sein, das jetzt auf den Gesichtern von einem guten Dutzend Damen erschien!

Wenn nur die Kissen des verhängnißvollen Sopha's weniger tief und weniger weich gewesen wären!

Es war ein jammervoller Anblick, zu sehen, wie sich Rüding bemühte, mit Anstand wieder in die Höhe zu kommen. Freilich dauerten diese Bestrebungen nicht eine Minute, aber sie endeten fürchterlich. Rüding griff, aufs äußerste verwirrt und geängstigt, nach einem Halte, um sich daran aufzuhelfen, und seine Hände erfaßten auch irgend etwas, leider aber keinen feststehenden Gegenstand, und als er nun eine letzte Anstrengung machte, hörte er einen gellenden Aufschrei und sah mit Entsetzen, wie er das Theetuch, womit der Tisch gedeckt war und auf dem ein paar Dutzend ganz und halb geleerter Tassen, Theemaschine, Wasserflaschen nebst Gläsern, Backwerk und dergleichen standen, herabgerissen und so eine unbeschreiblich entsetzliche Scene herbeigeführt hatte.

„Horreur!“ kreischte die Dame in Lila — „das ist ja ein Attentat — in welche Gesellschaft sind wir gerathen!“

„Ist denn Niemand zu unserer Hülfe da?“ jammerte eine Andere.

Rüding blickte um sich mit einem fast blödsinnigen Lächeln — ein Lächeln der Verzweiflung. In seinem Geiste spiegelten sich die

nächsten Augenblicke, die nun nothwendig folgen mußten, als ganz entsetzliche Bilder ab. Was sollte er thun? Kniefällig um Verzeihung flehen oder mit der Wuth einer geängstigten wilden Katze auf die Herandrängenden losstürzen, um sich gewaltsam Bahn zu machen — o, es war ein fürchterlicher Zustand! Da hörte er wie einen Ruf aus himmlischer Sphäre die Stimme Walter's, der nahe zu ihm hingetreten war, flüsternd an sein Ohr schlagen:

„Mache die Augen zu und stelle Dich ohnmächtig!"

Ein glücklicher Gedanke — eine vortreffliche Idee, welche der sanfte Eduard augenblicklich befolgte. Er schloß die Augen, und es war ihm ein wonniges Gefühl, so durch die Dunkelheit, die ihn rings umgab, von der schrecklichen Außenwelt getrennt zu sein. Dann ließ er sein Haupt auf die Brust hinabsinken, und die ganze kleine, dürre Figur schnappte zusammen wie ein Taschenmesser.

Hätte er nur auch seine Ohren verstopfen können, denn es war nichts Schmeichelhaftes, was über ihn gesagt wurde; Aeußerungen, wie ‚absurd, empörend, unanständig!' war das Geringste, was er vernahm, und es gereichte ihm dabei durchaus nicht zum Troste, als er Walter mit tiefer Stimme beschwichtigend sagen hörte:

„Dieser arme junge Mensch hat häufig dergleichen Anfälle; sein kleiner Verstand ging förmlich unter in dem Glanze dieser Umgebung — erlauben Sie mir, daß ich ihn auf eine sanfte Art entferne."

Und das erlaubte man dem alten, würdig aussehenden Herrn, der den höhnisch lächelnden Blick eines jungen Officiers durch ein derbes und sehr bezeichnendes Anstarren erwiederte, mit großer Bereitwilligkeit. Und Rüding, der um eine Million die Augen nicht geöffnet hätte, fühlte sich aufgehoben und fortgetragen, eine ziemliche Strecke weit, dann niedergesetzt, und vernahm erst nun wieder die Stimme seines Freundes, der ihm sagte:

„So, jetzt öffne Deine dummen Augen und erkläre mir, wie

ein Kerl mit fünf geſunden Sinnen ſich ſo viehmäßig ungeſchickt benehmen kann!"

„Ich weiß es nicht und ich kann es Dir nicht ſagen — das kam alles wie ein Blitzſtrahl. Aber wo ſind wir hier?"

„An einem Orte, der für ſolch ein Mondkalb, wie Du biſt, viel zu gut iſt; aber es war ein vortrefflicher Inſtinct, der mich dieſes Zimmer finden ließ — ſchau' um Dich!"

Rüding hatte jetzt erſt den Muth, ſeine Augen weit zu öffnen, und bemerkte, daß ſie ſich in einem ziemlich großen, angenehm erhellten Gemache befanden, wo kleine Tiſche ſtanden, die zum Souper gedeckt waren. „Ach," ſagte er, „nach der Hölle, in der ich ſo eben geweſen, habe ich jetzt das Gefühl, als ſeien wir im Himmel angekommen — ich danke Dir, Walter, in der That, ich danke Dir für Deine Freundſchaft — doch warſt Du ſie mir ſchuldig, denn Du mußt geſtehen, daß ich mich auf Deinen Rath jener ſchrecklichen Dame in Lila genähert!"

„Weil Du renommirt hatteſt, es wäre eine Bekanntſchaft von Dir, deren Mops Du gemalt."

„Es geſchieht mir ſchon recht," ſagte der Andere nach einem tiefen Seufzer, „ich habe von jeher eine Averſion gegen die Lilafarbe gehabt, ich hätte dieſem Gefühle folgen ſollen! Aber begreifſt Du es, wie man ſo ungebildet ſein kann, eine höfliche Frage ſo zu beantworten — ſage mir die Wahrheit, Walter — nicht wahr, ich habe mich fürchterlich blamirt?"

„Man könnte es allenfalls ſo nennen — aber beruhige Dich, Aehnliches iſt ſchon größeren Charakteren begegnet und meine Geiſtesgegenwart hat Vieles wieder gut gemacht, das mußt Du doch geſtehen; denn es war eine famoſe Idee von mir, Dich für einen unzurechnungsfähigen Menſchen auszugeben."

„Ja, ich danke Dir dafür," erwiederte Rüding kleinlaut, und ſetzte nach einer Pauſe fragend hinzu: „Nicht wahr, Seine Hoheit hat mich nicht geſehen? Es wäre mir das wahrhaft leid für ſpätere Einladungen."

Mädchen, welches mit ihrem ſtolzen Blick und herriſchen Weſen ſo gar nicht in dieſe Armſeligkeit paßte; die blonden, reichen Haare hiengen aufgelöst um ihren Kopf und fielen über ihr erhitztes Geſicht, erhitzt von Zorn und — Scham; von Scham, daß ſie gezwungen war, ſich vor dem Menſchen, den ſie vor allen anderen grimmig haßte, ſo wie ſie war, zeigen zu müſſen. Ihr dunkelblaues Auge blitzte, während ſie die ſchlechte geflickte Decke ihres Bettes ſo hoch als möglich empor zog und während ſie heftig ſagte: „und das könnt Ihr leiden, Mutter, daß Der in mein Schlafzimmer kommt?“

Die Frau zuckte mit den Achſeln und der Steinmann ſagte entſchuldigend: „es iſt nicht anders, ich muß meine Pflicht thun.“

Das Mädchen drehte ihr Geſicht nach der Wand und gab keine Antwort auf die Frage des Polizeiſoldaten, ob ſie nichts Verdächtiges gehört oder geſehen, worauf die beiden Eingetretenen das Gemach wieder verließen und der Steinmann die Thüre ſorgfältig hinter ſich zuzog. Als ſie im vorderen Zimmer allein waren, ſagte er mit leiſer, gepreßter Stimme, während er mit flammendem Auge rückwärts nach der Thüre ſah: „'s bleibt dabei, Frau Müller, ich habe die Geſchichte jetzt ſatt und will ernten, wo ich ſo viel geſäet! So wie da vorn im Hauſe Alles ruhig iſt, komme ich wieder, laßt mir die Thüre offen.“

Die Frau preßte ihre Hände in ſichtlicher Angſt zuſammen und ſagte: „Aber, Herr Steinmann, das geht wahrhaftig nicht, es iſt rein unmöglich.“

„Was unmöglich?“ entgegnete er und ein böſer Blick blitzte aus ſeinem Auge; „ich werde das Unmögliche ſchon möglich machen, dafür laßt mich ſorgen! Habt Ihr mir nicht ſchon ſeit längerer Zeit alle Verſprechungen gemacht? warum thut Ihr nicht das Eurige und ſorgt nicht, daß Ihr das, was

„Was das anbelangt, ſo kannſt Du Dich in jeder Beziehung beruhigen; doch nun richte Dich auf, arrangire Deine ſchönen Locken ein wenig und ziehe Deine rothe Weſte herab; ich höre Leute und hoffe zu Gott, daß wir endlich etwas zum Soupiren bekommen.“

Walter hatte richtig vermuthet. Auf eine Einladung des Adjutanten und des Kammerherrn vertheilten ſich die Gäſte mit großer Haſt in die anſtoßenden Zimmer, wobei es ſich glücklich fügte, daß das Gemach, in dem ſich unſere beiden Freunde befanden und welches eines der letzten in der Reihe war, von Bekannten aufgeſucht wurde, die es liebten, ohne Damen und ohne geiſtreiche Unterhaltung zu ſoupiren.

Es iſt ein glückliches Vorrecht der Jugend, Unangenehmes raſch und gründlich zu vergeſſen. Und ſo erging es auch dem guten Rüding, nachdem er einige Gläſer vortrefflichen Bordeaux zu ſich genommen und ſich an guter kalter Küche gelabt, ja es dauerte keine halbe Stunde, da hatte er die Verwegenheit, an Walter die Frage zu ſtellen, was ihm denn eigentlich hätte geſchehen können, wenn er bei dem Vorfalle drinnen im Saale zufällig nicht ohnmächtig geworden wäre. — „Ich hätte ja mit großer Entſchiedenheit ſagen können: ‚Meine Damen, ein Unglück iſt nun einmal ein Unglück — ich bitte Sie allerdings um Verzeihung, wünſche aber, daß von dieſer Angelegenheit nicht mehr geſprochen wird!‘ — Nun, was wäre die Folge geweſen? Hätte man mich vielleicht aufgefreſſen?“

„Das wohl nicht,“ antwortete Walter mit großer Ruhe, „aber man würde Dich einfach zur Thüre hinausgeworfen haben — glaube mir, ich bemerkte einige blutdürſtige Lakaien, welche die entſchiedenſte Luſt an den Tag legten, ſich mit Deiner Beförderung zu beſchäftigen — doch da kommen Rodenberg und Lytton, die mir von Seiner Hoheit abgeſandt zu ſein ſcheinen, um ſich nach Deinem Befinden zu erkundigen.“

In der That traten die beiden Maler ein, und nachdem sie Walter und Rüding gesehen, setzten sie sich zu ihnen hin.

Der sanfte Eduard blickte sie fragend und etwas schüchtern an; doch waren Rodenberg und Lytton viel zu fein und freundschaftlich, um ihren Bekannten durch irgend eine Frage zu demüthigen.

„Hier kann man doch in aller Gemüthlichkeit ein Glas Wein trinken," meinte Lytton. „Es war von mir ein ganz gescheiter Gedanke, gegen die Damen galant zu sein und mich von dem stark besetzten Tische da drinnen zu entfernen. Hier wollen wir eine Zeit lang sitzen bleiben und uns den zweiten Theil der Soirée schenken — nicht wahr Rodenberg?"

Dieser schien zerstreut und seinem Freunde nur mit einigem Widerwillen hieher gefolgt zu sein. Wenn er auch begreiflicher Weise nicht so glücklich gewesen war, in dasselbe Zimmer mit Juanita zum Souper eingeladen zu werden, so hatte er sich doch die Freiheit genommen, eine kleine Rundreise durch das ganze Appartement zu machen, und war auch so glücklich gewesen, sie aus der Entfernung zu sehen, ohne daß er von ihr bemerkt worden wäre.

Der Prinz wußte seine Gäste zu ehren, das mußte man ihm lassen, und wußte besonders diesen Gästen zu zeigen, welchen Werth er auf ihre Anwesenheit legte.

Die kleine Tafel zu vielleicht sechzehn Personen, an welcher sich Seine Hoheit mit den beiden Schwestern und einer auserlesenen Gesellschaft befand, stand in einem mit Blumen besetzten Pavillon an der Ecke des Hauses und war ein reizend eingerichtetes Gemach. Wie gesagt, Rodenberg hatte einen Blick hineingeworfen und sich dabei gestehen müssen, es wäre schon eine kleine Seligkeit, dort in Gesellschaft eines so schönen Wesens, wie Juanita war, sein zu dürfen, besonders, wenn man mit demselben ein süßes Geheimniß theilen dürfe — ein Geheimniß, das vielleicht hier und da dem Eingeweihten kund gegeben würde durch ein Wort, einen Blick,

durch ein bezeichnendes Anfeuchten der Lippen mit sprudelndem Champagner, durch hundert andere Kleinigkeiten, in deren Erfindung die Liebe so reich ist und deren Bedeutung ein glückliches Herz so leicht erräth.

Doch würde Juanita, selbst wenn er eine Einladung in den kleinen Blumenpavillon erhalten hätte, wohl schwerlich geneigt gewesen sein, mit ihm ein freundliches Wort oder bezeichnende Blicke zu wechseln; sie war an ihm vorübergegangen am Arme des Prinzen, als jener sie zum Souper geführt, und sie hatte ihn, als Seine Hoheit vorüberschritt und er wie alle Uebrigen eine tiefe Verbeugung gemacht, mit einem so unendlich gleichgültigen Blicke angesehen, daß es ihm zweifelhaft war, ob vorhin jener entzückende Strahl aus ihrem Auge auch wohl ihm und nicht vielleicht einem Anderen gegolten hätte.

Rodenberg, der wegen seines angenehmen Aeußern und des Anstandes, mit dem er sich zu benehmen wußte, von einem großen Theil der Damen beachtet, ja, aufgesucht wurde, hätte vor oder nach dem Gesange leicht die Gelegenheit finden können, der Sängerin ein freundliches Wort zu sagen; an gesellschaftlichem Muthe, um den Kreis jener faden Lobsprecher, welche sich um Juanita drängten, zu durchbrechen, hätte es ihm wahrhaftig nicht gefehlt; was ihn aber zurückhielt, war jenes Wort, das sie im Walde beim Abschiede zu ihm gesagt, ihre Ermahnung oder ihre Bitte, sie nicht zu kennen, wo er ihr auch begegnen würde.

An diese ihre Bitte denkend, verletzte es ihn einestheils, anderentheils tröstete es ihn wieder, daß er denken konnte, es liege eine Absicht zu Grunde, warum sie ihn als einen vollkommen Fremden behandle, warum sie mit dieser ausgesuchten Gleichgültigkeit an ihm vorübergehe — und um Jemanden absichtlich so zu behandeln, muß man sich in Gedanken mit ihm beschäftigt haben.

Walter hatte dem Souper so kräftig als möglich zugesprochen, und auch Rüding vermochte ein Gleiches zu thun. „Hier genirt

man ſich nicht," ſagte er mit einem Anfluge von Humor, „und je mehr man ißt und trinkt, je größere Ehre erzeigt man dem Wirthe, und nebenbei war Alles ſo vortrefflich, daß mir dieſe Ehrenbezeigung im allergrößten Maßſtabe nicht ſchwer wurde — ſchade, daß man nicht eins ſingen oder zu dieſem ausgezeichneten Weine eine Cigarre rauchen kann!"

Der ſanfte Eduard war ſo weit wieder aufgethaut, daß er ſich ſchon einen kleinen Scherz erlauben konnte und deßhalb die Kühnheit hatte, die von ihm vorgeſchlagene Wette in Anregung zu bringen.

Lytton ſchüttelte lächelnd den Kopf, als er davon gehört, und mochte wohl das mitleidige Lächeln Walter's verſtehen, als dieſer ſich in die Höhe ſtreckte und behaglich ſeinen langen Bart ſtrich. „Es wäre allerdings die Frage," ſagte Rodenberg darauf, „wie der Wortlaut jener Wette geweſen; wenn Rüding geſagt, er würde auf der Soirée mehr Aufſehen erregen als Du, ſo hat er gewonnen."

„Vortrefflich ausgelegt!" jauchzte der alte Maler — „ja, er hat ein koloſſales Aufſehen gemacht, daß ich ihm ſchon um deſſentwillen nicht zumuthen werde, obendrein noch einen Punſch zu bezahlen!"

„Lieber Freund," entgegnete ihm Rüding mit großer Würde, „der Zweck heiligt die Mittel, und da es mir überhaupt darum zu thun war, einiges Aufſehen zu erregen — ich haſſe nämlich die flache Alltäglichkeit, wo man ſich herumtreibt wie des Färbers Gaul im Ringe —, ſo hoffe ich, Du wirſt die Mittel gelten laſſen, die ich dazu angewandt."

„Gott ſteh' mir bei," rief Walter, „es iſt Zeit, daß wir aufhören, ſonſt beweiſt uns dieſer unverſchämte Kerl noch, wie fein und anſtändig er ſich benommen! Und was den verlorenen Punſch anbelangt . . . ." ſetzte er lachend hinzu —

„Du gibſt die Wette alſo verloren?" fragte Rüding.

„So werde ich meinen Freund, den Prinzen, beauftragen, dieſen Punſch ſerviren zu laſſen!"

„Ein vortreffliches Arrangement,“ meinte Lytton; „doch rathe ich Euch, nicht mehr zu lange hier ſitzen zu bleiben, denn bei der Soirée des Prinzen wird der Punſch kurze Zeit nach dem Souper ſervirt — bis nachher!“

„Addio — laß mich dieſen kleinen Weinreſt vollends trinken und ich folge Euch,“ ſagte Walter, indem er eine noch faſt volle Bordeauxflaſche an ſich zog.

An der Thür des großen Saales, in den nun von allen Seiten die Gäſte wieder hineinſtrömten, traf Lytton auf Roderich.

„Wo warſt Du denn?“ fragte der letztere.

„Da drinnen mit Rodenberg und ein paar Anderen — zuerſt wurde ich in einen mir ſehr gleichgültigen Damenkreis geworfen, wo es aber etwas eng herging — und Du?“

„Ich hatte die Ehre, von dem Prinzen an ſeinen Tiſch gezogen zu werden.“

„Glücklicher — Du ſoupirteſt in Geſellſchaft der beiden ſchönen Schweſtern?“

„In einem Zimmer mit ihnen. Das war aber auch alles; ich fand kaum Gelegenheit, Conchitta zu grüßen und ihr ein flüchtiges, höchſt gleichgültiges Wort zu ſagen — ſie erſchien mir ſo ſonderbar . . . .“

„Wie ſo?“

„Nun, wenn ich auch von meiner ſonſt liebenswürdigen Schülerin keine Vertraulichkeit erwarte, ſo doch ein freundliches Wort, eine herzliche Begrüßung.“

Lytton ſchaute ihn fragend an.

„Nichts von dem, nichts von ihrem ſonſt ſo offenen und zutraulichen Benehmen.“

„Unbegreiflich — Conchitta iſt doch ſonſt kein Mädchen, die viel Werth darauf legt, von einem Prinzen eingeladen und zu Tiſche geführt zu werden.“

„So erſchien ſie mir früher auch nicht; aber Umſtände und

Verhältniſſe ändern leicht das Gemüth eines Menſchen. Ich hätte ſchon von ihr nicht erwartet, daß ſie uns überhaupt verſchwiegen, jene große Sängerin, deren Name ſo raſch und ſo glänzend bekannt wurde, ſei ihre Schweſter."

„Und jener braune Don mit dem ſtrahlenden Orden iſt wohl ihr Oheim?"

„So iſt es — ein höchſt gebildeter Mann, der verſchiedene Sprachen mit großer Geläufigkeit ſpricht. — Nach dem Souper, als wir umherſtanden und den Blumenreichthum des Pavillons, in dem wir ſoupirten, betrachteten, näherte ich mich Conchitta ohne irgend welches Aufſehen, auf die natürlichſte Art von der Welt, und fand ſie einſylbig und verlegen. Sie ſtellte mich ihrer Schweſter vor, welche mich mit Dank überſchüttete für die Güte und Freundlichkeit, mit der ich Conchitta behandelt; es war gerade," ſetzte er in nachdenklichem Tone hinzu, „als ſei dieſe unſere Bekannte und jene die Fremde."

„Mir ſcheint, dieſes veränderte Benehmen Conchitta's liegt in der für ſie ungewohnten Umgebung, welche ihr bei ihrer Einfachheit nicht ſympathiſch ſein kann."

„Und doch benimmt ſie ſich mit einer Ungezwungenheit, ja, mit ſo taktvoll ſicherem Weſen, als ſei ſie auf glatten Salon-Parquetten aufgewachſen."

„Das mag auch wohl der Fall ſein, wenigſtens iſt ihre Familie eine, die im goldenen Buche des ſpaniſchen Adels mit großer Auszeichnung genannt wird — nur die Nachkommen mächtiger Häuſer gelangen zum Stern jenes Ordens, welchen Don Joſe trägt."

Roderich ſchüttelte nachſinnend mit dem Kopfe, ehe er ſagte: „Dergleichen macht keinen Eindruck auf Conchitta; wer ihre Familie war, wußte ſie auch früher und Du mußt mir zugeſtehen, daß in ihrem Benehmen auch nicht die leiſeſte Anſpielung zu finden war, ſie wolle etwas Anderes ſein, als wozu ſie ihre Kunſt berechtigte, und wie beſcheiden und kümmerlich lebte ſie!"

„Große Namen und Reichthum findet man nicht immer zuſammen — es iſt wahr, Conchitta lebte beſcheiden, faſt kümmerlich, wogegen mir ihre Schweſter gewohnt ſcheint, einen großen Train zu führen.“

„Das ſpricht wieder für Conchitta's Beſcheidenheit, wenigſtens für ihre Genügſamkeit; denn bei der Liebe der beiden Schweſtern zu einander kannſt Du Dir wohl denken, daß es von der einen Seite nicht an Anerbietung gefehlt hat.“

„Allerdings ſchien Conchitta ihren Stolz darin zu finden, von dem zu leben, was ſie durch ihre Kunſt verdient, und gefiel ſich, ihren häufigen Aeußerungen nach, am allerwohlſten in einem ganz beſcheidenen Kreiſe — erinnerſt Du Dich der Schwärmerei des kleinen, guten Schmitz für ſie?“

„Ja, ja, es liegt etwas Rührendes in ſeiner Anhänglichkeit.“

„Und auch etwas, das ſie gerührt; denn wenn ſie uns freundlich und herzlich behandelt, ſo iſt ihr Umgang mit dem kleinen, glücklichen Michel Angelo ſo innig und vertraulich, daß das ſchon meine Eiferſucht erregt. Haſt Du dergleichen nie bemerkt?“

„O ja, o ja — er behandelt ſie aber auch mit unendlicher Sorge und Aufmerkſamkeit.“

„Mir hat man ſchon einmal erzählt, Schmitz habe ihr ſeine Hand angeboten.“

„Pah — Unſinn!“

„Schmitz iſt ein vermöglicher Mann.“

„Sagſt oder denkſt Du ſo etwas im Ernſte?“

„Ich wiederhole nur das Gerede der Leute, und ohne auch nur im Entfernteſten daran zu glauben, wollte ich nur damit ausdrücken, daß man Conchitta nach ihrem bisherigen Auftreten für ſehr beſcheiden und genügſam halten muß.“

„Ja, und dabei halte ich ſie noch für ſtolz und unbeugſam.“

„Zwei ausgezeichnete Eigenſchaften, wenn ſie von einem ſo guten und edlen Herzen regiert werden, wie das unſerer eben ſo

ſchönen als lieben Collegin iſt," bemerkte Lytton und ſetzte, ſich umſchauend, nach einer Pauſe hinzu: „Aber wo iſt Deine Frau? Ich halte es für nothwendig, noch ein wenig mit ihr zu plaudern, wie ich ſelbſtredend ſchon vor dem Souper gethan."

Roderich's Stirn hatte ſich verdüſtert, er biß ſich auf die Lippen, ehe er entgegnete: „Meine Frau ließ mir vorhin durch einen Lakaien ſagen, ſie habe unerträgliche Kopfſchmerzen und ſei nach Hauſe gefahren, ich ſolle mich durchaus nicht ſtören laſſen."

„Hm," machte Lytton, indem er ſeinen Freund mit einem bedeutſamen Blicke anſah.

„Genire Dich durchaus nicht," ſagte dieſer; „ſage mit klaren Worten, was Du denkſt."

„Laß mich Dir vielmehr wiederholen, was alle Welt ſpricht und was Dir auch wohl ſchon zu Ohren gekommen ſein muß."

„Die Betheiligten erfahren das, was ſie intereſſirt, gewöhnlich zuletzt; doch kann ich wohl eine Ahnung haben von dem Gerüchte, welches über uns im Umlaufe iſt, deßhalb gib ihm immerhin Worte, ohne alle Schonung."

„Man ſagt, Du ſeieſt am Vorabende Deiner Scheidung."

„Und ſchildert mich als einen Tyrannen, bei dem es eine rechtſchaffene Frau nicht aushalten kann?"

„So ſpricht allerdings ein großer Theil der Weiber; aber ich habe auch über Deine Verhältniſſe zu Hauſe ſchon die anſtändigſten und geſcheiteſten Anſichten gehört."

„Es mußte ſo kommen, und ich werde mich nach und nach an das Schreckliche gewöhnen."

„Darf ich, ohne indiscret zu ſein, fragen, ob es wirklich ſo nahe bevorſteht, wie die Leute ſagen?"

„Ich weiß es nicht, ehrlich geſagt; ich habe darüber nur eine einzige Aeußerung meiner Frau, die mich, als ſie ſie that, faſt zuſammenſchmetterte. Wie weit ſie nun im Geheimen fortgearbeitet hat, kann ich mit Beſtimmtheit nicht ſagen; daß ſie aber Schlimmes

im Schilde führt, glaube ich weder mir selbst noch Dir verheimlichen zu müssen."

„Glaubst Du, daß die Anwesenheit ihres Vetters, des liebenswürdigen Kammerjunkers, damit im Zusammenhange steht?"

„Spricht man auch darüber?" fragte Roderich mit großer Aufmerksamkeit.

„Ja; doch nur in so fern, als der Freiherr gekommen sei, um Deine Frau bei der Auflösung ihr unerträglich gewordener Bande zu unterstützen."

„Ich bin zu arglos für diese Welt. Daran dachte ich in der That nicht; ich hielt sie für zu klug, sich einen so unklugen Beistand zu wählen."

„Wenn man Kammerjunker ist und Freiherr Schenk von Schenkenberg, so hält man sich für klug genug, einen einfachen, harmlosen Künstler, wie Du bist, zu überlisten."

„Wäre es nöthig, bei dieser traurigen Angelegenheit gegen mich irgend eine List anzuwenden? Hat sie einmal ihren Entschluß gefaßt, gut, so soll sie mich finden, wie sie mich immer gefunden hat — offen, ehrlich und anständig."

„Nur nicht zu anständig und nicht zu nachgiebig."

„Wie so?"

„Der Freiherr Schenk von Schenkenberg wird für seine Cousine einen hübschen Theil Deines Vermögens verlangen."

„Er mag das ganze nehmen — laß mir meine Leinwand, meine Farbe, unter Befreiung von all' den kleinlichen Neckereien und tausendfachen Nadelstichen, die meine Laune verderben und meine Kraft lähmen, und ich erwerbe mir genug, um mehr als anständig leben zu können."

„Aber — wenn sie ihre Tochter fordert ...."

Roderich zuckte zusammen und faßte den Arm seines Freundes, den er krampfhaft drückte und dann, obwohl in leisem Tone, aber mit erschreckender Heftigkeit sagte: „Nie und nimmermehr!"

Walter trat mit Rüding aus dem Nebenzimmer zu den Beiden heran. Der erſtere hatte den ſanften Eduard feſt am Arme gepackt und ſo den ſich ängſtlich Sträubenden herangezogen.

„Man muß dem Teufel keck in das Geſicht ſehen,“ ſagte der alte Maler in luſtiger Weinlaune, „und wenn auch die Dame in Lila dort drüben keine freundlichen Blicke auf Dich abſendet, ſo iſt das ganz gleichgültig — warum ſich zurückziehen vor der erhabenen Gattin eines Generals, wir als Künſtler rangiren höher hinauf — nicht wahr, Roderich?“

„Ganz gewiß,“ warf Olfers begütigend ein; „aber Du kannſt das eben ſo gut leiſe ſagen.“

„Eigentlich brauchte ich es gar nicht zu ſagen, denn es verſteht ſich von ſelbſt; ich kam auch deßhalb nicht daher, ſondern wollte Euch einladen, zuzuſchauen, wie ich dieſem kleinen, blondgelockten Ungeheuer in rother Weſte den großmüthig verlorenen Punſch ſpendire — dort kommt ſo eine lebendige Livrée und brennt vor Luſt, uns zu bedienen — he da, mein guter Freund!“

„Komm,“ ſagte Roderich zu Lytton mit leiſer Stimme, „hilf mir die Beiden ohne Aufſehen in das Vorzimmer bringen. Walter iſt eine viel zu gute Seele, um ihn hier vor dieſer Geſellſchaft einem höhniſchen Lächeln auszuſetzen — kommt,“ wandte er ſich hierauf an die beiden Anderen, „wir wollen ſehen, wie Ihr Eure Wette ausgleicht; aber nicht hier, ich weiß dort nebenan einen prächtigen, ſtillen Platz dazu.“

„Olfers iſt ein Mann von eben ſo viel Takt als Ueberlegung; ich folge Dir unbedingt, und wenn es in die Hölle ginge. Laßt uns aber dieſen kleinen Miſſethäter in die Mitte nehmen; ich habe die entſetzlichſte Angſt, er möchte ſich noch einmal nach dem Mops jener Dame in Lila erkundigen, und das wäre fürchterlich — aber, daß uns ja der Punſch in Livrée begleitet!“

„Unbeſorgt,“ antwortete Olfers, während die Drei durch den großen Saal dem Ausgange zuſchritten, „ich bringe ihn ſchon.“

Ihr verſprochen, auch halten könnt? Mir iſt alles das gleich, jetzt muß ich hinunter, aber ſorgt nur dafür, daß ich eine offene Thüre finde."

Die Frau ſtieß ſtatt aller Antwort einen tiefen Seufzer aus, und der Steinmann gieng mit den beiden Soldaten wieder die Treppe hinab und verkündigte den unten Harrenden, daß er auch dort oben nichts gefunden.

Es herrſchte unter den Einwohnern des Vordergebäudes ein wirres Durcheinanderſprechen, ei.. Berathſchlagen über ähnliche Fälle, wenn ſie wieder vorkämen, und es wurden Vermuthungen aller Art Preis gegeben über den frechen Dieb und ob er entkommen ſei oder trotz des Nachſuchens ſich noch irgendwo im Hauſe verſteckt befinde. Die Mehrzahl des weiblichen Theils neigte ſich letzterer Anſicht zu und drang mit Bitten in die Männer, doch ja für die heutige Nacht eine Wache zu beſtellen, wozu ſich auch die Männer bereit erklärten und den Stadtſoldaten Steinmann unter dem Verſprechen einer anſtändigen Belohnung ebenfalls erſuchten, von der Parthie zu ſein. Letzterem ſchien die Idee des Wachehaltens nicht ganz unerwünſcht zu kommen und er ſtimmte bei und ſetzte hinzu: „wenn der Kerl irgendwo im Hauſe noch verſteckt iſt, ſo kann er ſeinen Weg nur hinten hinaus nehmen, weßhalb es, glaube ich, das Beſte iſt, wenn ich da oben die Bewohner des Hinterhauſes erſuche, mir bis zum Morgen einen Platz in ihrem Zimmer zu bewilligen."

Gegen dieſen Vorſchlag aber erklärten ſich Viele, namentlich der alte Herr, der vorhin in Lebensgefahr geſchwebt hatte; er ſchwor mehrere Eide, es ſei viel zweckmäßiger, das Vorderhaus zu bewachen und allenfalls eine Patrouille in den Hof gehen zu laſſen, als das Hinterhaus polizeilich zu beſetzen; er ſei zu ſehr alterirt und müſſe eingeſtehen, daß er heute nicht im Stande ſei, allein in ſeinem Zimmer auszu-

Roderich führte die beiden Anderen nicht nur in das erſte Vorzimmer, ſondern ſchritt, in vernünftiger Erwägung des etwas erheiterten Zuſtandes Walter's, bis in jenes Gemach dicht am Veſtibule, wo der Adjutant vor einigen Stunden die Gäſte empfangen. Hier fanden ſich noch einige frühzeitige Ausreißer, die den günſtigen Augenblick, wo ſich Niemand im Vorzimmer befand, wahrnehmen wollten, um ſich in aller Stille zu entfernen; als ſie aber die jetzt noch günſtigere Gelegenheit wahrnahmen, hier in aller Gemüthlichkeit noch einen Abſchiedspunſch trinken zu können, ſo umringten ſie den Mann in der Livrée, der ein großes Tablett mit ein paar Dutzend gefüllten Gläſern trug. Doch ſchien Walter mit dieſer Art der Erledigung der Punſchwette durchaus nicht einverſtanden, ſondern nahm vielmehr den Bedienten mit ſeinem Präſentirteller für ſich allein in ſo fern in Beſchlag, als er bei einer nochmaligen Auseinanderſetzung des ſtreitigen Objectes in einer ſehr weitſchweifigen Rede ein Glas um das andere ruhig zu ſich nahm und austrank — ein ſehr eigenthümliches Verfahren, welches ſich übrigens bei Walter's außerordentlichem Ernſte, mit dem er die Sache behandelte, ſo komiſch machte, daß ihm Roderich und Olfers, ſelbſt Rüding lachend und mit großer Befriedigung zuſahen.

„So war alſo die Wette," ſagte er nach dem letzten Glaſe, „und darum hat es ſich gehandelt, wobei mir Jedermann zugeben muß, daß ich mit eben ſo viel Rückſicht für meinen Freund Rüding als Unparteilichkeit gegen die Zeugen bei dieſer Wette verfahren, und wenn ich jetzt," ſetzte er, ſich umſchauend, hinzu, „im Beſitze meines Hutes wäre, ſo würde ich noch ein Uebriges thun und dieſen kleinen Eduard, den ich nun heute Abend einmal nicht verlaſſen darf, nach Hauſe begleiten."

Lachend erinnerte ſich Olfers, etwas Aehnliches wie Walter's ihm wohlbekannte Kopfbedeckung auf der Uhr drinnen im großen Saale geſehen zu haben, und beauftragte einen Lakaien, dieſelbe

herbeizuholen, worauf die beiden Bewohner des Reichsapfels herzlichen Abſchied nahmen und dann langſam die Treppe hinabſtiegen, Walter, wie er ſagte, mit einem ungeheuer behaglichen Gefühle in Erwartung einer Cigarre, Rüding dagegen mit der Verſicherung, daß er ſich nach Beendigung einer ſolchen höchſt angenehmen und unterhaltenden Soirée immer etwas einſam fühle und noch lange und faſt ſchmerzlich zehre von der Erinnerung des genoſſenen außerordentlichen Vergnügens.

XIX.

„Komm, tritt mit mir ins enge Stübchen ein.“

Der Prinz war ſich in ſeiner Liebenswürdigkeit gegen die beiden Schweſtern bis zum Ende der Soirée ſo gleich geblieben, daß er ſie ſogar bis an die Treppe begleitete, in ſo außergewöhnlicher Artigkeit, welche den Adjutanten von Werdenberg und den Kammerherrn von Schleiden veranlaßte, die Höflichkeit noch weiter zu treiben und die beiden jungen Damen bis an ihren Wagen zu begleiten.

„Ein paar ſuperbe Mädchen,“ ſagte der Eine, als der Wagen davongerollt war.

„Auf meine Ehre — räuberhaft,“ erwiederte der Andere — „ſchon zwölf Uhr, Baron, das hat verflucht lange gedauert! Wir gehen doch noch in unſern Club?“

„Das will ich meinen, nach einer ſolchen Langweilerei braucht ein geſcheiter Menſch dringend eine Reſtauration.“

Hätte man alles das verſtanden, was beinahe jeder der Gäſte, nachdem er das gaſtfreie Haus des Prinzen verlaſſen, irgend einem Anderen zuflüſterte, oder hätte man die Gedanken der meiſten errathen können, ſo würde man gefunden haben, daß ſich alle faſt in der gleichen Meinung begegneten und daß alle die Soirée, mit Ausnahme des wunderbaren Geſanges, über alle Beſchreibung lang-

weilig gefunden — wie gesagt, so dachten die Gäste, so dachte der Gastgeber hier wie in fast allen ähnlichen Fällen, und es ist deßhalb eine höchst undankbare Aufgabe, viele Leute zu so langweiligem Vergnügen zusammen zu laden.

Aehnlich klang es auch in dem Wagen, der die beiden Schwestern nach Hause führte, und Conchitta sagte: „Ich habe Dich noch nie um Dein Leben in der großen Welt beneidet, und nach solchen offenbar verschleuderten Stunden wie die des heutigen Abends kann ich Dich nur bedauern."

„Und doch ist es lange nicht so arg, als Du denkst," erwiederte Juanita. Diese großen Gesellschaften ersparen uns, die wir viele Menschen sehen und sprechen müssen, eine Menge unnöthiger Besuche und dadurch außerordentlich viel Zeit — frage nur unsern guten Jose. Sobald wir in eine größere Stadt kommen, läßt er sich dort in ein paar Häuser einführen und macht dann Abends im Frack bei Soupers und Spielgesellschaften unsere kleinen Geschäfte ab."

„Also gibst Du mir Recht?" sagte Conchitta; „denn ich für meinen Theil pflege Geschäfte und Vergnügungen streng von einander zu scheiden."

„Also Eines nach dem Anderen — wie Du es wünschest, meine gute Schwester, und da wir uns denn heute Abend bis zur jetzigen Stunde — natürlich mit Ausnahme meines Gesanges, ich sage es selbst, da Du es sagen wolltest — gründlich gelangweilt haben, so wollen wir uns jetzt noch ein Bischen amusiren und Dich deßhalb nach Deiner Wohnung begleiten — keine Einrede — die würdige Sennora, bei der Du wohnst, wird schlafen, und wenn auch der kleine Michel Angelo aus seinen Träumen aufwacht, wenn er uns die Treppen hinauf gehen hört, so wird er entzückt sein, seinen Schützling, wie er Dich zu nennen pflegt, wieder unter seinem Dache zu wissen; auch habe ich Mercedes heute noch nicht gesehen, was mich schmerzt, besonders, da ich Euch doch bald wieder verlassen muß."

„Schon so bald, Juanita?“

„In den nächsten Tagen; ich habe einen ehrenvollen und höchst angenehmen Ruf, dem ich Folge leisten muß. Aber warum willst Du uns nicht begleiten? Ich habe Dich schon so oft und so dringend darum gebeten.“

„Laß das, Juanita, Du kennst meine Gründe, und Du mußt sie achten; wenn ich auch keine so große Künstlerin bin, wie Du, so ist mir doch meine Kunst eben so lieb als Dir die Deinige.“

Der Wagen hatte jetzt das Haus erreicht, wo Conchitta wohnte, und hielt kaum vor dem Hause, als die Thür desselben auch schon von Mercedes geöffnet wurde, welche außerordentlich erfreut war, als nun alle Drei eintraten und sich die Treppe hinauf in die Wohnung begaben.

Mochte Michel Angelo Schmitz zufällig aufgeblieben sein oder absichtlich, wir wissen das nicht genau anzugeben, doch ist es Thatsache, daß er in der geöffneten Thür seines Zimmers erschien, und zwar mit zwei brennenden Lichtern, welche er mit einer freundlichen Verbeugung so hoch als möglich hielt, um die etwas dunkle Treppe für die Gesellschaft zu erleuchten. Nachdem er einen dankenden Gruß von den beiden Schwestern, auch von Don Jose dafür erhalten, schaute er noch eine Zeit lang in die Höhe, wie die weiße, sylphenartige Gestalt Conchitta's langsam verschwand, und ging dann in seine Wohnung zurück, mit sich selber redend: „War es mir doch gerade, als sei der Segen aus dem Hause gewichen, es erschien mir Alles so leer, so unheimlich — jetzt hoffe ich aber, ganz ausgezeichnet zu schlafen.“

Drinnen in ihrem Schlafzimmer war übrigens Madame Schmitz ebenfalls noch wach, obgleich diese würdige Dame bereits seit längerer Zeit im Bette lag.

„Ist Mamsell Conchitta nach Hause gekommen?“ fragte sie ihren Sohn.

„Ja, Mutter, mit ihrer Schwester und dem alten Herrn.“

„Haſt Du ſie noch geſehen?“

„Im Vorbeigehen.“

„Nicht wahr, ich irre doch nicht, unſere Mamſell iſt in einem weißen Kleide und ihre fremde Schweſter in einem gelben?“

„So iſt es, ja, ja.“

„Und der Herr hat einen Stern auf dem Rock?“

„Ja wohl, Mutter.“

„Willſt Du nicht ſo gut ſein und einen Augenblick zu mir hereinkommen?“

„Gewiß,“ erwiederte zuvorkommend der Sohn und trat an das Bett ſeiner Mutter.

Dieſe richtete ſich etwas in die Höhe, dann ſagte ſie mit großer Wichtigkeit und leiſe flüſternd, als wolle ſie es vermeiden, daß das, was ſie ihrem Sohne mitzutheilen habe, irgend Jemand auf dieſer Welt höre: „Dein ſeliger Vater hatte einen Widerwillen gegen die gelbe Farbe, und meinen erſten Streit mit ihm bekam ich deßhalb, weil ich Dir gelbe Höschen machen ließ, und zwar von einem Gelb, welches durchaus nicht ſchreiend war — iſt das nicht merkwürdig?“

„Es iſt erſtaunlich, Mutter, was Du für ein Gedächtniß haſt!“

„Aber es reibt mich auf, dieſes ausgezeichnete Gedächtniß und die beſtändige ſchmerzliche Erinnerung — nun, wir wollen darüber ſchlafen und es hoffentlich bis morgen früh vergeſſen haben. Dein Vater war ein ganz guter und vernünftiger Mann, aber iſt's nicht erſtaunlich, wegen einer gelben Hoſe Streit anzufangen?“

„Gewiß, Mama, ich kann das durchaus nicht begreifen.“

„So ging es mir auch — nun, Gott habe ihn ſelig, er wird in Frieden ruhen, denn da drüben, wo er jetzt iſt, gibt es keine gelben Hoſen — das weiß ich ganz gewiß. — Gute Nacht, mein Sohn Michel!“

„Gute Nacht, Mutter!“

Im oberen Stocke hatte unterdeſſen Mercedes ein paar Lichter mehr als gewöhnlich angezündet und lud die Angekommenen ein,

um den runden Tiſch Platz zu nehmen, auf dem ein koloſſaler Roſenſtrauß ſtand; auch brachte ſie eine Flaſche friſchen Waſſers, dazu die nöthigen Gläſer und eine Kryſtallſchale mit Zuccarillos.

„Ah, Zuccarillos!“ ſeufzte Juanita. „Du biſt doch eine theure, liebe, ſtets ſorgſame Schweſter, Mercedes. Ach, wenn ich Zuccarillos ſehe, ſo denke ich faſt ſchmerzlich bewegt und mit einer Lebhaftigkeit an Sevilla, daß es mir gerade iſt, als ſäßen wir in unſerem Pateo neben dem murmelnden Springbrunnen, umduftet von Orangenblüthen, und ich hörte nichts als Mandolinenklänge und Caſtagnettengeknatter — ach, mein ſchönes Spanien!“

„Die gute Mercedes läßt die Zuccarillos hier machen,“ ſagte Conchitta; „ſie hat es einen Conditor gelehrt, und der bereitet ſie ganz ordentlich — ſchau' nur her, wie ſie zerſchmelzen.“ — Und damit nahm ſie eine der langen, dünnen Stangen aus ſchaumigem Zucker und Citronenſaft und ſtellte ſie in ein Glas voll Waſſer, worauf der weiche Zucker augenblicklich zu ſchmelzen anfing und der Zuccarillo in ein paar Secunden in ſich zuſammenſinkend verſchwunden war.

„Und Cigarren?“ fragte Don Joſe, der ſich mit einer ſichtbaren Behaglichkeit in einem Lehnſtuhle ausdehnte. „Iſt es außerordentlich ſtreng verboten, bei Euch zu rauchen?“

„Im Gegentheil,“ erwiederte Mercedes lachend, indem ſie ein Paketchen Cigarritos herbeibrachte, „fange immerhin an, und ich fürchte, wir erleben es, daß ſchlechtes Beiſpiel gute Sitten verdirbt.“ Dieſes ſagte ſie mit einem launigen Blicke auf Juanita, welche ihr mit großem Ernſte und mit wirklicher Grandezza erwiederte:

„Schlechte Beiſpiele können auf mich gar nicht einwirken; ich glaube, es iſt unmöglich, mich zu etwas zu verführen, aber ſich einem ſo kleinen, niedlichen Laſter aus freien Stücken hinzugeben, dazu kann man mich jederzeit geneigt finden.“ — Dies ſagend, nahm ſie eine der dünnen Papiercigarren, öffnete ſie mit ihren niedlichen Fingern, um ſie gleich darauf feſter und mit einer ſolchen

Gewandtheit zuſammenzudrehen, daß man deutlich ſah, es geſchehe dies nicht zum erſten Male.

Auch Mercedes langte zu, ohne ſich beſonders nöthigen zu laſſen, und ſagte mit einem lächelnden Seitenblicke auf Conchitta: „Man ſollte glauben, Du ſeieſt keine echte Spanierin.“

„Es macht mir nun einmal kein Vergnügen; ich hoffe, Du kennſt mich genügend, um zu wiſſen, daß ich nicht aus Ziererei das Rauchen einer kleinen Cigarre unterlaſſe.“

„Ich bin gutmüthig genug,“ ſagte Don Joſe, ſich zurücklehnend, „um Euch von Herzen den Genuß einer ſo vortrefflichen Puros, beſonders nach ſtundenlanger Soirée, zu wünſchen; man fühlt ſich dabei förmlich der trockenen Wirklichkeit entrückt und in ein wonnevolles Fabelland verſetzt, man iſt Herrſcher auf irgend einem Throne, und während man in ſüßen, betäubenden Düften ſchwelgt, führen die aufſteigenden zarten Rauchwolken ſchattenhafte, phantaſtiſche Tänze vor unſern Augen auf. Ah, ich bin der Ueberzeugung, ein Herrſcher, welcher eine gute, milde Cigarre raucht, iſt nicht im Stande, irgend ein ſchweres Strafurtheil zu unterſchreiben.“

Don Joſe hatte dieſe kleine Schwärmerei mehr zum eigenen Ergötzen wie für die Damen hören laſſen, weßhalb ſich Mercedes gegen Juanita wandte, ihre beiden Hände ergriff, ihr mit innigem Blicke in die Augen ſchaute und in beinahe traurigem Tone fragte: „Iſt es denn wahr, daß Ihr uns ſo bald verlaſſen wollt?“

Juanita nickte mit dem Kopfe, dann ſagte ſie: „Von meinem Wollen hängt es ja nicht ab, ich habe Verpflichtungen, die ich erfüllen muß.“

„Und warum gehſt Du die Verpflichtungen ein? Du ſollteſt nicht ſo viel ſingen, Dich mehr ſchonen!“

„Ich werde mich ſchonen und nicht mehr ſo viel ſingen,“ entgegnete Juanita lachend, ſobald es mir meine Stimme gebietet; jetzt aber ſtrengt mich das durchaus nicht an, im Gegentheil, es übt mich und hilft meiner Kunſt — ſagen doch die Leute, meine

Töne seien kostbare Perlen, lauteres Gold — nun ja, das soll es für uns werden."

Conchitta hatte eine Rose aus dem Bouquet, das vor ihr auf dem Tische stand, gezogen und spielte damit, indem sie Blättchen um Blättchen abzupfte und dabei sehr ernst vor sich niedersah.

„Und nicht wahr, Jose, es fehlt uns nicht an kostbaren Perlen und werthem Golde?"

„Ja, der Himmel ist Dir günstig, wir nehmen große Summen ein, um — große Summen wieder auszugeben."

„Pah, zu einem guten Zwecke!" sagte Juanita.

„Allerdings," sprach Jose seufzend, „zu einem guten und großen Zwecke, und ich bin es, der Dich dazu ermuthigt — Gott aber mag wissen, ob ich es jetzt noch einmal thun würde!"

„Ei, Don Jose, ein spanischer Grande und den Muth verlieren!"

„Nicht gegen sichtbare Gegner oder ein mühevolles Leben oder harte Schicksale; aber gegen ein Phantom, das allen unseren Streichen ausweicht, und das, wenn wir es fest gepackt zu haben glauben, uns ausweicht, um von rechts, von links, von oben, von unten uns hohnlachend unsere Ohnmacht vorzuwerfen."

Juanita schüttelte leicht mit dem Kopfe, dann sagte sie zu ihrer jüngeren Schwester: „Da wir einmal bei dieser Angelegenheit sind, so darf ich Dir wohl sagen, Conchitta, wie sehr es mich gewundert, daß Du nie über den Stand unseres Processes gefragt — und auch Du nicht, Merced " fuhr sie fort, als sie den eigenthümlichen Blick bemerkte, den ihre ältere Schwester mit Conchitta wechselte; „Du mußt nicht sagen, nicht einmal denken," fuhr sie mit lebhaftem Tone fort, „daß die Sache Dich nichts angehe, ja, sie betrifft Dich so gut wie mich selber, und wenn ich alle Anstrengung mache, um diesen ungeheuren Proceß zu gewinnen, und wir müssen ihn gewinnen, so thue ich es, um eines Tages Millionen vor Dir ausbreiten zu können, Millionen, die unserer Familie rechtmäßig gehören, mit denen ich unsere Stammschlösser wieder

ankaufen und unſerer erlauchten Familie den Glanz wieder verleihen werde, der ihr gebührt. Joſe," ſchloß ſie mit einer ungeduldigen Bewegung, „ſage doch dieſen Ungläubigen, daß wir Hoffnung haben!"

„Aber ich hoffe nicht," entgegnete Conchitta ſanft; „auf was man hofft, danach muß man auch Verlangen fühlen, und ich trage kein Verlangen nach großem Reichthume."

„Immerhin," verſetzte Juanita, die Achſel zuckend, „ſage ihnen immerhin, was wir zu hoffen haben; aber glaube mir," wandte ſie ſich in bitterem Tone an Conchitta, „daß es auch nicht meine Sucht nach großem Reichthume iſt, weßhalb ich die ſchwere Erbſchaft dieſes Proceſſes, den uns Vater, Großvater und Urgroßvater hinterließen, übernommen habe und mit aller Kraft weiter führe; nur unſer gutes Recht will ich verfechten, und nicht einmal gegenüber lebenden Perſonen, die Vortheile oder Nachtheile haben könnten beim Gewinnen oder Verlieren dieſes Rechtsſtreites, ſondern gegenüber der todten Hand einer Staatsverwaltung."

„Wenn dieſer Proceß einmal entſchieden wird," ſagte Don Joſe, indem er ſich in ſeinem Lehnſtuhle aufrichtete, „ſo muß das ein förmliches Aufſehen geben, denn der Anfang deſſelben klingt wie ein Märchen."

„Ach ja," ſagte Conchitta, „und als ſolches war es mir ſtets intereſſant. Ich habe es ſchon aufmerkſamen Kindern erzählt," fuhr ſie nach augenblicklichem Nachſinnen mit heiterem Lächeln fort; „es gibt kein Märchen, welches ſie ſo gern hören, wie die Geſchichte von der Katze mit der rothen Halsbinde."

„Wie mir mein Sachwalter aus Madrid ſchrieb, hat dieſe Angelegenheit für uns eine durchaus günſtige Wendung genommen, woran ich auch von vorn herein nie gezweifelt, weßhalb wir uns jedoch noch keiner großen Illuſion hingeben dürfen, daß der Proceß bald beendigt werde; im Gegentheil, es kann noch Jahre dauern, denn unſere ſpaniſchen Advokaten ſind ihrer Zähigkeit wegen berühmt

ſei es, da der Mordverſuch vor ſeinem Zimmer ſtattgefunden, das Allerbeſte, wenn ſich der Steinmann dorthin poſtire. Er nahm den Stadtſoldaten bei dieſen Worten am Arm, verſprach ihm, Geſellſchaft zu leiſten, und ſetzte leiſe hinzu: für einen guten kalten Punſch werde er ſchon ſorgen.

Da die ganze Hausbewohnerſchaft für die Idee des alten Herrn ſich ausſprach, dieſer auch für alle Fälle erklärte, er gehe heute Nacht unbedingt nur da hin, wo der Steinmann hingehe, und ſei es ſelbſt auf die Polizei, ſo ſah ſich der Stadtſoldat genöthigt, nachzugeben, und that dieß äußerlich mit vielem Anſtande und gutem Willen, innerlich aber voll Zorn und Bosheit.

Nun wurde das Haus mit ſämmtlichen in demſelben wohnenden Männern und Knaben über zwölf Jahre militäriſch beſetzt, um den verſteckten Spitzbuben einzufangen. Im Hofe gieng eine beſtändige Patrouille von Vieren, bewaffnet mit Musketen und roſtigen Säbeln; an der Kellertreppe und an der Hausthüre ſtanden wenigſtens eben ſo viele, auf den Treppen ſaßen die beherzteſten der Weiber und Mädchen, um im Nothfalle Allarmzeichen zu geben, und vor ſeinem Zimmer auf dem erſten Stocke befand ſich der alte Herr mit dem Steinmann bei einem Glaſe kalten Punſches, und letzterer ſchielte mit ſeinem einen Auge beſtändig nach der Thüre, die zur Gallerie führte, und überlegte, ob es denn wirklich ſo halsbrechend ſei, auf dem alten Gerüſt in's Hinterhaus zu gehen, in dem Falle nämlich, daß der alte Herr und die übrige Einwohnerſchaft des Wachens noch vor Tagesanbruch müde würden und ihre Betten aufſuchten.

In dem Hinterhauſe hatten die beiden Bewohner die Ruhe wieder gefunden, welche durch den Eintritt des Steinmann unterbrochen worden war. Die Frau ſaß am

und laſſen ſich höchſt ungern einen ſo fetten Biſſen wie das Plaidoyer für die Staatsverwaltung aus den Zähnen reißen."

„Jahre lang!" rief Juanita unmuthig; „das habe ich ſchon Jahre lang gehört, und ich muß ſchon geſtehen, wenn mich das Schickſal hart behandeln wollte, ſo müßte es mich den Proceß gewinnen laſſen, wenn ich alt geworden bin."

„Dann könnteſt Du ein Kloſter ſtiften," meinte Mercedes lächelnd, „und wir würden recht heiter und vergnügt zuſammen leben."

„Und für meine alsdann längſt dahingegangene Seele Meſſen leſen laſſen," ſagte Don Joſe — „nein, ich pflichte Juanita vollkommen bei, es wäre entſetzlich, wenn das Schickſal ſo hart mit uns umginge!"

„Für mich hat die Idee etwas Unheimliches, das Erbe einer Todten, welche hundert Jahre unbeerdigt lag, antreten zu ſollen!" warf Conchitta gedankenvoll dazwiſchen.

„Kindereien, was geht uns die Todte an!" ſprach Juanita; „wir beerben ihren Oheim, unſern Urgroßvater in gerader Linie. Doch ſind dieſe Einzelheiten kein Geſpräch für die Mitternachtsſtunde und nach einer ermüdenden Soirée; wie mich Joſe ſchon vor einigen Tagen verſichert, ſteht unſere Sache gut, und das habe ich für unſere Pflicht gehalten, Dir mitzutheilen — ja, meine gute, liebe Conchitta, Du ſollſt und mußt, ſelbſt gegen Deinen Willen, reich und glücklich gemacht werden!"

„Und — Eines ohne das Andere wäre nicht möglich?" fragte Conchitta ſchüchtern.

„Möglich wohl, aber es gehört zu den Seltenheiten!" rief Juanita. „Was mich betrifft, ſo kann ich mir ohne großen Reichthum kein wahres Glück denken; o, es müßte eine Seligkeit ſein, mit tauſend und Tauſenden Millionen um ſich werfen zu können, ſich jede Laune erlauben zu dürfen und als Gottheit da zu ſtehen in den Augen der erbärmlichen Menſchheit, deren Achtung ſich nach Bankbillets abmeſſen läßt."

„Ja, Reichthum als Mittel zu irgend einem Zwecke will ich mir gefallen laſſen.“

„Wie kann man es auch anders verſtehen; glaubſt Du, Joſe, es würde mir Freude machen, in Goldhaufen zu wühlen? O nein, ich möchte nur reich ſein, unermeßlich reich, um Mittel zu haben, großartige Phantaſieen auszuführen und um meine Mitmenſchen glücklich zu machen,“ ſetzte ſie, träumeriſch vor ſich hinſtarrend, hinzu. — „Und Ihr könnt mir glauben,“ rief ſie alsdann mit leuchtenden Augen, „ich habe großartige Phantaſieen, herrliche Phantaſieen! Woran ich zum Beiſpiel mit einer innigen Schwärmerei denke, iſt an das Caſtell — bei Granada, gegenüber der göttlichen Alhambra und der reizenden Xeneraliſa — erinnerſt Du Dich, Joſe?“

„Ob ich mich erinnere! Es gibt keinen wunderbareren Punkt in ganz Spanien, und das iſt viel geſagt. Aber das Caſtell ſelbſt verdient kaum noch ſeinen Namen, es iſt ein altes, verfallenes Haus, eine Ruine — faſt nur ein Trümmerhaufe mit einem verwilderten Parke.“

„Aber wie großartig ſchön in ſeiner Verwilderung, ſeinem murmelnden, klaren, eiskalten Waſſer, das freilich jetzt ungebändigt und ungeleitet unter dem dichten Schatten der faſt zuſammengewachſenen Bäume dahinfließt — und dieſe Bäume, Joſe, erinnerſt Du Dich noch? Deutſchland iſt mit Recht ſtolz auf ſeine Buchen- und Eichenwälder, aber zeige mir hier oder in dem geprieſenen Frankreich oder im ſchönen Italien etwas Aehnliches, — dieſe mächtigen Eichen und Buchen, ihnen zur Seite Lorbeeren und Orangen!“

„Wie heute, ſchwärmte ſie auch damals, als wir in Granada waren, für dieſen allerdings reizenden Punkt,“ ſagte Don Joſe lächelnd zu den beiden andern Schweſtern. „Ich dachte, Du hätteſt das vergeſſen,“ wandte er ſich nun an Juanita.

„Ich das vergeſſen?“ rief ſie mit ſtrahlendem Blicke — „im Gegentheil, es iſt faſt täglich meine liebſte Erholung, dort einſt

ein irdiſches Paradies zu errichten. Oft ſtundenlang, wenn ich allein bin, oder tagelang, wenn wir reiſen, baue ich in Gedanken an dem Hauſe, welches ich dort oben errichten, an dem Parke, den ich anlegen möchte. O, beides ſteht ſo lebendig vor meinem inneren Auge, daß ich's nur niederzeichnen dürfte, wenn ich überhaupt zeichnen könnte, oder daß ich es meinem Hofbaumeiſter und meinem Hofgärtner nur in die Feder zu dictiren brauchte, den Palaſt mit ſeinen Treppen und Fenſtern, mit ſeinen Altanen und Säulen, den Park mit ſeinen Wegen, ſeinen Gebüſchpartieen, ſeinen Seeen! Ja, wenn ich auf meinen Reiſen irgend ein kleines Kunſtwerk kaufe oder ein größeres gern kaufen möchte, ſo beſtimme ich es ſchon im Voraus für meine Villa bei Granada und bin in Gedanken genau mit mir darüber einig, welche Plätze Bilder oder Statuen einnehmen ſollen."

„Hoffen wir demnach auf unſere Erbſchaft," ſagte Don Joſe lächelnd, „denn ich glaube, Du würdeſt für dieſe Phantaſie allein eine halbe Million nöthig haben."

„Was iſt eine halbe Million gegenüber der Erbſchaft, die uns mit Recht gehört? — Ach, meine gute Conchitta," wandte ſie ſich gegen dieſe, „welch herrliches Leben würden wir führen — Du würdeſt zeichnen und malen, ich würde muſiciren und ſingen, Joſe wäre Chef der Hofhaltung, Mercedes Oberhofmeiſterin — Freunde, die wir hätten, müßten Jahre lang bei uns bleiben, Künſtler fänden Hülfe und Schutz bei uns, und auf dieſe Art würden wir die Höfe Europa's um einen weiteren und würdigeren vermehren, um den hohen Künſtlerhof von Granada!"

„Dieſe Phantaſie," meinte Joſe, indem er lächelnd ſein Haupt ſchüttelte, „müſſen wir Andern von Dir begreiflich finden, Juanita; Du biſt als Künſtlerin ſo oft die Herrin unermeßlichen Vermögens, die Beherrſcherin großartiger Ländereien, die Gemahlin von Fürſten, Königen und Kaiſern, daß es Dir eine Kleinigkeit iſt, mit Millionen zu ſpielen, ja, neue Reiche zu gründen, und wenn es auch nur ein Reich von Künſtlern wäre — Du haſt . . . ."

„Halt da,“ fiel ihm Juanita ins Wort, „Du ſollteſt beſſer wiſſen, Joſe, daß ich aus dem Lampenlichte, aus dem falſchen Schimmer und aus den werthloſen Flittern nie etwas in mein gewöhnliches Leben hineintrage oder Luftſchlöſſer baue; wäre aber die Idee, die ich Euch eben entwickelt, nicht unbeſchreiblich ſchön — ſprich, Joſe, wäre ſie es nicht?“ fragte ſie dringend.

„Allerdings, Juanita, die Idee iſt vortrefflich, und ich möchte an Deinem Künſtlerhofe lieber als an jedem anderen Hofe der Chriſtenheit leben.“

„Ich danke Dir: doch beantworte mir noch eine andere Frage: wäre meine Idee unausführbar, wenn wir unſern Proceß gewinnen würden?“

„Ah, in dem Falle,“ erwiederte Joſe mit heiterer Miene, „könnteſt Du Dir dieſe Kleinigkeit ſchon erlauben, ja, ich möchte ſogar ſagen, in dieſem Falle wäre ſie eine vortreffliche Anwendung der Ueberſchüſſe Deines Nadelgeldes.“

„Nun denn, guter Joſe,“ rief ſie mit leuchtendem Blicke, „Du wirſt unſern Proceß gewinnen, und ich werde ihn gründen, unſern Künſtlerhof von Granada!“

„Vor der Hand wollen wir darüber träumen,“ meinte Don Joſe, indem er auf ſeine Uhr ſchaute — „es iſt Zeit für uns Alle, zur Ruhe zu gehen.“

Damit erhob er ſich, und die Anderen folgten ſeinem Beiſpiele, jeder mit dem ihm angeborenen Naturel: Don Joſe würdevoll und gravitätiſch, wie er Alles zu thun pflegte, Conchitta ruhig und ſtill, Mercedes mit der Haſt der Hausfrau nach den umherliegenden Shawls und Tüchern eilend, Juanita raſch und lebendig ſich umwendend und die Gegenſtände im Zimmer betrachtend, als komme ſie eben erſt zur Thür herein.

„Du biſt fleißig, Conchitta,“ ſagte ſie, die Skizzen und Studien an den Wänden, meiſtens von der Hand ihrer Schweſter, betrachtend — „und mich freut Deine Liebhaberei für zierliche Möbel

und Kunſtwerke — alles für unſern Künſtlerhof!“ flüſterte ſie ihr zu. — „Doch was iſt denn das?“ fuhr ſie mit lauter Stimme fort und nach einer Ecke des Zimmers eilend, wo auf einem Stückchen Teppich ein ſchneeweißer Pudel lag, der ſie mit ſeinen klugen, lebhaften Augen aufmerkſam betrachtete.

„Ah, das iſt Figaro,“ ſagte Conchitta, „Figaro, unſer Gaſt ſeit heute Morgen.“

„Wie ſo, Euer Gaſt?“

„Es iſt das eine eigene Geſchichte, liebe Juanita,“ ſprach die jüngſte Schweſter mit leiſerer Stimme, als ſie gewöhnlich zu ſprechen pflegte. „Ich zeichnete neulich in einem Garten und ließ, ohne es zu wollen, mein Skizzenbuch liegen. Schon glaubte ich es verloren, denn es war ſchon einige Zeit verfloſſen, ſeit ich es vermißte, als ſich heute Morgen die Thür öffnete und das ſchöne Thier dort hereinkam, in ſeinem Maule mein Skizzenbuch tragend.“

„Wie iſt denn das möglich,“ ſagte Juanita, aufmerkſam werdend, „wie kann ein Hund denn die Thür öffnen?“

„Der Hund öffnete natürlicher Weiſe nicht ſelbſt,“ ſagte Mercedes, „das that ein kleiner Burſche, welcher im Auftrage ſeines Herrn den Hund begleitete.“

„Ah, im Auftrage ſeines Herrn! Und wer iſt denn jener Herr, ſo voller Liebenswürdigkeit und ſo voller Eigenheiten gegen Dich, daß er Dir ein verloren gegangenes Skizzenbuch durch ſeinen Hund überbringen läßt, ſtatt ſelber zu kommen?“

„Der Herr dieſes Hundes iſt ein Künſtler Namens Rodenberg, den ich perſönlich kaum kenne und der durchaus keine Veranlaſſung hat, mich zu beſuchen.“

„A—a—ah ſo!“ erwiederte Juanita. „Und wie kam es, daß das ſchöne Thier bei Euch blieb? Ach, das iſt wirklich ein ſchönes Thier!“ ſetzte ſie hinzu, ohne eine Antwort abzuwarten, worauf ſie ſich hinabbeugte und den Hund mit weicher, ſchmeichelnder Stimme lockte, hervorzukommen.

Augenblicklich folgte Figaro dieſem Rufe und kam mit ſo freundlichen Bewegungen dicht an das junge Mädchen heran, daß es vollkommen begreiflich war, wie ſie ihre kleinen Hände um ſeinen Hals legte und ihre Stirn einen kleinen Augenblick in ſein weißes, ſeidenes Haar drückte.

„Er iſt wirklich ausgezeichnet ſchön," ſagte ſie darauf; „und wie kommt es, daß er bei Euch geblieben?"

„Wir haben uns deßhalb keine beſondere Mühe gegeben," erwiederte Mercedes; „zum Danke für das Ueberbringen des Skizzenbuches gab ihm Conchitta eine Schale Milch, und als man ihm darauf die Thür öffnete, zog er es vor, hier zu bleiben."

„Rodenberg heißt ſein Herr," ſprach Juanita leiſe — „ach, ich kenne ihn wohl, bei dem Künſtlerfeſte draußen war er freundlich gegen mich. Und wie kam gerade er zu Deinem Skizzenbuche?"

„Das weiß ich Dir nicht genau anzugeben; wahrſcheinlich war Rodenberg der Finder und ſandte es mir."

„Aber auf eine ſo eigenthümliche Art, daß er auf alle Fälle damit etwas ganz Beſonderes ausdrücken wollte. Fandeſt Du in dem Skizzenbuche nichts von ihm, nicht irgend ein Zeichen, keine Zeile von ſeiner Hand?"

„Danach habe ich wahrhaftig gar nicht geſehen," erwiederte Conchitta in vollkommen unbefangenem Tone.

„Aber ich blätterte das Buch durch und fand nicht das Geringſte darin," ſagte Mercedes lächelnd.

„So iſt es gerade," meinte Juanita, indem ſie nachſinnend vor ſich niederſchaute, „als wage er es nicht, ſelbſt zu kommen oder auch nur eine Zeile zu ſchreiben — er hält ſein Verſprechen," ſetzte ſie, zu ſich ſelbſt redend, hinzu. — „Gute Nacht, Conchitta!" — Sie reichte bei dieſen Worten ihrer jüngeren Schweſter beide Hände und zog ſie an ſich, um ſie herzlich zu küſſen. Darauf machte ſie es mit Mercedes eben ſo und verließ dann mit Joſe das Gemach und gleich darauf das Haus.

XX.

„Sahſt Du ein Glück vorübergehen?“

Einige Zeit nach der im vorigen Kapitel erwähnten Soirée des Prinzen Heinrich befand ſich Roderich in ſeinem Atelier ganz allein, denn auch die ſonſt unſichtbar hinter dem großen Carton arbeitenden Schüler hatten ſich unter der Angabe, draußen in Wald und Feld Studien malen zu wollen, einen freien Tag verſchafft. Es war in dem großen, weiten Gemache kühl und ſtill wie in einer Kirche, auch faſt eben ſo feierlich, und wenn man ſich ähnlichen Gedanken hingegeben hätte, ſo hätte man jeden Augenblick erwarten dürfen, die tiefen Töne einer Orgel oder die lautſchallenden Worte eines Predigers zu vernehmen. Hoch oben durch das halb offene Fenſter blickte ein Stück des in dunkelblauem Glanze leuchtenden Himmels herein, wie eine Verklärung, wie ein befruchtender Gruß, den die alliebende Natur in die ſtille Künſtlerzelle ſandte.

Roderich ſtand an ſeiner Staffelei vor dem nun faſt vollendeten Bilde, und er war in ſo glücklich künſtleriſcher Stimmung, daß ſein Pinſel kaum die Leinwand zu berühren brauchte, um etwas zu ſchaffen, mit dem er ſich ſelbſt zufrieden erklären mußte. Es waren dies Augenblicke, wie er ſie ſehr liebte, um ein Stück Leinwand oder ein großes Stück Papier vor ſich hinzuſtellen und irgend eine Compoſition zu entwerfen, ein Zeitvertreib, wie er ihn ſich hier

und da an Sonn- und Feiertagen erlaubte. Heute aber durfte er nicht daran denken, denn er hatte feſt verſprochen, ſein Bild in der allernächſten Zeit wegzugeben.

Doch flogen ſeine Gedanken, ſo fleißig er auch arbeitete, häufig über Pinſel und Bild hinweg und verführten oft ſeinen Blick, zuweilen aufzuſchauen nach dem kleinen Stückchen des ſtrahlenden Himmels, nur um die Gedanken, jene loſen, flatterhaften Geſellen zurückzurufen, wie er ſich ſelbſt einzureden verſuchte; doch wenn er alsdann ſeinen Blick aufwärts wandte zu dem klaren, leuchtenden Blau und ihm ſeine Gedanken zuflüſterten, der weite Himmelsbogen ſpanne ſich über eine ſo unbeſchreiblich ſchöne Erde und es ſei doch zuweilen recht dunkel und kühl hier im Atelier, da kam ihn eine ſolche Sehnſucht an nach einer Wanderung über Berg und Thal, daß er nicht nur ſeine Gedanken hinausließ in alle Weiten, ſondern daß er ſich im nächſten Momente darauf ertappte, wie er immer noch ſinnend und brütend aufwärts ſchaute.

Aus einer ähnlichen Träumerei riß ihn die Ankunft ſeines Gärtners Andreas, welcher den Gobelin am Eingange ein wenig auf die Seite ſchob und nach vorausgeſchicktem leichten Huſten die Frage ſtellte, ob ein Herr, welcher draußen ſei, hereinkommen dürfe.

„Wer iſt der Herr — einer meiner Bekannten oder ein Fremder?“

„Hier iſt ſeine Karte,“ ſagte der Diener, indem er ſchüchtern näher kam.

Roderich nahm ſie, und nachdem er ſie geleſen, ſagte er in einem ſehr ärgerlichen Tone: „Ich habe Dir ſchon oft geſagt, daß ich für fremde Leute um dieſe Zeit nicht zu ſprechen bin!“

„Das ſagte ich auch,“ erwiederte Andreas und ſetzte in einem eigenthümlichen, ſtillen Tone hinzu: „Da ihn aber die gnädige Frau bis an den Garten begleitete, ſo mochte ich nicht ſagen, der Herr ſei nicht in ſeinem Atelier.“

„Und Du haſt ganz Recht gehabt,“ ſagte Roderich in einem

begütigenden Tone, „erſuche den Herrn, hereinzukommen; zuerſt aber rücke den großen Lehnſtuhl dorthin.“

Nachdem Andreas dies beſorgt und dann, auf den Zehen ſchleichend, hinausgegangen war, wurde der Gobelin abermals aufgehoben, und der Kammerjunker Freiherr Schenk von Schenkenberg trat in das Atelier.

„Ah, Herr Baron,“ rief ihm der Künſtler entgegen, „Sie erzeigen mir das Vergnügen, in meine Werkſtätte zu kommen — verzeihen Sie mir, daß ich Sie nicht an der Thür bewillkommt — aber ein naſſer Pinſel und ein angenehmes Licht verlangen gebieteriſch ihr Recht!“

„Ich bitte, ſich nicht ſtören zu laſſen,“ entgegnete der Kammerjunker, bedächtig näher kommend, wobei er ſich bemühte, mit ſeinem mantelartigen Ueberwurfe vom feinſten Wollenſtoffe, in einem überaus zarten Grau, nicht an die etwas ſtaubig ausſehenden Staffeleien zu ſtreifen oder mit einem Bilde in Berührung zu kommen, deſſen Farbe ja möglicher Weiſe ſo friſch ſein konnte, um unangenehme Spuren zurückzulaſſen auf ſeinem untadelhaft ſchönen, ſo eben beſchriebenen Kleidungsſtücke. Und nicht blos dieſes Kleidungsſtück mußte die Bewunderung eines Kenners erregen, das ganze Aeußere des Kammerjunkers war vielmehr vollkommen Neid erregend, ja, um uns eines gewöhnlichen, aber ſehr paſſenden Ausdruckes zu bedienen, wie aus dem Ei geſchält. Bewundernswürdig war die Schwärze, der Glanz und die Glätte ſeines Hutes und ſeiner lackirten Stiefel — ſich in letzteren abzuſpiegeln, wäre durchaus nicht unmöglich geweſen. Dazu trug der Freiherr von Schenk hyacinthfarbige Beinkleider in Grau mit einer Miſchung von Lila, einen braunen Frack mit glänzenden Knöpfen, auf denen unter der Krone die Allerhöchſte Chiffre zu ſehen war. Seine Halsbinde war mit Geiſt und Talent geknüpft, ſeine Handſchuhe über jeden Tadel erhaben. Wenn er nur über der glänzend ſchwarzen Atlasweſte nicht eine ſo auffallend lange und ſchwere goldene Kette getragen

hätte! Aber unwillkürlich heftete ſich der Blick des Beſchauers auf dieſe Kette, und wenn man das ganze gezierte Weſen des Kammerjunkers betrachtete, ſein Bemühen, ſo unnatürlich, als es nur immer möglich war, zu gehen, zu ſtehen, zu ſprechen, ja, zu ſehen, ſo konnte man den frevelhaften Gedanken nicht los werden, dieſe Kette ſei eigentlich eine Feſſel, vermittels welcher der Kammerjunker hier und da feſtgeſchloſſen werde, wenn er ſich gar zu auffallend bemühe, einen wirklichen Menſchen nachzuahmen.

Dabei war ſein glattes, ausdrucksloſes Geſicht ſo abgemeſſen ernſt, ſo unausſprechlich würdevoll anzuſehen, daß man unwillkürlich daran denken mußte, wie ſchrecklich dieſe nichtsſagenden Züge ausſehen müßten, wenn ſich auf ihnen plötzlich ein heiteres, gemüthliches Lächeln zeige.

Während der Kammerjunker ſo vor dem Künſtler ſaß, konnte ſich der letztere das Vergnügen nicht verſagen, ſein Geſicht mit ein paar kräftigen Zügen auf ein Stück Papier zu werfen, um ſich daſſelbe mit ſeiner überaus langen Oberlippe, dazu der ſchlaff herabhängenden Unterlippe und den halb geſchloſſenen Augenlidern, als den Typus der Albernheit, aufzubewahren.

Der Freiherr von Schenk hatte zuweilen ſeine matten Augen geöffnet, umhergeſchaut und halblaut gemurmelt: „Schönes Atelier, ausgezeichnete Waffen, ſuperbe Bilder — ſu—perb.“ Hierauf hatte er ſein Taſchentuch hervorgezogen, leicht hinein gehuſtet und dann ſeine Blicke nicht ohne einen deutlichen Ausdruck der Unbehaglichkeit auf den Maler gerichtet, der jetzt Pinſel und Bleiſtift niederlegte, nach einer Cigarre langte und ſeinem Gegenüber ebenfalls eine anbot; doch lehnte ſie der Kammerjunker mit einer ſo entſchiedenen Handbewegung und beinahe zuſammenſchauernd von ſich ab, daß Roderich ſagte:

„Sie ſind wohl kein Raucher, Herr Baron, und da es Sie alsdann geniren muß, wenn ich mir eine Cigarre anzünde, ſo werde ich es bleiben laſſen.“

Ofen, gedachte des Gespräches mit dem Stadtsoldaten, lauschte erschreckt auf jedes Geräusch draußen und marterte ihr Gehirn ab, um einen Gedanken zu finden, auf welche Art es möglich sei, den pfiffigen und gewaltthätigen Steinmann zu überlisten. Dabei warf die Frau von Zeit zu Zeit einen schüchternen Blick auf ihre Tochter, welche auf der anderen Seite des Ofens saß, bald den Kopf in die Hände legte und in tiefes Hinbrüten versank, bald wieder eben so wie die Mutter auf jedes Geräusch drunten lauschte, aber nicht verzagt und ängstlich, wie diese, sondern wild und herausfordernd, als erwarte sie mit Vergnügen einen heftigen Kampf, der ihr bevorstehe.

Das Geräusch unten, welches die Beiden hie und da verschiedenartig aufregte, kam von der Patrouille im Hofe und jedesmal, wenn sich die Schritte dem Holzschuppen näherten, richtete sich das Mädchen in die Höhe, schüttelte die blonden Locken aus dem Gesicht, ihre Augen blitzten und unter den trotzig aufgeworfenen Lippen glänzten jedesmal die großen, schneeweißen Zähne.

Die Mutter seufzte mehrere Mal tief auf, als wolle sie die Aufmerksamkeit ihrer Tochter auf sich lenken, und stieß endlich einen wirklichen Seufzer aus, als ihr das nicht gelang und das Mädchen sie in ihren tiefen Gedanken nicht beachtete.

„Wenn die Nacht endlich vorüber ist," sagte nach einer längeren Pause die Mutter und schauerte vor Frost und Erwartung, „so will ich zufrieden sein."

„Und was habt Ihr dadurch gewonnen?" sagte das Mädchen rasch auffahrend; „dann kommt der Tag und wieder eine Nacht ähnlich der heutigen, o, wir sind recht unglücklich!"

„Ja, ja!" seufzte die Mutter, „wir sind freilich recht unglücklich, und du vermehrst meinen Kummer durch deinen Trotz und deine Unbeugsamkeit."

„In Ihrem eigenen Atelier — wo denken Sie hin?“

„Allerdings pflege ich in meinem eigenen Atelier zu rauchen; doch weiß ich, was ich Ihnen ſchuldig bin und ſchätze das Glück zu hoch, Sie endlich einmal perſönlich bei mir begrüßen zu können.“

„Es iſt wahr, wir hatten in unſerem gegenſeitigen Beſuche entſchiedenes Mißgeſchick; meine Karten aber ſind Ihnen hoffentlich doch zugekommen?“

„Gewiß, Herr Baron; aber was iſt eine Karte gegenüber dem Vergnügen, ſich in Wirklichkeit zu ſehen und zu ſprechen!“ gab der Maler nicht ohne einige Bosheit zur Antwort.

Der Andere verbeugte ſich wie geſchmeichelt, worauf der Maler fortfuhr:

„Waren Sie mit der neulichen Soirée bei Seiner Hoheit zufrieden? Es intereſſirt mich, darüber etwas aus dem Munde eines Kenners zu vernehmen.“

Der Kammerjunker huſtete leicht und war ſichtbar um eine Antwort verlegen. Daß die Soirée eines Prinzen ihm als mißlungen erſchienen war, mochte er einem Plebejer gegenüber doch nicht zugeſtehen, und eben ſo wenig konnte er ſagen, daß ſie ihm gerade deßhalb als mißlungen erſchienen, weil Leute wie der, welcher ihm gegenüber ſaß, anweſend geweſen waren. Er half ſich deßhalb, ſo gut er konnte, indem er ſagte: „Hätte man ſtatt zu einer Soirée zu einem Concerte oder zu einer muſikaliſchen Abendunterhaltung eingeladen, ſo würde ich in jeder Hinſicht ausgezeichnet befriedigt geweſen ſein; doch,“ ſetzte er hinzu mit jenem eigenthümlichen Zuſammenzucken, welches bei dieſer Art von Leuten die Unterwürfigkeit gegen eine höhere Perſon andeuten ſoll, „Seine Hoheit mit Dero feinem Sinne haben gewiß ſeine vortrefflichen Gründe gehabt, ſo und nicht anders zu verfahren.“

„Sie verließen die Geſellſchaft frühzeitig?“

„Um meine Couſine nach Hauſe zu begleiten, welche über horrible Kopfſchmerzen klagte.“

„Ah, meine Frau? Da muß ich unendlich bedauern, Herr Kammerjunker, daß Sie ſich veranlaßt ſahen, ein Vergnügen abzukürzen, um meine Frau nach Hauſe zu begleiten!“

Nach dieſen Worten wechſelten die beiden Männer einen Blick, worauf Roderich augenblicklich erkannte, daß es ſich hier nicht um einen Höflichkeitsbeſuch handle, mit dem der Freiherr von Schenk ihn zu beglücken die Gewogenheit hatte.

„Allerdings — aber,“ ſagte der letztere, „meine Couſine bat mich dringend, ſie nach Hauſe zu begleiten.“

Dieſes „mich“ betonte er ſo auffallend, daß Roderich, welcher ſich, nachdem er Palette und Pinſel niedergelegt, behaglich auf die Ecke des neben ihm ſtehenden Tiſches geſetzt, langſam von dieſem herabglitt und ſeine Arme über einander ſchlug; dann ſagte er in ruhigem Tone: „So gab Ihnen meine Frau, Ihre Couſine, wohl auch die Gründe an, warum dieſelbe gerade von Ihnen, Herr Kammerjunker, nach Hauſe begleitet ſein wollte, während ich, ihr Mann, mich nur wenige Schritte von ihr befand.“

„Sie gab mir dieſe Gründe an.“

„Und beauftragte Sie vielleicht, mir dieſelben zu wiederholen.“

„Gewiß, und deßhalb habe ich mir erlaubt, Sie hier in dieſem Atelier aufzuſuchen, wo wir doch ohne Zeugen ſind, wie ich hoffe.“

„Ganz ohne Zeugen, Herr Baron; doch wenn auch Zeugen da wären, ſo würde mich das durchaus nicht abhalten; denn Gründe, welche die Oeffentlichkeit ſcheuen, wird Ihnen meine Frau wohl nicht anvertraut haben, um ſie mir mitzutheilen.“

Dießmal war es Roderich, der das Wort „Ihnen“ ſehr ſtark betonte.

„Und doch iſt es leider ſo,“ erwiederte der Kammerjunker achſelzuckend. „Ich übernahm einen Auftrag, deſſen Beſorgung mir außerordentlich ſchwer fällt.“

„So würde ich ihn vielleicht nicht angenommen haben.“

„Madame Hildegard“ — er ſchien es abſichtlich zu vermeiden,

den Namen des Mannes, der vor ihm ſtand, auszuſprechen — „meine nahe Anverwandte — ich, ihr natürlicher Beſchützer ....“

„Ei, der Tauſend, Herr Kammerjunker — und was bin ich denn, welcher das Glück hat, ihre Couſine als Frau zu beſitzen?“

„Darf ich mir vielleicht erlauben, von meinem Auftrage zu reden?“ ſprach der Kammerjunker in ſehr ſanftem Tone.

„Reden Sie immerhin,“ erwiederte der Maler lebhaft — „aber da Sie nach der Einleitung von ſo eben in einem Auftrage meiner Frau, welche Sie bis hieher an meinen Garten begleitet, zu mir kommen, ſo bitte ich nur um Eines — laſſen Sie Vergangenes vergangen ſein und halten Sie ſich an die Gegenwart, oder vielmehr an die Zukunft. Erſparen Sie mir und ſich ſelbſt jede unangenehme Erörterung, wenn es ſein kann. Seien Sie ſo poſitiv als möglich.“ — Er ſchaute bei dieſen Worten, anſtatt ſein Gegenüber anzuſehen, rings um ſich her, denn es war ihm gerade, als klängen von allen Wänden, aus allen Ecken die ſchrecklichen Worte abermals an ſein Ohr, welche er vor Kurzem hier gehört: „Und warum denn nicht früher?“

„Sie ſcheinen mir auf das vorbereitet, was ich Ihnen leider zu ſagen habe — ich wiederhole das Wort ‚leider,‘ weil die Bedeutung deſſelben mir aus dem Herzen kommt!“

„Zur Sache, Herr Baron — wir wollen im Geſchäftstone reden und alle Gefühle bei Seite laſſen.“

Der Kammerjunker verbeugte ſich mit einem froſtigen Lächeln, dann betrachtete er aufmerkſam ſeine feinen, hellfarbigen Handſchuhe und ſagte: „Da Sie mich erſucht haben, in unſerem Geſchäftsgeſpräche die Vergangenheit gänzlich aus dem Spiele zu laſſen, ſo darf ich mir wohl kaum die Bemerkung erlauben, wie leid es mir thut, daß dieſe Vergangenheit gerade ſo war oder ſo geworden, wie es der Fall iſt.“

„In dieſes Bedauern, Herr Baron, ſtimme ich aus vollem Herzen ein.“

„Durch dieſe Vergangenheit," fuhr der Andere nach einer kleinen Pauſe fort, während er mit ſeiner ſchweren goldenen Kette ſpielte, „hat ſich denn die Gegenwart ſo geſtaltet, daß für die Zukunft eine Aenderung im Intereſſe beider Parteien äußerſt nothwendig erſcheint."

Roderich nickte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Madame Hildegard, meine Couſine, obgleich untröſtlich, in dieſer Aenderung die Initiative ergreifen zu müſſen, ſah ſich trotzdem veranlaßt, mich zu erſuchen, Ihnen über eine ſolche Aenderung die nöthigen Mittheilungen zu machen."

„Das heißt in klareren Worten, meine Frau hat Ihnen, ihrem natürlichen Beſchützer," verſetzte der Maler in einem Anfluge von Ironie, „den Auftrag gegeben, mit mir über eine Scheidung zu unterhandeln."

„So iſt es, mein werther Herr Olfers," gab der Kammerjunker aufathmend zur Antwort; „ganz genau iſt es ſo, und wenn Sie ſo freundlich ſein wollen, mit mir in Unterhandlung darüber zu treten, ſo wird dieſe Sache ſich wohl auf eine leichte und für beide Theile auf die wenigſt peinliche Art machen laſſen."

„Unterhandeln wir denn," ſagte Roderich, dem die geſchäftsmäßige Art, mit der ſein Gegenüber die furchtbare Angelegenheit behandeln zu wollen ſchien, etwas von der Ruhe wiedergab, die ein tiefer, gewaltiger Schmerz aus ſeinem Herzen zu verjagen drohte, — „unterhandeln wir denn. Wie ich vorausſetze, ſind Sie ein Mann, der die Geſetze kennt und genau zu unterſcheiden weiß, was dem Einen recht und dem Anderen billig iſt."

Der Kammerjunker verbeugte ſich mit einer Miene, die nicht mißverſtanden werden konnte, dann ſagte er: „Was die hierauf bezüglichen Paragraphen des Geſetzes beſtimmen, würde ich nicht gern zur Grundlage unſerer Unterhandlung nehmen — verſtehen Sie mich recht, verehrteſter Herr — meine Couſine, eingedenk längſt vergangener Zeiten, wünſcht in jeder Beziehung eine vollkommen

gütliche Uebereinkunft — hätte sie mich sonst wohl mit einer solchen Unterhandlung betraut?" — Dieses „mich" betonte er abermals wieder so scharf, daß das einfache Wörtchen so klang, wie sämmtliche Titel, welche der Kammerjunker besaß, so wie alle jene, die er einstens zu besitzen hoffte.

„So wäre es denn am besten, wenn Sie mir in aller Kürze die Wünsche Ihrer Cousine mittheilten."

Statt zu antworten, bewegte sich der Freiherr von Schenk mit den untrüglichsten Zeichen des Mißbehagens, und erst als ihm der Künstler sein Ansuchen wiederholte, gab er zur Antwort: „Sie werden mir zugeben, daß es für einen Mann in meinen Eigenschaften peinlich, ja, fast unmöglich ist, Wünsche zu formuliren, die mit Geldangelegenheiten in Verbindung gebracht werden können und müssen."

„Und warum nicht, Herr Baron?" erwiederte der Maler und setzte fast mit Humor hinzu: „Wir unterhandeln als trockene Geschäftsleute, ohne eine Spur von Gemüth — Sie kennen wahrscheinlich den Ausspruch eines berühmten Finanzmannes: ‚In Geldangelegenheiten hört alle Gemüthlichkeit auf!'"

„Setzen Sie sich in meine Lage, Herr Olfers, und gestehen Sie mir zu, daß es für mich wohl unmöglich ist, einen derartigen Wunsch meiner Cousine auszusprechen. In dieser Beziehung sind Sie über uns ungeheuer im Vortheil — wir haben zu ersuchen, Sie zu bewilligen."

„Aber würden Sie es auch in diesem Falle nicht vorziehen, den Buchstaben des Gesetzes um Rath zu fragen?"

Der Kammerjunker blickte forschend in die Höhe, doch schaute ihm Roderich arglos in die Augen, daß er deutlich sah, Roderich kenne den hierauf bezüglichen Paragraphen des Ehescheidungsgesetzes, welcher der geschiedenen Frau eine ziemlich mäßige Summe aussetzt, nicht. — „Dieser Paragraph," sprach er nach einer Pause, indem er abermals mit außerordentlicher Aufmerksamkeit seine

Handſchuhe beſichtigte, „ſpricht ſich allerdings deutlich genug aus; doch glaubt meine Couſine . . . .“

„Ihn nicht in Anwendung bringen zu dürfen, weil er vielleicht zu große Forderungen an mich ſtellt?“ entgegnete Roderich raſch, faſt haſtig — „o, geniren Sie ſich durchaus nicht, Herr Baron — ich bitte Sie darum, ich wünſche das, ich muß es zur Grundlage unſerer Unterhandlung machen, daß Ihrer Couſine alles das gewährt wird, was ſie von mir verlangt — ja, mehr noch! Halten wir uns deßhalb an den gewiſſen Paragraphen, den ich leider nicht kenne, wenn es Ihnen gefällig iſt.“

Der Kammerjunker war offenbar in großer Verlegenheit; er kannte den Paragraphen ganz genau, und obgleich er nicht verkennen konnte, daß der Andere aus dem Grunde nur auf die Erfüllung jenes Paragraphen drang, weil er glaubte, derſelbe biete außerordentliche Vortheile für Madame Hildegard, ſo fiel es doch dem Hochmuthe des Freiherrn ſehr ſauer, ihn über dieſen Irrthum aufzuklären und doch mußte es geſchehen. — „Ich erlaubte mir früher ſchon einmal,“ ſagte er nach einem längeren Stillſchweigen, „Ihnen zu bemerken, um Alles in der Welt nicht das Geſetz in Anſpruch zu nehmen, mein lieber Herr. Sie werden mich verſtehen, wenn ich Sie frage: was iſt das Geſetz? — Eine Zuſammenſtellung von Paragraphen, erfunden von Leuten, die, ohne eine Spur von Zartſinn und Gemüth, Alles auf dem trockenſten Geſchäftswege behandelt wiſſen wollen.“

„Wenn ich nicht irre,“ erwiederte der Maler, aufmerkſam werdend, „ſo wollten wir ja nach den gleichen Grundſätzen unſere Unterhandlung führen — doch ehe Sie mir auf dieſe Frage erwiedern, beantworten Sie mir eine andere. Iſt der eben erwähnte Paragraph des Eheſcheidungsgeſetzes für Ihre Couſine günſtig oder ungünſtig?“

„Nicht geradezu günſtig,“ verſetzte der Kammerjunker und betrachtete zur Abwechslung diesmal mit großer Aufmerkſamkeit ſeine Glanzſtiefel.

„Ah, nun verstehe ich — Sie wünschen unsere Unterhandlung auf zweierlei Art geführt zu haben: was die Scheidung selbst anbelangt, ohne alle Empfindlichkeit, ohne Rührung; was aber die darauf folgenden Forderungen betrifft, so beabsichtigen Sie hiefür meine ganze Gemüthlichkeit in Anspruch zu nehmen — bitte, Herr Baron, ohne Umschweife — haben Sie die Güte, mir einfach mit Ja oder Nein zu sagen, ob meine Ansicht über Ihre Art zu unterhandeln, die richtige ist; aber wenn ich Sie dringend ersuchen darf, nur Ja oder Nein!"

„Ja denn — ja," gab der Kammerjunker, nachdem der Maler die gleiche Frage mehrmals an ihn gestellt und sich auf keine Erklärung und Worte einlassen wollte, zur Antwort, wobei er sich in sichtbarem Unbehagen auf seinem Stuhle hin und her wand wie ein Wurm an der Nadel — „ja!" — Sein Stolz mußte in diesen sauren Apfel beißen, und wie bitter ihm das war, sah man an seinen verdrießlich zusammengezogenen Mundwinkeln und seinen fast ganz geschlossenen Augen.

Roderich war nun vollkommen im Reinen, daß sein Gegenüber durch das Wörtchen „ja," so hart es ihm auch angekommen war, an seine Großmuth appellirt hatte, und dies verursachte ihm ein ungeheuer wohlthuendes und leicht begreifliches Gefühl. Er machte ein paar Schritte durch das Atelier, blieb einen Augenblick vor der Staffelei, sein schönes Bild betrachtend, stehen, dann trat er vor den Kammerjunker hin und sagte fast heiter, indem er behaglich seinen vollen Bart strich: „Verzeihen Sie mir, Herr Baron, daß ich Sie durch meine Unkenntniß des Gesetzes fast in eine kleine Verlegenheit gebracht hätte; ich bin nur ein Maler, allerdings kann ich mit Stolz sagen, durch und durch ein großer Künstler, ein Künstler, dessen Name durch ganz Europa mit Achtung genannt wird; ich kann Ihnen dabei die Versicherung geben, daß ich mich früher um Gesetzesparagraphen nie kümmerte, ja, daß ich selbst dann, als Ihre Cousine hier in diesem Atelier vor nicht

langer Zeit ein entſetzliches Wort ausſprach, das nun zur traurigen Wahrheit werden wird, ſo wenig an ernſte Folgen dieſes Wortes dachte, daß es mir nicht einfiel, meine Erfahrungen durch die bezüglichen Paragraphen des Eheſcheidungsgeſetzes zu bereichern. Wohl gab es düſtere Augenblicke, wo mir jenes Wort in traurigen Bildern erſchien; doch wenn ich alsdann nach Hauſe kam und unſer Kind betrachtete, mein kleines, geliebtes Mädchen, ſo verſchwanden jene Bilder wieder und ich konnte lächeln über meine Träume und Phantaſieen — „alſo doch!“ ſagte er nach einem tiefen Athemzuge mit bewegter Stimme. „Jetzt, da ich weiß, woran ich bin, werde ich mich darein zu finden wiſſen und danke Ihnen, Herr Baron, für die Gewißheit, welche Sie mir zu geben ſo freundlich waren.“

Auf dem Geſichte des Malers zuckte nach dieſen Worten ein gewaltiger Schmerz, und da er das ſelbſt fühlte, wandte er ſich raſch, um nach einem abermaligen und längeren Gange durch das Atelier mit gefaßter, ruhiger Miene vor den Anderen hintreten zu können. „Und nun,“ ſagte er alsdann, „laſſen Sie mich Ihnen meine Anerbietung machen — Ihre Couſine, meine Frau, wird Ihnen wohl der Wahrheit gemäß nicht verheimlicht haben, daß ich bisher Alles redlich mit ihr getheilt — das heißt nicht Alles,“ ſetzte er, bitter lächelnd, hinzu. „Wie viel Trübes, Unangenehmes habe ich ihr verſchwiegen, wie oft habe ich mich auf meinem Wege nach Hauſe gewaltſam bezwungen, um mit heiterer, zufriedener Miene vor ſie hintreten zu können, und was Glück und Freude anbelangt, ſo iſt Gott mein Zeuge, ich habe nach beſten Kräften dafür geſorgt, daß ihr immer der größere und reichere Antheil zufiel!“

Der Kammerjunker verbeugte ſich mit einer Miene, als wolle er ſagen, er zweifle aus Höflichkeit nicht im geringſten an der Wahrheit dieſer Worte.

„Und nach dem eben ausgeſprochenen Grundſatze,“ fuhr Roderich fort, „will ich Ihnen mein Anerbieten ſtellen. Ich ſchätze

mein jetziges Einkommen auf ungefähr zehntausend Thaler jährlich, wobei ich indessen nicht vorhersagen kann, wie lange Jahre meine Bilder noch verlangt und bezahlt werden, um auf diese Einnahme rechnen zu können — doch gleichviel — ich werde mein Anerbieten auf die oben angegebene Summe gründen und schlage Ihnen demgemäß für Ihre Cousine, meine Frau, ein jährliches Einkommen von sechstausend Thalern vor. Sie sehen, ich bleibe meinem Grundsatze getreu; es ist mehr, als die Hälfte meines jetzigen Einkommens."

Ein leichter Strahl von Vergnügen zuckte über das sonst so gleichgültige Gesicht des Kammerjunkers; doch verschwand er rasch wieder, als er nach einer Pause sagte: „Allerdings Ihres jetzigen Einkommens — aber wenn sich dieses Einkommen verminderte — Sie geben diese Voraussetzung zu ...."

„Ich bewundere Sie als Geschäftsmann, Herr Kammerjunker," erwiederte Roderich in einem scharfen Tone, „freue mich aber, daß Ihre Cousine, bis jetzt meine Frau, einen so umsichtigen, gewissenhaften Anwalt gefunden; doch habe ich ebenfalls daran gedacht, und da es mir zu gleicher Zeit nicht entgehen konnte, wie schmerzlich es für eine geschiedene Frau sein muß, von dem Manne, den sie einstens ihren Gatten genannt, Zahlungen annehmen zu müssen, so mache ich Ihnen den Vorschlag, dieses Einkommen in ein Capital zu verwandeln, welches ungefähr meinem jetzigen Vermögen gleichkommen wird, und dieses Capital an Ihre Cousine zu übertragen."

Jetzt zeigte sich unverkennbar der Ausdruck eines wirklichen und aufrichtigen Vergnügens auf dem Gesichte des Kammerjunkers; doch fand er für gut, dasselbe nach der ersten Aufwallung durch eine traurige Miene zu dämpfen, mit welcher er erwiederte: „Sie werden mir zugeben, Herr Olfers, es war für mich außerordentlich hart und unangenehm, mit Ihnen über diese schmerzliche Angelegenheit zu unterhandeln; doch muß ich Ihnen die Versicherung geben, daß ich Sie so zugänglich, so gerecht, so loyal gefunden, wie ich es erwartet."

„Wenn Sie in der That erwarteten, mich so zu finden, Herr Baron, so begreife ich es vollkommen, wie schmerzlich und unangenehm es Sie angekommen sein muß, diesen Auftrag zu übernehmen; doch das ist nun hinter uns, ist erledigt, und, wie ich also glauben und hoffen darf, zu Ihrer und zu — der Anderen vollständiger Zufriedenheit."

„Noch eine Frage werden Sie mir erlauben in Betreff des zu übertragenden Capitals: geht dasselbe als Eigenthum in die Hände meiner Cousine über — oder hat sie nur die Nutznießung davon?"

„In so fern als Eigenthum, als ich es der Mutter meines Kindes übertrage."

„Ah, ich verstehe und habe es mir auch nicht anders gedacht! Sie betrachten dieses Capital als das einstige Erbe Ihrer Tochter, welches die Mutter bis zu jenem Zeitpunkte für ihr Kind verwaltet. Diese Ansicht freut mich in der That, denn ich glaube, bei dieser Ihrer Ansicht Sie zu einer andern, durchaus natürlichen Forderung meiner Cousine geneigt zu finden."

„Einer weiteren Forderung?" fragte Roderich mit einigem Erstaunen.

„Einer ganz natürlichen und selbstredenden: die Mutter will begreiflicher Weise ihr Kind nicht verlassen."

„Und wie wäre das möglich, wenn die Mutter dieses Kindes mich verläßt?" sagte Roderich mit einer eigenthümlichen Hast und mit einem so plötzlichen Aufleuchten seiner Blicke, daß der Kammerjunker vorher ein paarmal hustete und neben dem Maler vorbei an die Wand schaute, ehe er erwiederte:

„Was eine solche Möglichkeit anbelangt, so wäre sie allerdings vorhanden, und wie ich vorhin schon bemerkte, so gab mir Ihre so freundliche Auffassung der Sachlage den Muth, zu glauben, daß Sie eine solche Möglichkeit nicht nur einsehen, sondern auch derselben beistimmen würden."

„Ohne Umschweife, wenn ich bitten darf, Herr Kammerjunker —

„Durch meinen Trotz und meine Unbeugſamkeit?“ ſagte das Mädchen krampfhaft lachend; „bin ich gegen Euch trotzig geweſen? habt Ihr mich nicht unter Euren Willen gebeugt, tief gebeugt, entſetzlich tief gebeugt?! und als ich Euren Willen that und mich herabbeugen ließ — o, ſo tief! — habt Ihr mir nicht das Verſprechen gegeben, daß jener ſchändliche, ſchlechte Kerl mir nie zu nah' kommen dürfe? habt Ihr das nicht gethan?“

„Allerdings!“ ſagte die Frau ſeufzend; „aber was thut die Armuth nicht? habe ich unſer Verhältniß anders machen können, habe ich nicht ſeine Hülfe annehmen müſſen?“

„Nein, bei Gott!“ rief das Mädchen, „das hättet Ihr nicht gebraucht, das hättet Ihr nie nöthig gehabt, wenn Ihr anders hättet handeln wollen! Warum haben wir bisher nicht gearbeitet? warum habt Ihr mich nichts lernen laſſen — als mich anziehen und Guitarre ſpielen?“ ſetzte ſie ſchrecklich lachend hinzu; „warum nicht? — ich will es Euch ſagen,“ fuhr ſie flüſternd fort: „weil Ihr nicht arbeiten wollt und weil Ihr geſehen, wie ich trotz Elend und Kummer geſund und kräftig heranwuchs, wie ich — ja, ich kann es Euch ſagen — ein ſchönes Mädchen wurde.“

Die Mutter barg das Geſicht in ihre Hände und das Mädchen fuhr fort:

„Geſchehene Dinge, Mutter, ſind nicht wohl zu ändern; ich will Euch auch nicht fluchen, denn wenn mein Mund gegen Euch harte, zornige Worte ſprechen will, ſo dränge ich ſie gewaltſam zurück; denn, Mutter, wenn ich einmal anfangen wollte, Euch zu ſagen, wie es mir hier in meinem Herzen zu Muthe iſt, dann ſolltet Ihr entſetzliche Sachen hören! — — — — Wie geſagt, vergangen iſt vergangen; ich blicke nur ſelten rückwärts und möchte gern vorwärts ſehen, aber ich kann nicht, bei Gott! ich kann nicht; nur das möchte ich Euch tauſend Mal wieder-

Sie haben mich eben ſo beſtimmt als correct gefunden, und ich kann daſſelbe von Ihnen verlangen."

„Gewiß — aber ich darf mir wohl noch erlauben, vorauszuſchicken, daß wir es mit einer Frau zu thun haben, die eine ungeheure Feſtigkeit und Charakterſtärke beſitzt."

„Ob ich das weiß!"

„Und um mich kurz zu faſſen, wir haben es mit einer Mutter zu thun, die unter keiner Bedingung ihr Kind verlaſſen will."

„Ah, Herr Baron," rief der Maler aufbrauſend, „Sie wagen es, mir eine ſolche Zumuthung zu ſtellen?"

„Als Bevollmächtigter meiner Couſine," erwiederte der Freiherr von Schenk mit großer Ruhe. „Ueber die Forderung derſelben dürfen Sie ſich eigentlich eben ſo wenig wundern, als ich darüber erſtaunt bin, daß Sie dieſe Forderung mit Entrüſtung zurückweiſen."

„Meinen Sie? Und wenn wir Beide dennoch, Ihre Couſine und ich, auf unſerem Willen beſtehen, ſo glauben Sie, daß der Gedanke an ein geliebtes Kind ſtark genug wäre, um Ihre Couſine von einem voreiligen Schritte zurückzuhalten, der ihr keinen Segen bringen wird?"

„Es gibt kein anderes Mittel."

„Sie ſagen das mit einer Beſtimmtheit, die mich verletzen könnte — gut denn, ich will mich bemühen, ebenfalls einzuſehen, daß es kein anderes Mittel gibt. Sie wiſſen meine Bedingungen, Sie geſtanden mir ein, dieſelben ſeien ſo loyal als möglich, und damit iſt unſere Unterhandlung beendigt."

„Vielmehr abgebrochen, wenn es nicht möglich iſt, Sie zu einer freundlichen Beſtimmung in Betreff des anderen Punktes zu veranlaſſen."

„Nie, Herr Kammerjunker!" verſetzte der Maler entrüſtet.

Der Freiherr von Schenk machte hier eine längere Pauſe und ſchien während derſelben eine Naht ſeiner Handſchuhe mit der größten und andauerndſten Aufmerkſamkeit zu betrachten; dann

ſagte er, ohne die Augen aufzuſchlagen, mit einem froſtigen Lächeln und liſpelnden Tone: „So wollen Sie dieſe Differenz benutzen, um eine arme Frau mit Gewalt bei ſich zurückzubehalten, die nun einmal nicht ferner in Ihrem Hauſe leben kann?“

„Ich hoffe, daß Sie hinzuſetzen, Herr Kammerjunker: wie dieſe Frau mich beauftragt hat, Ihnen zu ſagen — denn ich glaube nicht, daß Sie aus eigener Anſchauung ſprechen können.“

„Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin nur Bevollmächtigter und drücke mich vielleicht nicht ganz richtig aus.“

„Gut, vergeſſen Sie es denn nicht, daß Sie nur Unterhändler ſind, wenigſtens ſo lange wir unterhandeln. Sollten Sie vielleicht ſpäter,“ ſetzte der Maler nach einem kurzen Stillſchweigen und einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „ein Vergnügen daran finden, Ihre eigene Meinung in dieſer Angelegenheit auszuſprechen, ſo bin ich ſehr bereit, mich darüber mit Ihnen in jeder Erörterung, die Sie wünſchen, einzulaſſen.“

„Bitte recht ſehr, Herr Olfers, wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo will ich die Unterhandlung nur als Bevollmächtigter fortführen und beendigen.“

„Ich glaube, wir können ſie als beendigt betrachten!“ ſagte der Andere in ſcharfem Tone, indem er aufſtand und, ſich raſch abwendend, ein paar Schritte in das Atelier hinein machte und alsdann, zurückkehrend, mit großer Beſtimmtheit ſagte: „Sparen Sie ſich die Mühe, den letzterwähnten Punkt nochmals zu berühren; berichten Sie Ihrer Couſine über das, was wir abgeredet, und ſetzen Sie hinzu, aber mit vollkommener Ueberzeugung, Herr Kammerjunker, daß Sie mich entſchloſſen gefunden hätten, jedes Opfer zu bringen, um den Wünſchen Ihrer Couſine gerecht zu werden, daß mich aber keine Macht der Erde dazu veranlaſſen könnte, mein Kind von mir zu laſſen — vielleicht,“ ſetzte er aufathmend und mit weicherer Stimme hinzu, „gibt ihr dieſe meine Feſtigkeit den Muth, ein Leben noch länger zu ertragen, das allerdings kein

freudvolles genannt werden konnte, und hält sie von einem Schritte zurück, den man bei jeder Frau einen moralischen Selbstmord nennen kann."

Der Kammerjunker preßte seine Lippen fest auf einander und schloß seine Augen ein paar Secunden lang, ehe er zur Antwort gab: „Ich muß Ihnen gestehen, Herr Olfers, daß Ihr Benehmen mir gegenüber bis jetzt so taktvoll, so zart war, um mich über den verletzenden Ausfall hinwegzusetzen; überhaupt bleiben wir bei unserer ersten Uebereinkunft: keine Empfindlichkeit, keine Gefühlssprache."

„Verzeihen Sie mir, Sie haben Recht, es würden das zwischen uns Beiden doch nur Phrasen sein."

„Allerdings — und da ich Sie unbeugsam finde, so muß ich leider sagen, daß unsere Unterhandlungen von keinem günstigen Erfolge begleitet sind."

Er nahm seinen Hut von dem Stuhle neben sich, auf welchen er ihn gestellt, und blies sorgfältig ein paar Stäubchen von der schwarzglänzenden Fläche; dann erhob er sich, zog seinen hellgrauen Ueberwurf mit großer Bedächtigkeit fester über die Schultern und sagte alsdann zögernd: „Ich hätte allerdings geglaubt, Herr Olfers, in unseren Unterhandlungen glücklicher zu sein, dieselben zu einem für beide Theile angenehmen Abschlusse zu bringen; auch meine Cousine rechnete fest darauf, und ich weiß nun in der That nicht, wie es ihr möglich gemacht werden soll, ein Leben fortzuführen, das schon durch die Eröffnung solcher Unterhandlungen einen unheilbaren Riß erhalten."

„Wenn das Ihnen und Ihrer Cousine Kummer machen sollte," sagte Roderich mit großer Aufrichtigkeit in Blick und Ton der Stimme, „so gebe ich Ihnen mein Wort darauf, daß man bei mir zu Hause auch nicht durch eine Miene ahnen soll, welchen Inhalts unser Gespräch gewesen."

„Ich glaube Ihnen, gewiß, ich glaube Ihnen, doch weiß meine

Couſine zu genau, daß ich mein Verſprechen gehalten — ah, es iſt ſehr fatal, Herr Olfers, daß es keine Möglichkeit gibt, um uns zu verſtändigen!"

„Keine — ich bin nachgiebig genug geweſen, um erwarten zu können, daß man mich mit ähnlichem Vorſchlage verſchonen würde."

„Es kommt mich einigermaßen hart an, Ihnen ſagen zu müſſen, daß meine Couſine ſich veranlaßt ſehen wird, Sie um die Genehmigung zu erſuchen, einen Aufenthalt bei ihren Verwandten nehmen zu dürfen, bis ſich vielleicht ein Ausweg findet, um die Angelegenheit zur Zufriedenheit beider Theile zu erledigen."

Roderich zuckte zuſammen, doch faßte er ſich gewaltſam und erwiederte nach einer förmlichen Verbeugung: „Ich habe Ihrer Couſine, meiner Frau, nie Hinderniſſe in den Weg gelegt, ſo oft ſie Luſt hatte, ihre Verwandten zu beſuchen."

„Und Sie werden auch nichts dagegen haben, daß Ihre kleine Tochter die Mutter begleiten darf, wie es ja früher immer geſchehen?"

„Allerdings war dies früher der Fall," gab Roderich, ohne auch nur eine Secunde zu zögern, zur Antwort, „doch nach unſerer Unterredung werden Sie es begreiflich finden, daß ich meine Einwilligung dieſes Mal nicht dazu gebe."

„Das iſt hart!"

„Aber nicht ungerecht!"

Der Kammerjunker zuckte mit den Achſeln und ſagte dann nach einer längeren Pauſe, während welcher er nachſinnend die glänzende Fläche ſeines Hutes betrachtete: „Sie ſind unbeugſam!"

„Unbeugſam — ſo wahr mir Gott helfe!"

„Und nichts iſt im Stande," ſagte der Freiherr mit einem lauernden Blicke, „Ihren Entſchluß zu Gunſten meiner Couſine zu ändern?"

„Nichts!"

Der Andere ſchüttelte nachdenklich mit dem Kopfe, verſuchte einen ſchmerzlichen Seufzer, der ihm aber nicht gelang, wandte ſich, wie zum Weggehen und machte ein paar Schritte nach der Richtung der Thür; doch wollte er durch dieſe Bewegung nur ausdrücken, daß er mit ſich ſelber ernſtlich über etwas zu Rathe ging. Auch hatte er ſeine rechte Hand an den Kopf gelegt und rieb ſich die Stirn, wobei ſein Geſicht einen ſehr ernſten Ausdruck angenommen hatte. Jetzt drehte er ſich raſch wieder gegen den Herrn des Ateliers um, warf den Kopf in die Höhe und zeigte die entſchloſſene Miene eines Mannes, der mit ſich ſelbſt über etwas ins Reine gekommen iſt.

„Gut denn," ſagte er, „obgleich nur Unterhändler und mit keiner Vollmacht verſehen, die mir das Recht gibt, eigenmächtig zu handeln, will ich doch auf eigene Verantwortlichkeit meinen Auftrag überſchreiten, um Ihnen gefällig zu ſein, dieſe leidige Sache zu einem genügenden Abſchluſſe zu bringen. Die von Ihnen freundlich geſtellten Bedingungen bleiben, wie ſie ſind, die Scheidung wird von Ihrer Seite, ja, mit Ihrer Beihilfe eingeleitet und ausgeführt und — ich wage es kaum auszuſprechen," ſetzte er ſeufzend hinzu — „meine Couſine muß überredet werden, auf ihre Tochter zu verzichten."

„Dieſe letztere Bedingung iſt es allein, die für mich von Werth iſt, alles Andere iſt Nebenſache."

„Leider wird meine Couſine eben ſo denken," ſagte der Kammerjunker mit affectirter Traurigkeit — „doch was Vernunftgründe vermögen, ſoll geſchehen, und da ich Ihnen jetzt zugeſtehen kann und darf, daß ich Ihr Verlangen nicht unbillig finde, ſo werden wir zu einem glücklichen Reſultate gelangen."

„Zu einem glücklichen?" fragte der Maler achſelzuckend und mit einer verächtlichen Miene, die er ſich durchaus nicht die Mühe nahm, zu verbergen.

„Sagen wir zu einem günſtigen," verbeſſerte der Kammerjunker in heiterem Tone.

„Und ſo raſch wie möglich, wenn es denn einmal ſo ſein ſoll! Sie ſind ein Mann von Einfluß, Herr Baron, nehmen Sie die Sache, welche für Ihre Couſine von ſo großer Wichtigkeit iſt, kräftig in die Hand, bereiten Sie Alles vor, und wenn Sie die außerordentliche Freundlichkeit haben wollten, die nöthigen Documente für die Uebertragung des beſprochenen Capitals ausfertigen zu laſſen, ſo wäre ich Ihnen ſehr dankbar dafür. Zum Unterſchreiben brauche ich alsdann keine Minute, was für mich von großer Wichtigkeit iſt."

Der Andere verbeugte ſich zum Zeichen der Zuſtimmung und ſagte alsdann: „Sie können ſich denken, Herr Olfers, wie ſchmerzlich es für meine Couſine ſein muß, ein Haus zu verlaſſen, wo ſie Jahre lang gelebt, dieſes Haus allein zu verlaſſen, und deßhalb muß ich mir erlauben, Ihnen nochmals unſere Bitte zu wiederholen, daß Ihre kleine Tochter die Mutter nur für eine ganz kurze Zeit begleiten darf."

Roderich machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ich bitte Sie dringend darum — nur für ganz kurze Zeit — vielleicht für acht oder zehn Tage."

Der Maler machte einen raſchen Gang durch das Atelier, nachdenklich und bewegt. So ſollte alſo jetzt das entſetzliche Wort von damals in Erfüllung gehen — ſo ſollte ein Band zerriſſen werden, das, wenn es auch kein glückliches geweſen war, doch immerhin ſein Hausweſen zuſammengehalten hatte, ein Band, das zu einem glücklichen hätte werden können und das, auf eine ſo gewaltſame Art zerriſſen, ſein Herz und das ſeines Kindes unfehlbar aufs tiefſte mitverwunden mußte! Vergeſſen hatte er in dieſem Augenblicke alle trüben und qualvollen Stunden, welche ihm die oft unerträglichen Launen ſeiner Frau verurſachten, zurückgedrängt erſchienen ihm die tiefen Schatten ſeiner oft ſo troſtloſen Ehe, und nur einzelne Lichtpunkte derſelben glänzten ihm aus der Vergangenheit herüber; vergeſſen hatte er all' die Härte, all' die Liebloſigkeit, mit

der ſie ihn behandelt, und ſein ganzes Denken, ſein ganzes Fühlen war nur von einem traurigen Bilde erfüllt, von dem Bilde ſeiner Frau, der Mutter ſeines Kindes, wie ſie, für ewig Abſchied nehmend, ein Haus verließ, das ihr eigenes geweſen, von einem Kinde ſchied, das ſie geboren und geliebt — und für das ſie nun fortan eine Fremde ſein ſollte. Er ſah es deutlich, wie ſein kleines Mädchen jammernd ſeine Arme nach ihr ausſtreckte und wie ſie ſich weinend mit verhülltem Antlitze von einer Schwelle abwandte, die ſie einſt hoffend betreten und vor der ſie jetzt hoffnungslos den Staub von ihren Füßen ſchüttelte.

Nach mehrmaligem raſchen Durchſchreiten des Gemaches blieb er jetzt plötzlich vor dem Kammerjunker ſtehen und ſagte in weichem Tone: „Und wenn ich auch zu allem dem noch meine Zuſtimmung ertheile, daß meine Tochter die Mutter für eine kurze Zeit begleiten darf, werden Sie ſich in dieſem Falle dafür verbürgen, daß mein Kind nach Ablauf dieſer Friſt, ſagen wir vierzehn Tage, zu mir zurückgebracht werde? Wollen Sie dieſe Verpflichtung übernehmen?“

„Ich will ſie übernehmen.“

„Und verpflichten Sie ſich als Mann von Ehre, nach Verlauf dieſer vierzehn Tage mein Kind in mein Haus, in meine Hände zurückbringen zu laſſen?“

„Ich verbürge mich dafür und verpfände Ihnen darauf mein Ehrenwort.“

„So ſei es denn,“ ſagte der Maler, tief aufathmend, „ich will Alles thun, um ihr das Scheiden von ihrer bisherigen Heimath zu erleichtern; ob Ihre Couſine im ähnlichen Falle gegen mich ebenfalls ſo verfahren würde, iſt eine Frage, deren Beantwortung ich Ihnen überlaſſe, Herr Baron.“

Der Kammerjunker machte eine halb zuſtimmende, halb abwehrende Bewegung.

„Und wann — wird . . . .“ ſprach Roderich, doch konnte er es nicht über ſich gewinnen, dieſen Satz zu vollenden.

„Da dieſe traurige Angelegenheit nun einmal zu Aller Zufriedenheit geordnet zu ſein ſcheint, ſo wäre es wohl am beſten, ſie ſo raſch als möglich zum Vollzuge zu bringen — wir würden heute Abend reiſen, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden hätten.“

„Schon heute Abend,“ ſagte der Maler erſchüttert, „und ohne . . . .“

Da er ſchwieg, blickte ihn der Andere fragend an.

„Ohne Abſchied?“

Der Kammerjunker zuckte die Achſeln und machte dazu eine ſo bedenkliche Miene, daß Roderich, den die Rührung zu überfallen drohte, ſich zuſammennahm und, ſeinen Satz von vorhin vollendend, raſch ſagte: „Ohne Abſchied von meiner kleinen Tochter?“

„O, gewiß nicht — wer wird das verlangen?“ erwiederte der Kammerjunker jetzt ſehr freundlich und zuvorkommend. „Sie werden vielleicht in Kurzem nach Ihrem Hauſe zurückkehren und dann . . . .“ — Dieſes Mal war es gewiß abſichtlich, daß er den Satz nicht vollendete.

„Vielleicht oder wahrſcheinlich finden Sie es begreiflich, wenn ich in meinem Atelier bleibe und erſt ſpät am Abende nach Hauſe zurückkehre. Ich werde durch Andreas mein kleines Mädchen holen laſſen und es bei mir behalten, bis die Zeit heranrückt, welche Ihre Couſine zur Abreiſe beſtimmt hat.“

„Ich finde, daß das eine ganz gute Idee iſt, und muß mir erlauben, Sie jetzt zu verlaſſen, um noch einiges Nothwendige zu beſorgen.“ Er näherte ſich dem Künſtler mit ceremoniöſem Schritte und etwas freundlichem Lächeln, indem er ſeine Rechte ausſtreckte, welche der Andere durchaus keine Miene machte, zu erfaſſen. „Sie werden mir dieſe unangenehme Stunde in keiner Weiſe nachtragen?“

„Wie könnte ich in den Fall kommen oder womit hätte ich Gelegenheit, Sie etwas entgelten zu laſſen? Sie reiſen heute nach der Reſidenz zurück — wer weiß, ob ich je das Glück habe, Sie wiederzuſehen!“

„Aber es wäre mir auch angenehm, verehrter Herr, wenn Sie, ein so großer und berühmter Künstler, meiner in der Erinnerung nicht unfreundlich gedenken wollten. Glauben Sie mir, unsere Familie rechnet es sich stets zur Ehre, einen Mann wie Sie, mit so rühmlichst bekanntem, großem Namen in ihre Mitte aufgenommen zu haben, und die Familie wird es aufrichtig bedauern, daß die Umstände sich gestaltet, wie sie sich leider gestalten mußten."

„Wie sie sich leider gestalten mußten?" wiederholte Roderich mit einem bitteren Lächeln. „Ich hätte vor meiner Verheirathung daran denken sollen, und hatte auch wohl daran gedacht," setzte er schärfer hinzu; „aber da waren es gerade Mitglieder Ihrer Familie, Herr Baron, welche mich aufs ehrlichste und aufs überzeugendste versicherten, daß nichts vortrefflicher zusammen passe, als jener Adel, den die Kunst verleihe, und der Glanz eines alten, hochadeligen Hauses — doch lassen wir das. Leben Sie wohl, Herr Kammerjunker, und wenn Sie zuweilen an mich zurückdenken, so thun Sie es in der Erinnerung an unsere jetzige Unterredung — anders kann und will ich nicht verlangen, in Ihrem Gedächtnisse fortzuleben!"

Er machte dem Freiherrn eine sehr stolze Verbeugung und schritt dann mit hoch erhobenem Kopfe nach dem Ausgange seines Gemaches, wo er eigenhändig den Gobelin von der Thür aufhob, so ein Zeichen gebend, daß Unterredung, Verhandlung und Familienbande abgebrochen und zerrissen seien.

Eigenthümlich war es dabei, daß der Maler, den schweren Vorhang in der Hand haltend, den Kopf umwandte und mit fest zusammengebissenen Lippen dem Davongehenden nachschaute, ihm so lange nachschaute, bis jener den kleinen Garten durchschritten hatte, bis das Thor desselben hinter ihm ins Schloß gefallen und bis der hellgraue Ueberwurf zwischen dem dunklen Gebüsche am Wege draußen verschwunden war.

Dann öffnete Roderich die Hand, und als nun der Gobelin

langſam ſeinen Fingern entglitt, herniederfiel und ihn auf dieſe Art wieder abſchnitt von der Außenwelt, von den fröhlich grünenden und blühenden Bäumen, von der blauen, milden Luft, von den glänzenden Sonnenſtrahlen, da fühlte er ſich allein, ſo traurig allein, ſo unſäglich allein. Er preßte beide Hände, einem tiefen Schmerze nachgebend, gewaltſam vor das Geſicht und verharrte ſo Secunden, Minuten lang in einer entſetzlichen Spannung, die ſich erſt dann weich und linde in tiefe Wehmuth auflöste, als er fühlte, wie ein Thränenſtrom ſein Geſicht benetzte.

holen: schützt mich vor jenem Menschen, oder es gibt ein furchtbares Unglück!«

»Ich muß deine Worte ertragen,« entgegnete leise die Frau, »obgleich sie nicht ganz gerecht sind; was hätte ich bei unserer Armuth thun sollen, nachdem dein unglückseliger Vater gestorben?«

»Arbeiten, Mutter!«

»Womit hätte ich dich erziehen sollen?« fuhr die Frau fort, ohne jene Antwort zu beachten; »mußte ich nicht alle Mittel ergreifen, um Geld zu verdienen, um —

»Mich erziehen zu lassen!« lachte das Mädchen. — »Eine vortreffliche Erziehung, die Ihr mir gegeben! Ja, Ihr habt mich erzogen, daß sich Gott erbarm! zu einer . . .

Statt dieses entsetzliche Wort auszusprechen, schlug sie sich selbst mit ihren Händen wie wahnsinnig in's Gesicht.

Es entstand eine längere Pause, dann fuhr das Mädchen, das mühsam mit sich gekämpft, fort zu sprechen: »als der Vater noch lebte, Mutter, da war es schlimm und doch golden gegen jetzt. Wohl erinnere ich mich aus meiner Kindheit einer glücklicheren Zeit, aber sie liegt so fern und war so kurz, daß ich oft glaube, ich habe sie nur geträumt. Dann, Mutter, kam das Unglück in unser Haus, und damals wußte ich nur — so sagtet Ihr mir freilich, wenn Ihr mir des Morgens statt des Frühstücks ein Stück Schwarzbrod gabt, dann sagtet Ihr: Sieh' Kind, an all' unserem Unglück ist dein Vater schuld! Und wenn ich fragte: Wie, Mutter? dann gabt Ihr mir zur Antwort: das Geld, von dem wir einen ganzen Tag leben könnten, vertrinkt dein Vater Abends im Wirthshause; und das war die Wahrheit, denn so jung ich war, so bemerkte ich doch, wie der Vater Abends berauscht nach Hause kam und zitterte, wenn er kam, und schlug

XXI.

„O, ſieh' mich nicht ſo lächelnd an!“

Lange ſtand Olfers ſo auf derſelben Stelle — wie lange, wußte er ſelbſt nicht; denn Gedanken und Bilder, welche in buntem Wechſel ſein Inneres beſchäftigt, hatten ihn förmlich umſtrickt und willenlos in die Vergangenheit zurückgeführt, ihn vollkommen der Gegenwart entrückt und ließen ihn jetzt erſt wieder wie aus tiefem Traume erwachen, als eine bekannte Stimme mit der Frage an ſein Ohr ſchlug:

„Darf man eintreten — iſt man Dir nicht läſtig?“

„Im Gegentheil, ich bin entzückt, Dich zu ſehen, und glücklich, daß Du gekommen.“

Es war Lytton, der nun eintrat, dem Freunde die Hand reichte und ihn erſtaunt anſchaute.

Roderich hielt ruhig dieſen Blick aus, ohne ſich die geringſte Mühe zu geben, ſeine Aufregung oder die Thränenſpuren, welche noch hier und da in ſeinem dichten Barte glänzten, verbergen zu wollen.

„Ah, ich verſtehe!“

„Es freut mich, daß Du meine Lage begriffen.“

„So ſchwer iſt es gerade nicht, da Du mich mit einigen Vorgängen bekannt gemacht haſt und da ich draußen, nicht weit von

dem Garten, Deine Gattin geſehen, welche mit ihrem hochgeborenen Couſin in mehr als eifrigem Geſpräche verkehrt — darf ich, ohne indiscret zu ſein, fragen, ob Du eine Explication gehabt?"

„Mehr als das — ich empfing einen Unterhändler, mit dem ich über verſchiedene Punkte, unſere Eheſcheidung betreffend, vereinbarte."

„Man geht ungeheuer raſch zu Werke!" rief Lytton in beſtürztem Tone.

„Und man thut gut daran, das gänzlich aus einander zu reißen, was doch nicht mehr zu halten war."

„Ja, Du haſt Recht, wenn nur nicht durch dieſen Riß Dein ſo vortreffliches Herz verletzt worden wäre — aber wie ich ſehe ...."

„Es hat allerdings ſehr weh gethan," gab Roderich zur Antwort, indem er mit der umgekehrten Hand über ſeine Augen fuhr, „aber ich hoffe, es geht vorüber, und mein Leben wird ſich künftig nicht ſo ſchlimm geſtalten, als ich es mir oft vorgeſtellt, wenn ich in letzterer Zeit über den mir angedrohten Schritt nachdachte."

„Dein Leben wird und muß ſich von nun an vortrefflich geſtalten. Denke der vielen qualvollen Stunden, die ſie Dir bereitet — ich darf ſo reden, denn ich war häufig Zeuge davon —, denke der Feſſeln, die Du getragen, die am Ende noch Deinen Geiſt und Deine künſtleriſche Kraft gelähmt hätten!"

„Ich will nicht das Gegentheil behaupten, lieber Freund; aber oftmals, wenn ich über dieſen Fall nachdachte und mir mein Leben vergegenwärtigte, wie alsdann Niemand mehr da ſei, der meine Schritte ängſtlich und tyranniſch controlire, der meine Miene belauſche, um mir etwas Unangenehmes zu ſagen, wenn ich in heiterer Stimmung war, der höhniſch oder ſpottend Fröhlichkeit von mir verlangte, wenn ich gedrückt oder in trüber Laune erſchien, — wenn ich aufathmete in völliger Freiheit aus drückenden Feſſeln, wie Du vorhin geſagt, ſo fiel mir häufig jene Geſchichte ein, wo ein Gefangener, der nach langjähriger Haft in Freiheit geſetzt war, ſchon

nach kurzer Zeit ſeine Sehnſucht nach den beengenden Mauern nicht mehr bemeiſtern konnte — gewiſſe Bande, gewiſſe Schranken," ſetzte er nach einem träumeriſchen Nachdenken hinzu, „ſind immerhin wie eine Schutzwehr, wie ein Damm gegen die ſtürmiſche Fluth eines oft ſo viel bewegten Künſtlerlebens."

„Du haſt dieſe Schranken in Deinem feſten Willen, denn Deine Schutzwehr iſt die höhere Kunſt, deren Meiſter und Hoheprieſter Du biſt."

„Sieh' mein Bild an," ſagte Roderich nach einer längeren Pauſe; „ohne jene Unterbrechung wäre ich beinahe fertig geworden. Ich war in ſo prächtiger und ſo gehobener Arbeitsſtimmung, ſo feierlich gerührt von der wunderbaren Stille rings um mich her, von jenem glänzenden Stückchen Himmel, welches dort oben hereinſchaut, daß ich mich gar nicht gewundert hätte, wenn irgend ein fabelhaft phantaſtiſches Weſen, um nicht zu ſagen, ein überirdiſches, ruhig an meine Seite getreten wäre und mir die Palette gehalten oder den Pinſel gereicht."

„Jeder Andere als Du würde das Bild ſo für vollendet halten," ſprach Lytton, im Anſchauen verſunken; „es iſt ausgezeichnet ſchön, von mächtiger Wirkung, es muß den Beſchauer entzücken, Deinem Namen neuen Glanz verleihen!"

„Und heute Abend will ſie abreiſen," ſagte Olfers, als habe er die Worte ſeines Freundes ganz überhört; „auf alle Bedingungen, die man mir geſtellt, bin ich eingegangen."

„Darf man dieſe Bedingungen wiſſen?" fragte der Andere kopfſchüttelnd, indem er verwundert aufblickte.

„Dir werde ich gewiß kein Geheimniß daraus machen — ich gebe ihr jährlich ſechstauſend Thaler; kann ich doch mein Einkommen ohne Uebertreibung auf zehntauſend Thaler ſchätzen."

„Du gibſt ihr alſo mehr als die Hälfte?"

„Ja, und da es wohl einmal vorkommen könnte, daß ſich meine Einnahme nicht auf jene Summe beliefe, ſo werde ich dieſe ſechs-

tauſend Thaler capitaliſiren und ihr dieſe Summe, einen Theil des Erbes meiner Tochter, ſogleich einhändigen laſſen."

Auf Lytton's offenem und ſchönem Geſichte zeigte ſich ein ſo beſtimmt ausgeprägter Zug von Mißbilligung, daß Roderich ſich nicht enthalten konnte, danach zu fragen, worauf der Andere achſelzuckend erwiederte: „Es wird mir ſchwer, Dir darauf eine Antwort zu geben; obgleich ich viel jünger als Du bin, obgleich ich nicht einmal ein Künſtler, ſondern nur ein vielleicht etwas gewandter Dilettant bin, haſt Du, der ältere Mann, der große, berühmte Künſtler, zu dem ich mit Verehrung aufſchaue, mich doch Deines unbegränzten Vertrauens gewürdigt — ja, Du haſt es mir nicht übel genommen, wenn ich über Dies oder Das offen und ehrlich, auch zuweilen rückſichtslos mit Dir ſprach, weil ich es für meine Pflicht hielt, Dir die Wahrheit zu ſagen — aber jetzt . . . ."

„So ſprich auch jetzt Deine Anſicht ohne Rückhalt aus," ſagte Roderich, „und ſei verſichert, daß ich gerade in dieſem Augenblicke die ganze Offenheit und dadurch die Treue eines Freundes zu ſchätzen wiſſen werde."

„Gut denn — Du ſollſt mich finden wie immer. Du trennſt Dich von Deiner Frau?"

„Das heißt, ſie trennt ſich von mir."

„Im Grunde einerlei. — Ihr trefft Eure Arrangements. Du benimmſt Dich ſo anſtändig wie möglich und läſſeſt Deiner Frau mehr als die Hälfte Deines Einkommens; dagegen habe ich nichts einzuwenden, ich würde wahrſcheinlich eben ſo handeln. Aber jetzt kommt eine andere Frage. Um ein für alle Mal mit dieſer unangenehmen Sache nichts mehr zu thun zu haben, ſo glaubſt Du wenigſtens, übergibſt Du Deiner Frau ein enormes Capital, welches ſie anlegen kann, wo und wie ſie will?"

„Ja, aber mit der gehörigen Sicherheit für meine Tochter."

„Selbſtredend, aber ſie erhebt die Zinſen, wo und wie ſie will, ohne daß Du eine Quittung darüber zu ſehen bekommſt. Du

machſt ſie vollkommen frei — vollkommen unabhängig, und das iſt es gerade, was mir bei meinem praktiſchen Sinne, den Du ja immer an mir lobſt, nicht gefallen will."

„Und warum nicht? Sie hat das Band zwiſchen uns Beiden zerriſſen — meinetwegen ſei ſie frei und unabhängig — ſind wir doch für alle Ewigkeiten geſchieden!"

„Und glaubſt Du nicht, daß, trotzdem ihr für alle Ewigkeiten geſchieden ſeid, wie Du Dich ausdrückſt, Fälle eintreten könnten, wo es Dir ſehr erwünſcht ſein dürfte, ſie in einer kleinen Abhängigkeit behalten zu haben — ich fürchte, es kommen ſolche Fälle!"

„Und welche?"

„Verzeihe mir, wenn ich ohne Rückſicht über den Charakter Deiner Frau ſpreche. Sie wird Dich verleumden, ſie wird alles mögliche Böſe über Dich ausſagen, ſie wird Deine Stellung in der Welt auf jede Art zu untergraben ſuchen — und wenn dies geſchieht, hielteſt Du es alsdann nicht für wünſchenswerth, ihr ſagen zu können: ‚Madame, ändern Sie Ihr taktloſes Betragen, oder . . . .?'"

Roderich machte eine unmuthige Bewegung.

„Ich weiß wohl," fuhr der Andere fort, „wie wenig Du Dir aus dem Gerede der Leute machſt; aber ich will noch einen anderen Fall berühren, der Dich für meine Anſicht gewinnen muß — Deine Tochter wird heranwachſen."

„Laß mein Kind aus dem Spiele.

„Verzeihe mir, Roderich," erwiederte Lytton mit großer Energie, aber doch in einem ſehr warmen Tone, „Du weißt, wie lieb ich Deine Kleine habe, und wie oft ſprachſt Du ſchon von der Dir ſelbſt unerklärlichen Anhänglichkeit des Kindes an mich; nennſt Du mich doch häufig ihren zweiten Vater, wenn Du mit Deinem gewaltigen Alter coquettirſt — deßhalb will ich von dem Kinde reden und werde meinen Satz von vorhin vollenden — ja, wenn Mar-

garethe heranwächst, ſo können Fälle eintreten, wo die Mutter ihr Recht nicht mit Gewalt, aber vielleicht mit Liſt, mit ſchlauer Ueberredung durch dritte Perſonen auf ihre Tochter geltend machen wird, und in einem ſolchen Falle wirſt Du mir doch zugeben, wie höchſt erwünſcht es wäre, durch das Wörtchen ‚oder‘ der Madame Olfers ausdrücken zu können, welch‘ kräftigen Zügel man im Stande wäre, ihren Intriguen anzulegen.“

„Du ſiehſt Geſpenſter — laſſen wir das.“

„Und Du biſt zu gut, zu offen, zu ehrlich, zu großmüthig; — denke wenigſtens, ehe Du den letzten entſcheidenden Schritt thuſt, über meine Worte nach — verſprich mir das, Roderich.“

„Ja denn, ich verſpreche es Dir.“

„Aber mit einer Miene, welche mir deutlich ſagt, Du willſt mir nicht widerſprechen, damit auch ich Dich in Ruhe laſſe — vergiß aber nicht, mein Freund, daß ich Dich gewarnt, ja — ſieh‘ mich immerhin mit finſterem Blicke an —, ich warne Dich vor Deiner Frau, beſonders aber vor den Ränken ihrer Familie!“

„Pah, ſie werden mich in Frieden laſſen!“

„Nachdem ſie erreicht, was ſie gewollt.“

„Da kommt Margarethe, mein kleines Mädchen!“ rief der Maler in einem Tone, welcher deutlich anzeigte, daß er auf die letzten Worte ſeines Freundes durchaus nicht geachtet; auch ließ er ihn ſtehen und verſchwand eilig hinter dem Gobelin.

Lytton blickte ihm kopfſchüttelnd nach; dann ſagte er mit einer Stimme, welche ärgerlich klang und doch eine tiefe Rührung nicht verkennen ließ: „Da geht er hin zu ſeinem Schatze, zu dem, was ihm das Koſtbarſte iſt auf der ganzen Welt — glücklich wäre er, wenn er das kleine, allerdings ſo herzige Mädchen den ganzen Tag anſchauen dürfte, ihr Kartenhäuſer bauen oder kleine Bilder malen — ſelig iſt er, wenn er es auf ſeinen Armen tragen oder auf ſeinen Schooß nehmen und ihm Märchen erzählen darf; ſtrahlt ſein Geſicht doch vor Freude, wenn er die helle Stimme hört, und wirft

er doch Palette und Pinsel wie unnütze Gegenstände von sich, wenn er die raschen Fußtritte vernimmt! Ach, und er hat Recht — sie ist eine kleine liebliche Fee, die auch mir das Herz bezaubert — er hat so sehr Recht — aber damit hat er nicht Recht, daß er meine wohlmeinenden, warnenden Worte an seinem Ohr vorbeigleiten läßt wie leerer Windhauch! Wenn er es doch lassen wollte, diese Leute an seinem eigenen, offenen, ehrlichen, großen Herzen abzumessen!"

Jetzt kam er zurück, und das kleine Mädchen an seiner Seite hatte sein Aermchen unter Roderich's Arm geschoben und rief Lytton schon von Weitem zu: „Siehst Du wohl, wie ich gewachsen bin? Ich kann meinen Papa schon führen wie eine große Dame!"

„Guten Tag, Margarethe — guten Tag, mein liebes Kind!"

„Guten Tag, Herr Lytton!"

„Gibst Du mir eine Hand?"

„Ja, und auch einen Kuß," sagte lächelnd die Kleine; dann wandte sie sich aber verschämt um und setzte, indem sie ihre Hände vor das Gesicht hielt, hinzu: „Nein, ich thue es doch nicht."

Das war eine kleine Komödie, die sie häufig mit dem jungen Engländer spielte, aber auch nur mit ihm, da sie ihn besonders gut leiden konnte. Alsdann ging er mit großer Freundlichkeit auf sie zu, nahm ihre Hand und küßte dieselbe, nachdem er vorher gesagt: „Ich weiß ganz genau, was ich meiner Prinzessin schuldig bin, so auch heute."

Margarethe klatschte dann herzlich vergnügt in ihre Hände und lachte so heiter und lustig, wie man es nur von ihr, die oft so still und ernst war, wünschen konnte. Ueberhaupt lebte das Kind förmlich auf, sowie es das Atelier seines Vaters betrat; hier war Alles für sie eine bekannte und doch wieder so fremde Welt. Da standen die großen Cartons und die bunten Bilder, da blinkten von der Wand die ernsthaften Rüstungen mit den unheimlichen, geschlossenen Visiren, wohin sie oft furchtsam blickte, um vielleicht

ein paar leuchtende Augen zu erſpähen, die ſchrecklicher Weiſe bald erſchienen, bald wieder verſchwanden — ſo dachte ſie nämlich. Da waren alle die alten Geräthſchaften, die ſchweren Seidenſtoffe, Spitzen und goldenes Geſchmeide, Federn, die ſich geheimnißvoll bewegten — alles Gegenſtände, die auch in ihren Bilderbüchern vorkamen und durch welche ſie ſich hier mit Leichtigkeit eine Märchenwelt vorſtellte. Die böſen und guten Feen, die ſchönen Ritter und häßlichen Rieſen waren zufällig ausgegangen, und ſie hatte ſich vom Walde als ein armes, verlaſſenes Kind in dieſen Zauberpalaſt geflüchtet — ach, wenn ſie wiederkämen und ſie hier fänden! Sie zitterte förmlich, wenn ſie daran dachte.

Sobald ſie das Atelier betrat, hatte Roderich nichts Eiligeres zu thun — und es geſchah auch jetzt —, als den großen Ofenſchirm vor das Skelett in der Ecke und das Bild nebenan zu rücken. Er hatte das mit einer großen Gewiſſenhaftigkeit ſtets gethan, während ſich die Blicke des Mädchens anderswo hin richteten, ſo daß Margarethe, welche den Schirm nicht fortzurücken im Stande war, auch gegen den Willen ihres Vaters es nicht gewagt haben würde, nichts von den Gegenſtänden wußte, die er verdeckte.

Margarethe hatte ſich auf die unterſte Stufe der beweglichen Treppe geſetzt, welche dem Maler dazu diente, an ſeinen hohen Bildern zu arbeiten, und ſagte, indem ſie vergnügt umherblickte: „Ich kann Dir nicht ſagen, Papa, wie lieb es von Dir war, daß Du Andreas zur Schule geſchickt, um mich abzuholen! Jetzt bleibe ich bei Dir, bis wir zum Eſſen nach Hauſe gehen.“

„Du bleibſt heute noch länger bei mir, wenn es Dir recht iſt.“

Das kleine Mädchen ſah ihn fragend an, dann wiederholte ſie ihre Worte: „Ja, bis wir zum Eſſen nach Hauſe gehen.“

„Noch länger — rathe einmal, wie das möglich iſt?“

Und nun fing Margarethe an, zu rathen, aber recht ſichtbar, recht mühevoll, indem ſie ihre Hand unter das Kinn legte, ernſthaft vor ſich niederblickte, jetzt nickte, dann das Köpfchen ſchüttelte

und endlich zu dem Reſultate kam, es ſei durchaus nicht möglich, das zu errathen.

„So will ich es Dir denn ſagen," ſprach der Vater mit heiterer Miene — „wir eſſen heute draußen im Garten in der Laube."

„Ach, das iſt ſchön! Du und ich und auch Herr Lytton?"

„Ja, wir Drei."

„Ach, das iſt ſchön! Draußen in der Laube — ich eſſe ſo gern im Freien! Weißt Du noch, Papa, wie neulich ein Blatt in meine Suppe fiel und wie ein Schiffchen darin herumſchwamm?"

„Ja, Du Schelm, und wie Du dann die Suppe nicht mehr eſſen wollteſt."

Margarethe lachte hell auf, während ſie darüber nachzudenken ſchien, auf welche kluge Art ſie damals der verhaßten Suppe entgangen war. Plötzlich aber wurde ſie ſehr ernſt, und ihren Vater mit den großen, glänzenden Augen anſchauend, ſagte ſie: „Wird Mama auch mit uns hier draußen eſſen?"

„Heute nicht; aber vielleicht ein andermal. Du weißt, Mama hat Beſuch, und einen ſolchen Beſuch kann man nicht wohl hier draußen eſſen laſſen."

„Wenn Mama mit uns äße, wäre mir's ſchon recht; aber den Herrn Vetter mag ich nicht leiden."

„Und warum nicht?" fragte Lytton.

„Er ſieht mich immer ſo ernſthaft an, hat noch nie ein freundliches Wort mit mir geſprochen, und als er neulich fortging, ſagte er, ich ſei ein armes Kind — warum bin ich denn ein armes Kind?"

„Er meinte vielleicht, weil Du neulich gehuſtet haſt und etwas blaß ausſaheſt," gab Lytton zur Antwort, da Roderich ſich abgewandt hatte.

„A—ah ſo? Aber er brauchte es nicht zu ſagen, und ich mag ihn doch nicht leiden — hätten wir nicht der guten Conchitta ſagen können, ſie ſolle mit uns eſſen?" fragte das Kind nach einer Pauſe, worauf der Vater erwiederte:

„Das ginge nicht gut, denn es iſt ſchon zu ſpät.“

„Aber das nächſte Mal?“

„Ja, vielleicht das nächſte Mal,“ meinte Lytton.

Roderich wäre nicht im Stande geweſen, darauf eine Antwort zu geben; doch ſetzte er ſich jetzt neben die Kleine auf eine höhere Stufe der Treppe, hob ihr Köpfchen ſanft in die Höhe und küßte ſie auf den Mund; dann ſagte er mit etwas unſicherer Stimme: „Du haſt überhaupt heute einen ſchönen und vergnügten Tag — denke Dir nur, Du ſollſt am Abend mit Deiner Mutter verreiſen!“

„Ich, Papa? Ach, das iſt ſchön — Du gehſt aber auch mit?“

„Ich werde Dich nicht begleiten können, denn ich habe zu viel zu thun. Dort mein Bild muß fertig gemacht werden, ich habe es verſprochen.“

„Ja, wenn Du es verſprochen haſt, ſo mußt Du auch Dein Wort halten,“ ſagte das Kind mit altkluger Miene; „aber es iſt recht ſchade, daß Du nicht mitreiſen willſt; ſo wäre es mir noch viel, viel lieber geweſen — aber wo reiſen wir hin, lieber Papa? War ich ſchon einmal dort, wo wir hinreiſen? Und lange bleiben wir doch wohl nicht aus, weil Du nicht mitgehſt, oder kommſt Du und holſt uns ab — gewiß, Du kommſt und holſt uns ab, und darauf will ich mich am allermeiſten freuen!“

„Du fragſt ſo viel auf einmal, mein liebes, gutes Kind, daß ich Dir unmöglich alles das beantworten kann; zuerſt alſo, wohin Du mit der Mutter reiſen ſollſt — ja, das darf ich Dir nicht ſagen, Du wirſt Dich wundern!“

„Iſt es ſo weit und ſo ſchön, wo wir hingehen?“

„Ja, es iſt ziemlich weit und wird auch wohl recht ſchön ſein.“

„Gehen wir mit dem Dampfſchiffe oder mit dem Wagen?“

„Mit dem Wagen.“

„Mit unſerem großen Wagen, in dem ich ſo gern ſitze, der ſo angenehm ſchaukelt und ſo gut nach Leder riecht?“

„Ja, mein Kind.“

Euch und mich, ein kleines, armes, unſchuldiges Kind, mit den Füßen von ſich ſtieß; denn er ſagte — was ſagte er doch, daß ich ſei? — wißt Ihr's noch? ich habe es nicht vergeſſen — ich ſei ein Baſtard, ſagte er, ein Kukuköei! — o Mutter! von da an, obgleich ich nicht wußte, was er damit meinte, hatte ich ſogar an dem grünen Walde keine Freude mehr, wie die übrigen Kinder, und wenn der Kukuk ſchrie, ſo dachte ich an die Schläge zu Haus und ſchauderte."

Die Frau ſaß da, ohne eine Sylbe zu antworten, ohne einen Blick auf die Tochter zu werfen, den Kopf in die Hände vergraben und ſeufzte und ſtöhnte nur zuweilen tief auf.

„Ich habe Euch das noch nie geſagt, Mutter," fuhr das Mädchen fort, „und ich thue es auch nur wegen der heutigen Nacht und wegen der Zukunft; aber Ihr ſollt Alles hören! Freilich mißhandelte uns der Vater, Euch und mich, freilich wurden wir eine Bettler-Familie, freilich ſuchte und fand er ſeinen Tod in dem Fluſſe, aber wer, Frau, hat ihn dazu gebracht? — ich will es Euch ſagen — Ihr ſelbſt!"

Bei dieſen Worten fuhr die Frau gewaltſam in die Höhe und ſtarrte ihre Tochter mit einem ſchrecklichen Blicke an; das Mädchen aber erhob ſich ruhig und gab der Mutter Blick um Blick zurück.

„Wer hat dir das geſagt?" brachte die Frau endlich mühſam hervor, „wer hat dir das geſagt?"

„Iſt es vielleicht nicht wahr?" entgegnete ruhig das Mädchen, „bin ich vielleicht kein Baſtard — was?"

Die Frau fiel auf ihren Stuhl zurück, ohne eine Antwort zu geben, und die Tochter fuhr fort:

„Wie geſagt, das iſt Alles vorbei, und alle Klagen, alle Verwünſchungen beſſern uns beide nicht; doch Mutter, ich be-

„Ach, das iſt prächtig, und wir werden einen Poſtillon haben, und der wird blaſen — ah, Du wirſt uns abholen, nicht wahr, Papa — das verſprichſt Du mir?"

„Was man verſpricht, muß man auch halten, wie Du vorhin ſelber geſagt, und da ich noch nicht genau weiß, ob ich Zeit haben werde, Dich abzuholen, ſo kann ich es Dir nicht verſprechen."

„Kommen wir bald wieder?"

„Es ſoll, hoffe ich, nicht zu lange dauern."

„Ach, ich freue mich recht, daß ich verreiſen darf!" rief Margarethe luſtig, indem ſie die Hände zuſammenſchlug; plötzlich aber ſagte ſie, ſehr ernſt werdend: „Geht denn der Vetter auch mit?"

„Nur ein paar Tage, dann läßt er Euch ſchon allein."

„Es wäre mir lieber, er reiste gar nicht mit; denn er ſieht ſo dumm aus, ſo dumm, ſo dumm, ſo dumm, daß ich ihn gar nicht leiden kann."

„Du mußt nicht ſagen, daß er dumm ausſieht," meinte Lytton lachend — „das nennt man in der Hofſprache vornehm und würdig ausſehen — o, wenn ich will, kann ich auch ſo ausſehen!"

„Nein, das kannſt Du nicht! Verſuche es einmal und ſieh' dumm aus — ſiehſt Du wohl," rief das Kind nach einer Pauſe mit herzlichem Lachen, „daß Du es nicht kannſt! Wenn man dumm ausſehen will, muß man auch ernſt bleiben, wie der Vetter — Du haſt aber gelacht, und das gilt nicht!"

In dieſem Augenblicke hob Andreas den Gobelin auf, ſtreckte ſeinen Kopf zur Thür herein und ſagte ſo ernſt, wie man es ſonſt nicht an ihm gewohnt war, daß draußen im Garten der Tiſch gedeckt ſei und daß die Suppe ſchon kalt genug wäre, um es nicht länger anſtehen zu laſſen.

Margarethe ſprang jubelnd in die Höhe und eilte dem Gärtner nach, den ſie aber erſt im Garten erreichte; dort faßte ſie ihn mit ihren beiden Händchen am Arme, ſchüttelte ihn ſo derb wie möglich und ſagte, indem ſie mit ihren großen, leuchtenden Augen zu ihm aufblickte: „Du, Andreas, weißt Du ſchon, daß ich verreiſe?"

„Ja, ich weiß es,“ gab der Diener in einem trübſeligen Tone zur Antwort.

„In dem großen Wagen mit meiner Mama — Papa geht nicht mit, er hat keine Zeit; das iſt recht, recht traurig!“

„Ja, das iſt recht traurig!“

„Er kann uns auch nicht abholen — aber ich komme bald wieder!“

„Gott gebe es, daß Du bald wiederkommſt!“

„O, ich freue mich ſo darauf — aber Du freuſt Dich gar nicht, denn Du machſt ein verdrießliches Geſicht!“ —

Das ſchien auch Roderich bemerkt zu haben, der nun das Atelier verlaſſen hatte und mit Lytton in den Garten getreten war. — „Ah, ich verſtehe,“ ſagte der Maler lächelnd, als er, um ſich her ſchauend, Mamſell Eliſe entdeckte — „hat man Dir ſchon gänzlich unnöthige Berichte gemacht — ganz unnöthige, denn ich mag es nicht leiden und ſehe den Nutzen nicht ein, wenn ſich die Dienſtboten um die Angelegenheiten ihrer Herrſchaft bekümmern.“

„Ach, Herr Olfers,“ antwortete der treue Diener in einem mürriſchen Tone, „was alle Welt erfahren wird, darf ich doch wohl auch hören — es geht mir recht zu Herzen!“

„Was hat denn der Andreas?“ ſagte das Kind, indem es erſtaunt von Einem zum Anderen blickte.

„Nichts, nichts — er brummt nur, daß die Suppe kalt geworden ſei, und darin hat er Recht, und deßhalb wollen wir uns raſch zu Tiſche ſetzen. Lytton, gehe Du mit Margarethe voran!“

„Was will denn die Eliſe?“ fragte er den Gärtner mit leiſer Stimme, als ſich die Beiden entfernt hatten — „warum geht ſie nicht nach Hauſe zurück?“

„Das habe ich ſie auch gefragt; aber ſie meinte, ſie müſſe die Kleine wieder mitnehmen.“

„Sie ſoll nur gehen, ich werde Margarethe ſchon nach Hauſe bringen. Sage ihr, ſie könne gehen.“

Der Gärtner ging und wiederholte dieſen Befehl allerdings der Kammerjungfer, welche demſelben übrigens keine Folge leiſtete; vielmehr blieb ſie auf der Stelle, wo ſie ſich gerade befand, ruhig ſtehen, wie Jemand, der mit ſich über etwas zu Rathe geht, bohrte die Spitze ihres Sonnenſchirmes in den Sand, blickte ein paar Mal in die Höhe, dann wieder auf den Fußboden und ſchien endlich einen Entſchluß gefaßt zu haben — den Entſchluß, ſich Roderich zu nähern, was ſie denn auch, wenn gleich mit zögernden Schritten, that.

„Sie haben mir befohlen, Herr Olfers, nach Hauſe zurückzukehren," ſagte ſie in einem weniger ſchnippiſchen und herausfordernden Tone als gewöhnlich, „und ich würde das auch gewiß augenblicklich gethan haben, wenn ...."

„Nun — wenn? Was? wenn? So thun Sie, was ich Ihnen befehle! Margarethe bleibt hier bei mir, und ich will ſchon dafür ſorgen, daß ſie gegen drei Uhr nach Hauſe kommt; da wird doch noch vollkommen Zeit ſein, ihr ein anderes Kleidchen anzuziehen!"

„O gewiß, dazu wird vollkommen Zeit ſein," ſagte die Gouvernante, indem ſie ihren Kopf niederſinken ließ und ihre Hände zuſammenlegte.

„Und da Sie die Reiſe mitmachen werden und überhaupt viel zu thun iſt, ſo kann man Sie im Hauſe vortrefflich gebrauchen; deßhalb gehen Sie immerhin!"

„Ja, Herr Olfers, ich ſoll die Reiſe mitmachen."

„Ah, Mamſell Eliſe," erwiederte der Maler erſtaunt, „Sie legen einen eigenthümlichen Nachdruck auf das Wörtchen ‚ſoll', auch laſſen Sie ihren Kopf hängen, als ſei Ihnen etwas höchſt Unangenehmes begegnet — bitte, ſeien Sie natürlich, ich haſſe alle Heuchelei!"

Die Gouvernante ſeufzte leiſe auf, dann entgegnete ſie: „Ja, Herr Olfers, ich ſoll die Reiſe mitmachen, aber ich ſoll ja auch in Kurzem wieder hieher zurückkehren."

„Ah — und das macht Ihnen Kummer? Nun, beruhigen Sie sich, Mamsell Elise, Sie können bleiben, wo Sie wollen, ich werde Ihr Zurückkommen durchaus nicht verlangen!“

„Das ist es ja gerade, was ich fürchte — ich soll mit meiner kleinen, lieben Margarethe zurückkommen und weiß doch, daß ich Ihnen unangenehm bin! darüber will mir fast das Herz brechen“ — sie fuhr mit ihrem Taschentuche an die Augen.

Roderich blickte sie erstaunt an; doch trotz der großen Gutmüthigkeit, welche aus seinem allzu unbegränzten Vertrauen in die Rechtlichkeit der Menschen entsprang, konnte er sich hier doch nicht enthalten, achselzuckend zu antworten: „Ich habe diese Weichheit Ihres Herzens bis jetzt nie bemerkt, halte sie auch für gänzlich unnöthig; doch was Ihre Befürchtung anbelangt, so beruhigen Sie sich,“ setzte er kalt und stolz hinzu — „Sie waren mir weder angenehm noch unangenehm — kommen Sie immerhin mit meiner Tochter zurück, und wenn Sie in Zukunft ihre Pflicht getreu erfüllen, so werde ich der Vergangenheit nicht weiter gedenken!“

„Danke herzlich, danke, Herr Olfers!“ rief die Gouvernante mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit — „o gewiß, Sie werden finden, wie trübe, aber auch wie freudig Verhältnisse auf uns einzuwirken im Stande sind — o, ich habe ein dankbares Herz, und wie ich meinen kleinen Engel liebe — Ihnen das zu sagen, wäre mir unmöglich!“

„Gut, gut, lassen wir das; gehen Sie nach Hause und sagen Sie, Margarethe würde gegen drei Uhr nachfolgen!“

„Und sonst habe ich nichts in Ihrem Auftrage auszurichten?“

„Nicht das Geringste — sorgen Sie nur auf der bevorstehenden Reise auf das Gewissenhafteste für meine kleine Tochter, natürlich, so weit es Ihren Dienst betrifft, denn — meine Frau wird das Uebrige schon anordnen — Adieu!“

„Adieu, Herr Olfers!“

Sie ging rasch hinweg, ohne sich umzuschauen, und dann setzte

ſich der Maler an ſeinen Platz, an den gedeckten Tiſch unter der ſchattigen Laube, wo er beſonders von Margarethe mit großer Ungeduld erwartet wurde.

„Ach, Papa," rief das Kind heiter, „heute brauche ich meine Suppe nicht zu eſſen, wenn auch kein Blatt hineingefallen iſt — ſie iſt kalt, ganz kalt!"

„Im Sommer ißt man gern kalte Suppe," meinte Lytton, „das iſt nur eine Ausrede von Dir; ich habe die meinige aufgegeſſen, wenn Du ſo fortmachſt, wirſt Du hungrig vom Tiſche aufſtehen."

„O, es kommt noch etwas für mich," erwiederte ſie mit einem Blicke auf Andreas, welcher ihr mit einem traurigen Geſichte, aber doch freundlich zunickte.

Roderich bemühte ſich, zu vergeſſen, warum er am heutigen Tage mit ſeiner kleinen Tochter und ſeinem Freunde hier im Garten ſpeiſe, und es gelang ihm auch, da Lytton ruhig und heiter war, wie immer, und das Kind gegen ſeine Gewohnheit luſtig, faſt ausgelaſſen.

War es doch auch ſo angenehm ſchattig hier in der Laube, während draußen die Hitze des Sommertages brütete, und hatte man nicht ein kleines, allerliebſtes Diner: ein paar leichte Fleiſchſpeiſen, etwas Gemüſe, kalten Pudding mit einer ſüßen, rothen Sauce für Margarethe, auch Erdbeeren und anderes Obſt für ſie und eine Flaſche guten, in Eis gekühlten Wein für die Anderen!

Nachher brachte Andreas die Kaffeemaſchine ſeines Herrn, und Margarethe ließ es ſich nicht nehmen, den Spiritus einzugießen und anzuzünden, was ſie mit ihren kleinen Fingern ſo zierlich that, daß es eine Luſt war, ihr zuzuſchauen.

Das that beſonders Roderich, und zwar mit einer unbeſchreiblichen Innigkeit, worauf er in tiefes Nachſinnen verfiel und dann, als das in der Maſchine kochende Waſſer geräuſchvoll aufſprudelte,

ſagte: „Hoffentlich werden wir noch oft hier draußen zuſammen ſpeiſen — meinſt Du nicht Lytton?“

„Gewiß, und ich meine, daß, ſo trübe uns auch eine Zeit erſcheint, ſie doch ihre Lichtpunkte hat und vorüberzieht wie ſchwere Gewitterwolken; wie ſagt doch mein großer Landsmann:

Come, what come may,
Time and the hour runs through the rougest day.

„So, der Kaffee iſt fertig,“ rief Margarethe — „und darf ich ihn in die Taſſen einlaufen laſſen?“

„Aber nur in zwei — für Dich iſt Kaffee nach Tiſch nicht gut; lieber gebe ich Dir etwas Wein mit Waſſer.“

„Gib mir lieber noch ein paar Erdbeeren, ſie ſind hier in unſerm Garten gewachſen, und da ich heute verreiſe,“ ſetzte ſie mit großer Wichtigkeit hinzu, „ſo kann ich ja morgen keine eſſen. Wann werden wir fahren?“

„Ich glaube, um vier Uhr.“

„Und wo werden wir ſchlafen?“

„Wie ich mir denke, werdet Ihr die ganze Nacht durchfahren; man macht Dir auf dem Rückſitze des großen Wagens ein gutes Bett, dann wirſt Du angenehm in den Schlaf geſchaukelt und ſchläfſt ſo fort, bis die Sonne wieder neugierig über die Berge herüber ſchaut und Dich mit ihrem freundlichen Blinzeln weckt; dann biſt Du weit, weit von hier entfernt — iſt das nicht ſchön?“

„Ach ja, das iſt herrlich!“

„So, da haſt Du auch noch Erdbeeren.“

„Danke, Papa — ich will ſie mit zu Andreas nehmen und ihm ſagen, er ſolle dafür ſorgen, daß ich noch welche finde, wenn ich zurückkomme.“

„Thue das mein Kind.“

Lytton hatte ein Cigarren-Etuis hervorgezogen und die beiden Freunde rauchten, in der ſchattigen Laube ruhend, und jeder, mit

seinen Gedanken beschäftigt, blickte längere Zeit stillschweigend dem bläulichen Rauche nach, der eilfertig in die Höhe stieg und sich einen Weg suchte durch das dichte Blätterdach der Laube.

Draußen saß Margarethe, ihren Teller mit Erdbeeren auf dem Schooße, neben dem Gärtner, der den Kopf sorgenvoll in die Hand gestützt hatte und mit einem traurigen Lächeln dem Geplauder des kleinen Mädchens lauschte.

Lytton fragte nach einigem Stillschweigen: „Du hast wohl Conchitta schon lange nicht mehr gesehen?"

„Sehr lange nicht — nicht mehr seit jener Soirée. Früher kam sie zuweilen mit ihrer Schwester Mercedes ins Atelier, jetzt scheint sie mich zu meiden."

„Kannst Du Dir einen Grund dafür denken?"

„Nein."

„Eigenthümlich — gegen mich that sie in letzterer Zeit, wenn ich ihr hier und da begegnete, außerordentlich fremd und förmlich."

„Vielleicht hat die Anwesenheit ihrer Schwester auf sie eingewirkt."

„Das glaube ich nicht; wie war sie selbst so heiter, so offen, so umgänglich, diese große Künstlerin — nein, nein, im Gegentheile, ich weiß ganz genau, daß sie Conchitta häufig ermahnte, mit der Welt zu leben und gute Gesellschaft aufzusuchen."

„Vielleicht hat ihr Oheim, der ernste Spanier, ihr Lebensregeln gegeben, die sie nun in seinem Sinne befolgt und sich von ihren Freunden zurückzieht."

„Von einem Theile derselben," sprach Lytton mit Betonung, „während sie sich einem anderen Theile bedeutend genähert hat."

„Du meinst Rodenberg?" fragte der Andere, wobei sein gleichgültig sein sollender Ton der Stimme durch die Hast, mit der er jene Worte aussprach, ungewöhnliches Interesse verrieth.

Lytton schüttelte mit dem Kopfe. „Allerdings glaubte Rodenberg anfänglich, Conchitta kennen gelernt zu haben, und machte

derſelben nach ſeiner Art den Hof, caracolirte an ihren Fenſtern vorüber, ließ Conchitta's Skizzenbuch, das er zufällig gefunden, durch ſeinen ſuperben Pudel überbringen und trieb ähnlichen Unſinn auf ſeine Weiſe. Nachdem er aber beide Schweſtern geſehen, hatte er kein Auge mehr für Conchitta — begreiflicher Weiſe," ſetzte er langſam hinzu — „für einen Charakter wie Rodenberg's nämlich. Ah, jene Sängerin iſt eine Sirene, die man nicht genug zu fürchten vermag — wahrhaftig, ich mußte mich feſthalten, um nicht ebenfalls in den Strudel mit hineingeriſſen zu werden!"

„Arme Conchitta!" ſagte Roderich gedankenvoll. „Ich hätte nicht gedacht, daß Du nur einen Augenblick ſchwanken würdeſt zwiſchen dem inneren Gehalte der beiden Schweſtern!"

„Das habe ich auch nicht gethan; doch Du verkennſt die Andere, ſie iſt eine große Künſtlerin."

„Das iſt ſie."

„Und verbirgt unter ihrer heitern Außenſeite ein tiefes Gemüth. Ich hatte bei ein paar Gelegenheiten Veranlaſſung, längere Zeit mit ihr zu plaudern, und ich kann Dir verſichern, daß ſie gar nicht auswich, wenn man die Converſation aus ihrem gewöhnlichen Geleiſe brachte."

„Sie iſt abgereist, nicht wahr?"

„Ja," ſagte Lytton und ſetzte lächelnd hinzu: „Ich war bei ihrer Abreiſe zugegen und läugne es nicht, in der Abſicht, ihr noch ein freundliches Wort zu ſagen; doch ſtand ſie wie eine Königin im Kreiſe ihrer zahlreichen Verehrer, und da ich mich nicht zudrängen wollte, mußte ich mich mit dem kleinen Theile einer freundlichen Handbewegung begnügen, die freilich uns Allen mit einander geſpendet wurde."

„Du ſagteſt vorhin," fuhr Roderich nach einer Pauſe fort, „Conchitta habe ſich anderen Freunden zugewandt — wen meinteſt Du damit, wenn nicht Rodenberg?"

„Es iſt vielleicht ein Unſinn, aber man ſprach davon."

„Nun?“ fragte Roderich ungeduldig, da jener ſchwieg.

„Erinnerſt Du Dich noch, als wir vor einiger Zeit dort in der Thür Deines Ateliers ſtanden — es war an jenem Morgen, als uns Prinz Heinrich mit ſeiner hohen Gegenwart beglückt hatte — Conchitta ging nach Hauſe, begleitet von . . . .“

„Ah, von Michel Angelo Schmitz!“ rief Roderich, „wir fanden, glaube ich, Beide damals, daß ſie ſich mit einer Zutraulichkeit, die für Conchitta außerordentlich war, an den Arm des kleinen Mannes hängte — iſt's nicht ſo?“

„Ja, ja, Du wirſt Dich erinnern, wir ſprachen darüber, und was wir darüber ſprachen, hörte ich auch ſonſt wo anklingen.“

„Unſinn, lächerlicher Unſinn!“

„So dachte ich auch; doch hörte ich, wie ein paar unſerer wilden Geſellen den kleinen Schmitz mit ſeiner Liebſchaft neckten und aufzogen und ihn fragten, wann die Hochzeit ſei.“

„Nun? — Er wies das mit Entrüſtung von ſich,“ rief Roderich, „er war das Conchitta ſchuldig!“

„Ich erwartete auch, daß er auf eine feine und ſtille Art jenen feinen und naſeweiſen Burſchen Beſcheid ſagen würde; aber nein — er lächelte ſtill vergnügt und rieb ſich die Hände.“

„Er rieb ſich vergnügt lächelnd die Hände? — Und Du?“

„Ich ging achſelzuckend davon. Du ſiehſt mich erſtaunt an — hätte ich vielleicht Händel darüber anfangen ſollen?“

„Du hätteſt dieſem Schmitz ſein unverſchämtes und doch wieder ſo feiges Betragen vorwerfen ſollen,“ rief Roderich entrüſtet — „ich würde es gethan haben.“

„Schlimm genug, wenn Du Das gethan hätteſt; warum jenen Leuten neuen Stoff zum Lachen und Gerede geben? Darf ich mir erlauben, Dir etwas zu ſagen, Roderich?“ ſagte Lytton in ſeiner ruhigen, feſten Weiſe, wobei er den Freund mit einem vollen Blicke anſah.

Roderich ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn, preßte ſeine

Lippen aufeinander und es dauerte eine ziemliche Weile, ehe er ſagte: „Ich verſtehe Dich, Du haſt ganz recht; wir wollen in dieſer harten und ſchweren Zeit nichts thun, um den Leuten Veranlaſſung zu geben, über uns zu reden.“

„Ganz Recht, mein Freund, und da Du hierin meiner Anſicht biſt, ſo kann ich mir wohl erlauben, Dir einen Vorſchlag zu machen. — Blicke den heiteren, leuchtenden Himmel an — ſieh', wie maleriſch das Laub ſchon anfängt, ſich zu färben — laß uns die Stadt für einige Zeit verlaſſen, nur ſo lange, als dort unſere gute Margarethe entfernt ſein wird — nicht wahr, ich ſpreche Dir aus der Seele?“

„Ja, ja,“ rief Roderich erfreut, „laß uns ein wenig umherſchwärmen, wie ich es in früheren, glücklichen Zeiten gethan — es graut mir vor meinem verödeten Hauſe!“ ſetzte er mit plötzlich finſter werdendem Blicke hinzu.

„Ich denke an keine weite Reiſe,“ ſagte der Andere, „wir wollen uns nur ein wenig in die Berge werfen, den Wanderſtab in der Hand, in der grauen Jacke, ein Ränzchen auf dem Rücken, das Skizzenbuch unter dem Arme und vor allen Dingen mit wenig Geld im Beutel.“

„Ja, das wollen wir,“ rief Roderich mit leuchtenden Blicken; „wir wollen ſie zurückrufen, die erſte Zeit der friſchen Jugend, wo wir mit Luſt einen ſeltſam geformten Stein gemalt und einen alten, knorrigen Baumſtamm, wo wir im Wirthshauſe auf der Ofenbank ſchliefen oder im duftigen Heu, da uns ein Bett zu theuer war — o, jene glückliche, glückliche Zeit, wo wir vor Entzücken laut aufſchrieen, wenn wir einen beſonders maleriſchen Thalgrund vor uns ſahen mit klarem Bergwaſſer, wenn wir dazu rechts und links die Schläge der Axt oder den Ruf des Kukuks hörten, wenn wir hinabſchauten, wo, ſo heimlich an die Bergwand geſchmiegt, die kleine Mühle lag mit dem luſtig ſich umdrehenden Rade.“

ſchwöre Euch, laßt uns ein anderes Leben anfangen! Ich bin ja jung und ſtark, ich kann und will arbeiten, laßt uns die Stadt verlaſſen, laßt uns im Lande herum betteln gehen — das iſt ja für mich doch nichts Neues! — bis wir einen ehrlichen Erwerbszweig gefunden haben.“

Nach dieſer Rede zum erſten Mal ſchaute die Mutter ihre Tochter mit einem Blicke an, in welchem ſich einige Hoffnung malte, und während ſie ſich ſcheu rings umſah, ſagte ſie haſtig, aber mit leiſer Stimme: „ja, wir wollen, mein Kind! mein armes, unglückliches Mädchen! — und zahlreiche Thränen entſtrömten ihren Augen — ja, wir wollen fort von hier, komm! — jetzt gleich! noch heute Nacht!“

„Heute Nacht? jetzt gleich?“ entgegnete das Mädchen und eine tiefe Röthe flammte in ihrem Geſicht auf. „Heute Nacht wird 's nicht gut gehen, auch iſt ja die Nacht bald vorüber, aber Morgen Nacht, dann ſicher, Mutter! — Nicht wahr, Ihr verſprecht mir das?“

„Ja, wenn du willſt, mein Kind,“ ſagte die Frau ſichtlich erleichtert; „aber der Steinmann? — Wenn der Steinmann kommt?“

„Den laßt nur kommen, Mutter,“ entgegnete das Mädchen und richtete ſich hoch empor, „den laßt kommen, mit dem werde ich fertig, wenn Ihr, Mutter, ihn nicht unterſtützt.“

So endigte das Geſpräch zwiſchen Mutter und Tochter, und es war der Frau in dieſem Augenblicke mit der projektirten Flucht vollkommen Ernſt, und während das Mädchen durch den heranbrechenden Morgen ermuthigt, in ihr Bett zurück gieng, ſuchte die Mutter allerlei Kleidungsſtücke und andere Sachen in den Schubladen und Schränken zuſammen, machte ein Paket daraus und verbarg es in dem geheimen Fache des Wandſchrankes.

„Oder wenn wir auf der Höhe des Berges ſtanden," ſprach Lytton, „rings um ſich her eine unermeßliche Ausſicht, wobei man laut und toll aufſchrie vor Freude."

„Das iſt eine glückliche Idee, Lytton — wohin gehen wir?"

„Ich habe das maleriſche Felsthal, welches Ihr Geſteins nennt, noch nie in ſpätſommerlicher oder herbſtlicher Färbung geſehen — hätteſt Du etwas dagegen, wenn wir uns dort eine Zeit lang umhertrieben?"

„Gewiß nicht, mein Freund — ich war ſo lange nicht mehr dort, daß auch mir jene großartige Natur wieder neu erſcheinen wird; gehen wir dorthin — ich freue mich wie ein Kind darauf. Aber nicht wahr, wir reden mit Niemanden darüber!"

„Wozu auch — hat doch Niemand ein Recht, unſere Schritte zu überwachen!"

„Ach ja, Niemand hat mehr ein Recht, meine Schritte zu überwachen!" ſagte Roderich, indem er faſt freudig in die Höhe blickte. — „Die Zeit iſt ſo raſch vorübergegangen," fuhr er nach einem längeren Stillſchweigen fort, während deſſen die beiden Freunde über den ſoeben beſprochenen Plan in angenehme Träumereien verſunken geweſen waren, aus denen ſie das Herbeikommen des kleinen Mädchens geweckt — „es iſt in Kurzem drei Uhr."

Roderich ſprach dieſe Worte, nachdem er tief aufgeathmet, und alsdann zog er Margarethe an ſeine Bruſt und bedeckte ihr Geſichtchen, wo es gerade hintraf, mit heißen Küſſen. — „Du mußt jetzt nach Hauſe," ſagte er darauf mit leiſer Stimme.

„So wollen wir gehen, Papa — ich muß noch Eliſe fragen, ob ſie alle meine Kleidchen eingepackt hat; die große Puppe will ich auch mitnehmen, ſie kann neben mir im Wagen ſchlafen, und es wird ihr durchaus nichts ſchaden, wenn ſie ſich ein Bischen anderswo umſchaut."

„Du wirſt mit Herrn Lytton nach Hauſe gehen, ich habe hier noch drängend zu thun."

„Du kommſt doch auch noch, bis wir fortfahren?“

„Ich hoffe, ja; da ich aber nicht weiß, ob ich nicht Beſuch bekomme, der mich hier zurückhält, ſo will ich Dir auf alle Fälle einen tüchtigen Abſchiedskuß geben.“

Das kleine Mädchen ſchlang ſeine Aermchen um den Hals des Vaters, ſchmiegte ſich feſt an ihn und erſtattete ihm reichlich alle Küſſe, welche ſie ſoeben erhalten. — „Was wird aber Mama ſagen, wenn Du nicht nach Hauſe kommſt, ehe wir abreiſen — haſt Du von ihr ſchon Abſchied genommen?“

„Ja — mein Kind.“

„Aber wenn Du kommen kannſt, ſo kommſt Du?“

„Gewiß mein gutes Herz, meine liebe, ſüße Margarethe — doch ſchau', da iſt Andreas,“ fuhr er fort, indem er ſeine Stimme gewaltſam' zu einem feſteren Tone zwang — „ich ſehe es ihm an, er möchte Dir gern Dein Hütchen aufſetzen und von Dir Abſchied nehmen; geh' zu ihm.“

Margarethe glitt von den Knieen ihres Vaters herunter und eilte zu dem Gärtner, der ſie mit zwinkernden Augen anſchaute.

„Daß ich nicht mit nach Hauſe gehen kann, wirſt Du begreiflich finden, Alfred,“ ſagte Roderich mit ruhigem Tone der Stimme, indem er die rechte Hand auf die Schulter ſeines Freundes legte; „ich kann und mag bei dem Abſchiede nicht zugegen ſein, und ſelbſt, wenn es mich mit richtigem Gefühle drängte, es doch zu thun, ſo würde man es auf der anderen Seite herzlos, kalt, heuchleriſch finden. — Ich weiß das, und deßhalb müßte es mich aufs tiefſte verletzen, ja, ich könnte es nicht ertragen, wenn vielleicht ein herzliches Wort, aus meinem bewegten Herzen kommend, mit Kälte oder mit einem höhniſchen Lächeln aufgenommen würde!“

„Ich glaube, Du haſt Recht, und mit Vergnügen vertrete ich Deine Stelle!“

„Darum will ich Dich auch alles Ernſtes und dringend gebeten

haben; ich kenne Dich, mein Freund, und verlaſſe mich auf Deine Ruhe und Klugheit."

„Du thuſt gerade, als vertrauteſt Du mir ein ſchwieriges Geſchäft," ſagte Lytton und zwang ſich zu einem Lächeln, um ſelbſt, wenigſtens äußerlich, feſt zu bleiben gegenüber dem aufs tiefſte erſchütterten und bewegten Gemüthe Roderich's — „was iſt denn Schweres dabei zu thun? Macht es mir doch Freude, auch heute wieder meine kleine, gute Margarethe nach Hauſe zu begleiten, wie ich ja ſchon ſo oft gethan!"

„Aber das iſt nicht genug, Alfred; ich bitte Dich, in meinem Hauſe zu bleiben, bis alle Drei daſſelbe verlaſſen haben."

„Gewiß, recht gern!"

Roderich wandte ſich ab mit einer ganz natürlichen Bewegung, als ſchaue er nach Margarethe hinüber, doch that er es abſichtlich, um ſeinem Freunde nicht in die Augen zu ſehen, als er fortfuhr: „Und wenn Du meine Frau ſiehſt, die Mutter meines lieben Kindes, ſo ſage ihr, natürlicher Weiſe, als ſprächeſt Du ganz aus Dir ſelber, ſie würde es begreiflich finden, ja, dankbar anerkennen, daß ich in dieſem wichtigen und traurigen Augenblicke von meinem Hauſe fern geblieben ſei — die Bezeichnung ‚traurig' kannſt Du anwenden, wenn es Dir paſſend erſcheint; ſetze auch hinzu, ich hätte deßhalb keinen Abſchied genommen, um dieſer Reiſe nicht eine noch größere Wichtigkeit beizulegen — vielleicht verſtehſt Du mich, Lytton — Du kannſt hinzufügen, ſo wie Du mich kennteſt, würde ich nicht erſtaunt ſein, wenn in einiger Zeit . . . ."

„Nun, wenn in einiger Zeit?" fragte Lytton, da Jener ſtockte.

„Nun, wenn in einiger Zeit meine Frau ſelbſt die kleine Margarethe zurückbringen würde — verſtehſt Du mich?"

„Ja, ich verſtehe Dich," gab Lytton tief bewegt zur Antwort.

„Ich würde in dem Falle nicht erſtaunt ſein, nicht mißvergnügt — nicht — ſage, was Du willſt, ich vertraue Dir wie Niemanden ſonſt."

Er machte eine haſtige Bewegung die Laube zu verlaſſen; doch blieb er plötzlich ſtehen wie Jemand, dem etwas Wichtiges einfällt. Ehe er ſich aber wieder gegen ſeinen Freund wandte, fuhr er ein paar Mal ſchnell mit der Hand über die Augen. — „Das Beſte hätte ich ja beinahe vergeſſen," ſagte er alsdann, „das Wichtigſte, das, wodurch Du mit Deiner bekannten Feſtigkeit mich als Vater gegen ſie, beſonders aber gegen den Freiherrn von Schenk, zu vertreten haſt; es betrifft die Rückkehr Margarethens nach acht oder zehn Tagen, ſeien es meinetwegen auch vierzehn Tage. Du mußt ihn verantwortlich machen, daß er ſein mir gegebenes Verſprechen erfülle und nach Ablauf jener Zeit mein Kind hieher zurückbringe. Nur auf dieſe Bedingung hin habe ich überhaupt darein gewilligt, daß Margarethe ihre Mutter begleite."

„Du mißtraueſt ihm?"

„Das gerade nicht, denn wenn ich das thäte, ſo würde ich ja meine Einwilligung zu der Reiſe nie gegeben haben."

„Gut denn," erwiederte Lytton, wobei ſich ein eigenthümliches Lächeln auf ſeinen offenen Zügen zeigte, „ich habe Dich vollſtändig verſtanden und werde Dich beſſer vertreten, als Du Dich ſelbſt vertreten haben würdeſt. Ich kann nun einmal ein Mißtrauen gegen jene Leute, namentlich gegen den geſchmeidigen Kammerjunker, nicht unterdrücken; ich werde ihm alſo zuerſt das Verſprechen, das er Dir gegeben, ſcharf ins Gedächtniß zurückrufen und dann werde ich ihm andeuten, wie ich in zweiter Linie hinter Dir ſtände und wie und auf welche Art er meinen Beſuch in der Reſidenz zu erwarten habe, im Falle Margarethe in längſtens vierzehn Tagen nicht wieder geſund und wohlbehalten in Deinem Hauſe iſt — iſt's ſo recht?"

„Ja, und ich danke Dir herzlich!"

„Keine Urſache — es macht mir ein wahres Vergnügen, dem Freiherrn von Schenk ein kaltes, ruhiges Wort feſt ins Geſicht ſagen zu können."

„So gehe denn in Gottes Namen!"

Roderich verließ die Laube und ging mit raſchen Schritten dem Eingange ſeines Ateliers zu; ehe er aber die Schwelle deſſelben betrat, wandte er ſich um und breitete beide Arme aus, als er ſah, wie ſein kleines Mädchen ihm in vollem Laufe entgegeneilte.

„Adieu, mein Kind — adieu, Margarethe — adieu, mein liebes Mädchen!“

„Adieu, mein lieber, guter Papa!“ — —

Sie hatten ſchon längſt, längſt den Garten verlaſſen, Lytton, das kleine Mädchen und Andreas, der, ohne zu fragen, ſeinen Rock angezogen und ſeinen Hut mit einem gewiſſen trotzigen Ungeſtüm aufgeſetzt hatte, da erſchien Roderich wieder unter der Hausthür; ſein Geſicht war von einer erſchreckenden Bläſſe überzogen, ſeine Augen flimmerten ſeltſam; er hatte die Lippen feſt zuſammengepreßt und ging nun mit kurzen, langſamen Schritten der Gartenthür zu. Dort lehnte er ſich an das Gitter und ſchaute unverwandt auf die Biegung der Straße, bei der die Drei verſchwunden waren. Hatte er doch während dieſer Zeit ſo klar und lebendig die Geſtalt des kleinen Mädchens vor ſeinem inneren Auge geſehen, daß es ihm immer war, als leuchte ihr helles Kleidchen dort durch die dunkeln Büſche. Ein paar Mal rieb er ſich die Augen und ſchüttelte dann wie verwundert den Kopf — lange, lange ſtand er da, auf jene Wendung des Weges ſtarrend — umſonſt. Der Weg blieb leer, troſtlos leer, und die Blätter der grünen Büſche ſtanden unbewegt in der ſtillen, warmen Luft. —

Die Uhren der Stadt ſchlugen die vierte Stunde. — —

XXII.

„So leb' denn wohl, du altes Haus!"

Wir haben bereits in einem der früheren Kapitel dieſer außerordentlich wahren Geſchichte bemerkt, daß mit Rafael, Rodenberg's kleinem Diener, ſeit ſeiner Begegnung mit der fremden Dame, beſonders aber, ſeit er nach ihrer Anleitung mit ſo auffallendem Glücke die Rolle eines Zwerges ausgeführt, eine ſo vortheilhafte Aenderung vor ſich gegangen war, daß Walter, welcher dieſe zuerſt bemerkt hatte, brummend ſagte:

„Ich weiß nicht, was in den Kerl gefahren iſt — entweder eine große Teufelei oder eine ſchwere Krankheit oder der Drang, etwas Ordentliches zu werden — nun, wir wollen ſehen, was am erſten bei ihm zum Durchbruch kommt!"

Rafael wurde aber nicht krank, erfreute ſich vielmehr einer guten Geſundheit, welche auch wohl dadurch recht offenbar zu Tage trat, daß er ſich bemühte, ordentlich gewaſchen und gekämmt, ſowie in einem anſtändigen Anzuge zu erſcheinen, den er ſich ſelbſt von einem Theile des reichen Geſchenkes angeſchafft, das er von dem Begleiter der jungen Dame, jenem alten, finſter blickenden Herrn, erhalten hatte. Statt neue Teufeleien zu erfinden oder ſeine alten fortzuſetzen, befleißigte er ſich vielmehr eines ruhigen und geſetzten Betragens, reinigte die Kleider ſeines Herrn mit einer großen

Sorgfalt, vollführte die ihm gegebenen Aufträge pünktlich, prügelte sich nicht mehr mit den Buben der Nachbarschaft herum, ließ den ausgestopften Papagei keine Unterredungen mehr halten mit den harmlos Vorüberwandelnden, und was Figaro anbelangte, so war es an sich schon unmöglich, seine alten Späße mit dem Hunde zu treiben, da dieser nur hier und da seinen ehemaligen Herrn besuchte und es für gewöhnlich vorgezogen hatte, bei der sanfteren Conchitta zu bleiben.

Als nun eines Tages Rafael erklärte, er wolle Morgens eine Stunde früher kommen, um seinen Dienst zu besorgen, da er es für sehr nothwendig halte, die Schule wieder zu besuchen, so änderte sich Walter's Ansicht insoweit, als er den jungen Burschen entweder für einen großen Heuchler erklärte oder für einen Kerl, aus dem noch 'mal was Rechtes werden könne.

„Ich habe ihn schon einige Mal beobachtet," sagte der alte Maler finster; „er hat sich ein Skizzenbuch angeschafft und copirt da hinein von den Studien, die dort an der Wand hangen. Einmal gelang es mir, hinter ihn zu kommen, ohne daß er mich gleich bemerkte, und da sah ich, als ich über seine Achsel schaute, daß er in dasselbe Skizzenbuch hinein emsig schrieb."

Wir dürfen dabei nicht verschweigen, daß das so vortheilhaft veränderte Betragen Rafael's für ihn auch seine günstigen Folgen bei Rodenberg hatte, denn dieser, welcher immer seine Späße mit der kleinen Vogelscheuche getrieben hatte, redete jetzt in einem ernsteren, ja anständigeren Tone mit ihm, wodurch sich nun Rafael wieder so gehoben fühlte, daß er alles Mögliche that, um seinen Dienst mit Umsicht und Eifer zu erfüllen.

Die Sonntage hatte Rafael fast ganz für sich; denn nachdem sich Rodenberg angezogen hatte und mit Walter fortgegangen war, konnte er ziemlich sicher sein, weder von diesen Beiden, noch von Rüding oder Knorz belästigt zu werden. An solchen Tagen speisten die Künstler gewöhnlich auswärts, wenn ihre Kasse nicht zu schlecht

beſtellt war, in der Regel auf dem Lande in einem benachbarten Dorfe, hatten an ſolchen Tagen zuweilen auch Einladungen zu Landpartieen und kamen alsdann höchſt ſelten vor ſpät Abends nach Hauſe.

Dieſe freie Zeit benutzte Rafael auf ſeine eigene Art: zuerſt brachte er das Zimmer in Ordnung, ſchaute dabei auch gelegentlich auf die Straße, mehr um zu ſehen, ob nicht einer der beiden Herren vielleicht etwas vergeſſen habe und zurückkomme, als um ſeine Neugierde zu befriedigen. War alsdann eine ziemliche Zeit verſtrichen, daß er ſich vor Ueberraſchung ſicher glaubte, ſo ging er an Rodenberg's Kleiderſchrank, den dieſer äußerſt ſelten ſelber öffnete, worin ſich neben den täglichen Anzügen alte Coſtume und benutzte Garderobe befanden, ſchob dieſe ſorgfältig bei Seite und brachte ein altes Zeichenbrett hervor, das er mit Malerleinwand überſpannt hatte und welches er nicht ohne Stolz auf der Staffelei ſeines Herrn aufſtellte. Dann nahm er ein rothes Fez von der Wand, welches Rodenberg in früheren Zeiten getragen, ſetzte es auf ſein Haupt und ſtellte den Malkaſten ſeines Herrn, den dieſer ſeit lange nicht mehr benutzt, auf einen kleinen Schemel neben die Staffelei; hierauf ſtellte er ſich vor das Bild und betrachtete es mit großer Genugthuung.

Ja, es war ein angefangenes Bild Rafael's, ſelbſt componirt, ſelbſt aufgezeichnet, ſelbſt gemalt, und man muß geſtehen, daß er bei der Anfertigung deſſelben ſehr ſyſtematiſch und mit großer Umſicht zu Werke gegangen war.

Ehe wir die Neugierde des geneigten Leſers befriedigen, müſſen wir, unſere Worte von ſoeben erklärend, noch vorausſchicken, daß Rafael nur einen Kopf gemalt, etwas Hals, ein wenig Schulter und eine Fauſt, die rechts neben dem Kinn zum Vorſcheine kam, daß er alſo gewiſſermaßen ſo klug geweſen war, die Kunſt in beſcheidenen Anfängen zu treiben — er hätte ſich ja auch zur Compoſition eines großen hiſtoriſchen Bildes verſteigen können — und

doch lag in diesem Kopfe, in Hals und Faust eine tiefe Idee verborgen; auch hatte er nicht ins Blaue hinein gemalt, sondern ein Modell zu seiner Arbeit genommen, und zwar einen ihm befreundeten Neger, der sich im Dienste eines vornehmen Hauses der Stadt befand.

Der Schwarze, eine gutmüthige Natur, hatte sich dadurch geschmeichelt gefühlt und an verschiedenen Sonn- und Feiertagen mit einer bewunderungswürdigen Geduld und Ausdauer Stunde um Stunde als Modell zu Rafael's Bild gesessen, und da der junge Künstler mit eben so großem Fleiße und ähnlicher Ausdauer malte, auch die Farben nicht sparte, so hatte er etwas Anerkennenswerthes geleistet.

Begreiflicher Weise war ein schwarzes Gesicht für einen Anfänger viel leichter zu behandeln, als ein weißes — schwarz ist schwarz und bedingt nicht die vielerlei Töne einer andern Hautfarbe. Dabei nahmen sich die kirschrothen Lippen und die blendenden Zähne wahrhaft prächtig aus, und das Weiß um die kohlschwarzen Augen that eine solche Wirkung, daß die letzteren förmlich zu rollen schienen.

Aber es war nicht bloß eine Studie, welche Rafael gemalt —

„Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel,"

und so hatte auch dieser junge Künstler um das krause Haupthaar des Negers einen goldenen, kronartigen Reif gemalt, dazu eine Halskette von Perlen, und hatte ihm auf die Faust einen Vogel gesetzt, zu dem allerdings der ausgestopfte Papagei Modell gestanden, aber durch Anbringung eines hochrothen Kammes, sowie von Schwanzfedern in allen Farben zu einem Paradiesvogel umgewandelt worden war.

Das Kunstwerk war an dem Tage, von welchem wir zu reden die Ehre haben, fast als fertig anzusehen, und es gereichte Rafael

zum beſonderen Vergnügen, es durch kühne Pinſelſtriche hier und da noch zu größerer Vollendung zu bringen. Auch hatte das Bild bereits eine erklärende Unterſchrift, welche dem jungen Künſtler nothwendig erſchien, wie wir dem geneigten Leſer jetzt mittheilen wollen und dadurch unſern Anſpruch rechtfertigen, daß Rafael als denkender Künſtler gearbeitet,

Auf dem dunkelgrünen Hintergrunde ſtanden nämlich mit rother Farbe die Worte: ‚Ein heiliger Dreikönig‘, womit offenbar der ſchwarze königliche Balthaſar gemeint war, welcher neben Myrrhen und Weihrauch auch noch ganz gut einen Paradiesvogel zum Geſchenk hätte bringen können.

Das Bild ſah in ſeinen Farben und ſeiner Unterſchrift gelungen, ja, prächtig aus; auch hatte Rafael, um den Effect des Rahmens nicht zu vermiſſen, rings herum Streifen von Goldpapier geklebt, die von ſo außerordentlicher Wirkung waren, daß Rafael, ſich mit dem Kopfe zurücklehnend, ſich geſtehen mußte, dieſes ſein Erſtlingswerk ſei keine gewöhnliche Arbeit.

Es war dies allerdings ein Irrthum, aber ein verzeihlicher Irrthum, und Aehnliches iſt ſchon beſſeren Künſtlern und größeren Geiſtern vorgekommen, wogegen anderentheils die Beſcheidenheit des jungen Künſtlers nicht genug anerkannt werden kann; hätte er doch unter das Bild ſeinen ganzen Namen ſetzen können: ‚Friedrich Schollinger pinxit‘, in der Art, wie er die Namen anderer Maler auf Bildern häufig geleſen, aber er begnügte ſich mit dem ihm von ſeinem Herrn gegebenen Beinamen und ſchrieb in die rechte Ecke: ‚Rafael pinxit.‘

Soeben erſt hatte er das geſchrieben, und wir müſſen geſtehen, daß er das hiedurch nun ganz vollendete Kunſtwerk mit einem förmlichen Wonneſchauer betrachtete, ja, der Gedanke, vielleicht ein großer Künſtler werden zu können, griff ihn wahrſcheinlich in Vereinigung mit ſeinem etwas haſtig genoſſenen Frühſtücke ſo ſehr an, daß er das Zimmer auf wenige Augenblicke verlaſſen mußte. Er

Drüben in dem Vorderhauſe ſaßen der alte Herr und der Steinmann noch immer vor dem Zimmer des Erſteren und Beide rauchten fleißig Cigarren und tranken fleißig kalten Punſch dazu. Der Steinmann bemerkte ebenfalls den Morgen, der herauf dämmerte, und wenn er auch ſehnſüchtig nach dem Hinterhauſe hinüber blickte, ſo tröſtete er ſich doch mit dem Gedanken, daß er am heutigen Tage einiges Geld einzunehmen habe und daß nach demſelben eine andere und beſſere Nacht folgen werde.

Bayerische Staatsbibliothek München

that dies singend und sehr vergnügt; zur Abwechslung pfiff er auch eine bekannte Weise, dann sang er wieder und kehrte hierauf, halb singend, halb pfeifend, nach dem Zimmer zurück, dessen Thür er begreiflicher Weise hatte offen stehen lassen.

Doch mit welch schneidendem Tone brach er mitten im Gesange ab, als er nun, auf der Schwelle stehend, Walter vor seinem Bilde sitzen sah! — Und derselbe geberdete sich, ganz gegen seine Gewohnheit, förmlich wie unsinnig — er, den man nie anders wie finster und ernst zu sehen pflegte, in ruhigen, abgemessenen Bewegungen, hatte die Haare seines Kopfes mit beiden Händen erfaßt und jauchzte vor Freude.

Ja, ja, da saß Walter, den er am meisten fürchtete — wenn es noch Rodenberg gewesen wäre oder Rüding — selbst der traurige Knorr wäre ihm angenehmer gewesen — aber der alte, mürrische Walter!

Rafael's erste Idee war, umzuwenden und davon zu laufen; doch hatte er glücklicher Weise Künstlerstolz genug, um dies nicht zu thun. — Den Kopf kann er mir nicht abreißen, dachte er bei sich — einen Puff will ich in Gottes Namen aushalten! — Und so blieb er denn groß, gefaßt und erwartungsvoll auf der Schwelle stehen.

Es dauerte eine Zeit lang, ehe Walter von seinem förmlich krampfhaften Lachgebrüll wieder zu sich selber kam, während ihm zahlreiche Thränen aus den Augen stürzten und wobei er mehrere Male ausrief: „Nein, das ist zu toll — was zu arg ist, ist zu arg — Gott steh' mir in Gnaden bei — und das hast Du wirklich selbst gemalt?"

„Ja, Herr Walter, das habe ich wirklich selbst gemalt," erwiederte Rafael ruhig und fest, wie es für diesen großen und entscheidenden Augenblick auch vollkommen passend war.

„Das hast Du also selbst gemalt? — Ja, hier steht's ja: Rafael pinxit — ein heiliger Dreikönig — der Himmel steh' mir bei, so was ist noch nicht da gewesen, so lange die Welt steht — Rafael, ich staune Dich an — Du bist ein unvergleichlicher Kerl!"

Und als er ſo ſprach, legte er ſeine Hände auf die Kniee und blickte kopfnickend zu dem jungen Künſtler auf.

„Verzeihen Sie es mir, Herr Walter,“ ſagte dieſer kleinlaut, „das Stück Leinwand hat mir Herr Rüding geſchenkt und Herrn Rodenberg's Farben wären ohnehin eingetrocknet!“

„Ein unvergleichlicher Kerl!“ erwiederte der alte Maler, indem er bald das Bild, bald deſſen Verfertiger betrachtete — und das haſt Du ganz allein erdacht und ausgeführt?“

„Ja, Herr Walter, ein guter Freund, der zufällig ein Neger iſt, hat mir zum Modell geſeſſen.“

„Und auch drinnen der Papagei?“

„Ja, Herr Walter — wenn Sie ſehr böſe darüber ſind, ſo ſchimpfen Sie mich aus, aber ich bitte Sie dringend, ſagen Sie es den anderen Herren nicht!“

„Ich habe gar keine Urſache, böſe zu ſein und Dich auszuſchimpfen, es hat mich das im Gegentheile außerordentlich amuſirt: ein heiliger Dreikönig iſt freilich eine ganz verfluchte Idee — ein Wahnſinn — aber es iſt Methode in dieſem Wahnſinne.“

Rafael athmete aus tiefſter Bruſt auf, er fühlte eine wunderbare Erleichterung, und Herr Walter ſah dabei ſo ernſt, aber doch ſo gemüthlich aus, daß Rafael es, obgleich mit zögernden Schritten, wagte, ſich in einem großen Bogen zu nähern und hinter den alten Maler zu ſtellen.

„Wenn ich vorhin ſagte, es ſei Methode in dieſem Wahnſinne, ſo will ich damit ausdrücken, daß Du eine ganz erträgliche Idee, die ich Dir niemals zugetraut, begreiflicher Weiſe hundemäßig ausgeführt haſt.“

„Ja, es iſt gewiß ſehr ſchlecht!“ ſeufzte der junge Künſtler.

„Unter dem Affen, ohne Dir ein Compliment machen zu wollen! Da haben wir eine ſchwarze Scheibe mit rothen und weißen Freßwerkzeugen und mit einem Paar weiteren Oeffnungen, wo ſchwarze Flintenkugeln in einer weißen Umhüllung ſchwimmen, anders

kann ich das nicht classificiren. Da haben wir ein anderes Ding, das wie eine Faust aussieht, weil es zufällig fünf Abtheilungen hat, die wir mit sehr viel Phantasie für Finger nehmen können — da haben wir endlich diesen curios herausgeputzten Galgenvogel — alles scheußlich — alles niederträchtig — alles Wahnsinn! — Aber da haben wir ferner," fuhr er, sich umwendend und Rafael mit einem freundlichen Blicke ansehend, fort, „einen jungen Burschen, früheren Taugenichts, der eine ganz gescheite Idee und den Muth hat, sie zu malen — ja, Rafael," sagte er in einem Tone, der wie ein Orakel klang, „hol' mich der Teufel, in Dir steckt etwas, und Du sollst Besseres lernen, als Stiefel putzen und Röcke ausklopfen!"

Der junge Bursche wäre gern vor dem Maler auf die Kniee gefallen, doch da er wußte, daß ihm dies unfehlbar Ohrfeigen eingetragen hätte, so begnügte er sich, die Hände zusammenzufalten und in einem vor Innigkeit zitternden Tone zu sagen: „Ach, Herr Walter, es ist mir gerade, als hätten Sie mir etwas Großes geschenkt, es macht mich doppelt glücklich, daß gerade Sie so zu mir sprechen!"

„Und da ich es gerade sage," erwiederte der alte Maler mürrisch, „kannst Du es auch glauben; bilde Dir aber nicht ein, daß ich in der kolossalen Simpelei hier nur eine Spur von Talent erblickt hätte — ehrlich gesagt, was Zeichnung und Malerei anbelangt, habe ich nie etwas Entsetzlicheres gesehen; dafür sollte man Dich durchhauen, bis Dein Buckel eben so schwarz wäre wie das Gesicht dieses Ungethüms — und doch steckt Talent in Dir."

„Das kann ich leider nicht verstehen, Herr Walter," erwiederte Rafael in bittendem Tone; „ich war vorhin so froh über das, was Sie gesagt, und könnte jetzt weinen — glauben Sie denn nicht, Herr Walter, daß ich zeichnen und malen lernen könnte, wenn ich ungeheuer fleißig sein würde?"

„Zeichnen und malen lernen — warum denn nicht? Du würdest

es allenfalls mit Zeit und Ausdauer zu einem ſchlechten Wirthshausſchilde bringen oder zum Gemälde auf einem Pfeifenkopfe, wie ihn ſich die Soldaten um zwei Silbergroſchen kaufen, mit der Unterſchrift Ida oder Laura — weiter nicht, das ſchwöre ich Dir zu, ſo wahr ich es gut mit Dir meine und ein ehrlicher Mann bin!“

„Aber Sie ſagten doch, ich hätte Talent!“

„Ja, aber nicht zum Zeichnen und Malen. — Apropos, Bürſchlein, ich habe ſchon verſchiedene Male bei Dir ein Ding geſehen, das wie ein Skizzenbuch ausſah — hole es herbei und laß es mich anſehen.“

„Ach, Herr Walter, ſie werden doch noch böſe werden!“

„Da ich es vor dieſem Scheuſale nicht geworden bin, ſo kannſt Du ganz ruhig ſein — hole das Buch.“

Rafael ging zögernd gegen den ebenerwähnten Wandſchrank und brachte noch zögernder das verlangte Buch herbei.

Der alte Maler mußte es ihm faſt gewaltſam aus der Hand nehmen; dann ſchlug er es auf und begann, es vom erſten Blatte an durchzuſehen. Dabei ſchüttelte er aber bedeutend den Kopf, ſagte auch zuweilen: — „Pfui Teufel — unglaublich — grauenhaft!“ und dergleichen Ausrufungen mehr, welche aber durchaus nicht geeignet waren, zur Aufmunterung des beinahe zitternd daſtehenden jungen Künſtlers beizutragen.

„Wie ich vorhin ſchon geſagt,“ brummte Walter, nachdem er ein Dutzend Seiten durchgeſehen. „Talent zum Zeichnen iſt nicht die Spur vorhanden, aber in Allem, was dieſer Kerl hier geſudelt hat, findet ſich irgend eine Idee, eine praktiſche Zuſammenſtellung, ja, wahrhaftig! zum Beiſpiel da die Anlage zu einem ganz erträglichen Bildchen, das heißt, wenn eine geſchickte Hand aus dieſen geſpaltenen Rettichen Menſchen macht und die Beſen in Bäume verwandelt — eigenthümlich — doch da kommt etwas Anderes, worauf ich in der That begierig bin.“

„Ach, Herr Walter,“ bat Rafael, indem er die Hand ſchlichtern

nach dem Buche auszustrecken wagte, „da kommen keine Zeichnungen mehr, wie bisher!“

„So — dieſe Sudeleien haſt Du in der That die Verwegenheit, Zeichnungen zu nennen?“ murrte der alte Maler. „Und jetzt, wo ich auf etwas Vernünftiges zu ſtoßen hoffe, möchteſt Du mich daran verhindern? — Ah, Geſchriebenes — darauf bin ich in der That begierig!“

Rafael ergab ſich in ſein Schickſal, war aber ſo klug, ſich ein paar Schritte zurückzuziehen, um die Miene des alten, mürriſchen Mannes aus einiger Entfernung zu beobachten; er war aber faſt erſtaunt, als er nach kurzer Zeit ſah, daß ſich dieſe Mienen nicht verfinſterten, ſondern aufklärten, und daß das Lächeln, welches auf den Zügen Walter's erſchien, durchaus nicht wie Lächeln des Spottes oder der Verachtung ausſah; ja, er hörte ihn darauf vor ſich hinmurmeln:

„Gar nicht ſchlecht — gar nicht ſo übel — ei, ei, ſogar Bemerkungen und Reflexionen, die er ſich erlaubt — hat man je ſo was gehört!“ — Damit ließ er das Buch mit der Hand auf ſeine Kniee ſinken und ſchaute Rafael mit einem langen Blicke an. — „So,“ ſagte er nach einer Pauſe, „das haſt Du alſo Alles ſelbſt geſchrieben, Rafael?“

„Ja, Herr Walter,“ gab der Andere kleinlaut zur Antwort.

„Und wann, wenn ich fragen darf?“

„Morgens und Abends, ſobald ich ein wenig Zeit dazu fand.“

„Geht dieſer Kerl her,“ ſprach Walter, halb zu dem jungen Burſchen, halb zu ſich ſelbſt redend, „und macht da eine Beſchreibung unſeres Künſtlerfeſtes, natürlicher Weiſe unter den ſchauerlichſten Wortverdrehungen und den furchtbarſten Schreibfehlern, welche aber trotz alledem ein förmlich klares und anſchauliches Bild dieſes Tages gibt — und dabei unterſteht er ſich, meinen Anzug zu kritiſiren . . . .“

„Ach, Herr Walter, das habe ich ja Alles nur für mich geſchrieben, es hätte es ja keine Menſchenſeele leſen ſollen!“

„Nennt mich eine Vogelſcheuche und hat nicht einmal einen Begriff davon, wie man das Wort richtig ſchreibt — hier ſteht ‚Fogelſcheige‘. Für dieſe Unthat allein, das heißt, daß Du ein ſo grauſam ausſehendes Wort hingeſchrieben, ſollte man Dich durchhauen — aber ich will auch darüber ein Auge zudrücken, damit Du nicht auf den Gedanken kommſt, als hätte mich die Vergleichung mit einer Vogelſcheuche verletzt. Dummer Kerl, Du haſt wohl keine Idee davon, wie der Drache Griesgram hätte ausſehen müſſen! Nun, ich verzeihe Dir dieſes abſonderlichen Machwerkes wegen, und jetzt, mein Sohn,“ fuhr er mit einem faſt gemüthlichen Tone fort, „muß ich Dir auf mein Gewiſſen wiederholen, daß Du Talent haſt, nicht zur freien, edeln Malerkunſt, ſondern zur Schriftſtellerei.“

„Ach, Herr Walter,“ rief der junge Menſch, „Sie treiben Ihren Spott mit mir!“

„Das fällt mir gar nicht ein,“ erwiederte der alte Maler in ſeinem gewöhnlichen Tone; „ich ſage Dir, Du haſt Talent zur Schriftſtellerei, und wenn ich mich darin nicht irre, und ich irre mich gewiß nicht, ſo werde ich es mir eines Tages für eine gute That anrechnen, Dich erfunden zu haben.“

„Was iſt denn ein Schriftſteller, Herr Walter? Ich weiß nicht recht, was das zu bedeuten hat.“

„Das iſt ſehr ſchwer und ſehr leicht zu ſagen; Schriftſteller ſind Leute, welche gute oder ſchlechte Bücher ſchreiben, ſie drucken laſſen und von dieſem Handwerke leben. Das iſt aber ſchon eine vornehmere Klaſſe von Schriftſtellern, und es gehört ziemlich Talent und Glück dazu: ihre Bücher müſſen dem Publikum gefallen und gekauft werden; das wird wohl nicht für Dich ſein, Rafael, denn um Bücher zu ſchreiben, die geleſen werden, muß man entweder etwas Tüchtiges gelernt oder eine gute Schule des Lebens durchgemacht haben, und in letzterem Falle daſſelbe erlebt, was Andere ſich mit großer Mühe durch fleißiges Studium angeeignet. Wenn Dein Talent wirklich auch groß genug wäre, ich würde Dir doch

nicht dazu rathen: dieſe armen Leute ſind von einem gewöhnlich ſehr filzigen Buchhändler abhängig, ſie müſſen ſich die Seele aus dem Leibe ſchreiben, und was ſie eigentlich verdient hätten, kommt ihrem Verleger zu Gute, der wie eine Spinne mitten in ſeinem Netze ſitzt, die unglücklichen Schriftſteller einfängt und ſie ausſaugt, um von dieſem unnatürlichen Raube immer dicker und fetter zu werden. Zuweilen kommt auch das umgekehrte Verhältniß vor, doch ſind dieſe Fälle ſo ſelten, daß ſie gar nicht der Rede werth ſind — ich hoffe, Du verſtehſt mich!"

„Nicht ganz, Herr Walter."

„Schadet auch nichts, beſonders da wir jetzt zu einer Art von Schriftſtellern kommen, bei denen das Verſtändniß der Sache, über welche ſie ſchreiben, durchaus Nebenſache iſt, und ich fürchte faſt, wir werden Dich in dieſe Kategorie einreihen müſſen. Das ſind die politiſchen Correſpondenten und Kritiker für kleinere Journale; Leute, die über Alles ſchreiben, wenn ſie auch nicht die Spur von einem Begriffe davon haben, heute über Theater, morgen über Kunſtwerke, über die neueſten Erzeugniſſe der Literatur, über gute und ſchlechte Erfindungen, wahre Menſchenfreſſer, die ſich ein Vergnügen daraus machen, ihres Gleichen zu zerfleiſchen und lebendig zu verzehren, Vampyre, die ſelbſt kein warmes Blut haben und deßhalb mit entſetzlicher Gier an fremdem Safte ſich erlaben, um hier und da einmal einen warmen, lebendigen Tropfen in ihren kalten, ausgemergelten Körper zu bekommen, Scheuſale, die aber ein gemüthliches Leben führen, viel Geld verdienen und von armen Künſtlern und Künſtlerinnen gefürchtet und geliebt werden, das heißt geliebt in der Art, wie der Löwe den Löwenbändiger liebt oder die Katze einen unartigen Buben, der ihr Nußſchalen unter die Füße klebt oder eine Schwanzklemme anlegt — ſo ein Kerl ſollſt Du werden, Rafael."

„Das iſt doch wohl nicht Ihr Ernſt, Herr Walter?"

„Das iſt ſehr mein Ernſt, und Du haſt alles Zeug dazu, ein

famoſer Kritiker zu werden; es haben ſich in dieſem Fache ſchon viel geringere und viel ungebildetere Leute Geld und Anſehen erworben. Du biſt ein verſchmitzter, duckmäuſeriger Kerl, Rafael," fuhr er fort, indem er abermals in das Skizzenbuch blickte; „ich will Dir damit keine Complimente machen, ſpreche auch von der Vergangenheit — Du biſt ein ſtilles Wäſſerchen — ah," rief er, weiter blätternd und laut lachend, „ein Burſche, der beobachtet und, was er geſehen, in Bild und Schrift wiederzugeben verſteht — vortrefflich, Rüding als Cupido mit Bogen und Köcher und der Unterſchrift: ‚Zielt, aber trifft nicht!' Ei, was wollteſt Du damit ſagen, mein lieber Freund Rafael? — Doch gleichviel, Du haſt da, vielleicht ohne es zu wiſſen, eine große Wahrheit geſagt. Um aber wieder auf beſagten Hammel zu kommen, ſo iſt es mein völliger Ernſt, wenn ich Dir anrathe, ſpäter die Laufbahn eines Schriftſtellers zu ergreifen, natürlich mußt Du orthographiſch ſchreiben lernen, ſonſt aber haſt du Alles, was dazu gehört — ja, werde Kritiker, mein Sohn; von all' den Dingen, über welche Du alsdann Dein Urtheil abzugeben haſt, verſtehſt Du nicht die Probe, kannſt alſo ſehr unbefangen darüber ſchreiben; ich hoffe, daß Du auch Talent zur Grobheit haſt, und wenn Du Dir dabei eine Partie Unverſchämtheit aneigneſt, ſo wird ſich Deine Sache ſchon machen. Du theilſt das Publikum von vorn herein in zwei Parteien, Deine Freunde und Deine Feinde: die erſten ſind der Superlativ des Wunderbaren und Vortrefflichen, die anderen der Inbegriff aller Geſchmack- und Talentloſigkeit. Von einem Bilde, welches Du kritiſirſt, haſt Du alsdann nur den Namen unten in der Ecke zu leſen und Dich allenfalls zu erkundigen, wer es gekauft hat, um nach Gefallen dem leichtſinnigen Beſchützer ſchlechter Malerei zu ſagen, daß es eine Schande ſei, für ein ſolches Machwerk ſein Geld hinauszuwerfen, oder dem erhabenen Mäcen den Dank des gebildeten Publikums auszudrücken, daß er ein großes Talent wie dieſes auf ſo edelmüthige Art unterſtützt. Nur mußt Du Dich

um Gottes willen in Acht nehmen, daß Du nicht heute den herunterreißeſt, den Du geſtern gelobt. Darum betreibe die Sache ſyſtematiſch, lobe A., C., E., G., tadle B., D. F., H. und ſo fort, und wenn Du das ſtreng und rückſichtslos befolgſt, ſo wirſt Du noch ein gefürchteter Mann werden, bei dem ich mich vielleicht noch einmal im Vorzimmer einfinden muß, ihn um ein freundliches Wort über mein jüngſtes Werk erſuchend — das iſt ſo der Lauf der Welt!"

Walter klappte das Buch zu und warf es gegen Rafael, welcher es mit der uns bekannten Geſchicklichkeit in dieſen Dingen auffing. Dann ſtand der alte Maler auf und bemerkte, während er ans Fenſter trat: „Nun habe ich Dir Angenehmes genug geſagt, ſo daß Du mit Deinem heutigen Sonntage zufrieden ſein kannſt; leider kann ich Dir heute nicht geſtatten, in Deinen künſtleriſchen Beſtrebungen fortzufahren, deßhalb wirf das Mohrenſcheuſal dort in die Wolfsſchlucht, nimm das erhabene Kurzholz, wickle eine Serviette darum und bringe es in den ‚grünen Baum' — Du weißt wohl, das kleine Wirthshaus mit dem großen Garten vor dem Thore auf der Anhöhe an der Landſtraße."

„Gewiß, Herr Walter, ich weiß das ganz genau und werde ſogleich draußen ſein."

„Du brauchſt Dich nicht gerade zu arg zu beeilen; es iſt jetzt zehn Uhr, wenn Du nur um Mittag da biſt."

„Dürfte ich noch um etwas bitten, Herr Walter?" ſagte Rafael ſehr unterwürfig, indem er ſich dem alten Maler geſchmeidig näherte. „Nicht wahr, Sie ſind ſo gut und ſagen draußen von dem nichts, was Sie hier geſehen? Herr Rodenberg könnte es übel nehmen — und da wird auch wohl Herr Rüding ſein, der über Alles ſeine Späſſe macht."

„Es wäre eigentlich nicht mehr als billig, daß er Dir Gleiches mit Gleichem vergälte: doch ſei ruhig, mein Sohn; um Dir einen Beweis zu geben, wie ſehr ich Dein Talent zu ſchätzen verſtehe,

will ich dieſen Witz auf meine eigene Rechnung nehmen — ich bin dem Burſchen ſo noch etwas ſchuldig," ſetzte er leiſe hinzu, „für die Verlegenheit, in die er mich hätte bringen können bei der Dame in Lila und der verfluchten Mopsgeſchichte; gut, ich will ſchweigen, aber ſei pünktlich Rafael!"

Er verließ die Wohnung; Rafael blieb allein zurück und wollte es alsdann nicht unterlaſſen, ſich vor ſein Bild hinzuſetzen und es zu betrachten, wobei die ſonderbaren Reden Walter's ihm wie ein Dutzend Mühlräder im Kopfe herumſurrten.

Da wir es indeſſen für langweilig halten, dem einiger Maßen verwirrten Ideengange des jungen Menſchen Worte zu leihen, ſo begnügen wir uns damit, zu beſtätigen, daß er nach einiger Zeit, aus tiefer, nicht unangenehmer Träumerei erwachend, mit langſamen Schritten nach der Ecke des Zimmers ging, dort die ſonderbare Standarte herunternahm, ſie in ſeine Arme drückte und dazu ſprach: „Erhabenes Kurzholz, ich gelobe Dir feierlich, Alles zu thun, was in meinen Kräften ſteht, um ein tüchtiger Kerl zu werden!" — Dann wickelte er dieſes Panier der Künſtlerſchaft in eine alte Serviette und verließ die Wohnung ſeines Herrn, um nach dem ‚grünen Baume' hinauszuſchlendern.

Es war dies ein den Künſtlern wohlbekannter Ort, an der Landſtraße gelegen, wo gewöhnlich die Abſchiedsfeierlichkeiten derjenigen, welche die Akademie verließen, um nach Hauſe zu reiſen, abgehalten wurden. In dieſem kleinen Wirthshauſe berechnete man für ländliche Mittageſſen ſehr billige Preiſe, das Getränk war gut und nicht theuer, und der geräumige Garten des ‚grünen Baumes' hatte den großen Vortheil, daß er auf einer kleinen Anhöhe lag, von der aus man den aus der Stadt herankommenden Eilwagen, welcher den Abziehenden mitnehmen ſollte, ſchon von Weitem ſehen konnte. Die betreffenden Conducteure waren freundlich genug, hier oben einen Augenblick anzuhalten, um dem Abſchiednehmenden noch eine kleine Friſt zu gönnen und ſelbſt dazu ein Glas Wein zu trinken.

Es ist ein Bekannter von uns, Bergmüller, dem heute dieses ehrenvolle Geleite zu Theil wird. Durch mehr als freundschaftliche Vermittlung war ihm eine Stelle in einer bedeutenden lithographischen Anstalt in Köln in Aussicht gestellt worden, um dort an der Herausgabe eines großen landschaftlichen Werkes mitzuarbeiten, eine, wie er sich schmeichelte, angenehme und ergiebige Stellung, die trotzdem anfänglich ein wenig seinen Künstlerstolz verletzt, welche zu übernehmen er sich aber doch bereit erklärt hatte, und besonders aus dem Grunde, weil er im Herzen eine warme Neigung trug für die hübsche Tochter einer verwittweten Hauptmännin, in deren Hause er früher gewohnt, die aber schon seit einem halben Jahre nach Köln zu ihrem Bruder, dem Besitzer eben jener lithographischen Anstalt, einem alten, kränklichen Junggesellen, gezogen war, und da diese Liebe stark genug war, um alle Vorurtheile zu überwinden, so sehen wir ihn jetzt langsam die Anhöhe hinaufschreiten mit umgehängter Reisetasche, hinter sich die robuste Hausmagd, welche auf ihrem Kopfe den schmächtigen Koffer des Reisenden trug.

Droben im Garten des ‚grünen Baumes' war Alles so schön als möglich zu seinem Empfange hergerichtet. Da stand auf einem kleinen, freien Platze, unter schattenspendenden Bäumen, die weißgedeckte Tafel mit Tellern und blinkenden Flaschen, da waren in den Zweigen hier und da kleine Fahnen aufgesteckt mit den verschiedenen Landesfarben, da prangte an der Gartenthür ein großes B, zierlich aus Laub geflochten, und da war neben dem gedeckten Tische die Standarte mit dem erhabenen Kurzholze und seinen flatternden Bändern aufrecht in die Erde gesteckt worden.

Die versammelten Freunde empfingen den Helden des Tages bei seinem Eintritte in den Garten, und Walter sagte ihm in wenigen, aber passenden Worten, da er nun im Begriffe sei, das freie und lustige akademische Leben zu verlassen und sich hausbacken und philisterhaft einzurichten, so habe man ihm diese kleine Ab-

ſchiedsfeierlichkeit veranſtaltet, damit er unter einer angenehmen Erinnerung von hier zu ſcheiden im Stande ſei.

Nach dieſem offiziellen Empfange drückte Jeder der Anweſenden dem Freunde herzlich die Hand.

Bergmüller hatte ſich ſeinen gewaltigen Haarbuſch ziemlich ſtark verſchneiden laſſen, was den Anweſenden zu allerlei ergötzlichen Bemerkungen Veranlaſſung gab.

„Ei, Nebelmüller,“ ſagte van der Maaßen, „Du mußt einer unbarmherzigen Delila unter die Finger gefallen ſein — war es Deine Braut ſelbſt, welche Dir Dein Haupthaar ſo toll geſchoren hat?“

„Ich glaube vielmehr, die Hauptmännin-Mutter hat ſich, als er neulich in Köln war, ans Werk gemacht,“ meinte Rüding, „um ſeine Kraft für hieſige Verhältniſſe ein wenig zu bändigen, bis er endlich die Tochter heimführt!“

„Dergleichen wäre allerdings bei Dir nicht nöthig,“ erwiederte Bergmüller, „und obgleich Du lange Locken trägſt, ſo hat doch noch nie ein weibliches Weſen von Deiner Kraft etwas zu leiden gehabt!“

„Dafür iſt und bleibt er Cupido,“ ſagte Walter, „hier ſogleich die Bemerkung Rafael's anwendend, „ein gemalter Liebesgott oder ſo einer, der mit ewig geſpanntem Bogen auf dem Ofen ſteht: zielt, aber trifft nicht!“

„Sehr gut!“ lachte Rodenberg.

„Wenn ich auch häufig ins Blaue ziele,“ erwiederte Rüding, „ſo diene ich doch ſehr oft zur Zielſcheibe — Deiner ſtumpfen Witze nämlich, die niemals das Schwarze treffen!“

„Ganz richtig, Du biſt in jeder Beziehung ein würdiger Gegenſtand!“

Rüding war im Begriffe ſich zu ärgern, das bemerkte man an ſeinen zuſammengekniffenen Lippen und an der Art, wie er alsdann haſtig ſeine blonden Locken hinter die Ohren ſtrich; doch

ſagte ihm Bergmüller lachend: „Laß es gut ſein, ſanfter Eduard, ſteck' das ein, was man Dir geſagt, denn Du warſt es doch, der mit ſcharfen Bemerkungen anfing, und was mich anbelangt, ſo bin ich viel zu gut gelaunt, um in dieſem Tone fortzufahren."

„Waſſermüller hat Recht!" rief van der Maaßen — „kommt, ſetzt Euch, dort wird auch ſchon die Suppe aufgetragen!"

„Und nicht zu früh," meinte Walter; „denn wir haben kaum zwei Stunden, bis der Eilwagen vorüberkommt — haſt Du dem dicken Wirthe geſagt, daß er nicht zu langſam ſervirt, denn ſonſt würde das Poſthorn ertönen, ehe wir mit unſerem kleinen Diner zu Ende ſind!"

„Alles iſt aufs beſte beſorgt."

„So ſetzen wir uns."

„Du dort oben an, Kohlenmüller."

„Es geht mir wie den lieben Kindern," ſagte der Gefeierte lächelnd, „ſie haben viele Namen."

„Und da Du leider fortgehſt, müſſen wir heute noch Gebrauch davon machen."

„Genirt Euch durchaus nicht."

„Nimm Dich in Acht, Waſſermüller, wenn wir der Reihe nach auf alle Deine Namen Toaſte ausbringen, ſo glaube ich, daß Dich der Conducteur nicht ins Coupé zu anſtändigen Leuten ſetzt, ſondern er ſchickt Dich oben zwiſchen die Koffer."

„Meinetwegen, da liege ich denn ganz behaglich und ſchlafe."

„Die Suppe — wer legt die Suppe vor?"

„Meint Ihr nicht, man ſollte dieſes Geſchäft Rüding übertragen? Er wird uns alsdann zeigen, wie man das in vornehmen Häuſern zu machen pflegt."

„Schwacher Kerl!"

„Ich bin für Knorr," ſagte Rodenberg — „Rüding würde es allerdings zierlich machen, aber Knorr unparteiiſcher, und da

ich in der Fleiſchſuppe delicate Klöschen bemerke, ſowie auch Krebsſchwänze, ſo bin ich ſehr für Unparteilichkeit.“

„Alſo Knorz.“

„Ja — Knorz, vorwärts ans Werk!“

Der lange Bildhauer erhob ſich mit ernſter Miene, zeigte ſein Haupt nach allen Richtungen hin und ſagte mit dem eigenthümlichen dumpfen Tone ſeiner Stimme: „Ich will das Geſchäft übernehmen, doch unter Einer Bedingung.“

„Laß hören, Knorz.“

„Ihr müßt vorher Euer Tiſchgebet ſprechen; anders thue ich es nicht.“

„O—o—o—ob!“

„Knorz hat Recht,“ ſagte Walter nach einer Pauſe; „Ihr Burſchen ſollt Eure Dankbarkeit dafür beweiſen, daß Ihr 'mal was Gutes zu eſſen bekommt — aber da leider die Wenigſten von Euch noch etwas von einem Tiſchgebete wiſſen werden, ſo ſoll Knorz es für uns beſorgen, aber ich verlange, daß Ihr mit Anſtand zuhört.“

Darauf erhob ſich der lange Bildhauer langſam und feierlich und blickte an den blauen Himmel empor, während er, die Hände faltend, ein kurzes Gebet mehr für ſich wie für die Andern murmelte.

„So,“ ſagte Walter, indem er ziemlich herausfordernd rings um ſich her ſchaute — „hat Euch das was geſchadet oder wird Euch die Suppe weniger gut ſchmecken?“

„Im Gegentheil — Knorz hatte Recht, uns dazu anzuhalten.“

„Und wir hatten Recht, Knorz zu überreden, daß er die Suppe vertheile — ſeht, er macht das mit einer wunderbaren Genauigkeit.“

„Ich hätte es auch ſchön gemacht,“ meinte Rüding zu einem jüngeren Maler, der neben ihm ſaß und bei dem er ſich ſchon erlauben konnte, hinzuzuſetzen, daß man es ihm nie erlaſſe, in den vornehmen Häuſern, wo er häufig eingeladen ſei, die Suppe vor-

zulegen — „es iſt das nicht ſo leicht," ſetzte er ſelbſtgefällig hinzu; „doch wer ſich wie ich ſo viel in der großen Welt bewegt, macht ſich nichts mehr daraus."

Die Suppe war gegeſſen und die erſten Gläſer geleert, wobei es denn freilich geſchah, wie man vorhin geſagt, daß dem Gefeierten als Berg-, Wald-, Nebel-, Waſſer- und Kohlenmüller häufig zugetrunken wurde; doch that er tapfer Beſcheid und rief nun, ſein Glas hoch emporhebend: „Kann man fröhlicher und glücklicher ſein, als wir, vor allen Dingen, als ich? Wie ſchön ſitzen wir hier beiſammen in der warmen, milden Luft, unter dem klaren, wolkenloſen, ſonnenbeglänzten Himmel, in der ſchönen Natur, beſchattet von grünen Bäumen, und vor uns ein Mahl, woran ſich kein König geſchämt hätte — ich wollte, alle Menſchen hätten es heute ſo gut, wie wir!"

„Beſonders wie Du," ſagte Rüding mit einem kleinen Seufzer — „ich kann mir ſchon denken, daß es ein wonniges Gefühl ſein muß, ſo den eigenen Herd zu gründen und ein ruhiges, ſtillbehagliches Leben zu führen, nachdem man ſeine Jugend genoſſen."

„Ich fürchte ſehr, Kohlenmüller wird ein furchtbarer Philiſter werden," ſagte van der Maaßen — „ein vorſichtiger, ſpeculativer Kerl war er immer; ich bin überzeugt, er hängt das Zeichnen an den Nagel und wird ein Bilderhändler."

„Pfui Teufel, ſo ein Blutſauger!" rief Walter — „aber ich glaube, van der Maaßen hat Recht; wenn wir einmal nach Köln kommen und den Nebelmüller beſuchen, ſo finden wir ihn ſtatt in einem hellen, luftigen Atelier in einer dunklen Hinterſtube, an deren Thür ‚Comptoir' zu leſen iſt und wo er in den Büchern verzeichnet, wie viel Blätter heute von der lythographiſchen Anſtalt abgeliefert worden ſind."

„Ja, ja," ſprach Knorr nachdenklich, „ich fürchte auch, Du wirſt nicht mehr viel dazu kommen, ſchöne Zeichnungen zu machen."

„Gleichviel, das iſt ſeine Sache,“ rief Rodenberg luſtig, „wenn er nur für uns der Alte bleibt!“

„Darauf könnt Ihr Euch verlaſſen,“ ſagte der Bergmüller.

„Du, Du,“ meinte Ströbel, ein verheiratheter Maler, der bis jetzt ſehr ſchweigſam dageſeſſen, „vergiß nicht, daß es ſchwer iſt, ein Verſprechen für eine zweite und dritte Perſon zu geben — Du wirſt eine Frau haben und eine Schwiegermutter.“

„Das wäre ſchrecklich!“ rief Walter — „eine Frau zu nehmen, dazu könnte ich mich allenfalls entſchließen, aber eine Schwiegermutter mitzuheirathen, einen Schwiegervater oder ſonſt ein Anhängſel — brrr!“

„Ja, eine Schwiegermutter hat ihre Schattenſeiten,“ ſagte Maler Ströbel mit einem trüben Lächeln, „und Deine Hauptmännin ſoll große Luſt beſitzen, vollgültige Schwiegermutter zu werden.“

„Und daß ſie uns Malern nie hold war, das weiß ich ganz genau,“ ſagte van der Maaßen; „ſo lange ſie noch hier wohnte, ehe ſie nach Köln zog, kam einmal ein ganz hübſcher Kerl aus München, der bei ihr miethen wollte — ſie hatte gerade ein leeres Zimmer, das ſie ihm aber rundweg abſchlug — ich war ſelbſt mit ihm dort.“

„So, Du warſt mit ihm dort,“ rief Rüding, laut lachend — „nun da begreife ich es vollkommen, daß man den andern armen Kerl nicht genommen!“

Van der Maaßen blickte mit einer Miene in die Höhe, welche großes Erſtaunen ausdrücken ſollte.

„Das iſt wahr, van der Maaßen,“ pflichtete Walter bei; „Du weißt, ich gebe dem ſanften Eduard ſelten Recht, aber dieſes Mal muß ich es doch thun.“

„Ich ſtellte ihn als meinen Freund vor und habe ihn überhaupt warm empfohlen.“

„Gerade deßhalb!“ — Die Andern lachten.

„Die Hauptmännin hat wahrſcheinlich von Deiner Leidenſchaft gehört, überall Schrauben auszuziehen, und das iſt gewiß abſchreckend."

„Ein ſchlechter Witz, Walter."

„Gewiß ein ſchlechter Witz," ſagte Rodenberg, „denn van der Maaßen iſt eine ſo reputirliche Perſon wie irgend Einer."

„Das kommt auf die Jahreszeit an," meinte ein Anderer.

„Wie ſo?" rief van der Maaßen in unwilligem Tone.

„Zu Anfang des Jahres haſt Du einen neuen Anzug und ſiehſt ziemlich anſtändig aus — hat derſelbe aber einmal Frühjahr, Sommer und Herbſt durchgemacht und iſt zur Winterszeit auch an dem Winter ſeines eigenen Lebens angelangt, ſo iſt er wie die Natur alsdann, kahl und abgemaust, und nicht mehr als Empfehlungsbrief zu brauchen."

Van der Maaßen zuckte verächtlich die Achſeln, hob das gefüllte Glas empor und that etwas ſehr Geſcheites: er trank daſſelbe auf Einen Zug leer, pätſchelte ſich alsdann auf ſeine eigenen, dicken Backen und ſagte: „Ich habe ſoeben auf die Geſundheit eines ganz vortrefflichen Kerls getrunken, eines guten Kerls, deſſen Schale zuweilen meinetwegen unſcheinbar iſt, die aber einen edlen und vortrefflichen Kern umſchließt — bei Euch iſt leider das Umgekehrte der Fall, wurmſtichiger Kern in glänzender Schale."

„Trotz des Compliments, das Du uns machſt, kann ich mich doch nicht enthalten, auf die Geſundheit jenes vortrefflichen Kerls ebenfalls mein Glas auszutrinken — van der Maaßen ſoll leben hoch, hoch und abermals hoch!"

„Schnädderdäng däng däng!" machte der junge Maler neben Rüding, indem er ſeine Hand wie eine Trompete vor den Mund hielt.

„Unſer Geſprächsthema von vorhin iſt noch nicht erledigt," ſagte Knorr nach einer Pauſe; „ich bin von Bergmüller überzeugt, daß, wenn Einer von uns nach Köln kommt, er von ihm vortrefflich aufgenommen wird."

„Bei ihm wohl, aber — Frau Schwiegermutter — o weh, o weh!“

„Wann heirathest Du denn eigentlich?“

„Gleich nach Neujahr!“

„Schade, Du hätteſt wohl warten können bis nach Carneval, da hätten wir Dich beſucht,“ ſagte van der Maaßen.

„O, was das anbelangt,“ gab Bergmüller in einem keck ſein ſollenden Tone zur Antwort (doch klang derſelbe nicht ſo offen und friſch, als man es ſonſt an dem Sprecher gewohnt war), „auch wenn ich verheirathet bin, ſoll mich nichts hindern, gute Freunde bei mir zu empfangen — natürlich, wenn wir Platz haben!“

„Ah, wenn Ihr Platz habt!“

„Nun, verſucht's einmal!“

„Nimm Dich in Acht, Bergmüller,“ ſagte Knorr, „es wäre mir in der That nicht lieb, wenn Du bei einer ähnlichen Veranlaſſung eine traurige Figur ſpielteſt!“

„Pah — ich?“

„Ich kenne das,“ fuhr der lange Bildhauer fort; „man empfängt alsdann ſeine Freunde mit einer ſcheinbar herzlichen Gemüthlichkeit, wobei man aber verſtohlen und mit verlegener Miene nach dem Nebenzimmer blickt. ‚Freut es Dich, daß ich Dich endlich einmal beſucht, nachdem Du mich ſo oft eingeladen?‘ ‚O, ungeheuer!‘ ‚Werde ich Dich auch nicht geniren?‘ Große Kunſtpauſe. Da erklingt aus dem Nebenzimmer eine Stimme, die in ſcharfem und unangenehmem Tone ſagt: ‚Wir würden uns ſehr freuen, wenn wir nur Platz hätten — aber wir haben leider keinen Platz — gewiß, keinen Platz!‘“

Der ernſte Bildhauer hatte dieſe kleine Scene mit ſolcher Wahrheit unter abwechſelnden Stimmen geſprochen, daß Alle in ein lautes Gelächter ausbrachen, mit Ausnahme des Malers Ströbel, welcher ſagte: „das iſt zu wahr, um darüber zu lachen,“ und Bergmüller's, welcher vor ſich niederblickte und ſeine ganz beſonderen Gedanken zu haben ſchien.

„Nach dieſer Antwort," fuhr Knorr mit großer Ruhe fort, „nimmt man ſein Reiſegepäck wieder unter den Arm und dann ...."

„Zieh', Schimmel, zieh—a—i—a—ieh',"

intonirte van der Maaßen mit kräftiger Stimme, worauf die Andern einfielen:

„Im Dreck bis an die Knie'."

„Und trotz alledem lade ich Euch ein, wenn Ihr kommen wollt," rief Bergmüller in herausforderndem Tone, „während oder auch nach dem Carneval — ich will Euch dann zeigen, wer Herr im Hauſe iſt!"

„Es wäre auch eine Schande, wenn Du's nicht wäreſt," meinte Walter brummend — „ein ſolch vierſchrötiger Kerl, mit einem Haarbuſche wie Simſon, neben einer ſo kleinen, ſchmächtigen Frau — ich habe das Glück, Deine Auserwählte zu kennen, und meine ...."

„Bei dieſen Neckereien fällt mir ein," unterbrach ihn Rodenberg, nachdem er mit dem Meſſer an ſein Glas geklopft, „daß wir es ſchändlich vernachläſſigt haben, auf das Wohl der Dame zu trinken, welche ihm ihr Herz geſchenkt! Erlaubt mir, dieſen Fehler wieder gut zu machen," ſetzte er aufſtehend hinzu, und fuhr alsdann, nachdem er ſich geräuſpert, fort: „Wir haben einen Mann unter uns, der im Begriffe ſteht, oder vielmehr im Begriffe ſitzt, den Kreis von Freunden zu verlaſſen, die ſich heute hier ſo freundlich um ihn geſchaart haben — dieſer Mann, unſer Freund Bergmüller, hat aber nicht nur die Abſicht, uns zu verlaſſen und ſich eine neue und hoffentlich ſchönere Exiſtenz zu ſchaffen, ſondern er will ſich auch mit einem Weſen verbinden, welches die Kühnheit hat, mit ihm künftig vereint durchs Leben zu wandeln — da ich nun die Kühnheit aufs höchſte achte, ſo erlaube ich mir, mein Glas auf das Wohl dieſer Dame auszutrinken — ſie lebe hoch, hoch und abermals hoch!"

Alle ſchrieen luſtig und kräftig mit, und das Anklingen der

Gläſer wollte gar nicht aufhören, denn rechts hieß es: ‚Die Waldmüllerin ſoll leben!‘ links: ‚Hoch die Nebelmüllerin!‘ und von anderer Seite: ‚Die Kohlenmüllerin!‘ und als nun gar Einer ſchrie: ‚Auf das Wohl der Waſſermüllerin!‘ da nahm das Geſchrei ſo lange kein Ende, bis van der Maaßen die glückliche Idee hatte, den allgemeinen Jubel dadurch in die Gränzen des Geſanges einzulenken, daß er anfing:

„In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen iſt verſchwunden,
Das dort gewohnet hat.“

Dieſes an ſich ſo ſchöne Lied verfehlte auch hier ſeine gewöhnliche Wirkung nicht: die erſte Strophe wurde mit derjenigen heiteren Begeiſterung geſungen, die Jeder fühlte, indem er dabei an irgend eine Mühle dachte in irgend einem kühlen Grunde, zu der er einſt hinabgeſtiegen war, um dort eine ſchöne Müllerin oder ſonſt etwas Aehnliches zu finden; die zweite, dritte und vierte Strophe gaben ſchon etwas Ernſtliches zu bedenken, denn welchem unter den Sängern hier am Tiſche war es nicht ſchon vorgekommen, daß ihm ein Liebchen ver- oder entſchwunden war?

„Sie hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei;
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein ſprang entzwei.“

Da erblickte man Manchen düſter vor ſich auf den Teller oder an den Himmel hinaufſchauend, und dabei klangen ſämmtliche Stimmen nicht mehr ſo friſch, als zu Anfang des Liedes; doch fand ſich die fröhlichere Stimmung beim beneidenswerthen Leichtſinne der jugendlichen Gemüther mit dem letzten Verſe wieder ein, und jeder, der durch ein entſchwundenes Liebchen oder durch ein geſprungenes Ringlein tief gelitten, heiterte ſich bei dem Gedanken wieder auf, als Spielmann durch die weite Welt reiſen zu können und eine Weiſe zu ſingen, wo und wie es ihm gefiele.

Ob Knorr, welcher in diesem Augenblicke den Kopf in die Hand gestützt und die Augen hoch gen Himmel erhoben hatte, unter ähnlichen Gedanken litt, wissen wir nicht genau anzugeben; wenn er aber eines lang entschwundenen Liebs gedachte, so geschah dies mit Begeisterung, denn seine Augen leuchteten und schienen Gedanken in ferne Welten zu tragen, vielleicht auf irgend einen Stern, wo er diejenige vermuthete, welche er einstens geliebt.

Rodenberg, welcher diese begeisterten Blicke bemerkte, konnte sich nicht enthalten, langsam aufzustehen und von einer alten Mauer, welche den Garten einfaßte, einen Epheuzweig abzureißen, den er rasch zu einem Kranze wand und ihn auf das Haupt des langen Bildhauers drückte, was von den Andern mit großem Jubel aufgenommen wurde.

„Wahrlich," rief Rüding, „so habe ich mir immer die alten, biderben Ritter gedacht, wenn sie, nach abgelegtem Helme, den Siegeskranz ums Haupt, an der Seite holdseliger Frauen bankettirten!"

„Oder einen jener Minnesänger, der im Kampfe des Gesanges gesiegt und mit dem Eichenkranze geschmückt wurde!" rief van der Maaßen schwärmerisch aus — „ach, das muß eine herrliche Zeit gewesen sein, hätte ich nur damals gelebt, ich bin überzeugt, mit dem Schwerte und der Harfe Wunderbares geleistet zu haben!"

„Vielleicht hättest Du auch Anlagen zum Tannhäuser gehabt," sagte der sanfte Eduard spöttisch; „doch würde mich in dem Falle Frau Venus gedauert haben."

„Darüber kannst Du Dich beruhigen," gab van der Maaßen in etwas bitterem Tone zur Antwort; „mit einer Frau Venus, die einen solchen Liebesgott wie Dich zur Welt gebracht, würde ich mich wahrlich nicht abgegeben haben — pfui Teufel!"

Rüding, der etwas zu viel getrunken hatte, erhob sich rasch von seinem Sitze und schleuderte seinem Gegenüber einen jener Blicke zu, die wohl im Stande sind, uns mit Wuth, Zorn, vielleicht

auch mit Furcht zu erfüllen, der bei dem sanften Eduard aber von solch komischer Wirkung war, daß van der Maaßen laut auflachte und Walter sich veranlaßt sah, den kleinen, blondgelockten Liebesgott ruhig am Kragen zu packen und etwas unsanft auf den Stuhl niederzusetzen, wobei er ihm zubrummte:

„Ich bitte mir aus, daß Du Ruhe gibst — es ist wahrhaftig um des Teufels zu werden! Will man einmal eine vernünftige Bemerkung machen, so fängt dieses Grobzeug Händel an und schneidet Einem die Worte vor dem Maul ab — was wollte ich doch eigentlich sagen?"

„Ja, wer kann das wissen," sagte Rodenberg — „auf etwas könnte ich allenfalls rathen, das Du habest sagen wollen."

„Und was denn, Bürschlein?"

„Daß die deutsche Kunst todt sei."

„Richtig, wir haben das heute noch nicht von Dir vernommen."

„Das könnte man Euch allerdings nicht häufig genug ins Gedächtniß zurückrufen," knurrte der alte Maler; „doch es war was Anderes — ich wollte nämlich sagen, daß Knorz mit einem Epheukranze auf seinem merkwürdigen Schädel wie ein alter Druide aussieht, ungefähr wie der Vater der liederlichen Norma."

„Wahrhaftig, er hat Recht!" riefen Bergmüller, Ströbel und ein paar Andere.

„Ja, ja," meinte auch Rodenberg; „hängen wir ihm ein weißes Gewand um, und der Seher ist fertig."

„Ein Tischtuch, ein Tischtuch!" schrieen einige Andere, und als das Verlangte rasch gebracht worden war, wurde der lange Bildhauer, der, still lächelnd, Alles mit sich geschehen ließ, in größter Geschwindigkeit und mit außerordentlichem Geschicke von Walter und Ströbel mit dem weißen Tuche trapirt, dann mit einem schnell herbeigeholten Stricke umgürtet, so daß er nun in der That mit seinem hageren, ausdrucksvollen Gesichte zu einem

vortrefflichen Modell einer jener Prieſter des alten heidniſchen Waldcultus hätte dienen können.

Dabei ſtand er aufrecht an ſeinem Platze, hatte die Arme über die Bruſt gekreuzt und erhob ſeine Blicke mit einer ſolchen Innigkeit gen Himmel, daß es Einem förmlich zu Muthe wurde, wie Walter flüſterte, als ſtände er vor dem Opferſteine, um aus den Eingeweiden des hingeſchlachteten Rüding oder eines ſonſtigen Opferthieres die Zukunft zu enthüllen.

Jetzt erhob er langſam ſeinen rechten Arm, deutete um ſich her auf die ſonnenbeglänzte Landſchaft und ſagte mit ſeiner tiefen, melancholiſchen Stimme: „Schaut um Euch auf Berg und Thal, auf die Bäume und Sträucher dieſes Gartens, ja, Jeder auf ſeinen Nachbar, und Ihr werdet finden, daß der Frühling und Sommer ſowohl in der Natur, als auch mit wenigen Ausnahmen in uns vorüber iſt: der Herbſt will kommen und beginnt das Laub der Bäume und auch das Haar auf unſeren Häuptern zu färben. Wißt Ihr wohl, welches Gefühl mich beſchleicht, wenn ich ſo die gelb gewordenen Blätter anſchaue? Ein Gefühl, das auch in Euren Herzen rege wird, wenn Ihr den ſo maleriſch gefärbten Wald betrachtet oder wenn ein welkes Blatt langſam in der Luft umherwirbelt und dann zu Euren Füßen niederfällt — Ihr habt die Sehnſucht, davonzuziehen in ein glücklicheres Land, wo nicht das, was wir Winter nennen, dem entſchwundenen Herbſte folgt, wo nach dem heißen Sommer und dem fruchtbringenden Herbſte allerdings auch eine andere Jahreszeit eintritt, in welcher ebenfalls hier und da die Blätter von den Bäumen fallen, aber nicht, um die ſchwarzen Zweige beſenhaft erſcheinen zu laſſen, ſondern um Durchſicht zu gewinnen auf den tiefblauen Himmel, auf immergrüne Bäume und auf weißſchimmernde Marmorbilder — ja, dorthin geht Euer leicht begreifliches Sehnen — aber Viele ſind berufen, doch Wenige auserwählt, und wenn ich umherſpähe, um an Euch das Zeichen zu entdecken, welches allein wahre, echte Kunſt ver-

kündet, ſo ſehe ich nur über wenigen Stirnen die heilige Flamme lodern . . . .“

Er ſprach das Alles in ſo eigenthümlicher und eindringlicher Weiſe, und dabei brannte in ſeinen Augen ein ſo ſeltſames Feuer, daß die Meiſten ihn verwundert, faſt beſtürzt anſchauten; nur van der Maaßen allein, der ſich mit einem tüchtigen Schlucke geſtärkt, meinte in gleichgültigem Tone:

„Natürlich, Euch kommt das ſonderbar vor — ich aber bin dergleichen ſchon gewohnt und verſichere Euch, es wird noch beſſer kommen.“

„Ich will Euch wahrlich nicht ſagen,“ fuhr der Seher im weißen Tiſchtuche und dem Epheukranze fort, „über welcher Stirn ich eine wirkliche Flamme entdecke, oder wo einen matten Funken wie an einem ausgebrannten Schwefelholze, oder wo ein dünner Rauch, oder wo gar nichts. Und doch iſt alles das hier in unſerem kleinen Kreiſe vertreten; ich wollte Euch auch nicht nur ſagen, daß in dem Herzen der meiſten von Euch jene Sehnſucht nach einem ſchöneren Lande und einer milderen Sonne ruht, dazu braucht man in der That nicht die Gabe des Hellſehens zu haben, wie ich ſie leider empfangen, ſondern, da der Geiſt einmal mächtig über mich gekommen, kann ich nicht anders, als Euch verkündigen, daß nur wenige unter Euch ein glänzendes, ein gutes, ja, ein genügendes Ziel erreichen werden.“

„Natürlich,“ brummte Walter vor ſich hin, „die deutſche Kunſt iſt ja todt — um uns das zu verkündigen, brauchen wir Dich nicht, alter Maulwurf!“

„Laßt ihn doch, 's iſt ja nur ein Scherz,“ rief Bergmüller, „oder vielmehr der Wein, der aus ihm ſpricht!“

Doch ließ ſich Knorz durch dieſe Einreden durchaus nicht ſtören. „Es iſt freilich kein Kunſtſtück, Euch das zu ſagen, dazu braucht man nur Eure Werke zu betrachten,“ fuhr er unerſchütterlich fort; „das war es auch nicht, was ich mit meinem inneren

Auge ſah, nachdem mich Euer eigener Wille zum Seher umgewandelt — ſchaut dorthin," ſagte er nach einer Pauſe, indem er mit der rechten Hand nach Weſten zeigte, „ſeht Ihr dort jene Vogelſchaar, die langſam gen Süden fliegt? Sie zieht dahin über Berg und Thal, über Flüſſe und Seen, über einſame Haiden, über volkreiche Städte, immerfort, immerfort, und wird ſich endlich auf einem jener glücklichen Länder niederlaſſen, von denen ich vorhin ſprach, die in unſerer Phantaſie leben und worauf wir ſehnſüchtig hoffen! — Ja, alle hofft Ihr darauf — alle! Aber ſoll ich Euch ſagen, wie viele von uns ſich dort zuſammenfinden werden? Nur drei — und wenn ich wollte, könnte ich ſie mit Namen nennen!"

„Nenne Sie!" riefen einige mit erhitzten Köpfen.

„Nein, nein, er ſoll ſie nicht nennen!" ſagten Andere.

„Ich werde ſie auch nicht nennen," ſagte der lange Bildhauer in ruhigem Tone; „aber denkt an den heutigen Tag, denkt an die heutige Stunde — nur drei von uns, aber dieſe drei werden ein ſchönes, großes, glückliches, langes Künſtlerleben führen. Was die Anderen anbelangt," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „ſo werden ſie auslöſchen, wie die Nachtlichter, ohne recht geleuchtet zu haben, und ihre Namen werden verwehen, wie Rauch im Winde."

Es war eigenthümlich, wie dieſe Worte des melancholiſchen Bildhauers ſo gar keinen Eindruck auf ſämmtliche Anweſende machten: war doch Jeder überzeugt, daß er unter den drei Glücklichen ſei, die jener im Geiſte geſehen, und als ſich nun Knorr wieder geſetzt hatte und mit einem eigenthümlichen, traurigen Lächeln um ſich ſchaute, bemühten ſich Alle, die Gläſer zu füllen und mit ihm anzuſtoßen, vor Allen Rüding, welcher ſich nicht enthalten konnte, ſein Glas dreimal nach einander gegen das des Anderen klingen zu laſſen.

In dieſem Augenblick trat Jemand durch die Gartenthür herein, der mit allgemeinem Jubel begrüßt wurde, ſowie man ihn erblickt hatte.

„Michel Angelo!“ ſchrieen die Einen.

„Schmitz, es iſt famos, daß Du noch kommſt!“

„Aber ſo ſpät, armer Kerl — Du wirſt nichts mehr zu eſſen kriegen!“

„Als ein halber Künſtler,“ ſagte der kleine Mann munter lachend, „darf ich auch nur in der zweiten Hälfte des Diners kommen.“

„Wenn auch nur ein halber Künſtler, ſo doch ein ganzer Kerl!“ ſchrie Rüding, indem er ihm das gefüllte Glas hinhielt — „komm', wir ſtoßen an: Schmitz ſoll leben!“

„Und auch Du, Rüding!“

„Und die Anderen!“

„Alles ſoll leben!“

„Und vor Allem das, was wir lieben!“ rief Bergmüller. — Und damit ſchien er den beſten Trinkſpruch ausgebracht zu haben, denn die Gläſer klangen und klirrten ſo heftig aneinander, daß mehr als eines in Scherben ging und in einem hohen Bogen auf die Seite geworfen wurde.

„Ja, was wir lieben!“ wiederholte Michel Angelo, und dabei leuchteten ſeine Augen ſo glückſelig, daß Walter, neben dem er Platz genommen, den Arm um den Hals des kleinen Mannes legte, ihn näher zu ſich zog und ihm ins Ohr flüſterte:

„Man ſagt, daß Du ein kleines Ungeheuer biſt und daß man Dir Glück wünſchen darf — iſt es ſo, dann ſtoße ich mit Dir noch einmal leiſe an — die rohen Geſellen dort brauchen nichts davon zu wiſſen.“

Nach dieſen Worten ſchaute Schmitz ſeinen Nachbar auf das freundlichſte an, und ohne etwas zu erwiedern, erhob er ſein Glas und ſtieß es klingend mit dem des Anderen zuſammen.

„So leb' denn wohl, du altes Haus!“

brüllte van der Maaßen, wobei er dem Bergmüller ſo kräftig die Hand ſchüttelte, daß dieſer, welcher ohnehin nicht mehr ſtark im Gleichgewichte war, beinahe zu Boden gefallen wäre.

„Ich zieh' betrübt aus Dir hinaus!"

„Weiß der Teufel," ſagte er alsdann, ſeinen Geſang unterbrechend, „daß ich immer melancholiſch werde, ſo oft ich ein paar Gläſer mehr trinke — auch jetzt wieder muß ich mich hundemäßig in Acht nehmen, nicht an Sie zu denken —

Sie, die Eine, Kleine, Meine —

denn wenn ich an Sie denke, ſo kann ich mich der tiefſten Wehmuth nicht erwehren!" — Dabei verzog er ſein breites Maul zu einem traurig ſein ſollenden Grinſen.

Rodenberg hatte wohl gehört, was Walter ihm gegenüber vorhin dem Andern zugeflüſtert; er hatte es auch verſtanden, und es durchzuckte ihm das Herz eine Secunde lang wie mit wilder Eiferſucht, wobei er aber in der nächſten Zeit ſelbſt lächeln mußte. Und wenn das Unglaubliche wirklich wahr wäre, dachte er, was geht's dich an! Kann es den Werth einer Perle verringern, wenn die andere, äußerlich ganz gleiche, in einen Sumpf fällt — und doch wieder, welch unerhörtes, ſchamloſes Glück!" — Er biß heftig die Lippen auf einander und ſprang auf, um einen Gang durch den Garten zu machen.

Da klang von der Stadt her der helle Ton des Poſthorns, die Fröhlichkeit mit einem Male zerreißend, die heitere Geſellſchaft gewaltſam aufſtörend.

Walter hatte ſich ebenfalls ſo raſch, als es ihm möglich war, erhoben und holte mit breitſpurigen Schritten, welche ſeinem ſchwankenden Gange etwas Feſtigkeit geben ſollten, das erhabene Kurzholz herbei, das nun von ihm, beim letzten Acte des Abſchieds, bis an den Eilwagen der Geſellſchaft vorangetragen werden mußte. Dieſe füllte noch einmal raſch die Gläſer, leerte ſie und behielt ſie alsdann in der Hand, um unmittelbar vor dem Wagen den letzten Trunk zu thun, zu welchem Zwecke Rafael ein paar Flaſchen Wein draußen vor dem Gartenthore hütete.

Und das Poſthorn erſcholl näher und näher.

Walter ſchritt nun voran, die Fahnenſtange mit dem erhabenen Kurzholze, an welchem die bunten Bänder anmuthig hin und her flatterten, hoch emportragend, und die Freunde folgten paarweiſe, das ſchöne Lied ſingend:

„Muß i denn, muß i denn
Zum Städtle hinaus — Städtle hinaus,
Und Du, mein Schatz, bleibſt hier —“

Waren es die Worte jenes Liedes, oder der Abſchied von den guten, alten Freunden, oder trug der genoſſene Wein auch ſeine Schuld daran, was den Bergmüller plötzlich ſo trübe ſtimmte, genug, er zwinkerte ſo ſtark mit den Augen und zog alsdann, in ein gelindes Heulen ausbrechend, ſein Taſchentuch hervor. Dabei müſſen wir geſtehen, daß dieſe Bewegung anſteckend wirkte, denn Rüding lächelte mit krampfhaftem Grinſen, um ſeine Rührung zu verbergen, und van der Maaßen ſchneuzte ſich viel öfter, als nothwendig war, ſeine dicke Naſe.

So gelangte der Zug vor das Gartenthor, wo der Eilwagen eben hielt und ſich der Poſtillon bequem in ſeinen Sattel ſetzte, um aus den Händen Rafaels ein Glas Wein in Empfang zu nehmen, während der Conducteur mit der bekannten Geſchäftigkeit dieſer Leute aus ſeinem Coupé kletterte und mit jener Eindringlichkeit zur Eile antrieb, von der wir im voraus überzeugt ſind, daß ſie nicht ſo böſe gemeint iſt. Auch befolgte dieſer würdige Beamte durchaus nicht ſeine eigenen Ermahnungen, denn als er ſich einmal hinten am Wagen befand, wo er von den Mitreiſenden nicht mehr geſehen werden konnte, da ließ er ſich die Flaſche Wein, welche der Wirth ihm hier überreichte, außerordentlich wohl behagen, ja, er ſah es freundlich ſchmunzelnd mit an, wie nun die ganze Geſellſchaft der Künſtler zu zwei und zwei, das erhabene Kurzholz an der Spitze, dem Ritual gemäß dreimal um den Wagen herumzog, wobei wir nicht verſchweigen dürfen, daß van der Maaßen gierige

Blicke nach einigen hervorragenden Schrauben warf, wie alsdann Walter den Abſchiednehmenden dreimal mit der Spitze der Standarte an der Schulter berührte und zu ihm alſo ſprach:

„So entlaſſen wir Dich denn hiermit aus dem engeren Künſtlerverbande, indem wir Dich dabei ermahnen, dem weiten Kreiſe, der ſich um alle Künſtler ſchlingen ſoll, ſo weit die deutſche Zunge klingt, gerecht und treu zu bleiben — fahre wohl!"

Die Paſſagiere, welche im Wagen ſaßen, ſtreckten überraſcht ihre Köpfe, ſo viel deren Platz hatten, zu den Fenſtern heraus, um nach der Urſache dieſes Anhaltens zu ſpähen, und dabei war der Anblick, welchen ihnen der ſonderbare Umzug der Künſtler gewährte, nicht dazu geeignet, ihr Erſtaunen zu vermindern.

Jetzt kletterte Bergmüller, deſſen Rührung in der That den höchſten Grad erreicht hatte, auf ſeinen Platz, und als nun der Conducteur hinter dem Wagen hervorkam und mit auffallend polternder Stimme fragte, ob man denn noch nicht fertig ſei und ob der Poſtillon endlich fahren wolle — „Sternelement, ich werde Verſäumniß haben und Strafe zahlen müſſen!" — und ſich alsdann mit der Leichtigkeit eines Vogels auf das Trittbrett ſchwang, da zogen die Paſſagiere ihre Köpfe ein, da ließ Bergmüller, unfähig, zu reden, ſein Taſchentuch flattern, da gewann der Poſtillon wieder ſeinen alten, correcten Sitz, ſchnalzte mit der Zunge und ließ die Peitſchenſchnur, nachdem ſie einen großen Bogen beſchrieben, knallend zwiſchen die Vorderpferde hineinfallen.

„Leb' wohl, Bergmüller!"

„Fahr' wohl, Nebelmüller!"

„Behüt' Dich Gott, Kohlenmüller!"

„Auf Wiederſehen, Waldmüller!"

Dahin rollte der Wagen, den leichten Abhang hinab, was die Pferde laufen konnten, eingehüllt in eine Staubwolke, und Alle blickten ihm mehr oder minder wehmüthig nach, ſogar Walter ſchien bewegt, als er ſo da ſtand, ſich an die Standarte wie an eine

Hellebarde lehnend. Wie viele hatte er ſchon hinausgeleitet an den ‚grünen Baum‘, und wie oft war das ſchon gleichbedeutend geweſen, als hätte er ſie zur ewigen Ruheſtätte geleitet — ſie waren verſchollen und vergeſſen, man hatte nie mehr etwas von ihnen gehört! Und nun heute wieder Einer, von dem man ja nicht wiſſen konnte, ob er ſich noch erinnern werde an die getreuen Freunde, die ihm mit feuchten Augen das Geleite gegeben — und dann in einigen Tagen vielleicht ein Anderer, der abreiste, und wieder Einer, und dann wieder ein Anderer, und ſo fort!

Und über dieſen Gedanken verfiel der alte Maler in traurige Träumereien, und er ſah ſich als den Letzten, der noch übrig war, und mußte alſo ſelbſt ſeine einzige Begleitung bilden, das erhabene Kurzholz hoch in der Hand tragend, und dann pflanzte er daſſelbe dort am Wege auf einen Steinhaufen, und da blieb es wahrſcheinlich ſtehen, lange, lange Jahre, bis ſeine bunten Bänder herabfielen, bis die Stange in ſich zuſammenbrach und bis das erhabene Kurzholz ſelbſt niederfallend zwiſchen den Steinen verſchwand!

Es war gut, daß in der allgemeinen Rührung, welche ſich ſämmtlicher Geſellen bemächtigt hatte — denn Alle waren von ähnlichen Gedanken wie Walter bewegt worden —, van der Maaßen ſo viel Humor behalten hatte, das hierhin wohl paſſende Lied eines Poſtillons anzuſtimmen — paſſend auf die allgemeine Stimmung und beſonders auf den Ton des Poſthorns, das wie als letzten Gruß des Freundes von fern noch einmal ſchmetternd herüberklang und von welchem eine Strophe heißt:

„Ein Mühlrad und ein Menſchenherz
Wird ſtets umhergetrieben,
Und wenn es nichts zu reiben hat,
So wird es ſelbſt gerieben.“

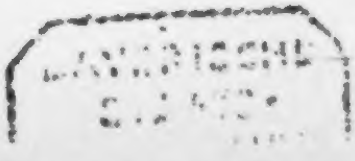

Namenlose Geschichten.

II.

f. o. germ.
534 df

F. W. Hackländer's Werke.

---

54. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Vierundfünfzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1873.

Künſtlerroman.

Dritter Band.

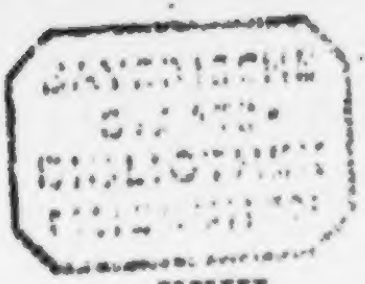

XXIII.

„Die Sonne ſinkt, ihr letzter Schein zergeht.“

Seit dem Beginne unſerer wahrhaftigen Geſchichte ſind Monate vorübergegangen, und da wir den geneigten Leſer an einem ſonnigen Frühlingstage empfingen, ſo brauchen wir kaum zu ſagen, daß jetzt der Herbſt mit ſeiner maleriſchen Pracht Beſitz von Wald und Feld genommen. Liebten wir es, ſelbſt auf Koſten der Wahrheit, uns in ſchroffen Gegenſätzen zu ergehen, ſo könnten wir vielleicht paſſender für den Gang dieſer Erzählung von einem ſtürmiſchen, düſtern Herbſttage reden; doch haben wir uns ſtreng vorgenommen, unter allen Umſtänden der Wahrheit getreu zu ſein, und können deßhalb nicht anders als von einem goldig glänzenden Herbſttage ſprechen, der mit aller nur möglichen Pracht der Färbung, mit einem wolkenloſen, tiefblauen Himmel unſere Erde beglückte.

Einige Stunden von der Stadt, in der unſere wahrhaftige Geſchichte ſpielt, befindet ſich ein kleines Dörfchen, freundlich von ſaftig grünen Wieſen umkränzt und in geſchützter Lage durch einen Höhenzug, welcher die rauhen Nord- und Weſtwinde abhält; durch die blumigen Wieſen ſchlängelt ſich ein klarer, ſilberheller Bach, hier und da leicht überbrückt. Die reinlichen Häuſer des Dorfes haben rothe, weithin leuchtende Dächer; ſie ſind von Obſtbäumen

umschattet, deren Zweige sich in jetziger Jahreszeit förmlich unter der Last der Früchte beugen. Zwei Kirchen mit ihren Thürmen ragen über ihre Häuser empor, von denen eine, ein alter Bau in schönen Verhältnissen, schon fünf Jahrhunderte der Zeit und den Elementen Trotz geboten und selbst die langen und schweren Kriegsjahre siegreich überstanden.

Dieses kleine Dorf heißt Erkrath und ist weiter von keiner rein historischen oder von keiner culturgeschichtlichen Bedeutung, obgleich als Niederlassung unserer ältesten deutschen Vorfahren, sowie als römische Colonie bekannt und benannt; auch kann man sich beim Anblicke der heute noch prachtvollen Eichenwälder mit ihren mächtigen, hundertjährigen Stämmen des Gedankens nicht erwehren, daß in diesen damals heiligen Hainen Teut, Wodan, die Sonne angebetet wurden und daß eigenthümlich geformte Steine, die man noch hier und da auf der Höhe trifft, Opferaltäre der Druiden waren.

Für den Verfasser dieser Blätter hat aber Erkrath doch noch eine ganz besondere Bedeutung, welche hier zu verschweigen er nicht bescheiden genug ist, denn sein Großvater lebte dort als ehrwürdiger Pfarrherr und seine gute Mutter hat dort auf den grünen Wiesen gewiß manche Blume gepflückt — ein Gedanke, der etwas Trauriges in sich schließt: dort liegen die Wiesen vor uns, saftig grün, von der Sonne beglänzt wie damals, und werden wahrscheinlich nach Hunderten von Jahren so erscheinen; auch Blumen werden in jedem Frühlinge unter dem Kusse der warmen Sonne dort hervorsprießen; aber die freundlichen, guten Augen, welche einst diese Blumen betrachtet, haben sich zum ewigen Schlafe geschlossen, und die lebenswarmen Hände, welche sie gepflückt und Kränze daraus gewunden, sind längst erkaltet und erstarrt — —

Vorüber — vorüber!

Wir verlassen das weite Thal mit seinem friedlichen Dörfchen, und in kurzer Zeit nimmt uns der Schatten prächtiger Buchen- und

Eichenwälder auf. Wir haben vor uns eine hohe Bergwand, welche wir ſteil hinanklimmen müſſen, um von der Höhe derſelben eine Ausſicht zu erlangen auf das weite, herrliche Rheinthal; doch waren die Fluthen jenes klaren Bergwaſſers, von dem wir vorhin ſprachen, ſeit Jahrtauſenden geſchäftig, im Herabſtürzen von jenem Berggelände dort eine tiefe Schlucht einzureißen, Höhlen aufzudecken, prachtvoll geformte Felſen abzuſpülen und ſo eine Felſenſchlucht zu erſchaffen, die wir ſanft aufwärts ſteigen können und in der wir faſt bei jedem Schritte verwundert ſtehen bleiben möchten, um die Schönheiten dieſer ungeahnten wilden Natur recht in uns aufnehmen zu können. Heute noch wie vor vielen Tauſend Jahren fließt das ſchäumende, brauſende Bergwaſſer durch dieſes enge Thal, hier auf einer ebeneren Stelle leiſe murmelnd über breite, glatte Kieſel hinweg, dann einen gewaltigen Abhang hinabjagend, aufs Neue und toller brauſend und ſchäumend, wild und trotzig. Rieſenhafte Felswände ragen zu beiden Seiten empor und zeigen uns ſeltſame Vorſprünge, Schluchten und Höhen, welche die Poeſie des Volkes mit den verſchiedenartigſten Namen belegt hat: dort iſt die Engels- und die Teufelskammer, die Wolfsgrube und der Rabenſtein, die Neanderhöhle und der Neanderſtuhl — letzterer eine Felsſpitze, auf der vor zweihundert Jahren ein deutſcher Dichter häufig ruhte und, begeiſtert von der großartigen Natur, Lieder zum Lobe Gottes dichtete.

Von der höchſten Spitze der Felſen, wo noch mächtige Eichen und Buchen wachſen, bis tief ins Thal hinab ſind die Steinwände maleriſch unterbrochen und verziert mit einzelnen Baumrieſen, mit Sträuchern, welche freundlich herabnicken, mit Blumen, mit Gräſern und Mooſen, und dabei welche Abwechslung in der Vegetation der nördlichen und der ſüdlichen Felswand: hier der heiße Sonnenſtrahl, dort ewiger Schatten!

So nahe bei einer größeren Stadt gelegen, wo zahlreiche Künſtler häufig darauf angewieſen ſind, der Natur ihre verborgenen

Schönheiten abzulauſchen und auf ihre Art zu verwerthen, wird man durchaus nicht erſtaunt ſein, hier in dieſer prachtvollen Schlucht neben dem Geſange der Vögel und dem Geſchrei eines langſam kreiſenden Raubvogels einen friſchen Jodler zu vernehmen, oder ein luſtiges Lied, an den Felswänden wiederhallend. Aufwärts blickend, ſieht man ſie dann ſitzen, die emſigen Zeichner, auf dem kleinen Feldſtuhle, das Skizzenbuch auf den Knieen, den zugeſpitzten Hut auf dem Kopfe, oft im Schatten eines koloſſalen Sonnenſchirmes eine ſeltſam geformte Klippe, eine maleriſche Felsſchlucht oder einen alten, knorrigen Baumſtamm copirend, dabei luſtig und guter Dinge einander zurufend und mit lauter Stimme von einer Spitze zur anderen Bemerkungen austauſchend.

An dem ſchönen Herbſttage, von dem wir eben reden wollen, war das ‚Geſteins‘, wie dieſe Gegend im Munde des Volkes heißt, nicht belebt in der eben erwähnten Art, denn die Beiden, welche wir hier gewahren, übertönten weder durch lauten Ruf noch durch Geſang das einförmige Brauſen des Waſſers. Der Eine ſaß zeichnend ziemlich hoch über dem ſchäumenden Bache auf einer Felſenſpitze, während der Andere an den Ufern deſſelben ſtand, und zwar an einer Stelle, wo die klare Fluth weniger raſch dahinſchoß.

Letzterer hatte einen jener zierlichen und complicirten Angelſtöcke in der Hand, wie ſie von England zu uns herüber kommen, während neben ihm auf einem bemoosten Steine ein kleines Etui lag mit jenen künſtlich gemachten Inſecten, welche für die arme Forelle verführeriſcher erſcheinen, als eine wirkliche Fliege; eine größere Lachsforelle, blau und roth gefleckt, ſowie ein paar kleine Steinforellen mit dunklem Rücken lagen ſchon als Opfer neben der argliſtigen Lockſpeiſe.

Die ſchlanke Geſtalt Lytton's, denn er war es, welcher den Angelſtock in der Hand hielt, erhob ſich jetzt mit einer kaum merklichen Bewegung elaſtiſch auf die Fußſpitzen, während er mit vorgeſtrecktem Halſe ſcharf in das Waſſer hinabſchaute; dann löſte er

das kleine Rad am Griffe des Angelſtockes, ſo die Schnur verlängernd, worauf denn die kleine, farbige Fliege dicht über der Spitze des Stahlhakens luſtig tanzend auf dem glänzenden Waſſer dahin zu ſchweben ſchien — doch nur noch einen Augenblick, denn mit Einem Male verſchwand ſie unter dem Waſſer, die Angelſchnur wurde ſo heftig angezogen, daß ſich das ſchlanke Ende des Stockes ſcharf herabbog, und darauf zeigte ſich im Waſſer eine ſprudelnde, kreisförmige Bewegung mit ſilberglitzernden Puncten.

„Halloh,“ rief jetzt der glückliche Angler, aufwärts ſchauend, „unſer Diner für heute iſt nun glänzend bei einander, und Du wirſt nicht wieder ſagen können, ich vertrödle unnütz meine Zeit!“ — Damit ſtieß er den Angelſtock, der unten eine ſcharfe eiſerne Spitze hatte, feſt neben ſich in den Boden, zog die Schnur durch Umdrehung des Rades behutſam an ſich und hob dann vermittelſt eines kleinen Netzes eine zweite und noch ſchönere Lachsforelle aus dem Waſſer.

Ohne eine Antwort abzuwarten, welche auch nicht erfolgte, pfiff er alsdann leiſe eine Weiſe vor ſich hin, packte ſein Angelgeräth ſorgfältig zuſammen, und es war dieſes ſo vortrefflich eingerichtet, daß Köder und Schnur mit der Maſchinerie derſelben zum Aufwickeln in ein kleines Täſchchen ging, welches er um die Schultern hangen hatte, und daß der ſehr lange Angelſtock ſich zu einem Spazirſtocke zuſammenſchieben ließ. Dann ſchnitt er eine kleine Weidenruthe ab, drehte ſie ſtrickartig zuſammen und befeſtigte ſeine Jagdbeute daran, welche er alsdann in die klare Fluth des Baches verſenkte, um ſie ſpäter mitzunehmen. Nachdem dies Alles geſchehen, ſtieg er langſam aufwärts bis zu der Stelle, wo ſein Freund ſaß, ſtreckte ſich neben dieſem behaglich ins Moos und blickte auf die Zeichnung, mit welcher Olfers gerade beſchäftigt war.

„Nun,“ fragte der Letztere, nachdem ſie längere Zeit neben einander geſeſſen, mit einem lächelnden Seitenblicke, „haſt Du bald genug ausgeruht von Deinen Mühen um die edle Fiſcherei,

oder willſt Du heute Dein Skizzenbuch wieder nicht zur Hand nehmen?“

Lytton hatte ſich lang ausgeſtreckt auf den Bergabhang niedergelaſſen und beide Hände unter ſeinen Kopf gelegt. — „Ich weiß nicht,“ ſagte er nach einer Pauſe, den Himmel betrachtend, „woher es kommt, daß ich ſo gar keine Luſt habe, etwas zu zeichnen, und ich hatte mir doch vorgenommen, eine tüchtige Ausbeute mit nach Hauſe zu bringen — ich glaube, ich hätte die Angelgeräthſchaften zu Hauſe laſſen ſollen!“

„Der Anſicht bin ich auch: es geht Dir wie dem Löwen, nachdem er einmal Blut geleckt — ehrlich geſagt, ich verſtehe es nicht, wie man im Stande iſt, ſo ausdauernd, ſo mühevoll, ja, ſo mit Anſtrengung nichts zu thun!“

„Nachher im Gaſthofe, wenn man Dir meine wunderbaren Forellen auftiſcht, wirſt Du nicht mehr der Anſicht ſein, ich hätte meine Zeit vertrödelt — da Du kein Angler biſt, kannſt Du auch nicht darüber urtheilen; verzeihe mir — o, es iſt ein großer Unterſchied, an irgend einem trüben Waſſer zu ſtehen und aufs Gerathewohl die Angelſchnur hineinzuwerfen, oder eine dieſer glänzenden, beweglichen und eleganten Forellen, die Du im klaren Waſſer ſtehen ſiehſt, förmlich zu überliſten — und genieße ich dabei weniger die herrliche Natur um mich her? Gewiß nicht, Jeder beutet ſie auf ſeine Art aus: Du bringſt wundervolle Zeichnungen mit nach Hauſe, ich ganz vortreffliche Fiſche — ich darf ihnen dieſes Beiwort geben, da ich ſie nicht ſelbſt erſchaffen habe.“

„Und macht Dir Dein Gewiſſen keine Vorwürfe, daß Du ſo Deine Zeit vergeudeſt?“

„Ehrlich geſagt: nein — iſt mein Zeichnen und Malen doch nur Nebenſache!“

„Aber wenn man ein ſolches Talent hat wie Du, ſo ſoll man es ausbilden!“

„Ja, wenn mein Talent bedeutend genug wäre, um ſpäter

in der Kunſt etwas ganz Außerordentliches leiſten zu können! Für das, was ich ſpäter in dieſem Fache gebrauche, darf ich mir wohl erlauben, meine Herbſtferien hier in dieſem wunderbaren Thale vollſtändig zu genießen, und müßig gehe ich ja trotz alledem nicht!"

„Nein, Du fängſt Fiſche."

„Nur als Nebenbeſchäftigung; hauptſächlich aber vervollkommne ich mich in der deutſchen Sprache und treibe Poeſie."

„Ah, Du treibſt Poeſie?" entgegnete Olfers lachend. „Nun, wie Du das anfängſt, möchte ich wiſſen oder wenigſtens ein Product Deiner poetiſchen Beſtrebungen ſehen!"

„Ich treibe Poeſie, indem ich dieſe herrliche Natur betrachte und in mich aufnehme; ich könnte ſagen, es iſt eine Art maleriſcher Poeſie, der ich mich nirgends mit ſo gutem Erfolge hingeben kann, als gerade hier. Schau' dort um Dich her, iſt nicht Alles, was Du ſiehſt, maleriſche Poeſie oder poetiſche Malerei?"

„Ja, Du haſt Recht, eine Fülle unendlicher Poeſie!"

„Blicke hinab auf das Waſſer des Baches, wie ſeine klaren Fluthen leuchten, obgleich er tief im Schatten dahinfließt; betrachte die Sträucher mit ihren hier grünen, dort ſchon buntfarbigen Blättern, mit ihren dunkelblauen und hochrothen Beeren; ſchau' dazwiſchen die feinen Gräſer und die beiden moosbedeckten Steine — gibt es eine prächtigere und wirkſamere Ufereinfaſſung, könnteſt Du etwas Schöneres und Zuſammenſtimmenderes componiren?"

„Ich gewiß nicht!"

„Und auch ſonſt Niemand! — Ach, wie ſich dieſe Felſen, ſo willkürlich uns ihre Formen auch erſcheinen, doch ſo planmäßig und majeſtätiſch aufbauen, und wie wohlthuend, wie ſtolz ihre helle Farbe leuchtet, umſäumt von dunklem Grün! Und weiter oben die mächtigen Stämme der uralten Eichen und Buchen mit ihren lang ausgeſtreckten Aeſten, ſo ein Schattendach bildend über die enge Schlucht herüber — verzeihſt Du mir nun, daß ich ſonſt nichts thue, um mich in derartiger Poeſie zu ergehen?"

„Gewiß, ich finde es ſogar für mich anregend, und mein Bleiſtift bewegt ſich raſcher auf dem Papier, wenn ich Dich ſo ſchwärmen höre.“

„Und ich habe dadurch mehr Ausbeute, als wenn ich ein Dutzend vielleicht mittelmäßiger Zeichnungen mit nach Hauſe brächte; ja, wenn ich das aufs Papier werfen könnte, wie ich es vor mir ſehe, oder vielmehr wie ich es mit meinen Gedanken zu erfaſſen vermag oder zuſammenſtellen kann, oder aus dem allgemeinen Ganzen herausnehmen — Alles, was Du rings um Dich ſiehſt, iſt es nicht wunderbar ſchön? Nicht nur dieſes große Stück Landſchaft, das da vor uns in ſo breiten Strichen angelegt iſt, dieſe herrliche Schlucht mit ihrem leuchtenden Waſſer, mit ihren prachtvollen Felsmaſſen, mit den Baumrieſen hoch auf der Höhe und mit dem dunkelblauen Stück Himmel, das wir über alles dies ausgeſpannt ſehen, ſondern irgend eine Kleinigkeit aus dieſem koloſſalen Reichthume — ſieh' dieſe halbverwitterte, kleine Steinmaſſe, die ich mit der Hand berühre, betrachte ſie genau, mit dem tiefen Verſtändniß, womit Du Alles anſchaueſt, und geſtehe mir, daß eben dieſe Steinmaſſe ſo reizend und herrlich ausgeputzt iſt, daß man laut aufſchreien möchte vor Freude. — Sieh', wie naſeweis das ſo zierliche Moos hier aus der Spalte hervorlugt, die einförmige Fläche unterbrechend, während dort unten das rankende Epheu den Block zu drei Vierteln umgibt, wie eine goldene Einfaſſung den Edelſtein, und damit es dieſer Einfaſſung nicht an reicher Mannigfaltigkeit fehle, ſo iſt ſie unten eingeſäumt mit rothblühenden Eriken und dem anderen Pflänzchen mit gelben Blumen, deſſen Namen ich nicht weiß, da ich leider kein Botaniker bin; auch eine Unterlage fehlt meinem koſtbaren Steine nicht — iſt's doch gerade, als habe das hellgrün ſchimmernde Moos ſich hier abſichtlich handdick angeſetzt, damit der Felſen weich ruhe, und als ſeien gerade an dieſer Stelle die ſchwanken, zierlichen Gräſer ſo hoch aufgeſchoſſen, um ihm, wenn der Nachtwind durch die Schlucht zieht, leiſe flüſternd ein Schlummerlied zu ſingen!“

„Vortrefflich!“ ſagte Olfers, „ich werde Dir den kleinen Felsblock zeichnen, und Du ſollſt mir Deine Poeſie darunter ſchreiben — willſt Du?“

„Leider bin ich nur ein armer Improviſator, dem die beſten Gedanken entfliehen, ſowie er die Feder ins Dintenfaß taucht.“

„Verſuch's immerhin, es wird mir in ſpäteren Zeiten beſonders für dieſe Tage eine liebe Erinnerung ſein.“

„Sprich mir nicht von ſpäteren Zeiten, das klingt mir gerade wie Trennung von Dir, und ein ſolcher Gedanke hat etwas zu Trauriges für mich — 's iſt gar nicht möglich!“

„Es iſt möglich — es wird ſo kommen — und man muß ſich an dieſen Gedanken gewöhnen!“

„Das iſt nicht meine Anſicht; ſoll Unangenehmes, Trauriges über uns kommen, ſo mag es plötzlich erſcheinen, wann es Luſt hat; aber ich bin nicht geſonnen, dem Leid, welches in mein Herz einziehen will, ſchon im Voraus eine melancholiſche Unterlage zu bereiten.“

„Haſt Du Briefe aus England?“ fragte Roderich nach einer Pauſe, wie um das Geſprächsthema zu ändern.

„Ja, es geht Alles gut auf Lytton Hall; mein Großvater, der Right honorable Lord, beſchäftigt ſich abwechſelnd mit ſeiner Gicht und ſeiner Jagd, wenn er nicht gerade einer Parlamentsſitzung beiwohnt, und die Briefe meines Vaters werden ihren Beigeſchmack von Mißvergnügen, ja, Kummer nicht verlieren darüber, daß er zufällig der Zweitgeborene iſt; doch Gott ſei Dank bin ich nicht ſo ehrgeizig, um ſeinen Kummer zu theilen! Daß meine Schweſter Alice heirathen wird, habe ich Dir ſchon geſagt — ein freudiges Ereigniß, denn ſie liebt ihren Bräutigam von Herzen und macht eine ausgezeichnete Partie, wie man das ſo zu nennen pflegt. Für mich hat die bevorſtehende Hochzeit das nicht gerade Angenehme, daß ich mich zu derſelben nach London verfügen muß, und ich fürchte alsdann, mein verehrungswürdiger Vater könnte es für

nützlich finden, mich anderswo hin zu dirigiren, anſtatt mir die Rückkehr hieher zu befehlen."

„Und Dein Vater hätte nicht ganz Unrecht, Alfred; Deinen Zweck, Dich in der deutſchen Sprache zu vervollkommnen, haſt Du erreicht."

„Ja, durch Deinen Umgang, auf die angenehmſte Art und ohne den Lehrer zu langweilen oder mich von ihm langweilen zu laſſen. — Warum ſagteſt Du vorhin, mein Vater habe Recht, mir die Rückkehr hieher nicht mehr zu erlauben?" fragte er nach einer Pauſe, indem er ſich plötzlich aufrichtete.

„Nun, weil Du ſelbſt in einer andern Abſicht hieher kamſt, als nur eine Künſtlerlaufbahn einzuſchlagen."

„Wozu ich nicht genug Talent beſitze — leider weiß ich das!"

„Nun, da Du geſcheit genug biſt, das einzuſehen, ſo brauchſt Du nicht zu ſagen: leider weiß ich das!"

„Du gibſt mir vollkommen Recht?"

„Worin?"

„Daß ich die Kunſt nur als Dilettant betreibe?"

„Gewiß, bei Deinem Verſtande und Deinem Ehrgeize. Zu etwas Großem, zu etwas ganz Außerordentlichem würdeſt Du es doch nicht bringen, und ein mittelmäßiger Künſtler zu bleiben, müßte Dich unglücklich machen."

„Ja, ja," pflichtete der Andere mit einem leichten Seufzer bei, „und das iſt es ja gerade, warum ich nicht gern nach Hauſe gehe: ich werde meinem Vater keine überzeugenden Gründe entgegenſetzen können, wenn er mich anderswo hinſchickt — doch fort mit dieſem Geſpräche von Abſchied und Trennung!" rief er aufſpringend und ſetzte, die Arme ausbreitend, hinzu: „Laß uns lieber dieſen prachtvollen, herrlichen Herbſttag vollkommen genießen, indem wir in den unausſprechlichen Schönheiten ſchwelgen, welche uns umgeben — ſchließe Dein Skizzenbuch, Roderich — komm, laß uns eine Wanderung auf die Höhe machen."

„Meinetwegen denn,“ ſagte der Andere, wobei er ſich zurückbog, um das Blatt, an dem er eben gezeichnet, aus einiger Entfernung zu betrachten; „ich bin auch gerade ſo ziemlich fertig geworden, und was da noch fehlt, kann ich, wenn ich will, zu Hauſe nachholen.“

„Ein ſchönes Blatt,“ meinte Lytton, die Zeichnung betrachtend; „Du haſt aber etwas dazu componirt; denn ſo furchtbar wirr und dabei majeſtätiſch erſcheint die Kluft doch nicht.“

„Wollte ich doch auch keine Anſicht derſelben machen, ſondern ich zeichnete nur etwas zuſammen, was ich irgendwo werde gebrauchen können. — Aber nun komm, Dein Vorſchlag iſt vortrefflich; wir wollen aufwärts ſteigen, um bei vollem Sonnenlichte noch einen Blick auf das Rheinthal zu werfen. Wie iſt's mit der Ausbeute Deiner Fiſcherei?“ fragte Roderich aufſtehend.

„Ich habe ſie drunten im Kühlen verwahrt, bis wir ſpäter wieder vorbeikommen.“

Damit warf er ſeine kleine Taſche über die Schulter, der Andere nahm ſein Skizzenbuch unter den Arm; und ſo gingen ſie aufwärts, dem herabbrauſenden Bache entgegen.

Eine gute halbe Stunde ſtiegen ſie empor in der gleichen wilden, maleriſchen Natur, immer durch die Felsſchlucht, faſt beſtändig am Ufer der klaren Düſſel, ſchweigend, betrachtend, denn wohin ſie ihren Blick wandten, die intereſſanteſten Felsformen, die mannigfaltigſte und herrlichſte Vegetation. Iſt es hier doch gerade ſo, als habe die Natur auf den verſchiedenen Felſenabſtufungen Alles bereit gelegt, um das Auge des Malers zu erfreuen und die Hand des Botanikers zu beglücken! Von der kräftigen Eiche an, die hoch oben emporgewachſen in klaffenden Spalten des Geſteines ſtand, vom dichten Geſträuche, das bedeckt iſt mit Beeren in allen Farben und wieder ſchützend ragt über der röthlichen Erika, ſehen wir Hunderte von Pflanzenarten maleriſch die Felſen bekränzen:

die ſaftige Wolfsmilch, den zierlichen Schierling, den duftenden Thymian, den Stechapfel, Veilchen und Waldmeiſter, kryptogamiſche Pflänzchen an den ſchroffen Wänden, die uns von fern wie Riſſe und Schatten erſcheinen, bis tief hinab, wo an den feuchten Ufern des Baches die breitblätterige Brunnenkreſſe wächst und wo wir neben dem lieblich blühenden Vergißmeinnicht die ſchöne, anlockende Beere der giftigen Belladonna ſehen.

Nach langſamem Aufwärtsſteigen blieb Roderich jetzt einen Augenblick ſtehen und ſagte, auf einen kleinen Fleck zeigend, wo junge Tannen emporwuchſen: „Wie wahr iſt es doch, was Du vorhin ſprachſt, daß Alles, was uns in der Natur entgegentritt, maleriſch und voll Poeſie iſt!“

„Ja, man muß es nur zu finden wiſſen und die ſtumme Sprache der Pflanzen und des Steines verſtehen — und wir beide kennen das, nicht wahr, Roderich?“

„Gewiß, mein Freund.“

„Deßhalb iſt es mir auch ein ſo unausſprechliches Vergnügen, mit Dir durch Feld und Wald zu wandern.“

„So ſieh' denn hier die kleinen Tannen an, — es ſind noch wahre Säuglinge gegenüber ihren Eltern und Voreltern dort auf der Höhe. Sie ſcheinen hieher auf dieſen beſſeren Boden in Koſt und Wohnung gethan worden zu ſein — nun betrachte einmal zwiſchen ihnen dieſe langaufgeſchoſſenen, dürren Gräſer, die ſo pedantiſch mit ihren hohlen Köpfen ſchütteln oder ſich beiſtimmend auf und ab neigen. Iſt es nicht gerade ſo, als ſeien ſie den kleinen Tannen zur Aufſicht dahin geſetzt, als ſeien dieſe ſteifen, dürren Demoiſelles die Lehrerinnen dieſer friſchen, luſtigen Waldkinder?“

„Ja, ja,“ lachte Lytton, „ſchau nur, wie gravitätiſch ſie ſich verbeugen und ſich bedanken für das Compliment, welches wir ihnen ſo eben gemacht; aber da habe ich noch etwas Prächtigeres für Dich. Schau Dir dort jene herrliche Nadelholz-Cultur an, von ſo tiefgrüner und zarter Farbe, daß es Dir zwiſchen den hellgrauen

Namenloſe Geſchichten

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Carl Krabbe.
1851.

Felſen faſt zu dunkel erſcheint; zwiſchen ihnen hoch empor ragt eine einzige Birke mit ihrem weißen, glänzenden Stamme."

„Gewiß — ſehr ſchön! Sie erſcheint in ihren goldgelben Blättern wie ein flammender Buſch, wie ein Leuchtzeichen, im Sonnenglanze wie wirkliches Feuer, gewiß weithin ſichtbar."

Die beiden Freunde hatten in Kurzem die Höhe zwiſchen der Düſſel und dem Meitmanner Bache erklommen, eine ſchauerlich wilde Gegend, deren Höhe durch die ſie umgebenden Felſenſpitzen ein kleines Thal bildet. Und nicht nur der Zufall allein hatte dem kleinen Thale dieſe Geſtalt gegeben; Erdwälle und Reſte von Mauern, die man zwiſchen den aufſtrebenden Steinen bemerkt, ſind von Menſchenhänden erbaut. Hier oben wachſen Eichen, welche Jahrhunderte geſehen und daſelbſt mit ihren Wurzeln die Urfelſen erfaßt wie auch das Mauerwerk durchſchlungen haben, von dem wir eben ſprachen: es iſt uns dies der beſte Beweis von dem hohen Alter des letzteren.

„Wäre ich Archäologe," ſagte Roderich, indem ſie das Thal durchſchritten, um den ſüdlichen Rand desſelben zu erſteigen, „ſo würde es mir ein großes Vergnügen machen, hier die ſorgfältigſte Nachforſchung anzuſtellen, um vielleicht doch zu erfahren, ob hier unſere deutſchen Vorfahren mit den Römern kämpften oder ob Wittekind hier oben im unwegſamen Urwalde ſeine Penaten vertheidigte, oder ob, wie man annimmt, die Hunnen des Attila die damaligen Bewohner des Landes zwangen, hier im einſamen Walde eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen."

„Läßt ſich aus dem Namen dieſer Höhe nichts errathen?"

„Schon die Benennung Hunns- oder Hunnenklippe ſpricht für meine zuletzt ausgeſprochene Anſicht. Dort oben," fuhr er, auf den Wald am nördlichen Gebirgsabhange zeigend, fort, „haben wir das Jammerthal, welches unbedingt eine traurige Fortſetzung der Geſchichte dieſes Felskeſſels iſt."

„Du ſprachſt vorhin den Wunſch aus," meinte der Engländer,

weiter ſchreitend, „dieſe Gegend erforſchen zu können; gewiß ein guter Wunſch, doch bin ich überzeugt, daß dies in nicht gar zu langer Zeit auf die praktiſchſte und gründlichſte Art geſchehen wird. Ich kenne einen Archäologen, der damit umzuſpringen verſteht; ſeine Vorfahren ſind Landsleute von mir," ſetzte er lachend hinzu, „und er heißt mit ſeinem Familiennamen Eiſenbahn-Ingenieur. Ich möchte jede Wette machen, daß es nicht zehn Jahre dauern wird, und es werden durch Einſchnitte, die man durch dieſe Berge macht, und durch Tunnels, welche man durch dieſe Felſen treibt, auch die Geheimniſſe dieſes Bodens blosgelegt."

„Leider — und wir werden alsdann keine Zeit mehr finden, tagelang in dieſer herrlichen Felsſchlucht zu verweilen, ſo anregend, ſo erfriſchend, ſo genußreich, wie wir es jetzt thun; wir werden durch das keuchende Ungethüm Dampfwagen durchgeriſſen werden, das Reiſebuch in der Hand, in dem wir nachleſen können, hier habe es einſtens ein ſtilles, prachtvolles, maleriſches Thal gegeben."

„Und einen berühmten Maler, der es mit ſeinem unberühmten Freunde beſucht," lachte Lytton und ſetzte hinzu, indem er ſeinen Hut luſtig über dem Kopfe ſchwang: „Doch was kümmert mich heute die Zukunft, wir wollen der Gegenwart leben!"

„Ja, ja, wenn man auch nur mit der Vergangenheit ſo raſch fertig werden könnte!" meinte Roderich ernſt.

„Verſuchen wir es mit einem untrüglichen Mittel: dort oben ſehe ich einen Felsblock wie für uns zu einer Bank hergerichtet; da wollen wir uns lagern, hinaus in die Gegend ſchauen und eine gute Cigarre rauchen. Ich erinnere mich eines Bildes, wo ein Araber, auf einer Felsſpitze ſtehend und den Aufgang der Sonne begrüßend, ihr als Morgenopfer den bläulichen, gekräuſelten Rauch aus ſeiner Pfeife darbringt — den Mann habe ich immer beneidet."

Der Felsblock, von dem der Engländer geſprochen, erwies ſich in der That als einen behaglichen Sitz; auch glühten im nächſten Augenblicke ein paar ausgezeichnete Cigarren, und welche Ausſicht

hatte man von da oben! Zur Linken die Rheinebene mit dem Schlangenlaufe des majeſtätiſchen Stromes, deſſen Waſſer hier dunkel beſchattet iſt, dort ſpiegelhell aus dem grünen Thale hervorblinkt. An ſeinen Ufern Dörfer und Städte. Am vorderen Rande ausgedehnte, goldgelbe Fruchtfelder, während ſich an der rückwärts liegenden Gränze derſelben ſanfte Anhöhen erheben, Weinberge mit jetzt noch dunkelgrünem Laube, welche ſcheinbar anſteigen bis zu den Gebirgen der Eifel und der Maas. Und gerade vor uns im bläulichen Sonnenduft, umgeben von einem unermeßlichen, leicht wogenden, hell leuchtenden Getreidemeere, aus welchem hervor, von hier aus am ſichtbarſten, der ſilberne Strom blitzt — und wie in einer rieſigen Fruchtſchale gelegen, das alte, heilige Köln mit ſeinen Hunderten von Thürmen und mit ſeinem maſſiven Dome, der wie ein eigenthümlich geformter Fels über die weitgedehnte Häuſermaſſe emporragt.

Und wenn wir unſern Blick nun höher hinauf erheben, ſo haben wir die lieblichſten Punkte des majeſtätiſchen Rheinthales vor uns, die ſieben Berge wie blaue Wolken, Rolandseck und die ganze Gebirgskette bis zu dem freundlichen Bonn.

„Ich weiß nicht," ſagte Olfers nach einer Pauſe, „ſo oft ich das Siebengebirge betrachte, kommt eine unendliche Reiſeluſt über mich; ich ſehe alsdann den grünweißen Dampfer ſo lebhaft vor mir, auf deſſen Verdeck ich mich befinde, aufwärts fahren, dem Süden zu, den gewaltigen Bergen der Schweiz entgegen, um von ihnen wieder hinabzuſteigen nach den herrlichen, milden Ebenen Italiens."

„Das iſt wohl die Sehnſucht des Malers, die Du ja doch ſo manchmal geſtillt haſt."

„Geſtillt nicht," erwiederte Roderich nachdenkend; „ich habe wohl ſchon einige Male den ſchäumenden ſüdlichen Becher an meine Lippen geſetzt, aber ehe ich einen tüchtigen Zug daraus gethan, ſtellte ich ihn wieder bei Seite als guter, bedächtiger Deutſcher."

„So laß uns einmal zuſammen dorthin gehen; ich werde es den Meinigen zu beweiſen ſuchen, wie nothwendig für mich eine Reiſe nach Italien iſt, und auch Du biſt ja jetzt ein freier Mann.“

„Und Margarethe?“

„Ah, die Kleine ſoll uns begleiten als ein lieblicher Schutzengel, und ſie wird unſere Freundſchaft mit einem noch feſteren Bande zuſammenweben.“

„Das brauchte es wohl eigentlich bei uns nicht,“ gab Roderich zur Antwort, indem er dem Freunde die Hand reichte; „doch bin ich ſo müde vom vielen Arbeiten in der letzten Zeit, daß ich nicht einmal mit Genuß an eine größere Reiſe denken mag. Lieber möchte ich ſo mit Dir Tage, ja, Wochen und Monate lang im eigenen ſchönen Lande herumfahren; ich möchte das Kind mit ſeinem ehrlichen Gemüthe nicht gern für längere Zeit mit mir in die Fremde nehmen, und es verlaſſen könnte ich noch weniger; ſeine guten, treuen Augen feſſeln mich an die Stadt da unten magiſch wie der Ring der Faſtrada den großen Kaiſer an ſein heimatliches Aachen.“

„Ich verſtehe Dich,“ erwiederte Lytton, der, ſich gegen Norden wendend, ſeine Blicke hinabgeſandt hatte nach der Stadt, welche die Beiden bewohnten und deren Thürme dort am Rande des Gebirges ſichtbar waren — „iſt ſie mir doch auch faſt eine zweite Heimat geworden!“

Roderich warf noch einen flüchtigen Blick nach der Gegend, wo Lytton mit der Hand hinwies, dann wandte er ſich wieder gegen das prachtvolle Rundgemälde, das wir ſo eben zu ſchildern verſuchten, und ich ſagte nach einem längeren Stillſchweigen, im Anſchauen verſunken: „Ich weiß nicht, woher es kommt, daß der bunte Glanz dieſer herrlichen Gegend in mir eine faſt wehmüthige Stimmung hervorruft — eigentlich nur eine Sehnſucht, des Winters ertödtender Hand, welche in Kurzem hier Blätter und Beeren abſtreifen wird, zu entfliehen. — Schau da oben jene Zugvögel —

o, wer mit ihnen ziehen könnte, von einer Bergſpitze zur andern, immer weiter und weiter, der Sonne nach — —

O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu ſtreben!
Ich ſäh' im ewigen Abendſtrahl
Die ſtille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen ſeinen Schluchten;
Schon thut das Meer ſich mit erwärmten Buchten
Vor den erſtaunten Augen auf.
Doch ſcheint die Göttin endlich wegzuſinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen,
Ein ſchöner Traum, indeſſen ſie entweicht!
Ach, zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen!
Doch iſt es Jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt,
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt
Und über Flächen, über Seeen
Der Kranich nach der Heimath ſtrebt."

„Welch wunderbare Poeſie," ſagte Lytton, der, auf Roderich's Schulter geſtützt, lange ſchweigſam neben ihm ſtand und die Blicke ſchweifen ließ auf das herrliche Rundgemälde zu ihren Füßen — „welch' wunderbare Poeſie — wir haben doch in der Art nichts Aehnliches! — Doch laß uns zurückkehren, die langen Schatten, welche Bäume und Felſen gegen uns werfen, mahnen uns an den hereinbrechenden Abend."

„Wir machen den gleichen Weg ins Thal hinab?“ fragte Roderich.

„Ei, das will ich meinen, ich werde doch meine Jagdbeute nicht im Stiche laſſen! Auch Du würdeſt es mir wenig Dank wiſſen, denn trotz der Poeſie unſeres Spazierganges wirſt Du Dich nach einem kleinen Diner ſehnen, bei deſſen Anfertigung ich ſelbſt meine ganze Kochkunſt entwickeln werde.“

Langſam ſtiegen ſie abwärts; unten im Thale an der Stelle angekommen, wo Lytton gefiſcht, fand er ſeine Beute noch unverſehrt, gerade da, wo er ſie im Bache verborgen hatte.

Roderich war einige Schritte an der Bergwand hinaufgeſtiegen, um von dem Platze, wo er vorhin geſeſſen, noch einen Blick auf die Felsmaſſe zu richten, die er aufs Papier geworfen, und ſie alsdann noch einmal mit ſeiner Zeichnung zu vergleichen.

„Hollah ho!“ rief der Andere von unten herauf, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. „Ich will Dir etwas ſagen: da Du mir Luſt zu haben ſcheinſt, nochmals jene allerdings maleriſche Steingruppe vorzunehmen, ſo will ich Dich in dieſer Arbeit nicht ſtören, vielmehr vorauseilen und unſer Diner beſorgen — iſt Dir's recht?“

„Gewiß!“ entgegnete ihm Roderich, dem es erwünſcht war, ernſten Gedanken, trüben Bildern, die ſich ihm aufdrängten, nachhängen zu können, ohne geſtört zu werden. Der Blick, den er dort oben in die herrliche Natur gethan, hatte ſein Herz weit geöffnet, dasſelbe aber in Erinnerung an die letztvergangenen Tage und an die zweifelhafte Zukunft, wenn er ſeiner Häuslichkeit gedachte, trübe geſtimmt.

Er hatte ſein Skizzenbuch aufgeſchlagen, blickte längere Zeit über die Blätter hinweg, und als er ſeiner Zerſtreuung endlich inne wurde, ſchlug er das Buch zu und begab ſich ebenfalls auf den Heimweg.

In kurzem hatte er das Ende der Schlucht erreicht, und dort erweiterte ſich der Fußweg, um alsdann in die Straße einzubiegen,

welcher nach dem Dorfe Erkrath führte. Hier war noch ein reizender Punkt, wo man das freundliche Dörfchen vor sich liegen sah, besonders schön in Abendbeleuchtung wie jetzt. Roderich hatte schon öfters von dieser Stelle aus eine Zeichnung machen wollen und blieb auch jetzt wieder stehen, indem er im Geiste die Gränzen zu einem kleinen Bilde bestimmte, ja, er öffnete sein Skizzenbuch und warf ein paar Linien auf das Papier, wobei er aufrecht stehen blieb. Wenige Schritte vor ihm lief die Straße gegen das Dorf zu, derer wir so eben erwähnten und wo Leute hin und her giengen, die er aber nicht beachtete und welche eben so wenig auf den unbekannten Maler Rücksicht zu nehmen schienen — und doch gieng jetzt eine Bäuerin vorüber, an deren Seite sich eine andere Frau befand, welche beim Anblicke Roderich's eine fast ungestüme Bewegung machte und ihren Kopf plötzlich rückwärts wandte.

Diese Bewegung konnte ihm nicht entgehen, ja, sie beschäftigte ihn mit Einem Male so ausschließlich, daß er Hand und Skizzenbuch herabsinken ließ und hastig einige Schritte vorwärts machte; dann blieb er aber eben so rasch wieder stehen und blickte mit Verwunderung und Staunen auf eine Dritte, welche, den Anderen folgend, vorübergieng, eine Gestalt, welche er augenblicklich erkannte, ein ernstes Gesicht mit großen, glänzenden Augen, die ihn befremdet, fast traurig anschauten.

„Conchitta!"

Sie war es, und er sprach ihren Namen laut genug aus, daß sie ihn hätte vernehmen können, sich umschauen müssen und stehen bleiben. Da ging sie ruhig ihres Weges weiter, nicht rascher, nicht langsamer, nach einem leichten Kopfnicken.

Roderich brauchte sich übrigens nicht sehr zu beeilen, um mit wenigen seiner größeren Schritte an Conchittas Seite zu sein.

„Wie ich überrascht bin, Sie hier zu sehen, Conchitta," sagte er mit bewegter Stimme, „o, so freudig überrascht — hatte ich doch keine Ahnung davon, daß Sie hieher gegangen seien!"

„Auch ich hätte nicht erwartet, Sie hier zu finden, Herr Olfers, ſonſt . . .“

Da ſie dieſen Satz nicht vollendete, ſo that dies der Maler mit einem gezwungenen Lachen, indem er ſagte: „Sonſt würden Sie ſich wahrſcheinlich gehütet haben, hieher zu kommen; es gehört nämlich nicht viel dazu, dieſen Gedanken zu errathen, er paßt ſo ganz zu der Vernachläſſigung, die ich in neuerer Zeit von Ihnen erfahren — ach, eine Vernachläſſigung, die mich ſchmerzlich berührte! Wir haben ſo ſehnlichſt gewünſcht, Sie noch bei uns zu ſehen, ich und meine kleine Margarethe . . .“

„Ach ja — Margarethe,“ erwiederte das junge Mädchen, ihre Stimme ſchmerzlich erhebend, „o, ich habe an das Kind gedacht, viel, ſehr viel an es gedacht!“

„Und doch wäre es Ihnen ſo leicht geweſen, dieſe Gedanken in ein paar freundliche Worte zu verwandeln, was uns erfreut, glücklich gemacht hätte! O, was hätte ich darum gegeben, Conchitta, an einem gewiſſen Tage Ihre gute, ſanfte Stimme zu vernehmen!“

Die junge Spanierin machte einen raſchen Schritt, wie um von ſeiner Seite zu kommen, wobei ſie ſagte: „Dort vor uns geht Mercedes, ſie wird nicht wiſſen, wo ich bleibe.“

„O, beunruhigen Sie ſich nicht darüber,“ gab der Maler zur Antwort: „Mercedes hat ſchon ein paar Mal rückwärts geſchaut und mich gewiß erkannt; wir ſind ja alte Bekannte, ſie vergißt ihrer guten Freunde nicht ſo leicht!“ — Er ſchaute ſie mit einem langen Blicke an, und als ſie, anſtatt irgend etwas zu erwiedern, vor ſich auf den Boden niederſah, fuhr er mit einer anmuthigen Bewegung fort: „Darf ich vielleicht fragen, Conchitta, ob Sie einen längeren Aufenthalt hier nehmen wollen?“

„Wir wollten ein paar Tage bleiben.“

„Ah, Sie wollten — doch jetzt wollen Sie das natürlicher Weiſe nicht mehr?“

„Das habe ich gerade nicht geſagt.“

„Es iſt dies ein ſo glücklicher und angenehmer Zufall, Conchitta,“ fuhr er mit einem herzlichen Tone fort; „erinnern Sie ſich wohl, daß wir vor längerer Zeit davon ſprachen, eine kleine Partie zuſammen zu machen? Natürlich Sie mit Mercedes und ich mit einem Freunde. Lytton iſt bei mir, er iſt mir vorausgegangen und wird ſich unendlich freuen, Sie zu ſehen. Wir hatten es damals beſprochen, irgend etwas gemeinſchaftlich zu zeichnen, und Sie wollten alsdann Ihr Blatt nach dem meinigen corrigiren — war es nicht ſo? O, Sie müſſen ſich erinnern!“

Er ſagte das ſo mit dem Ausdrucke inniger Freude, daß ſie wohl nicht anders konnte, als langſam ihre Augen erheben und ihn einen Moment anzublicken; doch war es nicht der offene, ruhige Blick von früher; ihr Auge erſchien unſtet, verſchleiert, und ſtatt ſich deſſen, was er ſagte, mit einer heiteren Miene zu erinnern, ſah ſie ihn ernſt und trübe an, wobei ſie ihre feinen Lippen feſt auf einander preßte.

„Der Zufall regiert die Welt und uns Alle,“ ſagte er hierauf mit einem angenommenen Frohſinne; „was wir ſo lange überlegten, ich wenigſtens, woran ich ſo oft und ſo gern gedacht und was nie zur Ausführung kommen wollte, da gelingt es mit Einem Male, da iſt es der Zufall, welcher mir das Glück verſchafft, Sie an einem ſo wundervollen Tage, in Glanz und Sonnenſchein, in göttlicher Freiheit, umgeben von Berg und Thal wiederzuſehen — o, wie ich mich darüber freue! Laſſen Sie mich ſehen, was Sie gezeichnet haben.“

Sie reichte ihm zögernd ihr Skizzenbuch, welches er, ſtehen bleibend, öffnete und eine Partie aus der Felsſchlucht fand, die ihm bekannt war.

„Das iſt der Blick aus der Neanderhöhle ins Freie,“ ſagte er — „ſehr gut, Conchitta, richtig gezeichnet und mit kräftigen Strichen behandelt. Waren Sie ſo eben dort?“

„Wir kommen gerade daher.“

„Das war nun aber nicht liebenswürdig von dem eben noch ſo geprieſenen Zufalle; auch ich hatte mir heute Morgen vorgenommen, jene Anſicht zu zeichnen, blieb aber weiter unten, weil Lytton fiſchen wollte.“

Sie ſtreckte die Hand nach ihrem Buche aus, da ſich die Entfernung zwiſchen ihr und Mercedes durch Roderich's Stehenbleiben bedeutend vergrößerte.

„Wäre es nicht ſchön geweſen, wenn wir dort gemeinſchaftlich gezeichnet hätten? Es würde alsdann doch etwas in Erfüllung gegangen ſein von jener hübſchen Idee! — Wo wohnen Sie im Dorfe?“

„Wir nahmen keine Wohnung,“ erwiederte das junge Mädchen in ruhigem, feſtem Tone; „wie ich vorhin ſchon ſagte, hatten wir anfänglich wohl die Abſicht, ein paar Tage hier zu bleiben; doch meinte Mercedes, es ſei viel beſſer, Abends nach der Stadt zurückzukehren und auch ich bin vollkommen ihrer Anſicht.“

„Nur verlieren Sie dadurch den entzückenden Morgen mit ſeinem herbſtlich prächtigen Dufte,“ gab er mit großer Ruhe zur Antwort — „und auch am Abende entgeht Ihnen viel; denn während Sie im Wagen auf der ſtaubigen Chauſſee fahren, haben wir hier das Aufſteigen der Nacht in den reizendſten Abſtufungen — ah, und erſt den Waſſerfall dort drüben im Mondſcheine, man kann nichts Entzückenderes ſehen!“

Er ſprach das mit einzelnen Pauſen, während er langſam an ihrer Seite dahinging, umſonſt erwartend, daß ſie ihm irgend eine Antwort geben würde, um ein weiteres, lebhafteres Geſpräch mit ihr anzuknüpfen. Doch war ſie entſetzlich einſilbig, und alles, was er vernahm, war vielleicht ein kaum hörbares Ja oder eine zweifelhafte Zuſtimmung, indem ſie ſagte: „Ich glaube es, Herr Olfers.“

Er fühlte es dabei deutlich, wie dieſe kalte Ruhe ſein Herz ſchneller ſchlagen machte und ihm das Blut raſcher nach den Schläfen trieb; wäre ſie unbefangen geweſen, wie früher, mittheil-

Gedruckt bei C. Fr. Hering & Comp.

sam, hätte mit ihm geplaudert, wie sie es sonst wohl zu thun gewohnt war, so würde sich seine trübe Stimmung vielleicht in eine linde, wohlthuende Wehmuth verwandelt haben, und er hätte ihr offen sein Leid geklagt, hätte ihr wie einer Freundin von den letzten traurigen Tagen erzählt und würde sich durch ein tröstendes Wort glücklich gefühlt haben; so aber wurde er durch ihre scheinbare Theilnahmlosigkeit, durch ihre abstoßende Kälte tief verletzt, eine Bitterkeit, welche seinem Herzen sonst fremd war, stieg in ihm auf und verwandelte sich auf seinen Lippen in Worte, die er sonst gewiß nicht gesprochen hätte.

„Ah," fragte er in einem Tone, der wie Hohn klingen sollte, jedoch einen tiefen Schmerz nicht verkennen ließ, „Sie ziehen sich wohl von Ihren alten Freunden zurück, Fräulein Conchitta, weil Sie neue gefunden haben, deren Umgang Ihnen passender, ja, lohnender erscheint?"

„Ich weißt nicht, was Sie damit sagen wollen."

„Was Jedermann sagt, was Alle sagen, welche Sie zu kennen das Glück haben!"

„Deren Zahl ist gering," erwiederte sie mit sanfter Stimme, „Sie wissen am besten, daß ich wenige Bekannte habe — und Freunde," setzte sie mit einem raschen Aufblicken hinzu, „vielleicht gar keine!"

„Sie weichen mir aus, „wodurch ich am besten fühle, wie Recht ich hatte, vorhin zu sagen, daß Sie Ihre bewährten Freunde, ohne sich einen Vorwurf zu machen, einer neuen, gelinde gesagt, eigenthümlichen Wendung ihres Schicksals opfern!"

„In der That, Herr Olfers, ich verstehe Sie nicht, und Sie würden mich verpflichten, wenn Sie in offenen, deutlichen Worten, wie ich es sonst an Ihnen gewohnt war, zu mir reden wollten!"

„Es gibt Dinge," entgegnete er mit einer eigenthümlich klingenden Stimme, „die man nicht anders sagen kann, als vor Aufregung zitternd oder indem man laut und lustig hinauslacht!"

„So thun Sie es in der letzten Weiſe,“ erwiederte ſie feſt und entſchloſſen; „ich liebe es, meine Bekannten heiter zu ſehen!“

„Und Sie haben das wunderbar getroffen, von der Sache läßt ſich auch am beſten lachend ſprechen!“

„Nun denn, ſo erzählen Sie mir lachend.“

„Man ſagt, Sie ſeien im Begriffe, ſich zu vermählen.“

„Ei, man intereſſirt ſich in ſo weit für mich?“

O, man intereſſirt ſich noch mehr für Sie, man beſchäftigt ſich ſehr mit dieſer Ihrer ſonderbaren Idee, man lacht darüber, man ſpöttelt darüber, man findet es unbegreiflich — ah,“ ſetzte er hinzu, indem er ſeine Stimme gewaltſam zur Ruhe zwang, „es gibt Leute, die toll vor Vergnügen darüber werden könnten! — Aber nicht wahr, Conchitta,“ fuhr er auf einmal in ganz verändertem weichem Tone fort, „es iſt das eine Lächerlichkeit, was man ſagt, Sie haben nicht die Ambition, Madame Schmitz zu werden?“

Er legte ſeine Hand auf ihren Arm, und da er im gleichen Augenblicke ſtehen blieb, ſo ſah auch ſie ſich zum Verweilen gezwungen. Doch wandte ſie ihr Geſicht dem Strauße von Feld- und Waldblumen zu, den ſie in ihrer Hand trug, und erſt nachdem ſie ein paar Secunden ſo geſtanden und er ſeine Frage mit einer beängſtigenden Dringlichkeit wiederholt hatte, drehte ſie ihren Kopf herum und ſchaute ihn mit ihren großen, glänzenden Augen an, anfänglich nicht ernſt, nicht traurig, ſogar mit einem aufblitzenden Humor, und dabei kräuſelten ſich ihre Lippen, als wollte ſie ihm eine heitere Antwort geben; doch als ſie ſah, wie der ſonſt ſo ruhige Mann mit der feſten, ſicheren Haltung finſter, faſt drohend vor ihr ſtand und wie ſeine Lippen zuckten, da erwiederte ſie in derſelben kalten Ruhe, wie früher:

„Jedermann ſucht ſein Schickſal zu verbeſſern — warum ſollte ich es nicht auch thun?“

„Ah, das iſt nicht Ihr Ernſt, Conchitta, Sie wollen ſich über

mich luſtig machen, Sie ſahen, wie ſehr mich dieſe Sache angriff, und Sie trieben Ihren Scherz weiter, als Sie vielleicht ſelbſt gewollt!"

„Man ſcherzt nicht mit ſo ernſten Dingen."

„Gewiß nicht, oder man geſteht es gleich darauf, und nicht wahr, Sie geſtehen mir, daß Sie geſcherzt haben? Sie ſahen mich verdrießlich, traurig — ich erwähnte dieſes lächerlichen Gerüchtes in unverantwortlicher Heftigkeit, und um mich zu erheitern, zu zerſtreuen, gaben Sie mir jene beiſtimmende Antwort — gewiß nur deßhalb, Conchitta?" fuhr er in einem leidenſchaftlichen, vor tiefer Wehmuth zitternden Tone fort. „Sie wollten mich durch dieſen Scherz erheitern, denn Sie wußten ganz genau, wie ernſt, wie traurig mich die letzten Erlebniſſe geſtimmt, Sie wußten, was mich betroffen — mein Haus iſt verödet!"

Das junge Mädchen zuckte zuſammen und wandte ſich zu raſcherem Gehen; doch legte er ſanft ihren Arm in den ſeinigen, und ſo mußte ſie ihre Schritte mäßigen.

„Sie wußten, was mich betroffen?" wiederholte er ſeine Frage, „und Sie werden es begreiflich finden, daß ich es vorzog, hier in der ſchönen Natur zu leben, als bei mir, mich vergeblich umſchauend, durch die leeren Zimmer zu ſchreiten — ich bitte Sie um Alles, was werth und heilig, beantworten Sie mir meine Frage: Sie wußten, was mich betroffen?"

„Ja, ich wußte es — o, es iſt fürchterlich, daß es dahin kommen mußte! Könnten Sie in mein Herz ſehen, Herr Olfers, o, könnten Sie es mit mir fühlen, wie tief ich dieſes entſetzliche Ereigniß beklage!"

„A—a—a—ah! Auch Sie finden, wie dieſes Ereigniß ſo beklagenswerth für mich, für mein Kind, für mein Haus, für meine Zukunft ſei?"

„Und für Alle, die es gut mit Ihnen meinen; Sie werden doch nicht daran zweifeln, daß ich zu dieſen gehöre?"

„Und Sie glaubten nicht an die Nothwendigkeit, dieſes unglücklichen Ereigniſſes, wenn wir es ſo benennen wollen!“

„Nie, nie — gewiß nicht!“

„Sie halten es nicht, wie Alles, was uns begegnet, für eine Fügung, die ſich zum Guten und Beſſeren wenden kann?“

„Ich nicht — gewiß nicht!“

„Vor Ihnen liegt alſo meine Zukunft, wenn Sie die Güte haben wollten, ſich mit derſelben einen Augenblick zu beſchäftigen, trüb und finſter, troſtlos finſter, Sie laſſen mir nicht die Hoffnung auf einen einzigen freundlichen Lichtſtrahl, auf einen Stern, der doch wieder aufſteigen könnte, um mein nächtliches Leben zu erhellen? — O, ehe Sie antworten, Conchitta, laſſen Sie mich noch zwei Worte zu Ihnen reden: Seit jenem Ereigniſſe, dachte ich wie Sie, all' die vergangenen Tage, geſtern noch, heute, die anſcheinend ſo lachende Natur hatte für mich einen Grundton von Trauer: der klare, glänzende Himmel ſchien mir umflort, wenn ich an meine Zukunft dachte — da mit Einem Male ſah ich Sie, und mit Ihnen erſchien mir ein heller, verheißender Stern!“

„Nicht dieſe Worte, Herr Olfers, aus Barmherzigkeit nicht ſolche Worte! — Habe ich denn eine übermenſchliche Kraft, um das zu ertragen?“ ſetzte ſie leiſe mit ſich ſelbſt redend hinzu.

„Und jetzt geben Sie mir eine Antwort auf meine Frage von früher — gibt es keine Hoffnung für mich, Conchitta? — Nicht für heute und morgen,“ fügte er haſtig bei, „nicht für die nächſten Monde, meinetwegen nicht einmal für die nächſten Jahre — gibt es keine Hoffnung für mich?“

„Keine,“ erwiederte ſie mit ruhiger, feſter Stimme, indem ſie ſanft und langſam ihren Arm aus dem ſeinigen zog.

„Keine“ — wiederholte er mit tonloſer Stimme — „wenn Sie das ſagen, muß es wahr ſein — alſo keine.“

Trotzdem ſie fürchtete, ihn anzuſchauen, wollte ſie ihm doch zeigen, daß ſie nach den eben ausgeſprochenen Worten keine Scheu

habe, ihn anzublicken; doch bemerkte ſie wohl, wie furchtbar er litt: ſeine Rechte, mit der er ſich über die Stirn ſtrich, war feucht von Schweiß.

„Eine traurige Wahrheit," ſagte er alsdann, „iſt immer beſſer, als ein langer Zweifel — darf ich um Ihren Arm bitten, mein Fräulein, um Sie nach Hauſe zu begleiten? Seien Sie überzeugt, daß ich mit Ihnen von meiner Zukunft nicht mehr reden werde; wir wollen uns nur mit der Ihrigen beſchäftigen, und ich thue dieſes gern, indem ich mir erlaube, Ihnen aufs herzlichſte zu gratuliren."

Während er ſo ſprach, blickte er das junge Mädchen nicht an, ſondern ſchaute an den weſtlichen Himmel, welcher ſo klar und glanzvoll erſchien und auf dem ſich alle entfernten Gegenſtände ſchwarz wie auf Goldgrund abhoben. Die Sonne war verſchwunden, und trotz des immer noch grellen Lichtes, welches über dem Horizonte flammte, ſah man doch ſchon einen Stern ſilbern glitzernd in dem flüſſigen Golde des Abendhimmels glänzen.

„Ah," ſagte der Maler, nach einer langen Pauſe auf den Stern zeigend, „wie denkt man dort droben milder und gütiger für mich! — Und nun reichen Sie mir Ihren Arm, Fräulein Conchitta," wiederholte er „ohne Sorge, ohne Unruhe, ich werde Sie nur von Dingen unterhalten, die Ihnen angenehm ſind."

Sie legte ſchüchtern ihren Arm in den ſeinigen, ſie ging ein paar Schritte ſchweigend neben ihm her, und erſt als er mit gewaltſam angenommener Heiterkeit, ſeine Aeußerung von vorhin wiederholend, ſagte: „Gewiß, wir wollen dieſen kurzen Reſt unſeres Weges noch luſtig ſein, ich will Sie nur von Schönem und Angenehmem unterhalten" — antwortete ſie in weicherem Tone als bisher: „Das können Sie nicht und das verlange ich auch nicht, Herr Olfers; denken Sie von dem, was die Leute ſagen, wie es Ihnen gutdünkt, halten Sie mich meinetwegen für kalt, für gefühl-

los, nur um Eines beſchwöre ich Sie, glauben Sie mir, daß die Antwort, welche ich Ihnen vorhin gab und die ich Ihnen geben mußte, von mir vollkommen überlegt war!"

„O, daran habe ich nie gezweifelt — wer würde es wagen, Sie mit Ihrem ruhigen Gemüthe und Ihrem kalten Nachdenken einer Uebereilung anzuklagen? Ich gewiß nicht!"

„O, Herr Olfers," ſagte ſie mit bebender Stimme, „ſagen Sie mir nicht ſolche Worte, ſprechen Sie nicht mehr mit mir!"

„Und warum ſollte ich nicht mehr mit Ihnen ſprechen bei einer ſo paſſenden Gelegenheit, an einem ſo ſchönen Abende?"

„Weil mir der Ton Ihrer Stimme weh thut!"

„Es iſt traurig genug für mich, daß Ihnen Alles an mir mißfällt, ſogar der Ton meiner Stimme!"

„O, ſchweigen Sie — ich beſchwöre ſie bei Allem, was Ihnen heilig iſt!"

„Gut denn, ich werde Ihnen gehorchen, mein Fräulein."

Und abermals fuhr er mit der Hand über ſeine von Schweiß befeuchtete Stirn.

Conchitta fühlte an ſeinem bebenden Arme und am zitternden Klange ſeiner Stimme, wie ſchmerzlich bewegt er war, und da ſie die ruhige, feſte, ſo ſchwer aus dem Gleichgewichte zu bringende Natur wohl kannte, ſo hatte ſie das tiefſte Mitleiden mit ſeinem Zuſtande und mußte ſich daher gewaltſam zwingen, um nicht in Thränen auszubrechen, und dieſes um ſo mehr, da ſie wohl fühlte, daß ſie etwas Verſöhnliches zu ihm ſprechen mußte. — „Ich habe Sie immer für meinen Freund gehalten," ſagte ſie deßhalb nach einer Pauſe, indem ſie ihn mit einem innigen, herzlichen Blicke anſchaute — „ich habe ſo wenig Freunde — wohl nur einen einzigen — laſſen Sie mich meinen einzigen Freund nicht verlieren!"

„Ihren einzigen Freund? Einen Ihrer vielen Freunde, wollen Sie ſagen, und einen, deſſen Verluſt Sie bald verſchmerzen würden!"

„O, nie, nie — Roderich!" rief ſie in leidenſchaftlichem Tone

– es war heute zum erſten Male, daß ſie ſeinen Namen ſo ohne ohne alles Weitere ausſprach.

„O Conchitta, meine geliebte Conchitta, haben Sie Mitleid mit mir!“

Das junge Mädchen zuckte ſchauernd zuſammen und wandte ſich ſo raſch von ihm ab, daß ihre Hand aus ſeinem Arme glitt.

„Conchitta.“

Sie ſtand einen Augenblick wie unentſchloſſen da, ja, als wollte ſie ſich gegen ihn wenden, doch nur eine Secunde, als ſie, aufſchauend, ihre Schweſter gewahrte, welche zurückgekommen war, um nach ihr zu ſehen.

„Ah, Merced,“ rief ſie in einem bebenden Tone — „komm, laß uns von Herrn Olfers Abſchied nehmen, der ſo freundlich war, mich bis hieher zu geleiten!“

Worin der Abſchied beſtand, den die beiden Schweſtern von ihm nahmen, wußte er ſpäter nicht mehr ganz genau; war es doch ſo dunkel geworden in ſeinem Innern wie in der Natur, nur der glänzende Himmel ſtand noch vor ihm in all' ſeiner Pracht, und während der Stern ſeiner Hoffnung untergegangen war, ſtrahlte jener Stern am nächtlichen Himmel immer noch in unveränderter Klarheit.

XXIV.

„Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen!“

Der Herbſt hatte ſich aus einem ältlichen, heiteren, zierlichen, geputzten, fruchtſpendenden, Näſcherei verſchenkenden, behaglichen Junggeſellen, aus einem Lebemanne, welcher gern mit vollen Händen ausſtreut, was gut und theuer iſt, welcher ſelbſt dann noch herzlich zu lachen pflegt, wenn man ihn auf verwelkte Blätter aufmerkſam macht, — der trotzdem, daß ſein Haar ſchon bedeutend anfängt, zu ergrauen, doch gern mit jungen, hübſchen Mädchen ſchäkert, lockeren Buſentüchern gefährlich wird mit ſeinen indiscreten Windſtößen, der beſonders mit dem reichlich niedergeſtreuten Thau eine wahre Perfidie treibt und junge Damen, welche an einem ſchönen herbſtlichen Morgen durch das Gras ſchreiten, nöthigt, von ihren weißen Strümpfen mehr ſehen zu laſſen, als gerade ihre Abſicht war, — ja, der Herbſt, jener ſchlimme Geſelle, jener Verführer von Alt und Jung, mit ſeinem ſüßen Moſt und ſeinem brauſenden, jungen Weine, den er, luſtig tänzelnd, mit einem anakreontiſchen Lächeln auf den grell geſchminkten Wangen, in blinkender Schale, mit den letzten Roſen bekränzt, ältlichen Damen und bejahrten Herren credenzt oder auch jungen Mädchen zur Zeit der Weinleſe, daß ſie ſchelmiſch lächelnd, mit allerliebſt geröthetem Geſichte die friſchen, weißen Zähne zeigen und das Grübchen im Kinn

wenn ſie ſich ſo, ſcheinbar widerſtrebend, nach irgend einer begangenen Unthat zur Strafe dort hinter der immer noch grünlichen Weinlaube fangen laſſen — ja, dieſer Herbſt, dem wir Alle gut ſind und den wir nach dem heißen, ſtaubigen Sommer ſo gern empfangen und damit eine alte, liebe Bekanntſchaft erneuern, er hatte auch einmal wieder ausgetobt, der gute, alte Junge, und ſich nach leichtem Froſte weniger Nächte in einen grämlichen, lebensmüden, ſchwerathmenden, verdrießlichen Alten verwandelt. Vorüber war der Schimmer jener ſcheinbar zweiten Jugend, des Alte-Weiber-Sommers mit ſeinen warmen Tagen, mit ſeinem Glanze und ſeiner Pracht, mit den letzten Schmetterlingen, den letzten Roſen und jenen weißen, leuchtenden Sonnenfäden, den Blüthen des Herbſtes.

Da ſaß der alte Herbſt, verdrießlich eingehüllt in Regenmantel und Nebelſchleier, ſeit den wenigen Tagen nicht mehr zu kennen, mit feuchten Augen und Tropfen an der Naſe, mit gefurchter Stirn, Runzeln im Geſichte und eingefallenen Wangen, ein grämlicher, keifender, alter Mann, der ſich ſchauernd nach ſeinem Kaminwinkel umſieht und der auf die ganze Welt böſe iſt, weil ſie ihn nicht mehr ſchön und angenehm findet, weil er nicht mehr im Stande iſt, ihre Freuden zu theilen, und der ſeinen Arzt haßt, weil er ihn auf Flanell und Hühnerbrühe geſetzt.

Und wie er jetzt murrt und ſchilt, der unausſtehliche Alte, wie er die Regenſchirme mißhandelt und Hüte, die etwas locker auf den Köpfen ſitzen, wie pöbelhaft er mit den Damen umgeht, ſeine Späſſe mit Buſentüchern und Röcken übertreibt, um auf ſolch' indiscrete Art noch ein letztes Lächeln hervorzulocken!

Pfui, dieſer alte, häßliche Herbſt!

Wie freue ich mich, wenn dieſe trüben, nebeligen Regentage einmal vorüber ſind und eine geſunde Kälte kommt!

So dachten und denken Viele und ſprechen das auch wohl aus, ebenſo wie unſer Freund Walter im gemeinſchaftlichen Wohn-

zimmer des Hauſes zum Reichsapfel, wo er an einem der Fenſter ſaß und mit dem kleinen Tiſchchen, auf dem ſich ein Zeichenbrett mit einem angefangenen Aquarell befand, unmuthig hin und her rückte, wobei er finſter an den wie mit einem grauen Schleier überzogenen Himmel emporſah.

„Iſt das ein Wetter,“ brummte er — „nein, ich behaupte, es iſt gar kein Wetter! Der gute Stoff an blauem Grunde iſt da oben ausgegangen, und bis ein neues Stück vom Lager heruntergegeben wird, müſſen wir uns mit dem trübſeligen Unterfutter begnügen; da mag ich meinen Tiſch rücken, wie ich will, immer habe ich falſches Licht — zu malen wäre rein unmöglich.“

Rodenberg ſaß am anderen Fenſter und zeichnete eine ſeiner kunſtvollen Compoſitionen auf Holz. „Mir geht's auch nicht beſſer,“ ſagte er, „und dabei ſchillern die Bleiſtiftſtriche wie toll auf der glatten Fläche.“

„Doch brauchſt Du Dich mit Schatten und Licht nicht ſo abzuquälen, wie ich bei dieſen verfluchten Aquarellen; ich möchte mich ſelbſt bemaulſchellen, daß ich eine ſolche Arbeit übernommen.“

„Dir ſchadet das gar nichts,“ entgegnete der Andere, ruhig fortarbeitend, „wie oft haſt Du die Naſe gerümpft über unſere kleinliche Zeichnerei, wie Du es nannteſt, und dagegen gerühmt, welche Wonne darin läge, den Pinſel zu führen mit großartiger Handbewegung — ſo ungefähr!“ — Er beſchrieb lachend mit ſeinem Bleiſtifte eine große Curve in der Luft.

„Ich habe Euch zeigen wollen, daß das Aquarelliren gar keine ſo große Kunſt iſt — und der Teufel ſoll die großen Bilder holen! Da malt man Jahr aus und Jahr ein, ſchickt hundert Quadratellen Leinwand auf allen Ausſtellungen herum, wird gut und ſchlecht recenſirt und kann Hungers ſterben, bis der Meſſias kommt, der uns von unſerem Bilde erlöst! Und was gut iſt, wird überhaupt nicht mehr gekauft — Alles Protection, Alles Schwindel — es iſt nie etwas Wahreres geſprochen worden, als was ich ſo oft geſagt:

Inhalt.

		Seite
XXII. Kapitel.	Anna	3
XXIII. „	Ein Bürgerball und ſeine Folgen	22
XXIV. „	Ein neuer Tänzer	42
XXV. „	Die Flucht	53
XXVI. „	Das Ende des Traumes	77
XXVII. „	Aus dem Marſtall	94
XXVIII. „	Aus dem Marſtall	108
XXIX. „	Unter dem Stadtgraben	118
XXX. „	Das Ende des Traumes	135
XXXI. „	Ein Hofball und ſeine Folgen	143
XXXII. „	Alfred's Erzählung	158
XXXIII. „	Ein Hofball und ſeine Folgen	174
XXXIV. „	Elſtergaſſe Nummer Vierundvierzig	184
XXXV. „	Im Hoftheater	197
XXXVI. „	Ein Bürgerball und ſeine Folgen	216
XXXVII. „	Aus dem Marſtall	235
XXXVIII. „	Eine Hochzeit ohne Geläute	246

die deutſche Kunſt iſt todt, und wenn wir nicht ſo feige wären, ließen wir uns mit ihr begraben!"

„Du biſt eigentlich ein übermüthiger Kerl," gab ihm Rodenberg nach einer Pauſe zur Antwort, „und treibſt die Malerei wie ein großer Herr, jetzt, wo das Licht nimmer ausreicht; um Dein Bild fertig zu machen, ſtellſt Du es bei Seite und läſſeſt Dich herab, für ſehr viel Geld, das man Dir bezahlt, ein Aquarell zu malen — he, Rafael," rief er, indem er das Geſicht der Thür zuwandte —; „für das, was man Dir bietet," fuhr er alsdann fort, „hätte ich ebenfalls mit großem Vergnügen ein paar wäſſerige Wolken gemalt mit der heiligen Cäcilie, nach himmliſchen Tönen lauſchend."

„Verſucht würdeſt Du es allerdings haben, hätteſt Dich aber dabei erbärmlich blamirt — es iſt ein großer Unterſchied, das geduldige Papier mit einem langweiligen Bleiſtifte zu mißhandeln, oder ein kleines Bild in Waſſerfarben mit Kraft und Tiefe auszuführen, und ich hoffe, es ſoll mir gelingen," ſetzte er mit Stolz hinzu, indem er mit einer leichten Neigung des Kopfes ſeine Arbeit von der Seite betrachtete.

„Und zu welchem Zwecke wurde das Aquarell bei Dir beſtellt?"

„Es gibt ein Titelblatt zu einem Album — weißt Du, ‚der dankbare Liederkranz ſeinem hochverehrten Capellmeiſter', oder dergleichen — eine Weihnachtsgabe."

„Ah, jetzt verſtehe ich erſt die lauſchende Cäcilie, die Aermſte möchte gern einmal einen guten Geſang hören — es wäre famos, Walter, wenn Du irgend einen Zug von Melancholie in ihr Geſicht legen könnteſt!"

„Ich bekomme dafür acht Louisd'ors — gut zu gebrauchen beim Jahreswechſel," ſetzte er mit einem leichten Seufzer hinzu — „nicht wahr, das iſt nicht ſchlecht bezahlt? Sonſt hätte ich mich auch dafür bedankt."

Rodenberg pfiff leiſe vor ſich hin, und da auch Walter, außer

einigem unverſtändlichen Murren und Brummen, das vorige Geſprächsthema nicht weiter fortzuführen Luſt zeigte, ſo vernahm man eine Zeit lang nichts mehr, bis endlich Rodenberg mit noch lauterer Stimme als vorhin, gegen die Thür gewandt, ſchrie: „He, Rafael — wo ſteckt denn dieſer infame Schlingel wieder?“

„Was willſt Du denn eigentlich? Warum dieſes mörderiſche Geſchrei?“

„Ich brauche dort von dem Kaſten ein paar Bleiſtifte und mag nicht aufſtehen, denn ich kenne mich — ich trödle alsdann herum und verliere zu viel Zeit.“

„Nun, da ich mir gerade eine Pfeife ſtopfen will, kann ich Dir Deine Bleiſtifte mitbringen.“

„Ich danke Dir, Walter — Numero zwei und vier, wenn Du ſo gut ſein willſt — dort aus meinem Faber'ſchen Etui.“

„Da haſt Du ſie.“

„Merci!“

Walter zündete ſeine kurze Pfeife an und ſtellte ſich alsdann hinter den Stuhl ſeines Freundes, um deſſen Holzzeichnung zu betrachten.

„Dieſes Blatt vom Wettrennplatz iſt Dir recht gelungen — wie ausgezeichnet der Vordere den breiten Graben nimmt!“

„So war es auch, ich habe nie ſchöner reiten ſehen, der ganze Mann unbeweglich bis auf die rechte Hand, die er, um das Gleichgewicht beſſer zu erhalten, beim Sprunge langſam in die Höhe hob — ah, ich hätte lieber mitgemacht, ſtatt zu zeichnen!“

„Und hätteſt bei dem erſten Preiſe wahrſcheinlich auch mehr verdient.“

„Das weiß Gott — es iſt ein Scandal, wie man bezahlt wird, oder wie dieſe verfluchten Buchhändler wenigſtens den Verſuch machen, uns zu bezahlen! Bot mir doch neulich ſo ein ſchäbiger Filz an, er wolle mich für meine Blätter nach dem Quadratzoll honoriren! Ich hab' ihm aber heimgeleigt — und die ewigen

Ausſtellungen, die man ſich gefallen laſſen muß, die Veränderungen, welche ſie verlangen — ach, wenn ich jetzt einen Brief erhalte mit dem Poſtſtempel Leipzig oder Stuttgart, dann eröffne ich ihn nur, wenn ich ohnehin ſchon ſchlecht gelaunt bin!"

„Was bei Dir jetzt häufig der Fall iſt."

„Ich kann es nicht läugnen," ſeufzte der Andere, „habe aber meine Urſache dazu! — In den Briefen heißt's alsdann: ‚Sie haben unſere Ideen nicht richtig aufgefaßt' — als wenn ſo ein Kerl überhaupt Ideen hätte — oder: ‚Ich bedaure, Ihnen Ihre Zeichnung zurückſchicken zu müſſen, da Sie auf unſere Intentionen durchaus nicht eingegangen ſind' — und was Dir das für Intentionen ſind! Das betrifft vielleicht irgend einen vornehmen Herrn, der bei dieſer oder jener Gelegenheit recht vornhin geſtellt ſein wollte, oder vielleicht auch das Portrait irgend eines ſogenannten großen Staatsmannes, bei dem es trotz aller Kunſt nicht möglich war, ihm irgend einen angeborenen dummen Zug zu nehmen, ohne der Familien-Aehnlichkeit zu ſchaden. In ſolchen Fällen muß man ſich aufs hohe Pferd ſetzen und ſchreiben: ‚Ich bitte um meine Zeichnung', wenn man auch den Betrag dafür ſehr ſehnlich erwartet."

„Dein Blatt über unſer Künſtlerfeſt hat großes Aufſehen gemacht, Du haſt mich ſehr gefreut."

„Ich wollte, ſie hätten lieber meine Illuſtrationen zu Don Quixote genommen — ſiehſt Du, Kerl, Du, der über Alles ſchimpft, haſt mir doch ſchon öfter geſagt, es ſeien tüchtige Blätter darunter!"

„Und mit Recht."

„Ja, was nutzt es mir aber? Die Sammlung wird zurückgewieſen, weil, wie ſie mir ſagen, ‚die Herausgabe dieſer an ſich vortrefflichen Blätter uns zu weit führen würde, oder weil unſere Preſſen gerade ſtark in Anſpruch genommen, oder weil anderweitige Unternehmungen uns zu ſehr beſchäftigen' — hole ſie alle mit einander der Teufel! Ich habe kein Glück, das iſt eine alte Geſchichte."

„Da kommt Einer, der Glück hat," ſagte Walter lachend, indem er mit dem Kopfe gegen die Thür winkte, zu welcher eben Rüding hereintrat.

Der ehemalige Cupido und Bekannte der Dame in Lila ſah in der That wie Jemand aus, dem es augenblicklich gut zu gehen ſcheint: er trug einen ſehr wohlhabend ausſehenden neuen Winterrock und ſehr weite Beinkleider, in deren Taſchen er im Gefühle einer gewiſſen Behaglichkeit ſeine Hände tief verſenkt hatte. Dazu hatte er auf dem Kopfe eine blauſammtne Morgenmütze mit goldener Troddel, die herrlich ſaß auf ſeinem ſorgfältig gelockten langen Haar, und zwiſchen den Lippen bewegte er von einem Mundwinkel zum anderen mit jener unnachahmlichen Grazie, die eleganten Rauchern eigen iſt, eine ſoeben angebrannte Cigarre.

„Lord Rüding," ſagte Walter, während der kleine Künſtler mit großer Ruhe und viel Behagen näher kam — „Du biſt doch ein immenſer Kerl, ſanfter Eduard; ich möchte nur wiſſen, woher Du alle die famoſen Ideen zu Deinen Bildern haſt?"

„Ja, Du mußt in letzter Zeit offenbar Jemanden haben, der Dir mit einem Bischen Geiſt aushilft!"

„Ich habe Rafael im Verdachte, daß er ihm zu ſeinen Compoſitionen verhilft — Rafael iſt ein ganz geſcheidter Kerl."

Rodenberg lachte, und ſelbſt der ſanfte Eduard ließ ſich herab, ein klein wenig zu lächeln; dann ſprach er: „Ich bin endlich darauf gekommen, zu Bildern einen ganz natürlichen, ungekünſtelten Vorwurf zu nehmen."

„Kindlich, kindlich!"

„Allerdings kindlich, und ich habe damit durchgeſchlagen."

„In dieſer Richtung war allerdings die Erfindung Deines letzten Bildes gelungen zu nennen, zwei hungrige Zigeunerknaben mit einer Rübe."

„Gelungen, aber hartherzig — ein Künſtler von Gemüth hätte ein menſchlicher gedachtes Bild gemalt, zum Beiſpiel einen hungrigen

Zigeunerknaben mit zwei Rüben; aber Rüding iſt ein Neidhammel, der ſelbſt im Bilde ſeinen Nebenmenſchen nichts Rechtes gönnt."

„Wer hat Dein Bild gekauft?" fragte Rodenberg.

„Ein Herr von Schmetterer," erwiederte der ſanfte Eduard würdevoll.

„Ein Geizhals, der ſeinem verſchwenderiſchen Sohne beweiſen wollte, mit wie Wenigem ein Menſch auskommen könnte: zwei hungrige Zigeunerknaben mit einer einzigen Rübe — koloſſal!"

„Ach was," lachte Rodenberg, „ein Geizhals kauft keine Bilder; dieſer Herr von Schmetterer iſt offenbar ein wohlwollender, gutmüthiger Mann ...."

„Ganz recht, da er Dir Bilder abkauft."

„Hängt Dein Bild bei ſich auf als verkörperte Deviſe: ‚Wohlthun bringt Zinſen!'"

„Ich würde mich für dieſe Rübenzinſen bedanken," meinte Walter; „doch kann man ihm in ſeinem Bilde ein Plagiat nachweiſen," wandte er ſich an Rodenberg — „denke nur an die Savoyardenknaben mit dem Stücke von einer Waſſermelone — plus heureux qu'un roi."

„Wenn man ſo will, iſt Alles Plagiat zu nennen — dann beſtiehlt der Hiſtorienmaler die Weltgeſchichte, der Landſchafter unſern lieben Herrgott und der Thiermaler die Arche Noah's — es iſt Alles ſchon dageweſen."

„Da hat Rüding ganz Recht," wandte ſich Rodenberg mit einem leichten Augenzwinkern gegen Walter — „laß ihn im Frieden; Du nannteſt ihn vorhin einen Neidhammel und biſt doch ſelbſt einer — er wäre froh," ſetzte er, ſeine Worte an Rüding wendend, hinzu, „wenn er ſeine große Cäcilie verkauft hätte."

„Das wäre mir ein Leichtes," brummte Walter, „wenn ich mich zur Genremalerei erniedrigen wollte; läge der Sinn für die wahre Kunſt nicht in den letzten Zügen, ſo hätte man auch noch

Sinn für etwas Großes, und du ſammt Deinen hungrigen Zigeunerknaben, Ihr könntet Hunde führen bis Bautzen!"

„Was haſt Du jetzt zu malen angefangen?" fragte Rodenberg nach einer Pauſe.

Rüding zog die Hände aus ſeinen weiten Hoſentaſchen hervor und legte ſie auf dem Rücken zuſammen mit der wohlhabenden Miene eines Mannes, der ſein Schäfchen im Trocknen hat und der nun ſo aus vollem Säckel ausgeben kann, wann er will: „Ich habe der Ideen mehrere, daran fehlt es mir überhaupt nicht, nur bin ich ein Bischen wähleriſch im Puncte der Ausführung."

„Ich hoffe, Du haſt Deine Wahl ſchon getroffen," meinte Walter.

„Das habe ich, und wahrlich keine ſchlechte."

„So laß hören, ſanfter Eduard."

„Um abermals Euren Neckereien zu dienen?"

„Lache darüber und denke, wer zuletzt lacht, lacht am beſten — alſo Deine Idee?"

Rüding ſetzte zuerſt ſeine Cigarre wieder in Brand, die ihm ausgegangen war, dann ließ er ſich rittlings auf einen Stuhl nieder und ſagte, offenbar erfreut, eine vortreffliche Idee Preis geben zu können: „Ich male eine ländliche Scene: drei Bauernburſche, welche Abends beim Scheine einer Laterne durch Schnee und Wind nach Hauſe zurückkehren ...."

„Darin ſehe ich nichts Beſonderes!" rief Walter, als der Andere jetzt ſchwieg.

„Dieſe drei Burſche ſind coſtumirt," fuhr Rüding ſelbſtgefällig fort, „denn ſie haben in dem benachbarten Dorfe die heiligen Dreikönige vorgeſtellt."

„Hoho," machte Walter — „es iſt doch wohl ein Mohr darunter?"

„Das will ich meinen!"

„Mit einer goldenen Krone auf dem Haupte?"

„Allerdings!“

„A—a—a—a—ah! Das iſt rein zum Todtſchießen!“ jubelte Walter ſehr gegen ſeine gewöhnliche, mürriſche Art, in der er ſich auszudrücken pflegte — „ein heiliger Dreikönig! Ich weiß, wer der Vater Deines Mohren iſt — Rafael hat Dir die Idee dazu angegeben!“

„Ich kann Dir verſichern,“ erwiederte Rüding in einem ärgerlichen Tone, „die Späſſe fangen an, abgeſchmackt zu werden — was geht mich Euer Rafael an — Rafael iſt ein dummer Kerl!“

„Rafael iſt ein Talent,“ erwiederte der alte Maler, „Rafael hat Ideen!“ — Und nun erzählte er, was er lange verſchwiegen, wie er den kleinen Bedienten entdeckt, als derſelbe, wie er ſich ausdrückte, das gleiche Sujet gemalt, von dem Rüding ſoeben geſprochen — allerdings nur in der Einzahl, und wie es begreiflich ſei, daß er auf die Vermuthung gekommen, Rafael habe bei der Geburt jener übrigens gar nicht übeln Idee Rüding zu Gevatter geſtanden.

Daß ſich indeſſen Rodenberg hier ſeines Collegen auf's eifrigſte annahm und Walter ſeine lächerliche Anklage verwies, verſtand ſich ganz von ſelbſt, wodurch es ihm auch gelang, Rüding inſofern zu beruhigen, daß er nicht, wie er im Begriffe zu thun war, das Zimmer mit allen Zeichen der Entrüſtung verließ.

„Dieſer Rafael,“ fuhr Rodenberg nach einer längeren Pauſe fort, „iſt allerdings ein ganz merkwürdiges Subject und ſeit einiger Zeit wie umgewandelt; von all' den loſen Streichen hier im Zimmer, natürlicher Weiſe hinter meinem Rücken oder ſobald er allein war, bemerkt man keine Spur mehr. Wenn er mir vordem einmal abhanden gekommen war, ſo konnte ich ihn ſicher an der Ecke der Straße finden, wo er ſich mit anderen Buben von ſeinem Schlage herumpuffte, oder auf dem Markte hinter den Obſtweibern, wo er jede Gelegenheit wahrnahm, einen Apfel, eine Birne oder etwas ähnliches zu entführen. Jetzt habe ich ihn ſchon zweimal vergeb-

lich gerufen, und möchte ich darauf wetten, wenn ich mich nach ihm umſehe, ſo finde ich ihn unten in dem kleinen Comptoir im Hofe, wo die Lehrlinge ihr Weſen treiben, bei denen er Schreibſtunde nimmt, oder in einem Winkel der Treppe ſitzen und in einem Buche leſen — ich weiß nicht, wodurch dieſer Kerl ſo zum Duckmäuſer geworden iſt; früher war er allerdings ein Schlingel, aber wenn ich ihm pfiff und nur mit den Augen eine Bewegung machte nach dem Dache des gegenüberliegenden Hauſes, ſo konnte ich ſicher ſein, ihn nach ein paar Minuten zu irgend einem Bodenfenſter hinauskriechen zu ſehen — der Bube iſt offenbar verdorben worden!"

„Wie kann man ſo gottlos ſein," ſagte Walter, „und das verdorben nennen, wenn ein junger Menſch wie Rafael ſich mit Schreiben und Büchern abgibt, ſtatt der Nachbarſchaft zum Schrecken zu leben und die Obſtweiber zu beſtehlen! Ich verſichere Dich, wir Alle haben uns in Rafael ſehr getäuſcht, hinter dem ſteckt was ganz Beſonderes — und wäre das unmöglich, ſind wir ſelbſt denn als Künſtler geboren worden? Ich nicht und Du, Rodenberg, auch nicht, und der ſanfte Eduard eben ſo wenig — ja, was Dich anbelangt, Rüding, ſo denke nur an Deine erſte Oelfarben-Verſchwendung: ein Knabe, der ſich im blanken Schilde ſeines Vaters, eines edlen Ritters, abſpiegelt — Gott der Gerechte, beide Köpfe ſahen aus, als ſeien ſie Spiegelbilder, aber nicht vom Geſichte des Ritterknaben, ſondern von einem viel weniger edeln Theile deſſelben — nun, ich wollte eigentlich ſagen, der heilige Dreikönig Rafael's, den ich geſehen — leider iſt er jetzt verſchwunden —, war auch nicht viel ſchlechter."

„Wenn das wahr iſt," erwiederte Rüding in gereiztem Tone, „ſo hätteſt Du den jungen Menſchen ermuntern ſollen, ſein Talent auszubilden!"

„Davor ſoll mich Gott bewahren, wir haben Stümper genug, die ſich Künſtler nennen — und warum das Handwerk noch mehr verderben? Ich habe ihm vielmehr den Rath gegeben, ſich zum

Literaten, beſonders zum Kritiker auszubilden — wer weiß," ſetzte er mit einem pfiffigen, lächelnden Seitenblicke auf Rüding hinzu, „ob er unſern ſpätern Bildern nicht noch von Nutzen ſein kann!"

Rodenberg lachte laut auf, und ſelbſt Rüding, welcher offenbar erfreut war, daß des heiligen Dreikönigs nicht mehr weiter gedacht wurde, lächelte ebenfalls ein wenig.

„Habt Ihr ſchon Knorz' neue Holzſchnitzerei geſehen?" fragte Rüding nach einem ziemlich langen Stillſchweigen und als ſich auch Walter wieder zu ſeinem Aquarell niedergeſetzt.

„Nein," erwiederte Rodenberg, „er thut geheimnißvoll damit; doch Walter kann uns etwas darüber ſagen."

„Ja, wenn er will!" brummte der alte Maler.

„So viel ich weiß," ſagte der ſanfte Eduard, „ſchnitzt er für einen Seitenaltar in Sanct Paul die Apoſtel Petrus und Paulus."

„So iſt's," ſtimmte Walter bei, „und ſie werden nicht ſchlecht, deſſen kann ich Euch verſichern!"

„Er plagt ſich aber auch furchtbar daran und beginnt des Morgens nicht eher, als bis er ſeine Meſſe gehört hat."

„Das iſt ſchön von ihm, dadurch kommt er in die Stimmung."

„Ja — allerdings — das iſt nicht übel," meinte Rüding, „aber dadurch wird er noch finſterer und abſtoßender, wie bisher; man kann nicht mehr zu ihm kommen, ohne eine Strafpredigt über fortgeſetzten Lebenswandel zu erhalten."

„Darin hat er bei Dir nicht Unrecht, Du biſt ein arger Strick, Rüding; Du hätteſt nicht den Cupido ſpielen ſollen, der Liebesgott iſt Dir in die Glieder gefahren, und man ſagt, Du ſeieſt der Schrecken aller Liebhaber und Ehemänner geworden."

Der ſanfte Eduard zuckte die Achſeln mit einer ſehr ſelbſtgefälligen Miene, während er ſagte: „Es iſt das nicht halb ſo arg, als es die Leute machen!"

„Durch dieſe Arbeit, welche bei ihm beſtellt iſt, und für welche er einen guten Preis hat machen dürfen, wird ſich übrigens der

gute Knorz aus ſeiner trübſeligen Stimmung herausreißen können," ſagte Rodenberg; „ſo ein Bildhauer hat doch eine verzweifelt unangenehme Stellung: ohne Aufträge zu haben, kann er nicht gut arbeiten und nicht einmal die prächtigſten Gedanken ſelbſtſtändig ausführen; denn während wir ein paar Quadratellen Leinwand oder ein Stück Papier immerhin noch zu erſchwingen vermögen, kann er es ſich nicht einfallen laſſen, einen Block Marmor anzuſchaffen."

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre raſch geöffnet und Rafael ſtreckte ſeinen Kopf herein, wobei er, halb rückwärts blickend, ſagte: „Der Herr Profeſſor Olfers kommt gegen das Haus; und ich habe nur fragen wollen, ob Herr Rodenberg zu Hauſe iſt."

„Schau' mir Einer dieſen Kerl an," erwiederte der Herr des Zimmers in einem ſehr lauten Tone; „hatte ich nicht Recht, als ich vorhin geſagt, er ſei total umgewandelt? Iſt's ihm früher wohl eingefallen, uns vor läſtigen Beſuchen zu bewahren, und jetzt unterſteht er ſich, einen ſolchen Künſtler erſt anzumelden! Mach', daß Du hinabkommſt und ſorge dafür, daß der Herr Profeſſor ohne den geringſten Aufenthalt heraufſteige! — Was ich ſonſt an dieſem Burſchen geſchätzt habe," fuhr Rodenberg fort, als dieſer verſchwunden war, „eine Umſicht aus Klugheit und Inſtinct, auch davon iſt nichts mehr vorhanden, ſeit er ein Bücherwurm geworden — und wie er faſt anſtändig ausſieht," ſetzte er ärgerlich hinzu, „ſein Haar tadellos gekämmt, Geſicht und Hände friſch gewaſchen, ſeine Schuhe gewichst, allerdings Zeichen der Sauberkeit, die aber in beſtändiger Anklage ſind gegen ſeine mangelhafte Kleidung — ich hätte beinahe Livrée geſagt — und welche mir, ſeinem Herrn, förmlich Vorwürfe macht; entweder muß ich ihm einen neuen Anzug anſchaffen, was mir ſehr ſauer wird, oder ich muß mich nach einem andern Bedienten umſehen — es iſt traurig, ich habe mich an den Buben ſo gewöhnt und verkenne durchaus nicht ſeine guten Eigenſchaften, ſeine Anhänglichkeit und Treue."

Nach dieſen Worten erhob er ſich raſch, um an die Thür zu eilen, da er den Angemeldeten kommen hörte.

Dieſer trat herein, die Anweſenden freundlich grüßend und dann die Zeichnung Rodenberg's und das Aquarell Walter's betrachtend; auch nahm er während deſſen eine Cigarre aus der neuen und eleganten Cigarrentaſche Rüding's, welche dieſer ſich beeilte, ihm anzubieten.

Nachdem er über die Arbeiten der beiden Künſtler einfach und freundlich anerkennend geſprochen, ſagte er zu Rodenberg: „Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen. Man hat mich erſucht, von meinem neuen Bilde eine Zeichnung zu machen, um es nach derſelben in Holz zu ſchneiden; nun habe ich angefangen, komme aber nicht recht damit zu Stande. Sie werden das verſtehen, lieber Rodenberg, die Hand wird Einem ſchwer, wenn man ſeit lange gewohnt iſt, die großen Kartons mit Kohlen zu bearbeiten und ausgedehnte Leinwandflächen mit Farben zu bedecken — da habe ich an Sie gedacht, der Sie ſo vortrefflich zeichnen, ob Sie mir nicht freundlich helfen wollten. Ehe Sie mir antworten, erlauben Sie mir, noch hinzuzuſetzen, daß ich dieſe Bitte nur in der Art gegen Sie ausſpreche, wie man einen guten Freund um etwas bittet, denn ſonſt müßte mein Wunſch, von einem nicht ſchlechten Künſtler an einen guten gerichtet, wenigſtens lächerlich erſcheinen."

„Ohne alle Umſtände, lieber Olfers," entgegnete Rodenberg, „und ehrlich geſtanden, es ehrt mich, daß Sie mich für fähig halten, eine Zeichnung von Ihrem Bilde zu machen, für die Sie, als unter Ihren Augen entſtanden, jedenfalls verantwortlich ſind."

„Was das anbelangt, ſo verpflichte ich mich, jedes Blatt Zeichenpapier in Blanco mit meinem Namen zu unterzeichnen!"

„Laßt die gegenſeitigen Complimente unterwegs," murrte Walter, wobei er indeſſen dieſen Ton der Stimme durch einen freundlichen Seitenblick mäßigte; „Du, Roderich, könnteſt Niemanden

beſſer die Arbeit anvertrauen und Rodenberg macht ſich mindeſtens ein Vergnügen daraus."

„Dabei bedaure ich nur, daß wir ſo ungünſtiges Wetter haben und daß ich Sie begreiflicher Weiſe bitten muß, bei mir zu arbeiten."

„Ich verſtehe das vollkommen," verſetzte Rodenberg, „und um Ihnen einen Beweis zu geben, wie ſehr mich die Sache intereſſirt, will ich gleich mit Ihnen gehen, um mir Ihr ſchönes Bild wieder recht ins Gedächtniß zu prägen, wenn Sie im Augenblicke nichts Beſſeres zu thun haben."

„Im Gegentheile, die Sache eilt ein Bischen, und je raſcher wir anfangen, deſto lieber iſt es mir."

„Das kann ſogleich geſchehen!"

„Aber dort Ihre angefangene Arbeit?"

„Wenn Sie nichts dagegen haben, ſo nehme ich das Blatt mit und zeichne zuweilen an dieſer leichten Arbeit weiter, wenn meine Augen müde geworden ſind beim Betrachten der gewaltigen Geſtalten Ihres großen Bildes."

„Ich nehme Ihre Bereitwilligkeit dankbar an und freue mich recht darauf, einen heitern Geſellſchafter in meinem Atelier zu haben; es iſt jetzt zuweilen bei mir etwas ſtill und einſam," ſetzte er nach einem tieferen Athemzuge hinzu — „und auch Du, Walter, könnteſt zuweilen nach mir ſehen; wenn es Deine Zeit erlaubt oder wenn es anfängt, dämmerig zu werden, ſei ſo freundlich und laß Dich hier und da den Weg zu mir hinaus nicht gereuen, komm, wann es Dir gefällt — und es wird mich auch ſehr freuen, Sie bei mir zu ſehen!" wandte er ſich an Rüding.

„Ich komme gern, wenn man Dich nicht genirt," ſagte Walter, „beſonders in den Nachmittagsſtunden, wo man hier in der engen Gaſſe doch nicht mehr recht arbeiten kann. Du ſiehſt, ich bin verwünſcht fleißig — mein Aquarell hier muß ich vor Weihnachten fertig haben, und es hat auch ſeine guten Seiten," fügte er brummend bei, „wenn man an einen Zeitpunkt gebunden iſt; überhaupt

arbeitet es ſich auf Beſtellung am beſten, oder wenn es heißhungerige Kunſtkenner gibt, welche Einem die Bilder warm von der Staffelei wegnehmen — nicht wahr Rüding?"

Rodenberg hatte indeſſen Hut und Stock genommen, und er und Roderich gingen mit einander fort. Auf der Straße ſchob der letztere ſeinen Arm unter den des jüngeren Künſtlers, und ſo gingen Sie mit einander dahin.

Es war, wie ſchon Eingangs dieſes Kapitels bemerkt, ein verdrießliches Herbſtwetter, der Wind blies, wenngleich nur mit einzelnen Stößen, doch recht tückiſch um die Ecken herum, ſo daß man oft nur mit Mühe ſeinen Hut auf dem Kopfe behalten konnte. Draußen im Parke, den die beiden Künſtler jetzt durſchritten, war der Boden mit welken Blättern bedeckt, die Aeſte und Zweige der Bäume ſtarrten melancholiſch gen Himmel, und wenn hier und da ein letztes gelbes Blatt, vom Windhauche abgeriſſen, langſam auf den Boden herabwirbelte, ſo war es ein recht trauriger Anblick und man glaubte Blatt und Baum ordentlich zuſammen ſeufzen zu hören.

Der Garten vor dem Atelier Roderich's war natürlich dem allgemeinen Schickſale nicht entgangen, doch hatte wenigſtens hier die emſig ſchaffende Hand des Gärtners Andreas ſo viel als nur möglich den Anblick der herbſtlichen Zeit erträglich gemacht; die kleinen Wege und Plätze waren von dem herabgefallenen Laube befreit, ebenſo wie die Blumenbeete von den abgeſtorbenen, vertrockneten Pflanzen, ja, hier und da erblickte man ſchon wieder Rabatten, wo durch Einſetzen von Frühlingspflanzen bereits für das kommende Jahr geſorgt war. Dabei fanden ſich Gartenbänke und Tiſche noch an ihrem Platze, an den Monatroſen ſah man noch grüne Blätter, ſowie hier und da noch eine letzte Roſe. Das immergrüne Epheu an der Wand des Hauſes rankte noch immer freundlich über der Eingangsthür, und durch alles dies ſah es hier weniger troſtlos aus, als in anderen größeren Gärten oder im Parke, wo es nicht

möglich war, ſo mit aller Sorgfalt dem verdrießlichen, zerſtörungsluſtigen Herbſte entgegen zu treten.

Dies empfand auch Roderich, ſo oft er in die Nähe ſeines kleinen Beſitzthumes kam, ja, ſeine Bruſt hob ſich freier und leichter, ſowie die Gartenthür hinter ihm ins Schloß gefallen war, und es war ihm alsdann, als hätte er dadurch eine Schranke zwiſchen ſich und der feindſeligen Welt aufgerichtet.

Schon früher hat er dieſes Gefühl gehabt und es begreiflicher gefunden; damals, als ihm die traurigen häuslichen Scenen ſo manche bittere Stunde gemacht und ihn ſo oft aus ſeinem eigenen Hauſe verjagt, da hatte er in der That freier, ja, faſt glücklich aufgeathmet und mit einem unbeſchreiblich angenehmen Gefühle der Genugthuung den Schlüſſel hinter ſich im Schloſſe zweimal herumgedreht, zugleich ein Zeichen für Andreas, daß er ganz allein ſein wolle, und in ſolchen Stunden hätte der treue Gärtner nicht einmal des Königs Majeſtät in den Garten gelaſſen und wenn er achtſpännig vorgefahren wäre.

Aber auch jetzt, da in ſeinem Hauſe tiefe Ruhe und goldener Friede herrſchte, fühlte er ſich hier in der einfacheren Umgebung behaglicher, ja, glücklicher als in den reichen Zimmern ſeiner Stadtwohnung — dort ging immer noch ihr Geiſt um, dort wurde er durch ſo vielerlei Gegenſtände an ſie erinnert, die ihn verlaſſen — dort fühlte er ſich immer noch bald unheimlich, bald traurig, bald ärgerlich, von tauſend Erinnerungen angeregt.

Er war ſchon öfter mit der Abſicht umgegangen, ſein Atelier vollſtändig zu bewohnen; doch hatte er dieſen Gedanken mit Rückſicht auf Margarethe wieder aufgegeben: hing doch das kleine Mädchen durch ihren Schulunterricht, durch ihre Geſpielinnen, durch eine Menge kleiner Bedürfniſſe zu feſt mit der Stadt zuſammen, als daß er ſie gänzlich mit ſich hätte herausnehmen können, und wenn ſie auch, als er ihr einmal ſcherzhaft den Vorſchlag hierzu gemacht, jubelnd in ihre Hände ſchlug und ſich auch die erſten

Tage hier gewiß recht glücklich und behaglich gefühlt hätte, ſo war er doch überzeugt, daß ſie ſich in Kurzem nach der Stadt zurückgeſehnt. Auch wäre ihm die beſtändige Gegenwart der Gouvernante Margarethens, Mamſell Eliſens, nicht gerade angenehm geweſen. Von jener Reiſe war ſie mit dem kleinen Mädchen am beſtimmten Tage, und zwar in Begleitung des Kammerjunkers von Schenk, zurückgekehrt, welch letzterer einen neuen vergeblichen Verſuch gemacht, um den Maler zu beſtimmen, die Tochter bei der Mutter zu laſſen, und hatte ſie dabei entſchieden inſofern Partei gegen ihre Herrin genommen, als ſie ſich erlaubt, mit wenigen, aber unzweideutigen Worten von dem ſchlimmen Einfluſſe zu ſprechen, den Madame dadurch auf ihre Tochter ausübe, daß ſie ſich bemühen würde, jede gute Erinnerung an den Vater aus dem Herzen des Kindes zu verdrängen. — Auch bei verſchiedenen anderen Gelegenheiten hatte ſich Mamſell Eliſe ſehr beeifert, ihre Anhänglichkeit an Margarethe, ſowie an den Vater derſelben aufs deutlichſte an den Tag zu legen, ja, ſie liebte es, durch Wort und Miene kund zu thun, wie ihr endlich die Augen aufgegangen und wie ſie es jetzt ganz genau wiſſe, wer die Schuld daran trage, daß im Hauſe ihrer Herrſchaft nicht ſchon früher die Ruhe und der Friede herrſchten, die Jedermann jetzt den Aufenthalt dort zu einem wahren Hochgenuſſe machten.

Dabei war ſie von einer unermüdlichen Sorgfalt, und nicht nur für das, was das Kind anbetraf, ſondern für das ganze Hausweſen, deſſen ſie ſich mit einem Fleiße und einer Umſicht annahm, welche Roderich veranlaßten, ſie ſchalten und walten zu laſſen; er hatte weder Zeit noch Luſt, ſich ſelbſt in dieſe inneren Angelegenheiten zu miſchen, und da er an der Art, wie er jetzt lebte, durchaus nichts auszuſetzen hatte, ſo mochte er vor der Hand nicht an eine Aenderung denken, die ihn mit neuen Geſichtern in Berührung gebracht hätte. Obendrein erſchien ihm alles das, was das Hausweſen anbelangte, von ſehr untergeordneter Natur, und was ihn allein

intereſſirte, war das Wohl ſeines Kindes, deſſen Unterhaltung und Belehrung er jede Freiſtunde widmete. Man konnte aber auch nichts Reizenderes ſehen, als die Glückſeligkeit, welche aus den ſchönen, klaren Augen des Mädchens ſtrahlte, wenn ſie bei ihrem Vater war und ihm mit altkluger Geſchäftigkeit kleine Dienſte erweiſen wollte, wobei die Worte liebender Sorgfalt rührend anzuhören waren, womit ſie ſich um Alles bekümmerte, was ihn betraf.

Wenn ſie zuſammengekauert auf ihrem Bänkchen ſaß vor einem ſeiner Bilder, ſo machte es ihm das größte Vergnügen, ſie um Rath zu fragen über dieſe oder jene Farbe, ja, über irgend eine Haltung und Stellung der betreffenden Figuren, wobei er meiſtens eben ſo erſtaunt als entzückt war über ihre natürlichen und oft ſo richtigen Antworten.

Wie oft er ſie zeichnete und malte, iſt kaum aufzuzählen, und er hatte eine ſolche Fertigkeit erlangt, ihre Geſichtszüge auf dem Papier oder der Leinwand in ſprechendſter Aehnlichkeit wiederzugeben, daß ihm dies in ein paar leichten Strichen gelang, auch ohne ſie gerade vor Augen zu haben. Lytton ſagte ihm hierüber einmal lachend: „Wenn einſtens ſpäter ein anderer großer Künſtler Deines Namens auftaucht, ſo wird man Dich, zum Unterſchiede gegen jenen, ‚den mit dem Portrait ſeiner Tochter‘ nennen.“ Und doch hatte auch der junge Engländer ſeine größte Freude an dieſen verſchiedenartigſten Anſichten des reizenden Kopfes des kleinen Mädchens und munterte ihn ſogar häufig auf, noch ein neues Bildchen zu ſkizziren, wenn Margarethe wieder einmal recht zierlich mit ihren Puppen ſpielte, oder wenn ſie mit leuchtenden Augen einer Erzählung lauſchte, oder wenn ein hereinfallender Lichtſtrahl ihrem Geſichtchen eine beſonders eigenthümliche Färbung gab.

Als an dem Tage, von dem wir vorhin geſprochen, die beiden Künſtler das Atelier Roderich's betraten, war Margarethe ebenfalls da, und eilte, wie ſie immer zu thun pflegte, mit Jubel in die Arme ihres Vaters. Dieſer hob ſie hoch zu ſich empor, küßte ſie

herzlich auf die Stirn und den Mund, und als er [illegible] darauf wieder auf den Boden niedergleiten ließ, behielt er ihre kleine Hand in der ſeinigen und machte ſie mit Rodenberg bekannt.

„O, ich kenne Herrn Rodenberg ganz wohl," ſagte ſie, „er war auch mit bei Eurem Feſte draußen am Walde und kam mehrmals an unſerem Wagen vorbeigeritten!"

„Es freut mich," erwiederte der junge Maler lächelnd, „daß Du mich nicht vergeſſen."

„Gewiß nicht, und eben ſo wenig die beiden häßlichen Reiter, welche bei Dir waren!"

Mamſell Eliſe ſaß beſcheiden in der Ecke des Ateliers, mit einer weiblichen Handarbeit beſchäftigt, und auf ihrem Schooße hatte ſie ein franzöſiſches Leſebuch Margarethens, woraus ſie dieſelbe wiederholen ließ, was in den Unterrichtsſtunden des heutigen Tages vorgekommen war. An die Gouvernante ſeiner Tochter wandte ſich der Vater jetzt und forderte ſie in freundlichem Tone auf, mit Margarethe in das kleine Gewächshaus zu gehen; er liebte es nicht, wenn das Kind gegenwärtig blieb, ſobald er Beſuche von anderen Malern hatte. „Da draußen iſt es viel heller und ſchöner für Dich," ſagte er; „auch plätſchert der Springbrunnen, was Du ſo gern hörſt, und ſpäter gehen wir Alle mit einander nach Hauſe zum Eſſen!"

„Alle mit einander — auch Herr Rodenberg?" fragte das kleine Mädchen.

„Gewiß, auch Herr Rodenberg," erwiederte der Gefragte mit einem Blicke auf den jungen Maler, „und es ſoll mir recht lieb ſein, wenn er mit uns gehen will."

„Ah, das iſt herrlich — und Herr Lytton kommt auch, da wollen wir recht vergnügt ſein!"

„Ja, ja; aber jetzt geh' auch, Du kleine Schwätzerin."

„Hier iſt mein Bild", ſagte Roderich, nachdem die Gouvernante mit Margarethe das Zimmer verlaſſen, „und hier habe ich auch ſchon angefangen, den Entwurf einer Zeichnung auf's Papier zu

machen; doch wie ich Ihnen vorhin ſchon ſagte, ich habe den Bleiſtift nicht mehr in meiner Gewalt und die Linien fahren mir unwillkürlich nach allen Richtungen aus einander."

Rodenberg betrachtete das Bild mit großer Aufmerkſamkeit und konnte ſich alsdann nicht enthalten, ſich darüber wiederholt anerkennend, ja, bewundernd auszuſprechen. Dann ſagte er: „Da die kleine Copie, welche ich Ihnen machen ſoll, für den Holzſchnitt beſtimmt iſt, ſo ſehe ich nicht ein, warum wir es nicht gleich auf Holz zeichnen ſollen."

„Glauben Sie, daß dies geht?"

„Gewiß, und um ſo beſſer, da Sie mit Ihrer angefangenen kleinen Zeichnung, an der ich indeſſen durchaus nicht ſehe, wo die Linien willkürlich aus einander fahren, ſo vortrefflich vorgearbeitet haben, beſonders wenn wir die gleiche Größe beibehalten können."

„Allerdings, denn ich habe mir den Holzſchnitt in dieſer Größe gedacht."

„Wenn er gut geſchnitten wird, kann es ein ſchönes Blatt werden, und was mich anbetrifft, ſo werde ich mir die größte Mühe geben. Sie erlauben doch, Olfers, daß ich hier auf Ihrer Zeichnung nachtragen darf, was mir nöthig erſcheint? Mit ein paar Stunden Arbeit kann ich ſie vollkommen benutzen, um die Umriſſe, gerade wie ſie ſind, auf das Holz zu übertragen, und ich will mich gleich daran machen."

Nach dieſen Worten wählte er ſich ein paar Bleiſtifte aus und begann ſogleich mit ſicherem Auge und geübter Hand die allerdings leichten Striche Roderich's deutlich und ſcharf hervortreten zu laſſen.

„Es iſt eine wahre Freude, hier zu arbeiten," meinte er nach einiger Zeit — „das große Fenſter läßt ſo viel Licht herein, daß man kaum etwas von dem trüben Novembertage merkt!"

„Das iſt wahr," erwiederte Roderich; „ich kann mich keines ſo dunkeln Wetters erinnern, an welchem ich nicht wenigſtens einige Stunden hätte arbeiten können, und dabei iſt noch Platz genug für

uns Beide; ich rücke meine Staffelei ein wenig auf die Seite, und es kann alsdann keine Rede davon ſein, daß Einer dem Anderen auch nur im geringſten hinderlich wäre, und was mich anbelangt, ſo habe ich dabei außerordentlich viel gewonnen; es arbeitet ſich zu angenehm, wenn man hier und da ein Bischen plaudern kann, wobei es natürlicher Weiſe ſehr darauf ankommt, mit wem man plaudert."

Da er hierbei gegen Rodenberg eine freundliche Handbewegung machte, ſo dankte ihm dieſer mit einer Neigung des Kopfes und fragte alsdann, indem er zu zeichnen fortfuhr:

„Sie malen etwas Neues?"

„Ja und Nein — ich habe keine Luſt, ſogleich wieder eine größere Arbeit vorzunehmen, und mag auch nicht müßig gehen; da ebauchire ich dann zu meinem eigenen Vergnügen hier und da Kleinigkeiten, nicht immer, um dieſelben auszuführen, ſondern häufig nur, um mir eine vergnügte Stunde zu machen. Es iſt für mich ein höchſt angenehmes Gefühl, vor einer reinlichen, glatten Leinwand zu ſtehen und auf dieſelbe, beſonders mit dem Pinſel, eine Skizze zu entwerfen — aber, um von etwas Aehnlichem zu reden," unterbrach er ſich plötzlich, die Staffelei verlaſſend, um in der Ecke des Ateliers ein Bild zu holen, welches er, ohne es vorerſt ſehen zu laſſen, herbeitrug — da habe ich vor einiger Zeit in einer gleichen Anwandlung etwas entworfen, über das ich Ihr Urtheil hören möchte — ſehen Sie her!"

Er ſtellte das Bild auf und trat dann, den Anderen ſcharf beobachtend, etwas auf die Seite.

„A—a—a—ah!" rief Rodenberg überraſcht — „wie das ſchön und ähnlich iſt! — Roderich, Sie ſind ein glücklicher Mann, die Vergangenheit, welche für uns Andere unwiederbringlich davoneilt, wenigſtens auf dieſe Art feſthalten zu können!"

Das Bild — man konnte es keine Skizze nennen, da es, wenn auch mit flüchtigen, kecken Strichen, doch ziemlich ausgeführt

war — ſtellte eine hochgelegene Waldlichtung vor, auf deren rechter Seite dicht an den Bäumen, welche die Scene einrahmten, die bekannten vier wilden Männer aus dem Gefolge der ſchönen Jägerin ſtanden, während ſich dieſe ſelbſt in der Mitte des Bildes befand, auf ihren Jagdſpeer geſtützt, und hinabzublicken ſchien auf das bewegte Leben im Lager des Prinzen Maiwein, welches ſich allerdings in den flüchtigſten Umriſſen links zwiſchen den Bäumen zeigte.

„Finden Sie eine Aehnlichkeit?“ fragte Roderich.

„Eine außerordentliche, unverkennbare — es iſt gerade, als hätte Ihnen die Dame zu Ihrem Portrait geſeſſen — wahrhaftig, Roderich, ich beneide Sie um Ihre große Kunſt — ja, die Aehnlichkeit iſt ganz außerordentlich, und mit wie wenig Strichen das Geſicht gemalt iſt!“

„Gewiß, ſo flüchtig und nachläſſig, daß man es nur aus der Entfernung anſehen darf — es iſt die Frucht der Laune eines Vormittags, wo ich ſonſt nichts zu thun hatte und wo ich mich im Geiſte gerade ſehr lebhaft mit unſerem hübſchen Künſtlerfeſte beſchäftigte — wenn Ihnen die unbedeutende Skizze Freude macht, ſo ſchicke ich ſie in Ihre Wohnung.“

„Das kann ich unmöglich annehmen!“ rief Rodenberg freudig überraſcht — und doch ſetzte er gleich darauf hinzu, indem er dem Anderen ſeine rechte Hand entgegenſtreckte: „So gegeben, kann und darf ich es annehmen, beſonders da ich ja nie ein Hehl daraus machte, wie innig und herzlich ich für das räthſelhafte Original dieſes Bildes geſchwärmt und noch immer ſchwärme — alſo meinen beſten Dank mit der Bitte, mich als Ihren großen Schuldner anzuſehen!“

„Es iſt nicht der Rede werth,“ ſagte Roderich und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „Wenn Sie es betrachten, ruft es in Ihnen eine angenehme Erinnerung wach, während, wenn ich es anſehe, ich freilich ebenfalls jenes ſchönen Tages gedenke, aber dabei auch, wie ſeit demſelben ſo Manches anders geworden iſt — alſo

Namenlose Geschichten.

ich ſende es Ihnen mit der einzigen Bedingung, daß Sie es nicht als die geringſte Verbindlichkeit gegen mich betrachten."

Roderich hatte die Skizze auf der Staffelei ſtehen laſſen, und wie in Gedanken nahm er Palette und Pinſel und malte an der Hauptfigur derſelben, wobei er zuweilen einen Blick auf ſein großes Bild warf, aus dem Conchitta's Züge in einer unverkennbaren, wenn auch nicht angenehmen Aehnlichkeit hervortraten. „Haben Sie etwas darüber erfahren," fragte er nach einiger Zeit, „wohin ſich Sennora Juanita gewendet?"

„Nicht das Geringſte. — Ich nannte ſie vorhin ein räthſelhaftes Weſen, das iſt ſie für mich im höchſten Grade."

„Eine große Künſtlerin, mit allen Vorzügen und Launen einer ſolchen."

„Mich hat ſie hauptſächlich mit der zuletzt genannten, nicht eben angenehmen Eigenſchaft bekannt werden laſſen; wenn ich mir die Sache mit ruhigem Blute überlege, ſo muß ich geſtehen, daß ſie mich eigentlich ausgezeichnet ſchlecht behandelt hat — und trotz alledem liebe ich ſie, gelinde geſagt, mit jener Leidenſchaft, die uns zu allen tollen Streichen aufgelegt macht. Ich bin nie ein beſonnener, ruhiger Menſch geweſen, mit einer ſehr erregbaren Phantaſie, die nur zu geneigt iſt, mit meinem Verſtande durchzugehen — da ſehe ich dieſes wunderbare Weſen zum erſten Male an einem ſchönen Morgen mitten in einem grünen, duftigen Walde plötzlich vor mich hintreten, als ſei ſie vom Himmel herabgeſtiegen oder als habe ihre Feen-Equipage ſie aus irgend einem Fabellande hergeführt. Und dieſe Rolle ſpielte ſie fort; ſie nannte ſich eine Waldfee, und während ſie mich durch kluge und verſtändig ſein ſollende Worte von ſich fern hielt, zog ſie mich mächtig in ihren Zauberkreis und hat mich heute noch nicht daraus entlaſſen."

Roderich nickte mit dem Kopfe, worauf er in ſich hinein murmelte: „Ja, ja, ein Zauberkreis — unvermerkt umſchlingt er uns, und während wir noch des ſchönen Gedankens voller Freiheit leben,

ſind wir bereits für alle Ewigkeit gefeſſelt — und doch muß ich Sie beneiden!"

„Und warum, wenn ich fragen darf?"

„Um einen Blick aus dieſen ſchönen, dunkel glühenden Augen, den ich zufällig bemerkte."

„Und wo war das, wenn ich fragen darf?"

„Bei jener Soirée des Prinzen Heinrich — Sie ſahen nichts davon, wohl aber Seine Hoheit und ich, der zufällig neben ihm ſtand. Der Prinz wandte ſich an die junge Dame und ſagte ihr mit einem eigenthümlichen Lächeln: ‚Sie denken wohl mit Bedauern an Ihre verlorene Waldfreiheit?'"

„Sie haben Recht, ich ſah nichts davon; gerade an dieſem Abende, wenige Tage nachdem mir die Ehre zu Theil geworden, ihr Cavalier ſein zu dürfen, war ich gar nicht mehr für ſie auf der Welt — nun, daß ich mich der von aller Welt Gefeierten weiter nicht aufdrängte, werden Sie mir glauben."

„Gewiß, und ich bemerkte das. — Alſo ſie erfuhren nichts mehr von ihr?"

„Wie ſchon geſagt, nicht das Geringſte, obgleich es mir ein Leichtes geweſen wäre, ihren jetzigen Aufenthalt zu erfahren; ſelbſt ihre Schweſter Conchitta würde, wie ich glaube, kein Geheimniß daraus machen."

„Sehen Sie dieſelbe zuweilen?"

Nie, wenn ich ihr nicht zufällig auf der Straße begegne, und das kommt nicht oft vor."

„Ja, ſie ſcheint ſelten ihre Wohnung zu verlaſſen."

„Sie ſahen ſie doch früher häufig bei ſich hier in Ihrem Atelier?"

„O ja — früher kam ſie zuweilen; es iſt das ein eben ſo eigenthümlicher Charakter wie ihre Schweſter."

„Ja, und doch wieder ganz anders, ich fürchte, Sennora Juanita iſt im Stande, mit der innigen Liebe eines Mannes zu tändeln,

ja, nach Laune ein leichtſinniges Spiel damit zu treiben, indem ſie ſich in dieſem Augenblicke von dem kalt und ſchroff abwendet, den ſie ſoeben durch einen heißen Blick mächtig angezogen; dazu halte ich Conchitta nicht für fähig."

„Weil ſie überhaupt nicht zu lieben verſteht?"

„Ja, dieſes iſt das richtige Wort; ſie verſteht es vielleicht nicht, zu lieben, aber lieben kann ſie gewiß, dafür ſpricht die unergründliche Tiefe ihrer ſchönen, ſammtartigen Augen."

„Kann man lieben und nicht zu lieben verſtehen?"

„Ganz gewiß, man kann heiße Liebe im Herzen fühlen und doch nicht im Stande ſein, dieſe Liebe kund werden zu laſſen: es gibt Herzen, deren Rinde um ſo dichter und kälter wird, je heftiger ſich die Gluth in ihrem Innern entzündet — natürlich ſpreche ich hier nur vom Herzen eines Mädchens, aber es iſt ſehr ſchwer zu unterſcheiden, aus welchen Gründen ſie ſich kalt von uns abwendet — hat es doch dafür ſo vielerlei Motive: das der Unſchuld, der Coquetterie oder auch des Pflichtgefühls."

„Sie ſind ein vortrefflicher Lehrmeiſter, Rodenberg," ſagte der Andere lächelnd, doch war dieſes Lächeln nicht ganz unbefangen — „und wenn Conchitta, von der Sie ſoeben ſprachen, eine tief empfundene Liebe verheimlichte, aus welchem Grunde würde ſie es wohl thun?"

„Sie hat einen merkwürdig feſten und entſchiedenen Charakter," gab der jüngere Maler, ruhig fortzeichnend, zur Antwort; „man ſieht es an ihrem geſetzten Weſen, erkennt das, wenn man auch nur wenig mit ihr umgegangen iſt, ja, es ſpricht unverkennbar aus ihrem ganzen Betragen, aus ihrem ſichern Auftreten, und vor allen Dingen leuchtet es aus ihrem Auge; ich halte viel auf die Sprache der Augen, und ich habe nie einen Blick geſehen ſo Vertrauen erregend, aber auch ſo Vertrauen fordernd, wie bei dieſem ſchönen Mädchen."

Roderich malte ſchon ſeit einigen Secunden nicht mehr; den Arm

auf den Rahmen ſeines kleinen Bildes geſtützt und den Kopf in die Hand gelegt, betrachtete er mit einem eigenthümlichen, forſchenden Geſichtsausdrucke die offenen Züge des jungen Mannes, der unverkennbar aus vollſter Ueberzeugung ſprach. — „Und wenn Conchitta Jemanden liebte," fragte er endlich, „und das Niemanden geſtehen wollte, wäre ihr Beweggrund hierzu Coquetterie, Unſchuld oder Pflichtgefühl? Scheint Ihnen dieſe Frage ſchwer zu beantworten?" ſetzte er hinzu, als Rodenberg nicht ſogleich Antwort gab.

„Nein, nein," erwiederte der junge Maler heiter, „die Beantwortung Ihrer Frage iſt mir wahrhaftig nicht ſo ſchwierig, als hier das edle Geſicht der jungen Dame, von der wir reden, auf dem Papier wiederzugeben, womit ich gerade beſchäftigt bin. Coquetterie kennt ſie nicht, dazu iſt ſie zu natürlich und ſelbſtbewußt. Was ihre Unſchuld in einer ſolchen Herzensangelegenheit betrifft, ſo iſt ſie zu ſehr Spanierin, um nur einen Augenblick in Zweifel zu bleiben über einen Blick der Liebe, wenn man ſie mit einem ſolchen betrachtet."

„Alſo bleibt uns nur das Pflichtgefühl?"

„Ja, allerdings, und bei dieſem Charakter ſetze ich einen ſolchen Einfluß des Pflichtgefühls auf ihren Verſtand, ja, auf ihre Leidenſchaft voraus, daß eher ihr Herz brechen, bevor ſie ihren Grundſätzen untreu würde."

„Ich glaube, Sie haben Recht," ſagte Roderich mit ſehr leiſer Stimme, „es iſt eine merkwürdige Kraft und Entſchloſſenheit in dieſem ſeltenen Mädchen."

„Haben Sie auch von dem lächerlichen Gerüchte gehört, das über ſie im Umlaufe iſt?" fragte Rodenberg.

„Ja, ich hörte davon — nennen Sie es lächerlich?"

„Dieſe Frage kann nicht Ihr Ernſt ſein!"

„Und warum nicht? Ich glaube, Sie haben unſere liebenswürdige Collegin ſehr richtig beurtheilt; Sie halten ſie fähig, aus Pflichtgefühl eine tiefe Neigung zu unterdrücken, ja, einer ſolchen

zu entſagen — gut denn, warum ſollte ſie aus Pflichtgefühl nicht fähig ſein, eine tolle Heirath einzugehen?"

„Wie ſo aus Pflichtgefühl?"

„Nehmen wir an," ſprach Roderich mit einer eigenthümlich bewegten Stimme, „ſie dürfe irgend eine Neigung nicht erwiedern, könnten wir nicht vorausſetzen, ihr Pflichtgefühl gehe ſo weit, um jenem, der ſie liebt, durch eine unüberlegte Heirath alle Hoffnung abzuſchneiden?"

„Ob ein Pflichtgefühl ſo weit gehen kann," erwiederte Rodenberg lachend, „weiß ich wahrlich nicht; doch wäre es mir um unſerer liebenswürdigen Collegin willen lieber, ein ſolch' poetiſches Motiv unterlegen zu können — ja gegenüber anderen Beweggründen faſt glaublich."

„Und was ſind das für andere Beweggründe?"

„Die angenehme und höchſt liebenswürdige Perſönlichkeit unſeres Freundes Michel Angelo, deſſen berühmte Gemälde-Galerie, ſowie das Vermögen der Madame Schmitz. Die letztere hielt bisher ihren kleinen Sohn ſo hoch, daß ſie eine ſaure Miene gemacht haben würde, wenn es irgend einer Prinzeſſin eingefallen wäre, das Auge zu Michel Angelo zu erheben."

„Und Conchitta würde ſie als Schwiegertochter annehmen?"

„Man ſagt ſo, und darauf kann ſich die Fremde, die Spanierin, etwas einbilden. Schon ſeit einiger Zeit habe ich mir vorgenommen, der Madame Schmitz einen Beſuch zu machen, um etwas Genaueres zu erfahren, doch die Lächerlichkeit dieſes Gerüchtes hält mich davon ab."

„Das Herz des Weibes iſt ein beſtändiges Räthſel!"

„Mit deſſen Auflöſung wir uns ſo gern die unglaublichſte Mühe geben!"

„Um häufig durch dieſe Auflöſung unangenehm überraſcht zu werden!"

Dergleichen Unterredungen über die verſchiedenartigſten Themen

hielten die beiden Maler in den nächſten Tagen häufig mit einander, während der Eine mit verſchiedenen Entwürfen, der Andere mit ſeiner Zeichnung ſo fleißig beſchäftigt war, daß letztere, sauber auf Holz übergetragen, raſch ihrer Vollendung entgegenging. Roderich fühlte ſich angenehm angeregt durch den heiteren, geſunden Sinn des Anderen, durch ſein ungenirtes, aber immer taktvolles Weſen, durch ſeine drolligen Einfälle und launigen Schilderungen, und er befand ſich durch ſeine häuslichen Angelegenheiten gerade in der Stimmung, den Werth eines ſolchen freundlichen Geſellſchafters doppelt zu würdigen, denn der Kammerjunker Freiherr von Schenk war vor Kurzem wieder erſchienen und zwar in Begleitung eines rechtskundigen Freundes, unter welchem Titel er einen Fremden, der mit ihm gekommen, vorſtellte, um die Angelegenheit ſeiner Couſine endgültig zu regeln. Was die Scheidung ſelbſt anbelangte, ſo ließ dieſe ihren langwierigen, geſchäftlichen Weg, wogegen Roderich aufs bereitwilligſte damit einverſtanden war, die Vermögensverhältniſſe ſo raſch als möglich zu ordnen. Er hatte nur, dem faſt heftigen Verlangen Lyttons nachgebend, jenem rechtskundigen Freunde, den er, wie der praktiſche Engländer ſagte, als einen rechtskundigen Feind zu betrachten habe, einen bekannten Advocaten gegenüber geſtellt. Zwiſchen dieſen beiden Herren wurde die Sache um ſo ſchneller in Richtigkeit gebracht, als ja das, was der Maler den Wünſchen ſeiner Frau gemäß ſchon im Voraus genehmigt hatte, nur in rechtskräftige Form gebracht zu werden brauchte. Im Verlaufe dieſer Verhandlung verſuchte es Lytton noch einmal, wenigſtens an den Beſtimmungen ſo viel zu ändern, daß das Jahreseinkommen der Mutter Margarethens als eine jährliche Rente beſtimmt würde, ſtatt ihr das Capital ein für alle Mal in die Hand zu geben, aber vergebens — Roderich, in ſeiner großen Art zu denken, und jetzt, da die Trennung factiſch vollzogen, milderen Geſinnungen mehr als nöthig zugänglich, war nicht dazu zu bewegen, und ſo mußte denn Lytton kopfſchüttelnd den Unterhandlungen ihren Verlauf laſſen.

„Warum," hatte Roderich gefragt, „ſolle ich auch nur den Schein annehmen, als wolle ich ihr etwas von dem, was ich ihr zugeſtanden, in irgend einer Art verkümmern? Warum ein Mißtrauen gegen ihre künftige Handlungsweiſe ſchon im voraus kund werden laſſen, ein Mißtrauen, das ich gar nicht habe?"

„Leider haſt Du es nicht," hatte ihm Lytton geantwortet, „und hätteſt Du auch nach allem dem, was Dir jene Familie ſchon angethan, volle Urſache gehabt, mißtrauiſch zu werden! Und bedenke nur Eines, Du haſt es jetzt nicht mehr mit Deiner früheren Frau allein zu thun, ſondern mit einem ganzen Heere von Anverwandten, die ſich alle bemühen werden, jedes Theilchen einer Schuld von Deiner Frau ab und auf Dich zu wälzen, und die Alles, was ſie gegen Dich unternimmt, im voraus gutheißen würden!"

„Und was könnte ſie gegen mich unternehmen?"

„Das weiß ich nicht, aber ſo viel weiß ich, daß ich dieſer Familie Schenk gegenüber mein Recht in der Hand behalten würde!"

Doch, wie ſchon geſagt, alle dieſe vernünftigen Vorſtellungen fruchteten nicht das Geringſte, ſogar ein ſtärkeres Argument nicht, welches Lytton vorbrachte, indem er ſagte: „Und wenn nun Deine Frau das ihr übergebene Vermögen, welches auch zugleich das Deiner Tochter iſt, in leichtſinniger Verſchwendung verthun würde?" — Worauf Roderich erwiederte:

„Sie wird das nicht thun — Luſt zur Verſchwendung gehört nicht zu ihren Fehlern, und wenn es wäre, ſo hätte ſie in dem Falle ja ganz allein zu ihrer eigenen Strafe gehandelt, denn was mein Kind anbelangt, ſo hoffe ich im Stande zu ſein, auch ohne jenes Capital glänzend für ſeine Zukunft ſorgen zu können."

Da war denn nichts weiter zu thun, und der redliche und umſichtige Freund Roderich's mußte der Sache ihren Lauf laſſen, worauf denn dieſe auch ſehr bald in Ordnung kam, da es den Maler drängte, die Anweiſung zu unterzeichnen, welche Frau

Hildegard in den Beſitz eines Capitals von über hunderttauſend Thalern ſetzte. Die Zinſen konnte ſie ganz nach ihrem Gefallen verwenden, und nebenbei hatte ſie unterſchriftlich verſprochen, das Capital ungeſchmälert zu laſſen und als das Eigenthum ihrer Tochter Margarethe zu betrachten.

XXV.

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu ſind deine Blätter!“

Roderich war herzlich froh, als die Sache endlich in Ordnung und der Bevollmächtigte, Freiherr von Schenk, mit ſeinem rechtskundigen Freunde wieder abgezogen war; hatte er doch im gegenwärtigen Augenblicke ſo außerordentlich viel zu thun, denn es rückte die Weihnachtszeit heran, um die er ſich früher nur inſofern bekümmert, als er um dieſe Zeit einen ziemlich großen Geldbetrag an die Haushaltungskaſſe abgab, aus der alsdann Frau Hildegard ſämmtliche nöthige und unnöthige Beſcherungen beſtritt. Sehr gern hätte er ſich früher ſchon das Vergnügen gemacht, allerlei kleine Einkäufe ſelbſt zu beſorgen, doch wurde ihm ein ſolches Verlangen ſehr übel ausgelegt und als ein förmlicher Eingriff in die Rechte der Hausfrau betrachtet; war es ihm doch kaum möglich geweſen, die zufriedene Beiſtimmung derſelben für das zu erlangen, was er ſpeciell für ſie ſelbſt gekauft, und war er jedes Mal durchgefallen, wenn er eigene Ideen, die kleinen Gaben für ſeine Tochter betreffend, zur Geltung hatte bringen wollen — jetzt aber hatte er auch hierin freie Hand, und dieſer Theil ſeiner wiedergewonnenen Freiheit war es, der ihn förmlich entzückte.

Mit welchem Intereſſe ließ er ſich die kleine Garderobe Mar-

garethens vorlegen und ſich dabei ſogar den Rath von Mademoiſelle Eliſe über Anſchaffungen und Aenderungen gefallen; dann muſterte er ſämmtliche Spielſachen und entdeckte dabei eine Menge alten Rumpelwerks, welches dem ſtrengen Spruche gänzlicher Verbannung nur dadurch entgehen konnte, daß die Gouvernante verſicherte, dieſe halbzerſtörten Sachen ſeien es gerade, welche von der Kleinen und ihren Geſpielinnen am meiſten beachtet und werthgeſchätzt würden.

Hierauf entwarf der Maler eine ziemlich lange Liſte von neuen, größtentheils ſehr unnöthigen Dingen, welche das bevorſtehende Weihnachtsfeſt verherrlichen ſollten, und dann beſchloß er, ſich am Tage des feſtlichen Abends das ganz beſondere Vergnügen zu machen, die Weihnachtsmeſſe zu beſuchen und, dort umherſchleudernd, alles das einzukaufen, von dem man nur annähernd glauben konnte, daß es dem kleinen Mädchen Vergnügen machen würde.

Andreas mußte den größten Tannenbaum einkaufen, der nur aufzutreiben war, und hatte den eingekauften ein paar Mal umwechſeln müſſen, ehe er einen gebracht, welcher von pyramidaliſch tadelloſer Form war. Da der Gärtner ſchon früher beim Aufputzen des Weihnachtsbaumes hülfreiche Hand geleiſtet, ſo wurde er auch jetzt zu dieſem wichtigen Geſchäfte beigezogen, ſah aber ziemlich ſauer darein, als auch Mademoiſelle Eliſe erſchien und es ſich nicht nehmen laſſen wollte, die betreffenden Bonbons mit Fäden zu verſehen. Es war ihr überhaupt bis jetzt trotz aller Anſtrengung nicht gelungen, ſich die Gunſt oder auch nur die gute Meinung von Seiten Andreas' zu erringen; ſeit die Veränderung im Hauſe vorgegangen war, behandelte er ſie noch ſchroffer und abſtoßender, als er früher gethan, und dies in ſo auffallender Weiſe, ſogar in Gegenwart des Herrn, daß dieſer ſich ſchon veranlaßt geſehen, ſeine Verwunderung darüber auszuſprechen, worauf ihm Andreas entgegnete:

„Warum soll ich gegen sie anders sein? Wird sich die doch eben so wenig ändern, wie ein Moor weiß wird und eine Elster das Hüpfen vergißt — das heißt innerlich, wenn sie auch äußerlich das vollkommenste Lamm geworden ist!"

Eine ähnliche kleine Scene hatte auch heute Statt gefunden; obgleich sich Mademoiselle Elise bemühte, den Anordnungen des Gärtners in Betreff des Baumes aufs schleunigste Folge zu leisten, hatte sie ihm doch nichts recht machen können, und er brummte in Einem fort. Roderich hätte ihm gern etwas darüber gesagt, doch fürchtete er, ihn hiedurch noch mehr gegen die Gouvernante aufzubringen, und sprach er deßhalb in murmelndem Tone, als jener einen Augenblick hinausgegangen war:

„Machen Sie sich nichts daraus, es ist so seine Art, über Alles zu brummen!"

Wie erstaunte der Maler aber, als das Mädchen ihn hierauf einen Augenblick starr ansah, dann in Thränen ausbrach und darauf hastig das Zimmer verließ.

So entstand denn ein so ausgezeichneter Christbaum, daß selbst Roderich mit seinem Sinne für das Schöne und Geschmackvolle eine wirkliche Freude daran hatte: vergoldete Reife, die nach oben zu immer kleiner wurden, hielten die Zweige aus einander und gaben dem Baume etwas Nettes, Abgedrehtes; an diesen Reifen hing unten das Zuckerwerk und oben waren die Wachskerzchen befestigt, so daß der Baum mit den angezündeten Lichtern wie eine leuchtende Pyramide auszusehen versprach. Die Geschenke für das kleine Mädchen wurden nun auf dem großen Tische, der den Baum trug, malerisch ausgebreitet, und auf kleinen Tischen an der Wand des Zimmers befanden sich die Gaben für die Dienerschaft.

Mit strahlendem Blicke überschaute der glückliche Vater nochmals das Ganze und weidete sich schon im voraus an der Seligkeit des großen Augenblickes, wenn er die Thür zu dem finstern Nebenzimmer öffnen würde und wenn Margarethe hereinkäme, die

großen, glänzenden Augen weit geöffnet und strahlend vom Wiederscheine der zahllosen brennenden Wachskerzchen.

Und wie geblendet mochte sie wohl stehen bleiben vor allen den herrlichen Sachen, die hier ausgebreitet lagen, zweifelnd, prüfend und wählend, durchaus nicht mit sich im Reinen, wonach sie zuerst greifen sollte, ihr kleines, glücklich schlagendes Herz getheilt zwischen so vielerlei Dingen, besonders aber zwischen einer Puppe in Kinderlebensgröße, deren vergißmeinnichtblaue Augen ein sanftes Gefühl bekundeten, sowie in rührender Erkenntlichkeit über bewiesene Mutterliebe glänzten, und einem Garten, der mit der großen Puppenstube Margarethens durch eine Glasthür in Verbindung stand und nicht nur Blumenbeete und Bäume in einer unbeschreiblichen Natürlichkeit zeigte, sondern auch Stühle und Bänke, eine kleine Schaukel, ja, sogar einen lebendigen Springbrunnen — und daneben die reiche Auswahl an eigenen wie an Puppenkleidern, ferner die Küche mit dem erfindungsreichsten Kochapparate, die Bügelstube mit Teppich und Bügeleisen und der große Salon des Puppenhauses mit Christbäumchen und einer ganzen Bescherung en miniature.

Das Alles überschaute Roderich unzählige Male mit heiterem Sinne und glücklichem Herzen, ehe er sich davon zu trennen vermochte; dann verschloß er die Stube sorgfältig, um noch den oben erwähnten Gang über den Weihnachtsmarkt zu machen, zu welchem Zwecke ihn Lytton abzuholen kam. Vorher aber trat er nochmals ins Zimmer seiner kleinen Tochter, die auf einem Bänkchen gegenüber dem Fenster saß und, die gefalteten Hände auf den Knieen, nachsinnend an den Himmel hinaufblickte.

Doch machte dieser an dem heutigen heiligen Abende kein freundliches Gesicht; er hatte sich in graue Wolkenschleier gehüllt und sandte hier und da vereinzelte dicke, weiße Flocken herab als Vorboten tüchtigen Schneewetters, welche ein naßkalter Wind, der stoßweise durch die dürren Aeste sauste, herbeizublasen schien.

„Woran denkst Du, mein Herz?“ sagte der Vater, indem er den Kopf des Kindes sanft erhob und es auf seinen kleinen, frischen Mund küßte.

„Ich denke an heute Abend, Papa, und möchte gern errathen, was mir das Christkind bescheren wird.“

„Die guten Kinder dürfen sich etwas wünschen und bekommen es alsdann, und da Du, wie ich glaube, ein gutes Kind bist, so wird auch bei Dir irgend ein kleiner Wunsch in Erfüllung gehen.“

„O, ich habe mir schon viel gewünscht!“

„So viel darf es gerade nicht sein; man muß sich dem Christkinde gegenüber ja in Acht nehmen, nicht unbescheiden zu sein!“

„Weißt Du was, Papa,“ erwiederte das Kind mit einem herzlichen Lächeln, ich will mir lieber gar nichts wünschen, sondern erwarten, daß ich sehr viel bekomme!“

„Das ist recht klug von Dir,“ sagte Roderich lachend, „und diese Bescheidenheit wird gewiß belohnt werden! Nun, behüte Dich Gott, ich gehe noch ein paar Stunden aus, und wenn ich zurückkomme, wollen wir sehen, was uns das Christkindchen beschert hat — ich freue mich eben so sehr darauf, als Du!“

Mademoiselle Elise war bei diesem kleinen Gespräche zugegen gewesen und hatte ebenso wie Margarethe an den Himmel hinaufgeschaut, aber nicht mit dem Ausdrucke sanfter Träumerei oder glückseliger Erwartung. Sie hatte ihre Lippen fest über einander gepreßt und ihre Augen starrten gerade vor sich hin mit einem Ausdrucke, der vollkommen als Spiegelbild der trostlosen, grauen Schneewolken erscheinen konnte. Dabei war sie außergewöhnlich bleich, und nur zuweilen flammte eine plötzliche Röthe auf ihrem Gesichte, wenn sie sich, was ein paar Mal vorkam, rasch gegen ihren Herrn umwandte, als derselbe so voller Liebe und Herzlichkeit mit dem kleinen Mädchen plauderte. Jetzt küßte er das Kind noch einmal aufs innigste, worauf er sagte:

„Also ich gehe jetzt und bin um sechs Uhr zur Bescherung

wieder da — das wird ein prächtiger Abend werden!“ ſetzte er, vergnügt die Hände reibend, hinzu.

Dann wandte er ſich um und ſchritt gegen die Thür.

Auch Mademoiſelle Eliſe wandte ſich raſch, ſchaute ihm nach und ſagte alsdann in einem bewegten, wenngleich lauten Tone zu Margarethe: „Ach, wie Dein Vater ſo lieb und gut für Dich denkt; gib ihm noch ſchnell einen Kuß und ſomit einen Dank im voraus!“

Bei dieſen Worten nahm ſie das kleine Mädchen, welches freudig aufgeſprungen war, an der Hand und führte es raſch zu ſeinem Vater, der unter der Thür ſtehen geblieben war und ſeine Arme ausbreitete, um das liebe, kleine Geſchöpf, das heiter an ihm emporſprang, nochmals in ſeine Arme zu ſchließen.

Ein Blick auf die Gouvernante zeigte ihm Thränen in deren Augen.

„Was haben Sie, Mademoiſelle Eliſe?“

„Der heutige Abend bewegt mich immer und ſtimmt mich ernſt und trübe; ich gedenke alsdann meiner Jugendzeit und beſonders tief der Menſchen, die mich geliebt und mir freundlich geweſen ſind!“

„Sie erinnern ſich derſelben mit einem Gefühle des Dankes, aber nicht gerade der Trauer?“

„O doch, o doch, mit einem Gefühle tiefer Trauer und Wehmuth, denn ich war nicht immer dankbar, ich vergaß Güte, die man mir bewieſen, Wohlthaten, die man mir erzeigt — und dieſes Unrecht, welches ich begangen, drückt mir das Herz zuſammen!“

Roderich war ſo heiter, ſo weich, ſo wohlwollend für die ganze Welt geſtimmt, daß er nicht umhin konnte, in einem herzlichen Tone zu erwiedern: „Und wenn Sie ein begangenes Unrecht erkennen, ſo bereuen Sie es auch, und wer bereut, findet Verzeihung — verderben Sie ſich deßhalb den heutigen feſtlichen Abend nicht mit Kummer und Thränen!“

„Und würden Sie mir ein Unrecht vergeben, das ich gegen Sie begangen hätte?"

„O gewiß," erwiederte er lächelnd; „ich wäre ein guter oder, wenn Sie wollen, ein schlechter Beichtvater geworden und hätte bei der geringsten Spur von Reue die vollste Verzeihung gewährt!"

„Wie danke ich Ihnen für dieses Wort!" rief das Mädchen mit einem Ausdrucke von Freude, der ihm unerklärlich schien und über den er sie wahrscheinlich befragt haben würde, wenn Mademoiselle Elise nicht in diesem Augenblicke hastig seine Hand ergriffen und auf dieselbe, ehe er es hindern konnte, zwei sich rasch folgende heiße Küsse gedrückt hätte.

Fast ärgerlich zog er seine Hand zurück und konnte sich nicht enthalten, ihr zu sagen: „Lassen Sie dergleichen bleiben, Mademoiselle Elise — ich habe keine Idee, aus welchem Gefühle eine Empfindung entspringen konnte, die solches rechtfertigte; thun Sie Ihre Pflicht wie bisher mit Umsicht und Treue, und auf diese Art werden Sie auch am besten mit traurigen Erinnerungen Ihrer Vergangenheit ins Reine kommen — bis nachher! Adieu, meine liebe Margarethe!"

Er verließ das Zimmer und stieg langsam die Treppe hinab, ohne zu bemerken, wie die Gouvernante, das kleine Mädchen an der Hand, ihm auf den Gang hinaus gefolgt war, wie sie droben, ihm nachstarrend, stehen blieb, wie sie dem Kinde zuflüsterte: „Winke Deinem Vater noch einmal!" — wie sie alsdann ins Zimmer zurückwankte und in einer Ecke desselben unter convulsivischem Schluchzen auf einen Stuhl niedersank.

Drunten im Hause erwartete Lytton seinen Freund und rief ihm entgegen: „Beinahe wäre ich trotz meiner schmutzigen Stiefel hinaufgekommen, um das erwartungsvolle Gesichtchen und das gewiß jetzt schon vor Freude leuchtende Auge Deiner Kleinen zu sehen!"

„Ja, ja, das war schon im voraus belohnend," entgegnete

Roderich; „doch wirſt Du alles das nachher doppelt genießen, ihr Glück wird unbeſchreiblich ſein.“

„Und auch das Deinige — es iſt doch etwas Beneidenswerthes, Vater zu ſein!“

„Ganz gewiß, Vater einer ſolchen Tochter — aber komm' jetzt, ich muß noch verſchiedene Kleinigkeiten ſuchen.“

„Mir ſcheint, Du wirſt den ganzen Weihnachtsmarkt zuſammenkaufen.“

„Wenigſtens wollen wir allen beſcheidenen Genüſſen den Zügel ſchießen laſſen, dabei an die Glückſeligkeit der Jugend denkend, wo wir unſere paar Groſchen aufs ängſtlichſte zu Rathe hielten und doch ſchließlich nur das Unnöthigſte gekauft hatten.“

„Nun, vielleicht machen wir's heute eben ſo.“

Damit gingen ſie durch die ſchon halb dunkeln Straßen, aber nicht allein, denn vor und neben ihnen zogen andere würdige Familienväter oder Mütter in Shawl und Caputze, gefolgt von ihren Dienſtmädchen, um ebenfalls noch eine Menge ſehr überflüſſiger Nothwendigkeiten einzukaufen.

Da war auch ſchon der Markt mit ſeinem geheimnißvollen Treiben, mit den hölzernen Buden, von denen jede die andere durch reicheren Lichterglanz überbieten zu wollen ſchien, — war ihnen doch nur noch eine kurze Friſt vergönnt, bis die Buden geſchloſſen wurden, weil die Käufer gewöhnlich mit dem vollen Eintritte der Nacht plötzlich verſchwanden, wie Geſpenſter mit dem erſten Hahnenſchrei.

Vor dem Markte auf einem kleinen Platze befanden ſich ganze Reihen von Tannenbaum-Verkäufern, die keine beſonderen Geſchäfte gemacht zu haben ſchienen. Gewöhnlich waren es Kinder, welche die immergrünen Bäumchen feilboten, und dies erſchien Roderich um ſo trauriger; er fühlte mit ihnen, wie ihre Hoffnungen, ſelbſt einen heiteren Weihnachtsabend zu feiern, wenn ſie ihre Waaren frühzeitig los geworden wären, jetzt wohl verſchwunden waren — er ſah das an ihren betrübten Blicken, mit denen ſie vergeblich zum

Kaufen einluden, um alsdann den hastig Davoneilenden traurig nachzuschauen. Gern hätte er eine ganze Tannenpflanzung zusammengekauft, wenn er nur gewußt hätte, was er damit anfangen solle; doch konnte er es nicht unterlassen, hier einem armen Weibe mit einigen frierenden Kindern ein Geldstück in die Hand gleiten zu lassen und dort einem kleinen Mädchen eine Gabe zu reichen, die ihrem jüngeren Bruder eine — allerdings sehr ärmliche — Weihnachtsfeier dadurch veranstaltete, daß sie ihm von Zeit zu Zeit mit einem angezündeten Streichhölzchen die Bäume beleuchtete. Sie that es, um ihn zum Schweigen zu bringen, denn der kleine, ärmlich angezogene Bube weinte, wahrscheinlich vor Hunger und Kälte. Auch zufriedenere Gesichter sah er hier im Vorbeigehen und freute sich mit ihnen, da ein paar Kinder, die ihr gewonnenes Geld zählten, dort eine ganze, zahlreiche Familie, die beim Scheine einer Laterne ihr spärliches Brod verzehrte, dessen einzige und beste Würze die Worte der Mutter waren: „Wartet nur — in einer Stunde sind wir zu Hause und dann sollt ihr sehen, was das für einen Weihnachtsabend gibt!"

Roderich kaufte noch die verschiedenartigsten Spielereien, die er entweder selbst entdeckte oder auf die er sich von Lytton aufmerksam machen ließ, der ebenfalls in die Wuth des Kaufens hineingerathen war. Daß von all' den Dingen, welche sie erhandelten, sich wenigstens drei Viertel durch Unzweckmäßigkeit auszeichneten, versteht sich wohl von selbst, da den Beiden in ihrer frohen Laune nur eine glänzende Außenseite zu gefallen brauchte, um nicht lange nach seinem Nutzen zu fragen.

„Wenn wir zwölf oder vierzehn Jahre alt und von einem recht verschwenderischen Vater mit vollem Geldbeutel zur merry christmas auf den Weihnachtsmarkt geschickt wären, so könnten wir es nicht toller machen," lachte der junge Engländer.

„Eine tiefe Wahrheit, das will ich Dir bereitwilligst zugestehen, ohne deßhalb meinem Vergnügen Einhalt zu thun."

„Und was willſt Du denn noch kaufen?“

„Komm' nur noch mit dort zu der großen Spielwaarenbude, der letzten in der Reihe, deren Inhalt uns ſo verführeriſch entgegenglänzt.“

„Nun meinetwegen, doch haben wir bereits alle Taſchen voll.“

„Weißt Du, was ich noch kaufen könnte?“ ſagte Roderich nach einer Pauſe, als ſie vor der Bude ſtanden, deren Eigenthümer dieſen beiden ſpäten und ſo wohlhabend ausſehenden Kunden ſeine heiterſte Miene als Köder entgegenwarf — „ich werde ein Schattenſpiel kaufen, das wird Margarethe außerordentlich amuſiren.“

„Ah, das laß ich mir gefallen — kaufen wir ein Schattenſpiel!“

„Morgen nach unſerem kleinen Diner — Rodenberg iſt ſelbſtredend da und Walter wird auch kommen — machen wir uns das kindliche Vergnügen mit einem Schattenſpiele an der Wand.“

„Bei uns in England ſehr beliebt, eine meiner erſten Jugend-Erinnerungen.“

Das ſchönſte Schattenſpiel aus dem ganzen Waarenlager wurde gekauft und bezahlt; Lytton nahm die kleine Blechlaterne unter den Arm, während Roderich die Schachtel mit den Glastafeln einſchob.

„So, jetzt könnten wir zufrieden ſein ....“

„Und nach Hauſe gehen, das heißt zuerſt einen Augenblick zu mir,“ ſagte der junge Engländer, „wir ſind ja ganz in der Nähe; ich möchte, um ſpäter nach Hauſe zu gehen, einen Regenſchirm nehmen — der Wind haucht uns ſo warm ins Geſicht, daß ich überzeugt bin, es dauert nicht lange, ſo haben wir ſtatt des Schneegeſtöbers einen tüchtigen Regen.“

„Gut, holen wir Deinen Regenſchirm.“

Sie hatten bald das Haus erreicht, wo Lytton im erſten Stocke eine, wenngleich kleine, doch ziemlich elegante Wohnung hatte; er zündete Licht an, da ſein Diener ausgegangen war, und bot dem Freunde eine Cigarre, die dieſer bereitwilligſt annahm. Dann, als er nach einer Ecke des Zimmers ging, um einen Regenſchirm

zu holen, bemerkte er auf einem Seitentische ein paar Briefe liegen, die von der Post gebracht worden waren; er betrachtete die Aufschriften und sagte, das Gesicht mit einem ernsten Ausdrucke gegen Roderich wendend: „Der eine ist aus England von meinem Vater und muß etwas nichts Gewöhnliches enthalten, da es in diesen Tagen nicht sein Termin ist, an mich zu schreiben — sehen wir, was es gibt. Er zerriß den Umschlag und las. Der Brief mußte nur wenige Zeilen enthalten, denn Lytton warf ihn nach wenigen Secunden etwas derb auf den Tisch.

„Ich habe das schon lange erwartet," sagte er alsdann unmuthig, „und sprach Dir auch schon davon; mein Vater wünscht, daß ich nach Hause zurückkehre und so bald es mir thunlich erscheint, das heißt aber aus unserer Familiensprache ins Allgemeine übersetzt: mit dem ersten Schiffe, das ich in Calais oder Boulogne erreichen kann."

„Vermuthest Du irgend etwas Unangenehmes?"

„Im Gegentheil, er wünscht meine Zurückkunft wegen eines nicht uninteressanten Familien-Ereignisses — es thut mir recht in der Seele weh, Dich so rasch verlassen zu müssen!" Er reichte dem Freunde die Hand, welche dieser herzlich drückte und ihm erwiederte:

„Du kannst mir glauben, Lytton, wie schmerzlich ich gerade jetzt Deine Abwesenheit empfinden werde, doch werden wir uns bald wiedersehen, ich bin fest davon überzeugt — und wann wirst Du reisen?"

„Laß mich nachrechnen — am ersten nächsten Monats geht ein Schiff von Boulogne, welches ich erreiche, wenn ich am achtundzwanzigsten von hier gehe."

„Eine kurze Frist, aber wir wollen, hoffe ich, die paar Tage noch recht vergnügt mit einander verleben."

„Dem Schicksale zum Trotz, das uns aus einander reißt — ja, das wollen wir!"

„So laß uns jetzt zu mir gehen — zuerst die Bescherung,

dann ein kleines Souper, zu welchem ich Rodenberg geladen habe. — Rodenberg iſt auch Dir ganz recht?"

„Gewiß, ſowohl in großer Geſellſchaft wie in kleinem Kreiſe; er iſt ein guter und in jeder Beziehung durch und durch anſtändiger Kerl, dieſer Rodenberg — ſchade, daß auch ihm die kleine Million fehlt, das wäre ein Beſchützer der Kunſt und aller Künſtler geworden, trotz dem Mäcen und den Mediceern."

Sie gingen mit einander nach dem Hauſe Roderich's, und dieſer öffnete die Hausthür mit einem kleinen Schlüſſel, den er immer bei ſich trug. Gegenüber dem unangenehmen Schneegeſtöber und dem naßkalten Winde betrat man die behaglich erwärmte und beleuchtete Hausflur mit einer außerordentlich wohlthuenden Empfindung, und nicht nur Auge und Gefühl fanden ſich hier angenehm beſchäftigt, auch Geruch und Gehör erhielten ihren Theil, wie Lytton behauptete, denn in der Küche hörte man die Köchin irgend eine unbekannte Arie ſingen, während aus der halb geöffneten Thür ein höchſt angenehmer Duft ſtrömte.

Die Sängerin erſchien einen Augenblick unter der Thür ihres Departements, als ſie Tritte in der Hausflur vernahm, um ſogleich wieder zu verſchwinden, als ſie ihren Herrn erkannte.

„Wo iſt Andreas?" fragte dieſer.

„Er iſt vor einer Stunde nach dem Atelier gegangen, um das Gewächshaus zu decken und nach dem Ofen zu ſehen."

„Sobald er kommt, ſchicken Sie ihn hinauf."

„Gut," ſagte die Köchin und kehrte in ihre Küche zurück, wo ſie ihren Geſang mit großer Meiſterſchaft da wieder aufnahm, wo ſie ihn vorher unterbrochen hatte.

„Es iſt beinahe ſechs Uhr," ſagte der Maler mit leiſer Stimme zu ſeinem Freunde, während Beide ſo geräuſchlos als möglich die Treppe hinaufgingen — „Du wirſt mir helfen, den Weihnachtsbaum anzuzünden, und wir wollen das thun, ehe ſie noch erfahren, daß wir zurückgekommen ſind — die Ueberraſchung wird um ſo

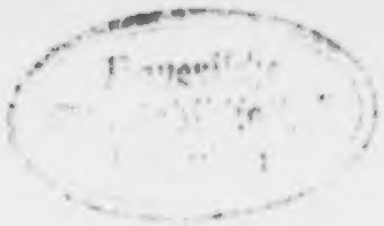

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Anna.

Man kann sich leicht denken, daß die plötzliche Abreise des Barons Karl noch zu weit mehr Gerede und Vermuthungen Anlaß gab, als seine Ungnade bei Hofe. Die, welche den Grund derselben wußten, bedauerten ihn von Herzen, und wenn auch Keiner den Muth hatte, die allgewaltige Hofdame direkt ihr Unrecht einigermaßen fühlen zu lassen, so konnten doch Manche nicht umhin, ihre indirekten Bemerkungen so laut und deutlich zu machen, daß sie der Frau von C. zu Ohren kommen mußten und ihr nothwendig sagten, wie man in der Gesellschaft über sie dachte.

Von dem Hoffräulein hatte Niemand mit ihr gesprochen, seit sie in den ersten Tagen nach deren Abreise auf dergleichen Fragen die kurze Antwort gab: sie sei zu Verwandten gereist. In der Gunst der alten und der jungen Herzogin stand die Hofdame fester als je. Da sie es nicht verschmähte, hie und da eine Andere ihre Macht fühlen zu lassen, so war sie wohl gefürchtet, aber nicht gesucht, und man fieng schon an, in den

größer sein, wenn sie auf einmal so ganz unvermuthet den Ton der Klingel hört. — Ich sage Dir, Alfred, mit derselben Heiterkeit wie heute erinnere ich mich in langen, langen Jahren keinen Weihnachtsabend begangen zu haben!"

„Auch ich hatte mich so darauf gefreut, doch habe ich ja schon eine Bescherung erhalten, deren Unangenehmes ich zuerst überwinden muß."

„Denke nicht mehr daran — wenigstens heute nicht — mir zu Liebe und der Kleinen wegen — ihre Freude wird Dich aufheitern."

„Das hoffe ich auch."

„So — da sind wir im Zimmer — nur kein Geräusch gemacht, bleibe an der Thür stehen — ich werde Licht anzünden, es steht hier Alles so voll, daß ich mich kaum durchwinden kann. — Nun, was sagst Du zu der Ausstellung?" fragte Roderich mit leuchtenden Augen, als nun das Licht brannte, bei dessen Scheine Lytton alle die vollen Tische sah.

„Was ich sage? — Nun, daß es hier einen wunderschönen Anblick geben wird und daß wir bei diesem Ueberflusse unsere Promenade über den Weihnachtsmarkt hätten sparen können."

„Zugestanden; aber es war eine so angenehme Ausfüllung der Zeit," sagte Roderich, sich gewisser Maßen entschuldigend, „und dann mußte ich auch ein wenig frische Luft schöpfen."

„Ich verstehe, ich verstehe," lachte Lytton, „aber jetzt komm, laß uns ans Werk gehen; Du nimmst jene Seite des Christbaumes, ich diese; obgleich unverheirathet und deßhalb noch nicht Selbsterschaffer von Weihnachtsfreuden, werde ich doch im Anzünden der Lichter mit Dir concurriren."

„Das wollen wir sehen."

Und damit begannen die beiden Männer mit einer Hast, mit einem Eifer die Lichter anzuzünden, daß es eben so komisch als rührend aussah; ihre Augen glänzten, sie wagten kein Wort mehr zu reden, denn von einem leichten Husten des jungen Engländers

waren ſogleich ein paar Dutzend Weihnachtskerzchen ausgelöſcht, was indeſſen jenen unvergleichlichen Geruch erzeugte, der uns ſogleich mitten in die Weihnachtszeit hineinverſetzt.

Nun waren ſie fertig, und der Baum ſah in der That wahrhaft prächtig aus: er bildete eine zierliche Feuer-Pyramide, von den goldenen Reifen unterbrochen, an denen das Zuckerzeug in maleriſcher Beleuchtung hing, einen ſoliden Kern bildend, während wehende Fahnen von Rauſchgold und blinkende Ketten von vergoldetem und verſilbertem Papier, die ſich zierlich um die äußerſten Spitzen der Zweige ſchlangen, von einem unermeßlichen, wenngleich märchenhaften Reichthume zeugten.

„So, jetzt werde ich ins Nebenzimmer hineinklingeln," ſagte Roderich; „Margarethe iſt drüben, ich ſah von unten die Fenſter des Wohnzimmers erleuchtet, und wenn Du ihre Tritte hörſt, öffneſt Du beide Flügelthüren."

„Mit dem Aplomb eines königlichen Portiers."

„Es gibt doch wahrhaftig nichts Belohnenderes für die kleine Mühe, die wir gehabt, als dieſen Augenblick," ſagte der glückliche Vater, indem er die Klingel ergriff.

Und er ließ die Klingel ertönen, während Lytton in komiſcher Haltung die beiden Flügelthüren mit den Händen erfaßt hatte.

Dann horchten Beide, um die raſchen Tritte und die jubelnde Stimme des kleinen Mädchens zu vernehmen. —

„Klingle etwas lauter," ſagte Lytton, „und ich will die Flügelthüren ein wenig öffnen, es ſind ja zwei Zimmer zwiſchen dieſem und dem, wo ſich Margarethe befindet."

„Ja, Du haſt Recht. — Das iſt doch ſonderbar," meinte Roderich, „ſie werden doch nicht Beide eingeſchlafen ſein!"

„In einer ſolchen Erwartung kaum möglich!"

„Bleibe Du hier, ich will doch nachſehen."

Damit eilte Roderich raſch hinaus und der junge Engländer blieb zurück.

Dieser stellte sich unter die weit geöffneten Flügelthüren und hörte die Schritte seines Freundes in den nächsten Zimmern verhallen, dann lauschte er angestrengt, um endlich den jubelnden Ruf der Kleinen zu vernehmen, wenn die Thür ihres Zimmers geöffnet würde, wenn der geliebte Vater auf der Schwelle erschien und sie nun eilig mit ihm zurückkommen würde.

Sonderbar, daß drüben Alles still blieb! — Und noch immer.

Doch jetzt hörte er etwas, aber nicht die helle, klingende Stimme Margarethens, sondern die aufgeregte Stimme seines Freundes, der die Treppen hinab nach der Dienerschaft rief.

Rasch eilte Lytton nach dem Wohnzimmer, dessen Thür er offen stehen fand; wie gewöhnlich brannte hier die Lampe auf dem Tische, aber eben so wenig war etwas zu sehen von Margarethe, noch von Mamsell Elise.

Die Köchin war beim Rufe ihres Herrn rasch die Treppe hinaufgesprungen, gefolgt von dem Stubenmädchen, das ihr in der Küche Gesellschaft geleistet.

„Wo ist Margarethe?“ fragte Roderich, der auf der Treppe stand, wobei er seine Stimme gewaltsam mäßigte — „und wo ist die Gouvernante?“

Die Beiden, an welche diese hastig ausgesprochene Frage gerichtet war, sahen sich zuerst überrascht an, dann mit einem ungekünstelten Erstaunen auf ihren Herrn und sagten nun wie aus Einem Munde: „Margarethe und die Elise müssen ja in ihrem Wohnzimmer sein!“

Roderich ging ihnen dorthin voran und öffnete die Thür so weit als möglich.

„A—a—a—ah, sie sind nicht da!“ sagten die Beiden.

„Allerdings sind sie nicht da — aber wie lange ist's her, daß sie nicht da waren?“

Abermals sahen sich die Beiden mit dem gleichen Erstaunen an, dann sagte das Stubenmädchen zu ihrem Herrn: „Sie waren

kaum fortgegangen, da ging ich hinauf, um das Kaffeegeſchirr abzuräumen."

„Das war um halb Fünf, jetzt iſt es ſechs Uhr vorüber — und keine von Euch war in der Zwiſchenzeit mehr oben?"

„Nein, Herr, wir wurden nicht gerufen," ſagte das Stubenmädchen und ſetzte etwas ſpitzig hinzu: „Und Mamſell Eliſe liebte es nicht, wenn man ungerufen kam!"

Der junge Engländer hatte ſich indeſſen im Zimmer mit großer Ruhe umgeſehen und ſagte jetzt: „Laß doch nachſehen, ob Margarethens Mantel und Tuch und der Hut ihrer Gouvernante zu finden ſind, oder ob ſie ſich ſonſt noch im Hauſe befinden."

Die beiden Mädchen rannten augenblicklich nach dem betreffenden Schlafzimmer, und während deſſen näherte ſich der Maler ſeinem Freunde, legte ſeine Rechte auf deſſen Schulter und fragte ihn mit einem eigenthümlich klingenden Tone: „Was denkſt Du davon? Sage mir ohne Rückhalt, was Du darüber denkſt!"

„Noch nicht das Schlimmſte."

„Ah, es könnte alſo etwas Schlimmes geben, etwas Entſetzliches für mich?"

„Wer wird gleich an ſo etwas denken! Wenn die Beiden nicht im Hauſe ſind und man auch ihre Mäntel und Tücher nicht findet, ſo wollen wir annehmen, die Gouvernante habe ſich vielleicht von der Kleinen erbitten laſſen, den Weihnachtsmarkt zu beſuchen — es wäre das allerdings unverantwortlich!"

„Gewiß, unverantwortlich, und doch, wenn ſie jetzt zurückkämen, wie wollte ich ſie mit keinem Blicke dieſen Fehler entgelten laſſen — wenn ſie aber nicht auf den Weihnachtsmarkt gegangen ſind?" ſetzte Roderich fragend hinzu, wobei ſein Blick einen unbeſchreiblichen Ausdruck des Schreckens annahm.

„So ſind ſie vielleicht zu einem Beſuche in die Nachbarſchaft gegangen."

„Oder ...."

„Ei, wer kann in einem ſolchen Falle alle dergleichen Oder beantworten," entgegnete Lytton, indem er ſich, um dem ſtarren Blicke ſeines Freundes zu entgehen, nach der Thür wandte — „dort kommen die beiden Dienſtmädchen zurück."

Ja, ſie kamen, und Beide athemlos von raſchem Laufen.

„Wir waren im ganzen Hauſe," ſagte die Köchin, „ſogar oben auf dem Söller!"

„Und ich habe in den Keller hinabgerufen!"

„Sie ſind im ganzen Hauſe nicht zu finden?"

„Nicht in dem Hauſe und nicht draußen im Gärtchen, ich habe den Namen der Mamſell mehrmals laut gerufen!"

„Und der Mantel von unſerem kleinen, lieben Mädchen iſt auch nicht da," ſagte die Köchin, indem ſie mühſam Athem ſchöpfte — „auch nicht das Tuch der Mamſell, nicht ihre Ueberſchuhe, und es fehlt auch ihre Reiſetaſche!"

„Aber ihr Koffer — ihr Koffer?" rief Roderich.

„Der ſteht oben auf ſeinem gewöhnlichen Platze, verſchloſſen, aber die Kleider hangen im Kaſten!"

„Wer wird gleich an ſo etwas denken," meinte Lytton, doch war ſein Blick nicht ſo feſt und ſicher, wie gewöhnlich — Du hörſt ja, ihr Koffer und ihre Kleider ſind da!"

„Koffer und Kleider ſind ſchwer wegzuſchaffen," ſagte der Maler mit tonloſer Stimme, „ohne daß man etwas davon merkt — und Koffer und Kleider wären einer ſo treuen Dienerin leicht zu erſetzen!"

„Ei was, mach' mich nicht toll!"

„Eine von Euch geht in die Nachbarſchaft, wo ſie vielleicht ſein könnten, und wenn es Dir recht iſt," bat er ſeinen Freund mit einer Innigkeit, die dieſem tief ins Herz ſchnitt, „ſo laufen wir nochmals über den Weihnachtsmarkt!"

„Ja, ja, das wollen wir!"

„Wenn nur Andreas da geweſen wäre!" — Nach dieſen Worten eilte der Maler hinaus, um ſeinen Ueberrock zu holen.

„Und Ihr habt Niemanden die Treppe hinabgehen hören?“ fragte Lytton.

„Keine Seele — aber wenn ſie ausgegangen ſind, ſo haben ſie, wie gewöhnlich, Gummi-Galoſchen angehabt, und da hört man keinen Tritt!“

„Das iſt richtig!“ — Dann eilte auch er fort, und bald darauf verließen die beiden Männer eilig das Haus.

Ach, wie ganz anders waren die Gefühle, mit denen Olfers und Lytton jetzt dem ſchon ziemlich dunkel gewordenen Markte zuſchritten! In den meiſten Buden waren die Lichter ausgelöſcht, und wo man Helle ſah, da war es der Schein einer Laterne, bei welchem die Kaufleute eilig ihre Waare zuſammenpackten. Nur bei den Tannenbäumen ſah man noch ein paar der armen Verkäufer geduldig wartend ſitzen. Da war das kleine Mädchen mit ihrem frierenden Bruder. Hier blieb der unglückliche Vater einen Augenblick ſtehen und dachte: ach, wenn es doch Margarethe wäre, kalt, durchnäßt, wie wollte ich ſie jubelnd auf meinen Arm nehmen und nach Hauſe zurücktragen! — Dort war auch noch die zahlreiche Familie, deren Mutter den Kindern einen heiteren Weihnachtsabend verſprach und die nun aufbrach, um nach ihrem benachbarten Dorfe zurückzukehren. Roderich zählte ängſtlich die Schaar der Kleinen, alle waren noch da, wie er ſie vor kaum einer Stunde geſehen — keines fehlte. —

Zwiſchen den Budenreihen war es ganz leer geworden und Niemand mehr zu ſehen, und doch durcheilten die Beiden jede Reihe mehrere Male, ja, ſie blieben an jeder Bude ſtehen, wo noch Licht war oder ein letzter Käufer.

Nirgends eine Spur von dem kleinen Mädchen.

Der Wind fuhr in heftigen Stößen gegen die Straßenecken und überſchüttete diejenigen, welche eiligſt ihres Weges gingen, um ſo bald als möglich ein ſchützendes Obdach zu erreichen, mit empfindlichen Schauern von Regen und Schnee, dabei heulend und

pfeifend, als wollte er ſeinen Verdruß ausſprechen, von all den tauſend Lichtern, all den vergnügten Geſichtern durch die tückiſchen Fenſterſcheiben abgeſperrt zu ſein.

„Komm, laß uns nach Hauſe zurückkehren," ſprach Lytton zu ſeinem Freunde; „was da auch geſchehen ſein mag, es wäre Wahnſinn, zu glauben, die Kleine bei dieſem furchtbaren Wetter im Freien zu finden — Alles hat ſeine Gränzen!"

„Ja, Alles hat ſeine Gränzen!" erwiederte der Maler mit dumpfer Stimme — „auch der Verſtand eines Menſchen, und es iſt mir gerade zu Muthe, als ſollte ich mit dem Sturmwinde um die Wette ſchreien und heulen nach meinem armen, verloren gegangenen Kinde!"

„Wer weiß, ob wir ſie nicht heiter und vergnügt zu Hauſe finden!"

„Du weißt eben ſo gut wie ich, daß dies nicht der Fall ſein wird — o, ſeit wir in der Finſterniß umherſuchen, iſt es erſt recht hell in mir geworden, denn um die Thaten gewiſſer Menſchen zu begreifen, zu verſtehen, muß man von Nacht umgeben ſein, muß man vom Winde umheult werden, von kaltem Regen überſchüttet — ja, komm nach Hauſe!"

Und damit gingen ſie den Weg zurück, den ſie gekommen — ein paar ſtumme, einſame Wanderer, mit hallenden Schritten in den nun ganz verödeten Straßen.

Als ſie die Wohnung Olfers' erreicht, wurde die Hausthür geräuſchlos geöffnet, ohne daß ſie nothwendig gehabt hätten, anzuläuten oder ſelbſt aufzuſchließen. Andreas befand ſich in dem Hausflur mit einem recht kummervollen Geſichte, unter der Küchenthür ſtand das Stubenmädchen, leiſe in die vorgehaltene Schürze weinend.

„Da brauche ich nicht weiter zu fragen," ſagte der unglückliche Vater mit einem traurigen Lächeln — „alſo Ihr habt gar nichts erfahren? Keine Spur von ihr?"

„Mit Gewißheit iſt darüber nichts zu ſagen," gab Andreas

zur Antwort; „das Einzige, was ich mittheilen kann, iſt, daß ein verſchloſſener Wagen längere Zeit an der Ecke unſerer Straße und der Promenade gehalten hat, vielleicht von halb fünf bis halb ſechs Uhr, denn um dieſe Zeit hat man ihn fortfahren ſehen."

„Wer ſagte Dir das?"

„Ein Vetter von mir, der auf der Promenade vor dem Hauſe des Generals Helwig auf dem Poſten ſtand; ob aber Jemand eingeſtiegen ſei, konnte er bei der Dunkelheit nicht ſehen. — Herr Rodenberg iſt oben."

„Ich danke."

Nach dieſen Worten ſtieg der Maler die Treppe hinauf und Lytton folgte ihm. Oben fanden ſie Rodenberg, der ihnen entgegenkam, die Hand des älteren Freundes erfaßte und, dieſelbe herzlich drückend, ſagte: „Es iſt das ein ſchlechter Streich, den man da aufgeführt; nur glücklicher Weiſe ſind die Thäter zu errathen, und Sie haben den Schutz der Geſetze für ſich!"

„Rodenberg hat den Thäter ſogleich errathen und uns fiel das erſt in den finſteren Straßen ein, als wir bedachten, daß dort ſo gar kein Aufenthalt für ein armes, kleines Mädchen ſei."

„Nun, ſchwer zu errathen war das gerade nicht; warum Dir aber einen ſchwachen Hoffnungsfaden grauſam abſchneiden? Geradezu unmöglich war es nicht, daß die Gouvernante der Neigung des Kindes nachgegeben und den Weihnachtsmarkt beſucht hätte."

„Nein, nein, es war ſogar ſehr glaublich," ſagte Rodenberg und ſetzte gleich darauf in einem fragenden Tone hinzu: „Ob man auch wohl bei allen unſeren Bekannten nach ihr geforſcht hat?"

„Bei allen, Herr," erwiederte Andreas, welcher gefolgt war.

„So — bei allen? Wer weiß, ob Margarethe nicht Luſt bekommen, ihre Freundin aufzuſuchen, die ſie lange nicht geſehen, Mademoiſelle Conchitta — wäre das nicht möglich?"

„Auch daran habe ich gedacht, Herr," verſetzte der Gärtner, „und unterließ es nicht, bei Herrn Schmitz vorzuſprechen."

„Nun?“

„Sie feierten gerade luſtig und vergnügt ihren heiligen Abend, die Madame Schmitz, ihr Sohn und die beiden ſpaniſchen Damen.“

„Ah, ſie waren heiter und vergnügt?“

„Es ſchien ſo, und da widerſtand es mir von Herzen, die ſeltſame Frage nach unſerem kleinen Mädchen zu thun; denn daß ſie nicht da war, ſah ich ja, und daß ſie nicht dageweſen, merkte ich doch wohl daran, daß mir Fräulein Conchitta ein Paketchen für unſere kleine Margarethe gab und daß ſie dazu ſagte: ‚Gern hätte ich es ihr ſelbſt gegeben, aber ich habe ſie ſo lange nicht mehr geſehen!‘“

„Alle Welt iſt heiter und vergnügt,“ ſagte Olfers, „und warum ſollte alle Welt nicht heiter und vergnügt ſein? Kommt, auch wir wollen verſuchen, unſere finſteren Gedanken wenigſtens auf ein paar Stunden zu vergeſſen!“

Er ſchritt dem Zimmer zu, wo ſich die Weihnachtsbeſcherung befand, doch vertrat ihm Lytton den Weg, indem er ihn ſanft bei der Hand nahm und ihm mit weicher Stimme ſagte:

„Nicht da hinein, Roderich — wozu nutzt das jetzt? Gehen wir nebenan in Dein kleines Atelier, um ruhig zu ſprechen, beſonnen zu überlegen.“

„Gut, ich folge Dir, aber vorher laß mich noch einen einzigen Blick in das Zimmer werfen, Andreas ſoll mir leuchten! Es iſt kindiſch von mir, was ich jetzt ſagen werde, aber ich ſage es doch: wäre es nicht möglich, daß die Kleine mit mir Verſteckens geſpielt hätte und jetzt irgendwo lachend unter dem Tiſche hervorſpringt — ah, wie der Tannenbaum und die verbrannten Wachskerzen duften!“

Er blieb noch eine kleine Weile in dem Zimmer, und als er herauskam, zeigte er durchaus keine überraſchte Miene, daß er das nicht gefunden, was er geſucht. Andreas ſagte ihm, während ſie nun nach dem kleinen Atelier im Hauſe gingen:

„Als ich heimkam und alles das erfuhr, löſchte ich ſogleich

die halb abgebrannten Wachskerzchen, damit ſie den Baum nicht anzünden möchten."

„Das war ganz klug von Dir gehandelt, und da ſich die Kleine heute nun einmal nicht daran erfreuen ſoll, ſo können wir uns ja noch ein Vergnügen damit machen — nachher — morgen — über's Jahr!"

In dem Atelier ließen die drei Freunde ſich nieder, und Rodenberg und Lytton mußten rauchen auf den ausdrücklichen Wunſch Roderich's, der übrigens nicht lange in ſeinem Fauteuil blieb, ſondern bald wieder aufſprang und mit zuſammengefalteten Händen in dem Zimmer auf und ab ging.

„Hätte man nur eine Idee davon gehabt," ſagte Rodenberg nach einem längeren Stillſchweigen, „wohin ſich der Wagen gewandt, den Andreas' Vetter geſehen, ſo hätte man ihm vielleicht nachreiten können — ich würde mir ein unbeſchreibliches Vergnügen daraus gemacht haben."

„Es wäre wohl unmöglich geweſen, ihn heute Nacht einzuholen, denn er wird in einem großen Umwege auf ſein Ziel losgehen."

„Aber wir kennen das Ziel," ſagte Lytton nach einem tiefen, heftigen Athemzuge. „Ich werde morgen nach Hauſe ſchreiben, daß man mich in den nächſten Tagen nicht erwarten ſoll, denn Du wirſt mir wohl erlauben, daß ich Dich begleite."

„Auch ich ſchließe mich von Herzen dazu an!"

„Ich habe es gewußt, Lytton, daß Du mich nicht verlaſſen wirſt, und auch Ihnen, Rodenberg, danke ich herzlich für Ihr Anerbieten; doch iſt es beſſer, Sie bleiben in der nächſten Zeit hier, laſſen ſich unbefangen überall ſehen, wie Sie es bisher gewohnt waren, beſuchen draußen mein Atelier wie bis jetzt, gehen auch zuweilen hier ins Haus und ſchreiben mir alsdann ſelbſt über Kleinigkeiten, die Ihnen bedeutſam erſcheinen; dadurch würden Sie mich außerordentlich verpflichten."

„Ich wollte, ich könnte mehr für Sie thun!"

Cirkeln einer gesellschaftlichen Opposition den Baron Karl, er mochte nun begangen haben, was er wolle, in Schutz zu nehmen, und begann über den Abwesenden nur Gutes zu reden.

Eigentlich wäre es auch schwer gewesen, ihm etwas Böses, etwas Unrechtes oder nur Unliebenswürdiges nachzusagen: er war ein vollendeter Gesellschafter, ein excellenter Tänzer, stets gefällig und liebenswürdig, so wie aufopfernd bis zum Exceß für seine Freunde und Bekannten. Die Schaar der letzteren — eigentliche Freunde hatte er, wie jeder vernünftige Mensch, wenige — fühlten auch seine Abwesenheit recht schwer. Das kleine Haus vor der Stadt war und blieb verschlossen; aus dem Schornstein der Küche schlängelte sich kein Rauch mehr empor, und im Innern ward kein Diner mehr servirt, keine Spieltische aufgestellt; die nächsten Bekannten empfanden dieß um so schmerzlicher, und unter diesen am allerschmerzlichsten der Graf Alfons, welcher, ohne sich durch großen Verstand oder sonst etwas auszuzeichnen, mit dem Baron sehr liirt war, weil er, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, ein guter Kerl war.

Der Graf hatte so eben einen Spazierritt beendigt, er hatte eine Promenade um die Stadt herum gemacht und ließ seinem großen englischen Pferde den Zügel, als er jetzt bei dem kleinem Hause seines Freundes vorbei kam, und stemmte den Arm in die Seite, um mit mehr Muse, und, wie er sich selbst weiß machte, gedankenvoll nach dem Fenster hinauf zu schauen. Da war aber Alles öde und leer und nichts Lebendiges zu sehen und zu hören als der große Hofhund, der seinen Kopf auf die Vordertatzen gelegt hatte und leise heulte, als er einen eleganten Reiter vorbei kommen sah, der nicht sein Herr war.

Nachdem sich der Graf einige Sekunden lang mit dem Gedanken gequält, wo der verfluchte Kerl wohl sein könne, ob er das Mädchen gefunden habe oder finden werde, nahm er die Zügel wieder in die Hand und verfolgte in schnellerer Gangart

Nach diesem kleinen Gespräche, das in langen Unterbrechungen geführt wurde, hatte sich Roderich an das große Fenster gestellt, die heiße Stirn an die Scheibe gedrückt und starrte so lange, lange in die dunkle, stürmische Nacht hinaus. Endlich wandte er sich mit einem Ausrufe tiefen Schmerzes herum und sagte hastig, während er beide Hände vor die Stirn preßte: „Ein Gedanke ist mir bei diesem Unglücke am fürchterlichsten und unerträglichsten: die vereitelte Hoffnung meines armen, lieben, kleinen Mädchens; wie hat sich ihr Herz auf den heutigen Abend gefreut, wie hat sie sich alles das, was man ihr bescheeren würde, mit ihrer lebhaften Phantasie ausgemalt! Ich konnte es ja in meinem Glücke nicht unterlassen, ihr wie ein rechter Schwätzer kleine Andeutungen zu geben, gedachte ich doch, so mein Vergnügen zu verdoppeln — o mein Gott, Du armes, armes Kind, mit deinem warmen, empfänglichen, liebevollen Gemüthe! Da sitzt sie in einem kalten Wagen in finsterer Nacht, umsaust von Wind, Schnee und Regen, starrt in die Dunkelheit hinaus und denkt an mich, an unser Haus, an jenes warme Zimmer mit seinen unzähligen Lichtchen, mit der ganzen Pracht und Herrlichkeit eines reichen Weihnachtsabends, wie ihn nur das übervolle Herz eines glücklichen Vaters veranstalten konnte — o mein Gott, ist das nicht zum wahnsinnig werden?"

„Allerdings ist es hart — entsetzlich, unerträglich, aber warum dergestalt in seinem Schmerze wühlen?"

„Glaubst Du nicht, daß Margarethe alles das nicht gefühlt hat, wie Du es kennst, dieses verständige, lebhafte, phantasiereiche Kind?"

„Ja, sie wird so gedacht haben — eine halbe Stunde lang, eine ganze Stunde lang, dann wird man ihr das trügerische Versprechen machen, sie würde morgen wieder hieher zu Dir zurückkehren, um alsdann ihren Weihnachtsabend noch viel glänzender zu feiern — sie wird klagen und weinen — eine Zeit lang — dann wird sie

ihr Köpfchen in die Ecke des Wagens legen und jetzt ſanft eingeſchlummert ſein — ſo ſtelle ſie Dir vor, im ſüßen Schlummer, alles Traurige vergeſſend, in einem Traume von Glanz, Glück und Herrlichkeit."

„Amen! Ich werde mich bemühen, dieſes reizende Bild ſo lange als möglich feſtzuhalten!"

Und nun war es gut, daß das Stubenmädchen meldete, das Abendeſſen ſei aufgetragen, und daß ſich nun alle Drei aus dem halbdunklen Atelier in das freundliche, hell erleuchtete Speiſezimmer begaben. Obgleich indeſſen alle Speiſen vortrefflich waren, ſo nahmen doch die beiden Freunde des Hauſes ſehr wenig und Roderich aß nur ein Stück Brod und trank ein paar Tropfen Wein dazu.

Früh ſchieden ſie von einander, denn es wollte kein einiger Maßen erquickliches Geſpräch aufkommen, und Roderich hielt die beiden Anderen mit keinem Worte auf, als Lytton ſeine Anſicht ausſprach, es ſei wohl beſſer, jetzt nach Hauſe zurückzukehren.

„Auf morgen alſo — wann kommſt Du, Lytton?"

„Ich werde gegen acht Uhr reiſefertig bei Dir ſein."

„Und auch Sie, Rodenberg, ſehe ich noch?"

„Gewiß, um dieſelbe Stunde."

„Ich danke Ihnen — gute Nacht!"

Die beiden jungen Leute gingen fort, ohne den Muth zu haben, dieſen Wunſch zu erwiedern; ſie begnügten ſich mit einem einfachen wohlverſtandenen Händedrucke.

Als ſie das Haus verlaſſen hatten, kehrte Roderich nach dem Zimmer zurück, wo er vor wenigen Stunden ſo unausſprechlich glücklich geweſen war, und abermals nahm er das Licht und zündete die Kerzen am Weihnachtsbaume an, dieſes Mal allein, ohne ſeinen Freund, aber in Geſellſchaft ſeines unendlichen Kummers und zahlreicher, ſchwerer Thränen, die aus ſeinen Augen in den dichten Bart niedertröpfelten.

Nun leuchtete der Weihnachtsbaum in voller Pracht, und er betrachtete ihn mit gefalteten Händen; dann sprach er halblaut vor sich hin, als unterhalte er sich mit Jemanden, der anwesend sei, während er nach einem der Fenster zu ging und es weit öffnete: „Ich habe die Lichter nicht deßhalb wieder angezündet, um meinen Schmerz zu erneuern, sondern es wäre ja möglich, daß die im Wagen, ihren ungeheuren Frevel einsehend, umkehren würden und mir mein Kind wieder brächten. — Wie würde Margarethe jubeln, wenn sie schon von Weitem, sich aus dem Wagen neigend, dieses erleuchtete Fenster sähe!“

So mit sich selbst redend, stand er am offenen Fenster und lauschte hinaus, ob er nicht das Rollen eines Wagens vernehme. Aber Alles blieb ruhig und still in Nähe und Ferne — selbst der Wind schien ausgetobt zu haben und sein Wehen klang nur noch wie leuchte Seufzer. — Es war in der Natur so feierlich ruhig geworden an dem heiligen Abende, und so auch draußen in Harmonie mit all' der Glückseligkeit im Innern der Häuser. Ueberall, wohin der Maler blickte, bemerkte er, aus der dunklen Nacht hervorleuchtend, die leicht mit Schnee bedeckten Häuser und in den verschiedenen Stockwerken hell erleuchtete Fenster, auch wohl Schatten an den Fenstern rasch und anscheinend freudig vorüber huschen und hie und da das Glitzern der brennenden Kerzen an den Weihnachtsbäumen.

An seinem Weihnachtsbaume, den kein glückliches Kinderauge gesehen, begannen jetzt die Kerzen nach und nach zu erlöschen, zuweilen die Tannenzweige anzündend und alsdann wieder jenen lieblichen, bekannten, erinnerungsreichen Duft verbreitend.

Doch war eine geschäftige Hand in der Nähe, welche dergleichen kleine Brände augenblicklich löschte, damit sie nicht gefährlich um sich griffen, die des treuen Gärtners, welcher hinter seinem Herrn leise ins Zimmer geschlichen war und der nun eben so geräuschlos an das Fenster trat und es sachte schloß.

„Warum das, Andreas?“

„Warum ſollen Sie ſich erkälten, lieber Herr?“

„Du haſt Recht — gute Nacht!“

Damit verließ der Maler das Gemach, um ſich in ſein Schlafzimmer zurückzuziehen.

Andreas löſchte die übrigen Kerzchen ſachte aus, ohne Uebereilung, eines nach dem anderen, und dabei ſah er ſo aufgeregt aus, ſo ingrimmig, dabei murmelte er zwiſchen den Zähnen: „O, könnte ich eben ſo gut etwas Anderes auslöſchen, Alles, Alles, bis Ihr in finſterer Nacht ſitzen müßtet und ebenſo ſchwarz würdet, wie Eure verbrannten, räucherigen Seelen! — Und habe ich nicht Recht gehabt,“ ſetzte er mit einer triumphirenden Miene hinzu, „daß ich der nicht getraut? — O, vollkommen Recht, denn eine Mohrin kann man nicht weiß waſchen und eine Elſter läßt nicht vom Hüpfen!“

XXVI.

„Ich hab' eine alte Muhme!"

Es war im Verlaufe unſerer wahrhaftigen Geſchichte eine Nacht vorübergegangen, welche ſelbſt im civilen Leben, man könnte ſagen, einen militäriſchen Anſtrich hat. Es hat eine Ablöſung ſtattgefunden, wie bei einem wichtigen Poſten vor dem Gewehre, zu einer genau vorherbeſtimmten Stunde und mit einer gewiſſen wohlbekannten, geräuſchvollen Feierlichkeit.

Ein neues Jahr hatte das alte abgelöst, hatte ſich Parole und Feldgeſchrei übergeben laſſen und bezog nun in der ſternenhellen Januarnacht wohlgemuth den Poſten, von dem ſein Vorgänger abgeſpannt und lebensmüde in die Vergangenheit ſchlich, nicht begleitet von Segenswünſchen, ſondern verfolgt von dem Ausrufe: „Das war ein ſchlechtes Jahr, Gott ſei Dank, daß es vorüber iſt!" — Die neue, junge Schildwache am Thore der Ewigkeit blickte ihm heiter lachend nach und dachte ſich wahrſcheinlich: Wir wollen das Ding ſchon beſſer angreifen und dafür ſorgen, daß, wenn wir einſt ſcheiden müſſen, nur Blicke des Kummers und der Betrübniß folgen. Es waren das die Gedanken, wie ſie jeder Anfänger hat, der in ein neues Amt eintritt, ohne zu bedenken, daß wohl alle ſeine Vorgänger mit gleich gutem Vorſatze ihr Amt ebenſo begonnen, und daß das Pflaſter der Hölle aus unausgeführten guten Vorſätzen beſteht.

Ja, Neujahr war vorüber, über eine Woche ſchon, ohne daß ſich in dieſer Zeit etwas begeben hätte, was für die verehrten Leſer unſerer Geſchichte von beſonderem Intereſſe geweſen wäre. Roderich war mit Lytton abgereist und hatte bis jetzt keine Nachricht von ſich gegeben. Rodenberg beſuchte täglich das Atelier ſeines Freundes, wie dieſer es gewünſcht und fand ſich gerade nicht unbehaglich dabei, was wohl hauptſächlich ſeinen Grund darin hatte, daß der Gärtner Andreas den heiteren, lebensluſtigen Künſtler auf ſeine Weiſe protegirte und ihm deutlich zu verſtehen gab, ſein Herr müſſe es als ein Opfer anſehen, daß er jeden Tag den weiten Weg hier heraus nicht ſcheue. „Was das bischen Heizen anbelangt," hatte er hinzugeſetzt, „ſo iſt das nicht der Rede werth und müßte ja ohnehin geſchehen, denn ich kann nicht wiſſen, an welch ſchönem Morgen Herr Roderich plötzlich zurückkommt, und da würde ich ein ſchönes Geſicht bekommen, wenn er eine Arbeit vornehmen wollte und ſich in die Hände hauchen müßte, um warm zu werden. Auch heize ich eigentlich ſehr wenig, denn der Ofen im Gewächshauſe brennt ſo gewaltig, daß ich ſtundenlang die Thüren öffnen und die warme Luft ins Atelier laſſen muß.

Rodenberg fühlte ſich um ſo behaglicher hier, als er gerade eine Arbeit unternommen hatte, die er in ſeinem beſchränkten Zimmer nicht hätte ausführen können; er war nämlich beauftragt worden, verſchiedene große Cartons eines alten, berühmten Meiſters in ſehr verkleinertem Maßſtabe zu zeichnen, zu welchem Zwecke er hier in dem großen Gemache die Originale bequem und im hellſten Lichte aufſtellen konnte; auch ein ſelbſtſtändiges Werk hatte er unternommen, und zwar in Gemeinſchaft mit Walter, die Compoſition zu den Glasmalereien eines Kirchenfenſters nämlich, die er im Kleinen entwarf und nun in den nothwendigen koloſſalen Dimenſionen ausführte, während Walter das Colorit beſorgte. Auch hierzu hatte Andreas aufgemuntert und die unbedingte Zuſtimmung ſeines Herrn verheißen, da Rodenberg gezaudert, dieſe Arbeit zu unter-

nehmen, ehe er von seinem Freunde die Erlaubniß erhalten, sie in dessen Atelier anzufertigen, indem er sagte, sein Herr habe ausdrücklich befohlen, ihm, Rodenberg, das Atelier vollständig zur Verfügung zu stellen.

So arbeiteten Beide in behaglichster Ruhe, und Rodenberg, wenn er bei eintretender Dämmerung aufhören mußte, seinen Hut aufsetzte und eine Cigarre anzündete, ertappte sich nicht selten auf dem angenehmen Gefühle eines Eigenthümers, wenn er durch den Garten schritt und den herzlichen Gruß des Gärtners mit einer herablassenden Freundlichkeit erwiederte.

Wenn es nicht gerade Jahreswechsel gewesen wäre, so würde er dieses allerdings falsche Gefühl von Wohlhabenheit vielleicht auch mit sich in seine bescheidene Wohnung getragen haben, doch war dies jene unangenehme Zeit, wo widerwärtige Noten und verdächtige Briefe einliefen, welche von ehrwürdigen Saldo's sprachen, die sehnlich auf Erlösung harrten, oder von der unangenehmen Nothwendigkeit, langmüthige Nachsicht aufhören lassen zu müssen, um kleine fatale Verbindlichkeiten vermittelst klingender Annäherung harmonisch zu vergleichen, — wenn nicht die still lauernde Gerechtigkeit eines schönen Opfers gewiß sein solle.

Es ist das eine harte Zeit bei kleinem Einkommen und deßhalb leerer Geldkasse, welche Rodenberg durch Benutzung des Ateliers seines Freundes und häufige Besuche so geschickt als möglich zu umgehen suchte. So schlenderte er denn auch am heutigen Tage nach der Fingerstraße, anstatt direct zum Reichsapfel heimzukehren, und trat dort in das Haus Michel Angelo's, um diesem Kunstfreunde und seiner würdigen Mutter einen jener Besuche zu machen, wie sie uns beim Jahreswechsel oft zu unangenehmer Pflicht und harter Nothwendigkeit werden.

Daß übrigens die eben angeführten Beweggründe nicht die waren, welche den jungen Mann veranlaßten, das Haus zu besuchen, in welchem Conchitta wohnte, glauben wir schon durch die

Nennung die Namens zuzugeben. Wir wissen, daß er das Versprechen gegeben hatte, die junge Dame weder aufzusuchen, noch Erkundigungen bei ihr über Juanita einzuziehen, welches er auch so redlich gehalten, daß er jetzt sich wohl einen Besuch bei Madame Schmitz nur aus Veranlassung des Jahreswechsels, wie er sich selbst einredete, erlauben konnte.

Die alte Dame saß wie gewöhnlich an ihrem Fenster und hielt vermittelst des Spiegels ihre Straßenbetrachtungen ab. — „Ah, Herr Rodenberg," rief sie dem jungen Manne entgegen, als er nach bescheidenem Anklopfen ins Zimmer trat, „ich habe mir schon vorhin gesagt, als ich Sie auf der Straße gehen sah, wir wollen doch einmal sehen, ob Herr Rodenberg seinen Freund, meinen Sohn, in der Neujahrszeit besuchen wird, nachdem Michel, wie er es immer zu thun pflegt, zuerst bei Ihnen war, um Ihnen ein glückseliges neues Jahr zu wünschen! Was eine alte Frau, wie ich bin, anbelangt, so kann ich natürlicher Weise auf den Besuch junger Herren keinen Anspruch machen — nun, es freut mich doch, daß Sie gekommen sind, setzen Sie sich — wie geht es Ihnen? Wie haben Sie die Neujahrsnacht zugebracht?"

„Ich danke recht sehr für ihre freundlichen Fragen, es geht mir so weit ordentlich, und was die Neujahrsnacht anbelangt, so war ich mit ein paar guten Freunden bei einem kleinen Punsche zusammen."

Nachdem der junge Maler dies gesagt, nahm die alte Frau ihre uns schon bekannte geheimnißvolle Miene an und sagte, als sie sich durch einen Rundblick überzeugt, daß Niemand im Zimmer sei, der sie hören könne, und nachdem sie durch einen Blick auf die Straße in sehr überflüssiger Weise dort nach einem unberufenen Horcher gespäht: „Michel hatte die Absicht, Sie auch dieses Jahr wieder zu uns einzuladen — dießmal ganz unter uns, natürlicher Weise —, doch hielt ich das nicht ganz für passend, da die Leute so gern dummes Zeug schwatzen — Sie verstehen mich wohl, wegen der Dame droben."

„Das bedarf durchaus keiner Entschuldigung," erwiederte Rodenberg lächelnd, „ich verstehe Sie vollkommen; bei solchen Gelegenheiten, wo man ganz unter sich in der Familie ist, kommt selbst ein genauer Bekannter nicht immer angenehm."

„Nun, ganz in der Familie kann man so eigentlich nicht sagen."

„Vielleicht noch nicht sagen, Madame Schmitz — aber was nicht ist, kann ja werden, und mich würde das außerordentlich freuen!"

„Ach," seufzte die alte Frau, indem sie zur Bekräftigung dessen, was sie sagte, sehr ausdrucksvoll mit dem Kopfe nickte, „was es mir schon für Kummer gemacht hat, daß alle Welt meinen Michel heirathen will, das vermag ich Ihnen gar nicht auszudrücken, und andererseits finde ich es wieder so begreiflich: er hat ein kleines Haus, ein allerdings mäßiges Vermögen und dann die schöne Gemäldegalerie — das Alles zusammen macht ein warmes Nest aus, wornach man schon Verlangen trägt!"

„Sehr begreiflich, und es ist mir eigentlich räthselhaft, wie es möglich war, daß der gute Michel Angelo bis jetzt nicht eingefangen wurde."

„Ja, Herr Rodenberg, da haben Sie Recht," erwiederte Madame Schmitz mit lebhaftem Tone — „eingefangen wurde, das ist das richtige Wort! Aber daß dies nicht geschah, hat seine natürliche Bewandtniß!"

„Das kann ich mir wohl denken."

„Das Herz muß doch auch ein wenig mitsprechen, und bis jetzt war es meinem Michel ganz gleichgültig, ob sie ihn mit noch so schmachtenden Augen von allen Seiten betrachtet!"

„Und nun hat seine Stunde geschlagen?"

„Gott der Herr mag es wissen — ich fürchte fast, daß es ihm die blasse Spanierin mit ihren großen Augen angethan hat!"

Nachdem Madame Schmitz dies gesagt, beugte sie sich mit einer unaussprechlich wichtigen Miene vorwärts, um ihrem Gaste näher zu kommen, und winkte diesem auch noch obendrein, dann sprach

sie mit leiser Stimme: „Wenn es denn in Gottes Namen einmal geheirathet sein muß, dann meinetwegen diese Spanierin, die doch ein anständiges Frauenzimmer ist — meinetwegen sie und so bald als möglich, damit nicht am Ende noch ein schrecklicher Traum, den ich neulich gehabt, in Erfüllung geht! Mir träumte nämlich, Michel habe eine Mohrin geheirathet und Kinder gehabt — meine Enkel — denken Sie sich, Herr Rodenberg —, die umherliefen, schwarz und weiß gefleckt wie die Meerschweinchen — sagen Sie selbst, kann es eine fürchterlichere Aussicht geben für die Nachkommen einer achtbaren Bürgerfamilie, als schwarz und weiß gefleckt auf die Welt zu kommen?"

„Das ist allerdings wahr," meinte der junge Mann; „aber man könnte es auch als eine hübsche und sehr gelungene Anspielung auf die Landesfarben betrachten."

„Ach was, Landesfarben — meinetwegen, wo sie hingehören, aber sonst bin ich sehr dafür, daß, was weiß sein soll, auch weiß ist und sich nichts ungehörig Schwarzes darunter menge!"

„Ja, ja, ich muß mich zu Ihrer Ansicht bekennen," pflichtete Rodenberg, nachdem er scheinbar ein wenig nachgedacht, der alten Dame bei — „also die Sache wäre in Ordnung? Fräulein Conchitta liebt unseren Freund Michel Angelo, wie er es verdient, geliebt zu werden, und danach macht sich das Andere von selbst.

„Es wird sich allerdings schon machen," meinte Madame Schmitz, indem sie sich mit ziemlicher Gleichgültigkeit in ihren Sessel zurücklehnte; „ob sie ihn gerade so heftig liebt, das weiß ich nicht, denn ich habe keine Idee davon, wie die Spanierinnen lieben — mir scheint, sie müssen das ziemlich kühl betreiben."

„O nein," seufzte Rodenberg in sich hinein, „wenn sie anders wollen, gewiß nicht!" Dann setzte er laut hinzu: „Das kommt auf die Verhältnisse an — wie soll man sich auch anscheinend glühend lieben, ohne Rast und ohne Ruh', immer zu, wie der Dichter sagt, wenn man des gegenseitigen Besitzes so sicher ist, wie hier der Fall?"

„Wenn es sein muß," sprach die Mutter Michel Angelo's mit

den Weg nach seinem Hause zu. In einer der Hauptstraßen bemerkte er den Wagen seiner Schwester Clara und sah sie selbst aussteigen und die hohe Treppe eines Hauses hinangehen, und da sie oben auf dem Ruheplatz vor der Thür angekommen mit ihm zu Pferde nun in gleicher Höhe sich befand, so ritt er näher, um ein paar Worte mit der Schwester zu wechseln.

„Wie geht's bei dir zu Hause?“ fragte der Bruder; „was macht dein Mann, hat er ausgeschlafen? Tröste ihn nur über seinen Verlust im Whist gestern Abend; ich habe ihn in der Tasche und sein Gold ist somit in der Familie geblieben.“

„Nichts Neues?“ fragte die Gräfin, die das Gespräch über die Whistpartie vollständig überhörte.

„Gar nichts, mein Kind; wie kannst du auch von mir Neuigkeiten verlangen? Du, die immer an der Quelle des Neuen, des Schönen und alles Heiles sitzt, zu den Füßen deiner angebeteten Adelaide?

Die Gräfin machte ein verdrießliches Gesicht und sagte: „lasse doch deine ewigen ungenießbaren Späße, sage mir lieber, ob du von dem Baron Karl etwas weißt.“

„Und wenn ich etwas wüßte, mein Kind?“ fragte lachend der Graf.

„So wäre ich begierig darauf, es zu hören,“ entgegnete die Schwester.

„Nun, so viel kann ich dir schon anvertrauen,“ antwortete der Baron, „daß man wohl annehmen kann, daß er dem Aufenthaltsort des Fräuleins auf der Spur ist.“

„Und wenn er sie findet,“ sagte die Gräfin mit hoher Miene und kaltem Tone, „so wird es ihm doch nichts nützen, ehe er nicht zurückkommt und die Verzeihung der Frau von C. erfleht; sie allein hat das Schicksal Paulinen's zu bestimmen und wird zu solch' einer improvisirten Heirath, wie sie der Baron vor hat, nimmermehr ihre Einwilligung geben.“

großer Würde, „so sage ich Ja und Amen — wie gesagt, wenn es sein muß! Doch wenn ich meine Wünsche aussprechen darf, hätte ich mir wohl eine andere Schwiegertochter gewünscht, als gerade eine Künstlerin — Sie werden mir diese Aeußerung verzeihen!"

„O gewiß," lachte der junge Maler, „ich für meine Person mache einen großen Unterschied zwischen Künstler und Künstlerinnen!"

„Sie sind ein verständiger junger Mann," entgegnete die alte Frau, „lustig und heiter allerdings, aber nicht so unüberlegt, wie so viele Andere — es freut mich immer, wenn ich Gutes von Ihnen und Ihren Arbeiten höre."

„Es ist schade, Madame Schmitz, daß Sie keine Tochter haben!" lachte Rodenberg.

„O, ich hatte eine, Herr Rodenberg — leider ist sie gestorben — sprechen wir nicht darüber! Sie war der Liebling des seligen Schmitz, und als sie in das Himmelreich einging, sagte er zu mir: ‚Gib Acht, Alte' — wissen Sie, er nannte mich scherzhaft auch in früheren Jahren so —, ‚ich folge unserer Friederike bald nach!' Und wie in Allem, hat er auch darin Wort gehalten, der arme Schelm — aber reden wir von Ihnen. Wie mir Michel gesagt hat, malen Sie mit Herrn Walter ein prächtiges Glasfenster, und das im schönen Atelier von Herrn Olfers — ah, es ist viel Ehre für Sie, daß Ihnen ein Künstler wie Herr Roderich dieses Zutrauen schenkt! Aber ist das ein Schicksal, welches diesen Herrn betroffen — Gott stehe mir in Gnaden bei, das ist doch rein zum Verrücktwerden!" Rodenberg pflichtete der alten Frau achselzuckend bei, ohne sonst eine Antwort zu geben, da er, obgleich sie eine kleine Pause des Mitgefühls machte, doch an ihrem geöffneten Munde sah, daß ihre Rede noch nicht geschlossen sei.

„Ja, ist das ein Schicksal," fuhr sie fort — „Du Herr des Himmels, und Sie waren dabei, Herr Rodenberg, wie mir Michel erzählt hat, Sie kamen gerade um die Ecke, als man das kleine Mädchen mit Gewalt entführte, ja, Sie hätten noch einen fürchter-

lichen Schrei gehört, versicherte mir meine Hausfrau, und da wäre Ihnen plötzlich ein Licht aufgegangen und Sie dem Wagen nachgerannt bis auf die Landstraße, und dort hätten Sie gerade den Pferden in die Zügel fallen wollen, als ein vermummter Kerl, der auf dem Bocke saß, Ihnen mit einem sechsläufigen Pistol gedroht hätte — o je, o je, sind das Geschichten für unsere sonst so ruhige Stadt!"

Da die alte Frau hier einen tiefen Athemzug that, so hatte Rodenberg Zeit, ihr zu erwiedern, daß die Sache sich nicht ganz genau so, wie sie erzähle, verhalte, worauf sie entgegnete:

„Das ist ganz gleichgültig, es hätte aber doch so sein können, und ich bin von Ihnen überzeugt, daß, wenn Sie jenen fürchterlichen Schrei gehört hätten, Sie dem Wagen nachgelaufen wären!"

„Gewiß, Madame Schmitz!"

„Und was die Hauptsache ist, das arme, liebe, kleine Kind ist verschwunden, und man hat noch nicht das Geringste von ihm gehört!"

„So ist es."

„Auch von Herrn Roderich haben Sie keine Nachricht? Gott wie die Leute sind — die Einen haben gesagt, er sei verrückt geworden, die Anderen wollten wissen, er habe zuerst sich, dann seiner Frau und dann dem armen Wurme ein Leid angethan!"

„Ich glaube nicht, daß Jemand hierüber Nachricht haben wird, und was das Leidthun anbelangt, so kann ich Ihnen versichern, Madame Schmitz, daß ihm wohl selbst das größte Leid angethan worden ist."

„Ganz meine Ansicht, Herr Rodenberg," gab die alte Frau eifrig zur Antwort, „ganz meine Ansicht; hören Sie ein Wort im Vertrauen" — hierbei näherte sie ihren Kopf dem ihres Gastes so, daß dieser das sanfte Wehen ihrer Haubengarnitur an seiner Stirn spürte — „die Frau war eine böse Sibylle, ein Reibeisen, ein Lästermaul — was hat sie sich unterstanden, von meinem Hause zu sagen — o, es drückt mir das Herz ab, es zu wiederholen!"

„Ich verzichte darauf, Madame Schmitz — gewiß, ich verzichte darauf, denn ich möchte Ihnen keinen Schmerz verursachen!“

„Nein, Sie sollen es hören, ich will mich stark machen — Sie sind ein zu gescheidter junger Mann — sie sagte, als die Spanierinnen bei mir einzogen, sie hätte nicht gedacht, daß die Schmitz noch in ihren alten Tagen eine Gelegenheitsmacherin würde — die Schmitz!“ fuhr sie mit voller Entrüstung fort — „bin ich die Schmitz? — Ich bin die Frau Wittwe Damian Schmitz, geborene Schellenberger, und so in der ganzen Stadt ehrenhaft bekannt — freilich nicht das Freifräulein von Schellenberger! Dafür aber, als ich heirathete, konnte ich auf meine Tasche klopfen und fragen, was kost' die Butter — ich brauchte mich nicht in meinen Adelsbrief zu wickeln, um doch irgend etwas auf dem Leibe zu haben! Die Schmitz — und Gelegenheit machen! — Haben Sie eine Idee davon, Herr Rodenberg, was sie damit sagen wollte?“

„Allerdings, den kleinen Schein einer Idee davon habe ich schon; doch was so in den Tag hinein gesprochen wird, das muß man vergessen.“

„Ich habe es auch vergessen, Herr Rodenberg, schon längst vergessen, und mich hat die Frau fast gedauert, als sie so aus dem Hause ihres Mannes abzog, ja, ich war nahe daran, die Sünde auf mich zu laden und dem guten Herrn Roderich Unrecht zu geben, bis ich diese Weihnachtsbescherung erfuhr — aber der Verlust dieses Kindes, so ein herziges Mädchen, das einem gestohlen wird — sehen Sie, Herr Rodenberg, das schlug mir in alle Glieder!“

„Ich bin davon überzeugt, Madame Schmitz, vollkommen überzeugt!“

„Nein, Herr Rodenberg, das ist nicht möglich — Sie können nicht vollkommen überzeugt sein, wie mich diese Nachricht zusammengeschlagen, denn ich weiß, was es heißt, Einem ein Kind stehlen!“

„So ist Ihnen auch schon ein Kind gestohlen worden?“

„Das will ich meinen, und ich will es Ihnen erzählen, wenn Sie noch einen Augenblick Zeit haben.“

Da der junge Maler noch viele Augenblicke Zeit hatte und er seinen Besuch so sehr als möglich zu verlängern wünschte, in der Hoffnung, Michel Angelo würde nach Hause kommen oder Conchitta vielleicht erscheinen, so lehnte er sich mit einer sehr aufmerksamen Miene in seinen Stuhl zurück, schlug die Arme über einander und schaute die alte Frau erwartungsvoll an.

„Dazumal," erzählte Madame Schmitz, „als Michel ein Bube von ungefähr acht Jahren, war er ein sehr schwächliches Kind mit schmächtigen, krummen Beinen und mit feiner Gemüthsstimmung, das, was man einen Mauzer zu nennen pflegt; er weinte nämlich, wenn er Hunger und Durst hatte, aber auch wenn er aß und trank, eben so, wenn er spielte, oder wenn er auf die Nase fiel, das war Alles gleichgültig — ich sage Ihnen, es war gerade so, als wenn der Bube irgendwo im Leibe eine heimliche Quelle gehabt hätte, die beständig irgendwo hätte heraustropfen müssen. Aber gescheit war er damals schon und gab auf Alles Achtung, namentlich was sein Vater, der selige Schmitz, that. — Du lieber Gott, ich sehe die Beiden heute noch einander gegenüber sitzen und rauchen, Michel natürlich, indem er sich einen Spazierstock in den Mund gesteckt hatte, aber die Idee war doch schon vorhanden; dabei war er schüchtern über alle Beschreibung und ging nie auch nur einen Schritt von der Hausthür fort. — Da eines Tages wird die Suppe aufgetragen, und Michel ist nicht da — wir rufen ihn, keine Antwort, wir durchsuchen alle Zimmer — Michel ist verschwunden! Nun, Sie können sich den Schrecken denken, Herr Rodenberg, ein einziges Kind, und ein so gutes und hübsches Kind! ‚Weißt du,' sagte der selige Schmitz zu mir, ‚der Bube ist auf die Straße gelaufen, um die Musik der Parade zu hören, und da hat ihn am Ende irgend ein Zigeuner mitgenommen, das Volk stiehlt gern schöne Kinder.' — Den Schrecken, Herr Rodenberg! Wir Alle stürzen aus dem Hause, suchen in den benachbarten Straßen, fragen alle Vorübergehenden, ob sie keinen kleinen Buben von ungefähr acht Jahren gesehen hätten, der verloren gegangen sei; dann

Tritte im Nebenzimmer, ſo wie das Rauſchen eines Damenkleides, und als er ſich jetzt, nachdem Madame Schmitz geendigt, umwandte, ſah er Conchitta unter der geöffneten Thür ſtehen.

Sie erſchien einfach angezogen, wie immer, in einem grauen Kleide, ſah aber bleicher aus, als gewöhnlich; ſie grüßte den jungen Maler mit einer freundlichen Neigung des Kopfes und kam, als er aufſtehend den Gruß ehrfurchtsvoll erwiederte, raſch und unbefangen näher, während ſie ſagte: „Ich freue mich, Sie zu ſehen, ja, ich hörte, Sie ſeien hier, und kam deßhalb, um Sie zu begrüßen. — Sie werden entſchuldigen, Madame Schmitz," wandte ſie ſich an die alte Frau, „daß ich ſo ohne Weiteres eintrete, aber Sie haben mir die Erlaubniß dazu gegeben!"

„Und wohl mit vollem Rechte, mein Fräulein," ſagte der junge Maler in einem ſehr ruhigen, faſt kalten Tone; „wie ich vernommen, darf man Sie ja ſchon als zur Familie gehörig betrachten?!"

Das junge Mädchen warf ihm einen ſchmerzlichen Blick des Erſtaunens zu, einen Blick, der ausdrücken mochte, wie ſehr ſie überraſcht ſei, auch aus ſeinem Munde den Wiederhall des Gerüchtes über ſie zu vernehmen; und obgleich er faſt fragend zu ihr geſprochen, beantwortete ſie doch dieſe Frage mit keinem Worte, mit keiner Miene, ſondern fuhr nach einer Pauſe in einem Tone leichten Vorwurfs fort: „Wie dankbar wäre ich geweſen, Herr Rodenberg, wenn Ihre Zeit es Ihnen geſtattet hätte, mich ſchon früher aufzuſuchen und mir eine freundliche Mittheilung zu machen von jenem entſetzlichen Vorfalle, über den ich von fremden Leuten hier und dort das Widerſprechendſte gehört; bin ich denn dem Gedächtniſſe Ihres Freundes ſo gänzlich fremd geworden, daß er es nicht der Mühe werth fand, mir auch nur Ein Wort ſagen zu laſſen über das Verſchwinden des kleinen, guten Mädchens, das ich ſo herzlich geliebt und welches dieſes Gefühl aus voller Seele erwiederte?"

Obgleich ſie das mit einer eigenthümlich gepreßten Stimme

ſprach und dabei in ihren großen, ſchönen Augen eine tiefe Bewegung zu leſen war, ſo konnte ſich der junge Mann doch nicht enthalten, ihr in einem leicht hingeworfenen Tone zu antworten: „Meiner Treu, Fräulein Conchitta, ich glaube faſt, daß mein Freund Roderich Ihnen kein allzu großes Intereſſe für ſeinen ſchweren Verluſt zutraute, denn ſonſt hätte er mich wahrſcheinlich beauftragt, Ihnen hiervon Mittheilung zu machen!"

Sie wollte hierauf etwas antworten, das ſah man an der raſchen Bewegung ihrer Lippen, während eine tiefe Röthe ſchnell über ihre Züge flog; doch ſchien ſie ſich eines Andern zu beſinnen und ſagte erſt nach einer ziemlich langen Pauſe: „Vielleicht ſind Sie ſo gütig, mir eine Frage zu erlauben?"

Rodenberg verneigte ſich, worauf ſie fortfuhr:

„Iſt es wahr, daß bei jener unglückſeligen Trennung das kleine Mädchen laut Vertrag dem Vater bleiben ſollte?"

„Laut Vertrag und nach dem Geſetze, ja wohl, mein Fräulein!"

„Und daß ſich Herr Olfers ausdrücklich ausbedungen, ſein Kind zu behalten?"

„Dies iſt eben ſo wahr, als daß er hiefür freiwillig ſehr ſchwere Opfer brachte!"

„Und ſie, ſeine Frau, gab ihre Zuſtimmung, daß Margarethe bei ihrem Vater bleibe?"

„Freiwillig — nachdem ſie allerdings Verſuche gemacht, neben dem größten Theile des Vermögens ihres Gatten auch noch das kleine Mädchen zu behalten!"

Es fuhr etwas über die Zunge der jungen Spanierin, das ſich wie Haß und Verachtung anſah — nur eine Secunde lang, worauf ſie ihre Lippen feſt auf einander preßte und ihre Augenlider ein wenig ſchloß, ſo daß man hätte glauben können, ſie ſenke ihre Blicke zu Boden; doch gewahrte Rodenberg zu gut den leuchtenden Glanz derſelben, als ſie mit leiſer Stimme ſagte: „Ich weiß, daß Sie mit Herrn Olfers in Verbindung ſtehen; würden Sie vielleicht die Güte haben, ihm zu ſagen, wie ſehr, wie tief —

o, wie unaussprechlich schmerzlich mich das Ungeheure berührt, das man ihm angethan, wie ich das Alles mit ihm fühle und wie es mein heißester Wunsch wäre, in kürzester Zeit gute Nachrichten über ihn zu erhalten!"

Rodenberg verbeugte sich abermals, ehe er ihr zur Antwort gab: „So gern ich Ihren Wunsch sogleich erfüllen möchte, so kann ich dies leider im Augenblicke nicht thun, da ich bisher von Roderich noch keine Nachricht erhalten und deßhalb seinen Aufenthalt noch nicht kenne; sobald ich aber an ihn schreibe, werde ich nicht ermangeln, ihm Alles mitzutheilen, was ich hier erfahren." — Bei dem Worte hier konnte er es nicht unterlassen, einen Seitenblick auf Madame Schmitz zu werfen, was Conchitta nicht entging, denn wie sie seinen Blick auffing und auffaßte, sah man deutlich an einem düstern Blitze, der aus ihren Augen sprühte.

Unbewegt hiervon fuhr indessen Rodenberg im Tone der Höflichkeit fort: „Verlassen Sie sich auf mich, mein Fräulein: wie schon gesagt, werde ich Ihren so eben ausgesprochenen Wunsch auf's pünktlichste zu erfüllen mich bestreben, doch dürfte ich Sie wohl dagegen ebenfalls um eine kleine Freundlichkeit bitten: mich nämlich Ihrer Fräulein Schwester in einem Ihrer nächsten Briefe ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen!"

Um Conchitta's Lippen spielte es wie ein leichtes Lächeln, als er dies gesagt; dann erwiederte sie: „Wie sollte ich Ihnen eine kleine Gefälligkeit abschlagen können, ähnlich einer gleichen, um welche ich Sie so eben gebeten! Doch wenn es Ihnen recht ist, wollen wir Eines dem Anderen weniger Mühe machen, indem ich mir erlauben werde, Ihnen ein paar Zeilen an Herrn Olfers einzuhändigen, wogegen ich mich gern der Beförderung eines Briefes von Ihnen an meine Schwester Juanita unterziehen werde."

Rodenberg empfand bei diesem Vorschlage ein unaussprechlich angenehmes Gefühl, welches auch so deutlich aus seinen Augen leuchtete, daß Conchitta ihren Worten von so eben hinzusetzte:

„Mir scheint, Sie sind geneigt, auf meinen Vorschlag einzu-

gehen; ich bitte Sie also nur noch, mich es wissen zu lassen, sobald Sie ein Schreiben von mir besorgen können, und mir dann das Ihrige zum Austausche dagegen zu bringen."

„Und wir Beide, mein Fräulein," sagte Rodenberg nach einer kleinen Pause lächelnd, „übernehmen die Verantwortlichkeit dieser beiden Schreiben?"

„Wie so? Ich verstehe Sie nicht ganz!"

„Nun, in so fern, als wir Beide ja nicht wissen, ob unsere Briefe den Empfängern angenehm sind; ich meinestheils wenigstens möchte mich nicht der allerkleinsten Indiscretion schuldig machen!"

„Unbesorgt, Herr Rodenberg; lassen Sie mein Schreiben mit so guten, aber mit so wenig Worten als möglich abgehen, wie ich es mit dem Ihrigen machen will, und wir werden Beide zufrieden sein!"

Sie reichte ihm bei diesen Worten ihre kleine Hand mit einem Blicke voll Güte und Würde, so daß er, der mit einem ausgesprochenen Gefühle gegen sie in das Haus gekommen war, sich doch nicht enthalten konnte, ihre zarten Finger mit seinen Lippen zu berühren.

Madame Schmitz hatte während dieses kleinen Gespräches, dessen Worte sie wohl verstand, ohne jedoch in die Tiefe derselben eindringen zu können, zum Fenster hinausgesehen und sagte jetzt, als Conchitta sich ihr genähert hatte und ihre Hand leicht auf die Schulter der alten Frau legte: „Da habe ich doch keine Idee davon, wo Michel bleibt; nun, er wird irgendwo aufgehalten worden sein. Durch meinen Spiegel kann ich ihn schon sehen, so wie er da oben an der Ecke der Alleestraße erscheint, und von dort kommt er meistens her, wenn er es sich auch einen kleinen Umweg kosten lassen muß; ja, er ist ein guter Sohn, ein treues, anhängliches Herz!"

Sie blickte bei diesen Worten die Spanierin vielsagend an, die mit einem eigenthümlichen Lächeln nun ebenfalls in den Spiegel schaute, um die Ecke zu sehen, an welcher Michel Angelo Schmitz gewöhnlich zu erscheinen pflegte; dann ging sie nach einer Ver-

beugung gegen Rodenberg so ruhig und geräuschlos in das Nebenzimmer zurück, als sie von dorther gekommen war.

Der junge Maler blickte ihr einen Augenblick nach und würde bedeutsam seinen Kopf geschüttelt haben, wenn er allein gewesen wäre. So aber begnügte er sich mit den halblaut ausgesprochenen Worten: „Das begreife ein Gescheiterer!“ und wandte sich alsdann Abschied nehmend gegen Madame Schmitz: „Bitte, Michel Angelo bei seiner Zurückkunft bestens von mir zu grüßen, ich würde schon wieder nach ihm sehen; doch solle er sich auch einmal in Olfers' Atelier blicken lassen, um uns ein paar passende Worte über unseren Glasfenster-Carton zu sagen.“

„Das werde ich nicht vergessen, ihm auszurichten,“ erwiederte die alte Frau; „es wird ihn freuen!“ — Dies sprach sie in ihrer gewöhnlichen Weise, um gleich darauf eine geheimnißvolle Miene anzunehmen, wobei sie ihm mit dem Zeigefinger winkte, näher zu treten — näher — noch näher; dann faßte sie seinen Arm und zog ihn langsam so weit nieder, daß sie mit ihrem Munde sein Ohr berühren konnte, worauf sie ihm zuflüsterte: „Ich habe vorhin von der Ecke da oben an der Alleestraße gesprochen; von da her kam auch der selige Schmitz, wenn er es nur eben möglich machen konnte, und so wie er an der Ecke erschien, zog er sein rothcarrirtes Sacktuch hervor, um mir zu sagen, daß er an mich denke — ach, Herr Rodenberg, das ist nun schon lange vorüber, und jetzt noch kann ich mich der Thränen kaum erwehren . . .“

Da die gute alte Frau hier eine Pause der Rührung machte, so hielt sich Rodenberg für verpflichtet, ihren Satz zu vollenden, indem er sagte: „Wenn Sie jene Ecke betrachten!“ Worauf sie ihm, kopfschüttelnd erwiederte:

„Nein, Herr Rodenberg, aber so oft ich ein rothcarrirtes Sacktuch sehe.“

„Das ist allerdings ein rührender Anblick, Madame Schmitz, aber man muß sich selbst an ein rothcarrirtes Taschentuch zu gewöhnen suchen — nun leben Sie wohl!“

„Das mag ſie halten wie ſie will,“ antwortete der Graf achſelzuckend, „aber in dem Falle heirathen wir ohne Einwilligung.“

„Das wollen wir ſehen!“ entgegnete die Schweſter und winkte zum Abſchiede leicht mit dem Kopfe, worauf der Bruder ſeinen Hut lüftete und nach Hauſe ritt, während er zwiſchen den Zähnen ſummte:

„Einſam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten, Adelaide.“

An dem Thorweg ſeines Hauſes angekommen, wurde ihm derſelbe von einem Stallbuben geöffnet; er ſtieg gemächlich von ſeinem Pferde herunter und gieng in ſeine Zimmer, welche ſich im Parterreſtock des großen Hauſes befanden und mit dem größten Theil ihrer Fenſter auf einen großen und zierlich angelegten Garten giengen.

Der Graf Alfons war ein Blumenfreund, er hatte zur erſten Zeit des Frühjahrs die ſchönſten Camellien und pflegte ſie mit eigener Hand.

Während der Kammerdiener einen ſchweren Vorhang empor hob, unter welchem er in ein kleines Vorzimmer und dann in ſeine Garderobe kam, die an's Schlafzimmer ſtieß, flüſterte ihm der Diener leiſe zu: im Salon befinde ſich eine Dame, die ſchon ſeit länger als einer Viertelſtunde auf den Herrn Grafen warte.

„Wer iſt's, Friedrich, eine meiner Bekannten? Kennſt du ſie?“

„Der Herr Graf werden entſchuldigen, aber ich habe ſie, glaube ich, noch nicht geſehen; ſie iſt groß, ſcheint ziemlich ſchlank, aber dicht verſchleiert.“

„Sie kam zu Fuß?“

„Nein, Herr Graf, in einer Droſchke, die unten wartet.“

Der Graf gab Hut, Reitpeitſche und Handſchuhe in die Hände des Kammerdieners, fuhr mit der Hand leicht über das

„Sie haben es gar eilig, Herr Rodenberg, und doch hätte ich Ihnen noch etwas Wichtiges mitzutheilen!“

„So laſſen Sie hören, Madame Schmitz.“

„Was nämlich die Leute ſagen.“

„Nun?“

„Die Gouvernante des Herrn Roderich nämlich hätte nicht nur das Kind mitgenommen, ſondern auch das ganze Silberzeug des Hauſes, und hätte im Schlafzimmer des Herrn Feuer angelegt — iſt etwas Wahres daran?“

Nun konnte ſich Rodenberg nicht enthalten, mit einem ſehr ernſthaften Geſichte zu erwiedern: „Sie hat ſich ſogar vermittels einer der geſtohlenen ſilbernen Kaffeekannen an dem angelegten Feuer Kaffee gekocht, ehe ſie das Haus verließ — iſt das nicht fürchterlich?“

„Gehen Sie — Sie haben mich zum Beſten!“

„Ich nicht, aber die Leute, welche jede Sache vergrößern und in's Ungeheuerliche ziehen!“

„Das iſt wahr, Herr Rodenberg, die Welt iſt ſo ſchlecht, nun — leben Sie wohl!“

„Adieu, Madame Schmitz!“

Der junge Maler lachte noch auf der Treppe und gelangte lachend auf die Straße. Hier aber, als ihm mit Einem Male ein anderer Gedanke durch den Kopf fuhr, wurde er plötzlich ſehr ernſt. „Wäre es denn möglich,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, indem er raſch die Straße dahinging, „daß das Mädchen da oben, dieſes feine, vornehme, elegante Geſchöpf, dieſe reiche Künſtlernatur, ſolche moraliſche Selbſtmordgedanken haben könnte, um Madame Schmitz werden zu wollen — o, o, es iſt unmöglich, und wenn ich ſie am Hochzeitsmahle ſitzen ſähe, ſo könnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, irgend ein pfiffiger Dämon habe die Geſtalt Michel Angelo's angenommen, um dem Himmel einen Engel zu ſtehlen!“ —

Seitdem waren vierzehn Tage vergangen, und Rodenberg hatte während dieſer Zeit einen Brief von ſeinem Freunde erhalten, allerdings mit wenig tröſtlichem Inhalte.

Olfers hatte aus der Residenz, wo er sich befand, geschrieben: „Meine Bemühungen, Margarethe wiederzufinden, sind bis jetzt fruchtlos geblieben, obgleich ich fest überzeugt bin, daß die Spur, der ich folgte und die ich auch jetzt nicht verlassen habe, die richtige ist. Denken Sie sich, lieber Freund, mit welcher entsetzlichen Klugheit gegen mich verfahren wird: ich kam hieher und fand die Familie jener Frau, der ich einst meinen Namen gegeben, anscheinend in tiefer Betrübniß — Madame Hildegard, sagte mir die alte Tante, bei der sie bis jetzt ihren Aufenthalt genommen, sei verschwunden und Niemand wisse, wohin; ob sie es war, die mein Kind rauben ließ, wisse man natürlich nicht, doch wolle man die Möglichkeit einer derartigen, an sich wohl erklärlichen Ueberschreitung des Muttergefühls nicht abläugnen. — Denken Sie sich, so etwas mußte ich mit anhören und konnte nichts thun, als in ohnmächtiger Wuth meine Fäuste ballen! Weit entfernt davon, feindselig gegen mich aufzutreten, versuchte es diese Familie, mich mit Auszeichnung zu behandeln, ja, jene alte Tante schwatzte mir mancherlei vor von einer doch noch möglichen Wiedervereinigung, man beklagt mich, man findet die Handlungsweise, mit der man mich betrogen, jenen entsetzlichen Bruch des Vertrauens allerdings sehr unstatthaft und beklagenswerth; aber im Uebrigen zuckt man die Achseln und verwahrt sich auf's feierlichste gegen jede Mitwissenschaft. — Was unseren Kammerjunker, den Freiherrn von Schenk anbelangt, so entgeht er mir mit einer aalartigen Geschicklichkeit — er ist es, welcher mich am aufrichtigsten beklagt, mich versichert, wie entrüstet die ganze Familie bei jener Nachricht gewesen sei und wie man Alles aufbieten werde, um den Aufenthaltsort der Geflohenen zu entdecken. — Natürlich glaube ich allen diesen schönen Worten und bleibe vor der Hand hier, denn nur so kann es mir vielleicht gelingen, einige jener Fäden zu entdecken, mit denen die Familie hier mit ihr in Verbindung steht. — Möge mir der Himmel dazu beistehen, und er soll alsdann seine Freude daran haben, wie ich, ein einfacher, armer Künstler, diesem vornehmen Pöbel gegenüber-

treten will. Auch von Oben herab verſucht man Alles, um mich zu beſchwichtigen, zu beruhigen; man ernannte mich gleich nach meiner Ankunft zum Profeſſor und ſtellte mir nicht undeutlich das Directorium der Maler-Akademie in Ausſicht, und ich glaube und verſtehe Alles.

„Lytton war bis vor wenigen Tagen bei mir, doch mußte er der dringenden Aufforderung ſeiner Familie nachgeben und nach England zurückkehren. Wie leid mir dieſer zweite, empfindliche Verluſt thut, brauche ich Ihnen kaum zu ſagen. — Was mein Haus und mein Atelier dort anbelangt, ſo wäre ich Ihnen ſehr zu Dank verpflichtet, wenn es vor der Hand bei unſerer damaligen Abſprache bliebe, daß Sie ſich zuweilen in unſerer Wohnung ſehen laſſen und das Atelier ganz als das Ihrige betrachten. Wie es ſpäter damit werden wird, weiß ich ſelbſt noch nicht. An eine Rückkehr zu denken, iſt mir unmöglich. Die troſtlos leeren Räume meines Hauſes würden mich entſetzlich tief verwunden, und was mein Atelier anbelangt, ſo würde ich Lytton's Abweſenheit dort noch ſchmerzlicher vermiſſen, eben ſo wie den Verluſt ſo manches lieben Bekannten, die uns ja von den Wogen des täglichen Lebens ſo raſch und ſo unverhofft entführt werden. — Mit den herzlichſten Grüßen an Alle, die ſich meiner freundlich erinnern, nehme ich für heute von Ihnen als einem treuen, erprobten Freunde Abſchied."

Rodenberg hatte ihm hierauf geantwortet, was er ihm antworten konnte, dabei aber natürlicher Weiſe nichts über die wichtigſte Angelegenheit. Er hatte auch einen Brief von Conchitta eingeſchloſſen und derſelben dagegen ein kleines Schreiben an Juanita anvertraut. Im Hauſe Roderich's ging Alles ſoweit ſeinen gewöhnlichen Gang, nur war Andreas auf den Befehl ſeines Herrn ein eifriger Aufſeher, ohne deßhalb Atelier und Garten aus dem Auge zu verlieren, indem er dort die meiſten Stunden des Tages zubrachte und dabei auf's Gewiſſenhafteſte für die kleinen Bedürfniſſe Rodenberg's ſorgte. Dieſer hatte ſchon mehrere Male Einſprache erhoben, daß das große Gemach für ihn geheizt werde, und that

das jetzt abermals, als der Carton zu dem Glasfenſter beendigt, doch hatte es der Gärtner wiederholt als einen dringenden Wunſch ſeines Herrn dargeſtellt, daß das Atelier benutzt werde, worauf die Sache wie ſeither verblieb.

So war der Januar vorübergegangen und Rodenberg an einem kalten, ſtürmiſchen Februar-Abende zum Reichsapfel in ſeine Wohnung zurückgekehrt, wo er Walter und Rüding behaglich am praſſelnden Ofen ſitzen fand, während Knorr in ſeinem Schlafrocke von ſchwarzem Sarſenet, die lange Pfeife rauchend, mit gemeſſenen Schritten auf und ab ging. Walter ſaß vor der geöffneten Thür des kleinen Ofens und arbeitete mit einem Schüreiſen wacker in den Kohlen herum, um ſie in größere Gluth zu ſetzen, wozu ihm jetzt der durch den Kamin herabſauſende Nordweſtwind ſo kräftig zu Hülfe kam, daß der Ofen Kohlen, Dampf und Funken wie tiefe Seufzer von ſich ſtieß.

„Bei dieſem Wetter ſollte man keinen Hund hinausjagen,“ meinte Rodenberg, indem er ſeinen naſſen Mantel abwarf, „und ehe ich mich heute in ein Wirthshaus bemühe, will ich lieber hier hungern und durſten!“

„Da haſt Du Recht,“ erwiederte ihm Walter, der die Thür des Ofens haſtig wieder verſchloſſen hatte; „wir wollen einen famoſen Thee brauen, ein Tröpfchen Cognac hineinthun, feſt beiſammen ſitzen und uns Geſpenſtergeſchichten erzählen. Dazu iſt das Wetter ſo ſchön, wie es nur ſein kann — wie der Wind durch den Kamin ſaust — das iſt eine Nacht, Rüding, um zwiſchen zwölf und ein Uhr auf einem Kirchhofe Wache zu ſtehen! Was meinſt Du dazu?“

„Ich?“ fragte der Blondgelockte — „ich meine gar nichts dazu — was ſoll ich mir mit ſolchen Gedanken meine behagliche Abendruhe verderben!“

„Und behaglich genug ſitzt Ihr hier beiſammen,“ ſprach Rodenberg, indem er an den Ofen trat und ſich die Hände wärmte — „Alles ſchon in Pantoffeln, und ich ſehe mit Vergnügen, Ihr

habt die Idee des Zuhausebleibens auch ohne mich schon gefaßt gehabt."

„Und die noch vortrefflichere Idee, einen guten Thee zu trinken," erwiederte Walter, indem er mit dem Daumen auf Rüding zeigte — „kommt von daher, von unserem guten, sanften, lieben Eduard; er hat es nicht anders thun wollen, als uns heute Abend zum Souper einzuladen."

„Seine Schuldigkeit," sagte Knorz, indem er auf seinem Spaziergange durch das Zimmer einen Augenblick am Ofen stehen blieb und die Asche in seinem Pfeifenkopfe mit dem Finger zusammenstieß — „seine Schuldigkeit, er hat es damals gelobt, als er seine hungernden Zigeunerknaben verkaufte."

„Und mache mir ein Vergnügen daraus," entgegnete Rüding, wobei er sich behaglich in seinen Stuhl zurücklegte und die Hände in die Taschen seiner weiten Hosen vergrub; er hätte zu gleicher Zeit außerordentlich gern mit einigen dort befindlichen Fünfgroschenstücken geklimpert, aber er wagte es nicht, dies vor Walter zu thun — „ja, ich mache mir eine Ehre daraus, Euch zu einem bescheidenen Nachtessen einzuladen: Thee mit Cognac, Butter und Brod und eine kalte Hammelskeule — ich glaube, das wird Euch schon recht sein, und selbst Walter wird mir zugeben, daß in dieser Zusammenstellung ein feiner Sinn liegt."

„Natürlich — natürlich," brummte der alte Maler; „für eigentlich unsinnig habe ich Dich noch nie gehalten; Du hast ebenfalls Deine guten Eigenschaften, doch sind dieselben leider sehr häufig so mit todter Asche zugedeckt, daß der innere Funke schwer zum Durchbrechen kommt — das war schön gesagt!"

„Sehr schön," lachte Rodenberg, „doch finde ich Rüding's Souper-Idee unbedingt schöner; aber ich sehe noch keine Anstalt, merke aber wohl, Du willst erst dann serviren lassen, wenn auch ich es mir bequem gemacht habe — he, Schwemmer!" rief er zur Thür hinaus.

Der geneigte Leser, welcher den strebsamen Rafael gewiß nicht vergessen hat, wird über diesen Ruf erstaunt sein, noch mehr aber, wenn er jetzt statt des kleinen Bedienten im verblichenen Malerkittel einen himmellangen Kerl in der Uniform eines Infanteristen eintreten sieht. — Ja, Rafael hatte seinen Herrn, an dem er mit einer rührenden Anhänglichkeit hing, verlassen, oder, besser gesagt, das Verhältniß zwischen Herrn und Diener hatte sich nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft auf's harmonischste gelöst, indem Rafael auf die Fürsprache Rodenberg's in einer demselben befreundeten Kunst- und Buchhandlung zu einem Mitteldinge zwischen Lehrling und Laufbursche aufgenommen worden war. Mit welchem Stolze er jetzt seine Bücher packte, durch die Straßen trug, ist kaum zu beschreiben, eben so der grenzenlose Eifer, mit dem er auch seinen übrigen Geschäften oblag und mit dem er an Sonn- und Feiertagen mit der Emsigkeit einer Biene in dem großen Laden von Buch zu Buch flog, um sich vor der Hand wenigstens mit den Titeln all' dieser unsterblichen Werke bekannt zu machen.

Also Rafael war in der Haushaltung des jungen Malers nicht mehr vorhanden und Schwemmer trat statt seiner in's Zimmer. Daß die Bedienung desselben schon ein anderes Ansehen hatte, war nicht zu läugnen: auf seinen breiten Händen trug er nicht nur das ganze Souper, wie es Rüding angegeben, sondern an seinem linken Arme hing auch noch ein frisch gefüllter Wassereimer, während er unter dem anderen Arme die Pantoffeln seines Herrn trug.

Während Rodenberg dieselben anzog, bereitete Knorz den Thee, und darauf setzten sich alle Vier um den Tisch, mit dem guten Appetit der Jugend und eines gesunden Magens zulangend.

„Wenn Du früher gekommen wärst," sagte Walter nach einiger Zeit zu Rodenberg, „so hättest Du aus Rüding's Munde erfahren können, daß dieses strebsame Bürschlein sein neues Bild, die heiligen drei Könige des Dorfes, bereits auf der Staffelei verkauft hat."

„Und gut verkauft hat!" sagte der ehemalige Cupido mit großer Genugthuung.

„Dies freut mich, zu hören," sprach Rodenberg, „und Du wirst Dich erinnern, Rüding, wie oft ich Dir den guten Rath gegeben, Deine historischen Compositionen bei Seite zu lassen und Dich mit dem alltäglichen Leben der Gegenwart zu beschäftigen:

Greif' nur hinein in's volle Menschenleben,
Da, wo ihr's anpackt, ist es intressant —

wie Göthe ungefähr sagt, — Du bist jetzt im Zuge, und die Freude über ein einziges gut verkauftes Bild gibt Dir ein Dutzend heitere und neue Ideen."

„Nun, an Ideen fehlt es mir überhaupt nicht," sagte der kleine Künstler wohlgefällig; „ich habe wieder drei, vier auf's Papier hingeworfen — auch ein paar größere Compositionen —, und sobald ich meine drei Könige fertig habe, werde ich eine bedeutendere Arbeit vornehmen." Er sagte das mit der Miene eines Titian oder eines Rubens, worauf er seine Tasse Thee sachte ausschlürfte und die Freunde mit einem etwas hochmüthigen Blicke ansah.

„Ich bedaure nur," meinte Knorr mit einem leichten Seufzer, „daß ich mich nicht auch der Malerei zugewandt habe — Ihr habt gut hineingreifen in's volle Menschenleben, und es ist ein dankbares Geschäft, Gestalten zusammenzustellen, wie sie uns tagtäglich auf der Straße begegnen — aber Unsereiner: zuerst muß man lauern, bis eine kleine Bestellung einläuft, und dann ist es in unserem sparsamen Jahrhundert immer dieselbe Geschichte, ein hölzerner Petrus oder Paulus, oder, wenn es hoch kommt, eine heilige Katharina in Gyps — ich habe das nächstens so satt, daß ich mich entweder bei einem Möbelschreiner verdinge oder in's Kloster gehe."

„Siehst Du, Knorr, das ist eine prachtvolle Idee!" rief Walter.

„Pfui," meinte Rüding, „bei einem Möbelschreiner!"

„Was Möbelschreiner! Kameel, die mit dem Kloster meine ich — ich sage Dir, Knorr, eine glückliche Idee, wie mir lange keine vorgekommen, und man nimmt Dich ohne alle klingende Ein-

lage in Italien, Frankreich oder Spanien, wo Du willſt, Du verpflichteſt Dich, die Bildſäulen aller Heiligen und das Schnitzwerk in der Kirche gehörig in Ordnung zu halten, zu putzen, friſch zu vergolden, wie es gerade nothwendig iſt — ich verſichere Dich, Du würdeſt in Kurzem Bruder Guardian ſein oder irgend ein anderes Avancement haben!"

„Es wäre in der That nichts Schlechtes," ſprach der lange Bildhauer, wobei er einen düſtern Blick auf ſeine mageren Hände warf, die er zuſammengefaltet auf dem Tiſche vor ſich hielt.

„Nichts Schlechtes?" meinte Walter — „etwas Vortreffliches, und wenn Du 'mal irgendwo recht feſtſitzeſt in einem Kloſter mit guter Küche, in einer angenehmen Gegend, ſo empfiehlſt Du mich als Jemanden, der außerordentlich gut im Stand wäre, die alten Bilder zu reſtauriren, und ſomit wäre alsdann für uns Beide geſorgt — ich heiße Bruder Hilarius, Du Bruder Balthaſar, und würden wir uns in unſeren Freiſtunden, deren wir, wie ich annehme, ſehr viele hätten, vortrefflich amuſiren."

„Ein ſolches Kloſterleben hat mir immer als etwas höchſt Anmuthiges vorgeſchwebt," ſprach Knorr nach längerem Beſinnen, „nicht gerade, wie Du es zu verſtehen ſcheinſt, Freund Walter, ſondern ernſthaft, würdig, andächtig und vor allen Dingen bußfertig."

„Iſt das Dein Ernſt?" fragte Walter in faſt erſchrockenem Tone.

„Mein völliger Ernſt — das Leben, wie wir es führen, widert mich an und verſchafft mir keine Genugthuung, und Dir ſollte es eben ſo gehen; etwas Andächtigwerden könnte Dir nicht ſchaden, und was die Buße anbelangt," ſetzte er nach einem tiefen Seufzer hinzu, „ſo muß Jeder wiſſen, ob er ſie nothwendig hat."

„Wenn Du wirklich im Ernſte ſprichſt," knurrte Walter, „ſo iſt es nichts mit unſerem Kloſterleben, und ich rathe Dir alsdann, es bei einem Möbelſchreiner zu verſuchen — aber es iſt wahrhaftig ſchade um Dich, Knorr, daß Du nächſtens nicht einmal mehr im Stande biſt, eine heitere Idee aufzufaſſen; doch gleichviel, man muß an ſeine Zukunft denken, und ich wiederhole es nochmals: in einem

jetten Kloſter wären wir Beide gut untergebracht — laßt uns jetzt auch Rodenberg und Rüding unterbringen."

„Doch nicht ebenfalls in einem Kloſter?" fragte der Erſtere."

„Nein, nein, ſo gottlos bin ich doch nicht, um daran zu denken," meinte der alte Maler; „auch haſt Du wahrſcheinlich eine glänzende Carrière vor Dir."

„Ein armer Zeichner!"

„Den Teufel auch, ein Kerl wie Du, mit einem ſolch' immenſen Talente und der das Glück hat, daß ſich alle Welt für ihn intereſſirt — allerdings, wenn Du hier bleiben willſt, haſt Du alle Ausſicht, als ein armer Zeichner zu verſauern, Du mußt in die große Welt, an einen glänzenden Hof, Geſellſchafter irgend eines Prinzen werden, der für die Kunſt ſo viel Sinn hat, um Dich einem hochadeligen Kammerjunker vorzuziehen, der aber anderentheils von Deinen eleganten geſellſchaftlichen Formen eben ſo beſtochen wird, wie von Deinen geiſtreichen Zeichnungen, — Du arrangirſt Komödien und Bälle, ſtellſt lebende Bilder, zeichneſt in Deinen Freiſtunden reizende Albums und baueſt als ein zweiter Michel Angelo vielleicht Villen und Paläſte, Du wohnſt in einem fürſtlichen Schloſſe, haſt Dienerſchaft und Equipagen zu Deiner Verfügung, und wenn Dich alsdann ein armer alter Freund beſucht, widmeſt Du ihm eine Viertelſtunde Deiner koſtbaren Zeit, eine gute Havannah-Cigarre und einen Fünf-Thaler-Schein — iſt das nicht eine glänzende Zukunft für Dich und mich?"

„Ausgezeichnet," ſagte Rodenberg lächelnd, „ich geſtehe Euch offen, daß ich mich in ein ſolch' Leben und Treiben ſchon hineinfinden würde; auch ſollte meine Kunſt darunter gerade nicht leiden, und wenn eine ſolche Herrlichkeit auch nur ein paar Jahre dauerte, würde ich doch Gelegenheit genug haben, Material für ein ganzes Leben zu ſammeln."

„Das würdeſt Du allerdings," meinte Knorz mit ſeiner tiefen, melancholiſchen Stimme, „aber es wäre Dir auch vielleicht Gelegenheit gegeben, in ein paar Jahren ein anderes Material zu ver-

genden, welches beſtimmt iſt, für ein ganzes Leben auszuhalten, — fürchte die Weiber, halte Dich fern von ihnen!"

„Von den Weibern gewiß, aber für eine Einzige leben und ſterben, des Gedankens kann ich mich unmöglich entſchlagen," wandte ſich Rodenberg gegen Walter, „da Du ſo freundlich biſt, eine ſo glänzende Zukunft vor mir zu entrollen, ohne ſie kein Glück, keine Zukunft!"

„Somit wärſt denn auch Du verſorgt," meinte Walter mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln, „eine herrliche Verſorgung mit Glanz und Liebe, und haben wir jetzt nur noch für unſeren guten Rüding zu ſorgen, — das Beſte kommt immer zuletzt," wandte er ſich an dieſen, „laß uns Deine Neigung hören, und wir wollen auch für Dich ein Luftſchloß aufbauen."

Der ſanfte Eduard blickte zufrieden lächelnd mit einem gewiſſen Hochmuthe um ſich her und wartete ein paar Minuten lang, ehe er erwiederte: „Ich meine, Jeder, und vor allen Dingen ein wahrer Künſtler, ſolle ſeines eigenen Glückes Schmied ſein und weder die Abſicht haben, ſich in ein Kloſter zu verkriechen, noch unter die Fittiche eines Hofes zu begeben."

„So ſage mir denn, Du wahrer Künſtler, welchem Ziele Du zuſteuerſt; ich hoffe aber, Du wirſt beſcheiden ſein."

„Wie man es nimmt," erwiederte Rüding zufrieden lächelnd; „jedenfalls ſteuere ich einem poſitiveren Ziele zu. Ihr müßt mir zugeben, daß meine kleinen Bilder geſucht und gut bezahlt werden und daß ſie mir in Kurzem einen Namen verſchaffen müſſen, man wird aufmerkſam auf mich, man ſticht meine Gemälde in Kupfer und Stahl, ich erhalte einen Ruf an irgend eine Kunſtſchule, ich werde Profeſſor, und man krönt mein Verdienſt, indem man meine Bruſt mit Orden ſchmückt."

„Und das nennſt Du als wahrer Künſtler ein poſitiveres Ziel — eine magere Profeſſur und Orden?"

„Laß den guten Rüding," meinte Rodenberg, „es iſt ein Traum à la Königin von Golkonda."

Haar, als er an einem kleinen Spiegel vorüber kam, drehte ſeinen ſchwarzen Schnurrbart aufwärts und trat in ſeinen Salon, ſehr geſpannt, wer die Dame wohl ſein möge.

Da ſaß dieſelbe in einem kleinen Fauteuil in ſehr eleganter Morgentoilette, ein grauſeidenes Kleid, blauer Atlashut, in einen großen Shwal gewickelt; ſie hatte ihren Schleier zurückgeſchlagen, doch konnte der Graf im Augenblicke des Eintretens ihr Geſicht nicht ſehen, da ſie angelegentlichſt den Blumentiſch voll prachtvoller Camellien, der etwas ſeitwärts ſtand, zu betrachten ſchien. Bei dem Geräuſche aber, das der Eintritt des Grafen verurſachte, wandte ſie ihren Kopf herum und Jener blieb erſtaunt in der Mitte des Salons ſtehen, mit dem überraſchten und freudigen Ausrufe: „Anna! — Anna, ſind Sie es wirklich? Sehe ich Sie endlich einmal wieder, Sie böſes Mädchen? Schöne blonde Fee, die plötzlich erſchien, um ſpurlos wieder zu verſchwinden!“

„Ich bin es ſelbſt, Herr Graf,“ entgegnete das Mädchen mit ruhiger Stimme und heftete die großen dunkelblauen Augen feſt auf ihn; „ich muß geſtehen, ich bin mir einer Schuld gegen Sie bewußt.“

„Einer großen, Anna, einer ſehr großen! Sie hatten mir verſprochen“ — er wollte eigentlich ſagen: „du hatteſt mir verſprochen, aber das Mädchen imponirte ihn — „Sie hatten mir verſprochen, ich dürfte Sie wieder ſehen und haben Ihr Verſprechen nicht gut gehalten! wie geſagt, Sie waren ſpurlos verſchwunden — o Gott, Anna! wenn Sie wüßten, wie ſehr ich nach Ihnen geforſcht, wie ich die ganze Stadt nach Ihnen durchſucht! Nein, Sie haben mich unverantwortlich behandelt!“ — Der Graf lehnte ſich bei dieſen Worten an den Fenſtervorhang und verſank in ſtille Bewunderung beim Anblick dieſer reizenden Geſtalt und dieſes edlen, ſchönen Geſichts mit den ſeelenvollen Augen.

Jetzt aber konnte ſich der ſanfte Eduard im Gefühle ſeiner Verdienſte und ſeiner ſchon recht anſehnlichen Baarſchaft nicht enthalten, mit ſeinem Silbergelde in der Taſche zu klimpern, und ſagte in einem etwas herausfordernden hochnaſigen Tone: „Nennt das immerhin Träume, für Euch würden es allerdings welche ſein, aber ich habe die Bahn betreten, die mich zu dem vorgeſteckten Ziele bringen muß."

Walter that, als hätte er weder das Geldgeklimper noch die Worte Rüding's gehört, und erwiederte gegen Rodenberg gewendet: „Mit der Königin von Golkonda kann man ihn nicht vergleichen, die hatte ein warmes, liebendes Herz und träumte von allen Schätzen der Welt, um ſie mit ihrem Geliebten zu theilen, — Rüding's Streben hat vielmehr große Aehnlichkeit mit dem des Königs Wiſchwa Mitra — haſt Du je vom Könige Wiſchwa Mitra gehört?" fragte er den ſanften Eduard.

„Das muß ein netter Kerl geweſen ſein," erwiederte dieſer.

„Natürlicher Weiſe, denn er hatte Aehnlichkeit mit Dir, beſonders in ſeinen Beſtrebungen.

Er wollte durch Kampf und Büßung
Erwerben Waſiſchta's Kuh.

Und dieſe Kuh hatte für ihn denſelben Begriff, wie für Dich Profeſſur und Orden."

„In dem Falle war ſein Streben eben ſo anerkennenswerth, wie das meinige."

„Leider urtheilt die Nachwelt nicht ſo darüber, denn der unſterbliche Dichter ſingt von dieſen Beſtrebungen:

O König Wiſchwa Mitra,
Was für ein Ochs biſt Du,
Daß Du ſo viel kämpfeſt und büßeſt,
Und alles für eine Kuh!"

Rodenberg lachte, ſelbſt Knorr lächelte ein wenig, doch Rüding ärgerte ſich ſichtlich und würde wahrſcheinlich dieſes Thema noch

weiter fortgeſponnen haben, wenn man darauf nicht ſchwere Schritte vernommen und Jemand raſch die Thür geöffnet und ſeinen Kopf mit einem freundlichen Ausdrucke ins Zimmer geſteckt hätte.

„Van der Maaßen!“

„Grüß' Euch Gott, Ihr Kerls mit einander!“ ſagte der Eintretende, wobei ſeine Stimme durch die freudige Aufregung, welche ſie verrieth, noch dünner und ſchärfer als gewöhnlich klang — „nach dem, was ich ſehe und rieche, glaube ich, daß mich ein guter Geiſt in den Reichsapfel geführt!“

„Du haſt eine wunderbare Naſe,“ ſagte Rüding und ſetzte im Gefühle ſeiner Würde als Feſtgeber hinzu: „Doch biſt Du auf alle Fälle willkommen!“

„Mir ſcheint, Du machſt die Honneurs hier,“ ſagte van der Maaßen, indem er näher trat.

„So iſt es,“ ſagte Walter; „Du ſiehſt hier drei hungrige Zigeunerknaben mit einer einzigen, magern Rübe.“

Rüding zuckte verächtlich die Achſeln und wollte etwas erwiedern, doch kam ihm van der Maaßen zuvor, indem er mit einem lüſternen Blicke auf die Hammelskeule ſagte: „Nun, was ſolch' eine magere Rübe anbelangt, die kann man ſich ſchon gefallen laſſen.“

„So laß ſie Dir gefallen und ſetze Dich,“ warf Rodenberg ein, wobei er ſich erhob, um eine Cigarre zu holen. Gleich darauf zurückkommend, betrachtete er van der Maaßen, der ſich, wie es ſchien, abſichtlich noch nicht geſetzt hatte, vielmehr in ſeiner ganzen Größe im Scheine der Kerzen ſtehen geblieben war — „aber zum Henker, van der Maaßen, was iſt denn los? Du biſt ja ganz verwandelt — Dein Aeußeres macht einen verflucht behäbigen Eindruck!“

„Gelt — Kleider machen Leute!“

„Das will ich gerade nicht behaupten; Du biſt immer ein hübſcher Burſche geweſen — aber verzeihe mein Erſtaunen beim Anblicke Deiner friſchen Wäſche, Deiner ſauberen Handſchuhe und dieſes wohlhabenden Paletots!“

„Meiner Treu, Du haſt Recht," brummte Walter; „mit van der Maaßen iſt etwas vorgegangen, er hat gute Stiefel an!"

„Ja, erſtaunt nur," erwiederte der alſo Angeſprochene, wobei er wohlgefällig lächelte und ſich alsdann langſam auf dem Abſatze herumdrehte, um von allen Seiten betrachtet werden zu können — „erſtaunt nur über die Veränderung, welche Ihr an mir ſeht!"

„Erzähle, wie das kommt, van der Maaßen."

„Erſt laßt mich einen Biſſen nehmen, ſonſt thue ich den Mund nicht auf."

„Wie unlogiſch dieſer Kerl iſt," knurrte Walter; „er will einen Biſſen zu ſich nehmen, ehe er das Maul aufthut — na, laß Dich immerhin nieder und zeige dieſes Kunſtſtück!"

Van der Maaßen zog mit einer ungemeinen Behaglichkeit ſeinen wohlhabenden Paletot aus, ſchnippte hier und da mit den Fingern daran, wo er vermuthete, es könnte eine Schneeflocke ſitzen geblieben ſein, und legte alsdann das nagelneue Kleidungsſtück zierlich zuſammengefaltet auf einen Stuhl. Auch einen neuen Rock trug er und neue, grau carrirte Hoſen, welche Theile ſeines Anzuges er ſchmunzelnd ſtreichelte, als er ſich an dem Tiſche niederließ, um ſogleich einen wüthenden Angriff auf das kalte Schöpſenfleiſch zu machen.

„Innerlich iſt er noch der Alte!" ſagte Walter, wobei er dem Freunde ein großes Glas voll Thee eingoß und ihm hinſchob.

Mit beiden Backen kauend, ſagte dieſer: „Ich hatte wahrhaftig heute noch keine Zeit, einen Biſſen zu mir zu nehmen, und wollte gerade in die drei Reichskronen zum Nachteſſen gehen, als mir glücklicher Weiſe einfiel, ich könnte Euch hier vielleicht beiſammen antreffen."

„Ei, der Tauſend," fragte Rüding argwöhniſch, „ſeit wann ſind denn die drei Reichskronen Deine tägliche Kneipe?"

„Erſt ſeit Kurzem — ich will Euch das ganz genau erzählen, aber laßt mich vorher noch einen Biſſen nehmen — Dein Schöpſenfleiſch iſt gut, Rüding."

„Drück' Dich beſtimmter aus," ſagte Walter, „ſolche Ungenauigkeit nimmt der ſanfte Eduard übel; unter civiliſirten Völkern ſagt man nicht, ‚Dein Schöpſenfleiſch', ſondern ‚dieſes Schöpſenfleiſch.'"

„Schade, daß Du nicht früher kamſt," ſprach Rodenberg; „Walter hat unſer Prognoſtikon geſtellt, und zu unſer Aller Zufriedenheit: ich werde mächtiger Günſtling eines Fürſten, Knorr und Walter gehen ins Kloſter."

„Und Rüding wird König Wiſchwa Mitra," brummte der alte Maler in den Bart, worauf der ſanfte Eduard achſelzuckend erwiederte:

„Sei zufrieden, van der Maaßen, daß er Dir nichts prophezeiht — ſolide Beſtrebungen werden hier doch nicht anerkannt."

Van der Maaßen trank ruhig ſeine Taſſe aus, wobei er mit ſehr vergnügten Aeuglein vom Einen zum Andern blickte, that einen tiefen Athemzug und verſetzte: „Vor der Hand brauche ich keine Prophezeihungen mehr für die Zukunft; die meinige hat ſich ſeit acht Tagen glänzend feſtgeſetzt."

„Darum hat man Dich nicht mehr geſehen?"

„Sprich, van der Maaßen, was biſt Du geworden?"

„Ich habe eine Anſtellung erhalten — rathet einmal."

„Zum Henker, wer kann das errathen — biſt Du vielleicht Poſt-Secretär geworden? Ich vermuthe das, weil Du wegen Ueberfluſſes an Zeit bei allen ankommenden Eilwagen gegenwärtig warſt."

„Oder vielleicht Steuer-Aufſeher?" — Van der Maaßen war ein bekannter Schmuggler in Brod und Kalbfleiſch.

„Es iſt eine räuberhafte Zeit, wie der Adjutant des Prinzen Heinrich zu ſagen pflegt; ich fürchte faſt, van der Maaßen wird ein Waldmuſikant, der den Leuten an der Kehle herumſpielt."

„Oder königlich preußiſcher privilegirter Schrauben-Auszieher."

„Oder er hat eine vornehme Liebſchaft," ſagte Rüding nicht ohne einen Anflug von Neid, wobei er die Fiſtelſtimme van der Maaßen's ſo natürlich nachahmte, daß alle lachten, ſogar der Betreffende in ſeiner unergründlichen Gutmüthigkeit.

„Alles gemein, Alles alltäglich, Alles eines Künſtlers unwürdig!"

„Nun, ſo rede und erzähle uns, auf welche Art Dir die gebratene Taube in's Maul geflogen iſt!"

„Darin irrſt Du gewaltig," wandte ſich van der Maaßen an Walter, der zuletzt geſprochen; „es iſt hier von keinem Zufalle die Rede, ſondern von ernſten Beſtrebungen, die mich glücklicher Weiſe zu einem guten Ziele leiteten — ich brauche es Euch gegenüber eigentlich gar nicht zu erwähnen, daß es mit meiner Malerei nicht viel war."

„Das weiß Gott!"

„Wer ſeine Fehler einſieht, iſt ſchon halb gebeſſert," erwiederte van der Maaßen; „aber was nutzt mir alle Beſſerung, wenn ich nicht weiß, womit ich ein anderes Leben beginnen ſoll? Ich habe es mit der Lithographie verſucht und mit der Holzſchneiderei, Alles vergebens — nun wißt Ihr aber ſelbſt, daß ich von je her eine Force im Entwerfen der wahnſinnigſten Arabesken hatte."

„Das iſt wahr," ſprach Walter; „er machte Verſchlingungen, über welche ein arabiſcher Baumeiſter hätte toll werden können."

„Gebt mir eine Cigarre, damit ich behaglich erzählen kann — ſo, jetzt kann's losgehen! Im erſten Stocke des Hauſes, wo ich wohne, lebt ein kränklicher Franzoſe, deſſen Bekanntſchaft ich auf der Treppe gemacht, indem ich ihm häufig meinen Arm anbot, um ihn hinauf zu ſchleppen. Der arme Teufel hatte die Schwindſucht, war ſchon überall geweſen und behauptete, die Luft des unteren Rheinthales thue ihm am beſten. Auch ſonſt erzeigte ich ihm eine Menge kleiner Gefälligkeiten, und ſo ſah er ſich veranlaßt, mir vor ein paar Monaten, was eigentlich ganz unnöthig war, in meinem vierten Stocke einen Höflichkeitsbeſuch zu machen. Da ſah er dann zufällig, auf Tiſchen und Stühlen herumliegend, meine Arabesken-Zeichnungen, die ihm zu gefallen ſchienen; ein paar Tage nachher ließ er mich bitten, zu ihm hinab zu kommen, und nach einigen Worten, die wir zuſammen gewechſelt, ſchlich er an ſeinen Secretär und holte eine kleine Mappe hervor, die er öffnete und deren Inhalt er mich ſehen ließ."

„Lauter Tausend-Francs-Billets?" fragte Rüding.

„Nichts dergleichen; es waren ebenfalls Zeichnungen, fast wie meine Arabesken, nur nicht so phantasiereich und willkürlich, mit Einem Worte, es waren auf Papier gezeichnete farbige Muster, nach denen man die Seidenstoffe anfertigt."

„Würden Sie sich wohl getrauen," fragte der Franzose, „etwas Aehnliches zu erfinden?"

„Warum das nicht!"

„Versuchen Sie es, es wird Ihr Schaden nicht sein." Er gab mir seine Mappe mit und ich machte meine Versuche, ein paar Dutzend in ganz kurzer Zeit, die ich ihm schon den andern Tag vorlegte und die ihm behagten, namentlich einer derselben, zu dessen Motiv ich die Gänge der Schrauben genommen hatte."

„Darin bist Du allerdings Meister."

„Er corrigirte meine Blätter, gab mir Anleitung, ließ mich unter seinen Augen danach arbeiten und machte mir vor acht Tagen Vorschläge, die ich annahm und mit deren Hülfe ich mich in dem wohlhabenden Zustande befinde, worin Ihr mich seht."

„Und was für Propositionen? Ich will nicht hoffen, daß Du — ein ehrlicher Deutscher — Dich mit Leib und Seele an Frankreich verkauft hast!"

„Mein alter Franzose, Besitzer einer der ersten Seidenfabriken von Lyon, engagirte mich als Musterzeichner mit einem jährlichen Gehalte von 3000 Francs und mit der Aussicht auf ein noch viel höheres Einkommen, wenn es mir gelänge, mich vollkommen in die Art und Weise der französischen Musterzeichnung hineinzuarbeiten."

„Und dann segnete er Dich und starb in Deinen Armen? Ein recht hübscher Roman," sagte Rüding in mißgünstigem Tone.

Doch lächelte hierüber van der Maaßen mit der unbeschreiblichsten Gutmüthigkeit, und während er langsam seine neue Brieftasche herauszog, erwiederte er: „Mein guter Franzose, Monsieur Beauvillard de Lyon, grand fabricant de soirées, qui a me engagé pour trouver modèles de étoffes, reiste nach Hause und

behändigte mir dieſe tauſend Francs Reiſeentſchädigung hier, pour faire la voyage après France."

„Dieſe Bankbillets ſind echt," ſagte Walter und meinte mit einem lächelnden Seitenblicke auf Rüding: „Nicht wahr, ſanfter Eduard, was die Augen ſehen, glaubt das Herz."

„Und das meinige freut ſich darüber," erwiederte Rüding, „das weiß van der Maaßen ganz genau."

„Ja, ich glaube das von Euch Allen — Ihr ſeid gute Kerls, und wenn Ihr 'mal nach Frankreich kommt und mich aufſucht, ſo könnt Ihr überzeugt ſein, daß Euch van der Maaßen mit offenen Armen empfängt!"

Der gute Kerl ſagte dies mit einer vor Rührung zitternden Stimme, und es hätte wenig gefehlt, ſo wären ihm die Thränen in die Augen getreten. — „Ihr habt mir Alle," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ſo viel Gutes und Liebes erwieſen, daß ich Euch nicht genug dafür dankbar ſein kann — Du, Knorr, vor Allen," wandte er ſich an den langen Bildhauer, indem er ihm ſeine Rechte entgegenſtreckte, die jener herzlich drückte und ihm zur Antwort gab:

„Auch habe ich Dir prophezeiht, daß es Dir noch einmal recht gut gehen wird; ja," ſetzte er mit einem ſeltſamen Tone hinzu, „meine Prophezeihungen gehen größtentheils in Erfüllung!"

„Nun, ſo prophezeihe mir auch, aber etwas Gutes," rief Rodenberg, „und etwas, das bald eintrifft; meine Ausſichten ſind trübe, die verfluchten Buchhändler ſchicken meine ſchönſten Zeichnungen zurück, und was mein Glück an irgend einem Hofe anbelangt, ſo kann ich eher Hungers ſterben, bevor ich dies erreiche!"

Der Bildhauer mit ſeiner langen, hageren Geſtalt und ſeinen bleichen, eingefallenen Wangen hatte ſich langſam erhoben und blickte mit ſtarren, glanzloſen Augen in die flackernden Kerzen. — „Man kann eigentlich nur mit Glück prophezeihen, wenn der Geiſt über Einen kommt, doch ſehe ich gerade da etwas, das Dir Glück vorausſagt: hier der Feuerpunkt im Lichte, der Dir zugewandt iſt —

ein untrügliches Zeichen, daß Dich noch heute eine angenehme Nachricht erwartet!"

Rodenberg ſchüttelte ungläubig ſein Haupt und erwiederte: „Daß das Glück ſo raſch an mich herantrete, habe ich nicht verlangt, ich wünſchte durch Deinen prophetiſchen Geiſt nur einen heitern Blick in die Zukunft zu erlangen; doch da mir nun einmal, wie Du ſagſt, eine angenehme Nachricht bevorſteht, ſo will ich ſie gern erwarten."

„Und wir werden ſie hoffentlich ebenfalls erfahren," meinte Rüding und ſetzte in einem wegwerfenden Tone hinzu: „um daraus zu erſehen, was in Deinen Prophezeihungen Wahres iſt!"

Knorr blickte den kleinen Maler mitleidig an, dann fuhr er mit der Hand über ſeine hohe Stirn und ſagte: „Ja, wir werden ſie erfahren, Alle mit einander, wie wir hier beiſammen ſind; denn ſchaut nur ſelbſt, wie ſich der Lichtfunke bläht, wie er jetzt in der rothen Flamme da ſteht wie ein hellglänzender Stern — horch!"

Da that es drei gleichförmige Schläge an die Stubenthür, und obgleich dies an ſich nichts Außergewöhnliches war, auch nichts Unheimliches hatte, da der Abend noch gar nicht weit vorgerückt und die Geiſterſtunde noch ſehr fern war, ſo ſchauten ſich doch die Künſtler erſtaunt, wenn auch nicht betroffen an, und als Rodenberg lachend ſagte: „Nun, Rüding, Du biſt der Zweifler, gehe Du deßhalb hin und öffne dem Schickſal die Thür!" ſo zögerte dieſer ſo auffallend, daß ihn der lange Bildhauer mit einem äußerſt mitleidigen Lächeln anſchaute und ſelbſt ging, um die Thür mit einer gewiſſen Feierlichkeit zu öffnen.

Alle lachten, als dies geſchehen war und das Schickſal nun hereintrat in der Geſtalt des in der Straße wohlbekannten Briefträgers.

„Guten Abend, meine Herren — ein Brief an Herrn Rodenberg."

Daß der Poſtbeamte ſein Notizbuch, welches er unter dem Arme trug, nun geöffnet auf den Tiſch legte, zeigte an, der Brief ſei recommandirt, alſo von Wichtigkeit und da er obendrein, während er das ziemlich große Schreiben mit fünf Siegeln her-

vornahm, ſagte: „Ich gratulire, Herr Rodenberg!“ ſo erlaubte ſich Rüding, einen langen Hals zu machen, um die Adreſſe zu leſen: ‚An den Maler Herrn Rodenberg, einliegend zweihundert Thaler in Kaſſen-Anweiſungen.‘ — „Auch nicht übel,“ bemerkte er hierauf mit einem nicht ganz heiteren Lächeln — „gewiß Vorſchuß auf irgend eine buchhändleriſche Beſtellung.“

„Das iſt kaum möglich,“ erwiederte Rodenberg, „ich müßte doch auch wiſſen, wenn ich Vorſchuß verlangt hätte; zudem iſt dieſer Brief ſchwerlich von irgend einer großen Buchhandlung, da käme er aus Leipzig oder aus Stuttgart, während dieſer hier den Poſtſtempel Köln trägt — nun, wir werden ſehen.“

Der Briefträger war fürſtlich belohnt worden und hatte ſich entfernt, worauf ſich Rodenberg an Knorr wandte und ihm zurief: „Siehſt Du, alter Freund, wie raſch Deine Prophezeihung in Erfüllung gegangen iſt!“

„Das muß ich ſelbſt zugeben,“ meinte der ſanfte Eduard, „zweihundert Thaler ſind immerhin ein freudiges Ereigniß.“

„Man ſoll den Tag nie vor dem Abend loben,“ brummte Walter, „und einen Brief nie als etwas Angenehmes preiſen, ehe man ihn bis zum letzten Buchſtaben geleſen — wer weiß, was man von ihm für dieſe zweihundert Thaler verlangt!“

„Ja, wer kann das wiſſen!“ pflichtete auch Rüding eifrig bei.

Der lange Bildhauer hatte ſich wieder an den Tiſch geſetzt, blickte nachdenklich in die Flamme der Kerze und ſagte: „Der Stern, welcher hier erſchienen, war ſo ſchön, klar und rein und zerging, ohne Kohle zurückzulaſſen — es kann nichts Schlimmes dahinter ſtecken!“

„Das gibt mir doppelt Muth,“ lachte Rodenberg; „ich verſpreche Dir einen Theil dieſer Summe und mache Dich ſo für alle Folgen mitverantwortlich!“

Er riß den Umſchlag ab, ließ die vorhandenen Kaſſenſcheine gleichgültig auf den Tiſch fallen, um raſch das Billet zu leſen, welches beigefügt war.

„Das ist doch seltsam," sagte er, „hört, was dieses Schreiben enthält:

‚Mein lieber Vetter! . . . .'"

Nach diesem Eingange schaute er kopfschüttelnd die Freunde der Reihe nach an, wobei er bemerkte: „Ich hatte keine Ahnung davon, daß ich eine Verwandtschaft in Köln besäße!"

„Lies weiter," sprach Walter, „ein verwandtschaftlicher Brief mit zweihundert Thalern kann nichts Uebles enthalten!"

„Mein lieber Vetter! Schon lange drängt es mich, Ihnen ein Lebenszeichen von mir zu geben, doch, obgleich ich Ihre Anverwandte bin, wußte ich nicht, wie Sie einen solchen Schritt aufnehmen würden. Ihnen diese Verwandtschaft schriftlich aus einander zu setzen, ginge über die Gränzen eines bescheidenen Schreibens, und muß ich mir dies also für eine mündliche Mittheilung aufsparen. Genug also für jetzt davon: ich bin Ihre Verwandte, darauf können Sie sich verlassen, und dabei eine so alleinstehende alte Frau — das Wort alt habe ich absichtlich unterstrichen — daß ich mich sehr danach sehne, mit Ihnen, mein lieber Herr Vetter, einmal auf freundliche Art zu plaudern. Ich hatte die Absicht, Sie dort aufzusuchen, doch wußte ich nicht, wie Sie eine zudringliche alte Anverwandte aufnehmen würden, weßhalb ich es vorzog, Sie für einige Tage, Wochen, Monate, wie Sie wollen, nach Köln einzuladen. Verschmähen Sie diese Einladung einer alten Frau und Verwandten nicht, kommen Sie in der nächsten Zeit — kommen Sie zu unserem weltberühmten Carneval, damit dessen Lust und Freude Sie einiger Maßen entschädigt für die Stille meines einsamen Hauses.

„In der Hoffnung, daß Sie diese Zeilen mit derselben Herzlichkeit aufnehmen wollen, wie ich sie geschrieben, bin ich Ihre freundschaftlich ergebenste Base

„Pauline v. Schack, geb. Rodenberg."

„P. S. Wie vergeßlich das Alter ist! Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß sich mein Haus in der Rheingasse befindet, Nr. 54,

„Aber ſagen Sie mir, „fuhr er nach einer Pauſe fort, „wo waren Sie in all' der Zeit? ich glaube, es iſt ein halbes Jahr. Hatten Sie die Stadt verlaſſen? — hatten Sie? — haben Sie Freunde gefunden, Anna, die es redlicher und beſſer mit Ihnen meinen, als ich, daß Sie mich ſo ganz vergeſſen können?“

Das Mädchen ſchüttelte den Kopf und ſagte mit feſter Stimme: „nein, Herr Graf, ich habe Sie nicht vergeſſen, ich habe Ihrer beſtändig freundlich gedacht.“

„Nur freundlich, Anna?“

Das Mädchen zuckte mit den Lippen und wollte ſie trotzig aufwerfen, und man ſah ſchon ihre ſchneeweißen Zähne hervorblitzen; doch fuhr ein ſchmerzliches Lächeln über ihre Züge, und ſie ſagte: „gewiß Herr Graf, freundlich, recht freundlich, wie kann ich Ihrer anders gedenken?“

„Mit Liebe, Anna, mit ein klein wenig Liebe,“ entgegnete der junge Mann und faßte ihre kleinen Hände, die ſie ihm ruhig ließ.

„Mit Liebe?“ entgegnete das Mädchen, und ihre Zähne wurden abermals unter der Oberlippe ſichtbar; — „mit Liebe? Ei, Herr Graf, die läßt ſich nicht gebieten, die haben Sie auch nicht von mir verlangt.“ — Dieſe Worte ſagte ſie in dem ſcharfen und ſchneidenden Tone, mit welchem ſie in vergangener Nacht zu ihrer Mutter geſprochen.

„Ei, ei, Anna!“ ſagte der Graf lachend, „Sie ſind immer noch dieſelbe Schwärmerin, eines der ſonderbarſten und liebenswürdigſten Mädchen, die ich je geſehen. Aber jetzt Scherz bei Seite! ich freue mich wirklich ganz ungemein, Sie wieder zu ſehen, und ich hoffe, Sie werden nicht wieder ſo ſpurlos verſchwinden.“

Die Züge des Mädchens hatten den früheren ruhigen und ernſten Ausdruck wieder angenommen; ja, ſie blickte ſchmerzlich auf, und doch leuchtete ihr Auge im nächſten Augenblick freudig,

und daß ich Sie dringend bitte, ſich gleich dorthin zu wenden, ſo ſpät Sie auch ankommen mögen. Auch glaube ich noch beiſetzen zu dürfen, der bewohnbaren und leer ſtehenden Gelaſſe meines großen Hauſes ſind ſo viele, daß es mich nur erfreuen würde, wenn Sie zwei, drei, vier Ihrer Bekannten mitbringen wollten, die recht luſtig und heiter wären. Wie würde mir das ein paar fröhliche Tage machen und wie würde ſich das alte, öde Haus darüber wundern!"

„Das iſt eine ſehr anſtändige Verwandte," meinte Walter, welchem Rodenberg den Brief zur Durchſicht einhändigte; „laß mich einmal nachdenken," ſetzte er, an die Decke hinaufſchauend, hinzu. „Die Rheingaſſe iſt am Ende des Thurnmarktes, Nr. 54 muß auf der rechten Seite ungefähr in der Mitte liegen; da ſind allerdings alte, aber von ſehr anſtändigen Familien bewohnte Häuſer."

„Du warſt früher lange genug in Köln, um zu wiſſen, welche Klaſſe von Leuten dort wohnt," ſprach Rüding.

„Darüber kannſt Du Dich beruhigen, es wohnen dort reiche Kaufleute, Eigenthümer von Schiffen und Nachkömmlinge alter kölner Patricierfamilien. Was meinſt Du, ſanfter Eduard, ſo eine Pauline von Schack, geborene Rüding ließeſt Du Dir auch gefallen?"

„Das iſt eine gentile Dame — une gentille Dame," bemerkte van der Maaßen, der ſich zuweilen auf ſchwachen Verſuchen, franzöſiſch zu ſprechen, ertappen ließ, „une cousine comme il faut — und wie famos Dir dieſer gute Knorz prophezeiht hat!"

„Haſt Du gar keine Idee von dieſer Anverwandten?" fragte Walter, indem er ihm den Brief zurückgab.

„Ehrlich geſagt, nein, und deßhalb hätte ich auch beinahe Luſt, die zweihundert Thaler zurückzuſchicken — es iſt mir unangenehm, ſie zu behalten!"

„Von einer alten Dame und Baſe — Du biſt komiſch!"

„Darin aber hätte er Recht," meinte Knorz bedächtig, „daß er das Geld zurückſchickte, wenn er es nicht zu dem angegebenen Zwecke einer Reiſe nach Köln verwenden wollte!"

„Mit der Anſicht bin ich auch einverſtanden — ſonſt aber finde ich das Schreiben gänzlich unverdächtig und in einem ungekünſtelten, herzlichen Tone abgefaßt; ich würde mich nicht beſinnen, die Bekanntſchaft einer ſo anſtändigen Baſe zu machen!“

„Ich gewiß nicht,“ ſagte van der Maaßen, „certain non pas!“

„Und alſo auch Du, Knorr, würdeſt das Geld behalten und hingehen?“

„Gewiß, ohne alles Bedenken!“

„Nun gut denn, ihr Kerls,“ ſprach Rodenberg nach einer Pauſe, „ſo will ich Euch einen Vorſchlag thun: machen wir zuſammen den kleinen Ausflug nach Köln; auf gemeinſchaftliche Koſten,“ fuhr er lächelnd fort, indem er die Kaſſenſcheine in die Höhe hob — „iſt etwas an der Sache nicht ganz, wie es ſein ſollte, ſo geht auch das in vier Theile, eben ſo wie das Vergnügen, welches wir vielleicht ausſtehen werden. Bekneipen wir das Haus in der Rheingaſſe 54, und es müßte komiſch zugehen, wenn wir nicht etwas Leben hineinbrächten, um ſo den Wunſch meiner theuren Anverwandten zu erfüllen. Was meint Ihr zu dem Vorſchlage — Du, Knorr, Walter und Rüding? Was Dich anbelangt, mein guter van der Maaßen, ſo biſt Du en qualité d'employé distingué de la maison Beauvillard et Compagnie kein freier Mann mehr und kannſt uns nicht begleiten.“

„Im Gegentheile — au contraire,“ lachte van der Maaßen, „ich kann Euch ſehr begleiten und werde Euch begleiten, denn das trifft gerade mit meiner Abreiſe nach Lyon zuſammen — nur werde ich höchſtens einen oder zwei Tage in Köln bleiben, und da Ihr obendrein zu Vieren ſeid, ſo finde ich es ſchicklicher, in einen Gaſthof zu gehen, gerade que employé bon payé du maison Beauvillard et Compagnie.“

„Und Ihr Anderen — nun, Knorr, was meinſt Du?“

„So 'ne kleine Abwechslung bei dem langweiligen Leben, welches ich jetzt führe, kann wohl nichts ſchaden; auch hätte ich etwas in Köln zu beſorgen.“

„Und Du, Walter?"

„Frage zuerſt den ſanften Eduard."

„Nun, Rüding, was meinſt Du dazu?"

„Ich ſetze voraus," erwiederte dieſer, „daß das Haus Deiner Baſe ein anſtändiges Haus iſt, und in dieſer Vorausſetzung gehe ich mit."

„Dann werde ich gewiß nicht zurückbleiben," lachte Walter, „denn ich könnte es mir Zeit meines Lebens nicht verzeihen, wenn ich es nicht mit angeſehen, welche Verwüſtung er in den Herzen der kölniſchen Jungfrauen anrichten wird!"

„So werde ich den liebenswürdigen Brief in dieſem Sinne beantworten — aber dann ſind wir alle Viere gebunden!"

„Das verſteht ſich — es wird und darf Keiner zurücktreten!"

„Gut, ſo gehen wir zum Carneval nach Köln!"

XXVII.

„Es zogen drei Burſchen wohl über den Rhein.“

Für den, der des Reiſens gewohnt iſt, bedarf es ſelbſt zu einer längeren Tour in entferntere Länder keiner großen Vorbereitungen, oder er weiß die allenfalls nöthigen ohne irgend eine Schwierigkeit zu treffen: ſein Nachtſack mit Toilette-Gegenſtänden iſt in Ordnung, der Koffer braucht nur hervorgeholt zu werden, warme Stiefel, Pelz- und Reiſemütze hangen im Schranke, wann Poſt, Dampfboot, jetzt vor allen Dingen die Eiſenbahn abgeht, weiß man ganz genau, und ſo iſt es, wie oben ſchon bemerkt, für den, der das Ding verſteht, eine Kleinigkeit, es zu beſtimmen und auszuführen: ich reiſe morgen nach Paris oder London.

Unſern Künſtlern machten dagegen die Vorbereitungen zu der kleinen Tour nach Köln nicht geringe Schwierigkeiten. An Reiſegeräthſchaften waren außer einem alten Koffer, mit dem Rüding aus der Heimath angekommen war und der ſich als ziemlich baufällig erwies, nur ein paar geringe Nachtſäcke vorhanden und eine alte, aber ſehr große Hutſchachtel, welche dem langen Bildhauer gehörte und die er indeſſen für genügend erklärte, um ſein Bißchen Wäſche unterzubringen.

Die Berathung über die Vertheilung des Koffers und der Nachtſäcke würde wahrſcheinlich zu keinem Reſultate geführt haben, wenn Rodenberg nicht einen neuen, anſtändigen Koffer für ſich an-

geſchafft hätte. Auch was warme Kleidungsſtücke für eine Winterfahrt anbelangte, zeigten ſich bedeutende Mängel, namentlich bei Walter und Knorr, denen nur dadurch abzuhelfen war, daß Jedem aus der allgemeinen Reiſekaſſe eine dicke wollene Decke beſchafft wurde, die ja ſpäter als Teppich oder Bettvorlage wieder gebraucht werden konnte.

Auch an ſonſtigen Schwierigkeiten gab es noch alles Mögliche zu überwinden: da mußte Schwemmer vorläufig zur Dispoſiton geſtellt werden, da wurde im Koſthauſe für einige Zeit aufgeſagt, da wurde dem Hausherrn die in einigen Tagen fällige Miethe für das ablaufende Quartal bezahlt, denn derſelbe würde im anderen Falle wahrſcheinlich ein ernſtes Geſicht gemacht haben zu dieſer Reiſe, die einem förmlichen Auszuge ſehr ähnlich ſah; denn als die beiden Koffer, Nachtſäcke und die Hutſchachtel gepackt waren, war von beweglichem Vermögen der Künſtler im Reichsapfel nicht viel mehr zu ſehen, beſonders da Knorr eine Zeit lang mit allen ſeinen Geräthſchaften auswärts gearbeitet und da Walter ſeine heilige Cäcilie, die als vollendet zu betrachten war, einem Kunſthändler anvertraut hatte; nur Rodenberg's und Rüding's Kleiderſchrank und Commode zeigten noch etwas Sommergarderobe ohne beſonderen Werth.

Kurz vor der Abreiſe entſtand noch eine neue Schwierigkeit dadurch, daß Rodenberg den Vorſchlag machte, Jeder ſolle ſein Coſtume mitnehmen, das er beim Künſtlerfeſte getragen, indem es wohl möglich ſei, daß davon bei dem kölner Carneval Gebrauch gemacht werden könnte; doch wurde auch vermittelſt Opferns einiger Thaler dieſe Klippe glücklich umſchifft, und es blieb nun einzig noch zu überlegen, auf welche Art die Reiſe nach Köln gemacht werden ſollte.

Von einer Eiſenbahn war damals noch keine Rede, die Dampfboote hatten des Treibeiſes wegen ihre Fahrten eingeſtellt; es blieb alſo nur noch Poſtwagen oder Hauderer. Was den erſteren betraf, ſo war es vorausſichtlich, daß in der jetzigen Jahreszeit, wo viel gereist wurde, die Freunde von einander getrennt zu ſitzen kamen,

vielleicht vertheilt in einige Beichaiſen, und wenn ſie ſich auch auf die heiteren Carnevalstage im alten Köln freuten, ſo hielten ſie doch eine gemeinſchaftliche Fahrt dorthin für eine zu angenehme Einleitung, um darauf ſo ohne Weiteres zu verzichten.

Da traf es ſich glücklich, daß Walter in einem Localblatte las, es gehe in den nächſten Tagen ein vierſitziger, ſehr bequemer Reiſewagen nach Köln und es würden ſolide Paſſagiere zu den anſtändigſten Bedingungen mitgenommen; allerdings ging dieſer Wagen von einem bekannten Wirthshauſe auf der linken Seite des Rheines ab und paſſirte die alte Stadt Neuß. Doch hatte dieſer kleine Umweg nicht viel zu bedeuten, wogegen es angenehmer war, am hellen Tage bei der Abfahrt über den eisbedeckten Strom zu ſetzen, als wenn dies Abends erſt in der Dunkelheit, müde von der Fahrt, ſchläfrig, frierend zu geſchehen hätte. Ein anderes, wichtigeres Bedenken war, daß der Reiſewagen nur vier Plätze enthielt und der Reiſenden mit van der Maaßen fünf waren; doch wurde auch dies dadurch gehoben, daß man lachend übereinkam, abwechſelnd müſſe immer Einer auf dem Bocke ſitzen, der da nicht nur die freieſte Ausſicht und die friſcheſte Luft habe, ſondern welcher auch im Stande ſei, den Kutſcher zu beaufſichtigen, daß er nicht einſchlafe und Unglück anrichte.

So kam denn der Tag der Abreiſe heran, und van der Maaßen hatte die Freunde zu guter Letzt noch zu einem Frühſtücke eingeladen, welches in dem kleinen Wirthshauſe zum Freiſchützen in der Nähe des Rheines vor ſich ging. Vorher hatte der gute Employé distingué de la maison Beauvillard & Co. noch einen warmen Abſchied genommen von den freundlichen Räumen des Reichsapfels, wo er ſo manche gemüthliche Stunde verlebt und ſo manchen koſtenfreien Thee getrunken. Als er die Vorausſetzung ausſprach, er werde dieſe Zimmer wohl in ſeinem ganzen Leben nicht mehr zu ſehen bekommen, ſchien er förmlich von Rührung überwältigt — „denn wenn ich einmal vielleicht nach Jahren zurückkehre,“ ſagte er, „ſo werden hier Kerls wohnen, die mir gänz-

lich unbekannt ſind und mich deßhalb zu keinem Beſuche veranlaſſen;“ er nahm dabei ſo wehmüthig Abſchied von allen Gelaſſen, zuletzt auch von dem Kurzholze, daß keiner der Freunde that, als bemerke er es, wie van der Maaßen hierauf, unter dem Vorwande, auch von dem ausgeſtopften Papagei Abſchied zu nehmen, ins Nebenzimmer ſchlich und dort heimlicher Weiſe am Fenſter eine große Schraube auszog.

Dann frühſtückten ſie mit einander und ſetzten hierauf in einem Nachen über den Rhein.

Es war ein prächtiger, klarer Wintermorgen, der Dienſtag vor Carneval, rings umher Alles mit tiefem Schnee bedeckt, auf dem die Sonne am hellblauen Himmel blendend wiederſtrahlte, dabei war die weite, weiße Landſchaft hier ſo maleriſch belebt durch den majeſtätiſchen Strom mit ſeinen funkelnden, glitzernden Eismaſſen, die, wie leuchtende Kryſtalle langſam hinabſchwimmend, die breite, grüne Waſſerfläche bedeckten.

Die Fährleute arbeiteten ſich mühſam durch die Eismaſſen hindurch, und wenn auch Alles gut von Statten ging, ſo prallten ſie doch zuweilen hier und da derb mit den mächtigen Schollen zuſammen. Als ſie glücklich am andern Ufer angekommen waren, ſagte Rüding, der bei der Ueberfahrt ziemlich kleinlaut im Nachen geſeſſen: „Es war in der That eine geſcheidte Idee, am Tage überzufahren — das hätte in der Nacht eine ſchöne Geſchichte werden können.“

Da ſtand auch ſchon der ſehr anſtändige Reiſewagen und ſah nicht ſo übel aus; allerdings mangelten auf einer Seite die Scheiben, doch wäre es ja auch unmöglich geweſen, in einem geſchloſſenen Wagen bei vier brennenden Cigarren auszuhalten. Da der Außenpaſſagier nach dem Alphabet beſtimmt wurde, ſo kam zuerſt Knorz an die Reihe und ſetzte ſich, in eine der wollenen Decken gewickelt, neben den Kutſcher.

Es war faſt zehn Uhr, als es endlich vorwärts ging in ſanftem Trabe der Pferde, klingelnd über die ſchneebedeckte Landſtraße

dahin. Die Pappelbäume rechts und links hoben ſich faſt ſchwarz ab von dem grellen Weiß der Mauern der hellen Häuſer, die Mauern hoben ſich dagegen kaum von der Schneedecke ab, und ſo ſchien es faſt, als ſchwebten die rothen Ziegeldächer in der Luft. Das und noch viel Anderes mehr beobachtete der lange Bildhauer auf ſeinem Außenſitze und freute ſich darüber, wie Alles ſelbſt in dieſer winterlichen Natur ſo maleriſch zuſammenpaßte. Was die Paſſagiere im Innern anbelangte, ſo waren ſie, nach ihrem guten Frühſtücke warm beiſammen ſitzend, kreuzfidel und unterhielten ſich mit guten und ſchlechten Anekdoten.

Da es beinahe zwölf Uhr war, als man Neuß erreichte, ſo fand der Kutſcher hier einen Aufenthalt zum Mittageſſen, ſowie ein kleines Ausruhen der Pferde durchaus angezeigt und beantwortete die Frage Rodenberg's, ob man denn auch verſprochener Maßen um acht Uhr nach Köln gelangen werde, mit einem förmlichen Lächeln der Geringſchätzung und mit den Worten: „Um acht Uhr hoffe ich, daß meine Pferde im ‚blauen Ochſen' warm im Stalle ſtehen; das ſollte mir fehlen, länger als zehn Stunden zwiſchen Düſſeldorf und Köln zu fahren — haben wir erſt Neuß hinter uns, dann ſollen Sie ſehen, wie es vorwärts geht!"

Es iſt merkwürdig, wie ſchnell auf Reiſen, namentlich in einem ſchaukelnden Wagen die Verdauung vor ſich geht, und da der Wagen unſerer Freunde nicht nur ſchaukelte, ſondern auch bedeutend ſtieß, ſo waren ſie im Stande, dem Mittageſſen alle Ehre anzuthun.

Ein Uhr war längſt vorüber, als ſie Neuß hinter ſich hatten, und Rodenberg, der ſich jetzt ausnahmsweiſe den Kutſcherbock ausbedungen hatte, erwartete vergebens, daß es nun endlich einmal raſch vorwärts gehe — die kleinen mageren Pferdchen ſchlichen müde dahin, und wenn ſie auch mit der Peitſche häufig angetrieben wurden, ſo hatte dies keine weitere Wirkung, als daß ſie ihre Köpfe ſchüttelten und daß die Schellen an ihrem Kopfgeſtelle klingelten. Rodenberg zog ſeine Uhr und zeigte ſie dem Roſſelenker mit einer ernſten Miene, welche dieſer aber mit eben ſolcher Zuverſicht beant-

wortete, als die frühere Frage des jungen Malers. Rodenberg hatte allerdings nach Köln geſchrieben und ſeine und ſeiner Freunde Ankunft auf heute angezeigt; doch wäre es unangenehm geweſen, wenn ſie der alten Dame ſo gar ſpät ins Haus hätten fallen müſſen. Die im Innern der Kutſche waren indeſſen ſo vergnügt wie möglich, lachten und ſangen luſtige Lieder im Chorus und rauchten erſchrecklich viel Cigarren, was man deutlich an dem langſam in die kalte Winterluft hinausſchwebenden Rauche ſah; dann ſchienen ſie ſich wieder Geſchichten zu erzählen, wozu van der Maaßen mit ſeiner dünnen Stimme förmlich krähend lachte. Dann ſchien Rüding zur Abwechslung von Walter etwas gehänſelt zu werden, und dann erklang die Stimme des ſanften Eduard ins Freie hinaus: ‚der Wagen ſolle halten, denn er wolle jetzt auch einmal draußen ſitzen!‘ Nachdem nun die Plätze gewechſelt waren, ging es wieder vorwärts, und Rodenberg ſchlug eine Whiſtpartie vor, zu welchem Zwecke er die Karten zu ſich geſteckt hatte. Das war eine ganz famoſe Idee, und ſie ſpielten verſchiedene Rubber nach einander, bis endlich der Wagen wieder hielt zu einer nothwendigen, aber ſehr raſchen Fütterung, wie der Kutſcher verſicherte.

Dieſe Abfütterung zog ſich aber doch etwas mehr in die Länge, als man gedacht, und ehe es wieder recht vorwärts ging, fing es ſo raſch und ſtark an zu dunkeln, daß der Kutſcher abermals halten mußte, um eine Laterne anzuzünden, womit er indeſſen geraume Zeit nicht zu Stande kam.

Endlich war auch dieſe Schwierigkeit überwunden, doch zeigte jetzt Rodenberg's Uhr ſchon die ſechste Stunde, und es war demnach keine Möglichkeit mehr, Köln um acht Uhr zu erreichen. Dies gab denn der Kutſcher jetzt auch achſelzuckend zu, wobei er den tiefen Schnee und den ſchwerbeladenen Wagen vorſchob. „Weiß der Teufel,“ ſagte er, „was heute in die Pferde gefahren iſt, denn ſonſt rennen ſie dahin wie die Drachen, und ſind heute kaum vorwärts zu bringen“ — eine Behauptung, die leider ſehr gerechtfertigt war, denn die müden Gäule ſchlichen nur im erbärmlichſten Hundetrabe weiter.

Die Ausſicht, viel ſpäter anzukommen, ſowie die raſch zunehmende Kälte lähmte die heitere Laune der Künſtler; hier und da wurde wohl noch eine Geſchichte zum Beſten gegeben, auch noch eine Cigarre geraucht, aber es war kein rechter Humor mehr bei der Sache; jeder drückte ſich ſchauernd in ſeine Ecke, ſtreckte die Füße aus, ſo gut als es eben ging, und verſuchte zu ſchlafen. Kaum aber, daß die müden Augen eben zugefallen waren und daß ſich das Schaukeln des Wagens in unbeſtimmte gaukelnde Traumbilder aufgelöst, ſo klopfte auch ſchon der betreffende Außenpaſſagier an die Scheiben und verlangte raſchere Abwechslung, da man bei dem kalten Winde Gefahr laufe, die Füße zu erfrieren. Auch ſtellte ſich immer mehr die Unannehmlichkeit der fehlenden Scheiben dar, und als es acht Uhr geworden war, als die Pferde wie matte Fliegen dahinſchlichen, als die Räder auf dem Schnee den gewiſſen ſeufzenden, knirſchenden Ton von ſich gaben, da beſchloſſen alle fünf Künſtler zu gleicher Zeit, eine halbe Stunde neben dem Wagen herzulaufen und ſich wieder inwendig zu erwärmen. Sie dehnten dieſe Fußpartie aus, bis ſie ein einzeln ſtehendes Wirthshaus erreichten, zu deſſen vor der Thür ſtehendem Futtertroge die Pferde augenblicklich ablenkten. Hier fand noch eine abermalige Fütterung von Menſchen und Thieren Statt, worauf Walter den klugen Vorſchlag machte, ſich nach genoſſenem guten, alten Steinhäger zu Fünf in den Wagen zu ſetzen und bei alſo vermehrter Wärme zu dem lang erſehnten Schlafe zu gelangen. Eine glückliche Idee, die Rodenberg noch dadurch vervollkommete, daß er mit einem der wollenen Teppiche die offenen Wagenfenſter verſchloß.

So behaglich in der Wärme ſitzend und langſam fortſchaukelnd, verſuchte es Dieſer oder Jener noch ohne großen Erfolg, die Anderen für eine pikante Geſchichte zu intereſſiren, ſtimmte auch wohl den Anfang eines Liedes an, um aber wegen mangelnder Theilnahme nicht über die erſte Strophe hinauszukommen. Dabei vernahm man hier und da einen leiſen Seufzer, ein tiefes Gähnen, auch zuweilen den Ausruf: „Ja, ja, die amuſanteſte Fahrt kann

als ſie antwortete: „wer weiß, Herr Graf, vielleicht verſchwinde ich noch ſpurloſer, als bisher! das heißt, vielleicht, ja, wahrſcheinlich werden Sie mich nie wieder ſehen; und daß ich Ihnen das ſage und daß ich Ihnen darauf mit einer großen Bitte läſtig falle, ſoll Ihnen beweiſen, wie gut ich von Ihnen denke, ja, wie ſehr freundlich ich ſtets Ihrer gedacht.“

„Schönſte Anna,“ ſagte der junge Mann entzückt, „Sie haben eine Bitte? Sprechen Sie ſie aus, und wenn es mir möglich iſt, ſie zu erfüllen, ſo ſoll es gewiß geſchehen! Wollen Sie ein reizendes Appartement, eine kleine niedliche Equipage? — befehlen Sie, ich will Alles thun, was Sie wünſchen — ich bin ſo froh, Sie wieder zu ſehen!“

Das Mädchen ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: „es wird mir ſchwer, meine Bitte auszuſprechen, aber ich gebe Ihnen die heilige Verſicherung, daß das, was ich von Ihnen wünſche, nicht für mich iſt.“

„Sprechen Sie, Anna,“ entgegnete der Graf und küßte die Stelle ihrer Hand, die zwiſchen Handſchuh und Kleid ſichtbar war.

„Wohlan,“ ſagte das Mädchen und zog ihre Hand zurück; „ich brauche fünfzig Louisd'or — — — — nicht für mich, Herr Graf, bei Gottes Barmherzigkeit, auf die ich hoffe, auf die wir ja alle hoffen müſſen, nicht für mich!“

„Liebes Kind,“ ſagte der Graf lachend, „ob Sie die Kleinigkeit für ſich brauchen oder für Jemand anders, iſt mir wahrhaftig gleichgültig; ich ſchätze mich nur glücklich, Ihnen dieſen unbedeutenden Dienſt leiſten zu können.“ — Damit eilte er in ſein Schreibzimmer und holte eine kleine Rolle, die er in die Hand des Mädchens legte.

„Gott lohn' es Ihnen!“ ſagte ſie, und zwei große Thränen zitterten in ihren Augen, — „Gott lohn' es Ihnen, Herr Graf, Sie haben vielleicht das Glück eines Menſchen gemacht!“

am Ende langweilig werden!“ Dann wurde es ſtill im Wagen, immer ſtiller.

„Und man hört nur wie verſtohlen
Unarticulirte Laute
Und ein tiefes Athemholen.“

Wie wahr ſagt Freiligrath in einem ſeiner ſchönen Lieder, daß es Poeſie ſei, wenn nach langer, nächtlicher Fahrt der Huf der Pferde endlich auf dem Straßenpflaſter klirre, ſo das erſehnte Ziel begrüßend, und dieſer bekannte Klang verfehlte auch ſeine Wirkung auf das Ohr unſerer Freunde nicht.

„Wo ſind wir?“ rief der Eine.

„Wie mich däucht, zwiſchen den Befeſtigungswerken Kölns,“ ſagte Rodenberg, indem er den Teppich von der Fenſteröffnung wegzog und hinausſchaute — „ja, richtig, hier iſt das Glacis, wir kommen ſogleich an die erſte Brücke!“

„Endlich — nun, Gott ſei Dank!“

Ja, unſere Künſtler hatten die alte Colonia erreicht, und die Pferde, jetzt dem Stalle ſo nahe, ſchienen neu gekräftigt zu ſein, und ſo raſſelte der Wagen munter zwiſchen den Glacis-Einſchnitten hindurch, dann mit dröhnendem Klange über die Holzbrücke, um jetzt unter dem erleuchteten Bogen des Eigelſteiner-Thores zu einer kleinen Mauthdurchſuchung zu halten.

Zum Glücke war der Kutſcher ein Bekannter des dienſthabenden Steuer-Aufſehers, und es genügte ſeine Verſicherung, ſeine Paſſagiere, fünf Maler, hätten ſo wenig Gepäck bei ſich, daß an eine Beeinträchtigung der Zollgeſetze durchaus nicht zu denken ſei, weßhalb der Wagen ohne längeren Aufenthalt weiterfahren konnte und nach wenigen Minuten vor ſeinem Ziele, dem Wirthshauſe zum „blauen Ochſen“, hielt.

„Das war eine Fahrt!“ rief der dicke van der Maaßen, indem er langſam aus dem Wagen kletterte — „ich weiß nicht, ob ich noch meine eigenen Beine habe, ſie kommen mir ſo fremd und unbeholfen vor — wahrhaftig, ich bin wie gerädert!“

„Und ich erſt!“ ſeufzte Rüding mit einem kläglichen Geſichte, wobei er ſich ſchüttelte, wie ein Pudel, der eben aus dem Waſſer kommt — „Ihr habt doch Jeder eine Ecke gehabt, aber ich ſaß in der Mitte zwiſchen Walter und van der Maaßen wie in einem Schraubſtocke.“

„Was nutzt das Lamentiren?“ brummte Walter — „fröhlich, mein Junge, wir ſind angelangt, ohne umgeworfen zu werden und dergleichen Geſchichten — pah, wie ich mich auf ein warmes Zimmer freue und ein gutes Abendbrod!“

„Damit wird ſich heute Abend viel haben,“ ſagte Rodenberg unmuthig, als er an der Laterne des Hausknechtes ſeine Uhr zu Rathe gezogen — „zehn Uhr vorüber; ehe der Wagen abgeladen iſt und wir in die Rheingaſſe kommen, iſt es eilf Uhr, eine ſo ſpäte Stunde, daß man weder ein warmes Zimmer noch ein Abendeſſen verlangen kann.“

„Das wäre furchtbar!“ ſeufzte der ſanfte Eduard, der in ſeiner matten Bewegung etwas von einer geknickten Lilie hatte.

„Es iſt doch Jemand da, der unſere beiden Koffer in die Rheingaſſe tragen kann?“ fragte Rodenberg den Hausknecht; doch zuckte dieſer die Achſeln und meinte, dazu ſei es zu ſpät, er ſchlüge den Herren vor, die Koffer bis morgen früh da zu laſſen.

Es gibt Seelenzuſtände, in denen man mit nichts zufrieden und doch wieder mit Allem einverſtanden iſt, und da bei unſeren Freunden das letztere Gefühl vorherrſchend war, ſo entſchloſſen ſie ſich, ihre Koffer bis morgen früh im „blauen Ochſen“ zu laſſen und mit den Reiſeſäcken in der Hand das Haus Nr. 54 in der Rheingaſſe aufzuſuchen.

Bis zur Trankgaſſe ging van der Maaßen mit, dann ſchritt er nach einem herzlichen Abſchiede dieſe hinauf, während die vier Anderen unter Walter's Führung, der ſchon früher eine geraume Zeit in Köln zugebracht, ihren Weg über den Domhof fortſetzten. Der Employé distingué de la maison Beauvillard & Co. glaubte es ſich ſchuldig zu ſein, im Mainzer Hofe abzuſteigen.

Jedermann wird es begreiflich finden, daß die vier Künſtler einen Augenblick vor dem Domchore ſtehen blieben und ſich das majeſtätiſche Gebäude mit Bewunderung anſchauten, da bei der ſternhellen Nacht und dem Leuchten des Schnee's ſchon etwas von den grandiöſen Verhältniſſen der Kathedrale zu ſehen war, dann ſetzten ſie ihren Weg fort durch das Bechergäßchen über den Altenmarkt, wo ſie die Rathhaus-Uhr in hellen Schlägen die eilfte Stunde verkündigen hörten.

„Es gränzt eigentlich an Unverſchämtheit, „knurrte Walter, „der freundſchaftlichen Einladung einer alten Dame folgend, derſelben gegen die Mitternachtsſtunde vier Kerls hoch in's Haus zu fallen!“

„Aber Rodenberg hat uns ja angezeigt!“ meinte Rüding kleinlaut.

„Allerdings angezeigt — aber wie angezeigt: ‚Ich werde mir das Vergnügen machen, theuerſte Baſe, Ihrer Einladung Folge zu leiſten,‘ ſprach er mit komiſchem Pathos, „und nach Ihrer gütigen Erlaubniß ein paar meiner Freunde mitbringen, den berühmten Rüding, den bekannten Walter und Knorr, den geprieſenen Bildhauer‘ — ja, und darauf hat die gute Frau ſich eingebildet, dieſe bekannten und berühmten Künſtler müßten unfehlbar vor Einbruch der Dunkelheit in einer vierſpännigen Extrapoſt-Chaiſe ankommen; vielleicht hat ſie auch an den Eilwagen gedacht — dann ſah ſie uns aber ſchon im Geiſte mit einer Unzahl von Packträgern, die unſere ſchweren Koffer trugen, und nun ſchleichen wir heran mit durchnäßten Stiefeln, erfrorenen Naſen, jeder ſein mageres Bündel in der Hand — ich fürchte, die Dame läßt uns gar nicht ein, ſondern macht es wie die militäriſchen Quartiergeber, und läßt uns irgendwo, im ‚naſſen Schwamm‘ oder im ‚ſtillen Vergnügen‘ auf ihre Koſten unterbringen.“

Rüding, der ſeine Spannkraft in dem Maße zu verlieren ſchien, wie ſich ſeine blonden Locken durch die Feuchtigkeit in lange, ſtraffe Stränge auflöſten, ſeufzte aus tiefem Herzen: „Das wäre ja entſetzlich — ach, wenn ich lieber zu Hauſe geblieben wäre!“

„So klingt ein altes Lied,“ ſchnauzte Walter ihn an, „und dies hat nachher ſchon Mancher geſagt! Jetzt heißt es auch bei Dir: mit eingebrockt, mit ausgegeſſen — da hilft kein Lamentiren mehr!“

„So arg, wie Du uns das vorſtellſt, iſt es nicht,“ erwiederte Rodenberg; „doch hat uns der verfluchte Kutſcher mit ſeinem jammervollen Geſpann allerdings in Verlegenheit gebracht — wißt Ihr aber, was ich Euch vorſchlagen möchte? Wir wollen uns nach einem kleinen Wirthshäuschen umſehen und dort etwas zu Nacht eſſen, damit wir wenigſtens ſagen können, wir haben ſchon ſoupirt.“

„Ja, das wollen wir!“

Unter den angeführten Geſprächen waren ſie über den Altenmarkt gegangen, hatten die Friedrich-Wilhelms-Straße und dann den Thurnmarkt erreicht, wo ſie indeſſen vergeblich nach einem erleuchteten Fenſter ſpähten. Da war allerdings der Hof von Holland und der Königliche Hof, durch deren bereits verſchloſſene, mit Gittern verſehene Hausthüren noch Lichtſchein drang; doch konnte es nicht in ihrer Abſicht liegen, in eines dieſer Hotels erſten Ranges zu einem ſpärlichen Nachteſſen einzufallen. Leider waren indeſſen alle übrigen Häuſer, in deren beſcheidenen Mauern ſich wohl hier und da ein kleines Weinkneipchen befinden mochte, nächtlich dunkel, — nur dort in der Nähe der Rheingaſſe, ihrem Ziele, ſahen ſie ein hell erleuchtetes Fenſter neben einer allerdings verſchloſſenen Thür, über welcher Rodenberg's ſcharfes Auge ein ſo lang erſehntes Wirthshausſchild erblickte. Sie eilten voller Hoffnung dorthin, um unangenehm getäuſcht zu werden: es war dies allerdings eine Weinſtube, doch ſtand das hell erleuchtete Fenſter weit offen, und als ſie von der Straße hineinſchauten, bemerkten ſie ein Dienſtmädchen, welches, das Gemach auskehrend, mit ihrem Beſen mächtige Staubwolken aufwirbelte und dazu mit lauter Stimme ſang:

„Faſtelovend kütt eran,
Spille mer op der Büſſe;
Alle Mädcher krigge 'ne Mann,
Ich un och mi Söſter.“

Zum Ueberfluß erkundigte ſich Rüding, dicht an das Fenſter treiend, in ſehr demüthigem Tone, ob man noch Einlaß haben könne, doch erwiederte ihm die ſtämmige Magd, indem ſie ihren Beſen wie eine Hellebarde in die Hand nahm, heute ſei Alles im Bette, ſie möchten morgen wiederkommen.

„So, das hätten wir auch noch verſucht," ſagte Rodenberg in einem luſtig ſein ſollenden, aber ärgerlich klingenden Tone, „jetzt aber vorwärts und unſer Heil an der richtigen Thür verſucht!"

Sie traten in die Rheingaſſe, um Nr. 54 zu finden, doch war dies bei mangelhafter Beleuchtung kein ſo leichtes Geſchäft.

„Ich glaube faſt," brummte Walter, „die Nummern verſtecken ſich förmlich vor uns, ich ſehe doch ſonſt gerade nicht ſchlecht!"

„Hier iſt zweiundfünfzig," ſagte Rüding.

„Und da vierundfünfzig," rief Rodenberg, der ein paar Schritte vorausgegangen war.

Da ſtanden ſie denn vor einem großen, finſtern Hauſe mit drei Stockwerken, über welcher ſich eine verſchnörkelte Giebelwand noch einmal ſo hoch erhob. Fenſter hatte das Haus genug, aber aus keinem derſelben drang ein einladender Lichtſtrahl — ach, und es thut ſo wohl, wenn man müde und hungrig ſein Reiſeziel erreicht hat, erleuchtete Fenſter zu ſehen, die uns freundlich grüßen und die zu uns ſprechen: Geſchwind herein, hier ſind gute Freunde, die euch erwarten!

Eine breite, ausgetretene Steintreppe führte auf die Gaſſe hinab, und rechts und links von derſelben befanden ſich unten auf Poſtamenten ein Paar ſchildhaltende, grimmig blickende ſteinerne Löwen, die einen ſonderbaren Anblick gewährten, weil der gefallene Schnee auf ihren breiten Köpfen förmlich weiße Perrücken bildete.

„Es iſt mir gerade, als wären wir die vier Haymonskinder," brummte Walter, „und gerade in dem Augenblicke, als ſie vor der aufgezogenen Zugbrücke des Schloſſes des Herzogs Gilbert hielten und vergebens Einlaß verlangten."

„Darin liegt doch noch ein Unterſchied," meinte Knorr. „Die

vier Haymonskinder kamen wenigſtens nicht zu Fuß, ſondern ritten, freilich nur auf einem einzigen Pferde; aber man ſah ſie vom Thurme und meldete dem Herzoge wenigſtens ihre Ankunft. Hier aber bemerke ich nicht einmal eine Klingel, die uns anzukünden im Stande wäre."

„Es iſt das eine unheimliche Gaſſe," ſeufzte Rüding. „Die hohen, finſteren Häuſer ſchauen ſich mit den zackigen Giebeln ſo ergrimmt an, als wollten ſie wüthend über einander herfallen — und wie der kalte Wind vom Rheine heraufpfeift! Wie hat's der van der Maaßen ſo gut, der Kerl liegt in ſeinem warmen Bette im Mainzer Hofe — o, o!" ſagte er in fröſtelndem Tone und ſetzte nach einer Pauſe, während welcher er an dem Hauſe hinaufgeſchaut hatte, hinzu: „Iſt es mir doch gerade, als ſchaue dort oben Jemand heraus und blicke unſerm Jammer gleichgültig zu."

„Was Du für Jemanden hältſt," brummte Walter, „iſt ein Kopf von Stein, ſo viel ich im Halbdunkel ſehe — eine ſchlimme Vorbedeutung für uns, im Falle nämlich dieſe kalte, ſteinerne Begrüßung im Einklange ſteht mit der Gaſtfreundſchaft der Bewohner dieſes düſtern Hauſes."

Rodenberg war indeſſen die Treppe hinaufgeſtiegen und hatte den verſchnörkelten Thürklopfer gefunden; ehe er ihn aber in Bewegung ſetzte, rief er den Gefährten nochmals mit halblauter Stimme, aber in gutem Humor zu: „Ich muß mit Euch nochmals Kriegsrath halten, und Eure Anſicht ſoll gelten, da ich es war, der Euch hieher gebracht. Das finſtere Haus erſcheint mir wie die Burg des Rieſen im Märchen — entſcheidet denn, wollen wir uns eine andere Nachtherberge ſuchen? Soll ich anklopfen oder nicht?"

„Ich denke, wir beſtehen das Abenteuer," ſprach der lange Bildhauer; „einen unangenehmen Empfang können wir ſchon hinnehmen zur Verbüßung unſerer Sünden."

„Klopfe nur an," ſagte Walter, „man muß Alles verſuchen!" worauf ſich der ſanfte Eduard, ohne ſeine Meinung zu äußern,

hinter den langen Knorz stellte, denn er hatte ganz absonderliche Ideen von ausgeleert werdenden Kübeln und hinabgeworfenen Besen, sobald sein muthigerer College vermittels des Thürklopfers den tiefen Frieden jenes stillen Hauses störe.

Da erklang dieser Thürklopfer schallend durch die Nacht, so bescheiden auch Rodenberg angeklopft hatte, und obgleich er gewiß nicht unvorbereitet dicht an der Thür stand, so hätte er doch fast durch einen Schritt rückwärts sich auf unfreiwillige Art mit den Freunden unten vereinigt, da sich nach dem ersten Tone des Klopfers die Thür so rasch und weit öffnete, als seien die Ankommenden längst erwartet gewesen, was ja eigentlich auch der Fall war.

Vor dem Blicke des jungen Malers zeigte sich eine weite, erleuchtete Hausflur und in derselben stand ein alter, freundlich aussehender Mann mit schneeweißem Haare und einem Kleide aus schwarzem Sammt nach dem Schnitte jener Zeit, als noch die Overstolzen und andere mächtige Geschlechter des alten Köln hier in der Nähe der Rheingasse residirten.

Der alte Mann hatte ein wohlwollendes, sehr gutmüthiges Gesicht und hob den silbernen Armleuchter mit drei Kerzen, den er in der Hand hielt, hoch empor, theils um den Angekommenen den Eintritt zu erleichtern, anderentheils auch wohl, um einen Schein auf die Treppen fallen zu lassen, deren Stufen Knorz und Walter jetzt emporstiegen, etwas später von Rüding gefolgt, der, wie er nachher sagte, beim Oeffnen der Thür aus Langerweile gegen die andere Seite der Straße zurückgewichen war, um das alte, interessante Haus besser betrachten zu können.

Neben der Hausthür stand ein Diener in derselben alterthümlichen Tracht wie der mit den weißen Haaren, an den sich nun Rodenberg wandte, sein tiefes Bedauern aussprechend, daß ein Zusammentreffen aller möglichen unangenehmen Umstände schuld an diesem späten Eintreffen sei und daß er und seine Begleiter es gewiß nicht gewagt hätten, noch in dieser Stunde zu kommen, wenn

er nicht hätte fürchten müſſen, man erwarte ihn vergeblich, worauf der alte Mann mit einem milden und freundlichen Lächeln erwiederte:

„Ich darf von dieſer Entſchuldigung durchaus nichts annehmen und anhören, da meine Gebieterin es mir ſehr übel deuten würde, und vorausſetzen müßte, ich hätte Sie nicht mit den Worten empfangen, daß man ſich außerordentlich freut, Sie endlich hier zu ſehen. Was die ſpäte Stunde anbelangt, ſo iſt das auch nicht im Geringſten der Rede werth — meine Gebieterin, die ſich ſchon längſt in ihre Zimmer zurückgezogen hat, wird dadurch in keiner Weiſe geſtört, und uns gab das die angenehme Gelegenheit, ſo werthe und liebe Gäſte erwarten zu dürfen.“

Unter dieſer Anrede, die der alte Mann mit einer gewiſſen vornehmen Feierlichkeit ſprach und nach deren Beendigung er, ſich tief verbeugend, voraus die Treppen hinanſtieg, waren unſere vier Freunde in das Haus getreten, deſſen Thür alsbald wieder von dem Diener geräuſchlos geſchloſſen wurde.

Rodenberg ging hinter dem ehrwürdigen Führer mit ſeiner wiedergewonnenen, ganz ſorgloſen Heiterkeit, Knorr in dem Gedanken, Alles geduldig hinnehmen zu wollen, was ſich da begeben würde, Walter beobachtend und Rüding ſchüchtern, mit dem Gefühle eines gefangenen Vogels, jeden Augenblick aus irgend einer dunkeln Ecke die langen Rieſenfinger erwartend, welche ihm den Hals umdrehen würden. Daß die Hausflur trotz der ſpäten Nachtſtunde noch ſo angenehm erwärmt war, daß die Stufen der Treppe mit dicken Teppichen bedeckt, vor Allem aber ein ausgezeichnet ſüßer Duft nach irgend etwas Gutem, das irgendwo gebraten wurde, hob allerdings ſeine gedrückte Stimmung ein wenig, doch nicht ſo weit, um aus ſeinem halb erfrorenen und zuſammengerüttelten Kopfe die Gedanken an verrätheriſche Lockſpeiſen, an Henkersmahlzeiten mit gräßlichem Schluſſe, ſo wie an öde, ſtille Häuſer mit allen Schrecken der Mitternachtsſtunde zu verbannen.

Rodenberg ſcherzte indeſſen mit dem alten, würdigen Haushofmeiſter, als den ſich der alte Mann im ſchwarzen Sammtkleide zu

erkennen gegeben hatte, und verſicherte, einen ſo wunderbaren und herrlichen Contraſt, wie den dieſes gaſtlichen Hauſes mit der nächtlichen Dunkelheit und der kalten Gaſſe draußen, habe er nie erlebt, und wenn er ſich darüber ſchon für ſeine Perſon glücklich fühle, ſo thue er das doppelt für ſeine guten und lieben Freunde, die ihm gefolgt, da er ihnen das Liebſte und Schönſte von der Freundlichkeit ſeiner ihm allerdings noch unbekannten Baſe geſagt.

„Und worin Sie nicht zu viel gethan," gab der Haushofmeiſter mit einer Verbeugung, wodurch er die abweſende Herrin ehren zu wollen ſchien, zur Antwort; „ſie iſt die Güte und Herzlichkeit ſelbſt, und wer ſie einmal geſehen, muß ſie lieben und verehren!"

„Darauf freue ich mich wie das Kind auf eine Weihnachtsbeſcherung," erwiederte der junge Maler in ſeinem aufrichtigen, herzlichen Tone — „morgen früh hoffe ich das Glück haben zu dürfen, meine verehrte Baſe zu ſehen!"

„Gewiß, morgen früh!" verſetzte der alte Mann mit einer abermaligen Verbeugung. Dann ſagte er in einem ſehr ehrerbietigen Tone: „Und hier ſind Ihre und dieſer Herrſchaften Gemächer."

„A—a—a—ah!" machte Rodenberg, als ſie nun durch ein Vorzimmer in einen nicht zu großen, aber allerliebſt möblirten, behaglich erwärmten Salon traten, wo eine kleine Tafel für vier Perſonen auf's reichlichſte gedeckt ſtand.

„A—a—a—ah!" knurrte auch Walter vor ſich hin, als ſie in das nächſte Gelaß traten, ein großes Zimmer mit flackerndem Kaminfeuer, deſſen elegante Einrichtung mit hohen Spiegeln, wohlverſehenen Toilettetiſchen, bequemen Ruhefauteuils, vor Allem aber mit zwei mächtigen Betten ſeine Beſtimmung ſogleich errathen ließ. Daneben befand ſich ein zweites Zimmer, faſt eben ſo möblirt und wie das erſte ein ſo unbeſchreiblich angenehmes Enſemble bildend, daß ſich bei ſeinem Anblicke ſelbſt das geängſtigte Herz Rüding's in einem ſtillen Seufzer der Befriedigung Luft machte.

„Wenn es Euch recht iſt," ſagte Rodenberg, „vertheilen wir

uns ſo, daß der ſanfte Eduard und Knorr hier in dieſem Zimmer bleiben und ich das andere mit Walter beziehe."

„Einverſtanden!" murmelte der alte Maler. „Ah," rief er aus, ſich behaglich in einen der weichen Lehnſtühle ſetzend, „was iſt das für eine Wonne, nach einer ſolchen Fahrt in einem warmen Zimmer die kalten Glieder ſtrecken zu können!"

„Wenn es den Herren gefällig iſt," ſagte der freundliche Haushofmeiſter, „ſo will ich befehlen, daß ein kleines Souper ſervirt werde."

„Wobei ich recht ſehr bedaure, daß wir dieſem gaſtlichen Hauſe noch in ſo ſpäter Nacht eine ſolche Unruhe verurſachen!"

Dieſe Worte erwiederte der Haushofmeiſter nur mit einem Kopfſchütteln und einem freundlichen behaglichen Lächeln, wobei er ſich zufrieden die Hände rieb, als wollte er ſo ausdrücken: eine ſolche ſei gar nicht der Mühe werth und es verlohne ſich nicht darüber weiter zu reden.

Es war ein glücklicher Zufall, daß die vier Künſtler ihre warmen Pantoffeln in den Nachtſäcken bei ſich hatten und es ihnen dadurch möglich war[illegible]h nach jeder Richtung hin behaglich an den kleinen Eßtiſch zu ſetzen.

Rodenberg's Auge ſtrahlte vor Vergnügen; durfte er ſich doch gewiſſer Maßen als Vermittler zwiſchen ſeinen Freunden und allen dieſen Herrlichkeiten betrachten. Walter meinte mit zufriedenem Lächeln, daß ihm die ganze Geſchichte mit dem coſtumirten Haushofmeiſter und dem Bedienten in ihrer alten Tracht jetzt ſchon als Anfang eines luſtigen Carnevals erſcheine. Das Auge des alten Bildhauers ſchwebte heiter und neugierig über die verſchiedenen zierlichen Geräthſchaften, womit der Tiſch gedeckt war. Und nachdem ſich Rüding behaglich hingeſetzt, verſicherte er: ein ſo guter und reich gedeckter Tiſch ſei ihm immer eine angenehme Jugend-Erinnerung.

Daß das Souper, wie es nun folgte, dem eleganten Service auch Ehre machte, brauchen wir kaum zu erwähnen; es war leicht

„Das soll mich freuen!“ sagte der leichtsinnige, aber gute junge Mensch; „wenn ich Ihnen nur einen frohen Augenblick gemacht habe, ist mir's genug. Aber Sie wollen mich schon verlassen?“ setzte er hinzu, als er sah, wie sich Anna aus ihrem Fauteuil erhob und den Schleier über ihr Gesicht fallen ließ — „wann werde ich Sie wiedersehen, Anna?“

„Ich weiß es nicht, Herr Graf; Sie sehen, ich will ehrlich gegen Sie sein, ich weiß wahrhaftig nicht, wann ich Sie wieder sehen werde: aber bemerken Sie den heutigen Tag, Sie haben ein sehr gutes Werk gethan! Dieses Geld wird zu einem schönen und edlen Zwecke benützt.“

„Und das ist Alles, was Sie mir heute sagen?“ entgegnete der Graf und stützte sich auf den Fauteuil, den das Mädchen eben verlassen: „nicht einmal ein Versprechen geben Sie mir, wann ich Sie wieder sehen soll?

„Ich kann nicht,“ sagte Anna und reichte ihm die Hand zum Abschiede; „glauben Sie aber, wir sehen uns gewiß wieder. Nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten und innigsten Dank für Ihre Güte — leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ sagte der junge Mann und zog das nicht widerstrebende Mädchen leicht an sich, alsdann drückte er einen Kuß auf den Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, und als er durch denselben ihre Thränen fühlte, geleitete er sie ehrfurchtsvoll bis an die Thür.

Gleich darauf rollte unten ein Wagen fort, und der Graf, der an das Fenster getreten war, fuhr mit der Hand über das Gesicht und sagte zu sich selber: „dieses schöne Mädchen ist wahrhaftig eines der sonderbarsten Geschöpfe, die ich je kennen gelernt, und daß ich sie einstens kennen gelernt, ist für mich eine der seligsten Erinnerungen' — — — So gern ich aber auch ihre Bitte erfüllte, muß ich doch gestehen, daß fünfzig Louisd'or für

und ausgeſucht, wie es ſich für eine ſo ſpäte Nachtſtunde paßt. Der Bediente ſchenkte einen leichten Rheinwein ein, und die paar Kelche Champagner, die er darauf gab, waren gerade genug, um die angenehme Stimmung der vier Künſtler zu erhöhen.

Als ſie geendet hatten und jeder mit zufriedener Miene der eben verlebten angenehmen Stunde gedachte, ſagte Rodenberg, indem er ſeine Freunde der Reihe nach lächelnd betrachtete: „Jetzt weiß ich ganz genau, was Euch noch zur vollkommenen Glückſeligkeit fehlt; doch werdet Ihr es billig finden, dem für heute Abend und noch ſo lange zu entſagen, bis ich hierüber die Neigung meiner Baſe erfahren.“

Doch ſchienen ſie heute Abend den Kelch des Behaglichen bis auf die Neige leeren zu dürfen; denn kaum hatte Rodenberg jene Worte geſprochen, als der Haushofmeiſter noch einmal eintrat, um auf den Tiſch ein Cigarrenkäſtchen von einem angenehmen, verſprechenden Aeußern niederzuſetzen. Dann empfahl er ſich, den Herrſchaften eine gute Nacht wünſchend, wobei er die Bitte ausſprach, ohne alles Bedenken und zu jeder Stunde die Klingel zu benutzen, falls ſie irgend etwas wünſchen ſollten.

Als er die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte, faßte der lange Bildhauer ſein Glas und ſagte, indem er, wie immer bei ſolchen Veranlaſſungen, ſtarr in das Licht blickte: „Es ziemt ſich wohl, daß man mit einem dankenden Worte der gütigen Herrin dieſes Hauſes gedenkt. Mir kommt Alles faſt wie ein Traum vor und habe ich immer noch die Befürchtung, plötzlich auf der kalten Landſtraße zu erwachen; oder iſt am Ende das ganze Leben, welches wir ſeit einer langen Reihe von Jahren geführt, ein Traum geweſen, mit vielen Unannehmlichkeiten und Entbehrungen, und ſind wir jetzt erſt wieder daraus aufgethaut und genießen nun wieder unſer urſprüngliches, behaglicheres Daſein — vier wackere Künſtler, die in dieſem Hauſe gemalt und gemeißelt und denen die dankerfüllte Beſitzerin dieſes herrliche Mahl geſpendet? Doch Traum oder nicht Traum — ich weihe ihr dieſes Glas!“

„Und ich weihe ihr ein zweites,“ rief Rodenberg, „aber nicht in Deinem Sinne, ohne Phantaſie die Gegenwart genießend, und hoffe dabei auf einige helle, angenehme Tage in dieſem alten Hauſe, das uns noch vor einer Stunde ſo finſter angeblickt!“

„Carneval,“ ſagte Walter ſchmunzelnd, „es iſt Carneval, der alte, ehrwürdige, herrliche kölner Carneval — merkt Ihr denn das nicht? Die alte Dame weiß mit Künſtlern umzugehen, ſie verſetzt uns gleich in die richtige Stimmung und wird uns bis zum grauen Aſchermittwoch in einem koloſſalen Freudenrauſche zu erhalten wiſſen — das nenne ich Gaſtfreundſchaft — das nenne ich die Freunde ſeiner Freundſchaft würdig empfangen; ich muß auf ihr Wohl zwei Gläſer leeren, und ich ſehe es dem ſanften Eduard wohl an, wie ſehr er danach brennt, mir in gleichem Sinne Beſcheid zu thun!“

„Beſcheid allerdings,“ entgegnete Rüding in einem etwas geringſchätzenden Tone, aber nicht in gleichem Sinne; „Du haſt Dich freilich nicht wie ich von Jugend auf in vornehmen Häuſern bewegt und ſiehſt das für Maskerade an, was wir ganz natürlich finden. Daß die Tracht des Haushofmeiſters und des Bedienten von unſerer jetzigen abweicht, liegt wohl in der Laune ihrer alten, vornehmen Gebieterin, und es iſt wahrſcheinlich kein Compliment für dieſelbe, das mit dem Carneval in Verbindung zu bringen — habe ich nicht Recht, Rodenberg?“

Walter wollte auf ſeine Art etwas erwiedern; doch legte Rodenberg die Hand auf ſeinen Arm und ſagte, gegen Rüding gewandt: „Dieſe Stunde iſt wahrlich zu ſchön, um über die Entſtehung derſelben zu ſtreiten; es iſt gewiß beſſer, wenn wir ſie ohne Reflexionen annehmen!“

„Ja,“ ſtimmte Walter zu, „nehme ſie Jeder an, wie er kann. Du als Vetter des Hauſes, Knorz mit ſeinen eigenthümlichen Phantaſien, ich als den Anfang des luſtigen Carnevals, und Du, Rüding, mit vornehmer Gleichgültigkeit, etwa eben ſo gleichmüthig wie der Hund den Regen!“

So unterhielten ſich die vier Freunde noch eine Zeit lang

lachend und einander neckend, und als die Flaſchen leer und die Cigarren zu Ende geraucht waren, gingen ſie in der heiterſten Stimmung von der Welt in's Bett; ſelbſt Knorr ſummte ein Lied vor ſich hin, während er ſich auszog; und als ſich Rüding auf der weichen Matratze behaglich ausſtreckte, überkam ihn, wie häufig bei ſolchen Angelegenheiten, das wehmüthige Gefühl an ein fernes, ihm aber ſelber unbekanntes Lieb, das aus ſeinem keuſchen Bette des ſüßen, blondgelockten deutſchen Künſtlers in inniger, hingebender Liebe gedachte.

So entſchlief er; doch waren, wie er am andern Morgen erzählte, ſeine Träume nicht ganz ſo angenehmer Art geweſen. Die Furcht, mit der er das Haus betreten, griff geſpenſterartig in ſeinen Schlaf, und er träumte die alte bekannte Geſchichte, wo jener unglückliche Reiſende in eine Mördergrube gerathen war und wo ſich der Betthimmel langſam auf ihn herabgeſenkt hatte, um ihn zu erſticken. Alle Anderen hatten eben ſo vortrefflich geſchlafen als herrlich geträumt, und ihre gute Laune wurde dadurch noch bedeutend erhöht, daß ſie in ihrem kleinen Salon beim ſpäten Aufſtehen nicht nur einen vortrefflichen Kaffee ſervirt fanden, ſondern auch ihre Koffer ſahen, welche der umſichtige Haushofmeiſter in aller Frühe ſchon aus dem „blauen Ochſen“ hatte holen laſſen. Daß er es wußte, wo die Freunde abgeſtiegen waren, darin lag gerade keine Zauberei, denn Walter hatte geſtern Abend im Geſpräche des Wirthshauſes auf dem Eigelſteine erwähnt und dabei nicht ohne Abſicht ſein Bedauern ausgeſprochen, daß man ſein Gepäck nicht ſogleich habe mitbringen können.

Da ſtanden ſie denn, die vier glücklichen Künſtler, vor einem ſo wohl ſervirten Frühſtücke, wie keiner von ihnen — Rüding natürlicher Weiſe ausgenommen — in ſeinem Leben geſehen. Da duftete ein delicater Kaffee, da ſprudelte Waſſer in einem zierlichen Keſſel für den, welcher lieber Thee trinken wollte; da lagen unter einer zuſammengeſchlagenen Serviette Eier von erſtaunenswerther Größe neben einem kaum angeſchnittenen weſtphäliſchen Schinken;

da ſah man goldgelbe Butter, durchſichtigen Honig, Gebäck von der allerverſchiedenſten Form und Feinheit, vom groben Schwarzbrode an bis zum leichtgebräunten Milchbrödchen. Dazu hatten alle vier, wie ſchon oben bemerkt, vortrefflich geſchlafen und kamen aus ihren Schlafgemächern in das ſanft erwärmte Eßzimmer in einem, wenn auch nicht eleganten, doch höchſt bequemen Negligé. Wer von ihnen Luſt hatte, zum Fenſter hinauszuſchauen, der bemerkte die ſchneebedeckte Straße mit wenig Leben darauf, weßhalb auch rings umher eine wohlthuende Ruhe herrſchte, die ſo angenehm zuſammenpaßte mit dem ſo feiertäglich anzuſehenden, dunkelblauen Winterhimmel und dem glänzenden Sonnenlichte, das mit dem glitzernden Schnee ſo anmuthig buhlte.

Die Vier nahmen Platz und ließen es ſich abermals vortrefflich ſchmecken, wobei Rüding meinte: jetzt erſt trete ſein Appetit recht wieder hervor, der ihm geſtern Abend durch das Schütteln des alten Wagens gänzlich abhanden gekommen wäre — eine Bemerkung, welche ihm einen ſpöttiſchen Seitenblick Walter's eintrug.

Knorr ſagte kopfſchüttelnd, indem er ſich zu einem gewaltigen Stücke weſtfäliſchen Schinkens verhalf: „Der Anfang dieſes unſeres neuen Lebens iſt zu ſchön, um auf einen gleichen Fortgang und ein angenehmes Ende hoffen zu laſſen!“ worauf ihn aber Rodenberg halb im Ernſte und halb im Scherze erſuchte, ſeine düſteren Prophezeihungen für ſich zu behalten: „Sprich doch nicht immer wie ein Todtenkopf: ‚Memento mori!‘“

„Wie kann er anders,“ pflichtete Walter bei, „iſt doch ein Todtenkopf ſein Wappen und Wahrzeichen — ich glaube, Kerl, Du haſt ihn geſtern ſogar in den Koffer gepackt!“

„Und warum ſollte ich nicht?“ fragte der lange Bildhauer — „trägſt Du doch auch Deinen Todtenkopf bei Dir!“

„Ich habe es geſehen,“ rief Rüding eifrig, „er hat ihn in ein altes Sacktuch gewickelt und in den Koffer gelegt!“

„Laßt ihm ſein Vergnügen,“ warf Rodenberg achſelzuckend ein und ſetzte alsdann, das Geſprächsthema ändernd, hinzu: „Laßt

uns aber vor allen Dingen einen Plan machen über das, was wir heute vornehmen wollen; es verſteht ſich von ſelbſt, daß es mein erſtes Geſchäft iſt, mich meiner Baſe vorſtellen zu laſſen und ſie zu fragen, wann ſie Euch ſehen will."

„Wann eſſen wir heute," fragte Rüding, „und wo?"

„Vor allen Dingen nicht hier," erwiederte ihm Walter, „denn ſelbſt Du wirſt nicht ſo unverſchämt ſein, um Dich den ganzen Tag hier abfüttern zu laſſen!"

„Habe ich das vielleicht geſagt?" entgegnete der ſanfte Eduard in gereiztem Tone.

„Laßt dieſe Geſchichten," ermahnte Rodenberg, „ſagt lieber, was Ihr vorhabt und wo wir uns treffen werden!"

„Vor allen Dingen ſollten wir erfahren," meinte Walter, „ob heute ſchon etwas los iſt, was den Carneval betrifft, damit wir gar nichts verſäumen!"

„Fragen wir den Haushofmeiſter, und dann können wir unſern Schlachtplan entwerfen!"

Rodenberg erhob ſich raſch, um nach dem würdigen Beamten zu ſehen; doch kaum hatte er die Thür geöffnet, als er ſich gegen die Freunde umwandte und lachend mit aufgehobener Hand und halblauter Stimme ſagte: „Seid einen Augenblick ruhig und hört zu — van der Maaßen iſt unten an der Treppe und unterhält ſich mit dem Haushofmeiſter in franzöſiſcher Sprache — das iſt rein zum Davonlaufen!"

Leider ſchien die Unterredung in dieſem Augenblicke beendigt zu ſein und man hörte den Employé des Lyoner Hauſes nur noch mit ſeiner dünnen Kinderſtimme ſagen: „Je merci vous extraordinaire, Monsieur, je inventerai la chambre, merci!" Damit ſtolperte er die Stufen hinauf und ſtand im nächſten Augenblicke vor den laut lachenden Freunden; doch blieb er mit einem erſtaunten Geſichte an der Schwelle ſtehen, nicht über das Lachen, welches ihm entgegenſchallte, ſondern ob dem gränzenloſen Comfort, der ſeine Augen blendete. Hatte er ſich doch im Mainzer Hof ein Zimmer

im zweiten Stocke geben laſſen, ausdrücklich in der Abſicht, den Freunden zu imponiren; ein Zimmer, nicht hinten, ſondern vorn heraus — non pas derrière, ſondern par avant, wie er geſagt hatte; ein Zimmer mit Teppich und rothen Plüſchmöbeln, mit einem Waſchtiſche aus Mahagoniholz und einer Bettvorlage mit türkiſchen Deſſins — und nun war alles dies gar nicht mehr anzuſehen gegen die Einrichtung dieſes Zimmers!

Doch hatte der dicke van der Maaßen ein viel zu gutes Gemüth, um nur einen Augenblick darüber etwas wie Neid zu fühlen; vielmehr freute er ſich wie ein Kind über den Salon und die Schlafzimmer, wobei er kaum wagte, in den dicken Teppich hineinzutreten, und die Größe der Betten und deren weiche Matratzen anſtaunte, eben ſo die reichen Toilettetiſche und die ſeidenen Fenſtervorhänge, deren Deſſins er mit Kennermiene betrachtete.

„Rodenberg," ſagte er alsdann, an den Frühſtückstiſch zurückkommend, „meine Achtung vor Dir iſt auf eine unglaubliche Art geſtiegen — prend moi le Diable, hat das Alles hier ein wohlhabendes Ausſehen! Ich bedaure faſt, nicht mitgegangen zu ſein — und wie der Kaffee duftet — Du, Walter, leih' mir Deine Taſſe; obgleich ich ſchon ſehr ſtark gefrühſtückt habe, möchte ich doch noch ein Tröpfchen."

Darauf verſuchte er nicht nur mehrere Tröpfchen Kaffee, ſondern auch ein Brod mit Butter und Honig, ein paar Eier und ein tüchtiges Stück des ganz immens ausſehenden Schinkens — ma speciale passion, wie er behauptete; dann wiſchte er ſein breites Maul ab, langte nach einer Cigarre, die er anzündete, um nach dem erſten Zuge eine Miene der größten Befriedigung zu machen — „bon, bon — tout bon!"

Die Uebrigen ſahen ihm mit großer Heiterkeit zu, und als er nun, ſeine Cigarre ruhig genießend, wie eine gut geheizte Locomotive regelmäßig den Dampf ausſtieß, ſagte Rodenberg: „Ich bin überzeugt, wir brauchen den Haushofmeiſter nicht zu bemühen; van der Maaßen wird ſich ſchon erkundigt haben über das, was wir zu ſehen bekommen."

„Das habe ich auch, Jungens, und ich kann Euch verſichern, es gibt dieſes Jahr einen ganz ausgezeichneten Carneval — Köln ſoll leben! Es war die glücklichſte Idee, hieher zu gehen — une idée superlative — heute Nachmittag ſchon . . . .“

„Sage mir Eines,“ unterbrach ihn Knorr in bedächtigem Tone, „warum haſt Du es Dir angewöhnt, unſer gutes Deutſch mit Deinen franzöſiſchen Redensarten zu verwäſſern?“

„Nun, das kann doch ein Kind einſehen — es iſt lange her, daß ich mein gutes Franzöſiſch nicht getrieben; ſoll ich vielleicht nach Lyon kommen und mich mit der Frage einführen: Comment vous portugal? Merci fortepanio — im Gegentheil, ich will Euch Ehre machen und deßhalb werdet Ihr mir ſchon erlauben, de parler de temps de temps quelquechose bon français.“

„Er hat Recht, laßt ihn zufrieden,“ brummte Walter — „alſo zur Sache und befleißige Dich einer chronologiſchen Ordnung, das heißt, wenn das, was Du erfahren, gründlich genug dazu iſt.“

„Ob es gründlich iſt!“ rief der dicke van der Maaßen; „ich habe aus der edelſten Quelle geſchöpft, aus einer Champagner-Quelle — alſo Du ſollſt die chronologiſche Ordnung haben. Als ich geſtern Abend in meinem Gaſthofe ankam, verſpürte ich einen großen Drang nach einem anſtändigen Souper, und da ſich im Saale des Mainzer Hofes noch eine luſtige Geſellſchaft befand, ſo geſellte ich mich dazu und war ſo glücklich, einen Platz zu finden gegenüber einem liebenswürdigen Champagner-Reiſenden, der die Geſellſchaft mit den köſtlichſten Witzen, mit erſtaunenswerthen Kunſtſtücken aller Art auf's ergötzlichſte amuſirte — ein ganz verfluchter Kerl! Ich verſichere Euch, er ließ Euch Gabel, Meſſer und Gläſer verſchwinden, daß es eine Freude war, er trank aus einer Flaſche, ohne den Stöpſel herauszuziehen, er legte einen Strohhalm ſo auf den Boden, daß man nicht darüber wegſpringen konnte, und zuletzt ſchlug er eine Wette vor — zwei Flaſchen Champagner —, ich ſei nicht im Stande, allein meinen Rock auszuziehen!“

„Und die Wette nahmſt Du an und verlorſt ſie?“ fragte Rodenberg lächelnd.

„Ich verlor ſie auf's glänzendſte, wußte mich aber zu tröſten, denn auch die Anderen hatten verloren — es ſtanden ſchon viele leere Cham . . . .“

„Weiter, weiter!“ rief Walter — „Kerl, Du biſt bodenlos langweilig — behalte die Vorreden für Dich und ſage uns, was wir zu erwarten haben!“

Van der Maaßen blickte faſt gekränkt auf den alten Maler, denn er hätte ſo gern mit ſeiner Champagner-Suite vor ſeinen Freunden großgethan; doch war er viel zu gutmüthig, um hierauf etwas zu erwiedern, ſondern zuckte nur leicht mit den Achſeln, als er fortfuhr: „Ihr wißt, daß ſich durch den kölner Carneval, dieſes ſchöne vaterländiſche Feſt mit ſeinen Maskenaufzügen und Vorſtellungen, ſeinem Straßenleben und Luſtbarkeiten, ein ſchöner ſinniger Gedanke zu ziehen pflegt, wodurch er ſich vortheilhaft unterſcheidet von den ebenfalls berühmten Carnevals zu Rom und Venedig, ja, wodurch er vor dieſen den Vorzug verdient; denn dort in den beiden italieniſchen Städten beſchränken ſich die Faſchingsluſtbarkeiten auf ein Leben in den Straßen, bei dem die Aufzüge und Masken jedes Jahr dieſelben ſind, während hier in Köln gerade durch eine ſtets neue Idee auch neue Handlungen und neue Charaktere bedingt werden. Die Idee zum diesjährigen Carneval iſt nun der Kampf der Freude, der Luſt und Heiterkeit mit den böſen Geſellen Kummer, Neid und Griesgram.“

„Dazu hätte ja unſer kleines Künſtlerfeſt vom vergangenen Sommer zum Vorſpiel dienen können,“ meinte Rüding.

„Gewiß,“ pflichtete Rodenberg bei, „und ſo wie ich die Bekanntſchaft Eines vom Kleinen Rathe der Carnevals-Geſellſchaft mache, werde ich Walter als würdigen Repräſentanten des Griesgrams empfehlen.“

„Und wie ſoll dieſer Kampf ausgeführt werden?“ fragte Knorr.

„Wie Ihr wißt, hat die Prinzeſſin Venetia, aufmerkſam ge-

worden durch die in den italieniſchen Zeitungen erſchienenen Berichte der unerhörten Feſtlichkeiten des kölner Faſchings und des glänzenden Hofes des Prinzen Carneval, vor einigen Jahren einen Beſuch hier in Köln gemacht, den Held Carneval jetzt in angeborener Courtoiſie zu erwiedern gedenkt."

„So würde er ja in dieſem Jahre in ſeiner getreuen Stadt am Rheine fehlen!"

„Leider — und darüber herrſcht Kummer in den Herzen aller getreuen Kölner."

„Vielleicht iſt die Abreiſe deſſelben nur ein Gerücht."

„Das zur ſchrecklichen Wahrheit geworden iſt — es erſchien vor ein paar Tagen eine Proklamation, worin Prinz Carneval ſeine Gründe auseinander ſetzt, die ihn zu ſeiner italieniſchen Fahrt veranlaßt haben, und wie er für die Dauer ſeiner Abweſenheit den Kleinen Rath als Regentſchaft beſtellt."

„Es iſt doch bei alledem traurig," brummte Walter, „daß ſogar ein deutſcher Geckenfürſt es nicht einmal unterlaſſen kann, nach Wälſchland zu ziehen!"

„Die guten Kölner ſind auch um ſo mehr über dieſe Abreiſe betrübt, als alle Anzeichen vorhanden ſind, daß eine feindliche, lichtſcheue Partei, die im ſteten Kampfe liegt mit Luſt und Freude, die Abſicht hat, das verwaiſte Reich in ſeinen Grundveſten anzugreifen — ſchon ziehen ſich feindliche Schaaren aus der Barbarei, aus Neidheim, aus den Ländern der Melancholie und Finſterniß und dem Staate der Superklugen auf die Gränzen von Cleve, unter ernſtlichen Demonſtrationen gegen die Provinz Jülken, zuſammen, indem ſie dieſe Stadt, kraft aller Rechte und eines beigebrachten Stammbaumes, in Anſpruch nehmen. Die bedrohten Provinzen, unter der Schutzherrſchaft des Prinzen Carneval ſtehend, haben Eilboten an die Regentſchaft geſandt und bitten um Schutz. Darauf hat die Regentſchaft zum Troſte aller ehrlichen Narren erklärt, daß ſie unter keiner Bedingung gewillt ſei, eine ſo koſtbare Provinz unvertheidigt zu laſſen; ſie rüſtet ſich und entbietet zu Schutz und

Trutz die Bundesgenoſſen von Abdera, Rom, Gascogne, Cleve, Beckum, Schwaben, Cochem, Schilda, Schöppenſtädt nach Köln und prägt zur Beſtreitung der Kriegsunkoſten, da die Stände die nöthigen Geldmittel verweigern, eine Sede-Vacanz-Münze — ſo ſtehen die Angelegenheiten, und obgleich der General der kölner Funken entſchloſſen iſt, ſich bis auf die letzte Stricknadel und den letzten Tropfen Schnaps zu ſchlagen, fürchtet man doch, daß der Feind in einem ernſten, verzweifelten Anlaufe die Stadt beſetzen werde, um aber natürlicher Weiſe gleich darauf durch die mit impoſanter Macht auftretende Bürgerſchaft überwunden zu werden, und beſorgt man dieſen Angriff auf morgen, und zwar auf das Eigelſteiner-Thor."

„Gut," ſagte Walter; „dabei werden wir ſie und uns, natürlicher Weiſe für die Vertheidigung Kölns, zum Danke für genoſſene Gaſtfreundſchaft, ebenfalls bis auf den letzten Tropfen irgend eines Getränkes ſchlagen."

„Heute Nachmittag nun," fuhr der Berichterſtatter fort, „werden die tapferen Gecken der Stadt ſo wie die zur Hülfe herbeigekommenen Fremden unter Muſik und Abſingung patriotiſcher Lieder durch die Stadt ziehen, den Kleinen Rath an der Spitze, um ſich von der Stärke der bedrohten Feſtungswerke zu überzeugen, und zugleich mit der Laterne nach berühmten Generalen ſuchen, woran auch jetzt wieder, wie ſchon ſo oft, ein großer Mangel ſein ſoll."

„Dabei haben wir alſo die beſte Gelegenheit, uns unter die Schaaren der tapfern Kämpfer einreihen zu laſſen," ſagte Rodenberg.

„Uns wenigſtens von fern zur Verfügung zu ſtellen," meinte der lange Bildhauer, „denn ich möchte doch das luſtige Getreibe ſo viel wie möglich mit anſehen."

„Man iſt Mithandelnder und ſieht es zu gleicher Zeit an, wie bei all' dieſen Carnevals-Vergnügungen," ſagte van der Maaßen; „Jeder amuſirt ſich über den Anderen, während er dabei ſelbſt zur allgemeinen Unterhaltung beiträgt. Ich ſchlage vor, daß wir gegen zwei Uhr im Schweizer Café an den Vier Wänden zuſammentreffen."

einen Kuß auf einen Schleier, selbst wenn der Schleier ein so schönes Gesicht bedeckt, theuer genug bezahlt ist.“

Die Droschke, worin das Mädchen saß, rollte durch die obere und untere Stadt, verließ den Bezirk der ehemaligen Stadtmauer und die eigentlichen Grenzen der jetzigen Stadt und der Kutscher lenkte nach einer Vorstadt, wo kleine Häuser mitten in Gärten lagen, und worin der Wohlfeilheit der Miethpreise halber sich Offiziers-Wittwen, pensionirte Beamte, junge Kaufleute und Künstler aller Art zusammengefunden hatten. Ehe sie die Vorstadt erreichte, ließ das Mädchen den Wagen halten, stieg aus und gieng, in ihren Shawl gewickelt, tief verschleiert weiter.

Der Kutscher der diese Fahrt schon öfters gemacht zu haben schien, wandte seinen Wagen um, stellte sich mit demselben hinter eine alte Gartenmauer, befestigte für sein Pferd einiges Heu auf der Spitze der Deichsel, und fiel alsdann auf seinem Bock in einen sanften Morgenschlummer.

Das Mädchen schritt durch einige enge Straßen, wandte sich rechts, dann links und kam jetzt an ein großes Gartenthor, das sie öffnete und durch das sie eintrat.

Dieser Garten schien von bedeutender Ausdehnung zu sein, war größtentheils zum Gemüsebau angelegt, auch sah man Frühbeete und Glashäuser, und einige hundert Schritte vom Eingang war eine Baumgruppe, zwischen welcher versteckt ein kleines Haus lag, heimlich und reizend im frischen jungen Grün, das eben aus den geschwellten Knospen hervorgebrochen war, umduftet von Tausenden von Veilchen, die an der Mauer und unter den Bäumen in großen Partieen wuchsen, und umspielt von einer großen Menge Singvögel, die an diesem schattigen, schönen Plätzchen ihre lustigen Morgenlieder erschallen ließen. Es lag etwas Geheimnißvolles und dabei Anmuthiges über dem kleinen Hause, das, nach der Höhe und Länge zu rechnen, nur zwei

„Gut, und bis dahin macht Jeder noch ſeine eigenen nothwendigen Gänge.“

„Und eſſen wir heute zuſammen?“ fragte Rüding.

„Ich denke, daß Jeder heute für ſich ſelbſt ſorgt,“ entgegnete Walter, „ſonſt verlieren wir zu viel Zeit.“

„Damit bin ich einverſtanden,“ ſtimmte Rodenberg bei, „doch zuerſt will ich mich raſch anziehen und der Herrin des Hauſes einen Beſuch machen, und Ihr bleibt ſo lange hier, bis ich zurückkomme, damit Ihr bei der Hand ſeid, im Falle Euch die alte Dame ſogleich ſehen will — van der Maaßen, Du biſt wohl ſo gut, mir im Auspacken meines Koffers zu helfen.“

„Mit Vergnügen, und ebenfalls, Deiner Toilette zu aſſiſtiren — comme un vrai chambre serviteur!“

Rüding und Knorr waren in ihr Schlafzimmer verſchwunden, um ihrem Morgenanzuge einige Aufmerkſamkeit zu widmen, wobei der letztere dem kleinen Maler mit großer Genugthuung zeigte, welche Unmaſſe von Gegenſtänden bei pünktlicher Behandlung in einer Hutſchachtel unterzubringen ſeien.

Walter nahm murrend die nothwendigen Gegenſtände aus ſeinem Koffer, wobei er die feierliche Betheuerung gethan, es ſei nur halb gelebt und höchſtens ein Viertel gewiß, wenn man keinen Bedienten habe.

Trotzdem Rodenberg auf ſeinen Anzug außerordentliche Sorgfalt legte, ſo war er doch bald mit demſelben ſo weit, um van der Maaßen, der ſich ein wahres Vergnügen daraus machte, ihm zu helfen, bitten zu können, nach dem Haushofmeiſter zu ſehen, damit dieſer ihn der Herrin des Hauſes melde; „wenn es Dir gleichgültig iſt,“ fügte Rodenberg bei, „ſo richte meinen Auftrag in deutſcher Sprache aus, welche dieſer würdige Beamte vollkommen verſteht.“

Der gefällige van der Maaßen eilte davon, um ſogleich mit der Verſicherung wiederzukommen, der Haushofmeiſter werde ſeine Herrin von dem Wunſche des jungen Mannes benachrichtigen, und er wolle dann ſelbſt kommen, um ihm die Antwort der Dame zu bringen.

Bald darauf erſchien denn auch der alte, freundliche Mann, um ſich zuerſt pflichtſchuldigſt zu erkundigen, wie die Herren geſchlafen, und dann zu ſagen, daß ſeine Gebieterin ſich das größte Vergnügen daraus machen würde, den Herrn Rodenberg bei ſich zu empfangen.

Dieſer knöpfte nur noch ſeine Handſchuhe zu und nahm ſeinen Hut, während er einen raſchen Blick in den Spiegel warf, worauf er, mit ſich ſelbſt nicht ganz unzufrieden, dem vorausſchreitenden Haushofmeiſter folgte.

Van der Maaßen lieh dieſem Gefühle der Zufriedenheit Worte, indem er, ſeinem jungen Freunde nachblickend, zu Walter ſagte: „Schade, daß die Herrin dieſes gaſtlichen Hauſes eine Verwandte von Rodenberg iſt, und noch obendrein eine alte Verwandte — es iſt doch ein hübſcher Burſche, dieſer Rodenberg: wenn ich ein Mädchen wäre, wer weiß, ob meine Grundſätze . . .“

„Du und Grundſätze!“ fiel ihm der alte Maler polternd in die Rede — „was weißt Du von ſolchen für Dich unnützen Geſchichten — reiche mir lieber die Kleiderbürſte herüber, damit ich meinen Rock ausputzen kann!“

Rodenberg ging indeſſen mit ſeinem Begleiter über die lange Flur des Hauſes und folgte demſelben hier in ein hübſch eingerichtetes, mit altem, dunklem Eichenholze getäfeltes Zimmer, welches mit ſeinen beiden Fenſtern auf einen ſtillen Hof ging.

„Dieſer kleine Salon,“ ſagte der alte Mann, „wird gewöhnlich zum Speiſen benutzt und dient zu gleicher Zeit als Verbindung zu dem kleinen Apartement, welches Sie bewohnen, und dem meiner Herrin, zu welchem jene Thür führt.“

Er zog bei dieſen Worten einen kleinen Schlüſſel aus der Taſche, öffnete die bezeichnete Thür und ſagte, indem er den jungen Mann vorangehen ließ: „Sie werden ſich über die unverhältnißmäßige Breite der Thürſchwelle und damit auch der Mauer wundern; doch iſt dieſes ein Doppelhaus und die übermäßig ſchwere eiſerne Thür wahrſcheinlich dazu da, um nöthigenfalls eine Scheidewand zu bilden.“

Drüben war ein Salon, ähnlich dem, den ſie ſo eben verlaſſen, dann kam eine gleiche Flur, und der Haushofmeiſter näherte ſich einer Thür, die am Ende der Flur gerade ſo gelegen war, wie jene, welche auf der anderen Seite zu dem Zimmer des jungen Malers führte.

Die beiden Hälften dieſes Doppelhauſes ſchienen ganz gleich gebaut zu ſein. Hier auf dieſer Seite war die Hausflur mit feinen Strohmatten bedeckt und die Treppenſtufen mit einem dicken Teppich, welcher drüben mangelte; auch ſonſt gab es hier noch kleine Verſchiedenheiten, an denen man merkte, daß andere Hände hier walteten, als drüben, wo wahrſcheinlich Alles von der Dienerſchaft beſorgt wurde. Eigenthümlich feiner, aber ausgeſprochener Veilchenduft erfüllte den Corridor, der dabei ſo angenehm erwärmt war, daß ſich ein weißer Papagei dort am Fenſter in ſeinem großen Meſſingkäfig nothwendiger Weiſe behaglich fühlen müßte, und das um ſo mehr, da er in einer Gruppe der prachtvollſten, immer grünenden Pflanzen ſtand, die mit ihren ſeltſam geformten und noch ſeltſamer gefärbten Blättern, ſo wie anderen mit ihren palmenartigen Kronen den weißen Vogel mit dem goldgelben Buſche gewiß auf's lebhafteſte an ſein Heimathland erinnerten.

„Darf ich bitten, hier einzutreten," ſagte der alte Mann, indem er die Thür öffnete, von der wir ſo eben geſprochen, „und dann bitte ich Sie, nur einen Augenblick zu warten, bis ich meine Herrin benachrichtigt."

Rodenberg machte eine ſtumme Verbeugung, und als ſich hierauf der Haushofmeiſter mit unhörbaren Schritten nach dem Nebenzimmer entfernt, beſchaute er ſich die eben ſo reiche als zierliche und elegante Einrichtung des Zimmers, wobei er bei ſich dachte, es ſei in der That ſchade, daß er erſt ſo ſpät die Bekanntſchaft einer ſo angenehm wohnenden und ſo gaſtfreundlichen Verwandten mache. Daß es ihm natürlich nicht möglich war, ſich ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen, iſt erklärlich. Seiner Phantaſie

nach mochte es eine kleine, etwas gebückte Dame ſein mit einem feinen, weißen, ſehr klugen Geſichte, mit freundlichen, lebhaften Augen und mit einer angenehmen, zum Herzen gehenden Stimme; er ſtellte ſich vor, ſie käme raſch auf ihn zu, gekleidet in ein hübſches, aber altmodiſches Gewand — vielleicht von feinem Wollenſtoff oder von weicher Seide —, reiche ihm beide Hände, wobei ſie ihn vergnügt mit ihren geſcheiten Augen anblicke, und freue ſich ſehr . . .

Da rauſchte es im Nebenzimmer, und dieſer Ton zerriß mit Einem Male die gemüthlichen Bilder ſeiner Phantaſie, da er ihm anzeigte, der Augenblick, eine neue, ſehr verehrungswürdige Bekanntſchaft zu machen, ſei gekommen — ja, dort erſchien die Herrin des Hauſes, aber ehe ſie das Zimmer betrat, wo Rodenberg wartete, und faſt ſchon auf der Thürſchwelle ſtehend, wandte ſie ſich um, zu dem Haushofmeiſter, welcher ihr ehrerbietig gefolgt, einige leiſe Worte ſprechend.

Der junge Mann blickte ſtarr auf dieſe Thür, rieb ſich die Augen und ſchüttelte leicht mit dem Kopfe — *ah, die Dame*, welche dort ſtand, noch halb verdeckt von der Portière, glich nicht dem Bilde, das er ſich von ſeiner Baſe gemacht, ja, glich überhaupt eben ſo wenig einer alten Frau, wie er dem würdigen Haushofmeiſter. — Wie ſie ſo aufrecht da ſtand, eine ſchlanke, elegante und doch wieder volle Geſtalt, in einem Kleide nach dem neueſten Schnitte von ſchwerem, veilchenfarbenen Seidenſtoffe!

„Das kann ſie nicht ſein," dachte er bei ſich — „vielleicht ihre Tochter, vielleicht eine ſonſtige jüngere Anverwandte."

Es machte ihm kein behagliches Gefühl, das zu denken; er wußte ſelbſt nicht genau, warum; er hatte es ſich ſo angenehm vorgeſtellt, hier nur eine alte, würdige Frau zu finden, mit der er Morgens, oder auch während des Eſſens, oder auch zuweilen des Abends ein paar Stunden behaglich und lehrreich verplaudern werde, um ſeine übrige Zeit für ſich zu haben, um ſich ungeſtört den Freuden des Carnevals widmen zu können oder dem Umgange

mit ſeinen Bekannten, und um auch durch nichts gehindert zu ſein, in ſeinem Herzen ein geliebtes Bild zu verehren.

So ändern ſich die Gedanken — noch vor einem halben Jahre wäre ihm unter ähnlichen Verhältniſſen die Vermehrung der Familie durch eine junge, hübſche Couſine gewiß nicht angenehm geweſen.

Da rauſchte es wieder im Nebenzimmer, da trat ſie vor ihn hin und ſchaute ihn heiter lächelnd an —

„Juanita!“

Ja, ſie war es, das Bild ſeiner glühenden Träume; ſie trat ihm unbefangen entgegen, ſie reichte ihm ihre kleine Hand und ſagte: „Sie müſſen ſich ſchon mit mir begnügen, Herr Rodenberg — Ihre Baſe, die würdige Herrin dieſes Hauſes, war genöthigt, eine unvorhergeſehene Reiſe zu machen, was ſie auf's lebhafteſte bedauert und erſucht mich, in ihrer Abweſenheit Ihnen und Ihren Freunden die Honneurs des Hauſes zu machen — ich hoffe, Sie ſind nach meinen Anordnungen empfangen worden und haben keine Urſache, ſich über den Haushofmeiſter Ihrer Baſe zu beklagen.“

So gränzenlos auch die Ueberraſchung des Malers geweſen war, ſo freudig, ſo tief bewegt ſein Herz auch ſchlug, ſo hatte er doch Haltung genug, um ſein Gefühl nur durch ein raſches Aufleuchten ſeiner Blicke zu verrathen; dann führte er die Hand des jungen Mädchens ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen und ſagte hierauf in einem heiteren, aber ſehr ruhigen Tone: „Da ich annehmen muß, daß auch Sie zu meiner theuren Baſe in einem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen, ſo darf ich mir wohl erlauben, Sie meine liebe Couſine zu nennen.“

„Leider muß ich einen für mich ſo angenehmen Verwandtſchaftsgrad ablehnen; es ſind nur Bande der Freundſchaft, die mich an das gaſtliche Haus feſſeln.“

„So muß ich mich denn mit Ihrem Ausdrucke des Bedauerns begnügen,“ ſagte Rodenberg, „was mir, im Grunde genommen, Ihnen gegenüber nicht ſchwer wird; denn Sie haben es mich ſchon

früher gelehrt, wie man genügſam ſein und Verzicht leiſten muß auf irgend ein unausſprechliches Glück.“

„Es iſt wahr, Sie haben meine Lehren beherzigt, Sie waren ſo folgſam, wie ich es nur wünſchen konnte, und haben dadurch bei mir ein Kapital des Vertrauens zu unerhörten Zinſen angelegt.“

„Ah — ſo fühlen Sie, daß Sie in meiner Schuld ſind?“ rief er erfreut.

„Allerdings, ich erkenne meine Schuld an, bin auch bereit, ſie zurückzubezahlen.“

„O, Juanita!“

„O, Herr Rodenberg,“ antwortete ſie lächelnd — „blicken Sie aus dieſem Fenſter, und Sie werden Häuſer mit kaltem, weißem Schnee bedeckt finden — es iſt nicht mehr die Zeit der Frühlingsfeſte, nicht mehr die Zeit des Umherſchwärmens im duftigen Walde; die Feen ſind geflohen vor dem eiſigen Hauche des Winters.“

„Aber es wird doch für die Waldfeen auch wieder Frühling werden.“

„Auch für ſie kann es vielleicht wieder grünen und blühen, wenn des Winters Kälte die Blüthen nicht im Keime zerſtört.“

„Sie weichen mir aus, jetzt wie damals,“ ſagte der junge Maler mit einer Miene der Enttäuſchung. „Ihre Worte ſind wie flatternde Blumengewinde — ich ſehe ſie wohl, aber ich kann ſie nicht erfaſſen.“

„So halten Sie ſich an das, was Sie zu erfaſſen vermögen.“

„An Ihre mir eingeſtandene Schuld?“

„Die ich Ihnen heimzahle, wie ich Ihnen verſprochen.“

„Und womit, ſchöne Fee?“

„Ich ſagte Ihnen ſchon, daß die Feen nicht mehr auf dieſer ſchneebedeckten Erde hauſen.“

„Ganz richtig — ſie verließen Berg und Thal, den murmelnden Waſſerfall und die glatte, mondbeſchienene Fläche des Sees, um ſich einige Zeit zurückzuziehen zwiſchen Wohlgerüche und künſtlich zum Blühen gebrachte Blumen!“ — Bei den letzten Worten

ſchaute er um ſich her und machte eine leichte Handbewegung gegen einen reichen Blumentiſch, der auf's prachtvollſte mit blühenden Pflanzen bedeckt war.

„Ich komme nicht dazu, Ihnen zu erklären, auf welche Art ich Ihnen meine Schuld abbezahlen will.“

„Die Schuld mit unerhörten Zinſen, wie Sie vorhin ſagten.“

„Ganz richtig, und in der gleichen Münzſorte, wie ich ſie erhalten; ein Kapital des Vertrauens kann nur mit Vertrauen zurückbezahlt werden.“

„Ah — Sie wollen mir endlich vertrauen?“

„Gewiß — und deßhalb vertrat ich freiwillig die Stelle Ihrer Baſe, ich lud Sie hieher nach Köln, um mit Ihnen den berühmten Carneval, dieſes närriſche Feſt zu ſehen — fühlen Sie keine Reue, der Einladung Ihrer alten Verwandten Folge geleiſtet zu haben?“

„O, ich bin entzückt darüber, wie Sie wohl an meinem Blicke ſehen können, und nehme auch auf dieſe Art dankbar die Heimzahlung meiner Schuld an — Vertrauen gegen Vertrauen, und ich betrachte das Vertrauen, welches Sie mir ſchenken, als ein Samenkorn, das ſich bei richtiger Pflege entfalten muß zu einer köſtlichen, beglückenden Blume!“

Rodenberg hatte bei dem letzten Worte mit einer raſchen Bewegung ihre rechte, kleine Hand ergriffen, die er innig an ſeine Lippen drückte; doch nur eine Secunde lang, dann zog ſie ſie ſanft zurück und ſagte lächelnd: „Halt mein Freund! Sie bauen wieder Luftſchlöſſer und haben vergeſſen, was Ihnen die Fee des Waldes ſagte, womit ſie Ihnen gedroht, als ſie damals mit Ihnen ſprach, als ſie Ihnen zur Erinnerung an ihre Worte ein Epheublatt gab — haben Sie dieſes Epheublatt noch?“ fragte ſie raſch.

„Ich verwahre es auf meinem Herzen, ſonſt habe ich aber Alles vergeſſen,“ rief er ſtürmiſch, „Alles, Alles, beim Anblick der himmliſchen Fee, und mich nur Tag und Nacht beſchäftigt mit ihrem ſüßen Bilde!“

„So muß ich Ihnen wiederholen, was die Fee damals ſagte.“

„Ihre Züge erſcheinen plötzlich ſo ernſt, daß ich fürchte, nichts Heiteres zu hören.“

„Es iſt der Machtſpruch eines Schickſals, welches mächtiger iſt, als wir, und vor dem ſich ſelbſt die Feen beugen müſſen; nur dreimal iſt es uns vergönnt,“ fuhr ſie mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, „einen Sterblichen wiederzuſehen, unſere Gedanken im Geſpräche mit den ſeinigen auszutauſchen.“

„Ah, ſchöne Fee,“ rief der junge Mann aus, indem er ſie mit leuchtenden Blicken betrachtete, „ſo erbarmungslos iſt das Schickſal nicht, um reizende Märchen auf dieſe Art kalt und nüchtern zu beſchließen; alle, die ich kenne, haben einen beſſern und befriedigenderen Schluß — ſie enden,“ fuhr er in innigerem Tone fort, „mit Glück oder mit Unglück, ohne kalten, gleichgültigen Mittelweg: Ja, ja, ich erinnere mich jetzt dunkel, daß mir die Fee des Waldes ein dreimaliges Wiederſehen in Ausſicht ſtellte, aber nicht, um mich alsdann kalt und gleichgültig zu fliehen! Und wenn ſie wirklich die Abſicht gehabt hätte, nach dem dritten Wiederſehen auf immer zu verſchwinden, ſo bin ich von ihrem warmen Herzen überzeugt, ſie hätte dieſes letzte Wiederſehen dadurch gemildert, daß ſie dem armen Sterblichen, Abſchied nehmend, in einer blaſſen Nebelgeſtalt erſchienen wäre, oder im Traume an ſeinem Lager vorüberſchwebend, ſeine Stirn leicht mit ihren Lippen berührend!“

„Wer weiß, ob das nicht noch geſchieht,“ ſagte Juanita, ernſt vor ſich niederblickend — „wer weiß!“

„O nein, das iſt jetzt unmöglich! Nachdem meine ſüße Fee zum dritten Male ſo lebendig warm, ſo wunderbar ſchön vor mich hingetreten iſt, kann ſie mir nicht wieder entſchweben wie ein körperloſer Schatten — gewiß, Juanita,“ rief er glühend aus, „das Ende des Märchens muß und wird anders ſein!“

„Dann müßte ich ja bereuen, Sie zum dritten Male wiedergeſehen zu haben!“ ſagte ſie, wobei ihre Stimme nicht den gewöhnlichen klaren, ungetrübten Klang hatte.

„Oder Sie müßten mir eine gütige Fee ſein wollen und nicht

die Abſicht haben, Ihr warmes, fühlendes Herz zu verleugnen, und ſo wird es und ſo muß es noch ſein!“ ſetzte er ſtürmiſch hinzu, indem er wiederholt die kleine Hand des jungen Mädchens ergriff und darauf, fürchtend, ſie möchte ſie abermals zurückziehen, plötzlich den Ton ſeiner Stimme änderte und einem freundlichen Lächeln, als ſpräche nur die Courtoiſie aus ihm, ſagte: „Laſſen Sie dem lieblichen Märchen ſeinen Lauf, laſſen Sie es ſich entwickeln unter der Luſt des Carnevals mit dem Schluſſe, wie er zu einem liebenden, treuen Herzen paßt:

Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin!“

So ſchloß er, indem er ſich langſam auf ein Knie vor dem ſchönen Mädchen niederließ und indem er den Ausdruck ſeiner Stimme mit aller Kraft mäßigte.

Daß aber ſeine Augen leuchtend zu ihr aufblickten, daß ſeine Hände, welche ihre kleine Rechte umſpannt hielten, bebten, dafür konnte er nicht, und eben ſo wenig, daß nach einer Pauſe der Name Juanita mit einer unbeſchreiblichen Innigkeit zwiſchen ſeinen halbgeöffneten Lippen hervordrang.

Im erſten Momente ſchien ſie auf einen Scherz gefaßt und darauf eingehen zu wollen, denn ein heiteres Lächeln ſpielte um ihren Mund und ihre Blicke ſenkten ſich mit freundlichem Ausdrucke auf ihn nieder; doch war's gleich darauf, als habe die Innigkeit, mit der er ihren Namen ſprach, einen Widerſpruch in ihrem Herzen gefunden. Plötzlich ernſt werdend, füllten ſich ihre großen, glänzenden Augen mit Thränen; ſie verſuchte, ihre Hand raſch an ſich zu ziehen, und da ihr dies nicht gelang, ſchien ſie im nächſten Augenblicke wie willenlos dem Zuge ſeines Armes zu folgen, der ſich raſch um ihre ſchlanke Taille gelegt hatte und ſie zu ſich niederzog.

Nur eine halbe Secunde, aber eine göttliche, unvergeßliche halbe Secunde, wirkend wie eine Leuchtkugel, wie der plötzliche Klang eines Waldhorns im tiefen Walde, wie ein zündender Blitz — und doch war es nur eine halbe Secunde, daß ihre Lippen die ſeinigen berührt hatten!

Er hätte laut aufjubeln können vor Freude, als er nun raſch aufſprang, als er ſie anſchaute, ſie, das wunderbare Mädchen, welches hoch erröthend und ſich raſch abwendend vor ihm ſtand; doch begnügte er ſich mit einem tiefen Athemzuge, ſo tief, als wollte ſeine Bruſt zerſpringen, und ſagte dann, indem er ihre Hand faßte und ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen führte: „Und wenn das der Schluß des Märchens wäre, ſo würde ich glücklich ſein für mein Leben lang — wie danke ich Ihnen, Juanita, für die reichen, unſchätzbaren Zinſen, die Sie meinem Capital zugelegt!“

Es war gerade keine unfreundliche Bewegung, mit der ſie ihre Hand zurückzog, obgleich ſie ihn dabei nicht anſah; dann machte ſie ein paar Schritte gegen ihren Blumentiſch, drückte ihr Geſicht in eine aufblühende Roſe und ſagte nach ziemlich langer Pauſe: „Eigentlich hätte ich ſparſamer ſein ſollen mit der Rückzahlung Ihres Capitals oder hätte es vor Zeugen thun ſollen! denn bei Ihrem Ungeſtüm, fürchte ich, ſind Sie im Stande und läugnen mir die ganze Rückzahlung! — Doch genug des Scherzes, wir wollen jetzt ernſt reden und vernünftig, wenn es Ihnen gefällig iſt — nehmen Sie Platz, ich bitte Sie darum — dort auf dem kleinen, rothen Fauteuil!“ ſetzte ſie heiter lächelnd hinzu, als ſie bemerkte, wie er ſich nach einem Stuhle in der Nähe des Blumentiſches umſchaute. — „Ich habe Sie alſo hier im Hauſe willkommen geheißen . . . .“

Er wollte ſagen: „O, auf eine mir unvergeßliche Art!“ Doch fand er es für angemeſſener, dieſe Worte durch eine Verbeugung auszudrücken, während er es indeſſen nicht unterlaſſen konnte, die Rechte auf ſein heftig klopfendes Herz zu legen.

„Ich danke Ihnen nicht nur herzlich dafür, daß Sie gekommen ſind, ſondern auch beſonders dafür, daß Sie einige von Ihren Freunden mitgebracht! Wer ſind die, welche Sie begleiten? In der Schilderung des Haushofmeiſters konnte ich ſie nicht wiedererkennen.“

„Das glaube ich wohl, da Ihnen bei meinen Freunden die

Zimmer haben konnte; von der Wand ſah man faſt gar nichts, denn ſie war dicht mit Epheu bekleidet und die ſchlanken grünen Ranken umſpannen bereits die Fenſter und wiegten ſich in dieſem Augenblicke ſehnſüchtig auf den vollen Tönen eines Fortepiano, die aus dem Zimmer erſchallten.

Das junge Mädchen blieb einen Augenblick horchend ſtehen, und ihre ernſten, ja trotzigen Züge löſten ſich in angenehme Weichheit auf, als ſie raſch auf das Häuschen zueilte und in demſelben verſchwand. Sie durchſchritt das erſte Zimmer und blieb auf der Schwelle des zweiten ſtehen, laut und fröhlich lachend über die ausgezeichnete Unordnung, die ſich hier ihren Blicken darbot.

An dem Clavier ſaß ein junger Mann, der bei ihrem Eintritte haſtig empor ſprang, und, obgleich man ihm die Freude wohl anſah, welche ihm dieſer Beſuch verurſachte, doch einen Augenblick ſchüchtern an ſeinem Stuhle ſtehen blieb, dann aber auf das Mädchen zueilte, welches ſich ihm leidenſchaftlich in die Arme warf, worauf er ihren lachenden Mund mit Küſſen bedeckte.

„Warum lachſt du wieder über mich?“ ſagte der junge Menſch nach einer kleinen ſüßen Pauſe; „ich habe geglaubt, ich hätte das Uebermögliche gethan, um mein Zimmer in Ordnung zu bringen.“

„Das muß ich geſtehen,“ entgegnete luſtig das Mädchen, „wenn du meinſt, ein Uebermögliches gethan zu haben, ſo möchte ich einmal ſehen, wie es hier ausſähe, wenn deine Zimmer nach deinen eigenen Begriffen einmal in Unordnung gerathen wären.“ — Bei dieſen Worten ließ ſie ſich auf einen Stuhl nieder, der junge Mann blieb neben ihr ſtehen, legte ſeine Hand auf ihre Schulter und folgte aufmerkſam und ſelbſt mitlachend den Bewegungen ihres Sonnenſchirms, mit welchem ſie die berührte Unordnung klaſſificirte.

Geſtalten unſeres Künſtlerfeſtes vorſchweben, in denen ſie damals erſchienen."

„Ganz richtig, und wenn Sie mir dieſe nennen, werde ich mich erinnern."

„Ich erlaubte mir alſo, den Drachen Griesgram mitzubringen, Maler Walter."

„Ah, ich weiß, ich weiß — er kam mit den Gefangenen aus der überwundenen Veſte und ſah allerdings finſter und griesgrämig aus."

„Das iſt auch im gewöhnlichen Leben ſeine Gewohnheit; er iſt ſonſt ein guter und zuverläſſiger Freund. Dann iſt der kleine Cupido da."

„Ach ja, eine komiſche Figur mit langen, blonden Locken."

„Und ferner Tod und Teufel."

„Die waren vortrefflich coſtumirt und werden ſelbſt hier Aufſehen erregen, wenn ſie im großen Maskenzuge erſcheinen. — Sie ſehen mich fragend an, mein lieber Freund, ja, ich habe es mir in den Kopf geſetzt, die wilde Jagd nicht nur noch einmal zu ſehen, ſondern ſogar mit ihr auszuziehen!"

„Im großen Maskenzuge?" fragte Rodenberg in einem deutlich ausgeſprochenen Tone des Zweifels.

„Und warum nicht? Erſtens bin ich hier gänzlich unbekannt und zweitens werde ich ein Coſtume wählen, daß mich die genaueſten Bekannten nicht wiedererkennen würden — und mit welcher Freude denke ich an Ihr ſchönes Feſt, und beſonders, weil ich mich nicht davon abbringen ließ, es ſo mitzumachen, wie ich gethan!"

„Das iſt hier etwas Anderes," erwiederte der junge Mann in einem beſorgten Tone. „Damals, im warmen Sommer, war es allerdings eine Luſt, eine Stunde durch den Wald zu ziehen; hier aber dauert der Maskenzug von Mittag bis Abend in eiſiger Winterluft, in Kälte und Schnee, in einer namenloſen Aufregung durch die Anſpannung unſerer Nerven, durch den betäubenden Lärm, der uns umgibt, durch die rauſchende Muſik."

„Eben dieſe Aufregung iſt es, die ich mir wünſche, und was

die gefürchtete Kälte anbelangt, ſo ſorgt gerade die rauſchende Muſik und die allgemeine Heiterkeit dafür, ſie uns nicht empfinden zu laſſen. — Ich bitte, Herr Rodenberg," ſagte ſie lächelnd und mit einer flehenden Geberde die Hände faltend, „machen Sie mir nicht die gleichen Einwendungen wie mein Oheim!"

„Allerdings muß auch er meiner Anſicht ſein, und ich freue mich, einen Bundesgenoſſen an ihm zu haben!"

„Alſo eine förmliche Verſchwörung gegen mich — gut denn, ich laſſe Sie ruhig Ihre Gründe entwickeln und ſetze jedem derſelben ein eigenſinniges Nein entgegen! Seien Sie doch nicht ſo kindiſch, mein lieber Freund," fuhr ſie nach einer Pauſe in weichem Tone fort — „ich will mich ja ganz Ihrer Leitung anvertrauen — ich will folgſam ſein wie ein Kind!"

„Und allem dem, was ich ſage, ein eigenſinniges Nein entgegenſetzen, wie Sie eben ſelbſt geäußert!"

„Nur den Gründen, die mich abhalten wollten, ſonſt gelobe ich, allen Ihren Befehlen aufs pünktlichſte zu gehorchen!"

Wie hätte Rodenberg dieſer Bitte widerſtehen können, die ſie ſo kindlich erregt, ſo lebhaft vortrug, und dann dachte er es ſich auch als ein unausſprechliches Vergnügen, ſo an ihrer Seite dahin ziehen zu dürfen — ihr Pferd zu leiten, wo es nothwendig ſei, dicht an ihrer Seite zu bleiben vielleicht in dem wilden Gedränge, um ſchützend hier und da ſeine Hand auf die ihrige legen zu dürfen. Freilich ſchüttelte er, gedankenvoll vor ſich niederblickend, mit dem Kopfe, doch lächelte er dabei, indem er dachte, wie wir oben ausgeſprochen, und gerade dieſes Lächeln war ein gefährlicher Riß in ſeine noch ſo eben ausgeſprochenen Grundſätze.

Dies dachte auch das kluge Mädchen; ſie ſprang herzlich lachend auf und rief mit großer Heiterkeit: „O, ich habe es gewußt, Sie würden mir meine kleine Bitte nicht abſchlagen, und ich verdiene es, mein lieber Freund, denn ich war ehrlich genug, Ihnen zu verſchweigen, daß mir mein Oheim ſagte: ‚Wenn Rodenberg uns begleiten will, ſo will ich Dich auch dieſe tolle Laune ausführen

laſſen!' — Alſo die Sache iſt abgemacht — reden wir von etwas Anderem."

„Noch einen Augenblick laſſen Sie uns bei dieſer Angelegenheit verweilen, es ſind Vorbereitungen zu treffen."

„Und welche, wenn ich fragen darf? Wollen Sie mir aufs Neue Schwierigkeiten machen?"

„Gewiß nicht. Was unſere Coſtume anbelangt, ſo hatten wir den glücklichen Gedanken, dieſelben mitzunehmen — aber damit ſind wir noch lange nicht zu Ende — wir brauchen Pferde, Gefolge; denn," ſetzte er mit angenehmem Ernſte hinzu, wenn der Rodenſteiner in ſolcher Geſellſchaft auszieht, ſo muß es auch in gehörigem Glanze geſchehen — überlegen Sie das wohl!"

„Pah, was hat ſich da zu überlegen, das ſind ja alles Nebenſachen, deren Arrangements Ihrem Talente und Ihrem Geſchmacke eine Kleinigkeit ſein werden! Da ich nicht an Ihrer freundlichen Einwilligung zweifle," fuhr ſie in einem einſchmeichelnden Tone fort, „ſo beauftragte ich meinen Haushofmeiſter, Ihre Befehle in dieſer Richtung entgegen zu nehmen; er iſt ein verſtändiger Mann, er wird Sie verſtehen und Ihnen nicht die Spur einer Schwierigkeit machen."

„Gut denn, der wilde Jäger fügt ſich Ihren Wünſchen, und Tod und Teufel werden Ihnen gehorſam ſein. Was den Drachen Griesgram anbelangt," fügte er nachſinnend bei, „ſo wird er bei dem Zuge willkommen ſein, der herbeizieht, die Stadt zu bekriegen und Luſt und Freude zu feſſeln. Jetzt aber haben wir noch den blondgelockten Cupido."

„Es iſt das ein kleiner Mann mit einem glatten Geſichte — o, ich habe eine prächtige Idee! Ihr Freund wird in gleichem Coſtume wie ich einen Jagdpagen vorſtellen; er blond, ich ſchwarz, das gute und das böſe Princip, Engel und Teufel, paſſend zum Auszuge des Rodenſteiners."

„Nach dem Gedichte allerdings:

Des Rechten Roß war ſilberblinkend,
Ein feuerfarbnes trug den Linken.

Dabei habe ich allerdings noch ein Bedenken," ſetzte er hinzu, indem er das ſchöne Mädchen mit glänzenden Blicken betrachtete — „das Herz meines Freundes Rüding iſt weich geformt, oder, um mich anders auszudrücken, es beſteht aus dem entzündbarſten Brennſtoffe — nur ein Funke aus ſo ſchönen Augen braucht hinein zu fallen, und wir haben einen Menſchen unglücklich gemacht."

„Rodenberg, Sie können in der That unausſtehlich ſein," gab ſie ihm ſchmollend zur Antwort, wobei ſie ſich für eine Secunde von ihm abwandte; „doch verzeihe ich Ihrer lächerlichen Rede, indem ich weiß, was dahinter ſteckt — neue Schwierigkeiten, die Sie mir machen wollen."

„Diesmal nicht — gewiß nicht, Juanita, und mag Rüding meinetwegen ſelbſt ſehen, wie er der ihm drohenden Gefahr entgeht — ſein Herz iſt nicht bei mir verſichert; doch eine andere Frage darf ich mir vielleicht noch erlauben?"

„Eine neue Schwierigkeit betreffend?" fragte ſie.

„Vielleicht! — Ich muß mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß wir in einem oft tollen Gedränge zu Pferde ſind und daß Sie, wenn auch geſchützt von nicht ganz ſchlechten Reitern, doch ſelbſt der Führung Ihres Pferdes ziemlich ſicher ſein müſſen — ich ſetze voraus, daß . . . ."

„Ich meinen Reitcurs durchgemacht," unterbrach ſie ihn lachend — „ich hoffe, Sie davon zu überzeugen, indem ich Sie auf übermorgen zu einem Spazierritt einlade; wir können alsdann auch die Pferde probiren, die mein Oheim für uns ausgeſucht hat."

„Wer kann da widerſtehen," erwiederte der junge Maler, ſich verbeugend, „da Sie alle meine Bedenken auf eine ſo reizende und gewinnende Art beſchwichtigen! Ich bin nicht ſtark genug, es Ihnen zu verſchweigen, daß ich ganz zu Ihren Dienſten bin — ich hätte lieber geſagt, mit welcher Seligkeit ich mich zu Ihren Füßen lege; aber ich fürchte einen gewiſſen eigenthümlichen Blick, den ich ſchon ein paar mal aus Ihren ſchönen Augen blitzen ſah."

„Wenn Sie dieſen Blick in der That fürchten, ſo würden Sie

weniger ſüße Reden an mich verſchwenden — oder gehört das Alles ſchon mit zum Carneval?"

„Nein, wahrhaftig nicht, theure Juanita, das iſt keine Maske! Doch finde ich, daß es Ihnen gegenüber ſehr nützlich iſt, ſein heißes Gefühl zu maskiren."

Sie reichte ihm mit einem unausſprechlichen freundlichen Lächeln ihre beiden Hände und erlaubte es ſogar, daß er eine nach der andern küßte.

„Und wann ſehe ich Ihre Freunde?" ſagte ſie.

„Es iſt wohl beſſer, heute Morgen nicht?" bat er — „ich muß ſie doch darauf vorbereiten, wenn ſie ſtatt meiner alten, ehrwürdigen Verwandten Sie hier finden werden."

„Sagen Sie einfach, wie ich Ihnen geſagt — Ihre Baſe ſei genöthigt geweſen, zu verreiſen, und habe mich, eine Anverwandte, unter dem Schutze meines Oheims und meiner älteren Schweſter hier zurückgelaſſen."

„Zwei meiner Freunde werden das glauben, zwei mit ſehr kindlichem Gemüthe, der alte Knorr und der junge Rüding; was aber den dritten und vierten anbelangt . . . ."

„Ah, den Drachen Griesgram!"

„Ja, ihn ſowie den Teufel; es hat ſich der letztere wohlweislich Ihrem Hauſe fern gehalten — denn wenn es nicht verboten wäre, blumenreich zu reden," ſetzte er mit einer eleganten Handbewegung hinzu, „ſo würde ich ſagen: wo Engel walten . . . ."

„Und ſo weiter und ſo weiter!" rief ſie.

„Alſo in gewöhnlicher Rede — den Teufel ſtelle ich Ihnen erſt beim Maskenzuge, ohne irgend eine Erklärung, vor; aber mein alter Freund Walter wird die Geſchichte meiner ehrwürdigen Anverwandten, die ſich ſo plötzlich in dieſelbe ſchöne junge Dame verwandelt, welche er bei unſerem Künſtlerfeſte zu ſehen das Glück hatte, nicht glauben; er wird ein Einverſtändniß vorausſetzen — ein Einverſtändniß, das mich natürlich, wenn es beſtanden hätte, zum ſeligſten Menſchen gemacht haben würde."

„Bſt, bſt,“ machte Juanita, indem ſie ihre kleine Hand erhob, „erſchöpfen Sie ſich nicht in Vorausſetzungen, die vielleicht trügeriſch ſind — und wenn er ungläubig iſt, wir können es nicht ändern und wollen es nicht ändern,“ ſetzte ſie treuherzig hinzu.

Ihre erhobene Hand, die nun langſam herabſank, machte zu gleicher Zeit eine Bewegung des Abſchiedes.

„Und wann darf ich Sie wiederſehen?“

„Wir ſpeiſen wohl zuſammen heute in ganz kleiner Geſellſchaft um ſechs Uhr, wenn es Ihnen recht iſt. Don Joſe wird ſich ſehr freuen, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen — Adieu, mein lieber Freund! Nicht wahr, Sie verzeihen mir, daß ich ein klein wenig Komödie mit Ihnen geſpielt — ach, man läßt ſo ſchwer von ſeinem Handwerk!“

„Ich bin mit dem erſten Acte unendlich zufrieden — darf ich doch bei einer ſo großen Künſtlerin, wie Sie ſind, auf eine wunderbare Steigerung hoffen!“

„Hüten Sie ſich vor dem dritten und letzten Acte — er entſcheidet, wie das Stück endigen wird.“

„O, heiter, o, glücklich — gewiß — wer vermag daran zu zweifeln?“

„Wenn es nun aber doch ein Trauerſpiel würde?“ ſagte ſie mit ganz leiſer Stimme, daß er dieſe Worte nicht verſtand, und um ſo weniger, da er gerade ihre kleine Hand noch einmal an ſeine Lippen drückte, ehe er ſie verließ.

XXVIII.

„Fastelovend kütt eran.“

Alle fünf Künstler hatten das gastliche Haus in der Rheingasse verlassen, nachdem ihnen Rodenberg in aller Kürze von der eben stattgehabten Unterredung das mitgetheilt, was er für nöthig hielt, sie wissen zu lassen, und gingen auf dem knirschenden Schnee gegen den Thurnmarkt zu. Rüding war vorher einen Augenblick unten an der Treppe stehen geblieben und hatte, an dem dunkeln Gebäude hinaufschauend, zu van der Maaßen gesagt: „Ich kann es Dir nicht beschreiben, mit welch unangenehmem Gefühl ich gestern Abend hier stand; es war mir wahrhaftig zu Muthe, als sei ich ohne alle Hülfe in die weite Welt hinausgeworfen worden.“

„Und jetzt denkst Du anders,“ brummte Walter, der diese Worte gehört; „es ist das auch begreiflich, in einem vortrefflichen Bette hast Du geschlafen, wie der Dachs in seinem Baue; Du hast gefrühstückt, wie noch nie in Deinem Leben, Du rauchst eine für Deine Verhältnisse unerhört gute Cigarre und bist zu Deiner eigenen Verwunderung hier auf einmal in Köln, um den Carneval mitzumachen — Herz, was willst Du mehr?“

Auf dem breiten Rheinstrome, den sie durch den Thorbogen vor sich erblickten, spiegelte sich die glänzende Sonne in dem hellgrünen Wasser, sowie in den weißblinkenden Eisschollen, die langsam den Fluß hinabtrieben.

Da auf dem Thurnmarkte war auch das kleine Weinhäuschen, wo man sie gestern Abend zu ihrem Glücke abgewiesen. Die Rolle der singenden Magd hatte heute ein kleines Mädchen übernommen, das trippelnd vor der Hausthür stand und mit vor Frost geröthetem Gesichte denselben Vers sang — „wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen."

Carneval in Köln — ein so wichtiges und großes Ereigniß, daß es ihm gelingt, schon in seiner Vorahnung die Physiognomie der ernsten, alten, grauen Stadt wesentlich zu verändern; es ist dies ein Volksfest im wahren und schönsten Sinne des Wortes, das mit seinen wenigen, bunten, tollen, geräuschvollen Tagen, auch ohne jede besondere andere Einwirkung von außen, plötzlich als eine üppige Saat närrischer Freude emporschießen würde; denn jeder gute Kölner hat das keimfähige Samenkorn dazu in seinem Herzen ruhen. Und sobald die Weihnachtslichter erloschen sind, sobald das müde, alte Jahr mit dem Schlage der Mitternacht schauernd in sich selbst zusammensinkend, stehen bleibt, um einem neuen Herrscher der Welt sein gewaltiges Scepter zu hinterlassen, da fängt auch das kleine Samenkorn, von dem wir oben sprachen, an, zu keimen und zu sprossen und wird in seinem Wachsthum befördert durch die glorreiche Erinnerung an die Carnevals vergangener Zeiten, durch närrische Reden Gleichgesinnter, durch die rauschenden Klänge der Musik, welche beim Klingeln der Schellenkappe Lieder begleiten mit bekannten volksthümlichen Melodien, durch die blinkenden Römer voll goldenen Rheinweins, dessen duftige Blume so angenehm aufregt und die Menschenseele fähig macht, für eine kurze Zeit des Lebens Mühen und Sorgen zu vergessen und aus vollem Herzen einzustimmen in die allgemeine, göttliche Narrheit — ja,

„Fastelovend kütt eran."

Das kleine Häuschen bei St. Ursula, wo die Wiege des großen Helden Carneval gestanden, hat nun wieder dieselbe Bedeutung, wie ein anderer königlicher Palast, wo der Thronerbe des Reiches zwischen goldgestickten Windeln schreit. Da Alles im großen Narren-

reiche viel raſcher von Statten geht, ſo iſt der Held, in den erſten Tagen des Januar geboren, ſchon nach wenigen Wochen zu einem kräftigen Jünglinge herangewachſen und zeigt ſeine vortrefflichen Gaben des Herzens in ſo echtem kölner Humor, daß alle alten und jungen Gecken ſeinem Regierungsantritte mit größerer Hoffnung entgegenzuſehen berechtigt ſind, als dies ſonſt wohl in der Welt der Fall ſein mag.

„Faſtelovend kütt eran.“

Der Große und der Kleine Rath haben ſich conſtituirt, und der letztere befaßt ſich als Regentſchaft für den minderjährigen Helden Carneval, mit voller Zuſtimmung ſeiner Mutter Colonia, mit der Führung der Geſchäfte und ernennt zu dieſem Zwecke Abtheilungen, Comite's und Deputationen. Seine Mitglieder bilden das Finanz-Comite, das Decorations-Comite, das Ball-Comite und die Plankammer, welch' letztere die große Aufgabe hat, die eingelaufenen Vorſchläge zu verſchiedenen Carnevalsfeſten, zu Bällen und Maskenzügen dem Großen Rathe, ſowie der General-Verſammlung aller Gecken vorzulegen und dabei irgend eine glückliche Idee zu empfehlen. Auch kleine Geſellſchaften haben ſich neben ihm her gebildet, die ſich zuweilen die Aufgabe ſtellen, eine kleine, wohlthätige Oppoſition zu bilden, die dann den Zweck haben, am Carnevals-Dienſtage zum Beſten irgend einer wohlthätigen Anſtalt ſich ein Privatplaiſirchen zu machen. Sie treten unter den ſeltſamſten Titeln auf, bilden häufig in größeren Maskenzügen eigene Abtheilungen und vereinigen ſich auch hier und da zu ganz eigenthümlichen Aufzügen und Vorſtellungen.

Der Kleine Rath, durchdrungen von der Schwierigkeit der Aufgabe, alle Gecken unter Einen Hut zu bringen, läßt es ſich nun angelegen ſein, unter den dem Comite vorgelegten Kappenmuſtern ein paſſendes für den diesjährigen Carneval herauszuleſen. Es iſt dies keine kleine Arbeit; doch wird ſie, inſpirirt vom Geiſte des Carnevals, glücklich vollbracht und in der betreffenden Sitzung der

staunenden Geckenversammlung die neue Kopfbedeckung vorgezeigt. Es ist dies eine Schellenkappe in den Stadtfarben, weiß und roth, denen noch das Gelb und Grün der Narrheit beigefügt worden ist, auch mit einem Stempel des Stadtwappens versehen, und hat nun Jeder, welcher der Versammlung beiwohnt, die Verpflichtung, von dieser Kopfbedeckung Gebrauch zu machen — ja,

„Fastelovend kütt eran."

Wer Köln früher einmal in ruhiger Zeit besucht hat und nun zur Zeit des Carnevals wiederkommt, kann sich gar nicht wiederfinden, denn der lebensheitere, frohe Sinn des echten Kölners ist dann zur höchsten Potenz gesteigert; die ganze Stadt und ihre Bewohner haben andere Gesichter, und über der alten, grauen, sonst so ernsten Colonia scheint eine heitere, südliche Luft zu wehen. Wohin man blickt, Zeichen des herannahenden Carnevals, des aufblühenden Narrenthums. Aus den Schaufenstern der großen Läden sind die Stoffe mit den ernsten Farben des gewöhnlichen Lebens verschwunden, und dort schillert Alles in Weiß, Gelb, Grün und Roth. Die Maskenverleiher, und ihre Zahl ist Legion, locken an durch die buntesten und seltsamsten Costume. Hinter den Harlequins mit den schwarzen Halbmasken schaut das Kleid des täppischen Pierrot heraus, Türken, Indianer, Griechen, Ritter-Costume und alle möglichen phantastischen Verkleidungen haben die dunkeln Schränke und Kisten verlassen und sehnen sich nach Luft des Faschings. Und dazu die Legion der Masken, die man reihenweise in den verschiedenartigsten Boutiken ausgestellt findet: diese starrend, lachend oder verdrießlich dreinschauenden, glänzenden Gesichter mit dem unbeweglichen Ausdrucke und den leeren Augenhöhlen — die Freude und Sehnsucht aller Kinder.

Auch das Getreibe auf den Straßen ist schon ein anderes und lebhafteres geworden; man hört sich zuweilen von einem Freunde anrufen, indem er an uns vorübereilt: „Geck, lohs Geck elans!" oder von ihm das bekannte „Do geiht gett, do steiht gett!" Gewisse Weinhäuser, wo man Besprechungen zu halten pflegt, fassen

„Dort, mein Herr,“ ſagte ſie, „um bei Ihrem Handwerkszeug anzufangen, ſteht auf dem Clavier eine Kaffeetaſſe, die Zuckerdoſe auf der Fenſterbank und die Kanne hiezu auf dem Ofen.“

„Aber das iſt keine Unordnung, mein Herz!“ ſagte der junge Mann; „am Clavier habe ich aus der Taſſe getrunken, auf der Fenſterbank ſteht mein Vogelbauer, ich habe deinem Vogel Zucker gegeben, und die Kanne habe ich auf den Ofen geſtellt, damit ſie warm bleiben ſolle.“

„Richtig! auf den kalten Ofen, damit ſie warm bleiben ſolle! Dort auf dem Violinkaſten liegt eine weiße Halsbinde und maleriſch über jene Pfeife gehängt ein paar hellgelbe Glaçe-Handſchuhe. Pfui, mein Herr! Waren dieſelben geſtern Abend in einer Soiree?“

„Leider!“ entgegnete der junge Mann; „leider muß ich ſagen, denn ich fühle mich in dieſen Cirkeln entſetzlich unbehaglich. Weßhalb werden wir armen Künſtler auch eingeladen? Um unſer ſelbſt willen, um unſerer Kunſt willen? — Gott bewahre! ſondern nur um das, was wir gerade zum Tödten der Zeit zu leiſten vermögen oder leiſten wollen . . . . . Ich wollte dieſen Leuten ja gern den ganzen Abend vorſpielen, wenn ich nur nicht wüßte, daß meine Leiſtung von der Dame des Hauſes ſchon vorher genau aufgerechnet iſt — von Acht bis halb Neun Converſation, — natürlich nicht mit mir, man beſchäftigt mich mit Ausſuchen von Noten an dem Flügel, um der Geſellſchaft gleich zu ſagen, wer ich eigentlich bin, ſie zu warnen vor mir, einem Muſiker, einem Paria — alſo von halb Neun bis Neun ſingt der Herr X. eine Arie, dann ſpiele ich, und ſo weiter. Und wenn dergleichen muſikaliſche Quälereien nur großartig betrieben würden, wie z. B. bei den Engländern, wo man eben ſo gut weiß und ausgemacht hat, was mein Spiel koſten wird, wie die Gänſeleberpaſteten und die Auſtern des Souper,

kaum die Zahl der Gäſte, und neben den melancholiſchen Klängen der Straßenorgeln hört man jetzt ſchon zuweilen aus einer Seitengaſſe heraus das Gebrumme ſogenannter Rummelspött, ſteinerner Töpfe, denen vermittels eines Stäbchens, welches ſich an einer trommelfellartig über denſelben befeſtigten Schweinsblaſe befand, ein eigenthümlicher Ton entlockt wurde.

Ja, „Faſtelovend kütt eran“, und die aufregende Luft, die ihm voranzieht, der Trieb zur Freude, der ſich in Allem zu entwickeln ſcheint, dringt auch in die Tiefe der ſtillſten Haushaltung. In allen Bürgerhäuſern die rührigſte Thätigkeit; die Woche vor Faſtnacht iſt eine allgemeine Scheuerwoche, vom Keller bis zum Speicher wird in den Häuſern gefegt. Nach der Reinigung wird geſchmort und gebacken; denn auch beim geringſten Bürger wird es nicht vergeſſen, das kölniſche Faſtnachtsgericht, die Muzen, zu bereiten, ganz dünn gerollte, ſüße Mehlkuchen, die in Butter geſchmort werden, dann Muzemändelcher, „Krabben“, die ſüddeutſchen Faſchingskrapfen, trockene und naſſe Waffeln. Ganze Körbe dieſer Herrlichkeiten werden fabricirt und in dem Heiligthume des Hauſes, auf dem ſogenannten Saale, für die Feſttage aufbewahrt.

Junge und alte Kinder, letztere bis zu dreißig Jahren, unterlaſſen nicht, jetzt ſchon nach den Coſtumeſchätzen zu ſchauen, die vielleicht während der letzten Carnevals angeſchafft wurden oder die ſich ſeit undenklichen Zeiten in der Familie fortgeerbt haben; alte, ſchwerſeidene Damenkleider mit langer Schleppe und kurzer Taille, ſowie geſtickte Röcke, vielleicht vor hundert Jahren der Stolz irgend eines jungen Dumont, Farina, v. Wittgenſtein, welche damals nicht dachten, daß ihr Staatskleid von den Urenkeln in ſolch' luſtig närriſcher Zeit gebraucht werden würde. Haben doch in dieſer Periode ſelbſt die Lehrer in den Elementarſchulen doppelte und dreifache Mühe mit den ungezogenen Rangen, die jetzt ſchon anfangen, allerlei Carnevalsſpuk zu treiben, ſich Schnurr- und Backenbärte von Dinte zu malen, dem Nachbar einen Papierzopf drehen oder ſich ſogar, wenn der Lehrer einmal die Schulſtube verläßt,

aus dem besten Papier des Schreibheftes einen Hut à la Napoleon machen — ja, diese Lust zum Carneval tritt mit Einem Male epidemisch und in allen Winkeln des alten, heiligen Köln auf; es liegt ein Miasma des Geckenthums in der Luft und dringt durch die verschlossenen Thüren und Häuser; sind doch sogar um diese Zeit die Gefangenen hinter Schloß und Riegel von einer auffallenden Unruhe behaftet und ist es doch unläugbar, daß kleine Kinder in den Spitälern den Carneval mitmachen, indem sie, matt lächelnd, mit zitternden Händchen ihren Krankenkittel über den Kopf ziehen, um sich zu verkleiden. —

Unsere Freunde hatten sich zur anberaumten Zeit beim Schweizer an den Vier Winden eingefunden. Hier herrschte sowohl wegen der herannahenden Feiertage, als auch wegen des bevorstehenden Zuges der Käppler ein außergewöhnliches Leben. Die bekannte Straßenkreuzung, zu den Vier Winden genannt, welche, trotzdem sie einer der Hauptknotenpunkte des Straßenverkehrs Kölns ist, sich durch eine unbehagliche Enge auszeichnet, war heute um die oben angegebene Stunde mit einer hin und her wogenden Menschenmenge ausgefüllt, ein bunter, lebendiger Strom, der lachend und plaudernd, pfeifend und singend auf und ab fluthete, so rasch und so langsam es ihm möglich war, und die einzelne Woge hier und da in Gestalt von Straßenbuben ans Ufer, das heißt auf die Treppenvorsprünge oder die Eckſteine warf, von wo aus diese tolle Brut, die dichten Reihen durchspähend, einen Höllenlärm anhob, wenn sie etwas auffallend Interessantes bemerkte, oder vielleicht einen Gesinnungsgenossen entdeckte, der sich, so sehr es ihm möglich war, gegen den Menschenstrom stemmte und sich so von diesem mit fortreißen ließ, oder der auch vielleicht den Versuch machte, einem vor ihm herwandelnden ehrbaren Bürger eine Papierschleife anzuheften oder gar vermittelst eines Fidibus einen Zopf herzustellen.

Von diesen jugendlichen Zuschauern auf den Eckſteinen wurde die Menge in immerwährender Aufregung, meistens von einem ergötzlichen Lachen begleitet, erhalten. Von diesen erhöhten Stand-

punkten tönte in Zwiſchenpauſen: „Do geiht gett, do ſteiht gett!“ — von da wurde Einem, der vielleicht ein wenig zu nahe vorbeiging und der ſich zufällig umſchaute, der Hut eingetrieben, von da flog auch nicht ſelten ein Apfel, in dem dichten Gedränge ſein richtiges Ziel findend, vielleicht die Naſe irgend Eines, der gerade im Begriffe war, mit einem ſüßen Blicke nach den Fenſtern empor zu ſchauen, wo ſich friſche Mädchengeſichter herrabbeugten, freundlich lachend und grüßend. Hier ſtockte der Menſchenſtrom zuweilen auf bedenkliche Art, um aber gleich darauf nach dem Klange einer entfernten Straßenorgel oder nach einem angeſtimmten Carnevalsliede für ein paar Secunden lang in eine hüpfendtanzende Bewegung zu gerathen und dann unter lautem, jubelndem Zurufe: „Geck, lohs Geck elans!“ ſeinen natürlichen Ablauf wieder zu finden.

Knorr hatte ſich einen Platz an den großen Scheiben des Kaffeehauſes erobert und ließ Rüding unter ſeinem Arme durchſchauen, indem ſich Walter und van der Maaßen an einem Tiſche der Ecke befanden und um ihren Kaffee eine Partie Imanuel ſpielten.

Rodenberg kam zuletzt zur Zuſammenkunft, und als er eintrat, betrachtete er mit beſorgter Miene ſeinen Hut, welchem bei einem der eben erwähnten Eckſtein-Attentate übel mitgeſpielt worden war; dann trat er zu den Freunden.

Der lange Bildhauer, der mit einem hier bei der allgemeinen Luſt komiſch erſcheinenden ernſten Blicke auf das Gewühl draußen ſtarrte, meinte kopfſchüttelnd: „Wo will das enden, wenn das heute erſt der Anfang des Carnevals iſt? Ich habe wahrhaftig kaum mehr Luſt, mich da hinaus zu wagen!“

„Du biſt doch wenigſtens ſo glücklich, einen weichen Hut zu beſitzen; aber ſchau' einmal den meinigen an — heute Morgen noch nach ſauberer Bürſtung die Zierde eines wohlgekämmten jungen Mannes, ſieht er jetzt aus, als hätte ich ihn ſchon ein paar Nächte auf Maskenbällen herumgeſchleppt — es iſt eine höchſt läſtige Leidenſchaft, Einem den Hut einzutreiben!“

„Davor bin ich ſicher mit meinem alten Schlapphute," brummte Walter; „aber weiß der Henker, was ſie an meinem Geſichte auszuſetzen haben? Wo ich irgend Einen etwas aufmerkſam betrachte, ſieht er mich an, läßt einen grunzenden Ton hören und macht ſich über meine Naſe luſtig, und doch habe ich an derſelben noch nie etwas Auffallendes bemerkt!"

„Gewiß nicht," erwiederte van der Maaßen höchſt freundlich, da er die Partie Imanuel und ſeinen Kaffee gewonnen hatte — „Du haſt eine ganz gewöhnliche Naſe."

„Etwas lang," meinte Rüding, „mit einer ſonderbaren Schwenkung an der Spitze und zuweilen auffallend roth gefärbt."

Der alte Maler zuckte mit einer Miene der Verachtung die Achſeln und erwiederte: „Wenigſtens ſind wir Leute, die man der Beachtung werth findet, was nicht Jeder von ſich ſagen kann!" worauf der ſanfte Eduard erwiederte:

„Dieſe Art von Beachtung will ich Dir gern überlaſſen; ich liebe es, wenn man mich auf andere Art ſchätzt und auszeichnet."

„Darin hat er Recht," ſagte van der Maaßen; „aber um nicht als Aufſchneider da zu ſtehen, ſoll er ſagen, wer ihn heute geſchätzt und ausgezeichnet hat."

„Ich könnte dieſe Forderung einfach zurückweiſen," entgegnete Rüding würdevoll; „doch habe ich kein Hehl, daß ich in mehreren anſtändigen Häuſern war und daß ich von zwei der bedeutendſten Banquieurs Kölns zu Tiſche eingeladen worden bin."

„Das iſt ſehr glaublich," ſprach Walter trocken; „aber zu welchem Tiſche biſt Du eingeladen? — Erinnert Ihr Euch noch, wie er der hübſchen Kammerjungfer des Banquiers Zeichenunterricht gegeben und uns weismachen wollte, daß . . . ."

„Ich will Dir was ſagen," fiel ihm Rüding erbost ins Wort, „wenn Du dieſe ewigen Hänſeleien nicht laſſen willſt, ſo trenne ich mich von Euch, ſo unangenehm es mir auch wegen der Anderen wäre!"

„Friede — Friede!" ermahnte Rodenberg. „Du, Walter,

ſollteſt vernünftiger ſein, und Du, Rüding, ſollteſt bedenken, daß man während des Carnevals ein freies Wort nicht übel nimmt."

„Das thue ich auch nicht, und ich habe ihm auch noch nie etwas übel genommen; aber da er ſelbſt kein Gefühl hat, ſo verſteht er auch nichts von den heiligſten Gefühlen des Anderen."

„Ganz recht," flüſterte Rodenberg; „aber wenn Ihr ſo fort macht, ſo erſcheint nächſtens einer von den Gäſten da hinten und hält uns eine Carnevalspredigt aus dem ff — wo warſt denn Du?" fragte er den langen Bildhauer, um den Streit der beiden Anderen zu beendigen.

„Ich habe einen eigenthümlichen Beſuch gemacht," ſagte Knorr mit einem ſonderbaren Lächeln; „ich war im Kloſter der Capuciner, um einen Landsmann aufzuſuchen, der ſchon ein paar Jahre die braune Kutte trägt. Das Kloſter liegt in einem entfernten Stadttheile, wo man von dem Lärm, der hier herum herrſcht, nicht die Spur vernimmt — ach, und es hat auf mich eine unendlich wohlthuende Wirkung ausgeübt!"

„Das iſt aber keine Carnevalsſtimmung," meinte van der Maaßen.

„Nein, aber es iſt ein wunderbarer Contraſt, all' dieſes Lärmen, dieſes Gejohle, die bunten Masken an den Läden, die lachenden Geſichter wie einen tollen, geſpenſterhaften Traum hinter ſich zurückzulaſſen und mit Einem Male von dem wunderbaren Frieden eines ſtillen Kloſtergartens umgeben zu ſein."

„Das begreife ich," ſagte Rodenberg — „und trafſt Du Deinen Freund?"

„Ja, und er freute ſich ſehr, mich zu ſehen; ich ließ mir von ſeinem Kloſterleben erzählen, und es that mir über alle Beſchreibung wohl, aus dieſen Erzählungen heraus zu fühlen, wie glücklich und zufrieden er ſei."

„Knorr, Knorr," warnte van der Maaßen, „nimm Dich in Acht, daß ſie Dich dort nicht einfangen — es iſt mir immer, als ſähe ich Dich doch noch in der Kapuze durch die Straßen ziehen!"

„Einfangen? Was einfangen? Deſſen bedürfte es gar nicht, und ich habe auch ſehr im Sinne auf meine Art ins Kloſter zu gehen.“

„Wie ſo?“

„Nun, vor der Hand als Künſtler, der ich ja in erſter Linie bin; es fehlt den Capucinern noch für die Kirche an einem großen Crucifix, und den Auftrag dazu will mir mein Landsmann verſchaffen.“

„Ah, auf die Art habe ich nichts dagegen,“ ſagte van der Maaßen — „und wo warſt denn Du?“ wandte er ſich fragend an Rodenberg.

„Ich war bei einem Bekannten, der mir in ſeiner liebenswürdigen Art eine Platte der vortrefflichſten Auſtern vorſetzte, wobei ich noch den Vortheil hatte, daß ſeine pikanten, witzigen Bemerkungen Citronenſaft und Pfeffer überflüſſig machten, denn ich mußte unmäßig lachen, was die Verdauung mehr als alles Andere befördert. Er hatte die Freundlichkeit, mich und Euch für einen der nächſten Abende in eine geſchloſſene Geſellſchaft Zum Hahnen einzuladen, von der ich ſchon außerordentlich viel Rühmenswerthes gehört und wo ſich die echte kölniſche Heiterkeit im ſchönſten Glanze entfalten ſoll.“

„Das iſt recht,“ ſagte Walter eifrig, „dort mußt Du uns, auf dieſe freundliche Einladung hin, einführen. Das iſt eine von dieſen famoſen kleinen Geſellſchaften, wo der Wirth immer vom beſten Faſſe hergibt, wo die ausgetrunkenen Flaſchen nicht gezählt werden, wo man die herbeigebrachten Flaſchen nicht aufſchreibt, ſondern nur die Propfen in einen gemeinſchaftlichen Korb wirft, nach deren Zahl alsdann der Betrag der Zeche, gemäß der längſt bekannten Qualität dieſer Stammgäſte, umgelegt wird — ich bin ſehr für den Hahnen, dieſes würdige Sinnbild für feſtſitzende Gäſte, ihre Uhr, ihre Glocke; denn es wäre eine Schande, eher aufzubrechen, ehe derſelbe gekräht!“

„Der Menſchenſtrom draußen,“ ſagte Knorr, der immer noch am Fenſter ſtand, „bewegt ſich lebhaft gegen die Hochpforte hin.“

„Ja, ja, wir müſſen ihm folgen, wenn wir etwas ſehen

wollen," meinte Rodenberg: „der Zug der Käppler wird vom Alten Kuhberge her anrücken."

„Gehen wir alſo."

„Mit dem Gefühle des Schiffers, der den ſichern Hafen verläßt, um ſich dem wogenden Meere anzuvertrauen!" ſeufzte der lange Bildhauer.

„Befolgt nur meinen Rath," meinte Rodenberg, „ſchaut nicht ſo auffallend um Euch her, und wenn Jemand einen Witz mit Euch macht, ſo gebt ihn ihm auf die gleiche Art heim oder lacht darüber. Da aber bei der Menſchenmaſſe draußen wir Fünf nicht wohl ungetrennt bleiben werden, ſo wollen wir uns für den Fall des Auseinanderkommens in einer Stunde hier wieder an der Ecke treffen — natürlicher Weiſe ohne alle Verbindlichkeit. Wer ausbleibt, den entſchuldigt der Carneval."

Damit verließen ſie das Haus, den langen Bildhauer mit dem ernſten Geſichte an der Spitze, und es war gerade, als ob ein kleiner Trupp Buben, die draußen ſtanden, auf ihn gewartet hätten, denn einer rief: „Wat hätt dä Kähl en Nas!" worauf ein Anderer mit dem Ausrufe höchſter Verwunderung hinzuſetzte: „Die Nas!" und ein Dritter ſagte: „Größer, als dem ſteine Mann ſing Nas!" — „Da kommt auch ein Engländer mit falſchen Locken!" meinte ein Vierter, als Rüding erſchien, worauf ein Fünfter hinzuſetzte: „Das iſt kein Engländer, das iſt ein verkleidetes Mädchen — ich ſehe es an den krummen Beinen!"

Der ſanfte Eduard wollte empört etwas antworten, doch winkte ihm Rodenberg, zu ſchweigen, und zog ihn raſch vorüber, was auch das Geſcheiteſte war, denn ſo begnügten ſich die jungen Spottvögel, im Chorus und ſehr taktgemäß noch einmal zu rufen: „Do geiht gett, do ſteiht gett!" um ſich darauf andere Schlachtopfer zu erwählen!"

Die Menſchenmenge hatte ſich noch mehr verdichtet, doch war es leichter, mit ihr fortzukommen, da keine Gegenſtrömung mehr ſtattfand; nur unweit der Ecke von Oben Marspforten, wo Alles

einen Augenblick gehemmt war, blieb Jeder unwillkürlich eine Secunde stehen. Jeder Mund lachte, und da Jeder, aufs Neue fortgeschoben, seinen Kopf noch einmal umwandte, sah dies wie ein Wirbel aus im allgemeinen Menschenstrome, denn da stand ein Orgelsmann, dem man, obgleich er vortrefflich und durchaus nicht auffallend costumirt war, doch die Mummerei ansah, neben seiner sehr interessanten, starken Ehehälfte, unter deren flatternden Haubenstreifen ein breites, unglaublich gemeines Gesicht mit unrasirtem Barte die Vorübergehenden anlachte, indem sie sechs neue Lieder, gedruckt in diesem Jahre, feilbot, während er unermüdlich seine quiekende, verstimmte Orgel drehte und dazu mit kreischender Stimme und sehr bezeichnenden Pantomimen sang:

„Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin an dem Rhein."

Nach jeder Strophe unterbrach er seinen Gesang, um dem verehrlichen Publikum die demselben dunkel gebliebenen Stellen dieses berühmten Liedes so deutlich als möglich zu erklären.

Hier, an dieser Stelle, ging der sanfte Eduard seinen Freunden für eine Stunde verloren, denn Gesang und Declamationen fesselten ihn so ausnehmend, daß er sich von dem allgemeinen Strome trennte und an der Straßenecke neben dem Orgelsmanne hängen blieb, welcher die anmuthige Erscheinung des jungen Künstlers mit den blonden Locken augenblicklich für seinen Zweck benutzte und nach der nächsten Strophe mit einer sehr deutlichen Handbewegung gegen diesen ausrief: „Sehen Sie, meine verehrten Herren und Damen, das ist Heinrich, der bei seiner Neuvermählten schlief, ehe er vom Schlangenbisse gequält wurde — später sah er betrübt aus — brrr, ein anderes Bild!"

Rüding, der Hunderte lachender Augen auf sich gerichtet sah, glaubte vor Scham vergehen zu müssen und war glücklich, hinter dem Orgelmanne entschlüpfen zu können, wodurch er allerdings der gaffenden Menge außer Augen, aber auch von seinem richtigen Wege kam.

Dies wußte er anfänglich nicht, denn auch gegen den Heumarkt fluthete eine große Menſchenmenge eilig hinab, die durch Seitengaſſen die Hochſtraße wieder zu gewinnen trachtete, und wenn er es auch gewußt hätte, ſo wäre er doch nicht wieder umgekehrt, weil er eine unüberwindliche Scheu fühlte, nochmals bei dem Orgelsmanne vorüber zu gehen, denn dieſer hatte für Rüding etwas Dämoniſches in ſeinem Blicke gehabt, was ihn faſt noch mehr durchſchauert hatte, als die unpaſſenden Worte.

Auch den anderen Freunden war es nicht möglich, lange Zeit von dem Strome vereint dahingeriſſen zu werden; ſie waren bald aus einander getrieben, was wohl hauptſächlich daher kam, daß zuweilen eine Reihe von fünf bis ſechs jungen Leuten Arm in Arm mit unwiderſtehlicher Gewalt daherſtrömten und ſo rechts und links alles Andere zwangen, ſich an die Häuſer zu drücken, bis jene vorüber waren. Rodenberg ſtieg auf eine Haustreppe, um ſich nach den Gefährten umzuſchauen; weit vor ihm an der Ecke ſtand van der Maaßen, mit ſeinem dicken Körper jedem Anpralle widerſtehend, dort im tiefſten Gedränge kämpfte der lange Bildhauer mit einem ſehr ernſten Geſichte, während Walter, der zurückgeblieben war, ſich langſam von der Menge fortſchieben ließ; vom ſanften Eduard war natürlich keine Spur zu ſehen.

Jetzt vernahm man vor ſich die brauſenden Klänge einer luſtigen Muſik; freilich konnte man noch nicht viel von dem geſpielten Stücke unterſcheiden, denn die große Trommel, Triangel und Becken waren vorherrſchend und wurden in ihrem Rhythmus noch verſtärkt durch die Kehlen Hunderter von Buben jeden Alters, welche luſtig mitmachten: ‚Rumbidibum — bidibumbum‘, und welche, als man endlich die geſpielte Weiſe als die Rohberſch-Melodie erkannt hatte, mit einer ohrenzerreißenden Vielſtimmigkeit und mit pantomimiſchen Anſpielungen auf Vorübergehende und Begegnende aus dem bekannten Texte die Worte ſangen:

„Süch ens geng, do geiht de Gans,
Kick, et Minchen, hee elans!

Spreiz ſich nit dä domme Puut
Op vun Huffath we een Schruut?
Och, it lick och ſchwatzen Hunger
För dä Putz un Stoht zo Huus.
Süch ens, wat dä Juſſep unger
Knüſ'lig küt ernus!"

Rodenberg hatte ſich zu van der Maaßen durchgearbeitet, welcher behauptete, es werde ihm ganz ſchwindelig bei dem Lärmen, und der ſich ganz glücklich fühlte, als ihn nun ſein Freund unter den Arm nahm, um, mit der maſſigen Geſtalt des guten Employé's halb rechts marſchirend, den Menſchenſtrom vor ſich zu durchbrechen und raſcher vorwärts zu kommen; dies gelang ihnen auch nach verzweifelten Anſtrengungen, und ſo erreichten ſie den Waidmarkt, als der Zug der Käppler von der Severinſtraße heraufkam, voran eine große Fahne, die Schellenkappe im weißen Felde, dann ein zahlreiches Muſikcorps und hinter demſelben, die bunte Kappe auf dem Haupte, zu Zwei und Zwei Arm in Arm daherkommend, mit großem Ernſt und vieler Würde ſtattliche Geſtalten aus allen Kreiſen der ſoliden kölner Bürgerſchaft: Banquiers und Handelsherren, Künſtler, Beamte und Handwerker, Leute, deren Unterſchrift auf allen Wechſelplätzen Europa's gekannt und reſpectirt wird, umſichtige Geſchäftsmänner, die es ſehr übel vermerken würden, wenn ihnen im gewöhnlichen Leben durch eine Nachläſſigkeit, durch Mangel an Umſicht oder durch müßiges Geplauder ein Pfennig verloren ginge oder eine koſtbare Minute geſtohlen würde, die ſich aber heute, am Carneval, im Verbande des heiteren Geckenthums nichts daraus machen, einige Stunden bei dieſem Umzuge zu verlieren.

Obgleich es am hellen Tage war, ſo war doch der ganze, lange Zug auf beiden Seiten von Leuchtenträgern mit brennenden Laternen begleitet, die es ſich angelegen ſein ließen, ihre Herren auf gefährliche Stellen in der Straße oder wo Goſſen zu paſſiren waren, aufmerkſam zu machen, und welche nebenbei ſich und das zuſchauende Publikum mit den originellſten kölner Witzen beluſtigten

und wo ich nachher meinen Hut nehme und mich ſtolz wie ein König entferne! — O, nein! das geht hier nicht, — man iſt ein Mittelding zwiſchen eingeladenem Gaſt und Bedienten, wenigſtens der, der es ſich gefallen läßt. Und wenn man abgeſungen und abgeſpielt hat, wenn man von Leuten, die von der Kunſt nicht ſo viel verſtehen, wie mein Handſchuh, ein Dutzend Mal: Göttlich! — Charmant! — Bezaubernd! gehört hat, ſo ſoll es vorgekommen ſein, daß der Bediente, während die Geſellſchaft zum Souper gieng, dem Künſtler ein Glas Wein und ein paar Butterbrode mit vielſagendem Blick auf das Clavier geſtellt — das ſoll vorgekommen ſein, ich habe mich freilich kluger Weiſe immer gehütet, ſo was zu erleben."

Der junge Mann hatte dieß halb luſtig, halb zornig von ſich gegeben und rannte dabei unter dem Lachen des gänzlich verwandelten Mädchens im Zimmer auf und ab, um die Ordnung unter Mobilien und Geräthſchaften wieder etwas herzuſtellen, vermehrte aber durch den Eifer, in welchen er gerathen war, die Unordnung bedeutend, indem er unter anderem das Kaffeegeſchirr auf ein Blumenbrett vor's Fenſter ſetzte und Halsbinde und Handſchuhe in den Papierkorb warf.

„Nein, das iſt arg! Charles, laß' das Aufräumen nur ſein, ich will es gleich beſorgen. Aber wie kann man ſich über ſo eine Soiree ſo ereifern?"

„Nun," ſagte der junge Mann, „wer ſich über dergleichen unwürdige Geſchichten nicht ereifert, der iſt kein Mann, oder wenigſtens kein Künſtler. Ich freilich habe es nie bis zu einer Demüthigung kommen laſſen, und wenn mitten in einem Muſikſtücke ſo ein rothnaſiger Bedienter meldet, daß das Souper ſervirt ſei, ſo mache ich augenblicklich meinen Schluß, denn ich weiß, daß alsdann doch das Bischen Aufmerkſamkeit für uns vorbei iſt und ſich den gedeckten Tiſchen zuwendet. Die Dame des Hauſes ſagt mir mit einem ſauer-ſüßen Geſichte: Sogleich

Häufig sprang einer dieser Leuchtenträger in das Reich der Zuschauer, diesem oder jenem in das Gesicht leuchtend, um einen Bekannten zu erkennen, und sobald dies geschehen, seines Irrthums wegen um Verzeihung zu bitten. Auch kam es nicht selten vor, daß Jemand, der sich unter der Menge rechts und links an der Straße unbemerkt glaubte, von dem scharfen Auge eines Käpplers erkannt und sofort durch die Laternenmänner zum Mitziehen requirirt wurde.

Welche Menschenmenge, die hier die ziemlich breite Straße bedeckte! Dicht an die Häuser gedrängt, standen sie Kopf an Kopf und konnten doch kaum auf diese Art Platz lassen für den langen Zug, der sich mit den bunten Kappen und den brennenden Laternen zu beiden Seiten wie eine schillernde Riesenschlange zwischen den uncostumirten Zuschauern hinwand; dabei wurde von beiden Seiten mit der Hand, mit dem Hute, mit der Mütze gewinkt und mit weißen Taschentüchern aus den zahllosen Fenstern der Häuser, von wo blühende Mädchengesichter heiter lachend den Käpplern zuschauten, hier einem Bekannten eifrig zunickend, dort selbst bemerkt und durch das Zuwerfen einer Kußhand freundlich gegrüßt werdend.

Dazu die rauschende Musik, der begleitende Gesang der Straßenjungen, ihr gellendes Juchhe und Halloh — es war in der That ein überwältigender Lärm, und als der Zug vorüber war, den eine originelle Musik schloß, bestehend aus einer Geige, einer Trompete und einer großen Trommel mit nur Einem Fell, welche mit einer leeren Flasche geschlagen wurde, mochte weder Rodenberg noch van der Maaßen dem dichten Gedränge folgen, sondern sie schlugen eine Seitengasse ein, die sie nach wenigen Schritten schon in ein so stilles Quartier führte, daß man hätte glauben können, an einem ganz anderen Orte zu einer ganz anderen Zeit zu sein.

„Das greift die Nerven an," meinte der dicke Employé; „man muß den Höllenspectakel hier gewohnt werden, ehe man, ohne müde zu werden, mitthun kann."

„Man darf nur nicht Zuschauer bleiben," entgegnete Roden-

berg; „wenn Du am Ufer ſtehſt und den Strom dahinfließen ſiehſt, ſo iſt Dein Auge bald von der immer gleichen Strömung ermüdet, wirfſt Du Dich aber in die Wellen, um mit kräftigem Arme zu rudern, ſo genießeſt Du mit wachſender Luſt.“

„Für jetzt ziehe ich indeſſen das ſtille Ufer dem brauſenden Strome vor und kann Dich verſichern, die ruhige Phyſignomie dieſer alten Häuſer mit gar keinem Kopfe an den Fenſtern thut mir über alle Beſchreibung wohl — würdeſt Du mir obendrein eine Deiner vortrefflichen Cigarren anvertrauen, ſo könnte ich ſagen, ich befände mich in einem Zuſtande, der nichts zu wünſchen übrig läßt.“

„Dazu will ich gern das Meinige beitragen; hier iſt eine echt ſein ſollende Havannah, die ich vorhin gekauft und welche nicht ganz ſchlecht ausſieht — doch kannſt Du mir dagegen auch eine Bitte erfüllen.“

„Mit Vergnügen, du weißt, daß ich immer für Dich bereit bin — edler Cigarrenſpender!“

„Mein Wunſch hängt eigentlich mit der in keiner Verbindung; es iſt vielmehr eine Verpflichtung, die auf mir laſtet und zu deren Erfüllung ich Deine Hülfe gebrauche.“

„Sprich, mein Lieber; Deine Cigarre iſt wirklich vortrefflich, und ich bin milde geſtimmt.“

„Es handelt ſich um das gaſtliche Haus, wo wir eingekehrt ſind, und ich möchte der Beſitzerin desſelben irgend eine kleine Erkenntlichkeit beweiſen; da habe ich denn gedacht, ich zeichne ihr ein paar Blätter aus dem Carnevalsleben. Rüding muß ebenfalls etwas thun, auch Walter und Knorr. Wenn Du nun dazu ein Titelblatt machen wollteſt in Deiner zierlichen Arabesken-Manier, irgend eine Schlußvignette, ſo hätten wir ein hübſches Album bei einander — was meinſt Du dazu?“

„Das iſt eine glorioſe Idee und bin ich mit Vergnügen bereit; da ich aber, que employé du honorée maison Beauvillard et Compagnie, höchſtens bis zum Dienstag Abend hier bleiben kann,

ſo wollen wir uns gleich ans Geſchäft machen; wenn ich nicht irre, ſind wir nahe bei Deinem Hauſe."

„Ganz nahe, dort iſt ſchon die Rheingaſſe."

„Haſt Du etwas Handwerkszeug?"

„Ich habe alles Nöthige mitgenommen."

„Gut denn, gehen wir hinauf."

„Aber die Kerls, die wir in's Café beſtellt? Laſſen wir die denn im Stiche?"

„Die Beſtellung galt ausdrücklich ohne Verbindlichkeit, denn es iſt nicht möglich, ſich in den Carnevalstagen ſo gar beſtimmt an Ort und Stunde zu binden."

Vor der Hausthür angekommen, öffnete ſich dieſe geräuſchlos auf den leiſeſten Schlag des Klöpfers, und dann empfanden die beiden Künſtler mit außerordentlichen Behagen die Annehmlichkeit des erwärmten Treppenhauſes ſo wie ihres comfortablen kleinen ſtillen Salons, in deſſen Kamin ein luſtiges Feuer brannte.

„Angenehmer wäre es wahrhaftig," ſagte van der Maaßen, „ſich jetzt in einem dieſer kleinen, weichen Fauteuils in ſüßem Nichtsthun zu dehnen — doch iſt dies nur eine einfache Vorrede; an dem Eifer, mit welchem ich ſogleich das Titelblatt entwerfen werde, ſollſt Du meine Freundſchaft für Dich und Deine nicht genug zu ſchätzende Anverwandte ermeſſen."

Nach dieſen Worten ſuchte er ſich unter dem Vorrathe Rodenberg's ein paſſendes Papier aus, und Beide fingen mit einer Emſigkeit zu zeichnen an, als ſäßen ſie wie vordem auf ihrer Stube im Reichsapfel, um eine Beſtellung aus leicht begreiflichen Gründen ſo ſchnell als möglich fertig zu machen.

Als es anfing, zu dämmern, hatte Rodenberg Lichter angezündet und Beide darauf ihre Arbeit fortgeſetzt. Die Uhr ſchlug Fünf, dann halb Sechs, und jetzt erſt warf Rodenberg den Bleiſtift aus der Hand und ſagte, auf das Zifferblatt blickend: „Meine Anverwandte hat mich auf ſechs Uhr zum Eſſen befohlen — gern würde ich Dich mit hinüber nehmen, doch müßte ich Dich zuerſt

vorgestellt haben; auch bin ich überzeugt, daß Du um ein Uhr der Table d'hôte im Mainzer Hofe alle Ehre angethan hast."

„Das ist selbstredend; aber da Du in diesem Hause ein Tischchendeckdich zu haben scheinst, so sieh', ob Du mir einen Kaffee verschaffen kannst — ich arbeite alsdann gemüthlich weiter, bis Du wieder kommst."

„Ich bin überzeugt, daß der freundliche Haushofmeister Dir einen Kaffee mit einem Tröpfchen Cognac auf meine Bitte bringen läßt," erwiederte Rodenberg, vor dem Spiegel stehend und beschäftigt, seinem krausen, blonden Haare einen ordentlichen Scheitel aufzuzwängen. — So, jetzt rasch in den Frack geschlüpft und . . . ."

„Der Schmetterling ist ausgeschlüpft," lachte van der Maaßen — „Du bist doch ein glücklicher Kerl!"

„Wie so?"

„Nun, wer von der Natur so gut behandelt ist, wie Du, ist auch glücklich zu schätzen. Wir haben jetzt Beide die gleiche Zeit gearbeitet, und wenn ich mich nun zu einem feinen Diner parat machen sollte, so brauchte ich wenigstens eine Stunde. Mein Haar ist in Unordnung, der Bleistiftstaub ist mir bis hoch hinauf in die Aermel gefahren, und wenn ich nicht der unteren Partie meines Körpers durch ein Paar ausgezeichnete Lackstiefel einiger Maßen nachhelfe, mein Haupt dem Friseur anvertraue, kurz, eine vollständige Toilette mache von unten bis oben, so bin ich nicht präsentabel. Du aber fährst ein Bißchen durch die Haare, klopfst mit einem Handtuche den Staub von Deinen Stiefeln, spülst die Finger ein wenig ab und bist, nachdem Du den Frack angezogen, wie aus einem Ei geschält — das nenne ich ein Glück!"

„Ja, wenigstens erspart man viel Zeit dadurch," erwiederte Rodenberg, indem er einen flüchtigen Blick in den Spiegel und dann auf die Uhr des Kamins warf, welche fünf Minuten vor Sechs zeigte. — „Adieu, van der Maaßen — ich denke, das Diner soll nicht viel über eine Stunde dauern, vielleicht finde ich Dich noch!"

„Wohl möglich, wenn Du nämlich meinen Kaffee und das verſprochene Tröpfchen Cognac nicht vergeſſen willſt!“

„Sei unbeſorgt!“

In dem kleinen, hübſchen Salon, welcher die Appartements des Doppelhauſes mit einander verband oder, wenn man will, von einander trennte, wurde geſpeist, nachdem die Herrin des Hauſes im Beiſein Don Joſe's in einem kleinen anſtoßenden Gemache ihren Gaſt empfangen. Rodenberg hätte gewünſcht, daß dieſer Empfangsſalon ſo weit als möglich von dem Eßzimmer entfernt geweſen wäre; denn als einziger und deßhalb vornehmſter Eingeladener durfte er ſich ja erlauben, Juanita ſeinen Arm anzubieten, hier leider ein kurzes Glück — aber immerhin ein Glück, und es durchſchauerte ihn eigenthümlich, als ſie ihre kleine Hand auf ſeinen Arm legte, als er das unbeſchreiblich ſelige Gefühl hatte, ſie ſei ihm ſo nahe wie nie zuvor, als er den elaſtiſchen Druck ihres ſeidenen Gewandes ſpürte, als der ſüße Hauch ihres Mundes, während ſie mit ihm ſprach, flüchtig ſeine Wange berührte — ach es war nur der Zeitraum einer halben Minute, aber er vergaß ihn nie in ſeinem Leben!

Das Diner zu drei Gedecken war einfach, aber ausgeſucht, wenige Gänge, aber Alles vortrefflich zubereitet und mit der höchſt angenehmen Ruhe und Pünctlichkeit ſervirt, wie man ſie in vornehmen und anſtändigen Häuſern findet.

Der würdige Haushofmeiſter, welcher, nebenbei geſagt, für van der Maaßen aufs bereitwilligſte geſorgt hatte, ſtand während des Diners neben dem Buffet und gab den Dienern, wo es nöthig war, eine Anweiſung, aber nur durch eine kaum merkliche Bewegung mit der Hand oder durch einen Wink der Augen.

Anfänglich hatte es Rodenberg überraſcht, daß der alte Mann Don Joſe mit der Benennung Monsieur le Comte anredete und zu Juanita Comteſſe ſagte; doch bald fand er dies ſchon durch die glänzende Umgebung vollkommen gerechtfertigt und würde ſich ſogar

im Verlaufe des Diners nicht gewundert haben, wenn der Haushofmeiſter ihn ſelbſt mit Monsieur le Baron angeſprochen hätte.

Dabei war es eigen, wie der Haushofmeiſter in verſchiedener Betonung zu den Beiden ſprach; zu Don Joſe in einem ruhigen und höchſt ehrerbietigen Tone, zu Juanita mit einem Ausdrucke von Verehrung, die aus jedem ſeiner Worte klang, ja, ſogar aus ſeinen Blicken leuchtete.

Begreiflicher Weiſe wandte ſich die Unterhaltung bei Tiſche, nachdem der Carneval ſo gründlich als möglich beſprochen war, durch eine natürliche Ideenverkettung auf das Künſtlerfeſt des vergangenen Sommers und damit auch auf die Stadt, wo Conchitta lebte.

„Ich werde nächſtens mit Mercedes wieder zanken müſſen," ſagte Juanita zu ihrem Oheim, „daß die Beiden ſo gar wenig von ſich hören laſſen. — Sahen Sie meine Schweſter zuweilen in der letzten Zeit?" wandte ſie ſich mit einer raſchen Bewegung gegen Rodenberg.

„Nur ein einziges Mal," entgegnete dieſer mit einem leicht verſtändlichen Lächeln, „und auch dieſes eine Mal nur durch Zufall; ich beſuchte meinen Freund Schmitz oder vielmehr deſſen Mutter aus Anlaß des Jahreswechſels und hatte dann das Glück, Sennora Conchitta zu ſehen."

„Es geht ihr gut? Sieht Sie wohl aus?"

„Ich kann das Gegentheil nicht behaupten — eine blühende Farbe hat meine verehrte Collegin nie, und der Ernſt, welcher meiſtens ihre Züge überſchattet, dämpft die ſonſt ſo jugendliche Friſche ihres Geſichtes."

„Ja, ja, ſie wird förmlich düſter und melancholiſch in dieſer kleinen Umgebung — ſie muß bei uns leben — ich habe deßhalb wiederholt an Mercedes geſchrieben. Du biſt doch meiner Anſicht, Joſe?"

„Vollkommen," erwiederte der gravitätiſche Spanier; „aber meine Anſichten kommen bei Dir und bei Deiner Schweſter nicht immer zur Geltung."

„Von mir kannſt Du doch wohl ſo etwas nicht ſagen,“ meinte die Sängerin lächelnd, ich bin ſo folgſam und ſo nachgiebig, als nur möglich!“

„Deinem eigenen Willen allerdings, oder wenn ich mit Deinen Phantaſien zufällig einmal harmonire — denk' an den bevorſtehenden Carneval; Du wirſt mit Herrn Rodenberg geſprochen haben, und er muß mir Recht geben!“

„Pfui, Oheim, auf dieſe Art gegen mich zu conſpiriren! — Doch gehen wir darüber hinweg. Herr Rodenberg ſoll mir eine wichtige Frage beantworten: Was iſt aus Ihrem ſchönen Pudel geworden — hat ihn meine Schweſter noch?“

„Ja, mein Fräulein, er hat das glückliche Loos, bei Sennora Conchitta ſein zu dürfen!“

„Warum nennen Sie dieſes Loos glücklich?“ ſagte ſie mit einem Aufleuchten ihrer Blicke.

„Weil Sennora Conchitta ihn mit außerordentlicher Sorgfalt und Freundlichkeit behandelt.“

„Ich finde es vollkommen begreiflich, ein ſo ſchönes und kluges Thier — und hatte er es bei Ihnen nicht eben ſo gut?“

„Nicht ſo ganz, um ehrlich zu reden, wie es meine Gewohnheit iſt; ich kaufte ihn ſeiner Schönheit wegen und weil es einmal eine Zeit lang Mode war, daß wir jungen Leute Hunde bei uns hatten. Als das, wie ſo Vieles, vorüberging, wurde Figaro der beſtändige Geſellſchafter meines kleinen Dieners Rafael, der deſſen Erziehung auf eine außerordentliche Art vollendete.“

„Richtig, richtig,“ rief Juanita mit herzlichem Lachen, „dabei fällt mir unſer weiſer Zwerg ein — was macht Rafael? Ich hatte gehofft, Sie würden ihn mitbringen!“

„Ich wäre nicht ſo unbeſcheiden geweſen, auch wenn ſich Rafael noch bei mir befände; doch hat er meinen Dienſt verlaſſen.“

„Schade — und warum? Es war das ein intelligenter Burſche, ein Kopf von beſonderen Fähigkeiten; wie leicht begriff er die Rolle, die ich ihm einſtudirt und wie vortrefflich führte er ſie aus!“

„Natürlich, bei einer ſolchen Lehrerin!“ konnte ſich Rodenberg nicht enthalten, zu ſagen. „Aber Sie haben Recht, Raſael iſt einer Ausbildung fähig, und da ich das überhaupt einſah, ſo verhalf ich ihm zu einer Stelle in einer Buchhandlung, wo er es beim Leſen guter und ſchlechter Bücher weit eher zu etwas bringen kann, als beim Putzen der Palette und Pinſel eines armen Malers.“

„Glauben Sie nicht, daß er Talent zum Zeichnen hat?“

„Ja und Nein. Ich glaube, Raſael würde in einer Reihe von Jahren im Stande ſein, ein Bild zu empfinden, vielleicht es auch im Kopfe zu componiren — mein Freund Walter behauptet es wenigſtens . . .“

„Ah, der Drache Griesgram!“

„Derſelbe — doch würde es ſeine Hand nie ſo weit bringen, um eine ſolche Compoſition nur halbwegs erträglich auf die Leinwand zu werfen. Ich habe viele Collegen, denen es gerade ſo geht, und bin ſelbſt gewiſſer Maßen im gleichen Falle; an Farbenſinn fehlt es mir ſo wenig, daß ſelbſt bewährte Künſtler in dieſer Richtung meine Meinung einholen, ja, daß ich augenblicklich den kleinſten Mißton an den Bildern Anderer entdecke, ohne im Stande zu ſein, bei meinen Compoſitionen die richtige Farbe anzuwenden.“

„Die Beſcheidenheit ſpricht aus Ihnen, mein lieber Herr Rodenberg,“ ſagte Don Joſe; „wer ſolche Bilder ſo farbenreich und gewählt in Wirklichkeit zuſammenſtellen kann, wie Ihr Zug des wilden Jägers, dem muß es doch noch viel leichter werden, ein Bild in gleicher Gluth und Lebendigkeit auf die Leinwand zu werfen.“

Der junge Maler verbeugte ſich für das ihm geſpendete Compliment dankend, doch gab er darauf zur Antwort: „Ich bin durchaus nicht beſcheiden und möchte das, was an meinen Arbeiten allenfalls gut iſt, weder von mir, noch von Anderen geläugnet wiſſen, muß aber, um auch gegen mich gerecht zu ſein, bei meiner Behauptung bleiben, daß es mir zum Malen in gewiſſer Beziehung an dem richtigen Farbenſinne gebricht, oder wenn ich mich anders

ausdrücken darf, ich kann das, was mir vorschwebt, nicht in solchen Tönen auf der Leinwand festhalten, wie es vielleicht meiner Phantasie vorschwebt. Was nun jenen Maskenzug anbelangt, den Sie zu erwähnen die Freundlichkeit hatten, so ist das ein gegebenes farbiges Material, und aus so einem getraue ich mir schon die richtige Zusammenstellung zu machen."

„Ah, ich verstehe Sie jetzt," gab der Spanier zur Antwort, „Sie haben das Talent des Componirens und Zeichnens — gewiß — gewiß in hohem Grade, und dabei einen so ausgebildeten Farbensinn, daß Sie im Zusammenstellen eines vorhandenen Materials nicht irre gehen."

„Ich getraue mir zu, dies zu bestätigen," versetzte Rodenberg und fügte mit einer lächelnden Verbeugung gegen Don Jose hinzu: „Wenn Sie bei irgend einem Hofe oder sonst bei einem phantasiereichen, großen Herrn eine Stelle für mich wüßten, den eben erwähnten Fähigkeiten angemessen, so glaube ich, daß Sie mit Ihrem Empfohlenen keine Unehre einlegen werden, und nicht nur wäre ich verwendbar für Maskenaufzüge, Theatervorstellungen, lebende Bilder und dergleichen, sondern ich würde mir auch getrauen, den Entwurf eines Palastes richtig zu beurtheilen, so wie die Anlage eines Gartens zu projectiren und auszuführen."

„Das ist vortrefflich," rief die junge Sängerin, indem sie heiter ihre Hände zusammenschlug, „ich werde Rodenberg seiner Zeit bei mir anstellen!"

„In der That, ich wüßte mir kein schöneres Loos, mein Fräulein!"

„Du kannst doch nicht eine Viertelstunde lang bei einer Sache ernsthaft bleiben!" sagte Don Jose in einem verweisenden Tone.

„Ich mache durchaus keinen Scherz," erwiederte Juanita, ohne ihrer Heiterkeit Einhalt zu thun; „ich denke an meine Erbschaft und an das große Schloß mit den prachtvollen Parkanlagen, das ich bei Granada bauen lassen will — meinen Künstlerhof."

„Un château en Espagne," bemerkte Don Jose achselzuckend; „man übersetzt das im Deutschen, glaube ich, mit Luftschloß."

„Spotte nur, Tio Jose — wüßte ich nur Alles so genau, als daß wir unseren Proceß gewinnen und als daß ich meinen Künstlerhof bei Granada bauen werde — ah, er soll schön werden, neben oder ein wenig oberhalb der Xeneralisa, die ich als Zuthat zu kaufen gedenke! Dieses wunderherrliche kleine Feenschloß aus weißem Marmor, im edelsten maurischen Styl, halb verborgen, schneeweiß hervorschimmernd aus dem dunkeln Grün des Lorbeers und der Cypressen, mit der großartigen Aussicht auf die Alhambra, auf das herrliche Granada und das Thal des Xenil — wäre das nicht prächtig?"

„Eine bezaubernde Aussicht in jeder Beziehung," sagte Rodenberg lächelnd — „und beim Bauen dieses Feenpalastes würden Sie an mich denken?"

„Gewiß, gewiß — auch beim Bauen meines Zauberpalastes werde ich Ihrer gedenken."

Obgleich sie über das Wörtchen „auch" im vorigen Satze leicht hinweggeglitten war und es nur wie einen Hauch ausgesprochen hatte, so war es doch seinem scharfen Ohre nicht entgangen und hatte ihn mit Entzücken erfüllt; doch war es ihm nicht möglich, an dieses Wort irgend eine Bemerkung zu knüpfen, die sie vielleicht verstanden und ihm zurückgegeben hätte; denn jetzt, nachdem Juanita auf ihr Lieblingsthema, den Bau ihres Künstlerhofes, gekommen war, plauderte sie über dieses Project mit einer reizenden, kindlichen Natürlichkeit und ohne einen Einwurf zu hören oder genügend zu beantworten. Wie ein Schmetterling um duftende Blumen, so flogen ihre Worte um Spaniens Perle des Glanzes und echter Ritterlichkeit, um Granada herum, erzählend, beschreibend, prüfend und wieder verwerfend. Und ihre kleinen Finger machten es im gleichen Augenblicke eben so um die Früchte des aufgestellten Desserts, indem sie süße Datteln, saftige Feigen und goldglänzende Orangen nahm und ihre beiden Tischgenossen damit versorgte.

Endlich machte sie gegen Rodenberg eine freundliche Verbeugung, reichte ihrem Oheim die Hand und sprang dann so hastig auf,

werden wir ſoupiren! und iſt unendlich froh, wenn ich meinen Hut nehme und ihr verſichere, daß eine kleine Geſellſchaft guter Freunde, der ich verſprochen, noch zu kommen, mir nicht erlaube, dieſe Auszeichnung anzunehmen, und ich mich deßhalb bis nächſtens zu Gnaden empfehlen müſſe. — Aber verzeih', geliebte Anna," fuhr der junge Mann fort, nachdem er gezeigt mit welch' tiefem Compliment er ſich alsdann beurlaube, „verzeih' mir, du gehörſt ja auch zu jenen vornehmen Leuten, zu der ſogenannten Geſellſchaft"

Das Mädchen hatte luſtig in die Hände geklatſcht und entgegnete geſchwinde: „ich als Dame des Hauſes würde ſagen: Monsieur Charles, geben Sie mir Ihren Arm, dort neben jener alten Fürſtin und jener dicken Gräfin iſt ein Platz für Sie, ich will jene beiden Damen ehren."

„Das würdeſt du allerdings thun, theures Mädchen," ſagte der junge Muſiker; „wenigſtens haſt du in dieſen beſcheidenen Zimmern den guten Willen, es zu thun; ob ſich aber dein Herz nicht ändert, wenn du das ſtille Leben, das du in hieſiger Stadt führſt, wieder verlaſſen mußt, um in deine Salons zurück zu kehren? Aber, meine Anna, ich glaube das nicht, du biſt ein herrliches Geſchöpf, voll Gluth für alles Schöne, voll Poeſie, du allein biſt im Stande, meinen Widerwillen gegen dieſe höhere Geſellſchaft zu überwinden, du — ſelbſt dieſer höheren Geſellſchaft angehörend, die dabei den armen Künſtler liebt, der nichts hat, als den redlichen Willen, etwas Großes zu ſchaffen und ſich einen Namen zu machen."

„O Charles, mein Freund," ſagte das Mädchen plötzlich ſehr ernſt werdend und nahm eine ſeiner Hände zwiſchen die ihrigen, „o ſprich nicht ſo mit mir! du biſt dir deines großen Talentes bewußt und in deinem Geiſte liegt eine große glänzende Zukunft; du wirſt dich empor ſchwingen, du wirſt dir einen Namen machen, du wirſt gefeiert daſtehen — aber ich . . ."

daß der alte Haushofmeiſter kaum Zeit hatte, ihren Stuhl zurückzuziehen, worauf ſie an den Kamin trat und eines ihrer zierlichen kleinen Füßchen auf die eiſerne Stange vor der helllodernden Glut ſtellte.

„Onkel Joſe war ſo unvorſichtig,“ ſagte ſie nach einer längeren Pauſe, während welcher ſie ihre leuchtenden Blicke in die ſpielenden Flammen verſenkte, „Briefe, die er für hier hatte, abzugeben, und nun iſt die Folge davon, daß ich für heute, für morgen, für übermorgen Einladungen habe, die ich leider nicht ablehnen kann — was machen Sie?“ wandte ſie ſich an Rodenberg.

„Ich ſuche ſpäter meine Freunde auf, um mit ihnen vielleicht in ein paar kleinen, originellen Wirthshäuschen etwas von der Phyſiognomie der Stadt in dieſen Tagen des Carnevals zu ſehen.“

„Und darüber erzählen Sie mir morgen, nicht wahr?“

„Gewiß, mein Fräulein.“

„Ach, wenn ich doch ein Bube wäre und mit Ihnen herumziehen könnte, wie würde mich das amuſiren — und könnte mich jetzt ſchon maskiren und mit Ihnen ziehen,“ ſetzte ſie mit einem neckiſchen Blicke auf Don Joſe hinzu, „wenn ich nicht einen gar ſo böſen Oheim hätte, der über ſolche Extravaganzen, wie er es nennt, bedeutend den Kopf ſchüttelt!“

Der Bediente brachte den Kaffee und der Haushofmeiſter eine kleine ſilberne Schale mit Papier-Cigarren, von denen Juanita eine nahm, ſie aufdrehte und dann wieder feſter zuſammenwickelte, ehe ſie dieſelbe an Rodenberg gab; dann machte ſie eine auf gleiche Art für Don Joſe zurecht und zuletzt für ſich.

„Ach, es iſt ein ſo gar kurzes Vergnügen um dieſe Cigarritos, ſie brennen ſo raſch und ſind ſchon nach wenigen Zügen zu Ende!“

Juanita ließ den glimmenden Reſt der ihrigen mit einem nachdenklichen Blicke in die Kohlen fallen, wobei ſie einen Athemzug that, der wie ein leichter Seufzer klang; dann erhob ſie raſch ihre großen, glänzenden Augen gegen den jungen Maler, ſah ihn eine Secunde lang warm und durchdringend an, worauf ſie ihm

ihre Rechte reichte, welche an ſeine Lippen zu führen er nicht unterlaſſen konnte.

„Gute Nacht, mein lieber Freund — Sie werden doch morgen früh nach uns ſehen?“

Rodenberg fand es für beſſer, ſich mit einer ſtummen Verbeugung zu begnügen, ja, ſeine Lippen feſt auf einander zu preſſen, um denſelben nicht vielleicht überſprudelnde Worte entquillen zu laſſen; ſein Blut wallte, ſein Herz ſchlug heftig. Hatte er doch einen leiſen Druck ihrer feinen Finger gefühlt, ehe dieſe ſeiner Hand entglitten! — Und wie ſie ſchön war, als ſie neben ihm ſtand, an den Kamin gelehnt — die ſchlanke und doch ſo prächtige Geſtalt, und wie ſie ihn angeſchaut, ſo ſeltſam, wie ſchläfrig, wie träumend!

Rodenberg machte noch eine Verbeugung gegen Don Joſe, der ihm ſeine Hand entgegenſtreckte, und dann war er froh, daß der Haushofmeiſter ſo freundlich war, ihm die Thür zu öffnen.

Draußen hätte er laut aufjauchzen mögen in der Erinnerung an den eben vergangenen Augenblick; er fühlte ſich wie berauſcht von ihren Blicken, von ihren Worten: ‚Spanien und Granada, der Künſtlerhof und die Xeneralifa, ſüdlicher Himmel und ſüdliche Sonne, der Glanz von Orangen und ihr herrlicher Duft!‘ Alles das hatte ein Zaubernetz um ſeine Sinne gewoben. Er dachte nicht mehr daran, daß ja der Carneval begänne; er nahm Alles für echtes, wirkliches Leben, und während er ſo durch die alterthümliche Hausflur dahinſchritt, kam er ſich vor wie Don Arthurio, von dem Balkone ſeiner Geliebten kommend, liebend und geliebt — glücklich, ſiegesgewiß, zu allen Tollheiten aufgelegt, in übermüthiger Laune:

Auf, Page, folge meinen Pfaden,
Hinaus mit Tambourin-Geklirr,
Heut' Abend will ich ſerenaden,
Daß fluchen ſollen die Alcaden
Bis an den Guadalquivir!

XXIX.

„Wie? Wer ſpricht da noch vom Frieden?“

So war denn der Donnerſtag vor Carneval, die Weiber-Faſtnacht, herangekommen, und unſere Freunde hatten ſich früher als gewöhnlich um ihren Kaffeetiſch verſammelt, um nach einigen Stunden Arbeit nicht zu ſpät aufzubrechen und von dieſem feſtlichen Tage nichts zu verlieren.

Was dieſe Arbeit anbelangt, ſo wird ſich der geneigte Leſer erinnern, daß Rodenberg und van der Maaßen damit begonnen hatten, ein paar Blätter zu zeichnen, welche man in der Form eines Albums und als Zoll der Dankbarkeit bei der Abreiſe der freundlichen Wirthin übergeben wollte. Der würdige Employé hatte ein hübſches Titelblatt entworfen, deſſen Idee etwas Verwandtes hatte mit der Sage vom Dornröschen, nur daß es hier eine kleine Waldfee war, die, umgeben von den phantaſtiſchſten Ranken, im wirrſten Dickicht ſchlief, während wie eine Fata Morgana hoch in der Luft die Fahnenburg in ſchwachen, wolkenähnlichen Umriſſen ſichtbar war. Rodenberg hatte ihm den Gedanken dazu gegeben und auch den Kopf der Fee gezeichnet. Er ſelbſt hatte mit Waſſerfarben die Scene gemalt, wo der Zwerg dem wilden Jäger das Jagdhorn überreicht, und zwar den Augenblick, wo er das koſtbare Geſchenk mit einem dankbaren Blicke an ſeine Bruſt drückte.

Daß Walter, Knorr und Rüding ebenfalls gern bereit waren, das Ihrige zu dem Album beizutragen, verſtand ſich ganz von ſelbſt — und ſo malte denn der Erſtere eine Copie ſeines großen Bildes, die heilige Cäcilie, während Knorr mit ſeiner etwas ſchweren Hand den Apoſtel Petrus, den er ſo oft in Holz geſchnitzt, darzuſtellen verſuchte.

Der ſanfte Eduard war am längſten mit ſich zu Rathe gegangen über den Vorwurf ſeines Aquarells und hatte ſchon allerlei unfruchtbare Ideen preisgegeben, unter denen ihm die Wahl ſchwer wurde; ſo eine Scene aus der gewiſſen Soirée beim Prinzen Heinrich, wo die Dame in Lila eine Rolle geſpielt hätte, oder er wollte ſich ſelbſt als Liebesgott darſtellen, wie der abgeſchoſſene Pfeil, vom Buſen eines hübſchen Mädchens abprallend, in ſein eigenes Herz zurückfährt; doch hatte er bei einem jedesmaligen Kopfſchütteln Walter's ſeinen Bleiſtift mit der Frage niedergelegt: „Und warum nicht, findeſt Du meine Idee nicht vortrefflich?“

„Ich müßte lügen, wenn ich Dir das zugeben wollte,“ brummte der alte Maler; „was geht es eine fremde Dame an, ob Dein unbedeutendes Herz von einem Liebespfeile getroffen wurde oder ob Du Dich in einer Soirée blamirt? Male etwas aus der Gegenwart — ſchau' um Dich her, auf der Straße huſcht in dieſen Zeiten ein Bild nach dem anderen an Dir vorüber.“

„Er ſoll den Orgelſpieler malen,“ meinte van der Maaßen, „von dem er uns erzählt und vor dem er geſtern Reißaus genommen.“

„Hm,“ meinte Rüding, „es wäre nicht ſo übel; damit jage ich vielleicht dieſen verfluchten Kerl aus meinem Kopfe heraus, wo er ſich mit ſeinem gemeinen Geſichte und ſeinen herausfordernden Augen geſpenſterhaft feſtgeſetzt hat.“

„Ja, ja,“ ſagte Walter, „es iſt dies ein ganz richtiges Mittel und kann eine gute Skizze des kölner Carnevalslebens werden; fange nur gleich an, und um Dich in der richtigen Stimmung zu erhalten, werde ich Dir alle Verſe des treuloſen Heinrich vorſingen.“

„Nun, das muß ich mir alles Ernſtes ausbitten,“ erwiederte der ſanfte Eduard in gereiztem Tone — „ein ſolches Gedudel könnte ich brauchen, um meine Gedanken zu ſammeln!“

„Ja, laß ihn, laß ihn,“ ermahnte Rodenberg — „es iſt dies überhaupt kein Lied, das man in der Wohnung einer alten Dame ſingt, bei der man zu Gaſt geladen iſt!“

„Höre Du,“ erwiederte Walter, ihn mit einem eigenthümlichen Blicke anſchauend, „was Deine Anverwandte, die alte Dame betrifft, ſo wollen wir lieber darüber ſtillſchweigen; ich glaube, Du biſt ein Seelenverkäufer und haſt uns in die Wohnung der Circe geführt!“

„Wer war die Circe?“ fragte Rüding, ohne gerade viel dabei zu denken.

„Die Circe war eine griechiſche Jungfrau aus guter Familie,“ gab Rodenberg raſch zur Antwort, um von der Bemerkung Walter's abzulenken, „die junge Leute, welche ſich leichtſinniger Weiſe bei ihr eingefunden, in garſtige Schweine verwandelte.“

„Walter braucht ſich alſo nicht zu fürchten!“ ſagte der ſanfte Eduard, indem er emſig fortzeichnete.

„Und auch Du nicht, unreifes Spanferkel!“

„Walter, wie biſt Du heruntergekommen,“ ſagte Rüding — „bedienſt Dich der Retourkutſchen! Pfui, den ſchlechten Witz möchte ich nicht um eine ganze Million gemacht haben!“

„Ich auch nicht,“ pflichtete van der Maaßen bei; „ich nicht um ganz Perſien mit Aſtrachan!“

Der alte Mann zuckte gleichgültig die Achſeln; dann trat er auf die andere Seite Rodenberg's, und während er ſich tief auf deſſen Zeichnung hinabbeugte, wie um ſie genauer zu betrachten, flüſterte er ihm zu: „Du biſt in der That ein verrätheriſcher Kerl!“

„Wie ſo?“

„Geſtern Abend,“ fuhr Walter fort, „kam ich gegen acht Uhr hieher, und da hielt vor dem Nebenhauſe ein Wagen mit brennen-

den Laternen; da ſich im ſelben Augenblicke die Hausthüre öffnete, ſo blieb ich unwillkürlich ſtehen."

„Die Thür des Nebenhauſes, ſagteſt Du doch?"

„Allerdings, des Nebenhauſes. Dieſe Thür wurde geöffnet und eine Dame trat heraus, gehüllt in einen Pelz und in eine Capuze, die ſich weich um ihren Kopf legte. Als ſie auf die Treppe heraustrat, wurde ſie heller von den Wagenlaternen beſtrahlt, und ich ſah, daß die Dame ein junges, ſchönes Mädchen war, die ...."

„Nun — die? — Was ſoll's denn?"

„Die ich vor Kurzem noch geſehen."

„Ei, das wäre intereſſant!" rief Rodenberg mit erkünſteltem Erſtaunen. „Und im Nebenhauſe, ſagſt Du?"

„Ja, Heuchler, im Nebenhauſe. Und weißt Du, wer die junge, ſchöne Dame an ihren Wagen brachte und den Schlag hinter ihr ſchloß?"

„Davon habe ich keine Idee."

„Nun, ſo will ich Dir's ſagen — derſelbe alte, würdige Herr, der uns neulich Abends empfing."

„Das iſt erſtaunlich, und im Nebenhauſe, ſagſt Du?"

„Ja, im Nebenhauſe," fuhr Walter in trockenem Tone fort, „im Nebenhauſe, das allerdings eine eigene Treppe hat, aber doch mit dem, was wir bewohnen, zuſammenhängt."

„Glaubſt Du wirklich?" fragte Rodenberg lachend, und ſetzte gleich darauf mit leiſer Stimme hinzu: „Du glaubſt es alſo in der That — vermutheſt ein Geheimniß dahinter?"

„Etwas der Art!" brummte der Andere.

„Es iſt auch ein Geheimniß, vor der Hand aber nicht mein Geheimniß allein, ſonſt hätte ich es Dir gewiß ſchon mitgetheilt — Du wirſt es auch erfahren, aber ſchweige vor den Anderen!"

Walter betrachtete ſeinen Freund kopfſchüttelnd eine kleine Weile, dann ſagte er in ſehr nachdenklichem Tone: „Sei es, wie es ſei, Rodenberg, Du biſt ein verfluchter Kerl; doch wünſche ich Dir alles Glück zu Deinem Abenteuer!"

„Wenn ich Deinen Wunſch annehme, ſo glaube Du dagegen meiner Verſicherung, daß es ſich hier nicht um ein Abenteuer in Deinem Sinne handelt!“

Rodenberg hatte die letzteren Worte, ohne zu wollen, lauter geſprochen, ſo daß van der Maaßen aufblickte und die Frage ſtellte: „Was für ein Abenteuer — quoi pour un aventure?“

„Er hat zufällig auf der Straße eine Bekannte wiedergeſehen,“ gab Walter in gleichgültigem Tone zur Antwort.

„Apropos, um von Bekannten zu reden,“ warf Rüding nach einer kleinen Pauſe ein, „ſo habe auch ich einen geſehen — unſern Freund Nebelmüller.“

„Du allein — haſt ihn doch nicht beſucht?“

„Nein, nein, das wäre gegen die Abrede geweſen, da wir ja heute gemeinſchaftlich hingehen wollen; aber als ich durch jenen unangenehmen Orgelkerl von Euch weg kam ....“

„Als Du vor ihm flohſt oder flohteſt!“ kicherte van der Maaßen.

„Meinetwegen, wie Ihr wollt; das Gedudel wurde mir nachgerade zu arg und ich war froh, in eine ſtille, lange und ziemlich dunkle Straße zu gelangen. Unter den ernſten Häuſern, die mich, den einſam Wandelnden, faſt traurig anblickten, war eines, das förmlich trübſelig ausſah. Das Schild über der finſtern Hausthür zeigte eine Papierhandlung und Lithographie an, und dieſe Handlung im Parterreſtock war in einem großen, gewölbten Raume, dem ein einziges ſchmales Fenſter Licht und Luft gab — ein trauriger, melancholiſcher Aufenthalt; denn obgleich draußen noch die Sonne über Berg und Thal ſchien, ſo hatte man hier doch ſchon Licht angezündet. Es war eine rauchige Lampe, die auf dem Ladentiſche ſtand und bei deren Schein ich unſern armen Waſſermüller ſah, ein wahrhaft erbarmungswürdiger Anblick. Er trug einen alten, traurigen Rock mit Schreibärmeln bis an die Ellenbogen hinauf; ſein Geſicht ſah blaß und abgehärmt aus und ſein Haar war ſo kurz geſchoren, daß es große Aehnlichkeit hatte mit den Borſten eines Igels.“

„Du wirſt Dich geirrt haben — warum ſollte es ihm ſo ſchlecht gehen?“ ſagte der gutmüthige van der Maaßen.

„Ich ſollte unſern Kohlenmüller nicht wieder erkannt haben? Geh' mir doch, ich konnte ihn ja mit Muße auf zwei Schritte Abſtand betrachten beim Scheine einer Lampe, während ich draußen auf der Gaſſe ſtand; er blickte in die trübe Flamme mit großen Augen und ſah dabei ſo wehmüthig aus, wozu er ſeine Lippen bewegte, als ſänge er ein für ſeine Verhältniſſe paſſendes Lied, zum Beiſpiel: ‚Im Grabe iſt Ruh', oder eines dergleichen. Es war das gegenüber der lauten Carnevalsfreude ein Contraſt, der mir tief ins Herz ſchnitt!“

„Armer Kerl!“ brummte Walter. „Ja, ſeine Schwiegermutter ſoll in ihrer knöchernen Hand ein furchtbares Scepter führen.“

„Und die kleine Kröte, die er geheirathet hat, iſt ein bösartiges, hartherziges Ding,“ ſagte van der Maaßen — „dafür habe ich meine Proben!“

„Du hätteſt ſie heirathen ſollen,“ meinte Rüding, „Du, ein Kerl wie ein Rieſe!“

„Bis auf ſeine Stimme und ſein weiches Herz,“ knurrte Walter — „Du wäreſt noch ein beſſeres Freſſen für die alte Hauptmännin geweſen! Aber beſuchen müſſen wir den Bergmüller und recht heiter thun und ihn auffordern, mit uns zu gehen und ſich einen luſtigen Tag zu machen!“

„Nicht nur auffordern,“ ſagte Knorz düſter, „ſondern wir müſſen ihn mit uns nehmen und dieſe arme Seele für ein paar Stunden wenigſtens aus ihrem irdiſchen Fegefeuer erlöſen!“

„Ja, das wollen wir, das wollen wir!“ lachten Alle, und Walter meinte: „Wenn ihn die Schwiegermutter oder Frau nicht gutwillig ohne Weiteres hergibt, ſo ſoll einer von uns ſo lange bei den beiden Weibern im Verſatz bleiben, bis der Nebelmüller zurückgeliefert iſt, und zu dieſem Fauſtpfande ſchlage ich Rüding vor — er weiß mit Damen umzugehen.“

Dieſe letztere Verabredung verſetzte Alle in große Heiterkeit,

und da es unterdessen zehn Uhr geworden war, so legten die Künstler ihre Arbeiten weg, um sich im besten Humor auf die Straße zu begeben.

Der Himmel strahlte nicht nur heiter, sondern sogar mild auf die Stadt herab, und wenn nicht noch hier und da an den Häusern und in den Höfen Schnee gelegen hätte, so würde man geglaubt haben, nicht weit von Frühlingsanfang zu sein. Dazu war die Physiognomie der Straßen eine heitere, lebendige und bewegte, ohne daß man hätte genau angeben können, woher diese Heiterkeit und Beweglichkeit eigentlich entstanden sei; es mochte wohl heute an der Weiber-Fastnacht in der Luft liegen, es zog wie ein Hauch der Freude durch die engsten Gassen. Wo man Jemanden begegnete, und man begegnete heute vielen Leuten, da wurde man so freundlich gegrüßt, daß man nicht anders konnte, als einen solchen Gruß mit gleicher Heiterkeit zu erwiedern. Hier und da sah man Trupps von kleinen Buben und Mädchen, die ersteren häufig mit Schellenkappen früherer Jahre, lachend und singend:

„Fastelovend kütt eran."

Andere zogen von Haus zu Haus, einen jener bereits früher erwähnten Rummelspött voran, dessen dumpfes Gebrumme auf höchst originelle Art ein anderes Carnevalslied begleitete, das die kleinen Mädchen aus vollem Halse sangen:

„Aennche, Zusännche,
Wat häß do en dingem Kännche?
Ruhde Wing oft wieße Wing,
Morge falls do Bruck sinn."

Aeltere, gesetzte Herren, würdige Beamte und ehrbare Kaufleute schritten eilfertig ihres Weges, um vielleicht noch ein wichtiges Geschäft zu beendigen, ehe man sich erlauben durfte, im bekannten Weinhause einen Special zu sich zu nehmen und dort das Nähere zu erfahren über die Erstürmung des nördlichen Theiles der Stadt, die auf heute angesagt war, und zu welch' großem

Ereigniſſe die Regentſchaft ſelbſt die allgemeine Theilnahme in Luſt und Freude aufgefordert hatte.

Häufig wechſelten heute Morgen nähere Bekannte, die ſich begegneten, den Ruf: „Do geiht gett, do ſteiht gett!“ oder Einer, der haſtig dahineilte, konnte bei ein paar guten Freunden nicht vorüberkommen, ohne durch das bekannte: „Geck, lohs Geck elang!“ ſeine Anweſenheit kund gethan zu haben.

Dazu waren alle Orgelmänner ſchon in der Frühe auf den Beinen und ſpielten ihre luſtigen Weiſen, die aber häufig, gerade weil ſie ſo trübſelig aus dem Kaſten hervorquiekten, melancholiſch hätten wirken müſſen, wenn heute nicht Alles mit Luſt und Freude aufgenommen worden wäre; ſo Bänkelſänger aller Arten, echte und falſche; denn es kam ſehr häufig vor, daß Maskirte mit einer furchtbaren, erdichteten Mordgeſchichte, die aber gewöhnlich eine verdeckte Anſpielung hatte, durch die Straßen zogen und ſich damit vor den Häuſern der betreffenden Bekannten aufſtellten. Guitarreſpielerinnen und Harfeniſtinnen zogen jetzt ſchon von einem Wirthshauſe zum anderen und wurden an dieſem heiteren Tage für ihre Bemühungen meiſtens glänzend belohnt.

„Aber du?“ entgegnete der Muſiker und küßte ihre ſchönen, weißen Hände innig und herzlich, „aber du? du gehörſt einer reichen, mächtigen Familie; und der ſelige Traum,“ ſetzte er leiſer hinzu, „dich einſtens zu beſitzen, wird immer ein Traum bleiben, und das, Anna, meine geliebte Anna, das wirft ſchwarze entſetzliche Schatten in mein Leben.“

Das Mädchen zitterte leicht und ſchauerte zuſammen, während ihre Augen feucht wurden.

„Wenn ich auch noch ſo hoch ſteige,“ fuhr der junge Mann fort, „kann ich die Schranken niederwerfen, welche deinen Stand von dem meinigen trennen? Und doch iſt es meine einzige, meine ſeligſte Hoffnung, dich zu verdienen, dich zu erringen, dich, die du mit deinem großen liebevollen Herzen zu mir herabſtiegſt, die du mich aufgemuntert und unabläſſig angeſpornt haſt, wenn mich die Kraft verlaſſen wollte und ich verzweifelte, ob ich je das Ziel erreichen würde, das ich mir vorgeſteckt!“

Das Mädchen erhob ſich von ihrem Stuhle, legte ihren Shwal und Hut ab und begann, ohne eine Sylbe zu antworten, in dem Zimmer aufzuräumen. Der junge Mann blickte entzückt auf ihre Beſchäftigung, und als ſie fertig war und ſich in der Ecke des Zimmers ſtill auf einen Schemel niederließ, da wußte er, was ſie jetzt wünſchte, und ſetzte ſich an das Inſtrument und ließ herrliche, jauchzende, glückſelige Töne erklingen.

Der junge Muſiker war ein ſchöner Mann, vielleicht vier- bis ſechsundzwanzig Jahre alt, hatte ein edel geformtes Geſicht, dunkle Haare, eben ſolche Augen und Bart, feingeformte Hände und eine natürliche Grazie in allen ſeinen Bewegungen. Während er auf dem Inſtrumente phantaſirte, blickte er weit, weit hinaus in die Ferne oder ſchwärmeriſch gen Himmel, und nur zuweilen, wenn er den wilden Strom ſeiner Töne zügelte und in ein reizendes Thema überleitete, blickte er ſeitwärts auf das Mädchen, die da ſaß, ihre beiden Hände vor das Geſicht ge-

XXX.

„Es flog ein ſchwarzer Rabe wohl über den Rhein.“

Doch gab es in dieſen Tagen in dem alten heiligen Köln auch Straßen, wo, da ſich der größte Theil des lebhaften Verkehrs anderswo hingezogen hatte, eine förmlich unheimliche Oede herrſchte. Was ſich ſelbſt hier von pfiffigen Geſellen und muthvollen Lehrjungen von der Arbeit wegſtehlen konnte, hatte nicht verſäumt, dies zu thun, und ſo kam es denn, daß in mancher Werkſtätte wider den Willen des Meiſters gefeiert wurde und daß ſich in manchem Ladengewölbe der Herr deſſelben allein befand, gerade nicht in beſter Laune über das Verſchwinden ſeines Commis oder das Ausbleiben ſeines Lehrlings, welchen er unüberlegter Weiſe in dieſer ſtürmiſchen, drangvollen Stunde auf die Poſt geſandt.

Um vom Allgemeinen in das Einzelne überzugehen, ſo befand ſich in der eben erwähnten Lage der Herr eines ziemlich dunkeln Ladens, wo Stöße weißen Schreibpapiers, bunte Bogen in allen Farben, Briefpapier und Couverts in allen Größen und Lithographieen von ſehr verſchiedenem Werthe anzeigten, welche Art von Geſchäften hier betrieben wurde. Auch der Beſitzer dieſes Gewölbes hatte wahrſcheinlich ſeinem Lehrlinge oder einem ſonſtigen dienenden Geiſte irgend einen Auftrag ertheilt, von welchem ſich dieſer nicht beeilte, zurückzukommen, und daher wohl kam die verhaltene Un-

geduld, mit welcher der Ladenbeſitzer, bewaffnet mit einem großen Lineal, vor dem Ladentiſche auf und ab ſpazierte. Zuweilen klatſchte er mit dieſem Lineal auf die Handfläche, zuweilen auf einen ſeiner Schenkel, dann nahm er eine Ecke des Holzes zwiſchen die Zähne und machte hierzu einen vergeblichen Verſuch, gen Himmel zu blicken — wir ſagen: vergeblich, weil die Enge der Gaſſe, die hohen Häuſer und die niederen Fenſter des Ladengewölbes es nicht erlaubten, auch nur das kleinſte Stückchen Himmel zu ſehen.

Ja, dieſes Ladengewölbe war außerordentlich niedrig, außerordentlich räucherig und dadurch von ſo troſtloſem Ausſehen, daß es unmöglich erheiternd auf das Gemüth ſeines Bewohners wirken konnte. Derſelbe war ein junger Mann, einfach gekleidet; er trug, wahrſcheinlich zur Schonung eines beſſeren Rockes, eine Jacke von dunklem Kattun, die obendrein noch mit Schreibärmeln verſehen war. Sein höchſt verdrießliches Ausſehen mochte wohl eine Laune des Augenblicks ſein, denn weder zeigte ſein Geſicht die Züge und Falten eines grämlichen Charakters, noch waren ſeine Augen matt und erloſchen oder in hoffnungsloſer Betrachtung auf den Boden geheftet; ſein Geſicht war allerdings etwas blaß und mochte in früheren Zeiten röther geweſen ſein, trug aber nicht die Spuren eines tiefgehenden Kummers, ſondern nur die einer momentanen Aufregung, eben ſo wie ſeine Augen, mit denen er gereizt umherſchaute, als ſuche er einen paſſenden Gegenſtand, um ſeinen Zorn an ihm auszulaſſen. Er hatte mehr vom Löwen an ſich, als von der tückiſchen Hyäne, und merkwürdiger Weiſe glich auch ſein eigenthümliches, etwas borſtig nach allen Seiten hinausſtehendes Haupthaar der Mähne des Königs der Thiere; aber er war ein gefeſſelter Löwe, ein Löwe mit einer langen, ſchweren Kette am Fuße, ein Löwe in einem eiſernen Käfig, durch deſſen Stäbe hindurch man ungeſtraft allerlei Kurzweil mit dem gutmüthigen Thiere treiben konnte.

Jetzt ließ er, am Fenſter ſtehend und auf die Gaſſe hinausſchauend, einen knurrenden Ton von ſich hören, worauf er das

Lineal wie ein Römerſchwert in die Hand nahm und verſchiedene wüthende Streiche gegen unſichtbare Feinde ausführte, während er ſagte: „Nein, das iſt nicht zum Aushalten, Gefangener zu ſein, ohne vorher irgend ein angenehmes oder lohnendes Verbrechen begangen zu haben — angefeſſelt zu ſein von dem Worte eines böſen Weibes, und nicht einmal den Muth zu haben, dieſe unſichtbare Kette zu zerreißen — pfui, Bergmüller, Du biſt ein ganz miſerabler Kerl geworden! O, es iſt noch ein Glück, daß mich keiner meiner Bekannten ſieht! — Und was habe ich denn eigentlich ſo Außerordentliches gewollt? Habe ich mich in das Narren-Comite aufnehmen oder zum großen Maskenzuge einſchreiben laſſen, oder trinke ich Vormittags und Abends meinen Special bei Reichard, wie es ſich für einen guten Geſchäftsmann geziemt? Nein, nein! O, an ſo etwas nur zu denken, haben ſie mir ſchon abgewöhnt, dieſe beiden ſchrecklichen Weiber! — Und mir nicht einmal das kleine Vergnügen zu laſſen, den Einzug des Feindes mit anzuſehen!“ fuhr er fort, indem er ſeine Zähne auf einander biß und ſeine Mähne ſchüttelte. „Allerdings hatte die Alte Recht,“ ſetzte er mit einem unheimlichen Lachen hinzu, „als ſie behauptete, ich brauche weder den Störenfried zu ſehen, noch den Iſegrimm, noch den Drachen Griesgram; da ſprach ſie, ohne es vielleicht zu wollen, ein ſehr wahres Wort, denn dieſe drei böſen Geiſter und eine hölliſche Sieben dazu und ein Kratz- und Reibeiſen, einen Gallenſack und eine Haderkatze habe ich ja Alles zuſammen in Einer Perſon vereinigt täglich in meiner theuren Schwiegermutter vor Augen!“

Dieſe zarten Prädicate, die er der theuren Anverwandten beilegte, betonte er nicht nur mit einer außerordentlichen Gehäſſigkeit, ſondern bei jedem Worte, das er ſprach, führte er einen gewaltigen Streich mit dem Lineal, und mit einer ſolchen Genauigkeit immer auf dieſelbe Stelle hin, als ſähe er das Ziel, welches er treffen wollte, deutlich vor ſich — die hölliſche Sieben, das Kratzeiſen, die Haderkatze. — „Ja, Ha—der—katze,“ wiederholte er nochmals,

„das iſt der richtige Ausdruck, denn ſonſt wäre am Ende noch mit meiner Frau auszukommen!“

„Aber ich will mich aufraffen, ich will das Ding nicht mehr länger dulden — zum Teufel mit der Gelaſſenheit!“ — Damit riß er ſich einen Schreibärmel herunter und warf ihn hinter den Ladentiſch. — „Zum Henker mit der Geduld!“ — Damit folgte der andere Schreibärmel. — „Ich will Ihnen einmal zeigen, wer Herr im Hauſe iſt!“ — Er knöpfte ſeine Kattunjacke auf, um ſie abzuſtreifen. — „Ich will, ich will!“

„Und was willſt Du denn, lieber Friedrich?“ hörte man plötzlich aus dem Hintergrunde des Zimmers eine ſanfte Stimme ſagen.

Wir können es leider nicht verſchweigen, daß Bergmüller bei dieſer Frage nicht nur zuſammenfuhr, ſondern daß er auch die drei ſchon geöffneten Knöpfe an der Kattunjacke wieder haſtig zuknöpfte.

„Nun, was willſt Du denn — Deinen Kaffee? Den bringe ich Dir ſoeben.“

„Was — Kaffee?“ rief er herumfahrend. „Wahrſcheinlich wieder Kaffee mit eingegoſſener Milch, wie gewöhnlich!“

„Und mit Zucker — Mama trifft Deinen Geſchmack ja ſo gut.“

„Ja, ſie trifft ihn — ja, ſie trifft ihn, daß ſich Gott erbarm'!“

„Auch eine Muze und Mändelchen habe ich Dir mitgebracht, es iſt ja Carneval.“

„Iſt es Carneval?“ fragte er mit verbiſſenem Zorn, wobei er das Lineal auf ſeinem Rücken heftig hin und her bewegte. „Nun, es iſt mir lieb, daß Du mir ſagſt, daß es Carneval iſt, ſonſt hätte ich es wahrhaftig nicht gewußt!“

Die kleine Frau, welche den Kaffee auf den Ladentiſch ſetzte, war in ihrem Aeußern ſo übel nicht, nur hatte ſie einen etwas ſcharfen Blick und einen moquanten Zug um den Mund; im Uebrigen that ſie ſehr freundlich, ja, ſie näherte ſich jetzt ihrem Manne und legte eine Hand auf ſeine Schulter, als ſie mit einem etwas ſpitzigen Tone ſagte: „So, Du haſt nicht gewußt, daß es Carneval iſt — ach, geh' doch, Friedrich, das iſt wieder eine von

Deinen Anſpielungen, die Mama nicht gut vertragen kann, wie Du weißt!"

„Mama und immer Mama — warum redeſt Du denn nicht von Dir? Warum ſagſt Du denn nicht, Du findeſt es für beſſer, mir das Getränk da, Kaffee, Milch und Zucker, zuſammenzugießen wie einem Hausknechte, und Du könnteſt es auch nicht leiden, wenn ich Anſpielungen mache?"

„Du biſt wieder einmal in einer ſchlechten Laune!"

„Ja, das bin ich auch, beim Teufel, und ich habe alle Urſache dazu!"

„Pfui, Friedrich — Du weißt wohl, daß Mama ſolche Worte nicht hören dürfte!"

Er knöpfte mit einer ſehr heftigen Bewegung den unterſten Knopf ſeiner Jacke wieder auf.

„Du haſt Urſache dazu, ſchlechter Laune zu ſein?" fragte die Frau im Tone des größten Erſtaunens, wobei ſie ihre Hände zuſammenſchlug. „Worüber haſt Du zu klagen? Was fehlt Dir?"

„Was mir fehlt? Frage mich lieber, was mir nicht fehlt! Schau' um Dich her, wo ich bin, ſieh' mich an in meiner ſchönen Kattunjacke, welche ich, wie Alles, der Güte Deiner theuren Mama verdanke — iſt das die Stellung, die ich mir vor einem halben Jahre träumen ließ?"

„Wieder eine Anſpielung, und ich verſtehe ſie!"

„Gott ſei Dank, daß Du ſie verſtehſt und gewiß auch gerechtfertigt findeſt — wenn Du mich einmal mit gutem Herzen verſtehen und mir zugeben wollteſt, Eliſe, daß Vieles ſo ganz anders gekommen, als ich es mir vorgeſtellt!"

Die junge Frau ſah ihn fragend an, ohne etwas zu erwiedern.

„Sagte mir damals Deine theure Mutter nicht, ich ſollte als Künſtler in einer lithographiſchen Anſtalt thätig ſein? Und war ich nicht gutmüthig, ja, dumm genug, Alles das zu glauben, ſtatt mich nach dem Stande Eurer lithographiſchen Anſtalt zu erkundigen?"

„So mußt Du nicht ſprechen, Friedrich — um Gottes willen, wenn das Mama hörte!“

„Zu Euren Wein-Etiquetten und Krämer-Rechnungen, womit ſich die Anſtalt beſchäftigt, hättet Ihr wahrlich keinen Künſtler gebraucht, noch viel weniger zu den miſerablen Bilderbogen, bei deren Anfertigung mich Deine Mutter allerdings verwenden wollte, mich, einen Künſtler, einen Landſchafter, dem es in ſchönen Träumen vorgeſchwebt, gediegene Werke zu ſchaffen!“

„Aber waren dies nicht Alles Mittel zum Zwecke, lieber Friedrich?“

„Ja wohl, zum Zwecke, mich zum Laſtthier zu machen, mir dieſe wunderbare Kattunjacke anzuziehen und mich in den Laden zu ſtellen, um für ſechs Pfennige Poſtpapier oder Bilderbogen zu einem Silbergroſchen zu verkaufen — ah, es iſt ein Gedanke, der mich noch wahnſinnig machen wird!“ — Er fuhr bei dieſen letzten Worten mit der linken Hand in ſein buſchiges Haar.

„Und einen andern Zweck hatteſt Du nicht vor Augen, als Mama ſo liebevoll war und unſere Verbindung genehmigte?“ fragte die junge Frau in einem ſehr ſchmerzlichen Tone.

„O ja, ich hatte noch einen andern Zweck dabei! Du weißt, wie lieb ich Dich hatte und daß es mein ſehnlichſter Wunſch war, Dich zur Frau eines tüchtigen Künſtlers zu machen; dazu gab man mir alle Hoffnung — o, man baute ein prächtiges Gebäude vor mir auf, man ſprach von einer bedeutenden lithographiſchen Anſtalt, von Geſchäftsführer in derſelben, von großen wiſſenſchaftlichen Werken, die unter meiner Leitung daraus hervorgehen ſollten — that man das vielleicht nicht?“ unterbrach er ſich ſelbſt, indem er ſich fragend an ſeine Frau wandte.

„Ja, man that das — aber gewiß gegen meinen Willen, Friedrich!“

„Man machte ſo eine hübſche Falle zurecht, eine wahre Mauſefalle, ein hölliſches Fuchseiſen, und ſtellte Dich als Köder in demſelben auf!“

„Pfui, Friedrich, das ist ein abscheulicher Vergleich!“ sagte die Frau, ohne indessen die Hand von seiner Achsel zu entfernen; vielmehr verkürzte sie langsam ihren Arm und legte leise ihren Kopf auf seine Schulter.

„Aber ein wahrer! Man erkannte meine Liebe zu Dir, man fing mich ein wie einen Bären, und jetzt, da man mich hat, muß ich nach dem Befehle Deiner theuren Mama aufwarten und Purzelbäume machen, wie es ihr gerade einfällt!“

„Du übertreibst — Du übertreibst!“

„Aeußerlich sichtbar vielleicht, aber nicht, wie es mir innerlich zu Muthe ist — hier in dem Ladengewölbe zu sitzen — eine solche Kattunjacke zu tragen — jedem naseweisen Schulbuben, der für einen Pfennig Papier braucht, ganze Päcke vorzeigen zu müssen, das ist viel ärger, als wenn ich in der That ein Bär geworden wäre und auf der Straße an der Kette tanzen müßte! O—o—o, und dabei bin ich ein Künstler, und nicht einmal einer von den schlechtesten! Hat die Alte da oben — Deine Mutter, wollte ich sagen,“ verbesserte er sich, als er einen vorwurfsvollen Blick der kleinen Frau bemerkte — „hat sie nicht gesagt, ich dürfe mich auf künstlerische Art beschäftigen, und hat sie nicht ihre Bosheit so weit getrieben, mir zu erklären, die Anfertigung miserabler Bilderbogen sei auch eine künstlerische Beschäftigung — Bilderbogen mit getreuer Ansicht der preußischen Garde, oder dem lehrreichen ABC für Kinder, oder dem Figaro aus der Zauberflöte und dem Freischütz?“

„Ja, ja!“

„Hab' ich ihr nicht vorgeschlagen, Bilderbogen anfertigen zu lassen wie die Münchener Bilderbogen? Hat sie mich nicht mitleidig angelächelt und versichert, von der Feinheit des Geschäftsverkehrs habe ich durchaus keine Ahnung? — Natürlich, wie kann ein Bär auch von so etwas eine Ahnung haben, er tanzt und macht Purzelbäume und ißt und trinkt — pfui Teufel — pfui Teufel — pfui Teufel!“

„Aber, Friedrich!“ ſagte ſie mit einer bittenden Miene, indem ſie ſich feſt an ihn ſchmiegte.

„Nun, was ſoll's?“

„Du weißt, daß Mama über das Geſchäft nicht allein zu verfügen hat!“

„Und wer denn ſonſt?“

„Mein Onkel, er iſt ja der Eigenthümer!“

„Der arme Onkel, ja, wenn ich an ihn denke, ſo könnte ich mich wahrhaftig tröſten — ihm iſt es noch ſchlechter gegangen, als mir; ſitzt da in der behaglichen Wolle und nimmt eine liebende Schweſter ins Haus, um ſich zu Tode quälen zu laſſen; aber er iſt alt und ſchwach, ſonſt hätte ich mich ſchon lange mit ihm verbündet!“

„Friedrich, Du führſt in der That gottloſe Reden!“

„Im Gegentheil, es würden gottgefällige Reden ſein, wenn ſie auch am richtigen Orte gehört würden, und habe ich nicht Recht — iſt Dein Onkel nicht ein armes Thier? Lebt er nicht wie die Schnecke in ihrem Hauſe, ſeit man ihm weis gemacht, er könne es durchaus nicht mehr vertragen, Abends ſein Glas Wein außer dem Hauſe zu trinken — und hat man ihn nicht ſo weit gebracht, daß er zu Allem Ja ſagt?“

„Friedrich! Friedrich!“

„Daß er zu Allem Ja ſagt, was ihm die Alte vorträgt! — ‚Lieber Bruder,‘“ fuhr er mit einer ſehr komiſchen Pantomime und einer ſchnarrenden Stimme fort, durch welche er gewiß irgend Jemand zu copiren ſuchte — „‚findeſt Du es nicht auch für überflüſſig, daß Bergmüller Abends ausgeht?‘ — ‚Ja, ich finde es für überflüſſig!‘ — ‚Oder daß er brodloſe Künſte treibt?‘ — ‚Gewiß, mein Kind!‘ — ‚Nicht wahr, es geht Dir recht ſchlecht, lieber Bruder?‘ — ‚Ja, recht ſchlecht!‘ — ‚Du möchteſt wohl gern ſterben?‘ — ‚Ja, meine Liebe!‘ — ‚Und begraben ſein?‘ — ‚Gewiß, ſo bald als möglich!‘ — Und das wäre auch,“ fuhr er in laut ausbrechendem Tone fort, „der ſehnlichſte Wunſch der Alten, und in dem Falle würde ſie vor Freude einen Hopſer machen, was

sie sonst wohl aus guter Laune in ihrem ganzen Leben nicht gethan hat!"

Kaum hatte Bergmüller diese kühne Behauptung ausgesprochen, als diejenige, welche er in ihrer Abwesenheit stets als „die Alte" zu bezeichnen sich erlaubte, angelockt durch den lauten Ton der Rede ihres Schwiegersohnes, in's Zimmer trat und mit verstellter Freundlichkeit ihren Eintritt entschuldigte, indem sie mit scharfer Betonung jedes einzelnen Wortes hinzufügte: „Es war doch wohl von mir die Rede?"

Die junge Frau schien bei dieser Unterbrechung einen Augenblick zweifelhaft, ob sie bei ihrem Manne stehen bleiben solle oder nicht; doch siegte die Gewalt, welche die Mutter auf sie ausübte, sie ließ ihren Arm von der Schulter Bergmüller's herabgleiten und trat ein paar Schritte zurück.

„Darf ich wohl bitten, Herr Schwiegersohn, mir zu sagen, worin ich Ihnen gefällig sein kann?"

Statt zu antworten, wandte sich der Gefragte gegen das Fenster, legte das Lineal an seinen Mund und pfiff über den Rand desselben hinweg, was einen eigenthümlichen Ton gab.

„Die alte Komödie," fuhr die Hauptmännin, nachdem sie ein paar Secunden gewartet, in ärgerlichem Tone fort; „wahrscheinlich Klagen, unbegründete Klagen, wie ich sie schon so oft gehört, und nur aus dem Grunde gethan, um die kostbare Zeit zu vertrödeln und in seligem Nichtsthun im Laden herumzuschlendern — nein, Herr Schwiegersohn, so kann es nicht fortgehen!"

„Das war ein vernünftiges Wort," knurrte Bergmüller, ohne umzuschauen, „so kann es allerdings nicht fortgehen!"

„Und Du," wandte sich die Hauptmännin mit einer so raschen Wendung gegen ihre Tochter, daß der breite Strich ihrer Haube ihr förmlich auf der einen Seite in's Gesicht schlug, „Du siehst dabei und hörst es mit an, wie dieser undankbare Mensch über Deine Mutter loszieht, und gewiß nicht nur über diese arme Mutter, sondern auch über Dich selbst und über den alten, kranken Mann

da oben und über dieſes ſtille, friedliche Haus, wo allerdings Zank und Hader nicht aufkommen können und nur ein demüthiges und friedfertiges Weſen geduldet wird!"

„Friedrich hat eigentlich nicht geklagt!" ſagte Madame Bergmüller in ſchüchternem Tone.

Jetzt aber ſchien in dem ſo geduldigen Künſtler etwas von einer löwenartigen Stimmung zum Durchbruch zu kommen; er drehte ſich raſch herum, machte ein paar Schritte gegen die Schwiegermutter und ſagte in nachdrücklichem Tone: „Ja, er hat geklagt, und mit vollem Rechte geklagt, daß er aber deßhalb die Zeit vertrödelt, brauchen Sie nicht zu denken; was gibt's auch an meiner Zeit zu vertrödeln, ich habe genug davon übrig, die ich ja doch nicht beſſer anwenden darf, als um hinter dem Ladentiſche hin und her zu ſchlendern und mit meinem Lineal Fliegen todtzuſchlagen!"

„Sie ſind ein glücklicher Menſch," gab die Hauptmännin langſam zur Antwort, wobei ihre ſtechenden, grauen Augen raſch durch das Gewölbe flogen, „Sie haben vortreffliche Anſichten, die man aber leider nicht immer zu theilen vermag! Sie wiſſen nicht, was mit Ihrer Zeit anfangen, und doch herrſcht hier im Laden die bodenloſeſte Unordnung! Sehen Sie nicht zum Beiſpiel überall auf dem Boden Papierſchnitzel herumliegen?"

„Das hat die Magd zu verantworten, die ſo ſchlecht auskehrt."

„Und iſt es nicht für ein Auge, welches an Ordnung gewöhnt iſt, förmlich beleidigend, die Papierpäcke da oben ſo unordentlich durch einander liegen zu ſehen?"

„Das iſt Sache des Lehrlings!"

„Gut, ſo halten Sie den Lehrling an, daß er ſeine Schuldigkeit thut, und von Dir, Eliſe, hoffe ich, daß Du der Magd beſſer auf die Finger ſiehſt! Wo iſt denn der Lehrling, das ſaubere Früchtchen?"

„Er trägt ein Packetchen in die Marzellenſtraße."

„Vortrefflich, Herr Schwiegerſohn; damit er dem gottloſen Spectakel des Carnevals nachlaufen kann!"

drückt. Er bemerkte aber dabei nicht, daß zahlreiche Thränen durch ihre Finger quollen und daß ihr Buſen krampfhaft auf und nieder flog.

„Der zweite Akt meiner Oper iſt fertig,“ ſagte der Muſiker, „und das Duett in demſelben iſt mir, glaube ich, ſehr gelungen. Natürlich iſt das nur dein Verdienſt, Anna, denn ich ſprach zu dir, während ich ſpielte, dein Bild umgab mich in ſüßen Tönen — ja, wahrhaftig, wenn ich ein Maler wäre, oder wenn man in den Tönen Farben erkennen könnte, ſo würde man überall dein hellblondes, dichtes, liebes Haar durchflattern ſehen. Für mich haben allerdings die Töne Farben, und die Menſchen ſind mir Tonarten. Des-dur mit ſeiner tiefen Liebe, ſeinem Wohlklang, ſeiner ſanften Innigkeit biſt du, meine Anna, ich möchte meine ganze Oper in Des-dur ſchreiben, wenn das angienge — aber was iſt dir, mein Mädchen? du weinſt ja!“ fuhr der junge Mann fort und ſprang auf, „was fehlt dir, Anna? Um Gottes willen, was haſt du?“ Er kniete neben ihr auf den Boden hin, und ſie drückte die blonden Locken feſt an ſein Geſicht und er fühlte, wie das ihrige fieberhaft brannte.

Mehrere Minuten lang hielt er ſie feſt umſchlungen, und ihr Schmerz ſchien ſich allmählig zu legen; ſie erhob den Kopf wieder, machte ſich ſanft aus ſeinen Armen los und legte ihre beiden Hände auf ſeine Schultern.

„Charles,“ ſagte ſie, „mein Freund, mein Geliebter, wir müſſen ſcheiden! vielleicht auf immer!“

Der junge Muſiker ſprang in die Höhe und ſagte feierlich: „Scheiden? — So ſei es drum, wenn es ſein muß! Du haſt mich auf dieſen Augenblick lange vorbereitet — aber auf lange, auf immer? — Nein, Anna, gewiß nicht! Du weißt, ich habe dir nie nachgeforſcht, weil du es nicht gewollt; ich weiß nicht einmal den Namen deiner Familie, und warum ſollte ich auch?

„Wenn er es thut, nehme ich's ihm wahrhaftig nicht übel; jeder Menſch ſehnt ſich nach friſcher Luft und nach heiteren Geſichtern!“

„Nach heiteren Geſichtern?“ wiederholte die Hauptmännin mit einem ſehr bedeutſamen Kopfnicken und einem ſehr verſtändlichen Blicke auf ihre Tochter. „Hörſt Du es wohl, Eliſe? Man ſehnt ſich nach heiteren Geſichtern, die man natürlicher Weiſe in ſeinem eigenen Hauſe nicht findet — man ſehnt ſich nach friſcher Luft, da Einem die Luft in ſtiller, ſolider Häuslichkeit wie verpeſtet erſcheint! — O, mein armes Kind, ich hätte das voraus wiſſen ſollen! — Doch Sie,“ wandte ſie ſich gegen Bergmüller, wobei ſie verſuchte, durch Streckung ihres dürren Körpers ein paar Zoll höher zu werden — „Sie ſollten ſich ſchämen, mit frecher Stirn ſolche undankbare Aeußerungen zu thun — Sie, ein hergelaufener, ſogenannter Künſtler, dem man die Ehre angethan hat, ihn in eine ſolide Familie aufzunehmen!“

Das war denn aber doch zu viel, ſelbſt für die große Geduld Bergmüller's; er ſchob ſeine Frau, die ſich ihm weinend entgegengeworfen, unſanft bei Seite, trat dicht vor die Hauptmännin hin und rief ihr mit flammendem Blicke zu: „Sie unterſtehen ſich, mir ſolche Dinge zu ſagen, und obendrein im Beiſein meiner Frau, Sie, die mich förmlich in dieſe Mörderhöhle hineinverlockt, wo ich zu Grunde gehen muß an Leib und Seele!“

„Um Gottes Willen, Friedrich!“

„Sie, die mich eingefangen haben, heraus aus dem heiteren, fröhlichen Sonnenſcheine, wo ich ein glücklicher Künſtler war — Sie Spinne, die mich mit ihren Fäden umgarnt, um mir langſam das Herzblut auszutrinken!“

„Ich beſchwöre Dich, Friedrich, höre mich!“

Doch er hörte ſie nicht, indem er ſprudelnd fortfuhr, der theuren Schwiegermutter ein allerdings ſehr gerechtes Sündenregiſter vorzuwerfen; er hörte auch nicht den Ton der Ladenklingel, obgleich dieſe gegen ſonſtige Gewohnheit derb läutete; er ſah auch nicht die

angſtvollen Blicke, welche ſeine Frau nach dem Eingange warf, und erſt als wie ein Klang aus früheren, beſſeren Zeiten der Ruf an ſein Ohr ſchlug: „Bravo, Nebelmüller, ſo iſt's recht — vortrefflich, Waldmüller, ſage dieſem alten Geſpenſte nur tüchtig Deine Meinung!“ da erwachte er wie aus einem tiefen Traume, preßte, vor gewaltiger Aufregung an allen Gliedern zitternd, ſeine Hände vor die Augen und ſtand ein paar Secunden bewegungslos, ehe er ſeine Arme wieder niederſinken ließ.

„Grüß Dich Gott, Kohlenmüller!“

„Siehſt Du, wir halten Wort, Waſſermüller, wir beſuchen Dich!“

„Alle zuſammen, Bergmüller, wie wir es Dir verſprochen!“

„Aber ſteh' nicht ſo verſteinert da, Kerl,“ ſagte der dicke van der Maaßen, indem er ihn an der Schulter packte und ſanft ſchüttelte; „Du haſt auf jeden Fall Recht gehabt, der Alten da die Meinung zu ſagen — wahrſcheinlich eine ſchlechte Zahlerin, die Dir obendrein Deine Rechnung abſtreiten wollte!“

„Du warſt gut im Zuge,“ brummte Walter — „ſchade, daß wir Dich geſtört haben!“

Rodenberg, der zuletzt hereingetreten war und deſſen richtiges Gefühl die Scene mit ihren handelnden Perſonen augenblicklich begriff, drängte ſich durch, reichte Bergmüller die Hand und ſagte in ruhigem Tone: „Wir ſind nur gekommen, um einen Augenblick nach Dir zu ſehen, van der Maaßen, Rüding und Walter; auch Knorr iſt mitgekommen, doch betrachtet er draußen vor dem Hauſe eine alterthümliche Conſole, die ihm, dem Bildhauer auffiel. — Das iſt wohl Madame Bergmüller?“ fragte er nach einer artigen Verbeugung gegen die kleine Frau. „Darf ich bitten, uns vorzuſtellen?“

Bergmüller ſchnappte nach Athem wie Jemand, der aus einem tiefen Strome an's Tageslicht gezogen worden iſt. Hier war es der bodenloſe Strom der Leidenſchaft, in welchem er wahrſcheinlich auf eine für ſich und die Schwiegermutter höchſt unangenehme Art untergegangen wäre, wenn ihn nicht die Ankunft der Freunde

errettet und zu vernünftigem Bewußtſein gebracht hätte. Ja, ein mildes Gefühl von Wohlbehagen, ſelbſt von wehmüthiger Freude zog durch ſein zuckendes Herz, als er die alten, bekannten Geſichter vor ſich ſah und ſich nun plötzlich der glücklichen Zeit erinnerte, wo er ihres Gleichen war — ein freier Künſtler. Aber er war nicht im Stande, ſie gleich ſo zu bewillkommnen, wie er es als ſolcher gethan hätte. Seine Augen ſchienen umflort zu ſein, ſeine Lippen zuckten, und es dauerte eine gute Weile, ehe er, der Aufforderung Rodenberg's gemäß, die Namen der Eingetretenen halb gegen ſeine Frau gewendet ausſprechen konnte.

Die Hauptmännin hatte mit einem Sprunge, der einer gereizten Tigerin Ehre gemacht haben würde, die Ladenthür zu erreichen geſucht, um hinter derſelben zu verſchwinden; doch trat ihr der dicke van der Maaßen in übergroßer Gefälligkeit gegen ſeinen Freund raſch in den Weg und hielt ſie mit den Worten zurück: „Halt da, ma chère, man entwiſcht nicht wie der Marder vom Taubenſchlage! Oder iſt es Dein Wille, Bergmüller, daß ſie verſchwinden ſoll?“

Auch hier trat Rodenberg, den Madame Bergmüller mit ein paar Worten verſtändigt hatte, in's Mittel, indem er mit einer künſtlichen Heiterkeit ausrief: „Sei geſcheit, van der Maaßen, wir kamen gerade zu einem Carnevalsſcherze — die Dame iſt Bergmüller's Schwiegermutter!“

„Die Frau Hauptmännin?“ ſprach Rüding ſchüchtern, indem er ſich ein paar Schritte zurückzog.

„A—a—a—ah,“ machte der würdige Employé des franzöſiſchen Hauſes in einem ſehr verblüfften Tone — „ſeine Schwiegermutter!“

„Alle Wetter,“ brummte Walter, „dieſer Carnevalsſcherz war verflucht natürlich geſpielt!“

Jetzt hatte auch Bergmüller ſeine ganze Beſonnenheit wieder erlangt, und raſch dergeſtalt an die Thür tretend, daß ihn ſeine Schwiegermutter anhören mußte, ſagte er: „Dies, Madame, ſind meine guten und lieben Freunde, tüchtige Künſtler, welche gekommen ſind, den kölner Carneval zu feiern, und in deren Geſellſchaft ich

mir jetzt erlauben werde, dieſes ſtille, friedliche Dach für heute zu verlaſſen!“

Hierauf war es faſt erſchreckend anzuhören, in welch' furchtbar klingendes Lachen die Hauptmännin ausbrach, wobei ſie gegen jeden der Anweſenden einen ſehr tiefen und ausdrucksvollen Knix machte. — „Ah,“ rief ſie alsdann mit einer kreiſchenden Stimme, „jener würdige Herr dort hatte ganz Recht, wenn er von einem Carnevalsſcherze ſprach — gewiß, ein Carnevalsſcherz! Hoffentlich ſiehſt Du das ein, Eliſe, wie von Deinem Herrn Gemahl und ſeinen verehrungswürdigen Freunden ſo freundlich mit uns geſcherzt wird — ſiehſt Du dieſes abgekartete Spiel? — Deßhalb zog man einen Zank an den Haaren herbei, um eine Ausrede zu haben, den Carneval mitmachen zu dürfen — o, er wußte es zum voraus, daß dieſe würdigen Herren kamen! Merkſt Du es nun, Eliſe, welch' ſchlechtes Spiel beſtändig mit uns getrieben wird? Nur zu, nur zu, werther Herr Schwiegerſohn“ — dabei knixte ſie abermals — „nur zu, würdige Freunde dieſes ſauberen Herrn“ — und dabei knixte ſie noch tiefer — „doch wollen wir ſehen, wer am Ende Recht behält!“

Als ſie nach dieſer Anſtrengung mit einer faſt wahnſinnigen Haſt in der Taſche ihres Rockes herumwühlte und einen großen Bund Schlüſſel hervorzog, den ſie mit triumphirender Miene klirrend zeigte, wußte der arme Bergmüller wohl, was dies zu bedeuten hatte, denn an dieſem Bunde befand ſich auch der Schlüſſel zu ſeinem Kleiderſchranke, den die vorſorgliche Frau aus Furcht vor Dieben, wie ſie ſagte, abzuziehen und für alle Fälle bei ſich zu führen pflegte.

„Nur zu, nur zu,“ jauchzte ſie, „man beluſtige ſich, man amuſire ſich auf's beſte, und ich wünſche dazu das außerordentlichſte Vergnügen!“

Sie machte einen abermaligen Verſuch, den Laden zu verlaſſen, und dieſes Mal in der Art eines ziſchenden Schwärmers, indem ſie einen großen Bogen um van der Maaßen herum beſchrieb; doch ſtellte ſich ihr an der Thür ein neues Hinderniß entgegen, und zwar

in der Geſtalt ihrer Magd, die draußen im Gange mit aufgehobenen Händen ſtand und lange nichts herausbringen konnte, als die Worte: „Ach, Madame, ach, Madame!"

„Und was will Sie denn von mir — Sie Gans?" ſchnaubte die Hauptmännin. „Brennt es denn irgendwo im Hauſe — oder iſt ein Schornſtein eingefallen?"

„Ach, Madame — ach, Madame!"

„Halte Sie Ihr Maul und mach' Sie, daß Sie fortkommt!"

„Ach, Madame, ich kann ſchon fortkommen, aber die Anderen werden herkommen!"

„Was für Andere? Was faſelt Sie für wahnſinniges Zeug?"

„Die Anderen — die vom Carneval — hören Sie nur!"

Und in der That vernahm man jetzt von der Straße her den ſummenden Lärm Hunderter von Stimmen, dazwiſchen kreiſchendes Lachen und Gejohle, und tactmäßig begleitet vom Gebrumme einiger, wahrſcheinlich rieſenhafter Rummelſpötte, das ausdrucksvolle Lied einiger Dutzend Straßenjungen, welche aus vollem Halſe brüllten:

„Zum zerum, zerum Zafferon,
Der Puckel en Papeer gedonn,
Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zerum Zafferon!"

„Hören Sie, Madame? Das iſt der Carnevals-Commiſſär mit die Carnevalsmägd!"

„Was geht mich der ganze Carneval an — ſchließ' Sie die Hausthür und mache Sie, daß Sie in Ihre Küche hinaufkommt!"

„Um Gottes willen, Madame, laſſen Sie die Hausthür nicht ſchließen — es iſt heute Weiber-Faſtnacht, und wenn ſie an einem Hauſe, worauf ſie's abgeſehen haben, die Hausthür verſchloſſen finden, ſo reißen ſie ſo lange an der Klingel, bis man aufmacht!"

„Wer ſoll ſich das unterſtehen? Was geht mich überhaupt die ganze Faſtnacht an?"

„Jeſus, Maria, Joſeph — da ſind ſie ſchon!"

Und in der That kam durch die Gaſſe ein ganz eigenthümlicher, grotesker Zug daher. Voraus auf einem dicken Pferde ritt ein Mann in einer Uniform, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit der eines Polizeibeamten hatte; ihm folgte auf einer ſchrecklich mageren Mähre ein noch magerer Schreiber, eine rieſenhafte Feder hinter dem Ohre, Schreibärmel an den Armen, mit einem gewaltigen Buche vor ſich. Hinter dieſen beiden Beamten des Helden Carneval zog eine Schaar von dreißig bis vierzig Dienſtmädchen, deren robuſte Körperformen mit den eckigen Bewegungen ſowie die frechen, furchtbar geſchminkten Geſichter unter den Käppesplättchen, beſonders aber die höchſt unzarten Scherze und Bemerkungen deutlich genug zeigten, daß man es mit verkleideten Männern zu thun hatte. Es lag etwas unausſprechlich Gemeines in der Art, wie ſie mit ihren breiten Schuhen in dem Schnee und in den Schmutzlachen herumtappten, wie ſie dabei ihre Röcke mit einer Hand emporhoben, während die andere Beſteck, Kochlöffel, Waſchlappen, Kohlenſchaufeln und ſonſtige Attribute des Haus- und Küchen-Departements ſchwang, wie ſie an die Fenſter hinauf coquettirten und wie dabei zahlreiche Flaſchen von Hand zu Hand gingen.

Es waren dies, wie die Köchin der Hauptmännin richtig bemerkt, die Carnevalsmägde, welche an der Weiber-Faſtnacht durch die Straßen Kölns zogen und vor den Häuſern Halt machten, in welchen ſich eine als geizig, hart und zänkiſch verſchrieene Frau befand.

Da hielt der Commiſſar ſein dickes Pferd an, pflanzte ſich vor dem Hauſe auf, und der Schreiber öffnete ſein großes Buch, um Straße, Hausnummer und ſonſtige, oft ſehr deutliche Anſpielungen auf die Namen der Betreffenden vorzuleſen; dann erfolgte die Frage an den Mägdehaufen: ‚wer hier bei wenig Lohn und viel Arbeit in den Dienſt gehen wolle‘, worauf alsdann nach einem unbeſchreiblichen Halloh faſt jede der Mägde irgend eine Eigenſchaft gegen die Betreffende vorbrachte, welche ſie veranlaßte, nicht hier in den Dienſt zu treten.

So zogen dieſe Rachecchaaren denn auch jetzt durch dieſe ſtille

Gaſſe, wo ſonſt vom Leben des Carnevals ſelten etwas gehört wurde, und der betäubende Lärm, den ſie dabei verurſachten, das Gelächter und Gejohle, das Gebrumme der Rummelspötte und das „Zum zerum, zerum Zafferon“ der Buben machte auf die Hauptmännin und deren Magd einen ganz verſchiedenartigen Eindruck. Letztere konnte ſich nicht enthalten, ſeitwärts einen boshaften, triumphirenden Blick auf ihre Herrin zu werfen, denn durch ihr haßerfülltes Gemüth zog, freilich mit anderen Worten, der poetiſche Gedanke des wunderbaren Liedes:

„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch ſingt man dort einmal!“

In der Hauptmännin dagegen ſtieg eine Ahnung auf, daß es ſich hier um etwas Unangenehmes handle, dem allerdings dadurch zu entgehen wäre, daß man ſich mit zugehaltenen Ohren in irgend einen geheimen Winkel des Hauſes flüchte; doch gibt es Augenblicke, wo wir durchaus das nicht zu thun im Stande ſind, was wir gern thun möchten. So können wir ja häufig einen unangenehmen Brief nicht auf die Seite werfen, deſſen erſte Zeile uns ſchon ſchwer verletzt — ſo lauſchen wir vielleicht widerſtrebend einem Zwiegeſpräche, das uns tief verwundet, oder wohnen einer Scene bei, der wir beſſer gethan hätten, zu entgehen.

„Zum zerum, zerum Zafferon,
Der Puckel en Papeer gedonn,
Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zerum Zafferon!“

brüllten die Buben jetzt dicht vor dem Hauſe mit einem furchtbaren Taktgefühle, und es klang das in der engen Gaſſe, als ſängen die Pflaſterſteine und Häuſer ebenfalls mit:

„Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zerum Zafferon!“

Die Hauptmännin ſtand da wie feſtgebannt, ſie war nicht im Stande, in einen ſtillen Winkel des Hauſes, zu fliehen, noch viel weniger aber mochte ſie in den Laden zurücktreten, und am allerwenigſten war die Köchin dazu zu bringen, die Hausthür zu ſchließen.

Der Commiſſar hatte ſein Pferd gegen das Haus gewandt, der Schreiber ſein Buch geöffnet, und die vierzig Mägde umgaben die beiden Beamten im Halbkreiſe und ſtarrten mit weit aufgeriſſenen Augen, in Unordnung gerathenen Röcken, zerzausten Perrücken und verſchobenen Hauben das Haus an; ein paar der frechſten hatten ſich auf die Hausſtreppe gemacht und lachten grüßend in den halbdunkeln Flur hinein.

So weit man ſehen konnte, war die enge Gaſſe mit Neugierigen vollgepfropft und an den Fenſtern der meiſten Häuſer drängte ſich Kopf an Kopf. Der Commiſſar machte jetzt bedächtig eine Viertelswendung gegen ſeine Untergebenen und rief mit einer fetten Stimme: „In derſelbigten Straße das Haus Numero 46!“ worauf der Secretär ſein Buch auflegte, es bequem vor ſich auf den Sattelknopf nahm, eine ungeheure Kneipbrille aufſteckte und unter deren Einfluß in näſelndem Tone ablas: „Bewohnt von einer Wittfrau, deren Mann in ſeinem ganzen Leben nicht zu ſagen brauchte: ‚Gott ſtraf' mich!‘ — Hat auch einen Bruder, dieſelbigte Wittfrau, den ſie pflegt für viel Geld mit ſchlechte Wort — hat auch eine Tochter, die Angſt hatte, eine alte Quiſſel zu werden, und der ſie einen Mann kaufte, ein armes Lamm, das des Hauſes Sünde trägt! — Wer will hier in Dienſt gehen?“

Ein nicht zu verkennendes Murren und Grunzen erſcholl aus der Schaar — ſelbſt die Rummelspötte gaben durch einen tiefbrummenden Ton ihr Mißfallen zu erkennen.

„Hurrah!“ jauchzten die Buben.

Der Commiſſar erhob ſich in ſeinen Steigbügeln, ſchaute mit einem ernſten Geſichte um ſich her und winkte dann, wobei er rief: „Du, Drückchen, komm' heran, Du ſcheinſt mir hier ins Haus zu paſſen — an Deinem Leibe haſt Du ſchon was zuzuſetzen, und was Deine Zunge anbelangt, ſo wird man ſogar in dem Hauſe davor Reſpekt kriegen!“

„Ich, Herr Commiſſar?“ ſchrie eine gewaltige Stimme aus dem Haufen, worauf ſich die Beſitzerin derſelben, eine vierſchrötige Perſon, vorſchob — „ich habe nicht ſo viele Sünden in meinem Leben begangen, um bei dem Hausteufel da nur acht Tage lang Buße zu thun — daß man nichts zu eſſen kriegt und arbeiten muß wie

zehn Pferde, davon wollt' ich gar nichts reden, aber in dem Hauſe hat man am Tage keine Gemüthsruhe und Nachts keinen Frieden!"

„Ja, ja, das iſt bekannt," ſchrie ein Dutzend Stimmen aus der Schaar — „wenn man am Tage nicht ſelbſt geſcholten wird und geſchunden wie ein Poſtpferd, ſo muß man mit anſehen, wie Andere von dem Hausteufel bis aufs Blut geplagt werden, und was nun die Nacht anbelangt, da geht er um — der Hausteufel nämlich —, ſtiehlt ſich ſelbſt Brod, Kartoffeln und Kaffeebohnen und ſagt am anderen Morgen, die armen Dienſtboten hätten's gethan!"

„Hurrah, der Hausteufel!"

„Alſo Du willſt hier nicht in Dienſt treten?"

„Gott ſoll mich bewahren, Herr Commiſſar! Der kann man ja nicht einmal wünſchen, daß ſie der Teufel holen ſoll, denn ſie kann ſich ja nicht ſelbſt mitnehmen!"

„Und ſonſt iſt Niemand da, der hier in Dienſt will?"

Abermaliges Murren und Grunzen folgte dieſer Frage des Commiſſars, und eine helle Stimme rief: „Nicht für einmalhunderttauſend Thaler!"

„So wollen wir weiterziehen," ſagte der Carnevals-Beamte; „wir haben noch viel zu thun, ehe wir fertig ſind — vorwärts marſch!"

„Muſik, Muſik!" jauchzten die Buben.

Und auf dieſes Commandowort hin fingen die Rummelspötte wieder an zu brummen. Der Commiſſar und ſein Schreiber ritten voran und die Mägde folgten Arm in Arm zu Dreien und Vieren in einer langen Reihe, die nun ihr „Zum zerum, zerum Zafferon" jauchzend wieder begannen und unermüdlich fortſetzten, bis dieſer Geſang, allmählich ſchwächer und ſchwächer werdend, ſich in der Ferne verlor.

„Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zum Zafferon!"

Hierbei dürfen wir der Wahrheit gemäß nicht verſchweigen, daß der lange Bildhauer bei dieſer ganzen Verhandlung vor dem Hauſe ſtehen geblieben war und, trotzdem er ſich ſo dicht wie möglich an daſſelbe gedrückt, doch die Aufmerkſamkeit der Mägde er-

regt hatte, von denen eine der größten und ſtärkſten ihn plötzlich unter dem Arme faßte und trotz ſeines Widerſtrebens zum Mitziehen zwang, nachdem ſie ihm einen Beſen in die Hand gedrückt hatte, was den Jubel der Buben noch bedeutend vermehrte.

„Ach, Madame,“ rief jetzt die Köchin, mit ſehr geheuchelter Entrüſtung die Hände zuſammenſchlagend, „hat man ſeiner Lebtag ſo was Schändliches gehört! Ach, Madame, Madame, haben Sie auch Alles recht verſtanden?“

Die Hauptmännin nickte ſtumm mit dem Kopfe — ſie hatte ſich gegen die Wand des Ganges gelehnt und war nicht im Stande, Ein Wort hervorzubringen.

„Maria und Joſeph — haben ſie die Frau Hauptmännin das allerſchlechteſte geſchimpft, was man Jemanden ſchimpfen kann!“

„Mich — ja — mich — — ich ſei — ein — Hausteufel.“

„Ja, Madame, das haben ſie geſagt — und Sie gäben mir nicht ſatt zu eſſen und Sie thäten ſich ſelbſt beſtehlen und ſagten, ich hätte es gethan!“

„Ja — das — haben ſie Alles geſagt.“

„O, noch viel mehr, noch viel mehr, Madame!“ rief die Köchin mit einer Lebhaftigkeit, welche Mitgefühl ausdrücken ſollte, aber genau wie Schadenfreude klang.

„Gebe ich Dir nicht ſatt zu eſſen?“

„O doch, Madame — dann und wann doch — aber machen Sie ſich nichts daraus, was ſie geſagt haben; dies geſchieht bei allen Häuſern ſo, wo eine böſe Frau iſt, wie ſie ſagen.“

„So, ſo,“ ſagte die Hauptmännin mit böſer Stimme und ſetzte hinzu: „Rufe mir meine Tochter heraus!“

Madame Bergmüller hätte übrigens, um zu ihrer Mutter zu eilen, auf dieſen Ruf nicht gewartet, wenn ihr Mann ſie nicht zurückgehalten hätte; jetzt aber eilte ſie hinaus, und als ſie ihre Mutter draußen ſtehen ſah, zuſammengeſunken an der Wand lehnend und langſam mit dem Kopfe nickend, da brach ſie in Thränen aus, faßte ſie unter dem Arme und führte ſie dann mit Beihülfe der Köchin hinauf in ihr Zimmer.

In dem Laden waren indeſſen die Künſtler, mit Ausnahme Berg-

Eine Liebe, wie die unſrige, iſt ein Band für das ganze Leben, ein Band, das nicht zerriſſen werden kann.“

„Iſt das wahr, Charles?“ entgegnete das Mädchen; „iſt das gewiß und wahrhaftig wahr, glaubſt du wirklich daran?“

„Du zweifelſt, Anna?“ entgegnete der Muſiker; „haſt du mir nicht daſſelbe zu meinem größten Entzücken ſelbſt geſagt, und jetzt willſt du zweifeln?“

„Aber es gibt Verhältniſſe,“ ſagte das Mädchen mit lautloſer Stimme, „die mächtiger ſind, als unſer Wille; ja, mächtiger, als unſere Liebe.“

„Nicht als die meinige!“ entgegnete der junge Mann mit feſter Stimme; „mag kommen, was da will, Anna, ich will es wenigſtens verſuchen, dich zu verdienen, und dieſer Verſuch muß gelingen!“

Abermals ſchauderte das Mädchen zuſammen und barg ihr Geſicht in die Hände, und der junge Mann fuhr fort:

„Ich glaube ſo feſt an dich, daß, wenn du mir ſagſt: wir ſehen uns wieder! oder wenn du mir verſprichſt, mir bald eine Nachricht von dir zu geben, ich auch jetzt nicht forſchen will, wohin du gehſt und was dich von hier forttreibt; aber gib' mir nur die kleinſte Hoffnung, daß ich dich wieder ſehen werde, daß du einſtens die Meinige wirſt, ſo will ich ruhig fortarbeiten, will aufwärts ringen, bis ich hoch genug ſtehe, um ſagen zu können: Anna, die Welt ſieht mich, ſiehſt du mich auch?“

Das Mädchen ſchien vor Schmerz zu vergehen, ſie ſchüttelte leicht mit dem Kopf und ſagte: „ich glaube nicht, daß ich je die Deinige werden kann, ich fürchte Charles, daß wir auf immer getrennt werden; aber wir wollen hoffen! Ich verſpreche dir bald, ja recht bald, Nachricht von mir zu geben; Gott iſt barmherzig, warum ſollte er ſich nicht auch meiner erbarmen?“

müller's und Rodenberg's, der grotesken Scene draußen mit außerordentlichem Intereſſe gefolgt, ja, der ſanfte Eduard hatte ſein Skizzenbuch hervorgenommen, um den Commiſſar, den Schreiber und einige Mägde in flüchtigen Strichen aufs Papier zu werfen. Rodenberg hatte ſich zu Bergmüller und deſſen Frau gehalten und den Verſuch gemacht, dem ängſtlich zitternden jungen Weibe dieſe Sache von der komiſchen Seite darzuſtellen.

Als dieſe nun auf den Ruf ihrer Mutter das Zimmer verlaſſen hatte und der Lärm der Bande verklungen war, ſagte Rodenberg zu ſeinem Freunde, indem er die Hand auf ſeine Schulter legte: „Armer Kerl, ſo hoffte ich Dich nach unſerem luſtigen Abſchiede im Grünen Baume nicht wiederzufinden! Deine theure Schwiegermutter ſcheint ja eine böſe Sieben zu ſein in des Wortes verwegenſter Bedeutung!“

„O, eine ſchlimme Vierzehn, wenn dieſe Benennung ſo ausgedehnt werden kann! Ich habe ſchon hier auf Erden den Vorgeſchmack der Hölle!“

„Zugeſtanden,“ brummte Walter, der ſich mit einem ausdrucksvollen Kopfnicken näherte — „ich bin ſonſt gerade nicht furchtſam, aber die Augen, welche die Alte machte, als ſie uns wie wahnſinnig anknixte, haben mir einen gewaltigen Reſpect eingeflößt; es liegt darin etwas Klapperſchlangenartiges, und ich glaube, ich hätte in dem Momente nicht zugreifen können, wenn ich auch gewollt und gedurft hätte.“

„Und wie ſtehſt Du mit Deiner Frau?“ fragte Rodenberg — „ſie ſcheint mir nicht übel zu ſein.“

„Gewiß nicht; ſie hat das gute Gemüth ihres Vaters, der ein ſtiller Dulder war, bis er ausgeduldet hatte, und der wohl im Jenſeits keine andere traurige Idee mehr hat, als die, ſeine Gattin einſtens wiederſehen zu müſſen!“

„Nun, ich freue mich, daß Dein Humor wenigſtens nicht ganz in die Brüche gegangen iſt,“ bemerkte Walter. „Sage mir aber Eins, haſt Du nie einen kräftigen Verſuch gemacht, Dich ein wenig zu emancipiren? Denk' an das Wort unſeres großen Schiller:

‚So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die ſchwache Kraft entſpringt,
Den ſchlechten Mann muß man verachten,
Der niemals in die Kette ſpringt.‘

„Als wir eintraten, machteſt Du allerdings einen glücklichen Verſuch dazu; aber Verſuchen und Vollbringen iſt häufig weit getrennt durch ein weiches Gemüth, und Du warſt niemals der Energiſchſte, lieber Waſſermüller!“

„Leider Gottes — und darin habe ich gefehlt!“

„Was wollte denn die Alte mit ihrem Schlüſſelbunde?“ fragte der alte Maler. „Sie ſah mit demſelben aus wie die Pförtnerin zur Hölle — was bedeutete die Pantomime?“

Statt zu antworten, faßte Bergmüller mit beiden Händen den unteren Rand ſeiner Kattunjacke und zog heftig daran.

„Ah, ich verſtehe, bin aber begierig, ob die etwas derbe, aber höchſt paſſende Carnevals-Anſpielung nicht wohlthätig auf dieſes harte Gemüth einwirkt!“

„Ich fürchte das Gegentheil.“

„Wer weiß — ich bilde mir doch ein, es hat ihre Nerven erſchüttert; doch da kommt Deine Frau zurück und mit einer Miene, welche gerade nichts Schlimmes verſpricht.“

Und ſo war es auch in der That. Madame Bergmüller trat eilig in den Laden mit Blicken, die ſo heiter leuchteten, daß von dem früheren ſcharfen Ausdrucke ihrer Augen gar keine Spur zurückgeblieben war; auch war der moquante Zug um ihre Lippen einem freundlichen Lächeln gewichen. Als ſie ſich raſch ihrem Manne näherte, zogen ſich die beiden Freunde discret zurück, und dann ſagte ſie haſtig: „Ich komme von der Mama, lieber Friedrich, die ſich niedergelegt hat! Die Scene, welche die unartigen Leute vor unſerem Hauſe aufſpielten, hat ſie angegriffen — ſehr angegriffen,“ ſetzte ſie mit einem bedeutſamen Ausdrucke in Blick und Ton hinzu — „hier ſind — Deine Schlüſſel, geh' mit Deinen Freunden, und wenn Du nachher — ſpäter — heute Abend zurückkommſt, ſo ſollſt Du von mir jedenfalls ein freundliches Geſicht ſehen!“

Nach dieſen Worten gab ſie ihm die Schlüſſel und auch ſonſt noch etwas in die Hand, worauf er ſich eines leichten Seufzers

nicht enthalten konnte, dann aber die kleine Frau in einem Gefühle des Dankes auf ihren friſchen Mund küßte.

Nun wandte ſich Madame Bergmüller gegen die Künſtler, welche angelegentlich zum Fenſter hinausſchauten, und ſagte ihnen in verbindlichem Tone, wie ſie hoffe, dieſelben noch vor ihrer Abreiſe von Köln bei ſich zu ſehen, und wie ſie ihnen bei dem jetzigen heiteren Leben Kölns alles mögliche Vergnügen wünſche. Dann verſchwand ſie nach einer freundlichen Verbeugung.

Auch Bergmüller verließ nach ihr den Laden, um gleich darauf in einem hübſchen Anzuge wieder zu erſcheinen, den er unter der Thür des Ladens dadurch vervollſtändigte, daß er mit einer herausfordernden Miene ſeinen Hut etwas ſchräg aufſetzte und durch einen leichten Klaps in ſein dickes Haar drückte — „ſo, jetzt gehen wir mit einander, die gerechte Sache hat geſiegt, und darauf wollen wir ein paar Flaſchen austrinken!“

Mittlerweile war auch der Lehrling ſchüchtern eingetreten, und der Herr des Ladens wollte gerade beginnen, ihm tüchtig die Meinung zu ſagen, als Walter ihn mit dem Ellenbogen anſtieß und leiſe brummend ſagte: „Sei gerecht, Nebelmüller, ſchenk' dem armen Teufel lieber zehn Silbergroſchen, daß er ſich amuſiren kann!“

„Ja, Kohlenmüller,“ lachte Rodenberg, „als Opfer der Dankbarkeit auf den Altar Deiner Penaten; denn wenn Du jetzt ohne Uebermuth, wie ein kluger Menſch handelſt, ſo kannſt Du die Zügel in die Hand bekommen!“

„Gehen wir, gehen wir,“ drängte Rüding, nachdem er ſein Skizzenbuch eingeſteckt hatte; „wir müſſen ſehen, wo Knorz geblieben iſt, den ſie mit fortgeſchleppt haben — ein armes, wehrloſes Schlachtopfer!“

Die Komödie der carnevaliſtiſchen Mägdeverdingung ſchien mit der eben erzählten Scene vor dem Hauſe ſechsundvierzig zu Ende geſpielt zu ſein, und unſere Freunde, ſo ſehr ſie ſich auch beeilten, die ganze Schaar noch einzuholen, erreichten dieſelbe doch erſt auf dem Heumarkte, als ſie im Begriffe waren, aus einander zu gehen, nachdem ihnen der Commiſſar von ſeinem Pferde herunter noch eine Rede gehalten über weibliche Tugenden im Allgemeinen, ſowie über die Pflichten und Rechte einer Dienſtmagd.

XXXI.

„Ich wähle mir den Liebesgott zum Schenken!“

Der lange Bildhauer befand ſich noch immer am Arme einer dieſer robuſten Geſtalten und ſchien derſelben durchaus nicht mit Widerſtreben zu folgen. Bergmüller, welcher in ſeiner Eigenſchaft als kölner Bürger hier zu Gunſten des Freundes glaubte auftreten zu müſſen, wunderte ſich ſehr, als ihm Knorr mit freundlicher Miene zur Begrüßung ſeine Hand entgegenſtreckte, ohne aber den Arm ſeiner Gefährtin loszulaſſen. Und als dieſe jetzt mit der einen Hand die breiten Striche ihrer Haube in die Höhe warf und ihr Geſicht lachend dem jungen Papierhändler zuwandte, zog dieſer mit einem eben ſo verblüfften als erſtaunten Geſichte ehrfurchtsvoll den Hut und ſagte: „Herr Commercienrath', wer hätte ſich das denken können!“

„Sind wir nicht im Carneval, Herr Bergmüller?“ erwiederte die rieſenhafte Köchin, einen gewaltigen Staubbeſen ſchwingend — „im kölner Carneval, den Jeder mitfeiern ſoll und muß, Hoch und Gering, Arm und Reich, Alles durcheinander, und haben wir unſere Maskerade hier nicht zu einem ſehr löblichen Zwecke unternommen? — Ich meine, auch Sie werden davon profitirt haben! aber jetzt vorwärts, wenn es Ihnen gefällig iſt — Ihren Freund da laß ich heute nicht mehr los; jetzt wollen wir uns irgendwo eine gute Flaſche kriegen und luſtig ſein!“

„Ja, das wollen wir," erwiederte Bergmüller freudig „wenn Sie mir also, Herr Comm— . . . ."

„Laſſen Sie das unterwegs," fiel ihm der Andere raſch ins Wort; „heute bin ich nur Oeſchelchen ohne elftauſend Jungfrauen, denn ſie ſind im jetzigen Jahre ſchwer zuſammenzubringen. — He," rief er einigen anderen der Dienſtmädchen zu, die im Begriffe waren, ſich Arm in Arm zu entfernen, „Ihr geht doch auch zu Reichard? Alſo vorwärts! Das ſind wohl Freunde von Ihnen, Herr Bergmüller?" wandte er ſich wieder an dieſen — „wenn ſie ein luſtiges Geſpräch und ein gutes Glas Wein vertragen können, ſo ſollen ſie nur mitkommen!"

„Es ſind Künſtler und allerdings Freunde von mir, die den Carneval mitmachen wollen!"

„Das iſt gut. Dem Anderen hier, den ich am Arme habe und den wir von Ihrem Hauſe mitgenommen, wo er gar zu melancholiſch in die Welt hineinſtarrte, habe ich ſchon einige Lebensregeln gegeben, und ich glaube, daß, wenn wir noch ſo einige zwanzig Flaſchen zuſammen trinken, ſo fängt er an aufzuthauen, wie ein Eiszapfen in der Sonne!"

„Geck, lohs Geck elans!" rief eine von den drei anderen verkleideten Weibern, welche Arm in Arm vor ihnen hergingen, als ſie einigen Officieren begegneten, die dann auch, freilich mit hoch emporgezogenen Naſen und verdrießlichen Mienen, auf die Seite traten.

„Ich habe ſchon angefangen, meinem ſtillen Freunde hier etwas von der kölner Carnevals-Philoſophie beizubringen. Einer der Hauptſätze derſelben liegt in dem Ausſpruche, den unſere Freundinnen da vorn ſoeben den ſo verdrießlich dreinſchauenden Lieutenants gegeben: ‚Geck, lohs Geck elans!' — und darin liegt ungeheuer viel carnevaliſtiſche Weisheit begraben und es entwickeln ſich daraus die praktiſchſten Lebensregeln: Wenn Du mich ungeſtört läßt, ſo laſſe ich Dich ebenfalls ungeſtört Deinen Vergnügungen nachgehen; thue Jeder im Narrenthum ſeine Schuldigkeit, und was ich an Geckerei und Lotterboverei Preis gebe, ſoll Dich durchaus nicht kümmern, inſofern es nur zur allgemeinen Heiterkeit beiträgt. Geck, lohs Geck elans! Verſtehe meinen Scherz, nimm ihn als ſolchen auf und

laß ihn paſſiren, wie ich ihn ausgeſandt, aus närriſchem Herzen zu närriſchen Herzen — haben Sie mich verſtanden?“

„Ich glaube ſo, ich fange an zu begreifen,“ antwortete der lange Bildhauer mit einem leichten Lächeln.

„So kann ich mir ſchon erlauben,“ fuhr Oeſchelchen fort, indem ſie, um eine naſſe Stelle der Straße zu überſchreiten, ihre Röcke höher aufhob, als gerade nothwendig war, „Sie über einen zweiten, nicht minder wichtigen Grundſatz aufzuklären, welcher aber ſo faßlich geſetzt iſt, daß er eigentlich keines Commentars bedarf; im gegenwärtigen Augenblicke iſt er überdies ſehr paſſend, da er ſich auf unſer nächſtes Vorhaben bezieht: ‚Laßt uns noch einen Schoppen kriegen! Wer weiß, ob wir morgen noch ſind, und wenn wir morgen todt ſind, dann bringt uns kein Menſch 'was nach!‘ — Bedürfen Sie darüber einer Aufklärung?“

„Nein — ich glaube, ich kann es begreifen.“

„Das iſt mir lieb, und ich zweifle nicht länger, daß aus Ihnen einmal ein tüchtiger Geck werden kann, und zur Belohnung für Ihr raſches, richtiges carnevaliſtiſches Faſſungsvermögen will ich Ihnen noch einen bisher von Ihnen gewiß ungeahnten Spruch unſerer Lebensweisheit mittheilen. Sehen Sie — vor uns, das iſt der Rhein, und dem Reinen iſt Alles Rhein, und wir vor Allem in unſerem Carneval. So kann man auch von dieſem Spruche ſagen: ‚Tiefer Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel‘ — denn wenn Du Alles am Rheine mit kindlichem Gemüthe und richtigem Geſchmacke verſuchſt, ſo wirſt Du auch unterſcheiden, ob am Rhein der Wein rein oder unrein iſt, und dieſes Verſtändniß iſt von der ungeheuerſten Wichtigkeit, da es nach einer luſtig vertrunkenen Nacht den Leiendecker von Deinem Kopfe fern hält. Vielleicht klingt Dir dies noch ein wenig dunkel, theurer Freund Bildhauer; doch haben die Regeln unſerer Lebensweisheit dies mit der ganzen übrigen Philoſophie gemein, und wenn Du erſt einmal über das ABC der ſämmtlichen Carnevals-Vergnügungen hinausgekommen biſt, ſo geht Dir ein wahres Lichtmeer auf, eine Helle wie von zehntauſend Fackeln.“

Während so Knorz, Bergmüller, Rüding mit Oeschelchen, Drückchen und wie sie Alle heißen mochten, auf irgend eine famose Weinkneipe losſteuerten, folgten ihnen Rodenberg und Walter Arm in Arm, lachend über die ſeltſamen Geſtalten, namentlich über die ihres langen, dürren Freundes, der im gegenwärtigen Augenblicke ein zu komiſches, aber wahres Bild gab: Don Quixote mit der Dulcinea von Toboſa.

Nachdem ſie nun eine Zeit lang hinter den Anderen dreingeſchlendert waren, fragte Rodenberg: „Hat Rüding und Knorz noch keine Bemerkung gemacht in Betreff meiner Anverwandten? Haben ſie noch kein Verlangen ausgeſprochen, ihr vorgeſtellt zu werden?“

„Knorz nicht — Du weißt, er ſcheut ſich überhaupt vor Damenbekanntſchaften. Der ſanfte Eduard aber wollte es geſtern ſonderbar finden, daß wir von der Herrin des Hauſes noch nicht empfangen worden ſeien. Ich habe ihm aber auseinandergeſetzt, wie eine alte, vielleicht auch kränkliche Dame nicht immer in der Laune ſei, ſich auf einmal ein halbes Dutzend Fremde vorſtellen zu laſſen — das würde Alles ſeiner Zeit ſchon kommen — verſtehe mich wohl, ich ſprach nur von einer alten Dame.“

„Wofür ich Dir beſtens danke; doch müſſen wir ſie auch der jungen Dame, deren Exiſtenz ich Dir, dem bewährten Freunde, ja ſogleich zugeſtanden habe, vorſtellen.“

„Ich habe nicht weiter nach Ihr gefragt — Du wirſt meiner Diſcretion alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“

„Wie immer,“ ſagte Rodenberg lachend — „aber da wir uns ſtark dem Carneval nähern und ſich dieſe junge Dame nun einmal in den Kopf geſetzt hat, den großen Maskenzug mitzumachen . . . .“

„Ah — bah!“ unterbrach ihn Walter.

„Zu Pferde mitzumachen, ſo kann ſie nicht unſichtbar bleiben, und ich muß Euch ihr je eher je lieber vorſtellen.“

„Darin ſehe ich keine Schwierigkeit; Knorz hat ſchon lange vergeſſen, daß von einer alten Anverwandten die Rede war.“

„Aber Cupido, unſer ſanfter Eduard — glaubſt Du, daß er

ſich noch der ſchönen Sängerin auf jener Soirée bei dem Prinzen Heinrich erinnern wird, die uns Alle ſo entzückte, oder jener reizenden Jägerin, die beim Künſtlerfeſte mit mir am Hoflager des Prinzen Maiwein erſchien?"

„Ich glaube kaum," gab Walter zur Antwort, nachdem er eine Weile nachgedacht — „bei jener Soirée war er zu ſehr mit der Dame in Lila und ihrem Mops beſchäftigt, und was jenen Zeitpunkt unſeres Künſtlerfeſtes anbelangt, ſo war er des ſüßen Weines ſo voll, daß er den Himmel für eine Baßgeige anſah."

„Das iſt mir lieb, denn ich möchte in dieſer Richtung alle Combinationen vermeiden — und van der Maaßen?"

„War gar nicht bei jener Soirée und befand ſich damals im Walde ebenfalls in einer ſo gehobenen Stimmung, daß er ſich um alle gegenwärtigen Schönheiten nicht mehr bekümmerte und nur noch an ein Liebchen dachte weit in nebelgrauer Ferne."

„Das iſt Alles ſehr gut, aber etwas haben wir doch vergeſſen: die auffallende Aehnlichkeit dieſer jungen Dame mit ihrer Schweſter Conchitta."

„Unbeſorgt. Ich glaube nicht, daß einer von den Beiden unſere liebenswürdige Collegin öfter geſehen hat — was macht ſie — ſahſt Du ſie in den letzten Tagen vor unſerer Abreiſe?"

„Flüchtig — ich hatte meine Gründe dazu, das Haus unſeres theuren Michel Angelo zu meiden."

„Und glaubſt Du an eine Heirath zwiſchen Conchitta und ihm?"

Rodenberg zuckte mit den Achſeln, ehe er antwortete: „Es iſt mir ſchrecklich, daran zu glauben, und doch, wer verſteht die Launen eines Mädchenherzens — eines ſo feſten, verſchloſſenen, in ſich ſelbſt zurückgezogenen Charakters!"

„Du haſt Recht, ſo iſt ſie, und doch hatte ich, ein alter Fuchs und ſchlauer Beobachter, Gelegenheit, zu ſehen, wie ein nicht zu mißdeutender Strahl ſüdlicher Gluth aus dieſem ſo ruhigen, ja, kalt blickenden Auge brach."

„Wo war das, wenn es kein Geheimniß iſt?" fragte Rodenberg mit großer Theilnahme und begierig, zu erfahren, ob die Vermuthung des Freundes mit der ſeinigen zuſammentraf.

„In Roderich's Atelier."

„A—a—a—ah, ſo!"

„Da erzählte uns Conchitta einmal eine Geſchichte, der wir Alle, aber mit verſchiedenartiger Aufmerkſamkeit lauſchten — ich, indem ich mich für ihre Erzählung intereſſirte; Lytton aber, der gegenwärtig war, und jener Baron Mops vom Höllenſteine...."

„Du meinſt, Hund vom Höllenſteine."

„Mops — Mops, laß mir dieſe Grille; ich habe mir ihn ſo carikirt mit ſeinem Glasſcherben im Auge."

„Vergiß Deine Rede nicht."

„Nun ja, die Beiden, ſowie auch Rebelmüller, dem ich es gar nicht zugetraut hätte, ſchauten das junge Mädchen mit ſo gluthvollen Blicken an, daß ſie ihre Augen förmlich niederſchlug; wenn ſie dieſelben alsdann aber wieder öffnete, ſo geſchah das nur, um Olfers anzuſehen, aber mit einem Ausdrucke, den ich nicht vergeſſen werde, und wenn ſich alsdann ihre Blicke zuweilen trafen, ſo war es gerade, als ſprühten ein paar Blitze gegen einander."

„Du biſt ja ein aufmerkſamer Beobachter!"

„Zuweilen."

„Alſo Du glaubſt, Conchitta habe Olfers geliebt?"

„Gewiß — vielleicht unbewußt."

„A—a—a—ah!" machte Rodenberg lebhaft — „und könnte plötzlich zum Bewußtſein gekommen ſein?"

„Das iſt möglich."

„Und in dieſem Falle könnte ſich dieſer ſeltſame Charakter vielleicht aus Pflichtgefühl entſchließen, Michel Angelo zu heirathen — das wäre ſchrecklich!"

„Aber Roderich iſt von ſeiner Frau geſchieden!"

„Er wird geſchieden werden — aber wer weiß, ob Madame Olfers nicht eine Gelegenheit wahrgenommen hat, um dem jungen Mädchen die Schuld dieſer Scheidung aufzubürden — bei Gott, es ſähe ihr ähnlich, und mir wird ein kleiner Vorfall klar, über den ich in dieſer Beziehung noch nicht nachgedacht — erinnerſt Du Dich,

daß ich am Abende unſeres Künſtlerfeſtes in dem Garten unſeres Vereins Conchitta's Skizzenbuch fand?"

„Daſſelbe, welches ihr Figaro zurückbringen mußte?"

Rodenberg nickte mit dem Kopfe — „ich erkundigte mich bei dem Gärtner, wie es dorthin gekommen ſein möchte, und er ſagte mir, zwei Damen hätten auf der Steinbank, wo ich das Buch fand, nach unſerem Abzuge geſeſſen, und eine von dieſen ſei Frau Olfers geweſen. Wer die andere war, darüber herrſchte kein Zweifel, und daß dieſe, welche ihr Skizzenbuch und auch einen Strauß Maiblumen dort liegen ließ, den Garten in großer Aufregung verlaſſen, geht wohl aus dem eben erwähnten Umſtande hervor — doch bei alledem hoffte ich, daß Conchitta ihre Gewiſſenhaftigkeit nicht ſo weit treiben werde, um ſich zeitlebens unglücklich zu machen."

„Sie und unſer guter, kleiner Schmitz — das wäre gerade ſo, als wenn ſich der Paradiesvogel mit der Krähe verheirathen wollte!"

„Roderich hörte auch von dem Gerede, ich weiß das genau, und es drückte ihn ſchwer."

„Glaubt er daran?"

„Es ſchien mir ſo, und ich denke faſt, es erleichterte ſeinen Entſchluß, abzureiſen."

„Er reiste doch nur, um ſein Kind aufzuſuchen — wenn er es gefunden hat, wird er gewiß zurückkehren."

„Wer weiß — ich fürchte beinahe, als ob die Vorfälle der letzten Zeit, auch Conchitta's Benehmen, welche ſich zuletzt gänzlich von ihm zurückgezogen, ihm den Aufenthalt bei uns verleidete; auch iſt Lytton nach Hauſe gegangen, und an dem hing er mit einer ſchwärmeriſchen Freundſchaft."

„Armer Roderich!" knurrte Walter mit einem Anfluge von Rührung. „Es iſt ſchrecklich, wenn man bedenkt, wie ſo mit Einem Schlage eine ganz glückſelige Exiſtenz aus einander fliegen kann — er führte doch ein beneidenswerthes Leben!"

„Als Künſtler — in ſeinem Atelier."

„Ganz recht — ich kannte ihn eigentlich nur da. War es

Sie faltete krampfhaft die Hände und sank zu den Füßen des jungen Mannes auf ihre Knie nieder; sie schien einen Augenblick leise zu beten, dann erhob sie sich rasch, strich die Locken aus dem erhitzten Gesichte, nahm schweigend ihren Hut und reichte ihre Hand dem Freunde zum Abschiede hin.

„Ist es denn wahr, o Gott! ist es wahr?“ rief dieser leidenschaftlich erregt, schloß das schlanke Mädchen ungestüm in seine Arme und drückte brennende Küsse auf ihren Mund, während sich seine Thränen mit den ihrigen vermischten. Einen Augenblick gab sie seiner Umarmung nach, drückte sich fest an seine Brust und erwiderte Kuß um Kuß, gleich wild, gleich leidenschaftlich; dann wand sie sich aus seinen Armen, nahm seine Hand und drückte sie gegen ihr Herz und an ihre Lippen und eilte der Thür zu, während sie ihm durch eine gebietende Bewegung befahl, zurück zu bleiben.

Sie glitt durch die Thüre in den Garten hinaus, eilte festen Schrittes auf die Straße, und erst, als das Gartenthor hinter ihr zufiel, schien das Mädchen zusammenbrechen zu wollen und mußte sich an der Mauer festhalten. Sie stieß einen leisen, aber entsetzlichen Weheruf aus und blickte verzweifelnd gen Himmel; ihr Auge war glänzend und glühend, wie das dunkle Blau da droben; der Himmel lächelte ruhig und freundlich auf sie herab und schien es nicht zu wissen, nicht zu verstehen, daß hier unten ein Geschöpf im tiefen Seelenschmerze fast vergieng.

Der junge Musiker lag nahe am Fenster auf seinen Knieen, und als er sich erhob, fielen die Strahlen der Sonne schräg in das Zimmer. Er war betrübt und legte häufig die Hand auf die Stirn, wobei er den Kopf schüttelte und zuweilen glaubte, das alles sei nichts als ein böser finsterer Traum gewesen, und doch fühlte er die Wahrheit des Erlebten in seinem zerrissenen Herzen. — Wie hatte er das Mädchen geliebt, wie liebte er sie mehr denn je! — Als er durch das Zimmer schritt, sah er neben

nicht ein herrlicher Aufenthalt, dieſes Atelier, dieſe Sammlung von ſo viel Schönem und Geſchmackvollem, durchweht vom beſten Künſtlergeiſte ſeines Beſitzers? Mir altem Kerl war es in ſeiner Ruhe und behaglichen Stille wie eine Capelle, wohin ich gern in Künſtlerandacht zog. Dieſer im Winter ſo ſanft durchwärmte Raum mit der Pflanzenpracht des Südens und den murmelnden Springbrunnen, während draußen Alles von Schnee und Eis ſtrotzte! Und im Sommer, welche erfriſchende Kühle, welch ſüßes Nichtsthun in einem der alten Lederſeſſel, bei einer prächtigen Cigarre und einem kühlenden Gemiſche von Waſſer und Cognac — dahin — dahin! Auch dieſer kleinen Lebensfreude, die mir noch blieb, iſt der Nerv abgeſchnitten, wenn er nicht zurückkommt und bei uns bleibt, und ich fürchte, er kommt nicht zurück!"

„Ich fürchte es auch!"

„Er fort — Lytton, der auch ein guter Kerl war, fort — van der Maaßen fort, Knorz fort, der auch eine Miene macht, als wenn er nicht mehr zu lange bei uns aushalten würde, Du fort, denn ich traue Dir zu, daß Du Luſt haſt, Dich in der Welt umzuſchauen — die deutſche Kunſt am Verſchwinden! Das ſind nette Ausſichten für mich! Da könnte ich am Ende noch in den Fall kommen, mit Rüding eine Farbwaarenhandlung zu gründen oder Roderich's leerſtehendes Atelier zu miethen zu einer Fabrik für Corſetten ohne Naht; es ſoll dies ein ſehr lucrativer Erwerbszweig ſein, und der eleganten Form wegen wäre es ſehr empfehlend, wenn das ein tactvoller Maler unternähme!"

Rodenberg lachte über dieſen Einfall, worauf er nach einigen Schritten umherſchauend ſtehen blieb und ſagte: „Wo ſind die Anderen geblieben — noch vor einigen Augenblicken ſah ich ſie vor uns."

„Der Abgrund irgend einer Weinſchenke wird ſie verſchlungen haben — ich ſchlage vor, ſie nicht aufzuſuchen, wenn Du nicht gerade beſonders Luſt dazu haſt."

„Gewiß nicht, ich möchte auf ein paar Stunden nach Hauſe gehen; mir ſchwindelt der Kopf von allem dem, was ich heute ſchon

geſehen und gehört. Es gehören ganz beſondere Nerven dazu, um den ſchäumenden Pocal des kölner Carnevals, ohne abzuſetzen, bis auf den letzten Tropfen zu leeren."

„Das will ich gerade nicht behaupten; es iſt ein Geſchäft wie ein anderes, nur muß man ſich ihm ungetheilt, mit Luſt und Liebe hingeben — was man von Dir," ſetzte er mit einem komiſchen Seitenblicke auf Rodenberg hinzu, „allerdings nicht verlangen kann. Du biſt nur zur Hälfte bei der Geſchichte. Jeder Lärm, der Dich umſaust, erinnert Dich an die ſüße Stille im Hauſe Deiner theuren Anverwandten, und jedes hübſche Geſicht, das Dir von irgend einem Fenſter entgegenlacht, nimmt unwillkürlich bekannte Züge an, welche Deine Gedanken gewaltſam abziehen von dem luſtigen Treiben, das Dich umgibt; doch nehme ich es Dir nicht übel, was ich von ihr geſehen, früher und auch geſtern hier, entſchuldigt vollkommen Deine Träumereien."

Unter ähnlichen Reden hatten ſie ihre Wohnung erreicht und dort kaum ihre Zimmer betreten, als der Haushofmeiſter erſchien mit einem freundlichen Gruße von der Herrin, um Rodenberg zu erinnern, daß um ſechs Uhr dinirt würde.

„Wir haben ſonſt noch Gäſte," ſetzte er mit einem freundlichen Lächeln hinzu. „Seine Hoheit Prinz Heinrich, welcher den Carneval beſucht, thut dem Hauſe die Ehre an, hier zu diniren, und gerade deßhalb wünſcht die gnädige Gräfin, Sie, Herr Rodenberg, möchten ein paar Ihrer Freunde zum Diner mit hinübernehmen."

„Wenn ich die jetzt nur finden könnte," erwiederte der junge Maler — „das iſt wohl nicht ſo leicht, als man es ſich denkt — wir haben ſchon fünf Uhr vorüber und nicht mehr viel Zeit; jedenfalls wird mein Freund Walter hier die Ehre haben!"

Der Haushofmeiſter empfahl ſich mit einer ehrerbietigen Verbeugung, und dann rief Walter aus dem Nebenzimmer: „Das hätteſt Du mir erſparen können!"

„Warum? Einmal muß es doch ſein!"

„Aber gerade heute, wo die Ehrfurcht gegen Seine Durchlaucht

Schuld daran sein wird, wenn mir kein kleiner Bissen schmeckt — und dann meine Toilette!"

„Unsinn — der Prinz ist schon von seiner Soirée her gewohnt, daß Du im Ueberrocke und mit Schlapphut kommst, und meine Anverwandte wird Dir das nicht übel nehmen!"

„Nun, meinetwegen, ich habe einen Capitalhunger und hoffe, dem Diner in jeder Beziehung alle Ehre anzuthun!"

Als sie ihren Anzug beendigt, war es kurz vor sechs Uhr, und sie gingen hinüber. Rodenberg nicht mit denselben Gefühlen wie gestern und vorgestern, wo er sich so innig darauf gefreut, in ganz kleiner Gesellschaft mit diesem wunderbaren Wesen ein paar Stunden sein zu können. — Was wollte auch dieser vornehme Herr in dem Hause der Künstlerin? Ihr seine Ehrfurcht bezeigen? Dazu hätte er einen anderen und, wie es ihm schien, passenderen Ort wählen können. — Und sie, die sich in allen Verhältnissen so unbefangen bewegte, die so gern ihren feinen Spott ausgoß über die Hohen und Allerhöchsten dieser privilegirten, oft so anmaßenden Beschützer der Kunst, die, mit wenig ehrenvollen Ausnahmen, nur dann ihr Schutzamt ausüben, wenn sie die Künste zur Ausführung eines egoistischen Zweckes oder als Würze der langweiligen Stunden ihres Daseins benutzen — machte es ihr doch wohl Vergnügen, eine Hoheit zu bewirthen, und hatte auch sie in der That Stunden, wo sie mehr Gräfin als Künstlerin war?

In dem Herzen des jungen Künstlers regte sich etwas wie Eifersucht, und wenn er sich auch bemühte, dieses Gefühl hinwegzuspotten, und verständig genug war, sich selbst zu sagen, er habe ja nicht das leiseste Recht, eifersüchtig zu sein, so war er doch nicht im Stande, sich davon zu befreien, und betrat dadurch etwas erregt den kleinen Salon, wo sich Juanita mit ihrem Oheim und schon in Gesellschaft des Prinzen befand, der gerade eingetreten zu sein schien; wenigstens führte er eben die Hand der schönen Sängerin mit einer ehrerbietigen Verbeugung an seine Lippen.

Es ſchien Rodenberg, als dauere dieſe Begrüßung länger als gerade nothwendig ſei; dann wurde auch der Adjutant des Prinzen, Major von Werdenberg, vorgeſtellt, und dann erſt wandte ſich Juanita allerdings mit einem herzlichen, gewinnenden Lächeln gegen den jungen Maler und freute ſich ſehr, die Bekanntſchaft des Drachen Griesgram wieder zu erneuern.

Auch Seine Durchlaucht waren enchantirt, die beiden Künſtler wiederzuſehen und ſich ſo d'une manière plus vive jener ſchönen Zeiten erinnern zu können, wo der ganze duftige Wald mit ſeinen maleriſch phantaſtiſchen Geſtalten in einer großen Guirlande die köſtlichſten Blüthen gab, die ihm ſo zauberhafter Weiſe erſchienen.

Rodenberg würde ſich nicht erlaubt haben, ähnliche Worte an die junge Dame zu richten; er wäre ſich dabei ſchaal und abgeſchmackt vorgekommen und überzeugt geweſen, ſie müſſe es eben ſo aufgenommen haben. Doch als er ſie jetzt anſchaute, bemerkte er ein freundliches Lächeln auf ihren Zügen und fühlte ſich ſchmerzlich davon berührt. So hell und glänzend, ſo glücklich und ſonnenreich ihm auch bis jetzt die paar Tage erſchienen waren, die er in ihrer Nähe zugebracht, ſo ſüßen Hoffnungen er ſich auch hingegeben, ſo glaubte er doch jetzt mit Einem Male dunkle Wolken am Horizonte ſeines Glückes aufſteigen zu ſehen, und es war ihm zu Muthe, als werde ihm nie die Seligkeit zu Theil, einen Kranz der Liebe um ihr ſchönes Haupt winden zu können, wie er wohl in ſeinen kühnſten Phantaſieen geträumt, und als ſei er nur ein unbedeutendes Blatt in dem Bouquet ihrer Triumphe, das ſie ſich heute an die Bruſt ſteckte, um es vielleicht morgen achtlos wegzuwerfen.

O, über die Macht des Weibes auf ein liebendes Herz! Das ſchöne Mädchen brauchte nur langſam ihre Augenlider zu erheben, eine Secunde lang ihre wunderbar leuchtenden Blicke mit einem Ausdrucke unverkennbarer Innigkeit auf ihm ruhen zu laſſen, um ſogleich wieder in ſeinem Herzen hellen, laut aufjauchzenden Sonnenſchein hervorzurufen — zu erwecken die Hoffnung auf ein ſeliges Glück, trotzdem ſie im gleichen Momente den Arm des Prinzen nahm, um ſich von dieſem in den Speiſeſaal führen zu laſſen.

Der Major von Werdenberg, welcher ein ungemeines Vergnügen an den Tag legte, die beiden Künſtler hier, bei dem famoſen Carneval, wieder zu treffen, flüſterte Rodenberg zu, daß er von dem Herumlaufen auf den Straßen einen räuberhaften Hunger mitgebracht habe und ſich trichinenmäßig auf ein gutes Diner freue. Er erhielt ſeinen Platz zur Linken Juanita's, während ſich der Prinz zu ihrer Rechten befand.

„Ihre Anweſenheit in Köln erfuhr ich ganz zufällig," ſagte dieſer, „und bin entzückt von Ihrer Liebenswürdigkeit, mir auf meine ergebenen Zeilen Ihre freundliche Einladung zuzuſchicken!"

„Was ich mir nur aus Discretion erlaubte," erwiederte Juanita, „denn ich hätte es für Unrecht gehalten, Euer Durchlaucht in den jetzigen bewegten Tagen eine andere Stunde zu ſtehlen, als die des Diners, welche ja doch in gleicher Weiſe verbracht wird, ſei es in Ihrem Hotel oder in meiner beſcheidenen Wohnung."

„Ich bin entzückt über Ihre beſcheidene Wohnung," ſagte der Prinz, „und wenn ich mir erlauben darf, zu ſagen, ſo hätte ich ſolch' reizenden Comfort niemals unter der düſtern Außenſeite dieſes Hauſes geſucht; Sie ſind eine Fee, wohin Ihre Hand rührt, ſproſſen ſelbſt im Winter die köſtlichſten Blumen — es iſt ganz mährchenhaft!"

„Wenn ich auch keine Fee bin," lachte Juanita heiter, „ſo liebe ich doch die Mährchen!"

Sie warf bei dieſen Worten einen Blick, kurz wie ein Blitz und leuchtend wie ein ſchöner Gedanke, nach Rodenberg hinüber.

„Aber warum ſpielen Sie ein derartiges Verſtecken mit der Welt und Ihren Freunden? Jedermann wußte, daß Sie von London nach Petersburg gegangen ſeien!"

„Ich war in London während der Saiſon, verließ Petersburg, weil es mir dort zu kalt wurde, und da ich mir ſchon lange gewünſcht hatte, den kölner Carneval zu ſehen, ſo ging ich für eine kurze Zeit hieher."

„Ich muß zugeben," erwiederte der Prinz lächelnd, „Sie verſtehen es, ſich das Leben angenehm zu machen, und ich bewundere

Ihren Sinn dafür, ſo wie Ihren Geſchmack, ſich für die kurze Zeit Ihres Ausruhens ein ſo reizendes Chez-soi zu arrangiren!"

„Warum ſollte ich nicht?" warf Juanita in gleichgültigem Tone hin. „Das ganze Jahr hindurch bin ich gezwungen, in den unangenehmen und langweiligen Hotels zu wohnen, weßhalb ich mir ſchon erlauben darf, etwas für die Ausſchmückung meiner beſcheidenen Wohnung zu thun, wenn ich einmal ein paar Wochen ganz für mich bin und ausruhen will; und dann thun Sie meiner Beſcheidenheit viel zu viel Ehre an — betrachten Sie dieſelbe genau, und Sie werden finden, daß es eine zuſammengeſuchte Geſchichte iſt, wie man ſie ja nicht anders haben kann, wenn man ſich für kurze Zeit eine kleine Wohnung einrichten läßt."

„Sie iſt reizend, dieſe kleine Wohnung," ſagte Seine Hoheit und ſetzte leiſe hinzu: „wunderbar ſchön durch Ihre Gegenwart, durch den künſtleriſchen Geiſt, der Alles durchweht, und was mir bei derſelben ſo pikant und deliciös erſcheint, iſt die heimliche Abgeſchiedenheit dieſes Hauſes — magnifique — nicht wahr, Werdenberg?"

Worauf der Adjutant, nachdem er ſich beeilt, ein Glas Bordeaux auszutrinken, erwiederte: „Auf Ehre, superbe!"

„Euer Hoheit wohnen hier in einem Hotel?" fragte Don Joſe.

„Ja, im Kaiſerlichen Hofe; es iſt das für mich in Anbetracht der paar Tage, die ich hier bleibe, bequemer, als wenn ich eine eigene Wohnung nähme. — Apropos," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, während er über etwas nachgedacht, gegen den alten Herrn gewandt fort: „Ich ſprach vor Kurzem in der Reſidenz unſern ſpaniſchen Geſandten. Ohne indiscret ſein zu wollen," fuhr er lächelnd mit einer Verbeugung gegen Juanita fort, „nannte ich ihm Ihren Namen, das heißt den Namen Ihrer Familie, und erfuhr zu meiner großen Freude, daß dieſelbe im Begriffe ſei, einen ganz koloſſalen Proceß gegen die ſpaniſche Regierung zu gewinnen. Darf ich Ihnen darüber meine Gratulation machen?"

„Wenn der Proceß erſt gewonnen," erwiederte Don Joſe mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe, „ſo würden wir erfreut ſein von der

Theilnahme Eurer Hoheit; aber ſo weit iſt dieſe Angelegenheit noch nicht gediehen. Die Familie de Monterey verſucht allerdings ihre gerechten Anſprüche der ſpaniſchen Regierung gegenüber geltend zu machen, und wenn ich auch an eine endliche glückliche Beendigung dieſes Proceſſes glaube, ſo erhebt doch unſere hohe Gegnerin in Einem fort Einreden und findet neue Streitpunkte, um das Urtheil hinzuhalten — ich finde das übrigens begreiflich, denn es handelt ſich wahrlich um keine Kleinigkeit!"

„Das gebe ich Ihnen zu," rief der Prinz aus, „denn wie mir unſer Geſandter mittheilte, ſo ſteht eine Summe auf dem Spiele, deren Intereſſe die Einnahme manches unſerer kleinen Fürſtenthümer weit überſteigen. Ja, Werdenberg," ſetzte Seine Hoheit kopfnickend hinzu, „unſere liebenswürdige Wirthin wird eine der reichſten Erbinnen Europa's ſein!"

„A—a—a—ah, in der That — räuberhaft!"

Unterdeſſen war Champagner ſervirt worden und Seine Hoheit faßte den ſchäumenden Kelch auf's zierlichſte mit den Fingern der rechten Hand, neigte ſich gegen Juanita und trank auf ihr Wohlergehen in jeder Beziehung.

„Wiſſen Sie aber auch," fuhr er nach einer Pauſe heiter fort, „daß die Geſellſchaft der Reſidenz, alle Kunſtkenner, ja, das ganze Publikum empört über Ihre Grauſamkeit iſt?"

„Wie ſo, Hoheit? Ich verſtehe Sie nicht!"

„Wurden Sie nicht bei Ihrer Durchreiſe auf's dringendſte gebeten, uns mit ein paar Vorſtellungen zu beglücken? Ich habe es aus dem Munde meines allerhöchſten Herrn und Neffen, an deſſen Wort zu zweifeln ich nicht leichtſinnig genug bin!"

„Woran Euer Hoheit ſehr wohl thun," entgegnete Juanita, „denn es wurden mir allerdings glänzende Anerbietungen gemacht!"

„Welche Sie rundweg ausſchlugen, Grauſamſte! Darf man Ihre Gründe wiſſen?"

„Ich ſollte dieſelben nicht verrathen, denn ſie ſind ſo komiſcher Art, daß Sie mich auslachen werden!"

„Unmöglich,“ meinte der Prinz — „ich würde viel eher Thränen über Ihre Grauſamkeit vergießen; ſagen Sie mir Ihren Grund und laſſen Sie mich, wenn derſelbe haltbar iſt, wenigſtens darin einigen Troſt finden!“

„Meinetwegen — aber wenn Sie über mich lachen, ſollen Sie beſtraft werden! Ich mochte bei Ihnen nicht ſingen, weil mir Ihres Hoftheater-Intendanten Weſte mißfiel!“

„Ah!“ machte der Prinz mit einem verblüfften Geſichte, und während der Major von Werdenberg förmlich beſtürzt ausſah, konnte ſich Rodenberg nicht enthalten, ſtill vor ſich hinzulächeln.

„Die Weſte unſeres Hoftheater-Intendanten? Ah, Gräfin, das iſt ja rein unmöglich!“ rief der Prinz nach einer Pauſe.

„Ich ſagte Ihnen ja, es ſei ein komiſcher Grund, doch jetzt, da ich ihn einmal ausgeſprochen, würde ich ihn um keinen Preis der Welt wieder zurücknehmen!“

„Die Weſte unſeres Hoftheater-Intendanten!“ wiederholte der Prinz in einem Tone, dem man deutlich anhörte, daß er nicht im Stande war, ſich von ſeinem Erſtaunen zu erholen. — „Sie hätten mir manches Andere von dieſem Manne ſagen können, was Ihnen nicht gefiele, und ich würde Ihnen auf's Wort geglaubt haben: ſeine nicht immer correcten Manieren, ſeine enthuſiaſtiſchen Betheuerungen, ſeine eigenthümliche Art, ein Verſprechen auszulegen, daß es ganz wie das Gegentheil erſcheint, ſeine kleinen Paſſionen — doch passons là dessus — aber ſeine Weſte, ich habe nie etwas Außerordentliches an ſeiner Weſte bemerkt!“

„Auch rede ich nicht von ſeinen Weſten überhaupt,“ lachte Juanita, „ſondern von der Weſte, in welcher ich das Glück hatte, ihn zu ſehen; es war auf meiner Durchreiſe von Petersburg, da ſtellte er ſich mir vor in einer gelben Weſte — ach, und ich verabſcheue die gelbe Farbe gränzenlos!“

„Aber, Gräfin, Sie ſind von einer ungeheuer zarten Conſtitution,“ meinte Seine Hoheit.

„Das bin ich auch, kann aber nichts dafür. Er ſprach mir

von der unerhörten Freude, welche ich ihm durch ein paar Vorstellungen bereiten würde, von dem Wunsche hoher und allerhöchster Herrschaften in dieser Richtung. Ich schüttelte verdrießlich meinen Kopf, nicht so sehr über seine Worte, als über seine gelbe Weste. Gelb ist, wie Sie wissen, die Farbe der Falschheit, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich nun einmal auf die verrückte Idee kam, der Mann sei innerlich von der gleichen Farbe, wie seine Weste und was er sagte, sei gelb, und was er betheuerte, sei falsch — falsch sein gegen mich so lebhaft ausgesprochenes Wohlwollen für jedes Talent, falsch die Versicherung seiner strengsten Unparteilichkeit und unbestechlichen Gerechtigkeit. Und als ich ihn Abends im Theater sah, erschien er mir wieder in einem gelben Scheine, obgleich er die unglückselige Weste nicht anhatte. Aber Alles, was er that, erschien mir gelb gefärbt: sein fades Lächeln, welches nur dem Publikum galt, denn er drehte der Bühne und seinen Künstlern mit einer bewunderungswürdigen Hartnäckigkeit den Rücken zu — und das war so gelb, so gelb! — Später bediente er hohe und allerhöchste Herrschaften in höchstderen Logen — er rückte ihnen den Fußschemel zurecht, reichte ihnen das Opernglas und Schaalen mit Gefrorenem — ah, das war entsetzlich gelb!"

Obgleich sich der Prinz bei diesen Worten der schönen Sängerin ein wenig auf die Lippen biß, konnte er es doch nicht unterlassen, zu lachen, worauf die Anderen es eben so machten, vor Allem Rodenberg, welcher dies mit einem Blicke der Anerkennung gegen Juanita that.

Der Major, welcher wohl wußte, daß er sich in dieser Richtung keine laute Bemerkung erlauben durfte, murmelte etwas in seinen Champagnerkelch hinein, was eben so gut der Ausdruck superb als das Prädicat räuberhaft sein konnte; dann trank er sein Glas leer mit einer leichten Neigung des Kopfes gegen den jungen Maler, welcher neben ihm saß.

„Also eine gelbe Weste — ei, ei!" sagte der Prinz nach einer längeren Pause. „Ich werde mir das merken und dem Intendanten den guten Rath geben, dieses Kleidungsstück aus seiner Garderobe

zu entfernen, dann dürfen wir für ſpäter vielleicht doch noch hoffen, Sie einmal für eine Zeit lang die Unſrige zu nennen. Aber dabei ſchwebt Ihr Proceß, ſchöne Gräfin, über unſern Häuptern, fürchterlich wie das Schwert des Damokles; mit den Einkünften, wie die eines kleinen Herzogthums, werden Sie nicht weiter ſingen wollen!"

„Und warum nicht," fragte Juanita heiter, „wenn es mir Vergnügen macht? Ich würde vielleicht ein wenig mehr Verſchwendung treiben, als ich jetzt ſchon thue und worüber mein guter Oheim ſo gern zankt, und ich würde vielleicht andere Bedingungen machen, als jetzt; ich würde durch wirkliche und angenommene Capricen das Uebermögliche leiſten, um gegenüber gewiſſenloſen Theater-Unternehmern und hochmüthigen Intendanten, die mit einer ſo unausſprechlich nichtsſagenden Miene des hochgeborenen Cavaliers, welcher ſonſt gar nichts iſt, auf Kunſt und Künſtler herabſchauen, ein wenig Vergeltung zu ſpielen. Ich würde zum Beiſpiel in keinem Theater ſingen, wo ſich ein gelber Vorhang befände, und wenn ich beim Auftreten irgendwo eine gelbe Weſte, ſei es ſogar in der Hofloge, ſähe, würde ich augenblicklich in Ohnmacht fallen, und das Stück könnte nicht ausgeſpielt werden. An Tagen mit geradem Datum würde ich niemals ſingen, noch weniger aber an allerhöchſten Geburtstagen oder bei feſtlich beleuchteten Häuſern. Der Theater-Director oder Intendant müßte jeden Morgen Schlag neun Uhr in meinem Vorzimmer ſtehen, um meinem Befehle gewärtig zu ſein."

„Der arme Intendant," meinte Seine Hoheit, „er hätte die Hölle auf Erden — und welch' ein Widerſpruch in Ihrem Weſen — Sie, ſonſt ſo gut und engelmild!"

„Das bin ich ganz und gar nicht oder doch nur im gewöhnlichen Leben; ſo bald die erhabene Kunſt, jene göttliche Macht, auf mich einwirkt, bin ich ein ganz anderes Weſen!"

„Allerdings, noch größer, noch edler!"

„Vielleicht — vielleicht aber auch im Widerſtrahle meiner künſtleriſchen Umgebung, die oft ſehr troſtloſer Art iſt, eigenſinnig, verdrießlich, hochmüthig und launenhaft über alle Maßen!"

einem ihrer Handſchuhe, die ſie zurückgelaſſen, ein kleines Paketchen liegen; es war eine Geldrolle, in einen Brief gewickelt, den er haſtig erbrach und las:

„Mein geliebter Freund!

Lebe wohl! rufe ich dir nochmals zu — hoffen wir auf Gott, daß er uns wieder zuſammenführt, und wenn er ſo gnädig iſt, um uns dieſes Glück zu Theil werden zu laſſen, ſo iſt es vielleicht möglich, daß wir uns nicht mehr trennen! Ich ſage: vielleicht; meine Liebe für dich iſt unwandelbar. O, mein Freund, wie habe ich dich geliebt, wie liebe ich dich noch! wie ſchaute ich zu dir empor, wie faßte ich jedesmal zitternd deine liebe Hand und betete Nächte lang, dieſe Hand möge mich einſtens emporziehen an dein gutes und edles Herz! O mein Karl, vergiß nie dieſes mein Gebet! und wenn wir uns wiederſehen, wenn mir das Glück zu Theil wird, ſo ziehe mich empor an dein Herz, laß' mich dorthin flüchten vor all' dem Entſetzlichen, was ich in dieſer Welt ſchon erlebt!

Wenn du mich wahrhaft liebſt, ſo mache Gebrauch von dem Beigeſchloſſenen, ich will daran deine Liebe erkennen und bin ja reich, ſo unendlich reich! Es iſt ja nicht für dich, dieſes kleine Anlehen es iſt für die heilige Kunſt; ich lege es bei dir an, du wirſt mir einſtens, wenn du willſt, ſchwere Zinſen dafür entrichten müſſen. Sei fröhlich, Karl, hoffe auf ein Wiederſehen, wie ich darauf hoffe.

Deine Anna."

— — — — — — — — — — —

Als es nun ganz Nacht geworden war, da ſchlichen ſich durch die Straßen der Stadt zwei ärmlich gekleidete Geſtalten, eine ältere Frau und ein junges Mädchen. Beide waren in grobe Halstücher gehüllt, beide trugen kleine Bündel in

„Um Gottes willen, hören Sie auf!“ rief der Prinz, ein komiſches Erſchrecken affectirend. „Die Galanterie gebietet mir, Ihnen zu glauben, und wenn ich Ihnen glaube,“ ſetzte er leiſe mit einem ſchmachtenden Augenaufſchlage hinzu, „ſo müßte ich ja das göttliche Bild zerſtören, welches ich von Ihnen tief im Herzen trage!“

Während Seine Hoheit noch ſprach, hatte Juanita ein Glas ergriffen, und es gegen Rodenberg erhebend, ſagte ſie: „Ah, ich finde es in der That anmaßend, immer von mir und über mich zu ſprechen; wir wollen der Tage gedenken, die wir hier vor uns haben — der heiteren Tage des kölner Carnevals — auf eine fröhliche Feier deſſelben!“

Die Gläſer klangen zuſammen, worauf die Herrin des Hauſes heiter fortfuhr: „Ich habe mir vorgenommen, von dem Carneval mitzumachen, was ich mitmachen kann!“

Don Joſe warf einen bezeichnenden Blick zu Rodenberg hinüber.

„Wie intereſſant war das Leben heute in den Straßen,“ fuhr Juanita fort; „leider war ich nicht im Stande, zu Fuße dem Aufzuge zu folgen und mich in's Getreibe zu miſchen, und daß ich trotzdem recht viel ſah, verdanke ich meinem Kutſcher, einem geborenen Kölner, der mich mit einem außerordentlichen Geſchick immer an die Punkte brachte, wo es etwas zu ſehen gab.“

„Es iſt das ein ganz vertrauter Menſch,“ ſagte Don Joſe, „von einer unverwüſtlichen Heiterkeit, von einer außerordentlichen Geiſtesgegenwart; ein paar Mal waren wir ſo in dem Volkshaufen drin, daß man nicht vor- und nicht rückwärts konnte, wo er alsdann anfing, das Publikum auf eine ſo unwiderſtehliche Art zu haranguiren, daß man uns lachend Platz machte.“

„Um den großen Maskenzug anzuſehen, der dieſes Jahr ſehr glänzend werden wird, haben Sie wohl Häuſer genug zur Verfügung?“

Jetzt war es Juanita, welche dem jungen Maler verſtohlen einen Blick zuwarf, ehe ſie antwortete: „Gewiß, Euer Durchlaucht, und mich abermals auf meinen Führer verlaſſend, hoffe ich, den Maskenzug an verſchiedenen Orten zu ſehen.“

Don Joſe, welcher leicht vor ſich hinhuſtete, hätte wohl gewünſcht, daß Juanita ihr eigenthümliches Project, den Maskenzug nicht nur anzuſehen, ſondern auch mitzumachen, zur Sprache gebracht hätte; denn dadurch, daß ſie ſchwieg, bemerkte er wohl, daß ihr Entſchluß feſtſtand und daß ſie ſich in keine neuen Erörterungen einlaſſen wollte.

Rodenberg's Herz klopfte ſtärker; er war entzückt darüber, mit dem ſchönen, jungen Mädchen, das er ſo innig liebte, ein Geheimniß theilen zu dürfen, das ſie jenem vornehmen Herrn verſchwieg.

„Sollten Sie aber an irgend einer Richtung über mich verfügen wollen," wandte ſich der Prinz an die junge Dame, „ſo würden Sie mich außerordentlich beglücken — ſei es für eine Loge des Theaters oder für einen der Bälle."

„Dafür muß ich herzlich danken, denn ich habe mir vorgenommen," erwiederte Juanita mit komiſcher Gravität, „gänzlich incognito zu bleiben, zu ſehen, ohne geſehen zu werden, und zu intriguiren, ohne erkannt zu werden. Nehmen ſich Euer Hoheit in dieſem Sinne vor mir in Acht, daß ich nicht plötzlich vor Ihnen erſcheine und Ihnen von Ihren Geheimniſſen erzähle!"

„Ohne von mir erkannt zu werden? Ich erlaube mir, das zu bezweifeln!"

„Nun, wir wollen ſehen!"

„Ja, wir wollen ſehen; wenn ich Sie erkannt habe, müſſen Sie meinen Arm nehmen und mir für eine Stunde erlauben, Ihr Cavalier zu ſein!"

„Gewiß, gnädiger Herr; doch wenn Sie mich, nachdem ich dreimal mit Ihnen geſprochen, nicht erkennen, darf ich Ihnen eine Dame vorführen, welcher Sie dann denſelben Ritterdienſt leiſten müſſen?"

„Das iſt eine etwas harte Bedingung, aber ich gehe ſie ein!"

Wie zum Danke verbeugte ſich die junge Dame leicht gegen den Prinzen; doch da ſie dieſe Verbeugung hierauf gegen alle Uebrigen ausdehnte, indem ſie ſich erhob, ſo gab ſie damit das Zeichen zur Beendigung ihres kleinen Diners.

XXXII.

„O, stille dies Verlangen!“

Man findet es lächerlich, wenn man bei Eröffnung eines Gesprächs über das Wetter redet, und wohl mit Unrecht; denn gutes oder schlechtes Wetter ist ja immer der Hintergrund, auf dem sich unser Leben abspiegelt und der nie ohne Einwirkung auf dasselbe bleibt; ja, wie wir einander zu fragen pflegen: ‚Wie geht's Ihnen?‘ mit demselben Rechte dürfen wir uns erkundigen: ‚Wie wirkt das Wetter auf Sie ein?‘ Denn es gibt nichts, von dem unsere gute oder schlechte Laune so abhängig ist, als das Wetter, wenn wir auch häufig zu hochmüthig sind, das einzugestehen. Wenn wir uns nun hier nicht abstreiten lassen wollen, daß eine Wetterbetrachtung im gewöhnlichen Leben häufig am Platze ist, so haben wir dieselbe Eingangs dieses Capitels für ganz unumgänglich nothwendig gehalten, denn der Glanz und die Heiterkeit des Carnevals hängt zu neunundneunzig Procent davon ab, ob der Himmel ein freundliches Gesicht macht und ob sich dieses freundliche Gesicht des Himmels auf der Erde nicht im Schmutze und Wasserlachen abspiegelt.

Nun ließ aber das Wetter in diesem Jahre während des Carnevals auch für die Ungenügsamsten nichts zu wünschen übrig. Der Frost hatte nicht nur nachgelassen, sondern sich während der Nacht in einen warmen Wind verwandelt, der, in Verbindung mit einem gemüthlichen Sprühregen, den Schnee in seinen verborgensten Ver-

ſtecken aufgeſucht und vertilgt hatte; darauf hatte es tüchtig gewindet, und als am Freitage die Sonne erſchien, koſtete es ſie keine große Mühe, das Straßenpflaſter zu trocknen.

Es gibt auch in unſerem kalten, deutſchen Winter zuweilen Frühlingstage, welche uns mit einer innigen Sehnſucht erfüllen nach ſproſſendem Grün und duftenden Blüthen; wo die Erde ihre Wohlgerüche ausſtrömt, gerade wie in ihrer bräutlichen Zeit, wenn ſie den allbelebenden Kuß des Geliebten erwartet, wo der Himmel ſo wonnig und heiter lacht, als ſei es gar nicht möglich, daß ſein klares Antlitz je wieder durch Wolken getrübt werden könne.

Solch' ein Himmel lachte am Freitage über der alten Colonia, was Rodenberg mit großer Freude ſah, als er, früh am Morgen von dem hellen Sonnenſcheine verlockt, das Fenſter öffnete und mit einem unbeſchreiblichen Behagen die herrliche Luft einathmete. Dort links ſah er über die Dächer der tiefer liegenden Häuſer hinweg den Rhein, gänzlich vom Eiſe befreit, leuchtend an den grauen Mauern Kölns vorüberziehen, und wenn er ſeinen Blick etwas herabſenkte und das Rheinthor betrachtete, ſo erſchien ihm das helle, bewegliche Waſſer unter dem dunkeln Steinbogen wie ein blitzender Kryſtall; die Straßen waren trocken und ſauber, und wer vorüberging, machte ein freundliches Geſicht, wie im Wiederſcheine des klaren Himmels, der aber auch auf Alles einen unbeſchreiblichen Schimmer herabgoß und ſogar den ſchwarzen Giebeln der gegenüber liegenden alten Häuſer einen freundlichen, goldenen Anſtrich gab.

Rodenberg hatte am vergangenen Abende, als die Anderen zu Bette waren, den ſanften Eduard noch ganz beſonders vorgenommen und ihm anvertraut, daß ſeine Anverwandte, die alte Dame, eine nothwendige Reiſe in dringenden Familien-Angelegenheiten hätte unternehmen müſſen und daß ſie die Tochter eines Freundes, welche zum Carneval gekommen ſei, unter dem Schutze und der Aufſicht eines älteren Vetters zurückgelaſſen habe; daß ferner das junge Mädchen vor Begierde brenne, den Carnevalszug mitzumachen, und

daß es hierzu nur ein Mittel gebe, wenn die Künſtler nämlich die Darſtellung der wilden Jagd aus ihrem ſommerlichen Feſte hier wiederholen wollten. „Du wirſt Dich erinnern," hatte er weiter geſagt, „daß ich damals ſchon, als wir abreisten, den Rath gab, Eure Coſtume mitzunehmen, und als ich geſtern bei hieſigen Freunden, Mitglieder des Kleinen Rathes, darüber ſprach, wurde die Idee, den Zug des wilden Heeres zu wiederholen, außerordentlich freundlich aufgenommen und mit auf das Programm geſetzt. Walter und Knorr ſind mit Freuden dabei, und von Seiten der Regentſchaft hat man uns mit der liebenswürdigſten Bereitwilligkeit Alles, was wir an Gefolge, an Jägern und dergleichen zu Fuße und zu Pferde brauchen, zur Verfügung geſtellt."

„Auch ich halte dieſe Wiederholung für eine glückliche Idee," ſagte Rüding; „doch was ſoll ich dabei thun? Ich kann mich doch nicht als Cupido unter die wilden Geſellen des Rodenſteiners miſchen!"

„Nun, ein bischen Liebe könnte den tollen Geſellen allenfalls auch nicht ſchaden — doch Du haſt Recht; es denkt auch Niemand an Deine Cupido-Rolle, wogegen Du mir zugeben wirſt, lieber Rüding, daß man in einem Zuge, wo es gilt, etwas Außerordentliches zu leiſten, Deine Perſönlichkeit nicht gern vermißt."

„Doch paſſe ich in der That nicht zu einem bärtigen Jäger oder zu irgend einer anderen wilden Erſcheinung," entgegnete Rüding geſchmeichelt, worauf der Andere fortfuhr:

„Gewiß nicht; aber, um ehrlich zu ſein, die ſchöne Bekannte meiner Anverwandten hofft ganz beſonders auf Dich, um unerkannt den Zug mitmachen zu können, und hat die glückliche Idee gehabt, ihr Beide ſolltet den Rodenſteiner als Jagdpagen begleiten — Du weißt, daß in dem ſchönen Gedichte Bürger's dieſer Jagdpage als gutes und böſes Princip gedacht iſt —, Du mit Deinem ſanften Geſichte und Deinen blonden Locken würdeſt auf weißem Pferde die Lichtgeſtalt darſtellen, während das Mädchen mit ihrem ſchwarzen Haare das böſe Princip vertritt — es wird ein herrliches Bild

geben," fuhr Rodenberg fort, indem er ſeinen Freund mit einem Blicke der Zufriedenheit von unten bis oben betrachtete — „Ihr habt faſt die gleiche Geſtalt und Ihr würdet vortrefflich zuſammenpaſſen — ſie iſt ebenfalls außerordentlich ſchön gewachſen," ſetzte er, wie mit ſich ſelbſt redend, hinzu.

Darauf hatte der ſanfte Eduard geantwortet, daß er noch niemals ein Spaßverderber geweſen ſei und daß es auch jetzt an ihm nicht fehlen ſolle — „doch werde ich reiten müſſen," hatte er alsdann mit einiger Bedenklichkeit geäußert, „und wenn ich mich auch früher auf dem Sattel nicht ſchlecht ausgenommen, ſo bin ich doch außer aller Uebung und möchte mich nicht gern vor aller Welt blamiren."

„Du haſt doch früher geritten?"

„O ja, warum denn das nicht?"

„Nun, ſo wird's ſchon gehen. Wenn es Dir recht iſt, ſo können wir morgen in Begleitung der jungen Dame eine kleine Probe machen; es wird das zu Deiner Sicherheit dienen und Du dich dann beim Maskenzuge behaglich fühlen."

Dann waren ſie zu Bette gegangen und Rodenberg hatte am andern Morgen kaum die oben angegebenen Wetterbetrachtungen beendigt, als der ſanfte Eduard ſchon aus ſeinem Schlafzimmer trat und auf des Anderen Frage verſicherte, er habe nicht beſonders gut geſchlafen.

Es waren Träume durch ſeinen Geiſt gegangen, die mit dem Vorhaben des heutigen Tages, dem Spazirritte in Geſellſchaft der ſchönen jungen Dame, in einiger Maßen ſchauerlichem Zuſammenhange ſtanden. Wir wollen das nicht weiter ausführen, denn mancher unſerer geneigten Leſer iſt vielleicht unter gleichen Bedingungen mit ähnlichen Traumgeſchichten geplagt worden. Der ſanfte Eduard hätte gar zu gern ſein Verſprechen noch geſtern Abend zurückgenommen. Da aber Rodenberg Anſpielungen in dieſer Richtung durchaus nicht zu verſtehen ſchien, ſo gelangte Rüding vermittels eines kleinen Umweges auf den für heute projectirten

Spazirritt und meinte, es wäre ihm ſehr wünſchenswerth geweſen, das für ihn beſtimmte Pferd einmal allein ohne Zeugen zu probiren.

„Du kannſt Dich auf mich verlaſſen,“ erwiederte Rodenberg; „ich kann mir denken, daß Du außer aller Uebung gekommen, wenn Du auch früher ein ausgezeichneter Reiter geweſen biſt, und habe ich in dieſer Hinſicht alle Anordnungen getroffen. Du erhältſt einen kleinen, zierlichen Schimmel, ein Damenpferd, welches obendrein an den Rappen, den ich reiten werde, ſo gewohnt iſt, daß es ihm nicht von der Seite geht. Da Du in Deiner Eigenſchaft als Jagdpage eine Hetzpeitſche führſt, ſo haſt Du nicht nöthig, Sporen anzuſchnallen, und brauchſt Dich deßhalb nicht zu geniren, Deine Abſätze feſt anzuſchließen.“

„Sporen würden mir keinen Kummer machen,“ meinte Rüding, „doch verſicherte mir mein Reitmeiſter, „ich habe eine etwas ſchwere Hand, und wenn das Damenpferd fein geritten iſt, ſo weiß ich denn doch nicht, ob . . .“ — bei den letzten Worten kratzte er ſich bedenklich hinter den Ohren — „dann möchte ich auch wiſſen,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „ob das Pferd Muſik und den Lärm und das rohe Geſchrei der Menge vertragen kann.“

„Auch darnach habe ich mich in Deinem Intereſſe erkundigt. Das Pferd wurde einer Kunſtreiter-Geſellſchaft abgekauft; da wurde es zur Genüge an Muſik und Spektakel gewöhnt; obendrein ſprang es durch Reifen, an denen alles mögliche Feuerwerk losging.“

„Glaubſt Du, das Pferd habe Neigung, auch ohne daß man es gerade will, über irgend einen Gegenſtand hinwegzuſpringen?“ fragte der ſanfte Eduard nachdenklich.

„Ich glaube das nicht; es iſt überhaupt nicht mehr in der erſten Jugendblüthe und wird froh ſein, wenn man es in Ruhe läßt.“

Den gleichen Wunſch mochte auch Rüding in ſeinem Herzen tragen, denn er ſeufzte und ſagte erſt nach einem längeren Stillſchweigen: „In Gottes Namen denn, ich will Euch den Gefallen thun! Um welche Zeit werden wir ſpazieren reiten?“

„Um Mittag, denke ich.“

„So werde ich vorher nicht ausgehen und mein Albumblatt beendigen.“ Rüding ſagte das mit einem Tone, der wohl gepaßt hätte, wenn er von der Anfertigung ſeines Teſtaments geſprochen.

Da aber der ſanfte Eduard ein Gemüth war, welches nicht andauernd durch irgend eine äußere Einwirkung niedergebeugt wurde, ſo gewann er ſchon während des gemeinſchaftlichen Frühſtücks ſeine gute Laune in ſolchem Maße wieder, daß er, als Rodenberg einen Augenblick das Zimmer verlaſſen, beim Geſpräche über den bevorſtehenden Maskenzug gegen Walter gewendet zu ſagen wagte: „Ich bedauere nur, daß man mir, um der jungen Dame nicht vorauszukommen, ein älteres, ſehr frommes Pferd ausgeſucht; doch ſoll dieſer alte Kerl ein famoſer Springer ſein, und wenn ſich mir eine Gelegenheit bietet, ein wenig nebenhinaus zu gehen, ſo ...“ — hier machte er einen bezeichnenden Zungenſchlag — „ſo ſollt Ihr ſehen, daß Rüding von der Reitbahn nichts vergeſſen hat.“

Rodenberg hatte unterdeſſen mit dem alten Hofhausmeiſter verkehrt, der von ſeiner Herrin den Befehl erhalten, für alles, was Coſtume anbelange, Sorge zu tragen, und welcher dieſen Auftrag mit ſeiner gewohnten pünktlichen Gewiſſenhaftigkeit ausführte.

Der Morgen verging; Bergmüller war mit van der Maaßen gekommen, um die Freunde zum Bummeln abzuholen; erſterer ſah ſehr vergnügt aus und verſicherte händereibend, der geſtrige Auftritt habe auf die Nerven ſeiner Schwiegermutter eine ſehr günſtige Wirkung ausgeübt.

„Doch hat ſie ſich, wie ich hoffe, von ihrer Aufregung erholt?“ fragte Rodenberg, „und Du wirſt geſtern Abend bei Deiner Rückkunft als ein verſtändiger Kerl gehandelt haben?“

„Das habe ich auch — ich war kaum ein Bischen geiſtig erheitert und ſchon vor zehn Uhr zu Hauſe, was Madame Bergmüller mit ſo großer Befriedigung aufnahm, daß ſie mich heute Morgen dringend erſuchte, nach Euch zu ſehen.“

„Nachdem wir die Verſöhnung des gewiſſen Jemand aus der Novelle des Boccaccio gefeiert,“ ſagte Walter — „o, ihr Ehe-

männer habt es nicht ſo ſchwer, für Vieles Verzeihung zu erlangen — nicht wahr, Windmüller?"

„Was meine Frau anbelangt," erwiederte dieſer lachend, „ſo lebte ich mit ihr nie in einem ſchlechten Einverſtändniſſe; doch war mein Zuſammenſein mit der Schwiegermutter ein beſtändiger Kampf mit dem Drachen!"

„Das Loos vieler Schwiegerſöhne, namentlich in Deinen Verhältniſſen," meinte van der Maaßen — „ich hoffe, Du emancipirſt Dich gänzlich und ziehſt Deine bunte Kattunjacke nie mehr an."

„Dafür aber um ſo öfter Deinen Malerkittel," ſagte Rodenberg in ernſtem Tone: „die einzige geſcheite Art, Dich dauernd zu emancipiren, wenn Du Deine Kunſt eifrig treibſt und Deiner Schwiegermutter zeigſt, daß Du im Stande biſt, ohne ihre Hülfe Deine Frau zu ernähren — ſei geſcheit!"

„Habe ſchon angefangen," erwiederte der Angeredete heiter; „anſtatt des Morgens in den Laden zu gehen, nahm ich ein tüchtiges Stück Leinwand und retouchirte eine famoſe Winterlandſchaft."

„Und Deine Frau hatte ihre Freude daran?"

„Das will ich meinen; ſie folgte meinem Pinſel mit dem größten Intereſſe Strich um Strich — ihre lachenden Augen und die freundliche Miene, mit der ſie mir zuſah, ſpornten mich an, und als ich endlich die Palette wegwarf, um zu Euch zu gehen, ſagte das gute, kleine Weib, ſie wolle mir einen Gefallen thun."

„Hm," machte Walter mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Sie wolle mich auf den Gürzenich zum Maskenballe begleiten und werde dazu die Erlaubniß ihrer Mutter ſchon herausſchlagen."

„Bravo, Windmüller!"

„Ja, das bin ich wieder — nicht nur Waſſermüller, ſondern auch Kohlen-, Berg- und Nebelmüller!"

„Und der Himmel ſei für dieſe Aenderung zu Deinen Gunſten geprieſen!" ſagte Rodenberg. „Geſtern fanden wir Dich in einem

Zuſtande, der mir tief in der Seele weh that, als ein gar trübſeliger Kattunmüller!“

„Un triste Müller de cotton!“ rief der Zeichner des Hauſes Beauvillard u. Co., worauf Alle herzlich lachten.

Rüding hatte am Geſpräche wenig Theil genommen, ſondern war ruhig an ſeinem Aquarell ſitzen geblieben, dem er durch einige Striche hier und da noch die letzte Vollendung gab. Er befand ſich durchaus in keiner heiteren Stimmung, das ſah man an dem trübſeligen Blicke, mit dem er zuweilen an den Himmel hinaufſchaute, und hörte einen tiefen Seufzer, den er alsdann ausſtieß, wenn er bedachte, daß das klare, glänzende Blau deſſelben ſich ſchwerlich innerhalb einer Stunde mit einem tüchtigen Schneeunwetter überziehen würde — hier und da ſpitzte er auch das Maul wie ein Karpfen, indem er ſeine Zeichnung von der Seite betrachtete, und pfiff leiſe vor ſich hin, aber lauter traurige Melodieen.

Die Freunde, außer Rodenberg, waren ſchon lange fortgegangen, da ſchrak der ſanfte Eduard ſichtbar zuſammen, als es von dem benachbarten Kirchthurme zwölf Uhr ſchlug — o, was hätte er darum gegeben, wenn er gewaltſam die Zeit um ein Viertelduzend Stunden hätte vorrücken können! Denn, ehrlich geſagt, fürchtete er ſich ſo entſetzlich vor dem Spazirritte, zu dem er ſich ſo unverantwortlicher Weiſe hatte beſtimmen laſſen, daß ihm jetzt ſchon, trotzdem es nicht ſehr warm im Zimmer war, der Schweiß auf die Stirn trat und er es nicht über ſich vermochte, mit ſeinem gewöhnlichen feſten und ſicheren Schritte einherzugehen.

„Zwölf Uhr,“ ſagte Rodenberg — „da kommen auch ſchon die Pferde.“

Ja, die Hufe derſelben klapperten auf dem Pflaſter — wie das ſo unangenehm klang, ſo markdurchbohrend, gerade ſo, als wenn Jemand mit einem Nagel auf einer Fenſterſcheibe kratzt!

„Haſt Du Sprungriemen an Deinen Beinkleidern?“ fragte Rodenberg.

„Niemals — wozu auch?“

Hand und giengen dem Thore zu, ohne zuſammen zu ſprechen und ohne die ihnen Begegnenden zu beachten. Auch ſie wurden nicht beachtet, nur ein einziges Mal blieb auf ihrem Wege ein Mann ſtehen, und ſah ihnen einige Sekunden nach. Dieſer Mann war der Herr Stadtſoldat Steinmann, dem die beiden Weiber verdächtig ſchienen; doch ließ er ſie ihres Weges ziehen und gieng den ſeinigen in entgegengeſetzter Richtung; denn er hatte für heute Nacht andere und höchſt wichtige Geſchäfte.

„Ich meine nur ſo — es iſt beſſer, wenn man einmal in die Lage kommt, ſcharf auszutraben — doch wird's auch ſo gehen."

„Hoffentlich wird's auch ſo gehen," erwiederte der ſanfte Eduard in gereiztem Tone, „und dabei erlaube ich mir, Dir zu bemerken, daß ich durchaus keine Sehnſucht habe, mich durch ſcharfes Austraben oder durch allerlei dumme Reiterkünſte auszuzeichnen! Wenn ich auch ſchon öfter zu Pferde geweſen bin, ſo habe ich doch den Sattel nie als meine Beſtimmung angeſehen — weißt Du das, Rodenberg — und verſtehſt Du mich auch?"

„O, ich verſtehe Dich vollkommen, und Du ſollſt ſehen, was Du für einen treuen Freund an mir haſt!"

„Ja—a—a—a, wir wollen das ſehen!" erwiederte Rüding; aber dieſe ſeine Antwort klang wie ein tiefer Seufzer, denn die Thür hatte ſich geöffnet, und der Haushofmeiſter, der auf der Schwelle erſchien, lud die Herren freundlich ein, hinabzugehen, da ſeine Herrin bereits unten warte.

Von allen Thürmen der Stadt läuteten die Glocken heiter und freundlich zur Mittagsſtunde, und das klang dem ſanften Eduard ſo in den Ohren, als erzählten ſie einander laut und geſchwätzig: „Der Maler Rüding reitet ſpaziren, ſpaziren — ſpaziren reitet der Maler Rüding — Rüding — das iſt gut — das iſt gut," brummte die Domglocke.

Juanita ſtand drunten auf der Treppe, reizend anzuſchauen in ihrem dunkelblauen Reitkleide, deſſen lange Schleppe ſie über den linken Arm geſchlagen hatte; die ſchöne, ſchlanke Figur ſo ſtolz erſcheinend wie eine Königin, in den glänzenden Augen und auf den friſchen Lippen das heitere, glückſelige Lächeln eines Kindes.

„Was wir für einen göttlichen Tag haben!" rief ſie Rodenberg entgegen, indem ſie ihm die Hand reichte — „ah, das iſt Ihr Freund, Herr Rüding — unſer Freund!" ſetzte ſie mit einem ſo gewinnenden Lächeln hinzu, daß die Einbildungskraft des ſanften Eduard ſicherlich einen tollen Seitenſprung gemacht hätte, wenn er nicht gar ſo niedergedrückt geweſen wäre.

„Ja, das iſt mein Freund Rüding," antwortete Rodenberg und ſetzte mit einer ehrfurchtsvollen Handbewegung auf Juanita hinzu: „Fräulein von Königsberg, ſehr befreundet mit unſerer verehrten Hauswirthin!"

Juanita lachte herzlich über ihren ins Deutſche überſetzten Namen, dann fragte ſie den ſanften Eduard: „Sie ſind gewiß, eben ſo wie Herr Rodenberg, ein vortrefflicher Reiter?"

„Mein Freund Rüding wird aus Beſcheidenheit Nein ſagen; doch verſteht er ſich vortrefflich auf dieſen Theil der noblen Paſſion, liebt aber, im Gegenſatze zu mir, die ſanfte, ruhige Gangart."

„So hat man ja vortrefflich für Sie gewählt," ſagte Juanita, „Sie werden ein Damenpferd reiten, mit einem höchſt angenehmen Temperament, mein Rothſchimmel dort, den ich der Farbe zu lieb genommen — Sie wiſſen ja, Rodenberg," ſetzte ſie leiſer hinzu, „ein Feuerfarbener trug den Linken, wie Sie mir geſagt —, ſcheint weniger geduldig, und ich will ſehen, wie ich mit ihm fertig werde, wobei ich mich ein wenig auf Ihre feſte Hand verlaſſe."

Rodenberg verbeugte ſich, wobei er nicht unterlaſſen konnte, ſeine rechte Hand, in der er die Reitpeitſche hielt, gegen das Herz zu drücken; dann gingen ſie zu den Pferden hinab, die auf der Straße aufgeſtellt waren.

Der große, elegante Rappe, den der wilde Jäger reiten ſollte, um ein paar Häuſer Länge voraus, wurde mühſam gehalten von einem ſtarken Reitknechte, der es trotzdem nicht verhindern konnte, daß er zuweilen ſeinen Kopf herumwarf und alsdann luſtig wieherte; einige Schritte hinter ihm hielt Rüding's Schimmel mit dem ruhigſten Ausſehen — das Pferd bewegte weder Kopf noch Schweif, obgleich es von Niemanden gehalten wurde, indem der Stallknecht, welcher es gebracht, mit einem anderen beſchäftigt war, den ſtarken und doch zierlichen Rothſchimmel vor der unteren Stufe der Treppe feſtzuſtellen, was ihnen aber nicht vollkommen gelang, denn bald trat er vor-, bald rückwärts und hob ſich auch zuweilen aus lauter

Uebermuth; ein kräftiger Brauner für Don Joſe befand ſich nicht weit von Rüding's Schimmel.

„Ah, wie heiter mein Pferdchen iſt!“ ſagte Juanita — „mir iſt wohl, wenn ich einmal droben ſitze!“

Sie wandte ſich bei dieſen Worten mit einem reizenden Lächeln gegen Rodenberg, welcher ihr nun die Fläche ſeiner rechten Hand darbot, auf die ſie ihren zierlichen, kleinen Fuß ſetzte und alsdann, theils ſich ſelbſt emporſchnellend, theils von dem jungen Maler gehoben, der ſich dabei nicht enthalten konnte, leicht ihren Fuß zu drücken, in der nächſten Secunde auf ihrem Damenſattel ſaß. Dann faßte ſie die Zügel, während Rodenberg ihr Kleid ordnete, und ließ hierauf ihrem Pferde etwas Luft, um faſt im gleichen Augenblicke den Verſuch deſſelben zu einer kleinen Lançade durch eine kräftige Parade zu unterbrechen.

Rüding hatte dieſen Moment auf das Geſchickteſte benutzt, indem er die beiden disponiblen Stallleute zu ſich heran neben den kleinen Schimmel winkte, jedem mit der Schnelligkeit des Gedankens ein Zehnſilbergroſchenſtück ſpendete und ſie flüſternd bat, ihm beim Aufſitzen behülflich zu ſein. Es war dies ſehr klug manövrirt, denn kaum hatte er ausgeſprochen, ſo fühlte er ſich ſchon von handfeſten Fäuſten in die Höhe gehoben und ſaß im Sattel, ehe er es ſich ſelbſt dachte. Die Zügel wurden ihm in die Hand gegeben, ſeine Steigbügel raſch etwas kürzer geſchnallt, und dann ſagte ihm einer der gutmüthigen Stallleute mit leiſer Stimme: „Das Pferd geht ruhig wie ein Lamm, und wenn Sie je einmal mit ihm ſetzen wollen, ſo brauchen Sie es nur vor eine Hecke oder einen Graben zu bringen und es durch einen Zungenſchlag zu ermuntern.“

Davor ſoll mich der gütige Himmel bewahren! dachte Rüding, hatte ſich aber trotzdem ſchon ſo weit geſammelt, daß er mit Intereſſe, ja, faſt mit Schadenfreude ſeinem Freunde Rodenberg zuſchaute, der den Sattel ſeines unruhigen Rappens nur dadurch gewinnen konnte, daß er, ohne den Bügel zu gebrauchen, hineinvolti-girte; dann aber faßte er ihn ſo kräftig zwiſchen Zügel und Schenkel,

daß das unruhige Thier mit einem heftigen Kopfſchütteln ſeinen Meiſter erkannte.

Juanita ritt voraus, Rodenberg, auf einen Wink Don Joſe's, neben ihr; dann bewegte ſich Rüding's Schimmel vorwärts, ohne eine Hülfe abzuwarten, und neben ihm ritt der alte Herr.

Sie paſſirten das Rheinthor und wandten ſich alsdann gegen den Bayenthurm, um ſo die breite Landſtraße nach Bonn zu erreichen.

Hier, auf dieſem belebten Wege, ließ man die Pferde im Schritte gehen, was für Rüding ſehr erwünſcht war und was auch bei der allerdings ſanften Bewegung des kleinen Schimmels, bei der friſchen Winterluft, bei dem luſtigen, lebendigen Treiben am Ufer und am Strome ſeinen Muth etwas hob, ja, ihm ſogar ſo viel Sicherheit verlieh, daß er es nicht nur wagte, kühn um ſich zu ſchauen, ſondern ſogar an den Fenſtern hinaufzublicken, und den Verſuch machte, ſeine rechte Hand elegant auf ſeinen Oberſchenkel zu ſtützen.

„Da iſt der Bayenthurm," ſagte Rodenberg zu der jungen Dame, als ſie am Fuße des mächtigen, finſteren Baues vorüberritten, „die Wohnung ſchwerer Verbrecher, welche, an Ketten geſchmiedet, wie die Galeerenſträflinge zu öffentlichen Arbeiten verwandt werden. Ich erinnere mich dabei eines Vorfalles vor einigen Jahren, als ich auf kurze Zeit in Köln war und einen Bekannten von mir, einen einjährigen Freiwilligen, beſuchte, als er ſich gerade hier auf Wache befand. Gar zu gern hätte ich dieſe Gefangenen in ihrer Behauſung geſehen, und um das möglich zu machen, zog ich zur nächſten Viſitation die Uniform meines Freundes an, nahm deſſen Muskete und gelangte ſo in den Thurm. Aber es war ein unerquicklicher, troſtloſer Anblick, dieſe Unglücklichen in langen Reihen auf ihrem breiten Lager zu ſehen. Mit dem rechten Fuße waren ſie vermittelſt einer ſchweren Kette an eine unten vorbeilaufende Eiſenſtange geſchloſſen. Die meiſten derſelben erwachten, als der Schein unſerer Laternen in ihre Augen fiel, warfen ſich ſeufzend, ſtöhnend oder auch Verwünſchungen murmelnd, von einer Seite

auf die andere, wobei ihre Ketten unheimlich in dem hohen, gewölbten Gemache raſſelten."

„Vorbei — vorbei!" entgegnete Juanita, einen ernſten Blick auf den gewaltigen Bau werfend, der wie eine Wache an den Ufern des Rheines ſtand und auch den Zweck hatte, mit ſeinen Wallgängen und Schießſcharten das alte Köln zu beſchützen. „Der Contraſt, dort das finſtere Thurmgefängniß mit ſeinen gefeſſelten Bewohnern, wir hier unten frei und fröhlich in den klaren, ſchönen Tag hineinreitend — zufrieden — glücklich!"

„Sind Sie das in der That, Juanita?" fragte der junge Mann in einem weichen, ſchmachtenden Tone, indem er ſeinen unruhig vorwärts ſtrebenden Rappen mit ſtarker Hand ſo dicht an das Pferd der jungen Dame heranbrachte, daß er ſich nur ein wenig zu bücken brauchte, um den Trenſenzügel des Rothſchimmels, der etwas herabgeglitten war, wieder in Ordnung zu bringen, indem er ihn leicht durch ihre Finger zog, wobei es nicht anders möglich war, als daß ſeine Hand die ihrige berührte. — „Fühlen Sie ſich wirklich froh und glücklich?"

„Gewiß," entgegnete ſie lebhaft und ſah ihn dabei mit ihren leuchtenden Augen innig an; „ich lebe in der Gegenwart ſo unendlich froh und glücklich, daß ich weder an Vergangenheit noch Zukunft denken mag und der Zeit gebieten möchte, eine gute Weile ſtill zu ſtehen!"

„Sie ſind gern zu Pferde?" fragte er.

„Sehr gern, ſehr gern — alsdann fühle ich mich aller geſellſchaftlichen Feſſeln ledig, ſo frei und unabhängig — nur reite ich nicht gern im Schritte, wie wir jetzt!"

„Armer Rüding!" dachte Rodenberg, indem er, ihrem ausgeſprochenen Wunſche nachkommend, ſeinen Rappen in einen kurzen Galopp ſetzte, dem der Rothſchimmel augenblicklich folgte.

„Ah, herrlich, herrlich!" jubelte Juanita — „wie liebenswürdig die Bewegungen meines kleinen Pferdchens ſind, ich muß dafür Onkel Joſe einen Kuß zuwerfen!" — Sie wandte hierauf ihren

Oberkörper ein wenig und grüßte mit einer herzlichen Geberde rückwärts; doch lachte ſie heiter, als ſie nun ihr Geſicht gegen Rodenberg wandte.

„Joſe und ihr Freund traben hinter uns drein,“ ſagte ſie; „doch macht Ihr Freund, wie ich flüchtig ſah, ein ganz eigenthümliches Geſicht und ſcheint ſich nicht ſo behaglich zu fühlen, wie ich.“

„Er iſt lange nicht mehr geritten, wird ſich aber nach und nach daran gewöhnen.“

„Geht Ihr Rappe angenehm?“ fragte ſie nach einer Pauſe.

„Er hat harte Bewegungen, weil ich ihn ſtark zurückhalten muß — ich glaube, wenn ich ihn ausgreifen ließe, ſo würde er eben ſo ſchnell als angenehm ſein.“

„Wollen wir?“ fragte ſie mit ſchelmiſchem Lächeln und blitzenden Augen.

„Später,“ erwiederte er; „wir haben dort rechts am Thore noch einen Engweg mit Fußgängern, Reitern und Marktkarren — ſehen Sie das Gewühle —, aber hinter dem Fort, deſſen Werke dort zwiſchen den Bäumen hervorſehen, ſteigt die breite Chauſſee ſanft aufwärts.“

„Sie haben Recht, wir wollen bis dahin warten. — Dieſe kleinen Feſtungswerke,“ fragte ſie nach einer kurzen Pauſe, „dienen zur Vertheidigung Kölns?“

„Allerdings — es ſind ſogenannte Montalembert'ſche Thürme, einer vom anderen unabhängig, einen weiten Kreis um die Stadt bildend — Feſtungen en miniature, mit kleinen Gräben und zierlichen Zugbrücken, angenehm beſchatteten Glacis und einem Hofraume wie in einer alten Ritterburg. Ich war damals zuweilen in einem dieſer Werke, und immer regte ein ſolcher Beſuch meine Phantaſie an. Es war mir, als müſſe des Thürmers Lied zum Willkomm erklingen oder zur Abwehr, als müſſe mich irgend ein biderber Rittersmann unter dem Thorbogen willkommen heißen oder aus einem der vergitterten Fenſter mich eine Dame mit ihrem weißen Schleier zu ihrer Befreiung heranwinken — doch Scherz bei

Seite, wir haben in einigen dieſer Forts, und gerade in dem dort vor uns liegenden, manche vergnügte Stunde verlebt. Damals wurde die Wache dort von der Artillerie gethan, unter deren Freiwilligen ich ein paar Freunde hatte, und wie gern fanden wir uns dort zum Beſuche ein bei einem ſelbſtgemachten Kaffee oder Punſch oder auch an ſchönen Frühlingstagen zum ſeligen Nichtsthun; ich erinnere mich noch gern dieſer glücklichen Zeit, wo die ganze Wache nebſt ihrem Beſuche draußen auf dem Glacis im Schatten der weißglänzenden Birken lag und träumend in den Himmel ſchaute, wenn er ſich ſo blau und klar wie heute über uns wölbte. Auch laſen wir zu jener Zeit Taſſo's befreites Jeruſalem und waren trotz Säbel und Wehrgehänge noch kindiſch genug, den Sturm auf die Mauern Zions an dem kleinen Thurme darzuſtellen, ſehr zum Entſetzen eines wohlbeleibten Majors du jour, welcher dazu Lärm und meinen Freunden einige Tage Arreſt in Ausſicht ſtellte."

„Ach, dieſe Erinnerungen," ſagte Juanita, „wie lieb ſie uns ſind und wie ſie ſo lebhaft, über irgend einer Gegend, um irgend ein Gebäude ſchwebend, uns beim Anblicke derſelben längſt vergangene Tage ſo lebendig auffriſchen, als ſei alles das erſt geſtern geſchehen!"

„Ja, ja, erwiederte er, vor ſich hinlächelnd, „tritt doch Taſſo's wunderbares Werk jetzt wieder ſo gewaltig vor meine Seele, werde ich doch die grauen Mauern zwiſchen den weißen Birkenſtämmen hervorblinken ſehen, während ich ſo glücklich bin, an Ihrer Seite reiten zu dürfen!"

Sie hatten jetzt die Chauſſee vor dem Severinsthore erreicht und mußten hier, wie Rodenberg vorhin geſagt, im langſamſten Schritte reiten, um durch das Gewühl der Fußgänger, reitenden und fahrenden Landleute, die vom Markte nach Hauſe zurückkehrten, ohne Anſtoß durchzukommen, wobei man aber doch allerlei Bemerkungen über die Madame, welche ſpaziren ritt, und den jungen Herrn an ihrer Seite, beſonders aber über den ernſthaften alten Herrn, ſowie über die zuſammengeknickte Geſtalt des ſanften Eduard nicht entgehen konnte. Ueberhaupt ſchienen die meiſten dieſer Leute

von der Luſt des Carnevals, welche über Köln wehte, angeſteckt zu ſein. Hier ging ein Paar Arm in Arm, ein luſtiges Lied ſingend und dabei den ſchwankenden Gang ſchwer Betrunkener außerordentlich glücklich copirend; denn daß es eine Nachahmung war, hörte man an ihrem luſtigen Lachen, mit dem ſie jetzt ruhig ſtehen blieben und die Reiterſchaar vorbeiließen. Dort ſah man auf ſeinem leeren Marktkarren einen älteren Bauern ſitzen, eine Carnevalsmütze vom vergangenen Jahre auf dem Kopfe, die er vielleicht irgendwo zum Geſchenk erhalten, während ein junger Burſche neben ihm herſchritt und ſich nicht wenig auf ſeine ungeheure falſche Naſe zu Gute that.

Einem luſtig gemeinten „Geck, lohs Geck elans“, welches Rodenberg einem vierſchrötigen Reiter zurief, der vor ihm auf der Mitte der Straße hielt, wurde lachend Folge geleiſtet und nur im Geiſte der Tage dadurch erwiedert, daß der Reiter, Don Joſe ſtarr anſehend, ausrief: „Wat hätt dä Kähl en Nas!“

Rüding war tief aufathmend und etwas bleich ausſehend neben ſeinen Begleiter nun wieder dicht aufgerückt und erwiederte auf Rodenberg's Frage, wie es ihm gehe: er ſei zufrieden, wenn es nicht ſchlimmer komme; worauf ein Lächeln über die Züge des alten, ſonſt ſo ernſten Spaniers glitt, und er in gutmüthigem Tone zu Juanita ſagte: „Du wirſt es uns nicht übel nehmen, mein Kind, wenn wir nicht immer dicht hinter Euch bleiben, der kleine Schimmel da geht einen gar zu langſamen Trab!“

Wenn auch der ſanfte Eduard für dieſe Worte mit einem ſtummen Blicke dankte, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, in einem etwas unwilligen Tone einzuſetzen: „Warum auch in die Welt hinausſtürmen, wie Rodenberg es ſo gern thut? Es iſt doch viel behaglicher, ſo in Ruhe des ſchönen Tages genießen zu können!“

„Gut, daß der Geſchmack auch darin verſchieden iſt,“ erwiederte die junge Dame lachend; „was mich betrifft, ſo athme ich ſo wonnig und frei, wenn ich mit meinem Pferde in einem raſchen Tempo dahinfliegen kann! — Du haſt doch nichts dagegen,“ wandte ſie ſich an Don Joſe, „wenn wir einmal verſuchen, wie unſere Pferde ausgreifen?“

Rüding blickte ſeinen Begleiter mit einer wahren Jammermiene an und athmete freudig auf, als dieſer ſagte: „Nur zu, was Euch anbelangt; ich und mein junger Freund hier, wir wollen indeſſen mit einem behaglichen Schritte fürlieb nehmen.“

Dahin flogen der Rappe und der Rothſchimmel, daß es eine Freude war, ihnen zuzuſehen, und Rüding glaubte ſich für dieſes Mal ſchon gerettet, als der kleine Schimmel mit einem gänzlich unvorhergeſehenen Sprunge, vor deſſen Folgen ſich der Reiter nur durch ein krampfhaftes Erfaſſen des Sattelknopfes retten konnte, die rechte Kantare zwiſchen die Zähne nahm, dann den Kopf aufwarf und in einem geſtreckten Galopp folgte. Es war Rüding's Glück, daß er noch im Stande war, einen lauten Ruf: „Zu Hülfe, zu Hülfe!“ auszuſtoßen und daß dieſer Ruf von Don Joſe gehört und verſtanden wurde. Augenblicklich ließ er ſeinen großen Braunen folgen und hatte in wenigen Sätzen nicht nur den kleinen Schimmel erreicht, ſondern ſich auch des Zügels bemächtigt und das Pferd mit einem tüchtigen Ruck zum Stehen gebracht. Daß der ſanfte Eduard bei dieſer plötzlichen Parade das Gleichgewicht verlor und mit weit wegfliegendem Hute dem Schimmel um den Hals fiel, wobei er einen unnennbaren Theil ſeines Körpers auffallend erhob, hätte auch einem beſſeren Reiter geſchehen können. Doch war er für dieſes Mal von gänzlichem Sturze gerettet, krabbelte ſich wieder in ſeinen Sattel hinein und warf alsdann einen ſcheuen Blick auf ſeinen Hut, welcher glücklicher Weiſe dieſſeits des Straßengrabens liegen geblieben war.

Don Joſe, der in ſeiner Gutmüthigkeit dieſen Blick wohl verſtand, ritt ein paar Schritte ſeitwärts und hob mit ſeiner Reitpeitſche die Kopfbedeckung Rüding's vom Boden auf.

„Ich — danke — Ihnen — herzlich — für meine Rettung — Sie — haben — mich — vor — einem großen Unglücke bewahrt! Dieſer Schimmel ſcheint mir ein gefährlicher Durchgänger zu ſein!“

„Ich glaube das nicht,“ erwiederte Don Joſe mit großer Ruhe; „die Pferde ſind an einander gewohnt, und als die Beiden davon

ritten, hätten Sie nur Ihren Schimmel etwas feſter in die Hand nehmen ſollen; auch der Braune hier hatte eine Neigung, mit fortzugehen, doch mochte ich Sie nicht allein laſſen."

„Wofür ich Ihnen aus tiefſter Seele danke! Allerdings bin ich früher häufig geritten und ſcheue mich auch nicht vor einem kleinen, ſoliden Trabe, ja, nicht einmal vor einem anſtändigen Galopp; aber wie im gewöhnlichen Leben, ſo haſſe ich auch auf dem Sattel alle rohen, unvorhergeſehenen Aufregungen!"

Juanita und Rodenberg waren indeſſen in einem geſtreckten Jagdgalopp über die ſanft anſteigende Chauſſee geritten und hatten ſchon nach wenigen Minuten das Gewühl der Marktleute, ſowie ihre beiden Begleiter weit hinter ſich gelaſſen. Die junge Spanierin athmete tief auf, nicht aus Anſtrengung über dieſen ſcharfen Ritt, ſondern aus Entzücken über die ungebändigte Freiheit der Bewegung ihres Pferdes, über die Schnelligkeit, mit der ſie dahinflog, über das Wohlbehagen, welches ſie empfand, indem ſie ſo wie ein Vogel in ſeinem Fluge die Luft durchſchnitt. Sie hätte laut aufjauchzen mögen vor Entzücken; ihre Augen leuchteten und ihr Geſicht glühte von der ſcharfen Luft, mehr noch aber von ihrer Aufregung.

„Wollen wir langſamer reiten, Juanita?" fragte er.

„Nein, nein, noch nicht," gab ſie zur Antwort, „nur noch bis zu jener Baumgruppe dort vor uns auf der Wieſe, die ſich ſanft nach dem Rheine hinabſenkt, und wenn der Chauſſeegraben nicht zu breit iſt, wollen wir hinüberſetzen und ein wenig auf dem grünen Raſen halten; ich bin zu allen Tollheiten aufgelegt!"

„Wofür ich die Verantwortung übernehmen muß!" antwortete Arthur.

„Davon entbinde ich Sie — und ängſtlich ſind Sie auch nicht, wie ich weiß — alſo vorwärts!"

Sie berührte ihren Rothſchimmel leicht mit der Reitpeitſche, und in verſtärktem Galopp flogen ſie der bezeichneten Baumgruppe zu.

Rodenberg, welcher die Zügel ſeines Pferdes in die rechte Hand genommen hatte, hielt ſich an der rechten Seite der kühnen

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Bürgerball und seine Folgen.

Die Honoratiorentochter, welche wir schon einige Mal zu erwähnen das Vergnügen hatten, hieß Elise, und die zahlreichen Kinder der zahlreichen Familie, mit denen sie umging, nannten sie nur Tante Elise — eine Benennung, die sie sich hätte gern gefallen lassen und gefallen ließ von den kleinen Kindern bis zum vierten Jahr — daß aber herangewachsene Bengel von zwölf bis vierzehn Jahren immer noch Tante Elise sagten, war ihr sehr unangenehm, denn sie fürchtete mit einigem Grunde, sie werde aus dieser Tantenschaft nie mehr herauskommen, eine ewige Tante bleiben, ohne von einem menschlichen Wesen je den Namen einer näheren Verwandten zu erhalten.

Tante Elise war die verwaiste Tochter eines Oberregierungsraths und einer Oberregierungsräthin. Ohne daß sie gerade häßlich gewesen wäre, konnte man sie auch nicht hübsch nennen. Sie wurde im nächsten Sommer vierundzwanzig Jahre alt, das gestand sie nämlich ihren vertrauten Freundinnen nunmehr seit zehn Jahren ein, und wenn man so ihr Aeußeres in

Reiterin, und zwar ſo dicht, daß er im Stande war, ſogleich die Zügel ihres Pferdes zu ergreifen, ſobald er es für nothwendig hielt. Da hatten ſie die Baumgruppe dicht zu ihrer Linken, getrennt von der höher liegenden Straße durch einen allerdings mäßigen Graben.

„Hopp, mein Pferdchen," machte Juanita mit einem leichten Zungenſchlage, und der Rothſchimmel flog mit der ſchönen Reiterin ſo zierlich und gewandt auf den weichen Raſen hinüber, daß es eine Wonne war, ihr zuzuſchauen. Der junge Maler hätte ſich auch gar zu gern dieſes Schauſpiel vergönnt, doch trieb es ihn, dicht an ihrer Seite zu bleiben, und das gelang ihm auch mit ſolcher Genauigkeit, daß er im Stande geweſen wäre, ſeinen Arm um ihre Taille zu legen, wenn ſie nur im geringſten im Sattel gewankt hätte. Sie bemerkte dies auch wohl und lächelte ihm heiter, ja, glückſelig zu.

Da hielten die Beiden neben einander auf ihren ſchnaubenden Pferden, ſelbſt tief aufathmend. Arthur legte ſeinem Rappen, der nun vollkommen ruhig ſtand, die Zügel auf den Hals, nahm Juanita's rechte Hand, zog langſam ihren Reithandſchuh ab, was ſie lächelnd geſchehen ließ, und küßte mit großer Bedächtigkeit die vier roſigen Grübchen oben auf ihrer Hand, als Zeichen der tiefſten Verehrung, wie er ſagte, für eine ſo ausgezeichnete und gewandte Reiterin.

„Wie wohlthuend iſt eine ſolche Bewegung, wie erregt ſie unſer Blut, ſo daß man deutlich fühlt, wie leicht und wonnig es in den Pulſen klopft — A—a—ah," ſetzte ſie, tief aufathmend, hinzu, „welche würzige und prächtige Luft! Sie müſſen mir ſchon zugeben, mein lieber Freund, daß ich Sie hier, freilich unbewußt, an einen wunderſchönen Punkt geführt habe — blicken Sie um ſich her!"

„Ich bin entzückt, einer ſo liebenswürdigen Führerin folgen zu dürfen, und in der That, die Ausſicht von hier iſt prächtig! Sehen Sie dort vor uns den majeſtätiſchen Strom mit ſeinem ſanft fließenden, grünlich ſchillernden Waſſer? Allerdings ſind die Ufer hier flach, doch gewähren ſie uns dafür auch einen Blick auf das maleriſch ſchöne Siebengebirge, das dort am Ende der weiten Ebene

in ſeinen prächtigen Formen und in ſo wunderbarer Färbung emporſtrebt — ſchade, Sennora, daß wir noch keinen Frühling haben, um dort ein wenig zwiſchen den Bergen umherſchweifen zu können!"

„Man ſagt, die Thäler, welche ſie umſchließen, ſeien reizender in ihrer heimlichen Lieblichkeit, als ſelbſt der Anblick des ſchönen Gebirges von außen."

„O, ſie ſind entzückend ſchön — was gäbe ich darum, an Ihrer Seite vor der alten Kloſterruine Heiſterbach weilen zu dürfen — ſtellen Sie ſich ein kleines Thal vor, rings von dichtbewaldeten Bergen ſo eng umſchloſſen, daß man ſich in einer wonnigen Abgeſchiedenheit von der Welt fühlt; dort, am Ende eines weiten Raſenplatzes, hebt ſich die maleriſche Ruine eines reichen gothiſchen Kirchenchores mit der röthlichen Farbe ihres Steines ſo prächtig von dem tiefen Grün des Eichenwaldes ab: vom ehemaligen Kloſtergarten iſt nichts mehr übrig, als mitten auf dem Raſenplatze eine mächtige Steinſchale mit einem hoch emporſpringenden klaren Waſſerſtrahle, der heute noch, begleitet vom heiteren Geſange der Vögel, eben ſo murmelt und rauſcht, wie damals bei den Klängen der Frühmeſſe und dem Läuten des Ave Maria — o, Juanita, dort eine Stunde allein mit Ihnen in tiefer, ſüßer Waldeinſamkeit!"

„Wie Sie ungenügſam ſind," erwiederte ſie in ſanftem Tone; „ich führe Sie auf dieſen ſchönen Punkt, ich zeige Ihnen den prächtigen Rheinſtrom, ich wollte gerade Ihren Blick lenken auf die alte, ſchöne Stadt dort vor uns, die von hier mit dieſem ihrem rieſenhaften Thurme einen wahrhaft überwältigenden Eindruck macht, und Sie haben auch an dem nicht genug, ſondern verlocken meine Sinne nach einer einſamen Waldwieſe!"

„O, wäre ich im Stande, dieſe Sinne zu verlocken und zu feſſeln!" ſagte Rodenberg.

„Schauen Sie lieber auf den luſtigen grünen und weißen Dampfer, wie er den Strom hinabfliegt," erwiederte ſie mit heiterer Miene und ſetzte nach einer Pauſe ernſter hinzu: „bald werde ich mit einem ziehen, der aufwärts geht!"

„Das weiß ich, verſetzte er traurig, „und da ich es weiß, möchte ich Sie entführen, fern von den Menſchen, und gefangen halten viele, viele Jahre lang!“

„Eine freundſchaftliche Idee — ich danke dafür!“

„Möchte ich Sie doch zu gern wieder in das Gebiet verſetzen, dem Sie ja als Fee des Waldes angehören, an eine murmelnde Quelle unter duftendem Schattendache, ach, an eine Stelle wie jene, wo ich ſo unendlich glücklich war!“

„Wer kann das Glück halten,“ gab ſie träumeriſch zur Antwort, „es flattert davon wie ein Sonnenſtäubchen!“

„Nein, wir können's nicht halten, wenn es einmal entflattert; aber es zurückzurufen liegt ja in unſerem Willen, wenn wir es mit aller Macht der Seele wollen!“

„Der Winter iſt gekommen, hat die Blumen getödtet und die Bäume entblättert; ſind Sie ein Zauberer, mächtig genug, um Alles rings umher wieder blühend und grün zu machen?“

„Nein, das bin ich nicht, aber was Sie eben ſagten, Juanita, iſt unrichtig. Der Winter iſt vergangen und es will Frühling werden; merken Sie das nicht an dem entzückenden Dufte, den die Erde ausſtrömt unter dem warmen Kuſſe dieſer Sonne? — Sehen Sie es nicht an den ſchwellenden Knoſpen der Bäume? — O, könnten Sie es fühlen an dem Klopfen meines Herzens —“

„Mein Herz, es klopft beweglich,
Es klopft beweglich wild.
Ich liebe Dich unſäglich,
Du ſchönes Menſchenbild!

ſagt einer Ihrer Dichter,“ gab ſie lachend zur Antwort; „aber im Grunde haben Sie Recht!“

„Warum, Juanita?“ fragte er raſch.

„Nicht im unſäglichen Klopfen Ihres Herzens, denn daran glaube ich leider immer noch nicht, aber im Gedanken vom anbrechenden Frühling.“

„In unſerem Innern?“

„Nein, vor der Hand nur auf Erden; es iſt wahr, die Knoſpen ſchwellen, die Erde duftet himmliſch, und wenn mich mein gutes Auge nicht trügt, ſo ſehe ich dort vor mir im Graſe ein ſchüchtern emporgeblühtes Veilchen!“

„Wo?“ rief er aus, indem er ſich mit der Schnelligkeit des Gedankens von ſeinem Pferde ſchwang.

„Da, neben dem kleinen, weißen Steinchen — hatte ich Recht?“

„Wie immer, Juanita,“ entgegnete er, indem er ſich wieder aufrichtete und ihr die gepflückte kleine Blume darreichte. Bei der raſchen Bewegung war ihm ſein Hut entfallen, und zu ihr aufſchauend, fuhr er mit der Hand über ſeine glühende Stirn.

„Ach, wie das ſo ſüß riecht — wie in uns dieſer Blumenduft ſo lebhaft die Erinnerung an eine ſchöne Vergangenheit wachruft!“ — Sie ſchaute ihn unter ihren langen Augenwimpern hervor mit einem träumeriſchen, unausſprechlich innigen Blicke an.

„O, Juanita!“ — Er hob flehend ſeine Hände zu ihr empor, und ſie legte langſam ihre Rechte mit der kleinen Blume hinein.

„O, Juanita,“ wiederholte er in innigem Tone, „es ſoll und muß Frühling werden — oder wollen Sie mich zu einem ewigen, troſtloſen Winter verdammen? Die Erde duftet, die Knoſpen ſchwellen und mein Herz klopft wild bewegt, denn ich liebe Dich, Juanita — ich liebe Dich, wie eine Menſchenſeele nur zu lieben im Stande iſt — und meine Liebe iſt Dir nicht verborgen geblieben, Du haſt es gewußt, mein ſüßes Geheimniß — o, theile es mit mir!“

In ihrem Auge glänzte es ſo warm und ſeltſam — ſie hatte ihre kleine Hand auf ſeine Schulter geſtützt — er fühlte den Druck derſelben, als ſie eine Bewegung machte, ſich langſam zu ihm herabzubeugen.

Er hob tief aufathmend ſein glühendes Geſicht empor, er fühlte den Hauch ihres Mundes; er hatte kaum noch eine Linie bis zu der unbeſchreiblichen Seligkeit, ihre Lippen auf den ſeinigen zu fühlen, da verſchwanden ſie wie ein roſiger Schimmer vor ſeinem flimmernden Blicke und ihre heiße Wange ruhte eine kleine Secunde lang auf ſeinem lockigen Haar.

„O, Juanita, Du biſt entſetzlich grauſam!"

„Arthur, Arthur, es kann und darf nicht ſein!"

Wie würden ihn dieſe letzten Worte geſchmerzt, verletzt, zurückgeſtoßen haben, wenn er nicht zugleich gefühlt hätte, wie krampfhaft ſie mit ihren kleinen Fingern ſeine Hand feſthielt und drückte — nur einen Augenblick, denn alsdann trennte ſie ihr Pferd durch eine raſche Wendung von ihm.

„Juanita!" bat er.

Doch ſchon hatte ſie ihr vollkommenes Gleichgewicht wieder erhalten. „Arthur, danken Sie Gott," rief ſie dem jungen Manne ſcherzend zu, „daß dieſer ſchreckliche Augenblick für uns Beide ſo gefahrlos vorüberging! Ich ſagte es Ihnen ja ſchon bei unſerer erſten Zuſammenkunft, wie gefährlich es für einen Sterblichen iſt, der verrätheriſchen Waldfee zu trauen — o, glauben Sie mir und nehmen Sie ſich für die Zukunft in Acht!"

„O, Du biſt keine Waldfee!" gab er ihr wohl im Scherze, aber mit einem düſtern Geſichtsausdrucke zur Antwort — „jene Weſen, die ihr Leben verbringen in heiterem Sonnenſcheine, an murmelnder Quelle, im Schatten des heiligen Waldes, fühlen tief und warm, und wenn ſie, wie ich glaube, einer Liebe fähig ſind, ſo laſſen ſie ſich auch von derſelben hinreißen — nein, nein, Juanita — ein ſolches Weſen, ein Geſchöpf des lichten Tages und des Sonnenſcheins biſt Du nicht!"

„Wie Du mich richtig erkannt haſt," gab ſie ihm kopfnickend zurück, nachdem ſie für einige Secunden die Hand auf Ihr Herz gedrückt hielt, „und wie ich Dir leider Recht geben muß — ja, ich bin ein Gebilde der Nacht, eines jener ſchattenhaften Weſen, die nur in der Stunde der Geſpenſter für Augenblicke zu einem heißen Liebesleben erwachen, ein Vampyr — wenn Du willſt — nimm Dich in Acht, Arthur, vor einem ſolch entſetzlichen Ungeheuer — ein Wort aus meinem Munde, wie Du es wünſcheſt, würde gefolgt ſein von ewiger Trennung!"

Er hatte sich ihr kopfschüttelnd wieder genähert, nahm ihre herabhängende Rechte in seine beiden Hände und sagte mit weicher Stimme: „O, Juanita, man sollte auch im Scherze nicht solche Dinge sagen! Doch weiß ich es wohl, ich trage die Schuld — ich fing an, und Du hattest doch so Recht, Dich hier — hier auf dieser Stelle, vor meinem Ungestüm zurückzuziehen! O, ich war ein Wahnsinniger, dem der süße Hauch Deines Mundes die Sinne verwirrt — verzeihe mir, Juanita — und laß mich hoffen!"

Sie schauten sich an, Auge in Auge; Eines versenkte seinen Blick in den des Anderen mit dem Gefühle einer unbeschreiblichen Seligkeit, langsam in demselben untergehend — und erst nach einer langen Pause erwiederte sie: „Zwei schwere Bitten auf einmal!"

„Von denen eine aus der anderen folgt."

„Ohne daß ich das zugeben kann, will ich doch Ihre erste Bitte erfüllen."

„Dank, Dank, tausendmal Dank!" rief er entzückt und hätte ihre Hand abermals an seine Lippen gedrückt, wenn das junge Mädchen nicht mit einer raschen Bewegung des Kopfes gesagt:

„Dort sehe ich unsere Freunde — auch ich sage meinen Dank — aber nicht für Ihre wilden Worte, Arthur, sondern ich sage meinen Dank für diese Unterbrechung — besteigen Sie Ihr Pferd und lassen Sie uns ihnen entgegenreiten."

Rodenberg konnte sich nicht enthalten, einen harten Gedanken gegen den unglücklichen Rüding zu fassen, als er sich in den Sattel schwang; doch müssen wir gestehen, daß sich derselbe sogleich in ein Gefühl tiefen Mitleids verwandelte, als er die Jammergestalt seines Freundes herantraben sah.

Es war nur ein kleiner, kurzer Hundetrab, in dem die beiden Reiter daherkamen; doch genügte er, um Rüding's Ellenbogen in einer fliegenden Bewegung zu erhalten, um seinen Oberkörper auf eine fast gefährliche Art vornüber zu beugen, um sein Gesicht mit einer fahlen Röthe zu überziehen und um seinem Hute eine entschiedene Neigung zu geben, von seinem Hinterkopfe herabzugleiten.

Leider war Don Joſe ein paar Schritte voraus und ſah deßhalb nichts von den entſetzlichen Bemühungen des unglücklichen Reiters, der Bügel, Schluß und Haltung in ſolchem Grade verloren hatte, daß nur die geringſte außergewöhnliche Bewegung des Pferdes genügen mußte, ihn zu Fall zu bringen.

Der ſanfte Eduard ſah übrigens dieſes ſein Schickſal ſelbſt voraus und hatte trotzdem Seelenſtärke genug, zu lächeln; denn er erkannte es als eine Güte der Vorſehung, daß der Braune vor ihm nun mit einem tüchtigen Sprunge auf die grüne Wieſe ſetzte, wo es ſich jedenfalls weicher liegen mußte, als hier auf der harten Landſtraße. Trotzdem war es ein entſetzlicher Augenblick, ſo mit jeder Secunde der gewiſſen Niederlage näher und näher zu kommen, einer unfehlbaren Niederlage, einer glänzenden Niederlage. Und dabei hatte Rüding, wie wir eben bemerkt, noch Seelenſtärke genug, um krampfhaft zu lächeln. Auch ſeine Geiſtesgegenwart verließ ihn ſo wenig, daß er, unter Anklammern an die dichte Mähne des Pferdes, ein paarmal mit den Füßen ſtrampelte, um ſich zu überzeugen, daß er von den Bügeln befreit ſei; denn es überfiel ihn der ſchreckliche Gedanke, hier vielleicht in ſeiner Jugendblüthe zu Tode geſchleift zu werden.

Da machte der kleine Schimmel eine Bewegung von der Straße ab, dem Braunen zu folgen; da ſchloß Rüding die Augen, hatte aber doch noch Seelenkraft genug, ungefähr mit denſelben Gefühlen, unter denen der Selbſtmörder ſeiner Piſtole eine doppelte Ladung gibt, einen Zungenſchnalzer zu verſuchen, der übrigens vollkommen überflüſſig war.

Da kam das Schickſal, roh und kalt
Faßt's des Freundes zärtliche Geſtalt
Und wirft ihn unter den Hufſchlag ſeiner Pferde.

Rüding war in einem tüchtigen Bogen vom Sattel auf das Gras niedergefallen und dort blieb er ein paar Secunden lang liegen, nicht als ob er die Beſinnung verloren hätte, ſondern weil er ſich fürchtete, durch eine Bewegung allzu früh zu erfahren,

welches der zwölf Gliedmaßen er zerbrochen und welchen edlen Theil ſeines Körpers er verletzt.

Endlich öffnete er auf einen Zuruf Rodenberg's ſeine Augen, und dann ſah er den Freund neben ſich ſtehen, und es beruhigte ihn einiger Maßen, daß er keine unterdrückte Thräne in deſſen Augen ſah, vielmehr eine gewiſſe Heiterkeit, welche ihn ermuthigte, die dargereichte Hand zu ergreifen, um ſich ſo auf die Beine zu helfen; ja, er konnte ſtehen, er konnte gehen, er konnte ſeine Arme bewegen und mit dem Kopfe wackeln, was er am eifrigſten verſuchte, denn er hatte nur eine ſehr ſchwache Idee, was unter einem gebrochenen Halſe zu verſtehen ſei Hierauf ſchritt er mehrere Male hin und her, glaubte auch den beruhigenden Worten Rodenberg's, wobei er ſich aber doch nicht enthalten konnte, ſeine ſchreckliche Vermuthung kund zu thun, er könne doch vielleicht irgend etwas heimlich zerbrochen haben, ein Unglück, was erſt ſpäter zum Vorſchein kommen würde.

Don Joſe hatte die Freundlichkeit, ſich auf's herzlichſte zu entſchuldigen; aber es ſei ihm nun einmal unmöglich geweſen, der Luſt, mit dem Braunen über den Graben zu ſetzen, zu widerſtehen.

Auch die junge Dame ritt herbei, und indem ſie das Vorgefallene aufrichtig bedauerte, gab ſie feierlich die Verſicherung, nur im langſamſten Schritte nach der Stadt zurückkehren zu wollen, um ſo jedem weiteren Vorfalle vorzubeugen.

Daß Rüding hierauf ſeinen kleinen Schimmel mißtrauiſch anſah, ſich ihm auch mit großer Vorſicht näherte, wird Jedermann, der ſich in gleicher Lage befunden hat, begreiflich finden; doch war Rodenberg klug genug, ihm keine Zeit zu großer Ueberlegung zu laſſen.

Nachdem nun Rüding's Anzug wieder ein wenig hergeſtellt — glücklicher Weiſe war der Grasboden ziemlich trocken —, auch ſein Hut herbeigeholt war, zog Rodenberg den Schimmel herbei und zwang ſeinen kleinen Freund, trotz deſſen Widerſtrebens, in den Sattel, wobei er ihm zuflüſterte: „Ich will Dir etwas ſagen: bei einem Grabenſprunge kann auch ein guter Reiter aus dem Sattel

kommen, und hat das durchaus nichts zu ſagen; übrigens haſt Du Dich famos gehalten, was ich den Anderen erzählen werde — denke Dir aber das Gelächter von Walter und vom dicken van der Maaßen, wenn Du zu Fuße nach Hauſe zurückkehrteſt!"

„Darin haſt Du allerdings Recht," gab der ſanfte Eduard nicht ohne eine tiefe Bewegung zu verrathen, trotzdem er ſich geſchmeichelt fühlte, zur Antwort; „ſei Du aber auch ſo gut und reite nicht wieder wie ein Verrückter in die Welt hinein — denke, wenn mir ein ſolches Unglück in Köln vor einer gaffenden Menge paſſirt wäre!"

„Wahr — wahr," entgegnete der Andere; „aber ich gebe Dir mein Wort, daß wir im Schritte reiten, wenigſtens bis ans Rheinthor; denn die paar Schritte von da bis zur Hausthür müſſen wir im Trabe zurückkommen, um Walter und die Anderen in Reſpect zu ſetzen — Du nimmſt im Nothfalle den Sattelknopf."

„Aber wie komme ich aus der verfluchten Wieſe heraus?"

„Nichts leichter als das. Du hältſt Dich an meiner Seite, ich faſſe die Zügel Deines Schimmels, Du nimmſt tüchtig Mähne in die Hand, klemmſt die Waden an und wirſt alsdann ſehen, wie leicht ſich ein ſolcher Sprung aufwärts macht; dadurch ſtellſt Du auch Deine Reputation bei unſern Begleitern wieder her."

„In Gottes Namen denn!"

Diesmal ging auch Alles ohne Unfall vorüber, wie Rodenberg geſagt. Der Rothſchimmel flog mit ſeiner kühnen Reiterin, gefolgt von dem Braunen, mit einem prachtvollen Satze auf die Chauſſee hinüber, und der Schimmel, der, von der Hand eines geübten Reiters geleitet, eigentlich mehr kletterte als ſprang, brachte den ſanften Eduard ebenfalls glücklich auf die Straße, und dann ritten ſie im Schritte mit einander der Stadt zu.

Juanita wandte ſich freundlich an Rüding und erſuchte ihn, mit ſeinem Pferde an ihre Seite zu kommen, was ihm auch unter Beihülfe von Rodenberg's Reitpeitſche gelang.

„Sie haben doch keine unangenehmen Folgen von Ihrem kleinen Unfalle?" fragte ſie alsdann mit der ihr eigenthümlichen Liebenswürdig-

keit — „ich würde es mir nicht verzeihen können, da ich mich doch als die Urſache anſehen muß — denn ich hätte eigentlich auf der geraden Straße bleiben ſollen — ja, ja, das wäre viel beſſer geweſen," ſetzte ſie mit einem Blicke auf Rodenberg hinzu — „aber fühlen Sie in der That keine Schmerzen?"

„Nicht die geringſten, mein gnädiges Fräulein," erwiederte der kleine Maler. „Aufrichtig geſagt, kam mir mein Sturz nicht unvorbereitet; denn wenn ich mich auch gerade nicht vor dem Sattel und einem unruhigen Pferde fürchte, ſo iſt es doch eigenthümlich, daß ich faſt jedesmal beim Springen über einen Graben oder über eine Barrière Unglück gehabt — ich habe einmal keinen Tact hierzu, und als ich nun ſah, wie der Schimmel dem Braunen nachſetzte, da ließ ich meine Bügel fahren und traf meine Vorbereitung ſo gut als möglich."

„Ja, Du fielſt recht geſchickt, das iſt nicht zu läugnen," ſagte Rodenberg — „ein Anderer hätte ſich vielleicht furchtbar weh gethan."

„Und wohl allen Muth verloren, wieder zu Pferde zu ſteigen," warf Don Joſe ein. „Ich habe Sie dabei bewundert und mache Ihnen mein Compliment."

Rüding verbeugte ſich geſchmeichelt und wagte einen gelinden Verſuch, um den Kopf des Schimmels durch Anziehen der Zügel etwas in die Höhe zu nehmen; dann verſetzte er: „Mein gnädiges Fräulein, ich würde es wohl nicht verdienen, heute ſo wie in einigen Tagen in Ihrer Geſellſchaft zu reiten, wenn mich ein ſo kleiner Unfall abgeſchreckt hätte — im Gegentheil, es macht mich glücklich, weil ich dadurch den Beweis führen kann, daß nichts im Stande iſt, mich abzuſchrecken, wenn es gilt, Ihnen gefällig zu ſein, und nebenbei freue ich mich wie ein Kind auf unſeren Maskenzug — o, er muß großartig und glänzend werden!"

„Das hoffe ich auch," antwortete Juanita, „und mein guter Oheim, der nun einmal ſieht, daß ich von meiner kindiſchen Idee nicht laſſe, iſt ſo freundlich, die beſten Vorbereitungen zu treffen — doch habe ich noch eine extravagante Idee, über die Sie vielleicht

Summa betrachtete, ſo war Tante Eliſe eines von jenen Weſen, von denen man unmöglich glauben kann, daß ſie einſtens jung und niedlich geweſen ſind, — ein Gedanke, der uns ebenfalls beim Anblick eines Elephanten oder eines Kameels beſchleicht. Die ganze jetzt lebende Generation junger Leute kannte die Tante Eliſe nur, wie ſie jetzt war, und behauptete, ſie ſei immer ſo geweſen.

Der ſelige Oberregierungsrath Vater hatte die Erziehung dieſes einzigen Kindes geleitet, da die ſelige Oberregierungsräthin Mutter ſchon zu ihren Ahnen verſammelt wurde, als Eliſe noch ganz klein war. Der Vater war ſchon damals ein mürriſcher alter Mann, hatte ſpät geheirathet und haßte alle öffentlichen Vergnügungen, Theater, Bälle, junge Männer und Gourmacherei. Daher kam es, daß ſich die beiden letzteren Artikel nicht oder nur ſehr ſchüchtern in die Höhle dieſes Drachen wagten und daß im Allgemeinen nur ſehr ſchwache Verſuche gemacht wurden, Tante Eliſe aus derſelben zu erlöſen. Gott! die Arme hatte ein äußerſt proſaiſches Leben geführt und fühlte dieß um ſo mehr, weil ſie viele verbotene Bücher las, wo das, was ihr fehlte, ſo ſchön und glühend beſchrieben wurde. Eine Zeit lang verzehrte ſie ſich im ſtillen Gram nach einem Gegenſtande ihrer allerreinſten Liebe, ſpäter nach einem Gegenſtande ihrer Liebe und dann blos noch nach einem Gegenſtande.

— — — — — Ach vergebens!
Alle Freuden dieſes Lebens
Schwanden hin in ein verlornes Ach!

ſang ſie mit dem unſterblichen Dichter und kam in einigen Jahren zu der feſten Ueberzeugung, daß das ganze Männergeſchlecht eine elende Räuberbande ſei, die durchaus nichts tauge und ſich nur auf der Welt befinde, um arme Mädchen unglücklich zu machen. Ehe ſie zu dieſer Erkenntniß kam, hatte ſie eine Uebergangsperiode, in welcher ſie ſich aller verlaſſenen Geliebten, aller

lachen werden, Rodenberg, die aber eigentlich ganz verſtändlich iſt — ich möchte eine Probe von unſerem Zuge ſehen — Sie wiſſen, wir Künſtlerinnen halten viel von einer Generalprobe!"

„Aber wie wäre das möglich, ohne daß wir uns ſelbſt zum großen Maskenzuge um alle Ueberraſchung brächten?" fragte Rodenberg.

„Wir würden uns eine kleine Variation erlauben — die wilde Jagd müßte morgen Abend, ohne daß irgend Jemand vom Publikum davon wüßte, von Deutz her, unter Fackelſchein und Muſikbegleitung plötzlich in Köln erſcheinen, an meinem verſchloſſenen Wagen vorüberziehen, und hätte ich dabei Gelegenheit, zu ſehen, ob der Zug impoſant genug iſt und wie er ſich in ſeiner Reihenfolge ausnimmt."

„Sie würden uns alſo bei dieſer Probe nicht begleiten?" erwiederte Rodenberg in einem Tone getäuſchter Erwartung.

„O, gewiß nicht," ſagte Don Joſe ernſt — „denken Sie doch, beim Dunkel der Nacht, und dann iſt's ja Juanita's Zweck, die Wirkung des Zuges zu prüfen!"

„Mein Oheim hat Recht," pflichtete das Mädchen, mit dem Kopfe nickend, bei und ſetzte leiſe hinzu, indem ſie ſich gegen Rodenberg hinneigte: „Ich habe dabei noch eine kleine Nebenabſicht. Der Prinz, der mich oft dadurch langweilt, daß er ſich in jeder Beziehung für unfehlbar hält und auch hier gerade ſo thut, als erhielte er von Allem, was geſchieht, die genaueſten Rapporte, ging eine Wette mit mir ein, es ſei nicht möglich, daß ohne Vorwiſſen des Kleinen Rathes ein nur halbwegs bedeutender Maskenzug arrangirt werden und ſeinen Auszug halten könne — ſoll ich meine Wette verlieren?"

„Gewiß nicht," gab Rodenberg zur Antwort; „aber ich wäre entzückt über dieſen Vorſchlag, wenn Sie nicht unſichtbare Zuſchauerin wären."

„Für Sie nicht," entgegnete ſie ganz leiſe, indem ſie ihren Rothſchimmel dicht neben den Rappen leitete; „ich werde links vom Thore in meinem Wagen halten — ſeien Sie mir nicht widerſpenſtig," fuhr ſie darauf mit lauter Stimme fort, „Sie machen

es ja ärger, als mein guter Don Joſe, der am Ende ebenfalls nachgeben mußte!"

„Ja, mußte! — das iſt das richtige Wort," ſagte der alte Herr.

„Und der, wie ich ſchon vorhin ſagte, Alles aufs wunderbarſte arrangirt hat — nicht wahr, Don Joſe, Du biſt ſo liebenswürdig und verdirbſt mir meine Freude nicht — wogegen ich Dir aber erlaube, den Herren alles Nöthige mitzutheilen, und jetzt kein Wort mehr davon, denn ich ſelber will ein klein wenig überraſcht werden!"

Sie ſang ein paar luſtige, heitere Töne in die Luft hinaus und war gerade im Begriffe, ihrem Rothſchimmel die Zügel ſchießen zu laſſen, als ſie glücklicher Weiſe noch zu rechter Zeit an Rüding dachte und ſich deßhalb mit Bewilligung deſſelben nur einen ganz kurzen Galopp erlaubte, dem die anderen Pferde in einem mäßigen Trabe folgen konnten.

So gelangten ſie glücklicher Weiſe um das Glacis herum an den Bayenthurm zurück. Dann ging's wieder im Schritte bis an das Rheinthor, und hier hatte Rüding ſo viel Vertrauen in ſeine Reitkunſt gewonnen, daß er ſeinen Nachbar um einen gelinden Hieb mit der Reitpeitſche auf die Croupe des Schimmels erſuchte und ſo in einem wirklichen Galopp die Hausthür erreichte, wo er ſich alsdann aber bei der plötzlichen Parade des Pferdes in einer unbegreiflichen, einiger Maßen verdächtigen Schnelligkeit aus dem Sattel ſchwang.

Doch hatte er ſeinen Zweck glänzend erreicht. Aus den Fenſtern ihrer Wohnung ſchauten Walter, van der Maaßen und Bergmüller — und der kühne Reiter war nicht nur glänzend angaloppirt, ſondern er ſtand auch aufrecht neben ſeinem Pferde und warf ſeine Zügel mit einer eleganten Leichtigkeit dem Stallknechte zu; ja, er klopfte dem Schimmel auf den Hals und hatte die Genugthuung, zu hören, wie Walter ſagte: „Ich hätte es in meinem Leben nicht geglaubt, daß der ſanfte Eduard im Sattel nach Hauſe zurückkehre!" worauf van der Maaßen herabrief: „Bravo, mon ami, tu es un immense monteur de cheval!"

F. W. Hackländer's Werke.

---

55. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Fünfundfünfzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1873.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Künstlerroman.

Vierter Band.

XXXIII.

„Allen wohl und Niemand weh!“

Während ſich Jeder, der zu den Carnevalstagen nach Köln gekommen oder in der altehrwürdigen Stadt einheimiſch war, in der Zeit zwiſchen dem Weiber-Carneval und dem Faſchings-Sonntage mit ſeinen eigenen Intereſſen beſchäftigte, ohne dabei die Bedrängniß des Vaterlandes aus den Augen zu verlieren, hatte der Kleine Rath und die Regentſchaft, um den Muth der belagerten Bürger zu heben und das Volk durch einige außergewöhnliche Ereigniſſe zu zerſtreuen, ihr Möglichſtes gethan und auch zu dieſem Zwecke nochmals die dringendſte Aufforderung erlaſſen, es möchten doch einige patriotiſche Spione die außerordentliche Gewogenheit haben, ſich zu allgemeiner Zerſtreuung und Heiterkeit einfangen und aufhängen zu laſſen, zu welchem Zwecke ein ganz neuer und reich verzierter Galgen bei „Neu-Zintervilgen“ errichtet werden ſollte — umſonſt. Trotz aller Aufopferungsluſt und allem Heldenmuthe fand ſich doch Niemand, welcher dem Kleinen Rathe in dieſer Bedrängniß durch ſich ſelbſt hätte auf dieſe Art zu Hülfe kommen mögen, und der Regentſchaft wäre doch irgend ein unvorhergeſehenes Ereigniß zur Aufheiterung des Volkes und als Hoffnungspfand für die kommenden Tage gar zu erwünſcht geweſen.

So ſaß dieſelbe denn am Samſtage vor Carneval in der Dämmerung des Abends betrübt um den leeren Thronſeſſel herum,

und es war nicht einmal der ſüß duftende Scharlachberger und der gewichtige Rüdesheimer oder das liebliche Moſelblümchen im Stande, von der Stirn die ſorgenvollen Falten zu verjagen, als der Commandant der Funkenwache in den Sitzungsſaal trat und mit freudig erregter Miene die Meldung machte, von Deutz herüber ziehe das wirkliche und wahrhaftige wilde Heer, den Rodenſteiner an der Spitze, der Stadt zu Hülfe gegen Neidhart und Iſegrimm.

Und ſo war es in der That. Ein Theil der erfreuten Regentſchaft warf ſich in die bereitſtehende Staatscaroſſe des Helden Carneval und gelangte, umfluthet von einer ungeheuren Menſchenmenge, bis zur Friedrich-Wilhelms-Straße, während die andere Hälfte des Kleinen Rathes im Sitzungsſaale zurückblieb, um dort die tapfern Odenwälder mit gebührendem Danke zu empfangen.

Von Deutz herüber erſchallten indeſſen die brauſenden Klänge einer wilden, aufregenden Jägermuſik, und aus dem geräumigen Garten des Marienbildchens heraus betrat eine von unzähligen Fackeln begleitete phantaſtiſche Schaar die knarrenden Bretter der langen Schiffbrücke, umjubelt von der Volksmenge, welche dieſe eben ſo unerwartete als ſchöne nächtliche Scene mit Erſtaunen und Neugier verfolgte.

Die Spitze bildete die Muſikbande einer zahlreichen Schaar reitender Jäger, denen kräftige Geſtalten mit wilden, trotzigen Geſichtern in der gleichen Tracht zu Fuße folgten, die Armbruſt auf der Schulter oder den Jagdſpieß und den Hirſchfänger in den Händen. Eine zahlreiche, kläffende Meute wurde von Troßbuben geführt, und hinter dieſen kamen phantaſtiſche Figuren, fabelhafte wilde Männer, Thierfelle auf den Schultern, Kränze von Eichenlaub in die zottigen Haare gedrückt und mit lang herabwallenden Bärten; ſie trugen rieſige Keulen in den Fäuſten oder lange Aexte auf den Schultern und ſchienen die unmittelbaren Vorläufer des Rodenſteiners ſelbſt zu ſein, welcher ihnen nun auf einem großen, unruhigen, in den Zügel knirſchenden Rappen folgte. Faſt unheimlich erſchien dieſe beinahe ganz verhüllte Geſtalt des wilden Jägers.

unglücklichen Bräute eifrigſt annahm. Bald aber genügten dieſe eingebildeten Leiden ihrem fühlenden Herzen nicht mehr, und dagegen wurde es ihr Bedürfniß, ſich an wirklichem Schmerz zu erlaben, zu welchem Zwecke ſie ſich in alle unglücklichen Ehen drängte, alle verſtimmten Eheleute aufſuchte, eine milde Tröſterin den Weibern, ein Schrecken den Männern. Von da an datirte ſich auch ihre innige Freundſchaft für die Hofräthin.

Tante Eliſe kannte demnach die kleinen Zerwürfniſſe all' ihrer Bekannten, ſoweit die unglücklichen Weiber ſie ihren jungfräulichen Ohren preisgeben konnten, und indem ſie in das Getreibe des Eheſtandes hineinſah, vergrößerte ſich, wie ſie nämlich ſagte, der Abſcheu vor den Männern ins Fabelhafte, und ſo faßte ſie in ihrem vierunddreißigſten Jahre den unabänderlichen Entſchluß, nicht mehr zu heirathen.

Aber tugendhaft war Tante Eliſe, das mußte der Neid ihr nachſagen; es war eine Gott wohlgefällige, herrliche Jungfrau, und wenn in der Oper »Norma« die Seherin ihre Arie anhob:

O keuſche Göttin!

dann blickte ſie auf dem zweiten Range ſtolz umher, als wollte ſie ſagen: »Seht auf mich!«

Da kam das Schickſal an jenem denkwürdigen Ballabende und warf im Drange der Finſterniß und der Gefühle die Honoratorentochter an die Bruſt des Herrn Dubel, und der Herr Dubel, von dieſem Augenblicke profitirend, ſchloß ſeine Arme feſter als gerade nothwendig war, und einen ſolchen Druck nach dem aufregenden Tanze, in der Erſchütterung der Angſt, welche über die ganze Ballgeſellſchaft kam, vergißt ein Mädchen nicht leicht, eine alte Jungfer aber niemals! Tante Eliſe ſchwärmte für ihren Retter und malte ſich ihn mit den ſchönſten Farben aus, bis ſie erfuhr, daß dieſer Retter nur ein — Schneider ſei; das gab freilich eine Sonnenfinſterniß in ihrem Gemüthe, welcher jedoch der Brand ihres Herzens zu Hülfe kam, den ſelbſt dieſe

Ein weißer Mantel umfloß ihn von den Schultern bis zur Spitze der mächtigen Sporen, und unter dem herabgekrämpten Hute mit der ſchwarzen Feder bemerkte man nur zuweilen das Blitzen ſeines Auges.

Ein auserleſener Trupp von Jägern war ſein Geleite; reich und geſchmackvoll coſtumirte Geſtalten, den Jagdſpieß in der Hand, das Hüfthorn an der Seite, denen ſich eine Schaar ſeltſam ausſehender Weſen anſchloß, in langen, grauen Gewändern, den Leib mit einem Stricke oder einer Kette gegürtet, auf dem Kopfe weit vorfallende Capuzen, die an der linken Seite mit einer blutrothen Hahnenfeder verziert waren. Es war, als bildeten dieſe den Uebergang von der wilden, kräftig-trotzigen Geſchichte des Rodenſteiners zum düſtern, unheimlichen Ende der Sage. Denn dieſen ſchweigſamen, langſam reitenden Phantomen folgten kleine, verwachſene, unheimlich anzuſehende Kobolde und Zwerge, hinter denen nun mit Einem Male die überraſchte, ja, erſchrockene Volksmenge den Teufel in Begleitung des Todes erſcheinen ſah — ſo die wilde Jagd würdig beſchließend. Beſonders war es der Tod, der auf die gaffende, ſcheu zurückweichende Menge einen ſo außerordentlichen Eindruck machte; er ritt einen magern Falben, und ein langer, zerfetzter, grauer Mantel ließ nur hier und da die ſchreckliche Knochengeſtalt durchſchimmern. Dabei ſaß er müde und verdrießlich im Sattel, auf der Schulter einen langen Spieß, welcher unterhalb der Spitze ſtatt bunter Farben einen Trauerflor zeigte; um die magere, weiße Stirn trug der Tod ſtatt jeder anderen Kopfbedeckung, als grellen Contraſt, einen Kranz von Eichenlaub — er, der Beſieger des trotzigen wilden Jägers.

Einen unbeſchreiblichen Anblick gewährte der Zug, als er ſich auf der langen Rheinbrücke befand: zahlloſe Fackeln und farbige Laternen, in den Händen von Jägern und zur Jagd gehörigen Treibern, umringten auf beiden Seiten die wilde Jagd, beleuchteten auf's eigenthümlichſte und lebendigſte den Rodenſteiner und ſein Gefolge und ſpiegelten ſich feenhaft in dem ruhig dahinfließenden Strome, deſſen dunkles Waſſer bis weit hinaus blitzartig und

mit zitterndem Lichte beſtrahlt wurde. Es war überhaupt etwas Seltſames und Eigenthümliches in dieſem ganzen Aufzuge, von dem Niemand noch kurz vorher eine Ahnung hatte und der gerade ſo plötzlich erſchien, als habe ihn der Nachtwind vom Odenwalde hergeweht. Auch ſonſt geſchah hierbei noch allerlei Seltſames und Unerklärliches; denn als der Zug das linke Stromufer erreicht hatte, blieb die vorausreitende Muſikbande einen Augenblick in der Friedrich-Wilhelms-Straße ſtehen, worauf der wilde Jäger ſeinen Rappen anhielt, allein links abbog und, von Hunderten neugieriger Blicke gefolgt, an einen verſchloſſenen Wagen ritt, der unter den Fenſtern des großen Rheinbergs hielt. Dort beugte er ſich zum Schlage hinab, ſprach flüſternd ein paar Worte, und die Tradition aus dem Munde der Zunächſtſtehenden fügte hinzu, er habe eine kleine Hand, die aus dem Wagen zum Vorſchein gekommen, ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen gedrückt. Dann wandte er ſein Pferd wieder um und folgte dem Muſikkorps und den Vorausſchreitenden.

Trotz der breiten Straße bis zum Heumarkte konnte die dicht zuſammengedrängte Zuſchauermaſſe kaum Platz laſſen für den Zug des wilden Heeres, ſo ſehr hatte ſich hier Alles zuſammengedrängt, und noch immer ſtrömten aus allen Theilen der Stadt Hunderte und Hunderte von Neugierigen herbei und verengten die an ſich ſchon ſchmalen Straßen. Der ganze Zug hatte aber auch etwas wirklich Außerordentliches und ſetzte durch ſeine gelungene maleriſche Zuſammenſtellung alle Welt in das höchſte Erſtaunen. — Auch Nacht und Fackelbeleuchtung thaten das Ihrige, um das Intereſſe zu vergrößern, um die ſeltſamen Geſtalten noch unheimlicher erſcheinen zu laſſen und die Großartigkeit des Zuges zu erhöhen.

Wie ernſt und feierlich, ſo ganz ihrem Charakter gemäß zogen die wilden Geſellen des Rodenſteiners einher, ohne rechts und links zu ſchauen, nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt — und eben ſo der wilde Jäger, der in ſeinem weißen Mantel aufrecht, ohne Bewegung, wie eine Geiſtererſcheinung auf ſeinem Rappen ſaß, die Rechte mit der gewaltigen Hetzpeitſche regungslos auf den Schenkel geſtützt.

Der Teufel allein hatte seinem Charakter gemäß etwas Lebendigeres, ja, Freundliches, Zuthuliches, indem er zuweilen sein Pferd gegen einen Haufen Weiber lenkte, die von der Zuschauermasse vorgeschoben waren, oder indem er hier und da hinauf an die Fenster blinzelte, wo sich hübsche Mädchenköpfe sehen ließen.

Schauerlich war dagegen der Tod anzusehen mit einer gleichgültigen Ruhe in seiner zusammengesunkenen Haltung, und es machte in der That eine furchtbare Wirkung, wenn er zuweilen sein Haupt erhob und mit dem bleichen Gesichte um sich schaute — vor dem Gesichte und vor dem Blicke wichen die Zuschauer förmlich zurück.

Langsam ging der Zug hinauf durch die nun überall mit Menschen vollgepfropften Straßen bis zum Domhofe vor den Palast der Regentschaft und der Carnevals-General-Versammlung, wo ein Reiter aus dem Gefolge abstieg und eine Depesche des wilden Jägers abgab, worin derselbe seine Hülfe zusagte bei Vertheidigung der Lust und Freude und bei Verjagung des Neides und des Griesgrams; dann ging's weiter nach der Marzellenstraße und dem Eigelstein, umringt und gefolgt von gewaltigen Zuschauermassen, bis zum Thore der letztgenannten Straße, durch welches die wilde Jagd wieder ins Freie zog.

Hier aber wandte sich der Tod langsam um gegen die nachströmende Menge, die vor ihm erschrocken zurückwich, und es war fast wie Zauberei anzusehen, als nun die Fackeln und Lichter draußen mit Einem Male erloschen und sich der gespenstische Zug, jetzt lauter schattenhafte Gestalten, in der dunkeln Nacht verlor und die Erscheinung des Todes im langsamsten Schritte folgte.

Wenn auch der größte Theil der wilden Jagd hierauf vielleicht durch die Lüfte nach dem Odenwalde zurückkehrte, so müssen wir doch, um bei der Wahrheit stehen zu bleiben, weiter berichten, daß der Rodensteiner selbst mit einigen seiner Gesellen kaum eine Stunde später, wenn auch in anderer Tracht, wieder unter den Lebenden erschien, und zwar in dem uns wohlbekannten Salon des Hauses Rheingasse 54, wo er schon längst erwartet und mit großer Freude begrüßt wurde.

Die ſchöne Stellvertreterin der gaſtlichen Hauswirthin hatte ſämmtliche Freunde zu einem Souper eingeladen, und hier wurden ihr auch nicht nur van der Maaßen und Knorr vorgeſtellt, ſondern auch Bergmüller, deſſen Emancipation ſich ſogar bis zur Verwirklichung der kühnen Idee, den Maskenzug mitzumachen, ausgedehnt hatte. Er war es geweſen, welcher am Domhofe die Depeſche des wilden Jägers überbracht.

Juanita war entzückt, ſowohl über die Zuſammenſtellung des Zuges, als über die Coſtumirung der Einzelnen.

„Worin wir für Montag dadurch eine Steigerung hervorbringen,“ ſagte Rodenberg, „daß die wilde Jagd alsdann ihren finſtern, nächtlichen Charakter verlieren und erſcheinen muß, als habe der Wild- und Rheingraf ſo eben ins Horn geſtoßen und zöge mit den Geſellen zur luſtigen Jagd — wir bringen dieſe Wirkung hervor durch kleine Aenderungen in den Trachten, durch Laubzweige auf den Hüten der Jäger, durch Hörnerklang und luſtiges Bellen der Rüden.“

„Vor allen Dingen aber muß der Tod ſeinen fürchterlichen Charakter von heute Abend mäßigen,“ bemerkte van der Maaßen, „denn auf mot d'honneur, es wurde mir ein paar Mal ſelbſt gruſelig neben ihm!“

„Was man thut, ſoll man recht thun,“ verſetzte der lange Bildhauer mit ſeiner dumpfen Stimme — „ich glaube, daß ich als nächtlicher Tod, als ſchleichender Würger meine Rolle nicht ganz ſchlecht geſpielt habe!“

„Vortrefflich.“ rief Juanita, „obgleich mich bei Ihrem Anblicke ein eigenthümliches Grauen überfiel! Ich glaube, es ging allen Zuſchauern ſo — nicht wahr, Herr Walter?“

„Gewiß, mein gnädiges Fräulein,“ antwortete der alte Maler, indem er ſich bemühte, ſeinem ruhigen Tone einen Anſtrich von Freundlichkeit zu geben, denn er war entzückt von der Güte und der Liebenswürdigkeit der ſchönen jungen Dame — „ich ſchaute zu, im dickſten Haufen ſtehend, und der unheimliche Geſelle übte auf

mich die gleiche Wirkung, wie auf alle Anderen. — Apropos," wandte er sich lächelnd an Rodenberg, ich vernahm bei dieser Gelegenheit hinter mir Worte, welche mich die Sprecher sogleich errathen ließen; eine Stimme fand den Zug eben so überraschend als superbe und magnifique, was eine andere Stimme mit dem Ausdrucke: ‚räuberhaft, trichinenhaft!' bestätigte."

„Das ist herrlich," rief Juanita freudig, indem sie in ihre Hände schlug, „so wird mir der Prinz zugestehen müssen, daß ich meine Wette gewonnen habe!"

Sollte sich einer der geneigten Leser ganz besonders für das nun folgende Souper interessiren, so bin ich gern bereit, ihm nachträglich das Menu desselben zu übersenden, will aber hier, um den Gang unserer wahrhaftigen Geschichte nicht unnöthig aufzuhalten, nur noch beifügen, daß es vortrefflich war und zur vollsten Zufriedenheit aller Betheiligten verlief; vorzüglich war Walter über dasselbe, besonders über den ausgezeichneten, frappirten Champagner und vor Allem über die Gesellschaft echter Künstler, in der er sich befunden, so in Extase gerathen, daß er, im gemeinschaftlichen Schlafzimmer angekommen, Rodenberg eine große Rede hielt, worin er allerdings seine schon oft ausgesprochene Bemerkung über den Tod der deutschen Kunst wiederholte, jedoch zu gleicher Zeit die tröstliche Ahnung aussprach, daß eine Wiedergeburt derselben nicht unmöglich sei.

So war denn der Carnevals-Sonntag herangekommen, und im Verlaufe dieses ersten Festtages fand eine der reichsten Kappenfahrten Statt, welche Köln je gesehen. Hunderte von offenen Wagen jeder Art mit zahlreichen Musikbanden, alle besetzt mit lustigen Gecken, welche die bunte Schellenkappe auf dem Kopfe trugen, durchzogen die Hauptstraßen und begaben sich alsdann durch das Severinsthor nach dem „Todten Juden", bei der südlichen Barrière, um den dort erscheinenden Vortrab der verbündeten Heere feierlichst zu empfangen und in die bedrängte, bange wartende Stadt zu führen. Dieser Vortrab der tapferen Hülfsarmee, vom

warmen Süden kommend, war mit allen Vertheidigungsmitteln eines Faſchingskrieges verſehen und brannte vor Begierde, dem von Griesgram bedrängten Norden zu Hülfe zu eilen. Für heute wurde allerdings nur zwiſchen den Ankommenden und denen, die ſie mit begeiſtertem Beifalle empfingen, aufs gründlichſte fraterniſirt, und das einzige Blut, das heute überhaupt floß, war Blut der Trauben, welches indeſſen in Erwartung des morgenden heißen Schlachttages durchaus nicht geſpart wurde. Der Zug des verbündeten Vortrabs beſtand aus luſtigen Courieren verſchiedener Abſtammung: Dülkener, Clever, Gascogner, Abderiten, Cochemer, Schwaben wechſelten in bunter Miſchung, wetteifernd unter ſich und mit den Pferden im Laufe der Sehnſucht, um das Gebiet der Stadt zu betreten, wo Tauſende von Zungen nach ihnen fragen, ſogar die des Gabbek auf dem Rathhausthurme, der ſchon verſchiedene Male wie ſehnſüchtig den Rachen geöffnet, Tauſende von Flaſchen ſie erwarten. Die Couriere umgaben einen Zug, gebildet aus einem vierſpännigen Wagen, worin ſich die hohen Abgeordneten von Venedig und Rom befinden, zwei dreiſpännigen mit den Bundesgenoſſen von Cleve, Dülken, ſowie von Schwaben und der Gascogne, einem zweiſpännigen, welcher die Freunde von Abdera Prälatſch umſchließt, und einem Rüſtwagen, mit allen Attributen der Freude und Narrheit beladen.

Unter anhaltendem Volksjubel und ſchmetternder Muſik zogen nun die lebensfrohen Verbündeten, begleitet von zahlloſen Zuſchauermaſſen, über die Severinſtraße, den Waidmarkt, die Hochpforte unter Pfannenſchläger und Hochſtraße triumphirend ein, mit herzlichem Zuruf von ſchönen Lippen begrüßt, ſowie durch das Wehen der Taſchentücher in den Händen Tauſender lieblicher Mädchengeſichter, mit denen alle Fenſter vom Erdgeſchoſſe bis zum Dachſtocke beſetzt waren. Nachdem ſie den gefährlichen Engpaß an den Vier Winden glücklich hinter ſich hatten und ſich hier dem vom Feinde beſetzten nördlichen Stadttheile näherten, ſchlugen die tapfern Verbündeten ihr Hauptquartier im Kaiſerlichen Hofe auf und trafen

durch Ausstellung von Wachen, sowie durch Schleichpatrouillen in alle bekannten Wirthshäuser der Umgegend jene militärischen Vorsichtsmaßregeln, welche in der Nähe eines so starken und gefährlichen Feindes niemals außer Acht gelassen werden sollten.

Durch den glückverheißenden Einzug des Vortrabs der Hülfstruppen hatte sich denn auch die Stimmung der bedrängten Bürgerschaft beträchtlich gehoben, und man sah dies am deutlichsten in der letzten General-Versammlung aller Carnevalsfreunde, deren Sitzungen heute, mit dem Faschings-Sonntage, ihr Ende erreichten.

Und der Montag kam — der Carnevals-Montag — der Rosen-Montag; ein Name, nicht abzuleiten von Rose, der duftigen Blume, sondern von dem altdeutschen Rasen, was hier, in Verbindung mit dem Namen des Wochentages, deutlich den Charakter desselben anzeigt.

Wenn auch unsere Freunde nicht wie damals, als es galt, sich zu dem Künstlerfeste vorzubereiten, schon um fünf Uhr Morgens in bangender Sorge nach dem Wetter ausschauten, so war es doch noch eine recht frühe Tageszeit, als dieselben durch den heute sehr aufgeregten, unruhigen Rüding vom Lager getrieben wurden, und wo diejenigen unter ihnen, welche ans Fenster traten, zu ihrer großen Freude bemerkten, daß das Wetter so günstig als nur immer möglich sei. Der vollkommen klare Himmel mochte wohl schuld daran sein, daß es ein wenig gefroren war; doch war dieser Frost so gering, daß er sich nicht einmal halten konnte vor den ersten Strahlen der Morgensonne und daß er jetzt schon, zu dicken Thränen schmelzend, von den Dächern herabtropfte, um es der Erde wieder zu verkündigen, wie sich das übermüthige Gestirn da oben sogar während der Monate, die doch der Herrschaft seines Vaters, des Winters, eingeräumt seien, so höchst anmaßende Eingriffe erlaube.

Walter allein dehnte sich noch gähnend auf seinem Lager und brummte über das lächerliche Gescheuche des sanften Eduard, dem, wie er murrte, die Zeit noch früh genug herbeikomme, wo er sich zu Pferde setzen und blamiren werde.

Rüding fuhr bei dieſer Rede zornig herum, und es würde wahrſcheinlich ein kleines Wortgefecht gegeben haben, wenn Rodenberg nicht in nachdrücklichen Worten zur Ruhe gemahnt hätte.

„Laßt doch endlich einmal dieſe ewigen Neckereien,“ ſagte er, indem er ſich nicht ohne Abſicht mit einem bezeichnenden Blicke gegen Walter wandte; „ich bin feſt überzeugt, daß Rüding ſich ſo vortrefflich ausnehmen wird, wie jeder Andere, und ſchaut um Euch — iſt hier nicht Alles wie durch Zauberei für uns auf's vortrefflichſte eingerichtet? Braucht von Euch wohl Einer zu fragen: wo ſind meine Stiefel — wo iſt mein Collet — wo meine Waffen? Hier iſt Alles geordnet, als wenn Jeder von Euch ſeinen eigenen Kammerdiener hätte — habe ich nicht Recht?“

„So iſt's, mein Feldherr,“ gab Knorz zur Antwort, der gerade in ſeinem Schlafrocke von ſchwarzem Sarſenet unter der Thür erſchien — „allerdings iſt's wie Zauberei oder wie in einem Märchen — möchte uns nur der Schluß nicht ſo erſcheinen, daß ſich das blanke Gold in dürre Blätter verwandelt, oder wo der Zauberpalaſt zuſammenſinkt und man ſich plötzlich an einem rußigen, ausgebrannten Herde befindet!“

„Alte, melancholiſche Unke!“ brummte Walter. „Ich glaube, der Kerl denkt, er ſei in einem Wirthshauſe und könnte am Ende ſeine Rechnung nicht bezahlen!“

Der lange Bildhauer nickte ernſt mit dem Kopfe, ehe er ihm erwiederte: „Du haſt Recht, Walter, ohne es zu wiſſen; es gibt in dieſem Leben allerlei Rechnungen zu berichtigen, ohne daß man gerade Geld dazu braucht. — Ich hatte heute Nacht einen wilden Traum.“

„Wir wollen von Deinen Träumen nichts hören,“ ſagte verdrießlich der ſanfte Eduard; „daß Du nichts Heiteres träumſt, wiſſen wir Alle — aber ſo viel weiß ich für meine Perſon, daß ich nicht Luſt habe, mir durch Deine Phantaſieen den heutigen Tag zu verderben!“

„Rüding hat Recht,“ ſprach Walter mit einem grämlichen Lächeln — „jage dem ſanften Eduard keine Furcht ein, daß er

vom Pferde fiele, oder daß ihm der Sattelgurt platzt, oder daß ſein Gaul ſtürzt, oder daß er auf irgend eine andere Art zum allgemeinen Gelächter wird!"

„So was kam in meinem Traume nicht vor!"

„Erzähle ihn uns," entſchied Rodenberg, indem er ſein ſchönes Jagdhorn betrachtete; „ich erinnere mich mit Freuden daran, wie Dein zweites Geſicht mir dieſe herrliche Gabe hier prophezeihte."

„Deiner Aufforderung folge ich gern, denn Du kamſt in meinem Traume ganz beſonders vor."

„So laß hören."

„Mir träumte, wir ſeien gegen Abend auf einem prachtvollen Schloſſe verſammelt, jeder mit der Beſchäftigung, wie er ſie gerade liebt; Walter zum Beiſpiel malte eine Sündfluth der Alltäglichkeit, in der die echte deutſche Kunſt untergeht. Rüding ließ in der Abendſonne eine Hand voll Gold glänzen, die er für ein unſterbliches Werk erhalten, und ich meißelte aus einem Marmorblocke die rieſenhafte Statue des heiligen Petrus."

„Und ich?" fragte Rodenberg.

„Du kamſt aus einer Seitenhalle des Schloſſes jauchzend, freudetrunken, Deine Augen glänzten von Seligkeit und Du riefſt uns entgegen: ‚Freunde, ich habe den Höhepunkt meines Glückes erreicht!' — Das war ein böſes Wort, Arthur, denn wenn man den Höhepunkt erreicht hat, ſo iſt es folgerichtig, daß es von da an abwärts geht. Und es ging abwärts mit einer erſchreckenden Schnelligkeit. Meine Bildſäule trat fertig aus dem Marmorblocke hervor, legte mir die ſchwere ſteinerne Hand auf mein Haupt und ſagte: ‚Mache, daß Du fortkommſt, mein Sohn!'"

„Sprechen ſo die Apoſtel?" brummte Walter; „ich hatte eine andere Rede erwartet."

„Mache, daß Du fortkommſt!" fuhr der lange Bildhauer fort, indem er den Spötter ernſt anſah. „Es war wahrlich keine Zeit, lange ausgeſuchte Reden zu führen, denn kaum hatte er ausgeſprochen und kaum war ich Deinem eigenen Beiſpiele, Walter,

ſchleunig gefolgt und befand mich vor dem Schloſſe — Dich, Rüding, ſah ich indeſſen ſchon mit einem Geldbeutel in der Hand in weiter Entfernung über das Feld laufen —, da krachte es furchtbar hinter mir, das Schloß ſtürzte in ſich zuſammen, und ohne daß ich mich von demſelben entfernt hätte, ſchwand es davon in unabſehbare Weiten."

„Das iſt kein ermunternder Traum für mich," meinte Rodenberg, „denn da Du mich nicht draußen bei Euch geſehen haſt, ſo erſcheint es wohl, als ſei ich allein in dem zuſammengeſtürzten Schloſſe zurückgeblieben."

„Ja, ſo kam es mir auch vor," gab Knorz zur Antwort, „und es war mir in einem ſpäteren Traume ſo, als hätte ich Dich wirklich unter den Ruinen geſehen, allein, verlaſſen, ſehnſüchtig nach uns ausſchauend."

„Ein wunderbarer Traum," ſagte Rodenberg — „wer ihn zu deuten wüßte! Denn ſo, wie Du ihn uns erzählt haſt, kann er wenigſtens in der nächſten Zeit nicht gut in Erfüllung gehen; vergebens denke ich darüber nach, wo das prachtvolle Schloß ſein könnte — und wenn es einmal ſo käme, wie Du geſehen, ſo ſchreckt mich Dein Traum immer noch nicht, wenn er nämlich gerade ſo in Erfüllung geht. Du ſagteſt doch, ich ſei vorher unbeſchreiblich glücklich geweſen, habe den Becher der Seligkeit bis auf den letzten Tropfen geleert — meinetwegen," ſetzte er leiſe hinzu, indem er langſam mit der rechten über ſeine Augen fuhr, „danach mag kommen, was will!"

Walter hatte ſich unterdeſſen auch nothdürftig in ein Gewand geworfen und meinte, verdrießlich herbeiſchleichend: „Ich wäre in der That dafür, daß man dem Knorz verböte, ſeine Träume zu erzählen — wozu auch? Wenn Du, Rodenberg, nicht eine ſo glückliche Philoſophie beſäßeſt, ſo müßte Dir alsdann ſeine melancholiſche Geſchichte doch eine unbehagliche Stimmung zurücklaſſen, und das wäre gewiß ſehr unpaſſend am heutigen Tage — wir wollen luſtig ſein, ſo luſtig als möglich!"

Entdeckung nicht löschen konnte. Die heimliche glühende Leidenschaft des so tief unter ihr Stehenden, meinte sie, habe einen ungeheuren poetischen Reiz; sie dachte an alle Romane, wo der Sklave seine Gebieterin geliebt, der gemeine Knecht die Fürstin, und beschloß, sich auch so lieben zu lassen — heimlich und verschwiegen, aber süß und innig! —

Anders aber dachte der Herr Dubel. Als er sich die Sache näher und Tante Elise bei Tageslicht besah, kühlten sich seine Gefühle, die er an jenem Ballabende gefaßt, bedeutend ab; als er aber im königlichen Balletsaale die blonde Solotänzerin gesehen, hatte sich sein Herz ganz verwandelt; wenigstens beschloß er, vorsichtig und überlegt zu Werke zu gehen. „Wer weiß," sagte er zu sich selber, „wer weiß, ob die Liebe jener Dame — er meinte nämlich die Tante Elise — nicht so heftig zu dir ist, daß sie dir Mittel gibt und Wege anzeigt, um zu einer hohen, schönen Stellung im Leben zu gelangen, und will sie dann, wenn du erhaben und würdig dastehst, dich heirathen, so mußt du schon ein Auge zudrücken. In diesem Falle kannst du einer glücklichen Zukunft dein Herz schon zum Opfer bringen. — Wohlan! du willst sie also heirathen!"

Tante Elise aber brannte in hellen Flammen und dachte: „warum soll ich nicht, wenn auch in späteren Jahren, die Süßigkeiten einer ersten Liebe genießen, einer Liebe, so verschwiegen, so unschuldig, so gefahrlos? Wer wird eine Ahnung davon haben, daß ich hier bei der alten Büglerin mit einem jungen Manne zusammenkomme? und wenn es Jemand erführe — was thut's? Würde wohl die böseste Zunge im Stande sein, mich zu beschuldigen, ich hätte einen Schneider zum Geliebten?"

Mit diesen Gedanken saßen der Herr Dubel und die Tante Elise am nächsten Sonntag in den späteren Nachmittagsstunden in der Wohnung der Jungfer Kiliane, und die alte Büglerin, nachdem sie noch einmal die grauenvolle Geschichte des nächtlichen

„Ein Wunſch, in den ich von Herzen einſtimme," hörte man jetzt die dünne Fiſtelſtimme van der Maaßen's ſagen und ſah ſeine große, dicke Geſtalt unter der Thür ſtehen — „fort mit allen Grillen — Vive le Carnaval! — Aber Du, Walter," fuhr er in gemüthlichem Tone fort, „ſiehſt mir eigentlich nicht aus, wie der Anfang eines luſtigen Tages!"

„Er präparirt ſich auf den Drachen Griesgram, den er im Zuge vorſtellen wird," meinte Rüding; „er wird mit ſeinem wunderbaren Coſtume, das wir vom Künſtlerfeſte her kennen, hier das ungeheuerſte Aufſehen erregen!"

„Liebes Kind, das wird er auch," entgegnete Walter, wobei er dem ſanften Eduard auf die Schulter klopfte; „es iſt das ein Coſtume, tief erdacht und ſinnig ausgeführt; aber um es zu begreifen, muß man nicht ſchwach auf der Bruſt ſein, wie gewiſſe Leute!"

Er tippte bei dieſen letzten Worten leicht mit ſeinem Zeigefinger auf die Stirn.

„Jungens," ſagte van der Maaßen im heiterſten Tone, „es iſt draußen ein prachtvolles Wetter, klarer Himmel und durchaus nicht kalt; auch wird es ſchon in allen Ecken und Winkeln des alten Köln lebendig. Ich ſage Euch, einen grandioſeren Maskenzug wie den heutigen hat die alte Stadt niemals geſehen, und wir werden Aufſehen machen — wüthendes Aufſehen; denn Alles iſt ſchon von dem entzückt, was es geſtern Nacht von der wilden Jagd zu ſehen bekam. Aber um Eines bitte ich Dich, Knorr, halte Dich nicht gar ſo ſchleichend und melancholiſch, ſei ein etwas heiterer, vergnügterer Tod, ſo ein Tod auf dem Schlachtfelde oder nach einem luſtigen Gelage, nur nicht wie geſtern, ſo ein ſtill ſchleichender, nächtlicher Würgengel!"

„Das war geſtern Abend ganz am Platze," erwiederte der lange Bildhauer in gemeſſenem Tone; „heute werde ich ſchon mit ein wenig Humor auftreten!"

„So iſt's recht!" rief van der Maaßen vergnügt. „Und mir mußt Du erlauben," wandte er ſich an Rodenberg, „daß ich auf

meine ſchwarze Perrücke eine Schellenkappe ſetze — es wird von ungeheurer Wirkung ſein!"

„Aber nicht ganz paſſend für den Charakter der wilden Jagd, mein lieber Kerl; ſpare Deine Schellenkappe für heute Abend auf den Gürzenich — das iſt eine Steigerung."

„Chez ma foi Tu as droit!"

Alle lachten, ſo daß ſich van der Maaßen nicht enthalten konnte, mit einzuſtimmen, indem er ſagte: „Ihr ſeid wohl erſtaunt über mein Franzöſiſch und daß ich es darin ſchon zu einem Reime gebracht habe — oui, oui, j'aperçois mes avantpas avec très beaucoup plaisir."

„Aber ſo, daß man Dich wenigſtens für einen geborenen Pariſer halten wird," konnte Rodenberg ſich nicht enthalten, ihm mit luſtigem Lachen zu ſagen; „das iſt aber gleichviel, Du bleibſt bei allem dem doch ein vortrefflicher Kerl und guter Freund!"

„Man hat mir geſtern erzählt," warf Rüding nach einer Pauſe leicht hin, „ſie hätten Dir in Deinem Hotel gekündigt, van der Maaßen."

„Comment? me? pour que pour une cause?"

„Du hätteſt Deiner alten Leidenſchaft gefröhnt und überall Schrauben ausgezogen, beſonders an der Kammerthür eines der Stubenmädchen."

„Monstre, c'est non vrai, de puis long temps j'ai pas tiré un seul coup de vis et pour la porte des filles d'appartements, j'ai jamais eu un sentiment, mes désirs montent infini plus hautement — haſt Du mich vielleicht verſtanden?" ſchloß er in einem Tone der Geringſchätzung gegen den kleinen Maler.

„Ich prophezeihe Dir einen Fauteuil in der franzöſiſchen Akademie," ſagte Walter augenſcheinlich erheitert, „und es iſt wahr, Du haſt in der That raſende Fortſchritte gemacht!"

„Pourquoi je vous prie autour un déjeûner — denn ich ſehe, dort wird eben für Euch der Frühſtückstiſch gerichtet, und mit welchem Aufwande — ah, das laß ich mir gefallen, Thee, Auſtern und Champagner in Eis — je tirerais avant votre hôtel."

„Es iſt Rüding's Galgenmahlzeit," warf Walter leicht hin; „der arme Kerl, er geht einen ſehr bitteren Gang!"

Auf dieſe Worte hin erſchien der, von dem die Rede war, unter der Thür des Nebenzimmers, wohin er gegangen war, um einen Theil ſeines Coſtume's anzuziehen, und ſagte mit freundlicher Miene, indem er wohlgefällig ſeine ſchönen Tricots, ſowie die feinen Stiefel mit Sporen zeigte: „Sage, was Du willſt, guter Drache Griesgram, ich verſtehe vollkommen Deine Worte voll Gift und Galle, Du mußt Dich doch auf Deine heutige Rolle vorbereiten; wenn Du aber erſt mein ganzes Coſtume geſehen haben wirſt, ſo bin ich überzeugt, daß Du vor Neid aus der Haut fährſt, und haſt alsdann die beſte Gelegenheit, Dir mit Deinem borſtigen Drachenfell Deinen alten Koffer überziehen zu laſſen!"

„Aber ſaftig ſind Eure Freundſchaftsverſicherungen, das iſt nicht zu läugnen!" ſagte van der Maaßen. — „Weißt Du vielleicht, Rodenberg," wandte er ſich an dieſen, „wohin man meine Sachen gebracht? Ich will auch anfangen, mich anzuziehen."

„Thue das, Dein ganzer Anzug liegt im hinteren Zimmer, und wenn Ihr Alle ſo weit fertig ſeid, daß uns nur noch die letzte Verſchönerung fehlt, ſo wollen wir frühſtücken."

„Und tüchtig frühſtücken," pflichtete van der Maaßen bei — „chez ma foi nous voulons déjeûner, comment les empereurs et les rois."

Wir können dem geneigten Leſer die Verſicherung geben, daß die Künſtler dieſen Vorſatz auf's gewiſſenhafteſte ausführten und daß ſie, um mit den Worten du digne employé de la maisou Beauvillard et Compagnie zu reden, firent un déjeûner „comment les empereurs et les rois", und daß ſie darauf ſo heiter und gutes Muthes wurden, daß ſelbſt der ſanfte Eduard den Augenblick kaum erwarten konnte, wo die Pferde kamen und er unterdeſſen den erſtaunten Freunden einen ungariſchen Sporentanz zum Beſten gab, wobei er ſelbſt den Czardas pfiff.

XXXIV.

„Der Narrheit Reich iſt neu begründet!“

Inzwiſchen hatte in den Straßen der alten Colonia ein ganz außerordentliches Leben begonnen. Die von der Sonne freundlich beglänzten Straßen füllten ſich mehr und mehr mit Menſchen an, und die Vorderſeiten der alten, grauen Häuſer begannen ſich ſo heiter als möglich zu ſchmücken — hier mit luſtig lachenden Mädchenköpfen in den offenen Fenſtern, von denen eine oder die andere eine klingelnde Schellenkappe auf die blonden Locken gedrückt hatte, dort mit farbigen Kiſſen, um beim Zuſchauen die Arme darauf zu legen, auch mit bunten Teppichen zum gleichen Zwecke; dazwiſchen ſah man Fähnchen in Weiß und Roth oder Gelb und Grün; auch bemerkte man jetzt auf der Straße zwiſchen der Menſchenmenge einzelne Masken, ernſthaft ausſehende Männer in langen, dunkeln Damaſtröcken aus dem vorigen Jahrhundert, mit ungeheuren Vatermördern und wehenden Jabots, das kleine Hütchen auf der weißen Perrücke, ein großes Buch unter dem Arme. „Tief nachſinnend gehen ſie daher, um vielleicht dicht vor einer Truppe ihnen begegnender junger Damen ſo plötzlich und furchtbar zu ſtolpern, daß dieſe mit einem lauten Schrei aus einander fahren. Zuweilen bleiben ſie auch vor einem Hauſe ſtehen, öffnen ihr Buch, drohen einer hartherzigen Schönen mit einem gefährlichen Proceſſe, oder declamiren ihr mit großem Pathos ein melancholiſches Liebes-

lied. Auch unechte Orgelmänner, Inhaber von Mordgeſchichten laſſen ſich an den Ecken der Straßen ſehen, ſowie wir jetzt in der Mitte derſelben eine Schaar von Kappesbauern bemerken, die, hin und her wankend, unter anzüglichen Reden unerhörte Räuſche zur Schau tragen.

„Zum zerum, zerum Zafferon,
Der Puckel en Papeer gedonn,
Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zerum Zafferon!“

ſchreien die Buben aus voller Kehle. Sie ziehen an uns vorüber, um vielleicht der Geſtalt eines mit ausgeſuchter Aermlichkeit gekleideten Bänkelſängers Platz zu machen, an deſſen fadenſcheinigem, blauen Schwalbenſchwanzfracke der eine Schooß fehlt, während ſeine viel zu kurze, bunt carrirte Hoſe Flecken in den auffallendſten Farben zeigt; er hat eine Guitarre mit einem himmelblauen Bande um die Schultern gehängt, und während er ſich von der nachdrängenden Menge fortſchieben läßt, ſingt er in melancholiſchem Tone:

„Oh, do ſitz en Fleeg an der Wand,
Fleeg an der Wand!“

Zuweilen bleibt er auch vor irgend einem ihm Begegnenden ſtehen, zieht demüthig ſeine Mütze und bittet mit hohler Stimme um ein Almoſen, wobei er verſichert, daß er ſeit ſechs Wochen keinen warmen Löffel im Leibe gehabt, daß er nicht nur das jüngſte von zwanzig hungrigen Kindern ſei, ſondern obendrein noch ſeine Wittwe mit acht unverſorgten Würmern zu erhalten habe.

Doch verſchwindet er uns bald in dem vielfarbigen Menſchenſtrome, der ihn umfluthet, und unſere Aufmerkſamkeit wendet ſich einer Truppe vortrefflich coſtumirter Reiter zu oder einem großen, reich verzierten, mit vier und ſechs Pferden beſpannten Wagen, die nach ihrem Verſammlungsorte ziehen.

So reiht ſich auf dem Wege, den wir bis zum Neumarkte zurückzulegen haben, ein buntes Bild an das andere; überall Luſt

und Heiterkeit, überall Scherz und Lachen; alle Straßen und Plätze ſo dicht mit Menſchen bedeckt, daß man nicht begreift, wie es eine halbe Stunde ſpäter der große Maskenzug machen ſoll, ſich einen Weg durch dieſes unbeſchreibliche Gewühl zu bahnen.

Der Neumarkt, am weſtlichen Ende der Stadt gelegen, iſt der größte und ſchönſte Platz der Stadt; er iſt unbepflaſtert, rings mit Bäumen reich beſetzt, etwas erhöht gelegen und ſowohl auf ſeinen vier Seiten, als auch auf ſeinen vier Ecken münden Haupt- und Verkehrsſtraßen der Stadt; er iſt alſo außerordentlich zugänglich, was beſonders heute, wo er zum Verſammlungsorte der großen Maskenzüge dient, von beſonderer Wichtigkeit iſt.

Für den heutigen Tag iſt er auf allen Seiten durch leichte Schranken abgeſperrt, und nur im Oſten und Weſten ſind breite, aber bewachte Eingänge offen gelaſſen, um die Carnevalszüge einzulaſſen. Unter dem Schutze dieſer Carnevalswachen, meiſtens dem tapfern Funkenheere entnommen, wird hier ein Wegzoll entrichtet für Alle, die nicht zu dem Zuge gehören, welche den Neumarkt betreten wollen, um ſich die großartige Maskerade in nächſter Nähe anzuſehen. Es iſt aber auch der Mühe werth, hier in dieſem Centralpunkte des kölner Faſchingslebens die einzelnen Maskenzüge ankommen zu ſehen und das luſtige Leben und Treiben der Vermummten zu Fuße, zu Pferde und zu Wagen zu beobachten.

Bei dem heitern, blauen Himmel und dem behaglichen Sonnenſcheine könnte man faſt glauben, auf dem Marcusplatze in Venedig zu ſein, ja, in einem koloſſalen Ballſaale, wo ſich Unzählbare zu einem glänzenden Maskenfeſte vereinigen, umringt und umjubelt von Tauſenden und abermals Tauſenden von Zuſchauern.

Wenn auch der Neumarkt Kölns nicht mit ſolch prächtigen Gebäuden umgeben iſt, wie der Platz des heiligen Marcus, wenn ihm auch der wundervolle Hintergrund jener maleriſch ſchönen Kathedrale und der ſtolz aufſteigende Glockenthurm fehlt, ſo hat dagegen der Neumarkt die Zierde der hochſtämmigen, allerdings jetzt entlaubten Bäume, ſowie den Anblick anſehnlicher alterthümlicher

Häuſer, auch der ſchlanken Thürme der Kirche von St. Apoſteln, und nicht zu vergeſſen eine Merkwürdigkeit Kölns, die rieſenhaften Köpfe der beiden bekannten Schimmel, welche dort aus dem Söllerfenſter auf die Straße hinabſchauen.

Wir haben den Neumarkt ſo früh erreicht, daß wir uns dort mit aller Behaglichkeit umſchauen und bewegen können, bis die Maskenzüge nach und nach eintreffen. An der öſtlichen Seite des Platzes ſehen wir eine Tribüne aufgeſchlagen, mit weiß und rothen Fahnen decorirt, und überhaupt von einer Menge von Standarten mit den Farben aller der Länder, die geſonnen ſind, ihre Diplomaten hieher zur Gecken-Verſammlung und zu einem Verſöhnungs-Congreſſe zu ſchicken — ja, wie ſchon geſtern der Präſident der General-Verſammlung kund und zu wiſſen that, ſo ſollen Friedensunterhandlungen angebahnt und alles Mögliche zur Ausſöhnung der feindlichen Parteien verſucht werden, ehe man zum Schwerte und zur Pritſche greife.

Auch hier haben die Funken eine Ehrenwache gegeben, und der Poſten vor dem Gewehre, der vor der Tribüne ſteht, hat ſeine alte Muskete neben ſich an das Geländer gelehnt und ſtrickt an einem ungeheuren Strumpfe. Nicht weit davon ſehen wir das Hauptquartier der Funken, ihre Wachſtube, ihr Arreſtlokal, die Marketenderin mit ihrem Eſel und den Commandanten dieſer alten, ehrbedürftigen Schaar auf einer Trommel ſitzend und ein kleines Frühſtück zu ſich nehmend. Da die Funken, wie es ſich von ſelbſt verſteht, die Erſten auf dem Platze ſind, ſo vereinigt ſich in ihnen die Aufmerkſamkeit der Zuſchauermaſſe rings umher, und ſind ſie bis jetzt die alleinige Zielſcheibe des ſpitzigen Witzes aller kölniſchen Jungen, was ſie aber mit doppelten Zinſen heimzahlen oder mit dem Ausdrucke der Verachtung zurückweiſen.

Von allen Kirchthürmen hat es zehn Uhr geſchlagen, die Stunde, wo ſich ſämmtliche Züge nach dem Neumarkte in Bewegung ſetzen werden, und ſchon hundertmal erklang indeſſen der Ruf aus

allzeit fertigen Kehlen: „Do lütt gett!“ oder ein gellendes Hurrah verſuchte die Aufmerkſamkeit der Menſchenmenge auf irgend einen Platz hinzulenken. Endlich aber ſchien in der That etwas zu kommen. Die Zuſchauer an der nördlichen Seite des Platzes verließen die Schranken des Neumarktes, um ſich gegen die Straße zu wenden, und in der Schildergaſſe deutete das Hin- und Herwogen der Maſſe auf etwas Außerordentliches hin. Jetzt vernahm man auch ſchmetternde Trompetenmuſik, und wenige Minuten darauf erſchien eine ſtattliche Reiterſchaar, Stadtwehr in den kölner Farben, roth und weiß. Sie begleitete einen vierſpännigen Wagen, in welchem ſich das feſtordnende Comite befand, welches am Neumarkte ausſtieg, ſogleich die Funkenwache inſpicirte, alle Vorbereitungen in Augenſchein nahm und dann an allen vier Ecken des Platzes reitende Vedetten zum Empfange der verſchiedenen Züge aufſtellte.

Unterdeſſen haben ſich alle die unzähligen Fenſter der umherliegenden Häuſer mit Zuſchauern gefüllt, die mit weißen Tüchern einem Bekannten auf der Straße oder von Haus zu Haus einander zuwinkten, von denen auch hier viele die bunte Schellenkappe auf dem Kopfe trugen und ſo das Lebhafte, Heitere der ganzen großartigen Scene vermehrten. Die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer war getheilt zwiſchen der rauſchenden Muſik der ſoeben angekommenen Reiterſchaar und dem Lärm auf der Straße mit ſeinen unaufhörlichen Hurrahs und dem weithin vernehmlichen Rufe: „Do lütt gett!“ — Und jetzt kam in der That wieder etwas, und zwar von der Cäcilienſtraße her der köliniſche Zug unter Anführung des berühmten Ritters Jan von Werth, deſſen Hofcapelle auf einem reich geſchmückten ſechsſpännigen Wagen vorausfuhr; der rüſtige Feldherr, ſeines Sieges über Iſegrimm, den feindlichen General, im voraus gewiß, hielt es unter ſeiner Würde, ſich hinter Panzer und Helm zu verkriechen. Pulver hatte er im dreißigjährigen Kriege ſchon genug gerochen. Hiebe abzuwehren oder ſie derb wiederzugeben, zumal wenn es ſich um geiſtige handelte, wußte er ſich als Kölner handfeſt genug, und ſo erſchien denn in leichter, blauer,

ſammtner Jacke und in gelbem Koller, in hohen Reiterſtiefeln und in einem Hute mit breiten Rändern, deſſen Federn ſowie eine Feldbinde Kölns Farben, weiß und roth, zeigten. Hinter den Rittern ſeines Gefolges, kräftigen Reitergeſtalten, erſchien das Geleite, welches Colonia dem tapfern Ritter beigegeben, unter Till Eulenſpiegel, der den Narrenſpiegel auf der Bruſt hatte, während ihm die Eule auf der Schulter ſaß.

Mit lautem Jubelrufe wurde dieſer Zug von der Zuſchauermaſſe empfangen, nicht nur, weil er der erſte war, ſondern weil er gewiſſer Maßen Köln repräſentirte und weil das Herz jedes guten Gecken und Bürgers höher ſchlug beim Anblicke dieſes berühmten kölniſchen Kindes, das ſeinen Namen zu großen Ehren gebracht und dadurch auch den ſeiner Heimat verherrlicht — gewiß, Jan von Werth iſt in Köln geboren; die Tradition bezeichnet das auf der Gereonsſtraße Nr. 36 gelegene, unter dem Namen „Das neue Kümpchen" bekannte Haus, worin noch zwei auf den berühmten Feldherrn bezügliche Gemälde vorhanden ſind, als ſeine Geburtsſtätte. Ferner erzählt die Chronica, daß er in ſeiner Jugend, als er noch in geringem Stande geweſen, einer jungen kölniſchen Obſthändlerin Heirathsvorſchläge gemacht habe, aber von dieſer zurückgewieſen worden ſei; als er nun ſpäter in ſeinem Glanze dieſelbe Perſon wieder geſehen, habe er, an ihr vorüberreitend, in kölniſcher Mundart ihr zugerufen: „Griet, wer et gedonn hätt!" Darauf habe ſie geantwortet: „Jan, wer et gewoß hätt!"

Die einzelnen Masken dieſes reichen Zuges waren theils hiſtoriſche, theils phantaſtiſche, wobei ſich überall der frohe, originelle, tüchtige Geiſt der Kölner auszuſprechen wußte ſowohl in der Hindeutung auf das, was Köln in der Vorzeit geweſen, als auch auf das, was es in der Gegenwart Tüchtiges und Großes leiſtet. Das ſah man an dem ehrenfeſten Stadtfähnrich Wackerſchwenk, in vollſtändiger Amtstracht, die große Faſtnachtsfahne mit dem zahlreich darauf gemalten Narrenperſonal tragend; ihn umgab rechts und links eine dichte Bubenſchaar, welche ſich ſo nahe, als es Pferd und

Wagen erlaubten, zu ihrem Lieblinge hindrängte und ſo oft die Muſik ſchwieg aus voller Kehle ein bekanntes Lied ſang:

„Minge Mann, minge Mann es Fänderich,
Frau Fänderich ben ich!
Un wann minge Mann dat Fändel ſchwenk,
Dann ſpringen ich üvver Stöhl un Bänk.
Minge Mann, minge Mann es Fänderich,
Frau Fänderich ben ich!“

Hinter dem Fähnrich ritt Herr Gryn, der berühmte kölner Bürgermeiſter und Held, der Sieger in der worringer Schlacht, im Kettenpanzer von Kopf bis zu Fuß; zwei Trabanten führten ſein Pferd. Ihm folgte ein Stück Nibelungenlied, der gehörnte Siegfried, die Fahne mit dem kölner Stadtwappen in der Hand, umringt von mannlichen Recken.

Von der goldenen Sage zur göttlichen Kunſt übergehend, erſchien nun ebenfalls ein kölner Kind, Meiſter Rubens, ſein Gefolge bekannte Künſtler ſeiner Zeit in ſpaniſchen und niederländiſchen Trachten; dann folgte der kölniſche Bauer mit ſeinem Sinnſpruche:

„Halt faß, do kölſchen Boor,
Am Rich — fall et ſöß of ſoor!

Der tapfere Kämpfer in der oben erwähnten worringer Schlacht, wo die Kölner ihre Stadtſchlüſſel in tollkühnem Uebermuthe auf einem offenen Wagen bei ſich führten, war in halbrothe und halbweiße Beinkleider und Jacke gekleidet, mit der Helmkappe um Hut und Wappenkamm. In der Hand hielt er den Dreſchflegel und auf die Aermel hatte er die Stadtſchlüſſel geſtickt.

Vor Wurrigen auf dem weiten Plan
Ließ ich meinen Flegel umbher gahn,
Erwarb damit die Schlüſſel fein
Und trag' ſie noch am Arme mein.

Er diente als perſonificirte Standarte einer nachfolgenden Heldenſchaar, den Vertretern der das Recht beſchützenden Rittergeſchlechter, derer zur Steſſen, von Spee, Overſtolzen, Leparten, von

Einbruchs erzählte, entfernte ſich auf eine Viertelſtunde, wie ſie ſagte, um draußen eine nothwendige und dringende Beſtellung auszurichten.

Die beiden Liebenden waren allein. Sie ſaßen auf dem alten Sopha, jedes in einer Ecke; der Herr Dubel aber zunächſt dem Fenſter, wodurch es ihm vergönnt war, ein Stück des blauen Himmels zu ſehen, der, von der untergehenden Sonne beſtrahlt, glühte und leuchtete.

Herr Dubel blickte ſinnend zum Fenſter hinaus, ohne ein Wort zu ſprechen, und die Honoratorentochter ſagte nach einer kleinen Weile:

„Warum blicken Sie ſo angelegentlich da hinaus? Sie erblicken wahrſcheinlich den lieblichen Frühlingshimmel?“

„Sie ſehen ihn nicht, mein theuerſſſſ-tes Fräulein?“ fragte der Herr Dubel; „richtig, das Haus verbirgt ihn von Ihrem Sitze aus Ihren Blicken.“

„Wenn ich mich etwas bücke,“ ſagte das ſchelmiſche Mädchen, „ſo kann ich ihn ebenfalls ſehen.“ Dabei bückte ſie ſich, rückte näher nach der andern Ecke und ſagte: „ach, ich ſehe noch nichts!“

„Aber er iſſſ-t ſo ſchön!“ ſagte der Herr Dubel, dem es warm wurde, und die Honoratorentochter, die unter allen Umſtänden einen Blick in den Himmel werfen wollte, bückte und rückte ſo lange, bis ihre Schulter die Bruſt des Herrn Dubel berührte.

Wer hätte dieſen Moment können vorbeigehen laſſen, ohne, wie es der Herr Dubel that, ganz leiſe ſeinen Arm um ihren Leib zu legen, ſie ſanft an ſich zu drücken und ſie zu fragen: „ſehen Sie jetzt den Himmel, Eliſe?“ — worauf ſie ihm ſanft zur Antwort liſpelte:

„O Heinrich, ich ahne etwas dergleichen!“

Juden, Hardevuyſt, Hyrzelin, Mommersloch und Anderer, und damit ward eine ernſte Vergangenheit an uns vorübergeführt; und unter Anführung der bekannten luſtigen Perſonen: Beſtevader, Mariezebell und Hänneschen, erſchienen die Vorſteher der Zünfte, welche beim Drange ſchwerer Zeiten im Harniſch und der Pickelhaube eben ſo gut Schwert und Spieß zu führen wußten, als in luſtiger Zeit beim Mummenſchanz die Pritſche. Da ſah man unter Anführung des Bannerherrn der Steinmetzenzunft den Amtsmeiſter der Harniſchmacher, dann paarweiſe: Schwabbelich den Brauer-, Kleienfaß den Bäcker-, Pechklotz den Schuſter-, Beihau den Metzger-, Polterklopf den Faßbinder-, Tubalkain den Schmiede-, Fipps den Schneider-, Tomback den Goldſchmiede-, Rümpchen den Fiſchmenger-Amtsmeiſter, alle im Sonntagsrocke, an einem Stabe, der mit Epheu umkränzt, Attribute ihres Zunftgewerbes tragend, auf dem Hute die Faſtnachts-Cocarde, gelb und grün. Und da das Beſte immer zuletzt erſcheint, ſo folgten jetzt in mehreren vierſpännigen, mit Folianten und rieſenhaften Dintenfäſſern geſchmückten Wagen die zur Unterhandlung mit dem Feinde erkorenen Diplomaten, der Bürgermeiſter Hardenrath, Syndicus Kronenberg, die Herren von Lyskirchen und von Hagen.

Kaum haben wir Zeit, um für den geneigten Leſer die Einzelheiten des kölner Zuges aufzuzeichnen und ihm nachzublicken, wie er ſich auf dem weſtlichen Ende des Platzes aufſtellt, als unſere Aufmerkſamkeit durch eigenthümliche Töne aus dem Bereiche der zuſchauenden Bubenſchaar in Anſpruch genommen wird; es iſt ein Ruf, der wie Hohn oder wie ein verkümmertes Hurrah klingt und dem zuweilen Laute folgen, die zwiſchen Grunzen und Brummen die Mitte halten. Der Zug der Feinde erſcheint von der Schildergaſſe her; ihn eröffnet eine zahlreiche Hornmuſik, ſechszehn ſchwarzgekleidete Derwiſche, die eine ernſte, faſt melancholiſche Weiſe vortragen; hinter ihnen reitet Mephiſtopheles, der Repräſentant aller böſen Mächte. Er trägt eine rothe Fahne, auf derſelben als Sinnbild den Raben; die Masken, welche ihn umgeben und ihm folgen,

ſind Carricaturen und Darſtellungen aller böſen, dem frohen Genuſſe entgegenſtehenden Principien und auf dieſe Art die geeignetſten Vorläufer für die lange Wagenreihe, an deren Spitze ſich der Generaliſſimus Iſegrimm, Raugraf von Fahlhauſen, befindet, an deſſen Seite wir einen windigen Franzoſen, den Marquis de la Bile, erblicken. Aus den Mienen des feindlichen Generals ſprach ſehr deutlich Verdruß und Mißmuth, und nur zuweilen flog ein leichtes Lächeln über ſeine ſauertöpfiſchen Züge, wenn der Franzoſe ihn hier und da aufmerkſam machte auf irgend einen Bundesgenoſſen mit lichtſcheuem, verdrießlichem Geſichte, das hinter den halbzugezogenen Fenſtervorhängen auf die Straße hinabblickte. Die Diplomaten-Kanzlei des feindlichen Zuges erſchien unter Leitung des Hofmarſchalls von Kalb; an ſeiner Seite ſah man den Bürgermeiſter von Krähwinkel und als Secretäre fungirten die bekannten Aſſiſtenten Grielächer und Mohnegrößer. Unter einem ſehr bezeichnenden Schweigen der Zuſchauermaſſe, wovon nur, wie ſchon oben bemerkt, die Jugend indiscreter Weiſe eine Ausnahme machte, bewegte ſich der Zug nach dem öſtlichen Theile des Neumarktes, wo er ſich finſter und ſchweigend aufſtellte.

Horch, welch' luſtig Schmettern erklingt jetzt von der Apoſtelnſtraße her; eine Muſikbande originellſter Art, geflügelte Hanswürſte in gelber und grüner Tracht an der Spitze des vermittelnden Zuges. Ihn eröffnete die Geißel aller Dunkelmänner, Ulrich von Hutten, mit ſeinem Adjutanten Schlichtegroll. Der berühmte Anführer erſcheint in der Doppelgeſtalt eines Ritters und gekrönten Dichters; Aeſop trägt im Namen aller Satiriker die Bundesfahne.

Es iſt das ein heiterer, vergnügter Zug, beſtehend aus den luſtigſten Perſonen vieler Jahrhunderte, ausgeſchmückt mit all' den berühmten Namen, welche Licht und Glanz geliebt, welche der Freude ergeben und abgeſagte Feinde aller verdrießlichen Launen und heimlicher Muckerei waren. Hier ſah man beſonders den Carneval der vorzüglichſten Städte in ſeinen ausgeſuchteſten Perſönlichkeiten vertreten: da war der Spanier Arlequino mit ſeiner

Gemahlin Graciosa, der Italiener Arlequino mit Columbine, neben Truffaldino der deutſche Hanswurſt, Pierrot und Pierronette mit Polichinell; ihnen folgten zu Pferd und zu Wagen bekannte Figuren aus heiteren Opern und anderen luſtigen Theaterſtücken, Figaro mit Suſanne, denen der Page Cherubim folgt, Don Juan mit Leporello, Fallſtaff und Don Pedro mit dem hölzernen Beine; berühmte Satiriker, unter ihnen Plautus, Pasquino, Marforio, Vertreter der Mummerei, Rebekka, die den Jakob als Eſau maskirte, Abigail, die ihren Gemahl David durch eine Maske rettete, Aeſchylus, Erfinder der Theatermasken, Suſarion, Stifter der alten Komödie, und ſo weiter; ihnen folgt Noah, der Entdecker des Weines, mit ihm Anakreon, der Sänger des goldenen Rebenſaftes.

Der vermittelnde Zug beſetzte die Nordſeite des Platzes, und jetzt fehlten nur noch die Bundesgenoſſen, die dann auch unter klingendem Spiele durch die Straße Im Laach einrückten. Ihre Muſikbande beſtand aus Schellennarren in den kölner Farben, und der Anführer dieſes Zuges war Adolf, Graf zu Cleve. Wie bekannt, ſtiftete er im Jahre 1381 mit dem Grafen von Mörs und noch vierunddreißig anderen Herren und Rittern die cleviſche Narrengeſellſchaft. Ihr Kennzeichen war ein Narr mit roth und weiß gewürfeltem Kleide und einer gleichen Kappe mit goldenen Klingelbellen, gelben Strümpfen, ſchwarzen Schuhen mit Klingelbellen an den Spitzen und mit einer vergoldete Früchte enthaltenden Schüſſel; die Brüder trugen dieſe Narren in Silber oder Gold geſtickt als Ordenszeichen auf der Bruſt. Das Panier des Zuges der Verbündeten wurde vom Ritter von Schwanenfeld getragen und zeigte in himmelblauem Felde einen Schwan; ihm folgten drei reitende Herolde, und dann kam, von ſechs reich geſchirrten Roſſen gezogen, das Schloß zu Cleve, an welches ſich die Sage vom Schwanenritter knüpft. Auf jedem der ſechs als Vorſpann dienenden Pferde ſaß eine jener Geſtalten, mit welchen die dichteriſche Phantaſie die Tiefen der Gewäſſer bevölkert, ein Tritone mit ſchilfbekränztem Haupte, in der Rechten den Dreizack tragend. Ueberragt wurden

die Pferde, welche den Wagen zogen, von einem großen Schwane, welcher mit weit ausgeſpannten Flügeln auf den unter ihm befindlichen ſilbernen Wogen dahinzuſegeln ſchien. Dieſer majeſtätiſche Vogel war an eine reich verzierte große Muſchel geſchirrt und wurde von einem kleinen Kinde in Amorgeſtalt an goldenen Zügeln gehalten. Der Inſaſſe der Muſchel war der Schwanenritter, in herrlicher Rüſtung prangend, ſehnſüchtig hinaufſchauend nach dem Altane des mit Fahnen geſchmückten Schloſſes, wo die ſchöne Beatrix, die verwaiſte Erbin von Teuſterband, das Ziel ſeiner romantiſchen Fahrt, hold lächelnd zwiſchen Blumen herunterblickte.

Die Verbündeten, welche wir ſchon vor ein paar Tagen bei ihrem Einzuge begrüßt, folgten nun in langer, bunter Reihe, und dabei gewährte es einen heiteren Anblick, wenn man ſah, wie ſich zwiſchen die ernſthaften Abgeſandten der Narrenzünfte von Schilda, Venedig, Dülken, Abdera und Cochem die ſieben Schwaben in großer Action eingeſchoben und, der Jockele mit den gelben Füßen voran, alle den gewaltigen Speer angefaßt hatten, um auf den Haſen, das furchtbare Unthier, loszugehen. Oder wenn man den ſinnreichen Junker von der Mancha, unſern alten Bekannten, ſah mit langer Lanze auf einer furchtbar dürren Mähre, während hinter ihm ſein Schildknappe Sancho, mit einer langen Cervelatwurſt bewaffnet, auf einem dicken Eſel ritt. Nachdem die Verbündeten die ſüdliche Seite des Neumarktes beſetzt hatten, gab dieſer mit der Zuſchauermaſſe rings umher, mit den bunt beſetzten Fenſtern, unter dem ſchönen, blauen Himmel, überſtrahlt von Sonnenglanz, ein ſo reiches, heiteres und lebendiges Bild, wie etwas Aehnliches ſelbſt hier noch nie geſehen worden iſt; dazu die brauſende Muſik der zahlreichen Banden, welche zuerſt abwechſelnd ſpielten und ſich alsdann auf ein Zeichen des Carnevals-General-Muſikdirectors Radikati, der in ſeinem mit Noten verzierten Coſtume in die Mitte des Platzes ſprengte, um ihn in einem weiten Kreiſe zuſammenzogen und das Carnevals-Bundeslied anſtimmten, in deſſen bekannte Weiſe Tauſende und Tauſende von Stimmen einfielen. Eine

großartigere Einleitung zu den diplomatiſchen Verhandlungen, die nun folgten, war nicht gut denkbar; auch ſah man deutlich, wie der ungeheure Enthuſiasmus aller guten Bürger und Gecken Kölns ſeine Wirkung auf den General des feindlichen Heeres und deſſen Adjutanten nicht verfehlte. Iſegrimm bedeckte eine Secunde lang ſeine Augen mit der Hand, und der Marquis de la Bile, deſſen franzöſiſche Zunge bis jetzt keinen Augenblick geſchwiegen, verſtummte plötzlich unter einem beſtürzten „Ach!“ und ſeine Züge erbleichten ſichtbar.

Nun verließen die Diplomaten ganz bedächtig ihre Wagen, näherten ſich gravitätiſch einherſchreitend, der Berathungstafel mit der Miene von Männern, auf denen das Schickſal der Welt ruht. Sie beginnen die Unterhandlung und ein Corps von Abgeſandten aus allen Zügen ſammelt ſich um dieſe Schickſalsmänner, um ſie in einem diplomatiſchen Quodlibet zu ermahnen, wohl zu reflectiren, voranzuſchreiten, zu prüfen, zu nießen, zu wanken, aufzuwachen und endlich zu enden. Aber die feindlichen Diplomaten ſind nicht alſo geſinnt, ſie ſehen das Siegelwachs ſieden, den Groß-Siegelbewahrer die Siegeljuffer ſchwingen, Sandeſel und Dintenverkäufer unter ihrer Laſt ſchwitzen, und nichts deſto weniger machen ſie tauſend Einwürfe und drohen ſogar, die Unterhandlungen abzubrechen.

Da tönen neue, gewaltige Klänge über den Neumarkt dahin mit ſeinen Tauſenden und Tauſenden von Zuſchauern, und unzählige Köpfe drehen ſich erſtaunt gegen die Schildergaſſe hin, aus der man es hört

Näher und näher brauſen,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd —

und kaum erklingt die bekannte hinreißende Weiſe, ſo wird ſie mit Begeiſterung aufgenommen und mitgeſungen von unzähligen Stimmen:

„Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd.“

Und ſie zieht heran, wie wir ſie genau kennen, wie wir ſie noch neulich Abends auf der Rheinbrücke ſahen, heute Morgen noch

durch zahlreiche Reiter und Fußgänger vermehrt, prächtig coſtumirt, nicht ſo düſter und ernſt wie damals bei Fackelſchein, ſondern heiter und luſtig, glänzend im Sonnenſcheine, Hüte und Barette geſchmückt mit grünen Eichenkränzen. Und wo ſie vorbeireitet, die ſinnig geordnete Schaar, da erhebt ſich lauter Jubel, da begrüßen ſie wehende Tücher aus den Fenſtern der Häuſer, da werden ſie bewillkommt durch laute, nicht enden wollende Hurrahs; denn jedes Herz ſchlägt lauter bei dem Gedanken, daß der wilde Jäger mit ſeinen tapferen Geſellen bei den langweiligen Verhandlungen am Diplomatentiſche kräftig den Ausſchlag geben werde.

„Hurrah, die wilde Jagd!“

Und dabei ſchaut manches ſchöne Augenpaar ſo tief und andauernd, als es ihm möglich iſt, auf die ſchlanke Geſtalt des Rodenſteiners, bewundert die Haltung, mit der er zu Pferde ſitzt, die Leichtigkeit, mit der er den ſtolz tanzenden Rappen regiert, die Schönheit ſeines Geſichtes und ſeiner ſtrahlenden Blicke. Auch die beiden zierlichen Pagen, welche ihm zur Seite reiten, bleiben von Frauen und Mädchen nicht unbemerkt und manch' freundliches Wort wird über ſie geſprochen. Und wie trefflich ſie ihrem Charakter gemäß erſcheinen; der mit den blonden Locken auf dem weißen Pferde, der gute Geiſt des wilden Jägers, wie reitet er ſo ſchüchtern, faſt ängſtlich, wie läßt er ſein Pferd nur im kürzeſten Schritte gehen, wie wagt er kaum, ſeine Augen aufzuſchlagen, während der Andere auf feuerfarbenem Roſſe ſo vollkommen ein Bild des böſen Princips, des Trotzes und Uebermuthes iſt! Wie bleich und doch ſo edel und ſchön erſcheinen deſſen Züge unter den rabenſchwarzen Locken, wie glänzen ſeine ruheloſen Augen, mit denen er die Menge in den Straßen und an den Fenſtern bis in's oberſte Stockwerk hinauf muſtert! Wie keck und ſicher regiert ſeine Hand die Zügel, läßt jetzt den Rothſchimmel tanzen, zuweilen links aus der Reihe brechen, das muthige Thier courbettiren, um, wenn er hiedurch zurückbleibt, alsdann ſeinen Platz an der Linken des Rodenſteiners durch eine tolle Lançade wieder zu gewinnen. Wie ſinnig iſt auch

alles Uebrige hier im Zuge geordnet, wie ſicher kann man auch jetzt ſchon das Schickſal des wilden Jägers vorausſagen; denn während er den guten Geiſt auf ſeiner Rechten mit Kälte, ja, mit Gleichgültigkeit behandelt, iſt ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit dem ſchlimmen Geſellen mit dem dunkelglühenden Blicke zugewandt; ihn läßt er nicht aus dem Auge, ihn ruft er zuweilen näher an ſeine Seite, um ihm ein Wort zuzuflüſtern oder ihn freundlich anzulächeln. Und dann das maleriſche Gewühle im ganzen Zuge, die Reiter mit ihren Jagdſpießen, die Jäger zu Fuß mit ihren Armbruſten, die zuſammengekoppelten Hunde, welche zuweilen kläglich aufheulen beim Klange der Hörner, endlich die Moral der Sage, Tod und Teufel, mit ihrem ſeltſamen, fabelhaften Gefolge. Dieſes hat ſich um vier unheimlich anzuſehende Reiter vermehrt, welche das engere Geleite des Teufels bilden und eigenthümlich ausſchauen, da ſie vom Kopfe bis zu den Füßen in anliegende Tricots gekleidet ſind, jeder in einer beſonderen Farbe, roth, weiß, gelb und grün; ihre Pferde haben weder Sattel noch Decken, der Griff ihrer Schwerter iſt mit einem Todtenkopfe verziert, während die Parirſtangen derſelben aus zwei kreuzweiſe gelegten Knochen beſteht. Die Köpfe dieſer letzten Reiter, an denen man kaum Spuren von Haar entdeckt, ſind mit einer einzigen langen Hahnenfeder in der gleichen Farbe wie der ganze Anzug geſchmückt.

„Hurrah, die wilde Jagd!“

Ehe ſie noch erſcheint, bringt dieſer brauſende Ruf auf den Neumarkt und ſchlägt erſchreckend an das Ohr der widerſpenſtigen Diplomaten; beſtürzt ſchauen ſie um ſich, geben endlich vernünftigen Gründen Gehör, und in demſelben Augenblicke, als die wilde Jagd in den glänzenden Ring des Neumarktes einreitet, wird das Unterwerfungs-Inſtrument unterzeichnet.

Da für den Rodenſteiner und ſeine Geſellen keine der Seiten mehr frei geblieben iſt, ſo wird ihm vom feſtordnenden Comite eine Stelle in der Mitte des Platzes angewieſen, die er einnimmt, nachdem er vorher einmal rings bei ſämmtlichen Maskenzügen vor-

beigeritten, ſie freundlich begrüßt und von ihnen mit Jubel empfangen worden iſt. Als ſie bei dieſem Umritte an dem feindlichen Heere vorüberzogen, konnte ſich der Tod nicht enthalten, den General Iſegrimm feſt in's Auge zu faſſen, und der Teufel van der Maaßen machte eine ſchnalzende Bewegung mit den Lippen, als freue er ſich ſchon im Voraus auf einen köſtlichen Braten.

Der wilde Jäger aber hatte ſich hier in den Steigbügeln erhoben und winkte mit der Hand nach einem der Wagen, in welchem ſich die fabelhafte Geſtalt des Drachen Griesgram befand. Hierauf bezog die wilde Jagd ihr Standquartier, und weil dadurch der innere Platz des weiten Marktes theilweiſe bedeckt wurde, ſo gewann das bunte Leben und Treiben hier noch an Großartigkeit.

Wenn auch die Züge unter ſich geordnet blieben, ſo verließen doch Viele zu Fuße und zu Pferde die Reihen, um Beſuche bei Bekannten zu machen oder irgendwo an einem kleinen Frühſtücke Theil zu nehmen, zu welchem Zwecke die mitgenommene kalte Küche in Anſpruch genommen wurde und bei dem die Champagnerpfropfen knallten, wetteifernd mit der luſtig ſchmetternden Muſik.

Die unterzeichneten Documente waren unterdeſſen ausgetauſcht worden, worauf von der Mitte des Platzes ein farbiger Luftballon emporſtieg, um dem Helden Carneval, welcher, wie wir wiſſen, in fernen Landen weilte, die glückliche Botſchaft von der Errettung und Befreiung ſeiner Haupt- und Reſidenzſtadt zu bringen; zugleich krachten Freudenſchüſſe von allen Seiten, Schwärmer praſſelten, Raketen ſtiegen ziſchend in die Luft, und eine neue Ueberraſchung ſteigerte den Jubel der Tauſende und Tauſende der heitern Theilnehmer dieſes ſchönen Feſtes in's Unglaubliche: wie durch einen Zauber erſcheint plötzlich von einer der Nebenſtraßen her auf einem durch acht Pferde gezogenen Mauerwagen die kölner Jungfrau. Ihr überreicht eine Deputation das werthvolle Actenſtück, worauf ſich nach wiederholtem Abſingen des Bundesliedes die ſämmtlichen Züge zum Triumphmarſche durch die Stadt in Bewegung ſetzen.

Es iſt eigenthümlich, wie beſcheiden hier die großartigſten

Carnevals-Aufzüge in ihrer Einleitung und Eröffnung ſind; ſtatt einer der rauſchenden Muſikbanden oder einer der vielen glänzenden Reiterſchaaren ſchreitet, nach althergebrachter Ordnung, all den Hunderten, die ſich zu Wagen und zu Pferde verſammelt haben, eine kleine, unbedeutende Geſtalt voraus in weiß und rothem Anzuge, in der Linken einen Schild, in der Rechten einen hölzernen Säbel ſchwingend, das altberühmte Gecken-Bänchen, eine geſchichtlich gewordene Figur aus den früheſten Zeiten Kölns, wo ſie bei gewiſſen Proceſſionen vor dem Venerabile tanzte, vielleicht als Anſpielung auf König David vor der Bundeslade. Das Gecken-Bänchen ſchreitet, wie eben angedeutet, nicht gravitätiſch oder ſtolz einher, ſondern mit heitern Bewegungen und in tanzendem Schritte nach dem Tacte von Trommeln und Querpfeifen, die ihm folgen und welche die Muſik einer ebenfalls ſehr bekannten Genoſſenſchaft, der Heiligenknechte und Heiligenmädchen, im alterthümlichen, ſchwarzen Anzuge bilden; die Mädchen mit großen, weißen Hauben und weißen Schürzen, die Knechte mit breiten, dreieckigen Hüten, kurzen Hoſen und ſchwarzen Strümpfen. Sie gehen paarweiſe und ahmen den Gang des Gecken-Bänchens nach, tanzend zu der Melodie des alten kölner Nationalmarſches, welchen Trommeln und Pfeifen an der Spitze ihres Zuges ſpielen.

Ihm folgen die überwundenen Feinde, hierauf der vermittelnde Zug, die tapfern Verbündeten, die Kölner, endlich die wilde Jagd vor dem Triumphwagen der kölner Jungfrau, welche letztere den Schluß des ungeheuren Zuges bildet. Er ging, mit der Schildergaſſe und der Hochſtraße beginnend, durch faſt alle größeren Straßen Kölns, über alle bedeutenden Plätze, und auf jedem derſelben wurde ein Halt gemacht, um den eben ſo erſtaunten als erfreuten Einwohnern die Unterwerfungsacte des Feindes vorzuleſen. Trotz dieſer außerordentlichen Wegelänge, welche der Maskenzug auf dieſe Art zurücklegen mußte, blieben ſich die Theilnehmer deſſelben nicht nur gleich in Heiterkeit, Frohſinn und Laune, ſondern man bemerkte auch in manchen Abtheilungen, beſonders in den ſpäteren Nachmit-

tagsſtunden, eine faſt zur Aufgeregtheit gewordene Luſtigkeit, welche wohl mit der Menge der unterwegs geleerten Flaſchen und Schöppchen, ſowie der Maſſe der auffliegenden Champagnerpfropfen in Zuſammenhang gebracht werden konnte. Wer aber auch in den Straßen, wo die Zuſchauermaſſen kaum rechts und links an den Häuſern Platz machen konnten für die hindurchſchreitenden Züge, mit anſah, in welchem geiſtigen Rapport coſtumirtes und gewöhnliches Publikum mit einander ſtand, wie man ſich im Vorbeireiten und Vorbeifahren die Hände ſchüttelte, einen luſtigen Zuruf wechſelte, ſowie volle Flaſchen und Gläſer, wie man ſich bei der ungeheuren Höhe der vorbeiziehenden Wagen faſt bis in die oberen Stockwerke Blumenſträuße und Confect zuwerfen konnte, und wenn man durch alles dies auf's deutlichſte fühlte, wie ſich die Freude des Einen an der Luſt des Andern immer wieder neu entzündete und bis zum tollen Uebermuthe ſteigerte, der konnte es wohl begreiflich finden, daß der Jubel am heutigen Tage in der alten, heiligen Colonia zu einer wahren heidniſchen Tobung, wie der Carneval ja früher auch genannt wurde, ausartete.

Und doch ging dabei Alles friedlich und anſtändig von Statten; Alle waren von dem Wahlſpruche: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“ auf's innigſte beſeelt, und der Zuruf: „Geck, lohs Geck elans!“ fand heute hier ſelbſt in den ausſchweifendſten Variationen ſeine Berechtigung.

Wer es mit nüchternen Sinnen nicht begreifen kann, daß ſich ſelbſt ernſte, geſetzte Männer in dieſe tollen Strudel nicht nur mit fortreißen laſſen, ſondern ſich auch noch bemühen, wo es angeht, extravagante Bläschen zu bilden, der betrachtete mit offenem Herzen und friſchem Sinne eine Zeit lang von irgend einem Fenſter herab eine dieſer engen Straßen mit ihren hohen Häuſern, bis zum Ueberfluthen angefüllt mit dem ungeheuerſten Carnevalsjubel — ja, überfluthet iſt das rechte Wort, denn die rieſenhaften, hohen, verzierten Wagen mit ihren flatternden Fahnen und jubelnden Masken ſcheinen aus lauter Luſt in die Höhe zu ſchwellen, und wir glauben den

Das war ein schöner Moment für Beide, wenigstens für die Honoratiorentochter; der Herr Dubel dagegen, der, wenn er gen Himmel in die Höhe sah, an die Höhe dachte, welche er in Folge dieser Leidenschaft in der Gesellschaft wohl einnehmen könne, brachte das Gespräch sanft auf praktische Gegenstände und sprach von einer schönen Zukunft. „Was issss-t eine Liebe,“ meinte er, „die sich nicht zum Hauptziel macht, den geliebten Gegenssss-tand zu sich empor zu ziehen, ihn sowohl im Innern als auch vor den Augen der Welt zu veredeln und zu erheben? Diese Liebe issss-t die wahre und schöne, und da, theure Elise, Ihre Liebe zu mir gerade von dieser Art issss-t, so fühle ich mich doppelt selig, doppelt glücklich!“

„O Heinrich,“ sagte die erglühte Dame, „wie kann man in der Liebe nach Zwecken, nach Absichten fragen? Sie braust daher, sie ergreift unser Herz, sie macht uns glücklich, und wer kann dabei an Anderes denken?“

„Theuerssss-te Elise,“ entgegnete der Herr Dubel, „eine Liebe ohne Zweck, ohne reellen, soliden Zweck issss-t Leidenschaft, und leidenschaftlich,“ setzte er etwas ängstlich hinzu und rückte, so weit er konnte, in die Ecke des Sopha's, „leidenschaftlich wollen wir nicht sein!“ Doch er hatte gut reden, der Herr Dubel, er hatte dem Feuer, das neben ihm loderte, gut befehlen, es solle einhalten: er sah mit Schrecken ein, wie gefährlich es sei, sich mit einer Jungfrau von gewissen Jahren zu einem Rendezvous zu vereinigen.

„Wie können Sie,“ sagte er mit einiger Aengstlichkeit, „von einer Liebe ohne Zweck sprechen? — was issss-t eine zwecklose Liebe? — ein Unding! Hat denn unsere — Liebe nicht einen so schönen und edlen Zweck? Ich hoffe so, weil ich Ihr edles Herz zu kennen glaube. O Elise, Sie ssss-tehen auf einer andern SSSS-tufe der menschlichen Gesellschaft, auf einer viel

Augenblick zu erleben, wo der ganze buntfarbige Menſchenſtrom vorn durch irgend etwas geſtaut werden wird, um alsdann, langſam aufſteigend, die Straßen, die Dächer oder anſtoßenden Häuſer, ja, ganz Köln mit ihrer ſchäumenden, ſchillernden Fluth zu bedecken; dabei ſtehen die Zuſchauermaſſen ſo dicht gedrängt und fließen ſo hinein zwiſchen die Pferde- und Wagenreihen des Maskenzuges, daß Alles nur eine einzige compacte, bunte, ſchreiende, tobende Maſſe bildet, eine Maſſe, die ſich auch an den Fronten der Häuſer bis hoch oben unter das Dach eben ſo lärmend und beweglich fortzuſetzen ſcheint; denn auch auf der Straße ſind alle Treppen, alle Eckſteine, alle Steinvorſprünge mit Menſchen bedeckt. Von dem Parterrefenſter an bis zum höchſten Dachladen bemerken wir an allen Oeffnungen Kopf an Kopf, ſehen wir bunte Tücher wehen und farbige Schärpen, und unter der Kopfbedeckung, ſelbſt bei den Kindern, iſt die grüne und rothe Schellenkappe vorherrſchend. Alles das deckt die grauen Häuſerfronten und läßt ſie in bunter Ausſchmückung erſcheinen, ja, um unſer Bild von vorhin wieder aufzunehmen, es iſt gerade ſo, als brande der wilde Carnevalsſtrom rechts und links an ſeinen Ufern, ſchäumend bis hoch an den Himmel hinan.

Und dabei eine dröhnende Muſik vor uns, eine andere hinter uns, während die ſchmetternden Klänge einer dritten und vierten aus der Mitte herüberklingen — und dazu die tolle Beweglichkeit aller derer, die den Zug mitmachen, auch wenn derſelbe Minuten, ja, Viertelſtunden lang ſtockt; da verlaſſen Reiter ihre Pferde, Masken klettern behende von den Wagen herab, um in irgend ein befreundetes Haus zu dringen, von wo man ihnen aus den offenen Fenſtern mit vollen Gläſern gewinkt — ja, alle Fenſter, an denen der Zug vorüberkommt, ſind am heutigen Tage weit geöffnet, und wenn es einmal zufällig ein Bischen kalt iſt, ſo haben ſich die Damen mit leichten Pelzen ſo gut als möglich verwahrt, und ihre hübſchen Geſichter ſehen, vom Froſte angehaucht, friſch und roſig aus.

Aber heute iſt von Kälte durchaus nichts zu ſpüren — es iſt

ein gottvolles Wetter, gerade wie ein warmer Frühlingstag, und das vermehrt den Jubel in's Unglaubliche. Alles iſt luſtig und aufgeräumt — Leute, die uns gänzlich unbekannt und fremd ſind, werden von den offenen Fenſtern mit Wein und Kuchen bewirthet, die Muſikbanden ſpielen die heiterſten Weiſen, und vorn an der Spitze des Zuges tanzen die Heiligenknechte und Heiligenmädchen luſtig bei den Klängen derſelben, während das Gecken-Bänchen ſeine verwegenſten Sprünge macht.

Und die wilde Jagd — welch unerhörtes Aufſehen erregt ſie nicht überall, beſonders wenn ſie eine Zeit lang halten muß in den engeren Straßen, wo Frauen und Mädchen förmlich die Augen niederſchlagen, wenn ſie der Rodenſteiner gar zu dreiſt anblickt oder wenn ſeine beiden allerliebſten Jagdpagen, beſonders der auf dem Rothſchimmel, ſo außerordentlich nahe an den Fenſtern vorbeireiten! Und doch fühlt ſich manches Mädchenherz auf eine unerklärliche Weiſe zu dieſem ſchlanken, ſchwarzgelockten Reiter mit den eigenthümlichen, dunkeln, ſammtartigen Augen hingezogen, und manches junge Kind bietet ihm aus dem Fenſter heraus ein volles Glas und erſchrickt gleich darauf, daß es das gethan, noch mehr aber, wenn ihm der luſtige Jagdpage die kleine Hand mit dem feinen Handſchuh zum Dank entgegenſtreckt. Kenner hört man hier und da beim Anblicke des Reiters auf dem Rothſchimmel murmeln, es ſei das ein verkleidetes Mädchen; doch wenn derſelbe alsdann im nächſten Augenblicke ſein Pferd hoch aufſteigen läßt oder einen gar zu tollen Sprung mit demſelben macht, ſo werden dergleichen Bemerkungen kopfſchüttelnd zurückgenommen. Was den blonden Pagen anbelangt, ſo hatte man auch ihn häufig im Verdachte, dem ſchönen Geſchlechte anzugehören, wozu ſein ſchüchternes, ängſtliches Weſen Veranlaſſung gab, deßhalb reite er auch nach Damenart — wenn man aber alsdann ſieht, mit welcher Fertigkeit er ein paar große Gläſer nach einander austrinkt, oder den Ton ſeiner Stimme hört, mit dem er ſich bedankt, ſo zweifelt man nicht mehr an ſeiner vollkommenen Berechtigung, einen Jagdpagen darſtellen zu dürfen.

Auch Tod und Teufel gefallen außerordentlich in ihrer gelungenen Erſcheinung, und wenn man ſich auch hier und da vor dem unheimlichen Anblicke des Todes ſcheu zurückzieht, ſo ſöhnt man ſich doch wieder aus durch das gemüthliche Ausſehen ſeines Nachfolgers, denn einen heitereren, wohlwollenderen und luſtigeren Teufel, als den dicken van der Maaßen, konnte es nicht leicht geben.

So durchzog man Straße um Straße, ſo verrann Stunde um Stunde, und als man endlich am Pauli'ſchen Hofe angekommen war, wo die Abtheilungen ſich trennten und vereinzelt in ihre verſchiedenen Standquartiere zurückkehrten, fingen dämmerige Schatten ſchon an, ſich auf dem feuchtgewordenen Straßenpflaſter niederzulaſſen, und die ſcheidende Sonne vergoldete nur noch die höchſten Firſten der Dächer. Die wilde Jagd zog über den Heumarkt, und dort bemerkte man den einen Jagdpagen, welcher den Rothſchimmel ritt, ſein Pferd gegen einen geſchloſſenen Wagen lenken, der neben der Börſe hielt, ſich aus dem Sattel ſchwingen und in dem Wagen verſchwinden, der dann augenblicklich in ſcharfem Trabe davonfuhr. Der Rodenſteiner ſelbſt hatte den Pagen bis an den Schlag des Wagens geleitet und dort von ihm Abſchied genommen; er zog dann die Friedrich-Wilhelms-Straße hinab bis zur Rheinbrücke, über welche ſich der größte Theil der wilden Jagd nach Deutz begab. Nur der wilde Jäger ſelbſt mit dem Tod und dem Teufel, dem blonden Jagdpagen mit Bergmüller im Coſtume eines Jägers und mit ein paar Reitern, welche die Pferde zurücknehmen ſollten, ritten über den Thurnmarkt nach Hauſe.

„Gott ſei Dank!“ ſagte Rüding, als die Künſtler hierauf in ihr angenehm durchwärmtes Zimmer traten — „ich bin ſo froh, als wenn mir Einer fünfzig Thaler geſchenkt hätte, daß dieſe Geſchichte glücklich abgelaufen iſt!“

„Was machen wir jetzt?“ fragte van der Maaßen — „bleiben wir in unſeren Coſtumes, bis wir auf den Gürzenich gehen, oder was iſt überhaupt über uns im Rathe der Götter beſchloſſen?“

„Was mich anbelangt,“ meinte Knorr, „ſo habe ich wahr-

haftig keine Luſt, den Ball als Tod zu beſuchen; ich habe den Leuten heute ſchon Schrecken genug eingejagt, und es iſt kein angenehmes Gefühl, ſo von Jedermann gemieden zu werden."

„Aha, alter Schwede," lachte der Teufel, „Du willſt wohl auf dem Balle irgend welche Eroberung machen? Dazu taugt freilich Dein Coſtume nicht!"

„Und das Deinige?" antwortete fragend der lange Bildhauer.

„Mit dem Meinigen iſt es etwas ganz Anderes; ich ſage Dir, die Weiber haben oft ganz verzwickte Neigungen, und wenn ſie ſich mit mir gut halten, ſo legen ſie vielleicht Capital für die Zukunft an — nun, wie iſt's, Rodenberg?" wandte er ſich hierauf an den wilden Jäger — „bleiben wir, wie wir ſind?"

„Macht es Euch vor der Hand wenigſtens ſo bequem als möglich, ohne Euch förmlich auszukleiden; legt Eure Waffen ab, ich werde mich ein wenig auf Kundſchaft legen."

„O, Du verfluchter Kerl," ſagte van der Maaßen mit leiſer Stimme in ſeiner heiteren Weinlaune, „gelt, gelt — Du willſt den Dank für unſere vortreffliche Aufführung allein encaſſiren, va Egoiste!"

„Im Gegentheil," erwiederte Arthur, einen gleichgültigen Ton annehmend, „ich ſorge nur für Euer Vergnügen und möchte nur, daß der Schluß des Tages ſo ſchön und glänzend iſt, als der Anfang."

Während er ſo ſprach, hatte er die Hetzpeitſche von ſich geworfen und ſeinen langen Stoßdegen abgeſchnallt; ehe er aber hierauf das Zimmer verließ, winkte er Bergmüller an das Fenſter und ſagte, nur für ihn verſtändlich: „Haſt Du allein Deiner Frau den Wunſch meiner Anverwandten ausgerichtet?"

„Gewiß, das will ich meinen!"

„Und nahm ſie keinen Anſtand?"

„Pah, nicht den geringſten!"

„Meine Baſe hätte ihr natürlicher Weiſe einen Beſuch machen müſſen; doch nimmt man es im Carneval nicht ſo genau."

„Ich ſage Dir, meine Frau iſt ein ganz vernünftiges Weib, ſie wird zu der beſtimmten Stunde kommen und freut ſich wie ein Kind auf die Maskerade auf dem Gürzenich.“

„Und Deine Schwiegermutter?“

„Iſt wie umgewandelt; ich glaube, wenn ich ihr ein kleines, gutes Wörtchen gäbe, ſie ginge ebenfalls mit.“

„Gut — ſo wäre das im Reinen; laßt Euch nieder und raucht, ich will Euch einen guten, ſtarken Kaffee beſorgen.“

„Eine vortreffliche Idee!“ rief van der Maaßen, der die letzten, laut geſprochenen Worte gehört hatte — „un café après la maniére du sous-monde — heiß wie die Hölle, ſchwarz wie der Teufel und ſüß wie die Sünde!“

Rodenberg warf noch einen Blick in den Spiegel, ſtrich ſein blondes, lockiges Haar aus der erhitzten Stirn und verließ das Zimmer.

Draußen traf er denn auch den Haushofmeiſter, der ihn mit der größten Freundlichkeit nach dem kleinen Saale neben dem Eßzimmer geleitete und hier einen Augenblick zu warten bat, bis er ſeine Herrin benachrichtigt. Rodenberg brauchte indeſſen nicht lange hier zu warten, denn bald darauf erſchien Juanita, welche ihn herzlich willkommen hieß, wobei ſie dem jungen Manne ihre Hand entgegenſtreckte. Sie hatte ihr Barrett mit der rothen Hahnenfeder abgelegt und einen weiten, faltigen Burnus von weißer Farbe über ihr Coſtume geworfen.

„Ich wußte, daß ich Sie ſehen würde,“ ſagte ſie in herzlichem Tone, „obgleich ich bei unſerem Abſchiede vergeſſen habe, darum zu bitten — ach, was war das für ein ſchöner Tag — er wird nie aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden — ich habe mich göttlich unterhalten — Sie doch auch, mein Freund?“

„Gewiß, Juanita,“ entgegnete er mit leuchtendem Blicke, „und beſonders iſt es Ihre Freude, die mich ſo glücklich macht!“

„Und Sie müſſen mir zugeſtehen, daß ich mich ganz gut aufgeführt und meine Rolle wenigſtens erträglich geſpielt habe?“

„Vortrefflich haben Sie ſie geſpielt — aufrichtig geſagt, ich habe nie einen luſtigeren, wilderen Pagen geſehen, als Sie, und der auch als böſes Princip ſo vollkommen in ſeiner Rolle bleibt!“

„Wie ſo? — Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Nun, der ſo viele Veranlaſſung zu wilden, glühenden Gedanken gibt, ohne ſelbſt eines ſolchen theilhaftig zu werden, und der ſich alsdann lachend zurückzieht, wenn er Unheil angerichtet!“

„Wann hätte ich Unheil angerichtet?“ fragte ſie in einem ſo komiſch-ernſten, weichen und zugleich bittenden Tone, daß es ihn förmlich durchſchauerte und er einen Augenblick unſchlüſſig war, ob er nicht ſeine Rolle eines wildeſten aller Jäger aufnehmen, die ſüße, ſchlanke Geſtalt gewaltſam in ſeine Arme faſſen und davontragen ſolle; doch begnügte er ſich, in einem tiefen Athemzuge zu ſagen:

„Ah, Juanita, Sie ſind hart und grauſam — Ihr Herz iſt keiner Erwärmung fähig, oder, wenn tief in demſelben ein Funke glüht, ſo iſt er mit einer dicken Aſchenſchicht bedeckt!“

„Ein vortreffliches Bild!“ gab ſie zur Antwort und lachte alsdann ſo herzlich und glückſelig, daß man die weißen Zähne zwiſchen ihren rothen Lippen durchglänzen ſah — „ich werde es Ihnen wiederholen, wenn Sie einmal wieder Gelegenheit nehmen, an dieſes kalte, mit Aſche bedeckte Herz zu appelliren — doch Scherz bei Seite, Sie werden müde ſein, lieber Freund, und auch ich ſehne mich ein wenig nach Ruhe; Sie wiſſen, daß wir heute Abend noch große Feſtlichkeiten vor uns haben.“

„Den Ball auf dem Gürzenich . . . .“

„Ja, ich freue mich wie ein Kind darauf — die Frau Ihres Freundes verſprach, zu mir zu kommen, und ich habe einen köſtlichen Spaß vor — finden Sie zwiſchen ihr und mir irgend eine Aehnlichkeit?“

„Nicht die geringſte!“ gab er mit einem leichten Seufzer zur Antwort, wobei er dem jungen, ſchönen Mädchen innig in die Augen blickte.

„Ich meine nicht eine Aehnlichkeit mit meinem Geſichte, ſondern mit meiner Geſtalt.“

„Darüber kann ich ja nicht urtheilen,“ gab er zögernd, mit einem eigenthümlichen Lächeln zur Antwort — „der weite, neidiſche Mantel verhüllt Sie vollſtändig.“

War es nun in dieſem Augenblicke das Spiel des Zufalles oder half Juanita demſelben ein wenig nach, genug, die zu einer Schleife verbundene Schnur des Burnus hatte ſich aufgelöst und der glatte, geſchmeidige Stoff glitt raſch von ihrer Schulter herab, den ſchönſten, ſchlankeſten, entzückendſten Jagdpagen entwickelnd.

Im gleichen Augenblicke lag der wilde Jäger zu ihren Füßen, die kleinen Hände ergreifend, ſie abwechſelnd küſſend und dann, als ſie ihm dieſelben halb ärgerlich, halb verſchämt haſtig entzog, ihren ſchlanken Leib mit einer ſolchen Gluth umfaſſend und an ſich drückend, daß eine tiefe, glühende Röthe auf ihrem Geſichte aufflammte.

„Ah, Rodenberg,“ ſagte ſie in einem ſeltſam zitternden Tone, „das iſt nicht recht! Hätte ich Sie für ſo unbeſonnen gehalten, ſo würde ich Sie jetzt nicht empfangen haben — o, mein Freund, ich bitte Sie, bleiben Sie beſſer in Ihrer Rolle! Wie darf der tapfere Ritter von Rodenſtein vor ſeinem Jagdpagen knieen? Seien Sie ruhig und vernünftig, Arthur!“ — Sie ſagte dies in einem Tone, der kalt und beſonnen klingen ſollte, aber nicht frei von innerer Bewegung war, worauf er ihr haſtig erwiederte:

„Ja, wer's über ſich vermöchte, ſo ruhig und vernünftig zu ſein wie Sie! Wir haben die Rollen gewechſelt — ich, der kalte Deutſche, liege erglühend zu Ihren Füßen, während Sie, die heiße Spanierin, mit kalter Miene von Ruhe und Beſonnenheit reden — doch Sie haben Recht, Juanita, ich will nicht zu Ihren Füßen liegen, weil Sie es mir verboten, ich will aufſtehen und die Frage beantworten, welche Sie mir vorhin gethan.“

Er that ſo, wie er geſagt; er hob ſich langſam in die Höhe und zu gleicher Zeit den weißen Mantel des ſchönen Mädchens, den er nun, aufrecht neben ihr ſtehend, ſanft um ihre Schultern legte.

Daß ſie ihm dadurch wieder ſehr nahe kam, war wohl abermals ein Spiel des Zufalls, und es lag auch wohl nicht in ihrer Abſicht, ſeine eben ſo innige als ehrerbietige Liebe zu verletzen. Sie hätte nur einen Schritt zurückzutreten brauchen, was ſie nicht that, ſie hätte nicht nöthig gehabt, ihr erglühtes Geſicht emporzuheben, was ſie doch that, und da half denn wieder der Zufall nach, vielleicht auch das wilde Klopfen dieſer beiden jugendlichen Herzen, weßhalb es wohl nicht zu verwundern war, daß ſich ihre Lippen einen einzigen, aber über alle Beſchreibung ſeligen Augenblick vereinigten.

Nur eine Secunde, dann wand ſie ſich haſtig aus ſeinen Armen, und ſtampfte mit ihrem kleinen Fuße vor ihm auf den Boden, in unwilligem Tone ſagend: „Sie haben ſich Ihr Maskenrecht genommen — nun gut, aber ich bitte Sie dringend, Herr Rodenberg, ſehen Sie meine freundliche Schwäche für gar nichts Anderes an — bei Gott, für nichts Anderes — und nun laſſen Sie mich ein wenig ausruhen, vielleicht ſehen wir uns auf dem Maskenballe wieder.“

Sie warf bei dieſen Worten das eine Ende ihres weißen Mantels über die linke Schulter, nickte dem jungen Manne kurz und vornehm zu und verließ das Zimmer.

Rodenberg ſtarrte ihr düſter nach, indem er ſich auf die Lippe biß. „So — bis an Dein kaltes, ſtolzes Herz dringt keines meiner innigen Worte,“ grollte er ihr nach, „und was Du mir gibſt, iſt eine ärmliche Zahlung auf ein mir gebührendes Maskenrecht — ſo erklärſt Du es mir wenigſtens,“ ſetzte er mit einem ſchmerzlichen Ausrufe hinzu, „in einem Augenblicke, als ich glaubte, Dir nahe zu ſein! — Und habe ich denn ein Recht, mich zu beklagen,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „haſt Du mich nicht beſtändig vor Dir ſelber gewarnt, haſt Du es mir nicht zur Genüge wiederholt, ich ſolle mich in Acht nehmen vor den Tücken der Waldfee — habe ich es hier nicht an meinem Hüfthorne in Silber eingravirt: ‚espera y teme?‘ — Und trotz alledem, ich will nach dieſer Deviſe handeln, hoffen und meinetwegen auch fürchten — thue Du aber daſſelbe!“

Die letzten Worte hatte er in heftiger, trotziger Erregung aus-

geſtoßen, wobei er ſich abwandte, um das Zimmer zu verlaſſen; doch ehe er die Schwelle überſchritt, ehe er für heute den Theil des Hauſes verließ, in welchem ſie wohnte, überfiel ihn noch einmal eine tiefe Wehmuth; er drückte ſeine beiden Hände vor das Geſicht und rief mit einem ſchmerzlichen Tone: „O, warum liebe ich Dich ſo über alle Beſchreibung — warum wäre ich glücklich, für Dich ſterben zu können, und wie überſelig, mit Dir leben zu dürfen!“

Er zwang ſich, heiter auszuſehen, als er wieder in das Zimmer zu den Genoſſen trat, die es ſich auf ſeine Aufforderung ſo bequem als möglich gemacht; auch waren ſie jetzt vollſtändig bei einander, denn der Drache Griesgram war ebenfalls erſchienen und hatte ſich bereits ſeines fabelhaft ſchönen Coſtume's entledigt, mit welchem er den Zug der Feinde verherrlicht.

„Solch eine Fahrt mit drei Kölnern in einem Wagen ſoll der Teufel holen!“ brummte er. „Jeder von Euch muß mir das Zeugniß geben, daß ich vor ein paar Flaſchen Wein nicht zurückſchrecke, aber wie das Volk zu ſaufen vermag, geht über alle Beſchreibung! Zuerſt hatten ſie unten im Wagen ſo viele Flaſchen, daß man die Füße nicht ſtellen konnte, weßhalb es ein Werk der Barmherzigkeit war, raſch zu trinken, um Platz zu gewinnen; auch dachte ich, dann würden ſie endlich genug haben, doch weit gefehlt — wie die Pferde bei der Extrapoſt, ſo hatten ſie ſich förmliche Weinſtationen eingerichtet, und bald wurden von rechts, bald von links Flaſchen in den Wagen hineingereicht — ah, das war ein hartes Stück Arbeit! Jetzt ſoll mich aber Niemand aus meinem bequemen Stuhle herausbringen, und ich möchte darauf ſchwören, heute keinen Tropfen mehr zu trinken!“

„Thue das lieber nicht,“ ſagte der muthwillige van der Maaßen; „draußen trifft man ſchon Anſtalt zu unſerem Diner, und dabei wirſt Du doch ein Tröpfchen nicht verſchmähen dürfen — zur Ehre des Hauſes — à honneur du maison!“

„Was macht unſer Album?“ wurde Bergmüller von Rodenberg gefragt. „Haſt Du heute danach geſehen?“

„Ich gab es bei einem chriſtlichen Meiſter in Arbeit, der nicht daran denkt, dem Carnevalsſchwindel nachzulaufen, und heute deßhalb doppelt fleißig daran arbeiten wird; geſtern Abend habe ich nachgeſehen und kann Dir wohl verſprechen, daß er ſeine Zeit einhalten und es morgen abliefern wird."

„Ich hoffe, es ſoll ſchön werden!" meinte Rodenberg nachſinnend.

„Schön und theuer; wie Du angeordnet, hat er alle Beſchläge von Silber genommen. Der Einband kann leicht auf fünfzig Thaler kommen."

„Gut, und wenn wir dazu unſere Blätter rechnen, ſo haben wir uns anſtändig revanchirt!" warf Rüding ein.

„Anſtändig allerdings," murrte Walter; „doch möchte ich dafür nicht bezahlen, was Du unſere liebenswürdige Hauswirthin allein gekoſtet — läßt ſich doch der Kerl jeden Tag zweimal friſiren, und alles das auf Unrechtskoſten."

„Das iſt nicht wahr," brauste der ſanfte Eduard auf, „wenigſtens lag es nicht in meiner Abſicht, mich, wie Du Dich gemein genug ausdrückſt, auf Unrechtskoſten friſiren zu laſſen! Gleich am erſten Morgen habe ich dem Friſeur fünf Silbergroſchen in die Hand drücken wollen — kann ich dafür, daß er dieſelben zurückwies und geſagt, es ſei ihm ſtreng verboten, irgend etwas zu nehmen?"

„Ja, ja," brummte Walter, indem er, auf einem Fauteuil lang ausgeſtreckt, behaglich den Dampf einer Cigarre von ſich blies und an die Decke hinaufſchaute — „es iſt dies ein ungeheuer anſtändiges Haus; ſchade, daß wir es nicht mit einer Fürſtin oder einer Königin zu thun haben, die ſich ein Vergnügen daraus machte, uns an ihrem Hofe zu beſchäftigen!"

„‚Ah! ça fut une grande idée — superbe!' würde der Begleiter des Prinzen Heinrich ſagen, oder ‚räuberhaft, brigandable!'" meinte van der Maaßen.

„Eines iſt ſicher," fuhr Walter fort, indem er ſich mit großer

höheren, und wenn ich auch in meinen Gedanken keck dort hinzureiſen im SSSS-tande bin, ſo können es doch meine äußern Verhältniſſe nicht. Um nun dieſe glänzend umzugeſſſ-talten, bieten Sie, ein reiches, unabhängiges Mädchen, Alles auf, was Sie beſitzen — o, wie ſind Sie ſo edel, Eliſe!“

Die Dame ſtarrte noch immer zum Himmel empor und ſah bei den letzten Worten, die er ſprach, auf den Herrn Dubel mit einem Ausdrucke, der zu ſagen ſchien: ſie verſtehe ihn nicht ganz.

„Die Mitwelt wird Sie preiſen, Eliſe,“ fuhr der junge Mann fort, „Sie werden hoch daſſſ-teben bei Ihren Bekannten; Sie lernen mich durch einen eigenthümlichen Zufall kennen. Ihr Herz bebt nicht zurück, als Sie erfahren, daß ich nur ein Schneider bin — edles Mädchen, nein! Sie bewilligen mir ſogar Ihre Liebe, Sie bieten mir Ihr Herz, Ihre Hand.“

„Meine Hand?“ ſagte zweifelnd die Honoratorentochter: „ich hätte Ihnen meine Hand geben ſollen?“ — Sie rückte ein wenig auf die Seite und ſah den Herrn Dubel mit einem ſonderbaren Blick an.

„Können Sie noch fragen? O, Sie verſſſ-tellen ſich, edles Weſen, ſprechen Sie es aus, daß Sie mich zu ſich empor heben wollen, daß Sie mich durch eine Heirath . . .“

„Durch eine Heirath?“ kreiſchte die Dame und fuhr erſchrocken zurück: „ich ſoll Sie heirathen? Sie ſollten mich heirathen? O mein Herr,“ ſagte ſie mit einiger Entrüſtung, „wer hat Ihnen ſo etwas weis gemacht?“

„Wie, mein Fräulein!“ entgegnete der Herr Dubel ziemlich überraſcht, „Sie geſſſ-tanden mir nicht Ihre Liebe, Sie wollten mich nicht durch den Beſitz Ihrer Hand glücklich machen?“

Ruhe gegen den Employé des Hauſes Beauvillard u. Co. wandte, „Du bleibſt nicht lange in Deinem würdigen Hauſe, denn Dir blüht in Paris der erſte vacante Lehrſtuhl für franzöſiſche Literatur!“

„Warum nicht? So einen Poſten nähme ich auch gern bei unſerer liebenswürdigen Hauswirthin an,“ antwortete van der Maaßen; „mir gefällt Deine Idee, ihren Hofſtaat zu bilden.“

„Da wüßte ich doch noch einen beſſeren Platz für Dich,“ ſagte Walter mit einem eigenthümlichen Lächeln, „beſonders in dem Falle, wenn ſie eine morgenländiſche Prinzeſſin wäre — ich würde Dich alsdann unbedingt zu ihrem Kislar Aga machen — ein ſchöner Poſten, Oberſter der — Gartenwache!“

„Auch das nähme ich an,“ rief van der Maaßen heiter; „doch müßte mir Rüding als College beigegeben werden!“

„Ich würde Director der Bildergallerie,“ fuhr Walter träumeriſch fort; „unſer Bergmüller da, der ein gewaltiger Nimrod iſt, bekäme das Departement der Wälder und Jagden, Rüding würde unter ihm Ober-Aufſeher der allerhöchſten Leithunde und Knorr erhielte eine Stelle als Hofcaplans-Aſſiſtent.“

„Und ich?“ fragte Rodenberg.

„Für Deine Anſtellung ließe ich Ihre Majeſtät ſelbſt ſorgen, und ich glaube, Du würdeſt Dich nicht ſchlecht dabei befinden!“

Knorr ſaß vor dem Kaminfeuer; er hatte ſeine Füße auf eine eiſerne Stange deſſelben geſtellt und ſagte, indem er unverwandt in die ſpielenden Flammen blickte: „Das ſtimmte ungefähr mit meiner Neigung überein; wenn es auch gerade nicht die Stelle eines Hofcaplans-Aſſiſtenten ſein müßte, ſo wäre mir doch ein ſtilles, beſchauliches Leben äußerſt angenehm, und ehrlich geſagt, habe ich auch in dieſer Richtung ſchon meine Schritte gethan.“

„Wie ſo,“ fragte Rodenberg erſtaunt, „Du willſt doch nicht etwa ins Kloſter gehen?“

„Ja und nein. Ich ſagte Euch neulich ſchon, daß ich einen guten Freund bei den Capucinern aufgeſucht; geſtern war ich wieder dort, und ich kann Euch nicht verſchweigen, wie wohlthuend mir

der Contraſt von dem tollen Leben auf der Straße mit der Stille in dem ſchönen Kreuzgange und der friedlichen Kloſterzelle war."

„Knorz, Knorz," rief Walter aus, „wenn Du ein Capuciner wirſt, ſo ſollſt Du an mir ein eifriges Beichtkind haben!"

„Das hat vor der Hand ſeine Schwierigkeiten — auch möchte ich meine Kunſt nicht an den Nagel hängen. Um aber dort ...." Hier ſchwieg er, als hätte er ſchon zu viel geſagt, was auch in der That der Fall war, denn Walter wandte ſich haſtig nach ihm um, indem er ſagte:

„Heraus mit der Sprache, Knorz, Du haſt in dieſer Richtung einen Entſchluß gefaßt, den Du mir hoffentlich nicht verheimlichen willſt!"

„Dazu habe ich auch keine Urſache, denn mein Entſchluß iſt kein ſchlechter; ich habe im Kloſter der Capuciner eine Beſtellung zu einem lebensgroßen Crucifix angenommen, eine Arbeit, die mich wohl ein Jahr beſchäftigen kann und die ich im Kloſter verfertigen ſoll."

„A—a—a—ah!" machten Alle in mehr oder minder erſtauntem Tone, und Rodenberg fragte:

„Du gehſt alſo nicht mit uns zurück?"

„Schwerlich!"

„Schade drum," ſagte Rodenberg, „ich hatte mir unſere Rückfahrt recht angenehm gedacht, plaudernd über das Geſchehene, mittheilend über Alles, was wir Intereſſantes erlebt haben!"

Rüding ſtieß bei dieſen Worten die Aſche von ſeiner Cigarre und ſprach, ohne aufzublicken, mit einem affectirten, gleichgültigen Tone: „Knorz hat eigentlich Recht, ſich einen andern Wirkungskreis zu ſuchen, da unten kommen doch nur magere Beſtellungen an ihn — was mich betrifft, ſo beabſichtige ich ein Gleiches, wie er!"

„Auch Du, Brutus?" rief Walter in komiſchem Tone. „Spürſt Du auch Neigung zum Kloſterleben in Dir, und willſt Du es vielleicht bei den Nonnen verſuchen?"

„Wenn Du nur einmal Deine ſchlechten Witze laſſen könnteſt!"

gab der ſanfte Eduard in beinahe gekränktem Tone zur Antwort. „Ich war geſtern Abend in einem der vielen vornehmen Häuſer meiner Bekanntſchaften, wo man mich begreiflicher Weiſe mit Auszeichnung empfängt, wo mir zwei Bilder beſtellt wurden. Zugleich bat mich einer der Beſteller, ihn nach dem Carneval auf ſein Landhaus zu begleiten, um dort den Frühling, Sommer, Herbſt, ſo lange es mir gefalle, bei ihm zuzubringen.“

„Das freut mich in der That,“ ſagte Rodenberg in herzlichem, wohlwollendem Tone, „und wenn es mir auch leid thut, dadurch noch einen Freund zu verlieren, ſo haſt Du vollkommen Recht, eine ſo vortreffliche Gelegenheit nicht unbenutzt zu laſſen!“

„Da es mir mein Beſteller obendrein mit größter Liberalität überläßt, den Preis für meine Bilder ſelbſt zu beſtimmen.“

„Der arme Beſteller!“ konnte ſich Walter nicht enthalten, in den Bart zu murmeln. „Mache es gnädig mit ihm, Rüding, und vergiß nicht die guten Lehren, welche ich Dir ſtets gegeben und die Dich ſowohl als Künſtler wie als Menſchen in der rechten Bahn erhalten!“

Statt zu antworten, zuckte Rüding die Achſeln mit verächtlicher Miene und ſagte erſt nach einer längeren Pauſe: „Für alle die bitteren Bemerkungen, mein lieber Walter, bin ich doch gutmüthig genug, Dir ähnliche Freunde und Kunſtkenner zu wünſchen, ſowie einen reichen Liebhaber für Deine heilige Cäcilie!“

„Leider iſt dieſelbe unſchätzbar,“ verſetzte der alte Maler mit großer Ruhe; „ich denke oft daran, welche Bildergallerie reich genug iſt, um ſie zu bezahlen. Doch ſteigt ſie ja jeden Tag im Werthe.“

„Als letztes großes Meiſterwerk, da die deutſche Kunſt todt iſt!“ lachte der ſanfte Eduard.

„Allerdings iſt ſie todt, mein guter Freund,“ antwortete Walter, „und das wird Dein Beſteller zu ſeinem großen Schmerze baldigſt einſehen!“

„Laßt genug ſein des grauſamen Spiels,“ rief van der Maaßen luſtig, „da kommt was Beſſeres — voilà, Messieurs, notre manger!“

XXXV.

„Köln am Rhein, du frohe Stadt!“

Das Kaufhaus Kölns — der Gürzenich — liegt am Abende des Rosenmonats vor uns, eine gewaltige, aber einfache Masse, wenig geschmückt durch zierliche, emporstrebende Eck- und Wachtthürmchen, und doch glänzt es heiter in die Nacht hinaus mit seinen kolossalen, blendend hell erleuchteten Fenstern, seinen vom rothen Lichte der Pechpfannen in warmem Tone angestrahlten Steinmauern und dem gemüthlichen Fastnachtsleben, welches ihm durch seinen weiten Eingang das Bild eines phantastischen, tollen und wildschwärmenden Bienenstockes verleiht. In langen Reihen stehen die Wagen bisweilen in die nächsten Straßen hinein, und nur langsam vorrückend sind sie im Stande, sich ihres bunten Inhalts zu entledigen. Doch da das Wetter gleich gut und schön geblieben ist, auch die Straßen fast frei von Schnee sind, so ist die Zahl derjenigen, welche sich zu Fuß zum Balle begeben, bei Weitem größer, als die, welche anfahren und, langsam vorrückend, oft Stunden lang warten müssen. Auch unsere Freunde, mit Ausnahme Rüding's, befinden sich unter der Masse der Ersteren, obgleich der Haushofmeister nicht versäumt, ihnen Wagen anzubieten.

Rodenberg war der Letzte, der aus dem Hause trat, und er hätte sich gar zu gern in der dunkeln Straße aufgehalten, da er sah, wie vor der Nebenthür ein viersitziger geschlossener Stadtwagen

mit leuchtenden Laternen hielt; doch gedachte er in gleichem Augenblicke des kurzen, förmlichen Kopfnickens, mit dem ihn Juanita heute Nachmittag entlassen, und diese Erinnerung machte nicht nur, daß er die Zähne heftig aufeinander biß, sondern daß er rasch seinen Arm unter den Bergmüller's schob und mit dem lustigen Jäger davonging.

„Meine Frau ist pünktlich zur bestimmten Zeit gekommen," sagte dieser in heiterem Tone; „es war rührend anzusehen, wie sich das Weibchen auf die Maskerade gefreut."

„Und du weißt nicht, worin diese besteht?"

„Ich habe keine Idee davon — als ich sie hinbegleitete, wurde mir sehr höflich, aber sehr bestimmt die Thür vor der Nase zugeschlossen; es ist das eigentlich hart für einen Ehemann," setzte er lachend hinzu, „wenn man seine Frau so mir nichts dir nichts abgeben muß, ohne zu wissen, was mit ihr geschieht."

„Obendrein in Rüding's gefährlicher Gesellschaft, denn dieser Spitzbube wurde ebenfalls hinübergeholt und soll jetzt noch wiederkommen."

„Darüber mache ich mir die kleinste Sorge," erwiederte Bergmüller lachend; „aber sage mir," fuhr er nach einer Pause fort, „hast Du Dir Knorz recht angeschaut?"

„Allerdings, er sieht unheimlich aus."

„Schauerlicher, als wenn er in seiner Maske geblieben wäre — es ist das aber bei alledem ein alter Practikus mit seinem einfachen Costume."

„Und wie das bequem sein muß, so in einem Schlafrocke auf den Ball zu gehen!"

„Aber wenn Du Dir das lange blasse, ausdrucksvolle Gesicht mit dem angeklebten Barte betrachtest und dazu die lange, dürre, schwarze Gestalt mit dem hänfenen Stricke um den Leib, so ist doch ein gewisses Chic in seiner ganzen Maskerade."

„Denke Dir nur," sagte der wilde Jäger, einen Moment stehen bleibend, „er hat den Todtenkopf in seinem Koffer bei sich und wollte ihn mit auf den Ball nehmen; natürlich habe ich es ihm ausge-

redet, denn ich bin überzeugt, ſie hätten ihn mit demſelben gar nicht hineingelaſſen."

„Walter ſieht gut aus, er hat ſich eine Capuzinerkutte beſorgen laſſen."

„Was ihm Knorz übel nehmen wollte; doch nun wandeln ſie in Freundſchaft neben einander, Arm in Arm, gefolgt vom dicken van der Maaßen, der es nicht unterlaſſen kann, zuweilen einen kleinen Griff nach dem Halſe des Mönches zu thun."

„Da ſind wir an Ort und Stelle," ſagte Bergmüller, „das iſt ein ſchönes Gedränge; wir wollen uns dicht hinter dem Teufel halten, vor dem haben ſie immer einen gewaltigen Reſpekt."

Jetzt betraten ſie die Treppe und wurden, eingekeilt in eine compacte Menſchenmaſſe, langſam vorwärts geſtoßen; von oben herab drang durch die geöffneten Thüren blendender Lichterſchein und die taktmäßigen Klänge einer rauſchenden Muſik, welche aber beſonders gedämpft erſchien durch den eigenthümlichen Ton, den Tauſende von Stimmen hervorbrachten, die ſich plaudernd, lachend, rufend und in bekannten hohen Maskentönen quiekend vernehmen ließen.

„Man glaubt zu ſchieben und man wird geſchoben," ſagte der wilde Jäger, und Bergmüller ſetzte hinzu: „Ich bin noch froh darüber, daß wir die breite Maſſe des van der Maaßen vor uns haben."

„Wenn ich aber zufällig rückwärts falle, was wohl geſchehen kann, ſo erdrücke ich Euch Beide."

„Halte feſt, wackerer Teufel, bald ſind wir oben!"

„So — das war ein ſchweres Stück Arbeit."

Aber auch welche Belohnung durch dieſen wahrhaft prächtigen Anblick.

Da lag der weite, weißglänzende Saal in feenhafter Beleuchtung von hundert und abermals hundert Lichtern vor ihnen — eine Welt für ſich, eine bunte, heitere, glänzende, ſtrahlende, entzückende Welt; man glaubte zu träumen, man glaubte ſich in ein Zauberreich verſetzt; ſtatt der gewaltigen Säulen, welche die Decke

des Saales ſtützen, ſah man jetzt an deren Stelle rieſenhafte Champagnergläſer, aus deren weiten Oeffnungen der geiſtige Schaum bis zur Decke giſchte und ſich an derſelben in der mannichfachſten und ſeltſamſten Geſtaltung der Phantaſie ausbreitete. Da flogen bunte Schmetterlinge und zerrten Blumen-Guirlanden aus einander; da rankten ſeltſam geformte Stengel im maleriſchen Gewirre durch einander und zeigten fremdartige Blüthen in den grellſten Farben; da ſchwebten koloſſale Libellen mit durchſichtig glänzenden Flügeln und trugen auf ihrem Rücken Amoretten und Genien, welche ſie an goldenen Zügeln regierten; hier hatte der weiße, wolkige Champagnerſchaum rieſige Perlen an die Decke geworfen, dort vertheilte er ſich zu richtigem Gewölke und zeigte ein dunkelblaues Firmament mit ſtrahlenden Sternen. Und wo am Rande der Champagnergläſer das koſtbare Naß übergefloſſen war, da hatte es ſich ebenfalls in Blumen und Blüten verwandelt, welche in zierlichen Feſtons bis auf das Maskengewühl herabhingen.

Zwei ſtark beſetzte Muſikbanden ſpielten abwechſelnd in dem Saale, und von den Orcheſtern am unteren und oberen Theile desſelben gingen terraſſenförmige Tribunen herab mit dem bunteſten Maskengewühle angefüllt und ſo das glänzende Leben des Saales mit der phantaſtiſch geſchmückten Decke in Verbindung ſetzend, wobei man den General-Muſikdirektor des Prinzen Carneval, den Maeſtro Radikati, mit blitzſchneller Geſchäftigkeit von Orcheſter zu Orcheſter eilen ſah, eine Rieſenuhr in der Hand, um zu vermitteln, daß der Takt der Töne mit dem Takte der Freude gleichen Schritt ging.

Es war in der That ein feenhafter Anblick. Der weite Saal mit ſeinen zahlloſen Lichtern, welche auf kryſtallenen Kronleuchtern funkelten, die rieſigen, blühenden Guirlanden, welche ſich in geſchmackvoller Eintracht von Pfeiler zu Pfeiler ſchlangen, die an den weiten Enden des Saales ſich alsdann in Bogenform durchkreuzten, ein duftiges Gewölbe bildend über förmlichen Gärten von Lorbeer, Orangen und Granatbäumen, deren Fontainen kryſtallhelles, küh-

lendes, aber gewöhnliches Waſſer emporwarfen, während an der andern Seite ein kleiner Springbrunnen aus dem echteſten, wohlriechendſten kölniſchen Waſſer einen wunderbaren Duft ringsum verbreitete — ein herrlicher Orangenduft, welcher lebhaft an den ſchönen Süden erinnerte, wo ſich der Held Carneval in dieſem Augenblicke befand.

Aber dabei war der Saal mit ſeinem Faſtnachtsleben ein Anblick, den Mancher ſchüchtern und zögernd von fern genoß, ehe er es wagte, ſich muthig in dieſen wilden Strudel, und zwar von den Nachdrängenden, ſtürzen zu laſſen; denn ein langes Beſinnen war nicht geſtattet, ſelbſt nicht einmal für die große und breite Geſtalt van der Maaßen's, der, wie ſo viele Andere, erſtaunt an der Thür ſtehen blieb und ſich darauf mit Einem Male, ohne eigentlich zu wiſſen wie, im dichteſten Gewühle befand. Auch blieb er nicht lange allein, denn nach den wenigſtens nicht ſehr einſchmeichelnden Worten: „Du biſt allerdings ſehr häßlich, aber als Teufel eine vortreffliche Schutzwehr!“ hatte ſich eine niedliche Gärtnerin an ſeinen linken Arm gehangen, während ſich gleich darauf eine verſchämt blickende Tyrolerin ſeines rechten Armes bemächtigte.

So ſehr ſich auch unſere Freunde Mühe gaben, einiger Maßen bei einander zu bleiben, ſo waren ſie doch in kurzer Zeit ſo nach allen Seiten aus einander geſtreut, daß ſie ſich wohl ſchwerlich für den heutigen Abend wieder gefunden hätten, wenn Rodenberg nicht den glücklichen Gedanken gehabt, eine Säule zu beſtimmen, wo ſie um zwölf Uhr zuſammentreffen ſollten.

Wie es van der Maaßen ergangen war, ſo geſchah es auch mit Walter, Knorr und Bergmüller: ſie wurden häufig angehalten, intriguirt, eine Strecke weit begleitet. Auch hatte ſich Rodenberg kaum in dem Saale ſehen laſſen, ſo wurde der wilde Jäger, der Glanzpunkt des heutigen Zuges, von eleganten Masken und Dominos umringt, die ihm angenehme, freundliche Worte zuflüſterten und von denen ſich die meiſten gern an ſeinen Arm gehangen, wenn er nicht gar ſo ſchroff und unempfindlich vorübergegangen wäre, oder wenn er

nicht jedes zarte Wort der Anspielung mit einem fast finstern Blicke beantwortet hätte. So lange er draußen mit den Freunden allein durch die nächtlich stillen Straßen gegangen war, hatte er des letzten Wortes, welches Juanita zu ihm gesagt, im Gespräche fast vergessen; jetzt aber, wo er sich hier unter den Tausenden so allein fühlte, sah er das heiß geliebte Mädchen so deutlich vor sich stehen, hörte ihr mehr als ruhiges Wort und sah an Einem fort ihr kaltes, vornehmes Kopfnicken. Und doch war er ja gewiß nicht deßhalb auf den Ball gegangen, um beständig daran zu denken, nein, gewiß nicht — wollte er sich doch erheitern, wollte er doch lustig sein, wie die Anderen, und in diesen tollen Stunden vergessen, was sein Herz so tief verletzt!

Wenn man nur nicht von allen Seiten so aufdringlich in ihn hineingeredet und ihn auf diese Art veranlaßt hätte, etwas zu erwiedern, wo er doch lieber geschwiegen! Meistens waren es freundliche Worte über den heutigen Maskenzug, Lobsprüche über die Schaar, die er geführt, über ihn selbst, sein Pferd, seine ritterliche Haltung. Wäre sein Herz nicht befangen gewesen, so müßte es ihn gefreut und interessirt haben, an der verschiedenen Art und Weise, wie man mit ihm sprach, den stärkeren oder schwächeren Grad einer wirklichen Theilnahme zu ermessen. Zuweilen auch drang irgend ein leise geflüstertes Wort tief in seine Seele, so daß er stehen blieb oder sich rasch nach der Sprecherin umwandte. Wenn er aber alsdann forschend in die Augenöffnungen der betreffenden Maske blickte, so sah er wohl, daß es nicht die glänzenden Sterne waren, die seinem Liebeshimmel ein so wunderbares Licht verliehen. Hätte er dabei alle die Blumen, alle die kleinen, scherzhaften Gegenstände in Zuckerwerk und sonstigen Spielereien annehmen wollen, welche ihm dargeboten wurden, er hätte sie nicht bei sich unterzubringen vermocht, und deßhalb wies er auch Alles bald ernst, bald freundlich von sich; nur ein einziges Mal nahm er ein Epheublatt, welches ihm ein Mönch mit weißem Haar und Barte bot und der zu ihm sprach: „Nimm dies, mein Sohn, möge es Dich schützen vor dem schreck-

lichen Ende des wilden Jägers! Leider aber bleibt mir wenig Hoffnung, denn ich bemerkte wohl, wie ſehr Du heute geneigt warſt, Dich dem böſen Principe zu Deiner Linken zuzuwenden — aber nimm immerhin dieſes Epheublatt zu Deinem Schutze, und möge es Dir ein Talisman ſein!"

Rodenberg, der hierin eine kleine Anſpielung an ſie und an vergangene Tage fand und der dadurch aus ſeiner Theilnahmloſigkeit ſogleich auf's lebhafteſte aufgeſtört wurde, wollte den Mönch durch eine Antwort zu einem längeren Geſpräche feſthalten, als er wenige Schritte vor ſich im dichteſten Gewühle, obgleich im nächſten Augenblicke mit der Schnelligkeit eines Blitzes wieder verſchwindend, ſeine beiden Jagdpagen ſah, weßhalb er den frommen Mann ſogleich ſtehen ließ, um jenen nachzueilen; doch vergebens durchbrach er die dichten Reihen der Masken mit einer faſt unanſtändigen Heftigkeit; vergebens warf er ſeine Blicke rings um ſich her, vergebens ſchlüpfte er wie ein Aal durch die Menge, ſich bald rechts, bald links windend! Und doch konnte er ſich nicht geirrt haben — er hatte die beiden Pagen zu deutlich geſehen und erkannt, Juanita mit Rüding; wenn es auch kein Gefühl war, welches mit Eiferſucht nur die entfernteſte Aehnlichkeit hatte, ſo war ihm doch der Gedanke peinlich, ſie am Arme eines Anderen zu wiſſen, ja, mehr als peinlich: verletzend, aufregend; ihm hätte auch dieſes Schickſal zu Theil werden können und er wäre vielleicht am heutigen Abende doch glücklich geweſen. Vergebliches Hoffen und Sehnen — die beiden Jagdpagen waren verſchwunden, und er mußte davon abſtehen, ſie wiederzufinden; es hätte, trotz der ungeheuren Menge, zu großes Aufſehen gegeben, wenn der Jäger ſeine wilde Jagd noch länger fortgeſetzt hätte. So traf er athemlos, erhitzt von dieſer Verfolgung, von dieſem vergeblichen Suchen, zufällig auf Walter, bei dem er ſtehen blieb.

„Was zum Teufel," ſagte der alte Maler, „Du ſchießeſt ja daher wie ein Pfeil — wem gilt's? Vielleicht jenem weißen Domino mit der ſchwarzen Sammtmaske, der dort hineilt?"

„Nimmermehr!“ sagte die Honoratorentochter und rückte in die Ecke des Sopha's, welche sie vorhin freiwillig verlassen. „Kommen Sie mir nicht näher, mein Herr, Sie werden zudringlich!“

Obgleich der Schneider über diese Wendung, welche die zärtliche Scene nahm, sich durchaus nicht unglücklich fühlte, so war er doch im höchsten Grade überrascht und konnte sich nicht enthalten zu fragen: „aber was wollten wir denn eigentlich, mein Fräulein?“

„Ich weiß es nicht!“ sagte entrüstet die Honoratorentochter, indem sie von dem Sopha aufstand: „das scheint mir hier ein vorbereiteter Ueberfall gewesen zu sein — o Gott! in welche Falle bin ich gerathen?“ — Sie gieng mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab und murmelte zwischen den Zähnen: „eine Heirath? — O Gott, diese Schmach! Eine Heirath mit einem Schneider!“

Seinerseits erhob sich der Herr Dubel ebenfalls sehr entrüstet und sagte feierlich: „mein Fräulein, ich habe mich entsetzlich in Ihnen getäuscht, ich glaubte bei Ihrem SSSS-tande, bei Ihrer Bildung annehmen zu können, daß die Zuneigung, welche Sie zu mir gefasssst, auf eine edle Absicht begründet sei, mir die Hand zu reichen und mich dadurch zu dem Range zu erheben, den Sie einnehmen, mir durch Ihre Glücksgüter äußerlich das zu verschaffen, was mir fehlt; ich sage nur äußerlich, mein Fräulein, denn was mein Inneres anbelangt, so isssst es unendlich reich und könnte zehn Herzen wie das Ihrige mit Edelmuth und anssss-tändigen Gesinnungen ausfüllen, zehn solcher armen Herzen.“

„Ich ein armes Herz?“ schrie entsetzt das Fräulein und sank auf das Sopha, indem sie that, als weine sie bittere Thränen; „ich ein armes Herz? — Was an mir ist arm? — Nichts!

„Er kümmert mich nicht im geringſten,“ entgegnete der wilde Jäger raſch und ſetzte fragend hinzu: „Haſt Du nicht meine beiden Jagdpagen geſehen?“

„Doch, es mag eine Viertelſtunde her ſein — ſtandeſt Du nicht bei ihnen — nicht? Nun, ſo war es ein anderer Jäger, mit dem ſie ſprachen.“

„Wo ſaheſt Du ſie?“

„Nun, faſt auf derſelben Stelle, wo wir uns jetzt befinden — ich mache keine große Anſtrengung im Umherwandern und pflege auf Maskenbällen nur mich meiſtens wie des Färbers Gaul im kleinen Kreiſe umherzutreiben — es iſt dies eine ſehr praktiſche Maßregel, bei der, wie Du überzeugt ſein kannſt, Alles an Dir vorüberſtrömt — ich rathe ſie Dir an.“

„Und will ſie mir künftig merken,“ gab Rodenberg ungeduldig zur Antwort — „doch ſage mir, biſt Du überzeugt, daß es Rüding und — der andere Page war?“

„Gewiß, der oder die,“ verſetzte Walter lachend, „obgleich ſie Larven trugen — die ſüße Geſtalt unſeres Cupido werde ich doch nicht verkennen! Er trug eine weiße Halbmaske, der oder die Andere eine rothe.“

„Und glaubſt Du, ſie ſei die Andere geweſen?“

„Ich möchte einen Eid darauf ablegen; wenigſtens war dieſe Geſtalt von der des ſanften Eduard in ihren zierlichen weichen Bewegungen ſo verſchieden wie ein eckiges Lineal von der Schönheitslinie — Du ſprachſt die Beiden alſo noch nicht?“

„Nein, möchte ſie aber einen Augenblick ſehen.“

„Gut, wenn ich ſie wiederfinde, was bei meinem untrüglichen Syſteme nicht fehlen kann, ſo werde ich ſie feſthalten und Dir zuführen — wo finde ich Dich aber?“

„Ich werde mich eine Zeit lang dort bei dem letzten Pfeiler auf der erhöhten Tribune aufſtellen.“

„Thue das — von dort kannſt Du auch mit Deinem ſcharfen Auge das Gewühl überſehen und mir, der ich hier in dieſer Gegend

bleibe, mit einer Bewegung die Richtung anzeigen, wo Du Deine leichtſinnigen Jagdpagen gewahr wirſt — ich ſage, leichtſinnig, weil es die Pflicht und Schuldigkeit dieſer beiden Bürſchlein geweſen wäre, Dich, ihren Herrn und Meiſter, aufzuſuchen."

„Ich danke Dir für dieſen Rath — es iſt alſo abgemacht; ich gehe ſogleich auf meinen Poſten."

Rodenberg eilte davon, ſo raſch er konnte, wurde aber nach ein paar Schritten von einem ſchwarzen Domino angehalten, der ihm mit verſtellter Stimme ſagte: „Wilder Jäger, man hat Dir gewiß heute ſchon Artigkeiten genug geſagt, und doch kann ich es nicht unterlaſſen, Dir die meinige beizufügen — ich habe nie etwas Gelungeneres geſehen, wie Deine famoſe Schaar — auf Ehre, räuberhaft!"

Rodenberg mußte lachen; obgleich es ihm im erſten Augenblicke ärgerlich geweſen war, aufgehalten zu werden, entgegnete er in heiterem Tone: „Ich danke Dir, ſchwarzer Domino, mit dem Namen Werdenberg, für Deine Anerkennung."

Damit eilte er fort und hörte noch, wie der Andere verwundert ſagte: „Kennt mich der ſo plötzlich — das iſt doch wahrhaftig trichinenhaft!"

Der wilde Jäger hatte für ſeine Beobachtung einen prächtigen Platz erwählt. Da lag der ganze Saal vor ihm, und wenn dieſes Meer von Masken auch für den erſten Anblick wie eine einzige wogende, brauſende Maſſe ausſah, ſo vermochte er doch in kurzer Zeit die einzelnen Geſtalten von einander abzuſondern und in ihren Eigenthümlichkeiten zu erkennen.

Hier waren Masken, Charaktere, Anzüge, wie ſie nur die Phantaſie des Einzelnen ſo wie des Maskenverleihers zu erfinden im Stande war. Hier ſah man die ſchönſten Coſtumes und die hervorragendſten Figuren aus ſämmtlichen Zügen. Da erſchienen bunte Hanswürſte hier und da wie leuchtende Blitze, denen das Klatſchen der Pritſche als Donner folgte; da zeichneten ſich weinſelige Pierrots durch ihre weißen Anzüge und ihr täppiſches Weſen aus; da waren zahlloſe Gärtner und Gärtnerinnen, zierliche Ita-

lienerinnen mit wunderbaren Banditen; da waren junge Ritter in Baumwolle und Tricots, gestickten Mänteln und dem unendlichsten Wohlbehagen über ihren schönen, geschmacklosen Anzug; da waren alle Nationen und alle Stände vertreten, vom weißen Müller bis zum schwarzen Schornsteinfeger; da war der berühmte Türke, der seine Sclaven an der Kette führt; da war die schreckliche Maske, die über und über mit gefährlichem Zuckerzeuge behangen war; da spazirte der harmlose Ofen, dessen aufrecht stehendem Rohr süße Düfte entquollen, mit der kleinen Thür auf der hinteren Seite, die von neugierigen Masken geöffnet, aber eben so rasch wieder geschlossen wurde; da sah man den kleinen, dicken Pascha von drei Roßschweifen mit dem so eigenthümlichen, breiten Gesichte und sonst noch eine Unmasse schöner und sinnreicher Masken, deren sich gewiß noch Mancher aus der damaligen Zeit erinnern wird. Und zwischen all' diesen bunten, farbigen Anzügen bildeten die unzähligen hellen und dunkeln Dominos eine angenehme Abwechslung von Licht und Schatten. Dabei dröhnten die brausenden Klänge der Musikbanden durch den Saal; dabei sah man an verschiedenen Orten schwache Versuche, auf einem winzig kleinen Platze eine Quadrille zu tanzen; dabei probirten heldenkühne Tänzer mit einer unglaublichen Ausdauer, sich vermittels eines Galopps oder eines Walzers Bahn zu brechen durch die eingekeilten Menschenmassen.

So sehr sich aber Rodenberg abmühte, um eine Spur der beiden Jagdpagen zu erblicken, so war das doch gerade so vergeblich, als wenn er nach einer Stecknadel geforscht hätte, die zu Boden gefallen wäre. Walter erblickte er zuweilen in dem kleinen Kreise, den dieser inmitten des Saales beschrieb. Und wenn er auch von hier aus sah, daß dessen Theorie richtig war, so bemerkte er aber auch eben so gut, daß die Gesuchten nicht in den Bereich des dort aufgestellten Spähers kamen.

„Ah, wilder Jäger, Dich habe ich lange gesucht!“ hörte er jetzt eine Stimme sagen und erblickte einen schwarzen Domino, der tiefer wie er stand und zu ihm aufschaute. Der Domino trug eine

ſtahlblaue Geſichtsmaske und hatte eine Schleife von derſelben Farbe an ſeiner Capuze. — „Du haſt Dir nicht umſonſt dieſen erhöhten Standpunkt ausgeſucht — ſage mir, auf welch' edles Wild Du fahndeſt?“

Der Angeredete war recht im Zuge, eine verdrießliche Antwort zu geben, und erwiederte achſelzuckend: „Mein lieber Domino, Du ſtellſt eine indiscrete Frage an mich oder Du mußt mich für einen ungeſchickten und leichtſinnigen Jäger halten, der ſich ein Vergnügen daraus macht, dem erſten beſten Unbekannten auf die Fährte ſeines Wildes zu helfen!“

„Der Erſte bin ich wohl nicht, aber einer von den Beſten, darauf kannſt Du Dich verlaſſen, wenigſtens im freundſchaftlichen Gefühle für Dich, und wenn auch Deine Antwort nicht zuvorkommend iſt, ſo muß ich Dir doch Recht geben und die Klugheit des Jägers bewundern; aber — wenn meine Frage nur ſo eine Frage geweſen wäre, wie man ſie zur Einleitung eines Geſpräches ſtellt, wenn ich dem Jäger ſagen könnte, auf welches Wild er lauert?“

Rodenberg ließ ſeinen Blick abwärts gleiten auf den ſchwarzen Domino; doch ſah er nichts, als das gewöhnliche Leuchten eines Augenpaares aus den Augenhöhlen der gänzlich ausdrucksloſen Larve.

„Nun, ſoll ich Dir Dein Wild näher bezeichnen?“

„Wenn Du das könnteſt,“ erwiederte Rodenberg, „ſo müßte ich Dich allerdings mit einigem Intereſſe betrachten; doch wirſt Du mir im anderen Falle nicht übel nehmen, daß ich Dir ſage: Du ſtiehlſt mir hier eine koſtbare Minute, indem Du meine Aufmerkſamkeit von Wichtigerem ablenkſt!“

„Von Wichtigerem und Schönerem, da haſt Du Recht; wogegen ich es für unrecht finde von Deinen beiden Jagdpagen, daß ſie ſich ſo hartnäckig Deinem Blicke entziehen — ſuchſt Du ein anderes Wild, Rodenſteiner? Antworte mir ehrlich.“

„Beim Himmel, ich will ehrlich ſein und ja ſagen — allerdings forſche ich nach meinen beiden Jagdpagen!“

„Nimm Dich in Acht, Rodenſteiner,“ fuhr der ſchwarze Do-

mino fort, „daß dieſelben Dir nicht treulos werden und einen anderen Dienſt ſuchen!“

„Hätteſt Du vielleicht Luſt, ſie in den Deinigen zu nehmen?“

„Wer weiß!“

„Darüber könnte man reden!“ ſagte Rodenberg haſtig, und indem er nicht unterließ, ſeine Blicke wie bisher über das Maskengewühl ſchweifen zu laſſen, ſetzte er hinzu: „Aber vor allen Dingen müßte man wiſſen, wo ſie ſich aufhalten.“

„Das iſt allerdings ſchwer zu ſagen, denn ſie ſtreichen umher nach Art leichtſinniger Pagen; doch will ich Dir ſie ſuchen helfen.“

„Ich danke Dir, uneigennützige Maske, oder knüpfſt Du vielleicht an dieſen Vorſchlag irgend eine Bedingung, wenn wir ſie finden?“

„Allerdings. Aber eine billige Bedingung — ich ſchlage Dir eine Theilung vor.“

Rodenberg lachte laut auf; doch war es kein Lachen der Heiterkeit, vielmehr klang es recht ingrimmig hervor zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen; dabei machte er eine Bewegung mit der Hand, welche der Domino mit der ſtahlblauen Maske recht gut für eine Abweiſung halten konnte, dieſes Geſpräch abzubrechen.

Doch ſchien die Maske hierzu keine Luſt zu haben, denn ſie näherte ſich ſo dicht als möglich dem wilden Jäger und flüſterte ihm zu: „Thuſt Du doch gerade, als ſeien die Jagdpagen Deine Sclaven und läge es in Deinem Belieben, ihre Kette länger oder kürzer zu machen — oder,“ fuhr er in einem auffallend luſtigen Tone fort, „geht die Kette vielleicht von ihnen aus und biſt Du am Ende der Gefeſſelte — armer Rodenſteiner!“

Der junge Maler wandte ſich raſch gegen jenen Domino mit einer heftigen Antwort auf der Zunge; doch dachte er an den Carneval, und die trotzdem noch ſehr ſpitzige Antwort, welche er geben wollte, wurde ihm abgeſchnitten durch die Worte einer vermummten Dame, die ſich gegen den ſchwarzen Domino wandte und ihm ſagte: „Ich hoffe, Du biſt ſo artig, um mir für eine halbe Stunde Deinen Arm zu reichen?“

„Ich fürchte, ich bin es nicht," gab die blaue Larve zur Antwort — „verzeihe mir, ſchöne Unbekannte, aber Du biſt vielleicht die Zwölfte, welche dieſes Verlangen an mich ſtellt — bei den erſten ſechs war ich allerdings galant, ohne jedoch beſonders dafür belohnt zu werden."

„Mit anderen Worten, ich komme alſo zu ſpät für Dich, was ich aufrichtig in Deinem Intereſſe bedaure — ich glaube in der That, Du wäreſt belohnt worden!"

„Vielleicht — vielleicht auch nicht; aber verzeihe mir, ſchöne Unbekannte, Du unterbrichſt mich gerade hier in einer wichtigen Unterhandlung mit dem wilden Jäger!"

„Ah — das iſt der wilde Jäger?" ſagte die Dame, indem ſie langſam ihren Kopf erhob und Rodenberg anſchaute.

Lag etwas in dem Tone ihrer Stimme oder im Glanze ihres Auges, was ihn aufmerkſam machte — genug, er betrachtete die, welche zu ihm ſprach, mit einer ihm ſelbſt unerklärlichen Aufmerkſamkeit. Es war eine Figur von mittlerer Größe in einem Domino von weißer Seide und in einer weißen Larve, ohne irgend eine Bandſchleife oder ſonſtige Auszeichnung, ſo glaubte er im erſten Augenblicke; doch als ſie bei der Frage, die ſie vorhin that, ihren Kopf gegen ihn wandte, ſah er, daß ſie auf die rechte Seite ein einziges, kleines Epheublatt geſteckt hatte.

Wie war es möglich, daß ihm dieſes unbedeutende Zeichen ſo plötzlich und heftig das Blut ins Geſicht trieb, daß es ſein Auge aufleuchten, daß es ſein Herz heftiger ſchlagen ließ — ja, ein Epheublatt, wäre es möglich? — Ja, es war möglich — die Unbekannte hatte die Größe ihrer Figur; es war ein eigenthümlicher Blitz geweſen, der vorhin aus der weißen Larve in ſein Auge fiel.

Während er dies dachte und ſich haſtig gegen den weißen Domino wenden wollte, fiel ihm noch zum Glücke die ſtahlblaue Larve ein, welche ihre Blicke forſchend auf ihn geheftet hielt und welche er um Alles in der Welt auf keine richtige Spur führen mochte. Er legte deßhalb die Hand über ſeine Augen, wie um beſſer ſehen

zu können, in Wahrheit aber, um die Erregung auf ſeinem Geſichte zu verdecken, und ſagte alsdann: „Um Deine Anſpielung von vorhin, die Ketten betreffend, wieder aufzunehmen, ſo kann ich Dir darauf nur mit einem Gemeinplatze dienen, indem ich Dir entgegne: wer, mein Freund, trägt nicht irgend eine Kette? Es kommt nur Alles darauf an, ob ſie uns drückt oder ob ſie uns wie ein Roſenband erſcheint.“

„Gott helfe Deiner Poeſie!“ erwiederte die ſtahlblaue Larve.

„Und Deiner Galanterie! Denn ich finde es unverantwortlich, einer Dame die Bitte, ihr für eine halbe Stunde den Arm zu reichen, abzuſchlagen — hätte ſie mich erſucht, ich würde mir ein Vergnügen daraus machen!“

„Wenn Du Dich einer Abgewieſenen erbarmen willſt, ſo werde ich Dir dafür dankbar ſein, wilder Jäger!“

Jetzt litt es Rodenberg nicht eine Secunde länger auf ſeiner Tribune, er ſprang mit Einem Satze in den Saal hinab, auf die Gefahr hin, ein paar Masken niederzuwerfen, und ſtand ſo im nächſten Augenblicke neben dem weißen Domino.

„Ich danke Dir, wilder Jäger,“ ſagte dieſe, „für Deine Bereitwilligkeit, auf kurze Zeit meinen Ritter zu machen, nachdem mich dieſer ſchwarze, unfreundliche Domino abgewieſen, und daß er mich abgewieſen, wirſt Du mir vor aller Welt bezeugen können!“

Damit legte ſie ihren Arm in den des wilden Jägers und ging an ſeiner Seite davon. Die ſtahlblaue Larve blickte den Beiden einen Augenblick nach und ſagte: „Wenn ich nicht ſo genau wüßte, daß ſie als Jagdpage in ihren Wagen geſtiegen iſt und auf dem geraden Wege hieher fuhr, ſo könnte ich zweifelhaft werden; denn wenn dieſer junge Menſch es mir auch verbergen wollte, ſo trieb ihm doch der Anblick der weißen Maske das Blut ins Geſicht — doch ich bin thöricht — warum ſollte er nicht andere kleine Engagements hier haben?“

Kaum hatte Rodenberg den warmen Druck ihrer kleinen Hand verſpürt, ſo konnte er es nicht unterlaſſen, ihre zierlichen Finger

ſanft gegen ſeine Bruſt zu drücken, zu ihr zu ſagen: „O, Juanita, wie glücklich bin ich, Sie endlich gefunden zu haben!“

„Wer iſt dieſe Juanita?“ fragte der weiße Domino in einem recht natürlichen Tone.

„Dieſe Juanita,“ gab er in einem Tone zur Antwort, in welchen er die ganze Seligkeit ſeines Herzens zu legen verſuchte, „iſt ein ſeltſames Weſen, halb guter Engel, halb böſe Fee, eine wunderbare Künſtlerin; eben ſo gut, ſo herzlich, ſo lieb wie hartherzig, böſe und launiſch — dieſe Juanita iſt ein Weſen, das mich ſchon unendlich glücklich und auch wieder namenlos unglücklich gemacht hat, ein Weſen, das . . . .“

„Halt, halt, wilder Jäger, Du ſchilderſt mir da ein kleines Ungeheuer! Reden wir nichts mehr über dieſe Juanita.“

„O, ſchöne Maske, laß mich von ihr reden — ich traue Dir ein fühlendes Herz zu und möchte mit Dir über Juanita ſprechen — Alles, Alles, wie es mein Herz erfüllt, was ich ihr vielleicht doch ſelbſt niemals ſagen kann!“

„Das könnte gefährlich werden, wilder Jäger!“

„Unbeſorgt — in Juanita's Herz werden meine Worte ja doch nicht dringen, wie ich fürchte, und doch muß ich ſie ausſprechen, damit meine Bruſt nicht zerſpringt!“

„Und warum das? Ich kenne dieſe Juanita nicht!“

„Deſto beſſer, ſo kannſt Du unparteiiſch urtheilen — o, wie ich ſie liebe, dieſe Juanita, wie ich ſie liebe und fürchte, meine Sirene, meine Waldfee — ah, und ſie weiß, daß ich ſie liebe!“

„In der That, weiß ſie das?“ fragte der Domino in einem ſehr heiteren Tone — „ich meine, es muß ſie ſtolz machen, ſich vom wilden Jäger geliebt zu wiſſen, wenn ſie anders Neigung hat für eine eben ſo berühmte als außerordentliche Geſellſchaft!“

„Ja, ſie liebt eine ſolche phantaſtiſche Geſellſchaft — iſt ſie doch aus gleichem Blute entſproſſen, dieſe böſe Waldfee, welche den armen Sterblichen erſcheint, um ihre Sinne zu verwirren, die in den wunderbarſten Tönen zu ſingen verſteht — ach, ein Geſang,

der unſer Herz verzehrt und uns elend macht! Sie iſt eine neckende Fee, die uns an ſich feſſelt durch die Erinnerung an ihre wunderbare Schönheit, an ihren Geiſt und an ihre Liebenswürdigkeit, und die uns von ſich abhängig erhält, indem ſie uns verzauberte Epheublätter ſchenkt, die uns gefeſſelt halten an ſie, an ſchöne vergangene Stunden, und die unſere höchſte Seligkeit darin beſtehen läßt, daß wir uns zurückträumen dürfen in den duftigen Wald, wo wir ſie zum erſten Male geſehen!"

Sie antwortete nicht, doch fühlte Rodenberg mit Entzücken den leichten Druck ihrer feinen Finger auf ſeinem Arme, und er bat:

„O, Juanita, ſage nur ein einziges liebes, freundliches Wort zu mir — ich weiß ja, daß Du es biſt, die an meiner Seite geht! Aber wir haben in den letzten Tagen ſo viel mit Zaubereien geſpielt, ſo viel Umgang gehabt mit phantaſtiſchen, dämoniſchen Geſtalten, ja, mit dem Tod und dem Teufel verkehrt, daß es am Ende kein Wunder wäre, wenn irgend ein ſchattenhaftes Weſen, um mich noch mehr zu quälen, Deine Stimme angenommen hätte!"

„In dem Falle würde dieſes ſchattenhafte Weſen ja mit der Stimme Juanita's fortreden können, und Du hätteſt auch mit irgend einem zuſtimmenden Worte nichts gewonnen!"

„O doch — es gibt ein Wort, das derartige Weſen eben ſo wenig auszuſprechen vermögen, als ſie im Stande ſind, den Anblick des Kreuzes zu ertragen!"

„Auf dieſes Wort wäre ich in der That begierig!"

„O, es ſind die Worte, die ich Dir tauſendmal wiederholen möchte, die Worte: ‚ich liebe Dich!' — welche von Deinen Lippen zu hören mich zum ſeligſten Menſchen machen müßten — und Du biſt ſie mir ſchuldig, dieſe Worte, Juanita, als eine Belohnung für die Kälte, mit der Du mich heute Abend entlaſſen!"

„Schade, daß Dich Juanita nicht hört, wilder Jäger, aber wenn ich je ihre Bekanntſchaft machen ſollte, ſo verſpreche ich Dir, ihr Deine Worte zu wiederholen, ja, wenn es mir möglich iſt, eben ſo herzlich, eben ſo innig und mit dem ganzen Tone der Wahr-

heit, der durch Deine Worte zittert — vielleicht fühlt ſie dadurch ihr hartes Herz erweichen und ſagt Dir, wenn ſie Dich wiederſieht: .Arthur, ich liebe Dich!'"

„O, Juanita, Juanita!" ſagte er in einem gedämpften Tone, aber dabei mit einer ſolchen Heftigkeit und unverkennbaren Anſtrengung, dieſe Heftigkeit zu unterdrücken, daß ſie deutlich fühlte, wie ſein Arm, mit dem er den ihrigen an ſich preßte, zitternd bebte — „könnte ich Dir doch mit Worten die Seligkeit ausdrücken, die mein Herz erfüllt — o, dürfte ich vor Dir niederfallen und den Saum Deines Kleides küſſen!"

„Wilder Jäger, wilder Jäger," gab ſie ihm leiſe zur Antwort, „dieſe Worte höre und verſtehe ich, auch ohne daß Du es ausdrückſt! Aber für Deinen Schrei muß ich mich bedanken — wir erregen ſo ſchon Aufſehen genug bei den uns Begegnenden, und da ich von Vielen, die mich hier kennen, unerkannt bleiben möchte, ſo erfülle meine Bitte und verlaß mich für eine kurze Zeit!"

„O, Juanita, das ſpricht wieder die grauſame Waldfee!"

„Ja, ſie ſpricht es," erwiederte ſie in ernſtem Tone, „und verlangt Gehorſam. Du weißt, daß ich Dich nur in dem Falle wiederſehen darf, wenn Du meine Bedingungen erfüllſt."

„Dieſe grauſamen Bedingungen — und wann ſehe ich Dich wieder?"

„Stellen wir's dem Zufalle anheim!"

„O nein, Juanita, nicht das!" bat er herzlich — „ich habe es heute Abend ſchon erfahren, wie uns der Zufall zum Beſten haben kann! Suche ich Dich doch unter einer anderen Maske ſchon lange raſtlos, ehe ich das Glück hatte, Dich zu finden!"

„Und daß Du mich fandeſt, dafür ſei dem Zufalle dankbar!"

„Im Gegentheile — der Zufall führt uns nicht zuſammen — Du warſt ſo unendlich lieb, mich aufzuſuchen!"

„Deine Einbildungskraft iſt ſtark, wilder Jäger — doch trennen wir uns jetzt und forſche mir nicht nach, denn Du weißt aus Erfahrung, wir Feen des Waldes können das nicht leiden!"

„Gut, ich forſche Dir nicht nach; aber wo ſehe ich Dich heute Abend wieder?"

ſage ich Ihnen; o mein Gott! und das ſoll ich mir von einem ſolchen Subjekt bieten laſſen?“

„Sie brauchen ſich von mir gar nichts bieten zu laſſen!“ entgegnete feierlich Herr Dubel und nahm ſeine ſchönſte Stellung an; „ich habe überhaupt nicht Luſſſt, Ihnen etwas anzubieten; das einzige Gefühl, das mich manchmal beſchleicht, iſſſt allein das des Erbarmens, des Bedauerns; ja, mein Fräulein, ich bedaure Sie!“ — Damit wandte ſich der Herr Dubel nach der Thüre und überhörte, was die erhitzte und erzürnte Schöne ihm nachrief, indem er die Thüre hinter ſich in's Schloß warf und ſchwer aufathmend, aber gar nicht unglücklich, die Treppen hinab eilte.

Unten angekommen, gieng er in den Hof, um durch die Hinterthüre, welche erſt bei einbrechender Nacht geſchloſſen wurde, in die Straßen zu gelangen. Als er mit leichten Schritten in den dunklen Holzſchuppen trat, hörte er, wie zwei Männer die Treppen zur Wohnung über dieſem Gelaſſe hinaufſtiegen und mit einander ſprachen. Der Eine ſagte:

„Nun, ich will es Euch glauben, daß ſie Euch von ihrer Flucht nichts auf die Naſe gebunden haben; ich muß es glauben und ich will es glauben, denn, beim Teufel! wenn ich Euch im Verdacht hätte, daß Ihr den Weibern gegen mich geholfen, ſo machte ich Euch kalt, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen.“

„Seid nur nicht gleich ſo hitzig, Gevatter,“ ſagte der Andere, „und denkt einmal vernünftig nach, was es mir hätte nützen können, die Weiber zur Flucht zu ermuntern oder ihnen zu helfen; verliere ich nicht an unſerer guten Freundin Madame Müller mehr, als Ihr an dem dummen hochmüthigen Mädel? O, ſie war eine geſcheidte, kluge Perſon, die Alte nämlich! Was für einen guten Rath hatte ſie nicht immer bei der Hand, wie wußte ſie Alles zu erklären und ſcharf zu beurtheilen! Das

„In einer Stunde auf derſelben Stelle, wo ich Dich gefunden.“

„Ich danke Dir, Juanita!“

Sie hatte ihre Hand aus ſeinem Arme gezogen und war im nächſten Augenblicke im Gewühle der Masken verſchwunden.

Rodenberg blieb tief aufathmend ſtehen und hörte jetzt erſt wieder, wie gewaltig die Klänge der Muſik durch den Saal brauſten, wie die Masken rings um ihn her lachten, plauderten und mit verſtellten Stimmen fragten und antworteten. Jetzt erſt bemerkte er wieder den gewaltigen und rauſchenden tollen Strom, in dem er ſich nun auf einmal vorkam, wie der Schiffer ohne Compaß und Steuer auf wildem Meere.

Der ſchwarze Domino mit der ſtahlblauen Larve hatte den wilden Jäger mit der weißen Vermummten am Arme kaum verſchwinden ſehen, denn ſeine Aufmerkſamkeit war in dieſem Augenblicke auf eine ſchwarze Maske mit derſelben ſtahlblauen Larve gerichtet, welche ſich alle Mühe gab, raſch durch das Maskengewühl zu ihm zu gelangen. Endlich hatte ſie ihn erreicht und ſagte, mühſam Athem ſchöpfend: „Das iſt doch auf Ehre ein räuberhaftes Gedränge!“

„Haben Sie die beiden Masken gefunden?“ rief ihm der Andere haſtig entgegen.

„Schon mehrere Male, aber eben ſo oft verſchwanden ſie mir auch wieder.“

„Und jetzt?“

„Sitzen ſie in der Laube hinter der kleinen Fontaine, die das Eau de Cologne ſpendet.“

„Ich danke Ihnen! Wenn ich ſie nur dort noch finde — ich will auf dieſer Seite des Saales zu ihnen zu gelangen ſuchen; nehmen Sie die andere Seite für den Fall, daß ſie ihre Wanderung fortſetzten.“

„Unbeſorgt; ſie ſcheinen ermüdet und wollen ein wenig ausruhen.“

„Wenn wir ſie finden, thun wir nach unſerer Verabredung!“ rief der, welcher vorhin mit Rodenberg geſprochen, und verſchwand hierauf ſogleich zwiſchen den Masken.

XXXVI.

„Seht der Masken froh Gewimmel!“

Es war keine Kleinigkeit, den ungeheuren Saal mit einiger Schnelligkeit zu durchmessen, denn es war unmöglich, gerade vorwärts zu kommen; bald rechts, bald links die kleinste Lücke benutzend, traf der schwarze Domino jeden Augenblick auf förmliche Maskenknäuel, die er in einem Bogen umgehen mußte, wurde auch hin und wieder durch eine lange Reihe Harlequins und Pierrots, die Arm in Arm daher kamen, nicht nur aufgehalten, sondern eine weite Strecke zurückgedrängt, ehe er an ihnen vorüberschlüpfen konnte; und dabei hatte die stahlblaue Larve in kurzer Zeit so total ihre Richtung verloren, daß sie auf einmal zu ihrem großen Aerger an den beiden Springbrunnen mit dem gewöhnlichen Wasser stand und nun fluchend sich noch einmal durch den ganzen Saal kämpfen mußte.

Endlich erreichte er die kleine Fontaine und sah dort zu seinem großen Vergnügen den andern schwarzen Domino, mit dem er vorhin gesprochen, neben den beiden Jagdpagen sitzen. Seine Schritte hatte er bedeutend gemäßigt, um nicht durch hastiges Hinzueilen eine unnöthige Aufmerksamkeit zu erregen — ja, ehe er vollends näher trat, betrachtete er den kleinen Springbrunnen, beugte sich auch einen Augenblick über den Rand desselben, um den süßen Duft des wohlriechenden Wassers einzuathmen; dann erst näherte er sich, die Drei mit einem raschen Blicke überschauend, und sagte, sich zu

dem der zierlichen Pagen wendend, unter deſſen Jagdbarrett dunkles, glänzendes Haar hervorquoll: „Wenn es dem liebenswürdigen Jäger nicht unangenehm iſt, ſo darf ich mir vielleicht erlauben, einen Augenblick an ſeiner Seite Platz zu nehmen?“

Der andere ſchwarze Domino hatte beim Herannahen ſeines Ebenbildes dem Jagdpagen mit blonden Locken, neben dem er ſaß, etwas ins Ohr geflüſtert, worauf dieſer ſagte: „Wir ſind nicht ſo egoiſtiſch, einen Sitz für uns allein in Anſpruch nehmen zu wollen, der noch für Andere Raum bietet.“

„Ach, und welche Wohlthat Sie mir dadurch in jeder Hinſicht erweiſen!“ entgegnete die ſtahlblaue Larve, ſich neben den Pagen mit dem ſchwarzen Haare niederlaſſend. „Und auch Sie mißgönnen mir dieſes Plätzchen nicht?“ fragte er den letzteren.

Dieſer ſchüttelte den Kopf und antwortete mit einer offenbar und ſehr geſchickt verſtellten Stimme: „Gewiß nicht, es wäre grauſam, einen Ermüdeten um ein Haus weiter zu ſchicken!“

„Und woher weißt Du, ſchöner Jagdpage, daß ich müde bin?“

„Weil ich es geſehen, wie raſtlos Du den Saal durchſucht, wie Du bald hier, bald dort warſt. Haſt Du endlich gefunden, was Dich ſo in Unruhe ſetzte?“

„Ja — ich glaube, es gefunden zu haben — doch was Du ſo eben geſagt von meinem raſtloſen Erſcheinen bald hier und bald da, ſo haſt Du nicht vollkommen Recht. Wie Du ſiehſt, iſt mein Freund dort in ganz gleicher Tracht, und da haſt Du beide Perſonen für Eine genommen.“

„Gewiß nicht; Deinen Freund habe ich früher eben ſo gut bemerkt, wie jetzt, und Euer Anzug iſt allerdings ziemlich gleich, doch würde ich Dich als den echten Prinzen unter Tauſenden heraus kennen.“

„A—a—a—ah!“ machte die ſtahlblaue Larve mit dem unverkennbaren Ausdrucke höchſter Ueberraſchung und ſetzte in ſehr freundlichem Tone hinzu: „Ich wollte, Du könnteſt ſehen, ſchöner Jagdpage, wie ich erſtaune; aber,“ fuhr er leiſe fort, „wie ſehr ich mich

freue, Dich endlich gefunden zu haben, kannſt Du wohl am Klange meiner Stimme entnehmen!“

„So haſt Du alſo mich geſucht?“ fragte der Jagdpage, und als er jetzt ſeine rothe Halbmaske gegen den Anderen wandte, bemerkte dieſer deutlich das Leuchten eines glänzenden Augenpaares. — „Und es war nicht Ermüdung oder Zufall, was Dich an meine Seite geführt?“

„Dieſe Frage iſt eigentlich unverzeihlich, entzückt mich aber wieder durch ihre liebenswürdige Coquetterie. Ja, ich habe Dich geſucht, ſchöner Page, und jetzt, da ich Dich gefunden, empfinde ich erſt, daß dieſer ſonſt an ſich ſo langweilige Maskenball ganz außerordentlich reizend iſt, daß ich anfange, mich göttlich zu amuſiren, und daß ich auf dem beſten Wege bin, meine Wette zu gewinnen!“

„Welche Wette, mein edler Prinz?“

„Die Wette, die wir vor ein paar Tagen eingingen, entzückende Spanierin!“

„Ich wiederhole meine Frage: welche Wette?“

„Du erinnerſt Dich nicht?“

„Nein, mit dem beſten Willen!“

„Obgleich der Vorſchlag von Dir ausging, Du wollteſt auf dieſem Maskenballe dreimal mit mir reden, und wenn ich Dich nicht erkennen würde, hätte ich meine Wette verloren!“

„Und wenn dem ſo wäre, wenn ich mich vielleicht erinnerte, was folgte daraus?“

„Daß Du Deine Wette verloren hätteſt. Ich habe jetzt zum erſten Male das Glück, mit Dir zu reden, und habe Dich gleich erkannt — erlauben Sie mir, daß ich Ihre Hand küſſe, Donna Juanita!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, hatte er die zierlichen Finger des Jagdpagen ergriffen und einen recht warmen Kuß auf die kleine Stelle ſeines Armes gedrückt, die zwiſchen Handſchuh und Aermel ſichtbar war.

Der andere ſchwarze Domino hatte in dieſem Augenblicke zu

dem blonden Jagdpagen gesagt: „Finden Sie nicht, mein Freund, daß es bei dieser trichinenhaften Hitze köstlich wäre, ein Glas kühlen Champagners zu trinken? Kommen Sie, geben Sie mir Ihren Arm, und was Ihren Gefährten anbelangt, so können Sie sicher sein, wir finden ihn bei unserer Rückkehr hier oder anderswo wieder.“

Der Jagdpage mit dem schwarzen Haare, von welchem die Rede war, wandte sich bei diesen Worten an seinen Gefährten, als wollte er bitten, ihn nicht allein zu lassen; doch schien Ein Wort zu genügen, ihn förmlich zu beruhigen, worauf die beiden Anderen nach der Richtung des Buffets zu verschwanden.

„Ziehen Sie es nicht vor, noch einen Gang durch den Saal zu machen, statt hier sitzen zu bleiben und von allen Vorübergehenden angegafft zu werden?“

„Wie Sie wollen!“

Die stahlblaue Larve erhob sich rasch und schien es kaum erwarten zu können, bis der zierliche Jagdpage seinen Arm in den seinigen legte; dann gingen sie mit einander fort, worauf jener sich durchaus keine Mühe zu geben schien, das Gedränge zu vermeiden, im Gegentheile das dichteste Gewühl aufsuchte, dann aber die zärtlichste Sorgfalt entwickelte, um die feine Figur vor jeder unsanften Berührung zu bewahren, wobei er bald deren Arm fest an sich drückte, bald seine Hand um deren schlanke Taille legte; ein unnennbar angenehmes Gefühl durchströmte ihn dabei, und um so mehr, da er wohl fühlte, wie sich seine Gefährtin nicht durch scheues Zurückweichen undankbar für die innige Sorgfalt erwies, mit der er sie führte.

„Ah, Juanita,“ sagte der schwarze Domino endlich, als sie an der anderen Seite des Saales eine etwas ruhigere Stelle erreicht hatten, „wie glücklich macht mich diese Begegnung und wie dankbar bin ich Ihnen für die Erlaubniß, Sie geleiten zu dürfen!“

„Ein Geleite, das Sie mit eben so viel Umsicht als Sorgfalt ausführten, das ist nicht zu läugnen,“ gab der Jagdpage heiter zur Antwort — „wenn ich aber nicht Juanita wäre?“

„O, Du biſt's, laß jetzt Deine Neckereien, ſei gut und geſtehe mir zu, daß ich meine Wette gewonnen!“

„Und wenn Du Deine Wette verloren hätteſt?“

„Unmöglich — nimm Deine Maske ab, laß mich Deine ſchönen Züge ſehen und läugne dann noch, daß Du nicht Juanita biſt!“

„Ich nehme gar keinen Anſtand, Dein Verlangen zu erfüllen,“ ſprach der Jagdpage, indem er die Hand an ſeine Larve legte, „und da ich Dich, ſchwarzer Domino, genau kenne, ſo verlange ich nicht einmal, daß Du Dich ebenfalls demaskirſt. Fühlſt Du Dich wirklich ſtark genug, eine furchtbare Enttäuſchung zu ertragen?“

„Ich bitte nur, dieſe Larve ſo raſch als möglich zu entfernen, damit ich endlich Deine ſchönen Züge ſehe!“

„Wohlan denn — Du zwingſt mich!“

Es iſt bei ähnlichen Demaskirungen vorgekommen, daß man nach Entfernung der Larve ein ſolides, erhitztes Mädchenantlitz zu ſchauen glaubte und in alternde Züge blickte, welche uns die glühende Röthe ins Geſicht trieben, wenn wir an all' die ſüßen Worte dachten, vermittelſt deren wir dieſen unangenehmen Zeitpunkt herbeigeführt — unangenehmer noch aber erging es dem ſchwarzen Domino mit der ſtahlblauen Larve; denn unter der Maske des Jagdpagen erſchien das ziemlich gewöhnliche Geſicht eines jungen, ſchmächtigen Menſchen, deſſen, wenn auch unbedeutender Anflug von Bart ſo abſchreckend auf den Anderen zu wirken ſchien, daß ſich dieſer, ohne ein Wort zu erwiedern, umwandte und in der größten Eile unter den Masken verſchwand.

Der wilde Jäger hatte, nachdem ihn der weiße Domino verlaſſen, ſeine Wanderung durch den Saal, ohne Zweck und Ziel, wieder aufgenommen; dabei hatte er im Vorbeigehen zu Walter geſagt, er ſolle ſich keine Mühe mehr geben, die beiden Jagdpagen ausfindig zu machen, denn er habe ſchon mit ihnen geſprochen, worauf der ehemalige Drache Griesgram den Arm des Rodenſteiners genommen und mit ihm davongeſchlendert war, natürlicher

Weiſe, dem Drange ſeines Herzens folgend, zu einem der Buffets in den Nebenſälen.

„Da haben wir ja, was wir geſucht,“ ſagte Walter, als ſie näher traten, „dort ſteht einer Deiner Jagdpagen und trinkt ein Glas Champagner, das heißt, eigentlich trinkt er nicht, ſondern nippt nur daran nach Frauenzimmer Art, was ich auch begreiflich finde.“

„Ich nicht,“ ſagte Rodenberg lachend; „der gehört ſo wenig zum ſchönen Geſchlechte, wie Du und ich! Mich freut es nur, die ſtahlblaue Larve bei meinem Jagdpagen wieder zu finden — er hat nicht minder nach demſelben geſucht, wie ich ſelber. — Ah, ſchwarzer Domino,“ fuhr er, an das Buffet tretend, fort, „ich gratulire Dir, Du haſt Deinen Zweck erreicht!“

„So halb und halb,“ entgegnete jener; „aber ich habe es da mit einer ſtummen Perſon zu thun, ſie ſpricht nicht und trinkt nicht.“

„Den blonden Locken nach iſt's Rüding,“ flüſterte Walter ſeinem Freunde ins Ohr.

„Möglich, doch würde der ſprechen und trinken.“

„Ich werde mit ihm anſtoßen und ihm dabei ein paar Schmeicheleien ſagen, die er nicht unbeantwortet läßt — laß Du nur Champagner kommen.“

Der Wein kam und ſchäumte in den Gläſern.

„Auf Dein Wohl, meine blaue Larve,“ ſagte der wilde Jäger, „und auf das Deines Doppelgängers, denn Ihr ſeid Eurer Zwei und verfolgt wohl Beide den gleichen Zweck, der Eine, um mich waidgerecht auszudrücken, als Treiber, der Andere als Schütze — welchen habe ich vor mir?“

Der ſchwarze Domino ſtieß mit dem Rodenſteiner luſtig an, worauf er erwiederte: „Daß die Treiberei ein räuberhaftes Vergnügen iſt, deſſen kann ich Sie verſichern!“

„Ah, Major Werdenberg — ich freue mich, Sie hier zu finden! Wollen Sie aber nicht bei der Hitze die Larve ablegen?“

„Ich darf ja nicht,“ gab der Adjutant Seiner Hoheit in

klagendem Tone zur Antwort, „ich muß ja vorſtellen, was ich nicht bin, um das nicht zu ſein, was ich vorſtelle; und dabei ennuyire ich mich wie ein Mops — ſcheußlich, auf Ehre — ganz immens trichinenhaft! — Aber wo iſt mein Jagdpage geblieben? Hol' mich der Teufel, er iſt verſchwunden!“

Allerdings war er verſchwunden, und das bemerkte jetzt auch Walter zu ſeinem großen Bedauern, als er nach dem vierten Glaſe endlich anfangen wollte, dem vermeintlichen Rüding einige Schmeicheleien zu ſagen.

Rodenberg ſagte lachend: „Das ſoll Sie nicht beunruhigen — oder hatten Sie Auftrag, ihn zu hüten?“

„Allerdings hatte ich das, da mein Doppelgänger mit dem andern Jagdpagen unterwegs iſt. Jener trug eine rothe Larve und hatte dunkles Haar. Das iſt mir ein ſauberes Vergnügen, wenn man ſogar auf dem Maskenballe ſeinen Dienſt verſehen muß! Ich will nur wenigſtens an den Platz zurückgehen, wo wir die beiden Jagdpagen gefunden.“

„Und das war?“ fragte der wilde Jäger.

„An der kleinen Fontaine.“

„Aber zuerſt wollen wir unſern Champagner in aller Gemüthsruhe trinken, und dann helfen wir Beide Ihnen den Flüchtling einfangen.“

Darauf tranken ſie ihren Champagner und kehrten alsdann in erheiterter Stimmung wieder in den Saal zurück, wo ſie ſich mit dem Verſprechen trennten, den leichtſinnigen Jagdpagen, ſobald ſie ihn gefunden, nach der kleinen Fontaine zurückzubringen.

Sich hierauf ſo gut es gehen wollte, durch das Gewühl, welches immer noch zuzunehmen ſchien, wendend, blieb der wilde Jäger plötzlich wie angewurzelt ſtehen, änderte alsdann ſeine Richtung und ſtürzte einem weißen Domino nach, der wenige Schritte vor ihm aufleuchtete, um eben ſo raſch wieder zu verſchwinden — jetzt ſah er ihn wieder und bemerkte, wie derſelbe durch eine Schaar Hanswürſte aufgehalten wurde, und als die Maske, um ihnen zu ent-

gehen, ſich umwandte, entdeckte er mit Entzücken an der Seite ihrer Capuze das Epheublatt.

Ohne Schonung Alles, was ſich in ſeinem Wege befand, auf die Seite drückend, hatte er in Kurzem den weißen Domino erreicht, und ſich an ſeine Seite drängend, ſagte er ihm flüſternd: „Obgleich die Stunde noch nicht verſtrichen iſt, ſo wirſt Du mir doch erlauben, ſchöne Maske, Dir ein freundliches Wort zuzuflüſtern, ſchon aus Erkenntlichkeit wegen meines muſterhaften Gehorſams, denn ich bin Dir nicht gefolgt, ich habe Dir nicht nachgeforſcht!“

„Was Du mir da ſagſt, verſtehe ich nicht,“ gab der weiße Domino in einem leiſen, faſt flüſternden Tone zur Antwort.

„O, ſei ſo gut, es zu verſtehen!“

„Mit Vergnügen, wenn ich könnte; aber ich wiederhole Dir, ich bin nicht im Stande, es zu thun — ich kenne Dich nicht!“

„Ah, Du kennſt mich nicht? Haſt mich auch wohl heute noch nicht geſehen?“

„O ja, wilder Jäger, ich ſah Dich heute ſchon und ſah Dich gern!“

„Für dieſes Wort danke ich Dir; aber verſtehen willſt Du mich nicht?“

„Ich kann nicht!“

„Ah, ſtrenge Waldfee, ich ſehe wohl, Du haſt große Luſt, mich dafür zu beſtrafen, daß ich Dir in den Weg getreten bin, ehe die mir beſtimmte Friſt abgelaufen war!“

„Wohl möglich!“

„Nun gut, ich verlaſſe Dich, aber zum Zeichen, daß Du mir verziehen, reiche mir Deine Hand!“

Das that denn auch der weiße Domino, ja, er litt es ſogar, daß der wilde Jäger dieſe Hand an ſeine Lippen drückte und dann ſtehen blieb, um der davoneilenden Maske lange nachzuſchauen.

Im nächſten Augenblicke aber feſſelte etwas Anderes ſeine Aufmerkſamkeit in ſo heiterer Art, daß er ſich eines Lächelns nicht enthalten konnte, denn er ſah einen der beiden ſchwarzen Domino's

in ſeiner ſtahlblauen Larve, gewiß den räuberhaften Adjutanten, wie eine Rakete an ſich vorbeiſchießen und verſchwinden — vergeblich rief er ihm nach; jener ſetzte in höchſter Eile ſeinen Weg fort, bis er den weißen Domino erreicht, mit dem der wilde Jäger ſoeben geſprochen und deſſen Hand er geküßt.

„Halt, ſchöne Maske," ſagte er alsdann; „einmal war ich ſo unverantwortlich verblendet, Deinen Arm nicht anzunehmen, als Du ihn mir freiwillig boteſt, doch ſei gnädig, verzeihe mir, ich bin furchtbar dafür beſtraft worden!"

„Du irrſt Dich, ſchwarzer Domino," gab die vermummte Dame in ſehr leiſem Tone zur Antwort, „ich habe Dir nie meinen Arm angeboten!"

„Sei gut und läugne nicht; Du boteſt mir Deinen Arm an, dort an jener Stelle, vor nicht langer Zeit, und als ich ihn leider ablehnte, da ich Dich in einer andern Geſtalt ſuchte, ſo beglückteſt Du den wilden Jäger und erlaubteſt ihm, Dich zu begleiten!".

„Ich ſage Dir, Du irrſt Dich!"

„Gut, ich will mich denn geirrt haben; aber ſei ſo freundlich und reiche mir Deinen Arm, damit ich meine Unart gegen Dich wenigſtens in etwas wieder gut machen kann — willſt Du?"

„Warum nicht?" ſagte die weiße Maske; „obgleich ich Dir wiederhole, daß Du Dich täuſcheſt!"

Dieſes Mal aber war die ſtahlblaue Larve ihrer Sache gewiß; hatte doch auch ſie vorhin das kleine Epheublatt bemerkt, das ſie jetzt an der Capuze wiederſah. Doch war der ſchwarze Domino, in Erinnerung an den unangenehmen Vorfall von vorhin, ſo klug geworden, mit ſeiner Hand die Finger des weißen Domino's zu faſſen und dadurch zu der feſten Ueberzeugung gelangt, daß er es dieſes Mal mit einer Damenhand zu thun habe, ja, mit einer kleinen, feinen Damenhand.

„Grauſame Juanita," ſagte er, an ihrer Seite gehend, „war es wohl recht, mich für meine Ablehnung ſo entſetzlich zu beſtrafen? — Fühlen Sie keine Reue darüber? — Wollen Sie mir nicht ein

Geschäft ist fast ruinirt, weil sie nicht mehr dabei ist.“ — Dieß sagte er mit einem großen Seufzer.

„Freilich, freilich!“ murmelte der Andere, „sie hat uns viel genützt und ihre Flucht ist uns ein großer Schaden.“

„Auch könnte sie uns verrathen,“ meinte der Andere.

„O unbesorgt!“ entgegnete der Erste, „die Alte ist hart wie Fels und das Mädel weiß wenig von unsern Geschichten — wenn es mir nur nicht immer vorschwebte, als sei ich den Beiden an dem Abend selbst, wo sie davon liefen, auf der Straße begegnet. Wenn dem so ist, möchte ich mir den Kopf einrennen! Aber ich werde sie wieder bekommen, dafür stehe ich Euch; ich habe schon an ein paar gute Bekannte geschrieben, und so wie man mir Nachrichten von den Beiden gibt, setze ich ihnen selbst nach und lasse sie irgendwo als gefährliche Landstreicherinnen arretiren.“

„Bravo, Gevatter!“

„Wie steht's aber mit der anderen Sache?“ fragte die erste Stimme; „habt Ihr was ausgedacht, wie wir den hochmüthigen Kerl ruiniren?“

„Laßt mich nur machen!“ lachte der Andere; „wir haben ein herrliches Plänchen und das kann nicht fehlschlagen.“

Jetzt verloren sich die Stimmen der beiden Sprechenden in's Innere der Wohnung, und der Schneider, welcher weiter nichts hörte, auch genug hatte, um sich allerlei Gedanken darüber zu machen, indem er die Stimme des Herrn Steinmann erkannt hatte und sich wohl erinnerte, wie ihm die alte Liliane heute Nachmittag gesagt, Niemand als die schlechte Person im Hinterhause, die auch mit ihrer Tochter bereits davon gelaufen sei, habe ihr das Geld gestohlen.

Nachdenkend schlenderte der Schneider durch die Straßen weiter, und da er keinen Zweck hatte, der ihn da- oder dorthin

freundliches Wort sagen, das mich tröstet, mir kein Wort der Erwiederung gönnen, nicht einmal einen Ihrer schönen, süßen Blicke?"

„Ich wüßte nicht, warum ich Sie ansehen sollte, noch viel weniger, was ich Ihnen zu erwiedern hätte!"

„O, Sennora, das ist mehr als grausam, das ist verletzend, hart — Sie wissen ja, wer mit Ihnen spricht — Ihr bewußter Anhänger und Verehrer — Ihr Sclave, wenn Sie wollen!"

„Wenn ich Sie aber versichere, daß ich nicht weiß, wer Sie sind!" gab der weiße Domino mit lauterer Stimme zur Antwort und dadurch in einem so natürlichen Tone derselben, daß die stahlblaue Larve mit einer fühlbaren Bestürzung stehen blieb und seine Begleiterin, ohne zu reden, ein paar Secunden lang anstarrte.

„Sie wissen in der That nicht, wer ich bin? Sie hätten keine Ahnung davon?"

„In der That, ich weiß es nicht!"

„Das ist derselbe weiße Domino — das ist das kleine Epheublatt — es ist dieselbe vermummte Dame, mit der der wilde Jäger noch eben so angelegentlich gesprochen," dachte der schwarze Domino, dann sagte er laut: „Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?"

„Warum nicht, wenn ich kann!"

„Wollen Sie sich einen Augenblick demaskiren, sobald ich meine Larve abnehme?"

„Ich habe keinen Grund, Nein zu sagen!"

„So ersuche ich Sie darum . . . — Ach, ich bitte um Vergebung — so etwas ist mir noch nie begegnet!"

Wenn auch die stahlblaue Larve dieses Mal nicht auf so unangenehme Art enttäuscht wurde, wie vorhin — denn aus der weißen Capuze schaute ihm ein frisches, allerliebstes Gesicht mit lebhaften Augen entgegen, um dessen hübschen Mund ein schelmisches Lächeln spielte —, so war es doch nicht die Dame, die er gesucht; er hatte sich abermals vergebens bemüht, und so war es wohl nicht zu verwundern, daß der gewandte Weltmann, seine Larve

wieder haſtig aufſetzend, mit einer etwas verlegenen Verbeugung den weißen Domino ſtehen ließ.

„Dergleichen,“ murmelte die ſtahlblaue Larve vor ſich hin, „könnte Einem den ganzen Ball, auf den ich mich ſo ſehr gefreut, verleiden, und doch bin ich ſicher, daß ſie ſich in ihrem Coſtume als Jagdpage in den Wagen geſetzt! Sollte es vielleicht der Andere geweſen ſein, bei dem Werdenberg zurückblieb? — doch hatte jener blonde Haare und dieſer ſchwarze — ah, und ich hätte darauf ſchwören mögen, es ſei ihre Figur! — Und dann wieder dieſer weiße Domino, obgleich ich mir dies allenfalls erklären kann; ich bin da zu einer Bekanntſchaft des jungen Malers hingerathen — ſie war wahrhaft nicht ſo übel, und wenn mich dieſes verführeriſche Weſen nicht förmlich in Feſſeln gelegt hätte, ſo wäre ich dem Zufalle dafür dankbar geweſen, ein ſo allerliebſtes Geſichtchen kennen gelernt zu haben — wie wird ſie, die mein Abenteuer gewiß erfährt, über mich lachen! — Ah, Werdenberg — Sie in der Geſellſchaft?“

Das Erſtaunen, welches ſich im Tone der Stimme ausdrückte, mit dem der Prinz jene Worte ſprach, galt begreiflicher Weiſe der Maske, bei der ſich das Ebenbild Seiner Hoheit befand und welche Niemand anders war, als der Jagdpage mit dem ſchwarzen Haare, den jener ſich obendrein bemühte, auf's ſorgſamſte und angelegentlichſte zu führen und auf's lebhafteſte zu unterhalten.

„Wieder dieſer verfluchte Burſche!“ murmelte der Prinz ärgerlich. „Sollte man nicht darauf ſchwören, wenn man dieſe Figur, dieſen Gang betrachtet, das ſei ein Mädchen und obendrein ein ſchön gewachſenes Weib!“

„Ich habe Dich wie eine Stecknadel geſucht, ſchwarzer Domino,“ ſagte die zweite ſtahlblaue Larve, haſtig hervortretend, „ich und dieſer liebenswürdige Page!“

„Was dieſen liebenswürdigen Pagen anbelangt,“ gab der Prinz trocken zur Antwort, „ſo hätte er ſich wohl denken können, daß mich ſein Wiederſehen nicht beſonders glücklich macht!“

„Unerklärlich," erwiederte der Doppelgänger des Anderen, „und doch haben wir ihn den ganzen Abend so lebhaft gesucht! Ich dachte, er wäre Dir entschlüpft, und war glücklich, Dich wiederzufinden!"

„Habe ich es Dir nicht gesagt," sprach jetzt der Jagdpage mit leiser Stimme, aus welchem aber unverkennbar ein Ton der Heiterkeit klang, „daß Du mit mir bei Deinem Freunde wenig Ehre einlegen würdest? O, unsere Wünsche ändern sich von Minute zu Minute, und was wir so eben noch sehnlich erstrebt, sind wir jetzt bereit, ohne Weiteres wegzuwerfen!"

„Bei Gott, Du sprichst ganz vernünftig," erwiederte Seine Hoheit, „und da das Wort ‚wegwerfen' etwas stark ist, so wollen wir dafür ‚verlassen' sagen!"

„Also, ich soll Dich verlassen?"

„Wenn es Dir gefällig ist!"

„Und Du willst nicht noch einmal so freundlich sein, mich wie vorhin durch den Saal zu geleiten?"

„Mein lieber Jagdpage," sagte Seine Hoheit in einem Tone des Ueberdrusses, „es gibt in allen Dingen eine Gränze, die man nicht überschreiten soll. Du hast mich einmal angeführt, und es ist wahrlich kein Compliment für mich, daß Du den Versuch machst, dieß zum zweiten Male zu thun. Amusire Dich gut und grüße mir Deinen wilden Jäger — kommen Sie, Werdenberg!"

Und nun erzählte der Prinz dem Adjutanten, nicht ohne einigen Aerger dabei zu verrathen, sein Abenteuer mit eben demselben Jagdpagen, ohne dabei zu bemerken, wie ihn Herr von Werdenberg mit großem Erstaunen anblickte, und ohne ihn, so oft er reden wollte, zu Worte kommen zu lassen.

„Sagen Sie, was Sie wollen," rief er im Eifer des Gespräches, während sie dahingingen, „es war frech von diesem jungen Burschen, und von jener Dame, die ich so hoch verehre, gelinde gesagt, etwas rücksichtslos!"

„Aber jene Dame?" sagte der Adjutant.

„Jene Dame hätte unter einer Verkleidung, wie sie sie wählen

mochte, ſich mir nähern können, mich intriguiren, mir alle möglichen ſcharfen Dinge ſagen — meinetwegen; aber mich dem ausſetzen, daß ich einen jungen Burſchen für ſie halte und an ihn hübſche Redensarten und dergleichen verſchwende — ah, mon cher, c'est trop fort!"

„Es iſt allerdings immens räuberhaft — aber jene Dame hat . . ."

„Jene Dame," fiel ihm der Prinz eifrig in's Wort, „hat nicht den Muth gehabt, mir gegenüber zu treten, noch viel weniger, mich anzureden — würde ich ſie ſonſt nicht augenblicklich beim erſten Worte erkannt und ſo meine Wette glänzend gewonnen haben?"

„Eure Hoheit wollen mir verzeihen," entgegnete der Adjutant im Tone des höchſten Erſtaunens, „ich verſtehe Ihre Worte eben ſo wenig, als die kurze Abfertigung, die Sie vorhin meinem ſchönen Jagdpagen zu Theil werden ließen!"

„Bitte, lieber Werdenberg, berühren Sie dieſen Kerl nicht mehr!"

„Dieſen Kerl, Hoheit? Sie können allerdings unter der Larve meine Verwunderung nicht ſehen, aber ich verſichere Ihnen, daß ich im höchſten Grade erſtaunt bin! Welchen Kerl meinen Eure Hoheit?"

„Nun, Ihren Jagdpagen, dieſen ekelhaften Burſchen!"

„Mein Jagdpage, Hoheit — war ja eben jene Dame, von der Sie ſprachen und die Sie ſtundenlang vergeblich geſucht!"

„Machen Sie keine ſchlechten Späße, Werdenberg!" rief der Prinz, indem er ſtehen blieb und ſeinen Arm raſch aus dem ſeines Begleiters zog.

„Der Himmel ſoll mich bewahren, daß ich Euer Hoheit gegenüber mit ernſten Dingen ſcherze! Der Jagdpage, den ich nach langem Suchen und nach einigen Fehlgriffen endlich ſo glücklich war, aufzufinden, war . . ."

„Nun — nun, war?"

„Die Marqueſa Sennora Vizcarro."

„Alle Teufel, wie iſt das möglich! Sind Sie Ihrer Sache gewiß?"

„So gewiß, als daß ich mit Ihnen rede — ſie gab ſich mir

ſogleich zu erkennen, ſie lüftete ihre Maske und zeigte mir ihr reizendes Geſicht!“

„Aber, Werdenberg,“ rief Seine Hoheit, die Hände zuſammenſchlagend, „wie konnten Sie ſo gegen mich handeln?“

„Ich verſtehe Sie nicht, gnädiger Herr!“

„Sie mußten doch hören, daß ich eine andere Perſon vor mir zu haben glaubte! Warum klärten Sie mich nicht auf?“

„Eure Hoheit ließen mich ja kaum zu Worte kommen und ſprachen ſo beſtimmt Ihre Anſicht aus, daß ich, da ich nicht wußte, was vorhergegangen, darin irgend ein mir allerdings unerklärliches Intriguenſpiel ſah!“

„O, das iſt ganz verflucht — aber Sie hätten mir mit Gewalt meinen Irrthum benehmen ſollen!“

„Ich vermochte das um ſo weniger, da mich die Dame auf den Empfang, wie er ihr zu Theil werden würde, ſehr richtig aufmerkſam gemacht hatte; ſie ſagte nämlich: ‚Ihr Doppelgänger wird mich nicht kennen wollen, und hat er dafür ſeine Gründe, die ich achten muß!‘“

„Ganz verflucht, das muß ich ſagen — ſaubere Gründe! — Nun, da iſt nichts zu machen,“ fuhr er nach einer längeren Pauſe in ruhigem Tone fort: „wir haben es mit einer ſehr ſchlauen Perſon zu thun und können nur Liſt gegen Liſt anwenden. Thun Sie mir die Liebe, Werdenberg, und ſuchen Sie des Jagdpagen nochmals habhaft zu werden; ſagen Sie ihm, ich hätte ihn allerdings erkannt, mich aber als kleine Strafe für ſeine Verrätherei ſo gegen ihn benommen, und was die Wette anbelange, ſo wolle ich großmüthiger Weiſe auf dreimaliges Anſprechen verzichten, und der ſoll gewonnen haben, der den Anderen bei der nächſten Begegnung bei ſeinem richtigen Namen nennt; ich hoffe, ſie wird das eingehen, und dann wollen wir ſehen. Sie haben doch dafür geſorgt, daß ich einen meiner Leute mit dem blauen Domino an der bezeichneten Stelle finde?“

„Gewiß, gnädiger Herr!“

„Nun gut, machen Sie Ihre Sache vorſichtig; es wäre doch eine Schande, wenn wir nicht als Sieger aus dieſem Kampfe hervorgehen würden, — ein Kampf, der mich ganz müde gemacht hat! Ich muß mir einen Platz zum Sitzen ſuchen und hoffe ihn an der kleinen Fontaine zu finden! dort ſuchen Sie mich auf, wenn ich bitten darf!“

Die Beiden trennten ſich und der Prinz ſchritt dem Ausgange des Saales zu.

Der wilde Jäger war ſchon lange vor der abgelaufenen Stunde an dem Platze, wo der weiße Domino mit dem Epheublatte verſprochen, ihn wiederzufinden, und hatte unterdeſſen vergeblich nach demſelben ausgeſpäht. Es iſt doch eigenthümlich, dachte er, wie man im Leben gerade wie auf einem Maskenballe oft ſo vergeblich die Begegnung eines geliebten Weſens herbeiwünſchen kann, während uns andere, gleichgültige Perſonen jeden Augenblick in die Hände laufen! Wie oft war er in der letzten Zeit den beiden Jagdpagen begegnet, wie oft hatte er mit Walter ein paar Worte geſprochen oder dem langen Knorz in ſeinem Anzuge von ſchwarzem Sarſenet zugewinkt, welcher ruhig und ohne viel Theilnahme zu verrathen durch das Gedränge der tollen Masken ſchritt und von allen durch ſein eigenthümlich ſtilles Weſen gemieden zu werden ſchien! Den Teufel hatte er nur ein einziges Mal geſehen, was ſeinen Grund darin hatte, daß dieſer luſtige Geſelle einer Schaar toller Zechbrüder in die Hände gefallen war, mit denen er in einem der Nebenzimmer tüchtig trank und heitere Lieder ſang — aber den weißen Domino hatte er ſeit lange nicht mehr erblickt, und wo er einen ſah und ihm nacheilte, da fehlte das bewußte Epheublatt. — Sollte ſie ihr Wort nicht halten — ſie hatte es ihm doch ſo feſt und ſicher verſprochen! — Da ſah er wieder einen der Jagdpagen auf ſich zutreten, Rüding, deſſen ſchöne, blonde Locken man unter ſchwarzen Haaren verborgen hatte; er ſchlenderte langſam näher, ſetzte ſich auf die Tribune zu den Füßen Rodenberg's nieder und ſagte mit leiſer Stimme: „Ich bin wahrhaftig müde; es

ſcheint mir, Du haſt noch immer nicht genug und kannſt Dich an dem Gewühle nicht ſatt ſehen."

„Das Gewühle kümmert mich wenig," gab Rodenberg zur Antwort, wobei er übrigens dem Gefährten wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte.

„Ah, ich verſtehe, Du ſuchſt etwas in dieſem Gedränge — nimm mir's nicht übel, das iſt eine langweilige Art, ſich auf Bällen zu amuſiren!"

„Das verſtehſt Du nicht!"

„Du ſuchſt einen weißen Domino?"

„Und wenn auch, was geht's Dich an?"

„Allerdings, es geht mich nichts an — aber Du, nach dem ſich Aller Blicke richten, der von Hunderten von ſchönen Mädchenaugen verfolgt wird, Du könnteſt was Geſcheiteres thun, als Dich einer Einzigen widmen, die ſich ſtundenlang amuſirt, um Dir raſch im Vorbeigehen ein flüchtiges Wort zu ſagen!"

„Und Du thäteſt klüger, Dich um Deine eigenen Sachen zu bekümmern, als mir mit verſtellter Stimme gute Lehren zu geben!"

„Ich gebe das zu; aber erkläre mir das Angenehme einer ſo flüchtigen Begegnung."

Der wilde Jäger hörte nur mit halbem Ohre, denn er glaubte den weißen Domino in der Ferne zu ſehen, ſagte aber mit einem glücklichen Lächeln: „O, es iſt etwas Entzückendes um ſo eine flüchtige Begegnung! Merke Dir das, Cupido, die leichte Berührung einer Hand ſagt Dir oft mehr, als tauſend geſprochene Worte!"

„So reiche mir einen Augenblick Deine Hand," ſagte der Jagdpage mit dem ſchwarzen Haare und in einem plötzlich ſo veränderten Tone, daß Rodenberg betroffen niederblickte, die ihm dargebotenen kleinen Finger in ſeine Rechte nahm und in glückſeligem Tone ausrief:

„Ah, nun laß ich Dich nimmer!"

„Und doch mußt Du mich wieder entlaſſen — ich habe hier ein köſtliches Durcheinander angerichtet, mein wilder Jäger, und will Dir ſpäter Alles auf's genaueſte berichten!"

„Nein, nein, ich laſſe Dich nicht!“

„Denke nur an Deine eigenen Worte, wie viele gleichgültige Reden die leiſe Berührung einer Hand aufwiegt!“

„Aber ich will mit Dir nichts Gleichgültiges reden, ich möchte Dir einmal lange, lange ſagen, wie ſehr ich Dich liebe, ſchöner Jagdpage, und wie glücklich es mich machte, Dir dies ſagen zu dürfen!“

„Aber nicht hier — jetzt nicht, ein Maskenball mit ſeinem wilden Treiben iſt kein Ort dazu.“

„Ah, darin haſt Du nicht Unrecht, und ich will Dich laſſen, wenn Du mir das Verſprechen gibſt, mich nur ein einziges Mal anhören zu wollen!“

„Die Erfüllung dieſes Verſprechens könnte gefährlich werden!“

„Bei Deinem ruhigen, ſtarken Herzen gewiß nicht — o, verſprich es mir, und ich laſſe Dich!“

Seit er ſie erkannt, hatte er ihre kleine Hand feſtgehalten und war, von der Tribune herabſteigend, neben ſie hingetreten, wobei er mit heißen Blicken ihre ſchlanke Geſtalt betrachtete und alsdann ſeufzend ſagte: „Und Dich ſoll ich jetzt wieder von mir laſſen, Du reizendes, verrätheriſches, wunderbares Geſchöpf, ſage mir nur Eines: wirſt Du mir endlich einmal in Deiner wahren Geſtalt erſcheinen, in einer Geſtalt, wo Du mich gern anhören wirſt, damit ich Dir ſage, wie ſehr ich Dich liebe?“

„Vielleicht — doch entlaſſe mich jetzt!“

„Vielleicht iſt ein trauriges Wort — ſage ein ehrliches Ja!“

„Ja denn — ja, Du wilder Menſch und böſer Jäger!“ hauchte ſie mit leiſer Stimme. Und ehe er ein weiteres Wort ſagen konnte, ſah er ſie behende durch die Masken ſchlüpfen.

Mittlerweile hatte ſich das Maskenleben im großen Saale des Gürzenich zur vollſten Blüte entfaltet. Eine Menge Theilnehmer der Züge waren ſpäter erſchienen, nachdem ſie ſich von den Mühſeligkeiten des Tages erholt, und die Regentſchaft des Helden Carneval, zwiſchen den beiden Springbrunnen aufgeſtellt, hatte die Hul-

digung der Gesandten fremder Staaten hier entgegen genommen, so wie sich ausgezeichnete Persönlichkeiten vorstellen lassen. Auch wurden Gnaden verschiedener Art so wie zahlreiche Orden an verdiente Männer und an die Mitglieder des diplomatischen Corps vertheilt, worauf das Wohl des Kleinen Rathes von den dankbaren Fremden aus großen silbernen Pokalen getrunken wurde.

Auch das tapfere Funkenheer war aufgezogen mit Musik und Fahne und hatte mit großer Mühe Spalier gebildet um einen kleinen Platz vor der Regentschaft, wo jetzt von hohen und höchsten Personen unter Paukenwirbel und Trompetenschall eine feierliche Quadrille getanzt wurde.

Unter großem Jubel erschien nun die berühmte Gesellschaft ‚Zum Hahnen', begleitet von zahlreichen Käfigen, in denen sich das Sinnbild ihrer Genossenschaft in stattlichen lebendigen Exemplaren befand, die an verschiedenen Stellen des Saales aufgestellt wurden, um später durch ihr helles Krähen den Glücklichen, welchen keine Stunde schlägt, das Herannahen des Tages zu verkündigen. Doch wurden diese Aufzüge und Vorstellungen nur je von einem kleinen Theile der gewaltigen Masse bemerkt, verstanden und mitgefeiert. Die übrige bunte, tolle Menge, die sich wieder in Hunderte von kleinen Kreisen und Wirbeln auflöste, bildete nach wie vor eine brausende, farbige Flut, die alle Einzelheiten, kaum erschienen, auch wieder spurlos verschlang und die von den eben erwähnten Aufzügen, Tänzen und Feierlichkeiten in der nächsten Minute nichts weiter auf ihrer schillernden Oberfläche übrig ließ, als ein vermehrtes Drängen und Bewegen, den Wasserkreisen vergleichbar, die ein in die Flut geworfener Stein hervorgebracht hat. Und über diesem wildbewegten Meere brausten fort und fort die Klänge der Musik, hier und da den ab- und zufluteuden Wogen etwas Taktmäßiges verleihend.

Folgen wir einem blauseidenen Domino, der von dem Nebenzimmer herkam und den Saal während einer halben Stunde mit einer Rastlosigkeit durchsuchte, die wohl eines besseren Erfolges

werth geweſen wäre; endlich aber lehnte er ſich ſichtbar ermüdet an einen der koloſſalen Kamine, die ſich auf der Längewand des Saales befinden, nahm hier ſeine Larve ab und zeigte ein ſehr erhitztes und verdrießliches Geſicht mit einer von Schweiß befeuchteten Stirn, welche er ſich bemühte, mit ſeinem Taſchentuche abzuwiſchen und ſich alsdann Kühlung zufächelte. In dieſer Beſchäftigung ließ er ſich auch nicht ſtören, als eine der ſtahlblauen Larven, von denen wir vorhin geſprochen, dicht vor ihn hintrat.

„Es iſt gerade ſo, als wenn ihn die Erde verſchlungen hätte,“ ſagte der im blauen Domino; ich habe den Saal ſo nach allen Richtungen durchmeſſen, daß er mir nicht hätte entgehen können! Haben Sie etwas von ihm bemerkt?“

„Vor einer halben Stunde ſah ich ihn mit dem wilden Jäger plaudern.“

„Ah, man machte ſich vielleicht über mich luſtig; doch unbeſorgt, ich hoffe auch noch zum Lachen zu kommen, und gerade dadurch, daß ich die ganze Jagd fallen laſſe und wie ich von Anfang an hätte thun ſollen, meinem eigenen Vergnügen nachlaufe!“

„Verzeihen mir Eure Hoheit, wenn ich einen ſehr gewöhnlichen Ausdruck gebrauche, aber Sie ſprachen da ſo eben eine räuberhaft ſchöne Idee aus,“ erwiederte der Adjutant im Tone der Befriedigung, „die Anderen haben leicht mit uns Maskerade ſpielen, ſie ſind ihrer Drei und Vier und . . .“

„Sind von einem klugen Kopfe regiert — nein, nein, Werdenberg, wir wollen ehrlich ſein, tüchtig in die Karten haben wir uns ſehen laſſen; doch wie geſagt, ich gebe meine Jagd auf und meine Wette verloren; amuſiren Sie ſich noch ſo gut, als Sie können. Sehen Sie, da haben wir unſern weißen Domino wieder, denſelben, mit dem ich vorhin ſprach, eine allerliebſte Perſon — ich werde ein wenig in ihrer Geſellſchaft umherſchlendern, wer weiß, welches Abenteuer uns noch ſchadlos hält!“

Damit ſetzte der Prinz ſeine Larve wieder auf und näherte ſich raſch der Maske, von der er ſo eben geſprochen und welche

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20745 / 011

durchaus keine Miene machte, als wolle sie ihm entgehen, ja, die ihn fast zu erwarten schien.

„Schöne Maske," sagte der blaue Domino, „verzeihe mir, daß ich nochmals in Deinen Weg trete!"

„Ah, Du bist es, der artige Ritter von vorhin mit der dunkelblauen Larve; scheint Dir meine Gesellschaft jetzt wünschenswerth?"

„Gewiß, und mir selbst zur Strafe bin ich seitdem allein geblieben und hatte Zeit über meine Unart nachzudenken, Dich vorhin so ohne Weiteres verlassen zu haben!"

„Das hat mir allerdings auch zu denken gegeben, und in diesen tiefen Gedanken versäumte ich es, meine Begleitung aufzusuchen, und daher bin ich eben so allein, wie Du."

„Ein herrlicher Zufall, den wir dadurch nützen können, wenn wir uns jetzt für eine kleine halbe Stunde vereinigen — wärst Du großmüthig genug, meinen Arm anzunehmen?"

„Warum nicht, armer Ritter, denn Du dauerst mich von Herzen — es ist hart, zu einem einmal verschmähten Gegenstande zurückkehren zu müssen!"

„Zu müssen? Darin irrst Du Dich! Wirst Du mir wohl glauben, wenn ich Dir sage, daß ich Dich seither überall gesucht, weil Dein freundliches Gesicht, Dein schönes Auge, Deine frischen Lippen, vor Allem Dein blondes Haar einen außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht — wirst Du mir das glauben?"

„Nein," erwiederte der weiße Domino lachend, „denn als Du mich vorhin betrachtetest, sah ich in Deiner Miene nichts, als daß Du gränzenlos bestürzt warst, so unangenehm enttäuscht zu sein!"

„Du übertreibst; obgleich ich Dir allerdings zugeben will, daß ich Dich für Jemand anders hielt, so war doch von Bestürzung keine Rede, denn jene Person, die ich suchte, ist mir im Grunde höchst gleichgültig. Es betraf nur eine Wette, und wenn ich ihr allenfalls zu danken verpflichtet bin, so ist es nur, weil sie mir, ohne es zu wollen, Gelegenheit gab, Dich, reizende Blondine, kennen zu lernen!"

„Du gehſt raſch, blauer Domino, Du gibſt mir da Namen, die mir doch für unſere gar zu kurze Bekanntſchaft nicht paſſend erſcheinen!“

„So ſage mir, wie ich Dich nennen ſoll. Es hat etwas Geſpenſterhaftes, Jemanden zu lieben, der keinen Namen hat.“

„Du wirſt ſo raſch vorwärts gehen, daß Du über Deine eigenen Worte ſtrauchelſt und fällſt — ich habe durchaus nicht die Abſicht, von Dir geliebt ſein zu wollen!“

„Du wirſt doch einen Maskenſcherz verſtehen?“

„O gewiß, und wenn Du als ſolchen einen Namen für mich brauchſt, ſo nenne mich meinetwegen bei dem Namen jener, die Du geſucht und gefunden!“

„Nein, das wäre mir eine unangenehme Erinnerung!“

„Mir ſcheint, man muß ſich vor Dir in Acht nehmen, Du biſt eben ſo vergeßlich als undankbar!“

„Stelle mich auf die Probe, ob ich das wirklich bin — nenne mir Deinen Namen und Deine Wohnung, und Du wirſt morgen ſehen, ob ich vergeßlich oder undankbar bin.“

„Schon wieder im Galopp, Ritter vom blauen Domino; ich ziehe einen langſamen Schritt vor!“

„Sei nicht ſo grauſam, mir Alles zu verweigern und mir Deine kleine Hand zu entziehen, wie Du eben thuſt; es iſt mir leichter und ſüßer, Dich ſo zu führen!“

„Wenn es mir aber nicht ſüßer iſt, ſo geführt zu werden? — Erlaube mir überhaupt eine Frage, blauer Domino: wohin führſt Du mich eigentlich?“

„Dort zu der kleinen Fontaine — es iſt dies ein allerliebſter Platz, um auszuruhen und zu plaudern, und dagegen wird Deine Grauſamkeit wohl nichts einzuwenden haben?“

„Gewiß nicht, ſetzen wir uns!“

Sie ließen ſich auf die Bank nieder, wo vorhin der ſchwarze Domino mit dem Jagdpagen geſeſſen, etwas, das der blaue Domino ganz vergeſſen zu haben ſchien, denn er bemühte ſich, ſeine Nach-

darin durch die süßesten Worte von dem außerordentlichen Eindrucke zu überzeugen, welchen sie auf ihn gemacht; ja, im Eifer des Gespräches hatte er ihre Hand genommen, und da er ein vollkommener Kenner war, so sah er mit großer Genugthuung sowohl die Feinheit der Finger als die Eleganz des tadellosen, hellen Handschuhes.

„Und Deinen Namen soll ich nie erfahren?“ fragte er dringender.

„Und wenn es ein Name wäre, der Dich erschreckte?“

Der blaue Domino stutzte, denn es gab allerdings solche Namen, die, hier ausgesprochen, ihn hätten erschrecken können; doch faßte er sich rasch und entgegnete: „Sei unbesorgt, schöne Maske, um mich zu erschrecken, müßtest Du mir ein anderes Wort sagen, als irgend einen beliebigen Namen; vielleicht ein Wort des Abschiedes oder Verabschiedung.“

„Ei, ei, Prinz Heinrich,“ sagte jetzt der Domino in sehr ruhigem Tone, „Du verleugnest ja jetzt auf einmal Deine ganze Vergangenheit, und ich bin doch überzeugt, daß ich nur irgend einen Namen zu nennen brauchte, um Dich an eine heitere oder an eine dunkle Stunde zu erinnern.“

Der blaue Domino war unwillkürlich etwas zusammengefahren, doch lachte er in der nächsten Secunde hell und lustig auf, worauf er zur Antwort gab: „Ich muß hier Jemanden haben, der mir merkwürdig ähnlich sieht, oder der ein ähnliches Costume trägt; ich habe schon einige Male für meinen Doppelgänger pikante Bemerkungen aushalten müssen.“

„Allerdings hast Du einen Doppelgänger, doch er ist der falsche, während Du der echte bist!“

„Laß den Scherz, sage mir lieber Deinen Namen!“

„Der Dich erschrecken müßte!“

„O, unbesorgt, ich habe starke Nerven — nenne mir Deinen lieben Namen, damit ich ihn innig ausspreche, wenn ich Deiner gedenke!“

„Nein, nein, Du bist zu wandelbar, um Dir trauen zu dürfen

— wie oft hast Du heute Abend schon die gleichen Redensarten angewandt!"

„Nicht ein einziges Mal, das könnte ich beschwören!"

„Und wenn ich jene hörte, die Du vorhin aufgesucht und der Du gewiß nicht minder innige Worte zugeflüstert, wie jetzt mir!"

„Möchte sie mich hören — ich versichere Dich, reizende Maske, Du hast mich in einem ganz falschen Verdachte!"

„Nun denn," gab der weiße Domino lachend zur Antwort, indem er langsam seine Larve vom Gesichte entfernte, „so wollen wir den Scherz beendigen, um von Eurer Hoheit die Versicherung zu erhalten, daß ich meine Wette glänzend gewonnen habe!"

Der Prinz war ein vollendeter Weltmann, ein vortrefflicher Fechter, bekannt durch seine Geistesgegenwart. Jeden Anderen, als ihn, müßte der Anblick Juanita's ziemlich aus der Fassung gebracht haben; denn, um der Wahrheit die Ehre zu geben, er hatte nicht im entferntesten daran gedacht, sie unter dem weißen Domino zu finden. Auf seinen Zügen erschien auch für eine Sekunde ein eigenthümlicher Ausdruck, welcher sich aber, statt in Erstaunen und Ueberraschung, in eine außerordentliche Heiterkeit verwandelte, mit welcher er lachend sagte: „Das ganze Maskenspiel von heute Abend, theuerste Marquesa, nenne ich doch ein pikantes Anziehen und Abstoßen — erlauben Sie mir, daß ich Ihnen als großer Meisterin in der Intrigue die Hand küsse, gestatten mir dabei aber, zu bemerken, daß in dem eben gespielten Acte Ihres Lustspiels die Verwicklung von mir ausging — ich wußte genau, wen ich diesmal zur kleinen Fontaine führte!"

„Prinz, Prinz! — Wollen Sie mir abstreiten, daß ich meine Wette gewonnen?"

„Das nicht, aber Sie werden dagegen so großmüthig sein und mich bei sich selbst vor der Beschämung erretten, Sie dreimal verkannt zu haben?"

„Und die reizende Blondine!"

„Spotten Sie nicht! Sie war hübsch genug, um es allenfalls

glaublich zu finden, daß man ſich in Kummer und Schmerz über Ihren Verluſt ein paar Augenblicke mit derſelben beſchäftigte."

„Wofür ich ihr dankbar bin," erwiederte Juanita, „und da ich nun meine Wette gewonnen habe, ſo iſt es doch in der That eine höchſt gelinde Strafe, welche ich über Sie verhänge, daß ich, an unſerer Uebereinkunft feſthaltend, Sie erſuche, eben dieſe hübſche Blondine ein Zeit lang durch den Saal zu führen!"

„Und ſo müßte ich Sie jetzt ſchon wieder verlaſſen? — Ich kenne keine grauſamere Strafe — ſagen Sie nur, welchen Zweck Sie dabei haben, mich ſo zu quälen — wiſſen Sie keine Aenderung meiner Strafe?"

„Laſſen Sie mich nachſinnen — o ja, ich wüßte eine!"

„Die mich nicht von Ihrer Seite verbannt?"

„Das kann ich Ihnen nicht verſprechen — Sie verſchmähen alſo meine hübſche Blondine, eine ſo reizende, kleine Frau?"

„Sie iſt verheirathet? — Um ſo mehr muß ich mich entfernt halten — ich möchte ſie nicht compromittiren — hoffentlich kennen Sie meine Grundſätze, Marqueſa?"

„Ich bin in Verzweiflung," ſagte Juanita im heiterſten Tone, „wie ich diesmal Ihre ſtrengen Grundſätze mit meiner gewonnenen Wette vereinigen ſoll!"

„O, wenn Sie nur wollen — Ihrem ſcharfen Verſtande fehlt es nie an einem Mittelwege!"

Juanita dachte einen Augenblick nach, dann ſagte ſie: „Ich glaube in der That, Eurer Hoheit diesmal Recht geben zu dürfen — aber wenn ich Ihnen einen anderen Vorſchlag mache, ſo hoffe ich auf keine Widerrede zu ſtoßen!"

„Mein Wort darauf, da ich von Ihrer liebenswürdigen Discretion überzeugt bin! — Was ſoll ich thun?"

„Einen tüchtigen Künſtler, den Mann meiner kleinen Blondine, protegiren."

„Mit Vergnügen — was habe ich zu thun?"

„O, eine Kleinigkeit — ihm zu erlauben, daß er ſich morgen

früh bei Ihnen meldet, worauf Sie ihm ſagen: Sie hätten ſich ſchon lange darauf gefreut, einen Künſtler von ſo bekanntem und gutem Namen kennen zu lernen."

„Und wie heißt dieſer mir ſo genau bekannte Künſtler?" fragte lachend Seine Hoheit.

„Er heißt Bergmüller," fuhr Juanita fort, ohne ſich im mindeſten an das leichte Kopfſchütteln des Prinzen zu kehren — „Bergmüller, ein junger Mann, der hübſche Landſchaften malt und dem geholfen iſt, wenn er ſagen darf, Eure Hoheit habe ihm ein Bild beſtellt — verſtehen wir uns, Prinz?"

„Vollkommen," entgegnete der blaue Domino und ſetzte galant hinzu: „Theuerſte Marqueſa, ich weiß nicht, was ich an Ihnen mehr bewundern ſoll, Ihre Schönheit, Ihren Verſtand oder Ihre Herzensgüte! O, laſſen Sie mich vor der letzten, köſtlichſten Eigenſchaft anbetend niederfallen, indem Sie mir die Erlaubniß geben, Sie ſtatt der reizenden Blondine einmal durch den Saal führen zu dürfen!"

„Wenn dieſes ‚Einmal' wörtlich zu verſtehen iſt, ſo will ich meine Herzensgüte leuchten laſſen — aber nur einmal, denn ich habe noch andere Verpflichtungen, und auf einem Maskenballe liebe ich ſchrankenloſe Freiheit!"

„O, der Glückliche, dem Sie ſich verpflichtet!"

„Es iſt ein Act der Dankbarkeit," entgegnete das ſchöne Mädchen in gleichgültigem Tone; dann legte ſie den Arm in den des Prinzen und ſchritt mit ihm durch den Saal. —

Walter war mit Bergmüller zuſammengetroffen, und letzterer führte einen der Jagdpagen am Arme.

„Wenn es Dir recht iſt," ſagte der alte Maler, „ſo ſchlängeln wir uns ein wenig in die Nebenſäle; ich muß Dir ſchon geſtehen, daß dieſes koloſſale Lärmen anfängt, bedeutend auf meinen Kopf zu wirken. Suchen wir van der Maaßen auf — das iſt gewiß der glücklichſte Teufel unter allen hölliſchen Heerſchaaren!"

„Ich will Dich für einen Augenblick hin begleiten," entgegnete

Bergmüller und ſetzte mit einem Blicke auf ſeinen Gefährten hinzu: „dann aber nach Hauſe gehen — meine Frau iſt müde und auch ich ſehne mich nach Ruhe.“

„Eigentlich könnte ich Deinem Beiſpiele folgen, doch muß ich vorher nach Rodenberg ſehen; wir wollten uns bei der dritten Säule dort treffen.“

„Vor der Hand thuſt Du ihm keinen Gefallen, wenn Du ihm in den Weg trittſt,“ ſagte Bergmüller, indem er ſich lächelnd umſchaute; „ſieh', dort kommt er eilig daher, nicht weil er uns hier ſieht, ſondern weil er angelegentlich jenen beiden Dominos folgt, dem blauen und dem weißen.“

„Er bleibt als der wildeſte der Jäger in ſeiner Rolle und jagt die weiße Hindin,“ verſetzte Walter und fragte gleich darauf: „Haſt Du den ſanften Eduard und Knorz nicht geſehen?“

„O ja, Rüding vor einer halben Stunde am Arme einer dicken Tyrolerin.“

„Haſt Du ſie gekannt, Waſſermüller?“

„Hm,“ machte jener mit einem eigenthümlichen Blicke auf ſeine Frau.

„Nun, wir werden morgen ſchon erfahren, welche vornehme Dame ihn beglückt hat; wenigſtens war's eine Prinzeſſin — doch wo iſt Knorz geblieben?“

Er langweilte ſich und iſt ſchon vor einer Stunde nach Hauſe.“

„Doch ſieh', Rodenberg hat ſeinen Zweck erreicht, der blaue Domino iſt abgefahren, und er führt die weiße vermummte Dame mit einer Ruhe und Behaglichkeit, die mir zu denken gibt — welche Zeit iſt es eigentlich?“

„Ein Uhr vorüber,“ ſagte der Page am Arme Bergmüller's in einem bittenden Tone.

„Da können wir es nach einem ſo angeſtrengten Tagewerke verantworten, wenn wir uns zurückziehen; doch bleibe noch einen Augenblick, Nebelmüller, der wilde Jäger kommt gerade auf uns zu, vielleicht daß er uns des Verſprechens, ihn zu erwarten, entbindet.“

Rodenberg näherte ſich in der That, den weißen Domino am Arme, welcher dem Jagdpagen die Hand darſtreckte und in freundlichem Tone ſagte: „Ich danke Ihnen für Ihre Hülfe und hoffe, Sie werden es erfahren, wie erkenntlich ich Ihnen bin — gute Nacht, Herr Walter, morgen ſehen wir uns wieder!“

„Sollen wir Dich hier erwarten?“ fragte der ehemalige Drache Griesgram.

„Sei ſo gut — ich bringe nur dieſe Dame an ihren Wagen und bin ſogleich wieder hier.“

So war es auch. Rodenberg kam nach einigen Minuten wieder und war mit dem Vorſchlage Walter's, nach Hauſe zu gehen, vollkommen einverſtanden. Wenn man nur Rüding's hätte habhaft werden können! Doch war der vormalige Cupido nirgends vorzufinden, was dem alten Maler abermals und noch auf ganz andere Art zu denken gab, wie er ſagte — „was meinſt du, Rebelmüller?“

„Nun, er wird hoffentlich bei dem Wageſtück nicht verloren gehen!“

„Aber van der Maaßen müſſen wir mitnehmen,“ meinte der wilde Jäger.

„So viel ich vorhin geſehen, wird das ſchwerlich angehen; er iſt zu ſehr geiſtig erheitert, um ſein Gelage jetzt ſchon zu verlaſſen, und noch nicht erheitert genug, um uns gutmüthig nach Hauſe zu folgen — auch haben wir eigentlich keine Verpflichtung, dieſen Teufel in's Bett zu liefern.“

„Als die allgemeinen Freundespflichten,“ ſagte Rodenberg.

„Nun, die will ich erfüllen,“ fuhr Walter fort, „indem ich an ſein Horn eine Viſitenkarte ſpieße mit ſeiner Adreſſe: ‚Mainzer Hof, Zimmer Vierzehn‘; dahin wird ihn ſchon ſeiner Zeit eine mitleidige Seele abliefern.“

„Ich habe nichts dagegen; aber vorher müſſen wir nach ihm ſehen.“

„Nach ihm hören, wird geſcheiter ſein; denn wenn er uns ſieht, wie wir ihn, ſo wird er wehmüthig und läßt uns nicht mehr los — da iſt er in ſeiner ganzen Größe und Dicke!“

Während des letzten Geſpräches hatten ſie den Ballſaal ver-

lassen und erblickten, unter der Thür des Nebenzimmers stehend, den höchst glücklichen Employé des lyoner Hauses, wie er sich in einem Kreise lustiger Zecher bemühte, beim Genusse guten französischen Champagners schlechte deutsche Lieder zu singen, und zwar von einer Sorte, welche deutlich anzeigte, daß er, wie Walter vorher gesagt, noch nicht in jenen Zustand gekommen war, wo er sich seufzend und mit einem wehmüthigen Schluchzen der Führung eines guten Freundes unbedingt anvertraute; er schien noch vollkommen die Ahnung seines eigenen Ichs zu haben, denn er sang, wahrscheinlich in Beziehung auf seine Maske, mit seiner haarscharfen Discantstimme den Refrain eines berühmten Liedes:

„Wir brauchen keinen Schneider,
Kein' Schneider in der Höll', juchhe!"

XXXVII.

„Seid froh begrüßt, ihr munteren Brüder!“

Rodenberg und Walter hatten nach dem Balle, vor dem Kaminfeuer sitzend, eine gute Cigarre geraucht und die Erlebnisse des verflossenen Tages besprochen — ein zweites und oft nicht minder angenehmes Genießen vergangener, schöner Stunden. Knorr, der schon früher nach Hause gekommen war, hatte sich zu ihnen gesellt, da er, wie er sagte, mit dem tollen Lärmen im Kopfe nicht schlafen könne. Sie hatten die Absicht, Rüding zu erwarten; doch als dieser immer noch nicht kam, gingen die Drei zu Bette, um, müde wie sie waren, bis tief in den nächsten Tag hinein zu schlafen. Der lange Bildhauer hatte nicht einmal gehört, wann Rüding nach Hause gekommen, und war sehr erstaunt, beim Erwachen den sanften Eduard ruhig schlummern zu sehen.

Da sich Niemand besonders beeilte, sein Lager zu verlassen, auch in dem Hause selbst eine so außerordentlich wohlthuende Ruhe herrschte, so verkündeten schon die Glocken der zahlreichen Kirchen Kölns die Mittagsstunde, ehe sich unsere Freunde um den Frühstückstisch versammelt hatten, welcher vom umsichtigen Haushofmeister mit Speisen und Getränken besetzt war, wie man sie nach einer Ballnacht gern sieht und genießt.

„Wenn ich denke, daß morgen Aschermittwoch ist,“ sagte Walter

trieb, ſo befand er ſich bald in der untern Stadt, ſtand mit einem Male vor ſeiner früheren Wohnung, Elſtergaſſe Nummer Vierundvierzig. Er ſchaute hinauf und da er in dem Zimmer des Doktor Stechmaier Licht gewahrte, ſo beſchloß er, demſelben einen Beſuch zu machen. Er trat in's Haus, grüßte die Wirthin freundlich und herablaſſend und ſtieg die wohlbekannten Treppen hinauf bis zur Thüre ſeines ehemaligen Wohnzimmers, wo er ſachte anklopfte.

Herein!

Der Doktor ſaß an ſeinem Tiſche, hatte eine Menge Zeitungen vor ſich liegen und ſchrieb emſig. Dem Eintretenden nickte er mit dem gewöhnlichen gleichgültigen Geſichte zu und bat ihn, ſich einen Stuhl zu nehmen, da er mit ſeiner Arbeit im Augenblicke fertig ſein würde.

Dem Herrn Dubel, dem es ſehr intereſſant war, einen Schriftſteller im Augenblicke des Schaffens zu belauſchen, lehnte ſich an die Fenſterbank und bemerkte von dort aus, wie der Doktor eifrig die Spitze ſeiner Feder zerkaute, bald an die Decke hinauf ſah, in einige Zeitungen blickte und dann wieder eifrigſt fortſchrieb. Endlich war er fertig, ſpritzte die Feder aus, legte ſich in ſeinen Stuhl zurück und ſagte mit wohlgefälliger Miene zu dem Herrn Dubel: „ſo, das wäre abgemacht! Nach gethaner Arbeit iſt gut ruhen — jetzt wollen wir eine Cigarre oder eine Pfeife rauchen — was beliebt?“

Dubel entſchied ſich für Cigarren, und da der Doktor im Augenblicke die ſeinigen nicht finden konnte, ſo nahm er von denen ſeines Bekannten, ſteckte aber dagegen bereitwilligſt ein Zündhölzchen an.

„Darf ich fragen,“ ſagte der Schneider, nachdem er einige Züge gethan, „welche Arbeit Sie ſo eben beendigt? ein neues, unſſſterbliches Werk, ein Kapitel eines Romans, einen Akt einer Tragödie?“

kopfschüttelnd, nachdem er seine Austern verzehrt und ein Glas Chablis dazu getrunken, „so möchte ich blutige Thränen weinen!“

„Besonders, daß die schönen Tage von Aranjuez alsdann vorüber sind,“ meinte Rüding mit einem leichten Seufzer.

„Wobei man, was Dich anbetrifft, hinzusetzen darf: ‚Euer Hoheit verlassen es nicht heiterer,‘ erwiederte der alte Maler; „denn ich bemerkte an Dir trübe Augen und ein melancholisches Herabhängen Deiner Unterlippe — he, Bürschlein, was war denn das gestern Abend mit einer gewissen Tyrolerin?“

„Habe ich Dich schon nach Deinen Abenteuern gefragt, oder hältst Du mich für indiscret genug, über Sachen zu reden, die mich nicht allein betreffen?“

„Ich glaube, da könntest Du Deine Discretion aus dem Spiele lassen und erzeigtest ihr einen Dienst, wenn Du so indiscret als möglich wärest.“

„Darf ich wohl fragen, wen Du unter der Benennung ‚ihr‘ verstehst?“ sagte Rüding in sehr hochnäsigem Tone.

„Nun, ‚sie, die Eine, Kleine, Meine,‘ würde van der Maaßen sagen — doch, Scherz bei Seite, sanfter Eduard, ich mache Dir mein Compliment; mich müßte Alles trügen, oder sie war aus einem guten — Hause.“

Die Anderen lachten, mit Ausnahme Rüding's, welcher, nachdem er einen tüchtigen Bissen niedergekaut, ernsthaft zur Antwort gab: „Sie ist aus einer sehr guten Familie; ihre Mutter ist bei einem Wechselgeschäfte betheiligt.“

„En gros ou en détail — ah, ich verstehe und habe immer gesagt, Rüding ist ein verfluchter Kerl, der stets das Fett von der Suppe ablöffelt!“

„Bon jour, Messieurs, comment vous portez-vous?“ hörte man jetzt die feine Stimme van der Maaßen's sagen, während er seinen dicken Kopf zur Thüre hereinstreckte — „darf man näher kommen?“

„Auf diese bescheidene Frage hin,“ sagte Rodenberg lachend,

„kann man Dir den Eintritt nicht verweigern, obgleich Du ſonſt durch Deine geſtrige Aufführung wohl verdient hätteſt, daß man für Dich in einem anſtändigen Hauſe nicht mehr ſichtbar wäre!“

„Mais comment? J'ai fêté le carnaval comme diverses Messieurs Français que je connaitre après nous avons boiré et nous avons chanté.“

„Ja wohl, wunderſchöne Lieder — ‚Wir brauchen keine Schneider, keine Schneider in der Höll', juchhe!‘ — Sei ehrlich, van der Maaßen, und ſage, um welche Zeit hat man Dich hinausgeworfen?“

„Ich kann das nicht genau angeben, ob und wann; genug, ich fand mich auf der Straße wieder und weiß nur noch, daß ich an den Häuſern hinaufſtarrte, um irgend einen Straßennamen leſen zu können.“

„Bei ſtockdunkler Nacht — bei Dir muß es gut ausgeſehen haben!“

„Ich geſtehe das — ich war ſtark bekneipt.“

„Und wer brachte Dich zu Bette?“

„O, ſo weit ſind wir noch lange nicht! Ehe ich dazu kam, habe ich einen entſetzlichen Vorfall erlebt, der mich ziemlich nüchtern machte.“

„Setz' Dich nieder und erzähle, van der Maaßen — willſt Du ein Glas Wein trinken?“

„Ich ſehe da vortreffliche Sardellen, kühle, ſalzige Sardellen, die mich ſo einladend anſchauen . . . .

„Ich war alſo auf der Straße,“ fing van der Maaßen an, nachdem er tüchtig gegeſſen, „und weiß nicht ganz genau, ließ mich meine Geſellſchaft im Stiche oder ich die Geſellſchaft— genug, als ich keinen Straßennamen unterſcheiden konnte, ſetzte ich mich auf einen Eckſtein und wäre wahrſcheinlich eingeſchlafen, wenn mich nicht ein paar kreiſchende Weiberſtimmen aufgeſchreckt hätten.“

„Die ſich vor dem Teufel auf dem Eckſteine fürchteten?“

„Wahrſcheinlich — ich zog alſo weiter durch die kalten Straßen, ſchauernd und fröſtelnd, denn ich hatte vergeſſen, meinen Paletot in der Garderobe abzuholen; ich glaube, ich zog dahin wie ein naß

gewordener Hund mit eingezogenem Schweife, gerade aus, dann rechts, dann links, dann wieder links oder rechts, bis ich mir endlich einbildete, zu Hause zu sein. Doch war dieß eine Täuschung, welche durch einen schwachen Lichtschein hervorgebracht wurde, der mir so recht behaglich aus einem Parterrezimmer entgegenleuchtete; ich glaubte, ich sei am Mainzer Hofe und der Portier erwarte mich mit Schlüssel und Licht."

„Aha," meinte Walter, „da bist Du vielleicht einer dicken Tyrolerin begegnet, welche dem sanften Eduard heimleuchtete?"

„Das weniger; es wäre mir lieber gewesen, als was ich fand. Als ich im Zickzack auf die Hausthür losging, dieselbe offen fand und in einen schmalen, dunkeln Gang kam, an dem ich mit den Händen forttappte, bis ich den Drücker einer Thür erfaßte, die ebenfalls aufging und mich in ein schwach erhelltes, aber angenehm erwärmtes Zimmer treten ließ — ich weiß nicht, wie mir war — aber trotz meines Nebels sah ich hier etwas, das mir unheimlich vorkam: in der Mitte des Zimmers stand ein langer Schragen und darauf lag etwas Schmales und Eckiges mit seltsamen Formen, das mit einem weißen Tuche zugedeckt war; hinten in der Ecke des Zimmers aber bemerkte ich eine alte Frau auf einem Lehnstuhle sitzen, die wohl eingenickt sein mochte, nun aber bei meinem Eintritte aufschaute, ihre Augen weit aufriß und dann mit einem gellenden Schrei ins Nebenzimmer verschwand.

„Ich fand das komisch, und da ich keine Ahnung hatte, wo ich mich befand, mich auch die Wärme unwiderstehlich schlaftrunken machte, so setzte ich mich in den Lehnstuhl, wo ich augenblicklich einschlief. Wie lange ich hier geruht, weiß ich nicht; aber ich erwachte, weil man mir kaltes Wasser ins Gesicht spritzte, und als ich nun meine Augen aufriß, sah ich eine Menge Menschen vor mir im Zimmer stehen, ein paar brennende Kerzen, die ich vorher nicht bemerkt, und vor mir einen Mann, der ein weißes Hemd über seiner Kleidung trug und dem ich durch das Anspritzen mit dem kalten Wasser nicht nur mein Erwachen zu verdanken hatte, sondern

auch, daß ich ziemlich nüchtern geworden war — wo war ich — wer war ich? Ich fühlte dabei an meinen Kopf, und als ich dort die Hörner meiner Maske entdeckte, mich auch unter ſonderbaren Worten als Teufel anreden hörte, auch den Schragen etwas näher ins Auge faßte, da ging mir ein koloſſales Licht auf, und bei mir denkend: ‚Sauve qui peut!‘ ſprang ich in einem gewaltigen Satze von dem Seſſel auf gegen die Thür zu, wobei ich den Mann mit dem weißen Gewande beinahe auf den Boden geworfen hätte, und erreichte unter einem fürchterlichen Gezeter und Gekreiſche glücklich die Straße, wo ich aufs Gerathewohl davonlief, ſo raſch mich meine Beine tragen wollten. Der Morgen dämmerte herauf und von vielen Kirchthürmen klangen die hellen Glocken — ich kam mir recht ſündhaft vor.“

„Das biſt Du auch,“ ſagte der lange Bildhauer in bedenklichem Tone — „nimm das als eine Mahnung und kehre bei Zeiten um; überhaupt,“ ſetzte er, ſich rings umſchauend, hinzu, „könnte uns ein Bischen andere Lebensweiſe nicht ſchaden!“

„Sprichſt Du wieder wie Dein Todtenkopf?“ brummte Walter — „nimm mir nicht übel, Du fängſt an, ein altes, unausſtehliches Kameel zu werden! Da macht er den Carneval mit, Maskenzug und Ball, wie der jüngſten Einer, und iſt darauf Prediger in der Wüſte!“

„Allerdings habe ich das Alles mitgemacht, aber mir ſelbſt gleichſam zur Buße, und morgen, wo die wilden Tage vorüber ſind, werde ich ein muſterhaftes Leben beginnen.“

„Morgen, morgen, alter Heuchler — aber heute gehſt Du noch mit auf die Hochſtraße und treibſt Unſinn wie die Anderen!“

„Mitgehen werde ich, doch keinen Unſinn treiben; ich werde mich in ein ſchwarzes Gewand hüllen, ich werde den Todtenkopf unter meinen Arm nehmen und werde den Begegnenden mein ‚Mene, Mene!‘ zurufen.“

Walter hatte ſeine Rechte um den Arm des langen Bildhauers gelegt und ſagte ihm mit ernſtem Tone: „Mein lieber Freund, es iſt wahrhaftig Zeit, daß Du Dich morgen ins Kloſter ſperrſt!“

„Gewiß, und ich werde für Dich dort ein Plätzchen vorbereiten.“

„Wer weiß, was geſchieht!“ erwiederte der alte Maler nachdenkend — „wenigſtens kannſt Du es mich wiſſen laſſen, wie es Dir drinnen bekommt.“

„Guten Morgen, ihr Leute,“ hörte man jetzt Bergmüller luſtig ausrufen, und als er ins Zimmer getreten war, ſchauten ihn Alle verwundert an: er trug einen ſchwarzen Frack, eine weiße Halsbinde und ſein dichtes, emporſtehendes Haar war aufs ſauberſte mit einem tiefen Scheitel verſehen.

„Nebelmüller, wo kommſt Du her?“

„Waſſermüller, was iſt mit Dir vorgegangen? Du ſiehſt ja ſo glücklich und heiter aus wie ein Bräutigam!“

„Biſt Du irgendwo Profeſſor geworden, Kohlenmüller?“

„Oder hat man Dir vielleicht ein Bild beſtellt?“ fragte der ſanfte Eduard in etwas neidiſchem Tone.

„Dein gutes Herz hat es getroffen!“ rief Bergmüller luſtig — „wie Ihr mich da ſeht, komme ich von einer Audienz bei Seiner Hoheit dem Prinzen Heinrich — Höchſtdieſelben geruhten, mir ein großes Bild zu beſtellen, und erlaubten mir, dafür den Preis zu beſtimmen!“

„Da wünſche ich Dir Glück!“ rief Rodenberg mit Herzlichkeit — „das freut mich aufrichtig, denn ich bin überzeugt, es gibt Deinem Leben eine ganz andere Wendung!“

„Gott geb's! — Ich war zu Hauſe, und ich ſage Euch, mein kleines, gutes Weib hat eine ganz unſinnige Freude gehabt, und was die theure Schwiegermutter anbelangt, ſo betrachtet ſie meine Perſönlichkeit von nun an mit ſolcher Ehrfurcht, daß ſie die Kattunjacke ſogleich dem Lehrling geſchenkt hat!“

Rodenberg hatte leiſe ſein Glas erhoben und trank einen Toaſt ohne Worte, die aber in ſeinem Herzen ſo nachzittern mochten, daß er es nicht unterlaſſen konnte, die Rechte auf ſeine Bruſt zu drücken. — „So wäre denn für Manchen von uns dieſer Aufenthalt von recht guten Folgen geweſen, nur Walter und ich gehen vor der Hand leer aus!“

„Du?“ erwiederte der alte Maler mit einem eigenthümlichen Blicke — „ſei ehrlich und laß — uns ſchweigen.“

„Ich wollte auch nur noch hinzuſetzen, daß wir unſerer liebenswürdigen Wirthin für alles das zu Dank verpflichtet ſind und daß es nicht zu viel iſt, wenn wir ihr Morgen unſer Album übergeben.“

„Wozu auch ich noch ein Aquarell beitragen werde,“ ſagte Bergmüller; „den Einband ſah ich heute Morgen, er iſt in einer Stunde fertig und wird prachtvoll ausfallen — übergeben wir ihn in corpore?“

„Ich denke ſo — morgen um dieſe Zeit.“

„Und ſpenden dazu unſern Dank für freundliche Aufnahme,“ ſagte Walter.

„Und jetzt hinaus auf die Hochſtraße!“ rief van der Maaßen — wir eſſen doch zuſammen?“

„Ja, wir wollen uns gegen ſechs Uhr im Kaiſerlichen Hofe treffen.“

„Abgemacht — gehen wir mit einander fort und ſehe Jeder, wie er's treibe,“ ſprach der lange Bildhauer, worauf Walter den ſanften Eduard auf die Schulter klopfte und hinzuſetzte: „Und wer ſteht, daß er nicht falle!“

Am Faſtnachts-Dienſtag hat das Leben in den Straßen Kölns viel von den Carnevals Italiens, namentlich der Städte Venedig und Rom. Wenn auch die meiſten Plätze und Straßen von mehr oder minder luſtigem Maskentreiben erfüllt ſind, ſo kann man doch die Hochſtraße als den Corſo Kölns betrachten, wo die dichtgedrängten Maſſen in Einem fort ab- und zuſtrömen. Von irgend einer allgemeinen Idee, die ausgeführt wird, iſt nicht mehr die Rede; Jeder amuſirt ſich für ſich, und wenn ſich hier und da eine kleine Geſellſchaft zuſammen gethan hat, ſo iſt es, um irgend etwas Vereinzeltes aufzuführen, was aber mit dem ganzen Leben und Treiben durchaus in keinem Zuſammenhange ſteht.

Und nicht nur einzelne Alters- oder Standesklaſſen ſind hier vertreten, Jeder, ohne Unterſchied des Ranges, und ſowohl die

Jugend wie das Alter genießt den Carneval. Achtbare Kaufleute und Fabrikanten, die Träger bedeutender Firmen, welche in gewöhnlichen Zeiten von Morgens bis Abends ernſthaft vor ihrem Hauptbuche ſitzen oder auf ihrer Wiegkammer beſchäftigt ſind, treiben ſich heute in den abenteuerlichſten Coſtumes auf den Straßen umher, um dort ihre Bekannten zu finden oder Beſuche zu machen in befreundeten Häuſern, und finden es dabei ganz in der Ordnung, wenn ſich ihr jüngſter Commis oder Lehrling einen guten Witz erlaubt mit dem geſtrengen Principal. Solide Handwerker haben ſich aufs tollſte vermummt, ſuchen ihre Kunden auf und geniren ſich durchaus nicht, ihnen mit der Freiheit der Maske tüchtig die Wahrheit zu ſagen, wobei es aber nicht ſelten vorkommt, daß ihnen von den eigenen Geſellen zuweilen arg mitgeſpielt wird.

Dabei erſcheint die Jugend im ausgelaſſenſten, tollſten Jubel, bald in anſtändigem Maskenanzuge, bald verkleidet mit Allem, was ihnen gerade in die Hände gefallen. Und ſelbſt die Lehrlinge und Buben, deren Geſchäft ihnen nicht erlaubt, den ganzen Tag auf der Straße herumzulaufen, ſtehen maskirt vor den Ladenfenſtern, an der Fleiſchbank oder der Druckerpreſſe und benutzen jeden Augenblick, um auf die Straße hinauszuſtürzen und dort ihr lärmendes Weſen zu treiben. Nimmt man hierzu den größten Theil der ſchönen Trachten und Charaktermasken, die wir bereits in dem Carnevalszuge geſehen, und bedenkt man, daß die Theilnehmer und Mitſpieler an dem heutigen Carnevalsfeſte auf Straßen und Plätzen nicht nach Hunderten, ſondern nach Tauſenden und aber Tauſenden zu zählen ſind, ſo kann man ſich vielleicht einen Begriff machen, welches ungeheure Leben und Treiben jetzt die alte Colonia erfüllt. Dazu kommt Muſik in allen Ecken und Enden, in den Häuſern, auf den Straßen, auf Plätzen, bald gut zuſammengeſetzte Banden, bald kleine Trupps, vielleicht aus zwei Streich- und zwei Blasinſtrumenten beſtehend; hier ein paar Dilettanten mit Violine und Clarinette, dort ein paar Andere mit Guitarre und Flöte, ein

einzelnes Waldhorn oder eine ſchmetternde Trompete, auch wohl Trommeln und Triangel, ohne jede andere Begleitung von ein paar Mohren gehandhabt; hier ein Bärentanz mit dem dazu paſſenden Geleier, dort eine Hundekomödie mit Tamburin, Piccolo-Flöte, an der Straßenecke eine Mordgeſchichte mit verſtimmtem Leierkaſten und noch verſtimmterer Geſangbegleitung.

So hört man durch all' dieſes Gewühl und Gebrauſe den Klang unzähliger Inſtrumente und Stimmen, oft in der furchtbarſten Disharmonie, welche noch verſchärft wird durch das Grunzen der Rummelspötte, das Klatſchen der Pritſchen und das weithin ſchallende Geräuſch der hölzernen Klappern.

„Geck, lohs Geck elans!“ tönt es in unſern Ohren, und da wir uns beeilen, raſch einer Truppe kölniſcher Bauern, welche Arm in Arm kommen, auszuweichen, ſtoßen wir mit einem Quackſalber zuſammen, der ſein Mordinſtrument augenblicklich auf uns richtet und uns ſo ſeitwärts treibt, vielleicht in den Arm eines Hanswurſtes, der klatſchend von ſeiner Pritſche Gebrauch macht und uns ſo unwillkürlich gegen einen ernſthaften Advocaten anrennen läßt, welcher uns erbost am Kragen faßt und für dieſes Attentat auf ſeinen ausgeſtopften Bauch mit einem ſchweren Proceſſe droht.

„Do kütt gett, do kütt gett!“ hören wir vor uns lärmen und erblicken einen der aufgeputzten Wagen, welche geſtern den Zug mitgemacht, dicht mit Masken beſetzt, die vielleicht ſingen oder muſiciren, oder welche gedruckte Zettel oder ſonſtige Scherze unter das Volk vertheilen oder an langen, hölzernen Scheeren ihren Bekannten ins zweite oder dritte Stockwerk hinaufreichen.

„Zum zerum, zerum, Zafferon,
Der Puckel en Papeer gedonn!“

lärmt uns eine Bubenſchaar entgegen, die mit weißen Hemden, blauen Blouſen und bunten Kattuntüchern, Schlafmützen und rothen Regenſchirmen aufs tollſte coſtumirt und welche als freiwilliger Vortrab und Begleitung einer allerliebſten Maskerade dienen, be-

ſtehend aus einer zahlreichen Schaar kleiner Matroſen, ganz famoſe Theerjacken, aufs richtigſte angezogen, die ihre eigene Muſik bei ſich führen, aus Violinen und Trommeln beſtehend, und durch die Straßen ziehend, hier und da in die Häuſer von Bekannten eintreten, um einen Seemannstanz auszuführen.

Dabei ſind Wirths- und Privathäuſer bis oben an mit luſtigen Leuten gefüllt, in den Fenſtern lachende, neugierige, ſtaunende Geſichter, ſchöne Mädchen in Coſtume, Scherze und Blumen in Empfang nehmend und wieder austheilend; man ſieht Tauſende von Auswärtigen, aber keinen Fremden — es müßte denn Jemand durch eigene Schuld fremd bleiben wollen; und wie auf den Straßen, ſo treiben auch in den Häuſern Masken einzeln und in Banden ihr luſtiges Weſen. Advocaten und Quackſalber drängen ſich in die ihnen fremdeſten Familienkreiſe und werden mit Jubel empfangen, wenn ihren Worten nur nicht Witz und Laune fehlt und wenn ihre Anſpielungen glücklich ſind. Kartenſchlägerinnen bieten jungen Mädchen ihre Dienſte an, Marketenderinnen empfehlen ſich für den nächſten Feldzug dem dicken Major, der dort im Kreiſe der Seinigen lachend zum Fenſter hinausſchaut, und zudringliche Trödeljuden verfolgen einen unglücklichen Lieutenant, der trotz ſeines Civils ſogleich erkannt worden iſt.

Auf unſerer Wanderung durch die Stadt haben wir auch wieder einmal den Altenmarkt erreicht, der ungeachtet ſeiner Breite und Länge eben ſo mit luſtigem Getreibe angefüllt iſt, wie die ſchmale Hochſtraße oder Schildergaſſe, aber trotz einem Carnevalsleben niederen Ranges deßhalb nicht minder luſtig und ergötzlich; hier ſieht man kölniſche Bauern in großer Anzahl, Bauerndirnen, Obſt- und Milchweiber, dazwiſchen Barbiere und Friſeure, Eckenſteher und Leuchtenträger, von denen namentlich die letzteren mit ihren brennenden Laternen all den Witz und Humor eines heiteren Volkscharakters entwickeln; hier vernimmt man die ohrenzerreißendſte Muſik, ſieht die furchtbarſten Mordgeſchichten. Wer, der dieſe Carnevalstage häufig mitgemacht hat, erinnert ſich nicht des privi-

legirten und patentirten geheimen Ober-Katzenmuſik-Orcheſters, welches gegen mäßige Vergütung für vorkommende Fälle ſeine Dienſte bei Tag und Nacht anbot, jener grotesken, abenteuerlichen Geſtalten mit wahren Lumpen maskirt, mit ihren grellen, geſchminkten Geſichtern, ihren durchlöcherten Hüten und ihren Inſtrumenten, aus Caſſerolen und Keſſeln beſtehend, aus Blechtrichtern, großen Deckeln, Hackbrettern und Gießkannen, welche als Trommeln dienen? Wer denkt nicht an den wunderbaren Rundtanz von einem Dutzend Kappesbauern um einen großen Papageikäfig mit einem ausgeſtopften Kanarienvogel nach dem Klange einer alten Straßenorgel, dieſes grotesken Tanzes der wunderbaren Siebenſprünge nach dem Rhythmus des berühmten Liedes:

„Hansjörgelche, ſühs Do nitt,
Dat Vüggelchen, dat weld ſterve,
Hevv imm enns dat Stätzchen op, -
Dat Stätzchen op, dat Stätzchen op, dat Stätzchen op
Un blohß imm en et Kervche!“

Wer denkt nicht an jene furchtbare Bude auf dem Heumarkte, wo der große Holofernes unentgeldlich zu ſehen war?

„Geck, lohs Geck elans!“

Durch das Bechergäßchen führt uns abermals unſer Weg, doch koſtet es heute noch größere Mühe, hier durchzukommen. Schon am Eingange deſſelben ſehen wir uns durch einen Zank aufgehalten, den ein koloſſales Obſtweib mit einem natürlicher Weiſe unechten Polizeibeamten hat, und endlich in die Gaſſe gelangt, finden wir ſie in der Mitte geſperrt durch einen der dickbäuchigſten Türken, den wir in unſerem Leben geſehen und an welchem ſich vorbeizudrücken kaum möglich iſt; hier haben die Buben ihrem großen Zeitvertreib, denn da der Muſelmann mit ausgeſpreiztem Beinen geht, ſo kriechen ſie mit ungeheurem Halloh unter ihm durch, nicht ohne dabei ſeine Rückſeite aufs empfindlichſte zu berühren.

Glücklich haben wir dieſen Engpaß hinter uns und gehen die breite Straße Am Hofe hinauf, wo das Funkenheer ſein er-

„Für dieses Mal ist es nur geringere Arbeit," sagte der Doktor ruhig: „eine kleine Theaterrecension."

„Ei!" sagte der Herr Dubel, „verzeihen Sie meine Neugierde, lieber Herr Doktor, aber ich habe niemals eine solche im Manuscript gelesen; wäre es vielleicht unbescheiden, wenn ich Sie bäte, mir Ihre Arbeit zu zeigen?"

Der Herr Dubel nahm das Blatt und las: Sonntag, den 4. Mai: Robert der Teufel von Meyerbeer. — „Das iſſſſ-t ja erſſſſ-t heute Abend!" sagte er mit ziemlichem Erstaunen.

„Allerdings," bemerkte der Doktor sehr ruhig, „es ist das eine Recension für die Vorstellung, welche heute Abend stattfindet; dieselbe wird wohl bis zehn Uhr dauern, und nachher habe ich nicht Zeit noch Lust, das Ding zu schmieren."

„Aber wie kann man so etwas im Voraus machen?" meinte Herr Dubel, worauf der Doktor entgegnete:

„Bei einer Theaterrecension kommt es für den Kritiker nicht so genau darauf an, wie jene Vorstellung wirklich gewesen; man folgt dabei dem Schema, das man sich selbst gemacht. Seine Freunde lobt man natürlich, seine Feinde setzt man herunter, mögen sie nun gespielt haben, wie sie wollen, das ist ganz gleichgültig."

„Ah so!" sagte der Schneider mit ziemlich langem Gesichte; „also schreibt man Kritiken, ohne zu wissen, wie die Künſſſſ-tler gespielt?"

„Auf alle Fälle," entgegnete der Doktor; „das bleibt ausgemacht, Unrichtigkeiten kommen natürlicher Weise häufig genug vor, auch wenn man die Sache noch so gründlich betreiben wollte, die meisten Recensionen werden eben um's tägliche Brod geschrieben, und da muß man in dasselbe Horn mit dem Eigenthümer des Blattes blasen; andere schreibt man, wie gesagt, um seine Freunde zu erheben, um seine Feinde zu ärgern, das ist einmal Herkommen, eine ewige Ueberlieferung. Glauben

götzliches Weſen treibt. Vor einem Wirthshauſe haben ſie hier ihr Lager bezogen, da ſteht ihre Wachtſtube, da ſteht ihr Arreſtlocal und vor demſelben ein hölzerner Eſel. Wehe dem unſchuldigen Zuſchauer, der ſich harmlos dieſem Thiere nähert! Augenblicklich wird er erfaßt und auf den ſcharfen Rücken des Thieres geſetzt, wo er nicht eher wieder herunterkommt, als bis ihm der Corporal der Wache die drolligen Kriegsartikel des Funkenheeres vorgeleſen. Auch Zuſchauerinnen, die ſich gar zu neugierig in die Nähe des Wachtpoſtens gewagt, werden zwar nicht auf den Eſel geſetzt, aber trotz ihres Widerſtrebens für eine Viertelſtunde in das Arreſtlocal geſperrt, was jedes Mal unter der zahlreichen Bubenſchaar ein außerordentliches Halloh hervorbringt; doch halten ſich dieſe echten Lotterboven Kölns kluger Weiſe in ſehr anſtändiger Entfernung von dem Wachtpoſten, da man ihnen im Falle des Ergriffenwerdens Eſelritt und Arreſt, durch Peitſche verſchärft, mit mathematiſcher Gewißheit vorausſagen kann. Wie heulende Wölfe umſtehen ſie in weitem Kreiſe das Funkenheer, höhnen die beſtraften Unglücklichen, ſingen zuweilen im ſchauerlichen Chor ein Carnevalslied oder begrüßen den Funken-General, ſo oft er ſich ſehen läßt, mit dem einſtimmigen Geſchrei: „Wat hät dä Kähl en Nas!“

Ziehen wir leiſe vorbei, um über den Wallrafsplatz wieder in die Hochſtraße einzurücken, in den brauſenden Menſchenſtrom, deſſen Gedränge ſich hier von Stunde zu Stunde vermehrt. Leiden wir es geduldig, wenn eine unſichtbare Hand uns von hinten den Cylinder eintreibt, und halten wir geduldig die Umarmung eines wilden, verlumpten Kerls aus, der uns wiederholt an ſeine Bruſt drückt und dabei ſein Entzücken ausſpricht, endlich ſeinen Vetter aus Düſſeldorf oder aus Schwaben wiedergefunden zu haben. Wir wollen auch nicht murren oder uns ärgern, wenn ein paar anſcheinend total Betrunkene uns in ihre Mitte nehmen, uns mit dem ſcheußlichſten Tabak anſtänkern und uns zwingen, mit ihnen das heitere Lied zu ſingen:

„Oh, do ſitz en Fleeg an der Wand,
Fleeg an der Wand“ u. ſ. w.

Auch die ſtilleren Straßen, welche heute nicht mit hineingezogen ſind in den tollen Zauberkreis des Faſtnachtstreibens, ſind deßhalb nicht ohne luſtiges Leben; auch hier ſieht man kleine Banden umherziehen und einzelne Masken ihr Weſen treiben, oft zum Schrecken der Bewohner irgend eines Hauſes, vor deſſen Fenſtern eine oft ſehr anzügliche Geſchichte in Bild und Wort gezeigt und abgeſungen wird. Hier ſieht man zuweilen die eingefleiſchteſten Carnevalsfreunde, einen ſcheinbar verlorenen Poſten wählend, ernſte Leute, die ruhig ihres Weges zu ziehen gedenken, mit in den Strudel hineinziehen. Und ſehr oft ſind dieſe vereinſamten Masken ſolche, die im gewöhnlichen Leben eine Unzahl Arbeiter beſchäftigen und vor denen die Börſenmäkler ehrfurchtsvoll ihren Hut ziehen. Da ziehen ſie einher, einzeln oder zu Zweien, als Advocat und Quackſalber ihre Dienſte anbietend, oder als Bänkelſänger und Sängerin, oft in grellfarbenem Florkleide mit hochroth geſchminkten Backen, die Haube mit flatternden Bändern auf dem Kopfe, unter dem Arme eine kleine Drehorgel; auch in phantaſtiſchem Coſtume einen Shawltanz aufführend, vielleicht vor einem unglücklichen Officier zu Pferde, dem es nicht möglich iſt, ſein ſtutzendes Pferd an einem ſolch fabelhaften Weſen vorüberzuzwängen, und der endlich, aufs tiefſte in ſeiner Würde gekränkt, umkehren und ſich einen andern Weg ſuchen muß.

Unſere Freunde hatten ſtundenlang dieſes Treiben auf den Straßen mitgemacht, dann waren Walter, Knorr und Rüding nach Hauſe zurückgekehrt; erſterer hatte ſich mit einigen Stücken ſeines Coſtume's des Drachen Griesgram vermummt, Rüding ſeinen Jagdpagen-Anzug angelegt, und der lange Bildhauer war nicht abzuhalten geweſen, ſeinen Sarſenet-Schlafrock überzuwerfen, ſeine Lenden mit einem Stricke zu gürten und ſeinen Todtenkopf unter den Arm zu nehmen. So war er in der That nicht minder ſchauerlich anzuſehen als geſtern, wo er hoch zu Pferde den Tod dargeſtellt.

Auch Rodenberg war ein paar Mal zu Hause gewesen, doch nicht, um sich zu vermummen, sondern um nach Juanita zu sehen, die aber mit Don Jose ausgegangen war und die für ihn ein kleines Billet zurückgelassen hatte, worin sie in ein paar freundlichen Worten ihr Bedauern aussprach, ihn während des Tages nicht sehen zu können, ihm aber die Nummer ihrer Loge bezeichnete, wo er sie auf dem Theaterballe finden könne.

So sehr er auch bedauerte, sie nicht gesehen zu haben, so begriff er dies doch vollkommen bei dem tollen, interessanten Treiben des heutigen Tages, und war dabei entzückt durch die Aussicht, am Abende in der Loge ein trauliches Wort mit ihr wechseln zu können. Auch er warf sich aufs Neue in das Straßengewühle, um sich hier durch den Strom, ohne Zweck und Absicht, forttreiben zu lassen; ihn interessirte Alles und gar nichts, er lachte über den heiteren Scherz irgend einer hübschen Maske, um dieselbe im nächsten Augenblicke wieder vergessen zu haben; er schaute an den Fenstern empor, nicht, um dort von schönen Augen und Lippen ein freundliches Wort, einen gelungenen Scherz zu erhalten und zu erwiedern, sondern indem er immer hoffte, Juanita's edle Züge irgendwo zu sehen. Im Uebrigen betrachtete er das ganze Faschingsleben mit den Augen des Künstlers, wie eine malerische Studie, aus der er Figuren, Gruppen, Farbenzusammenstellungen seinem Gedächtnisse einprägte.

Walter war zufällig mit van der Maaßen zusammengetroffen, welcher übrigens heute nicht in der Tracht als Teufel erschienen war; doch hatte derselbe in seinem Gefolge einige der lustigen Zechbrüder von gestern Abend, unter deren Leitung der ehemalige Drache Griesgram das Straßenleben sehr häufig durch die Fenster der verschiedenartigsten Wirthshäuser betrachtete.

Rüding hatte sein Barett kühn auf die blonden Locken gedrückt und ging auf Eroberungen aus, zu welchem Zwecke er sich bemühte, vor Häusern, deren Fenster mit hübschen Mädchen besetzt waren, möglichst vortheilhaft zu erscheinen und, so viel es ihm möglich,

den Niedlichen zu machen. Dabei können wir nicht läugnen, daß es ihm auch gelang, von einer heiteren Familie zu einer Taſſe Kaffee eingeladen zu werden, wo man ſich erinnerte, ihn geſtern im Zuge als kühnen Reiter geſehen zu haben, und wo er alsdann auch nicht verfehlte, ſeinen Namen zu nennen und ſich als Künſtler vorzuſtellen, und überaus glücklich war, als ihn der Hausherr verſicherte, dieſen Namen ſchon auf einem vortrefflichen Bilde geſehen zu haben.

Da ihm eine der hübſchen Töchter des Hauſes eigenhändig den Kaffee ſervirte und ihn dabei ſchalkhaft lächelnd anſah, ſo war er überzeugt, einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, und verließ das gaſtliche Haus mit dem feſten Vorſatze, die Bekanntſchaft desſelben fortzuſetzen.

Da aber unſer Leben aus einer wechſelvollen Kette von Angenehmem und Unangenehmem beſteht, ſo hatte der ſanfte Eduard, als er aus dem Hauſe trat, das Unglück, gerade in die Hände jenes ihm höchſt fatalen Orgelmannes zu laufen, der ihn ſofort wieder erkannte, und er mußte es erleben, von dem pöbelhaft ausſehenden, faſt unanſtändig ſtarken Weibsbilde, welches denſelben begleitete, vor den Augen jener jungen Damen ſtürmiſch umhalst zu werden. Leider war er hierbei nicht verſtändig genug, den Scherz als ſolchen anzunehmen und lachend zu erwiedern, vielmehr gab er ſeine Entrüſtung auf eine verletzende Art kund, wodurch er aus dem Regen in die Traufe gerieth, denn das gemein ausſehende Weibsbild forderte die Umſtehenden unter jammervollem Schluchzen auf, ihm beizuſtehen und dieſen hartherzigen Böſewicht, der an ſeinem Zuſtande ſchuld ſei, feſtzuhalten.

Dieſer verletzenden Scene ſchaute das Ungeheuer von einem Orgelmanne nicht nur gemüthlich zu, ſondern ſpielte und ſang im höhniſchen Gegenſatze zu den Thränen des Weibes die Fortſetzung jenes furchtbaren Liedes:

„Weine nicht, ſprach ſie mit ſanfter Stimme,
Ach, mein Vielgeliebter, weine nicht;

Ich erscheine nicht vor Dir im Grimme,
Deiner neuen Liebe fluch ich nicht!"

Und dabei hatte er die Frechheit, bei den Worten ‚deiner neuen Liebe' seine zerlumpte Mütze gegen das gastliche, Kaffee spendende Haus zu schwingen.

Daß der sanfte Eduard, sobald ihn das scheußliche Weibsbild losließ, dem Hause und der Straße entfloh, als wäre er von Furien gejagt, brauchen wir kaum zu bemerken; auch hatte er allen Geschmack an diesem Treiben des Fastnachts-Dienstages auf den Straßen verloren und eilte nach Hause, um das Jagdpagen-Costume mit dem gewöhnlichen Anzuge zu vertauschen.

Knorz war durch die Reihen der lachenden und lustigen Masken gewandelt mit seinem langen, schwarzen Schlafrocke von Sarsenet, einen härenen Strick um den Leib, die dunkle Capuze, welche er noch obendrein mit Asche bestreut hatte, über das lange, bleiche Gesicht gezogen und den Todtenkopf unter dem Arme, einsam, ein Bild des Schreckens, und überall so sehr gemieden, daß es kaum ein kecker Geselle gewagt hatte, ihn mit leisen, schüchternen Worten zu verhöhnen; doch fühlte er sich glücklich in der Rolle, die er spielte; lag es doch in seiner Absicht, als Schatten zu erscheinen in dem Glanze allgemeiner Fröhlichkeit, als ein Sinnbild jener ernsten Tage, die mit dem Schlage der Mitternacht eintraten, als ein lebendiger Aufruf zur Buße nach den tollen Freuden der Fastnacht, als ein verkörperter Aschermittwoch!

Recht ausgelassene Hanswürste oder ganz besonders lebensfrohe Gärtnerinnen oder Marketenderinnen waren wohl schon an ihn herangesprungen, aber ehe sie ihren Scherz mit ihm treiben konnten, vor dem ernsten Blicke seines Auges scheu auf die Seite gewichen. Die verwegensten Buben hatten es kaum gewagt, seine Nase in den Kreis ihrer Bewunderung zu ziehen, und durch diese Zeichen einer allgemeinen Achtung oder Furcht recht zufrieden, war der lange Bildhauer etwas weniger erstaunt, als sich ihm endlich eine Person näherte und ihn mit einer grinsenden Freundlichkeit ansprach.

Dieſe Perſon war weder vermummt noch maskirt, ſie war ſchwarz, aber etwas ſchäbig gekleidet, hatte einen cylinderartigen Hut mit breitem Rande auf dem Kopfe und an den Händen ſchwarze, etwas fuchſig gewordene Handſchuhe; einen Hemdkragen, der heuchleriſcher Weiſe friſche Wäſche vorſtellen ſollte, hielt eine ſtrickartige Binde zuſammen und war das einzige Weiße, das man an der ganzen Figur ſah, mit Ausnahme des Weißen in ihren Augen, welches dieſe Geſtalt bei häufigen Verdrehungen ſichtbar werden ließ. Sie ging mit gebeugtem Kopfe einher, und als ſie zu Knorz trat, blickte ſie ihn von unten herauf an und ſagte mit einer unſichern, gedämpften Stimme: „Mitbruder im Glauben! Du wandelſt als abſchreckendes Beiſpiel einher, als ſtummer Warner unter der gottloſen Schaar derer, die das goldene Kalb des Carnevals anbeten — ſollte ich Dich nicht richtig verſtanden haben?“

Der lange Bildhauer blickte die Geſtalt von der Seite an, die ſich ihm wie ſchwebend genähert hatte und ohne feſt aufzutreten ſich förmlich ſchattenhaft neben ihm bewegte, einem jener Nachtſchmetterlinge vergleichbar, welche bei der erſten heftigen Bewegung gegen ſie davonflattern.

„Ich weiß nicht recht,“ gab er ihm mißtrauiſch zur Antwort, „ob mir an Deinem Verſtändniſſe etwas gelegen iſt — auch möchte ich mich geradezu keinen Warner nennen, halte es vielmehr als echter und gerechter Künſtler für meine Pflicht, auf das allzu grelle Licht dieſer tollen Luſt einen wohlthuenden Schatten zu ſetzen.“

„Vortrefflich geſagt, ſehr gut geſagt,“ erwiederte die Geſtalt, „und wenn man Dich ſo anſieht, ernſt und mahnend, ſo müßte es von größter Wirkung ſein, wenn Du Dich entſchließen wollteſt, den ſündhaften Menſchenkindern im Vorbeigehen dieſe Zettel in die Hand zu drücken, welche ich Dir hiermit übergebe.“

Ehe noch Knorz dieſes Anſinnen zurückweiſen konnte, hatte ihm der Andere ſchon ein Paketchen Papier in die Hand gedrückt und war raſch, wie er herangekommen, auch wieder davongeflattert.

Der lange Bildhauer betrachtete einen dieſer Zettel und las:

‚Bedenke es wohl! Wer Du auch biſt, dem dieſes Blatt in die Hände fällt, reich oder arm, alt oder jung, gelehrt oder unwiſſend, warum biſt Du ſo beſorgt, für Andere den Schallsnarren zu machen, und denkſt nicht an das einzige Nothwendige, Dein Seelenheil? Deßhalb frage ich Dich nochmals durch dieſes Blatt: willſt Du nur ſo gedankenlos dahinleben, immer Gott und Deine Seele vergeſſen?‘

Dann ſchaute er um ſich her, wo die ſchwarze Geſtalt zu finden wäre, und als er ſie nicht mehr entdecken konnte, ging er in eine ſtille Nebengaſſe, um die Schrift zu Ende zu leſen. Er lachte nicht darüber, wie es Walter oder Rüding vielleicht gethan hätten, ſondern er dachte nach, wie wohl Jener gerade auf ihn verfallen ſei und ihn für fähig gehalten, als Verbreiter dieſer Schriften zu dienen. Es war ihm eigenthümlich zu Muthe, als er weiter und weiter darin las und als zu gleicher Zeit der Lärm des Faſtnachttreibens immer ſchwächer und ſchwächer an ſein Ohr ſchlug, was übrigens mit ganz natürlichen Dingen zuging, da er ſich leſend immer weiter von den belebten Straßen entfernte.

‚Du ſagſt vielleicht bei Dir ſelber, Du ſeiſt nicht ſchlechter, als Andere, Gott ſei barmherzig und er werde nicht mehr von Dir fordern, als Du leiſten könnteſt — Ungläubiger! Für wen iſt denn die Hölle? Biſt Du nicht ein Aufrührer gegen Gott, voll Ungerechtigkeit, Unreinigkeit, Feindſchaft, Neid, Zorn, Geiz und Hoffart? Weil Du dem menſchlichen Richter und ſeiner gerechten Strafe entgangen oder weil Du Deine Ehre bei den Menſchen nicht verloren haſt, glaubſt Du wohl, Du ſeiſt kein Mörder oder Dieb und Deine Strafe ſei Dir geſchenkt . . .‘

„Ich habe niemals geglaubt,“ murmelte Knorr, „daß mir meine Strafe geſchenkt ſei, und ich fühle wohl, daß mir Buße noth thut; aber wenn ich auch ein Unrecht beging und dieſes Unrecht wie lebendig vor mich hintritt, ſo oft ich ein Gewand zeichne oder eine Draperie modellire, ſo bin ich deßhalb doch kein Mörder oder Dieb! — Aber Buße iſt mir allerdings nöthig, und ich weiß einen ſtillen Ort, wo ich mich mit meinem Seelenheile beſchäftigen kann,

wo ich zu gleicher Zeit ein Künſtler bleibe, wo man meiner aufrichtigen Reue freundlich die Hand reicht und mich nicht ohne Weiteres zu Mördern und Dieben ſtößt, wie hier in dieſem Blatte geſchieht!"

Der leiſe Ton einer Glocke ſchlug an ſein Ohr; es war ein ſchüchterner Klang, als fürchte er ſich förmlich, mit dem tobenden Jubel der übrigen in Berührung zu kommen. Knorz ſtand hier auf dem Scheidewege, beide Töne vernehmend, und zum Ueberfluſſe trat hier noch einmal der Carneval verkörpert vor ihn hin, und zwar in Geſtalt eines luſtigen Harlequins, der mit einer zierlichen, vollbuſigen Columbine am Arme aus einer der Straßen herausſprang, um ſich in das lebhafte, wilde Getümmel zu ſtürzen.

„Ha," rief der Harlequin, „trübſelige Maske, wo kommſt Du her und wo willſt Du hin?"

„Ich komme von dort, wohin Du Dich gerade begeben willſt," erwiederte der Mann mit dem Todtenkopfe in ernſtem Tone, „und ich gehe dem Orte zu, wohin Du mir gewiß nicht folgen willſt!"

„Ei das wäre — vielleicht ein ſtilles Wirthshaus? Nenne mir ſein Schild, und ich finde mich ſpäter ein."

„Später — ja, ſpäter kommen wir Alle zur ſelben Stelle. Behüte Dich der Himmel, luſtiger Harlequin, und grüße mir die Anderen!" erwiederte Knorz.

„Schade, daß Du ſchon nach Hauſe willſt; Du ſcheinſt mir ein heiterer Burſche zu ſein, obgleich Du ſo trübſelig ausſchauſt und wie Dein Todtenkopf ſprichſt: memento mori! Komm' mit uns wieder zurück, wir nehmen Dich in die Mitte — nicht wahr, Columbine?"

„Gewiß," ſagte die weibliche Maske, „aber er muß ſeinen garſtigen Todtenkopf wegwerfen!"

„Das iſt wahr," lachte der Harlequin; „Deine Capuze ſchlägſt Du zurück, ſetzeſt meine bunte Mütze auf und biſt alsdann eine prächtige Maske — komm' mit, Knorz, und ſei geſcheit!"

Als ſich der lange Bildhauer bei ſeinem Namen anreden hörte, zeigte er gerade keine große Ueberraſchung; er lächelte ein wenig

und nickte mit dem Kopfe, während er ſagte: „Habe ich doch gleich gedacht, die Stimme ſollte ich kennen — Du biſt es alſo, Kohlenmüller, mit Deiner allerliebſten Müllerin? Nun, ich freue mich in der That, daß Ihr ſo luſtig ſeid!“

„Und wo willſt Du denn eigentlich hin?“ fragte Bergmüller.

„Ich habe es dem Harlequin ſchon geſagt und will es dem Freunde nicht wiederholen!“

„Du biſt ein eigener Kerl — nun, morgen früh ſehen wir uns wieder!“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht — reicht mir noch einmal Eure Hände — ja ſo, ich habe ja meine Linke nicht frei wegen dieſer Papiere.“

„Was haſt Du für Papiere, Knorz?“

„Er, der ſie mir gab, wünſchte auch wohl, daß ich Dir und anderen frohen Menſchen davon mittheilen ſollte; aber ich will es nicht thun, Nebelmüller — warum ſoll ich einen Schatten in Deinen luſtigen Tag werfen — was in dieſen Papieren ſteht, iſt überhaupt für Niemanden gemacht, der ſich mit heiterem Sinne an der Luſt und Freude ſeiner Mitmenſchen vergnügt; das iſt nur für ſcheue Nachtvögel, die hinter jedem glücklichen Lächeln den Teufel hervorgrinſen ſehen; es ſind Bibelſprüche, mein lieber Bergmüller, die recht ſchön und nützlich ſind — aber Alles zu ſeiner Zeit, hat der große König Salomo geſagt, und ein größerer König ſagte: Seid fröhlich mit den Fröhlichen — danach handle Du und Deine Columbine.“

Bei dieſen Worten, die er langſam ſprach, hatte der lange Bildhauer die Papiere in kleine Stücke zerriſſen, dieſelben auf die Straße geſtreut, und als er nun die Hände frei hatte, reichte er ſie den beiden jungen Leuten, von denen jeder eine nahm und ſie herzlich ſchüttelte.

Dann wandte ſich Knorz langſam um und ſetzte ſeinen Weg bedächtig fort. Harlequin und Columbine ſchauten ihm noch ein paar Augenblicke nach und eilten dann ebenfalls davon.

In den Straßen Kölns tobte das luſtige, wilde Leben in gleicher Weiſe fort und fort, lachend und plaudernd, ſchreiend und

jubelnd, ſingend und klingend — Stunde um Stunde, und mit jeder ſchien ſich die allgemeine Luſt zu ſteigern — ja, als endlich der Abend niederſank, that dies den Freuden des Carnevals keinen Eintrag. Ueberall entzündeten ſich Lichter, ſah man leuchtende Fackeln, bunte Lampen, und fort und fort jubelte, rauſchte und klang es auf Plätzen und in den Gaſſen. Wenn auch die Stimmen etwas heiſer geworden waren und die Muſik etwas disharmoniſch klang, ſo ſtimmte das vollkommen zu der ſich immer mehr ſteigernden tollen Ausgelaſſenheit; dabei waren alle Wirthshäuſer überfüllt und in den Wohnungen der luſtigen Kölner wurde bei glänzendem Lichterſcheine heiter und gemüthlich bankettirt.

Rodenberg war der einzige von den Freunden, der zur abgeſprochenen Stunde ſich im Kaiſerlichen Hofe eingefunden, und hatte dort, als Niemand von den Anderen erſchien, allein ſein kleines Diner eingenommen; dann ſchlenderte er nochmals auf die Straßen hinaus, um dort vielleicht durch einen günſtigen Zufall irgend einen von den Anderen zu finden. Das tolle Treiben fing an, ihm zu mißfallen, und er war eigentlich froh darüber, ſo dahingehen zu können, ohne über das, was ihn umgab, reden zu müſſen, und ſo im Stande zu ſein, ſeinen Gedanken nachzuhangen. Er hatte in den letzten Tagen wenig Zeit dazu gehabt, um es ſich klar zu machen, daß jetzt die heitere und für ihn gewiſſermaßen glückliche Zeit vorübergerauſcht ſei und daß mit der morgenden ſtillen Zeit auch für ihn nun ſtillere, leere, ja, traurige Tage eintreten würden. War doch ſein Herz ſo ganz erfüllt von der innigen Liebe zu dem ſchönen, räthſelhaften Weſen, das ihm nun dreimal erſchienen war, immer wunderbarer, immer feenhafter, immer ſtrahlender, daß er ſich ſelbſt ſagen mußte, beim plötzlichen Erlöſchen all' des Glanzes, beim Verſchwinden ihrer leuchtenden Augen müßte ſeine Seele wie von einer kalten, traurigen Nacht umgeben ſein!

Dieſe Betrachtungen zuckten ſchmerzlich durch ſein Inneres und würden ihm noch tieferes Weh verurſacht haben, wenn ihn nicht der leichte Sinn der Jugend tröſtlich angeweht hätte und wenn nicht

Sie mir, theurer Freund, unter hundert Kritikern verſteht kaum Einer etwas Gründliches davon, und die meiſten betreiben das Geſchäft, bewußt oder unbewußt, auf die gleiche Art; mich wundert nur Eins: wie nämlich Künſtler und Publikum ſo dumm ſein können, auf Recenſionen etwas zu geben — und ſie geben etwas darauf, geben ſehr viel darauf! Sehen Sie, wenn z. B. morgen der Herr A., der den Robert ſpielt — und er ſpielt ihn nicht ſchlecht, — in der „Spinne“ lieſt, wie folgt: Die Schönheiten des großartigen Tonwerks von dem unſterblichen Meyerbeer — Meyerbeer, müſſen Sie wiſſen, wird immer gelobt, erſtens, weil er ein reicher Mann iſt, dem es, wenn er einmal zufällig die „Spinne“ zu Geſicht bekommt, nicht darauf ankommt, dem Referenten zwanzig Dukaten zu ſchicken, und zweitens, weil es der große Meiſter wirklich verdient — ſind zu oft geſchildert und beſprochen worden, als daß unſere ſchwache Feder nur ein Wort über dieß herrliche Eigenthum ſämmtlicher muſikliebenden Nationen ſich zu ſagen erlauben dürfte. Man kann vor dieſem koloſſalen Werke nur bewundert hinſtehen und kann den Genius des Meiſters nur preiſen, der es vermochte, ſolch' eine eminente Compoſition von dieſer Ausdehnung ſo zu erſchaffen, daß das entzückte Ohr des Muſikkenners von Anfang bis zu Ende athemlos und gefeſſelt lauſcht. Was helfen uns, wie bei unſern großen ältern deutſchen Compoſitionen, ſanfte einſchmeichelnde Melodieen, wenn ſie, wie ſo manche derſelben, nicht unterſtützt durch glänzende, prachtvolle Chöre, farblos vorübergleiten? Hier bei Meyerbeer iſt wahres Leben, wahres Gefühl, und wenn jene Opern, für welche die ſogenannten klaſſiſchen Muſikfreunde in vollkommener Lächerlichkeit ſchwärmen, längſt verblichen ſind, werden „Robert,“ die „Hugenotten,“ und der „Prophet“ ein herrliches Dreigeſtirn ewig jung und ewig friſch am muſikaliſchen Himmel prangen!“

„Sehen Sie, darüber ärgern ſich die Mozart'ſchen, ſie

der Gedanke an seine schöne Kunst wie ein heller Stern geleuchtet und ihn hätte fühlen lassen, daß er ja noch immer ein freier und glücklicher Mensch sei, an keine Scholle gebunden, an keine Stadt, an kein Band gefesselt. Genügten ihm doch ein Blatt Papier und ein Bleistift — konnte er doch seine Habe in ein leichtes Ränzchen packen und in die weite, weite, schöne Welt hinausziehen — ihr nach — ihr nach! —

„Zum zerrum, zerrum, Zafferon!" jubelte eine lustige Bubenschaar, an ihm vorüberziehend, indem sie lachend und singend einen Trupp Maskirter umtanzten. Es waren dies vielleicht ein Dutzend vierschrötiger Weiber, die, eben so toll jubelnd, einen wohlbeleibten Türken umgaben, welcher gravitätisch in ihrer Mitte ging — van der Maaßen.

Rodenberg hatte ihn augenblicklich erkannt und konnte sich nicht enthalten, der Schaar nachzuziehen. Nicht weit davon, wo er sie getroffen, fielen sie in ein kleines Wirthshaus ein, wo sie mit größtem Beifallsgeschrei von zahlreichen Costumirten, die sich dort schon befanden, sowie von einer kläglichen Musik, Geigen, Clarinetten und einer rasselnden Trommel, empfangen wurden — „türkische Musik, türkische Musik! Hurrah, der Pascha zieht ein!"

Wie strahlten die kleinen Augen van der Maaßen's so überglücklich, wie glänzten seine fetten Backen, wie klang seine dünne Stimme so krähend, als er alle Anwesenden in einer schönen Rede seiner Huld und Gnade versicherte — ja, die Weiber, die ihm folgten und unter welchen Rodenberg mit größtem Erstaunen auch Freund Walter erkannte, waren von dieser Ansprache so gerührt, daß sie den dicken Türken mit einem Stuhle auf den Tisch hoben, dann einen furchtbaren Rundtanz um denselben veranstalteten, nach dessen Beendigung sie sich im Kreise umhersetzten und die Champagnerpropfen knallen ließen.

Rodenberg hätte auf sich selbst zürnen mögen, daß er so gar keine Lust in sich verspürte, einzutreten und an dem tollen Leben Theil zu nehmen; aber er fühlte einen förmlichen Widerwillen da-

gegen — er, der ſonſt bei einer ähnlichen Gelegenheit mit gleichen Füßen in einen ſolch' luſtigen Kreis geſprungen wäre, ihn zog es anderswo hin, wo ſie verſprochen hatte, daß er ſie ſehen dürfe, und gewiß auch ſprechen, flüſterte ihm die Hoffnung zu — und doch fühlte er, daß die hier in ihrem kleinen Wirthshauſe glücklicher ſeien, ſie, die ſo luſtig zechten, ohne an morgen zu denken, ohne ſich um die ganze Welt zu bekümmern! Er konnte nicht anders, er mußte tief aufſeufzen, als er noch aus der Ferne den Refrain ihres luſtigen Liedes hörte:

Kölſche Junge blieve junk,
Se ſinn nit zo bedoore —
Su lang noch ſchmeck 'ne gooden Drunk,
Ließ keiner ſich verſchmoore!

Das Wetter ſchien ſich ändern zu wollen; durch das Rheinthor blies ein naßkalter Wind und am Himmel ſah man zerriſſene Wolken eilig gen Oſten fliehen.

Zu Hauſe fand Rodenberg es ſehr einſam: Niemand war dort, mit dem er ein Wort hätte ſprechen können; er zog ſich deßhalb raſch an und ging auf den Theaterball — hier daſſelbe Getümmel, faſt das gleiche Leben wie geſtern auf dem Gürzenich, nur in verkleinertem Maßſtabe und deßhalb nicht ſo anregend, nicht ſo intereſſant. Anmuthig erſchienen die Logenreihen, mit Damen in blendenden Toiletten beſetzt; doch hatte er nur Augen für eine Parterreloge, die aber noch unbeſetzt war. Die Bühne war mit dem Parterre zu einem einzigen Raume zuſammengezogen worden, auf ihr ſetzten ſich die Logenreihen fort bis zum Hintergrunde, welcher eine vortrefflich gemalte und glänzend erleuchtete Fernſicht zeigte, den Blick auf den Rhein, auf Köln mit ſeinem Dome ſo täuſchend arrangirt, daß man ſich verſucht ſah, bis dicht an die Baluſtrade zu treten, welche jene Ausſicht von dem Saale ſchied, um im Stande zu ſein, die Täuſchung zu entdecken.

Brauſende Muſik erfüllte den glänzenden Raum und Alles ſchien ſich außerordentlich zu amuſiren, faſt unbegreiflich für Roden-

berg, der zwiſchen den plaudernden, lachenden, hier ſchüchternen, dort zudringlichen Masken ohne alles Intereſſe hindurchſchritt. Ja, wenn er an geſtern dachte, wie er als wilder Jäger ohne Raſt und Ruhe das koſtbarſte Wild gejagt, ſo konnte er darüber lächeln, und es erſchien ihm faſt unbegreiflich, beſonders wenn er ſich der immer noch leeren Parterreloge gegenüber befand, wo ſie erſcheinen werde, wie er ganz genau wußte, und wo er ſie ohne Mühe ſehen und ſprechen könne.

Wo blieb ſie aber ſo lange — gewiß befand ſie ſich in einer Geſellſchaft, wo man ſie begreiflicher Weiſe ſo lange als möglich zurückhielt — Rodenberg hatte ſie heute Morgen flüchtig geſehen, wo ſie heiter eine Menge Häuſer aufgezählt, in denen ſie heute Abend unfehlbar erwartet würde — „wenn ſie in jedem auch nur eine Viertelſtunde bleibt," ſprach er verdrießlich zu ſich ſelber, „ſo wird ſie nicht vor Mitternacht kommen, und jetzt iſt es erſt eilf Uhr!" —

Da öffnete ſich die Thür zur Parterreloge; da trat ſie ein in einfacher, aber doch blendender Toilette, hinter ihr Prinz Heinrich, dem Don Joſe und Werdenberg folgten, und durch die offene Thür bemerkte man noch einige Officiere in Civil, die ſich um den Vorrang zu ſtreiten ſchienen, wer zu der gefeierten Künſtlerin eintreten dürfe. Endlich hatten ein paar den Sieg davon getragen.

Die kleine Loge war angefüllt, die Thür wieder geſchloſſen, und Juanita, in ihrer unvergleichlichen Schönheit, glänzte vorn an der Brüſtung wie ein Stern erſten Ranges durch Nebelflecken. Alles, was dort vorüberzog, verneigte ſich heiter und achtungsvoll vor dem wohlbekannten hohen Herrn, der mit ſeinem freundlichen Grüßen nach rechts und nach links durchaus nicht ſparſam war, und ebenſo vor Juanita, die, anmuthsvoll und glücklich lächelnd, wie eine Königin erſchien.

Für Rodenberg wäre es in der erſten halben Stunde ein vergebliches Bemühen geweſen, wenn er ſich der Loge hätte nähern wollen, um dort ſtehen zu bleiben, denn der immerfort vorbeiwogende Strom hätte ihm das jedenfalls unmöglich gemacht. End-

lich, nach Beendigung eines Tanzes, entſtand dort für ein paar Augenblicke eine kleine Lücke, welche er raſch benutzte, um ſich der Brüſtung zu nähern. Seine Hoheit, welche gerade mit Juanita ſprach und dabei nicht unterließ, Alles um ſich her zu beobachten, entdeckte ihn ſogleich und grüßte ihn auf's herablaſſendſte mit dem Zurufe: „Ah, unſer wilder Jäger von geſtern!“ worauf der Prinz, gegen ſeine ſchöne Nachbarin gewendet, hinzuſetzte: „Wußten Sie, Marqueſa, wie auch er mich geſtern Abend geplagt mit fürchterlicher Ausdauer — doch da das wahrſcheinlich in Uebereinſtimmung mit Ihnen geſchah, alſo auf Ihren Befehl, ſo will ich es ihm gern verzeihen!“ ſetzte er galant hinzu.

Rodenberg hatte erwartet, daß ihm Juanita ihre Hand reichen werde, aber ſie that das nicht; allerdings grüßte ſie ihn mit einem freundlichen Lächeln, und bei ihrer Frage, wie er ſich amuſire, berührte ſie ſeine Hand leicht mit der Spitze ihres Fächers.

Rodenberg gab ihr zur Antwort: „Was heute mein Amuſement betrifft, ſo findet ſich das bekannte Sprüchwort: ‚Die Tage folgen ſich wohl, aber ſie gleichen ſich nicht,‘ nie mehr gerechtfertigt, als bei einer Reihe dergleichen glänzender Feſte, wie wir ſie hier erleben; vielleicht hat ſchon zu viel davon auf mein Herz und meine Sinne gewirkt — wir Künſtler fühlen gar beſonders ſcharf — und hat mich müde gemacht. Dieſes Leben, welches mich geſtern noch auf's höchſte anſprach, rauſcht heute faſt ſpurlos an mir vorüber — ich fühle mich einſam und verlaſſen!“

„Ja, ja,“ ſagte Juanita beiſtimmend, und wenn ſie auch kein weiteres Wort hinzufügte, ſo drang dieſes einfache ‚Ja‘ doch tief in das Herz Rodenberg's, und er hätte jetzt auf einmal auffjauchzen mögen vor Glück und Seligkeit, denn es war wieder derſelbe leuchtende, unſäglich innige Blick, mit dem ſie ihn dabei anſchaute.

Wenn nur nicht bei allem dem, was dieſes räthſelhafte Weſen that und ſprach, ſtets ſo tiefe Schatten auf helles Licht gefolgt wären! Denn als er ſich jetzt raſch mit einem dankenden Blicke gegen ſie wandte, ſchien ſie denſelben durchaus nicht zu verſtehen,

ſondern ſchaute kalt und gänzlich theilnahmlos an dem jungen Manne vorüber auf das Getümmel und ſagte alsdann: „Ich möchte doch einen Augenblick das Treiben im Saale anſehen — wollen mich Eure Hoheit begleiten?“

„Mit dem größten Vergnügen! Ich bin ſtolz darauf und freue mich wie ein Kind, den allgemeinen Neid zu erregen — aber ehe wir gehen, erlauben Sie mir wohl, an unſern Freund, den wilden Jäger da, eine kleine Einladung zu richten; es betrifft ein beſcheidenes Diner, welches ich auf morgen Abend ſieben Uhr meinen verehrten Künſtlern und ein paar anderen guten Freunden zu geben gedenke — haben Sie Zeit für mich, Herr von Rodenberg?“

Dieſer verbeugte ſich, indem er ſagte: „Gewiß, Euer Hoheit, ich werde morgen Abend um ſieben Uhr die Ehre haben!“

„So darf ich Sie auch wohl bitten, meine Einladung den Freunden, mit denen Sie zuſammenwohnen, zu wiederholen — wir ſind ganz unter uns Männern, alſo ganz sans cérémonie.

Rodenberg verbeugte ſich abermals, und als ſich jetzt in der Loge Alles erhob, zog er ſich zurück. Er war verſtimmt; dieſer auffallende Wechſel von Schatten und Licht hatte ihn empfindlich berührt; er dachte ſchon daran, den Ball zu verlaſſen, da er nicht Luſt hatte, mit anzuſehen, wie der Prinz ſie durch den Saal führe und wie Aller Augen beneidend und bewundernd dem Paare folgten. Da fühlte er, wie Jemand den Arm unter den ſeinigen ſchob, und wie er ſich umſchaute, bemerkte er den Major von Werdenberg, der ihm lachend ſagte:

„Wenn es Ihnen recht iſt, ſo verſuchen wir ein Bißchen, vereint durch dieſes räuberhafte Gewühl zu kommen; ich bin froh darüber, daß Seine Hoheit die glückliche Idee hatte, im Saale ſpazieren zu gehen. Alſo morgen Abend ſehen wir uns?“

„Gewiß; doch können Sie mir vielleicht ſagen, was der Prinz unter Einladung zu einem Diner sans cérémonie verſteht?“

„Ohne Stern und Orden.“

„Ja, dem Befehle können wir leicht nachkommen!“

„Und ohne weiße Halsbinde — mit Einem Worte: in trichinenhafter Einfachheit.“

„Hat Seine Hoheit einen beſonderen Grund, uns zu dieſem Diner einzuladen?“

„Lieber Freund, Sie ſind ein viel zu geſcheiter Menſch, um ſo etwas nicht zu verſtehen; in unſerer Zeit coquettirt man mit Kunſt und Künſtlern, und in öffentlichen Blättern wird es ſich ganz gut machen, wenn es vom Aufenthalte unſeres Prinzen heißt: ‚Und am letzten Abende ſeines Hierſeins verſammelte Seine Hoheit einen Kreis ausgezeichneter Künſtler um ſich‘ — es iſt Alles Schwindel in der Welt! Wir, die wir hinter den Couliſſen ſtehen und die Lampen anzünden helfen, ſehen deutlich die Fäden, von denen die ganze Harlequinade bewegt wird!“

„Das muß außerordentlich intereſſant ſein!“

„Sehr — nebenbei hat Seine Hoheit eine ganz außerordentliche Leidenſchaft für dieſe Spanierin gefaßt, eine Leidenſchaft, die nicht verborgen bleiben kann und für welche er fürchtet, in betreffenden allerhöchſten Kreiſen ein Bißchen aufgezogen zu werden — verſtehen Sie mich?“

„O ja, ich verſtehe Sie,“ erwiederte Rodenberg, wobei es ihm Mühe machte, dieſe Worte in gleichgültigem Tone vorzubringen.

„Sie iſt ja auch eine Künſtlerin, eine große Künſtlerin!“

„Und da dienen wir Anderen, minder große Künſtler, ein klein wenig als Deckmantel bei dieſer Geſchichte.“

„Iſt das nicht ganz ſuperb, räuberhaft amuſant!“

„Vortrefflich erdacht!“

„Aber dabei von reellem Nutzen für Sie und Andere — Seine Hoheit iſt dankbar, und wenn ſich der Prinz für Jemanden intereſſirt, ſo kann man auf ihn zählen — ich bin feſt überzeugt, ſollten Sie je die Abſicht haben, zu uns zu kommen und bei Hofe etwas zu erreichen, ſo können Sie ſich auf ſeinen Einfluß verlaſſen!“

„Wer weiß, was ſpäter einmal geſchieht!“

„Es wäre das Geſcheiteſte, was Sie thun könnten; ſo ſehr ich Ihre Kunſt achte und ſchätze, ſo kann ſie doch der Protection nicht

entbehren, wir ſehen das ja täglich; es iſt traurig, aber wahr — Ihr Künſtler müßt Euch in die Mode bringen laſſen; dabei iſt es allerdings ſcheußlich, daß die Mittelmäßigkeit auch vorwärts kommt, wenn ſie protegirt wird oder gerade Mode iſt. Nehmen Sie einen Maler, einen wahren Albrecht Schmierer, der ſich aber einer allerhöchſten Protection erfreut und der das Glück hat, das jüngſte Erzeugniß einer hochſtehenden Excellenz malen zu dürfen — dieſer Kerl, ſo ſcheußlich er auch ſudelt, iſt im Handumdrehen geſuchter Kindermaler der allerhöchſten Geſellſchaften!"

„Das iſt aber fürchterlich!"

„Nehmen wir einen Virtuoſen oder eine Virtuoſin, deren Künſtlerſchaft der Art iſt, daß man ſie als Rattenvertilgungsmittel gebrauchen könnte; dieſes Weſen ſpielt protectionsweiſe bei Hofe, und Sie können mir auf's Wort glauben, wenn daſſelbe hierauf ein Concert für ſich gibt, ſo fehlt es ihm kaum an einer brillanten Einnahme und immenſem Applaus, und die inſpirirten Journale ſprechen alsdann von einem großen, bis jetzt ganz verkannten Genie — ich erinnere mich eines Vorleſers, der das Glück hatte, einen adeligen Namen zu führen, deſſen Vorleſungen aber eben ſo langweilig wie er unangenehm und häßlich waren, dem aber die Damen aus der hohen Geſellſchaft abwechſelnd ſich beeilten, zu ſeinen Vorleſungen Blumen und Sophakiſſen zu ſchicken — ich verſichere Sie, lieber Freund," fuhr Werdenberg geſchwätzig fort, als der Andere ſchwieg, „Sie müſſen ſich das einmal in der Nähe anſehen, und ich bin feſt überzeugt, Sie, ein vortrefflicher Künſtler, mit Protectionen, mit Ihrem angenehmen Aeußern, müſſen eine glänzende Carrière machen — doch ich muß Sie im Stiche laſſen; Seine Hoheit haben mir ſo eben gewinkt — alſo bis morgen!"

Rodenberg ſchritt noch ein paarmal wie willenlos durch den Saal, immer wieder zum Umkehren genöthigt, ſobald er von fern ihren leuchtenden Mantel erblickte, und dann wieder mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß er dem allgemeinen Strome folgte — was that er auch noch hier? Es mit anſehen, wie der Prinz, vollkommen

glücklich, ſie durch die bewundernden Reihen führte, ſie, die kein freundliches Wort für ihn gehabt — ſie, die ihn nach jenem einzigen Blicke gar nicht mehr beachtete! — Und doch mußte er ſich faſt Gewalt anthun, um, raſch durch die Thüre eilend, den Ball zu verlaſſen; dann aber nahm er haſtig ſeinen Ueberrock und trat ſo raſch als möglich in die dunkle Nacht.

Wenn auch in den Straßen hier und da der Carneval lärmte, ſo waren es doch nur einzelne Masken oder kleine Trupps, die ſingend und lachend vorüberzogen. Wäre das Wetter ſchön geblieben, wie es den Tag über war, ſo würde ſich wohl auch jetzt noch mehr Leben gezeigt haben; doch führte der dunſtige Wind nun Regen und Schnee mit ſich und hatte das Pflaſter naß und ſchlüpfrig gemacht.

Rodenberg fühlte übrigens nicht viel davon, denn ſeine Gedanken waren bei ihr und flatterten immer wieder um die glänzende Erſcheinung, ſo ſehr er ſich auch bemühte, ſie von dem gefährlich glänzenden Lichte zurückzurufen — war das ganze Spiel, das ſie mit ihm getrieben eben nur ein Spiel geweſen, um einer vorübergehenden Laune zu folgen, um ein paar heitere Tage durch ſeine und ſeiner Freunde Geſellſchaft noch glänzender aufzuputzen — waren die innigen Worte, die ſie ihm vergönnt, die heißen Blicke, mit denen ſie ſein Herz getroffen, nur goldene Fäden geweſen, mit welchen ſie ihn an ihren Triumphwagen gefeſſelt — hatte ihr Herz nichts dabei gefühlt? — „Und wenn ſie vielleicht morgen, übermorgen von Dir Abſchied nimmt," dachte er, „wird ſie wohl heiter hinzuſetzen: ‚wahrſcheinlich auf Nimmerwiederſehen!' und mich zurücklaſſen wie ein angenehmes Spielzeug, deſſen man überdrüſſig geworden iſt — Juanita, Juanita!" murmelte er zwiſchen zuſammengepreßten Lippen hervor, „nimm Dich in Acht, daß Dir das Spielzeug nicht gefährlich wird, wie Du ſelbſt es ihm geworden biſt — ja, gefährlich, gefährlich," rief er in ſchmerzlichem Tone, „denn ich bin ja nicht im Stande, Dich zu vergeſſen oder aus meinem Herzen das entzückende, gefährliche Gift zu entfernen, das ich von Deinen Lippen getrunken!"

XXXVIII.

„Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn.“

Aſchermittwoch! — Welch ernſtes Wort, welch trübſeliger, nüchterner Begriff, der ſich damit verbindet, welch ſchneidender Contraſt zwiſchen geſtern und heute, ein Contraſt, fühlbarer, wie ſo viele andere, denn er hat keinen Uebergang; welch grau in grau gemaltes Bild von dem Abſterben einer lebensfrohen, heiteren Zeit; es iſt gerade dieſer plötzliche, wenn auch nicht unvorhergeſehene Tod des luſtigen Helden Carneval, der uns erſchreckt; iſt es doch kein allmähliches Verſchwinden mit freundlichem Abſchied und wiederholtem Händedruck; es iſt ein ſo erſchreckendes Abreißen jener ſtraff geſpannten Schnur, an der noch ſo eben unter dem Schalle luſtiger Muſik die ganze tolle Welt umhergewirbelt; es iſt das plötzlich ſtillſtehende Rad des tollen Faſchings, das nun mit einem fühlbaren Rucke ſtockt, wenn der nüchterne, bleifarbene Aſchermittwoch mit ſtarker Hand in ſeine ſauſenden Speichen greift — halt! — halt! — und wer nicht ſo plötzlich halten und dabei aufrecht auf ſeinen Beinen ſtehen kann, den findet der trübſelig anbrechende Morgen hingeſtürzt, kaum im Stande, ſeine fünf Sinne zuſammenzubringen, ruhend auf dem Straßenpflaſter, im Winkel einer Treppe, auf einem bequemen Fauteuil, hinter einem ſchwarzen Vorhange, auf einem fremden Bette. Halt, luſtige Maske von geſtern, Deine Lebenskraft iſt Dir plötzlich durchſchnitten, ſtarre nur mit trübem

Auge um Dich, ziehe Dein leichtes, buntes Gewand feſt um Deine Schultern, wenn Du frierend nach Hauſe wandelſt — greife mit unſicherer Hand nach der entfallenen Larve, nach der verloren gegangenen Peitſche, ſchleiche ſo gut als möglich im Schatten der Häuſer dahin, damit Dich Niemand ſieht und Dich der heraufdämmernde Tag nicht überraſcht, der Tag des Aſchermittwoch!

Ja, Aſchermittwoch, wir wiſſen, daß Du unfehlbar kommen wirſt, und erſchrecken doch, wenn wir ſo plötzlich, in vollem Genuſſe des heißen Vergnügens, Deine kalte Hand fühlen! Du trittſt auch ſo ſchonungslos an uns heran, und das Grauenhafteſte für den armen Helden Carneval, unſern heiteren, lebensluſtigen Freund, iſt wohl das, daß er ſeine Todesſtunde ſo genau vorher weiß und daß Du alsdann ohne ein mahnendes Wort, ſo mit Einem Schlage herfällſt über ſeine kräftige Jugend! Oder war es eine Mahnung, als der Himmel, der während der verfloſſenen Tage ſo heiter glänzte und ſo freundlich auf unſer tolles Treiben herabſah, ſich mit Einem Male verfinſterte, als es in der Natur tief aufſeufzte und als der naßkalte Wind nicht nur unſer Haar verwirrte, ſondern uns auch Schnee und Regen ins Geſicht jagte? — Ja, es war dies eine kleine Mahnung — ein Aſchermittwochs-Wetter, welches ſeinem kalten, ſtrengen Gebieter erbarmungslos vorauszog, um den tollen Menſchen zu verkündigen, was ihrer Morgen warte — Aſchermittwoch! —

Und die ganze Nacht hatte das ſchlimme Wetter fortgetobt, mit Schnee und Regen, mit Sauſen und Brauſen, und Rodenberg, der während der Nacht einige Mal erwachte, hüllte ſich halb im Traume fröſtelnd in ſeine Decke, wenn er den Wind hörte, wie er klagend durch den Kamin herabfuhr und mit rauher Hand an den Fenſterſcheiben raſſelte; dann wohl fällig wach werdend und ſeiner Freunde gedenkend, war es ihm eine große Beruhigung, Walter mit ſeiner tiefen Stimme zuweilen leicht huſten, ſowie ein feines, faſt zierliches Schnärchen zwiſchen den Lippen des ſanften Eduard hervor zu hören.

ſagen freilich: es ſteht nur in der „Spinne!“ aber ſie ärgern ſich doch, und daß ſie ſich ärgern, geſchieht ihnen vollkommen recht. Denn dieſes eckelhafte Coquettiren mit alter klaſſiſcher Muſik, wenn ſie auch noch ſo herrlich und groß iſt, wird eben durch derartige Leute, die für ſonſt nichts Sinn haben — ſie thun wenigſtens ſo — oder die nichts Anderes mehr wollen gelten laſſen, nachgerade entſetzlich langweilig. Derjenigen, die wirklich im Stande ſind, die Tiefe und Schönheit unſerer älteren deutſchen Muſik zu begreifen, ſind ſehr wenige, und die, welche nur nachbeten, was ſie von Jenen hören, die ſchon entzückt ſind, wenn ſie nur den Namen Mozart und Beethoven leſen, die auf die Geſichter jener Erſteren lauſchen, um ja gewiß zu wiſſen, wo ſie eigentlich applaudiren ſollen, die, wenn man es ihnen vorher nicht ſagte, den erſten Akt des Nabuco für den erſten Akt des Idomeneo hinnehmen und beklatſchen würden, das iſt das allerſchlechteſte Publikum, und die ſind nicht werth, daß ein Roſſini und Bellini ſo ſchöne, rein menſchliche und zu Herzen gehende Melodieen geſchrieben haben. — Es iſt eigentlich ſchade,“ fuhr der Doktor fort und rückte an ſeiner Brille, „daß ich das, was ich eben geſagt, nicht für die „Spinne“ aufgeſchrieben; — doch weiter im Texte:

„Um ſo weniger begreifen wir aber, wie die Theater-Intendanz uns gerade ſolche Meiſterſtücke wie „Robert“ vorführt, da ſie doch wohl ſelber weiß, daß ſie nicht im Stande iſt, uns die Schönheiten derſelben vollkommen genießen zu laſſen. Wer keinen beſſeren Robert vorzuführen hat, wie den Herrn A., der ſollte uns die Oper lieber gar nicht vorführen. Träger des ganzen Werks, ohne Stimme, ohne Vortrag, ohne Schule, ohne Spiel, ein Robert ohne Stimme und Spiel, das iſt zu viel verlangt, und wir können unſere gerechte Entrüſtung bei allem Wohlwollen für die Bemühungen der Intendanz nicht verbergen — und iſt es denn bloß das Publikum allein, wel-

Endlich kam der Tag herauf, unfreundlich, kalt und naß; er war eingehüllt in graue Regenschleier, die er verdrießlich über sein Haupt zusammenzog, so daß man nur wenig sah von seinem nüchternen, mürrischen Aschermittwochs-Gesicht!

„Das heiße ich geschlafen und geträumt," sagte Walter gegen eilf Uhr, aufrecht in seinem Bette sitzend und mit ziemlich matten Blicken in dem Zimmer umherschauend, wo Rodenberg bereits angezogen am Fenster saß und das bewußte Album zusammenrichtete, indem er die verschiedenen, sauber aufgezogenen Zeichnungen in gehöriger Reihenfolge hineinlegte; doch unterbrach er dieses Geschäft bei dem ersten Worte, das der alte Maler sprach, um in ein schallendes Gelächter auszubrechen.

Es war aber auch in der That nicht leicht etwas Komischeres zu sehen, als der Anblick, den Jener bot. Auf seinem Kopfe hatte er eine Weiberhaube, aus der das blasse Gesicht mit den wirren Haaren und dem struppigen Barte schauerlich herausblickte, und was man sonst von ihm sah, war ein buntes Kattunkleid, wie es die Marktweiber zu tragen pflegen, und das, verschoben und zerfetzt, hier und da seinen gewöhnlichen Anzug sehen ließ.

„Bin ich es selber, oder haben sie mich gestern Abend schmählich vertauscht?" fragte der alte Maler brummend mehr sich selber, als Jemanden anders, wobei er mit scheuem Blicke um sich herumsah. „Wenn ich nicht ausgetauscht wurde, so haben sie wenigstens das Beste von meinem Gedächtnisse zurückbehalten, denn ich weiß gar nichts mehr, als daß ich ein gewissenloser, alter, versoffener Narr gewesen bin, — schade um dieses schöne Bett, sonst würde ich Dich bitten, Rodenberg, mir eine Flasche kalten Wassers über meinen Kopf zu gießen."

„So bemühe Dich heraus, und Dein Wunsch soll gleich in Erfüllung gehen," sagte Rodenberg in heiterem, hellklingendem Tone.

„Aber warum lachst Du wie ein Narr?"

„Nun, über Dein wunderbares Aussehen!"

„Dein Anblick ist freilich anders," sagte der alte Maler, ihn erstaunt ansehend — „Du hast keinen Katzenjammer?"

„Nicht im geringsten."

„Du warst also gestern Abend nicht betrunken?"

„Durchaus nicht — und Du?"

„Schrecklich — schrecklich — schrecklich!" entgegnete der Andere, indem er den Kopf in die Kissen zurückfallen ließ; „ich fiel unter eine Bande liebenswürdiger Kölner Mörder, Mörder gegenüber der gefüllten Flasche, sie nahmen mir mein Bewußtsein und ließen mich liegen."

„Und wer war der Samariter, der sich Deiner annahm?"

„Ich glaube, es war ein braver Nachtwächter."

„So ließ Dich also van der Maaßen, dieser Türke und Heide, im Stiche?"

„Es ist mein Trost," fuhr der alte Maler fort, „daß dieses Ungeheuer, das mich verführt, sich in einem noch viel jammervolleren Zustande befand; so viel ich mich ganz dunkel erinnern kann, haben wir sein Begräbniß gefeiert!"

„Dummes Zeug!"

„Nein, nein, in aller Form Rechtens! Als er nicht mehr gehen und stehen konnte, legten wir ihn auf eine Tragbahre und trugen ihn nach Hause, wobei ich vermuthe, daß wir ein paar Mal mit ihm hingefallen sind — o—o—o—oh, diese Carnevalsnacht — ich werde ihrer nie vergessen!"

„So mach', daß Du herauskommst, um die schauerlichen Spuren an Dir selbst zu verwischen; ich muß Dir gestehen, Walter, daß Du ein fürchterliches Weibsbild bist!"

„Guten Morgen," vernahm man jetzt Rüding's Stimme und sah den sanften Eduard, die Hände in die Hosentasche gesteckt und beim Anblicke Walter's süß lächelnd, auf der Schwelle des Nebenzimmers erscheinen — „guten Morgen — ah, da haben wir noch ein schönes Stück Fastnacht!"

„Ja wohl, junger Aschermittwoch!" brummte ihm Walter

verdrießlich entgegen. „Was man ist, soll man recht sein — aber bei Dir weiß man nie, ob man es mit Fisch oder Fleisch zu thun hat; gehe mir aus dem Wege, damit ich aus dem Bette springen kann!"

„Auch ich habe meinen Carneval genossen, eben so gut als Du," erwiederte der ehemalige Cupido, „aber auf eine andere Art, und freue mich darüber; ich habe schöne Bekanntschaften gemacht, die ich fortsetzen werde — aber Du siehst merkwürdig aus, Walter!"

„Gefalle ich Dir? — glaub's wohl. Gib nur Acht, Rodenberg, was das wieder für ein Bild gibt: ein Marktweib vom Carneval heimkehrend und dabei ein Kreuz schlagend, als sie die heiligen drei Könige sieht. Oder könntest Du mich auch darstellen als Mutter Deines hungrigen Zigeunerknaben?" — Nach diesen Worten schob er knurrend und murrend ins Nebenzimmer ab.

„Du," sagte Rüding zu Rodenberg, „Knorz ist nicht nach Hause gekommen."

„Knorz?" fragte der Andere in fast bestürztem Tone. „Das könnte mich unruhig machen, denn er ist nicht der Mann dazu, Nächte lang durchzuschwärmen."

„Beruhige Dich: als ich gestern Abend allein zu Hause war, schickte er einen Zettel, worin er bat, seine Sachen dem Ueberbringer desselben verabfolgen zu lassen — er sei ins Kloster gegangen, um dort die Arbeit anzufangen, von der er uns gesagt."

„Und will nicht wieder hieher kommen, um Abschied von uns zu nehmen? sprach Rodenberg gedankenvoll wie zu sich selber; „es sieht ihm schon ähnlich, aber thut mir leid!"

„Da ist sein Zettel."

‚Wenn Einer von Euch zu Hause ist, so sei er so gut und packe meine Habseligkeiten zusammen und gebe sie dem Ueberbringer mit; ich gehe ins Kloster, um dort zu arbeiten. Abschied wollen wir nicht von einander nehmen, denn ich weiß ganz genau, daß wir uns irgendwo wiedersehen.

‚Indem ich Rodenberg noch ganz besonders grüße, bin ich

Euer Knorz, Bildhauer.'

„Das iſt kurz und bündig wie ein Teſtament,“ meinte Rodenberg: „es thut mir in der That leid, daß er uns ſo verläßt.“

„Im Grunde hat er Recht; auch ich haſſe alles Abſchiednehmen, und wenn es nicht in meiner Abſicht läge, Dich zu bitten, unſerer liebenswürdigen Wirthin meinen beſten Dank zu ſagen, ſo würde ich mich auch auf franzöſiſch empfehlen.“

„Richtig, Du bleibſt hier in Köln?“

„Ja, und will noch heute zu meinem freundlichen Bekannten überſiedeln, um morgen mit ihm auf's Land zu gehen.“

„Willſt Du nicht dabei ſein, wenn ich das Album übergebe?“ fragte Rodenberg nach einer längeren Pauſe. „Sieh' es Dir an, es iſt ganz prächtig geworden.“

„Ich ſah es geſtern Abend ſchon, als Bergmüller es ſchickte; er hat eine hübſche Zeichnung hineingelegt, nicht wahr?“

„Sehr hübſch; und ich glaube wohl, die Empfängerin kann mit unſerer Gabe zufrieden ſein!“

„Gewiß — ich habe das geſtern Abend zuſammengerechnet: der Einband fünfzig Thaler, dazu ſechs Arbeiten von tüchtigen Leuten, das Stück gering zu vier Friedrichsd'or angeſchlagen, macht zweihundert Thaler.“

„Und dazu die Erinnerung an die ſchönen Tage dieſes Carnevals!“ meinte Rodenberg mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Wenn Du alſo nicht mit hinübergehen willſt, ſo werde ich's allein überbringen, wofür mir Walter in ſeinem jetzigen Zuſtande dankbar ſein wird.“

„Gewiß,“ ſagte dieſer, unter die Thür tretend, „ich hätte ganz andere Wünſche, als ſchöne Redensarten zu ſpinnen und Süßholz zu raſpeln — ganz andere Wünſche; in mir entwickelt ſich ein unwiderſtehlicher Drang nach einem friſchen, ſaftigen Häring!“

„Pfui, Du biſt ein materieller Kerl!“

„So muß ich denn wohl allein hinüber!“

„Wird's nicht noch zu früh ſein?“

„Darauf rechne ich beinahe, denn ich nehme nicht gern einen Dank in Empfang.“

Unter der Thür, im Weggehen begriffen, wandte sich Rodenberg nochmals zu seinen Freunden und sagte ihnen: „Bald hätte ich vergessen, Euch zu sagen, daß wir auf heute Abend zum Diner eingeladen sind."

„Ich hasse diese Diners!" brummte Walter.

„Gewöhnlich haben sie gar keinen Zweck!" meinte Rüding.

„Diesmal könntest Du Dich irren; wir sind zu Seiner Hoheit dem Prinzen Heinrich eingeladen, zu einem Diner auf heute Abend sieben Uhr im Kaiserlichen Hofe."

„A—a—a—ah, das ist etwas Anderes!" bemerkte der sanfte Eduard.

„Um sieben Uhr?" knurrte der alte Maler — „nun, das ist spät genug, da werde ich wieder etwas leisten können; auch muß ich gestehen, ich kann den Prinzen schon leiden. Gestern traf ich auf der Straße dessen Adjutanten, den Major von Werdenberg, der mich versicherte, daß Seine Hoheit sich außerordentlich für Kunst und Künstler interessiren."

„Für die todte deutsche Kunst!" sagte Rüding ironisch; „dieses Interesse kommt etwas spät."

„Ja, tyroler Seppel, besser spät als gar nicht. Und der Antheil, den der Prinz an der Kunst nimmt, ist dabei auf würdige Gegenstände gerichtet, ernste, religiöse und würdige Compositionen; allerdings nicht auf hungrige Rüben und heilige drei Könige nach Rafael!"

Rodenberg mußte lachen und verließ alsdann das Zimmer, indem er noch sagte: „Also Ihr kommt etwas vor sieben Uhr in Frack und schwarzer Halsbinde; Du, Walter, da Du ein solches Kleidungsstück nicht hast, als würdige Persönlichkeit, wie damals bei der berühmten Soirée." —

Der junge Maler schritt über den kleinen Corridor nach dem bekannten Eckzimmer, wo er denn auch den alten, freundlichen Haushofmeister fand, der ihm aber im Tone des Bedauerns sagte, daß seine Herrin noch nicht zu sprechen sei; sie habe aber diesen Fall

vorgesehen und lasse Herrn von Rodenberg auf zwei Uhr zum Frühstücke einladen. — „Unsere schönen Tage hier sind vorüber," setzte er wohlwollend hinzu; „ich glaube, wir werden morgen oder übermorgen reisen."

„Und wohin, wenn man sich diese Frage erlauben darf?"

„Wer kann das wissen! Don Jose liebt es durchaus nicht, über die Plane der Sennora zu sprechen, und da ich das weiß, so frage ich nie danach. Die Marquesa liebt es, oft zu verschwinden wie durch Zauberei. Der Herr bestellt die Postpferde gewöhnlich selbst, ohne zu sagen, wohin, und das hat auch sein Angenehmes. Ueberraschungen, welcher Art sie auch sein mögen, haben immer etwas Aufregendes in dem einförmigen Leben, wie ich es zu führen pflege."

„Ich werde gewiß nicht ermangeln, mich um zwei Uhr einzufinden; würden Sie aber so gut sein und dieses Album in meinem und meiner Freunde Namen Ihrer Herrin zu übergeben? Es ist ein kleiner Zoll der Dankbarkeit für die liebenswürdige Aufnahme, welche uns hier im Hause zu Theil geworden; und dabei gestatten Sie mir auch wohl, Ihnen, mein lieber Herr, noch ganz besonders zu danken für die Sorgfalt, mit der Sie sich unser angenommen! Was die Dienerschaft des Hauses anbelangt," setzte der junge Mann hinzu, indem er das Wort ‚Dienerschaft' stark betonte, „so sind Sie vielleicht so gütig, mir zu sagen, an wen ich mich zu wenden habe, um unsere Erkenntlichkeit . . . ."

„Nichts der Art," fiel ihm der Haushofmeister in ernstem Tone ins Wort, „ich bitte Sie dringend, Herr von Rodenberg, nichts der Art; ich würde es zu verantworten haben und von Don Jose eine unangenehme Scene erleben. Das Haus der Sennora, obgleich sie für die große Welt eine Sängerin ist," setzte er mit Stolz hinzu, „ist ein sehr vornehmes Haus, was wenigstens nach spanischem Begriffe mit — dem Anderen unvereinbar ist!"

Rodenberg reichte dem alten Manne die Hand, schüttelte sie herzlich und verließ ihn alsdann mit den Worten: „So bitte ich

Sie also nochmals, unsern besten Dank entgegen zu nehmen, wobei ich den Wunsch ausspreche, daß es mir bei einer späteren Begegnung, worauf ich fest und innig hoffe, vergönnt sein möge, Ihnen meine Dankbarkeit besser beweisen zu können!" —

Auf sein Zimmer zurückgekehrt, fand Rodenberg dort van der Maaßen und Bergmüller, ersteren etwas verdrießlich und leidend, den anderen guter Dinge.

„Schweige mir über die verflossene Nacht!" rief der Muselmann von gestern; „es gibt Dinge, deren man sich erst nach jahrelanger Vergessenheit wieder erinnern mag. So traurig auch wohl Manchem der Aschermittwoch erscheint, so ist er für mich wie ein Theatervorhang, der uns mit Einem Male und plötzlich von der tollen Posse trennt, in der wir allzu wild mitgespielt. Ich bin gekommen, Abschied von Euch zu nehmen — mein Koffer ist gepackt, hier in der Tasche habe ich mein Eilwagen-Billet nach Brüssel —

Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!"

„Nun, Gott helfe Dir zu Deiner Gloire," brummte Walter, „Du kannst sie brauchen! — Du warst ein arger Verführer, van der Maaßen, mich, einen soliden, alten Künstler, in ein liederliches Weibsbild umzuwandeln; ich schäme mich vor mir selber und zum ersten Male vor Rüding — das ist das Fürchterlichste, was ich über mich auszusprechen vermag!"

„Gehen wir darüber hinweg, allons sur ce va-t-en! — Mit diesen Worten habe ich einen dicken Strich unter die Vergangenheit gemacht und bin nur noch der Employé du maison honorable Beauvillard et Compagnie — o, ich verspreche Euch, Ihr Kerls, daß ich Euch alle Ehre machen will; und wenn Ihr von drüben herüber einmal ein ganz verrücktes Stoffmuster zu sehen bekommt, so könnt Ihr darauf fluchen, das hat van der Maaßen gemacht!"

„Erfinder eines 'rübseligen Aschermittwochstoffs," entgegnete ihm Walter, „der wird bei uns reißenden Absatz finden, „denn trotz alledem fühle ich immer mehr . . . ."

„Daß die deutſche Kunſt todt iſt!“ fiel ihm van der Maaßen lachend ins Wort. — „Und nun kommt und bringt mich an den Eilwagen; etwas friſche Luft wird Euch wohl zuträglich ſein.“

„Wenn wir das erhabene Kurzholz da hätten,“ meinte Rüding, worauf ihm Walter mit einem verdrießlichen Blicke zur Antwort gab:

„Du kannſt daſſelbe immerhin vorſtellen; kurz genug biſt Du und auch vielleicht unten und oben angebrannt — doch allons sur ce va-t-en! wie van der Maaßen ſagt.“ —

Der dicke, gute, luſtige van der Maaßen war mit feuchten Augen abgereist; Rüding ſuchte ſeinen anſtändigen Freund und Gönner auf — Walter ging am Rhein ſpaziren, ſo viel er konnte gegen den Wind, um ſein Aeußeres und Inneres zu erfriſchen, und Rodenberg allein war nach Hauſe zurückgekehrt. Es ſchlug zwei Uhr, als er in den kleinen Eckſalon trat, wo er Juanita am Kamin ſtehend und ſeiner wartend fand. Auf dem Tiſche ſah man nur zwei Gedecke.

Sie ging ihm entgegen, reichte ihm ihre Hand, indem ſie mit heiterem Geſichte ſagte: „Wir ſind heute allein, mein lieber Freund. Joſe macht eine kleine Tour, von der er vor Abend nicht zurückkehren wird, und ich muß Sie deßhalb bitten, für heute meinen Geſellſchafter, meinen Tiſchgenoſſen, meinen Cavalier, kurz, Alles in Allem vorſtellen zu wollen, und zu gleicher Zeit erlauben Sie mir, Ihnen meinen gerührteſten und innigſten Dank zu ſagen für das wunderbare Album, das Sie und Ihre Freunde mir verehrten. Ich finde die Blätter deſſelben eben ſo vortrefflich ausgeführt als ſinnig erdacht; wie mich dabei die Erinnerung an Ihr herrliches Künſtlerfeſt ſo tief erfaßt, vermag ich Ihnen nicht auszudrücken — alſo nochmals meinen beſten, beſten Dank!“

Er hatte ſich vorgenommen, mit einem ernſten Geſichte vor ſie hinzutreten und eben ſo förmlich und fremd hute anzufangen, wie ſie ihn geſtern auf dem Balle entlaſſen; doch er vermochte es nicht, als er ihre heiteren und faſt glücklichen Blicke ſah, als er ihren herzlichen Dank vernahm, als ſie ſo unbefangen plaudernd vor ihn

hintrat und als ſie ſogar nicht daran zu denken ſchien, ihre Hand aus der ſeinigen zu ziehen — nein, er konnte es nicht, er fühlte bei ihrem reizenden Anblicke ſein Herz ſo ungeſtüm und heftig ſchlagen, und wenn er etwas hätte thun mögen, ſo wäre es das geweſen, ihr zu Füßen zu fallen und ihr hundert Mal nach einander zu wiederholen: ‚Ich liebe Dich, Juanita!'

„Setzen wir uns," ſagte ſie mit ihrer weichen, melodiſchen Stimme, „und vor Allem bitte ich Sie, ein ſtrenges und würdiges Geſicht zu machen, damit ich in kindlicher Ehrfurcht zu Ihnen aufblicken kann; Sie dürfen das gar nicht verſäumen, damit ich nicht ausgelaſſen werde."

„O, werden Sie ausgelaſſen — nur ein Mal — ich glaube nicht, daß Sie Talent dazu haben!"

„Ich nicht — ah, par exemple?"

„Sie mögen wohl Augenblicke haben, wo Sie Ihrer Laune ein Bißchen die Zügel ſchießen laſſen, aber als eine vortreffliche Reiterin, wie Sie ſind, können Sie das ohne alle Gefahr thun; Ihre heitere Laune oder Ihre Ausgelaſſenheit, wie Sie vorhin ſelbſt ſagten, wird nie dem Zügel ungehorſam ſein und da anhalten, wo Sie es wollen."

„Wer weiß!"

„O, ich bin davon überzeugt!"

„Mein lieber Herr und Gebieter, befehlen Sie, wie ich den Thee machen ſoll — ſchwach oder ſtark?"

„Wie Sie wollen; er wird jedenfalls vortrefflich ſein."

„Nein, nein, bei ſo ernſten Dingen wollen wir uns nicht mit Complimenten abgeben — wie wollen Sie ihn haben, ſchwach oder ſtark?"

„Nun denn, ſtark, wenn ich bitten darf!"

Man konnte nichts Reizenderes und Eleganteres ſehen, als die Art, wie das junge und ſchöne Mädchen den Thee zubereitete, wie ſie Alles ſo zierlich und ſicher angriff und wieder an ſeinen Ort brachte, wie ſie nie etwas vergaß oder zweimal nach einer Sache

langte, und wie das Alles ſo raſch, pünktlich und ſicher von Statten ging, wobei ſie es nicht einen Augenblick unterließ, mit ihrem Gaſte heiter zu plaudern. Sie erzählte, wie ſie den geſtrigen Tag zugebracht, was ſie Alles geſehen und wo ſie es geſehen; ſie berichtete in äußerſt komiſcher Art von einem ſehr ernſten Diner und von einer erſtaunlich langweiligen Soirée — „dann kam der Theaterball, auf dem ich Sie ja geſehen habe.“

„Hatte ich wirklich das Glück, Sie dort zu ſehen?“ fragte er mit einem gut gemachten Erſtaunen — „ich erinnere mich nicht ganz genau.“

„Ah, das iſt amuſant — Sie ſtanden an meiner Loge und ſprachen mit mir!“

„Allerdings, ich erinnere mich, mit einer ſehr vornehmen, einer ſehr ſchönen und ſehr glänzenden Dame geſprochen zu haben; ſie befand ſich in der allerhöchſten Geſellſchaft und ſprach mit mir, wie man in dieſem Falle mit einem ſo ganz gewöhnlichen Sterblichen zu ſprechen pflegt.“

Juanita ſchaute ihn ein paar Secunden mit ihren großen, dunkeln Augen an und es zuckte um ihre Lippen, als wollte dort ein verdrießlicher Zug zum Vorſchein kommen; doch ſiegte ihre gute Laune und ihr lieblicher Mund kräuſelte ſich zu einem herzlichen Lachen. „Ich habe es mir eingebildet,“ ſagte ſie in luſtigem Tone, „daß ich dieſe Lection bekommen würde, und doch haben Sie Unrecht, mein lieber Freund — gewiß Unrecht; wenn Sie wüßten, was ich ſchon Alles über meine eigenthümliche Idee, Sie hier in Köln zu ſehen, habe hören müſſen, ſo würden Sie mir nicht zürnen, und wenn Sie vernommen hätten, wie ich mich ſo gut als möglich herausgeredet, hier künſtleriſches Intereſſe eingeſtanden, das mich veranlaßte, Sie zu ſehen, dort gerade zugegeben, daß . . . .“

„Was, Juanita?“

„Nun, daß mich ein Verſprechen band, Sie hier wiederzuſehen, und daß . . . .“

„Was, Juanita?“

ches durch den Herrn A. leidet? muß ſich nicht auch ein trefflicher Sänger, ein großer Künſtler, — dieſen Namen können wir dem Herrn B. (Bertram) mit voller Wahrheit zuerkennen, — nicht ſehr gedrückt fühlen, wenn er von Herrn A., Robert, durchaus nicht unterſtützt wird, ja beſtändig gehindert? Und trotz allem dem, wie führte Herr B. ſeine Parthie durch? wie groß war er namentlich im dritten Akte, wo er ſich gehoben fühlte durch unſere Nachtigall, die liebliche Blume der Normandie, durch Fräulein C. als Alice. Doch das Schickſal iſt gerecht, und wie ſich das Schöne, Würdige findet, ſo findet ſich auch das Häßliche und Unbedeutende, deßhalb erhält auch der Herr Robert am Schluß die Hand der Iſabella, der Madame D. und ein würdigeres Paar im Unbedeutenden iſt nicht leicht zu finden. Wäre das große Duett im vierten Akt zu ruiniren, ſo würde es Madame D. unbedingt ruinirt haben, aber iſt es zu glauben? — — — — ſie wurde ſogar applaudirt!“ —

„Aber woher wiſſen Sie das?“ fragte der Schneider.

„Dieſe Arie wird immer applaudirt,“ ſagte der Doktor ruhig und fuhr fort:

„O ja, es iſt zu glauben; außer denjenigen, welche dieſe ſchöne Perle aus dem Diadem des großen Meiſters bewundernd anerkannten, gibt es in unſerem Theater eine gewiſſe Anzahl bekannter junger Leute, welche durch unanſtändiges Händeklatſchen gegen alles Schöne eine unwürdige Oppoſition machen und für alles Unſchöne ſchwärmen. Sollte man es z. B. glauben, daß unſere reizende, vortreffliche Künſtlerin, unſere Sylvide, Demoiſelle Pauline, einer der Glanzpunkte unſers Ballets, kaum beachtet wurde, als ſie ſo graziös und meiſterhaft den ungelenken Robert dazu vermocht, den Cypreſſenzweig zu rauben? So betrübend das für uns und alle Kunſtkenner war, ſo dankbar müſſen wir im Namen der Künſtlerin die Bemühungen einiger anderer ſehr gebildeter Jünglinge anerkennen, welche ſich

„Ah, mit Ihrem ewigen Fragen — versuchen Sie, ob Ihr Thee stark genug ist . . . .“

„Der Thee ist vortrefflich, stark, aufregend. — Und als ich Sie gestern Abend verließ, ging ich allein nach Hause, traurig und doch aufgeregt. Ich beneidete die, welche mir begegneten, die jubelnd und singend an mir vorüberkamen, nur die Lust des Carnevals im Herzen — jene haben diese tollen Tage recht genossen — man sollte nicht hieher kommen mit einer hoffnungslosen Liebe im Herzen!“

„Nehmen Sie von diesen Mandarinen,“ sagte die schöne Spanierin — „sie sind so kühlend und erfrischend, für mich die liebsten Früchte meines Heimathlandes, und dann, gestrenger Herr und Gebieter, will ich mir erlauben, Ihnen einen kleinen Vorschlag zu machen — wie schon gesagt, ich bin heute ganz allein und auf Ihren Schutz und Ihre Hülfe angewiesen — darf ich mich derselben bedienen, wie und wo ich will?“

„Je vollständiger Sie über mich verfügen, desto glücklicher machen Sie mich!“

„Wollen Sie mich auf einem Gange durch die Stadt begleiten, mit mir in den Dom gehen?“

„Mit dem unendlichsten Vergnügen!“

„Gut denn — unser kleines Frühstück ist beendigt, der Himmel hat sich ein wenig aufgeklärt, obgleich er immer noch verdrießlich genug herabschaut, und ich begreife das vollkommen nach all den Tollheiten, die er in den letzten Tagen mit angesehen. Trotz dem Regen von heute Nacht soll es nicht sehr schmutzig sein, wie mir meine Kammerfrau gesagt. Der heftige Wind trocknet auf — ist es Ihnen recht, so gehen wir.“

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob dieses Gehen buchstäblich zu verstehen ist?“

„Versteht sich,“ erwiederte sie in glücklichem Tone — „ich freue mich, mit Ihnen herumlaufen zu können — und Sie?“

„Ich finde das herrlich, ich bin entzückt darüber!“

„Nehmen Sie Ihren Ueberrock, es ist kalt und windig, und

ſobald Sie von Ihrem Zimmer zurückkommen, finden Sie mich draußen im Corridor."

Sie reichte ihm ihre Hand, und während er ſie langſam an ſeine Lippen führte, begegneten ſich ihre Augen in einem eigenthümlichen Blicke, der einen ganz beſonderen Ausdruck hatte. —

Der alte Haushofmeiſter lächelte ſo ſtill vergnügt, als er drunten die Thür öffnete und das ſtattliche, ſchöne junge Paar auf die Straße ließ; ja, er ſchaute ihnen, auf der Treppe ſtehend, lange nach und ſchien mit ſeiner Beobachtung zufrieden zu ſein. „Sie haben Beide ein recht vornehmes Anſehen," ſprach er zu ſich ſelbſt, „und auch er würde das nobelſte Haus, dem ich die Ehre habe, vorzuſtehen, auf's würdigſte repräſentiren."

Juanita war einfach angezogen, aber ausgeſucht elegant gerade in dieſer Einfachheit; ſie trug ein dunkelbaues Kleid von ſchwerem, doch weichem Seidenſtoffe, darüber einen Sammtmantel von derſelben Farbe, die nur durch das eigenthümliche Leuchten des Sammts von dem Kleide vortrefflich, harmoniſch abſtach — ein reizender Anzug, den der kleine, ebenfalls dunkelblaue Atlashut mit ſeinem koſtbaren, ſchwarzen Spitzenſchleier auf's ſchönſte vervollſtändigte.

Sie hatte ihren Arm unter den ſeinigen geſchoben und ſchmiegte ſich feſt an ihn an, während er ſie ſorgſam führte.

Lange ſprach Keines ein Wort; endlich ſagte der junge Mann mit einer eigenthümlich tiefklingenden Stimme: „O, Juanita, ich bin unbeſchreiblich glücklich!"

„Und das macht Sie ſo ſtumm? — Ich möchte gern in meinem Glücke heiter und luſtig plaudern!"

„O, wie danke ich Ihnen für dieſes ſüße, ſüße Wort — ja, wir wollen plaudern über Alles, was uns einfällt, was uns begegnet, was wir ſehen und denken!"

„Geſcheites und Ungeſcheites, wie es gerade kommt," erwiederte ſie lachend.

„Ich habe eine prächtige Idee, Juanita — ſtellen wir uns vor, geſtern Abend ſeien wir hier in Köln eingetroffen und heute

Morgen führe ich Dich herum, um mit Dir die Merkwürdigkeiten der Stadt anzusehen!"

Sie sah ihn mit einem forschenden Blicke an, und erst als sie ihn zu verstehen schien, gab sie ihm zur Antwort: „Auf einem Spazirgange kann ich mir diese Idee schon gefallen lassen und sie in scherzhafter Weise erwiedern — also, hoher Herr und Gebieter, wo befinden wir uns?"

„Auf dem Thurnmarkte, meine Theure, einer engen Straße, die übrigens mit einem Markte durchaus keine Aehnlichkeit hat. Hier befinden sich die größten Gasthöfe der Stadt — hier mein Freund Dietzmann im Königlichen Hofe, dort der Hof von Holland; bemerken Sie auf der anderen Seite der Straße die unglaublich große Anzahl von kleinen Wein- und Bierhäusern."

„Sehr interessant!"

Sie gingen über die Friedrich-Wilhelms-Straße nach dem Heumarkte, wo Rodenberg seiner Begleiterin das Börsengebäude und die sehr feste Hauptwache zeigte. Von Oben Marspforten traten sie auf den Platz vor dem Rathhause und bewunderten dieses herrliche Gebäude aus den ältesten Zeiten Kölns mit seinen reichen, in Stein ausgehauenen Bildwerken, unter Anderem den tapfern Bürgermeister Gryn, wie er mit seinem leichten Schwerte und in dünnem Mantel mit einem Löwen kämpft. Auf der andern Seite jenes Thurmes, gegen den Altenmarkt zu, befindet sich der Kopf des sogenannten Gabbeck, der den Mund aufsperrt, so oft die Glocke schlägt.

„Begreiflich," entgegnete ihm Juanita, „denn er muß sich fürchterlich langweilen, der Aermste, und müde sein, uns undankbaren, gedankenlosen Menschen in Einem fort die Zeit zu verkündigen."

„Er hat glänzendere Zeiten gesehen in dem alten Köln und auf dem Altenmarkte — die Erinnerung daran mag ihn auch wohl verdrießlich stimmen. Gehen wir weiter. Wollen Sie Kirchen sehen?"

„Heute nur eine einzige, den Dom, welchen ich übrigens, seit ich hier bin, jeden Tag besucht."

„Nicht Sanct Peter mit dem berühmten Bilde von Rubens?“

„Ich war vorgeſtern mit Don Joſe dort; erſt nach langer Unterhandlung zeigte man uns das Original — ſie wünſchten, wir ſollten uns mit der Copie begnügen.“

„Alſo gehen wir zum Dome, der Krone aller Bauwerke.“

Da trat er hervor, nachdem die Beiden ein paar enge Straßen durchſchritten hatten, und hob ſich majeſtätiſch empor, die gewaltige Maſſe, ſo rieſenhaft groß in ihrem Umriſſe und wieder ſo wunderbar zierlich in allen ihren Einzelheiten — dieſe reiche Blüthe der deutſchen Baukunſt, ein feingegliederter, zierlich aufgeführter Heiligenſchrein, verſteckt in einem Strauße von Steinblumen!

Seine Thüren waren geöffnet, und als Rodenberg und Juanita eintraten in den majeſtätiſchen Bau, fühlten ſie ſich wunderbar erregt und ergriffen von dem Dämmerlichte des trüben Tages, das obendrein noch gedämpft wurde durch die bunten Glasfenſter; ſie fühlten ſich eigenthümlich angehaucht von der warmen Luft, vermiſcht mit Weihrauchduft, die ſie umgab; ſie empfanden tief in ihrem Herzen die klagenden Töne der Orgel und das halblaute Gebet der Prieſter an den Altären, welches von der andächtigen Menge mit einem unverſtändlichen Geſumme beantwortet wurde.

Rodenberg tauchte ſeine Hand in das Weihwaſſerbecken und benetzte Juanita's Finger damit, die ihm durch leichtes Aufſchlagen der Augen dafür dankte, dann ſeinen Arm losließ und ſich hierauf raſch einer Gruppe Betender näherte, um neben denſelben auf das Steinpflaſter niederzuknieen.

Arthur trat rückwärts und lehnte ſich dort an einen der mächtigen Steinpfeiler, das knieende Mädchen betrachtend; ſeine Gedanken, getragen von Weihrauchduft und Orgelton, umkreiſten die Betende und ſchwangen ſich alsdann, in bunte Träume und ſüße Phantaſie verwandelt, hoch empor an das graue Steingewölbe, wo ſich vor ſeinen inneren Blicken die leuchtenden Goldpunkte in echte Sterne verwandelten, die mild lächelnd auf ihn und ſein Glück herabſchauten.

Es kam ihm vor, als ſei er in eine milde Sommernacht verſetzt

und sehe zwischen den dichten Bäumen eines dunklen Parkes hindurch die glänzenden Lichter eines fern liegenden Schlosses und höre Musik von dort ertönen. Fast betäubend umfloß ihn der Duft der Blumen; eine süße Vorahnung durschauerte ihn und er bebte fast, als eine liebliche Gestalt nun an ihn herantrat, die Hand auf seinen Arm legte und mit ihrer süßen, schier zauberhaften Stimme sagte: „Wir wollen jetzt nach Hause gehen!"

Was das Letztere anbelangte, so hatte er übrigens nicht vollständig geträumt, denn Juanita bewegte sich in ihrem leichten, schwebenden Gange gegen ihn und sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, Arthur, so kehren wir jetzt nach Hause zurück."

„Gewiß, meine einzig Geliebte!" gab er ihr flüsternd zur Antwort und setzte dann, sich entschuldigend, hinzu: „Hier darf ich ja nicht lügen und heucheln, hier muß ich sprechen, wie es mir um die Seele ist, und auch Du, Juanita . . . ."

„Auch ich, Arthur — gewiß, auch ich; doch fürchte ich mich fast, ein lautes Wort zu reden, und es ist mir, als müßte es laut vom Gewölbe wiederhallen und aller Welt verkündigen, was ja aller Welt verborgen bleiben soll!"

Sie gingen mit einander fort, und erst draußen sagte Arthur: „So oft ich den Dom verlasse, ist es mir, als nähme ich Abschied von einem theuren Freunde, ohne zu wissen, wann und ob ich ihn wiedersehe — bin ich doch mit seinem Bilde im Herzen aufgewachsen, habe ich mich doch schon als Kind über die Heiligen gefreut, welche uns aus ihren Steinnischen so ernst anblicken, und über die ungeheuerlichen Gestalten der fabelhaften, wasserspeienden Thiere da droben — ja, selbst über die grünen Gebüsche und Gesträuche freute ich mich, die aus den Steinritzen der alten Thürme wuchsen. Und besonders liebte ich den Domkrahnen, den Zeigefinger des Münsters, der, wie mir meine alte Amme sagte, gen Himmel weist. — So oft ich später wiederkehrte, freute ich mich wie ein Kind über jeden neuen Stein, den ich aufgesetzt fand, über jedes Mauerwerk, das man zur Vollendung des Domes aufgeführt, und wenn ich als

Mensch und als Künstler einen recht übermüthigen Wunsch aussprechen dürfte, so wäre es der, den Dom in seiner ganzen Vollendung zu sehen, die himmelanstrebenden Thürme vollständig fertig bis auf die riesenhafte Steinrose, welche ihre Spitze krönen soll!"

„Dazu sage ich Amen und hoffe, wir erleben das und wir sehen es."

„Wir, Juanita? Ah, das wäre ein noch größeres Glück, wenn wir Beide, wie heute, vereint den Thurm in seiner Vollendung sehen könnten!"

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe, ehe sie erwiederte: „Was bedeuten unsere Wünsche und Hoffnungen gegenüber der Bestimmung unseres Schicksals — ich fürchte, dasselbe hat uns ganz verschiedene Bahnen vorgezeichnet!"

„Das wäre schrecklich, Juanita!"

„Und doch ist es so, mein Freund — was Ihnen die Fee des Waldes damals sagte im berauschenden Dufte des frischen Laubes, erfüllt von der Poesie Ihres Künstlerfestes, muß ich Ihnen heute, an einem der ernstesten Tage des Jahres, an dem kalten und prosaischen Aschermittwoch, wiederholen: ich fürchte in der That, es war mir von der Feenkönigin vergönnt, Sie nur dreimal zu sehen!"

„Und so wäre es heute das letzte Mal — unmöglich! Ich kann nicht mehr von Dir lassen, Juanita, und wenn das Schicksal es so wollte — wir müssen dem Schicksal Trotz bieten!"

„Es wäre das eines Versuches werth," gab sie mit einem trüben Lächeln zur Antwort; „aber bei dem Versuche würde es bleiben, Arthur — ich fürchte, wir sind nicht für einander bestimmt!"

„Daß Du das fürchtest, meine Juanita," erwiederte er leidenschaftlich, „stärkt meinen Muth, es mit jedem Schicksal aufzunehmen; hat es uns doch bis jetzt freundlich gelächelt!"

„Fürchte die finstern Mächte, sie streuen Rosen auf unsern Weg, um dadurch einen tiefen Abgrund zu unsern Füßen zu verdecken — fürchte die Rosen . . . ." —

So plauderten sie zusammen mit langen Zwischenpausen in

ihrem Geſpräche, wo er alsdann ihren Arm innig an ſeine Bruſt drückte und ſie freundlich zu ihm aufſächelte.

„Das Wetter war bis jetzt zu unſerem Spazirgange günſtig,“ meinte das ſchöne Mädchen; „aber mir ſcheint, die Friſt, die uns gegeben, iſt abgelaufen. Der Wind, der bisher verſchwunden war, läßt ſich wieder ſpüren in naßkaltem Hauche — es iſt gut, daß wir bald zu Hauſe ſind.“

„Und dann, Juanita?“

„Dann treten Sie noch einen Augenblick zu mir ein — Sie müſſen mir ein paar Blätter meines lieben Albums erklären, und dann nehmen wir Abſchied von einander, ſtill und bewegt.“

„Doch nur für heute?“ rief er erſchrocken.

„Ich fürchte, für länger, mein Freund — doch warum jetzt damit ſchon anfangen? Wir wollen uns dabei gegenſeitig nicht betrüben — ein herzlicher Handſchlag, ein freundliches Wort und dann wenigſtens die Hoffnung auf ein glückliches Wiederſehen!“

„Du nimmſt Alles ſo leicht, Juanita,“ ſagte er in einem faſt vorwurfsvollen Tone, worauf ſie ihm in Worten keine Antwort gab, dagegen langſam ihr Geſicht emporhob und ihn ein paar lange, lange Secunden in ihre leuchtenden Augen ſehen ließ.

Ueber das, was er las, mußte er aufſeufzen aus tiefem Herzen im Uebermaße ſtiller Seligkeit, und es war ihm unmöglich, ſeine Blicke wieder von ihr hinwegzuwenden. O, er hätte mit ihr ſo ſtundenlang fortwandeln mögen, Hand in Hand, Auge in Auge!

Da waren ſie aber an Ort und Stelle angelangt, da ließ er ſie mit einer leuchten Verbeugung die Treppe hinaufgehen und ſchritt alsdann hinter ihr drein. Da öffnete ſich die Hausthür, und Juanita ging in ihre Wohnung hinauf, wobei ſie heiter mit ihm redete. Oben angekommen, gab er einem der Bedienten Ueberrock und Hut und folgte der jungen Dame durch das Eckzimmer in den hintern Theil des Hauſes, den ſie bewohnte, in das kleine reizende Cabinet, wo ſie ihn am erſten Tage ſeines Hierſeins empfangen.

Es war ſchon ſpät am Nachmittag, und der kurze Wintertag

hatte ohnedies ein ſo grämliches Ausſehen, war jetzt wieder ſo finſter und verdrießlich, daß man nicht zu ſagen vermochte, wo er aufhörte und die Nacht anfing.

Um noch etwas von dem letzten Scheine des Tages zu benutzen, legte Juanita das Album auf ein Tiſchchen in der Fenſterniſche, ſetzte ſich davor und bat Rodenberg, neben ihr Platz zu nehmen. Dann betrachteten ſie zuſammen die einzelnen Blätter; bei Vielem fragte ſie, und er erklärte ihr Alles auf's umſtändlichſte. Ach, er hätte ihr ſtundenlang erklären mögen, ſo ganz dicht in ihrer Nähe, daß er, wenn er ſich auf das Buch hinabbeugte, mit ſeiner heißen Wange ihr Haar berührte und den entzückenden Hauch ihres Mundes fühlte. Dabei ſaß ſie ſo zutraulich an ſeine Seite geſchmiegt, ſo ohne alle Scheu vor einer Berührung mit ihm, daß es ihn mächtig durchſchauerte. Häufig erſuchte ſie ihn, auf irgend einem der Blätter eine einzelne Stelle ganz genau zu betrachten; dann bog ſie ſich zurück, daß er ſich mit weniger Mühe hinabbeugen konnte, und legte dabei ihre Hand auf ſeine Schulter, wobei es ihm ein paar Mal vorkam, als berührten ihre feinen Finger ſein dichtes, krauſes, blondes Haar.

„Gewiß," ſagte Juanita nach einer langen Pauſe, „dieſes Album wird mir eine liebe Erinnerung ſein an heiter verlebte Tage, und wenn ich es durchblättere, ſoll Ihr Bild, Arthur, lebendig vor mich hintreten!"

Er ſchüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Es iſt traurig für mich, Juanita, daß Ihre Reden dahin gehen, als müßten wir durch weite Länder von einander getrennt bleiben — o, Juanita, es liegt ja in Ihrer Macht, mich an Ihre Fußſtapfen zu feſſeln, mir das Wiederſehen zu geſtatten, wann und wo Sie wollen!"

„Läge es wirklich in meiner Macht, wer weiß, ob ich es nicht thäte; doch glauben Sie mir, Arthur, auch ich bin nicht unabhängig, auch ich muß mich beugen vor Geſetz und Sitte — ſelbſt ich, eine Künſtlerin, eine Fee," ſetzte ſie lächelnd hinzu. Dann ſchloß ſie das Album, erhob ſich raſch und machte einen Gang

durch das kleine Zimmer, aus welchem die Schatten des Abends das falbe Licht des Tages faſt verdrängt hatten, ohne daß es darum dunkel geworden wäre, denn im Kamine loderte ein helles Feuer und aus dem geöffneten Nebenzimmer, zwiſchen dem ſchweren Thürvorhange hindurch bemerkte man das bleiche Licht einer Lampe mit matter Glaskugel.

„Und ſo bald ſchon müſſen wir ſcheiden?" fragte er. „Wie entſetzlich raſch ſie vorübergegangen ſind, dieſe glücklichen Tage!"

„Ich hatte gehofft, ſie verlängern zu können; aber Verhältniſſe, mächtiger als ich, rufen mich hinweg."

„Und wann, Juanita?"

„Schon morgen — und deßhalb wollen wir heute — jetzt — Abſchied nehmen!"

Als er nicht antwortete und auch ſie nicht weiter ſprach, war es ſo ſtill in dem kleinen Gemache; man hörte nur zuweilen das Kniſtern und Knattern der brennenden Kohlen im Kamin und das Rauſchen des ſchweren Seidenſtoffes an Juanita's Kleide, wenn es, indem ſie auf und ab ſchritt, zuweilen an einem der Möbel ſtreifte.

Rodenberg ſtand am Fenſter und ſchaute in die dämmernde Nacht hinaus, wobei es ihm doppelt behaglich vorkam, daß er hier, aus dem ſanft erwärmten Raume, das tolle Spiel ſah und hörte, welches der Wind mit Schneeflocken trieb, die er draußen in wildem Uebermuthe durch einander miſchte und zuweilen, ehe ſie den naſſen Boden berühren konnten, wieder hoch in die Luft führte.

Juanita war an ſeine Seite getreten, berührte ſeinen Arm leicht mit ihrer Hand und ſagte: „Jetzt müſſen wir ſcheiden, Arthur!"

„Und in ſolches Wetter wollen Sie mich hinausſtoßen, aus Ihrer lieben, lieben Nähe in Regen, Schnee und Wind!"

„Sie übertreiben, mein Freund, Sie betrüben mich, indem Sie ſo reden; es iſt ein Abſchied, den wir beide vorausſahen und der kommen mußte!"

„Ja," antwortete er im ſchmerzlichen Tone, „ein Abſchied, der mich von Ihrer Seite hinweg zurück in das wilde Leben ſtößt, in

ein Leben voll vergeblicher Sehnſucht, voll Gleichgültigkeit, in ein Leben, wahrhaftig kälter und trauriger, als die Nacht da draußen mit ihrem Schnee und Regen! Und warum mich jetzt ſchon fortſchicken, Juanita, warum mir nicht erlauben, noch eine kleine, kleine Weile bei Ihnen zu bleiben? Ich will Sie ja nur anſehen, nur den Wohllaut Ihrer Stimme vernehmen, in Ihrer Nähe athmen dürfen!"

„O, gehen Sie, Arthur, gehen Sie," bat Juanita mit leiſer Stimme, „es iſt beſſer für uns beide, wenn Sie gehen; gehen Sie mit der Hoffnung, daß wir uns wiederſehen!"

„O, ich ſoll die trügeriſche Hoffnung," rief er traurig aus, „für die lebendige, heiße Gegenwart nehmen! O, Juanita, Sie ſind ſchön und entzückend, aber ich glaube wirklich, eine neckiſche Fee, trügeriſch wie Fata Morgana, den Armen, der ſie ſieht, mit allen Reizen verlockend, um ihm für immer und ewig zu verſchwinden!"

„Gehen Sie, Arthur, wir müſſen uns trennen — o, laſſen Sie mich Ihnen dabei ſagen, daß mein Herz unter dieſer Trennung eben ſo fürchterlich leidet, wie das Ihrige — aber gehen Sie, ich beſchwöre Sie darum! Auf meiner Seele laſtet eine unbeſchreibliche Angſt und mein Herz zittert unter meinen tiefen Athemzügen!"

„Ja, ja, ich fühle das, Juanita, ich fühle die ſtürmiſchen Schläge Deines Herzens, und ſie erfüllen mich mit einer unendlichen Seligkeit — o, verſtoße mich noch nicht!"

„Doch, doch, Arthur, es muß ſein!"

Sie wand ſich ohne Heftigkeit, aber mit einer unwiderſtehlichen Gewalt aus ſeinen Armen; er wagte es, getroffen von ihrem flammenden, zürnenden Blicke, nicht, ſie zu halten, und bat nur in flehendem Tone: „Nur noch eine Viertelſtunde, Juanita!"

„Es wäre eine Seligkeit für mich," gab ſie ihm offen und ehrlich zur Antwort, „Sie den ganzen Abend bei mir zu ſehen, wenn Don Joſe bei mir wäre — o, wie würden wir vergnügt und doch verſtändig zuſammen plaudern!"

„Das können wir auch ohne Don Joſe, vergnügt plaudern und verſtändig ſein — gewiß, Juanita — o, nur noch eine kleine

eifrigst bemühten, den verdienten Applaus der liebenswürdigen Tänzerin zu spenden. — Doch genug für heute! Nur noch ein Wort zum Publikum, von dem eine nicht geringe Anzahl in jener, leider bekannten, schlafmützenartigen Indolenz von Anfang bis zu Ende dasaß, die herrliche Musik über sich ergehen lassend, wie der Hund einen kalten Regenguß. Liebes Publikum, wir bemerken mit Schmerz, daß wieder sehr viel geplaudert wird und daß wieder außerordentlich viel Aepfel verspeist werden. Beides ist sehr störend, aber am allerstörendsten ist und bleibt es jedenfalls, daß ein hoher Adel und verehrungswürdiges Publikum es nicht erwarten kann und ruhig sitzen bleiben, bis der Vorhang am Schluß des letzten Aktes fällt. Dieß Aufstehen, Scharren, Sichbewegen, ist ein Raub an dem wahren Musikfreund, der sein Geld doch bezahlt hat, um das ganze Stück zu genießen. Wird man diese Unanständigkeit nicht endlich einsehen lernen, glaubt man vielleicht, das Nachtessen könne nicht noch einen Augenblick länger warten, oder glaubt man vielleicht, Dichter und Componist hätten ihre Stücke so eingerichtet, daß es erbaulich sei, den Schluß derselben durch unausstehlichen Spektakel accompagnirt zu sehen?"

Hiemit endete der Doktor seine Vorlesung, setzte sich in seinen Stuhl und legte das Blatt auf den Tisch.

Der Herr Dubel war sichtlich ergriffen von der Größe seines Freundes, der sogar im Stande, seine Artikel prophetisch abzufassen, und der obendrein that, als seien derartige Arbeiten gar nichts Besonderes. Er machte ihm einige schüchterne Complimente hierüber und meinte, es sei wohl eben so schwer, solche Artikel zu verfassen, wie auf die Entgegnungen, die doch zuweilen folgen würden, gehörig zu antworten.

Der Doktor streckte sich auf seinem Stuhle aus, steckte seine Hände in die Hosentaschen, gähnte höchst gleichgültig und meinte: auf Erwiderungen müsse man sich gar nicht einlassen;

Viertelſtunde — iſt es nicht ein beſcheidener Wunſch vor einer Trennung — Gott mag wiſſen auf wie lange!"

„Es widerſtrebt mir, Ihnen nachzugeben! Doch nehmen Sie mit Ihrem Fauteuil dieſen Kaminwinkel ein, ich ſetze mich in den anderen!"

„Gut, und ſo wären wir durch eines der wildeſten Elemente, durch das Feuer, von einander getrennt, aber glauben Sie nicht, Juanita, daß meine Liebe zu Ihnen auch eine echte Feuerprobe beſtehen könnte?"

Wir wollen den Verſuch nicht machen, ſondern verſtändig zuſammen plaudern!"

Sie ließ ſich auf der einen Seite des Kamins in einem tiefen Fauteuil nieder, während er ſeufzend auf der anderen Seite Platz nahm.

Das ſchöne Mädchen nahm von dem Geſimſe einen grünen Fächer, um vermittelſt desſelben die Gluth des Feuers von ihrem Geſichte abzuhalten; ihre beiden Füßchen über einander gelegt, ruhten auf einem Kiſſen, das ſich vor dem Kamine befand.

Wie ſauste der Wind zuweilen durch den Kamin herab und blies zudringlich in die Flammen, daß dieſe vor Zorn dunkelroth aufglühten, worauf alsdann der tolle Geſelle draußen brauſend um die Ecke des Hauſes flog oder an den Fenſtern herumfuhr, daß ſie ängſtlich klirrend erzitterten!

Rodenberg ſchaute in die Gluth des Feuers und ſagte nach einer längeren Pauſe in ruhigem erzählendem Tone: „Es war einmal ein wilder Bube, der hatte ein kleines Mädchen verlockt, mit ihm in den Wald zu gehen."

„Das Mädchen hätte ihm nicht folgen ſollen," meinte ſie.

„Sie folgte ihm aber doch, obgleich ſie obendrein die Tochter des Königs war und er nur ein armer, unbedeutender Geſelle — denn ſie liebten ſich!"

„A—a—a—ah!"

„Im Walde wurden ſie durch ein furchtbar wildes Wetter überraſcht, ſo ungefähr wie das, welches da draußen tobt, und fanden nach langem Suchen eine verlaſſene Hütte, wo es dem Geſellen nach vieler Mühe gelang, ein hell loderndes Feuer anzuzünden, vor welches ſie ſich hinſetzten, ſtumm und traurig, wie wir hier."

„Jedes in ſeiner Ecke — ich finde das von der Königstochter ſehr verſtändig.“

„Aber der wilde Bube blieb nicht lange ſo ſitzen, denn ihm wollte das Herz faſt zerſpringen aus Liebe zu der ſchönen Königstochter und vor Kummer, daß er ſie wieder verlieren ſolle.“

„Die Königstochter aber befahl ihm wahrſcheinlich, er ſolle ruhig ſitzen bleiben?“

„Sie befahl es ihm allerdings, und ſo gern er ihr auch gehorſam geweſen wäre, er konnte ſich nicht enthalten, zu ihren Füßen niederzuſtürzen und ihr auf's Neue von ſeiner heißen, innigen Liebe zu reden!“ — Bei dieſen Worten that der junge, glühende Mann ſo, wie er erzählte; er kniete zu Juanita's Füßen nieder, und als ſie ſich raſch erheben wollte, umfaßte er ihren Leib und hielt ſie ſanft zurück.

„O, Juanita,“ flehte er, „meine ſüße, innig geliebte Juanita! wie kann ich in der letzten Stunde unſeres Beiſammenſeins Dir ſo kalt gegenüber ſitzen; es iſt grauſam, dies zu verlangen, und Du ſelbſt willſt nicht, daß ich Deinen Worten Folge leiſte, denn dieſe Worte entſprangen Deinem Verſtande, während Dir Dein Herz ſagt, daß Du mich liebſt, ja, daß Du mich eben ſo heiß und innig liebſt, als ich Dich! O, Juanita, geſtehe es mir, mit einem einzigen Worte, oder wenn Du nicht reden willſt, ſo lege Deine beiden lieben Hände auf mein Haupt, ſo neige Dein Geſicht zu mir herab und laß mich die ſüßen Worte in deinen ſchönen, glänzenden Augen leſen! — O, meine Juanita, Du ſagteſt mir, das Schickſal werde uns aus einander reißen, ich hätte nicht das unendliche Glück, Deinen Lebenspfad wandeln zu dürfen — ſchrecklich, wenn es ſo wäre! Doch ich will Dir glauben, denn Du biſt eine Seherin, eine Heilige — aber, wenn es ſo iſt, ſo ſage mir, ehe wir vielleicht für immer ſcheiden: haſt Du mich wirklich geliebt und willſt meiner nicht vergeſſen?“

Er hatte ſich bei dieſen Worten, die er in leidenſchaftlicher Haſt ausſtieß, feſt an ſie geſchmiegt, und ſie litt es geduldig; ſie

that, wie er gewünscht, sie umfaßte sein Haupt mit ihren kleinen Händen, sie beugte sich auf ihn herab mit offenen, glänzenden Augen, sie näherte langsam ihre heißen, durstigen Lippen den seinigen, sie küßte ihn zu wiederholten Malen mit einer unsagbaren Gluth und Innigkeit.

„Ah, Juanita," seufzte er, „Deine Lippen sind Rosen!"

„Fürchte die Rosen!"

„Wunderbare, duftige Rosen, sie ziehen uns zauberhaft mächtig an — o, ich möchte meine Seele in die Rosen versenken!"

„Fürchte die Rosen, Arthur, ich sagte Dir das schon früher; sie verdecken trügerisch einen Abgrund, der uns auf ewig scheiden muß!"

„Nein, nein, Juanita!"

„Arthur, gewiß — höre mich einen Augenblick ruhig an." — Sie drückte mit ihren kleinen Händen seinen Kopf etwas von sich und lehnte ihr Haupt zurück. — „Das Märchen, welches Du vorhin erzähltest, ist noch nicht zu Ende. Allerdings litt es die Königstochter ein paar Augenblicke, daß der wilde Knabe vor ihr kniete; dann aber sagte sie: ‚Fürchte die Beherrscherin der Feen, die über meinem Haupte wacht — dringe nicht weiter in mich mit Deiner Liebe und sei versichert, daß sonst dieses Dach, das uns Schutz verliehen, über uns zusammenbricht und wir mit bitterer Reue und Vorwürfen im Herzen in die wilde Nacht hinausfliehen müssen, Jedes seinen einsamen, dunkeln Pfad, und daß wir uns alsdann niemals, niemals wiedersehen werden!"

„Das ist nicht möglich!" rief er aus und setzte auffauchzend hinzu: „Sie liebt mich, sie liebt mich, sie muß mich wieder sehen!"

Und von Neuem zog er das sich sträubende Mädchen in seine Arme, suchte ihre Lippen und fand sie auch zu einem langen, langen, selig[illegible]en Kusse.

Da war es, als wenn die Feenkönigin selbst mahnend, warnend, rettend ihre mächtige Hand zwischen die beiden Liebenden ausstreckte. Ein gewaltiger Windstoß fuhr durch den Kamin herab, ließ Myriaden Funken aus dem Feuer aufsteigen und öffnete eines

der ſchlecht verſchloſſenen Fenſter des Gemaches, um alsdann heulend und brauſend einzudringen.

Juanita hatte dieſen Moment benutzt und war raſch in die Höhe geſprungen. — „Hörſt Du, wie ſie uns drohen, die unſichtbaren Mächte?“ rief ſie, indem ſie ihre Hände abwehrend gegen Arthur ausſtreckte. „Verſtehſt Du dieſen Ruf, dieſe Klage? Laß ſie Eingang finden in Dein Herz — ſei zufrieden und glücklich in der Erinnerung — lebe wohl — lebe wohl — unſer Märchen iſt zu Ende geſpielt! — Wenn Du mich liebſt, ſo verlaß mich um dieſer Liebe, um Deiner Ehre willen — fürchte den Abgrund, der uns auf ewig ſcheiden muß — Du ſollſt und mußt mich verlaſſen — ich will es — lebe wohl!“

Sie faltete ihre Hände gegen ihn, und als ſie dieſelben darauf erhob, um ſie an ihre Lippen zu drücken, ſah er ihr Auge in feuchtem Glanze — nur einen kleinen, kurzen Augenblick, ehe ſie ſich umwandte und raſch im Nebenzimmer verſchwand.

Er wußte nicht wie ihm geſchehen; wild raste das Blut durch ſeine Adern, und wenn er auch die Hand auf ſein Herz drückte, er vermochte nicht, das ungeſtüme Klopfen deſſelben zu bewältigen. Tief auf athmete er, und wohlthuend war ihm dabei die kalte Nachtluft, die in das Zimmer drang. Er warf einen glühenden Kuß nach der geöffneten Thür des Nebengemaches und wandte ſich darauf, um in gewaltiger Anſtrengung das Zimmer zu verlaſſen. — Sollte er aber nicht vorher das Fenſter ſchließen? Erwartet Juanita nicht, daß er, wenn auch nur mit einem einzigen Wort Abſchied von ihr nehme?“

Einen letzten Abſchied, wer weiß, auf wie lange?

Da war es ihm, als hörte er im Nebenzimmer einen leiſen Ton, einen Seufzer, ein unterdrücktes Weinen — oder täuſchte er ſich — vernahm er den Wind, der durch den Kamin ſauste, oder war es das Rauſchen ihres Gewandes. — „Arthur, ich will, daß Sie mich verlaſſen, um des Himmels Barmherzigkeit willen, Arthur — fürchten Sie meinen Zorn — fürchten Sie meinen Dolch!“

XXXIX.

„Es sind bereitet Dir drei harte Schläge!“

Wenn man von der naßkalten, windigen Straße, wo Regen und Schnee unbedingt regierten, wo ein scharfer Nordwestwind an den Ecken lauerte und die harmlos Daherwandelnden meuchlings überfiel, um sie erst nach tüchtigem Durcheinanderschütteln und heftiger Gegenwehr wieder ihres Weges ziehen zu lassen; wenn man dabei die zerrissenen Wolken an dem dunkeln Nachthimmel dahinjagen sah, tückisch bemüht, jedes Sternlein auszulöschen und den wohlthuenden Glanz des Mondes zu verdecken, — in einen der kleinen Eckſalons des Kaiserlichen Hofes eintrat, so konnte man sich eines unendlich behaglichen Gefühls nicht erwehren, indem man in diesem von Blumen durchdufteten, angenehm erwärmten Raume die kleine Tafel für acht Personen mit allem Comfort, aller Eleganz, allem Raffinement servirt fand: das reiche Krystall- und Silber-Service, worin sich zahlreiche Lichter blendend wiederspiegelten, das riesenhafte Bouquet auf der Spitze des Tafelaufsatzes, welcher eine förmliche Pyramide bildete, deren Fundamente aus derben Früchten, Orangen, Mandarinen, Feigen und dergleichen bestehend, oben mit zierlichen, herabhangenden Weintrauben gekrönt waren, und noch höher hinauf die feinsten Zuckerwerke, besonders Fondants, im Geschmacke aller nur erdenklichen feinen Obstsorten

zeigten. In geſchliffenen Caraffen glänzten weiße und rothe Weine, deren Goldglanz, oder deren dunkelrothe Gluth etwas Ausgezeichnetes verſprach, während noch vornehmere ihres Geſchlechtes, mit ſtattlichen Etiquetten verſehen, auf Nebentiſchen kalt und warm frappirt ſtanden, bis ſpäter die Reihe an ſie kommen würde. In einer Ecke des Gemaches, auf zierlichem Unterſatze, ſtand ein ſilberner Flaſchenkühler, ein wahres Kunſtwerk, der Stolz des Hauſes, wo aus ſchimmerndem Eiſe die grün verpichten Hälſe von einem halben Dutzend Champagnerflaſchen hervorſchauten. Auf dem Eckiſche, bei jedem Gedecke, zu welchem eine Unmaſſe von Gläſern der verſchiedenſten Formen und Farben, Löffel, Meſſer und Gabeln in allen erdenklichen Größen, ſo wie ſonſtige fabelhafte Handwerkszeuge gehörten, lag, in einfacher Weiſe gedruckt, das Menu des heutigen Diners.

Eigentlich iſt es uns noch nicht vergönnt, einen Blick in dieſen Speiſeſalon zu werfen; doch da die Flügelthür zum Nebenzimmer, in welchem wir uns gerade befinden, offen ſteht, ſo konnten wir uns nicht enthalten, neugierig hineinzuſchauen.

Hier in dem Nebenzimmer befindet ſich der Major von Werdenberg, um Seiner Hoheit Gäſte zu empfangen, von welchen aber noch Niemand vorhanden iſt, als Walter, der etwas früher von Hauſe fortgegangen war und, in einer benachbarten Hausthür ſtehend, mit Sehnſucht die Zeit erwartet hatte, die ihm allenfalls erlaubte, ſich zum Diner einzufinden; doch war dies immerhin noch ſo früh geſchehen, daß er faſt eine kleine Viertelſtunde warten mußte, ehe der Adjutant des Prinzen erſchien, um ſich als außerordentlich höflicher Mann dringend zu entſchuldigen.

Walter aber fühlte ſich ſelbſt einer ſolchen Entſchuldigung höchſt benöthigt und machte ſie ſogleich in doppelter Hinſicht wegen ſeines zu frühen Erſcheinens und wegen des mangelnden Frackes.

Ueber Beides aber beruhigte ihn Werdenberg auf die freundlichſte Art von der Welt, indem er ſagte: „Herr von Rodenberg wird Ihnen mitgetheilt haben, daß der Prinz bei ſeiner Einladung

ausdrücklich hinzusetzte, ‚ein kleines Diner sans cérémonie' also im Anzuge, wie es Einem gutdünkt — ein kleines einfaches Mittagessen."

Der alte Maler konnte sich hierbei nicht enthalten, einen erstaunten Blick in das Nebenzimmer zu werfen und bei sich zu denken: ‚wenn das die Anstalten zu einem einfachen Mittagessen sind, so möchte ich wirklich einem beiwohnen, das mit einiger Feierlichkeit gegeben wird!"

„Was nun Ihr frühes Kommen anbelangt, mein lieber Herr Professor, so kann ich Sie versichern, daß mir dies außerordentlich erwünscht ist, indem es mir die Muße gönnt, mit Ihnen vor unserem kleinen Diner ein wenig zu plaudern."

Walter verbeugte sich geschmeichelt.

„Ich sagte Ihnen neulich schon," fuhr der Adjutant fort, „daß Seine Hoheit, wie Sie auch bereits wissen werden, ein ganz außerordentlicher Kunstfreund ist; nicht ein solcher, welcher Bilder, Bronzen, Waffen, alte Möbel nur deßhalb kauft, weil es Mode ist, dergleichen zu besitzen, sondern einer, der mit Kunstsinn und einem geläuterten Geschmacke nur das wirklich Schöne erwirbt und der dies bei der Einrichtung seines Schlosses am Mittelrheine auf's glänzendste bewiesen hat."

„Ich hörte davon reden," entgegnete Walter, „und es erregte in mir mächtig die Lust, diese Herrlichkeiten einmal anschauen zu dürfen."

„Dazu ist Hoffnung vorhanden," gab Werdenberg mit einem pfiffigen Lächeln zur Antwort und setzte hinzu, indem er sein Gegenüber mit dem Zeigefinger leicht auf die Brust tippte: „Hoffnung, — große Hoffnung!"

„Ich wäre entzückt darüber!"

„Und dazu haben Sie alle Ursache, denn ich kann Sie versichern, das ist eine ganz superbe Einrichtung, räuberhaft — Seine Hoheit haben schon längst die Absicht, eine kleine Kapelle im dortigen Schloßhofe al fresco ausmalen zu lassen, und als neulich wiederholt die Rede auf diesen Gegenstand kam, erlaubte ich mir Ihren Namen zu nennen."

„Wofür ich Ihnen außerordentlich dankbar bin!“ ſagte erfreut der alte Maler.

„Keine Urſache, mein lieber Herr Profeſſor; ich habe Ihre heilige Cäcilie geſehen und ich muß Ihnen geſtehen, daß Zeichnung, Colorit, Stimmung, geniale Auffaſſung, Schwung der Geſtalten ganz außerordentlich immens ſind — auf Ehre trichinenhaft — ich war förmlich gerührt von dem Bilde, und es war mir zu Muthe, als höre ich ebenfalls die Engel ſingen!“

Walter verbeugte ſich abermals.

„Wahrhaftig, als hörte ich ſelbſt die Engel ſingen!“ wiederholte Werdenberg — „natürlich war das eine Täuſchung, wie ſich bald herausſtellte, und nur der Klang einer entfernten Straßenorgel — aber Sie können daraus ermeſſen, in welche räuberhafte Stimmung mich Ihr wunderbares Bild verſetzte!“

„Sie ſind zu freundlich, Herr Major!“

„Nein, nein, es iſt ein vortreffliches Bild! Seine Hoheit ſind ganz derſelben Anſicht, und Seine Hoheit,“ ſetzte der Adjutant flüſternd hinzu, „haben mir befohlen, bei Ihnen leiſe anzuklopfen, aber ganz leiſe und diplomatiſch, ob Sie vielleicht geneigt ſeien, die kleine Kapelle, von der ich vorhin ſprach, al fresco auszumalen.“

„Ich würde glücklich über einen ſolchen Auftrag ſein!“

„Ein Auftrag,“ erwiederte der Adjutant, indem er mit vertraulicher Miene ſeinen Mund dicht an das Ohr des Andern brachte, „bei dem allerdings viel Ruhm und Ehre zu gewinnen wäre, wenn Ihre Forderungen, mein lieber Herr Profeſſor, mäßig geſtellt würden, das heißt mäßig, ohne dabei Ihrem Verdienſte zu nahe treten zu wollen. Sie werden mich verſtehen und meine freundſchaftlich gemeinten Worte in eben ſolcher Art aufnehmen.“

„Gewiß, Herr Major, und ich bin hoch erfreut darüber!“

„Es kommt nur darauf an, ob Sie im Augenblicke frei ſind denn Seine Hoheit drängen ein wenig mit der Ausführung!“

Walter war ſchon im Begriffe, hierauf zu entgegnen, daß er frei ſei wie der Vogel auf dem Dache; doch fiel es ihm noch zur

rechten Zeit glücklicher Weiſe bei, eine etwas bedenkliche Miene zu machen, leicht den Kopf zu ſchütteln und nach einer Pauſe zu ſagen: „Allerdings müßte ich einige bedeutende Aufträge ſo lange bei Seite ſchieben; doch was thue ich nicht, um mich Seiner Hoheit zu verbinden!“

„Alſo in den Grundzügen wären wir einig; Sie ſind geneigt, die Bilder zu übernehmen, und laſſen, was die Bedingungen betrifft, mit ſich reden, ſobald Sie die kleine Kapelle geſehen?“

„Das wäre jedenfalls ſehr nothwendig.“

„Und könnte ſogleich geſchehen, wenn Sie ein paar Tage Zeit hätten, uns ſofort zu begleiten.“

„Und wann, wenn ich fragen darf?“

„Heute Abend noch. Seine Hoheit werden nach unſerem kleinen Diner vielleicht gegen eilf Uhr abreiſen; ich folge ihm eine halbe Stunde ſpäter und würde mich glücklich ſchätzen, wenn Sie einen Platz in meinem Wagen annehmen wollten — wir führen alsdann ganz behaglich die Nacht durch, wir plauderten und rauchten, ſchliefen auch hier und da ein wenig, tränken in Coblenz unſeren Kaffee und kämen zum Diner nach Falkenſtein — was meinen Sie dazu?“

„Die Beſchreibung Ihrer Fahrt iſt ſehr verlockend!“

„Wir würden uns räuberhaft amuſiren — auch da oben,“ ſetzte er hinzu, indem er pfiffig lächelnd die Augen zukniff — ſagte aber darauf in einem faſt erſchrockenen Tone: „Sie ſind doch nicht verheirathet?“

„Unbeſorgt,“ lachte Walter — „ich bin ſo ledig, als man nur ſein kann, und hauptſächlich aus dem Grunde kann ich Ihnen die Zuſage geben, noch heute Abend mit Ihnen abreiſen zu wollen.“

„Ah, das iſt ſuperb, trichinenhaft — alſo abgemacht! Doch da kommen von unſeren Gäſten.“ Er eilte nach der Thür, wo man Sporen- und Säbelgeklirr vernahm, und kehrte gleich darauf mit zwei Huſaren-Officiren zurück, denen er den Profeſſor Walter, einen ausgezeichneten Künſtler, mit beſonderen Aufträgen Seiner Hoheit beehrt, vorſtellte und dann demſelben die Namen der beiden

Officiere nannte: „Major von Prittwitz und der Rittmeiſter von Strachwitz.“ Letzterer reichte dem Maler, als einem alten Bekannten, die Hand und ſagte alsdann, ſich umſchauend: „Ich vermiſſe Freund Rodenberg, der, wie mir Werdenberg ſagte, doch ebenfalls zum Diner befohlen worden iſt — hat er ſich verſpätet oder ſind wir zu früh daran?“

„Bis jetzt keines von Beiden,“ gab der Adjutant des Prinzen zur Antwort; „wir haben noch vier Minuten bis ſieben Uhr. Und wenn ich nicht irre, kommt dort Herr von Rodenberg.“

„Nein, es iſt Herr . . .“

„Rüding,“ ſagte Walter.

„Richtig, Herr Rüding, unſer vortrefflicher Cupido, unſer beneidenswerther, räuberhafter Jagdpage!“

Der ſanfte Eduard trat mit einer tiefen Verbeugung in's Zimmer. Er ſah faſt elegant aus und wäre es in der That geweſen, wenn er zu ſeinen wohlfriſirten Locken, ſeinem tadelloſen Fracke und was dazu gehörte, Glanzſtiefel getragen hätte; er wurde vorgeſtellt und hielt ſich neben Walter, während er den Hut auf ſeinen Bauch drückte.

„Du mußt mir zugeben, von Prittnitz,“ ſagte Werdenberg, „daß der wilde Jäger im diesjährigen Maskenzuge die gelungenſte Abtheilung war — haſt Du Herrn Rüding als blonden Jagdpagen bemerkt? — O, ich ſage Dir, räuberhaft! und jener ſchwarze Page . . .“

„Vigoureux im Sattel, wie man nur was ſehen konnte,“ pflichtete der Rittmeiſter von Strachwitz bei, „und dabei von einer faſt mädchenhaften Zierlichkeit — auch ein Maler — wie heißt er?“

„Ah, da kommt der wilde Jäger ſelbſt,“ ſagte Werdenberg, „der kann uns die beſte Auskunft geben — wenn er will,“ ſetzte er mit einem feinen Lächeln hinzu.

„Guten Abend, Rodenberg!“

„Guten Abend, Baron Strachwitz — guten Abend, meine Herren!“

„was einmal gedruckt iſt, iſt gedruckt,“ ſagte er, „und der erſte Eindruck iſt nicht zu verwiſchen, ſolche Erwiderungen nützen den Angegriffenen gar nichts. Etwas Anderes dagegen iſt viel ſchlimmer, wenn z. B. eine auswärtige Redaktion, denen man hie und da Kunſtkritiken zuſendet, unter irgend einem Artikel boshafte Bemerkungen macht, hie und da ein Fragzeichen einſchiebt, ein Ausrufungszeichen, einen Gedankenſtrich, oder ein ei! in Parentheſe, das iſt ſehr unangenehm und kann unter Umſtänden einen ganzen Aufſatz vernichten. So geſchah es mir vor einiger Zeit, daß ich in einer Theaterkronik unſer Fräulein C., die heutige Alice, außerordentlich lobte und ihre Leiſtungen bedeutend hervorhob, ich ſtellte ſie als Stern erſter Größe hin, als eine Erſcheinung, auf die nothwendiger Weiſe ganz Deutſchland ſein Auge richten müſſe. Was that die Redaktion? — Sie machte unter meinen Artikel die höchſt unpaſſende Bemerkung: tant de bruit pour une omelette! Das war doch höchſt abgeſchmackt von dieſer Redaktion, und ich habe es ihr auch fühlen laſſen, indem ich ihr keine Artikel mehr zuſende. Hatte ſie nicht durch dieſe hämiſchen Worte mein ganzes Lob vernichtet? und dazu die unzarte Vergleichung einer Sängerin mit einem Eierkuchen, pfui Teufel!“

Der Herr Dubel hielt es im Verlauf des Geſprächs für paſſend, dem Herrn Doktor Stechmaier einige paſſende Worte über ſeine Leiſtung als Fortinbras zu ſagen; er that es in höchſt feiner Weiſe, indem er ſagte, daß ein Mann, wie der Doktor, ein ſolch' großes publiciſches Talent, ſehr Unrecht thue, wenn er die mit ſo viel Glück betretene, ihm von Natur angewieſene, literariſche Laufbahn verlaſſe, um ſich einer andern Kunſt in die Arme zu werfen, von der er doch nicht gewiß ſei, ob ſie ihm holdſelig zulächeln würde.

„Das habe ich auch gedacht,“ ſagte der Doktor, „und ich muß Ihnen geſtehen, daß ich zu dem Entſchluß gekommen

„Wir ſangen eben Ihr Lob,“ ſagte der Rittmeiſter, „Ihnen vielleicht gleichgültig, das Sie wahrſcheinlich aus ſchönerem Munde ſchon genugſam gehört haben werden; aber eine Wiederholung ſchadet immer nichts. Ihr Zug war ganz außerordentlich und wäre das Vollendetſte geweſen, wenn Sie meinen Rappen geritten hätten.“

„Natürlich,“ lachte der Huſaren-Major, „Ihr Rappe würde der Sache allerdings erſt die rechte Weihe gegeben haben — übrigens ritt Herr von Rodenberg kein ſchlechtes Pferd.“

„Sie, mein theurer, wilder Jäger,“ ſagte der Rittmeiſter, indem er vertraulich ſeine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte, „wir ſprachen eben von Ihrem ſchwarzen Jagdpagen, ein allerliebſter Burſche — kann man ſeinen Namen erfahren?“

„Warum das nicht,“ entgegnete der Gefragte anſcheinend mit großer Offenheit; „es war ein junger Künſtler Namens Schmitz, mit dem eigenthümlichen Vornamen Michel Angelo.“ — Dieſer Name fiel ihm natürlicher Weiſe am erſten bei, da ſich ſeine Gedanken in dem Zauberkreiſe bewegten, den die beiden Schweſtern um ihn geſchlungen.

„Für einen ſolchen Jagdpagen gefällt mir der Name ganz und gar nicht,“ meinte Strachwitz; „doch da iſt Seine Hoheit . . .“ — Der Prinz trat in's Zimmer, und während er die Anweſenden freundlich begrüßte, hatte der junge Bergmüller, der im Vorzimmer ſein widerſpänſtiges Haar etwas lange friſirt hatte, Zeit, hereinzuſchlüpfen und ſich hinter Walter aufzuſtellen.

Der Prinz wechſelte mit jedem der Herren ein paar freundliche Worte und nahm dann Werdenberg einen Augenblick auf die Seite, leiſe mit ihm ſprechend.“

Walter ſagte indeſſen zu Rodenberg: „Denke Dir, ich bin eingeladen worden, den Prinzen noch heute Abend nach ſeinem Schloſſe Falkenſtein zu begleiten — es ſollte dort eine Kapelle al fresco ausgemalt werden.“

„Das freut mich von Herzen!“

„Was der Kerl für ein Glück hat!“

„Ich soll sogleich nach dem Diner mit dem Major Werdenberg fahren, und bist Du vielleicht so freundlich, morgen früh meinen kleinen Nachtsack zu packen und ihn dem Dampfboote mitzugeben."

„Mit Vergnügen!"

„Aber vergreife Dich dabei nicht zu meinen Gunsten an Rüding's kostbarer Garderobe, so lieb es mir auch sonst wäre, ein Andenken von ihm mitzunehmen."

„Mache Dir darüber keine Sorge!" erwiederte der sanfte Eduard in einem giftigen Tone — „ich habe heute Nachmittag schon meine Sachen gepackt und abgeschlossen!"

„Und nun zu Tische!" rief der Prinz in heiterem Tone — „wenn ich ein Zauberer wäre, würde ich Ihnen hierzu die Ouverture der Oper Zampa spielen lassen — ich kenne nichts Aufregenderes, nichts, was mich mehr zu Lust und Heiterkeit begeistern kann!"

Alle Acht nahmen nun um den kleinen Tisch Platz und rüsteten sich zum Anfange, wobei Walter und Bergmüller in ihrer natürlichen Ungezwungenheit viel freier und behaglicher erschienen, als Rüding, der sich Seine Hoheit als Vorbild genommen hatte und Alles, was dieser that, auf eine fast komische Art nachäffte.

Austern mit Chablis!

Rüding hatte das Unglück, eines dieser schlüpfrigen Thierchen durch eine gar zu elegante Bewegung mit der Austerngabel auf den Teller seines Nachbars, des Rittmeisters von Strachwitz, zu schleudern, während Rodenberg diese Schüssel nicht anrührte, dagegen hastig einen großen Kelch des feurigen Weines trank.

„Wie ich von Werdenberg mit Vergnügen höre," sagte der Prinz zu Walter, „so wollen Sie uns heute Abend begleiten — Sie kennen Falkenstein noch nicht?"

„Nein, Hoheit — ich kenne noch nicht das Innere des Schlosses, wohl aber seine entzückende Lage."

„Es ist schade, daß uns jetzt noch das Grün der Waldungen fehlt, die es umgeben; doch hoffe ich," setzte der Prinz verbindlich hinzu, „daß Sie meine kleine Besitzung auch im Schmucke der

schönen Jahreszeit sehen werden. — Lieben Sie keine Austern, Rodenberg?"

„O doch, Hoheit," entgegnete dieser, aus tiefen Gedanken auffahrend, „doch ist das Menu so reichhaltig und so mit Lieblingsspeisen von mir angefüllt, daß ich behutsam vorgehen möchte!"

„Austern reizen den Appetit, und ein Mann von gutem Geschmacke sollte nie versäumen, welche zu essen."

„Gewiß nicht," pflichtete der Major von Prittwitz bei; „ich meinestheils würde es für eine Sünde halten, welche vorbeigehen zu lassen!"

„Es ist die einzige Speise, nach welcher man eine Begierde sehen lassen darf," sagte der Prinz lächelnd; „denn schon eine alte Lebensregel sagt, man soll stets mit drei Austern beschäftigt sein, die eine muß man in der Hand, die andere im Munde und die dritte im Auge haben — aber laßt unsern wilden Jäger; er gedenkt der verflossenen schönen Tage des Carnevals und findet mit Schrecken, daß es Aschermittwoch geworden — habe ich nicht Recht?"

„Gewiß, Hoheit — ich kann das nicht läugnen — die vergangenen Tage boten mir des Schönen so viel, daß ich sie mit Wehmuth scheiden sah!"

„Uns Anderen geht es auch nicht besser," erwiederte der Prinz mit einem leichten Seufzer; „doch haben Sie als Künstler sehr viel vor uns voraus. Während wir wieder ins gewöhnliche prosaische Leben zurück müssen, dürfen Sie sich erlauben, mit Bleistift und Farbe die Vergangenheit in glühenden Bildern zurückzuzaubern — lassen wir sie leben, diese Vergangenheit, die vergangenen lichtvollen Tage des kölner Carnevals!"

Obgleich das Diner nach den Regeln der Kunst noch nicht bis zum Champagner vorgerückt war, so stürzten doch die Bedienten eilig herbei, als der Prinz sein Kelchglas berührte, um den schäumenden Champagner einzugießen. Und darum war es Seiner Hoheit eigentlich zu thun. Der Prinz wollte seine Gäste lustig und heiter sehen.

Die Gläſer klangen zuſammen und in keinem derſelben blieb auch nur ein Tropfen übrig.

„Rodenberg,“ flüſterte der Prinz nach einer kleinen Pauſe dem Maler, welcher an ſeiner Seite ſaß, zu, „ich ſchlage Ihnen einen kleinen Separat-Toaſt vor — Sie werden mich verſtehen — trinken wir ganz im Stillen auf das Wohl der liebenswürdigſten Dame, die ich ſeit lange kennen gelernt!“

Der ehemalige wilde Jäger würde auf dieſen Trinkſpruch hin ein kleines Meer von Champagner ausgetrunken haben, wenn man es von ihm verlangt hätte, ſo ſchwärmeriſch gedachte er ihrer und ſo heiß glühte ſein Inneres.

„Eigentlich ſollte ich Ihnen böſe ſein,“ fuhr Jener fort, „denn Sie boten die Hand dazu, daß mir auf dem Gürzenich-Balle ein wenig ſtark mitgeſpielt wurde!“

„Das iſt wahr,“ lachte der Major Werdenberg; „es war das kein Maskenſcherz mehr, es war eine Maskenverfolgung. Ich erinnere mich keines Manövertages, bei welchem ich ſo in Bewegung geweſen wäre.“

„Ja, und der wilde Jäger war ſchuld daran, daß von mir ſtatt einer ſchönen Dame eine ganz andere Perſönlichkeit ſpaziren geführt wurde.“

Der ſanfte Eduard blickte ſchüchtern auf ein großes Stück wälſchen Hahns nieder, das er ſich nebſt einigen Trüffeln zugelegt hatte, und wagte es kaum, die Augen aufzuſchlagen.

„Doch habe ich Alles das verziehen,“ ſagte der Prinz heiter, „und trinke ſogar denen zu, die gegen mich ſich verſchworen.“

„Da wir das in einem ähnlichen Falle wahrſcheinlich Alle gethan hätten,“ ſagte der Baron Strachwitz lachend, „ſo müſſen Sie uns erlauben, ebenfalls mit anzuſtoßen.“

„Und ein zweites Mal,“ fügte Major von Prittwitz heiter bei, „indem ich die Hoffnung ausſpreche, daß es uns vergönnt ſein möge, noch oft ähnliche harmloſe Verſchwörungen gegen Eure Hoheit in's Werk zu ſetzen, mit Einem Worte, auf Ihr Wohl, gnädigſter Herr!“

Jetzt klangen die Champagnerkelche erst recht zusammen, und die zahlreiche Dienerschaft konnte kaum mit dem Auffüllen derselben fertig werden.

„Ich nehme Ihren Toast dankbar an; ehe ich ihn aber erwiedere, muß ich zuerst hier mit unserem schweigsamen Professor anstoßen und möchte ihn wohl fragen, warum er so ernst in unser heiteres Gelage hineinblickt."

„Darin ist er wahrhaftig das Spiegelbild unseres Freundes Rodenberg, den ich heute Abend kaum wiedererkenne," rief Strachwitz; „der wilde Jäger starrt trübselig auf seinen Teller, und nur zuweilen, wenn die Gläser klingen, fährt er auf wie ein edles Schlachtroß, das die Trompete hört."

„Was mich anbelangt," erwiederte Walter, den Champagnerkelch gegen Seine Hoheit erhebend, „so fühle ich allerdings, daß ich ein wenig einsylbig bin; und daß ich nicht anders zu sein vermag, ist allein die Schuld eines hohen Beschützers der Kunst, auf dessen Wohl ich mir noch ganz besonders erlaube, mein Glas auszutrinken."

„Bravo, nur ausgetrunken, das ist die Hauptsache!"

„Aber bei Allem dem hat der wilde Jäger schlecht an mir gehandelt, mißgünstig im höchsten Grade!"

„Ja, ja, Rodenberg, das können Sie nicht läugnen," lachte Werdenberg; „es war ein räuberhaftes Betragen — Sie handelten schlecht an uns!"

Im Innern des jungen Malers, der scherzhafter Weise also angeredet wurde, tönten diese Worte wie ein schmerzlicher Klageruf wieder — ‚Fürchten Sie meinen Dolch!' — und er war glücklich, mit dem Glase Werdenberg's anstoßen zu müssen und dann das seinige austrinken zu dürfen.

Rüding's System hatte sich bis jetzt vortrefflich bewährt und er den Prinzen in Behandlung der aufgetragenen Speisen auf's glücklichste nachgeahmt; doch wurden jetzt Artischocken servirt und unglücklicher Weise gerade bei ihm der Anfang damit gemacht — wir sagen, unglücklicher Weise, indem der sanfte Eduard sich einige

dieser ihm unbekannten Früchte nahm und keiner der übrigen Herren seinem Beispiele folgte, was ihn schon deßhalb in große Verlegenheit setzte, weil die Dienerschaft mit dem Wechseln der Teller warten mußte, bis er mit seinen Artischocken fertig geworden und er so ein Dutzend erwartungsvoller Augen auf sich gerichtet sah. Er hatte nicht versäumt, sie tüchtig mit Sauce zu begießen, und fing dann, nach einem kummervollen Blicke rings umher, mit dem Muthe der Verzweiflung an, die Artischocken mittelst Messer und Gabel zu zerschneiden, die Bissen zu kauen, so gut ihm das gelingen wollte, und dann hinunterzuwürgen. Zu verschweigen ist indessen dabei nicht, daß er fast einem Erstickungsanfalle unterlegen wäre und nur dadurch gerettet wurde, daß ihm einer der mitfühlenden Bedienten rasch den Teller wegnahm und daß ihm Walter, dem diese Scene wieder zu seiner Heiterkeit verholfen, mit einem gelinden Rippenstoße zuflüsterte, rasch eine Rede zu halten und sich so auf geistreiche Art aus der Affaire zu ziehen.

Wäre Rüding nicht so gänzlich verdutzt gewesen, so hätte er diesem boshaften Rathe gewiß keine Folge geleistet; so erhob er sein Glas, öffnete den Mund, als ob er sprechen wollte, wodurch sein Gesicht das Aussehen eines Karpfen bekam, der zufällig auf den Sand gerathen ist, starrte ein paar Secunden lang mit einem wirklich blödsinnigen Lächeln die Anwesenden an und setzte alsdann das Glas, indem er tief und hastig schluckte, wieder nieder.

„Ah,“ rief der gutmüthige Strachwitz, „ich verstehe diese stille Mahnung unseres kleinen, vortrefflichen Künstlers — sein Herz war zu voll, um einem Trinkspruche Worte zu leihen — ‚Was wir lieben!‘ — ein Toast, der gewiß Jedem aus der Seele gesprochen ist — also, was wir lieben!“

Warum klangen dabei immerfort, und jetzt wieder stärker als vorher, in Rodenberg's Seele jene unglückseligen Worte wieder: ‚Fürchten Sie meinen Dolch!‘ — jetzt dachte man seiner in Haß und Verachtung!

Er hatte während des Diners fast nichts gegessen, aber mit

Abſicht Champagner getrunken, um ſich zu betäuben — doch gelang es ihm nicht — ſein verzehrender Durſt mehrte ſich mit jedem Glaſe, ſein Bewußtſein wurde immer klarer, ſeine Gedanken richteten ſich immer mehr mit einer für ihn erſchreckenden Schärfe auf die jüngſte Vergangenheit — ‚Fürchten Sie meinen Dolch!‘

Das kleine Diner näherte ſich ſeinem Ende; ein prachtvoller Aufſatz von Gefrorenem, in Form, Farbe und Geſchmack der verſchiedenartigſten Früchte, kühlte für einen Augenblick die Hitze des Weines, um dieſelbe gleich darauf wieder flammender emporlodern zu laſſen.

„Nehmen Sie, meine Herren, nehmen Sie!“ rief der Prinz heiter — „das Eis iſt vortrefflich, ich liebe es ganz beſonders und freute mich ſchon im Voraus während des ganzen Diners darauf — mein lieber Profeſſor,“ wandte er ſich an Walter, „verſuchen Sie dieſe Schnitte Ananas, und Ihnen, Rodenberg, rathe ich dieſe kleine Melone mit Champagnerſchaum gefüllt!“

„Warum mir, Hoheit?“

„Um Sie ſelbſt ein wenig zum Schäumen zu bringen — Sie ſind verzweifelt ernſt — hat das vielleicht ſeine Urſache?“ ſetzte er mit einem auflauernden und aufleuchtenden Blicke hinzu — „waren wir unglücklich? — Ja, mein lieber, junger Freund, man darf den Weibern nicht zu viel trauen! Erlauben Sie,“ fuhr er mit lauter Stimme, aber mit einem lächelnden Seitenblicke auf ſeinen Nachbar fort, „daß ich Ihnen in Betreff des Gefrorenen den Ausſpruch einer Südländerin — ich glaube, einer Spanierin — mittheilte: ‚Es iſt ſchade,‘ meinte dieſe, ‚daß das Eiseſſen keine Sünde iſt, dann würde ich's noch einmal ſo gern thun!‘“

„Ein ſuperber Ausſpruch — trichinenhaft! Die Südländerinnen ſollen leben!“

„Damit bin ich einverſtanden,“ ſagte Seine Hoheit ſtill lächelnd — vor allen die Spanierinnen!“

Und wieder ſtießen die Gläſer zuſammen, lauter und klingender, und wieder wurden dieſelben mit einer außerordentlichen Ge-

ſchwindigkeit gefüllt. Lachen und Scherz tönten um die kleine Tafel, und da der Zeitpunkt gekommen war, wo faſt Alle zuſammen ſprachen, ſo war es begreiflich, daß Jeder nicht nur die Frage ſeines Nachbars beantwortete, ſondern ſeine Einfälle und Bemerkungen bald Dieſem, bald Jenem Preis gab; ja, dieſe luſtigen Einfälle, oft von ſchallendem Gelächter begleitet, nahmen die Gäſte ſo ſehr in Anſpruch, daß faſt keiner von ihnen bemerkte, wie der Prinz langſam ſeinen Stuhl zurückſchob und in's Nebenzimmer verſchwand.

Eine Stunde um die andere war ſeit dem Beginne des hübſchen Gelages verronnen, und als endlich die Standuhr über dem Kamine abermals anſchlug, zog der Major von Werdenberg mit einer etwas ſchwerfälligen Bewegung ſeine Uhr aus der Taſche und überzeugte ſich, obgleich mit unſicherem Blicke, daß es ſchon um die eilfte Stunde ſei.

„Alle Wetter, meine Herren,“ rief der Adjutant des Prinzen, „ſo leid es mir thut, muß ich doch zum Aufbruche blaſen — nur nicht haſtig, nur nicht haſtig — ich muß für ein paar Augenblicke nach meinen kleinen Angelegenheiten ſehen und komme gleich wieder!“

Alle hatten ſich erhoben. Die beiden Offiziere zündeten ſich eine Cigarre an, und während Rüding, mit eigenthümlichem Lächeln vor einem Spiegel ſtehend, durch ſeine blonden Locken ſtrich, war Rodenberg an den Kamin getreten und blickte finſter in die Gluth deſſelben.

Walter trat neben ihn, legte ſeine Hand auf die Schulter des Freundes und ſagte in einem viel weicheren Tone, als man es ſonſt an ihm gewohnt war: „Warum biſt Du ſo traurig, mein Junge — thut es Dir leid, daß wir heute Alle aus einander gehen?“

„Auch das, Walter!“

„Und was ſonſt noch?“

„Wenn ich es Dir ſagen könnte, würde ich es gewiß thun — doch kommt auch die Zeit vielleicht — ja, ſie kommt, und ich ſehne mich darnach, wo ich mein Haupt an Deine Bruſt legen werde, Du treuer Geſelle, und mich ausweinen, wie ich es heute thun möchte und nicht thun darf!“

Der alte Maler schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, als er in das sonst so heitere, fröhliche Gesicht seines Freundes schaute, als er die zusammengepreßten, schmerzlich zuckenden Lippen sah und den feuchten Glanz in Rodenberg's Augen.

„Kann ich Dir irgendwie helfen?“ fragte Walter hastig. „Sag' es mir, mein Junge, und ich werde nicht daran denken, Dich zu verlassen!“

„Im Gegentheil, ich bitte Dich, mich zu verlassen — mich allein zu lassen — ich werde alsdann ein wenig toben, ein wenig nachdenken und dann schließlich ruhiger werden — hoffentlich sehen wir uns ja bald wieder!“

„Gewiß, mein Junge — wer sollte daran zweifeln?“

„Also auf baldiges Wiedersehen — ohne Abschied, mein Freund! Deine Sachen werde ich Dir morgen nach Falkenstein besorgen.“

Werdenberg war wieder eingetreten, hinter ihm sein Diener mit Mänteln auf dem Arme.

„Ich habe auch einen für Sie mitgebracht, mein lieber Professor,“ sagte der Adjutant lustig; „obgleich wir einen verschlossenen Wagen haben, so könnte es während der Nacht doch frieren. — Und nun, meine Herren, Verzeihung, daß ich Sie verlassen muß, Sie kennen das große Wort ‚Dienst‘.“

„Du brauchst wahrhaftig keine Entschuldigung,“ entgegnete lachend der Baron Strachwitz; „wenn man vier Stunden lang so dinirt hat, dann sehnt man sich nach frischer Luft — nicht wahr, Rodenberg?“

„Gewiß — ganz gewiß — ich bin vollkommen Ihrer Meinung,“ erwiederte dieser, aus seinem Hinbrüten auffahrend — „wollen Sie keine Cigarre?“

„Ich danke!“

Jetzt trat Rüding zu den beiden Freunden und machte einen verunglückten Versuch, wehmüthig auszusehen. Auch Bergmüller, der mit stillem Behagen viel gegessen und im Verhältniß dazu getrunken hatte, erhob sich aus einem Fauteuil in der Ecke des Zimmers.

„So wollen auch wir hier von einander Abſchied nehmen,“ ſagte der ſanfte Eduard — „behaltet mich im Andenken!“

„Das wollen wir gewiß thun,“ entgegnete Bergmüller, bei dem der kleine Champagnerrauſch plötzlich in eine tiefe Rührung überſchlug, ſo daß er mit ſchluchzender Stimme fortfuhr: „Ich bin Euch ſehr viel Dank ſchuldig — namentlich Dir, guter Rodenberg — denn aus einem geknechteten, armen Kerl — in bunter Kattunjacke — bin ich wieder ein Künſtler geworden — mit famoſen Beſtellungen — und das drückt mir das Herz ab vor Wehmuth!“

„Sei geſcheit, Kohlenmüller,“ brummte Walter, „und mache hier keine Scene; ſei fleißig, ehre Deine Schwiegermutter, liebe Deine Frau und ziehe Deine Kinder gut, wenn Du 'mal welche haſt!“

„So laßt uns dieſen ſuperben Abend mit einem letzten Glaſe beſchließen,“ rief Werdenberg; „ich habe mich räubermäßig amuſirt — auf Ehre, trichinenhaft!“

Damit ſchieden ſie von einander. Der Adjutant und Walter fuhren davon. Rüding und Bergmüller zogen Arm in Arm nach dieſer Richtung, die beiden Officiere nach einer anderen, und Rodenberg ſah ſich allein in der dunkeln, ſtürmiſchen Nacht.

Langſamen Schrittes ging er dahin durch die ſtillen Straßen; hatte er doch durchaus keine Urſache, ſich zu beeilen, gab es doch nichts, was ihn heute nach Hauſe zurückgezogen hätte, wußte er doch, daß er, wenn auch behagliche, doch leere Räume finden würde daß ihn keiner der Freunde erwarte, daß Niemand da ſein würde, um noch eine Stunde angenehm mit ihm zu verplaudern — dagegen aber graute es ihm förmlich vor dem ſtillen Hauſe, vor jenen ſchönen friedlichen Räumen, zu welchen es ihn noch heute Nachmittag ſo mächtig hingezogen hatte — zu ihr, zu ihr! — Und wenn er jetzt an ſie dachte, ſo hemmte ſich ſein Schritt, und er hätte lieber fort und fort durch die Nacht gehen mögen, als unter das Dach zurückkehren, wo jener Ruf erklungen war: ‚Fürchte meinen Dolch!‘

Und wenn er ſo dachte und darauf zögernd dahin ſchritt, ſo trieb er ſich ſelbſt im nächſten Augenblicke wieder raſcher vorwärts,

bin, unter keinerlei Bedingungen mehr die Bühne zu betreten. Es iſt doch ein höchſt ſchlüpfriges und gefährliches Terain, ich habe durch mein erſtes Auftreten einen tiefen Blick in jenes Treiben geworfen. Von aufopfernder Freundlichkeit für einen Anfänger iſt bei dieſen Leuten keine Rede, Jedem bangt für ſeine Exiſtenz und je größer ſich ein aufkeimendes Talent zeigt, um ſo weniger wird es unterſtützt; ich könnte einen Band darüber ſchreiben. Warum veranlaßte mich der Herr M. ſchon im erſten Akt, meine Rüſtung anzuziehen? — um mich zu ermüden! — warum zog mich der Garderobediener mangelhaft an? — weil ihn der Herr A., ein ganz miſerabler Anfänger, dazu beſtochen! warum gab endlich der Souffleur das Zeichen zum Fallen des Vorhanges ſo früh? — weil er ein Vetter des Herrn A. iſt, und weil er ſah, daß ich mich nach einer ſehr paſſenden Kunſtpauſe würdevoll aufrichtete um durch meine Rede das Trauerſpiel effektvoll zu Ende zu bringen. Ich verſichere Sie, das ganze Theater iſt ein Gewebe von lauter Abſcheulichkeiten, weßhalb ich mich auch feſt entſchloſſen habe, keinerlei Verſprechungen nachzugeben, ſondern mich mit aller Kraft auf die Schriftſtellerei zu werfen. Das conſervative Journal, von dem ich Ihnen neulich ſagte, iſt im Entſtehen begriffen, mehrere Gutgeſinnte haben ſich entſchloſſen, die „Spinne“ zu kaufen und ſie bedeutend zu vergrößern, der Adel hat ſeine Mitwirkung zugeſagt, und Sie werden bald etwas Großes erleben.

Der Schneider ſeufzte tief auf, wenn er bedachte, welche Wege zu Glanz und Ruhm ſeinem Freunde offen ſtänden und wie er ſo gar nichts habe, um eine Leiter zu erbauen, auf der er emporſteigen könne über das gewöhnliche Treiben der Menſchheit. Er klagte dieß dem Doktor, welcher die Achſel zuckte und ſagte: „es iſt freilich wahr, daß ein Menſch vor dem andern begabter erſcheint, doch muß man nicht verzweifeln, machen Sie einmal den Verſuch, einen kleinen Artikel zu ſchreiben. Recenſiren Sie

nicht trotzig, sondern verzweiflungsvoll, zu ihr. — ‚Ja, ja,‘ rief es alsdann in ihm, ‚hin zu ihr, zu ihren Füßen Verzeihung erbetteln will ich, muß ich! Auf der Schwelle ihrer Thür werde ich mich lagern und so lange ihren Namen flüstern in tiefem Schmerze und leidenschaftlicher Liebe, bis sich ihr Herz erweicht und sie mir ein Wort der Verzeihung gönnt — ah, sie muß mir verzeihen, sie muß! Ich werde ihre Kniee umfassen, ich werde eine ihrer lieben Hände ergreifen und die süßen Finger so lange an mein Herz, an meine Stirn, an meine Augen, an meinen Mund drücken, bis sie durch Thränen lächelt und das Wort der Vergebung ausspricht!‘

Wie war die Stadt im Vergleiche zu gestern Abend heute so still und ruhig! Rodenberg begegnete keinem lebenden Wesen, und wo er irgend ein Geräusch zu vernehmen glaubte, da war es der Wiederhall seiner eigenen Fußtritte auf dem Pflaster oder ein Windstoß, der sich heulend an einer Hausecke brach. Dabei war es kälter geworden, der Regen hatte aufgehört und der Schnee wehte dem einsam Dahinwandelnden in's Gesicht und begann sich schon hie und da auf Dächern und in trockenen Winkeln zu einer leichten, weißen Decke anzusetzen.

Rodenberg dachte so lebhaft an jenen Abend, wo er mit den Freunden hier eingetroffen war; an jenen dadurch unangenehmen Abend, daß sie, ungewiß des ihnen zu Theil werdenden Empfanges, durch die Straßen zogen. Und doch, welcher Unterschied zwischen damals und jetzt, welcher Unterschied zu Gunsten der Nacht ihrer Ankunft! — Was hätte er darum gegeben, heute nochmals so durch die nächtlichen Straßen ziehen zu dürfen in heiterer Laune, seinen kleinen Nachtsack in der Hand, im Geleite der Freunde! Er war jetzt wieder in jene Straße gekommen, durch die er auch damals vom Eigelstein hergewandelt war; dort links ging es zum Rheine hinab, da war der Thurnmarkt und das Fenster des kleinen Wirthshauses, zu welchem heraus damals das Mädchen gesungen hatte: ‚Fastelovend kütt eran!‘

Vorbei — vorbei — alles das vorbei! — Vorbei die glückliche Zeit, wo man ihn erwartet, wo man vielleicht in der stillen Nacht an das Fenster geeilt war und hallenden Fußtritten gelauscht, wo man gewiß mit Vergnügen und Herzlichkeit die Meldung entgegengenommen, daß die Freunde angekommen seien — vorüber die selige Stunde des Empfanges, all' die wunderbaren Augenblicke, die er dort verlebt — vorbei die Zeit, wo er überzeugt war, sie freue sich, wenn sie seinen Tritt auf dem Corridor vernahm — vorbei — vorbei die glänzenden Tage des Carnevals — vorbei das heitere Zusammenleben mit den Freunden — vorbei all' die Tage und Stunden seines Glückes — und er nun allein stehend in der kalten unheimlichen Nacht, die einem so kalten, trüben Aschermittwoch gefolgt war!

‚Es ist begreiflicher Weise jetzt zu spät, um auch nur den Versuch zu machen, noch etwas von Juanita zu erfahren,' dachte er dahinschreitend; ‚ich muß die lange, lange Nacht dahingehen lassen, aber nicht ohne mich mit ihr zu beschäftigen — ich werde ihr schreiben, einen langen, langen Brief schreiben, worin ich meine Selbstanklage, die wilden Vorwürfe, die ich mir mache, an ihr gutes Herz lege, worin ich sie um Verzeihung anflehe. Und dieses Schreiben muß das Erste sein, was morgen früh ihren Blicken begegnet — „ja schreiben will ich ihr," rief er mit einem Athemzuge der Erleichterung, „und aus meinen Worten soll sie ersehen, zwischen den Zeilen soll ihr reiner Sinn lesen, wie unglücklich ich mich selbst gemacht!"

Da stand er vor dem Hause, und es schaute ihn so finster und unbewohnt an wie vor einigen Tagen, als er mit den Freunden hier gestanden; doch machte das finstere Aussehen des alten Gebäudes heute nicht die gleiche Wirkung auf ihn, wußte er doch, wie freundlich, wie wohlthuend behaglich es im Innern aussah, — ah, das Innere desselben — wahrscheinlich jetzt sein verlorenes Paradies!

Er rührte nur leicht den Klöpfer, er kannte ja die aufmerksame Bedienung des Hauses; brauchten er und seine Freunde doch

nur das geringste Zeichen ihrer Anwesenheit zu geben, und augenblicklich öffnete sich die Thür, um Eintritt zu gestatten in den sanft erwärmten, angenehm erhellten Vorplatz.

Heute nicht — das war doch eigenthümlich; man mußte ihn doch gehört haben — es war schon spät.

Er klopfte wieder und lauter, als das erste Mal — er mußte zum dritten Male klopfen und zum vierten Male, und als er endlich zum fünften Male den schweren Thürklöpfer in Bewegung setzte, schüttelte er leicht und nachdenklich mit dem Kopfe. „Was ist das — was hat das zu bedeuten?“

Endlich rührte sich etwas im Hause, es waren langsame schleppende Fußtritte, die sich der Thür näherten, und dann fragte eine dünne, zitternde Stimme: „Wer ist da, und was will man so spät in der Nacht?“

Als sich Rodenberg von seiner Verwunderung über das, was ihm begegnet, und über diese seltsame Frage einiger Maßen erholt, war es sein erster Gedanke, er habe, vor sich hinträumend, das richtige Haus verfehlt, weßhalb er einen raschen Blick auf dasselbe warf und sogleich sah, daß er sich nicht geirrt habe; es war das richtige Haus mit seinem hohen Giebel, er erkannte die Form der Fenster, den Steinkopf mit dem grinsenden Gesichte, der ihn unverwandt anstarrte, die Treppe, auf der er stand, und vor Allem die schildhaltenden Löwen zu beiden Seiten, welche auch heute wieder leichte Perrücken von weißem Schnee auf ihren grimmig blickenden Köpfen hatten.

„Wer da sei?“ antwortete er ungeduldig; „eine sonderbare Frage — natürlich Jemand, der in's Haus gehört; macht nur auf, daß wir uns verständigen.“

Darauf hörte er, wie langsam der Schlüssel im Schlosse umgedreht wurde; dann öffnete sich die Thür zu einer kleinen Spalte. Doch als Rodenberg jetzt rasch eintreten wollte, fand er, daß die Thür sich nicht weiter öffnete, indem von innen eine Kette vorgelegt war.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20781 / 047

„Was ſoll das heißen?“ fragte er ärgerlich.

„Was wollen Sie in einem leeren, unbewohnten Hauſe machen?“ fragte die dünne, zitternde Stimme eines alten Weibes.

„Ich wohne ja hier im erſten Stocke.“

„O — und bei wem?“

„Nun, bei der Herrſchaft, die das ganze Haus bewohnt!“

„O — die Herrſchaft iſt ſchon lange abgereist!“

„Nicht möglich!“ rief der junge Mann erſchrocken.

„O, es iſt möglich und es iſt wahr — was wollt Ihr ſonſt noch?“

„Seltſame Frage — auf mein Zimmer will ich, wo ſich meine Sachen noch befinden, dort ſchlafen, wenn es möglich iſt, und morgen früh, wenn der Tag graut, davonfliehen,“ ſetzte er ſchaudernd hinzu und ſagte leiſe für ſich: „es kommt mir alles das ſo unheimlich vor, ſo zauberhaft, faſt wie das Ende eines ſchlimmen Märchens — ach ja, das iſt's — das iſt's!“ —

„Habt Ihr Angſt, mich einzulaſſen?“ rief er nach einer Pauſe.

„O, Angſt gerade nicht, denn ich und er fürchten uns vor gar nichts.“

„So laßt mich denn ein, und ich will Euch gut belohnen.“

Es dauerte noch eine gute Weile, ehe darauf hin etwas geſchah; nur hörte der junge Mann, als er durch die Thürſpalte aufmerkſam in's Haus hineinlauſchte, tiefe, kurze, ſeltſame Athemzüge, die wie das Murren und Knurren eines wilden Thieres klangen. Endlich raſſelte die Kette im Innern nieder und die Thür öffnete ſich weit, um den jungen Mann einzulaſſen.

Bei dem Anblicke, der ſich ihm hier bot, hätte er faſt vorgezogen, wieder in die Nacht zurückzukehren; er blickte um ſich her, ob das vielleicht nicht Alles ein Traum ſei, er rieb ſich die Stirn, er ſchloß für ein paar Secunden die Augen, in der feſten Ueberzeugung, wenn er ſie wieder öffnen würde, ſtände ein ganz anderes Bild vor ihm — umſonſt: es war allerdings das bekannte Treppenhaus, aber ohne Wärme und Helle, ohne Teppich und Blumen, ohne ein freundliches Geſicht, das ihn herzlich willkommen geheißen

hätte. — Vor ihm ſtand die Geſtalt eines alten Weibes, erſchreckend in ihrer Häßlichkeit, mit borſtigen, grauen Haaren, die unter einem ſchmutzigen, dunkeln Tuche hervorſtarrten, mit rothen triefenden Augen, eingefallenem zahnloſem Munde, ſpitzig hervorragendem Kinn, und dabei ſo maleriſch in ihrem ärmlichen, zerfetzten Anzuge, daß ſie dem jungen Manne das höchſt willkommene Modell zu einer Hexe geweſen wäre. Heute aber ſchauderte er förmlich vor ihrem Anblicke zurück und ſuchte vergeblich nach einem freundlichen Worte. Die Alte trug einen rothen, zerriſſenen Rock und eine Art von grauem Mantel, von dem ſie auch einen Zipfel über ihren Kopf geſchlagen hatte; ſie hatte in ihrer Rechten einen Stock, auf den ſie ſich ſtützte, und hielt mit der Linken eine qualmende Oellampe hoch empor, womit ſie das Geſicht des jungen Mannes beleuchtete.

Dieſer verſtand jetzt auch den ſchweren Athem, den er vorher gehört, das eigenthümliche Murren und Grunzen; denn neben der Alten ſtand ein rieſenhafter Hund mit zottigen Haaren, der mit ſeinen tiefliegenden glühenden Augen die Geſtalt des Eingetretenen in Einem fort zu umkreiſen ſchien.

Das Geſicht Arthur's ſchien der Alten übrigens nicht zu mißfallen, ja es zeigte ſich in ihren Mienen ein Glänzen, das man mit einiger Phantaſie für ein Lächeln hätte halten können.

„So, Ihr hattet auch hier gewohnt, ſchöner, junger Herr, und Euch gehören die Sachen, die oben noch umherliegen? Ich dachte, auch Ihr wäret plötzlich verſchwunden, wie die verzauberte Prinzeſſin.“

„Die Herrſchaft, welche droben gewohnt hat, iſt alſo abgereist?“ fragte er dringend.

„Es muß wohl ſein, denn das ganze Haus iſt leer; wann und wie ſie aber verſchwunden ſind, weiß ich nicht. Der Hauseigenthümer ließ mich heute Abend rufen und befahl mir, die Wache wieder zu übernehmen, bis andere Leute einzögen.“

„Darf man ſich droben in den leeren Räumen, wo die Herr-

ſchaft gewohnt, umſehen?“ fragte Rodenberg. „Begleitet mich, ich will Euch dafür gut belohnen.“

Und als die Alte nichts dagegen zu haben ſchien, wollte er raſch die Treppe hinaufſpringen; doch erſuchte ſie ihn, dies langſam, recht langſam zu thun. „Denn,“ ſagte ſie, „mein Hündchen da nimmt es übel, wenn man ſo raſch davonſpringt — ruhig, Packer!“

Dann gingen ſie langſam mit einander hinauf, und Rodenberg ſchritt durch die Zimmer oben mit einem tiefen, wilden Weh im Herzen. — Waren das noch dieſelben lieben, freundlichen Räume, dieſe düſteren Zimmer mit den kahlen Wänden, dieſe Kamine und Oefen ohne freundliche Gluth, dieſe ſchwarzen, ächzenden Fußböden, ſo öde, ſo verlaſſen, wo der Nachtwind durch die offen ſtehenden Fenſter heulend ſeine Klagelieder erſchallen ließ? — Nur einen ſcheuen Blick wagte er hineinzuwerfen in das Zimmer, wo er ſie zuletzt geſehen, wo ſie, am flackernden Kaminfeuer ſitzend, ihm das Ende des Märchens prophezeit — — es war ſo eingetroffen, wie ſie geſagt; mit ſchwarzem Schleier bedeckt erſchien ihm die Vergangenheit, troſtlos ſeiner Liebe Zukunft, denn eingeſtürzt über ſeinem Haupte waren die glänzenden Luftſchlöſſer, die ſich ſeine Phantaſie erbaut, und drohten ihn zu begraben unter ihren Trümmern.

Er wandte ſich gegen das Fenſter, er lehnte ſeine heiße Stirn an die kalten Scheiben und vermochte es nicht, einzelne ſchwere Thränen zurückzuhalten, die aus ſeinen Augen tropften.

Vorbei — vorbei — Alles vorbei!

Nach einer Weile ging er äußerlich ziemlich gefaßt nach den Zimmern, die er und ſeine Freunde bewohnt hatten. Auch hier dieſelbe Zerſtörung, dieſelbe Oede — Alles kahl und leer. In einer Ecke ſtand ſein Koffer und auf demſelben lagen ſeine und Walter's Habſeligkeiten.

Die Alte mit ihrem zottigen Hunde war ihm kopfſchüttelnd gefolgt, zuweilen unverſtändliche Worte murmelnd. — „Da wären wir, wo Ihr gewohnt,“ ſagte ſie, „und daß Ihr dieſe Nacht noch hier zubringt, dagegen habe ich nichts einzuwenden.“

„Ich kann wohl nicht anders!“ rief er in ſchmerzlichem Tone aus — „gar zu gern würde ich, ſo ſpät es auch iſt, eine andere Unterkunft ſuchen, aber ich müßte ja doch morgen früh zurückkehren, um meine Sachen zu holen, und ich vermöchte es doch nicht, noch einmal dieſe Schwelle zu überſchreiten!“

„Ihr ſeid wohl ebenſo verwöhnt als ſchön,“ ſagte die Alte lächelnd, „denn ſonſt würde ich es wagen, Euch einen Strohſack anzubieten.“

„Ich danke Euch — es iſt nicht die erſte Nacht und wird auch nicht die letzte ſein, die ich, in meinen Mantel gehüllt, auf dem Boden liegend zubringe — könnt Ihr mir nicht eine Leuchte geben?“

„Es iſt nur dieſe einzige im Hauſe!“

„Auch gut,“ erwiederte er, indem er ſich mit einem leichten Seufzer darein ergab — „ſo laßt mich allein, und morgen früh will ich Euch dafür belohnen, daß Ihr mir dieſe Unterkunft gegeben.“

Die Alte verließ kopfnickend das Zimmer; doch ſagte ſie noch unter der Thür: „Thut Euch ſelbſt den Gefallen, ſchöner, junger Herr, und geht heute Nacht nicht auf den Gang hinaus; Packer macht ſeine Spaziergänge durch das Haus und könnte böſe werden.“

Rodenberg befand ſich jetzt im Dunkeln und blieb eine gute Weile mit über einander geſchlagenen Armen auf derſelben Stelle ſtehen; dann fuhr er empor, und da ihm die hellere Nacht draußen ſo viel Licht gewährte, um die Gegenſtände um ſich her einiger Maßen erkennen zu können, ſo wickelte er Einiges von ſeinen Habſeligkeiten zu einem Kopfkiſſen zuſammen und legte ſich, nachdem er noch lange, lange ruhelos umhergeſchritten war, in ſeinen Mantel gewickelt auf den Boden hin. — Glückliche Zeit der Jugend! Er entſchlief nicht nur, ſondern er träumte einen ſchönen Traum.

Als er erwachte, blickte der helle Tag in's Zimmer, und da brauchte er eine geraume Zeit, ehe er wußte, wo er war, und ehe er ſich der Vorfälle der geſtrigen Nacht erinnern konnte: ſein Geiſt war wieder elaſtiſch geworden, und wenn auch ſchmerzlich bewegt, ſo machte er ſich doch ruhig daran, ſeine und Walter's Habſelig-

keiten einzupacken. Bald erſchien auch die Alte wieder, um ihm zu ſagen, daß Packer an der Kette liege und er nun das Haus ungehindert verlaſſen könne.

Das that er denn auch in einer faſt fieberhaften Haſt, nachdem er die Alte belohnt, und war ſo glücklich, auf der Straße einen gerade vorüberfahrenden Miethwagen anzutreffen, den er mit ſeinem Koffer belud und alsdann hineinſprang, ohne noch einen Blick auf das alte finſtere Haus zu werfen.

„Wohin fahren wir?“

„Nach dem blauen Ochſen auf dem Eigelſteine.“

Rodenberg hätte einen beſſeren Gaſthof wählen können — aber es machte ihm in ſeinem Seelenzuſtande eine, wenngleich ſchmerzliche, doch angenehme Erinnerung, damit hier, in Köln, ſeinen Kreislauf zu vollenden; auch fürchtete er, anderswo vielleicht Bekannte zu finden, die ihn anreden könnten, was ihm ſchrecklich geweſen wäre; denn ſeine Stimmung war ſo weich, daß er bei dem geringſten Anklange an die vergangenen Tage nur mühſam ſeine Feſtigkeit behaupten konnte; traten ihm doch die Thränen in die Augen, als er durch die heute ſo ſtillen Straßen fuhr, in denen er mit ihr gewandelt — beſonders als er den Dom wiederſah und aus dem Thurme deſſelben die tiefen Glockentöne an ſein Ohr ſchlugen.

In dem kleinen Wirthshauſe, wohin er ſich gewandt, unter lärmenden Fuhrleuten, die ſich zur Abfahrt rüſteten, befand er ſich wohler und war hier ſo glücklich, denſelben Kutſcher zu finden, der ihn und die Freunde nach Köln gebracht und welcher ſich gerade zu einer Fahrt rheinabwärts anſchickte. Für die Sachen ſeines Freundes Walter hatte er bald alles Nöthige beſorgt und fuhr kurze Zeit darauf durch das Eigelſteiner Thor über die knarrende Zugbrücke auf der geraden, ſchmutzigen Landſtraße dahin, die mit ihren gleichförmigen Pappelbäumen im trüben Dunſte des Morgens, überweht von Regen und Schnee, vortrefflich ſtimmte zu dem traurigen Zuſtande ſeines Gemüthes.

XL.

„Wie biſt Du doch ſo ſtill geworden!“

Diesmal hatte der Kutſcher, welcher den jungen Maler fuhr, durchaus kein Verſprechen gemacht, das Reiſeziel in erſtaunenswerther Schnelligkeit zu erreichen; im Gegentheil, als er auf den Bock ſtieg, wobei ihm ein College aus dem Norden geſagt hatte: „Du kletterſt ja da hinauf wie die Kuh auf den Appelboom!“ hatte er im ſchläfrigen Tone zur Antwort gegeben: „Ich möchte mich lieber in's Bett legen; wenn ich das Wetter betrachte und an den Schmutz auf der Chauſſee denke — na, wie der heilige Anton will!“

Ob ſie langſam oder raſch vorwärts kamen, war indeſſen Rodenberg höchſt gleichgültig; ja, wenn er ſah, wie der Kutſcher draußen die ſehr verdächtige Bewegung des Einſchlafens machte oder wie die Pferde, traurig mit dem Schweife wedelnd, im langſamſten Schritte dahinſchlichen, ſo gab er ſich nicht die Mühe, etwas darüber zu ſagen — war es ihm doch höchſt gleichgültig, ob er eine Reihe von Stunden früher oder ſpäter nach Hauſe zurückäme.

Die Fahrt wurde denn auch, wie ſie angefangen, mit großer Bedächtigkeit fortgeſetzt, und es dunkelte bereits ſtark, als ſie Neuß erreichten. Von da ging es etwas geſchwinder, wahrſcheinlich aus eigenem Antriebe der Pferde, die nun, auf bekanntem Terrain, die Nähe ihres Stalles zu ahnen ſchienen.

einmal ein Buch oder eine Vorſtellung im Theater, man muß immer mit dem kleinſten und leichteſten anfangen.“

Der Schneider ſchüttelte traurig mit dem Kopf, und verſicherte, hiezu gehen ihm alle Kenntniſſe, alle Fähigkeiten ab.

„Es iſt ſchade,“ fuhr der Doktor fort, „daß Sie es mit dem Theater nicht verſuchen können; Sie haben keinen Namen, man wär' von ihnen überzeugt, daß Sie mit einer beſcheidenen Stellung vorlieb nehmen und man würde alsdann keine Kabalen gegen Sie ſchmieden, es iſt wirklich ſchade!“

„Freilich, freilich!“ ſeufzte der arme Schneider, „aber mir fehlt Alles dazu, obgleich ich eine ſſſ-ſtarke Bruſſſ-t habe, iſſſ-t meine SSSS-timme doch ſchwach, und dann kann ich, wie Sie wiſſen, das ſſſ-t nicht ausſprechen.“

„Ja, ja,“ ſagte der Doktor und ſenkte den Kopf nachdenklich auf die Bruſt, „ſchade, ſchade, aber wie wär' es,“ ſagte er nach einer Pauſe und ſah ſeinen Bekannten ſcharf durch die Brille an, „wie wär' es, wenn ich plötzlich etwas für Sie gefunden hätte, wodurch Sie im Stande ſind, zu Geld, zu Ruhm, zu Ehre, zu einem Namen zu gelangen?“

„Doktor Stechmaier!“ ſagte der Schneider entzückt, „iſſſ-t das wahr, hätten Sie wirklich etwas für mich erdacht?“

„Allerdings,“ ſagte der Doktor ſehr ruhig und mit einem wichtigen Ausdruck in ſeinem Geſicht. „Sie ſind gut gewachſen, ſchlank, leicht, haben angenehme Bewegungen — gehen Sie zum Ballet, werden Sie Tänzer.“

Da ward es dem Schneider, als haben ſich dunkle Wolken, die bis jetzt ſeinen Horizont umſchattet, gelichtet und würden heller und roſiger, je mehr ſie empor ſchwebten, endlich brach ein heller Sonnenſtrahl in ſein Gemüth und ließ ihn faſt aufjauchzen vor Freude. — Ein Tänzer! — ja, das war es, wonach er ſich unbewußt immer geſehnt, hiezu fühlte er die Kraft in ſich und es ſtand klar vor ſeiner Seele, daß er etwas Großes

Endlich ſah Rodenberg durch den Abendnebel des regneriſchen Tages eine Reihe Lichter vor ſich ſchimmern und einen breiten, durch die Nacht im falben Schimmer leuchtenden Streifen — den Rhein. Die Bohlen der Fähre ächzten unter den Rädern des Wagens, dann ſtand dieſer ſtill, die Pferde ſchüttelten ſich, ſo daß der Meſſingzierrath an ihrem Geſchirre erklang; dann verhielten ſie ſich ruhig, worauf man nichts weiter vernahm, als das einförmige Rauſchen des Waſſers auf dem breiten Strome.

Da waren ſie angekommen, und der Wagen hielt vor einem kleinen Wirthshauſe von ungefähr dem gleichen Range, wie der blaue Ochſe in Köln, worauf Rodenberg von einem Packträger begleitet, nach Hauſe ging — wohlthuendes Gefühl der Heimath! — Wenn auch Rodenberg hier weder ein beleuchtetes noch erwärmtes Treppenhaus, noch Teppiche und Blumen weder erwarten konnte noch erwartete, ſo erſchien doch das alte, finſtere Stiegenhaus mit ſeinen Ballen und Kiſten, mit ſeinem eigenthümlich ſcharfen Geruche wie zu ſeinem Empfange geſchmückt. Hinaufſteigend legte er die Hand auf jeden Pfoſten der Treppe, ihn ſo begrüßend, und als er oben an der Thür vorbeikam, wo Rüding gehaust, war er faſt geneigt einzutreten und ſich mit einer herzlichen Erinnerung in dem kleinen Gemache umzuſchauen. Doch trieb es ihn nach ſeinem eigenen Zimmer; er öffnete die Thür, zündete ein Licht an, und als er ſich nun wieder inmitten der wohlbekannten Gegenſtände befand, als er das alte Hausgeräthe wieder ſah: Tiſche, Stühle Schränke, ſeine Staffelei, und in der Ecke die geheimnißvolle Niſche, wo ſich das erhabene Kurzholz befand, da war es ihm zu Muthe, als ſei er nach jahrelanger Abweſenheit wieder nach Hauſe zurückgekehrt — nichts fehlte ihm, als irgend einer von den Freunden; am liebſten wäre es ihm geweſen, wenn er den alten Walter da gehabt hätte, und er würde ſich in dieſem Augenblicke nicht geſcheut haben, demſelben ſeine ganze Liebes- und Leidensgeſchichte zu erzählen.

Doch war er nicht allein — und darin liegt gerade das ſüße Gefühl der Heimath, daß die bekannten, lieben Gegenſtände um

uns her ihre eigene stumme und doch so beredte Sprache mit uns sprechen, daß sie uns erinnern an vergangene angenehme und trübe Stunden, daß sie uns dabei von den ersteren lebhafter erzählen, während die anderen discret genug sind, sich bescheiden in den Hintergrund zurückzuziehen.

Das Auge Rodenberg's fiel auf das Bild, welches ihm Olfers geschenkt, jene Scene aus dem Künstlerfeste, so wundervoll gemalt; das allein war er nicht im Stande, anzusehen, er nahm es herunter und stellte es verkehrt gegen die Wand.

Obgleich er den Tag über wenig gegessen und getrunken hatte, so fühlte er weder Hunger noch Durst; doch jetzt, nachdem er eine Stunde lang in dem Zimmer auf und ab gegangen war, Alles in demselben doppelt und dreifach begrüßend, erlaubte er sich die erste Cigarre des heutigen Tages, und wie er den feinen Duft in sich zog und dann die bläulichen Rauchwölkchen wieder ausstieß, so schienen seine tiefen Sorgen mit denselben langsam aufwärts zu steigen und es wurde ihm freier um Kopf und Herz. Auf dem Tische hatte er Briefe liegen sehen, die er jetzt erst zu untersuchen wagte. Von einem, dessen Aufschrift die Hand Roderich's zeigte, riß er hastig den Umschlag ab und las:

„Mein lieber Freund! Von dem innigen Antheile überzeugt, den Sie an meinem Schicksale nehmen, weiß ich wohl, daß die Beantwortung der Frage Sie am meisten anspricht, ob ich in meiner Nachforschung glücklich gewesen bin, und um Sie darauf nicht warten zu lassen, sage ich Ihnen leider — nein, — obgleich ich es an Mühe und Klugheit nicht fehlen ließ. Wenn ich auch früher durchaus nicht im Zweifel war, daß sich meine kleine Margarethe in den Händen ihrer Mutter befindet, so glaube ich jetzt darüber vollkommen Gewißheit erlangt zu haben, und ebenso werden hier die Versuche fortgesetzt, mich glauben zu machen, daß die Familie meiner Frau bei diesem unverantwortlichen Raube nicht nur durchaus unthätig und ohne alle Mitwissenschaft wäre, sondern daß sie über dieselbe entrüstet sei und daß sie die Thäterin und ihre

That verabſcheue. — Sollte ich dieſer Familie Unrecht thun, ſo möge mir Gott verzeihen; aber ich vermag ſo wenig ein Zutrauen zu ihren Betheuerungen zu faſſen, daß, als mir vor Kurzem von jener Seite ein Wink gegeben wurde, ſie, deren Namen ich nicht auszuſprechen vermag, ſei wahrſcheinlich nach der Schweiz gegangen, ich nicht einmal am ſelbigen Tage meinen Koffer packte und abreiſte, mich vielmehr auf ſchriftliche Nachforſchungen beſchränkte, um, — beobachtend in der Nähe zu bleiben.

„So bin ich denn dadurch, ſowie auch durch tauſend Aufmerkſamkeiten, die man mir von allen Seiten erzeigt, hier gefeſſelt und würde mich unter anderen Verhältniſſen behaglich fühlen können — aber ſo ſitze ich ohne Luſt, mich irgendwie häuslich einzurichten, ohne allen Drang, einſam beobachtend, wie auf einer hohen Warte, vergeblich nach dem Aufſteigen einer Staubwolke ſpähend, welche für mich gleichbedeutend mit einer guten Nachricht wäre.

„Zu Euch zurückkehren kann und will ich auch nicht, ja, ich vermöchte es nicht, ſelbſt wenn ich mein geliebtes Kind wieder in meinen Armen hätte; ich bin dort zu gewaltſam aus allen meinen Verhältniſſen herausgeriſſen worden, und ein Baum von meinen Jahren vermag wohl nicht zum zweiten Male auf dem gleichen Grunde feſte Wurzeln zu ſchlagen — vielleicht auch anderswo nicht — gut, dann habe ich wenigſtens nicht die Qual, ſtündlich durch Erinnerung an immerhin glücklicher verlebte Zeiten gepeinigt zu werden — lange aber halte ich es hier nicht aus, das fühle ich, denn ich merke wohl, daß man ſich bemüht, nach und nach ein ſtarkes Netz um mich zu ſpinnen, das mich hier feſthalten ſoll; aber eines Tages, wenn ich den Augenblick für günſtig halte, werde ich daſſelbe, ſowie alle hinterliſtigen Bemühungen, mich hier zu feſſeln, mit ſtarkem Arme zerreißen, meinen Wanderſtab ergreifen und von Ort zu Ort ziehen, bis ich mein Kind gefunden — doch genug über mich. Sie haben alſo den Carneval in Köln zugebracht und ſich vortrefflich amuſirt. Sollten Sie Zeit finden, mir näheres darüber zu ſchreiben, ſo wäre ich Ihnen ſehr dankbar dafür.

„Für die Zeilen, welche Sie mir sandten, meinen innigen, herzlichen Dank! Sie haben mich ziemlich ruhig gelassen, denn ich bin so mit dem Schicksale meines Kindes beschäftigt, daß ich nicht einmal den Versuch gemacht habe, zwischen den Zeilen zu lesen, die mir Conchitta geschrieben — ah, es war dies ein schöner Traum, aus dem ich traurig und fröstelnd erwacht bin! — Was machen Sie? Sind Sie fleißig? — Ohne Sie von dort wegziehen zu wollen, möchte ich, der Ihr großes Talent anerkennt und der Sie lieb hat, Ihnen den Rath geben, in einer größeren Stadt einen weiteren Wirkungskreis aufzusuchen. Wäre ich nicht hier der Vogel auf dem Zweige, so würde ich Ihnen sagen: kommen Sie zu mir!

„Mein Geschäftsmann schreibt mir, er habe meine Wohnung in der Stadt glücklich vermiethet und mein Atelier nebst Garten verkauft; es schmerzte mich tief, als ich das betreffende Document unterschrieb. Sie werden dort meinen treuen Andreas mit dem Einpacken beschäftigt finden, und dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie so freundlich sein wollten, ihn mit Ihrem Rathe zu unterstützen. Sollten Sie in den schönen Räumen, die auch Ihnen so lieb waren, etwas finden, was Ihnen gefällt an Waffen, Gefäßen, Geräthschaften oder Studien, so nehmen Sie es unbedenklich und seien Sie überzeugt, daß Sie mir einen Gefallen damit thun; denn es wird lange dauern, ehe ich mich wieder an den so werthen Gegenständen erfreuen kann, da die gepackten Kisten, der Himmel mag wissen, auf wie lange, dort deponirt bleiben sollen.

„Und nun leben Sie wohl, Rodenberg, verwenden Sie recht bald eine Stunde an mich und schreiben Sie mir über Alles, was Sie wollen, wobei ich Ihnen versichere, daß auch das Geringfügigste, was Sie mir von dort mittheilen, mich anspricht und meine Dankbarkeit gegen Sie vermehrt."

Rodenberg las diesen Brief zwei Mal durch und dachte darüber nach, besonders über die Stelle, mit welcher ihm Olfers den Rath gab, eine größere Stadt zu seinem Aufenthalte zu nehmen, und da war es mit Einem Male, als kläre sich ein dichter Nebel

auf, der ſeine Seele umfangen hielt, und als erblicke er ein glänzendes Ziel jetzt klar und deutlich vor ſich, wonach er unbewußt geſtrebt.

Was konnte ihn hier auch zurückhalten, nachdem ihn ſeine Freunde verlaſſen? Was konnte ihn noch feſſeln an einen Ort, wo ihm ſo Vieles von vergangenen Tagen ſprach, von glücklichen Stunden, die nun ſelbſt in der Erinnerung jetzt allen Reiz für ihn verloren hatten?

„Ja, auch ich möchte," ſprach er nach einem tiefen Athemzuge zu ſich ſelber, „den Wanderſtab ergreifen, die Zeichenmappe unter dem Arme, und ziehen

Weit in die Welt hinaus
Und ſingen meine Weiſen
Und gehn von Haus zu Haus.
Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Am ſtillen Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht
Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was es will —
Ich möcht' am liebſten ſterben,
Da wär's auf einmal ſtill!"

So entſchlief er und träumte, daß er wirklich in die Welt hinausgezogen ſei und daß er das geliebte Mädchen, dem all ſein Hoffen, all ſein Sehnen galt, endlich wiedergefunden habe — dann aber ging ein finſteres Bild durch ſeinen Traum, er ſah ſie vor ſich bleich und mit verweinten Augen, ſie wandte ſich zürnend von ihm ab und ſagte: „Fürchten Sie meinen Dolch!"

Als er am anderen Morgen erwachte, hätte es ihm wohlgethan, wenn der kleine Rafael bei ihm eingetreten wäre mit ſeinem verſchmitzten Lächeln und zugleich zum Willkomm irgend einen Schelmenſtreich ausgeführt hätte. Mit Rafael hätte er plaudern können über Dies und Das, auch über deſſen Leiſtung bei dem Künſtlerfeſte, wo er als Zwerg der Waldfee erſchienen war, und wenn ihn

dieſe Erinnerung ſelbſt ſchmerzlich berührt hätte, ſo hätte er doch ihren Namen nennen und von ihr reden dürfen. Er würde nach Figaro gefragt haben und nach Michel Angelo Schmitz.

Aber ſtatt des kleinen, beweglichen Burſchen trat Schwemmer in das Zimmer, ſteif und plump, mit der ganzen Grandezza eines Infanteriſten gehorſam ſeinen guten Morgen wünſchend. Rodenberg kleidete ſich raſch an, und ſein erſter Gang war begreiflicher Weiſe in Olfers' Atelier, wo er den Gärtner Andreas fand, das Einpacken all der unzähligen Gegenſtände leitend, welcher früher dieſe Räume ſo behaglich, ſo maleriſch, ſo künſtleriſch ſchön gemacht hatten. — Wie ſchmerzlich fand ſich der junge Maler berührt, als er hier eintrat, und es war ihm faſt, als ſei er von nun an dazu beſtimmt, überall, wohin er komme, Zerſtörung zu finden!

„Wie freue ich mich, daß Sie endlich da ſind!“ rief ihm Andreas entgegen — „iſt das nicht ein troſtloſer Anblick, Herr Rodenberg? Mir iſt es gerade zu Muthe, als hätte ich meine ganze Familie begraben, und wenn ich hier fertig bin und draußen zum letzten Male den Schlüſſel umdrehe, ſo ſehe ich es ſchon kommen, daß ich alter Eſel mich auf die Schwelle des Gartenthores niederſetze und bei den Vorübergehenden Almoſen einſammle, bis ich genug beiſammen habe, um mich ſelbſt einſcharren zu laſſen! — Sie, der Sie doch das ſchöne Atelier ſo lebendig im Gedächtniſſe haben, erlebten wohl nie einen größeren Contraſt?“

„Einen größeren wohl nicht, aber einen eben ſo großen,“ erwiederte Rodenberg und ſetzte ganz leiſe hinzu: „Noch vor ganz Kurzem .... — doch beruhigen Sie ſich, Andreas, was man hier einreißt, kann man ja anderswo wieder aufbauen.“

„Aber wo und wann? Da hat ſich's was aufzubauen, wenn man Befehl ertheilt, Alles einzupacken und in ein finſteres Magazin zu ſtellen — doch wie Gott und der Herr will! — Jetzt habe ich ſchon zwanzig Kiſten bei einander und brauche immer noch ein paar Tage, ehe ich fertig werde; dabei fällt mir ein, Herr Rodenberg, daß Herr Olfers mir geſchrieben hat, Sie würden ſich von den

Sachen hier etwas ausſuchen — thun Sie es ja — ſuchen Sie ſich aus, was Sie wollen; ich gönne es Ihnen von Herzen, denn ich weiß wohl, Sie wiſſen Alles das zu ſchätzen."

Rodenberg ſchaute um ſich her, um in der That ein Andenken zu finden, das er mit ſich nehmen wolle.

„Was meinen Sie zuerſt zu dem alten Kryſtallpocale hier?" fuhr der Gärtner nach einer Pauſe fort, indem er das ſchöne, kunſtvoll geſchliffene Gefäß herbeibrachte. Die Herren tranken ſo oft daraus, zum letzten Male an jenem Tage, als ich draußen den Maitrank angeſetzt hatte; ich glaube aber, Sie waren damals nicht hier."

„Ich war damals nicht hier, doch erzählte mir Walter davon."

„Unter uns: es war das letzte Mal, wo man hier heiter und vergnügt war. Von da an ging's abwärts, ſteil abwärts; ich höre die Herren noch ſingen: ‚Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher!' Ja, ja, und jetzt wüßte ich wohl Einen, dem man den Wein geben ſollte, darum, weil er ſehr traurig liege!"

Rodenberg konnte ſich trotz ſeiner ernſten Stimmung nicht enthalten, über des Gärtners „liebevollen Becher" zu lächeln, ſtellte alsdann das Kryſtallgefäß, welches ihm Andreas in die Hand gegeben, ſtumm auf einen Tiſch und ging raſch nach einer Ecke des Gemaches, wo er den Degen aus Toledo bemerkte, den er damals beim Künſtlerfeſte geführt. — „Den will ich mit mir nehmen, und ſonſt nichts," ſagte er, die Waffe aufnehmend.

„Und daran thun Sie wohl, Herr Rodenberg, es iſt ein ſchönes Stück, nur wird der Herr zanken, daß ich Ihnen geſtattet habe, ſo beſcheiden zu ſein, und Sie ſollten ſich in der That auch noch andere Sachen ausſuchen — du mein lieber Gott, wer weiß, wie lange die ſchönen Dinge da in den Kiſten verſteckt bleiben; bei Ihnen hätten ſie doch fröhliche Geſichter und Sonnenſchein."

Der junge Maler ſchüttelte langſam mit dem Kopfe, ehe er zur Antwort gab: „Dafür könnte ich nicht einmal einſtehen; was die luſtigen Geſichter anbelangt, ſo ſind ſie auch zuweilen ſelten bei mir, und da ich faſt glaube, daß auch ich in der nächſten Zeit

die Stadt verlasse, so müßte ich sie auch in eine finstere Kiste schließen."

„So, Sie wollen auch von hier fort?" rief der Gärtner mit einem Freudentone; „na, sehen Sie, es freut mich, daß rechte Leute, welche gute Freunde meines Herrn waren, von hier weggehen! es muß doch Allem was fehlen, wenn sie hier herauskommen und sehen ihn nicht mehr arbeiten. Ich bin kein Künstler, nur ein Gärtner und ein anhänglicher Mensch; aber mich fängt es jedes Mal im Herzen an zu drücken, so wie ich mich dem Garten nähere — ach, der stille, einsame Garten, wo Niemand mehr erscheint, um nach meinem Herrn zu fragen, dem großen, berühmten Künstler, und," setzte er flüsternd hinzu, „wo das kleine, liebe Mädchen nicht mehr herumspringt und so heiter lacht! — Was das Lachen anbelangt, Herr Rodenberg," fuhr er nach einer Pause sehr ernsthaft fort, „so ist es damit hier im Garten nicht ganz richtig: denn wenn ich zuweilen draußen in der Laube stehe oder am Hauseingange lehne, sehr mit meinen Gedanken beschäftigt, so fahre ich auf einmal in die Höhe, denn ich höre es deutlich neben oder hinter mir lachen — herzlich lachen, wie nur unsere Margarethe lachen konnte — ach, das war ein liebes Kind, Herr Rodenberg — Gott beschütze sie, wo sie auch sein mag, und möge mir die Freude machen, die da einmal unter meine Finger zu kriegen — die Mamsell, wissen Sie, das war eine abgefeimte, lächelnde, heuchlerische Galgencreatur — o, hätte ich sie so vor mir, wie diesen Nagel, Herr Rodenberg, Gott straf' mich, ich bin ein guter Christ, aber ..."

Damit spuckte er in seine rechte Hand, ergriff alsdann den Hammer und trieb einen langen Nagel in die vor ihm stehende Kiste ein, daß die Schläge laut durch das öde Gemach hallten.

„Und der Herr weiß nichts von der Kleinen," fuhr Andreas alsdann aufblickend fort, „nicht das Geringste; aber warten Sie nur, Herr Rodenberg, die Sache kommt schon anders. Wie ich hier mit dem Einpacken fertig bin, so gehe ich zu Herrn Olfers, und

dann wollen wir dieſe troſtloſe Geſchichte an allen vier Zipfeln anpacken — denken Sie an mich, wir werden die Kleine finden!"

„Das gebe der Himmel, und bald!"

„Ja, bald iſt die Hauptſache! — Alſo Sie gedenken nicht mehr lange hier zu bleiben?" fragte der Gärtner nach einer Pauſe. „Und was macht der Herr Profeſſor Walter? Und der magere, komiſche Bildhauer? Klotz hieß er, wenn ich nicht irre."

„Er hieß nicht gerade ſo, mein lieber Andreas, aber er befindet ſich wohl und iſt in Köln geblieben, eben ſo wie Walter."

„Ei ſieh' mal, das freut mich — ſie kommen alſo nicht ſo bald wieder — aha," fuhr er mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, indem er ſich vergnügt die Hände rieb, „das wird dann hier recht einſam werden!"

„Wer hat Olfers' Atelier gekauft?"

„Ein Handelsgärtner," entgegnete Andreas, „und das iſt mir lieb; einem anderen Künſtler hätte ich's nicht gegönnt."

Rodenberg warf noch lange aufmerkſame Blicke in dem Gemache umher, betrachtete noch Dies und Das von Waffen und Geräthſchaften, Vieles dabei denkend, ſo wie ſich lebhaft vergangener Stunden erinnernd, und als er endlich fortgehen wollte, reichte er ſeine Rechte dem Gärtner, der zuerſt ſeine beiden Hände an der Schürze abwiſchte, ehe er die dargebotene Hand nahm und dieſe herzlich ſchüttelnd ſagte: „Das ſoll doch wohl kein förmlicher Abſchied ſein?"

„Gewiß nicht, mein lieber Andreas, um ſo weniger, als ich Sie erſuchen wollte, mir dieſen Degen morgen früh in meine Wohnung zu bringen — wollen Sie?"

„Mit dem größten Vergnügen!"

„Meinen Dank im voraus."

Da der Gobelin am Eingange des Ateliers nicht mehr vorhanden war, ſo konnte der junge Maler von draußen noch einen Blick in das ſonſt ſo trauliche Gemach werfen, ehe er die Schwelle des Hauſes überſchritt. Auch hier wandte er ſich noch einmal um,

und das „Salve“ zu seinen Füßen betrachtend, sagte er: „Du wirst mir wahrscheinlich nie mehr freundlich grüßend erscheinen — lebe wohl!“

Und hierauf langsam durch den Garten schreitend, pflückte er sich von einem Beete ein schon aufgeblühtes Schneeglöckchen, welches er in ein kleines Skizzenbuch legte, das er immer bei sich zu tragen pflegte.

Als er draußen im Parke war, dachte er: ‚So reißen einer nach dem anderen die Fäden, welche mich sonst so gewaltsam hier festhielten, und je mehr sich diese Bande lösen, je freier beginne ich wieder aufzuathmen, ja, ich fühle es jetzt, es wäre mir entsetzlich gewesen, hätte ich hier bleiben müssen unter der Wucht so vieler schmerzlicher Erinnerungen — ach, ich bin noch ein freier Mensch,‘ rief er, tief aufathmend, ‚Gott sei Dank, daß ich es bin — mein Skizzenbuch unterm Arme, meinen Wanderstab in der Hand, wenig Geld in der Tasche, will ich ausziehen, so heiter als es mir möglich ist, mit dem Wahlspruche Espera y teme in die weite herrliche Welt!‘

Während er so dahinging in gehobener Stimmung — er hatte die Straßen der Stadt wieder betreten —, sah er vor sich eine Gestalt, die zu erreichen er sich mit raschen Schritten beeilte; es war ein kleiner Mann mit unverhältnißmäßig hohem, spitzigem Hute auf dem Kopfe, der mit dem linken Fuße ein wenig hinkte und sich deßhalb auf einen dicken Stock stützte; neben ihm lief ein schöner, weißer Pudel.

„Michel Angelo, grüß' Dich Gott!“ rief Rodenberg, als er den kleinen Mann erreicht hatte, der sich rasch umwandte und den Gruß eben so freundlich erwiederte. Auch der Pudel blieb stehen und betrachtete den Herangekommenen, wobei er ein klein wenig mit dem Schweife wedelte.

„Wie geht es Dir, mein lieber Schmitz?“

Bei dieser Frage fuhr ein recht düsterer Schatten über die sonst so freundlichen Züge des kleinen Mannes, und statt zu antworten, fragte er: „Wie lange warst Du eigentlich fort?“

zu leisten im Stande sei; er erblickte sich schon im seidenen Trikot mit einem zierlichen Kleide von weißem Atlas. Die Balletratten, welche er neulich gesehen, umschwebten ihn, eine Schaar holdseliger Amoretten, er verdrehte seinen Körper auf die zierlichste Weise und reichte der Mademoiselle Pauline, der schönen blonden Tänzerin die Hand, seine Brust war so voll, er hörte kaum, was der Doktor Stechmaier lächelnd zu ihm sprach: daß er ihn protegiren werde, daß die „Spinne" ein herrliches Netz um seinen Namen weben solle und der erstaunten Welt zurufen, ein zweiter Vestris sei entstanden.

Bald nahm er seinen Hut und eilte, die Brust voll herrlicher Gedanken und schöner Plane eilends davon.

„Es werden über zehn Tage ſein.“

„Ja ſo, dann weißt Du es noch nicht,“ ſagte Michel Angelo traurig.

„Und was denn? Iſt bei Dir etwas Schlimmes vorgefallen? Ich hoffte, Dich in Glück und Freude zu finden — iſt Deine Mutter ...“

„Nein, nein,“ fiel ihm der kleine Schmitz raſch in's Wort, „Gott ſei Dank, meine Mutter iſt wohl, aber ...“

„A—a—ah, mein lieber Freund!“ ſagte der junge Maler mit einem Blicke, der für Michel Angelo ſo verſtändlich war, daß dieſer kopfnickend erwiederte:

„Ja wohl, a—a—ah — Du wirſt es begreiflich finden, wie tief mich das ſchmerzen mußte! Daß es Leute giebt, die mich höhniſch lachend anſchauen und dann ſagen: ‚Das war auch von dem kleinen, unbedeutenden Schmitz eine übermüthige Idee, ſo ein ſchönes Mädchen heirathen zu wollen‘ — iſt mir ſehr gleichgültig.“

„Alſo Conchitta?“

„Iſt mit ihrer Schweſter abgereist.“

„Und das kam ſo plötzlich?“

„Man kann es wohl plötzlich nennen,“ gab Michel Angelo in wehmüthigem Tone zur Antwort. „Heute ſind es gerade acht Tage, da fand ich meine Mutter — Du weißt, was für eine ruhige Frau ſie iſt — in ziemlicher Aufregung. Mercedes war bei ihr geweſen, hatte einen halbjährigen Miethzins vorausbezahlen wollen und dabei angezeigt, daß ſie und ihre Schweſter abreiſen müßten.“

„Ich will nicht indiscret ſein, lieber Michel Angelo,“ ſagte der junge Maler in theilnehmendem Tone; „aber Du wirſt mir die Frage erlauben, ob Conchitta Dir ſchuldig war, genaue Gründe für ihre plötzliche Abreiſe anzugeben.“

„Ah, ich verſtehe; nun, ehrlich geſagt, war ſie mir das nicht ſchuldig. Alles, was über die gewiſſe Geſchichte zwiſchen uns verhandelt wurde, ging in ſcherzhaftem Tone, obgleich es mir ungeheuer ernſt war“ — er legte bei dieſen Worten die Hand auf ſein Herz

—, „ſehr, ſehr ernſt, und dabei hoffte ich, ſie werde es auch ſo anſehen!“

„Sei froh, Michel Angelo, daß es ſo gegangen iſt,“ erwiederte Rodenberg mit einem Gefühle der Erleichterung, deſſen er ſich nicht erwehren konnte, das er aber, um dem Freunde nicht wehe zu thun, weder durch Wort noch durch Miene verrieth — „es iſt beſſer ſo — glaube mir, der das beſſer verſteht, als Du mit Deinem weichen, vertrauensvollen Herzen, voll Glauben und Liebe! Es iſt allerdings eine ſchmerzliche Enttäuſchung — aber wer muß unter ähnlichen nicht leiden?“

„Du doch nicht, Rodenberg?“

„O, ich auch, und ſchmerzlicher, als Du glaubſt!“ erwiederte der junge Maler mit einem tiefen Seufzer. „Wie Du mich hier ſiehſt, habe ich in letzterer Zeit ſo herbe Erfahrungen gemacht, daß mir die ganze Stadt zuwider geworden iſt und ich deßhalb fort will, um mich in der Welt umzuſchauen.“

„Darin haſt Du recht,“ verſetzte der Andere haſtig, „ſehr recht — o, ich wollte, ich könnte auch mit! — Wirſt Du meine Mutter beſuchen?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Wenn es Dir recht iſt, gehen wir zuſammen zu ihr hin.“

„Leider kann ich Dich im Augenblicke nicht begleiten; ich muß in den Breidenbacher Hof zu einem pariſer Kunſthändler, mit dem ich Geſchäfte habe.“

„Gut, gut, das wird Dich zerſtreuen; ſo will ich allein zu Deiner Mutter gehen — vielleicht kommſt Du bald nach?“

„Wenn es mir möglich iſt — ſonſt ſuche ich Dich morgen früh in Deiner Wohnung auf.“

„Darum bitte ich Dich dringend, denn Du könnteſt mir einen großen Gefallen erzeigen. Ich habe noch eine Menge Zeichnungen und Skizzen von mir und Anderen, die ich verkaufen möchte, auch will ich von meinen Sachen da laſſen, welche Du wohl ſo freundlich biſt, für einige Zeit in Deinem Hauſe unterzubringen?“

„Das hat gar keinen Anſtand; auch nicht, was die Zeichnungen

betrifft," fuhr der kleine Mann mit geheimnißvoller Miene fort, wobei ſich aber ſein Geſicht auffallend erheiterte. „Willſt Du mir den Verkauf Deiner bedeutenden Gemäldeſammlung anvertrauen? — Dabei läßt ſich etwas machen an klingendem Nutzen, und vielleicht gelingt es mir, auch meine kleine Gallerie durch ein werthvolles Stück zu vergrößern."

„Alſo bis nachher oder auf morgen."

Michel Angelo wollte ſich gerade entfernen, doch wandte er ſich noch einmal um und ſagte lächelnd: „Du haſt dem Figaro noch gar kein freundliches Wort geſagt — o, das iſt ein geſcheites, liebes Thier! Er war faſt immer bei ihr; als ſie aber abreiste und das Haus verließ, ging er mit ihr nur bis an die Thür, worauf er ſie allein ziehen ließ. Meine Mutter, die von oben zuſchaute, behauptete, er habe mißbilligend mit ſeinem Kopfe geſchüttelt. Willſt Du ihn jetzt wiedernehmen?" fragte er mit einiger Aengſtlichkeit.

„Ich denke, wir laſſen Figaro ſelbſt darüber entſcheiden; gehe Du ruhig Deines Weges, und wir wollen ſehen, wem er folgen will."

Michel Angelo that, wie ihn ſein Freund geheißen, und obgleich ſich der Pudel ein paar Mal nach ſeinem alten Herrn umſchaute, folgte er doch dem kleinen Manne, und erſt als die Entfernung der Beiden bedeutend geworden war, pfiff Rodenberg dem Hunde, wie er gewöhnlich zu pfeifen pflegte, worauf Figaro plötzlich ſtehen blieb, ſich herumwandte, ein paar Schritte gegen den jungen Maler machte, dann aber ſtehen blieb, um gleich darauf ſeinem neuen Herrn in vollem Laufe zu folgen.

Rodenberg konnte ſich eines leichten Lächelns nicht enthalten, das aber doch einen bitteren Beigeſchmack für ihn hatte; dann ſetzte er ſeinen Weg zur Fingerſtraße fort und trat bald darauf in die Stube der Madame Schmitz.

Die alte Frau ſaß auf ihrem gewöhnlichen Platze am Fenſter, und als der Maler eintrat, reichte ſie ihm kopfnickend ihre Hand und ſagte mit geheimnißvoller Miene: „Dachte ich doch vorhin,

als ich in meinem Spiegel bemerkte, daß Sie um die Ecke kamen: ich will doch einmal sehen, ob Herr Rodenberg gar nicht zu uns kommt!"

„Ich war verreist, Madame Schmitz, und bin erst gestern zurückgekommen."

„Ah, richtig, richtig, das hatte ich vergessen — Sie waren in Köln zum Carneval — wissen Sie denn schon . . .?"

„Ich sprach vorhin Michel Angelo auf der Straße, der hat mir Alles gesagt."

„Pst?" machte die alte Frau und winkte ihren Besuch so dicht zu sich heran, daß sie ihm bequem in's Ohr sprechen konnte. „Es hat Michel recht angegriffen, diese Geschichte; aber ich" — hier schaute sie vorsichtig um sich her, ob auch Niemand in der Nähe wäre, der lauschen könnte — „bin im Grunde ganz zufrieden damit. Ich will nicht behaupten, daß die Beiden nicht anständig gewesen seien, aber es war von einer fremden Unbekannten ein etwas starkes Verlangen, sich so mir nichts dir nichts in ein geordnetes Hauswesen hineinzusetzen — habe ich Recht oder Unrecht?"

„Ich will Letzteres gerade nicht behaupten; doch bei der Liebe, die Ihr Sohn empfunden, wäre es doch wohl eine glückliche Ehe geworden."

„Möglich; aber es war doch etwas gar zu Phantastisches dabei, etwas zu sehr Künstlerisches, wenn Sie mir diesen Ausdruck nicht übel nehmen wollen. Die Schmitz haben seit undenklichen Zeiten immer in geordnete Familien hinein geheirathet, und wenn ich einmal eine Schwiegertochter haben will, Herr Rodenberg, so möchte ich auch gern, daß ich eine anständige Verwandtschaft zum Kaffee einladen könnte!"

„Allerdings ist dieser Gesichtspunkt nicht unwichtig, und wie ich Michel Angelo kenne, wird er sich zu trösten wissen — reden wir nicht mehr darüber."

„Sie sind ein verständiger junger Mann, das habe ich immer gesagt. Was haben Sie von Herrn Olfers gehört? Weiß man

noch nichts Näheres von dem armen Herrn und ſeinem kleinen Mädchen? Was die Frau anbelangt," fuhr ſie flüſternd mit den bekannten Vorſichtsmaßregeln fort, „ſo wollen die Einen wiſſen, ſie habe ihren Mann wegen einer Liebſchaft mit einem fremden, vornehmen Herrn verlaſſen, wogegen Andere auf's beſtimmteſte verſichern, ſie ſei in's Kloſter gegangen — welches iſt Ihre Anſicht darüber?"

„Ich glaube keines von Beiden — doch ſo viel iſt gewiß, daß Olfers bis jetzt noch nicht weiß, wo ſeine Tochter hingekommen iſt."

„Der arme Herr! Er hat ſein Anweſen hier verkauft und wird wohl nicht mehr zurückkehren. Was nun dieſes Anweſen anbelangt, Herr Rodenberg, ſo erzählt man ſich allerlei darüber."

„Und was, Madame Schmitz, wenn ich fragen darf?"

„Verſtehen Sie mich recht, ich glaube ſo was nicht; aber gräuliche Dinge erzählt man ſich: man will in der Ecke des Ateliers Todtengebeine und gräßliche Gerippe gefunden haben — hm, was denken Sie darüber?"

Rodenberg zuckte die Achſeln und ſchüttelte mit einer ſehr bedächtigen Miene den Kopf. — „Es gibt allerdings Sachen," erwiederte er nach einem kleinen Stillſchweigen, „über die man nicht hinausreden darf."

„Wirklich, Herr Rodenberg?"

„In der That, Madame Schmitz, es haben dort ſolche Gerippe exiſtirt!"

„Das iſt ja im höchſten Grade ſchauerlich!"

„Aber was denkt man von dieſen Gerippen?"

„Wiſſen Sie, auf Redereien gebe ich nicht viel, denn ich weiß, was man vom Geſchwätze der Leute zu halten hat; aber in dieſem Falle, wenn Sie ſelbſt, ein Freund von Olfers, es zugeſtehen, daß man dort Gerippe gefunden hat, ſo gewinnt dieſe Sache allerdings an Wahrſcheinlichkeit."

„Es iſt wohl etwas Furchtbares, Madame Schmitz?"

„Es iſt, daß Einem die Haut ſchaudert; aber kommen Sie näher zu mir, ich rede nicht gern darüber und möchte um Alles

nicht, daß mein Sohn Michel, wenn er zufällig in der Nähe wäre, mich darüber reden hörte — mein Sohn Michel kann es durchaus nicht leiden — so, Herr Rodenberg, kommen Sie ganz nahe. Man fragt also," fuhr Madame Schmitz fort, nachdem sie nicht nur einen vorsichtigen Blick im Zimmer umhergeworfen, sondern auch durch ihren Spiegel vor dem Fenster die Straße auf und ab gespäht, „man sagt, Herr Olfers habe seine Frau in das Atelier hinausgelockt, dort umgebracht und begraben — ich bitte Sie, Herr Rodenberg!"

„Pst!" machte hierauf der junge Maler, wo möglich mit noch geheimnißvollerer Miene, als die der alten Frau war, worauf er mit den Achseln zuckte und alsdann sehr bedeutungsvoll mit dem Kopfe nickte.

„Herr Rodenberg," sagte Madame Schmitz zurückfahrend, „Sie sehen, wie ich mich entsetze — um des Himmels Barmherzigkeit willen, es wird doch wohl nichts Wahres daran sein?!"

„Ich halte Sie für eine verschwiegene Frau," erwiederte der junge Mann, indem er mit einer tiefen Bewegung seine Hand ausstreckte, um die der Madame Schmitz zu ergreifen, „und da ich doch in Kurzem die Stadt verlasse, so kann ich wohl mein Gewissen erleichtern, indem ich Ihnen das Geständniß ablege, daß an dem Gerippe etwas Wahres ist!"

„O—o—o—oh!"

„Denken Sie deßhalb nicht schlechter von mir, Madame Schmitz," fuhr Rodenberg augenscheinlich gerührt fort, „es war Freundespflicht; ja, wir haben es gethan, und Ihr Sohn Michel Angelo war auch mit dabei!"

Darauf machte er eine Bewegung mit dem Schooße seines Ueberrockes, als wolle er mit demselben in gänzlicher Zerknirschung sein Haupt verhüllen, und verließ rasch das Zimmer.

Zu Hause angekommen, blickte Rodenberg mit wahrer Befriedigung um sich her, nicht an die Unthat denkend, von welcher er Madame Schmitz erzählt, sondern weil er nun mit sich völlig

im Reinen war, die Stadt zu verlaſſen, und indem er zu dieſem Zwecke ſeine Habſeligkeiten überſchlug, was wohl des Mitnehmens der Mühe werth ſei und was hier zu veräußern wäre. Ja, durch den nun gefaßten Entſchluß fühlte er ſich ſo erleichtert, daß er mit Behagen daran ging, die Zerſtörung im Kleinen nachzuahmen, die er draußen in Olfers' Atelier im Großen geſehen. Allerdings brachte er es nicht ſo weit, eine Anzahl Kiſten anfüllen zu können, brauchte auch nicht beſonders viel Zeit, um mit Einpacken fertig zu werden. Und als es Abend geworden war, hatte er mit Beihülfe Schwemmer's den größten Theil ſeiner Habſeligkeiten ſo weit geordnet, daß er ſeinen Koffer nur noch zuzuſchließen und einen Packträger herbeizurufen brauchte, um zwei mäßige Kiſten in das Haus ſeines Freundes Schmitz zu befördern. In einer dieſer Kiſten befand ſich auch die Klinge aus Toledo, welche ihm Andreas im Laufe des Tages gebracht, in der anderen Olfers' Bild, welches der junge Maler mit Recht ſeinen größten Schatz nannte.

Am folgenden Morgen ſtellte ſich Michel Angelo pünktlich ein, und nachdem er Rodenberg einige ſanfte Vorwürfe gemacht über die letzte Unterredung mit ſeiner Mutter und dabei verſichert, es habe ihn keine kleine Mühe gekoſtet, der alten Frau die fürchterliche Geſchichte auszureden, betrachtete der kleine Kunſthändler die ihm vorgelegten Skizzen und Zeichnungen mit prüfendem Blicke, und bald wurden die Beiden handelseinig, worauf Rodenberg ſogleich ausging, um ſeine kleinen Schulden zu bezahlen. Auf der Straße nahm er von Michel Angelo Abſchied, wobei wir geſtehen müſſen, daß es in den Augen des kleinen Malers verdächtig flimmerte — „ſo verſchwindet Einer nach dem Anderen, und ich bin nachgerade zu alt geworden, um mich an den jungen Nachwuchs anzuſchließen! — Ach, Rodenberg, Du biſt ein beneidenswerther Kerl — o, wäre ich doch wie Du ein Künſtler und könnte in die Welt hinaus mit dem ſeligen Bewußtſein, daß mir ein Blatt Papier und ein Bleiſtift genüge, um Ruhm und Geld zu verdienen!"

„Das hat nun alles ſeine zwei Seiten: die weite, weite Welt

hat allerdings des Schönen viel für ein Künstlergemüth; aber es ist doch ein wildes, ungestümes Meer, und wer weiß, ob es mein Schifflein nicht zertrümmert und mich verschlingt, ehe ich eine sichere Bucht gefunden, und ob ich nicht längst tief da drunten liege, während Du am Abende Deines Lebens behaglich im sichern Hafen sitzest und vielleicht hier und da an den verschollenen Rodenberg zurückdenkst!"

„Wir wollen uns nicht weich machen, alter Freund; eines Jeden Leben besteht aus Licht und Schatten, und Zufriedenheit ist das höchste Gut. Ich wäre es wahrhaftig im vollsten Umfange, wenn Alles so geblieben wäre, wie vor vier Wochen — wann reisest Du?"

„Ich denke, morgen."

„Und Niemand von den Freunden da, der Dir bis zum Grünen Baume das Geleite gibt?" sprach der kleine Mann im Tone der Wehmuth — „aber ich komme, darauf kannst Du Dich verlassen, Rodenberg!"

„Wenn Du mir eine Liebe erzeigen willst, lieber Schmitz, so kommst Du nicht; wir könnten doch nicht heiter zusammen sein und es würde mir den Abschied nur erschweren — reich' mir Deine Hand — sage, Du wollest meiner nicht vergessen, und dann lebe wohl — vielleicht nur für kurze Zeit; denn wenn ich es nirgendwo angenehmer finde, so komme ich wieder."

Michel Angelo reichte ihm stumm seine beiden Hände, die der Andere herzlich schüttelte und darauf sagte:

„Grüße mir auch noch Deine Mutter und entschuldige mich, daß ich mir gestern einen kleinen Scherz erlaubt — behüt' Dich Gott?"

„Leb' wohl, Rodenberg!"

Nach diesen Worten trennten sie sich äußerst eilfertig. Doch als Rodenberg die Ecke der Straße erreicht hatte, blieb er stehen, und als er sich rasch umwandte, sah er, daß es Michel Angelo Schmitz an der anderen Ecke der Straße gerade so gemacht hatte. Beide winkten sich noch einmal mit der Hand zum Abschiede.

Als Rodenberg ſpäter wieder in ſein Zimmer trat, weidete er ſich förmlich an den kahlen Wänden und den leeren Schränken und Schubladen, an der Abweſenheit der mannigfachen Sachen und Geräthſchaften, die ihm ſonſt ſein Zimmer ſo angenehm gemacht hatten, die ihn mit tauſend Fäden an ſeine Häuslichkeit gebunden, Fäden oder Bande, die nun alle zerriſſen waren — da befand ſich aber noch eines der Dinge, welches ſo manche heitere Stunde mit erlebt und mit angeſehen hatte, das erhabene Kurzholz, in ſeiner altarähnlichen Niſche. Rodenberg hatte anfänglich die Abſicht gehabt, es an Michel Angelo Schmitz zu übergeben; da aber derſelbe eigentlich kein Künſtler war, ſo ſtand eine ſolche Vererbung im Widerſpruche mit den Satzungen der Brüderſchaft, der das erhabene Kurzholz als Fahne gedient. Von der jüngeren Generation wußte er auch Niemanden, der Poeſie genug gehabt hätte, die Myſterien dieſer Fahne auszuüben und den nachfolgenden Geſchlechtern zu überliefern, weßhalb er beſchloß, das erhabene Kurzholz von der Erde verſchwinden zu laſſen, nicht indem er es den Flammen überlieferte, ſondern indem er es dem Schooße der Erde anvertraute. Er nahm es aus der Niſche heraus, trennte es von der langen Stange, an der es getragen wurde, umwickelte es mit den farbigen Bändern, die ſonſt ſo zierlich von ihm herabgeflattert waren, und verpackte es ſorgfältig in Papier.

Ein leiſes Klopfen an der Stubenthür erweckte ihn aus den Träumereien, in die er verfallen bei der Erinnerung an all' die heiteren Stunden, die er unter Vortragen jener Fahne mit den Freunden verlebt. Auf ſeinen Ruf trat Jemand in's Zimmer, an den er in den letzten Tagen öfters gedacht und den vor ſich zu ſehen er ſich jetzt aufrichtig freute — Rafael.

„Ah, Herr Rodenberg," ſagte der ehemalige Diener des Malers, „ich habe gehört, Sie wären zurückgekommen und wollten auch wieder abreiſen — da konnte ich es nicht unterlaſſen, nach Ihnen zu ſehen!"

„Wofür ich Dir dankbar bin," erwiederte der junge Maler,

indem er dem jetzigen Laufburſchen einer anſtändigen Kunſt- und Buchhandlung freundlich ſeine Hand reichte.

Rafael ſah auffallend wohlhabend aus; wenn auch ſeine Kleider nicht nach neuem Schnitte waren und noch weniger den jungfräulichen Glanz neuen Tuches zeigten, ſo waren ſie doch ſauber und verliehen ihm ein ganz gutes Ausſehen; dabei erſchien er rein gewaſchen und hatte ſogar den Verſuch gemacht, ſeinem etwas ſtruppigen Haare einen durchlaufenden Scheitel aufzuzwingen.

„Und wie geht es Dir, mein Junge?"

„Nicht ſchlecht, Herr Rodenberg — allerdings helfe ich mir ziemlich kümmerlich durch, doch lerne ich dabei und habe einen Zweck vor Augen."

„Welchen Zweck, wenn ich fragen darf?"

„Etwas Rechtes zu lernen und mich auszubilden."

„Das iſt ſchön von Dir, Rafael. Du haſt alſo die gute und große Idee, Dich zum Buchhändler auszubilden?"

„Ja—a—a—a—a, Herr Rodenberg," gab Jener ſtockend zur Antwort, „und wenn ich Talent hätte, was ich faſt zu glauben mich unterſtehen darf . . ."

„So haſt Du doch wohl nicht die Abſicht, vielleicht ein mittelmäßiger Künſtler zu werden? Nimm Dich vor dieſer gefährlichen Klippe in Acht!"

„Das thue ich gewiß und danke beſonders Herrn Walter dafür — aber . . ."

„Ah, ich erinnere mich," rief der junge Maler lachend, „Walter hatte die Unklugheit, mit Dir über Schriftſtellerei zu reden — er wird Dir doch dadurch keine Fliegen in den Kopf geſetzt haben?"

„Das nicht, Herr Rodenberg; aber würden Sie es denn für ſo unrecht halten, wenn ich in meinen Freiſtunden, nachdem ich gelernt, daß mir der Kopf brennt, kleine Verſuche mache?"

Rodenberg betrachtete ſeinen ehemaligen Diener kopfſchüttelnd, ehe er zur Antwort gab: „Ich glaube, es iſt ſchade um Dich, daß Du Dich ein paar Jahre bei uns herumgetummelt und von unſeren

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Ein neuer Tänzer.

Der Herr Dubel hatte eine ziemlich ſchlafloſe Nacht verbracht. Der Wendepunkt ſeines Lebens, welcher durch den Rath des Doktor Stechmaier jetzt einzutreten ſchien, war ihm zu wichtig, als daß er nicht hätte ſtundenlang, ja, faſt die ganze Nacht darüber denken ſollen. So viel er aber auch die Sache überlegte, ſo viel er contra Ballet bei ſich ſelber vorbrachte, ſo war er doch bald mit ſich einig, und, als er am andern Morgen aus dem Bette ſtieg, feſt entſchloſſen, noch heute ſeinen Bekannten, Signor Venetti, aufzuſuchen. Da es ihm aber nicht angenehm und thunlich erſchien, ſeine Wünſche im Theaterſaale vor dem Balletperſonal zu ſagen, ſo gieng er ſchon vor Neun von ſeiner Wohnung, um den Balletmeiſter noch zu Hauſe zu treffen, da ſich derſelbe erſt um zehn Uhr ins Theater begab.

Signor Venetti wohnte in einem anderen Theile der Stadt, in einer zwiſchen Gemüſegärten neu erbauten Straße, im dritten Stock eines anſehnlichen Hauſes. Da ſtand es auf einer Meſſing-

Reden mehr gehört haſt, als Dir zuträglich war; doch ſprechen wir nicht mehr darüber — thue, was Du nicht laſſen kannſt, was Dir zu ſagen unnütz iſt; denn wenn Du wirklich einen Funken in Dir haſt, ſo wird derſelbe doch fortglimmen und entweder Dein Inneres verbrennen oder ein Leuchter für Andere werden — verſtehſt Du mich?"

„Ich glaube, ja, Herr Rodenberg, und ich werde mich glücklich ſchätzen, Ihnen ſpäter einmal beweiſen zu können, daß ich wirklich etwas von einem Funken in mir habe — erlauben Sie mir jetzt wohl noch eine Frage?"

„Mit Vergnügen, mein Junge."

„Haben Sie nichts mehr von jener ſchönen Prinzeſſin gehört, der ich ſo unendlich zu Dank verpflichtet bin?"

Das Geſicht des jungen Malers verdüſterte ſich und er wandte ſich gegen das Fenſter, ehe er zur Antwort gab: „Ja, ich ſah ſie wieder!"

„Und ſie erinnerte ſich noch an das ſchöne Künſtlerfeſt?"

„Sogar an Dich, Rafael!"

„Wie mich das freut — wenn ich mir denken könnte, die ſchöne Dame noch einmal wiederzuſehen und in anderer Geſtalt vor ſie hintreten zu dürfen, als damals, wie ein armer, unwiſſender, zerlumpter Bube — ja, der Gedanke," fuhr er mit einem leuchtenden Blicke fort, „treibt mich an, Tag und Nacht unabläſſig zu arbeiten! — Kann ich Ihnen wohl irgend einen Dienſt erweiſen?" fuhr Rafael nach einer Pauſe fort, als Jener ſchwieg.

„Ich danke Dir — doch warte einen Augenblick."

Der junge Maler ging in's Nebenzimmer und kehrte bald darauf mit einem Papier zurück, das er in Rafael's Hände legte. „Nimm das von mir als Andenken; es iſt nicht viel, doch füge ich den Wunſch bei, es möchte tauſendmal mehr ſein!"

„Deßhalb kam ich gewiß nicht her!"

„Das weiß ich wohl. Denke immerhin, Du ſeiſt der Rafael von ehemals oder ich mache Dir eine kleine Anleihe, die Du mir vielleicht einſtens mit Zinſen heimzahlen kannſt."

„O, wenn ich das könnte!“

„Der Menſchen Wege ſind wunderbar,“ entgegnete Rodenberg, indem er ſich zu einem heitern Lächeln zwang; „es geht bald aufwärts, bald abwärts, und wenn wir uns einmal wiederſehen, ſo wünſche ich Dir und mir, es möchte auf der Höhe ſein — und nun gehab' Dich wohl!“

Rafael ergriff mit ſeinen beiden Händen die Rechte Rodenberg's und ſchaute ihm ein paar Secunden lang feſt in's Auge, worauf er ſich raſch abwandte und das Zimmer verließ.

Der junge Maler ſchritt eine Zeit lang ernſt und gedankenvoll im Zimmer auf und ab; er wunderte ſich faſt, daß ihn der Abſchied von ſeinem ehemaligen Diener in eine ſo trübe Stimmung verſetzt hatte, und doch war das wieder ſo begreiflich. Trat doch mit einem Male der wundervolle Tag im Walde wieder vor ſeine Seele und beſonders jener Augenblick, wo ihm der Zwerg der Fee das Horn überreicht hatte — „Espere y teme!“ — Vorbei — vorbei!

Vorbei — vielleicht zerriſſen für immer jeder Zuſammenhang mit dem räthſelhaften, ſo heiß geliebten Weſen — vorbei ein ſchöner, entzückender Traum der Jugendzeit!

XLI.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit!“

Beim Beginne dieſes Capitels, theurer und geneigter Leſer, ſind wir um eine Reihe von Jahren älter geworden, einen Zeitraum, deſſen Begebenheiten, was die handelnden Perſonen unſerer wahrhaftigen Geſchichte anbelangt, vielleicht für den Gang derſelben nicht bedeutend genug waren, um Dir zuzumuthen, vielleicht lange, einförmige Flächen mit uns zu durchwandeln, um noch hier und da von jener kleinen Anhöhe eine ſchöne Ausſicht zu genießen in weite, maleriſche, aber noch unerreichte Fernen, oder mit uns auszuruhen in der Gluth der Mittagshitze im Schatten uralter Bäume, an einem murmelnden Quell, um dort zu träumen von der Vergangenheit oder Hoffnungen zu faſſen für die Zukunft, da die Gegenwart nicht viel bietet, weil ſie uns zeitenlang durch ſtille, öde Flächen von entſetzlich glattem Druckpapier führt, eine oft troſtloſe Ebene, wo wir, mit unſeren Gedanken vorauseilend, gar haſtig Blatt um Blatt umſchlagen, weil wir fern am Horizonte dunkelblaue Gebirge aufſteigen ſehen, die uns in Berg und Thal, in Wald und ſchäumendem Waſſer eine vergnügliche Abwechslung zu verſprechen erſcheinen.

Ja, es gibt in jeder Geſchichte ſolch troſtloſe Ebenen, die man entweder durchwandern oder überſpringen muß, ſchattenloſe Ebenen, durchglüht vom Sonnenbrande des Lebens, wo Jeder ohne Be-

rührung mit dem Anderen ſeinen einſamen Pfad zieht, entweder in ſtiller Glückſeligkeit zehrend von dem, was ihm die letzten ſeligen Stunden geboten, entweder niedergebeugt, mit zerriſſenem Herzen, in wilden, düſteren Träumen über eine ſchreckliche Vergangenheit — hoffnungslos — oder auch vielleicht hoffnungsvoll, muthig in das Leben hineinwandernd, ſelbſt der dürren Gegenwart poetiſche Seiten abgewinnend und vor allen Dingen den feſten Blick auf die am Horizonte erſcheinende Bergkette geheftet, wo der Wanderer ſicher iſt, vor einem kleinen Hauſe ein ſchattiges, mit Weinlaub überranktes Dach zu finden, wo er behaglich ausruhen wird, heiter auf die zurückgelegte ſteinige und ſandige Ebene ſchauend, und von wo er erſt am Abende weiterziehen wird unter dem Geläute aus der nicht fernen Stadt, welche ſolcher Art ſeinen Einzug feiert.

Ja, ſo ziehen ſie dahin, die bunten Geſtalten unſerer Geſchichte, jede ihren eigenen Pfad, das Herz von verſchiedenen Wünſchen und Hoffnungen erfüllt, jede nach einer anderen Richtung, als ſei es auf Nimmerwiederſehen!

Ob und wie ein ſolches Wiederſehen ſtattfindet, dürfen wir im Intereſſe unſerer wahrhaftigen Geſchichte dem geneigten Leſer noch nicht verrathen; Alles, was wir jetzt zu thun im Stande ſind, iſt, ihn auf einige nebelhafte oder wie im Nebel dahinziehende Geſtalten aufmerkſam zu machen. So ſehen wir Rodenberg einſam dem „Grünen Baume“ zuwandern, wohin er ſein leichtes Reiſegepäck vorausgeſchickt hat; unter dem Arme aber trägt er wohlverpackt das erhabene Kurzholz und geht mit demſelben ſeitab von der Landſtraße, wo er in einer unfruchtbaren Verſenkung aus früheren Zeiten her einen Steinhaufen kennt. Dieſen höhlt er künſtlich aus, gräbt unter ihm die Erde auf, verſcharrt das erhabene Kurzholz und baut den Steinhaufen über demſelben zu einem förmlichen Grabhügel auf.

Dort mag es ruhen, das erhabene Kurzholz, das ſo oft einer luſtigen Künſtlerſchaar gedient als Zeichen freudiger Vereinigung,

als weithin ſichtbare Standarte, das ſo viele leere Flaſchen und volle Köpfe erlebt, das ſo oft mit dabei war, wenn die Gläſer klangen und luſtige Lieder ertönten!

Dort liegt es auf der Anhöhe, nicht weit vom „Grünen Baume“ unſern der heiteren Stadt Düſſeldorf. Ein leichter Wind, der durch die Felder ſtreicht, ſtreift die Gräſer rings umher flüſternd an einander und ſpricht in tröſtlichen Worten von einer einſtigen Auferſtehung.

Rodenberg ſteigt ohne Begleitung in den Eilwagen und kann es doch dabei nicht unterlaſſen, wenngleich kaum ſichtbar, nach verſchiedenen Seiten hin zu grüßen, und das gilt den Freunden, die er wenigſtens in Gedanken vor ſich ſieht.

Er erreicht Köln, nachdem es ſchon dunkel geworden, was ihm äußerſt angenehm iſt, da er ſich, ohne die Stadt zu berühren, auf das Dampfboot begeben kann, um durch die Nacht ſtromaufwärts zu fahren.

Als es ſchon längſt Tag geworden, verläßt er den Dampfer an einem jener kleinen, maleriſch gelegenen Städtchen am Rheine, um dort einige Tage bei ein paar Freunden zuzubringen.

Dieſe Freunde, Künſtler und Dichter, fand er aber nicht zu Hauſe, da ſie ſchon am frühen Morgen bei dem entzückend warmen Frühlingstage in die Berge hinaufgezogen waren. Doch ließ ſich Rodenberg in ihrem Zimmer nieder, um ihre Zurückkunft abzuwarten, und ſich hier umſchauend, mußte er unwillkürlich lächeln über die maleriſche Unordnung in Büchern, Kleidern, alten und neuen Bildern, vor Allem aber über einen großen, grünen Römer, der auf dem Tiſche ſtand, gefüllt mit weißem Weine, in welchem ein Strauß duftender Veilchen ihr junges Leben ſo unnatürlich verzehrten.

Nachdem er einige Tage bei den Freunden verweilt, zog er weiter, unter anderm auch an Falkenſtein vorüber, dieſer kleinen zierlichen Burg, welche wie ein Schwalbenneſt an einen Felſen geklebt iſt. Dort blickte er hinauf mit ſeinem ſcharfen Auge, und als er hoch auf dem Thurme neben der wehenden Fahne Jemanden ſtehen ſah, glaubte er, es ſei Walter, und winkte mit ſeinem weißen Taſchentuche.

Vergebens, der dort oben blickte wohl auf den weiten, schönen Rhein, aber nicht auf das vorbeifahrende, so klein erscheinende Schiffchen.

Rodenberg wandte sich seufzend ab; er fühlte es deutlicher als je, daß er von jetzt ab wohl dazu bestimmt sei, einsam und allein seinen Pfad zu ziehen, allein und ohne Hülfe eine neue Existenz zu gründen.

Und dazu fühlte er die Kraft und den Muth in sich und behielt beide auch im vollsten Umfange, als er einige Zeit danach, wenige Kreuzer in der Tasche, auf geringem, stoßendem Fuhrwerke in die große Residenzstadt einfuhr, wo er vorläufig zu bleiben gedachte.

Walter war es allerdings gewesen, der an jenem Morgen auf dem Thurme stand, nicht ahnend, daß Rodenberg unten vorüberfuhr. Er führte ein behagliches Leben auf der alten, so wohnlich eingerichteten Burg und erschrak durchaus nicht davor, nachdem er überschlagen, daß er mit dem Ausmalen der Capelle drei bis vier Jahre vollauf zu thun hatte. Auch sein fürstlicher Gönner hatte dagegen nichts einzuwenden, da der alte Maler keine zu großen Bedingungen stellte; ja, er that noch mehr, er sandte nach Verlauf eines Jahres den jungen Bergmüller mit einem tüchtigen Auftrage nach Falkenstein, und durfte derselbe seine Frau während der Sommermonate mitnehmen, und so führten denn die Beiden da oben in der schönen Natur ein so beneidenswerthes Künstlerleben, wie es Walter in seinen kühnsten Träumen nie zu denken gewagt. Auch kam er hier wieder zu der Ansicht, daß die deutsche Kunst doch nicht ganz erstorben sei und daß die heilige Flamme derselben bei tüchtigem Brennmateriale wieder hoch aufzulodern vermöge.

Noch ein anderes Bild sehen wir, rückwärts blickend, wie ein wirkliches Nebelbild: es ist ein einsamer Schlitten, von raschen Pferden gezogen, auf weiter Schneefläche dahinjagend. Die vereinzelt stehenden Tannen am Wege, mit niedergedrückten, schneebedeckten Zweigen, sowie die kahlen Aeste einsamer Birken schauern im scharfen Lufthauche und blicken sehnsüchtig den grauen Wolken und Nebel-

maſſen nach, die, mit Schnee vermiſcht, von einem eiſigen Nordwinde gegen Süden getrieben werden.

Und entgegen dieſem eiſigen Nordwinde fährt der bedeckte Schlitten, in dem ein junges, ſchönes, aber bleiches Mädchen an der Seite eines älteren, großen und hageren Mannes ſitzt. Beide ſind in warme Pelze gehüllt, und doch ſchauert das junge Mädchen zuweilen zuſammen; aber es iſt eigenthümlich, daß dies jedes Mal nur dann geſchieht, wenn ſie, aus tiefem Nachſinnen aufſchreckend, um ſich her ſchaut.

Hier Schnee, Eis und kalter Nordwind — anderswo heiße Sonnengluth: dort, auf dem Platze vor Sanct Peter in Rom, wo die majeſtätiſchen Brunnen rauſchen und über welchen jetzt ein Mann in etwas gebückter Haltung ſchreitet, als ſuche er etwas auf den Steinplatten des Bodens. Er tritt ein in den gewaltigen Dom, aber ſtatt in demſelben umherzuſchauen und ſein Künſtlerauge zu erfreuen an den gewaltigen und doch ſo herrlichen Verhältniſſen dieſes Wunderbaues, geht er langſam nach einer der Bänke, die ſich unter den Tauben mit dem Oelzweige an den Pfeilern befinden, welche man mit der Hand erreichen zu können glaubt und die doch, wenn man näher kommt, hoch über unſeren Köpfen ſchweben. Dort läßt er ſich nieder und träumt.

Vielleicht von einem Garten, der in voller Frühlingspracht zwiſchen leichten Anhöhen ſo überaus heimlich verſteckt liegt, wo Flieder und Veilchen duften, in deſſen Mitte um ein kleines Haus gewaltige Kaſtanienbäume ſtehen, deren friſch hervorſproſſendes, ſo gleichförmig grünes Laub zwiſchen den ſchwarzen Aeſten ausſieht wie ein ſanft herniederrieſelnder Blätterregen. Auch träumt er dabei von einer hellen, friſchen, lieblichen Mädchenſtimme, erſchrickt aber auf einmal mitten in ſeinen Phantaſieen, als er ein großes, dunkles Augenpaar mit ſtrengem Blicke drohend auf ſich gerichtet ſieht.

Dann beſchäftigt ihn plötzlich ein anderes Bild, eine Landſchaft im Süden: am Ufer eines See's wachſen uralte Steineichen, und mitten aus dem ſtillen Waſſer erhebt ſich ein graues Schloß mit vier ſtarken Eckthürmen — in den ſtillen Gängen dieſes alten Schloſ-

ſes wandelt eine weißgekleidete, jugendliche Geſtalt mit ernſtem, trübem Blicke und verſchwindet unter der Thür einer Capelle. Er erſchrickt, als er das in wachem Traume ſieht, und möchte ihr zurufen, ſich in Acht zu nehmen vor der Fallthür am Altare — doch lächelt er gleich darauf über ſich ſelber.

Es war das ein altes Märchen, das ihm plötzlich in den Sinn kam und das ihn wie ein unvergeßlicher Blumenduft an eine glückliche Zeit erinnerte — nie ſah er ſie ſo lebhaft vor ſich, die alten, bekannten Geſichter, wie ſah er ſie ſo lebendig vor ſich, die ganze trauliche Umgebung, das weite Gemach, in dem er ſo gemüthlich geweſen, ſeine Bilder und Zeichnungen, ſeine alten Waffen und ſeltenen Geräthſchaften, das heitere Lächeln der Freunde — Conchitta's ſeelenvoller Blick — und vor Allem die lieben Züge ſeines kleinen, unvergeßlichen Mädchens, ſeiner lieben Margarethe.

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein!“

So brach plötzlich die bekannte Weiſe in ſeine wildbewegten Träume hinein und ließ ſich nicht verbannen, trotz Orgelton und Chorgeſang, welche gewaltig durch die hohen Räume von Sanct Peter dröhnten. —

Ja, eine Reihe von Jahren iſt ſeitdem verfloſſen, und die Bilder, welche wir dem geneigten Leſer vorhin in leichten Umriſſen gezeigt, haben ſich mannigfach geändert und anders geſtaltet, ohne indeſſen viel von dem Charakter zu verlieren, unter dem ſie ſich ſoeben gezeigt. Die meiſten der Perſonen, die uns vielleicht in den vorliegenden Blättern werth geworden ſind, wandern immer noch ohne inneren Zuſammenhang ihre einſame Straße, und wenn wir jetzt wieder anfangen, uns nach ihnen umzuſchauen, ſo geſchieht dies einestheils, weil ſonſt der Antheil an ihnen in deinem Herzen, geliebter Leſer, vielleicht erkalten würde, und weil wir doch nicht bis zu einem neuen Geſchlechte warten dürfen, um Dir vom vergangenen Geſchlechte weiter zu berichten.

Ein ſolches Wiederſehen nach Jahren, ſei es im Leben oder im Roman, hat immer etwas Anziehendes, Aufregendes und gewiſſermaßen Angenehmes. Mit welch' lebendigen Erinnerungen durchwandern wir eine Stadt nach langer Abweſenheit, in der wir vielleicht unſere Jugend zugebracht — wie ſchrumpft ſie in Wirklichkeit zuſammen gegenüber dem Phantaſiebilde, das wir von ihr im Kopfe und Herzen getragen haben: iſt das die Straße oder der Hofraum, der damals ein ganzes Knabenheer in ſich aufnahm, wenn wir in Inſelgriechen und Trojaner getheilt, auf einander losſpauken? — iſt das in Wahrheit derſelbe Hof, den wir jetzt mit drei Schritten durchmeſſen, und die Häuſer, die uns ſo bedeutend erſchienen, und die großen Zimmer, welche damals ſo verſchwenderiſchen Platz boten und die heute faſt ausgefüllt erſcheinen durch die wenigen Möbel, die in ihnen ſtehen, und welche neben ſich auf dem Fußboden gar keinen Platz zu bieten ſcheinen zum Aufbauen von hölzernen Häuſern und zum Herumfahren mit beſpannten Kanonen? — Und doch haben wir hier Häuſer gebaut und Artillerie-Manöver geleitet, während die älteren Schweſtern noch neben der Haushälterin am Tiſche ſaßen und der Vater auf dem kleinen Sopha über ſein Buch hinweg uns häufig zuſchaute — eine ganze Welt in ſo kleinem Raume!

„Ach, und wie ergreifend ſprechen all dieſe Zeugen aus der Jugendzeit mit uns: die Hausthür in derſelben dunkelgrünen Farbe wie vor langen, langen Jahren, die abgenutzte Steinbank, auf der wir geſeſſen und an welcher wir mit ſteinernen Kugeln geſpielt, der alte, meſſingene Thürklopfer des Nachbars, an dem wir nächtlich unbefugter Weiſe zogen!

Wie traulich plaudert das Alles mit uns von guten und ſchlimmen Tagen, von Luſt und Leid, wie iſt es doch ſo, als wollte jedes es ſich überbieten im Zurückrufen längſt vergangener Tage! Die kleinen, matten Fenſter des Hauſes, die ausgetretene Thürſchwelle, der enge Garten, die Bank gegenüber der Straße, wohin wir in den erſten aufkeimenden Gefühlen das Schönſte brachten, das wir

auf den Fluren gesucht — wenn ich mich recht erinnere, hieß meine erste Flamme Rosalie und wollte nicht verstehen die stummen Zeugen meiner erwachenden Liebe.

Doch das verschnörkelte eiserne Treppengeländer mit seinen scharfen Spitzen ruft mir einen recht kummervollen Tag in's Gedächtniß zurück: eine zerrissene Hose und das erste Gefängniß — da sehe ich wieder so deutlich vor mir das blasse Gesicht meines Vaters mit den ernsten, dunkeln Augen und fühle schaudernd, wie sich diese Augen langsam schließen und er zurücksinkt und verschwindet unter dem grünen Rasenhügel, der überschattet ist von einem vieläſtigen Strauche weißer Rosen.

Weiter — weiter!

Und wem gewährt es nicht ein ganz besonderes Vergnügen, nach jahrelanger Abwesenheit Bekannte und gute Freunde wiederzusehen, mit ihnen zu plaudern, von ihrem vergangenen Leben zu erfahren, wenn sie es für gut finden, uns etwas darüber mitzutheilen — und wie sich die meisten verändert haben zu ihrem Vortheile oder zu ihrem Nachtheile, wie von manchen Blüthen und Blätter abgestreift erscheinen, wenn wir sie ein paar Jahre nicht gesehen, während uns andere dagegen in unverwüstlicher Kraft und Gesundheit erscheinen. Aber immerhin erregt es in uns ein wohlthuendes Gefühl, wenn sich unser Pfad nach einer Reihe von Jahren wieder mit dem eines guten Bekannten kreuzt oder gar eine Zeit lang harmonisch zusammenläuft, und da wir das gleiche Gefühl auch bei Dir voraussetzen, theurer und vielgeliebter Leser, so wollen wir in unserer wahren Geschichte getrost fortfahren.

Es ist nach verschiedenen Wintern, die unterdessen vorübergegangen sind, wieder einmal Hoffnung vorhanden, daß es in nicht gar zu langer Zeit Frühling werden könnte, wenigstens dem Kalender nach, der den Anfang des März zeigt, obgleich in der Natur von einem erwachenden Leben noch durchaus nichts zu entdecken ist. Es ist sogar heute Morgen bitter kalt, da ein heftiger, trockener Wind durch die breiten Straßen der Residenz fegt und

platte an der Klingel zu lesen: Benetti, Balletmeister und Direktor der königlichen Tanzschule.

Je näher der Schneider diesem Hause kam, desto mehr schlug ihm das Herz; es gieng ihm, wie dem Doktor Stechmaier bei seinem ersten Debüt. Gestern Abend war er fest überzeugt, daß ihn Signor Benetti mit offenen Armen empfangen würde, und er erinnerte sich mit Freuden, wie ihn derselbe wegen seiner Muskelkraft und Behendigkeit gelobt. Heute Morgen aber stiegen leise Zweifel in ihm auf, er setzte dieses Lob auf Rechnung der Höflichkeit, das ihm als einem Fremden, Unbekannten der Balletmeister bereitwilligst gespendet, höchst wahrscheinlich auch verblendet durch die Equipage des Baron Karl, dem sei nun, wie ihm wolle, unser Freund überlas mehreremale die Messingplatte an der Thür, zupfte seine Halsbinde in die Höhe und überdachte sich die passenden Worte, welche er sich vorgenommen hatte, an den Balletmeister zu richten.

Er stieg die Treppen hinauf, zog oben an der Glasthür im dritten Stock, wo sich eine zweite Messingplatte befand, an der Klingel, und augenblicklich wurde ihm der Eingang geöffnet von einer Frau an die Vierzig mit einem runden, blühenden Gesicht und leuchtenden Augen. Die Haare, von denen man aber nicht viel sah, da der ganze Kopf mit Papilloten bedeckt war, schienen schwarz zu sein.

Herr Dubel, der den richtigen Satz recht beherzigte: in einem Hause, wo man etwas wünscht, gegen Alles außerordentlich freundlich zu sein, verbeugte sich tief beim Anblicke der kleinen dicken Dame und sagte: „mein Fräulein, dürfte ich mir erlauben, Sie zu fragen, ob der Herr Balletmeisssss-ter vielleicht zufällig zu Hause sind?“

Die Dame schien durch die Anrede geschmeichelt, und nachdem sie mit einem Kennerblick den Anzug des jungen Menschen überschaut und versichert war, daß hier von keiner Bettelei die

mit heulendem Hohngelächter alle Hoffnungen zu Schanden macht, welche ein paar wärmere Tage geſtern und vorgeſtern in den Herzen der Wintermüden hervorgerufen.

Die Straße, auf der wir wandern, zeigt uns ein langes Gebäude mit kleinen, halbrunden Fenſtern, die uns einen Marſtall anzeigen, was wir beſtätigt finden, da wir jetzt an einem breiten Thore vorübergehen, durch welches wir, da es nur angelehnt iſt, das Schnauben und Stampfen der Pferde vernehmen und einen Augenblick angehaucht werden von der warmen, dunſtigen Stall-Atmoſphäre.

An dieſes Gebäude ſtößt ein hohes eiſernes Gitter, durch welches wir eine offene, mit zierlich angeſtrichenen Planken bedeckte Reitbahn ſehen, hinter der ſich die hohen Bäume eines Parkes erheben. Dem Gitter folgend, kommen wir an ein ſtattliches Gebäude, deſſen der Straße zugekehrte hohe Giebelwand ein ſteingemeißeltes Relief, eine Hirſchjagd vorſtellend, zeigt; dann folgen abermals Gitter und Park, dann eine breite Einfahrt mit einer Avenue, die zu beiden Seiten mit uralten, rieſenhaften Kaſtanienbäumen beſetzt iſt und in gerader Linie zu dem großen Schloſſe führt, das, aus hellen Steinen erbaut, mit ſeinen hohen Fenſtern, ſeinen von Statuen gekrönten Dächern und einer Kuppel, über welcher eine weiße und rothe Fahne flattert, durch die kahlen Aeſte der Bäume und Geſträuche hervorleuchtet.

Wenn wir in dieſen Baumgang hineintreten und uns dem Schloſſe nähern, ſo werden wir bald bemerken, daß wir uns an der Rückſeite deſſelben befinden, wo ſich der Marſtall, die Hofjägerei und die Wohnungen höherer und niederer Hofbeamten befinden. Einige derſelben wohnen in einem Seitenflügel des Schloſſes, andere in kleinen Häuſern am Ende des Parks an der Gränze der ſämmtliche Schloßgebäude umſchließenden Straße.

Dorthin führt uns unſer Weg, und zwar an ein kleines elegantes Haus, welches etwas zurückgezogen von der Straße ſteht, aber dadurch den Vortheil eines kleinen Gärtchens hat. In dieſem iſt

freilich jetzt nicht viel zu ſehen, als kahle Geſträuche, glatt und zierlich eingefaßte Kieswege, ein Raſenplatz mit einer weißen Marmorſchale und etwas Sonnenſchein, der durch die zerriſſenen Wolken gerade in dieſem Augenblicke die vordere Seite des kleinen Hauſes beleuchtet. Dort befindet ſich über der Eingangsthür ein Vordach von Glas, auf ſchlanken, eiſernen Säulen ruhend, unter das von der Straße her ein halbkreisförmiger, breiter Sandweg führt, für Wagen breit genug — das ſehen wir an dem eleganten kleinen Coupé, beſpannt mit einem einzelnen ſtarken Pferde, das etwas zurückgezogen von der Anfahrt ſteht, aber nicht ſo weit entfernt, daß der Kutſcher auf dem Bock nicht im Stande geweſen wäre, mit einem unter der Thür ſtehenden Bedienten ein kleines Geſpräch zu führen. Coupé, Pferd, Geſchirr und Kutſcher ſahen vornehm aus, letzterer ſogar würdevoll, wie er ſo da ſaß, in der Linken die Zügel haltend, in der Rechten die Peitſche, welche er auf den Schenkel aufgeſtützt hatte.

Der Bediente an der Thür ſah einfach aber ſehr anſtändig aus, dunkler Rock mit dunklen Knöpfen, dazu eine blendend weiße Halsbinde und hellgraue Gamaſchen; er lehnte, den wärmenden Sonnenſtrahl benutzend, an der Thür und brach von einem Stücke Brod, das er in der Hand hatte, kleine Stückchen ab, die er weit von ſich in den Fahrweg warf zwiſchen eine Schaar ſchöner Tauben, welche von hungrig zwitſchernden Sperlingen umſchwärmt waren.

„Alſo droben im Vorzimmer darfſt Du nie bleiben, wenn Beſuch da iſt?“ fragte der Kutſcher.

„Nie, und darauf wird ſehr ſtreng gehalten.“

„Nun, was das Strenghalten anbelangt,“ lachte der auf dem Wagen, „darüber könnt Ihr Euch überhaupt nicht beklagen — man ſagt, Ihr hättet einen verdammt harten Dienſt und müßtet donnermäßig aufpaſſen!“

Der Lakai an der Thür hatte ein offenes und doch ſehr pfiffiges Geſicht. Ehe er jetzt die Frage des Andern beantwortete, kniff er leicht ſein rechtes Auge zu und ſpitzte darauf den Mund, als ob er

pfeifen wollte; doch ließ er es dabei bewenden und antwortete nach einer Pauſe: „Streng, wie man's nimmt — aufpaſſen muß man allerdings, doch nur, bis er zum Diner geht; dafür hat man aber auch ſeine Abende frei.“

„So, Abends habt Ihr keinen Dienſt?“

„Nein, ſein Reitknecht muß auf ihn warten, bis er Abends nach Hauſe kommt.“

„Und auch im Uebrigen iſt leicht mit ihm umzugehen, wie man ſagt.“

„Sehr leicht; er gibt ſeine Befehle deutlich und beſtimmt; nur darf man mit keiner Sylbe widerſprechen und nicht vergeßlich ſein.“

„Das bilde ich mir ein, denn wenn man bei Euch vergeßlich wäre, ſo könnte es dort oben ſchwer empfunden werden.“ — Bei dieſen letzten Worten zeigte der Kutſcher mit ſeiner Peitſche nach dem Schloſſe hin. Dann fuhr er kopfſchüttelnd fort: „Es iſt doch eine ganz eigene Geſchichte mit dieſer Freundſchaft — man ſagt, Dein Herr habe Seiner Hoheit in früheren Zeiten einmal das Leben gerettet.“

„Das weiß ich nicht, glaub's auch nicht. Ueberhaupt was iſt denn daran ſo Unbegreifliches — nicht wahr, wenn wir auf unſerem Wagen eine Grafenkrone führten, oder auch eine nur von fünf oder ſieben Zacken, ſo würde man Alles das begreiflich finden — ich ſage Dir, Anton,“ fuhr der Lakai in vertraulichem Tone fort, „was der da oben befiehlt, angibt oder arrangirt, hat Hand und Fuß, und wer das nicht merken und anerkennen will, muß es abſolut nicht thun wollen — habe ich Recht oder Unrecht?“

„Ich will das zugeben — aber warum miſcht er ſich in Alles?“

„Er nicht, es fällt ihm gar nicht ein — warum ſoll er aber nicht einen guten Rath geben, wenn er darum gefragt wird? — Aber daß wir Euch ein Dorn im Auge ſind,“ ſetzte er lachend hinzu, „das iſt durchaus kein Geheimniß!“

„Dein Vorgänger ſprach anders,“ erwiderte der Kutſcher, indem er bedeutſam mit dem Kopfe nickte.

„Das war von ihm eben so dumm und eben so schlecht als begreiflich."

„Warum das?"

„Weil er von der Frau Fürstin-Mutter hieher empfohlen und befohlen wurde und weil sein Hauptdienst war, nicht hier, sondern dort zu dienen."

„Du bist ein verfluchter Kerl, Joseph, und doch nicht gescheidt genug, denn Du denkst nicht an Deine Zukunft!"

Der Lakai zuckte mit den Achseln, indem er erwiderte: „Vielleicht denke ich besser daran, als Du begreifst," und setzte dann lachend hinzu: „Wer weiß, ob ich Dich nicht später einmal zum Leiblutscher vorschlagen kann — doch so eben hat es oben geklingelt — fahre vor, denn Deine alte Excellenz wird sogleich erscheinen."

Damit sprang er eilfertig in's Haus und die Treppen hinauf in das Vorzimmer seines Herrn, wo er nur ein paar Secunden zu warten brauchte, bis sich die Thüre in das anstoßende Gemach öffnete und ein älterer, kleiner und dicker Herr heraustrat, welcher einem Anderen, der ihm folgen wollte, mit der freundlichsten Miene zurückwinkte und die Thür hinter sich in's Schloß zog, um so zu verhindern, daß der Andere ihm folge oder vielleicht bis zur Treppe ihn begleitete.

Das freundliche, fast grinsende Lächeln auf dem rothen Gesichte des dicken, älteren Herrn verschwand aber augenblicklich und machte einem finstern Ausdrucke Platz, der sich nur ein klein wenig aufhellte, als der im Vorzimmer stehende Lakai herbeieilte, um Seiner Excellenz beim Anziehen des schweren Pelzes behülflich zu sein.

Seine Excellenz schritt darauf die Treppe hinab, in der Hand eine brennende Cigarre, die er, unten vor dem Hause angekommen, mit einer fast heftigen Bewegung auf die Seite warf, ehe er in sein Coupé stieg und davonfuhr.

„Ei, ei," sagte der Lakai, der den Wagenschlag geschlossen hatte, zu sich selber, „schade für die echte Havannah-Cigarre — ich will sie nur aufheben, um gelegentlich einen armen Kerl

damit glücklich zu machen — nachdem ich ſie droben gezeigt,“ ſetzte er mit einem bedeutſamen Kopfnicken langſam hinzu — „ja, nachdem ich ſie droben gezeigt — denn er iſt mir wahrhaftig zu lieb, um ihm nicht eine ſolch kleine Warnung zukommen zu laſſen!“

Er ſtieg hierauf langſam die Treppe wieder hinauf bis in das Vorzimmer, wo er die angebrannte Cigarre in irgend einer Ecke unterbrachte.

An dieſes Vorzimmer ſtieß ein Schreibcabinet, denn daß dieſes kleine Gemach häufig zu dieſem Zwecke benützt wurde, ſah man an dem mit grünem Tuche bedeckten, ziemlich großen Tiſche, der mit der ſchmalen Seite an das Fenſter ſtieß und der beladen war mit Schreibzeug, Siegellack, Petſchaft, Leuchter, Papieren verſchiedener Art und zierlich geordnetem Briefpapier mit dazu gehörigen Umſchlägen. Jetzt war indeſſen Niemand hier beſchäftigt, überhaupt Niemand in dem kleinen Cabinet, weßhalb wir uns in das anſtoßende Gemach begeben. Dieſes war geräumig; eben ſo elegant als geſchmackvoll eingerichtet, machte es auf den Eintretenden wohl dadurch einen ſo wohlthuenden Eindruck, daß man hier weder Gold noch prächtige Stoffe ſah und daß der angenehme Eindruck dieſes Raumes nur allein hervorgebracht wurde durch die ſo fein zuſammenſtimmende Farbe der Tapeten, Teppiche und Möbel, ſowie die einfache aber geſchmackvolle Form der letzteren. Sie beſtanden aus hellem Eichenholze mit Polſterungen aus grauem, mattem Seidenzeuge; dazu zeigte der ſmyrnaer Bodenteppich in ſeinem Gemiſch von unzähligen Farben ein möglichſt wenig erkennbares Deſſin, und in den einfachen Tapeten war ein ſanftes Blau vorherrſchend.

Auch in dieſem Zimmer befand ſich ein kleiner Schreibtiſch, ſchräg gegen das Fenſter geſtellt, und dicht unter dem letzteren ein Behälter aus zierlichem Strohgeflechte, der mit größeren und kleineren Papierrollen angefüllt war.

Das Gemach hatte einen Kamin von weißem Marmor, in dem ein luſtiges Feuer brannte, und dieſem gegenüber befand ſich ein

niedriger, ovaler Blumentiſch mit ſeltenen Blattpflanzen, die ſo arrangirt waren, daß ein großes Bild, welches an der Wand hinter dem Blumentiſche hing, wie mit den phantaſtiſchen Ranken und Blättern deſſelben im Zuſammenhange zu ſtehen oder aus denſelben herauszuſteigen ſchien.

Dieſes Bild ſtellte eine dichte Waldgegend vor, und es waren die knorrigen Stämme der Bäume, ſowie das ſaftige Grün ſo friſch und keck gemalt, daß ihm die lebendigen Pflanzen durchaus nicht wehe thaten; doch blieb der Blick hier nicht lange auf Bäumen und Sträuchern haften, ſondern wandte ſich ſogleich einer ſchönen Mädchengeſtalt zu, die, als Jägerin gekleidet, auf ihren Jagdſpeer geſtützt, dem luſtigen Treiben einer bunten Schaar zuſchaute, die unten zwiſchen den Bäumen ein heiteres Gelage feierte. Hinter der Jägerin und ſo weit zurück, daß ſie das Enſemble durchaus nicht ſtörten, bemerkte man vier wilde Männer, phantaſtiſch gekleidet, als ſeien ſie eben erſt von Wappenſchildern herabgeſtiegen — doch all dieſes Beiwerk betrachtete der Beſchauer nur flüchtig, und ſein Auge kehrte immer wieder zurück nach dem Bilde der wunderlieblichen, entzückenden Jägerin.

Der Bewohner des kleinen Hauſes ſaß neben dem Kamin in einem bequemen Fauteuil und mochte wohl ſoeben in einem Papier geleſen haben, denn er hielt es noch halb geöffnet in der linken Hand; dieſe aber ruhte jetzt auf ſeinem Knie, während er nachdenkend vor ſich hinblickte: es iſt dies ein ſchöner, ſtattlicher Mann von vielleicht etwas mehr wie dreißig Jahren mit hellblondem, krauſem Haupthaare, angenehmen Geſichtszügen und einer breiten Stirn. —

Seit wir ihn zum letzten Mal geſehen, ſind einige Jahre vorübergegangen, wie wir Eingangs dieſes Kapitels erwähnten; und dieſe Zeit mit ihren Freuden und Leiden iſt auch an Rodenberg nicht ganz ſpurlos vorübergegangen. Seine Geſtalt iſt etwas ſtärker geworden, ſeine Bewegungen ſind nicht mehr ſo haſtig, nicht mehr ſo friſch als damals, wo ſich der wilde Jäger in den Sattel ſeines

Rappen ſchwang, wo er in derſelben Viertelſtunde eine Skizze aufs Papier warf, einen Brief zu ſchreiben anfing und ehe dieſer noch halb beendigt war, eine Cigarre anzündete, um einem Freunde nachzueilen, der eben vorübergegangen.

War Rodenberg damals das Bild eines ſchönen, blühenden jungen Menſchen geweſen, eine ſprudelnde Künſtlernatur mit allen Tugenden und Fehlern einer ſolchen, ſo hat er jetzt das Ausſehen eines ſchönen, vornehmen Mannes, deſſen feine Lippen häufig ſchweigſam geſchloſſen waren, deſſen Stirn Ernſt und Offenheit zeigte und um deſſen Mund nur ſelten jenes reizende Lächeln erſchien, das damals im Verein mit den dunkelblauen, leuchtenden Augen ſein Geſicht ſo häufig mit dem glänzenden Sonnenſcheine der glücklichſten, übermüthigſten Laune überzog.

Häufiger als jenes Lächeln zeigte ſich jetzt ein bitterer Zug um ſeinen Mund, ein Ausdruck des Unbehagens, des Ueberdruſſes, und wenn dieſer Zug erſchien, ſo kam es nicht ſelten vor, daß er raſch in die Höhe ſprang und alsdann lebhaft mit der Rechten durch ſein krauſes, blondes Haar fuhr.

So auch jetzt, und als er aufſprang, warf er das Papier aus ſeiner Hand mit einer Miene des Verdruſſes auf ſeinen Schreibtiſch.

Dann ging er haſtig ein paar Mal im Zimmer auf und ab und ſprach endlich, vor dem Fenſter ſtehen bleibend, zu ſich ſelber: ‚Wie ſagte doch die alte Excellenz — mein intimer und ganz beſonderer Freund, der mich als Menſch liebt und als Künſtler hochſchätzt — obgleich er weder den einen noch den anderen kennt! Was geruhte er doch im allerhöchſten Auftrage der Frau Fürſtin-Mutter mir mitzutheilen? Es ſei nur eine Kleinigkeit, um welche man mich erſucht, und gerade weil es nur eine Kleinigkeit ſei, wäre man ſicher, daß ich mich beeilen würde, dem allerhöchſten Wunſche gerecht zu werden — eine Kleinigkeit! — es ſind das allerdings eine ganze Kette von Kleinigkeiten: unſere Bauprojecte und Verſchönerungs-Ideen, unſere lebenden Bilder und Theater-Vorſtellungen, unſere phantaſtiſchen Bälle und maskirten Schlittenfahrten —

freilich nur Kleinigkeiten; aber wenn man diese Kleinigkeiten für große Thaten ansieht, so ist es doch nicht so leicht, sie dem allerhöchsten Wunsche der gestrengen Frau Fürstin-Mutter gemäß zu unterlassen — für mich wenigstens ist das nicht so leicht," setzte er mit einer ungeduldigen Bewegung hinzu, „und jeder Wink, der von dort kommt und dem ich Folge leiste, wird mir hier mit einem Blicke des Mißtrauens belohnt!"

„Soll ich sie vergessen, die Aeußerungen, die ich schon ein paar Mal gehört, die man gegen mich, wenngleich mit lachendem Munde, gethan: ‚Rodenberg, Ihre Kraft läßt nach, Sie sind nimmer so frisch, wie früher, Ihre Einbildungskraft ist erlahmt schon beim dritten Balle dieser Saison — Neues, Neues! Ich will Neues, man soll von meinen Festen nicht sagen, daß sie an Glanz nachlassen, daß sie matter werden, wir wollen uns das Renommée der Distinction erhalten'!?

„O, was meine Phantasie anbelangt," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er auf die Straße hinausgeschaut, „so ist sie noch lange nicht zu Ende — sie ist im Aufblühen begriffen! Aber hängt sich mir nicht die Ungnade der Fürstin-Mutter wie Blei an meine Glieder, jede freie Bewegung hemmend und besonders das zurückhaltend, was ich wirklich Großes und Schönes ausführen möchte, weil ich darin so wenig Unterstützung finde!

„Also nur eine Kleinigkeit wünscht man von mir: die Aufführung dieses albernen Märchens — sie nennt die wunderbare Poesie des Dornröschens ein albernes Märchen!" fuhr er mit bitterem Lachen fort — „soll auf dem nächsten großen Balle unterbleiben — dieser allerhöchste Wunsch einer Kleinigkeit!" setzte er laut, im Tone der Ironie redend, bei.

„Ich brauchte ja nur zu sagen, meinte seine Excellenz, die Aufführung bis dahin sei unmöglich — unmöglich! ein Wort, das bis jetzt im Wörterbuche meines Dienstes nicht zu finden war und durch das, da ich es nicht kenne, ich geworden bin, was ich bin!

„Unmöglich — und wenn ich dieses Wort wirklich auf meine

Fahne ſchriebe, wenn ich, anſtatt raſch an die Ausführung eines mir gegebenen Befehls zu gehen, achſelzuckend eine Unmöglichkeit zugebe, wenn ich dadurch den erſten Schritt abwärts thäte, um von meiner äußerlich ſo glänzenden Stellung herabzuſteigen, vermöchte ich es über mich, mein künftiges Leben zu ertragen, ſo wie es ſich alsdann geſtalten würde und müßte — könnte ich, abwärts gehend, wieder aufwärts ſteigen in den dritten, vierten Stock eines unſcheinbaren Hauſes, dort das vergilbte Papier, die beſtaubten Bleiſtifte wieder in die Hand nehmen, um ein neues Fundament zum künftigen Glücke zu legen?

„Schande über mich, wenn ich es nicht könnte!“ rief er mit auflodernden Blicke — „traurig genug,“ ſetzte er leiſer hinzu, „daß ich es ſo weit kommen ließ, daß mein Papier vergilbt iſt und meine Bleiſtifte verſtaubt!

„Mit welchen Hoffnungen zog ich in dieſe Stadt ein, wie glänzend haben ſich dieſe Hoffnungen erfüllt und wie einſam und elend hat mich die Erfüllung der Künſtlerphantaſieen zuweilen gemacht — ſo elend, da die Verwirklichung meiner ausſchweifendſten Träume mich meinem Ziele nicht näher gebracht!

„Wie glückſelig athmete ich auf, nachdem ich die erſten, mühſamen Schritte aufwärts gethan, als ich mich endlich erhoben fühlte über das gewöhnliche Treiben der Menſchen, als ich wähnte, ihr dadurch näher zu kommen, die von ſchwindelnder Höhe auf mich herabblickte, der ich meine wilde, leidenſchaftliche Liebe und auch ein wenig meinen Werth dadurch zu beweiſen hoffte, daß ich, ein armer, unbekannter Künſtler, einen Weg gemacht, der mich ihr ſo nahe führt, daß ſie ſich keine zu große Mühe zu geben brauchte, mir ihre liebe Hand zu reichen!

„Doch verſchwunden iſt das liebliche Bild meiner Jugendträume — mir von damals nichts geblieben, als eine ſchmerzliche Erinnerung: ich fühle mich einſamer auf meiner zweifelhaften Höhe, als damals, wo ich noch dem Laufe des ſtillen Thales folgte!

„Und dieſe Höhe, das glänzende Leben, in dem ich mich be-

wege, füllt es mich aus, genügt es mir? — Nein, nein! Es befriedigt meine Eitelkeit, es füllt mit seinem Glanze, mit seinem wilden Treiben mir kaum all' die Stunden aus, deren qualvolle Leere mich verzehren müßte, verfolgt von dem Gedanken an sie — an sie! —"

Er machte einen raschen Gang durch das Zimmer und blieb alsdann mit über einander geschlagenen Armen vor dem Bilde, dem Kamine gegenüber, stehen. Lange schaut er in die lieblichen Züge der schönen Jägerin, dann sagt er, tief aufseufzend: „Komme, was kommen mag, wenn mich auch die Woge des Lebens, die mich jetzt hoch auf ihrem unsicheren Rücken trägt, wieder hinabschleudert in die Tiefe oder auf ein ödes, felsiges Eiland! — Muth genug fühle ich in mir, auch dann wieder eine neue, bessere und vielleicht segensreichere Laufbahn zu beginnen! — Doch so lange ich noch das Steuerruder in der Hand habe," setzte er mit stolz erhobenem Haupte hinzu, „will ich meinen Curs festhalten, Wind und Strömung benutzen so lange als möglich, nur dem Befehle eines Einzigen gehorchend, ihm, der mich mit Wohlthaten überhäuft, dem ich Dank schuldig bin!

„Und deßhalb," schließt er mit einem ironischen Lächeln, „bedauere ich sehr, Euer Excellenz dieses Mal nicht gefällig sein zu können!" —

Nachdem Rodenberg dieses Selbstgespräch, das er bald lauter, bald leiser geführt, mit langen Pausen untermischt, in denen er die abgebrochenen Sätze, die er aussprach, durch Gedanken an einander reihte, zu Ende geführt hatte, nahm er das Papier, das er auf den Schreibtisch geworfen, und schloß es sorgfältig ein, worauf er wieder vor dem Kamine Platz nahm, ein auf dem Boden liegendes Zeitungsblatt aufhob und darin zu lesen begann.

Doch dauerte es nicht lange, so trat der Lakai, den wir vorhin vor dem Hause gesehen, mit so unhörbaren Schritten ein, daß er sich hinter der vorgehaltenen Hand leise räuspern mußte, um seinen in's Lesen vertieften Herrn aufmerksam zu machen.

Rede ſei, antwortete ſie freundlich: „mein Mann, Signor Venetti, iſt allerdings zu Hauſe, und wen habe ich das Vergnügen, ihm anzumelden?“

Der Herr Dubel verneigte ſich ſehr tief vor der Frau des Meiſters, er faßte ihre Hand und küßte ſie reſpektvoll, worauf die Dame fortfuhr:

„Vielleicht ein junger Künſtler, der hier durchreist? — ja, ich bin überzeugt, Sie ſind ein Künſtler.“

Abermals verneigte ſich der Herr Dubel und ſtammelte, daß er allerdings im Begriff ſei, ſich der göttlichen Kunſt zu nähern, daß er überzeugt ſei oder vielmehr hoffen wolle, der Ausſpruch der Signora ſei prophetiſch, und daß von ſolchen Lippen als Künſtler begrüßt, ihm erſcheine, als habe er ſchon einen großen Schritt vorwärts gemacht auf der ſchwierigen Bahn.

Die Balletmeiſterin gieng ins Zimmer und der Herr Dubel vernahm, wie er, Dank ſeiner Liebenswürdigkeit, dort angemeldet wurde als ein wohl ausſehender, ſehr anſtändiger junger Menſch, der den Balletmeiſter zu ſprechen wünſche und den man augenblicklich einlaſſen müſſe. Gleich darauf kam ſie wieder in den Gang heraus getrippelt und ließ unſern Freund in ein kleines Zimmer eintreten, wo ſie ihm einen Stuhl anbot mit der Verſicherung, der Balletmeiſter werde im Augenblick erſcheinen.

Bald trat dieſer auch aus dem Nebenzimmer heraus, mit würdevoller Haltung und feierlichem Blick, der aber ſogleich freundlich wurde, als er den Herrn Dubel erkannte.

„Ah! mein lieber Freund,“ rief er ihm entgegen und ſtreckte beide Hände aus; „charmirt, Sie wieder zu ſehen, ſehr charmirt! Was verſchafft mir das Vergnügen? Erkundigungen vielleicht nach dem kleinen Engel, der lieben Marie? Ein vortreffliches Kind — macht reißende Fortſchritte — muß alle unſere Damen überholen, wird eine große Tänzerin werden!“

„Was gibt's, Joſeph?“

Der Lakai näherte ſich mit einem ſilbernen Teller, auf dem eine Karte lag.

„Baurath Zweckel — was will der? — Ich glaube nicht, daß ich zu Hauſe bin.“

„Der Herr Baurath glaubt aber das Gegentheil, gnädiger Herr, und zwar mit vieler Gewißheit; denn er ſagte mir, da Euer Gnaden noch nicht ausgegangen ſeien, würden Sie wohl einen Augenblick die Güte haben, ihn zu ſehen.“

„Wenn ich nun aber nicht will?“

„Das iſt natürlicher Weiſe etwas Anderes,“ entgegnete der Lakai, ſich langſam zurückziehend — „ſo ſoll ich alſo ſagen, Sie ſeien ausgegangen?“

Rodenberg dachte einen Augenblick nach, warf einen Blick in die Zeitung, aber an eine andere Stelle, als an die, wo er gerade geleſen, erhob ſich dann lebhaft und ſagte mit einem ſcharfen Lächeln, das raſch über ſeine Züge flog: „Wir wollen heute Morgen nicht lügen, Joſeph, ſelbſt nicht zur Noth, was ja häufig vorkommt — laß ihn hereinkommen.“

Joſeph ging hinaus, und Rodenberg, der das Zeitungsblatt in der Hand behalten hatte, lehnte ſich ſo an die Ecke des Kamins, daß er der Thür des Vorzimmers den Rücken zuwandte; auch ſchien er ſo in's Leſen vertieft zu ſein, daß er ſogar ein zweimaliges Huſten hinter ſich überhörte und ſich erſt nach einem dritten Male umwandte.

„Ah, Herr Baurath, was verſchafft mir das Vergnügen? Sie verzeihen, wenn ich Sie bitte, ohne weitere Vorrede bei dem anzufangen, was Sie mir mitzutheilen wünſchen, denn ich bin gerade heute Morgen ſo ſtark beſchäftigt, daß ich ſogar auf das Vergnügen verzichtet haben würde, Sie zu ſehen, wenn Sie nicht ſo genau gewußt hätten, daß ich zu Hauſe ſei — Sie ſehen, ich bin offenherzig — gerade ſo wie Sie.“

Ein Bild der Offenherzigkeit bot nun das Geſicht des eben

Eingetretenen nicht. Dieſes Geſicht befand ſich an einem dicken, etwas viereckigen Kopfe, der mit ſchwarzen Haaren bedeckt war, welche Zierde auch als leichter Auswuchs unter dem fetten Kinn des Bauraths erſchien; die kleinen, unſtäten Augen hatten etwas außerordentlich Verſchmitztes, und, um von der ganz gewöhnlichen Naſe zu ſeinem ziemlich breiten Munde überzugehen, ſo umſpielte die Lippen deſſelben gewöhnlich ein freundlich ſein ſollendes Lächeln, das aber auf den Beſchauer einen ganz anderen Eindruck zu machen pflegte. Komiſch war es indeſſen, daß dieſes Geſicht ſich alle Mühe gab, würdevoll auszuſehen, und zu dieſem Zwecke die kleine, unterſetzte Figur des Bauraths zu Hülfe nahm, deren übertrieben aufrechte Haltung mit dem unverhältnißmäßig hoch getragenen Kopfe dem Gange dieſes kleinen Mannes wohl etwas komiſch Geſpreiztes und doch durchaus nichts Würdevolles und Imponirendes verlieh. Dabei war er ſchwarz gekleidet, und wenn man zu gleicher Zeit auf ſeinem Scheitel eine kleine, verdächtig runde Lichtung ſah, den gravitätiſchen Gang vermittels eines großen Stockes mit goldenem Knopfe und die nach rechts und links geſpendeten huldvollen Grüße, ſo hätte man glauben können, einen wackern Landgeiſtlichen vor ſich zu ſehen.

„Nehmen Sie Platz, Herr Baurath, und dann ſagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen kann.“

Dieſes Wort „dienen“ ſchien auf den kleinen Mann eine unangenehme Wirkung auszuüben, und er ſetzte ein paar Mal vergeblich an, es hinabzuſchlucken, ehe er erwiederte: „O, Herr Baron!“

„Bitte, Herr Baurath; ich bin eben ſo wenig Baron oder ſonſt etwas dergleichen, wie Sie.“

„Was nicht iſt, Herr von Rodenberg, kann noch werden,“ entgegnete der kleine Mann, indem er eine ſehr tiefe Verbeugung geſchickt dazu benutzte, um ſich in den hingeſchobenen Stuhl gleiten zu laſſen.

„Ah, Sie meinen, bei dem unbegreiflichen Einfluſſe, den ich genieße, bei dem unverdienten Glücke, das ich habe, Seiner Königlichen Hoheit nahe zu ſtehen!“

Bei dieſen Worten, welche Rodenberg ausnahmsweiſe ſtark betonte, flog eine dunkle Röthe über das Geſicht des Anderen; doch war er gewandt genug, eine beginnende Verlegenheit nicht aufkommen zu laſſen, ſondern wußte ſie geſchickt in ein ſanftes Lächeln aufzulöſen: „Gewiß, Herr von Rodenberg, bei dem ſegensreichen Einfluſſe, den Sie haben, bei Ihrem ſo ſehr verdienten Glücke.“

„Halten wir uns bei dieſer heutigen Variation nicht auf,“ ſagte Rodenberg in kaltem Tone, „ſondern erlauben Sie mir, meine Frage zu wiederholen: womit kann ich Ihnen dienen?“

„Offen und ehrlich geſprochen, Herr von Rodenberg — offen und ehrlich, wie Sie es ſo ſehr wünſchen und wie ich es mir ſtets zur Pflicht mache, gerade durch Ihren ſo guten und ſegensreichen Einfluß bei Seiner Königlichen Hoheit — ja, ich rede offen und ehrlich und ich handle auch ſo; der Beweis dafür iſt, daß ich im Bewußtſein meines Werthes und meiner Unſchuld gerade zu Ihnen, meinem — gerade zu Ihnen komme.“

„Zu Ihrem perſönlichen Feinde, wollen Sie ſagen — ich bewundere wirklich Ihren Muth für die — nun, für die Angelegenheit, die Sie vertheidigen — erlauben Sie auch mir, ein Wort zu verſchweigen.“

Der Baurath that einen Blick gen Himmel und machte eine demüthig ſein ſollende Bewegung mit ſeinen beiden Händen, als wollte er ſagen: Domine, fiat tua voluntas! Dann ſchluckte er anhaltend tief und ſagte: „Ich werde verleumdet, Herr von Rodenberg.“

„Das heißt, man ſagt Ihnen unangenehme Dinge nach in Betreff Ihrer Kirchenbau-Angelegenheit; ob das Verleumdung iſt, weiß ich nicht — auch darin, wie in ſo vielen anderen Dingen, bin ich ein vollkommener Ignorant.“

Auch dieſes letzte Wort betonte er wieder auf eine eigenthümliche Art, und wieder verwandelte ſich die auf's Neue erſcheinende Verlegenheit auf dem Geſichte des Anderen in ein mattes Lächeln, dieſes Mal in ein Lächeln der Ergebung.

„Es iſt eigenthümlich, mein lieber Herr Baurath, daß ſo etwas

ſporadiſch auftritt, um gleich darauf epidemiſch zu werden; obendrein ſcheint es mir, haben Sie unter den Journaliſten auch Ihre Feinde, wenn Sie auch Alles ausgebeutet, um die öffentliche Meinung zum Schweigen zu bringen, wenn Sie und Ihr Beſchützer, der Herr Cultus-Miniſter, auch das Mögliche gethan haben, um den Bericht einer gewiſſen Commiſſion todtzuſchweigen — ich las ſo eben über dieſe Angelegenheit."

„Wo?" fragte der kleine Mann mit einer Haſt und Aengſtlichkeit, welche natürlicher klang als Alles, was er bis jetzt geſagt.

„Hier im ‚Warner', mit Hinweiſung auf einen längeren Artikel in einer anderen Zeitung."

„Dürfte ich Sie vielleicht bitten, Herr von Rodenberg?"

„Wenn Sie mir geſtatten, leſe ich Ihnen das Wichtigſte aus dem kleinen Aufſatze vor — nur einige Zeilen, aber ſie geben zu denken."

„Haben Sie die Güte," entgegnete der kleine Mann, wobei er, um ſein Geſicht nicht ſehen zu laſſen, ſich tief vornüber beugte, dabei den Knopf ſeines Stockes gegen den Bauch drückte und auf dieſe Weiſe ausſah wie ein von unten geſpießter ſchwarzer Käfer.

‚Wir ſehen uns gezwungen,' las Rodenberg und unterbrach ſich dann, indem er das Blatt mit ſeiner Hand einen Augenblick niederſinken ließ, „ſo ſagt nämlich der Correſpondent des ‚Warners', und Sie wiſſen, daß dieſe gemeinen Perſonen oft die unverſchämte Manier haben, wie die allerhöchſten Herrſchaften per ‚Wir' zu ſprechen — ‚wir ſehen uns gezwungen, den eben erwähnten Bauvorgang im großen Ganzen zu verurtheilen, indem wir nachgewieſen haben, daß die Anlage der Strebebogen und Gallerieen ſowohl in conſtructiver als äſthetiſcher Beziehung verfehlt iſt und daß namentlich die am Baue ſelbſt erhaltenen Anzeichen über die richtige, urſprüngliche Intention der alten Meiſter in unverantwortlicher Weiſe außer Acht gelaſſen wurden' — „in unverantworlicher Weiſe," ſetzte der Vorleſer hinzu und ſchloß mit den Worten: „das war ſchon vor acht Tagen gedruckt und zu leſen, ohne daß eine Erwiederung darauf erſchienen wäre."

Der Baurath war dieſer Vorleſung kopfnickend gefolgt, wobei er immer tiefer in ſich zuſammenſank, unſer gewagtes Bild von ſo eben vervollſtändigend; jetzt aber richtete er ſich ſo engeriſch und anhaltend auf, daß er, obgleich mit ſeinem Gegenüber ſprechend, bequem die Zimmerdecke betrachten konnte — ſeine gewöhnliche Haltung —, und ſagte alsdann, obwohl im Tone gekränkter Unſchuld, doch dabei mit der Feſtigkeit eines guten Gewiſſens: „Verleumdung, Herr von Rodenberg — die ſcheußlichſte, gemeinſte Verleumdung, zu gering, um darauf zu antworten! — Wer entgeht einer ſolchen, wenn ich fragen dürfte?“

„Ich nicht,“ erwiederte der Angeredete, „wie Sie am beſten wiſſen werden; doch ſeien Sie in dieſem Punkte ſtark und unangreifbar, wie ich es bin, und machen Sie ſich nichts aus dem, was der Stadtklatſch von Ihnen ſagt — was die Zeitungen ſchreiben — was gute Freunde mit bedauernden Worten, aber händereibend einander zuflüſtern — folgen Sie dabei dem Ausſpruche eines unſerer größten deutſchen Dichter.“

„Schiller's vielleicht?“

„Dieſes Mal nur Goethe's, den ich ebenfalls hochſchätze. Goethe ſagt nämlich irgendwo: Und wenn man mich beſchuldigte, ein Dutzend ſilberner Löffel geſtohlen zu haben, ich würde mich nicht darüber vertheidigen! — Machen Sie es eben ſo, mein lieber Herr Baurath, obgleich die Verleumdung noch nicht ſo weit gegangen iſt, Sie etwas Aehnlichem zu beſchuldigen — aber“ — Rodenberg ſah auf ſeine Uhr — „ich weiß immer noch nicht, womit ich Ihnen dienen kann; gerade heraus mit der Sprache, offen und ohne Rückhalt, wie ja der Wahlſpruch lautet, den wir auf unſere Fahne geſchrieben!“

„Gut denn, Herr von Rodenberg — Ihrem Befehle gemäß gehe ich gerade auf mein Ziel los: Sie wiſſen, daß Seine Königliche Hoheit gerade im Begriffe ſteht, ein neues Papageienhaus zu bauen ...“

„A—a—a—ah, dazu ſoll Ihnen mein Einfluß verhelfen? — Bei Ihren Fähigkeiten, Herr Baurath, bei Ihren bekannten groß-

artigen Leiſtungen bin ich überzeugt, daß Sie allein zu dieſem Ziele gelangen werden!"

„Ich weiß wohl," fuhr der andere fort, ohne mit mehr als einem ſanften Lächeln etwas auf die Worte Rodenberg's zu erwiedern, „daß dieſes Bauwerk an ſich von keiner außerordentlichen Bedeutung iſt, aber da ich erfahren, daß es mit großer Pracht ausgeführt werden ſoll, ſo wäre mir die Uebertragung aus dem einzigen Grunde wünſchenswerth, um Seiner Königlichen Hoheit zeigen zu können, was ich in Anwendung reicher und geſchmackvoller Decorationen zu leiſten im Stande ſein würde."

Rodenberg hatte beide Hände in die Taſchen ſeiner Beinkleider verſenkt, ſich dabei lang in ſeinem Fauteuil ausgeſtreckt und betrachtete nun ſein Gegenüber mit einem ſo anhaltenden und eigenthümlichen Lächeln, daß ſich die breite und niedere Stirn des kleinen Mannes langſam zu röthen begann, daß er mit den Augen zwinkerte und daß ein auf's Neue verſuchtes Lächeln nicht im Stande war, den Ausdruck von Verlegenheit und Unruhe zu verjagen, der ſich ſeiner Züge bemächtigt.

„Sie wünſchen mein Fürwort," ſagte Rodenberg — „Sie, der Mann des Tages, der große Baumeiſter, der treue Freund ſeiner Freunde? — Bedürfen Sie eines Fürworts, nachdem Sie geleiſtet, was Sie geleiſtet, nachdem Sie Häuſer gebaut, die in ſtolzem Selbſtbewußtſein auch nicht den geringſten Verſuch machen, ihre unergründliche Harmonie durch eine regelrechte Front zu verdecken, und welche das Problem gelöst, auf allen vier Seiten Hintergebäude zu ſein — Sie, der Sie aus drei Plänen befreundeter Architekten einen vierten zu Stande brachten, dem Sie als Preisrichter ſo uneigennützig waren, den Vorzug zu geben? — Sie ſehen, ich bleibe bei unſerer Fahne, doch, da ich in Ihren Mienen ſehe, daß Ihnen unſer Wahlſpruch nicht mehr ganz angenehm erſcheint, ſo werde ich mich bemühen, durch wenige Worte Heiterkeit auf Ihrem Geſichte hervorzuzaubern — ich werde feurige Kohlen auf Ihr Haupt ſammeln: man wird Ihnen das Bauweſen übertragen."

„Mir, Herr von Rodenberg — wiſſen Sie das gewiß?“

„So gewiß als der Tag ſcheint, und dabei kann ich Sie noch mit der Verſicherung erfreuen, daß Sie meinem Einfluſſe nicht das Geringſte dabei verdanken!“

„Ich bin überraſcht und, ich geſtehe es, hoch erfreut — laſſen Sie mich Ihnen meine Dankbarkeit ausſprechen, denn ich bin nun feſt überzeugt, Sie haben als großmüthiger Feind an mir gehandelt!“

„Gewiß nicht, Herr Baurath — die Sache iſt ſehr einfach, und da ich fortwährend offen und ehrlich gegen Sie ſein will, ſo werde ich Ihnen nicht verſchweigen, daß Ihre Königliche Hoheit die Frau Fürſtin-Mutter beſchloſſen hat, meinem allergnädigſten Herrn durch die Erbauung des Papageienhauſes eine kleine Freude zu machen, und da nun Höchſtdieſelbe ihren Baumeiſter ſelbſt zu wählen hat, ſo werden Sie den Bau erhalten.“

„A—a—a—ah!“ machte der kleine Mann mit einem tiefen Athemzuge, wobei ſein Geſicht förmlich ſtrahlte.

„Hätten Sie das eine Stunde früher gewußt, ſo wäre Ihnen der ſaure Gang zu mir erſpart geblieben, und wie die Sachen nun einmal ſtehen, ſo gratulire ich Ihrer Königlichen Hoheit, Ihnen ſo wie dem Papageienhaus — dieſer Auftrag hätte in keine beſſeren Hände fallen können, und Sie werden darin Alles verdunkeln, was Sie bisher geleiſtet!“

„Glauben Sie in der That, daß mir der Auftrag ertheilt wird?“

„Kein Zweifel, denn man kennt allerhöchſten Ortes zu genau Ihre Talente, Ihre fabelhafte Bereitwilligkeit; Sie ſind ein Mann, wie man ihn wünſcht und brauchen kann, der ohne viel Ueberlegung durch Dick und Dünn geht, der die Werke ſeiner noch lebenden Freunde auf's unglaublichſte verbeſſert, wenn es von oben herab gewünſcht wird, und ſogar dann, wenn Sie ſelbſt überzeugt ſind, dem guten Geſchmacke tüchtig eins auf den Kopf zu geben!“

„A—ah, Herr Rodenberg, ich weiß, man muß Ihrem Scherze ſchon etwas zu Gute halten und darf ſich in Betracht Ihrer vortrefflichen Eigenſchaften durch ein raſches Wort nicht verletzt fühlen, ſonſt ...“

„Scheuen Sie ſich gar nicht, Herr Baurath, mir Ihre Gedanken auch einmal frei in's Geſicht zu ſagen; ich gebe Ihnen ja keine Schuld, wenn Sie eigenthümliche Befehle eigenthümlich ausführen, und daß Sie darin keine Schonung kennen, werden Sie mir zugeben — haben Sie je eine Zeichnung von mir geſehen?"

„Geſehen und bewundert, Herr von Rodenberg, wie Sie ſelbſt am beſten wiſſen, denn Sie erklärten ſich einverſtanden mit dem Rahmen, den ich zu Ihrem großen Blatte gezeichnet, welches in den Zimmern Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürſtin-Mutter hängt."

„Hing, wollen Sie ſagen — reden wir von dieſer Zeichnung: wenn man Sie heute beauftragte, vor derſelben ein tüchtiges eiſernes Gitter anzubringen — natürlicher Weiſe, um es zu ſchützen —, würden Sie ſich weigern?"

„Gewiß, Herr von Rodenberg!"

„Bleiben Sie bei unſerem Wahlſpruche, mein lieber Herr Baurath — Sie würden ein ſolches Gitter mit großem Vergnügen anfertigen, aber noch mehr Vergnügen würde es Ihnen verurſachen, wenn Sie den allerhöchſten Auftrag erhielten, um meine geringe Perſon ein ähnliches, recht ſtarkes Gitter anbringen zu dürfen — dabei würden Sie nicht einmal die Koſten der Vergoldung ſcheuen — habe ich Recht?"

Rodenberg ſagte dies mit ſo außerordentlich heiterem Geſichtsausdrucke und gefolgt von einem ſo herzlichen Lachen, daß der Andere es gerathen fand, bereitwillig auf eine ſo ſcherzhafte Wendung ihres ernſten Geſpräches einzugehen, und ebenfalls zu lachen anfing. Aber es lag in dieſem Lachen des kleinen Baumeiſters etwas Hyänenartiges; doch verhinderte ihn das Gefühl, welches dieſen ſeltſamen Ausdruck der Freude hervorbrachte, nicht, dem Anderen die Hand darzureichen und zu ſagen, als Jener ſie unter fortgeſetztem Lachen annahm und ſchüttelte: „Jeder thut ſeine Pflicht, Herr von Rodenberg, und auch Sie würden vielleicht ein Gitter für mich zu finden wiſſen!"

„Allerdings; aber mir würde es leid thun, hinter dieſem Git-

ter ſo große Fähigkeiten, wie man ſie Ihnen nicht abſprechen kann, zu verſchließen, und dann würde ich hingehen und hinter Ihrem Rücken ganz andere und beſſere Dinge über Sie verbreiten, als ich mir erlaubt, Ihnen hier in's Geſicht zu ſagen!"

„Ganz mein Fall, und ich hoffe, davon ſollen Sie ſich noch überzeugen, Herr von Rodenberg!"

„Ich bin davon überzeugt und wünſche Ihnen recht guten Morgen!"

Dabei war es merkwürdig, mit welcher Behendigkeit der kleine, dicke Baumeiſter mit einer kurzen, aber lebhaften Neigung des Kopfes aus dem Zimmer verſchwand; noch merkwürdiger aber war die plötzliche Veränderung in ſeinem ganzen Weſen, nachdem er die Straße erreicht und in unglaublich, faſt komiſch weiten Schritten davoneilte — es war, als gleite er auf Schlittſchuhen dahin, wobei er ſeinen Kopf ſo hoch erhoben hatte, daß ein Rückwärtsfallen zu befürchten geweſen wäre, wenn er nicht durch eine halbkreisförmige Schwingung ſeines rechten Armes, der mit dem langen Stocke bewaffnet war, glücklich das Gleichgewicht behauptet hätte. Er dachte dabei nicht an das Papageienhaus, ſondern ſein Geiſt war mit ſtarken Gittern und feſten Schlöſſern beſchäftigt, welche er mit einem unausſprechlichen, wolluſtähnlichen Gefühle doppelt verſchloß.

XLII.

„Sie ſagen ohne Feuer ſeiſt Du ganz.“

Rodenberg ſchritt in ſeinem Zimmer auf und ab, nachdem ihn der kleine Baurath verlaſſen, mit einem äußerſt heiteren Lächeln auf den Lippen, ja, zuweilen die abgeriſſenen Tacte einer luſtigen Weiſe pfeifend. — „Wie das wohlthut,“ ſagte er dazwiſchen, „ja, wie angenehm eine ſolche kleine Aufregung wirkt, und welches Gefühl der Genugthuung, hier und da einem ſolchen guten Freunde einen allerdings etwas ſcharf geſchliffenen Spiegel vorhalten zu dürfen! O, wenn ich jetzt ſo allmächtig wäre, in weite Entfernungen ſehen und hören zu können, wenn ich ihn unſichtbar begleiten dürfte, dieſen kleinen, lieben Jeſuiten, wenn ich es mit anſehen könnte, wie er in das Zimmer der erſten Kammerfrau Ihrer Königlichen Hoheit tritt, ſprachlos, empört, wie er ſich erſt ſammeln muß, um ſeinen Schmerz am Buſen ſeiner treuen Freundin auszuleeren — Buſen kann man eigentlich nicht ſagen,“ verbeſſerte er ſich lächelnd, indem er ſtehen blieb — „doch gleichviel — was da in Wirklichkeit fehlt, erſetzt ihm ſeine üppige Phantaſie, und er braucht welche — er braucht welche!

„Ah, wenn ich es mit anhören könnte, mit welcher Liebe, mit welcher Anerkennung meiner gedacht wird, meiner, des ganz gemeinen Emporkömmlings, des intriguanten, unwiſſenden Menſchen, des Räubers und Mörders — freilich,“ ſetzte er ironiſch lachend hinzu,

Dieß Letztere ſagte er flüſternd mit vorgehaltener Hand und einem ſchlauen Blick gegen das Nebenzimmer. Dann fuhr er wieder laut fort: „aber was verſchafft mir das Vergnügen? vielleicht die Bitte um einen Gehalt für die Kleine? Iſt ſchon beſorgt, mein Vortrefflicher!“ — Dabei rieb er ſich freundlich die Hände. „Schon eingegeben zu einem kleinen Gehalt; erhält vom nächſten Erſten an vier Gulden monatlich — ein Nadelgeld, aller Anfang iſt klein!“

Der Herr Dubel verbeugte ſich und dankte dem Balletmeiſter für ſeine Sorgfalt und ſeine Bemühungen um das kleine Kind; dann aber ſagte er, daß er noch einen anderen Wunſch auf der Seele habe und daß er deßhalb den Herrn Balletmeiſter ſo früh beläſtige, weil die Spannung, in der er ſeit geſtern Abend lebe, in einen Herzkrampf überzugehen drohe und er Gewißheit haben müſſe, ob es nicht möglich ſei, auch ihn ſo glücklich zu machen, wie das kleine Mädchen, kurz, mit Einem Worte, ob der Herr Balletmeiſter etwas für ihn thun wolle, daß er bei dem Ballet angenommen würde, die Tanzſchule beſuchen zu dürfen, um zu erfahren, ob er das Talent, die Gelenkigkeit und Kraft habe, etwas im Fache der Tanzkunſt leiſten zu können.

Signor Benetti legte nach dieſer Eröffnung ſeinen Kopf ſinnend in die linke Hand, wobei er den Zeigefinger derſelben an die Naſe drückte, kurz, eine nachdenkliche Stellung annahm. Er betrachtete das Gebäude des Schneiders mit Kennerblicken, und ſchien mit dem, was er ſah, nicht unzufrieden. Er nickte einige Male mit dem Kopfe, dann führte er den jungen Mann von der Thür des Nebenzimmers hinweg in die Fenſternähe, als fürchte er, belauſcht zu werden, und ſagte nach einer langen Pauſe:

„Alſo Sie haben Luſt, auf die Bühne zu gehen?“

„Es iſſſ-t mein ſehnlichſſſ-ter Wunſch.“

„Wie alt ſind Sie?“

„meinen Raub weiß ich ſo vortrefflich zu verſtecken, daß ich ihn ſelbſt nicht mehr wiederfinden kann, und was die Leichen meiner Erſchlagenen anbelangt, ſo habe ich ein chemiſches Mittel, um ſie in Luft und in unſichtbare Atome aufzulöſen!

„Ah, wie köſtlich, wenn dieſe hochgebietende erſte Kammerfrau im überwältigenden Strome ihrer Rede ihre eigene Perſon mit der allerhöchſten verwechſelt und anſtatt zu ſagen: ‚ſeien Sie ruhig, treuer Freund, die Frau Fürſtin wird ihn ſchon noch zu faſſen wiſſen!‘ das Verſprechen gibt: ‚warten Sie, mein Lieber, ich werde ihn ſchon zu faſſen wiſſen!‘ — und bei Lichte beſehen, iſt eine Drohung aus dieſem Munde noch weniger zu verachten, als gehaßt zu ſein von oben herab. Dort iſt man noch häufig mit anderen und wichtigeren Dingen beſchäftigt, man hat das Glück, zuweilen vergeſſen oder wenigſtens nicht beachtet zu werden — aber wehe, wenn eine rachgierige Kammerfrau Deinen Namen unter freundlichen Bemerkungen in das Ohr ihrer Gebieterin flüſtert, abſichtlich dadurch üble Laune hervorrufend, die ſich langſam zu einem furchtbaren Gewitter anſammelt, das nur einer kleinen Reibung bedarf, um ſich unheilbringend über Deinem Haupte zu entladen!

„Meinetwegen, komme es, wie es mag, auf Regen folgt doch wieder Sonnenſchein, und wie der Menſch nun einmal iſt, wenn man zu lange unter heiterer Luft gewandelt, ſehnt man ſich nach umwölktem Himmel, und daß dieſer nicht fehlen wird, dafür werden meine Freunde und meine Feinde ſorgen! —

„Was gibt's ſchon wieder, Joſeph?“

Eine andere Viſitenkarte wurde auf dem ſilbernen Teller dargereicht, und nachdem Rodenberg den Namen auf derſelben geleſen, ſagte er in faſt muthigem Tone: „Was will ſie denn von mir?“

Joſeph zuckte mit den Achſeln, wie es jeder kluge Diener an ſeiner Stelle gethan haben würde.

„So laß ſie hereinkommen, ſage ihr aber, ich ſei im Begriffe, auszugehen.“

Joſeph verſchwand, und ehe er noch kurze Zeit darauf die

Thür wieder geöffnet hatte, rauſchte es hinter derſelben wie von ſchweren Seidenſtoffen; dann trat eine junge Dame in den kleinen Salon, von blendender, wenn auch nicht gerade edler Schönheit. Ihre Toilette war etwas auffallend, etwas zu reich, und obgleich ſie im Vorzimmer ihren Ueberwurf von Zobel nachläſſig in die Arme des Lakaien hatte gleiten laſſen, ſo trug ſie unter demſelben zum Ueberfluſſe noch eine anſchließende Mantille von tiefblauem Sammt, einem Stoffe von außerordentlicher Schönheit in Farbe und Glanz, der nur ein wenig ſcharf abſtach gegen ihr Kleid von weißem Damaſt, das mit den breiteſten ſchwarzen Spitzen beſetzt und dabei rings umher von ſolcher Ausdehnung war, daß, als ſie im Zimmer angekommen und Rodenberg ihr die Hand darreichte, dieſer ſcheinbar den vergeblichen Verſuch machte, über den ungeheuren Umfang hinweg ihre Fingerſpitzen zu erreichen, wobei er ſagte: „Welche Schutzmauer für weibliche Tugend, dieſer ſo ſehr verſchrieene Reifrock; wahrhaftig, wenn ich ein Ehemann oder auch nur ein eiferſüchtiger Liebhaber wäre, ſo würde ich mich bemühen, meiner Schönen die größtmöglichſte Ausdehnung zu geben, um jede Annäherung unmöglich zu machen!“

„Und wozu — welchen Nutzen brächte das?“ fragte die junge Dame mit einem ſecundenlangen Aufblitzen ihrer Augen und einem ſchalkhaften Lächeln, wobei in ihrem Geſichte ein paar reizende Grübchen ſichtbar wurden, ſowie Zähne, die in ihrer Friſche und Klarheit jeder Beſchreibung ſpotteten.

„Wozu, fragen Sie? Nun, ich ſagte es ja deutlich, um jede Annäherung zu verhindern.“

Die Dame zuckte unter einem mitleidigen Lächeln die Achſeln. — „Als ob man nicht jede Ringmauer überſteigen, jedes Hinderniß beſeitigen könnte — doch wenn Sie es erlauben, lieber Rodenberg, ſo reden wir ein wenig von ernſthaften Dingen.“

„Können Sie das?“

„Zuweilen ſehr; auch iſt das eine angenehme Abwechslung, und der Ernſt ſollte billig dem Scherze vorangehen; das wurde

uns ſchon in der Schule gelehrt: zuerſt die Arbeit und dann das Vergnügen — darf ich mich ſetzen?"

Rodenberg lächelte über ihre Worte und die Frage, welche ſie that, und jeder Andere würde an ſeiner Stelle gelächelt haben; denn es lag in der Art und Weiſe der jungen Dame, zu ſprechen, ſich zu bewegen, in ihrem Blicke, in ihrem Coquettiren mit den jeden Augenblick zum Vorſchein kommenden Grübchen und blendenden Zähnen etwas ſo Friſches und Natürliches und dabei ſo berechnet Komiſches, daß man Allem dem wie einem anderen deliciöſen Schauſpiele mit Vergnügen zuſah: ſo auch Rodenberg, der, ſo gern er auch ernſt und würdig geblieben wäre, nun doch mit einem heiteren Blicke ſagte: „Meine theure Leonie, vielleicht hat Ihnen draußen mein Diener geſagt, daß ich im Begriffe bin, auszugehen — daß ich ausgehen muß; Sie ſind viel zu geſcheit, um mich mißzuverſtehen, wenn ich Ihnen ſage, ich muß in's Schloß, ich werde dort erwartet."

„Jetzt, um eilf Uhr? O, Herr von Rodenberg, ich möchte Sie nicht gern auf einer Lüge ertappen — allerhöchſten Orts dejeunirt man um dieſe Stunde."

„Gewiß, auch rühme ich mich keiner Einladung, beſuche vielmehr meine Kanzlei, wo ich ſicher bin, ein wohlgefülltes Vorzimmer anzutreffen, welches meine Zeit bis gegen ein Uhr in Anſpruch nehmen wird."

„Die können Alle warten," ſagte ſie in einem luſtig übermüthigen Tone; „ich habe ja auch einmal warten müſſen — erinnern Sie ſich noch, Rodenberg — es ſind ſchon ein paar Jahre her, und ich ſuchte um Ihren Schutz nach, weil mein Geſanglehrer die eigenthümliche Idee hatte, mehr Gefallen an meiner kleinen Perſönlichkeit zu finden, als an meiner Stimme — nicht wahr, es ſind das ſchon zwei Jahre?"

„Ich glaube faſt, es ſind vier, meine verehrte Leonie."

„Sie erſchrecken mich — vier Jahre? Habe ich mich in der Zeit verändert?"

„Sie ſind ſchöner geworden."

„Gehen Sie, Rodenberg, keine Schmeicheleien, ſie ſind von Ihnen doch nicht ernſt gemeint; Sie haben mich nie ſchön gefunden — nie," ſetzte ſie mit einem leichten Seufzer hinzu — „ſchade, wir Zwei hätten die Welt regiert!"

„Ich war immer Ihr Freund, Leonie — Sie können das nicht läugnen, ich habe Ihnen immer den beſten Rath gegeben."

„Es gibt verſchiedenerlei Arten von Freunden," ſagte ſie achſelzuckend und mit einem faſt ernſten Geſichtsausdrucke, „wie es auch verſchiedenerlei Arten von Gewittern gibt; Ihre Freundſchaft für mich wetterleuchtet nur ſo am Horizonte herum, und ich habe gern, wenn es donnert und blitzt, fürchte mich auch durchaus nicht vor dem Einſchlagen — alſo die im Vorzimmer ſollen warten," ſetzte ſie mit einem raſchen Kopfaufwerfen hinzu, wonach ſie gegen den Fauteuil am Kamin ging und ſich in denſelben hineinwarf, ohne die geringſte Rückſicht auf ihr Kleid von ſtarrender Seide, ſowie auf ihre Sammtmantille zu nehmen. „Es iſt ſchade," fuhr ſie dabei ſich umſchauend und mit einer gleichgültigen Miene fort, „daß Sie in gewiſſen Dingen durchaus keine Belehrung annehmen."

Rodenberg lachte ſo anhaltend, daß ſie in einem vorwurfsvollen Tone fortfuhr: „Sie mißverſtehen mich vollkommen: was eine Belehrung anbelangt, die von mir kommt, ſo betrifft ſie nur die mangelhafte Einrichtung Ihres Zimmers, mit Ihren langweiligen kleinen Fauteuils — wie machen Sie es denn, wenn Sie leſen und ſich behaglich ausſtrecken wollen?"

„Nun, ich ziehe einen Stuhl heran und lege die Füße darauf."

„Das iſt ſehr unbequem — haben Sie ſchon die Chaises-longues von meiner Erfindung geſehen?"

„Ich war lange nicht bei Ihnen, wie Sie ſich erinnern werden — ich bin zu ernſt, ich möchte faſt ſagen, zu alt für Ihre heitere Unterhaltung."

„Man iſt nie zu alt, um zu lernen," ſagte ſie mit großer Würde — „ich werde Ihnen eine Chaises-longue von meiner Erfindung beſtellen und hieher ſenden."

„Laſſen Sie das, theure Leonie — ich fürchte die Chaises-longues im gleichen Verhältniſſe, wie ich die Reifröcke verehre.“

„Sie ſind doch ſonſt ein Mann von Geſchmack — wie kann man aber auch nur Chaises-longues und Crinolinen zuſammenbringen? — Doch weiter — die im Vorzimmer werden alſo warten?“

„Ich fürchte, ſie werden nicht warten; und dann habe ich auch um zwei Uhr eine Probe unſerer lebenden Bilder — Sie wiſſen, daß wir beim nächſten Hofballe lebende Bilder haben?“

„Ich habe davon gehört,“ ſagte ſie gähnend — „das muß unendlich langweilig ſein.“

„Erlauben Sie mir — ich arrangire die lebenden Bilder.“ Er betonte das ich ziemlich ſtark.

„Allen Reſpect vor Ihren Arrangements, und doch muß es entſetzlich langweilig ſein — wen haben Sie in Ihren lebenden Bildern zu verwenden?“

„Wir haben reizende Damen in der Geſellſchaft.“

„Sprechen Sie auch ſchon von der Geſellſchaft?“ fragte ſie mit einem verächtlichen Aufwurf ihrer Oberlippe. „Was iſt denn Ihre ſogenannte Geſellſchaft, von der Sie ſo viel Weſens machen — die Geſellſchaft — iſt das ein beſſerer und würdigerer Theil des Ganzen, zu dem wir auch gehören? So wird das wenigſtens verſtanden; mir wird es, ich weiß nicht wie, wenn ich hören muß: er gehört zur Geſellſchaft, er geht in die Geſellſchaft. Wäre die Geſellſchaft das, was ſie ſich zu ſein einbildet, ſo würde ſie nicht einmal den Verſuch machen, durch den ewigen Gebrauch dieſes Wortes eine Schranke zu bezeichnen, die eigentlich gar nicht beſteht und über welche als Corporation wir, die Canaille, uns luſtig machen müſſen, wenn Einzelne darunter auch ganz charmante Leute ſind. Was iſt Eure Geſellſchaft? Ein kleines Häuflein, welches lacht, tanzt und freundlich iſt, ſo wie es von oben gewünſcht wird, und das trauernd die Ohren hangen läßt und den Schweif einzieht, wenn die Allergnädigſten Kopfſchmerzen haben oder übel gelaunt ſind.“

„Kommt ein ähnlicher Erguß in Ihrer nächſten Rolle vor?“ fragte Rodenberg lachend.

„Ich würde mir gern etwas Derartiges einlegen — auch käme es mir auf die Strafe für's Extemporiren nicht an; doch bin ich ohnehin ſchon ſo im ſchwarzen Buche, daß es klüger iſt, ein wenig nachzugeben — es iſt der gleiche Grund, warum ich Sie heute Morgen beläſtige.“

„So reden Sie denn auf die Gefahr hin, ein ganzes Vorzimmer voll Leute warten zu laſſen.“

Bei den letzten Worten, welche die junge Dame vorhin geſprochen, war ſie ein wenig ernſt geworden, und auch jetzt noch, als ſie fortfuhr: „Nein, laſſen Sie die armen Leute im Vorzimmer nicht warten, aber die von der Probe der lebenden Bilder. Ach,“ fuhr ſie übermüthig fort, „wie groß würde Rodenberg ſein, wenn er, ſtatt um zwei Uhr zu kommen, ſagen ließe, er hätte keine Zeit und bäte die Geſellſchaft, eine Stunde zu warten — Alle würden warten, Alle mit lächelnden, freundlichen Mienen, wenn ſie ihm auch mit Wolluſt ein Meſſer im Herzen umdrehen würden! Was ſagten Sie vorhin, Sie hätten reizende Damen in der Geſellſchaft? Das iſt wahr, das iſt nicht zu läugnen, aber trotzdem werden Eure lebenden Bilder langweilig ſein!“

„Zur Sache, zur Sache, Leonie!“

Sie machte eine abwehrende Handbewegung, ehe ſie fortfuhr: „Ja, langweilig, ich wiederhole das, weil Jugend und Schönheit ſich nicht voranzuſtellen wagt, ſondern mit tiefen Knixen der alternden Grandezza, der verblühten Schönheit, der erſten Rangclaſſe den Vortritt läßt.“

„Zur Sache, zur Sache!“

„Sie führen Dornröschen auf, dieſes wunderbare Märchen — gäbe es dafür wohl eine prachtvollere Darſtellerin, als Fräulein von Tellin, die auch zur Geſellſchaft gehört — und wer hat dagegen dieſe Rolle? Die gelbe Tochter Seiner Excellenz des Herrn Ober-

Hofmarſchalls, die ſich einbildet, eine Aehnlichkeit mit Dornröschen zu haben, weil ſie ſelbſt wie ein dürrer Dornſtrauch ohne Roſen ausſieht!"

Rodenberg zuckte mit den Achſeln.

„Und den Prinzen macht der Sohn des preußiſchen Geſandten. Wenn derſelbe auch durchaus nicht elegant iſt und wenn ich auch überzeugt bin, daß er das, was ihm an Fähigkeiten zu dieſer Rolle abgeht, durch Eigendünkel erſetzt, ſo hätte ich ihm doch den Geſchmack zugetraut, ein ſolches Röslein ruhig unter ſeinen Dornen ſchlummern zu laſſen."

„Wenn Sie nicht zur Sache kommen, Leonie, ſo begehe ich wahrhaftig die Unhöflichkeit und laſſe Sie hier ſitzen!"

„Immerhin — da ich weiß, wo Ihre Cigarren ſtehen und auch ein paar Bücher nach meinem Geſchmacke zu finden ſind, ſo will ich Sie erwarten!"

„Seien Sie ernſthaft, und wenn Sie mir etwas zu ſagen haben, ſo ſprechen Sie denn."

„Meinetwegen, mit Ihnen iſt doch ja ſonſt nichts anzufangen — ach, Rodenberg, und das iſt ſchade: es gab eine Zeit, wo ich unendlich für Sie geſchwärmt habe!"

„Ich hoffe, dieſe Zeit iſt vorüber!"

„Wo ich für Sie jede Thorheit begangen hätte!"

„Nun, was das anbelangt, ſo haben Sie ſich auch ohne mich durchaus nicht geſcheut!"

„Sie ſind wirklich ein Ungeheuer!"

„Ich muß es glauben, da mir das ſo häufig geſagt wird — aber nun . . . ." Er zog ſeine Uhr hervor.

„Alſo — geſchäftsmäßig; Sie waren ſo gut, Ihren großen Einfluß für mich zu verwenden und mir einen neuen fünfjährigen Contract zu verſchaffen — ich hoffe, Sie thaten das für mich aus Freundſchaft oder aus . . . ."

„Wenn Sie wollen, aus Freundſchaft," fiel ihr Rodenberg raſch in die Rede, „aber nur, weil ich Sie für eine gute Künſtlerin halte, die ihre Rollen vortrefflich ausführt."

„Andere denken anders — ich habe allerdings einen fünfjährigen Contract, aber, wie Sie ſelbſt wiſſen werden, läßt man mich nicht ſingen!“

„So müſſen Sie Schritte beim Regiſſeur der Oper thun.“

„Unmöglich, lieber Rodenberg,“ entgegnete die Sängerin mit einem eigenthümlichen Lächeln; „dieſer Würdige bemüht ſich, ſo viele Schritte bei mir zu thun, daß die geringſte Zuvorkommenheit von meiner Seite ihm Hoffnungen erregen müßte, die ich verabſcheue!“

„So protegirt er Sie alſo?“

„Er würde mich protegiren, wenn . . . .“

„So wenden Sie ſich an Ihren Intendanten.“

„Geht auch nicht,“ ſagte ſie kopfſchüttelnd — „er findet mich nicht tugendhaft genug.“

„Hat er Beweiſe dafür?“

„Pfui, Rodenberg, eine ſo tugendhafte obere Hofcharge! Anfänglich hielt er mich allerdings für bildungsfähig, doch glaubte er mit der Zeit einzuſehen, ich ſei zu flatterhaft, nicht ernſthaft genug — leider hat er Recht!“

„Aber an Ihrem Geſange ſetzte er durchaus nichts aus, was ich von ihm ſelber weiß.“

„Aber an meiner Figur — denken Sie ſich, man hat mir geſtern eine meiner Lieblingsrollen abverlangt, den Orſini in der Lucrezia Borgia!“

„Ah, das iſt ſchade, Leonie, eine ſo ausgezeichnete Leiſtung, was Stimme und Figur anbelangt!“

„Eine ſchändliche Kabale, und um dieſes zu verhindern, müſſen Sie ſchon ſo gut ſein und Ihren Einfluß aufwenden!“

„Und Ihr Capellmeiſter, ſchützt der Sie nicht?“

Die junge Sängerin zuckte ihre Achſeln mit dem unverkennbaren Ausdrucke von Geringſchätzung in ihren Mienen, dann ſagte ſie: „Sie wiſſen doch, daß er einer meiner Hauptgegner iſt, daß er es nicht der Mühe werth findet, mich von ſeinem Pulte aus auch nur durch den kleinſten Blick zu ermuthigen, ja, daß er mir

die Tempi mit einer Nachläſſigkeit angibt, die mich ſchon häufig in Verwirrung hätte bringen müſſen. wenn das überhaupt möglich wäre; hat er doch neulich, als ich meine Cavatine ſang, während das Ballet auf der Scene war, ohne mich zu beachten, ſeinen Tactirſtock niedergelegt, da er es unter ſeiner Würde findet, einen Tanz zu dirigiren — wie ſich auch darin die Zeiten ändern — er, der ...“

„Passons là-dessus!“

„Seit aber Fräulein Berger da iſt ....“

„Wer iſt das?“

„Gott lohne Ihnen dieſe Frage, lieber Rodenberg — aber alle Welt fragt das und Niemand weiß es. Sie wurde von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürſtin-Mutter dringend empfohlen; ſie iſt ſehr tugendhaft, dabei aber auch ſehr mager; ſie ſoll einen alten Vater zu ernähren haben und einen Bräutigam, der ein junger Theologe iſt — nun, dergleichen Schwindel kennen wir ſchon — das wäre Alles recht, wenn ſie Stimme hätte und etwas gelernt; aber thun Sie mir die Liebe und urtheilen Sie ſelbſt, wenn ſie das nächſte Mal ſingt — ſie hat ein paar gute Mitteltöne, aber die ganze Stimmlage iſt ungleich, arm, und wenn ſie ſingt, ſo klingt es gerade, als wenn ſie hinter einer wattirten Thür ſtände, die zuweilen geöffnet wird. Dabei iſt an ihrem Geſichte nichts Bemerkenswerthes, als ihr Mund, welcher, wenn ſie ſingt, eine täuſchende Aehnlichkeit mit dem Maule einer Heuſchrecke hat.“

„Brrr — Gott ſtehe ihr in Gnaden bei! Und ſie wird vom Capellmeiſter protegirt?“

„Mehr noch von der Capellmeiſterin, denn Fräulein Berger macht in ihren Freiſtunden dort die Kammerjungfer oder Dienſtmagd, beſorgt auch kleine Aufträge und kann auf dieſe Art mit vollem Rechte als ein höchſt brauchbares Mitglied des Hoftheaters bezeichnet werden.“

Joſeph hatte leiſe die Thür geöffnet und ſich die Bemerkung erlaubt, daß eilf Uhr vorüber ſei.

Die junge Sängerin hatte ſich hierauf raſch erhoben und ſagte,

während ihr Rodenberg ſeine beiden Hände hinreichte: „Nicht wahr, Sie vergeſſen nicht, was ich Ihnen geſagt, Sie handeln für mich? Es wird Ihnen das nicht ſchwer werden.“

„Ich will ſehen, was ich thun kann.“

„Nur meinen Orſini ſoll man mir zurückgeben, es iſt eine meiner liebſten Rollen — und was meinen Dank anbelangt, lieber Rodenberg, ſo . . .“

„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!“ entgegnete er lachend, wobei er den Anfang dieſes Satzes ſo ſcharf betonte, daß ſie ſich, obgleich in affectirter Entrüſtung, von ihm abwandte und mit dem Ausrufe: „Sie haben wahrhaftig viel zu thun, um mich zu verſöhnen!“ zum Zimmer hinausrauſchte.

Rodenberg blickte der Sängerin einen Augenblick nach, und als ſie außer Gehörweite war, ſagte er: „Ich muß etwas für ſie thun, ſie iſt mir zu wichtig als lebendige Chronique scandaleuse der Hof- und Künſtlerwelt.“ Dann ließ er ſich von dem Lakaien ſeinen Ueberzieher und Hut geben, und als dieſer ihm bemerkte, es ſei kein Wagen beſtellt, erwiederte er: „Deſto beſſer; es iſt mir ein wahres Bedürfniß, zu Fuße zu gehen — beſorge dieſen Brief an ſeine Adreſſe, und wenn der Herr, für den er beſtimmt iſt, Dir eine zuſtimmende Antwort gibt, ſo gehe in die goldene Kanne und beſtelle mir auf ſieben Uhr heute Abend ein gutes Diner zu zwei Gedecken, bemerke aber dabei, ich wünſche das Zimmer Nummer vier und man ſolle ein gutes Feuer in den Kamin machen, auch zu gehöriger Zeit einige Flaſchen Cliquot in Eis ſtellen.“

Nach dieſen Worten verließ er das Haus und ging mit ziemlich raſchen Schritten die Straße hinauf, an Stallungen und Nebengebäuden vorbei; wo hier Schildwachen ſtanden, zogen ſie das Gewehr an, und Hofdiener, die ſich an den Thüren befanden oder ihm begegneten, grüßten ihn mit tiefer Verbeugung.

Als er das Schloß erreicht hatte, trat er durch eine kleine Seitenthür ein, ging in das zweite Stockwerk, wo er ſich gegen eine Flügelthür wandte, welche ein davorſtehender Lakai eiligſt vor ihm

„Zweiundzwanzig Jahre.“

„Haben Sie einiges Vermögen, daß es Ihnen möglich wird, eine Zeit lang ohne Gage zu dienen? denn Sie müſſen wiſſen, daß eine hohe Intendanz ſich ſchwer dazu verſteht, einem Anfänger etwas zu bezahlen.“

„Ich glaube wohl, mich während meiner Lehrzeit durchbringen zu können; ich habe eine kleine Anſſſſtellung im Hauſe des Herrn Baron Karl.“

„Richtig!“ ſagte der Balletmeiſter, „ich weiß das ja ſchon; aber welches Geſchäft haben Sie bis jetzt getrieben, was haben Sie gelernt?“

„Ich war ein Schneider, ich lernte . . . .“

„Bſt!“ entgegnete Signor Benetti und deutete auf's Nebenzimmer, „das brauchen die da drinnen nicht zu wiſſen, das iſt Mademoiſelle Pauline, ſie wohnt hier im Hauſe bei mir, und ſo eine Solotänzerin hat gar hochmüthige Ideen; Sie verſtehen mich ſchon, lieber, charmanter junger Mann? das Schneiderhandwerk iſt ein außerordentlich ehrenvolles Handwerk, aber — die Damen beim Ballet — nun, Sie verſtehen mich, das träumt von lauter jungen Grafen und Baronen, die ihnen zu Lieb' Tänzer werden ſollen. Ich für meine Perſon verſichere Ihnen, daß ich ſchon aus Schneidern die beſten Tänzer herangebildet habe; die Beine ſind von dem Sitzen auf dem Tiſch außerordentlich biegſam und ſehr gelenkig, die Hand, welche die leichte Nadel geführt, verſteht ſich graziös zu drehen, und dann, was Sie, mein Freund, ſpeciell anbelangt, ſo denke ich noch immer an den Sprung auf dem Eis mit einer Sicherheit, einem Aplomb, der Sie zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt.“

„Alſo Sie glauben wirklich eine hohe Intendanz . . . .?“ — ſagte der entzückte Schneider.

„Eine hohe Intendanz,“ entgegnete wichtig der Balletmeiſter, „wird Sie in die Tanzſchule aufnehmen, ſo wie ich

öffnete und ihn in ein Vorzimmer eintreten ließ, welches von einer Menge von Perſonen verſchiedenen Alters und Geſchlechtes angefüllt war.

Rodenberg ging, den Hut in der Hand, hindurch, indem er die tiefen Verbeugungen, welche ihm von allen Seiten zu Theil wurden, überall hin mit freundlichem Gruße erwiederte und trat alsdann in ein anderes Zimmer, wo ſich ein Secretär befand.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir auch nur in flüchtigen Umriſſen den Unterredungen folgen wollten, welche er mit all' den Leuten hielt, die jetzt Einer nach dem Anderen der Reihe nach, wie ſie ins Vorzimmer gekommen, zu ihm eintraten; auch wäre darüber wenig Erquickliches zu berichten: die Meiſten hatten Bittgeſuche der verſchiedenſten Art oder klagten über erlittenes Unrecht, welches Rodenberg durch unmittelbaren Vortrag wieder gut machen ſollte, was aber häufig weder in ſeiner Macht noch in dem ihm angewieſenen Wirkungskreiſe lag. — Da waren Künſtler, die ihn einluden, ihre Bilder oder ſonſtigen Kunſtwerke zu ſehen; da waren Andere, die ſich für Raphaele und Tiziane hielten und welche über die unverdiente Zurückſetzung klagten, die ihnen dadurch zu Theil geworden, daß der Fürſt nicht jedes ihrer Bilder gekauft, und die es unbegreiflich fanden, daß man das Meiſterwerk eines deutſchen Ausländers der Arbeit eines deutſchen inländiſchen Stümpers vorgezogen. Da präſentirten würdige Mütter ihre tugendhaften Töchter und ſuchten für irgend eine vacant gewordene Kammerjungferſtelle um Rodenberg's Fürſprache nach, wobei ſie es nicht unterlaſſen konnten, ihren gerechten Entrüſtungen Worte zu leihen über andere würdige Wittwen mit eben ſo tugendhaften Töchtern, die trotz pikanter Vorfälle im Vorzimmer in gleicher Abſicht zu warten ſchienen. Da waren junge Erfinder der verſchiedenartigſten nutzloſen Maſchinen, welche nur um die Kleinigkeit von ein paar Tauſend Gulden baten, um die Welt durch ihr Geiſtesprodukt in Erſtaunen ſetzen zu können. Da waren Geſchäftsleute aller Art, vom kleinen Handwerker bis zum großen Capitaliſten, welche, Jeder auf ſeine

Art, die Hülfe des Vielgeplagten in Anſpruch zu nehmen, ſich erlaubten.

Und für Alle hatte Rodenberg ein freundliches Wort, einen guten Rath, und wo er ein Anliegen geradezu abweiſen mußte, that er das meiſtens mit Humor und in ſo guter Laune, daß den Abgewieſenen die bittere Pille wenigſtens verſüßt wurde und ſie ſich in ihr Schickſal ergaben.

Volle zwei Stunden dauerten dieſe Unterredungen, und es war kein Wunder, daß ſich Rodenberg hierauf ermüdet an ſeinen Schreibtiſch niederließ, um dort noch Ausfertigungen durchzuleſen und zu unterſchreiben, ſowie Rapporte entgegen zu nehmen von Gärtnern, Decorateuren, Theater-Maſchiniſten, Waffenſchmieden und Schneidern, deren Dienſte er bedurfte zur heutigen Probe der lebenden Bilder.

Als auch dies vorbei war, blickte er ſehnſüchtig in die allerdings noch kahle Landſchaft hinaus in die weite Ferne, welche man auf dieſer Seite des Schloſſes vor ſich hatte, deren noch braune Raſen und kahle Sträuche jetzt aber wenigſtens freundlich vergoldet wurden von einem hellen Strahle der Nachmittagsſonne. Am Horizonte erhoben ſich dunkelblaue Berge, und Berge waren von jeher die Leidenſchaft des Malers geweſen, ein Ruhepunkt für Körper und Gedanken, wenn man dort oben ruhte oder wenn die geſchäftige Phantaſie über die zackigen Gipfel ſchwärmte und mit den Augen des Geiſtes hinabſchaute in die weite, weite Ferne, wohin die Sehnſucht trieb und wo es gegen hier ſo unvergleichlich ſchön ſein mußte.

Und doch ſchwärmten Rodenberg's Gedanken jetzt ſelten in unbekannte Fernen, gewöhnlich kehrten ſie zurück in die Vergangenheit, zu jenen Tagen, die erfüllt waren von ſo vieler Freude und ſo wenig wirklichem Leide, zu jenen Tagen des Reichsapfels, wo man für heute ſorgte und ſich um morgen wenig kümmerte, wo man in ſprudelndem Uebermuthe und in der Hoffnung auf glänzende Zeiten, die nächſtens eintreffen mußten, weder leere Taſchen ſpürte,

noch das Gefühl der Armuth kannte — zu jener glückſeligen Zeit, wo Knorz den Thee zubereitete und wo Brod und Wurſt für ein vortreffliches Nachteſſen galt — ach, jene herrliche, glückliche Zeit, wo der junge Maler auf geborgtem Pferde in den friſchen, duftigen Wald hinausritt, in eine verkörperte Märchenwelt, wo ihm die murmelnde Quelle erzählte, wo ihm die ſäuſelnden Wipfel berichteten — wo ihm die wunderbare Fee erſchienen — ſie — ſie! Ach, wenn ihr Bild wie jetzt wieder ſo recht lebendig vor ſeine Seele trat, das Bild, wie er ſie damals im Walde geſehen, friſch, natürlich, voller Uebermuth, als ſei ſie zwiſchen duftigen Kräutern dem Boden entſtiegen, oder als habe ſie ſich ſo eben der rauſchenden Quelle enthoben — ſo riß dieſes Bild plötzlich alle ſeine Phantaſie mit einem ſchrillen Mißtone entzwei! Er ſchaute um ſich her und alsdann wühlte ein tiefes Weh in ſeinem Herzen, daß er ſtatt des friſchen, grünen Waldes, ſtatt der Räume, wo er gezeichnet und gemalt, ſtatt der lieben Geſichter der alten Geſellen ſich hier umgeben fand von den glänzenden Räumen des Reſidenzſchloſſes, von ſeidenen Tapeten, Malereien, Spiegelſcheiben und Vergoldungen.

„Es iſt zwei Uhr," vernahm er jetzt die leiſe Stimme ſeines Secretärs, welcher hinzuſetzte: „Wie ich ſo eben gehört, werden Seine Königliche Hoheit der Probe der lebenden Bilder ſelbſt anwohnen."

Darauf ſchritt Rodenberg langſam hinunter in den großen Marmorſaal des Schloſſes, wo das Ballfeſt ſein ſollte und wo unter ſeiner Leitung Alles zur Aufführung der lebenden Bilder hergerichtet war. Da heute die letzte Probe ſtattfand, wozu auch theilweiſe Coſtumes angelegt wurden, beſonders aber die vollkommene Wirkung der eigens hiezu gemalten prachtvollen Decorationen geprüft werden ſollte, ſo war das Tageslicht von dem Saale ausgeſchloſſen und derſelbe mit Hunderten von Wachskerzen erhellt.

Der dritte Theil des ungeheueren Raumes war zur Bühne genommen worden, auf der die lebenden Bilder dargeſtellt werden

ſollten und hier hatte es Rodenberg nach vielen Kämpfen mit dem Oberhofmarſchall und dem Baurath Zweckel durchgeſetzt, daß Gas eingeführt wurde, um mit ſtarker Leuchtkraft die Decorationen zur Geltung bringen zu können. Dieſe war für einige der Bilder die Hauptſache und Rodenberg hatte dabei die Abſicht, einen jungen Decorationsmaler zu empfehlen, dem es nicht gelungen war, auch nur zu einer Probe ſeiner Kunſt beim Hoftheater zugelaſſen zu werden, nicht weil man ihn für keinen guten Künſtler hielt, ſondern weil er die Ungeſchicklichkeit begangen, der Bruder einer Schweſter zu ſein, welche ſich erkühnt hatte, gegen den Willen der erſten Kammerfrau der Frau Fürſtin-Mutter nach einem kleinen Dienſte bei Hofe zu ſtreben. Ihm zu Liebe hatte ſich Rodenberg dieſes Mal mit den Arrangements die außerordentlichſte Mühe gegeben.

Das Proſcenium war aus natürlichen Pflanzen hergeſtellt, und Palmen, ſchlanke Drakaenen, blühende Granaten und duftende Orangen bildeten, untermiſcht mit Blumen und kleinen Sträuchern, die weite Einfaſſung der Bühne, in der ſich der Vorhang wie duftiger Morgennebel zeigte, der auf einer reizenden Fernſicht lagerte, die man nur in einzelnen Umriſſen erkennen konnte. Dieſer Vorhang war die Erfindung und das Geheimniß des jungen Decorationsmalers und erhob ſich nicht in die Höhe, ſondern zertheilte ſich, ſeinem Charakter als feuchter Nebel treu bleibend, auf eine faſt unbegreifliche Art, zuerſt den Mittelpunkt des dahinter aufgeſtellten Bildes zeigend, was von außerordentlicher, faſt zauberhafter Wirkung war.

In der Nähe der Bühne war hinter ſpaniſchen Wänden ein kleiner Salon eingerichtet worden, der mit einem großen Theetiſche verſehen war, welchen Sopha's, Seſſel und Fauteuils aller Art umringten. Hier befand ſich der größte Theil der mitwirkenden Damen und Herren bereits verſammelt, und hier ſah man die majeſtätiſche Geſtalt der Gräfin Blendheim, welche einestheils die Honneurs machte, anderntheils die jungen Damen aus der Geſellſchaft

chaperonnirte, deren Eltern oder Anverwandte vielleicht verhindert waren, zu Anfang der Probe zu erscheinen oder derselben überhaupt beizuwohnen.

Auch an der Gräfin Blendheim, deren sich der geneigte Leser gewiß noch erinnern wird, ist die Zeit nicht ganz spurlos vorübergegangen: stärker ist die schöne Frau nicht geworden, auch läßt der Glanz ihrer lebhaften Augen noch nichts zu wünschen übrig, aber . . . — doch still, wir sind bei Hofe, und schon ein solcher Gedanke, wie wir ihn zu fassen soeben im Begriffe waren, könnte von nachtheiligen Folgen für uns werden, denn die geistreiche Gräfin ist noch immer stark mit dem Hofe liirt und immer noch die intime Freundin und verständige Rathgeberin des Prinzen Heinrich, welchen wir auch jetzt an ihrer Seite in einem sehr niedrigen Fauteuil, beschattet vom grünen Schirme einer Lampe ausgestreckt sehen.

Auch Seine Hoheit haben bedeutend ge—, wir wollten sagen, auch Seine Hoheit haben sich zur Probe eingefunden, denn dieselben sind ein leidenschaftlicher Verehrer von derartigen Schauspielen, sei es auf der hell erleuchteten Bühne des Schlosses oder im Halbdunkel der Hofbühne.

Wer sich von den Mitwirkenden oder von den ganz wenigen Auserwählten, denen das Glück zu Theil wurde, einer Probe beiwohnen zu dürfen, nicht am Theetische befand, spazirte, mit Anderen plaudernd, im großen Saale auf und ab.

An der Thür traf Rodenberg den jungen Decorationsmaler, einen hübschen Mann mit schwarzem, lockigem Haar und energischen Mienen und Bewegungen, der ihm entrüstet sagte:

„Sollten Sie es wohl glauben, daß ich vier Stunden zu thun gehabt habe, um meine Aufstellung hier in Ordnung zu bringen, mit der sich eine fremde Hand in der schlechtesten Absicht beschäftigt hatte? Es ist gut, daß ich dem Landfrieden hier nicht getraut — wir hätten uns furchtbar blamiren können!"

„Und jetzt?" fragte Rodenberg nicht ohne einige Besorgniß.

„Jetzt ist Alles wieder in Ordnung: an den Eingängen stehen

von meinen Leuten, Jeder mit einem großen Lattenstücke, und haben den strengsten Befehl, wo so ein betreßter Halunke die Nase hineinsteckt, gleich draufzuschlagen, denn es ist Niemand, als die Bande des Ober-Hofmarschall's, welche uns, gewiß auf höheren Befehl, all' diesen Schabernack spielte — hol' sie der Teufel!"

„Wozu ich demselben guten Appetit wünsche — aber jetzt bitte ich Sie dringend, nehmen Sie sich zusammen, daß Alles gut geht!"

„Unbesorgt; ich weiß, was für mich auf dem Spiele steht — auch war der ganze Saal voll Gasgeruch, als ich heute Morgen hereintrat."

„Sie erschrecken mich, Schlegel!"

„Angebohrt hatten sie die provisorische Leitung — angebohrt! Soll mich der Teufel holen — aber ich begab mich sogleich auf die Kanzlei des Ober-Hofmarschallamts, ich verlangte zu Protokoll vernommen zu werden, und zwar im Beisein aller disponiblen Dienerschaft — sie machten Schwierigkeiten, aber ich setzte es durch, und da ich ihnen an ihre Dickschädel sagte, daß ein infamer Halunke heute Morgen absichtlich die Gasleitung angebohrt habe, und zwar mit einem Propfenzieher — das habe ich bemerkt —, und wie ich das mit der größten Bestimmtheit sagte, wußte ich auch schon, wer es gethan hatte! Darauf erklärte ich ihnen einfach, wenn das wieder vorkomme und es träte hierauf Jemand mit Licht in den Saal, so flöge das ganze Schloß in die Luft! Das Geschmier unterschrieb ich und bat dringend, es durch Seine Excellenz vor den Fürsten bringen zu lassen!"

„Daran thaten Sie ganz wohl, und auch ich will nachher Seiner Königlichen Hoheit darüber berichten — also bis nachher — behüt Sie Gott, Schlegel, und machen Sie Ihre Sachen gut!"

Rodenberg schritt gegen den Tisch, an dem sich die Gräfin Blendheim befand, machte ihr und dem daneben sitzenden Prinzen eine Verbeugung und grüßte dann die übrigen Anwesenden mit einer leichten, ungezwungenen Neigung des Kopfes, auch wohl mit irgend

einem Worte oder einer Handbewegung. Eigenthümlich war es dabei, wie ihm dieſer Gruß, je nach der Parteiſtellung der Betreffenden zurückgegeben wurde, wie einige denſelben freundlich erwiderten, wie Andere dem jungen Manne ſogar freundlich die Hand reichten, Einige mit ſehr froſtigen Mienen kaum mit dem Kopfe nickten, Andere ſogar thaten, als hätten ſie von Rodenberg's Begrüßung durchaus nichts geſehen — ſo die allerdings ſehr gelbe Tochter des Ober-Hofmarſchalls, welche zu ihrer Nachbarin im Tone der Langenweile ſagte: „Nachgerade werden mir dieſe vielen Proben unausſtehlich.“

Rodenberg hatte ſich um den Tiſch herum dem Prinzen genähert, der ihm ſeine Hand reichte und dann zur Gräfin Blendheim im lauten Tone ſagte: „Es freut mich immer, wenn ich dieſen guten Rodenberg ſehe; abgeſehen von ihm ſelbſt, dem ich kein Lob in's Geſicht ſagen will, ſo erinnert er mich immer an eine ſo angenehme Zeit, die wir damals am Rheine verbrachten — wiſſen Sie noch Gräfin?“

„Ob ich das je vergeſſe?“ entgegnete ſie freundlich lächelnd — „wo ich mich dazu hergeben mußte, um ... —“

„Pſt,“ machte Seine Hoheit, „nicht aus der Schule plaudern — in meinem Herzen riefen Sie dadurch neben allen anderen Gefühlen auch noch das der Dankbarkeit hervor — a—a—a—ah!“

„Am wunderſchönen, grünen Rhein,
Als alle Knoſpen ſprangen!“

ſagt Heine. — Apropos, Rodenberg, ehe ich's vergeſſe, ich habe Ihnen nachher unter vier Augen etwas zu ſagen, was Sie intereſſiren wird — erinnern Sie mich ſpäter daran.“

„Gewiß — ich werde es nicht vergeſſen!“

„Wenn es den Herrſchaften gefällig iſt,“ ſagte Rodenberg mit lauter Stimme, „ſo wollen wir mit der Probe beginnen!“

„Ehe Seine Königliche Hoheit erſcheint?“ fragte der Ober-Hofmarſchall mit wichtiger Miene herantretend.

„Wir können vielleicht die einzelnen Bilder einmal durchprobiren, ehe Seine Königliche Hoheit kommt,“ erwiederte Rodenberg, ſich an die Geſellſchaft wendend, „und es geht dann ſpäter um ſo beſſer.“

„Ja, ja, fangen wir an — er hat Recht — ein paar Proben können nichts ſchaden — aber zweimal die ganze Geſchichte — wie langweilig — das ſind meine letzten lebenden Bilder, in denen ich mitwirke!“ hörte man verſchiedene Stimmen in ſehr verſchiedenem Tone ſagen.

„Ehe Sie anfangen, lieber Rodenberg,“ rief die Gräfin Blendheim, „nehmen Sie hier einen Brief, der an Sie gekommen und in welchem, wie ich fürchte, nicht viel Angenehmes ſteckt — er iſt von der Baronin Stockhauſen!“

„A—a—a—ah, die Baronin iſt noch nicht hier?“

„Nein, aber ihr Brief!“

Rodenberg riß den Umſchlag ab und las mit lauter Stimme, nachdem er die Zeilen durchflogen: „Euer Wohlgeboren bedauere ich unendlich anzeigen zu müſſen, daß es mir unmöglich iſt, der heutigen Probe beizuwohnen, ja, daß ich mich wahrſcheinlich zu meinem großen Leidweſen verhindert ſehen werde, bei der eigentlichen Aufführung mitzuwirken. Sie hatten die außerordentliche Güte, mir die Rolle der alten Frau anzuvertrauen, an deren Spindel ſich die Prinzeſſin verletzt und alsdann in ihren langen Schlaf ſinkt. Obgleich im Märchen, bleibt es doch immer eine Prinzeſſin, und ich wäre die, wennſchon unſchuldige Urſache an ihrem Unglücke, was aber meinem Gefühle ſo ſehr widerſtreitet, daß ich deßhalb die Rolle des ſonſt ſo intereſſanten alten Weibes nicht zu übernehmen vermag. Höflichſt — Adelgunde Baronin von Stockhauſen.“

Hätte Rodenberg in dieſem Augenblicke um ſich geſchaut, ſo wäre ihm die triumphirende Miene des Hofmarſchalls nicht entgangen, ſowie ein raſcher Blick, welchen derſelbe mit ſeiner Tochter wechſelte. Dieſe erhob ſich hierauf mit einer gelangweilten Miene und verſchwand zwiſchen Orangenbüſchen, welche einen kleinen Eingang zur Bühne verdeckten.

„Das iſt gerade das erſte Bild!“ rief Rodenberg ärgerlich — „will keine der anweſenden Damen die Freundlichkeit haben und nur für heute die Rolle der Frau Baronin von Stockhauſen übernehmen? — Ich bitte dringend darum!“

„Ich würde es recht gern thun,“ rief die Gräfin Blendheim, doch darf ich meinen Poſten als surveillante générale nicht verlaſſen!“

„Will keine von den Damen ſo freundlich ſein?“ bat Rodenberg, und da Alle ſchwiegen, wandte er ſich gegen eine ihm nahe ſtehende außerordentlich ſchöne, junge Dame und ſetzte in feſtem Tone hinzu: „Ich bin überzeugt, Fräulein von Tellin, Sie haben die Güte!“

„Ich hätte mich ſchon angeboten,“ erwiderte das junge Mädchen freundlich, doch . . .“ — ſie ſtockte lächelnd und fuhr alsdann fort: „Wenn Sie mich brauchen können, ſtehe ich gern zu Dienſten.“

„Ich danke Ihnen und bitte, mir zu folgen.“

Er betrat mit der jungen Dame die Bühne und bat den Decorationsmaler Schlegel, ſie zur Aushülfe für heute Stellung nehmen zu laſſen.

Die Tochter des Oberhofmarſchalls machte große Augen und eine unmuthige Bewegung, als ſie dieſer alten Frau gegenüber aufgeſtellt wurde.

Rodenberg gab das Zeichen mit der Klingel, und darauf ſchoben ſich die Vorhänge geräuſchlos und präcis auseinander, was bei der nun ſtattfindenden allmäligen und doch raſchen Enthüllung des Bildes von ſo überraſchendem Effecte war, daß ſelbſt die Gegner des jungen Mannes nicht unterlaſſen konnten, ihr Intereſſe kund zu geben. Aber das Bild ſelbſt, welches nun erſchien, war von ſo ganz entgegengeſetzter Wirkung, daß es faſt komiſch war und man hätte glauben können, das alte Weib und Dornröschen hätten ihre Rollen vertauſcht. Alles lachte, und die ohnehin ſchon unmuthige Tochter des Ober-Hofmarſchalls warf einen giftigen Blick auf ihr Gegen-

über und wandte ſich raſch um, indem ſie ſagte: „Auf dieſe Art iſt keine Probe möglich — ich wenigſtens bedanke mich dafür und erlaube mir, das ganze Arrangement horribel zu finden!“

Rodenberg konnte ſich eines bitteren Lächelns nicht enthalten, vermochte es aber auch nicht, die Bemerkung zu unterdrücken, daß wenn etwas horribel zu finden ſei, ſo läge es einzig in der Rückſichtsloſigkeit, mit der man ſein Nichterſcheinen bei einer Probe erſt beim Beginne derſelben anzeige; doch bin ich das zu ändern nicht im Stande und bitte zum zweiten Bilde überzugehen: ‚Der Prinz mit ſeinem Jagdgefolge!‘“ rief er mit lauter Stimme.

Der Vorhang hatte ſich eben ſo geräuſchlos wieder geſchloſſen, und es erſchienen etwa ein halbes Dutzend junger Herren, von denen einer, ein großer, ſchlanker, etwas magerer junger Mann mit auffallend blondem Haar, vor Rodenberg hintrat und mit einer ſchnarrenden Stimme ſagte, wobei er ſich, die Hände in den Taſchen ſeiner Beinkleider, auf ſeinen geſpreizten Beinen hin und her bewegte und die Naſe bedeutend hoch trug: „Erlauben Sie mir—r—r, mein Lieber—r—r— . . . .“

Rodenberg wandte ſich langſam um und ſchaute hinter ſich, ob dort vielleicht noch Jemand ſtehe, der mit der Anrede: ‚Mein Lieber‘ gemeint ſein könne; als ſich dort aber Niemand befand, fragte er den langen, jungen Mann mit ſcharfem Tone: „Ah, Sie ſprachen mit mir, Herr Graf von Donnitz?“

„Ganz gewiß, und wollte Ihnen nur—r—r meine Bemer—rkungen machen, daß ich unmöglich im Stande bin, das mir—r vor—rgeſchr—riebene gr—rüne Coſtume zu accepti—ren — unmöglich, denn es paßt zu meinem Haar—r—r wie — wie — nun, es paßt gar—r nicht,“ ſetzte er hinzu, da ihm kein paſſender Vergleich einfallen mochte — „ich habe an Blau gedacht . . . .“

„Der Prinz, welcher das Glück hat, von Ihnen vorgeſtellt zu werden, Herr Graf, entgegnete Rodenberg in gefälligem Tone, „iſt auf der Jagd, und auch damals ſchon waren alle Jäger-Anzüge grün.“

Sie vorſchlage, und daß ich Sie vorſchlage, darauf können Sie ſich verlaſſen, die Sache iſt abgemacht. Es ſoll mich freuen, etwas Tüchtiges aus Ihnen herauszubilden. Sie erinnern ſich doch," ſagte er flüſternd, „des großen Craſpolini, des eminenten Grotesktänzers? — er war ebenfalls ein Schneider und kam aus Italien hieher, arm und zerlumpt; ich habe einen Mann aus ihm gemacht; — aber wie heißen Sie, mein lieber Freund?"

„Mein Name iſſſ-t Dubel," antwortete der Schneider.

„Dubel, Dubel," entgegnete der Balletmeiſter und wiegte den Kopf hin und her, „Dubel iſt ein harter deutſcher Name, er klingt nicht gut; laſſen Sie ſehen, wie wir ihn ändern, wie wir ihn geſchmeidig machen." Er dachte einen Augenblick nach, dann ſagte er: „Richtig! ich hab's! es iſt ganz leicht, wir hängen ihm zwei kleine Sylben an, und ſo wirds prächtig. Sie heißen fortan — Dubelli, und ſo ſtelle ich Sie bei dem königlichen Ballete vor. Ich bin ſtolz auf dieſe Erfindung," lachte er, „und verſichere Ihnen, als Signor Dubelli könnten Sie, was den Namen anbelangt, in Mailand gaſtiren."

Der Schneider, der das Fremdartige liebte und ſchon heute Nacht überlegt, daß es ſich auf dem Zettel nicht gut ausnehmen würde, wenn es z. B. hieße:

„Don Alfonſo . . . . . Herr Dubel",

war mit ſeinem neuen Namen vollkommen zufrieden und verbeugte ſich geſchmeichelt und dankbar.

Während nun Beide nach dieſer Unterredung in der Fenſterecke ſich dem Nebenzimmer näherten, ſagte der Balletmeiſter leiſe: „ich will Sie meiner Frau, der Signora Benetti, und der Demoiſelle Pauline vorſtellen; ich hoffe, die Letztere, die ſchon lange einen gutgewachſenen Tänzer wünſcht — denn wir ſind darin nicht gut verſehen —, ſoll Sie protegiren. Sie hat bei der hohen Intendanz einen tüchtigen Stein im Brette und

„Aber—r—r er—rlauben Sie mir—r=r, mein Lieber—r—r, ein Prinz wird doch wohl das Recht haben, einen blauen Jagdanzug zu tragen, wenn es ihm beliebt — ich wenigſtens habe mich zu einem ſolchen entſchloſſen!“

„So werde ich Ihren Wunſch Seiner Königlichen Hoheit vortragen, welche nach meiner Anſicht geruhten, grüne und graue Anzüge für den Prinzen und ſein Jagdgefolge zu beſtimmen.“

„Ja, nach Ihrer—r—r Anſicht, mein Lieber—r—r! Ihre Anſicht iſt aber—r—r durchaus nicht maßgebend für—r—r uns, und wenn Seine Königliche Hoheit dagegen meine Gründe hören, ſo werden Sie nicht ermangeln ....“

„Ihnen einen hellblauen Anzug mit Silber, ſowie ein weißes Barett mit hochrothen Federn zu geſtatten,“ konnte ſich Rodenberg nicht enthalten, in unmuthigem Tone zu erwidern, worauf der lange junge Herr ſeine Augen weit aufriß und in noch ſchnarrenderem Tone ſagte:

„Es wär—re mir—r—r ſehr—r—r angenehm, wenn Sie mich künftig ausreden ließen — haben Sie mich ver—r—rſtanden, mein Lieber—r—r?“

„Gewiß, und werde Ihrem Wunſche willfahren, ſobald ich Zeit dazu habe — übrigens iſt mein Name Rodenberg, und wenn es den Herren nun gefällig iſt, ſo erſuche ich Sie freundlich, zu dem zweiten Bilde zuſammenzutreten: ‚Der Prinz auf der Jagd ſieht in der Morgendämmerung das dicht verwachſene Schloß vor ſich liegen, in welchem Dornröschen ſchläft!‘ „Lieber Schlegel!“ rief er in die Couliſſen hinein, „wir probiren jetzt ohne Decorationswechſel nur die Stellungen der Figuren!“

„Ein verfluchter Kerl, dieſer Rodenberg,“ ſagte der lange Graf, der den Prinzen vorſtellte, zu ſeinen Cavalieren, nachdem ſie von dem Decorationsmaler geſtellt worden waren und der Andere weit zurückgetreten war, um den Effect aus der Ferne beurtheilen zu können — ein ganz arroganter Burſche!“ ſetzte er hinzu — „ich begreife auf Ehre nicht, wie man ſich hier—r—r ſo etwas gefallen

laſſen mag! Bei uns werden auch lebende Bilder arrangirt, und wenn je ein Bürgerlicher dazu gelaſſen wird, ſo hat er aus reſpectvoller Entfernung zu bitten, und wenn es meiner—r—r Anſicht nach beſſer—r—r iſt, es anders zu machen, ſo thue ich es, ohne lange danach zu fragen, und dabei haben unſere lebenden Bilder noch immer ſo reuſſirt, daß alle Welt davon entzückt war!"

„Man muß hier das ganz beſondere Verhältniß berückſichtigen, in welchem dieſer Herr Rodenberg zu Seiner Königlichen Hoheit ſteht...."

„Stand, mein Lieber — ſtand; wir von da draußen wiſſen zuerſt, wo der Wind herkommt, und daß er hier im Begriffe iſt, ganz gewaltig zu changiren — darauf kann man ſich verlaſſen!"

„Alſo deßhalb machen Sie Ihre Oppoſition?" lachte ein Dritter — „ich dachte es gleich, daß Sie Ihre Gründe hätten — armer Rodenberg!"

„Ich danke Ihnen, meine Herren," hörte man die helle Stimme des jungen Malers ſagen, „und wenn ich bitten darf, wollen wir nun das dritte Bild ſtellen — auch ohne Decorationswechſel, da wir nachher vor Seiner Königlichen Hoheit doch noch einmal mit Allem durchprobiren müſſen: ‚Der Prinz ſteht am Fuße der Schloßtreppe, auf welcher oben einer von der Dienerſchaft ſchlafend liegt!' — Es wird Ihnen dieſes Bild ſehr mager vorkommen," fuhr Rodenberg fort, „aber allerdings müſſen beim dritten und vierten Bilde die Decorationen die Hauptſache thun, und kann ich Ihnen davon eine wunderbare Wirkung verſprechen — ſo, ich danke Ihnen. — Jetzt zum fünften Bilde: ‚Der Prinz im Schloßhofe, wo am Eingange zu demſelben Pagen, Jäger und Dienerſchaft aller Art, von Schlingpflanzen umrankt, in tiefem Schlafe liegen!' — Herr Graf, darf ich Sie wohl bitten, etwas mehr Erſtaunen auszudrücken, denn was Sie als Königsſohn da ſehen, muß Ihnen ungewöhnlich vorkommen — ſo, heben Sie die rechte Hand etwas auf, wenn ich Sie ganz ergebenſt bitten darf — vortrefflich, ich danke Ihnen, meine Herren!

„Nun zum ſechsten Bilde! — Die Damen, wenn ich bitten

darf: ‚Der Königssohn tritt in das Innere des Schlosses und sieht hier den Hofstaat der Prinzessin, ihre Damen, Edelknaben und Ritter, Alles in tiefem Zauberschlafe!‘ — Ein Bild von zauberischer Wirkung, wenn es gut gestellt und beleuchtet ist — so, meine Damen — ich danke Ihnen — Sie haben die vorige Probe nicht vergessen — Fräulein von Tellin, dürfte ich Sie wohl bitten, den Kopf etwas mehr dem Publicum zuzuwenden — Herr Baron Hund war im Begriffe, der Dame, neben der Sie stehen, die Hand zu küssen, und bitte ich, diese Bewegung ein wenig mehr zu nuanciren — so, ich danke Ihnen — vortrefflich! Mit dem Bilde im Costume und richtig beleuchtet, müssen wir die größte Ehre einlegen — ich danke den Herrschaften! — Jetzt kommt noch das Schluß-Tableau: ‚Der Königssohn findet Dornröschen schlafend auf ihrem Lager; durch die Fensteröffnungen haben sich lange Ranken wilder Rosen in das Gemach gestohlen und so über der Schlafenden eine Rosenlaube gebildet!‘ — Darf ich bitten — wo ist die Baronin Hardenberg?“

„Meine Tochter ist hinausgegangen, um frische Luft zu schöpfen — der Dunst der Lichter und der Geruch der Decorationen fing an, ihr unerträglich zu werden — ist es nöthig, daß ich nach ihr sehen lasse?“

„Durchaus nicht,“ gab Rodenberg ihr in sehr ruhigem Tone zur Antwort; „Fräulein von Tellin ist wohl so gütig, auch für diese Rolle noch einmal einzutreten — darf ich Sie wohl bitten?“

„O, ich thue es recht gern, Herr Rodenberg!“

Der Königssohn und Dornröschen nahmen ihre Stellung, und als hierauf der Decorationsmaler Schlegel plötzlich einen Lichtstrahl auf das reizende Gesicht des schönen, schlafenden Mädchens fallen ließ, konnten sich die Zuschauer im Saale nicht enthalten, stürmisch zu applaudiren.

Seine Excellenz der Herr Ober-Hofmarschall war neben Rodenberg getreten und sagte mit leiser, aber etwas ärgerlich klingender Stimme: „Sie haben wohl, gemäß unserer Unterredung von heute

Morgen, nichts gefunden, um dem Wunſche Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürſtin-Mutter gerecht zu werden?"

„Leider nein, Excellenz, ſo ſo ſehr ich die Sache auch bedacht und hin und her überlegt habe; mein gnädigſter Herr verſprechen ſich ſo viel von dieſen lebenden Bildern und freuen ſich ſo auf den Abend der Ausführung, daß ich es faſt für grauſam gehalten hätte, auch nur einen Verſuch zu machen, ihm dieſe Freude zu verderben — auch wüßte ich wahrhaftig dafür keinen halbwegs triftigen Grund anzugeben!"

„Das bedaure ich aufrichtig," entgegnete der Ober-Hofmarſchall in eiskaltem Tone; „es wäre für Sie ſelbſt, mein lieber Herr Rodenberg, nicht ganz unerſprießlich geweſen, der Frau Fürſtin-Mutter durch dieſe Kleinigkeit eine freundliche Bereitwilligkeit zu zeigen!"

„Ich glaube, Euer Excellenz werden ſich erinnern, ich habe das ſchon bei wichtigeren Dingen mit wahrer Aufopferung gethan!"

„Und dies hätte Sie eigentlich keine Mühe gekoſtet — Sie hätten Seiner Königlichen Hoheit nur zu ſagen brauchen, die Sache geht nicht, wie ſie gehen ſollte, wir müſſen die Ausführung verſchieben!"

„Wenn die Schuld davon mich allein betroffen hätte, ſo würde ich es vielleicht gethan haben; aber es ſteht dabei der Name, ja, die Zukunft eines jungen Künſtlers auf dem Spiele, der glücklich iſt, vor dem Fürſten zeigen zu können, daß er etwas verſteht!"

„Mit Ihrem jungen Künſtler," entgegnete der Hofmarſchall unmuthig, „mit Ihrem ewigen Protegiren von Leuten, denen man, gerade heraus geſagt, von oben herab nicht wohl will!"

„A—a—a—ah!" machte Rodenberg.

„Sie ſchaden ſich ſelbſt damit, ohne Ihren Schützlingen zu nützen — oder glauben Sie, der Hoftheater-Intendant wird ſich von Ihnen einen Decorationsmaler octroyiren laſſen?"

„Von mir nicht, aber vielleicht doch von unſerm gemeinſchaftlichen Herrn."

„Wir wollen ſehen."

Damit verließ ihn Seine Excellenz, und Rodenberg, der ihm lächelnd nachgeſchaut, ſprach zu ſich ſelber: „Alle Welt hier protegirt und intriguirt — warum ſollte ich mich in dieſen Fächern nicht auch verſuchen? Denken wir ein wenig an die kleine Leonie, wie wir ihr nützlich ſein können.“ Er trat an den Tiſch, wo die Gräfin Blendheim ſaß, und wurde hier von dem Prinzen mit den freundlichſten Worten des Lobes und der Anerkennung empfangen — „ich bin ſtolz auf Sie,“ ſagte Seine Königliche Hoheit, „und habe ein Recht dazu, denn Sie können nicht läugnen, daß ich es eigentlich war, der Sie erfunden — erfunden, ein ganz ſuperbes Wort in dieſer Richtung — nicht wahr, Gräfin? Und die Erfindung macht mir alle Ehre — wie deliciös haben Sie das Proſcenium durch lebende Pflanzen hergeſtellt, wie zauberhaft öffnet ſich der Vorhang, und welch wunderbaren Licht-Effect wir uns verſprechen dürfen, haben wir beim Schluß-Tableau geſehen — ſah doch die kleine Tellin aus wie ein verklärter Engel!“

„Ich danke Euer Königlichen Hoheit für dieſe Anerkennung,“ erwiederte der junge Mann, ſich tief verbeugend, „und glaube in der That, verſprechen zu dürfen, daß unſere lebenden Bilder von guter Wirkung ſein werden — wir haben bis jetzt nur probirt und ohne Decorationen und Coſtumes — denken ſich Euer Königliche Hoheit die reichen Gewänder, dazu die kräftige Beleuchtung und die Geſichter der Mitwirkenden ein wenig — wie ſoll ich mich doch ausdrücken, um nicht zu ſagen: geſchminkt — ein wenig mit Farbe arrangirt!“

„Iſt das nöthig?“ fragte Prinz Heinrich.

„Unbedingt — bei der grellen Beleuchtung, die wir nöthig haben. Euer Königliche Hoheit ſahen gewiß, wie entſetzlich bleich Fräulein von Tellin ausſah, ſo ſchön ihre Züge auch erſchienen.“

„Ich bemerkte das wohl,“ warf die Gräfin ein — „es war nicht mehr der Schlaf, es war deſſen ernſterer Bruder, der Tod.“

„Außerordentlich richtig bemerkt, gnädigſte Gräfin, und da ich einmal der Schminke als etwas durchaus Nothwendigem gedachte,

ſo müſſen wir auch auf Jemand denken, der es über ſich nimmt, in dieſer Richtung den Damen behülflich zu ſein — bis jetzt wurde ſtets eine von den Damen des Theaters gebeten, bei der Vorſtellung gegenwärtig zu ſein, auch um kleine Winke beim Ankleiden zu geben, was durchaus nichts ſchaden kann."

„Was meinen Euer Königliche Hoheit dazu?" wandte ſich die Gräfin an den Prinzen.

„Darin erlaube ich mir weder einen Rath, noch einen Vorſchlag; es iſt ein ſehr delicater Punkt, von dem man ſich fernhalten muß, um Vorwürfe zu vermeiden."

Seine Königliche Hoheit ſagten das mit einem eigenthümlichen Lächeln und indem ſie der Gräfin feſt in die noch immer ſchönen Augen blickten.

„Und Sie, Rodenberg?"

„Ich muß mich gänzlich der Anſicht des gnädigſten Herrn anſchließen — Euer Excellenz, als surveillante générale, als Oberintendantin der kleinen Vergnügungen Seiner Königlichen Hoheit, haben darin allein zu beſtimmen — es fragt ſich vielleicht nur, ob man eine von den älteren oder eine von den jüngeren Damen nehmen ſollte."

„Darum handelt es ſich allerdings," ſagte Prinz Heinrich.

„So nennen Sie einige von den älteren und einige von den jüngeren Damen des Theaters, die Sie für paſſend halten."

„Nennen Sie einige, nennen Sie einige," ſagte der Prinz, als Jener achſelzuckend ſchwieg.

„Nun, da wäre Frau Balſers oder Frau Scherbeck."

„Von den älteren," bemerkten Seine Königliche Hoheit — „recht alt ...."

„Da wäre Frau von Lüders — Fräulein Leonie Gerhold von den jüngeren."

„Und wen würden Sie von dieſen Vieren vorſchlagen?"

„Geſtatten Sie mir, gnädigſte Gräfin, keinen Vorſchlag zu machen, um gänzlich neutral zu bleiben; denn," ſetzte Rodenberg

in einem bezüglichen Tone hinzu, als er ſah, wie ſich der Ober-Hofmarſchall näherte, „ich ſtehe ſo ſchon im Verdachte des Protegirens!“

„Das Beſte wäre wohl,“ meinte der Prinz, „man ließe die jungen Damen ſelbſt entſcheiden, und ſo wird kein Menſch ſagen können, daß hier Jemand eingewirkt habe.“

„So müſſen wir die jungen Damen zuſammenrufen.“

„Thun Sie das,“ ſagte die Gräfin Blendheim laut und ſetzte ſehr roſch mit leiſer Stimme hinzu: „Unter uns, für wen ſind Sie eigentlich?“

Rodenberg ſah die Gräfin achſelzuckend an, und erſt als ſie ihren Kopf anmuthig aufwarf und dabei ſprach: „So reden Sie doch!“ entgegnete er: „Ich glaube, es wäre maßgebend, die Dame auszuwählen, die es am beſten verſteht, ſich ſelbſt anzuziehen und zu ſchminken.“

„Das iſt wohl die Gerhold?“

Rodenberg begnügte ſich, leicht mit dem Kopfe zu nicken; dann rief er die jungen Damen zuſammen und zog ſich nun, um auch den Schein einer Einwirkung zu vermeiden, hinter die Couliſſen zurück.

Mit den jungen Damen waren auch die Herren erſchienen, denen aber die Gräfin bedeutete, daß ſie bei der Verhandlung nicht zugelaſſen werden könnten. Darauf trug ſie den jungen Damen das Nothwendige vor und ſtellte es ihnen anheim, ob ſie eine der älteren oder der jüngeren Damen bitten wollten, Ihnen beim Ankleiden behülflich zu ſein.

„Unbedingt eine von den jüngeren!“ vernahm man mit beifälligem Gemurmel aus dem Kreiſe der Herren.

„Sie haben hier durchaus keine Stimme,“ rief die Gräfin ernſt, „und ich will es nicht dulden, daß die Gallerieen einen Einfluß auf unſere wichtige Verhandlung ausüben!“

„Was eine der älteren Damen des Theaters anbelangt,“ ſprach die Baronin Hardenberg, die Tochter des Ober-Hofmarſchalls, welche nun draußen genug Luft geſchöpft hatte, „ſo hat eine ſolche allerdings die größere Erfahrung für ſich, aber auch den meiſten künſtleriſchen Eigenſinn, und wir werden uns gänzlich unterordnen

müſſen, ohne auch nur das Recht zu haben, unſere Meinung zu ſagen — ich kenne das.“

„Ja, wir kennen das — wir kennen das!“

„Und eben ſo bin ich überzeugt,“ fuhr die Sprecherin fort, „daß wir im Falle einer Meinungsverſchiedenheit durchaus keine Hülfe an Herrn Rodenberg hätten — ich wäre deßhalb für eine der jüngeren Damen, die uns beſſer verſtehen und mit ſich reden laſſen.“

„Aber Frau Valſers verſteht es, ſich anzuziehen und zu ſchminken,“ ſagte eine andere der Damen, „und Frau Valſers iſt eine ſehr würdige Frau.“

„O—o—oh!“ hörte man die Herren ſagen, worauf ihnen die Gräfin Blendheim mit komiſch-ſtrengen Blicken zurief: „Bei der nächſten Einmiſchung werde ich die Galleriecn räumen laſſen!“

„Wollen Euer Excellenz nicht ſelbſt einen Vorſchlag machen?“ meinte die Baronin Hardenberg.

„Was meinen Sie zu Fräulein von Lüders?“

„Man kann gerade nicht ſagen, daß ſie ſich geſchmackvoll anzieht — gewiß nicht — und wie Kenner behaupten, verderbe ſie ihr nicht unſchönes Geſicht durch falſches Schminken.“

„Was meinen Sie zu Fräulein Bretten?“ ſagte die Baronin Hardenberg.

„Nur dieſe nicht — ſie iſt allerdings immer reich gekleidet, beſonders in Converſationsſtücken; aber ſie wählt die Farben ihres Anzuges ſchlecht — trug ſie doch bei der geſtrigen Vorſtellung zu einem Hute mit rothem Bande einen Shawl mit rothem Grunde — es ſah in der That abſcheulich aus!“

„Und neulich war ſie ein wandelnder Blumengarten mit Roſen und Bouquet — wo im Haar und auf dem Kleide nur irgend ein Platz zu finden war — es ſah ſchrecklich geſchmacklos aus!“

„Wenn Sie ſo fortfahren,“ ſprach die Gräfin, „ſo werde ich mit meinen Vorſchlägen bald zu Ende ſein — was meinen Sie zu Fräulein Gerhold?“

Aus den Reihen der Herren ließ ſich trotz der vorher em-

pfangenen Drohung ein ſo beifälliges Gemurmel vernehmen, daß die Gräfin ſich nicht enthalten konnte, warnend ihren Zeigefinger zu erheben; doch ſagte ſie dabei: „Daß Fräulein Gerhold immer geſchmackvoll und reizend angekleidet erſcheint, kann man ihr nicht abſprechen — was meinen Sie zu ihr? — Laſſen Sie uns zum Schluſſe kommen, meine Damen!“

„Sie iſt im gewöhnlichen Leben ein wenig auffallend,“ meinte die Baronin Hardenberg; „auch ſpricht ſie viel und verſchweigt nicht gern eine pikante Bemerkung.“

„Aber man ſagt, ſie ſei außerordentlich amuſant, und daß ſie tadellos angezogen iſt und ſich vortrefflich ſchminkt, muß man ihr laſſen.“

„Alſo bitten wir Fräulein Gerhold, wenn es den Damen recht iſt,“ ſagte die Gräfin Blendheim, und da hierauf keine Einwendungen mehr vorgebracht wurden, erlaubten ſich die Herren, lachend der unparteiiſchen und ſtrengen Präſidentin ihre Bewunderung auszudrücken.

Rodenberg, der herbeigerufen wurde, vernahm anſcheinend mit großer Gleichgültigkeit, daß die Wahl der jungen Damen für eine freundliche Hülfe bei den lebenden Bildern auf Fräulein Leonie Gerhold gefallen war, und ließ ſich von der Gräfin Blendheim beauftragen, die junge Künſtlerin hiervon in Kenntniß zu ſetzen.

Mit einer Verbeugung zurücktretend, ſprach er dann zu ſich ſelber: „Mehr konnte ich nicht für ſie thun, und ich bin überzeugt, daß ſie es ſich zum Nutzen machen wird, vor dieſem ausgeſuchten Kreiſe von jungen Damen plaudern zu dürfen, und daß ſie über ihren Intendanten, über Capellmeiſter und Capellmeiſterin und verſchiedene Colleginnen Pikantes genug liefern wird, um ſich ſo als ein von Intriguen verfolgtes ſchutzloſes Lamm darzuſtellen.“

Ein Lakai trat in dieſem Augenblicke an ihn heran, um ihm die Meldung zu machen, daß Seine Königliche Hoheit in dem nächſten Augenblicke eintreten würde.

Gleich darauf wurden die Flügelthüren des Saales geöffnet und der Fürſt trat in Begleitung einiger Herren ein.

XLIII.

„Ich werde nicht mit Dir, Du Süße, rechten!“

Seine Königliche Hoheit gingen, ohne viel nach rechts oder links zu ſchauen, mit ſehr aufrechtem Gange, aber etwas verlegener Miene gerade auf die Gräfin Blendheim los, reichten ihr die Hand und ſagten alsdann: „Es iſt ſehr gütig von Ihnen, Gräfin, daß Sie ſo freundlich ſind, die Beſchützerin dieſer jungen Damen zu machen.“

Die jungen Damen, welche rings im Kreiſe herumſtanden, bedankten ſich für ihre Erwähnung durch einen tiefen Knix.

„Und daß Sie,“ fuhr der Fürſt fort, „auch dabei die jungen Herren ein klein wenig im Auge behalten.“

Die jungen Herren bedankten ſich hierauf durch eine tiefe Verbeugung ebenfalls, und nur einer derſelben, der wohlgelitten war und ſich ſchon etwas herausnehmen konnte, erlaubte ſich die Bemerkung, daß die Gräfin außerordentlich ſtreng ſei und die ganze Sache zu ernſthaft nehme.

Worauf ſich Seine Königliche Hoheit die Hände rieben und dieſe Aeußerung des Wohlgelittenen ganz außerordentlich amuſant fanden.

„Wo iſt Rodenberg?“ fragte der Fürſt.“

„Zu Eurer Königlichen Hoheit Befehl,“ ſagte jener, jetzt erſt in den Kreis tretend, der ſich um den Theetiſch verſammelt hatte.

„Wie weit ſind wir, lieber Rodenberg?“

kann Einiges durchſetzen. — Bſt!“ Er winkte geheimnißvoll mit dem Finger.

Sie traten nun in's Nebenzimmer, wo die Balletmeiſterin mit ihren Papilloten hinter einem gutbeſetzten Kaffeetiſch auf dem Sopha ſaß, und ſich freundlich erbot, ſo bald Herr Dubelli ihr vorgeſtellt war, ihm eine Taſſe Kaffee zurecht zu machen. Demoiſelle Pauline hatte einen reizenden Morgenüberrock an, die blonden Haare unter einem allerliebſten Häubchen verborgen und lag neben dem Kaffeetiſch in einem niedlichen Fauteuil und ſpielte mit einem kleinen Wachtelhunde. Sie ſtreckte die Fußſpitzen gerade aus und neckte den Hund, indem ſie ihn bald emporhob, bald von ſich ſtieß. Die Tänzerin erinnerte ſich gnädigſt des Herrn, und als der Balletmeiſter ihn als einen Beamten, ja, Bekannten des Baron Karl vorſtellte und darauf eröffnete, der Herr Dubelli wolle ſich dem Theater, dem Ballet widmen, ſo ſchenkte ihm die Künſtlerin einen zweiten, forſchenden Blick und verſicherte, es ſolle ſie außerordentlich freuen, wenn der Balletmeiſter endlich Jemanden gefunden habe, mit dem man möglicherweiſe tanzen könne; „denn,“ ſetzte ſie hinzu und warf den Kopf in die Höhe, „ich verſichere Ihnen, Benetti, es iſt nächſtens hier nicht mehr auszuhalten, wenn man nicht für beſſere Tänzer ſorgt! Herr Walzer iſt ein recht guter Menſch, aber er hat keine Kraft, er hält nicht aus; wenn Eliſe und ich erſt recht anfangen und wenn er uns am Schluſſe leviren ſoll, ſo müſſen wir uns furchtbar anſtrengen, um in die Höhe zu kommen. — Haben Sie ſchon getanzt?“ fragte ſie den neuen Collegen und dieſer entgegnete:

„Getanzt, was man unter Tanzen als Kunſſſ-t verſſſ-teht, ſo eigentlich nicht“ — der Balletmeiſter winkte ihm mit dem Auge — „das heißt auf keinem größern Theater,“ verbeſſerte ſich der Herr Dubel, „Vorſſſ-tudien habe ich wohl ſchon gemacht, und ich hoffe, es ſoll mir bald Einiges gelingen unter Ihrem

„Wir haben die lebenden Bilder einmal durchgegangen, aber mit der Decorationsprobe auf Eure Königliche Hoheit gewartet.“

„Das iſt mir ſehr angenehm — ich habe mich den ganzen Tag darauf gefreut — glauben Sie, daß die Decorationen gelingen werden?“

„Ich bin davon überzeugt.“

„Unſer Hoftheater-Intendant, den ich mitgebracht habe, iſt es nicht ſo ganz — nun, wir wollen ſehen, wer Recht behält, die alte oder die neue Zeit.“

„Eure Königliche Hoheit thun mir Unrecht, wenn Sie mich als Gegner der neuen Zeit bezeichnen,“ ſagte der Hoftheater-Intendant Freiherr von Wurzen, ein ſchon älterer Herr mit einer gelben Weſte und einer weißen Halsbinde; „ich bin nur dafür, das Alte nicht eher wegzuwerfen, bis man ſich von dem Beſſeren des Neuen hinlänglich überzeugt hat.“

„Davon wollen wir uns gerade überzeugen,“ gab der Fürſt heiter lächelnd zur Antwort; „kommen Sie, Rodenberg, ich habe Ihnen etwas zu ſagen.“

Seine Königliche Hoheit wandte ſich nach dieſen Worten raſch um, der Kreis der Damen und Herren, die ihn umgaben, öffnete ſich ſchnell und ehrfurchtsvoll, ihn mit Rodenberg durchlaſſend, worauf er den jungen Mann am Arme nahm und mit ihm nach dem anderen Ende des Saales ging.

Die Zurückbleibenden ſchauten den Beiden mit ſehr verſchiedenem Ausdrucke in Blicken und Mienen nach; einige lächelten mit gleichgültiger Sanftmuth, als zeige ſich ihnen ein gewöhnliches und durchaus nicht unerwartetes Schauſpiel; andere ſahen befremdet drein und ſuchten fragend die Blicke ihrer Nebenſtehenden. Seine Excellenz, der Herr Ober-Hofmarſchall, welcher neben ſeine Tochter getreten war, flüſterte derſelben achſelzuckend hinzu: „Kann man ſich wohl noch auf das Wort von Jemandem verlaſſen, ſelbſt wenn dieſer Jemand zu den höchſtgeſtellten Perſonen gehört? — Nein, wahrhaftig nein! Den Aeußerungen nach, die mir heute Morgen gemacht

wurden, hätte ich gewiß denken müssen, man scheue sich nicht, etwas von einer beginnenden Ungnade durchblicken zu lassen, und nun bras dessus, bras dessous — man muß sich in Acht nehmen, man muß nicht leichtsinnig sein, noch weniger aber leichtsinnig vertrauen, am allerwenigsten aber leichtsinnig reden, ma chère, und darin bist Du zuweilen recht stark — mache es doch wie ich und behalte Deine Abneigung für Dich — er müßte schon verflucht gescheit sein, wenn er mich nicht für einen zuverlässigen Freund halten wollte!"

„Ich hasse ihn!" zischte die Baronin Hardenberg.

„Ich weiß das," entgegnete Seine Excellenz in sehr gleichgültigem Tone; „Du hassest ihn aber nicht aus höheren Rücksichten, nicht aus Gründen der Politik — ein Mädchenhaß."

Der Darsteller des Königssohnes in den lebenden Bildern, der lange, blonde Graf, wandte sich an den Baron Hund vom Höllensteine und sagte ihm in ärgerlichem Tone: „Wie oft die besten Nachrichten täuschen — ich hätte eine Million gewettet gegen eine Bratkartoffel, daß der da hinten nicht mehr der liebe Rodenberg des Fürsten gewesen wäre!"

„Und deßhalb nannten Sie ihn: Mein Lieber—r—r?" gab der Baron Hund lachend zur Antwort.

„Was wollen Sie, ein Diplomat muß zu nuanciren verstehen und sich dabei doch retiré halten — er konnte das ‚Mein Lieber' nehmen, wie er wollte."

„Aber er nahm es, wie Sie es meinten, denn, mon cher, c'est le ton, qui fait la chanson. —"

Seine Königliche Hoheit waren am Ende des Saales in eine Fensternische getreten und sagten zu Rodenberg, der vor ihm stand: „Unsere lebenden Bilder müssen reussiren, müssen glänzend ausfallen!"

„Ich wünsche das auch, da es der Wunsch Eurer Königlichen Hoheit ist, und nebenbei meinem Decorateur zu Liebe, der gewiß zeigen wird, daß er 'was Rechtes versteht."

„Nebenbei, Rodenberg — ja, nebenbei, lieber Rodenberg, ist

es mir aber um die Sache ſelbſt zu thun; ich glaube, daß die lebenden Bilder eine große Zukunft haben und daß, wenn man ſie in verſtändige Verbindung mit unſerer gewöhnlichen Oper oder mit dem Melodrama, ſelbſt mit Luſtſpielen bringt, daraus etwas ganz Neues und Ausgezeichnetes entſtehen könnte; ich beſchäftige mich ſehr damit — vielleicht zu ſehr — meine Mutter beliebt das zu ſagen, und meine Miniſter erlaubten ſich in dieſer Beziehung Anſpielungen. Ich war heute Morgen allerdings etwas zerſtreut bei ihrem Vortrage — ich dachte darüber nach, ob wir nicht den Verſuch machen ſollten, Dornröschen ſich im letzten Bilde erheben zu laſſen, um das Ganze mit einer Anſprache an das Publikum zu beſchließen."

„Die Baronin Hardenberg als Dornröschen?" fragte Rodenberg in einem Tone des Zweifels.

„Ich weiß wohl," entgegnete der Fürſt mit einer ungeduldigen Bewegung — „wir wollen froh ſein, wenn ſie ſich glücklich hinaushilft, ohne den Mund aufzuthun — ich hätte gern die kleine Tellin genommen."

„Ich auch."

„Daran iſt nun nichts mehr zu ändern, und wenn meine Mutter zuſchaut, ſo thut ſie es nur, weil ihr Liebling die Hauptrolle hat — aber es wäre ſchön geweſen, wenn wir einen Schritt hätten thun können zur Verwirklichung meiner diſtinguirten Idee, lebende Bilder mit Oper oder Luſtſpiel zu verbinden — finden Sie nicht auch?"

„Gewiß," gab Rodenberg etwas zerſtreut zur Antwort.

„Ich weiß gar nicht, was meine Mutter und was meine Herren Miniſter wollen — man ſollte es anerkennen, wenn ich mich bemühe, einen neuen Styl, um mich ſo auszudrücken, für dramatiſche Werke zu finden, wie man zum Beiſpiel einen neuen Bauſtyl findet — habe ich nicht Recht?"

„Eure Königliche Hoheit haben allerdings Recht," entgegnete der junge Maler, „ſich in Ihren Freiſtunden mit ſo etwas zu be-

ſchäftigen; doch darf ich mir wohl allerunterthänigſt die Bemerkung erlauben, daß Ihre Herren Miniſter ſo wichtige Dinge zum Vortrage bringen, daß denſelben wohl eine ungetheilte . . .“

„Aufmerkſamkeit,“ erwiederte der Fürſt in gelangweiltem Tone, „zu Theil werden ſollte — o, ich weiß, was Sie ſagen wollen, und es könnte mich faſt verdrießen, daß Sie immer und ewig auf ſo etwas zurückkommen!“

„Es iſt aber doch das Wichtigſte!“

„Aber auch das Langweiligſte und geht auch ſo — wofür habe ich meine Herren Miniſter — wofür habe ich meinen Staatsrath? — Soll ich vielleicht für ſie arbeiten? — Doch laſſen wir das jetzt — in dieſem Augenblicke habe ich eine Freiſtunde — will ich eine Freiſtunde haben — das werden Sie mir doch wohl erlauben — nicht wahr, mein lieber Herr Rodenberg?“

Dieſes Einſchieben des ‚Herrn‘ zwiſchen Beiwort und Namen war immer der Anfang eines beginnenden Unwillens, und da Rodenberg aus Erfahrung wußte, daß er ſich denſelben doch unnöthiger Weiſe zuziehen würde, ſo ſagte er lachend: „Verzeihen mir Eure Königliche Hoheit, man wirft mir immer vor, ich gebe ſo oft einen ſchlechten Rath, daß ich mir wohl einmal erlauben könnte, einen ausgezeichnet guten mitzutheilen!“

„Ja, ja, und ich glaube, daß Sie Recht haben. Aber laſſen wir das jetzt und beginnen wir unſere Proben; ich freue mich wie ein Kind darauf — alſo die Decorationen ſind in der That gelungen?“

„Dafür kann ich ſtehen.“

„Und ſonſt nichts Neues?“

„Nichts von Wichtigkeit: die jungen Damen unter Vorſitz der Frau Gräfin von Blendheim haben den Beſchluß gefaßt, Fräulein Leonie Gerhold zu bitten, ihnen bei der Toilette behülflich zu ſein — wenn Eure Königliche Hoheit nichts dagegen haben.“

„Durchaus nichts — ich mag die kleine Perſon wohl leiden — elle est si amusante — si drôle.“

„Und eine ſo vortreffliche Sängerin.“

„Gewiß, gewiß.“

„Unbegreiflich, daß man ſie verfolgt und ihr die beſten Rollen nimmt!“

„Wer verfolgt ſie? Wer nimmt ihr ihre Rollen?“

„Ich nenne nicht gern Namen — doch möchte ich Eure Königliche Hoheit ganz ergebenſt bitten, an geeigneten Orten nur den Wunſch auszuſprechen, daß die kleine Gerhold die Rolle als Orſini in der Lucrezia behalten möge.“

„Das will ich recht gern thun; aber Sie wiſſen, daß mein Intendant ein großer Herr iſt, mit dem ich nicht gern Kirſchen eſſe, er liebt es ſehr, uns anderen armen Leuten nur die Stiele und Steine zu laſſen — und Gründe weiß er vorzubringen — nun, ich denke, gerade wie meine Mutter — aber Ihnen zu Gefallen will ich den Wunſch ausſprechen; doch wollen wir froh ſein, wenn wir unſeren Decorationsmaler glücklich durchbringen — und nun vorwärts — laſſen Sie einige Seſſel, drei, vor's Proſcenium ſtellen, für mich, für meinen Oheim und für die Gräfin Blendheim — die Anderen können das ſtehend anſchauen.“

Rodenberg trat mit einer tiefen Verbeugung zurück, traf die befohlenen Anordnungen und begab ſich dann hinter den Vorhang.

Die Probe begann, nachdem ſich der Fürſt über die Einrichtung des Proſceniums und die Aufſtellung der lebenden Pflanzen ſo wie über den ſo kunſtvoll ſich öffnenden Vorhang lobend ausgeſprochen. Dann erſchien das erſte Bild: das Gemach der alten Frau, wo Dornröschen dem Spinnen zuſieht, ſich an der Spindel verletzt, um alsdann in den hundertjährigen Schlaf zu fallen. Da Fräulein von Tellin abermals die alte Frau machte, ſo glaubte der Fürſt, man habe das Bild falſch geſtellt, und war ſchon im Begriffe, die gelbe Tochter des Ober-Hofmarſchalls auf's gröblichſte zu beleidigen, als ihm die Gräfin Blendheim noch zu rechter Zeit lachend zuflüſterte: „Ich bitte unterthänigſt, leiſe zu reden; Fräulein Tellin iſt nur aus Gefälligkeit für die Baronin von Stockhauſen eingetreten.“

„Ah so," erwiederte der Fürst in sehr heiterer Laune und eben so leise; „bei meinem Worte, ich habe schon geglaubt, die Hardenberg mache die alte Frau und sei falsch gestellt worden — es wäre auch so ganz vortrefflich gegangen." — Dann schaute er hinter sich und rief dem Hoftheater-Intendanten zu: „Das zweite Bild ist es, wo wir diese ausgezeichneten Decorationen zu sehen bekommen werden; geben Sie Achtung, genau, aber unparteiisch."

Das zweite Bild stellte einen dichten Wald vor beim ersten Grauen des Tages: rechts auf einer Anhöhe lagerte der Königssohn mit seinem Jagdgefolge, er selbst lehnte am Stamme einer riesenhaften Eiche und schaute in ein Thal, welches sich im Hintergrunde ausbreitete und aus dem man nebelhaft eine bis jetzt noch unbekannte Masse emporsteigen sah — waren es Baumgruppen — waren es Gebäude — waren es Felsen? — Unmöglich, dies jetzt schon bei den tiefen Schatten, in die das Thal gehüllt lag, so wie bei dem kaum anbrechenden Tageslichte zu erkennen; hoch oben in der Luft glänzte ein einsamer Stern.

„Das ist der Stern der Liebe,
Den ich da flimmern seh'"

recitirte Prinz Heinrich, worauf ihm der junge Fürst nicht ohne Beziehung erwiederte: „Ganz gewiß, lieber Oheim, aber mir scheint, er ist im Begriffe, zu verschwinden."

Und so war es auch. —

Der Stern erblaßte eben so langsam und allmählich, wie sich die Landschaft aufzuhellen schien; man sah förmlich, daß der Morgenduft wie von einem frischen Winde dahingetrieben dem Thale entlang floh und langsam verschwand vor dem anbrechenden Tageslichte, das, mit der größten Natürlichkeit und den sanftesten Uebergängen Berg und Thal erhellend, jetzt deutlich sehen ließ, daß das, was sich aus dem Hintergrunde erhob, ein altes, großartiges, prächtiges Schloß war, welches aber auf die wunderbarste und wunderlichste Weise eingehüllt erschien in Laubmassen und Schlingpflanzen —

wie mit grünen Schleiern war es zugedeckt, und nur hier und da ſah man eine Fenſteröffnung hervortreten, einen Theil der Mauerzinnen, die Spitzen der Dächer über rieſenhaften Baumkronen und den oberen Theil der großen Treppe, welche ſich in einem zierlichen Bogen von einem Felſenvorſprunge auf die Höhe einer ausgedehnten Terraſſe ſchwang.

Hierbei war aber Alles: Malerei, Beleuchtung, von ſo vollendeter Wirkung, daß man hätte glauben können, durch einen großen Bogen in's Freie zu ſehen; da waren die Abſtufungen des Lichtes ſo fein gewählt und durchaus nicht ſtörend, da war es, als könne man ſehen, daß ſich nun links im Thaleinſchnitte die Sonne erhebe und mit ihren glänzenden Strahlen das alte Mauerwerk vergolde, daß ſeine Fenſter ſtrahlten, daß ſeine Metalldächer zwiſchen dem überwuchernden Grün röthlich glänzten, daß die Wetterfahne auf dem Hauptthurme wie ein leuchtender Punkt ausſah, daß das ganze verſammelte Publikum, der Fürſt zuerſt, in einen lauten Ruf der Bewunderung ausbrach und ſo anhaltend applaudirte, wie es nur ein Parterre von gewöhnlichen Kunſtenthuſiaſten zu thun im Stande iſt.

„Ich muß geſtehen, das iſt das Schönſte in Decorationen, was mir bis jetzt vor Augen gekommen — habe ich Recht?“ wandte er ſich an den Hoftheater-Intendanten.

„Allerdings, von großer Wirkung, doch muß ich geſtehen, etwas zu ſehr Diorama.“

„Pah, das iſt mir ganz gleich, wenn ich damit nur erreiche, was ich erreichen will!“

„Ob aber ein ähnlicher Effect bei unſeren gewöhnlichen Theatereinrichtungen zu erreichen iſt, wäre doch eine andere Frage.“

„Gewiß, Herr Baron,“ hörte man hier die Stimme Rodenberg's, welcher leiſe in den Kreis hinter den Fürſten getreten war; „der Decorationsmaler Schlegel, welcher dieſe Decorationen gemalt und aufgeſtellt hat, verpflichtet ſich, ohne viel Mühe und große Koſten etwas ganz Aehnliches auf der Hofbühne herzuſtellen.“

„Er verpflichtet ſich allerdings," ſagte der Hoftheater-Intendant in ſcharfem Tone; „ob er aber dieſer Verpflichtung nachkommen kann?"

„Aufmerkſamkeit, meine Herren," rief der Fürſt, „unſer Bild iſt noch nicht zu Ende — bis jetzt ſah man nur die Decoration, doch tritt nun das lebende Bild in ſeine Rechte; ſehen Sie, wie prachtvoll der Glanz des Morgens das Geſicht unſeres Königsſohnes erhellt, wie er erſtaunt und forſchend hinüberſchaut — vortreffliche Stellung — und das Jagdgefolge — wie maleriſch geordnet — ah, ausgezeichnet — wunderſchön!"

Jetzt ſtand das Bild in der That in vollem Glanze und bot eine ſolche Fülle von Licht, gab Alles mit einer ſo unbeſchreiblichen Klarheit, daß man erſtaunt ſein mußte, wie es möglich ſei, eine ſolche Lichtmaſſe wirken zu laſſen — dann ſchloß ſich der Vorhang mit einer friſchen Jagdfanfare.

Für die Eingeweihten war das Räthſel einfach zu löſen; Rodenberg hatte dafür Sorge getragen, daß der Saal durch Auslöſchung einer Menge Kerzen verdunkelt war, und Schlegel hatte die glänzende Nachmittagsſonne zu Hülfe genommen und durch ihre glühenden Strahlen, die er im Hintergrunde der kleinen Bühne durch ein geöffnetes Fenſter einfallen ließ, dieſe zauberhafte Wirkung hervorgebracht.

Darin lag allerdings etwas von den Kräften, deren ſich das Diorama bedient, wie der Freiherr von Wurzen ganz richtig bemerkt; doch waren in dieſem Falle die Mittel gleichgültig, da der Zweck erreicht war.

Seine Königliche Hoheit ſagten in ſehr beſtimmtem Tone: „Schon nach dieſer Probe von der Kunſt Ihres Empfohlenen wäre es unverantwortlich, einen ſo talentvollen jungen Künſtler wieder ziehen zu laſſen — ich hoffe, man iſt meiner Anſicht — doch fahren wir fort!"

Das dritte Bild: ein ſchattiger Laubgang, an deſſen Ende man von einem einfallenden Sonnenſtrahle den Eingang zum inneren Schloſſe beleuchtet ſah.

„Bravo — bravo! — Außerordentlich ſchön! — Auf Ehre, räuberhaft! —“

Und eben ſo wurden die anderen Bilder, in denen nun die Perſonen mehr in den Vordergrund traten, durch rauſchenden Beifall belohnt — vor Allem das Schlußtableau: das Gemach der Prinzeſſin, wo die reiche Ausſchmückung, die Pracht des Geräthes und der Tapeten in wunderbaren Einklang gebracht war mit der maleriſchen Zerſtörung, die ſich nach hundertjähriger Verödung zeigte durch eingedrungene Schlingpflanzen, die alles mit Grün umſponnen, ſo wie durch weiche, glänzende Mooſe, welche die Steinverzierungen bedeckten und auf dem Boden einen förmlichen Teppich bildeten. Und wie war hier wieder das einfallende Licht benutzt, glänzte es doch faſt nur auf dem Lager der Prinzeſſin, ſo daß ſie wie von einer Strahlenglorie umgeben ihrer Erweckung entgegenträumte!

Nach einem letzten rauſchenden Beifalle erhob ſich der Fürſt, und ſich halb gegen Rodenberg, halb gegen den Hoftheater-Intendanten wendend, ſagte er: „Laſſen Sie Ihren Zauberer hervortreten, ich muß ihm ſelbſt meinen Dank ſagen, ſo wie den Wunſch ausſprechen, ſeine Kunſt auch künftig verwenden zu dürfen.“

„Wollten Eure Königliche Hoheit mir nicht erlauben, vorher noch einige Renſeignements einzuziehen oder mir wenigſtens überlaſſen, mit dem jungen Manne in Unterhandlung zu treten, ehe Eure Königliche Hoheit ihm vielleicht Hoffnung machen?“

Der Fürſt warf unmuthig den Kopf empor, während er dem Sprecher in einem trockenen Tone in die Rede fiel: „Wie ſo, Hoffnungen machen? Davon kann gar nicht die Rede ſein, ſondern ich will ihn bei mir behalten — ich will!“

Einen Augenblick darauf ſtellte Rodenberg den jungen Künſtler vor, der vom Fürſten auf's beſte empfangen wurde, dem derſelbe ſeinen Dank ausſprach und alsdann hinzuſetzte: „Der Hoftheater-Intendant ſoll durch Rodenberg die Wünſche erfahren, unter denen Sie bei uns bleiben wollen, und ich werde dafür ſorgen, daß Sie bald einer der Unſerigen ſind — nochmals meinen beſten Dank!“

Rodenberg drückte seinem Schützlinge herzlich die Hand und beeilte sich, ihn einigen Herren und Damen vorzustellen, von deren Wohlwollen für sich selber, also auch für den Anderen er überzeugt sein zu können glaubte.

Auch hier empfing Schlegel Worte der Anerkennung, und man freute sich, ein Talent zu besitzen, das im Stande sei, an manchem alten Schlendrian zu rütteln.

Der Adjutant des Prinzen Heinrich, welcher in den vergangenen Jahren nicht nur viel stärker, sondern auch Oberst geworden war, drückte am herzlichsten seine Freude aus, einen so außerordentlichen Künstler persönlich kennen zu lernen: „Fragen Sie Rodenberg, wie gern ich mich in Ihren Kreisen bewege — wie glücklich ich bin, da ein freies Wort zu hören, eine frische Ansicht — und auch noch aus anderen Gründen bin ich entzückt, daß Sie bei uns bleiben: als der Fürst zuerst über Sie und dann zu Ihnen sprach, sahen wir Gesichter, nicht wahr, Rodenberg, die so vergnügt aussahen, als sei man im Begriffe, ihnen einen hohlen Zahn auszuziehen — trichinenhaft, auf Ehre! — Ich hoffe, Sie besuchen mich," sagte er zu Schlegel und wandte sich alsdann an Rodenberg, dem er zuflüsterte: „Ich glaube, der Prinz will Sie nachher auf einen Augenblick sprechen, wenn er es nicht vergessen hat, was er Ihnen sagen möchte; auf alle Fälle treten Sie ihm in den Weg, wenn er fortgeht."

„Rodenberg!" rief es aus dem Saale herüber.

„Gehen Sie, der Fürst ruft Sie — schmieden Sie Ihr Eisen, so lange es warm ist, das ist der Rath eines guten Freundes — aber Sie thun es doch nicht — Sie können es nun einmal nicht lassen, für alle Welt die Kastanien aus dem Feuer zu holen!"

„Also halten Sie mich für dumm?" sagte Rodenberg, indem er lachend hinübereilte.

„Nein, nein, aber für räuberhaft gutmüthig und für trichinenhaft bescheiden!" —

„Sie baten mich vorhin um etwas," fragte der Fürst, welcher

Protektorate, mein Fräulein, und unter der trefflichen Leitung des Signor Venetti.“

Die Tänzerin lächelte geſchmeichelt und zeigte bei dieſer Gelegenheit ein paar roſige Grübchen in ihren Wangen; die Balletmeiſterin bot dem artigen Fremden eine zweite Taſſe Kaffee an, und Signor Venetti ſtreckte ſeinen Kopf in die Höhe und verſicherte, das Seine thun zu wollen.

Der Herr Dubelli, der ſich die Lehren des Doktor Stechmaier, daß man auch Alles loben könne, was man nicht geſehen, feſt eingeprägt, ſchwärmte über die geſtrige Vorſtellung Robert des Teufels und erhob die Leiſtung von Mademoiſelle Pauline als Aebtiſſin des verruchten Kloſters über alle Himmel hinaus. Die Tänzerin lächelte abermals, und der neue College ſchien ihr zu gefallen.

„Es iſt ſchade,“ ſagte der Balletmeiſter, „daß Niemand von unſeren jungen Damen in der Nähe iſt, um mit Herrn Dubelli eine kleine Probe zu machen. Was meinſt du Frau, ſollte wohl Mademoiſelle Karoline, die uns gegenüber wohnt, noch zu Hauſe ſein? Wir könnten ſie ja herüber holen laſſen, um mit Herrn Dubelli eine Polka, einen Walzer oder ſo was zu tanzen, um praktiſch zu ſehen, ob er einen richtigen Begriff von der edlen Tanzkunſt hat.“

„Sie wird wohl ſchon ins Theater gegangen ſein,“ ſagte Signora Venetti und warf einen Blick zu dem Fenſter über die Straße; „ja, ſie iſt ſchon fort, ihre Fenſter ſtehen weit offen.“

„Schade, ſchade!“ ſagte der Balletmeiſter, „wir hätten uns dadurch eine Probe auf dem Balletſaal erſpart.“

„Nun, wir können die Probe ja immerhin machen,“ nahm Demoiſelle Pauline nachläßig das Wort; „gehen Sie an Ihren Flügel, Venetti, ich will mit dem jungen Mann tanzen.“

„Oh!“ ſagte der pfiffige Italiener, als erſchrecke er über dieſen Vorſchlag, „das wäre wahrhaftig zu viel verlangt, Made-

mit der heiterſten Miene und die Hände reibend die Decoration des Proſceniums betrachtete, den Herbeieilenden — „was war das doch?“

„In Betreff der kleinen Gerhold.“

„Richtig, aber das iſt ſchlimm, noch einmal mit dem Intendanten anzubinden — wir haben ihm ſchon ſtark auf den Fuß getreten.“

„Das kommt auf meine Rechnung.“

„Und ſo meinen Sie, ich ſolle die Gerhold über mich nehmen? — Wäre nicht ſo übel — aber Sie können meine Grundſätze, und ich möchte nicht gern in's Gerede kommen — gerade jetzt nicht.“

„So darf ich mir vielleicht erlauben, in dieſem Falle Eure Königliche Hoheit zu bitten, mich als ganz unverſchämten Bittſteller und Querulanten zu bezeichnen — ich habe ſchon ſo viel auf meiner Rechnung, daß mich das Bißchen mehr auch nicht unglücklich macht.“

„Meinetwegen, und Sie haben Recht, im Grunde ſind Sie auch ein unruhiger Querulant, aber nur im Intereſſe Anderer — denken Sie nie an ſich ſelber?“

„Gewiß, Eure Königliche Hoheit, und dann habe ich allerdings einen ſehnlichen Wunſch.“

„Und welcher iſt das? Ich wäre begierig, ihn kennen zu lernen.“

„Daß Eure Königliche Hoheit gegen mich ſo geſinnt bleiben, wie bisher!“

„Ich glaube, davon können Sie überzeugt ſein,“ entgegnete der Fürſt. — „Doch können wir nicht verſchweigen, daß er bei dieſen Worten dem jungen Manne nicht ſo offen und frei in's Geſicht ſchaute, als er ſonſt wohl zu thun pflegte; auch ſagte er etwas haſtig: „Kommen Sie, ich will jetzt mit Wurzen reden.“

Der Hofthcater-Intendant war klug genug, auf ſeiner Stirn auch nicht mehr die geringſte Falte ſehen zu laſſen, ja, er lächelte wohlwollend und heiter, als der Fürſt mit Rodenberg auf ihn zutrat, und ſein Blick verdüſterte ſich auch dann nicht, als ihm der Fürſt mit lachendem Munde ſagte: „Wir kommen mit einer Bitte

zu Ihnen, eigentlich Rodenberg — es betrifft die kleine Gerhold, gegen die Sie ja so außerordentlich hartherzig sein sollen — was ich in der That nicht begreifen kann."

Jetzt flog ein leichter Schatten über das Gesicht des Hoftheater-Intendanten, doch blieb in seinen Mundwinkeln immer noch ein kleines Lächeln stehen, unter dessen Einfluß er zur Antwort gab: „Hartherzig bin ich gewiß nie, mein allergnädigster Herr, aber stets gerecht."

„Nennen wir es meinetwegen so, doch hat auch die strenge Gerechtigkeit ihre Gränzen, und gegen eine schöne Sängerin darf man wohl zuweilen milde sein — was hat denn die kleine Gerhold verbrochen?"

„Durchaus nichts, Königliche Hoheit — ich sah mich nur veranlaßt, ihr ein paar Rollen zu nehmen, für die ihre Stimmlage nicht recht paßt."

„Aber Sie haben ihr den Orsini genommen, für den sie so vortrefflich paßt."

„In der äußeren Erscheinung vielleicht."

„Gewiß, und ihr Trinklied sang sie allerliebst."

„Ich mußte diese Rolle einem neuen Mitgliede geben, Königliche Hoheit, Fräulein Berger, welche als Altistin engagirt ist; ihre Simme ist schön und stark."

„Aber sie selbst ist häßlich und mager, und ich hätte in der That lieber die Gerhold gesehen."

„Eure Königliche Hoheit sehen mich untröstlich," sagte der Hoftheater-Intendant, indem er seine Hände demuthsvoll zusammenlegte — „untröstlich — aber es würde dieses neu eingetretene Mitglied außerordentlich kränken, wenn man ihm eine übertragene Rolle wieder abnähme!"

„Aber es kränkt ein schon länger engagirtes Mitglied nicht minder, wenn man ihm eine Rolle nimmt, in der es vortrefflich ist," erlaubte sich Rodenberg einzuwerfen, wofür ihn ein sprühender Blick des Freiherrn von Wurzen belohnte, worauf dieser sich gegen den Fürsten wendend sagte:

„Eure Königliche Hoheit ſind gewiß nicht dafür, ein neues, vortreffliches Mitglied auf dieſe Art zu kränken!“

„Gewiß nicht — haben Sie denn die Lucrezia auf dem Repertoire?“

„Sie ſoll ſogar am nächſten Sonntage gegeben werden.“

„Eine Oper, die ich überhaupt nicht beſonders mag,“ meinte der Fürſt achſelzuckend — „man könnte das ja ändern.“

„Es iſt unangenehm, ein Stück abzuändern,“ entgegnete der Hoftheater-Intendant.

„Eine ſehr richtige Bemerkung des Herrn Barons,“ warf Rodenberg in zuſtimmendem Tone ein, „denn auch das Publikum empfindet auf's unangenehmſte dieſe beſtändigen Abänderungen.“

„Ja, das iſt wahr,“ ſtimmte der Fürſt bei, „in Abänderungen ſind wir ſtark; man hat mir neulich eine Liſte vorgelegt, ich weiß nicht mehr, wer, aus der ich erſehen, daß man ein Stück nicht nur ſelten an dem Abende gibt, an dem es auf dem Repertoire ſtand, ſondern daß oft zwei bis dreimal geändert wird, ehe wir überhaupt etwas zu ſehen bekommen.“

„Oh weh,“ dachte Rodenberg, „die Liſte kommt auch auf meine Rechnung — für Leonie iſt heute nicht viel mehr zu machen — vielleicht helfen wir uns auf eine andere Art.“

Und als nun der Fürſt ſagte: „Iſt es nicht ſo, Rodenberg?“ Und dann zu dem Oberhof-Marſchall, der hinzugetreten war: „Nicht wahr, Excellenz, wir leiden Alle ſehr unter den ewigen Veränderungen?“ ſo konnte ſich der junge Mann nicht enthalten, zu antworten:

„Ja, es iſt ſo, und deßhalb laſſe ich meine Bitte fallen, um mich nicht auch der Schuld theilhaftig zu machen, eine neue Abänderung auf dem Gewiſſen zu haben.“

„Uebrigens hatten wir geſtern eine brillante Vorſtellung,“ ſagte der Fürſt in ſeiner Gutmüthigkeit, ehe er ſich abwandte, — „Adieu, meine Herren!“

Er verließ den Saal, und hierauf ſtob Alles mit der größten Eilfertigkeit aus einander.

Einer der Letzten war Prinz Heinrich, dem Rodenberg dienstfertig die große Flügelthür zur angränzenden Gallerie öffnete, über welche derselbe in seine Wohnung gelangen konnte. Ehe der Prinz aber den Saal verließ, blieb er stehen, schaute dem jungen Manne einen Augenblick fest ins Gesicht und sagte nach einigem Besinnen: „Beinahe hätte ich wieder vergessen, was ich Ihnen schon seit einigen Tagen sagen wollte; kommen Sie einen Augenblick mit mir, wenn Sie Zeit haben. Guten Abend, Werdenberg — ich danke Ihnen!“

Nachdem der Prinz und Rodenberg hierauf die Gallerie, sowie ein paar Corridore durchschritten, gelangten sie zu den Gemächern des Prinzen und hier in ein kleines, behaglich eingerichtetes Cabinet, das mit Kunstsachen in seltenen Bronzen, Elfenbeinschnitzereien, alten Waffen angefüllt war, dessen reichste Verzierung aber in einem wundervollen Bilde von Murillo bestand, welches über einem breiten Divan hing.

Hier ließ sich der Prinz nieder und bedeutete dem jungen Manne, sich auf einen kleinen Fauteuil zu setzen, der an der Seite stand; dann lehnte er sich in die Ecke des Divans zurück, faltete seine dünnen, weißen Finger in einander, und als er hierauf seine Augen schloß und den Kopf hinabsinken ließ, wurden die Züge seine Gesichtes schlaff, und er sah alt, recht alt aus.

Die Jahre, welche zwischen jenem Carneval in Köln und dem heutigen Tage lagen, waren an Seiner Königlichen Hoheit nichts weniger als spurlos vorübergegangen, und gerade daß er sich außerordentliche Mühe gab, dies seine gewöhnliche Umgebung nicht merken zu lassen, veranlaßte ihn zu einer Kraftverschwendung, auf die dann häufig eine ähnliche Abspannung folgte.

Er war plötzlich eingeschlafen, und Rodenberg, welcher vor ihm saß, wartete, die Arme über einander geschlagen, geduldig, wartete recht gern und wartete mit Liebe auf das Wiedererwachen seines Gönners und Freundes.

Ja, das Letztere war er ihm in vollem Maße gewesen, seit

er den jungen Mann an den Hof gebracht, ſeit er ſeine erſten Schritte geleitet und ſeitdem er ihm alsdann immer noch durch gute Winke, auch zuweilen noch durch leiſe Ermahnungen bei ſeinem Fortkommen behülflich war. Und dabei war er ehrlich genug geweſen, dem jungen Maler damals die beiden Wege zu zeigen, welche vor ihm lagen, um auf dem einen mit Sicherheit, auf dem anderen vielleicht eine glänzende Carrière zu machen. Der letztere war der Weg des Künſtlers, ein mühſamer, dornenvoller und weniger lohnender Weg, und ihn hätte auch Rodenberg unbedingt eingeſchlagen, wenn ihm bei dem anderen nicht ebenfalls ein künſtleriſches Streben möglich geweſen wäre und wenn er hier nicht die Ausſicht gehabt hätte, raſch die ſogenannten Höhen des menſchlichen Lebens zu erklettern.

Weßhalb es ihn da hinaufzog, wiſſen wir bereits und wollen auch nicht verſchweigen, daß der natürliche Ehrgeiz des ſtrebenden und mit dem Leben kräftig ringenden jungen Mannes es vorzog, ſich jener ſtarken Hand anzuvertrauen, die ihn raſch aufwärts führte, als in der mühevolleren Künſtlerlaufbahn einem Pfade zu folgen, der vielleicht doch nur die höchſte Höhe umkreiſte, ſtatt auf ihre Spitze zu führen.

Dabei war ſein Beſchützer für ihn gleich gut, gleich beſorgt geblieben, hatte ihm weder Lob noch Tadel geſpart, hatte ihn über eingebildete Gefahren beruhigt, ihm dagegen wohl wirkliche Klippen und Abgründe gezeigt.

Daß eine der gefährlichſten Klippen in der Abneigung lag, welche die Mutter des regierenden Herrn gegen Rodenberg gefaßt hatte, und daß dieſe Klippe ihm früher oder ſpäter gefährlich werden, ja, ſeinen Untergang herbeiführen konnte, verſchwieg er ihm eben ſo wenig, als er ihm auch die beſten Anleitungen gab, ſein gebrechliches Schifflein zu ſteuern.

„Meine Schwägerin,“ hatte ihm der Prinz öfters geſagt, „welche natürlicher Weiſe jeden Einfluß eines Anderen auf ihren Sohn, den regierenden Herrn, mit ſcheelen Blicken anſieht, was ich

auch sehr begreiflich finde, bemüht sich in Folge davon, diesen Einfluß so schädlich als möglich darzustellen; deßhalb können Sie überzeugt sein, daß Sie von ihr und ihrem Anhange mit den grellsten Farben als ein Ungeheuer der ersten Classe gezeichnet werden: Sie sind ein Leichtsinniger, der den Fürsten zur Verschwendung antreibt — Sie sind ein Verleumder, der sich unterfteht, nicht nur die edlen Eigenschaften der Frau Fürstin-Mutter zu verkleinern, sondern der es sogar wagt, und das ist noch viel schlimmer, in unehrerbietigem Tone von Allerhöchstderen Kammerfrau und anderen Günstlingen zu reden. — Sie sind dabei ein höchst eigennütziger Mensch, der den Fürsten zu großen Ausgaben veranlaßt, um selbst sein Schäfchen in's Trockene zu bringen — vor allen Dingen aber sind Sie ein lockerer Geselle, der den Fürsten zu allen möglichen Ausschweifungen verführt, und das ist die Klippe, an der Sie stranden werden."

Rodenberg hatte darauf wohl geantwortet: „Aber alle diese Beschuldigungen sind falsch, wie Eure Königliche Hoheit es wissen und der ganze Hof, vor Allen aber der Fürst."

Und Seine Hoheit hatten ihm dann mehr als einmal lächelnd erwiedert: „Wer das wissen will, muß es allerdings wissen — aber wie können Sie die Leute zwingen, wie können Sie sie überreden, von Ihnen etwas Gutes zu glauben?"

„Aber was ich geleistet, was ich gethan, was an schönen und großen Einrichtungen auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit durch meine Hand entstanden — wie kann man etwas verneinen, etwas abläugnen, was vor aller Welt Augen liegt?"

„Die Sache an sich wird man Ihnen auch nicht abläugnen — aber wissen Sie, aus welchen Motiven Sie gearbeitet? Vor allen Dingen, um den Fürsten auf eine angenehme Weise zu beschäftigen, um ihn von ernsten Dingen abzubringen, seinen Neigungen zu schmeicheln und sich unentbehrlich zu machen — aus Eitelkeit, um sich einen Namen zu erwerben, dann, um andere Leute Ihrer Klasse zu protegiren und emporzubringen, endlich, und das ist die Haupt-

ſache, um ſich auf unrechtmäßige Weiſe ein großes Vermögen zu ſammeln.“

„Schändlich, abſcheulich!“ hatte Rodenberg geantwortet und dann mit bitterem Lächeln hinzugeſetzt: „Leider vermag ich nur zu gut zu beweiſen, daß, wenn ich heute den Dienſt Seiner Königlichen Hoheit des Fürſten verlaſſe, meine erſte und ſehr ſchwere Sorge ſein muß, die Schulden zu bezahlen, welche ich während dieſer Dienſtzeit gemacht.“

„Aber was der Pöbel, vornehmer und geringer, über dergleichen Dinge ſpricht,“ hatte der Prinz entgegnet, „eben ſo, was Ihre Schulden anbelangt, das ſind lauter Kleinigkeiten, die hier nicht in Betracht kommen; doch wovor ich Sie nochmals mit vollem Recht warne, das iſt die Klippe, von der ich Ihnen vorhin ſprach, das iſt der Vorwurf, den man Ihnen, und gewiß mit Unrecht, machen wird, durch Anleitung zu Ausſchweifungen aller Art auf das Leben des Fürſten eingewirkt zu haben.“

„Daß dieſer Vorwurf eine infame Lüge iſt, wird der Fürſt glänzend beweiſen.“

„Und wenn er dieſen Beweis glänzend ſchuldig bleibt?“

„So iſt er edel und hochherzig genug, zu ſagen: ‚Rodenberg war mir bei meinen erlaubten Phantaſieen nützlich und behülflich — wir haben als junge Leute heiter und vergnügt zuſammen gelebt, wir haben die Kunſt gepflegt und dadurch Künſtler in jeder Richtung unterſtützt — wir haben allerdings dabei viel Geld ausgegeben, aber auch Schönes geſchaffen — wer aber behaupten wollte, Rodenberg habe mich zu unerlaubten Handlungen, zu Ausſchweifungen verleitet oder auch nur verleiten wollen, iſt ein ſehr ehrloſer Verleumder und Lügner!‘ — ſo wird der Fürſt reden, und ſo muß er reden.“

In dieſem Augenblicke erwachte Prinz Heinrich und ſchaute ſein Gegenüber mit einem matten und erſtaunten Lächeln an; dann fuhr er mit der Hand über ſeine Stirn und fragte: „Sprachen Sie ſo eben zu mir, lieber Rodenberg, oder hat mir das nur geträumt?“

„Meine Gedanken waren wenigſtens mit Eurer Hoheit be-

ſchäftigt — ich dachte an Ihr Wohlwollen, Ihre Güte, die Sie mir ſtets bewieſen, an die vortrefflichen Rathſchläge, ſowie auch an die Warnungen, welche Sie mir ertheilt."

„Ah ja, ah ja, daran dachten Sie alſo — Sie ſind ein dankbares Gemüth; und ich träumte von dergleichen — ein Traum, der viel Wahrheit enthielt," ſetzte er ſeufzend hinzu — „mir träumte, ich ſei alt geworden, ſehr, ſehr alt, oder noch beſſer geſagt, mir träumte, ich ſei das geworden, wo man aufhört alt oder jung zu ſein."

„Verſtehe ich Eure Hoheit recht, ſo hatten Sie einen Traum, der ein langes Leben verheißt."

„Man ſagt ſo," erwiederte der Prinz kopfnickend; „aber daß ich recht alt geworden bin, erkenne ich daraus, daß ich in Ihrer Gegenwart einſchlief — enſchuldigen Sie mich!"

„Bedürfen Eure Hoheit eines ſolchen Wortes gegen mich?" fragte Rodenberg in einem faſt vorwurfsvollen Tone. „Und es iſt doch ſo begreiflich, daß Sie ermüdet ſind — Sie ſtehen ſo früh auf, Sie haben gewiß einen langen Spazirritt gemacht, viel gearbeitet, und dann die Probe lebender Bilder — der dunkle Saal, das macht unwillkürlich ſchläfrig."

„Sie ſind ſehr freundlich, und es fällt mir ja auch nicht ein, vor Ihnen mein Alter abläugnen zu wollen — aber ich habe in der That von Ihnen geträumt, einen für uns Beide nicht ſehr angenehmen Traum — ich war nicht mehr im Stande, Ihnen nützlich zu ſein — meine Hand über Ihr Haupt halten zu können — wie ich ſo gern thue," ſagte der Prinz mit weicher Stimme — „und da kam Alles ſo, wie ich es gefürchtet — doch beſſer, wir reden jetzt nicht mehr darüber — es war ja nur ein Traum."

„Gewiß; doch beweiſt mir auch dieſes Leben im Traume, wie freundlich ſich Eure Hoheit mit mir beſchäftigen."

Der Prinz hatte ſich wieder in die Ecke des Divans zurückgelehnt, hielt ſeine Hände gefaltet, und während er einen Daumen um den anderen herumgehen ließ, betrachtete er den jungen Mann mit einem langen, freundlichen Blicke, ehe er ſprach: „Ich habe

Sie gern, lieber Rodenberg, ich läugne das vor Niemanden und ſpreche es ſo oft und öffentlich aus, als mir nur möglich iſt; Sie haben vortreffliche Eigenſchaften, Sie ſind anhänglich und dankbar. Doch iſt es das nicht allein, was mich zu Ihnen hinzieht — wenn ich Sie ſehe, wenn ich mit Ihnen ſpreche, ſo tritt die Zeit, wo ich Sie kennen lernte, mit einer ſo friſchen Lebendigkeit vor mich hin, daß ich auffahre und ſuchend um mich her ſchaue, um — um Jemanden anders zu finden — Sie verſtehen mich."

„Gewiß — gewiß."

„Eigenthümlich, lieber Rodenberg, daß wir uns damals in dem gleichen Gefühle trafen, Sie, der ganz junge Mann, ich ſchon in vorgerücktem Alter — noch ſonderbarer aber, daß ich damals Ihr Gefühl ſchon erkannte — ohne eiferſüchtig zu ſein — bei Gott, ich war nicht eiferſüchtig, obgleich ich dieſes ſonderbare Geſchöpf liebte, wie ich früher oder ſpäter niemals mehr etwas geliebt, und das, glaube ich, war und iſt bei Ihnen der gleiche Fall."

„Es war und iſt bei mir der gleiche Fall."

„Ah, jene Zeit," rief der Prinz mit einem Blicke des Glückes, „wie war ſie ſo ſchön — ich fühlte, daß ich noch lieben konnte, daß ich noch hätte glücklich ſein können — wenn — wenn — das überhaupt möglich geweſen wäre?"

„Und warum hätte es nicht möglich ſein können?" fragte Rodenberg mit leiſer Stimme und forſchendem Blicke, nachdem er langſam und ſchwer geathmet.

„Weil — weil — werden Sie es glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich damals die feſte Abſicht hatte, mich mit jenem wunderbaren Weſen dauernd zu verbinden — daß ich die erſten Schritte dazu that?"

Rodenberg zuckte unwillkürlich zuſammen.

„Was wollen Sie? — Sie war eine Marcheſa de Monterey, von einem alten, ſehr vornehmen Hauſe, und ich frei und unabhängig genug, um eine morganatiſche Ehe mit ihr ohne große Schwierigkeiten eingehen zu können — wie geſagt, ich that Schritte dazu — ich ließ ihr einen Vorſchlag machen."

„Den sie ablehnte?“ fragte der junge Maler in unbeschreiblicher Spannung.

„Ja, den sie ablehnte — weil ich zu spät kam.“

„A—a—a—ah, weil Sie zu spät kamen — und wie ist das wohl zu verstehen? — liebte denn Sennora bereits einen Anderen?“

„Das glaube ich nicht, dazu hatte es nicht den Anschein.“

„Oder hatte sie bereits ihr Wort gegeben?“

„Mehr als das — ich kam zu spät, da die Marchesa bereits verheirathet war.“

Glücklicher Weise war Rodenberg auf etwas ganz Außerordentliches gefaßt und konnte deßhalb ohne einen Ausbruch des grenzenlosesten Erstaunens die eben gesagten Worte anhören, welche sein Gegenüber aussprach und ihn dabei ruhig und nicht einmal forschend betrachtete. Nur glaubte der junge Mann zu fühlen, daß er auf eine Secunde furchtbar erbleichte und daß ihm im nächsten Augenblicke das Blut gewaltsam zum Kopfe stieg.

„Das überrascht Sie einiger Maßen,“ fuhr der Prinz, mild lächelnd, fort — „ging es mir doch im ersten Augenblicke eben so; doch muß ich gestehen, daß ich halb und halb darauf vorbereitet war und daß mir das Verhältniß der schönen Sennora mit ihrem ehrwürdigen Begleiter beim näheren Betrachten etwas anders erschien, als ein Verhältniß zwischen Oheim und Nichte.“

„Oheim und Nichte,“ murmelte Rodenberg, diese Worte mühsam nachsprechend — „sollten Eure Hoheit nicht irren? — Es wäre ja entsetzlich!“

„Entsetzlich fand ich es gerade nicht, nur erschien es mir damals recht störend — recht unangenehm eingreifend in meine Plane; doch habe ich mich getröstet, und wenn ich mich jetzt betrachte und bei mir denke, wie weit während der letzten vergangenen Jahre ihr Alter und das meinige aus einander gegangen wäre, so glaube ich, dem Schicksale sogar danken zu dürfen.“

„Verheirathet -- die Marchesa mit Don Jose? — Ah, unmöglich!“

moiſelle Pauline! La prima bellerina wollte die Gnade haben? — — — — Herr Dubelli,“ ſagte er ſtolz zu dieſem, „Sie haben einen guten Tag.“

Der neue Tänzer war ſichtlich erſchüttert von dem übergroßen Glücke, das ihm zu Theil wurde, und erhob ſich ganz gerührt; er fuhr über ſeine hellen, lederfarbenen Glaçehandſchuhe, die er ſich zu dieſem Zwecke eigens gekauft, als wolle er ſie feſter an die Hand ſtreifen, legte ſeinen Hut auf einen Nebentiſch und ſtellte ſich in Poſitur. Die Tänzerin warf den kleinen Hund mit ihrer Fußſpitze auf den Sopha, erhob ſich aus dem Fauteuil, und während ſie ihre beiden Hände auf die Hüften legte, wiegte ſie ihren Oberkörper in die Höhe und ſtreckte ſich um ein paar Zoll. Das Mädchen hatte eine prachtvolle Taille, und der Herr Dubelli wagte es anfangs nur ſchüchtern, ſeinen Arm um ſie zu ſchlingen.

„Eine Polka-Maſurka!“ befahl die Tänzerin und fragte mit einem Blicke, der deutlich ſagte, daß eine Verneinung auf dieſe Frage ihr unmöglich erſcheine: „Sie tanzen doch Polka-Maſurka?“

„Allerdings, mein Fräulein!“ entgegnete der Erſchneider, und da er ſich bewußt war, ein wirklich guter Tänzer zu ſein, ſo fühlte er ſich erſtaunlich leicht und ſein Herz klopfte nur noch ganz gelinde.

Signor Benetti fieng an zu ſpielen, und der Tanz begann. Leicht und gewandt ſchwebten die Beiden dahin, und Dubelli gab ſich alle Mühe und nahm ſich ſehr zuſammen, um den ſchlangenartigen Wendungen ſeiner Tänzerin zu folgen, was ihm auch ſo gut gelang, daß ihm die Balletmeiſterin auf dem Sopha tüchtig Beifall klatſchte und entzückt ausrief: „göttlich! — Demoiſelle Pauline — außerordentlich! — großartig! — Gut, Herr Dubelli! — Brav gemacht!“ — Der Balletmeiſter ſpielte indeſſen immer geſchwinder, und die Beiden rasten ordent-

„Sie ſind ſehr ungläubig, lieber Rodenberg — das macht Ihr glückliches Alter — auf der einen Seite leichtgläubig bis zum Exceß, auf der anderen das nicht glaubend, was wir mit Händen greifen können. — Es wundert Sie wohl," fuhr der Prinz nach einer kleinen Pauſe fort, „daß ich bis jetzt nie mit Ihnen darüber ſprach — wozu auch? Sie erwähnten nie des Namens unſerer reizenden Zauberin, und deßhalb ſchwieg ich aus Zartgefühl, denn Sie werden mir nicht läugnen, daß Sie ſehr verliebt in die Marcheſa waren."

„Ich läugne es nicht, und da ich es nicht thue, ſo werden mir Eure Hoheit verzeihen, daß ich nochmals im Tone des Zweifels frage, ob Sie wirklich überzeugt ſind, daß Sennora Juanita mit Don Joſe verheirathet war."

„So überzeugt, als daß Sie vor mir ſitzen — aber ich hätte vielleicht auch jetzt noch nicht darüber geſprochen, wenn die Marcheſa, die für mich, vielleicht glücklicher Weiſe, ſo lange Jahre unſichtbar blieb, in ihrer raſtloſen, kometenartigen Künſtlerlaufbahn jetzt nicht wieder als ein Stern erſter Größe an unſerem Horizonte aufzudämmern drohte."

„Wie ſoll ich das verſtehen?" fragte Rodenberg in einem Tone des Erſchreckens, wie es unſer Herz bewegt, wenn wir uns vor einem Glücke, einer Freude fürchten.

„Auf die einfachſte Weiſe von der Welt — mein Neffe, unſer allergnädigſter Fürſt und Herr, der, wie Sie eben ſo gut als ich wiſſen, für das Theater außerordentlich eingenommen iſt, hat durch ſeinen Geſandten ſchon ſeit langer Zeit die Marcheſa de Monterey zu einem Gaſtſpiele einladen laſſen, was aber die vornehme Dame und große Künſtlerin bis jetzt dankend ablehnte, da ſie in anderen kleinen Städten, wie London, Paris, Petersburg, New-York, zu ſehr beſchäftigt war."

„Und jetzt?" fragte Rodenberg in athemloſer Spannung.

„Scheint ſie dem hartnäckigen Erſuchen, ja, Bitten nachgeben zu wollen, um uns hier zu beglücken; doch nur als Concertſängerin,

da ſie die Bühne nicht mehr betreten zu wollen ſcheint — he, mein junger Freund, was ſagt Ihr Herz dazu?"

„Mein Herz hat ſo lange geſchwiegen," erwiederte Rodenberg mit einem trüben Lächeln, „daß ich überhaupt nicht weiß, ob es nicht ganz die Sprache der Liebe verloren hat — dann ſagten mir Eure Hoheit ja auch, die Marcheſa ſei verheirathet."

„Schäker — das iſt allenfalls ein Grund für mich, aber nicht für Sie . . . ."

Rodenberg fühlte, wie dieſe harmlos ausgeſprochenen Worte tief ſchneidend, ſchmerzend in ſeine Seele drangen, und ein wilder Ausruf aus verfloſſener Zeit, der nur noch in Stunden ſchwerer Traurigkeit aus der Vergangenheit herüber tönte oder vielleicht in ſeltenen Fällen in Flammenſchrift ſichtbar ſeine wirren Träume beunruhigte, klang auf einmal wieder in ihm hell und lebendig: ‚Fürchten Sie meinen Dolch!'

„Ich weiß, daß die Marcheſa Ihnen zugethan war, und glauben Sie mir, ich war anſtändig genug, keinen Neid darüber zu empfinden."

„Alſo Eure Hoheit glauben, ſie komme hieher?" fragte der junge Mann wie aus einem tiefen Traume auffahrend.

„Ohne allen Zweifel."

„Mit — Don Joſe?"

„Mit ihrem Gemahl, allerdings, und wenn ich mein altes Herz frage, ſo iſt daſſelbe ſo ruhig geworden, um ſich in Erwartung der Marcheſa auf einen ſeltenen Kunſtgenuß zu freuen. Daneben wollen wir von vergangener Zeit plaudern und recht herzlich über unſere Jugendthorheiten lachen — Sie doch auch, Rodenberg?"

„Ich weiß das noch nicht ganz genau, ob ich lachen oder — nicht lachen werde; ehrlich geſagt," fuhr er mit leiſer Stimme fort, „iſt dieſe wunderbare Sängerin für mich immer noch eine Sirene, und wenn ich kann, werde ich ihrem Zaubergeſange fern bleiben."

Der Prinz hatte abermals die Hände gefaltet und blickte nachſinnend auf ſeine Daumen, welche die erfolgloſe Jagd um ſich

herum wieder auf's Neue begonnen hatten. „Eigenthümlich," ſagte er alsdann, „daß Sie von der Nachricht, die ich Ihnen mittheilte, noch nichts gewußt — ſprach denn der Fürſt nicht mit Ihnen darüber?"

„Mit keiner Sylbe — er erwähnte wohl früher einmal der Sennora de Monterey, ſprach auch wohl den Wunſch aus, ſie zu hören, gab mir aber nie einen Auftrag in dieſer Richtung."

„A—a—a—ah, ich verſtehe — ein kleines gelungenes Manöver meiner hochverehrten Schwägerin — die Marcheſa iſt nicht nur eine große Künſtlerin, ſondern auch eine vornehme Dame, die jedem Salon zur Ehre gereicht, die man ſogar en petit comité empfangen kann und empfangen wird."

„Ich verſtehe nicht ganz, was Eure Hoheit meinen."

„Sie ſind oft ganz erſchrecklich unſchuldig — begreifen Sie denn nicht, daß man es vermeiden will, die Marcheſa von Ihnen hergebeten, von Ihnen eingeführt zu ſehen — aber es gefällt mir durchaus nicht, daß der Fürſt von dieſer Angelegenheit gegen Sie geſchwiegen — bemerken Sie ſonſt eine Veränderung an ihm?"

„Zuweilen glaube ich allerdings eine Zurückhaltung an ihm zu bemerken, doch nur vorübergehend und immer nur gewiſſe Angelegenheiten betreffend."

„Und bei welchen Angelegenheiten iſt das zum Beiſpiel? Halten Sie mich wegen dieſer Frage nicht für neugierig oder indiscret — ich thue ſie nur in Ihrem Intereſſe."

„Beſonders ſeine Vermählung betreffend — nach welcher doch ſo Manches anders werden wird und ſich wohl auch meine Stellung ändern kann."

„Ja, ja," machte der Prinz nachdenklich, indem er mit dem Kopfe nickte, „da wird ſich allerdings Manches ändern und auch in Ihrer Stellung, mein lieber Rodenberg — ich will damit durchaus nicht geſagt haben, zum Schlimmen, aber Sie werden mir die Wahrheit des Sprüchwortes zugeben: ein jeder Wechſel ſchreckt den Glücklichen."

„So halten mich Eure Hoheit für glücklich?“

„Annähernd ja — Sie haben eine höchst angenehme Stellung, Sie haben Macht ohne Verantwortung, Sie sind einer der Günstlinge es Fürsten und doch dabei Künstler geblieben — nur mit dem für Sie sehr angenehmen und belohnenden Unterschiede, daß Sie Ihre Entwürfe und Pläne, welche Sie früher nur dem Papier anvertrauen durften, jetzt in Wirklichkeit ausführen können.“

Rodenberg schaute den Prinzen mit einem langen Blicke und inem eigenthümlichen Lächeln an, dann erwiederte er fragend: Halten mich Eure Hoheit in der That für glücklich? Trauen Sie mir icht das volle Bewußtsein zu, an einem tiefen Abgrunde zu wandeln, n den mich ein einziger unvorsichtiger Schritt hineinstürzen muß?“

„Es ist gut, daß Sie Ihre Lage kennen, wenigstens werden Sie nicht unvorbereitet stürzen und so, daß Sie, unten angelangt, ieder auf Ihre Füße zu stehen kommen: in diesem schlimmsten Falle haben Sie eine höchst interessante Episode hinter sich und Manches gelernt — doch wir sind von unserem Gesprächsthema bgewichen, die Vermählung des Fürsten betreffend, und daß es bei erselben allerdings Veränderungen, und große Veränderungen geben ird, darüber wollen wir uns nicht täuschen lassen — vor allen Dingen müssen Sie, mein lieber Rodenberg, an dem bewußten Abrund noch bewußter wandeln, als Sie bisher schon gethan — omme aber, was kommen mag, so sollen Sie erfahren, daß Sie n mir einen treuen und aufrichtigen Freund haben!“

Nach diesen Worten reichte der Prinz dem jungen Maler seine and, und da er dazu sehr bezeichnend mit dem Kopfe nickte, so rhob sich Rodenberg und verließ nach einem herzlich ausgesproche-en Danke das kleine Cabinet.

Draußen im Vorzimmer erwartete ihn einer der Kammerakaien des regierenden Fürsten, um ihn vor der Tafel, die um chs Uhr Statt fand, noch zu diesem zu bescheiden.

Rodenberg durchschritt das Schloß seiner ganzen Länge nach,

aber er wandelte wie im Traume — wie hatte er während des letzten Theiles ſeiner Unterredung mit dem Prinzen Heinrich ſeine Gedanken gewaltſam zuſammenhalten müſſen, um nicht vielleicht eine ganz unpaſſende Antwort zu geben! Wie athmete er tief auf, als ſich nun die Thür hinter ihm ſchloß und er über das Unerhörte, was man ihm mitgetheilt, wenigſtens einige Minuten ruhig nachdenken konnte!

Juanita verheirathet — damals ſchon verheirathet, als er ſie in den luſtigen Carnevalstagen geſehen — ja früher ſchon, als ſie ihm, ſich ſelbſt eine Waldfee nennend, erſchienen war! — Daher das neckiſche Spiel, welches man mit ihm getrieben, daher die argloſe Zuverſicht, mit der ſie ihn angezogen und wieder abgeſtoßen, daher in dieſem Augenblicke ihr heiteres Sichgehenlaſſen, ihr herzliches Annähern, um im nächſten Momente, wie alles das wieder vergeſſen habend, ihn faſt verwundert wie einen förmlichen Fremden zu betrachten — daher das Aufſuchen der Gefahr, die ſie wohl in ihrem ganzen Umfange nicht kannte, und daher ihr wilder, ſchreckensvoller Aufſchrei — als es zu ſpät war!

Der junge Mann hatte ſich jetzt durch eine Reihe leerſtehender Zimmer den Gemächern des Fürſten genähert und brauchte nur noch den Salon zu durchſchreiten, wo die täglichen Rapporte abgegeben wurden und ſich die Miniſter aufzuhalten pflegten, ehe ſie in das Kabinet des Fürſten gerufen wurden, da traf er an der Thür zu dieſem Salon auf den erſten Kammerdiener Seiner Königlichen Hoheit, Herrn Mathieu, der zwiſchen den ſchweren Thürvorhängen hervor, wie aus der Wand gekommen, plötzlich auf ihn zutrat und ihm mit ſeinem gewöhnlichen, leiſen, gefälligen Tone ſagte: „Herr Rodenberg werden es vielleicht vorziehen, heute den Weg durch das kleine gelbe Vorzimmer zu nehmen?“

„Und warum, mein lieber Herr Mathieu?“

„Weil ich weiß, daß es Ihnen nicht angenehm iſt, mit dem Staatsrathe von Stumpfenfels im Vorzimmer zuſammenzutreffen — der Herr Staatsrath waren bei Seiner Königlichen Hoheit, berichteten Allerhöchſtdemſelben etwas, und dann mußte ich Sie

rufen lassen, jetzt unterhalten sich der Herr Staatsrath im Vorzimmer mit dem dienstthuenden Kammerherrn Freiherrn von Schenk auf höchst angenehme, sehr animirte und vergnügte Art."

„A—a—a—ah!" machte Rodenberg, aufmerksam werdend, denn er wußte, daß die beiden eben genannten Herren durchaus nicht zu seinen guten Freunden zählten — „gehen wir durch das kleine gelbe Zimmer!"

Sie verließen das Gemach, in dem Sie sich befanden und traten in einen langen und leeren Corridor. Hier blieb der Kammerdiener, nachdem er vorsichtig um sich her geschaut, stehen und sagte flüsternd zu seinem Begleiter: „Ich danke Ihnen, Herr Rodenberg für Ihre freundliche Protektion meines Anverwandten, Schlegel's nämlich — des Decorationsmalers Schlegel, dem Sie, wie ja schon so Vielen, zu einer guten Anstellung verhelfen werden!"

„Das bedarf gar keines Dankes, mein lieber Herr Mathieu — ich habe Schlegel empfohlen, weil ich ihn als einen ausgezeichneten Künstler kenne, und ohne zu wissen, daß er überhaupt irgend Jemandes Vetter ist."

„Ich konnte mich dieses Dankes nicht enthalten, obgleich ich Ihnen Wichtigeres mitzutheilen habe, was aber ebenfalls Schlegel betrifft — ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß man Alles daran setzen will, um ihn zu der gewünschten Anstellung nicht gelangen zu lassen."

„Ich weiß das, aber der Fürst hat sie ihm versprochen."

Der Kammerdiener sah Rodenberg mit einem ganz eigenthümlichen Blicke an; es lag etwas wehmüthig oder mitleidig Lächelndes darin; dann sagte er mit noch leiserer Stimme: „Versprochen allerdings, aber Sie wissen eben so gut, wie ich, daß der zuletzt Kommende gewöhnlich Recht behält!"

„A—ah, und der zuletzt Gekommene war der Staatsrath von Stumpfenfels?"

„Leider, Herr Rodenberg, und ich hörte Seine Hoheit deutlich sagen: ‚Ah, wenn dieser Schlegel ein solcher Monsieur ist, so werde ich mich doppelt besinnen!"

„Das hörten Sie, Herr Mathieu?" fragte der junge Maler lächelnd.

„So deutlich, wie ich jetzt Sie höre.“

„Nun, dann hörten Sie auch noch Anderes, was ich in dieſem Falle bitte, mir nicht vorzuenthalten, ſonſt wiſſen Sie wohl, bin ich nicht neugierig.“

„Der Herr Staatsrath berichteten Seiner Hoheit über Schlegel, nannten ihn einen gefährlichen Menſchen, der, wie man jetzt ganz genau wiſſe, mit dem Redakteur der Zeitſchrift Biene in genauer Verbindung ſtehe — Sie kennen die Biene, Herr Rodenberg?“

„Allerdings, kenne ich ſie und leſe ſie mit großem Vergnügen.“

„Dieſes Blatt ſoll ſich heftige Ausfälle gegen die Perſon Seiner Königlichen Hoheit und über Allerhöchſtdeſſelben Regierungshandlungen erlaubt haben — ſo berichteten der Herr Staatsrath und legten ſogar ein paar Nummern des Blattes Seiner Hoheit vor.“

„Wie kann man aber Schlegel damit zuſammenbringen? Und wenn er wirklich den Redacteur kennt, ſo bin ich feſt überzeugt, er ſpricht nie mit ihm über ſolche Dinge — Schlegel denkt nur an ſeine Kunſt, weiß von dem Fürſten ſo gut wie gar nichts und von deſſen Regierungshandlungen noch weniger — ja, wenn die bewußten Artikel über Kunſt und Künſtler ſprächen, über Verſchönerungen von Gärten und Paläſten, über unſere Neubauten, über das Theater, da würde ich Schlegel am Ende ſchon zutrauen, daß er einen Artikel durch ein ſchonungsloſes Wort pikanter gemacht hätte — aber da fällt mir etwas ein — ah, mir flammt ein helles Licht auf — gewiß iſt es das Feuilleton der letzten Nummer der Biene, das der Clique unſeres freundlichen Staatsrathes ſo ſehr in die Naſe gefahren iſt — habe ich die Nummer nicht bei mir? — Ja, da iſt ſie, und ſoll mir trefflich dienen!“

Der Kammerdiener ſah ihn fragend an.

„Nicht ſchlecht ausgedacht — meinen armen Schlegel bei dem Fürſten zu verdächtigen, als treibe dieſer eingefleiſchte Künſtler und Kunſtenthuſiaſt, der ſich um ſonſt nichts bekümmert, ſchnöde Politik, und wie ſie, um mehrere Fliegen mit einem Schlage zu treffen, ihn um ſeine Anſtellung zu bringen, mich zu verdächtigen und an

dem ihre Wuth auszulassen, den sie für fähig halten, ihren unsaubern Pelz auszuklopfen, mit Artikeln wirken wollen, die, wie ich mich jetzt genau erinnere, vor ein paar Tagen erschienen sind, so — — doch ich danke Ihnen sehr für Ihre Nachricht, lieber Herr Mathieu, und will gerüstet mit derselben und mit diesem Blatte vor Seine Königliche Hoheit treten — da sind wir, — melden Sie mich an!"

Einen Augenblick darauf stand Rodenberg in dem kleinen Arbeitszimmer des Fürsten; dieser selbst war aber noch nicht anwesend, woraus er den richtigen Schluß zog, daß allerdings ein kleines Wetter im Anzuge war, denn in solchen Fällen liebte es der junge Herrscher, etwas hastig einzutreten, mit dem ersten Worte die fragliche Angelegenheit zu berühren, ohne aber den Betreffenden dabei anzusehen, vielmehr betrachtete er in solchen Augenblicken die Bäume vor dem Fenster oder die Wolken am Himmel, welche alsdann trotz ihrer nachweisbaren Unschuld manches rasch gesprochene und harte Wort auf sich beziehen konnten.

„Ah, da sind Sie, Herr Rodenberg — ich habe Sie zu so ungewöhnlicher Zeit rufen lassen, da mir etwas ganz Ungewöhnliches passirt ist — ich mache mir persönlich nichts daraus, wenn man mich angreift, wenn man direct oder indirect mit meinen Feinden in Verbindung tritt — ich mache mir wirklich nichts daraus, denn ich bin von meinem inneren Werthe überzeugt — vollkommen überzeugt, trotz boshaften Schreibern, die nie im Stande sein werden, meine Größe anzuerkennen — nie — nie!"

Da Seine Königliche Hoheit hier eine Pause machte und dem jungen Manne, der aufrecht vor ihm stand und ihn mit einem verwunderten Blicke anschaute, jetzt in's Gesicht blickte, so war für diesen die Zeit gekommen, zu sagen: „Ich begreife Eure Königliche Hoheit nicht vollkommen — Eure Königliche Hoheit sprachen von Schreibern, doch weiß ich das mit mir nicht in Verbindung zu bringen."

„Nicht direct, aber indirect — kennen Sie nicht ein Blatt, welches die Biene heißt?"

„O ja, ich kenne es!"

„Laſen Sie darin keine Artikel, die mich betreffen, das heißt, die mich und meine Handlungsweiſe auf eine niedere lügneriſche Art angreifen?“

„Auch dieſe las ich.“

„Und ſprachen mir nie darüber?“

„Weil ich ſie eben ſo wie Eure Königliche Hoheit für niedrig, gemein und lügneriſch halte, und weil ich wahrhaftig nicht einſehen kann, warum ich Ihnen durch ein ſolches Geklatſch eine unangenehme Minute bereiten ſoll!“

Der Fürſt hatte ſich ſeinem Schreibtiſche genähert und die betreffenden Blätter in die Hand genommen; er durchflog die mit Roth angeſtrichenen Stellen raſch noch einmal, um ſich wieder in die nöthige Aufregung hinein zu verſetzen, welche bei ſeiner angeborenen Gutmüthigkeit ſchon wieder zu verſchwinden im Begriffe war. „Empörend, in hohem Grade empörend,“ ſagte er alsdann, „und am meiſten ärgert mich der ironiſche Ton, in dem Alles geſagt iſt, und der Schein von Gutmüthigkeit, mit dem man mich für geringfügige Dinge belobt: kann es zum Beiſpiel etwas Anderes als Spott ſein, wenn man von dem gränzenloſen Jubel ſpricht, mit dem meine Rede neulich aufgenommen worden ſei, als ich die neue Ackerbauſchule eröffnete, wo ich mit ſo tiefer Sachkenntniß, ſo allumfaſſendem Wiſſen die Vortheile dargelegt, welche dieſe neue Anſtalt dem Lande bringen werde — iſt es nicht eine verwerfliche Heuchelei, wenn man von Sachen, die ich ins Leben gerufen, eine ſchwache und vielleicht unbedeutende Seite hervorzieht — und an welchen Dingen gibt es keine ſchwachen, unbedeutenden Seiten, die aber doch zur Vervollſtändigung des Ganzen dienen? — und gerade ſolches als das Vortrefflichſte darzuſtellen, wie man zum Beiſpiel in der neuen Adjuſtirung meines Heeres hervorgehoben, daß man mit tiefer Sachkenntniß dem Spornrade der Reiterei eine fünfte Spitze angefügt — gibt es wohl eine größere Grobheit, eine bodenloſere Frechheit, als zu ſagen, man bemühe ſich, alles früher Beſtandene, alles Dageweſene umzuwerfen, um Platz für neuere, großartigere Schöpfungen zu gewinnen — Schöpfungen, welche wohl die Welt

eben so in Erstaunen setzen würden, als das, was bis jetzt schon geleistet worden sei — finden Sie das nicht, als Nachsatz zum ganzen Artikel, aller Bosheit die Krone aufgesetzt?"

„Darf ich vielleicht Eure Königliche Hoheit bitten, mir ein einziges dieser Blätter zu erlauben?"

„Gleich, gleich — hören Sie aber vorher noch einiges Lobenswerthe über sich selbst."

„Ist mir auch schon bekannt," sagte der junge Maler lächelnd.

„Von der Verschwendung, mit welcher Sie, ein Ausländer, mit meinen Geldern umgehen, von unseren neuen Einrichtungen und Bauten aus dem Marke des Landes — doch lassen wir das; ich bin zu gutmüthig und es liegt nicht in meiner Absicht, Ihnen mit solchen Erdichtungen eine Kränkung zuzufügen."

„Eure Königliche Hoheit," erwiederte Rodenberg in sehr ernstem Tone, „sind dazu allerdings zu gutmüthig und — zu gerecht, denn Sie wissen am besten, ob das, was ich auf Ihren Befehl geschaffen, eine Geldverschwendung war, und Eure Königliche Hoheit so wie alle verständigen Menschen haben es nie verkannt, daß der Zweck dieser Schöpfungen ein großartiger und edler war, daß Sie dadurch Kunst und Industrie gehoben, dem Grunde und Boden größeren Werth verliehen und daß ein großer Theil dieser Schöpfungen nicht nur zu den geschmackvollsten, sondern auch zu den wohlthätigsten gezählt zu werden verdient!"

„Das will ich gewiß nicht läugnen, doch bin ich ganz von meinem Wege abgekommen; es fiel mir nicht ein, Ihnen darüber Vorwürfe zu machen, wogegen ich Ihnen Angesichts dieser Blätter nicht verhehlen darf, daß Sie mir Leute empfohlen, die mit dem Urheber dieser Schändlichkeiten in so innigem Zusammenhange stehen."

„Von welchen Leuten reden Eure Königliche Hoheit?"

„Nun, unter Anderen von Ihrem Decorationsmaler Schlegel — einem genauen Freunde des saubern Redacteurs dieser saubern Blätter."

„Ob Schlegel ein genauer Freund desselben ist, kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen, möchte es aber entschieden verneinen —

lich im Zimmer umher. Endlich fieng die Tänzerin an, ſtärker zu athmen, ihr Buſen hob ſich heftig in die Höhe, und als bald darauf Signor Benetti aufhörte, zu ſpielen, erklärte ſie, der neue College tanze leicht und gewandt, und was die Ausdauer anbelange, ſo ſei ſie ebenfalls mit ihm zufrieden.

Der Balletmeiſter erhob ſich von ſeinem Flügel, klopfte dem angehenden Tänzer auf die Schultern und verſicherte ihm, er könne ſtolz ſein auf den Ausſpruch der Demoiſelle Pauline. „Ich werde noch heute unſeren Chef ſprechen," ſagte er, „und wenn wir erſt ein halbes Jahr auf dem Balletſaale und zu Hauſe die allergründlichſten Studien gemacht, ſo hoffe ich etwas Anſtändiges zu erleben."

Der Herr Dubelli dankte der Tänzerin für die außerordentliche Güte und Freundlichkeit, die ſie ihm erzeigt, für die Weihe der Kunſt, die ſie ihm hiedurch ertheilt; ebenſo ſagte er dem Balletmeiſter einige tief empfundene und paſſende Worte und der Signora Benetti ebenfalls etwas Schönes über den Antheil, den ſie an ihm genommen.

Als nun bald darauf der Theaterdiener mit der Meldung erſchien, der Wagen ſei unten, um Demoiſelle Pauline nach der Probe abzuholen, beurlaubte er ſich durch einen Handkuß von der Signora Benetti und begleitete die Tänzerin an den Wagen, hob ſie hinein, machte hinter ihr und ſeinem neuen Chef den Schlag zu und eilte alsdann, den Doktor Stechmaier aufzuſuchen, den er in Kenntniß ſetzte von all' dem Schönen, was ihm heute Morgen bereits paſſirt.

Der Doktor freute ſich aufrichtig über das Glück des Herrn Dubel und verſprach, in der nächſten Nummer der „Spinne" etwas über den vortrefflichen Balletmeiſter des Hoftheaters zu ſagen, und wie ſehr es anzuerkennen ſei, daß er ſich bemühe, junge emporkeimende Talente für das Balletcorps zu gewinnen.

daß jedoch Schlegel mit der Entſtehung dieſer Artikel in durchaus keinem Zuſammenhange ſteht, dafür glaube ich mich verbürgen zu können: Schlegel iſt durch und durch Künſtler, ein tüchtiger Künſtler, der ſich um das, was außer dieſer Künſtlerſphäre liegt, durchaus nicht bekümmert, dabei harmlos wie ein Kind, ohne eine Spur von Ironie oder Bosheit, all' jenem Treiben fremd, und dabei ein Mann, der Eure Königliche Hoheit aufrichtig verehrt, von dem ich bei meinem Ehrenworte nie etwas Anderes, als Worte der höchſten Anerkennung über Sie gehört habe!"

„Und doch iſt es ſo — ich habe es aus zu guter Quelle."

„O, ich kenne dieſe Quelle ſehr genau!" erlaubte ſich der junge Mann in trockenem Tone zu ſagen.

„Was beliebt?"

„Ich habe geſagt, ich kenne dieſe Quelle ſehr genau, aus der Eure Königliche Hoheit geſchöpft haben, das heißt, geſchöpft haben iſt nicht das richtige Wort, man könnte viel eher ſagen: eine Quelle, die Ihnen abſichtlich vor die Füße gelaufen iſt — ſie entſprang in dem Herzen eines mir ſehr freundſchaftlich geſinnten Mannes, des Herrn Staatsraths von Stumpfenfels, was unverkennbar iſt, da das Waſſer in der Quelle ſo ganz genau das Spiegelbild jener Partei wiedergibt, die mich beſtändig anfeindet, wie das Eure Königliche Hoheit ganz genau wiſſen!"

„Pah, dieſes Mal werden Sie ſich irren — ich erhielt meine Mittheilung von anderer Seite."

„Mir kann es im Grunde gleichgültig ſein, da die Wirkung die gleiche iſt, das Mißtrauen Euer Königlichen Hoheit gegen mich hervorgerufen zu haben; doch möchte ich nochmals ganz gehorſamſt bitten, mir einen Augenblick Einſicht in jene Blätter zu geſtatten — ich möchte nur ſehen, ob ſie auch ganz vollſtändig in Eurer Königlichen Hoheit Hände gelangt ſind."

„Da — nehmen Sie, aber ich muß ſie wiedererhalten."

„Gewiß — ah, es iſt ſo, wie ich gedacht! — Nummer drei dieſes Artikels, die Fortſetzung und Ergänzung dieſer beiden erſten,

hat man nicht in Ihre Hände gelegt; vielleicht darf ich mir erlauben, dies hiermit zu thun."

Der Fürst nahm das Blatt aus Rodenberg's Hand; doch statt hineinzublicken, schüttelte er unmuthig mit dem Kopfe und sagte: „Noch mehr? — Ich meine, es wäre an den beiden ersten genug gewesen!"

„Und doch hat diese Fortsetzung ihren Nutzen — denn Schiller's bekanntes Wort:

Aber wie soll man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergerniß von oben!

wendet sie um und meint, wenn auch der Gebietende den besten Willen hat, so ist er doch nicht immer im Stande, ihn gegen kleinliche Cabalen und eigennützige Absichten durchzusetzen: man entwirft in dieser dritten Nummer das Bild einer Camarilla, so ausgezeichnet zusammengestellt und so systematisch im eigenen Interesse wirkend, wie das sonst wohl nur in Romanen oder in Schauspielen vorkommt — einer Camarilla, die wunderbar organisirt ist, wo ein Glied das andere ergänzt und wo alle geschickt zusammenwirken, um oft auf wirklich schamlose Art zu intriguiren, zu protegiren und zu miniren und hier und da Jemanden, der ihnen hinderlich ist, in die Luft zu sprengen!"

„Sie brauchen da harte Ausdrücke!"

„Ich nicht, sondern ich wiederhole nur, was jene verleumderischen Blätter sagen, welche die Frechheit so weit treiben, die Behauptung aufzustellen, daß es Fürsten gebe, die durchaus keinen eigenen Willen hätten, oder vielmehr keinen eigenen Willen geltend machen könnten, und die es sehr bequem fänden, sich von solch' klugen Leuten leiten zu lassen!"

„Das ist ja ein Horreur — so werde ich ja dargestellt wie eine Gliederpuppe, von unsichtbaren Händen gelenkt — so spricht man mir die Kraft und Fähigkeit ab, mein Land selbst zu regieren, so wären die eigentlichen Herrscher desselben . . ."

„Ein kluger Staatsrath, ein ehrgeiziger General, ein paar

intrigante Hofdamen und vor allen Dingen der ſtarke Geiſt der höchſten Dame des Landes!“

„Ah, ich verſtehe — und wenn ich mich recht lebhaft in die Verhältniſſe hineindenke, ſo muß ich Ihnen im Vertrauen geſtehen, daß die Fortſetzung dieſer abſcheulichen Artikel allerdings nicht ganz die Unwahrheit ſpricht, daß man in der That Verſuche macht, mich zu lenken und mich zu veranlaſſen, ſo oder ſo zu handeln, wenn ich eigentlich ganz anders gewollt!“

„Doch nur in Kleinigkeiten, denn was wichtige Dinge anbelangt, ſo handeln Eure Königliche Hoheit ſtets nach eigener Entſchließung!“

„Ich ſchmeichle mir damit, aber ich will auch nicht, daß man mich in kleinen Dingen lächerlich machen ſoll, und das bezweckt dieſer abſcheuliche Artikel!“

„Den man ſich deßhalb wohl hütete, vor die Augen Eurer Königlichen Hoheit zu bringen, wie man es ſo bereitwillig mit ſeinen beiden Vorläufern gethan. Auch gibt er einige pikante Notizen, wie vortrefflich jene kleinen Machthaber im Rohre zu ſitzen verſtehen und ſich dort allerliebſte Pfeifen zuſchneiden, wie ſie durchaus nicht blöde ſind, die Stufenleiter der Ehren und Würden im Sturmſchritte zu erklettern, und wie wohl es ihnen iſt unter dem ſanften Regen von bedeutenden Stellen, Orden und Geſchenken aller Art, der auf ſie herabrieſelt! — Darf ich mir wohl erlauben, das Blatt in den Händen Eurer Königlichen Hoheit zu laſſen? Der Artikel in demſelben geht nachher auch auf das Theater, auf Künſtler und Kunſtbeſtrebungen über und will zeigen, wie auch hier die oben genannte Camarilla ihre Kreaturen emporhebt und zur Geltung bringt, wie es durchaus nicht darauf ankomme, Talente und Fähigkeiten zu beſitzen, ſondern wie es nur einer gewichtigen Empfehlung bedürfe, um auch ohne künſtleriſche Befähigung zu einer bedeutenden Stellung zu gelangen, und wie wahre Künſtler nur dann zur Geltung kommen, wenn ſie es verſtehen, mit gekrümmtem Rücken den Unterthänigen zu ſpielen und den Schooßhund irgend einer gnädigen Frau zu liebkoſen.“

Der Fürst machte ein paar hastige Schritte durch das Zimmer, trat dann an's Fenster und sagte nach einer ziemlich langen Pause: „Gut, ich will das Blatt behalten; aber wird es Ihnen unangenehm sein, wenn ich, dasselbe benutzend, sage, ich hätte es von Ihnen erhalten?"

Rodenberg hatte große Lust, mit einem mitleidigen Lächeln die Achseln zu zucken, doch unterließ er das aus leicht begreiflichen Gründen und sagte nur in ziemlich kaltem Tone: „Ganz nach dem Belieben Eurer Königlichen Hoheit; denn wenn Sie mich auch nicht nennen würden, so würde man doch bei dem ersten Worte, welches Sie über diese Angelegenheit laut werden lassen, sogleich errathen, daß ich es sei, der diese Fortsetzung vor Ihre Augen gebracht — etwas mehr oder weniger Haß von dieser Seite ist mir am Ende vollkommen gleichgültig!"

„Also bis morgen," sagte der Fürst zum Fenster hinausschauend, und setzte, sich auch jetzt noch nicht umwendend, hinzu: „Sie halten wohl keine Probe der lebenden Bilder mehr?"

„Ich glaube, es ist unnöthig."

„Also bis morgen oder übermorgen!" —

Es war eigenthümlich, aber bei der Gemüthsstimmung Rodenberg's leicht begreiflich, wie er so gar nicht darüber nachdachte, daß ihn der Fürst etwas ungnädig entlassen — ja, daß er nach einem kurzen Abschiede von Herrn Mathieu, durch die langen Gänge des Schlosses schreitend, im nächsten Augenblicke sogar die ganze Unterredung völlig vergaß und sich mit ganz anderen, ihm für den Augenblick viel wichtigeren Dingen beschäftigte — mit ihr — mit seiner glücklichen Vergangenheit.

War es ihm doch, als habe er bis jetzt lange Jahre hindurch in tiefer, unerquicklicher Nacht gewandelt und als bräche jetzt auf einmal in sein kaltes, düsteres Leben wieder ein hellleuchtender Strahl einer aufsteigenden, hoffnungsreichen Morgensonne, sondern vielmehr das rothglühende, fast traurig scheinende Licht des sinkenden Tagesgestirns, wenn es, fast verlöschend unter schweren Wolken, noch einmal über dem Rande des Horizontes wehmüthig lächelnd in unsere Augen zuckt, ehe es für immer verschwindet!

XLIV.

„Wohl eine Ueberraſchung iſt mein Kommen!“

Rodenberg war eine jener biegſamen, elaſtiſchen Naturen, die im Stande ſind, Leid und Weh zeitweiſe im Tiefſten des Herzens zu verſchließen, ſo daß dieſe traurigen Geſellen alsdann nicht an die Oberfläche zu bringen vermochten, um ſeine ruhige, wenn auch nicht heitere Laune, die er gewaltſam herbeigerufen, zu zerſtören.

Auf dem Wege durchs Schloß und nach ſeiner Wohnung, wo er ſeinen Frack mit einem unſcheinbaren Rocke und den hohen, ſchwarzen Hut mit einer leichten, weichen Kopfbedeckung, die ihn in ihrer maleriſchen Form ſo angenehm und doch wieder ſchmerzlich an vergangene Zeiten erinnerte, vertauſchte, ſowie auch von ſeiner Wohnung nach dem kleinen Gaſthauſe, welches das Schild ‚Zur goldenen Kanne‘ führte, hatte er ſich unabläſſig mit Juanita und mit dem beſchäftigt, was er vom Prinzen über ſie gehört. — Wie oft ſeit jenen Tagen hatte er ſie der Härte, der Liebloſigkeit, der Grauſamkeit beſchuldigt, wie oft hatte er verſucht, ſie zu haſſen, wenn er an das traurige, kalte Ende jenes wunderbaren, duftigen Märchens gedacht, wenn ihr letzter Ruf wieder ſo lebendig in ihm erklang, wenn er bedachte, daß ſo manches Jahr verfloſſen war, eine ſo lange, lange Zeit, in der ſie ihm abſichtlich fern geblieben, in der ſie alle ſeine Schritte vereitelt, ſich ihr zu nähern und ſie ſeiner tiefen Reue und ſeiner unwandelbaren Liebe zu verſichern.

Und jetzt, wie konnte er noch daran zweifeln, daß Alles ſo kommen mußte, wie es gekommen — wie mußte er jetzt einſehen, daß ihre Härte Nothwendigkeit war, daß es ein Verbrechen geweſen wäre, wenn ſie ihm eine weitere Annäherung, ſei es auch nur eine ſchriftliche, geſtattet hätte!

Wenn er das bedachte, ſo athmete er leichter, als er in langen Jahren gethan in Erinnerung an jene ſchrecklich ſchöne Zeit, ſo konnte er nicht anders als unzählige Male ihren geliebten Namen ausſprechen mit der ganzen Gluth und Innigkeit einer neu erwachten Liebe — ſo war ſie wieder ſeine Juanita geworden, das ſchöne, glühende Weib, das ihn einſt beglückt, um dann auf ewig für ihn verloren zu ſein.

Wenn er davon träumte, ſo verſchwand das Herbe, das ſich bis jetzt beſtändig in die Erinnerung an ſie gemiſcht, und wie er jetzt auf ſeinem Wege durch die dunkeln Straßen ſanft glänzende Sterne über ſich flimmern ſah, ſo redete er ſie an mit dem geliebten Namen Juanita, und es war ihm, als ſähe er ihre ſüßen, leuchtenden Blicke.

„Ja, unerreichbar wie die Sterne war ſie jetzt für ihn geworden, und das goß einen Troſt in ſein Herz, über den er hätte laut aufjubeln mögen — brauchte er doch jetzt nicht mehr in wahnſinniger Haſt aufwärts zu klimmen, um ihr ſo einſtens vielleicht näher zu kommen; konnte er doch bewundernd und auch liebend zu ihr aufblicken, aus tiefem, beſcheidenem Thale eben ſo gut, als von der Höhe des Lebens. — Und wie ſehnte er ſich hinweg von dieſer Höhe, die mit anderen Höhen das gemeinſam hat, daß ſie immer öder und ſteiniger wird, je mehr man ſich dem Gipfel nähert, wo die Strahlen der Sonne wohl glänzen, aber nicht erwärmen!

Er befühlte ſeinen Sammtrock und ſeinen weichen Hut; er lachte herzlich in ſich hinein, als er an die Schadenfreude ſeiner Feinde dachte, die ſie ihm nicht verhehlen würden, wenn er wieder in dem beſcheidenen Thale angekommen, und daß er es eigentlich ſei, der alsdann ſchadenfroh zu lachen vermöge; denn er war über-

zeugt, daß der göttliche Funke der Kunſt, der in ihm lebe, wieder zu hellen Flammen aufſchlagen und ihm reichlich erſetzen werde, was er ſcheinbar verloren. —

In dem Augenblicke, als Rodenberg über die Schwelle des Gaſthauſes „Zur goldenen Kanne“ treten wollte, ſah er Jemanden auf der Straße daher kommen, den ſein ſcharfes Auge ſogleich erkannte und der ihm zu keiner gelegeneren Zeit hätte erſcheinen können: es war Herr Eichner, der erſte Tenor des Hoftheaters, der, den Günſtling des Fürſten ebenfalls erkennend, mit einem ehrfurchtsvollen Gruße vorübergehen wollte.

„Guten Abend, Herr Eichner,“ rief ihm Rodenberg, ein paar Schritte entgegen tretend, zu; „woher ſo ſpät des Weges in dämmernder Nacht?“

„Aus reinem Pflichtgefühle, Herr Rodenberg, gehe ich um dieſe Stunde aus, wo ich faſt ſicher ſein darf, von Niemandem erkannt zu werden — ich ſtehe als unpäßlich auf dem Zettel und darf mich deßhalb nicht am hellen Tage zeigen.“

„So ſind Sie krank?“

„Nur eine kleine Heiſerkeit, die mich vorgeſtern hinderte, den Raoul zu ſingen.“

„Und dann gehen Sie bei dieſem ſcharfen Oſtwinde aus und obendrein ohne cache-nez — ah, wie leichtſinnig!“

Der erſte Tenor lächelte auf eine eigenthümliche Art und ſagte: „Streng genommen war ich nur für vorgeſtern heiſer, der Aerger war mir ein wenig in die Kehle gefahren: da haben ſie ein junges Ding engagirt und wollen ſie zur Probe die Valentine ſingen laſſen, die Valentine — zur Probe, ich bitte Sie, Herr Rodenberg! Sie wird von oben herab protegirt. Natürlich machen ſich die nichts daraus, wenn ſo eine Probe mißlingt; aber Unſereiner, der dabei auf der Bühne ſteht, befindet ſich in einer ſcheußlichen Lage — morgen früh aber werde ich mich geſund melden, da es der Intendant dringend wünſcht . . . .“

„Um am Sonntag den Gennaro zu ſingen?“

„Auf beſonderen Befehl des Fürſten — das kann man nicht abſchlagen.“

„Gewiß nicht, wenn es wirklich der Befehl Seiner Königlichen Hoheit iſt; es könnte aber auch wohl ſein, daß man die Lucrezia Borgia dran bringen will, um eine junge Dame, von der ich ſprechen hörte, als Orſini auftreten zu laſſen.“

„Die Berger — eine mittelmäßige Sängerin — doch iſt mir das gleichgültiger, als bei der Valentine, da ich mit ihr eigentlich nichts zu thun habe.“

„Mich dauert nur die arme Gerhold — ich weiß in der That nicht, warum man ſie zurückſetzt.“

„Ich auch nicht, und es iſt eine ihrer beſten Rollen.“

„Wie ich hörte,“ ſagte Rodenberg in gleichgültigem Tone, „hat ſie ſich darüber beklagt, und da die Gerhold gute Freunde hat, ſo kamen dieſe Klagen ſogar zu den Ohren des Fürſten.“

„Nun, und Seine Königliche Hoheit?“

„Können ſich um dergleichen Kleinigkeiten nicht bekümmern; doch ſagte der Fürſt, wie ich mit meinen eigenen Ohren gehört, er mache ſich durchaus nichts aus der Lucrezia Borgia.“

„Das haben Sie wirklich gehört, Herr Rodenberg?“ fragte der Sänger in einem pikirten Tone.

„Wie ich Ihnen ſage — ich ſtand dabei.“

„Gut, gut,“ erwiederte Herr Eichner, indem er mit einer würdevollen Bewegung die Zipfel ſeines langen Radmantels dichter um ſeinen Hals ſchlang; „ſo ſind wir armen Künſtler immer der Spielball aller möglichen Launen — auf meine Wünſche nimmt man keine Rückſicht, und ich ſoll dieſen langweiligen Gennaro ſingen, damit es jenem Fräulein Berger möglich wird, durch das unverwüſtliche Trinklied einen Applaus zu bekommen, und damit Herr Beil, der Liebling des Capellmeiſters, Gelegenheit erhält, dem Publikum mit ſeiner heiſeren Stimme wieder einmal zubrüllen zu können, daß er Venedig's Macht nicht fürchte; aber ich fürchte eine andere Macht auch nicht, und da ich jetzt in der That wieder ein ſehr

unangenehmes Kratzen in der Kehle fühle, ſo glaube ich, daß Lucrezia Borgia dieſes Mal nicht giftmiſchen wird."

„Worin ich Ihnen durchaus nicht Unrecht geben kann," entgegnete Rodenberg; „und wenn Sie wirklich eine kleine Heiſerkeit geſpürt, ſo iſt es bei dem ſcharfen Oſtwinde räthlich, ſich zu ſchonen."

„Ich danke Ihnen recht ſehr für dieſen Rath und werde ihn befolgen."

„Gute Nacht, Herr Eichner!"

„Halte mich beſtens empfohlen, Herr Rodenberg!"

Unter der Hausthür des Gaſthauſes erwartete den Maler ein Kellner und führte ihn in das Zimmer Nummer vier, wo Rodenberg ein Eſſen zu zwei Perſonen beſtellt hatte. Die ‚Goldene Kanne' war ein recht altes Haus, etwas dunkel und düſter von außen; aber im Innern hatte es ſehr wohnliche und behagliche Räume, namentlich am Abend, wenn die niedrigen Zimmer mit den alten, gebräunten Holzdecken vom Kerzenſcheine freundlich erhellt waren und wenn, wie jetzt hier in Nummer vier, in dem großen, ſchmuckloſen Kamine ein loderndes Feuer brannte.

Vor dem Kamine ſtand der Eßtiſch mit zwei Gedecken, woraus zu erſehen war, daß Rodenberg einen Gaſt erwartete, und dieſer Gaſt befand ſich auch bereits im Zimmer: er ſtand an den Kamin gelehnt und näherte ſich dem raſch eintretenden Maler mit einem freundlichen Gruße.

Dieſer Gaſt war ein kleiner, ſchmächtiger und noch ſehr junger Mann mit einem klugen, man könnte ſagen, ſchlauen Geſichte, das aber für ſeinen Körper etwas zu alt ausſah: es zeigte eine gefurchte Stirn und über derſelben dichtes, ſtraffes Haar, welches ſichtbar unbewegt blieb gegen die Verſuche, ihm durch Kamm und Pommade eine gefällige Form zu verleihen.

„Haſt Du ſchon lange auf mich gewartet?" fragte der Eingetretene.

„Ich bin erſt eine kleine halbe Stunde hier; doch da ich weiß,

daß Sie nicht immer Herr Ihrer Zeit ſind, ſo kann ich nicht ſagen, daß ich gewartet habe, was man nämlich unter Warten verſteht — es iſt das hier ein ſo behagliches Zimmer," ſetzte der kleine Mann händereibend hinzu, „und es träumt ſich ſo angenehm, wenn man in die ſpielenden Flammen ſchaut — darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen?"

„Sieh' mich an," erwiederte Rodenberg, indem er ſich breit vor ſeinen Gaſt hinpflanzte, „wenn ich in dieſem Rocke ſtecke und meinen alten, grauen Hut auf dem Kopfe habe, ſo geht es mir immer vortrefflich, denn ich kann mir alsdann einbilden, wir hauſten noch zuſammen im ‚Reichsapfel.'" „

„Ja, ja, und Sie riefen dem kleinen Rafael, um ihm den Text zu leſen für irgend eine Dummheit oder einen muthwilligen Streich, den er begangen."

„Leider ſind jene Zeiten vorbei — ich ſage, leider für mich, denn was Dich anbelangt, ſo hätteſt Du wohl heute keine Luſt mehr, wie damals den Diener von ein paar armen Malern zu machen, die Dich recht oft geplagt und geknufft, Dir aber dafür auch ſparſam zu eſſen gegeben haben."

„Was das Letztere betrifft," lachte der ehemalige Diener Rodenberg's, „ſo ſuchen Sie das, wie ſo vieles Andere, auf glänzende Art wieder gut zu machen." — Damit zeigte er auf den gedeckten Tiſch und ſetzte mit heiterem Blicke hinzu: „Der Kellner hat mir etwas verrathen von einer echten Gänſeleber-Paſtete, was mich heute beſonders glücklich macht, denn ich ſchreibe an einem Artikel über die merkwürdigen Einwirkungen einer echten Gänſeleber-Paſtete auf den Humor des Menſchen und möchte dabei den Beweis führen, daß die Unverdaulichkeit dieſer an ſich ſo vortrefflichen Speiſe viel zu übeln, finſtern Launen und dadurch zum barſchen und herriſchen Auftreten hochgeſtellter Perſonen beiträgt."

„In dieſem Falle rathe ich Dir, nicht davon zu eſſen."

„O, unbeſorgt, ich bin keine hochgeſtellte Perſon und bei mir könnte ein Bißchen herriſches und barſches Auftreten nicht ſchaden,

Frau Welſcher und Jungfer Kiliane waren nicht wenig überraſcht, als ſie den Entſchluß des Herrn Dubel erfuhren und er ihnen erzählte, daß er ſchon ſo gut wie angenommen bei dem königlichen Balletcorps ſei. Sie freuten ſich beſonders darüber, daß nun die kleine Marie in der Anſtalt einen Beſchützer habe, und der Herr Dubel dagegen, der das kleine Mädchen außerordentlich lieb hatte, war ebenſo erfreut, daß ſie dort ſei, und ihm kam deßhalb der Balletſaal mit ſeinen Ratten, ſeinen Tänzern und Tänzerinnen durchaus nicht ſo fremd vor, wie einem wohl zu Muthe iſt, wenn man unter lauter unbekannte Geſichter hineintritt.

Das kleine Mädchen hatte eine außerordentliche Freude, als ſie erfuhr, ſie werde nun künftig ihren Freund Dubel ebenfalls im Balletſaale ſehen; ſie nahm ihn gleich an die Stange im Zimmer, er mußte die Füße erſchrecklich auswärts biegen, ſie machte ihm alle Bewegungen vor, die ſie ſchon gelernt, und es war poſſirlich, wie ſie das Alles that mit dem ernſten Ton einer Lehrmeiſterin.

Den andern Tag ſchon erhielt der Herr Dubelli ein Dekret von der königlichen Hoftheaterintendanz, das ihm geſtattete, die königliche Tanzſchule zu beſuchen, und ihm ein Engagement beim Balletcorps in Ausſicht ſtellte, ſo wie ihn Signor Benetti hiezu würdig befinden werde.

zumal an Tagen, wie heute, wo ich weich geſtimmt bin, ja, wo ich mich beſtändig in einem Anfluge von Rührung befinde."

„Und warum, mein lieber Rafael — iſt Dir etwas ſo außerordentlich Angenehmes zugeſtoßen? Fängt Dein Chef-Redacteur endlich an, Deine großen Verdienſte zu begreifen, oder hat Dir Dein hartherziger Buchhändler einen Pfennig mehr für die Zeile bewilligt?"

„Auf ein ſo großes Avancement darf ich ſo bald nicht hoffen, und was meinen Chef-Redacteur anbelangt, ſo war er heute biſſiger, als je, und ſchnappte und biß in Einem fort, bildlich wenigſtens, nach ſeiner ganzen Umgebung. Der Mann hat ſeine Beſtimmung verfehlt — er hätte eigentlich ein Kettenhund werden ſollen; aber ich bin nicht Egoiſt genug, um mich nur über das Gute zu freuen, das mir begegnet, im Gegentheil, es macht mich auch glücklich, wenn ich weiß, daß Anderen eine Freude bevorſteht."

„Nun, ſo wollen wir uns freuen, mein lieber Rafael, denn ich glaube, daß uns ein vortreffliches Eſſen bevorſteht — ſetzen wir uns — aha, Hunger haſt Du auch — ich habe Dich ſchon ein paar Mal darüber ertappt, wie Du nach der Thür ſchielteſt und Deine Uhr zu Rathe zogſt."

„Im Gegentheil, Herr Rodenberg, was mich anbelangt, ſo würde ich mit großem Vergnügen noch warten und gern noch ein wenig plaudern, wenn es Ihnen genehm iſt."

„Nein, nein, ich habe bedeutend Hunger — und mein Diner redlich verdient," ſetzte er nach einem tiefen Seufzer hinzu; „ich achte es auch für eine Belohnung, nach dem, was ich heute Alles erlebt, ſo angenehm ſpeiſen zu dürfen, mit Dir allein in einem ſo behaglichen Zimmer, und vor allen Dingen in meinem bequemen Sammtrocke. Läute dem Kellner, wenn es Dir gefällig iſt, der Kerl iſt heute wie eine Schnecke — ah, es lebe das Bißchen Freiheit, das ich zuweilen habe! Wie läßt doch Schiller ſeinen melancholiſchen Major in ‚Kabale und Liebe' ſagen," fuhr er fort, indem er ſeinen Rock aufknöpfte und weit von der Bruſt zurückwarf: „Gute Nacht, Herrendienſt!"

Rafael hatte der erhaltenen Weiſung zufolge geklingelt und ſtand nun vor dem Tiſche, an welchem Rodenberg bereits ſaß, über die Lehne des Stuhles gebeugt und den Anderen lächelnd betrachtend. — „Ein Diner zu Zweien iſt allerdings etwas Schönes," ſagte er, „aber es gibt doch Fälle, wo die Unterhaltung ſtockt."

„In dem Falle ißt man mit um ſo größerer Ruhe und Behaglichkeit."

„Drei iſt eine vortreffliche Zahl — Zwei eſſen und der Dritte kann ſie unterhalten."

„O ja, wenn ich nur einen Dritten herzaubern könnte, der mir angenehm wäre."

Der kleine Mann blickte über Rodenberg hinweg abermals nach der Thür und zog dann verſtohlen wieder ſeine Uhr hervor; dann ſetzte er ſich und ſchaute ſeinen freundlichen Wirth an, der in Erwartung der Suppe ein Stück in Salz getauchtes Brod aß und den ſanft erwärmten Rothwein dazu verſuchte.

„Dein Vergleich von vorhin iſt in der That nicht ohne," ſagte er alsdann. „Dein Chef-Redacteur hat ſich wieder auf Tod und Leben mit uns herumgebiſſen — ich mußte heute viel darüber hören, und gelegentlich kannſt Du ihm ſagen, ſeine beiden erſten Artikel ſeien maßlos grob geweſen, und es ſei ein Glück, daß er den dritten als magenerwärmendes Mittel darauf geſetzt — trinke doch, Rafael, und ſei luſtig — ich weiß nicht, Du ſchneideſt heute abſonderliche Geſichter und Dein Schmachten mit der Thür will nicht aufhören — nun, da iſt der langſame Kellner — biſt Du jetzt zufrieden?"

„Wir werden bald zufrieden ſein, denn die Suppe ſcheint vortrefflich."

„Angenehm erwärmend — wie Euer dritter Artikel und — ich brauche heute etwas Erwärmendes und Aufregendes — deßhalb wollen wir trinken."

Und ſie ſtießen die gefüllten Gläſer an einander.

Rodenberg lehnte ſich darauf in ſeinen Stuhl zurück, ſah an die Decke empor und ſagte: „Heute wurde ich auf eine eigenthüm-

liche Art an jene glückliche Zeit erinnert, wo wir im ‚Reichsapfel‘ wohnten, und wenn Du mir einen großen Gefallen thun willſt, ſo erzähle mir nachher beim Deſſert noch einmal die Geſchichte von der ſchönen Prinzeſſin, von Deiner Vorſtellung als Zwerg, womit Du Deine Künſtlerlaufbahn ſo glorreich begonnen haſt — wir wollen überhaupt von jenen Tagen plaudern — ich hatte ſo lange nicht Luſt und Gelegenheit, mir dieſelben wieder einmal lebendig in's Gedächtniß zurückzurufen — plaudern wir alſo jetzt davon, mein Junge.“

„Ja, das wollen wir,“ erwiederte Rafael mit einem ſo eigenthümlich weichen Tone und einem ſo auffallenden Hinſtarren nach der Thür, daß Rodenberg lachend fortfuhr:

„Wenn es nicht gegen alle Ordnung wäre, ſo müßte ich glauben, Anton brächte jetzt ſchon die Gänſeleber-Paſtete, nach der Du ſo lüſtern biſt, denn Dein Geſicht iſt förmlich verklärt und Deine Augen leuchten.“

„Wozu ich meine Urſachen habe,“ ſagte der kleine Mann mit einer vor Rührung zitternden Stimme — „ach, Herr Rodenberg, Anton bringt dort eben etwas Beſſeres, als die Paſtete!“

„Nun, darauf bin ich neugierig,“ ſagte der Andere in ruhigem Tone, indem er langſam den Kopf gegen die Thür wandte, der er den Rücken zubrehte.

„Um Alles in der Welt, ſehe ich recht,“ rief Rodenberg alsdann aufſpringend — „biſt Du es, Walter, oder iſt es Dein Geiſt?“

„Dieſes Mal bin ich es noch ſelber,“ gab derjenige, welcher ſoeben in's Zimmer getreten war, zur Antwort, wobei der eigenthümliche Ton ſeiner tiefen Stimme die Bewegung ſeines Herzens verrieth; „wenn es aber wieder ſo lange dauert, bis wir uns begegnen, ſo glaube ich ſchon, daß wir alsdann etwas Nebelhaftes an uns haben.“

„Walter — welche Freude!“

„Rodenberg — mein guter Kerl!“

Die beiden Freunde ſtürzten einander in die Arme und hielten

ſich eine Zeit lang ſchweigend umſchlungen, wobei es ſonderbar anzuſehen war, welch' finſtere Grimaſſen der alte Maler ſchnitt, um ſeine Rührung zu verbergen, wogegen Rodenberg ſich durchaus nicht ſcheute, laut und vernehmlich zu ſchluchzen.

Der kleine Rafael ſtand dabei und griff an ſeinen Kopf, um auf demſelben vielleicht die uns wohlbekannte verzierte, rothe, ſackähnliche Mütze zu finden und dieſelbe wie bei früheren heiteren Gelegenheiten zum Beweiſe ſeines Mitgefühls an die Zimmerdecke zu ſchleudern. Da er dieſe Kopfbedeckung begreiflicher Weiſe nicht fand, ihm aber jenes wunderbare Lied eigener Dichtung und Compoſition einfiel, ſo konnte er nicht umhin, dieſes anzuſtimmen und dazu ein ausgezeichnetes Solo zu tanzen.

„Nun ſetze Dich, Walter, und erzähle, welch glücklicher Zufall Dich hieher gebracht — Anton, ein Gedeck — hier iſt ein Stuhl — ah, welche Freude!“

„Einen Zufall will ich das gerade nicht nennen,“ ſagte der alte Maler — „heute Mittag angekommen, wollte ich mich gerade auf der Eiſenbahn nach Dir erkundigen, als ich ſah, wie eine Geſtalt, die mir bekannt vorkam, einige Briefe in die Briefladе ſtopfte.“

„Rafael?“

„Ja, er war es, und wenn der Kerl auch ſo verwandelt ausſieht, wie der Engerling im vierten Jahre, ſo erkannte ich ihn doch augenblicklich wieder an ſeinem ſchaukelnden Gange und dann an ſeinem kindlichen Lächeln, das er noch nicht verloren hat.“

„Und ob ich Herrn Walter erkannte — augenblicklich aus dem ganzen Menſchenſtrome heraus, der an mir vorbeikam — meine Freude könnte ich unmöglich beſchreiben!“

„Das muß ich ihm bezeugen — es war rührend anzuſehen — ich glaube, es gab Zuſchauer genug, die mich für ſeinen lang entbehrten Vater hielten.“

„Dann wollte er zu Ihnen, Herr Rodenberg; doch wußte ich von Ihrem Diener, daß Sie nicht zu Hauſe ſeien, und dann er-

laubte ich mir, Herrn Walter auf heute Abend hieher einzuladen — habe ich es recht gemacht?“

„Vollkommen, mein Junge — eine größere und liebere Ueberraſchung hätteſt Du mir nicht bereiten können — ich ſage Dir, Walter, Rafael hat ſich ganz vortrefflich gemacht.“

„Das habe ich heute Mittag ſchon bemerkt und mich darüber gefreut — es war mir eine wahre Genugthuung, ihn ſo wiederzufinden — denn ich bin es doch eigentlich, der Talente in ihm entdeckte und ihn auf den richtigen Weg brachte, als dieſer Kerl damals den einen heiligen Dreikönig malte — ah, wenn ich an jene Zeit denke!“

„Rafael iſt Mitarbeiter an einem hieſigen Journale von ſo rother Färbung, daß ich ihn leider nur verſtohlen ſehen kann.“

„Und Du?“ wandte ſich Walter an Rodenberg. „Ich hätte geglaubt, Dich anders wiederzuſehen, und war der feſten Meinung, Du erſchienſt nur in ſchwarzem Fracke, weißer Halsbinde und mit einem kleinen Bandladen im Knopfloche — wie wohl mir nun Dein Sammtrock thut, kann ich Dir gar nicht ſagen — nennt man Dich Excellenz oder gnädiger Herr?“

„Laß dieſe Scherze und trübe damit nicht unſern heiteren Abend. Nun will ich Dich aber auch einmal betrachten — er hat kaum gealtert, dieſer Walter, Dein Haar und Bart ſind etwas weißer geworden — Dein Geſicht röther.“

„Das macht die ſcharfe Frühlingsluft.“

„Im Uebrigen ſiehſt Du ſo wohlhabend aus, wie ich's mir nur wünſchen kann.“

„Es iſt mir auch ganz gut gegangen — ich komme aus Italien, aus Rom, wo ich, ſtatt eigenhändig geringe Bilder zu malen, die Meiſterwerke der Alten nicht ſchlecht copirte, mir damit einen anſtändigen Namen machte und viel Geld verdiente.“

„Das weiß ich — es war mir jedes Mal wie ein Gruß von Dir, wenn ich beim Prinzen Heinrich von Deinen vortrefflichen Copieen ſah; doch ſagte er mir, Du ſeieſt auf dem Wege nach

Spanien, und ich fürchtete wahrhaftig, Dich ſo bald nicht wiederzuſehen."

„Es war auch nur die Sehnſucht nach Euren Geſichtern und nach deutſcher Luft, die mich zurückführte — die ſpaniſchen Bilder laufen mir nicht davon; doch will ich vorher noch ein Jahr herumziehen und ſehen, was es hier bei Euch Neues gibt — was weißt Du von den alten Freunden?"

„Leider nicht viel — Bergmüller, der ein tüchtiger Landſchafter geworden iſt, ſchickte zuweilen Einiges zur Ausſtellung hieher — war auch ſelbſt einmal da — er iſt dicker geworden und ſchon einige Male Vater; ſeine Schwiegermutter ſtarb, und ſo geht es ihm auch in dieſer Richtung vortrefflich — aber trinken mußt Du, Walter, trinken — wir wollen luſtig ſein — ein Glas dem Andenken unſerer Freunde!"

„Aus vollem Herzen!"

„Nun ſage mir vor allen Dingen, was weißt Du von Olfers? Von ſeinen prachtvollen Bildern ſahen wir verſchiedene hier, aber von ihm ſelbſt habe ich keine Sylbe erfahren."

„Er hatte Rom verlaſſen und war nach Florenz gegangen — dort ſah ich ihn ſpäter — er empfing mich herzlich und freundlich, doch vermied er es, von vergangenen Tagen zu reden."

„Unſer armer Freund, wie einſam er in der Welt herumzieht!"

„Aber ſie thut ihm wohl, dieſe Einſamkeit, ſie lindert ſeine trübe Stimmung, da ſie ihn träumen läßt von einer glücklichen Vergangenheit und ihm erlaubt, immer noch Luftſchlöſſer für die Zukunft zu bauen. Er ſagte mir das gerade und ehrlich heraus, und deßhalb ſah ich ihn auch nur ſelten. Wie furchtbar ſchön drückt ſich ſein umdüſtertes Gemüth in den großartigen Compoſitionen aus, die ich von ihm ſah; er entwarf gerade ein prächtiges Bild, ‚die Peſt in Florenz', gewaltig und ergreifend in der Anlage: eine Proceſſion, die hohe Geiſtlichkeit an der Spitze, durchzieht die Straßen, in denen man die grauenhafteſten Gruppen von Todten und Sterbenden ſieht, um den Himmel anzuflehen, daß er

die ſchreckliche Krankheit aufhören laſſe — da ſtürzt aus einem Haufen Volkes ein verzweifeltes Weib hervor und wirft ihr todtes Kind zu den Füßen des voranſchreitenden Biſchofs."

„Ein ergreifender, aber furchtbarer Vorwurf."

„Wie in Allem, was er jetzt componirt und malt."

„Und er hofft immer noch, ſeine Tochter wiederzufinden?"

„Es ſcheint mir ſo — ihn geradezu fragen mochte ich nicht; doch als ich ihm eines Tages ſagte, es ſcheine mir, er halte alles weitere Suchen für überflüſſig, da er ſich jahrelang in Italien aufhalte, ohne mit der Heimath in Verbindung zu bleiben, gab er mir zur Antwort, das heißt, er ſprach eigentlich mehr zu ſich ſelber, als zu mir: ‚Ich werde ſie ſicher machen und ſie vielleicht veranlaſſen, unvorſichtig zu werden.' Dann blickte er raſch auf, legte ſeine Hand auf meine Schulter und fragte mich: ‚Nicht wahr, Walter, ich habe es mit einem treuen Freunde zu thun?' — Und Ihr hier außen," fuhr der alte Maler nach einer Pauſe fort, „habt Ihr gar nichts mehr von dieſer räthſelhaften Geſchichte erfahren?"

„So gut wie gar nichts," ſagte Rodenberg; „nur einmal, es ſind ſchon einige Jahre her, glaubte ich etwas zu erfahren — aber es war eine Nachricht ohne Anfang und Ende, etwas, das wie ein Blitz erſchien, das eben ſo ſpurlos wieder verſchwand und keine Erkundigungen geſtattete. Ich hörte nämlich eines Tages von einer Frau reden, die wenige Stunden von hier mit ihrer Tochter in tiefſter Verborgenheit lebe, um ſich Nachforſchungen zu entziehen, die ihr höchſt gefährlich werden könnten; ich ſchrieb darüber an Olfers, ſowie auch, daß ich Alles anwenden würde, der Sache auf die Spur zu kommen, gab mir auch alle erdenkliche Mühe, und als ich einen Faden gefunden, der mich dahin führte, wo jene Frau gewohnt, ſo war ſie verſchwunden und Niemand wußte, wohin ſie gegangen ſei."

„Und konnteſt Du keine Schilderungen über Mutter und Tochter erhalten?"

„O ja, aber ſie paßten nicht — hatte ich doch Frau Hildegard

noch ſo gut im Gedächtniß, daß es mir möglich war, ihr Geſicht mit ein paar Bleiſtiftſtrichen zu ſkizziren, und ebenſo die lieben Züge der kleinen Margarethe."

„Nun?"

„Von der Frau, die dort gewohnt, ſagte mir Jemand, der ſie häufig geſehen, ſei keine Spur in meiner Zeichnung zu finden, und wenn auch das Geſicht des jungen Mädchens eine Aehnlichkeit mit meiner Skizze zeige, ſo wäre dieſelbe keinenfalls ſtark hervortretend und mehr dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ein jugendliches Geſicht dem andern immer etwas ähnlich ſehe."

„Wie hieß doch der gewiſſe Kammerjunker, der zur damaligen Zeit ſtark bei der Geſchichte betheiligt war und dem wir Alle mit einander nichts Gutes zutrauten?"

„Freiherr von Schenk, Kammerherr Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürſtin-Mutter, ein Mann von Bedeutung im Departement der allerhöchſten Unterröcke."

„Und dieſem Manne, deſſen Gewiſſen ſo faltenreich iſt, wie eines der gerade erwähnten Kleidungsſtücke, haſt Du nie verſucht, ihm auf den Zahn zu fühlen, ihm ein unbedachtes Wort zu entlocken?"

„Es war das ſehr ſchwierig, da er, einer andern Partei bei Hofe angehörend, mir ſtets ſo ſteif und förmlich entgegentrat, wohl abſichtlich, um jede Annäherung zu verhüten."

„Und Du biſt ihm nie auf den Leib gegangen?"

„O ja, das habe ich gethan, und ziemlich derb, indem ich ihm in Ausſicht ſtellte, in einer guten Stunde ſeine Königliche Hoheit ſelbſt von dieſer Angelegenheit zu unterhalten. Da gab er denn endlich zu, er wolle nicht läugnen, daß er um den Aufenthalt Hildegard's und ihrer Tochter gewußt, ohne aber auch nur im geringſten bei der Entführung des jungen Mädchens betheiligt geweſen zu ſein. Feierlich gab er dabei ſein Ehrenwort, daß er von ihrem gegenwärtigen Aufenthalte nichts wiſſe, und ſetzte alsdann mit ſehr geſprächigem, hochmüthigem Weſen hinzu, er hoffe

und wünſche aber, daß ich ihn in Zukunft mit ähnlichen Fragen verſchonen möge.“

„Den Teufel auch — und das gab Dir keine Veranlaſſung, ein Bißchen Händel mit ihm zu ſuchen?“

„Zum Schein wahrlich nicht; aber in allem Ernſte entgegnete ich ihm, ich werde es mir nicht verbieten laſſen, eine ähnliche Frage an ihn zu ſtellen, und zwar ſo oft es mir beliebe.“

„Und dann?“

„Spitzte er ſein Maul, ſchloß die Augen und entgegnete mit einer unvergleichlichen Grazie lächelnd: ‚Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſpäter nochmals zu fragen, ſo werde ich Ihnen doch keine andere Antwort geben können.‘ Daß ich ihn dadurch noch mehr zum Feinde bekam, merkte ich wohl, und deßhalb, wie auch als treuer Diener ſeiner Herrin und aus manchen anderen Gründen iſt er einer von den Leuten, die mich lieber heute als morgen aus dem Lande gejagt ſähen.“

„Und haſt Du Ausſicht, auf ſo anerkennende Weiſe Deine hieſige Carrière zu beſchließen?“

„Wer kann das wiſſen — bei dem ſchlüpfrigen Boden, auf dem wir wandeln, und bei der allerhöchſten Laune, von welcher wir Alle mehr oder minder abhängig ſind, kann Einem alles Mögliche begegnen.“

„Aber das iſt ein trauriges Handwerk,“ meinte Walter, indem er ſeinen Freund mit einem ernſten, ſorgenvollen Blicke anſah — „doch konnteſt Du Dich ſonſt ſicher ſtellen? Deine Einkünfte ſind ſo bedeutend, daß Du Dir etwas Tüchtiges zu erübrigen vermochteſt, obgleich Sparen früher nicht Deine Stärke war.“

„In welchem Punkte ich mich auch nicht beſſern konnte, denn erſtens verſtehe ich das nicht, und dann ſind meine Einkünfte der Art, daß ich mit dem beſten Willen nicht nur nichts erſparen kann, ſondern daß ich, wenn einmal eine Kataſtrophe eintritt, Alles, was ich habe, verkaufen muß, um meine Schulden zu bezahlen.“

„Du biſt ein unverbeſſerlicher, leichtſinniger Kerl — aber wie

konnteſt Du Dir unter ſolchen Bedingungen das goldene Halsband umlegen laſſen?“

„Es glänzte ſo ſchön, es wurde angeſtaunt und beneidet und ſchien mir den Weg zu zeigen nach einer ſchwindelnden Höhe, von wo ich auf eine wunderbare und beglückende Ausſicht hoffte — doch reden wir nicht davon,“ rief er in einem Tone der Ungeduld und des Ueberdruſſes — „in der Welt geht es auf und ab! Glaubſt Du vielleicht, ich würde mich nicht glücklicher fühlen, wenn ich an einem ſchönen Morgen, mein Skizzenbuch unter dem Arme, einen einfachen Stock in der Hand, die Stadt verließe?“

„Mit dem traurigen Gedanken, eine Reihe von Jahren nutzlos vergeudet zu haben!“

„Warum nutzlos? Ich habe doch ein reiches Material geſammelt für den Bleiſtift und die Feder; ich werde meine Memoiren ſchreiben und ſie vortrefflich illuſtriren — doch Scherz bei Seite — gebt mir meine freie Zeit wieder, ein Blatt Papier und einen Bleiſtift, und ich will Euch zeigen, ob ich heute nicht ein beſſerer Künſtler bin, wie damals — aber laßt uns heute darüber ſchweigen, wir wollen luſtig ſein, trinken — he, Rafael, ſchneide den Bindfaden durch, der den Pfropfen auf der Flaſche hält — ſo, ah, wie das vortrefflich knallt, und nun nichts mehr von der Gegenwart — ein Glas des ſchäumenden Weins der Vergangenheit und zwei der Zukunft, ja, der Zukunft, wie ich ſie mir wünſche, bei gleichgeſtimmten guten Freunden, bei Menſchen mit warmen, ehrlichen Herzen, bei wahren Künſtlern, nicht dort, wo man des Gedankens nicht los wird, nur geduldet zu ſein, und bald erſchrocken, bald ſcheel betrachtet wird über ein freies, friſches Wort, das man ſpricht, wo man ſich unbehaglich fühlt, wo Einem das nöthige Waſſer zum Schwimmen fehlt und man, ſtatt frei auszuholen, mühſam laviren muß, wo man ewig fremd und verlaſſen bleibt, unter Larven die einzig fühlende Bruſt — alſo der Zukunft, mein Junge, zwei volle Gläſer — aber laſſet uns dabei der glücklichen Vergangenheit nicht vergeſſen!“

Walter hatte ſich eine von Rodenberg's Cigarren angezündet

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Flucht.

Die wohlorganiſirte Gaunerei in einem wohlgeordneten Staate hat ihre Polizei, wenn man es ſo nennen kann, die meiſtens beſſer eingerichtet iſt, als jene Polizei, welche uns vor jenen Gaunern ſelbſt ſchützen ſoll. Ihre Chefs (die der Gauner nämlich) ſind wohlbekannte, unter ihnen ſehr angeſehene Leute; ihre Hehler ſind meiſtens von einer muſterhaften Pflichttreue; ihre Schlupfwinkel ſind ſicher und ſelten einem Verrathe ausgeſetzt, und unter ihnen beſteht eine immerwährende Communikation, wodurch ſie einander mit der Schnelligkeit eines Telegraphen gegen böswillige Anſchläge zu wahren und zu ſchützen wiſſen, und wodurch ſie ſchnell und mit Leichtigkeit das erfahren, was der wirklichen Polizei viel fruchtloſe Mühe und Koſten verurſacht.

Der treffliche Steinmann war aber in dieſer Hinſicht doppelt gut berathen, da er im öffentlichen Leben an einer Ecke ſtand und dadurch, wie wir wiſſen, im Stande war, zwei Seiten auf einmal zu überſehen. Daher kam es denn auch, daß er wenige

und ſagte, behaglich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt: „Wie gern erinnere ich mich jenes letzten Abends unſeres Beiſammenſeins und meiner nächtlichen Fahrt mit dem Herrn Major von Werdenberg, den ich morgen aufſuchen werde.“

„Vergiß nicht, daß er Oberſt geworden iſt!“

„Aber wahrſcheinlich ein eben ſo räuberhaft guter Kerl, wie ehemals. Auf der alten, prachtvollen Burg, wohin er mich damals brachte, verlebte ich einige wunderbare Jahre — ich malte ſtill und fleißig und kann Dich verſichern, keine ſchlechten Bilder.“

Rafael lächelte ſtill vergnügt in ſein Glas hinein, und Rodenberg ſagte: „Ganz vortreffliche Bilder ſind es, die Du dort gemalt, und jener kleine Schelm, der ſich im vergangenen Jahre eine Rheinreiſe erlaubt, hat darüber einige unſterbliche Artikel geſchrieben.“

„Danke Dir, mein Sohn — Gott möge es Deinen Kindern vergelten! Bei meinen Arbeiten, meiſtens allein, mit Ausnahme eines Jahres, in dem ich mit Bergmüller gemeinſchaftlich arbeitete, gewöhnte ich mich ſo an die Einſamkeit, daß ich wahrhaftig ein Mönch geworden wäre, hätte ich ein paſſendes Kloſter in der Nähe gewußt.“

„Und Knorr, mein guter Knorr,“ rief Rodenberg, raſch ſein Glas erhebend, „wie konnte ich ſo vergeßlich ſein und nicht ſchon lange nach ihm fragen? Die letzten Nachrichten, welche ich von ihm aus Köln erhielt, ſagten, auch er ſei nach Italien gezogen, er habe eine Römerfahrt gemacht.“

„Und in der vollſten Bedeutung dieſes Wortes: er ging nach Rom und trat dort als Bruder in das Capucinerkloſter.“

„Und warum wählte er ſich gerade einen ſolchen Ort?“

„Um frei zu ſein und Zeit zu ſeinen Arbeiten zu haben; er meißelt Euch jetzt ganz wunderbare Heilige in Stein und ſogar in Marmor — im Kloſter haben ſie ihm ein Atelier hergerichtet, wo ich ihn öfters beſuchte und bei den braunen Kutten manche heitere Stunde verlebte; auch fehlte es alsdann nie an einem vortrefflichen Glaſe Orvieto, natürlich nur mir, dem Gaſte, zu Ehren, doch hielten

die frommen Brüder wacker mit; ein paar Mal zupfte es mich gewaltig, dort zu bleiben, aber wenn man nackte Göttinnen und dergleichen laſterhafte Geſchichten copirt, ſo paßt man doch nicht gut in ein Kloſter."

„Gedachte Knorr oft der Zeit im Reichsapfel und unſer Aller?"

„Gewiß, und wenn der prophetiſche Geiſt über ihn kommt, was immer noch zuweilen geſchieht, ſo konnte er ſagen: ‚Laßt ſie nur flattern und ihre Bahnen ziehen, den Einen nach Oſten, den Anderen nach Weſten, Alle, die dazu berufen ſind und denen ich es im Grünen Baume prophezeiht, tragen einen goldenen Faden am Fuße, der ſie an den gewiſſen Ort zuſammenführen wird!'"

„Und was meint er mit dem gewiſſen Orte — vielleicht das Grab?"

„Dieſelbe Bemerkung machte ich ihm auch einmal, doch ſchüttelte er lächelnd ſein Haupt und ſagte: ‚Um dahin zu gelangen, braucht man kein wahrer Künſtler zu ſein und keinen goldenen Faden am Fuße zu haben — nein, wo wir uns noch einmal wiederſehen werden, das iſt am Hofe eines gewaltigen Königs unter Marmorhallen, die auf einem hohen Berge liegen, von wo man rings umher eine entzückende Ausſicht genießt, während duftende Orangen uns umgeben und murmelnde Springbrunnen wohlthätig die Hitze kühlen, wo lieben wird, wer zu lieben vermag und lieben darf!'"

„Die letztere Verheißung ſcheint mir im Munde eines Mönches etw..s ruchlos zu ſein."

„‚Wer lieben darf!' ſagte er ja. — Es that mir leid, als ich den guten Knorr endlich verließ."

„Haſt Du ihn nicht in ſeiner Ordenstracht ſkizzirt?"

„Er verbot es mir, denn er wollte nicht, daß man ſich hier außen über ihn luſtig mache."

„Guter Knorr, ich hätte ſo gern Dein ehrliches deutſches Geſicht wieder einmal geſehen!"

„Und wem biſt Du in all der Zeit von den früheren Freunden begegnet?"

Rafael lächelte wie Jemand, der gern eine Mittheilung machen möchte, in das Geſpräch eines Anderen hineinlächelt, und der doch zu beſcheiden iſt, dies ohne Aufforderung zu thun.

„Ich ſprach vorhin ſchon von der Rheinreiſe unſeres kleinen Freundes — laß Dir erzählen, mit wem er auf dem Dampfboote zuſammentraf.“

„Nun, mit wem denn? Rafael, laß hören!“

„Wir fuhren von Mainz an einem heißen Tage den Rhein abwärts,“ erzählte Rafael, „das Schiff war ſehr voll, und ich war froh, ein ſchattiges Plätzchen hinter einem der Radkaſten gefunden zu haben — die Paſſagiere gingen an mir vorüber und ſprachen von Biebrich, an dem wir vorüberkamen, von Geiſenheim mit ſeinen rothen Kirchthürmen, vom Johannisberge, bewunderten die alte Brömſer Burg, die von außen wie ein unwirthbarer Steinhaufen erſcheint und im Innern die zierliche, reizende Wohnung der Gräfin Ingelheim verbirgt. Sie erklärten einander den Weg von Rüdesheim nach dem Niederwalde, erzählten die Sage vom Mäuſethurm und dergleichen.“

„Mir ſcheint, Rafael gibt uns einen Auszug aus ſeinem Reiſeberichte.“

„Vielleicht!“

„Aber nur in der Abſicht, um Sie in die Stimmung zu verſetzen, in die ich durch dieſes Geplauder rechts und links kam und in der ich alle dieſe Reden, dieſe Ausrufe der Bewunderung bei dem tactförmigen Rauſchen der Räder nur noch wie im Traume hörte. Plötzlich aber ſchlug eine Stimme an mein Ohr, die auf einmal meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm: es war eine hohe Fiſtelſtimme, welche ſagte: ‚Die archimediſche Schraube iſt ſehr einfach zu verſtehen, und auf ihr beruht das Syſtem der Propeller.‘“

„Van der Maaßen!“

„Allerdings war er es, den ich, raſch aufſpringend, vor mir ſah; er war äußerſt elegant gekleidet und neben ihm ſtand eine nicht mehr ganz junge, aber immerhin noch [illegible]cht hübſche Dame.“

„Van der Maaßen verheirathet?

„So war es, und er machte ſeine Hochzeitsreiſe. Anfangs kannte er mich nicht; als ich ihn aber bei Seite zog, meinen Namen nannte und raſch meine Erlebniſſe erzählte, auch von Herrn Rodenberg ſprach, da war er ganz wie früher, ſchüttelte mir kräftig die Hand und ſtellte mich ſeiner Frau vor, und dann blieben wir den ganzen Tag beiſammen, wo er mir, behaglich hinter dem Radkaſten ſitzend, aus ſeiner Vergangenheit erzählte, während wir das Erzeugniß der berühmten Weinberge, an denen wir vorüberfuhren, gewiſſenhaft verſuchten. Van der Maaßen hatte die erſten Jahre Muſter gezeichnet, dann war er Chef d'atelier geworden und endlich durch einen merkwürdigen Zufall Inſpector der großartigen Appretir-Anſtalt der Fabrik: man hatte eine Maſchine neueſter Conſtruction bekommen, die aber nur mangelhaft ihren Dienſt verſah, worauf van der Maaßen ſie eines Tages unterſuchte und, wie er behauptete, mit voller Ueberzeugung eine Schraube auszog, die ihm im Triebwerke hinderlich erſchien, worauf die Maſchine ſofort ihren Dienſt that und vortrefflich arbeitete."

Die beiden Freunde lachten, und Walter ſagte: „Ich bin überzeugt, der gute dicke Kerl hat die Schraube auf's Gerathewohl ausgedreht; doch freut es mich für ihn, daß er ſeine Eichel gefunden."

„Er verſprach, uns hier zu beſuchen, wie Rafael mir mittheilte; doch kam ſtatt ſeiner ein ſehr humoriſtiſcher Brief, worin er mir die Mittheilung machte, daß ſeiner Frau eine weitere Reiſe eigenthümlicher Verhältniſſe wegen nicht zuträglich geſchienen und er deßhalb nach Hauſe zurückgekehrt ſei, aber dabei die Hoffnung ausſprach, in nicht zu langer Zeit auch uns ſehen zu können."

„Und der ſanfte Eduard — was weißt Du von ihm?"

„Nicht viel, doch ſoll es ihm ganz gut gehen: er ſchrieb einmal an mich, da er gehört, es ſei in unſerer Gemäldegallerie eine Inſpector-Stelle offen; doch war ich nicht im Stande, etwas für ihn zu thun — nachher wollte ich Dich auch ſchon fragen —

Du erkundigteſt Dich gewiß während Deiner Anweſenheit in Florenz bei Olfers nach ihm?"

„Allerdings that ich das — ich gedenke immer noch mit großer Anhänglichkeit jenes friſchen, lebensfrohen jungen Mannes, der ein tüchtiger Künſtler geworden wäre, wenn er nicht ſo viel Geld zur Verfügung gehabt hätte."

„Ja, er war ein guter, anhänglicher Kamerad — was wußte Olfers von ihm?"

Walter zog ſeine Stirn in düſtere Falten, ſtützte den Kopf in die Hand und ſagte mit einem affectirten, ernſten und hohlen Tone: „Lytton exiſtirt nicht mehr!"

„A—a—a—ah!" rief Rodenberg auffahrend — „wär's möglich, Lytton geſtorben? — Doch nein, ich ſehe den Schalk in Deinem Blicke, Deine Mundwinkel verziehen ſich — warum ſo traurige und ſchlechte Späſſe, mein alter Geſelle?"

„Was habe ich denn Trauriges geſagt? Ich berichtete nur, Lytton exiſtire nicht mehr, und darin ſprach ich die Wahrheit — Lytton als ſolcher hat aufgehört zu leben, athmet nicht mehr im roſigen Lichte, wie der Dichter ſagt."

„Und wie ſollen wir das verſtehen?"

„So ein Engländer hat ein zähes Leben," entgegnete der alte Maler lachend, „er ſtirbt als Lytton und ſteht als Lord Warren wieder auf!"

„Ah, das freut mich — ſo ſtarb ſein Oheim, der ältere Bruder ſeines Vaters?"

„Er ſtarb, nachdem er vorher zum Heile des Lytton einen ſchwächlichen Sohn begraben. Olfers ſagte mir das, und es war das Einzige, was er mir mit reger Theilnahme erzählte; dabei lächelte er wieder einmal und ſeine Augen glänzten wie früher — ſchade um ihn!"

„Um wen? — Um Lytton?"

„Nein, um Olfers — welch kerniger Mittelpunkt wäre er für uns geblieben, wie belehrend, wie anregend — ich glaube, wenn

mir die Urheberin ſeiner Leiden, jene verkniffene, gallichte, bittere Perſon je zu Geſicht käme, ich glaube, ich würde ihr mit einer theatraliſchen Attitude ſagen: Madame, ich verachte Sie!"

„Das würde ich nicht thun — ich würde ihr ſtillſchweigend folgen — ah, wie oft habe ich davon geträumt und welche Luſt wäre es mir geweſen, in dieſer Richtung für den guten Olfers wirken zu können — aber ich glaube, der Frau Hildegard folgt in dieſem Leben Niemand mehr!"

„Wie verſtehſt Du das?"

„Ich glaube, daß ſie geſtorben iſt — ich weiß nicht, ſoll ich ſagen: ich fürchte das, oder ich hoffe das?"

„Mir iſt nur Eines an der ganzen Sache unklar, daß nämlich Margarethe, die ja ihren Vater ſo innig liebte, nicht endlich einmal feſt auftrat, nachdem ſie herangewachſen war — und herangewachſen iſt ſie — laßt mich einmal rechnen — wie alt war das kleine Mädchen damals?"

„Acht oder neun Jahre, ſo viel ich mich erinnere."

„Nun, ſo iſt ſie jetzt ſechzehn oder ſiebenzehn und wird wohl Verſtand genug haben, ſich ihres treuen, guten, ehrlichen Vaters zu erinnern."

„Ob ſie ſich aber ſeiner unter dieſen von Dir angeführten Benennungen erinnert, iſt wohl eine andere Frage — laß Du einmal lange Jahre in Dich hineinreden, über einen Abweſenden reden, der ſich nicht vertheidigen kann — höre Du täglich alles mögliche Böſe über ihn an, das heißt, wenn Du ein Kind von acht Jahren wäreſt, das noch nicht Urtheilskraft und Charakterſtärke genug hat, um unter dem Einfluſſe einer übelgeſinnten Mutter an den erſten, ihr damals ſo lieben Erinnerungen der Jugend feſtzuhalten — laß Du Dir durch Worte und Thränen, durch Klagen und Vorwürfe das Bild irgend Jemandes, den Du wirklich geliebt, trübe und unſcheinbar machen, und wir wollen ſehen, ob Du nicht auch am Ende der Anſicht Deiner ausſchließlichen Umgebung würdeſt!"

„Möglich — aber es wäre ſchrecklich!“

„Schrecklich allerdings, und beſonders in den Folgen für den armen Olfers — ich habe ſchon oft den furchtbaren Gedanken gehabt, es könne einmal vorkommen, daß er dicht an ihr vorüberginge, daß ſeine Hand ihr Gewand ſtreife, ja, daß Margarethe ihn ſogar erkennen würde und daß ſie, wenn auch vielleicht mit tiefem Schmerze, ſich abwenden, ihn auf's Neue fliehen würde — denn darauf kannſt Du Dich verlaſſen, Frau Hildegard hat nichts verſäumt, dem Kinde den eigenen Vater als ein Ungeheuer von Liebloſigkeit und Falſchheit darzuſtellen.“

„Aber er würde ſein Kind unbedingt erkennen, wenn er ſie mit ſeinem ſcharfen Auge ſähe.“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht — denke Dir, es ſind acht Jahre verfloſſen; aus dem damaligen kleinen, ſchwächlichen Mädchen iſt vielleicht eine blühende Jungfrau erwachſen, deren Geſichtszüge ſich vollkommen verändert haben — man hat genug Beiſpiele der Art.“

„So wäre ſie alſo ewig für ihn verloren?“

„Ich fürchte faſt — und ſo grauſam es klingt, ſo möchte ich für ſeine Ruhe wünſchen, er vermöchte es über ſein Herz und ſeinen Verſtand, ſich an dieſen Gedanken zu gewöhnen — das allein könnte ihn der Welt und uns wiedergeben; doch wird er zu dieſer Ruhe ſchwerlich gelangen. Wie ich vorhin ſchon ſagte, ſo hat er ſich abſichtlich ſo lange von der Heimath fern gehalten und faſt alle Verbindungen mit ihr abgebrochen.“

„Das iſt wahr, denn auf ein paar lange und ausführliche Briefe, die ich ihm ſchrieb, erhielt ich einige ſpärliche, wenn auch nicht gerade unfreundliche Zeilen zur Antwort, zwiſchen denen ich aber deutlich leſen konnte, daß er eine Fortſetzung unſeres Briefwechſels nicht verlange und wünſche — ich muß Dir geſtehen, das ſchmerzte mich!“

„Aber mit Unrecht — denn ich kann Dich verſichern, er ſprach von Dir mit der größten Wärme und mit den Ausdrücken herzlicher

Anhänglichkeit — freilich bedauerte er Deine jetzige Stellung und sagte unverhohlen, die Polizei, in der Du stehst, habe einen tüchtigen Künstler umgebracht."

„Umgebracht kann ich nicht zugeben — glaube mir, Walter, ich fühle das heilige Feuer stark und kräftig unter der Asche lodern, die sich auf mein Herz gelagert, und hoffe auf einen wohlthätigen Ausbruch, der mich vielleicht unsanft in die Höhe schleudert, aber mich wieder verjüngt erstehen läßt."

„Ein glänzender Phönix — ich hoffe das auch."

„Doch reden wir nicht von mir — wir kamen ganz von Lytton ab, oder von Lord Warren — wo ist er und was treibt Seine Herrlichkeit?"

„Er hat die diplomatische Laufbahn ergriffen, wie mir Olfers sagte, da es ihm wahrscheinlich in seinem Vaterlande zu langweilig ist; er hoffte damals, nach Italien versetzt zu werden, worauf sich Olfers wie ein Kind freute — wie möchte ich es ihm wünschen, daß unser armer Freund diesen frischen, lebenslustigen Kerl an seiner Seite hätte!"

Walter trank langsam und behaglich sein Glas aus, dann strich er seinen vollen Bart und sagte, indem er dem Rauche seiner Cigarre nachblickte: „Wie doch durch die Nennung von all' den Namen der guten Freunde von damals wieder jene Zeit so lebendig vor mich hintritt; ich befinde mich wieder in den winkligen Straßen und sehe an jedem Fenster ein bekanntes Gesicht — Apropos, Michel Angelo Schmitz hat nicht geheirathet, wie ich schon auf Falkenstein hörte. — Was wurde denn aus der schönen Conchitta, unserer liebenswürdigen Collegin, und was weißt Du von unserer vortrefflichen Wirthin in Köln? Die Dankbarkeit hätte mich eigentlich veranlassen sollen, schon lange nach den beiden Schwestern zu fragen, doch hielt mich ein gewisses Zartgefühl ab, denn aufrichtig gesagt, ich dachte, Du würdest sogleich davon anfangen — weißt Du, guter Kerl, daß eine meiner ersten Fragen an den kleinen Rafael die war, ob Du verheirathet seiest?"

„Dummes Zeug — wie kommſt Du auf einen ſolchen Gedanken?“

„Nun, bei Gott iſt Alles möglich, und bei verliebten Weibern ebenfalls!“

„Zugegeben — aber die Bedingung der Liebe fehlte.“

„Den Teufel auch, ſo viel bin ich doch wohl noch Kenner eines weiblichen Herzens oder eines Paares ſo ſchöner weiblicher Augen!“

„Die Kennerſchaft in Ehren — wir irrten uns damals außerordentlich!“

„Du auch!“ fragte der alte Maler achſelzuckend — „nun, dann tröſte Dich mit dem Gedanken, daß es doch hätte ſein können und es vielleicht beſſer iſt, daß es kam, wie es kam!“

„Von Conchitta erfuhr ich nichts mehr,“ ſprach Rodenberg mit leiſer Stimme, indem er vor ſich niederſchaute, „und was die Andere anbelangt, ſo hat ſie gehalten, was ſie verſprochen.“

„Alſo doch — ei, Du Heuchler!“

„Sei ſo gut und laß mich ausreden — ſie wurde eine große, berühmte Sängerin und entzückte durch ihre Kunſt die halbe Welt — wie ich neulich hörte, ſoll ſie auch nächſtens dieſen kleinen Erdenwinkel hier mit ihrer Gegenwart beglücken.“

„Du ſagſt das mit einer ganz verfluchten Ruhe!“ gab der alte Maler zur Antwort, indem er ſeinen Freund ſtarr und forſchend anblickte.

„Warum ſollte ich nicht? Wenn ich mich ſchon auf den Kunſtgenuß freue, der mir bevorſteht, freue auch Du Dich: Volkslieder ſoll ſie mit einer ganz merkwürdigen Bravour ſingen — ich hoffe nicht, daß Du geizig geworden biſt und ein paar Thaler anſiehſt — doch nun genug des Vergangenen und Begrabenen!“ rief er mit einer gewaltſam ausbrechenden Luſtigkeit — „auch die Gegenwart hat ihr Recht, das heißt die gegenwärtige Stunde — ſtoßt an und laßt dieſen ſchäumenden Wein für uns in mancher Beziehung zum ächten und unverfälſchten Lethe werden!“

Tage nach der Flucht der Madame Müller mit ihrer Tochter abermals und mit ſehr vergnügtem Geſicht neben ſeinem Gevatter im Refectorium des alten Kloſters ſaß und ſich mit einigen Schoppen weißen Weins erlabte. Es war noch ziemlich früh, in dem Lokale ſonſt Niemand zugegen und der Steinmann ſaß an ſeinem Lieblingsplatze auf der Ofenbank und ſchlenkerte mit den Füßen und rieb ſich lächelnd die Hände.

Der Gevatter befand ſich, Dank dem Gelde der Jungfer Kiliane, in einem ziemlich anſtändigen Anzuge, der, wenn er ihm auch theilweiſe zu weit und zu eng war, ihm doch geſtattete, ſich auf der Straße an der Seite des Steinmann ſehen zu laſſen.

Dieſer hatte ſeine Uniform mit einer bürgerlichen Kleidung vertauſcht, trug einen ſchwarzen Hut und in der Hand ein ſpaniſches Rohr mit weißem Knopf. Er ſah zuweilen auf ſeine Uhr und ermahnte jetzt den Gevatter, ſeinen Schoppen auszutrinken, da ſie fortgehen müßten.

„Was werden die Beiden für ein Vergnügen haben,“ lachte der Gevatter, „wenn ſie uns plötzlich erſcheinen ſehen!“

„Vergeßt nur nicht,“ ſagte der Steinmann, „daß wir mit gehöriger Vorſicht auftreten müſſen; die Alte iſt ſchlau und brennt durch, wenn ſie nur Einen von uns ſieht, geſchweige denn alle Beide. Wir müſſen einen vollkommenen Operationsplan entwerfen und getrennt mannövriren. Daß ſie in Metthauſen ſind oder heute Abend dorthin kommen, das weiß ich ganz beſtimmt, meine Berichte ſind ſicher, und wir werden mit dem Omnibus ebenfalls gegen Zehn dort eintreffen; ich werde alsdann gleich erfahren, wo ſie ſich befinden, und wenn wir das einmal wiſſen, ſo dürfen wir unter keiner Bedingung zu gleicher Zeit in's Haus treten: ich gehe dann allein in die Stube, und da ich natürlicher Weiſe kein Aufſehen erregen will, ſo werde ich zuerſt verſuchen, ob ſie freiwillig zurückkehren; im Fall ſie ſich

F. W. Hackländer's Werke.

---

56. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Sechsundfünfzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1873.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Künstlerroman.

Fünfter Band.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

XLV.

„Ich bin Dir nah', Du ahnst es nimmer!"

Die lebenden Bilder waren in schönster Vollendung an den erstaunten und mehr oder minder vergnügten Augen des ganzen Hauses, der Diplomatie so wie einer zahlreichen Menge Eingeladener vorübergegangen. Die Decoration war über alle Beschreibung prachtvoll und wirksam gewesen, und wenn auch Herr Schlegel am Abende der Vorstellung nicht auf das Sonnenlicht rechnen durfte, so hatte er sich doch in anderer Art zu helfen gewußt, die Costumes waren reich und geschmackvoll und die mitwirkenden Personen hatten so vortrefflich gestanden, daß sie jeder Statue Concurrenz hätten machen können. Man hatte die alte Baronin von Stockhausen durch einige passende Worte zur Vernunft zurückgebracht, und wenn sie sich auch mit tiefem Seufzer die Kneifbrille auf ihre kyöcherne Nase drücken ließ, dabei in Einem fort betheuernd, es werde ihr nicht gelingen, eine alte Person darzustellen, denn die Zeit, wo sie als jugendliche Erscheinung mitgewirkt, liege noch gar zu nahe, so gab sie doch die vertrocknete Spinnerin mit einer solchen Wahrheit, daß selbst ihr Gemahl, der Baron von Stockhausen, gegen einen vertrauten Freund die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, er habe noch nie eine vortrefflichere alte Hexe gesehen.

Und erst die gelbe Tochter des Hofmarschalls! An ihr hatte Fräulein Leonie Gerhold Wunder gethan; allerdings hatte sich die

Aermſte auch ſchon ſeit Nachmittags zwei Uhr in einem feſt verſchloſſenen, abgelegenen Cabinet mit ihr allein beſchäftigt, hatte ſie mit flüſſiger Perlſchminke und mit poudre de cramoisi, mit Reißſtaub, Schwanenflaum und Haſenpfote ſo gründlich bearbeitet, daß ſie ſpäter in der allgemeinen Garderobe mit einem Teint erſchien, gegen welchen Lilienblatt und Pfirſichblüthe wie vertrocknete Apfelſchalen erſchienen.

„A—a—a—ah, wirklich wunderbar!“ konnten ſich einige der Damen, die am meiſten mit Neid erfüllt waren, nicht enthalten laut auszurufen, und dabei war es äußerſt merkwürdig, wie jetzt die eine nach der anderen etwas ganz außerordentlich Dringendes im Geheimen mit der jungen Sängerin zu ſprechen hatte. Dieſe war überhaupt in Kurzem das Factotum ſämmtlicher jungen und älteren Damen; wo ſie gerade ſtand, vernahm man leiſes Kichern oder lautes Lachen, und dabei war ſie auf jeder Seite an allen Toilettetiſchen zu ſehen, hier rathend, dort helfend, hier vermindernd, dort zulegend, und dabei fand ſie immer noch Zeit, Ihre Excellenz die Frau Gräfin Blendheim, welche auch heute das Ganze wieder überwachend in ſtiller Majeſtät da ſaß, dringend um eine Anleitung oder einen vortheilhaften Rath zu bitten, wobei ihr Geplauder ſo unerſchöpflich, ſo allerliebſter Art war, daß die gute Gräfin oftmals ihrer Würde vergaß und vor Vergnügen laut hinauslachte.

Und dabei war alles ſo harmloſer Natur, was Leonie Gerhold erzählte, wie bedauerte ſie ihren Chef, daß er ſo ſehr von den Intriguen der Mitglieder der Bühne und der Verleumdung der Stadt zu leiden habe, wie warm nahm ſie ſeine Partei und verſicherte auf das beſtimmteſte, daß er ſie und ihre Colleginnen nur mit den Intentionen eines Vaters, nur mit den wohlwollenden Geſinnungen eines Beſchützers behandle, daß er ohne die geringſte Parteilichkeit ſei, ohne vorgefaßte Meinung, daß er Alle mit der gleichen Liebe umfaſſe, Alle, incluſive Chor und Ballet, ja, ſogar die Geſang- und Tanzſchule. Dabei wußte ſie kleine, pikante Anekdoten zu erzählen von jungen Offizieren und alten Großwürdenträgern, die, nach demſelben

Ziele strebend, nicht immer gleich glücklich seien; von Geschenken, welche die richtige Adresse verfehlt, und von eifersüchtigen Frauen, die im Schatten eines dicken Baumes neben dem Theater gewartet, während der Gemahl sich gänzlich unbemerkt im Dunkel der kleinen Ausgangsthür, welche zur Bühne führt, geglaubt. Auch von höchst vornehmen Herren, welche auf eigene Art die Kunst unterstützt, wußte sie Lehrreiches zu berichten und gab dabei Einiges von der Zeichensprache zwischen Bühne und Publikum zum Besten, daß zum Beispiel eine Bewegung gegen das Herz hin bedeute: wie glücklich war ich, dich zu sehen! — das Bedecken der Augen: sei auf deiner Hut, ein anderes Lorgnett ist scharf auf mich gerichtet! — das Anfühlen des Haares: süßes Hoffen — das Aufheben der Hand: ich werde schreiben.

Weiter gab Leonie auch ergötzliche Dialoge zum Besten, wie sie auf der Bühne zuweilen von den handelnden Personen bei vorkommenden Gelegenheiten eingeschoben werden, zum Beispiel in einer höchst erregten Scene, wo die trostlose Braut des räthselhaft verschwundenen Bräutigams den noch trostloseren Vater zu beruhigen sucht: Auf den Himmel laß uns vertrauen, Vater, er wacht ja auch über deinen Sohn! ruft sie im Tone des tiefsten Schmerzes und setzt flüsternd hinzu: „Ihre Perrücke hat sich auf der linken Seite verschoben." — „Ha," schreit er auf, sein Haupt mit beiden Händen umfassend, „dem Himmel soll ich trauen, der mich mit furchtbaren Schlägen zu vernichten droht! — Sitzt sie jetzt gerade? — Ja. — Ha, Entsetzen!"

Das erzählte sie alles ungezwungen und natürlich, wodurch ihre kleinen Geschichten erst die richtige pikante Würze bekamen; auch verfehlte sie dabei durchaus nicht, ihr Amt zu verwalten, und jede der anwesenden Damen mußte, als sie fertig war und sich vor dem kolossalen Spiegel besah, gestehen', daß sie nie so schön ausgeschaut oder so — trostlos häßlich, so förmlich zum Zurückschaudern, wie die Baronin von Stockhaußen von ihrem Spiegelbilde sprach.

Auch gute Lehren gab Leonie noch mit hinter die Coulissen;

deſſen weigern, ſo habe ich hier in meiner Taſche einen Ausweis für den dortigen Bürgermeiſter, worin ich ermächtigt bin, die Beiden als gefährliche Landſtreicherinnen, als liederliche Perſonen zu verhaften. Ihr habt ein ähnliches Papier und bleibt vor dem Hauſe ſtehen, bis ich Euch hineinrufe, wenn Alles in Ordnung iſt. So lange ich Euch aber nicht rufe, paßt mir auf's Genaueſte auf, und wenn eine von den Beiden aus dem Hauſe ſchlüpft, ſo folgt Ihr derſelben, und wenn ſie aus dem Dorf rennt, ſo rennt Ihr ihr nach; nur macht mir auf der Straße keinen Spektakel und gebt Euch nicht vor verſammeltem Volk als Polizeiagent aus, denn ſonſt könntet Ihr im Geheimen die ſchönſten Prügel bekommen."

Der Gevatter verſprach, Alles ſorgfältig zu beobachten, und nachdem er auf dieſe Art vollſtändig inſtruirt war, giengen die Beiden mit einander fort nach dem Omnibus, ſetzten ſich auf und fuhren zur Stadt hinaus.

Es war ein unangenehmer, windiger Tag, dunkle Wolken ſandten häufig Regenſchauer herab, und als es Mittag wurde, umzog ſich der Himmel mit einem dichten Grau, gegen Abend fieng es wieder an zu regnen; anfänglich tröpfelte es nur ſchwach, dann immer ſtärker und endlich ſtrömte ein tüchtiger Landregen auf die Erde, der für die Nacht anzuhalten verſprach. Dem Steinmann war dieß nicht angenehm, denn er fürchtete, daß die Flüchtlinge, wenn ſie Metthauſen noch nicht erreicht hätten, vorher ſchon in irgend einem Bauernhofe oder einer Fuhrmannsherberge an der Straße anhalten und übernachten könnten.

Indeſſen rollte der Omnibus vorwärts, ſo gut es gieng; doch wurde es allmählig ſpät, aus allen Ortſchaften, durch welche ſie kamen, glänzten ſchon die Lichter heraus und immer war von Metthauſen noch nichts zu ſehen.

Während die Reiſenden im Omnibus auf dieſer Seite des erſehnten Orts häufig und ungeduldig nach demſelben aus-

um Alles in der Welt sollten sie keinen Versuch machen, irgend einen Bekannten anzusehen oder gar zu lächeln, Athem holen so leicht als möglich, und wenn ihnen gar etwas Menschliches passiren sollte, zum Beispiel das Niesen ankäme, lieber dieses gerade heraus zu thun, als es unter Gesichtsverzerrungen verheimlichen zu wollen.

So war sie in den paar Stunden ihres Dienstes der Liebling Aller geworden; sogar die Baronin von Hardenberg hoffte, sie später wieder zu sehen, und die Gräfin Blendheim nannte sie, als sie nun Abschied nahm, ein liebes Kind, bedauerte unendlich, daß es nicht möglich sei, sie die lebenden Bilder mit ansehen zu lassen, und ersuchte sie unter einem vielsagenden Lächeln, am andern Morgen zwischen zehn und eilf Uhr zu ihr zu kommen.

„Ein liebenswürdiges Mädchen — ein vortreffliches Geschöpf — wie angenehm unterhaltend!“ so sprach der ganze weibliche Kreis über sie, und Alle fanden es incroyable, abominable, insupportable, daß man dieser vortrefflichen Sängerin Rollen habe abnehmen wollen, um sie dieser ennuyanten Berger zu geben — das macht die widerwärtige Wuth des Protegirens, unter der wir Alle zu leiden haben!“

Wie schon oben bemerkt, die Decorationen zu den lebenden Bildern waren außerordentlich befunden worden und verdienten es auch in der That, so genannt zu werden. Vor Allem war der anbrechende Morgen höchst gelungen, so daß eine junge, schwärmerische Dame sagte, sie vermisse nichts, als den Gesang der Vögel, und alsdann von ihrem Nachbar, einem eben so schwärmerischen Garde-Officier, seufzend zur Antwort erhielt, er sei vollkommen befriedigt — was gehe ihn der Gesang der Vögel an, da er an diesem wunderbaren Morgen das Glück habe, in die Augen der schönsten Fee zu blicken.

„Bravo, bravo!“ rief in diesem Augenblicke der Fürst, allerhöchstselbst heftig applaudirend, nicht über die Bemerkung des Garde-Lieutenants, sondern über das Erscheinen des verzauberten Schlosses in rosigem Morgenduste.

Dabei war auch die frische Jagdfanfare, ehe sich der Vorhang schloß, von gewaltiger Wirkung, und ein alter Geheimrath, ein Verehrer classischer Musik, sagte, die berühmte Trompeterfanfare in der Oper Fidelio habe ihn nicht mehr erschüttert, als hier der so vortrefflich angebrachte Klang des Waldhorns — der Geheimrath war nebenbei ein wenig Hofschmeichler, und seine sehr laute Aeußerung wurde mit einem gnädigen allerhöchsten Blicke belohnt.

Für das Ende hatte Schlegel noch eine Ueberraschung aufgespart; denn nachdem sich der Vorhang hinter dem letzten Bilde geschlossen, öffnete er sich wenige Minuten darauf langsam wieder und zeigte eine Gartenterrasse des Schlosses, in welchem nun wahrscheinlich der Königssohn mit Dornröschen wohnte.

Auf dieser Terrasse befand sich, von Blumen umgeben, ein Marmorbassin, aus welchem ein lebendiger Wasserstrahl in die Höhe stieg und plätschernd wieder niederfiel, während man über das Geländer hinweg eine wunderbare Fernsicht hatte.

Der Staatsrath von Stumpfenfels und der Kammerherr Freiherr von Schenk standen neben dem Ober-Hofmarschall, und als der Freiherr von Schenk den Fürsten jetzt abermals und sehr heftig applaudiren sah, flüsterte er seinen Collegen zu: „Wir hätten die Artikel eben so gut einsalzen können."

„Und es wäre vielleicht klüger gewesen, denn der Fürst sprach mir vor ein paar Tagen mit kolossaler Naivetät von einem dritten Artikel, den ich ihm nicht vorgelegt."

„Ah, mon Dieu, ist das nicht gefährlich?"

„Es macht unser Manöver gegen den gemeinschaftlichen Feind vor der Hand zu nichte — ich war so klug, über den Artikel zu lachen und ihm selbst eine Stelle am Schlusse in's Gedächtniß zurückzurufen, wo es von unserem allerdings noch nicht weit vorgeschrittenen zoologischen Garten heißt: ‚Man erlaubt sich schließlich, ein geehrtes Publikum zu benachrichtigen, daß die Abtheilung für Würmer bedeutend vermehrt worden ist, und zwar von der interessanten Gattung, welche ein gewisser hoher Beamter den Actionären aus der

Naſe zu ziehen glaubte, als er das Ganze in ſeine umſichtige und kräftige Hand nahm.' Allerhöchſtdieſelben lachten über den ſchlechten Witz anhaltend, ſo daß ſie alles Andere total vergaßen."

„Die Frau Fürſtin-Mutter," ſagte der Ober-Hofmarſchall, welcher die Bewegungen ſeiner Herrin genau beobachtet, „hat von der ganzen Komödie ſehr wenig geſehen, ſie unterhielt ſich in Einem fort höchſt gnädig mit ihren Nachbarn, und bei dieſem letzten Trumpf, den Herr Rodenberg ſeinen Herrn Schlegel ausſpielen läßt, wendet ſie der Bühne den Rücken — wie ich die Eigenſchaften dieſer hohen Dame bewundere . . ."

„Und ihre unerſchütterliche Conſequenz," ergänzte der Kammerherr — „ihre vornehme Kälte — ihren wundervollen Haß, der noch wie Keulenſchläge auf die Häupter unſerer Feinde niederfallen wird." —

Rodenberg hatte ſich hinter der Scene von Schlegel verabſchiedet und ihm dabei geſagt, wie zufrieden der Fürſt mit ſeinen Leiſtungen ſei und daß er ſicher auf eine glänzende Anſtellung rechnen dürfe. Der Decorationsmaler, welcher heute Abend ſelbſt Hand angelegt hatte, wie ein halbes Dutzend Arbeiter in ſeiner beſtaubten und mit Flecken beſäeten Blouſe, ſchüttelte ihm dankend die Hand und konnte mit einem Blicke auf den ſchwarzen Frack und die weiße Halsbinde des Anderen nicht unterlaſſen, zu ſagen: „Nehmen Sie mir nicht übel, lieber Rodenberg, wenn ich mich glücklich ſchätze, jetzt, nach gethaner Arbeit, ruhen zu dürfen, daß ich mich deßhalb ſo ſchleunig zurückziehe, als möglich."

„Wohin gehen Sie, Sie Glücklicher?" fragte der Andere, indem ein leichter Schatten über ſeine Züge flog.

„Wir haben uns in die ‚Goldene Kanne' beſtellt — Walter kommt dorthin, den ich, ſeit er zurück iſt, nur ein paar Mal flüchtig geſehen, und auch der kleine Rafael — das iſt ein ganz gewichster Burſche, der ſeinen Weg machen wird."

„Laſſen Sie nur öffentlich ſich nicht zu viel mit ihm ſehen," warnte Rodenberg; „nicht als ob er mir nicht eben ſo lieb als die

vornehmſte Geſellſchaft wäre — aber wie Sie wohl wiſſen, iſt er Mitarbeiter eines ſehr bösartigen und deßhalb höchſt mißliebigen Blattes — Adieu, Schlegel, ich ſehe da einen Lakaien, der nach mir fahndet — weiß Gott, ich beneide Sie um Ihre bequeme Blouſe!"

„Seine Königliche Hoheit haben nach Ihnen geſehen," ſagte der Bediente, indem er alsdann ehrerbietig auf die Seite trat. —

Rodenberg hatte ſich am heutigen Abend noch nicht im Zuſchauerraume blicken laſſen: das Ballfeſt, wenn man es ſo nennen konnte, begann mit den lebenden Bildern, dann ſollte geſpielt und getanzt werden, ſpäter ſoupirt. Ehe die Vorſtellung begann und als Rodenberg ſicher war, daß Alles in Ordnung ſei und ſich Alles auf ſeinem Poſten befinde, begab er ſich an den Vorhang, wo eine kleine Oeffnung zum Hinausſchauen angebracht war; der große Saal war noch leer und zahlreiche Lakaien beſchäftigt, die Stuhlreihen ſo zu ordnen, daß die Herrſchaften mit leichter Mühe ihre Plätze einnehmen konnten und einander ſo wenig als möglich im Sehen hinderlich waren.

Zur beſtimmten Stunde ließ der Ober-Hofmeiſter des Fürſten am Ende des Saales die Flügelthüren öffnen und diejenigen der Eingeladenen, welche ihrem Range nach in die zweite und dritte Reihe kamen, eintreten. Trotz ſeines guten Auges hatte ſich Rodenberg mit einem ſcharfen Glaſe bewaffnet und betrachtete jede eintretende Perſon mit einer Aufregung, die einem Gefühle der Angſt gleichkam. Zuweilen ſchlug ſein Herz laut und heftig, und allemal war er wieder glücklich, wenn er ſich getäuſcht hatte.

Sie war angekommen — ſie, für welche er ſich in den letzten Tagen trügeriſcher Weiſe ein Gefühl der Gleichgültigkeit eingeredet hatte — ſie, der er hoffte, kalt und förmlich entgegentreten zu können — Juanita!

Und doch, als er endlich erfuhr, ſie ſei in der That angekommen, ſie ſei mit Don Joſe angekommen, da hatte ſich ſein Her

krampfhaft zuſammengezogen, da war er erblaßt und hatte es mit aller Kraft kaum vermocht, ſeinem Gönner, dem Prinzen Heinrich, zu ſagen, er ſei begierig, ob ſich die berühmte Marcheſa de Monterey des wilden Jägers erinnern werde.

Er wußte, daß ſie zu Hofe eingeladen war; er wäre glücklich geweſen, wenn er ſie unter den Zuſchauern entdeckt hätte, und doch zitterte er vor dem Momente zurück, wo er die geliebten Züge erblicken, wo er das Leuchten dieſer glänzenden Augen ſehen würde.

Nun war die Hälfte des Saales beſetzt, das heißt die Eingeladenen ſtanden vor ihren Stühlen, den Hof erwartend, der jetzt durch eine andere Thür, empfangen von rauſchender Muſik, eintrat: der Fürſt mit der Fürſtin-Mutter, der Hofſtaat, das diplomatiſche Corps, die Miniſter und ſonſtigen Großwürdenträger, vornehme Gäſte, ein paar ausgezeichnete Fremde — nur ſie nicht. O, ſie wäre ſeinem ſcharfen Blicke nicht entgangen, noch weniger aber Don Joſe's hohe, auffallende Geſtalt — ſie war nicht da — ſie hatte wohl die Einladung abgelehnt — dachte auch ſie vielleicht an ihn, von dem ſie wohl wiſſen konnte, daß er hier war? — Fürchtete ſie, ihm zu begegnen? Doch hatte er dieſe eiteln Gedanken als eine Lächerlichkeit verworfen und war mit etwas leichterem Herzen zurückgetreten, um das Zeichen zum Anfange zu geben.

Ja, mit leichterem Herzen, denn er fürchtete ſich vor einer Begegnung mit Juanita, nicht als ob er des Glaubens geweſen wäre, ſie würde ihn mit einem Worte, ja, auch nur mit einem Blicke an die Stunden erinnert haben, unter denen ſie geſchieden — nein, das fürchtete er nicht, denn er kannte zu gut ihren Stolz, ihre vornehme Kälte, Eigenſchaften, die ſich bei ihrer glänzenden Laufbahn gewiß nicht vermindert hätten — aber es war ihm, als er von ihr hörte, wie wenn das Märchen wieder beginne, das ihn ſo ſelig und dann wieder ſo entſetzlich unglücklich gemacht: es war ihm, als erſchienen an ſeinem Horizonte finſtere Wolken und als müſſe er gewärtigen, ein ſchweres Verhängniß über ſein Haupt heranziehen zu ſehen — war es ihm doch überhaupt zu Muthe, als ſähe er,

wenn auch in weiter Ferne, das Leuchten der Blitze und vernehme das Rollen des Donners.

Rodenberg ging der vorhin erhaltenen Aufforderung gemäß in den Saal zurück, und da der Fürst nicht weit von seiner Mutter stand, welche im Begriffe war, verschiedenen Personen eines großen, sie in einem weiten Ringe umgebenden Cercle's etwas Angenehmes zu sagen, so mußte er sich ebenfalls dieser Gruppe nähern, that es aber auf einem Umwege, um so in den Rücken der allerhöchsten Herrschaften zu gelangen. Doch faßte ihn der Fürst alsbald am Arme, um ihm ein paar kleine Aufträge zu geben, und da im gleichen Augenblicke der Kreis der Damen und Herren ehrerbietigst beim Anblicke des etwas vortretenden Fürsten zurückwich, so konnte es nicht fehlen, daß Rodenberg im nächsten Augenblicke im Cercle der Frau Fürstin-Mutter stand.

Sie war eine große, majestätisch aussehende Frau — auf ihrem Gesichte sah man Spuren ehemaliger Schönheit, zugleich aber auch einen so eisigen Ausdruck, daß es Einen fröstelnd überlief und daß man sich unwillkürlich nach einer kalten Zugluft umschaute. Dieses Gefühl aber hatte man alsdann am allerstärksten, wenn man getroffen wurde von dem Blicke dieser großen, schönen Augen — Augen, die lebhaft erinnerten an das Leuchten des Mondlichtes auf eine weiße Schneefläche. Sie lachte nie, die Fürstin, lächelte nur selten, und dann wußte man ziemlich genau, bei welchen Veranlassungen; wenn sie aber einmal außer der Regel lächelte, so gingen selbst ihre Günstlinge ängstlich mit sich zu Rathe, ob sie vielleicht hierzu Veranlassung gegeben hätten.

Als sich die hohe Frau jetzt zufällig gegen Rodenberg wandte, traf ihn vorübergehend wie der Blitz ein Blick aus diesen eigenthümlich schönen Augen; sie lächelte und sagte zu ihrem Sohne: „Vielleicht gefällt es Dir, mich in's Spielzimmer zu führen, das Stehen macht mich müde."

Drei Viertel des Cirkels flatterten mit dem fürstlichen Paare davon, und unter diesen Wenige, welche für Rodenberg, wenn auch

vielleicht widerſtrebend, nicht ein freundliches Kopfnicken oder ein angenehmes Wort gehabt hätten; Andere aber traten herzlich auf ihn zu, ſchüttelten ihm die Hand und ſagten ihm ſo laut als möglich, wie entzückt ſie geweſen ſeien von ſeinem Arrangement der lebenden Bilder — „Sie tanzen nicht," ſagte ihm ein alter, verdienter Offizier, der General von Möllendorf, aus dem gewöhnlichen Soirée-Geplauder machen Sie ſich auch wenig — kommen Sie, wir wollen Leute zu einer Partie Whiſt werben — he, Baron Hund, ſind Sie engagirt?"

„Noch nicht," liſpelte der vom Höllenſteine; doch als er ein paar Schritte näher gekommen, ſeine Lorgnette aufgeſetzt und Rodenberg erkannt, ſetzte er raſch hinzu: „Wie ich ſo vergeßlich bin — habe ich doch dem Staatsrathe von Stumpfenfels verſprochen, eine Partie mit dem Strohmanne zu machen!"

„Dabei ſind Sie ſehr an Ihrem Platze," konnte ſich der alte General nicht enthalten, ihm zu ſagen — „kommen Sie, wir finden ſchon beſſere Leute."

„Eure Excellenz geſtatten mir, zu bemerken, daß ſich die Fürſtin ſo eben in's Spielzimmer zurückgezogen."

„Deſto beſſer, und um Allen ein Vergnügen zu machen, will ich ein paar Leute engagiren, die dieſes Engagement nur mit getheiltem Herzen annehmen — kommen Sie!" Damit zog er Rodenberg davon.

„Da iſt der Kammerherr Freiher von Schenk, der eine kleine Million darum gäbe, wenn er zur allerhöchſten Spielpartie befohlen würde — Herr Kammerherr," rief er dieſem zu, als ſie in's Spielzimmer eingetreten waren, „ich lade Sie zu einem kleinen Whiſt ein!"

„Mit Vergnügen, aber ich ſpiele gern zu Vieren mit Austreten."

„Das können wir haben — auch zu Fünfen, wenn es Ihnen ſo lieber iſt — da ſehe ich Stumpfenfels und den Baron Hund immer noch auf einen anderen Strohmann warten — bitte, ihnen zu ſagen, ich ließe ſie erſuchen, bei uns einzutreten — wir haben hier einen charmanten Tiſch, wie in einer Laube, und hören von der Tanzmuſik gerade genug, um zu wiſſen, daß wir auf einem Balle ſind."

Der Freiherr von Schenk hatte die beiden eben Genannten von dem Wunsche des Generals in Kenntniß gesetzt, und da der General als ein Mann bekannt war, der ziemlich rücksichtslos das sagte, was er sich einmal zu sagen vorgenommen hatte, so erschienen die drei Herren mit sehr freundlicher Miene bei dem projectirten Whist zu Fünfen.

Rodenberg hatte bis jetzt dies ganz ruhig mit angesehen; als aber die Karten gezogen werden sollten, sagte er zu dem alten General: „Wenn Eure Excellenz es mir nicht ungnädig aufnehmen wollen, so bitte ich, mich von der Partie zurücktreten zu lassen — ich habe noch ein paar Anordnungen zu treffen, und ohne mich sind die Herren ja schon zu Vieren."

„Zu Fünfen ist ein recht angenehmes Spielen," meinte Baron Hund vom Höllensteine, während der alte General so lachte, daß die Epaulettes auf seiner Schulter förmlich tanzten.

„Man kann dabei zweimal austreten," sagte der Freiherr von Schenk.

„Und ich spiele gern zu Fünfen," versicherte der Staatsrath von Stumpfenfels.

Der Maler beantwortete diese freundlichen Aeußerungen mit einer ehrerbietigen Verbeugung und sagte alsdann, einen Schritt zurücktretend: „Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre freundliche Einladung und werde mir mit Vergnügen erlauben, ein andermal davon Gebrauch zu machen."

„Darauf rechne ich," sagte der General, indem er ihm die Hand reichte.

„Wir machen uns stets eine Ehre daraus," sprach Hund vom Höllensteine.

„Bei der nächsten Veranlassung hoffen wir . . .," setzte der Kammerherr Freiherr von Schenk hinzu.

„Vergessen Sie uns nicht," schloß der Staatsrath von Stumpfenfels.

Rodenberg, der noch einen Augenblick stehen blieb, um dem

Spiele zuzuſchauen, fühlte plötzlich, wie ſich leicht eine Hand auf ſeine Schulter legte, und hätte, ſich umwendend, vor Freude beinahe laut aufgeſchrieen, als er in das Geſicht Lytton's, des jetzigen Lord Warren, ſchaute. Da er ſich aber ſchon verſchiedene Jahre auf dem glatten Boden des Hofes bewegte, ſo hatte er auch gelernt, jeder Empfindung Meiſter zu werden, und that dies hier, trotzdem ihm der Andere ungemein herzlich entgegenlächelte, ihm ſeine Rechte darreichte und mit lauter Stimme ſagte: „Wie freue ich mich, lieber Rodenberg, Sie endlich gefunden zu haben!“ Dann ſchob er ſeinen Arm unter den des Malers und zog ihn mit ſich fort.

„Wer war denn das?“ fragte der alte General.

„Ein neuer Attaché der engliſchen Geſandtſchaft, Lord Warren.“

„Aus einem guten Hauſe und ſehr reich.“

„Er ſcheint den Herrn Rodenberg ſehr genau zu kennen.“

„Von Düſſeldorf her,“ ſagte der Freiherr von Schenk, „wo Lord Warren, ehemals Maſter Lytton, die Maler-Akademie beſuchte.“

„Es iſt etwas Eigenthümliches um dieſen engliſchen Adel,“ meinte der Staatsrath von Stumpfenfels; „heute ſind ſie Maſter gar nichts und morgen Lord Gott weiß was!“

„Das kommt bei uns auch vor,“ bemerkte der alte General; „ich kenne Leute, die vor einem Jahre noch ſehr einfache Legationsräthe waren und heute in der Stellung von Großwürdenträgern ſind.“

„Durch ihre Verdienſte, aber nicht durch ihre Geburt!“

„Allerdings durch ihre unmenſchlichen Verdienſte!“ —

Die beiden jungen Leute hatten das Spielzimmer verlaſſen und ſich in ein kleines anſtoßendes Cabinet begeben, wo Rodenberg hinter einer rieſenhaften Epheuwand ein ganz reizendes Plätzchen kannte, um unbelauſcht, ja, unbemerkt ein animirtes Geſpräch führen zu können. Dort ließen ſie ſich nieder, Jeder in einen kleinen Fauteuil, nachdem der Lord Warren zu dem Maler geſagt, indem er ihm herzlich beide Hände ſchüttelte: „Wie freue ich mich, Sie wiederzuſehen — ich finde Sie faſt unverändert, ein wenig ſtärker und ernſter geworden; doch iſt Beides der Tribut, den wir der

Zeit entrichten müſſen," worauf ihm der Andere lachend erwiedert hatte: „So ſind Sie Ihren Tribut noch ſchuldig geblieben, denn ich finde Sie weder ſtärker noch ernſter geworden — Sie ſehen aus wie damals, und ich freue mich über Ihre heiteren Mienen und Ihre leuchtenden Blicke!"

Und es war in der That ſo, wie Rodenberg ſagte — Lytton hatte ſich ſo gut wie gar nicht verändert, und wenn man allenfalls ſagen konnte, die Züge des jungen Mannes von damals, der eben in's Leben trat, ſeien etwas männlicher geworden, ſo hätte man das auch wohl ſo ausdrücken können, daß ſein Geſicht ſich geiſtiger entwickelt habe und aus dem blühenden Jünglinge ein ſchöner junger Mann geworden ſei. Dabei hatte er in ſeinem ganzen Weſen etwas außerordentlich Vornehmes, welches von einem einfachen, aber ſehr gewählten Anzuge unterſtützt wurde.

„Was meine heitern Mienen und leuchtenden Blicke anbelangt, ſo ſind ſie nur die Wirkung der Freude, Jemand von den früheren Gefährten gefunden zu haben — ich kann Ihnen nicht ſagen, wie angenehm mir das iſt!"

„Wann kamen Sie hier an?"

„Geſtern Abend, und hätte Sie ſchon aufgeſucht, wenn mir nur eine Minute Zeit geblieben wäre; doch mußte ich mich über Hals und Kopf in die Geſchäfte ſtürzen, welche in dieſem Augenblicke ſehr wichtiger Natur ſind."

„Es wird Sie freuen, wenn ich Ihnen ſage, daß Walter ebenfalls hier iſt."

„Hier, auf dem Balle?"

„Nein, aber in der Stadt — unſer guter alter Freund war nicht ſo glücklich," ſetzte er mit kaltem Lächeln hinzu, „eine ſo glänzende Laufbahn zu machen, wie ich."

„Als ich es gehört, hat's mich ſehr gefreut, und ich wünſche Ihnen von Herzen Glück dazu — das heißt, wenn Sie ſich ſelbſt zufrieden und glücklich fühlen."

„Wer kann das überhaupt von ſich ſagen, und wer würde es

ſchauten, machte es ein Reiſender auf der anderen Seite deſſelben ebenſo. Dieſer ſaß in einer Poſtkaleſche, mit zwei Pferden beſpannt; er hatte die Ledervorhänge feſt zugezogen, um ſich vor dem hereinſchlagenden Regen zu ſichern, und ſchaute, wie geſagt, nur zuweilen hinaus, um endlich die Station zu erblicken oder den Poſtillon zu ſchnellerem Fahren anzutreiben. Dieſer, ſo wie die Pferde troffen von Waſſer und trabten ſo langſam wie möglich durch den unergründlichen Schmutz, den der Platzregen ſchnell auf der Straße gebildet.

Metthauſen, das Ziel dieſer beiden Wagen, war ein kleiner Ort mit einer Poſthalterei, mit welcher eine Wirthſchaft verbunden war, die aber hauptſächlich von Fuhrleuten und Gäſten niederen Ranges beſucht wurde. Alles Andere gieng in den „Rothen Ochſen", der gegenüber lag; doch machte der „Rothe Ochſe" durch dieſen höheren Rang keine beſſeren Geſchäfte, und wenn es hier faſt beſtändig leer war, ſo ſah man drüben die Poſt beinahe immer mit Gäſten angefüllt. So war es auch heute Abend und in der großen Wirthsſtube kaum noch ein Plätzchen zu finden, ſo beſetzt war Alles mit Fuhrleuten, die hier über Nacht blieben, mit Handwerksburſchen und mit Einwohnern des Orts, die nach vollbrachtem Tagewerk hier ihren Schoppen genoſſen. Durch dieſe große Anzahl von Gäſten und durch die Art, wie die Meiſten, von dem Regen draußen zugerichtet, herein kamen, das Waſſer abſchüttelnd, den Schmutz der Straße von den Stiefeln abtretend, war das Zimmer der Poſt durchaus kein behaglicher Aufenthalt. Der Fußboden war mit Waſſer und Schmutz bedeckt; die durchnäßten Kittel der Fuhrleute dampften eben ſo arg, wie die Suppe, die vor ihnen auf dem Tiſche ſtand; denn wegen des kühlen Wetters hatte man ein Feuer im Ofen angemacht und nebenbei qualmten aus eben ſo vielen Tabakspfeifen, als hier waren, eben ſo viel unangenehme Gerüche.

In der Ecke der Wirthsſtube, ziemlich unbemerkt von den

wagen, das in meiner Stellung zu thun? — Was iſt die Gunſt meines jungen Fürſten? Gibt ſie mir einen Halt? Nicht mehr, als ein ſchwankes Rohr auf ſchlüpfrigem Boden — doch macht mir das wenig Kummer — ich ſchwimme mit dem glänzenden Strome, ſo lange derſelbe ſo gütig iſt, mich zu tragen — kommen aber einmal die Wellen zu heftig — o, ſie werden nicht ausbleiben! — und werfen mich irgendwo an's Ufer, nun, ſo hoffe ich auch da meinen Weg finden zu können — doch was ſprechen wir von mir — laſſen Sie mich lieber von Ihrer Vergangenheit etwas hören."

„Die iſt ſehr bald erzählt: mein älteſter Oheim ſtarb und ſo wurde ich Lord Warren — leider, möchte ich hinzuſetzen, denn nun wehrte ſich mein Vater mit Händen und Füßen dagegen, mich abermals in die Welt hinauszulaſſen, beſonders zu Euch nach Deutſchland; meinte er doch damals ſchon, als ich zurück kam, ich hätte ſehr viel von dem leichten Sichgehenlaſſen der Künſtler angenommen, und um mich gründlich davon zu heilen, wurde ich beim verkörperten Gegenſatze aller Poeſie, beim auswärtigen Amte untergebracht, fing dann endlich als Attaché bei einem der kleinſten deutſchen Höfe an und bin jetzt ſchon Legations-Secretär geworden; hier hoffe ich einige Jahre zu bleiben, mit Ihnen behaglich zu leben und meinen lieben Olfers wiederzuſehen, dem ich ſogleich meine Ernennung hieher ſchrieb und der mir augenblicklich geantwortet, das allein könne ihn beſtimmen, wieder nach der Heimat zurückzukehren — ſo hoffe ich denn, daß er kommt, und da wir uns ziemlich vieler Freiſtunden erfreuen, ſo werde ich Zeit genug finden, um mit Euch nach der Weiſe der damaligen Zeit zu leben."

„Ich hoffe, Sie haben die Kunſt nicht ganz bei Seite liegen laſſen — bei einem Talente wie das Ihrige wäre das wahrhaftig jammerſchade!"

„Ich danke Ihnen für das Compliment, habe mich deſſelben aber leider nicht allzu würdig gemacht — ſind doch Jahre vergangen, daß ich keinen Bleiſtift in die Hand nahm, als um auf unerquicklichen Aktenſtücken trockene Notizen zu machen. Als ich

aber endlich von London ſchied und dem ehrwürdigen Amte, das mich zu einem ſoliden Geſchäftsmanne ausgebildet, Lebewohl ſagte, war es mein Erſtes, mir wieder ein Skizzenbuch zu kaufen, fing auch an, darin alles Mögliche zu zeichnen, und ihm verdankte ich im vergangenen Sommer eine recht artige Bekanntſchaft. Es war in der Schweiz, wohin wir uns im Sommer gern zu begeben pflegen, um uns," ſetzte er mit komiſcher Würde hinzu, „von den Mühſeligkeiten des verfloſſenen Winters zu erholen, von den Strapazen all' der Bälle, Soiréen, all' der großen und kleinen Diners, ſo wie von den anſtrengenden Arbeiten der Soupers und Spielpartien.

„Es war in Zug," erzählte Lord Warren, „wir kamen vom Rigi; einige Bekannte und ich ſaßen auf der Terraſſe des ‚Weißen Roſſes', zu unſeren Füßen der leuchtende See, rings um uns her die Großwürdenträger der wunderbaren Alpenwelt. Ich zeichnete ein Stück des mit ſeinen maleriſch zackigen Gipfeln ſeitwärts emporragenden Pilatus und ſummte ein Lied dabei, während meine Begleiter ſich entfernten, um im anſtoßenden Saale ihre kleinen Correſpondenzen zu beſorgen. Da fühlte ich die Nähe eines unbekannten Weſens und wußte, ohne aufzuſehen, daß Jemand in mein Blatt ſchaue: man hat zuweilen dergleichen Gefühle, und dieſelben haben immer etwas zu bedeuten."

„Ei, mir ſcheint, ich erfahre eine kleine Liebesgeſchichte."

„Ich wollte, ich könnte von etwas Derartigem berichten, doch blieb es meinerſeits bei dieſem Wunſche — ich wußte alſo, daß mir Jemand zuſchaute, und da ſich mir das mit einem angenehmen Gefühle verrieth, ſo machte dies auf mich einen wohlthuenden Eindruck, und ich hütete mich lange, umzuſchauen, um nicht am Ende doch enttäuſcht zu werden. Endlich aber mußte ich mich zurückbeugen, um meine Skizze auch von der Entfernung und von der Seite anzublicken, und daß ich nebenbei aufwärts ſchaute, werden Sie ſehr natürlich finden. Da ſtand neben mir ein ganz junges Mädchen, einfach weiß gekleidet, aber gerade in dieſer Einfachheit äußerſt lieblich und elegant. Sie ſchaute mich mit großen, merk-

würdig glänzenden Augen an und länger andauernd, als ſonſt ein junges Mädchen einen unbekannten jungen Mann anzuſchauen pflegt; aber in dem Blicke, mit dem ſie mich anſchaute, lag etwas ſo Wohlthuendes, wie ſoll ich ſagen, ſo Erwärmendes, daß ich wünſche, es hätte noch länger gedauert. Um mit ihr ein Geſpräch anzuknüpfen, brachte ich ihr mein Skizzenbuch vor die Augen und fragte ſie, ob ſie in meiner Zeichnung den gegenüberliegenden Berg erkenne.

„Da lächelte ſie anmuthig und mit dem Ausdrucke der Verwunderung, ehe ſie zur Antwort gab: ‚Wie ſollte man das nicht erkennen — ich finde die Zeichnung ſehr ähnlich und ſehr ſchön.‘

„Sie hielt in der Hand einen leichten Strohhut, auf dem ich ein kleines Sträußchen Edelweiß bemerkte, und in der anderen einen hohen Alpenſtock, auf deſſen Gemshornkrücke ſie ihre feinen Finger gelegt hatte, und wie ſie ſo vor mir ſtand, umfloſſen von dem blendenden Lichte, welches die Landſchaft erfüllte und vom See ſtrahlend zurückgeworfen wurde, hätte ich ſie in ihrem weißen Gewande, mit dem ſchönen edeln Geſichte, dem ſo eigenthümlich leuchtenden Blicke und den eben erwähnten Attributen für irgend eine lichte, übernatürliche Erſcheinung, für eine Göttin der Alpenwelt halten können.“

„Sie beſchreiben mir das ſo genau und mit ſolcher Phantaſie, daß man ein Bild darnach malen könnte.“

„Das wäre auch wahrhaftig der Mühe werth geweſen, und um ehrlich zu ſein, verſuchte ich es auch am Abend deſſelben Tages — doch Sie wiſſen, ich war immer ein Stümper in jeder Art von Staffage, und ſo blieb es denn auch bei dem guten Willen, dieſes reizende Bild feſtzuhalten, das heißt auf dem Papier feſtzuhalten, denn anderswo hat es ſich ſehr genau eingeprägt.“

„Aha, und ſo werde ich auch erfahren, wer die Erſcheinung war, welche auf Ihr Herz einen ſo gewaltigen Eindruck ausübte; denn ich bin feſt überzeugt, Sie änderten Ihre Reiſeroute, wenn das möglich war, und reisten Ihrem Edelweiß nach.“

„Das that ich auch in der That, aber ohne großen Nutzen.“

„So ließ man Sie in Ungewißheit, wohin sich die junge Dame wenden würde?"

„Ganz und gar nicht; denn als sie noch neben mir stand, erschien ihr Vater auf der Terrasse, eine wohlhabende, behaglich aussehende Persönlichkeit mit einem gesunden Gesichte, der ich es ihrer derben Züge wegen nicht zugetraut hätte, der Vater dieser Tochter zu sein."

„Die Natur spielt seltsam."

„Ich war auf die Mutter begierig — doch war diese krank in Zürich zurückgeblieben, und Edelweiß wurde nur von einer älteren Kammerfrau begleitet."

„So waren es Leute von guter Familie?"

„Wenigstens reiche Leute." — Hier hielt Warren an und blickte seinen Freund mit einem komischen Lächeln an, das sich beinahe zu einem Lachen steigerte, als er sagte: „Der Vater war so freundlich, mich seine Bekanntschaft machen zu lassen — Herr Specht, Fabrikant aus Zwickau."

„Ah, aus Zwickau? — Ein prosaischer Name."

„Wozu der Vater vollkommen paßte und somit ganz das Gegentheil seiner Tochter war — so sehr das Gegentheil, daß ich mir später, als ich sie in Zürich wiedersah, häufig ihren Familiennamen und den Namen ihres Wohnortes vorsprechen mußte, um mich ein wenig zu beruhigen: Fräulein Specht aus Zwickau. Nur zuweilen, wenn ich sie mit ihrer alten Kammerfrau allein auf Spaziergängen traf oder wenn Vater Specht den Lord Warren, der nicht ungern gesehen war, zu einer Spazierfahrt einlud und wir allein rückwärts im Boote saßen, nannte ich sie scherzhaft Edelweiß und zeigte nach der Pflanze Heimat, den Bergen, die im wunderbarsten Glühen auf den glänzenden See hinabschauten."

„Und Sie blieben lange in Zürich? Sie machten häufig zusammen Spaziergänge und Wasserfahrten?"

„Leider nur vier Tage, dann mußte ich nach Baden reisen, wohin mich ein Telegramm meines gestrengen Herrn Vaters rief,

der mir, von Paris kommend, jene Stadt als Zuſammenkunftsort bezeichnete."

„Ich begreife wohl, daß ein Zuſammentreffen der Art Ihre Phantaſie beſchäftigen konnte — und Sie erfuhren ſpäter nichts mehr von der Familie?"

„Herr Specht, dem ich meine Adreſſe gab, war ſo freundlich, mir nach Baden die Anzeige zu machen, daß er wegen andauernden Unwohlſeins ſeiner Frau die Reiſe habe abkürzen müſſen und deßhalb auch nicht im Stande ſei, nach Baden zu kommen, wie er mir feſt verſprochen. Auch verehrte er mir ſeine Photographie — ich kann ſie Ihnen morgen zeigen; die der jungen Dame wäre mir lieber geweſen — auch Sie hätten alsdann urtheilen können, ob es etwas Unähnlicheres geben kann."

„So ſah Edelweiß ihrer Mutter ähnlich?"

„Ja, wenn ich das nur wüßte — ich hatte nicht das Glück, die Bekanntſchaft der Letzteren zu machen, da ſie während meines Aufenthaltes in Zürich ihre Zimmer nicht verließ. — Jetzt habe ich Sie aber vielleicht mit meinen kleinen Erlebniſſen gelangweilt und Sie von Beſſerem und Schönerem abgehalten — vielleicht wollten Sie tanzen oder dem Tanzen zuſchauen?"

„Beides hat hier für mich kein Intereſſe; auch bin ich ein Bißchen müde — ich hatte die lebenden Bilder zu arrangiren. Sie kamen wohl ſpäter? Ich bemerkte Sie wenigſtens nicht unter den Zuſchauern."

„Leider kam ich ſpäter, und wie ich gehört, ſoll mir ein großer Genuß entgangen ſein — Ihre lebenden Bilder, ſagte man mir, ſollen ganz außerordentlich gelungen geweſen ſein — begreiflich — waren Sie doch ſchon von je her berühmt in Ihren Arrangements von Feſtlichkeiten und ſo weiter — ach, wie lebendig ſteht noch das herrliche Künſtlerfeſt von damals mir vor den Augen, und beſonders Ihre wilde Jagd — ich ſah nie etwas Schöneres! Doch ich vergeſſe, Ihnen den Grund mitzutheilen, warum ich ſo ſpät kam, glaube aber, Ihnen ſchon geſagt zu haben, daß ich Vieles und

Wichtiges zu arbeiten vorfand, womit ich erſt vor einer Stunde fertig wurde — es betrifft die Verheirathung Ihres Fürſten."

„Ja, man ſpricht davon."

„Man ſpricht hier weniger davon, als man eifrig handelt — ich glaube, daß dieſe Angelegenheit ihrem Abſchluſſe nahe iſt."

„Glauben Sie in der That?" fragte Rodenberg, wobei der Ton ſeiner Stimme hohes Intereſſe verrieth.

„Darüber ſollte ich mir eigentlich von Ihnen einen richtigen Wink geben laſſen — von Ihnen, dem Günſtlinge des Fürſten."

„Der von manchen Dingen weniger weiß und erfährt, als der kleinſte Beamte des Hofes, und der froh iſt, von Sachen, die ihn nichts angehen, ſo wenig als möglich zu erfahren."

„Darin haben Sie ſehr Unrecht — in Ihrer Stellung muß Ihnen Alles daran gelegen ſein, klar zu ſehen und die Zukunft berechnen zu können — in Ihrem eigenen Intereſſe, mein lieber Freund, und beſonders an einem Hofe wie der hieſige, wo es zwei mächtige, einander entgegenwirkende Parteien gibt — mir ſcheint, Sie ſind ein ſehr vornehmer Herr geworden oder ein einfacher Künſtler geblieben!"

„Ich glaube und hoffe, das Letztere; ich vermag nicht zu intriguiren, kaum ein wenig zu protegiren — ich laſſe die Sachen eben gehen und kommen, wie ſie wollen, denn ich bin nicht allmächtig genug, irgendwie in den Gang der Ereigniſſe einzugreifen."

„Zugegeben — doch muß ich, der Ausländer, Ihnen, dem Deutſchen, ein großes Wort Eures größten Dichters, den ich ganz verehre, anführen, Goethe's nämlich."

„Ich weiß, darin waren Sie von jeher ſehr ſtark," lächelte Rodenberg.

„‚Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſeres Schickſals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel feſtzuhalten und bald rechts, bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken.'"

„Das thue ich auch ſo viel, als in meinen Kräften ſteht — fürchte mich aber, ehrlich geſagt, weder vor dem Sturze, noch vor dem Abgrunde — ach, wenn Sie wüßten, Lytton, wie ſatt ich dieſes Leben und Treiben habe, wie hundertmal ich es ſchon bereute, den Künſtler in mir zum gehorſamen Knechte gemacht zu haben und die edle Kunſt ſelbſt zur dienſtbaren Magd, über deren Arbeit man gnädig lächelt, ein wenig in die Hände klatſcht, während man charmant liſpelt oder delicids und dabei an das Souper von ſpäter denkt und berechnet, daß der Nachbar einen viel gnädigeren allerhöchſten Blick erhalten!“

„Und doch iſt dieſes Leben in gewiſſer Beziehung intereſſant zu nennen.“

„Für Sie allerdings, der Sie in Ihrer Stellung außerhalb, ich möchte ſagen, über dieſem Getreibe ſtehen — ja, Ihre Stellung iſt beneidenswerth, und ich habe mir ſchon oft vorgenommen, wenn ich wieder auf die Welt käme, entweder ein Rafael, oder ein Millionär oder der Geſandte einer Großmacht an irgend einem kleinen Hofe zu werden.“

„Und warum nicht der Geſandte einer kleinen Macht an einem großen Hofe — Sie hätten da noch weniger Arbeit!“

„Richtig, aber auch weniger Anſehen, und ich bin ziemlich ehrgeizig.“

„Ich weiß das, und aufſtrebend,“ ſagte Lord Warren mit einem ſchlauen Blicke. Wenn ich an jene Zeit zurückdenke, wo wir jünger waren und deßhalb glücklicher, und ich mir den wilden Jäger vergegenwärtige, wie er jene Zauberin, jenes Wunderweſen an das Hoflager des Prinzen Maiwein, an mein Hoflager geleitete, ſo ſchaute ich ihm mit Bewunderung, wenn auch mit etwas Neid zu — Sie hatten ſich keine geringe Aufgabe geſtellt!“

„Ohne ſie löſen zu können — es war das ein ſchöner Traum, gleich belohnend für uns Alle!“

„Doch wahrſcheinlich für den Einen mehr, für den Anderen weniger,“ lächelte der junge Engländer — „Sie hatten doch das voraus, ſie durch den duftigen, ſchönen Wald begleiten zu dürfen

und ſie, wie ich mir, ich weiß nicht, von wem, erzählen ließ, in Köln wiederzuſehen!"

„Ja, ich läugne das nicht — eine Fortſetzung jenes blendenden Traumes mit ſehr enttäuſchendem Erwachen!"

„Ah, ſie war ſehr vornehm und ſehr ſtolz, die Marcheſa de Monterey — ich ſah ſie in London wieder als enfant le plus gâté der hohen Ariſtokratie — ſie behandelte mich ausnahmsweiſe gnädig, ſie erinnerte ſich ſogar jenes denkwürdigen Tages und plauderte lange mit mir darüber."

„Nun, ſehen Sie, das ſind wohl die gleichen Erfolge, die ich gehabt, und wenn ich Ihnen Ihre kleinen Anſpielungen zurückgeben wollte, ſo könnte ich ſagen, die Marcheſa de Monterey, welche es lange Jahre ablehnte, hieher zu kommen, trifft jetzt auf einmal hier ein, da auch Lord Warren eingetroffen iſt."

„So iſt ſie ſchon hier?"

„Sie wußten, daß ſie käme?"

„Allerdings — wer, der ſich mit Zeitungen beſchäftigen muß, ſollte das nicht wiſſen? — Alſo ſie iſt ſchon hier?"

„Mit ihrem Gemahl."

„Mit was?" fragte Lord Warren, indem er den Anderen erſtaunt betrachtete.

„Mit ihrem Gemahl — mit Don Joſe — Don Joſe iſt ihr Gemahl."

„Ah bah!" entgegnete der Legations-Secretär und ſetzte nach einer kleinen Pauſe hinzu: „Ich habe gewiß ſo eben ein recht albernes Geſicht gemacht, denn das war mir eine ganz unerwartete Nachricht — Ihnen wohl auch, als Sie davon hörten?"

„Sehr unerwartet — ich will das nicht läugnen — kaum glaublich, und doch iſt dem ſo!"

„Trau' Einer dieſen Weibern, begreife Einer die Beweggründe ihres Handelns! In London nahm man ſtillſchweigend an, Don Joſe ſei ihr Oheim, und ſie that nichts, um irgend Jemandem dieſen Irrthum zu benehmen."

„Sie hat vielleicht ihre Gründe dazu gehabt," ſagte Rodenberg in einem bittern Tone.

„Ich bin nun begierig, ob ſie den langen, ernſthaften Mann hier als ihren Gemahl vorſtellen wird — alſo ſie iſt ſchon angekommen?"

„Schon geſtern, und ſie wurde für heute Abend hier im Schloſſe erwartet."

„Ohne indiscret ſein zu wollen: ſtehen Sie mit ihr noch in irgend einer Verbindung."

„Nicht in der allergeringſten."

„Und ſahen ſie alſo eine lange Reihe von Jahren nicht?"

„So iſt's, Mylord," erwiederte Rodenberg, indem er ſich zu einem Lächeln zwang.

„Nun, da bin ich begierig, wie Sie von ihr empfangen werden — ob ſie ſich ihres wilden Jägers noch erinnert."

„Vielleicht eines wilden Jägers, und mehr kann ich ja nicht verlangen."

Lord Warren hatte ſeine Uhr hervorgezogen und meinte, einen Blick darauf werfend: „Da haben wir eine kleine Stunde angenehm verplaudert — welcher Gewinn — es iſt zehn Uhr — um eilf Uhr wird ſoupirt; in dieſer Zwiſchenzeit wollen wir, wenn es Ihnen recht iſt, dem Gewühle der Tanzenden zuſchauen — vor allen Dingen aber, Rodenberg, wo wohnen Sie, wann kann man Sie ſehen?"

„Neben dem Marſtallgebäude, Jägerſtraße Nummer vier, und für Sie bin ich natürlicher Weiſe ſtets zu ſprechen, ſo oft ich zu Hauſe bin."

„Und wann iſt das gewöhnlich?"

„Bis gegen eilf Uhr Morgens und ſehr häufig von Nachmittags zwei bis ſechs Uhr, wo ich zuweilen zu Hauſe, häufiger aber noch in irgend einer Reſtauration zu Mittag eſſe."

„Gibt es unter dieſen Reſtaurationen auch ein Lokal, wo man ſich zuweilen Abends ſehen und ein Bißchen ungenirt ſein kann?"

übrigen Gäſten, ſaß eine Frau, die wir bereits kennen, mit ihrer Tochter. Das Regenwetter hatte ihre Kleidung ſtark mitgenommen, und die Frau ſaß da, den Kopf auf ihre Arme geſtützt, und ſah mürriſch vor ſich hin. Das Mädchen hatte die Hände in den Schooß gelegt und ſtarrte, in tiefes Nachdenken verſunken auf das Gewühl der Trinkenden und Eſſenden. Vor den Beiden auf dem Tiſche ſtand ein Glas Bier nebſt einigen Kartoffeln in der Schale.

Die Mutter ſeufzte tief auf und das Mädchen fuhr aus ihren Träumereien in die Höhe. „Warum ſeufzt Ihr, Mutter?“ ſagte ſie, „es wird nicht alle Tage ſo ſchlecht gehen, wie heute; wir werden, wenn die Leute fort ſind, unſere Kleider trocknen und uns ein Bett zum Schlafen geben laſſen. Morgen oder übermorgen kommen wir in eine größere Stadt und da werden wir ſchon Arbeit finden. Seid nur getroſt, Mutter, es wird ſchon gut werden.“

Ein tiefer Seufzer war Alles, was die Frau zur Antwort gab.

„Seid doch nicht ſo entſetzlich betrübt, Mutter,“ fuhr das Mädchen fort. „Daß wir Unangenehmes aller Art erleiden müßten, das war ja vorauszuſehen; aber haben wir uns nicht vorgenommen, Alles freudig und geduldig zu ertragen, um ein beſſeres und glücklicheres Leben zu beginnen?“

„Ein beſſeres und glücklicheres Leben?“ fragte die Mutter, ohne aufzublicken.

„Allerdings, Mutter, ein glücklicheres Leben! Meint Ihr, es könne uns nicht gelingen, mit Ehren durchzukommen? Meint Ihr, Gott im Himmel werde jemanden verlaſſen, der ſich vornimmt, durch ehrliche Arbeit ſich durchzubringen? — Gewiß nicht, Mutter! Drum ſeid getroſt, eßt und trinkt etwas, Ihr müßt gewiß Hunger haben.“

„Ich mag aber nicht,“ war die Antwort.

einen kleinen Wintergarten, der, obgleich erſt nach ſeinen Plänen und ſpäter ans Schloß gebaut, doch von ihm auf eine höchſt reizende Art in das große Appartement mit hereingezogen war und mit ſeiner Kühle, ſeinem Pflanzenduſte, ſeinem murmelnden Springbrunnen ein allerliebſtes Retiré für die allerhöchſten Herrſchaften war. Dort ſtand der Fürſt, neben ihm der Prinz Heinrich mit ſeltſam leuchtenden Blicken und vor ihnen zwei Damen, die Gräfin Blendheim und — ſie —, welche der junge Mann augenblicklich erkannte, obgleich er ihr Geſicht nicht ſehen konnte — ja, zwiſchen dem Grün der Pflanzen hindurch kaum die zierlich geſchwungene Form ihres Wuchſes und die aufrechte Haltung ihres Hauptes — aber er würde ſie erkannt haben, ſelbſt wenn er bei zweifelhaftem Lichte nur ihren Schatten geſehen hätte!

Rodenberg fühlte, wie gewaltſam das Blut nach ſeinem Herzen ſtrömte; er mußte einige Male heftig und tief aufathmen, um ſeiner Bewegung Herr zu werden, wobei er wie angefeſſelt auf der Stelle ſtehen blieb — ja, er vermochte es nicht, auch nur den kleinſten Schritt vorwärts zu machen, und war im Begriffe, ſich langſam und geräuſchlos wieder zurückzuziehen.

Doch es war zu ſpät — der Fürſt, welcher den Kopf umwandte, hatte ihn geſehen und rief ihm zu: „Gut, daß Sie kommen, ich fürchtete ſchon, Sie wären mir heimlich davongegangen.“

Der junge Maler, ſich wie ein Mann faſſend, trat mit langſamen Schritten und einer ehrerbietigen Verbeugung gegen die Gruppe näher. Alle ſchauten ihn an, aber auf verſchiedene Weiſe: der Fürſt gleichgültig, mit einem Auftrage beſchäftigt, den er ihm ertheilen wollte — Prinz Heinrich mit etwas lauerndem Blicke, die Gräfin Blendheim lächelnd und die Marcheſa de Monterey y Vizcarro mit einem vornehmen Blicke, ſo ruhig und gleichgültig, als habe ſie ihn in ihrem Leben noch nicht geſehen.

Hatte Rodenberg gefürchtet oder gehofft, ſie würde nicht im Stande ſein, ihren vollen Blick auf ihn zu richten, dieſen zauberhaften, unerträglich ſchönen Blick, ohne die geringſte Verwirrung

zu zeigen? — Ja, er hatte das gehofft und gefürchtet, und da es doch anders kam, so war er dankbar dafür, denn es gab ihm selbst eine ruhige, entschlossene Haltung wieder.

Der Fürst hatte die außerordentliche Gnade, ihn selbst der Marchesa vorzustellen, und der Prinz Heinrich konnte es nicht unterlassen, hinzuzufügen: „Es ist Herr Rodenberg, dessen Sie sich sicher aus einer früheren Zeit noch erinnern werden."

Die schöne Spanierin schaute den jungen Mann mit einem heiteren Lächeln an; dann sagte sie, ohne daß auch nur der geringste Schatten sichtbar an ihren leuchtenden Blicken vorübergezogen wäre: „Gewiß erinnere ich mich! Einer jener liebenswürdigen Künstler, die so freundlich waren, mich an ihrem schönen Feste Theil nehmen zu lassen — wenn ich mich recht erinnere, stellte Herr Rodenberg bei jenem Feste im Walde den Prinzen Maiwein vor."

Prinz Heinrich, der die Marchesa verwundert anschaute, wollte darauf etwas entgegnen; doch kam ihm Rodenberg, aller Etiquette zum Trotze, zuvor, indem er mit einer tiefen Verbeugung sagte: „Ich bin für die gütige Erinnerung der Frau Marchesa außerordentlich dankbar — darf mir dagegen eine kleine Berichtigung erlauben: ich war an jenem Tage Führer des wilden Heeres."

„Ach ja — es wird so sein," gab sie mit einem liebenswürdig unbefangenen Lächeln zur Antwort — „verzeihen Sie mir, daß ich das vollständig vergaß. Aber dieses Fest," wandte sie sich an den Fürsten, „war wirklich eines der gelungensten, dem ich je beiwohnte."

„Ja, Rodenberg versteht es, dergleichen zu arrangiren, und deßhalb muß ich nochmals mein Bedauern ausdrücken, daß Sie unsere lebenden Bilder von heute Abend nicht sahen — ja, wir können stolz darauf sein, nicht wahr, Oheim — nicht wahr, Gräfin? Ich bin wirklich trostlos, unsere reizende Scenerie nicht vor die Kenneraugen der Marchesa bringen zu können."

„Auch ich bedaure das aufrichtig," entgegnete die schöne Spanierin, „und versichere Eure Königliche Hoheit, daß ich das Ge-

fühl habe, für mein unverantwortliches Zuſpätkommen genügend beſtraft zu ſein."

Der Fürſt machte unter einem zufriedenen Lächeln eine kleine Neigung mit dem Kopfe, worauf er ſich gegen Rodenberg wandte und, einen Schritt ſeitwärts machend, dieſen nöthigte, ihm zu folgen.

Prinz Heinrich näherte ſich den beiden Damen, und da er ſie zu gleicher Zeit veranlaßte, den Bau eines prachtvoll gefärbten japaniſchen Ahorns zu bewundern, der in einer Bronzeſchale von wunderbarer Arbeit ſtand, ſo waren die beiden Gruppen im Pflanzenſaale ſo weit getrennt, daß der Fürſt nicht gar zu leiſe mit Rodenberg zu reden brauchte, ohne daß er hätte fürchten müſſen, von den Anderen gehört zu werden, und es lag in ſeiner Abſicht, ihm etwas ganz im Geheimen zu ſagen.

„Ich möchte dieſer ſchönen Frau und großen Künſtlerin eine kleine Ueberraſchung machen," ſprach er; „ſie hat ſo aufrichtig bedauert, unſere lebenden Bilder nicht geſehen zu haben, und mir wäre viel daran gelegen geweſen, ihr Urtheil über unſere Decorationen zu hören. Wäre es Ihnen möglich, lieber Rodenberg, es mir zu arrangiren, daß wir nach dem Souper ganz en petit comité noch einmal jenes Bild ſehen könnten, wo das Schloß von der Morgenſonne beleuchtet erſcheint — iſt das möglich? — Doch was frage ich," ſetzte er mit einem verbindlichen Lächeln hinzu, „Sie haben das Wort ‚unmöglich', wie Sie mir ſelbſt ſchon ſcherzhaft geſagt, aus Ihrem Wörterbuche geſtrichen — bleiben Sie auch jetzt bei Ihrem Ausſpruche?"

„Gewiß, Königliche Hoheit, und wenn es auch nicht ſo ganz leicht iſt, Ihren Befehl zu erfüllen, denn ich habe kaum noch anderthalb Stunden und man muß meine Maſchiniſten und Gehülfen in der Stadt zuſammenſuchen laſſen, ſo hoffe ich es doch möglich zu machen, das befohlene lebende Bild nach dem Souper, alſo ungefähr gegen zwölf Uhr, ſtellen zu können — nur Eins iſt unmöglich, ohne zu großes Aufſehen zu machen."

„Und was wäre das?"

„Das Bild ſelbſt zu ſtellen, wie es Eure Königliche Hoheit heute Abend geſehen, das heißt, die Perſonen zuſammenzubringen und ſie ſich auf's Neue ankleiden zu laſſen."

„Das iſt wahr!"

„Die Herren und Damen ſind wahrſcheinlich für ſämmtliche Tänze engagirt, und wollte man ſie zuſammenbringen, ſo gäbe es ein Gerede und Fragen, das Ihnen gewiß nicht angenehm wäre — ich weiß mir mit Eurer Königlichen Hoheit Erlaubniß anders zu helfen," fuhr Rodenberg fort, da ihm der Fürſt kopfnickend zuhörte; „ich werde die Decoration ſtellen und irgend eine paſſende Staffage dazu von Leuten, die ich gerade bei der Hand habe."

„Schön — ſchön, da ſehen wir auch gleich etwas Neues," ſagte der Fürſt, indem er ſich lächelnd die Hände rieb — „ich verlaſſe mich alſo ganz auf Sie."

Der junge Mann trat mit einer Verbeugung zurück und eilte nach dem großen Saale, wo ſich die Bühne befand und wo er vorſichtiger Weiſe die Zimmerleute und Gehülfen des Theaters zurückbehalten hatte, bis der Ball beendigt und ſämmtliche Lichter ausgelöſcht ſein würden.

Unterwegs hatte er noch ein paar zuverläſſige Lakaien mitgenommen und beauftragte den Einen, in die Goldene Kanne zu gehen, dort nach dem Decorationsmaler Schlegel zu fragen und ihn unfehlbar mit ſich her zu bringen; dann ließ er langſam und allmählig, um kein Aufſehen zu erregen, den Vorhang ſchließen und die Verſatzſtücke herbeiholen, die er zur gewünſchten Decoration nothwendig hatte, und begab ſich hierauf in die rückwärts liegenden anſtoßenden Zimmer, welche man zur Garderobe für die Herren und Damen benutzt hatte.

Hier in dem halbdunkeln Raume auf einer Bank ſitzend, war es ihm alsdann ſehr angenehm, ſeinen Gedanken nachhangen zu können.

Waren dieſe Gedanken ernſter oder heiterer Natur? Waren es freundliche oder unfreundliche Bilder, die ihn umgaukelten? — Weder das Eine noch das Andere. Während er da ſaß mit

geschlossenen Augen, ward es in seinem Innern licht und lichter, taghell, und wie auf dem leuchtenden Kreise eines Schattenspiels erschienen ihm in bunter Reihenfolge vergangene gute und schlimme Tage, ausgedrückt durch bekannte Gesichter, ihn bald finster, erbittert anschauend, bald heiter, ja, glücklich lächelnd. In beiderlei Gestalten erschien ihm Juanita, zuerst wie damals im Walde als gütige, glückverheißende Fee — ach, so heiter lächelnd, ihn so unverkennbar liebend anblickend, dann plötzlich wie zurückfahrend, das schöne Antlitz in düsterem Ernste, die leuchtenden Augen Zorn und Haß ausdrückend. So stand sie lange vor seinem inneren Auge, die rechte Hand drohend erhoben, nach und nach langsam verblassend, bleicher und lichter werdend und endlich wie ein Hauch an ihm vorüberschwebend.

Hastige und derbe Tritte, welche sich in diesem Augenblicke rasch auf dem hohltönenden Boden ihm näherten, schreckten ihn aus seinen Träumereien auf; emporblickend, sah er Schlegel, welcher sich ihm in sehr heiterer Laune näherte und nun lachend sagte: „Das muß schon wahr sein, in kurzer Zeit bin ich ein viel verlangter Mann bei Hofe geworden — welche Befehle haben die Götter und Halbgötter dieser Erde für mich armen Sterblichen?“

„Wahrscheinlich zuerst,“ erwiederte ihm Rodenberg flüsternd, aber mit großer Deutlichkeit, „daß Sie Ihre Stimme etwas mäßigen und nicht so schreien, daß man es im ganzen Saale hören kann.“

„Richtig, richtig,“ versetzte der Andere, sich heiter umschauend, „dachte ich doch nicht mehr daran, wo wir uns befinden, habe ich doch Wald und Flur hier so verdammt täuschend gemalt, daß ich selbst glaubte, ich befinde mich in tiefer Einsamkeit; aber ich bin überzeugt, daß es etwas Wichtiges ist, was mich hieher ruft, denn sonst wäre es wahrlich schade um die interessante Sitzung, welche Ihr hereinstürmender Lakai unterbrochen.“

„Sehr schade!“ vernahm Rodenberg jetzt eine andere Stimme in sehr brummigem Tone, und als er aufblickte, sah er Walter

zwiſchen den Couliſſen ſtehen und hinter ihm, vorſichtig und zurückhaltend, das lächelnde Geſicht des kleinen Rafael.

„Daß wir mit hieher kamen," fuhr der alte Maler fort, „wirſt Du begreiflich finden nach dem bekannten Grundſatze: wer meine guten Stunden mit mir theilt, ſoll mich auch in den ſchlimmen nicht verlaſſen, und wir dachten nicht anders, als unſer guter Schlegel ſollte wegen irgend einer begangenen Miſſethat eingeſteckt werden — Ihr habt doch hier eine kleine, hübſche Baſtille, hoffe ich?"

Rodenberg war einen Augenblick im Begriffe, ſich zu ärgern und eine verdrießliche Antwort zu geben; doch bezwang er ſich glücklicher und vernünftiger Weiſe, und indem er Walter die Hand reichte, wiederholte er auch ihm, was er vorher Schlegel geſagt, und ſetzte flüſternd hinzu, daß ſie nur durch eine dünne Leinwand von dem großen Saale des Schloſſes getrennt ſeien, in welchem beſtändig eine Menge Gäſte, plaudernd oder der Hitze des Tanzſaales ſich entziehend, auf und ab gingen.

„Ah, das iſt köſtlich," meinte der alte Maler, „ſo werde ich mir eine Spalte in dem Vorhange ausſuchen und auf dieſe Art ungeſehen dem Hofballe beiwohnen."

„Später meinetwegen — aber jetzt laß mich einen Augenblick mit Schlegel allein und ſetze Dich dort auf jenen Felſen hinter den Couliſſen — ah, Rafael iſt auch da?"

„Nur faſt mit Gewalt von uns dahergeſchleppt," ſagte Walter — „dieſer arme Kerl hat einen gewaltigen Reſpect vor Dir."

„Verzeihen Sie mir, daß ich der Ueberredung des Herrn Profeſſors gefolgt bin — einer Ueberredung," ſetzte der kleine Mann lächelnd hinzu, „der ich mit meiner ſchwachen Kraft nichts entgegenzuſetzen vermochte."

Rodenberg, der aufgeſtanden war, blickte nach Rafael hin, unbeweglich ſtehen bleibend, mit ſtarren Augen, wie in tiefes Nachſinnen verloren; dann aber belebten ſich ſeine Blicke mit Einem Male wieder — ein eigenthümliches Lächeln zuckte um ſeine Lippen und er ſagte, ganz nahe an ſeinen ehemaligen Diener herantretend

und indem er ihm die Hand auf die Schulter legte: „Keine Entſchuldigung, Rafael; ich freue mich ſehr, daß Du gekommen biſt, denn Du kannſt mir einen großen Dienſt leiſten.“

„Mit tauſend Freuden!“

„Siehſt Du wohl, kleine Spinne, wie unnöthig es war, daß Du Dich ſträubteſt, mit uns zu gehen — Walter hat immer Recht, auch wenn er ſcheinbar im Unrecht iſt; das ſind die geiſtreichen Combinationen ſeines Gehirns, deren Flügelſchlag in erregtem und bewegtem Zuſtande lauſchend er ſicher iſt, das allein Wahre und Richtige zu finden — war das nicht ſchön geſagt?“

„Wunderbar — aber jetzt thue mir den Gefallen und halte für eine kurze Weile Dein Maul und laſſe Dich dort auf dem gepolſterten Felſen nieder.“

„Darf man hier rauchen?“

„Gott ſoll mich bewahren — Du haſt gute Begriffe von einem Hofballe!“

Darauf theilte Rodenberg dem Decorationsmaler den Wunſch des Fürſten mit, worauf letzterer raſch ſeinen Rock abwarf, die Arbeiter um ſich verſammelte und ihnen mit leiſen Worten ſeine Befehle gab.

Rodenberg hatte alsdann den kleinen Rafael am Arme genommen und ihn mit ſich in's Garderobezimmer geführt.

„Willſt Du mir in der That einen kleinen Dienſt leiſten?“

„Wie können Sie fragen — habe ich Sie nicht ſchon oft gebeten, rückſichtslos über mich zu verfügen? Was ſoll ich thun? Gebrauchen Sie meine Füße oder meine Feder?“

„Dieſes Mal Dich ſelbſt, Deine ganze Perſönlichkeit, mein lieber Rafael, und zwar zu einer kleinen Maskerade — es ſoll ſpäter noch ein lebendes Bild geſtellt werden, und in demſelben will ich Dich mit als Staffage benutzen.“

„Nur zu — als was wollen Sie mich gebrauchen? Als irgend einen fahrenden Ritter vor den Fenſtern einer hartherzigen Schönen? Schade alsdann, daß meine Geſtalt nicht höher und bedeutender iſt.“

„Zu dem, was Du vorstellen sollst, ist Deine Gestalt immer noch höher, als ich wünsche — es gilt einen Zwerg, mein kleiner Rafael."

„Ah, einen Zwerg — beim Barte meiner Feder, könnte ich sagen, in diesem Fache habe ich früher schon Bedeutendes geleistet!"

„Gewiß — und gerade deßhalb wünsche ich eine Wiederholung."

„Eine Wiederholung des Zwerges von damals?"

„Ganz desselben — leider bist Du seit jener Zeit um einen halben Kopf gewachsen, doch müssen wir das durch größere Dicke auszugleichen suchen."

„Aber wo finden wir das schöne Costume, das ich damals der Güte jener holdseligen Prinzessin verdankte? Ah, sie war so gut, sie war so wundervoll — so unvergeßlich wundervoll —

‚Sie lachte so schön — sie lachte so toll
Und mit so weißen Zähnen,
Und wenn ich an das Lachen denk',
So weine ich plötzlich Thränen.'

Damals lachte sie wenigstens ganz ausgelassen, als ich mich ihr in meinem Anzuge vorstellte."

„Vielleicht daß Du sie heute wieder lachen siehst," sagte Rodenberg, nicht ohne eine tiefe Bewegung durch den Ton seiner Stimme zu verrathen.

Rafael prallte förmlich zurück und hob beide Hände hoch empor: „Sie wiedersehen, meine schöne Prinzessin? — O, Sie treiben Ihren Scherz mit mir!"

„Gewiß nicht," entgegnete Rodenberg so ruhig als möglich; jene schöne, vornehme Dame, Deine Prinzessin, mein lieber Rafael, ist die Frau Marchesa de Monterey y Vizcarro — sie befindet sich mit ihrem Gemahl . . . ."

„A—ah, mit ihrem Gemahl?"

„Mit ihrem Gemahl befindet sie sich in einem der glänzend erleuchteten Säle dort drüben, angestaunt von hunderten entzückter

und neidiſcher Augen, in der Geſellſchaft Seiner Königlichen Hoheit meines allergnädigſten Herrn."

„Und Sie ſahen ſie wieder?"

„Ich ſah ſie und ſie ſah mich."

„O, wie glücklich Sie ſind! — Und Sie ſprachen mit ihr?"

„Ein paar ſehr gleichgültige Worte — ſie erinnerte ſich meiner nur noch ſehr ungenau."

„Sollte das möglich ſein — ſollte ſie jenes ſchönen Tages ſo ganz vergeſſen haben?"

„Des ſchönen Tages vielleicht nicht ſo ganz, aber wohl der einzelnen an ſich unbedeutenden Figuren, aus denen das Feſt jenes ſchönen Tages beſtand."

„Und Sie wollen es ihr in Erinnerung bringen, indem Sie mich als Zwerg erſcheinen laſſen?"

„So iſt es beinahe, meir lieber Rafael," ſagte Rodenberg mit einem faſt traurigen Tone; „ich möchte es ſie nur erkennen laſſen, daß wir ihrer nicht ſo ganz vergeſſen haben, wie ſie unſer vergaß."

„Gut, verwandeln Sie mich und machen Sie mich jenem glücklichen Zwerge ſo ähnlich, als nur möglich."

„Ich erinnere mich des Coſtumes noch ziemlich genau," ſagte Rodenberg, indem er einen der anweſenden Theaterſchneider hervorwinkte und ihm darauf Befehl zum Herbeibringen verſchiedener Garderobeſtücke ertheilte; dann ſandte er ſeinen Diener nach Hauſe in ſeine Wohnung, um von dort das bewußte Horn herbeizuholen. —

Es war beinahe Mitternacht geworden, als die Frau Fürſtin-Mutter, nachdem ſie einen Blick mit ihrem Sohne gewechſelt, ſich vom Souper erhob und ſo das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche gab. — Wie geräuſchvoll rutſchten die Stühle, wie bemühten ſich die Lakaien, mit der größten Geſchwindigkeit möglichſt viele derſelben unter den Betreffenden, nachdem ſie ſich kaum zur Hälfte erhoben, wegzureißen, und wie gefährlich wäre es geweſen, ſich in einem ſolchen Augenblicke noch einmal auf ſeinen Sitz niederlaſſen zu wollen! Wie beſchleunigte das Orcheſter die letzten Tacte ſeines

italienischen Salates aller möglichen Komponisten, deren Namen sich auf i endigen, denn Seine Königliche Hoheit waren ein Liebhaber wälscher Musik! Wie graziös verneigten sich die Staats- und Hofdamen vor der Frau Fürstin-Mutter, die ihnen mit lächelndem Rundblicke wohl gespeist zu haben wünschte — wie rasch unterbrachen dort die alten Excellenzen ihre Erörterung über die wichtige Streitfrage, ob es ersprießlicher sei, zuerst das Oel und dann den Essig an den Salat zu gießen — wie schnell versorgten noch ein paar wohlgenährte Stabsofficiere ihren Bordeaux und ihr letztes Glas Champagner, selbst auf die Gefahr hin, sich durch einen plötzlichen Hustenanfall vor dem umherschauenden Oberst-Hofmeister zu verrathen — wie schien dort ein magerer Referendar und ein junger Lieutenant jeder vier Paar Hände zu haben, wenn man die unglaubliche Geschwindigkeit ansah, mit der noch zu guter Letzt ein halbes Dutzend Orangen und eine eben so große Zahl Bonbons von den benachbarten, kaum zu erreichenden Aufsätzen verschwanden!"

Die Frau Fürstin-Mutter war freundlich genug, sich sogleich nach dem Souper zurückzuziehen und so der jüngeren Welt noch einige Stunden lang ein ungestörteres Tanzvergnügen zu verschaffen.

Seine Königliche Hoheit hatte noch ein paar kühle, aber doch gnädige Worte für die Gemahlin des englischen Gesandten, die an seiner Seite gesessen, nickte auch Diesen oder Jenen in der Nähe oder Ferne flüchtig zu, um alsdann, sich rasch umdrehend, den Cirkel zu durchbrechen, der sich, in ehrfurchtsvollem Schweigen ein gnädiges Wort unterthänigst und treugehorsamst zu erwarten, um ihn gebildet hatte.

Er eilte auf die Gräfin Blendheim zu, die, mit dem Prinzen Heinrich plaudernd, etwas bei Seite stand, und sagte: „Wie froh bin ich, daß dieses langweilige Souper zu Ende ist — wenn nur Rodenberg Wort gehalten hat — ich bin begierig wie ein Kind, nochmals diese schöne Decoration zu sehen — wo ist die Marchesa? Glauben Sie, daß Rodenberg uns im Stiche lassen wird?"

„Gewiß nicht," sagte Prinz Heinrich — „er ist eben so energisch

„Ihr mögt nicht, Mutter? — Leider könnt Ihr für heute nichts Beſſeres haben, aber laſſet den Muth nicht ſinken; morgen oder übermorgen finden wir etwas, das für uns paßt, und wir werden gewiß noch zufrieden und glücklich.“

„Zufrieden und glücklich?“ ſagte die Mutter bitter lachend und erhob ihren Kopf, um das Mädchen anzuſchauen. „Du willſt zufrieden und glücklich werden, wenn du mit den feinen Händen da den ganzen Tag arbeiten ſollſt? — Wer wird dir überhaupt Arbeit geben? O, es iſt nicht ſo leicht, zu arbeiten! Gehe doch hin und vermiethe dich als Magd, verſuch's einmal, man wird dir Zeugniſſe abverlangen, und wenn du dich auf dein ehrliches, ſchönes Geſicht berufſt und ſie deine glatten Hände ſehen, da werden die Leute ſagen: du ſeieſt nicht zu harten Arbeiten gemacht und werden dir den Rath geben, zu deinem früheren Geſchäft zurückzukehren.“

Obgleich die Mutter die letzten Worte ſehr leiſe ſprach, ſo fuhr doch das Mädchen entſetzt in die Höhe, als habe ſie ihr etwas Fürchterliches laut und gellend in die Ohren geſchrieen; die Alte ſtützte den Kopf wieder in ihre Hände und das Mädchen fuhr nach einer Pauſe fort:

„Ihr bereut es wohl, Mutter, daß wir die Stadt verlaſſen haben? Sagt mir, Mutter, ob Ihr es bereut.“

„Ja, das thue ich!“ entgegnete die Frau; „ich bereue es gewiß und wahrhaftig, dir gefolgt zu ſein, es war nichts als eine Lächerlichkeit von dir, eine Laune; am Ende hätteſt du doch zu Hauſe arbeiten können und ...“

„Ein anderes Leben anfangen, wollt Ihr ſagen, Mutter,“ bemerkte das Mädchen mit gelaſſenem Tone, obgleich ſie unter dem Tiſche ihre Hände krampfhaft in einander ſchloß. „Oder,“ fuhr ſie fort, „es wäre Euch am Ende gleichgültig geweſen oder noch lieber, wenn ich kein anderes Leben angefangen hätte, ſagt es nur frei und offen heraus.“

als zuverläſſig, und wenn er es gar nicht hätte möglich machen können, ſo würde er Ihnen ſicherlich eine Meldung darüber haben zugehen laſſen."

„Das iſt mein Troſt — wo iſt denn die Marcheſa?"

„Sie ſpricht dort mit dem Staatsrathe von Stumpfenfels, der ziemlich ſüße Augen an ſie hinmacht."

„Nach ſeiner Gewohnheit!" ſagte der Fürſt ärgerlich — „er thäte beſſer daran, ſeine Geſchäfte im Kopfe zu behalten!"

„Ich werde die Marcheſa benachrichtigen, daß Sie ſie erwarten."

„Thun Sie das, Oheim — wen nehmen wir ſonſt noch mit uns — nur kein großes Cortége!"

„Gewiß nicht, das wäre langweilig — vielleicht den Oberſt-Hofmeiſter."

„Und meinen erſten Adjutanten — ſonſt gibt es wieder Eiferſüchteleien und ſaure Geſichter."

„Ah, Frau Marcheſa," wandte ſich der Fürſt hierauf gegen die ſchöne Spanierin, welche, von Don Joſe gefolgt, am Arme des Prinzen herbeikam — „ich hoffe, Ihnen jetzt in einer wundervollen Decoration die Crême unſerer lebenden Bilder zu zeigen — leider ohne die mitwirkenden Perſonen, die man wegen zu großen Aufſehens nicht gut ihren Tanz-Engagements entreißen könnte — gehen wir, meine Damen — es iſt zwölf Uhr, und wir dürfen uns auf Rodenberg verlaſſen."

Der Fürſt bot der Marcheſa ſeinen Arm und die kleine auserleſene Geſellſchaft ſchritt dem großen Saale zu, von neugierigen Blicken, von Kopfſchütteln und Achſelzucken verfolgt.

In dem weiten, jetzt wieder halbdunkeln Raume befand ſich Niemand als ein paar Lakaien, welche den Eingetretenen die ſchweren Seſſel hinſchoben und ſich dann zurückzogen.

Hinter dem Vorhange erſchallte eine ſanfte Muſik von vier Waldhörnern wie ein leiſer Windhauch, wie der Klang einer Aeolsharfe, in welche nun nach und nach ein paar andere Inſtrumente einſetzten, um in einen rauſchenden Satz überzugehen, bei deſſen

ersten Klängen der Vorhang rasch aus einander flog und nun vor dem erstaunten Auge der kleinen Gesellschaft die Decoration des zweiten Bildes zeigte, aber mit ganz anderer Staffage und Beleuchtung: das Waldthal, dessen wir uns wohl erinnern, besonders aber das scharf hervortretende Schloß lag da in glühender Abendbeleuchtung, die so natürlich, so meisterhaft war, daß sich die Zuschauer, besonders der Fürst, eines lauten Ausrufes der Bewunderung nicht erwehren konnten.

„Vortrefflich," sagte Seine Hoheit und wandte sich alsdann mit den erklärenden Worten zur Marchesa: „Bei der Aufführung von heute Abend sahen wir das alles in der Morgendämmerung, nach und nach Tag werdend — geben Sie Achtung, Rodenberg hat noch eine andere Ueberraschung für uns im Hintergrunde, und mit welch' veränderter Staffage er diesmal das Bild ausgeschmückt hat!"

In der That, eine ganz eigenthümliche Staffage!

Da sah man allerdings tief im Schatten der Laubmassen, aber doch deutlich und scharf hervortretend, vier trotzige Gestalten, Eichenkränze um die struppigen, bärtigen Häupter, Thierfelle um die Schultern, Keulen in den Händen, vor ihnen die Figur eines Zwerges — zwerghaft im Gegensatze zu den riesigen Gestalten der wilden Männer —, der ein Horn in seinen Händen trug und es einem Jäger anzubieten schien, der am Stamme einer Buche lehnte und mit verwundertem Blicke auf die Gruppe zu schauen schien.

„Rodenberg," sagte die Gräfin Blendheim — „wie gut er aussieht!"

„Vortrefflich — und wie passend es ist, uns so, statt eines herausgerissenen Bildes aus dem Märchen, etwas ganz Neues zu improvisiren — Bravo, Bravo!"

Prinz Heinrich, dessen Brust ein tiefer Athemzug schwellte, konnte sich nicht enthalten, einen flüchtigen Blick auf die Marchesa zu werfen, auf deren schönem, ruhigem, marmorähnlichem Gesichte nur der Ausdruck einer aufmerksamen Zuschauerin zu lesen war

und um deren Lippen nur ein ganz unbedeutendes Lächeln ſpielte, wie als Compliment für ihren freundlichen Nachbar und Feſtgeber.

Die rauſchende Muſik hinter der Scene verſtummte, und wie ſie, ſchwächer und ſchwächer werdend, endlich nur noch wie im Anfange von den vier Waldhörnern ausgeführt wurde, verminderte ſich die Glut des Abendſonnenſcheines; die unteren Partieen des Bildes hüllten ſich in tiefe, nächtliche Schatten, und nur ein paar Secunden lang ſah man noch das Schloß im Hintergrunde, angehaucht vom letzten Strahle der Sonne; dann wurde auch dieſes kalt und farblos, und als nun zwei der Waldhörner ſchwiegen und die beiden anderen im Zweiklange hinzuſterben ſchienen, blitzte mit Einem Male auf dem jetzt ganz dunkeln Himmel ein einziger, ſanft funkelnder Stern, worauf ſich der Vorhang geräuſchlos ſchloß.

„Bravo, Bravo!“ rief der Fürſt, indem er heiter in ſeine Hände ſchlug — „Bravo, Rodenberg! — Hat er nicht ſeine Aufgabe herrlich gelöst,“ wandte er ſich hierauf an die Gräfin Blendheim, „und uns zugleich auf eine zierliche Art gute Nacht geſagt? Ah, die Idee mit dem Stern iſt doch eine ganz vortreffliche Idee — wie ſagten Sie doch vorhin, mon cher oncle? Das iſt der Stern der Liebe, den ich dort flimmern ſah — erſchien er Ihnen nicht auch ſo, verehrteſte Frau Marcheſa? — Und wie hat Ihnen überhaupt die ganze kleine Vorſtellung gefallen?“

Juanita verbeugte ſich lächelnd und dankend gegen Seine Königliche Hoheit und ſagte hierauf: „Ich muß geſtehen, daß hier die Täuſchung bis zu einem Grade getrieben iſt, den ich ſelbſt für unmöglich hielt — Sie müſſen ganz vortreffliche Decorateure und Maſchiniſten haben!“

„Gewiß, Frau Marcheſa,“ erwiederte der Fürſt und ſagte dann, indem er ſich gegen ſeinen Oberſt-Hofmeiſter wandte: „Sie werden ſehen, wir haben an dieſem Schlegel eine brillante Acquiſition gemacht — aber,“ ſprach er hierauf wieder direct zur Marcheſa, „die Hauptperſon bei allen dieſen Arrangements iſt doch Rodenberg

— ich laſſe ihn bitten, einen Augenblick zu kommen, ich muß ihm ein Wort des Dankes ſagen."

Der Fürſt erhob ſich raſch, und mit ihm die kleine Geſellſchaft, die ihn umgeben. Einige Augenblicke ſpäter trat Rodenberg in ſeinem Jägerkleide hervor, in ſeiner Hand das Horn haltend, welches ihm der Zwerg heute zum zweiten Male übergeben.

Unter denen, die ihn jetzt umſtanden und von denen die meiſten ihm ein freundliches Wort ſagten, war wohl kaum eine Perſon, die es wenigſtens heute noch mit ihm nicht aufrichtig gut gemeint hätte: Prinz Heinrich reichte ihm die Hand und ſagte in launigem Tone, wobei er ſich an den Fürſten wandte: „Es war doch unläugbar ein guter Augenblick, wo ich ihn entdeckte und zur Geltung brachte!"

„Gewiß, Oheim, und ich darf wohl den Wunſch hinzufügen, alle Ihre Erwerbungen möchten ähnlicher Art geweſen ſein — doch ich wollte Ihnen meinen Dank ſagen, Rodenberg, und Sie bitten, denſelben Ihrem Schützlinge zu wiederholen — Sie haben mir in der That ein großes Vergnügen gemacht, und auch unſer lieber und verehrter Gaſt hat ſich recht anerkennend über Ihre Arrangements geäußert!"

„Was mich in der That doppelt glücklich macht," entgegnete der junge Maler mit einer tiefen Verbeugung und einem ruhigen, leidenſchaftsloſen Tone, „und höre ich ein lobendes Wort aus dem Munde einer ſo großen Künſtlerin, wie die Frau Marcheſa iſt, mit aufrichtiger Freude — ſchade, daß es nicht möglich war, Ihnen das ganze Märchen vorzuführen — es war die Geſchichte vom Dornröschen, die nach langjährigem Entſchwinden, nach langjährigem Zauberſchlafe endlich doch noch glücklich wurde, da ſie glücklich machte!"

„Ein ſchönes Märchen, ich kenne es," gab die Marcheſa zur Antwort, wobei ſie heiter lächelnd und mit der unbefangenſten, gleichgültigſten Miene von der Welt den jungen Mann betrachtete und dann, ſich gegen den Fürſten wendend, hinzuſetzte: „Sie

beſitzen in dieſen Märchen einen wahren Schatz — wir Spanier ſind nicht ſo glücklich!“

„Wogegen bei Ihnen, im ſchönen Lande des Weines und der Geſänge,“ ſagte Prinz Heinrich galant, „immer noch reizende Feen und mächtige Zauberinnen zu erſcheinen pflegen, die ſich gar kein Gewiſſen daraus machen, uns arme Sterbliche durch einen Blick, durch einen Ton in Feſſeln zu ſchlagen!“

„Gehen wir zur Geſellſchaft zurück,“ lachte der Fürſt — „um Gotteswillen, gehen wir! Mein Oheim beginnt mit ſeinen poetiſchen Artigkeiten und ſchwächt dadurch aus Egoismus den Eindruck, den wir mit der kleinen Vorſtellung auf unſern liebenswürdigen Gaſt gemacht — kommen Sie!“

Damit ging die kleine und ſehr auserleſene Geſellſchaft davon und Keiner aus derſelben hatte einen Blick mehr für den Künſtler, der ihr mit einem bittern Lächeln auf den Lippen nachſchaute und der endlich faſt erſchrocken aus ſeinem finſtern Dahinſtarren empor-fuhr, als er von der Bühne her Walter's Stimme vernahm, die ihm zurief: „Mir ſcheint es, mein Junge, Du haſt auch jetzt noch Luſt, jenen Sternen zu folgen, die ſo eben an Deinem bürgerlichen Horizonte untergegangen ſind — ſei geſcheit, wende Dich zu uns und folge einem anderen Zeichen, das leuchtend vor Dir aufſteigt, Dir noch ein paar heitere, glückliche Stunden verſpricht — Vergeſſen des Vergangenen, Hoffnung auf die Zukunft — ein gutes Zeichen, wie für Künſtler geſchaffen, die Goldene Kanne!“

XLVI.

„Du biſt wie eine Blume.“

Lord Warren hatte ſich mit dem praktiſchen Sinne, der den Engländern eigen iſt, ſo wie mit ſeinem feinen, ausgebildeten Geſchmacke in kurzer Zeit eben ſo bequem als elegant eingerichtet. Dabei dürfen wir aber nicht verſchweigen, daß er es für eine Kleinigkeit anſah, einen ganzen Eiſenbahnwagen voll Kiſten von einem Orte zum anderen mit ſich herum zu ſchleppen, die eine Unmaſſe von Sachen aller Art enthielten, daß ſein Kammerdiener unter Beihülfe einiger Lakaien ein paar Wochen zu thun hatte, ehe er Alles ausgepackt und in buntem Durcheinander Möbel, Bilder, Waffen, Gefäſſe an den Wänden der verſchiedenen Salons und Gemächer aufgeſtellt hatte. Dieſe Gegenſtände nun zu ordnen, das heißt ihnen einen paſſenden Platz anzuweiſen, war Sache einer längeren Ueberlegung, und der junge Lord brauchte oft Wochen lang, um die verſchiedenen Geräthe eines einzigen Zimmers gehörig unterzubringen. Dies zu bewerkſtelligen, rollte er einen Lehnſeſſel in die Mitte des Gemaches und überlegte dann lange, probirte auch wohl, wo dieſes Bild oder jenes Möbel anzubringen ſei.

Die Einrichtung dieſer Wohnung würde bei der Eigenheit Warren's noch viel mehr Zeit in Anſpruch genommen haben, als ſie ohnehin ſchon that, wenn nicht Rodenberg ihm gern an die

Hand gegangen wäre und ihn nicht nur für dieſes oder jenes Arrangement zu beſtimmen gewußt, ſondern ſich auch nebenbei über die Pedanterie luſtig gemacht hätte, mit welcher der Engländer zu Werke ging.

„Oberflächlich betrachtet, haben Sie vollkommen Recht,“ gab dieſer zur Antwort, „wie ich Ihnen auch gar nicht übel nehme, wenn Sie ſich darüber luſtig machen, daß ich überhaupt alle dieſe Gegenſtände, ſtatt ſie nach England zu ſchicken, mir überall nachkommen laſſe; doch hat es auch ſeine vernünftigen Gründe, denn erſtens ſchmücke ich die kahlen Wände meiner Wohnung damit aus und erfreue mich täglich und ſtündlich an allen dieſen Dingen, die ich nun einmal liebgewonnen habe und die mir theils als Erinnerung an einen Ort, wo ich angenehm lebte, theils wegen ihrer ſeltſamen oder eleganten Formen angenehm in die Augen ſpringen, zweitens habe ich die Abſicht, dies alles einmal in einem kleinen Schloſſe, welches ich in England beſitze, zuſammenzubringen, und ſehe jetzt ſchon, wenn ich Bilder, Waffen und Geräthſchaften betrachte, im Geiſte dieſe oder jene Wand, dieſen oder jenen Erker vor mir, wo ich etwas davon anbringen werde; drittens endlich kann ich mich hier in meinem Salon, der, wie Sie ganz richtig bemerken, in maleriſcher Unordnung glänzt, ſo recht lebhaft in jene herrliche Zeit zurückverſetzen, wo ich die meiſten Stunden meiner Tage und Abende im Atelier des guten Olfers verbrachte. — Sie werden bemerken, daß ich mich bemüht habe, durch den Gobelin dort an der Thür, durch jene alten Tiſche mit den zierlichen Krügen, durch Hellebarden und Stoßdegen eine wenngleich ſchlechte Copie hervorzubringen; aber es geht ihr wie allen mittelmäßigen Nachahmungen — ihr fehlt der Geiſt des Originals, hier vor allen Dingen die wunderbaren Skizzen und Zeichnungen Roderich's und dann er ſelbſt mit ſeinem guten, klugen Auge, mit dem freundlichen, oft ſarkaſtiſchen Lächeln auf den Lippen, wenn er meine überzarten Bleiſtiftzeichnungen, wie er anfänglich ſo gern that, mit dicken, ſchwarzen Kreideſtrichen verbeſſerte.“

„Ach ja, jene Zeit," meinte auch Rodenberg nachdenkend, „sie war zu schön, als daß sie länger hätte andauern können oder daß sie wiederkehren dürfte!"

„Und doch hoffe ich darauf und bin gewiß, daß sie wiederkehren wird, wenigstens eine ähnliche, nicht minder glückliche."

Rodenberg schüttelte langsam mit dem Kopfe. „Wir sind," sagte er alsdann, „seit jener Zeit nicht nur um manches Jahr älter geworden, sondern es hat auch Jeder von uns andere Bahnen eingeschlagen, die sich wohl einmal wieder nähern werden, kreuzen können, aber schwerlich für längere Zeit neben einander, ein gleiches Ziel verfolgend, fortlaufen. Was nun besonders Roderich anbelangt, so ist seine Existenz durch jenes schreckliche Ereigniß untergraben, und wenn auch die starken, zähen Wurzeln seines Lebensbaumes noch immer kräftig in den Boden eingreifen, ihn selbst mächtig aufrecht haltend, so fürchte ich doch, er wird uns nicht mehr jener Baum mit Schatten spendendem Laubdache sein, bei dem wir uns so gern versammelten und heimisch fühlten."

„Wohl wahr; aber ich brenne vor Begierde, ihn wiederzusehen und zu erfahren, ob der tiefe Riß seines Innern nicht endlich anfängt, zu heilen oder zu vernarben."

„So viel ich von Walter hörte, ist das nicht der Fall, und was ihn aufrecht erhält, ist neben seiner Kunst die Hoffnung, Margarethe doch noch wiederzufinden."

„Darauf hoffe auch ich noch," sprach Warren in sehr entschiedenem Tone — „sie kann nicht gänzlich verloren, nicht gestorben sein, das kleine, gute Mädchen nämlich. Was Madame anbelangt, so gönne ich ihr den besten Frieden — gewiß, Rodenberg, ich kann mir nun einmal den Glauben nicht nehmen lassen, daß wir sie wiederfinden und eine zweite und schönere Auflage unseres Künstlerlebens feiern werden — hier oder anderswo."

„Ah, wenn nicht hier auf Erden, so hoffen Sie in so ausschweifender Weise auf das Jenseits!"

„O nein, o nein! der Himmel mag eine sehr schöne Sache

ſein, aber ich halte es doch wieder einmal mit eurem großen Goethe, wenn er ſagt:

„Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägſt Du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entſtehen.
Aus dieſer Erde quillen meine Freuden
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden,
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag was will und kann geſchehen.“

„Es iſt gefährlich, mit Ihnen umzugehen,“ lachte Rodenberg; „was Sie da citiren, das ſollte ein frommer Künſtler nicht anhören. — Haben Sie Briefe von Olfers?“ fragte er nach einer kleinen Pauſe.

„O ja, und in ihnen die Hoffnung, daß er meinen Bitten, Italien zu verlaſſen und zu uns zurückzukehren, endlich nachgeben werde. Was habe ich dieſem ſtarren Herzen nicht ſchon für Vorſchläge gemacht, meine ganze, glänzende Carrière habe ich ihm opfern wollen, die Ausſicht, einmal Botſchafter zu werden an irgend einem kleinen deutſchen Hofe, indem ich mich anheiſchig machte, mit ihm ſo lange kreuz und quer durch die Welt zu ziehen, bis wir Margarethe gefunden oder wenigſtens — irgend eine Spur von ihr. — Ach,“ ſetzte er nach einem kleinen Stillſchweigen mit einem tiefen Seufzer hinzu, wobei er mit der Hand über ſeine Augen fuhr, „ich kann und will es nicht denken und faſſen, daß es am Ende doch möglich wäre, ihr kleines Grab zu finden und daran jenes unſelige Weib, das mit ſeinem wilden, eigenſinnigen Herzen ihm und ſich ſelbſt Alles genommen! — Und am Ende wäre eine ſolche Gewißheit immer noch vorzuziehen dem marternden Gedanken, was aus jenem ſüßen Kinde geworden ſei. — Ich weiß nicht,“ fuhr er nach einiger Zeit mit einem trüben Lächeln fort, „daß ich überhaupt ſo unglücklich im Wiederfinden bin, daß ſchon ſo Vieles, wofür ich mich lebhaft intereſſirt, meinem Geſichtskreiſe verſchwindet, ohne eine Spur zurückzulaſſen — erinnern Sie ſich, daß ich Ihnen neulich von einer Begegnung am Zuger See erzählte?“

„Ah, mit Prinzessin Edelweiß?“

„Oder mit einer neckischen Fee — ich glaube wahrhaftig, sie war irgend einem Märchen entsprungen, ein Gebilde aus Blumenduft und Bergkrystall, zart, rein, berauschend!“

„Ei, ei, Warren, diese flüchtige Erscheinung scheint einen tiefen Eindruck auf Ihr Herz gemacht zu haben!“

„Ich läugne das nicht; es war ein entzückendes Traumbild, wie ein solches erscheinend und wie ein solches wieder verschwindend — und haben Sie nie gefunden, daß Gesichte, die man im Traume hat, oft den tiefsten Eindruck hinterlassen? Doch ich wollte Ihnen von Edelweiß sagen . . .“

„Daß sie spurlos verschwunden sei?“

„Ja, trotz der genauesten Nachforschungen, die ich in der Stadt anstellen ließ, welche man mir als ihren Wohnort angab.“

„Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf,“ sagte Rodenberg mit einem eigenthümlichen Lächeln, „so hätte ich für die schöne, junge Dame, wie Sie sie mir beschreiben, einen anderen Wohnort gewünscht, als gerade Zwickau, und einen poetischen Namen, als Specht.“

„Namen wie andere — sie klingen nicht so übel.“

„Für Sie — für uns Deutsche wohl, und wenn es sich so verhält, wie Sie eben sagten, daß die Familie Specht in Zwickau nicht aufzufinden war, so fürchte ich fast, der vorsichtige Vater des jungen Mädchens hat Ihnen absichtlich einen falschen Namen gesagt.“

„Welchen Grund könnte er gehabt haben?“

Rodenberg betrachtete den schönen jungen Mann lächelnd von Kopf bis zu Fuß und sagte alsdann: „Grund genug, wenn man Sie so ansieht; Edelweiß brauchte nur mit einem Tausendstel Theile der Begeisterung von Ihnen zu sprechen, mit der Sie sich über das junge Mädchen aussprachen, und ihre Angehörigen thaten sehr klug daran, sie verschwinden zu lassen.“

„Falsch,“ entgegnete der Engländer in sehr entschiedenem Tone; „ich würde sie geheirathet haben, wenn sie mir bei näherer Be-

„Ja,“ ſagte die Alte trotzig, „wozu auch eine ſolche Geſchichte? Was geſchehen iſt, iſt leider geſchehen; kannſt du dich beſſer machen, kannſt du mit aller Arbeit oder aller Buße anders werden, ungeſchehen machen, was einmal geſchehen iſt?“

„Vor den Leuten kann ich das freilich, Mutter,“ entgegnete das Mädchen mit leiſer Stimme; „in einer fremden Stadt, wo mich Niemand kennt, wo man nicht weiß, was ich gethan, kann ich ein anderes Leben führen, kann geachtet ſein und mit Ehren angeſehen. Hier,“ ſie preßte die Hand auf ihr Herz, „kann ich freilich nicht verwiſchen, was ich erlebt; aber das thut nichts, Mutter, dieſe quälenden Gedanken ſind meine Strafe. — — — Aber was ſoll geſchehen?“ fuhr das Mädchen nach einer langen Pauſe fort; „wollt Ihr vielleicht umkehren, Mutter, und mich allein in die Welt hinaus gehen laſſen?“

Die Alte blickte abermals in die Höhe und ſchwere Thränentropfen liefen über ihre Wangen hinab. „Nein! nein!“ ſagte ſie; „ich kann dich nicht allein laſſen, aber ich kann auch nicht in der Welt mit dir herumziehen; kehre mit mir wieder um, wir wollen alle bisherigen Verbindungen abbrechen und können ja auch zu Hauſe arbeiten, können ja auch zu Hauſe ein anderes Leben anfangen.“

„Ich habe ſchon einmal geſagt,“ entgegnete feſt und beſtimmt das Mädchen, „daß es zu Hauſe nimmermehr angeht; wie wollt Ihr Eure Verbindungen abbrechen? Denkt nur an den Steinmann — — — den Steinmann, Mutter!“ wiederholte das Mädchen und ſtarrte mit weit aufgeriſſenen Augen nach der Thüre des Zimmers — „der Steinmann!“ fügte ſie mit dem Tone des höchſtens Schreckens hinzu und drückte krampfhaft den Arm der Frau — „der Steinmann, Mutter! Ich habe ihn draußen vor der Thüre im Gange geſehen!“

„Was ſagſt du?“ rief die Alte und fuhr in die Höhe, „der Steinmann wäre hier?“

kanntſchaft eben ſo gefallen hätte, wie bei unſerer flüchtigen Begegnung, vorausgeſetzt, Edelweiß hätte Lady Warren werden mögen — doch iſt das vorbei," ſetzte er ſeufzend hinzu, „wie ſo manches Andere!"

Rodenberg hatte hier häufig ähnliche Unterredungen mit ſeinem Freunde, und dieſer verbrachte dagegen manche Stunde in den Zimmern des Malers. Lord Warren zeichnete und malte gern, und auch Rodenberg ſetzte ſich, wenn er bei jenem war, zuweilen vor ein Blatt Papier, das vielleicht nicht ohne Abſicht auf das Reißbrett geſpannt worden war, und entwarf mit Bleiſtift und Kohle flüchtige Skizzen. Auch Walter ließ ſich häufig ſehen, und ſo wurde der Salon Warren's, den er ſein Atelier nannte, zu einem Mittelpunkte für die Künſtler, welche ſich nach längerer Zeit hier wieder zuſammengefunden hatten; man war dort ſo frei als möglich, man plauderte über die Begebenheiten des täglichen Lebens und über Erſcheinungen auf dem Gebiete der Kunſt. Man zog es häufig vor, ſtatt die ‚Goldene Kanne' zu beſuchen, die kühlen Abende des Aprils hier am flackernden Kaminfeuer zuzubringen, wobei ſich auch zuweilen Schlegel und der kleine Rafael einfanden. Da wurde gelacht und geraucht bei vortrefflichem Punſche, den Niemand ſo gut anzufertigen wußte, wie der Kammerdiener des Lord: dann wurde der Vergangenheit gedacht, wobei ſich Alle ganz beſonders ergötzten an den drolligen Schilderungen des kleinen Schriftſtellers, hauptſächlich aber, wenn er in unnachahmlicher Komik mit Rodenberg, der in dieſen Stunden und in dieſer Umgebung wieder ſo heiter wie in früheren Tagen war, eine Scene aus der Zeit des ‚Reichsapfels' aufführte und als kleiner, raſch und vortrefflich coſtumirter Bedienter den rückwärts geworfenen Pinſel ſeines Herrn auffing und dabei ſeine Neckereien mit dem allerdings unſichtbaren Figaro trieb.

Was Schlegel anbelangte, ſo hatte er ſeine Anſtellung als Decorationsmaler des fürſtlichen Hoftheaters erhalten; allerdings gegen den Willen des betreffenden Departements-Chefs, weßhalb

dieser bei vorkommender Gelegenheit einen Gruß Rodenberg's noch kühler erwiederte, als er bisher zu thun pflegte. Ueberhaupt hätte der junge Maler ein Buch schreiben können über die Nuancen des Grüßens bei Hofe, die untrüglicher für das herrschende Wetter sind, als der sicherste Barometer bei Regen und Wind, wobei er sich nicht verhehlen konnte, daß für ihn das Wetter bei Hofe nicht mehr so klar und sonnig strahlte, wie bisher. Eine Hauptursache lag in dem steigenden Einflusse der Fürstin-Mutter auf ihren Sohn, und daß dieser Einfluß, was Rodenberg betraf, im jetzigen Augenblicke des kräftigen Gegengewichtes fast ganz entbehrte, welches ihm bisher die Freundschaft des Prinzen Heinrich verliehen.

Seine Hoheit waren, wie wir bereits wissen, ein älterer Herr, hatte einen ziemlich schlechten Winter gehabt und litt auf Besorgniß erregende Art unter dem Einflusse eines lang andauernden naßkalten Frühjahres. Wenn er auch den jungen Mann noch häufiger zu sich beschied, als früher, so war er doch nicht mehr im Stande, auch anderswo so für ihn zu wirken, wie er es bis jetzt gethan, und wenn der Prinz, was seine eigene Person betraf, recht trübe in die nächste Zukunft blickte, so entschlüpften ihm dabei häufig Aeußerungen des Bedauerns über seinen Schützling.

„Es reut mich fast," konnte er wohl sagen, „daß ich Sie hier hergebracht; ich hätte wissen sollen, daß es für ein Gemüth wie das Ihrige unmöglich ist, hier auf diesem harten, felsigen Boden Wurzel zu fassen — man beneidet Sie wohl, man fürchtet Sie vielleicht, aber man liebt Sie nicht — eine Künstlernatur wie die Ihrige kann bei Hofe nicht gedeihen; Sie haben es nicht lernen können und wollen, sich unter jede Windströmung zu beugen, und wenn einmal der Halt verloren ist, den ich Ihnen gab, weil ich Ihre guten Eigenschaften erkannt und Sie deßhalb geliebt, so wird Sie der erste Sturm zu Boden schleudern."

„Eure Hoheit haben ganz Recht," hatte ihm der junge Mann hierauf geantwortet, „aber wenn ich es allerdings auch nicht gelernt Wetterfahne zu sein und mich tief zu bücken, wo ich meinem B-

wußtſein nach das volle Recht habe, mit ſehr erhobener Naſe vorüberzugehen, ſo habe ich doch ſonſt in den paar Jahren, die ich am Hofe zubrachte, meine Kenntniſſe auf ſehr nutzbringende Art erweitert, und Sie können mir glauben, gnädiger Herr, was mich betreffen ſoll, trifft mich nicht unvorbereitet und wird mir hoffentlich die gute Laune nicht verderben.“

Es war nicht nur Redensart, wenn Rodenberg ſo ſprach, ja, er ſehnte ſich hinweg aus dem glänzenden Kreiſe, der ihm einſt als das höchſte Ziel ſeiner Wünſche erſchienen war, und eigenthümlicher Weiſe war dieſe Sehnſucht erſt dann beſonders ſtark bei ihm erwacht, ſeit die Freunde, namentlich Walter, wieder um ihn waren und er durch ſie abermals in das Künſtlerleben hineingezogen wurde, zu dem ihn alle ſeine Neigungen, ſeine ganze Begabung drängten. Stunden lang konnte er, auf einen Schemel gekauert, neben der Staffelei ſeines alten Freundes ſitzen, ihm zuſchauen und ſich von deſſen Reiſen, am liebſten aber von jenen Tagen erzählen laſſen, wo ſie zuſammen die Maler-Akademie beſucht. Der jüngere Mann verſank dann leicht in tiefe Träumereien und gedachte in dieſen nicht ungern der letzten Jahre, die er verlebt — hatte er doch während derſelben an einem Phantaſiebilde gearbeitet, hatte er doch einen ſchönen Traum gehabt, aus dem er nun, plötzlich erwachend, das Leben in troſtloſer Alltäglichkeit vor ſich ſah.

Juanita war es, deren plötzliches Erſcheinen, deren weder ſchroffes noch feindſeliges, aber vollkommen gleichgültiges Auftreten ihn auf ſo ſchonungsloſe Art erweckt. Sie war länger in der Reſidenz und bei Hofe geblieben, als es vielleicht anfänglich in ihrer Abſicht gelegen und als er nach der erſten Begegnung mit ihr gehofft hatte; ſie war geblieben, weil es ihr ſo gefiel, weil ſie wahrſcheinlich nicht Luſt hatte, dem reichen Kranze ihrer Lorbeeren neue Blätter hinzuzufügen, oder weil es ihr geringfügig erſchien, ihren koloſſalen Reichthum — denn ſie hatte ihren Proceß gewonnen — noch zu vermehren. Vielleicht auch war ſie geblieben, weil ſie mit ihrer Kunſt, ihrer Schönheit, ihrem vornehmen Range an dem

kleinen deutschen Hofe auf eine bisher unerhörte Weise gefeiert wurde, ja, von dem regierenden Herrn auf so ausgezeichnete Art, daß die Fürstin-Mutter zu fürchten anfing, sich aber bald wieder durch das taktvolle, feste und in jeder Beziehung tadellose Benehmen der schönen Marchesa beruhigt fühlte. Nebenbei gefiel ihr auch die schöne Gegend und sie pflegte oft Tage lang mit einer vertrauten Kammerfrau oder mit Don Jose in der Umgebung der Stadt umherzuschweifen, wobei sie das Ziel solcher Ausflüge absichtlich und so augenscheinlich in tiefes Dunkel zu hüllen liebte, daß der Fürst selbst einmal lachend gesagt: „Wehe dem Glücklichen, für welchen Sie uns so manche Stunde entziehen, wenn ich erfahre, wer es ist!“

Von irgend einer Beziehung zwischen Juanita und Rodenberg konnte in keiner Weise die Rede sein, ja, um das Verhältniß zwischen Beiden zu bezeichnen, hätte man allenfalls sagen dürfen: sie standen gar nicht mit einander, wie schon bemerkt, weder freundlich noch feindlich. Daß der junge Mann seit dem Abende, an welchem er ihr vorgestellt worden war, nie mehr den Versuch irgend einer Annäherung gemacht, dürfen wir vielleicht zu seinen Gunsten herausheben, wenn wir zu gleicher Zeit hinzusetzen, daß der Anblick dieses schönen, liebenswürdigen und reizenden Weibes stets seine volle Leidenschaft aufregte und daß er nie in ihre Nähe kam, als mit dem glühenden Wunsche, vor ihr niederzuknieen, ihre Kniee zu umfassen und sie mit der ganzen Kraft seiner Liebe zu fragen: Willst Du mich denn nie mehr kennen, Juanita? — Ich bin es ja, der Dir einst nahe gestanden und der in jahrelanger Verbannung von Dir das Unrecht doch gewiß abgebüßt, welches er Dir zugefügt! — Wenn er so dachte und sie in wilder Leidenschaftlichkeit betrachtete, so stahl sich wohl hier und da ein heißer Blick aus seinen Augen nach ihr hin, unbemerkt von den Anderen, unbemerkt von ihr selber, wie er überzeugt war, und wenn sie auch vielleicht den Ausdruck seines Auges sah, so hatte sie es gewiß vergessen, daß sie einst ähnliche Blicke eben so innig erwiedert, denn sie glitten ab an dem unbeweglich heitern Ausdrucke ihrer Züge,

und nur ein einziges Mal, als ſie bei Hofe ſang — eines jener ſpaniſchen Lieder, die er zuerſt auf der Soirée des Prinzen Heinrich von ihr gehört —, blitzte es einen Augenblick nach dem fernen Winkel hinüber, wo er, ſie beobachtend, im Schatten ſtand; doch war auch jener Blitz nur täuſchend geweſen, hatte wahrſcheinlich ihm nicht gegolten; wem aber, wußte er nicht, da er, um ſich' herſchauend, Niemanden in ſeiner Nähe ſah — vielleicht dem Monde, der durch eine Vorhangſpalte neugierig in den Saal blickte.

Es konnte nicht anders ſein, als daß er der ſchönen Marcheſa häufig begegnete bei Hofe, in andern Geſellſchaften, auf der Straße, und jedes Mal hatte ſie für ſeinen achtungsvollen Gruß eine beinahe freundliche Erwiederung, und das war es gerade, was er auf die Dauer nicht auszuhalten vermochte — o, hätte ſie ihn nur ein einziges Mal finſter angeblickt, hätte ſie nur einmal, wenn ſie ihn geſehen, ihre ſchönen Lippen feſter auf einander gepreßt oder mit der Hand eine zuckende Bewegung gemacht — o, hätte ſie ſich gegen ihn zurückſtoßend, feindſelig benommen!

Einmal ſchien er der Erfüllung dieſes Wunſches nahe zu ſein, und es durchbebte ihn freudig: der Fürſt hatte die Anordnungen zu einem kleinen Concerte wie gewöhnlich in ſeine Hand gelegt, ja, ihn beauftragt, die Befehle der Frau Marcheſa perſönlich einzuholen. Mit welchem Gefühle hatte er ihre Wohnung betreten, wie fühlte er ſich völlig athemlos, nachdem er die Stufen erſtiegen, die zu ihren Gemächern führten! Er wurde als von Seiner Königlichen Hoheit kommend angemeldet, — um nicht vorgelaſſen zu werden. Aber leider geſchah dies nicht mit einer kurzen Abfertigung, die er hätte übel nehmen können: Don Joſe ſelbſt erſchien, bat ihn im Namen der Marcheſa um Entſchuldigung, daß ſie nicht im Stande ſei, in dem gegenwärtigen Augenblicke zu empfangen, doch wiſſe ſie bereits, daß es die Anordnungen zum Concerte beträfe; ſie bäte aber Herrn Rodenberg, ſich durchaus darin nicht weiter zu bemühen, da Seine Excellenz der Herr Oberſt-Hofmeiſter ſelbſt für alle Arrangements Sorge tragen wolle.

Schon diese an sich so unbedeutende Ablehnung seiner Dienste machte ihn glücklich, gab ihm eine kleine Hoffnung, wie dem Seefahrer bei gänzlicher Windstille die leichteste Brise, welche die Wellen kräuselt, mit dem schlaffen Segel spielt — und auch dieses Mal wieder vergebliche Hoffnung! Don José, welcher den jungen Mann mit freundlicher Gewalt in sein eigenes Zimmer nöthigte, sagte ihm hier, daß das Concert auf den Wunsch der Frau Fürstin-Mutter in deren Gemächern gehalten würde und daß der Oberst-Hofmeister nun auf höchsten besonderen Wunsch die Anordnungen übernommen habe — ‚der Marchesa würde es ja ganz gleichgültig gewesen sein,‘ hatte er hinzugesetzt, und jedes dieser Worte war ein Dolchstoß für den armen Rodenberg!

Gleichgültig — allerdings gleichgültig!

Don José hatte sich seit seinem Hiersein nicht nur beständig herzlich und annähernd gegen den jungen Mann benommen, sondern er hatte auch demselben gegenüber häufig seine Verwunderung über das so gänzlich veränderte Benehmen Juanita's nicht verborgen.

„Weiberlaunen sind allerdings nicht zu berechnen,“ hatte er gesagt, „und habe ich darin schon viel erlebt; aber ehrlich gestanden, verstehe ich, die ganze Veränderlichkeit eines Weibes zugebend, doch nicht die jetzige Haltung der Marchesa gegen Sie — wenn ich nach jener Zeit zurückschaue, wo wir lachten und tollten, so kann ich mir nicht anders denken, als daß Juanita ganz besondere Gründe hat, wenn auch nur Scheingründe, einen guten Freund, einen jungen Mann von so ganz besonderer Begabung vollständig vergessen zu haben — und Sie waren ihr Freund, ihr intimer Freund, das vermag sie wahrscheinlich selbst nicht zu läugnen.“

Nach diesen Worten hatte der alte Spanier Rodenberg unbemerkt mit einem listigen, scharfen Blicke betrachtet, diesem aber sogleich wieder einen wohlwollenden Ausdruck gegeben, als der junge Mann, aufschauend, ihm unbefangen erwiederte: „Die Frau Marchesa hat mich in jener Zeit durch ihre außerordentliche Güte und Liebenswürdigkeit zu größtem Danke verpflichet, mich so zu ihrem

Schuldner gemacht, daß ich wohl Anlaß hatte, ihr meine Dienſte zu weihen, ohne dafür die geringſte Vergeltung anzuſprechen. Sie war allerdings ſo gütig gegen mich, mich wie einen Freund zu behandeln, vielleicht nur den Künſtler in mir, und deßhalb kann ich es auch begreiflich finden," ſetzte er mit einem bittern Lächeln hinzu, „daß ſie ſelbſt, eine echte Künſtlerin, dieſen Rodenberg, den Günſtling, Höfling, den unterthänigen Diener allerhöchſter, höchſter und excellenter Perſonen, nicht mehr zu kennen wünſcht!"

„Daran könnte bei ihrem eigenen Charakter etwas Wahres ſein."

„Gewiß!" rief Rodenberg, und ein Strahl der Hoffnung durchzuckte ihn — „ſie ſchätzte den unabhängigen Künſtler, der ihr in jenen glücklichen Tagen, wenn auch nicht groß, doch eigenthümlich erſchien, den ſie jetzt, untergegangen in dieſer kleinlichen Welt, ihrer Beachtung nicht mehr werth findet — gewiß — gewiß!"

„Ich glaube, darin thun Sie der Marcheſa Unrecht, und wie ich ihre offene, ja, zuweilen rückhaltloſe Manier kenne, ſo würde ſie ſich durchaus nicht geſcheut haben, mit Ihnen darüber zu reden — Ihre Gründe zu hören, um ſie zu billigen oder zu verwerfen."

„Ich wünſchte, ſie hätte mir dieſe Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſie hätte für mich, den ſie damals mit ſo vieler Güte und Aufmerkſamkeit behandelte, irgend ein Gefühl behalten, ſelbſt das des Mitleids oder das des Haſſes!"

„Ah, Sie begehren viel!" hatte Don Joſe mit demſelben ſchlauen Lächeln auf den Lippen geantwortet und dann hinzugeſetzt: „Ich mag Sie wohl leiden, mein lieber junger Freund, und will Ihnen deßhalb geſtehen, daß Sie bei meiner — bei Juanita die Region des Haſſes paſſirt haben."

„Und daß ich jetzt in der erſtarrenden Zone der Gleichgültigkeit angekommen bin!"

„Daß man ruhiger geworden iſt und Vergangenes mit ewigem Vergeſſen zu bedecken wünſcht."

Wieder derſelbe forſchende Blick des alten Spaniers.

„Ewig — Vergeſſen, zwei furchtbare Begriffe — und ſo un-

gerecht gegen mich, einer Laune entſprungen! Die Marcheſa hätte mir bleiben dürfen, was ſie mir war," entgegnete Rodenberg, indem er ſich zwang, den ſchlauen Blick Don Joſe's ruhig und unbefangen auszuhalten — „die von mir hochverehrte, angebetete Künſtlerin, an der ich aufſchaute mit dem Gefühle der Dankbarkeit und der Bewunderung; doch habe ich kein Recht, mich zu beklagen, habe überhaupt weder einen Grund, ja, nicht einmal den Schein eines Rechtes, um zu verlangen, daß ſich die Frau Marcheſa des unbedeutenden Künſtlers von damals erinnere!"

Nach dieſer Unterredung hatte Don Joſe die Hand des jungen Mannes genommen, ſie kräftig geſchüttelt und ihm geſagt: „Vergeſſen Sie nicht, daß Sie, wo und wann es ſein mag, — an mir einen zuverläſſigen Freund haben!" —

Auch an Lord Warren hatte Rodenberg in jeder Beziehung einen zuverläſſigen Freund, und durch ihn erhielt er auch die genaueſten Mittheilungen von der baldigen Verwirklichung des Projectes der Heirath des jungen Fürſten mit der Tochter eines benachbarten Hofes, ihm dabei nicht verhehlend, daß man drüben überzeugt ſei, bei nothwendiger Entfernung ſchädlichen Einfluſſes würden auch die kleinen Liebhabereien des Fürſten für Theater und Decorationen, koſtſpielige Feſte und dergleichen leicht zu mäßigen ſein.

Der Fürſt ſprach mit Rodenberg ſelten über dieſe Angelegenheit und dann als wie von etwas, das noch in weitem Felde liege: doch vermied er in ſolchen Augenblicken, den jungen Mann anzuſehen, und ſprang auch gewöhnlich raſch auf ein anderes Geſprächsthema über. Er ſah ihn überhaupt in den letzten Zeiten nicht mehr ſo viel wie früher, was wohl daher kam, daß eine Anzahl von Todesfällen in anderen fürſtlichen Familien, bei der allgemeinen Verwandtſchaft all' dieſer gekrönten Häupter, eine Reihe von kürzeren oder längeren Hoftrauern herbeiführte, welche natürlicher Weiſe lebende Bilder, Theater und ähnliche kleine Luſtbarkeiten unterbrachen.

Wir haben ſchon erwähnt, daß ſich einem langen, ſtrengen

Winter ein harter Frühjahr angeſchloſſen, welches man füglich als eine Fortſetzung deſſelben betrachten konnte: Kälte mit Schnee und Eis herrſchte bis Ende April, und da endlich am Anfange des Mai der Frühling mit aller Macht hervortrat, ſo konnte man ihn ſeit langer Zeit wieder einmal den Wonnemonat nennen: es war, als ſeien Knospen und Blüthen dieſes Mal unter ihrer Umhüllung ganz beſonders gerüſtet und fertig geweſen und als hätten ſie es nicht erwarten können, unter Beihülfe des erſten warmen Windhauches ihre Umhüllung zu ſprengen, an's Tageslicht zu dringen und in der milden, feuchten Luft faſt ſichtbarlich zu wachſen. Wie mit einem Zauberſchlage war Alles grün geworden, Wieſen, Felder und Wald, und eben ſo raſch, wie die Blätter erſchienen waren, folgten auch die duftigen Blüthen unter dem wärmenden Kuſſe der Frühlingsſonne.

Wie bald hatte man des langen und harten Winters vergeſſen, indem man ſich mit aller Luſt und Liebe ſeinem blühenden Nachfolger hingab; wie betrachtete man Pelze und Mäntel, die kalten Oefen und erloſchenen Kamine beinahe wie der Fabelwelt angehörend; wie blickte man verwundert auf einen noch in irgend einem Hofe ſtehen gebliebenen Schlitten, und wie unnütz erſchienen warme Paletots und Ueberſchuhe! Ueberall ſah man offene Fenſter, und wer gerade nicht ausgehen konnte, ſog wenigſtens von dort die lang entbehrte, warme, würzige Luft in ſich. Auf der Straße vernahm man wieder die luſtigen, jubilirenden Kinderſtimmen und ſah ſie die alten, bekannten Spiele treiben; Geſang erſchallte überall während der Abendſtunden in den Straßen der Stadt von heitern Menſchen, beim anbrechenden Morgen im ſchönen duftigen Walde von luſtigen Vögeln.

„Jetzt möcht' ich wieder wandern," ſagte eines Tages Lord Warren zu Rodenberg, der ihn, von einem Morgen-Spazirgange heimkehrend, beſuchte; „jetzt zieht es mich faſt unaufhaltſam in die Ferne, und ich muß alle meine Vernunft zuſammennehmen, um nicht im gegenwärtigen Augenblicke durch ein Urlaubsgeſuch mich

förmlich lächerlich zu machen, denn wir ſind mit wichtigen Arbeiten überhäuft: wir nähern uns den großen Ereigniſſen, von denen ich Ihnen ſchon früher ſprach, und dabei iſt es keine Kleinigkeit für einen Geſandten, der erſte zu ſein, dergleichen an ſeinen Hof zu berichten mit allen wichtigen Nebenumſtänden, ſo zum Beiſpiel von einem höchſten Schnupfen, deſſen Beendigung noch abgewartet werden muß, ehe man mit Beſtimmtheit ſagen kann, ob Allerhöchſtdieſelben, das vorliegende Project betreffend, keine Schwierigkeiten machen werden — ja, wir haben leider alsdann ſehr viel zu thun, um falſche Gerüchte zu widerlegen, Thatſachen der Wahrheit gemäß zu berichtigen, und müſſen uns in dieſer Zeit noch ganz beſonderer Geſandtſchaftsohren bedienen, um irgend etwas zu erfahren, von dem die übrige Welt noch keine Ahnung hat, namentlich wir armen Attaché's und Secretäre, und wir ſind das unſerer Carrière ſchuldig, denn ich bin feſt überzeugt, eine Vormerkung zu raſcherem Avancement könnte mir nicht fehlen, wenn ich vor allen Anderen im Stande wäre, meinem verehrten Chef zu berichten, daß der Brautſchmuck der künftigen Fürſtin ſo eben beſtellt worden ſei — Smaragden und Brillanten, darunter ein ausgezeichnetes Prachtſtück in Herzform mit eingravirter, verſchlungener Namenschiffre, Alliance-Wappen — brrrr!"

„Könnte dabei ein reger Geiſt mit viel Erfindungsgabe nicht nützlich ſein?" fragte Rodenberg lachend — „in dem Falle wäre ich zu gebrauchen!"

„Nein, nein — auch haſſe ich es, Freunde auf dieſe Art in Contribution zu ſetzen, ſonſt hätte ich mich ſchon lange an Sie gewandt mit der Bitte um Angabe eines dieſer ſo wichtigen Details."

„Was ich erfahre, ſoll Ihnen im Intereſſe europäiſcher Politik nicht vorenthalten bleiben; doch wird man gegen mich immer zugeknöpfter."

„Schlimmer," ſagte Warren, „oder beſſer," ſetzte er hinzu, indem er dem Anderen die Hand auf die Schulter legte — „es iſt nichts für uns in dieſer Luft, für Sie nicht und für mich auch

„Ja, ich habe ihn geſehen!“ ſagte das Mädchen; „bei Gott, er war es! Kommt, Mutter, laßt uns fliehen! dort durch die Küche in den Hof hinaus, — fort, fort!“

„Ich kann heute Abend nicht weiter!“ ſagte die Alte mürriſch und ſpähte forſchend nach der Thüre, doch ſchien ihr Blick nicht mehr ſo trüb und finſter, wie früher. „Siehſt du wohl,“ fuhr ſie fort, „ich habe es dir ja geſagt! Was hilft das Fortlaufen? der findet uns doch wieder.“

„Nein, nein!“ entgegnete das Mädchen in namenloſer Angſt; „es iſt draußen finſter, der Regen gießt noch immer vom Himmel herab, und wenn wir nur ein anderes Haus erreichen, ſo findet er uns nicht, Mutter, ich bitte Euch um Gottes willen, kommt mit!“

„Nein,“ entgegnete die Alte beſtimmt, „ich gehe nicht weiter, ich habe gethan, was ich gekonnt, aber dem können wir doch nicht entfliehen.“

„Wir nicht, Mutter?“ ſagte das Mädchen mit gänzlich verwandeltem Tone und warf, wie an jenem Abende, die Oberlippe trotzig in die Höhe; „ſagt doch lieber: ich nicht, weil Ihr nicht wollt, mich dagegen ſoll keine Macht der Erde vermögen, lebendig wieder in ein Joch zurückzukehren, dem ich einmal entflohen, mich ſoll nichts in meinem Entſchluſſe wankend machen; ich will fliehen, ſo lange mir ein Ausweg offen bleibt, und nur im ſchlimmſten Falle der offenbaren Gewalt weichen und alsdann noch hinausſchreien in die Ohren Aller, die es hören können, was man mit mir vor hat, wozu man mich zwingen will. — Aber der Augenblick drängt, noch einmal beſchwöre ich Euch, Mutter, kommt mit!“ — Sie wollte die Alte am Arme fortziehen, aber dieſe blieb unbeweglich. Noch einen Augenblick harrte das Mädchen und ſchaute mit der entſetzlichſten Angſt auf ihre Mutter; als dieſe aber kein Zeichen gab, folgen zu wollen, legte ſie ein kleines Paketchen — es enthielt ihr letztes Geld, ihre

nicht; im Winter kann man ſich das ſchon gefallen laſſen, wenn man von Schnee und Eis umſchloſſen iſt wie von Gefängnißmauern, wenn man nicht hinaus kann in die weite, freie, ſchöne Welt, und wenn man ſich alsdann noch glücklich ſchätzt von einem behaglichen Platze aus ſo einem luſtigen Marionetten-Theater zuſchauen zu können."

„Gewiß," ſtimmte Rodenberg heiter bei, „beſonders wenn man ſo glücklich iſt, einen Platz zu haben, der uns ein Bißchen Einſicht hinter die Couliſſen geſtattet, wenn man die für alle Welt unſichtbaren Drähte ſieht, welche die ſteifen bezopften Köpfe zum Nicken bringen, welche gewaltſam die Hände von Freund und Feind erheben und ſelbſt diejenigen Leute Freundſchaftsbezeigungen wechſeln laſſen, welche ſich lieber gegenſeitig auffreſſen möchten."

„Ja, ja, all' dieſe Unnatur iſt zu ertragen bei künſtlicher Sonnenwärme, bei nachgemachtem Sonnenlichte, bei rauchenden Kaminen und qualmenden Lichtern. Aber wenn der ſtarre Reif geſprungen iſt, welcher Erde, Luft und Waſſer zuſammenſchnürte, wenn die graue Nebeldecke des Himmels zerriß und, wie jetzt, das ſiegreiche Blau niederglänzt, hereinbrechende Sonnenſtrahlen uns umſpielen, das Grün des Waldes mit tauſend und aber tauſend Fingern winkt, da fällt in ſich zuſammen all' der hohle, geſpenſtiſche Faſtnachtskram: da erſtarrt auf den Lippen das glückliche Lächeln, hervorgerufen durch einen gnädigſten oder allergnädigſten Blick, und bleibt ſo ſtehen bis zur nächſten Winterſaiſon, um gleich auf's Neue bei der Hand zu ſein; da erblindet der Glanz all' dieſer falſchen Sterne unter einer Staubmaſſe, die ſich unbeſchreiblich raſch ablagert; da verwundern ſich die mitſpielenden Puppen, daß es draußen noch ein ſchöneres Theater gibt und daß neben ihrem Höchſten noch ein Allerhöchſter lebt, der es doch noch viel beſſer verſteht, wahre innere Wärme zu erzeugen und heitere, ſonnige Feſte zu veranſtalten. Schauen Sie um ſich, Rodenberg, dort die Kaſtanienbäume vor meinem Fenſter mit ihren aufgeſteckten Lichtchen, den blühenden Flieder des Gartens, und dort an den Bergen hin-

auf das saftige, grüne, bewegliche, goldglitzernde Blättermeer; und dabei Alles so wunderbar frisch wie heute Morgen nach dem prächtigen Regen der vergangenen Nacht — lassen Sie uns einen Ritt machen! Es gibt nichts Wunderbareres, als jetzt, durch einen Waldweg reitend, hier und da an das Gebüsch zu streifen und von den glänzenden Thautropfen wie mit Wonneschauern überschüttet zu werden — kommen Sie mit mir!"

„Wenn ich gewißer Maßen ein freier Mann wäre, wie Sie — mit vieler Freude; so aber habe ich neben tausend kleinen Geschäften das große Geschäft, wahrscheinlich vergeblich warten zu müssen, bis ich gerufen werde — ich bin nicht mehr Herr über meinen schönen, thaubeglänzten, sonnigen Morgen," setzte er mit einem ernsten Tone hinzu; „gegen Abend vielleicht löst sich meine Kette und läßt mich auf die Höhe eines Berges steigen, um an eine schöne Vergangenheit zu denken und der sinkenden Sonne nachzublicken."

„Pah, keine trüben Gedanken, dafür sind wir noch zu jung, Rodenberg; wer wird an den Abend denken, wenn uns der Morgen noch so heiter strahlt!"

„Für Sie wäre es Unrecht, wenn Sie es thäten — Sie sind noch nicht im Schatten dieses Lebens gewandelt, Sie fürchten keinen Blitzstrahl aus einer vorüberziehenden dunkeln Wolke."

„Auch Sie nicht, das weiß ich besser."

„Sie mögen Recht haben — ich fürchte ihn vielleicht nicht, wenn er niederfährt, aber die Erwartung ist peinlich; doch lasse ich Sie jetzt allein, Warren. Ihr Plan, in den schönen, grünen Wald hinaus zu reiten, ist so schön, daß es Sünde wäre, Sie auch nur einen Augenblick davon abzuhalten — wohin reiten Sie?"

„Das weiß ich selbst noch nicht; ich überlasse mich dem Zufalle und freue mich jedes Mal, wenn ich bei meinen Entdeckungs-Ausflügen irgend eine schöne Aussicht, irgend ein mir unbekanntes Thal auffinde."

Die beiden jungen Leute trennten ſich, und Rodenberg trat auf die Straße, um nach Hauſe zurückzukehren.

Lord Warren ließ ſatteln und beſtieg kurze Zeit darauf ſein hellbraunes, engliſches, langgeſtrecktes Jagdpferd mit dem Gefühle eines Mannes, der ſich vorgenommen hat, ein paar Stunden Alles um ſich her ausgezeichnet, unvergleichlich ſchön zu finden.

Dazu brauchte er ſich übrigens an dem heutigen Tage keine beſondere Mühe zu geben, denn es war einer der herrlichſten Frühlingsmorgen, wie ihn ſich eine reiche Phantaſie nur auszudenken vermag. Da es während der Nacht ſanft geregnet hatte, ſo war der Boden der Straße weich und die Felder ſtrömten den eigenthümlichen Geruch aus, der uns ſo lebhaft an jene Zeit erinnert, wo wir, durch eine erſte Liebe beglückt, gedankenvoll der Lerche nachſchauten, wenn ſie ſich von den dampfenden Schollen jubilirend gen Himmel ſchwingt: Büſche, Sträucher und Bäume rings um uns her waren, von einem leiſen Windhauche bewegt, immer noch auf die freigebigſte Art beſchäftigt, über die Erde unzählige Brillanten auszuſtreuen, womit ſie die Fee des nächtlichen Regens geſchmückt, und da die Sonne vom klarſten Himmel herableuchtete, ſo ſah man überall einen unvergleichlichen Glanz und Flimmer, dort noch auf den Blättern, hier durch die Luft ſprühend, unten an langen Gräſern hangend, die ſich coquet aufgeputzt hatten mit den himmliſchen Tropfen.

Und welches Leben über, unter und neben dieſen Gräſern, welches Gewimmel auf der ſonnbeglänzten Erde! Wie fleißig ſummten die Bienen um die ſonnigen, ſtrotzenden Blüthen, wie geſchäftig durchkreuzten ſich zahlloſe Ameiſen; ſcheinbar ohne vernünftigen Grund, und doch wußte jede genau, warum ſie hin und wieder lief; wie vorſichtig hob dort, von der Feuchtigkeit angezogen, der glatte Regenwurm die kleine Erdſcholle auf und erſchrack gewiß beim Anblicke jenes gepanzerten Käfers, der mit den langen Beinen ſo eilfertig ſeines Weges ging und deſſen grüner Harniſch wie mit Gold eingelegt glänzte, wenn er in den Strahl der Sonne kam.

Auch Schmetterlinge waren ſchon unterwegs, jenes leichtfertige, kupplerische Volk, welche Grüße tragen und heimliche Liebesworte nicht nur von Roſe zu Roſe, ſondern auch von einem Menſchenherzen zum anderen, was für den keine Fabel iſt, der ihren ſchwebenden Flug und das Summen ihrer Flügel verſteht.

Lord Warren ſah das Alles und noch viel mehr. Er hatte jetzt die Stadt und ihre angränzenden Gärten hinter ſich, und da er ohne irgend eine beſtimmte Abſicht umherſchweifen, auf Entdeckungsreiſen ausgehen wollte, ſo hatte er ſeinem rüſtig ausſchreitenden Pferde die Zügel gelaſſen, und es war ihm ganz lieb, daß daſſelbe, von der großen Straße ablenkend, einen ſchmäleren Pfad einſchlug, der, langſam aufſteigend, in die Berge führte — ein klares Waſſer, welches von oben herabkam und luſtig plaudernd dem aufwärts führenden Wege von der Schönheit des Waldes erzählte, mochte das Pferd wohl angezogen haben.

‚Ein herrlicher Bach,‘ dachte der junge Mann; ‚ſchade, daß ich mein Angelgeräth zu Hauſe gelaſſen — doch kann man nicht Alles zu gleicher Zeit haben.‘ — Auch vermochte er es nicht, eine Cigarre anzuzünden, denn der Duft, welcher dem oben liegenden Walde entſtrömte, war hier ſchon ſo friſch, ſo ſüß, ſo erquickend, daß er ihn in vollen Zügen einathmete.

Eine Viertelſtunde ſpäter traf der ſchmälere Weg, welcher ziemlich ſteil bergan ſtieg, wieder mit der großen Straße zuſammen, und hier ſchien das Pferd einiger Maßen in Verlegenheit zu ſein, da ſein Herr es auch hier ohne alle Anweiſung ließ; denn Warren blickte auf die Stadt hinab, welche er von hier ganz überſchaute. Sie war mit einem feinen, durchſichtigen Dunſtſchleier bedeckt, welcher ſich noch weit über ſie hinaus in die Ebene fortſetzte und erſt dann lichter ward und am Ende ganz verſchwand, wo an der andern Seite des ausgedehnten Thales die Berge, ſanfter anſteigend, mit ihren waldgekrönten Häuptern hervortraten.

Und wie das Thal zu ſeinen Füßen unter dem Nebelſchleier ſauſte, brauſte, klang und tönte, wobei ihm die Stadt erſchien

wie ein koloſſaler Ameiſenhaufen, von muthwilligen Kindern leicht zugedeckt, und die armen Geſchöpfe gäben ſich alle Mühe, die Hülle zu durchbrechen und aufwärts zu klettern, damit es auch ihnen möglich werde, die friſche Waldluft einzuathmen!

„Dem bin ich für heute glücklich entronnen,“ ſagte der junge Mann lächelnd zu ſich ſelber, „und wenn man, wie ich hier oben, ſo recht den Unterſchied ſieht, ſo ſollte man mit feierlichem Eide geloben, nie mehr in den Dunſt zurückzukehren, ſondern ſollte hier oben bleiben und ſich irgendwo eine Einſiedelei bauen.“

Darauf lenkte er das Pferd abermals gegen den ſchmäleren, ſteileren Weg, und als er nun wieder dem murmelnden Waſſer entgegenritt, unter dicht herabhangenden Zweigen, in ſo wunderbarer Kühle, da der Sonnenſtrahl nur hier und da die dichten Laubmaſſen zu durchdringen vermochte, ſo träumte er weiter von dem Baue einer Einſiedelei, wie ſie auch Raum haben dürfe für zwei oder drei Perſonen, wobei es ſelbſt auf ein Dutzend mehr oder weniger nicht ankäme; wie er ſchon einen Platz dafür wüßte auf ſeinen Gütern zu Hauſe, ebenfalls an einem Berggelände mit vielem Schatten und einem eben ſo munteren als geſchwätzigen Waſſer. Dabei fielen ihm die Kunſtſchätze ein, die Bilder, Waffen und ſeltenen Geräthe, welche er auf ſeinen Reiſen erworben, und da er das Alles in gehöriger Art unterbringen wollte, ſo wurde ſein Schloß doch unter der Hand größer, als ihm lieb war; und dann wiſchte er es wieder aus von der Tafel ſeiner Phantaſie und entwarf ein neues kleineres, eine zwiſchen Bäumen und Blumen verſteckte Cottage, dieſes Mal mehr im Style einer Einſiedelei, auf deren Dache auch die hellklingende Glocke nicht fehlen durfte.

Horch — was war das, das ſo mit einem Male ſeiner Phantaſie zu Hülfe kam? Der Ton eines wirklichen Glöckleins, anſcheinend droben im Walde; wie wohlthuend, wie friedlich ſchwammen die melodiſchen Klänge in der reinen Morgenluft: es war gerade ſo, als hätte man ſie nicht nur hören, ſondern auch ſtrahlenartig ſehen müſſen.

Gab es vielleicht in dieſem Lande auch Einſiedeleien und hatte

er vielleicht in nächſter Zeit das poetiſche Vergnügen, irgend einen Pater Hilarius vor ſich zu ſehen, neben der kleinen Hütte ſitzend oder an einem aus rohen Baumſtämmen zuſammengefügten Kreuze betend? Faſt unwillkürlich trieb er ſein Pferd zu raſcherem Gange an, und nachdem er noch eine Viertelſtunde, anfänglich unter dem Schalle des Glöckleins, das alsdann aber wieder verſtummt war, aufwärts geritten, ſah er, wie die Schlucht, durch welche ſich ſein Weg an der Seite des abwärts ſtürzenden Baches hinaufwand, ſich mit Einem Male erweiterte, indem die Berge, hier oben zurücktretend, einen weiten Halbkreis bildeten, man hätte ſagen können, eine Hochebene, welche aber auf drei Seiten von waldbewachſenen Höhenzügen überragt wurde — die vierte Seite ließ einen entzückenden Blick auf ein weites Thal offen, wo am Fuße maleriſcher Berge der klare Fluß herkam, welcher an der Stadt vorbeiſtrömte; nur war dieſe letztere von hier aus unſichtbar, und man hörte ihre Nähe nur durch das melodiſche Läuten einiger Glocken.

Der Weg, welcher den jungen Mann bis hieher geführt, ſchien nun ſeine Schuldigkeit gethan zu haben, denn er hörte an der kleinen Thür einer wohlerhaltenen Gartenmauer in der bisherigen Breite auf, um ſich als ſchmaler Fußpfad längs der Mauer gegen den Wald hin zu verlieren.

Warren ſchwelgte lange in dem entzückenden Anblicke des weiten, ſonnenbeglänzten Thales, welches um ſo ſchöner hervortrat, da es wie ein Bild hier oben, wo er hielt, von einer Gruppe alter, mächtiger Nußbäume auf der linken Seite bekränzt wurde, während auf der andern Seite jene Gartenmauer einen natürlichen Rahmen bildete. Dabei war hier oben Alles ſo wunderbar ſtill und einſam, nur ein paar Vögel ſangen in einem benachbarten Walde. Und welch' friſche, erquickende Luft man hier oben athmete! Der junge Mann ſog ſie in vollen Zügen ein und konnte ſich alsdann eines lauten Ausrufes der Verwunderung an dieſer herrlichen Natur nicht enthalten, die auch ſein Pferd zu theilen ſchien, denn dieſes hob den Kopf und wieherte leiſe.

‚Wo eine ſolche Gartenmauer iſt,‘ dachte Warren, ‚und ein Weg hinführt, muß ſich auch ein Haus befinden, und wo ein Haus iſt, gibt es wahrſcheinlich Menſchen, deren Bekanntſchoft man vielleicht machen kann, um zuweilen einen ſolch göttlichen Punkt wie dieſen beſuchen zu dürfen.‘ Hätte er nicht ſo ausſchließlich in die Gegend hinabgeſchaut, ſo würde er vielleicht ſchon etwas von einem lebenden Weſen bemerkt haben, deſſen Kopf ſich, nachdem das Pferd gewiehert, über die Gartenmauer erhoben und mit dem Ausdrucke des höchſten Erſtaunens nach ihm hingeblickt hatte — aber nur eine Secunde, denn ſowie der junge Mann ſein Pferd wandte, um näher gegen die Mauer zu reiten und ſo über dieſelbe hinwegſehen zu können, verſchwand jener Kopf wieder.

Vom Sattel aus konnte der junge Mann bequem über die Mauer hinüberſchauen und war entzückt, einen eben ſo zierlich als geſchmackvoll angelegten Garten vor ſich zu ſehen: da waren dichte Gebüſchpartieen mit ſorgfältig erhaltenen Kieswegen, kleine Wieſenſtrecken mit ausgepflanzten Blumen, die wahrſcheinlich im Sommer, ein leuchtendes Farbenſpiel entfaltend, Allem hier eine noch köſtlichere Abwechslung geben würden. Gerade vor ſich ſah er eine prächtige Lindenallee, die, ſich von der Pforte längs der Mauer hinziehend, einen ſchattigen Spaziergang bot und die jetzt bei der glänzenden Morgenſonne einen reizenden Anblick gab, indem die Blätter, von einem leichten Windhauche bewegt, förmlich mit den Sonnenſtrahlen zu ſpielen ſchienen, ihnen hier das Eindringen erlaubten, dort verboten und dadurch auf dem hellgelben Wege, den die ſtarken Bäume einfaßten, ein maleriſches, lebendiges Spiel von Licht und Schatten hervorbrachten, beſtändig wechſelnd, die ſonderbarſten, willkürlichſten Zeichnungen bildend, ein Necken und Haſchen der fliehenden Lichtpunkte und der ſie verfolgenden Schatten.

Am Ende dieſes Baumganges, welcher einen weiten, geſpannten Halbkreis bildete, ſah Warren ein Haus mit weitvorſpringendem Dache, zweiſtöckig auf einer Terraſſe liegend, von der man wahrſcheinlich dieſelbe Ausſicht haben mußte, die er vorhin bei den alten

Nußbäumen gehabt; denn dort senkte sich die Bergwand in's Thal hinab und man bemerkte das Haus selber mit seiner vorspringenden Veranda, bedeckt von rankendem Rebenlaube, scharf auf dem hellen Morgenhimmel abgezeichnet.

Der junge Engländer hatte die Gewohnheit, wenn er sich allein befand, laut zu denken, oder Manches, was er dachte, laut auszusprechen; so auch jetzt, als er beinahe quer und sehr bequem im Sattel sitzend mit über einander geschlagenen Armen in diese reizend gelegene Besitzung sah.

„Das ist die wahre Einsiedelei, von der ich vorhin geträumt," sagte er ziemlich laut; „dort drüben auf dem Dache sehe ich auch das Glöckchen, welches mich hergeführt — aber ein langbärtiger Eremit paßt durchaus nicht als Staffage. Diese Geschichte müßte meinem Geschmacke nach anders belebt sein: durch das hell leuchtende Kleid irgend einer jungen Dame, die, in einem bequemen Stuhle ruhend, mit Lecture beschäftigt war; aber das Buch ist ihrer Hand entsunken, ihre schönen Augen schweifen nach dem Thale hin und ihre Gedanken auch, denn sie erwartet irgend Jemanden, meinetwegen mich selber, wenn es die richtige Person wäre," setzte er heiter hinzu.

„Ich muß doch diesen Rodenberg, der die ganze Umgebung kennt, fragen, wem diese reizende Besitzung gehört; es soll allerdings viele ähnliche Landhäuser hier in den Bergen geben, doch ist diese nicht zu verkennen, wenn ich sie ihm gehörig beschreibe — hätte ich nur nicht wieder mein Skizzenbuch vergessen, so könnte ich ihm ein kleines Croquis davon machen; man sollte Bleistift und Papier immer mit sich führen," rief er ziemlich laut und setzte, an seine Brust fühlend, hinzu: „nicht einmal meine Brieftasche habe ich mitgenommen."

Unwillkürlich schaute er nach diesen Worten umher, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man über etwas verdrießlich ist, und wäre in diesem Augenblicke vor Erstaunen fast von seinem Pferde nicht gefallen, aber gesprungen, als er bemerkte, wie aus einem

dichten Fliedergebüſche, welches keine zwanzig Schritte von ihm entfernt war, ein weißes Blatt Papier aufflog und von dem leichten Windhauche eine kleine Strecke gegen ihn geführt wurde.

„Ah, wenn das nicht eine freundliche Zauberei iſt, ſo muß ſich dort Jemand befinden, der meine natürlicher Weiſe wieder ziemlich laut ausgeſprochenen Gedanken gehört hat und ſie erfüllen möchte — ein höflicher Unbekannter oder am Ende gar eine liebenswürdige Fee — ah, wir müſſen ihr danken und von ihrer Freundlichkeit Gebrauch machen — das Gegentheil wäre Unhöflichkeit!“

Er glitt raſch vom Sattel des Pferdes herab, wandte ſich nach der kleinen Eingangsthür und fand umherſchauend neben derſelben an der Mauer einen ſtarken Eiſenring, der ihm beſonders dazu gemacht erſchien, um ſein Pferd anzubinden.

‚Ei, ei,‘ dachte er, dieſes Mal aber ohne ſeine Gedanken laut werden zu laſſen, ‚ſollte dieſer Ring abſichtlich deßhalb angebracht ſein? Kommen vielleicht öfters Beſuche zu Pferde hieher? — Nun, wir werden das ſchon noch erfahren.‘

Die kleine Thür öffnete ſich, nachdem er mit der Hand auf die Klinke des Schloſſes gedrückt, und er trat mit abgenommenem Hute in den Garten. Er that dies nicht ſowohl gegen die unſichtbaren Abweſenden, als vielmehr weil es ihm warm geworden war und weil er, mit der Hand durch ſein krauſes, blondes Haar fahrend, daſſelbe einiger Maßen wieder in Ordnung bringen wollte — man konnte ja nicht wiſſen, wer ſich hinter dem Fliedergebüſche befand.

Dorthin lenkte er ſeine Schritte, umging daſſelbe auf dem Kieswege, der dieſe Richtung nahm, hob hier im Vorbeigehen das Blatt Papier auf, bog um einen mächtigen Strauch mit weit ausgebreiteten Zweigen und ſtand — vor einer Dame, deren Geſicht er nicht ſehen konnte, da ſie ihm den Rücken zuwandte und, ohne emporzublicken, in einem Skizzenbuche, welches auf ihren Knieen lag, emſig zu zeichnen fortfuhr.

Es mußte eine ſehr junge Dame ſein, das ſah man an ihrer

ſchlanken Geſtalt, eine Dame von feinem, zierlichem Wuchſe, das bemerkte man ebenfalls; ſie war weiß gekleidet, einfach und geſchmackvoll, hatte ſich aber einen eigenthümlichen Kopfputz gewählt: lange Dolden ſchneeweißen Flieders nämlich, die ſie zu beiden Seiten in ihre Haare geſteckt hatte, was eben ſo eigenthümlich als hübſch ausſah.

„Madame," ſagte Warren, nachdem er ſo nahe, als ihm der Anſtand erlaubte, an die ruhig Fortzeichnende hingetreten — er wußte ja noch nicht, ob eine andere Anrede paſſender war — „Madame, ich habe mir die Freiheit genommen, in Ihren offen ſtehenden Garten einzudringen, weil mir derſelbe von draußen ſo überaus reizend erſchien und weil ich mir erlauben wollte, Ihnen dieſes Blatt Papier zurückzubringen, welches Ihnen wahrſcheinlich der Wind entführt hat, im Falle Sie nicht, was mir angenehmer wäre, eine freundliche Fee ſind, welche die Wünſche armer Sterblicher gütigſt erhört."

Die Dame verharrte noch einige Augenblicke wie über ſeine Worte nachdenkend in ihrer Haltung und hob dann langſam ihren Kopf empor, ihr volles Geſicht dem jungen Manne zuwendend.

Dieſer ſtreckte die Hände aus, wie vor höchſter Ueberraſchung zurückfahrend; doch ſtand dieſes Zurückfahren nicht im Einklange mit dem Ausdrucke höchſten Glückes, der mit Einem Male über ſeine ſchönen Züge flog.

„Edelweiß, ſind Sie es, oder iſt es nur eine Erſcheinung, die im nächſten Augenblicke wieder verſchwindet?"

„Allerdings bin ich es, Herr Warren, und freue mich, Sie zu ſehen, während Sie ja faſt erſchrocken über meinen Anblick zu ſein ſcheinen."

„Erſchrocken? Sehen Sie mein Geſicht an, ob es den Ausdruck des Schreckens zeigt — wenn Sie dieſen Ausdruck nicht verſtehen, ſo will ich ihn Ihnen erklären: der Ausdruck der Ueberraſchung, der Freude, des Glückes — ſind Sie es denn wirklich, Edelweiß?"

„Allerdings bin ich es," erwiederte ſie, mit einem herzlichen

Ohrringe und was ſie ſonſt an Schmuck beſaß — in die Hände der Frau, warf noch einen ſchmerzlichen Blick auf ſie und verſchwand durch die neben ihnen befindliche Küchenthüre.

Es war in der That der Steinmann geweſen, den der ſcharfe Blick des Mädchens im Hausgange entdeckte. Mit dem Omnibus, der ihn gebracht, war auch zu gleicher Zeit die Poſtkaleſche angekommen und hielt vor dem Hauſe. Der Steinmann ſeinerſeits hatte Mutter und Tochter ebenfalls bemerkt, hatte ſeinen Gevatter im Hausgange gelaſſen und wollte gerade in die Stube treten, als er ſah, daß Anna durch die Küchenthüre hinaus eilte.

Das arme Mädchen hatte es mit einem ſchlauen und hartnäckigen Feinde zu thun, und kaum betrat ſie die Küche, ſo zeigte ſich auch der Steinmann an der andern Thüre. Das Mädchen ſtand erſtarrt und ſchaute rathlos um ſich; in der Küche war von den Hausleuten Niemand; nur ein einzelner ſehr großer Mann, derſelbe, den die Poſtkaleſche gebracht, ſtand vor dem Herdfeuer und trocknete die Enden ſeines Mantels, die der Regen draußen durchnäßt hatte. Er zog es wahrſcheinlich vor, lieber hier auf einen neuen Wagen und friſche Pferde zu warten, als in der überfüllten Wirthsſtube.

Das Mädchen, welches den Steinmann näher treten ſah und welches keine Rettung mehr erblickte und eine Sekunde überlegte, ob ſie in das anſtoßende Zimmer zurückkehren und die Anweſenden zu ihrem Schutze auffordern ſolle, verwarf dieſen Gedanken eben ſo ſchnell wieder, als unausführbar, und wandte ſich dagegen mit der verzweiflungsvollen Hoffnung, mit welcher der Ertrinkende nach einem Strohhalm greift, an den fremden Mann am Herde, ergriff ſeinen Mantel und flehte um Gottes Barmherzigkeit willen ſeinen Schutz an.

Der fremde Mann drehte ſich ſchnell zu dem Mädchen herum, das zitternd vor ihm niederſank, und blickte erſtaunt in

Lächeln aufſtehend — „ſehen Sie, daß ich es bin, das kleine Edelweiß, wie Sie mich ſo oft genannt.“

„O, Edelweiß, und Sie waren es auch, welche dieſes Blatt Papier über den Flieder hinwegfliegen ließ?“

„Auch das war ich.“

„Für mich beſtimmt?“

„Für Sie beſtimmt — aber es iſt keine Zauberei dabei — ich ſaß hier und zeichnete die prächtigen Bäume der Allee, als ich von Weitem her das Nahen eines Pferdes hörte; der Morgen iſt ſo ſtill und die Luft ſo rein, man hört hier Alles von der Ferne — ich bin neugierig, Herr Warren, und war es namentlich auch auf ein ſo ſeltenes Ereigniß, wie das eines Reiters hier in dieſer Einſamkeit; ich trat an das Thor, ich ſchaute durch eine kleine Spalte, die Sie nicht bemerkt haben, und ſah Sie den Berg heraufreiten.“

„Mich, Edelweiß — alſo Sie erkannten mich ſogleich?“

„Gewiß, und ich freute mich ſehr, als ich Sie erkannte.“

„Wie danke ich Ihnen!“

„Dann ſahen Sie in das Thal hinab, und ich, die doch ein wenig ſehr überraſcht war, ging nachdenklich hieher zurück, recht ſtark nachdenkend!“

„Worüber?“

„Nun, über Mancherlei in Betreff Ihres Erſcheinens.“

„Was denn?“ fragte er dringender.

„Das kann ich Ihnen doch nicht Alles ſagen — ich ging hieher zurück, und dann kamen Sie an die Gartenmauer, bedauerten, Ihr Skizzenbuch nicht bei ſich zu haben, und ich weiß nicht, wie mir der Gedanke kam, dieſes Blatt Papier über den Fliederbuſch fliegen zu laſſen.“

Eine glückſelige Idee!“ rief der junge Mann entzückt.

„Nein, nein, es war nicht ganz recht von mir,“ erwiederte ſie mit niedergeſchlagenen Blicken; „doch da es nun einmal geſchehen iſt, wollen wir nicht mehr darüber reden.“

„Und doch, davon müssen wir noch reden, und ich muß Ihnen dafür meinen herzlichsten, innigsten Dank sagen — o, Edelweiß, ohne das Blatt Papier hätte ich Sie vielleicht nicht wiedergefunden — welches Unglück!“

„Sie sind sonderbar, Herr Warren — waren Sie denn unglücklich, so lange Sie mich nicht gesehen? Dazu haben Sie gar keine Ursache gehabt, denn wie Sie sich erinnern, so trennten wir uns damals, ohne uns ein Wiedersehen zu versprechen.“

Sie sagte das in einem so heiteren, unbefangenen Tone, daß die glücklichen Mienen des jungen Mannes plötzlich ernst wurden und er ihr entgegnete: „Es thut mir leid, daß Ihnen mein Wiedersehen völlig gleichgültig scheint.“

„Gleichgültig nicht, auch freue ich mich darüber — aber ....“

„Für ein Glück halten Sie es gerade nicht,“ fiel er ihr rasch in's Wort; „nun, ich will hoffen, auch für kein Unglück, aber mich lassen Sie die tiefe Freude meines Herzens ausdrücken, Sie wiedergefunden zu haben, und nun muß ich Sie genau betrachten, ob Sie sich in gar nichts verändert haben.“

Warren trat ihr lächelnd näher und nahm ihre beiden Hände, welche sie ihm ohne das geringste Widerstreben ließ. Sie schaute ihn heiter und unbefangen an und schien es nicht zu empfinden, warum seine Blicke glänzender, leuchtender wurden — warum ein tiefer Athemzug seine Brust schwellte, warum er langsam erst die eine, dann die andere ihrer kleinen Hände an seine Lippen führte.

„Nun — habe ich mich verändert?“

„Ja, Edelweiß,“ sagte er in beinahe traurigem Tone, „Sie sind noch schöner geworden.“

„Das müssen Sie nicht sagen, Herr Warren,“ sprach sie, indem sie nun rasch, aber ohne Ziererei, ihre Hände zurückzog — „erzählen Sie mir lieber etwas: wie es Ihnen gegangen ist, wo Sie in all' der Zeit waren — setzen wir uns, da ist ein recht bequemer Stuhl für Sie.“

„Nein, der iſt für Sie — laſſen Sie mich dort auf Ihrem Schemel ſitzen.“

„Wie Sie wollen, aber er iſt nur dann bequem, wenn man zeichnet.“

„Darf ich einen Blick in Ihr Skizzenbuch werfen?“

„Warum nicht!“ — Sie reichte es ihm bereitwillig hinüber.

„Das haben Sie Alles gezeichnet?“ rief er mit Erſtaunen, nachdem er einige Blätter umgeſchlagen — „Alles das, Sie junges Mädchen, mit der kleinen Hand?“

Sie ſah ihn erſtaunt an. — „Nun ja, das habe ich allerdings gezeichnet — was iſt denn ſo Merkwürdiges dabei?“

„Ich zeichne auch,“ fuhr er kopfſchüttelnd fort; „man ſagte mir, meine Skizzen ſeien gerade nicht ſchlecht, und in meinem Leben habe ich ſchon viele Zeichnungen geſehen, aber wenn Sie mir nicht ſelbſt ſagten, Sie hätten das Alles gezeichnet, ſo würde ich es nicht glauben.“

Sie war raſch an ſeine Seite getreten, als er Blatt um Blatt umſchlug und legte nun plötzlich ihre kleine Hand auf das Buch, indem ſie ſagte: „Was Sie bis jetzt ſahen, iſt in der That Alles von mir; doch nun kommen einige Blätter von anderer Hand, was ich Ihnen aber nicht zu ſagen brauche, Sie werden es ſelber ſehen — ah, die ſind ſchön — außerordentlich ſchön!“

„Meiſterhaft,“ erwiederte er, nachdem er eine prachtvoll gezeichnete Waldpartie, ein Blatt, welches allerdings die Zeichnungen des jungen Mädchens bei Weitem übertraf, lange betrachtet — „meiſterhaft,“ wiederholte er, fragend aufblickend.

„Sie ſind — von meiner Mutter,“ ſagte ſie mit leiſer Stimme.

„Ihre Mutter iſt eine bedeutende Künſtlerin.“

„Ja, ja,“ gab das junge Mädchen haſtig zur Antwort, indem es das Skizzenbuch aus ſeiner Hand nahm und bei Seite legte; „aber jetzt erzählen Sie mir, wo Sie waren und woher Sie kommen.“

„Das iſt Alles ungeheuer gleichgültig — ſagen Sie mir lieber, Edelweiß, wie es gekommen iſt, daß Sie nicht nach Baden reiſten.

War Ihre Mutter in der That ſo ſchwer in Zürich erkrankt? Und wie kam es, daß ich in Zwickau vergeblich nach Ihnen geforſcht, und durch welchen Zufall bin ich nun ſo überaus glücklich, Sie hier wiederzuſehen?"

„Das kann ich Ihnen nicht erklären, trage auch an Allem dem keine Schuld."

„Sprachen Ihre Eltern nie mit Ihnen darüber?"

„Meine Eltern" — ſagte ſie mit einem ſchmerzlichen Blicke — „meine gute Mutter ſtarb und meinen Vater habe ich nur wenig gekannt."

„Alſo jener Herr, den ich in Zürich kennen lernte, Herr Specht, war nicht Ihr Vater?"

Ihre Augen waren feucht geworden, doch ſpielte bei dieſer Frage des jungen Mannes ein leichtes Lächeln um ihre Lippen; ſie ſchüttelte mit dem Kopfe und erwiederte dann: „Er war ein ſehr guter Freund, aber nicht mein Vater — ah, mein Vater," ſagte ſie mit einem Aufleuchten des Blickes, „war ein anderer Mann!"

„Können Sie mir dieſes Räthſel nicht löſen?" fragte Warren, da ſie ſchwieg. „Wer ſind Sie denn, Edelweiß?"

Sie blickte vor ſich nieder auf die gefalteten Hände und gab erſt nach einem längeren Stillſchweigen zur Antwort: „Als Sie mich damals ſcherzhaft Edelweiß nannten, gefiel mir dieſer Name ſo außerordentlich gut, daß ich wünſchte, keinen anderen zu haben — o, Edelweiß iſt eine ſchöne Blume: ſie wächst an der Gränze des ewigen Schnee's als letzte Blüthe unter kalten Winden und kaum wärmendem Sonnenſtrahle, und doch iſt ſie ſo fein und zierlich, dem Sommer angehörig und mit ihren Blättchen wie aus feinem, weißem Pelz gemacht — eine Hinweiſung auf den Winter; es koſtet Mühe, ſie zu erlangen — haben Sie ſchon Edelweiß gefunden?"

„Solches, von dem Sie ſo eben redeten, nicht, aber — ſchöneres."

Sie wandte wie ſchmollend einen Augenblick ihr Geſicht ab; doch dauerten die Schatten in dieſen großen, ſchönen Augen wohl nie lange, denn gleich darauf wandte ſie ſich wieder mit heiterem

Blicke zu dem jungen Manne: „Nennen Sie mich alſo fort und fort Edelweiß; aus Ihrem Munde klingt dieſer Name ſo gut.“

„Recht gern, meine kleine, ſchöne Edelweiß; aber ich bin erſchrecklich neugierig. Ich möchte gern wiſſen, wie Sie ſonſt heißen; wer Ihre Familie iſt.“

„Nehmen wir an, ich hätte gar keine — ich ſei die Einzige meines Stammes, wie das wirkliche Edelweiß, ich wachſe hier oben in der glänzenden Sonne in einem einfachen weißen Kleide, wie Sie ſehen, und wenn alsdann der Winter kommt, der Winter des Lebens, deckt er mich zu mit Schnee und Eis und ich vergehe ſpurlos oder wilde Stürme entblättern mich und führen mich Gott weiß wohin.“

„Das wäre ſchrecklich!“ rief der junge Mann im Ernſte aufgeregt, und als fürchte er, es könne jetzt ſchon ein Sturmwind daherbrauſen, legte er raſch ſeine Hand auf die feinen Finger des lieblichen Mädchens.

Sie lachte herzlich. — „Noch hat es ja keine Gefahr mit dem Winter, mit Stürmen oder mit Schnee und Eis — ſehen Sie doch, wie prachtvoll grün Alles iſt, wie es blüht und duftet, wie die Sonne ſcheint — ach, wie ſchön, wie ſchön!“

Sie hatte ſich erhoben, ſie entzog ihm langſam ihre Rechte und drückte dann beide Hände vor das Geſicht, wobei ſie wiederholte: „Ach, wie ſchön, wie ſchön!“ und wobei ſichtbarlich ein leichter Schauer über ihren ſchlanken Körper flog.

„Ja, es iſt ſo ſchön, das Erwachen des Frühlings!“

„Und eine Bitte habe ich an Sie, Herr Warren,“ ſprach ſie nach einer Pauſe, wobei ſie die Hände gegen ihn faltete — „nicht wahr, Sie fragen mich nicht mehr nach meinem Namen und nach meiner Familie? — Ich dürfte Ihnen doch nicht antworten. — Sie forſchen auch nicht nach uns, wie Sie damals in Zürich gethan, wir wiſſen das ganz genau, denn ſonſt . . . .“

„Denn ſonſt?“

„Müßte ich Ihnen entfliehen wie damals, und wer weiß, ob wir uns alsdann wiederfänden — an einem ſo ſchönen Orte gewiß nicht.“

„Sagen Sie nichts so Schreckliches, ich könnte es nicht aushalten, wenn Sie mir wieder verloren gingen — wenn ich also folgsam bin und nicht mehr frage und auch nicht forsche, so darf ich Sie zuweilen sehen?“

„Vielleicht, doch darüber muß ich erst fragen — aber wenn es möglich ist, wird sie es mir schon erlauben.“

„Wer ist sie?“

„Pst,“ machte Edelweiß, indem sie ihren Finger auf den Mund legte, „auch das gehört zu den verbotenen Fragen.“

„Gut denn, Sie sollen sehen, wie folgsam ich bin; aber Eines, das ich Ihnen gegeben, nehme ich jetzt wieder von Ihnen zurück.“

„Ei, was wäre das?“ fragte sie erstaunt.

„Die Kenntniß meines Familiennamens — es wäre keine Gerechtigkeit darin, wenn Sie meinen Namen wüßten und ich nicht den Ihrigen.“

„Ich kann Sie doch nicht ebenfalls Edelweiß nennen oder Ihnen den Namen einer anderen Blume geben!“

„Das brauchen Sie auch nicht; ich will immer noch aufrichtiger sein, wie Sie gegen mich, ich will Ihnen sogar meinen ächten und wirklichen Vornamen sagen und diesen sollen Sie anwenden: ich heiße Alfred — gefällt Ihnen der Name?“

„O, er ist so übel nicht!“

„Sprechen Sie ihn einmal aus.“

„Al—fred,“ sagte sie, wobei sie ihre Lippen etwas auffallend bewegte.

„Nicht so — man kann ihn weicher aussprechen!“

„Al—frrred.“

„Ohne so mit dem Rädchen in Ihrer Kehle zu schnurren.“

„Alfred.“

„Ah, das läßt sich hören, meine schöne Edelweiß — jetzt muß ich Ihnen gestehen, ich habe nicht gewußt, daß ich einen so wunderbar klingenden Vornamen habe; ich bitte, sprechen Sie ihn noch einmal aus — aber sehen Sie mich dabei auch an.“

„Alfred!“ wiederholte sie herzlich, aber ihn unbefangen mit ihren großen Augen anschauend.

Er that einen tiefen Athemzug, erhob sich dann rasch und fragte, dicht vor sie hintretend: „Müssen Sie auch darüber Jemanden fragen, ob Sie mich künftig bei meinem Vornamen nennen dürfen?“

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe. „Ich will nicht darum fragen, denn es ist ja am Ende gleichgültig, wie ich Sie nenne.“

Er blickte sie lange forschend an, um in ihren Zügen etwas zu entdecken, das ihm gesagt hätte, sie sei in der That nicht so unbefangen, als ihre Worte klangen — aber vergebens: sie schaute ihn an so offen und ehrlich, sie ließ ihn durch ihre hellen, glänzenden Augen so tief in ihr Inneres blicken, daß er darauf nicht anders konnte, als sich rasch abzuwenden und über einen stechenden Schmerz nachzudenken, den er in seinem Herzen spürte.

„Jetzt will ich Ihnen aber unsere kleine Besitzung zeigen,“ sagte sie heiter — „doch halt, vorher muß ich Sie einen Augenblick verlassen, ich muß es melden, daß ein Fremder da ist — ein Fremder und doch kein Fremder.“

„Wenn man sich aber meiner von Zürich her nicht freundlich erinnert und mir nicht erlaubt, den Garten zu sehen?“

„O, in dem Falle werde ich bitten, und da es ja wohl nichts Schlimmes sein kann, daß Sie uns besuchen, so wird man mir meine Bitte erfüllen — gedulden Sie sich nur einen Augenblick.“

Sie winkte ihm freundlich mit Hand und Augen, dann schwebte sie hinweg, die feine, weiße Gestalt, leuchtend zwischen dem dunkeln Grün, als sei auch sie ein beglückender Sonnenstrahl — mußte er nachfolgenden Schatten fürchten?“

Er ließ sich auf den kleinen Schemel nieder, wo sie vorhin gesessen, nahm das Skizzenbuch, geschlossen wie es war, von dem anderen Sitze weg vor sich auf seine Kniee — es war ihm so angenehm, etwas unter seinen Händen zu haben, was ihr angehörte.

Er lächelte über diesen Gedanken, wie man über den Anblick

eines guten Bekannten lächelt, den wir plötzlich wiederfinden, der ſich uns ſtürmiſch an die Bruſt wirft und mit dem wir plaudern können von Vergangenheit und Zukunft.

Und wie plauderte er mit ſeinen Gedanken, wie ſagte er ſich tauſend und tauſend Mal, daß er ſo glücklich ſei, ſie kennen gelernt zu haben, und wie bedeutſam es ſei, daß er ſie hier wiedergefunden; wenn ſich auch für den Augenblick all' die Ungewißheit über das junge Mädchen, über ihre Herkunft, über ihre Familie zuweilen wie ein dunkler Schatten durch ſeine glückliche Phantaſie zog, ſo ſagte er ſich gleich darauf: ‚Pah, was geht mich ihre Herkunft und ihre Familie an — ich bin ſo ſelbſtändig, wie ein Menſch nur ſein kann, mag ſich auch vielleicht noch manches Unangenehme, ja, manch' Düſteres enthüllen, mag auch vielleicht ihre Vergangenheit unter trüben Schleiern erſcheinen, Edelweiß würde nicht Edelweiß ſein, wenn ſie in einem geregelten Parke erblüht wäre, vielleicht wurde ſie ſo, wie ſie iſt, ſo ſchön, ſo rein, weil ſie ſich zwiſchen finſteren Klippen des Lebens entfaltete.'

Aber ....

Dieſes Aber mußte ein bedeutender Einwurf zwiſchen ſeinen glänzenden Phantaſieen ſein, denn er ſtützte den Kopf in die Hand und vergrub ſeine Finger in das dichte, krauſe, lockige Haar.

Aber ....

Es war ja auch möglich, daß ſie ſich in höchſt gleichgültiger Art über dieſes Wiederſehen freute — ja, wahrhaftig, wenn er in ruhiger Ueberlegung ihre Worte, ihre Mienen, ihre Blicke zuſammenſtellte, ſo ſprach ſich darin wohl eine kindliche Freude aus, dieſen angenehmen Herrn Warren wiederzuſehen, welcher in Zürich ſo außerordentlich artig gegen Sie geweſen, der mit ihr ſpaziren gegangen war und ſie auf dem See gerudert hatte — natürlich Alles unter Aufſicht und Obhut des Herrn Specht, der ihn gewiß für einen recht anſtändigen jungen Mann erklärt hatte, und ſo mochte ſie ihn auch wohl finden und nicht daran denken, ihn anders finden zu wollen.

Verfluchte Selbſtquälerei!

Wenn er aber dieſe verfluchte Selbſtquälerei im nächſten Augenblicke weit wegwarf und ſich bemühte, ihren Worten, ihren Mienen, der Art, wie ſie ſeinen Namen ausgeſprochen, eine andere Bedeutung zu geben, ſo fühlte er es förmlich höhniſch in ſich auflachen und er ſchauderte faſt zurück vor der kalten Stimme der Vernunft, die ihm zurief: ‚Warren, Du biſt ein recht eingebildeter, thörichter Menſch — Warren, ich hätte Dir mehr Verſtand zugetraut!‘

Um dieſer ſelbſtquäleriſchen Gedanken los zu werden, ſchlug er das Skizzenbuch auf und betrachtete wiederholt die ſchönen, correcten Zeichnungen des jungen Mädchens; es lag darin eine Feſtigkeit, ein Schwung, die er weder ihrem Alter, noch dieſer feinen Hand zugetraut hatte. So das Buch durchblätternd, kam er abermals zu jenen anderen Zeichnungen, die freilich alle Arbeiten des jungen Mädchens in Schatten ſtellten und neben welchen dieſelben faſt ſchülerhaft erſchienen: ſie mußten erſt vor Kurzem gemacht worden ſein, denn Warren fand, als er ſie genau betrachtete, daß es ohne Zweifel Partieen von den Ufern des neben der Beſitzung hinſtürzenden Waldbaches ſein mußten — ja, ſo war es, die zuſammengewölbten Zweige, unter denen das Waſſer hervorſchoß, von einem mit Moos bewachſenen mächtigen Steine eine kurze Strecke unterhalb getheilt — dort der ſchmale Weg, den er emporgeritten — es war unverkennbar.

Hatte er nicht früher einmal Zeichnungen von der gleichen Hand geſehen? Es war ihm doch, als wehte es ihn an aus dieſen zierlichen und doch wieder ſo kräftigen Strichen wie aus einer bekannten Handſchrift — er wußte nicht, woher es kam, daß dieſer Gedanke ſo ſtürmiſche Empfindungen in ihm erregte: es war wie der Klang eines bekannten Liedes, der plötzlich an unſer Ohr ſchlägt, nachdem wir ihn Jahre lang nicht mehr gehört, und der uns nun mit Einem Male ſo wunderbar lebhaft in einen gewiſſen Kreis der Vergangenheit zurückverſetzt, ſo lebhaft, daß Bilder und Geſtalten aus derſelben nicht nur mit unbegreiflicher Schärfe vor ihn traten,

ſondern daß liebe, bekannte Züge von damals, ihm ſelbſt noch unbewußte, ſich in der Gegenwart wiederſpielten — Edelweiß — er konnte jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß er ſie vor Jahren ſchon geſehen.

Dieſe durch einander wogenden Gedanken, in welche er keine Klarheit zu bringen vermochte, bewegten ihn wohl gerade deßhalb traurig: es war ihm, als wandelten Freunde, die er lange vermißt, im Schatten der Nacht dicht an ihm vorüber: er hörte bekannte Laute, ohne im Stande zu ſein, ſich durch ein Wort zu erkennen zu geben und ſo die ruhig vorbeigleitenden Schatten feſtzuhalten.

Er lag wie in einem Zauberſchlafe, und obgleich er wußte, daß er nur ein einziges Wort auszuſprechen brauchte, um den auf ihm laſtenden Bann zu löſen, ſo vermochte er es doch nicht, dieſes Wort zu finden: ſein Athem war beengt, ſeine Pulſe ſchlugen heftig. Und rings umher lag eine ſo wundervolle, eine ſo traurig ſtimmende Stille und Einſamkeit. Seit ihn Edelweiß verlaſſen, war es ihm zu Muthe, als befinde er ſich allein auf dieſem Berge, allein in der weiten, weiten Welt, und von all' den Gedanken gepeinigt, konnte die ſchöne, reine, ſaftерfüllte Natur des jungen Mannes, beſtürmt von räthſelhaften Erinnerungen, nicht anders, als ſeine Lippen auf eines der Blätter drücken, wo die Hand des lieblichen Mädchens geruht, unbekümmert darum, ob ſeine hervorſtürzenden Thränen die ſchöne Zeichnung verderben. —

Das hatte ihn erleichtert, ohne ihm übrigens das Chaos ſeiner Erinnerungen zu entwirren; er nahm ſein Taſchentuch und drückte es behutſam auf die feucht gewordene Zeichnung, und da er ſich wohl dem jungen Mädchen gegenüber dieſer heftigen Empfindung ſchämen mochte, ſo legte er ſorgfältig das vorhergehende Blatt auf das betreffende und ging alsdann das ganze Buch noch einmal rückwärts blätternd durch bis zur erſten Seite, die er bis jetzt nicht beachtet und bei deren Betrachten er nun mit einem lauten Schrei in die Höhe ſprang.

Da ſtanden die einfachen Worte: ‚Am ſechzehnten Mai, Roderich.‘

das Geſicht Steinmann's, welcher eben ſo erſtaunt ihm gegenüber wie angefeſſelt ſtehen blieb. Der Stadtſoldat erkannte den Jäger Lukas und wußte, daß er es hier mit keinem geringen Gegner zu thun hatte.

„Was ſoll das bedeuten?“ fragte der Jäger mit finſterem Blick, indem er den linken Arm in die Seite ſtemmte, wodurch der Griff ſeines Hirſchfängers ſichtbar wurde, während er mit der andern Hand das Mädchen vom Boden in die Höhe zog. „Was ſoll das ſein? Warum verfolgt Ihr dieſes Kind?“

Der Steinmann ſchleuderte einen wüthenden Blick auf den Jäger, da er wohl wußte, daß derſelbe jedenfalls Partei gegen ihn nehmen würde, und entgegnete mit frechem Ton: „Was das ſein ſoll? — Ich möchte mich erkundigen, was es bedeuten ſoll, daß Ihr Euch in meine Angelegenheit miſcht?“

Ein Lächeln der tiefſten Verachtung überflog die Züge des rieſenhaften Mannes, er führte das Mädchen gegen das Herdfeuer, ſtellte ſich zwiſchen ſie und ihren Verfolger und fragte ſo ſanft wie möglich: „ſage du mir, mein Kind, was ſoll das alles bedeuten, warum verfolgt dich dieſer Menſch?“

Das Mädchen ſchlug bitterlich weinend die Hände vor's Geſicht und war nicht im Stande, ſogleich eine Antwort zu geben; der Steinmann aber übernahm dieſelbe an ihrer Statt und ſagte höhniſch:

„Der Herr Lukas werden mich wahrſcheinlich kennen und werden vielleicht wiſſen, daß ich der Polizei angehöre und in dieſer Eigenſchaft bin ich alſo hier und trage den ſchriftlichen Befehl bei mir, dieſes Mädchen mit ihrer Mutter, zwei Landſtreicherinnen der ſchlimmſten Art, zu verhaften.“

Bei dieſen Worten ließ Anna ihre Hände vom Geſicht heruntergleiten, ſah den Jäger an und ſagte durch Thränen: „glaubt ihm nicht, Herr, o glaubt ihm nicht! Ich bin keine

„Margarethe — o Margarethe!“ — Da ſah er ſie in der Ferne wieder vom Hauſe zurückkommen mit leichten, raſchen Schritten, den Kopf erhoben, die Miene angenehm erregt, das ſchöne Auge ſtrahlend.

Er wollte ihr entgegenſtürzen, er wollte ihr in fliegender Eile Alles ſagen, doch vermochte er es nicht über ſich, ſo mit etwas ganz Anderem, Neuem, unendlich Ueberraſchendem ihren freudigen Lauf zu unterbrechen — er vermochte es nicht, von ihren Lippen abzuſchneiden, was ſie ihm ſagen mochte, und ſo blieb er neben dem Stuhle ſtehen, die Hände gefaltet, tief athmend, ſie mit dem Ausdrucke einer unendlichen Liebe betrachtend.

„Nicht wahr, ich bin ziemlich lange ausgeblieben?“ rief Edelweiß dem jungen Manne ſchon von Weitem zu — „dafür bringe ich aber auch recht angenehme Botſchaft: ſie hat es recht gern, wenn Sie den Garten ſehen und auch wenn Sie wiederkommen — aber warum ſehen Sie mich ſo ſtarr an mit einem ſo ſeltſamen, ganz veränderten Blicke? Freut es Sie nicht, daß Sie hier gern geſehen ſind?“

„O, Margarethe!“

Sie blieb plötzlich ſtehen und zuckte zuſammen — war es, weil er ihren wirklichen Namen nannte, oder machte es der unendlich weiche, innig liebende Ton, mit dem er dieſen Namen ausſprach?

„O Margarethe, wo hatte ich meine Augen, wo war mein Herz, daß ich Sie nicht gleich wiedererkannte?“

„Sie haben mich ja ſogleich wiedererkannt,“ gab ſie mit einem ſcheuen Blicke zur Antwort — „Sie nannten mich ja ſogleich Edelweiß und erinnerten mich an unſern Aufenthalt in Zürich — ich verſtehe Sie nicht, Herr Warren!“

„Sie werden mich verſtehen, Margarethe — ich kannte Sie ja ſchon früher, ehe ich Sie Edelweiß nannte und ehe ich Sie in Zürich ſah — viele Jahre früher kannte ich die kleine Margarethe!“

„Ah, mein Gott!“

O, erinnern Sie ſich an jene Zeit: Sie waren damals noch

ein kleines Kind, vielleicht neun Jahre alt, und können nichts davon vergessen haben — o, Sie werden sich Ihres guten Vaters erinnern!"

„Meines Vaters?" rief sie in einem schmerzlich rührenden Tone.

„Ihres guten Vaters, eines der besten und edelsten Menschen — eines großen Künstlers — o, Sie erinnern sich seiner genau — ich sehe es an Ihrem leuchtenden Auge: er steht vor Ihrem inneren Blicke noch lebendiger, wie vor dem meinigen!"

„Ja, ja," sagte sie mit einem glückseligen Ausdrucke.

„Und da müssen Sie sich auch jener Zeit erinnern, wo wir zusammen in dem kleinen Garten waren — Ihr Vater und seine Freunde, wozu auch ich so glücklich war, mich rechnen zu dürfen!"

„Auch Sie, auch Sie — ich fange an, mich Alles deutlich zu erinnern!"

„Des großen Ateliers voller Bilder, Waffen und Geräthschaften, wo Ihr Vater malte und wo Sie als ein kleines Mädchen häufig zusahen."

„Ja, ja — ja, ja!"

Der Ton ihrer Stimme drang tief in sein Herz. — „Conchitta war oft da," fuhr er fort, „und deren Schwester Mercedes."

„Beide, beide!" lachte sie laut und fröhlich.

„Und Conchitta liebte Sie unbeschreiblich, und Sie saßen immer an ihrer Seite oder ruhten in ihrem Schooße — erinnern Sie sich dessen genau, Margarethe?"

„Ob ich mich erinnere! — Lassen Sie mich einen Augenblick jene Bilder zurückrufen!"

Sie drückte ein paar Secunden lang ihre Hände vor das Gesicht, und als sie dieselben wieder herabsinken ließ, sagte sie mit einem glückseligen Ausdrucke: „Ich erinnere mich ganz genau: an einem Morgen, wo Alle da waren, mein Vater malte nach dem Gesichte Conchitta's, ich saß neben ihr auf einem kleinen Bänkchen, sie erzählte die Geschichte von der Katze mit der rothen Halsbinde — o, ich habe deren nicht vergessen, und ein alter Maler war da mit einem struppigen Barte, der öfter kam und viel rauchte!"

„Walter.“

„Ganz richtig, Walter — und Sie waren da, Herr Warren, aber man nannte Sie damals anders — wie hießen Sie doch?“

„Lytton.“

„Richtig, Lytton, Lytton — Lytton; der Name kam mir so komisch vor.“

„Und Sie erinnern sich Lytton's?“

„O ja, und begreife jetzt nicht, daß ich Sie nicht sogleich wiedererkannte — und doch ist es mir erklärlich,“ fuhr sie, plötzlich ernst werdend, fort, „man hat mich daran gewöhnt, jene Zeit so wie die lieben Freunde von damals nach und nach zu vergessen — man verwirrte absichtlich mein Gedächtniß, und wenn ich Dieses oder Jenes beschrieb — o, so deutlich beschrieb —, so sagten sie immer, ich hätte mich geirrt und es sei ganz anders gewesen!“

„Wer wagte es, so an Ihnen zu handeln?“ brauste der junge Mann auf.

„O, stille, stille!“ bat Margarethe mit sanfter Stimme, „die es that, hatte ein Recht dazu und schonte sich selber dabei auch nicht!“

„Ah, ich vergaß — und sie ist es auch, welche die Veranlassung war, daß Sie damals vor mir flohen, und die es nicht erlaubte, daß Sie mir Ihren Namen nannten — unnütze Vorsicht — das Schicksal war mir günstig und auch der Zufall: hier die wenigen Worte in diesem Buche, der Name eines geliebten Freundes redeten offen und wahr mit mir, wie er von jeher zu thun gewohnt war — er selbst hat mich zu Ihnen geführt und deßhalb Trotz geboten allen Hindernissen — fürchten Sie nichts, Margarethe — kommen Sie, führen Sie mich zu Ihrer Mutter!“

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe, und ihn bewegt ansehend, gab sie zur Antwort: „Meine Mutter ist seit mehreren Jahren todt — ich sagte es Ihnen ja schon früher!“

„Wer ist es denn, der Sie beschützt?“ fragte er erstaunt — „der Ihre Schritte lenkt, der aus der kleinen, schwächlichen Margarethe die schöne, herrliche Edelweiß entwickelt?“

Sie hatte das Skizzenbuch aus der Hand genommen und eines der Blätter aufgeschlagen, die er so sehr bewundert; darauf hin zeigte sie, indem sie stumm mit dem Kopfe nickte.

„Ah, auch das wird mir jetzt klar!“ rief er in lautem, glückseligem Tone — „wie konnte ich diese Zeichnungen verkennen — Conchitta!“

„Ja, Conchitta — meine zweite Mutter!“

Er konnte nicht anders, als in den dankbarsten Empfindungen seine leuchtenden Blicke gen Himmel erheben; ja, er hätte niederknieen mögen hier oben in der freien, herrlichen Natur, anbetend den allgewaltigen Geist, der ihn hieher geführt, der ihm so prachtvoll von dem blauen Firmamente entgegenleuchtete, der aus dem Säuseln jedes Blattes und aus dem Rauschen des benachbarten Baches zu ihm sprach, der ihm glänzend erschien in jedem goldenen Sonnenstrahle, der ihn anlächelte — aus Margarethens feuchten Augen.

„Ich danke Dir in meinem Namen und in dem meines Freundes!“

Dann wandte er sich zu Margarethe und sagte, glückselig lächelnd, indem er ihre Hand ergriff: „Ich habe ein gewichtiges Recht, Sie Margarethe zu nennen, aus der Vergangenheit her, ja, ich habe auch das Recht, Ihnen gute Lehren zu geben und zu verlangen, daß Sie denselben pünktlich nachkommen!“

„Gewiß, Herr Warren, ich bin so folgsam, als man es sich nur wünschen kann; jetzt aber wollen wir die Rollen umkehren, und Sie sollen mir folgen, durch den Garten nämlich, damit Sie sehen, wie schön er ist, und erst die Aussicht vor dem Hause — o, Sie werden entzückt sein!“

„Gut, ich folge Ihnen, aber vor allen Dingen zu Conchitta — ich habe Dringendes mit ihr zu reden!“

„A—a—a—ah,“ machte sie in einem Tone des Erschreckens, „das darf ich nicht — o, ich bin schon zu weit gegangen, daß ich Ihnen eingestanden, wer ich bin!“

„Aus einem so natürlichen Grunde, den Conchitta verstehen und achten muß — wenn Sie mich nicht hinführen wollen, so kündigen Sie mich wenigstens an und sagen Sie, daß ich als Engländer eigensinnig genug wäre, nicht eher fortzugehen, als bis ich sie gesprochen; fügen Sie auch hinzu, daß ich mich im voraus allen Vorschriften des Gehorsams und des Stillschweigens fügen werde, welche an diesem zauberhaften Orte im Gebrauche sind."

„Das will ich ihr sagen und so rasch wie ich kann wieder hier sein."

„Wenn Sie es erlauben und es nicht als Mißbrauch der mir bewilligten Gastfreundschaft angesehen wird, so darf ich vielleicht indessen mein Pferd, das mir ungeduldig zu werden scheint, in den Garten führen und dort bei dem Baumgange, wo es keinen Schaden thun kann, anbinden — so ein lediges Pferd," setzte er lächelnd hinzu, „könnte hier oben auch möglicher Weise unnöthiges Aufsehen erregen."

Sie ertheilte ihm gern diese Erlaubniß, dann flog sie dem Hause zu.

Er that, wie er so eben gesagt; er zog das Pferd durch die kleine Pforte und betrat mit ihm die Allee, die, wie wir schon früher bemerkt, in einem Halbkreise dem Landhause zuführte. Warum er nicht zum Anbinden den ersten und zweiten Baum wählte, oder den dritten und vierten, sind wir nicht im Stande, genau anzugeben: vielleicht befand sich dort in der Nähe ein Blumenbeet, dem die Hufe des Pferdes hätten Schaden thun können, genug, er schritt, den Zügel im Arme, langsam vorwärts und blieb erst an der Biegung der Allee, aber dann sehr plötzlich stehen, als er eine Dame auf sich zukommen sah, die er augenblicklich erkannte. Es war Conchitta; aber wie prächtig hatte sich das junge Mädchen von damals in diesen Jahren entwickelt: sie schien gewachsen zu sein, ihre Gestalt, die voller geworden war, hatte etwas außerordentlich Vornehmes und Edles, die krankhafte Bläße von einstens war von ihren Zügen gewichen und diese, ohne von ihrer außerordent-

lichen Schönheit etwas verloren zu haben, zeigten eine wohlthuende Ruhe, ohne gerade heiter zu sein, und wenn sich jetzt beim Anblicke des bekannten Mannes ein freundliches Lächeln um ihre Lippen lagerte, so war dies doch nicht stark genug, um den ernsten, fast schwermüthigen Blick aus ihren großen, dunkeln Augen zu verbannen.

Sie reichte ihm ihre Rechte, welche er mit einem Gefühle der Ehrerbietung an seine Lippen drückte. — „Der Zufall, Lord Warren," sagte sie, „hat Ihnen unsere Geheimnisse verrathen, und wie ich Sie von früher her kenne, glaube ich dem Zufalle dafür — nicht böse sein zu dürfen."

Hoffentlich hat Ihnen der liebenswürdige Bote, den ich mir erlaubte, an Sie abzuschicken, meine Bereitwilligkeit mitgetheilt, mich allen Regeln dieser fast klösterlichen Einsamkeit zu unterwerfen; es liegt in Ihrer Hand, meine Lippen zu versiegeln, so daß, wenn ich aus diesem Paradiese scheiden muß, ich sogar den Versuch machen würde, meinem Herzen zu befehlen, nicht mehr daran zurückzudenken, wenn Sie das verlangen und wenn das möglich wäre!"

„So grausam bin ich nicht, und was ich allenfalls von Ihnen verlangen muß, ist bedingt durch die eigenthümlichen Verhältnisse, in denen ich mich befinde; Ihnen diese Verhältnisse aber vor allen Dingen zu erklären, halte ich für meine Pflicht — deßhalb bitte ich Sie, mir in's Haus zu folgen."

Sie winkte einem Diener, der sich in der Entfernung zeigte und welcher sogleich herbeieilte, das Pferd des jungen Mannes zu nehmen und seitwärts zu führen.

Wenn sich auch Conchitta sehr verändert hatte, und wir müssen sagen, zu ihren Gunsten, denn aus dem bleichen, fast zu schlanken Mädchen war eine herrliche Jungfrau erblüht, so war sie sich doch in ihrem Aeußern und ihrem Anzuge merkwürdiger Weise ziemlich gleich geblieben, denn auch heute wie damals in Roderich's Atelier trug sie ein einfaches graues Kleid und als einzigen Schmuck eine schwarze, glänzende Halskette, an der ein einfaches silbernes Kreuzchen hing.

Wie sie so neben ihm dahinschritt durch den halbdunkeln Baumgang und wie er nun vor sich das Haus hervortreten sah mit der breiten Terrasse und ihrer prachtvollen Aussicht und dann, aufwärts blickend, auf dem Dache das kleine Thürmchen mit der Glocke, die ihn heute Morgen so freundlich begrüßt, wie Alles sonst um ihn her eben so still und schweigsam war, wie seine Begleiterin, da konnte er sich von einem Gedanken an eine klösterliche Einsamkeit nicht losmachen, an ein Abgeschlossensein von der ganzen Außenwelt, unter deren Schutze Margarethe so wunderbar erblüht war.

Da stand diese selbst neben Mercedes an der Brüstung der Terrasse, und obgleich die Gestalt des jungen Mädchens gegen die Aussicht gewandt war, so hatte sie doch ihr Gesicht gegen ihn, den von seitwärts Kommenden, gerichtet, und was auf ihren Zügen in tiefer Röthe glühte, war vielleicht der Wiederschein der Sonne.

Mercedes trat auf ihn zu und begrüßte ihn freundlich. Auch diese hatte sich wenig verändert. Sie erwähnte mit ein paar herzlichen Worten der Vergangenheit und trat dann wieder zu Margarethe, das junge Mädchen traulich mit ihrem Arme umschlingend.

Warren folgte seiner Führerin von der Terrasse in ein Zimmer zu ebener Erde, welches einfach, aber geschmackvoll eingerichtet war und dabei so behaglich, daß er sich mit einem wohlthuenden Gefühle und mit einem Ausdrucke der Zufriedenheit umschaute. Der Boden war mit feinen Strohmatten bedeckt, die Möbel eben so bequem als zierlich, und in den Bildern und Skizzen an den Wänden sah er fast nur Bekanntes; da war auch ein Bild Roderich's von außerordentlicher Aehnlichkeit, mit einem dichten Epheukranze umgeben, und daß ihm gerade hier in diesem Gemache, welches, wie ihm dünkte, der gewöhnliche Aufenthalt Conchitta's war, das Bild des lieben Freundes entgegentrat, bewegte ihn mit einer unaussprechlichen Freude. Er konnte sich deßhalb auch nicht enthalten, nachdem er es lange angesehen, gegen Conchitta mit einem dankenden Ausdrucke seine Rechte auszustrecken, welche sie mit ihren beiden

Händen ergriff und ihm durch ihr feucht gewordenes Auge zeigte, daß sie ihn vollkommen verstanden.

Auch sprach ihn ihre Staffelei so traulich an, welche an dem einzigen großen Fenster stand und das schönste Nordlicht mit einem Blicke über die wellenförmigen, bewaldeten Höhen verband. Auf derselben stand ein kleines, fast beendigtes Bildchen, ungefähr derselbe Vorwurf des Blattes aus dem Skizzenbuche, saftiges Grün und schäumendes Wasser, wahrhaft erquickend.

„Wie freut es mich, daß Sie der Kunst treu geblieben sind, und welche Fortschritte Sie in der Zeit gemacht haben, seit wir uns nicht gesehen!"

„Es macht mir viel Vergnügen, daß Sie das sagen — warum sollte ich der Kunst nicht treu geblieben sein, ihr, die fast allein meinem Leben einen Halt gibt, welche mich in traurigen Stunden tröstet und die mit mir so reizend von der Vergangenheit plaudert?"

„So denken Sie gern an die Vergangenheit?"

„O ich weiß, welche Vergangenheit Sie meinen, und sage Ihnen offen und ohne Rückhalt: ja, ich denke gern an sie — es hat lange gedauert, ehe ich so weit kam — lange, lange sah ich, rückwärts schauend, jene Tage mit tiefen Schatten bedeckt, endlich aber sanken diese und der klare Himmel mit dem herrlichsten Sonnenscheine lächelte mir wieder zu!"

„Und Sie hoffen, Conchitta? — O, nicht wahr, ich darf glauben, daß Sie hoffen? Dieser Gedanke würde mich mit einer unbeschreiblichen Freude erfüllen!"

„Und warum soll ich hoffen?" erwiederte sie, ihn ruhig ansehend.

„Für sich und Andere — die Hoffnung eines so guten und reinen Herzens wie des Ihrigen muß in Erfüllung gehen, und diese Erfüllung würde uns Alle glücklich machen!"

Sie hob wie abwehrend ihre Rechte gegen ihn empor, dann ließ sie dieselbe mit einer anmuthigen Bewegung wieder niedersinken und sagte: „Setzen wir uns, Lord Warren, ich habe Ihnen einige Räthsel zu lösen, rechne dabei auf Ihre Freundschaft, auf Ihren

guten Rath.“ — Sie winkte ihm, in einem kleinen Lehnſtuhle Platz zu nehmen, und er that das, nachdem er den Stuhl ſo geſtellt, daß er das Bild Roderich's anſchauen konnte. Conchitta ſetzte ſich ihm gegenüber auf einen kleinen Divan und ſtützte den Kopf in ihre Hand, ſo daß, als ſie nun zu reden anfing, er ihr Geſicht nicht ſehen konnte.

„Sie erinnern ſich jenes Ereigniſſes, welches einen Kreis guter und lieber Freunde, zu denen auch ich mich zu zählen die Berechtigung hatte, ſo erbarmungslos auseinander ſprengte. Roderich verließ die Stadt, wo wir ſo ſchöne Stunden verlebt, und es war vielleicht ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß faſt alle die, welche ihm nahe ſtanden, nach verſchiedenen Richtungen hin verſchwanden, wenn auch nicht gerade in Folge jenes Ereigniſſes.“

„Ich ſelbſt war in dieſem Falle.“

„Wie tief mich jenes Ereigniß erſchütterte, brauche ich Ihnen, der mit allen Verhältniſſen auf's genaueſte bekannt war, Ihnen, dem treueſten Freunde und Anhänger Roderich's, wohl nicht zu ſagen. Obgleich ich mir keine Vorwürfe zu machen hatte,“ ſetzte ſie, aufblickend, mit ſtolzer Ruhe hinzu, „ſo konnte ich doch nicht anders, als das Benehmen der Mutter Margarethens gegen mich mit ihrer unüberlegten That in Zuſammenhang bringen; ich fühlte mich mitſchuldig, ohne ſchuldig zu ſein. Ob es auch noch andere Urſachen gab, welche mir den Aufenthalt in jener Stadt unleidlich machten, thut eigentlich nichts zur Sache — genug, ich verließ dieſelbe, um mit allen Mitteln, die mir zu Gebote ſtanden, nach dem verſchwundenen Kinde zu forſchen. Sie werden mir nicht zutrauen, daß es meine Abſicht geweſen, das Kind ſeinem Vater wieder zuzuführen, dazu hätte ich ja kein Recht gehabt, dagegen hob ſich auch das Gefühl unverdienter Kränkung, die ich erfahren, zugleich mit dem glühenden Wunſche, ſo rein, wie mein Herz war, eben ſo rein vor derjenigen zu erſcheinen, die mir faſt den Glauben an mich ſelbſt geraubt hätte!

„Lange ſuchte ich vergebens — die Erzählung des Wie und

Wo ſei einer ſpäteren Zeit aufbehalten —, lange fand ich keine Spur von Mutter und Tochter, was Sie übrigens nicht Wunder nehmen wird, wenn Sie ſich erinnern, wie vergeblich auch die raſtloſen Bemühungen des Vaters waren, und wenn ich Ihnen ſage, daß die Betreffende ſich mit einer eben ſo großen Umſicht als mit einem unbegreiflichen Glücke allen Nachforſchungen zu entziehen wußte: ſie handelte dabei mit einer überraſchenden Kühnheit, und gerade dieſe war es wohl, die uns irre führte, denn wir ſuchten oft in der Ferne, was uns nahe lag."

„Gerade ſo, wie es mir erging und Roderich. — Ah," rief er, leidenſchaftlich auffahrend, „wenn ich ſeinen Namen ausſpreche, ſo drängt ſich mir eine Frage auf, die Sie mir beantworten müſſen, ehe Sie weiter erzählen — weiß er, daß Margarethe bei Ihnen iſt — weiß er überhaupt etwas von Ihnen?"

„Er weiß nichts von mir — Sie ſehen mich mit Erſtaunen an, und doch wird Ihnen dieſes Räthſel klar werden, wenn Sie mich ruhig anhören."

„Dazu bin ich kaum im Stande!" rief er heftig erregt — „iſt es nicht ein Verbrechen gegen meinen Freund, daß ich, ſtatt ruhig hier zu ſitzen, nicht ſchon längſt auf dem Wege zum Telegraphen bin? O, wunderbare, geſegnete Erfindung unſeres Zeitalters! Noch ehe er heute Abend ſein ſorgenvolles Haupt zur Ruhe niederlegt, kann ich ihm aus einer Entfernung von Hunderten von Meilen einen leuchtenden Blitz zuſchleudern, der die finſtere Nacht ſeines Kummers erhellen wird, der ihm zuruft: ‚ſie ſind wiedergefunden,' — o, laſſen Sie mich fort, Conchitta, ich beſchwöre Sie!"

„Es iſt beſſer, wenn Sie ruhig da bleiben und mich anhören," ſagte ſie, obgleich mit milder Stimme, doch mit einem Ernſte, der ihm imponirte, während deſſen ſie langſam ihre Augen auf das Bild mit dem Epheukranze gerichtet — „zweifeln Sie daran, ob ich an meinen verehrten Meiſter mit weniger Innigkeit gedacht, als Sie, ob ich nicht mit einer unnennbaren Glückſeligkeit mir den

Landſtreicherin, aber dieſer da iſt ein ſchlechter Menſch, der mich verderben will.“

„Das hat gewiß ſeine Richtigkeit,“ ſagte der Jäger lächelnd und ſchaute über ſeine Achſel nach dem Stadtſoldaten hin; „ſei aber die Sache, wie ſie will, ſo ſoll ihm der Spaß dieſes Mal verdorben werden, ich nehme dich unter meinen Schutz.“

Jetzt erlaubte ſich der Steinmann, eine laute Lache aufzuſchlagen, nahm ſeinen Verhaftsbefehl aus der Taſche, hielt ihn dem Jäger vor die Augen und ſagte: „wir wollen doch einmal ſehen, ob Ihr, ein fremder, unbekannter Menſch, Euch unterſtehen wollt, der Polizei in's Amt zu greifen und ſie zu verhindern, zwei ſchlimme Perſonen zu verhaften, das wollen wir einmal ſehen!“

Der Jäger überlegte gerade, ob jetzt ein günſtiger Moment ſei, um den Steinmann zum Fenſter hinaus zu werfen, als ihm und dem armen Mädchen in der ſtämmigen Wirthin des Hauſes eine unerwartete Hülfe zu Theil wurde, die kräftig gegen den Steinmann auftrat.

„Was!“ rief dieſe würdige Dame mit zornrothem Geſicht, welche die letzten Worte gehört hatte, „ein verkleideter Poliziſt will in meinem Hauſe Gäſte inſultiren und ſie verhaften? — Nehme Er ſich in Acht, oder ich werde Ihm zeigen laſſen, was mein Hausrecht iſt!“

„Aber liebe Frau,“ entgegnete der Steinmann geſchmeidig, „Sie muß wiſſen, warum es ſich handelt. Will Sie in Ihrem Hauſe vagabundirende Weibsbilder behalten und will Sie die Polizei hindern, ſolche Geſchöpfe, die zum Schaden aller Menſchen umherſtreifen, unſchädlich zu machen? O, das wird Sie nicht wollen, wackere Frau Siemlich! In einem Gaſthofe, wie der Ihrige, ſolche Frauensperſonen? — Denke Sie nur, wie ſich darüber die Frau Ochſenwirthin freuen würde! Nein, Sie

Augenblick vergegenwärtigt, wo ich ihm ſeine entſchwundene Tochter wieder zuführen konnte oder Kenntniß von ihrem Daſein geben? Und wenn Sie daran zweifeln, ſo werden Sie glauben, daß ich Gründe habe, zu handeln, wie ich gethan, und daß dieſe Gründe vielleicht wichtig genug für Sie ſind, mich eine kleine Weile anzuhören!"

„Gewiß — gewiß, und ich bitte wegen meiner ſtürmiſchen Eile um Entſchuldigung — will Ihnen jetzt auch ohne Unterbrechung mit einer wahren Andacht zuhören!"

„Dort zwiſchen jenen bewaldeten Höhen, die Sie durch's Fenſter ſehen," fuhr Conchitta fort, „lebte Frau Hildegard mit ihrer Tochter, während Roderich in der Stadt war und Alles in Bewegung ſetzte, ſie wiederzufinden; daß es ihr gelang, unentdeckt zu bleiben, verdankte ſie den Bemühungen ihrer Familie, die wohl nicht unterließ, ſie auf's genaueſte von allen Schritten Roderich's in Kenntniß zu ſetzen."

„Ah, der Freiherr von Schenk wird die Mittelsperſon gemacht haben!"

„Wahrſcheinlich, denn es iſt kein Zweifel, daß die Mutter Margarethens mit ihrem Vetter in genauen Beziehungen ſtand und blieb. Als ſich nun Roderich nach Süden wandte, ging ſie nach Norden, und da war es, wo mir der Zufall das gewährte, was meinen emſigſten Beſtrebungen nicht gelungen war: der Zufall und Margarethens Liebe zu mir. Nachdem ich ſie im Norden Deutſchlands vergeblich geſucht, wo ſie auch eine zahlreiche Familie hatte, wandte ich mich wieder hieher, und da war es, wo ich bei anbrechender Nacht vor einem kleinen Poſthauſe in einem unbedeutenden Dorfe zu gleicher Zeit mit einem Wagen, der uns entgegengekommen war, die Pferde wechſelte. Ich war ausgeſtiegen und ſprach einige Worte mit meinem Diener, der das Umſpannen beſchleunigte, und ſtand zufällig ſo, daß der Schein einer Laterne auf mein Geſicht fiel. In dieſem Augenblicke kam der andere Wagen an mir vorüber und ich hörte eine laute, mir wohlbekannte Stimme rufen: ‚Conchitta — es iſt meine liebe Conchitta!'

„Daß ich folgte, verſteht ſich von ſelbſt, eben ſo, daß ich meinen

Postknecht bewog, den voranfahrenden Wagen nicht aus den Augen zu verlieren und nur so viel zurückzubleiben, daß man unsere Verfolgung nicht bemerke. So fuhren wir die Nacht hindurch und erreichten am andern Morgen Dresden, wo ich mir Zimmer in dem gleichen Gasthofe geben ließ.

„Als ich mich auf diese Art meinem Ziele genähert hatte und ruhig überlegte, was weiter zu geschehen sei, schien sich gerade dieses Ziel wieder weit, weit von mir zu entfernen, denn wie konnte ich es anfangen, um mich der Mutter Margarethens zu nähern, ohne befürchten zu müssen, die Kluft, die uns trennte, noch zu vergrößern!

„Sobald ich auf diese Art in ihrer Nähe war, sobald ich mit ihr unter dem gleichen Dache wohnte und nur eine Thür zu öffnen brauchte, um vor ihr zu stehen, fühlte ich erst das Schwierige meines Unternehmens: ich sollte einer Frau gegenübertreten, deren Haß gegen mich, obgleich ich denselben gewiß nicht verdient, sich durch das, was inzwischen vorgegangen war, und durch das, was sie gelitten, sicher nicht gemildert hatte; und dabei erfuhr ich, daß sie leidend war, ja, sehr krank.

„Ich durfte und ich wollte mich der kleinen Margarethe nicht nähern ohne die Erlaubniß der Mutter, und diese zu erlangen, schien mir so unmöglich, daß ich es nicht über mich vermochte, in dieser Richtung irgend einen Schritt zu thun. Auch fühlte ich mich ja schon dadurch glücklich, daß ich Margarethe wiedergefunden, und war unzählige Male im Begriffe, Roderich, dessen Aufenthalt ich wohl hätte erfahren können, davon in Kenntniß zu setzen; doch konnte ich es nicht über mich gewinnen. Es erschien mir wie ein Unrecht, wie eine Feigheit, die arglos neben mir Verweilende mit dem Manne zusammenzubringen, dem sie sein Theuerstes geraubt, den sie selbst in wildem Hasse floh.

„So vergingen Tage, Wochen, und das kalte Wetter des Spätherbstes zugleich mit der zunehmenden Krankheit der Mutter Margarethens, die sie in ihrem Zimmer festhielt, war wohl die Ursache, daß ich ohne ihr Wissen in ihrer Nähe weilen konnte.

„Weder Mercedes noch ich gingen aus, ohne die größte Vorſicht zu beobachten, und wenn ich die Gemälde-Gallerie beſucht, was faſt täglich geſchah, ſo blieb ſie zu Hauſe, um mich von allem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen. Ich war rathlos: jetzt, da ich Margarethe gefunden, wußte ich nicht, was ich thun ſollte, obgleich mir das früher ſo außerordentlich leicht geſchienen. Da half mir der Zufall, indem er, wie ich ſpäter erſt erfuhr, alle meine Vorſicht vereitelte und meine Abſicht, unerkannt zu bleiben, an einer unbedeutenden Klippe ſcheitern ließ. Margarethe, welche häufig mit ihrer Gouvernante — nicht jener Eliſe — im Gaſthofe aus- und einging und die der Liebling Aller geworden war, wurde eines Tages von dem Portier ſcherzhaft aufgefordert, die Adreſſe eines Briefes zu leſen, die ſie gewiß nicht verſtehen würde. Dieſe Adreſſe in ſpaniſcher Sprache aber, von meiner Schweſter Juanita, war an mich, und das junge Mädchen beſtürmte ihre Gouvernante ſo lange mit innigen Bitten, bis ſie ihr erlaubte, mir ſelbſt dieſen Brief zu überbringen. Welche Ueberraſchung — welches Wiederſehen: Margarethe warf ſich mir weinend an den Hals, und meine Thränen floſſen reichlicher, als die des Kindes!“

„Und wie fanden Sie damals das junge Mädchen?“ fragte Warren mit lebhaftem Intereſſe. „Hatte ſie ſich zu jener Zeit ſchon ſo ſehr verändert, wie jetzt? Denn ich geſtehe Ihnen offenherzig, damals, als ich ſie nach ſo langer Zeit zum erſten Male in Zürich wiederſah, fand ich in ihrem Geſichte keine Spur, die mich mit Sicherheit auf meinen ehemaligen kleinen Liebling geführt hätte.“

„Und jetzt?“ fragte Conchitta lächelnd.

„Jetzt allerdings, da ich weiß, daß ſie es iſt, treten Züge hervor, die mich ſo lebhaft an die Vergangenheit erinnern, daß ich es nicht begreifen kann, wie blind ich geweſen!“

„Tröſten Sie ſich — es wäre mir vielleicht ergangen wie Ihnen, hätte ich nicht gewußt, wer ſich mir ſo ſtürmiſch an den Hals warf, und auch da noch mußte ich das liebe, gute Geſichtchen

ſorgfältig ſtudiren, um meine kleine Margarethe von ehemals wiederzuerkennen: nicht nur die Jahre hatten begreiflicher Weiſe ſo gewaltig an ihr geändert und ſie faſt unkenntlich gemacht, ſondern noch mehr das beginnende Erblühen des ſchwächlichen Kindes zu einer herrlichen Jungfrau.“

„Ja, ja,“ ſagte der junge Mann, ſchwärmeriſch vor ſich niederblickend.

„Da ſaßen wir einander gegenüber, Hand in Hand, Auge in Auge, und ſie erzählte mir Alles ſeit jenem traurigen Weihnachtsabende. An ihrem Vater hing ſie noch mit der gleichen Zärtlichkeit, wie damals, und ihre kindliche Liebe hatte das jahrelange Alleinſein mit der Mutter, deren Thränen und kummervolles Darlegen der früheren Lebensverhältniſſe, erfüllt mit liebloſen Anſpielungen und ſchweren Anklagen, nicht vermindern können — ſie ſtellte mir mit bebender Stimme eine Frage in Betreff ihres Vaters, und Gott iſt mein Zeuge,“ ſagte Conchitta, indem ſie die Augen gen Himmel richtete, „ich konnte nicht anders, als ihr dieſelbe der vollen Wahrheit gemäß beantworten, worauf ſie laut aufjubelte, dann aber ihre Hände faltete und mit thränenden Augen ſprach: ‚Meine arme, arme Mutter!‘

„Die Gouvernante Margarethens, eine ältere, brave und ſehr verſtändige Frau, mußte ohne Rückhalt von den Verhältniſſen unterrichtet werden, und glücklicher Weiſe kannte ſie ſchon ſo viel davon, daß es mir nicht ſchwer wurde, ſie wohlwollend für mich zu ſtimmen. ‚Was die Mutter Margarethens betrifft,‘ ſagte ſie mir einige Tage ſpäter, als wir allein waren, ‚ſo haben wir es mit einer ſchwer Kranken zu thun, deren Willenskraft durch langes Leiden allerdings gebrochen iſt, deren Haß gegen den Urheber ihres Unglückes, wie ſie ihn nennt, ſich indeſſen kaum vermindert hat. Gelingt es mir im Verein mit Margarethe, die Leidende zu überzeugen, daß Sie, ſogar alle freundſchaftlichen Verbindungen löſend, uns gefolgt, um den Beweis zu liefern, daß Sie entſchloſſen ſind, ſo zu handeln,

wie Sie ſich in jener Unterredung, die Sie mir mitgetheilt, aus-ſprachen, ſo habe ich nicht alle Hoffnung verloren, daß uns ein Verſtändniß gelingt.'"

Nachdem Conchitta ſo weit erzählt, legte ſie ihr Geſicht in beide Hände, eine lange Weile ſo bleibend, worauf ſie wieder, empor-ſchauend mit umflortem Blicke und einem leichten Schauer, fortfuhr: „Es gelang, aber nach ſchweren Kämpfen, wobei ich mich aller und jeder Waffe begab, wobei ich duldete und litt, wie vielleicht noch kein weibliches Herz in meiner Lage geduldet und gelitten hat. Doch laſſen Sie mich ſchweigend darüber hinweggehen und Ihnen nur noch vom Ende dieſes peinlichen Zuſammenlebens erzählen — Sie müſſen es wiſſen bei dem Antheile, welchen Sie an Marga-rethe nehmen.

„Es war ein ſtürmiſcher, kalter Herbſtabend, als ich lange an ihrem Lager ſaß und ruhig das anhörte, was ſie mir von unglück-lichen Tagen wohl hundert Mal wiederholt: ſie hatte ihre brennen-den Augen auf mich gerichtet, und wenn ſie einen Augenblick, zu kraftlos, um weiter zu ſprechen, inne hielt, ſo bewegte ſie doch un-aufhörlich ihre Lippen, mich ſo erkennen laſſend, daß ſich ſelbſt dann noch ihre Gedanken raſtlos jagten, wenn ſie auch dieſelben nicht zum Ausbruche gelangen laſſen konnte. Bei ähnlichen Auftritten, die ſich häufig wiederholten, wußte ich mir nur dadurch zu helfen, daß ich um Erlaubniß bat, Margarethe rufen zu dürfen, denn eine Entgegnung auf ihre bittern Worte, auf ihre heftigen Klagen war mir durch ihren Zuſtand verboten."

„Sie müſſen viel gelitten haben, Conchitta?"

„Gott weiß es, und wenn ich für irgend ein unüberlegtes Wort meines früheren Lebens, für einen unbedachten Blick Strafe verdient habe, ſo iſt mir die im reichſten Maße zu Theil geworden! — Auch an jenem Abende brachte ich die Rede auf ihr Kind und hoffte, ſie würde nach ihm verlangen; doch ſchüttelte ſie heftig mit dem Kopfe und ſagte: ‚Jetzt nicht!' Dann verſuchte ſie es, ihr Haupt emporzuheben, und ſah mich mit ihrem ſcharfen Blicke eine Zeit

lang, ohne zu ſprechen, auf eine faſt unerträgliche Art an — o, es lag viel Haß in dieſem Blicke, wenngleich ein leichtes Lächeln um ihren Mund ſpielte! — ‚Sie ſind Katholikin,‘ ſagte ſie, ‚und was Sie mir auf das Crucifix ſchwören, werden Sie halten?‘

„Gewiß, brachte ich mühſam hervor, doch braucht es keines Schwures, damit ich ein Verſprechen, das ich Ihnen geben ſoll, halte.

„‚Ein Schwur iſt mir lieber,‘ ſagte ſie und holte unter ihrem Kopfkiſſen ein kleines Kreuzchen hervor. — ‚Ich könnte von Ihnen verlangen,‘ fuhr die Kranke mit einem unnatürlichen Aufflammen ihres Blickes fort, ‚daß Sie mir ſchwören ſollen, nie das Weib irgend eines Mannes zu werden — doch ein ſolcher Schwur läßt ſich deuteln, umgehen — ein ſolches Verlangen müßte mich in die gleiche Klaſſe ganz gewöhnlicher Weiber werfen! Und doch will ich Ihnen vor meinem Ende beweiſen, daß ich Vertrauen in Sie ſetze!‘

„Ich machte eine beſchwichtigende Handbewegung; doch erwiederte ſie mit einem matten Lächeln: ‚O keinen Troſt, der für mich kein Troſt iſt! Ich kenne ganz genau meinen Zuſtand, in Kurzem werde ich dieſe Welt verlaſſen, die mir ſo viel Leid gebracht, und Margarethe wird allein ſtehen — ſchutzlos, rathlos!‘“

„Und nannten Sie in dieſem Augenblicke nicht den Namen des Vaters, unſeres gemeinſchaftlichen Freundes?“

„Ich that es, und, weiß Gott, mit eindringlichen Worten — doch entgegnete ſie mir mit einer Kraft, die ich ihr nicht mehr zugetraut hätte, wobei ſie ihre Hände mehrere Male unruhig von ſich abſtreckte: ‚Von ihm nichts — nichts von ihm — deßhalb gerade vertraue ich Ihnen, nachdem Sie mir geſchworen haben, daß Sie ihn — nie — nie — nie erfahren laſſen ſollen, wo Margarethe iſt, weder durch Wort, noch Schrift, noch durch Vermittlung eines Dritten!‘“

„Und Sie beſchworen das, Conchitta?“ fragte der junge Mann mit einem ängſtlichen Tone der Stimme.

„Dazu war keine Zeit mehr,“ erwiederte ſie mit feuchtem Blicke; „die gewaltige Anſtrengung hatte das Ende der unglücklichen

Frau beſchleunigt; aber auch ohne daß ich ihr den verlangten Schwur geleiſtet, hielt ich mich für verpflichtet, ihren letzten Willen ſo viel ich vermochte zu erfüllen."

„Ah, Conchitta, ich verſtehe Sie kaum — um dem Vater die Tochter vorzuenthalten, die er ſo geliebt?"

„Ich hoffte auf ein gutes Geſchick — auf die Gerechtigkeit Gottes — auf einen Zufall — habe ich umſonſt gehofft?" ſagte ſie, unter Thränen lächelnd, indem ſie Lord Warren ihre Hand darreichte.

„Nein, nein!" rief er in glücklichem Tone — „aber warum ließen Sie dieſen Zufall nicht ſchon vor einem Jahre walten, wo ich Ihnen ſo nahe war?"

„So bin ich nun ſeit zwei Jahren," fuhr ſie fort, ohne auf ſeine dringende Frage zu antworten, „die Beſchützerin Margarethens — eigentlich meine gute Mercedes iſt es, denn dieſe leitet und bevormundet uns gemeinſchaftlich, und ich war glücklich, daß ſie gleich ſo thatkräftig eingriff, denn es gab ſo viel zu thun und zu ordnen, von dem ich, die ich mich früher nur um meine Bilder bekümmert, ſo gar keinen Begriff hatte — auch fand ich in den hinterlaſſenen Papieren die Aufforderung, in einem Falle wie dem damals vorliegenden einen Verwandten der Verſtorbenen, den Freiherrn von Schenk, zu Rathe zu ziehen."

„Ah, denſelben, welcher damals auf ſo wunderbar uneigennützige Art jene Verhandlungen zwiſchen Olfers und ſeiner Gattin leitete und der auch durchaus nichts mit dem Verſchwinden des jungen Mädchens zu thun gehabt haben wollte! Ich hatte die Ehre, ihn da unten wiederzuſehen, und ich kann Sie verſichern, daß mir beim Anblicke dieſes glatten, ewig lächelnden Geſichtes das Blut emporſtieg — ich glaube, eine trockenere und wortkargere Vorſtellung, als die zwiſchen uns Beiden, hat es noch nie gegeben — weiß er, daß Sie hier oben wohnen?"

„Er weiß es."

„Und macht ſeine verwandtſchaftlichen Rechte durch Beſuche geltend?"

„Ja, da ich das nicht hindern kann. — Ihm übergab ich nach dem Tode der Mutter das Vermögen Margarethens, und darüber glaubt er mir zuweilen Rechenſchaft ablegen zu müſſen. Doch beſucht er mich ſelten; Margarethe ſieht ihn faſt nie, da ſie einen unſiegbaren Widerwillen gegen ihn hat.“

„Ah, ſie fühlt wahr und richtig!“

„Es ſind nun faſt zwei Jahre, daß ich mit Margarethe zuſammen lebe, und ſo ſehr ich auch auf den weiteren Zufall hoffe, der eben ſo gut wie Sie auch den Vater in unſere Nähe führen kann, ſo ſehe ich doch dieſem Zeitpunkte mit Zagen entgegen — es wäre mir entſetzlich, das ſo innig geliebte Mädchen zu verlieren!“

„Und verlieren werden Sie ſie doch einmal,“ ſagte der junge Mann, mehr mit ſich ſelbſt als mit Conchitta ſprechend — „auch Roderich kann nicht lange mehr ausbleiben — faſt ſeit einem Jahre finde ich in ſeinen Briefen Andeutungen, daß er zurückkehren wird.“

Conchitta hatte ihre Hände gefaltet und ein Schatten flog über ihre Züge. „Ja, ja, es wird ſo kommen!“ ſagte ſie mit gepreßt klingender Stimme — „er wird zurückkehren und der Zufall ſeine Schritte hieher leiten, er wird Margarethe wiederfinden und ſie mit ſich nehmen, nachdem er mir vielleicht ein dankbares; ‚Gott vergelt' es!‘ geſagt!“

„Das iſt nicht Ihr Ernſt, Conchitta!“

„Und warum ſollte es mein Ernſt nicht ſein? — O, ich habe mit innigem Antheile, in der herzlichſten Freundſchaft die Schritte unſeres verehrten Meiſters verfolgt: er iſt als Künſtler einen großen Weg gegangen, ſein Name iſt berühmt, ſoweit die Kunſt geachtet wird, die ganze Welt ſtaunt ſeine wundervollen Bilder an, ſeine rieſenhaften Compoſitionen — was werden wir, ſeine früheren Freunde, ihm ferner ſein? — Ich ſpreche nicht von Ihnen, Lord Warren, aber ich, eine unbedeutende, arme Malerin?“

Der junge Maler hatte mit faſt finſterem Blicke und mit großer Entſchiedenheit ſeinen Kopf geſchüttelt; als ſie aber ſo ſpeciell von ſich ſelber ſprach, da konnte er ſich eines eigenthümlichen

Lächelns nicht erwehren. — „Sind Sie, die arme Malerin, denn nicht die Schweſter der Marcheſa Donna Juanita de Monterey aus dem alten Hauſe der Vizcarro, die gemeinſchaftlich mit dieſer Schweſter jenen großen Proceß gewonnen, der Sie in den Beſitz fabelhafter Reichthümer ſetzt? Wir plauderten geſtern noch darüber; einer unſerer Attaché's in Madrid wurde als Legations-Secretär hieher verſetzt — ich gratulire Ihrer Armuth, Sennora Conchitta!"

„Und ohne Neid, Lord Warren," gab ſie lächelnd zur Antwort, „wie ich bei Ihren eigenen Verhältniſſen überzeugt bin; doch beantworten Sie mir aufrichtig eine Frage: kann man nicht auch bei großem Reichthume arm ſein, und glauben Sie, daß derſelbe mich, die ſo wenig zum Leben braucht, glücklich machen kann?"

„Ich will Ihnen das zugeben, Conchitta, und will auch verſtehen, daß Sie ſich vorhin eine arme Malerin nannten; doch was Sie über Roderich ſagten, unſern gemeinſchaftlichen treuen und zuverläſſigen Freund, muß ich mit Entſchiedenheit zurückweiſen und bin überzeugt, daß dieſe Vertheidigung in Ihrem Herzen ein lautes Echo findet."

„O, wäre es ſo, wie glücklich wollte ich ſein, mich geirrt zu haben, wenn ich von jenem Augenblicke, dem ich mit ſo heißer Sehnſucht entgegenſehe, nicht fürchten muß, daß er mir Alles — ohne Erſatz nimmt!"

Sie war raſch aufgeſtanden und an das Fenſter getreten, um ihre Bewegung zu verbergen. Warren eilte ihr nach, nahm ſanft ihre Hand, und nachdem er ſie an ſeine Lippen geführt, ſagte er: „Wir werden Alle noch glücklich — Alle, und wenn ich an den Augenblick denke, wo er ſein Kind in die Arme ſchließen wird, ſein ſo lange und ſchmerzlich entbehrtes Kind, und wenn ich ihm dann ſagen muß, daß — und wenn ich ihm alsdann geſtehe, ohne Margarethe nicht leben zu können, ſo . . . ."

Bei dieſen haſtig hervorgeſtoßenen Worten hatte ſie ſich raſch umgewandt und ſchaute ihn mit ihren großen Augen fragend, erſtaunt, aber nicht unangenehm überraſcht an.

„Jetzt habe ich mich doch einmal verrathen,“ fuhr er achſelzuckend fort, „und muß mich nun der Güte Ihres Herzens auf Gnade und Ungnade übergeben — darf ich nach dieſem Geſtändniſſe wiederkommen?“ fragte er in ſchüchternem Tone.

„Das muß ich mit Mercedes überlegen,“ erwiederte ſie, ſinnend vor ſich niederblickend, wobei es reizend anzuſehen war, wie über ihr ſchönes Geſicht eine leichte Röthe flog; ſie drückte die Hände vor ihre Bruſt und weinte nach einer Pauſe: „Aber Eins verſprechen Sie mir, laſſen Sie Margarethe ſo lange über Ihre Liebe in Ungewißheit, bis ſie ſich ſelbſt verräth, und wenn ſie Sie liebt, wird dieſer ſelige Verrath nicht lange auf ſich warten laſſen; und ich will meinen Schützling alsdann doppelt lieben, denn ich fühle es,“ ſetzte ſie mit einem glücklichen Blicke hinzu, „dieſe Neigung wird die Anzahl der Jahre zwiſchen ihr und mir verringern.“

„Ich darf alſo wiederkommen?“

„Was kann ich machen, da der Zufall Sie in unſere Einſamkeit geführt?“

„Nicht ſo ganz der Zufall, ſondern der helle Klang eines Glöckleins, und ich thue hiermit feierlich das Gelübde, irgendwo eines mit ähnlichem Tone zu ſtiften, wenn — wir Alle glücklich werden.“

„Kommen Sie aber mit Vorſicht und nicht zu oft — eine Stimme in meinem Inneren befiehlt mir, Alles abzuwenden, damit unſere glückliche Einſamkeit nicht verrathen werde.“

„Wie ich für die Einſamkeit ſchwärme!“ rief er leidenſchaftlich und ſetzte bittend hinzu: „Darf ich jetzt auf die Terraſſe hinaus, um Ihre ſchöne Ausſicht zu bewundern?“

„Ja, aber ohne es auffallend und häufig zu wiederholen, daß Sie dieſe Ausſicht ſchön finden.“

„Ich verſtehe Sie, und Sie ſollen mit mir zufrieden ſein.“

Mercedes befand ſich noch auf der Terraſſe und bei ihr Edelweiß. Da das Haus hier gegen Norden gerichtet war, ſo hatte man da an ſommerlichen Tagen Schatten und Kühle, ſowie den Blick auf ein von der Sonne beglänztes Thal; daß man aber von

wird mir helfen und beiſtehen laſſen gegen dieſen Herrn da, der ſich unbefugter Weiſe in meine Geſchäfte miſcht.“

Die Frau ließ bei dieſer Rede ihre Arme langſam vom Leibe heruntergleiten und ſah das Mädchen und den Jäger mit fragenden Blicken an. Allerdings mochte das ſchöne Geſicht der Erſteren, die weißen Hände und die wohlgeordnete dicke blonde Flechte, die unter der groben Haube hervorgekommen war, im Vergleich mit der unſcheinbaren Kleidung verdächtig erſcheinen; doch trat der Jäger feſt auf ſie zu und ſagte mit beſtimmtem Tone:

„Ich verſichere Sie, [illegible] Wirthin, ich kenne jenen Menſchen, ich weiß, daß er ein [illegible] iſt, und bin feſt überzeugt, daß es ſich hier [illegible] handelt, um eine Schlechtigkeit, die er [illegible] loſen Geſchöpf Ihres Geſchlechts anthun w[illegible] Mädchen [illegible] unſchuldig und von Ihnen, Frau [illegible] daß Sie es überhaupt nicht dulden [illegible] in Ihr[illegible] ein Spektakel der Art vorfällt, [illegible] in dem [illegible] heißt: die Polizei habe es für [illegible] aus dem Gaſthofe „zur Poſt“ [illegible] was Ihnen das hier, ſo wi[illegible] früh erreiche, für ein Renome[illegible]

Der Steinmann warf dem [illegible] wahrhaft teufliſ[illegible] Blick zu, als er ſah, wie die [illegible] ziemlich abermals [illegible] Arme in die Seite ſtemmte, [illegible] ſagte: „der Herr [illegible] Recht, ich laſſe nun und nim[illegible] ſeinem Hauſe Jema[illegible] den arretiren; ſie können h[illegible] ſehen, und wenn [illegible] morgen das Wirthshaus [illegible] haben, ſo n[illegible] mit ihnen geſchehen, [illegible] keine A[illegible] antwortung.“

Der Steinm[illegible] weiſen [illegible] entgegnete: „dann [illegible] daß ich zum Bürgermeiſte[illegible]

der Stadt nichts ſah, war der Vortheil dieſes kleinen Landſitzes, und es überraſchte die hier Wohnenden jedes Mal auf eine eigenthümliche Art, wenn ſcheinbar aus der dichtbewaldeten Schlucht, durch welche der Weg emporführte, die tiefen Töne der Glocken heraufdrangen. Margarethe ſaß an einem kleinen Tiſchchen und hatte ein Buch in der Hand, aus welchem ſie Mercedes, die mit einer Arbeit beſchäftigt war, vorgeleſen zu haben ſchien; denn jetzt, als die beiden erſchienen, las ſie nicht mehr, ſondern ließ Hände und Buch in ihren Schooß ſinken und ſchaute mit einem leuchtenden, überaus ſeligen Blicke empor.

„Ah, wie ſchön es hier iſt!“ ſagte der junge Mann, dieſes Mal ohne alle Zweideutigkeit, denn er ſchwelgte in der That in dem Anblicke des maleriſch ſchönen Thales — erſt als er wiederholte: „ah, wie ſchön!“ und ſich tief aufſeufzend dabei umſchaute, konnte ſich Conchitta nicht enthalten, ihn lächelnd auf dieſen oder jenen Punkt aufmerkſam zu machen.

„Und das Haus ſelbſt,“ ſagte er, ſich endlich raſch umwendend, „iſt eben ſo einfach als hübſch. Sie ſind ſehr glücklich, hier oben wohnen zu dürfen!“ wandte er ſich an Margarethe.

„O ja, und ich empfinde das auch und bin ſo dankbar dafür!“

Warren hätte ihr noch ſo viel zu ſagen gehabt, und obgleich er durchaus nicht ſchüchtern in der Unterhaltung war, ſo verſtummte er ſogleich wieder, wenn er Conchitta anſah, trotzdem ſich dieſe vollkommen unbefangen neben ihre Schweſter geſetzt hatte. Auf dem Tiſche lag das Skizzenbuch, welches ihm einen willkommenen Stoff zur Unterhaltung gab, indem er mit Enthuſiasmus von den Zeichnungen Conchitta's ſprach und dabei Veranlaſſung nahm, auch die Schülerin zu loben.

Margarethe ſchien durchaus keinen Werth auf ihre Arbeit zu legen, und da er das hörte, ſo durfte er ſich wohl erlauben, ihr zu ſagen: „Ah, Fräulein Margarethe, wenn Sie ſo wenig Werth auf Ihre ſchönen Zeichnungen legen, ſo dürfte ſich ein alter Bekannter wohl erlauben, Sie um eine derſelben zu bitten.“

Es war eigenthümlich, daß er ſie jetzt in Gegenwart der beiden Schweſtern niemals Margarethe allein nannte, noch viel weniger Edelweiß.

„Mit Vergnügen gebe ich Ihnen etwas, doch möchte ich demſelben dadurch einigen Werth beilegen, daß ich es für Sie mache; ich will Ihnen den kleinen Platz zeichnen, auf dem Sie mich heute Morgen gefunden — würde Ihnen das Freude machen?“

„Eine unbeſchreibliche Freude! Da es Ihnen aber wohl nicht möglich iſt, ſich ſelbſt als reizende Staffage hinzuſetzen, ſo bitte ich, nur ein kleines Stück Papier, als hätte es der Wind hinweggeweht, auf dem Boden anzudeuten.“

„Ah, mein Papier!“

„Das Papier, welches mir auf ſo freundliche Art den Weg zeigte.“

„Ei, ei, Margarethe,“ ſagte Conchitta, „Du haſt dieſen Herrn erſt vor einer kleinen Stunde wiedergeſehen und haſt ſchon Geheimniſſe!“

„Geheimniſſe durchaus nicht,“ gab ſie mit einem ehrlichen Blicke zur Antwort; „ich habe es Mercedes erzählt, und ſie hat es recht hübſch gefunden, ich werde es Dir auch erzählen.“

„Später, ſonſt müßte es für unſern werthen Gaſt langweilig ſein.“

„O, das nun gerade nicht; es war ein reizender Gedanke, ein lieber Gedanke, mich durch ein Blatt Papier aufmerkſam zu machen, und welches Glück war das für uns Alle — das werden auch Sie nicht läugnen, Sennora Conchitta?“

„Wie ich lachen mußte,“ ſagte Margarethe, „als ich durch die Zweige Ihr verwundertes Geſicht ſah, und wie raſch Sie hinter der Mauer verſchwanden, um gleich darauf unter dem kleinen Thörchen wieder zum Vorſchein zu kommen!“

„Ja, ſehr raſch — aus Neugierde, aber als ich Sie geſehen und meine liebe Bekannte vom Zuger See wiedergefunden, verwandelte ſich die Neugierde in eine ganz unbeſchreibliche Freude.“

„Auch bei mir — ich ....“

„Doch hatten Sie damals noch keine Idee, wen Sie vor ſich hätten,“ fiel ihr Conchitta raſch in's Wort.

„Nein, Sennora, doch fühlte ich wohl, daß ſich hier etwas ganz Außerordentliches begebe.“

Er warf einen innigen Blick auf das junge Mädchen, als er fortfuhr: „Schon der Klang des Glöckchens, den ich vernahm, erweckte er in mir ganz eigene Empfindungen: mein Herz war förmlich berauſcht von Waldesduft, vom Rieſeln der Quelle, von der bezaubernden Ausſicht; mein Gemüth war empfänglich für alles Poetiſche, Phantaſtiſche, Zauberhafte, ich wußte im Voraus ganz genau, daß mich hier oben etwas Unvorhergeſehenes, etwas Schönes, ja, ein großes Glück erwarte.“

„Sie ſind wahrlich in Ihren Anſprüchen genügſam,“ warf Conchitta ein, „wenn Sie das für ein großes Glück halten!“ und es war mehr der eigenthümliche Ton ihrer Stimme, als die Worte ſelbſt, welcher ſeine Leidenſchaftlichkeit herabſtimmte.

Er konnte ſich eines leichten Seufzers nicht entſchlagen, als er dachte, wie unbefangen und dabei wie ſelig er vorhin in demſelben Fliedergebüſche mit Edelweiß geplaudert — eine Unterhaltung, die auf ſolche Art heute Morgen gewiß nicht wieder herzuſtellen war — vielleicht ſpäter an einem andern Tage, und das ſpäteſtens morgen, hoffte er; und wenn er dann ſo glücklich ſein ſollte, Margarethe wieder einmal allein im Garten zu finden, ſo wollte er gewiß nicht zugeben, daß ſie abermals in's Haus ginge, um zu fragen, ob er bleiben dürfe. — Undankbarer, der er war, hatte er nicht gerade dadurch Conchitta wiedergeſehen und aus ihrem Munde erfahren, was ihn und einen Anderen glücklich machen mußte — an Roderich hatte er bis jetzt mit keiner Sylbe weiter gedacht und ſchämte ſich, als ihm das einfiel. Hätte er nicht ſchon lange auf dem Wege nach dem Telegraphen-Bureau ſein müſſen, um ihm ein paar Worte zublitzen zu laſſen, die ihn zur raſcheren Rückkehr zwangen, wenn er auch dadurch die ganze Wahrheit doch noch nicht erfuhr?

Ja er mußte fort, denn er ſah an dem Kürzerwerden der Schatten auf der Terraſſe, daß die Sonne hoch am Himmel ſtand

— ja, er mußte fort, und auch aus dem Grunde, um Conchitta's wohlgemeinten Wunſch nicht gänzlich außer Acht zu laſſen — und es war ihm doch ſo ſchwer, dieſen vernünftigen Wunſch zu erfüllen, denn er ertappte ſich jeden Augenblick auf einem Gefühle, welches ſein Herz ängſtlicher ſchlagen machte und das ihm die Worte in den Mund legen zu wollen ſchien: ‚Warum ſprechen wir ſo gleichgültige Dinge, Du und ich, da es doch die höchſte Zeit wäre, daß ich Dir zu Füßen fiele, Deine kleinen Hände ergriffe und Dir zurieſe: Margarethe, ich liebe Dich, o ſage, daß auch Du mich liebſt!?'

Wer weiß aber, ob er dies gethan hätte, ſelbſt wenn ſie Beide ganz allein geweſen wären: Margarethe blickte ihn wohl freundlich, aber dabei ſo unbefangen an, ſo arglos, daß es wohl möglich geweſen wäre, daß ſie ihm ſtatt mit den ſehnlich gewünſchten Worten mit einem herzlichen Lachen oder vielleicht mit der freundlichen Verſicherung geantwortet hätte, daß ſie ihn recht lieb habe, gerade ſo wie damals, als er mit dem kleinen Mädchen ſpielte und als er ſich erlauben durfte, ihr blondes, krauſes Haar mit Goldſchaum, den es in einem Büchlein hatte, zu beſtreuen, oder wenn er ihm beim Mittageſſen im Garten ſeines Vaters die Erdbeeren mit ſehr viel Zucker und Rahm zubereitete — ja, dann hatte ſie ihn recht lieb gehabt und ihm das auch niemals verheimlicht. So wohlthuend ihm dieſe Erinnerungen vorſchwebten, ſo dachte er doch im anderen Augenblicke: Es wäre beſſer, wenn ich Margarethe jetzt erſt kennen lernte, denn einem Gefühle, das ich ſo gern in dieſem ſchönen, reinen Herzen entſtehen ſähe, ſteht wohl jenes andere hindernd im Wege, das Gefühl der freundſchaftlichen Zuneigung des kleinen Mädchens gegen ihn, den damals ſchon ſo großen und alten Menſchen — er vergaß alsdann, daß er heute ſiebenundzwanzig Jahre alt war.

Als er nun endlich aufſtand und Conchitta mit einem vielſagenden Blicke verſicherte, dringende Geſchäfte riefen ihn nach der Stadt zurück, ſo ſagte ſie zu ihm: „Ich will und kann das nicht zu verhindern ſuchen, wozu Ihnen der Zufall geholfen; durchkreuzt

und zerſtört er ja doch ſo oft unſere mühſamſt angelegten Wege, unſere ſorgfältigſten Berechnungen."

„Mir war er ein glückſeliger Wegweiſer; ich möchte den Zufall verehren wie eine Gottheit, und wie klug es von ihm war, auf einmal hineinzufahren in das, was wir unſere feinen Berechnungen nennen — weg mit all' dieſen ſogenannten feinen Berechnungen, weg mit all' diplomatiſchen Schlangenwindungen!" rief er in der heiterſten Laune; „dann erſt werden wir Alle anfangen, wieder recht zu leben, wenn wir uns dem Zufalle überlaſſen und von ihm tüchtig hin und her geſtoßen werden — gewiß, Sennora Conchitta," ſetzte er, ſich gegen dieſe neigend, mit leiſer Stimme hinzu, „es lebe der Zufall, der mich, als ich Waldesduft und Ausſicht ſuchte, etwas viel Schöneres finden ließ — ſo Gott will, meine Braut!"

Margarethe hatte ſich mit Mercedes ebenfalls erhoben, und letztere ſagte in beinahe bittendem Tone zu ihrer Schweſter: „Wenn Du nichts dagegen haſt, ſo begleiten wir Beide Herrn Warren bis auf die Straße?" — eine Frage, wofür ſie von dem Betreffenden mit einem dankbaren Blicke belohnt wurde, der ſich in einen vollkommen glücklichen verwandelte, als Conchitta gern beiſtimmte und nun hier auf der Terraſſe dem jungen Manne die Hand zum Abſchiede reichte.

„Auf Wiederſehen, auf baldiges Wiederſehen!" ſagte er, und dann gingen die Drei mit einander fort, nicht auf dem geraden Wege der uns bekannten kleinen Pforte zu, denn es wäre ja unrecht geweſen, wenn man dem Gaſte nicht vorher den ganzen Garten gezeigt hätte, und dieſer war von einer bedeutenden Größe und bot eine hübſche Abwechslung von parkähnlichen Anlagen, freien Plätzen, Wieſenſtücken mit Obſtbäumen und Gemüſeland. Als ſie an eine Stelle kamen, wo ein dichtes und hohes Gebüſch die Gränze deckte, ſagte Margarethe: „Dies iſt zum Schutze gegen die große Fahrſtraße, welche Sie wahrſcheinlich unten geſehen haben; ſie umſchlingt den Berg und ſtößt hier an den Garten, doch wer vorüber-

kommt, ſieht von demſelben nichts als dieſe Gebüſchmaſſe, während wir, wenn wir wollen, die Fahrſtraße benutzen können."

„Hier würden auch Sie bequemer hinabreiten," meinte Mercedes; doch erwiederte der junge Mann mit einem Blicke auf Margarethe, er ziehe es vor, den Weg zurückzunehmen, den er gekommen, und er werde alsdann auf's ausführlichſte ſeine jetzigen glücklichen Gedanken vergleichen mit den höchſt gleichgültigen, unter denen er heraufgeritten.

Während ſie das Alles anſchauten und mit einander plauderten, ging er neben Edelweiß und war eigentlich ein unaufmerkſamer Beſchauer; denn anſtatt Baumgruppen, Wieſenflächen, Obſtbäume, Gemüſebeete anzuſchauen, ſtellte er ſich ſo, daß er wenigſtens das Profil von Margarethens Geſicht ſehen konnte, und ſagte dann in Einem fort: „Ja, es iſt ſo ſchön, außerordentlich ſchön — ich bin entzückt', es zu ſehen — und möchte den Blick gar nicht mehr abwenden!" Wenn ſie dann weiter gingen, wo der Weg ein wenig ſchmal wurde, ſo daß man ſich zuſammendrängen mußte, dann traf es ſich immer ſo, daß ſeine Hand einen Theil ihres Gewandes oder gar ihre zierlichen Finger ſtreifte, worauf ſie ihn dann freundlich anſah, um gleich darauf vor ſeinem leuchtenden Blicke zu erröthen.

Ueberhangende Zweige waren ihm höchſt willkommen, denn er hatte alsdann Gelegenheit, dieſe über ihrem Haupte zu erheben, und wußte es dabei häufig ſo einzurichten, daß er mit ihrem kühlen Haare in Berührung kam. In demſelben trug ſie noch immer die weißen Fliederblüthen, und er hätte ſie ſchon lange um eine derſelben gebeten, wenn ſie dort nicht gar ſo hübſch an ihrer Stelle geweſen wären. Sie ſah in denſelben ſo wunderbar ſchön geſchmückt aus, ſie erſchien ihm wie eine Prieſterin des Frühlings, ſie kam ihm ſo bräutlich vor, daß er, an die Zukunft denkend, nicht wagen mochte, etwas an dieſem reizenden Bilde zu verändern.

Auch dorthin gingen ſie, wo er Edelweiß heute gefunden, und Margarethe erzählte Mercedes noch einmal ganz genau, wie ſie das Pferd habe ſchnauben hören, wie ſie darauf den Reiter

geſehen und erkannt, wie ſie aber eigentlich gar nicht erſchrocken darüber, ſondern gleich gefaßt geweſen ſei und auf ſeinen laut ausgeſprochenen Wunſch das Blatt habe fliegen laſſen.

„Dann kam er und ſtand vor mir,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe und einem tiefen Athemzuge hinzu, nachdem ſie ihre Hände leicht zuſammengelegt. Aber dieſe einfachen Worte begleitete ſie mit einem ſo unausſprechlich glücklichen Blicke, der ſo unverkennbar die Seligkeit ihres Herzens ausſprach, daß er hätte laut aufjauchzen und ihr zu Füßen ſtürzen mögen, und dies wahrſcheinlich trotz Mercedes' Gegenwart auch gethan hätte, wenn in dieſem Augenblicke nicht der Bediente mit ſeinem Pferde erſchienen wäre.

Auch wieder ein Zufall, doch viel eher noch eine Freundlichkeit Conchitta's, die ihn wahrſcheinlich vernünftiger Weiſe von einem übereilten oder wohl gar thörichten Schritte abhielt. So mußte er denn Abſchied nehmen, und wenn er ſich auch bemühte, durch fortgeſetztes lebhaftes Geſpräch die beiden Damen zu veranlaſſen, ihn noch eine Strecke zu begleiten, ſo nahm doch dieſe Begleitung wie Alles in der Welt ihr Ende, und nachdem er, wie er ſich gleich darauf erinnerte, eine Zeit lang gar nichts Anderes mehr geſehen, als das reizende Oval ihres Geſichtes, als ihre guten, ſchönen Augen und die Fliederblüthen in ihrem reichen Haare, und nichts mehr gehört, als daß ſie geſagt: „Auf baldiges Wiederſehen!“ ſowie einige gänzlich unverſtändliche Worte Mercedes' — fand er ſich allein auf dem ſchmalen Pfade neben dem herabrauſchenden Bache, und es fiel ihm nun auf einmal ſchwer auf's Herz, daß er ſich in die Stadt hinab begeben mußte, in die heiße, dunſtige Stadt, angefüllt mit langweiligen Geſichtern. O, er wäre ſo gern hier oben geblieben, er hätte ſeine heiße Seele ſo gern getaucht in das duftige, kühle Waldesdunkel, ſein Geſicht gedrückt in den feuchten Dunſt bemooster Felſen, dabei aufmerkſam lauſchend dem Geflüſter der murmelnden Quelle!

Ach, es ging ſo raſch abwärts — wenn er auch noch ſo kleine Schritte machte und ſich noch ſo häufig umſchaute, ſo hatte er doch

in Kurzem wieder die Stelle erreicht, wo er heute Morgen das Glöcklein gehört! Hier warf er den Zügel ſeines Pferdes, welches langſam hinter ihm drein ſchritt, um einen Baumaſt, nachdem er aus einer kleinen Satteltaſche etwas genommen, und bahnte ſich alsdann einen Weg durch die herabhangenden Zweige bis zu dem klaren Bache, der hier ſchäumend zwiſchen größeren bemoosten Steinen hinabſchoß. Auch in der Mitte des Waſſers lag ein ſolcher flacher, mit Moos bewachſener Stein, den er mit einem tüchtigen Sprunge erreichte, worauf er auf demſelben niederkniete. Er that das übrigens nicht, um ein Gebet zu ſprechen, was wir unter einem ſolchen verſtehen, und doch wieder hatten ſeine Worte die größte Aehnlichkeit damit, wenn auch vielleicht für unſere chriſtlichen Begriffe mit einem etwas heidniſchen Beigeſchmacke. Das, was er vorhin aus der Satteltaſche genommen, war ein koſtbares, doppelſchneidiges, indiſches Jagdmeſſer, das Geſchenk eines Feindes, der lange in Hindoſtan gelebt: es war eine feine Damascenerklinge, die Scheide von Gold, der Griff mit Edelſteinen beſetzt — es war das Koſtbarſte, was er bei ſich hatte, ja, in jeder Beziehung das Werthvollſte ſeiner reichen Sammlung; er machte eine Oeffnung in die dicke Moosdecke, ſchob das Jagdmeſſer behutſam unter dieſelbe, ein Opfer dem Schickſale, welches unſere Tage lenkt, es anflehend, ihm gnädig zu ſein.

Darauf ſprang er zurück an das Ufer, und wie er dort kaum Fuß gefaßt hatte und ſich noch an den dichten Zweigen hielt, die ihn vor jedem Blicke verdeckten, ward ihm eine wunderbare Erſcheinung wie eine Antwort auf ſeine Frage: oben auf der Höhe, von wo der Bach gegen ihn herabgerauſcht kam, in ihrem weißen Kleide leuchtend hervortretend auf dem dunklen Hintergrunde der dichten Laubmaſſen, erſchien ihm Edelweiß, wahrſcheinlich ihm, dem Freunde, nachblickend; einen Augenblick ſtand ſie unbeweglich über dem herabſtürzenden Waſſer, die ſichtbar gewordene Nymphe der Waſſerquelle, dem flüſſigen, flüchtigen, rauſchenden Elemente trauernd nachſchauend; dann beugte ſie ſich herüber, nahm eine der Fliederblüthen aus ihren Haaren, drückte ſie an ihre Lippen und ließ alsdann

dieſen zarten, ſinnigen Blumengruß auf den raſchen Wellen zu ihm in's Thal heruntergleiten.

Er ſah dieſem Spiele athemlos zu, mit gierigem Auge der Blume folgend, die, wie unter dem Schutze des Himmels ſtehend, ohne an den Steinen und Baumſtämmen ſich verletzend anzuſtoßen, gegen ihn herabſchwamm und endlich von ſeiner Hand erfaßt wurde.

Als er dankbar aufblickte, Hand und Blume wie zum Gruße hoch in die Höhe haltend, war die ſüße Erſcheinung droben verſchwunden — ihm aber zu ſeinem unausſprechlichen Entzücken die duftige, weiße Blüthe geblieben, die an ihrem Haare geruht, welche ihre Lippen berührt und deren kleine Kelche ihm tauſend herzliche Grüße überbrachten.

XLVII.

„Der Tag neigt sich zu Ende."

Die Frau Fürstin-Mutter hatte mit ihrem Schwager, dem Prinzen Heinrich, nie in besonders guten Verhältnissen gelebt. Als diese Dame ihren verstorbenen Gemahl geheirathet, waren beide Brüder lebenslustige junge Herren gewesen, besonders Prinz Heinrich, von dessen heiterer Gesellschaft die Frau Fürstin einen schlimmen Einfluß auf ihren Gemahl gefürchtet — ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Daß aber die Abneigung zwischen Schwager und Schwägerin eine gegenseitige war, dürfen wir eben so wenig verschweigen, als daß damals schon der Hof, wie auch heute noch, zwei sich ziemlich schroff einander gegenüberstehende Parteien bildete, zwischen denen der verstorbene regierende Herr in seiner Gutmüthigkeit zu vermitteln suchte und, ohne eine Annäherung möglich zu machen, dadurch selbst in eine schwankende Stellung gerieth, sich heute zu dieser, morgen zu jener Partei neigend.

Prinz Heinrich hatte einen scharfen Verstand, war energisch und konnte es vor allen Dingen nicht ertragen, daß seine mit gleichen Eigenschaften begabte Schwägerin hiedurch die Herrschaft über ihren schwächeren Gemahl errang und davon einen tüchtigen Gebrauch machte.

Denn der höchst unangenehmen, langweiligen und zuweilen

was Ihr mir in Güte verweigert. — Ich will ja durchaus keinen Spektakel machen," ſetzte er liſtig hinzu, „wir bringen das Mädchen mit ihrer Mutter auf ein Zimmer droben, und morgen früh fahren wir mit ihr nach der Reſidenz zurück, das kann gar kein Aufſehen erregen."

„Nein, nein!" flehte Anna, „laßt es um Gotteswillen nicht geſchehen, gebt mich nicht in die Gewalt dieſes Menſchen!"

„Mit Gewalt?" ſagte die Wirthin, die nur dieſes Wort gehört zu haben ſchien, und deren Geſicht abermals zornig roth aufflammte, „mit Gewalt in meinem Hauſe? Das wollen wir doch einmal ſehen! — Und mir mit dem Bürgermeiſter drohen, der drinnen ſeinen Schoppen trinkt? Iſt nicht der Chriſtoph und der Johann im Hauſe, ſitzen nicht in der Wirthsſtube draußen ſechs meiner beſten Kunden, ſechs vierſpännige Fuhrleute, die der armen Frau Siemlich nichts geſchehen laſſen? O, wir wollen das einmal ſehen!" — Die Frau ſteigerte ihre Rede zu ſo lautem Ton, daß der Steinmann und ſelbſt der Jäger ſie zu beſchwichtigen verſuchten.

Der Erſtere, der einen ſchnellen Blick in der Küche umherwarf, bemerkte, daß dieſelbe nur zwei Ausgänge hatte, einen nach der Hausflur, wo der Gevatter verſteckt war, und den anderen nach der Wirthsſtube, wo hinein er ſich zurück zu ziehen beſchloß, um mit Madame Müller zu verhandeln, die gewiß nicht ſo hartnäckig war, und abzuwarten, bis ſich die Wirthsſtube geleert haben würde. Der Jäger aber bat die Frau Siemlich ſich zu beruhigen, indem er ſchon mit dem Herrn da fertig werden wolle.

Der Polizeiſoldat zog ſich in die Wirthsſtube zurück und begann alsbald ein eifriges Geſpräch mit der Mutter des Mädchens; die Wirthin eilte in das Hintergebäude, um ſich für den Nothfall zu überzeugen, ob Johann und Chriſtoph kampffähig ſeien. Anna aber ſank auf einen Stuhl am Herde und berichtete

lebensgefährlichen Pantoffelkrankheit, an der wir armen bürgerlichen Sterblichen zu leiden haben, ſind auch die Großen dieſer Erde unterworfen, in Urſachen und Wirkungen vollkommen ähnlich, nur daß bei den allerhöchſten Bevorzugten die höhere, unnahbare Region, in der ſie zu leben pflegen, die weiten Räume ihrer Schlöſſer, Parks und Villen, der Purpur der Hermelinmäntel, Glanz der Throne ſie mit einem Zauberkreiſe umgeben, durch die ärgerlichen und oft ſehr lauten Aeußerungen dieſer Krankheit nicht durchzudringen vermögen. Der regierende Fürſt war ein ſtiller Dulder, doch wußten nur die vertrauteſten Eingeweihten, daß, wenn er ſeinen feſten, unbeugſamen Willen ausſprach, dies nur eine auswendig gelernte Lection war, und daß, wenn er nur in den allerſeltenſten Fällen von dieſem einmal ausgeſprochenen Willen abging, dies nur deßhalb geſchah, weil ihn ein kräftiger Geiſt überwachte und leitete.

Prinz Heinrich war einer der Wenigen, welche dieſem kräftigeren Geiſte ſo viel als ihnen möglich war widerſtrebten; er that dies zuweilen mit Erfolg, und gerade dieſe Fälle waren es, welche die Abneigung der Fürſtin-Mutter gegen ihn vergrößerten und ſein Schuldbuch ſchwer belaſteten.

Als nun der Fürſt geſtorben war, erſchien es der Mutter leicht, die Herrſchaft, welche ſie über den Gemahl ausgeübt, auch über ihren Sohn zu behaupten, und hier war es wieder der Prinz, der kräftiger als bisher einſchritt und der durch ſein unabläſſiges Bemühen, Ermahnen und Einwirken dem jungen Fürſten wenigſtens in einiger Beziehung zu einer gewiſſen Selbſtändigkeit verhalf. Hatte er ſich damals geſcheut, ſeinen Bruder zu auffallend zu unterſtützen, um den Frieden der fürſtlichen Ehe nicht zu ſtören, ſo fiel jetzt dieſe Rückſicht weg und eine andere trat um ſo ſchärfer hervor, die Regierung nämlich nicht gänzlich in die Hände einer gewaltthätigen, ehrgeizigen, dem Lande fremden Frau fallen zu laſſen. Zu den Mitteln, die er hierzu benutzte und durch die er günſtig auf den regierenden Herrn einwirkte, gehörte auch Rodenberg. Anfänglich,

sollte derselbe nicht viel mehr sein, als ein Spielzeug, das er dem Fürsten zur Ausfüllung müßiger Stunden, deren derselbe viele hatte, vorstellte; doch hatte er sich in so weit in dem Charakter der beiden jungen Leute getäuscht, als es dem Maler gründlicher Ernst damit war, in der Stelle, welche einzunehmen er das Glück hatte, die Kunst in ihren verschiedenen Zweigen zu unterstützen und die Lust hierzu in dem Herzen des jungen Fürsten wachzurufen, was ihm auch glänzend gelang, indem bei diesem Zusammenwirken von Herrn und Diener nicht nur schöne Bauten entstanden, Maler und Bildhauer vollauf zu thun hatten, sondern auch die Wissenschaften nicht unbedacht blieben, indem es Rodenberg's eifrigstes Bemühen war, neben den verschiedensten Künstlern auch Gelehrte aller Art in die Umgebung des Fürsten zu bringen.

Daß bei dieser Nachahmung des Zeitalters der Mediceer im Kleinen der Punct der Oekonomie nicht gar zu genau genommen wurde, ist nicht zu läugnen; doch wenn auch bei Verausgabung bedeutender Summen die Fürstin-Mutter und ihre getreuen Räthe häufig Lust zeigten, die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen, wenn sich das für so hohe Personen geschickt hätte, so brachten anderentheils diese Bestrebungen des Fürsten, Künstler und Gelehrte zu unterstützen und an sich heranzuziehen, einen außerordentlich günstigen Eindruck im Lande hervor, theils durch die Werke, welche unter den Händen jener Männer entstanden, theils durch die schwärmerische Verehrung, die sie dem jungen kunstliebenden Fürsten zollten.

Rodenberg war, wie schon gesagt, die Seele dieses Kreises jüngerer und älterer Männer, welche den Fürsten umgaben, in deren Gesellschaft er sich wohl befand und mit denen er den sprudelnden Schaum seiner Jünglingstage genoß. Wenn der junge Maler für seine Bemühungen von der Fürstin-Mutter und einem guten Theile des Hofes deßhalb auch mit sehr unangenehmen Blicken betrachtet wurde, so galt er ihnen doch nur eigentlich als das Werkzeug des Prinzen Heinrich, wofür letzterer mit dem gesammten Hasse der Partei belohnt wurde.

Wäre nur eine Ausſicht vorhanden geweſen, daß Prinz Heinrich in Ungnade hätte fallen können — doch lag dies beinahe außer dem Bereiche der Möglichkeit: der Prinz, mit einem großen Vermögen, hatte ſich förmlich unabhängig zu machen gewußt und litt auch nicht im mindeſten unter dem oft genug deutlich werdenden Mißfallen der Frau Fürſtin-Mutter — für ihre anzüglichen Worte hatte er eine wenigſtens eben ſo anzügliche Antwort — ihre gehäſſigen Blicke ſchien er gar nicht zu ſehen, und wenn es ja einmal eine kleine Scene gab, auf welche etwas Außerordentliches geſchehen mußte, ſo machte er eine Reiſe in's Ausland, um ſich dort gewaltig fetiren zu laſſen, was die Zeitungen niemals ermangelten, auf's ausführlichſte zu berichten, oder er zog ſich auf eines ſeiner Schlöſſer zurück, um von dort durch zahlreiche Einladungen den Hof in der Stadt zu entvölkern.

Von dem jungen Fürſten war er deßhalb geſchätzt und geachtet, weil er ihm eben ſo wenig einen ſchlechten Rath gab, als er ſich durchaus nicht ſcheute, das mit paſſenden Worten hervorzuheben, was ihm an der Aufführung ſeines regierenden Neffen allenfalls nicht gefiel.

Daß der Prinz ein Lebemann war und es namentlich in früheren Jahren mit ſeinen kleineren und größeren Verhältniſſen nie ſehr genau genommen hatte, darüber brauchte er keinem Menſchen Rechenſchaft abzulegen, denn er war unvermählt geblieben, und hatte alſo auch nach dieſer Richtung hin keine Feſſeln, welche die Frau Fürſtin-Mutter gelegentlich hätte verſuchen können, feſter anzuziehen.

Ob der junge Fürſt die Liebe und Zuneigung, welche er gern öffentlich für ſeinen Oheim zeigte, in der That ohne Rückhalt im Herzen trug, ſind wir nicht genau im Stande, anzugeben — zuweilen und faſt nur immer im Beiſein der Fürſtin-Mutter erlaubte er ſich hier und da ein pikantes Wort gegen den Prinzen, welches dieſer aber gewöhnlich lachend abſchüttelte oder, wenngleich in aller Ehrfurcht, kräftig erwiederte.

So ſchien denn der Prinz nach menſchlicher Berechnung vor

jedem Falle, vor jeder Ungnade geschützt; seine Partei, deren größter Theil sich dadurch ziemlich sicher fühlte, hatte nur eine Kleinigkeit vergessen: jene totale Veränderung nämlich, welcher wir Alle einmal unterworfen sind und vor der sich die Gewaltigen dieser Erde nicht nur eben so gut beugen müssen, wie der geringste Bettler, sondern welche auch diese beiden Endpunkte der Gesellschaft zu einem in die Ewigkeit fortrollenden Ringe macht.

Prinz Heinrich starb — ohne eigentlich krank gewesen zu sein, das heißt seine kurze Krankheit konnte von den Aerzten mit keinem Namen belegt werden, da sie dieselbe nicht begriffen — er fühlte sich ein paar Tage unwohl, ohne daß während dieser Zeit seine Bekannten ihre Besuche unterbrachen, und an demselben schönen Frühlingsmorgen, den wir im vorigen Kapitel zu schildern versucht, schied er still und schmerzlos aus dem Leben.

Damit war einer seiner sehnlichsten Wünsche erfüllt worden, denn er hatte immer gesagt, es würde ihm schrecklich sein, wenn er bei regnerischem Herbstwetter oder an einem unfreundlichen Wintertage diese schöne Welt verlassen müsse, die ihm so viel Angenehmes geboten.

Und so war er dahingeschieden bei geöffneten Fenstern, unter Blumenduft und beim leisen Rauschen des Windes in den Bäumen vor seinem Balkone. — Er hatte sich von seinem Kammerdiener noch eine Mappe voll Zeichnungen berühmter Meister vor den Lehnstuhl bringen lassen und hatte eigenthümlicher Weise durch einen matten Wink seiner Hand ein Zeichen gegeben, nicht weiter umzublättern, gerade bei einem prachtvollen Aquarell Roderich's, welches die Marchesa de Monterey darstellte, wie sie bei jenem Künstlerfeste als Jägerin den Pokal hoch emporhob, den er selbst ihr damals überreichte.

Nachdem er dieses Blatt längere Zeit betrachtet, hatte der Prinz mit einem sanften Lächeln die Augen geschlossen, und sein Taschentuch einen Augenblick an seine Lippen gedrückt, um alsdann die Hand mit demselben etwas rasch zurücksinken zu lassen.

Eine Zeit lang hatte der geduldig wartende Kammerdiener

geglaubt, Seine Königliche Hoheit ſchlafe nur, dann aber die Wahrheit eingeſehen. —

Hier der Tod, dort zu gleicher Zeit in der Bruſt des glücklichen jungen Mannes das friſchquellendſte Leben.

Warren hatte nach einem tüchtigen Jagdgalopp die Stadt erreicht und ritt vor die Wohnung ſeines Freundes Rodenberg, um ihn mit der unerhörten, freudigen Nachricht zu überraſchen. Der Bediente, welcher ihm auf der Treppe entgegenkam, flüſterte ihm hinter der vorgehaltenen Hand zu, was ſich im Schloſſe begeben, daß ſein Herr ſogleich dahin geeilt ſei und wahrſcheinlich den ganzen Tag dort bleiben werde.

Und das war in der That der Fall: der Prinz, der bei allem leichten, heitern Sinne ein umſichtiger Geſchäftsmann geweſen war, hatte nicht nur vor längerer Zeit ſchon alle teſtamentariſchen Verfügungen getroffen, ſondern er hatte ſeinem jungen Freunde Rodenberg ganz beſonders und auf's ſtrengſte anbefohlen, Papiere und Briefſchaften, welche derſelbe in genau bezeichneten Fächern finden würde, im Falle eines plötzlich eintretenden Todes zu verbrennen. Rodenberg war vorſichtig genug geweſen, ſich für dieſen Fall eine ſchriftliche Inſtruction des Prinzen geben zu laſſen, und nach dieſer handelte er nun vielleicht eine Stunde nach dem Tode ſeines Wohlthäters, nachdem er auf die erkalteten Hände deſſelben im Gefühle tiefen Schmerzes und unbegränzter Dankbarkeit ſeine Lippen gedrückt und ſeine Thränen vergoſſen.

Dieſen ſchriftlichen Befehl des Verſtorbenen zeigte er dem Kammerdiener, welcher ſich dagegen ein paar leichte Einwendungen erlaubte, endlich aber nicht ohne Achſelzucken und Kopfſchütteln daran ging, die bezeichneten Fächer aufzuſchließen und die genau chiffrirten Pakete herauszunehmen.

Rodenberg hatte bei dem Verſtorbenen deſſen Adjutanten Oberſten von Werdenberg getroffen, welcher ſich durchaus keine Mühe gab, die Thränen zu verbergen, welche ihm aus den Augen in den dicken Bart rollten.

„Das war ein vortrefflicher Herr,“ ſagte er, dem Eintretenden die Hand reichend; „Wenige haben ihn ſo gekannt und erkannt, wie wir Beide, und für Wenige iſt auch dieſer Verluſt ſo ſchmerzlich, ja, wahrſcheinlich von ſo großen Folgen, wie für mich und für Sie, mein lieber Rodenberg — darüber wollen wir uns keinen Illuſionen hingeben — es iſt räuberhaft, aber wahr!“

„Ich verſtehe wohl Ihren Schmerz um den Hingeſchiedenen — er war Ihnen mehr ein Freund, als ein Gebieter; doch was kann ſein Tod in Ihren Verhältniſſen ändern; man wird Ihre vortrefflichen Dienſte anerkennen und Ihnen wahrſcheinlich die Wahl laſſen, als Adjutant des Fürſten weiter zu dienen, oder ein Regiment zu übernehmen.“

„Oder mich mit Penſion in Ruheſtand verſetzen zu laſſen,“ ſagte Werdenberg achſelzuckend, „und das iſt das Beſte, was noch geſchehen kann; ich gehöre einer vergangenen Zeit an und vermag mich in die neuen, ſchauderhaften Verhältniſſe nicht zu ſchicken; neben dem, was jetzt bei Hofe gilt, kommen wir uns, Gott verzeih' mir die Sünde! faſt unbedeutend vor; man bemerkt, daß wir neben dieſer jungen Generation ſo gar kein Verdienſt haben — ſehen Sie einmal meine Bruſt an — nicht wahr, eine hübſche, breite Bruſt — eine wahrhaft räubermäßige Bruſt — nun ſehen Sie, mein lieber Rodenberg, wenn ich bei Hofe bin und zufällig auf dieſe Bruſt hinabſchiele, ſo erſcheint mir das Kreuz für meine fünfundzwanzigjährigen Dienſte, wie ein verlorener Poſten, und ich komme mir ſo ohne alles Verdienſt vor, neben meinen jungen, und ſehr friſchen Kameraden, auf deren Bruſt ſechs Decorationen prangen . . . .“

„Aber wenn Sie dagegen bedenken, wofür jene ihre Decorationen erhielten, — für keine lange und ehrenvolle Dienſtzeit, für keine glänzende Waffenthat, oft nicht einmal für eine verdienſtvolle Handlung!“

„Das weiß ich allerdings: für ſechs Beſuche an fremden Höfen und dabei geweſen zu ſein, wenn ſechsmal irgend eine große

Begebenheit notificirt wurde, ſechs Orden — dieſe Rechnung iſt richtig!“

„Nun alſo?“

„Aber die Welt urtheilt nach dem Scheine, und ich kann Sie verſichern, es herrſcht heutzutage eine ſolch räubermäßige Begriffsverwirrung, daß die Betreffenden ſelbſt ſich nach ein paar Jahren kaum noch zu erinnern vermögen, bei welcher außerordentlichen That oder für welch großes Verdienſt ſie dieſes oder jenes Kreuz erhalten — nein, nein, ich mag Niemandem im Wege ſtehen, und daß ich das thun würde, wenn ich bliebe, darauf können Sie ſich verlaſſen. Deßhalb iſt mein Entſchluß gefaßt und ich will es ihnen durchaus nicht ſchwer machen, wenn ſie mir auf ehrenvolle Art meinen Abſchied geben!“

„So würde ich alſo zwei Freunde, zwei Beſchützer auf einmal verlieren!“ ſprach der junge Mann in traurigem Tone, worauf ihn der Oberſt von Werdenberg mit großen Augen anſchaute und ihm nach einer kleinen Pauſe erwiederte:

„Sie ſagten mir früher einmal, daß Sie ſich nach dem Augenblicke ſehnten, wo Sie wieder mit Wanderſtab und Skizzenbuch in die Welt hinausgehen könnten — es thäte mir leid, wenn Sie Ihre Anſicht gerade jetzt geändert hätten — gerade jetzt,“ fuhr er mit einem bedeutſamen Blicke auf den Verſtorbenen fort — „was aber meine Freundſchaft anbelangt, ſo halte ich ſie Ihnen unverkürzt feſt, darauf können Sie ſich verlaſſen, und wenn Ihnen ſpäter einmal der Schutz eines beſcheidenen Daches genügt, ſo wiſſen Sie, wo ich mein kleines Landgut habe, auf dem ich jetzt ein räuberhaft idylliſches Leben führen werde — da bin ich Fürſt auf meinem eigenen Grunde und Boden und habe meinen eigenen Hof, gehörnt und ungehörnt, lauter treue, redliche und dankbare Beſtien!“

Er wiſchte ſich mit der umgekehrten linken Hand über die Augen, reichte dem jungen Manne ſeine Rechte und verließ alsdann das Zimmer, ohne ein Wort weiter zu ſprechen.

Die Aerzte, welche man eiligſt gerufen, die aber nur kurze

Zeit da geweſen und raſch davongeeilt waren, um ihre weiteren Meldungen zu machen, hatten in Rückſicht auf den regierenden Herrn und die Frau Fürſtin-Mutter eine ſpaniſche Wand um den Fauteuil ſtellen laſſen, auf welchem der Verſtorbene ruhte.

Im Nebenzimmer war unterdeſſen ein Lakai damit beſchäftigt geweſen, Feuer in einem Kamine anzuzünden; doch während er dies auf die Weiſung Rodenberg's that, nickte er mit dem Kopfe, nachdem ihn Jener verlaſſen, und ſprach halblaut vor ſich hin: „Nun, das wird wohl der letzte Befehl ſein, den ich von dem da erhalte — daß es wenigſtens der letzte iſt, den ich ausführe, darauf kann er ſich jedenfalls verlaſſen!“

Der Maler trat dicht an den Fauteuil, in welchem ſein Wohlthäter ruhte, und da die ſtrenge Hand des Todes ſeinem Gefühle nach den Unterſchied des Standes ſo weit verwiſcht hatte, daß er in dem Verſtorbenen nur noch einen edeln Menſchen ſah, der ihn geliebt, der ihm Gutes erzeigt, ſo drückte er ſeine warmen Lippen auf die eiskalte Stirn des Todten, und während ſeine Thränen abermals und reichlicher floſſen, flüſterte er ihm heiße Worte der Dankbarkeit zu.

Draußen lachte der wunderbarſte Frühlingsmorgen und drang mit Sonnenſchein und Blätterduft zu den geöffneten Fenſtern herein.

Eine tiefe, feierliche Stille rings umher wurde wohlthuend unterbrochen durch das leiſe Rauſchen in den Blättern, durch das Summen leichtbeſchwingter Bienen, durch den tiefen Klang einer einzigen Glocke, die abſichtslos zum Sterbegeläute ward — ein leuchtendweißer Schmetterling umgaukelte einen Augenblick die weiße kalte Stirn des Verſtorbenen und ſchwang ſich dann durch das geöffnete Fenſter hoch gen den blauen Himmel empor.

Nach dieſem einfachen Trauerdienſte, den Sonnenglanz, Blumenduft, leidtragende Biene und Schmetterling hier zugleich mit dem tief ergriffenen Gemüthe des jungen Mannes gefeiert, richtete ſich dieſer auf und begann im Neben-Cabinette den ihm übertragenen Dienſt.

Es war eine ziemlich bedeutende Anzahl der bezeichneten Pakete da, welche zerſtört werden ſollten, und da Rodenberg nur immer eines nach dem andern vornahm, um keine unverbrannten Reſte zu hinterlaſſen, ſo brauchte er eine ziemliche Zeit dazu. Die Thür neben ſich hatte er angelehnt und hörte deutlich, wie nach und nach eine Menge Perſonen dort eintraten und wieder fortgingen, ohne daß ſeine Aufmerkſamkeit dadurch beſonders in Anſpruch genommen worden wäre. Jetzt aber ſchien ſich nebenan etwas Wichtigeres zu begeben; er hörte ziemlich laut die Stimme des Oberhofmeiſters und des dienſtthuenden Kammerherrn des Verſtorbenen, das Wegrücken von Möbeln und dann nach einer kleinen Pauſe das geräuſchvolle Oeffnen der anderen Thür, das Rauſchen eines ſchweren Kleides und den Ton einer ſehr ruhigen, harten Stimme, welche fragte: „Wo iſt die Leiche?“

Er vernahm das Wegrücken der ſpaniſchen Wand und hierauf die Stimme des Fürſten, der in weichem Tone ſagte: „Mein armer, guter Oheim!“ —

„Ein eigenthümlicher Geruch,“ hörte er nach ein paar Minuten die Stimme der Frau Fürſtin-Mutter ſagen; „es iſt gerade, als wenn hier etwas verbrannt worden wäre!“ — Dann vernahm man die flüſternde Stimme des Kammerdieners, ohne deſſen Worte verſtehen zu können, und hierauf ein allgemeines A—a—a—ah! der Ueberraſchung, welchem die hohe Dame hinzuſetzte: „Das iſt doch ſeltſam!“

Raſch wurde nun die Thür von dem dienſtthuenden Kammerherrn geöffnet, und Rodenberg, welcher ganz ruhig vor dem Kamine ſtand, und bis jetzt die züngelnden Flammen betrachtet hatte, ſchaute, aufblickend, verſchiedene hohe, höchſte und allerhöchſte Augen, welche für ihn durchaus keinen Ausdruck von Freundlichkeit hatten.

„A—a—a—ah, das iſt ſogar ſehr ſtark.“

„Mindeſtens unbegreiflich!“ ſagte der Fürſt, während ein paar der oberſten Hofchargen vor Entſetzen ſichtlich zuſammenſchauerten und einige ohnehin ſchon ſehr angegriffene Hofdamen in Ohnmacht zu fallen drohten.

„Frech — das ist das richtige Wort!“

Wir müssen gestehen, daß die Hand des Ober-Hofmarschalls der Frau Fürstin-Mutter förmlich bebte, als er den Händen des Malers jenes Blatt Papier entnahm, welches ihn nicht nur berechtigte, hier zu sein, sondern ihm auch zu handeln befahl, wie er gethan.

„Eine jene sonderbaren, unerklärlichen Grillen meines theuren Schwagers!“

„Welche zur Ausführung,“ sprach der Ober-Hofmarschall in tiefster Entrüstung, „eine Hand gefunden hat, die auch wohl zu Anderem fähig ist!“

Rodenberg war im Begriffe, dem Sprecher einen bezeichnenden Blick zuzuwerfen, doch besann er sich eines Besseren und sagte kalt und ruhig: „Die Hand, Herr Ober-Hofmarschall, welche hier ihre Pflicht gethan, that es nur nach einem verlangten und gegebenen feierlichen Versprechen — dieses Blatt hier ist Nebensache und sollte nur für alle Fälle zu meiner Legitimation dienen.“

„Sagen Sie diesem Herrn,“ wandte sich jetzt die Fürstin-Mutter an ihren Ober-Hofmarschall — „natürlicher Weise mit der Erlaubniß meines Sohnes —, daß in solchen Fällen ein Versprechen und ein ähnliches Blatt Papier nur dann irgend eine Gültigkeit haben kann, wenn betreffenden Orts hierüber ein Befehl eingeholt worden ist — nicht wahr, mein Sohn?“

„Gewiß, Mama!“

„So klar wie die Sonne!“ sagte der Ober-Hofmarschall mit einem Blicke gen Himmel.

„So habe ich denn Unrecht begangen,“ entgegnete der Maler, sich gewaltsam zusammennehmend, in ehrerbietigem Tone, „das ich leider für kein Unrecht erkennen kann — ich hatte geglaubt, letztwillige Verfügungen würden in jedem Kreise heilig gehalten.“ — Er wollte hinzusetzen: „Nicht nur bei uns gewöhnlichen Bürgersleuten,“ doch schwieg er.

„Sie hätten dieses Blatt Papier vorzeigen und einen Befehl

dem Jäger, der ſich neben ſie an den Kaminſtein lehnte, ſo viel es nöthig war, von ihrem früheren Leben und wodurch es gekommen ſei, daß der Steinmann ſie verfolge.

„Ich habe immer gewußt, daß er ein ſchlechter Kerl iſt, und es wäre am Beſten, wenn man auf Unterſuchung gegen ihn antrüge.“

„Nein, nein!“ entgegnete Anna, „das kann und darf nicht geſchehen. Er würde ſich herauszuziehen wiſſen und meine arme Mutter angeben, und ſie käme ins Unglück, ins bitterſte, entſetzlichſte Elend! O, glauben Sie mir, mein Herr, ich habe, ſo jung ich bin, ſchon viel, ſehr viel erlebt, ſchon viel, ſehr viel gefehlt, aber ich bin kein ſchlechtes Geſchöpf, gewiß nicht! nur unglücklich, fühle jedoch alle Kraft in mir, wieder gut zu machen, was ich vielleicht verbrochen!“

Der Jäger blickte in die Gluth des Feuers und verſank in tiefes Nachſinnen, ihm kamen wieder ſeine Ideen des immerwährenden Traumes, er dachte an ſeine Jugend, an den blauen Regenſchirm, an den tiefen See des Dorfes, und geſtand ſich ſchaudernd, wenn er damals älter geweſen wäre und verſtändiger, ſo wär das nicht vorgefallen, als er damals aus der Stadt im Regen nach Hauſe gieng an ihrer Seite; er hätte vielleicht nicht zu Hauſe ſo lange im Bett gelegen und wäre vielleicht nicht in jenen Schlaf gefallen, in welchem er heute noch fortträumte; aber hier war faſt der gleiche Fall: eine Mutter, die ihr Kind geopfert, aber ein Kind, das ſich ſelbſt emporreißen wollte aus der Tiefe, in die es verſunken. Das hatte ihm freilich Anna alles nicht mitgetheilt, aber wie geſagt: er träumte von dem blauen Regenſchirm, er träumte von jener Mutter und fühlte in dem Innerſten ſeines Herzens, daß hier der gleiche Fall ſei.

Das Mädchen hatte lange zugeſchaut, wie ihr Retter ſo tief in Gedanken verſunken daſtand, und wußte nicht, wie genau er unbewußter Weiſe in dem Augenblicke ihre Vergangenheit

darüber einholen müſſen!“ bemerkte der Fürſt in einem etwas ſtrengen Tone, während ſich ſeine Augenbrauen finſter zuſammenzogen.

„Wenn ich einen Fehler begangen habe, ſo bitte ich um Verzeihung, ſo wie nachträglich um Erlaubniß, das, was ich verſprochen, halten zu dürfen!“

„Ah c'est trop fort!“ hörte man im Hintergrunde des Zimmers.

Die Frau Fürſtin Mutter hielt das Blatt Papier in ihren Händen und übergab es jetzt, ohne den jungen Mann auch nur eines Theiles jenes kalten gleichgültigen Blickes aus ihren Augen zu würdigen, dem Ober-Hofmarſchall — wo Rodenberg ſtand, war für ſie Luft und nichts als Luft, und der ſtrenge Ton ihrer Stimme vervollſtändigte ihre Worte, als ſie nun zu ihrem Sohne ſagte: „Es iſt wohl überhaupt nicht Dein Befehl, daß jener Herr uns in dieſem feierlichen Augenblicke länger mit ſeiner Gegenwart beehre.“

„Gehen Sie, Rodenberg, gehen Sie und erwarten Sie mich,“ ſagte der Fürſt in einem etwas milderen Tone; doch ſetzte er nicht hinzu, wo er ihn erwarten ſolle, wie er vielleicht auszuſprechen gewillt war, denn die Frau Fürſtin-Mutter befahl dem Kammerdiener mit ſehr lauter Stimme, die noch neben dem Kamine liegenden unverbrannten Pakete aufzuheben und ihrem Ober-Hofmarſchall zu übergeben.

Rodenberg that nun hier allerdings etwas, das gegen alle Etiquette war, denn er trat mit einer tiefen Verbeugung bis auf die Schwelle des Gemaches, ſehr nahe vor die Herrſchaften und ſagte alsdann in einem eigenthümlich bewegten Tone und mit einem Blicke, welcher dem ſtillen Manne im Lehnſtuhle galt: „Da es mir alſo nicht vergönnt iſt, mein Verſprechen zu halten, ſo möge mir der verzeihen, dem ich's gab, und er wird es thun, da er von mir überzeugt ſein konnte, daß ich nach ſeinem Willen gehandelt haben würde, ohne Rückhalt, ohne Deutelei, ohne irgend eine Nebenabſicht!“ — Dann machte er eine zweite Verbeugung, wandte ſich kurz um und verließ das Cabinet und das Schloß mit ſo hoch erhobenem Kopfe, daß manche der Beamten und Lakaien, welche ihm begegneten, in dem Glauben, er ſei von den allerhöchſten Herr-

schaften außerordentlich gnädig behandelt worden, an ihm mit ganz besonders ehrfurchtsvollem Gruße vorbeigingen. Wie ärgerten sich die meisten von ihnen, als sie später den wahren Sachverhalt erfuhren, und wie gern hätten sie ihren ehrfurchtsvollen Gruß zurückgenommen, um ihn mit einem gewissen stillen Lächeln der Befriedigung vertauschen zu können!

Rodenberg verließ das Schloß und ging nach seiner Wohnung. Dort, in seinem Zimmer, schritt er lange traurig bewegt, aber durchaus nicht unglücklich auf und ab, ja, wenn ihm auf Augenblicke das Bild seines verstorbenen Wohlthäters und Freundes verschwand und er an sich selbst und an den wahrscheinlichen Stand seiner Angelegenheiten dachte, so konnte er sich eines tiefen Athemzuges nicht erwehren, eines jener Athemzüge, welche die Brust erleichtern und uns unwillkürlich mit einem frohen Ausdrucke gen Himmel blicken lassen. Er fühlte es wohl, die goldene Kette war zerrissen, die man so gern trägt, trotzdem sie eine Fessel ist; er schaute um sich her auf die Bäume vor seinem Fenster und über sie hinweg auf die fernen Berge, und es war ihm gerade zu Muthe, als bemerke er den kleinen Pfad, den er in Kurzem wandern werde — er mit seinem Skizzenbuche und seinem Stocke — sonst allein — ganz allein.

Er strich langsam mit der linken Hand über seine Brust in der Gegend des Herzens, als könne er dort Erinnerungen abstreifen, die schon lange von selbst fallen wollten wie verwelkte Blätter — Erinnerungen an die Jahre, die er hier verbracht — Erinnerungen an sie — an sie.

„Das Alles muß ich versuchen, hier zurückzulassen," sagte er ohne Traurigkeit, wenngleich schmerzlich bewegt — „es war ein schöner Traum, aus dem man mich ein wenig unsanft aufgeweckt hat!"

So verging dieser Tag, an dem Rodenberg seine Wohnung nicht mehr verließ — seine täglichen Geschäfte im Schlosse widerten ihn an: da sollte er Versprechungen machen, da sollte er befürworten, er, der überzeugt zu sein glaubte, daß sein Fürwort von

nun an nur noch eine entgegengeſetzte Wirkung haben konnte, er, der ja nicht im Stande war, die für ſeine Perſon gegebenen Verſprechungen zu halten.

Am andern Morgen ließ er auf ſeiner Kanzlei anfragen, ob dringende Geſchäfte vorhanden ſeien; ob ihn viele Leute erwarteten, darüber ſollte ihm ſein Diener mündlich berichten. Die Antwort des Secretärs lautete, Dringendes gäbe es gar nichts, und der Lakai ſagte, das Vorzimmer ſei ganz leer geweſen.

Rodenberg hatte geſtern Niemanden ſehen wollen, und deßhalb war auch Warren zweimal vergeblich dageweſen — heute aber ließ dieſer ſich nicht abweiſen und trat mit der Frage in's Zimmer, ob er auch heute für ihn nicht zu Hauſe ſei. „Das iſt ein eigenes Benehmen", ſetzte er hinzu, „ſeine Thür zu verſchließen, wenn im inneren, wie im äußeren Departement ſo Wichtiges vorgeht!"

„Ja, Unangenehmes genug, und ich erwarte von Ihnen eher eine Belobung, weil ich es vor der Hand für mich behalten wollte."

„Graſſer Egoismus und unnütze Vorſicht — glauben Sie denn, eine Geſchichte, welche ſich vor einem guten Theile des Hofes zutrug, habe ſich nicht geſtern ſchon mit den wunderbarſten Zuſätzen verbreitet wie ein Lauffeuer in dürrem Graſe?"

„Ich kann mir dieſe Zuſätze denken."

„Nein, das können Sie wahrhaftig nicht, obgleich Sie einige Phantaſie haben."

„So laſſen Sie mich etwas davon hören."

„Wozu das? Sie würden ſich nur darüber ärgern."

„Gewiß nicht, und ich halte es für gut, Nachreden über mich jetzt ſchon kennen zu lernen."

„Erinnern Sie ſich der würdigen Madame Schmitz, der Mutter unſeres gemeinſchaftlichen Freundes Michel Angelo? Von ihr erzählten Sie mir einmal, auf welche erfindungsreiche Art man damals das Unglück Roderich's vergrößert."

„O ja, brachte man doch ſogar das Skelett in ſeinem Atelier mit dem Verſchwinden ſeiner Frau in Zuſammenhang. — Sie

zweifelten vorhin an meiner Phantasie — soll ich Ihnen wiederholen, was man über mich sagt?"

„Darauf wäre ich begierig."

„Zuerst weiß man ganz genau, daß jener schriftliche Befehl des Prinzen, seine Briefe zu verbrennen, von mir selbst gemacht war, um mich in den Besitz wichtiger und werthvoller Papiere zu setzen."

„Getroffen — getroffen!" sagte Warren heiter.

„Andere, gutmüthigere Leute ließen mich zu gleicher Zeit noch ein paar Hände voll Brillanten mitnehmen, die mir natürlicher Weise auf Befehl des Fürsten wieder abgenommen wurden."

„Weiß Gott, Sie haben die Gabe des zweiten Gesichtes!"

„Die Besten," fuhr Rodenberg gleichmüthig fort, „flüstern, der Prinz sei eigentlich keines natürlichen Todes gestorben, sondern habe Gift getrunken, das ich ihm gemischt."

„Ausgezeichnet," lachte Warren, „ganz vortrefflich, und wenn das so fortgeht, so erfahren wir morgen früh, Sie hätten das Feuer im Kamine entweder angezündet, um vermittest der umhergestreuten Papiere das Schloß in Brand zu stecken, oder damit Ihren Wohlthäter zu rösten und dann zu verspeisen — ein solcher Gebrauch, um den Verstorbenen zu ehren, soll noch bei einigen Stämmen von Wilden Statt finden."

„Auf alle Fälle scheint man freundlich über mich gestimmt zu sein," sagte der Maler, indem er gedankenvoll zum Fenster hinausblickte.

„Wundert Sie das? Mich durchaus nicht!"

„Sie sind noch nicht lange genug hier, lieber Warren," fuhr der Andere in ruhigem Tone fort, „als daß ich zu Ihnen sagen könnte, nennen Sie mir irgend Jemanden, dem ich wissentlich Unrecht gethan, oder dem ich nicht geholfen, wenn ich ihm helfen konnte — es würde Ihnen schwer werden und wenn Sie Buch geführt hätten über alle meine Thaten und über jeden meiner Schritte, wogegen es mir ein Leichtes wäre, Ihnen Namen zu nennen aus den verschiedensten Kreisen, aus den verschiedensten

Ständen, denen ich gefällig war, denen ich geholfen, denen ich Gutes gethan, ſo viel es in meiner Macht ſtand — ich darf das wohl ſagen, da ich mich ja vorhin nicht ſcheute, mit Ihnen über meine jetzigen Nachreden zu ſprechen — doch laſſen wir das — nur wenn Sie etwas Poſitives über mich in Erfahrung gebracht, was mit dem geſtrigen Vorfalle im Zuſammenhange ſteht, ſo erzeigen Sie mir eine Gefälligkeit, wenn Sie es mir mittheilen."

„Ich erfuhr nur ſo viel, daß Ihre Feinde bei Hofe — und Sie haben deren eine gute Anzahl — gewaltig heitere Mienen machen, wenn von geſtern und von Ihnen die Rede iſt. Sie werden mir dabei glauben, daß ich einige ſehr verblüffte Geſichter hervorrief, als ich über Sie ſprach, wie es aus meinem Herzen kam."

„Sie ſollten das in Ihrer Stellung nicht thun."

„Pa, meine Stellung — habe ich ſie mir ſelbſt gewählt? — Ich ließ mich durch meinen Vater in die diplomatiſche Carrière lanciren, um aus England fortzukommen, weil es mir dort langweilig war und weil ich mit Sicherheit darauf rechnen konnte, im Auslande Euch, meinen lieben Freunden, zu begegnen und daß wir Beide berechtigt ſind, uns mit dieſem Namen zu nennen, daran werden Sie auch wohl nicht zweifeln."

Er reichte bei dieſen Worten Rodenberg ſeine beiden Hände, die Jener herzlich ſchüttelte, worauf Warren fortfuhr: „So, das wäre das innere Departement; jetzt wollen wir zum äußeren übergehen, und von dem will ich Ihnen eine kleine Idylle erzählen, welche alle Schatten, alle Falten von Ihrer Stirn ſcheuchen wird — aber ſetzen wir uns, oder vielmehr, ſetzen Sie ſich, denn ich muß auf und ab gehen, wenn ich Ihnen das erzähle, ich muß hinauslachen können, hinausjubeln, vielleicht auch hier und da vor Freude einen Luftſprung machen!

„Aber wie ſoll ich anfangen, um im Style einer hübſchen Novelle Ihnen der Reihe nach zu erzählen, wie ſich Alles das begeben?" ſprach Lord Warren in ſichtlicher Erregung zu ſeinem Freunde Rodenberg. „Ich ſah Sie ja noch, ehe ich zu Pferde

ſtieg, dann ritt ich fort durch das friſche Grün, und, berauſcht von Frühlingsluft, verſtand ich das Murmeln des Waſſers, die Sprache eines Glöckleins, den Geſang der Vögel, das Duften der Blumen — kurz, wurde ganz unſinnig vor Freude!“ — Das Alles ſprach, jubelte er vielmehr in toller Haſt heraus, und als er ſah, wie ihn der Andere kopfſchüttelnd betrachtete, ſchlug er ſich vor die Stirn und ſagte nach einem tiefen Athemzuge: „Ich habe es ja wohl gewußt, daß es mit dem Erzählen ſo nicht geht — hier im Herzen und da in der Kehle ſteckt mir der Schluß meiner Novelle, und ehe ich dieſen nicht hinausſprudle, wird es mir nicht möglich ſein, Ihnen etwas in einer anſtändigen Folge zu erzählen!“

„Nun, ſo ſprudeln Sie denn in Gottes Namen zu — es iſt wahr, Ihre Mittheilungen ſind ein wenig verwirrt.“

„Vor Freude — und auch Sie werden verwirrt werden — bereiten Sie ſich denn vor, etwas ganz Außerordentliches zu vernehmen!“

„Nur zu — ich bin vorbereitet genug — mein Inneres iſt dürr und trocken und kann durch ein großes, freudiges Ereigniß nur erfriſcht und gehoben werden!“

„Aber Sie haben gar keine Idee davon, was Sie hören werden,“ ſagte Warren, indem er ſich vor den Freund hinſtellte die Hände gefaltet und ihn kopfnickend betrachtend — „halten Sie ſich feſt, Rodenberg — halten Sie ſich feſt!“ — Er legte ihm die Rechte auf die Schulter und rief ihm mit lauter Stimme zu: „Denken Sie ſich, ich habe Edelweiß wiedergefunden!“

„A—ah, die junge Dame, die Sie in Zürich trafen und für die Sie ſich intereſſirten!“

„Was junge Dame — was intereſſiren? — Edelweiß — einzig in ihrer Art wie ihre Blumenſchweſter — Edelweiß, die ich ganz toll und raſend liebe!“

„Nun, nun, das überraſcht mich wohl und freut mich auch einiger Maßen, ich fürchte aber, wir werden in Folge davon von einem unüberlegten Streiche hören.“

„Möglich, möglich — aber hören Sie weiter.“

„Noch eine Ueberraſchung? Ich hoffe auf eine noch angenehmere,“ bemerkte Rodenberg lächelnd.

Warren hatte ſich gegen ihn geworfen, hatte mit ſeinem Arme den Hals des jungen Malers umfangen und den Mund ſeinem Ohre genähert, als wolle er ihm etwas zuflüſtern, rief ihm aber bebend vor Aufregung mit lauter Stimme zu: „Ich habe Edelweiß gefunden, und Edelweiß iſt Margarethe, unſere kleine Margarethe von damals — Olfer's Margarethe!“

„A—a—ah, Warren! Und deſſen ſind Sie gewiß?“

„So gewiß ich es über mich ſelbſt bin!“

„Margarethe wiedergefunden — und iſt kein Irrthum möglich?“

„Unmöglich — ich bin der Wahrheit ſicher durch die liebſten und wahrſten Zeugen — nennen Sie auch dieſe Neuigkeit unbedeutend?“

„Sie iſt ſo groß, daß ich ſie kaum zu faſſen vermag — Margarethe wiedergefunden!“

„Und wie — ſchön und liebenswürdig über alle Beſchreibung!“

„Margarethe — welches Glück für unſern guten Roderich!“

„Und für uns!“ rief Warren begeiſtert — „ein Hurrah dafür, und noch eines und noch eines!“

„Ja, ein Hurrah aus vollem Herzen und einen Freudenſprung dazu!“ rief der junge Maler auffahrend, und da ihn der Andere nicht losließ und der Freudenſprung doch gemacht werden mußte, ſo entſtand daraus eine ganze Kette von Freudenſprüngen, welche einem tollen und wilden, durch das ganze Zimmer raſenden Walzer außerordentlich ähnlich ſahen.

Endlich ſtanden die Beiden, hoch aufathmend und dabei lachend, ſo gut es eben gehen wollte, ſtill und waren nicht wenig erſtaunt, einen Zuſchauer zu haben, der ſeinerſeits ein noch größeres Erſtaunen an den Tag legte. Unter der Thür ſtand nämlich der Kammerherr Freiherr von Schenk, und das ſtereotype Lächeln ſeines glatten Geſichtes, das auch jetzt noch nicht gewichen war, brachte,

gemiſcht mit dem angedeuteten Erſtaunen, auf ſeinen Zügen einen höchſt ſonderbaren Ausdruck hervor: dabei hatten ſich ſeine Augenbrauen ſehr hoch emporgezogen, während ſeine Unterlippe ſehr tief herabhing.

„A—a—a—ah — Sie verzeihen — meine — Herren — der Bediente führte mich herein!“

„Und das bedarf durchaus keiner Entſchuldigung, Herr Baron,“ ſagte Rodenberg, auch jetzt noch ein heiteres Lächeln um die Lippen — „ich läugne es nicht, daß wir luſtig waren.“

„Bei offenen Thüren,“ warf Lord Warren ein, „alſo ohne daraus ein Geheimniß machen zu wollen.“

„Ich bin entzückt von Ihrer Fröhlichkeit und bedaure nur, dieſelbe geſtört zu haben; doch dürfen Sie überzeugt ſein, daß ich dies ohne einen triftigen Grund gewiß nicht gethan haben würde, und hätte auch mit demſelben noch gewartet, wenn ich nicht durch Ihren Diener hereingeführt worden wäre — bitte alſo nochmals um Entſchuldigung!“

„Unnöthig, Herr Baron — auch kann ich meinem Diener keine Schuld geben, denn er weiß am beſten, daß in meiner Wohnung Alles bei offenen Thüren verhandelt wird!“

„Ich laſſe Sie jetzt, Rodenberg,“ ſagte Warren, indem er dem Freunde die Hand reichte, „behalte mir aber ganz genaue Mittheilung bis ſpäter vor — ich muß meine reizende Novelle an den Mann bringen.“

„Und ich freue mich ſehr darauf!“

Der Lord machte dem Kammerherrn eine abgemeſſene Verbeugung, welche dieſer in der Art erwiederte, wie ein Nußknacker zu machen pflegt, wenn man ſeinen ſteifen Zopf hinten aufhebt. — „Ein charmanter junger Herr!“ ſagte er aber, dem jungen Engländer nachſchauend, als dieſer im Vorzimmer verſchwunden war.

„O ja, und ein guter zuverläſſiger Freund!“ warf Rodenberg leicht hin, indem er mit der Hand nach einem kleinen Fauteuil wies, auf den ſich der Kammerherr Freiherr von Schenk langſam

und ſehr bedächtig, ſeiner ſtramm angezogenen Beinkleider wegen, niederließ. — „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Baron?“

Der Kammerherr hatte ſeine ſchwere goldene Uhrkette um den ausgeſtreckten Zeigefinger gewickelt und ließ jetzt ſeine Augenlider leicht herabfallen, während ſich ſeine Brauen abermals hoch emporzogen; es giebt dies dem Geſichte eine gewiſſe Wichtigkeit und ſoll in der Anleitung für junge Hofherren vorgeſchrieben ſein.

„Ich erlaubte mir ſchon, Ihnen zu bemerken, Herr Rodenberg, daß ich in einem Auftrage zu Ihnen komme, und zwar — im höchſten Auftrage unſeres allergnädigſten Fürſten.“

Der junge Maler machte eine Verbeugung, worauf ſich die Augen des Kammerherrn beinahe ganz ſchloſſen, als er fortfuhr: „Mich dieſes allerhöchſten Auftrages zu entledigen, bin ich gezwungen, auf einen Vorfall hinzudeuten, der wohl noch in Ihrer Erinnerung ſteht.“

„Gewiß, Herr Kammerherr, ſo lebhaft in meiner Erinnerung, daß ich mich vollkommen in der Verfaſſung fühle, Alles anzuhören, was Sie mir zu ſagen haben.“

„In allerhöchſtem Auftrage — ich bitte das nicht zu vergeſſen —, und ich darf wohl hinzuſetzen, daß Seine Königliche Hoheit in der allergnädigſten Abſicht die Frage an Sie ſtellen laſſen, ob es Ihnen nicht genehm wäre, durch einen kleinen mehrwöchentlichen oder, wenn Sie wünſchen, mehrmonatlichen Urlaub Gelegenheit zu erhalten, dieſen — eigenthümlichen Vorfall in Vergeſſenheit zu bringen?“

Rodenberg betrachtete den Sprecher lächelnd und fing auf dieſe Art einen forſchenden Blick ab, den jener unter den herabgeſenkten Augenwimpern nach ihm richtete.

„Sollten Sie mich vielleicht verſtanden haben,“ fragte der Freiherr von Schenk nach einer kleinen Pauſe mit einem ſüßlichen Tone, welcher Wohlwollen ausdrücken ſollte — „oder würden Sie vielleicht die Güte haben, mich verſtehen zu wollen?“

„Obgleich einige Jahre bei Hofe, bin ich doch noch nicht ganz auf der Höhe der Situation, um Ihnen mit Beſtimmtheit ſagen

zu können, daß ich Sie vollkommen verſtanden; doch fängt es bei mir an zu dämmern, und dürfte ich mir vielleicht erlauben, Ihnen verſuchsweiſe anzudeuten, ob ich Sie verſtanden?"

„Thun Sie das, mein verehrter Herr Rodenberg, thun Sie das."

„Ich ſoll um einen mehrwöchentlichen Urlaub anhalten — beſſer noch um einen mehrmonatlichen — einen Urlaub, den ich natürlicher Weiſe fern von der Stadt, vielleicht ſogar fern vom Lande zubringe?"

Der Kammerherr nickte beiſtimmend mit dem Kopfe.

„Nach Verlauf dieſes mehrmonatlichen Urlaubs finde ich, daß es ſchwer werden wird, mich wieder in meine früheren Verhältniſſe zu ſchicken, und komme um meinen Abſchied ein — iſt's nicht ſo, Herr Baron?"

„Gewiß, gewiß," erwiederte dieſer mit einer Lebhaftigkeit, welche ihm in der Freude ſeines Herzens entſchlüpfte, die er aber im nächſten Augenblicke dadurch wieder gut zu machen ſuchte, daß er ſich ernſtlich auszuſehen bemühte, in Wahrheit aber ziemlich albern ausſah, und hinzuſetzte: „Im allerhöchſten Auftrage, den ich auszuführen die Ehre habe, iſt dies durchaus nicht vorgeſehen; ſollten Sie, verehrter Herr Rodenberg, aber freiwillig, gänzlich ungezwungen, nach einem ſolchen mehrwöchentlichen Urlaube, ja ich möchte ſagen, ſogleich um Ihren Abſchied einkommen, ſo glaube ich, daß dies allerhöchſten Ortes aufs allergnädigſte angeſehen und belohnt würde."

Rodenberg konnte ſich nicht enthalten, hierauf einen raſchen Gang durch das Zimmer zu machen, während welchem er die Hände in ſeine Hoſentaſchen ſteckte und im Vorüberkommen hier und da einen Blick ſcharf und zuckend wie ein Blitz auf den Anderen warf, was dieſer aber nicht zu bemerken ſchien, da er ſich angelegentlich damit beſchäftigte, die Quaſten ſeines Stockbandes, welche etwas in Unordnung gerathen waren, ſorgfältig zu glätten.

Plötzlich blieb Rodenberg ſtehen und ſagte in einem ruhigen, feſten, aber ſehr entſchiedenen Tone: „Herr Kammerherr, Sie haben

ergründet; doch machte der finstere, traurige Blick, mit dem er jetzt aufschaute, sie ängstlich, und ihr Auge hieng an seinen Lippen, um zu erfahren, ob er ihr helfen werde.

„Da ist nichts zu thun," sagte Lukas nach einer langen Pause, „als Sie heute noch aus diesem Hause, aus diesem Orte zu bringen. Nach der Residenz zurück wollen Sie nicht und können Sie nicht, ich finde das begreiflich; aber ich will Ihnen etwas sagen: Sie fahren mit dem Wagen, der mich hieher gebracht, zurück nach der Station im nächsten Orte, dort halten Sie sich auf, bis ich nach einigen Tagen zurückkehre, und dann wollen wir sehen, was für Sie zu thun ist."

Das Mädchen ergriff die Hand des Jägers und küßte sie, ehe er dieses hindern konnte; er hätte das auch wohl geschehen lassen, denn er kam sich vor, wie um viele, viele Jahre älter, als die übrige Welt, und es war ihm, als sitze jenes andere Mädchen neben ihm am Feuer, ein junges, unglückliches Kind und klammerte sich fest an seine Hand und flehte ihn an: ziehe mich empor aus dem tiefen Dorfsee, empor an das freundliche Licht der Sonne!"

Der Steinmann hatte unterdessen seinem Gevatter draußen die größte Aufmerksamkeit eingeschärft und ihm befohlen, dem Mädchen zu folgen, wohin sie sich auch begeben würde. So saß er denn selbst gesichert bei der Alten in der Wirthsstube, die eigentlich froh war, daß der Stadtsoldat gekommen war und sie wieder mit nach der Residenz nehmen wollte.

Was Anna anbelangt, so dachten die Beiden, sie würde nicht weit laufen, und der Gevatter werde sie morgen schon zurückbringen.

Unterdessen hatte der Jäger den Postillon, der ihn hieher gebracht, in die Küche kommen lassen, gab ihm ein reichliches Trinkgeld und ersuchte ihn, das Mädchen bis zur Station mitzunehmen, wozu sich derselbe auch bereitwillig erklärte. Er

ſich des allerhöchſten Auftrages mit einer Genauigkeit entledigt, die nichts zu wünſchen übrig läßt und mir auch nicht den leiſeſten Zweifel über die Lage der Sache geſtattet. Da ich aber darin ſo außerordentlich hell ſehe, ſo muß ich mir ſchon erlauben, Ihnen zur Antwort zu geben, daß ich es für unverantwortlich gegen mich ſelbſt gehandelt hielte, ja, für feige, wenn ich durch das Verlangen eines Urlaubs meine Stellung hier verließe, auf der ich, wie mir ſcheint, ſehr mißliebig geworden bin; ich zweifle nicht, daß man den Willen und die Macht hat, mich davon zu entfernen, und werde auch in dieſer Richtung die Befehle Seiner Königlichen Hoheit erwarten und pflichtſchuldigſt erfüllen."

„Sie ſind argwöhniſch, Herr Rodenberg, und ſuchen im Schatten Dinge, die nicht vorhanden ſind."

„Gewiß nicht, Herr Baron; aber ſchon der Schatten an ſich, unter dem man mich verſchwinden laſſen möchte, ohne irgend welches Geräuſch, ohne einen erklärten Abſchied, wie eine unnütz gewordene Luſtſpiel-Figur — dieſer Schatten an ſich iſt mir unangenehm — denn als ein Künſtler liebe ich das gute, ehrliche Tageslicht, die Helle, die Durchſichtigkeit, und mit dieſen herrlichen Freunden will ich Alles erwarten, was man über mich zu beſchließen für gut findet. Es wäre doch ſchade," ſetzte er ironiſch lächelnd hinzu, „wenn Ihnen der Anblick entginge, wie ich an einem ſchönen Morgen, den Wanderſtab in der Hand, mein Skizzenbuch unterm Arme, zum Thore hinaus wandere, und dabei leiſte ich Ihnen das Verſprechen, Herr Kammerherr, daß ich nicht einmal den geradeſten Weg zum Thore nehmen will, ſondern an Ihrer Wohnung vorüber, ſowie an denen mancher anderen guten und lieben Freunde, und daß ich dabei nicht einmal betrübt ſein werde, wenn ich auf Ihren heiteren Geſichtern leſe, wie glücklich Sie dieſer Wechſel alles Irdiſchen macht."

Freiherr von Schenk zuckte leicht mit den Achſeln, und während er ſich langſam erhob, gönnte er dem jungen Manne einen beinahe vollen Blick ſeiner matten Augen, zugleich mit den ſanft ausge-

sprochenen Worten: „Sie thun Unrecht, Sie thun sich selbst großes Unrecht!“

„Sei es darum,“ entgegnete ihm der Andere mit heiterem Sinne; „ein beliebtes Sprüchwort heißt freilich: ‚Es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun!‘ Doch wollen wir es einmal umkehren, wenn es Ihnen so recht ist, und was hintendrein kommt, ruhig abwarten.“

„Sie haben mir nichts weiter zu sagen?“

„In dieser Angelegenheit nicht, Herr Kammerherr; aber vielleicht freut es Sie, zu erfahren, daß Ihr Vetter, Herr Maler Roderich Olfers, dieser große, berühmte Künstler, in kurzer Zeit hier eintreffen wird — seinen Briefen nach scheint er seine Reise so viel als möglich zu beschleunigen.“

Der Freiherr von Schenk, schon im Abgehen begriffen, hatte seinen Hut mit beiden Händen erfaßt und schien das Fabrikzeichen in demselben angelegentlichst zu studiren, war aber trotzdem nicht im Stande, eine leichte Röthe zu verbergen, welche über seine Züge flog: die Worte des jungen Malers beantwortete er nur mit einer Verbeugung und verließ alsdann das Zimmer, in dem sich nun zwei andere und willkommenere Gesichter sehen ließen.

„Hier riecht's wie auf einem Hochgerichte,“ sagte Walter, dem Davongehenden finster nachblickend; „auch fliegen schon die Raben davon — bist Du gelinde geröstet worden oder ein wenig von unten herauf gerädert? — Eines davon ist doch unser Schicksal, habe ich gestern den großen Räuber Moor sagen hören.“

„Wir stehen am Vorabende großer Ereignisse,“ entgegnete ihm Rodenberg lachend, „und da ist man besonders glücklich, gute Freunde um sich zu haben — wie geht's Ihnen, Schlegel — merken Sie schon Gegenwind?“

„Vor der Hand erst Windstille — die Segel schlappen am Maste und ich kann nicht vorwärts kommen: was die Decorationen, mit denen ich zu einer neuen Oper beauftragt war, anbelangt, meinte mein hoher Chef, es könnten Verhältnisse eintreten, welche andere Schauspiele wünschenswerth machten.“

„Doch erſt nach der Trauerzeit für den Prinzen Heinrich?“

„Die wird verdammt kurz dauern!“ brummte Walter.

„Hat aber ihre nach dem Hof-Reglement beſtimmte Zeit, und man wird nicht ſo gegen Sitte und Herkommen handeln, um die Trauerzeit für einen der nächſten Verwandten abzukürzen.“

„Man wird einen Vorwand finden, darauf kannſt Du Dich verlaſſen, und die Frau Fürſtin-Mutter iſt in dieſen Dingen ſehr erfinderiſch.“

„Haſt Du etwas darüber gehört?“

„Allerdings — etwas, das meine Worte beſtätigt.“

„Vielleicht in irgend einer Kneipe?“ ſagte Rodenberg, achſelzuckend.

„Ich habe nie geläugnet,“ ſprach Walter in einem barſchen, trotzigen Tone, „daß ich in Kneipen manche gute Erfahrung geſammelt! So eine Kneipe mit ihrem Inhalte kommt mir vor wie ein Waſſer-Filtrir-Baſſin: da hinein läuft die trübe, ſchwammige Fluth des Tagesgeſchwätzes, und wenn ſie ſich durch die verſchiedenen Zungen abgeklärt hat, dringt unten nicht ſelten ein Tropfen klarer Wahrheit durch! In dieſen Kneipen, wie Du es zu nennen beliebſt, ſitzen Leute, die am Morgen ihrem Herrn die Hoſengurten feſtzogen und es mit anhörten, wie ein guter Freund, der dabei ſtand, freilich flüſternd, aber doch laut genug davon ſprach, daß man die Verheirathung des Fürſten beſchleunigen werde, um ſo mit guter Manier die Hoftrauer abkürzen zu können!“

„Armer Prinz Heinrich,“ ſagte Rodenberg vor ſich niederblickend, „ſo wollen ſie Dir das nicht einmal gönnen, was doch der geringſte Bettler für ſeinen Verwandten übrig hat!“

„Pah, was kann ihm das nutzen oder ſchaden?“

„Er hielt auf Formen,“ fuhr der junge Mann, wie mit ſich ſelbſt redend, fort, „und hatte beſonders in ſeiner Stellung Recht, daß er es that — aber Du haſt falſch gehört: ſie werden nicht tanzen und jubiliren an dem kaum geſchloſſenen Grabe!“

„Und doch habe ich meine Nachrichten aus der allerbeſten Quelle!“

„Pah — gib mir Beweiſe dafür!“

„Gut — Beweiſe für die Richtigkeit meiner Vertrauensmänner, indem ich Dir ſage, was jener Rabe von Dir gewollt!“

„Darauf wäre ich begierig!“

„Er bot Dir einen Urlaub an, damit es leichter werde, Dir aus der Entfernung Deinen Abſchied zu geben — ſpare eine Antwort und ein beſcheidenes Läugnen, Dein Geſicht verräth es mir, daß mein Vertrauensmann die Wahrheit ſprach — und willſt Du wiſſen, wer der Vertrauensmann iſt? — Der Leibkutſcher Seiner Excellenz des Herrn Ober-Hofmarſchalls — er hat vortreffliche Ohren und hörte geſtern bei der Spazierfahrt deutlich, wie ſein Herr über dieſe Angelegenheit ſprach; er meinte, der Herr nämlich, nicht der Knecht, Du müßteſt ſehr bornirt ſein, wenn Du nicht mit beiden Händen darnach griffeſt, Deine Stellung auf ſo angenehme Art verlaſſen zu können — biſt Du wirklich ſo bornirt?“

„Leider — ich kann es nicht läugnen!“

„Ich habe es nicht anders erwartet und es freut mich — laß ſie ankommen und zeige ihnen die Zähne ſo lange als möglich. Unterdeſſen wollen wir unſere Bündel ſchnüren — ich das meinige, ſowie Du das deinige.“

„Wahrſcheinlich werde ich mich anſchließen,“ ſagte der Decorationsmaler — „Sie wiſſen es am beſten, Rodenberg, wie ſehr mein Chef gegen meine Anſtellung war, und wenn Sie fortgehen, habe ich allen Halt verloren.“

„Den Teufel auch haben Sie verloren!“ brauste Walter auf — „welch beſſern Halt wollen Sie haben, als Ihre Kunſt? Haben nicht Ihre neuen Decorationen für das Hoftheater glänzend durchgeſchlagen? Wurden Sie nicht in jedem Acte ſtürmiſch gerufen, und ſprach ſich nicht die geſammte Preſſe,“ ſetzte er hinzu, indem er auf höchſt komiſche Art ſeine Backen aufblies, „dahin aus, wie ſehr man dem erhabenen Herrſcher, dem geliebten Fürſten dafür dankbar ſein müſſe, daß er durch das Heranziehen Ihres auffallend großen Talentes einem längſt gefühlten Bedürfniſſe abgeholfen? Mich freut es nur, wie

Sie nach Rodenberg's Sturze finden werden, daß dieſe Lumpenblätter ſich ſelbſt wieder einmal aufs Maul geſchlagen und ſie ſich winden werden wie der Wurm an der Nadel, bis ſie eingeſtehen, man habe ſich doch in Ihrer Kunſt geirrt und man müſſe abermals die Weisheit des erhabenen Herrſchers und geliebten Fürſten anſtaunen, der ſchon den Befehl gegeben habe, Sie als einen unfähigen Menſchen zu entlaſſen!"

„Was Rodenberg nicht gethan und nicht thun konnte," ſagte der Decorationsmaler, „kann ich in meiner beſcheidenen Stellung wohl thun: um einen Urlaub nachſuchen und mich wo anders umſchauen."

„Ja, Sie können das thun und Sie müſſen das thun!" knurrte Walter und ſagte dann, indem er einen Blick ungeheuchelter Wehmuth, ein Gefühl, das ſich bei ihm ſo ſelten ausſprach, auf Rodenberg richtete: „O, wäreſt Du ein Künſtler geblieben, nichts als ein Künſtler, dann würde ich auch Dir den Rath gegeben haben: wirf ihnen Deine Palette vor die Füße und ſtecke Deinen Malerſtock zum Fenſter hinaus mit der ſtolzen Inſchrift: ‚Rodenberg lebte hier und Rodenberg iſt gegangen, weil man den Künſtler in ihm nicht geachtet!'"

„Ja, Du haſt Recht," erwiederte ihm der junge Maler mit leiſer Stimme — „Rodenberg der Künſtler hätte gehen können, freiwillig, mit hoch erhobenem Kopfe, aber Rodenberg der Höfling muß bleiben, bis man ihn fortſchickt."

„Nimm's nicht zu Herzen, mein Junge," entgegnete ihm Walter gutmüthig; „es läuft am Ende auf Eines hinaus, und wenn man auch eine Zeit lang den kurzgeſchwänzten Frack getragen und das Halsband mit der Kette unter einer weißen Halsbinde verborgen, ſo ſind wir doch immerhin rechte Kerls geblieben und wollen den ſehen, welcher uns das Gegentheil beweiſt. Doch nun zu etwas Vernünftigem und Geſchäftlichem — ich hatte noch eine gute Anzahl Copieen für den Prinzen Heinrich angefangen, dem Gott die ewige Ruhe auf ſo ſanfte Art als möglich ſchenken möge, doch wur-

den mir dieſe Arbeiten augenblicklich abbeſtellt — wogegen ich eine Vergütung anzuſprechen hätte für bereits aufgewandte Zeit, für Leinwand und Oelfarben," ſetzte er mit komiſcher Würde hinzu, „ungefähr ſo, wie man den Schneider für ein verpfuſchtes Kamiſol belohnt; die Sache wäre mir ſehr unangenehm geweſen, da fand ſich zum Glücke ein anderer Beſteller, für den ich nun dieſe Arbeiten unter noch beſſeren Bedingungen beendige — wer, glaubſt Du wohl, iſt dieſer neuer Beſteller?"

„Vielleicht der Kaiſer von China?"

„O nein, der erhabene Vater des himmliſchen Reiches leidet eben ſo gut an Geldmangel, wie manche ſeiner höchſten und allerhöchſten Vettern — nein, nein — eine Collegin nahm ſich meiner an — eine große Künſtlerin half einem bedeutenden Künſtler — ich male nicht mehr für eine allerhöchſte Perſon, ich bin geſtiegen, denn ich male für eine Künſtlerin, für die Marcheſa de Monterey!"

„Wie mich das freut!" ſagte Rodenberg, indem er ſich umwandte und nachſinnend zum Fenſter hinausſchaute.

„Und auf welche liebenswürdige Art ſie mich erſuchte, die Bilder für ſie fertig zu machen, um ſo ein Andenken an den verewigten Beſteller zu haben, der ihr ſo freundlich geſinnt geweſen! — Ich war einige Mal bei ihr, und ſie fragte mich jedes Mal nach Dir, Rodenberg — ſie ſcheint mit den Verhältniſſen hier ſehr bekannt zu ſein und wollte von mir wiſſen, ob ſich Deine Stellung nicht auf eine unangenehme Art verändern würde — und ſie fragte mich, ob es Dich unglücklich machen werde."

„Unglücklich gewiß nicht — warum glaubte das die Marcheſa?" fragte Rodenberg, ohne ſich umzuwenden, mit angenommener Gleichgültigkeit.

„Nun, ſie meinte nur ſo — vielleicht dachte ſie, Du habeſt Dich ſo vollkommen in Deine Stellung gefunden und in ſie hineingelebt, daß es Dir ſchwer werden würde, wieder mit Bleiſtift und Papier umzugehen."

„Glaubt ſie das von mir?“

„Sie ſagte das nicht deutlich, aber wenn es ſo wäre, ſo bedaure ſie Dich.“

„Ich danke ihr für dieſe Theilnahme,“ brachte der junge Mann mühſam zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor, „ſie kommt etwas ſpät, zu ſpät — doch ich freue mich aufrichtig, Walter, daß Deine Arbeiten nicht unterbrochen werden — und was Sie betrifft, Schlegel, ſo würde ich mich an Ihrer Stelle beſinnen, einen Wirkungskreis zu verlaſſen, an dem Sie Großes leiſten können.“

„Um ſo mehr, da ihm die Ehre zu Theil geworden iſt,“ warf Walter in knurrendem Tone ein, „die Decorationen zu den Beiſetzungsfeierlichkeiten unſeres verewigten Wohlthäters auszuführen.“

„So viel ich mich erinnere,“ ſagte Rodenberg lebhaft, „hat der Prinz ſtets gewünſcht, ſo einfach als möglich zur Ruhe gebracht zu werden.“

„Und dieſen Wunſch in ſeinem Teſtamente ausdrücklich wiederholt — aber trotzdem wird eine feierliche Ausſtellung in einem der Säle des Schloſſes ſtattfinden.“

„Auf den ausdrücklichen Wunſch der Frau Fürſtin-Mutter, der es ſchwer fällt ſich ſo raſch von der geliebten, entſeelten Hülle zu trennen.“

„Das kann nicht Ihr Ernſt ſein, Schlegel!“

„Sie halten mich doch nicht für fähig, über ſolche Dinge zu ſcherzen?“

„Ich finde dieſe Ausſtellung ſo begreiflich:“ bemerkte Walter mit einem ironiſchen Lächeln — „vor der ganzen Welt ſein Mitgefühl und ſeine Theilnahme zu zeigen und als Gegenleiſtung wiedererzeigt zu erhalten, iſt bei einem Todesfalle wie dem gegenwärtigen ſchon deßhalb ein ganz beſonders anſprechendes Geſchäft, weil wir es mit einer nicht unangenehmen Thatſache zu thun haben!“

Rodenberg ſchüttelte mit dem Kopfe: „Für das, was da vielleicht verfehlt wurde, muß man die Umgebung verantwortlich machen; wo Rechte ſind, da gibt es auch Pflichten, und wer ſich behaglich

im Scheine allerhöchſter Gunſt ſonnt, der ſoll auch den Muth haben, für ein offenes, freies Wort vielleicht eine finſtere Wolke heraufzubeſchwören!"

„Ueber die Ausſchmückung des Saales," ſagte Schlegel „hätte ich gern Ihren Rath gehört; doch begreife ich wohl, daß dies eine ſonderbare Zumuthung iſt."

„Geſchähe es, um den mir ſo theuren Verſtorbenen wirklich zu ehren, ſo wäre ich mit Freuden bereit dazu, doch da die ganze Ceremonie gegen ſeinen ausdrücklichen Willen iſt, ſo begreifen Sie wohl, daß ich kein Gemüth dazu habe."

„Schlegel iſt ein undankbarer Kerl," ſagte Walter; „ich gab ihm ſchon Andeutungen, wie er es zu machen habe, um den wahren Sinn durch die Trauer-Decorationen ſchimmern zu laſſen und ſich ſelbſt dadurch für die Zukunft beliebt zu machen; er ſoll nämlich alle Trauer-Draperieen mit luſtigem Roth und gemüthlichem Gelb unterfüttern, und wenn die Geſchichte vorbei iſt, braucht man nur Alles umzukehren, um den gewünſchten heitern Anblick zu haben, in der gleichen Art, wenn auch ganz anders, wie ſie es beim Militär zu machen pflegen: hinaus mit dumpfem Trommelſchall und feierlichen Klängen, ernſt und leidtragend; zurück unter rauſchenden, heitern Weiſen, mit den Gefühlen glücklich lachender Erben!"

XLVIII.

„Ich möchte hingehn wie das Abendroth.“

Einige Tage waren vergangen, und Rodenberg hatte den Versuch gemacht, seinen Geschäften wie früher nachzugehen, das heißt, er besuchte seine Kanzlei, wie er bisher immer gethan und ohne sich dadurch irre machen zu lassen, daß es auf dieser Kanzlei, die sonst mit Geschäften überhäuft war, jetzt fast gar nichts mehr zu thun gab; es war gerade so, als ob die Flut der Angelegenheiten, die er früher zu besorgen hatte, durch irgend eine geheimnißvolle Macht in einen unsichtbaren Nebencanal abgeleitet worden wäre: er saß mit seinem Schreiber förmlich auf dem Trocknen und hatte Muße genug, über den Wechsel alles Irdischen nachzudenken. Wie man in der Welt gegen ihn gesinnt sei, konnte er nicht erfahren, denn die Trauerzeit um den verstorbenen Prinzen und der begonnene Frühling hatten alle Gesellschaft eingestellt; Besuche, die er machte, galten nur genauen Freunden oder solchen, von deren Wohlwollen er überzeugt war; doch blieb er deßhalb nicht im Zweifel, was ihm die nächste Zeit bringen würde, denn Leute, die ihn noch vor Kurzem mit den tiefsten Bücklingen beehrt, berührten jetzt kaum noch den Rand ihres Hutes, andere bogen schon von der Ferne in eine Seitengasse ein, sobald sie ihn kommen sahen, und solche, die es bei einer zufälligen Begegnung nicht vermeiden konnten, bei ihm stehen zu bleiben, ja, ihm die Hand zu reichen und mit

ihm zu ſprechen, thaten dies mit ſauerſüßen Mienen und mit einem verlegenen Umherblicken, welches ſein tiefſtes Mitleid erregte und ihn veranlaßte, ſo bald als möglich eine ſolche peinliche Unterhaltung abzubrechen.

Gemeine Seelen grüßten ihn auch gar nicht mehr und thaten überhaupt, als ſei für ſie ein Weſen, Rodenberg genannt, gar nicht auf der Welt. Das waren aber meiſtens Subjecte, denen er Wohlthaten und Gefälligkeiten erzeigt, und die ihn noch vor Kurzem ihrer unwandelbaren Dankbarkeit und Anhänglichkeit verſicherten. Wir können dabei nicht verſchweigen, daß ihm ſolche Begegnungen nicht den geringſten Schmerz oder Kummer verurſachten, höchſtens ein Gefühl des Ekels gegen die Erbärmlichkeit dieſer Menſchen.

Der Fürſt, bei dem er ſich, wie bisher regelmäßig geſchehen, zum Rapport anmelden ließ, hatte wenigſtens die Artigkeit, ihm mit dem Zuſatze danken zu laſſen, daß er ihm keine Befehle zu ertheilen habe, und wenn der Kammerdiener, Herr Mathieu, dem jungen Manne dieſe Botſchaft brachte, ſo unterließ dieſer nicht, in freundſchaftlichem Tone hinzuzufügen: „Das iſt ein Gewitterſturm, Herr Rodenberg, der vorüberziehen wird und vorüberziehen muß!“ wogegen die kummervollen Mienen des getreuen Mannes aber das Gegentheil ausſprachen.

„Ja, es war ein Gewitterſturm, der über ſeinem Haupte heranzog, und nach ſo vielem unſchädlichen Wetterleuchten vernahm Rodenberg jetzt zum erſten Male das Rollen des Donners, als er von einem ſeiner Freunde gehört, daß die Frau Fürſtin-Mutter in einer Soirée intime ganz en petit comité geſagt hätte: „Mein Sohn muß dieſe Geſchichte jetzt einmal zu Ende bringen; es iſt mir unerträglich, dieſen Herrn nach wie vor im Schloſſe aus- und eingehen zu ſehen.“

Rodenberg befand ſich in ſeiner Wohnung und horchte lächelnd Warren's begeiſterter Erzählung eines Beſuches, den dieſer geſtern, wie jetzt täglich, droben auf der kleinen Einſiedelei gemacht. Nachdem er ihm des Breiteren erzählt, wie er durchaus nicht mehr im

ſpannte ſeine Pferde ein, fuhr an der Hausthür vor und der Jäger begleitete Anna bis an den Schlag der Poſtkaleſche, hob ſie hinein und legte etwas Geld neben ſie, damit ſie in den nächſten Tagen nicht in Verlegenheit komme. Obgleich ſich das Zartgefühl des Mädchens anfangs ſträubte, von ihm, dem Fremden, eine Gabe anzunehmen, ſo waren doch die Worte, mit welchen er ſie überreichte, ſo wohlwollend, überhaupt ſein Benehmen gegen ſie ſo ernſt und väterlich, daß ſie das Geld annahm, ihm die Hand drückte und ſich in eine Ecke des Wagens ſchmiegte. Der Poſtillon ſetzte ſich auf den Bock, knallte gewaltig mit ſeiner Peitſche und fuhr durch die nächtlich ſtille Straße davon.

Der Jäger blieb einen Augenblick unter der Hausthür ſtehen und blickte dem fortrollenden Wagen nach; kam es ihm doch vor, es ſpringe dicht an den Häuſern hin neben der Kaleſche her ein Menſch, der dem Wagen zu folgen ſchien. Der Steinmann konnte es nicht ſein, denn der ſaß ruhig in der Wirthsſtube. Ah! dachte Lukas, vielleicht ein armer Teufel, der ſich die Gelegenheit zu Nutzen macht, um wohlfeil und trocken nach Hauſe zu kommen.

Obgleich der Jäger mit ſeiner Reiſe nach der Reſidenz eilig war, und er hier ſchon eine halbe Stunde verloren hatte, ſo konnte er ſich doch nicht von der Straße trennen, ſondern mußte immer und immerfort dem Wagen nachblicken, der jetzt den Ort verlaſſen hatte und auf der geraden anſteigenden Chauſſee dahinrollte. Er wußte nicht, woher der Antheil kam, den er an dem unbekannten Mädchen nahm, aber es hatte ihn etwas mit Gewalt zu ihr hingezogen, etwas Unerklärliches, Räthſelhaftes, und dieſes Etwas ſchien ihm zu winken und ihn dem Wagen nachziehen zu wollen, denn er machte mehreremal einige Schritte nach dem Ausgange des Dorfes, und er mußte ſich mit Gewalt zur Umkehr zwingen. Jetzt eilte er an ſeinen Wagen, um ſich

Zweifel sei, daß ihn Edelweiß liebe und daß Conchitta diese Zuneigung gutheiße, versicherte er ihn des tiefsten Mitgefühls der Damen droben und setzte hinzu, Margarethe habe gesagt: ‚Wenn Rodenberg denn nicht eher zu uns kommen will, bis drunten sein Schicksal entschieden ist, so wünsche ich, das geschähe lieber heute als morgen, und dann soll er zu uns kommen, wir haben Platz genug, ihn aufzunehmen.‘

„Die andern Damen lächelten darüber,“ fuhr Warren fort, „Conchitta, Mercedes und Juanita.“

„Auch sie war dort?“

„Allerdings, und sie verschloß mit der Hand den reizenden Mund meiner geliebten Edelweiß, als diese allerlei in nicht ganz ehrerbietiger Weise über hohe und höchste Personen herausprudelte.“

„Natürlich, denn auch in den Augen der Marchesa de Monterey werde ich ein schlimmes und undankbares Geschöpf sein.“

„Darüber habe ich Sie schon oft des Gegentheils versichert, und wenn sie auch gerade keine besondere Neigung zu dem bisherigen Günstlinge des Fürsten an den Tag legte, so spricht sie nicht nur gern, sondern mit der lebendigsten Theilnahme von dem Künstler und dessen Vergangenheit.“

In den Augen des jungen Malers zuckte es lebhaft empor, und schon oft, wenn er sich an das seltsame Betragen dieses wunderbaren, ungestümen und doch so charakterfesten Weibes erinnerte, fuhr ein zündender Funke in sein Herz, welcher es schneller schlagen ließ und ihn, wenngleich nur auf Secunden, mit einem leidenschaftlichen Entzücken erfüllte — wäre sie vielleicht dem einfachen Künstler näher geblieben, als ihm in seiner falschen Stellung?

Doch wozu unzählige Male eine solche Frage an sich selbst richten, deren Beantwortung ihm unmöglich war?

Während Rodenberg finster vor sich niederschaute, betrachtete Warren mit einem seligen Blicke den leuchtenden Himmel und fuhr alsdann mit der Hand über die Augen, als wolle er sich gewaltsam zu anderen Gedanken zwingen, worauf er sagte: „Von Offers habe

ich heute Morgen einen Brief erhalten, er ist abgereist und muß in den nächsten Tagen hier sein; beinahe fürchte ich mich vor dem Augenblicke, wo eine solche Masse von Glück über ihn herfallen wird, auch sind wir noch nicht einig darüber, ob ich ihn hinaufführen werde oder ob wir ihm Edelweiß hier unten ans Herz legen sollen — ich bin für Letzteres," fuhr der lebhafte Freund fort, „und hoffe auch, mit meiner Ansicht durchzudringen; ich will sie zu ihm führen und sagen: ‚Roderich, da ist deine Tochter, unsere kleine Margarethe, die ich eigentlich aufgefunden habe und die ich deßhalb auch sehr Willens bin, für mich zu behalten.'"

Dann wechselten abermals die Bilder seines Geistes: er drückte herzlich lachend seine beiden Hände vor's Gesicht und sagte: „Denken Sie sich, Rodenberg, meine Besuche dort oben sind ausgekundschaftet worden und werden mit sehr mißliebigen Augen betrachtet — rathen Sie, von wem? O, es würde mich glücklich machen, wenn man vielleicht auf mich eifersüchtig wäre, und ich vermuthe so etwas."

„Wer denn? Wer könnte das sein?"

„Unser gemeinschaftlicher Freund, der Freiherr von Schenk."

„Ah," machte der junge Maler, „ich finde es schon außerordentlich angenehm, wenn Ihre Besuche droben ihn ärgern — sollte sich aber ein Gefühl von Eifersucht beimischen, so könnten wir in der That nicht mehr verlangen — der gute, freundliche, gemüthliche Kammerherr Freiherr Schenk von Schenkenberg verliebt in seine Base Margarethe Olfers — oder in deren Vermögen — was gäbe ich um eine solche Gewißheit!"

„Die wird zu erlangen sein, denn so wie meine Sache droben steht — ich bin davon überzeugt —, brauche ich mich nicht mehr so gewaltig in Acht zu nehmen und lauere mit Begierde, dem glatten Kammerherrn auf eine halbwegs bezügliche Frage eine sehr offene und dabei pikante Antwort zu geben."

„Welche er nicht verstehen wird — ist er doch wie mit Oel gesalbt und schlüpft Ihnen zwischen den Fingern durch wie ein Aal."

„Und doch wird es wohl noch ein Mittel geben, ihm wenigstens für einmal dieses Entschlüpfen unmöglich zu machen, und gebe Gott, daß ich der Glückliche bin, der das Netz über ihm zusammenzieht — schon für den Gedanken, seine matten, geistlosen Augen zu Edelweiß erheben zu wollen, verdient er Strafe!“

Rodenberg's Bedienter trat ein und überbrachte ein Schreiben und eine große Karte. Der junge Maler nahm das erstere und betrachtete das Siegel — es war aus dem Cabinette des Fürsten. — „Es ist roth gesiegelt,“ sagte er zu seinem Freunde; „also hat die Hoftrauer schon aufgehört?“

„Natürlich, in Folge des freudigen Ereignisses, wovon ja Hof, Stadt und Land über alle Maßen entzückt sind, wie die Zeitungen sagen. Ein außerordentlicher Gesandter ist vor drei Tagen an den benachbarten Hof abgegangen und ein eben so außerordentlicher Courier, welcher gestern Abend eintraf, hat die allerhöchsten Wangen mit Gluth der Freude übergossen, welche sich nun natürlicher Weise auf diesem Siegel wiederspiegelt.“

Rodenberg betrachtete nachsinnend das Siegel, dann die Aufschrift und dann abermals das Siegel: „In der linken Ecke des Umschlages steht der Name des Staatsraths Stumpfenfels — ich weiß, was dieses Schreiben zu bedeuten hat.“

„Ich weiß es auch, und da diese Gewißheit uns Beiden keine schweren Herzen machen wird, so wollen wir den Inhalt mit leichtem Herzen lesen.“

Der junge Mann riß den Umschlag ab, durchflog die Zeilen und reichte das Blatt alsdann seinem Freunde, der es ebenfalls las und dann kopfnickend sagte: „Kurz und bündig; man könnte die Abfassung dieser Zeilen etwas grob nennen, wenn das nicht gegen den allerhöchsten Respect wäre; man sagt weder etwas von Ihren Verdiensten, mein lieber Rodenberg, noch wird die Ihnen gegebene Entlassung durch den Ausdruck des Bedauerns und fortwährender Gnade gemildert — suchen Sie sich zu fassen,“ setzte er lachend hinzu.

„Ob ich gefaßt bin!“ gab der Andere mit einer ungeheuchelten Heiterkeit zur Antwort. „Was mir bis jetzt einiger Maßen drückend auf der Bruſt lag, war die ſchwüle Ungewißheit; jetzt, wo der Blitz eingeſchlagen hat, fühle ich nichts mehr, als die herrliche Einwirkung der elaſtiſchen, beglückenden Freiheitsluft, der Bann iſt von mir genommen, meine Feſſeln ſind gebrochen, und ich ſage dem Himmel, welcher ja einen guten Künſtler niemals untergehen läßt, meinen innigſten Dank dafür!“

„Amen!“ verſetzte Warren und fügte darauf mit einer komiſch klingenden Bedächtigkeit hinzu: „Verzeihe mir der freie Künſtler und vortreffliche Freund eine etwas proſaiſche Frage.“

„Ich kann ſie mir denken,“ fiel ihm der Andere raſch ins Wort, „und möchte ſie lieber unbeantwortet laſſen — es war von je her mein Fehler, nicht für den kommenden Tag zu ſorgen, doch — verſtehen Sie mich recht, Warren, ich möchte um Alles in der Welt nicht unter dem Nachrufe eines zu geordneten Geſchäftsmannes, eines Mannes von einigen Mitteln von dannen gehen; was meine Schulden anbelangt, nach denen Sie doch wohl fragen wollten, ſo ſind dieſelben gerade nicht bedeutend und können von dem Eigenthum in meinen Zimmern hier ganz gut gedeckt werden, und es ſoll mir ein außerordentliches Vergnügen machen, mich dieſes Eigenthums in einer öffentlichen Verſteigerung zu entäußern. Hoffentlich kommen alsdann manche meiner Freunde und Feinde, um dieſes oder jenes Stück mit einem prix d'affection zu bezahlen — wobei ich auch auf Sie rechne, lieber Warren!“

„Wie in allen Stücken,“ gab ihm der junge Engländer zur Antwort, indem er ſeine Hand ergriff und ſie herzlich ſchüttelte — „eine ſolche Künſtler-Auction iſt ein wunderbarer Gedanke, ſo bei lebendem Leibe zuzuſehen, wie das Volk mit unſerem Nachlaſſe umſpringt — ein reizender Gedanke, den ich Luſt hätte, nachzuahmen — bis das aber ſo weit iſt, hoffe auch ich fertig zu ſein, und vielleicht ziehen wir mit einander davon — was haben wir denn da noch für eine Karte?“

Rodenberg hatte dieſelbe mit einem ſeltſamen Lächeln überflogen und las dann laut vor: „Der Miniſter des Hauſes gibt ſich die Ehre, Herrn Rodenberg auf morgen Abend einzuladen; man vereinigt ſich um acht Uhr.“ Darauf ſagte er: „Der Mann wird ſich ſehr ärgern, er ſcheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß jenes Schreiben heute an mich abgegangen iſt; ich finde es von dem Staatsrathe von Stumpfenfels unverantwortlich, ſeine Freunde in Verlegenheit zu bringen.“

„Seien Sie ruhig, er wird ſeine Einladung widerrufen.“

„Möglich, doch werde ich alle Schritte thun, damit dieſer Widerruf nicht in meine Hände gelangt,“ entgegnete Rodenberg mit größter Ruhe.

„Und zu welchem Zwecke?“

„Weil ich mir feſt vorgenommen habe, von dieſer Einladung Gebrauch zu machen und meinen guten Freunden nochmals Auge in Auge gegenüber zu treten.“

„Das wollten Sie thun?“

„Das will ich thun.“

„Bei Gott, ich will Ihnen nicht abrathen: es iſt ein aufregendes Spiel, und ich finde eben ſo viel Muth darin, als eine feindliche Batterie zu ſtürmen, natürlich werde ich dort ſein, damit Sie auf alle Fälle Jemanden haben, der Ihnen die Hand zum Gruße reicht!“

„Nur darin keine Unvorſichtigkeit, lieber Warren — denken Sie an Ihre Stellung!“

„Pah, meine Stellung!“ lachte der junge Mann — „wäre ich ſtatt eines unbedeutenden Legations-Secretärs Chef der Geſandtſchaft, ſo könnte es mir vielleicht Vergnügen machen, auf dieſen Brief hin meine Päſſe zu verlangen, mich natürlicher Weiſe vom auswärtigen Amte in London desavouiren zu laſſen, um zur Heilung meiner überſpannten Nerven in die milde Luft Italiens geſandt zu werden, was ja mit meinen Wünſchen vollkommen zuſammenträfe; ſo aber kann ich in der That nichts thun, als Ihnen,

wenn Sie in den Salon treten, nicht eine, ſondern beide Hände entgegenſtrecken." — Er zog ſeine Uhr hervor. — „Es iſt eilf Uhr, ich muß zum Frühſtücke nach Hauſe und meinem verehrten Chef dieſe Geſchichte auf meine Art vortragen; er muß mir ſchon den Gefallen thun, einige ſeiner Collegen zu veranlaſſen, daß ſich dieſelben morgen Abend perſönlich nach Ihrem Befinden erkundigen: es wird das einen guten Eindruck machen und einigen Aerger verurſachen — halt," ſetzte er, ſich umſchauend, mit leiſer Stimme hinzu, „da kommt ein neues Schreiben, Kanzleiformat, großes Siegel — ich will abwarten, bis Sie daſſelbe geleſen."

Der Diener brachte aber nicht nur ein, ſondern ſogar zwei neue Schreiben, welche er in die Hände Rodenberg's legte, wobei er mit den Augen einen Blick ſeines Herrn zu erhaſchen ſuchte und, als ihm dies nicht gelang, mit einer betrübten Miene das Zimmer verließ.

„Mir ſcheint es, ich empfange heute Morgen Schreiben von allen Hofſtäben und Departements, natürlich Beileidsbezeigungen, es kann nicht anders ſein — ſehen wir zuerſt, was mein ſpecieller Freund, der Ober-Hofmarſchall von Hardenberg, zu ſagen hat."

„Darauf bin ich auch begierig, und um Ihnen vielleicht einen guten Rath zu geben, bleibe ich da."

Rodenberg las: „Euer Wohlgeboren! Im allerhöchſten Auftrage habe ich Ihnen die Mittheilung zu machen, daß die von Ihnen bisher inne gehabte Wohnung zur Verfügung des unterzeichneten Amtes geſtellt iſt, und da daſſelbe vorausſetzt, daß die Räumung derſelben binnen drei Tagen keine Schwierigkeit hat, ſo werden Sie benachrichtigt, daß über die betreffende Wohnung nach Ablauf dieſer Friſt anderweitig beſtimmt worden iſt."

Warren konnte ſich eines lauten Lachens nicht enthalten. — „Jetzt zum zweiten — wir werden wahrſcheinlich ähnliche Freundlichkeiten in ähnlichem Style finden."

„Dieſes iſt von dem Staatsrathe von Stumpfenfels und der äußeren Form nach ein vertrauliches Schreiben, hat auch kein amtliches Siegel."

„Euer Wohlgeboren! Nachdem ich mich des allerhöchſten Auftrages in amtlicher Eigenſchaft entledigt, beehre ich mich, privatim Ihnen den Wunſch meines allergnädigſten Herrn auszudrücken, welcher aus leicht begreiflichen Gründen darin beſteht, daß Sie die Stadt und das Land in möglichſt kurzer Zeit verlaſſen möchten.

„Ueberzeugt, daß dieſer allerhöchſte Wunſch von Ihnen verſtanden und getheilt werden wird, erſuche ich Sie, ſich mit mir, Ihre Abreiſe betreffend, in's Einvernehmen zu ſetzen, wobei Sie überzeugt ſein mögen, daß Alles geſchehen wird, um billigen Anforderungen Ihrerſeits zu genügen."

„Ah, das iſt ſtark, und ich freue mich in der That, daß ich indiscret genug war, hier zu bleiben und ſo den Inhalt dieſer beiden liebenswürdigen Schreiben zu erfahren."

Rodenberg hatte die Hand mit den beiden Briefen ſinken laſſen und ſtarrte zum Fenſter hinaus: ſeine Züge waren von einer erſchrecklichen Bläſſe überzogen, er hatte die Lippen feſt auf einander gebiſſen und athmete mühſam.

Warren trat dicht an ihn heran, legte ihm ſeine Rechte auf die Schulter und ſagte mit weicher Stimme: „Keine Erregung — wir haben bis jetzt Alles mit ſo gutem Humor getragen, daß es eine Schande wäre, denen da jetzt noch den Gefallen zu thun, ſich zu grämen, ſelbſt nur für Einen Augenblick. Ich verſtehe wohl, daß das Sie angegriffen hat, aber es darf nicht nachhaltend ſein; thun Sie es ſich und Ihren Freunden zu lieb und verrathen nicht durch eine Miene, nicht durch eine Falte Ihrer Stirn, daß Ihnen dieſer Schlag unerwartet gekommen."

„Dieſer Schlag kam mir auch nicht unerwartet," brachte der Maler mühſam hervor, „aber die Art, wie er geführt wurde," ſetzte er zähneknirſchend hinzu; „es ſoll Einer kommen und ſein Gewehr auf mich anſchlagen oder mir die Mündung eines Piſtols vor die Stirn halten, es wird mich weiter nicht aufregen oder beunruhigen — aber können Sie das Gefühl, Lord Warren, wenn man den Stock wider uns aufhebt?"

„Ich kann mich auch in dieſes Gefühl hineindenken und Ihnen dennoch ſagen: beruhigen Sie ſich; ich will Ihnen nicht den Rath geben, mit gleichen Waffen zu antworten, Ihnen aber, obgleich jünger und unerfahrener als Sie, die Antwort auf das letzte Schreiben dictiren — ſetzen Sie ſich an Ihren Schreibtiſch, Rodenberg.“

Es lag etwas ſo Eigenthümliches, ſo Gebieteriſches in dem Tone, womit Warren dieſe Worte ausſprach, ſowie in dem Leuchten ſeiner Augen, daß der Andere, nachdem er ihn einen Augenblick erſtaunt angeſehen, langſam an ſeinen Schreibtiſch ging, ſich niederſetzte und ohne Weiteres die Feder in die Hand nahm.

„Euer Hochwohlgeboren privates Schreiben von heute iſt eine ſo außerordentliche Steigerung zweier anderer Zuſchriften, welche ich kurz zuvor zu empfangen die Ehre hatte, daß vielleicht eben darin der Grund zu ſuchen iſt, wenn ich augenblicklich noch nicht im Stande bin, die in demſelben ausgedrückten freundſchaftlichen Geſinnungen gegen mich in ganz gleicher Weiſe zu erwiedern. Vor der Hand kann ich nur aufrichtig bedauern, den ausgeſprochenen Wunſch nicht erfüllen zu können, da mich noch dringende Geſchäfte hier zurückhalten, und ſollte vielleicht Euer Hochwohlgeboren noch irgend etwas mit mir zu verhandeln haben, ſo wäre ich vorerſt in dem königlich großbritanniſchen Geſandtſchaftshotel zu erfragen, wo ich bei meinem Freunde, Lord Warren, Wohnung genommen habe.“

„So,“ ſagte der junge Lord, nachdem er dieſes Dictat beendigt, „jetzt wollen wir doch einmal ſehen, ob der Wunſch, daß Sie die Stadt verlaſſen ſollen, wiederholt wird. Würde dies aber dennoch geſchehen, ſo nehme ich Sie für die Geſandtſchaft in Dienſte, als Dolmetſcher für irgend ein paar unbekannte barbariſche Sprachen, und mache mir gar keine Sorge darüber, irgend eine Verantwortung zu übernehmen.“

„Ich habe geſchrieben, was Sie verlangt,“ ſagte Rodenberg, nachdenklich das Blatt überleſend, „doch ſollten Sie ſich meinetwegen auch nicht der kleinſten Verdrießlichkeit ausſetzen — den Gefallen,

Stadt und Land zu verlaſſen, werde ich ihnen ohnehin thun, ſobald mir das irgend möglich iſt."

„Und wenn auch, ſo wollen wir gehen, wenn es uns beliebt, und nicht, ſobald man es für gut findet, uns fortzuſchicken. Wie Sie dieſe Zeilen geſchrieben haben, ſind ſie ganz in Ordnung, jetzt dieſelben in Umſchlag gebracht und ohne weitere Ueberlegung fortgeſchickt, was ich durch meinen Diener beſorgen laſſen werde. Ueberflüſſig iſt es dabei wohl, Ihnen zu wiederholen, lieber Rodenberg, daß ſogleich Zimmer für Sie bei mir in Bereitſchaft ſein werden, und will ich nur hoffen, daß Sie ſo viel Freundſchaft für mich haben, um baldigen Gebrauch davon zu machen — alſo auf Wiederſehen in ganz kurzer Zeit!"

So war denn der Schlag gefallen, den Rodenberg vorausgeſehen, und jetzt, wo er vor der vollendeten Thatſache ſtand, mußte er ſich eingeſtehen, daß namentlich die Art und Weiſe, wie man denſelben geführt, ihn tief erſchüttert habe. Dabei war es nicht das Gefühl eines in Ungnade Gefallenen, eines ſeiner Macht Beraubten, was ihm peinlich war — nein, es war mehr das jähe Losreißen aus ſeinen jetzigen Verhältniſſen in Anbetracht ſeiner Schöpfungen, die er einestheils als fertig noch überwachte und die er anderentheils noch vollenden zu können gehofft hatte — ſie erſchienen ihm wie liebe Freunde, die ſeines Schutzes ſo ſehr bedurften und deren Zukunft mehr als ungewiß war.

Wenn er auch das Gerede der Welt in Folge ſeiner Entlaſſung nicht fürchtete, ſo machte doch der Gedanke daran einen widrigen Eindruck auf ihn, und die Fabel vom Fußtritte des Eſels trat lebendig vor ſeine Phantaſie: er empfand ſchon im Voraus die Gehäſſigkeit, mit der ihn der entfeſſelte Stadtklatſch an öffentlichen Orten, in Thee- und Kaffeegeſellſchaften zerfleiſchen würde, ſowie die zarten Ergüſſe eines Theiles der Preſſe, jener augendieneriſchen Schand- und Schmutzblätter, die in ſchmatzender Unterthänigkeit Koth auf ihn werfen würden, nur um ihre Loyalität und Anhänglichkeit zu beweiſen.

Ja, ſo vorbereitet er auch auf Alles das zu ſein glaubte, ſo hatte es doch, als es nun ſo plötzlich geſchah, in ſeinem Nervenſyſteme eine Erſchütterung hervorgebracht, wie wenn man ein kräftig umherſauſendes Rad durch Eingreifen in die Speichen mit Einem Ruck zum Halten bringt — die ganze, ſonſt ſo gut gebaute Maſchine bebte in ihren Fugen und der gewaltſam aufgeregte Schlag ſeines Herzens machte ſeinen Körper momentan erzittern.

Rodenberg warf einen Blick in den Spiegel, als er an demſelben vorüberſchritt, und erſchrack über die Bläſſe, die auf ſeinen Zügen lag. Er rieb ſich die Stirn, er ſchritt mehrere Male im Zimmer raſch auf und ab, er legte ſein noch immer bleiches Spiegelbild dem vielleicht trüben Glaſe zur Laſt, er ſchellte ſeinem Diener, und als dieſer eintrat und ihn unverkennbar mit einem Ausdrucke des Schreckens anſah, fragte er ihn haſtig und barſch: „Was betrachteſt Du mich ſo? Habe ich etwas Auffallendes an mir?“

„Das gerade nicht, Herr von Rodenberg, nur ſehen Sie ziemlich blaß aus, was man ſonſt nicht an Ihnen gewohnt iſt.“

„Ja, ja,“ antwortete er dem Diener mit leiſer Stimme, „es kann wohl ſein, ich fühle mich nicht ganz wohl, ich ſpüre einen Druck auf dem Herzen, der mich hindert, tief Athem zu holen — doch wird das vorübergehen — Du weißt ſchon, daß ich entlaſſen bin?“

Der Diener ſenkte den Kopf und zuckte die Achſeln mit einer traurigen Geberde.

„Es thut mir Leid um Dich — Du warſt mir anhänglich, und ich bin überzeugt, man wird Dir daraus kein Verdienſt machen, doch wenn Du willſt, empfehle ich Dich einem der mir wohl noch gebliebenen Freunde — ich würde Dich gern bei mir behalten, doch weiß ich ſelbſt noch nicht, wie ſich meine nächſte Zukunft geſtaltet — keinesfalls aber ſo, daß ich von hier einen Diener mit mir nehmen kann.“

„Wir hoffen immer noch, dieſe — Sache werde wieder beigelegt werden können.“

hinein zu werfen und ſeinen Weg fortzuſetzen; jetzt zog er den Fuß wieder von dem Tritte zurück und war im Begriff, umkehren zu laſſen und dem andern Wagen nachzufahren.

Der Regen hatte aufgehört und die zerriſſenen Wolken jagten in phantaſtiſchen Geſtalten an dem Monde vorbei, der zuweilen hindurchſcheinend einen Lichtſtrahl auf die Erde fallen ließ; bald hier und bald da durch die zerriſſenen Wolken fielen dieſe Lichter auf die Erde, bald zogen ſie ſich zu kleinen Punkten zuſammen, bald breiteten ſie ſich für einen Augenblick bis zum Horizonte aus — wie jetzt — und da erblickte der Jäger den Wagen auf der Höhe des Weges, wie er nun eilfertig abwärts fahrend verſchwand. Dann war wieder Alles ringsum dunkle Nacht. — — —

Endlich riß ſich Lukas mit Gewalt von ſeinen Träumereien los, ſtieg in ſeinen Wagen, verſprach doppeltes Trinkgeld für gutes Fahren und fuhr im Galopp davon auf der Straße nach der Reſidenz.

Nach einer kleinen Stunde, die er nachdenkend verbracht, beruhigte ſich ſein Gemüth und er konnte lächeln über den Antheil, den er an dem unbekannten Mädchen genommen; dann aber kam es wieder über ihn wie eine gewaltige Sehnſucht, er blickte rückwärts zum Wagen hinaus und meinte oftmals, am Ende des Weges eine andere Kaleſche der ſeinigen folgen zu ſehen. Zuweilen verſank er auch in einen leichten Halbſchlummer, war aber jedesmal froh, wenn ihn das Rütteln des Wagens wieder erweckte, denn er dachte einen und denſelben fürchterlichen Gedanken immer und immer wieder. Er ſtand an dem Dorfſee und blickte hinab und ſuchte auf dem Grunde deſſelben einen Gegenſtand zu erkennen, den er für den Körper eines Mädchens hielt; doch war es ihm nicht möglich, zur Gewißheit zu gelangen, ob dem wirklich ſo ſei. Er lief um den See herum und blickte von der andern Seite wieder hinein — derſelbe Gegen-

„Wir?“ fragte Rodenberg lächelnd — „lieber Joſeph, Du wirſt eine ſehr geringe Minderzahl haben; was Dich ſelbſt anbelangt, ſo bin ich von Deiner Theilnahme feſt überzeugt, und da ich das bin,“ ſetzte er mit weicher Stimme hinzu, „ſo erſuche ich Dich, Deine traurige Miene aufzuheitern und mir meine ruhige Ueberlegung zu laſſen — da kommt ohnehin Jemand,“ ſetzte er aufblickend hinzu, „der Dich leider in dem Geſchäfte, mich zu bedauern, ablöſen wird.“

„Iſt es denn wahr, Herr Rodenberg?“

„Ja, mein lieber Rafael, und eben ſo ſchnell wie das Unheil ſelbſt, ſcheint mir auch die Verbreitung deſſelben zu ſchreiten — wer hat Dir anvertraut, daß ich eine gefallene Größe bin?“

„Wer?“ ſagte der kleine Schriftſteller, die Hände zuſammenſchlagend — „da iſt vor der Hand kein Name zu nennen: es ſauſt in der Luft, die Steine erzählen davon und die Brunnen plätſchern die ganze Geſchichte!“

„Ich hätte nimmermehr gedacht, daß ich eine ſo wichtige Perſon ſei, und bin ich jetzt ſehr begierig darauf, in einem Nekrologe, der mein Amt betrifft, meine Verdienſte kennen zu lernen — Du ſchüttelſt mit dem Kopfe, Du wirſt mich doch im Ernſte nicht für ſo eitel halten, an eine gute Nachrede zu glauben — wenigſtens vorläufig nicht — vielleicht ſpäter einmal, nach Jahren,“ ſetzte er hinzu, indem er mit über einander geſchlagenen Armen am Fenſter ſtehen blieb und hinausſchaute, „wenn die zahlloſen Bäume, die ich pflanzen ließ, luſtig heranwachſen, wenn das Waſſer, das ich herleiten half, angenehme Kühlung verbreitet, ſo ſagt vielleicht der Eine oder der Andere: ‚er war doch keiner von den Schlimmſten!‘ — Aber jetzt zu etwas Anderem,“ fuhr er, ſich entſchuldigend fort — „findeſt Du ebenfalls, daß ich bleich ausſehe?“

„Das iſt nicht zu läugnen, und es wundert mich auch nicht — ach, Herr Rodenberg!“ ſprach der kleine Mann, die Hände faltend, mit einer ſehr wehmüthigen Miene.

„Ach, mein lieber Rafael, weßhalb die ſo unmotivirte Trauer?

Ich möchte Dich lieber heiter ſehen, da ich jetzt wieder im Begriffe bin, ganz der Kunſt anzugehören, und was unſere Zukunft anbelangt, ſo glaube ich wahrhaftig, ich habe ſchon an Dich gedacht: Deine kleine Geſtalt wenigſtens ſchwebte an meinem inneren Auge vorüber, und es war mir gerade zu Muthe, als gäben wir zuſammen ein illuſtrirtes Journal heraus."

„Sie ſcherzen, wo ich weinen möchte!"

„Spare Deine Thränen für etwas Wichtigeres — auch ſcherze ich in der That nicht: denke Dir, wenn ich Deine kleinen, boshaften Artikel mit paſſenden oder unpaſſenden Randverzierungen verſähe — doch gehen wir vor der Hand auch darüber hinweg und beantworte mir die Frage, wie es Dir geht, das heißt, ob Deine nächſte Zukunft als geſichert zu betrachten iſt."

„Ich habe einen guten Contract auf zwei Jahre — Alles, was ein armer Schriftſteller nur verlangen kann."

„Einen Contract ſchwarz auf weiß, ohne Clauſel, ohne Hinterthür, ohne Wenn oder im Falle aber? Nimm Dich vor den Buchhändlern in Acht! — Alſo Du kannſt mir die Verſicherung geben, daß der Deinige nicht an einem ſchönen Tage Deinen Contract auflöſen kann, weil vielleicht die Biene nicht mehr ſo viel Geld abwirft, als es ſeine Gefräßigkeit erwartet?"

Rafael ſchüttelte mit dem Kopfe — „ſeien Sie unbeſorgt," ſagte er alsdann, „mein Contract iſt feſt und bündig, vor der Hand fliegt die Biene noch hoch und ſicher, und daß ſie auch zu ſtechen im Stande iſt, ſollen Ihre Feinde bald erfahren!"

„Darin keine Uebereilung, mein lieber Rafael — kein fruchtloſes Geplänkel mit dem Feinde, wo man ſeine Munition verſchießt, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkt, um am Ende doch kein Reſultat zu erzielen; nein, ruhig abgewartet, bis ſich der Feind Blößen genug gegeben hat, und dann einen ſicher treffenden, verheerenden Kartätſchenſchuß mit offenem Viſir — vor der Hand ſchweige mich todt: es iſt der beſte Dienſt, den Du mir zu leiſten vermagſt."

„Und wenn man Sie angreift, was nicht ausbleiben wird?“

„Auch dann haue Dich nicht mit Ihnen herum — was würde es nützen, wenn die Biene den ſüßeſten Honig für mich verträufelte? Würden ſie nicht rufen: ‚das iſt ganz natürlich, daß der ſeinen Freund nicht im Stiche läßt‘ — und mein Freund biſt Du und bleibſt Du, nicht wahr, mein lieber Rafael?“

„Bis in den Tod!“ rief der kleine Mann mit überſtrömendem Gefühle, indem er mit ſeinen beiden Händen Rodenberg's Rechte erfaßte und ſie herzlich drückte — „und da ich weiß, wie gut Sie es mit mir meinen, ſo will ich, wenn Sie es verlangen, meine beiden Jahre hier aushalten, dann aber ſuche ich Sie auf und werde Sie finden, wo Sie auch ſein mögen — ach, Herr Rodenberg, es war damals auch ſchön!“

„Ja, Rafael, es war damals ſchön und ſchöner!“

„Als wir noch im Reichsapfel wohnten und ich Ihre Kleider und Pinſel putzte, als Herr Knorz noch da war und Herr Rüding!“

„Figaro's nicht zu vergeſſen,“ ſagte der Maler, mit einem trüben Lächeln vor ſich niederſtarrend.

„Ach, unſere luſtige Zeit und unſere ſchönen Feſte, meine Rolle als Zwerg, als ich Ihnen das ſchöne Horn überbrachte!“

„Dort hängt es mit ſeiner Inſchrift: ‚Teme y espera‘ — ich habe gehofft und es iſt ſchlimmer gekommen, als ich gefürchtet! — Fürchten Sie meinen Dolch!“ rief Rodenberg plötzlich wild ausbrechend, wobei er ſeine Rechte ballte und ſeine Zähne zuſammenbiß — „da ſtehe ich nun, losgeriſſen von Allen und allein, nach einigen unnütz verlebten Jahren der Jugendzeit, ohne Freundſchaft, ohne Liebe — allein — allein — o, das iſt ſehr traurig!

„So — ſo,“ fuhr er nach einer ziemlich langen Pauſe fort, ſich mit der Hand langſam über das Geſicht fahrend, „auch der Anfall wäre vorüber, ein kleiner Gewitterſturm, der die Luft reinigt; es iſt mir leichter, auch athme ich freier — komm, Rafael, ſetze dich nieder, ich werde Dir eine ganz vortreffliche Cigarre geben, vielleicht ſelbſt ein paar Züge verſuchen, denn es verjagt die Sorgen.“

Der kleine Schriftſteller, ohne der Weiſung Rodenberg's, ſich zu ſetzen, ſogleich Folge zu leiſten, wandte ſich raſch nach der geöffneten Thür und warf einen fragenden Blick auf den Maler, denn im Vorzimmer vernahm man einen eilig ſich nähernden Tritt und das Rauſchen eines Damenkleides.

„Beſuche auf Beſuche," ſagte Rodenberg lächelnd — „wie Unrecht thue ich, wenn ich ſage, ich hätte keine Freunde mehr!"

„Soll ich Sie verlaſſen?"

„Im Gegentheil, ſetze Dich dorthin — Du weißt, wo die Cigarren ſind."

Es rauſchte heran, es rauſchte herein, es blieb auf der Schwelle ſtehen in ſeiner ganzen üppigen Schönheit, dieſes Mal ſchwarz gekleidet, mit ſchwarzem Hute und ſchwarzem Schleier.

„Ihr Anblick ſagt mir vollkommen, was in Ihrem Herzen vorgeht, ſchöne Leonie!" rief Rodenberg der Sängerin in heiterem Tone entgegen — „aber wie unvorſichtig, ſich ſo zu zeigen, da man doch weiß, daß Ihnen kein naher Angehöriger geſtorben iſt!"

„Sie finden das unvorſichtig, Rodenberg — nun, Gott ſei Dank, daß Sie meine Abſicht verſtehen! O, könnte ich noch mehr für Sie thun, als aller Welt auf dieſe Art meine Theilnahme zeigen."

„Und doch wäre es klüger, wenn Sie das nicht gethan haben würden!"

„Klüger vielleicht, aber feige: vor einer Stunde war ich bei meinem hohen Chef in himmelblauem Atlaß, von ihm erfuhr ich Ihre Entlaſſung — was konnte ich Richtigeres thun, als nach Hauſe fahren, mich umzukleiden, um ſo, wie Sie mich da ſehen, in der Probe zu erſcheinen!"

„Das wird ein artiges Gerede werden — verzeihen Sie, daß ich Sie tadeln muß — Ihr Name iſt ſo ſchon ſchwarz genug angeſchrieben, Sie hätten dieſes Trauer-Anzuges nicht bedurft!"

„Ich weiß das und bin ſtolz darauf, und iſt es mir gleichviel, ob Sie mich tadeln — ich werde ſo, wie ich da bin, in die Probe gehen, ich werde den Capellmeiſter zur Verzweiflung bringen, indem

ich alle Arien in Moll ſinge, dann werde ich mich auf der Promenade ſehen laſſen, eine lebendige Anklage für Ihre Feinde, und mein Taſchentuch an die Augen drücken, ſo oft ich irgend einer der betreffenden Perſonen begegne — ach, Rodenberg, Sie hätten ſich nicht ſollen verabſchieden laſſen!“ rief Sie jetzt in einem wirklich traurigen Tone — „ich ſage das durchaus nicht aus Selbſtſucht, weil ich für meine Exiſtenz fürchte — früher habe ich im Geheimen intriguirt, jetzt werde ich einen offenen Krieg führen: ich werde heiſer werden, ſo oft ich ſingen ſoll, und recht laut ſingen, wo man wünſcht, daß ich ſtillſchweigen ſolle!“

„Dieſes Vergnügen, theure Leonie, wird von kurzer Dauer ſein!“

„Das iſt ja mein Beſtreben, und ich bin noch nicht recht mit mir im Reinen, mit welch' unerhörtem Eclat ich mich hier unmöglich machen will, ob ich an einem allerhöchſten Geburtstage, wenn das Haus recht beſetzt iſt, vor meinem erſten Auftreten ohnmächtig werde, oder ob ich auf offener Scene dem Capellmeiſter eine ihm gebührende Grobheit mache, weil er mich unverſchämter Weiſe nie grüßt, ſo oft er mir begegnet — Eines davon thue ich, darauf können Sie ſich feſt verlaſſen!“

„Und glauben Sie mir irgendwie damit nützen zu können?“

„Nein, lieber Freund,“ gab ſie achſelzuckend zur Antwort, „ich fürchte faſt, es kann Ihnen von keinem Nutzen ſein; betrachten wir es als eine Grabſchrift, die ich Ihnen widme, wie einen Nachruf, den ich Ihnen halte!“

„Ich danke für einen ſolchen Nachruf, liebe Leonie!“

„Aber ich kann einmal nicht anders,“ rief die Sängerin, ihre Hände ausbreitend, „ich muß einen kleinen Scandal machen, oder ich gehe zu Grunde, und Letzteres wäre mir bei meiner Jugend doch unangenehm! Aber einen Scandal ſo oder ſo wird's geben, und die Journale ſollen darüber reden, nicht wahr, das verſprechen auch Sie mir, Herr Rafael? Sie widmen mir in einem Artikel einige Variationen über das Thema, daß der Bogen endlich bricht, den man zu ſtark ſpannt!“

Der kleine Schriftſteller verbeugte ſich lächelnd, und Rodenberg ſagte in ruhigem Tone: „Seien Sie vernünftig, Leonie, warum ſich und mich bloßſtellen? Durch einen Scandal, von dem alles Unrecht auf Sie ſelbſt zurückfällt, werden Sie doch nichts ändern.“

Sie nickte heftig mit dem Kopfe, dann zog ſie auf eine erſchreckende Art den Athem an ſich — „ich weiß das, aber es thut wohl, ich hätte mit Ihnen gar nicht darüber reden ſollen, beachten Sie nicht weiter, was ich geſagt, und ſeien Sie von meiner innigſten Theilnahme überzeugt — morgen werde ich Sie beſuchen, um Ihnen zu ſagen, welchen Eindruck mein Trauer-Anzug gemacht!“

„Ich kann Ihnen nur noch einmal wiederholen, theure Leonie, ſeien Sie vernünftig!“

„Gewiß, Jeder ſo gut er kann!“ — Damit rauſchte ſie, ihr Taſchentuch vor den Augen, hinaus.

„Das iſt auch eine von denen,“ ſagte Rodenberg, der jungen Sängerin nachblickend, „über welche würdige Mütter und tugendhafte, aber ältliche Honoratiorentöchter die Naſe rümpfen, junge Damen aus ſtillen Familien nur mit einem gewiſſen moraliſchen Schauder zu ſprechen vermögen und von der manche ihrer Colleginnen ſagt: ‚ich danke dir, Schickſal, daß ich nicht bin, wie ſie!‘ — Und doch iſt dieſes Mädchen eine große Künſtlerin und hat in einem Tropfen Blut ihres kleinen Fingers mehr Gefühl, mehr Wärme und Gemüth, ja, mehr Schicklichkeitsgefühl, als manche der eben Genannten, die einen offenen Blick, ein friſches Wort, einen herzlichen Gruß mit ihrer Tugend unvereinbar und nur das für erlaubt finden, was ſie in ſtiller Heimlichkeit zu thun vermögen.“

„Für ſolche Scheinheiligen wäre es eine dankbare Aufgabe, einen Tugendſpiegel zu ſchreiben, wie es einen Narrenſpiegel gibt, in welchem ſie, ſich beſchauend, ihre innerſten Gedanken in erſchreckender Wahrheit ſähen.“

„Mit Illuſtrationen — ich könnte Beiträge dazu liefern.“

„Ich könnte ein Feuilleton unter dem Namen ‚Tugendſpiegel‘

beginnen und unſere Feinde ſanft ein wenig herkämmen, ohne ihren Namen auch nur zu nennen."

„Es iſt noch zu früh: das Geiſtreichſte und Pikanteſte, was Du zu ſagen vermöchteſt, ginge im gegenwärtigen Augenblicke ſpurlos ohne Nutzen verloren; laß den Himmel über uns wieder heiter werden und dann fahre gelegentlich mit einem Wetter drein — o, ſo ein Blitzſtrahl aus blauer Luft thut eine ganz abſonderliche Wirkung! — Laß mich aber jetzt allein, mein guter Rafael, ich muß anfangen, meine Papiere ein wenig nachzuſehen: ich habe da Schubladen voll Briefe und Schreiben aller Art, von denen ich vor meinem Weggehen nichts vergeſſen möchte; ich will ein Autodafé halten, bei dem ich nicht wie vor einiger Zeit unterbrochen zu werden hoffe."

„Leider Gottes, daß Sie damals unterbrochen wurden!"

„Wie ſo?" fragte Rodenberg, durch den eigenthümlichen Ton, mit dem ſein Freund dieſe Worte ſprach, aufmerkſam gemacht — „ich verbrannte, was ich konnte, und das Uebrige wird hoffentlich in guten Händen ſein!"

„O ja, in guten Händen — man ſpricht in der Stadt davon: in dieſen übrig gebliebenen Briefen und Papieren des hohen Verſtorbenen haben Leute geleſen und ſich über den Inhalt luſtig gemacht, welche bei Lebzeiten desſelben ſich nicht tief genug zu bücken vermochten und glücklich geweſen wären, ſeine Schuhriemen löſen zu dürfen!"

„Ah, verflucht, das hätte ich doch nicht erwartet — deßhalb der allerhöchſte Zorn, daß ich gewagt, ein gegebenes Verſprechen zu erfüllen! — Kannſt Du mir irgend einen Namen nennen, an den ich mich vielleicht halten könnte?"

„Das kann ich ſo wenig wie ein Anderer — wer hat es geſagt oder wer wird eingeſtehen, daß er es geſagt? Es klingt durch die Luft deutlich und klar, es erſcheint, obgleich ſchattenhaft, aber mit erſchreckender Wahrheit! Viele wiſſen darum, Viele haben es gehört — ein Gerücht, wie ſo manches andere, das lautlos verſtummt,

ſo wie man hinhorcht, deſſen Bilder in Dunſt verſchwinden, ſobald man ſie mit dem Blicke feſthalten will — daß man es dem Verſtorbenen ſo gemacht, iſt eben der Lauf der Welt!"

„Ja, die Fabel von dem Eſel und dem ſterbenden Löwen!"

Rodenberg reichte ſeinem kleinen Freunde die Hand, welche dieſer herzlich ſchüttelte und alsdann mit leiſen Schritten das Zimmer verließ.

Der Maler ging noch einige Male in dem Gemache auf und ab, und man hätte aus ſeinen Geſichtszügen, die ſich jetzt ſeltſam änderten, leſen können, wie ſehr er litt; doch war dieſes Leiden mehr körperlicher Art: er drückte zuweilen die Lippen feſt auf einander, wie um einen Schmerz zu bekämpfen, dann athmete er tief auf und fuhr auch zuweilen mit der Hand über ſeine Stirn, die jetzt brennend heiß war, was er mit Erſtaunen zu bemerken ſchien, und dann, in den Spiegel blickend, ſah er, wie eine fieberhafte Röthe ſeine noch vor Kurzem ſo bleichen Geſichtszüge überflog; auch hatte er ein Gefühl von Müdigkeit, ſo wie ein eigenthümliches Ziehen in den Gliedern, ſo daß er kopfſchüttelnd zu ſich ſelber ſagte: was ſoll das Alles ſein? Iſt das Rückwirkung der geiſtigen Erregtheit und vorübergehend, oder droht mir ſonſt irgend etwas? Wer wird gleich an das Schlimmſte denken! — „Pah," ſtieß er nach einer Pauſe mühſam zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor, „wenn es in ihrer Macht läge, auch auf ſolche Art über mich zu verfügen, ſo könnte ich mich für beſorgt und aufgehoben betrachten — jetzt zu unſeren Geſchäften!"

Er öffnete ſeinen Schreibtiſch, er zog Schublade um Schublade heraus und mußte lächeln, als er dieſen Wuſt von Papieren ſah. War es ihm doch faſt ergangen, wie dem Erzbiſchofe von Cambrai, Groß-Almoſenier Ludwig's des Vierzehnten, der Briefe und Acten in den weiten Taſchen unzähliger Beinkleider verwahrte, welche, ſyſtematiſch geordnet, eines der eigenthümlichſten Archive bildeten, während Rodenberg wenigſtens für jeden Jahrgang eine beſtimmte

Schublade hatte, in welcher indeſſen Alles bunt genug durch einander lag; doch handelte es ſich hier allerdings nur um Privatpapiere, während dort der Ehevertrag des Königs von Frankreich erſt nach langem Suchen in den Beinkleidern Seiner Eminenz, Litera H Nummer ſechszehn, gefunden wurde.

An dieſe Geſchichte dachte Rodenberg, als er mit dem Ordnen ſeiner Papiere begann, und ſie heiterte ein wenig ſeine düſtere Gemüthsart auf.

Ein Schlag auf die Glocke, die vor ihm ſtand, rief den Diener herbei, welchem er den gemeſſenen Befehl gab, Niemanden, es möge ſein, wer es wolle, zu ihm herein zu laſſen — „ich verlaſſe mich darin auf Deine Anhänglichkeit wie auf Deine Klugheit in einer anderen Sache: es könnte nämlich heute oder morgen früh ein Schreiben des Miniſters des Hauſes kommen, welches ich unter keiner Bedingung zu erhalten wünſche und das mir nicht vor Augen kommen darf, damit ich ſagen kann, ich hätte es nicht geſehen — haſt Du mich verſtanden, Joſeph?“

„Gewiß, Herr von Rodenberg — ſollte dieſes Schreiben kommen, ſo werde ich es ſo einzurichten ſuchen, daß es der Betreffende wieder mitnimmt, indem ich ihm ſage, Sie ſeien ausgegangen und hätten wahrſcheinlich auf ein paar Tage die Stadt verlaſſen.“

„Laß mich überlegen, ob es beſſer iſt, wenn der betreffende Brief wieder zurückgenommen wird — nein, nein, es iſt beſſer, wenn er in Deinen Händen bleibt, doch ſagſt Du dem Beſteller ausdrücklich, Du nähmſt ihn ohne alle Verantwortung und könnteſt durchaus nicht dafür ſtehen, daß dieſes Schreiben heute oder morgen in meine Hände käme — Du verſtehſt mich?“

„Gewiß, Herr von Rodenberg.“

„Mit dem Briefe kannſt Du alsdann anfangen, was Du willſt; am beſten iſt es, wenn Du ihn verlierſt, ſo daß weder Du noch irgend Jemand ihn wiederfindet — kann ich mich auf Dich verlaſſen?“

„Wie immer, gnädiger Herr.“

„So laß mich allein und ungeſtört.“

„Soll ich nicht etwas zu eſſen für Sie holen?“

„Nein, ich danke — ich habe nicht den geringſten Hunger; doch gib mir Zuckerwaſſer, ich fühle einen eigenthümlichen, brennenden Durſt.“

Darauf fing er an, ſeine Papiere zu ordnen, das heißt, er nahm die Schreiben eines nach dem anderen hervor, ſah nach Unterſchrift und Datum und warf die meiſten neben ſich auf den Boden; nur wenige wurden in ein leeres Käſtchen gelegt, welches offen neben ihm ſtand.

So verging Stunde um Stunde, und ſchon einige Male war der Papierhaufen zu einer ſolchen Höhe angewachſen, daß er ſeinen Bedienten hereingerufen hatte und die Briefe im Kamine verbrennen ließ.

Dann war es dunkel geworden: Joſeph hatte Lichter gebracht und ſich jetzt die Frage erlaubt, ob er etwas zum Nachteſſen bringen ſolle, worauf Rodenberg auch dieſes Mal wieder friſches Zuckerwaſſer verlangte und dann in ſeinem Vernichtungsgeſchäfte fortfuhr.

Endlich kam der Bediente ungerufen wieder herein, und da er ſich ziemlich auffallend in der Nähe des Schreibtiſches umhertrieb, ſo blickte der Maler, verdrießlich über dieſe Störung, in die Höhe, worauf jener mit leiſer Stimme ſagte: „Es iſt bereits eilf Uhr, Herr von Rodenberg.“

„So geh' zu Bette!“

„Sie haben mir nichts mehr zu befehlen und werden die Lichter ſelbſt auslöſchen?“

„Sobald ich fertig bin!“

Hierauf nahm er wieder Papiere und Briefe in die Hand, durchflog zuweilen raſch den Inhalt eines derſelben und lächelte trübe oder er blickte auch wohl eine Zeit lang gedankenvoll in den Schein der Kerze, ehe er es zu den übrigen warf.

Endlich überkam ihn der Schlaf oder vielmehr eine fieberhafte

ſtand auf dem Spiegel des Waſſers; dieſes war ſo durchſichtig und klar, und jetzt, wo es kühlend ſein Geſicht berührte, konnte er deutlich den Grund des See's erblicken. Da ſah er auch das Mädchen, aber nicht abſchreckend, wie eine Todte, nein! ſie ſaß da unten auf glänzendem Kieſel und flocht ſich einen Kranz. Tiefer und tiefer beugte er ſich hinab und glitt endlich von dem Ufer in den See. Da ſank er langſam unter, und obgleich er anfänglich heftig erſchrack, ſo lachte er gleich darauf und ſagte: „ich träume ja nur, und werde erwachen, ſo wie mein Fuß den Grund des See's erreicht — und ſo war es auch — — — heute Nacht! So wie er mit dem Fuß auf dem Boden des Waſſers aufſtieß, ſo erwachte er und fuhr in die Höhe.

Draußen war es noch immer finſtere Nacht, am Himmel jagten ſich die dunklen Wolken, und auf dem Bocke arbeitete der Poſtillon mit Zügel und Peitſche, um die ermüdeten Pferde raſcher vorwärts zu treiben.

Schon dämmerte der Morgen, als der Jäger die Reſidenz vor ſich liegen ſah und, nach einem kurzen Aufenthalt am Thore, durch die todten, ſtillen Straßen der ſchlafenden Stadt raſſelte. Noch eine Viertelſtunde, und er hielt an dem Gitter, welches das Haus ſeines Herrn umgab, der Hofhund bellte zuerſt zornig, dann heulte er vor Freuden und wedelte mit dem Schweife, als der Jäger abſtieg und die Glocke an dem Thore zog. Bald öffnete der alte Diener und Lukas ſtieg die Treppen hinauf in das Schlafzimmer des Herrn Dubel, der vor Erſtaunen faſt aus ſeinem Bette gefallen wäre. Der Jäger legte Mantel und Hirſchfänger ab, ſchüttelte fröſtelnd die Erinnerung an die vergangene Nacht von ſich, reichte dem Erſchneider freundlich die Hand und erzählte, nachdem der alte Diener einen wärmenden Kaffee gebracht, von dem der Herr Dubel in ſeinem Bette ebenfalls genoß, daß er die beſten Nachrichten bringe und freudige Botſchaft habe für alle, welche ſich für ſeinen Herrn lebhaft intereſſirten. „Wir

Abſpannung, der er nur gewaltſam zu widerſtehen vermochte; dabei begann ihn ſein Kopf zu ſchmerzen und ſeine Pulſe flogen raſch und heftig; auch waren ſeine beiden Kerzen herabgebrannt, denn es war zwei Uhr in der Nacht geworden.

Er begab ſich beinahe ſchwankend in ſein Bett, und als er ſich in demſelben behaglich ausgeſtreckt hatte und mit einem unbeſchreiblichen Gefühle von Müdigkeit und ſehnſüchtig den Schlaf erwartete, wollte dieſer in erquickender Form nicht kommen, ſondern Rodenberg hatte während eines unruhigen Schlummers das Gefühl, als ruhe er auf einem ſchwankenden Nachen und als ſitze Jemand neben ihm, der, den Mund an ſein Ohr gelegt, ihm die Ereigniſſe des vergangenen Tages mit einer ermüdenden Eintönigkeit ohne jede Unterbrechung wiederholte. Hundert Mal fuhr er empor und entſchlummerte gleich darauf in der Hoffnung, dem unſichtbaren, nervenaufregenden Quälgeiſte zu entgehen — vergeblich; das Phantom fing augenblicklich wieder an faſt mit denſelben Worten, mit dem gleichen, entſetzlichen, einförmigen Tonfalle.

So kam der Tag: die Bäume vor ſeinem offenen Fenſter rauſchten im Morgenwinde, und zuweilen ſtahl ſich ein erquickender Hauch in das heiße Schlafzimmer; die Vögel begannen leiſe zu zwitſchern, und erſt bei dieſen Anzeichen des erwachenden Lebens entfloh der Kobold, der Rodenberg's Schlaf beunruhigt.

Als er endlich erwachte, wenig erfriſcht und ausgeruht, blitzte die Sonne durch die Spalten der Fenſterläden, welche Joſeph, leiſe hereinſchleichend, während des feſteren Frühſchlummers ſeines Herrn geſchloſſen hatte. Er brauchte einige Augenblicke, um ſich die Ereigniſſe des geſtrigen Tages wieder klar zu machen, wobei ihm die Papiere zu Hülfe kamen, welche er durch die geöffnete Thür in ſeinem Schreibzimmer neben dem Kamine liegen ſah.

Draußen brannte die Sonne heiß vom wolkenloſen Himmel: es war ein ſchwüler Tag, ſo recht geeignet dazu, um bei zugemachten Fenſterläden zu Hauſe zu bleiben, was Rodenberg denn auch that, und mit jedem Papiere, das er ordnete oder zerriß, mit jedem

Briefe, den er vernichtete, ein weiteres Band löste, das ihn mit der Gegenwart verknüpfte.

„Bald werde ich frei sein," sprach er aufathmend zu sich selber, „ich werde diese schattenlose, staubige Stadt verlassen, um, aller Fesseln ledig, meines Weges zu ziehen — durch duftige, kühle Wälder, an murmelnden Bächen vorbei!"

Es war begreiflich, daß gerade heute bei dem raschen Klopfen seiner Pulse, bei seiner brennenden Stirn der Gedanke an schattige, kühle Wälder, an frische, murmelnde Quellwasser so etwas unendlich Tröstendes und Erquickendes für ihn hatte.

II.

„Merkſt Du der Liebe Flügelſchlag?“

Der Miniſter des Hauſes war ein geiſtreicher Herr, ein bedeutender Beamter und wäre auch ein großer Staatsmann geworden, wenn er, anſtatt das Schiffchen eines kleinen Herzogthums zu leiten, das Glück gehabt hätte, das Ruder eines großen Staatsſchiffes zu führen: er war nicht nur ein kenntnißreicher, ſondern auch ein liebenswürdiger Mann, der die Wiſſenſchaft ſchätzte, Kunſt und Künſtler liebte und, obgleich Freiherr aus einem ſehr alten Hauſe, doch ſo wenig von Standesvorurtheilen geblendet, daß er ſich in den meiſten Fällen lieber mit einem geſcheiten Künſtler oder Schriftſteller, als mit einem beſchränkten Standesgenoſſen unterhielt.

Er hatte Rodenberg beſtändig auf das Freundlichſte behandelt, er hatte nie vergeſſen, demſelben Einladungen nicht nur zu größeren, ſondern auch zu kleineren Geſellſchaften zu ſenden — ſo lange der junge Mann beim Fürſten in Gunſt ſtand, und wenn dem Miniſter natürlicher Weiſe die jetzige zweifelhafte Stellung deſſelben nicht unbekannt war, ſo hatte man doch ſchon einige Male erlebt, daß Günſtlinge Seiner Königlichen Hoheit aus ſehr ſtarkem Schwanken wieder das vollkommenſte Gleichgewicht erlangt hatten. Auch war die Einladung durch den Secretär Seiner Excellenz nach der gewöhnlichen Liſte angefertigt worden, und als nun plötzlich die Entlaſſung Rodenberg's zur unbezweifelten Thatſache ward, ſo wurde der kleine

Beamte von seinem Chef ziemlich hart angelassen, daß er nicht in diesem ganz speciellen Falle besondere Instructionen eingeholt hätte.

Denn der Minister hatte neben all' seinen glänzenden Eigenschaften nach einer gewissen Richtung hin doch einen Mangel an bürgerlichem Muthe und mochte sich sogar nicht einmal in Gedanken in die fürchterliche Lage hineinversetzen, daß der in Ungnade gefallene Rodenberg vielleicht die Luft desselben Salons athme, in welchem die allerhöchsten Herrschaften ihren wunderbaren Lüstre und fabelhaften Dunstkreis verbreiteten.

Die in Rede stehende Soirée war nämlich eine sehr große, und zu Ehren eines die Vermählung des Fürsten betreffenden, vom benachbarten Hofe angekommenen außerordentlichen Botschafters veranstaltet, bei welcher der allerhöchste Hof weder fehlen konnte, noch durfte, noch würde. Seine Excellenz war deßhalb außerordentlich ungnädig, daß der arme Secretär so ohne Weiteres die Befehle seines Gebieters vollzogen, und ersuchte ihn mit einer ausnehmenden Höflichkeit, welche aber oft schärfer zu wirken pflegt, als der strengste Befehl, ein sehr diplomatisches Schreiben an Rodenberg zu entwerfen, worin diesem so fein als möglich gesagt werde, daß er, der Secretär, sich einer falschen Liste bedient, oder etwas ähnliches Unglaubliches, wenn es nur den Schein der Wahrscheinlichkeit für sich haben konnte.

Dieser Brief war geschrieben und an seine Adresse befördert worden; doch erging es dem unglücklichen Schreiben, wie wir im vorigen Kapitel angedeutet: der Bediente Rodenberg's hatte es übernommen, aber ohne alle Verantwortlichkeit, daß es heute oder morgen in die Hände seines Herrn gelangen werde, denn dieser habe für ein paar Tage die Stadt verlassen und man wisse nicht, ob er morgen zurückkommen werde.

Seine Excellenz hatte sich durch diese Meldung, welche ihm der Secretär augenblicklich hinterbracht, einiger Maßen beruhigt gefühlt und sprach zu sich selber: „Rodenberg ist trotz alledem ein Mann, der zu leben versteht, und zu gescheit, um eine solche ganz kolossale

Taktloſigkeit zu begehen — denn es wäre über alle Beſchreibung. — Stellen Sie ſich dieſe Scene vor," ſprach er zu ſeinem Secretär, „die Frau Fürſtin-Mutter im rothen Salon ſitzend und Rodenberg am Eingange erſcheinend — ich bitte Sie um Alles in der Welt, ſtellen Sie ſich das vor!"

Und der Secretär ſtellte ſich das pflichtſchuldigſt vor, ſo gut er konnte, und ſchauderte vom Wirbel bis zur Zehe.

Als er dieſen Schauder ſo weit bemeiſtert, daß er wieder reden konnte, fragte er mit einer Grabesſtimme: „Und wenn ſich etwas ſo Fürchterliches wirklich zutrüge, ſollte für dieſen Fall Euer Excellenz Dienerſchaft nicht inſtruirt werden?"

„Um Gottes willen nicht, mein Lieber, das würde den Scandal nur noch vergrößern! Alles, was Sie thun können, iſt, daß Sie ſich im Vorzimmer aufhalten und mich in dem betreffenden, aber nicht denkbaren Falle ſogleich rufen laſſen."

Darauf trennten ſich Herr und Diener, wobei der Erſtere ſeufzend ſagte: „Und bei Allem dem beneidet man uns und will nicht die Klippen bemerken, die uns von allen Seiten entgegen ſtarren und durch welche unſer Privatſchiffchen glücklich durchzurudern gewiß keine kleine Aufgabe iſt!"

Der Tag ging vorüber, an dem die geängſtigte Excellenz einen kleinen Balſam darin gefunden hatte, daß ſie auf einem Nachmittagsſpazirgange dem Fürſten begegnet war, der ſie auf die huldreichſte Art mitten in der Straße vor allen Vorübergehenden anſprach und dabei die außerordentliche Gnade hatte, zu verſichern, man freue ſich ſehr auf die heutige Soirée, für deren Veranlaſſung man dem Haus- und Staats-Miniſter noch ganz beſonders zu Dank verpflichtet ſei.

Der Abend kam und mit ihm die Gäſte; zuerſt das kleine Federvieh zu Fuß und in ein- und zweiſpännigen Droſchken: Salonfutter, Tapetenmaterial, anſtrebende junge Leute, kleine Beamte, Departements-Angehörige aller Art, von denen viele ſchon dem impoſanten Portier am Einfahrtsthore die erſte Verbeugung machen

und ſich ſo fort verbeugend und tief nickend die Treppen hinaufſchlängeln durch die Schaar der Lakaien bis an das Veſtibule oben an der Treppe, wo ſich der Kammerdiener Seiner Excellenz befindet, mit dem ſie in ihrer Herzensangſt ein Geſpräch anzuknüpfen ſuchen, worauf ſich aber dieſer kleine Großwürdenträger nicht einlaſſen kann, da er offenbar Wichtigeres zu thun hat.

Hier in dieſem Veſtibule zögern die einzeln und ſehr früh Gekommenen mit einer unverkennbaren Abſichtlichkeit, betrachten ihr wohlfriſirtes Haar in einem zwiſchen Blumen aufgeſtellten Spiegel, beſichtigen ihre Handſchuhe, ziehen Weſte und Frack in die Hüfte und warten ſo, bis nach und nach ein Dutzend zuſammengekommen iſt, welche alsdann in dieſer anſehnlichen Maſſe das erſte Vorzimmer forciren, um ſich hier nach einer aus beſcheidener Entfernung dem Secretär Seiner Excellenz dargebrachten tiefen Verbeugung augenblicklich an die Wände und in die Ecken zu verlieren und ſich ſo unſcheinbar und unſichtbar als möglich zu machen, zu welchem Zwecke eine tiefe Fenſterniſche, ein hervorſpringender Ofen, eine breite Girandole und dergleichen ſehr geſuchte Gegenſtände ſind.

Im Uebrigen iſt eine ſolche verſteckte Ecke des Vorzimmers ein ſehr intereſſanter Platz: man ſieht nach und nach die Gäſte kommen, und hier außen meiſtens noch in ihrer ganzen Natürlichkeit — ein im Wagen angefangenes Geſpräch fortſetzend, eine witzige Bemerkung vollendend, einen freundlichen Gruß oder gar einen ſtillen Händedruck erwiedernd; Bewegungen und Geberden ſind hier noch ungekünſtelt und ohne Heuchelei, und es iſt ergötzlich anzuſehen, wie ſie jetzt mit Einem Male anfangen, ſteifer und förmlicher zu werden, mit einer faſt erſchreckenden Steigerung bis in den rothen Salon, wo nur noch ein officielles Lächeln erlaubt iſt, wo die Damen beim tiefen Complimente mit Eclat rückwärts rauſchen, ſich faſt auf den Boden niederſetzen, und wo die Figuren der Herren mit den tief herabgeſenkten Stirnen faſt einen rechten Winkel bilden.

Dabei fängt es an, warm und wärmer zu werden, und in allen Sälen herrſcht eine ſo ſchwere, dunſtige Atmoſphäre vor, daß

die Kerzen trübe brennen und ſich manche alte Excellenz heimlich den Schweiß von der Stirn wiſcht: man ſteht ſo dicht auf einander und drängt ſich ſo eng um einander herum, daß eine förmliche Unverſchämtheit dazu gehört, ſich von den aufwartenden Dienern eine Taſſe Thee geben zu laſſen, oder den Verſuch zu machen, das andere Ende des Salons zu erreichen, und dort mit einem Bekannten zu plaudern. Und doch hört man rings umher nur Ausrufe, wie: ‚Quelle soirée charmante!‘ — ‚Délicieuse!‘ — ‚Welch wunderbares Appartement!‘ — ‚Ja, aber räuberhaft heiß‘ — ‚und welch reizende Toiletten‘ — ‚haben Sie die Robe der Baronin Hardenberg bemerkt?‘ — ‚Ravissante!‘ — ‚Ja, krokodilenhaft‘ — ‚und die Gräfin Blendheim ſo einfach wie nie‘ — ‚ſie hat alle Urſache dazu, die arme Gräfin, denn ihre ſchönen Tage ſind nun vorüber.‘

So ſchwirrt es durch einander und plaudert und lächelt, freut ſich und ärgert ſich, und dazu duftet S-Bouquet und Jockey-Club, Violettes de Nice, New-month-hay nebſt anderen Gerüchen, die nicht gut zu claſſificiren.

Und welche Maſſe von Orden und Sternen blitzen hier von den Uniformen und Fräcken, Kleinkreuze, Commandeur- und Großkreuze, Bänder in allen Farben, angeſtaunt und beneidet von den Aermſten, deren Knopflöcher noch leer ſind und die ſich höchſtens aus Coquetterie eine kleine Roſenknoſpe einzuſtecken wagen — welche unſägliche Menge von Verdienſt — glückliches, beneidenswerthes Land!

Je mehr man ſich denen nähert, die auf der Höhe des Lebens wandeln, um ſo dichter wird das Gedränge, um ſo heißer die Luft, um ſo geringer das Wohlbehagen, um ſo größer die Ehre; in einem Kreiſe, ſo weit es nur eben möglich iſt, ſtehen die Glücklichen dicht geſchaart, die es wagen dürfen, ſich hier ohne Scheu ſehen zu laſſen, Alle klopfenden Herzens, Alle in ängſtlicher Erwartung, erfüllt mit Furcht, daß ſie mit Blick oder Wort übergangen werden könnten, beſeelt von Neid gegen die Nachbarn, denen ſchon von fern ein gnädiger Gruß zu Theil geworden.

Wie charmant und liebenswürdig die Herrſchaften heute ſind —

wie genau bekannt mit allen Verhältniſſen, wie treffend in ihren Fragen, wie geiſtreich in ihren Bemerkungen: beſonders Seine Königliche Hoheit iſt heute förmlich bezaubernd und ſpricht mit Jedermann, der in ſeine Nähe kommt und dem er unmöglich entgehen kann; er erinnert ſich des Herrn von Mayer und des Herrn von Schültz, er weiß, daß Beide vortreffliche Väter hatten und daß ſie ſich ſelbſt um das Wohl des Staates ſehr verdient machen; er ſagt dem Herrn von Pertzel, daß er von deſſen ſchönen Gemälden gehört, und dem Herrn von Sterzel, daß er hoffe, deſſen braune Stute werde beim nächſten Rennen den Preis davontragen; er erinnert ſich, den Herrn Baum in Baden und den Herrn Strauch anderswo geſehen zu haben — freilich paſſirt es ihm dabei, die Herren von Goldlack und von Roſenholz mit einander zu verwechſeln, doch hat das nicht viel zu bedeuten, da Beide gleich langweilige und gleich zudringliche Kerle ſind.

Endlich reicht die Frau Fürſtin-Mutter der glücklichen Excellenz, dem Herrn des Hauſes, der neben ihr ſteht, den Arm und läßt ſich von ihm in den großen Saal führen, der, da heute nicht getanzt wird, zu einem Blumengarten umgewandelt und mit zahlreichen Spieltiſchen beſetzt iſt — ihr folgt der Fürſt, glücklich, endlich von dem langweiligen Cercle befreit zu ſein, mit einem höchſt gnädigen Rundcomplimente, und ſowie er den Rücken gewandt, löst ſich der Kreis auf, Fächer wedeln, man lächelt, man plaudert; die Damen verſuchen es, ungeſehen ihre zuſammengedrückten Schleppen hinten ein wenig aufzuſchütteln, die Herren betrachten ihre zuſammengequetſchten Hüte, und wenn auch die Meiſten darüber einig ſind, die allerhöchſten Herrſchaften noch nie ſo gnädig geſehen zu haben, ſo gibt es doch auch Andere, welche ſich achſelzuckend in eine Fenſterniſche zurückziehen und es unbegreiflich finden, daß man nicht mit ihnen geſprochen, ja, daß man ſie nicht einmal bemerkt habe.

Die Vorzimmer haben ſich indeſſen ſchon ein wenig entleert; viele der kleinen Beamten in ihren altmodiſchen Fracks und den ſteifen, hohen Halsbinden, die nun beinahe ſchon zwei Stunden an

den Wänden geſtanden, Alles mit einer gewiſſen Freundlichkeit ſtarr anlächelnd, was an ihnen vorüberging und rauſchte, dazwiſchen zuweilen wie auf Commando tiefe Complimente machend, aus Uebermüdung dem Zuſammenknicken nahe, haben ſich langſam davon geſchlichen, um ſich in einem ſtillen Wirthshäuschen für die ausgeſtandene Ehre zu erholen. Und der Secretär Seiner Excellenz, der ſchon ſeit Beginn der Soirée mit einer krampfhaften Aufmerkſamkeit nach dem Veſtibule geſchaut, fängt an, freier aufzuathmen und ſpricht zu ſich ſelbſt: „Gott ſei Dank, das wäre glücklich vorübergegangen!“ Ja, er fühlt ſich jetzt ſo ſicher, daß er ſich ins Nebenzimmer begibt und dort eine Taſſe Thee mit ſehr viel Backwerk zu ſich nimmt; alsdann liegt es in ſeiner Abſicht, ſich in den großen Saal zu begeben, um von Weitem den Blick ſeines Herrn zu erhaſchen und ihm durch ein Zeichen bemerklich zu machen, daß alle Gefahr jetzt vorüber iſt; war er doch überzeugt, daß Seine Excellenz ſich in eben ſo peinlicher Aufregung befände, als er ſelbſt, ja, in noch peinlicherer; denn der Herr Miniſter war zur Whiſtpartie der Frau Fürſtin-Mutter befohlen worden mit dem franzöſiſchen Geſandten und dem außerordentlichen Botſchafter des benachbarten Hofes — er war alſo gefeſſelt, hätte das Schrecklichſte über ſich ergehen laſſen müſſen und wäre nicht im Stande geweſen, den gefürchteten Gaſt durch ein freundliches Wort wenigſtens vom großen Saale fern zu halten.

Und hier war Alles Luſt und Freude, Harmonie und unendliche Glückſeligkeit; dieſes weite, hohe Gemach war mit einer außerordentlichen Geſchicklichkeit durch lebende Pflanzen in kleine Partieen abgetheilt, wo man ſich ungeſehen und ungehört hier angenehmem Geplauder hingeben konnte, während dort junge Damen mit unternehmenden Officieren ſich mit jeu d'esprit beluſtigten und dabei doch Alle das Glück hatten, ſich mit den höchſten Herrſchaften in gleichem Raume zu befinden und dieſelbe Luft athmen zu dürfen.

Die Frau Fürſtin-Mutter war eine ausgezeichnete Whiſtſpielerin und bekam nebenbei gewöhnlich die beſten Karten: ſie hatte

ſoeben mit einer triumphirenden Miene die letzten ſechs Blätter aus ihrer Hand auf den Tiſch hingelegt, da ſie überzeugt war, die Gegner würden nicht im Stande ſein, ihr noch einen Stich davon ſtreitig zu machen. Sie nahm es durchaus nicht ungnädig auf, daß ein paar zuſchauende ältere Herren und Damen einander, aber mit ſehr deutlicher Stimme, zuflüſterten: „Wie wunderbar Ihre Königliche Hoheit dieſes ſchwierige Spiel geleitet haben!“ Sie lächelte ihrem Partner, dem Miniſter des Hauſes, freundlich zu, und Seine Excellenz war eben im Begriffe, dieſes gnädige Lächeln mit einem unverkennbar glücklichen Blicke einzukaſſiren, als er mit Schrecken bemerkte, wie der Blick der hohen Dame plötzlich einen ganz anderen Ausdruck, einen Ausdruck der Gehäſſigkeit, ja, des Zornes annahm. Freilich verſchwand dieſer Ausdruck wie ein Blitz wieder, um derſelben wohlwollenden Miene wie ſo eben Platz zu machen; doch fuhr es ihm brennend heiß durch den ganzen Körper und er hätte viel darum gegeben, wenn er ſich hätte umſchauen dürfen; aber es war an ihm, die Karten für das neue Spiel zu vertheilen, und wir können nicht verſchweigen, er miſchte mit zitternden Fingern, ja, er hatte ſogar das Unglück, zu vergeben und nochmals von vorn anfangen zu müſſen, wobei ihm der Angſtſchweiß auf die Stirn trat, denn die Frau Fürſtin-Mutter huſtete leicht hinter dem vorgehaltenen Fächer, ſie warf einen eigenthümlichen Blick auf ihre Ober-Hofmarſchallin, welche neben dem preußiſchen Geſandten ſtand, und die unglückliche Excellenz glaubte ſogar bemerkt zu haben, daß ſie leicht mit den Achſeln gezuckt. Endlich waren die Karten gegeben, und der Miniſter des Hauſes hatte, wie man zu ſagen pflegt, ein ganz niederträchtiges Papier erhalten — auch das noch!

Wenigſtens war es ihm jetzt vergönnt, während ſein Nachbar mit einem Lächeln der Entſchuldigung gegen die Frau Fürſtin-Mutter quatre d'honneur von oben herab ausſpielte, ein wenig auf die Seite zu ſchauen.

Gerechter Gott — was er geahnt, war geſchehen — hinter

haben ſie gefunden, unſere zukünftige Gebieterin, und wie ich feſt glaube, ſind Beide vollkommen einig.“

„Und auch vereinigt?“ fragte Herr Dubel; „ſchon verheirathet? darf ich gratuliren?“

„Das noch nicht,“ entgegnete der Jäger; „gefunden, wie geſagt, wäre das Fräulein, glücklich hat ſie die Ankunft des Herrn auch gemacht, und einverſtanden iſt ſie auch damit, jede Stunde ſeine Gemahlin zu werden, aber . . .“

„Aber?“ ſagte der Herr Dubel kleinlaut; „ſchon wieder ein Aber?“

„Als eine dankbare und gehorſame Dame hat ſie verlangt, der Baron ſolle nochmals alle Schritte thun, die Einwilligung der Hofdame, der Frau von C., reſpektive die der alten Frau Herzogin zu erlangen, und ſobald die erfolgt iſt, wird die Hochzeit mit allem Glanze vor ſich gehen.“

„O weh!“ ſagte der Schneider; „und wenn die Einwilligung nicht erfolgt?“

„Hoffentlich werden ſie dieſes Mal geſcheidter ſein, die alten Weiber, und wenn dem nicht iſt, ſo wird, wie ich denke, doch geheirathet; der Baron will dieſen Verſuch nur machen, um Alles gethan zu haben und ſeine Braut zu beruhigen. Daß er ſelbſt nicht hieher kommen konnte, wird Jedermann begreiflich finden; er hat mich darum zum Kourier gewählt, und ich habe Briefſchaften für den Grafen Alfons, der mit der Frau von C. unterhandeln ſoll, und ich bleibe nur ſo lange hier, bis ich Ja oder Nein, Schwarz auf Weiß habe.“

Herr Dubel rieb ſich in ſeinem Bette vergnügt die Hände und ließ ſich alsdann Einiges erzählen von den Reiſen, den Kreuz- und Querzügen, die der Baron unterdeſſen gemacht.

„Wir waren in München und Wien,“ ſagte der Jäger, „giengen dann durch die Schweiz nach Frankreich, nach Paris,

ihm, faſt in der Mitte des großen Saales, den allerhöchſten Augen ſichtbar, ſtand Rodenberg, und nicht einmal allein ſtand der in Ungnade Gefallene da, neben ihm befand ſich Lord Warren, vor ihm ſtand der alte General von Möllendorf, ihm ſogar die Hand reichend, und jetzt trat ſogar noch der engliſche Geſandte dazu, und die Vier plauderten mit einander, als ob ſich das ganz von ſelbſt verſtände.

Dazu blickte die Frau Fürſtin-Mutter ziemlich ernſt in ihre Karten, dazu häuften ſich die Tricks der Gegenpartei, dazu hatte er das furchtbare Unglück, an einem Schlemm ſchuld zu ſein, indem er ſeine einzige hohe Karte, den Piquebuben, ganz unnöthiger Weiſe auf einen ſchon verlorenen Stich geworfen hatte.

Alſo groß Schlemm in jeder Beziehung!

Ihre Hoheit entfalteten etwas geräuſchvoll den Fächer und rückten ihren Stuhl ein wenig vom Tiſche ab, zum Zeichen, daß die Whiſtpartie für heute beendigt ſei. Alle erhoben ſich, und während der Ober-Hofmarſchall mit einem ſehr ernſten Geſichtsausdrucke herbeikam, um die Rechnung für die hohe Dame zu bereinigen, trat dieſe nach einer leichten Verbeugung zurück, den außerordentlichen Botſchafter des benacharten Hofes zu ſich heranwinkend, um mit dieſem und ihrer Ober-Hofmarſchallin hinter einer der künſtlichen Laub- und Blumenwände zu verſchwinden.

Der Herr des Hauſes ſtand einen Augenblick rathlos, ja, trotz ſeiner großen Sicherheit und ſeinem ausgezeichneten Takte war er ſchon im Begriffe, das Unklügſte zu thun, was er hätte thun können, ſich nämlich mit einer pikanten Redensart an Rodenberg zu wenden, als er ſich eines Beſſeren beſann und nun gerades Weges auf den Fürſten zutrat, welcher, neben der Baronin Hardenberg ſitzend, den jungen Maler ebenfalls bemerkt hatte und ihn, wenn auch nicht gerade erzürnt, doch mit einiger Verwunderung anblickte. Auch war Seine Königliche Hoheit gutmüthig genug, dem herantretenden Miniſter, in deſſen Geſicht Schrecken und Beſtürzung deutlich zu leſen waren, freundlich entgegen zu treten und

die Geſchichte von der widerrufenen Einladung mit ziemlich gläubiger Miene anzuhören.

„Wenn Herr Rodenberg die Stirn hat,“ ſagte er hierauf, indem ein unverkennbarer Schatten über ſeine Züge flog, „ſich hier zu zeigen, wozu er ja als Eingeladener berechtigt iſt, ſo kann ich nichts dawider einwenden.“

Damit wandte er ſich um und ließ Seine Excellenz ſtehen.

‚Wozu er ja als Eingeladener berechtigt iſt,‘ hatte Seine Königliche Hoheit geſagt und in einem Tone — o, in einem Tone, welcher noch vieles Andere hinzuſetzte!

Jetzt trat auch obendrein noch Rodenberg auf den Miniſter zu, verbeugte ſich und ſagte mit ſeiner tiefen, ruhigen Stimme: „Ich konnte mich nicht entſchließen, Euer Excellenz freundliche Einladung abzulehnen und in einem Hauſe zu fehlen, welches nach Euer Excellenz Verſicherung ſtets ſo gütig war, auch nebenbei den Künſtler in mir zu ehren, und in dieſer Eigenſchaft,“ ſetzte er mit kaum bemerkbarem Lächeln hinzu, „habe ich mir denn auch erlaubt, zu erſcheinen.“

Es war dem Herrn des Hauſes nicht möglich, hierauf etwas Verſtändliches zu erwiedern, denn die Worte quollen ihm ſo im Munde, daß er fürchten mußte, an ihnen zu erſticken; er begnügte ſich deßhalb mit einer leichten Neigung des Kopfes und einer bezeichnenden Handbewegung, worauf er ſich umwandte und davon ſchoß, um eine ihm ſehr befreundete Hofdame der Frau Fürſtin-Mutter aufzuſuchen — eine geiſtreiche Hofdame, welche vor der feinſten Filigran-Arbeit im Fache der Intriguen nicht zurückſchrack und die auch Einfluß genug beſaß, um den armen Miniſter allerhöchſten Ortes als ein bedauernswerthes Opfer darzuſtellen, welches in Folge eines unerhörten Gewebes von Lug, Trug und Ränken, ſo wie einer ganz unglaublichen Frechheit in eine ihm liſtig geſtellte Falle gegangen war.

Arme Excellenz! — er machte in der That ein Geſicht, als wenn er ein Fuchseiſen am Fuße hätte.

Rodenberg war unterdeſſen ſo unbefangen, als es ihm möglich war, in Begleitung Lord Warren's, welcher ihm treu zur Seite blieb, an's andere Ende des großen Saales gegangen, und wenn er um ſich geſchaut hätte, was er übrigens nicht that, ſo hätte er bemerken müſſen, daß, wenn auch viele Blicke ihm mit dem Ausdrucke von Haß und Schadenfreude folgten, auch andere auf ihm ruhten, die Intereſſe und Theilnahme ausſprachen; beſonders waren es Frauen- und Mädchenaugen, welche auf letztere Art dem ſchönen jungen Manne folgten, der heute begreiflicher und rührender Weiſe ſo außerordentlich blaß ausſah, aber dabei ſo feſt und unbekümmert wie früher auftrat: hinter manchem wedelnden Fächer hervor ſchaute es nach ihm aus und hätte vielleicht ſeinen Gruß erwiedert, wenn er daran gedacht hätte, irgendwo hin zu grüßen.

Aber er dachte nicht daran — ſo feſt er anſcheinend auch auftrat, ſo war ihm doch in Wirklichkeit zu Muthe, als beträte ſein Fuß ſchwankende Bretter, und er hatte Augenblicke, wo er ſtarr geradeaus ſchauen mußte, um ſich zu überzeugen, daß der weite Saal mit ſeinen Menſchen, Lichtern, Blumen und Pflanzen nicht anfange ſich langſam herumzudrehen. Es war dies jedoch keine Folge ſeiner geiſtigen Erregtheit, es war das körperliche Unwohlſein von geſtern Abend, welches ſich heute noch heftiger auf ihn geworfen. Warren hätte ihm gern geſagt, wie furchtbar er zuweilen erbleiche, während im nächſten Augenblicke eine glühende Röthe auf ſeinem Geſichte aufflamme, doch fürchtete er, hiedurch, und nicht mit Unrecht, das Uebel noch ärger zu machen, blieb aber nicht nur mit ausdauernder Treue an ſeiner Seite, ſondern bemühte ſich auch, ihn durch Bemerkungen und allerlei Einfälle zu zerſtreuen.

„Sie ſind geſcheit genug,“ ſagte er lächelnd, „daß ich Sie auf drei Geſichter aufmerkſam machen darf, die dort unten halb verſteckt hinter dem rieſenhaften Blumentiſche ſtehen: ein Offizier, ein Arzt und ein nicht bedeutender Beamter — ein würdiges Kleeblatt, von dem Jeder Sie geſtern noch über die breiteſte Straße gegrüßt hätte, ja, Ihnen entgegen geeilt wäre, um einen herzlichen Hände-

druck mit Ihnen zu wechſeln, die ſich ſo ſehr freuten, wenn Sie ihnen begegneten, welche nur bedauerten, daß dies nicht viel häufiger geſchähe, und welche es dem Schickſale nie verzeihen konnten, daß es ihnen noch keine Gelegenheit gegeben, der Welt zu beweiſen, wie ſehr Sie von ihnen geſchätzt und geliebt werden — heute hätten dieſelben die prachtvollſte Gelegenheit dazu, und nun geben Sie Acht, wie ſie dieſe benutzen werden."

„Ich bin im voraus davon überzeugt."

„Ich auch — aber es macht mir immer Spaß, ſolcher Erbärmlichkeit ins Geſicht ſehen zu können."

„Sie urtheilen zu hart, Warren — Sie müſſen die Stellung dieſer Leute berückſichtigen: der Eine fürchtet, wenn er ſich ferner noch öffentlich zu meinen Freunden rechnet, beim Avancement, wieder Andere, beim nächſten Ordensſchub übergangen zu werden, und der Dritte hätte alle Ausſicht, ſeine Praxis bei den Kammerjungfern vornehmer Häuſer zu verlieren — kommen Sie, wir wollen unſeren Strich ändern, um ihnen die Verlegenheit zu erſparen, uns grüßen zu müſſen."

„Beruhigen Sie ſich," lachte Warren, „auch das fällt ihnen nicht einmal ein: ſehen Sie die vortreffliche Schwenkung des hoffnungsvollen Beamten, er läßt ſeine beiden Gefährten die enorme Höhe des Saales bewundern, und wenn wir nahe ſind, werden wir nur die beſte Seite dieſer Herren zu betrachten haben — aber rechts können Sie einen Gruß anbringen — müſſen einen anbringen: da ſehe ich die kleine, liebenswürdige Tellin, die Sie mit ihren großen, ſchönen Augen förmlich auffordert, ihr einen freundlichen Blick zu ſchenken — ich habe mich immer für dieſes reizende Mädchen intereſſirt."

„Ei, ei, Warren!"

„Nur weil ſie Edelweiß ein wenig ähnlich ſieht — ich wollte, Sie könnten mir darin Recht geben!"

„Ja, wenn ich die gute Margarethe erſt geſehen hätte. Aber ich hatte in den letzten Tagen kein Gemüth dazu."

„Begreiflich — aber jetzt grüßen Sie, ſonſt ſind Sie unartig.“

Rodenberg that, wie ihn der Andere geheißen, und das junge Mädchen dankte auf die verbindlichſte Art, ja, es ſchien, als ſei ſie im Begriffe geweſen, einen Schritt gegen die beiden jungen Leute zu thun, welche bloßſtellende Demonſtration aber von der klügeren Mutter, einer knöchernen Perſönlichkeit, dadurch verhindert wurde, daß ſie ungeſehen auf die Schleppe ihrer Tochter trat.

Das Kleeblatt hatte ſich in der That ſo gewandt, daß es förmlich lächerlich geweſen wäre, einen Gruß von ihnen zu verlangen.

Hinter einer hohen Wand von lebenden Blumen ſaß eine Whiſtpartie, beſtehend aus dem Staatsrathe von Stumpfenfels, dem Baron Hund vom Höllenſteine und dem Kammernherrn Freiherrn von Schenk. Der letztere machte mit einer zierlichen Handbewegung Coeur zu Atout, und da er auffallend hierzu lächelte, ſo fand ſich der Staatsrath veranlaßt, ihm zu ſagen: „Ei, ei, Baron, Sie beſchäftigen ſich heute Abend ſo viel mit dem Coeur-Atout, daß ich darin die Stimme des Schickſals erkennen muß!“

„O, das iſt ſchon lange kein Geheimniß mehr, daß er verliebt iſt!“ meinte Hund vom Höllenſteine — „er iſt einer von den Stillen, von den Heimlichthuern, aber man hat ihm den Schleier abgezogen, und alle Welt weiß . . . .“

„Was weiß alle Welt?“

„Nun, von Ihren Spazirgängen zu Fuße und zu Wagen nach einem verborgen gelegenen Landſitze, wo ſich außer ein paar alten Bedienten nichts Männliches befindet und wo Sie alſo vollkommen Hahn im Korbe ſind!“

„Dieſe Bemerkung ſtreift an's Equivoque,“ ſagte der Kammerherr, indem er die Augenbrauen ſo hoch als möglich emporzog, um ernſt und würdig auszuſehen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte.“

„Und Baron Schenk hat Recht, wenn er ſich in doppelter Hinſicht gegen Ihre Bemerkungen verwahrt,“ ſagte der Staatsrath, „denn erſtens haben ſie etwas Zweideutiges und zweitens iſt es nicht

einmal wahr, daß der Kammerherr dort droben allein Hahn im Korbe iſt — ja, ja, Sie haben einen ſehr gefährlichen Nebenbuhler," fuhr der Sprecher in ruhigem Tone fort, als ihn der Andere erſtaunt anblickte.

„Pah, ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen," meinte er alsdann achſelzuckend — „es iſt allerdings traurig, Zudringlichkeiten gewiſſer Leute ausgeſetzt zu ſein . . . ."

„Nehmen Sie ſich in Acht, daß Lord Warren Sie nicht hört, er verſteht in ſolchen Dingen keinen Spaß!"

„Meinetwegen kann er mich hören," erwiederte der Kammerherr, ſagte dies aber mit ſehr leiſer Stimme und indem er einen ſcheuen Blick in ſeine nächſte Nachbarſchaft warf.

„Alſo darf man Ihnen in der That Glück wünſchen?"

„Ich liebe keine Gratulationen über ungeſchehene Dinge, ich bin der Mann der faits accomplis!"

Die beiden Anderen lachten über die Bemühungen des Kammerherrn, ernſt und würdevoll auszuſehen, denn dieſes Beſtreben fiel meiſtens ſehr unglücklich aus und verlieh ſeinem Geſichte einen unausſprechlich faden Ausdruck.

„Es iſt eigentlich ſchade, daß Lord Warren nicht da iſt," meinte Baron Hund, „ich glaube, er gäbe uns etwas zum Beſten von ſeinen intereſſanten Spazirritten."

„Iſt er heute Abend nicht hier?"

„Ich glaube kaum, da ſein Freund und beſtändiger Begleiter, dieſer gewiſſe Herr von Rodenberg, abgehalten iſt, hier zu erſcheinen."

„Darin irren Sie ſich, meine Herren," hörte man eine tiefe Stimme in luſtigem Tone ſagen, und als ſie aufblickten, bemerkten ſie den General von Möllendorf, welcher lächelnd näher trat. — „Wahrhaftig, Sie ſind ſchlecht berichtet, denn ich kann Sie verſichern, daß ich ſo eben Lord Warren und dieſen gewiſſen Herrn von Rodenberg geſehen!"

„Unmöglich, Excellenz!"

„Unglaublich!"

„Was die Augen ſehen, glaubt das Herz: ſchauen Sie dorthin, wenn ich bitten darf — wer iſt das?“

„Rodenberg — hol' mich der Teufel!“

„Ah, c'est trop fort!“

„Eine unbegreifliche Keckheit!“

„Habe ich Sie falſch berichtet?“ fragte der alte General mit heiterm Ausdrucke — „es iſt Rodenberg, und wenn ich nicht irre, lenkt er ſeine Schritte gerade hieher — er wird Luſt zu einer Partie Whiſt haben, und da Ihnen der vierte Mann fehlt, ſo kommt er ganz à propos — ah, mein lieber Rodenberg,“ rief er mit lauter Stimme, „Sie ſuchen Freunde — hier ſind welche!“

„Excellenz, ich muß dringend bitten,“ ſagte der Staatsrath entrüſtet, aber in gedämpftem Tone.

„Um Gottes willen, das iſt ja förmlich compromittirend!“

„Ich wünſche mir keine Partie zu Vieren,“ knurrte Hund vom Höllenſteine.

Doch das Unglück war ſchon geſchehen, denn Rodenberg hatte dem Rufe des Generals Folge geleiſtet und trat an den Spieltiſch.

Der General reichte ihm die Hand, ſchüttelte ihm dieſelbe vor Aller Augen herzlich und ſagte: „Ich weiß nicht, ob Sie ſpielen wollen, lieber Rodenberg, aber in dieſem Falle werden ſich dieſe drei Herren einer kleinen Whiſtpartie bei Hofe nach den letzten lebenden Bildern erinnern, wo es jeder von ihnen bedauerte, daß Sie nicht mitſpielen wollten, und wo der Herr Kammerherr Freiherr von Schenk ſagte, bei der nächſten Veranlaſſung hoffe er auf Sie — ich ſelbſt war ja damals dabei und ſtehe auch jetzt wieder zur Verfügung!“

Eine etwas peinliche Stille folgte auf dieſe Worte, doch gewährte ſie dem jungen Maler eine ganz außerordentliche Genugthuung, daß er ſich nicht enthalten konnte, die drei Spieler der Reihe nach anzuſchauen und dann, ſich verbeugend, zu ſagen: „Ich fühle mich für dieſe Güte recht verpflichtet, muß aber in der That aufrichtig danken!“

Der Kammerherr und der Baron Hund athmeten auf, und der Staatsrath, dem es an Tact und Geiſtesgegenwart nicht fehlte, antwortete: „Im Falle es Ihnen Vergnügen macht, Herr Rodenberg, hier einzutreten, bitte ich, Platz zu nehmen!“

„Nein, meine Herren, ich danke recht ſehr!“ wandte ſich dieſer mit unbefangener Freundlichkeit an den General ſo wie an den Staatsrath — wenn ich es auch für dringend nothwendig hielt, dieſe auserleſene Geſellſchaft, zu der ich natürlicher Weiſe eingeladen war, zu beſuchen, ſo werden Sie auch ſelbſt ſehr gut begreifen, daß ich gerade keine beſondere Luſt zu ſpielen habe — alſo nochmals meinen beſten Dank!“

Damit verbeugte er ſich wiederholt gegen den General und verließ die Whiſtpartie, um nach einem anderen Theile des Saales zu gehen. Er fühlte wohl, wie furchtbar aufgeregt er war: ſein Herz ſchlug bang und heftig, ſeine Pulſe flogen, und als er jetzt zufällig an einem Spiegel vorbeikam, warf er einen Blick hinein und erſchrack über die tiefe Röthe, welche ſein Geſicht bedeckte — auch fühlte er wohl, wie trocken ſeine Lippen waren, wobei ihn ein empfindlicher Durſt quälte, weßhalb er ſich von einem vorübergehenden Bedienten ein Glas Limonade geben ließ, welches ihn wenigſtens für den Augenblick außerordentlich erfriſchte.

Er verließ den großen Saal und trat in eines der Nebenzimmer, die er leer zu finden hoffte, und wo er für eine Viertelſtunde ausruhen wollte — er durfte die Geſellſchaft noch nicht verlaſſen, es waren noch manche Leute da, die er noch einen Augenblick zu erfreuen wünſchte — er mußte mindeſtens noch eine furchtbar lange Stunde bleiben, und hierzu bedurfte er der Ruhe und Stärkung: da war ein breiter Fauteuil, der ihm ſeine gaſtlichen Arme öffnete, neben einer großen Epheuwand, ein Winkel wie auserleſen, um ſich mit Behagen für eine Viertelſtunde vom Gewühle draußen zurückzuziehen.

Es war Niemand in dem Zimmer, als ein älterer Beamter mit ſehr hoher, weißer Halsbinde und vielen Orden. Dieſer wür-

dige Mann blätterte in einem Album, deſſen Deckel er aber augenblicklich zuſchlug, ſowie der junge Mann eintrat, und darauf das Gemach eilfertig verließ.

‚Es hat etwas Komiſches und doch wieder etwas recht Trauriges, wie mich die Leute fliehen,‘ dachte Rodenberg — ‚dieſer alte Herr fand noch vor kurzer Zeit das größte Behagen an meiner Unterhaltung, wie er wenigſtens ſagte; er liebte es ſo außerordentlich, mit mir über Kunſt zu plaudern; er meinte, bei ſolchen Hoffeſten iſt es, als ob man einen erfriſchenden Quell in der Wüſte antrifft, wenn man ſich mit Jemandem unterhalten kann, und das über andere Dinge, als man ſonſt hier zu hören bekommt — und jetzt flieht auch er mich, den lebendigen Waſſerquell, und zieht hinaus in den dürren Sand, dieſes alte Schiff der Wüſte — fahr' hin, wie die Anderen! — O, wie fühle ich mich glücklich, daß mir das Scheiden aus dieſen Kreiſen ſo leicht gemacht wird!“

Er ließ den Kopf in die Hand ſinken und verfiel halb wachend in ein ganz eigenthümliches Traumleben: es erging ihm wieder wie in der vergangenen Nacht, und es war ihm gerade, als neige ſich Jemand zu ſeinem Ohre, um ihm in einem förmlich klagenden Tone allerlei ſeltſame Geſchichten zu erzählen, Geſchichten, die er wirklich erlebt, aber vermiſcht mit ganz wunderbaren und oft ſehr wilden Phantaſieen.

„Ich weiß nicht, was in meinem Blute tobt,“ ſagte er unmuthig, indem er auffuhr und, obgleich er wußte, daß außer ihm Niemand im Zimmer war, doch ſcheu und forſchend neben den Fauteuil blickte, als müſſe er dort etwas Geſpenſterhaftes entdecken, das mit ihm geſprochen.

„Wohl weiß ich, daß es meine aufgeregten Nerven ſind, aber wenn ich jetzt die Augen ſchließe, ſo flüſtert es mir wieder zu, ſo einförmig, ſo klagend, und was das Schrecklichſte iſt, es flüſtert mir meine eigenen Gedanken zu — o, man könnte darüber wahnſinnig werden!“

Er ſtrich ſein dichtes Haar von der heißen Stirn und wandte

ſich endlich mit geſchloſſenen Augen unmuthig auf die andere Seite. — Dann zuckte er erſchreckend zuſammen — nein, das war keine Täuſchung, wie die Stimme ſeines Innern, die zu ihm ſprach!

Eine Hand hatte, obgleich ſehr leiſe, ſeine Schulter berührt.

Eine Secunde dauerte es, ehe er ſeine Augen öffnete, denn in dieſem Momente fürchtete er etwas Entſetzliches zu ſehen — dann fuhr er empor und ſah die Marcheſa de Monterey vor ſich ſtehen.

Nein, es war nicht die Marcheſa de Monterey, die vornehme Dame, das verzogene Kind des Hofes — es war Juanita, jene Juanita, deren Blick in früheren, glücklichen Tagen zuweilen eben ſo auf ihm geruht, wie jetzt wieder. Es war wieder die Zeit der Künſtlerfeſte, wo er die ſchöne Jägerin begleiten durfte, es war wieder die Zeit des kölner Carnevals, denn auch jetzt ſtand ſie vor ihm in einer Tracht, die nicht ihre gewöhnliche war, in einem Gewande, welches ſo wenig harmonirte mit dieſer reichen Künſtlernatur — o, dieſe wunderbare, ſelige Künſtlernatur, die ihn anlächelte aus ihren großen, dunkeln, verſchwimmenden Augen, die er fühlte in dem leichten Drucke ihrer zarten Finger auf ſeiner Schulter und die ſich für heute wie zu einem Faſtnachtsſcherze umgeben hatte mit ſchweren ſeidenen Stoffen, mit Spitzen, Bändern, falſchen Blumen, Brillanten und Perlen!

Oder war es ein ſchöner Traum, der ihn umfing, und mußte er im nächſten Augenblicke erwachen an dem kleinen Kaminfeuer im Hauſe in der Rheingaſſe in Köln, an jenem verhängnißvollen Abende? — Er wußte nicht, warum gerade jener Abend heute, ſüß und furchtbar zugleich, ſo gar lebendig vor ſeine Erinnerung trat und warum ihm der Gedanke kam, er müſſe ein neues Leben mit Uebergehung der letzten, öden Jahre an die Begebniſſe jenes denkwürdigen Abends knüpfen.

Las er ſo etwas im Glanze ihrer feuchten Augen oder in dem allerdings traurigen Lächeln um ihren Mund?

Er ſprang in die Höhe, doch ſchwankte er ſo, daß er die Lehne des Stuhles ergreifen mußte, um ſich daran zu halten.

und alles das wurde im Fluge abgemacht, die Nächte, welche wir nicht durchfuhren, verbrachte der Baron in Soireen und auf Bällen; es ſtanden ihm ja bei ſeinen großen Bekanntſchaften alle Häuſer offen, und ſo forſchte er nach und erkundigte ſich überall nach dem Fräulein, und wo er das bei ſeinen oder ihren Bekannten that, da wunderte man ſich ſehr über ſeine Fragen und meinte, er komme ja aus unſerer Reſidenz; man wußte nichts von der Reiſe der jungen Dame, noch viel weniger von ihrem Aufenthaltsorte, und ſo zogen wir immer weiter und weiter. Auch Paris, wo ſich ein Zweig ihrer Familie befindet, verließen wir, ohne eine Spur entdeckt zu haben, und kamen ſo nach Brüſſel.“

„Ah ha!“ ſagte Dubel, „nach Brüſſel, wo in der Nähe auf einem Schloſſe ein alter Onkel des Fräuleins wohnt, der mit der ganzen Familie in Feindſchaft lebt; nun, habt Ihr ihn beſucht? der wird ſchöne Augen gemacht haben?“

„Allerdings machte er ſchöne Augen,“ lächelte der Jäger, „der Baron, der die Feindſchaft des alten Herrn mit ſeiner ganzen Familie wohl kannte, hatte natürlich zu allerletzt daran gedacht, ihn aufzuſuchen. O, wären wir nur zuerſt dahin gegangen, denn ... was meint Ihr wohl, Dubel?“

„Ich will nicht hoffen!“ meinte der Erſchneider und richtete ſich in ſeinem Bette empor.

„Verſteht ſich!“ ſagte lachend Lukas, „dort haben wir ſie gefunden; der Teufel mag wiſſen, womit ſie den alten Kameraden von hier beſänftigt haben; genug, das Fräulein befand ſich auf ſeinem Schloſſe, er liebt ſie, wie eine Tochter, was auch nicht anders möglich iſt, und da man uns ebenfalls von hier aus wahrſcheinlich als furchtbare Kerls geſchildert hat, ſo fehlte nicht viel, daß der Alte, als der Baron ſich melden ließ, Sturm läuten und die Bauern ſeiner Dorfſchaften herbeirufen ließ, damit ſie uns wie einen böſen Feind wegjagen ſollten. Aber es brauchte

Sie ſagte mit dem herzlichſten Tone ihrer ſchönen, weichen Stimme: „Bitte, bleiben Sie ſitzen — ich ſetze mich neben Sie.“

Er machte einen Verſuch, den Stuhl, nach dem ſie ſich wandte, heranzuziehen, doch winkte ſie ihm faſt gebieteriſch mit der Hand, worauf er in ſeinen Fauteuil zurückſank und mit einem Schauer der Wonne fühlte, wie nahe das geliebte, ſchöne Weib an ſeine Seite rückte, ja, ſo nahe, daß, als ſie ſich jetzt gegen ihn neigte und zu ihm ſprach, er die warmen, duftigen Wellen ihres Athems empfand.

„Wiſſen Sie wohl, daß Sie krank ſind, mein lieber Freund,“ ſagte ihm Juanita, „und daß es in dieſer Beziehung von Ihnen unrecht war, hieher zu kommen — daß Sie hätten zu Hauſe bleiben und dort der Ruhe pflegen ſollen?“

Der Dämon des Mißtrauens zog durch Rodenberg's Bruſt und flüſterte ihm zu: ‚ich muß wirklich recht krank ausſehen, daß die Marcheſa mit mir empfindet und auf dieſe Art zu mir redet; ich muß ſehr krank ſein, ich könnte am Ende hier bewußtlos zuſammenbrechen oder gar in Fieberphantaſieen verfallen und unartige compromittirende Dinge ausſprechen‘ — „o,“ ſagte er hierauf, indem er ſich aufrichtete, ſich zurückbeugte, ſo viel es ihm möglich war, und die Marcheſa mit ſtarren Augen anblickte, „krank bin ich nicht, es iſt nur ein leichtes Unwohlſein — wenn ich nachher in die friſche Nachtluft komme, wird es mir beſſer werden!“

„O, wie würde ich mich darüber freuen!“

„Wirklich, Frau Marcheſa?“

„Ich verſtehe dieſen Ton, Herr Rodenberg, und muß ihn begreiflich finden — aber laſſen wir das jetzt — glauben Sie mir, daß es wohl Niemanden auf der weiten Welt gibt, der ſo innigen Antheil an Ihrem Schickſale nimmt, als ich — o glauben Sie es, Arthur — ich bitte, ich flehe darum!“

„Sie beweiſen mir dieſen Antheil etwas ſpät, Frau Marcheſa — vor einigen Monaten hätte mich der geringſte Beweis davon zum glücklichſten Menſchen gemacht!“

„Ich glaube es Ihnen — gewiß, ich glaube es Ihnen ....“

„Und ſeien Sie verſichert, daß ich gerade jetzt in meiner eigenthümlichen Stellung Ihren Antheil zu ſchätzen weiß, denn er beweißt mir, daß die große Künſtlerin wenigſtens im gegenwärtigen Augenblicke den Sieg davongetragen hat über die vornehme Weltdame — o, über die ſchöne Weltdame," ſagte er, indem er mit einem Seufzer die Augen ſchloß, „deren ſtrahlende Brillanten meine Augen blenden — und ich danke dem Zufalle, daß es mir vergönnt war, wieder einmal den Ton Ihrer Stimme gehört zu haben, der mich ſchon ſo unendlich glücklich gemacht — einen Ton, wie er nur den Engeln im Himmel eigen iſt!"

„Danken Sie nicht dem Zufalle — dieſen Dank verdiene ich ſelber."

„Sie traten nicht zufällig in dieſes Gemach?"

„Beim allmächtigen Gott, nein — vor nicht einmal fünf Minuten verließ ich meinen Wagen, worauf ich durch alle Säle eilte, um Sie zu ſuchen!"

„So ſpät, Frau Marcheſa?"

„So ſpät, Arthur, denn es lag gar nicht in meiner Abſicht, früher oder überhaupt hieher zu gehen, da ich erfahren, Sie, mein Freund, würden nicht anweſend ſein, denn ich wußte, daß der Miniſter die Einladung an Sie widerrufen."

„Und wer ſagte Ihnen alsdann, daß Sie mich hier finden würden?"

„Don Joſe — er wußte wohl, wie ſehr mich dieſe Nachricht intereſſirte!"

„Don Joſe? — Ihr Gemahl?"

Sie machte eine raſche, ungeduldige Bewegung. „Ich weiß es beſſer," ſagte ſie alsdann mit Entſchiedenheit, „Sie haben im Ernſte nie an dieſes Märchen geglaubt — ich brauchte es vor den Augen der Welt, um mich ſicherer und freier bewegen zu können, um läſtige Anträge und noch läſtigere Bewerber fern zu halten — o, Arthur," ſetzte ſie mit einem innigen Blicke hinzu, und mit einem ſo zauberhaft weichen Tone der Stimme, daß es ihn tief erſchütterte — „ich war eine treue Wittwe!"

Er warf ſich haſtig zurück, er ſchaute ſie ſtarr an, um auch in ihren Blicken die entzückende Wahrheit ihrer Worte finden zu können — und da ſtand es deutlich wiederholt, da lag ihre ganze ſchöne, große, ihre herrliche Seele vor ihm aufgeſchlagen, ſich wiederſpiegelnd in dem heißen, glänzenden Blicke des ſchönen Weibes!

„Juanita! — Juanita meine Seele!“

„Ruhig, mein Freund,“ ſprach ſie, während ſie ihre kleine Hand auf ſeine Stirn legte und ihn ſanft auf den Fauteuil zurückdrückte — „ruhig, Arthur, hier haben die Wände Ohren, und wir wollen dieſer Welt kein Schauſpiel geben. O, ich verſtehe Ihren Blick — wenn Sie wollen, ſo reichen Sie mir Ihren Arm und führen mich vor den Augen des ganzen Hofes vorbei an meinen Wagen — o, es würde mich glücklich machen, wenn ich ihnen Allen auf dieſe Weiſe zeigen könnte, wie die Künſtlerin zu dem Künſtler hält! Aber ſie würden dem ein anderes Motiv unterſchieben, ſie würden achſelzuckend von unſerem intimen Verhältniſſe reden, das ich unter dem heuchleriſchen Scheine von Kälte, Würde und Tugend bis jetzt recht gut verheimlicht — ſie würden meinen guten Ruf, meinen fleckenloſen Lebenswandel auf ſo leichte Art zerreißen, und das wäre mir ſchmerzlich, auch um Deinetwillen, Arthur, denn in Wahrheit, mein Leben ſeit damals floß rein und klar dahin — ſiehe in mein Auge, und Du mußt es erkennen, daß ich die Wahrheit rede!“

„O, meine Juanita, wie kann man ſo unſäglich glücklich ſein? Doch Du haſt Recht, wie immer — auch damals hatteſt Du Recht — doch hätteſt Du mir gewiß vergeben, wenn Du gewußt, wie ich mich damals, leider nur in Gedanken — ich konnte ja nicht anders —, zu Deinen Füßen wand und um Verzeihung flehte!“

„Ich danke Dir für Deine Worte, mein Arthur — doch ſtill jetzt, man kommt!“

Mit einem Drucke ihres Fußes ſchob ſie den kleinen Seſſel, auf dem ſie ſaß, ſo weit zurück, daß Rodenberg und ſie für den Eintretenden eine ganz unverfängliche Gruppe bildeten.

Dieſer Eintretende war der Herr des Hauſes, der einen Augenblick im Begriffe war, erſchrocken auf der Schwelle ſtehen zu bleiben, als er den jungen Mann erkannte, ſich alsdann aber mit einem forſchenden Blicke rings umher, näherte und in einem ſcherzhaft ſein ſollenden Tone ſagte: „Mein Gott, Herr von Rodenberg, Sie haben mich da vorhin in keine kleine Verlegenheit gebracht!“

„Euer Excellenz werden mir glauben, daß ich das aufrichtig bedaure,“ erwiederte Rodenberg, indem er ſeine Kraft zuſammennahm und ſich mühſam erhob.

„In große Verlegenheit — doch zürne ich Ihnen darüber nicht, Sie wiſſen, wie ſehr ich ſtets den Künſtler in Ihnen geſchätzt — nun hatte ich aber zu Ihrem eigenen Vortheile den allerhöchſten Herrſchaften die Verſicherung gegeben, Sie hätten mir für die heutige Soirée ſchriftlich in den paſſendſten Ausdrücken ablehnend gedankt — was unſer allergnädigſter Herr mit Güte, ja, ich kann ſogar ſagen, mit Wohlwollen für Sie anzuhören die Gnade hatte — nun erſcheinen Sie plötzlich ſelbſt und ſtrafen mich Lügen — doch reden wir nicht weiter davon — die Sache iſt abgemacht, und ich bitte Sie, zu glauben, daß Sie in meiner Achtung und Freundſchaft auch nicht das Mindeſte verloren haben!“

Rodenberg verbeugte ſich, worauf Seine Excellenz, gegen die Marcheſa gewandt, fortfuhr: „Verzeihen Sie mir, daß ich vorher etwas Geſchäftliches — man könnte es ſo nennen — bereinigte, um Ihnen, meine verehrte gnädige Frau, nun mit leichterem Herzen einen Wunſch der Frau Fürſtin-Mutter zu überbringen — ſie wünſcht, Sie in Ihrer Nähe zu ſehen — aus doppeltem Eigennutz,“ flüſterte er mit ſchlauem Lächeln hinter der vorgehaltenen Hand, „denn erſtens möchte ſie mit Ihnen plaudern und zweitens möchte ſie ſich entzücken laſſen durch eines Ihrer wunderbaren Lieder.“

Die Marcheſa huſtete leicht in ihren Fächer und machte ein ſehr ernſtes Geſicht.

„Perſönlich würden Sie auch mich dadurch auf das außerordentlichſte verbinden,“ fuhr die Excellenz in einem etwas verzagten

Tone fort, „denn ich darf Ihnen wohl geſtehen,“ ſetzte der Miniſter mit einem raſchen Blicke auf den jungen Mann, welcher beſcheiden zurückgetreten war, hinzu, „ich befinde mich ein wenig in der Lage des unglücklichen David, ohne im Stande zu ſein, eine allerhöchſte trübe Stimmung durch mein Harfenſpiel verſcheuchen zu können.“

„So bedaure ich Eure Excellenz aufrichtig,“ gab die Marcheſa mit feſter Stimme zur Antwort, „denn ich bin heute Abend durchaus nicht in der Lage, ſingen zu können.“

„Sie erſchrecken mich!“

„Sie wiſſen, wie bereitwillig ich ähnlichen Wünſchen auch häufig in Ihrem Hauſe entgegenkam, doch heute iſt es mir wahrhaftig unmöglich!“

„Thun Sie mir es zu Liebe,“ flehte der Miniſter — „Sie kennen die Frau Fürſtin-Mutter — wenn ich meine traurige Botſchaft überbringe, ſo wird ſie ſich ſelbſt an Sie wenden und dann ....“

„Würde ſie von mir die gleiche Antwort erhalten.“

„A—a—a—ah!“

„Gewiß, Excellenz, denn ich bin heute Abend einmal zum Singen nicht aufgelegt, werde alſo nicht ſingen.“

Der Miniſter warf einen eigenthümlichen Blick auf Rodenberg.

„Da ich nun aber weiß, wie unangenehm es Ihnen iſt, eine ſolche traurige Botſchaft zu hinterbringen, ſo bitte ich um Ihren Arm, Excellenz, und erſuche Sie, mich zu Ihrer Hoheit begleiten zu wollen — Herr Rodenberg,“ wandte ſie ſich an den jungen Mann, „ich hoffe, Sie morgen früh bei mir zu ſehen!“

Damit verließen Beide das Gemach, und Rodenberg, der zurückgeblieben war, drückte ſeine beiden Hände einen Augenblick feſt vor das Geſicht und ſagte alsdann tief aufathmend und mit einem ſeligen Blicke nach oben: „O, das iſt des Glückes zu viel, und ich bin nicht einmal im Stande, darüber nachzudenken — es ſummt mir im Kopfe wie eine alte, bekannte Weiſe, wie ein Wiegenlied aus der Kindheit, und ich möchte jetzt am liebſten ſchlafen — tief ſchlafen — lange ſchlafen, aber dabei wunderbar träumen!“

Dann raffte er sich gewaltsam zusammen und verließ das leere Zimmer, um wenigstens bis zum Eingange des großen Saales zu gehen und dort noch einmal ihre Gestalt zu erblicken: wie sie dahin schwebte, von allen Seiten fast ehrfurchtsvoll begrüßt, nach allen Seiten hin freundlichst dankend — sie, die große Künstlerin — sie, im wahren Sinne des Wortes eine Fürstin dieser glänzend erhellten Räume — seine Königin!

Er lehnte an der Thür, er preßte seine glühende Stirn an die Einfassung und schwelgte in dem Anblicke der wunderbaren Frau, welche unter Allen hervorleuchtete wie ein heller Stern in Nebelflecken; dann drückte er die Hand auf sein Herz, weil es gar so wild pochte und weil er befürchtete, es werde auf einmal in einen ungeheuren Jubel ausbrechen und mit lauter Stimme hinausrufen, daß es seine Juanita sei, welche von der Fürstin-Mutter wie eine Tochter empfangen wurde, welcher der Fürst mit einer Verbeugung die Hand reichte — seine Juanita!

Da wurden seine Träumereien durch ein paar Worte unterbrochen, welche im großen Saale dicht neben ihm gesprochen wurden und die ihn durchzuckten und zornig bewegten; er kannte die Stimme, die da sprach, ohne eine Ahnung zu haben, daß er in der Nähe war: sie gehörte dem jungen, hochblonden Grafen, der damals in dem Märchen Dornröschen den Prinzen vorgestellt und der sich jetzt also vernehmen ließ:

„Wenn es in meinem Salon vorgekommen wäre," — auf das Wort ‚meinem' wurde ein bedeutender Nachdruck gelegt —, „daß sich ein Ueberlästiger, der überhaupt niemals dahin gehörte, sehen ließe, obgleich er Tags zuvor aus seiner Stellung gejagt worden, so würde ich ihm durch einen Lakaien den Weg haben zeigen lassen."

Ein Ruck, und Rodenberg stand unter der Thür vor einer Gruppe junger Leute, die dort saßen und standen und von denen einige mit wohlgefälligen Mienen, andere aber achselzuckend die Worte des Sprechenden vernahmen.

„Dürfte ich mir," sagte der junge Maler mit einer fast ton-

loſen Stimme, die aber wie das Rollen eines fernen Donners klang, „eine Erklärung über Ihre Worte ausbitten, Herr Graf? — Doch iſt eine Erklärung Ihrerſeits eigentlich ganz unnöthig, ich habe Ihre Worte gehört — ich habe ſie verſtanden, und nun will ich Ihnen eine Erklärung geben!“

„Aber nicht hier, Herr Rodenberg — ich bitte Sie dringend!“ ſprach einer von den jungen Leuten, welcher ſich von jeher ſehr freundſchaftlich gegen den Maler benommen hatte.

„Und überhaupt,“ ſagte der Graf in einem ſehr hohen Tone, „finde ich weder eine Erklärung noch eine Antwort nöthig, denn ich erinnere mich nicht, mit Ihnen geſprochen zu haben, mein Lieber—r—r—r!“

„Sie ſprachen allerdings nicht mit mir, mein Lieber—r—r—r,“ erwiederte Rodenberg beinahe lächelnd, „aber Sie ſprachen von mir, mein Lieber—r—r—r, und wenn Sie, mein Lieber—r—r—r, nicht Luſt haben, mir eine Erklärung zu geben, daß Sie Ihre Worte nicht auf mich bezogen, und das vor dieſen Herrn, ſo werde ich Ihnen dagegen die Erklärung geben, mein Lieber—r—r—r, daß Sie ein . . . .“

„Um Gottes willen, Herr Rodenberg,“ rief der ſo eben erwähnte junge Mann, indem er den Maler, ehe er vollenden konnte, faſt mit Gewalt in das Nebenzimmer zurückdrängte, „vollenden Sie Ihre Worte an dieſem Orte nicht — Sie ſollen Ihre Erklärung haben, dafür ſtehe ich Ihnen ein! Dieſer kleine Wortwechſel,“ ſagte er, ſich erſchrocken umſchauend, „hat ſchon Aufſehen genug gegeben — ſehen Sie, die Marcheſa de Monterey, die ſo eben mit Ihrer Hoheit ſprach, ſchaut ſich um und macht einen Schritt hieher.“

Dieſe letzte Bemerkung beſänftigte augenblicklich die furchtbare Aufregung Rodenberg's in ſolchem Grade, daß er ſich raſch zurückzog, um von dem großen Saale aus nicht mehr geſehen zu werden — es wäre ſchrecklich geweſen, hätte ſich die leidenſchaftliche und an ſich ſchon ſo erregte Dame veranlaßt geſehen, ſo ohne allen Beweggrund näher zu treten!

„Verlaſſen Sie ſich darauf, Herr Rodenberg, Sie ſollen morgen früh Ihre Erklärung haben, und eine, die Sie vollkommen zufriedenſtellt — ich kenne den da, aber thun Sie mir die Liebe, heute und hier keinen neuen Zuſammenſtoß mit ihm zu ſuchen!“

Der Maler verbeugte ſich — er hätte für die freundlichen Worte des Anderen gern gedankt, doch war er nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen — er konnte ſeine Augen kaum offen halten, und während die Wände des Saales wieder begannen, ſich langſam um ihn herum zu drehen, ſchlugen ſeine Zähne wie vor Froſt klappernd auf einander.

Noch einen Blick aus der Tiefe des Zimmers, in dem er ſtand, in den großen Saal, und dann dieſes Haus verlaſſen!

Da ſtand Juanita immer noch vor der Fürſtin-Mutter und dem Fürſten, und der Anblick des ſo heiß geliebten Weſens war ſogar im Stande, für ein paar Augenblicke das Fieber, welches ihn durchtobte, niederzukämpfen und ihn ſo klar ſehen zu laſſen, wie ſonſt bei gänzlich hellen Augen.

Der Fürſt machte ein ernſtes, faſt verlegenes Geſicht, und die Frau Fürſtin-Mutter, die ihren Kopf ſehr hoch trug, bewegte unmuthig ihre Schultern.

Im nächſten Augenblicke wandte ſich die hohe Dame mit einer kaum merklichen Neigung des Kopfes raſch von der Marcheſa ab, und dieſe ſchien ihrerſeits wieder den Fürſten zu entlaſſen, indem ſie ſich mit einem ſehr tiefen Complimente von ihm zurückzog.

„Ah, ſie ſingt nicht,“ klang es jubelnd in Rodenberg's Herz, „ſie ſingt nie wieder vor dieſen Leuten, die mir Schmach angethan, die meine treuen Dienſte mit Undank belohnt — o, meine Juanita, heißen, heißen Dank!“

Dann fiel das häßliche Fieber wieder über ihn her, ſo daß er vor dem Toben ſeines Blutes die Lehne des Stuhles, vor dem er ſtand, faſſen und einen Moment die Augen ſchließen mußte — er hörte nur noch undeutlich, wie eine Stimme draußen im Vorſaal rief: „Der Wagen der Frau Marcheſa de Monterey!“ Dann

hatte er ein Gefühl, als werde er fortan in dieſer Welt gar nichts mehr hören — doch ſiegte auch dieſes Mal wieder ſeine kräftige Natur, und nach ein paar qualvollen Secunden war er im Stande, mit langſamen Schritten das Zimmer zu verlaſſen.

Er ſchritt durch den Vorſaal, er ging die Treppe hinab, wobei er ſich aber auf das Geländer derſelben ſtützte — er verließ das Haus, und als er ſich auf der Straße befand, fühlte er, wie unendlich wohlthuend, wie erfriſchend die kühle Nacht auf ihn einwirkte.

„Wenn nur zufällig irgend ein Fiaker vorüberführe," ſagte er kopfſchüttelnd, „es wäre wahrhaftig beſſer, denn ich habe einen weiten Weg nach Hauſe — ſehen wir, wie wir uns forthelfen!"

Er wankte an den Häuſern vorbei, nicht ohne zuweilen mit den Fingerſpitzen die Steine derſelben zu berühren — er nahm einen kürzeren Weg als den, auf dem er vor einigen Stunden hergefahren, und welcher ihn jetzt durch engere Straßen führte.

Auf einmal blieb er ſtehen, ballte ſeine Hände und biß die Zähne auf einander, denn die Schläge ſeines Pulſes und das Klopfen ſeines Herzens wurden ſo gewaltig, daß er fürchtete, unter jedem Schlage zuſammen zu brechen: „Verflucht, wie man ſo ſchwach ſein kann — ich werde kaum nach Hauſe kommen!"

Da bemerkte er, wie er rathlos um ſich her und in die Höhe ſchaute, vor ſich in einem kleinen, unſcheinbaren Hauſe ein paar erhellte Fenſter im oberſten Stockwerke, und ein Lächeln flog über ſeine bleichen Züge: „Da hinauf werde ich ſchon noch kommen, und dann ſoll Rafael ſehen, wie er mich weiter ſchafft."

Die Thüre des Hauſes war noch unverſchloſſen — Rodenberg erreichte taſtend die Treppe, faßte das Geländer derſelben und ſtieg nun den ihm wohlbekannten Weg langſam und ſchwer athmend hinauf. Lange dauerte es, ehe er oben war, doch hatte er jetzt glücklich die Zimmerthür erreicht, ſie öffnete ſich vom Drucke ſeiner Hand, er ſah die Geſichter von Rafael und Walter, die ihn erſtaunt, faſt erſchreckt anblickten, dann — —

L.

„O, brich nicht, Steg, du zitterst sehr!“

Roderich Olfers war aus Italien zurückgekehrt, begleitet von Lord Warren, welcher ihm eine Tagereise entgegen geeilt war. Dieser hatte sich fest vorgenommen, die glückliche Wendung, welche dessen Schicksal genommen, unterwegs zu verheimlichen und ihm um keinen Preis etwas davon zu verrathen, daß Roderich's geliebtes Kind wiedergefunden sei. Doch war das Herz des jungen Mannes so voll Glück, so voll Seligkeit, daß er bei den Bemühungen, seine unbegränzte Heiterkeit, das Leuchten seiner Augen allein auf die Freude des Wiedersehens zwischen ihnen beiden zu schieben, fast komisch erschien und daß ihm der ältere und ernstere Mann schon nach den ersten Stunden des Beisammenseins ruhig, aber bestimmt sagte: „Mein lieber Warren, ich bin überzeugt von Deiner Anhänglichkeit an mich, welche ich auch von Herzen theile, doch ist Dir auch sonst noch etwas ganz absonderlich Glückseliges widerfahren — mich täuschest Du darin nicht — wenn Du aber Gründe hast, es für Dich zu behalten, so reden wir nicht mehr darüber, obgleich Du versichert sein wirst, daß Niemand so mit Dir zu fühlen im Stande ist, als ich, Dein alter, ich könnte fast sagen, väterlicher Freund.“

Sie saßen auf der Eisenbahn in einem Coupé erster Classe zu-

keine großen Explikationen, in einer Stunde Zeit war Alles aufgeklärt, und der Baron hatte, wie es auch nicht anders möglich iſt, bei dem alten Herrn den größten Stein im Brette. Alles wurde in Ordnung gebracht; der Onkel gab ſeine Einwilligung, und jetzt bin ich, wie geſagt, hier, und der Baron macht ſchriftlich einen vielleicht fruchtloſen Verſuch, ſich mit Frau von C. zu verſöhnen."

Nach dieſer Erzählung ſtand der Jäger von ſeinem Stuhle auf, gieng ans Fenſter, blickte auf die bekannten Umgebungen und erkundigte ſich, ob Dubel gut Haus gehalten und ob im Innern des Gebäudes Alles in Ordnung ſei.

Der Erſchneider, der ſich indeſſen von ſeinem Lager erhoben hatte und im Begriffe war, ſich anzukleiden, verſicherte, er habe ſein Möglichſtes gethan, und ſprach die Hoffnung aus, man werde mit ihm vollkommen zufrieden ſein.

„Aber, was Teufel!" ſagte der Jäger, nachdem er ſich im Zimmer umgeſehen, „was habt Ihr Euch für eine Stange da an die Wand befeſtigen laſſen? Iſt das zum Kleidertrocknen oder zum Wäſchaufhängen? So ein Möbel habe ich in meinem Leben nicht geſehen."

„Richtig, richtig!" ſagte Herr Dubel einigermaßen in Verlegenheit und ſprang mit einem Entrechats von ſeinem Bette herunter; „das hatte ich wahrhaftig beinahe vergeſſen; ja, ja, es hat ſich bei mir Manches verändert, ich habe die Flickſchneiderei an den Nagel gehängt; wie Sie mich hier vor ſich ſehen, verehrter Herr Lukas, ſo ſehen Sie in mir nichts Geringeres, als einen angehenden Tänzer der königlichen Hofbühne."

„Sie ſpaßen!" lachte der Jäger.

„Ohne Spaß!" entgegnete feierlich der Herr Dubel, „ich habe die erſſſſte Stufe auf der Leiter des Ruhmes erſſſſtiegen. Sie wiſſen ſelbſſſſt, ich fühlte es immer, daß in mir etwas

fällig ganz allein, und da gab ihm der junge Engländer mit einem jubelnden, faſt tollen Ausbruche der Freude zur Antwort: „Hole der Teufel alle Heuchelei und alle Verſtellung, ja, ich bin glücklich, wie es nur ein Menſch zu ſein vermag — aber Du, Roderich, biſt es nicht minder!“

„Wie ſoll ich Deine Aufregung verſtehen?“

„Ich habe es immer geſagt, daß ich durchaus keine Anlagen zum Diplomaten habe, denn ich kann nicht mit meinen Gefühlen zurückhaltend ſein — ich verſtehe es nicht, aus der Mücke einen Elephanten zu machen, und kann etwas Großes, Herrliches und Edles nicht dadurch herabzuwürdigen verſuchen, daß ich davon mit Gleichgültigkeit ſpreche oder es durch Aufdeckung eingebildeter oder wirklicher Fehler in den Augen eines Anderen herabzuſetzen ſuche — gewiß, Roderich, ich will und muß die diplomatiſche Carrière verlaſſen und wieder ein Künſtler werden, bei Dir, in Deinem Atelier!“

„In meinem Atelier?“ ſagte der Andere achſelzuckend, wobei er mit einem trüben Blicke auf die ſcheinbar vorbeiſauſende Landſchaft blickte. „Wo iſt mein Atelier? Wo bin ich zu Hauſe, ich, der ich unſteter bin, als der Vogel auf dem Zweige?“

„Das muß aufhören, Mann,“ gab Warren lachend zur Antwort, indem er in der Freude ſeines Herzens mit ſeinen Fingerſpitzen einen leichten Stoß gegen die Bruſt des Anderen führte, „das muß aufhören; wir müſſen wieder ein Haus haben, und wir wollen wieder ein Haus haben und ein Atelier — was für ein Atelier!“ rief er in komiſchem Pathos. „Phantaſie haben wir beide genug, um uns des Deinigen von damals auf's genaueſte zu erinnern, und gerade ſo machen wir es wieder — Deine Kunſtſchätze ſind alle noch vorhanden, das weiß ich, bis auf den Gobelin, unter dem wir ſo oft aus- und einſchlüpften!“

„Was ſoll aber alles das, Du närriſcher Menſch?“

„Nun, das ſoll eigentlich nicht mehr, als daß ich, wie ich eben ſchon geſagt, wieder ein Künſtler werden und in Deinem Atelier arbeiten will — o, ich erinnere mich mit einer unbeſchreiblichen

Seligkeit jenes Frühlingsmorgens noch, als wir einen Maitrank bei Dir bekamen — einen wunderbaren, duftigen Maitrank — erinnerst Du Dich noch daran?"

„O ja, o ja!" gab Roderich düster zur Antwort.

„Es war ein schöner Tag, wie heute."

„Nein — es war früher — die Rosen zeigten erst ihre jungen Knospen — o, meine Rosenknospe!" sagte er, die Hände vor das Gesicht drückend.

„Geduld, Mann, Geduld, ich bringe diese Bilder wahrhaftig nicht vor Deine Seele, um schmerzliche Erinnerungen in Dir wachzurufen — gewiß nicht, und wenn Du mich ruhig anhören willst — sei so gut und thue das," bat er, — „so sollst Du auch zum Schlusse etwas Gutes zu hören bekommen!"

Olfers reichte dem jungen Manne die Hand, ohne etwas zu erwiedern; dann fuhr dieser fort: „Ja, Dein Atelier, wie es gerade jetzt lebhaft vor mir steht, so schattig kühl, während draußen die Hitze brütete — Deine jungen Leute hinter dem Carton!"

„Wo sind sie geblieben? Wo sind die Anderen, die sich damals mit uns lustig freuten? Wo Alle, die unseren Herzen lieb und theuer waren? — Vielleicht gestorben und verdorben!"

„Nicht so ganz, wenigstens nicht Alle — von unserem Kohlen-, Wald- und Nebelmüller habe ich gehört, daß er glücklich und zufrieden in Köln lebt — Michel Angelo Schmitz soll sich verheirathet haben."

„Ei der Tausend — das hätte ich ihm nicht zugetraut!"

„Ja, und obendrein eine Wittwe, die ihn köderte — und womit glaubst Du wohl?"

„Wer kann das wissen!"

„Mit einem alten geschnitzten Schranke und einem Portrait, angeblich von Holbein — er kam auf diese Art und mit dieser vollständig in's Fach der Alterthümer hinein."

„Der arme Kerl! Und Madame Schmitz, seine würdige Mutter?"

„Sie ſtarb vor dieſer Kataſtrophe, und als es ſo weit kam und ſich Freunde und Familie ſchon weinend abgewandt hatten, bewegte ſie noch einmal ihren Zeigefinger und winkte ſo ihren Sohn zurück, dem ſie noch die Worte in's Ohr flüſterte: ‚In meinem Leinwandſchranke, in der oberſten Schublade rechts — laß es nicht zu Grunde gehen!‘ — dann ſtarb ſie.“

„Dort hatte ſie wahrſcheinlich ihr Geld verborgen?“

„So dachte Michel Angelo auch, doch als er nachſah, beſtand das, was er nicht zu Grunde gehen laſſen ſollte, in einem Stücke ſchon ziemlich trockenen Kuchens, den Frau Schmitz von einer Kaffeegeſellſchaft nach Hauſe gebracht hatte.“

„Sie ſtarb, wie ſie gelebt — es war eine brave Frau — Gott habe ſie ſelig! — Aber wer hat Dir dieſe Geſchichte erzählt? — In den Noten Deines auswärtigen Amtes kommt dergleichen ſchwerlich vor.“

„Ich hörte ſie von Walter — der gute Kerl, wie habe ich mich gefreut, ihn wiederzuſehen!“

„So iſt er bei Euch?“

„Ja, und auch noch Andere von damals — Du ſiehſt alſo, daß doch nicht Alles geſtorben und verdorben iſt — erinnerſt Du Dich des kleinen Rafael, des Dieners von Rodenberg?“

„Gewiß, und Rodenberg werde ich auch wiederſehen — ich freue mich auf dieſen geſunden, lebenskräftigen Künſtler und Freund — wie geht es ihm?“

„Im Augenblicke geht es ihm nicht gut: er wurde aus ſeiner Stellung bei Hofe entlaſſen.“

„Wozu ich ihm nur Glück wünſchen kann. — Ich bin überzeugt, ſo lange er dort war, hat er weder Bleiſtift noch Pinſel angerührt — wirklich ſchade um dieſes große Talent — aber Deine Nachrichten freuen mich; ſo werde ich doch wenigſtens Einige wiederfinden.“

„O, Viele, Viele, mein lieber Roderich!“

„Was wollteſt Du mir vorhin von dem kleinen Rafael ſagen

— das war doch damals der kleine Diener Rodenberg's? Ich erinnere mich seiner noch als Zwerg bei dem Künstlerfeste."

„Aus dem Zwerge ist ein ganz tüchtiger Kerl erwachsen; Du weißt, daß er zu einem Buchhändler in die Lehre trat, anstatt aber Bücher zu verkaufen, macht er nun selbst welche, wenigstens Artikel in Zeitungen, die gern gelesen werden."

„Es freut mich, doch auch wieder von Einem zu hören, dem es gut geht; gewöhnlich wenn man nach einer Reihe von Jahren nach Hause zurückkehrt und sich fragend an Jemanden wendet, so heißt es in der Regel: Dieser ist gestorben, Jener zu Grunde gegangen, ein Anderer hat eine traurige Heirath gemacht, ein Vierter hilft sich kümmerlich durch, von einem Fünften redet man nicht gern, und so fort."

„Schlegel, dessen Du Dich wohl noch erinnerst, ich glaube, Du gabst ihm selbst den Rath, Decorationsmaler zu werden, hat eine gute Anstellung bei unserem Hoftheater — und das sind doch nun alles Leute: Bekannte, Freunde," setzte Warren mit einem eigenthümlich klingenden Tone hinzu, „welche Dein Atelier wieder füllen werden, wenn Du es für gut fändest, dasselbe wieder einzurichten — darum fiel mir auch gerade jener Frühlingsmorgen ein, wo wir sangen:

‚Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein!'

Wer weiß, guter, lieber Roderich," setzte er mit bewegter Stimme hinzu, ob Dir nicht auch Jemand einen recht erfrischenden, glücklich machenden Trunk reicht!"

„O ja, wenn er aus dem Lethe käme, könnte er mich glücklich machen!"

„Was, Lethe — das ist für Kopfhänger, für zerrüttete, verlorene Gemüther, aber nicht für frische Leute, wie wir sind!" Er bedeckte einen Augenblick sein Gesicht mit beiden Händen und fuhr dann, sich gewaltsam bezwingend, in einem ruhigen Tone fort:

„Ja, gerade jener Morgen — ich vergeſſe ſeiner nie! Allerdings, der gute Prinz Heinrich kann Dich nicht mehr beſuchen, Du wirſt geleſen haben, daß er geſtorben iſt — aber Werdenberg würde kommen und Alles noch ſo räubermäßig und trichinenhaft finden, wie damals. Noch Einer, der ſuperbe Hund vom Höllenſteine, iſt auch hieher übergeſiedelt: ſeine Familie hat Güter in der Nachbarſchaft unſerer Stadt.“

„Ah, die Familie der Hunde mit dem geſtutzten Schweife!“ ſagte Olfers, zum erſten Male ein wenig lächelnd.

„Richtig; und wer war denn ſonſt im Atelier?“

Roderich ſah ihn ſeltſam fragend an, dann ſagte er: „Da waren noch andere Freunde, andere, unſerem Herzen Näherſtehende, denen mein Ausdruck von vorhin galt: verdorben und geſtorben. — Was ſollen mir Alle, die Du ſo eben genannt, gegen jene? Da ſie nicht mehr ſind, ſo gibt es Augenblicke, wo ich die ganze Welt für leer und ausgeſtorben halte — verzeihe mir den Ausdruck des Schmerzes, Warren, denn Du weißt, wie lieb ich Dich habe!“

„Wenn ich mich nur erinnern könnte,“ erwiederte der junge Engländer mit einer angenommenen Gleichgültigkeit — „wer war denn damals noch im Atelier?“

„Haſt Du denn, ohne einen anderen Namen zu nennen, Conchitta ſo ganz vergeſſen?“

„Richtig, Conchitta — o, wie mir ſo etwas paſſiren kann!“

„Nun, Warren, was haſt Du denn?“

„O nichts, gar nichts, auf der weiten Welt nichts, als daß ich jetzt in der Freude meines Herzens aus dem Wagen ſpringen, ein wenig neben ihm fortlaufen und mich dann wieder hineinſchwingen möchte!“

„Du biſt mir förmlich räthſelhaft!“

„Das bin ich mir ſelbſt auch und bewundere meine Art, mit Dir zu reden — doch hat alles Ding ein Ende, und ſo muß ich Dir denn ſagen, daß Du Conchitta auch wiederfinden wirſt!“

Roderich fuhr aus ſeiner ruhenden Lage wie von einer Feder

geschnellt in die Höhe. — „Conchitta? — Du treibst Deinen Scherz mit mir!“

„Gott soll mich bewahren! Aber erlaube mir eine Frage, Roderich: wird es Dich freuen, Conchitta wiederzusehen?“

„Ob es mich freuen wird,“ gab der Andere mit einem innigen Blicke gen Himmel zur Antwort, „ist mir doch die Erinnerung an sie unzertrennlich von einem anderen theuren, geliebten Wesen!“

„Ah, ich weiß, was Du meinst, unsere gute, kleine Margarethe — sie war ja damals auch in unserem Atelier.“

„Olfers nickte stumm mit dem Kopfe und blickte, die Arme über einander schlagend, finster vor sich nieder, so daß er es nicht bemerken konnte, wie Warren ihn mit weit aufgerissenen Augen betrachtete, Augen, die voller Thränen standen, wie er dabei zu lächeln versuchte und wie er, als ihm dies nicht gelang, die Unterlippe zwischen die Zähne klemmte.

„Ja, Margarethe!“ sagte er nach einer ziemlich langen Pause mit einem so seltsam klingenden Tone, daß Olfers unwillkürlich aufschaute und ihm nun beide Hände darreichte.

„Ich weiß, wie lieb Du das Kind gehabt, und danke Dir für Deine Theilnahme an meinem Schmerze!“

„Für meine Theilnahme kannst Du mir meinetwegen danken,“ sprudelte jetzt der junge Mann mit Heftigkeit heraus, daß ihn Roderich erstaunt anblickte — „aber von Schmerz sollst Du nicht reden, nie mehr reden — nie mehr, Mann — nie mehr, mein guter, lieber Freund! — Siehst Du denn nicht, Künstler und Menschenkenner, daß ich im Begriffe bin, vor Freude ganz unerhörte Dinge zu begehen, und wäre ich dazu im Stande, wenn Mar....?“

„Wenn Margarethe?“ fiel ihm der Andere hastig in's Wort, wobei eine tiefe Blässe seine Züge überflog.

„Wenn Margarethe nicht ebenfalls wiedergefunden wäre?“

„Gerechter Gott! Sprichst Du die Wahrheit?“

„In alle Wege und so wahr mir Gott helfe, wie es in alten Urkunden und bei feierlichen Schwüren heißt!“

„Meine Margarethe — mein Kind — das iſt des Glückes zu viel!“

„Es iſt allerdings mehr, als wir erwartet und auch vielleicht verdient haben,“ ſprach der junge Engländer, wobei er es ruhig geſchehen ließ, daß ihm die Thränen aus den Augen tropften. Dann hob er auf einmal ſeine beiden Hände gen Himmel und ſang mit lauter Stimme:

„Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!“

worauf er ſich mit einem jubelnden Lachen unterbrach und ſagte: „Habe ich es nicht recht geſchickt gemacht, daß ich Dich von jenem Frühlingsmorgen im Atelier ſo klug vorbereitend auf unſer höchſtes Glück gebracht?“

Roderich hatte ſich zurückgelehnt, und die Augen mit der rechten Hand bedeckend, ſagte er tief bewegt: „Du haſt Deine Vorbereitung auf meine ſtarken Nerven berechnet, und trotz derſelben bebe ich unter dieſer unerwarteten Seligkeit — erzähle mir etwas darüber, laß mich vor Freude zitternd mit empfinden, wie ſich dieſes unerhörte Glück begab!“

Worauf der Andere ſo umſtändlich als möglich berichtete, was wir bereits wiſſen: wie er Edelweiß am Zuger See kennen gelernt und ſpäter in Zürich wieder geſehen, ohne zu wiſſen, wen er vor ſich habe, und endlich von jenem glücklichen Tage, wo ihn der Klang des Glöckleins auf den richtigen Weg gebracht.

Er erzählte lange und umſtändlich, doch je mehr er ſeine Erzählung ausſpann, um ſo mehr Einzelnheiten verlangte Olfers. Wie oft hatte er ihm ſchon Margarethe beſchreiben müſſen und Conchitta ebenfalls, und immer hatte der glückliche Vater weitere Fragen zu ſtellen!

Dabei ſauste der Bahnzug an einer Station um die andere vorbei, und obgleich Bäume und Häuſer, Mauern und Brücken nur ſo vorüber zu fliegen ſchienen, meinte Roderich doch, der Zug gehe über alle Beſchreibung langſam.

„Das kann man gerechter Weiſe nicht ſagen," entgegnete ihm Warren, „obgleich auch ich dieſelbe Empfindung habe — begreiflich, denn wenn wir mit dem Telegraphen flögen, wäre uns das kaum ſchnell genug!"

„Gewiß, Alfred, gewiß!"

„Nach meiner Berechnung kommen wir heute Abend gegen zehn Uhr an — ſchade, daß es zu ſpät iſt, um noch zu Conchitta hinauf zu fahren!"

„So muß ich bis morgen warten, ehe ich Margarethe in meine Arme ſchließen kann?"

„Es wird ſich wohl nicht anders thun, und da ich es vorher berechnet habe, ſo ließ ich die Damen über die genaue Zeit Deiner Ankunft in Ungewißheit — ich glaube, ich habe das klug gemacht."

„In dieſem Falle, ja; überhaupt, Alfred, muß ich Dir eingeſtehen, daß Du ein ganzer Mann geworden biſt, was mich mit Freude erfüllt, und darf ich wohl mit Stolz hinzuſetzen: die paar Jahre, in denen ich Dich unter meiner Aufſicht gehabt, haben ihre guten Früchte getragen."

„Das meinen andere Leute auch," entgegnete Warren, indem er mit einem ſchwärmeriſchen Blicke vor ſich niederſah.

„Wie es mich glücklich macht, daß gerade Du es biſt, welcher Margarethe aufgefunden!"

„Nicht glücklicher, als es mich gemacht — Du weißt, wie ſehr ich ſchon damals für ſie eingenommen war!"

„Eine gegenſeitige kleine Neigung, über die ich oft gelacht und die Du, wie mir ſcheint, ſo freundlich warſt, dem Kinde zu bewahren."

„Dem Kinde — ja, ja, hm, hm —" machte Warren mit einem eigenthümlichen, ſchelmiſchen Lächeln; ja, wir ſpielten damals recht heiter zuſammen, wenn wir in Deinem kleinen Garten zu Mittag aßen und mir Margarethe unverſehens eine Handvoll Roſenblätter als Grünzeug in die Suppe warf."

„O, mit welcher Seligkeit ich mich daran erinnere!"

„Das würde ſie heute nicht mehr thun.“

„Warum nicht? Ich bin vollkommen überzeugt, daß es ſich gleich geblieben iſt, mein gutes Kind!“

„Allerdings iſt es ſich gleich geblieben in den meiſten Dingen, nur in einer Kleinigkeit nicht, was Du überſehen zu haben ſcheinſt — es iſt nämlich kein Kind mehr.“

„A—a—a—ah, ja, daran habe ich wahrhaftig noch nicht gedacht!“

„Sonſt iſt es ſich ſo ziemlich gleich geblieben, wie geſagt, und doch wieder ganz anders geworden, daß es mir anfänglich Mühe machte, aus den lieben, ſchönen Zügen der Jungfrau die Züge des Kindes wieder heraus zu ſtudiren.“

„A—a—a—ah, Du gabſt Dich dieſen Studien hin?“

„Aus ganzem Herzen und mit voller Seele!“

„Ei, ei, Alfred — und was ſagte Conchitta dazu?“

„O, ſie freute ſich über meinen Schönheitsſinn und hat es oft bedauernd ausgeſprochen, daß ich kein Künſtler geblieben!“

„Richtig, Margarethe iſt kein Kind mehr — und was ſagt denn ſie zu Deinem Studium?“

„Lieber Roderich, Du ſtellſt ganz außerordentlich eigenthümliche Fragen.“

„Die Du doch dem Freunde wohl beantworten kannſt,“ ſagte Roderich, indem er das Wort „Freunde“ ſtark betonte.

„Gewiß, wenn wir nur allein wären und nicht der Vater dabei ſäße,“ gab Warren mit einem komiſch ernſten Geſichtsausdrucke Antwort. Doch faßte er gleich darauf mit einer faſt ängſtlichen Haſt Roderich's beide Hände, ſchüttelte ſie herzlich und ſagte: „Laß es für heute genug ſein an dem, was Du erfahren: ſei zufrieden, daß Du die liebe Tochter wieder gefunden, und jetzt, wo ich vom Erzählen und Sprechen ganz müde und matt geworden bin, will ich mich in meine Ecke zurücklehnen und etwas träumen, es dämmert bereits, und ſo im Zwielicht umflattern uns die liebſten und heiterſten Bilder.“

„Ja wohl, ja wohl!“ —

Es war um so rascher dunkel geworden, als der Zug jetzt durch tiefe Einschnitte, durch Tunnels und bewaldete Hügelreihen hinsauste; die beiden Freunde ruhten jeder in seiner Ecke und keiner konnte des Anderen Gesichtszüge mehr unterscheiden. Da sprach der junge Engländer: „Soll ich Dir sagen, woran Du denkst, Roderich?“

„Das ist nicht schwer zu errathen — an meine gute, liebe Margarethe!“

„Und soll ich Dir auch sagen, woran ich denke?“

„Ja, laß hören.“

„Ich denke ebenfalls an meine gute, schöne, innigst geliebte Margarethe, und wenn Du etwas dagegen einzuwenden hast, so melde Dich bei Zeiten, denn später werden keine Einsprachen mehr angenommen.“

Roderich lachte herzlich in sich hinein, doch leise, daß es der Andere nicht hörte; auch sagte er etwas, das Warren nicht verstand, denn die Locomotive pfiff jetzt so laut und gellend, wie eine Locomotive aus Freude zu pfeifen pflegt, wenn sie nach langem, heißem und rußigem Tagwerke endlich ihre behagliche Schlußstation vor sich sieht.

Da standen die beiden Freunde auf dem Bahnhofe, und Olfers fragte: „In welchem Gasthofe werde ich wohnen — was meinst Du, Alfred?“

„Komm' nur mit mir,“ erwiederte Lord Warren lachend, „ich habe den Wagen Deines Gasthofes schon auf den Bahnhof befohlen und Dir natürlicher Weise ein Appartement bestellt: vier Zimmer im Erdgeschoß, gut ausgestattet und nicht zu theuer, unter der Krone von England — bist Du damit zufrieden?“

„Vollkommen, und ich danke Dir für Deine Sorgfalt.“

Draußen hielt der Wagen des jungen Lords, und während sie nach dessen Wohnung fuhren, schaute Olfers umher und meinte: „Wie mir das Alles heute um Vieles freundlicher erscheint, als vor einigen Jahren, als ich hieher kam mit so tiefem, tiefem Weh im Herzen!“ —

ſchlummere, ein unnennbares Etwas, welches zur That erweckt vielleicht im SSSS-tande ſein würde, dereinſſſſ-t die Welt in ein gewiſſes SSSS-taunen zu verſetzen. Man hat Talente in mir entdeckt, und obgleich nur eine Eleve der edlen Tanzkunſſſſ-t, glaubt doch Signor Venetti, der königliche Balletmeiſſſſ-ter, daß er im SSSS-tande ſein würde, mich baldigſſſſ-t vor einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum zu produciren. Doch habe ich mir ſeit jenem Tage den Namen Dubelli beigelegt."

Der Tänzer ſagte das in einer ſehr gewählten Stellung verharrend, mit außerordentlich wichtiger Miene, und der Jäger lachte dazu, ſo gut er überhaupt lachen konnte.

„Alſo ein Künſtler, Herr Dubelli? Nun, ich gratulire; aber warum haben Sie das nicht geſchrieben? Der Baron würde ſich außerordentlich darüber gefreut haben."

„Glauben Sie das wirklich?" ſagte forſchend Herr Dubelli; „glauben Sie wirklich, daß mein hoher Gönner einigen Antheil an mir nimmt und es wirklich nicht ungern ſieht, daß ich, mit dem ehrenvollen Amte eines Hüters ſeines Hauſes bekleidet, mich dem Theater zugewendet habe?"

„Im Gegentheil!" ſagte Lukas, „es wird ihn gewiß freuen, er liebt die Kunſt und beſchützt, ſo viel er kann, jeden Künſtler."

Herr Dubelli verbeugte ſich geſchmeichelt und entgegnete: „für jetzt noch nicht Künſſſſ-tler, nur erſſſſ-t Tänzer, aber ich will Alles anwenden, um dem Protektorate meines Gönners Ehre zu machen."

„Nun warten Sie," entgegnete der Jäger, „der Baron wird Ihnen Ihr kleines Gehalt, auch wenn Sie dieſes Haus verlaſſen müßten, gern laſſen, ſo ſagte er und trug mir auf, irgend etwas für Ihr Unterkommen zu thun, und da ich nun gleich zum Grafen Alfons hingehe, der ein guter Freund des Intendanten iſt, ſo will ich denſelben im Namen des Barons um ein Wort für

Am anderen Morgen war Lord Warren ſchon ſehr frühzeitig auf, und nachdem er ſich vollſtändig und ſorgfältig angekleidet hatte, ging er ſelbſt in den Stall hinunter und befahl, ſeinen kleinen, ſehr eleganten Brougham anzuſpannen, den er vor einem Jahre aus England erhalten und deſſen weiche Federn und angenehme Art, zu fahren, Alles übertraf, was in dieſer Art bis jetzt noch da geweſen war. Dann blieb er dabei ſtehen, bis dieſer Brougham im langſamſten Schritte, um ſeinen Gaſt nicht zu erwecken, den Hof verlaſſen hatte, worauf er anordnete, daß ihn der Kutſcher vor dem Thore der Stadt zu erwarten habe. Seinem Kammerdiener gab er ſodann den Auftrag, Herrn Olfers ſchlafen zu laſſen, ſo lange es demſelben beliebe, und wenn er erwache und nach ihm, dem Lord, frage, zur Antwort zu geben, er mache einen Morgen-Spaziergang und werde genau zur richtigen Zeit wieder nach Hauſe kommen.

Dann ging er davon, lachend ſich die Hände reibend und ſich freuend über den prachtvollen Morgen, der ihm gerade heute den Gefallen that, ſo ſchön über der leuchtenden Erde aufzugehen. Vor der Stadt beſtieg er den Wagen, und welche Richtung derſelbe nahm, brauchen wir wohl nicht zu ſagen; auf der Hälfte des Weges aber, wo der Fuß- und Reitweg die Fahrſtraße kreuzte, ließ er halten, den Wagen ſeinen Weg fortſetzen und ſtieg den kürzeren Pfad zu Fuße aufwärts.

Wie gedachte er jenes Morgens, an dem er zum erſten Male hier hinaufgeritten war, wie er droben die Ausſicht bewundert und wie ihm das fliegende Blatt Papier den richtigen Weg gezeigt! Er öffnete die kleine Pforte und ſchritt raſch der Stelle zu, wo er Edelweiß damals geſehen und wo ſie ihn ſeitdem ſo gern erwartete.

Auch heute ſaß das liebe Mädchen da und war beſchäftigt, aus üppigen Roſen, die in einem Körbchen zu ihren Füßen lagen, einen Strauß zu binden. Als ſie ſeine Schritte hörte, ſprang ſie lauſchend auf, und als ſie ihn erkannte, flog ſie in ſeine Arme.

„Ich wußte, daß Du heute früher als gewöhnlich kommen

würdest," flüsterte sie mit einem unsicheren, fast bangen Tone der Stimme — „ja, denke Dir nur, Alfred, Conchitta, Mercedes und ich, wir saßen gestern Abend bis nach Mitternacht auf der Terrasse und horchten auf das Pfeifen der Locomotiven! Conchitta war sehr bewegt, und als der Zug einfuhr, auf dem Du Dich befinden mußtest, da trat sie an die Brüstung und faltete ihre Hände zum Gebete — ich konnte mir nicht anders helfen, als daß ich laut zu weinen anfing — und nun sage mir, Alfred, hast Du meinen Vater gefunden und ist er mit Dir gekommen?"

Lord Warren nickte stumm mit dem Kopfe.

„Ich hätte das wohl zuerst fragen sollen," fuhr sie, ihn mit einem innigen Blicke anschauend, fort, wobei ihre großen, schönen Augen voll Thränen standen, „doch war ich zu bewegt und hätte ohne einige einleitende Worte vor übergroßem Glücke keine Sylbe hervorgebracht."

„Ja, er ist da und freut sich unendlich, Dich in seine Arme schließen zu können."

„Und wann werde ich ihn sehen?" fragte sie dringend.

„Sogleich, nachdem ich mit Conchitta gesprochen — komm, wir wollen nach ihr sehen — aber willst Du nicht vorher Deinen Rosenstrauß vollenden?"

„Nein, nein, Mercedes wird es thun, ich habe jetzt keine Zeit und keine Laune dazu, obgleich er für Dich bestimmt war, lieber Alfred, doch will ich Dir die schönste Knospe aussuchen — da, nimm!"

„So schön, wie Du — Dein Bild, meine süße Margarethe!"

Und dann nahm er die Rosenknospe aus ihrer Hand, drückte sie zwischen ihre frischen Lippen und steckte sie hierauf an seine Brust, indem er sagte: „So, jetzt ist diese Rosenknospe geweiht und muß mir Glück bringen!"

Sie sah ihn nach diesem Spiele heiter lächelnd an, und als er hierauf das junge, schöne Mädchen an seine Brust zog, hob sie mit halb geschlossenen Augen ihr Gesicht zu ihm empor, und ihre heißen, durstigen Lippen fanden sich in einem unendlich seligen Kusse.

Der Himmel ſchaute ihnen zu und lachte ſo heiter über ihnen, daß man deutlich ſah, er habe eine innige Freude an dieſen beiden reinen, jungen und ſchönen Menſchen: die Roſen hatten bemerkt, wie ſie ſich küßten, ſowie auch die leicht zitternden Blätter der Bäume, und hatten ebenfalls ihre Luſt daran — aber auch Jemand anders hatte ungeſehen zugeſchaut und war durchaus nicht entzückt davon.

Es war dies ein glattes Geſicht mit einem Paar großer, geiſtloſer Augen, welches einen Moment über der Mauer ſichtbar geworden war, um alsdann mit einer Schnelligkeit wieder zu verſchwinden, wie der ſpionirende Störenfried in der Marionetten-Komödie, nachdem er ſehr Unliebſames geſehen.

Die beiden Glücklichen gingen indeſſen Arm in Arm dem Hauſe zu, auf deſſen Terraſſe ihnen Conchitta entgegen trat: ſie that keine Frage, ſondern ſchaute nur ängſtlich forſchend in das Geſicht Warren's, worauf ſie ſich raſch abwandte, um in ihr Zimmer zurückzueilen.

Warren folgte ihr und fand ſie mit gefalteten Händen vor dem Bilde Roderich's, zu dem ſie ihre in Thränen ſchwimmenden Augen erhob.

„Es iſt ja Alles, Alles gut," ſagte er mit weicher Stimme, „Alles, meine gute Conchitta — ſo klar der Himmel über uns ſich wölbt, ſo klar und ungetrübt wird unſere Zukunft ſein — that ich nicht wohl daran, vorauszueilen, um Ihnen Nachricht zu bringen? — Dann habe ich auch noch eine ſehr große und ſchwere Bitte auf dem Herzen, die Sie mir nicht abſchlagen dürfen und welche Sie bei ruhiger Ueberlegung eben ſo begreiflich als zweckmäßig für uns Alle finden müſſen . . . ."

Sie ſah ihn fragend an.

„Draußen hält mein Wagen, und ich bin gekommen, Margarethe mit mir zu nehmen, um ſie zu ihrem Vater zu geleiten. — Iſt mein Gefühl nicht das richtige," fragte er nach einer Pauſe, indem er ihre Hand ergriff, „daß ich dem Vater die Tochter zu-

führen will, damit er sich ohne Zeugen über sein wiedergefundenes Kind freue?"

„O gewiß, gewiß, Lord Warren!"

„Und werden Sie alsdann drei glücklichen Menschen erlauben, daß sie in Kurzem hieher eilen, um Sie an diesem unaussprechlichen Glücke Theil nehmen zu lassen?"

„Ich werde mit mir zu Rathe gehen, ob mir das möglich ist," sagte sie mit leise zitternder Stimme; „Ihr Besuch wird mir auf's höchste willkommen sein — ob ich aber vollkommen Theil nehmen kann, das wird Gott in mein Herz legen."

„O," rief Warren im herzlichsten Tone, dessen er fähig war, „an Ihrem Herzen haben wir einen mächtigen Bundesgenossen, davon bin ich überzeugt, und es wird sich nicht ungern bestimmen lassen — in dieser Hoffnung scheide ich auf baldiges Wiedersehen!"

Er nahm sanft ihre rechte Hand, drückte einen Kuß darauf und bat dann mit schmeichelnder Stimme: „Sagen Sie es Margarethen, daß sie mich begleiten darf!"

Sie ging kopfnickend hinaus und er blieb noch einen Augenblick still lächelnd vor dem Bilde des Freundes stehen, wobei er mit einem Anfluge von Lustigkeit sagte: „Wie Du da aus dem Rahmen herausblickst, so schaust Du vielleicht drunten auf die Straße und kannst es nicht begreifen, daß ich so lange Morgen-Spaziergänge mache und es mir gar nicht so eilig ist, Dich hier heraufzuführen, und doch habe ich klug gethan, es zu machen, wie ich gemacht — trau' Einer dem Herzen eines Weibes — ich bin dieser Conchitta mit ihrem starken Herzen durchaus nicht sicher, und es hätte mich gar nicht gewundert, wenn sie einem Ueberfalle, wie wir ihn vor hatten, aus dem Wege gegangen wäre — so kann sie bei sich überlegen, und dieses Mal hoffe ich, soll das Herz über den allzu klugen Verstand den Sieg davon tragen!"

Draußen fand er schon Margarethe bei Mercedes, welche ihr den Hut aufgesetzt und den leichten Paletot zugeknöpft; dann legte sie ihre beiden Hände auf die Schultern des jungen Mädchens und

ſagte ihr: „Geh' mit Gott, mein Kind Margarethe — einen ſchöneren und glückſeligeren Morgen wie den heutigen wirſt Du ſchwerlich haben!"

Daß Margarethe eben ſo fühlte, ſah man am freudigen Leuchten ihrer Augen, ſowie an dem unbeſchreiblichen Ausdrucke von Glück, mit dem ſie ihrem Begleiter die Hand reichte, nachdem ſie Mercedes herzlich umarmt. „Nicht wahr, wir gehen eine Strecke zu Fuße?" flüſterte ſie alsdann, ein Vorſchlag, den Lord Warren mit Vergnügen aufnahm, worauf er ſeinem Kutſcher befahl, ihn an der erſten Biegung des Weges zu erwarten.

Dann gingen ſie mit einander fort, das glückliche, ſchöne junge Paar, und ſie ſchmiegte ſich ſo feſt an ihn, daß er jedes Mal, wenn ſie ſprach — und ſie ſprach heute Morgen ſehr viel —, den warmen, ſüßen Hauch ihres Mundes empfand. Sie ſchritten durch den Garten und verließen denſelben durch die uns wohlbekannte kleine Pforte. Mercedes ſchaute ihnen mit Segenswünſchen auf den Lippen nach, und als ſie nun neben dem ſprudelnden Bergwaſſer abwärts wandelten, blickte ihnen, hinter einem Baumſtamme verborgen, auch noch Jemand nach, der aber für ſie keine Segenswünſche auf den Lippen hatte.

Es war dies der Freiherr von Schenk, der heute Morgen ganz zufällig einen Spaziergang hier herauf gemacht, wie er öfter zu thun pflegte, welcher vorhin ebenfalls ganz zufällig über die Mauer geſchaut und der nun vor Entſetzen die Hände über dem Kopfe hätte zuſammenſchlagen mögen, wenn er nicht gefürchtet hätte, ſich durch ein Geräuſch zu verrathen.

„Ich muß ſchon geſtehen, daß dies über alle Beſchreibung iſt!" murmelte er mit ingrimmig zuſammengebiſſenen Zähnen, wobei aber ſelbſt jetzt nicht einmal ſein glattes Geſicht eine Falte des Unmuthes zeigte; höchſtens ſtarrten die Augen mit einem etwas lebhafteren Ausdrucke, wie ſonſt. — „Was ſoll das bedeuten und wohin will man ſeine Schritte lenken? A—a—a—ah, wahrſcheinlich eine kleine Promenade in den Wald, nach irgend einer maleriſchen

Stelle, zu einem heitern Geplauder — ich werde ſie nicht aus den Augen verlieren, um als Dritter zu erſcheinen und was an mir liegt, die Ehre der Familie zu wahren — denn ich kann ſie nun doch einmal nicht verläugnen — auch hier nicht," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, indem er mit der geballten Hand heftig an ſeine linke Bruſt ſchlug.

Er bewegte ſich nun in ſchlangenartigen Windungen vorwärts, jeden Baum, jeden Strauch zu ſeiner Deckung benutzend, jetzt ſtehen bleibend, ſich jetzt niederbückend — eine unnöthige Vorſicht, die er ſich gab, denn die beiden glücklichen Menſchen, denen er folgte, waren ſo mit ſich ſelbſt beſchäftigt und im Geſpräche vertieft, daß ſie wohl kaum umgeſchaut, wenn ſie ſeine Fußtritte auch vernommen haben würden.

Jetzt hatten ſie die breite Fahrſtraße und zu gleicher Zeit den Wagen erreicht. Lord Warren öffnete den Schlag, hob Margarethe hinein, und nachdem er ſelbſt raſch gefolgt war, liefen die Pferde im ſcharfen Trabe davon.

Hatte der Kammerherr in dieſem Augenblicke wirklich ein lautes ‚Halt, Halt!' gerufen oder nur ſchreien wollen und hierzu bereits den Mund geöffnet, ſind wir nicht im Stande, anzugeben: er ſtand wenigſtens da mit weit aufgeriſſenem Munde, die Hände von ſich abgeſtreckt, wie Jemand, der ziemlich rathlos iſt — den Pferden nachzulaufen, wäre eine Lächerlichkeit geweſen, und Freiherr von Schenk ſchauderte ſchon bei dem bloßen Gedanken, ſich lächerlich zu machen.

„Eine Entführung — ſoll mich der Teufel holen! — Eine Entführung, und ich nicht im Stande, dieſem jungen, unbeſonnenen Mädchen nachzuſetzen! — Doch kann ich mir nicht denken, daß er direct auf den Bahnhof fahren will — es wäre doch bei allem Uebermuthe dieſes Engländers eine ſchlecht gewählte Tageszeit — thun wir, was wir können — dieſer Fußweg kürzt bedeutend ab, vielleicht daß es mir gelingt, ſo lange den Wagen in Sicht zu behalten, bis ich drunten zu weiterer Verfolgung eine Kutſche finde!"

„Und ich will ihn verfolgen!“ ſetzte er, abwärts ſtolpernd, hinzu, wobei ſich der raſch laufende Mann mit den hellen, perlfarbenen, ſtramm angeſpannten Beinkleidern, den zierlichen Lackſtiefeln, der hellgelben Weſte mit der hin- und herfliegenden goldenen Kette und dem leichten Morgen-Fracke ziemlich komiſch ausnahm, nicht zu gedenken ſeines Geſichtes, welches, allmählich röther und röther werdend, den würdigen kammerherrlichen Ausdruck krampfhaft feſthielt und ſo in ſeiner gleichgültigen Miene, in ſeiner tadelloſen Glätte, wohl raſirt und friſirt, ausſah, als habe es mit den haſtig davonrennenden Beinen durchaus keine Gemeinſchaft!

Als der Baron ziemlich außer Athem gekommen war, denn er lief ſehr raſch, ſchöpfte er Luft, nicht auf plebejiſche Art wie andere gewöhnliche Menſchen, die den Mund auf gemeine Weiſe aufreißen, ſondern nur ſeine Backen arbeiteten wie ein Blaſebalg, wobei übrigens ſeine ſtarren Augen etwas ſtark hervortraten: indeſſen hatte er Glück in ſeiner Verfolgung, denn als er das Thal erreichte und den betreffenden Wagen ſchon in einer ziemlichen Entfernung von ihm der Stadt zueilen ſah, traf er einen Fiaker, der, von einer Spazierfahrt leer heimkehrend, ihn bereitwillig aufnahm und Alles zu thun verſicherte, um die elegante Equipage mit den raſchen Pferden wenigſtens nicht aus den Augen zu verlieren.

Nachdem ſich der Kammerherr, ausgeſtreckt in dem Wagen ruhend, von ſeinem Rennen wieder ſo weit erholt hatte, daß er eines geordneten Gedankens fähig war, verſicherte er ſich ſelbſt zu wiederholten Malen, daß es ſeine Pflicht und Schuldigkeit ſei, das entlaufene Mädchen, welche trauriger Weiſe durch ihre unglückliche Mutter mit ihm verwandt war, zur Vernunft und auf ihr ſtilles Landhaus zurückzubringen. — Es war nöthig, daß er ſich ſelbſt beruhigte, denn er hatte ſchon einige Male Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Lord Warren etwas heftiger und aufbrauſender Natur war und es durchaus nicht liebte, wenn man ihm moraliſch oder phyſiſch auf die Hühneraugen trat — und er war im Begriffe, ihm ſehr nahe zu treten. — „Doch es muß ſein,“ ſprach er nach

einer längeren Pause der Ueberlegung seufzend zu sich selber; „auch müßte dieser junge Mann ein Barbar sein, wenn er nicht anerkennen wollte, daß ich ein Recht habe, mich um die Aufführung dieser jungen Dame zu bekümmern, und wenn er es auf's Aeußerste ankommen lassen wollte — auf's Aeußerste?“ — Der Baron hatte hierbei ein Gefühl, wie wenn man unverhofft auf ein tüchtiges Sandkorn beißt oder sich erhitzt einem kalten Zugwinde aussetzt — „auf's Aeußerste?“ — Dieses Aeußerste gegenüber einem jungen, aufbrausenden Menschen, dem man ein junges und sehr schönes Mädchen abnehmen wollte, konnte zu sehr unangenehmen Dingen führen. — Der Kammerherr, welcher rasch einige Blätter Selbstbetrachtung überschlug, sah sich schon im Geiste abermals ausgestreckt in einem gemeinen Fiaker fahren, neben sich einen Mann vom Fache, welcher mit sehr besorgten Mienen hier und da einen Verband befühlte — schauderhaft! Der gesunde Kammerherr klopfte dem davonrasenden Kutscher auf die Achsel, um ihm eine andere Richtung anzuempfehlen; doch hieb dieser mißverstehend auf seine Pferde und zeigte mit einem triumphirenden Lächeln nach vorn.

„So nimm, Gerechtigkeit, denn deinen Lauf!“ — Der Kammerherr stärkte sich an dem Gedanken, seine Pflicht zu thun, dieses junge, unerfahrene, schöne und reiche Mädchen vielleicht doch noch den Krallen ihres Verführers entreißen zu können, und dabei dachte er an die vielen Spöttereien seiner Bekannten, wenn sie von den Spaziergängen Lord Warren's, die, wie wir bereits wissen, kein Geheimniß mehr waren, sprachen.

In diesem Augenblicke hielt der Fiaker, seine Pferde scharf parirend, und der Kammerherr sah, hinausblickend, daß er sich vor dem englischen Gesandtschaftshotel befand.

„Also hat dieser junge, unbesonnene Mensch die Kühnheit gehabt, das unerfahrene Mädchen nach seiner Wohnung zu bringen — und sie ist ihm gefolgt — o,“ seufzte er aussteigend, „sie hat keinen Tropfen vom blauen Blute der Schenk von Schenkenberg — sie verläugnet ihre plebejische Abstammung von Seiten ihres Vaters

nicht, und für dieſes gemeine Blut ſoll ich vielleicht in den Fall kommen, mein edles zu verſpritzen?“

Doch es war zu ſpät zur Umkehr. Der Portier des Geſandtſchaftshotels hatte den Kammerherrn bemerkt, und da er ihn auch erkannte, die Hausthür weit vor ihm geöffnet. Da ſtand er denn etwas ſtark klopfenden Herzens und mußte das Erſuchen ſtellen, dem Lord Warren gemeldet zu werden.

Dieſer Portier war ein vortrefflicher Diener: er hatte neben der ſo nöthigen unerſchütterlichen Ruhe und Kaltblütigkeit ein ſo nichtsſagendes Geſicht, daß es durchaus unmöglich war, auf demſelben, um mich eines gangbaren Ausdruckes zu bedienen, zwiſchen den Zeilen zu leſen; als er deßhalb zur Antwort gab, Seine Herrlichkeit würden kaum aufgeſtanden ſein, ſeien aber jedenfalls noch nicht ſichtbar geworden, ſo hätte dies dem Geſichtsausdrucke nach wahr ſein können. Da aber der Herr von Schenk genau unterrichtet war, ſo wiederholte er mit kurzen, aber dringenden Worten ſeinen Wunſch, augenblicklich gemeldet zu werden, zu welchem Zwecke er dem Portier ſeine Karte behändigte. Dieſer rief durch einen Klingelzug einen Lakaien herbei, welcher mit der Karte hinter einer anſtoßenden Thür verſchwand, um nach höchſtens einer Minute wiederzukommen und zu ſagen, Seine Herrlichkeit mache ſich ein außerordentliches Vergnügen daraus, den Herrn Baron von Schenk ſelbſt zu ſo früher Stunde bei ſich zu empfangen.

Einen Augenblick ſpäter, und der Kammerherr ſtand in dem Schreibzimmer des jungen Diplomaten, welcher, ihn durchaus nicht warten laſſend, ſogleich von der anderen Seite eintrat.

„Ah, Herr Baron — freue mich ſehr, Sie bei mir zu ſehen, obendrein noch zu ſo früher Stunde, was mir nebenbei noch anzeigt, daß dieſer Beſuch für mich wahrſcheinlich von ganz beſonderer Wichtigkeit ſein wird — darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?“

Der Kammerherr ließ ſich mit einer etwas ſteifen Verbeugung nieder, und als er jetzt ſaß und auf ſeine Glanzſtiefel hinabblickte, bemerkte er erſt, wie ſtaubig dieſe waren und wie ſehr ſein ſonſt-

so zierlich angespanntes Beinkleid auch nicht annähernd mehr das war, was es früher gewesen: sein Stolz und der seines Schneiders. — „Sie verzeihen," konnte er sich nicht enthalten, dem jungen Manne, der ihn lächelnd betrachtete, zu sagen, und zwar in sehr ausdrucksvollem Tone, „daß mein Anzug etwas derangirt ist, aber ich komme soeben von einem großen und bedeutenden Morgen-Spazirgange zurück!"

„Ah, Sie haben den herrlichen Sommermorgen ebenfalls benutzt? — Ganz wie ich!"

„Vielleicht, Mylord," sagte der Freiherr von Schenk in sehr trockenem Tone — „ich darf demnach wohl annehmen, daß Eure Herrlichkeit ebenfalls spaziren gegangen sind?"

„Allerdings — spaziren gegangen, spaziren gefahren, wie Sie wollen!"

Der Kammerherr hob seinen Kopf etwas hoch empor, bemühte sich, ernst und würdevoll auszusehen, und sagte dann: „So habe ich mich also nicht getäuscht?"

„Ich weiß nicht, worin Sie sich nicht getäuscht haben — aber ich erlaube mir, aus angeborener Artigkeit ganz Ihrer Ansicht zu sein."

„Sie machten Ihren Spazirgang von heute Morgen wohl nach jener Gegend zu, wohin Sie in der letzten Zeit häufig Spazirgänge zu machen pflegten?"

„Gewiß, denn ich liebe jene Gegend — sie bietet mir Alles, was ich wünsche: einen schattigen Weg, ein erfrischendes Wasser, und oben auf dem Berge welch wunderbar elastische Luft — welche Aussicht!"

„Ich war auch heute Morgen dort oben — es ist allerdings eine schöne Aussicht, entzückend — wenn man sie in Gesellschaft genießt."

„So waren Sie heute Morgen nicht allein dort oben?"

„O ja, ich war sehr allein — doch Eure Herrlichkeit, welche ich das Glück hatte, zu sehen, schien mir dort in sehr angenehmer Gesellschaft zu sein."

Sie bei Ihrem neuen Chef bitten, was Ihnen gute Früchte tragen ſolle.“

Herr Dubelli war voll Dankbarkeit, und glaubte es dem Jäger ſchuldig zu ſein, ihm einen Begriff geben zu müſſen, wie weit er es bis jetzt in der hohen Tanzkunſt gebracht. Dieſes Exercitium in dem mangelhaften Morgenanzuge des Tänzers ſah allerdings einiger Maßen komiſch aus, und als es beendigt war, verſicherte der Jäger lachend, es ſcheine allerdings ein großes Talent in ihm zu ſchlummern.

Unterdeſſen war es nicht mehr zu früh für den Jäger, ſeine Briefſchaften abzugeben, und nachdem er ſeinen Anzug geordnet, ſchritt er durch die Zimmer ſeines Herrn. — Wie war hier Alles ſo öde und traurig! Die ſchweren Vorhänge waren zugezogen, die Fauteuils ſtanden leer vor dem Kamin, die Uhren giengen nicht, dort in dem Schlafzimmer ſtanden Spazierſtöcke und Fahrpeitſchen ſo theilnahmlos und ruhig, als wären ſie nie gebraucht worden. Selbſt die bekannten ſchönen und freundlichen Bilder blickten dunkel aus ihren Rahmen, und nur ein einziges gefiel dem Jäger heute abſonderlich und feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit. Früher war ihm das Bild nie aufgefallen, und er hatte es doch ſo oft geſehen! — Es ſtellte einen Bergſee vor, der mit hohem Gebüſch umgeben war, welches ſich auf allen Seiten dunkelgrün in dem Waſſer wiederſpiegelte; nur in der Mitte, wo der Himmel auf das Waſſer ſah, glänzte es klar und blau. Es lag eine tiefe, feierliche Stille auf der ganzen Landſchaft und hoch in den Lüften kreiste ein Raubvogel. — — Dieſer See war der See ſeines Traumes aus vergangener Nacht, und er trat nachdenkend ans Fenſter, hob den Vorhang in die Höhe und ſchaute nach der Richtung hin, wo er geſtern hergekommen war. Wieder glaubte er den Wagen zu erblicken, der langſam davon rollte, bis er hinter dem Berge verſchwand, und dann war Alles aus! — — — —

„Ich könnte das abläugnen, mein lieber Herr Baron, denn ehrlich geſagt, glaube ich nicht, daß ich irgend Jemandem über meine Spazirgänge Rechenſchaft ſchuldig bin; aber in dieſem ganz beſonderen Falle will ich zugeben, daß ich dort oben in ſehr liebenswürdiger und angenehmer Geſellſchaft war.“

„Sie finden dieſen Fall alſo in der That ganz beſonders?“

„Ihnen gegenüber, ja!“

„Ich danke Ihnen, Mylord — Sie erſparen mir durch dieſes Geſtändniß die detaillirte Erzählung meines Morgen-Spazirganges von dem Augenblicke an, wo ich Sie nach einer kleinen Luſtwandlung in den Wagen ſteigen ſah, bis zu jenem, wo ich dieſem Wagen bis vor Ihr Hotel folgte.“

„Mit großem Vergnügen erſpare ich Ihnen dieſe Details und will mir nicht einmal die Frage erlauben, aus welchem Grunde überhaupt meine Morgen-Promenade Sie ſehr intereſſirt, denn ich kann mir dieſe Frage ſelbſt beantworten.“

„Ah, ich danke Ihnen auch für dieſe Erleichterung, und brauche Eurer Herrlichkeit wohl jetzt nicht mehr zu erklären, in welcher Abſicht ich mich eigentlich hier befinde!“

„Darüber bin ich doch nicht ſo ganz im Klaren — iſt es ein Intereſſe, welches Sie an mir nehmen, oder iſt es freundliche Theilnahme für meine liebenswürdige Begleiterin?“

„Mylord, Sie ſprechen dieſes Wort mit einer Gelaſſenheit aus, welche ich mir kaum zu erklären im Stande bin!“ ſagte der Kammerherr, indem er eine gelinde Entrüſtung in den Ton ſeiner Stimme legte — „fern ſei es von mir, mich auch nur im geringſten um die Spazirgänge Eurer Herrlichkeit zu kümmern; da Sie aber einmal Ihrer Begleiterin erwähnt haben, ſo muß ich mir ſchon die Bemerkung erlauben, daß dieſe Begleiterin zu meiner ſehr ehrenwerthen Familie gerechnet werden kann und daß ich deßhalb nicht ganz im Unrechte bin, wenn ich Sie in Betreff dieſer jungen Begleiterin um eine genügende Erklärung erſuche!“

Der Freiherr von Schenk hatte ſich bei dieſen Worten erhoben,

denn nach dem, was er jetzt gesagt, hielt er es für passender, dem jungen Manne aufrecht in seiner ganzen Größe gegenüber zu stehen.

Doch folgte dieser seinem Beispiele nicht, sondern blieb mit voller Behaglichkeit sitzen, während er lächelnd antwortete: „Ah, Sie verlangen eine Erklärung von mir, doch nur in verwandtschaftlichem Sinne?“

„Ich weiß nicht recht, wie ich das zu verstehen habe, überhaupt wäre mir eine ernsthaftere Behandlung dieser Angelegenheit sehr erwünscht — nehmen Sie mir nicht übel, Mylord, Alles hat seine Gränzen: ich verstehe,“ sagte er achselzuckend, „daß es Ihrer Liebenswürdigkeit gelungen ist, ein unerfahrenes, junges Mädchen für sich einzunehmen — ich begreife ferner, daß Sie sich kein Gewissen daraus gemacht, dieses junge, unerfahrene Mädchen zu einem Morgen-Spazirgange zu veranlassen, ja, ich will Ihnen ehrlich gestehen, daß eine Entführung in die weite Welt hinaus mit einem allenfallsigen anderweitigen Ersatze für Gretna Green zu verzeihen gewesen wäre; aber, Mylord, ich verstehe es nicht, wie Sie es über sich vermochten, ein Mädchen, für das Sie sich interessiren, ihrem Asyle zu entreißen, um dasselbe, aller Sitte Hohn sprechend, hier in Ihre Wohnung zu bringen — ah, Mylord, das ist eine sehr häßliche Geschichte!“

Der junge Engländer hatte sich jetzt ebenfalls rasch erhoben, sich dann von dem Kammerherrn abgewandt und blickte nun, statt zu antworten, zum Fenster hinaus.

„Sie werden mir zugeben,“ fuhr dieser, durch dieses Stillschweigen ermuthigt, fort, „daß ich diese Angelegenheit bis jetzt mit aller Schonung besprochen, ohne die gewiß verzeihliche Heftigkeit eines beleidigten Verwandten, in der Haltung eines Ehrenmannes, der Ihre genügende Vorschläge hören möchte, auf welche Art diese etwas scandalöse Geschichte wieder gut zu machen wäre!“

„Ich muß einem Verwandten dieses Recht einräumen,“ erwiederte Lord Warren in einem außerordentlich ruhigen Tone und indem er sich langsam herumwandte, „wußte aber in der That nicht, daß dieses junge Mädchen so ehrenwerthe Verwandte hatte,

die ſich um ihr Wohl oder Weh auch nur im entfernteſten bekümmerten — ich hielt daſſelbe für eine arme Waiſe — arm inſofern, als ſie, ohne von Vater- oder Mutterliebe beſchützt zu ſein, in dieſer Richtung gewiſſer Maßen von der Gnade fremder Leute abhing — ich hielt ſie für eine Verlaſſene, eigentlich keiner Familie angehörig; denn was ich ſo unter der Hand über dieſes junge Mädchen gehört, ſagte mir, ſie ſei das Kind einer Mutter, welche dieſe einzige Tochter in früher Jugend dem eigenen Vater ſtehlen ließ, und dies nicht ohne Vorwiſſen der Familie eben dieſer Mutter!"

„Das würde ſchwer zu beweiſen ſein!"

„Allerdings, und es hätte dieſer Beweis auch jetzt keinen großen Nutzen mehr — doch laſſen Sie mich Ihnen weiter erzählen, was ich gehört: der Vater, auf's furchtbarſte betroffen von dem Verluſte ſeines lieben Kindes, ſuchte daſſelbe mit einem an Verzweiflung gränzenden Kummer vergeblich. Bei dieſem Suchen fand er ſich häufig ſehr nahe dem Orte, wo ſich die Mutter mit ihrem Kinde verborgen hielt — das wußte jene Familie, der auch Sie anzugehören die Ehre haben, und kein Mitglied derſelben hatte ſo viel Herz, ſo viel Gefühl, die Partei eines unglücklichen Vaters und dabei eines braven Mannes zu nehmen.

„Endlich ſtarb die Mutter und unnatürliche Gattin, ihr Kind einer Fremden überlaſſend, während ſie das Vermögen dieſes Kindes, allerdings nur zur Verwaltung, in die Hände eines Mitgliedes ihrer ehrenwerthen Familie übergeben ließ. — Das Glied dieſer Familie übernahm die Verwaltung dieſes Vermögens, ohne ſich um das verlaſſene Kind weiter zu bekümmern."

„Erlauben Sie, Mylord ...."

„Später kommt auch an Sie die Reihe, Herr Kammerherr, doch bitte ich, vorher meine Erzählung beendigen zu dürfen; man nahm vielleicht an, das Kind befinde ſich in ganz guten Händen, was denn auch, dem Himmel ſei es gedankt! der Fall war, — doch es hätte auch anders ſein, es hätte in ſchlimme Hände gerathen, es hätte zu Grunde gehen können — aber es wuchs heran, kör-

perlich und geistig, zu einer wunderbaren Vollendung, wie Sie selbst wohl wissen werden."

Freiherr von Schenk verbeugte sich.

„Zu einer Vollendung, welche mich für sie interessirte, als ich sie das erste Mal sah, die mich antrieb, sie näher kennen zu lernen und hier muß ich nun gestehen, daß sich dieses Interesse bei mir gar bald in eine Neigung verwandelte, die unbewußt in eine glühende Leidenschaft überging — und in dieser Leidenschaft," setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „habe ich vielleicht anders gehandelt, als ich hätte handeln sollen, und bin bereit, Ihnen, Herr Kammerherr, dem ehrenwerthen Verwandten dieses jungen Mädchens, jede Genugthuung zu geben, wie sie unter Männern von Ehre und Muth immer noch gebräuchlich ist — selbst dann noch, nachdem ich Ihnen den Beweis geliefert, daß ich den Ruf dieses jungen Mädchens auch nicht im mindesten bloßgestellt dadurch, daß ich mir erlaubte, sie hieher in meine Wohnung zu bringen!"

„Ein Beweis, der schwer zu führen ist!"

„Durchaus nicht," erwiederte Lord Warren mit einer bewegten Stimme, indem er auf das Nebenzimmer zuschritt und die Thür desselben weit öffnete — „wie Sie hier sehen, habe ich das junge Mädchen, um welche es sich handelt, habe ich meine Braut in die Arme ihres Vaters gelegt.

„Sollten Sie aber, Herr Kammerherr, noch eine andere Erklärung und Genugthuung wünschen, so seien Sie versichert, daß ich auch darin mit allem Vergnügen zu Ihren Diensten stehe!"

Lord Warren machte hierauf eine so tiefe und nicht zu mißkennende Verbeugung, daß der Freiherr von Schenk es für das Beste fand, statt aller weiteren Erörterungen diese Verbeugung eben so tief zu erwiedern und darauf das Gemach schleunigst zu verlassen.

LI.

„Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!“

Das Haus, in welchem sich die Wohnung Rafael's befand, hatte eine Aehnlichkeit mit dem ‚Reichsapfel‘ in der Wurstgasse glorreichen Andenkens und war von dem kleinen Schriftsteller in dankbarer Erinnerung der Vergangenheit vielleicht gerade deßhalb gewählt worden: es zeigte eine eben solche ausgezackte Giebelwand, unten befand sich gleichfalls leerer Raum, angefüllt mit Kisten und Fässern, welcher einem im Hause wohnenden Stärkefabrikanten als Magazin diente.

Diese Aehnlichkeit der beiden Häuser war auch Walter aufgefallen, als er zum ersten Male hieher kam, und hatte auch ihn vermocht, sich hier einzumiethen, und bewohnte letzterer nun im zweiten Stocke zwei Zimmer, während Rafael noch ein Stockwerk höher zwei ganz behagliche Giebelgemächer, eines nach vorn heraus und eines in den ruhigen Hof hinein, inne hatte und hier seine unsterblichen Artikel für das weit verbreitete Journal, ‚Die Biene‘, schrieb.

Die Setzerjungen aus der Druckerei, welche häufig mit Manuscripten und Correcturbogen hier heraufklettern mußten, hatten über die hohe Lage dieser Wohnung schon oft ihre bitteren Anspielungen gemacht und dabei nicht einmal die tröstlich sein sollende Bemerkung des jungen Schriftstellers verstanden, daß der Weg

auf den Parnaß stets ein sehr mühevoller sei; da aber Rafael hierzu lächelte, so nahmen sie es als etwas Freundliches auf und verließen bei solchen Gelegenheiten den Parnaß auf eine ziemlich ungehörige und geräuschvolle Art, indem sie rittlings das Treppengeländer hinabrutschten oder mit ihren pantoffelartigen Schuhen so auf den Stufen klapperten, daß sich die unteren Hausbewohner schon öfter darüber beschwert hatten.

Auf einmal aber, und erst vor wenigen Tagen, war ihnen dieser und aller ähnliche Lärm, wie zum Beispiel Singen und Pfeifen, von Rafael auf's strengste untersagt worden, ja, wenn er einen seiner Trabanten heraufkommen hörte, so eilte er ihm an die Treppe entgegen und empfahl ihm durch ein nicht zu verkennendes Zeichen mit aufgehobenen Händen die größte Ruhe an, packte auch wohl einen beim Ohrläppchen und flüsterte ihm zu, daß der Erste, der noch einmal geräuschvoll die Treppe hinabspränge, mindestens aufgehängt würde.

Das war die Zeit, wo Rodenberg in der hinteren Stube der Wohnung Rafael's schwer erkrankt und ein paar Tage besinnungslos in den heftigsten Fieberanfällen lag. Er war an jenem Abende kaum in's Zimmer getreten, als er vor den erschreckten Blicken der beiden Freunde zusammenbrach und von ihnen mühsam zu Bette gebracht wurde. Der herbeigerufene Arzt sprach von einem Nervenfieber, das im Anzuge und kaum wohl noch abzuwenden sei. Rafael hatte sich in der vorderen Stube ein Bett gemacht und er und Walter wichen in der ersten Nacht nicht von dem Lager des kranken Freundes, an dessen erregtem Geiste die Begebenheiten der letzten Tage in tollen Bildern vorüberzogen.

Den andern Tag war er wohl etwas ruhiger geworden, und anstatt, wie in der vergangenen Nacht, mit Heftigkeit zu reden, lag er jetzt ruhig da, mit geschlossenen Augen, kaum seine Lippen bewegend.

Rafael und Walter saßen an dem Bette des Kranken und berathschlagten mit einander, ob es nicht gut für ihn wäre, jede Störung, sei sie welcher Art sie wolle, von ihm fern zu halten und

deßhalb den Bekannten Rodenberg's in den erſten Tagen nichts von ſeiner Krankheit mitzutheilen; nur Eine Ausnahme beſchloß der kleine Schriftſteller zu machen, vergaß aber dabei, daß gewöhnlich eine Ausnahme das Umſtoßen der ganzen Regel herbeiführt; er ſagte zu Walter: „Was meinen Sie, Herr Profeſſor, wenn wir auch unſeren guten Herrn Rodenberg mit der ganzen, großen Liebe pflegen, die wir für ihn im Herzen haben, ſo ſind wir doch nicht ſo anſtellig und geſchickt dabei, wie die Hand eines weiblichen Weſens — eines weiblichen Weſens obendrein, welches an dem zu Pflegenden innigen Antheil nimmt?“

Walter, der eben etwas eingeſchlummert', knurrte halb im Schlafe zur Antwort: „Was willſt Du mit dieſen confuſen Redensarten? Mach's kurz und deutlich, ich haſſe alle Umſchweifungen!“

„Ich meine, Herr Rodenberg ſollte eine Krankenwärterin haben.“

„Das meine ich ebenfalls und bin dabei der Anſicht, daß wir uns heute Nacht ſo linkiſch als möglich benommen.“

„Wir haben gethan, was wir konnten,“ verſetzte der kleine Schriftſteller mit einem wehmüthigen Blicke auf den Kranken, indem er deſſen heiße Lippen mit einem feuchten Tuche kühlte.

„Allerdings, darüber können wir uns tröſten; aber zur Krankenpflege gehören gewiſſe Handgriffe, wie ich mir habe ſagen laſſen, und vor allen Dingen eine Sorgfalt, wie ich ſie von mir nicht rühmen kann.“

„Deßhalb habe ich an eine Krankenwärterin gedacht.“

„Ja, woher eine nehmen, ohne ſie zu ſtehlen?“

„Ich könnte in's Hoſpital oder in die Diakoniſſen-Anſtalt gehen — aber wie ich Herrn Rodenberg's Gemüth kenne, ſo bin ich überzeugt, daß es ihn raſch wieder geſund machen wird, wenn er ſich hier und da von einem Weſen bewacht ſieht, das — wenn er ſich von einer Hand gepflegt ſieht, die . . . .“

„Nun, was iſt mit Deinem Das und Die? Drücke Dich doch einmal deutlicher aus!“

„Haben Sie ihn heute Nacht nicht reden hören?“

„O ja, er hat viel dummes Zeug geſprochen.“

„Das möchte ich im Allgemeinen nicht behaupten; für mich lag in Manchem, was er ſagte, ein tiefer Sinn.“

„In Fieberphantaſieen ein tiefer Sinn — ihr Leute vom Gänſekiel ſeid doch ein unverbeſſerliches Volk!“

„Haben Sie nicht gehört, wie Rodenberg, zuweilen auffahrend und uns ziemlich vernünftig anſtarrend, mehrmals wiederholte: ‚Sie weiß es ja nicht, daß man mich in's Gefängniß geworfen und mit Ketten gefeſſelt — ach, ſie weiß es nicht und wird mich vergeblich erwarten!‘“

„Hm—m—m,“ brummte Walter, „das hat er allerdings geſagt, wer iſt aber dieſe Sie? Ich fürchte, er wird von Vielen erwartet, und wenn wir etwas darauf geben wollten, ſo könnten wir hier eine ſchöne Muſterkarte zuſammen bekommen.“

Rafael ſchüttelte mit dem Kopfe, als er zur Antwort gab: „Er wird nicht von Vielen erwartet, das weiß ich beſſer; ich möchte auch errathen, wer ſie iſt, und wenn man es ihr ſagt, kommt ſie gewiß.“

„Blamire Dich nicht, guter Rafael, Du haſt immer noch zu viel kindliches Gemüth und glaubſt an die Fortdauer einſtigen Intereſſes — ich möchte lachen, wenn ich es hier thun dürfte — aber Du wärſt dazu im Stande.“

„Und warum nicht? Sie iſt nicht ſchöner, als ſie gut iſt, und daß ſie Herrn Rodenberg immer noch liebt, weiß ich ganz genau, obgleich er ſich nie viel aus ihr gemacht hat.“

„Umgekehrt, willſt Du ſagen, Bürſchlein — umgekehrt — glaube mir, guter Rafael, Du kennſt die Menſchen nicht und noch viel weniger die Weiber, welche in mancher Beziehung kaum unter die Menſchen zu rechnen ſind — Du fühlſt Dich noch immer als Leibzwerg dieſer verwunſchenen Prinzeſſin, und da ſie Dir einmal ein paar ſchöne, freundliche Worte geſagt, Dich vielleicht damals auf die Schulter geklopft, worauf ſie ſich aber ſicher nachher die Hände mit Seife gewaſchen, ſo träumſt Du, guter Kerl, von ihrem

edlen Herzen und biſt überzeugt, daß ſie zur Pflege dieſes armen Kranken herbeieilen wird, dieſe hochmüthige Marcheſa, ſobald Du — nun, was ſiehſt Du mich denn ſo mit allen Zeichen des Erſtaunens an?"

„Weil ich es nicht begreife, Herr Profeſſor, wie Sie mich ſo mißverſtehen konnten."

„Ah, ich habe Dich mißverſtanden, die gewiſſe Sie war eine Andere, als die Marcheſa? Nun, da können wir noch einig werden. Wen meinte alſo Rodenberg, indem er ſagte: ‚ſie erwartet mich und ich kann doch nicht kommen'?"

„Nun, eine junge Dame vom Theater, die ſich viel und mit großem Intereſſe um ihn bekümmerte, obgleich Herr Rodenberg, wie ich vorhin bemerkt, dieſes Intereſſe in keiner beſonderen Weiſe erwiedert hat — Fräulein Leonie Gerhold."

„Ah, eine ſchöne Perſon," machte Walter, mit dem Kopfe nickend, „und hat ein gutes Geſicht mit ehrlichen Augen; ſo eine Krankenwärterin ließe ich mir auch gefallen — vergiß das nicht, mein Sohn, wenn ich einmal in einen ähnlichen Fall komme."

„Trotz allem Intereſſe, welches Fräulein Leonie für Herrn Rodenberg hat," fuhr der kleine Schriftſteller fort, ohne die Worte des alten Malers zu beachten, „ſo würde ich ihr doch nicht die Zumuthung ſtellen, nach unſerem Kranken zu ſehen, wenn er es nicht ſelbſt gewünſcht hätte, denn als ich ihn in einem lichten Augenblicke fragte, antwortete er mir: ‚Ja, laß es ſie wiſſen!'"

„Thue, was Du willſt," murrte Walter nach einer Pauſe, „aber ſei verſichert, daß die Theaterprinzeſſin, trotz ihrer Theilnahme und Güte, nicht hieher kommen wird, um ſein zu pflegen."

„Möglich und ſogar ſehr glaublich, daß ſie die Pflege Herrn Rodenberg's nicht übernimmt, aber daß ſie uns eine ganz tüchtige Perſon beſorgen wird, deſſen können wir ſicher ſein — ich kenne ſie: wenn es ſein muß, macht ſie dem Leibarzte des Fürſten einen Beſuch und läßt ſich von dieſem den Namen der beſten Krankenwärterin aufſchreiben."

„Nun, meinetwegen," ſagte Walter, mit ſchläfrigem Blicke in den Tag hinausſchauend; „es iſt ſo ſpät geworden, daß Du mit Anſtand Beſuche machen kannſt, während ich die Krankenwache hier fortſetze, das heißt, da der arme Kerl ziemlich wacker ſchläft, ſo werde ich ebenfalls ein wenig ſchlummern."

„Nur nicht zu feſt!"

„Unbeſorgt!"

Rafael zog ſich raſch an, doch war er damit noch nicht zu Ende, als er Walter im Nebenzimmer ſo furchtbar ſchnarchen hörte, daß er eine alte Frau, welche bei ihm das Amt eines Dieners verſah, in das Krankenzimmer ſchickte, um den ſo ſanft Schlummernden aufzuwecken, damit der Kranke ungehindert ſchlafen könne.

Fräulein Leonie Gerhold war zu Hauſe und eben im Begriffe, in einige Magazine zu fahren, um unnöthige Einkäufe zu machen. Nachdem ſie Rafael flüchtig angehört, nahm ſie ſich kaum Zeit, ihre Toilette zu vollenden, und wenige Minuten nachher hielt ihr Wagen vor dem alten Hauſe, deſſen drei Treppen ſie mit einer unglaublichen Leichtigkeit emporſtieg; dann ſchlich ſie, von dem kleinen Schriftſteller geführt, in das Zimmer, wo Rodenberg lag, und gebrauchte obendrein die Vorſicht, bei der engen Thür des Zimmers ihr rauſchendes Seidenkleid auf die rückſichtsloſeſte Art zuſammen zu drücken.

„Mein armer Rodenberg!" flüſterte ſie, als ſie ſich über ihn hingebeugt hatte, als ſie ſeinen ſchweren Athem vernahm und ſeine heiße Stirn befühlte.

Walter hatte ſich von der alten Frau beſtimmen laſſen, ihr ſeinen Wächterdienſt abzutreten, und ſchlief nun unten auf ſeinem Lager einen faſt unglaublichen Schlaf.

„Welchen Arzt haben Sie?"

„Den Doctor Windler, den Arzt Rodenberg's."

„Er ſoll nicht ſchlecht ſein," erwiederte Leonie, „doch werden Sie nichts dagegen haben, daß ich heute Nachmittag, wenn ich

Als ſich Lukas überzeugt, daß der nunmehrige Herr Dubelli das Haus zur Zufriedenheit in Ordnung gehalten, gieng er zum Grafen Alfons, um ſeine Briefe abzugeben. Dieſer empfieng den treuen Diener ſeines Freundes mit großem Vergnügen, meinte aber, es werde immer einige Tage koſten, bis von der Frau von C. eine Antwort zu erhalten ſei — an eine günſtige glaube er, aufrichtig geſagt, nicht.

wiederkomme, den Leibarzt des Fürsten mitbringe; man kann nicht vorsichtig genug sein, und ich fürchte, der arme Rodenberg ist am Anfange einer sehr schweren Krankheit."

„Ich rechne auf seine gute und kräftige Natur."

„Danach fragt ein solches Fieber nichts — ich kenne das, mein Lieber — ja, schauen Sie mich nur erstaunt an — ich kenne das, denn es hat mir von je her ein großes Vergnügen gemacht, medicinische Schriften zu lesen: man weiß nie, wozu das dienen kann — sein Puls macht hundertunddreißig Schläge, das heißt, er ist ganz enorm — was haben Sie zu trinken für ihn?"

„Etwas Zuckerwasser, wir wußten nicht . . . ."

„So lassen Sie eine Citrone holen, daß ich ihm eine leichte Limonade machen kann; auch ist es viel zu hell in dem Zimmer — haben Sie keine Fensterläden?"

„Nein, mein Fräulein."

„Und nur diesen dünnen, weißen Vorhang? Ueberhaupt," meinte sie, sich rings umschauend — sie wollte hinzusetzen: ‚sehe ich hier sehr wenig Comfort'; doch dachte sie im gleichen Augen-Augenblicke an die bescheidenen Verhältnisse des jungen Schriftstellers, die ihr bekannt waren — „überhaupt müssen wir dieses Zimmer dunkler machen, dieses blendende Licht thut den Augen weh — was haben wir denn dazu?"

Da sie aber im Zimmer nichts Zweckentsprechendes fand, so warf sie rasch ihre weite Mantille von schwerem, schwarzem Seidenstoffe von der Schulter, reichte Rafael ein Ende, und nun machten die Beiden einen ziemlich genügenden Vorhang, wobei der schwere Seidenstoff übrigens stark in Anspruch genommen wurde.

„So," sagte die junge Sängerin hierauf, indem sie sich auf einem Stuhle vor dem Bette niederließ, „jetzt besorgen Sie eine Citrone, und ich will unsern armen Freund ein paar Stunden lang beobachten, um dem Arzte sagen zu können, für was ich seine Krankheit ansehe — haben Sie nichts zu lesen? Es ist gleichviel, was es ist, meinetwegen eine Correctur der neuesten Biene — Sie

brauchen ſich nicht zu geniren, wenn ich auch ſelbſt darin ein wenig ſchlecht behandelt bin — ich mache mir nicht viel daraus."

Rafael verließ das Zimmer, nachdem er der ſchönen Krankenwärterin die neueſte Nummer ſeines Journals eingehändigt.

Da ſaß nun dieſes Bild üppiger Kraft und Schönheit neben dem Lager des Schwerkranken, und ihre glänzenden Blicke verließen jeden Augenblick die Zeilen, welche ſie laſen, um alle Bewegungen Rodenberg's zu überwachen; zuweilen ſtöhnte er auf, dann erhob ſie ſich raſch, flößte ihm etwas Zuckerwaſſer ein oder wiſchte ihm mit ihrem eigenen Taſchentuche den perlenden Schweiß von der Stirn. Dabei ſchaute ſie zuweilen lange und nachdenkend in dieſe edeln, jetzt ſo matten Züge, wobei ihre Blicke den Ausdruck innigſter, ja, liebevoller Theilnahme zeigten; einmal beugte ſie ſich ſogar neben ihn auf das Kiſſen und legte ihre Lippen leicht auf ſein blondes Haar.

„Wenn Du ſo jung ſterben müßteſt," flüſterte ſie alsdann, „ſo hätte ich keine Ruhe mehr und könnte mir ein ſtilles Plätzchen in irgend einem Kloſter ſuchen — ſo etwas iſt ſehr in Aufnahme gekommen und gäbe unſerem vortrefflichen Rafael Stoff zu den ſchönſten Artikeln — wie pikant wäre es," ſagte ſie lächelnd, „wenn es eines Tages hieße, Fräulein Leonie Gerhold iſt unter die barmherzigen Schweſtern gegangen!" — In der nächſten Secunde aber verlor ſich dieſes Lächeln wieder, und ſie liſpelte, gegen den Kranken gewandt: „Und wenn Du am Leben bleibſt, was ich ſo ſehr hoffe und wünſche, ſo wirſt Du mir eines Tages kaum eine Karte zum Abſchiede ſenden — das iſt nun einmal der Lauf der Welt — ach, Du weißt es nicht, Arthur, wie unendlich glücklich Du hätteſt ſein können! — Doch weg mit dieſen Gedanken — leſen wir lieber in der Biene von Unglücksfällen, Diebſtählen und verlorenen Armbändern — fort mit der Selbſtſucht!"

Rafael kam mit der verlangten Citrone zurück, und auch der Arzt kam, ſchüttelte den Kopf, ſchrieb etwas auf und ging. Auch

die Stunden kamen und gingen, wie das ſo ihr Brauch iſt: die Mittagszeit war längſt vorüber, und Leonie ließ ſich einen Wagen holen, um nach Hauſe zurückzukehren, dann den Leibarzt aufzuſuchen, ſo wie für heute Nacht die beſte Krankenwärterin zu beſorgen, welche aufzutreiben war. — „Ich kann ohne meine Mantille nicht zu Fuße gehen," ſagte ſie, „und ſie von dem Fenſter wegzunehmen, wäre eine Sünde — wie prächtig ſie das Zimmer verdunkelt! Da ſoll ſie bleiben, bis er wieder geſund iſt, und dann gelobe ich feierlich, ſie in der Freude meines Herzens der Erſten Beſten zu ſchenken, welche mir auf der Straße begegnet" — daß ſie im anderen, traurigen Falle feſt entſchloſſen war, ihn in dieſer ſelben ſchwarzen Mantille zu begleiten, das ſagte ſie nicht, aber ſie dachte es. Am anderen Tage kam der Leibarzt des Fürſten, ein berühmter Mediciner, in Begleitung der jungen Sängerin und ſagte dasſelbe, was ſein minder berühmter College, der Doctor Windler geſagt, daß man nämlich noch gar nichts ſagen könne und die Entwicklung der Krankheit abwarten müſſe.

Ob Gefahr vorhanden ſei, hatte Leonie gefragt, worauf der Leibarzt mit einem Achſelzucken geantwortet und den Zuſtand Rodenberg's allerdings für ſehr bedenklich erklärt hatte; er entfernte ſich mit dem Verſprechen, über den Vorfall nicht zu reden, denn auch Leonie hielt es für unnöthig, all das Gerede der jüngſten Zeit über den Maler noch durch das Bekanntwerden ſeiner Krankheit zu vermehren.

Dabei hatten die Betheiligten aber nicht bedacht, wie ſo häufig das, was man verheimlichen will, ſeinen Weg in die Oeffentlichkeit findet; doch vergingen immerhin ein paar Tage, während welcher ſich der Zuſtand des Kranken ziemlich gleichblieb, bis man überhaupt von der Krankheit Rodenberg's ſprach, eine Nachricht, die indeſſen von Manchem mit einem ungläubigen Kopfſchütteln aufgenommen wurde.

„Was gibt es doch für Menſchen!" ſagte Rafael eines Tages zu Walter, als er aus der Druckerei nach Hauſe kam — „halten

Sie es wohl für möglich, daß man mit Achſelzucken von der angeblichen Krankheit Rodenberg's ſpricht, daß man mitleidig lächelnd ſich ſo ſtellt, als wolle man mir den Gefallen thun, an dieſes Märchen zu glauben? — Hole der Teufel dergleichen ſchlechte Seelen!"

„Du nimmſt Dich in Deinem edlen Eifer ſehr gut aus, aber was Du mir da ſagſt, wundert mich nicht im geringſten: die Menſchen ſind immer geneigter, eine Schlechtigkeit oder wenigſtens eine Zweideutigkeit anzunehmen, als ein Unglück, und ſo werden ſie von Rodenberg wahrſcheinlich ſagen, er ſei durchgegangen, und begreiflicher Weiſe mit Hinterlaſſung koloſſaler Schulden."

„O, noch Schlimmeres, noch Schlimmeres!"

„Richtig, ſie werden ſagen, er habe Gelder veruntreut, geſtohlen und betrogen — dieſe Kerle, ſelbſt gut genug zum Galgen, können es nicht begreifen, daß Jemand, der vielleicht ungeſtraft Schlechtigkeiten begehen konnte, ein ehrlicher Mann bleibt! Aber man ſollte doch dagegen auftreten und ihnen ſagen, daß und wo Rodenberg ſchwer erkrankt liegt."

„In der Biene habe ich es bereits veranlaßt, doch da ſie wiſſen, wie bekannt ich mit Herrn Rodenberg bin, ſo wird man auch über meine ſchriftliche Verſicherung mitleidig lächeln — was nun meine Herren Collegen anbelangt," ſagte der kleine Schriftſteller nach einem tiefen Athemzuge, „die Redacteure anderer Blätter hieſiger Stadt, ſo fand ich auch ſehr wenig Bereitwilligkeit — die meiſten dieſer Kerle ſind feige, ſchmutzige Seelen, die gegenüber ihren allerhöchſten Gönnern ihre Hundenatur ſo ſchweifwedelnd zur Schau tragen, um eine berichtigende Notiz meinerſeits über den in Ungnade Gefallenen entweder gar nicht oder nur verſtümmelt geben zu wollen!"

„Dieſe gemeinen, im Staube kriechenden, ſpeichelleckeriſchen Seelen, die ſchlimmſte Art von Götzenanbetern, denn ſie verwirren nicht nur den Geſchmack und richtigen Sinn des Volkes, ſondern beſtärken ihren Jupiter in ſeinem Wahne, als habe er wirklich

einen Donnerkeil in der Hand, während das, womit er droht und blendet, doch nur ſchlechte Vergoldung iſt!"

„Bei Lord Warren war ich auch," ſagte Rafael; „er war abgereist, dem Herrn Olfers entgegen, der von Italien zurückkehrt — ich mache mir jetzt Vorwürfe darüber, nicht früher zu ihm, einem der beſten Freunde Rodenberg's, gegangen zu ſein."

„So machſt Du auch mir indirect Vorwürfe," knurrte Walter, „und ſagſt, ich alter Eſel hätte geſcheiter ſein ſollen, als Deine zarte Jugend — aber ich kann Dir nicht Recht geben — wir wären wahrſcheinlich mit Beſuchen überhäuft worden, während er jetzt einer ganz wohlthuenden Ruhe genoſſen und ſeiner Pflege, Dank ſei dieſem liebenswürdigen Frauenzimmer, gewiß nichts gemangelt hat."

„Letzteres muß ich zugeben."

„Ja, wie ſie Alles das angreift und vollbringt," meinte der alte Maler — „ſo viel Ausdauer, Sorgfalt und dabei ſo viel Jugend und Schönheit! Wenn die alte Hexe ſie ablöst, die auch eine ſehr brave Perſon iſt, ſo meine ich immer, es müſſe Nacht werden, eine Sonnenfinſterniß kommen oder ſonſt eine unangenehme Naturerſcheinung eintreten — dieſe Leonie hat mir's angethan und wäre im Stande, mich zu einem Verehrer des ganzen weiblichen Geſchlechtes umzuwandeln."

„Eine ſtarke Wandlung," entgegnete Rafael, denn ich erinnere mich noch zu gut der Zeit, wo Sie, wenn auch nur vorübergehend, den Entſchluß faßten, nur männliche Heilige zu malen, indem Sie behaupteten, daß das weibliche Geſchlecht ſelbſt auf der Leinwand voller Launen, Ränke und Schwänke ſei."

„Habe ich geſagt: auf der Leinwand, junger Menſch?"

„Oder gemalt — das iſt doch gleichviel!"

„Nicht ganz, Freund Rafael, aber gleichviel, ob gemalt oder auf der Leinwand; Du ſprachſt ein großes Wort gelaſſen aus, und ich hatte Recht, wenn ich ſagte, in beiden Fällen ſind Sie voller Launen, Ränke und Schwänke — und wenn ich meinen nächſtens

nicht einmal mehr melirten Bart betrachte, ſo halte ich es für klüger, zu meiner damaligen Anſicht zurückzukehren und mich nur mit männlichen Heiligen einzulaſſen."

„Lord Warren wird uns Vorwürfe machen, wenn er zurückkehrt, und mit vollem Rechte — wie ich vernahm, war er auf's höchſte beunruhigt über das Verſchwinden Rodenberg's und hat ſogleich energiſche Schritte gethan, daß deſſen Wohnung unangetaſtet bleibt, bis er zurückkehrt."

„Ich werde natürlicher Weiſe morgen früh hingehen, Roderich begrüßen und ihm, ſowie Warren, die ganze Sache auseinander ſetzen."

Leonie trat in dieſem Augenblicke in's Zimmer, und ihr vor Freude ſtrahlendes Geſicht zeigte, daß ſie eine gute Nachricht bringe. — „Vor ein paar Stunden war der Arzt da," ſagte ſie, „und ſchien ſehr zufrieden mit dem Zuſtande des Kranken; ich mußte ihm mehrmals ſeine Arznei reichen und er ſchied mit dem Wunſche, daß der Kranke einſchlafen möge. Dies iſt nun geſchehen, und es iſt nicht mehr jener unſtete, qualvolle Fieberſchlummer, bei dem er ſich raſtlos hin und her warf, vielmehr ſchläft er mit ruhigem Geſichtsausdrucke und athmet in langen, feſten Zügen — o, wie mich das glücklich macht!"

„Gott ſei gedankt!" ſagte Walter in rauhem Tone, doch klang etwas wie Rührung durch ſeine Stimme.

„Ehe er entſchlief, öffnete er ſeine Augen und ſchien mich zu kennen, doch war er zu matt, um ſeine Gedanken ſammeln zu können," ſprach Leonie; „ich werde bei ihm bleiben, wenigſtens ſo lange, bis er erwacht, und dann, je nachdem ſein Befinden iſt, noch zum Leibarzte gehen — ich glaube übrigens, wir haben eine bedeutende Kriſis hinter uns."

„Wie mich Ihre Worte freuen," erwiederte Rafael, „und da ich unſern lieben Herrn Rodenberg in ſo vortrefflichen Händen weiß, ſo werde ich mir erlauben, ein paar kleine Ausgänge zu machen, die ich ſchon lange verſchob — wenn ich aber da bleiben ſoll, ſo bitte ich, es mir zu ſagen, mein verehrtes Fräulein!"

„Im Gegentheil, je mehr Ruhe — deſto beſſer iſt's für ihn — Ihre alte Dienerin iſt ja da für den Fall, daß ich etwas brauche.“

„Dann werde auch ich für einige Stunden meiner Wege gehen, um ein paar Schoppen friſcher Luft einzuathmen; ich weiß, was ſo ein Schlummer nach einer Kriſis zu bedeuten hat: man hat mir erzählt, bei einer ähnlichen Gelegenheit hätte ich einmal vierundzwanzig Stunden geſchlafen, ſei alsdann aufgeſtanden und habe mir augenblicklich meine Palette zugerichtet — das macht eine geſunde, kräftige Natur, und unſer guter Rodenberg beſitzt Gott ſei Dank keine ſchlechtere, als ich!“

Damit gingen die Beiden fort, und Leonie öffnete langſam die Thür des Nebenzimmers und ſetzte ſich in den alten Lehnſtuhl, welchen Walter vorhin verlaſſen, und gerade ſo, daß ſie das Bett des Kranken im Auge hatte, nachdem ſie der alten Frau, die draußen einige Geſchäfte beſorgte, die größte Stille anbefohlen.

Es war gegen den Abend eines ſchönen Sommertages, es war obendrein ein Feiertag, weßhalb die ſonſt ſo geräuſchvolle Nachbarſchaft in einer tiefen, wohlthuenden Ruhe begraben lag; nur das eigenthümliche Brauſen, welches das Leben einer großen Stadt hervorbringt, ſchlug an das Ohr des jungen Mädchens und wiegte ſie unwillkürlich in Schlummer. Sie fühlte das, und da ſie ſich des Schlafes erwehren wollte, ſo nahm ſie ein Buch, um darin zu leſen; doch ruhte es im nächſten Augenblicke in ihrem Schooße, während ihr ſchöner Kopf langſam gegen die Lehne des hohen Seſſels zurückſank. Ausnahmsweiſe war Leonie heute ſehr einfach angezogen und trug ein Kleid von einem leichten, dunkeln Sommerſtoffe, ein Gewand, welches ſie in keiner Weiſe an den häuslichen Verrichtungen hinderte, die ſie in der kleinen Küche draußen und auch an dem Lager des kranken Freundes zu beſorgen hatte. Jetzt, wo ſie ſich ganz allein wußte, hatte ſie es ſich bei der heißen, drückenden Luft, die im Zimmer herrſchte, bequem gemacht und eine Schleife gelöst, welche ihr Kleid über den Schultern zuſammenhielt.

So lag ſie da und ſchlief, ein reizendes Bild üppiger Schön-

heit, leiſe athmend, die Wangen ſanft geröthet, eine Folge ihres tiefen Schlafes, ſowie auch des Wiederſcheines eines Sonnenſtrahles, der, ſchräg durch das Fenſter einfallend, ihre feinen, zuſammengefalteten Hände roſig beſtrahlte.

Da wurde ihr Schlaf geſtört durch ein leiſes Geräuſch, und als ſie raſch ihre Augen öffnete, um nach dem Bette des Kranken hinzuſchauen, ſah ſie auf der Schwelle des Zimmers eine Dame ſtehen, welche offenbar zögerte, dieſe Schwelle zu überſchreiten. Das Geſicht dieſer Dame war ſo ſchön und ausdrucksvoll, ſo eigenthümlich, daß man es nicht vergeſſen konnte, wenn man es nur einmal geſehen und Leonie hatte es ſchon häufig geſehen — ja, ſie erinnerte ſich im nächſten Augenblicke dieſer Züge ganz genau und alsdann auch noch des Namens der jungen Damen die vor ihr ſtand.

Es war die Marcheſa de Monterey, jene große Künſtlerin, deren Stimme Leonie ein paar Mal mit dem größten Entzücken gehört, aber zugleich auch mit tiefer Wehmuth, wenn auch mit keinem Gefühle des Neides.

Sie erhob ſich lebhaft, und da ſie in der Ueberraſchung vergaß, die Schleife ihres Kleides zu knüpfen, ſo ſank dasſelbe von ihren blendend weißen Schultern herab, was auf die Dame an der Thür einen ganz eigenthümlichen Eindruck zu machen ſchien, denn ſie erbleichte ſichtbarlich und drückte ihre feinen Lippen einen Augenblick feſt auf einander, ehe ſie tief aufathmend ſagte: „Man hat mir wohl nicht das richtige Zimmer gezeigt?“

Hatte ſie dabei die leuchtenden Blicke ihrer großen, glänzenden Augen etwas auffallend über die volle Figur des ſchönen Mädchens gleiten laſſen, oder erinnerte dieſe ſich ſelbſt des Mangels ihrer Toilette — genug, Leonie zog raſch die Schleife zuſammen und knüpfte ſie, nicht ohne dabei zu erröthen; dann erwiederte ſie: „Und darf ich fragen, wer das Glück hat, von der Frau Marcheſa de Monterey aufgeſucht zu werden?“

„Sie kennen mich? Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Leonie Gerhold, ein unbedeutendes Mitglied des hieſigen Theaters.“

„Ah, jetzt erinnere ich mich Ihrer — ich hatte das Vergnügen, Sie zu hören!“ — Die Marcheſa betonte das Wort ‚Vergnügen‘ ſehr ausdrucksvoll und ihre Züge hatten ſich offenbar erheitert, als ſie hinzuſetzte: „So bin ich alſo in Ihrer Wohnung, und ſo angenehm es mir auch iſt, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, kann ich mich doch nur darüber freuen, daß ich fehlgegangen bin — entſchuldigen Sie!“

Leonie wußte ſelbſt nicht, woher es kam, daß dieſe Worte einen peinlichen Eindruck auf ſie hervorbrachten, und ihre Stimme klang etwas unſicher, als ſie erwiederte: „Es iſt dies nicht meine Wohnung, Frau Marcheſa, es iſt die Wohnung eines meiner Bekannten, und ich verſehe hier nur das Amt einer Krankenwärterin, welche,“ ſetzte ſie mit einem entſchuldigenden Lächeln hinzu, „aus Ermüdung ein wenig in Schlaf gefallen war.“

„Und dieſer Kranke?“ fragte die Andere mit einer Haſt und einem Ausdrucke der Stimme, welche auffallen mußten.

Leonie begnügte ſich, mit der Hand nach dem Nebenzimmer zu zeigen, und ſah darauf zu ihrem Erſtaunen, wie ſich die Marcheſa der Thür deſſelben leidenſchaftlich in ihren Bewegungen, ſowie im Ausdrucke ihres Geſichtes näherte; doch war ihr Gang dabei ſo leiſe, ſo unhörbar, daß er unmöglich den Schlafenden ſtören konnte, auch wenn dieſer nicht in einem ſo feſten Schlafe, dem erſten ſeit einigen Tagen und Nächten, gelegen hätte. Er hörte nicht das Rauſchen ihres ſeidenen Kleides, er merkte es nicht, daß ſie ſich über ihn beugte, ſein Herz ſchlug nicht heftiger, als nun die Geliebte ſeiner Seele, das Endziel aller ſeiner glühenden Wünſche, ſich über ihn hinbeugte und einen Kuß auf ſeine heiße Stirn hauchte; ja, die plötzlichen Thränen, die dabei aus ihren Augen rollten und auf ſeine Hände tropften, ſchien er nicht zu fühlen. Vielleicht waren es auch Thränen jener Art, die ſich im Niederfallen verflüchtigen und von Engeln aufwärts getragen werden. Wir ſind berechtigt, dies anzunehmen, denn ſie kamen aus einem reinen, edlen, aber faſt vor Schmerz brechenden Herzen — hatte ſie doch den, den ſie ſo

lange Jahre treu geliebt, den sie vor wenigen Tagen endlich wiederfinden durfte und worüber ihre Seele gejauchzt, heute nun für ewig verloren — nicht als ob sie schon die Hand des Todes erblickt hätte, welche sich nach dieser jungen, schönen Beute ausstreckte — daran dachte sie nicht, sondern sie fühlte beim Anblicke und den Worten Leonie's, daß sie ihn verloren habe!"

O, hätte er in diesem Augenblicke seine Augen aufgeschlagen und ihre feuchten Blicke mit dem wunderbaren Ausdrucke von Liebe und Schmerz, von Treue und Entsagung auf sich gerichtet gesehen — hätte er seine Arme um ihren Hals legen, sie an sein Herz drücken und ihr mit dem unverkennbaren Ausdrucke der Wahrheit sagen können, was und wie wenig ihm Jene sei, so würde sie in voller Ueberzeugung dem Himmel gedankt und ihm ihr Glück, ihre Seligkeit gestanden haben!

So aber richtete sie sich langsam empor, drückte einen Augenblick ihr Taschentuch vor die Augen, und als sie hierauf langsam mit demselben über ihr Gesicht hinabfuhr, hatte sie mit gewaltiger Kraft den Ausdruck des tiefen Schmerzes auf demselben verwischt und war im Stande, ruhig, ja, sogar mit einem, wenn auch trüben Lächeln um die Lippen in das andere Zimmer vor die Glücklichere hinzutreten. Sie sagte alsdann mit leiser Stimme: „Sagen Sie mir, mein Fräulein, wie kommt es, daß sich Herr Rodenberg, ein vortrefflicher Künstler, für den ich mich sehr interessire, hier befindet?"

„Seine Krankheit erfaßte ihn, von einer Abendgesellschaft heimkehrend, so plötzlich, daß er kaum noch diese Zimmer, die Wohnung ...." — die Marchesa machte eine abwehrende Handbewegung — „die Wohnung eines seiner Bekannten, erreichte, um alsdann bewußtlos zusammenzusinken; auch war sein Zustand so gefährlich, daß nicht daran zu denken war, ihn nach seiner Wohnung zu bringen, doch hat der Arzt, der ihn vor einer halben Stunde verließ, die besten Hoffnungen gegeben, und es soll der tiefe Schlummer, in den er gesunken ist, entscheidend sein."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das Ende des Traumes.

Unterdessen war die Postkalesche, welcher der Jäger Lukas mit so unerklärlicher Sehnsucht nachgeschaut, ebenfalls in der dunklen Nacht dahingerollt und hatte früher ihren Bestimmungsort erreicht, als jener die Residenz.

Das Mädchen saß mit gefalteten Händen in der Ecke des Wagens in tiefes Nachdenken versunken und gab dem gutmüthigen Postillon nur spärliche Antworten auf seine mannigfaltigen Fragen.

Hinten auf dem Wagen saß aber dieselbe Gestalt, die in Rothhausen bei den Häusern vorbeigeschlichen und die Niemand anders war, als der Gevatter des Steinmann. Vergnügt hockte er auf dem Trittbrett der Kutsche und schlenkerte zuweilen mit den Füßen und dachte an die Ueberraschung des Mädchens, wenn er sich ihr morgen früh vorstellen würde. Er hatte beschlossen, vorsichtiger und, wie er glaubte, pfiffiger aufzutreten, als der Steinmann. Er wollte das Mädchen ruhig zu Bette

„Ich danke Gott dafür!“ ſprach die Marcheſa kaum hörbar, wobei ſie ihr ſchönes Auge nach oben wandte und die Hände faltete — „dürfte ich eine Bitte gegen Sie ausſprechen, mein Fräulein?“

„Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, ſie zu erfüllen!“

„Sie ſehen wohl, welches Intereſſe ich an Herrn Rodenberg nehme, und möchte für die beiden Tage, welche ich noch in der Stadt verweile — ich bin nämlich im Begriffe, abzureiſen —, Nachrichten von ſeinem Befinden haben — würden Sie wohl ſo freundlich ſein, mir dieſe zukommen zu laſſen?“

„Mit dem größten Vergnügen, da ich verſichert bin, Ihnen ſchon heute Abend oder morgen früh Erfreuliches mittheilen zu können! — Der Schlaf des Kranken iſt ſo tief und ruhig, daß er ſich dadurch wunderbar geſtärkt fühlen wird, weßhalb ich ſeinem Erwachen mit der größten Spannung entgegenſehe.“

„Ich begreife das und beneide Sie um dieſen erſten Blick — alſo ich darf darauf rechnen, Nachrichten von Ihnen zu erhalten?“

„Gewiß — wünſchen Sie, daß ich Herrn Rodenberg, ſobald er erwacht, von Ihrem Beſuche Kenntniß gebe?“

„Ich bitte Sie dringend, dies nicht zu thun, ja, ich fordere als eine Gunſt, die eine Frau der anderen nicht abſchlagen wird, Herrn Rodenberg meine Gegenwart ſtrengſtens zu verheimlichen — heute, morgen, überhaupt die nächſten Tage, bis er vollkommen wieder hergeſtellt ſein wird — es könnte ihn beunruhigen, wenn er weiß, daß ich da geweſen bin,“ ſetzte ſie mit leiſer, faſt bebender Stimme hinzu — „er hatte mir eine Zeichnung verſprochen und könnte glauben, ich hätte ihn deßhalb aufgeſucht — Sie verſprechen mir Stillſchweigen?“

„Gewiß, Frau Marcheſa!“

„So danke ich Ihnen herzlich!“ Sie reichte Leonie die Hand, und als jene die ihrige hineinlegte, zuckte die Marcheſa kaum merklich zuſammen, zog ſie alsdann aber raſch zurück, um von ihrem Handgelenke zwei Armbänder abzuſtreifen, von denen ſie eines, über-

reich mit Brillanten besetzt, dem jungen Mädchen mit den Worten übergab: „Für Sie, mein Fräulein, zum Andenken an diese Stunde und als Zeichen meiner innigsten Erkenntlichkeit für die Erfüllung meiner zweiten Bitte: diesen einfachen Reif Herrn Rodenberg zu übergeben, sobald er gänzlich hergestellt ist und sobald Sie erfahren, daß ich abgereist bin — er ist so einfach, dieser goldene Reif," fügte sie mit ganz leiser Stimme hinzu, „und doch das Kostbarste, was ich besitze."

Hierauf wandte sich die Marchesa zum Abgehen, und als Leonie sie begleiten wollte, sagte sie hastig: „Bleiben Sie, bleiben Sie — ich finde meinen Weg allein! — Allein," wiederholte Juanita mit schmerzlich bewegter Stimme, als sie die Treppen hinabstieg — „allein — allein — und immer allein — o, mein Gott!"

Leonie stand droben neben dem Tische, auf welchen sie eine Hand aufgestützt hatte, während sie in der anderen die beiden Armspangen hielt, und blickte der Marchesa, in tiefe Gedanken versunken, nach.

„Was war das?" sprach das kluge Mädchen zu sich selber — „hätte ich sie nicht nöthigen sollen, da zu bleiben, bis Rodenberg erwachte? Hätte ich so nicht besser an ihm gehandelt? Ja, wenn ich ihm nur eine treue Freundin sein wollte — und doch möchte ich ihm mehr sein — Alles!" setzte sie seufzend hinzu.

Dann warf sie einen Blick in den Spiegel, strich ihr reiches Haar von den Schläfen zurück — „und warum bin ich ihm nicht mehr und kann ihm nicht mehr sein — wer weiß? — Es ist gut, daß ich sie gehen ließ, und mein Versprechen, verschwiegen zu sein, will ich unverbrüchlich halten!"

Sie trat an das Fenster, um hinauszuschauen, während sie die beiden Armbänder über ihre Handgelenke schob.

Der Kranke hatte ruhig und ununterbrochen mehrere Stunden fortgeschlafen, und als er nun endlich erwachte, war es bereits Nacht geworden und Walter und Rafael saßen um den Tisch im Zimmer des letzteren, mit ihrem Abendessen beschäftigt, welches aus Thee

und Brod beſtand und das in ſeiner Einfachheit ſehr an die kleinen Soupers im Reichsapfel erinnerte. Eine angenehme Zugabe hier war das ſchöne Mädchen, die mit dem Anſtande einer vornehmen Dame zuweilen, gegenüber dem ärmlichen Service und dem mehr als beſcheidenen Hausgeräthe, dieſen Anſtand carikirte, was dann zu gegenſeitiger, faſt ausgelaſſener Heiterkeit Veranlaſſung gab, und dieſe Heiterkeit war verzeihlich, denn der Arzt hatte, nachdem Rodenberg ein paar Stunden geſchlafen, nochmals ſeinen Kopf zur Thür hereingeſtreckt und, den Kranken von Weitem betrachtend, geſagt: „Wenn er ſo noch eine Zeit lang fortſchläft, ſo ſind wir über alles Schlimme hinüber und müſſen es nur zu verhüten ſuchen, daß er, ſich zu kräftig fühlend, keine unnöthigen Anſtrengungen macht.“

Als nun der Kranke endlich erwacht war, hatte er eine Weile ruhig gelegen, ſo die Drei in dem Nebenzimmer im Glauben laſſend, als ſchlafe er noch fort. Er that das aber nicht mit Abſicht, ſondern er blickte verwundert um ſich her und konnte ſich im erſten Augenblicke durchaus nicht erinnern, wo er ſich befand. Langſam und nach und nach klärten ſich ihm die Erlebniſſe der vergangenen Tage auf. Doch als er ſich der letzten Abendgeſellſchaft, wo er ſich ſchon unwohl gefühlt, bewußt wurde, ſo wie ſeines Eintrittes in die Wohnung Rafael's, die er endlich erkannte, glaubte er nicht anders, als daß alles dies erſt vor einigen Stunden geſchehen wäre, und beſonders deßhalb, weil er die beiden Freunde beim Scheine einer Lampe, gerade wieder ſo wie bei ſeinem Eintritte, um den Tiſch ſitzen ſah; nur was die Gerhold hier zu thun hätte, beſchäftigte ſeine Gedanken. Als er ihre ſchönen, lachenden Züge ſah und ihr ſtrahlendes Auge, da machten dieſe Züge auf ihn einen unangenehmen Eindruck, denn jetzt trat mit Einem Male das Bild Juanita's mit der Erinnerung an die herzlichen Worte, die ſie im Salon des Miniſters vor wenigen Stunden erſt, wie er glaubte, zu ihm geſprochen, vor ſeine Seele — und welcher Unterſchied zwiſchen der herausfordernden Schönheit Leonie's und den edlen Zügen Juanita's,

und hundert Mal verschiedener als das Aeußere dieser Beiden war deren Inneres — ganz unvergleichbar!

Endlich rief er mit sehr vernehmlicher Stimme den Namen Rafael's, und dieser Ruf brachte bei den Dreien eine außerordentliche Wirkung hervor: Leonie war die Erste an seinem Bette, und während sie dahineilte, schaute sie flüchtig nach, ob die beiden Armbänder unter ihren anschließenden Aermeln auch sorgfältig versteckt seien; sie ergriff prüfend seine Hände, und als sie fand, daß diese kühl anzufühlen waren und der Puls fieberfrei, so konnte sie sich nicht enthalten, aufschluchzend vor Freude ihre Lippen auf die Hand des Kranken zu drücken, so daß dieser fast unwillig zusammenzuckte und sich mit der Frage an den herbeieilenden Rafael wandte, was denn dies Alles zu bedeuten habe.

„Dies hat zu bedeuten," gab ihm Walter zur Antwort, dessen Stimme dumpf und umflort wie nie klang, „daß Du nach einem festen und ruhigen Schlummer nun wieder dem Leben angehörst und daß wir uns darüber freuen."

„Ah ja, ich erinnere mich jetzt, wie krank ich mich vor einigen Stunden gefühlt."

„Hm," machte Walter.

„Als ich zu Euch in's Zimmer trat, muß ich sogleich bewußtlos niedergefallen sein, denn seit jenem Augenblicke weiß ich nichts mehr von mir."

„Eine recht lange Zeit," sagte Rafael.

„So — wie viel Uhr ist es denn eigentlich? Dann muß es ja fast Morgen sein?"

Der alte Maler sah Leonie mit einem fragenden Blicke an, worauf sich diese auf Rodenberg niederbeugte und ihm mit weicher Stimme sagte: „Forschen Sie darüber heute nicht; wie wir Ihnen schon vorhin bemerkt, waren Sie sehr krank und bedürfen auch jetzt noch der außerordentlichsten Ruhe."

„Ich fühle mich nicht sehr schwach."

„Gott sei gedankt dafür!"

„Auch habe ich bedeutend Hunger.“

„Wofür auch nach Umſtänden geſorgt werden kann,“ ſagte Walter mit gerührter, bewegter Stimme — „ſchau dorthin, mein guter Kerl, wo wir beim Thee ſaßen, und wenn Du dieſe Anſtalt betrachteſt, ſo wirſt Du Dich gewiß der luculliſchen Mahle erinnern, die wir Anno dazumal hielten, und zu einer ſolchen Schlemmerei biſt Du auch jetzt höflichſt eingeladen: Thee und etwas Brod, aber das Brod iſt geröſtet, ein Luxus, den wir uns damals nicht erlaubten.“

„Ach, jene alte, glückliche Zeit!“ ſprach der Kranke mit bewegter Stimme leiſe vor ſich hin — „wollte ſie doch noch einmal wiederkehren mit ihren kleinen Leiden und großen Freuden!“

„Sie wird wiederkehren,“ brummte Walter, „ſie wird es, da Du jetzt wieder nichts als Künſtler biſt! Sei nur ganz ruhig und freue Dich auf die Zukunft — wenn Du wieder feſt auf den Beinen biſt, ſo ziehen wir zuſammen in die Welt hinaus, Du und ich, denn auch mir fängt es an, hier mißbehaglich zu werden! Wenn wir auch das erhabene Kurzholz nicht bei der Hand haben, ſo wird irgend ein grüner Baum aufzufinden ſein, an dem wir noch einmal einen Rückblick halten auf die Stadt, ſo wir zu verlaſſen gedenken!“

„Vielleicht gehen wir Beide nicht allein,“ verſetzte Rodenberg mit einem glückſeligen Lächeln, „vielleicht finden ſich noch andere Freunde, die mit uns ziehen!“

„Du haſt Recht und ſprichſt ſo ruhig und verſtändig, auch ſo wenig angegriffen, daß man mit Dir wohl reden kann wie mit einem richtigen Menſchen — Roderich iſt hieher unterwegs!“

„Wie mich das freut — ach, wer dabei ſein könnte, wenn er ſein liebes Kind an ſein Herz ſchließt!“

„Ich glaube wahrhaftig,“ knurrte Walter, „das könnte ſelbſt meinen alten, trockenen Augen ein Bischen aufhelfen — weiß der Teufel,“ fuhr er, ſich ſchüttelnd, fort, „ich ertappe mich oft auf Gemüthsſchwächen, wie ich ſie ſeit vierzig Jahren nicht mehr gekannt, und ich könnte faſt jetzt ſchon vor Freude flennen, wenn ich denke,

daß wir wieder einmal Alle zuſammen gemüthlich wirthſchaften können!"

„Dabei dürfte ich wohl auch ſein?" fragte ſchüchtern der kleine Schriftſteller.

„Das verſteht ſich, mein guter Rafael, wenn Du uns folgen willſt und kannſt!"

„O, ich betrachte das als eine glückliche, lichte Zukunft!" ſagte Rafael, indem er leicht ſeine Rechte auf eine von Rodenberg's Händen legte.

Das junge Mädchen ſprach gar nichts zwiſchen dieſen Reden der Freunde, ja, ſie hatte ſich um ein paar Schritte zurückgezogen und ſtand da mit feſtverſchlungenen Händen, den Kranken mit einem ſeltſamen Blicke betrachtend. Dieſer Blick hatte einen unbeſchreiblich traurigen Ausdruck, während ihre Oberlippe trotzig aufgeworfen erſchien.

Rodenberg hatte bis jetzt kein Wort, keinen nur halbwegs guten Blick für ſie gehabt; nur ein Mal, als ſie ſich vorhin über ihn gebeugt, hatte er flüchtig zu ihr aufgeblickt und dann war ein unangenehmer Schatten über ſeine Züge geflogen.

‚Er wird nicht einmal bemerken, daß ich fortgegangen bin!' und dies bei ſich denkend, zog ſie ſich langſam in's andere Zimmer zurück.

Allerdings hätte er das ſehen müſſen, beſonders jetzt, wo ſie auf der Schwelle der Thür ſtand und wo ihre Geſtalt die Stube, in welcher er lag, verdunkelte.

Aber er ſah es nicht oder wollte es nicht ſehen, und nun drückte ſie ihre linke Hand feſt auf das Herz und hatte die Kraft, ſich zu einem heiteren Tone zu zwingen, in welchem ſie ſagte: „Es iſt ſpät für mich, ich gehe jetzt nach Hauſe — hoffentlich finde ich unſeren Kranken morgen aus dem Bette!" So wandte ſie nicht einmal die Worte direct an ihn — damit er nicht nöthig habe, zu antworten, dachte ſie ſchmerzlich bewegt.

Rodenberg antwortete auch nicht, ſondern nickte nur ein wenig

mit dem Kopfe, was ſie aber allerdings nicht ſehen konnte; doch eilte ihr Walter an die Thür nach und bot ihr ſeine Begleitung an, welche ſie dankend ablehnte.

„Iſt ſie fort?“ fragte der Kranke, als der alte Maler zurückkehrte.

„Freilich iſt ſie fort!“ murrte dieſer — „doch hätteſt Du ſie wohl mit einem freundlichen Worte entlaſſen können — es iſt Zeit, daß Du wieder vollſtändig einer der Unſrigen wirſt, denn Du haſt Dir ſchon ſehr ſtark die Manieren eines großen Herrn zugelegt — Undank iſt der Welt Lohn!“

„Ich verſtehe Dich nicht.“

„Iſt auch für heute gar nicht nöthig!“

„Und doch, wenn Du mir Vorwürfe machſt, ſo theile mir auch deren gerechten Grund mit — Rafael weiß, daß die Gerhold ſich häufig zu mir gedrängt hat, was ich ihr beſtändig auf die freundſchaftlichſte Art widerrieth — ſonſt habe ich nichts gegen ſie und habe ihr Dienſte geleiſtet, wo und wie ich konnte.“

„Die ſie Dir vielleicht einiger Maßen dadurch vergelten wollte, daß ſie während Deiner Krankheit Nächte lang hier an Deinem Bette gewacht und Dich gepflegt, wie man ein kleines, hülfloſes Kind nur pflegen kann — o, das iſt eine vortreffliche Perſon!“

„Nächte lang?“ fragte Rodenberg mit einem ungläubigen Lächeln.

„Nächte lang, da Du mich nun einmal zum Reden zwingſt, denn ſeit Du an jenem verhängnißvollen Abende hier in's Zimmer traſt, ſind ſechs Tage verfloſſen!“

Der Kranke blickte auf Rafael, der ſtumm mit dem Kopfe nickte.

„Dieſe Tage waren naturgemäß an einander gereiht durch Nächte,“ fuhr der alte Maler brummend fort, „und von dieſen Nächten hat Fräulein Leonie vier vollſtändig vor dieſem Bette zugebracht, nicht zu gedenken, daß ſie auch während des Tages aus- und einlief, um nach Dir zu ſchauen!“

„Walter, ſprichſt Du die Wahrheit?“

„Die reine Wahrheit — nichts, als die Wahrheit — nur Wahrheit!“

„So hätte ich sechs Tage hier in diesem Bette zugebracht?“

„Elend und krank!“

„Ohne Besinnung?“

„So scheint es, denn sonst müßtest Du Dich jedenfalls der sorgsäligen Pflege dieser armen Gerhold erinnern!“

„Ich habe ihr also Unrecht gethan, das schmerzt mich — ich werde sie um Verzeihung bitten, sobald ich aufstehen kann — aber sagt mir, ist denn das möglich, sechs Tage hätte ich hier ohne Bewußtsein gelegen?“

„Nun, hier und da hast Du wohl einen lichten Augenblick gehabt, wenigstens hast Du uns zuweilen ziemlich verständig angeschaut, auch wohl zu trinken verlangt, um alsdann gleich darauf wieder in wilder Flucht auf dem tollsten Rosse der Phantasie durchzugehen.“

„So habe ich wohl viel gesprochen — Unzusammenhängendes?“

„Das ist nicht zu läugnen, Unzusammenhängendes und Zusammenhängendes, tolles Zeug — doch kannst Du Dich beruhigen, fremde Leute waren nicht bei Dir, und wir, Rafael und ich, haben nicht besonders darauf geachtet.“

Der Kranke streckte sich lang und behaglich in seinem Bette aus, worauf er mit seinen beiden Händen die Rechte Walter's erfaßte und ziemlich kräftig schüttelte — „wie danke ich Euch für Eure Liebe und Sorgfalt — ja, ich muß sehr krank gewesen sein, und die fürchterliche Zeit, wo ich nach jener Gesellschaft durch die Straßen schlich, steht lebhaft vor mir: wie verzehrendes Feuer durchzuckte es meinen Körper, und die Pulsschläge in meinem Gehirn kamen mir wie gewaltige Keulenschläge vor, so daß ich jede Secunde fürchtete, unter ihrer Wucht zusammenzubrechen!“

„Was Du aber kluger Weise aufsparteſt, bis Du zu uns in's Zimmer getreten wareſt; dann stürzteſt Du aber nieder, wie vom Blitze getroffen!“

„Wie wir erſchraken, lieber Herr Rodenberg!“ ſagte Rafael — „nachdem wir Sie zu Bette gebracht, lief ich zu Ihrem Arzte, dem Doctor Windler, der auch ſogleich kam und von einem Nervenfieber ſprach!“

„In welch angenehmer Hoffnung er uns bis geſtern erhalten hat!“ knurrte der alte Maler — „es iſt ein garſtiges Volk, dieſe Aerzte, und es kommt ihnen gar nicht darauf an, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen!“

„Nun, in dieſem Falle war es ſchlimm genug, und da Doctor Windler ſogleich eine Krankenwärterin für Sie verlangte,“ ſprach der kleine Schriftſteller, „ſo wußte ich nichts Beſſeres zu thun, als mir bei Fräulein Gerold Raths zu erholen!“

Rodenberg meinte lächelnd: „Ich bewundere Deine Phantaſie, Rafael — mir wäre es ſelbſt im Traume nicht eingefallen, mich in Krankenwärters-Angelegenheiten an Leonie zu wenden!“

„So erkenne jetzt Dein Unrecht, denn ich kann Dich verſichern, ſie hat dieſes Geſchäft bei Dir undankbarem Ungeheuer mit einer Geſchicklichkeit verſehen, daß der Doctor Windler ſehr oft zugeſehen und ihr die glänzendſten Anerbietungen für eine Carrière als barmherzige Schweſter gemacht!“

„Das glaube ich wohl,“ ſagte der Kranke heiter — „Windler, ſo verdrießlich er auch gewöhnlich ausſieht, iſt ein Schäker, und die Damen vom Theater ſind ihm immer gefährlich geweſen.“

„Alſo auch hier keine Tugend,“ brummte Walter — „ich komme immer mehr zu der Anſicht, daß unſer guter Knorz damals den beſten Theil erwählt, als er in's Kloſter ging!“

„Vor Kurzem dachte ich auch noch ſo, doch fühle ich mich ſeit geſtern wieder von neuer Lebensluſt durchglüht!“

„Seit geſtern?“ — Du meinſt wohl, ſeit heute?“

„Ah, ich vergeſſe immer jene unglücklichen ſechs Tage — nun denn, ehe mich die Krankheit erfaßte — o, damals loderte die Luſt zum Leben wieder in den hellſten Flammen in mir auf, trotz des Gefühls von Krankheit, welches mich umſtrickte, und jetzt, wo auch

dies verſchwunden iſt, wo ich mich wieder wie neugeboren fühle, liegt mir nichts ferner, als der Gedanke an klöſterliche Einſamkeit — im Gegentheil, ich will erſt recht anfangen, zu leben, heiter leben, glücklich leben — o, es ſoll ein Leben werden voll unbeſchreiblicher Seligkeit!"

Rafael blickte beſorgt auf Walter, doch ſchüttelte dieſer ſeinen Kopf und meinte trocken: „Unbeſorgt, dieſes Mal phantaſirt er nicht — nun, mich ſoll es in Wahrheit freuen, wenn Dein künftiges Leben voll Glück und Seligkeit iſt, und es iſt möglich, da Du jetzt wieder ein Künſtler geworden biſt — wenn Du aber jetzt nichts dagegen einzuwenden haſt," fuhr der alte Maler fort, „ſo ſtopfe ich mir ein Pfeifchen, denn wiſſe, ich habe ſeit ſechs Tagen keinen Zug in Deiner koſtbaren Nähe thun dürfen!"

„Genire Dich nicht, mein guter Walter, habe ich doch ſelbſt eine, freilich noch etwas unklare Anſicht von einem köſtlichen Dinge, welches man Cigarre nennt!"

„Nun, wenn Du ſo weit biſt, dann iſt das Schwerſte überſtanden!"

Als Walter in's Nebenzimmer gegangen war, winkte Rodenberg den kleinen Schriftſteller zu ſich heran und ſagte ihm mit leiſer Stimme: „Du mußt mir einen Gefallen thun, Rafael — ich bin auf's tiefſte erſchrocken, als ich vernommen, daß ich ſechs Tage ohne Bewußtſein gelegen, und doch hatte ich ihr verſprochen, ſie am anderen Tage zu beſuchen!"

Rafael ſah ihn fragend an.

„Die Marcheſa de Monterey, Juanita — o, Du wirſt Dich doch der holdſeligen Prinzeſſin erinnern, glücklicher Leibzwerg?"

Dann bedeckte der junge Maler ſein Geſicht mit beiden Händen und flüſterte mit weicher, leiſer Stimme, wie in ſüße Erinnerungen verſunken:

„Die Fürſtin zog zu Walde
Mit Jägern und Marſchall,
Da ſah ſie reiten balde
Ein junger Edelfalk;

gehen laſſen, den Morgen abwarten und dann den Verhaftsbefehl präſentiren.

Endlich erblickte man in der Ferne an der Straße dunkle Gegenſtände, Häuſer, einen Kirchthurm; der Poſtillon knallte entſetzlich mit ſeiner Peitſche oder ſtieß, abwechſelnd mit dieſem Signal, welches dem ſchlafenden Schatz ſeine glückliche Rückkehr anzeigen ſollte, luſtig in ſein Poſthorn. Jetzt rollte der Wagen durch die einzige Straße des kleinen Dorfes, kam jetzt vor das Poſthaus und hielt an. Der Poſtillon befahl dem herbeigeeilten Hausknecht, ein Zimmer für die Mamſell zurecht zu machen, hob alsdann das Mädchen aus dem Wagen und begleitete ſie ins Haus. Es wurde ihr eine Stube angewieſen, ſie ſchloß in derſelben die Thüre hinter ſich zu, und ehe ſie zu Bette gieng, dankte ſie Gott mit innigem Gebet für die Rettung, welche er ihr zu Theil werden laſſen.

Der Gevatter aber, indem er wußte, daß ſeine Beute in Sicherheit war, kam eine Viertelſtunde ſpäter als müder Fußgänger und quartierte ſich in demſelben Hauſe ein. Am anderen Morgen war er ſchon bei Tagesanbruch wieder auf den Beinen, und ſein erſter Gang war zum Schultheißen des Orts, wo er ſich als geheimer Polizeiagent auswies und den Fall, ſo wie er bis jetzt vorlag, erzählte.

Der Schultheiß, ein wohlgenährter, freundlicher Bauer, mit weißem Haar, ſaß eben an ſeiner Morgenſuppe und ſchien gerade nicht viel Behagen daran zu finden, zu ſo früher Morgenſtunde ins Wirthshaus zu gehen, um eine Verhaftung vorzunehmen. Der Gevatter trug nämlich auf eine ſolche an, nachdem er vorher noch einen Verſuch gemacht haben werde, Anna zur freiwilligen Rückkehr nach der Reſidenz zu bewegen, doch wußte er zum Voraus, daß dieſer Verſuch fehlſchlagen würde.

Man kann ſich das Entſetzen des armen Mädchens leicht vorſtellen, als der Gevatter ſich in ihr Zimmer führen ließ, und ſie

Er ſprach: wie ſtrahlt Dein Mieder,
Wie glänzt Agraff' und Treſſ',
Wie lächelſt Du hernieder,
Holdſelige Prinzeß!

„O, Rafael, Rafael, mein guter Junge, an dem Tage, wo ich mit Dir wieder einmal durch den Wald reiten werde, ſchenke ich Dir eine kleine Million — und wenn es auch etwas weniger iſt — Du ſollſt zufrieden ſein!“

„O gewiß, ich werde zufrieden ſein!“ gab der kleine Schriftſteller zur Antwort, wobei er den Kranken mit einem beſorgten, beinahe ſcheuen Blicke anſah.

„Du haſt ſie auch verehrt, Rafael, und ich weiß, ſie hat Dich gern gehabt — o, Juanita! — Denke Dir, geſtern ſah ich ſie wieder!“

„Das iſt — ganz — erſtaunlich!“

„Und nicht ſo, wie ich ſie ſchon ſeit lange wiedergeſehen, ſondern ganz anders, Rafael — ganz glückſelig anders — o, mir fehlen die Worte, um zu ſagen, wie anders! Deßhalb fühle ich mich auch ſo unendlich glücklich, daß die Krankheit von mir gewichen und mich wieder ein behagliches Gefühl von Geſundheit durchſtrömt — jetzt zu ſterben, wäre ſchrecklich — ich will und muß leben — glücklich, glücklich leben!“

„Gewiß, gewiß, Herr Rodenberg, das hat der Arzt auch geſagt — aber Sie müſſen ſich doch noch ein wenig ruhig verhalten.“

„Du weißt, wo ſie wohnt,“ fuhr der Kranke flüſternd fort, nachdem er einen forſchenden Blick in's Nebenzimmer geworfen, wo Walter am offenen Fenſter ſtand und mächtige Rauchwolken in die Nacht hinausblies — „Du wirſt mir den Gefallen thun und morgen früh zu ihr gehen?“

„Gewiß, Herr Rodenberg.“

„Und wirſt Dich nicht abweiſen laſſen?“

„Gewiß nicht.“

„Dann erzählſt Du ihr Alles, wie es mir ergangen, daß ich

nach der Gesellschaft kaum noch bis zu Euch gekommen, daß ich sehr krank gewesen und daß ich hoffe, sie übermorgen besuchen zu können — das bleibt aber unter uns, Rafael, Du brauchst Walter nichts davon zu sagen — so gut er ist, so fehlt ihm doch in diesen Sachen das richtige Verständniß — also morgen früh gegen zehn Uhr."

Der kleine Schriftsteller nickte mit dem Kopfe und nun streckte sich der Kranke mit dem wohlthuenden Gefühle einer angenehmen Ermüdung und beruhigten Herzens aus.

„Das Sprechen hat mich müde gemacht, und ich glaube, wenn ich etwas zu essen bekäme, würde ich wieder vortrefflich einschlafen können."

Es war gerade, als hätte die alte Frau draußen nur auf diesen Wunsch gewartet, denn sie erschien unter der Thür und brachte einen Teller voll kräftiger Fleischbrühe, in welcher sich die zartesten Stückchen eines Huhns sorgfältig verschnitten befanden; sie breitete ein Tischtuch vor dem Kranken aus, der sich mit freundlichem Blicke aufgerichtet hatte, und als sie ihm den Teller vorhielt, sagte sie: „Das Fräulein hat es geschickt; sie hat Doctor Windler gesprochen, und der hat gesagt, Sie möchten die Suppe nur essen, er käme später noch und werde nachsehen."

Rodenberg aß mit einem köstlichen Appetite aus dem Teller, welchen ihm die alte Frau vorhielt, und bemerkte nicht einmal, daß Rafael in das Vorzimmer gegangen war, wo er in besorgtem Tone zu Walter sagte: „Er ist doch noch kränker, als wir gedacht; er hat so eben wieder phantasirt."

„Aus Ermüdung vielleicht!"

„Wohl möglich; er sprach von der Marchesa de Monterey und daß er sie gestern gesehen und gesprochen."

„Natürlich in seinen Phantasieen."

„Und beauftragte mich, morgen früh zu ihr hinzugehen und ihr zu erzählen von Rodenberg's Krankheit und daß er hoffe, sie übermorgen besuchen zu können."

„Ja, hat ſich 'was," brummte Walter, „nun, Du warſt hoffentlich geſcheit genug, ihm Alles zu verſprechen, was er verlangte?"

„Ja wohl."

„Eine Fieberphantaſie, weiter nichts, und wenn er vielleicht morgen, ſelbſt bei vollem Bewußtſein, ſeinen Auftrag wiederholte, dürfteſt Du doch nicht hingehen."

„Auch dann nicht?" fragte Rafael.

„Auch dann nicht, mein gutes Bürſchlein," ſagte der alte Maler, indem er eine große Wolke aus ſeiner Pfeife blies — „ſiehſt Du, Rodenberg's Körper iſt ſehr ſchwach, und das hat auch ſeinem Geiſte an Schärfe und Spannkraft Abbruch gethan — er iſt weich geworden im Gemüth, und deßhalb will er ſich vielleicht morgen, ſogar bei klarem, aber ſchwachem Verſtande, jener ſtolzen, hochmüthigen Spanierin wieder nähern, die ihn ſo ſchlecht behandelt, will vor ihr ſchwänzeln und ſcharwenzeln, um vielleicht wieder zu Gnaden angenommen zu werden. Doch hoffe ich," ſetzte er mit finſterem Blicke hinzu, „dazu wirſt Du Deine Hülfe nicht bieten, denn ſonſt müßte ich recht ſehr bedauern, daß ich Dir nicht in jener ſchönen Zeit, wo Du noch ein vortrefflicher, treuer Diener warſt, bei irgend einer paſſenden Gelegenheit den Hals umgedreht habe — ich glaube, ich habe mich hinlänglich deutlich ausgedrückt?"

„Gewiß, gewiß," lachte der kleine Schriftſteller; „allerdings etwas hausbacken und grobknochig, aber wir ſind das ja Alle an Ihnen gewohnt, und ich weiß trotzdem, wie gut und ehrlich Sie es mit Ihrem Freunde meinen."

Dieſer Freund, der gute Rodenberg nämlich, hatte ſeine Suppe nicht einmal ganz gegeſſen, ſo ſank er ſchon mit einem ſüßen Gefühle der Mattigkeit in die Kiſſen zurück und fiel augenblicklich wieder in einen feſten Schlaf — beruhigt und — hoffnungsreich — da er es ja nicht wußte, wie gut es ſeine Freunde mit ihm meinten.

LII.

„Gib mir die Hand, den Berg zu ſteigen!“

Welch glückſelige Zeit iſt doch die des Brautſtandes — — von ihr hätte der Dichter eigentlich den Wunſch ausdrücken ſollen: ‚O daß ſie länger grünend bliebe!‘ Denn mit ihrem Abſchluſſe, der Heirath nämlich, ändert ſich Manches bei Manchen oft ſo plötzlich und vollkommen, daß wir nach einiger Zeit mit ſchmerzlicher Verwunderung rückwärts ſchauen und jene wunderbare Zeit für eine trügeriſche Fata Morgana, für einen gleißenden Traum halten müſſen, von dem auch nicht die Spur übrig geblieben iſt.

Dieſe Bemerkungen ſind eigentlich hier vollſtändig unpaſſend, denn wir wollten des Brautſtandes eines Paares erwähnen, von dem wir überzeugt ſind, daß demſelben eine der glücklichſten und wonnevollſten Ehen folgen wird, und der zweite Theil unſeres Satzes iſt uns eigentlich ganz unwillkürlich entſchlüpft, weßhalb wir nochmals, uns verbeſſernd, anfangen wollen: welch glückſelige Zeit war die des Brautſtandes von Alfred und Margarethe.

Mit Verkündigung deſſelben hatte Lord Warren nur ſo lange gewartet, bis er auf telegraphiſchem Wege die Einwilligung ſeines Vaters erhalten; ſie wurde aufs bereitwilligſte gegeben, da Roderich Olfers als Mann dem alten Herrn aus den begeiſterten Schilderungen des Sohnes ſchon früher vertraut geworden war und da er ihn als Künſtler aus eigener Anſchauung kannte und verehrte.

Es gab nicht leicht ein ſchöneres Brautpaar, als dieſe beiden jungen Leute, und ſie waren ſo glücklich, daß Olfers als Vater kaum glücklicher genannt werden konnte, und doch war dieſer im Uebermoße des Glückes in den wenigen Tagen ſeines Hierſeins beinahe wieder zu einem jungen Manne geworden. Dabei war es komiſch, wie jeder der beiden Männer es dem anderen an Aufmerkſamkeiten und Geſchenken für die liebliche Braut zuvorthun wollte: brachte ihr Roderich einen hübſchen Strauß Roſen, ſo hatte man es ſchon erlebt, daß oben vor dem kleinen Landhauſe, wo Margarethe wohnte, wie durch Zauberei eine Gruppe der üppigſt blühenden Roſen entſtanden war; kaufte der glückliche Vater irgend etwas von Schmuckſachen für die geliebte Tochter, ein Armband mit Smaragden oder ſo 'was dergleichen, ſo war es ſelbſtverſtändlich, daß ſie am anderen Tage von Alfred eines mit Rubinen oder Brillanten erhielt, ſo daß Olfers endlich lachend ſagte, er dürfe ſich gar nicht mehr unterſtehen, ſeiner Tochter irgend ein Geſchenk zu machen, um nicht ſchuld zu ſein an dem Ruine ſeines künftigen Schwiegerſohnes. Doch machte er dabei eine glückſelig heitere Miene, welche deutlich anzeigte, daß er irgend etwas im Rückhalte habe, um die Bemühungen des Bräutigams zu überflügeln, und dies gelang ihm auch ſo vollkommen, daß Warren nicht umhin konnte, lachend die Verſicherung abzugeben, es ſei dies einer der gelungenſten, aber hinterliſtigſten Ueberfälle, welche ihm in ſeinem Leben vorgekommen.

Roderich hatte nämlich im Laufe mehrerer Stunden, ſobald er ſich ohne Alfred auf dem kleinen Landſitze befand was, obgleich ſelten, doch hier und da vorkam, angefangen, ein lebensgroßes Bild ſeiner Tochter zu malen und hatte ſchon in kurzer Zeit mit ſeiner Meiſterhand eine ſo vollendete Arbeit geliefert, daß Warren in lautes Entzücken ausbrach, als ihm endlich erlaubt wurde, das Bild zu ſehen.

Und Conchitta? — Sie war dem Freunde, als ſie ihn nach langen Jahren wiederſah, mit einer ſolch offenen Herzlichkeit, mit

einer ſo tiefen Bewegung in Auge und Stimme entgegen getreten, daß er, ihren bittenden Blick verſtehend und auf die Zukunft bauend, ſein Verhältniß zu ihr ſo einrichtete, daß dieſe glücklichen Menſchen im Stande waren, in ungetrübter Heiterkeit, im feſten Glauben an einander, ja, in hoffender Liebe zuſammen zu leben.

War es doch gerade jetzt, wo Roderich droben malte, als ſeien die vergangenen Jahre wie finſtere Wetterwolken vorüber gezogen — dieſelbe Sonne, welche damals durch drohende Wolken ſcharf und unheimlich hervorblitzte, glänzte ihm jetzt von einem heiteren, klaren Himmel!

Roderich hatte ſeine Staffelei in Conchitta's Atelier aufgeſtellt und gebrauchte mit ganz beſonderer Vorliebe die Malergeräthſchaften ſeiner ehemaligen Schülerin. Er konnte zuweilen ſinnend auf die Palette blicken, welche ſo oft in ihrer feinen Hand geruht, und manchmal mußte er ſich geſtehen, daß er nicht ohne Abſicht einen der Pinſel, mit denen ſie gemalt, zwiſchen ſeine Lippen nahm.

Da ſtand ſie neben Margarethe, ordnete etwas an deren Haar oder an dem einfach weißen Kleide, in welchem der Vater ſie darſtellte — da ſaß Mercedes häufig in der Ecke des Zimmers und ergriff nicht ſelten ihre Mandoline, um zuweilen zwiſchen das heitere Geſpräch der Anderen hinein heitere Accorde erklingen zu laſſen — da ſtand Alfred, nachdem ihm endlich der Eintritt erlaubt worden, ſein Skizzenbuch in der Hand, und zeichnete wie damals ein Profil; doch war es heute das ſeiner geliebten Braut, welche aber dabei ſo häufig ihren Kopf nach ihm umwandte, daß ihn Roderich endlich zur Beendigung ſeiner Zeichnung auf eine ſpätere Zeit verweiſen mußte — da ließ Margarethe, wenn ſie ausruhen durfte, ſich ſo gern auf ein kleines Tabouret zu den Füßen Conchitta's nieder und ſagte ihr, ſie mit den ſchönen, hellen Augen glückſelig anblickend: „Bitte, liebe Conchitta, erzähle mir noch einmal die Geſchichte von der Katze mit der rothen Halsbinde!“ — da trat ein altes, bekanntes Geſicht in das Gemach, Andreas, der Gärtner, der treue Diener und Begleiter ſeines Herrn, ſchelmiſch lachend und

mit dem Kopfe nickend, wenn ihm Margarethe mit beiden Händen freundlich entgegenwinkte, und meldete, daß der Wagen der Frau Marcheſa de Monterey ſoeben angefahren ſei.

Da erſchien Juanita. Es war gerade der Tag nach ihrem Beſuche bei Rodenberg. Mit der Gewalt, welche ſie über ſich ſelbſt, beſonders über ihre Mienen beſaß, war es ihr möglich, mit einem heiteren Ausdrucke in den Zügen einzutreten, während ſie noch ſoeben finſter in der Ecke ihres Wagens geruht, ihre Lippen zuſammengepreßt, ſchmerzlich bewegt. — Sie grüßte nach allen Seiten, reichte Olfers flüchtig ihre Hand und ging dann zu Margarethe, welche ſie in ihre Arme ſchloß und leidenſchaftlich küßte. „Mein gutes Kind, es iſt mir ſo wohlthuend, Dich zu ſehen, Deine liebe, holdſelige Miene macht mir immer das angenehme Gefühl eines verſöhnenden Accordes zwiſchen den Mißklängen dieſes Lebens — aber laßt Euch nicht ſtören," ſetzte ſie rund um ſich herblickend hinzu. — „Guten Tag, liebe Merced, behalte Deine Mandoline in der Hand und laß zuweilen einen Ton hören — es hat das für mich etwas Beruhigendes."

Sie warf ſich in einen kleinen Fauteuil, der am Fenſter ſtand, und blickte in die lachende Gegend hinaus.

Conchitta trat an ihre Seite und beugte ſich ſanft zu der Schweſter hinab, mit ihrer Stirn deren Haar berührend. — „Du biſt heute traurig, Juanita, Dir fehlt etwas," ſprach ſie alsdann mit leiſer Stimme.

„O ja, und ich läugne es nicht!"

„Darf man die Urſache wiſſen?"

„Warum nicht, liebe Conchitta, ſo weit Du ſie verſtehen wirſt: Du weißt, ich hatte noch eine Verpflichtung für dieſen Sommer eingegangen, den Leuten in London etwas vorzuſingen — ah, wie mir das zuwider iſt!"

„Du willſt alſo doch hingehen?" fragte die Andere erſtaunt. „Beauftragteſt Du nicht neulich Don Joſe, ſich nach der Summe zu erkundigen, welche Du als Strafe zahlen müßteſt, wenn Du nicht hinkämeſt?"

„Das that ich allerdings — damals — doch — habe ich Urſache, meinen Entſchluß zu ändern. Sie verlangten eine ungeheure Summe, eine Summe, mit der man ein Paar glückliche Menſchen machen könnte, und nebenbei würden ſie in der ganzen Welt ein unangenehmes Geſchrei über meine Wortbrüchigkeit machen, und ich mag das nicht haben am Schluſſe meiner Künſtlerlaufbahn. — Verſtehſt Du jetzt, liebe Schweſter, warum ich verdrießlich bin?“ ſagte ſie nach einer Pauſe, während welcher ſie die Rechte Conchitta's zwiſchen ihre beiden Hände nahm und leidenſchaftlich drückte. — „Verſtehſt Du jetzt, warum ich verdrießlich, ja, traurig bin? — Singen zu müſſen, wenn man nicht mag, heiter und lachend zu erſcheinen in den großen, glanzerfüllten Räumen, wenn man ſtill bei ſich ſitzen möchte in einer dunkeln Ecke und denken an Dieſes und Jenes, Gutes und Böſes träumen, und vor allen Dingen, wenn man ſtill und glücklich bei Euch hätte ſein können!“

„Du dauerſt mich, Juanita, und es ſchmerzt mich für uns Alle — wie hatte der gute Warren bei ſeinem Feſte auf Dich gehofft!“

„Und nicht vergebens,“ erwiederte die Marcheſa raſch; „ich reiſe morgen Abend nach Paris, um den Vertrag, welchen Don Joſe für den nächſten Winter eingeleitet, ſelbſt zu löſen.“

„Du haſt Dich raſch dazu entſchloſſen.“

„Allerdings, doch trieben mich dazu auch noch andere Gründe, die Du verſtehen wirſt, wenn ich Dir ſage, daß man ſich neulich erlaubt hat, mir ungnädig zu begegnen, da ich nicht ſingen wollte, weil ich keine Luſt dazu hatte und nachdem man . . . .“

Ohne dieſen Satz zu vollenden, fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort: „Da ſah ich auf einmal dieſes ganze Leben und Treiben in ſeiner nackten Wirklichkeit, und es widert mich an — überhaupt will ich nicht mehr länger in dem kalten Deutſchland verweilen, es friert mich,“ ſagte ſie mit leiſe bebender Stimme und ſetzte leidenſchaftlich haſtig hinzu: „ich ſehne mich nach meiner Heimath, dorthin wollen wir, Conchitta, wir Alle, die wir uns lieben, die wir uns angehören dürfen — erröthe nicht, meine gute

Schweſter — o, könnteſt Du fühlen, wie ich mich über Dein Glück freue, und es iſt ein Glück, o, ein unendliches Glück, ihn endlich beſitzen zu dürfen, den man lange, lange geliebt — endlich — endlich! — Und wie werde ich mich erſt über Euer Glück freuen, wenn wir wieder in unſerer Heimath ſind, in dem ſchönen, ſchönen Spanien, auf der Bergeshöhe, wo ich mir ein Schloß gebaut, hinabſchauend auf das wunderbare Thal des Xenil!"

Conchitta hatte ſich langſam neben ihrer Schweſter auf den Boden niedergelaſſen und ſie ſanft mit ihren beiden Armen umſchlungen; dabei hatte ſie den Kopf an Juanita's Bruſt gelegt und ſagte nun mit dem weichen, beruhigenden Tone ihrer Stimme: „Wie heftig Dein Herz klopft — o, beruhige Dich!"

„Laß mir wenigſtens dieſe Aufregung, die heiße, ungeſtüme Freude, welche ich haben werde, Euch glücklich zu ſehen!"

Conchitta hob den Blick empor und betrachtete ſie kopfſchüttelnd. „Du biſt nicht ganz aufrichtig!" ſagte ſie alsdann.

„Laß mich — laß mich — ich bin, wie ich ſein kann, wie ich ſein darf! Geſtern erhielt ich Zeichnungen und Pläne aus Granada," fuhr ſie, das Geſpräch plötzlich ändernd, nach einer kleinen Pauſe fort; „ſie liegen in meinem Wagen — ah, wie ſchön das geworden ſein muß, wie Ihr da glücklich und zufrieden wohnen könnt!"

„Ihr? Juanita, ich glaubte, Du wollteſt ſagen: wir?"

„So dachte ich auch einmal, aber ich habe jetzt einen anderen Entſchluß gefaßt: ich will in Caſtillo de Monterey wohnen."

„In dem alten, öden Schloſſe mit ſeinen fürchterlichen Erinnerungen?"

„Gerade da — ich ſehne mich nach Stille, nach Ruhe, nach gänzlicher Abgeſchiedenheit, und werde dieſe finden, wenn ich die Zugbrücke aufgezogen habe und wenn ich jedem Boote verbiete, ſich den Mauern des Schloſſes zu nähern."

Conchitta ſah die Schweſter mit einem Blicke an, welchen dieſe wohl verſtand, denn ſie legte ihre Hand auf den Arm Conchitta's und ſagte mit bittender Stimme: „Laß mich, laß mich — lege

nicht diese bittende Frage in Deinen Blick — Du weißt, ich kann Deinen Bitten nicht widerstehen, doch wenn ich reden wollte, müßte ich meine Worte in wildem Schmerze hinausschreien — später — später! — Ich gehe also heute Abend nach Paris," fuhr sie nach einer längeren Pause in ruhigem Tone fort, „und dort erwarte ich Euch; Warren's Vater kommt dorthin, um der Vermählung seines Sohnes anzuwohnen — mich freut es, daß Olfers in diesem Punkte nachgegeben; im Grunde konnte es ihm ja auch gleichgültig sein, ihm, der doch eigentlich keine Heimath mehr hat — ein starker und großer Geist, wie der seinige, ein Gemüth, das so viel gelitten, findet sich glücklich, wo es im Vereine mit seinen Lieben leben kann — und wie denkt er über Spanien?"

„Neulich sagte er auf meine Frage: ‚Ich glaube, man könnte dort sehr glücklich sein — was hält mich hier in Deutschland zurück — was könnte mich an eine Stadt fesseln, welche meine Tochter und meine Freunde verlassen haben?"

„Und Warren?"

„In seinem glücklichen Uebermuthe meinte er neulich, er müsse allerdings für den Anfang des Herbstes seine Güter besuchen, wolle sich aber bei den umliegenden Gutsbesitzern, sowie bei seiner eigenen Familie so unleidlich machen, daß man es für ein Glück ansehen würde, wenn er den Winter im Süden zubrächte."

So sprachen die beiden Schwestern leise flüsternd mit einander, während die Anderen, welche Roderich umgaben, ihr eigenes Gesprächsthema mit lauter Stimme verhandelten, ohne daß man bis jetzt irgend etwas geredet, was die Aufmerksamkeit der Beiden am Fenster erregt hätte. Da sagte Warren im Laufe des Gespräches: „Der arme Rodenberg!"

Die Nennung des Namens Rodenberg durch Lord Warren fiel in ein längeres Stillschweigen der beiden Damen, während welchem Juanita zum Fenster hinausschaute und Conchitta den Arm ihrer Schwester in ihren Händen ruhen ließ. Plötzlich sagte die Letztere, wohl nur, um das peinliche Stillschweigen zu unterbrechen: „Ich

davon in Kenntniß ſetzte, daß er ihr gefolgt ſei und ſie mit ihm freiwillig oder gezwungen nach der Reſidenz zurückkehren müſſe. Wenn Anna den Steinmann haßte, ſo verachtete ſie dagegen ſeinen Gehülfen aus tiefſter Seele, und nachdem der erſte Moment ihres Schreckens vorbei war, trat ſie dem Gevatter mit jener Hoheit in Wort und Blick entgegen, die ihm ſo bekannt war und die einen ſolch' gränzenloſen Stolz, eine ſolche Entſchloſſenheit ausſprach, daß ſich der Gevatter achſelzuckend nach der Thür zurück zog.

„Was wollt Ihr von mir?“ ſagte das Mädchen und faßte die Lehne eines Seſſels, aber durchaus nicht mit dem Ausdruck, als wenn ſie ſich darauf ſtützen wollte. „Wie könnt Ihr, der Schlechteſte unter den Schlechten, es wagen, in mein Zimmer zu dringen, Euch vor meine Augen zu ſtellen?“

Der Gevatter zuckte abermals mit den Achſeln und ſagte: „warum ſich ereifern, Mamſell Anna? Meinetwegen hätten Sie hingehen können, wohin es Ihnen beliebt, aber ich bin hier im Auftrag der Polizei und habe einen Verhaftsbefehl gegen Sie in der Taſche, von dem ich vollen Gebrauch machen werde, wenn Sie mich dazu zwingen.“

Das Mädchen athmete ſchwer auf und hielt mit ihrem Blicke das Auge des Gevatters feſt, als wolle ſie erſpähen, ob es wahr ſei, was jener Menſch ſage; doch blieb ſich das Geſicht des Gauners, der dieſen fragenden Blick verſtand, bis auf den Sehwinkel im Auge, der bald ſpitz, bald ſtumpf wurde, vollkommen gleich. Er zog das Papier aus der Taſche und fragte: ob ſie ihm in Güte folgen wolle oder nicht.

Das Mädchen machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und trat ans Fenſter, worauf der Gevatter den Schultheißen, der draußen gewartet, in das Zimmer rief und ihn zur Unterſtützung aufforderte, damit er den Befehl, den man ihm ertheilt, ausführen könne.

vermiſſe Dein mauriſches Armband, von dem Du Dich nie trennſt — iſt etwas daran zerbrochen?"

„Es iſt drunten," gab jene zur Antwort, wobei ſie ſich raſch erhob und an die Staffelei neben Warren trat, welcher zu ſprechen fortfuhr:

„Ich war heute Morgen in aller Frühe bei ihm: dieſe Krankheit konnte unſern armen Freund nicht ungeſchickter überfallen; ſein plötzliches Verſchwinden gab begreiflicher Weiſe zu dem Gerüchte Urſache, er habe die Stadt verlaſſen, und er habe Grund gehabt, dieſelbe heimlich zu verlaſſen — welche Nahrung das dieſen böſen Zungen gab! — In den letzten Tagen hatte ich mehrmals Veranlaſſung, wenn die Rede auf ihn kam, ſeine Partie zu nehmen, mir Erklärungen auszubitten und einigen dieſer edeln, wohlwollenden Menſchen zu ſagen, wenn ſie nicht die Güte haben wollten, meine Worte für vollſtändige Wahrheit anzunehmen, ſo ſähe ich mich genöthigt, jeden Zweifel ſo aufzufaſſen, als ſei er gegen meine eigene Glaubwürdigkeit gerichtet."

„Das war recht, Alfred," ſagte Olfers — „und wie fandeſt Du Rodenberg?"

„Beſſer — wenigſtens außer aller Gefahr, wie mir der Arzt ſagte, den ich dort traf; übrigens hat ihn dieſer Anfall furchtbar mitgenommen und er bedarf noch ein paar Tage unbedingter Ruhe."

„Darf man ihn beſuchen?"

„Gewiß, und er freut ſich wie ein Kind darauf, Dich zu ſehen — auch von der guten Margarethe ſprach er und ſchilderte mir lebhaft die Vergangenheit, wo er begreiflicher Weiſe an mir einen entzückten Zuhörer hatte, obgleich er mir nicht viel Neues ſagte, doch was man gern hört, kann man nicht oft genug hören. Auch Ihren Namen nannte er, Juanita."

„Als er von der Vergangenheit ſprach?" fragte dieſe in gleichgültigem Tone.

„Aus Vergangenheit und Gegenwart; er erſuchte mich nämlich, Ihnen von ſeiner Krankheit zu erzählen und wie glücklich er ſich

ſchätzen würde, wenn es ihm vergönnt wäre, Sie wiederzuſehen — ich hätte Ihnen das gleich geſagt, als Sie eintraten, wenn ich nicht gewußt hätte, wie wenig Intereſſe Sie an unſerem Freunde nehmen — oder wäre es wahr, was mir erzählt wurde und worüber ich Sie noch nicht befragte, Juanita, weil es mir unglaublich ſchien, daß Sie auf jener Soirée bei dem Miniſter des Hauſes mit Rodenberg lange und angelegentlich geſprochen hätten?"

„Ja, ich ſprach mit ihm, ob lange und angelegentlich, weiß ich nicht mehr — ich hielt es für meine Pflicht, dem vortrefflichen Künſtler meine Freude darüber auszudrücken, daß er wieder ein freier, unabhängiger Mann geworden ſei."

Nach dieſen Worten wandte ſich die Marcheſa gegen das Bild Margarethens und bezeigte mit heiterer Miene ihr Vergnügen über die wundervolle Aehnlichkeit deſſelben. — „Wenn ich noch eitel wäre," ſagte ſie, „oder unbeſcheiden ſein wollte, ſo würde ich Sie bitten, lieber Roderich, Ihre Kunſt auch einmal an mir zu verſuchen."

„Er würde kein ſchöneres Bild von Ihnen machen," warf Warren ein, „als er früher ſchon gemacht."

„Und wann wäre das geweſen?" fragte Juanita erſtaunt.

„In jenen ſchönen, glücklichen Tagen, die jetzt wiederkehren werden," gab der junge Mann zur Antwort, indem er mit einem leuchtenden Blicke rings um ſich her ſchaute — „in jenen erhabenen, romantiſchen Künſtlertagen, wo die reizendſte aller Jägerinnen an das Hoflager des Prinzen Maiwein kam!"

„Damals hätten Sie mich gemalt?"

„Ja, und es war keine ſchlechte Arbeit," erwiederte Roderich lächelnd; „freilich ſaßen Sie mir nicht dazu, doch ſtanden Ihre Züge," ſprach er mit einem innigen Blicke auf Conchitta, „lebhaft genug vor meiner Phantaſie."

„Und wo iſt dieſes Bild? O, ich gäbe viel darum, wenn ich es haben könnte!"

„Ich ſchenkte es damals Rodenberg — ich ließ ihn, den treuen, anhänglichen Freund, unter meinen Sachen etwas auswählen, und

— er wählte keinen Augenblick, ſondern nahm mit einer leidenſchaftlichen Haſt jenes Bild."

„Ich ſah es oft bei ihm," ſagte Warren — „es hing in ſeinem Zimmer, und da ich wußte, daß es ihm das Koſtbarſte von allen Sachen ſei, die er beſitzt, ſo ließ ich dieſes Bild mit Deinem Stoßdegen, Roderich, und jenem Horne, welches er als wilder Jäger führte, aufs pünktlichſte einpacken, während ich Sorge trug, daß alle ſeine übrigen Sachen unberührt blieben. Wie mich ſein Arzt verſicherte, darf er in den nächſten Tagen ausgehen, und ſein erſter Gang wird zu Dir ſein, Roderich, da er ſich unendlich darauf freut, Dich wiederzuſehen."

„Ich würde ihm gern darin zuvorkommen und ihn noch heute aufſuchen, wenn Du mir nicht eben geſagt hätteſt, daß er der Ruhe bedürfe; doch hoffe ich, ihn morgen zu ſehen, und freue mich ſehr darauf! — Glaubſt Du, daß Rodenberg in der Lage ſein wird, über ſeine Zukunft unabhängig verfügen zu können?" fragte er nach einer Pauſe.

„Dieſe Frage möchte ich Dir lieber nicht beantworten," entgegnete Alfred, „denn wenn ich es thue und Dir mittheile, was ich zu thun für meine Pflicht halte, ſo könnte es prahleriſch erſcheinen."

„Pah," machte Olfers, „unter Freunden, welche daſſelbe Ziel verfolgen — doch wie ich Rodenberg kenne, wird ihm in dieſer Richtung ſchwer beizukommen ſein; auch hat er Ruhm und Geld in ſeiner Hand, wenn er ſein Talent ausbeuten will."

„Das wird er, davon bin ich überzeugt!"

„Hat er Schulden?"

„Er hatte welche, doch wurden ſie bezahlt, da man in dem Teſtamente des Prinzen Heinrich die Beſtimmung fand, an Rodenberg, den er ſeinen Freund nannte, eine gewiſſe Summe zu bezahlen, damit ſich derſelbe bei einer Entlaſſung aus dem Dienſte von läſtigen Verbindlichkeiten befreien könne — man legte dieſer Beſtimmung einen anderen Sinn unter und ließ allerhöchſtſelbſt das Bezahlen von Rodenberg's Schulden beſorgen."

„Mich freut es, daß er mit Schulden von ſeinem Amte abgetreten iſt, und in dieſer Richtung iſt es mir lieb, daß er während der Jahre ſeines Hierſeins als Künſtler nichts gearbeitet und ohne viel Ueberlegung in den Tag hinein gelebt hat — es wird das ſeinen Feinden einigen Kummer verurſachen.“

„Noch mehr Kummer hat es ihnen gemacht,“ ſagte Lord Warren lachend, „daß man in ſeinen Papieren und Rechnungen auch nicht das Mindeſte gefunden, was auch nur einen Schatten auf ihn zu werfen im Stande geweſen wäre — o, Ihr hättet ſehen ſollen, mit welcher Gier man in ſeiner verlaſſenen Wohnung umherſtöberte und wie man erſtaunt war, ſeine Correſpondenz und Rechnungsbücher unverſchloſſen und in beſter Ordnung zu finden! Ich betrachtete es beinahe als ein Glück für Rodenberg, daß ihn ſeine Krankheit fern von ſeinem Hauſe überfiel und daß er auf dieſe Art gewiſſer Maßen gezwungen war, Alles ohne Einſchränkung denen Preis zu geben, welche gewiß nicht unterlaſſen haben, ängſtlich nach irgend etwas zu forſchen, was ihn hätte bloßſtellen können! Ich vermochte den Oberſt-Hofmeiſter des Fürſten, der für Rodenberg nicht unfreundlich geſinnt iſt, mich nach deſſen Wohnung zu begleiten, und fand die Beauftragten damit beſchäftigt, Briefe und Rechnungen zu durchſuchen. Mit der Hülfe Seiner Excellenz erwirkte ich, daß ſeine Privatſachen unangetaſtet blieben.“

Die Marcheſa hatte ſich liebevoll mit Margarethe beſchäftigt; jetzt drückte ſie ihre Lippen auf die Stirn des jungen Mädchens und ſagte, ohne ſich an die Sprechenden zu wenden: „Ich ſchätze in Herrn Rodenberg den vortrefflichen Künſtler, ſowie den treuen Freund meiner Freunde; wenn Sie glauben, Alfred, daß ich etwas für ihn thun darf, ſo bitte ich über mich zu verfügen.“

„Dafür muß ich aufrichtig danken, meine liebe Freundin — ich fürchte ohnehin ſchon, daß Rodenberg nicht zu beſtimmen ſein wird, unſere Hülfe, die Hülfe ſeiner alten Kameraden, anzunehmen, noch viel weniger aber . . . .“

„O, vollenden Sie nicht,“ unterbrach ihn Juanita mit einem Anfluge von Bitterkeit, „Sie ſind eigennützig und eiferſüchtig — ich hoffe ohne Ihre Vermittlung handeln zu können!“

Sie warf das leicht hin, als handle es ſich für ſie um eine gleichgültige Sache, worauf ſie zu Olfers trat und, ſich ſanft an ſeine Schulter lehnend, in's Anſchauen des lieblichen Bildes, das einer glücklichen Braut, tief verſunken erſchien.

Wenige Tage darauf hatte Roderich dieſes Gemälde vollendet und in einem einfachen, geſchmackvollen Rahmen in ſeinem Zimmer in der Wohnung Lord Warren's aufgeſtellt, wo es in den vertrauten Kreiſen, in welchen es gezeigt wurde, enthuſiaſtiſche Bewunderung fand. Dieſer Kreis aber war außerordentlich eng gezogen, und Warren ſchien ſich ein Vergnügen daraus zu machen, Beſuche, welche zahlreich kamen, um dieſes Kunſtwerk zu ſehen, einfach und ohne Weiteres abzulehnen.

„Es thut Einem ordentlich wohl,“ ſagte Walter, der vor dem Bilde ſaß, „daß Unſereins einmal etwas voraus hat vor Titel und Ordensband bei einem ſo vornehmen Herrn, wie Lytton geworden iſt!“

„Das verſteht ſich doch wohl von ſelbſt,“ ſagte der junge Lord heiter — „häuft Titel und alle Orden der Welt auf einander, und laßt ſehen, ob das eine Wirkung hervorbringt, wie das zarte Weiß der Fliederblüthen in ihrem Haar!“

„Der ſpricht, wie ein Verliebter ſprechen muß,“ brummte der alte Maler, „und doch hat er Recht — es iſt wahrlich eine Kleinigkeit, Titel und Orden zu verleihen, aber um einen Künſtler zu machen, dazu braucht es eines Höheren, als des Allerhöchſten!“

„Dafür hat dieſer aber ein anderes, ſchöneres Vorrecht,“ meinte Olfers hinzutretend, „Kunſt und Künſtler zu unterſtützen und zu belohnen!“

„Wie das zuweilen geſchieht,“ knurrte Walter, „ſieht man dort an dem bleichen Geſichte unſeres guten Rodenberg — doch ich habe Unrecht, indem ich das ſage — er hatte den Künſtler bei Seite

gelegt und war auf dem beſten Wege, in der Allgemeinheit unterzugehen — nicht wahr," ſetzte er, den Kopf umwendend, hinzu, „Du witterſt Morgenluft, wenn Du wieder einmal ein ſo prachtvolles Bild ſiehſt!"

„Ja, ja, es iſt mir zu Muthe, als ließe ich eine lange Nacht hinter mir — der Morgen dämmert auf . . . ."

„Und mir iſt zu Muthe," grollte der alte Maler, „als müſſe ich mich bei den Ohren packen und ſelbſt zur Thüre hinauswerfen — ich fühle es ſchmerzlich, daß ich nichts bin, als ein alter Narr und ein miſerabler Stümper — was mich tröſtet, iſt allein der Gedanke, daß nicht Jeder ein großer Meiſter ſein kann!"

„Und daß die deutſche Kunſt doch noch nicht todt iſt — nicht wahr, Walter?" ſagte Rodenberg — „wie wohl mir dieſe lieblichen Züge thun: wie hat ſich Margarethe verändert, und doch finde ich immer noch einen Anklang an das herzlich liebe Geſicht des kleinen Mädchens — Sie ſind in der That glücklich zu nennen, Lytton, doch gönne ich Ihnen Ihr Glück von Herzen!"

Er ſagte das in einem innigen, aber ſehr ruhigen Tone, und wenn man auch den düſtern Blick ſeiner ſonſt ſo glänzenden, lebensfriſchen Augen noch einer Nachwirkung der eben überſtandenen ſchweren Krankheit zuſchreiben konnte, ſo lagerte doch ein ſchmerzlicher Zug um ſeine Lippen und etwas Stilles, faſt Theilnahmloſes in ſeinem ganzen Weſen, was man wohl einem andern Grunde zuſchreiben mußte und auch mit Recht zuſchreiben konnte.

Sein erſter Gang, als er Zimmer und Haus verlaſſen durfte, war zu Juanita geweſen, denn Rafael, den er mit einem Auftrage an die Marcheſa geſandt, hatte ihm nur geſagt, er habe ſie nicht zu Hauſe getroffen, und ſtatt ſie wiederzuſehen, mußte er erfahren, daß ſie abgereist ſei, ohne irgend eine Nachricht für ihn zu hinterlaſſen. Es war das ein fürchterlicher Schlag geweſen, der in ſeiner faſt vernichtenden Wirkung nicht gemindert werden konnte durch die Herzlichkeit, mit welcher er am andern Tage von Conchitta empfangen wurde, nicht durch die rückhaltloſeſte Freude, durch den Jubel, mit dem ihm Margarethe entgegeneilte, ſeine beiden Hände

ergriff und auf's herzlichſte mit ihm plauderte und lachte, wie man es nur mit dem treueſten Freunde, mit einem lieben Anverwandten zu thun vermag — allerdings hatte ihm auch die Freundſchaft wohl gethan, mit der ihn Olfers und Warren empfangen, trotzdem aber fühlte er ſich allein, ſo troſtlos allein, als ſei er aus einem fremden Sterne jetzt erſt in dieſe Welt geſchleudert worden — es war ihm, der bis dahin ein ſo bewegtes Leben geführt hatte, ſo ſchmerzlich ungewohnt, jetzt nichts mehr zu thun zu haben. Häufig ging er, etwas ihm ſelbſt Unbewußtes ſuchend, bald hierhin, bald dorthin; oftmals fand er ſich in der Wohnung Rafael's, auch wenn dieſer nicht da war, und konnte alsdann, plötzlich aus langem Dahinbrüten auffahrend, ſich erſtaunt an dem Bette ſitzen ſehen, in dem er während ſeiner Krankheit gelegen. Auch Leonie hatte er aufgeſucht, hauptſächlich auf Walter's Drängen, um ihr für die freundliche Sorgfalt zu danken, die ſie ihm bewieſen. Wie überraſcht aber war er, als er ihre Wohnung verſchloſſen fand und als ihm die Hausbeſitzerin ſagte, Fräulein Gerhold ſei abgereist und würde wohl nicht wieder zurückkehren; auf Befragen an anderer Stelle erfuhr er dann, daß ſie plötzlich ihre Entlaſſung gefordert und erhalten habe. Auch das machte ihm ein unbehagliches Gefühl, ohne daß er ſelbſt wußte, weßhalb; er hatte ihr ja nur ſeinen Dank ſagen und mit ihr, wie früher ſo oft, über gleichgültige Dinge plaudern wollen, und nun war auch ſie verſchwunden, ohne ihm ein Wort des Abſchiedes geſagt zu haben!

Es hatte Rodenberg's krankhaft empfindliches Gemüth faſt bis zu Thränen gerührt, als ihn Lord Warren in ein Zimmer ſeiner, Warren's, Wohnung führte, wo er von ſeinen eigenen Sachen fand und wo er dem Freunde verſprechen mußte, ſeinen Aufenthalt zu nehmen, ſo lange er überhaupt noch hier bleiben wolle — „wir werden einander um ſo weniger geniren," hatte Jener geſagt, „als Olfers und ich in den nächſten Tagen abzureiſen gedenken; mein Urlaub hat bereits angefangen, und während wir uns in Paris aufhalten, ſteht mein ganzes Appartement zu Ihrer Verfügung."

Darauf hin hatte Rodenberg zu bleiben versprochen, „doch nur für kurze Zeit," wie er sagte — „was könnte mich länger hier zurückhalten?"

Walter hatte sich auf seinem Stuhle lang ausgestreckt und die Hände in die Taschen seiner Hosen versenkt, als er kopfschüttelnd sagte: „Es ist eigentlich schade, daß wir nun hier wieder aus einander gesprengt werden, es hätte sich ganz gemüthlich zu einem tüchtigen Künstlerleben angelassen — ein würdiges Haupt hatten wir in Dir, Olfers, da ist Rodenberg, Schlegel ist in seinem Kreise auch zu gebrauchen, Andere wären nachgekommen, und bald wäre der ganze Bienenschwarm bei einander gewesen — die da oben verstehen ihren Vortheil nicht!"

„Nun, man gab sich Mühe genug, Roderich zu halten," sagte Warren, „und wer weiß, ob er unter anderen Verhältnissen nicht geblieben wäre!"

„Ich glaube kaum," warf der Betreffende ein; „in den acht Jahren, in denen ich nicht hier war, hat sich so Manches geändert, und nach meiner Ansicht nicht zum Vortheil!"

„Du warst beim Fürsten?"

„Ja, er ließ mich rufen, und ich kann nicht anders sagen, als daß er mich so liebenswürdig empfing, als möglich: er fragte nach meiner Tochter, er fand sich sogar bewogen, über Dich, Alfred, verschiedenes Gutes zu sagen, und als er wissen wollte, ob ich nicht gesonnen sei, hier zu bleiben, nahm ich Gelegenheit, Rodenberg's Namen zu nennen; ich sagte nämlich Seiner Königlichen Hoheit, ich sei noch nicht entschlossen, wo ich mich vor der Hand niederlassen wolle, und hinge dabei von Freunden ab, mit denen ich gern zusammenleben möchte."

„Da machte er wohl ein Gesicht, wie wir anderen armen Sterblichen zu thun pflegen, wenn wir unversehens auf ein Sandkorn beißen?"

„Nicht einmal auffallend; er scheute sich nicht, Rodenberg's Namen auszusprechen, wobei er hinzusetzte, er sei ein vortrefflicher

Künſtler und es ſei eigentlich ſchade, daß man ihn verliere — darauf führte er mich zur Frau Fürſtin-Mutter."

„A—a—a—ah," machte Rodenberg, „ich bin überzeugt, Sie wurden auch dort vortrefflich empfangen!"

„Das kann ich nicht läugnen — Ihr wißt, ich malte vor acht Jahren das Portrait Ihrer Königlichen Hoheit, und da ſie nun der Anſicht war, ein paar Stellen in dieſem für ſie unſchätzbaren Bilde...."

„O—o—o—oh!" machte Walter.

„Hätten ein wenig nachgedunkelt, ſo bat ſie um meinen Rath. — Ich bereue nicht, bei ihr geweſen zu ſein, denn ich ſah dort jenen wunderbaren Murillo aus der Sammlung des Prinzen Heinrich wieder — ein prachtvolles Bild, unvergleichlich, hinreißend ſchön! Ach, wenn man ſo etwas ſieht, ſollte man den Pinſel weit von ſich werfen ...."

„Nun, wenn Du das ſagſt," murrte Walter, „ſo können wir anderen Künſtler nichts Beſſeres thun, als Schwefelhölzer machen — zu einem Wirthshausſchilde langt es nimmer!"

„Olfers hat Recht," miſchte ſich Rodenberg in's Geſpräch; „vor dieſer Madonna könnte ich Stunden lang ſitzen, und nach und nach würde mir die Bruſt ſo leicht, das Herz ſo rein werden, daß ich mich zum Kinde zurückträumen könnte und anbetend niederknieen im Glauben, als ſähe ich in der That den Himmel offen und würde beſeligt von einem überirdiſchen Glücke!"

„Alſo auch dieſes Bild iſt in den Beſitz der Frau Fürſtin-Mutter gelangt?"

„Nein, und das iſt gerade ihr Kummer — eine Verfügung des Teſtaments ſagt ausdrücklich, dieſes Bild, der koſtbarſte Schatz ſeiner Sammlung, ſolle öffentlich verſteigert werden."

Auf Rodenberg's bleichem Geſichte erſchien ein trübes Lächeln:

„Gönnt Alles ſeinen Erben,
Den Becher nicht zugleich!

Er wußte wohl," ſagte er, „welch leidenſchaftliche Verehrerin dieſes Bildes ſie war!"

„Nun, und was weiter?“ fragte Walter — „das werden ſie ganz unter ſich abmachen: der Verſteigerer bietet das Bild aus zu tauſend Thalern, ein ſchüchterner Liebhaber ſchlägt vielleicht zehn Groſchen darauf, um alsdann durch den geſtrengen Blick irgend einer Excellenz daran erinnert zu werden, daß dieſes Daraufbieten im gegebenen Falle eigentlich eine Unverſchämtheit ſei!“

„So wird es doch wohl nicht kommen,“ meinte Olfers; „eine weitere Beſtimmung beſagt, daß der Verkauf dieſes Bildes in ſechs Zeitungen bekannt gemacht werden ſolle. Das iſt nun allerdings ziemlich raſch geſchehen und die Verſteigerung wird in den nächſten Tagen Statt finden.“

„Hätteſt Du keine Luſt dazu?“ fragte Warren mit leuchtendem Blicke; „wie wäre es, wenn wir einige Tauſend Pfund daran wendeten?“

„Und die allerhöchſte Ungnade, junger Diplomat — Du würdeſt Dich nicht nur hier unmöglich machen, ſondern auch an manchen anderen Höfen als ſehr rückſichtslos mit Achſelzucken empfangen werden!“

„Du weißt, daraus mache ich mir nicht viel, und was meine diplomatiſche Laufbahn betrifft, ſo fürchte ich, daß ſie am längſten gedauert hat — ich will mein Leben auf andere Art genießen, mit und bei Euch genießen, und wenn ich auch ſelbſt kein großer Künſtler werden kann, ſo werde ich ſtolz ſein auf den Titel eines Beſchützers der Kunſt!“

Er hatte das mit komiſchem Pathos geſagt und ſetzte nun in ſeinem gewöhnlichen Tone hinzu: „So weit es meine Mittel erlauben.“

„Reſpect davor — Warren hat alles Zeug, ein kleiner Mediceer zu werden!“

„Ja, aber vor der Hand nicht genug, um einen ſolchen ächten Murillo zu kaufen — die Perle aller Bilder dieſes unvergleichlichen Meiſters, welche ſich außerhalb ſeines Vaterlandes befinden — zweitauſend Pfund — fünfzig- bis ſechszigtauſend Franken iſt allerdings eine hübſche Summe, doch werden ſie das Bild dafür nicht fortlaſſen.“

Der alte Bauer trat auf das Mädchen zu und erklärte ihr mit ruhiger Stimme, um was es ſich handle, daß er in ſeinem Amte gezwungen ſei, jenen Mann in ſeiner Pflicht zu unterſtützen, daß ihm oft ſchon ähnliche Fälle unangenehme Stunden bereitet, und daß es am beſten wäre, wenn ſie in Frieden nach der Reſidenz zurückkehrte.

„Und was geſchieht mit mir,“ fragte Anna, „wenn ich mich nun weigere, mit jenem Menſchen dieſen Ort zu verlaſſen, wenn ich mich alles Ernſtes weigere? wenn ich keinen Schritt zurückgehe, wenn ich mich nicht einmal mit Gewalt in einen Wagen bringen laſſe? Und das werde ich alles thun! Denn Sie können mir glauben, Herr Schultheiß, daß ich eher das Fürchterlichſte begehe, als mit jenem Menſchen nach der Reſidenz zurück kehre.“

Der Beamte des Dorfes blickte fragend auf den Gevatter, welcher eine Geberde machte, die anzeigen ſollte: er ſei an dergleichen überſpannte Geſchichten von Seiten des Mädchens ſchon gewöhnt.

„Antworten Sie mir, Herr Schultheiß,“ fuhr das Mädchen fort, „was kann alſo mit mir geſchehen, wenn ich mich weigere, mit jenem Menſchen zurück zu kehren?“

„So können wir nichts thun,“ entgegnete der alte Bauer, „wahrhaftig, wir können Angeſichts jenes Befehles nichts thun, als Sie alsdann in ſicheren Gewahrſam bringen.“

„Sie meinen ins Gefängniß?“ ſagte das Mädchen mit feſter Stimme; „und dann?“

„Wird der Fall nach der Reſidenz zurück berichtet, und wenn man von dort verlangt, daß Sie eingebracht werden, ſo iſt alsdann nichts Anderes zu machen, als Sie mit einem Gensd'armen zu transportiren.“

„Mit einem Gensd'armen?“ rief das Mädchen aus, „wie eine Verbrecherin?“ und dabei ſchlug ſie die Hände vor das Ge-

„So ſoll jeder von uns noch einen Thaler zehn Silbergroſchen darauf legen — ſeid Ihr damit einverſtanden? — — Doch glaube ich, Olfers hat Recht — wenn die richtigen Leute hieherkämen und das Bild nur annähernd bis zu ſeinem Werthe hinaufgetrieben würde, ſo könnten wir von hundert- bis hundertfünfzigtauſend Thalern hören!“

„Die Marcheſa hatte Luſt, es zu kaufen, und ich bedauere jetzt beinahe, daß ich ihr nicht zugeredet habe — ſie möchte ihren berühmten Landsmann nicht hier laſſen, ſagte ſie — ich brachte das Geſpräch nicht wieder darauf, und da ſie vor ihrer Abreiſe andere Sachen im Kopfe zu haben ſchien, ſo muß ſie Bild und Verſteigerung vergeſſen haben; jetzt thut es mir leid — ihr wäre es gleichgültig geweſen, ſo ein hunderttauſend Thaler daran zu wenden.“

„Gott erhalte ſie!“ ſagte Walter, indem er ſeine Hände aus den Taſchen hervorzog und feierlich zuſammenlegte, wobei er auf ſeinem Stuhle eine tiefe Verbeugung machte — „das iſt eine würdige Dame, eine erhabene Beſchützerin der Kunſt, in Wahrheit eine höchſte und allerhöchſte Perſon — hätte ich nur meine verdammte Beſcheidenheit laſſen können, ſo ſäße ich faſt als ein wohlhabender Mann vor Euch, denn als ihr Oheim, jener vortreffliche Hidalgo, meine Rechnung regelte, erſuchte er mich, irgend eine beliebige Summe als Vorſchuß für künftige Bilder anzunehmen — ſo was iſt einem deutſchen Künſtler noch nie vorgekommen!“

„Und das Neue, Ueberraſchende daran vermochte Dich auch wohl, dieſen Vorſchlag abzulehnen?“

„Ich ſchämte mich ein wenig, denn der edle Don Joſe hatte meine kleine Rechnung ohnehin aus freien Stücken ſchon um etwas ganz Erhebliches vermehrt; deshalb verbeugte ich mich und ſprach: ‚Walter, mein theurer Don, iſt ein gewiſſenhafter Künſtler — Walter könnte ſterben, ehe er ſeine Aufträge beendigt hat, und es wäre dieſem Walter ſehr unangenehm, wenn er darob im Grabe keine Ruhe fände und als malendes Geſpenſt umgehen müßte!‘“

„Eine gräßliche Idee — ein malendes Geſpenſt — ſchade, daß Rüding nicht da iſt — es gäbe ihm Stoff zu einem Bilde!“

„Gewiß," fuhr Walter mit ausnahmsweise heiterem Gesichte fort, „und man würde alsdann diesem Malergespenste ansehen, daß es Hunger gelitten, wie Rüding's berühmte Zigeunerknaben von damals!"

„Was macht Rüding?" warf Olfers ein.

„Man sagt, er sei von der Kunst zur Mechanik übergegangen, irgendwo Director einer großen photographischen Anstalt geworden und habe für ein paar gelungene Photographieen einen Orden bekommen — das Ziel aller seiner Wünsche — doch ich bin noch nicht zu Ende mit meinem begeisterten Lobe für die schöne Marchesa und ihren unvergleichlichen Oheim: ‚Gut,' sprach dieser würdige Mann, nachdem ich abgelehnt und mit stolzem Bewußtsein vor ihm stand, ‚doch werden Sie mir erlauben, daß ich im Auftrage meiner Nichte bei deren Bankier eine Summe deponire, genügend für Sie, zu einer Reise nach Spanien, denn es könnte wohl vorkommen, daß die Marchesa Sie dort zu sehen wünscht, um mit Ihnen über neue Kunstwerke zu reden' — was sagt Ihr nun?"

Rodenberg sagte gar nichts, da er mit verschränkten Armen dicht vor deren Bilde stand.

Olfers meinte, die Marchesa sei eine Dame von eben so viel Geschmack als Geist, welche einen richtigen Gebrauch von ihrem ungeheuren Vermögen mache.

Und Warren fragte mit einem heitern Lachen: „Wißt Ihr denn auch schon die wunderbare Geschichte mit Schlegel?"

„Was ist es mit ihm?" klang es aus dem Munde Rodenberg's, ohne daß er sich umwandte.

Doch murrte Walter dazwischen: „Wie kann man mich mit diesem Schlegel unterbrechen, während ich noch sehr Vieles zum Lobe meiner hohen Dame zu sagen habe?"

„Es betrifft ja ebenfalls Deine hohe Dame, wie Du sogleich hören wirst — Schlegel wurde vor seinen erhabenen Chef beordert und ihm mit geziemender, vornehmer Weise angekündigt, daß man allerdings die Gnade haben wolle, seine Anstellung fortbestehen zu

laſſen, daß man aber höheren Orts erwarte, er werde ſich durch Fleiß und vor allen Dingen durch ein ſtrenges dienſtliches Betragen dieſer allerhöchſten Gnade würdig machen."

„Nun?" fragte Rodenberg, ſich raſch umwendend.

„Ich meine, ich könnte Schlegel ſehen," warf Walter dazwiſchen, „wie er in jenem Augenblicke vor ſeinem hohen Chef ſtand, in baumwollenen Handſchuhen, an denen ſich verſchiedene Farbenſpuren zeigten, ſeinen breitrandigen Hut in der Linken, auf den er mit der Rechten wie auf ein Tamburin ſchlug."

„Ja, ja," fuhr Warren fort, „und dazu ſprach er mit ſeiner tiefen Baßſtimme: ‚Ich danke dem Herrn Baron für die gute Meinung, für die allerhöchſte Gnade und für das dienſtliche Betragen — lieber aber wäre es mir, wenn mir mein Abſchied gegeben würde — ich habe keine Luſt, länger da zu bleiben!'"

„Das iſt unvorſichtig von Schlegel!" meinte Rodenberg in einer ſchmerzlichen Erregung.

„Ganz und gar nicht, denn er hat eine viel beſſere Anſtellung bekommen: er wurde von Don Joſe unter fabelhaften Bedingungen nach Granada geſchickt, um dort die letzte Hand anzulegen an die Ausſchmückung eines Schloſſes, welches die Marcheſa de Monterey gebaut hat!"

„A—a—a—ah," machte Rodenberg, „deßhalb ſah ich ihn nicht mehr — ich dachte ſchon, er hätte mein vergeſſen!"

„Der Dich vergeſſen?" brummte Walter — „ich ſage Dir, nach Deiner Kataſtrophe, während Du krank lagſt, lief er umher wie ein angeſchoſſener Eber, war gegen Jedermann grob, rannte auf der Straße nicht ſelten gegen die vornehmſten Perſonen und hatte es ganz beſonders auf die Hühneraugen ihm mißliebiger Leute abgeſehen — mir iſt es ein großer Troſt, daß, wenn ich einmal nach Spanien gehe, ich ihn dort finde — in dem Falle gingeſt Du auch mit, nicht wahr, Rodenberg?"

„Ich?" fragte dieſer achſelzuckend — „was ſoll ich dort machen? Sobald meine kleinen Angelegenheiten hier geordnet ſind, will ich

ein paar alte Erinnerungen auffrischen, ich will unsere Akademie-Stadt wiedersehen und den Wald, wo wir oft so glücklich und heiter waren; ich will den Reichsapfel besuchen und sehen, welch junger Nachwuchs in unseren Zimmern haust; dann will ich ein paar Tage in Köln verweilen und dort jener Stunden gedenken, die wir in dem alten Hause in der Rheingasse zusammen verlebt."

„Das sind Fledermaus-Ideen, die zu gar nichts Gescheitem führen."

„Dann will ich mir einen stillen Wald aufsuchen, mir dort bei irgend einem Förster ein Zimmer miethen und meine Zeichnungen zu den deutschen Märchen wieder vornehmen."

Roderich war dicht an ihn herangetreten, hatte ihm eine Hand auf die Schulter gelegt und sagte ihm nun mit seiner zu Herzen dringenden Stimme: „Vor allen Dingen aber werden Sie Ihre Freunde in Erinnerung behalten und mir das feierliche Versprechen geben, mich wissen zu lassen, wo Sie Ihren stillen Wald und Ihr Försterhaus gefunden haben. — Glauben Sie denn, Egoist, wir würden Sie allein die Seligkeit eines solchen Waldaufenthaltes genießen lassen? Nein, wir wollen dabei sein — wir wollen an irgend einem passenden Orte ein neues, fröhliches Künstlerleben beginnen!"

„Ja, nachdem wir den wunderbaren Quell gefunden, der uns vergessen hilft!"

„Den Quell tragen wir in uns — es ist unsere erhabene, göttliche Kunst — machen Sie ihm Bahn, indem Sie Kummer und Sorgen verscheuchen, und er wird emporsprudeln, frischer und kräftiger denn ehemals!"

„Ja," rief Walter mit komischer Gravität, indem er rings um sich her schaute, „trinken wir Lethe in Ermangelung von etwas Besserem!"

Und es war gerade, als habe der Kammerdiener des Lord Warren auf diesen feinen Wink gewartet, denn er öffnete die Thür des Speisesaales und meldete, daß das Diner servirt sei.

LIII.

„Fahre wohl, o goldne Sonne!“

Das kleine Landhaus auf der Höhe des Berges ſtand leer: Conchitta, Mercedes und Margarethe waren abgereist und Olfers und Warren ihnen den Tag darauf gefolgt.

Nur durch das dringende Bitten der letzteren hatte ſich Rodenberg beſtimmen laſſen, wenigſtens noch ſo lange zu bleiben, bis er Nachricht von den Freunden erhalten werde, wohin ſie ſich von Paris aus begeben würden, und dabei hatte der junge Lord geſagt, eine längere Hochzeitsreiſe läge nicht in ſeinem Plane, und wenn er ſich auf eines ſeiner Güter nach England begeben würde, ſo hoffe er zuverſichtlich, daß Rodenberg ihm folgen werde, hinzufügend: „Dort finde ich ſchon einen Wald, wie Sie ihn brauchen können, und ein Förſterhaus mit einiger Bequemlichkeit,“ und Roderich hatte hinzugeſetzt: „Laſſen Sie ſich im Bewußtſein eines guten Gewiſſens ſo häufig und ſo öffentlich ſehen, als Ihnen nur möglich iſt; daß Sie ihnen damit keinen Gefallen thun, brauche ich nicht zu wiederholen, aber thun Sie es mir zu lieb und geben Sie auf die ſauerſüßen Mienen Acht, die ſie machen werden, wenn man Sie hier und da erblicken wird.“

„Und vor allen Dingen, lieber Rodenberg,“ fügte Warren hinzu, „ſchonen Sie meine Pferde und Wagen nicht, dieſe edlen

Thiere müſſen Bewegung haben, und hoffe ich mich auch in dieſem Punkte auf Sie, den vortrefflichen Reiter, verlaſſen zu können."

So war er denn allein zurückgeblieben und fühlte ſchmerzlich dieſe Einſamkeit; Walter hatte ſich zu einer kleinen Reiſe genöthigt geſehen, und wenn er auch Rafael ſo häufig als möglich ſah, ſo war doch die Zeit des kleinen Schriftſtellers ſo ſehr beſchränkt, daß dieſer ſie nur in den Abendſtunden ſeinem hochverehrten Freunde widmen konnte.

Der Maler ſah ſich faſt in der gleichen Lage, wie einſt, als er, von jenen Faſchingstagen heimkehrend, die Freunde ebenfalls nach allen Richtungen aus einander geſtoben fand; doch war er damals um ſo viele Jahre jünger, und die Hoffnung, ſie, die er ſo heiß liebte, wiederzufinden, ihre Verzeihung zu erlangen und dadurch doch noch glücklich zu werden, hielt ihn aufrecht.

Das war jetzt Alles verſchwunden; er hatte Juanita allerdings wiedergeſehen, ſie hatte ihm ſogar ein herzliches, liebes Wort geſagt, doch wenn er an jene Abendgeſellſchaft dachte und an jene Krankheit, welche ihn gleich darauf befallen, ſo kam ihm Alles das wie ein Traumbild vor, und es gab Augenblicke, wo er über ſich ſelbſt lächeln mußte, daß er nur habe glauben können, die ſtolze Marcheſa de Monterey habe ſich ihm in Wirklichkeit genähert, habe mit ihm geſprochen und der Vergangenheit erwähnt.

Ja, ja, es mußte ein Traum geweſen ſein, eine Fieberphantaſie, entſprungen aus jenem Zuſtande halber Bewußtloſigkeit, von ſchwindelhaften Viſionen, die er an jenem Abende mehrmals gehabt zu haben ſich erinnerte; hätte ſie ſonſt die Stadt verlaſſen können, ohne ihm nur ein Lebenszeichen zu geben, ohne ſich nach ihm zu erkundigen, ohne ihn wiederzuſehen? — — Und wenn er auch wohl fühlte, mit welch furchtbarem Schmerze ihn dieſe getäuſchte Hoffnung erfüllte, ſo hatte er andererſeits wieder Augenblicke, wo er hoch und frei in dem Bewußtſein aufathmete, daß nun auch die letzte und ſtärkſte der Feſſeln geriſſen ſei, die im Stande geweſen wäre, ihn im Kreiſe ſeiner Freunde zurückzuhalten, und daß er nun frei und ledig ſei, wie der Vogel auf dem Zweige.

Es war dieſes aber eine Philoſophie der Verzweiflung, und um in der gewaltigen Gegenſtrömung, welche ſein Herz erbeben ließ, nicht hoffnungslos unterzugehen, malte er ſich in ſeiner lebhaften Phantaſie ein künftiges freies und unabhängiges Leben mit den glänzendſten Farben aus. In ſolchen Seelenzuſtänden ordnete er ſeine Sachen, packte Kiſten und Koffer, ſtellte Alles das bei Seite, was er nicht mitzunehmen gedachte, und war hoch erfreut, als er ſah, auf wie wenig er ſich zu beſchränken im Stande war — ein einfaches Gewand mit weichem Hute, einen tüchtigen Stock, einen Plaid, in den die nothwendigſte Wäſche gewickelt, und ſein Skizzenbuch.

Seinem gegebenen Verſprechen gemäß — er hatte es mit ſeinem Ehrenworte bekräftigen müſſen — wollte er nur die Briefe der Freunde abwarten und dann hinausziehen in die weite, weite Welt.

Seine ehemalige Wohnung hatte er nun gänzlich geräumt, und wenn er ſich in ſeiner jetzigen, eigentlich Warren's Wohnung umſchaute, ſo konnte er ſich eines Lächelns bei dem Gedanken nicht erwehren, daß er ſich für eine in Ungnade gefallene Größe, für einen armen Maler in ganz anſtändiger Umgebung befände: die Gemächer des jungen Lords waren eben ſo reich und elegant als geſchmackvoll möblirt, und eine Menge Kunſtſchätze, die er während ſeines Aufenthaltes hier ſchon erworben hatte, bildeten einen Hauptſchmuck der koſtbaren Einrichtung; dazu war das ganze Haus in der comfortablen und praktiſchen Art ausgeſtattet, wie man es nur bei einem jungen Engländer aus vornehmem Hauſe, der über außerordentliche Mittel zu verfügen hat, findet.

Obgleich Warren nur den unteren Stock des großen Hotels bewohnte, ſo hatte er doch auch die ausgedehnten Souterrains mit Küche und Keller inne und konnte eigentlich der Herr des Hauſes genannt werden, denn ſein Chef, der Geſandte, war ein alter Hageſtolz, der ſich auf wenige Zimmer im erſten Stocke beſchränkte, weil er ſo oft in Urlaub ging, als es ihm nur möglich war. Auch jetzt war er eben ſo, wie ſein Attaché, wieder abweſend, und die Ge-

ſchäfte der Geſandtſchaft wurden durch den erſten Secretär beſorgt, welcher aber verheirathet war und nicht im Hauſe wohnte.

Regelmäßig jeden Morgen erſchien der Haushofmeiſter Lord Warren's, um ſich nach den Befehlen Rodenberg's zu erkundigen, und unterließ das niemals, ſo oft auch Rodenberg ſchon darum gebeten hatte. „Ich habe keine Befehle zu geben," ſagte der Maler dem alten, ernſten Manne mit der weißen Halsbinde, „man verſieht mich ja auf's verſchwenderiſchſte mit Allem, was ich brauche und nicht brauche: man ſervirt mir ein reiches Frühſtück und noch ein reicheres Diner; man fragt, ob ich reiten oder fahren will, in meinem Vorzimmer ſitzt einer der Leute, der ſtets zu Ausgängen für mich bereit iſt. — Sie ſollten mich nicht ſo verwöhnen, mein lieber Herr Augier, ich komme mir vor, wie der verwünſchte Prinz im Märchen, nur mit dem Unterſchiede, daß ich den Zeitpunkt ganz genau vorausſehe, in welchem dieſe zauberhafte Umgebung für mich nicht mehr da ſein wird und ich von dannen pilgere mit jenem einfachen Wanderſtabe dort in der Hand."

„Und doch hörte ich Seine Herrlichkeit mehrmals ſagen," antwortete der Haushofmeiſter mit einer tiefen Verbeugung, „daß Herr von Rodenberg uns die Ehre erzeigen würde, mit Seiner Lordſchaft nach England zu gehen; Seine Lordſchaft haben daraufhin ſchon befohlen, das Wald-Cottage bei Lyttonhall für Sie einzurichten."

„Das iſt eine große Güte von Seiner Herrlichkeit, doch werde ich wohl in der nächſten Zeit keinen Gebrauch davon machen können."

Der eben erwähnte Diener trat in dieſem Augenblicke aus dem Vorzimmer herein und überbrachte auf einem ſilbernen Teller eine Karte.

„Madame la Comtesse de Tornichieff," las Rodenberg — „ich kenne dieſe Dame nicht, es iſt vielleicht ein Irrthum, wahrſcheinlich ſucht ſie Lord Warren."

„Die Dame, welche noch im Wagen ſitzt, nannte Ihren Namen, Herr von Rodenberg."

„So laſſen Sie die Frau Gräfin eintreten, und ich will hören, was ſie will."

Der Diener ging hinaus, und gleich darauf rauſchte es im Vorzimmer, die Ankunft einer ſehr vornehmen Dame oder wenigſtens eines ſehr weiten Gewandes von ſchwerem Seidenſtoffe anzeigend.

„Leonie! — Fräulein — Gerhold — oder Frau Gräfin Ternichieff — Sie ſehen mein Erſtaunen!“

„Und finde es vollkommen gerechtfertigt,“ erwiederte ſie mit einer heiteren Miene, wobei ſie auf Rodenberg zueilte, ihm ihre beiden Hände entgegenſtreckte und hinzuſetzte: „Ehe ich Ihnen aber dieſes Räthſel löſe, will ich Ihnen meine herzliche Freude ausdrücken, Sie ſo wiederzuſehen — Undankbarer!“

„Sie ſchwächen dieſe Theilnahme durch eine Ungerechtigkeit ab, ich bin nie undankbar — einer meiner erſten Gänge war, einen Beſuch bei Ihnen zu machen, um Ihnen meinen beſten Dank abzuſtatten für die freundliche Sorgfalt, die Sie mir bewieſen.“

„Reden wir lieber nicht darüber, oder wenn ich mein Wort von vorhin vertheidigen darf, ſo erinnern Sie ſich jenes Abends, wo Sie nach tagelanger Bewußtloſigkeit Ihre Freunde wiedererkannten. Mit dieſer Benennung meine ich Walter und Rafael, denn daß ich Ihnen eine Zudringliche, eine Ueberläſtige war, ſah ich deutlich an dem erſten und einzigen Blicke, den Sie auf mich warfen.“

„Sie rechnen zu hart mit mir, Leonie — Sie ſagten ja ſoeben, ich ſei damals kaum zum Bewußtſein erwacht.“

„Ja, nach einem erquickenden Schlafe ſo geſtärkt, daß Sie herzliche Worte des Dankes fanden für die Theilnahme, die man ihnen bewies. — Worte, die aber nicht an mich verſchwendet wurden. — — Laſſen Sie mich einen Augenblick darüber reden,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe, plötzlich ernſt werdend, hinzu; „ich muß darüber reden, denn die Härte, mit der Sie mich damals behandelten, iſt mit ſchuld daran, daß wir uns ſo wiederſehen.“

„Daß ich die Gräfin Ternichieff vor mir ſehe? Ich hoffe nicht, Leonie.“

„Ja, Arthur — doch ich will Ihnen darüber keine Vorwürfe machen — was ich gethan, lag ja in meinem freien Willen, und

hoffe ich, auf dieſe Art glücklich, wenigſtens zufrieden leben zu können. — O, ich war an jenem Abende ſo ſelig," fuhr ſie in einem weichen Tone fort, „als ich, Ihre Hand faſſend, fühlte, daß das garſtige Fieber verſchwunden war, o, ſo entzückt, daß ich mich nicht enthalten konnte, meine Lippen auf dieſe Hand zu drücken — ein Glück für mich, daß ich es that; denn Sie zerriſſen auf einmal alle meine Illuſionen und ſagten mir mit einem einzigen Blicke, den ich beſſer begriff, als früher Hunderte Ihrer Worte, wie fern ich Ihrem Herzen ſtand."

„Ich wußte es damals nicht, Leonie, daß Sie mich ſo treu gepflegt."

„Und wenn Sie es gewußt hätten, lieber Rodenberg, ſo würde ich wahrſcheinlich mein beſcheiden Theil des Dankes erhalten haben, vielleicht auch ein paar innige Worte, die mich in dem alten Wahne gelaſſen hätten. — Doch gehen wir darüber hinweg," ſagte ſie und ſetzte mit ihrem gewöhnlichen, muthwillig heiteren Tone hinzu: „ich hielt es für nöthig, Ihnen das ſentimentale Fundament zu zeigen, auf das ich meine jetzige Größe gebaut, und nun werden Sie mir erlauben, daß ich mich für ein paar Augenblicke ſetzen darf — lange werde ich Sie nicht beläſtigen, denn wenn Sie auch heute vielleicht mehr Zeit für mich hätten, als dieſes wohl früher der Fall war, ſo ſind meine Augenblicke leider gezählt."

Ob in dieſen Worten eine kleine Bosheit zu finden war, darüber hatte der Maler keine Luſt, weiter nachzudenken; er rollte für die Frau Gräfin einen Fauteuil herbei, auf den ſie ſich mit dem ihr eigenen Anſtande niederließ, wie das keine geborene Fürſtin beſſer gemacht haben könnte. Dabei wußte ſie mit einer reizenden Coquetterie ihre Robe wie eine Wolke um ſich auszubreiten, den ächten indiſchen Shawl von den Schultern herabfallen zu laſſen und ihren Fächer beſcheiden in der Hand zu halten, während ſie für ein paar Secunden mit einem leichten Seufzer ihre Augen niederſchlug. „Ja," ſagte ſie alsdann mit einem etwas affectirten

ſicht. Doch dauerte dieſe Erſchütterung nur einen Augenblick, dann ſagte ſie ruhig, aber entſchloſſen zu dem Beamten: „dieſem Menſchen da folge ich unter keiner Bedingung; thun Sie aber, was Ihre Pflicht iſt; werfen Sie mich in's Gefängniß, berichten Sie nach der Reſidenz, man ſoll mich mit Gensd'armen transportiren, lieber mit ehrlichen Gensd'armen, als mit einem ſchlechten Polizeiſpion!“ — Abermals zuckte ihre Oberlippe in die Höhe und ließ eine ganze Reihe blendend weißer Zähne ſehen.

Umſonſt verſuchte es der Schultheiß, das Mädchen auf andere Gedanken zu bringen, ſie beharrte feſt auf ihrem Entſchluß, worauf beide Männer das Zimmer verließen. Anna ſank auf einen Stuhl am Fenſter nieder, drückte ihr glühendes Geſicht an die kalten Scheiben, und aus der Tiefe ihres zerriſſenen Herzens drangen die Worte heraus: „Karl! Karl! mein Karl! Entſetzlich, wenn du es erfahren ſollteſt!“

Der Gevatter hatte eine längere Unterredung mit dem Schultheißen, welcher ſich zu Gewaltmaßregeln gegen das Mädchen nicht verſtehen wollte, ſich überhaupt mit Wohlwollen für dieſelbe zu intereſſiren ſchien, und hiezu trug des Poſtillons Zeugniß das Seinige bei. Er erzählte von dem fremden Herrn, den er geſtern gefahren, von dem guten Trinkgeld, das er bekommen, zugleich mit dem Befehl, das Mädchen ſorgfältig hieher zu bringen, und meinte, der Kerl aus der Reſidenz, der ſie verfolge, ſcheine ihm viel eher in das Dorfgefängniß zu paſſen, als das ſchöne Mädchen.

So mußte denn der Gevatter wieder unverrichteter Sache abziehen und eilte zurück nach Metthauſen, wo er den Steinmann noch zu finden hoffte, und neue Verhaltungsbefehle von ihm. Doch war der Stadtſoldat im Vertrauen auf die Gewandtheit ſeines Gehülfen ſchon nach der Reſidenz zurückgekehrt, und dorthin folgte ihm der Gevatter mit dem Omnibus und einem ſchweren Herzen.

Tone, „ſo ſehen wir uns wieder; ich hätte das vor Kurzem nicht gedacht, und Sie gewiß auch nicht.“

„Ich geſtehe Ihnen, Leonie, daß ich vor Erſtaunen gar nicht zu mir kommen kann, und harre mit Begier der Erklärung, die Sie mir zu geben verſprachen.“

„Das iſt ſo einfach und doch ſo bedeutend: es war vergangenes Jahr in Baden, daß ich zufällig den Grafen Ternichieff kennen lernte.“

„Ein Ruſſe?“

„Vollblut,“ gab ſie mit einem ſo komiſchen Augenaufſchlage zur Antwort, daß Beide unwillkürlich in ein lautes Lachen ausbrachen, „aber ein recht braver und reſpectabler Edelmann; jung iſt er nicht mehr, näher an den Sechzigen als den Fünfzigen — ſchön? — das kann man auch gerade nicht ſagen; es wäre mir auch nicht möglich geweſen, die Frau eines ſchönen Mannes zu werden; es paßt das nicht zu einer Convenienz-Heirath.“

„Ich verſtehe.“

„Der Graf nahm ſich vor einem Jahre die Freiheit, mir Anträge machen zu laſſen,“ fuhr ſie achſelzuckend fort, „worauf ich ihm mit einer koloſſalen Unverſchämtheit antwortete und augenblicklich abreiſte. Er folgte mir hieher, um meine Verzeihung zu erlangen, doch nahm ich ihn nicht an. Da erkrankten Sie, lieber Rodenberg, und wie ich Sie pflegte, wiſſen Sie — ach, ich hatte dabei Augenblicke, wo ich wähnte, doch noch glücklich werden zu können — Augenblicke . . . .“

„Halt! Leonie,“ fuhr er ihr raſch in's Wort, „Sie wiſſen, wie gut ich es ſtets mit Ihnen gemeint; Sie werden nicht vergeſſen haben, wie gern ich mich bemühte, Ihnen kleine Dienſte zu leiſten; aber Sie werden dagegen folgerecht ſein und mir eingeſtehen, daß ich mich Ihnen nie, auch nicht einmal im Scherze, näherte und Ihnen Veranlaſſung gab, zu glauben, in meinem Herzen ſpreche etwas mehr für Sie, als das Gefühl der Freundſchaft.“

„Ich will die Wahrheit Ihrer Worte mit einem Eide bekräf-

tigen, und doch gab es Augenblicke, in welchen ich mich einem anderen, schöneren Glauben hingab — warum soll ich es Ihnen nicht sagen, Rodenberg, was Sie doch schon lange gewußt, daß ich Sie liebte, heiß und innig liebte, wie dieses wilde Herz nur zu lieben vermag. Freilich hat es sich etwas beruhigt, dieses arme Herz; es ist eine friedliche, aber fest verschlossene Ruhestätte geworden, und wenn ich einmal hoch im Norden bin unter Schnee und Eis, da wird die Sache schon werden, wie sie sein soll. — Dann wurden Sie wieder besser," fuhr sie in ruhigem Tone fort, „und als ich darauf, zur Erkenntniß gekommen, nach Hause ging und dort mit tief betrübtem Herzen in meinem Fauteuil lag, kam das Schicksal in Gestalt eines förmlichen Heirathsantrages des Grafen Ternichieff mit einem leidenschaftlichen Briefe, daß er ja zu Allem gern bereit sein, sich allen meinen kleinen und großen Launen fügen wolle, und so willigte ich ein."

Rodenberg war dicht neben sie getreten, und da er sich etwas hinabbeugte, reichte sie ihm ihre Rechte, die er stumm an seine Lippen drückte; er sah, wie ihr Auge seltsam flimmerte, und wußte es ihrem starken Herzen Dank, daß sie trotzdem heiter lachend fortfuhr: „Ich habe ihm meine Bedingungen gestellt, von denen ich glaubte, daß ihm einige hart erscheinen würden; doch glitt er über Alles das mit einer wunderbaren Zuvorkommenheit hinweg, versprach mir, an seinem Palais zu Moskau einen Wintergarten bauen zu lassen, in welchem ich bequem spaziren reiten könne, und als ich ihm sagte, ich gebrauche täglich zu meinem Bade ein Dutzend Flaschen Eau de Cologne, fand er diese Idee entzückend . . . ."

„Und Sie sind da, um von mir Abschied zu nehmen, Leonie?"

„Es scheint mir selbst so," erwiederte sie achselzuckend, „doch was man so unter Abschiednehmen versteht, wollen wir vernünftiger Weise bleiben lassen; wir reichen uns die Hände und sagen: auf Wiedersehen! — Ehe dieses aber geschieht," fuhr sie zögernd fort, „muß ich mich eines wichtigen Auftrages entledigen, den ich an

Sie übernommen; es war vielleicht eine kleine Rache, daß ich ihn bis jetzt nicht ausführte."

„Von wem rührt dieſer Auftrag her?"

„Von einer Dame."

Rodenberg wurde aufmerkſam, doch ſagte er kopfſchüttelnd: „Ich wüßte keine Dame unſerer Bekanntſchaft, die ich mit einem wichtigen Auftrage an mich zuſammenreimen könnte."

„Es war an jenem Abende, wo Sie wieder zum Leben erwachten, als eine Dame Sie beſuchte. Sie lagen noch in Ihrem tiefen Schlafe. Ich empfing dieſe Dame . . . ."

„In welcher Eigenſchaft empfingen Sie dieſe Dame?" fragte er mit einem ſonderbaren Tone.

„Ich ſprach mich darüber begreiflicher Weiſe nicht aus; doch ſchien ich auf jene Dame den ganz richtigen Eindruck zu machen."

„Und welchen richtigen Eindruck?"

„Nun, den eines jungen Mädchens, die einen Geliebten pflegt," gab ſie in dem ihr natürlichen leichtſinnigen Tone zur Antwort.

„Sie erkundigte ſich angelegentlich nach Ihnen; ich bemerkte tiefe Theilnahme in ihren ſchönen Zügen, ſie trat an Ihr Bett, während Sie feſt ſchliefen, und wenn ich mich nicht irre, ſo berührte ſie Ihre Stirn mit ihren Lippen."

„Und wer war es?" fragte er wiederholt und mit großem Ernſte.

Die Gräfin Ternichieff hatte ihre Rechte in eine verborgene Taſche ihres Kleides verſenkt und brachte jetzt etwas daraus hervor, was ſie Rodenberg darreichte, welcher haſtig das Papier abriß und alsdann einen flammenden Blick auf Leonie warf — er erinnerte ſich, das Armband geſehen zu haben, er ahnte die ganze fürchterliche Wahrheit, und eine glühende Röthe bedeckte ſeine Stirn.

„Die Dame ſagte mir, ſie verlaſſe in den nächſten Tagen die Stadt, und bat mich dringend, ihr, ſo oft es mir möglich ſei, Nachrichten von Ihrem Befinden zu geben."

„Und wer war die Dame? Nach Allem dem, was Sie gethan, bitte ich Sie, auch damit nicht zurückzuhalten!"

„Es war die Marcheſa de Monterey.“

„O, mein Gott,“ rief Rodenberg, „ich habe es geahnt! — Warum haben Sie mir das gethan?“

Die Gräfin Ternichieff hatte die Hände zuſammengefaltet in den Schooß gelegt und ſchaute ihn, ſtatt zu antworten, mit einem langen Blicke an.

Er verſtand dieſen Blick und wandte ſich raſch von ihr ab gegen das Fenſter und verharrte dort eine Zeit lang im ſchmerzlichſten Nachſinnen.

„Glauben Sie nicht, Arthur,“ ſagte ſie nach einer peinlichen Pauſe, „daß es damals Rache von mir war, ſo zu handeln — wäre es ſpäter geweſen, ſo hätten Sie es ſo nennen können — damals wagte ich noch zu hoffen, damals hatte mir Ihr kalter, verletzender Blick noch nicht geſagt, daß ich Ihnen an Ihrem Krankenlager läſtig und zudringlich erſchien — warum beeilte ſich auch die Marcheſa ſo ſehr, ihren Beſuch abzukürzen, und warum verließ ſie ſchon nach zwei Tagen die Stadt, wenn ſie in der That ſo großes Intereſſe an Ihnen nahm? — Ich würde das nicht gethan haben — mich ſtießen Sie zurück, Arthur, und doch blieb ich in Ihrer Nähe, bis Sie gänzlich wieder hergeſtellt waren, obgleich Sie mich nicht mehr ſahen!“

Rodenberg hätte ſie wohl darüber aufklären können, warum die Marcheſa mit ihrer ungeſtümen, leidenſchaftlichen Natur ihn und die Stadt ſo raſch verlaſſen, nachdem ſie in Leonie ſeine Geliebte zu ſehen geglaubt; denn wie mußte er vor ihr erſchienen ſein, nachdem er kurz zuvor ſo innige, herzliche Worte mit Juanita gewechſelt — und doch war er nicht im Stande, ſich ſelbſt dieſe Frage zu ſeiner Beruhigung zu beantworten — nein, Juanita liebte ihn nicht — Juanita hatte ihn nie geliebt, denn ſonſt hätte ſie nicht zum zweiten Male, kurz, abbrechend, ihm die Gelegenheit geraubt, Aufklärungen zu geben, die zu einem glücklichen, beſeligenden Ende geführt haben müßten — ſie war ihm verloren, unwiederbringlich verloren!“

Die Gräfin Ternichieff hatte ſich erhoben, ſtützte ſich auf die Lehne des Fauteuils und ſchaute nach Rodenberg hin, der mit raſchen Schritten im Zimmer auf und ab ging. — „Die Marcheſa ſagte mir noch," ſprach ſie nach einer längeren Pauſe, „daß, ſo einfach der goldene Reif auch ſei, es doch das Koſtbarſte wäre, was ſie beſitze. — Und nun habe ich Ihnen Alles geſagt, Arthur, und nichts mehr zu thun, als Ihre Verzeihung zu erflehen — o, gehen Sie nicht ſo hart mit mir um," ſetzte ſie, ihre Hände zuſammenfaltend, hinzu, „laſſen Sie uns nicht ſo, wahrſcheinlich für immer, von einander ſcheiden!"

Er hatte ſeinen Schmerz gewaltſam niedergekämpft, er hatte eine Thräne in ſeinem Auge zerdrückt, und als er ſich jetzt gegen das ſchöne Weib umwandte, vermochte er es über ſich, ſie mit einem ruhigen, faſt freundlichen Blicke anzuſehen und ihr ſeine beiden Hände entgegen zu ſtrecken.

Da brachen aber ihre Thränen gewaltſam hervor, da ſchwellte ſich ihre Bruſt unter der Gewalt eines ungeheuren Schmerzes: ſie warf ſich ihm entgegen, ſie umſchlang ihn mit ihren Armen, ſie bedeckte ſeine Lippen mit heißen, glühenden Küſſen, doch riß ſie ſich im nächſten Augenblicke eben ſo leidenſchaftlich ungeſtüm wieder empor, hob die beiden Hände zuſammengefaltet hoch über ihr Haupt, und nachdem ſie das Bild des heißgeliebten Mannes mit einem langen, langen Blicke noch einmal in ſich aufgenommen, klang es von ihren bebenden Lippen: „So leb' denn wohl!" und im nächſten Augenblicke war ſie ihm entſchwunden.

Drunten rollte ihr Wagen davon mit dumpfem Dröhnen, und Rodenberg, der ſich in den Lehnſtuhl geworfen hatte, horchte mit einem langen, ſchmerzlichen Gefühle auf dieſes immer leiſer werdende Geräuſch, bis auch der letzte Ton verhallt war und Alles wieder ſtill um ihn geworden, ſo furchtbar ſtill! —

Es erſchien Rodenberg als ein Glück, daß ſeine ſich wild kreuzenden Gedanken, die ihm zuweilen einen Ausruf des tiefſten Schmerzes, ja, der Verzweiflung entlockten, durch den Eintritt Rafael's unter-

brochen wurden. Der kleine Schriftſteller hatte das Recht, unangemeldet zu kommen; doch als er jetzt unter der Thüre ſtand und Rodenberg's verſtörte Geſichtszüge ſah, ſo wie ſeine zuckenden Finger, die er in ſeinem dichten Haar vergraben, da blieb er ſchüchtern am Eingange ſtehen und zog, wie zu ſeiner Legitimation oder wie um Entſchuldigung bittend, ein Schreiben aus der Taſche, und erſt als ihn der Maler mit einem Kopfnicken begrüßt, kam er langſam näher.

„Ich freue mich, Dich zu ſehen, mein guter Rafael," ſagte Rodenberg mit tonloſer Stimme — „haſt Du etwas an mich?"

„Ja, ein Schreiben, welches mir mit dem Erſuchen überſandt wurde, es ſicher in Ihre Hände gelangen zu laſſen."

„Es wird wohl nichts Wichtiges ſein — wirf es dort auf den Tiſch und erzähle mir irgend etwas — ſei es, was es wolle."

Rafael behielt aber den Brief in ſeiner Hand und erwiederte: „Es wäre doch vielleicht der Mühe werth, ihn gleich zu leſen."

„Weißt Du, von wem er kommt?"

„Von Don Joſe, dem Oheim der Frau Marcheſa de Monterey."

Rodenberg ſprang in die Höhe und ließ dem kleinen Manne keine Zeit, das Schreiben zu übergeben, ſondern er nahm es ihm haſtig ab und trat an's Fenſter. Der Andere blickte ihm erſtaunt nach, und dieſes Erſtaunen wurde nicht gemäßigt, als er bemerkte, wie Rodenberg den Brief raſch durchlas, dann die Hand mit demſelben ſinken ließ und dabei auf eine eigenthümlich erſchreckende Art laut hinauslachte — ſo hatte der kleine Schriftſteller weder ihn, noch überhaupt jemals einen Menſchen lachen hören.

Es dauerte wenigſtens fünf bis ſechs Minuten, ehe ſich der Maler, am Fenſter ſtehend, zu erinnern ſchien, daß außer ihm noch Jemand im Zimmer ſei. Er las das Schreiben, welches er in ſeiner Hand hielt, zu wiederholten Malen durch, und jedes Mal folgte demſelben ein neues, krampfhaftes, aber immer ſchwächer werdendes Lachen; dann warf er es weit von ſich, und erſt als er hierbei dem Papiere mit den Augen folgte, ſchien er Rafael zu

bemerken, und ſagte mit zuſammengebiſſenen Zähnen: „Nun behaupte Einer noch, daß man durch gar nichts mehr überraſcht werden könne!“

„Sie ſind furchtbar aufgeregt, mein lieber Herr Rodenberg,“ gab der kleine Schriftſteller ſchüchtern zur Antwort: „ich bemerkte das ſchon, als ich eintrat, und deßhalb mag Ihnen der Inhalt dieſes Schreibens wohl auch ſo zu Herzen gegangen ſein.“

„O nein, das iſt es nicht — bei Gott, das iſt es nicht, wenn ich auch vielleicht durch meine Aufregung, die ich nicht läugnen will, empfindlicher als ſonſt bin — nimm dieſen Brief, mein guter, lieber Rafael — lies Du ihn als gänzlich Unparteiiſcher, und wir wollen ſehen, ob Du das Blatt nicht auch von Dir wirfſt, als brenne es Dich wie glühende Kohlen!“

Da Rafael unſchlüſſig war, ob das Verlangen Rodenberg's ernſtlich gemeint ſei, hob er das Papier zwar auf, behielt es aber in der Hand und entfaltete es erſt dann, als ihm der Andere zurief:

„Ich bitte Dich, lies, Rafael — lies laut, vernehmlich und mit dem ſchönſten Ausdrucke, deſſen Du fähig biſt!“

Rodenberg warf ſich nach dieſen Worten in ſeinen Lehnſtuhl nieder, legte ſeine zuſammengefalteten Hände unter den Kopf und blickte an die Decke empor.

„Mein lieber Rodenberg!“ las der kleine Schriftſteller. „Unſere unerwartet ſchnelle Abreiſe beraubte mich des Vergnügens, mich bei Ihnen perſönlich verabſchieden zu können. Man wird Ihnen indeſſen geſagt haben, daß ich den Verſuch machte, Sie zu ſehen, ohne begreiflicher Weiſe bis zu *Ihnen* zu gelangen, da Sie ſich damals noch zu leidend befanden, um überhaupt Beſuche annehmen zu können.“

„Davon hat man mir nichts geſagt, auch Du nicht, Rafael!“

„Ich kann feierlich betheuern, daß ich weder Don Joſe geſehen, noch von deſſen Beſuch irgend etwas erfahren!“

„Walter — Walter und ſie!“ brachte Rodenberg mühſam zwiſchen den zuſammengepreßten Lippen hervor — „doch lies weiter!“

„Ich kam nicht allein aus eigenem Antriebe, ſo ſehr es mich auch intereſſirte, über Ihr Befinden, verehrter Freund, günſtige Nachrichten zu haben, ſondern auch im Auftrage meiner Nichte Juanita, welche unruhig war, direct nichts Weiteres von Ihnen zu hören, obgleich ſie dringend gebeten, daß man ihr Nachricht über Ihr Befinden zukommen laſſen möge."

„Abermals ſie!"

Rafael hatte die letzten Zeilen mit etwas unſicherer Stimme geleſen, und ehe er fortfuhr, warf er einen Blick auf Rodenberg, den dieſer auffing und wie in Gedanken zu ſich ſelber ſprach: „Es war viel Unglück dabei — es war, als hätte es ſo ſein müſſen, daß Juanita keine Nachricht von mir erhielt — daß ſie es verhinderten, finde ich begreiflich; Walter ſprach ſich beſtändig gegen die Marcheſa aus, aber es war traurig, daß Du ſie nicht zu Hauſe treffen konnteſt, Rafael, oder nicht vor ſie gelaſſen wurdeſt!"

„Ja, das war ſehr traurig!" pflichtete der kleine Schriftſteller in leiſem, ſchüchternen Tone bei.

„Und Du würdeſt Dich doch ſo ſehr gefreut haben, Deine ſchöne Prinzeſſin wiederzuſehen? — Doch iſt das vorbei — Alles vorbei! — Lies weiter."

„Unruhig iſt das rechte Wort," fuhr Rafael zu leſen fort, „und ich nehme es nicht zurück — ja, ſie war trotz Allem dem, was ſie erfahren, unruhig, einen Freund in Gefahr zu wiſſen, und beſonders zu einer Zeit, wo ſie nicht umhin konnte, eine längere Reiſe anzutreten. — Juanita beauftragte mich, Ihnen Alles das zu ſagen und hinzuzufügen, wie ihr das Scheiden von dort, von manchen geſellſchaftlichen Verhältniſſen, von Freunden und Bekannten unbeſchreiblich ſchwer geworden ſei, und wie nur ein Troſt für ſie darin liegen könne, wenn ſie überzeugt ſein dürfe, daß die Benennung eines Freundes von Ihnen erwiedert würde und daß Sie, mein lieber Rodenberg, Manches vergeſſend, unſerer, der Scheidenden gedenken würden mit dem innigen Gefühle einer herzlichen Freundſchaft. Da aber wahre Freundſchaft aufopfernd iſt, ſo

komme ich zugleich, um von der Ihrigen ein Opfer zu verlangen: wir gehen nach Spanien zurück, nach Granada, wo Juanita ein Schloß erbauen ließ, um dort einen großen Theil des Jahres zuzubringen. Sie wünſchte aber ſehr, mit Deutſchland in künſtleriſcher Beziehung in Verbindung zu bleiben, und, um mich gegen Sie genau auszudrücken, möchte ſie von Ihnen Zeichnungen, überhaupt Alles das erhalten, was Sie in den nächſten Jahren auszuführen im Stande ſein würden. — So weit geht der Auftrag meiner Nichte Juanita, welche Ihnen ſchließlich noch tauſend herzliche Grüße ſagen läßt, und darf ich, als trockener Geſchäftsmann, mir wohl noch erlauben, Ihnen die eingebogene Anweiſung zu behändigen, wobei ich noch die Bemerkung hinzufüge, daß Juanita unglücklich wäre, wenn Sie ſich durch dieſe kleine Beſtellung veranlaßt ſähen, mehr zu arbeiten, als es überhaupt in Ihrer Abſicht gelegen — verſtehen wir uns recht, mein lieber Freund und hochgeſchätzter Künſtler, zeichnen Sie für uns etwas, wenn Sie ſich einmal ſehr dazu aufgelegt fühlen, und ſeien Sie verſichert, daß Sie im anderen Falle durch einen mit Bleiſtift beſchriebenen Zettel: ‚Ich befinde mich wohl und denke gern an vergangene Zeiten!‘ auf's höchſte erfreuen würden eben ſo wohl Juanita als auch Ihren ganz ergebenen Diener

Don Joſe de Monterey y Vizcarro.“

„Und Du lachſt nicht, Rafael?“ fragte Rodenberg, als der Andere zu Ende geleſen.

„Ich darf mir vielleicht erlauben,“ gab Jener nach einer kleinen Pauſe zur Antwort, „darin durchaus nichts Lächerliches zu finden — es iſt das ein ſehr herzliches und wohlgemeintes Schreiben.“

„Ah ja, ich vergaß, daß Du anders denken mußt, als ich, und doch haſt auch Du ſie ein klein wenig lieb gehabt — geſtehe das, mein guter Rafael!“

„Mit tauſend Freuden gebe ich das zu!“ entgegnete der kleine Schriftſteller, indem er ſeine Augen ſchwärmeriſch gegen den Himmel erhob.

„Ich aber habe ſie geliebt, wie das ungeſtüme, unverdorbene Herz eines Mannes nur zu lieben vermag, mit dem ganzen Feuer einer erſten Liebe — ich habe ſie mit einer Liebe geliebt, Rafael, über deren Ausdehnung, über deren Gluth Du erſchrecken müßteſt, wenn ich ſie Dir begreiflich machen könnte — und ich liebe ſie noch eben ſo — das wußte ſie, das weiß ſie! Und anſtatt mir ſcheidend mit zwei Worten zu geſtehen, daß auch ich ihrem Herzen theuer geweſen, wagt ſie den Verſuch, mir meine Liebe, meine ſeligen Erinnerungen abkaufen zu wollen! — Du ſiehſt mich zweifelnd an, Dein Kopfſchütteln ſagt mir, daß Du anderer Anſicht biſt, und ich begreife das und kann darüber mit Dir nicht ſtreiten!“

„Ich glaube,“ erwiederte Rafael nach einem langen Stillſchweigen, „wenn Walter hier wäre, ſelbſt der würde über dieſen Brief nicht ſo hart urtheilen.“

„Gewiß nicht, er würde ihn von der praktiſchen Seite nehmen — und findeſt Du dieſe praktiſche Seite,“ fuhr er mit einem verächtlichen Lächeln fort, — „einer ſo vornehmen und reichen Dame nicht würdig?“

„Ich bin faſt erſchrocken, als ich die Summe las: viermalhunderttauſend Franken auf den erſten Banquier unſerer Stadt, von demſelben angenommen nach Sicht — o, es muß doch etwas Schönes ſein, ein ſolches Papier ſchreiben zu können!“

„Gewiß, ſchöner, als es anzunehmen — ſo viel ich mich erinnere, iſt unten am Briefe die Adreſſe des Schreibers angegeben, alſo nahm er kluger Weiſe den Fall an, ich würde das Papier zurückſenden.“

„Es kann ſein, daß Sie dieſe Abſicht haben, Herr Rodenberg,“ ſagte Rafael in einem beſorgten Tone, „doch erfüllen Sie mir vorher eine Bitte!“

„Und welche?“

„Laſſen Sie wenigſtens drei Tage vorübergehen, ehe Sie dieſe Anweiſung zurückſenden!“

„Glaubſt Du, ich könnte meine Anſicht ändern?“

Der Schultheiß aber nahm das Mädchen mit ſich in ſeine eigene Wohnung und ſchloß ſie in eine Stube ein, die im Erdgeſchoße lag und gegen den Garten hinaus gieng. Er ſuchte das Mädchen zu tröſten und aufzuheitern ſo gut wie möglich. „Ich hoffe nicht," ſagte er, „daß ich von der Reſidenz den Befehl bekomme, Sie dorthin transportiren zu laſſen; das wäre dann allerdings ſehr ſchlimm, und ich könnte nichts thun, als Sie bedauern."

„Und bis wann könnte dieſer Befehl eintreffen?" fragte Anna ängſtlich, worauf der Schultheiß erwiderte:

„Wenn es ihnen da drinnen preſſirt, ſchon in dieſer Nacht."

„Das wäre entſetzlich!" ſagte das Mädchen, worauf der alte Bauer pfiffig lächelnd erwiderte:

„Ich hoffe nicht, daß Sie mir einen Fluchtverſuch machen werden, da ich Sie hier in meiner eigenen Wohnung bewahren muß. Das Ortsgefängniß wird reparirt, und ich habe heute nur dieſe einzige Stube zur Verfügung, welche allerdings nicht dazu eingerichtet iſt, Gefangene aufzubewahren. Das Fenſter nach dem Garten iſt kaum zwei Schuh vom Boden, die Gartenthür ſteht des Nachts gewöhnlich offen und geht auf einen Weg, der von der Chauſſee ab ins Gebirge nach dem Städtchen B. führt. Von dieſem Fenſter aus können Sie die Berge ſehen, dort hinter dem großen Tannenwalde liegt das Städchen, es iſt kaum drei Stunden von hier entfernt. Der Schultheiß in demſelben iſt mein Bruder, und ich heiße Gottlieb Baumberg der Aeltere." — Dabei lachte der alte Mann laut auf, als er das Zimmer verließ und die Thüre hinter ſich zuſchloß.

Anna ſetzte ſich an's Fenſter, ihre Blicke ſchweiften nach den Bergen, die in ſchönen Formen ſo freundlich vor ihr lagen. Sie hatte den alten Mann wohl verſtanden, es gebrach ihr nicht an Muth, der gelinden Haft zu entfliehen und allein in die

„Ich wage das nicht zu behaupten, doch werden Sie nach drei Tagen freundlicher, herzlicher ſchreiben, als Sie es heute zu thun im Stande ſind.“

„Ja, ja, mein Kopf iſt angegriffen und wüſt — ich leide ſehr!“

„So laſſen Sie uns von etwas Anderem plaudern,“ verſetzte Rafael in herzlicher Gutmüthigkeit, und dann nahm er ein kleines Tabouret, trug es hin zu dem Fauteuil, in welchem der Maler ruhte, und kauerte ſo neben denſelben, indem er die Hände auf ſeine Kniee legte und ihm freundlich in die Augen ſah.

„Ja, plaudern wir — von Dir, Rafael; Du bleibſt vor der Hand in Deiner Stellung?“

„Ich muß wohl — habe aber ſeit ein paar Tagen Hoffnung zu einer kleinen, für mich ganz angenehmen Aenderung.“

„Und worin beſteht dieſelbe?“

„Es wäre ein Avancement — unſer Bienenſtock ſoll vergrößert werden: wir wollen ein wenig in Politik und Länderkunde machen, und ich bin dazu beſtimmt, einen Flug ins Freie zu thun, fremde Wunderpflanzen aufzuſuchen und von dort Honig heimzutragen.“

„Du haſt Dich recht poetiſch ausgedrückt,“ meinte Rodenberg mit einem trüben Lächeln, „doch freut es mich für Dich, und wenn Du mich alsdann wiſſen läſſeſt, welche Gegend Du beglücken wirſt, ſo komme ich gelegentlich, um nach Dir zu ſehen.“

„Zu dieſem Vorſchlage habe ich auf einem kleinen Umwege gelangen wollen,“ ſagte der kleine Schriftſteller mit einem ſehr pfiffigen Geſichtsausdrucke — unſer Journal nämlich ſoll nicht nur vergrößert werden, ſondern auch illuſtrirt erſcheinen.“

„*Vortrefflich, Rafael — auf die Art kann es mir nicht fehlen,* und es würde mir wahrhaftig ein Vergnügen machen, mit Dir zuſammen zu arbeiten — beſſer iſt das immer, als die Beſtellung der Frau Marcheſa de Monterey.“

„Daß ich den Vorſchlag, für eine Zeit lang fortzugehen, mit beiden Händen ergriff, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen, denn Sie ſind im Begriffe, abzureiſen, und dann,“ ſetzte er mit komiſcher

Gravität hinzu, bin ich noch mißliebiger geworden, als ich es früher ſchon war."

„Ei der Tauſend, Rafael — auch Du ein Opfer hoher Politik?"

„Ja, ich bin ſtolz darauf — ich beſaß mit dreien meiner Collegen ein Freibillet in's hieſige Hoftheater, bin aber von dieſer Begünſtigung in Folge einer neueren, höheren Anordnung ausgeſchloſſen worden."

„Man hat Dich an meinem Grabe geopfert, guter Rafael!"

„Möglich — doch habe ich das provocirt, wie Sie das aus dieſem kleinen Artikel erſehen werden." Er zog ein Blatt ſeiner Zeitung aus der Taſche, und während Rodenberg las, fuhr er fort: „Ich habe das gewiß nicht geſagt, um mich einer Freundlichkeit gegen Sie zu rühmen; es kam aus meinem Herzen, und ich muß geſtehen, die Anerkennung für das, was Sie geleiſtet, wurde von unſerem Haupt-Redakteur noch möglichſt verſchärft."

„Ich danke Dir, doch hätteſt Du es bleiben laſſen ſollen — was ich allenfalls hier gethan und gewirkt, kommt ſpäter einmal zur Geltung, und wenn Andere vielleicht in Zukunft Hunderttauſende hinauswerfen, um durch glänzende Feſte koſtſpielige Reiſen, Geſchenke an Vertraute und Günſtlinge, durch unnöthige luxuriöſe Einrichtungen von ſich reden zu machen, ſo wird man finden, daß wir mit beſcheidenen Mitteln Größeres und Segensreicheres gewirkt. — Daß Euer Journal in die Höhe kommt, freut mich; auch ſehe ich," fuhr er, das Blatt umwendend, fort, „daß Ihr bedeutend an Anzeigen zugenommen habt, — eine Haupteinnahme jeder Zeitung."

„Nur werden nicht alle bezahlt," meinte Rafael lächelnd; „hier iſt zum Beiſpiel eine Anzeige, die ich jetzt während vierzehn Tagen aus ganz beſonderer Liebhaberei täglich umſonſt habe einrücken laſſen, und zwar mit der größten Schrift, die wir in der Druckerei haben — dieſe da: ‚Verkauf eines unſchätzbaren Kunſtwerkes, eines der ſchönſten Originalbilder von Murillo.'"

Warum fuhr Rodenberg raſch und energiſch in die Höhe, als ſein Blick jetzt auf die angedeutete Stelle fiel? Warum glänzte ſein

Auge plötzlich, wie es ſeit lange nicht geglänzt? Warum zeigte ſich um ſeine Lippen ein heiteres, ja, glückſeliges Lächeln?

Rafael ſah dieſe Veränderung, legte ihr aber einen anderen Grund bei und ſagte, indem er ſich ſchmunzelnd die Hände rieb: „Ich komme mir vor, wie ein ganz kleiner David, der die finſtere Laune ſeines theuren Königs Saul verjagt hat, und der glücklich darüber iſt. Dabei bitte ich Sie aber nur um Eines — ſchicken Sie nach mir, wenn Sie mich in dieſer oder jener Richtung gebrauchen können.“

„Gewiß, gewiß,“ ſagte der Andere, haſtig das Zimmer durchſchreitend.

„Vielleicht behält mein harmloſes Geplauder ein Bischen die Kraft, Sie zu erheitern, oder wenn nicht mehr, ſo greifen wir weiter zurück in jene Tage, wo ich meine Soli tanzte vor dem unvergleichlichen Pudel Figaro — ich glaube, auch darin noch etwas leiſten zu können.“

„Gewiß, gewiß,“ wiederholte Rodenberg, zurückkehrend; dann ſagte er, wie aus tiefen Gedanken auffahrend, indem er in das Zeitungsblatt ſah, welches er immer noch in der Hand hielt: „Alſo heute um drei Uhr iſt die Verſteigerung? Ah, da habe ich nicht mehr viel Zeit übrig, denn es iſt zwei Uhr vorüber. Entſchuldige mich, guter Rafael,“ wandte er ſich an dieſen, indem er ihm beide Hände auf die Schultern legte, „daß ich Dich eines dringenden Geſchäftes wegen verlaſſen muß — lebe wohl! — und noch Eines — ich bin in einer unzurechnungsfähigen Gemüthsſtimmung — es könnte mir einmal in den Sinn kommen, davon zu rennen, ohne vorher nach Dir geſehen zu haben; nimm mir eine ſolche Handlungsweiſe alsdann aber nicht übel; Du weißt wohl, wie gern ich Dich gehabt, wie lieb ich Dich habe und wie anhänglich ich Dir immer ſein werde — ſollte ſich aber der eben erwähnte Fall ereignen, ſo ſei verſichert, daß ich Dir von der erſten beſten Waldſchenke, wo ich mein Haupt niederlege, ſchreiben werde, um Dir Nachricht zu geben von meinen Planen für die Zukunft — wirſt Du mir das übel nehmen?“

Statt aller Antwort ſchüttelte der kleine Schriftſteller, der ſich durch die Worte Rodenberg's und beſonders durch den Ausdruck, mit dem er ſie ſprach, tief bewegt fühlte, den Kopf, nahm dann die beiden Hände ſeines Freundes, drückte ſie feſt zuſammen und alsdann gegen ſein Herz.

„So lebe denn wohl — auf baldiges Wiederſehen!"

„Gott behüte Sie, Herr Rodenberg!"

Und nun war dieſer allein im Zimmer, allein in der ganzen Stadt, allein in der Welt. Abgeſtreift hatte er alle Feſſeln der Freundſchaft und Liebe und konnte ſo mit leichtem Herzen einen Gang thun, der Manchem ſchwer erſchienen wäre, von dem er ſich aber eine doppelte, ſüße Rache verſprach.

Er klingelte dem Bedienten, er verlangte einen Wagen, und als ihn der Eintretende fragte, ob er das kleine Coupé oder den Stadtwagen Seiner Herrlichkeit verlange, entgegnete er faſt ungeduldig: „Nichts vom Hauſe, nichts von Lord Warren — laſſen Sie mir vom nächſten Stande einen Fiaker holen."

Dann ging er in's Nebenzimmer, kleidete ſich raſch, aber mit äußerſter Sorgfalt an, warf ſich in den unterdeſſen herbeigekommenen Wagen und fuhr davon, nachdem er dem Kutſcher ſeine Anweiſung gegeben . . . . .

LIV.

„Wohl bin ich frei nun, wie der Falk [illegible]

Es war nach halb drei Uhr, als ſich in einem der kleinen Höfe des fürſtlichen Schloſſes, da, wo ſich früher die Gemächer des Prinzen Heinrich befanden, eine für dieſe Tageszeit unverhältnißmäßig große Anzahl vornehmer und glänzender Equipagen ſehen ließ, die ſich ihres Inhaltes an einer der Treppen entleerten, um darauf zu einer dicht geſchloſſenen Colonne zuſammenzufahren, welche in der Mitte des Hofes wartend hielt, — ein Beweis, daß die Beſitzer dieſer Equipagen nicht gar zu lange zu verweilen gedachten. Alle Ausgeſtiegenen waren durch einen dienſtthuenden Kammerlakaien nach dem großen gelben Saale gewieſen worden, und wer da eintrat, fand ſich im Angeſichte einer ſehr excluſiven Geſellſchaft. Da waren im Hintergrunde des Saales verſammelt nicht nur die oberſten Hofchargen mit ihren Damen und erwachſenen Töchtern, nicht nur die Miniſter, nicht nur Mitglieder fremder Geſandtſchaften und die Frauen der Letzteren, ſondern da war auch von älteren und jüngeren Kammerherren, von Militärs, von Privatperſonen, ausgezeichneten Fremden Alles, was darauf Anſpruch machte, zu den Cercles les plus recherchés zu gehören; kurz, die Crême der Geſellſchaft — lauter blaues Blut.

Allerdings befand ſich auch gewöhnliches Volk, Kunſtfreunde, reiche Banquiers und Kaufleute, gewöhnlich im Gegenſatze zu den

Hochgestellten dieser Erde, in diesem gelben Saale; doch war dieses, seiner niedrigen Stellung bewußt, bescheiden genug, sich rechts und links an den Eingangsthüren aufzuhalten, und nur zuweilen wagte es eine kecke Natur, bis zu dem langen Tische vorzudringen, auf welchem die zu versteigernden Gegenstände aufgestellt waren. Wir haben absichtlich von Gegenständen in der Mehrzahl gesprochen, die neben dem Bilde von Murillo zur Versteigerung kommen sollten, und waren dieses kleine Nippsachen, unbedeutende Dinge aus der Verlassenschaft des Prinzen Heinrich, durch deren Verkauf den zahlreichen Verehrern des Verstorbenen Gelegenheit gegeben werden sollte, sich ein Andenken an ihn zu erwerben, sowie es auch loyalen Unterthanen dadurch ermöglicht wurde, ihre tiefe Ergebenheit für das fürstliche Haus an den Tag zu legen.

Das Bild des großen spanischen Malers stand auf einer Staffelei neben dem Tische und war mit einem grünseidenen Vorhange verhüllt.

Man wußte in den Hofkreisen ganz genau, daß die Frau Fürstin-Mutter den Befehl gegeben hatte, das Bild für sie zu erwerben, daß sie zu diesem Zwecke eine sehr hohe Summe bestimmt, ja, eine so außerordentliche Summe, daß der Ober-Hofmarschall, der so glücklich war, mit diesem Ankaufe betraut zu werden, lächelnd gesagt hatte: „Eure Königliche Hoheit scheinen mir doch, wenn ich mir diese Bemerkung allerunterthänigst erlauben darf, diese Summe etwas zu hoch angenommen zu haben — ein Bild für fünfzigtausend Thaler — undenkbar!“ — ‚Wird es überhaupt Jemand wagen,‘ hatte Seine Excellenz, zufrieden lächelnd, gedacht, ‚mir gegenüber zu treten und mich zu steigern, wenn ich ihn mit dem gewissen Blicke von oben herunter oder, wenn dieser nichts hilft, [illegible] der Ober-Hofmarschall, und doch gab es am anderen Ende des Saales Leute, welche in der festen Absicht gekommen waren, das berühmte Bild nicht weggehen zu lassen, ohne darauf zu bieten, was in ihren Kräften stand. Allerdings waren dies gemeine, rück-

ſichtsloſe Naturen, Kunſthändler oder dergleichen; doch können wir hier nicht verſchweigen, daß ſich zuweilen aus den recherchirten Kreiſen Einer oder der Andere, doch mit wenigen Ausnahmen faſt nur Angehörige der fremden Geſandtſchaften, gegen den Eingang hin verloren, um dort mit einem bekannten Banquier oder Kunſtfreunde zu ſprechen, dabei aber nicht unterließen, im Vorbeigehen irgend einem der eben erwähnten Händler ein paar vertrauliche Worte zuzuflüſtern.

Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürſtin-Mutter war an der Erwerbung dieſes Bildes ſo außerordentlich viel gelegen, daß ſie, da es gegen den Anſtand geweſen wäre, höchſtſelbſt dem Verkaufe beizuwohnen, wenigſtens in der Nähe bleiben wollte, um von dem günſtigen Reſultate ſogleich Kenntniß zu erlangen. Zu dieſem Zwecke befand ſie ſich zu Wagen in den angränzenden ſchattigen Baumgängen des Schloſſes, langſam auf und ab fahrend, von wo aus eine ihrer Hofdamen das Fenſter des Saales, in welchem die Verſteigerung abgehalten wurde, im Auge behielt und von welchem Fenſter aus der Kammerherr Freiherr von Schenk durch Schwenkung ſeines weißen Taſchentuches ein Zeichen zu geben hatte, ſobald der Hammer zum dritten Male niedergefallen war.

Die Verſteigerung begann, und als der hierzu beorderte Beamte das erſte Stück zum Verkaufe ausſetzte, näherte ſich auch die Maſſe der an der Thür Befindlichen mit ziemlicher Rückſichtsloſigkeit dem großen Tiſche, denſelben auf der einen Seite umringend, während ſich der größte Theil der ‚Geſellſchaft‘ auf der anderen Seite auf zahlreiche Stühle niederließ, welche von den Lakaien für ſie in Bereitſchaft gehalten worden waren.

Bei dieſem Anfange des Gefechtes hatte der Verſteigerer keine große Mühe — die Kleinigkeiten, welche ausgeboten wurden, waren ſich in ihrem mäßigen Werthe ziemlich gleich, und da es Seiner Excellenz dem Miniſter des Hauſes ganz gleichgültig war, ob er ſtatt einer Reitpeitſche oder einer Cigarrentaſche eine kleine Porcellanvaſe oder eine Theetaſſe erſteigere, ſo

wurde das mit collegialiſcher Freundlichkeit abgemacht, und die eine Excellenz trat gern zurück, wenn die andere Excellenz ein Angebot gethan. Daß die zu löſende Summe hiedurch nicht bedeutend wurde, verſteht ſich von ſelbſt, doch war das ja nur Nebenſache; lag ja der Schwerpunkt der Verſteigerung, wie wir oben ſchon erwähnt, ganz wo anders. Zu bedauern war dies immerhin, da der ganze Erlös, inbegriffen der für das Murillo'ſche Bild, durch die Güte des verſtorbenen Prinzen zu einer mildthätigen Stiftung beſtimmt war.

Die Vorſteher dieſer wohlthätigen Stiftung, ernſte Herren in ſchwarzen Röcken, welche ſich bei dieſer feierlichen Gelegenheit mit hohen, weißen Cravatten herausgeputzt hatten, ſtanden dicht am Tiſche, und ihre bekümmerten Mienen zeigten deutlich, daß es ihnen wohl lieber geweſen wäre, wenn die eine Excellenz der anderen dieſe Reitpeitſche oder jenen Theekeſſel unter keiner Bedingung gegönnt hätte.

Dieſe kleinen Plänkeleien mochten eine halbe Stunde gedauert haben, während welcher Zeit die Anweſenden ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen der Verſteigerung und dem ungenirten Geſpräch mit ihren Nachbarn getheilt hatten — es war noch kein rechter Ernſt bei der Sache, und auf beiden Seiten ſah man Gruppen plaudernd fern vom Tiſche ſtehen, und andere, welche an den beiden Enden des Saales auf und ab ſchritten und nur zuweilen einen gleichgültigen Blick hinüberwarfen.

Jetzt aber hatte ſich der Auctionator umgewandt, die Stirn mit einem rothcarrirten Sacktuche abgewiſcht, und als er ſich jetzt wieder der Verſammlung entgegendrehte, war im Gegenſatze zu früher — er hatte nämlich bis dahin zuweilen kleine ſchelmiſche Aeußerungen in die Verſteigerung einfließen laſſen — ſein Geſicht von einem feierlichen, würdevollen Ausdrucke umfloſſen, und er ſtützte die rechte Hand auf den Tiſch, was ſein Anſehen vermehren ſollte, und ſagte: „Meine hohen Herrſchaften und verehrungswürdiges Publikum! Wir kommen jetzt zu dem zweiten Theile unſeres

Geschäftes, in welchem das unvergleichliche Meisterwerk eines der berühmtesten Maler aller Zeiten und aller Völker dem Verkaufe ausgesetzt wird. Ich kann hierbei die Bemerkung nicht unterlassen," fuhr der Beamte fort, nachdem er von einem der schwarzen Herren mit der weißen Halsbinde, welcher dicht hinter ihm stand, einen sanften Rippenstoß empfangen, „daß der Erlös dieses kostbaren Bildes, eines ächten Murillo, durch die Munificenz Seiner Hoheit des hochseligen Prinzen Heinrich für eine mildthätige Stiftung bestimmt worden ist."

„Eine sehr überflüssige Bemerkung," murmelte der Oberhofmarschall, welcher dicht an den Tisch getreten war und jetzt schon durch furchtlos umhergesandte Blicke eine vorläufige, gelinde Einschüchterung versuchte.

Das Bild wurde jetzt von zwei Lakaien neben den Auctionator gestellt, und als es nun von demselben mit einer gravitätischen Handbewegung enthüllt wurde, brach von allen Seiten ein förmlicher Beifallssturm los und man applaudirte mit Begeisterung dieses wunderbare Kunstwerk.

Nach einer ziemlich langen Pause, während welcher der Versteigerer sein rothcarrirtes Taschentuch wie in einem Anfluge von Rührung ein paar Mal an seine Augen gedrückt, blickte er, den aufgestemmten Hammer in der Hand, wie Ruhe gebietend um sich her und sagte alsdann mit seiner schrillen Stimme: „Dieses Bild, ein ächter Murillo, wird um den Preis von zehntausend Thalern zum Verkaufe ausgesetzt."

Allgemeines Stillschweigen, dann eine Stimme aus dem Hintergrunde: „Und fünfhundert Thaler."

Der Hofmarschall nickte lächelnd dem Beamten zu, welcher hierauf verkündigte: „Eilftausend Thaler."

„Und fünfhundert."

Dasselbe Spiel — „Zwölftausend Thaler." — „Und fünfhundert."

Und eine Minute darauf wieder das gleiche Spiel: „Drei-

zehntausend Thaler" — „und fünfhundert" — nur mit dem kleinen Unterschiede, daß dem Lächeln des Ober-Hofmarschalls jetzt ein klein wenig Entrüstung beigemischt war und daß schon mehrere Lorgnetten an hochadeligen Augen den unsichtbaren Bieter zu entdecken suchten.

Doch blieb dieser nicht allein, und nachdem das Bild die Summe von achtzehntausend Thalern erreicht hatte, vernahm man auch noch andere Bieter, am Tische stehend, sowie aus dem Hintergrunde, welche das Gemälde in Kurzem auf die Summe von fünfundzwanzigtausend Thalern hinaufbrachten.

Der Kammerherr Freiherr von Schenk, welcher an dem bezeichneten Fenster stand, hatte schon ein paar Mal angefangen, sein weißes Sacktuch herauszuziehen, dasselbe aber in die Rocktasche zurückfallen lassen, wenn er bemerkte, wie Seine Excellenz zuweilen mit den Achseln zuckte und wie sich die Gegner desselben mit jedem Angebot mehrten.

„Dreißigtausend Thaler."

„Einunddreißigtausend Thaler."

„Zweiunddreißigtausend Thaler."

„Fünfunddreißigtausend Thaler," hörte man die Stimme des Ober-Hofmarschalls und sah ihn, wie er, die Arme über einander geschlagen, etwas rückwärts gebogen da stand, die Nase hoch erhoben, ein leichtes Lächeln um die Lippen und die Augen fest geheftet auf einen Kunsthändler, welcher ihm gerade gegenüber stand und gegen ihn bot, aber nicht ohne Zeichen einiger Verlegenheit und Unbehaglichkeit.

Fünfunddreißigtausend Thaler," wiederholte der Beamte, und einer der schwarzen Herren neben ihm sagte kopfschüttelnd mit gefalteten Händen halblaut zu seinem Nachbar:

„Das ist ein sehr niedriger Preis für dieses Kunstwerk."

Und es war, als hätte diese Bemerkung die Brust des Kunsthändlers mit neuem Muthe umpanzert, denn er sagte: „Sechsunddreißigtausend Thaler."

„Und fünfhundert," klang es abermals aus dem Hintergrunde.

Welt hinaus zu gehen; doch dachte ſie lebhaft an den finſteren und doch ſo guten Mann, der ſie geſtern Abend errettet, und daß er ihr verſprochen, er käme in einigen Tagen hier durch und wolle dann ſehen, was weiter zu machen ſei. „Aber erſt in einigen Tagen!“ ſagte ſie zu ſich ſelber, „und morgen ſchon kann der Steinmann vielleicht ſelbſt wieder hier ſein!“ Sie legte die Hände in den Schooß, ihr Kopf ſank auf die Bruſt, und ſie rief aus der Erinnerung all' die ſchlimmen und guten Tage, die ſie erlebt, all' die ſchrecklichen und all' die lieben Geſtalten, die ihr begegnet, vor ihr inneres Auge. Mit heißer Liebe und klopfendem Herzen gedachte ſie des kleinen Hauſes, deſſen Fenſter gerade ſo in den Garten hinaus giengen, wie jetzt die ihres Gefängniſſes. Sie dachte des Mannes, den ſie unausſprechlich liebte, in deſſen Andenken ſie ſo erhaben und edel daſtand. Sie hatte ihn betrogen, aber dieſer Betrug war das Einzige, was ſie glücklich machte, ſo wie er und ihre Liebe die einzigen Sonnenblicke waren, die hellſtrahlend auf ihr trübes, düſteres Leben fielen. — — Beſtändig aber tauchte zwiſchen dieſen Gedanken das Bild des Mannes auf, den ſie geſtern Abend kennen gelernt, und ſie konnte den Blick nicht vergeſſen, mit dem er tief nachſinnend in das Heerdfeuer ſah. Die Ereigniſſe des geſtrigen Abends, die finſteren Straßen, die ſie durchwandelt, der ſtrömende Regen, der ſie durchnäßt, die Wirthsſtube mit dem Abſchied von ihrer Mutter, die Erſcheinung Steinmann's — alle dieſe finſteren Erinnerungen lagen ihr fern, als ſie jetzt hinaus in die lachende Gegend blickte, fern, wie etwa ein Traum, den ſie vor langen, langen Jahren gethan. Nur ſein Bild, getragen von ſüßen Klängen, erfüllte ihr ganzes Herz. Ja, ſie wollte fliehen, wollte in das Gebirge hinauf, und ſchon jetzt träumte ſie lebhaft, wie es ihr zu Muth ſein würde, wenn ſie droben ſtände unter den Tannen und hinausſchaute in die Freiheit, die vor ihr lag. — Aber wenn ſie ſo

„Siebenunddreißigtauſend.“

„Und fünfhundert.“

„Achtunddreißigtauſend.“

„Wir müſſen der Sache ein Ende machen,“ ſprach nun der Ober-Hofmarſchall mit einer vor Aerger zitternden Stimme; „ich finde dieſes Ueberbieten von einer unbeſchreiblichen Rückſichtsloſigkeit.“

„Horrible, da man weiß, für wen Seine Excellenz das Bild kauft!“

„C'est un manque de dévouement impardonnable!“

„C'est une honte!“

„Auf Ehre, ſcheußlich — man ſollte dem Beamten einen Wink geben, daß er raſch zuſchlägt!“

„Das darf man nicht thun — es ſind zu viel Augen hier, die den Vorgang ſcharf beobachten!“

„Nicht zu gedenken jener beiden Schwarzröcke, die bald blaß, bald roth werden und von denen der eine ſchon einmal Miene machte, dem Verſteigerer in den Arm zu fallen, als er zuſchlagen wollte.“

„Vierzigtauſend Thaler.“

Der Kunſthändler ihm gegenüber blickte rückwärts, und als er, wie es ſchien, aus dem Hintergrunde des Saales ein Zeichen erhalten hatte, ſagte er: „Einundvierzigtauſend Thaler.“

„Und fünfhundert,“ klang es abermals aus dem Gedränge.

„Soll mich der Teufel holen,“ hörte man einen jungen Garde-Officier einem anderen zuflüſtern, „daß mich jene Beſtie, die dort aus dem Hintergrunde beſtändig unſichtbar ihr ‚und fünfhundert‘ ruft, noch mehr ärgert, als dieſer infame Kunſthändler!“

„Gewiß, es geht mir eben ſo — ſehen Sie nur Seine Excellenz an, ſie iſt daran, ſich ernſtlich zu fachiren.“

„Es iſt aber auch eine noch niemals da geweſene Rückſichtsloſigkeit!“

„Wer iſt den dieſer Kunſthändler?“

„Irgend ein Herr Müller oder Maier, handelt aber natürlich

im Auftrage Anderer. Leider habe ich schon ein paar Herren aus der Gesellschaft bemerkt, die zuweilen abseits schleichen und ihm indirect einen Wink geben lassen — ich will nur nicht indiscret sein."

Der Ober-Hofmarschall hatte sich gegen den Freiherrn von Schenk gewandt und ihn durch einen bezeichnenden Blick an seine Seite gerufen. „Eilen Sie zur Frau Fürstin-Mutter, mein lieber Baron," flüsterte er ihm zu — „Sie finden Ihre Königliche Hoheit in der großen Allee —, sagen Sie ihr, es würde hier mit einer Rücksichtslosigkeit auf das Bild geboten, die — die .... nun, sagen Sie ihr, was Sie gehört und gesehen haben, und ich ließe sie um eine neue Limite bitten, wie weit ich im schlimmsten Falle gehen könne — aber ich beschwöre Sie, Baron, eilen Sie!"

Nachdem hierauf der Kammerherr mit dem Anstande eines Hofmannes langsamen Schrittes zum Saale hinausgegangen war, um sich vor dem gemeinen Volke keine Blöße zu geben, schoß er, vor der Thür angekommen, wie ein Pfeil über die Treppen hinab und war so glücklich, den Wagen der Frau Fürstin-Mutter an der bezeichneten Stelle dicht beim Schlosse zu finden.

„Quel manque d'égards!" sagte die hohe Dame, nachdem sie die Botschaft Seiner Excellenz angehört — „sollte man nicht glauben, unser theurer Schwager Liebden mache sich aus dem Grabe heraus noch das Vergnügen, uns diese Freundlichkeit zu erweisen?"

„Darf ich Eure Königliche Hoheit um einen Befehl bitten?" drängte der Kammerherr.

„Sagen Sie meinem Ober-Hofmarschall, wenn es nicht anders sein könne, so solle er bis auf achtzigtausend Thaler gehen — ein horribler Preis — doch kann und will ich das Bild einmal nicht lassen — es wäre mir zu schmerzlich! — Sagen Sie ihm das und setzen Sie hinzu, ich verließe mich ganz auf seinen mir bekannten Aplomb und wäre ruhig!"

Mit dieser Botschaft stürmte der Baron von Schenk seinen Weg zurück und behielt kaum Athem genug, dieselbe in das Ohr Seiner Excellenz zu flüstern.

Die Verſteigerung war unterdeſſen langſam fortgegangen, denn nicht bloß der Ober-Hofmarſchall hatte nur in kleinen Summen geboten, ſondern der Kunſthändler war ein paarmal zurückgetreten, um mit einem Bekannten zu flüſtern, ehe er wieder weiter bot. Dadurch war einmal eine ſo gefährliche Pauſe entſtanden, daß der Hammer ſchon zum drittmaligen Zuſchlage in der Luft ſchwebte und wohl auch niedergefallen wäre, wenn nicht einer der ſchwarzen Herren den Arm des Beamten berührt hätte.

„Ich muß ſehr bitten, das künftig zu unterlaſſen!“ hatte ihn der Ober-Hofmarſchall angeherrſcht, und Jener darauf erwiedert: „Verzeihen mir Eure Excellenz, ich dachte an meine Armen und an meine Kranken!“

„Das kümmert mich wenig — wenn dergleichen wieder vorkommt, ſo werde ich den Auctionator dafür verantwortlich machen — weiter, wenn ich bitten darf!“ — Dieſes ‚weiter‘ aber ſprach er in einem ſolchen Tone und begleitet von einem ſo herausfordernden Blicke, daß ſich der Kunſthändler achſelzuckend abwandte und ſich auch die Fünfhundert-Thaler-Stimme nicht mehr hören ließ.

„Fünfundvierzigtauſend Thaler zum erſten Male!“ ſagte der Auctionator — „und fünfundvierzigtauſend Thaler zum zweiten Male!“

„Uebereilen Sie ſich gar nicht,“ ſprach jetzt der Oberhofmarſchall mit einer Würde, welche einen Beifall verdient hätte — „übereilen Sie ſich nicht; man ſoll uns nicht nachſagen, als hätten wir nicht mit großer Ruhe ein neues Gebot erwarten können.“

„Bravo — unvergleichlich!“ hörte man flüſternde Stimmen aus der Geſellſchaft.

„Ich wiederhole alſo: fünfundvierzigtauſend Thaler zum zweiten Male — und fünfundvierzigtauſend Thaler zum . . . .“

Statt das Wort ‚dritten Male‘ aber auszuſprechen, blieb der Beamte mit offenem Munde da ſtehen, als eine bis jetzt noch nicht gehörte Stimme in ſehr ruhigem Tone ſagte:

„Fünfzigtauſend Thaler.“

Die ſchwarzen Herren mit der weißen Halsbinde fuhren wie der Blitz zurück, um einem jungen Manne Platz zu machen, welcher dieſes letzte Angebot gethan.

„Ah, Herr Rodenberg!“ tönte es von der Lippe des Ober-Hofmarſchalls, wobei man bemerkte, wie das Antlitz Seiner Excellenz von tiefer Zornesröthe übergoſſen wurde.

Rodenberg verbeugte ſich auf eine gefällige Art und entſchuldigte ſich bei dem Auctionator, daß er leider gekommen ſei, um ihm weitere Mühe zu machen.

Der Name Rodenberg's hatte ſich, allerdings in Ziſchlauten, mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers durch die anweſende Geſellſchaft verbreitet und manchen Herrn und manche Dame, die bis jetzt behaglich in ihren Sitzen geruht, um mit großer Genugthuung das dritte letztmalige Aufſchlagen des Hammers zu vernehmen, von ihren Sitzen emporgeſchnellt und ihnen Veranlaſſung gegeben, in ſprachloſer Ueberraſchung den frechen Eindringling durch Lorgnetten und Gläſer aller Art zu betrachten.

„Iſt denn das möglich?“

„Ja, es war ſo, und wenn ſich auch der Ober-Hofmarſchall mit der Hand über die Augen fuhr, wie um das verhaßte Bild des jungen Mannes verſchwinden zu laſſen, ſo bemerkte er dieſen doch in der nächſten Secunde wieder mit einem ruhigen Lächeln vor ſich ſtehen und ſah an dieſem ruhigen Lächeln, daß er es mit einem Gegner zu thun habe, der wahrſcheinlich gut gerüſtet ſei und den er nicht im Stande war, durch Stirnrunzeln und finſtere Blicke zu verſcheuchen.

Faſt hätte Rodenberg das Bild um fünfzigtauſend Thaler gehabt, doch trat hier abermals der freundliche ſchwarze Herr in's Mittel, indem er den Auctionator flüſternd darauf aufmerkſam machte, Seine Excellenz ſeien überraſcht, ja, förmlich beſtürzt, und er möge ſich um Gottes willen nicht übereilen.

„Fünfundfünfzigtauſend Thaler!“ ſagte der Ober-Hofmarſchall.

„Sechzigtauſend Thaler!“ ſprach Rodenberg.

Die Sache wurde jetzt ſo intereſſant, daß von allen Seiten ein förmliches Gedränge um den Tiſch entſtand; überall ſtreckten ſich die Hälſe, um die beiden Kämpfer in's Auge zu faſſen. Dieſe aber boten einen ſehr verſchiedenartigen Ausdruck: der Ober-Hofmarſchall hatte die rechte geballte Fauſt auf den Tiſch geſtützt und gab ſich, aber auf keine täuſchende Art, jene ſorgloſe Miene von Gleichgültigkeit, welche der Andere ihm gegenüber durchaus nicht zu affectiren brauchte, ſondern in Wirklichkeit beſaß.

Dabei dürfen wir aber nicht verſchweigen, daß die Linke des Hauſes entſchieden für den jungen Mann Partei nahm und daß, ſo oft er ſein Gegenüber mit einer immer größeren Summe ſchlug, ein beifälliges Gemurmel, ja, gelindes Bravo erſcholl.

„Fünfundſechzigtauſend Thaler!“

„Zweiundſiebenzigtauſend Thaler!“ betonte Rodenberg etwas ſchüchtern.

„Dieſer Herr dort,“ vernahm man jetzt die etwas unſichere Stimme des Ober-Hofmarſchalls, „kam ſehr ſpät und kennt vielleicht nicht die Bedingung, welche, den Verkauf dieſes Bildes anbelangend, zu Anfang der Verſteigerung vorgeleſen wurde.“

„Darf ich Sie um den Inhalt dieſer Bedingung bitten?“ wandte ſich Rodenberg mit außerordentlicher Höflichkeit an den Beamten.

„Das Bild muß innerhalb vierundzwanzig Stunden baar bezahlt werden.“

„Ah!“ machte der junge Mann, und das Herz Seiner Excellenz klopfte ſtärker, denn er glaubte nicht nur eine kleine Verlegenheit in deſſen Zügen bemerkt zu haben, ſondern er ſah zu ſeiner großen Genugthuung, wie Jener in der That Miene machte, ſich zurückzuziehen.

Der Feind war im Weichen begriffen, alſo Victoria! mit einer tüchtigen Salve:

„Achtzigtauſend Thaler!“

„Achtzigtauſend Thaler zum erſten Male!“ wiederholte der Beamte.

„Achtzigtauſend Thaler zum zweiten Male!"

Der Kammerherr von Schenk zog ſein Schnupftuch aus der Taſche.

„Und achtzigtauſend Thaler zum — dritten . . . ."

Der Kammerherr von Schenk war voreilig genug, ſein weißes Tuch flattern zu laſſen, ehe er den verhängnißvollen Schlag gehört.

Und dieſer erfolgte nicht, denn ehe der Beamte im Stande war, den Hammer niederfallen und zu gleicher Zeit die zwei letzten, Alles beendigenden Sylben ertönen zu laſſen, vernahm man die Stimme Rodenberg's, welche in ruhigem Tone, als handle es ſich um eine Kleinigkeit, zwiſchen den beiden entzückt da ſtehenden ſchwarzen Herren die Worte ſprach: „Hunderttauſend Thaler!"

Zu gleicher Zeit, und das war wohl das Kränkendſte für ſein Gegenüber, legte er, ohne den dritten Hammerſchlag abzuwarten, eine Anweiſung von viermalhunderttauſend Franken vor den Beamten hin und zog ſich alsdann beſcheiden wieder vom Tiſche zurück, ruhig in der ſicheren Vorausſetzung, daß ihm das Bild zugeſchlagen werden müſſe.

So geſchah es denn auch, nachdem der Verſteigerer möglichſt lange gezögert und Seine Excellenz zu verſchiedenen Malen mit den Blicken befragt.

„Hunderttauſend Thaler zum dritten Male!"

Und während auf der einen Seite ein lautes Ah! der Befriedigung und der Freude die dicht herangedrängte Zuſchauermenge durchflog, rauſchte es auf der anderen von den Stühlen empor und ſo eilig wie möglich zum Saale hinaus, ſo daß in wenigen Minuten von der ganzen Geſellſchaft nichts mehr übrig geblieben war, als der Ober-Hofmarſchall und der Kammerherr Freiherr von Schenk.

Der letztere ſchlug ſeine Hände wie in Verzweiflung zuſammen und ſein ſonſt beſtändig glattes und zufrieden lächelndes Geſicht zeigte jetzt Schrecken und Beſtürzung. „Um Gottes willen," ſtieß er mühſam hervor, „wir haben das Bild nicht, Excellenz!"

„Nein, wir haben es nicht!"

„So bin ich ein verlorener Mann, denn ehe ich das Wort ‚zum dritten Male' hörte, ließ ich mein weißes Taschentuch zum Fenster hinausflattern!"

„Gerechter Gott, was haben Sie gemacht?"

„Ihre Königliche Hoheit die Frau Fürstin-Mutter winkten äußerst gnädig und fuhren davon!"

„Eine Uebereilung, mein Lieber, welche Sie Ihre Stelle kosten muß," erwiederte Seine Excellenz der Ober-Hofmarschall mit einem kalten, unheilverkündenden Tone — „ich werde sogleich Ihre Königliche Hoheit die Frau Fürstin-Mutter aufsuchen und darf es ihr nicht verschweigen, mit welcher Uebereilung Sie gehandelt!"

Er wandte sich rasch um und ließ den unglücklichen Kammerherrn stehen — als ein Bild des Erbarmens in seines Nichts durchbohrendem Gefühle. —

Nachdem die Theilnehmer und Zuschauer dieser interessanten Versteigerung nach und nach den Saal verlassen hatten, nicht ohne daß eine große Anzahl derselben unter den herzlichsten Glückwünschen von Rodenberg geschieden war, wobei die Herren mit den weißen Halsbinden mit aufgehobenen Händen noch ganz besonders betonten, daß einer solchen That der Segen des Himmels unmöglich fehlen könne, traf der Maler die nothwendigen Anordnungen zur Zahlung des Bildes, sowie um dasselbe an die Adresse der Frau Marchesa de Monterey gelangen zu lassen. Er fuhr zu diesem Zwecke mit dem Beamten, welcher die Versteigerung geleitet, nach dem Bankhause, das den Wechsel acceptirt und auch seit längerer Zeit Geschäfte für die Frau Marchesa besorgt hatte. Er ersuchte den Chef des Hauses, dieser Dame über den Ankauf des Bildes und mit demselben zugleich eine Notiz zugehen zu lassen und sich die Bestimmung zu erbitten, was mit der übrig gebliebenen Summe geschehen solle. Daß des Versteigerers dabei nicht vergessen wurde, sondern daß er durch ein reiches Geschenk belohnt ward, brauchte hier eigentlich nicht erwähnt zu werden; doch wollen wir auch in dieser Kleinigkeit unsere bekannte Wahrheitstreue nicht verläugnen.

Rodenberg hatte Alles das beſorgt mit einer faſt unerklärlichen Ruhe, im Gegenſatze zu der Aufregung, die man wohl bei ihm hätte vorausſetzen können; doch war dieſe Ruhe keine erkünſtelte, vielmehr hatte ſich ein Behagen über ihn ausgegoſſen, welches wir zu empfinden pflegen, wenn wir uns nach einem ermüdenden Tagewerke endlich aller Sorgen entſchlagen haben und in angenehmem Nichtsthun die Bilder der letzten Vergangenheit an uns vorübergleiten laſſen.

Unter dieſen Gefühlen fuhr Rodenberg nach Hauſe und lächelte ſtill in ſich hinein, als er an dem Schloſſe vorüberkam, als er die Straßen alle ſah, durch die er ſchon unter ſo wechſelnden Verhältniſſen gewandelt war, als er endlich ſeine ehemalige Wohnung erblickte, im Aeußern bis auf die an der Thür lungernden Bedienten unverändert, wobei er ſich indeſſen des eigenthümlichen Gedankens nicht entſchlagen konnte, als kehre er heute wieder nach jahrelanger Abweſenheit zurück. Und dabei fühlte er, wie fremd ihm Alles geworden — ja, ſo fremd, daß er den Augenblick kaum erwarten konnte, wo ihm geſtattet wäre, der Stadt den Rücken zu kehren.

Glücklicher Weiſe konnte er dieſen Augenblick beſchleunigen, und er that es mit einer faſt ängſtlichen Haſt.

In der Wohnung Lord Warren's angelangt, vertauſchte er ſeinen Anzug mit dem, von welchem wir weiter oben geſprochen, und als er ſich in der einfachen Sammtblouſe ſah, um den Hals das loſe geknüpfte ſeidene Tuch, als er ſeinen weichen Hut ſchief auf ſein reiches Haar drückte und wie zur Probe ſeinen ſchweren Wanderſtab ſchwang, da flog ein behagliches Lächeln über ſeine Züge und er beeilte ſich, den kleinen Koffer, den er ſchon lange gepackt hatte, vollends anzufüllen, zu verſchließen und mit einer Aufſchrift zu verſehen, wohin ihm derſelbe nachgeſchickt werden ſolle — und eben dahin, ſagte er dem hereintretenden Haushofmeiſter, möge er auch die Güte haben, ihm alle einlaufenden Briefe zu ſenden.

„Ich mache nur eine kleine Reiſe,“ ſagte er zur Beſchwichtigung des alten Herrn, welcher ſtets zuvorkommend gegen ihn geweſen war und auch jetzt mit freundlicher, bittender Miene einige Einwendungen nicht unterlaſſen konnte.

„Seine Herrlichkeit werden betrübt ſein, Sie nicht mehr hier zu finden!“

„Vielleicht kehre ich raſcher hieher zurück, als Sie ſich einbilden, mein lieber Herr Augier — ſenden Sie mir die Briefe Lord Warren's, welche an mich einlaufen, und ſollten Sie Seiner Herrlichkeit ſchreiben, ſo bitte ich, ihm zu ſagen, daß ich meines Verſprechens eingedenk ſei und ihm ſo bald als möglich Nachrichten von mir geben würde. — Nun leben Sie wohl und empfangen Sie meinen innigſten Dank für alle Güte, welche Sie gegen mich gehabt!“

Der alte Haushofmeiſter drückte ihm herzlich beide Hände und ſah ihm darauf kopfſchüttelnd nach. „Es iſt doch etwas Eigenthümliches um ſo eine Künſtlernatur — könnte behaglich wohnen in einem der comfortabelſt eingerichteten Hotels, wo ihm Alles zur unbeſchränkteſten Verfügung ſteht: Dienerſchaft, Reitpferde, Equipage im Hauſe ſeiner Herrlichkeit des Lords Warren — bei mir — und rennt da, den Stock in der Hand, den Plaid auf der Schulter, in die Welt hinaus!“

Als Rodenberg die Treppe hinabſprang, dachte er an Rafael. — Warum nochmals von dieſem guten Kerl einen vielleicht wehmüthigen Abſchied nehmen? Ich werde ſeiner gedenken, wie er auch meiner gewiß nicht vergeſſen wird, und daß wir uns wiederſehen, davon bin ich feſt überzeugt!“

So ſchritt er durch die Straßen, ſein Skizzenbuch unter dem Arme, den Stock in der Hand, ſeinen zuſammengewickelten Plaid auf der Schulter, im Beſitze einer Baarſchaft, welche geringer war als die, mit der er vor ſo und ſo viel Jahren hier eingewandert.

So lange er rechts und links Häuſer hatte, ging er langſam,

nach allen Seiten behaglich ausschauend; als er sich aber vor der Stadt befand, schritt er rüstig von dannen in die Berge hinein. Da oben war ein Punkt, wo sich die breite Fahrstraße scharf um eine Felsecke herumbog, und dort blieb er, rückwärts gewandt, einige Minuten stehen, nochmals hinabschauend auf die Häusermassen, denen er jetzt wohl für immer Lebewohl sagte — da lag für ihn eine traurige Vergangenheit: und dorthin, dem weiten Thale zu, an dessen scheinbarem Horizonte sich gewaltige Bergmassen auf einander thürmten — eine ungewisse Zukunft.

„Wohl bin ich frei nun, wie der Fall',
Der über die Berge fliegt,
Vor dem die Welt, die schöne Welt,
Hellsonnig offen liegt;
Doch hat der Fall' sein heimisch Nest,
Und wo wird mir einst Ruh'?
Ach, Keine, Keine find' ich je,
Die mich geliebt, wie Du!"

nachsann und sich fern am Horizont einen Punkt dachte, eine freundliche Stadt, ein stilles Haus, wo sie vielleicht einstens mit ihm glücklich sein könnte, dann stieg die Vergangenheit gespenstig neben ihr auf und sie hörte die Stimme ihrer Mutter, die ihr wie gestern Abend sagte: „kannst du dich besser machen, kannst du mit aller Arbeit, mit aller Buße anders werden — ungeschehen machen, was einmal geschehen ist?“ — — —

Flehend wandte das Mädchen ihr Gesicht gegen den Himmel empor und murmelte leise: „soll es denn keine Barmherzigkeit geben da oben? wird mir nicht ein Schutzengel seine rettende Hand reichen, mich vor jedem Rückfall bewahren und empor halten? wird mir Gott nicht helfen, Gott, der in mein Herz sieht und meine tiefe Reue kennt und meinen innigen Wunsch weiß, durch Buße, Mühseligkeit, Plage und Arbeit aller Art geläutert zu werden, um einstens ihm wieder begegnen zu können mit reinem Herzen, mit reiner Hand?“ — — —

„Wenn es aber keine solche Barmherzigkeit gibt, wenn ich nicht ungeschehen machen kann, was geschehen ist? und ich fürchte, ich fürchte, meine Mutter hat Recht! O, dann wäre es besser, ich suchte mir einen stillen, tiefen See, um allem Leid auf einmal ein Ende zu machen!“ —

Nachdem der Jäger den Grafen Alfons verlassen, sowie einige kleine Aufträge besorgt hatte, kehrte er träumend nach dem Hause seines Herrn zurück. Er konnte das Mädchen und die vergangene Nacht nicht vergessen, und ehe er genau wußte, wie er dahin gekommen war, stand er wieder vor dem kleinen, finsteren Bilde mit dem stillen Bergsee und versank in tiefes Nachdenken. Er wußte nicht, woher es kam, aber jener Abend, wo er in einen festen Schlaf fiel, aus dem er nicht mehr erwacht, stand so lebendig vor ihm, als sei das alles erst gestern vorge-

Der Künſtlerhof von Granada.

Es war im Monat Mai irgend eines Jahres — die bezeichnende Zahl thut nichts zur Sache, doch wollen wir hinzufügen, es war das Jahr, welches jenem gefolgt, in dem wir im vergangenen Kapitel vom freundlichen Leſer Abſchied genommen —, als ein Reiſender mit wenigem, aber anſtändig ausſehendem Gepäcke die Cannebière von Marſeille hinabſchritt, dann in die Straße Des Ambaſſadeurs einbog und ſich den Gaſthof gleichen Namens ein wenig beſchaute, ehe er in den finſteren Thorweg desſelben trat. Der Reiſende hatte ſich einen anderen Begriff gemacht von den Gaſthöfen dieſer ſüdlichen Stadt und von einem wenngleich beſcheidenen Zimmer — aber mit der Ausſicht auf das blaue Meer, die weißen Felſen der Küſte, auf Chateau d'If mit einem tüchtigen Stücke glänzenden Himmels dazu, welchem entlang ſeine Gedanken ſo bequem nach Spanien, ja, nach Afrika hätten ſegeln können, und nun die enge Gaſſe mit dem düſtern Hauſe!

Er trat achſelzuckend ein, mußte aber einen Augenblick warten, ehe er ſich an den Portier wenden konnte, da dieſer im Begriffe war, ſich von einem Fremden, welcher gerade ausgehen wollte, den Schlüſſel einhändigen zu laſſen. Unſer Reiſender würde dieſen Fremden weiter auch nicht beachtet haben, wenn derſelbe nicht im reinſten Deutſch geſagt hätte: „Ich gehe nach dem Hafen, um mich

noch einmal genau nach der Abfahrt des ſpaniſchen Schiffes zu erkundigen." — Und mit welchem Klange der Stimme ſagte er das, ja, ſo mächtig ergreifend für den ſo eben Eingetretenen, daß dieſer, nachdem er einen Augenblick ſprachlos geſtanden, auf den Fremden zuſtürzte, ihn am Kragen nahm und raſch gegen ſich drehte, was indeſſen keinen großen Kraftaufwand erforderte, da der Fremde ein kleiner und ſchmächtiger Mann, unſer Reiſender dagegen eine ziemlich breite und große Perſönlichkeit war.

„Rafael — oder iſt es irgend ein Geſpenſt, das Deine Geſtalt angenommen hat?"

„Gott ſteh' mir bei — Herr Profeſſor Walter — die Freude, Sie wiederzuſehen!"

„Und die meinige doppelt, weil Du Dich ſo eben nach den ſpaniſchen Schiffen erkundigt und ich daraus erſehe, daß wir Ein Reiſeziel haben!"

Der Portier des Gaſthofes, welcher als Elſäßer vollkommen Deutſch verſtand und dem ſolche Erkennungsſcenen wohl ſchon häufig vorgekommen waren, gab dem Fremden ſeinen Schlüſſel wieder, und dieſer ſtieg mit dem Anderen, nachdem auch ihm ein Zimmer angewieſen, die Treppen hinauf.

„Aber nur um den Reiſeſtaub abzuſchütteln und mich etwas anſtändig zu machen, dann gehen wir irgendwo hin, wo wir friſche Luft und Sonnenſchein haben — denn ich kann Dir nicht ſagen, Rafael, wie ich mich freue!"

„Sie kommen ſo eben an?"

„Vor einer Viertelſtunde — aber Eines geht nicht mehr," ſagte er, plötzlich ſtehen bleibend und den kleinen Schriftſteller betrachtend, „daß ich nämlich als Anklang längſt vergangener Zeiten Du zu Dir ſage, oder wir müſſen die Gleichheit dadurch herſtellen, daß wir irgendwo bei einem Glaſe guten Weins ſchmolliren — Du weißt gewiß dazu einen paſſenden Ort und wirſt hiermit angewieſen, mich augenblicklich dorthin zu führen."

Da Rafael ſchon einige Tage in Marſeille war, ſo wußte er allerdings einen ſolchen Ort auf dem Wege nach Notre Dame de la Garde, eine kleine Kneipe, wie ſie ein deutſcher Künſtler nur wünſchen mochte: auf den Felſen gelegen, die hier ſteil in's Meer abfallen, war das ein kleines Häuschen mit einer Veranda aus rohen Baumſtämmen, welche durch eine gewaltige Weinrebe zur dichten und kühlen Laube umgeſtaltet war. Da ſaßen die Beiden an einem roh gezimmerten Tiſche, der aber mit weißem Brode, ſaftigem Schinken, vortrefflichem Käſe und dunkelrothem Weine beſetzt war, wurden angehaucht von dem kühlen Seewinde, vernahmen das einförmige und ſo beruhigende Anſchlagen der Meereswellen an den Felſen drunten und ſahen vor ſich die dunkelblaue Salzflut mit aus- und einfahrenden Schiffen bedeckt: ſchwarzen Dampfern, die, wie Seeungeheuer tief die Wellen furchend, unaufhaltſam ihren Weg verfolgten, während kleinere Boote mit leuchtend weißen Segeln gleich Möven über das Waſſer dahin zu fliegen ſchienen. Dort lag das maleriſche Chateau d'If und Ratonneau, links zogen die hellen Felſen an der Küſte gen Italien zu und rechts über La Joliette hinaus verſchwammen die Ufer in weicheren Formen in der Richtung gen Spanien.

„Dorthin fahren wir morgen Abend," ſagte Rafael. — Das war aber auch Alles, was von den Beiden heute bei dieſem erſten Wiederſehen über ihr gemeinſchaftliches Reiſeziel geſprochen wurde.

Ihre Gedanken folgten nicht den Augen, denn während dieſe entzückt im Anblicke jenes prachtvollen Seegemäldes ſchwelgten, flogen jene nach der Heimat zurück und verſenkten ſich dort in enge, ſchattige Straßen, in ſtille deutſche Häuſer, beſchäftigten ſich mit vergangenen Tagen und mit Freunden, die ihrem Geſichtskreiſe entſchwunden.

„Und Räding?" fragte Walter.

„Hat ſich lange gegen die Feſſeln der Ehe gewehrt, iſt ihnen aber endlich im vollen Sinne des Wortes verfallen: ſeine Gattin, eine ältere Witwe, ſchnitt ihm das Lockenhaar ab, worauf er ſo

ſtolz war; er hat ſich darüber gegrämt, nahm aber trotzdem an Leibesumfang zu wie ſeine photographiſche Anſtalt an Renommée."

„Alſo es geht ihm gut?"

„Ja und nein; er wandelt mit ſo vielen Anderen die breite, ausgetretene, gewöhnliche Fahrſtraße dieſes Lebens; zuweilen ſoll er ſich noch der vergangenen Künſtlerzeit erinnern und dann hier und da leiſe mit ſeiner Kette klirren."

„Dem Kohlenmüller iſt es, wie ich gehört, beſſer ergangen?"

„Gewiß, und dieſe friſche, geſunde Natur hat es auch verdient: er malt und zeichnet große und kleine Landſchaften, hat ſich nach dem Tode ſeiner Schwiegermutter in Düſſeldorf ein kleines Häuschen gebaut und viele Kinder in die Welt geſetzt."

„Davon hörte ich," ſagte Walter, indem er lächelnd in ſein Glas ſchaute; „und dieſer dankbare Kerl hat ſie alle nach uns benannt: er beſitzt einen Michel Angelo, einen Rafael, einen Walter, einen Arthur, dem er obendrein noch den Spitznamen, ‚Der wilde Jäger' zugelegt hat, und eine Tochter, die er Juanita genannt."

„Ach, wie freue ich mich, die ächte Juanita, meine Prinzeſſin, wiederzuſehen," rief der kleine Schriftſteller enthuſiaſtiſch — auf ihr Wohl!"

Beide erhoben die Gläſer, ſtießen an und tranken aus, nachdem ſie mit einer leichten Handbewegung gegen die ſpaniſche Küſte gewinkt.

„Wann haſt Du die letzten Nachrichten von Rodenberg erhalten?"

„Ich fand hier einen Brief von ihm vor — Du aber warſt im vergangenen Winter längere Zeit mit ihm in Rom zuſammen?"

„Das war ich, und wenn ich ſchon früher alle Achtung vor dem großen Talente unſeres Freundes hatte, ſo muß ich Dir ſchon geſtehen, daß dieſelbe zur Bewunderung wurde, nachdem er mir erlaubt, ſeine Mappen durchzublättern — welche Compoſitionen — wie tief und poetiſch aufgefaßt, wie wunderbar ausgeführt! Ich möchte mir ſelbſt ein Compliment machen, daß ich es war,

welcher ihn damals veranlaßt, die leidige Farbenſchmiererei an den Nagel zu hängen — erinnerſt Du Dich, kleiner Rafael?"

„Wohl erinnere ich mich."

„Ja, ja, es war dieſelbe Zeit, wo ich auch Dir eine moraliſche Kopfnuß gab, welche bei Dir gut angeſchlagen hat. Aber um wieder auf Rodenberg zu kommen, ſo erſchienen damals die erſten Lieferungen ſeiner prachtvollen Illuſtrationen über Don Quixote — nun, Du wirſt davon gehört haben?"

„Und mit welcher Freude ich davon gehört, darüber geleſen, darüber geſchrieben habe! Hat doch ſelten etwas ein ſo ſchnelles, ungeheures Aufſehen gemacht; Rodenberg wäre ein gemachter Mann, wenn auch das Andere anders gekommen wäre. Alſo Du ſahſt Beide in Rom?"

„Ja," erwiederte der alte Maler, träumeriſch vor ſich niederblickend, „ich war dabei, als ſie ſich wiederſahen, und ich werde das nie vergeſſen."

„O, erzähle mir das — Rodenberg ſchrieb mir wohl darüber, aber ſeine Worte kamen aus einem ſo von Glück berauſchten Herzen, daß er ſich nur in Ausrufungen erging und ich mir mühſam den Faden der Begebenheit zuſammenſuchen mußte."

„Daß Juanita mit ihrem Oheim Don Joſe in Rom war, wußte ich von Schlegel, der ſich bei ihr befand und ihr im Ankaufe von Kunſtwerken aller Art behülflich war, auch daß ihr derſelbe genau und bündig erklärt hatte, welch harmloſes Verhältniß damals zwiſchen Rodenberg und ſeiner ſchönen Krankenpflegerin Leonie beſtanden — wir wiſſen das ja ebenfalls. Nun war aber Arthur ſo eigenthümlich und ſcheu geworden, daß ſie überzeugt ſein konnte, er würde Rom augenblicklich verlaſſen, wenn er Kunde erhielte, daß die Marcheſa de Monterey ebenfalls dort ſei. Da waren wir an einem ſtillen Nachmittage faſt allein in dem Dome von Sanct Peter: Rodenberg hatte ſeine Blicke erhoben zur Wölbung der majeſtätiſchen Kuppel, und ich, der wußte, was ſich begeben ſollte, hatte mich an einen der Pfeiler zurückgezogen — ich ſah ſie wohl

kommen: ganz allein und unhörbar ſchritt ſie daher; ſie trug ein Kleid von kornblauer Farbe, einen eben ſolchen Sammetmantel und einen Hut von gleicher Farbe. Es wird Dir eigenthümlich vorkommen, daß ich, der ſonſt für Toiletten kein Gedächtniß hat, die der Marcheſa ſo genau behielt; doch war ſie gerade ſo angezogen, als ich ſie zum letzten Male damals in Köln ſah — es war am Aſchermittwoch. — Sie trat alſo an Rodenberg heran, legte ihre Hand auf ſeine Schulter und ſagte zu ihm: ‚Laß es jetzt genug ſein, mein Freund, da hinaufzuſchauen, wende Dich der Gegenwart wieder zu und begleite mich nach Hauſe.‘ Da ſah ich ihn zuſammenzucken, ſah, wie er ſeine Hände einen Augenblick vor das Geſicht preßte, und fürchtete ſchon, er würde ſie ſtehen laſſen und davonlaufen.“

„Nun, nun?“

„Er war aber geſcheit genug, das nicht zu thun; hätte er es aber gethan, ſo wären ihm von mir unermeßliche Grobheiten zu Theil geworden, denn ich war über ſeine Halsſtarrigkeit geladen bis oben hin — wie war ſie ſo ſchön, wie ſah ſie ihn ſo bittend und ſo demüthig an! Und doch dauerte es einige für mich ſehr peinliche Secunden, ehe er ihr den Arm reichte und dem Ausgange des Domes zuſchritt. Gewonnen, gewonnen! jubelte es in mir, und ich alter Narr fühlte, daß es mit der Trockenheit meiner Augen nicht ganz richtig ſei, fühlte aber auch zu gleicher Zeit, wie mich Jemand leiſe am Arme berührte — und wer glaubſt Du wohl, daß es geweſen ſei?“

„Nun, wahrſcheinlich Schlegel?“

„Weit gefehlt — es war ihr alter Haushofmeiſter, der uns damals in Köln ſo wunderbar gepflegt und der lächelnd, aber mit zwinkernden Augen zu mir ſagte: ‚Welch ſchönes Paar!‘ — Und was man ein Paar nennt, wurden ſie bald hernach — es war ein ſtilles, aber vergnügtes Hochzeitsfeſt, zu dem auch Roderich mit ſeiner Frau von Florenz herüber kamen.“

„Das ſchrieb mir Rodenberg und eben ſo, daß ſie beim Be-

ginne des Frühlings Alle nach Spanien gehen würden — wo wir nun erwartet ſind," ſetzte er mit Stolz hinzu.

„Auf denn, nach Valencia!" rief jovial der alte Maler — „vor der Hand nach Marſeille und dort Erkundigungen eingezogen, ob morgen Abend ein Schiff nach Barcelona und Malaga fährt."

Das war nun leider nicht der Fall, ſondern der Dampfer hatte ſeine Abfahrt um mehrere Tage verſchoben, weßhalb die beiden Freunde am anderen Morgen in ſehr verdrießlicher Stimmung auf dem Quai von La Joliette ſtanden und den ankommenden wie den abfahrenden Schiffen zuſchauten.

„Wenn ich ein kleiner Millionär wäre," brummte Walter, „dann ließe ich mir für meine Perſon ſo ein Dampfſchiff einſpannen und führe allein davon."

„Oder kaufteſt Dir eine kleine, elegante Dampfyacht, wie da draußen eine liegt — es iſt ein Engländer, man ſieht's an der Flagge; das Schiff hat geheizt und ſcheint bald in See gehen zu wollen."

„Natürlich," knurrte der alte Maler, „die da reiſen und wir müſſen zurückbleiben — es iſt keine Gerechtigkeit in der Welt, denn ſonſt führen wir dort mit dem Schiffe und der langweilige Engländer bliebe hier und hätte alsdann hinlängliche Muße, ſich Marſeille noch einige Tage anzuſchauen."

„Da kommt ein Boot von der Dampfyacht," ſagte Raphael, „bemannt wie das Fahrzeug eines Kriegsſchiffes — wie ſauber die Matroſen ausſehen mit ihren breiten, umgelegten Hemdkragen und ihren ſchwarzen, lackirten Hüten; das Boot iſt größer, als man vermuthet, es führt acht Ruder."

„Und kommt gerade auf uns zu, als wolle es uns zur Mitfahrt einladen; auch greift der rothnaſige Kerl im Hintergrunde an ſeinen Theerhut, als wolle er uns begrüßen — wer weiß," ſetzte Walter lächelnd hinzu, „ob ich nicht während der Nacht in irgend einen Mylord verwandelt worden bin, es hat mir nämlich 'was der Art geträumt."

„Für dieſes Mal nicht," erwiederte Rafael, ſich umwendend; „dort ſteigen die, denen der Gruß gilt, aus einem ſehr eleganten Wagen."

„Wir wollen ihnen aus dem Wege gehen."

„Du, Walter!"

„Was ſoll's, berühmter Schriftſteller?"

„Schau Dir 'mal den Herrn genau an."

„Welchen?"

„Nun, den, von dem ich eben ſprach, der ſich mit jener jungen Dame auf das Schiff zu begeben ſcheint."

„Gott ſtehe uns in Gnaden bei! — wenn das nicht Lytton oder vielmehr Lord Warren iſt, ſo will ich ein Schwefelholz ſein!"

Hatte nun der Fremde den ziemlich lauten Ausruf des alten Malers vernommen oder zufällig hinübergeblickt, genug, er blieb ſtehen, eine lebhafte Röthe überflog ſein Geſicht, er wechſelte ein paar Worte mit ſeiner ſchönen Begleiterin und eilte dann raſch auf die beiden Freunde zu.

„Walter, ſind Sie es in der That?"

„So lebendig, als möglich!"

„Wie ich mich darüber freue — und was machen Sie hier?"

„Ich bin mit meinem Begleiter Don Rafael, deſſen Sie ſich vielleicht noch erinnern, nach Granada gewünſcht und ſtehe hier ziemlich verdrießlich am Ufer, da das Schiff, welches heute abdampfen ſollte, erſt in acht Tagen fährt."

„Nun," rief Lord Warren, „da hat es doch auf dieſer Welt nie ein glücklicheres Zuſammentreffen gegeben: dort liegt unſere Dampfyacht und wartet nur auf uns, um nach Malaga abzugehen — alſo nach Hauſe geeilt, Gepäck geholt, wozu Sie den Wagen nehmen können, der mich hieher gebracht — mein Boot ſoll Sie hier erwarten, und wenn wir dann ſpäter auf dem Verdeck ſitzen und von der Vergangenheit plaudern, da wollen wir vergnügt ſein, wie lange nicht — o Margarethe," rief er der Lady Warren entgegen, „da iſt unſer Freund Walter, und Herr Rafael, deſſen Du Dich gewiß noch erinnern wirſt!"

Und auf welch herzliche, liebenswürdige Art erinnerte ſich die ſchöne junge Frau der Bekannten ihres Mannes und ihres Vaters, ja, auf ſo gewinnende Art, daß, als nun die Beiden nach der eleganten Equipage eilten, der kleine Rafael, welcher tief in Gedanken verſunken war, beſtändig über Dieſes oder Jenes ſtolperte, während Walter ſeltſame Grimaſſen ſchnitt.

Eine Stunde darauf befanden ſie ſich auf dem Deck der kleinen Yacht, die den Namen Roderich führte, und dampften gen Süden.

Es war das eine entzückende Fahrt bei prachtvollem Wetter und ruhiger See. Als die Nacht kam, koſtete es die Freunde Mühe, ſich zu trennen, und beim erſten Strahle der Morgenſonne waren ſie ſchon wieder auf dem Verdecke, um das ſtolze Barcelona mit dem die Stadt beherrſchenden Montjuy zu betrachten.

Den dritten Tag in der Frühe erreichten ſie Malaga, von wo ſie auf buntgeſchirrten, kräftigen Maulthieren die Straße nach Loja einſchlugen, welche ſich ſtundenlang an jähen Felswänden hinaufwindet, ſchwindelerregend als Weg, prachtvoll aber durch die maleriſch zerklüfteten Felſen und den ſich immer vergrößernden Rückblick auf das unendliche Meer.

Nachdem die Reiſenden in Loja übernachtet, näherten ſie ſich am Nachmittage des anderen Tages dem Ziele ihrer Reiſe. Doch ging die Sonne ſchon unter, als ſie ſich endlich Granada ſo weit genähert hatten, um die charakteriſtiſchen Einzelheiten der verworrenen Häuſermaſſen dieſer Stadt erkennen zu können. Der ſchlechte Weg, auf dem die Maulthiere bisher nur mühſam gegangen waren, verwandelte ſich in eine gut erhaltene Straße, von Baumreihen und Büſchen eingefaßt, zwiſchen denen hier und da auch ſchon einzelne Häuſer ſichtbar wurden — und welche Bäume, welche Büſche, welch maleriſche Häuſer!

Wären unſere Freunde langſam durch Spanien nach dem Süden vorgedrungen, ſo hätten ſie ſich an Alles das nach und nach gewöhnt; ſo aber erſchienen ihnen wie in einem Märchen mit einem Male die Wunder Andaluſiens hier in Granada, auf dem lieb-

lichſten Fleck der Erde, hier, wo die Vegetation des Südens und des Nordens wunderbar lieblich gemiſcht iſt, wo neben gewaltigen Eichen und Buchen Oleander und Lorbeer ſtehen, neben Granatbüſchen mit den dunkelroth blühenden Blumen, duftender Flieder, über welchen hinaus faſt ſchwarze Cypreſſen hoch in die Luft emporragen, und eben ſo ſind Frühling und Sommer in der Vega von Granada verſchmolzen: ſchwarzblauer Himmel, poetiſches Abendlicht, warme, koſende Mailuft, ſo hell und ſo durchſichtig, daß die Sehkraft verdoppelt ſcheint und die Perſpective ſich in überraſchender, nie erlebter Wirkung darſtellt. Und dazu die ſchöne, altersgraue Stadt, deren Geſchichte ſo lebhaft vor unſer Gedächtniß tritt und wie ein wunderbares Märchen erſcheint, voll Kampf, Gedicht und Liebe. — Granada La Hermoſa mit ihren zahlloſen Thürmen und Kuppeln und den keck geſchnittenen Giebeln ihrer Häuſer, eingefaßt von einem Halbkreiſe blaugrüner Berge, welche ſich rechts nach den Schneegipfeln der Sierra Nevada hinaufziehen, während die Stadt ſelbſt an mehreren Stellen die ſteilen Abhänge hinanſteigt.

„Dort liegt die Alhambra,“ rief Walter, wobei aus den Blicken des alten Malers eine außerordentliche Begeiſterung blitzte; „ich erkenne die Torres Bermejas an ihrer rothbraunen Farbe, ein Entzücken jedes Künſtlers — wie oft habe ich von ihnen geleſen, wie oft ſie in Zeichnungen geſehen und in meiner Phantaſie! Dort iſt auch der Torre de la Vela, von welchem herab der ſpaniſche Feldherr im Namen der Kronen von Caſtilien und Arragon von dem eroberten Granada Beſitz nahm.“

Lord Warren, der zu Fuße gegangen war, trat, als nun Alle wie auf Verabredung ſtill hielten, neben Margarethe, küßte ſchmeichelnd ihre Hand und verſtand die ſtumme Sprache ihres großen, glänzenden, feuchten Auges.

Vom großen Dome herunter tönte jetzt feierlichen Klanges die Abendglocke, und als die Reiſenden nun weiter zogen, ſahen ſie, wie Alles mit jedem Schritte auf maleriſch eigenthümliche Art lebendig wurde, und hörten das dumpfe Gebrauſe der großen Stadt

fallen. Der ſtrömende Regen, das fremde, ſchuldbeladene Mädchen — er legte die brennende Stirne in die Hand, und ſo viel er ſich auch bemühte, jene beiden Geſtalten aus einander zu bringen, ſo ſchwammen ſie doch immer in Eine zuſammen, und vor ſich hatte er den tiefen, ſtillen See.

Endlich riß er ſich mit Gewalt von dem Bilde los und faßte den Entſchluß, augenblicklich wieder hinaus zu fahren, das arme Mädchen aufzuſuchen und ſie vor ihren Verfolgern in Sicherheit zu bringen. Er machte ſich Vorwürfe, geſtern Abend nicht gleich beſſer für ſie geſorgt zu haben, und er fühlte es deutlich, daß er ſie der Gefahr nicht entriſſen. Hatte er nicht ein paar Tage Zeit, die er hier müßig zubringen mußte? war nicht auf alle Fälle der Dubel da, dem man die nöthigen Inſtruktionen geben konnte?

Geſagt — gethan! Lukas wies den Dubel an, wenn er in zwei Tagen nicht zurückgekehrt ſei und nur für dieſen Fall, der aber beinahe unmöglich war, bei dem Grafen Alfons die Antworten zu holen; er bekam eine Summe Geldes, ſo wie die Adreſſe des Barons und wurde beauftragt, ihm, wenn Lukas in vier Tagen nicht zurück ſei, die Schreiben ſelbſt zu überbringen. Dubel, der die verſchloſſene Weiſe des Jägers und Vertrauten ſeines Gönners kannte, erlaubte ſich keine Fragen. Lukas ließ eine leichte Reiſekaleſche aus der Remiſe hervorziehen und Poſtpferde kommen, und als er bei ſinkender Nacht zum Thore hinaus rollte, athmete er tief auf und wunderte ſich ſelbſt über die Inſtruktionen, die er dem Tänzer gegeben.

Was ihn eigentlich ſo ſchnell vorwärts zog, dem unbekannten Mädchen nach, das wußte er nicht; aber daß ihn etwas beunruhigte und gewaltſam hinaus trieb, konnte er ſich nicht verhehlen. Oft erwachte er wie aus tiefem Traume und konnte dann verwundert um ſich ſchauen und nicht begreifen, was er

ſtärker und immer ſtärker an ihr Ohr tönen. Neugierige Mädchengeſichter ſchauen dort aus der Weinlaube über die Gartenmauer erſtaunt und freundlich auf die Fremden — aus jenem Kiosk klingt eine ſchöne Männerſtimme hervor, kaum hörbar von der Guitarre begleitet; dazu goldener Himmel gen Weſten, auf dem ſich der mächtige Schneekegel des Mulhacen geiſterhaft bleich abhebt, hier und da ſchon ein einſamer Stern in der Höhe, unten aber auf der Erde Geſang und Guitarrenklang, und ſo drang von allen Seiten der Odem eines warmen, poeſievollen Lebens auf die Reiſenden ein.

Ohne ein Wort mit einander zu ſprechen, ſtaunend, ſinnend, entzückt, ritten ſie ſchweigſam bei dämmerndem Abend in die Stadt der Sagen und Wunder ein über die Vivarambla, durch die Calle del Darro, von dem die Straße ihren Namen hat, dann aufwärts dem Ufer des murmelnden Flüßleins entlang, geführt von einem der Maulthiertreiber, welcher nicht nur die Stadt genau kannte, ſondern auch das Landhaus vor dem Thore derſelben, wo ſie von den Freunden erwartet wurden.

Endlich hatten ſie es erreicht: dort über der hellen Umfaſſungsmauer hoben ſich die Kronen mächtiger Bäume; dort war das weit geöffnete Eingangsthor des Gartens, dort ſank Margarethe mit einem lauten Ausrufe der Freude in die Arme ihres Vaters, dort breitete Rodenberg die Arme aus, um entzückt die Freunde abwechſelnd an ſeine Bruſt zu drücken; dort ſtand auch Schlegel mit gerührtem Blicke, und daß dieſes Gefühl auch ſein Herz bewegte, bewies er dadurch, daß er bald die Rechte Walter's, bald die des kleinen Rafael ergriff und dieſelbe faſt übermäßig ſchüttelte. Dort waren auch Diener mit brennenden Fackeln, dort war der Haushofmeiſter der ehemaligen Marcheſa de Monterey, der freundliche alte Mann mit ſeinem weißen Haar und dem gemüthlichen Lächeln, der nun ſeinen Leuten Anweiſung wegen der Maulthiere und des Gepäckes gab und dann den hochgeehrten Fremden voran dem Schloſſe entgegenſchritt.

Sanft führte der Weg aufwärts an leuchtenden Blumenpar-

tieen vorbei, zwiſchen duftenden Büſchen dahin, unter mächtigen, leiſe rauſchenden Bäumen, an murmelndem Waſſer vorüber, das ſie hörten, ohne es zu ſehen, und mündete endlich in einen großen, halbkreisförmigen Raſenplatz, an deſſen Ende ſich das ſchloßähnliche Landhaus erhob. Hier machte ſich Margarethe ſanft von der Hand ihres Vaters los und flog den Weg hinan dem hell erleuchteten Portale zu, wo ſie im nächſten Augenblicke in den Armen der beiden Schweſtern ruhte, von ihnen zärtlich umarmt und geküßt, wie eine lang vermißte, innig geliebte Tochter; dann kam auch Mercedes und Don Joſe, und keiner von Allen war vor Rührung und Freude zu ſprechen im Stande, am wenigſten Margarethe, die entzückt um ſich her ſchaute, bald in die freudigen Augen ihrer Lieben, bald an den dunkeln Nachthimmel empor zu der feinen Mondſichel und den glänzenden Sternen, wobei ſie in Einem fort ausrief: „O, wie ſchön iſt es hier bei Euch, wie wunderbar ſchön und herrlich, und wie glücklich bin ich!“

Dann kamen auch die Anderen nach und nach, und der Empfang, der ihnen zu Theil wurde, war gerade ſo, wie er ſein ſollte: aufs herzlichſte, wie man ſeine Lieben empfängt, die man lange nicht geſehen und die von nun an bei uns bleiben wollen. Da war Lord Warren ſo über alle Beſchreibung glücklich, daß er gern irgend einen tollen Streich ausgeführt hätte, wozu er aber keine Veranlaſſung fand; da bemühte ſich Walter, ernſthaft und würdig, faſt trotzig auszuſehen, um die naſeweiſen Thränen zurückzudrängen, welche ſeine grauen Wimpern befeuchteten; da glaubte Rafael in Einem fort zu träumen, wobei er ſich vor einem unangenehmen Erwachen fürchtete.

Da fuhr der alte Maler plötzlich zuſammen, als eine lange, dunkle Geſtalt auf ihn zutrat, ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn mit den Worten anredete: ‚Pax tecum!‘ — jubelte aber im nächſten Augenblicke laut auf, als er in der Capucinerkutte Knorz erkannte, der ihm nun ſeine Hände entgegenſtreckte und ihn willkommen hieß mit ſo freundlichem Ausdrucke, als das ſein hageres Geſicht zuließ.

Dann dauerte es noch eine Zeit lang, ehe wieder Ruhe eingekehrt war in dem großen, prächtigen Gebäude, und war dies erſt dann der Fall, als alle in der weiten und hohen Halle beim Abendeſſen verſammelt waren; recht gemüthlich fanden es aber die Freunde erſt ſpäter, als ſie in einem kleinen, reizenden Zimmer Rodenberg's plaudernd und rauchend bei einander ſaßen: da wurde der entfernten Freunde und Bekannten gedacht, überhaupt der Vergangenheit, und die Erinnerung an ſie wurde mächtig unterſtützt durch Bilder und Geräthſchaften: da war der Toledaner Roderich's und das Hüfthorn des wilden Jägers; da hing an der Wand das Bild, welches Olfers damals für Arthur gemalt: Juanita beim Künſtlerfeſte, und Murillo's prachtvolles Bild, welches Rodenberg in jener denkwürdigen Verſteigerung erſtanden.

Der Mond war untergegangen, die Sterne erbleichten und die Blüthenbüſche vor dem offenen Fenſter ſtrömten berauſchender ihren Duft aus, als ſich die Freunde endlich trennten.

Am Morgen war es Knorr, welcher Walter und Rafael umherführte und ihnen die prächtige Beſitzung zeigte, wobei er ihnen erklärte, das Schloß habe Juanita bauen laſſen, die mächtigen Bäume des Gartens aber ſtammten noch aus der Zeit der Mauren, wo hier einer jener fürſtlichen Paläſte geſtanden, mit denen ſämmtliche Höhen um Granada gekrönt waren; „auch iſt von dem damaligen Prachtbau noch ein ſchönes Stück erhalten und durch Schlegel wieder hergeſtellt worden," ſagte er; „dort glänzt es hervor zwiſchen den Lorbeerbüſchen und bietet ſchon von hier, überragt von den ſchwarzen Cypreſſen, einen maleriſchen Anblick — dort ſind unſere Ateliers und dort iſt auch eines für Dich, Walter."

Ehe ſie aber dort eintraten, hatte Walter noch die Freude, einen guten Bekannten begrüßen zu dürfen, den alten Gärtner Andreas, der ihnen mit einem Veilchenſtrauße in der Hand entgegentrat und ihm nach den erſten Begrüßungen mit vor Vergnügen ſtrahlendem Geſichte ſagte: „Erinnern Sie ſich noch, Herr Profeſſor, jener Tage, wo ich damals die Kiſten verpackt und wo

Sie die Hoffnung ausſprachen, daß das Atelier unſeres guten Herrn wohl doch wieder im alten Glanze erſtehen würde? Nun, ich ſehe, Herr Knorz führt Sie dahin — ich ſage Ihnen, Sie werden ſtaunen und ſich freuen!"

„Aus Staunen und Freude komme ich hier ſchon gar nicht mehr hinaus," gab Walter heiter zur Antwort, „doch muß ich vor der Hand Alles über mich ergehen laſſen, wie ein ausgedorrtes Land den wohlthätigen Regen; erſt wenn ich einmal mit Luſt und Freude gehörig durchweicht bin, kann ich ſelbſt wieder mittheilſam werden, und dann ſuche ich Euch auf, Andreas, und erzähle Euch von da drüben."

Er reichte dem alten Gärtner ſeine Rechte, und als dieſer ſie mit ſeinen beiden Händen ergriff und innig drückte, zuckte es ſeltſam auf Walter's Geſichte; dann folgte er raſch dem vorangegangenen Freunde.

Und welch prachtvolle Räume betraten ſie jetzt, ganz dazu geeignet, der übermüthigſten Künſtlerphantaſie zu genügen: das Haus ſelbſt war ein mächtiges Viereck mit einem reizenden Hofe in der Mitte, deſſen rings umher laufender Gang aus hufeiſenförmigen, durchbrochenen Bogen beſtand, die von ſchlanken Marmorſäulen getragen wurden. In der Mitte des aus buntem Moſaik beſtehenden Fußbodens des Hofes befand ſich eine weiße Brunnenſchaale, aus der ein Waſſerſtrahl in die Höhe ſtieg, um mit einem ſanften Geplätſcher rings umher das Echo wach zu rufen; blühende Granatbäume und duftende Orangen bildeten kleine Ruheplätze in den Ecken des Hofes, wo ſich niedere Tiſche und bequeme Stühle fanden, die dem Ganzen einen um ſo wohnlicheren Anſtrich gaben, als hier noch eine Menge Gegenſtände verrieth, daß der Hof häufig beſucht, ja, förmlich bewohnt wurde. Da ſtanden rieſenhafte Veilchenſträuße in den bunten Vaſen, dort hing eine grellfarbige Manta über einem der Stühle, da lag ein breitkrämpiger Strohhut auf einem Skizzenbuche; hier befanden ſich Cigarren und lange Türkenpfeifen, dort eine Laute auf dem prächtigen Tiſchteppiche, der in

den lebhafteſten Farben und den wundervollen arabiſchen Zeichnungen leuchtete.

Knorr ſagte hier, als er mit großer Genugthuung das Staunen der Freunde ſah: „Dies hier iſt im engeren Sinne der Künſtlerhof von Granada; Donna Juanita belegt freilich zuweilen ſcherzhaft unſere ganze Anſiedlung mit dieſem Namen, doch ſollte es eher heißen: Künſtler-Republik, denn von Allem, was zu einem Hofe gehört, findet Ihr hier keine Spur: wir kennen hier weder Neid noch Mißgunſt, Jeder freut ſich über das Glück und Wohlergehen des Andern, Verleumdung iſt ein Begriff, der aus unſerem Wörterbuche geſtrichen iſt; ein Orden beſteht bei uns allerdings auch: der Granatblüth-Orden; Donna Conchitta hat ihn geſtiftet, und Jeder, der ſich deſſelben würdig glaubt, darf ihn ſich nehmen, aber noch hat Keiner davon Gebrauch gemacht, und ſo leben wir frei und glücklich, heute einfach und beſcheiden, morgen vornehm, faſt verſchwenderiſch, aber immer in wohlthuender, republikaniſcher Gleichheit, und deßhalb ſprach ich von einer Republik.“

„Falſch, falſch!“ rief der alte Maler mit ſtrahlenden Augen — „es iſt keine Republik! Wenn Du meine Bemerkungen auch für profan hältſt, ſo möchte ich doch Euer göttliches Zuſammenleben einen Prieſterſtaat nennen: Eure Gottheit, Euer beglückendes Symbol iſt die hohe, heilige Kunſt, ſie hat Euer irdiſches Paradies hier erſchaffen, ſie, die ich einſtens erſtorben geglaubt und die nun in unvergleichlichem Glanze auch über mein armes, ſterbliches Haupt emporflammt — wir beten ſie an, Jeder auf ſeine Weiſe, und während unſere ſchönen Prieſterinnen ihren Altar mit Blumen bekränzen, wollen wir ihr dienen mit Pinſel, Griffel, Meißel und Feder — und wenn ich das nur eine Zeit lang in ſolch entzückender Weiſe gethan, ſo möchte ich ſterben, denn ich habe den Höhepunkt meines Künſtlerlebens erreicht!“

„Du ſollſt aber leben, mein Freund, und noch lange glücklich leben!“ ſagte Knorr mit ſeiner ernſten Stimme — „hier iſt das Atelier.“

„Prächtig!“ jubelte Walter.

„Dort wird Rafael hauſen und die Chronik unſeres Künſtlerhofes ſchreiben.“

Der kleine Schriftſteller ſagte nichts, aber während er ſo mit gefalteten Händen dahinging, waren ſeine Blicke um ſo beredter.

„Hier, Roderich's Atelier iſt der Mittelpunkt unſeres Künſtlerlebens — nun, was ſagſt Du, Freund Walter? Glaubſt Du nicht, Du beträteſt wieder jenen Raum in der luſtigen Stadt Düſſeldorf, wo Roderich ſein ſchönes Bild gemalt?“

„Wahrhaftig, Knorz, ich bin wie ein altes Kameel, nachdem es zu viel Waſſer getrunken, denn die Tropfen rinnen mir unaufhaltſam wieder heraus — das iſt ja wie Zauberei: hier iſt der Gobelin, unter dem wir eintraten, dort ſeine Staffelei, an der Wand ſeine Skizzen und Bilder, ſeine Waffen, ſeine Möbel, ſeine Geräthſchaften — drehe mich ein paarmal um mich ſelbſt herum, und ich werde darauf ſchwören, wir ſeien Alle um viele Jahre jünger geworden!“

„Das wohl nicht, aber anders, vielleicht beſſer,“ ſagte der Capuciner, wobei ſeine harten Geſichtszüge durch eine ruhige Milde förmlich verſchönert wurden — „ich wenigſtens fühle in meinem Herzen ſo etwas, und wenn Ihr eine Zeit lang hier unter dieſen guten und edlen Menſchen gelebt habt, bei dieſen herrlichen Künſtlernaturen, ſo werdet Ihr erfahren, welch ein himmliſcher Friede über Euch kommt — hier iſt Rodenberg's Atelier: an den Wänden ſiehſt Du die Originale ſeiner wunderbaren Zeichnungen, mit welchen er ſich in der unglaublich kurzen Zeit einen ſo großen Namen gemacht. — In dieſem Raume hauſe ich, und wenn Du Dir die Mühe geben willſt, meine angefangene Statue Moſes', die Tafeln des Geſetzes emporhebend, prüfend anzuſchauen, ſo wirſt Du mir ſagen, ob ich Fortſchritte gemacht habe.“

„Und welche Fortſchritte, mein lieber Knorz!“ rief der alte Maler freudig, nachdem er die Statue lange beſchaut — „Du biſt ein ganzer Kerl geworden!“

„Vieles davon mußt Du auch auf Rechnung des prächtigen Materials bringen,“ ſagte beſcheiden der lange Bildhauer; „es war das ein außerordentlich ſchöner Marmorblock.“

„Nein, nein, Du haſt ihn ausgezeichnet bearbeitet — ja, ja, mein lieber Freund,“ fuhr er nach einem längeren Stillſchweigen kopfnickend fort, „wenn ich an Roderich's neues Bild denke, das ich, kaum angefangen, auf ſeiner Staffelei ſah, oder an die Zeichnungen Rodenberg's, oder wenn ich Deine Statue betrachte, ſo vergeht mir der Muth, Bleiſtift oder Pinſel in die Hand zu nehmen — was meinſt Du, Rafael?“

„Ich möchte mich beinahe darüber freuen,“ ſagte der kleine Schriftſteller demüthig, „daß ich kein Künſtler geworden, ja, daß ich eigentlich ſo wenig bin, daß man an mich nur beſcheidene Anforderungen ſtellen darf.“

„Und doch,“ rief der alte Maler mit leuchtenden Augen, „wollen wir nicht verzagen — laß es gut ſein, mein Junge, bei ſolchen Freunden, in ſolcher Umgebung muß man was Tüchtiges leiſten!“

Weiter ſchreitend, zeigte Knorz den Freunden noch ein paar ſtattliche leere Räume für Gäſte, und zuletzt warfen ſie noch einen Blick in Schlegel's Werkſtatt, wie er ſein Atelier zu nennen pflegte.

Und bei dieſer Benennung hatte er nicht ganz Unrecht, denn hier ſchien Kunſt und Handwerk vereinigt zu ſein: da ſah man neben Bauplänen und Decorations-Entwürfen, welche die Wände bedeckten oder ſich halbfertig auf den Reißbrettern befanden, eine Hobel- und eine Drehbank mit den dazu nöthigen Werkzeugen.

Als ſie hierauf durch den Garten zurück nach dem Hauſe gingen, führte ſie Knorz auf die große Terraſſe vor demſelben, wo alle Uebrigen ſchon verſammelt waren: Olfers und Conchitta, Rodenberg und Juanita, Lord Warren und Margarethe, ſowie Don Joſe und Mercedes, welch letztere es ſich trotz des Kopfſchüttelns des alten Haushofmeiſters nicht hatte nehmen laſſen, heute Morgen die Sorge für den Frühſtückstiſch zu übernehmen.

Der lange Bildhauer hatte Walter und Rafael an die Brüſtung der Terraſſe geführt, und ohne zu ſprechen, deutete er durch eine Bewegung mit der Hand auf das Rundgemälde, welches ſich hier vor ihren Blicken aufthat.

In dieſem Augenblicke trat Juanita, auf Rodenberg's Arm geſtützt, zu ihnen und ſagte mit heiterem, glückſeligen Lächeln: „Es iſt mein Hausrecht, das ich mir unter keiner Bedingung nehmen laſſe, lieben Freunden die Ausſicht zu erklären!“

„Und wie ſie das verſteht!“ ſagte Rodenberg, ſie mit leuchtenden Augen betrachtend — „gib Acht, Rafael, und ſuche jedes ihrer Worte im Gedächtniß zu behalten, Du wirſt das gut gebrauchen können für Deinen erſten, unſterblichen Artikel von hier.“

Sie lachte ein paar Augenblicke ſo heiter und glücklich zu Arthur empor, als er auf dieſe Art mit ihr ſprach, dann aber wandte ſie ſich mit einem ernſten Geſichtsausdrucke zu den Freunden: „Wir befinden uns hier auf dem rechten Ufer des Xenil, der dort unten, verdeckt durch Lorbeer- und Granatbüſche, durch das Thal fließt; vor uns iſt die Alhazein, die ehemalige Ritterſtadt Granada's, jetzt etwas verödet und verfallen, mit verwilderten Gärten und ruinenhaften Häuſern, aber maleriſch durch ihren Pflanzenwuchs, durch ihre hellgrünen, mächtigen Cactushecken, durch die Pracht ihrer Mantelbäume, durch ihre hochſtämmigen, ſchwarzgrünen Cypreſſen. Aber wir laſſen ſie hier unten liegen und erheben unſern Blick zur Alhambra, ein Wort, das in ſeinem Begriffe mich immer tief bewegt, denn ich kann es nicht ausſprechen, ohne dabei jene wundervollen, phantaſtiſchen Räume vor mir zu ſehen, die Höfe mit den murmelnden Springbrunnen, Alles das angefüllt mit dem prachtvollen Leben jener glänzenden Zeit; ich kann es nicht ausſprechen, ohne vor mir zu ſehen die Blüthe ſpaniſcher und mauriſcher Ritterſchaft, kämpfend um jeden Zoll breit dieſes blutgetränkten Bodens, glücklich als Sieger, ja, ſelbſt noch glücklich als Beſiegte mit dem Gefühle, wenigſtens

hier in dieſem irdiſchen Paradieſe ſterben zu dürfen. Dort liegt ſie vor uns mit ihren mächtigen, röthlichen Thürmen, von denen ſie ihren Namen hat, eingeſchloſſen durch halbverfallene Mauern, ein wunderbares Chaos von Gärten und Parkanlagen, Feſtungswerken, Trümmern von Paläſten, beſcheidenen Privathäuſern und armſeligen Hütten; nur wenige ihrer Thürme ſtehen noch aufrecht da und die anderen ſind in ihren Trümmern noch ſchön und maleriſch, bedeckt mit freundlichem Grün, mit Feigenbäumen und Aloe, umklammert von Rebgewinde. So liegt die Alhambra vor unſern Augen wie eine rauhe Schale, die aber wunderbar Schönes in ihrem Innern verbirgt — wir werden Alles das ſehen, die Höfe und die Gemächer in fabelhaft mauriſcher Pracht, die Fiſchteiche mit Blumen umgeben, den Löwenhof mit ſeinem berühmten Brunnen und ſeinen leichten mauriſchen Arcaden. Und dann der köſtliche Mittelpunkt des Ganzen, der Garten der Lindaraja, im Herzen des Baues, mit ſeinen Roſen- und Citronenbüſchen, wie ein Smaragd in goldener Einfaſſung. Rechts von der Alhambra liegt die Stadt, liegt Granada, ehrwürdig und doch jugendfriſch, durchflochten von friſchem Grün, durchrauſcht von kryſtallhellem Waſſer. Nach jener Seite hin erheben ſich in weiter Ferne die kahlen, verbrannten Felſenſtirnen der Sierra Elvira, eine prächtige Abwechslung gegenüber den üppigen Reizen der Vega von Granada, welche ſich bis zum Fuße der Gebirge vor unſern Augen ausbreitet, jener blühenden Wildniß von Bäumen und Gärten und fruchtbaren Obſtwäldern, durch welche ſich der Xenil in ſilberner Schlangenlinie windet, ſein Waſſer rechts und links den alten mauriſchen Canälen mittheilt und ſie ſo in beſtändiges Grün kleidet; dort ſind die Gärten mit murmelndem Waſſer, die ſchattigen Laub- und Bogengänge, die kleinen, reizenden Wohnungen, für welche die Mauren mit ſolch verzweifelter Tapferkeit fochten — ſieht man doch heute noch an den Prachthäuſern und Hütten, welche nun von den Bauern bewohnt werden, die Spuren von Arabesken und anderen prächtigen Verzierungen, die uns erzählen, daß dieſe alten Mauern ſchönere

Tage geſehen und zur Zeit der Araber zierliche Wohnungen geweſen ſind! — Dort rechts am Ende der Bergſtadt ſehen wir einen alleinſtehenden, eigenthümlich geformten Bergkegel: der letzte Seufzer des Mauren, von wo herab König Boabdil einen letzten Blick auf ſein verlorenes Paradies warf.“

„Wunderbar, unvergleichlich ſchön — in der That ein Paradies auf Erden!“

„Nun wenden wir nochmals den Blick aufwärts über die Alhambra hinweg nach jenem Bergabhange, wo zwiſchen Baumgruppen und Weinlauben kleine, weiße Pavillons hervorglänzen, und deſſen Höhe gekrönt iſt mit jenem luftigen Palaſte, der ſich mit ſeinen ſchlanken, weißen Thürmen, ſeinen langen Arcaden und Säulengängen von hier wie ſeine Elfenbeinſchnitzerei ausnimmt: es iſt die Xeneraliſa, der Sommerpalaſt der mauriſchen Könige, und hoch über ſeinen zahlreichen, dunkeln Cypreſſen, hoch über den tiefgrünen, üppigen Laubmaſſen, welche das kleine Schloß in einem friſchen Kranze umgeben, thront oben am dunkelblauen Himmel der Mulhacen mit ſeinen Schneemaſſen, die höchſte Spitze der Sierra Nevada, der Stolz und die Freude Granada's, die Quelle ſeiner erfriſchenden Winde, ſeines ewigen Grüns, ſeiner unerſchöpflichen Brunnen, ſeiner ſtrömenden Bäche.

„Noch heute wollen wir zur Xeneraliſa hinaufreiten, nicht wahr, Arthur, um das kleine Zauberſchloß den Freunden in der Nähe zu zeigen?“ bat das ſchöne junge Weib in ſchmeichelndem Tone.

„Gewiß, Juanita, wenn es Dir Freude macht,“ erwiederte Rodenberg und ſetzte lächelnd, gegen Walter gewandt, hinzu: „Es iſt einer ihrer Lieblingsplätze, es zieht ſie, wie faſt alle Frauen, mächtig dorthin, und wenn ſie droben ruht am Fuße jener tauſendjährigen Cypreſſe, wo die ſchöne Königin den kühnen, ritterlichen Mauren ſah, da fühlt ſie inniges Mitleid mit den unglücklich Liebenden, und in ihrem Herzen erklingen alle die wunderbaren Sagen von dem Glücke und dem blutigen Ende des Abencerragen.“

„Ja, ja,“ ſagte Juanita, ſinnend in das Auge Arthur's blickend,

hier im Wagen auf dem Wege nach Metthausen thue; oft wieder überfiel ihn eine unerklärliche Unruhe und es war ihm, als solle er den Wagen stehen lassen und querfeldein rennen, den Bergen zu, die im schwimmenden Lichte des Mondes langgestreckt neben seinem Wege lagen. Dann aber ermahnte er den Postillon, zu eilen, und der leichte Wagen flog dahin mit der größten Geschwindigkeit, und in der Frühe bei Anbruch des Tages erreichte er Metthausen und gegen acht Uhr den kleinen Ort, wo sich das Mädchen befinden mußte. Jener Postillon, der sie hieher gebracht, lehnte am Hofthor und lachte freundlich, als er den Herrn von vorgestern Abend aussteigen sah. Er erzählte ihm in aller Kürze, was bisher vorgefallen, von der Verfolgung des Polizeiagenten, daß aber der Schulze fest geblieben und daß sich das fremde schöne Mädchen jetzt in dessen Hause befinde. Dabei kniff er listig ein Auge zu, als wollte er sagen: das finde ich begreiflich, daß man einen solchen Schatz aufsucht.

Der Jäger eilte indessen zum Hause des Schulzen und der alte Mann öffnete ihm selbst die Thüre, führte ihn in's Zimmer und bat ihn, sich niederzusetzen. Der Dorfbeamte schien einigermaßen in Verlegenheit zu sein, als der Jäger nach dem fremden Mädchen forschte. Er nahm sein Lederkäppchen von dem weißen Haar und drehte es unruhig zwischen den Fingern. Lukas saß da in unbeschreiblicher Spannung und ihm ahnte wohl, was geschehen, und noch viel Schrecklicheres obendrein.

„Sehen Sie, mein lieber Herr," sagte der Schultheiß, „mit der Wahrheit kommt man überall am besten durch; wissen Sie, wenn ich mich nicht selbst für jenes arme Kind lebhaft interessirt hätte, so würde ich sie in's Ortsgefängniß gesperrt haben und würde Ihnen jetzt einfach sagen: was geht Sie meine Gefangene an? Ich habe keinem Fremden darüber Rechenschaft zu geben. Aber so, mein Herr, ist der Fall anders. Ich behielt

„aber auch Anderes erklingt in mir, wenn ich da oben ſitze an dem erfriſchenden Waſſer unter der Lorbeerhalle, wenn es um mich her ſprudelt, ſchäumt, leuchtet und ſchimmert, klingt und duftet, dann denke ich, wie glücklich ich ſelbſt geworden bin, wie ſelig in Deiner Liebe, mein Arthur!“

„Ja, glücklich geworden und Andere glücklich gemacht,“ ſprach Roderich, der mit Conchitta leiſe näher getreten war — „wie hat ſich für uns Alles ſo unausſprechlich und ſo unerwartet ſchön gefügt: vereinigt in Glück und Liebe, umgeben von theuren Freunden, nur der Kunſt leben zu können, ohne jede beengende Schranke!“

„Ein wahrer Künſtlerhof!“ rief Walter laut, mit überſtrömendem Gefühle. — —

Und hier wollen wir Abſchied nehmen von Granada, von jenen Glücklichen, die wir für eine Zeit lang begleitet haben auf ihrer wechſelvollen Lebensbahn, und ich auch für dieſes Mal von Dir, geneigter und vielgeliebter Leſer, wobei ich Dir wohl anvertrauen darf, daß das Glück der Freunde ein dauerndes iſt und daß der Künſtlerhof, wie ich ihn Dir geſchildert, heute noch beſteht.

Sollteſt Du je nach Granada kommen, ſo ſuche ihn auf: er heißt im gewöhnlichen Leben Villa de Monterey, und Du wirſt ſicher ſein, an jenem Hofe eine freundliche Aufnahme zu finden, auch wenn Du keine Ahnen nachzuweiſen haſt, auch wenn Deine Bruſt nicht geſchmückt iſt mit unverdienten oder verdienten Orden — auch brauchſt Du nicht demüthig um die Protection eines Ober-Hofmeiſters oder um die oft noch wichtigere einer erſten Kammerfrau nachzuſuchen. Du mußt nur beweiſen, daß Du die Kunſt liebſt und die Künſtler verehrſt, vor allen Dingen aber die Verſicherung geben, daß Du meine freilich etwas lange, aber wahre Geſchichte weder zu lang, noch zu langweilig gefunden.

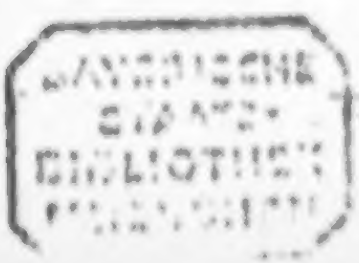

F. W. Hackländer's Werke.

57. Band.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Zwölf Zettel.

Erſtes Kapitel.

Es könnte wohl nicht leicht einen ſtärkeren Gegenſatz geben, als manches der Zimmer eines alten Hauſes, in welchem wir uns gerade befinden, mit dem Aeußern desſelben bot[illegible]. Dieſes Haus, finſter, hoch und ſchmal, zeigte der Straße eine verſchnörkelte Giebelwand, die von einer Wetterfahne gekrönt war, welche ſich indeſſen ſchon lange nicht mehr drehte; die graue Farbe der Vorderſeite dieſes Hauſes war ein Anflug des Alters und dabei noch ſchattirt und ſchraffirt von Regen und Feuchtigkeit aller Art aus überlaufenden Dachrinnen und ſchadhaften Abzugsröhren, welche man nicht immer zur rechten Zeit wieder ausgebeſſert hatte.

Dieſes Haus war aber wie das häßliche Geſicht eines guten, alten Herrn, der im Innern voll guter Laune, voll Ränken und Schwänken iſt, und dem es ein Vergnügen macht, erſt die Kinder zu erſchrecken und ſie alsdann durch einen rothbackigen Apfel zu verſöhnen, und dieſes geſchah bei dem Hauſe, von dem wir reden, auf die einfachſte Art von der Welt; denn obgleich es in der gangbaren Straße, in welcher es ſtand, wie wir eben ſchon bemerkt, nur eine ſchmale Front hatte, ſo war es dagegen mit ſeiner Tiefe in einen Garten hineingebaut und hatte dort hinaus die ſchönſten, hellſten und luftigſten Räume, beſonders in den oberſten Stockwerken,

von wo man nicht nur einen Theil der Stadt überſah, ſondern über die benachbarten Dächer und Schornſteine hinweg in die Umgegend hinein bis dort, wo ſich der Horizont mit ſanft aufſteigenden Bergen ſchloß.

Eines dieſer Zimmer war nun weder reich noch wohlhabend eingerichtet; was ihm aber an koſtbaren Tapeten oder werthvollem Geräthe abging, das erſetzte es durch eine außerordentliche Reinlichkeit, durch einen weißgeſcheuerten Fußboden, ſauber getünchte Wände, hellgeputzte Fenſter, vor denen ſich weiße, einfache Vorhänge befanden, und ſtimmte ſo vollkommen mit ſeiner Bewohnerin überein, einer alten Frau von vielleicht ſechzig Jahren, welche an einem der beiden Fenſter dieſer Stube ſaß. Sie trug ein Kleid von ſehr verwaſchenem Kattun, das aber trotzdem einen zierlichen, faſt eleganten Anſtrich hatte, ebenſo wie ihre friſchweiße Haube, unter der ein Geſicht hervorleuchtete, dem man ſchon im erſten Augenblicke gut ſein mußte und welches Jedem unbedingtes Vertrauen einflößte. Es waren dieſes feine und kluge Züge von einer ſo hellen, angenehmen Farbe, daß die Falten des Alters, welche man wohl um den Mund bemerkte, nicht im Stande waren, ſcharf oder ſtörend hervorzutreten, und wenn dieſes Alter auch wohl ſichtbar war, ſobald die alte Frau mit geſchloſſenen Lippen vor ſich niederſchaute, ſo verſchwand es doch faſt gänzlich wieder, wenn man beim Sprechen ihre immer noch ſchönen Zähne ſah, und vollends dann, wenn ſie ihre hellen, ſchönen, verſtändigen Augen aufſchlug. Es lag etwas unausſprechlich Freundliches in ihrem Blicke, und wenn ſie auch ohne zu reden nur, wie ſie zuweilen that, von ihrer Arbeit an den Himmel hinaufſchaute, ſo war es gerade, als ſei ihr Geſicht von einem Sonnenſtrahle beleuchtet.

Dabei hatte ſie etwas Vornehmes in ihrer Haltung und in allen ihren Bewegungen, was indeſſen zu der faſt ärmlichen Zimmer-Einrichtung und zu ihrer Beſchäftigung nicht gerade paſſen wollte, denn letztere beſtand darin, daß ſie aus einem neben ihr ſtehenden Korbe feine Wäſche Stück für Stück herausnahm, prüfend gegen

das Licht hielt und wo sie etwas auszubessern fand, sich sogleich an diese Arbeit machte.

Ihr gegenüber saß eine andere Frau, nicht so alt wie die so eben geschilderte, aber älter und vor allen Dingen unansehnlicher aussehend — etwas verwahrlost in ihrer Kleidung, war sie in ein großes wollenes Umschlagtuch gehüllt und trug eine alte, etwas gelbe Haube mit verschlossenen Bändern, vor sich auf dem Schooße hielt sie einen großen, verschlossenen Henkelkorb, an den sie, während sie mit der andern Frau sprach, ihre Rede zu richten schien.

„Mit der Arbeit schien die Kammerjungfer der Gräfin, als ich die Chemisetten und Krägchen ablieferte, nicht unzufrieden zu sein, dann brachte sie es ihrer Herrschaft, kam mit dem Geld heraus und bemerkte, die Gräfin habe doch gefunden, daß Alles das nicht so gemacht sei, als wenn es aus Ihrer Hand käme, Madame Reveillot, und da sehen Sie nun, ob man den Leuten ihre vorgefaßte Meinung nehmen kann — Sie waren so gütig, mir einen Theil Ihrer Kundschaft zu übertragen, wofür ich Ihnen gewiß sehr dankbar bin — aber was nützt es mich? — die Sachen, welche Sie selbst für ganz ausgezeichnet fanden, sollen deßhalb nicht gut sein, weil sie nicht von Ihnen abgeliefert sind."

„Haben Sie der Kammerjungfer nicht gesagt," erwiederte die alte Frau mit einer wohlklingenden Stimme, in welcher aber ein fremdartiger Accent nicht leicht zu verkennen war, „daß ich die Wäsche durchgesehen und für sehr gut befunden habe?"

„Das habe ich ihr allerdings gesagt, sie meinte aber achselzuckend, sie wolle das nicht bestreiten, doch stände Madame Reveillot in einem solchen Ansehen bei der Herrschaft, daß es derselben nicht in den Sinn käme, an irgend etwas, was aus Ihrer Hand komme, eine Ausstellung zu machen — und habe das ja selbst auch schon gesehen," fuhr sie fort, „die vornehmsten Damen lassen sich von Ihnen bedeuten, und wenn Sie einmal etwas gesagt, so ist es gerade wie ein Evangelium — und mit Recht, Madame Reveillot, mit großem Recht, denn wie Sie kann doch Niemand Andeutungen

ſie in meinem Hauſe, hier gleich nebenan — Sie können das Zimmer ſehen — die Fenſter gehen nur zwei Schuh hoch in den Garten und da hinaus hat ſie ſich heute Nacht geflüchtet.“

Daß er das Mädchen nicht mehr hier finden würde, das hatte dem Jäger geträumt, er hatte jedoch ſeinem Traume nicht geglaubt; deßhalb aber war er nicht weniger bewegt und ſchmerzlich berührt, ſagte aber blos: „ſo, ſo! entflohen iſt ſie in der vergangenen Nacht; und wann kann das geweſen ſein?“

„Ich ſchätze ſo zwiſchen Zehn und Eilf,“ ſagte der Schultheiß, „um dieſe Zeit hat der Hofhund gelärmt. — Sie müſſen wiſſen, Herr,“ ſagte er pfiffig lächelnd, „daß ich den Hund geſtern Abend an ſeiner Kette ließ, und eben ſo machten es die Nachbarn; wiſſen Sie, es hätte dem armen Geſchöpf Unglück paſſiren können.“

„Alſo habt Ihr gedacht,“ entgegnete der Jäger, „daß ſich das Mädchen flüchten würde?“

„Na, unglaublich erſchien es mir nicht,“ lachte der Beamte; „mag das Mädchen nun geweſen ſein, wer ſie will, und gethan haben, was ſie will, ich glaube, mit dem Gensd'armen wäre ſie nicht nach der Reſidenz zurückgekehrt, eher hätte ſie ſich ein Leid angethan.“

„Ja, ja!“ ſagte der Jäger Lukas ruhig und wie zu ſich ſelber ſprechend; „ich glaube faſt, ſie hat ſich ein Leid angethan.“

„Das wäre ja entſetzlich!“ antwortete eifrig der Schultheiß und ſtülpte ſein Käppchen haſtig auf das Haar; „o, ich kann es nicht glauben, ein ſo junges und ſchönes Mädchen!“

„Ja, Freund,“ verſetzte der Jäger, „es gibt Verhältniſſe, wo einem jungen, ſchönen Mädchen der tiefe Grund eines See's lieber iſt, als die klare Himmelsluft; ich habe das ſchon erlebt! — Aber laßt mich das Zimmer ſehen, wo ſie geweſen.“

geben und die kostbarsten Spitzen, die sonst in's Ausland geschickt wurden, wieder herstellen."

„Das ist schon wahr, meine liebe Frau Sprudel, man hat in seiner Jugend etwas gelernt."

Die alte Frau sagte das mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck, worauf sie nach einem Athemzuge, der wie ein leichter Seufzer klang, fortfuhr, „ja man hat etwas gelernt und man weiß wie man mit Spitzen umgehen muß, doch da ich nie etwas halb zu thun pflege, so will ich's mich auch recht gern einen Gang kosten lassen, um Ihnen die Kundschaft, die ich Ihnen einmal zugewiesen habe, zu erhalten. Seien Sie unbesorgt, es wird schon gehen; ich werde in diesem und auch in den anderen Häusern, die ich Ihnen übertragen, wiederholen, daß es mir für andere Arbeiten an Zeit fehlt, seit ich mich mit diesen eigensinnigen und doch wieder so lieben Spitzen eingelassen habe — für ein paar Häuser muß ich vor der Hand freilich auch noch andere Gegenstände behalten, ich habe da Rücksichten zu nehmen, doch wenn ich die nicht mehr zu nehmen brauche, so werde ich Sie auch da einführen."

„Das lohne Ihnen Gott, Madame Reveillot, und da ich nun Ihre Zeit nicht mehr in Anspruch nehmen will, so wünsche ich Ihnen einen guten Abend — wann darf meine Tochter zum Bügeln kommen?"

„Lassen Sie mich einmal nachrechnen — heute ist der letzte Tag im Jahr, morgen Mittwoch Feiertag — Donnerstag, Freitag," sagte die alte Frau nachdenkend — „also am Samstag."

„Es soll nicht fehlen, sie wird pünktlich da sein — sie ist so dankbar, daß sie die schöne Arbeit lernen darf."

Damit ging Frau Sprudel fort, und als die alte Frau allein war, ließ sie ihre Hände mit der Arbeit in den Schooß sinken und warf einen Blick zum Fenster hinaus über die Dächer hinweg auf die schneebedeckte im Strahl der Nachmittagssonne glänzende Landschaft.

„Schon wieder ein Jahr vorüber," dachte Madame Reveillot,

„und iſt es mir doch gerade, als hätten wir daſſelbe erſt geſtern begonnen — wie die Zeit von dannen rollt, immer raſcher, je älter man wird — möchten mir nur noch einige dieſer kleinen Jahre vergönnt ſein, nicht für mich, das weiß Gott im Himmel, nur für ihn möchte ich es erleben, daß er ſelbſtſtändig wird, und ich ihn mit Ruhe hier zurücklaſſen kann."

Lange blickte ſie ſo nachdenkend hinaus, und als ſie endlich ihre Gedanken, die wohl in weite Fernen geeilt waren, die ſich mit Vergangenheit und Zukunft beſchäftigt hatten, zurückrief und nun auf ihre Arbeit niederſchaute, that ſie es nicht, um ſie fortzuſetzen, vielmehr warf ſie das kleine Spitzengewebe in das Körbchen, welches neben ihr ſtand und ſagte, ſich erhebend, „nein, es iſt genug für heute — ich brauche mir kein Gewiſſen daraus zu machen, nichts mehr zu thun und kann die paar hellen Stunden noch dazu benützen, einen Ausgang zu machen."

Sie nahm einen alten Shawl, ſetzte einen Hut auf und nachdem ſie ihrem Dienſtmädchen einige Anordnungen gegeben, verließ ſie das Haus.

Wenn man ſie ſo von Weitem dahin gehen ſah, ohne unterſcheiden zu können, daß der Stoff an ihrem Kleide grob und altmodiſch war, daß ihr Shawl ſchon manches Jahrzehnt erlebt hatte, und daß ihr Hut durchaus nicht mehr den Anforderungen der heutigen Mode entſprochen, ſo hätte man ſie für eine vornehme Dame halten können, denn ſo aufrecht und ſtolz war ihre ganze Haltung, ſo ſicher und ruhig war ihr Gang.

Madame Reveillot wandelte durch mehrere Straßen faſt bis an's andere Ende der Stadt in eines der reicheren Viertel, wo die Häuſer nicht mehr bürgerlich eng zuſammenſtanden, ſondern mitten in kleineren und größeren Gärten, durch dieſe ſich jede zudringliche Nachbarſchaft ferne haltend. Vorne an der Straße waren zierliche Gitter mit ähnlichen Thoren, wohl auch maſſive Mauern mit Eingängen, welche durch Niſchen und Säulen verziert waren und hie und da in der Krönung das Wappen des Beſitzers zeigten.

Vor einem der letzteren, an welchem ſich neben dem Klingelzug eine Meſſingplatte befand, auf welchem eingravirt war: ‚von Martini und Sohn‘, blieb ſie ſtehen, brauchte aber nicht anzuläuten, da ein Lakai, der im Begriffe war, das Thor zu ſchließen, ſie einließ.

„Fräulein von Martini hat mich rufen laſſen, und bitte ich Sie, mich anzumelden.“

„Ich weiß, Madame Reveillot,“ erwiederte der Bediente freundlich, „kann aber nicht ſagen, ob das gnädige Fräulein zu ſprechen iſt, jedenfalls aber Madame Fichtner, was wohl in dem Falle auf's Gleiche herauskommt.“

Und darauf wurde die alte Frau der Madame Fichtner gemeldet und von dieſer angenommen.

Madame Fichtner war die Erzieherin des Fräuleins Anna von Martini und da deren Vater, einer der reichſten Bankiers der Stadt, ſchon ſeit Jahren ſeine Frau verloren hatte, und ſich ſeiner vielen und wichtigen Geſchäfte wegen nicht ſehr um den inneren Betrieb des Hausweſens kümmern konnte, ſo war er glücklich darüber, in der guten Erzieherin ſeiner Tochter eine ebenſo vortreffliche Haushälterin gefunden zu haben, und überließ ihr ziemlich uneingeſchränkt die Leitung deſſelben. Dieſes war beſonders ſeit den letzten beiden Jahren der Fall, ſeit Anna aus der Penſion zurückgekehrt war und nun als ein beinahe ſiebenzehnjähriges Mädchen die Honneurs des reichen Hauſes zu machen verſtand; denn daß Madame Fichtner bisher die Gäſte aus den vornehmſten Kreiſen der Stadt empfangen mußte, hatte für den ſtolzen Finanzmann beſtändig etwas Unangenehmes gehabt, war aber nicht zu umgehen geweſen, da er ſich aus vielerlei Gründen nicht zu einer zweiten Heirath hatte entſchließen können.

Madame Fichtner war ſo freundlich, der alten Frau einen Stuhl anzubieten, ſagte aber, ehe dieſe ſich niederließ, „ich könnte Ihnen ganz gut mittheilen, weßhalb Fräulein Anna Sie rufen ließ, doch da ich weiß, daß ſie es vorzieht, mit Ihnen ſelbſt zu

verkehren, ſo wollen wir ſie aufſuchen — ſie iſt drunten im großen Gewächshauſe.“

Damit erſuchte die Haushälterin Madame Reveillot ihr zu folgen und führte ſie durch die mit Teppichen belegten Gänge des großen und prächtigen Hauſes, in welchem jeder Raum angenehm erwärmt war und Alles ſo elegant wie möglich, aber ſo ſtill wie in einer Kirche, eine breite Marmortreppe hinab, die mit Pflanzen und Statuen beſetzt war, und Beide traten alsdann, unten angekommen, in ein allerliebſtes, rundes Gemach, deſſen Boden mit feinen indiſchen Matten belegt war und deſſen Möbel wie aus natürlichem Holze zuſammengewachſen ſchienen, und von hier in das große Glashaus, von wo ihnen das laute fröhliche Lachen von einem Paar Mädchenſtimmen entgegenſchallte und wo ein kleiner, runder Raſenplatz, der, auf geſchmackvolle Art mit Palmen, Dracaenen, Lorbeer- und Orangenbüſchen umgeben, einen herrlichen Gegenſatz bildete zu der kahlen, weißbedeckten, winterlichen Landſchaft.

Hier ſchlugen zwei junge Damen Ball, und wenn eine der bunten Kugeln vorbeiflog, oder etwas zu hoch an das Glasdach geſchnellt wurde, ſo veranlaßte das zu neckiſchen, ſcherzhaften Bemerkungen, welche jedesmal von dem eben erwähnten luſtigen Lachen begleitet waren, in dem weiten, hohen Raume ein heiteres Echo weckend.

Jetzt ging einer der Bälle gänzlich fehl und flog zu den Füßen der Madame Reveillot nieder, welche ihn aufhob und der jungen Dame entgegentrug; dieſe nahm ihn mit ihren beiden Händchen und faßte dabei auch zu gleicher Zeit die Hand der alten Frau, ſie auf ſolche Art herzlich begrüßend, wobei ſie im reinſten Franzöſiſch ihre Freude ausdrückte, daß Madame Reveillot gekommen ſei, um wieder einmal eine ihrer kleinen Launen zu befriedigen.

Als dieſe nun in der gleichen Sprache die freundliche Anrede beantwortete, glänzten ihre Augen noch lebhafter, und die Gewandtheit im Ton und Ausdruck, mit der ſie ſich jetzt ausſprach, ſchien

ſich auch ihrem ganzen Weſen mitzutheilen, und als ſie ſich auf das Erſuchen des Fräuleins von Martini neben dieſem niederließ, that ſie das mit dem Anſtande einer ſehr vornehmen Dame, was ſelbſt Madame Fichtner veranlaßte, dem andern jungen Mädchen die Bemerkung zuzuflüſtern, „es iſt doch etwas Eigenthümliches mit dieſen alten Franzöſinnen; wenn man ſelbſt weiß, daß ſie gewöhnlicher Herkunft ſind, ſo haben doch manche unter ihnen den allerbeſten Anſtand von der Welt.“

Es war nun allerdings eine Laune, weßhalb Anna von Martini die alte Büglerin zu ſich hatte bitten laſſen, oder machte es ihr vielleicht Vergnügen, aus deren Munde das reine Franzöſiſch der Touraine zu hören, denn das junge Mädchen ſprach wenig und veranlaßte Madame Reveillot zu Auseinanderſetzungen über Veränderungen an einem koſtbaren Spitzenſchleier und ließ ſich dabei auch noch eine Abhandlung über die herrſchende Mode im Allgemeinen geben, was jene mit der gleichen Sachkenntniß that. Hierbei zog ſie auch Madame Fichtner ſowie ihre Freundin mit in das Geſpräch, und bald ſaßen alle Vier um den kleinen, runden Tiſch, welcher vor der Gartenbank ſtand, im angelegentlichen Geſpräch.

Es wurde dieſe lebhafte Unterhaltung indeſſen nach kurzer Zeit unterbrochen durch den Eintritt des Herrn von Martini, Anna's Vater, eines großen, ernſt ausſehenden Mannes, deſſen dunkles Haar ſchon ſtark mit Grau gemiſcht war, und deſſen Geſicht man hätte ſchön nennen können, wenn der Blick der Augen nicht beinahe finſter geweſen wäre, und wenn er nicht die Gewohnheit gehabt hätte, die Lippen auf eine unangenehme Art zuſammenzuziehen, ja zuweilen eigenthümlich zu bewegen, ſelbſt wenn er nicht ſprach, ſo daß man hätte glauben können, er rede mit ſich ſelber.

Die Haushälterin und Madame Reveillot erhoben ſich raſch bei ſeinem Anblick, und die Freundin Anna's hätte das Gleiche gethan, wenn dieſe ſie nicht an der Hand zurückgezogen und halb laut zu ihr geſagt hätte, „bleibe ſitzen, Eliſe, Papa mag es nicht leiden, daß man ſo viel Aufhebens macht, wenn er kommt.“

„Ah," ſagte der Bankier, näher tretend, wobei ein leichtes Lächeln über ſeine Züge flog, „hier ſcheint man in wichtige Berathungen vertieft, worin ich übrigens in keiner Weiſe ſtören will, nur muß ich Frau Fichtner für meine Geſchäfte einen Augenblick in Anſpruch nehmen. — Madame Reveillot," wandte er ſich an dieſe, „ich freue mich immer, wenn ich Sie in ſo guter Geſundheit ſehe, und was Ihren Enkel anbelangt, ſo kann ich von ihm in jeder Hinſicht nur das Beſte ſagen."

„Dafür danke ich Gott und Ihnen," erwiederte die alte Frau mit leuchtenden Augen, wobei ſie ihre Hände vor der Bruſt zuſammenfaltete und dazu eine anmuthige Verbeugung machte.

„Gewiß, Madame Reveillot, es iſt ſo wie ich Ihnen ſage und würde ich Ihnen im anderen Falle die Wahrheit eben ſo wenig verſchweigen."

Nach dieſen Worten entfernte er ſich mit der Haushälterin, und als er an ſeiner Tochter vorüberſchritt, nickte er ihr freundlich zu und fuhr mit der Hand leicht über ihr dichtes lockiges Haar.

Anna von Martini blickte ihm nach, dann ſagte ſie zu der alten Frau, „wenn Papa ſich ſo ausſpricht, da kann der, den es angeht, zufrieden ſein, und was Herrn Anatole betrifft, ſo ſpricht er, wenn er ſeinen Namen nennt, ſich beſtändig günſtig über ihn aus."

„Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie mich das glücklich macht, und wie ich den Himmel bitte, daß er ſich ſeiner annehmen möge und ihn auf gutem Wege erhalten. — Es iſt doch keine Indiskretion," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe in fragendem Tone fort, „wenn ich ihm ſage, daß Herr von Martini ſeiner lobend erwähnt hat?"

„Gewiß nicht, Madame Reveillot," entgegnete die junge Dame, und ſetzte mit einer ernſten, faſt altklugen Miene hinzu, „Sie dürfen ihm ſogar hinzufügen, daß er, ſo viel ich gehört, vom ganzen Comptoirperſonal, ja ſelbſt hier im Hauſe wohlgelitten iſt, und daß ihn Papa wohl ſchon zum Diner eingeladen haben würde, wenn es

bei ihm nicht Regel wäre, dieſes erſt dann zu thun, wenn ein junger Mann zwei Jahre im Hauſe iſt — doch wird das auch kommen, denn ich bin überzeugt, Herr Anatole wird ſich Mühe geben, ſich nicht nur die Zufriedenheit von Papa zu erhalten, ſondern auch die des erſten Buchhalters — was in dieſem Falle noch viel mehr zu bedeuten hat," ſetzte ſie lachend hinzu.

Die alte Frau konnte ſich nicht enthalten, ihre Hand leicht auf die des jungen Mädchens zu legen und ſie dabei mit einem dankerfüllten Blicke anzuſehen, doch nur einen Augenblick, dann zog ſie dieſelbe raſch zurück und ſagte in einem entſchuldigenden Tone, „verzeihen Sie, Fräulein von Martini, aber was Sie eben ſagten, that meinem Herzen zu wohl."

„Und ich ſagte es, weil es wahr iſt, und weil ich wußte, daß es Ihnen angenehm ſein würde," erwiederte das ſchöne junge Mädchen, „und nun, wenn es Ihnen recht iſt," fügte ſie aufſtehend hinzu, „machen wir raſch einen Gang durch den Garten — es iſt nicht ſo kalt und will ein herrlicher Abend werden; ich war noch nicht draußen und möchte doch am letzten Tage des ſcheidenden Jahres noch ein wenig friſche Luft ſchöpfen, ehe der lange Abend kommt — meinſt Du nicht auch, Eliſe?"

Dieſe war ganz der Anſicht ihrer Freundin und eilte, ehe Anna es hindern konnte, in das Haus, um ein paar Mäntel und ein paar jener koketten Pelzmützen zu holen, welche die Schönheit eines friſchen, jungen Geſichtes auf eine ſo wundervolle Art erhöhen.

Dann gingen ſie durch das Glashaus in den Garten, während Anna Madame Reveillot fragte, „was machen Sie am heutigen Abend? Sie bleiben gewiß bis zum neuen Jahre auf und ſind recht luſtig? wir gehen auch ſelten vor Mitternacht zu Bett, aber ohne eigentlich vergnügt zu ſein: Papa hat an dieſem Abend einige gute Freunde bei ſich und kommt dann um Mitternacht in mein Zimmer, wo wir gegenſeitig unſere Glückwünſche austauſchen" — das iſt Alles, und Sie?"

„Es iſt eines unſerer wenigen und wohl unſer liebſtes Feſt,"

entgegnete die alte Frau, „obgleich die Festlichkeiten desselben ziemlich unbedeutend sind, Anatole bringt gewöhnlich einen oder zwei seiner Bekannten mit, wir plaudern und lachen, und wenn die jungen Leute verlangen, daß ich ihnen etwas aus meiner Vergangenheit erzählen soll, so muß ich ihnen an diesem Abend ihren Willen erfüllen."

„Sie haben gewiß eine interessante Vergangenheit, Madame Reveillot?"

„Wechselvoll, mein liebes Fräulein — ich sah sehr heitere und glückliche und sehr traurige Tage."

„Von den ersteren möchte ich auch etwas hören — ach, ich stelle mir das bei Ihnen so reizend vor: Ihr Zimmer so einfach und dadurch so gemüthlich und Sie Alle so vergnügt und heiter — Sie werden sich erinnern, daß ich einmal mit Frau Fichtner bei Ihnen war, aber am Tage — Abends wenn das Licht brennt, muß es noch viel heimlicher sein."

Madame Reveillot sah das junge Mädchen freundlich an, doch erwiederte sie nichts darauf.

Sie gingen durch den großen Garten, welcher schön und geschmackvoll angelegt war und in welchem man selbst jetzt während des Winters die schaffende Hand des Gärtners sah, dort waren Rosen niedergelegt oder eingebunden, Pfirsichspaliere mit Matten verwahrt, große Beete voller Frühlingspflanzen mit schützendem Tannenreisach zugedeckt. Am Ende dieses Gartens befanden sich die Stallungen, und an diese anstoßend das Comptoirgebäude der Firma „von Martini und Sohn," einem kleinen Festungsbau nicht unähnlich, denn es bestand aus starken Quadern, die Thüren waren von Eisen und die Fenster mit soliden Stangengittern versehen, deren unfreundliches finsteres Aussehen nach der Gartenseite nur dadurch gemildert wurde, daß sie sich hier hinter doppelten Fenstern verbargen.

Das Geschäftshaus stieß mit einer Seite an eine rückwärts liegende schmale Straße, wo das sämmtliche Personal mit Ausnahme des ersten Buchhalters seinen Eingang hatte.

„Welch' prächtige Luft," ſagte Anna tief aufathmend, „wie wohlthuend und wie die Sonne zum letzten Male in dieſem Jahre ſo freundlich ſcheint — bald wird ſie untergehen und wer weiß, was uns der neue Zeitabſchnitt bringen wird," ſetzte ſie mit ernſtem Tone hinzu, indem ſie ihre großen, ſchönen Augen auf den glänzenden Himmel richtete.

„Für Sie, mein Kind, gewiß nur Schönes und Gutes; Sie und Fräulein Eliſe ſind ja in jenem glücklichen Alter, wo man von zwei mächtigen Kapitalien nach Belieben zehren kann, Jugend und Schönheit, und wenn ich dazu Ihren Verſtand und Ihre Herzensgüte rechne, ſo erlaubt Ihnen alles das zuſammen zugleich mit Ihrer geſellſchaftlichen Stellung einen heiteren Blick in die Zukunft — doch da iſt Anatole, ich ſehe ihn am Fenſter, er hat mich entdeckt — wenn ich es in Ihrer Geſellſchaft nicht für eine Indiskretion hielte, würde ich ihm einen Gruß zuwinken."

„Thun Sie das immerhin, Madame Reveillot," erwiederte Anna von Martini lächelnd — „dort drinnen zwiſchen den dicken Mauern beginnt ſchon die Dämmerung, wo es ſich ſogar der erſte Buchhalter geſtattet, einen Augenblick gedankenvoll den Himmel zu betrachten und wo ſich Herr Anatole ſchon erlauben wird, an die Thüre zu treten, wenn er Sie wirklich erkannt — Sie haben ihm vielleicht etwas zu ſagen, und in dem Falle wollen wir Beide uns zurückziehen."

„Wenn ich das befürchten müßte, ſo würde ich ihm gar nichts zu ſagen haben, und ſo iſt es auch in der That, obgleich es mich immer freut, wenn ich Anatole ſehe und ein freundliches Wort mit ihm wechſeln kann — ah, da iſt er ſchon, er hat mich in der That erkannt."

Die alte Frau eilte einige Schritte voraus, ging gegen die kleine Thür, welche die Vermittlung bildete zwiſchen dem Privatgarten des Bankiers und ſeinem Geſchäftshauſe und auf deren Schwelle ſich nun ein noch ſehr junger Mann zeigte, welcher augenſcheinlich Luſt zu haben ſchien, das verbotene Gartenterrain zu

betreten, und es auch wahrscheinlich gethan haben würde, wenn er nicht die beiden Damen bemerkt hätte, welche Madame Reveillot in einiger Entfernung folgten; so begnügte er sich aber, die alte Frau mit beiden Händen zu begrüßen und ihr mit leiser Stimme und einem freundlichen Lächeln auf Französisch zu sagen: „Lieber wäre es mir schon gewesen, Großmutter, wenn ich Dich auf der andern Seite des Hauses gesehen hätte, wo ich allenfalls ein Recht habe, zu Dir hinauszutreten; doch thut das auch nichts, ich habe Dich gesehen, was mich immer freut und werde heute Abend so pünktlich wie möglich kommen."

„Bringst Du einen Bekannten mit?"

„Einen vielleicht, wenn es Dir recht ist."

Der junge Mann war anständig, sauber, aber anscheinend etwas dürftig gekleidet, doch war dieses wohl des dünnen Sommerrocks wegen, den er auf dem Comptoir zu tragen pflegte, und in welchem er sich jetzt hier trotz der Kälte sehen ließ.

Als sich die beiden Damen näherten, wollte er sich zurückziehen, doch begrüßte ihn Anna von Martini auf so freundliche Art, daß er nicht anders konnte, als diesen Gruß erwiedern, wobei er um Entschuldigung bat, auch nur den Versuch gemacht zu haben, die Grenzlinie zu betreten, „welcher wir Alle," setzte er mit einem komischen Ernste hinzu, „nur auf ganz außerordentlichen Befehl nahe zu kommen wagen."

„Einen Befehl in dieser Richtung habe ich Ihnen allerdings nicht zu geben, Herr Anatole," erwiederte die Tochter des Hauses, „wenn es Ihnen aber Vergnügen macht, hier mit Madame Reveillot zu plaudern, so thun Sie das immerhin und ich will die Verantwortung über mich nehmen," doch versicherte die alte Frau, es genüge ihr, ihn einen Augenblick gesehen zu haben, worauf sie sich mit einer dankenden Verbeugung gegen ihre junge und schöne Begleiterin wandte und dann mit dieser und Elisen dem Wohnhause wieder zuschritt.

Anatole blieb noch einen Augenblick unter der Thüre des Ge-

Bereitwillig führte der Beamte ſeinen räthſelhaften Gaſt in die Kammer nebenan, und darin befand ſich noch Alles ſo, wie Anna es geſtern Abend verlaſſen. Das Fenſter nach dem Garten zu war geöffnet, der Stuhl, auf welchem ſie geſeſſen, ſtand daneben und vor dem Fenſter bemerkte man in der weichen Erde des Gartenbeetes den leichten Abdruck eines kleinen Fußes, und im Kieswege, aber kaum ſichtbar, eine zweite ähnliche Spur. Weiter ſah man nichts.

Der Jäger ſetzte ſich auf den Stuhl am Fenſter, und während er ſinnend nach den Bergen hinauf ſah, fühlte und ſah er deutlich, welchen Weg ſie hinauf geeilt; er ſah ſie dahin ſchweben, leicht wie ein geſcheuchtes Reh, und konnte den Weg, den ſie gemacht, verfolgen bis zu dem dunklen Tannenwalde. „Dort hinauf iſt ſie!“ ſagte er und zeigte mit dem Finger nach den Bergen.

„Das glaube ich auch,“ ſagte lächelnd der Schultheiß, „ich habe ihr geſtern den Weg da hinaus erklärt.“

„Und habt Ihr dem Mädchen auch geſagt,“ fragte der Jäger wie in tiefem Traume, „daß da droben der Bergſee liegt, umgeben von dichtem Gebüſch, welches nur auf die Mitte des Waſſers den blauen Himmel ſich abſpiegeln läßt?“

„Nein, das habe ich ihr nicht geſagt!“ entgegnete der Schultheiß überraſcht, „aber waren Sie ſchon in der Gegend, Herr? Haben Sie den ſtillen See ſchon geſehen?“

„Ich habe davon geträumt,“ ſagte der Jäger finſter, worauf der alte Bauer den Kopf ſchüttelte und ſeinen Gaſt mit einem ſonderbaren Blicke anſah.

„Was ſollte ich dem Mädchen von dem See ſprechen?“ fuhr er fort; „auch liegt er nicht an dem Wege, den ſie gegangen iſt.“

schäftshauses stehen, nicht um den Damen nachzublicken, sondern um an den Himmel hinaufzuschauen, auf dessen dunkelndem Grunde gerade über ihm ein hellleuchtender Stern hervorsprang, ein Stern, der auch Anna von Martini nicht entging, welche, ehe sie das Glashaus betrat, sich umwendend, ebenfalls einen letzten Blick in die Höhe warf.

Drinnen sagte sie zu Madame Reveillot, „den Spitzenschleier werde ich Ihnen schicken und bitte nur, mir zwei Zeilen schreiben zu wollen, ob Sie mir denselben so zusammenrichten können, wie ich es gewünscht — ja schreiben Sie mir," wiederholte sie, der alten Frau ihre Hand reichend, „oder es ist noch einfacher, wenn Sie mir übermorgen durch Herrn Anatole eine Antwort sagen lassen."

Zweites Kapitel.

Nach Hause zurückgekehrt fand Madame Reveillot schon ihre Lampe angezündet, die weißen Vorhänge vor den Fenstern herabgelassen und den Tisch vor dem einfachen Sopha mit einem weißen Tuche bedeckt, und mit zwei Gedecken belegt, zu welchen sie jetzt noch ein drittes hinzufügen ließ. Dann gab sie ihrer alten Magd Anweisung zu dem einfachen Nachtessen, und während diese sich damit beschäftigte, holte sie aus einem großen Schranke eine Suppenschüssel herbei, welche heute Abend den Dienst einer Bowle für den anzufertigenden Punsch versehen sollte, wozu sie Alles selbst herbeibrachte und richtete, und zwar, obgleich sie allein war, so elegant und zierlich, wie es nur eine vornehme Dame in ausgewählter Gesellschaft hätte machen können, die vor einer silbernen Schale stehend sich von einem reich galonirten Diener Orangen und Zucker reichen läßt.

Anatole kam, wie er versprochen, nicht zu spät und brachte seinen Freund mit, einen jungen Mann in gleichem Alter von zweiundzwanzig Jahren wie er, Herrn Werder, aus einem anderen Handlungshause, der in der Stadt keine Familie hatte und sich häufig als Gast in der bescheidenen Wohnung der Madame Reveillot befand.

„Da sind wir," rief Anatole heiter, „doch hat es mich heute

einigermaßen Mühe gekoſtet, mein Verſprechen zu halten, nicht als ob es mir in den Sinn gekommen wäre, irgend eine andere Geſellſchaft der Deinigen vorzuziehen, meine gute Großmama, oder einen andern Punſch dem, der hier in den erſten Anfängen ſchon ſo vortrefflich duftet, aber die Verführung war groß — fragte mich doch ſelbſt der erſte Buchhalter mit ſo ausdrucksvollem Tone, wo ich meine Sylveſternacht zu feiern gedächte, daß ich von dieſer Seite her eine Einladung fürchtete, und Herr von Martini ſogar, als er uns beim Weggehen den guten Anfang eines neuen Jahres wünſchte, betrachtete mich über eine Sekunde lang mit einem Geſichtsausdruck, der faſt an Wohlwollen ſtreifte."

„Von der Seite hätteſt Du Dich nicht zu beunruhigen brauchen," ſagte Herr Werder, „denn der Chef eures Hauſes verbringt ſeine Sylveſter-Abende in ſehr würdiger und vornehmer Geſellſchaft: Geheime Kommerzienräthe, die erſten Finanzmänner der Stadt, Bankdirektoren und dgl., und um den runden Tiſch, auf dem ſie ihren Punſch trinken, iſt heute Abend manche ſchöne Million verſammelt."

„Aber gewiß nicht mehr Heiterkeit als bei uns, nicht wahr, Großmutter? wir wollen ſo luſtig als möglich ſein, und wenn Du von dem aufregenden Getränke dieſes Mal nichts verſchmähſt, wie es ſonſt leider Deine Gewohnheit iſt, ſo haben wir die Hoffnung, daß Du Dich Deiner Schulden erinnerſt."

„Welcher Schulden, junger Herr, wenn ich fragen darf?"

„Oder Deines Verſprechens, um mich anders auszudrücken, mir einmal das Ereigniß aus dem Leben meines Vaters zu erzählen, das für mich nicht ohne Intereſſe ſein ſoll; Du haſt ſchon einige Male darauf angeſpielt und wenn ich Dich dabei feſthalten wollte, biſt Du mir immer wieder ausgewichen."

„Vielleicht ſpäter — wir wollen ſehen."

„Aber nicht nur als Redensart — Du haſt, was das betrifft, ſchon öfter geſagt, ſpäter wollen wir ſehen, alſo parole d'honneur, Großmutter, Du erzählſt uns das ſpäter."

„Nun ja, ich verſpreche es Dir.“

„Das laſſe ich mir gefallen — ah, da kommt Louiſon mit unſerem Nachteſſen.“

Man hätte ſich unter dem Namen Louiſon ein junges Mädchen vorſtellen können, doch wiſſen wir bereits, daß die Magd der Madame Reveillot eine ältere und ſehr geſetzte Perſon war, eigentlich eine Wäſcherin, gewöhnlich ſehr brummig, aber dem jungen Herrn ſo zugethan, daß ſie bei ſeinen guten und ſchlechten Witzen, welche er über ſie machte, beſtändig das dankbarſte Publikum abgab. So ſchmunzelte ſie auch heute, als er Louiſon geſagt und meinte: „einen ſo hübſchen Namen hätte ich mir vor dreißig Jahren ſchon gefallen laſſen, jetzt aber will ich bei meiner Liſe leben und ſterben — und damit wünſche ich geſegnete Mahlzeit.“

„Danke, Louiſon, aber Du biſt zu beſcheiden“ — Anatole wandte ſich an ſeinen Freund, „Du weißt gar nicht,“ ſagte er zu dieſem, „was Louiſon für eine famoſe Perſon iſt; ſie hat dabei geholfen, mich ſo vortrefflich zu verziehen, nicht wahr, Großmutter? und dann iſt ſie ein Sonntagskind und kann Geiſter ſehen.“

„Ach gehen Sie doch,“ erwiederte das alte Frauenzimmer ernſt werdend.

„Das wäre wirklich intereſſant,“ meinte Werder, „ich habe noch nie Jemanden kennen lernen, der geſagt, ich habe Geiſter geſehen, ſondern bei dergleichen Geſchichten war die handelnde Perſon immer ein Vetter, ein alter Oheim oder ſonſtige Verwandte, welche einem anderen Verwandten dieſe Geſchichte erzählt.“

„Aber bei Louiſon iſt das etwas Anderes, ſie hat einmal ein Geſpenſt geſehen und ſoll es uns nachher erzählen, wenn ſie will — o wir haben prächtigen Stoff für heute Abend — und dann dieſe guten Kartoffeln — Großmutter, Du treibſt Verſchwendung mit uns, denn was Louiſon da aufträgt, riecht ganz genau wie Beefſteaks oder Coteletes.“

„Es ſind Coteletes, junger Herr, und ich habe mir alle Mühe damit gegeben.“

„Vortrefflich, aber deßhalb ſchenke ich Dir doch Deine Geſchichte nicht, Werder muß ſie hören.“

Madame Reveillot blickte mit innigem Vergnügen auf die beiden jungen Leute, denen es ſo außerordentlich ſchmeckte, beſonders auf ihren Enkel, während ſie ſelbſt faſt gar nichts genoß; nur zuweilen flog ein Schatten über ihre Züge, nachdem Anatole ſie mit einem herzlichen Ausdrucke angeſchaut, und wieder auf ſeinen Teller niedergeſehen; dann warf die alte Frau einen Blick auf das Tiſchzeug und auf die kahlen Wände ihrer Wohnung, und träumte wohl wie es anders ſein würde, wenn Anatole bei ihr in einem reichen, eleganten Speiſezimmer ſäße, bedient von Lakaien in der Livrée eines vornehmen Hauſes — hatte doch der junge Mann von der Natur Alles erhalten, um ſich als Mittelpunkt eines ſolchen vornehmen Hauſes zu bewegen, waren doch alle ſeine Bewegungen ſicher und zierlich, ſeine Sprache gewählt, ſeine Manieren die eines feinen Mannes. Und wie wurden dieſe Eigenſchaften unterſtützt von Geiſt und Herzensgüte, ſo vortheilhaft durch ſein Aeußeres hervorgehoben. Seine Geſtalt war vom ſchönſten Ebenmaß, etwas fein gebaut, dabei aber kräftig und gewandt, wobei die intereſſanten Züge ſeines Geſichtes, ohne daß man dieſes gerade hätte ſchön nennen können, ausdrucksvoll und dabei anziehend waren.

Von Mutter und Großmutter hatte er den feinen Mund und die großen, glänzenden Augen, von dem Vater, deſſen Miniaturporträt über dem alten Sopha hing, das ſchwarze krauſe Haar.

Auch Anatole's Freund, Herr Werder, war ein recht hübſcher junger Mann, aber ſo ganz anders — „o ſo ganz anders,“ konnte Madame Reveillot ſich nicht enthalten leiſe vor ſich hinzuſprechen. Wenn zwei Dutzend ähnlicher junger Leute bei einander geweſen wären, ſo würde jede aufmerkſame, unparteiiſche Beobachterin nur auf Anatole mit der Frage gezeigt haben, „wer iſt das?“

„Dein Nachteſſen war ganz ausgezeichnet, Großmutter, und wenn der Punſch nicht ſchlechter iſt, ſo bin ich mit Dir zufrieden — ah Louiſon, die Geiſterſeherin, ſchmunzelt.“

Nun hatte aber Louiſon eigentlich gar nichts an ſich, was einen ſolchen Namen gerechtfertigt hätte, denn unter Geiſterſehern ſtellt man ſich gewöhnlich Leute mit bleicher Geſichtsfarbe, eingefallenen Wangen und einem gewiſſen unheimlichen Blick vor, wogegen die alte Magd ein Geſicht von recht geſundem Ausſehen hatte, mit ſehr beweglichen, gutmüthigen, beinahe munteren Augen.

Werder mochte etwas Aehnliches denken und durch eine Verkettung von uns unbekannten Ideen mit ſeinen Gedanken in das Haus von Anatole's Prinzipal zurückgekehrt ſein, wo der würdige Bankier jetzt mit ſo und ſo viel anderen Millionen um den runden Tiſch herum ſaß, genug, er ſagte, „weißt Du wohl, Anatole, daß Herr von Martini die Augen eines Geiſterſehers hat?"

„Das iſt wahr," ſagte Madame Reveillot, „und wenn er mit Jemand ſpricht, ſo ſtarrt er auf eine wirklich unheimliche Art in weite, weite Fernen hinaus, als ſei er beſtändig mit anderen Gedanken beſchäftigt, oder als ſähe er ganz abſonderliche Bilder vor ſich."

„Gewöhnlich ſchläft er ſehr ſchlecht," warf Anatole ein, „und um ſich müde zu machen, pflegt er, wenn wir Alle fort ſind, noch auf ſeinem Privatkabinet im Wohnhauſe oft bis nach Mitternacht zu arbeiten, daher mag wohl das Abgeſpannte in ſeinen Zügen ſowie der matte Blick ſeinen Grund haben."

„Ein ſolches Leben wäre meine Leidenſchaft gerade nicht. Wenn ich einmal viel Geld verdient haben werde, wollen wir es recht genießen, nicht wahr, Großmutter? — Herr von Martini hat eigentlich nicht viel von ſeinem Leben: den ganzen Tag beſchäftigt, immer eilig, immer haſtig von einem Briefe, von einem Buche, von einer Zeitung zur andern eilend, findet er ſelten die Zeit, ſeiner einzigen Tochter mehr als ein flüchtiges Wort zu ſagen — was nützt ihn auf dieſe Weiſe ſein ungeheurer Reichthum?"

„Ja, er muß ſehr reich ſein."

„So heißt es in der Finanzwelt," ſagte Herr Werder — „übrigens hat das Haus von Martini und Sohn auch ſeine Kriſen

gehabt, freilich noch unter dem alten Herrn, wo es einmal sehr nahe am Fallen war."

„Dein Vater und der erste Buchhalter sind bekanntlich gute Freunde, und so schweigsam Herr Ringel auch auf dem Comptoir ist; so wird er doch bei einem Glase Wein mittheilsam, da könntest Du wohl Näheres wissen."

„Aus dieser Quelle nicht das Geringste, denn Herr Ringel geht in seinen Mittheilungen nur bis zur Grenze, wo die Geschäftsgeheimnisse beginnen, und was die anbelangen, könnte man ihn auf einen glühenden Rost legen, ohne etwas aus ihm herauszubringen. Daß das Haus von Martini und Sohn vor vielleicht zwanzig Jahren einmal sehr schlecht stand, wissen alle Eingeweihten, und über den Aufschwung, den es darauf plötzlich genommen, erzählt man sich die verschiedenartigsten Geschichten: nach den Einen sei dem Hause eine bedeutende Erbschaft zugefallen, nach den Andern ein großer Lotteriegewinnst, wieder Andere erzählen, sie hätten einen Schatz gefunden, denn damals wurde das jetzige Wohnhaus gebaut; auch unheimlichere Geschichten gingen wohl von Mund zu Mund, so daß der jetzige Chef des Hauses, damals noch ein junger Mann, in Paris von einem verschwenderischen Grafen oder Marquis, ungeheure Summen gewonnen und diesen alsdann nach einem Wortwechsel im Duell erschossen. An Gläubigen für alle diese Geschichten fehlte es allerdings nicht, sowie auch an Leuten mit lebhafter Phantasie, welche solche Gerüchte auf ihre Art weiter ausspannen, denn mein Vater erinnerte sich noch ganz genau, wie man vor langen Jahren erzählt habe, jener Marquis oder Graf, der in Paris im Zweikampf gefallen, sei dem Herrn von Martini in einer Nacht, als er allein in seinem Kabinette gesessen, erschienen, und seit jener Zeit habe der Bankier nie mehr gelacht und sein Auge jenen starren, festen, unheimlichen Ausdruck angenommen."

„Seit wann er zu lachen aufgehört," meinte Anatole, „kann ich für meine Person nicht sagen, wohl aber, daß ich ihn nie habe lachen sehen."

„Jener Gerede erinnere ich mich auch noch ganz genau," ſagte Madame Reveillot, „damals lebte Frau von Martini noch, eine gute, liebenswürdige und ſchöne Dame; ſie ſtarb bald nachher bei der Geburt ihrer Tochter Anna und hinterließ dieſem Kinde jenen ganzen Schatz von guten Eigenſchaften."

„O ſie iſt ſchön und gut wie ein Engel," rief Anatole begeiſtert, „ſie iſt der gute Stern des Hauſes und wird nicht nur ſo angeſehen von den leicht erregbaren Gemüthern, wie ich bin, von Glutköpfen wie der meinige, ſondern auch von alten, geſetzten Männern. Hat doch Fräulein Anna ſogar unſeren erſten Buchhalter einmal zu einer witzigen Bemerkung veranlaßt, als er an einem nebelhaften Herbſttage die junge Dame im Garten gewahrte und in ſich hineinbrummte, ‚na, Gott ſei Dank, daß heute wenigſtens unſere Sonne ſcheint.'"

Die alte Liſe hatte die Suppenſchüſſel mit dem Punſche auf den Tiſch geſetzt, und da ſie ſich ſchon eine Bemerkung erlauben durfte, ſo ſagte ſie, an das Geſpräch anknüpfend, „Fräulein Anna iſt viel zu gut für dieſe ſchlechte Welt, und wie gut ſie iſt, weiß ich am Allerbeſten — iſt doch meiner Schweſter Tochter ſchon drei Jahre bei ihr und wenn die von ihr ſpricht, ſo hebt ſie in einem fort die Hände in die Höhe."

„Louiſon, das iſt brav von Deiner Nichte," rief Anatole, „dafür bekommſt Du auch ein Glas Punſch, und da wir bei dem erſten, welches wir trinken, gerade zufälliger Weiſe über das Haus meines Prinzipals geſprochen, ſo wollen wir es leeren auf ſein und ſeiner Tochter Wohl." —

„— — — — ſo und wenn Großmutter es erlaubt, ſo erzählſt Du meinem Freunde Werder jetzt Deine Geſpenſtergeſchichte."

„Ach das iſt gar nicht der Mühe werth — ich erzähle es nicht gerne, und Madame Reveillot hört es nicht gerne."

„Was mich anbelangt," meinte die alte Frau lächelnd, „ſo macht mir Deine Geſpenſtergeſchichte kein Grauſen mehr, denn ich hörte ſie ſchon zu oft, auch habe ich mir aus meinem Schlafzimmer

etwas zu holen, und während der Zeit kannſt Du den jungen Leuten ſchon den Gefallen thun."

Nun liebte es Liſe ſehr, dieſe Geſpenſtergeſchichte preiszugeben, der großen Wirkungen wegen, die ſie ſchon damit hervorgebracht; auch hatte die Erzählung durch ſehr häufiges Wiederholen eine recht anſtändige Rundung erhalten und ließ ſich ſchon anhören; beſonders wenn man die alte Magd dabei betrachtete, wie ſie ſich zur Vorbereitung ihre Schürze um die nackten Arme wickelte und alsdann nach einem tiefen Athemzuge begann:

„Alſo die Geſchichte iſt wahr, denn ich habe ſie erlebt und war ſelbſt mit dabei; freilich iſt es ſchon ein paar Jahre her, und das Haus, wo ſie ſich zutrug, war ein altes Haus, wurde auf den Abbruch verkauft und jetzt ſteht ein neues da. Aber unter dieſem neuen ſieht man noch die Gewölbe des alten, in deren einem wir dazumal waſchen mußten bei der Herrſchaft, wo ich in Dienſten ſtand. Als ich dort eintrat, hatte man mir geſagt, Liſe, Du bleibſt nicht lange da, es iſt noch keine über die erſte Waſch dageblieben; doch habe ich gedacht, will's probiren, waſchen kann ich, fleißig bin ich auch — wir wollen ſchon ſehen. Morgens früh um fünf Uhr habe ich angefangen, die Wäſche zu ſeifen."

„Weiter, Liſe — weiter!"

„Das gehört Alles dazu — und Nachts um ein Uhr ſollte ich anfangen zu waſchen, da ich aber Abends keinen Schlaf hatte, ſo fing ich ſchon um zehn Uhr an, dachte, da biſt Du ein paar Stunden früher fertig."

„Sie waren allein in dem Gewölbe?" frug Herr Werder.

„Ganz allein, denn es war eine kleine Haushaltung und alſo auch eine kleine Waſch — an dem Abend ging es mir wie noch nie von der Hand, es war förmlich ein Segen dabei, und als es zwölf Uhr ſchlug, konnte ich ſchon durch meinen Haufen durchſehen."

„Ah, es ſchlug zwölf Uhr?"

„Mitternacht — jetzt kommt's," ſagte Anatole.

„Allerdings kam es, junger Herr, und ich will es in meinem

Leben nicht vergeſſen. — Wie es kam, kann ich eigentlich nicht ſagen, es kam nicht gegangen, es kam nicht geſchlichen, es muß ſo hereingeweht ſein wie vom Wind, und als ich zufällig einmal aufſchaute, um mir mit dem aufgekrämpelten Aermel die Naſe zu wiſchen, da ſtand es vor mir — keine zwei Schritte entfernt und ſchaute mich an.“

„Und was denn, Liſe.“

„Eine alte Frau in einem altmodiſchen Kleide, wie man es auf Bildern ſieht, und eine weiße Haube hatte ſie auf mit einem weißen Strich und weißen Bändern, aber ihr Geſicht war noch weißer — ſelbſt die Lippen, die gingen ein wenig in's Blaue, aber die Augen — o die werde ich nie vergeſſen, und wenn es jetzt noch dunkel um mich iſt und mir die Geſchichte einfällt, da ſehe ich nichts wie die zwei leuchtenden Augen.“

„Weiter, Liſe, weiter! nimm einen Schluck Punſch, der wird Dir wohlthun.“

„In der Hand hatte die Frau einen Teller, auf dem ſtand ein uraltes Gläschen mit Wein und daneben lag ein Stückchen Kuchen. Ich mußte mich an dem Waſchzuber halten, um nicht umzufallen, denn die Kniee knickten mir ein; ich dachte mir ſchon, jetzt geht's an's Halsumdrehen, aber das Geſpenſt that mir nichts, es blickte mich eine Zeitlang an, dann ſetzte es den Teller auf den Nebentiſch, und das Merkwürdigſte dabei war, daß es einen Ton gab, als ſie den Teller niederſetzte, was mich wunderte, denn ſo viel ich gehört hatte, macht Alles, was die Geſpenſter thun, kein Geräuſch. Hierauf drehte ſich die Frau wieder zu mir, ſtellte ſich gerade vor mich an den Zuber und fing an zu waſchen, wobei ſie mich bald mit einem traurigen Blicke anſah, leiſe ſeufzte und dann nach ihrem Teller mit dem Wein und dem Kuchen ſchaute. Da ich ſah, daß ſie mir nichts zu Leid that, faßte ich Muth und nahm meine Arbeit wieder auf und ſo wuſchen wir darauf los, das Geſpenſt und ich, vielleicht eine Stunde lang, dann richtete es ſich

„Ich fürchte, er liegt hart an ihrem Wege!“ ſagte Lukas finſter.

„Ach Poſſen!“ ſagte der Schultheiß; „keine ſo finſteren Gedanken! Ich will Ihnen einen guten Rath geben: gehen Sie die Berge hinauf, dort den Weg, den Sie ſehen, er führt nach dem Städtchen B., und da fragen Sie nach Johann Baumberg dem Jüngern, das iſt der Schultheiß des Orts, vielleicht werden Sie da etwas Näheres erfahren.“

„Und an dem Wege liegt der See, von dem wir vorhin ſprachen?“ ſagte nachdenkend der Jäger.

„Keine zweihundert Schritte rechts von der Straße; „wir nennen ihn nur den „wilden See“, obgleich er eben und klar iſt, wie ein Spiegel, man kann faſt auf ſeinen Grund ſehen.“

„So, man kann auf ſeinen Grund ſehen?“

„Nun, wiſſen Sie, Herr, das iſt hier ſo eine Redensart; eigentlich iſt er ſehr tief, der See und . . .“

„Wer hinein fiele, käme ſo leicht nicht mehr heraus!“ ergänzte nachſinnend der Jäger. „Nun, ich will mich einmal auf den Weg machen,“ fuhr er fort; „alſo hier durch Euren Garten geht es, dann über die Wieſen, — richtig! Ich will's ſchon finden! Adieu, Herr Schultheiß! — Auf Wiederſehen!“ —

Der alte Bauer begleitete ſeinen Gaſt bis an das Gartenthor, welches auf die Wieſe hinaus führte, dann nahm er Abſchied von ihm und gieng kopfſchüttelnd in's Haus zurück.

Es war ein klarer, ſchöner Frühlingsmorgen, der Regen der letzten Tage hatte Flur und Wieſe getränkt, und Alles rings herum dampfte mit innigem Wohlbehagen unter den warmen Strahlen der Sonne. Auf der Wieſe blühten Tauſende von Blumen, die Lerchen ſchwangen ſich trillernd in die Höhe und dem Jäger war es unbeſchreiblich wohl zu Muthe. Er dachte an

auf, zog langsam seinen Aermel wieder herab, nahm vom Nebentisch seinen Teller und trat vor mich hin, wobei es mich mit einem recht kläglichen Blicke anschaute. Geh' mit Gott, sagte ich halblaut, und wie ich das gesagt oder gedacht, so schlug es ein Uhr, und da verschwand es mit einem langen, langen Seufzer — ich aber hatte mir doch zu viel Stärke zugetraut, daß ich mit dem Geist an einem Zuber gewaschen, denn als sie nun fort war und Alles vorbei, da fiel ich um wie ein Stück Holz, und als ich wieder zu mir selbst kam, dämmerte bereits der Morgen."

„A—a—a—ah, Lise — Sie hatten geschlafen und geträumt."

„Hatte sich 'was mit Schlafen," erwiederte die alte Magd in einigermaßen entrüstetem Tone, „da war von keinem Traume die Rede, junger Herr, denn was ich gesehen, das sahen vor mir schon sehr viele Mädchen und verließen den Dienst nach der ersten Wasch, wie ich auch, und das war dumm — o so sehr dumm, denn ich hätte das arme Gespenst ebenso gut erlösen können, wie diejenige, welche nach mir kam, und die es vollbrachte, da sie couragirter war."

„Und wie machte sie das?"

„Nun, als das Gespenst bei ihr am Zuber wusch und immer nach dem Teller hinüberschielte, dachte jene, was kann es mir schaden, wenn ich den Kuchen und den Wein versuche und da aß sie und da trank sie und da lachte das Gespenst hell auf und da schlug es ein Uhr und da stand das Mädchen ebenso wie ich allein in dem Gewölbe: aber auf dem Tische, wo der Teller gestanden, lag ein Haufen Goldstücke."

„Ja, da ist es allerdings schade, daß Du nicht klüger warst, Lise."

„Was wollen Sie, Herr Anatole," erwiederte die alte Magd achselzuckend — „wenn man Unglück haben soll, zerbricht man den Finger im Reisbrei, und wenn es Suppe regnet, hat man gewiß keinen Löffel bei sich, aber das Gespenst war von da an erlöst und meine Geschichte ist aus."

„Eine vortreffliche Geschichte und sehr moralisch," sagte Herr

Werder — das Geſpenſt war unfehlbar eine hartherzige Frau, welche ihren Dienſtboten nicht ſatt zu eſſen gab und zur Strafe dafür wandeln mußte.“

Madame Reveillot kam jetzt wieder aus ihrem Schlafzimmer hervor und trug etwas in ein Papier Eingewickeltes in der Hand, das ſie vor ſich auf den Tiſch legte.

„Was iſt das, Großmama?“

„Ich brauche es, um meine Schulden zu bezahlen.“

„Ah, Du biſt köſtlich — alſo willſt Du Dein Verſprechen erfüllen und uns die gewiſſe Geſchichte erzählen? — Du darfſt Dir Glück wünſchen,“ wandte er ſich an ſeinen Freund, „daß Du gerade dabei biſt — ſchon oft hat meine Großmutter davon geſprochen, aber noch nicht erzählt.“

„Es wäre auch vielleicht beſſer, wenn ich es heute noch nicht thäte — wozu nützt es auch?“ ſprach die alte Frau mehr zu ſich ſelber als zu den beiden jungen Leuten, „es iſt gar nichts Beſonderes, nur mir wichtig, weil Dein ſeliger Vater dabei betheiligt war, und daß es mir gerade heute ſo lebhaft in Gedanken liegt, kommt wohl daher, weil es ein Sylveſterabend war wie heute — vor zwanzig Jahren, Kinder, Anatole konnte kaum laufen — wir wohnten in der Stadt, aber nicht hier, in dieſem alten Hauſe; meine Tochter, Deine Mutter, war ſchon todt, und Dein guter Vater, der damals auf dem großen Fabrikeetabliſſement in Tiefenbach, eine Stunde von hier, den franzöſiſchen Briefwechſel beſorgte, blieb an jenem einunddreißigſten Dezember ſo lange aus, daß ich ernſtlich beſorgt um ihn wurde. Endlich kam er, und als ich ihn ſah, erſchrak ich über ſein Ausſehen: ſein Haar klebte ihm an der bleichen Stirne, auf der noch dicke Schweißtropfen ſtanden, er athmete mühſam, und nachdem er mich flüchtig begrüßt, ging er in's Schlafzimmer, um ſich die Hände zu waſchen, an denen ich ſchon, als er eintrat, Blutflecken bemerkt hatte.“

„Das iſt ja gräßlich, Großmutter.“

„Mir kam es auch ſo vor, aber nur weil mich die Aufregung

Deines guten, braven Vaters dauerte, denn," ſetzte ſie mit Stolz hinzu, „wer den — wer Deinen Vater wie ich kannte, und viele Leute kannten und ſchätzten ihn, der würde nur in dem Gedanken erſchrocken ſein, es ſei ihm ſelbſt etwas Furchtbares begegnet, und ſo war es auch, obgleich er gänzlich unverletzt war. Das erzählte er mir, nachdem er an jenem Abende bei der Behörde geweſen und dort die Sache berichtet.

„Dein Vater hatte an jenem Abend etwas lange gearbeitet, und es war ſchon vollkommen dunkel, als er das Comptoir auf der Fabrik verließ, was ihm indeſſen an ſich gleichgültig war, da er, ein kräftiger Mann, einen guten Stock bei ſich hatte, ihm zudem noch nie etwas Unangenehmes auf der einſamen Landſtraße begegnet war. So ſicher wie jetzt war es damals allerdings noch nicht und man hörte hie und da von räuberiſchen Anfällen und von böswilligen händelſüchtigen Menſchen.

„Die Landſtraße, welche von Tiefenbach hieher zweimal ſtark aufwärts und abwärts führte, war ziemlich verlaſſen, nur als Dein Vater in der Mitte des Weges in der Tiefe angekommen war, ſah er dicht am Chauſſeegraben einen zweiſpännigen Wagen ſtehen, eine Kaleſche, deren Dach vorgeſchlagen war; obgleich die Laternen an derſelben hell brannten, ſo ſah er doch Niemanden in dem Wagen, auch keinen Kutſcher auf dem Bock, wohl aber glaubte er zu bemerken, daß die Zügel von einem im Fahrzeuge Sitzenden gehalten wurden. Es war eine kalte Nacht, und die Thiere ſchüttelten ſich froſtig unter dem ſcharfen Winde, als er zögernd vorüberſchritt. Da er aber keine Veranlaſſung ſah, ſich hier aufzuhalten, ging er langſam den vor ihm liegenden Berg hinauf, wobei er ſich häufig umſchaute. So oft er jedoch ſtehen blieb, bemerkte er die beiden Laternenlichter ruhig auf derſelben Stelle, was ihn am Ende doch bewog, wieder umzukehren und ſich die Equipage näher zu betrachten. Die Reiſenden werden eingeſchlafen ſein, dachte er, und wenn man vielleicht die Pferde, die ſo dicht am Straßengraben ſtanden, beim Erwachen plötzlich

antrieb, ſo konnte das Gefährt den ziemlich hohen Damm hinabſtürzen.

„Unten angekommen, blickte er in die Kaleſche hinein und glaubte, in der Ecke eine Geſtalt zu bemerken, die er mit lauter Stimme anrief — es erfolgte keine Antwort und ebenſowenig auf einen zweiten und dritten noch ſtärkeren Ruf — wohl aber hoben die Pferde ihre Köpfe und zogen an, weßhalb Dein Vater raſch nach den Zügeln griff und nicht nur erſtaunt war, daß ihm dieſe in der Hand blieben, ſondern auch mit Entſetzen bemerkte, daß ſich ſeine Finger blutig färbten, ſobald er das Leder anfaßte. Da ſtand er rathlos und verwünſchte ſeine Bereitwilligkeit, fremden Leuten helfen zu wollen — er mußte die Zügel feſt in der Hand halten, um die Pferde wieder zum Stehen zu bringen. Glücklich war er, in dieſem Augenblicke das Knallen einer Peitſche zu hören und bei dem ſchwachen Lichte der Sterne einen Frachtwagen zu bemerken, welcher ebenfalls aus der Richtung von Tiefenbach den Berg herabkam.

„‚He, mein Freund!‘ rief er den Fuhrmann an, der neben den Pferden ging, und bat ihn näher zu kommen, aber ſeine Laterne mitzubringen.

„Der Andere dachte, Dein Vater ſei der Herr der Equipage und ihm irgend ein Unfall begegnet, erſtaunte aber nicht wenig, als er nun das Nähere erfuhr, ſchaute ziemlich mißtrauiſch drein und ſtieß einen lauten Ruf des Schreckens aus, nachdem er mit ſeiner Laterne in den Wagen geleuchtet: drinnen in der Ecke ſaß ein Mann mit tief auf die Bruſt herabgeſenktem Kopfe, deſſen Schädel von einer Kugel zerriſſen war, welche vornen auf der Stirne eingedrungen und wohl den augenblicklichen Tod herbeigeführt hatte.“

„Entſetzlich, Großmutter.“

„Dein Vater und der Fuhrmann wechſelten ein paar unruhige Blicke und erſt als Dein Vater mit der Ruhe eines guten Gewiſſens ſagte, er ſei ein in der Stadt wohlbekannter Mann und

vor einer halben Stunde von dem Fabriketabliſſement in Tiefenthal weggegangen, verlor ſich das Mißtrauen in den Zügen des Andern und er erwiederte, ‚hol' der Teufel Ihre Neugierde — es wäre beſſer geweſen, wenn Sie ruhig Ihres Weges gegangen wären und mich ebenfalls hätten ziehen laſſen, da können wir auf die unſchuldigſte Art von der Welt in eine ſaubere Geſchichte hineinkommen — was jetzt thun?'

„‚Nun auf jeden Fall das Gefährt mit in die Stadt nehmen und bei der Polizei abliefern.'

„Der Fuhrmann kratzte ſich am Kopfe und ſchien gute Luſt zu haben, das Deinem Vater allein zu überlaſſen, doch da dieſer ihm für die verlorene Zeit eine gute Belohnung verſprach, ſo entſchloß er ſich endlich und fügte ſich den vernünftigen Anordnungen Deines Vaters.

„Das Erſte, was ſie nun thaten, war, den Frachtwagen vor den andern Wagen zu ſtellen und die Pferde des letzteren hinten anzubinden; dann nahm jeder eine Laterne, und nun unterſuchten ſie ſorgfältig, ob ſich rechts und links von der Kaleſche nichts finden laſſe, was in Zuſammenhang zu bringen ſei mit dem Morde des Reiſenden. Dabei kam es Deinem Vater vor, als beuge ſich der Fuhrmann einmal ſehr nahe zum Boden hinab und hebe dort etwas auf, doch als er ihn darum befragte, ſagte jener ruhig, er habe dort nur einen Stein geſehen, der eine eigenthümliche Form gehabt, und den er deßhalb für etwas Anderes gehalten habe.

„Daß hier ein Mord vorlag, daran war nicht zu zweifeln: der Schuß auf jenen Unglücklichen konnte nur auf kurze Entfernung abgefeuert ſein, und zwar von der Seite des Chauſſeegrabens her, neben welchem die Kaleſche dicht ſtand — auch von unten nach oben, das zeigte die Richtung, welche die Kugel genommen. — Daß der Mann ſelbſt Hand an ſich gelegt habe, war nicht anzunehmen, denn man fand weder eine Piſtole im Wagen ſelbſt, noch in der Umgebung deſſelben, wohl aber ein dolchartiges Meſſer, deſſen Klinge mit Blut befleckt war, und welches mit der Spitze im Fußboden

des Wagens ſtak, gerade ſo als ſei es der Hand des Erſchoſſenen entglitten. Weiter ſuchten ſie nun und fanden nicht nur am Rande des Chauſſeegrabens Blutſpuren, ſondern dieſe ſetzten ſich auch bis zum Wagen fort, deſſen eine Thüre offen ſtand und wo ſie jetzt auf der Polſterung von weißem Tuche deutlich den Abdruck einer blutigen Hand ſahen, als habe ſich dort Jemand aufgeſtützt in dem Augenblicke, als er aus dem Gefährt geſprungen. Die Blutſpuren am Rande des Grabens ſetzten ſich auch in dieſen hinein fort und wurden von den Beiden noch eine Strecke weit in's Feld hinaus verfolgt.

„Statt aber dieſen weiter nachzugehen, hielten ſie es für gerathener umzukehren und den Wagen nach der Stadt zu bringen. Dort wurden noch in ſelber Nacht Beamte und andere Leute ausgeſandt, um die Stelle zu beſichtigen, wo Dein Vater jenen Wagen gefunden, ſowie auch, um jene Spuren durch das Feld ſo weit als möglich zu verfolgen. Daß dorthin Jemand geflohen war, erkannte man nicht nur an den verſchiedenartigſten Merkmalen, ſondern man fand auch einige Tauſend Schritte entfernt von dem Orte, wo der Wagen geſtanden, in einem Erlenholze ein abgeſchoſſenes Piſtol, deſſen Kaliber mit der Kugel, welche den Unglücklichen getödtet, genau zuſammenpaßte, ſowie Spuren, daß der flüchtige Mörder ſich hier niedergeſetzt habe, um eine Wunde zu reinigen und zu verbinden, denn hier lagen Büſchel ausgeriſſenen Graſes mit Blut befleckt, ſowie einige kleine Stückchen von einem ſehr feinen Battiſttuche. Damit aber war allen weiteren Nachforſchungen ein Ziel geſetzt, denn hinter dem Erlengebüſch ſtieg das Terrain wieder aufwärts und hier befand ſich das Bett eines Baches, dem der Flüchtling wahrſcheinlich gefolgt und ſo keine weiteren Spuren hinterlaſſen hatte — ein zerklüftetes, felſiges Terrain; ein ehemaliger, jetzt nicht mehr benutzter, tiefer Steinbruch, aus welchem der obenerwähnte Bach hervorkam, wurde ebenfalls auf's Genaueſte unterſucht, ohne etwas zu finden.

„Für Deinen Vater,“ fuhr Madame Reveillot nach einer Pauſe

fort, „war dieſe Geſchichte ebenſo, wie für den armen Fuhrmann von unangenehmen Folgen, denn ich kann und will es Dir nicht leugnen, daß Beide Jahre lang mit einem gewiſſen Mißtrauen betrachtet wurden, welches ſogar dann nicht aufhörte, als man ſah, daß wir nach wie vor in dürftigen Umſtänden lebten — ja ſie hatte zur Folge, daß Dein armer Vater nie im Stande war, hier recht emporzukommen und doch an die Stadt gefeſſelt blieb; denn er ſagte mir oft, ‚gern würde ich bei den veränderten Verhältniſſen nach Frankreich in meine Heimat zurückkehren, und ich wäre überzeugt, dort noch Manches aus den Trümmern meines ehemaligen Vermögens retten zu können, aber ſo bin ich der Ehre meines Namens, ſowie der Zukunft meines Kindes ſchuldig, hier zu bleiben, bis ſich irgend eine Aufklärung jener verhängnißvollen Geſchichte ergibt.‘“

„Armer Vater,“ ſagte Anatole.

„Aber es fand keine Aufklärung ſtatt — Jahre vergingen; die Erzählung jenes Vorfalles lief durch alle Zeitungen, Nachforſchungen wurden im weiteſten Kreiſe gehalten — Alles vergebens. Was man bei jenem Unglücklichen an baarem Gelde gefunden, war unbedeutend, und ſo verkaufte man Wagen und Pferde, um ihn zu beerdigen und die Gerichtskoſten zu bezahlen.“

„Und fand man keine Papiere, keine Briefſchaften, welche Auskunft über ihn hätten geben können?“

„Durchaus nichts — wie ich vorhin ſchon geſagt, blieben die ſorgfältigſten Nachforſchungen, welche die Gerichte mit einer außerordentlichen Emſigkeit anſtellten, erfolglos — man verbreitete die Beſchreibung der Pferde und des Wagens ſo viel wie möglich durch die Zeitungen, und das Einzige, was man erfuhr, war, daß in einem kleinen Städtchen der franzöſiſchen Grenze ein ähnlicher Wagen und ähnliche Pferde zu jener Zeit von einem Manne gekauft worden ſeien. Dabei war es dem Verkäufer aufgefallen, daß jener Mann durchaus nicht gehandelt hatte, ſondern den verlangten Kaufpreis augenblicklich bezahlt. Ueber das Aeußere des Fremden war der Verkäufer nicht im Stande, Genaues anzugeben: er habe über

ſeine Kleidung einen großen Mantel getragen und auf dem Kopfe einen breitgekrämpten Hut gehabt. Später erfuhr man allerdings noch etwas aus nächſter Nähe, aber es war ſo unbeſtimmt und unzuverläſſig, daß ſelbſt die Gerichte nicht beſonders viel darauf gaben: der Hausknecht des Gaſthofes zur goldenen Glocke hier in der Stadt gab nämlich an, er glaube in dem Wagen ein Geſährt wieder zu erkennen, das vor einigen Monaten ſchon in der Stadt geweſen und deſſen Pferde er habe füttern helfen; zwei Männer, die in dem Wagen geweſen, ſeien ausgeſtiegen, hätten ſich auf der Straße eine kleine Erfriſchung geben laſſen und wären dann mit einander fortgegangen, wobei der Eine im weiten Mantel gerade ſo gegangen ſei, wie Jemand, der etwas Schweres bei ſich trage, und der Andere habe im Fortgehen einen Namen genannt — und welchen Namen, glaubt ihr wohl, Kinder?“ fragte Madame Reveillot, indem ſie die jungen Leute mit einem lächelnden Blicke anſchaute.

„Ja wer kann das wiſſen, Großmutter? — fahre Du lieber fort, Deine Erzählung ſpricht uns außerordentlich an.“

„Nun denn, der Eine hätte den Namen Deines jetzigen Prinzipals, des Herrn von Martini genannt — ich ſage euch das ohne Rückhalt, wie es damals vor langen Jahren in Jedermanns Munde war und wie man es in den Zeitungen gedruckt leſen konnte. Darin lag auch gar nichts Verdächtiges — denn es kam eine Menge Fremder, die mit dem damals ſchon bekannten und reichen Bankhauſe Geſchäfte zu machen hatten, was mit den beiden Männern auch der Fall geweſen war; denn Herr von Martini, der jetzige Chef des Hauſes, erklärte auf Befragen, es ſeien an jenem Nachmittage, Ende November, an dem es bereits ſtark gedunkelt habe, zwei Fremde auf ſeinem Comptoir geweſen, mit dem Wunſche, Wechſel zu diskontiren, was er aber, da ihm jene Beiden gänzlich unbekannt geweſen, begreiflicher Weiſe abgelehnt habe.“

„Das iſt ſelbſtredend,“ ſagte Anatole, mit dem Tone eines Geſchäftsmannes, der etwas von der Sache verſteht, „man mag

nicht ſo ſein Geld an unbekannte Leute, ſelbſt wenn die Wechſel echt und unverfänglich ausſehen — konnte aber Herr von Martini oder der vorſichtige Herr Ringel keine genaue Beſchreibung machen von den beiden Fremden?"

„Nur eine ſehr unvollſtändige — man habe an jenem Abend viel zu thun gehabt, die Kaſſe ſei überfüllt, der Hauptkaſſier Unwohlſeins halber nicht da geweſen; auch legte man auf die Ausſagen des Hausknechts von der goldenen Glocke nicht viel Werth, denn er hatte den Wagen doch nicht deutlich genug im Gedächtniß, um ſeine Angaben beſchwören zu können — ich erzähle Dir es nur, mein lieber Anatole, weil ich Dir die geringſten Einzelnheiten, welche mit jener traurigen Angelegenheit allenfalls in Zuſammenhang gebracht werden könnten, nicht vorenthalten will. Und dazu kommt noch etwas anſcheinend Wichtiges, obgleich in ſeinen Folgen auch ohne weiteren Werth — — Jahre waren vergangen, und Dein armer Vater kränkelte ſchon ſo ſehr, daß der Arzt für ihn dem anbrechenden Frühjahre mit gerechter Beſorgniß entgegenſah. — Da," fuhr die alte Frau mit bewegter Stimme fort, „brachte die Poſt ein kleines Packetchen" — Madame Reveillot erhob bei dieſen Worten ihre Hand ein wenig und drückte ſie alsdann ſanft wieder auf das weiße Papier, welches vor ihr auf dem Tiſche lag, eine Bewegung, die ſo bezeichnend war, daß die beiden jungen Leute derſelben mit den Augen folgten.

„In dem Packetchen war eine kleine, grüne Brieftaſche mit einem Schreiben jenes Fuhrmanns, der ſeit langer Zeit die Gegend verlaſſen, und von dem man weiter nichts mehr gehört hatte. In dem Briefe ſchrieb er Deinem Vater, er habe an jenem Abende, als ſie Beide die Umgebung des Wagens unterſucht, dieſe Brieftaſche auf dem Boden liegen ſehen, ſie aufgehoben und heimlich zu ſich geſteckt."

„So hatte ſich mein Vater doch nicht getäuſcht?"

„Gewiß nicht — der Fuhrmann habe die Brieftaſche Abends unterſucht und nichts darin gefunden als ſechs Zettel, auf denen

für ihn gänzlich unverständliche Worte standen. Gleich anfänglich schon hatte er sie Deinem Vater oder dem Gerichte übergeben wollen, doch hätte ihn falsche Scham, sowie die Furcht, in einen nicht ganz unverdienten Verdacht zu kommen, davon abgehalten; jetzt aber, wo er im Begriffe sei, nach Amerika auszuwandern, habe er sie nicht mit sich über das Wasser nehmen wollen, und sie zu verbrennen, davon habe ihn eine innere Stimme abgehalten."

„Es war doch ein schlechter Kerl, dieser Fuhrmann," sagte Anatole entrüstet, „wer weiß, ob nicht auch andere Papiere in der Brieftasche waren — Etwas, das Nachforschungen über den Ermordeten oder dessen Mörder möglich gemacht hätte."

„So dachte auch Dein Vater, doch war er zu krank, um in dieser Sache weitere Schritte zu thun — er war unglücklich und lebensmüde, und kaum vermochte ich ihn zu bestimmen, daß er sich der Mühe unterzog, die Blätter in der Brieftasche anzusehen, aber vergeblich, denn die Worte, die auf denselben standen, konnten weder von ihm noch von mir in irgend einen Zusammenhang gebracht werden. Er siegelte darauf die grüne Brieftasche ein und übergab sie mir mit der Verfügung, sie liegen zu lassen und sie Dir alsdann an einem Sylvesterabend einzuhändigen, sobald Du verständig genug seiest, um diese Begebenheit mit ihren traurigen Folgen für Deinen armen Vater zu verstehen und zu würdigen. — Seinen Willen habe ich nun streng erfüllt und die Brieftasche, obgleich deren Aufbewahrung mir oft sehr zwecklos schien, doch wie einen kostbaren Schatz verwahrt."

„Wofür ich Dir herzlich danke, Großmutter, denn, wenn auch ein schmerzliches Andenken, ist diese Brieftasche mir immer doch eine Erinnerung an meinen guten, lieben Vater — sie ist also für mich bestimmt und ich darf sie jetzt in Verwahrung nehmen?"

„Gewiß, mein Kind, da nimm sie und betrachte den Inhalt derselben morgen, übermorgen, wann Du willst, nur heute wollen wir sie in ihren Papieren eingewickelt lassen, denn ihr Anblick ruft

ſeine Jugend, an ſein ſtilles Dorf und an jenen Morgen, wo er nach der Stadt gieng, um Abends in einen tiefen, langen Schlaf zu fallen. Die Zeit zwiſchen damals und jetzt ſchwand ihm zuſammen und er gieng jetzt, wie damals, nachzuſehen, wo das arme Mädchen geblieben ſei. Die Geſchichte mit dem blauen Regenſchirme hatte ihm vielleicht nur geträumt, denn der Himmel war ja ſo klar über ihm, nirgends eine finſtere Wolke, die ein böſes Wetter anzeigte: ja, es war gewiß: wenn er in den Wald hinauf kam, fand er dort das Mädchen ſitzen im grünen Moos, vielleicht einen Kranz windend, vielleicht auch eingeſchlafen von der Ermüdung der vergangenen Nacht.

Unter dieſen Gedanken ſtieg er rüſtig aufwärts und bald hatte er den ſchattigen Wald erreicht. Der Weg wand ſich in die Höhe zwiſchen weißſtämmigen Birken und hohen Eichen hindurch und bald erreichte er eine Brücke, unter welcher ein geſchwätziger Waldbach rauſchte, der ihm von der Höhe des Gebirges entgegen kam. Das Waſſer murmelte und rauſchte über die glatten Kieſel fort, und als ſich Lukas über das Geländer der Brücke lehnte und dem herabſtürzenden Waſſer entgegen ſah, und nachdem er lange nachſinnend zugelauſcht, verfinſterten ſich ſeine Züge und er glaubte das Gemurmel des Felsbaches, der direkt aus dem Bergſee kam, zu verſtehen. Ja, ſie war ſehr ſchön! — ſehr ſchön! ſchien es zu murmeln; ſo ſchön haben wir nie etwas geſehen, niemals! Nie! — Nie! Und das lange Haar ſo blond! So ſchön und blond! So blond und ſchön! Ach! Ach! Das blonde Haar und das ſchöne Mädchen! Hin! Hin! Hinab! Hinab! Hinab! So flüſterte das Waſſer, und Lukas, nachdem er längere Zeit zugelauſcht, ſtieg ruhig weiter, fort in die Höhe. Als er nach einiger Zeit rückwärts ſah, lag zu ſeinen Füßen das kleine Dorf, von dem er eben herkam; auch ſah er die Chauſſée nach Metthauſen, die ſie und er in der Nacht gefahren; damals aber rauſchte der Regen nieder, heute war Alles klar, und wo

mir nur zu lebhaft jene traurige, unheilvolle Zeit in's Gedächtniß zurück."

„Darin haſt Du recht, Großmutter, und um am heutigen feſtlichen Abend jene trüben Erinnerungen zu verwiſchen, wollen wir Deinem vortrefflichen Punſche tüchtig zuſprechen und — horch! Da jetzt draußen gerade die Mitternachtsſtunde ſchlägt, ſo trinke ich das Glas auf Dein mir ſo theures Wohlergehen!"

Drittes Kapitel.

Anatole hatte ein kleines Kämmerchen neben dem Schlafzimmer seiner Großmutter, wo er uneingeschränkt sein eigener Herr war und das ihm, wenn er es mit großen Schritten durchmaß, wie ein sehr schönes Gemach erschien, obgleich er nur wenig Zeit brauchte, um auf der langen Seite von einem Ende zum andern zu kommen; auch hatte es, dem Dache folgend, eine schiefe Decke und nur ein einziges, aber ziemlich großes Fenster, welches einen ausgedehnten Blick gewährte über eine Unmasse von Dächern und Schornsteinen mit der dazu gehörigen Portion Himmel. Auch war diese Kammer mit einer freundlichen Tapete bekleidet; das Fenster hatte reinliche, weiße Vorhänge, die Möbel bestanden in einem guten Bette, einigen Stühlen und in dem Luxus eines obgleich alten, aber sehr großen und sehr bequemen Lehnsessels, welcher aber schon häufig zu kleinen, zärtlichen Streitigkeiten zwischen Großmutter und Enkel Veranlassung gewesen war, denn öfters hatte ihn Anatole in die große Wohn- und Arbeitsstube der Madame Reveillot hinübergetragen und eben so oft hatte ihn diese wieder in die kleine Kammer zurückversetzt, worauf endlich die Vereinbarung getroffen wurde, die Großmutter habe die Kammer ihres Enkels mit dem Lehnstuhle als ihr Boudoir anzusehen, und sei verpflichtet, davon im Laufe des Tages mindestens einmal Gebrauch zu machen — selbstverständlich,

wenn es die Jahreszeit erlaube, denn während des Winters wurde dieses kleine Schlafzimmer Anatole's nur bei ganz besonderer Veranlassung an großen Festtagen und dergleichen geheizt, dann war es aber auch von einer unaussprechlichen Behaglichkeit, so am heutigen ersten Januar, wo draußen ein klarer blauer Himmel über der weißen, glänzenden Erde leuchtete, wo die Kirchenglocken so fröhlich erklangen, wo der aus den zahlreichen Kaminen aufsteigende Rauch vor Freude wie vergoldet aussah, sobald er aus dem schwarzen, unheimlichen Schlot an das helle Sonnenlicht getreten war.

Anatole hatte drüben bei der Großmutter und heute besonders reichlich gefrühstückt, auch nochmals seine schönen Wünsche wiederholt, die aus dem Innern seines guten Herzens kamen, und es hatte ihn alsdann tief gerührt, als ihn die Großmutter auf die Stirne geküßt und ihm gesagt, „werde in Allem Deinem guten, seligen Vater ähnlich, nur glücklicher als er — o würdest Du recht glücklich, mein Kind, glücklich, was die Menschen so zu nennen pflegen," worauf er lächelnd erwiedert hatte, „mit Vergnügen will ich glücklich werden, aber unter der Bedingung, daß Du das Glück mit mir genießest."

Dann war er in seine Kammer zurückgegangen, hatte das mit Papier umwickelte Packetchen von gestern Abend vorgenommen, sich in seinen Lehnstuhl gesetzt und alsdann langsam den Umschlag entfaltet, auch denselben von allen Seiten betrachtet.

Es war das ein altes schon vergilbtes Zeitungsblatt, welches er durchflog, ehe er es bei Seite legte, und welches in seinen Anzeigen und Notizen aus längst vergangener Zeit rührend zu ihm sprach, weil er dabei dachte, wie oft der Blick seines Vaters wohl auf diesen Zeilen geruht. Dabei traten die edlen, ernsten Züge desselben so lebendig vor seine Seele, in seiner Erinnerung wohl unterstützt durch ein Bildniß desselben, welches ihm gegenüber an der Wand hing, und er begriff jetzt die trübe Stimmung, in der er sich wohl erinnerte, ihn oft gesehen zu haben — nicht allein der harte Kampf mit dem Leben, geschärft durch die Erinnerung an

eine ſchöne, glanzvolle Vergangenheit, ſondern obendrein auch noch das Hereinragen jener unheimlichen Geſchichte, welches die wenigen lichten Punkte ſeines trüben Daſeins noch in ſeine Schatten hüllte.

Herr Reveillot, Anatole's Großvater, gehörte zu jenen Auswanderern, welche in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts nicht nur Frankreich, ihre Heimat, verlaſſen mußten, ſondern oft zu gleicher Zeit großes Vermögen, Familiengüter, ja berühmte Namen, die Jahrhunderte überdauert, um ſich in einer kleinen deutſchen Provinzialſtadt als Tanzlehrer, Fechtmeiſter, Sprachlehrer kümmerlich ihr Brod zu verdienen. Herr Reveillot hatte das edle Waffenhandwerk ergriffen und war Fechtmeiſter einer deutſchen Hochſchule geweſen, wo zu gleicher Zeit der Sohn eines Emigranten, Guſtav Fontenay, ärmlich von den wenigen Trümmern ſeines Vermögens lebend, ſeinen Studien oblag, hoffend auf beſſere Zeiten, auf eine Rückkehr nach Frankreich — ein Glück, das ihm aber nicht zu Theil werden ſollte. Guſtav Fontenay beſuchte Herrn Reveillot, lernte deſſen einzige Tochter kennen und heirathete ſie, um die Gattin, wie wir früher ſchon bemerkt, wenige Jahre nach der Geburt ſeines Sohnes Anatole wieder zu verlieren.

Auch Herr Reveillot ſtarb wenige Jahre nachher, worauf deſſen Wittwe mit ihrem Schwiegerſohn und Enkel nach jener größeren Stadt überſiedelten, wo Herr Fontenay in einem außerhalb der Stadt bei dem Dorfe Tiefenbach gelegenen Fabrikgeſchäfte eine Anſtellung als Korreſpondent erhielt, mit der er übrigens kaum im Stande war, ſich und die Seinigen anſtändig zu ernähren.

Alles das, beſonders der Gedanke an eine glänzende Vergangenheit, deren er ſich aus ſeiner Jugendzeit wohl noch erinnerte, zerſtörte Hoffnungen aller Art, endlich jener letzte Schlag, wodurch ein Schein von Mißtrauen über ſeinen unbefleckten Namen, über ſein reines Daſein geworfen wurde, hatte ſeinen ſonſt kräftigen Körper zerſtört, ihn vor der Zeit zu einem alternden mißmuthigen Manne gemacht, und ſo erinnerte ſich Anatole ſeines armen Vaters noch deutlich. So ſah er ihn gerade heute vor ſich, wie er nach

ſchlaflos verbrachter Nacht in dieſem ſelben alten Lehnſtuhle ſaß, mit gefalteten Händen das kummervolle Geſicht mit der ſchönen weißen Stirne, umgeben von einſt dunkel ſchwarz geweſenem krauſem Haar, tief auf die Bruſt herabgeſenkt und nur zuweilen wehmüthig auflächelnd, wenn der kleine Knabe ſich an ihn hindrängte und ihm von unten herauf in die Augen ſah, oder wenn Madame Reveillot in ihrer unverwüſtlich guten Laune ihm ein freundliches, hoffnungsvolles Wort des Troſtes ſagte, ihn auf eine beſſere Zeit verwies, die gewiß kommen müſſe, in welcher ſie Alle zuſammen noch einmal recht herzlich in der Erinnerung an die trübe Gegenwart lachen würden.

Aber es kam nicht ſo; eines Nachts war Herr Fontenay geſtorben und Anatole erinnerte ſich deutlich, daß hierauf ein paar traurige, trübe Tage gefolgt ſeien, daß man ihn ſchwarz angezogen, daß eine Menge fremder Leute ſich in der Stube beſchäftigt, und daß er dann an einem kalten, windigen Morgen im Monat März an der Hand eines dem Hauſe befreundeten Mannes mit auf den Kirchhof gegangen, daß er an dem offenen Grabe ſeines Vaters geſtanden ſei, und daß er hier, ſtatt auf die Rede des Geiſtlichen zu hören, einem kleinen Vogel zugelauſcht habe, der ſich ihm gegenüber auf einem noch kahlen Roſenſtrauche niedergelaſſen, in einem fort gezwitſchert und ſich dann hoch in die Luft erhoben habe — davon behielt er ſein Leben lang ein ſchönes, tröſtliches Bild.

Hierauf hatte Madame Reveillot mit ihrem Enkel die kleine Wohnung bezogen, wo ſie ſich jetzt noch befand, hatte einige Tage in Geräthſchaften aller Art und Kleidern, Büchern und Papier umhergewirthſchaftet — alles Unnöthige fortgeſchafft und dann ihr Geſchäft begonnen, was für Anatole eine Quelle großen Vergnügens wurde; denn wie wußten die Frauen und Mädchen, welche nun Tage lang in der Wohnſtube beſchäftigt waren, um Wäſche zu bügeln und auszubeſſern, ſo artige Lieder zu ſingen und ſo hübſche Märchen zu erzählen. Und welch' wunderbaren Ruheſitz hatte dabei der Knabe, wenn er aus der Schule nach Hauſe gekommen, beſonders

Abends zulauſchen durfte — einen großen Waſchkorb mit einem dicken Bügelteppich, in welchem er ſich behaglich ausſtreckte, wozu er ein Stück Brod und einen gebratenen Apfel verzehrte — ferner den eigenthümlichen Duft der friſchen Wäſche, das Klappern und Ziſchen der Bügeleiſen, vor Allem aber den Blick auf den großen Ofen in der Ecke, vor dem ſich die Liſe befand, gluthroth angeſtrahlt, wenn ſie ihn öffnete und zwiſchen den brennenden Kohlen und glühenden Bügelſtählen mit einem gewaltigen Schüreiſen umherrumorte.

„So ſieht die Hölle aus,“ ſagte die Magd alsdann, ſich zu dem Knaben rückwärts wendend, doch lachte Anatole über dieſe Aeußerungen und brachte ganz andere Bilder mit dem Feuer zuſammen: das waren natürlich die Schmelzöfen draußen in Tiefenbach, die er häufig geſehen, wenn er dazumal den Vater beſuchen durfte — glückſelige Jugenderinnerungen, wo ihm die Arbeiter in der Polirwerkſtatt eine glänzende Pferdekinnkette verehrten, an der er einſtens ſeine Uhr tragen ſollte, und wo ihm andere ein Paar Sporen anfertigten, die ihm aber ziemlich heiß an die Abſätze ſeiner Stiefel angepaßt wurden. — Ja Tiefenbach war ſchön geweſen, beſonders bei Nacht, wenn aus den Kaminen der Hochöfen die rothgelben Flammen emporſchlugen oder Myriaden von Funken, wenn friſche Holzkohlen nachgeſchüttet wurden. Oder wenn er alsdann wartend in dem Pförtnerſtübchen neben dem Comptoir ſaß, von wo aus er den Vater am Pulte arbeiten ſah und bemerkte, wie dieſer ihm zuweilen freundlich mit der Hand winkte und darauf wieder ruhig fortſchrieb, bis die große Glocke zu läuten anfing, worauf man ziſchend und pfeifend den Dampf vernahm und der alte Pförtner bedeutſam mit den Schlüſſeln klirrte. Dann verſchwanden drinnen von den Pulten Briefe und Bücher, die jüngeren Herren verließen eiligſt das Geſchäftslokal, die älteren bedächtig, und gewöhnlich zuletzt kam Herr Fontenay, zog ſeine dunkelbraunen gemsledernen Handſchuhe an und ſagte freundlich zu ſeinem Knaben: „enfin mon enfant — filons!“

Dann gingen ſie mit einander fort, er von ſeinem Vater ſorgſam an der Hand geführt über den ſchwarzen mit Kohlen bedeckten Boden, an rauchenden oft noch matt glühenden Schlackenhaufen vorüber, wobei es ihn immer betrübte, wenn er bei den Hochöfen und den Puddlingswerken die armen Leute ſtehen ſah in ihrem rußigen Anzuge, die ſo gar keine Ruh' und Feierſtunde zu haben ſchienen. Vor dem Thore der Fabrik zündete ſich Herr Fontenay eine Cigarre an und dann ſchritten ſie tapfer darauf los, um bald nach Hauſe und zur Großmutter zu kommen. — — Da lag die aufſteigende, ſchwach vom Sternenlicht erhellte Landſtraße vor ihnen, und als Anatole ſo weit in ſeinen Träumereien gelangt, ging ein anderes, düſteres Bild durch ſeine Seele, die Erzählung jener Begebenheit, die er geſtern Abend gehört, mit dem für ihn greifbaren Endpunkte, der kleinen Brieftaſche, welche auf ſeinen Knieen lag.

Sie war von grünem Maroquin, innen mit Seide von der gleichen Farbe gefüttert: ſie hatte zwei Taſchen und ein Notizbuch, auf deſſen Blättern aber nicht das Geringſte geſchrieben war, wohl aber fand er in der einen Taſche die loſen Papierblätter, deren Madame Reveillot erwähnt; es waren ihrer ſechs, auf jedem ſtanden mit Tinte geſchriebene Worte, welche aber weder jedes für ſich einen verſtändlichen Sinn hatten, noch unter einander in irgend einem Zuſammenhange ſtanden.

Die Brieftaſche gewährte für Anatole in der Erinnerung an jene That einen faſt unheimlichen Anblick. Der junge Mann legte die Blätter ſorgfältig auf die Seite und begann die Brieftaſche außen und innen auf's Sorgfältigſte zu unterſuchen: er bog die weichen Decken hin und her, um ſich durch das Gefühl zu überzeugen, daß zwiſchen dem Leder nicht etwas verborgen ſei — umſonſt, ein dort befindlicher Gegenſtand müßte ſich durch Anfühlen verrathen haben, ſo fein war das Aeußere und Innere der Brieftaſche gearbeitet. Ebenſo beſchaute und befühlte er auf's Genaueſte die beiden Täſchchen, ja er ging ſo weit, den Seidenſtoff derſelben

mit einem Federmeſſer aufzutrennen, um dort vielleicht etwas zu finden — aber umſonſt, und wenn er hierauf nach langer vergeblicher Unterſuchung die kleine Brieftaſche nachdenklich in ſeinen Händen behielt, ſo begann er doch mehrmals wiederholt ſeine Nachforſchungen, wobei er von der richtigen Folgerung geleitet wurde, daß die Brieftaſche irgend etwas enthalten müſſe, was ſie dem unglücklichen Eigenthümer werthvoll genug gemacht, um ſie in ſeinen letzten Augenblicken mit Aufbietung ſeiner Kraft weit von ſich wegzuwerfen und ſie ſo ſeinem Mörder zu entziehen. Dabei erfüllte ihn der Gedanke mit Traurigkeit, wie häufig wohl ſein armer Vater die Brieftaſche hin- und hergewandt und die loſen Blätter in derſelben durchforſcht habe.

Dieſe nahm er nun wieder vor, und wenn er ſie auch abermals aufmerkſam durchlas, ſo war es ihm doch unmöglich, irgend einen Sinn in den einzelnen Blättern, irgend eine Beziehung unter einander aufzufinden.

„Kein Baum fällt auf den erſten Streich,“ dachte Anatole, nachdem er ſich eine Stunde lang vergeblich Mühe gegeben; auch mahnte ihn die fortſchreitende Zeit an ſeine Pflicht, welche an Sonn- und Feſttagen darin beſtand, Vormittags das Comptoir zu beſuchen und ſich dort zur Verfügung des erſten Buchhalters zu ſtellen, um allenfallſige dringende Korreſpondenzen erledigen und befördern zu helfen. Ehe er ſeine Wohnung verließ, erkundigte er ſich gewöhnlich bei ſeiner Großmutter, ob ſie nicht irgend einen Auftrag für ihn habe, und als ſie ihm ſagte, er möge einen Augenblick bei Frau Fichtner vorſprechen und ihr oder Fräulein von Martini ſelbſt ſagen, ſie hoffe das mit dem Spitzenſchleier nach Wunſch beſorgen zu können, ſo hätte ein aufmerkſamer Beſchauer ein leichtes Aufleuchten ſeiner Augen bemerken können. Ob Madame Reveillot eine ſolche aufmerkſame Beobachterin war, ſind wir nicht im Stande ganz genau anzugeben, doch ſchaute ſie dem Enkel mit einem Blicke der Befriedigung nach, und als ſie die Thüre hinter ihm ſchloß, ſprach ſie zu ſich ſelber mit halblauter

Stimme: „Was wäre am Ende ſo Großes dabei, eine Martini und der Sproſſe des alten Hauſes der Fontenay?“

Der erſte Buchhalter hatte am heutigen Feſttage keine wichtige Korreſpondenz, und wenn er auch an Wochentagen außerordentlich wortkarg war, ſo pflegte er dagegen Sonntags hie und da mit den jungen Leuten gerne ein paar Ideen auszutauſchen, hatte aber dabei die eigenthümliche Manier, ſeine Fragen wie Soll und Haben zu betrachten und in der gewöhnlichen Unterhaltung eine Art von Buchführung einzuflechten.

Anatole wünſchte einen guten Morgen und brachte ſeinen Glückwunſch zum neuen Jahre vor. — Der Buchhalter hatte das große Hauptbuch vor ſich aufgeſchlagen, und nachdem er ſeinen Dank ausgeſprochen, nickte er langſam mit dem Kopfe und ſagte: „Ein neues Jahr — iſt das ein guter Wechſel für die Zukunft — oder einer, der nicht eingelöst wird und mit Proteſt zurückkommt? Doch ich weiß, Ihr Glückwunſch kommt aus einem guten Herzen und in gleichem Werthe erwiedere ich ihn.“

„Heute Morgen gibt es alſo nichts zu thun,“ fuhr er nach einer Pauſe händereibend fort, „was Ihnen wohl lieb iſt, aber noch lieber wäre es Ihnen geweſen, hätten Sie es vorher gewußt?“

„Ich kann Ihnen das kaum zugeben, Herr Buchhalter — ich mache Sonntag Vormittags meinen kleinen Spaziergang, und ob ich meine Schritte hieher oder dorthin richte, iſt mir am Ende gleichgültig.“

„Und der geſtrige Abend,“ fuhr Jener fort, „haben Sie ihn heiter und vergnügt zugebracht, oder“ — buchte er auf die andere Seite — „haben Sie in Ihrer Jugend auch ſchon trübe Stunden, die gerade zu ſolcher Zeit ſtärker hervortreten?“

„Wer hätte deren nicht, Herr Buchhalter — doch bin ich jung und da läßt man gewöhnlich die ernſten Gedanken nicht zu ſehr überhandnehmen.“

„Allerdings,“ entgegnete der Andere mit entſprechender Handbewegung bald nach links bald nach rechts — „Sie ſind jung,

alſo wenig Sorgen — ich bin alt, alſo um ſo mehr trübe Erinnerungen — vielleicht, vielleicht auch nicht, man könnte auch ſagen, ich bin alt und habe mich eigentlich nie mit traurigen Gedanken geplagt. — Sie ſind jung und haben ſchon viel Schmerzliches erlebt — à propos, wie befindet ſich Madame Reveillot, Ihre vortreffliche Großmutter? — eine Frau, die ihr Alter auf eine merkwürdige Weiſe trägt."

„Danke für die Nachfrage, es geht ihr gut, ſie iſt zufrieden und freut ſich, wenn ſie arbeiten kann."

„Ich habe auch Ihren Vater noch gekannt — das heißt, ſtatt zu ſagen gekannt, ſollte ich eigentlich ſagen geſehen und ein- oder zweimal geſprochen — war ein ausgezeichneter Mann, ein vortrefflicher Korreſpondent, doch etwas zu ernſt und zu vornehm. Wir befanden uns einmal zuſammen in einer kleinen Berathung, er für das Haus Feßler in Tiefenbach, ich für das Haus Martini hier; es betraf eine Eiſenlieferung im Betrag von ungefähr zwanzigtauſend Thalern. Natürlich ſprach Ihr Herr Vater für Feßler, ich für Martini, doch vereinigten wir uns am Ende zu einem Vergleiche: ſie ſtrichen an ihrer Forderung ein paar tauſend Thaler, und wir legten einige tauſend Thaler zu. — Sie haben Ihren Vater wohl kaum mehr gekannt?"

„O doch, Herr Buchhalter — ich erinnere mich ſeiner noch recht genau — er war ein großer und immer ſehr ernſter Mann."

„Sehr ernſt, ſehr ernſt, beſonders in der letzten Zeit ſeines Lebens, hatte auch wohl Urſache dazu durch jene unangenehme Geſchichte, die Sie gewiß erfahren haben."

Anatole nickte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Ja, ja, ſo geht's in dieſer böſen Welt," ſagte der Buchhalter und ſetzte hinzu, indem er die rechte Hand ausſtreckte, „hier leben Sie ſo korrekt wie möglich, auch nicht einen Schatten ſoll man auf Ihre Handlungen werfen können, Ihr Haben iſt angefüllt mit einem unſträflichen Wandel, mit den vortrefflichſten Nachreden Ihrer Freunde und Bekannten, — dort kommt auf einmal das Schickſal und kleckſt eine ſolche verfluchte Geſchichte in Ihr Soll hinein,

ein Wagen denſelben Weg rollte, da wirbelte eine leichte Staubwolke empor.

Jetzt hatte er die Höhe des Gebirges erreicht, der Weg bog ſich ſanft links; er gieng tiefſinnend rechts durch das Geſtrüpp und über Felſen, es zog ihn zu dem ſtillen See, er wußte ſelbſt nicht wie. — Jetzt lag er vor ihm, gerade ſo, wie es ihm geträumt und gerade ſo, wie er ihn auf dem Bilde geſehen. Ringsum war er mit dichtem Gebüſch umgeben, welches ſich auf allen Seiten dunkelgrün in dem Waſſer wiederſpiegelte; nur in der Mitte, wo der Himmel auf das Waſſer ſah, glänzte es klar und blau. Um ihn her lag eine tiefe, feierliche Stille, und hoch in den Lüften kreiste ein Raubvogel.

Der See war nicht groß und der Jäger hat ihn raſch und ängſtlich umſchritten. Sorgfältig unterſuchte er die Gebüſche am Ufer, ob dieſelben irgendwo niedergetreten ſeien; aber er ſah nichts dergleichen — die ſchlanken Zweige wiegten ſich im Morgenwinde auf und ab und ſchienen wohlgefällig ihr Bild im Waſſer zu betrachten. Es war ſchwer, an das Ufer des See's zu gelangen und nur an Einer Stelle gieng es leichter: da war nämlich ein umgehauener Baum auf das Geſträuch gefallen und die Krone deſſelben ruhte auf dem Waſſer. Hier drang Lukas durch, ſetzte ſich auf den Baumſtamm, ſtützte die Arme auf die Zweige und ſtarrte hinab in das Waſſer. Oftmals glaubte er auf dem Grunde etwas zu bemerken, das mit einem menſchlichen Körper Aehnlichkeit habe; dann ſah er aber wieder, daß er ſich getäuſcht und daß es Schilfrohr war oder vielleicht ein Baumſtamm. — — — — — —

An jenem Morgen, wo er in tiefem Schlaf in ſeinem Bette lag, hatten wohl die Burſche des Dorfes ebenſo an dem See geſtanden und emſig auf den Grund geſpäht. Wenn er nur damals dabei geweſen wäre, er hätte den Körper des Mädchens

woraus Sie ſich anfänglich nicht viel machen, bis Sie am Ende Ihre Bilanz ziehen und mit Schrecken bemerken, daß die Welt einen tüchtigen Saldo zu Ihren Laſten eingetragen hat.“

„Ich erfuhr erſt vor kurzer Zeit von dieſer traurigen Geſchichte; meine Großmutter glaubte mir bis jetzt ein Geheimniß daraus machen zu ſollen.“

„Und hatte recht — wozu Ihnen das früher ſagen — man hat damals lange Nachforſchungen angeſtellt, man hat nichts entdeckt, man hat ſich den Kopf zerbrochen, und die Einen haben geſagt, es iſt damals ein Mord begangen worden, die Anderen glaubten pfiffiger zu ſein und ſagten, es war das ein ganz kurioſer Selbſtmörder — warum hat er den Schein eines ſolchen von ſich abwälzen wollen? — um anſtändig begraben zu werden? — es gibt Leute, die einen Werth darauf legen, Andere, die ſich nichts daraus machen.“

„Man fand aber damals Spuren eines Zweiten, welcher über das Feld entflohen iſt.“

„Man fand Spuren — die im Grunde nichts beweiſen — allerdings will man eine abgeſchoſſene Piſtole gefunden haben — Fetzen eines Tuches, was Alles mit dem Manne im Wagen in Zuſammenhang gebracht wurde — pah, ich glaube nicht daran: Blutſpuren findet man häufig, ebenſo Fetzen eines Tuches, die Piſtole kann irgend ein Anderer verloren haben, denn Sie werden mir zugeben, daß in unſerer bevölkerten Gegend bei nicht ſchlechter Polizei, bei dem ungeheuren Aufſehen, welches die Sache machte, der Mörder, von den Blutſpuren, Tuchfetzen und der Piſtole verrathen, und nicht unentdeckt geblieben wäre.“

„Glauben Sie das in der That?“

„Gewiß glaube ich das, und damals glaubten es noch viele Leute mit mir.“

„Und doch traf meinen armen Vater ein ſo gräßlicher Verdacht,“ rief Anatole ſchmerzlich aus, „ein Verdacht, der ſein Leben vergiftete, ja, der ſeinen Tod beſchleunigte!“

„Leider ſind die Menſchen einmal ſo: auf dieſer Seite ſpricht man Gutes von Einem, auf der anderen nur Schlechtes; hier ſteht es deutlich geſchrieben, man habe es mit einem guten und ehrlichen Menſchen zu thun, dort bucht man zuerſt leiſe Zweifel über unſere Ehrlichkeit, und ein ſolcher leiſer Zweifel iſt freſſendes Gift und wird bei günſtiger Behandlung zur gefährlichen Wunde.“

„Sie waren damals ſchon hier, Herr Buchhalter?“

„Schon hier im Hauſe, obgleich damals noch nicht erſter Buchhalter; ich beſorgte die Privatkorreſpondenz des alten Herrn, eines berühmten Beförderers der Induſtrie, eines Beförderers von Kunſt und Wiſſenſchaft, leider aber keines ſo ausgezeichneten Finanzmannes wie der jetzige Chef des Hauſes, das heißt, verbeſſerte er ſich, wobei er einen kleinen Huſten affektirte, der alte Herr, indem er zum Gleichgewicht zwiſchen Soll und Haben den Ankauf eines oft zweifelhaften Fabrikeetabliſſements buchte oder eines Gemäldes von imaginärem Werthe und einer Statue, die man irgendwo herausgegraben, wogegen es der junge Herr vorzieht, runde Zahlen gegen runde Zahlen zu ſtellen und ſolidere Kapitalanlagen zu machen. — Doch ſollten wir nicht über ſo etwas reden, und daß ich es thue, beweiſt Ihnen, welch' großes Vertrauen ich in Sie ſetze — Sie haben ein offenes, ehrliches Geſicht, und wenn Sie auch manchmal einen dummen Streich machen, was bei jungen Leuten immer vorkommt, ſo ſuchen Sie das nie von ſich ab und auf Andere zu wälzen, ſondern ſtehen für Ihre Fehler ein, und das iſt brav — ich hätte Sie ſchon lange gerne bei einem der kleinen Bücher beſchäftigt, doch wäre das bei Ihren Sprachkenntniſſen und Ihrem zierlichen Style ſchade.“

Obgleich ſich Anatole über dieſes Lob des alten und ſehr ſtrengen Mannes freute, ſo verneigte er ſich doch nur flüchtig und ſagte, um wieder auf die Angelegenheit zurückzukommen, welche heut ſo ſehr alle ſeine Gedanken in Anſpruch nahm, „es war doch ſonderbar, Herr Buchhalter, daß bei dem Ermordeten ſo gar nichts von Papieren aufgefunden wurde, auch nur Unbedeutendes an Baarſchaft.

„Allerdings war das sonderbar, so gänzlich kahl zu sein, wenn man mit eigenem Wagen und eigenen Pferden reist — aber was folgt daraus? Daß der Mann ein Selbstmörder war, wie es auch heute noch meine Ansicht ist, und dabei ein ganz sonderbarer Kauz — denn man kutschirt doch nicht nur so ohne alles und jegliches Papier, ohne irgend eine Legitimation in der Welt herum."

„Könnte man nicht auch etwas Anderes annehmen? — verzeihen Sie, wenn ich etwas weitläufig werde, aber ich habe gestern Nacht und heute Morgen viel, sehr viel nachgedacht über diese Angelegenheit, welche mich durch das traurige Schicksal meines Vaters so sehr in Anspruch nimmt — wäre es denn nicht möglich, daß ein Kampf stattgefunden zwischen dem Mörder und seinem Opfer, und daß das Letztere während desselben oder nachher etwas Kostbares, um das es sich vielleicht gehandelt, von sich geworfen, um es dem Anderen zu entziehen?"

Der Buchhalter sah Anatole mit einem eigenthümlichen Blicke an und sagte kopfschüttelnd, nachdem er einige Sekunden nachgedacht — „was könnte das gewesen sein? Kostbarkeiten oder eine große Geldsumme wirft man nicht so leicht zum Wagen hinaus."

„Richtig, es hätte aber etwas Kleineres, Leichteres sein können, eine Brieftasche zum Beispiel."

„A—a—a—ah, eine Brieftasche."

„In der sich vielleicht wichtige Papiere befanden."

Herr Ringel machte abwechselnd mit seinen beiden Händen Bewegungen nach rechts und links, als trage er das Für und Wider irgend eines Gegenstandes in's Soll und Haben eines imaginären Buches, dann sagte er: „Ihre Annahme hat keinen Grund, mein lieber Herr Fontenay, denn so viel ich mich der Geschichte erinnere, begaben sich die Gerichtspersonen noch in derselben Nacht an Ort und Stelle, ohne im weiten Umkreise etwas Derartiges zu finden, und ich kann Sie versichern," setzte er mit einem Lächeln der Beruhigung hinzu, „diese Leute verstehen sich auf's Suchen."

„Sie vergessen aber, Herr Buchhalter, daß sich vorher schon

Jemand auf dem Platze befand, ehe das Gericht an Ort und Stelle eintraf."

„Ihr Herr Vater, mein lieber Herr Fontenay, und da dieſer, ſo viel ich mich dunkel erinnere, in den für ihn ſo unangenehmen Verhören angab, er ſelbſt habe mit einer der Laternen rings um den Wagen Alles unterſucht, ohne etwas zu finden, ſo können wir uns in dieſer Hinſicht vollkommen beruhigen."

„Sie werden ſich aber vielleicht erinnern, daß mein Vater nicht allein ſuchte, daß auch jener Fuhrmann ſeinerſeits im Umkreiſe des Wagens den Boden auf's Genaueſte beleuchtete und —"

„Und? nun Sie machen mich in der That ſehr neugierig."

„Daß derſelbe," ſagte Anatole mit großer Ruhe, aber mit ſehr ſcharfer Betonung ſeiner Worte, „allerdings etwas gefunden hat, was er dem Gerichte nicht angezeigt und von dem auch mein armer Vater erſt nach Jahren und kurz vor ſeinem Tode Nachricht erhielt."

„Was wäre denn das geweſen? — am Ende doch Koſtbarkeiten oder Geld?"

„Nichts von dem Letzteren, und koſtbar vielleicht nur für den, welcher den richtigen Gebrauch davon zu machen verſteht — es war nur eine kleine Brieftaſche."

„A—a—a—ah, eine kleine, grüne Brieftaſche."

Anatole glaubte, er ſelbſt habe vorhin die Farbe dieſer Brieftaſche angegeben und hatte deßhalb kein Arg bei den Worten des Buchhalters, ſondern fuhr gelaſſen fort — „ja eine grüne Brieftaſche, welche der Fuhrmann beim Unterſuchen neben dem Wagen fand, die er, unbemerkt von meinem Vater, einſteckte und ſie erſt nach Jahren, im Begriffe Europa zu verlaſſen, meinem Vater mit einigen Zeilen zuſandte, in welchen er ſein Bedauern ausſprach, damals ſo gehandelt und ſein Gewiſſen ohne irgend einen Nutzen belaſtet zu haben, denn in der Brieftaſche ſei von Geld oder Geldeswerth durchaus nichts zu finden geweſen und weiter nichts als ſechs loſe Zettel, auf denen Worte geſtanden, die für ihn gänzlich ohne Sinn geweſen ſeien."

„Sechs Zettel — ja, ja, sechs Zettel,“ sprach der Buchhalter, in tiefe Gedanken versunken, mehr zu sich selber als zu dem Anderen vor sich hin, und setzte dann rasch aufblickend hinzu, „und diese kleine, grüne Brieftasche?“

„Ist aus der Verlassenschaft meines Vaters in meinen Besitz übergegangen.“

„Das ist sehr, sehr interessant — wer hätte geglaubt, daß man nach so langen Jahren noch etwas über diese Geschichte erfahren sollte, was doch eigentlich gar nichts ist — durchaus nichts, denn was bedeutet eine Brieftasche mit Zetteln, auf denen unverständliche Worte stehen?“

Er sagte dieses mit einem lauernden Blick und fuhr alsdann fort, indem er wie ganz gleichgültig mit der linken Hand auf dem Hauptbuche trommelte, „für Sie, mein lieber, junger Freund, hat das allerdings in Erinnerung an Ihren Herrn Vater den Werth eines, wenngleich traurigen Angedenkens — aber sonst werden Sie in der Brieftasche auch nichts gefunden haben, was Ihnen von irgend welchem Nutzen erscheinen kann?“

„So ist es allerdings, Herr Buchhalter, und doch sprach ich nicht ohne Absicht mit Ihnen darüber, denn es wäre mir von Werth, wenn Sie sich die Zettel einmal ansehen wollten — Ihnen ist schon so viel Geschriebenes durch die Hand gegangen, besonders bei dem alten Herrn, der, ich weiß es, eine große Autographensammlung hinterließ — Sie beschäftigten sich damals auch für diese traurige, meine Familie so tief berührende Geschichte, daß es vielleicht auch für Sie von Interesse ist, diese Zettel einmal zu betrachten.“

„Ganz gewiß — — das heißt ganz gelegenheitlich, wenn Ihnen die Brieftasche wieder einmal unter die Hände kommen sollte — doch da kommt Georg, wie mir scheint, leer von der Post zurück, also gibt's nichts mehr zu thun, und ich wünsche Ihnen einen vergnügten Feiertag.“

Viertes Kapitel.

Da Anatole im Wohnhause des Bankiers etwas zu thun hatte, so konnte er sich schon erlauben, durch die kleine Thüre und den Garten zu gehen. Als er an das Glashaus kam, trat er ein, um dort vielleicht einen Bedienten zu finden, der ihn bei Frau Fichtner anmelden konnte. Wie angenehm war hier die Luft, wie sanft durchwärmt, wie wunderbar durchduftet vom Hauch der Pflanzen und Blumen! Dazu plätscherte das Wasser des großen Springbrunnens in die Mitte des Wintergartens und schien Unterredungen zu halten mit den Stimmen geschwätziger Kanarienvögel und anderer, gefiederter, buntfarbiger Sänger fremder Länder, die ein eigenes Drahthaus hatten, jedoch von so feinem Gewebe und dabei künstlich umrankt von Schlingpflanzen, daß man ihren Kifig nicht bemerkte und sie in dem Wintergarten in völliger Freiheit glaubte.

Als der junge Mann durch den mittleren Gang dahin schritt, hörte er seinen Namen rufen und sah Fräulein Anna von Martini mit ihrer Freundin Elise, einer entfernten Anverwandten, welche schon über ein Jahr im Hause war, seitwärts unter einer Laube sitzend, die künstlich von Dracaenen sowie von Lorbeer und Orangenbüschen gebildet war.

„Guten Morgen, Herr Anatole," wiederholte die Tochter des Hauses und setzte freundlich hinzu, „wenn Sie es nicht gar zu eilig

haben und Ihre Geſchäfte nicht zu wichtig ſind, ſo dürfen Sie uns ſchon einen Augenblick Geſellſchaft leiſten, worauf er, ſich verbeugend, näher trat und erwiederte, „meine Geſchäfte im Hauſe ſind der Art, daß ich mir ſchon erlauben darf, ſie ohne Mittelsperſonen mit Ihnen ſelbſt, mein Fräulein, zu erledigen.“

„Ah, Sie haben einen Auftrag von Madame Reveillot an mich?“

„Und ſuchte Frau Fichtner, um mich bei Ihnen melden zu laſſen.“

„So trifft ſich das ja ſo viel natürlicher und viel beſſer — wozu den Umweg durch Mittelsperſonen, wenn man direkt verkehren kann?“

„Wofür auch ich dem Zufall ſehr dankbar bin.“

„So ſetzen Sie ſich und laſſen Sie mich die Mittheilung Ihrer Großmutter hören.“

„Dieſe iſt nur ſehr kurz, mein Fräulein — ſie beauftragte mich, Ihnen zu ſagen, daß ſich die Sache mit dem Spitzenſchleier machen ließe; leider bin ich uneingeweiht in die näheren Geheimniſſe und deßhalb nicht im Stande, Ihnen weitere Andeutungen zu geben.“

„Was Sie geſagt, genügt mir vollkommen, und ich danke Ihnen,“ ſprach Anna von Martini, worauf ſie, ſich gegen Eliſe wendend, hinzuſetzte, „ich hatte eine Idee, meinen Spitzenſchleier, den Du kennſt, zu etwas Anderem zu benutzen, denn wozu brauche ich überhaupt einen Schleier, der ja nur zu bräutlichem Schmucke dient.“

„Dieſe Zeit wird aber doch einmal kommen,“ ſagte die Freundin mit einer beſorgten Miene, „und es iſt doch ſchade um das prachtvolle Spitzengewebe.“

„So ſagte auch meine Putzmacherin, und deßhalb wandte ich mich an Madame Reveillot, welche nachzuſehen verſprach, ob man den Schleier ohne Gefahr anders verwenden könne — wie ſie kennt das Niemand, und da ſie ſagt, es könne geſchehen, ſo bin ich beruhigt — Sie verſtehen das nicht, Herr Anatole,“ ſagte ſie zu dem

jungen Manne, indem ſie ihr großes, ſchönes Auge mit dem herzgewinnenden Blicke ruhig auf ihn richtete, „Sie verſtehen das nicht, wenn ich ſage, daß Ihre Großmutter eine erſtaunenswerthe Kenntniß von dergleichen Sachen hat, ja ganz außerordentlich, und dabei einen ſolchen Geſchmack, ein ſolches Urtheil, daß man nicht anders glauben kann, als ſie wiſſe aus Erfahrung, was zu einer reichen und gewählten Toilette gehöre.“

„Das kann ich mir nicht denken,“ entgegnete Anatole lächelnd, „denn was ich von der Vergangenheit meiner Großmutter weiß und von ihren Toiletten geſehen habe, iſt nicht der Art, um Ihre Vermuthung, mein Fräulein, zu rechtfertigen.“

„Auch das verſtehen Sie nicht,“ entgegnete Anna von Martini altklug. „Wenn ich mit Madame Reveillot ſpreche, mir deren einfachen Anzug anders denke, während ich ihre elegante, gewählte Redeweiſe höre, ſo kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, ich habe es mit einer Dame aus den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft zu thun.“

„Sie ſind zu freundlich für uns.“

„Das beträfe nur Ihre Großmutter, Herr Anatole,“ ſagte das junge Mädchen in einem ernſten Tone.

„Gewiß, mein Fräulein, aber da es meine Großmutter betrifft, ſo macht es mich glücklich.“

„Madame Reveillot kam vor langen, langen Jahren aus Frankreich hierher?“

„Aus der Touraine.“

„Und iſt dort noch Jemand von Ihrer Familie?“

„Ich glaube nicht, meine Großmutter ſagt wenigſtens ſo.“

„Davon ſollten Sie ſich einmal ſelbſt überzeugen, Herr Anatole — wer weiß, ob Sie dort nicht noch eine große und reiche Verwandtſchaft finden — dieſe Emigrantengeſchichten ſind wie die Romane, nicht wahr, Eliſe? Wie oft haben wir davon geleſen, daß in Armuth verkommene franzöſiſche Sprachlehrer und Fechtmeiſter reiche Grafen und Marquis waren.“

„Zuweilen wohl, mein Fräulein, aber meiſtens in Romanen, um Ihre Worte von ſoeben zu gebrauchen.“

„Aber auch in der Wirklichkeit haben wir genug Beiſpiele der Art — würde es Sie nicht freuen, Herr Anatole, wenn Sie zufällig nach Frankreich und in der Touraine die Entdeckung machten, daß Sie der Nachkomme eines alten, berühmten, vornehmen Geſchlechts wären?“

„Warum nicht,“ erwiederte Anatole freundlich lächelnd, „wenn mir das zur Erreichung irgend eines Zweckes nützlich ſein könnte?“

„Ja, ja — ſo mein' ich.“

„Das ſind heitere Luftſchlöſſer, Fräulein von Martini, angeregt durch Ihre Güte für mich, vielleicht hervorgebracht durch dieſe zauberiſche märchenhafte Umgebung: Palmen, Orangenbüſche, das Murmeln des Springbrunnens, den Geſang der Vögel, während draußen tiefer Schnee liegt, Alles trägt dazu bei; doch leider iſt es in Wirklichkeit anders, denn ſonſt wüßte ich keinen Grund, warum meine Großmutter, die mich ſo ſehr liebt, mir ein Geheimniß daraus machen ſollte.“

— — — — „Ihre Großmutter iſt eine kluge Frau — nicht wahr, Eliſe?“ worauf ſich die entfernte Anverwandte des Hauſes damit begnügte, ja zu ſagen und zuſtimmend mit dem Kopfe zu nicken, in welcher Art ſie meiſtens an der Unterhaltung Theil nahm, ſobald ſie nicht mit ihrer Freundin allein war — jetzt aber ſagte ſie, „da kommt Herr von Martini.“

Der Bankier ſchritt aufrecht, wie es ſeine Gewohnheit war, durch das Glashaus, den Kopf hoch erhoben, mit etwas ſteifem Gange und eckiger Haltung, wobei ſeine langen Arme durch ein etwas ſtarkes Vor- und Zurückbewegen jeden ſeiner Schritte begleitete. Er war ſich deſſen wohl bewußt und liebte es daher, ſeine beiden Hände auf dem Rücken zu vereinigen oder ſie in die hinteren Taſchen ſeines Rockes zu verſenken, was ihm indeſſen heute unmöglich war, da er ein Buch in ſeiner Rechten trug.

Obgleich es noch Vormittag, war Herr von Martini doch ſehr

ſorgfältig gekleidet und hatte durch die weiße Halsbinde, die er beſtändig trug, ein feierliches Anſehen, welcher Ausdruck noch vermehrt wurde durch den tiefen Ernſt, der immer auf ſeinen nicht unſchönen Zügen lag, und der ſich häufig zu einer finſteren Verſchloſſenheit ſteigerte, wenn er, wie er oft zu thun pflegte, ſeine Augen halb ſchloß und ſeine feinen blaſſen Lippen feſt aufeinander preßte.

Für dieſen Ausdruck, der ſtets eine vermehrte üble Laune anzeigte, hatten die jungen, heiteren Commis ein Sturmſignal, einen eigenen Ausdruck: der Barometer iſt gefallen. Heute Morgen aber zeigte das Geſicht des Bankiers etwas beſſeres Wetter und ſeine Lippen kräuſelten ſich faſt, als er näher tretend ſagte: „Ah, der junge Fontenay — hat Ihnen vielleicht der Buchhalter einen Auftrag an mich gegeben?“

„Nein, Herr von Martini,“ erwiederte Anatole, der ſich raſch erhoben hatte und ehrerbietig vor ſeinem Chef ſtand, „denn in dieſem Falle würde ich Sie augenblicklich aufgeſucht haben.“

„Richtig — alſo?“ —

„Herr Fontenay brachte mir eine Botſchaft, Papa,“ ſprach das junge Mädchen ruhig und unbefangen, „aber nicht von Ihrem erſten Buchhalter, ſondern von Madame Reveillot in wichtigen Toiletteangelegenheiten.“

„Ah, das freut mich, Frau Fichtner ſprach Dir wohl von unſerem nächſten Balle?“

„Nein, Papa, daran dachte ich auch nicht — muß ich es Dir ſagen?“ fragte ſie ſchalkhaft lächelnd.

Der Bankier zögerte einen Augenblick mit der Antwort und drückte ſeine Lippen aufeinander, ohne daß deßhalb der Barometer ſeines Geſichtes ausnahmsweiſe gefallen wäre, dann ſagte er: „Laß mich einmal etwas von Deinen Toilettegeheimniſſen hören, die doch in dieſer Geſellſchaft nicht ſehr geheim ſein können.“

„Es handelt ſich um meinen ſchönen Spitzenſchleier, das liebe Erbtheil meiner Mutter — ich möchte ihn zu etwas Anderem ver-

gewiß entdeckt, und dann wäre er nicht in jenen ewigen Traum verfallen, der ſo finſter und quälend auf ſeinem Geiſte lag und aus dem zu erwachen er ſich vergeblich abgemüht! — Der Gedanke, nicht wie die anderen Menſchen zu leben, ein wirkliches Daſein zu genießen, hatte ihn finſter, verſchloſſen und lebensſatt gemacht. Es zog ihn nieder auf den ruhigen Spiegel des See's, und er beugte ſein glühendes Geſicht auf die kalte Fluth, und die Kühlung that ſeinem brennenden Gehirn ſo wohl! — — Wieder floßen die Bilder der beiden Mädchen in einander und wenn er an eines dachte, dachte er an das andere. „O, wenn ich damals," ſeufzte er, „ihr nachgefolgt wäre bis an den See, ich hätte ſie gewiß herausgeholt! — — oder wäre auch drunten geblieben und hätte nicht den ewigen quälenden Traum gehabt! — Aber träume ich jetzt nicht auch?" fuhr er raſcher fort und beugte ſich tiefer gegen das Waſſer; „träume ich nicht von jener Nacht, von jenem unglücklichen Mädchen? von dieſem Waſſer? Wie, wenn ich auf dem Grunde deſſelben ein angenehmes und fröhliches Erwachen fände?" — — —

Und es geſchah, wie er es in der Nacht im Wagen ahnungsvoll geſehen! — Seine Zeit war aus, er glitt durch die Zweige des Baumes in den See, und als er langſam unterſank, zitterten tauſend glänzende Strahlen um ſeinen Kopf. Nebel drangen von dem Grund herauf, dieſe Nebel wurden zu weißen Gewändern und die glänzenden, goldenen Strahlen, die ihn immer enger umſpannen, waren wie langes und blondes Haar, und er fühlte ſich wie mit weichen Armen umſchlungen, die ihn langſam niederzogen, und als er eine Stimme gehört, hell und klar wie Glockentöne, die ihm zurief: „willkommen hier unten!" hörte er weiter nichts mehr. — — —

Noch einige Augenblicke ſpäter bewegte ſich das Waſſer des See's unruhig und warf weite Kreiſe an die Ufer, und die Bilder

wenden, und dazu erbat ich mir den Rath der Madame Reveillot, denn um ihn als Brautſchleier benützen zu können, wird wohl noch eine ziemliche Zeit vergehen."

„Hm!" machte der Bankier.

„Frau Fichtner weiß darum und Du wirſt auch wohl nichts dagegen haben — wenn nicht als Braut, brauche ich ja keinen Spitzenſchleier."

„Hm!" wiederholte der Bankier mit einem leichten Kopfſchütteln, „und doch gibt es Gelegenheiten, wo man einen ſolchen brauchen kann — ja, ja, es gibt ſolche Gelegenheiten, und wenn ich auch gerade keine wüßte, die ſich heute oder morgen darbieten könnte, ſo möchte ich doch bei Dir ein gutes Wort einlegen für die Erhaltung dieſes Brautſchleiers."

„Aber — Papa!"

„Vielleicht iſt es nur eine Grille von mir," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher der Barometer ein klein wenig gefallen war — „vielleicht — vielleicht die Erinnerung an Deine liebe Mutter, für die ich ihn gekauft, genug, — — wir reden noch darüber — es eilt ja nicht."

„Gewiß nicht, Papa, es eilt durchaus nicht."

Wir müſſen hinzufügen, daß Anatole, nachdem er die Frage ſeines Chefs beantwortet, beſcheiden und weit genug zurückgetreten war, um nichts von den Worten zu hören, welche Herr von Martini mit ſeiner Tochter wechſelte und doch nicht weit genug, daß er nicht ein einziges vernommen hätte: das Wort Brautſchleier nämlich, welches ihm auf ſo eigenthümliche Art zu überlegen gab, daß er, über ſich ſelbſt verwundert, einen Augenblick die Hand auf ſein Herz drückte und einen tiefen Athemzug that. Dabei ſchaute er um ſich her und dachte, wie einſam wird es hier ſein, wenn die freundliche Stimme, das helle Lachen jenes lieblichen Mädchens nicht mehr erklingt.

„Fontenay!" rief der Bankier, „bitte, gehen Sie in's Geſchäftslokal hinüber und ſagen Sie Georg, er ſolle abſchließen und meinen Wagen vorfahren laſſen."

Der junge Mann verbeugte ſich gegen ſeinen Prinzipal und gegen die beiden jungen Damen und wollte davon eilen, als er ſah, wie Anna von Martini einen Schritt gegen ihn machte und ihm alsdann ſagte: „Ich danke Ihnen für Ihre gütige Beſtellung, richten Sie Madame Reveillot meinen beſten Gruß aus und ſagen Sie ihr, ich erwarte ſie in den nächſten Tagen, um mit ihr nochmals über die Sache zu reden — ich danke Ihnen — guten Tag!“

Sie nickte ihm freundlich zu, doch ſchien der Ausdruck ihres Geſichtes nicht mehr ſo heiter zu ſein, wie kurz vorher, als ſie ſo unbefangen mit ihm plauderte.

Er eilte davon, um ſeinen Auftrag auszurichten. —

Als der Wagen des Bankiers ſich ein paar Minuten ſpäter raſch der Anfahrt näherte, um Herrn von Martini, der, in ſeinen Pelz gehüllt, in dieſem Augenblicke dort erſchien, aufzunehmen, ſah man zu gleicher Zeit eine andere Equipage durch das Hofthor fahren und gleich darauf neben der Treppe halten, wo der Herr des Hauſes ſtand, welcher nicht nur ſeinem Kutſcher einen Wink gegeben, Platz zu machen, ſondern ſich auch die Treppe hinabbewegte, als wolle er ſich an den Schlag des jetzt unten ſtehenden Wagens bemühen. Doch war ſchon der Lakai, der neben dem Kutſcher ſaß, herabgeflogen und öffnete die Wagenthüre, welcher jetzt ein ältlicher, wohlbeleibter Herr mit freundlichem Geſichte entſtieg.

„Ah, Herr Graf, Sie kommen mir zuvor und beſchämen mich,“ ſagte der Bankier, ſich tief verbeugend, „ich darf mir wohl erlauben, Ihnen zu ſagen, daß ich im Begriffe war, nach Ihrer Wohnung zu fahren.“

„In dieſem Falle iſt es alſo keine Indiskretion, wenn ich Sie zu einer kleinen Beſprechung in Ihr Kabinet begleite?“

Der Bankier verbeugte ſich abermals, wobei er einige verbindliche Worte ſprach, dann warf er, indem er den Anderen vorausgehen ließ, raſch einen unruhigen Blick um ſich her, und als er

Anatole bemerkte, der quer über den Hof ſchritt, rief er ihn durch einen Wink mit der Hand zu ſich heran.

Der junge Mann war mit wenigen Sätzen bei ſeinem Prinzipal, und an ſeiner Seite in das Haus zurückkehrend, vernahm er, wie dieſer ihm mit leiſer Stimme ſagte: „Nehmen Sie dieſen Brief, ſuchen Sie den Buchhalter auf und beauftragen Sie ihn in meinem Namen, denſelben ſogleich an ſeine Adreſſe zu beſorgen; ich ſelbſt finde heute keine Zeit mehr dazu — es iſt aber wichtig und dringend.“

Der erſte Buchhalter wohnte ganz in der Nähe und war ein alter Junggeſelle, der ſich in den meiſten Fällen zu Hauſe befand, wenn er nicht auf dem Comptoir beſchäftigt war, auch in ſeiner Wohnung das Mittageſſen einnahm; zufälliger Weiſe aber hatte er heute am Neujahrstage eine Einladung angenommen, wo, wußte man in der Familie, bei der er wohnte, nicht zu ſagen, doch hatte er hinterlaſſen, daß er gegen vier Uhr unfehlbar wieder zu Hauſe ſein würde.

Anatole hatte den Brief in die Taſche geſteckt, ohne die Adreſſe zu beachten, und während er nun zu ſeinem Mittageſſen nach Hauſe ging, dachte er, da Herr von Martini an der ſchleunigen und pünktlichen Beſorgung gelegen zu ſein ſchien, ſo ſei es wohl am Beſten, dieſe ſelbſt zu übernehmen, in welcher Anſicht ihn Madame Reveillot beſtärkte, weßhalb er die Adreſſe las: Herr Doktor Narder, Parkſtraße Vierundvierzig. „Eine gute halbe Stundr von hier,“ ſagte Anatole heiter, „habe alſo einen hübſchen Spaziergang und kann ſo das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.“

„Haſt Du je von einem Doktor Narder gehört?“ fragte die alte Frau, was ihr Enkel nach einigem Beſinnen verneinte.

Anatole ließ ſich von Madame Reveillot auf die Stirne küſſen, litt es auch geduldig, als dieſe ihm der Kälte wegen noch ein warmes Halstuch umwickelte, welches er aber, vor dem Hauſe angekommen, über die Schulter wieder herabwarf und dann ſeines Weges ging.

Dieſer führte ihn quer durch die ganze Stadt, vor eins der

Thore, an dem großen, ſtädtiſchen Parke vorüber, und dann kam er erſt in die Parkſtraße, einen anſteigenden, ziemlich breiten Weg, der nur hie und da mit Gebäuden, meiſtens Landhäuſern, beſetzt war.

Auf der Höhe des Weges angekommen, las er über einer Hausthüre Nummer Dreiundvierzig, und hier, wo er einen ziemlich weiten Blick hatte, ſah er weiter kein Gebäude an der Straße ſtehen, wohl aber in einiger Entfernung ſeitwärts von derſelben ein hohes und ſpitziges Dach zwiſchen den kahlen Aeſten umgebender Bäume hervorſchauen.

Dahin wandte er nun ſeine Schritte, kam an ein Thor, welches durch einen Weg mit jenen ſeitwärts liegenden Gebäuden korreſpondirte und welches die Aufſchrift trug: Doktor Narder's Privatanſtalt.

Anatole folgte dem Wege und befand ſich nach wenigen Minuten vor einem zweiten, ſehr feſten, eiſernen Gitterthore, mit einer hohen Mauer, welche, wie es ihm ſchien, das Anweſen umgab. Er zog an der Glocke, worauf eine alte Frau aus einem an der Mauer liegenden kleinen Häuschen hervorkam und ſich, ehe ſie öffnete, nach ſeinem Begehren erkundigte.

Als der junge Mann ihr ſeinen Brief gezeigt und den Schreiber deſſelben genannt, ſagte ſie: „Herr Doktor Narder iſt nicht zu Hauſe, wird aber in Kurzem zurückkehren und iſt es Ihnen vielleicht angenehm, denſelben in ſeinem Sprechzimmer zu erwarten.“ Dann öffnete ſie das Gitterthor und verſchloß es ſorgfältig wieder hinter dem Eingetretenen.

Anatole befand ſich nun in einem geräumigen Hofe und ſah vor ſich ein anſehnliches Haus, an deſſen hinterer Seite ſich die hohen Bäume erhoben, welche er von der Straße geſehen und die wahrſcheinlich zu einem dort befindlichen Garten gehörten. Eigenthümlich erſchien es ihm, daß die Fenſter des Hauſes ſtark vergittert waren, und daß die alte Frau, welche ihn begleitete, die Thüre, zu welcher ſie ihn eintreten ließ, mit einem ſogenannten Drücker

öffnete, den ſie aus der Taſche hervorholte und nachher wieder abzog.

Doktor Narder's Sprechzimmer war ein großes, ebenſo behaglich wie freundlich ausſehendes Gemach; überall waren bequeme Sitzgelegenheiten, in einer der breiten Fenſterniſchen — man ſah an derſelben, welch' ſtarke Mauer das Haus hatte — befand ſich eine Gruppe zierlicher Blattpflanzen mit einem Vogelkäfig, in dem ein weißer Kakadu war, der beim Eintritt des Unbekannten ſeinen hochrothen Federbuſch emporſträubte.

„Bitte, nehmen Sie Platz," ſagte die alte Frau, „der Herr Doktor wird nicht lange auf ſich warten laſſen."

Anatole ſetzte ſich in einen der Lehnſtühle, dem Fenſter gegenüber und blickte in den ſtillen Hof hinaus. „Welcher Art mag wohl die Anſtalt des Doktor Narder ſein?" dachte er bei ſich, „irgend ein Fabrikgeſchäft?" — Dazu ſchien ihm die Anlage nicht paſſend, auch war in der Umgegend keine Waſſerkraft und ebenſo fehlte das Wahrzeichen des bewegenden Dampfes, das hohe Kamin. „Vielleicht iſt es ein Krankenhaus?" und dieſe Annahme ſchien ihm die richtige zu ſein, beſonders jetzt, wo er quer über den Hof ein paar Männer ſchleichen ſah, Arm in Arm, wobei ſie, ſtatt in gerader Linie zu gehen, an der Mauer vorüberzogen, um dort einen Streifen wärmenden Sonnenſchein zu benützen; ihre Kleidung war etwas uniform: graue wollene Hoſen, eine Jacke von gleicher Farbe, auf dem Kopfe eine warme Kappe, wozu ſie um Schultern und Bruſt einen dicken Plaid geſchlungen hatten. Der eine von ihnen rauchte eine Papiercigarre und ſchien das mit großem Behagen zu thun, denn zuweilen blieb er einen Augenblick ſtehen, ſperrte den Mund weit auf und ließ den Dampf in blauen Ringeln emporſteigen, wobei der Andere ebenfalls ſtehen blieb und mit außerordentlichem Intereſſe zuzuſchauen ſchien, wie ſich das leichte Gewölk ſo phantaſtiſch verzog in dem glänzenden Sonnenſchein — ja er hatte darüber eine ganz beſondere Freude, zeigte mit der Hand aufwärts, beſchrieb auch wohl mit dem Zeigefinger die Form des Ringes, wor-

auf Beide alsdann ihren Spaziergang im langſamſten Schritt wieder fortſetzten, um, am Ende des Hofes angekommen, wieder umzukehren.

„Ja, ja, es iſt ein Krankenhaus,“ dachte der junge Mann, „das ſind ein paar Wiedergeneſene, die wohl nach langem Aufenthalte in dumpfiger Stube ſich recht behaglich des wiedergeſchenkten Lebens freuen“ — und ihre Freude war groß und unzweifelhaft, nicht nur über den ſchönen Tag mit dem glänzenden Sonnenlichte, ſondern über weit geringfügigere Dinge. So ſchien jetzt der, welcher nicht rauchte, an der hellbeſchienenen Mauer eine Fliege zu entdecken, denn er wandte ſich dorthin und gab ſich unter ziemlich auffallenden Sprüngen mit beiden Händen die unglaublichſte Mühe, etwas dergleichen an der Wand zu erhaſchen, wobei es Anatole allerdings auffiel, daß er ſeine vergeblichen Bemühungen ſo lange fortſetzte, bis ein dritter Mann, den man vom Fenſter aus bis jetzt allerdings nicht bemerkt, im Hofe erſchien und dem Fliegenfänger einige Wörte zurief, worauf dieſer augenblicklich ſtille ſtand, etwas ſcheu auf die Seite blickte und dann ruhig ſeinen Spaziergang mit dem Anderen wieder aufnahm.

Anatole hatte übrigens nicht die Zeit, über dieſes etwas eigenthümliche Benehmen nachzudenken, denn er hörte, wie ſich die Zimmerthüre öffnete und ſah einen Herrn eintreten, den er begreiflicher Weiſe für den Doktor Narder hielt.

Es war dieß eine ziemlich ſonderbare Erſcheinung: ein großer und hagerer Mann in einem grauen, aber bequemen Morgenrocke, von unten bis oben zugeknöpft, deſſen unſcheinbare Farbe etwas belebt wurde durch ein brennend rothes Halstuch, ſowie durch die Zipfel eines gelben Foulards, welches aus den Bruſttaſchen hervorſah. Er hatte eine ungemein hohe und breite Stirne, weniges und ſchon ergrautes Haar, eine lange ſpitze Naſe, lebhafte, faſt unruhige Augen und über dem etwas ſchlaffen Munde einen ſorgfältig gekräuſelten Schnurrbart. Seine Züge hatten einen müden und kränklichen Anſtrich vielleicht in Folge mühſamer Studien, auch huſtete er zuweilen dumpf, aber anhaltend.

Der Eintretende grüßte den jungen Mann mit einer Neigung des Kopfes und einer freundlichen Handbewegung, erſuchte ihn Platz zu behalten, und nahm einen Stuhl, auf den er ſich ihm dicht gegenüber ſetzte, dann legte er ſeine Hände auf die Kniee und betrachtete ihn einige Minuten lang aufmerkſam und ſchweigend.

„Sie kommen — ſelbſt hieher — oder haben vielleicht Jemand begleitet? — oder wurden begleitet? — geniren Sie ſich durchaus nicht, mein lieber junger Freund, uns die volle Wahrheit zu ſagen — die Wahrheit ohne Rückhalt — es iſt dieß ein Fall, der häufig genug vorkommt, ein Fall unter vielen Fällen, welcher gerade nicht zu unangenehmen Conſequenzen führt — wie geſagt, geniren Sie ſich durchaus nicht, wenn auch Ihr Leiden, oder das Leiden Desjenigen, den Sie hieher begleitet, aus den eigenthümlichſten, aus den luſtigſten, aus den allerbizarrſten Gründen entſprungen iſt.“

„Erlauben Sie mir,“ erwiederte der junge Mann mit einiger Verwunderung, „ich habe wohl das Vergnügen, Herrn Doktor Narder vor mir zu ſehen?“

Der Andere ſchloß lächelnd ſeine Augen, wiegte ſeinen Kopf einige Male hin und her und ſagte dann, wobei er langſam ſeine dünnen Finger auf Anatole's Handgelenk legte und den Verſuch machte, deſſen Puls zu fühlen, „erlauben Sie vielmehr, daß ich ein paar Fragen an Sie richte — wir pflegen das gewöhnlich hier ſo zu halten.“

„In meinem Falle doch wohl nicht,“ verſetzte Anatole in erſtauntem Tone, wobei er Miene machte, ſich zu erheben.

„Was iſt ein Fall? mein lieber junger Freund — wie vielerlei Fälle ſind wir berechtigt anzunehmen?“

„Dieſesmal nur einen einzigen,“ entgegnete der Andere lachend, „ich bin hiehergekommen, um dem Herrn Doktor Narder ein Schreiben zu übergeben.“

„Sehen Sie,“ entgegnete der alte Mann haſtig — „auch ein Fall, der häufig vorkommt; ich erinnere mich aus meiner Praxis eines ähnlichen Falles, eines verwickelten traurigen Falles, o ſehr

traurig, wo ebenfalls Papiere übergeben wurden, wo ich mich aber genöthigt ſah, den Ueberbringer ebenfalls feſtzuhalten."

„So wäre es vielleicht beſſer," meinte Anatole, nachdem er ſein Gegenüber mit einem zweifelhaften Blicke betrachtet, „ich würde mein Schreiben nicht übergeben — doch Scherz bei Seite — es ſcheint nur eine einfache Geſchäftsſache zu ſein, deren Erledigung mir mein Prinzipal anvertraut, der Name deſſelben wird Ihnen wahrſcheinlich bekannt ſein — es iſt der Herr Bankier von Martini."

Bei der Nennung dieſes Namens zuckten die Finger des Doktors förmlich von dem Handgelenke des jungen Mannes zurück, ſeine Brauen zogen ſich finſter zuſammen, und aus ſeinen grauen, unſteten Augen flog etwas wie ein leuchtender Blitz, dann ſagte er mit leiſer Stimme, „bitte, mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?"

„Mein Name thut durchaus nichts zur Sache — ich bin Commis des Herrn von Martini und von demſelben mit einem Brief an Herrn Doktor Narder beauftragt — erlauben Sie mir, daß ich mich dieſes Auftrages entledige."

„Alſo doch von ihm — von dieſem Herrn von Martini?" rief der Andere aus, indem er ſich dieſesmal raſch erhob — „geſtatten Sie, ehe ich den Brief annehme, einen Augenblick über dieſen ganz beſonderen Fall nachzudenken — es gibt Fälle, die andere Fälle vorausſetzen, und um für alle Fälle gerüſtet zu ſein, muß man jeden Fall ganz beſonders in's Auge faſſen — o ich könnte Ihnen von einem beſonders ſchweren Fall erzählen, der auf alle Fälle meines Lebens bedeutſam einwirkte, doch gehen wir darüber hinweg — laſſen Sie mich über den ganz beſonderen Fall ein wenig nachdenken."

Das that er denn auch, aber auf eine ſo eigenthümliche Art, daß ihm Anatole mit Verwunderung, ja mit Erſtaunen zublickte: zuerſt ſchritt er mit auf dem Rücken zuſammen gelegten Händen in ungewöhnlich langen Schritten auf und ab, wobei er in einem fort von Fall und Fällen vor ſich hinmurmelte, dann blieb er

vor dem Papageikäfig ſtehen, erhob langſam die linke Hand über ſeinen Kopf und machte mit allen fünf Fingern eine Bewegung, wie der Vogel zu thun pflegt, wenn er ſeinen Federbuſch aufſtellte, was der Kakadu nun in Wirklichkeit that, dann ein ſchrilles Geſchrei erhob und hierauf zornig ſeine Federn ſträubte.

„Sie ſehen," wandte ſich der Doktor jetzt mit einer eleganten Handbewegung gegen Anatole, „daß dieſes kluge Thier über Herrn von Martini — — — — ganz meiner Anſicht iſt," ſetzte er flüſternd hinzu, indem er ſeine Rechte an den Mund hielt und die Worte leicht in das Ohr des jungen Mannes hauchte.

Dieſer zog achſelzuckend ſeinen Brief hervor und ſagte: „Ich als einfacher Ueberbringer eines Schreibens, deſſen Inhalt mir gänzlich unbekannt iſt, bin nicht in der Lage, Anſichten über meinen Prinzipal entgegen zu nehmen."

„Gut geſagt, Sie ſcheinen mir ein Ehrenmann — ſind alſo in Dienſten des Herrn von Martini?"

„Einer ſeiner jüngſten Commis."

„Schade, daß Sie nicht ſein älteſter und vertrauteſter ſind, denn in dieſem Falle würde ich Sie um eine Gefälligkeit gebeten haben."

„Befehlen Sie über mich, Herr Doktor; wenn es in meiner Macht ſteht, Ihnen einen Dienſt zu leiſten — einen Dienſt, der ſich mit meiner Stellung in Einklang bringen läßt, ſo bin ich gerne hiezu bereit."

„In Einklang bringen läßt, das iſt der richtige Fall — natürlich den allein müſſen wir in's Auge faſſen, es läßt ſich aber mit aller Treue und Ergebenheit vereinigen — Sie brauchen nur zu ſehen, mich alsdann wieder zu beſuchen, vor mich hinzutreten, die Hand auf Ihr Herz zu legen und ſehr ausdrucksvoll mit dem Kopfe zu nicken — verſtehen Sie mich?"

„Nicht im Geringſten, um Ihnen die Wahrheit zu ſagen," entgegnete der junge Mann, dem es anfing ganz eigenthümlich zu Muthe zu werden bei den ſonderbaren Reden des Herrn Doktor

Narder — auch hatte er ſeinen Brief hervorgezogen und wollte ihn den Händen des Anderen übergeben, der ihn aber mit einer entſchiedenen Handbewegung von ſich abwies und ihm dabei ſagte: „Ich kann und werde das nicht eher annehmen, bis Sie mir verſprechen, zu ſehen und mir alsdann mit einem ausdrucksvollen Kopfnicken einzugeſtehen, daß Sie geſehen haben — ein ſehr klarer Fall.“

„Für Sie vielleicht, aber nicht im Geringſten für mich — wo und was ſoll ich ſehen?“

„Laſſen Sie mich meine Gedanken ſammeln,“ entgegnete der Andere, drückte hierauf ſeine beiden Hände vor das Geſicht und verharrte ſo in einem minutenlangen Nachdenken, dann ſprach er mit einer ausdrucksloſen, faſt zitternden Stimme und in abgebrochenen Sätzen mit geſchloſſenen Augen wie Jemand, dem es die größte Mühe macht, ſeine Erinnerung zu ſammeln und ihnen Worte zu verleihen:

„Das Geſchäftshaus des Herrn von Martini befindet ſich nicht im Hauſe ſelbſt, ſondern am Ende ſeines Gartens; durch dieſen Garten werden aber nur beſondere Beſuche eingelaſſen, alles Uebrige kommt von der rückwärts liegenden ſchmalen Straße und tritt durch eine Thüre ein, über welcher in Stein gemeißelt die Buchſtaben ſtehen: v. M. & S. — von Martini und Sohn.“

„So iſt es,“ ſagte Anatole, aufmerkſam werdend.

„Ganz beſondere Beſucher aber werden im Geſchäftshauſe freundlich empfangen, um zu wichtigen Unterredungen einen anderen Ort und eine andere Stunde angezeigt zu erhalten.“

„Ja, ja, ſo iſt es.“

„Dieſe beſprechen ſich mit Herrn von Martini in deſſen Privatkabinet, welches ſich im Wohnhauſe befindet.“

„Das kommt allerdings zuweilen vor.“

„Dieſes Privatkabinet iſt im erſten Stocke rechts an der Treppe hinter einem Vorzimmer mit grauen Tapeten, durch welches man in das kleine rothe Gemach kommt.“

der Gesträuche, die rings umher standen, zitterten heftig vor Schrecken und Entsetzen, und es dauerte eine Zeit lang, ehe sie wieder ruhig und klar wurden. Der Raubvogel, der hoch in den Lüften geschwebt, stieß kreischend hernieder auf den See, und dann schwang er sich empor und verschwand hoch in der Luft an dem unermeßlichen, ewig klaren Himmelsgewölbe. — —

— — — — — — — — — — — —

Anatole ſchüttelte mit dem Kopfe, worauf der Andere plötzlich ſeine Augen weit öffnete und mit einem finſteren Blicke fragte, „warum verneinen Sie das?“

„Weil es unrichtig iſt.“

„A—a—a—ah unrichtig,“ ſagte der Andere, indem er ſeine Augen mit der Hand bedeckte, doch warf der junge Mann, den die Erzählung des Doktors zu intereſſiren anfing, freundlich ein, „vielleicht war es ſo im alten Hauſe — ja, ja, ich erinnere mich — ich ſah ein kleines Bild von dem früheren Arbeitszimmer des Herrn von Martini, und das war allerdings —“

„Von rother Farbe, hatte auch rothe Möbel; an dem einzigen Fenſter, welches dem Garten und Geſchäftshauſe zugekehrt war, ſtand der einfache Schreibtiſch, davor ein Stuhl mit runder Rücklehne, bezogen mit grünem Saffian.“

„Der Stuhl iſt noch im Gebrauch,“ ſprach Anatole mehr zu ſich ſelber wie zu dem Anderen.

„Neben dem Schreibtiſch ſtand ein niedriger Fauteuil, in dem ich ſaß, während Herr von Martini eine alte, ſchwere, aus vergoldetem Kupfer beſtehende Kaſſette mit einem ſehr feſten, aber damals geöffneten Schloſſe vor ſich ſtehen hatte.“

„Ich kenne die Kaſſette,“ rief der junge Mann lauter, als es vielleicht in ſeiner Abſicht lag.

„Jetzt kommt der Fall, von dem ich reden will: wenn Sie zu den Vertrauten des Hauſes gehören, ſo wird es zuweilen geſchehen, daß man Sie in dieſes Kabinet beruft; Sie werden die Kaſſette von vergoldetem Kupfer auf dem Tiſche ſtehen ſehen — dieſelbe wird vielleicht eines Tages oder Nachts geöffnet ſein — Sie können einen Blick hineinwerfen und — bemerken vielleicht,“ fuhr er, nachdem er ſcheu um ſich her geſehen, in flüſterndem Tone fort, „in dieſer Kaſſette — eine kleine grüne Brieftaſche.“

„A—a—a—ah,“ machte Anatole im Tone höchſten Erſtaunens.

„Das iſt der Fall, von dem ich ſprach,“ ſagte der Andere, und ſetzte geheimnißvoll hinzu, nachdem er ſeine Rechte auf die

Schulter des jungen Mannes gelegt, „reden wir nicht darüber, es könnte uns das Leben kosten.“

In diesem Augenblicke wurde die Zimmerthüre, und dieses Mal sehr rasch und lebhaft geöffnet. Herein trat ein Herr in Mantel und Hut, welch' Letzteren er jedoch auf der Schwelle grüßend abnahm und Anatole mit freundlicher Stimme zurief: „Verzeihen Sie mir, daß ich Sie warten ließ; ich war in der Stadt und komme soeben zurück — wie ich sehe, hat man Ihnen Gesellschaft geleistet, und hoffe ich — daß man Ihnen keine Ursache gegeben hat, sich über diese Gesellschaft zu beklagen?“ setzte er mit einem ernsten Blicke auf den langen Mann mit der grauen Jacke hinzu.

Dieser hatte sich beim Eintritte des Anderen rasch in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen und murmelte, während er aufmerksam seine Fingernägel betrachtete: „Wem ich die Ehre meiner Unterhaltung gönne, der hat nie Ursache, sich darüber zu beklagen.“

„Gewiß nicht, mein Bester,“ sagte Doktor Narder in heiterem Tone, denn er war es, der eingetreten, und der sich nun, seinen Mantel rasch abwerfend, dem jungen Mann näherte, „gewiß nicht, Herr Morel, Ihre Unterhaltung ist recht interessant, doch werden Sie mir jetzt gestatten, Sie einen Augenblick abzulösen — wenn ich nicht irre, hat Konrad draußen nach Ihnen gesehen und möchte Ihnen etwas sagen.“

Der lange Mann machte noch eine tiefe Verbeugung gegen Anatole und zog sich mit langsamen Schritten rückwärts gegen die Thüre hin. Dort angekommen, paßte er einen Augenblick ab, wo der Doktor ihm den Rücken zukehrte, um mit einer bezeichnenden Geberde seinen Zeigefinger an den Mund zu legen, worauf er verschwand.

Anatole, der nun vollständig mit sich im Klaren war, mit wem er es zu thun gehabt, war klug genug, den wirklichen Doktor Narder nichts davon merken zu lassen, und entledigte sich in kurzen Worten des Auftrags seines Prinzipals, ohne es für nöthig zu

finden, dabei zu ſagen, daß der Buchhalter, Herr Ringel, der Ueberbringer dieſes Briefes hätte ſein ſollen.

Der Arzt der Privat-Anſtalt war indeſſen von einer ausgezeichneten Artigkeit, und während er Anatole über den Hof hinüber bis an das Gitterthor begleitete, wiederholte er ihm einige Male, daß er ſich ſehr freue, ſeine Bekanntſchaft gemacht zu haben, die Bekanntſchaft eines jungen Mannes, der, noch ſo jung, doch ſchon das volle Vertrauen ſeines Prinzipals beſitze.

Auf dem Heimwege dachte Anatole lebhaft an das, was er geſehen und erfahren. Als er von dem Nebenwege wieder auf die Hauptſtraße einbog und hier abermals die Aufſchrift las, Doktor Narder's Privat-Anſtalt, mußte er ſich geſtehen, daß er in der kurzen Zeit, ſeit er ſie zum erſten Male geſehen, um wichtige Erfahrungen reicher geworden war.

Daß Doktor Narder einer Privat-Irren-Anſtalt vorſtand, darüber konnte nicht der geringſte Zweifel herrſchen, ebenſowenig, daß er mit einem Kranken deſſelben das lange Geſpräch geführt. Dabei aber hatte der Kranke ſo verſtändige Aeußerungen gethan, daß er anfänglich über den Zuſtand deſſelben in Zweifel bleiben mußte, und hatte zuletzt ſein Intereſſe im höchſten Grade dadurch erregt, daß er ihm Mittheilungen gemacht über einen Gegenſtand, der ihn ſelbſt ſeit geſtern ſo außerordentlich beſchäftigt. Was jener Herr Morel ihm darüber geſagt, konnte kein Phantaſiegebilde ſein, ſeine Angaben waren zu poſitiv, er kannte das kleine Geſchäftshaus mit dem Eingange von der Straße her ganz genau; erinnerte er ſich doch ſogar der verſchlungenen Buchſtaben über der Thüre, die Anatole ſelbſt ſo gleichgültig betrachtet.

Aber Jener hatte das Geſchäftslokal in einer früheren Zeit gekannt, denn er ſprach von dem Wohnhauſe, wie es zur Zeit des alten Herrn von Martini und auch noch zur Zeit des jetzigen Chefs des Hauſes geweſen, und nach ſeinen Angaben mußte er damals in ziemlich genauen Beziehungen zu dem jetzigen Prinzipal geſtanden haben, denn ſo wie Anatole die Gewohnheiten im Hauſe kannte,

wäre Herr Morel ſchwerlich zur Nachtzeit im Privatkabinete des Bankiers geweſen, wenn man ihn nicht als einen Mann des Vertrauens angeſehen hätte, und dort ſah Jener die Kaſſette von vergoldetem Kupfer, die Anatole genau kannte, welche er allerdings häufig, aber niemals geöffnet geſehen — ja, wenn er eintrat, wie es ſchon vorgekommen war, während dieſe geöffnet vor Herrn von Martini ſtand, ſo hatte dieſer augenblicklich den Deckel der Kaſſette zugedrückt — was dem jungen Mann bis jetzt niemals auffallend erſchienen war, ihn aber nach der Mittheilung, die er ſoeben erhalten, nun auf's Lebhafteſte intereſſirte.

Doch woher kam dieſe Mittheilung? — von einem Unbekannten, der ſich in einer Irren-Anſtalt befand — alſo wenn demſelben auch eine Erinnerung an das Kabinet des Bankiers geblieben, ſo war es doch ebenſo glaublich, daß die grüne Brieftaſche ein Spiel ſeiner Phantaſie war. — Selbſt zugegeben, daß ſich in der Kaſſette des Herrn von Martini ebenfalls eine grüne Brieftaſche befand, die Jenen intereſſirte, ſo konnte dieſelbe ja außer allem Zuſammenhange ſtehen mit der grünen Brieftaſche, welche ſich ſeit geſtern in Anatole's Hand befand.

Wenn nur der Zeitpunkt, wo Herr Morel im Hauſe des Bankiers geweſen war, nicht mit jenem, an dem ſein Vater von jener räthſelhaften Begebenheit betroffen worden, zuſammengefallen wäre, — das alte Haus und der jetzige Herr! — Das gab dem jungen Manne zu denken, beſchäftigte ihn ausſchließlich auf dem Heimwege und ließ ihn endlich zu dem Entſchluſſe kommen, nicht nur die Brieftaſche nochmal auf's Genaueſte zu unterſuchen, ſondern auch dem Buchhalter, Herrn Ringel, in einer vertraulichen Stunde Mittheilungen zu machen, um den erfahrenen Mann in dieſer Angelegenheit um Rath zu bitten.

Fünftes Kapitel.

Als Anatole am andern Tage zu früher Stunde das Geſchäftslokal betrat und den Buchhalter allein anweſend fand, wollte er den geſtern gefaßten Entſchluß ausführen, und Herrn Ringel Mittheilungen über die ſeltſame Unterredung machen, die er mit Herrn Morel gehabt, und begann damit, zu erzählen, wie er es für ſeine Pflicht gehalten, den als dringend bezeichneten Auftrag des Herrn Prinzipals ſelbſt auszuführen, da er, der Buchhalter, nicht aufzufinden geweſen, ſah aber zu ſeinem größeren Erſtaunen, daß dieſe Mittheilung den ſonſt ſo ruhigen Mann in eine früher nie an ihm bemerkte Aufregung verſetzte.

„Schlimm, ſchlimm, ſchlimm,“ ſagte er, von ſeinem Buche förmlich in die Höhe fahrend — „wer kann die Behauptung wagen, ich ſei unauffindbar geweſen? — Hatte ich nicht ausdrücklich in meiner Wohnung hinterlaſſen, daß ich um vier Uhr zurückkehren würde — gewiß, das hatte ich, und mein Gedächtniß müßte mich vollſtändig trügen, wenn ich nicht obendrein noch der Magd, jener dummen Perſon, geſagt hätte, wo ich auch in der Zwiſchenzeit anzutreffen wäre. — Kann man ſich wohl die geringſte Unregelmäßigkeit erlauben? — Da eſſe ich einmal an einem anderen Orte — flugs werde ich geſucht, da bin ich einmal zu meiner gewöhnlichen Zeit nicht zu Hauſe, und gerade da verlangt man nach mir. —

Aber Sie hätten nicht so voreilig sein sollen, junger Mann, Sie hätten mir und auch wahrscheinlich sich selbst einen großen Dienst geleistet, wenn Sie den Brief des Prinzipals, wie Ihnen dieser anbefohlen, in meine Hände übergeben haben würden."

„Damit hätte ich mir allerdings einen großen Weg erspart," erwiderte Anatole, und setzte in sehr trockenem Tone hinzu, „ich werde mir das für die Zukunft merken — bedaure aber unendlich, daß meine Bereitwilligkeit, dem Herrn Prinzipal und auch Ihnen zu dienen, einen unangenehmen Eindruck auf Sie hervorgebracht hat."

„Dienen? — richtig dienen? — was ist richtig dienen? — Ich will es Ihnen sagen: ganz genau, ohne weitere Ueberlegung, aber pünktlich auf's Wort das ausführen, was Einem anbefohlen worden ist."

Herr Ringel schien so aufgeregt und unruhig, daß er sogar vergaß, in seiner gewöhnlichen, von uns früher angedeuteten Art zu sprechen, wogegen er aber bald die linke, bald die rechte Hand von sich abstreckte, so die gewöhnliche Buchung seiner Ideen anzeigend, indem er häufiger die linke Hand bewegte, um vielleicht auszudrücken, daß durch den vorliegenden Fall das Soll des jungen Mannes bedeutend belastet worden sei.

„Sie sehen das als eine Kleinigkeit an," fuhr er fort, „aber es ist durchaus keine Kleinigkeit; wenn man Sie auch hier im Hause mit großer Nachsicht und Milde behandelt und mit Ihnen zufrieden zu sein scheint, so ist es doch schlimm, wenn Sie dadurch zu der Einbildung kommen sollten, Geschäfte, die ich für den Chef des Hauses zu besorgen habe, könnten von Ihnen eben so gut abgemacht werden."

„Ich habe noch niemals diese Ansicht gehabt," erwiderte Anatole ruhig, „und Sie können sich darauf verlassen, Herr Buchhalter, daß ich in einem ähnlichen Falle streng militärisch nach Ordre verfahren werde."

„Das ist ganz die richtige Ansicht, und bei uns auf dem Com-

toir iſt das, was man bei dem zweierlei Tuch Subordination nennt, ebenfalls ſehr nothwendig.

Anatole hätte früher aus der Unterredung, die er draußen gehabt, vor Herrn Ringel durchaus kein Hehl gemacht; doch ſprach jetzt etwas in ihm dagegen, weßhalb er ſich umwandte, um an ſein Pult in's Nebenzimmer zu gehen.

„Herr Fontenay!“ rief ihm der Buchhalter nach, „kommen Sie noch einen Augenblick daher, wenn ich bitten darf. — „Sie wiſſen,“ fuhr er hierauf fort, als der junge Mann zurückgekehrt war, „daß meine Anſichten von Dienſt und Dienen überhaupt etwas ſtrenge ſind, weßhalb es denn auch kam, daß ich mich vorhin eines herben Ausdrucks bediente — ich ſage Ihnen das, weil Sie mir im Uebrigen als ein ganz vortrefflicher junger Mann bekannt ſind und weil ich Ihnen nicht gerne wehe thun möchte für das, was Sie vielleicht ein Bischen irrthümlich vorhin Dienſteifer genannt.“

Nach dieſen Worten lehnte ſich der Buchhalter mit beiden Armen gemüthlich auf das Pult, wie er ſonſt nur in Feierſtunden gewohnt war und wodurch er anzeigte, daß er einer kleinen Plauderei nicht abgeneigt wäre; auch ſchaute er den Commis ſo freundlich als möglich an, doch fand dieſer, der ein wenig mißtrauiſch geworden war, heute einen eigenthümlich lauernden Zug in dem lächelnden Geſichte des Buchhalters.

„Alſo Sie waren draußen bei unſerem gemüthlichen Doktor Narder? — nicht wahr, ein netter Mann? — ſprachen Sie lange mit ihm?“

„Nur wenige Minuten, Herr Buchhalter — ich mußte eine Viertelſtunde warten, da der Vorſteher dieſer Privat-Anſtalt abweſend war und als er kam, händigte ich ihm meinen Brief ein, worauf er mir einige freundliche Worte ſagte und mich entließ.“

„Hatten Sie nicht Luſt, ſich dieſe intereſſante Anſtalt zeigen zu laſſen?“

„Wie ſollte ich dazu kommen, da ich heute noch nicht weiß, welche Art von Anſtalt es iſt — die Aufſchrift am Wege ſagt:

Privat-Anſtalt des Doktor Narder, und um weiter habe ich mich nicht bekümmert."

„Ja, ja, eine Privat-Anſtalt — eine ſehr wohlthätige für verwahrloſte Leute — wiſſen Sie, verwahrlost hier oben" — er zeigte auf ſeine Stirne — „welche Mittel beſitzen oder für welche von guten Menſchen Mittel beſchafft werden, die es ihnen möglich machen, den Schreckniſſen gewöhnlicher Irren-Anſtalten zu entgehen."

„Ah ſo?"

„Sie kennen den Wohlthätigkeitsſinn des Herrn von Martini — auch er trägt ſein Scherflein dazu bei, um einem Unglücklichen den Aufenthalt dort zu ermöglichen — das iſt die ganze Geſchichte."

Anatole verbeugte ſich wie Jemand, welcher eben ſo überzeugt als befriedigt iſt, doch konnte er ſich, als er nun wieder an ſein Pult zurückgetreten war, einer ganz eigenthümlichen Gedankenfolge nicht erwehren. „Dieſe Privat-Anſtalt iſt für Geiſtesſchwache und Irrſinnige, Doktor Narder erhält für dieſelben milde Beiträge, auch von Herrn von Martini, und dabei iſt es doch ſonderbar, daß ſich draußen ein Mann befindet, der gerade mit Herrn von Martini in früheren Jahren in inniger Beziehung geſtanden haben will, der etwas wußte über den Inhalt einer Kaſſette im Privatkabinet des Bankiers." — Dabei konnte es Anatole nicht vergeſſen, wie forſchend der Buchhalter ihn angeſchaut, als ihm derſelbe vorhin dieſe vertraulichen Mittheilungen gemacht.

Von ſeinem Platze aus konnte Anatole Herrn Ringel ſehen, da die Wand zwiſchen beiden Zimmern zur Hälfte aus Glas beſtand. Der Buchhalter ſchien heute Morgen noch nicht ſo recht in ſeiner Arbeitsſtimmung zu ſein — er hatte Kaſſabuch und Hauptbuch vor ſich, blätterte auch zuweilen in letzterem herum, rückte aber dabei auf ſeinem Stuhle hin und her und blickte manchmal gedankenvoll gen Himmel empor — offenbar überlegte er etwas, ohne zu einem genügenden Endreſultat gelangen zu können.

Jetzt fuhr er plötzlich mit ſeinem Kopfe herum und näherte

ſein Ohr eilfertig der Mündung eines Sprachrohres, die ſich neben ſeinem Sitze befand, und deren Leitung in das Wohnhaus und dort in das Kabinet des Herrn von Martini führte.

Hierauf ſchien er eine Frage zu beantworten, und nachdem er abermals das Ohr an die Mündung gelegt, ſchlug er das Hauptbuch zu, verſchloß es in ſein Pult und verließ in Paletot und Hut das Geſchäftslokal, um quer durch den Garten nach dem Vorderhaus zu gehen; dort wurde er von dem Bedienten Georg erwartet und in das Kabinet des Bankiers geleitet.

Es war dieſes ein nicht ſehr großes, aber äußerſt elegantes und behaglich eingerichtetes Gemach mit einem hohen Fenſter, welches aus einer einzigen Scheibe beſtand und an welchem quer in's Zimmer hinein der ſehr lange und ſehr breite Schreibtiſch ſtand. Dieſer war einfach mit grünem Tuche bedeckt und auf demſelben ſah man Schreibzeug, mehrarmige Leuchter, Papier und Umſchläge mit dem Wappen des Hauſes in Käſtchen von feinem Holz. Die Miniaturbilder der verſtorbenen Frau des Bankiers, ſowie Anna's von Martini, ferner zierliche Lineale, Papiermeſſer, Federnhalter von Gold und Elfenbein. An der Langſeite des Tiſches in der Mitte ſtand eine Kaſſette von vergoldetem Kupfer, der Schreibſtuhl mit runder Lehne war mit grünem Saffian überzogen, und neben demſelben an der Wand unterhalb des großen Fenſters bemerkte man einen kleinen Geld- oder vielmehr Dokumentenſchrank, deſſen äußerſt ſinnreiches und feſtes Schloß von einem außerordentlich kleinen Schlüſſel geöffnet werden konnte. — Gegenüber dem Schreibtiſche ſah man einen Bücherſchrank mit großen, ſchweren Folianten, die ein ſehr geſchäftsmäßiges Ausſehen hatten, ſowie kleine Fächer, in denen ſich Briefe und andere Papiere befanden. Ein großer Blumentiſch in der Ecke mit prächtigen und blühenden Pflanzen wirkte bei der einförmigen grauen Sammettapete einigermaßen erheiternd auf das Auge; der Fußboden war mit ſo dicken Teppichen belegt, daß es unmöglich war, die Schritte eines Eintretenden zu hören — wir wollen hierbei nicht von Herrn Ringel reden, denn dieſer hatte das

besondere Talent, auch gewöhnliche Fußböden mit einer katzenartigen Unhörbarkeit zu betreten. Daß aber der Bankier von einem Besuche nie überrascht werden konnte, dafür sorgte Georg im Vorzimmer, sowie eine Vorrichtung an der Zimmerthüre, welche beim Oeffnen einen leisen, klingenden Ton von sich gab.

Herr von Martini hatte Briefe und Papiere vor sich liegen, sowie eine Schreibtafel, in welche er mit rascher Hand Zahlen eingeschrieben hatte. „Nehmen Sie einen Stuhl," sagte er zu dem Buchhalter, „und setzen Sie sich hier neben mich — bitte auch, sich Ihres Paletots zu entledigen, denn es handelt sich um keinen Ausgang — ich habe etwas mit Ihnen zu überlegen und zu besprechen."

Herr Ringel verbeugte sich geschmeichelt und verbeugte sich in einem fort, bis er den Stuhl an den Schreibtisch gerückt und sich dort niedergelassen hatte.

Der Bankier war schon zu dieser frühen Morgenstunde in vollständiger Toilette: schwarzem Rocke, weißer Halsbinde mit hohem und so steifem Kragen, daß ihm jede Kopfbewegung erschwert schien, weßhalb er in den meisten Fällen dem, welchen er ansehen oder anreden wollte, auch theilweise den Oberkörper zuwandte, was das Ernste, fast Unbeholfene seiner Erscheinung noch bedeutend vermehrte. Wenn er indessen mit Herrn Ringel oder einem seiner sonstigen Angestellten redete, so wandte er ihnen in den meisten Fällen nicht das Gesicht zu, sondern pflegte mit unbewegten Zügen gerade vor sich hin zu sprechen.

„Ich ließ Sie rufen," sagte er zu Herrn Ringel, „um mit Ihnen nochmals über die schon erwähnte Angelegenheit zu reden, die nun zur Reife gekommen zu sein scheint und in den hauptsächlichsten Punkten wahrscheinlich noch heute abgeschlossen wird."

Der Buchhalter verbeugte sich schweigend, denn er wußte allerdings bereits von dieser Angelegenheit.

„Seine Excellenz der Herr Graf Riedberg, Vater, ist eigens

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Aus dem Marſtall.

Es war Nachmittags gegen vier Uhr, die Thüren und Fenſter im königlichen Marſtalle ſtanden weit offen, um der milden Mailuft den Eintritt zu geſtatten. Von den Pferden war keines zum Herausziehen bereit gemacht, ſondern alle ſtanden, den Kopf gegen die Krippen gekehrt, und unterhielten ſich flüſternd mit allerhand Tönen und in der, für den ſonſt ſo klugen Menſchen völlig unverſtändlichen Pferdeſprache, wobei ſie hinten wohlbehaglich mit den Schweifen wedelten.

Der Stall war leer bis auf eine einzige Perſon und dieß war die Stallwache, welche an der Thüre lehnte, die in die königlichen Anlagen gieng, und eine neue Schnur an ihrer Peitſche befeſtigte. Nachdem dieß Geſchäft beendigt war, ſteckte die Stallwache ihre beiden Hände in die Hoſentaſchen, ließ ſich auf dem Schrank an der Thüre nieder und machte ſich allerlei Gedanken von kühlem Bier und ſaftigen Rettigen, während ſie ihre Blicke über den klaren See des Parks und über das friſche junge Grün der Bäume ſtreifen ließ. Dieſes ſelige Nichtsthun

hiehergekommen, um mit mir abzuſchließen — es iſt ein wichtiger Schritt, den ich vorhabe, doch von mir gehörig überlegt, und ſoll und muß gethan werden. Hätte mir das Schickſal auch einen Sohn beſcheert, der meinen Namen fortpflanzen könnte und unſerem Hauſe den Glanz erhalten, den ich ihm verliehen, ſo würde ich mich damit durchaus nicht ſo beeilen und die Hand meiner Tochter jetzt ſchon vergeben — ſelbſt nicht in Anbetracht dieſer Partie — einer der glänzendſten des Landes — — Sind Sie, was dieſe Partie anbelangt, nicht auch dieſer Anſicht?“ fragte der Bankier beinahe erſtaunt, als er hörte, wie Herr Ringel leicht hinter der vorgehaltenen Hand huſtete — „reden Sie offen mit mir, ich wünſche es, ich will es.“

„Das werde ich thun wie immer, Herr Prinz—, Herr von Martini,“ verbeſſerte ſich der alte Buchhalter, da er ſich erinnerte, daß der Chef des Hauſes dieſe Anrede vorzog, „muß aber vorausſchicken, daß ich ein ganz gewöhnlicher Geſchäftsmann bin — ein Geldmenſch, wie man zu ſagen pflegt, dem es den größten Kummer macht, wenn er vielleicht nach ſeinen beſchränkten Begriffen nicht im Stande iſt, Soll und Haben in Einklang zu bringen.“

„Ah ja, ich verſtehe,“ entgegnete der Bankier, wobei etwas wie ein ſaures Lächeln auf ſeinem Geſichte erſchien, „es widerſtrebt Ihren Gefühlen, gegenüber einem Grafentitel, gegenüber einem der älteſten und erlauchteſten Häuſer des Reichs eine Million zu buchen — eine Million, die ja meiner Tochter wieder zu gut kommt, denn ſie wird dazu angewandt, die gräflich Riedberg'ſchen Güter ſchuldenfrei zu machen und ſo der Familie eine beträchtliche Revenüe zu ſichern.“

„Der Familie, ja, — aber welcher Familie? Herr von Martini — Gott wird Ihnen noch lange Jahre ſchenken und Sie noch viel Glück erleben laſſen an Ihrer liebenswürdigen Tochter, Fräulein Anna. Aber das Erſtere wollen wir ja auch dem Herrn Grafen wünſchen, und ſo lange derſelbe das Haupt der Familie iſt, werden wir von den glänzenden Revenüen ſehr wenig zu ſehen be-

kommen, denn wie Sie beſſer wiſſen als ich, ſind dort viele Kinder vorhanden und war man bei dieſer Familie von jeher gewohnt, weit mehr zu brauchen, als man einahm."

„Das hab' ich ſchon einmal von Ihnen gehört."

„Und muß es wiederholen, da Sie mir gewiſſermaßen die Ehre erzeigen, meine Anſicht hören zu wollen — ja ich muß noch Anderes wiederholen, meine ſchon einmal und ſehr beſtimmt ausgeſprochene Meinung, daß das Geſchäft, ſo glänzend es ausſieht, auch nur dann ein ſolides werden kann, wenn Sie ſelbſt die Güter durch Kauf übernehmen, ſämmtliche Schulden tilgen, ſowie der gräflichen Familie noch ein paarmal hunderttauſend Thaler hinausbezahlen und das Ganze alsdann als unangreifbares Eigenthum zum Heiratsgut für Fräulein Anna beſtimmen."

„Hab' ich nicht ſchon einen ähnlichen Vorſchlag gemacht, der mit Verwunderung, ja mit einem ſehr vornehmen Erſtaunen angehört wurde?"

Der alte Buchhalter zuckte mit den Achſeln.

„Von Ihrem Standpunkte aus haben Sie allerdings nicht unrecht — mein Gott, ja, ich weiß das wohl," ſprach der Bankier mit lauterer Stimme, „aber ich nehme einen anderen ein und will Ihnen denſelben nicht verhehlen; ich will mit Ihnen reden vertrauensvoll, wie ich es ſeit langen Jahren gethan und was ich bis jetzt zu bereuen nie Urſache hatte."

„Auch für die Zukunft nicht, Herr von Martini," ſagte der Buchhalter aufblickend, und ſetzte alsdann in eigenthümlich trockenem Tone hinzu, „es weiß wohl Niemand die Geheimniſſe des Hauſes ſo zu bewahren wie ich."

Ueber die ſonſt unbeweglichen Züge des Bankiers flog ein leichter Schatten, aber er zeigte ſich nur eine Sekunde lang, dann wandte er ſich gegen Herrn Ringel, reichte ihm ſeine Rechte und ſagte: „Wer weiß das beſſer wie ich, mein alter Freund und — Rathgeber."

Bei dieſen Worten zeigte ſich noch etwas mehr wie ein Schatten

auf den Zügen des Buchhalters; er biß die Zähne zuſammen und man ſah um ſeinen Mund ein eigenthümliches Zucken.

„Alſo offen und ehrlich geſprochen: Sie wiſſen, daß ich mich ſchon lange nach einem anderen Wirkungskreis ſehne, auch möchte ich meiner Tochter Anna nach der Reſidenz folgen — ich kann nicht leben, ohne ihr gutes, freundliches Geſicht zu ſehen; ich habe den fürchterlichen Gedanken, unglücklich, verloren, verdammt zu ſein, wenn ſie nicht in meiner Nähe iſt, wenn ſie nicht ihren Kopf an meine Schulter lehnt, wenn ſie nicht mit ihrer weichen Hand meine heiße Stirn berührt.“

„Ja, ja, ſie iſt der Schutzgeiſt des Hauſes — auch ich habe oft den Gedanken, daß das Alles nur deßhalb ſo ſchön zuſammenhält, weil der Himmel einen ſolchen Engel nicht mitverderben will — und doch wollen Sie ſie von ſich geben? — — Das verſtehe ich nicht recht.“

„Bin ich denn im Stande ſie für immer bei mir zu behalten?“ rief der Andere in einem faſt ſchmerzlichen Tone — „wird nicht eines Tages ihr Herz anfangen zu ſprechen, und ſie mir entriſſen werden, ohne daß ich vielleicht im Stande bin, ihre Zukunft und die meinige ſo feſt zu ſtellen, wie ich das jetzt zu thun vermag? Allerdings opfere ich dabei eine Million, habe aber dadurch das Recht erworben, Anna's Zukunft zu beſtimmen, und dieſe wird und muß glänzend ſein: ſie lebt mit ihrem Manne, dem jungen Grafen Riedberg, einer angenehmen Perſönlichkeit in der Reſidenz, und auch ich werde dort ſein in einem Wirkungskreiſe, den ich lange erſehnt, in einer Stellung, die mir Ehre bringt, und welche ich mit der mächtigen Hülfe des Grafen zu erreichen hoffe.“

Um den Mund des alten Buchhalters ſpielte bei dieſen Worten ein kleines Lächeln, welches aber Jener nicht ſehen konnte, da er den Kopf tief auf die Bruſt herabgeſenkt hielt.

„Anna's Herz iſt noch ſo vollkommen frei,“ fuhr der Bankier fort, „als es ein vernünftiger Vater in meiner Lage nur zu wünſchen vermag — der Anſicht ſind Sie doch auch? Ich darf

dieſe Frage an Sie richten, da Sie ja als zum Hauſe gehörig betrachtet werden, und da meine Tochter bei ihren kleinen Angelegenheiten oft mehr Vertrauen zu Ihnen zeigt, als zu mir, ihrem Vater.“

„Darüber bin ich ganz Ihrer Anſicht — gewiß,“ ſagte Herr Ringel.

„Auch Frau Fichtner ſpricht ſo, und es iſt mir das eine große Beruhigung, und da Anna zu verſtändig iſt, um nicht einzuſehen, in welch' glänzende Stellung ſie eintritt, ſo bin ich ſicher, von dieſer Seite weniger Oppoſition zu finden, als von der Ihrigen, mein alter Freund.“

„Gegen eine ſolche Heirat Oppoſition zu machen, würde ich in meiner Stellung nicht für paſſend halten, aber was ich nochmals betonen muß, das iſt die prekäre Anlage jener Million — ah, eine Million iſt viel Geld, Herr von Martini; dieſelbe zu verdienen hat Ihnen und, ich darf es wohl ſagen, mir viele Mühe gemacht, manche ſchlafloſe Nacht, manche bittere Stunde.“

Der Bankier blickte vor ſich nieder und verharrte ein paar Minuten in tiefem Schweigen, ehe er nach einem langen Seufzer zur Antwort gab, „ja, ſchlafloſer Nächte, bitterer Stunden genug — verſtehen Sie aber, wenn ich Ihnen ſage, daß es mir gerade deßhalb leichter wird, jene Million hinzugeben — mich dadurch vielleicht mit dem Schickſale abzufinden?“

„Ich glaube Sie halb und halb zu verſtehen.“

„Gut — und nun muß ich, den Sinn Ihrer Worte von vorhin wiederholend, noch einmal ſagen, wie viel ich bei allem dem Ihrer Mithülfe verdanke.“

„Ja wohl, ja wohl.“

„Und daß ich bei den Ausſichten, die ſich mir bieten, auch Ihre Zukunft in's Auge gefaßt habe — ſchon öfters bot ich Ihnen an, anderswo eine Kommandite unſeres Hauſes zu gründen — Sie lehnten es ab, Sie wollen von hier nicht fort — gut denn, mein lieber Herr Ringel, Sie ſollen hier bleiben, und, wenn ich mein Ziel in

der Reſidenz erreicht habe, hier die bekannte Firma unſeres Hauſes als Theilhaber fortführen."

Der Buchhalter blickte auf und ſchaute dem Bankier voll in's Geſicht, ohne gerade in ſeinen Zügen zu große Ueberraſchung und Freude zu verrathen.

„Ich erkenne Ihre Güte an," ſagte er alsdann, „und geſtehe, daß ein ſolcher Vorſchlag jeden Anderen und mich vielleicht auch vor zehn, zwanzig Jahren zum glücklichen Menſchen gemacht haben würde, daß ich auch heute noch das Ehrenvolle einer ſolchen Stellung dankend anerkenne, daß ſie mir aber in meinen Jahren vorkommt wie das Licht der Winterſonne, die ihren vollen Glanz auf uns wirft, ohne uns zu erwärmen. Dabei bitte ich Sie aber, Herr von Martini, ſehen Sie meine Worte nicht als Undankbarkeit an, glauben Sie mir, wie ſehr ich Ihre Güte gegen mich zu ſchätzen weiß, — aber wird eine neue, ſo glanzvolle Stellung, die ich hier einnehmen würde, meine geſellſchaftliche Stellung gegenüber der Stadt verändern? — wird es im Stande ſein, einen langen ſchwarzen Schatten verſchwinden zu laſſen, von dem ich mit Schaudern fühle, daß er meinen Schritten folgt, und den ich oft zu ſehen glaube, wenn ich erſchreckt zuſammenfahrend zuweilen umſchaue?"

„— — Immer und immer wieder dieſe trübſeligen Träumereien — was haben denn dieſelben mit Ihrer Stellung in der Stadt zu ſchaffen?"

„Viel, viel," erwiederte der alte Buchhalter haſtig, indem ſich ſein ſonſt ſo bleiches Geſicht mit einer lebhaften Röthe überzog — „es iſt etwas in meiner Atmoſphäre, was die Menſchen vor mir zurückſchreckt. — Um noch einmal das Bild von vorhin zu wiederholen, ſo geht es mir in umgekehrter Weiſe wie einem gewiſſen Peter Schlemihl — der Mann hatte gar keinen Schatten und mir iſt es gerade zu Muthe, als führe ich deren zwei mit mir herum."

Er ſchauderte, und dieſe Bewegung ſchien anſteckend zu wirken, denn auch der Bankier zog wie fröſtelnd ſeine Schultern in die Höhe.

„Habe ich recht oder unrecht?“ fragte Herr Ringel.

„— — — — Und bin ich nicht faſt in derſelben Lage?“ entgegnete der Andere nach einer minutenlangen Pauſe — „wiſſen Sie nicht eben ſo gut wie ich, daß ſich zwiſchen meine raſtloſen Bemühungen, mich dem, was man die Welt, die Geſellſchaft nennt, zu nähern, ſtets ein gewiſſes, namenloſes, geſpenſterhaftes Etwas drängt, welches jene nicht dazu kommen läßt, mich mit Wärme, mit Wohlwollen, mit Freundſchaft anzunehmen? — Ich bin ein reicher Mann, ich bin, wenn Sie wollen, ein geachteter Mann, ich habe in unſerer Stadt alle Würden und Aemter inne gehabt — es iſt allerdings kein Haus in der Stadt, in welchem man ſich nicht eine Ehre daraus machen würde, mich zu empfangen, und doch habe ich dort keine Freunde, keinen vertrauten Kreis — ein unerträglicher Zuſtand, aus dem ich herauskommen will und muß, um in der Reſidenz ein neues und glänzendes Leben zu beginnen.“

„Darf man vielleicht den Wirkungskreis erfahren, den —?“

„Warum nicht?“ unterbrach ihn Herr von Martini raſch — „habe ich doch vor Ihrer erprobten Verſchwiegenheit keine Geheimniſſe — man will mir das Miniſterium des Handels übertragen — Graf Riedberg hat für mich gewirkt und die Sache iſt dem Abſchluſſe nahe.“

„Ein ſchönes Amt — eine ſchöne Stellung — ich wünſche Ihnen von Herzen Glück, und was die Million anbelangt?“ —

„So bitte ich Sie, vorderhand die Hälfte derſelben, ohne großes Aufſehen in der Handelswelt zu machen, in kürzeſter Zeit aus dem Geſchäfte herauszuziehen, damit ich ſie dem Grafen zur Verfügung ſtellen kann.“

„Nach Ihrer Ernennung?“ fragte Herr Ringel mit einem ſchlauen Blick — „ich werde immerhin eine kleine Zeit brauchen, das Stümmchen in guten Papieren hier auf Ihren Tiſch zu legen.“

Der Bankier gab hierauf keine Antwort, ſondern griff nach ſeinem Bleiſtifte, den er aus der Hand gelegt hatte, was der Buchhalter als ein Zeichen anſah, daß die Unterredung beendigt ſei,

weßhalb er ſich erhob. Nachdem er ſich mit einigen Worten verabſchiedet hatte, und ſchon nahe an der Thüre war, ſagte ihm Herr von Martini, ohne übrigens den Kopf nach ihm umzuwenden: „Meinen Brief an den Doktor Narder haben Sie geſtern wohl wie gewöhnlich pünktlich beſorgt — es war die Zahlung, welche ich am erſten des Jahres und zwar immer im Voraus zu machen pflege?“

„Das habe ich mir gedacht,“ entgegnete Herr Ringel, aber in ſo langſamem und zögerndem Tone, daß man deutlich erkennen konnte, er überlege bei ſich, ob es räthlich ſei, einen Nachſatz zu machen, und da er nach einigem Kampfe hiezu entſchloſſen ſchien, ſo machte er wieder ein paar Schritte gegen den Chef des Hauſes und ſagte alsdann raſch: „Der Brief iſt allerdings pünktlich beſorgt worden, aber nicht durch mich.“

„Nicht durch Sie? — wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte der Bankier, wobei ſich in ſeinen Zügen eine unangenehme Spannung ausſprach.

„Sie gaben dieſes Schreiben dem jungen Fontenay, der mich allerdings aufſuchte, mich aber nicht zu Hauſe fand, da ich zum Eſſen ausgebeten war, und dabei hatte man die Ungeſchicklichkeit, ihm nicht zu ſagen, wo ich zu finden ſei.“

„Nun? — weiter!“

„Sie hatten dem jungen Manne geſagt, das Schreiben ſei eilig und wichtig, und da er mich nicht fand, ſo glaubte er recht klug zu handeln, indem er es ſelbſt ſo raſch als möglich an ſeine Adreſſe beſorgte.“

„Der Teufel auch! — und das erzählen Sie mir ſo ruhig?“ Der Bankier ſtieß dieſe Worte nicht nur haſtig erregt hervor, ſondern wandte auch dem Buchhalter, auf die Gefahr hin, ſeinen ſteifen Kragen zu zerknittern, haſtig den Kopf zu.

„Ich erfuhr es ſelbſt erſt ſoeben, und würde Ihnen ſogleich hievon Mittheilung gemacht haben, doch bei den wichtigeren Angelegenheiten, die Sie mit mir beſprachen —“

„Wichtiger? — kaum. — Es ist mir das sehr unangenehm — wie konnte ich denken, daß Sie nicht zu Hause seien und daß dieser junge Mann so ohne Weiteres davon laufen würde, gerade er — — und wie hat er sich des Auftrags entledigt? — Sie haben sich das doch auf die umständlichste Weise von ihm erzählen lassen — und war er dabei offen und rückhaltslos wie immer?"

„Ich ließ mir das von ihm erzählen ohne meine Ueberraschung zu verrathen, und nach dem, was ich erfuhr, glaube ich nicht, daß irgend ein Grund zur Unruhe vorhanden ist: der junge Herr Fontenay hat den Brief in die Hände des Doktor Narder selbst übergeben und wußte nicht einmal, in welcher Art von Anstalt er gewesen."

„Gerade dieser Fontenay — Sie sollten doch heute oder morgen hinausfahren, um gesprächsweise zu erforschen, wie er seinen Auftrag ausgerichtet — ob das mit seinen eigenen Aussagen übereinstimmt — ich halte ihn für offen und ehrlich, ja für harmlos wie ein Kind. — Und wenn er auch draußen aus Neugierde den Versuch gemacht hätte, sich ein wenig umzuschauen, so würde ihn das bei der Schlauheit Narder's nicht viel genützt haben. — Ja, bei seiner Schlauheit und seiner gerechten Furcht, mir zu mißfallen — hätte ich nur alle Welt so in meiner Hand, wie diesen ehrlichen Arzt."

„Gewiß, offen und harmlos ist der junge Fontenay, und in dieser Hinsicht muß ich einer kleinen Unterredung erwähnen, die ich gestern Morgen mit ihm hatte und die einen Gegenstand betraf, dessen zwischen uns Beiden lange keiner Erwähnung geschah — eines gewissen Gegenstandes nämlich."

„Sie machen mich neugierig," sagte der Andere, indem er sich in seinem Drehstuhle gegen Herrn Ringel herumwarf — „es betrifft?"

„Eine grüne Brieftasche, von der oft zwischen uns die Rede war, die für immer verloren schien und die nun auf einmal —

ſoll ich ſagen zu meiner Freude oder zu meinem Entſetzen, zum Vorſchein gekommen iſt."

Die Züge des Bankiers verfinſterten ſich auf eine erſchreckende Art, er preßte heftig die Lippen aufeinander und ballte krampfhaft ſeine Rechte, die auf der Lehne des Seſſels ruhte.

„Ringel! Ringel!" rief er in heftigem Tone, „bedenken Sie auch, was Sie mir da in einem kalten ruhigen Tone ſagen — oder werde ich vielleicht einen glücklichen Nachſatz hören, daß eine Brieftaſche gefunden worden iſt, die Aehnlichkeit mit jener gewiſſen hat, aber doch eine andere iſt — ſprechen Sie um Gotteswillen, ſprechen Sie!"

Der alte Buchhalter zuckte mit den Achſeln, indem er entgegnete: „Ich möchte der Sache keinen zu großen Werth beilegen, obgleich ſie allerdings wichtig genug iſt, denn darüber kann kein Zweifel mehr herrſchen, daß es jene Brieftaſche iſt mit den ſechs ergänzenden Papierzetteln, jene Brieftaſche, das Seitenſtück zu der Morels."

Der Bankier knirſchte mit den Zähnen, und ſeine Hand erfaßte krampfhaft die Lehne des Seſſels.

„Nennen Sie mir dieſen Namen nicht," ſtieß er mühſam hervor — „und dieſe Brieftaſche?"

„Iſt in den Händen des jungen Fontenay, ohne daß derſelbe jedoch eine Ahnung von der bedingungsweiſen Wichtigkeit jener ſechs Zettel hat."

„Laſſen Sie mich wiſſen, wie ſie in ſeine Hände kam."

Der Buchhalter erzählte, was er davon wußte.

„Und glauben Sie, daß der junge Menſch die Wahrheit ſprach?"

„Ich glaube es, ohne jedoch hiefür eine Bürgſchaft übernehmen zu können — es ſcheint mir, als habe Madame Reveillot die Brieftaſche lange Jahre im Beſitze gehabt, ohne beſonderen Werth darauf zu legen."

„Und mit Recht," ſtieß der Bankier zornig heraus — „was

kann ſie auch für irgend Jemand Anderes einen Werth haben — hätte ſie aber einen nachweislichen, ſo würde man ihn wahrſcheinlich ſchon geltend gemacht haben — das könnte mich allenfalls beruhigen."

„Endlich hat wohl die alte Frau es für nöthig gehalten, ihren Enkel vom Vorhandenſein dieſes Gegenſtandes in Kenntniß zu ſetzen, und ſcheint dieſes erſt in den letzten Tagen geſchehen zu ſein. — Daß übrigens Herr Fontenay großen Werth darauf legt oder vielmehr, daß er irgend ein Geheimniß dahinter vermuthen ſollte, glaube ich, wie ſchon geſagt, nicht annehmen zu dürfen, denn er ſprach mit mir darüber offen und rückhaltslos, wie er immer zu thun pflegt."

„Hat er Ihnen die Brieftaſche gezeigt?" fragte Herr von Martini haſtig, wobei ſeine Augen eigenthümlich glänzten.

„Für dieſes Mal nicht," entgegnete der Buchhalter in ruhigem Tone.

Die Blicke des Bankiers wandten ſich mit einem Ausdrucke des Unbehagens ab, und als er hierauf ſein Geſicht dem Fenſter zuwandte, war auf ſeinen Zügen eine Spur von Mißtrauen nicht zu verkennen.

„Herr Fontenay ſagte mir," fuhr Herr Ringel fort, „er habe die Brieftaſche auf's Genaueſte unterſucht, aber nichts Bemerkenswerthes darin gefunden."

„So iſt es mit den anderen ſechs Blättern ſchon geſcheidteren Leuten ergangen."

„Nur ſechs Zettel," ſagte er, „ſeien darin, doch die Schrift darauf durchaus in keinen richtigen Zuſammenhang zu bringen."

„O wenn wir ſie hätten, dieſe Blätter — — und wir müſſen ſie haben — mag es koſten, was es will."

„Es wird, glaube ich, nicht ſchwer ſein, ſie zu erhalten."

„Schaffen Sie ſie mir!" rief der Bankier aufſpringend — „ſchaffen Sie ſie mir und ſeien Sie meiner reichſten Erkenntlichkeit gewiß — o ſie ſind ſehr koſtbar für uns, dieſe Blätter."

„Ich weiß das wohl und hoffe auch, ſie in meine Hände zu

in dem offenen Stalle mochte vielleicht eine halbe Stunde gedauert haben, als man um die Ecke des Schloſſes ein paar Stallleute kommen ſah, denen bald noch mehrere folgten, alle im beſten Anzuge, und jetzt wieder ein paar; ja der ganze Stall ſchien im höchſten Staate einen Spaziergang gemacht zu haben.

Freilich hatten ſie das, aber es war ein Spaziergang trauriger Art, indem das ſämmtliche Stallperſonal ſo eben dem Oberkutſcher Mundels die letzte Ehre erwieſen und ihn feierlichſt zu ſeiner Ruheſtätte auf dem Kirchhofe begleitet hatte. Er war dahin geſchieden, der treffliche Roſſelenker, an den Folgen eines kleinen Schlages, der ſich nach einem ſehr ſtarken Nachteſſen bei ihm eingeſtellt; verſammelt zu ſeinen Vätern, ſaß er jetzt wahrſcheinlich im Paradieſe, wenn auch nicht im Schooße Abrahams, doch in Geſellſchaft vorangegangener Collegen, verſtorbener Hof- und Leibkutſcher und anderer roß- und wagenkundiger Perſonen bis hinauf zu den Ajaren und Achilleuſen, welche den Herrn Mundels, als eine Zierde ihrer Kunſt, wahrſcheinlich mit Stolz empfangen hatten.

Die königlichen Stallleute traten in den Stall und wiſchten ſich die Stirn ab; denn es war ihnen in Folge des langen Spazierganges in der Nachmittagsſonne, ſowie der eindringlichen Grabrede warm geworden. Der Pfarrer hatte ſich ſehr anzüglich über Sterbefälle im Allgemeinen, über Schlagfälle im Speciellen und am ſpeciellſten über dergleichen in Folge von ſtarkem Nachteſſen, beziehungsweiſe Nachttrinken ausgelaſſen, und hatte darauf, in einige Lebensregeln über die Erhaltung der Geſundheit übergehend, vor dem allzu luſtigen Lebenswandel im Allgemeinen und vor dem zu vielen Weintrinken im Speciellen gewarnt. Er eröffnete dabei den entſetzten Kutſchern und Vorreitern die gar nicht tröſtliche Ausſicht, daß, je naſſer es dieſſeits bei ihnen zugehe, um ſo trockener und durſtiger ihr jenſeitiges Leben ausfallen würde. Das hatten ſie, um das Grab des

bekommen — Herr Fontenay erklärte ſich aus eigenem Antriebe bereit, ſie mir zu zeigen, um meine Anſicht über die Schriftzüge zu vernehmen.“

„Ah, das iſt ein glückliches Zuſammentreffen — ich brauche Ihnen keine Vorſicht anzuempfehlen, ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß Sie dieſer Sache gegen den jungen Mann mit keiner Silbe erwähnen dürfen, daß er Ihnen von ſelbſt wieder kommen muß, Ihnen die Brieftaſche anzubieten — — dann — — dann — — werden Sie ſie mit der größten Gleichgültigkeit annehmen, mit dem Verſprechen, ſie gelegenheitlich durchzugehen.“

„Gewiß — und wenn ich ihm ein paar Tage ſpäter gleichgültig geſagt, auch ich finde durchaus keinen Sinn in den Schriftzügen der Blätter, ſo werde ich ihm den Vorſchlag machen, die Blätter allein für Ihre Autographenſammlung behalten zu dürfen, daß ſie Ihnen intereſſant wären im Hinblick auf jene räthſelhafte Begebenheit.“

„Ja, ja, machen Sie das, wie Sie wollen, aber ſo vorſichtig als möglich — nur ſchaffen Sie mir dieſe Blätter — — den Gedanken ſo vieler qualvollen Stunden, den Traum manch' unruhiger Nacht. — Wiſſen Sie, was ich von jenen Blättern denke?“ fuhr Herr von Martini nach einer Pauſe fort, während welcher er nahe an den Buchhalter herangetreten und ſeine Hand auf deſſen Schulter gelegt hatte — „daß ſie ſich mit denen, die ich in meinem Beſitze habe, ergänzen und ſo einen Nachweis zu Stande zu bringen vermöchten — der — der —“

„Der gefährlich oder wenigſtens ſehr unangenehm werden könnte, wenn er von Jemand Anderem hergeſtellt würde.“

„Unangenehm wäre in dieſem Punkte für mich vollkommen gleichbedeutend mit gefährlich — denken Sie ſich, es träte plötzlich etwas an's Tageslicht, was mit jener Begebenheit, auf der allerdings der Staub langer Jahre ruht, in Zuſammenhang zu bringen wäre — denken Sie, mit welcher Wonne würden ſich Berufene und Unberufene zu Nachforſchungen vereinigen — denken Sie nur,

wenn durch irgend einen Zufall dabei mein Name genannt würde — o es kann zu einem Glück von unberechenbarer Tragweite für uns werden, daß die anderen sechs Blätter zum Vorschein gekommen sind und ich kann Ihnen nicht sagen, wie froh ich bin, Ihren Rath, den Sie mir zu wiederholten Malen gegeben, nicht befolgt zu haben."

„Welchen Rath?"

„Den, die andere Brieftasche, die in meinem Besitz ist, mit ihrem Inhalte zu verbrennen — ich ahnte es, und meine Ahnung wird sich als richtig erweisen, daß alle zwölf Zettel im Zusammenhange stehen und daß sie, wenn man sie bei einander hat, den Nachweis geben, wo meine Urkunde zu finden ist, ja daß ich dieselbe durch eben diese Blätter wieder zu erlangen vermag."

„Ich werde das Möglichste thun, sie, und wenn auch nur vorübergehend, in meine Hand zu bekommen."

„Schon das wäre von großer Wichtigkeit, denn selbst eine Abschrift derselben würde vielleicht genügen, um einen Sinn herauszubringen — einen Leitfaden zu erhalten, der mich aus der düsteren Nacht meiner Erinnerungen an ein helles befriedigendes Tageslicht führt."

„Ich glaube nicht, daß wir uns mit Kopieen zu begnügen brauchen — der junge Fontenay wird keinen Anstand nehmen, die Originale in meine Hände zu geben."

Herr von Martini trat auf den Buchhalter zu, ergriff dessen beide Hände, schüttelte sie herzlich und sagte mit einem so unzweifelhaften Blicke des Wohlwollens, daß es unmöglich war, den Hintergrund von Verstellung daraus zu erkennen — „Thun Sie Ihr Möglichstes und denken Sie an die Zukunft — künftiger Theilhaber des alten Hauses Martini."

„Gewiß, Herr Handelsminister," lächelte Jener, „und ich zweifle nicht daran, daß ich Ihnen nach wenigen Tagen die Brieftasche übergeben kann."

Damit trennten sich Herr und Diener, doch blieb der Letztere

noch unter der Thüre stehen und sagte, sich umwendend: „Etwas Geschäftliches hätte ich beinahe noch vergessen — Gebrüder Barrer zeigten mir heute Morgen an, daß der alte Graf Riedberg Wechsel auf sich selbst, zahlbar bei uns, diskontiren ließ im Betrage von fünfmalhunderttausend Thalern, somit wäre die halbe Million jetzt schon voll aus Ihren Kassen gewandert."

„Nun irgend eine halbe Million — Nur möchte ich nicht hoffen, daß Ihnen für diese Großmuth die Zinsen in Sorgen und Kummer bezahlt werden."

Als hierauf der Buchhalter durch den Garten dem Geschäftslokale wieder zuschritt, dachte er: „Diese fünfmalhunderttausend Thaler sind gerade so gut, als wären sie uns nie anvertraut worden, und in dem Falle brauchten wir eigentlich keine Jagd zu machen auf diese lumpigen sechs Zettel. — Was den jungen harmlosen Menschen anbelangt, so wird es mir ein Leichtes sein, die Brieftasche aus seinen Händen zu erhalten — ehe ich sie aber alsdann weiter befördere, wollen wir uns doch eine kleine Sicherheit geben lassen."

Der Chef des Hauses, welcher droben am Fenster stand und Herrn Ringel düster nachblickte, sprach zu sich selber: „Ist die Brieftasche nicht vielleicht schon in seinem Besitze und wird er nicht am Ende Schwierigkeiten machen, um mich in der Hand zu behalten — sehen wir uns vor."

Sechstes Kapitel.

Wir haben schon früher angedeutet, daß Madame Reveillot bei ihrer Kundschaft, hauptsächlich aber bei den Damen derselben in einem ganz besonderen Ansehen stand, ja in einem so außergewöhnlichen, wie es sich mit der gesellschaftlichen Rangstufe, auf der sie sich in Betreff ihres kleinen Gewerbes befand, nicht gut in Einklang zu bringen war. Ob dieses nun daher kam, daß sie in ihrem Geschäfte eine Künstlerin genannt werden konnte, was wirklich der Fall war, oder daß sie auch über die Grenzen dieses Geschäfts hinaus in allen möglichen Dingen einen ebenso wohlwollenden als verständigen Rath zu geben vermochte, die Sache verhielt sich einmal so, und es konnte vorkommen, daß die reichsten Damen der Kaufmannswelt oder die Frauen vornehmer adeliger Beamten die alte Büglerin unter dem Vorwande eines Geschäfts zu sich rufen ließen, um dann wichtigere Dinge mit ihr zu verhandeln, als die Herstellung einer Spitzengarnitur oder eines uralten Guipürebesatzes war.

Das schöne Französisch, welches Madame Reveillot sprach, war auch eine Empfehlung weiter für sie, wobei wir es übrigens nicht verschweigen können, daß sich selbst Damen gegenüber der alten Frau dieser Sprache bedienten, die weit klüger daran gethan hätten,

ihre eigene ſchöne Mutterſprache anzuwenden, als ihr eigenes und das Ohr der Franzöſin mit barbariſch klingenden Phraſen in einem noch barbariſcher klingenden Accente zu beleidigen. Doch war letztere auch hierin, wie in allen Dingen, ein Muſter von Höflichkeit, und wenn ſie gar zu grobe Schnitzer auf die ſanfteſte Art von der Welt verbeſſerte, ſo that ſie das obendrein noch auf eine ſolche Art, als wenn ſie ſelbſt noch in Zweifel ſei, ob ihre eigene korrekte Ausſprache die richtige wäre oder die der Anderen.

Durch dieſes Vertrauen, welches ſie überall genoß, war Madame Reveillot im Beſitze einer Menge kleinerer oder größerer Geheimniſſe der betreffenden Häuſer, und wurde ihr Anſehen unglaublich geſteigert, da ſie noch niemals einen Mißbrauch mit dem gemacht, was ſie erfahren.

Daß der Spitzenſchleier Anna's von Martini nicht verändert werden ſollte, hatte ihr die junge Dame ſelbſt in einigen Zeilen geſagt und hinzugefügt, ſie würde ſie in den nächſten Tagen ſehen, weßhalb Madame Reveillot, als ſie nun in der zweiten Woche des neuen Jahres erſucht wurde, zu der Haushälterin zu kommen, nicht anders erwarten konnte, als über dieſen Gegenſtand um Rath gefragt zu werden, deßhalb hatte ſie den koſtbaren Schleier auch mitgebracht, doch befremdete es ſie einigermaßen, als Frau Fichtner, nach deren Wohnzimmer ſie gewieſen wurde, ſie einfach bat, den Schleier auf einen Tiſch in der Ecke zu legen und ſich zu ihr auf das Sopha zu ſetzen. Dabei ſah die Haushälterin gegen ihre Gewohnheit etwas ernſt aus, und wenn ſie ſich auch nach dem Befinden der Madame Reveillot erkundigte, vom Wetter im Allgemeinen und von der heutigen Kälte insbeſondere ſprach, ſo merkte dieſe kluge Frau doch, daß das nur einleitende Redensarten waren und Frau Fichtner noch etwas Anderes und Wichtigeres auf dem Herzen hatte.

„Sie haben da den Schleier zurückgebracht," ſagte ſie endlich, „den Ihnen Anna in der vorigen Woche übergeben — ſie hat ihre Anſicht darüber geändert."

„Was ich begreiflich finde," erwiederte Madame Reveillot, „ich habe mir dieſe koſtbare Arbeit noch einmal genau angeſehen, und wenn es auch möglich wäre, den Schleier zu etwas Anderem zu verwenden, ſo muß ich doch ſagen, daß ich eigentlich nicht dazu rathen kann — in ſeiner jetzigen Geſtalt iſt er unvergleichlich ſchön, ein wahres Chef d'oeuvre, und müßte bei jeder Aenderung verlieren."

„Und dazu kommt noch," ſagte Frau Fichtner kopfnickend, „daß es der Brautſchleier der ſeligen Frau Martini iſt und daß Herr von Martini den Wunſch ausſprach, er möge in ſeiner jetzigen Geſtalt verbleiben, um —"

„Das ſchöne Haupt der Tochter in gleicher Eigenſchaft zu ſchmücken," ergänzte Madame Reveillot mit einem freundlichen, zuſtimmenden Lächeln — „ein Rath, den ich ſelbſt gegeben haben würde, wenn ich es mir nicht zur feſten Richtſchnur gemacht hätte, nie etwas zu ſagen, was als irgend eine Anſpielung genommen werden könnte — doch wie es mich freuen würde, wenn der Schleier auf ſolche Art Verwendung fände, bin ich kaum im Stande, Ihnen auszudrücken."

Da nun Frau Fichtner hierauf beiſtimmend mit dem Kopfe nickte, ſo wußte Madame Reveillot, um was es ſich handle, nur verwunderte es ſie einigermaßen, daß dieſes Kopfnicken von einem leichten Seufzer begleitet war.

„Ah!" rief ſie nach einer Pauſe, „wie iſt der glückliche Bräutigam dieſes eben ſo liebenswürdigen als ſchönen Mädchens zu beneiden — ich ſah ſie als gänzlich verhüllte, verſchloſſene Knoſpe, ich ſah ſie heranwachſen, und Sie werden ſich erinnern, wie oft ich Ihnen ſagte, das Kind werde ſich zu einer prachtvollen Blüte entwickeln — o, ſie hat ein offenes, gutes, ehrliches und treues Gemüth — ſie muß einen Mann glücklich machen."

„Gewiß — wenn —"

Da Frau Fichtner dieſen Satz nicht vollendete, ſondern auf's Neue zu ſeufzen beliebte, ſo fuhr die kluge Franzöſin fort: „Sie

wollten ſagen, wenn bei dieſer Partie eine gegenſeitige innige Neigung vorhanden iſt — wer möchte daran zweifeln? — Sie ſind ſo freundlich, meine verehrte Frau Fichtner, mir ein allerliebſtes, delikates Geheimniß anzuvertrauen — ich höre das erſte Wort davon, weiß weder Stand noch Namen des Bräutigams, bin aber feſt überzeugt, daß er von Fräulein Anna glühend geliebt wird, denn im anderen Falle würde ein ſo zärtlicher Vater, wie Herr von Martini, ein ſo unabhängiger reicher Mann, nicht an eine Verheirathung ſeiner noch ſo jungen Tochter denken.“

Jetzt ſeufzte Frau Fichtner zum dritten Male und zwar ſo tief und auffallend, daß es durchaus keine Indiskretion war, wenn die alte Büglerin ſie mit einem ſo ſcharf ausgeprägten Erſtaunen betrachtete, daß die Andere gezwungen war, darauf eine genügende Antwort zu geben.

„Weiß Gott!“ rief die Haushälterin mit einem Blick gen Himmel aus, „daß kein vernünftiger Menſch anders denken ſollte, wie Sie ſich vorhin ausdrückten, aber weit gefehlt — Sie werden ſehen, Madame Reveillot, welch' unbegrenztes Vertrauen ich in Sie ſetze, denn ich ſage Ihnen, es iſt um die Hände über dem Kopfe zuſammen zu ſchlagen — wir haben eine Verlobte im Haus, die ihren Zukünftigen noch mit keinem Auge geſehen — eine Braut, der die Thränen aus den Augen ſtürzen, ſowie ſie nur an ihren Bräutigam denkt.“

Es war kein erheuchelter Schmerz, welcher aus den Augen der alten Franzöſin ſprach, als ſie nach dieſen Worten, ihre Hände faltend, im Tone tiefen Mitleids ſagte: „Das arme, arme Kind! — Sie ſehen mich überraſcht, erſtaunt und begierig, etwas Näheres zu erfahren.“

„Wenn ich in den letzten acht Tagen grau geworden wäre, ſo hätte mich ſelbſt das nicht Wunder genommen, denn ich ſollte zuerſt vermitteln — du lieber Gott, als wenn ſich da etwas vermitteln ließe — die Sache wurde von den beiden Vätern, unſerem Herrn und dem Grafen Riedberg, abgemacht — je nachdem man dieſe Sache anſieht, iſt es allerdings eine glänzende Partie.“

„Gräfin zu werden,“ sagte die alte Büglerin mit einem schlauen Lächeln.

„Ja, und eine reiche Gräfin durch das Vermögen des Herrn von Martini.“

„A—a—a—ah — also die andere Seite bringt nur einen großen Familiennamen als Mitgift?“

„Ja, allerdings noch eine hohe Stellung bei Hofe — sonst aber tief verschuldete Güter.“

„Tief verschuldete Güter — —“ sagte Madame Reveillot, indem sie kopfschüttelnd vor sich niederblickte — „Güter mit Schlössern, über deren Thoren eine Grafenkrone ausgehauen ist — ah, das reizt.“

„Den Vater allerdings, aber nicht meine arme Anna; wie ich Ihnen schon vorhin sagte, sollte ich vermitteln — Stellen Sie meiner Tochter vor, sagte Herr von Martini, welch' glänzende, unabhängige Stellung sie haben wird und daß ich überzeugt sei, der junge Graf Riedberg werde ihr gefallen, sobald sie dessen nähere Bekanntschaft gemacht — — Ich sagte ihm achselzuckend, daß das ein sehr delikater und unangenehmer Auftrag sei. — Warum unangenehm? fuhr er mich an, Anna wird sich bedeuten lassen — auch verlange ich nichts weiter von Ihnen, als ihr die Sache im günstigsten Lichte darzustellen, das kann eine Frau besser als ein Mann, selbst wenn dieser Mann der Vater ist — ich habe für Anna gewählt, und meine Wahl ist gut — ich kenne die Welt besser als sie, die noch gänzlich unerfahren in's Leben blickt, und da sie ganz ohne Erfahrung ist, so wird es auch ihrem Herzen nicht schwer werden, den Wunsch ihres Vaters zu ihrem eigenen Glücke zu erfüllen. — Obgleich ich nun nie daran gezweifelt, daß das Herz des jungen Mädchens noch gänzlich frei sei, so hätte ich doch nicht gedacht, auf einen so energischen Widerspruch zu stoßen, als es geschah.“

„Das hätte ich auch nicht gedacht — ich hielt Anna für weich und nachgiebig.“

„Ja, ja, und furchtſam ihrem Vater gegenüber — das hatte ich mir auch gedacht: letzteres iſt aber durchaus nicht der Fall, wenigſtens in dieſer Sache nicht. Sie hörte mich ruhig an, ſie ſagte mir mit einem träumeriſchen Blick: Allerdings glaube ich, daß mein Herz noch frei iſt, aber wie ich gehört habe, ſoll es entzückend ſein, dieſes Herz ſelbſt wählen zu laſſen, und das möchte ich ſo gut erleben wie jede Andere. Sie ſetzte hinzu: Ich danke Ihnen, Frau Fichtner, doch will ich mit meinem Vater ſelbſt reden —“

„Nun — — und da Sie mir vorhin ſagten,“ ſprach Madame Reveillot nach einer Pauſe, „daß eine Braut im Hauſe ſei, eine Braut mit weinenden Augen, ſo ſcheint mir dieſe Unterredung ohne günſtigen Erfolg für unſere arme Anna geweſen zu ſein?“

„So iſt es — Vater und Tochter hatten eine längere Unterredung zuſammen, nach deren Beendigung Anna in mein Zimmer ſtürzte, ſich laut weinend in meine Arme warf und unter Schluchzen ausrief: Ich habe ihm Alles geſagt, was ich ihm zu ſagen vermochte — ich habe ihn gebeten, mich zu einer ſolchen Verbindung nicht zu zwingen, und er hat mein Flehen, meine Bitten wie die eines thörichten Kindes behandelt — er nimmt das Ganze wie ein Geſchäft, dem ein günſtiger Ausgang nicht fehlen kann — er betrachtet meine Weigerung als Eigenſinn und wiederholte mir mehrere Male, welchen Grund kannſt Du haben, Dich dem Willen Deines Vaters nicht fügen zu wollen? Dein Herz iſt frei — ich weiß, daß Du ſelbſt noch keine Wahl getroffen haſt, und nun — doch ſtill, ſie kommt.“

In der That öffnete ſich langſam die Thüre des Nebenzimmers, und Anna von Martini erſchien auf der Schwelle. Sie ſah etwas bleich aus und wollte zurücktreten, als ſie eine Fremde ſah, lächelte aber, ſobald ſie Madame Reveillot erkannt hatte, und eilte auf ſie zu, ihr beide Hände reichend.

„Sie waren gewiß ſo freundlich,“ ſagte das junge Mädchen, „mir meinen Schleier zu bringen.“ — Dann blickte ſie ihr lange

in's Geſicht, betrachtete hierauf Frau Fichtner und ſagte kopfſchüttelnd, während ſich ihre Augen mit Thränen füllten: „Ich verſtehe Ihre ernſten Mienen, Sie wiſſen, wozu der Schleier, das Erbtheil meiner guten Mutter, beſtimmt iſt.“

„Zürnen Sie mir, liebe Anna,“ ſagte die Haushälterin, „daß ich mit Madame Reveillot von der Sache ſprach, die doch nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben wird?“

„Gewiß nicht — ſelbſt wenn es ein Geheimniß wäre, das unbekannt bleiben ſollte, ſo würde es gut bei ihr aufgehoben ſein, doch das, was hier bei uns vorgeht, wird ja bald in dem Munde aller Welt ſein — wünſchen Sie mir doch Glück dazu, meine liebe Madame Reveillot.“

„Von Herzen, mein gutes Kind!“

„Nein, nein, nur mit Ihrem Verſtande — laſſen Sie das Herz aus dem Spiele. O ich habe von dieſem ſonderbaren Dinge in den letzten Tagen ſo oft hören müſſen und ſo viel daran gedacht — mein Vater ſchlägt mir eine Heirat vor, er verlangt, ich ſolle gehorſam ſein und hat dafür die triftigſten Gründe: die Partie, welche er für mich arrangirt, iſt ja ſo überaus glänzend, und dann ſagt er, mein Herz ſei vollkommen frei und es könne demſelben ja gleichgültig ſein, ob ich den Grafen Riedberg wähle oder ſonſt irgend Jemand.“

Sie drückte ihre Lippen aufeinander, wie um einen tiefen Schmerz niederzukämpfen, und fuhr dann, gleichſam durch Thränen lächelnd, fort: „Schade, daß man annimmt, mein Herz ſei noch frei und daß er das ſo ganz genau weiß, denn ſonſt hätte ich ihm ja ſagen können, ich kann Deinen Wunſch nicht erfüllen, denn ich liebe einen Andern — ſchade darum.“

„Doch wollen wir das in dieſem Falle für ein großes Glück anſehen,“ ſagte Madame Reveillot mit ſanfter Stimme, „denn es wäre ſchlimmer geweſen, wenn Sie in Ihrem Herzen eine Neigung trügen, die nicht übereinſtimmte mit den Wünſchen Ihres Herrn Vaters.“

Seligen ſtehend, mit anhören müſſen, und obendrein noch hatte ihnen während dieſer Rede Seine Excellenz der Oberſtſtallmeiſter forſchende Blicke zugeworfen, welche ſo viel heißen mochten, als: „ich werde nächſtens unter Euch treten und fürchterliche Muſterung halten.“

Aber bei allem dem ſind wir feſt überzeugt, daß das Stallperſonal heute Mittag ein Uebriges that und daß im Laufe des Tages und Abends das Uebermögliche geleiſtet wurde, um ihren Kummer über den Dahingeſchiedenen in gutem Vierunddreißiger in den Magen hinabzuſchwemmen, wo ſich, wie wir wiſſen, nach der Theorie des Verſtorbenen die Quelle der Träume befand.

Es war bei dieſem Verluſt ein Glück zu nennen, daß der Herr Mundels keine Familie zurück ließ, daß kein Weib und keine Kinder ſein Grab beweinten. Da war Niemand da als einige vergnügte Erben, die das Hausweſen des Leibkutſchers baldigſt beſorgten und forttrugen.

Die zurückkehrenden Stallleute, welche keinen Dienſt hatten, begaben ſich in ihre Zimmer oberhalb des Stalles und giengen alsdann, wie ſchon angedeutet, ihrer Wege, um über den ſo ſchnellen Verluſt alles Irdiſchen gehörig nachzudenken. Zu denen aber, die im Stalle zurück bleiben mußten, gehörte auch unſer Freund, der Herr Winkler, welcher Hut und Rock einem Stallbuben übergab, der ihm dafür ſeine gewöhnlichen Kleider herunterholen ſollte. Joſeph klopfte Tibull und Pluto auf die Hinterbacken, welche Liebkoſung von den Thieren durch freundliches Ohrenſpitzen und Kopfumdrehen erwidert wurde, dann nahm er die Geſchirre, legte ſie auf den Rücken der Thiere, nachdem er das Kommet über den Kopf geſtreift und ſchnallte ſie feſt. Er ſollte den Geſpenſterwagen anſpannen, um die erſte Hofdame gegen fünf Uhr zu irgend einem Diner zu fahren. Doch war er kaum mit dem Aufſchirren fertig geworden und wollte die Pferde eben

„Und woher weiß er denn ſo genau, daß mein Herz noch frei iſt — woher wiſſet ihr das ſo genau, die ihr ja ſo ganz meines Vaters Anſicht zu theilen ſcheint?“

Frau Fichtner ſah einigermaßen überraſcht auf das junge Mädchen und dann in die vollkommen ruhig gebliebenen Züge der Madame Reveillot.

„Sie ſind verſtimmt, mein liebes Fräulein,“ ſagte dieſe, „aufgeregt bitter — wer würde das in Ihrer Lage nicht begreifen?“

„So ſollte ich vielleicht lächeln und glücklich ſein?“

„Vielleicht können Sie es in dem Gedanken, die Wünſche Ihres Herrn Vaters erfüllt zu haben.“

„Und gewiß hat er Alles vorher auf's Genaueſte überlegt,“ bemerkte Frau Fichtner, doch vermied ſie es dabei, das finſter blickende junge Mädchen anzuſehen.

„Soll ich Ihnen darin recht geben?“ erwiederte dieſe, „nein, ich will aber nicht, ich habe meinem Vater nicht recht gegeben — ich konnte ihm nicht recht geben, denn hier in meinem Herzen, das, wie er ſagte, noch gar nicht geſprochen, klang es doch ganz anders, als er ſo in mich hineinredete, und da rief es immer nein! nein! nein! — O,“ fuhr ſie heftig ausbrechend fort, „wie froh bin ich, daß ich endlich einmal vor Zeugen reden darf, ohne fürchten zu müſſen, dabei gegen die Ehrfurcht zu verſtoßen, die ich Anderen ſchuldig bin — ich weiß, ihr Beide liebt mich und meint es gut mit mir, und da ihr es gut mit mir meint, ſo könnt ihr mir nicht im Ernſte den Rath geben, ich ſolle mich ſo ohne Widerſtreben in den Willen meines Vaters fügen — nein, nein, gewiß nicht — ich will mich noch nicht verheiraten, ich will nicht Gräfin von Riedberg werden — ich habe es meinem Vater nicht verſprochen — ich habe ihn ruhig angehört, als er mir ſeine ſogenannten triftigen Gründe entwickelte, und ich habe ihm nicht einmal durch einen Blick eingeſtanden, daß er recht haben könne, als er ſagte, mein Herz ſei ja noch frei und es werde mir nicht ſchwer werden, ſeine vernünftige Wahl gut zu heißen.“

Anna's Augen flammten, während sie so sprach, und sie richtete dabei ihre Blicke und Worte fast ausschließlich an Frau Fichtner, vielleicht in der Absicht, sie dadurch herauszufordern, die Partei des Herrn von Martini zu ergreifen; doch begnügte sich die Haushälterin mit einem leichten Kopfschütteln und war herzlich froh, die Szene dadurch für sich beendigt zu sehen, daß sie durch eine an der Thüre erscheinende Dienerin in das Kabinet des Herrn gerufen wurde.

Auch Madame Reveillot wollte sich erheben, doch legte ihr Anna die Hand auf die Schulter und drückte sie sanft auf ihren Sitz nieder. „Sie müssen noch bei mir bleiben," sagte sie, „Sie verstehen es allein, mich zu beruhigen, ja zur vernünftigen Ueberlegung zu bringen; ich will neben Sie sitzen, wie ich als kleines Kind so oft gethan, und dann reden Sie zu mir aus Ihrem Herzen zu dem meinigen."

Sie holte einen kleinen Schemel herbei, setzte sich neben die alte Frau, und nachdem sie ihr eine Zeitlang fest in die freundlichen Augen geblickt und vielleicht gefühlt, wie sich ihre eigenen dabei verdunkelten, legte sie ihren Kopf auf den Schooß der alten Frau und weinte bitterlich.

Madame Reveillot neigte sich zu ihr hinab, berührte mit ihren Lippen das weiche Haar des jungen Mädchens und flüsterte ihr gelinde Trostesworte zu. „Nicht so, mein Kind," sagte sie, „das hat den Anschein, als wenn wir ein klein wenig verzweifeln wollten, und dazu haben wir doch ganz gewiß keine Ursache — seien Sie offen und ehrlich mit mir, liebe Anna — gestehen Sie mir zu, daß der Vater nicht so unrecht hat und daß das kleine Herzchen hier noch frei ist — wie wäre es auch anders möglich? Ah im anderen Falle hätten wir das schon lange gemerkt, Frau Fichtner und ich — wir sind ein paar kluge Frauen — allons donc, mon enfant! Richten Sie Ihr Köpfchen auf und schauen Sie mich mit Ihren guten Augen und mit einem ganz kleinen Lächeln um die hübschen Lippen an — so — so ist's recht. Und nun will ich

Ihnen etwas erzählen von meiner Jugend, was mit der Sache da, die wir gerade verhandeln, einige Aehnlichkeit hat — wollen Sie mich anhören?"

„Gewiß, Madame Reveillot — o so gerne; wenn nur alle Welt so gut und so freundlich mit mir zu reden verstände wie Sie — es ist schade, daß Sie nicht immer bei mir sind, oder ich bei Ihnen."

„Ja, ja, das wäre ein recht hübsches Zusammenleben," lachte die alte Frau.

Anna von Martini hatte ihr Haupt emporgehoben, und indem sie die alte Frau aufmerksam anblickte, schob sie ihre beiden kleinen Hände in die Rechte derselben, und es schien ihr wohl zu thun, als jene nun die zarten Finger leicht drückte.

„Nun erzählen Sie mir aber auch etwas von Ihrer Jugend."

„Das ist schon recht lange her, und um Alles genau zu wissen, müßte ich mich vorher lange besinnen, doch etwas fällt mir gerade ein, was, wie ich soeben sagte, Aehnlichkeit mit Ihren jetzigen Verhältnissen hat, mein liebes Fräulein Anna, wenn es nämlich Aehnlichkeiten gibt zwischen einer reichen jungen Dame wie Sie, und einem armen Mädchen, wie ich es war."

„Waren Sie in der That ein armes Mädchen?"

„Sehr arm, Fräulein Anna — ich hatte nichts als meinen guten und sehr schönen Namen. Da sagte mir mein Vater auch eines Tages: höre Marion, wie wäre es, wenn Du heiratetest — Dein Herz ist noch frei, wie ich weiß — sehen Sie, da kommt schon eine Aehnlichkeit," unterbrach sich die alte Büglerin, „und daher wirst Du keinen Anstand nehmen, den Herrn Marquis von Reveillot zu heiraten."

„Wen?" fragte das junge Mädchen, erstaunt emporfahrend.

„Ach, es war nur ein Scherz von meinem Vater, wie Sie sich wohl denken können," entgegnete die alte Frau lächelnd, ohne sichtbare Verwirrung, „der gute Reveillot nämlich, den ich heiraten sollte, war einige Jahre in Paris gewesen und hatte sich dort etwas

von der Tournüre der damaligen Incroyables der Hauptſtadt angeeignet. Sie können ſich aber denken, daß das in dem kleinen Landſtädtchen, in deſſen Nähe mein Vater ein unbedeutendes Gut bewirthſchaftete, einiges Aufſehen gab, und ſo nannte man den guten Reveillot nur Monsieur le Marquis, — ein Scherz, der ihn aber ſpäter beim Ausbruch der Revolution beinahe das Leben gekoſtet hätte und in Folge deſſen wir genöthigt waren, aus unſerem ſchönen Frankreich zu entfliehen, was damals im Allgemeinen nur die Ariſtokratie that."

„Ich hatte immer gedacht," ſagte das junge Mädchen nach einer längeren Pauſe, während welcher ſie aufmerkſam die feine, zierliche Hand der alten Frau betrachtete, „auch Sie hätten einer der vornehmen Familien angehört, welche, wie ich ſchon gehört und oft geleſen, in jener ſchrecklichen Zeit zu uns herüberkamen — würden Sie es mir ſagen?" fragte ſie plötzlich.

Madame Reveillot warf einen raſchen, forſchenden Blick auf die Züge Anna's, dann gab ſie zur Antwort: „Warum nicht, mein Kind? Doch dem iſt nicht ſo — es mag wohl ſein, daß der Name Reveillot heute noch in Frankreich vorkommt mit dem vornehmen Range von Grafen und Baronen — doch gehörten wir niemals zu dieſen — ich ſagte Ihnen vorhin ſchon, aus welchem Grunde Herr Reveillot ſein Vaterland verließ, und das iſt die Wahrheit."

Anna von Martini nickte, ohne aufzublicken, einige Male mit dem Kopfe, dann ſagte ſie: „So, ſo, es hätte aber auch anders ſein können — iſt aber im Grunde gleichgültig, und Sie werden mir glauben, daß ich Sie deßhalb nicht weniger liebe und verehre."

„Davon bin ich überzeugt — aber hören Sie weiter, wenn es Sie anſpricht, ich heiratete alſo den ſogenannten Marquis von Reveillot auf den ganz beſonderen Wunſch meines Vaters, obgleich ich ihn früher gar nicht gekannt und er mir ſo gleichgültig war wie jeder Andere; aber es ging ganz vortrefflich, wir gewöhnten

uns nicht nur aneinander, ſondern nach einigen Jahren liebten wir uns und wären vollkommen glücklich geweſen, wenn uns jene ſchreckliche Zeit nicht gezwungen hätte, unſere Heimat zu verlaſſen — ja, wir mußten förmlich fliehen wie wir gingen und ſtanden und froh ſein, daß wir mit Zurücklaſſung aller unſerer Habe das nackte Leben gerettet. Ich hatte eine einzige Tochter, die wir abwechſelnd trugen und ſo viele Tage und Nächte lang die weiten Länderſtrecken durchwanderten, bis wir jenſeits des Rheines in Sicherheit waren."

„Und dieſe Tochter iſt die Mutter Anatole's?"

„Ja, mein Kind. — Wir lebten längere Zeit in dem friedlichen Heidelberg, und dort fand ſich Herr Fontenay, der aus unſerer Gegend war, zu uns, lernte meine Tochter kennen, gewann ſie lieb und heiratete ſie. — Es war eigenthümlich, wir Eltern hatten uns faſt des Gedankens entſchlagen, wieder nach Frankreich zurückzukehren, aber um ſo mächtiger war dieſer Drang in dem Herzen der beiden jungen Leute; deßhalb zogen wir auch hierher, nachdem Reveillot, mein guter Mann, geſtorben. Die Fabrik in Tiefenbach nämlich, wo Herr Fontenay, mein Schwiegerſohn, als Korreſpondent eintrat, war die Kommandite eines franzöſiſchen Hauſes, und Herr Fontenay hoffte, nachdem er die hieſigen Verhältniſſe kennen gelernt, in einer beſſeren Stellung dorthin überſiedeln zu können — leider erlebte er aber das nicht mehr."

„Und hat Anatole auch den Drang ſeines Vaters, nach Frankreich zurückzukehren?"

„Ja und nein," entgegnete Madame Reveillot — „er möchte gar zu gerne die Touraine ſehen, auch dort wo leben — aber nicht in den beſcheidenen Verhältniſſen, aus denen er wohl ſchwerlich herauskommen wird. — Anatole hat viel von den großartigen Ideen des Herrn Reveillot, ſeines Großvaters — er gleicht ihm auch, und wenn wir einmal zurückkehrten und dort noch von den alten Bekannten träfen, würde Mancher luſtig rufen: Ah, der Herr Marquis iſt wieder gekommen! — Doch ſind das Träume, die ſich wohl niemals erfüllen werden."

Die alte Frau blickte bei dieſen Worten träumeriſch vor ſich nieder und ihre feinen Lippen umſpielte ein trübes Lächeln.

„Erzählen Sie mir etwas von Anatole's Mutter,“ ſagte das junge Mädchen — „hat er nichts von ihren Eigenſchaften geerbt?“

„Wenig, aber Koſtbares — ihre gute Laune nämlich, ihre unverwüſtliche Heiterkeit, welche ſie nie verließ in den härteſten Kämpfen des Lebens, mit der ſie ihren Mann in den trüben Stunden aufzuheitern wußte, die ſich noch in ihrer letzten Stunde durch ein tröſtliches Wort an uns, die Ueberlebenden, ausſprach, ſowie durch ein freundliches Lächeln um ihre bleichen Lippen.“

„Sie ſtarb ſehr früh — Anatole war noch ein kleines Kind?“

„Erſt wenige Jahre alt.“

„Und Herr Fontenay lebte nachher auch nicht lange mehr?“

„Leider nein, und ſein Wunſch, Frankreich wieder zu ſehen, blieb unerfüllt — ach, es war das für mich eine traurige Zeit, zu ſehen, wie er dahinſiechte unter dem Eindruck unerfüllter Hoffnungen, unter der Wucht trauriger Ereigniſſe.“

„O ja, ich hörte einmal von einer Begebenheit reden, in die er auf die unſchuldigſte Art von der Welt hineingezogen worden ſei und die ihm viel Kummer bereitet — ich möchte wohl etwas Näheres darüber wiſſen.“

„Das erzähle ich Ihnen ſpäter einmal, mein liebes Fräulein.“

„Später,“ rief Anna von Martini mit einem tiefen Seufzer aus, „was bedeutet ‚ſpäter‘ für mich? — Kann ich von ſpäter reden und dabei der lieben Bekannten gedenken, die jetzt noch um mich ſind? — Sie und Frau Fichtner und Anatole — ich werde ſie alle nicht wiederſehen — — — — Bitte, ſagen Sie Anatole nichts von dem, was Sie hier gehört.“

„Gewiß nicht, Fräulein Anna, wie könnte ich ſo Ihr Vertrauen mißbrauchen?“

— — — — „Und doch, wenn ich es mir genau überlege, iſt es beſſer, wenn Sie es ihm ſagen — gerade Sie; er wird es doch erfahren: mein Vater ſcheint kein Geheimniß mehr daraus

machen zu wollen, und da ich weiß, daß Anatole Antheil an mir nimmt, so ist es mir lieber, wenn er aus Ihrem Munde mein Glück vernimmt, — sagen Sie ihm Alles, Alles, auch wie tief betrübt ich bin, und verschweigen Sie ihm vor allen Dingen nicht," setzte sie mit einem Aufflammen ihrer Augen hinzu, „daß ich durchaus noch nicht entschlossen sei, den Wunsch oder Befehl meines Vaters zu erfüllen — — und dazu bin ich auch noch nicht entschlossen," rief sie aufspringend, „nein, nein, gewiß nicht, und wenn Sie ehrlich und gut gegen mich sein wollen, so können Sie mir nicht dazu rathen."

Das that denn auch Madame Reveillot nicht mit direkten Worten, sondern sie sprach nur im Allgemeinen Begütigendes und lenkte alsdann die Unterredung auf gleichgültige Gegenstände, wobei sie das Vergnügen hatte, zu bemerken, daß Anna wieder ruhiger wurde, ja selbst wieder zu lächeln versuchte, und als nun Frau Zichtner zurückkehrte, empfahl sie sich mit dem Versprechen, baldigst wieder zu kommen.

Die Haushälterin begleitete die alte Frau bis vor die Thüre des Zimmers und sagte ihr hier noch, Herr von Martini habe in der Unterredung, die sie soeben mit ihm gehabt, sehr freundlich über sie gesprochen und die Hoffnung ausgedrückt, Madame Reveillot werde wohl so freundlich sein und sich mit ihrer Sachkenntniß und ihrem Geschmacke bei der Zusammenstellung der Aussteuer seiner Tochter betheiligen.

Madame Reveillot bedankte sich für dieses Zutrauen mit einigen Worten, that dieses aber mit einem eigenthümlichen und fragenden Blick und schien durchaus nicht überrascht zu sein, als derselbe von der Haushälterin durch ein bedeutsames Achselzucken beantwortet wurde.

Siebentes Kapitel.

Anatole war lange mit ſich zu Rathe gegangen, ob er ſeiner Großmutter von dem Beſuche bei Doktor Narder etwas ſagen ſolle, ſowie von der Bekanntſchaft des Herrn Morel, die er dort gemacht. Wenn er auch einestheils keine Urſache hatte, ihr ein Geheimniß aus dieſem Vorfalle zu machen, ſo hielt ihn andern-theils der Gedanke ab, die alte Frau vielleicht unnöthiger Weiſe zu beunruhigen, wenn er ihr von jener räthſelhaften Anſpielung auf eine andere grüne Brieftaſche erzähle, die ſich in den Händen des Herrn von Martini befinden ſolle.

Nach langer reiflicher Erwägung vergegenwärtigte er ſich in-deſſen die ruhige Klarheit, mit welcher Madame Reveillot Alles in eine vorurtheilsfreie Ueberlegung zu ziehen wußte, und nahm hierauf die erſte Gelegenheit wahr, ihr ſeine Erlebniſſe mit Herrn Morel am Neujahrstage ausführlich mitzutheilen, natürlicher Weiſe auch ſeine Unterredung mit Herrn Ringel am darauffolgenden Morgen, wobei er dann ſeinen Entſchluß ausſprach, weder die Brieftaſche noch die darin befindlichen Papiere in deſſen Hände zu geben.

Madame Reveillot hatte dem Allem mit ſehr ernſter Miene zugehört und ſagte nun kopfſchüttelnd: „So ſoll alſo dieſe traurige Geſchichte noch immer nicht zur Ruhe kommen, ſo wollen die un-

heimlichen Gestalten von damals heute wieder anfangen, ihre dunkeln Schatten auf unser harmloses Leben zu werfen, so wäre es denn doch am Ende wahr, daß Herr von Martini in irgend einem, wenn auch gewiß unschuldigen Zusammenhange mit jener Geschichte stand. — Ich will Dir dabei nicht verschweigen, daß Dein Vater häufig ähnliche Vermuthungen aussprach und daß er stets ein großes Gewicht gelegt auf die Erzählung jenes Dieners im Gasthaus zur goldenen Glocke, eines Vorfalles, der, wie er behauptete, nicht sorgfältig genug untersucht worden sei — auch verließ der Betreffende die Stadt kurz nach jener Zeit und soll, wie man hört, nach Amerika ausgewandert sein."

„Sprach sich mein Vater je darüber aus, in welcher Art er sich einen Zusammenhang dachte zwischen meinem jetzigen Prinzipal und dem Vorfalle jenes Sylvesterabends? — Ich bin überzeugt, Großmutter, Du redest mit mir ebenso rückhaltslos darüber, als Du von mir gewiß bist, daß ich Deine Worte verschweigen, in meinem Herzen begraben werde."

„Dein Vater stellte Dieß und Das zusammen, doch war es eine traurige Zeit, als er das that — o ich sehe ihn so deutlich in meinem Lehnstuhle vor mir sitzen, die dunkeln Augen auf die gefalteten Hände richten, die schneeweiße Stirn häufig von einer flammenden Röthe übergossen, wenn er sich erschöpfte in vergeblichen Kombinationen."

„Ah, in vergeblichen Kombinationen!"

„Gewiß, denn ein leitender Faden war auch durch jenen Vorfall nicht aufzufinden — an die Betheiligung irgend Jemandes — einen Namen auch nur zu nennen, wäre sündhaft — bei jener That selbst zu glauben, kam auch Deinem Vater nicht in den Sinn. Es wäre also nur nachzuweisen gewesen, daß die Betreffenden oder einer derselben vor- oder nachher mit Herrn von Martini in Berührung getreten sei. Eine solche Möglichkeit hat er aber niemals in Abrede gezogen — konnte auch bei seinem vielseitigen Geschäftsverkehr ganz gut der Fall sein."

„Wäre es nur möglich,“ ſagte Anatole nach einem längeren Nachdenken, „den richtigen Beweggrund zu jener That aufzufinden. — Handelte er aus Rache, oder geſchah es, um ſich in den Beſitz eines großen Werthes zu ſetzen? — Warum warf der Ermordete ſeine Brieftaſche aus dem Wagen, was doch anzunehmen iſt? — War in jener Brieftaſche irgend ein großer Werth oder vielleicht eine Anweiſung auf einen ſolchen, welche von jenem Fuhrmann unterſchlagen worden iſt? Oder wäre es am Ende immer noch möglich, die Schrift auf jenen ſechs Zetteln in einen vernünftigen Zuſammenhang zu bringen?“

„Wie oft hat Dein armer Vater das verſucht — wie hat er die Worte derſelben ſtundenlang auf alle erdenkliche Arten zuſammengeſchrieben, ohne zu irgend einem befriedigenden Ergebniſſe zu gelangen! — Was er damals notirte, habe ich Alles ſorgfältig aufgehoben, und hätte es Dir ſchon neulich übergeben, wenn es mir nicht ſchmerzlich geweſen wäre, Dich, mein lieber Anatole, ohne Ausſicht auf Erfolg mit dem wiederbeginnen zu ſehen, was Dein armer Vater aus ſeiner erkalteten Hand gleiten ließ — jetzt aber, da Du ſelbſt einen, wenn gleich ſchwachen Faden gefunden zu haben glaubſt, will ich Dir die Notizen Deines Vaters vorlegen.“

Sie holte aus ihrem Schreibtiſche ein Packet Zettel und übergab ſie dem jungen Manne.

„Auf dem erſten Papiere hier,“ ſagte ſie, „ſtehen die unverſtändlichen Buchſtaben-Zuſammenſtellungen, wie Du ſie ſelbſt in der Brieftaſche geleſen haben wirſt.“

Anatole blickte mit Intereſſe hinein — es war ſo, wie die alte Frau geſagt; er ſah dieſelben allerdings unverſtändlichen Worte, wie auf den ſechs Zetteln in der Brieftaſche: mo — ndta — mno — nglw — ſenſch — getr; dann blätterte er die anderen Papiere durch, vollgeſchriebene Bogen, an denen er mit tiefer Wehmuth ſah, welch' unglaubliche und vergebliche Mühe ſich ſein Vater gegeben, denn dieſer hatte, trotz oft ſehr ſcharfſinniger Zuſammen-

im Ständer herumdrehen, als der Hoflakai Jean erſchien und die Fahrt für heute Nachmittag abſagte, dagegen den Befehl überbrachte, der Geſpenſterwagen ſolle heute Abend um acht Uhr am Schloſſe vorfahren.

„Wenn die nur einmal da oben in dem alten Schloß eigentlich wüßten, was ſie wollten!“ brummte Joſeph und begann die Pferde ſogleich ihres Geſchirrs zu entledigen. „Alſo wird heute nicht dinirt?“

„Wenigſtens nicht auswärts,“ lächelte Jean; „wir haben bei uns zu Hauſe alle Hände voll zu thun und finden deßhalb nicht Zeit, auswärts zu ſpeiſen. Ich habe ein Billet von der gnädigen Frau zum ruſſiſchen Geſandten hingetragen, in welchem ſie ihr Ausbleiben entſchuldigt.“

„Ja ſo!“ ſagte Joſeph, indem er Pluto's Kommet an den Nagel hängte. „Ihr habt heute wichtige Briefſchaften erhalten, ich habe darüber etwas von dem alten Dubel gehört. Na, die da oben wird ſich recht ärgern!“

Jean ſchmunzelte wohlgefällig und antwortete: „ſo viel iſt gewiß, daß ihr die Briefe, die heute Morgen der Graf Alfons übergeben, einen unangenehmen Tag gemacht. Zuerſt hatten die Beiden eine ziemlich lebhafte Unterredung und der Graf muß ſehr beſtimmt zu Gunſten ſeines Freundes geſprochen haben; doch hat er ſie keineswegs zum Nachgeben bewogen, denn ihr letztes Wort, das ich deutlich durch die Flügelthüren hörte, war: Nie! Nie! und das wiederholte ſie mehrere Male und ſetzte noch hinzu: „„ſchreiben Sie ihm, Herr Graf, daß Sie mich geſprochen haben und daß ich entſchloſſen ſei, dazu nie meine Einwilligung zu geben, ich handle vollkommen im Auftrage der Frau Herzogin.““ Darauf zog der Graf natürlich ab und die gnädige Frau ſchrieb den ganzen Nachmittag Briefe; ſie iſt auch jetzt noch dabei, läßt Niemanden vor ſich und will nur heute Abend einen kleinen Beſuch bei der Gräfin Clara machen, die,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20782 / 048

ſtellungen, doch nichts nur halbwegs Verſtändliches herausgebracht, und Anatole gewann aus dieſen zahlloſen fruchtloſen Verſuchen nur die feſte Ueberzeugung, daß auch er in dieſem Siſyphuswerke nicht glücklicher ſein würde.

Madame Reveillot blickte zu gleicher Zeit mit ihm in die Papiere und legte jetzt mit einem leichten Druck ihre Rechte auf ſeine Schulter, während ſie mit dem Zeigefinger der Linken auf einen der Zettel zeigte, auf die erſte Silbe mo —.

Woher mochte wohl der Gedanke kommen, von dem Beide zu gleicher Zeit erfüllt waren, der Beiden zugleich wie ein erleuchtender Blitz durch den Kopf fuhr, ſo daß Anatole raſch ſein Geſicht der alten Frau zuwandte und Großmutter und Enkel in einem Athem den Namen Morel ausſprachen.

Wenn wir ſoeben von einer blitzähnlichen Erleuchtung ſprachen, ſo dürfen wir auch, dieſes Bild verfolgend, hinzuſetzen, daß Beide ſich nach dieſem plötzlichen Lichtſtrahle in einem um ſo tieferen Dunkel befanden; denn wenn auch die Silbe mo durch die andere Silbe rel zu dem ausgeſprochenen Namen ergänzt werden konnte, ſo fehlte doch von da jeder weitere Faden, und Anatole ſah nach ſtundenlanger, fruchtloſer Bemühung, nach dem emſigſten Durchforſchen der Papiere ſeines Vaters, daß alles Uebrige für ihn doch unverſtändliche und unauflösbare Hieroglyphen blieben.

Madame Reveillot entzog ihm endlich mit ſanfter Gewalt die Papiere, wobei ſie ſagte: „Ich muß es heute wieder machen, wie ich es damals ſo oft gethan; dieſes Nachgrübeln, dieſes vergebliche Bemühen, einen Sinn herauszufinden, wo vielleicht gar keiner vorhanden iſt, könnte Deinem raſchen Blute noch gefährlicher werden, als es der hinſterbenden Lebenskraft Deines armen Vaters war — laß uns vorderhand feſthalten, was der Zufall offenbart, und laß uns hoffen auf ein weiteres Ungefähr — ich möchte ſagen auf ein weiteres glückliches Ungefähr, wenn ich überzeugt wäre, daß die Löſung dieſer Räthſel ein Glück genannt werden könnte — doch wer weiß, was hinter dieſen ſtummen Buchſtaben lauern mag? —

Aber nun zu etwas Anderem, um Deine Gedanken von diesem abzulenken — ich war heute Morgen in eurem Hause."

„Ich hörte davon — sahst Du Fräulein Anna?"

„Ja, zuerst aber Frau Fichtner, welche mir Neuigkeiten erzählte."

„O, ein Bischen Neuigkeiten bei der unverwüstlichen Ruhe in dem Hause kann nicht schaden — es geht dort immer zu wie in einem Uhrwerke, und auch bei uns auf dem Comptoir — ich glaube, Herr Ringel richtet es immer so ein, daß er Mittags genau mit dem letzten Schlage sein Buch zuklappt, darauf blickt er an den Himmel empor und spitzt den Mund, als wolle er pfeifen, bringt aber nie einen Ton hervor — was gibt es denn da viel Neues?"

„Etwas ganz Außerordentliches, worüber Du Dich wundern wirst — denke Dir nur, Fräulein Anna wird sich verheiraten."

Der junge Mann zuckte förmlich zusammen, als ihm die Großmutter das sagte, und sein Blick, mit dem er sie betrachtete, war so forschend, ja so ängstlich, daß sich ein Ausdruck des Erstaunens deutlich auf den Zügen der alten Frau zeigte; dann aber lächelte er und sagte: „Das war ein Scherz von Dir, Großmutter — allerdings wird sich Fräulein Anna einmal verheiraten, aber jetzt schon daran zu denken, wäre lächerlich — sie war ja vor Kurzem noch ein Kind, erst sechzehn Jahre alt."

„Ja, im vergangenen Sommer; im nächsten August wird sie siebenzehn."

„Du hast einen Scherz gemacht, nicht wahr, Großmutter?" fragte er in dringendem Tone.

„Ich scherze durchaus nicht, möchte aber jetzt einen Scherz über Dich selbst machen, da Du das so ernst zu nehmen scheinst — ei, Anatole — ein so verständiger junger Mensch! Was kümmert es denn Dich, ob sich die Tochter Deines Prinzipals verheiraten wird oder nicht?"

Madame Reveillot, welche eine plötzliche und auffallende Veränderung in den Zügen ihres Enkels wohl bemerkte, hätte diese Frage lieber nicht gethan, doch so erstaunt sie auch war über die

Entdeckung, welche ſie ſo unverſehens machte, entſchloß ſie ſich doch raſch, den ihr als einzig richtig erſcheinenden Standpunkt einer durchaus Unbefangenen feſtzuhalten. Es war dieſes wohl das ſicherſte Mittel, ihn im Gleichgewicht zu erhalten — — „Das heißt," fuhr ſie nach einer Pauſe, Bezug nehmend auf ihre letzten Worte, fort, „ich finde es allerdings begreiflich, daß Du Dich um das Wohl oder Wehe der Tochter des Herrn von Martini, Deines Prinzipals, bekümmerſt, und in der Richtung brauchſt Du Dich durchaus nicht zu ſcheuen, Deine Freude an den Tag zu legen; denn wie ich vorhin geſagt, wird ſich Anna von Martini verheiraten und eine glänzende Partie machen."

„Wirklich, Großmutter, Du ſcherzeſt nicht?"

„Gewiß nicht — ich habe es aus ihrem eigenen Munde."

„Und wird ſie ſich bald verheiraten?"

„So ſcheint es mir."

„Und eine glänzende Partie machen?"

„Sie wird ſich mit einem jungen Grafen Riedberg vermählen."

„Den kenne ich nicht," ſagte Anatole ſehr kurz und ſehr barſch — „ah, das hätte ich nicht erwartet — weißt Du Deine Neuigkeiten aus ganz ſicherer Quelle?"

„Sie hat ſie mir ſelbſt mitgetheilt."

„Und freut ſich darüber?"

Dieſe Frage beantwortete Madame Reveillot nicht ſo raſch mit einem entſchloſſenen Ja, als ſie vielleicht ſelbſt gewollt hatte, und die kleine Zögerung ließ ein eigenthümliches Licht in dem Auge Anatole's aufflammen; auch klang ſeine Stimme nicht mehr ſo erregt, als er nach einer Pauſe ſagte: „Auf dieſe glänzende Partie, wie Du dieſelbe nannteſt, hat ohne Zweifel Herr von Martini ſpekulirt und ſie zu Stande gebracht?"

„Das iſt wohl möglich, aber der Wunſch des Vaters ſcheint der Tochter nicht unangenehm zu ſein, ſie ſprach mit mir ſelbſt darüber in der Art, wie man über ſo etwas zu ſprechen pflegt, nämlich heiter und unbefangen."

„Ah, heiter und unbefangen.“

„Gewiß, und ſetzte hinzu, es würde ſie recht freuen, wenn ich Dir geſprächsweiſe dieſes glückliche Ereigniß mittheilen wolle.“

„Ein ſehr glückliches Ereigniß — — — — und doch bei alledem,“ fuhr er nach einem minutenlangen Stillſchweigen in heftigem Tone fort, „wirſt Du mir nicht übel nehmen, liebe Großmutter, wenn ich Dir die Verſicherung gebe, daß mir dieſes glückliche Ereigniß recht, recht wehe thut.“

Die alte Frau gab ſich Mühe, ihn jetzt erſt mit auffallendem Erſtaunen anzuſehen.

„Ja recht wehe,“ fuhr er leidenſchaftlich fort, indem er ſeine rechte Hand zuſammenballte, nachdem er einige Sekunden lang ſeine Lippen unmuthig bewegt, „Du wirſt mich für keinen dummen Egoiſten halten, weil ich das geſagt, und wirſt nicht glauben, daß ich meine Stellung auch nur im Geringſten verkenne, ich, der jüngſte Diener des Hauſes neben ihr, der einzigen Tochter eines Millionärs — pah, es wäre das zu lächerlich — aber gib Acht, Großmutter, es wird Allen auf dem Comptoir eben ſo unangenehm ſein wie mir — von Herrn Ringel angefangen bis zum letzten Lehrling.“

„Das klingt ja ganz wunderbar,“ erwiederte Madame Reveillot, „was kümmert euch Alle denn die Tochter eures Prinzipals?“

„Was ſie uns kümmert? — Eigentlich gar nichts, aber daß ſie überhaupt da iſt, das erregt in uns Allen ein wohlthuendes Gefühl — ich weiß nicht, ob ich mich ſo ausdrücke, daß Du mich verſtehſt — ſie iſt ſo gut, ſo mild, ſo lieb — ſie iſt der Schutzgeiſt des Hauſes — und wenn man das finſtere Geſicht des Herrn von Martini anſchaut, ſeine abſtoßende Art, über Alles zu verhandeln, ſo kann ich Dir nicht ſagen, wie wunderbar man ſich darauf berührt fühlt, wenn man Fräulein Anna ſieht, wenn man ein freundliches Wort aus ihrem Munde hört — und ich ſpreche und denke nicht allein ſo — gewiß nicht — ſogar der alte Buchhalter, und wenn er einmal hartnäckig zum Fenſter hinausſchaut mit aufgehobener Feder, ja ich möchte ſagen, eine Zahl nicht beendigend, die

er angefangen, ſo kann man ſicher ſein, daß ſich Fräulein Anna im Garten befindet und daß ſie ihm von Weitem freundlich zunickt. — Aber warum ſiehſt Du mich ſo erſtaunt und ungläubig an, Großmutter? — Haſt Du nicht ſelbſt ſchon Aehnliches geſagt? Haſt Du nicht öfter, wenn Du von dort hieher zurückkehrteſt, ausgerufen: O, das Mädchen iſt ein guter Engel! — — Haſt Du's nicht?"

„Allerdings habe ich das, und wenn Du es von Fräulein Anna von Martini in demſelben Sinne ſagſt, wie ich, ſo finde ich es ganz begreiflich — — — —"

Anatole erhob ſich unter irgend einem Vorwande raſch vom Tiſche, an welchem Beide ihr ſpärliches Nachteſſen eingenommen, und ging auf ſein Zimmer, ohne die Papiere mitzunehmen, die ihm noch vor Kurzem ſo wichtig erſchienen — ja er ſchien dieſelben nicht einmal zu beachten, als er nach einer Viertelſtunde wieder kam, um der Großmutter eine gute Nacht zu wünſchen.

Erſt als ſie ihn auf die Zettel aufmerkſam machte, nahm er ſie mit zerſtreuter Miene zu ſich, nicht, um dieſelben in ſeiner Kammer noch einmal durchzuſehen, ſondern um ſie gleichgültig auf den Tiſch fallen zu laſſen, an dem er lange angelehnt ſtehen blieb in tiefe Gedanken verſunken. —

Als Anatole am andern Morgen das Comptoir betrat, fühlte er ſich glücklich, eine Menge Geſchäfte vorzufinden, deren Wichtigkeit ihm kein mechaniſches Arbeiten erlaubte, ſondern ſeinen Geiſt ſo ausſchließlich in Anſpruch nahm, daß ihm einige Stunden raſch und unbemerkt entflohen. Darauf wurde er von Herrn Ringel herbeigerufen, und der alte Buchhalter, der ganz beſonders freundlich und zutraulich war, konnte ſich nicht enthalten, ihm zu ſagen, daß Herr von Martini ſich geſtern äußerſt günſtig über die Beendigung einer wichtigen Korreſpondenz in franzöſiſcher Sprache, welche Anatole geführt, ausgeſprochen, ja daß er geſagt, Herr Fontenay verſpreche ein tüchtiger Geſchäftsmann zu werden — „vielleicht wird er Ihnen daſſelbe gelegenheitlich wiederholen, da Sie ihm von heute an die

wichtigſten Einläufe und Erledigungen zur Beſprechung und Unterſchrift vorlegen ſollen. — Nehmen Sie dort die Mappe unverſchloſſen, wie ſie iſt, und gehen Sie damit hinüber."

Der junge Mann nahm ſeinen Hut, und erſt, als er in den Garten trat, bemerkte er, daß ein feiner Sprühregen fiel, weßhalb er, um die Mappe nicht naß werden zu laſſen, den Weg durch das Glashaus nahm. Er hatte wahrhaftig nicht daran gedacht, dort vielleicht die Tochter ſeines Chefs zu ſehen — ja, wenn er daran gedacht hätte, ſo würde er am heutigen Morgen viel eher eine Begegnung mit ihr vermieden haben.

Anna von Martini befand ſich aber mit Eliſe an ihrem gewöhnlichen Platze, in der phantaſtiſchen Laube gegenüber dem Springbrunnen, und ließ ſich von ihrer jungen Geſellſchafterin aus einem Buche vorleſen; daß ſie an dem heutigen trüben und regneriſchen Tage hier unter den blühenden Blumen, in der Atmoſphäre eines künſtlichen Frühlings ſich befand, war ſo natürlich, und Anatole fand es nicht minder begreiflich, daß ſich auf den etwas bleichen Zügen des jungen Mädchens bei ſeinem Anblicke eine lebhafte Röthe zeigte, denn ſie mußte ja erwarten, daß er ſich die Freiheit nehmen würde, ihr ſeinen ganz ergebenen Glückwunſch darzubringen — hatte ſie doch ſelbſt das freudige Ereigniß des Hauſes ſeiner Großmutter mitgetheilt, und wäre es doch unhöflich von ihm geweſen, deſſelben nicht in geziemender Weiſe zu erwähnen — vorausgeſetzt, daß ſie durch einen beſonders freundlichen Gruß oder durch ein an ihn gerichtetes Wort ihm die Erlaubniß gab, ſtehen zu bleiben und mit ihr zu reden.

„Ob ſie das wohl thun wird?" dachte er, als er durch die grünen Gebüſche ihr helles Kleid durchleuchten ſah. Dabei fühlte er, wie bei dieſen Gedanken ſein Herz heftiger klopfte, und ging mit raſcheren Schritten als er gewöhnlich zu thun pflegte, und geradeaus blickend, um im anderen Falle mit einem flüchtigen Gruße vorüber zu eilen.

„Guten Morgen, Herr Anatole!" erklang ihre liebe, weiche

Stimme, und da mußte er wohl ſtehen bleiben — „Sie wollen ſo eilig vorübergehen, — werden Sie von Papa erwartet?“

„Ich glaube faſt,“ erwiederte er, nachdem er die beiden Damen ehrfurchtsvoll begrüßt, „es iſt gleich elf Uhr, um welche Zeit Herrn von Martini die wichtigeren Sachen vorgelegt zu werden pflegen.“

„Das that bis jetzt Herr Werner — iſt Herr Werner krank?“

„Nein, Fräulein Anna — ſondern Herr Ringel beauftragte heute mich damit.“

„Da muß er für Sie ſehr gut gelaunt geweſen ſein,“ entgegnete ſie lächelnd, „was mich recht freut und wozu ich Ihnen Glück wünſche.“

„Damit kommen Sie mir zuvor,“ ſagte der junge Mann mit leiſer Stimme, indem er an den Eingang der Laube trat.

„Wie ſo, Herr Anatole?“

„Ich wollte mir erlauben, Ihnen meinen Glückwunſch darzubringen, denn —“ ſprach er mit kaum vernehmlicher Stimme, hielt aber plötzlich mit der Vollendung ſeines Satzes ein, als er bemerkte, auf welch' eigenthümliche, faſt erſchreckende Art ſich die ſchönen Züge des jungen Mädchens veränderten — ſie drückte ihre feinen Lippen feſt aufeinander, ſchüttelte heftig mit dem Kopfe und ſagte, ihre rechte Hand wie zur Abwehr aufhebend: „Nein, nein, laſſen Sie das nur — ſpäter — ein anderes Mal — ah, Madame Reveillot hat wahrſcheinlich mit Ihnen geſprochen?“

„Ja, mein Fräulein, ſie ſagte mir von einem höchſt glücklichen Ereigniß, welches Sie betroffen.“

„Ah, in dem Sinne ſprach ſie mit Ihnen und deßhalb wollten Sie mir Glück wünſchen?“

„Aus treu ergebenem Herzen.“

„Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen —“ Sie winkte ihm mit der Hand, wie zum Zeichen, daß er ſich entfernen ſolle, was er denn auch nach einer tiefen Verbeugung that; doch hatte er nur wenige Schritte gegen den Ausgang gemacht, als er hörte, wie ſie ihren Namen rief und er umſchauend ſah, wie ſie ihm nacheilte.

„Herr Anatole," wiederholte Anna von Martini mit lauter Stimme, „Sie könnten mir einen Gefallen erweisen: Sie könnten meiner Kammerjungfer sagen —"

Während sie so sprach, war sie neben ihm hergegangen und setzte jetzt, als sie sicher war, daß Elise sie nicht mehr hören könnte, mit leiser Stimme hinzu: „Ich muß Sie nachher einen Augenblick sprechen — Papa fährt aus, nachdem er unterschrieben, und kommt nicht vor zwei Uhr zurück — nehmen Sie dieses Buch und bringen Sie es mir nach zwölf Uhr auf mein Zimmer."

Darauf eilte sie nach der Laube zurück, ohne ihn weiter anzusehen, und der junge Mann blieb in den seltsamsten Gefühlen ein paar Sekunden lang wie angewurzelt stehen. Zuerst hatte er gute Lust, das Buch an der Stelle zu küssen, wo ihre kleinen Finger es umfaßten, dann aber sprach er, den Kopf aufwerfend: „Wie kann man so thörichte Gedanken haben — wie oft habe ich schon kleine Aufträge für Fräulein von Martini besorgt, Bestellungen an meine Großmutter und dergleichen — wie oft schon, und jetzt ist sie Braut."

Der Bankier empfing ihn weder freundlich noch unfreundlich, sein Gesichtsbarometer stand wie gewöhnlich auf dem Gefrierpunkte, und der theilnahmlose Blick dieser gleichgültigen Augen wehte den jungen Mann wie fröstelnd an. Nur einmal trat etwas wie Leben in dieselben, ja es zeigte sich sogar etwas wie der Anfang eines sein sollenden Lächelns um die Lippen, als er fragte: „Was macht Madame Reveillot?" Doch schien er auf diese Frage durchaus keine Antwort zu verlangen, denn er setzte nach einer Pause, die zu kurz war, als daß Anatole hätte antworten können, hinzu: „Eine sehr rüstige alte Dame — sie wird sich wohl befinden wie immer."

Da er zu gleicher Zeit mit dem Kopfe nickte, auch das Geschäftliche beendigt war, so sah sich Anatole als entlassen an und verließ nach einer Verbeugung das Arbeitskabinet seines Chefs.

Er ging auf dem Rückwege nicht wieder durch das Glashaus,

ſondern machte den Umweg durch den Garten, wobei er ſeine Mappe ſo gut wie möglich vor dem feinen Regen ſchützte.

Es war halb zwölf Uhr, als er wieder an ſeinem Pulte ſaß, und hatte alſo noch eine halbe Stunde vor ſich, welche ihm von einer unbegreiflichen Länge ſchien. Obendrein trat auch noch Herr Ringel, ehe dieſer fortging, zu ihm heran und ſprach einige gleichgültige Worte, ſo erſchienen ſie ihm wenigſtens im gegenwärtigen Augenblicke, obgleich der alte Buchhalter von ziemlich Ernſtem ſprach, denn er warf eine Bemerkung hin, über die kleine, grüne Brieftaſche: daß es ihn wohl freuen würde, ſie gelegenheitlich einmal zu ſehen. Hätte Anatole ſie in dieſem Augenblicke zur Hand gehabt, er würde ſie ihm wahrſcheinlich gegeben haben, um ſeiner nur los zu werden.

Endlich ging Herr Ringel, und nun verließ auch Anatole das Geſchäftslokal, um ſich dem Hauſe, und auch dieſes Mal wieder durch den Garten, zu nähern. Als er an die Vorderſeite deſſelben kam, blickte er auf den Boden und bemerkte in dem feuchten Sande friſche Räderſpuren, auch ſagte ihm Georg, der an der Thüre lehnte, Herr von Martini ſei vor einer halben Stunde in eine Banksitzung gefahren, und Frau Fichtner, ſowie Fräulein Eliſe hätten ſich nach der Stadt begeben, um Einkäufe zu beſorgen.

„Ich habe da ein Buch für das gnädige Fräulein," ſagte der junge Mann und mußte ſich Gewalt anthun, damit ſeine Stimme ſo friſch und hell erſchien wie gewöhnlich.

„Soll ich es für Sie beſorgen, Herr Fontenay?"

„Ich danke Ihnen, Georg — ich muß es ſchon ſelbſt der Kammerjungfer bringen und — etwas für meine Großmutter erwarten, das man mir mitgeben will."

Der Bediente öffnete die Thür, und Anatole ſtieg mit einem eigenthümlichen Gefühle im Herzen die Marmortreppe des ſtillen Hauſes hinauf. Oben wurde er von der Kammerjungfer empfangen, welche ihn auf's Freundlichſte grüßte und ihm dann voranging in das Zimmer des Fräuleins.

wie ich glaube, die Antwort der gnädigen Frau ihrem Bruder, dem Grafen Alfons, übergeben ſoll.“

„Das ſind ja alte verfluchte Geſchichten!“ lachte Joſeph; „ich würde mich vor der Sünde fürchten, ſo ein Paar, das ſo famos zuſammen paßt, wie der Baron und das alte Hoffräulein, gewaltſam zu trennen; aber ich hoffe, der Baron wird ſich nichts daraus machen und geheirathet wird doch. So meint auch der Dubel.“

Der Lakai nahm eine ſehr wichtige Miene an, legte die Hände auf den Rücken und entgegnete: „ſo viel ich von dieſen Geſchichten verſtehe — und ich verſtehe Manches davon — und ſo weit ich das Hoffräulein kenne, wird die ſich dagegen ſehr viel daraus machen, wenn die Hofdame und die alte Herzogin nun einmal platterdings ihre Einwilligung zu der Heirath nicht geben wollen.“

„Ich wollte die da oben lange fragen!“ ſagte Joſeph; „weit davon iſt gut vorm Schuß! Und mich ſollte ſo ein Brief abhalten, wenn ich im Begriff wäre, meinen alten Schatz zu heirathen! Nota bene, verſteht ſich von ſelbſt, wenn ich keine Vorgeſetzten hätte.“

„Nun, was Eure Heirath anbelangt, Meiſter Joſeph,“ ſagte pfiffig lächelnd der Lakai, „ſo wird das arme Mädel da drunten auch bald aus ihrem Jungfernſtand erlöst werden; denn ich denke ſo bei mir: wenn Seine Excellenz einen der Geſchicklichkeit nach zum Oberkutſcher vorſchlägt, da könnte es bei Euch langen. He, Joſeph! meint Ihr nicht auch ſo?“

Winkler zuckte mit den Achſeln und entgegnete: er habe noch nicht daran gedacht, daß ihm ein ſolch' unerhörtes altes Glück begegnen könne. „Auch glaube ich heute nicht daran,“ ſetzte er hinzu; „Ihr werdet ſehen, Jean, da ſchiebt man uns einen Fremden hinein, und ich kann mir ſchon denken, wen. Der ſelige Mundels hat mir einmal geſagt, als wir mit unſerem

Er war hier ſchon oft geweſen; er kannte das blaue Vorzimmer, ſowie den grauen Salon, wo Anna's Flügel ſtand, wo er ſchon häufig ſeine kleinen Aufträge abgegeben, oder welche empfangen hatte. Auch jetzt wollte er hier warten, doch ſagte die Kammerjungfer: „Folgen Sie mir doch, Herr Fontenay — das gnädige Fräulein wird ſogleich in ihr Schreibzimmer kommen.“

Dieſes hatte er noch nicht geſehen, und doch kam es ihm ſo bekannt vor: es war ganz daſſelbe Gemach, wie das Arbeitskabinet des Herrn von Martini, welches auf der Vorderſeite des Hauſes lag, während hier das einzige große Fenſter auf den Garten ging, doch bemerkte man durch die rieſenhafte Scheibe beinahe gar nichts von Wind und Regenwetter draußen: beinahe das ganze Glas war auf's Künſtlichſte umſponnen von rankendem Epheu, und unten befand ſich ein kleiner Blumenkorb, welcher die Breite des Fenſters einnahm und mit blühenden Pflanzen. Hyacinthen, Primeln, Veilchen beſetzt war, von denen beſonders die erſten einen faſt berauſchenden Duft ausſtrömten. Wie drüben bei dem Bankier, ſo ſtand auch hier der Schreibtiſch des jungen Mädchens am Fenſter; aber gegenüber demſelben, in einer von der Mauer gebildeten Niſche, wo ſich bei dem Herrn von Martini die Schränke mit den großen Büchern und Akten befanden, war hier ein breiter Divan, mit matter grauer Seide überzogen, welche Farbe von dem weißen Damaſtbezug der Wände angenehm und wohlthuend ſich abhob.

Ueber dieſem Divan hing das lebensgroße Porträt der Mutter Anna's, und Anatole betrachtete es aufmerkſam, um in dem ernſten, etwas leidenden Geſichte die Züge der Tochter wieder zu finden, als dieſe ſelbſt die Thüre des Nebenzimmers öffnete und raſch eintrat.

„Ich danke Ihnen, Herr Anatole, daß Sie Wort gehalten haben.“

„Hier iſt das Buch, welches Sie mir befahlen, Ihnen gleich nach zwölf Uhr zu bringen — ich muß um Entſchuldigung bitten, daß es ein paar Minuten ſpäter geworden iſt, als ich es ſelbſt gewollt, aber es war mir unmöglich, früher zu kommen.“

„Habe ich befohlen?“ — Ich glaube, daß ich nur gebeten habe, und was die Verſäumniß anbelangt, von der Sie reden, ſo haben wir ja durchaus nichts Geſchäftliches vor — ich möchte nur ein wenig mit Ihnen plaudern, Herr Anatole — nein, plaudern iſt nicht das rechte Wort,“ ſetzte ſie plötzlich ſehr ernſt hinzu, indem ſie ihre Augen mit der kleinen Hand verdeckte — „über Wichtiges möchte ich mit Ihnen reden, mir Ihren Rath erbitten — kommen Sie — ſetzen Sie ſich zu mir.“

Sie ging an den Divan und warf ſich in eine Ecke deſſelben; Anatole nahm einen Stuhl und ſetzte ſich ihr gegenüber.

Er wagte es eigentlich jetzt erſt, ſie anzuſehen; ach, wie ſie heute ſo blaß war und dadurch noch ſchöner, wenigſtens in ſeinen Augen — war es doch Kummer, der aus ihren Augen ſprach, der ihr Herz bedrückte und den ſie ihm mitzutheilen vielleicht im Begriffe war — ein Gedanke, der ihn kaum aufathmen ließ vor unbeſchreiblicher Seligkeit, denn er fühlte, ohne es ſich in deutlichen Gedanken klar machen zu können, daß ſchon ihre Abſicht, ihn zum Vertrauten zu nehmen, ein Schritt gegen ihn war, deſſen Folgen er ſich indeſſen nicht auszumalen vermochte, da er zu ſehr mit dem Glücke des gegenwärtigen Augenblicks beſchäftigt war und da er ja wußte, daß Anna verlobt ſei.

„Sie haben noch gar nichts geſagt,“ ſprach ſie nach einer Pauſe, „ob es Sie freut, daß ich mit Ihnen über ernſte Dinge reden, Sie um Rath fragen will?“

„Darf ich Ihnen wohl erwiedern, daß mich das unendlich glücklich macht und daß ich ſtolz ſein werde, wenn es mir vielleicht gelänge, Ihnen einen guten Rath zu geben?“

„Sie meinen es gut mit mir, Herr Anatole?“

„Können Sie daran zweifeln, Fräulein Anna? — Gewiß nicht! — Dürfte ich Ihnen nur den Beweis geben, daß ich es als ein Glück betrachten würde, Alles für Sie zu thun — ja daß meine Dankbarkeit für Sie und Ihr Haus es mir leicht werden ließe, ſogar mein Leben für Sie zu laſſen.“

„Sie ſind ein guter Menſch, Herr Anatole," ſagte ſie in einem altklugen Tone und in einem angenommenen Ernſte, der beinahe etwas Komiſches hatte, „und da ich das weiß, habe ich Sie auch gebeten, zu mir zu kommen — ich hätte eben ſo gut Herrn Ringel oder Herrn Werner um Rath fragen können, welche Beide viel älter ſind und viel länger im Hauſe, aber ich habe Sie vorgezogen, und das iſt ein Vertrauen, welches Sie gewiß ſchätzen werden."

Indem ſie ſo und recht würdevoll mit ihm ſprach, reichte ſie ihm ihre zierliche Rechte und zog ſie nicht zurück, als der junge Mann dieſelbe mit allerdings ſehr reſpektvollen, aber dabei ſehr intenſiven Küſſen bedeckte, zwiſchen jedem derſelben ſeinen tiefgefühlten Dank ausſprechend.

Endlich aber war der Dank hervorgeſtammelt, die kleine Hand zog ſich zurück und ſank dann neben ihrer jungen Beſitzerin auf die ſchwellenden Kiſſen des Divans, wo Anatole ſie in der Erinnerung an das eben genoſſene Glück ſchwärmeriſch im Auge behielt.

„So hören Sie denn, Herr Anatole," rief das junge Mädchen nach einer kurzen Pauſe, ohne weitere Einleitung, in einem leidenſchaftlichen Tone aus, „ich bin recht, recht ſehr unglücklich."

„Wie iſt das möglich? — Meine Großmutter ſagte mir doch, Sie ſeien eine glückliche Braut."

„Braut werde ich allerdings genannt, aber glücklich kann mich Ihre Frau Großmutter nicht genannt haben, oder ſie hat mich vollkommen mißverſtanden oder mißverſtehen wollen."

„Sie ſagte mir, Sie wären ſo freundlich geweſen, ſich meiner zu erinnern, und hätten ſie beauftragt, mich von dem erfreulichen Ereigniſſe, welches Sie betroffen, in Kenntniß zu ſetzen."

„Hat ſie das wirklich und gerade ſo geſagt? — O dann iſt ſie falſch geweſen, was ich nie, niemals von Madame Reveillot erwartet hätte."

Als das junge Mädchen dieſes ſagte, wurden ihre Augen feucht — ſie richtete ſich empor, legte ihre Hand auf den Arm Anatole's und fuhr in eindringlichem Tone fort: „Ja, ſie iſt falſch

gegen uns gewesen, und mit Absicht, wie ich mir ganz gut denken kann — o ich hatte das, was ich ihr sagte, wohl überlegt."

„Darf ich bitten, Fräulein Anna, es mir jetzt zu wiederholen?"

„Gewiß; allerdings sagte ich ihr, daß ich Braut sei, aber die Braut eines mir völlig fremden Mannes — ich sagte ihr, mein Vater habe das so eingeleitet, und, ohne den Willen meines Vaters mit einem bestimmten Nein zu erwiedern, hätte ich auch durchaus nicht Ja gesagt, weder mit einem Blicke, noch mit einem Worte — hat sie Ihnen davon nichts zu wissen gethan?"

„Nicht das Geringste — es ist mir unbegreiflich."

„O nein, mir ist es sehr begreiflich," rief Anna von Martini aus und dann drückte sie ihre beiden Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich, was man deutlich sah an dem krampfhaften Erbeben ihrer feinen Gestalt.

Auch dauerte diese heftige Bewegung so lange, daß Anatole, unruhig geworden, es für seine Pflicht hielt, den Versuch zu machen, die kleinen Hände Anna's sanft von deren Gesicht zu entfernen, was ihm auch glücklicher Weise gelang, wobei es sich aber traf, daß sie ihre Rechte nicht zurückzog, als er sie wiederholt an seine Lippen drückte, um seine tröstenden Worte durch ein zärtliches Küssen jedes einzelnen Fingers zu verschärfen.

„O ich weiß, ich weiß," rief sie nun aus, „und ich will Ihnen wahrheitsgetreu wiederholen, was ich ihr gestern gesagt, darauf sollen Sie mir Ihren Rath geben — — — Ja, mein Vater will, ich solle jenen Grafen Riedberg heiraten, für den ich mich durchaus nicht interessire und den ich schon deßhalb nicht nehme, weil man ihn mir aufzwingen will. — O, Sie kennen meinen Vater, Anatole — Sie wissen, wie kalt und hart er sein kann — Sie haben dieses gewiß schon oft selbst erfahren, wissen aber eben so gut, wie schwer es ist, ihm auf eine Forderung geradezu Nein zu sagen, wenn er seine ernsten Augen auf Einen richtet — — — Es gibt Leute," unterbrach sie plötzlich ihren schmerzlichen Erguß, „welche behaupten wollen, ich hätte auch etwas von dem harten Blicke meines Vaters

— iſt das wahr, Anatole? — Sehen Sie mich einmal genau an — ganz genau.“

Dieſem Befehle mußte er Folge leiſten und brachte ſeine ſtrahlenden Augen den ihrigen ſo nahe, bis dieſe leicht zu blinzeln anfingen, wobei ſich ein reizendes Lächeln um ihre Lippen zeigte und ſie alsdann, ihre Hand auf die Schulter des jungen Mannes legend, ſagte: „So, jetzt betrachten Sie das Bild meiner guten Mutter dort über mir und geſtehen Sie mir, daß ich ganz genau deren ſanften Blick habe.“

Er that das mit einem tiefen Athemzuge und fühlte hierauf den leichten Druck ihrer Finger auf ſeiner Schulter, worauf er ſich, demſelben nachgebend, wieder auf ſeinen Stuhl niederließ.

Sie blickte ihn kopfnickend mit gefalteten Händen an und ſagte nach einem ziemlich langen Schweigen: „Ach, er ſprach mit mir ſo beſtimmt und ſo erſchrecklich vernünftig — er brachte Gründe vor für eine Heirat zwiſchen mir und jenem Grafen Riedberg, die ſo richtig erſchienen und gegen die ich in der That nichts Ernſtliches zu ſagen vermochte, da ſie mich auf's Furchtbarſte überraſchten.“

„Sie erſchrecken mich, Fräulein Anna — welche vernünftigen Gründe hätte Ihr Herr Vater für ein ſo barbariſches Verlangen vorbringen können?“

„Ach, Anatole, unter anderen einen Grund, den ich nicht wagte, ihm zu wiederlegen.“

„Darf man dieſen Grund wiſſen, mein theures, hochverehrtes Fräulein?“

„Ich kann ihn nicht verſchweigen, denn ſonſt wären Sie ja nicht im Stande, mir einen guten Rath zu ertheilen — der Grund, welchen mein Vater für ſeine Forderung anführte, war, mein Herz ſei ja noch vollkommen frei — weßhalb es mir nicht ſchwer fallen würde, ſeine Wahl zu genehmigen.“

„Ein furchtbarer Grund, Fräulein Anna, und ich — fürchte, Ihr Vater hat recht.“

„Das dachte ich auch," erwiederte ſie mit großer Unbefangenheit, „doch hätte ich damals ſchon gewußt, was ich jetzt ganz genau weiß, ſo würde ich meinem Vater geſagt haben, daß er ſich irre, daß mein Herz nicht mehr frei ſei — daß ich liebe."

„Ah, Sie lieben?" rief er faſt erſchrocken.

„Ja, mein Freund, ich liebe — mein Herz iſt nicht mehr frei, und ich will wieder geliebt werden — was ſehen Sie mich ſo ſeltſam an, was beunruhigt Sie? — Da, Anatole, haben Sie meine Hand, meine beiden Hände, vielleicht kann Sie das beruhigen."

Daß er die kleinen, feinen, roſigen Hände leidenſchaftlich ergriff, finden wir begreiflich, auch daß er bei den Verſuchen, ihre kleinen Hände abwechſelnd zu küſſen, vor das junge reizende Mädchen mit den hellen, ſtrahlenden Augen niederkniete und ſie alsdann mit einer unendlichen Glückſeligkeit anlächelte.

Sie machte ihre kleinen Finger los, legte ſie ihm auf ſein Haupt und ſtrich ihm dann langſam die lockigen Haare aus der Stirne. „Ja, Anatole," ſagte ſie alsdann, „ich fühle, wie ich Dich liebe, und weiß auch, daß Du mich wieder liebſt."

„Anna, Anna, mir ſchwindelt vor all' dem Glück!"

„Das glaube ich wohl, mein lieber Freund, und mir ſchwindelt ebenfalls — warum aber ſollte ich Dir nicht geſtehen, daß ich Dich liebe, da ich doch fühle, daß es die Wahrheit iſt — eine ſchöne, aber dabei ernſte Wahrheit, ich wünſchte, Alle könnten das hören, welche behaupten, mein Herz ſei noch frei."

Wenn er vorhin geſagt, daß es ihm ſchwindle, ſo war das vollkommen richtig: er mußte ſeine Blicke feſt auf ihr heiter lächelndes Geſicht richten und ſich Mühe geben, um ihre Geſtalt, um den Divan, auf welchem ſie ſaß, um die Wände des Gemachs, kurz Alles um ihn her nicht einen tollen Rundtanz beginnen zu laſſen — dieſen Ausgang der Unterredung hatte er nicht erwartet, und wenn auch ſein Herz ſtürmiſch und glücklich klopfte, ſo fürchtete er doch, plötzlich aus einer Betäubung zu erwachen und vielleicht mit einem herzlichen Lachen verabſchiedet zu werden.

Dieſes war aber nicht der Fall, vielmehr blickte ihn das junge Mädchen ein wenig ernſt, ja ſchmollend an und lehnte ſich in den Divan zurück, während ſie ſprach: „Und Sie ſagen nicht einmal, Anatole, ob meine Worte Sie glücklich oder unglücklich gemacht? — Worte, die mir nicht ſo leicht geworden ſind, als Sie es ſich vielleicht vorſtellen mögen — Worte, die vielleicht Jahre lang in mir verſchloſſen geblieben wären, die ich vielleicht niemals ausgeſprochen hätte, ohne jenen ernſten Vorfall, die ich Sie aber jetzt vernehmen ließ, weil ſie wahr ſind und die einmal ausgeſprochen, mir zum Schutze dienen werden.“

Er nahm ihre beiden Hände und drückte dieſelben an ſeine Bruſt, dann ſagte er: „Ich bin zu glücklich, Anna, als daß ich es Ihnen auszudrücken vermag — o ſo glücklich, daß ich an dieſes Glück kaum glauben kann. — Wie oft fühlte ich ſchaudernd, daß ich Sie lieben müſſe, und welche Mühe gab ich mir, dieſes Gefühl für Sie in eine ehrfurchtsvolle Anbetung zu verwandeln, in eine Liebe, wie wir ſie einem höheren Weſen zuwenden oder dem Symbol des Unerreichbaren, einem funkelnden Stern — aber jetzt verzeihe mir, wenn ich es auszuſprechen wage, daß auch ich Dich liebe über Alles — unendlich, daß ich jetzt ſterben möchte zu Deinen Füßen.“

Er zog ſie an ſich und ſie ließ das geſchehen, ja ſie beugte ſich ſo weit auf ihn herab, bis ihr liebes Geſicht ſanft mit ſeiner Stirne in Berührung kam, dann hob ſie ſich raſch empor und bedeutete ihm mit einer ruhigen, faſt förmlichen Handbewegung, ſich wieder auf ſeinen Stuhl niederzulaſſen.

„In welch' eigenthümlicher, aber hübſchen Lage ſind wir jetzt,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, ſchalkhaft lächelnd, „und wie froh bin ich, daß es überſtanden iſt — die ganze vergangene Nacht habe ich daran gedacht und wachte Stunde um Stunde unruhig und kummervoll — jetzt aber bin ich glücklich und weiß, was ich zu thun habe: ich werde die nächſte Gelegenheit ergreifen, um vor meinen Vater

hinzutreten und ihm zu ſagen, daß ich neulich zu überraſcht geweſen ſei, um ſo zu erwiedern, wie ich eigentlich gewollt, aber heute hätte ich die Kraft dazu, und dann verſichere ich ihn, wie falſch ſein Grund geweſen, da mein Herz nicht mehr frei ſei. — Er wird darüber erſtaunt ſein, er wird ſeinen Zorn nicht verbergen, er wird mich hart anfahren und mir befehlen, den zu nennen, den ich liebe. — Daß ich das aber nicht thun werde, darauf können Sie ſich verlaſſen, Anatole, wenigſtens ſo lange nicht, als ich nicht mit Gewalt zu einem Bekenntniß gezwungen werde."

„Dann aber?"

„Dann werde ich unſere Liebe geſtehen — wir werden zuſammen leiden und ſpäter vielleicht glücklich ſein, wenn es das Schickſal will."

Er ſchaute ſie an, gerade nicht betroffen, auch nicht zu ernſt, aber doch mit einer nachdenklichen Miene; gerne hätte er ihr eine beiſtimmende Antwort gegeben, wie ſie aus ſeinem Herzen kam, und doch war er gewiſſermaßen froh darüber, daß ſie ihn nicht zu Worte kommen ließ, ſondern lebhaft fortfuhr: „Vielleicht, wenn ich meinen Vater alles Ernſtes verſichere, daß mein Herz nicht mehr frei iſt, ſo läßt er von ſeinen Planen."

„Gewiß nicht; er wird Ihnen nicht glauben."

„Er wird an meinem Widerſtande, an meinen Bitten, an meinen Thränen ſehen, daß ich die Wahrheit rede."

„Und wenn ihm dieſe Wahrheit, die Quelle Ihres Widerſtandes, noch ärger erſcheint als der Widerſtand ſelbſt?"

„Das iſt wohl möglich — ich bin ſogar darauf gefaßt, und werde ihm alsdann mit gewiß überzeugender Wahrheit ſagen, daß ich nicht von Ihnen laſſen will, Anatole."

„O, Sie ſind edel und hochherzig, Anna; aber was könnte ich ihm auf eine ähnliche Frage zur Antwort geben?"

„Ich hoffe daſſelbe, mein Freund — oder hätten Sie nicht den Muth, ihm Ihre Liebe zu mir zu geſtehen?"

„Ich wünſche, Ihnen zu beweiſen, daß ich zu größeren Dingen

Muth habe. — Was aber Ihrem Vater aus dem Munde der Tochter als die Stimme eines liebenden Herzens erklingt, würde bei mir als Anmaßung, als Hochmuth — ja ich muß ein schlimmeres Wort gebrauchen — als unverzeihlicher Eigennutz erscheinen, und in solchem Lichte zu stehen, wäre mir mehr als schmerzlich."

„Sie sehen den schlimmsten Fall vor sich, Anatole — ich glaube, wenn ich meinem Vater in feierlichem Schwur die Versicherung gebe, daß ich bereits liebe, so wird er nicht weiter in mich dringen; doch habe ich auch das Andere überlegt und handle gewiß nicht leichtsinnig und ohne Vorbedacht — ich glaube, Sie haben recht, wenn ich Ihren Namen nicht nenne, und es wäre mir ein süßes Gefühl, in dem Falle für Sie leiden zu können."

„Das nicht, Anna — ah, Sie haben mich vollkommen mißverstanden."

„Nein, nein, mein Freund, ich fühle es, wie recht Sie haben — ich habe mir dasselbe schon gesagt und darüber gedacht und geträumt heute Morgen noch lange, lange in der Laube unter meinen Palmen. — Ach, warum ist Alles das künstlich gemacht, wie so Vieles in unserem Leben — warum," fuhr sie nach einem schwärmerischen Blicke fort, „wohnen wir in einem so kalten, prosaischen Klima, daß wir uns Wälder von duftenden Orangen und zierlichen Palmen nur schaffen können, indem wir sie mit Glaswänden umziehen und von der äußern kalten, unfreundlichen Luft absperren, warum sind es nicht wirkliche tropische Waldungen, welche meine Laube umgeben, und die sich ausdehnen in üppiger Pracht und Herrlichkeit bis an das Gestade des blauen unendlichen Meeres? — Ach, Anatole, ich las in den letzten Tagen ein wunderbares, ein herrliches Buch, das auch Sie gewiß kennen."

„Sollte es vielleicht Paul und Virginie sein?" fragte er mit einem eigenthümlichen Blicke.

„Ach ja, das ist es, Anatole — schwärmen Sie auch so dafür wie ich — ist es nicht entzückend schön?" — O, ich möchte Vir-

ginie geweſen ſein, trotz ihres traurigen Endes, und Du, Anatole, mein Paul!"

Er nickte ſchweigend mit dem Kopfe, wobei ſein Herz heftig, aber unter einem ſeltſamen Gefühle ſchlug, unter einem Gefühle der Verwirrung, faſt der Betäubung.

„O wären wir auf einer ſolchen glückſeligen Inſel geboren, mein Anatole — könnte ich Hand in Hand mit Dir durch die Wälder ſchweifen, duftende, glühende Blüten abbrechen, zierliche, wunderbar rankende Schlingpflanzen bewundern — Du würdeſt mein Haar mit Blumen durchflechten — ich würde für Dich Muſcheln und bunte Steine am Ufer ſuchen, und dann ruhten wir Hand in Hand am Geſtade des leiſe athmenden Meeres — wie ſelig, Paul, würde ich, mein Haupt an Deine Bruſt lehnend, entſchlummern —"

„Es wäre entzückend."

„Aber Sie ſagen das, Anatole, mit einem durchaus nicht entzückten Ausdruck, Sie ſchauen ſich ſo ängſtlich um — fürchten Sie etwas?"

„Gewiß nicht, Fräulein Anna — woher ſollte mir in Ihrer Gegenwart ein anderes Gefühl kommen, als das der Verehrung für Sie?"

„Und nun rathen Sie mir, Anatole! Habe ich nicht recht, meinem Vater entgegenzutreten und ihm zu ſagen, daß mein Herz nimmer frei iſt, und eher Alles zu thun, als mich ſeinem Willen zu fügen? Und dabei werden und müſſen Sie mir helfen, Anatole — denken Sie an Paul, wie aufopfernd er für Virginie war."

„Gewiß, Fräulein Anna — aber vorhin ſprachen Sie mit ſo richtigem Gefühl Ihr Bedauern aus, daß es uns nicht vergönnt ſei, in einer ſo reizenden Wildniß zu leben, ſo unbeachtet ſein zu können, nur uns ſelbſt und unſeren Gefühlen Rechenſchaft gebend über unſere Handlungen."

„Ich verſtehe Sie nicht ganz."

„Wir leben in einem ziviliſirten Lande — leider, darf ich in

Wagen neben einander hielten und auf das Ende des Balles warteten — nicht weit von uns ſtand die Equipage des ruſſiſchen Geſandten —, und da ſagte der ſelige Mundels, indem er auf dieſelbe wies: „„Siehſt du, mein Junge, ich will dir was ſagen: wenn es in dem Stalle eine Gerechtigkeit gäbe, ſo könnte es gar keinen Anſtand haben, daß du einmal Oberkutſcher würdeſt; aber da dem nicht immer ſo iſt, ſo ſiehſt du da auf dem Bocke meinen Nachfolger, wenn ich einmal abſteige; ich hab's geſagt, denke an mich!““ Das ſind die eigenen Worte des ſeligen Mundels, und Ihr ſollt ſehen, Jean, daß er Recht hatte.“

„Die Sache iſt nicht ganz ohne,“ entgegnete der Hoflakai, nachdem er einen Augenblick nachgedacht; „wir wiſſen ganz genau, wie viel der ruſſiſche Geſandte bis oben hinauf gilt, namentlich hat er bei den Allerhöchſten Damen einen ungeheuren Stein im Brett, und wenn der Jemand empfiehlt, ſo kann man dem Empfohlenen gratuliren. Aber ich glaube immer nicht,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „daß Seine Majeſtät einen Ausländer zum Oberkutſcher macht, und was für einen Ausländer! — Ja, wenn es nur ein deutſcher Ausländer wäre, ein Oeſtreicher oder ein Preuße, das wär' ſchon ſchlimm genug, aber ein Engländer! und noch obendrein ein Engländer, der beim ruſſiſchen Geſandten gedient und dort alles Mögliche gelernt; nein, das glaube ich nimmermehr! Ich würde immer denken: ſo ein Kerl notirt ſich, wenn und wie ich ausfahre, und berichtet darüber an ſeine Geſandtſchaft; die Engländer miſchen ſich ohnedieß gern in Alles, was ſie nichts angeht, und nun obendrein ein Engländer, der, wie geſagt, bei Rußland war — 's iſt eigentlich unmöglich!“

„Gebt nur Acht!“ erwiderte Joſeph, der ſeine Geſchirre wieder geordnet hatte und den blauen Rock anzog, den ihm einer der Stallbuben ehrfurchtsvoll hinreichte, „gebt nur Acht, der Engländer wird Oberkutſcher!“

dieſem Falle wohl hinzuſetzen — unter ſogenannten geordneten Verhältniſſen, und in einer Umgebung, die uns durchaus keine Gelegenheit gibt, Hand in Hand durch Orangenbüſche, durch Palmenwälder zu wandeln und uns am Geſtade des Meeres niederzulaſſen.“

„Ach, das Alles war ja nur bildlich geſprochen im Bedürfniſſe nach Freiheit und Unabhängigkeit von der Tyrannei meines Vaters, und würden Sie mich in dem Falle hülflos allein laſſen? — O gewiß nicht! — Dafür kenne ich viel zu gut Ihr edles, treues Herz! Wenn das Schreckliche geſchähe und man mich zwingen wollte, ſo würden Sie es ſein, der mich aufrecht erhält — gewiß, Anatole, Du würdeſt mit mir fliehen, Paul mit ſeiner Virginie.“

Als das junge Mädchen ſo ſprach, blickte ſie ihn mit thränenden Augen an, ſie ſchluchzte heftig — und da nun nichts ſo gefährlich iſt, als ein junges, ſchönes Mädchen weinen zu ſehen, namentlich, wenn man von demſelben liebend auf's Innigſte angeblickt wird, ſo übte das auch hier eine wahrhaft magnetiſche Kraft auf den jungen Mann aus, und ohne daß es eigentlich in ſeiner Abſicht lag, befand er ſich abermals zu den Füßen Anna's, ihre beiden Hände, die ſie ihm weinend entgegenſtreckte, mit Küſſen bedeckend.

Ein Geräuſch an der Zimmerthüre ſchreckte Paul und Virginie zuſammen, und Erſterer hatte ſo viel Geiſtesgegenwart, um den Stuhl, auf dem er geſeſſen, zwiſchen ſich und das junge Mädchen zu bringen, und ſich ſo das Anſehen eines Abſchiednehmenden zu geben.

Obgleich nur die Kammerjungfer eintrat, ſo ſchien doch Anatole ſeine Vorſicht nicht unnöthig geweſen zu ſein, denn er glaubte auf dem Geſichte der Dienerin ein forſchendes Lächeln zu bemerken, ſowie einen fragenden Blick auf die noch mit Thränen erfüllten Augen Anna's von Martini. Sie ſagte: „Ich wollte dem gnädigen Fräulein nur melden, daß ich am Ende der Straße Frau Fichtner mit Fräulein Eliſe bemerkte — dieſelben werden in einigen Minuten hier ſein.“

„Es iſt gut,“ erwiederte das junge Mädchen kopfnickend, „ich danke Dir.“

Darauf erhob ſie ſich raſch, die Andere verließ das Zimmer, die Thüre hinter ſich in's Schloß ziehend.

„Und nun lebe wohl, Anatole, mein guter, lieber Freund, warte das Weitere ab und ſei verſichert, daß ich Alles nach Deinem Rathe machen werde — glaube mir, ich habe Feſtigkeit und Muth, da ich in jeder Hinſicht Deiner Hülfe gewiß ſein kann.“

Nun erinnerte ſich der junge Mann eigentlich nicht ganz genau, ob und worin er ihr ſeinen Rath gegeben, doch zuckten ihm ſo viele widerſtrebende Gefühle durch Kopf und Herz, auch mußte der ſchnell herbeigeführte Abſchied ſo raſch beendigt werden, daß ihm zu einer beſonderen Antwort keine Zeit blieb: ſie legte noch einmal ihre kleinen Hände zwiſchen ſeine Finger, drängte ihn nach der Thüre, und im nächſten Augenblicke ſah er ſich wieder im grauen Salon, wo ihr Flügel ſtand, er durchſchritt gleich darauf ihr Vorzimmer, und eilte die kleine Treppe hinab, deren Eingang ihm das Kammermädchen freundlich geöffnet, und welche von Anna's Zimmern direkt in den Wintergarten führte. Von dort hatte er nur wenige Schritte bis zu dem Geſchäftslokale, und ſo erreichte er in Kurzem und ungehindert die ſtille, ſchmale Straße, welche an der Rückſeite des Gartens vorbeiführte.

Achtes Kapitel.

Anatole ging in höchst aufgeregter Stimmung, aber mit widerstreitenden Gefühlen seines Weges. Als er vor einer Stunde durch den Garten des Bankiers gegangen war, hatte er sich viel glücklicher gefühlt, obgleich ihm etwas widerfahren war, das er nicht erwartet und von den ihn der tausendste Theil zum seligsten Menschen gemacht haben würde — ja der tausendste Theil hätte ihn glücklich gemacht, aber das Ganze, was er erlebt, erschien ihm jetzt schon nach dem Verlauf weniger Minuten so unglaublich, so phantastisch, daß es ihm vorkam wie ein wilder Traum, der uns des Entzückenden so viel vorgaukelt, daß wir schon während der Dauer desselben ein kaltes, nüchternes Erwachen fürchten.

Anna von Martini, die einzige Tochter seines Chefs, des reichsten Bankiers des Landes, liebte ihn — — und hatte ihm das und noch mehr unverholen gesagt, ohne Vorbereitung, ohne ihn, wie es doch so natürlich gewesen wäre, demüthig und schüchtern um sie werben zu lassen. — Oder hatte sie es vielleicht schon lange bemerkt und auch verstanden, wenn er sie, wie wohl oft geschehen, sinnend mit seinen großen, dunkeln Augen angeschaut hatte, wenn er es ihr durchaus nicht verhehlte, daß ein kleiner Auftrag, den sie ihm gab, ihn so glücklich gemacht, wobei er ihr allerdings

mit ſchüchternen Worten geſagt, wie er jede Minute daran gedacht, wie das, was ſie ihm befohlen, wohl am Beſten auszuführen ſei?

So liebte ſie ihn denn wirklich, glühend, aufopfernd, wie man ſich nur die erſte Liebe eines jungen Mädchens denken konnte — ah faſt zu glühend, faſt zu aufopfernd — der Gedanke verwirrte ſeinen Sinn, erregte in ihm ein ſchwindelhaftes Gefühl von Glück, das überwältigend geweſen wäre, wenn nicht ein anderer Gedanke, der ihn ſchon in ihrer Gegenwart fröſtelnd durchſchlichen, kaltes Waſſer auf ſein glühendes Herz gegoſſen hätte — der Gedanke nämlich, daß ſie mit Phantaſie und Leidenſchaft Paul und Virginie geleſen — ja vor Kurzem geleſen — heute geleſen oder ſich von Fräulein Eliſe habe vorleſen laſſen. Denn das Buch, welches dieſe in der Hand hielt, als er heute Morgen den Wintergarten betrat, konnte nichts Anderes geweſen ſein, als das berühmte Werk von Bernardin de Saint-Pierre.

Dieſe kühle Idee gewann nach und nach die Oberhand, und wenn es ihn auch ſchmerzlich berührte, daß er geglaubt hatte, dem Himmel nahe zu ſein, weil ihn der luſtige Ballon ſeiner Wünſche und die glühende Phantaſie eines jungen Mädchens ein wenig über die Alltäglichkeit erhoben, und weil er noch jung und völlig unverdorben war, um das richtige Gefühl zu haben, wie unſäglich erbärmlich es von ihm ſein würde, das unter dem Eindruck einer romantiſchen Geſchichte lebhafter ſchlagende Herz Anna's auch nur im Geringſten zu mißbrauchen, ſo fand er es edel und groß, dem ſchönen, jungen Mädchen allerdings ſeine treuen und hingebenden Dienſte zu leiſten, aber nur in der Eigenſchaft eines Freundes, ja, indem er ſich bemühen wollte, ſie mit ſanfter Hand vom Abgrunde zurückzuziehen, dem ſie in ihrer reizenden Sorgloſigkeit zugeſtrebt.

Er kam ſich erhaben vor in dieſem Gedanken, beſonders da er fühlte, daß er Anna von Martini in der That und aufrichtig liebe — tugendhaft in ſeiner Entſagung, wenn er daran dachte, wie er ſpäter, vielleicht nach Jahren vor ſie hintreten würde und ihr ſagen: ſo habe ich an Ihnen gehandelt, Anna, obgleich ich

Sie glühend liebte, aber mit ruhigem Sinn, daß es ſchändlich geweſen wäre, Ihre Jugend und Unerfahrenheit zu benützen.

An dieſe Gedankenfolge reihte ſich eine andere, die ihn, wie er ſich ſelbſt ſchon zu ſagen erlauben durfte, in den Augen des ſchönen, geliebten Mädchens bedeutend über das Niveau der Alltäglichkeit heben mußte: der Gedanke an ſeinen Chef nämlich, der, indem er ſeiner Tochter Hand vergab, gewiß für das Wohlſein ſeines Kindes beſorgt geweſen war. — Entſagen iſt groß und ſchön, und in dem Alter von Anatole Fontenay entſagt man zuweilen mit einer wahren Leidenſchaft, weil man häufig die Folgen der Entſagung nicht kennt, oder weil man für dieſe Tugend auf eine ausgiebige Belohnung hofft. — Und Anatole wollte nicht nur entſagen, ſondern er hatte ſich auch feſt vorgenommen, das junge, geliebte Mädchen auf den richtigen Weg zurückzubringen, ſie zur Gräfin von Riedberg machen zu helfen, und wenn auch ſein Herz darüber brechen würde. — Glückliche Zeit der Jugend, wo man noch an gebrochene Herzen glaubt, ſowie an einen Balſam, um ſie wieder zuſammen zu heilen!

Trotzdem Anatole nach dieſen Gedanken in ziemlicher Ruhe und Faſſung das Zimmer ſeiner Großmutter betrat, ſo ſah er doch etwas bleich aus, zeigte nichts von ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit und gab oft ſo verwirrte Antworten, daß Madame Reveillot wohl berechtigt war, ihn zu fragen, womit er denn heute ſo ausnehmend beſchäftigt ſei.

Daß er dieſe Frage nicht der Wahrheit gemäß beantwortete, verſteht ſich wohl von ſelbſt, denn er glaubte mit richtigem Gefühl, kein Recht dazu zu haben, das Geheimniß von der Liebe Anna's Jemanden mitzutheilen. Glücklicher Weiſe aber fiel ihm bei der Frage der alten Frau die grüne Brieftaſche ein, weßhalb er unmuthig ſagte, er gerathe dadurch in eine ſchiefe Stellung zu ſeinem unmittelbaren Vorgeſetzten, Herrn Ringel.

„So hat er wieder darnach gefragt?“

„Nicht gerade direkt, doch in einer leiſen Anſpielung, und ich

ſehe ſchon, daß ich in den nächſten Tagen in den Fall kommen werde, ihm auf ſein Verlangen die Zettel zu ſehen, einfach ja oder nein ſagen zu müſſen."

„Was aber genau überlegt ſein will."

„Gewiß, Großmutter, und darüber möchte ich vor allen Dingen Deinen Rath hören."

„Der iſt nicht ſo leicht, mein Sohn; nach dem, was Du mir von jenem ſonderbaren Koſtgänger des Herrn Doktor Narder erzählt, habe ich ſtundenlang die ganze Angelegenheit an meinem Geiſte vorübergeführt; dabei iſt mir auch Manches von früher her wieder eingefallen, was ich vergeſſen hatte, Aeußerungen Deines Vaters, ſowie guter Freunde deſſelben, von denen die meiſten im Laufe der Zeit geſtorben oder von hier fortgezogen ſind — kurz, ich bin zu dem ganz gewiß richtigen Ergebniß gelangt, daß außer unſerer grünen Brieftaſche noch eine andere ähnliche vorhanden iſt, gleichfalls mit ſechs, auf eben ſo unverſtändliche Art beſchriebenen Zetteln, und daß dieſe Papierſtreifen ſich auf irgend eine Art ergänzen."

„Das iſt auch meine Anſicht, Großmutter — gewiß, ſo iſt es."

„Was aus dieſer Ergänzung entſtehen wird, darüber bin ich freilich im Unklaren, jedenfalls aber etwas, was für Herrn von Martini, der im Beſitz der anderen Brieftaſche ſein ſoll, ſicherlich von größtem Intereſſe iſt."

„Dabei erhebt ſich nun eine andere und noch wichtigere Frage, die nämlich, auf welche Art mein Prinzipal in den Beſitz der Brieftaſche gelangt iſt, wenn dieſelbe ſich wirklich in der kleinen Kaſſette befindet — oder iſt nicht vielleicht anzunehmen, daß das Vorhandenſein derſelben eine fixe Idee jenes armen Morel iſt? Denn der Aufenthalt, wo ſich derſelbe befindet, gibt uns wohl das Recht, an fixe Ideen zu glauben."

„Gewiß; aber andererſeits liegt gewöhnlich dergleichen Ideen ſolch' unglücklicher Menſchen irgend etwas Wahres zu Grunde, und da Du mir ſelbſt geſagt, der alte Buchhalter, den ich in alle Ge-

heimnisse seines Herrn eingeweiht glaube, habe Dich mit außerordentlichem Interesse angehört, als Du ihm von der grünen Brieftasche erzähltest, so spricht das für die Aussage des Herrn Morel."

„Dabei fällt mir noch bei," warf Anatole lebhaft ein, „daß, als ich zum ersten Male von der Brieftasche sprach, Herr Ringel, ohne daß ich etwas davon gesagt, der grünen Farbe derselben erwähnte."

„Das ist sehr wichtig, außerordentlich wichtig," rief Madame Reveillot, „suche Dich ganz genau zu erinnern, wie seine Worte lauteten."

„Warte einmal, Großmutter," versetzte Anatole, indem er die Hand an die Stirne legte — „ja, ja, so ist es: ich erzählte ihm, daß der Fuhrmann, der sich mit meinem Vater bei dem Wagen zusammengefunden, etwas vom Boden aufgehoben, was er dem Gerichte nicht angezeigt, und wovon auch mein armer Vater erst nach Jahren und kurz vor seinem Tode Nachricht erhalten habe — eine kleine Brieftasche nämlich — und darauf rief er im Tone der Ueberraschung aus: A—a—a—ah, eine kleine, grüne Brieftasche."

„Bist Du ganz sicher, lieber Anatole, daß Du vorher nichts von der Farbe der Brieftasche erwähntest?"

„O, so sicher, als daß jetzt der Tag scheint."

„Das ist eine große Entdeckung, Anatole — das ist eine Entdeckung, die mich zittern läßt, eine Entdeckung, die uns beweist, daß jener arme Morel recht hat und daß Herr von Martini oder der Buchhalter, aber ich glaube der Erstere, wirklich im Besitze der anderen grünen Brieftasche ist — ob er dieselbe aber in direktem Zusammenhange mit jener schauerlichen Begebenheit erhalten hat, oder durch Vermittlung jenes Herrn Morel, vielleicht sogar in Folge eines zweiten Verbrechens, darüber kann uns Gott allein Aufklärung verschaffen, wenn er es für gut findet."

„Aber wir können nachforschen, Großmutter, und wir müssen nachforschen — sollte man nicht vor allen Dingen an jenen Herrn Morel zu kommen suchen?"

„Das wird wohl unmöglich ſein — Du darfſt es ſicherlich als eine der ſeltſamſten Fügungen betrachten, daß Dir ein Zufall jenen Brief an den Doktor Narder in die Hände führte, daß dieſes gerade an einem Feiertage geſchah, wo Doktor Narder abweſend war, und daß Du deßhalb Gelegenheit hatteſt, jenen Unglücklichen zu ſehen. Auch wurden wohl gegen Dich keine ſcharfen Vorſichtsmaßregeln angewandt, da Du, wie die alte Pförtnerin von Dir ſelbſt erfuhr, aus einem ſo befreundeten Hauſe, wie das Deines Prinzipals, kamſt — doch kannſt Du mir glauben, denn ich weiß es, das Grab hält ſeine Opfer nicht feſter und abgeſchloſſener von der übrigen Welt als dieſer Doktor Narder ſeine Pflegebefohlenen — arme Leute! Ich erkundigte mich darnach und habe Manches darüber gehört — ja, wenn dieſer Morel Verwandte hätte, die ihn reklamiren könnten — aber wer weiß, wer er iſt, woher er ſtammt?“

„Du ſagteſt vorhin — Du hätteſt Dich nach jener Privat-Anſtalt erkundigt — vielleicht bei Jemanden, der den Doktor Narder perſönlich kennt?“

„Nicht bei Jemanden, dem er perſönlich bekannt iſt, der aber die Anſtalt im Allgemeinen kennt.“

„Durch den Du auf den Doktor wirken könnteſt?“

„In dieſem Falle nicht; ja, wenn es ſich darum handelte, Jemanden dort unterzubringen, für den gut bezahlt würde, ſo meint Herr Planchin, das würde keine Schwierigkeiten haben.“

„Ah, Herr Planchin, der Freund meines Großvaters?“

„Er iſt ein ſehr alter Herr geworden und geht ſelten mehr aus; ich beſuche ihn zuweilen, und bleibe ſo in Verbindung mit einigen Leuten, die es gut mit uns meinen.“

„Der Buchhalter ſprach, wie ich Dir ſchon ſagte, heute Morgen, aber ganz wie zufällig, von der kleinen Brieftaſche, ſo daß ich im Stande war, ihm eine eben ſo unbeſtimmte Antwort zu geben, doch bin ich überzeugt, er wird ſich in den nächſten Tagen mit einer direkteren Frage an mich wenden — und was, meinſt

Du, Großmutter, ſoll ich ihm in dieſem Falle für eine Antwort geben? Ich kann mich bereitwillig zeigen, die Brieftaſche mitzubringen — ich kann dieſes Verſprechen zwei-, drei-, auch viermal vergeſſen, dann aber muß ich ihm eine beſtimmte Antwort ertheilen."

„Sollte er es nicht vielleicht merken, daß Du ihm die Brieftaſche nicht zeigen willſt, wenn Du Dein Verſprechen einigemale vergeſſen haſt?"

„Das glaube ich nicht, wenn ihm wirklich viel daran liegt, Einſicht in jene Blätter zu erhalten, und wenn dieſes der Fall iſt, ſo ſind ihm oder Herrn von Martini dieſe Notizen ſo wichtig, daß er nicht nachlaſſen wird, bis er ſie in ſeinen Händen hat."

„Und ſie ihm geradezu abſchlagen, kannſt Du auch wohl nicht."

„Nur in dem Falle, daß ich überhaupt Luſt hätte, das Geſchäft des Herrn von Martini zu verlaſſen," gab Anatole achſelzuckend zur Erwiederung, „und das wird wohl früher oder ſpäter einmal geſchehen müſſen, denn ehrlich geſagt, Großmutter, möchte ich nicht mein Leben hier in dieſer kleinen Stadt verbringen, ich möchte die Welt ſehen, namentlich das ſchöne Frankreich, von dem Du mir ſo viel erzählſt."

Die alte Frau nickte mit dem Kopfe, dann warf ſie einen forſchenden Blick auf ihren Enkel und ſagte: „Bis jetzt ſprachſt Du noch niemals ſo, doch verſtehe ich Dich vollkommen, und wollen wir ſpäter darüber reden, laß uns aber jetzt noch bei der wichtigeren Sache bleiben."

„Recht gerne, Großmutter, und ich glaube, es iſt das Beſte, wenn ich dem Buchhalter in den nächſten Tagen unaufgefordert ſage, es ſei eigenthümlich, ich hätte nach der Brieftaſche geſehen, um ſie ihm zu zeigen, könne ſie aber nicht wiederfinden."

Madame Reveillot dachte ein paar Minuten nach, dann erwiederte ſie: „Obgleich das eine Nothlüge wäre, iſt ſie mir doch nicht ganz recht, indeß ſehe ich auch keinen andern Weg, und jedenfalls erfahren wir durch ein verändertes Betragen des Herrn Ringel,

vielleicht auch des Herrn von Martini, welchen Werth ſie auf die Erlangung der Brieftaſche legen, und darnach hätten wir uns zu richten."

„Ja, Großmutter, darnach hätten wir uns zu richten, aber ich fürchte, dieſe Geſchichte wird ſchuld daran ſein, daß ich nicht zu lange mehr in dem Hauſe bleibe."

„Vorhin ſagteſt Du ſchon Aehnliches, Anatole, und ſo vortheilhaft ich Deine Stellung auch halte, ſo habe ich Dich doch viel zu lieb, um ein Wort darüber zu verlieren, wenn Du mir in Wahrheit erklären zu müſſen glaubſt, ein anderer Wirkungskreis ſei für Dich angenehmer, nothwendiger."

Bei dieſen Worten glitt derſelbe forſchende Blick aus den Augen der klugen alten Frau über die Züge ihres Enkels.

Anatole hatte den Blick auf ſeine Serviette geheftet, welche er ſich bemühte, zu einer kunſtvollen Pyramide zuſammen zu drehen. — — „Abgeſehen von dem, was wir eben beſprachen," ſagte er, „ſo muß ich Dir wirklich geſtehen, daß ſchon öfter die Luſt in mir erwachte, einmal jene Gegenden zu ſehen, wo Du ſo glücklich gelebt und wo mein Vater und meine Mutter geboren wurden, das heißt, in Deiner Geſellſchaft, denn Du mußt mir Alles erklären und mich an alle die Orte führen, die damals von Intereſſe für Dich waren und welche Dir heute in der Erinnerung noch theuer ſind."

„Das wäre ſehr, ſehr ſchön."

„Wenn ich aber immer und ewig hier auf dem Comptoir bleibe, ſo komme ich nicht dazu — ich muß auf einen großen Handelsplatz, von wo aus ich Reiſen machen kann. Sieh' mich an, Großmutter, Du hältſt mich doch für fähig, ein ſehr anſtändiges Kaufmannshaus würdig zu vertreten?"

„Gewiß, mein Kind — das reichſte und vornehmſte."

„Und was meine Sprachkenntniſſe anbelangt, ſo darf ich darüber ſchon etwas Lobenswerthes von mir ſagen, iſt es mir doch gleichviel, ob ich Deutſch, Franzöſiſch oder Engliſch ſpreche oder ſchreibe."

„Wie heißt der Kerl eigentlich?“ fragte Jean und Joſeph erwiderte:

„Ja, wer kann das wiſſen! Ich habe den Namen wohl ſchon einmal geſchrieben geſehen, aber darauf kann man bei ſo einem Engländer gar nicht gehen; wenn ſo ein Kerl ſich Stockſcherf ſchreibt, ſo heißt er vielleicht Simpelmaier.“

„Das iſt ganz richtig!“ entgegnete Jean, indem er wichtig thuend ſeine Halsbinde in die Höhe zog; „ich leſe zuweilen Einiges von einem engliſchen Schriftſteller, der ſich Dickens ſchreibt und wird „Doz“ ausgeſprochen; ja, ſo iſt's bei den Engländern, und daher kommt's auch, daß ſie ſich überall ſchlau durchwinden und nie abzufaſſen ſind.“

„Und ſo ein alter Engländer wird unſer Oberkutſcher!“ ſagte Joſeph beſtimmt, ſetzte den Hut auf's Ohr und gieng ſeiner Wege.

Jean rief ihm nach: „alſo bis acht Uhr, nicht vergeſſen!“ und dann verließ dieſer ebenfalls den Stall und gieng in's Schloß zurück.“

Unterdeſſen hatte es ſich in Betreff des Baron Karl wirklich ſo begeben, wie der Hoflakai erzählt. Vergeblich hatte Graf Alfons, nachdem er die Briefſchaften übergeben, verſucht, die Hofdame zu Gunſten ſeines Freundes umzuſtimmen. Sie war erbitterter als je gegen das glückliche Paar und feſt entſchloſſen, alle ihre Macht anzuwenden, um eine Verbindung zu hintertreiben, die ſie nicht zugeben konnte, weil ſie ſie nicht eingeleitet, und die jenen Menſchen beglücken ſollte, der es gewagt, ſie zu hintergehen.

Neben allem dem war Neid und Mißgunſt im Spiele und ſie konnte es nicht ertragen, das arme Mädchen ſo plötzlich in eine Exiſtenz verſetzt zu ſehen, die neben ihrer eigenen, in ſo falſchem Glanz und Schimmer ſtrahlenden, unendlich erhaben war. Sie war freilich erſte Hofdame, ſie war die Vertraute

„Ja, ja.“

„Was meinen Chef anbelangt und meine Stellung im Hauſe, ſo kann ich mich darüber allerdings nicht beklagen, aber — —“

„Was für ein Aber?“

„Siehſt Du, Großmutter, die Geſchichte, in die mein Vater ſo traurig verwickelt war — die grüne Brieftaſche, die wieder auf eine ſo räthſelhafte Art mit Herrn von Martini zuſammenhängt — Alles das wirft einen ſchwarzen Schatten über Verhältniſſe, die mir früher ſo werth, ſo angenehm, ſo unendlich lieb erſchienen.“

„Ja, ja, das iſt begreiflich, doch kann ſich das auf die unverdächtigſte Art auflöſen.“

„Doch bleiben die Erinnerungen daran, und das, was meinem armen Vater im Zuſammenhange mit jenen Vorfällen widerfahren, wird nie mehr aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden — ich habe früher nicht ſo daran gedacht, aber ſeit Kurzem fühle ich den ſehnlichſten Wunſch, in die Welt hinaus zu ziehen.“

„Seit Kurzem erſt?“

„Ja, erſt ſeit wenigen Tagen.“

„A—a—a—ah?!“

Madame Reveillot blickte Anatole abermals forſchend an, wobei ein leiſes Lächeln um ihre Züge ſpielte.

Vielleicht errieth er ihre Gedanken, ohne Luſt zu haben, das einzugeſtehen, denn er ſagte, ſich erhebend und einen Gang durch das Zimmer machend: „Ja, Großmutter, ich würde mir nichts mehr daraus machen, dieſe mir ſo lieb gewordenen Räume zu verlaſſen — natürlich mit Dir — und ein wenig nach Frankreich zu gehen, nach der ſchönen Touraine, immer mit Dir, wohlverſtanden.“

Er trat hinter die alte Frau, umfaßte ſie leicht mit ſeinen Armen und drückte ſeine Wangen an ihr Geſicht: „Du haſt mir immer geſagt,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „ich ſehe meinem Großvater ſo ähnlich, denke Dir nun den Spaß, wenn wir in das kleine Städtchen kämen, wo Du gelebt hatteſt, und die alten Leute riefen: Voilà Monsieur le Marquis de Reveillot!“

„Wie ſo, Monsieur le Marquis de Reveillot!“ fragte die alte Frau, erſtaunt aufblickend.

„Nun, haſt Du mir nicht neulich im Scherze erzählt, man hätte Deinen Mann, meinen Großvater, in ſeiner Jugend ſo genannt?“

„Ah ſo.“

„Und dann ſchau' mich an, Großmutter,“ ſagte er, ſich hoch aufrichtend, mit einem heiteren Lächeln, „würde ich meinem Großvater, der ein ſchöner Mann geweſen iſt, nicht alle Ehre machen, ſelbſt wenn er ein wirklicher Marquis de Reveillot geweſen wäre?“

„Das iſt nicht zu leugnen,“ entgegnete die alte Frau mit einem ſtolzen Aufleuchten ihrer Augen, nachdem ſie ihren Enkel von oben bis unten betrachtet.

„Ah, und wie mich das freuen würde, wenn Du mir das Haus zeigteſt, wo du gelebt — wirſt Du es wieder finden? Lag es in der Nähe der Kirche oder vielleicht am Marktplatze?“

„Nein, nein,“ erwiederte Madame Reveillot, mit gefalteten Händen vor ſich niederblickend, „es lag eine kleine Viertelſtunde vor der Stadt.“

„Alſo ein Bauernhof? — Auch gut.“

„Es lag auf einer kleinen Anhöhe, umgeben von uralten ſchönen Bäumen.“

„Prächtig, ich liebe die alten Bäume und die ſchönen Ausſichten — man hat doch eine ſchöne Ausſicht von dort oben?“

„Gewiß, eine ſehr ſchöne Ausſicht.“

„Siehſt Du, liebe Großmutter, mein Plan iſt gemacht; wir kommen dorthin — ich habe mir natürlich inzwiſchen viel Geld erworben, wir bauen ſtatt des kleinen Bauernhauſes ein hübſches Haus mitten zwiſchen die alten Bäume, von denen mir keiner verletzt werden darf, und führen da oben ein Leben wie Gott in Frankreich — — Doch jetzt,“ fuhr er lachend fort, nachdem er auf ſeine Uhr geblickt, „iſt die Zeit verfloſſen, in der es mir vergönnt war, Luftſchlöſſer zu bauen, und ich muß von der Anhöhe, wo die

ſchönen uralten Bäume ſtehen, wieder in die Wirklichkeit hinabſteigen; doch haben mich dieſe Phantaſieen recht erheitert, und wenn Du mir jetzt noch einen dicken Kuß gibſt, ſo ziehe ich vergnügt von dannen, die Zeit herbeiwünſchend, wo unſere Träumereien Wahrheit werden ſollen.

Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrive!

Good day, my dear grand-mother!" —

Was aber Anatole in Betreff der Brieftaſche vorhergeſehen, geſchah am nächſten Sonntag, an welchem der junge Fontenay den Poſtdienſt hatte und ſich deßhalb mit dem Herrn Ringel allein auf dem Comptoir befand; die Geſchäfte waren in Kurzem erledigt und ein paar Briefe beantwortet, welche der Buchhalter per procura für das Haus unterzeichnete. Er that dieſes nur in Ausnahmsfällen, und ein ſolcher war heute, denn Herr von Martini befand ſich auf einer kleinen Reiſe, von der er erſt am folgenden Abende zurückkehren wollte.

„Wenn wir vorausgeſehen hätten," ſagte Herr Ringel, „daß die Briefkapſel ſo wenig enthielte, ſo würde ich Sie nicht herbemüht haben, doch haben Sie ja immer noch den Nachmittag und Abend für ſich. — Was treiben Sie gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen, mein lieber Herr Fontenay?"

„Nicht viel Beſonderes — ich mache mit einigen Freunden einen Spaziergang und gehe Abends vielleicht in's Theater, wenn ein Stück gegeben wird, für welches ich eine Vorliebe habe."

„Glückliche Jugend!" bemerkte der Buchhalter kopfnickend, „die noch an Spaziergängen und Komödien in ihren Freiſtunden Vergnügen findet — Unſereiner, dem den ganzen Tag die Geſchäfte durch den Kopf ſauſen, möchte ſich, wenn er einmal nichts zu thun hat, lieber in eine Ecke des Sophas ſetzen und gar nichts denken —

aber das geht auch nicht, wenn man einmal ſo einen Ruhepunkt hat, ſo kommen gleich alte Bekannte und klopfen an.“

„Ein Geſpräch mit gleichgeſinnten Freunden liebe ich auch.“

„Ja das Anklopfen meiner Bekannten war nur bildlich zu verſtehen, mein lieber Herr Fontenay — unter dieſen alten Bekannten verſtehe ich meine Gedanken, und das ſind denn auch zuweilen Freunde, die nicht immer Angenehmes zu verhandeln haben. — Wer lange gelebt hat, wie ich, zu dem treten auch zuweilen Erinnerungen ernſterer Art — ſo weiß ich nicht, wie es kam, daß heute Morgen, während ich allein auf meinem Zimmer ſaß und die Sonntagsglocken läuteten, jener Neujahrstag ſo klar in mir wurde — der Neujahrstag, von dem auch Sie mir erzählten und an welchem damals, vor langen Jahren, die ganze Stadt in Aufregung war über jene unglaubliche Begebenheit.“

„Ach ja,“ machte Anatole.

„Welcher auch in Ihr Leben einen Schatten warf, oder vielmehr in das Ihres Vaters — ein braver Mann, Ihr Vater — ich erinnere mich ſeiner noch ganz genau. — Ach,“ ſagte Herr Ringel, indem er anfing, mit den Händen ſeine gewöhnlichen Bewegungen nach rechts und nach links zu machen, „da liegt in Ihrer glücklichen Jugend unſer Leben vor uns wie ein neues Hauptbuch, da fangen wir es an mit Gott und tragen Soll und Haben ein, wie es uns das Schickſal verleiht: da buchen wir Freude und Leid einander gegenüber und tragen gute Freunde, werthe Bekannte als gewichtige Kapitalien ein; ehe wir uns verſehen, macht der Tod einen Strich darunter, und wir ſind genöthigt, irgend einen Conto abzuſchließen, indem wir den Saldo der Freundſchaft in einem langen Wechſel auf die Ewigkeit notiren. — Ich habe ſchon manche Bilanz der Art geſchloſſen, doch wozu ſoll ich Ihren heiteren Sonntagsmorgen mit ſo ernſten Bildern anfüllen — ja, was wollt' ich doch vorhin ſagen?“

Anatole ſprach zu ſich ſelber: „Das kann ich mir wohl denken,“ blickte aber mit einem Ausdruck der Erwartung in das Geſicht des Herrn Ringel.

„Richtig," ſagte dieſer — „ich dachte an jene Geſchichte und an Ihren Vater, und da fiel mir ein, daß Sie mir neulich etwas erzählten, was damit im Zuſammenhange ſtand — war es nicht eine Brieftaſche?"

„Davon ſprach ich allerdings vor einigen Tagen," entgegnete der junge Mann mit großer Unbefangenheit, „und mit dieſer Brieftaſche iſt es mir ganz eigenthümlich ergangen."

„Wie ſo?" fragte der alte Buchhalter mit einer Haſt, welche er dadurch wieder zu verbergen ſuchte, daß er im nächſten Augenblicke mit einer ziemlich gleichgültigen Miene zum Fenſter hinausſah.

„Ich erzählte Ihnen, daß ich die Brieftaſche von meiner Großmutter erhalten, daß ich ſie aufmerkſam durchſucht, aber nur einige Zettel darin gefunden hätte, die mit Worten beſchrieben ſeien, die von mir in keinen Zuſammenhang zu bringen wären."

„Ja, ja, das ſagten Sie mir, intereſſirten mich dadurch für dieſe Zettel und wünſchten in Betreff der unverſtändlichen Worte meinen Rath, wenn ich dieſe Zettel einmal geſehen."

„Es lag auch in meiner feſten Abſicht, ſie Ihnen mitzubringen — ich legte die Brieftaſche zu anderen Papieren und denken Sie nur, als ich heute Morgen darnach ſuchte, kann ich ſie nicht wiederfinden!"

„Was, die kleine, grüne Brieftaſche hat ſich verloren?"

„Die Brieftaſche nicht," antwortete Anatole mit ziemlicher Ueberlegung, „das wäre zu auffallend, aber die Zettel müſſen ſich unter andere Papiere verſchoben haben."

„Das iſt ja ganz eigenthümlich."

„Natürlicher Weiſe werde ich Alles nochmals auf's Genaueſte durchſuchen, denn die Sache iſt mir inſofern unangenehm, als es mich gefreut hätte, Ihre Meinung darüber zu vernehmen."

Der alte Buchhalter nickte mit dem Kopfe und warf unter ſeinen buſchigen Augenbrauen hervor einen forſchenden Blick auf den jungen Mann, einen etwas finſteren Blick, obgleich trotz desſelben der gemüthliche Zug um ſeine Lippen nicht verſchwand.

„Ei, ei,“ ſagte er in langſamem, gezogenem Tone, „das iſt recht ſchade — ich würde mich gefreut haben, jene Zettel zu ſehen, und auch Herr Martini hätte ſich dafür intereſſirt —“

„Ich werde mein Möglichſtes thun, um ſie wieder zu finden — ſollte mir dieſes aber nicht gelingen, ſo muß ich mich eben mit dem Gedanken tröſten, daß die Zettel doch eigentlich von keinem großen Werthe waren.“

„Vielleicht — — — —“

„Die Begebenheit, auf welche ſie ſich allenfalls hätten beziehen können, liegt ja ſchon ſo weit hinter uns, daß im Grunde Niemand mehr Intereſſe dafür hat, dieſe alte Geſchichte wieder aufzufriſchen — für meinen armen Vater hätte es allenfalls von Wichtigkeit ein können, irgend einen Lichtſchein, eine Aufklärung zu erhalten, denn Sie wiſſen es ſelbſt, unter welch' unwürdigem Verdacht er bis an ſeinen Tod gelitten.“

„Es könnten auch Andere ſein, die Intereſſe daran haben.“

„Aber dieſe Andere intereſſiren mich nicht,“ ſagte Anatole in gleichgültigem Tone, ſetzte aber gleich darauf raſch hinzu, „abgeſehen von Ihnen, Herr Buchhalter, Sie haben ſich ja auch dafür intereſſirt, aber aus einem ganz anderen Grunde.“

„Ja, ja, es war eine kleine Neugierde, angeregt durch Ihre Erzählung.“

„Hoffentlich finde ich die Zettel wieder, und dazu werde ich nichts unverſucht laſſen.“

„Und damit wünſche ich Ihnen einen recht vergnügten Sonntag,“ ſprach Herr Ringel in heiterem Tone, wobei er einen Blick auf die Uhr des Comptoirs warf und hinzuſetzte, „es iſt gleich Mittag und auch ich werde nach Hauſe gehen.“

Der junge Fontenay verließ zuerſt das kleine Haus und wollte ſeinen Weg durch die kleine hintere Straße nehmen, als er draußen den Diener Georg ſah, der ihn erwartete und ihm ſagte, das gnädige Fräulein wünſche ihn einen Augenblick im Gewächshaus zu

ſprechen, um ihm einen Auftrag zu geben, worauf er ſeine Schritte dorthin richtete.

Der Buchhalter hatte recht geſchäftig gethan, ſeine Bücher einzuſchließen und ſeinen Ueberrock anzuziehen, ſo lange der Andere noch im Zimmer war. Als aber Anatole daſſelbe verlaſſen hatte, ſetzte er ſich wie ermattet auf den Stuhl nieder, welcher in der Nähe des Pultes ſtand und den er nur in Ausnahmsfällen benützte, da er ſeine Einträge in die Geſchäftsbücher ſtehend zu machen pflegte: er ſchaute dem jungen Manne nach, wie er durch den Garten dahinſchritt, und ſagte nun plötzlich in einem ganz anderen Tone, als in dem, welchen er bis jetzt angeſchlagen: „Ei, ei, mein Bürſchlein, Du haſt alſo die Zettel aus der Brieftaſche verloren — ſchau, ſchau, welcher Dämon hat Dir den Rath dazu gegeben? — — — — Sollte es möglich ſein, daß er ſie in der That verloren, daß er ſie als unnütz unter andere Papiere warf — unglaublich, denn dieſer Fontenay iſt ein praktiſcher junger Menſch von großer Ordnungsliebe — verflucht, wenn er hier wirklich praktiſch ſein wollte — — — — Doch was denke ich da,“ fuhr er nach einem längeren Nachſinnen fort, während welchem er wie mechaniſch ſeine Hände bald nach rechts, bald nach links ausgeſtreckt hatte — „praktiſch! — Was iſt in dieſem Falle praktiſch? — Mißtrauiſch wäre praktiſch, und woher ſollte er mißtrauiſch geworden ſein — undenkbar — es ſind vielleicht vierzehn Tage her, daß er mir die Geſchichte erzählte, und wenn ich mich nicht irre, ſprachen wir ja noch vor ein paar Tagen — ja, ja, ganz recht, vor ein paar Tagen, als ich ihn zur Unterſchrift in das Kabinet des Herrn von Martini ſandte — was könnte ſeit jener Zeit vorgefallen ſein? — Georg erzählte mir geſtern, als ich ihm ſeinen Lohn recht vollwichtig wie gewöhnlich ausbezahlte, Herr Fontenay habe neulich eine Unterredung mit dem jungen Fräulein in deren Schreibzimmer gehabt, welche ein wenig länger gedauert hätte, als Unterredungen zu dauern pflegten, in welchen man Aufträge ertheile — ſollte dabei? — — Lächerlicher Gedanke — was weiß das junge Mädchen

von diesen Geschichten — und doch? — — er hätte ja bei ihr eben so gut, wie bei mir, von der kleinen, grünen Brieftasche erzählen und sie ihm darauf sagen können, sie habe eine ähnliche in der Kassette von Papa gesehen — das wäre möglich, aber nicht wahrscheinlich —"

Er legte den Kopf in die Hand und fuhr erst nach einem längeren Stillschweigen mit sich selbst redend fort: „Es ist das nicht wohl anzunehmen: seit Jahren schon verwahrt er auf meinen Rath die Brieftasche in seinem eisernen Geldschranke, wo sie auch unbedingt besser aufgehoben ist, und vor jener Zeit wäre es doch ein merkwürdiges Zusammentreffen gewesen, wenn das junge Mädchen zufällig in das Kabinet gekommen, in die offene Kassette geblickt und unter anderen Papieren die kleine Brieftasche entdeckt hätte — — — — doch wozu das Nachgrübeln — der Teufel finde einen richtigen Gedanken! Das Einzige, was ich thun kann ist, noch ein paar Tage abzuwarten, ob er die Zettel wieder findet, und dann erst mit dem da drüben zu reden — er liebt zu sehr die extremen Maßregeln, und die Sache muß ruhig und sanft angefaßt werden — wohl überlegt — — — — o, o!" rief er nach einer langen Pause in schmerzlichem Tone aus, „hätte ich damals mit mehr Ueberlegung gehandelt!"

Anatole war in das Glashaus getreten und brauchte nicht lange zu suchen, um Anna von Martini mit ihrer Freundin in der Palmenlaube zu finden. Es war hier wie immer entzückend schön; die Sonne vergoldete das Glasdach und glänzte auf den Spitzen der ewig grünen Bäume; der Springbrunnen murmelte laut und rauschte, die kleinen Singvögel ließen ihre lustigen Weisen erschallen — alles das war wie ein wunderbares Märchen, in welchem Anna von Martini als eine kleine, reizende Fee erschien.

Wie schön sie heute Morgen war: von ihren Wangen war alle Blässe verschwunden, ihre Augen leuchteten, und sie streckte dem Eintretenden so ohne Zwang und mit einem so heiteren Lächeln ihre kleine Hand entgegen, daß sich dieser Gewalt anthun mußte,

um nicht ſeine edeln, tugendhaften Vorſätze zu vergeſſen und um nicht durch einen innigen Kuß auf dieſe kleine Hand auszudrücken, daß er wohl eingedenk ſei der Unterredung von geſtern.

Glücklicher Weiſe wurde er in dieſem Beſtreben unterſtützt durch den Anblick des Buches, welches vor Anna's Freundin auf dem Tiſche lag, deſſen Titel „Paul und Virginie“ er deutlich leſen konnte, und ſo war er denn im Stande, ſeine Lippen auf die feine, zierliche Hand des jungen Mädchens ſo ehrfurchtsvoll, ſo anſtändig kühl zu drücken, als habe er es mit Frau Fichtner oder mit ſonſt einer Dame von gleichem Alter zu thun.

„Sie haben befohlen, Fräulein von Martini,“ ſagte er.

Ein Schatten überflog ihre Züge, ja ſie warf ihr Köpfchen etwas in die Höhe, um gleich darauf wieder ſo herzlich zu lächeln, daß man deutlich ihre weißen Zähne ſah; fiel ihr doch in dieſem Augenblicke ein, daß eine Dritte gegenwärtig war, und mußte ſie Anatole eigentlich dankbar dafür ſein, daß er mit keiner Miene, mit keiner Sylbe anders war, als es der unbedeutende Diener gegenüber der einzigen Tochter des Millionärs, ſeines Chefs, ſein mußte.

Aber ihre Hand hätte er doch ſo küſſen können, wie er es neulich gethan, dachte ſie im nächſten Augenblicke, plötzlich wieder ernſt werdend, und ſagte nach dieſen Gedanken in einem zu dieſem Ernſte paſſenden Tone: „Ich habe mich nur nach dem Befinden Ihrer Großmutter erkundigen wollen — ich hatte Madame Reveillot geſtern ſchon erwartet und fürchtete, ſie ſei vielleicht krank geworden.“

„Sie wird untröſtlich ſein, wenn ich ihr ſage, daß Sie ſie vergeblich erwartet — ich begreife nicht, daß ſie es vergeſſen konnte, hieher zu kommen.“ — Zu gerne hätte er mit einem innigen Blick auf das ſchöne Mädchen hinzugeſetzt: „Ich hätte das gewiß nicht vergeſſen,“ doch hütete er ſich wohl, ſo aus ſeiner Rolle zu fallen, und fügte ſtatt deſſen mit einer geziemenden Verbeugung hinzu: „Ich werde nicht verfehlen, die Worte des gnädigen Fräuleins Madame Reveillot zu wiederholen.“

„Sie waren auf dem Comptoir?“

„Ja, Fräulein von Martini.“

„So haben Sie nicht einmal einen Sonntag frei? — Das iſt wohl recht hart?“

„Es iſt ja nur die Beſchäftigung einer kleinen Morgenſtunde — oft iſt auch gar nichts zu thun, auch wechsle ich mit einem meiner Kollegen ab.“

„Und was haben Sie jetzt vor?“

„Nichts Beſonderes — ich pflege an Sonntagen auf einem ziemlich großen Umwege nach Hauſe zurück zu kehren.“

„Alſo halte ich Sie von nichts Wichtigerem ab, wenn ich Sie bitte, ſich einen Augenblick zu uns zu ſetzen?“

„Gewiß nicht.“

Er nahm einen Stuhl und ließ ſich gegenüber dem jungen Mädchen nieder.

„Wiſſen Sie wohl,“ ſagte dieſes, „daß ich ſchon lange den Wunſch hatte, Sie einmal vorleſen zu hören, das heißt in franzöſiſcher Sprache? — Herr Fontenay,“ wandte ſie ſich gegen Eliſe, „ſpricht ein ausgezeichnetes Franzöſiſch — da iſt unſere Geſchichte — leſen Sie uns irgend eine Stelle.“

„Paul und Virginie?“ fragte Anatole mit einem bedeutungsvollen Blicke — „mit großem Vergnügen werde ich Ihren Wunſch erfüllen; „bitte aber mir zu ſagen, wo ich anfangen ſoll.“

„Ach, das iſt gleichviel — wir haben dieſe reizende Geſchichte ſchon mehrere Male durchgeleſen — ich ſchwärme dafür — fangen Sie an, wo Sie wollen — das heißt eigentlich nicht, wo Sie wollen: nehmen Sie das Buch, ſchlagen Sie es auf's Gerathewohl auf und fangen Sie oben auf der rechten Seite an zu leſen.“

Sie lehnte ſich in ihren Stuhl zurück und ſah ihn unter den langſam niederfallenden Wimpern mit einem leuchtenden Blicke an.

Da Anatole den berühmten Roman ebenfalls genau kannte, ſo hütete er ſich wohl, das Buch zufällig in der erſten Hälfte oder in der Mitte aufzuſchlagen, um eine jener Szenen zu vermeiden,

der Fürſtin und das ſchon lange, lange Jahre geweſen; aber eben, weil ſie es lange, lange Jahre geweſen war, ſo hatte ſie die fürchterlich drückende Exiſtenz einer ewigen Hofdame in ihrer ganzen Schwere kennen gelernt. Centnerſchwer ſchleifte die Vergangenheit hinter ihr eine Kette von troſtloſen, verlorenen Tagen, eine kalte, glänzende Zeit ohne Wärme, ohne Gemüth.

Wie war ſie ſo natürlich und lebensfroh geweſen, als ſie an dem Portal des Schloſſes zum erſten Mal aus ihrem Wagen ſprang und von ihrem Vater, einem armen Landedelmann, in die prachtvollen Gemächer eingeführt wurde! Welch' herrliches Leben, ſo glaubte ſie damals, liege vor ihr! denn ſie hatte bis jetzt den Hof nur aus der Entfernung geſehen, ſtaunend und bewundernd den Glanz und die Pracht deſſelben, wie man im Theater einem großen Schauſpiele zuſieht. Jetzt ſollte ſie hinter die Couliſſen treten und freute ſich darauf. Anfänglich war ihr auch die Dämmerung, die hier herrſchte, die Schattenſeite des Glanzes, deſſen ſtrahlende Seite nur dem Publikum zugekehrt iſt, neu und intereſſant; anfänglich bewunderte ſie die künſtliche Maſchinerie, die dieſes Ganze nach außen ſo blendend in Bewegung erhält; erſtaunte über die unzähligen Drähte, welche, manchmal in der Hand eines Unbedeutenden zuſammenlaufend, oft im Stande ſind, die größten Effekte hervorzubringen; ſchauderte hie und da bei den Verſenkungen und Fallthüren, die ſich oft unvermuthet zu den Füßen der Mitſpielenden eröffneten; fühlte ſich aber dennoch glücklich, mitwirken zu können in all' dem Glanze und hie und da in Pracht und Herrlichkeit herauszutreten vor das Auge des erſtaunten Publikums. — —

Das gieng mehrere Jahre ſo fort, dann begann ihr der Zwang, der ſie rings umgab, unerträglich zu werden, und obendrein ſpielte ſie in dieſem allgemeinen Schauſpiel eine eigene Tragödie der finſterſten Art, eine Tragödie, die wie ein Luſtſpiel anfieng und im fünften Akt mit Verrath und Treubruch endigte,

wo das glücklich liebende Paar durch die Wälder zieht, wo er Beeren für ſie ſammelt, und ſie ihm zum Danke dafür einen duftenden Zweig um das lockige Haar windet; er bog die Blätter gegen das Ende des Bandes auseinander und las alsdann, nachdem er ſich anmuthig vor den beiden jungen Mädchen verbeugt hatte.

„Ach, das haben Sie recht ſchlecht getroffen," rief Anna unmuthig, „das iſt ja vom Ende der Geſchichte und ich hätte lieber etwas vom Anfange gehört — warum gerade vom Ende?"

„Der Zufall hat es ſo gewollt;" entgegnete er mit ernſter Stimme, „jeder Anfang hat ſein Ende, und es iſt zuweilen recht gut, dieſes ein wenig in's Auge zu faſſen, ehe man ſich zu ſehr in den Anfang vertieft — ſoll ich weiter leſen?"

„Nein, nein, da nicht — wir wollen das Spiel des Zufalls noch einmal verſuchen."

„Man ſollte das nicht thun," ſagte der junge Mann lächelnd, „nicht wahr, Fräulein Eliſe? — Wenn das Orakel einmal geſprochen, ſoll man es nicht zu einer Wiederholung zwingen wollen."

„So ſagt man," meinte die Freundin Anna's.

„Wie Sie Alles gleich ſo ernſt nehmen," warf dieſe ein. — „Gut denn, Ihr ſollt recht behalten; wenn man den Verſuch nicht mit demſelben Buche wiederholen darf, ſo gehe und hole ein anderes franzöſiſches Werk aus meiner Bibliothek — ich will aber, daß uns Herr Anatole etwas Freundliches vorlieſt."

Eliſe erhob ſich und ging raſch dem Hauſe zu, und als ſie den Wintergarten verlaſſen hatte, ſtreckte Anna von Martini dem jungen Manne ihre beiden Hände entgegen und ſagte mit einem glücklichen Lachen: „Habe ich das nicht recht gemacht? O, ich mußte Sie einen Augenblick allein ſehen, Anatole, ich mußte Ihnen einen herzlichen guten Morgen wünſchen — ich mußte Ihnen ſagen, daß ich geſtern Morgen mit meinem Vater geſprochen."

„Ah, Sie ſprachen ſchon mit Herrn von Martini?" fragte er in einem Tone unangenehmer Ueberraſchung.

„Schon? — Das Wort thut mir wehe und auch der Blick, mit dem Sie das ſagen.“

„Ich fürchtete in Gedanken für Sie — Herr von Martini kann ſo ernſt und heftig ſein.“

„Ja, das kann er, und als ich mit ihm ſprach, fiel mir der gleiche Gedanke ſo auf's Herz, daß ich ihm unmöglich Alles ſagen konnte, was ich mir vorgenommen.“

Der junge Fontenay athmete freier auf und konnte ſich nicht enthalten, ein ganz leiſes „Gott ſei Dank“ zu ſagen.

„Ich ſagte ihm, ich hätte mir das, was er mit mir geſprochen, überlegt — ich hätte allerdings geglaubt, mein Herz ſei noch vollkommen frei, aber — ſetzte ich hinzu — und als ich das that, ſchaute er mich mit einem jener harten Blicke an, die mir ſchon als Kind Angſt eingeflößt, und ſetzte ſcharf und trocken hinzu: Aber? Was ſoll das Aber? Du willſt mir wohl ſagen, daß Deine Blumen, Deine Muſik, Deine Vögel und dergleichen einen Platz in Deinem Herzen ausgefüllt haben, und dagegen habe ich nichts einzuwenden, ſonſt — ſetzte er hinzu, indem er mich forſchend betrachtete — wüßte ich in der That nicht, womit Dein Herz angefüllt ſein könnte — ich hoffe nicht, daß Frau Fichtner Dir erlaubt, Romane zu leſen — ich werde mich darnach erkundigen. — Das ärgerte mich, daß er mich noch wie ein kleines Mädchen von zwölf Jahren auch in dieſer Richtung unter die Aufſicht der Frau Fichtner ſtellen wollte, und ich bin doch ſchon über ſechzehn Jahre alt, und ich antwortete in einem ärgerlichen Tone, ich glaube ganz allein ſelbſt zu wiſſen, was ich leſen darf oder nicht, und das zu leſen, was man ſo Romane nennt, war nie meine Leidenſchaft — ich beſchäftige mich gerne mit Länder- und Völkerkunde oder übe mich in fremden Sprachen, und deßhalb leſe ich gerade jetzt Paul und Virginie.“

„Was ſagte darauf Ihr Herr Vater?“

„Er lächelte ſo eigenthümlich, daß es mich faſt verdroß. ‚Ah, ſagte er, Du lieſeſt Paul und Virginie, wahrſcheinlich mit Deiner

Freundin Eliſe, und was Eine von euch nicht weiß, erklärt ihr die Andere. Dabei ſitzt ihr wohl drunten in der Palmenlaube und träumt, ſelbſt auf einer ſtillen Inſel zu ſein; die Eine von euch bildet ſich ein, Virginie vorzuſtellen, die Andere Monſieur Paul. — Leſet dieſe kleine Geſchichte nur ruhig bis an's Ende, und Du wirſt dann einſehen lernen, daß wie im Roman, ſo im wirklichen Leben der liebe Gott ſtets dafür beſorgt iſt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.' — War das nicht abſcheulich?"

„Es war etwas hart, aber doch lag auch Wahres darin."

„Wie ſo, Herr Anatole?"

„Der kluge Verfaſſer des Buches mochte, als er demſelben das traurige Ende gab, wohl überzeugt ſein, daß die Verhältniſſe der beiden jungen Leute ſo verſchieden waren, daß eine Vereinigung doch wohl nicht zu ihrem Glücke geführt hätte — ſie war die Tochter vornehmer Eltern, welche ihre Hand einem Manne von Stand beſtimmten — er dagegen war ein unbedeutender Menſch."

„Pfui! Anatole, ich weiß, wo hinaus Sie wollen, und es thut mir entſetzlich weh — ach, ſo weh." Sie legte ihre kleine Hand vor die Augen, als ob ſie weinen wollte, blickte aber gleich darauf raſch in die Höhe und ſagte in heiterem Tone: „Gehen Sie, Sie wollen mich nur necken, aber das iſt nicht recht von Ihnen — Alles hat ſeine Zeit, und ich kann Sie verſichern, Anatole, wir haben keine Urſache, mit ſo ernſten, wichtigen Dingen unſern Spaß zu treiben. — Wiſſen Sie wohl, daß Papa nach der Reſidenz gereist iſt, um dort mit dem Grafen Riedberg Alles in Ordnung zu bringen? — Ach, Anatole, ich ſchaudere, wenn ich daran denke, und zürne auf mich ſelbſt, daß ich neulich nicht den Muth hatte, rückſichtslos Alles meinem Vater zu geſtehen — doch ſobald er zurückkommt, werde ich den erſten Augenblick ergreifen."

„Um wahrſcheinlich die gleiche Antwort zu erhalten. — Herr von Martini iſt gewiß überzeugt, daß Ihr Herz noch frei iſt."

„Sie ſagen das in einem Tone, als wenn Sie der gleichen Anſicht wären, Anatole — haben Sie denn Alles vergeſſen, was

ich Ihnen vorgestern gesagt, oder ist es vielleicht unwahr, was Sie mir darauf erwiederten?"

Sie sah ihn bei diesen Worten mit einem innigen Blicke an und erschien dabei so lieblich, so reizend, daß er hätte von Stein sein müssen, um das zu sagen, was er gegen sein eigenes Gefühl beabsichtigte — nein, unmöglich.

Er neigte sich gegen sie, er wollte schon ihre kleinen Hände ergreifen, um sie mit heißen Küssen zu bedecken, er wollte ihr in geflügelten Worten sagen, daß er sie mit aller Kraft, mit aller Glut einer ersten Liebe anbete, daß sie über ihn und sein Leben befehlen solle, daß er bereit sei, Alles für sie zu thun — da vernahm er glücklicher Weise die Schritte der zurückkehrenden Freundin, welche der Tochter des Hauses einen Band von Lafontaine's Fabeln überreichte.

Anna von Martini drückte unmuthig die Lippen aufeinander, und rief, als sie einen Blick auf den Titel des Buches geworfen, mit dem Ausdrucke heftigen Zornes: „Nun, das muß ich Dir gestehen, Elise, etwas Langweiligeres, ja Abgeschmackteres hättest Du nicht bringen können, und wie lange Du deßhalb ausgeblieben bist — ich habe wahrhaftig gedacht, Du wärest selbst nach der Leihbibliothek gegangen."

„Es ist nicht leicht, etwas passendes Französisches zu finden," sagte die Freundin in einem demüthigen Tone.

„Das nennt sie passend — Lafontaine's Fabeln — frage doch Herrn Fontenay, ob er uns daraus Etwas vorlesen will? — Nein, frage ihn lieber nicht, er könnte am Ende aus Artigkeit Ja sagen, und ich wüßte in der That nicht, was ich jetzt unlieber hören möchte, als eines dieser abgedroschenen Dinger. — Hast Du Frau Fichtner nicht gesehen?"

„O ja, sie war im Speisezimmer," sagte die Freundin, und setzte rasch hinzu: „soll ich sie rufen?"

Gerne hätte Anna von Martini Ja gesagt, um die Ueberlästige noch für einen Augenblick zu entfernen, und sie würde es auch ge-

than haben, wenn nur das geringſte Zucken in den Blicken des jungen Mannes als Zuſtimmung hätte erſcheinen können, doch ſchaute derſelbe an einer der ſchlanken Palmen in die Höhe, weßhalb Anna ſagte: „Nein, ich danke, ich werde ſelbſt nach ihr ſehen.“

Sie erhob ſich raſch, Anatole die Hand zum Abſchied reichend, wodurch ſie ihm nebenbei auch Veranlaſſung gab, an ihre Seite zu kommen und mit ihr den breiten Gang des Gewächshauſes hinabzugehen, während die Freundin langſam die Bücher auf dem Tiſche zuſammenraffte, dieſen wieder zurechtrückte, die Stühle gerade ſtellte und auf dieſe Art diskreter Weiſe weit genug zurückblieb.

„Ach, Anatole,“ ſagte Anna von Martini leiſe zu ihrem Begleiter, „ich bin ſo aufgeregt, was man mir gewiß nicht übel nehmen kann — muß ſich nicht in Kurzem mein Geſchick entſcheiden — was ſoll ich thun', wenn mein Vater hart und unerbittlich bleibt? — Wenn auch Du mich verließeſt, ſo hätte ich Niemand auf der Welt, der mir rathet und hilft!“

Es wäre nun eine überflüſſige Grauſamkeit geweſen, wenn er ihr hierauf eine vernünftig kalte Antwort gegeben hätte; auch war er ja in ſeinem Innern feſt entſchloſſen, ihr Alles, was er konnte, zum Opfer zu bringen, ihr in jeder Beziehung nach ſeinem beſten Gewiſſen zu rathen, weßhalb er ihr denn auch erwiederte: „Wie ſollte ich Sie je verlaſſen — das glauben Sie ſelbſt nicht — o im Ernſte ſind Sie von meiner Anhänglichkeit und Treue überzeugt.“

„Kann ich das ſein, Anatole?“

„Gewiß, Anna, gewiß.“

„Gott ſei Dank!“

Leider hatte er ſeine Blicke nicht ſo in ſeiner Gewalt wie ſeine Worte, und als die Beiden nach einem langen innigen Austauſch derſelben nun von einander ſchieden, thaten ſie es in dem ſeligen Gefühl gegenſeitiger Liebe.

Neuntes Kapitel.

Wie Herr von Martini Alles pünktlich zu thun pflegte, ſo war er auch pünktlich zur beſtimmten Zeit von ſeiner kleinen Reiſe wieder nach Hauſe zurückgekehrt. Er war in der Reſidenz geweſen, hatte dort nicht nur mit dem Grafen Riedberg, Vater, konferirt, ſondern er hatte demſelben auch eine Summe von zweimalhunderttauſend Thalern als vorläufige Zahlung angewieſen, welcher der erlauchte Graf ziemlich benöthigt geweſen zu ſein ſchien, weßhalb er dem Bankier in den wärmſten Worten gedankt und ihn in den herzlichſten Ausdrücken ſeiner innigſten Freundſchaft verſichert hatte.

Nicht gerade ganz ſo zuvorkommend und liebenswürdig hatte ſich der künftige Schwiegerſohn, der junge Graf Riedberg, ein glänzender Reiteroffizier, benommen. Doch mochte es wohl ſeine Gewohnheit ſein, Alles, was nicht gerade Hochgeboren war, oder keine königliche Hoheit oder mindeſtens Durchlaucht vor ſeinem Namen hatte, von oben herab anzuſehen, und eigentlich nichts Böſes dahinter ſtecken.

Man muß das dieſen jungen Leuten, den vielverſprechenden Trägern der Zukunft, der vergoldeten Jugend, die ja viel älter iſt als ſie ſcheint, nicht übel nehmen, denn ſie lebt in einem Jahre wenigſtens ein Dezennium — für ſie gibt es ſelten etwas Neues, etwas Ueberraſchendes, ja Außergewöhnliches, und deßhalb iſt es ſo

begreiflich, daß man einem ganz gewöhnlichen Kaufmann, einem Neugeadelten, selbst wenn er seiner Tochter eine Million Mitgift zusagt, nachlässig den Zeigefinger der rechten Hand bietet und sich nach ein paar gleichgültigen Worten abwendet, um einem Ebenbürtigen zu sagen: „Famose Schneebahn heute — werden auf Ehre eine superbe Fahrt haben."

Daran dachte der Bankier, als er nun wieder in seinem Kabinete saß und die Zahlung, von der wir vorhin gesprochen, in sein geheimes Buch eintrug.

Georg meldete den Herrn Ringel, und der alte Buchhalter trat ein, um zu berichten, was in den verflossenen Tagen während der Abwesenheit des Prinzipals im Geschäfte vorgefallen.

Es war das nicht viel Bedeutendes: gewöhnliche Einläufe, gewöhnliche Korrespondenzen, und als er geendigt, sprach der Bankier über seine Reise und welch' liebenswürdige Aufnahme er im Hause des Grafen Riedberg gefunden — daß der Chef des Hauses dort mit der Abfassung des Ehekontraktes sich beschäftigte und daß, was seine eigenen Aussichten anbelange, dieselben auf dem besten Wege wären, in Erfüllung zu gehen. „Ja," sagte er, sich die Hände reibend, „dafür haben wir nun einen guten Theil unseres Lebens gearbeitet, und wenn ich auch, wie Sie wissen, nicht daran denke, mich zur Ruhe zu setzen, so ist es mir doch sehr erwünscht, hier einen vollkommenen Abschluß machen zu können. Ich hatte schon daran gedacht, mein Wohnhaus hier zu verkaufen, doch müßte man dann ein neues Lokal für das Geschäft erwerben, und so will ich es vor der Hand beim Alten belassen. Obgleich ich, aufrichtig gesagt, nicht daran denke, je wieder dauernd hieher zurückzukehren — — gewiß, trübe Erinnerungen werden mich dann erst verlassen, wenn ich das Geschäftshaus da drüben nicht mehr vor Augen habe, wenn ich die Straßen nicht mehr sehe, durch die ich so oft gewandert bin, in ängstlicher Spannung auf das Gespräch der Vorübergehenden lauschend — — — — es sind jetzt zwanzig Jahre verstrichen — — — — eine lange, bange Zeit."

Der Buchhalter machte eine raſche Bewegung, welche aber dem Bankier entging, da er vor ſich niederſtarrte.

„Habe ich Ihnen ſchon geſagt,“ fuhr Herr von Martini nach einer ziemlich langen Pauſe tiefen Nachdenkens fort, „daß am Abende vor meiner Abreiſe Doktor Narder bei mir war?“

„Nein, Sie ſagten mir nichts davon, doch wird er Ihnen mitgetheilt haben, daß ich einige Male draußen war, zweimal ohne ihn zu treffen, das dritte Mal aber ſprach ich mit ihm.“

Der Bankier nickte mit dem Kopfe. — „Ich ließ mir von ihm erzählen,“ ſagte er hierauf, „daß der junge Fontenay am erſten Neujahrstage bei ihm war — er lobte deſſen ruhiges, geſetztes, beſcheidenes Betragen, und ich hatte keine Urſache, ihm zu verſchweigen, daß dieſer junge Mann einer meiner Gehülfen ſei, dem ich Vertrauen ſchenken könne.“

„Das iſt Alles recht gut — aber —“

Der Andere unterbrach den Buchhalter mit einer Handbewegung und fuhr fort: „Fontenay mußte einen Augenblick auf den Doktor warten, wie er Ihnen ja auch mitgetheilt, und dann habe er das Schreiben übergeben, ohne ſich eine Bemerkung zu erlauben, und ſei nach einigen gewechſelten Reden wieder gegangen, ohne Neugierde zu verrathen.“

„Ganz richtig, unterdeſſen aber —“

„Gleich, lieber Herr Ringel — gleich — darauf theilte mir Doktor Narder etwas Wichtigeres mit, was auch für Sie nicht ohne Intereſſe ſein wird; wir wiſſen, daß dieſer Morel ſchon ſeit letztem Herbſt kränkelt, und jetzt hat ſich bei ihm ein Bruſtleiden entwickelt, das, wie der Arzt meint, einen ziemlich raſchen Verlauf nehmen wird: er ſprach von März, April, und ich muß Ihnen ſchon geſtehen, daß, wenn wir ſo glücklich wären, es bald zu erleben, daß das Grab dieſen letzten Zeugen aufnimmt, ich meine neue Laufbahn mit noch größerer Genugthuung beginnen würde.“

„Das Grab deckt allerdings Manches zu, aber es gibt auch Zeugniſſe, welche über daſſelbe hinausreichen.“

Der Bankier blickte in die Höhe mit einem unangenehmen Ausdruck in den Zügen. „Ach ja," ſagte er, „ich weiß, was Sie meinen, doch hoffe ich, daß Sie mir in dieſer Richtung keine verdrießlichen Mittheilungen zu machen haben."

„Verdrießlich gerade nicht, aber auch durchaus keine genügenden — der junge Fontenay gibt nämlich vor, die Zettel aus der kleinen grünen Brieftaſche zwiſchen andere Papiere gebracht und verloren zu haben."

„Gibt vor? — Woraus ſchließen Sie, daß dieſes nur ein Vorgeben iſt? — In dieſem Falle müßte er ja auf die Wichtigkeit der Papierſtreifen aufmerkſam gemacht worden ſein."

„Das halte ich auch für möglich."

„Von wem?" fragte raſch auffahrend Herr von Martini.

Der alte Buchhalter zuckte mit den Achſeln. — „Darüber bin ich allerdings noch im Unklaren, aber Sie werden mir zugeben, daß die Angabe, jene Zettel ſeien verloren gegangen, im Gegenſatz zu der Bereitwilligkeit Fontenay's vor wenigen Tagen, ſie mir zu zeigen, auffallend iſt."

„Dieſe Bereitwilligkeit bezeigte er Ihnen noch vor einigen Tagen?" fragte der Bankier, ſich nachdrücklich die Stirne reibend — „vor wie vielen Tagen ungefähr?"

„Es mögen vier Tage ſein — ganz richtig, es war vergangenen Freitag, alſo ſind es vier Tage."

Herr von Martini hatte kopfſchüttelnd vor ſich niedergeblickt, dann aufwärtsſchauend den Bleiſtift, welchen er in der Hand hielt, langſam zwiſchen ſeine Lippen gebohrt, darauf erhob er ſich und blieb mit aufgeſtützter Hand an dem Tiſche ſtehen, während er durch die große Scheibe hindurch über den Garten hinüber nach dem Geſchäftslokale blickte. Dieſes Alles dauerte mehrere Minuten, während welcher er ausſchließlich mit wichtigen Gedanken beſchäftigt zu ſein ſchien — — — — Endlich wandte er ſich herum und ſagte in einem barſchen, unmuthigen Tone: „So oder ſo, der Sache muß

ein Ende gemacht werden — verflucht ſei jener elende Kerl, der die Brieftaſche damals entwandte, um nachher nichts Geſcheidteres damit anfangen zu können, als ſie reumüthig jenem Dummkopf von Fontenay zu überſenden — ich hätte ſie jenem Kerl hundertfach mit Gold aufgewogen — — und hol' der Teufel die Gewiſſenhaftigkeit eines alten Weibes, welches dieſe Brieftaſche aus altem Krame hervorſtöbern mußte, um ſie in die Hände eines jungen, unerfahrenen Menſchen zu legen, der nun Gott weiß welchen Fund gethan zu haben glaubt."

„Bei ſeiner erſten Mittheilung legte er, wie ich ſchon ſagte, nur inſoferne Werth auf jene Zettel, als ſie gewiſſermaßen ein Erbe ſeines Vaters waren — und jetzt erſt —"

„Ja, ja, ich habe Sie auf's Genaueſte verſtanden," unterbrach ihn etwas raſch der Bankier — „jetzt auf einmal nehmen Sie an, er finde die Blätter wichtig genug, um ſie Ihnen zu verheimlichen."

„Das habe ich allerdings angenommen, doch kann ich mich irren — vielleicht ſind die Blätter in Wirklichkeit verloren gegangen."

„Für eine Zeit lang vielleicht, für ein paar Jahre, aber auf einmal erſcheinen ſie uns wieder unheimlich, geſpenſterhaft, wie gewiſſe rothe Flecken, von denen man ſagt, daß ſie mit keinem Kalke, keiner Farbe zuzudecken ſind."

Der alte Buchhalter zuckte faſt unmerklich zuſammen, was jedoch Herr von Martini ebenſowenig wie den vorwurfsvollen Blick deſſelben gewahrte, da er zum Fenſter hinausſchaute.

„Nein, nein," fuhr der Bankier nach einer Pauſe fort, „wie ich Ihnen eben ſagte, der Sache muß ein Ende gemacht werden — glauben Sie, wenn ich den jungen Menſchen kommen ließe, wenn ich ihm geradezu ſagte, ich nehme ein ſo lebhaftes Intereſſe an jenem Gegenſtande, daß ich ihn erſuche, mir die Brieftaſche mit den Zetteln vom Hauſe zu holen, er würde ſich weigern? — was halten Sie davon?"

und als ſich ihr Schickſal ſo gewendet, ſah ſie ſchaudernd ein, wie ſo gar keine Wahrheit in dem Leben liege, wie Einer mit dem Andern Tag für Tag das gleiche Spiel treibe, freundliches Lächeln auf den Lippen und die geballte Fauſt hinter dem Rücken. Wie durfte ſich ſo nichts zeigen, wie es wirklich war! Kein Gefühl, warm und friſch, wie es aus dem Herzen quoll, war in ſeiner Natürlichkeit in dieſem Kreiſe erlaubt; es mußte ſich mit allem Anderen beugen unter die herrſchenden Regeln, ja unter die jeweilige Laune der Gebieterin. Auf der Wange durfte die Bläſſe eines tiefen Seelenſchmerzes nicht wagen, frei und offen zu erſcheinen; das grollende Wort mußte hinabgedrängt werden und eingeſperrt im ängſtlich klopfenden Herzen, und die Fluth der Gedanken, die oftmals wild und ſchäumend emporzuſchlagen drohte, mußte ſanft geebnet daliegen, Frieden athmend und Bild und Wunſch der Gebieterin ſanft wiederſtrahlend.

Das dachte die Hofdame, während ſie in ihrem Boudoir auf dem kleinen Fauteuil ſaß und die Hand feſt auf's Herz preßte. Wie viele qualvolle Stunden ſchwebten an ihrem Gedächtniſſe vorüber, wie viele finſtere Tage ſchwangen ſich im Reihentanz vor ihren Augen, behängt mit den bunten Lappen der Freude, aber die Fauſt, mit der ſie eine Kette bildeten, krampfhaft zuſammengedrückt. Verſchwunden war von dem Geſicht der Hofdame jene ruhige Freundlichkeit, jener Ausdruck des liebenswürdigen Scherzes, mit dem ſie ſtundenlang die Geſellſchaft ergötzt; ihr Geſicht, wie ein Spiegel die Bilder vergangener Zeiten wiedergebend, war blaß und eingefallen und zeigte eine fieberhafte Aufregung. Sie hatte ihre Briefſchaften beendigt und die einzelnen Schreiben lagen zerſtreut vor ihr. So viel es ihr möglich war, hatte ſie in dem Brief an Pauline an deren Herz, an deren Dankbarkeit appellirt und ſie beſchworen, jene Verbindung nicht einzugehen; aber ſie fühlte ſchon während des Schreibens, daß ſie dem jungen Mädchen keine haltbaren Gründe gegen die Ver-

„Ehe ich antworte, erlauben Sie mir eine Bemerkung: Sie werden ſich erinnern, Herr von Martini, daß Sie es waren, der mir nach meiner erſten Mittheilung vor einigen Tagen ausdrücklich befahl, die Sache ſo zu behandeln, wie ich gethan, den jungen Menſchen nämlich durchaus kein Intereſſe merken zu laſſen, ſondern ihn mit der größten Gleichgültigkeit zu veranlaſſen, mir die Zettel ganz gelegenheitlich zu zeigen.“

„Ich weiß, wo Sie hinaus wollen: Sie glauben, damals würde er mir die Brieftaſche übergeben haben, wenn ich ihm geradezu auf den Leib gegangen wäre.“

„Gewiß.“

„Und heute würde er ſich weigern.“

„Weil er mir geſagt, er habe die Zettel verloren — und weil er vielleicht, Gott weiß durch welchen Zufall, etwas von der Wichtigkeit derſelben erfahren.“

„Wichtigkeit? — für ihn doch nicht? — vielleicht für uns, die wir im Beſitze der ergänzenden Zettel ſind — o, dieſe garſtige Geſchichte, die mich ſchon ſo viele Stunden bei Tage und bei Nacht gekoſtet, — glauben Sie wohl, Ringel, daß es mir jetzt noch begegnet, ſie vor mich hinzulegen, um einen Sinn herauszubringen — ich muß ſie alsdann mit Gewalt zuſammenraffen, ſie tief unter andere Papiere vergraben und doppelt verſchließen — — — — ich glaube, die Begierde, jenes Räthſel zu löſen, könnte mich noch zum Koſtgänger des Doktor Narder machen, und davor möge mich der Himmel bewahren. — Deßhalb aber,“ fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „müſſen wir einen energiſchen Verſuch machen, dieſe Sache zu beendigen. — Ich glaube, Sie haben recht; wenn ich ihn jetzt kommen ließe, würde er mir dieſelbe Antwort wie Ihnen geben — — — — deßhalb wollen wir anders handeln, etwas gewaltſam allerdings, aber zum letzten Male, wie ich hoffe.“

Der Bankier warf einen eigenthümlichen Blick auf ſeinen Buchhalter, und als er bemerkte, daß dieſer plötzlich erbleicht war und

ihn verwirrt anschaute, setzte er hinzu: „Nicht so, nicht so, Ringel — halten Sie mich keiner schlimmen That fähig — jetzt nicht mehr, seit jener Zeit sind zwanzig Jahre verflossen, und unser Blut ist viel ruhiger geworden."

„Aber gewaltsam wollen Sie doch handeln?"

„Ja, beim Teufel, weil ich muß — aber eine Handlung der Gewalt, bei der eigentlich Niemand zu Schaden kommen soll — im Gegentheil, die den Betreffenden vielleicht noch zum Nutzen gereichen kann."

Herr Ringel blickte fragend auf den Chef des Hauses, welcher nun, nachdem er seinen Entschluß gefaßt, mit großen Schritten in seinem Kabinete auf und ab ging, prüfend, überlegend.

„Ja, ja, so kann es gehen," sagte er, jetzt wieder an das Fenster tretend und den schweren Deckel der kleinen Geldkiste in's Schloß werfend, wodurch ein so lautes, knirschendes Geräusch entstand, daß dasselbe jenen Ton, welchen die Thüre gab, wenn sie geöffnet wurde, so vollkommen zudeckte, daß Keiner der beiden Anwesenden sich umwandte, als die Zimmerthüre sich geräuschlos auf ihren fein gearbeiteten Angeln drehte. Hiezu kam noch, daß der Bankier Herrn Ringel am Arme nahm, ihn dicht zu sich an's Fenster zog und ihm sagte: „Gehen Sie hinüber und senden Sie mir den jungen Fontenay hieher, dann sagen Sie Georg, daß er einspannen soll, und machen Sie sich bereit, mich zu begleiten."

In der halb geöffneten Thüre stand Anna von Martini, welche, als sie den Buchhalter bemerkte, im Begriffe war, sich wieder zurückzuziehen, aber aufmerksam stehen blieb, als sie Anatole's Namen nennen hörte.

„Haben Sie mich verstanden?" fragte der Bankier.

„Gewiß, Herr von Martini, ich werde Alles thun," entgegnete der Buchhalter mit einem seltsamen Klange der Stimme, „doch mit allem Respekte nicht eher, als bis Sie mir gesagt haben, was Sie mit dem jungen Menschen vorhaben."

„Glauben Sie vielleicht, ich wolle ihn ermorden und hätte hier

geheime Fallthüren, um den Leichnam verschwinden zu lassen? — Sie sind kindisch in Ihrem Alter, mein guter Ringel."

„Gott halte solche Gedanken ferne von mir — aber—"

„Auch darin, mein theurer Mitschuldiger, so viel als möglich Halbpart."

Er reichte ihm seine Rechte, welche Jener zuerst zögernd, dann aber hastig mit seinen beiden Händen ergriff und hierauf erwiederte: „Ihr Wort von vorhin, der Ausdruck: gewaltsam! hat mich erschreckt."

„Gewaltsam, ja, nur ohne schlimme Folgen — Sie senden mir Herrn Fontenay hieher, ich übertrage ihm einen wichtigen Auszug aus meinem Geheimbuche, und daß ich ihn für die Dauer dieser Arbeit hier einschließe, wird er nicht unbegreiflich finden — — — — während wir Beide einen Besuch bei Madame Reveillot machen."

Der Buchhalter bewegte sich, als wolle er sich umwenden, worauf Anna von Martini rasch zurücktrat und die Thüre geräuschlos hinter sich zurückzog. Sie eilte in ihr Zimmer, warf sich auf ihren Divan und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. — Was hatte sie vernommen? — was sollte mit Anatole geschehen? — warum sollte er in das Kabinet ihres Vaters eingeschlossen werden? — warum wollte derselbe einen Besuch bei Madame Reveillot machen? — was bedeutete das Wort: gewaltsam? — war ihm verrathen worden, was sich zwischen ihr und Anatole begeben? — hatte ihr Kammermädchen gelauscht und geplaudert? — hatte Frau Fichtner etwas erfahren und es für ihre Pflicht gehalten, Herrn von Martini Alles zu sagen? — — und Anatole sollte darunter leiden, mit ihm sollte vielleicht etwas Fürchterliches geschehen? — während sie ferne von ihm war, sollte er für sie dulden? — allein dulden? — Nie! nie!" rief sie entschlossen aus. „Ich bin überzeugt, Anatole liebt mich innig und wahr, wie Paul seine Virginie liebte, und würde wie jener den Tod in den Wellen suchen, um wenigstens vereint mit der Geliebten vereinigt zu sein — ja, das würde er

thun, und ich ſollte weniger Muth und Kraft haben, ihm meine Liebe und Treue zu beweiſen? — — — —"

Ihr Entſchluß war gefaßt: ſie ſtrich ſich das Haar aus der Stirne, ſie eilte in das Vorzimmer, wo ſie lauſchend ſtehen blieb, bis ſie ihres Vaters Schritte vernommen hatte, als ſich dieſer aus ſeinem Kabinete nach ſeinem Ankleidezimmer begab, um dort Hut und Paletot zu holen; ſie bebte bei dem Gedanken, er möchte die Thüre des Kabinets hinter ſich abgeſchloſſen haben, und athmete entzückt auf, als ſie fand, daß dieſe nur angelehnt war. Raſch trat ſie hinein und ſchlüpfte hinter den ſchweren Vorhang, welcher vor dem Bücherſtänder herabhing, und dann eine Ecke benützend, welche derſelbe mit der Wand bildete, zwängte ſie ihren feinen Körper ſo feſt dort hinein, daß ſogar ein aufmerkſamer Beſchauer keine Ahnung davon haben konnte, daß ſich dort Jemand verborgen halte.

Sie wagte kaum zu athmen, als ſie nun auf's Neue wieder Schritte vernahm und die Stimme ihres Vaters erkannte, welcher zu Herrn Fontenay ſagte: „Ich habe da eine kleine Arbeit, durch welche ich Ihnen mein volles Vertrauen beweiſe: ich brauche augenblicklich einen Auszug aus dieſem alten Konzeptbuche, die Bedingungen der Staatsanleihe vor zehn Jahren betreffend, bei welcher unſer Haus betheiligt war. Sie werden begreifen, daß ich dieſelben nicht in's Geſchäftslokal hinübergeben mag, und erſuche Sie deßhalb, hier an meinem Tiſche Platz zu nehmen und die Auszüge in der Art zu machen, wie ich ſie hier auf dem Papiere vorgeſchrieben habe — bitte, nachzuſehen, ob ich deutlich genug geweſen bin."

„Gewiß, Herr von Martini, und ich glaube nicht, daß ich fehlen werde," hörte das junge Mädchen jetzt Anatole ſagen.

„So fangen Sie ſogleich an, und bitte ich, dabei nicht über eine Maßregel zu erſtaunen, die ich hier für nothwendig halte," hörte man den Bankier mit freundlicher Stimme ſagen, „die nämlich, Sie hier einzuſchließen, bis ich vielleicht nach Verlauf einer Stunde zurückkehre, um Sie aus Ihrem Gefängniſſe zu erlöſen und Ihre Arbeit alsdann in Empfang zu nehmen — alſo bis nachher!"

Hierauf vernahm Anna von Martini, wie die Thüre hinter ihrem Vater in's Schloß fiel, wie der Schlüssel zweimal herumgedreht wurde, wobei jeder Ton der einspringenden Feder ihr leichtbegreiflicher Weise ein eigenthümliches Gefühl verursachte.

— — — —

Der Bankier fuhr mit seinem Buchhalter zu Madame Reveillot und war so glücklich, die alte Frau zu Hause zu finden. Sie saß an ihrem Fenster mit dem Ausbessern von feinen Spitzen beschäftigt und war nicht wenig überrascht, als sie auf ihr lautes Herein die Eintretenden erkannte.

„Ah, Herr von Martini, eine unverhoffte Ehre," sagte sie, rasch aufstehend und den Beiden entgegengehend, „welch' wichtiger Vorfall verschafft mir das Glück, Sie bei mir zu sehen?"

Sie rückte zwei Stühle herbei, und nachdem der Bankier sich nach dem Befinden der alten Frau erkundigt, auch versichert, daß er mit Anatole im Allgemeinen wohl zufrieden sei, wobei sich Herr Ringel nicht enthalten konnte, zustimmend mit dem Kopfe zu nicken, fuhr er fort: „Ich bin allerdings so außerordentlich beschäftigt, meine werthe Madame Reveillot, daß nur eine wichtige Veranlassung mich zu einem freundschaftlichen Besuche bringen kann, den ich Ihnen im anderen Falle sonst häufiger abstatten würde, denn ich plaudere gerne mit Ihnen — Sie scheinen mich zu verstehen, wie ich aus Ihrem beistimmenden Lächeln ersehe."

„Gewiß, Herr von Martini, und wenn ich mir erlaube, Ihnen meinen tiefgefühlten und herzlichen Dank zu sagen, so glaube ich damit anzuzeigen, daß ich vielleicht eine Idee habe von der wichtigen Veranlassung, welche Sie zu mir führt."

Der Bankier nickte mit dem Kopfe. — „Darum handelt es sich allerdings und hauptsächlich — Sie haben also erfahren, wahrscheinlich von Frau Fichtner, daß ich meine Tochter zu verheiraten gedenke und daß ich gesonnen bin, die Anfertigung der Aussteuer in Ihre kundige Hand zu legen."

„Ich betrachte dieses als ein Vertrauen, dem ich mich bestreben werde, alle mögliche Ehre zu machen."

„Die Details werden Sie mir wahrscheinlich erlassen," meinte Herr von Martini lächelnd, „Frau Fichtner hat darüber meine Andeutungen und können Sie mit ihr in Berathung treten — für das Ganze habe ich eine Summe von zwanzigtausend Thalern bestimmt."

„Eine ganz enorme Summe," konnte Madame Reveillot sich nicht enthalten zu sagen.

„Wogegen Sie bedenken müssen, daß es sich neben der speziellen Einrichtung für die Person meiner Tochter um Bett- und Tischzeug für ein vornehmes, großes gräfliches Haus handelt."

Madame Reveillot verbeugte sich schweigend.

„Das Zeichen für das Letztere der Aussteuer und, wenn meine Tochter will, für das Ganze soll ein einfaches A sein — Anna, mit der Grafenkrone darüber — es ist das zu gleicher Zeit eine Artigkeit gegen den künftigen Gemahl meiner Tochter, den Grafen August von Riedberg."

Die alte Frau lächelte still vor sich hin, denn es kam ihr ein eigenthümlicher Gedanke: Anna und August oder Anna und Anatole — nur was im letzteren Falle die Grafenkrone anbelangte — —

„Dabei wünsche ich", fuhr Herr von Martini fort, „und habe es auch Frau Fichtner zu erkennen gegeben, daß alle Anschaffungen von Ihnen gemacht werden sollen — Sie haben einfach die betreffenden Rechnungen mit Ihrer Namensunterschrift zu versehen und auf die Kasse zu schicken — die größeren Posten nämlich: was kleinere Geschichten anbelangt für Nähtereien, Stickereien und dergleichen, so erlaube ich mir, Ihnen hier zweitausend Thaler zu behändigen, über deren Verwendung Sie vielleicht so freundlich sein werden, mir beim Abschluß des Ganzen eine kleine Uebersicht zu geben."

„So viel Geld, Herr von Martini? — Ich möchte nicht so viel Geld bei mir im Hause haben — wenn ich Sie ersuchen dürfte, könnte man es bei den kleinen Posten ebenso machen, wie bei den großen."

Der Bankier hatte eine Brieftasche herausgezogen, vier Billets zu fünfhundert Thaler herausgenommen und antwortete nun, diese zwischen den Fingern haltend: „Das wäre für Sie und für uns zu umständlich, meine liebe Madame Reveillot. — Lassen Sie diese kleine Summe," setzte er freundlich lächelnd hinzu, „durch Ihren Enkel, Herrn Fontenay, verwalten — was Sie im Augenblicke nicht gebrauchen oder nicht im Hause behalten wollen, kann er ja für seine eigene Rechnung bei der Handkasse deponiren. Und damit," schloß er aufstehend und die vier Bankbillets der alten Frau mit einer Verbeugung übergebend, „wären unsere Geschäfte abgemacht und ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich die größtmöglichste Beschleunigung des Ihnen ertheilten Auftrages wünsche."

Er reichte der alten Frau zwei Finger seiner Hand und wandte sich zum Fortgehen, blieb aber dann plötzlich wieder stehen und sagte in heiterem Tone: „Ei, da hätte ich beinahe etwas vergessen, um was ich Sie bitten wollte — eigentlich ist Herr Ringel der Bittsteller und befinden wir uns nur zufällig auf diesem gemeinschaftlichen Wege."

„Sie sind zu gütig," wandte sich der alte Buchhalter an seinen Prinzipal, „diese kleine, unbedeutende Sache bei Madame Reveillot zu befürworten — ich bin überzeugt, daß sie meine direkte Bitte nicht abgeschlagen hätte. — Herr Anatole nämlich," sagte Herr Ringel so unbefangen als möglich, „sprach mit mir von einer kleinen grünen Brieftasche, welche ihm aus dem Nachlaß seines Vaters von Ihnen übergeben worden sei — so ist es doch, nicht wahr?"

„Allerdings ist es so," entgegnete die Frau, wobei sie kaum im Stande war, ihre Ueberraschung, ja ihre Bestürzung zu verbergen, „doch sagte mir mein Enkel vor einigen Tagen, er habe diese Brieftasche auf eine unbegreifliche Art verloren."

„Verzeihen Sie, meine liebe Madame Reveillot, die Brieftasche selbst nicht, wohl aber die sechs Zettel, welche sich in derselben befanden — das erzählte Herr Fontenay vor ein paar Tagen; heute

Morgen aber, ſoeben verſicherte er mich, die Zettel glücklich wiedergefunden zu haben — er ſagte das im Beiſein des Herrn von Martini."

„Ja, ja, gewiß, und fügte, wenn ich mich nicht irre, hinzu, er habe die Zettel wieder in die Brieftaſche hineingelegt, oder befänden ſie ſich bei ſeinen Papieren — das weiß ich nicht mehr ganz genau."

„Er wollte ſie uns heute Nachmittag zur Anſicht mitbringen."

„Da ich ihm aber ſagte," warf der Bankier in gleichgültigem Tone ein, „daß ich mit Ihnen, Madame Reveillot, etwas Wichtiges heute Morgen zu verhandeln habe, ſo hielt er es für das Beſte, daß ich mir die Brieftaſche von Ihnen zeigen ließe — wenn Sie alſo ſo freundlich ſein wollen —"

Die Großmutter Anatole's blickte zweifelnd bald auf den Bankier, bald auf den Buchhalter. — „Könnte es wohl möglich ſein," dachte ſie, „daß zwei ſolche Herren ſich herbeiließen, ein falſches Spiel mit mir zu treiben, mir von der Bereitwilligkeit meines Enkels zu ſprechen, hier förmlich in ſeinem Auftrage zu erſcheinen — — wenn er in der That von nichts wüßte? — Wer weiß, was ihn umgeſtimmt? — —"

Herr Ringel mochte etwas von dieſen Gedanken errathen, denn er ſagte, halb gegen ſeinen Prinzipal gewandt: „Es wäre doch beſſer geweſen, wenn wir Herrn Fontenay mit uns genommen hätten; es ſcheint mir, unſere verehrte Madame Reveillot zaudert, uns dieſes Vertrauen zu ſchenken."

„Das wohl nicht — aber —"

„Ich bin überzeugt," ſagte der Bankier mit großer Entſchiedenheit, „daß Madame Reveillot ſich nicht beſinnen wird, unſeren Wunſch zu erfüllen, das heißt, ich hoffe das, um Sie nicht zu einem vergeblichen Gange bemüht zu haben — ſollte aber Madame Reveillot dennoch das mündliche Zeugniß Ihres Herrn Enkels gegen uns wünſchen," — er ſagte das mit einem ſehr ausdrucksvollen Tone — „ſo wäre es das Beſte, mein lieber Ringel, ich bliebe als

eine Art Pfand hier zurück, und Sie gingen, um den jungen Mann zu holen, damit er uns bei Madame gehörig legitimire" — er machte Miene, ſich wieder niederzuſetzen.

Ehe noch die alte Frau hierauf etwas zu erwiedern im Stande war, ſagte der Buchhalter mit einem ſehr bezeichnenden Schütteln des Kopfes: „Madame Reveillot wird einen ſolchen Gedanken nicht haben, und um ſo weniger, als es ſich ja nicht darum handelt, die bewußte kleine Brieftaſche mit uns zu nehmen, ſondern da dieſelbe ja nur eingeſehen werden ſoll und deren Inhalt verglichen mit dem Inhalte dieſer anderen, ganz ähnlichen Brieftaſche."

Bei dieſen Worten zog er die andere aus ſeiner Rocktaſche hervor und hielt ſie mit einer ſo entſchiedenen Bewegung der alten Frau entgegen, als wolle er ſie in deren Hände legen, doch wich ſie unwillkürlich einen Schritt zurück und ihre Züge überflog ein tiefer, ſchmerzlicher Schatten — ſie erinnerte ſich ſo lebhaft jener für ſie ſo traurigen Zeit — es war ihr gerade, als ſchlöſſe ſich am heutigen Tage der geheimnißvolle Kreis, welcher an jenem Sylveſterabend begann, und es war ihr, als müſſe etwas Unheimliches geſchehen, wenn die beiden kleinen, grünen Brieftaſchen jetzt plötzlich in einer Hand vereinigt würden. Doch nur ein paar Sekunden dachte ſie ſo, dann fühlte ſie lebhaft ihre Neugierde erregt, um zu erfahren, was der Inhalt dieſer Brieftaſche ſei, und da ſie auch beruhigt war durch die Verſicherung des alten Buchhalters, man wolle ja nur den Inhalt der anderen Brieftaſche betrachten, ſo ſagte ſie raſch entſchloſſen: „Gut denn, Herr von Martini, ich will überzeugt ſein, daß mein Enkel wünſcht, ich ſolle Sie den Inhalt der kleinen, grünen Brieftaſche, ein theures Erbtheil ſeines armen Vaters, durchſehen laſſen, ich will deßhalb weiter keine Schwierigkeit machen, doch verlange ich als Gegenleiſtung den Inhalt dieſer Brieftaſche betrachten zu dürfen, ja noch mehr, ich fordere die Erlaubniß, mir aus dem Inhalte derſelben ſchriftlich notiren zu dürfen, was mir gut dünkt."

Hätte Madame Reveillot in dieſem Augenblicke nicht den für

ſie ſo intereſſanten Gegenſtand in der Hand des alten Buchhalters in's Auge gefaßt, ſo würde ſie bemerkt haben, daß ein triumphirendes Lächeln über die Züge des Herrn Ringel glitt, während Herr von Martini ſagte: „Dieſe Forderung iſt vollkommen gerechtfertigt, und ſehe ich durchaus nichts Verfängliches darin. — Betrachten Sie doch die Sache wie ſie iſt," ſetzte er mit einem gutmüthigen, harmloſen Tone hinzu, „ich bin feſt überzeugt, daß eben ſo wenig wie der Inhalt dieſer Brieftaſche der Inhalt jener Brieftaſche in Ihrem Beſitze von irgend welcher Wichtigkeit iſt, wogegen ich Ihnen nicht verſchweigen will, daß es Herrn Ringel und auch mich auf's Höchſte intereſſirte, als wir vor einiger Zeit erfuhren, es exiſtire noch eine, dieſer ganz ähnliche Brieftaſche — ein Faktum, das ich geahnt, ohne deſſen gewiß zu ſein."

„Und woher kommen Sie auf dieſe Vermuthung, Herr von Martini?" fragte die alte Frau, indem ſie mit ihren großen Augen den Bankier forſchend, aber ohne irgend welchen Ausdruck des Argwohns zu verrathen, anblickte.

„Auf die einfachſte Art von der Welt," erwiederte der Gefragte mit der größten Ruhe, „dieſe Brieftaſche hier gehört zu einem Kaſſadepoſitum und wurde ſeiner Zeit wichtigen Papieren beigelegt, mit dem ausdrücklichen Verlangen, das Haus von Martini und Sohn möge durch ſeine ausgebreiteten Bekanntſchaften Alles thun, um Aufklärung zu erlangen über eine Notiz, die hier auf der erſten Seite des Taſchenbuches ſteht."

„Und darf man den Inhalt dieſer Notiz wiſſen?"

„Warum nicht, es ſoll in dieſer ganzen Angelegenheit vor Ihnen nichts geheimnißvoll betrieben werden — wir wollen ehrlich und offen handeln."

Er nahm die Brieftaſche aus der Hand des Buchhalters und las aus derſelben: „Es könnte der Fall eintreten, daß durch Raub, Diebſtahl oder durch einen plötzlichen Tod dieſes Taſchenbuch in fremde Hände käme, und habe ich im Hinblick auf die beiden erſteren Fälle hier unten meinen ausführlichen Namen hingeſetzt,

bindung angeben könne, und es zitterte ihre Hand, als ſie jene Zeilen ſchrieb. Sie hatte das Mädchen erzogen, ſie hatte ſie gebildet, ſie hatte ſie bei Hof eingeführt und ihr den Weg angebahnt zu dem, was ſie ſelber war. Sie hatte ſie mild und freundlich behandelt in Betracht der dornenvollen Bahn, die das Mädchen gleich ihr zu durchlaufen habe; jetzt aber auf einmal und ohne ihr Zuthun wandte ſich das Schickſal derſelben einem glänzenden Lichte entgegen, einem Lichte, von dem die Hofdame geglaubt, es leuchte ihr ſelbſt in finſterer Nacht und bringe in ihr eigenes Leben einen neuen roſigen Morgen. — —

Das war jetzt Alles vorbei und finſtere Nacht lag um ſie, ſie fühlte ſich einſam und allein, und eben deßhalb ſtreckte ſie die Hand aus und hielt das Mädchen zurück, welche im Begriffe war, mit entzücktem Herzen jener blendenden goldenen Helle, die vor ihren Augen aufſtieg, entgegen zu eilen. „Ich will nicht,“ ſprach ſie mit feſter Stimme, „ich will nun einmal nicht, und wenn die ganze Welt ſich mir bittend für die Beiden nahte, bei Gott, ich will nicht!“

Es war ſpät am Nachmittag geworden, und Frau von C. erhob ſich aus ihrem Fauteuil, trat an die großen Spiegelfenſter und drückte ihre erhitzte Stirn an die kalten Scheiben. Vor ihr lagen die Berge, welche die Stadt umgaben, von der Gluth der Abendſonne beſtrahlt, in violetter und roſiger Färbung. Leichte Wolken ſchifften gegen Weſten der Nacht voraus, die nun bald mit dunklem Schleier Alles überziehen würde.

„O bräche auch der Abend meines Lebens ſchon herein!“ ſeufzte die Dame, „o, könnte auch ich untergehen, nur einmal beſtrahlt von dem Lichte eines ſeligen Glückes! o, wäre meine Zeit um! Es iſt ja gewiß keine Redensart, es hört mich ja Niemand — aber ich verlange wirklich nach dem Ende meiner Tage, nach einer Ruhe, die ich ja doch nie hier finden werde!“

ſowie die Adreſſe, unter der ich aufzufinden bin, hinzufügend, daß ich Demjenigen, der mir dieſes Buch nebſt ſeinem Inhalte unverletzt zurückbringt, die Summe von tauſend Thalern ausbezahlen werde. — Was nun den letzten Fall, den eines plötzlichen Todes anbelangt, ſo drängt mich mein Gewiſſen zu der Erklärung, daß der Inhalt dieſer einen Brieftaſche für Jeden werthlos iſt, aber vom höchſten Werthe für den, der eine zweite Brieftaſche mit dem ganz gleichen Inhalte beſitzt."

Madame Reveillot hatte ſchweigend zugehört, ohne irgend ein Zeichen von Ueberraſchung zu geben, denn im Grunde genommen hatte ſie nichts Neues erfahren; ſie wußte ja bereits eben ſo gut, daß zwei gleiche Brieftaſchen exiſtirten, als daß die Zuſammenfügung der betreffenden Zettel irgend ein wichtiges Geheimniß zu Tage bringen würde, und da nun die fehlenden Zettel ihr jetzt vor Augen gebracht werden ſollten, ſo war ſie keine Sekunde mehr unentſchloſſen, Anatole's kleine Brieftaſche zu holen.

„Vertrauen um Vertrauen," ſagte ſie, als der Bankier geendigt — „es könnte ſich jedoch um Wichtiges handeln — mit welchem Namen iſt die Notiz, die Sie mir eben vorlaſen, unterzeichnet?"

„Mit dem Namen Morel."

Die alte Frau blickte auch dieſes Mal ſo gleichgültig als möglich, da ihr auch dieſer Name bekannt war, „und die Adreſſe?" fragte ſie weiter.

„Das iſt das Seltſame," entgegnete der Bankier, „die Adreſſe ſcheint abſichtlich verwiſcht und unleſerlich gemacht worden zu ſein — wie Sie, ſo hoffe ich, gleich ſelbſt ſehen werden."

Er machte bei dieſen Worten eine leichte Verbeugung, welche von Madame Reveillot mit einem vornehmen Kopfnicken erwiedert wurde, dann ging ſie und holte aus dem Zimmer ihres Enkels die kleine grüne Brieftaſche. Sie legte ſie in die Hand des Buchhalters und empfing dafür die andere, wobei ſie als eine kluge Frau handelte, indem ſie die Herren erſuchte, an ihrem Tiſche Platz zu nehmen. Dabei war ſie ſo erregt, daß ſie es erſt nach

einem tiefen Athemzuge über sich vermochte, das kleine Buch zu öffnen, die Notiz auf der ersten Seite noch einmal durchzulesen und dann mit leicht zitternden Händen sechs Zettel aus der Tasche herauszunehmen.

Der Uebereinkunft gemäß hatte sie das Recht, dieselben abzuschreiben, zu welchem Zwecke sie Bleistift und Papier mitgebracht hatte, doch flimmerte es ihr so vor den Augen, daß sie diese mehrere Sekunden lang mit der Hand bedecken mußte, ehe sie mit dem Schreiben beginnen konnte. Dann aber kämpfte sie mit gewaltiger Anstrengung ihre Aufregung nieder und schrieb mit fester Hand; was aber auf diesen sechs Zetteln stand, war für sie eben so unverständlich als jene Worte, die sie hundertmal von den anderen abgelesen hatte — sie lauteten: ab — rege — wari — mem — bal — ren.

Während die alte Frau dieses notirte, gebrauchte sie die Vorsicht, ihr Gegenüber, den alten Buchhalter, nicht aus den Augen zu lassen, doch verfuhr dieser so offen und ehrlich als möglich — er legte die sechs Zettel breit vor sich hin und notirte die Worte auf denselben in sein Taschenbuch, wobei er zuweilen lächelnd mit dem Kopfe schüttelte und schließlich zu Herrn von Martini sagte: „Ich kann mir nicht helfen, aber mich will der Gedanke nicht verlassen, als haben wir es hier mit einer und noch dazu ziemlich groben Mystifikation zu thun, als sei dieser Herr Morel ein Mann, der das in einer lustigen Stunde niedergeschrieben hat, um sich über den ehrlichen Finder der Brieftasche lustig zu machen."

„So sahen Sie diesen Herrn Morel nie?"

„Nie in meinem Leben," gab der Bankier zur Antwort, „das Depositum, zu dem diese Brieftasche gehört, kam durch die dritte, vierte Hand an uns, und stellten wir nicht einmal Nachforschungen nach jenem Herrn Morel an, erstens weil wir die Adresse desselben nicht wußten und dann — weil die zweite Brieftasche bis jetzt noch nicht zum Vorschein gekommen war."

„Schade," meinte der Buchhalter, „daß dieser Morel auf die

eigenthümliche Idee gerieth, ſeine Adreſſe wieder zu vernichten, denn im anderen Falle würden wir — Madame Reveillot und ich, als ehrliche Finder auf die Belohnung von tauſend Thalern Anſpruch machen können — es iſt das gerade keine Kleinigkeit, und wenn es Madame Reveillot genehm iſt, ſo forſche ich unter der Hand ein wenig nach."

„Ich möchte wohl wiſſen, wie lange die Brieftaſche ſchon in Ihrem Beſitze iſt?" bemerkte die alte Frau, und ſo einfach dieſe Frage auch war, ſo warf doch der Buchhalter einen Blick auf den Prinzipal, indem er ſagte, „wie lange mag das wohl her ſein? — ich denke acht bis zehn Jahre — um es genau zu wiſſen, müſſen wir zu Hauſe nachſehen."

„Es iſt das wahrſcheinlich von keinem Intereſſe," meinte Herr von Martini, „denn ich kann mir nicht denken, daß Ihre Nachforſchungen von irgend einem Erfolge gekrönt ſein werden — wenn dieſes aber doch der Fall wäre", wandte er ſich verbindlich lächelnd an die alte Frau, „ſo würde ſich Herr Ringel gewiß ein Vergnügen daraus machen, Ihnen ſeinen Lohn als Finder abzutreten — wenn Sie nämlich geneigt wären, für die ausgeſetzten tauſend Thaler Ihre Brieftaſche durch uns dem aufgefundenen Herrn Morel zuſtellen zu laſſen."

„Gewiß, ein ſehr gutes Geſchäft, Herr von Martini," erwiederte Madame Reveillot mit einem beiſtimmenden Lächeln, „und ich bin überzeugt, daß Anatole das gewiß nicht von der Hand weiſen wird."

„Darüber läßt ſich noch reden," gab der Bankier zur Antwort, indem er aufſtand.

Auch Herr Ringel erhob ſich, nachdem er durch eine Handbewegung der alten Frau ihre ſechs vergilbten Zettel, die er auf dem Tiſche liegen ließ, wieder überliefert und aus ihrer Hand ſeine Brieftaſche zurückerhalten hatte.

„Und nun meinen beſten Dank," ſagte Herr von Martini,

„und bitte ich Sie wiederholt, die Aussteuer meiner Tochter so viel als möglich zu beschleunigen.“

Wieder reichte er ihr zwei Finger seiner rechten Hand, welche sie mit einer gezierenden Verbeugung empfing, worauf die beiden Herren unter einem kordialen Gruße des Buchhalters das Zimmer verließen.

Zehntes Kapitel.

Wir müſſen den geneigten Leſer im Intereſſe unſerer Geſchichte erſuchen, mit uns die eben vergangene Stunde, aber in ganz anderer Umgebung noch einmal durchzuleben.

Der junge Fontenay hatte ſich, nachdem Herr von Martini ſein Arbeitskabinet verlaſſen, an den Schreibtiſch ſeines Prinzipals geſetzt und legte nun das Konzeptbuch aufgeſchlagen neben ſich hin. Während er Papier und Feder nahm, dachte er bei ſich, „es iſt doch eine eigenthümliche Grille, mich da einzuſchließen, um dieſe gewiß an ſich nicht ſehr wichtigen Auszüge zu machen — nun man muß das behandeln, wie die Laune eines vornehmen Herrn: car tel est son bon plaisir.“

Er fing an zu ſchreiben, raſch und flüchtig, wie er zu thun gewohnt war, nur zuweilen inne haltend, um, ein paar Sätze des vor ihm aufgeſchlagenen Briefes überfliegend, ſie in einige bezeichnende Worte zuſammenzufaſſen.

Jetzt blickte er um ſich her, denn es kam ihm vor, als befänden ſich Mäuſe im Zimmer — es war ihm, als hätte er dort hinter dem Vorhang etwas raſcheln hören — ja, ganz richtig, jetzt wieder, und wenn das Mäuſe waren, ſo mußten ſie von einer ganz außerordentlichen Größe ſein — bewegte ſich doch ſichtbar der Vor-

hang dabei — das ging nicht mit rechten Dingen zu — sollte sich am Ende hier ein Dieb eingeschlichen haben?

Anatole sprang rasch entschlossen in die Höhe — doch wenn jetzt wirklich zwischen den Falten des Vorhanges das wilde Gesicht eines Räubers erschienen wäre, so hätte ihn das nicht mehr überraschen können, als er nun in die lieblichen, aber verlegen erscheinenden Züge Anna's blickte.

„Mein Gott, Fräulein von Martini, Sie hier? — welch' seltsames Zusammentreffen, welcher Zufall."

„Weder ein Zufall noch ein seltsames Zusammentreffen," gab sie zur Antwort und setzte hinzu, während eine leichte Röthe auf ihrem Gesichte erschien, „ich bin mit voller Ueberlegung hier, und daß ich da bin, dafür sollten Sie mir dankbar sein, statt mich so ernst und fast böse anzusehen."

„Sie haben sich doch nicht absichtlich hier einschließen lassen — Sie wußten wohl nicht, daß das geschehen würde?"

„O ja, ich wußte es, und ließ mich absichtlich hier einschließen."

„O, Sie hätten das nicht thun sollen — bedenken Sie, wenn Ihr Herr Vater zurückkehrt, wenn er uns hier zusammenfindet — welche Ausrede hätten Sie?"

„Auf eine Ausrede brauche ich nicht zu denken — ich will Ihnen die Wahrheit sagen und doch nicht ganz die Wahrheit; ich würde ihm sagen, daß wir uns lieben, Anatole, würde mir dadurch eine weitläufige peinliche Erklärung ersparen und ihm auf diese Art praktisch beweisen, daß mein Herz nicht mehr frei ist, — zürnen Sie mir über diesen Entschluß — o wenn Sie das thun, so habe ich mich in Ihnen geirrt und bin dann erst recht unglücklich."

Sie war langsam näher getreten — sie lehnte jetzt an den Schreibtisch und blickte dem jungen Mann lächelnd und mit dem Ausdruck inniger Zärtlichkeit in die Augen, dann fuhr sie fort: „O, es schmerzt mich, daß ich an Ihren Blicken sehen muß, wie sehr Sie überrascht sind, wie wenig Freude Ihnen meine unerwartete

Erſcheinung macht, und doch bin ich ja nur ganz allein Ihretwegen hier — ja," fuhr ſie fort, indem ſie den Kopf ſtolz empor warf, „vergeſſen Sie, was ich vorhin geſprochen und glauben Sie vielmehr die Wahrheit, die ich Ihnen jetzt ſagen will, ich ließ mich hier einſchließen, um Sie zu warnen."

„Mich warnen? — was könnte mir denn Unangenehmes geſchehen?"

„Das weiß ich nicht — — ich befand mich vorhin dort an der Zimmerthüre — weiß Gott, ich hatte nicht die Abſicht, zu lauſchen, aber mein Vater befand ſich mit Herrn Ringel in einem ſo tiefen und wie mir ſchien wichtigen Geſpräch, daß Keiner von Beiden den hellen Ton vernahm, den die Vorrichtung an der Thüre verurſacht, wenn man ſie öffnet — mein Vater ſprach von Ihnen."

„Von mir?"

„Ja von Ihnen, Anatole, und was er ſagte, war ſo geheimnißvoll, und obgleich im Zuſammenhange für mich unverſtändlich, vernahm ich doch einzelne Worte, die mich ſchaudern ließen — mein Vater ſagte, Herr Ringel ſolle Sie hieherſenden, um einen Auszug aus dieſem Buche zu machen."

„Womit ich beſchäftigt bin."

„Dabei wolle er Sie einſchließen und dann in einer ernſten Angelegenheit mit dem Buchhalter Madame Reveillot einen Beſuch abſtatten."

„Meiner Großmutter? — Das iſt allerdings ſeltſam — doch was kann man von der alten Frau wollen?"

„Das, glaube ich, fragte auch der Buchhalter und ſetzte hinzu, er wolle wiſſen, ob man mit Ihnen etwas Gewaltſames vorhabe — wie mich das erſchreckte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen, und um Sie zu warnen, ja um Ihnen im Nothfalle helfend zur Seite zu ſtehen, deßhalb ſchlich ich mich hier in's Kabinet und ließ mich mit Ihnen einſchließen."

Er blickte ſie nach dieſen Worten mit einem raſchen Aufleuch-

ten seiner schönen Augen an; er hätte so gern ihre kleinen Hände genommen, um ihr einen herzlichen Dank zu sagen, doch fühlte er sich eigenthümlich bewegt durch ihre Worte, ja peinlich berührt durch das, was sie für ihn gethan. — Was sein Chef mit ihm vorhatte, kümmerte ihn im Grunde nicht viel — was konnte auch Gefährliches dahinter verborgen sein? man schließt Niemanden am hellen Tage in sein Arbeitszimmer ein, wenn man mit ihm Böses vorhat — aber was konnte er bei Madame Reveillot wollen?

Die Blicke des jungen Mädchens waren starr auf ihn geheftet, als wollten sie in den seinigen lesen, und als er nun nachdenkend seine Augen tief in die ihrigen versenkte und sie ihn darauf mit leiser Stimme fragte, „glauben Sie, Anatole, daß man uns vor ein paar Tagen belauscht hat?“ da schüttelte er leicht mit dem Kopfe und sagte mit voller Ueberzeugung, „fürchten Sie das nicht, Fräulein Anna, in diesem Falle, glaube ich, würde Herr von Martini vielleicht streng, aber offen mit mir gesprochen haben.“

„Ich bin anderer Ansicht, vielleicht ist er zu Madame Reveillot gegangen, um — um — o wenn das wäre, würde es mich glücklich machen.“

„Zu Madame Reveillot gegangen — — allerdings —“ rief der junge Mann mit lauterer Stimme, indem ihm plötzlich ein beunruhigender Gedanke durch den Kopf fuhr — — „um sich nach meiner kleinen, grünen Brieftasche zu erkundigen, deren Inhalt ich verloren, wie ich dem Buchhalter gesagt.“

„Ich verstehe Sie nicht, Anatole,“ erwiderte sie ihm in besorgtem Tone, da sie seine gewaltsame Aufregung bemerkte.

„Ja, ja, das könnte sein — man will sich in Besitz der gewissen Zettel setzen, was ich nicht verhindern kann, da ich hier eingeschlossen bin — — a—a—a—ah, dieses Verfahren ist etwas gewaltsam und beweist mir, welch' großen Werth man auf den Inhalt der Brieftasche legt.“

Das junge Mädchen sah ihn zweifelhaft an und schüttelte leicht mit dem Kopfe, worauf sie ihre Hand weich auf seinen Arm legte

und in sanftem Tone fragte, „was beschäftigt Sie dergestalt, Anatole? — darf ich es nicht wissen? — haben Sie denn gar kein Vertrauen zu mir?“

„O Anna, zu wem hätte ich mehr Vertrauen als zu Ihnen, die mir so vertrauensvoll entgegengekommen ist — zu Ihnen, Anna, die ich verehre, wie eine Schwester liebe — doch was soll ich Ihnen sagen? eine Anklage aussprechen gegen Jemanden, der Ihnen theuer ist, ehe sich diese Anklage als gerechtfertigt zeigt? — nein, nein, ich kann mich täuschen — es kann ja eine ganz unverfängliche Ursache sein, weßhalb mich Ihr Herr Vater hier eingeschlossen hat oder weßhalb er zu meiner Großmutter gegangen ist.“

„Aber Sie sprachen vorhin von einer kleinen Brieflasche, die oder deren Inhalt Sie verloren — waren es Briefe, Anatole? warum sind Sie Ihnen so theuer?“

„O sie sind mir nicht so theuer als das, was ich aus Ihrer Frage herausfühle — lassen Sie mich heute darüber schweigen — es kommt gewiß eine Zeit, wo ich Ihnen Alles sagen werde, wo ich Ihnen Alles anvertrauen will — Alles — Alles.“

„Und ich vertraue Ihnen jetzt schon so vollkommen,“ sagte sie mit innigem Blick, indem sie ihre kleine Hand in die des jungen Mannes legte.

Er athmete schwer auf, und so leicht und ehrfurchtsvoll auch die Bewegung seiner Lippen war, als er sein Gesicht auf ihre Hand niederbeugte, so war es doch immerhin ein Kuß, welcher das junge Mädchen elektrisch durchzuckte und er fühlte, wie ihre feinen Finger leicht die seinigen drückten.

„Ah, meine Arbeit, Fräulein Anna,“ rief er, indem er sich rasch aufrichtete und zu einem gleichgültigen Lächeln zwang — „Ihr Vater ist strenge und ich möchte um nichts in der Welt heute meine Pflicht gegen ihn versäumen.“

„Und ich werde mit ihm reden,“ sagte sie in entschlossenem Tone, „heute noch, nachher, wenn er zurückkehrt, hier auf dieser Stelle.“

Er blickte sie fast erschrocken an, und als sie ihre Augen mit einem fragenden Ausdrucke gegen ihn wandte, schüttelte er mit dem Kopfe und sagte fest und entschieden: „Nein, Fräulein Anna, das dürfen Sie nicht — Sie dürfen Ihrem Vater nicht so entgegentreten, heute nicht, ohne Aussicht auf jeden Erfolg — Ihr Vater ist mit Anderem, Ernsterem beschäftigt, er würde Ihre Erklärung wie den Scherz eines thörichten Kindes behandeln — er würde und müßte für mich beleidigende Worte haben, die ich in meiner jetzigen Gemüthsstimmung, bei den Gedanken, die mich bestürmen, noch weniger als sonst ertragen könnte. — Ich danke Ihnen, Fräulein Anna, für den Antheil, den Sie an mir genommen, und was Sie dadurch für mich gewagt, werde ich Ihnen niemals vergessen — aber jetzt folgen Sie mir, wie eine jüngere Schwester dem älteren Bruder — lassen Sie uns bei einander sitzen wie ein paar harmlose Kinder."

„Wie Paul und Virginie im dichten Walde — Hand in Hand."

„Beinahe so, Fräulein Anna, und lassen Sie uns das Ende geduldig erwarten, ich will aber unterdessen meine Arbeit wieder aufnehmen."

„Und ich will Ihnen zuschauen und Liebes und Gutes denken."

Sie thaten so: Anatole vertiefte sich mit gewaltiger Anstrengung in seine Arbeit, und das junge Mädchen hatte ein Blatt Papier und Bleistift genommen, vermittelst welches sie einen Palmenwald zeichnete, in dessen Schatten ein liebendes Paar saß, und das Ganze vollendete sie durch ein zierlich verschlungenes doppeltes A. Zuweilen blickte sie von dieser Arbeit auf und fragte mit dem sanftesten Tone ihrer Stimme: „Wie geht es Ihnen, Anatole?" worauf er ihr zur Antwort gab, „ich danke Ihnen, Fräulein Anna, wie sollte es mir nicht gut gehen, doch ist hier mehr zu thun, als ich gedacht," dann blickte sie von ihrer fertigen Zeichnung an die Zimmerdecke empor und hatte einen gar hübschen Traum, indem sie dachte, wie angenehm es sein würde, wenn sie häufig so bei

Die Sonne verſchwand allmälig, der Fuß der Berge hüllte ſich in ein dunkles Grau, und nur auf den Spitzen derſelben lag noch ein letzter goldener Sonnenſchein. Auf dieſen letzten Schein blickte die Hofdame anhaltend und ſtarr und wollte ihn mit dem Blicke ihrer Augen feſthalten — umkehren, meinte ſie, ſolle die Sonne für dieſes Mal, wieder größer und heller werden, dieſer letzte kleine Punkt, den ſie vergoldete, ſich ausbreiten und ein neuer Tag anbrechen, aber das war ja unmöglich, die Sonne war untergegangen, der Abend heraufgeſtiegen, und in wenig Stunden brach die finſtere Nacht herein.

Seufzend wandte ſich die Hofdame vom Fenſter ab und warf ſich auf's Neue in ihren Fauteuil. Jean trat ſo eben mit leiſen, kaum hörbaren Schritten in das Gemach und trug zwei ſchöne Armleuchter in den Händen, welche er auf den Kamin niederſetzte, um ſich dann, rückwärts ſchreitend, ehrerbietig zu entfernen.

„Iſt mein Wagen beſtellt?“ fragte die Dame den Lakaien, worauf Jean erwiderte:

„Nach dem Befehl der gnädigen Frau auf acht Uhr.“

Alsdann befahl ihm ein leichtes Kopfnicken, ſich zu entfernen, und er verließ das Boudoir, auf den Zehen ſchreitend, und zog die Flügelthüren leiſe hinter ſich zu. — — —

In der Nähe des Marſtalles giengen in dieſem Augenblick zwei Perſonen und näherten ſich demſelben in angelegentlichem Geſpräch. Es war der Herr Winkler mit ſeiner Frau Mutter, und als ſie das Thor erreicht, öffnete er daſſelbe als galanter Mann und guter Sohn und ließ die Mutter zuerſt in den Stall treten. Beide näherten ſich nun den Ständern von Tibull und Pluto, und während der Kutſcher ſeinen blauen Rock auszog und ihn nebſt dem Hut an den Nagel hängte, ſagte er:

„Habt lieber keine Hoffnungen, alte Frau, ich verſichere Euch, 's iſt beſſer ſo, und dann kann ich vor allen Dingen das

Anatole, selbst schweigend sitzen könnte. — Da hörte man draußen vor dem Hause den zurückkehrenden Wagen des Herrn von Martini anfahren, und das dumpfe Rollen der Räder zerriß mit einem Male die Träume dieses für sie so behaglichen Stillebens.

Anatole sprang hastig in die Höhe und seine Blicke fragten, was nun zu thun sei.

„Soll ich bei Ihnen bleiben, hier auf meinem Stuhle?“ flüsterte sie rasch und ängstlich, doch war es ihr selbst nicht recht ernst mit dieser Frage, und ehe der junge Mann ihr nur eine Antwort geben konnte, fühlte er den leichten Druck ihrer Hand auf seiner Schulter und dann war sie verschwunden hinter dem Vorhange, welcher in gänzlich unverdächtigen Falten vor ihrer schlanken Gestalt herabfiel.

Eine Minute später wurde der Schlüssel im Schlosse herumgedreht und Herr von Martini trat freundlich grüßend ein: „Ah, mein Gefangener,“ fragte er in heiterem Tone, „ist Ihnen die Zeit nicht lang geworden?“

„Durchaus nicht, Herr von Martini,“ erwiederte Anatole, sich gewaltsam zusammennehmend, „doch muß ich Ihnen gestehen, daß ich die mir aufgetragene Arbeit noch nicht vollständig beendigt habe.“

„Thut nichts — Sie können heute Nachmittag wieder daran gehen — es ist zwölf Uhr vorüber und Sie werden wahrscheinlich zu Hause von Ihrer Suppe erwartet — ach, Sie sind fleißig gewesen — ich danke Ihnen.“

Der junge Fontenay war nur im Stande, diesen Dank mit einer stummen Verbeugung zu erwiedern, doch so sehr es ihn auch drängte, nach Hause zu kommen, so näherte er sich doch nur zögernd der Thüre in einer kaum zu unterdrückenden Aufregung, wobei er es aber nicht einmal wagte, seine Blicke gegen den Vorhang zu richten. — War es nicht feige von ihm, so das Zimmer zu verlassen, und doch, wenn er blieb, wenn er durch ein Wort, durch eine Bewegung verrieth, was in ihm vorging, mußte er Anna auf's Furcht-

durfte kompromittiren! Durfte er sich wohl unterstehen, auf diese Art ein Einverständniß mit dem jungen Mädchen zu verrathen? Denn was der Vater im schlimmen Falle der Entdeckung vielleicht als kindische Neugierde ansehen konnte, würde sich ihm so als ein weit sträflicheres Verhältniß mit ihm, dem jüngsten Diener des Hauses, darstellen.

In der Nähe aber wollte er bleiben, so sehr es ihn auch drängte, nach dem, was er erfahren, Aufklärungen von Madame Reveillot zu erhalten.

Er verließ das Kabinet nach einer stummen Verbeugung, und begab sich in den Wintergarten, wo er sich unter den widerstrebendsten Gefühlen auf eine Bank niederwarf.

Herr Ringel war hinter dem Bankier eingetreten und sagte, dem jungen Manne nachblickend: „Fontenay erschien mir nicht so heiter wie gewöhnlich, hat es ihn vielleicht verdrossen, daß er hier eingesperrt war? — oder?“ —

„Lassen wir diese Oder und alle Grübeleien, auch habe ich durchaus nichts Auffallendes an ihm bemerkt — vielleicht wenn er heute Nachmittag zu uns zurückkehrt, wird er ein anderes Gesicht machen und in diesem Falle werden Sie ihn, wie verabredet, in Ihr Zimmer nehmen, Alles wie eine Eingebung behandeln, die mir zufällig gekommen, und ihm sagen, wenn er eine zufriedenstellende Erklärung von mir wünsche, so sei ich bereit, ihm dieselbe zu geben — und jetzt noch einen Augenblick zu unserem Geschäfte, das für heute rasch erledigt sein wird.“

Nach diesen Worten zog er seine kleine grüne Brieftasche aus dem Ueberrocke hervor, ließ sie aber mit der Hand niedersinken und sagte, nach der Thüre blickend: „Es ist mir doch unangenehm, daß dieser junge Mann in seinem Rechte ist, wenn er mir vielleicht eine pikante Bemerkung macht, und ich traue ihm das schon zu bei seinem aufsprudelnden französischen Temperamente — es wäre mir schon recht, wenn er zur Revanche irgend ein Unrecht gegen mich begangen oder wenn er seine Arbeit hier nachlässig behandelt hätte

— — pah, auch darüber kommen wir hinweg, und dann Ende gut, Alles gut — — — — hier iſt alſo die koſtbare Abſchrift der ſechs Zettel, nach der wir uns jahrelang geſehnt — Sie haben ſie doch extra für ſich notirt, damit Jeder von uns den Verſuch machen kann, die richtige Zuſammenſtellung zu finden?"

„Gewiß habe ich das gethan," entgegnete Herr Ringel und ſetzte mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „ich möchte es nur mit anſehen, wie ſich Madame Reveillot und auch Herr Fontenay jetzt die unglaublichſte Mühe geben, auch aus ihren Zetteln einen Sinn herauszufinden — es war das kein ſchlechter Gedanke, der alten Frau falſche Notizen vorzulegen — während wir die echten von ihr bekamen."

Wären die Beiden nicht ſo ſehr mit dem Gegenſtande ihrer Beſprechung beſchäftigt geweſen, ſo hätten ſie eine allerdings unbedeutende Bewegung des ſchweren Vorhanges in der Ecke bemerken müſſen.

„Ich mache mir kein Gewiſſen daraus," ſagte der Bankier, „da die anderen ſechs Zettel in meinem Beſitze ſind und ich ſie eher verbrannt, als in fremde Hände gegeben hätte — ſo wäre der Madame Reveillot eine Ergänzung der ihrigen doch niemals möglich geweſen, freilich wäre es auch für uns beſſer, wenn wir die anderen echten Zettel hätten erlangen können."

„Beſſer allerdings — aber nicht unbedingt nothwendig — ich getraue mir, da ich die echten als Vorbild habe, die anderen genau mit der Handſchrift zu ergänzen — vergilbtes Papier findet ſich leicht und einige Tintenproben genügen."

„Gut, vorerſt aber wollen wir uns mit der Zuſammenſtellung beſchäftigen, und ich bin ſehr begierig zu ſehen, mein lieber Ringel, wer von uns mehr Scharfſinn oder Glück hat?"

„Wobei es ein außerordentlicher Spaß wäre," meinte der alte Buchhalter, indem er ſich zum Abſchied lächelnd verbeugte, „wenn bei der Zuſammenſtellung doch kein richtiger Sinn herauszubringen wäre."

„Glauben Sie in der That?“

„Das will ich gerade nicht behaupten, aber wenn ich mir Herrn Morel vergegenwärtige, so halte ich ihn immer noch für schlau genug, durch ein listiges Manöver, durch ein Herumführen auf falscher Fährte die Spuren der echten gänzlich verwischt zu haben.“

„Nun wir wollen sehen.“

Der Buchhalter hatte das Gemach verlassen, und Herr von Martini stand vor seinem Arbeitstische, den Hut auf dem Kopfe, im Ueberrocke, gerade so wie er aus dem Wagen gestiegen war — er hatte die kleine, grüne Brieftasche in der Hand und betrachtete mit dem Ausdrucke der Befriedigung die sechs Zettel einen nach dem anderen, dann die Kopieen der anderen Brieftasche, und es war ihm gerade, als müßte sich beim ersten Anschauen die richtige Zusammenstellung von selbst ergeben, doch war dieses nicht so leicht, was er dann auch einsah und das kleine Buch langsam schloß.

Hätte er in diesem Augenblicke aufgesehen, so würden seine Blicke den glänzenden Augen seiner Tochter begegnet sein, die durch einen Spalt neben dem Vorhang nach ihm schaute.

Er war schon im Begriffe, das kleine Buch in die weiten Taschen seines Ueberrockes gleiten zu lassen, als er sich zu besinnen schien, daß er dieses Kleidungsstück noch nicht abgelegt habe, weßhalb er die Hand wieder erhob, die kleine Brieftasche auf den Tisch legte und rasch das Kabinet verließ, um im Nebenzimmer sich seines Ueberrockes und Hutes zu entledigen.

Kaum war er verschwunden, als Anna ihr Versteck verließ, bleich, erregt, mit fest zusammengedrückten Lippen, kaum zu athmen wagend. Ihre Blicke flogen über den Tisch, und als sie dort sah, was sie gesucht, nahm sie das kleine, grüne Buch rasch in die Hand, hob es in die Höhe, wobei sie in hastig ausgesprochenen Worten zu sich selber sprach: „Das ist es, was sie ihm genommen, deßhalb gingen sie zu Madame Reveillot — o mein Vater, mein Vater — es ist meine Schuldigkeit, wieder gut zu machen, was Du verbrochen.“

Sie flog nach der Thüre, ſie öffnete dieſelbe und ſtand wie feſtgebannt — Herrn von Martini gegenüber, der ſie mit einem verwunderungsvollen Blicke betrachtete; doch verwandelte ſich dieſer Blick auf eine ſchreckensvolle Art, als er jetzt in ihrer Hand die kleine, grüne Brieftaſche bemerkte — er faßte ſeine Tochter am Arme, er zog ſie in's Zimmer zurück und, nachdem er die Thüre ſorgfältig hinter ſich zugemacht, ſtellte er ſich vor ſie hin und betrachtete ſie einen Augenblick ſchweigend mit übereinander geſchlagenen Armen.

„Was ſoll das bedeuten?“ frug er alsdann mit rauhem Tone — „he? mein Fräulein? hat Dir dieſe kleine Brieftaſche als ſolche gefallen oder erhielt ſie durch irgend etwas Anderes in Deinen Augen einen eingebildeten Werth?“

Anna's Züge waren mit einer furchtbaren Bläſſe überzogen, ſie athmete mühſam, und es dauerte faſt eine volle Minute, ehe ſie ihrem Vater antwortete — nicht als ob ſie hiezu nicht früher im Stande geweſen wäre, aber ſie wollte nichts Unüberlegtes ſagen, ſie wollte ſich vorher ſammeln und dann mit ihrer Antwort die Sachlage ſo klar als möglich bezeichnen.

„Nun?“ fragte er ungeduldig.

„Ich nahm dieſe Brieftaſche,“ ſagte das junge Mädchen, „weil ich zufällig erfuhr, daß der Inhalt derſelben Jemanden — erlaſſen Sie mir das richtige Wort, mein Vater — daß der Inhalt auf unrechtmäßige Weiſe in Ihre Hände kam und daß dieſer Inhalt das größte Intereſſe hat für eine Perſon, die meinem Herzen theuer iſt.“

„Ah, Du meinſt wohl Madame Reveillot?“ fragte der Bankier mit einem forſchenden Blicke.

„Nein,“ rief ſie in entſchloſſenem Tone — „ich meinte nicht Madame Reveillot — ich dachte an Anatole Fontenay, für den dieſe Papiere von größter Wichtigkeit ſind, und er iſt es, der meinem Herzen nahe ſteht.“

„A—a—a—ah,“ rief Herr von Martini zurückfahrend, wobei

ſich ſeine helle Stirne mit einer dunkeln Röthe überzog, „Du läſſeſt mich da zwei ſaubere Entdeckungen auf einmal machen.“

„Ja und ich werde dieſe Dir gemachte Mittheilung nie verläugnen und werde ſie, wenn es ſein muß, vor aller Welt wiederholen.“

Sie machte eine raſche Bewegung, um das Zimmer zu verlaſſen, doch faßte ſie ihr Vater mit feſtem Griffe an der Hand, um ſich des Taſchenbuchs zu bemächtigen.

„Thörichtes Geſchöpf,“ ſagte er in kaltem Tone, „wer hat dieſe romanhaften Ideen in Deinem Kopfe entwickelt? — was muß ich an Dir erleben? — ſprich, erkläre mir, welch' verderblichen Einflüſterungen habe ich dieſen ärgerlichen Auftritt zu verdanken?“

„Keinen Einflüſterungen,“ erwiederte ſie mit großer Faſſung. — „Du haſt mich in der letzten Zeit bei einer wichtigen Veranlaſſung, wohl bei der wichtigſten meines ganzen Lebens, wie ein willenloſes Kind behandelt, und ich geſtehe es, ich hatte nicht den Muth, Dir bei der erſten derartigen Unterredung entgegenzutreten, Dir zu ſagen, daß Du mich falſch beurtheilt, daß mein Herz nicht mehr frei ſei.“

„Ei ſieh' doch,“ gab er in einem faſt ſpöttiſchen Tone zur Antwort, „dieſe wichtige Erkenntniß Deines eigenen Herzens kam Dir erſt nach reiflicher Ueberlegung — glaubſt Du vielleicht, die feſt gefaßten Entſchlüſſe Deines Vaters erſchüttern zu können, wenn Du jetzt vor ihn hintrittſt, um ihm zu ſagen, ich kann Deinen Willen nicht erfüllen, denn ich fühle mit einem Male, daß mein Herz nicht mehr frei iſt? — — Und für wen ſchlägt dieſes Herz? — ah, das Fräulein hat einen Gegenſtand erkoren, der ſchon aus geziemender Ehrfurcht, abgeſehen von allem Anderen, nicht nein ſagen würde, wenn man ihn früge, ob er mit der kindiſchen Liebe der Tochter ſeines Prinzipals einverſtanden ſei: — keine ſchlechten Anſichten von Euch! — ſaubere Ausſichten für mich! — — Doch wir wollen dieſe Angelegenheit vom richtigen Standpunkt aus behandeln,“ ſagte er, verächtlich die Achſeln zuckend, „und möchte ich mir zu dieſem

Zwecke die Beantwortung der Frage ausbitten, ob Herr Fontenay in Deinen Roman eingeweiht worden ist?"

„Auf eine solche Frage, so gestellt, vermag ich Dir keine Antwort zu geben," erwiederte das junge Mädchen in einem sanfteren Tone als bisher — dabei drückte sie die gefalteten Hände gegen ihre Brust und sprach nach einer Pause: „Ich liebe Anatole und er liebt mich."

Der Bankier hatte mit einer raschen Bewegung die Brieftasche auf den Tisch geworfen und ging nun mit hastigen Schritten ein paar Minuten lang in dem Kabinete auf und ab, wobei er sich zuweilen plötzlich gegen Anna wandte, dann aber heftige Worte, die ihm auf der Zunge lagen, gewaltsam zurückdrängend. Jetzt blieb er wieder am Tische stehen, strich sich mit der Hand über das Gesicht und sagte alsdann ruhig und kalt: „Ueber Deine kindischen, thörichten Erklärungen, deren Werth ich zu würdigen weiß, hätte ich fast das Wichtigere vergessen. — Du sagtest vorhin, der Inhalt jener Brieftasche sei für Jemanden von großem Werthe?"

„Ja, für Anatole, den ich über Alles liebe und von dem ich niemals lassen werde," entgegnete sie entschlossen, fast trotzig.

„Bleibe bei dem, was ich Dich frage — woher weißt Du etwas über den Inhalt dieses Buches?"

„Von Dir selbst."

„Ah, das ist zu stark," fuhr er auf; „seit wann wäre ich so thöricht gewesen, von Dir über wichtige Angelegenheiten zu reden?"

„Vor einer halben Stunde — mit Herrn Ringel."

„So hast Du uns belauscht?" rief er in einem erschreckend heftigen Tone.

„Ja, aber ohne es zu wollen."

„Wo warst Du? — an der Thüre?"

„Ich habe noch nie an einer Thüre gelauscht," versetzte sie ihm mit einer verächtlichen Miene, „ich mußte hören, was Du sagtest, denn ich konnte mich nicht entfernen, ohne von Dir gesehen zu werden und dadurch Jemand Anderes zu kompromittiren."

Er legte seine Hand fest auf den Tisch, als suche er einen Stützpunkt, um sich im Gleichgewicht zu erhalten; denn was ihm aus den Worten Anna's klar geworden, hatte ihn auf's Tiefste erschüttert.

„Und wo warst Du?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Dort hinter jenem Vorhange.“

„Wie lange warst Du dort?“

„Seit Du vor einer Stunde dieses Kabinet verließest und Anatole und mich hier eingeschlossen.“

„A—a—a—ah, verflucht!“ rief er mit den Zähnen knirschend, und während seine Augen Blitze sprühten, griffen seine Arme zuckend auf dem Tische umher und faßten einen wuchtigen Briefbeschwerer, den er hoch in der Hand gegen das Mädchen schwang.

Sie erbleichte furchtbar, blieb aber ruhig und gefaßt vor ihm stehen, ihn mit ihren großen, klaren Augen anblickend, nicht herausfordernd, aber auch nicht demüthig.

Er that einen tiefen Athemzug und ließ die erhobene Rechte rasch niederfallen, wobei sich seine Finger öffneten und der schwere Stein polternd auf den Boden niederstürzte.

Dieses Geräusch schien ihn wieder vollständig zu sich zu bringen; er sank auf den Stuhl nieder, der vor dem Schreibtisch stand, und indem er seiner Tochter hastig zurief: „Fort! fort! verlaß mich!“ zeigte er mit einer so heftigen und zugleich abwehrenden Handbewegung nach der Thüre, daß Anna nicht anders konnte, als diesem Befehle Folge leisten.

Dann brach er in sich zusammen, und erst nach längerer Zeit, während welcher er rasch und stoßweise athmete, hatte er wieder seine völlige Fassung erlangt und sprach zu sich selber: „Die Vergeltung ist ziemlich rasch gekommen; hatte ich doch vorhin gesagt, es wäre mir nicht unlieb, wenn dieser junge Mann ein kleines Unrecht gegen mich begangen hätte — ein kleines wohl, aber kein so ungeheures.“

Elftes Kapitel.

Erst nachdem Anna das Kabinet ihres Vaters verlassen hatte, fühlte sie die ganze furchtbare Schwere des eben erlebten Auftrittes: ihre Knie wankten, sie fühlte es vor ihren Augen flimmern, und als sie ihre Hand gegen die Augen erhob, rannen dicke Thränentropfen über ihre Finger.

Sie eilte die Treppe hinab, sie durchschritt rasch den Wintergarten und erschrak heftig, als plötzlich Anatole vor ihr stand.

„Was ist geschehen, Fräulein Anna? — um des Himmels willen, was ist geschehen?“

Unter Schluchzen erzählte sie ihm nun den ganzen Hergang und die Unterredung mit allen ihren Einzelnheiten, welche sie mit ihrem Vater gehabt, und als er hierauf rasch entschlossen zu Herrn von Martini eilen wollte, um ihm mit offenem Auge und freier Stirne entgegen zu treten, beschwor sie ihn unter Thränen, dieses nicht zu thun, da er in seinem Zorne zu Allem fähig sein würde.

„Gehen Sie nach Hause, Anatole,“ bat sie dringend, „überlegen Sie mit Madame Reveillot, fragen Sie sie um Rath, ob Sie heute noch hieher zurückkehren sollen — morgen aber will ich Sie sehen oder von Ihnen hören.“

Er eilte davon, die Brust so voll von allem dem, was er erfahren, daß er nicht einmal zum Abschied ihre Hand ergriffen

hatte, nicht einmal ein Wort des Dankes zu ihr gesprochen — — und sie sah ihm mit einem traurigen Blicke nach — — — —

Als Anatole nach kurzer Zeit in das Zimmer seiner Großmutter trat, als sie in seine verstörten Züge blickte und nicht anders glauben konnte, als Herr von Martini selbst oder der Buchhalter habe ihn von dem in Kenntniß gesetzt, was hier vorgegangen, trat sie rasch auf ihn zu, nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände, küßte ihn herzlich auf die Stirne und sagte in freundlichem tröstenden Tone: „Laß es gut sein, mein Kind — es ist besser Unrecht leiden, als Unrecht thun, und ihnen kann das nimmermehr zum Segen gereichen."

„Aber Du ahntest wohl nicht, Großmutter, auf welche Art sie Dein Vertrauen gemißbraucht haben?"

Sie schaute ihn mit großen Augen an, dann erwiederte sie: „Alles weiß ich; sie haben mir vorgespiegelt, Du hättest Deine Einwilligung dazu gegeben, den Inhalt Deiner Brieftasche durchsehen zu dürfen."

„Und weiter?"

„Sie kopirten die Notizen auf Deinen Zetteln, während sie mir das Gleiche von den ihrigen zu thun erlaubten."

„Richtig, richtig," rief er mit einem unnatürlichen Lachen, „nur mit dem kleinen Unterschiede, daß sie unsere echten Zetteln abschrieben, während die, welche sie Dich kopiren ließen, falsche, von Herrn Ringel nachgemachte waren."

„Ah, les scélérats!"

Anatole setzte sich an den Tisch, stützte den Kopf in die Hand und sagte: „Laß mich wenigstens sehen, was Du aufgeschrieben hast — lächerliche Sylben," fuhr er fort, nachdem er das Papier, welches ihm Madame Reveillot darbot, lange betrachtet hatte; „auch ohne, daß ich es beinahe aus ihrem eigenen Munde weiß, daß sie uns betrogen haben, würde ich es gleich daran sehen, daß hier die Sylbe fehlt, welche den Namen Morel ergänzen könnte, und daß der Name Morel in dieser Notiz vorkommt, dafür möchte ich meine Hand in's Feuer strecken."

Beſchreien nicht leiden. Sagt mir heute Nachmittag der Steinle, der alte Eſel: „ich gratulire, Herr Oberkutſcher! Ich habe ihm aber gleich das Handwerk gelegt und ihn gebeten, er möge gefälligſt ſein altes Maul halten.“

Die Frau Winklere ſchüttelte ſtill lächelnd den Kopf und ſagte: „du magſt nun ſagen, was du willſt, ich habe es geſtern Abend in den Karten geleſen, es ſteht dir ein großes Ereigniß bevor.“

„Ja,“ verſetzte Joſeph, „es iſt mir in meinem alten Leib wahrhaftig auch ſo wie ein Ereigniß, aber wie kein angenehmes, hol' mich der Teufel; ich habe ſo eine alte Unruhe in mir, wie in meinem ganzen Leben nicht.“

„Das glaub' ich wohl!“ kicherte die Alte; „wenn man ſo ſchöne Ausſichten hat, Herr Oberkutſcher und Frau Oberkutſcher! Ach!“ ſetzte die Frau Winklere gerührt hinzu: „wenn mich unſer Herrgott noch dieſes Vergnügen wollte erleben laſſen!“ — Sie fuhr mit dem Zipfel ihrer Schürze an die Augen, und that, als trockne ſie ſich Freudenthränen ab.

„Altes dummes Zeug!“ brummte Joſeph; „was geſchehen ſoll, das ſoll geſchehen, aber man muß ſo etwas nicht vorher beſprechen, das taugt in alle Ewigkeit nicht.“

„Aber hat nicht Seine Excellenz, der Herr Oberſtſtallmeiſter, ſchon ein ähnliches Wörtlein fallen laſſen?“ fragte die Mutter.

„Allerdings!“ entgegnete der Sohn; „er hat geſagt, man könne nicht wiſſen, was Seine Majeſtät der König zu thun geſonnen ſei, bei fortgeſetztem gutem Lebenswandel, und wenn die Aufführung im Stalle ſo bliebe wie jetzt; na! was ſo Herren überhaupt ſchwätzen, wenn ſie einem armen Teufel eine vergebliche Hoffnung machen.“

Unterdeſſen hatte er die Pferde aufgeſchirrt und drehte ſie in ihren Ständern herum, um ihnen das Kopfzeug aufzulegen.

„Auch ich bin dieser Ansicht nach dem, was Du über Deine Unterredung damals mitgetheilt hast, und wurde darin noch bestärkt aus einer Notiz in der Brieftasche des Herrn von Martini, aus der ich deutlich entnahm, daß jenes Taschenbuch einstens dem Herrn Morel gehörte."

„Ah, das ist wichtig, und das verschwiegen sie Dir nicht?"

„Sie würden es wahrscheinlich gethan haben, wenn ich sie nicht genöthigt hätte, als Gegenleistung ihre Brieftasche in meine Hand zu geben."

„Die mit den falschen Zetteln?"

„Allerdings, aber es ist mir dadurch zur Gewißheit geworden, daß Morel um dieses Geheimniß weiß und daß er deßhalb als Irrsinniger festgehalten wird."

„Nun, etwas dergleichen ist er schon — daran ist nicht zu zweifeln, obgleich ich ihn wieder klar genug bei Verstand glaube, um bei einer geschickten Behandlung mittheilsam zu werden — er schien Zutrauen zu mir gefaßt zu haben — könnte ich ihm nur auf irgend eine Art beikommen."

„Dieses wird sehr schwierig sein, besonders da man jetzt schon Mißtrauen in uns gefaßt hat — ich glaube nicht, mein lieber Anatole, daß Herr von Martini noch einmal ein Schreiben an Doktor Narder in Deine Hände geben würde, und hat er den Doktor obendrein wahrscheinlich schon so über Dich instruirt, daß dieser Dich bei einem Besuche, den Du auf eigene Faust ausführen wolltest, kaum bis in sein Arbeitszimmer gelangen ließe."

Der junge Mann nickte mit dem Kopfe.

„Ich sprach neulich mit unserem Freunde, Herrn Planchin, natürlich im gleichgültigsten Tone, über den Doktor Narder und seine Anstalt — ich glaube, ich habe Dir das schon erzählt."

„Ja, ja; Du sagtest mir davon."

„Neulich nun, wo ich Herrn Planchin zufällig wieder sah, nahm er dieses Gespräch wieder auf und sagte: „Ich hatte Ge-

legenheit, noch etwas Näheres zu erfahren über jene Anstalt des Doktor Narder und — nicht viel Gutes. Wenn dieser Herr nicht so außerordentlich schlau und vorsichtig wäre, so würde er schon häufig mit der Polizei und den Gerichten in Verwicklungen gerathen sein; seine Anstalt ist ein Asyl, ein Schutzort für Kranke, wobei es aber häufig vorkommen soll, daß die Anverwandten dieser Kranken durch Herrn Doktor Narder's Pensionat gegen gerechte Ansprüche derselben geschützt werden, wofür diese allerdings schöne Summen bezahlen müssen."

„Also eine Art Gefängniß ohne Rechts- und Urtheilsspruch, bei dem die Begnadigung auf eine oder die andere Art von dem bezahlten Willen des Herrn Doktor Narder abhängt — wer weiß, Großmutter," sagte Anatole lebhaft, „ob jener Morel nicht auch auf ähnliche Weise dort gefangen sitzt?"

„Ich habe mir das nie anders gedacht — seit Du mir von ihm gesagt."

„O, es ist klar wie der Tag — er allein weiß um das Geheimniß dieser Zettel, ein Geheimniß, welches für meinen geehrten Chef wohl so unangenehmer Art ist, daß er Alles anwendet, um dasselbe verborgen zu halten, was ihm wahrscheinlich seit langen Jahren gelungen ist. Schließlich braucht dieser arme Morel nur noch zu sterben — und es hat allen Anschein, daß er den Sommer nicht mehr erlebt — und Alles wäre für Herrn von Martini in Ordnung — halt! da kommt mir noch ein Gedanke," setzte er hastig hinzu — „jene — haben sich heute in den Besitz dieses Geheimnisses gesetzt, welches allein noch in dem vielleicht etwas mangelhaften Gedächtniß jenes Unglücklichen lebt — das er ihnen wohl absichtlich vorenthielt — wäre es nun nicht denkbar, daß sie jetzt, wo sie ihn nicht mehr gebrauchen, den Versuch machten, sich seiner zu entledigen?"

„Anatole — wer wird solche Gedanken hegen?"

„Warum nicht, Großmutter; dieser Morel steht ihnen jetzt im Wege und bleibt ihnen lebend immer gefährlich; könnte er

nicht in einem lichten Augenblicke Jemanden ſein Geheimniß anvertrauen! — ja, hat er nicht ſchon bei mir den Anfang dazu gemacht? — — — — Und dieſes Geheimniß, iſt es nicht für uns ſo wichtig?“ ſagte er ſchmerzlich bewegt, „nicht in vielleicht eigennütziger Art, wie es für jene iſt — nein, wenn ich Kenntniß davon erhalten könnte, ſo wäre es ja nur, um vor den Augen der Welt das Andenken meines Vaters wieder glänzend herzuſtellen, und das iſt unſere Schuldigkeit, und um dazu zu gelangen, müſſen wir alle Mittel anwenden, erlaubte und unerlaubte.“

„Und wird es ein Mittel geben, wodurch wir zu einem günſtigen Ziel gelangen?“

„Ich kenne keines — aber es wird uns einfallen, Dir wird es einfallen, Großmutter, Dir mit Deinem ſcharfen Verſtande — o, wir müſſen einen Weg finden, um unſern Zweck zu erreichen, welcher ſo klar vor Augen liegt, wir müſſen es zu ergründen ſuchen, auf welche Art jener Morel mit den beiden Brieftaſchen und mit Jenen im Zuſammenhang ſteht.“

Die alte Frau legte ſanft ihre Hand auf die Schulter ihres heftig erregten Enkels.

„Ja, laß uns das überlegen,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „aber zu einem glänzenden Reſultate gelangen wir nicht im erſten ſtürmiſchen Anlaufe. Du haſt vorhin von meiner Klugheit geſprochen — wenn ich wirklich welche habe, ſo will ich ſie zu ruhiger Ueberlegung anwenden, und wenn es auch vielleicht ſchwierig iſt, ſo iſt es doch nicht unmöglich, auf eine unverdächtige Art zu jenem Herrn Morel zu bringen, und gerade die Schwierigkeit, die ſich vor uns erhebt, ſoll unſeren Muth und unſere Ausdauer reizen — doch jetzt genug von dieſer Sache, laß die Falten von Deiner Stirne verſchwinden und ſprechen wir von etwas Anderem.“

Bei etwas Anderem nun, wovon Anatole bereitwillig mit ſeiner Großmutter ſprach, war er nicht ſo ganz rückhaltlos und offenherzig, wie er ſonſt zu ſein pflegte, allerdings erwähnte er leichthin einer Unterredung, die er mit der Tochter ſeines Prinzipals

gehabt, er erzählte auch dabei, wie das ſchöne junge Mädchen einen gewiſſermaßen herzlichen Antheil an ihm zu nehmen ſchien und warf dann wie im Scherz die Bemerkung hin: „Ich muß Dir ſchon geſtehen, Großmutter, daß es mir eigentlich ganz recht iſt, wenn Anna von Martini durch eine Heirat unſer Haus verläßt — denke Dir nur das Unglück, wenn ich mich in ſie verliebt hätte.“

„Ich würde allerdings darin ein Unglück ſehen,“ gab Madame Reveillot ruhig zur Antwort, „doch noch ein viel größeres, wenn das junge Mädchen auch Dir in dieſem Falle ihre Zuneigung zuwenden würde.“

„Wie ſo, Großmutter?“

„Nun weil ich Dich im anderen Falle für verſtändig genug hielte, eine ſo thörichte Leidenſchaft mit aller Gewalt zu unterdrücken.“

„Ja, oder das Haus zu verlaſſen,“ ſagte er halblaut. — — „Was meinſt Du, Großmutter,“ fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, wie um dieſes Geſprächsthema zu ändern, fort, „ſoll ich heute Nachmittag wieder auf das Comptoir gehen und gerade ſo thun, als ſei nichts vorgefallen, oder hältſt Du es für beſſer, wenn ich morgen früh mit einem ſehr ernſten Geſichte vor Herrn Ringel hintrete?“

„Ich muß Dir unbedingt zu Erſterem rathen; in Anbetracht des Zieles, welches wir erreichen wollen, müſſen wir uns bemühen, der Geſchichte mit der Brieftaſche durchaus keine Wichtigkeit beizulegen — meine Anſicht iſt, Du gehſt wie gewöhnlich auf Dein Comptoir, Du ſprichſt, wenn ſich die Gelegenheit bietet, unbefangen mit Herrn Ringel und, wie Du bisher immer gethan, ehrfurchtsvoll mit Deinem Prinzipal, und Du erwähnſt nichts von dem, was hier geſchehen, bis man für gut findet, das Geſpräch darauf zu bringen — dann —“

„Halt, Großmutter!“ ſagte Anatole mit einem ſchlauen Blicke, „laß mich hören, ob ich vollkommen in Deine Abſichten eingedrungen bin? — in dem Falle würde ich Herrn Ringel oder

Herrn von Martini zur Antwort geben, es ſei eine Verſäumniß von mir, ihnen die Brieftaſche mit den ſechs Zetteln — die Letzteren hätte ich geſtern zufällig wieder gefunden — nicht ſogleich überbracht zu haben. — In gleichgültigem Tone würde ich hinzuſetzen, ich hielte die ganze Geſchichte für den Scherz eines müßigen Kopfes und ſei überzeugt, daß auch mit den Notizen, die ich von Dir erhalten, die ihrigen in keinen vernünftigen Zuſammenhang gebracht werden können."

„Ganz vortrefflich," ſagte Madame Reveillot, „und da ich unterdeſſen heute Nachmittag Zeit zur Ueberlegung habe, ſo hoffe ich Dir heute Abend eine genügende Mittheilung machen zu können."

Darauf hielten Beide ihr einfaches Mahl, dann ging Anatole auf ſein Comptoir und ergriff dort eine paſſende Gelegenheit, um ſich ſo unbefangen wie möglich an das Pult des alten Buchhalters zu begeben. Dieſer befand ſich aber augenſcheinlich in einiger Verlegenheit, und obgleich er bei der Annäherung des jungen Fontenay mit einem ſehr wichtigen Eintrag in die Bücher beſchäftigt zu ſein ſchien, ſo entging es dem Erſteren doch nicht, daß Herr Ringel zuweilen mit der Schnelligkeit des Gedankens einen Blick auf ſein Geſicht warf. Da aber die Züge Anatole's nicht nur gänzlich unbefangen, ſondern auch freundlich wie immer erſchienen, ſo legte der Andere endlich die Feder nieder, um Anatole ſeine volle Aufmerkſamkeit zuzuwenden: das Geſchäftliche zwiſchen Beiden war in einigen Minuten abgethan und dann fragte der alte Buchhalter mit einem unbefangen ſein ſollenden aber in der That etwas verlegenen Blick: „Nun, Herr Fontenay?"

Anatole gab zur Antwort: Nun, Herr Buchhalter," und ſetzte nach einer abſichtlichen Pauſe lächelnd hinzu: „Sie haben ſich da viel unnöthige Mühe gegeben?"

„Hm — hm, wie man's nimmt — wie man's nimmt. — Sehen Sie, mein lieber Herr Fontenay," — hier huſtete er verlegen hinter der vorgehaltenen Hand, „Madame Reveillot, Ihre

verehrte Großmutter, wird Ihnen klar gemacht haben, wie sich alles das begeben — nicht wahr, vollkommen klar?"

„Gewiß, Herr Buchhalter, vollkommen klar, und deßhalb sagte ich vorhin, Sie hätten sich viele unnöthige Mühe gegeben — ich fand nämlich diese unbedeutenden Papiere gestern Abend und vergaß, sie Ihnen heute Morgen mitzubringen."

Bei diesen Worten sah der junge Mann so unbefangen aus, daß der alte Buchhalter unsichtbar und unhörbar einen tiefen Athemzug der Befriedigung that, worauf ihn ein so angenehmes Gefühl der Beruhigung überschlich, daß die häufig auf- und absteigenden Wagschalen seiner Gedanken nach und nach wieder in's Gleichgewicht kamen, was er dadurch sichtbar werden ließ, daß er, wie er nur bei ruhiger Gemüthsstimmung zu thun pflegte, bald die rechte, bald die linke Hand von sich abstreckte — Soll und Haben: in ersteres buchte er seine Pfiffigkeit, mit der er in den Besitz der kostbaren Notizen gelangt war, in die andere die Harmlosigkeit dieses jungen Menschen — „unnöthige Mühe, sagten Sie vorhin; ei, ganz richtig, ich glaube auch in der That, daß es ganz unnöthige Mühe gewesen ist — es war eine Grille, eine Laune, diese Zettel einmal durchzusehen; das habe ich denn gethan, und ehrlich gesagt, nichts Gescheidtes darin gefunden."

„Auch in der Zusammensetzung mit Ihren Zetteln nichts?" fragte Anatole in einem so offenen, rückhaltlosen Tone, daß die Spur von Mißtrauen, welche auf den Zügen des alten Mannes rasch erschien, eben so schnell wieder verschwand.

„Ah, auf unseren Zetteln — auf meinen Zetteln — natürlich Madame Reveillot hat Ihnen davon erzählt — natürlich — ich vergaß damals das zu thun, oder hätte ich Ihnen doch etwas davon gesagt?"

„Genau kann ich mich nicht erinnern, doch ist es mir, als hätten Sie in der That früher einmal von einer grünen Brieftasche gesprochen."

„Hm, — nun es kann wohl sein — — — — ja, mein lieber

Herr Fontenay, Sie haben ganz recht, es iſt eine ſolche Verwirrung in dieſen Notizen, daß alle ſieben Weiſen Griechenlands vergeblich einen Sinn darin ſuchen würden — ich habe es auch bei Seite gelegt."

„Das Geſcheidteſte, was man wohl thun kann — ich warf heute einen flüchtigen Blick in das, was meine Großmutter aufgeſchrieben und bin nun ganz Ihrer Anſicht, Herr Buchhalter — ich mache mich anheiſchig, Zettel und Brieftaſche zu verſpeiſen, wenn Erſtere zu einem vernünftigen Satze zuſammenzuſtellen ſind."

Der Buchhalter lächelte pfiffig und dachte bei ſich, das glaube ich Dir auf's Wort, mein harmloſer, junger Menſch. Dann ſagte er nach einer Pauſe, während welcher er ihn mit einem ganz beſonders ausdrucksvollen Blicke betrachtete, indem er ſeinen Mund zutraulich dem Ohre des jungen Mannes näherte: „Wie Vieles bleibt überhaupt in dieſer Welt uns unverſtändlich und unbegreiflich — — — — Sie wiſſen, mein lieber Herr Fontenay, daß ich Sie ſchätze und großes Vertrauen zu Ihnen habe."

Anatole ſah ihn fragend an und ſeine Mienen zeigten den Ausdruck des Erſtaunens, als er nun bemerkte, wie Herr Ringel mit dem Daumen der rechten Hand über ſeine Schulter nach dem Wohnhauſe des Bankiers wies und dazu in einer höchſt verſchlagenen Manier, die man ſonſt nicht an ihm gewohnt war, ſein linkes Auge zukniff — — „wiſſen Sie ſchon?"

„O ja, Herr Ringel," entgegnete Anatole, — „ich erfuhr es vor einigen Tagen, daß Fräulein Anna Braut iſt."

„Das auch, das auch, aber es iſt nicht das, was ich meinte," fuhr der Buchhalter mit einem ſo ſcharfen und forſchenden Blick auf das Geſicht des Anderen fort, daß es dieſen hätte aufmerkſam machen müſſen, wenn er nicht zufällig dorthin geſehen hätte, wohin der alte Buchhalter mit ſeinen Fingern gezeigt.

„Dann verſtehe ich Sie nicht, Herr Ringel."

„Glaub' es wohl, hängt aber damit zuſammen — dem A folgt das B im Leben wie im Alphabet, und was ich Ihnen jetzt

anvertrauen will, hängt mit der Brautſchaft zuſammen — anvertrauen iſt das richtige Wort, und Sie können daraus ermeſſen, wie hoch ich Ihre guten Eigenſchaften ſchätze, mein lieber Herr Fontenay."

Derſelbe forſchende Blick traf bei dieſen Worten die Züge Anatole's, welcher in dieſem Augenblicke eine außergewöhnliche Aufmerkſamkeit zeigte.

„Sie waren ja Vormittags im Kabinet des Herrn von Martini?"

„Gewiß, und wurde dort eingeſchloſſen — was Sie ja ganz genau wiſſen."

„Sahen Sie vielleicht vorher zufällig Fräulein Anna?"

„Vorher?" dachte Anatole — „darauf kann ich mit gutem Gewiſſen nein ſagen," und er antwortete alſo im Tone der Wahrheit „nein."

„Ich ſah das Fräulein, nachdem Sie das Haus verlaſſen, und wenn ſie mir auch ein Bischen erregt erſchien, ſo bot ſie mir doch in gewöhnlicher Weiſe einen guten Tag, ja ſie ſagte auf Wiederſehen, Herr Ringel, was darin ſeinen Grund hatte, weil ich ſchon ſeit langer Zeit Mittwochs, wie heute gleich nach dem Mittageſſen, zum Prinzipal zu gehen pflege, und dann meiſtens im Eßzimmer zu einer Taſſe Kaffee eingeladen werde. Als ich nun, ehe ich hieher kam, dorthin ging, empfing mich Frau Fichtner mit der Nachricht, Herr von Martini ſei plötzlich verreist und habe Fräulein Anna mitgenommen."

„Ah, das iſt ja wohl unmöglich — ohne irgend eine Vorbereitung."

„Pah, mein lieber Herr Fontenay — bei dieſen vornehmen und reichen Leuten iſt Alles möglich: man läßt anſpannen und was man nicht mitnehmen kann, läßt man nachſenden — aber wie ich ſehe, hat Sie das nicht minder überraſcht als vorhin mich ſelber — gewiß, mein junger Freund, es hat Sie ganz außerordentlich überraſcht, denn Sie machen ja ein Geſicht, als ſähen Sie Geſpenſter vor ſich."

Anatole faßte ſich, ſo gut ihm das möglich war, doch bebte ſeine Stimme immerhin ein wenig, als er zur Antwort gab: „Ueberraſcht allerdings, doch nicht ſo ſehr, wie Sie glauben, Herr Ringel — ich kann mich nicht rühmen, Herr Buchhalter, im Hauſe des Prinzipals ſo zu ſtehen, um von dergleichen Ereigniſſen vorher in Kenntniß geſetzt zu werden.“

„Ja, ja, möglich — wahrſcheinlich — aber Madame Reveillot, Ihre Großmutter, welche gerade jetzt mit drüben einen ſtarken Verkehr hat, hätte doch etwas davon wiſſen und es Ihnen vielleicht mittheilen können.“

Anatole hatte ſich indeſſen ſoweit geſammelt, daß er mit einem Lächeln auf den Lippen zur Antwort geben konnte: „Ich ſah ſie heute Mittag nur kurze Zeit, vielleicht daß ſie mir heute Abend etwas darüber erzählt, und will ich alsdann gewiß nicht ermangeln, es Ihnen morgen früh mitzutheilen.“

„Ganz gelegenheitlich — ganz gelegenheitlich — es intereſſirt mich nur inſoferne, als es mir auffallend war, daß der Prinzipal gerade jetzt, wo er mit Wichtigem beſchäftigt iſt, ſo plötzlich ſeine Reiſe unternimmt und ſich in dieſer Jahreszeit von Fräulein Anna begleiten läßt.“

„Wohin er gegangen iſt, wiſſen Sie nicht?“ fragte Anatole im gleichgültigſten Tone, der ihm möglich war.

„Nein, ſein eigener Kutſcher hat ihn auf die Poſtſtation nach Bergheim gebracht, wo ſich bekanntlich vier Landſtraßen kreuzen — an ſich iſt die Sache am Ende nicht wichtig,“ ſchloß Herr Ringel, indem er ſein großes Buch öffnete, „und ich habe Ihnen nur zeigen wollen, mein lieber Herr Fontenay, welches Vertrauen ich in Sie ſetze, daß ich mit Ihnen, einem ſo jungen Manne, über Sachen ſprach, welche nicht unſere Comptoirgeſchäfte betreffen — ich hoffe, mich in Ihnen nicht getäuſcht zu haben.“

Anna mit ihrem Vater fort — ſo plötzlich abgereist! — Wie unbehaglich, wie ſchmerzlich war ihm dieſer Gedanke, wenn er auch weit entfernt war, Luftſchlöſſer zu bauen auf die Leidenſchaft dieſes

jungen Mädchens für ihn, wenn er sich auch selbst gestehen konnte, nichts gethan zu haben, was ihn verhindert hätte, dem Vater Anna's mit gutem Gewissen entgegenzutreten — ja wenn er sich auch sagen durfte, daß er diese glühende Zuneigung, welche ihn in anderen Verhältnissen überaus glücklich gemacht haben würde, so aufgenommen, ja derselben so entgegengetreten war, wie er als Mann von Ehre und Gewissen zu thun verpflichtet gewesen, so konnte er doch nicht wissen, wie weit Anna dem Vater gegenüber in ihrer Leidenschaftlichkeit gegangen, in welchen Farben sie ihr Verhältniß zu ihm, welches eigentlich gar kein Verhältniß war, ausgemalt, und wie er nun in Folge dessen Herrn von Martini als pflichtvergessener, leichtsinniger, eitler, junger Mensch erscheinen mußte — wenn jener nicht Schlimmeres von ihm dachte.

Es geschah ihm heute zum ersten Male, daß er einen Auszug falsch abschloß und daß er in einem Briefe ganz andere Dinge sagte, als er eigentlich wollte. Noch nie hatte er sich so nach dem Schlusse der Comptoirstunden gesehnt, wie heute, und fast noch nie hatte es so viel zu thun gegeben, wie an diesem Tage, und so war es schon acht Uhr geworden, als er in das Zimmer seiner Großmutter trat.

Anatole hatte sich vorgenommen, der Abreise Anna's nur in gleichgültigem Tone vorübergehend zu erwähnen, um zu sehen, welchen Eindruck sie auf Madame Reveillot machen würde. Dieser Eindruck war nun kein bedeutender, was aber daran zu liegen schien, daß die alte Frau mit anderen, für sie wichtigeren Gedanken beschäftigt war: sie hatte Besuche gemacht, wie Anatole an ihrer Kleidung sehen konnte.

„Herr von Martini" warf sie leicht hin, „hat es von jeher geliebt, nicht viel über Dinge zu reden, die er sich auszuführen vorgenommen, er wird mit seiner Tochter irgend einen Verwandten besuchen, was ich bei der bevorstehenden Heirat derselben ganz begreiflich finde."

„Ja, ja, man kann das begreiflich finden, aber selbst Herr Ringel war erstaunt über diese plötzliche Abreise."

Als dieß beendigt war, ſah er auf ſeine Uhr, es war halb Acht, und zog dann ſtillſchweigend ſeinen Rock an.

„Ich weiß nicht,“ ſagte die Frau Winklere, die ihm dabei behülflich war, „warum du heute ſo mürriſch und verdrießlich biſt; ein Anderer würde lachen und ſpringen.“

„Ich weiß es ſelbſt nicht,“ entgegnete Joſeph, „aber Gott ſoll mir, es liegt mir wie tauſend Pfund Blei auf dem Herzen, es iſt mir gerade, als ſollt mir etwas Unangenehmes paſſiren. Ich bin doch ſonſt nicht furchtſam und weiß nicht, woher mir heute ſo alte dumme Gedanken kommen.“

„Das iſt ganz begreiflich,“ ſagte beſchwichtigend die Mutter, „das kommt von dem Begräbniß heute; wenn man ſo etwas mitmacht und eine Leichenpredigt anhört, da hat man den ganzen Tag ſeine abſonderlichen und betrübten Gedanken.“

„Ich glaube, Ihr habt Recht, alte Frau,“ entgegnete Joſeph; „was helfen auch die alten Grübeleien? Was kommt, kommt doch, und wenn ich mit meiner heutigen Fahrt glücklich zu Ende bin, ſo ſeht Ihr mich noch am Abend bei Euch — ſie wird doch auch kommen?

„Allerdings wird ſie kommen!“ ſchmunzelte die Mutter; „ach, was das gute Mädchen für eine Freude hat bei den ſchönen Ausſichten!“

„Mutter . . .“

„Nun ja!“ ſagte die Alte beſchwichtigend, „laß' mir doch die guten Ausſichten! Es iſt mir ja bis jetzt immer ſo betrübt gegangen, kaum meine ich ja, ich hätte etwas — muck! wird mir's wieder entzogen. Apropos! ich war auch heute bei dem Stadtrath Schwämmle und bat, er möchte mir doch die Muſeumsquittungen wieder geben, doch er ſagte: er könne für mich gar nichts mehr thun, und er rieth mir recht höhniſch, ich ſolle mich bei dem neuen Löſchcorps anſtellen laſſen.“

„Herr Ringel wird auch nur das erfahren, was ſein Prinzipal ihm mitzutheilen für gut findet, das heißt, was die Privatverhältniſſe anbelangt, wogegen ſie allerdings in geſchäftlicher Beziehung ſo feſt zuſammen hängen mögen, daß Einer ohne den Andern gar nicht gedacht werden kann. Dieſer Gedanke iſt mir, als Du fortwarſt, beſtändig im Kopfe herumgegangen, und ich hatte mir ſchon vorgenommen, den Vater Deines Freundes Werder zu beſuchen, welcher beſonders in früheren Jahren mit Herrn Ringel verkehrte — vielleicht, dachte ich, im Laufe der Unterhaltung Dieſes oder Jenes zu erfahren, was uns bei jener Angelegenheit, die mein ganzes Denken einnimmt, von Nutzen ſein könnte, doch fürchtete ich auch wieder durch Nachforſchungen Verdacht zu erregen und unterließ deßhalb dieſen Beſuch.“

„Vielleicht hätte das doch nicht ſchaden können, denn ſo viel ich neulich von meinem Freunde Werder erfahren, ſteht deſſen Vater mit dem Buchhalter ſeit einiger Zeit in einem ziemlich geſpannten Verhältniſſe.“

„Das bleibt uns immer noch, doch habe ich einen anderen Plan gefaßt, und der iſt ſo eigenthümlich, ja ſo abenteuerlich, daß Du ihn Deiner alten Großmutter kaum zutrauen wirſt.“

„Warum nicht?“ ſagte Anatole lächelnd — „o Du biſt voller Phantaſie, und was Deine Ideen anbelangt, ſo findet ſie ja Jedermann praktiſch und originell.“

„Du wirſt einſehen, Anatole, daß es für uns das Wichtigſte iſt, wenigſtens den Verſuch zu machen, mit jenem Herrn Morel in Verbindung zu treten.“

„Gewiß, aber es hat die allergrößten Schwierigkeiten — auch ich dachte ſchon daran, unter irgend einem Vorwande noch einmal die Privat-Anſtalt in der Parkſtraße zu beſuchen — wer weiß, ob mir das Glück nicht günſtig wäre, Herrn Morel wieder zu ſehen?“

Madame Reveillot ſchüttelte leicht ihren Kopf, dann ſagte ſie, „nein, nein, davon verſpreche ich mir nicht viel — jener Doktor

iſt mir als ungemein vorſichtig, als ſchlau und verſchlagen geſchildert worden; Dein Beſuch ohne einen ihm einleuchtenden Vorwand müßte ihm verdächtig erſcheinen — Du biſt ihm jetzt bekannt als Diener des Hauſes Martini, er würde Deines Beſuches dort nicht unerwähnt laſſen, und nach dem, was heute bei uns hier vorgefallen, würde der arme Morel, wenn das nicht jetzt ſchon geſchieht, doch gewiß künftig, unter ſiebenfachen Schlöſſern gehalten."

„Du haſt recht — es geht allerdings nicht."

„Von meinem Plane dagegen wirſt Du entzückt ſein," fuhr Madame Reveillot mit einem Aufleuchten ihrer ſchönen Augen fort; „dabei werde ich ganz allein handeln, und ich will doch einmal ſehen, ob eine Kunſt, die ich in meiner Jugend oft geübt, für die man mir ein großes Talent zuſprach, bei mir noch vorhanden iſt."

„Welche Kunſt, Großmutter? — ich bin ganz erſtaunt, — ich habe Dich immer für ſehr talentvoll gehalten, aber von einer Kunſt, die Du früher ausgeübt, haſt Du mir niemals das Geringſte mitgetheilt."

„Ja, ja," erwiederte Madame Reveillot, träumeriſch vor ſich niederblickend, „ich habe Dir davon noch nichts geſagt, wie von Manchem, was Du vielleicht ſpäter doch noch erfahren wirſt — jene Kunſt nun, die ich in meiner Jugend ausgeübt zu meinem und anderer Leute Vergnügen im Kreiſe heiterer Geſpielinnen, war die Schauſpielkunſt."

„Ei, ei, Großmutter," ſagte Anatole, laut und herzlich lachend, „Du warſt eine Schauſpielerin?"

„Nicht eigentlich das, was man ſo nennt — wir hatten ein — wir hatten ein Liebhabertheater."

„In einem ſo kleinen Städtchen?"

„Ah, in Frankreich, Anatole," erwiederte Madame Reveillot mit großer Wichtigkeit, „da liebt man es ſehr, ein wenig Komödie zu ſpielen — haſt Du nie gehört, daß alle Franzoſen und Franzöſinnen mehr oder minder geborene Schauſpieler oder Schauſpielerinnen ſind? und darauf gründet ſich mein Plan: ich will nämlich

dem Herrn Doktor Narder eine Komödie vorſpielen, die ihm als die ernſteſte Wahrheit erſcheinen ſoll."

„Erkläre Dich doch deutlicher."

„Laß mir mein Geheimniß, es wird das unſerer Sache nur nützen — aber um meinen Plan ausführen zu können, muß ich Dich auf einige Tage verlaſſen, es können auch möglicherweiſe einige Wochen daraus werden. — Louiſon wird auf's Beſte für Deine Bedürfniſſe ſorgen."

„Ohne daß ich weiß, wohin Du gehſt?" fragte Anatole mit einiger Aengſtlichkeit — „nein, nein, Großmutter, das dulde ich nicht, es könnte Dir etwas Unangenehmes zuſtoßen, und ich wäre nicht im Stande, zu Deiner Hülfe herbeizueilen."

„Auch daran habe ich gedacht; für alle Fälle aber nimm dieſes Schreiben, verſprich mir jedoch, es nicht eher zu leſen, als an dem auf dem Umſchlage bezeichneten Tage — hoffentlich bin ich aber früher zurück und alsdann denke ich, daß wir über den Inhalt dieſes Schreibens ſowie meine unterdeſſen erlebten Abenteuer recht herzlich lachen werden."

„Ah, Großmutter, Du hältſt mich für ein Kind, oder Du mißtrauſt mir."

„Keines von Beiden, mein lieber Anatole — ich will nur, daß Du Dich ſo unbefangen wie bisher Deiner Umgebung zeigſt; dieſe Unbefangenheit aber würde ich Dir nehmen, wenn ich Dir jetzt ſchon etwas von dem Plane mittheilte; ich mache eine kleine Reiſe, das muß Dir für heute genügen, und daſſelbe darfſt Du Anderen ſagen, doch nur in dem Falle, daß nach mir gefragt wird. — Doch wer ſollte nach mir fragen, vielleicht Fräulein Anna würde es gethan haben, und deßhalb bin ich erfreut darüber, daß ſie mit ihrem Vater verreist iſt."

„Großmutter, Großmutter!" ſagte Anatole, indem er ſcherzhaft drohend ſeinen Zeigefinger emporhob, „vielleicht weißt Du etwas Näheres über jene Reiſe, und die Deinige hängt damit zuſammen — doch nein, nein," ſagte er, plötzlich wieder ernſt wer-

bend, „ich ließ mich da zu einer heiteren Aeußerung hinreißen und habe doch gar keine Urſache dazu — Du blickſt mich ſo ernſthaft an, oder hätte ich am Ende doch recht gehabt mit dem, was ich im Scherze geſagt: wüßteſt Du vielleicht, was Herrn von Martini zu dieſer plötzlichen Reiſe veranlaßt?“

„Laß jetzt alle Nachforſchungen, Anatole, wenigſtens ſo lange, bis Du welche für dringend nothwendig hältſt — es könnten vielleicht Umſtände eintreten, aus denen Du das erſiehſt, dann gehe zu Herrn Planchin, theile ihm das Nöthige mit, worauf er Dir den beſten Rath geben wird.“

„Alſo Herr Planchin iſt in Dein Geheimniß eingeweiht?“

„So weit als ich es für nöthig hielt — wenigſtens kennt er das Ziel meiner Reiſe, und da Du weißt, welch' braver Mann er iſt, ſo wird es auch für Dich eine Beruhigung ſein.“

„Und könnte ich dieſe Reiſe nicht für Dich beſorgen?“

„Für dieſes Mal nicht; auch darfſt Du nicht außer Augen laſſen, daß es auffallen müßte, wenn Du gerade jetzt um einen Urlaub nachſuchteſt.“

„Nun denn — ſo will ich nicht weiter fragen; aber bleibe mir nicht zu lange aus, und wenn es Dir möglich iſt, gib mir recht bald Nachricht von Dir.“

„Durch Herrn Planchin vielleicht, und wird er Dich alsdann aufſuchen.“

„So ſoll ich nicht in einigen Tagen zu ihm hingehen?“

„Nein, nur in dem Falle, daß etwas ganz außerordentlich Wichtiges geſchehe.“

Nach dieſen Worten trat die alte Frau vor Anatole hin und hielt mit ſanfter Gewalt ſeinen Kopf, den er heftig zu ſchütteln begonnen, mit beiden Händen feſt, dann küßte ſie ihn auf die Stirne und ſagte ihm gute Nacht.

Zwölftes Kapitel.

Vor dem Thore der Privat-Anſtalt des Doktor Narder hielt ein einfacher Wagen, dem zwei Perſonen entſtiegen, ein alter Mann und eine alte Frau. Erſterer war mit einer wohlhabenden Sorgfalt angezogen, die zweite auch ſauber und anſtändig, doch beſtanden ihre Kleider aus ziemlich groben Stoffen und waren von dem Schnitte, wie ſie auf dem Lande getragen wurden.

Der alte Mann ließ die Frau vorausgehen, nachdem das Thor geöffnet worden war, worauf ſich die Pförtnerin anſchloß und die Beiden nach dem Zimmer des Arztes begleitete. Dieſes betrat aber der alte Herr allein, während die Frau von der Pförtnerin in ein kleines Nebenzimmer geführt wurde, wo ſie ſich in mitleidiger Weiſe bemühte, dieſelbe zu unterhalten, was ihr aber nicht recht gelingen wollte, denn die alte Bäuerin nickte nur zuweilen mit dem Kopfe, lächelte hie und da ein wenig, und ihre ganze Antwort, die ſie ohne beſonderen Sinn auf die betreffende Frage von ſich gab, beſtand in den Worten: „Wenn Ihr recht krank ſeid, ſoll es mich freuen, denn dann weiß ich auch, warum ich da bin.“

Unterdeſſen war der alte Herr bei dem Doktor Narder eingetreten, der ihn wie einen guten Bekannten empfing, ihm beide Hände entgegenſtreckte und deſſen Hand mit einem kordialen Ausdrucke ſchüttelte.

„Ah, Herr Günther," ſagte er, „ich freue mich, Sie wiederzuſehen, und habe unterdeſſen Alles auf's Beſte beſorgt, die arme Perſon, welche Sie mir ſo dringend anempfahlen und für welche Sie ſo reichlich im Voraus bezahlten, bekommt ein ruhiges, nettes Stübchen nach dem Garten hinaus, und was die Beſchäftigung für Sie anbelangt, ſo werde ich in Kurzem für ſie zu thun haben — wie nennt man ſie? das heißt mit welchem Namen hört ſie ſich gern nennen?"

„Sagen Sie Frau Gertrud, das iſt ihr am Liebſten."

„Nehmen Sie Platz, Herr Günther, wenn ich bitten darf," ſagte der freundliche Arzt, „ich möchte die Notizen, welche Sie mir neulich über die Kranke gaben, noch einmal raſch mit Ihnen durchgehen, ehe wir ſie ſelbſt ſehen — bitte, ſetzen Sie ſich."

„Mit Vergnügen, Herr Doktor."

Der Arzt hatte ſich dicht vor Herrn Günther ebenfalls auf einen Stuhl niedergelaſſen, blickte ihm mit einem herzlichen Ausdrucke in die Augen, wobei er ſeine Hände auf die Kniee niederſtützte, zuweilen aber die Rechte erhob, um mit dem Zeigefinger derſelben auf eine ſanfte Art den Arm ſowie das Knie des Andern zu berühren.

„Frau Gertrud iſt alſo mit Ihnen verwandt?"

„Ja, ſehr weitläufig, aber trotzdem nehme ich einen ſo innigen Antheil an ihr, als wenn ſie meine Schweſter wäre."

„Ich begreife das vollkommen, denn Sie ſagten mir neulich ſchon, ſie hätte im Verlaufe langer Jahre Ihrem Hausweſen auf das Aufopferndſte vorgeſtanden und dabei Ihre kranke Frau auf's Zärtlichſte gepflegt."

„Letzteres auf wirklich rührende Art, und iſt die Erinnerung daran um ſo ſchmerzlicher, da gerade in dieſer Krankenpflege der Anfang von dem Leiden der armen Frau Gertrud zu liegen ſcheint."

„Eigenthümlich — aber derlei Fälle ſind mir ſchon vorgekommen — es iſt die mildeſte Art von Wahnſinn, und deßhalb

hoffe ich auch auf baldige und gründliche Heilung — und die Symptome derſelben zeigten ſich gleich nach dem Tode Ihrer Frau?"

„Kurze Zeit nachher, doch ſchrieben wir anfänglich die Verſchloſſenheit Gertrud's, ihr ſichtbares Leiden, ihr Zurückziehen von aller Geſellſchaft dem tiefen Schmerze um die Verſtorbene zu, welche ſie wie eine Schweſter geliebt. Dabei war es uns nur auffallend, daß Gertrud, welche für alles Uebrige höchſt gleichgültig war, bald mich, bald meine Kinder, bald Knechte und Mägde auf die angelegentlichſte Art fragte, ob wir uns auch recht wohl fühlten, ob wir über unſere Geſundheit zu klagen hätten, wobei aber ſeltſamer Weiſe ihre ſtille Gleichgültigkeit in förmliche Traurigkeit überging, ſo bald wir ſie verſicherten, daß wir uns ganz vortrefflich befänden. Da erkrankte mein älteſter Enkel an den Maſern, der Arzt, welcher gerufen wurde, erklärte die Sache für ungefährlich, verordnete aber ſorgfältige Pflege, und nun hätten Sie ſehen ſollen, wie ſich von dem Augenblicke an der Zuſtand der armen Gertrud mit einem Male änderte: ſie wurde vergnügt, ja heiter, und widmete ſich dem kleinen Kranken mit einer Sorgfalt, die über alle Beſchreibung geht; nicht nur den Tag über, ſondern auch viele Nächte hindurch ſaß ſie an ſeinem Bettchen, und wenn wir ſie darauf aufmerkſam machten, ihrer eigenen Geſundheit zu ſchonen, ſo ſagte ſie: ‚Das iſt ja gerade meine Geſundheit, wenn ich Jemanden pflegen kann.'"

„Eine eigenthümliche Idee — aber wie geſagt, dergleichen iſt mir in meiner großen und langjährigen Praxis ſchon vorgekommen."

„Und ſie hatte recht, die arme Gertrud; die Krankheit Anderer war ihre Geſundheit, und ſo lange ſie Jemand zu pflegen hatte, war ſie den Umſtänden nach heiter und vergnügt, umgänglich, mittheilſam, ohne jede fixe Idee. Glücklicher Weiſe aber für uns kamen in meinem Hauſe in den letzten Jahren wenige Krankheiten vor, und ſo verſchlimmerte ſich denn der Zuſtand der armen Frau auf eine für uns ſo beunruhigende Art, daß ich es für meine

Pflicht hielt, die Hülfe eines solchen ausgezeichneten Arztes in Anspruch zu nehmen."

„Ein Vertrauen, das ich hoffentlich rechtfertigen werde, — allerdings sind die sogenannten fixen Ideen oft hartnäckiger und auch schwieriger zu behandeln, als der laute Wahnsinn — doch nach dem, was ich so eben gesagt, werde ich die Kur Ihrer Anverwandten mit der besten Hoffnung beginnen — weiß sie schon, wo sie sich hier befindet?"

„Ja und nein — sie weiß, daß Sie ein Arzt sind und daß Sie einem Krankenhause vorstehen — man hat ihr gesagt, Sie hätten sich an mich gewandt, um für einen schwer Kranken in der Person meiner Anverwandten eine ausgezeichnete Wärterin zu erhalten, da Sie gehört hätten, wie vortrefflich Frau Gertrud Leidende zu behandeln verstände."

Doktor Narder nickte mit dem Kopfe, als er sagte: „Wir wollen in dieser Richtung mit ihr vorgehen, wobei ich indessen nicht ermangeln werde, durch freundlichen, vernünftigen Zuspruch mildernd auf ihre fixe Idee einzuwirken; — einen Kranken habe ich auch für sie."

„Doch keinen, welcher ihrer körperlichen Gesundheit schaden könnte?"

„Unbesorgt, es ist das ein alter gutmüthiger Narr, der, ohne für seine Umgebung im Geringsten unangenehm zu sein, am unaufhaltsamsten Nachlaß der Kräfte leidet, — es ist ein Mann von gutem Stande und guter Erziehung, der zuweilen sogar recht unterhaltend sein kann, zuweilen etwas aufgeregt, wenn er anfängt, über seine Vergangenheit zu phantasiren, dabei aber gutmüthig wie ein Kind."

„Wir hätten es nicht besser treffen können," sagte Herr Günther, „und ich danke Ihnen von Herzen für Ihre freundliche Bereitwilligkeit — halten Sie Zeitungen?"

„O ja, einige Tagesblätter."

„So bitte ich, sie diese hie und da lesen lassen zu wollen; sie

ist daran gewöhnt, und wenn sie sich auch mit Politik nicht abgibt, so studirt sie mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit die Anzeigen; ja, sie macht sich zuweilen Notizen, und es könnte sogar der Fall eintreten, daß sie irgend eine Anzeige beantwortet, und würde es mich freuen, wenn sie mir dann das, was sie aufschreibt, ganz gelegenheitlich zukommen lassen würden — ganz gelegenheitlich, da es doch ohne allen Werth ist."

„Gewiß, mein lieber Herr Günther — ich halte es für meine Pflicht, diesen kleinen, unschuldigen Launen meiner Kranken auf's Bereitwilligste nachzukommen, und werde auch nicht ermangeln, Ihnen alles das pünktlich mitzutheilen, was Frau Gertrud in dieser oder ähnlicher Richtung aufschreiben sollte."

„Wofür ich Ihnen sehr dankbar bin, verehrter Herr Doktor. — Und somit halte ich mich denn meiner allerdings etwas traurigen Pflicht entledigt und gehe ziemlich beruhigt von dannen, da ich überzeugt bin, die arme Kranke in der vortrefflichsten Pflege zu lassen."

Der Doktor ergriff mit seinen beiden Händen die Rechte des Herrn Günther und sagte: „Was menschliche Hülfe und ärztliche Kunst vermag, soll nicht unversucht bleiben," worauf er mit einem Augenaufschlag gen Himmel hinzusetzte: „Das Uebrige müssen wir der allerhöchsten Gnade anheimstellen." Er fuhr mit dem Daumen der linken Hand an das entsprechende Auge, als wolle er dort eine hervorquellende Thräne zurückdrücken, ohne daß es den Anschein hätte, als habe er irgend eine Absicht, sie zu zeigen.

„Und nun erlassen Sie es mir wohl," sagte Herr Günther nach einer großen Pause, „Abschied von meiner armen Verwandten zu nehmen — ich möchte sie und mich nicht unnöthiger Weise aufregen."

„Darum möchte auch ich als Arzt ganz besonders gebeten haben, — Frau Gertrud ist in den besten Händen, und ich hoffe sehr, Ihnen in kurzer Zeit günstige Nachrichten über sie zukommen lassen zu können."

Herr Günther verließ Zimmer und Haus, und der Doktor, deſſen Begleitung er dringend abgelehnt hatte, ſah ihm händereibend durch das Fenſter nach, worauf er zu ſich ſelber ſprach: „Das iſt ein höchſt angenehmer und fetter Kunde, und wir wollen ſchon Sorge dafür tragen, daß er mir die Kranke auf einige Jährchen überlaſſen muß;“ hierauf pfiff er einige Takte einer luſtigen Weiſe, wobei er auf die Thüre des Nebenzimmers zuging und dieſe mit einem ernſten und würdevollen Geſichtsausdrucke öffnete.

Dort ſaß Frau Gertrud bei der Pförinerin, und Beide ſchienen ſich nicht beſonders unterhalten zu haben, und während Letztere das Zimmer nun verließ, flüſterte ſie im Vorbeigehen dem Arzte zu: „Sehr einſylbig und theilnahmlos.“

„Ah, meine liebe Frau,“ ſagte Doktor Narder, „freue mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft zu machen.“

Die Kranke wandte langſam den Kopf herum und ſchaute ihn mit ſchläfrigen, herabgeſunkenen Lidern ziemlich lange an, ehe ſie antwortete: „Wenn Ihr recht krank ſeid, ſoll es mich freuen, denn dann weiß ich auch, warum ich da bin.“ Hierauf ſeufzte ſie ein klein wenig und blickte alsdann vor ſich nieder, wobei ſie emſig die Bänder ihrer Schürze glatt ſtrich.

„Was mich betrifft, ſo bin ich gerade nicht krank, meine liebe Frau, doch habe ich Jemanden in meinem Hauſe, der ſich freuen wird, wenn Sie ihm ihre vortreffliche Pflege angedeihen laſſen wollen — ich bin der Arzt hier und habe Sie als Krankenwärterin in's Haus genommen.“

„Ach ja, Herr Doktor, deßhalb bin ich gekommen, und je eher wir anfangen, deſto lieber iſt es mir.“

„Zuerſt aber müſſen Sie ein wenig ausruhen, und ich will Ihnen das Zimmer zeigen, wo Sie wohnen werden — iſt Ihnen das recht?“

„Mir iſt Alles recht.“

Darauf führte ſie der Doktor die Treppe hinauf über einen langen Korridor mit vielen Thüren, hinter denen man zuweilen

„Ein unverſchämter Geſell,“ brummte Joſeph, indem er die Pferde heraus zog; „aber ſo ein ſchlechter Reiter, wie der iſt, kann das alte Herz nun und nimmermehr auf dem rechten Flecke haben. Nun, lebe Sie wohl, Frau Mutter, ſo Gott will, bis nachher!

Dahin gieng der geſchickte königliche Hofkutſcher und gute Sohn, und die Mutter ſah ihm mit großem Stolze nach. Auch gewahrte ſie zu ihrer großen Befriedigung, wie die Stallwache ehrfurchtsvoller als ſonſt die Thüre vor ihm aufriß; denn es war ſchon etwas Wahres an dem Gerüchte, welches den Hofkutſcher Winkler an die Stelle des verſtorbenen Herrn Mundels beförderte.

einen eigenthümlichen Geſang, auch ein ſonderbares Lachen hörte. Da die alte Frau dem Arzte folgte, ſo konnte dieſer nicht ſehen, daß ſie zuweilen ſcheu um ſich her blickte, auch wohl zuſammenfuhr, wenn Geſang oder Lachen gar zu laut durch die verſchloſſenen Thüren ertönte.

„So, da ſind wir — nicht wahr, ein recht artiges Stübchen?“

„Iſt der Kranke hier?“ fragte die alte Frau, und ſetzte hinzu, nachdem der Doktor dieſes verneinte: „Das iſt recht ſchade.“

„Vor allen Dingen ruhen Sie ein wenig aus, und dann wollen wir heute Abend oder morgen früh ſehen, was wir Ihnen zu thun geben — dort iſt Ihr Koffer und in der Ecke ein Schrank für Ihre Kleider — ſo, nun machen Sie ſich's bequem, und wenn Sie irgend etwas bedürfen, ſo haben Sie da eine Klingel, die Sie nur anzuziehen brauchen — alſo bis nachher, meine liebe Frau Gertrud.“

Sie gab keine Antwort und blieb mit zuſammengefalteten Händen mitten in der Stube ſtehen, wobei ſie leicht zuſammenſchauerte, vielleicht beim Anblicke des kahlen, einfachen, ſpitalartigen Stübchens, wahrſcheinlich aber auch, da ſie draußen vor der Thüre das langſame Zuſchieben eines Riegels vernahm, wodurch der vorſichtige Arzt ſie hier einſchloß.

So ſtand ſie eine ziemlich lange Zeit unbeweglich, nicht aus Abſicht, ſondern bedrückt durch die Umgebung, dann ging ſie, überwältigt von ihren Empfindungen, langſam nach ihrem Koffer, ſetzte ſich darauf und vergrub ihr Geſicht in beide Hände, wobei ſie nicht wußte, daß alle ihre Bewegungen von dem Arzte durch eine kleine Spalte in der Thüre beobachtet wurden, und daß derſelbe mit ſeinen Beobachtungen zufrieden war, was er dadurch ausdrückte, daß er nun auf den Zehen ſchleichend die Zimmerthüre händereibend verließ.

Es war ſo ſtill und einförmig in dieſem Hauſe, daß Frau Gertrud nach einiger Zeit ſich förmlich darnach ſehnte, irgend ein Geräuſch zu hören, ſelbſt jenes unheimliche Lachen oder Singen.

Sie trat an das Fenſter, welches mit ſtarken Eiſengittern verwahrt war, und blickte in die winterliche Landſchaft hinaus: dort lag vor ihr der kleine Garten des Hauſes mit den kahlen Aeſten ſeiner Bäume, der Boden bedeckt mit feuchtem, braunem, verwelktem Laube; von der Stadt konnte ſie nichts ſehen, da ſie ſich in der dieſer abgekehrten Seite befand.

Es dämmerte bereits, als eine Dienerin mit der Frage eintrat, ob ſie zum Nachteſſen in den Speiſeſaal kommen wolle, oder ob ſie es vorziehe, hier oben zu bleiben. Sie wünſchte das Letztere, wobei ſie hinzuſetzte, daß ſie aber bereit ſei, augenblicklich hinabzugehen, wenn drunten ein Kranker ihre Hülfe in Anſpruch nehmen wolle.

Die Dienerin verſicherte ſie indeſſen, daß dieſes nicht der Fall wäre, weßhalb Frau Gertrud oben blieb; ſie aß etwas von der Suppe, die man ihr ſpäter brachte, und legte ſich alsdann in das ſchmale und harte Bett; doch konnte ſie lange nicht einſchlafen, und als ſie ſo wachend lag, hörte ſie leiſe Schritte auf dem Gange vor ihrem Zimmer und bemerkte hierauf, wie Jemand vor ihrer Thüre allerdings ſehr geräuſchlos ſtehen blieb, wie ſich alsdann eine kleine Spalte in derſelben öffnete und wenige Sekunden darauf wieder ſchloß.

Am andern Morgen war das Erſte, was Frau Gertrud that, dieſe Thüre zu unterſuchen, und ſie fand in derſelben eine kleine Oeffnung, welche von außen vermittelſt eines Schiebers verſchloſſen war, eine Entdeckung, welche gemacht zu haben ſie ſehr zu erfreuen ſchien, da ſie überzeugt war, daß ſie von Zeit zu Zeit beobachtet würde.

Nachdem ſie das Fenſter trotz der kalten Morgenluft geöffnet hatte, ſchritt ſie eine Weile in dem kleinen Zimmer auf und ab, dann ſchloß ſie ihren Koffer auf und fing an, ihre Kleidungsſtücke auszupacken, um einen Theil derſelben mit der größten Pünktlichkeit in dem Schranke aufzuhängen, einen Anzug aber von dunkel geſtreiftem Kattunzeuge hing ſie über einen der Stühle, nahm dann

ein Kissen vom Fußende des Bettes, sowie eine der beiden wollenen Decken, welche sich dort befanden, wickelte beide zu einer langen Rolle zusammen und umkleidete diese dann mit dem eben erwähnten dunkeln Anzuge, den sie hierauf sorgfältig in's Bett legte und bis unter die Arme zudeckte — eine Haube mit breiten Strichen vollendete das Ganze, welches sich jetzt so täuschend ausnahm, daß man in einiger Entfernung darauf hätte schwören können, es liege eine Person mit abgewendetem Gesichte im Bette.

Frau Gertrud setzte sich nun vor dasselbe, nachdem sie ihren Nachttisch mit einem Glase voll Wasser, mit einer Zuckerdose und einem Löffel, sowie mit einem Fläschchen, angefüllt mit einer dunkelrothen Flüssigkeit, welches sie Alles ihrem Koffer entnahm, bedeckt hatte. In der Hand hielt sie ein weißes Taschentuch, mit dem sie häufig nicht vorhandene Fliegen von dem Gesichte eines eingebildeten Kranken abzuwehren schien.

So saß sie lange und geduldig, ohne sich mit etwas Anderem, als ihrem Amte zu befassen. Nur als die Dienerin mit dem Frühstück eintrat, ersuchte sie sie mit aufgehobenen Händen, ja recht leise aufzutreten, und um Gottes willen die Ruhe der Leidenden hier im Bette nicht zu stören.

Eine Stunde später trat auch der Doktor Narder ein, und obgleich er schon von der Dienerin in Kenntniß gesetzt war von der Beschäftigung der Frau Gertrud, so blieb er doch einigermaßen überrascht auf der Schwelle stehen, als er sah, wie angelegentlich sich die arme Person über ihre Kranke niederbeugte, wie sie ihr das Kopfkissen rückte und ihr alsdann, ohne sich durch den Eintritt des Arztes stören zu lassen, mit dem Löffel Wasser einzuflößen sich bestrebte.

„Ah, guten Morgen, Frau Gertrud — wie haben Sie geschlafen? — wie geht es Ihnen?“

„Von mir wollen wir nicht reden,“ gab sie flüsternd mit einer abwehrenden Handbewegung zur Antwort, „aber hier meiner Kranken geht es sehr schlecht.“

„Ei, ei, da müſſen wir wohl ein Bischen nachſehen.“

„Fühlen Sie ihr den Puls — ſie hat ſchrecklich Fieber und es hat ſich während der Nacht von Stunde zu Stunde vermehrt.“

„So müſſen Sie wohl fortwährend bei ihr wachen?“

„Sie wollte es durchaus nicht leiden und zwang mich faſt mit Gewalt, daß ich mich auf den Boden legen mußte und ſchlafen.“

„Auf den nackten Fußboden?“ ſagte der Arzt, indem er den Zeigefinger in die Höhe hob, — „das ſollen Sie nicht thun, das dürfen Sie nicht — ah, es iſt ja abſcheulich kalt hier,“ ſprach er fröſtelnd, — „und kein Wunder,“ ſetzte er mit einem Blick auf das geöffnete Fenſter hinzu, „was der tauſend, Frau Gertrud, haben Sie es hier zu warm gefunden?“

„Ich nicht, aber die Kranke, ſie klagte ſo über Hitze; — glauben Sie nicht, daß ihr die angenehme Kühle gut thut?“

„Gewiß nicht, Frau Gertrud,“ verſetzte der Arzt, indem er raſch das Fenſter ſchloß; „das ſollten Sie aber ſelbſt wiſſen, eine ſo erfahrene Krankenwärterin — Sie dürfen mir in keinem Krankenzimmer wieder die Fenſter öffnen — haben Sie mich verſtanden?“

„Vollkommen und will Ihren Befehlen auch darin ſtreng Folge leiſten — hätte ſie nur ein Wort geſagt,“ fuhr Frau Gertrud in einem traurigen Tone fort, „daß es ihr zu kalt ſei; aber ſeit mehreren Stunden ſchon ſpricht ſie gar nichts mehr, und das macht mich ſo beſorgt — ſehen Sie doch einmal genau nach ihr — ich bitte darum, Herr Doktor — ſie klagt nicht mehr, ſie ſeufzt nicht mehr, es wäre ſchrecklich, wenn ſie todt wäre.“

Doktor Narder that, als wenn er die Puppe unterſuchte, worauf er erwiederte: „So ſchlimm iſt's noch nicht, doch müſſen wir ſehr ſorgfältig mit ihr ſein, und wenn es Ihnen recht iſt, ſo komme ich im Laufe des heutigen Tages öfters, um nach ihr zu ſehen.“

„Darum bitte ich, kommen Sie recht häufig, ich werde es an Sorgfalt für die Kranke nicht fehlen laſſen.“

„Doch müſſen Sie dabei auch an ſich ſelber denken, was Sie aber nicht thun, denn ich ſehe, Sie haben Ihr Frühſtück noch gar

nicht angerührt — ah, Frau Gertrud, das geht nicht, und wenn es Herr Günther wüßte, würde er recht böse werden."

„Ja, ja, ich will frühstücken."

„Thun Sie das, und ich werde Vormittags noch einmal nach Ihrer Kranken sehen."

Das that auch Doktor Narder und fand Alles wie am Morgen, nur mit dem Unterschiede, daß ihn Frau Gertrud versicherte, die Kranke befände sich auffallend besser.

Merkwürdiger Weise machte diese Besserung so rasche Fortschritte, daß, als der Arzt am folgenden Morgen in das Zimmer trat, er Frau Gertrud heftig auf- und abgehend fand, mit den Händen gestikulirend und unverständliche Worte mit sich selbst redend — ein Blick auf das Bett überzeugte ihn, daß die Gliederpuppe verschwunden, und er begriff sogleich, welche Aenderung in der fixen Idee seiner Kranken dadurch eingetreten war.

„Gut, daß Sie kommen," rief sie ihm in einem weinerlichen Tone entgegen, „ich habe Sie schon lange erwartet, um Ihnen zu sagen, daß ich nicht mehr hier bleiben will — was sind das für Kranke in Ihrem Hause," fuhr sie in einem so heftigen Tone fort, wie er an der sanften Frau bis jetzt nicht gewohnt war, — „was sind das für Kranke in Ihrem Hause, in dieser Stunde wollen sie sterben und in der andern laufen sie davon — aber warum habe ich sie auch so gut verpflegt!"

„Da muß ja eine merkwürdige Krisis eingetreten sein," lächelte der Arzt — „um welche Zeit war es wohl, Frau Gertrud?"

„Allerdings eine merkwürdige Krisis — wann wird es gewesen sein? — gegen drei Uhr heute Morgen — wissen Sie aber, was es war? — man hat mich zum Besten gehabt."

„Ah, meine liebe Frau Gertrud — wer könnte das sagen?"

„Wer? Die Kranke selbst; gegen drei Uhr richtete sie sich auf einmal in die Höhe und sagte: ‚Das ist Alles dummes Zeug — ich bin ja niemals krank gewesen, und man hat seinen Spaß mit Ihnen getrieben.' — ‚Warum?' frug ich. — ‚Weil man weiß, daß

Sie gar keine Krankenwärterin ſind.' — ‚Und was bin ich denn?' — Darauf ſagte ſie ein ſchreckliches Wort, welches ich nicht zu wiederholen wage, ſtand auf und ging lachend durch jene Thüre.“ Damit zeigte Frau Gertrud auf den Kleiderſchrank.

„So, da hinaus nahm ſie ihren Weg? — ah, das iſt in der That ſonderbar.“

„Freilich iſt es ſonderbar, aber auch ich will jetzt hinausgehen — nach Hauſe — denn ich habe hier nichts mehr zu thun — wirkliche Kranke gibt es nicht bei Ihnen, und darum will auch ich nicht mehr länger bei Ihnen bleiben.“

„Wer wird aber ſo heftig ſein,“ ſprach Doktor Narder begütigend, „eine kluge Frau wie Sie ſollte doch einſehen, daß das Alles mit Abſicht geſchah — Herr Günther ſagte allerdings, Sie ſeien eine vortreffliche Krankenpflegerin, doch hielt ich es für meine Pflicht, mich durch den Augenſchein davon zu überzeugen — nun bin ich überzeugt und ſehe es ein, welch' ausgezeichnete Dienſte Sie mir zu leiſten im Stande ſind.“

Unter den herabgeſunkenen Augenliedern der alten Frau leuchtete es aber kaum merklich hervor, und ſie verſetzte in einem etwas erregten Tone: „Hm, wenn Sie das wirklich einſehen, dann will ich meinetwegen noch bleiben, um Ihnen gefällig zu ſein, wenn ich aber wieder zu einem Kranken komme, welcher den andern Tag aufſteht und mich auslacht, ſo bleibe ich keinen Augenblick mehr hier im Hauſe.“

„Das wird bei dem Kranken, zu welchem ich Sie nun führen will, wohl nicht der Fall ſein,“ gab Doktor Narder in einem eigenthümlichen Tone zur Antwort: „wenn er auch hie und da lachen ſollte, ſo hat das alsdann einen ganz anderen Grund — morgen wollen wir ihn beſuchen; denken Sie jetzt nicht mehr an die Andere, die ſo undankbar war, Sie ſo plötzlich zu verlaſſen.“ — —

Frau Gertrud lag lange ſchlaflos, als nun die Nacht wieder gekommen war: ſie dachte daran, wer wohl der Kranke ſein

möge, bei dem sie morgen ihr Amt antreten solle und ob — sie dachte ferner, ob jener Kranke wohl freundlich gegen sie sein würde, auch mittheilsam, und wenn dieses der Fall wäre —

Endlich entschlief sie, und als ihr die Dienerin am andern Morgen das Frühstück brachte und bemerkte, wie die Kranke heute so verständig am Fenster saß mit einem kleinen Bündel, welches an ihrem Arme hing, so sagte sie: „Das ist recht, Frau Gertrud, der Herr Doktor wird ungefähr in einer Stunde kommen und Sie hinunterführen."

Darauf schüttelte jene den Kopf und erwiederte: „Eine Stunde ist lang, und wenn der Kranke so lange ohne Pflege bleibt, so wird ihm das nicht gut thun."

„Unbesorgt," lachte das Dienstmädchen, „der ist des Alleinseins gewöhnt, und es ist noch die große Frage, ob er sich darüber freuen wird, eine Krankenwärterin zu bekommen."

Frau Gertrud hätte gern um eine Bedeutung dieser Worte gefragt, doch wagte sie es nicht, sondern lächelte nur ein klein wenig und meinte: „Jeder, den ich noch gepflegt, hat sich wohl dabei befunden, und so hoffe ich auch, soll es bei meinem Kranken der Fall sein."

Als sie nun wieder allein war, stand sie langsam von ihrem Stuhle auf, legte ihr Bündel dahin, wo sie bis jetzt gesessen und schlenderte anscheinend gleichgültig und gedankenlos im Zimmer auf und ab, wobei sie es aber nicht unterließ, so oft sie sich gegen die Thüre wandte, dorthin zu schauen. Endlich glaubte sie zu sehen, daß der Spalt in derselben sich leise öffnete und nach Verlauf einer halben Minute eben so leise wieder schloß. Hierauf schritt sie noch einige Male auf und ab, ging dann an ihren Kleiderschrank, nahm aus ihrer Tasche eine Scheere, vermittelst welcher sie das Futter in einem ihrer Röcke auftrennte und eine kleine grüne Brieftasche hervorzog, die sie alsdann sorgfältig unter ihrem Halstuche verbarg. Dann wartete sie geduldig, bis Doktor Narder erschien, welcher sie nun hinunter in sein Zimmer führte

und ſie erſuchte, da es unterdeſſen Mittag geworden war, mit ihm zu ſpeiſen.

Frau Gertrud that das ſo unbefangen und ſchien dabei ſo wenig erregt, ja in ſo gemüthlicher Stimmung, daß der Arzt mit ihr ganz unbefangen plauderte, allerdings nicht ohne Abſicht, denn er brachte das Geſpräch auf den Kranken, deſſen Pflege er ihr anvertrauen wolle, und gab ihr in Betreff deſſelben einige kleine Verhaltungsregeln.

„Der alte Herr," ſagte er, „iſt meiſtens finſter und abſtoßend, ohne es aber böſe zu meinen; wenn er barſch mit Ihnen redet, ſo ſeien Sie doppelt freundlich gegen ihn; wenn er über ſeinen Zuſtand klagt, ſo verſichern Sie ihn, Sie wüßten ganz gewiß, daß ſein Leiden nur vorübergehend ſei und daß das kommende Frühjahr ihm unfehlbar Linderung bringen müſſe, vielleicht iſt dieſes auch ſchon früher der Fall — haben Sie mich wohl verſtanden?" ſetzte der Doktor raſch fragend hinzu, wobei er einen forſchenden Blick auf die alte Frau warf.

Dieſe hatte ihn nun allerdings vollkommen verſtanden, doch bebte ſie bei dem Gedanken, dieſes Verſtändniß auch nur durch eine Miene zu verrathen bei dem eigenthümlichen Blicke, den ihr Gegenüber auf ſie geworfen; deßhalb ſagte ſie mit einem ſtillen Lächeln: „So wird er alſo im Frühjahr wieder geſund und kann alſo dieſes Haus verlaſſen? — o, bei meiner Pflege wird das noch bälder geſchehen."

„Ja, ja, das iſt wohl möglich," entgegnete der Andere mit einem rohen Lachen, „und je eher ſeine Leiden vorüber ſind, deſto bälder verläßt er das Haus — noch Eines aber möchte ich Ihnen ſagen und hoffe, daß Sie mich verſtehen."

„O, ich verſtehe Alles."

„Das ſoll mir lieb ſein, denn wenn Sie mich nicht verſtänden, oder wenn Sie vergäßen, was ich Ihnen jetzt ſage, ſo müßte ich Jemanden Anders die Pflege dieſes Kranken übertragen: es könnte nämlich kommen, daß er Ihnen allerlei fabelhafte Ge-

ſchichten aus ſeinem früheren Leben erzählen wollte, daß er anfinge, von vergangenen Zeiten zu ſprechen — Sie begreifen doch, was ich damit ſagen will?"

„Gewiß, gewiß," ſagte Frau Gertrud eifrig, „gerade ſo, als wie meine Schwägerin, wenn ſie in den Nächten, wo ich an ihrem Bette ſaß, mir erzählte von den Perſonen, die ſie gekannt, von Allem, was ſie gethan, als ſie noch jung geweſen."

„Gerade ſo — und wenn er ſo etwas reden will, da ſchauen Sie nach der Thüre und ſagen: ich glaube, er kommt — mehr nicht — haben Sie mich verſtanden?"

„Gewiß, gewiß, ich ſage nur: ich glaube er kommt."

„Gut, jetzt wollen wir gehen — er hat um dieſe Zeit ſeine beſte Stunde, und wenn ich bei Ihnen bin, wird er Sie auch nicht unfreundlich empfangen."

Während ſie im Erdgeſchoß in den anderen Theil des Hauſes gingen, fühlte Frau Gertrud ihr Herz heftiger ſchlagen, ſowie, daß ihr Gang nicht ganz ſo feſt und aufrecht war, als er ſonſt wohl zu ſein pflegte, ja ein paar Mal war ſie gezwungen, einen tiefen Athemzug zu thun und alsdann die Wand des Ganges, durch welchen ſie ſchritten, leicht mit ihren Fingern zu berühren.

Jetzt öffnete der Doktor eine Thüre, und Frau Gertrud ſah ein ziemlich großes Zimmer vor ſich, welches auch mit einigen Bequemlichkeiten ausgeſtattet war; wenigſtens hatte es ein Bett mit Vorhängen, vor demſelben ein kleines Stückchen Teppich, ein altes Sopha, ſowie einen großen Lehnſtuhl, welcher am Fenſter in einem Strahle der Sonne ſtand und in welchem ſich der Kranke tief zuſammengekauert befand; er hatte einen grauen Plaid über ſeine Schultern geworfen, ſtützte den Kopf in die Hand und blickte mit ſeinen matten Augen an den glänzenden Winterhimmel empor.

„Ah, guten Tag, mein lieber Herr Morel, ich hoffe daß Sie wohl geſpeist haben!"

Frau Gertrud bebte zuſammen bei Nennung dieſes Namens, und es war gut, daß ſie hinter dem Rücken des Arztes an der

Thüre ſtand, ſonſt hätte er trotz der Gewalt, mit der ſie ſich zuſammennahm, ein unwillkürliches Zucken um ihre Mundwinkel entdecken müſſen.

Doktor Narder mußte ſeine Frage von vorhin wiederholen, ehe ihm der Kranke in verdrießlichem Tone zur Antwort gab: „Und ich ſetze den Fall, ich hätte ganz beſonders ſchlecht geſpeist, würden Sie dieſen Fall hier im Hauſe außergewöhnlich finden? — Laſſen Sie mich mit Ihrer Frage in Ruhe, Sie unterbrechen mich in meinen ſchönſten Phantaſieen.“

„Und woran dachten Sie, Herr Morel?“ fragte der Arzt, indem er der Frau Gertrud pantomimiſch einen Wink gegeben, der Kranke befinde ſich heute in keiner beſonders guten Laune.

„Ich ſetzte den Fall, ich könnte fliegen — haben Sie ſich mit dieſem Falle ſchon beſchäftigt?“

„O ja, ein Fall beim Fliegen iſt ein ſehr mögliches Ding.“

„Ich flöge alſo empor, immer höher und höher, und ſchaute mir die Welt ein wenig von oben an, wie ſie jetzt ausſieht; denn es iſt lange, lange her, daß ich ſie nicht mehr geſehen habe, weil — weil —“

„Nun, weil Sie krank ſind — ſobald Sie geſund ſein werden, mache ich mir ſelbſt das Vergnügen, Sie hinaus zu führen.“

„Nehmen Sie in der That an, dieſer Fall könne jemals eintreten?“ fragte der Kranke in einem traurigen Tone, und da er bei dieſen Worten langſam ſeinen Kopf herumwandte, bemerkte er Frau Gertrud an der Thüre ſtehen, worauf er ſich mit ſtarren Augen bemühte, aufrecht zu ſitzen, und dann mit ſeinem Haupte eine ſteife Verbeugung machte.

„Dieſe Dame wird mir verzeihen, daß ich ſie nicht früher geſehen — iſt das ein Beſuch, der mir gilt?“

„Ja, mein lieber Herr Morel,“ ſagte heiter der Arzt, „wenn es Ihnen nämlich Vergnügen machen ſollte, mit dieſer Dame hie und da ein wenig zu plaudern.“

Der Kranke verſuchte von ſeinem Seſſel aufzuſtehen, da ihm

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Aus dem Marstall.

Joseph zog in die Remise, spannte Tibull und Pluto ein, befestigte Alles noch sorgfältiger als sonst, untersuchte die Zugstränge, die Aufhalter, die Schnallen am Kopfzeug, was er sonst auf die gleiche Art nie that, schwang sich endlich in den Bock, faßte die Zügel fest in die Hand und fuhr langsam durch das Portal des Schlosses. „Wenn die Alte da oben heute nicht ausfahren wollte," brummte er in sich hinein, „so — ich weiß nicht warum, — aber so wäre mir ein großer Dienst geschehen." Und darauf sprach er ermuthigend zu sich: „nun, die Augen auf, die Hand fest, es wird, so Gott will, wohl gut gehen wie immer!"

Jean stand schon am Thor, als der Wagen anfuhr, und eilte hinauf, um seine Meldung zu machen. Wenige Augenblicke danach stieg die Hofdame die breiten Treppen hinab und trug ein kleines Packet in der Hand und näherte sich dem Wagen. Jean riß den Schlag auf und ließ den Tritt herab.

dieſes aber beſchwerlich wurde, ſo eilte Frau Gertrud auf einen Wink des Arztes herbei und ſtellte ſich neben Herrn Morel, wobei ſie ihn mit einer Neigung des Kopfes und einer freundlichen Miene begrüßte.

Doktor Narder hatte ſich inzwiſchen zurückgezogen und war an's Fenſter getreten, nachdem er dem Kranken, der ſich wieder in ſeinen Stuhl zurückgelehnt hatte, mit einer Handbewegung die Fremde als Frau Gertrud vorgeſtellt.

Dieſe konnte kaum ihre Bewegung verbergen, jetzt unter ſo eigenthümlichen Umſtänden jenem Manne gegenüber zu ſtehen, mit dem ſie ſich in ihren Gedanken ſo vielfach, ſo tief und ſo ernſtlich beſchäftigt, welcher, in dieſem Fall allerdings unſchuldig, ſo tief in ihr Familienleben eingegriffen. Sie hob langſam ihre Augenlieder empor und ſchaute ihn mit einem vollen Blicke ihrer großen, glänzenden Augen an — lag vielleicht etwas von der tiefen Bewegung, welche ihr Herz durchbebte, in dieſem Blicke und fühlte er ſich davon magnetiſch berührt? Genug, die finſteren Falten ſeines Geſichtes löſten ſich weich, faſt freundlich auf, und nachdem er ſie lange und aufmerkſam betrachtet, ſagte er: „Madame, Ihr Erſcheinen iſt ein Fall, der mir Freude macht.“

„Sehen Sie, das habe ich gedacht,“ rief Doktor Narder vom Fenſter herüber, „und wenn ich Ihnen nun ſage, daß Frau Gertrud, welche hier im Hauſe wohnt, Sie, wenn es Ihnen recht iſt, häufig beſuchen und mit Ihnen plaudern wird, ſo werden Sie mich wohl nicht mehr anklagen können, daß ich Ihnen nur Unfreundliches erzeige.“

„Der ſpricht zwiſchen Alles hinein,“ ſagte Herr Morel zu der alten Frau, indem er unmuthig ſeine Achſeln zuckte, „aber was er ſpricht, iſt ihm gleichgültig, und ſo ſoll es auch für uns ſein — darf ich Ihnen einen Stuhl holen, Madame?“

Doktor Narder hatte ſchon einen herbeigetragen, und als ſich Frau Gertrud vor den Kranken hinſetzte, empfahl er ſich, wobei er ſagte: „Wenn Sie etwas brauchen ſollten, ſo iſt dort die Klingel.“

Der Kranke hatte seinen Kopf gegen den Abgehenden gewandt, und erst als sich die Thüre hinter demselben geschlossen, wandte er sich mit den Worten an die alte Frau: „Also Sie sind auch so unglücklich, in diesem Hause sein zu müssen?"

„Ist denn das ein so großes Unglück?"

„Für Sie vielleicht nicht, wenn Sie, wie er vorhin andeutete, nur einen Besuch hier machen; wenn man aber Abends einen Riegel vor Ihre Zimmerthüre schiebt, oder wenn die alte Hexe draußen Ihnen zurückwinkt, sobald Sie sich dem großen Thore nähern, so ist das sehr, sehr traurig, und alsdann wird es Sie Mühe kosten, hier fröhlich zu sein — sind Sie in dem Falle?"

„Ja, ich bin in dem Falle, und wenn ich auch die Gegenwart mit vorgeschobenen Riegeln und verschlossenen Thüren etwas drückend finde, so denke ich frohen Muthes an die Zukunft."

„Ah, Madame," rief er mit einem eigenthümlichen Lachen — „Sie haben noch eine Zukunft vor sich, die Ihnen angenehm erscheint — wissen Sie, was Ihre Zukunft ist, nachdem Sie das Haus verlassen? — Da schauen Sie hin, ich will Ihnen den Fall trostlos klar machen — schauen Sie hin, dort unten können Sie es sehen, weil im gegenwärtigen Augenblicke die Bäume schwarz und kahl sind, wie mein armes Gehirn und mein kranker Körper — ein leichter Windstoß, und er bricht zusammen — ja, welchen Fall wollte ich Ihnen doch erklären?" fuhr er nach einer Pause fort, in welcher er sehr schwach und sehr hohl gehustet — „ah, richtig, da unten — sehen Sie, da glänzt es und blinkt und leuchtet: weiße Kreuze und auch goldene — da unten ist man sehr ruhig und still — da ist meine Zukunft und auch die Ihrige."

„Das ist wohl jedes Menschen Zukunft, Herr Morel," sagte sie mit sanfter Stimme.

„Allerdings, aber nur mit dem kleinen Unterschiede," entgegnete er ihr leidenschaftlich, daß wir aus diesem — Narrenhause direkt ohne Zwischenstation dahin gebracht werden — o, und ich hatte auf so viele schöne Zwischenstationen gerechnet — ich dachte,

das ist Alles vorübergehend, als man mich vor so und so viel Jahren hierher brachte!"

„So ist das schon lange her?"

„O lange — sehr lange — viele Jahre, und damals fühlte ich mich fast glücklich in der Stille und Einsamkeit, die mich hier umgab — nach einem wilden und vielbewegten Leben."

Er war nach diesen Worten tief in seinen Sessel zurückgesunken, und Frau Gertrud, welche schon einige Male einen besorgten Blick nach der Thüre geworfen hatte, um zu sehen, ob sich in dieser nicht auch eine kleine verdächtige Spalte zeigen würde, beugte sich über den Kranken, rückte ihm das Kissen zurecht, auf dem er sein unruhiges Haupt bald rechts, bald links drehte, und sagte ihm mit ihrer sanften, wohlklingenden Stimme: „Reden Sie nicht so viel, mein lieber Herr Morel, es thut Ihnen das nicht gut — Sie müssen Ihre Kräfte schonen, wenn Sie bald wieder gesund werden wollen."

Ueber seine Züge zuckte es schmerzlich, und erst nachdem er sie lange mit einem starren Blicke angeschaut, antwortete er ihr: „Sie erwähnten da eines Falles, der mir zu denken gibt — gesund werden, Hoffnung haben, das liegt weit hinter uns, deßhalb lassen Sie mich reden — vielleicht daß meine Reden Ihnen oder sonst Jemanden von Nutzen sein können; doch weiß ich nicht, es liegt in Ihrem Wesen etwas, das mich zum Reden auffordert, und wenn ich Ihre Augen betrachte, so ist es gerade, als sagten sie zu mir, sprich nur, was Du auf dem Herzen hast — ich werde gewiß keinen Mißbrauch von dem machen, was Du mir mittheilst. — Uebrigens," fuhr er mit einem scheuen Lächeln flüsternd fort, indem er unruhig um sich her blickte, „muß man sich hier im Hause sehr in Acht nehmen mit dem, was man spricht, sonst drohen sie mit Gefängniß, mit Ketten und Banden, und sie drohen nicht nur, sondern sie schlagen auch zu, und das ist sehr traurig."

„Gut, so wollen wir später wieder plaudern, wenn es Ihnen

recht ist, aber jetzt halten Sie sich ein wenig ruhig — wollen Sie nicht den Versuch machen, ein wenig zu schlummern — es schlummert sich so leicht in der Dämmerung wie jetzt, wenn die Sonne eben untergegangen ist — oder wollen Sie vielleicht etwas trinken?" fragte sie, als sie bemerkte, daß er auf eine eigenthümliche Art seine Lippen bewegte.

„Meinetwegen ja — geben Sie mir etwas Wasser."

Als er getrunken, sagte er: „Sie meinten vorhin, es schlafe sich in der Dämmerung angenehmer, als in tiefer Nacht — ich habe das auch schon empfunden — o, die Nacht hat etwas Grauenhaftes — sie schleicht so müde und langsam über uns hin und thut gar nichts, um die wilden Gedanken zu besänftigen, die uns quälen und plagen."

„Sie müssen zu schlafen versuchen."

„Versuchen Sie es einmal, wenn Sie nicht können — ja, wenn zuweilen ein freundliches Auge nach mir sähe oder wenn ich an einem leichten Schritte hören würde, daß Jemand sich zuweilen meinem Lager nahe, um die schwarzen hohnlachenden Kobolde zu verjagen, welche rechts und links an meinem Kopfkissen sitzen und mir von so schrecklichen Fällen erzählen — — ich glaube, dann würde auch ich schlafen können."

„Wenn es Ihnen recht ist, so werde ich Ihnen einmal ein paar Nächte Gesellschaft leisten, denn ich bin eine Krankenwärterin und will dieses Amt recht gerne bei Ihnen versehen."

Der Kranke blickte sie längere Zeit zweifelhaft an, dann bedeckte er seine Augen mit den langen, mageren Händen und sagte hierauf mit einem seltsamen Lächeln: „Der Fall ist sonderbar und wohl noch niemals dagewesen — eine vornehme Dame wie Euer Gnaden — oder haben Sie irgend einer Schuld wegen das Gelübde gethan, arme Kranke zu pflegen?"

„Das ist Beides nicht der Fall," gab sie freundlich lächelnd zur Antwort, „ich bin im gleichen Falle, wie Sie, auch vor meine Thüre schiebt man Abends einen Riegel, auch für mich ist das große Hofthor geschlossen."

„Ah, in dem Falle wäre es mir angenehm und — ich — fühle auch, wie — wohlthätig Ihre Nähe auf mich einwirkt — ſanft — wie — die Dämmerung — — ſanft — — wie — — —“

Er war entſchlummert, und als kurze Zeit darauf Doktor Narder eintrat, freute er ſich über dieſes Reſultat, wobei er ſagte: „Herr Günther hat recht, Sie ſcheinen mir eine vortreffliche Krankenwärterin zu ſein, doch will ich Sie für heute nicht weiter anſtrengen — er ſchläft jetzt einige Stunden, und die Ruhe, die er ſich dadurch ſelbſt gönnt, haben wir für die Nacht gewonnen.“

„Und die Nacht werde ich bei ihm wachen ſollen?“ fragte ſie in gleichgültigem Tone; „o, ich thue das gerne, ich ſchlafe überhaupt nicht viel.“

„Heute nicht, meine liebe Frau Gertrud; ich darf Sie nicht zu ſehr anſtrengen, um mir Ihre koſtbare Hülfe für längere Zeit zu erhalten, aber ein anderes Mal — ein anderes Mal.“

Es vergingen aber drei lange, qualvolle Tage für Frau Gertrud, ehe dieſes Verſprechen zur Wirklichkeit wurde. — Wohl hatte ſie im Laufe dieſer Tage viele Stunden bei dem Kranken zugebracht und während derſelben ſein Vertrauen ſo ſehr gewonnen, daß er ſchon mehrere Male angefangen hatte, ihr Mittheilungen aus ſeinem früheren Leben zu machen, doch war ſie über dieſes Beginnen jedesmal erſchrocken, da ſie nicht wußte, ob ſie vor Lauſchern ſicher ſei. Worüber ſie ſich bei ſeinen Reden in den letzten Tagen am Meiſten wundern mußte, war der vernünftige Zuſammenhang derſelben, und dieſes ſchien auch dem Doktor Narder aufgefallen zu ſein, denn er hatte ihn ſchon mehrmals vor der Frau Gertrud kopfſchüttelnd betrachtet und alsdann im Weggehen zu einer der Dienerinnen des Hauſes, die zuweilen mit ihm kamen und gingen, geſagt: „Morel gefällt mir nicht, es bereitet ſich bei ihm etwas vor.“ Heute wiederholte der Arzt dieſes, wenn auch mit anderen Worten, und ſetzte hinzu: „Ich werde dieſe Nacht die Alte da bei ihm wachen laſſen; ſie verſteht ihn vortrefflich zu behandeln, doch müſſen auch Sie in der Nähe bleiben;

Sie können sich ein Lager auf dem Sopha machen, um mich gleich zu benachrichtigen, wenn sich etwas Außerordentliches begeben wird."

Frau Gertrud hatte während des heutigen Nachmittags mehrere Stunden bei dem Kranken zugebracht, und als sie ihm versprochen, daß sie heute Nacht bei ihm wachen werde, hatte sich der Ausdruck der Freude wie eine Verklärung über seine sonst so finsteren Züge gelagert. „Das ist gut," hatte er gesagt, „und ich werde alsdann vortrefflich schlafen."

Später wurde er zu Bett gebracht, und es mochte gegen zehn Uhr Abends sein, als die Krankenwärterin ihren Dienst antrat; die Andere war noch im Hause beschäftigt und hatte gesagt, sie würde erst später kommen.

Als Frau Gertrud in das Zimmer des Herrn Morel trat und sich an sein Bett setzte, lag dieser da mit geschlossenen Augen, als ob er schliefe, was ihr angenehm war, denn sie befand sich in einer so gewaltsam aufgeregten Gemüthsstimmung, daß sie sich glücklich fühlte, ihre Ruhe hier in dem vom Schein der Nachtlampe dämmerig erhellten Zimmer, beim Anblick des Friedens, der auf den Zügen des kranken Mannes lag, allmälig wieder gewinnen zu können; und doch war es wieder der Ausdruck dieser Züge, welcher sie auf's Neue beunruhigte; er hatte sich in den letzten Tagen sehr verändert, der arme Herr Morel; er war kaum im Stande gewesen, sich von seinem Lehnstuhle zu erheben und an's Fenster oder an den Tisch zu schleppen; sein Athem, wenn auch nicht mehr wie früher von heftigen Hustenanfällen unterbrochen, war schwach und unsicher geworden, und seine Stimme, die vor einigen Tagen noch ziemlich kräftig tönte, bestand jetzt zuweilen nur aus einem fast unverständlichen Flüstern; wie leicht konnte sein nur noch schwach flackerndes Lebenslicht plötzlich auslöschen, ohne daß er Zeit gefunden, irgend eine für Frau Gertrud werthvolle Mittheilung zu machen.

Sie beugte sich über den Kranken, horchte ängstlich auf dessen schwache Athemzüge, und wenn sie ihm auch ein sanftes Ende ge-

wünſcht hätte, ſo zitterte ſie doch anderntheils wieder bei dem Gedanken, er könnte, ohne wieder zu erwachen, ruhig, wie er dalag, in die Ewigkeit hinüberſchlummern — war der Gedanke frevelhaft, ſo bat ſie in der nächſten Sekunde mit gefalteten Händen den Himmel dafür um Verzeihung, ohne aber im Stande zu ſein, ſich des ſträflichen Gedankens zu entſchlagen, da ihr in dieſem Augenblicke das Bild eines anderen und geliebteren Leidenden zu deutlich vorſchwebte.

Jetzt erwachte Herr Morel, und als er das helle Auge der Krankenwärterin beſorgt auf ſich gerichtet ſah, lächelte er freundlich und ſagte mit verſtändlicher Stimme: „Da hab' ich gut geſchlummert und nicht unangenehm geträumt — ich möchte Ihnen gerne dieſen Traum mittheilen — er war aus meinem früheſten Leben, aber er würde doch für Sie unverſtändlich bleiben, wenn Sie das Spätere nicht wüßten — — und das Spätere — — das Spätere will ſo ſchwer von meiner Zunge, und es iſt auch ſo unnöthig, daß ich es ſage, jetzt am Schluſſe meines Lebens, und ich fühle, daß ſich mein Leben bald ſchließt — ja, ich ſchaudere nicht davor, weder vor dem Tode ſelbſt, noch vor dem, was es nachher geben kann, denn wenn meine Leiden hier auf Erden nicht als genügende Strafe angeſehen werden, ſo mag kommen, was will — meine Schuld iſt groß und ſchwer genug, um Alles ohne Murren hinzunehmen — o ich würde Ihnen das gerne mittheilen, aber es gab einmal eine Zeit, wo ich einen Freund hatte, gegen den ich mich durch einen furchtbaren Eid band, und er ſich gegen mich, daß wir mit Niemanden über unſere Vergangenheit reden ſollten — ſelbſt wenn Einer von uns Beiden geſtorben wäre — — — und der Andere iſt geſtorben," ſetzte er ſchaudernd hinzu — „ſo verklauſulirt, daß ihn ein Geiſtlicher nicht zu löſen im Stande iſt, und nur dann ſollte er null und nichtig für den Einen ſein, wenn ihn der Andere wiſſentlich oder unwiſſentlich gebrochen — aber der konnte ihn nicht brechen," ſagte er mit leiſer, ſchmerzlich bewegter Stimme, „denn der Tod trat plötzlich, ſo ſchrecklich an ihn heran — o, er war nicht mehr im Stande, zu plaudern, auch wenn er gewollt hätte."

Es durchbebte die alte Frau bei den Worten des Kranken bis in das Tiefinnerſte ihrer Seele — ſie war im Begriffe, ſchon ihre Hand zurückzuziehen, welche derſelbe, wie er oft zu thun pflegte, leicht mit ſeinen mageren Fingern berührte; denn er, der dort vor ihr lag, Morel, wie er ſich nannte, war der Mörder jenes Unglücklichen, den ihr Schwiegerſohn vor langen, langen Jahren Nachts in ſeinem Wagen auf der Heerſtraße todt gefunden.

„Nein — er — konnte — nichts — mehr — plaudern —, und ich wagte es nicht, dieſes zu thun, und wage es heute noch nicht — o, ich hatte ſchon oft den Gedanken, es doch zu thun, aber die Furcht hielt mich ab, nicht die Furcht vor zeitlicher Strafe, ſondern die Furcht vor ihm — das Entſetzen, wenn er mir wieder erſcheinen würde, blutig, mit erloſchenen Augen, nur die Lippen bewegend — aber für mich verſtändlich, auch wenn er kein Wort hervorbrächte — — nicht genug, daß Du mich ermordet haſt, Du haſt mich auch verrathen.“

Heftig warf der Kranke den Kopf herum; er wühlte ſein Geſicht tief in die Kiſſen, und es dauerte lange, ehe er ſich nach einem tiefen, ſchmerzlichen Seufzer wieder gegen die alte Frau wandte: „Vergeſſen Sie, was ich geſprochen, denn auch das iſt ſchon Verrath an ihm — er würde ſo nicht an mir gehandelt haben — er war ein guter und getreuer Freund — ich allein war das von Habſucht verblendete Ungeheuer — wenn er auch damals ſein Meſſer zog, er würde es nicht gegen mich gebraucht haben, und wenn ich ihn gefehlt hätte, würde er mich nicht verrathen haben — ja, wenn das Schreckliche nicht ſo raſch gekommen wäre, wenn er noch Zeit gehabt hätte, mich zu verrathen, würde er doch nicht geſprochen haben.“

Frau Gertrud hatte ſich in ihren Stuhl zurückgelehnt, es war ihr entſetzlich, in die leuchtenden Augen des Unglücklichen zu ſchauen, ſeine verzerrten Geſichtszüge ſehen zu müſſen. Mit großer Anſtrengung hatte er lebhaft, ja wild geſprochen, dabei mühſam und haſtig Athem holend, zuletzt noch mit dem ſichtbaren Zeichen der

Erſchöpfung — ſo angegriffen, daß, als nun ſein Kopf tief in die Kiſſen zurückſank, er kaum verſtändlich murmelte: „Er würde doch nicht geſprochen haben.“

— — — — „Er nicht — aber der allmächtige Gott, der zugegen war, konnte Anderes für ihn ſprechen laſſen, das Rauſchen des Nachtwindes in den dürren Aeſten der Bäume an der Landſtraße —“

„A—a—a—ah,“ ſtöhnte er.

„Den Schimmer der leuchtenden Wagenlaternen, das Schütteln der frierenden Pferde.“

„A—a—a—ah!“ wiederholte der Kranke mit einem ſchmerzlichen Aufſchrei, indem er ſich mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung im Bette aufrichtete und die alte Frau mit einem gläſernen, entſetzten Blicke anſtarrte — „wer biſt Du, der Du an meinem Bette ſitzeſt und aus der Vergangenheit ſo ſchreckliche Bilder vor meine Seele bringſt? — Biſt Du gekommen, um mein elendes Daſein im finſteren Kerker, in Ketten und Banden endigen zu laſſen? — Was weißt Du von meiner Vergangenheit? — Es ſind das Alles undeutliche, weſenloſe Schatten, die Du heraufbeſchwörſt — er konnte nicht mehr plaudern und würde es auch nie gethan haben — was könnte ſonſt gegen ihn und mich zeugen? — — O, wenn Du etwas Genaues weißt,“ fuhr er, die gefalteten Hände flehend gegen ſie erhoben, fort, „wenn Du mir ein glaubwürdiges Zeugniß bringen kannſt, daß Du mehr weißt, als ein Sterblicher wiſſen kann, ſo ſage es, um aller Barmherzigkeit willen, ſage es.“

Sie hatte langſam eine kleine, grüne Brieftaſche hervorgezogen, die ſie ihm entgegenhielt und deren Anblick furchtbar auf ihn einwirkte: ſein Geſicht verlängerte ſich auf eine ſchreckensvolle Art, ſein Kinn hing für einige Sekunden ſchlaff herunter und bebte, während er in fragendem Tone mühſam die Worte hervorſtieß: „Iſt das meine Brieftaſche?“

„Nein, es iſt die des Andern — die Ihre iſt, wie Sie ſelbſt wiſſen, im Beſitze des Herrn von Martini.“

„Ja, ja,“ ſtöhnte er ſchmerzlich, „ſie iſt in ſeinem Beſitze, und Du weißt Alles.“

Er war wie vernichtet zurückgeſunken, und als Frau Gertrud nun hörte, wie er den Athem mit einem eigenthümlichen Geräuſche an ſich zog, ſo ſprang ſie auf und beugte ſich erſchrocken über ihn, doch ſchien er ihren Blick zu verſtehen und ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, wobei er hervorhauchte: „Noch nicht — noch nicht, ich werde noch Zeit zum Sprechen haben — — und ich darf ſprechen, ohne meinen Eid zu brechen, da Du Alles weißt.“

Frau Gertrud hatte die Hände gefaltet und flehte um Erhaltung dieſes verlöſchenden Lebens, ſowie auch um Verzeihung ihrer Selbſtſucht, denn warum ſie bat, war ja nicht für ſie, ſondern um das Andenken an Anatole's Vater glänzend wieder herſtellen zu können vor den Augen der verläumderiſchen Welt.

Ein paar lange Minuten vergingen für ſie auf dieſe Art, dann gab der Kranke wieder ein Lebenszeichen von ſich, und zwar auf eine eigenthümliche Weiſe, durch ein heiſeres, kaum vernehmbares Lachen. „Ha, ha, ha,“ machte er, „allerdings hat er meine Brieftaſche, aber der kluge Mann machte ſich den Fall nicht klar, daß ein Narr am Ende geſcheidter ſein könnte als ein Weiſer — — —“

Er wandte ſich gegen die alte Frau, und während er mühſam ſein Haupt auf die rechte Hand ſtützte, blickte er mit lebhaftem Auge nach ihr hin und ſprach alsdann: „Hören Sie mich an und verſtehen Sie wohl, was ich Ihnen ſagen will; wenn meine Worte auch nicht immer im Zuſammenhange zu ſtehen ſcheinen, ſo ſind ſie es in Wahrheit doch, und eine Lücke werden Sie ſchon ergänzen — Sie ſind eine ſo kluge, umſichtige Frau, denn ich verſtehe jetzt auch Ihren Fall ſo genau wie meinen eigenen: auch Ihrer hat er ſich freundſchaftlich angenommen, um Ihnen mit guter Manier die kleine, grüne Brieftaſche zu nehmen, das heißt, um dieſe ſelbſt war es ihm nicht zu thun, aber um den Inhalt derſelben — ja, dieſer Inhalt — ha, ha, ha!“

Darauf lachte er wieder das heiſere, krächzende Lachen, und

„Wer fährt heute?“ ſo hörte Joſeph die Dame fragen, ehe ſie einſtieg, und der Hoflakai antwortete:

„Es iſt der Winkler, gnädige Frau, der Sie ja faſt immer fährt, der beſte Kutſcher des ganzen Stalles.“

„Er ſoll vorſichtig ſein,“ entgegnete die Dame und zog bei dieſen Worten den Fuß zurück, den ſie ſchon auf den Tritt geſtellt hatte, während ſie fortfuhr: „ſehen Sie einmal nach, Jean, ich glaube, der Tritt iſt nicht recht feſt, er gab unter meinem Fuße nach.“

„Gnädige Frau wollen verzeihen,“ entgegnete der Lakai, „aber es iſt Alles an dem Wagen in Ordnung, der Wagenkaſten ſchwankt nur ein wenig auf die Seite.“

„So, ſo!“ ſagte die Dame und ſtieg ein. Jean ſchlug den Tritt hinauf, drückte die Wagenthür zu und nannte dem Kutſcher den Namen der Gräfin Clara, dann ſprang er hinten auf, und Joſeph fuhr aus dem Schloßhof auf die Straße.

Es mochte nun daher kommen, daß der Kutſcher aufgeregt, wie er war, die Zügel etwas ſchärfer anzog, als ſonſt, oder daher, daß die beiden Pferde den Stall geſtern und heute noch nicht verlaſſen — genug, Tibull und Pluto waren luſtiger als ſonſt und galoppirten abwechſelnd auf dem Pflaſter dahin, ſtatt in einem ruhigen Trabe zu laufen. Dunkel war es auf den Straßen, es brannten noch keine Gaslaternen, und jetzt bog der Wagen von der Hauptſtraße ab auf einen einſam gelegenen Platz, der dicht mit Bäumen beſetzt war und vollkommen finſter dalag. Joſeph blickte ſcharf vor ſich hin und ſah nichts, wie ein paar Leute, die ebenfalls deſſelben Weges zu gehen ſchienen und jetzt, wie der Wagen näher kam, rechts und links hinter die Bäume traten.

Auf einmal ſtraucheln beide Pferde zugleich, Tibull ſtürzt hin und Pluto, der ſich auf den Beinen hält, macht einen Satz

als dieſes in einen furchtbaren Huſtenanfall überging, ſank er abermals in die Kiſſen zurück und lag ſo lange Zeit ohne alle ſichtbare Bewegung, daß die erſchreckte Frau, welche ihr Ohr an ſeine Lippen hielt, kaum durch den leiſen, beinahe unhörbaren Athem errathen konnte, daß er noch am Leben ſei.

Jetzt trat auch die Dienerin des Hauſes ein und näherte ſich auf einen Wink der Frau Gertrud dem Bette, befühlte den Puls des Kranken und ſagte alsdann auf einen fragenden Blick der alten Frau: „Er iſt allerdings ſehr ſchwach, der arme Herr Morel, aber ich brauche den Herrn Doktor deßhalb doch nicht zu rufen, der Kranke wird wieder ruhig einſchlafen — wollen Sie ſich ein wenig niederlegen, ſoll ich Sie vielleicht ablöſen?“

Die alte Frau gab auf dieſe Frage eine ſo vernünftige und zufriedenſtellende Antwort, daß die Andere lächelnd fortfuhr: „Mit Ihnen iſt man vortrefflich verſehen, Frau Gertrud, und ich möchte wohl, daß der Herr Doktor Sie beſtändig als Krankenwärterin behielte. — Wenn Sie alſo nicht müde ſind, ſo bleiben Sie ruhig hier am Bette ſitzen — Sie wiſſen ja, was Sie zu thun haben — unſereines, das den ganzen Tag, von Morgens in der Früh bis ſpät in die Nacht treppauf und treppab laufen muß, iſt froh, wenn es ſich Abends ein wenig hinlegen kann, doch will ich deßhalb Ihre Güte nicht mißbrauchen, und wenn Sie ſelbſt ein wenig ruhen wollen, ſo wecken Sie mich — auch in dem anderen Falle, Sie wiſſen ja, was ich meine.“

Frau Gertrud nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Der Doktor meinte, es würden vorher Beängſtigungen eintreten, und dann ſei es immer noch Zeit, ihn zu rufen, ich aber für meinen Theil glaube nicht, daß es ſo raſch geht — er war einige Male ſchon ſo weit draußen wie heute Nacht.“

Da ſaß nun die alte Frau wieder am Bette des Kranken, nachdem es ſich die Dienerin des Hauſes auf dem Sopha bequem gemacht und auch gleich darauf feſt eingeſchlafen war, wie ihre tiefen, regelmäßigen Athemzüge deutlich anzeigten. Im Uebrigen

herrſchte eine tiefe Stille um das Haus und im Zimmer; das Nachtlicht auf einem Seitentiſchchen verbreitete eine zweifelhafte Helle und flackerte nur zuweilen und kniſternd etwas auf.

Endlich wandte Herr Morel langſam den Kopf gegen ſeine Krankenwärterin und öffnete die Augen.

„Heute Nachmittag“, begann er, als ich die Sonne ſo glänzend untergehen ſah, hatte ich wieder einige Hoffnung — ſie kommt ja auch morgen früh wieder und bringt uns neues, friſches Tageslicht — warum, dachte ich, kann auch für mich nicht noch einmal eine neue, glückliche Zeit anbrechen?“

„Gewiß, Herr Morel, wir wollen darauf hoffen.“

„Ich nicht mehr,“ hauchte er kaum hörbar, „ich weiß das ganz genau, ſeit ich Sie geſehen, ſeit Sie mir von der kleinen, grünen Brieftaſche geſprochen.“

„Es ſollte mir leid thun, wenn meine Reden Sie traurig geſtimmt hätten.“

„Traurig nicht, das ſchwöre ich Ihnen; doch war ich überzeugt, daß ich meine letzte Lebensaufgabe, jenes Geheimniß betreffend, zu erfüllen im Stande wäre, und dann erſt ſterben würde — es hätten darüber vielleicht noch Jahre vergehen können, wenn Sie mir nicht erſchienen wären — gut, ich kann ſie alſo jetzt erfüllen und dann — — wie Gott will. — Schläft die da drüben?“

„Sie ſchläft feſt.“

„So neigen Sie ſich zu mir herab, ich muß ſehr leiſe reden, um nicht durch meinen Huſten unterbrochen zu werden — — falten Sie Ihre Hände, wie ich es thue, und wenn Ihnen das, womit ich beginne, gar zu entſetzlich vorkommt, wenn Sie glauben, daß es nicht einigermaßen geſühnt und abgebüßt iſt durch jahrelange, namenloſe Leiden — Leiden des Körpers und des Geiſtes — ſo verlaſſen Sie mich mit einem Schrei des Abſcheues!“

„Ich werde Sie nicht verlaſſen,“ verſetzte die alte Frau mit feſter Stimme, „bin ich doch gekommen, um Ihnen Troſt und Beruhigung zu geben.“

— — — — „Er war mein Freund, mein langjähriger Gefährte, er war mit mir aus derselben Stadt — er — er — näher brauche ich Ihnen denselben wohl nicht zu bezeichnen — er, den ich ermordet, Sie wissen, wo und warum."

Nachdem er diese Worte heftig herausgestoßen, drückte er seine gefalteten, mageren Hände vor die Augen, und als er sie alsdann wieder herabfallen ließ, tropften ihm dicke Thränen über die eingefallenen Wangen herab.

„Er war gutmüthiger, heiterer, besser als ich, er war leichtsinniger im Erwerben und Ausgeben, während ich verschlossener, härter, berechnender war. — Um Ihnen im Einzelnen zu erzählen, wie wir unser Geld verdienten, dazu fehlt mir die Zeit — und der Athem," setzte er mit einem traurigen Lächeln hinzu, „doch war die Art nicht die ehrlicher und anständiger Leute. — Ohne Diebe und Räuber zu sein, trieben wir ein viel schlimmeres Handwerk: wir waren Spieler von Profession, dabei falsche Spieler, und wenn jene auf der Landstraße arbeiten, ihr Opfer mit einem einzigen Dolchstoße zur Ruhe bringen, so sind sie großmüthiger als wir waren, die wir unsere Leute oft durch ein langes, jammervolles Leben hindurch mit Nadelstichen peinigten, wobei das Ende aber doch meistens das gleiche war. — Wir verdienten viel Geld, wir hatten eine halbe Million bei einander, als uns Umstände nöthigten, nicht nur den Schauplatz unserer Thaten zu wechseln, sondern eine Zeitlang ganz von demselben zu verschwinden, um uns und dieselben vergessen zu lassen. Wir machten hundert Meilen, um in einer Stadt, wo wir niemals gewesen waren, bei einem Bankier, der uns nicht kennen konnte, unser Geld anzulegen."

„Die Stadt ist dieselbe, in der wir leben, jener Bankier ist Herr von Martini."

„Ja, so ist es. — Erkundigungen sagten von Vater und Sohn, sie seien umsichtige Geschäftsleute, die sich nicht viel mit Nachfragen aufhalten würden, wenn man ihnen eine große Summe zu mäßigen Zinsen anvertraue. — — Das thaten wir; wir erhielten darüber

warf ich mich, getrieben von Habsucht und dabei wie gelähmt von Entsetzen, zu raschem Handeln gegen ihn, um ihm die Brieftasche zu entreißen — ich fand sie nicht mehr, ich sah sie nimmer in seiner erstarrenden Hand, wo ich sie noch vor wenigen Minuten gesehen — ich raufte mir die Haare vor Wuth und Verzweiflung, ich suchte im Wagen zu seinen Füßen und auf seinem Sitze — ich fand sie nicht — ich war im Begriffe, eine der Wagenlaternen zu nehmen, da hörte ich plötzlich von der Stadt her, in deren Nähe wir uns schon befanden, den Ton eines Posthornes hell durch die stille Nacht klingen.

„Dieser Ton packte mich so furchtbar und gewaltig, übergoß mich so mit Schauern von Furcht und Entsetzen, daß ich vom Wagen herabsprang und querfeldein entfloh. — — Und dabei mußte ich immer rückwärts blicken, unwillkürlich wie durch Zauber, und sah den Schimmer unserer Wagenlaternen und war dabei immer des Augenblicks gewärtig, daß sie sich von der Straße ab gegen mich wenden würden — mich verfolgen — zwei gespensterhafte Irrlichter.

„Und so floh ich fort und fort, nachdem ich ein wenig ausgeruht und meine Wunde verbunden, immer rückwärts blickend, und fühlte endlich, wie der Boden unter meinen Füßen wich und ich tief, tief hinabstürzte — — das war aber jener Fall, der darauf immer und immer wieder in meinen wirren Reden erschien, der mich peinigte im Wachen, sowie im fieberhaften Schlaf, jener Fall, bei dem sich mein Leben umwandte, zurückwandte, der Erkenntniß zu, gewissermaßen der Kindlichkeit — das war ein schauerlicher Fall. Als ich darauf wieder zu Besinnung kam und an meinem Kopfe das herabströmende Blut fühlte und es an meinen Fingern bemerkte, da glaubte ich anfänglich, es sei das seinige gewesen, und wäre schaudernd auf's Neue geflohen, wenn ich nicht den Schmerz an meinem Kopfe gefühlt hätte und das Schwanken meiner fast zusammenbrechenden Kniee. So schleppte ich mich fort die ganze Nacht und den anderen Tag auf's Gerathewohl, immer

gerade aus. — Ein Schäfer verkaufte mir etwas Brod und einen Schluck Branntwein, und ein Köhler, den ich im Walde fand, war mein Samariter: er wuſch mir meine Wunden aus, legte Balſam darauf und gab mir ſeinen alten Mantel. Daß er dafür meine guten Oberkleider nahm und das Bischen Geld, das ich noch hatte, redlich mit mir theilte, kam uns Beiden zu ſtatten, denn die armſeligen Lumpen, in welchen ich bei ihm wohnte, ſicherten mich vor Entdeckung — — vor Entdeckung der Welt gegenüber, denn der Köhler, der nach Monaten einmal ein ſchmieriges Zeitungsblatt mit nach Hauſe brachte und mir Alles daraus vorlas, ſah mich dabei mit einem eigenthümlichen Blicke an, doch machte ich mir nicht viel daraus, denn all' mein Denken und Fühlen war wie mit einem dichten Nebel bedeckt: ich wandelte wie im Traume und nur zuweilen dämmerte es ein wenig vor meinem Geiſte.

„Aus dieſer Dämmerung wurde aber nach und nach wieder ein grauer Lebenstag, und nachdem ich meinen Gaſtfreund verlaſſen und nach langer mühevoller Irrfahrt ein Aſyl gefunden hatte, wo ich durch Arbeiten der verſchiedenſten Art mein Leben friſtete, da blitzte es zuweilen wieder klar durch meinen Geiſt, und damit kehrte mir auch die deutliche Erinnerung an meine Vergangenheit zurück und zugleich die Begierde, wenigſtens den Verſuch zu machen, von meinem Vermögen noch etwas zu retten. — Warum ſollte ich es auch in den Händen jenes Bankiers laſſen, der doch noch weniger Anrecht als ich darauf hatte? Ich entſchloß mich, an ihn zu ſchreiben und ihm annehmbare Vorſchläge zu machen. — Ich hätte mir denken können, daß er mir darauf keine Antwort geben würde; dabei erfuhr ich, daß er ein reicher und vornehmer Mann geworden ſei — mit unſerem Gelde, daß er große Geſchäfte mache, die ihm Geld und Ehre einbrächten — Alles mit unſerem Gelde, und da entſchloß ich mich, ihn aufzuſuchen, möge auch für mich entſtehen, was daraus wolle.“.

Das Alles erzählte der Kranke, aber nicht in dem Zuſammenhange, wie wir es da niederſchreiben: zuweilen ſchwieg er be-

ängstigend lange und lag da mit geschlossenen Augen, dann zuckte er zusammen — eine Röthe überflog seine bleichen Züge und er stieß hierauf die Worte mit einer ängstlichen Hast hervor. Oftmals hatte sich Frau Gertrud ängstlich über ihn gebeugt, hatte ihm Lippen und Stirne mit Wasser und Wein befeuchtet und manchen Satz aus dem Zucken seines Mundes ergänzt. Wie gerne hätte sie ihn durch eine Frage nach dem Inhalte jener Zettel unterbrochen, doch wagte sie nicht, seine langsam dahinschleichende Rede durch eine Bemerkung zu stören oder zu unterbrechen — mußte sie doch fürchten, daß die Aufregung, welche auf eine solche Frage folgen konnte, seine Lippen auf immer versiegelte — sie befand sich in einer namenlosen Spannung, und während sie auf das Geflüster des Kranken lauschte, horchte sie beständig auf die tiefen Athemzüge der Schlafenden — — eine Unterbrechung hätte sie um die Frucht dieser mühevollen und schrecklichen letzten Tage bringen können.

— — — —

„Nach langen Jahren sah ich ihn endlich wieder," fuhr der Kranke fort; „Herr von Martini, Sohn, der jetzige Chef des reichen Bankhauses, erkannte mich augenblicklich wieder, doch war sein Erkennen weit davon, ein freudiges zu sein — seine Hand faßte nach der Klingel, die auf seinem Schreibtische stand, neben einer vergoldeten Kassette, und er starrte mich lange an, fast unfähig, ein Wort zu reden: sein Gesicht war bleich und zerstört, und er hatte ganz das Ansehen eines nicht minder schweren Verbrechers, als ich selber war; doch hatte er ja keinen Mord begangen und war vor der Welt ein unbescholtener, höchst achtbarer Mann, vor dem ein armer Landstreicher stand, über dessen Haupt das Richtschwert an einem Faden schwebte — und dieser Landstreicher, heruntergekommen, in ärmlicher Kleidung, verlangte von dem geachteten Bankier die Zurückgabe von Hunderttausenden — lächerliche Forderung! Und so mochte Jener es auch ansehen, denn es zeigte sich etwas wie Humor um seine fest verschlossenen Lippen, als er fragte: „Wollen

Sie vor allen Dingen die Güte haben, sich vor mir zu legitimiren, wer Sie eigentlich sind?' — Ich sollte mich legitimiren, ich, der ich mit Mühe und Noth ein armseliges Wanderpapier aufgetrieben hatte, mit dem ich unter einem fremden Namen reiste. — ‚Ja,' sagte er hierauf achselzuckend, ‚wenn Sie mir nicht einmal zu beweisen vermögen, daß Sie wirklich jener Herr sind, der vor langen Jahren ein Depositum bei mir machte, jener Herr Morel, so bedaure ich sehr, mit Ihnen in dieser Angelegenheit nicht weiter verkehren zu können.' — Da stand ich vor ihm und nagte an meinen Nägeln — daß er mich erkannt, wußte ich ja eben so genau, als daß er ein Schurke war, der mich nicht nur um die Frucht jahrelanger Mühen, sondern auch um die Frucht jenes entsetzlichen Mordes bringen wollte. Und als ich das bedachte, fühlte ich langsam den Nebel wieder aufsteigen, und ich war im Begriff, über ihn herzufallen und ihn zu erdrosseln, doch besann ich mich eines Besseren, eines Anderen," sagte er, schwer athmend. „Ohne mich durch scheinbar gleichgültige Blicke irre machen zu lassen, nahm ich mir einen Stuhl, setzte mich neben seinen Schreibpult und erwiederte ihm, indem ich meine Arme übereinander schlug: Ich will Ihnen eine lehrreiche Geschichte erzählen — rufen Sie nicht Ihre Leute, setzte ich lachend hinzu, denn Sie würden mich nur nöthigen, diese Geschichte einigen Ohren weiter kund zu thun, und ob Ihnen das angenehm wäre, weiß ich nicht — eine Geschichte, welche damit beginnt, daß vor so und so viel Jahren zwei Leute, ich und der Andere, bei dem Bankierhause Martini und Sohn erschienen und dort eine Summe von fünfmalhunderttausend Thalern deponirten, wofür wir einen rechtsgültigen Schein erhielten, welcher sicher aufgehoben ist. — ‚Möglich,' sagte er hierauf mit aschfahlen Wangen, ‚und wenn ein solcher echter und rechtsgültiger Schein dem Hause Martini und Sohn von einer Person, die sich als rechtsmäßiger Besitzer auszuweisen vermag, vorgezeigt würde, so würde dasselbe nicht ermangeln, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen — so aber muß ich ihre Angabe wie ein Märchen behandeln, wie eine Verläum-

dung, wie den Versuch einer Erpressung, und müßte dagegen den Schutz der Gesetze anrufen.'

„Da waren es wieder jene Nebel, welche mich tückisch umwanden und unter deren Einflusse ich ihm einen Theil der Vergangenheit mittheilte, wobei ich ihm sagte, daß es ja nicht in meiner Absicht liege, jene ganze Summe zu erheben, daß ich ja nur so viel haben wolle, um die Lebensjahre, welche mir noch geblieben seien, nicht darben zu müssen — daß er selbst eine ihm beliebige Summe für das Ganze bestimmen möge. —

„Wieder lächelte er still und dieses Mal viel freier und ungezwungener, als er mir erwiederte: ‚Wo ist der Schein, von dem Sie vorhin sprachen — der Schein?' — Ja, der Schein, wenn ich ihn nur hätte. — Es lief mir wie im Kopfe herum, daß ich jenen Schein nicht hatte und nicht beibringen konnte, und um ihm das klar zu machen, um ihn zu erweichen, erzählte ich ihm dieses und das aus unseren vergangenen Tagen der Wahrheit gemäß — doch was ich ihm erzählte, wußte ich selbst nicht, es war mir, als spräche immer ein Dritter dazwischen und horchten wir Beide zu, der Bankier und ich, zuerst aufmerksam, dann angstvoll, dann entsetzt, und endlich, als ich nach einem langen Athemzuge wieder ich selbst geworden und die Stimme des Dritten verschwunden war, da hielt Herr von Martini meine kleine, grüne Brieftasche, die ich ihm gegeben, in der Hand, legte sie darauf in die vergoldete Kassette und schloß dieselbe sorgfältig zu. —

„‚Das ist eine schreckliche Geschichte,' sagte der Bankier in weichem, mitfühlendem Tone; ‚ich bedaure Sie aufrichtig, Herr Morel, und Sie werden sehen, daß Sie sich in mir nicht getäuscht haben, da Sie mir Ihr Vertrauen schenkten — vor allen Dingen aber müssen wir Sie vor Nachforschungen sicher stellen, die unbedingt stattfinden würden, wenn man, selbst nachdem die verhängnißvolle Angelegenheit jahrelang geruht, Ihre Anwesenheit entdecken würde — vertrauen Sie mir deßhalb ganz und überlassen Sie sich

meiner Sorgfalt.' — Darauf befahl er seinen Wagen und brachte mich an einen Ort, wo ich, wie er sagte, vor allen Nachforschungen sicher sein würde. —

„Und darin hatte er recht," fuhr der Kranke nach einer langen Pause fort, während es in seinem Gesichte heftig gezuckt und während seine Hände auf der Bettdecke bald hier, bald dort krampfhaft herumgesucht — „an dem Orte, wohin er mich gebracht — hier im Irrenhause — war ich vor allen Nachforschungen sicher."

„Entsetzlich — entsetzlich!"

— — — — „Was wollte ich mehr? — Hat er sich doch für mich als einen wohlwollenden Freund bewiesen, der Herr von Martini," sprach der Kranke mit einem Lächeln, welches furchtbar erschien um seinen eingefallenen Mund, auf diesen bleichen Zügen, welche anfingen, eine eigenthümliche Erstarrung zu zeigen, — „hat er mir doch bestens mein Geld aufgehoben — hat mich nicht hungern und frieren lassen — nicht dem Gerichte ausgeliefert, und wird sorgen für mein anständiges Begräbniß — — — — Und alles das für ein ungeheures Vermögen — das er mir — gestohlen. — —

— — „Aber, glücklicher Gedanke damals — ehe ich zu ihm kam in der Absicht, wenn es sein müßte, von der Brieftasche mit den sechs Zetteln mit ihm zu reden — glücklicher Gedanke — von mir — die Zettel, welche ich ihm überließ in meiner grünen Brieftasche, waren falsch — die echten — sind — hier—r—r—r."

Frau Gertrud sprang erschrocken in die Höhe, als sie ein eigenthümliches, nicht zu verkennendes Geräusch in der Brust des Kranken hörte, mit dem er das Wort „hier" beschloß. Dabei sah sie, wie seine Arme emporzuckten und er mit den Fingern hastig den langen, magern Hals betastete, wobei ein Ausdruck unbeschreiblicher Angst auf seinen Zügen lag — aber nur ein paar Sekunden lang, dann schien er zu lächeln, freundlich, glückselig, seine Arme sanken schlaff herab — er streckte sich lang aus — und war den Mühen und Leiden dieser Erde, den fortwährenden Kämpfen derselben entrückt.

rechts gegen die Bäume, wobei der Kutſcher zu ſeinem größten Schrecken deutlich fühlte, daß die Deichſel gebrochen war. Jetzt ſchnellte auch Tibull in die Höhe, bog ebenfalls rechts ab und die ſtarken Thiere riſſen, trotz des Kutſchers verzweifeltem Anhalten, den Wagen zwiſchen die dicht ſtehenden Bäume hinein. Jean, der durch den Stoß des Wagens von dem Tritt hinten herab geſchleudert wurde und glücklicher Weiſe mit ſeinen Armen einen Baumſtamm erhaſchen konnte, ſah, wie die Hofdame den Schlag öffnete, um aus dem Wagen zu ſpringen. Umſonſt rief er ihr zu, ſie möge ſitzen bleiben, die durchgehenden Pferde raſten mit dem Wagen dahin, bald mit dieſem, bald mit jenem Rad krachend an die Bäume ſchlagend. Einen Augenblick hielt die Hofdame am Schlage feſt, dann ſprang ſie raſch hinaus und wurde von der Gewalt des Falles ſo gegen einen Baumſtamm geſchleudert, daß ſie beſinnungslos liegen blieb. Noch immer hielt Joſeph die Zügel in der Hand und ſuchte die Pferde mit übermenſchlicher Kraft zu halten, aber umſonſt! Schon ſah er den Schloßplatz vor ſich, wo er einen weiten Spielraum hatte, um die Thiere vielleicht bändigen zu können, ehe ſie den Wagen zerſchellten, da ſtreckte ſich ein Baumaſt gerade vor ihm aus, und auch hier in der drohenden Gefahr ließ er ſeine Zügel nicht fahren, doch fühlte er in der nächſten Sekunde dieſen Baumaſt an ſeine Stirn ſchlagen und bald darauf jagten die Pferde ohne Kutſcher mit dem halb zertrümmerten Wagen über den freien Platz dahin nach den Ställen zurück, wo ſie von der entſetzten Stallwache aufgefangen wurden.

Der Hoflakai, der ſich im erſten Augenblick vergeblich nach Hülfe umſah — es waren wenig Menſchen auf der Straße —, bemerkte endlich ein paar Wagenlaternen durch die Nacht ſchimmern und ſah bald darauf, daß es ein Hofwagen war, der ſich dem Platze, wo das Unglück geſchehen war, näherte. Auf ſeinen Ruf hielt die Equipage, der Bediente ſprang herab und half

Nachdem Frau Gertrud knieend vor dem Lager des Todten ein flehendes Gebet gesprochen, weckte sie die Dienerin des Hauses, und als diese an das Bett getreten war und einen Blick auf den Entschlafenen geworfen, beeilte sie sich, den Herrn Doktor Narder herbeizuholen.

Dieser kam alsbald und schien nicht besonders überrascht von dem schnellen Ende seines Pflegbefohlenen — er rieb sich achselzuckend die Hände, sagte: „Das war zu erwarten," und wenn wir dabei etwas aus seinen Gedanken verrathen dürfen, so war es das angenehme Gefühl, für den armen Morel noch ein ganzes Jahr im Voraus bezahlt worden zu sein.

„Und wie waren seine letzten Augenblicke?" wandte er sich gegen die beiden Frauen, worauf die Dienerin rasch das Wort ergriff und sagte: „So sanft und ruhig, daß sein Ende ohne irgend welche Aufregung eintrat, ja daß es vielleicht von uns übersehen worden wäre, wenn Frau Gertrud nicht mit so außerordentlicher Aufmerksamkeit an seinem Bette gesessen, während ich mich für einen Augenblick zurückgezogen."

„Und sprach er irgend noch etwas von Bedeutung?"

„Durchaus nichts," versicherte die Dienerin des Hauses eben so rasch, als sie vorhin das Wort genommen, „er sprach nicht und er klagte nicht, nicht wahr, Frau Gertrud?"

„Nein, er klagte nicht," sagte diese und setzte mit einem ernsten Blicke auf den Entschlafenen hinzu: „Das Scheiden ist ihm leicht geworden."

„Ließ er nichts mehr von seinen Phantasieen hören?" fragte der Doktor seine Dienerin.

„Nicht das Geringste."

„Desto besser — als ich ihn heute so außerordentlich vernünftig fand, fürchtete ich, sein Verstand würde am Schlusse seines Lebens noch einmal in voller Klarheit aufflackern. — Nun, ich danke Ihnen, Frau Gertrud, für die sorgfältige Pflege, welche Sie dem Kranken angedeihen ließen, und wollen wir nun sehen, was sich

in den nächſten Tagen weiter für Sie thun läßt — vorderhand wollen wir Sie aber auf Ihr Zimmer geleiten laſſen, und hoffe ich, daß Sie auf Ihre Anſtrengungen gut ſchlafen werden."

Das war nun gerade nicht der Fall, denn das, was die alte Frau heute Nacht gehört, beſchäftigte zu lebhaft ihren Geiſt. Und dabei hatte ſie nun den einzigen heißen und dringenden Wunſch, Herr Günther möge bald, recht bald nach ihr ſehen, denn jetzt, da ihr Zweck hier erreicht war, indem es ihr möglich geweſen, jene Begebenheit und die Brieftaſche mit ihrem räthſelhaften Inhalte mit Herrn von Martini in richtigem Zuſammenhang zu bringen, jetzt graute es ihr vor dem Hauſe mit dem unheimlichen Lachen und Singen ſeiner Bewohner, und ſo feſt ihr Muth, ſo ſtark ihr Geiſt auch war, ſo konnte ſie doch nicht anders, als es für möglich halten, daß jenes unheimliche Singen und Lachen, daß die ſtarren Blicke der Bewohner dieſes Hauſes, daß deren blödſinniges Lächeln anſteckend auf ſie zu wirken vermöchte und auf dieſe Weiſe dem Doktor Narder Gelegenheit geben, ſie für lange Zeit da zu behalten.

Doch verging noch ein ganzer Tag und eine ſchlafloſe Nacht, ehe der alte Freund, Herr Günther, erſchien. Obgleich dieſer Frau Gertrud nur im Beiſein des Arztes in deſſen Zimmer ſah, ſo genügte doch ein bezeichnender Blick der alten Frau, um ihn zu der Erklärung zu veranlaſſen, daß er gekommen ſei, um Frau Gertrud, wenn auch nur für einige Zeit, wieder mit ſich zu nehmen. „Leider," ſagte er, zu dem Arzte gewandt, „habe ich in meiner Familie abermals einen Krankheitsfall zu beklagen, wo mir die Hülfe meiner Anverwandten von großem Werthe iſt."

Doktor Narder ſchien dieſes auch ganz in der Ordnung zu finden und verſicherte, daß er ſtets bereit ſein werde, eine ſo vortreffliche Krankenwärterin wieder bei ſich aufzunehmen.

So nahmen ſie denn Abſchied von einander, und wir müſſen hinzufügen, daß Frau Gertrud oben in ihrem Zimmer mit vor Haſt und Unruhe zitternden Fingern ihre Kleider und den kleinen Koffer packte, der alsdann von einem Knecht des Hauſes nach

dem vor der Anſtalt harrenden Wagen des Herrn Günther gebracht wurde.

Am Thore bei der alten Pförtnerin gab es noch einen kleinen Aufenthalt, nicht, als ob dieſe Anſtand genommen hätte, die Penſionärin weniger Tage ungehindert ziehen zu laſſen — war ſie doch ſchon davon unterrichtet, daß der Doktor ſie für einige Zeit entließ — doch ſagte ſie, als ſie aus ihrem kleinen Häuschen heraustrat: „Der arme Herr Morel, den Sie ſo gut gepflegt, Frau Gertrud, wird heute Nachmittag begraben werden — hier habe ich Einiges von ſeiner Hinterlaſſenſchaft — freilich nichts Werthvolles, und wenn Sie etwas davon haben wollen, ſo überlaſſe ich es Ihnen billig.“

Damit öffnete die alte Pförtnerin die Zimmerthüre und zeigte auf dem Tiſche ausgebreitet einen Haufen alter Kleider; doch ſchüttelte Herr Günther nachdrücklich mit dem Kopfe und war nicht wenig überraſcht, als er Frau Gertrud raſch eintreten ſah, um den anſcheinbaren Hausrock des Kranken zu erhandeln. — —

Als ſie hierauf im Wagen ſaß, fragte er im Tone des Erſtaunens: „Was wollen Sie denn damit machen, meine verehrteſte Madame Reveillot?“

„Ich weiß es ſelbſt nicht,“ gab ſie zur Antwort, „doch als mir die Pförtnerin den Antrag ſtellte, ſo ſagte mir eine innere Stimme, etwas zu nehmen und gerade dieſes Stück da zu wählen.“

„Möge es Ihnen Glück bringen, oder Ihnen wenigſtens eine angenehme Erinnerung ſein an einige, aber gewiß ſehr unangenehme Tage.“

„Das waren ſie allerdings, aber hoffentlich fruchtbringend für die Zukunft.“

Dreizehntes Kapitel.

Wie groß war die Freude Anatole's, als er am Mittage des heutigen Tages wie gewöhnlich nach Hause zurückkehrend durch Verrath der alten Lise erfuhr, daß die Großmutter zurückgekehrt sei. Lise stand an der Treppe, ihren jungen Herrn heimlich erwartend, und als sie ihn zur Hausthüre hereintreten sah, beugte sie sich auf eine so erschreckende Art über das Geländer und machte dabei so seltsame eckige Bewegungen mit ihren langen Armen, daß Anatole im ersten Augenblicke glaubte, er habe hier einen Selbstmord vor sich, und erst, als die alte Magd mit unterdrückter und dadurch heiserer Stimme und mit vor Anstrengung dunkelroth werdendem Gesichte ihm zuflüsterte — eigentlich klang dieses Flüstern wie ein tiefes Grunzen oder Brüllen —: „Sie ist da, sie ist wieder da, — o Gott, sie ist zurückgekommen," da ahnte er die Wahrheit, war mit ein paar Sprüngen oben, fiel der alten Frau um den Hals und bezeugte seine Freude in einer fast kindischen Ausgelassenheit.

Ach, er hatte sich auch so einsam während ihrer Abwesenheit gefühlt, einsam hier und einsam dort, denn weder unter den Palmen des Gewächshauses hatte er Anna seitdem gesehen, noch war das junge Mädchen, wie sie so gerne zu thun pflegte, kreuz und quer durch den kleinen Garten geschritten, hie und da die kahlen

Zweige der Gebüsche betrachtend, ob denn noch irgendwo die Knospen aufzubrechen anfangen wollten — ach und auch im Hause hatte er nicht mehr ihre frische Stimme gehört, wenn er in das Kabinet des Herrn von Martini gerufen wurde, bei welcher Gelegenheit er der lieblichen Anna sonst so häufig auf der Treppe zu begegnen pflegte — sie war verschwunden — sie blieb verschwunden, und wenn er darüber, natürlich auf weiten Umwegen, Herrn Ringel ausholen wollte, so pflegte dieser die Achseln zu zucken, die Unterlippe vorzuschieben und zu sagen, indem er bald die linke, bald die rechte Hand von sich abstreckte: „Was wollen Sie, mein lieber Freund — hier haben wir voraussichtlich eine Heirat, die natürlich eine Aenderung sämmtlicher Verhältnisse bedingt: Fräulein Anna wird Gräfin Riedberg werden, und begreiflicher Weise will sie, wie auch ihre zukünftige Familie, sich gegenseitig vorher noch ein wenig kennen lernen."

„Also ist sie bei diesen Riedberg's?"

„Es scheint mir so, doch wissen Sie, es gibt Dinge, über welche der Herr Prinzipal sich nicht auszulassen pflegt."

„Leider, leider."

Auch Madame Fichtner wußte nicht mehr oder wollte wenigstens nicht sagen, was sie wußte, und was Anna's Gespielin, Elise, anbelangte, so war diese verschwunden wie jene.

Die alte Haushälterin that allerdings nicht so verschlossen wie der Buchhalter, gab auch das Faktum, Anna könne bei der Familie Riedberg sein, nicht unbedingt zu. „Wer weiß," sagte sie achselzuckend, „was es gegeben hat zwischen Vater und Tochter — Herr von Martini läßt nicht mit sich spaßen, und ob er Ursache hat, seine Tochter bis zu deren Verheiratung in sorgfältigem Gewahrsam zu halten, das müssen Sie selbst am Besten wissen."

Allerdings wußte er das am Besten; und wenn auch der Schein gegen ihn sprach, wenn auch Herr von Martini das vollkommenste Recht zur schleunigen Entfernung Anna's zu haben glaubte, so wußte Anatole doch, daß dieses nicht der Fall war,

leider — leider — leider — — — — — ja leider, und wenn er jetzt an die jüngste Vergangenheit dachte, so hätte er sich selbst beim Kopf nehmen können, wenn er sich der lächerlichen Großthuerei erinnerte, mit der er dem jungen, ihn so herzlich liebenden Mädchen Vernunft gepredigt, um so mehr, als er jetzt, wo sie ferne war, deutlich fühlte, daß er nicht anders konnte, als diese Liebe glühend zu erwiedern — Paul und Virginie! — Wie oft hatte er in den letzten Tagen das Buch durchflogen, um an jenen Stellen zu verweilen, wo Paul klagend durch die Wälder eilt.

Und dabei war sein Schicksal eigentlich noch viel trauriger, als das jenes jungen Insulaners; jener durfte doch immer noch hoffen auf eine endliche Vereinigung mit der Geliebten, bis das unerbittliche Geschick einen schwarzen Strich durch diese glückseligen Phantasieen machte, ihm aber dabei einen vollgültigen Wechsel auf die Wiedervereinigung mit der Geliebten in einem glücklichen Jenseits ausstellte. Ja, der arme Anatole vermochte sich nicht einmal an einer ähnlichen Hoffnung aufzurichten; der Himmel schien noch nicht die Absicht zu haben, die liebe Anna durch einen Schiffbruch zu sich zu nehmen, sondern hatte beschlossen, sie zur Gräfin Riedberg zu machen, ein viel trostloseres Ende seiner Hoffnung, als das große Meer mit seinen todbringenden Wellen, welche indessen ja noch so viel Gefühl gehabt, um die arme Virginie der Erde zurückzugeben, und ihr eine sanfte Ruhestätte gönnten unter rauschenden Blättern und duftenden Blumen welche Paul mit seinen Thränen begießen durfte — — — — ja, auch diese Hoffnung war für ihn verschwunden.

Ueber alles dieses sprach er mit Madame Reveillot, nachdem ihm diese ihre Erlebnisse der letzten Tage mitgetheilt hatte. Wenn Anatole dieses auch ziemlich verblümt und nicht im richtigen Zusammenhange that, so war doch immer noch deutlich genug, daß Madame Reveillot Alles bestätigt fand, was sie früher vermuthet — zu ihrem Schrecken können wir gerade nicht sagen, auch zeigte sich nichts dergleichen auf ihren Zügen, sie nahm vielmehr den

Kopf des jungen Menſchen lächelnd zwiſchen ihre beiden Hände, drückte einen Kuß auf ſein krauſes Haar und ſagte: „Du erzählſt mir da einen kleinen, artigen Roman, zu dem ſchwerlich eine genügende Entwicklung zu finden ſein wird; doch wollen wir noch immer nicht daran verzweifeln, da es ſcheint, als wolle die Sonne des Glückes wieder anfangen, unſern Lebenspfad zu erhellen — iſt es nicht ein faſt unbegreifliches Glück, daß es mir vergönnt war, den letzten Stunden des armen Herrn Morel beizuwohnen, und haben wir dadurch nicht Genügendes erfahren, um auf Herrn von Martini eine leichte Einwirkung ausüben zu können?“

„Das möchte ich nicht gerne,“ ſagte Anatole kopfſchüttelnd — „ich glaube, daß ich Dich recht verſtanden habe?“ ſetzte er fragend hinzu.

„Vielleicht; doch verſtehe mich auch jetzt und laß mich meine Angelegenheiten ſo viel als möglich ſelbſt zu Ende bringen — hat man etwas von meiner Abweſenheit erfahren?“

„Ich glaube nicht — Frau Fichtner war einmal da, um nach Dir zu ſehen; als man ihr aber ſagte, Du ſeieſt ausgegangen, verſprach ſie wiederzukommen, was ſie aber bis jetzt nicht gethan; auch laſſe ich mich im Wohnhauſe meines Prinzipals ſo wenig als möglich ſehen, was Du wohl begreiflich finden wirſt, Großmutter.“

„Allerdings finde ich das begreiflich,“ erwiederte Madame Reveillot und verſank darauf in tiefes Nachſinnen.

Wir müſſen hier in unſerer Geſchichte um eine kleine Zeit zurückgehen bis zu dem Morgen nach dem Geſpräch des Bankiers mit ſeinem Buchhalter, nach welchem ſich Beide getrennt hatten, um jeder für ſich eine Probe zu machen mit der Zuſammenſtellung der bewußten zwölf Zettel.

„Nun?“ rief Herr von Martini ſeinem Buchhalter entgegen, und zwar in einem erwartungsvollen Tone, der aber nicht beſonders freundlich klang.

Herr Ringel näherte ſich mit einem zweifelhaften Lächeln,

und während er seine Zettel aus der Tasche zog, sagte er: „Wollen Sie mir nicht lieber zuerst Ihre Mittheilung machen? Ich möchte Ihnen, wie in Allem, so auch darin den Vorrang lassen."

„Wozu ich keinen Grund sehe — im Gegentheil, ich bin überzeugt, daß Sie meine Neugierde begreiflich finden."

Der alte Buchhalter zuckte die Achseln und faltete einen großen Bogen Papier auseinander, welcher eng beschrieben war und den er seinem Chef mit einem sonderbaren Lächeln vorlegte, worauf dieser lebhaft zu lesen begann, bald darauf aber hastig zurückfahrend sagte: „Der Teufel auch, Ringel, wollen Sie mich zum Besten haben? Das sind ja Hieroglyphen oder Gott weiß welche barbarische Sprache — haben Sie nichts Gescheidteres herausgebracht?"

„Ich nicht, aber Sie gewiß, Herr Prinzipal."

Ueber die Züge des Bankiers flog etwas wie eine leichte Verlegenheit, ehe er zur Antwort gab: „Was mich anbelangt, so muß ich Ihnen offenherzig gestehen, daß ich gestern den Kopf so voll anderer Geschichten hatte, daß ich nicht im Stande war, mich auch nur eine Stunde lang ausschließlich mit dieser allerdings wichtigen Angelegenheit zu befassen — Sie dagegen sind sehr fleißig gewesen, das muß ich Ihnen gestehen."

„Ja," entgegnete Herr Ringel in sehr trockenem Tone, „ich habe diese verwünschten Zettel, wie sie da stehen, auf hundert verschiedene Arten gestellt, ohne irgend einen vernünftigen Sinn darin zu finden. — — — — Nun, um ehrlich gegen Sie zu sein, mir ist es auch nicht besser ergangen."

„Das habe ich mir gedacht," versetzte der alte Buchhalter in ruhigem Tone.

„Sie sagen das in einem ganz verfluchten Phlegma," brauste der Bankier auf, „und ohne irgend einen geheimen Gedanken, den Sie gewiß haben, beizufügen."

„Welchen, Herr von Martini?"

„Daß wir ausgingen, um zu scheeren, und selbst geschoren

nach Hause gekommen sind — die alte pfiffige Französin hat uns in unserer eigenen Falle gefangen."

„Möglich, aber nicht wahrscheinlich — nach reiflichem Ueberlegen, woran ich es während der ganzen vergangenen Nacht nicht fehlen ließ, ist mir der Gedanke gekommen, als habe Herr Morel selbst mit diesen Zetteln eine Fabel erfunden, um Gelder, welche dem Anderen gehörten, an sich zu ziehen."

Bei diesen Worten leuchtete es seltsam in den Augen des Bankiers, dann stützte er den Kopf in die Hand und antwortete erst nach einem langen Stillschweigen: „Das ist ein vernünftiger und glücklicher Gedanke — ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn er der richtige wäre, denn in diesem Falle hätten wir mit Umsicht und Klugheit gehandelt, ganz im Interesse —"

Bei diesen Worten zeigte sich ein eigenthümliches Lächeln auf dem Gesichte des alten Buchhalters.

„Ganz im Interesse jenes Anderen — des rechtmäßigen Besitzers des mir anvertrauten Kapitals."

„Eines Todten — Gott habe ihn selig."

Herr von Martini erhob sich nach einem tiefen Athemzuge, trat nun an's Fenster und blickte lange in den Garten hinaus.

Als er sich hierauf wieder umwandte, reichte er dem alten Buchhalter seine beiden Hände und sagte: „Bleiben wir bei Ihrem Gedanken, mein lieber Ringel — erzeigen Sie mir die Liebe und wiederholen Sie mir denselben — mit voller Ueberzeugung — Sie wissen, wie viel ich von jeher auf Ihre gewissenhaften Kombinationen hielt — o, möchten sich dieselben auch dieses Mal als richtig bewähren."

„Dazu sage ich Amen!"

„Morel anbelangend," fuhr Herr von Martini fort, nachdem er einige Male im Zimmer auf und ab gegangen war, „so schreibt mir gestern Doktor Narder, daß er alle Ursache habe, zu glauben, daß es rasch mit ihm zu Ende gehe — Gott gebe es," setzte er tief aufathmend hinzu — „ist dieser schwarze Schatten einmal

verſchwunden, ſo finde ich neue Kraft und neuen Muth in mir, um raſcher vorwärts zu gehen — ich werde alsdann, wie ich Ihnen ſchon öfter geſagt, die Stadt verlaſſen und es Ihnen freiſtellen, das Geſchäft hier als ein eigenes oder als Kommandite fortzuführen."

— — — — Und der ſchwarze Schatten, welcher Herrn von Martini ſo beunruhigte, war nach wenigen Tagen verſchwunden — Doktor Narder hatte den Tod des armen Herrn Morel gemeldet mit den denſelben begleitenden Umſtänden, ſo weit er glaubte, daß ſie für Herrn von Martini wichtig ſeien, ſo unter Anderem, daß Niemand bei ſeinem Hinſcheiden geweſen ſei, als eine alte, halb wahnſinnige Krankenwärterin, die aber den armen Morel mit großer Liebe und Sorgfalt gepflegt. Das Wenige, was von ſeiner Hinterlaſſenſchaft nicht ganz ohne Werth geſchienen ſei, wäre von ihm, dem Doktor, verſiegelt worden und ſtände natürlicher Weiſe zur Verfügung des Herrn von Martini, der ſich ja eine Reihe von Jahren auf ſo uneigennützige und wahrhaft chriſtliche Art des Unglücklichen angenommen, eine edle That, ſchloß der Arzt der Privatkrankenanſtalt, die gewiß im großen Buche des Himmels vollgültig und zinſenbringend eingetragen worden ſei.

Als auch Herr Ringel dieſen Brief geleſen und ihn mit einem bedeutſamen Kopfnicken wieder auf den Tiſch gelegt, konnte er ſich nicht enthalten, mit ſeinen beiden Händen die uns bekannten Bewegungen zu machen, ohne ſelbſtverſtändlich ſeinen Gedanken Worte zu leihen — den Gedanken: Soll Morel: zehn Jahre liebevoller Pflege von Seite des Herrn Doktor Narder, einſchließlich eines ärmlichen, aber anſtändigen Begräbniſſes — Haben: fünfmalhunderttauſend Thaler nebſt Zinſen — Vortrag zu ſeinen Gunſten ungeheuer — ungeheuer — o — o — o — oh!"

— — — — — — —

Wenn wir aus dem reichen und eleganten, angenehm durchwärmten Zimmer des reichen Bankiers den geneigten Leſer nun an einen Ort von ganz entgegengeſetztem Ausſehen führen müſſen,

ſeinem Collegen Jean die wie leblos daliegende Dame in den Wagen heben. Dann fuhren ſie langſam in's Schloß zurück. An dem Portal kam ihnen ſchon die alte Kammerfrau händeringend entgegen, denn die Kunde von einem Unfall hatte ſich wie ein Lauffeuer aus dem Stalle in das Schloß verbreitet. Frau von C. wurde ſorgfältig hinauf getragen und in ihre Zimmer gebracht.

Unterdeſſen hatten ſich mehrere der Stallleute mit großen Laternen auf den Weg gemacht, um nach Joſeph zu ſuchen, den ſie auch nach kurzer Zeit unter den Bäumen dahingeſtreckt auffanden. Er ſtöhnte ſchwer, als man ihn aufhob; der Baumaſt, gegen den er geſtoßen, hatte ihm die Stirn bedeutend verletzt; doch war er bei Beſinnung und im Stande, auf einige Fragen über den Vorfall ſelbſt Antwort zu geben; woher und wie es eigentlich gekommen ſei und weßhalb die Pferde niedergeſtürzt und geſcheut, war er nicht im Stande anzugeben. Doch meinte Joſeph und eben ſo Jean, der auch hinzueilte, nachdem Frau von C. im Schloſſe war, die Sache ſei nicht mit rechten Dingen zugegangen, und mehrere Kutſcher eilten an den Ort, wo die Pferde auf die Seite geſprungen, fanden aber auf dem Boden durchaus nichts Verdächtiges. Joſeph wurde nun auf eine Tragbahre gelegt und von ſeinen Collegen in das Hoſpital gebracht.

Mittlerweile waren die Leibärzte in's Schloß geeilt, ebenſo die Gräfin Clara, die man von dem Vorfalle augenblicklich in Kenntniß geſetzt. Im Vorzimmer befanden ſich mehrere Lakaien der alten Herzogin, um über das Befinden der Kranken von Viertelſtunde zu Viertelſtunde Nachricht zu geben. Die Aerzte umſtanden das Lager, ſie hatten die Kranke, welche wieder zu ſich gekommen war, ſorgfältig unterſucht, und der erſte Leibmedicus, ein alter Herr mit grauen Haaren, ſagte mit tief-

ſo thun wir dieſes nur im Intereſſe der Wahrheit unſerer Geſchichte und weil wir ſehr viel auf Kontraſte halten im Leben wie in der Erzählung.

Das Gemach, in dem wir uns jetzt befinden, verdient kaum den Namen eines ſolchen, es iſt vielmehr ein Mittelding zwiſchen einem Souterrain und Keller, und da wir es beleuchtet vom zweifelhaften Scheine einer trüben Oellampe ſehen, ſo iſt der eben angedeutete Kontraſt um ſo ſchärfer, und der Ort, wo wir uns befinden, kommt uns beinahe troſtlos vor.

Er befindet ſich unter dem Hauſe, welches Madame Reveillot bewohnt, und wird von Zeit zu Zeit als Waſchküche benützt. Es iſt ein maſſives, finſteres Gewölbe, in der Mitte von einem dicken Pfeiler getragen, hat in der Ecke einen Herd mit einem großen kupfernen Keſſel und zwei vergitterte Oeffnungen, welche am Tage einiges Licht einlaſſen, Abends aber nur den Schall von Fußtritten der Vorüberwandelnden. Da es aber ſchon ziemlich ſpät in der Nacht iſt, ſo hört man auch davon nichts mehr, und das einzige Geräuſch, das man jetzt hier vernimmt, iſt der melancholiſche Klang, womit ein ſchwerer Waſſertropfen um den andern durch die Dachrinne, da es gerade Thauwetter iſt, in eine Ciſterne fällt, aus der das Waſſer zum Waſchen genommen wird.

Bei dem trüben Scheine der Lampe, von der wir vorhin ſprachen, ſaß Liſe neben dem Waſſerkeſſel, aus dem leichte Dämpfe aufſtiegen; ſie war hier noch ſo ſpät mit einer Arbeit beſchäftigt, weil ſie vorher die Hausgeſchäfte vollendet und weil ſie Alles, was mit der Waſchküche zuſammenhing, am Liebſten in den erſten Stunden der Nacht zu thun pflegte. Neben ihr auf einem Schemel ſtand die Lampe und auf den Knieen hatte Liſe einen alten Rock, den ſie von Madame Reveillot zum Geſchenk erhalten und den ſie im Begriffe war zu zertrennen, bevor ſie ihn zum Waſchen in das heiße Waſſer ſteckte.

Liſe war eine phantaſiereiche Perſon mit ſehr lebhaften Gedanken, ja mit einem Talent zum wachen Träumen, welches ſich

wahrscheinlich in den vielen Stunden, wo sie nächtlicher Weile einsam am Waschzuber gestanden, ausgebildet hatte, und so war denn der Rock auf ihren Knieen nicht nur ein ganz gewöhnliches Kleidungsstück aus Zeug und Unterfutter, sondern als Mitzeuge jener Stunden, von denen Madame Reveillot Anatole erzählt und wovon Lise viel erlauscht, ergänzte sie bei seinem Anblicke manche Lücken, die für sie in jener Erzählung entstanden waren — sie sah das Krankenzimmer vor sich, wie es die Frau beschrieben, und wenn sie über die Beschreibung, welche dieselbe von Herrn Morel gemacht, nachdachte, so mußte er gerade so ausgesehen haben, wie der verstorbene Postsekretär Stocker, der im zweiten Stockwerke des Hauses gewohnt — ein alter Junggeselle, bei dessen letzter Toilette Lise behülflich gewesen war — eben so lang und eben so mager — auch die Form des Rockes sprach dafür — ach, der arme Herr Stocker war so freundlich und redselig gewesen, und wenn er Abends nach Hause kam und außen auf der Straße an der Waschlüche vorüberging, so pflegte er immer etwas hart aufzutreten, laut zu husten, ja zuweilen guten Abend herabzurufen — guten Abend! — und das hallte alsdann in diesem Gewölbe so wieder, als sei der verstorbene Postsekretär mit einem klingenden Organ begabt gewesen, obgleich er in Wahrheit nur eine dünne heisere Stimme gehabt.

Lise hatte den Aermel herausgetrennt und beschäftigte sich nun mit dem Kragen.

Der arme Stocker, dachte sie, ist eben so einsam und allein gestorben, wie der da, das heißt einsam und allein, was seine Verwandten anbelangt, denn die kamen erst später, um die Erbschaft anzutreten. Lise dachte so lebhaft an ihn, daß, wenn jetzt Jemand zufällig auf der Straße gute Nacht gesagt hätte, sie in den Tod erschrocken wäre; aber nichts unterbrach die tiefe Stille ringsumher, sie hatte den Kragen aufgetrennt, und als sie das Unterfutter auseinander gezogen, sagte sie halblaut zu sich selber: „Was hat der Schneider, der das gemacht, wohl für einen Gedanken ge-

habt, als er die kleinen Zettel hier hinein legte?“ Sie nahm einen derselben, brachte ihn näher zur Lampe, da sie sah, daß er beschrieben war, aber was darauf stand, konnte sie nicht verstehen; es waren wohl Buchstaben, die sie entziffern konnte, aber sie hatten keinen Sinn für sie — sechs kleine Zettel waren es, auf allen stand, wie auf dem ersten, etwas ganz Unverständliches geschrieben.

„Dummes Zeug,“ dachte Lise, „da hat sich irgend ein Schneiderlehrling das Vergnügen gemacht, so was aufzuschreiben und in Kragen zu nähen — ja dazu haben diese Schlingel immer Zeit.“

Sie öffnete die Thüre des Herdes, um die Zettel in die Glut des prasselnden Holzes zu werfen — da hielt sie plötzlich inne, denn es war ihr gerade, als sagte Jemand hinter ihrem Rücken in einem warnenden Tone: bst! bst!

„Dummes Zeug!“ wiederholte Lise, aber dieses Mal ohne Bezug auf den Schneiderlehrling, doch in weniger sicherem Tone als vorher, und während sie dabei wieder die Hand der geöffneten Herdthüre näherte, blickte sie scheu um sich her und murmelte, „das Holz, wenn es feucht ist und brennen soll, zischt oft so eigenthümlich — ich habe das oft gehört.“

Schon waren die Zettel nahe an der Glut, da — nein, das war keine Täuschung — ging Jemand vor dem Hause, nahe am Gewölbe vorüber, und es war ganz derselbe Schritt, wie der des verstorbenen Herrn Stocker; auch hustete es, gerechter Gott! gerade so wie der ehemalige Postsekretär zu husten pflegte — — wenn es jetzt von draußen hereingeklungen hätte: guten Abend! so wäre Lise vor Schrecken sicher gestorben.

Beides aber geschah glücklicher Weise nicht, doch öffneten sich bei dem gespensterhaften Husten draußen die Finger ihrer Hand, und die sechs Zettel fielen auf den Boden.

Obgleich wir hier gestehen müssen, daß Lise gute Nerven hatte, auch gegen Gespensterfurcht abgehärtet war — nicht als ob sie daran nicht geglaubt hätte, sondern weil sie überzeugt war, daß Geister und dergleichen einem armen Weibsbilde wie sie nichts zu

Leide thun würden — so war doch für heute Nacht ihr ruhiger Gleichmuth dahin; sie ertappte sich selbst darauf, daß sie auf die Straße hinaushorchte, und sich zuweilen scheu umsah; auch verrichtete sie mit einer Hast, die ihr sonst nicht eigen war, das Geschäft des Anbrühens des alten Rockes, wobei nicht einmal ihr Leiblied:

Freudvoll und leidvoll,
Gedanken sind frei,

ihre frühere Heiterkeit zurückzubringen vermochte, und beging zuletzt die Verschwendung, das Feuer unter dem Kessel mit Wasser zu löschen, worauf sie durch das weite, stille, nächtlich finstere Haus mit langsamen, vorsichtigen Schritten in ihre Dachkammer hinaufstieg.

Am anderen Morgen, als das helle Sonnenlicht die Schatten der Nacht, die Klänge unheimlicher Fußtritte, gespensterhaftes Räuspern und dergleichen mehr verdrängt hatte, lächelte Lise über sich selber, und als sie den Kaffe in das Zimmer trug, erzählte sie der Madame Reveillot ihre Abenteuer der vergangenen Nacht und erstaunte dabei nicht wenig, daß die sonst so ruhige Frau hastig emporsprang und mit der Lebhaftigkeit eines jungen Mädchens die Treppen hinabeilte.

Vierzehntes Kapitel.

Madame Reveillot und Anatole waren in jeder Beziehung glücklicher als Herr von Martini und der Buchhalter: der junge Fontenay hatte die ſechs Zettel ſeiner grünen Briefta ſche vor ſich auf dem Tiſche ausgebreitet und die anderen, welche die Großmutter mit bebenden Fingern neben dem Herde aufgeleſen, darunter gelegt.

Wir wiſſen, daß auf den Erſteren die Sylbe ſtand: mo — ndia — mno — nzlw — ſenſch — geir — und die ergänzenden trugen die Buchſtaben: relu — kerde — tarbri — iendie — einun — ennt —; ein kleines Geduldſpiel für unſere geehrten Leſer und Leſerinnen, waren dieſe zwölf Zettel ein großes Geduldſpiel für die Betreffenden, welche nur in dem Namen: morel einen kleinen Anhaltspunkt hatten, und welche lange Zeit brauchten, ehe die Zettel ſo vor ihnen lagen, wie wir ſie oben angegeben, und dabei mußte noch obendrein ein glücklicher Zufall ihre Hand leiten, und er war ſo freundlich, dieſes zu thun.

Wenn auch Anatole nicht gerade hundert verſchiedene Zuſammenſtellungen machte, wie der Buchhalter Herr Ringel, ſo ſchob er doch die Zettel unzählige Male neben einander, bis er endlich mit einem lauten Ausruf der Freude ſein Werk vollendet ſah und mit entzückten Blicken von den zwölf Zetteln las:

„Morel und Taker dem Notar Brinzl, Wien dieſen Schein ungetrennt.“

Klarer wie dieſe Zuſammenſtellung konnte nichts ſein. Morel und der unglückliche Taker, welche dem Bankier von Martini ihr Vermögen gegen einen vollgültigen Schuldſchein übergeben, hatten dieſe Quittung bei einem Notar Namens Brinzl in Wien hinterlegt, und da Keiner dem Andern traute, durch Vertheilung der Zettel, welche der Notar unter Hinzufügung nur ihm bekannter Geheimzeichen ſelbſt beſorgt, es ſo eingerichtet, daß weder Morel ohne Taker, noch Taker ohne Morel im Stande war, den Schuldſchein des Bankiers zurückzuerhalten und ſo das Kapital bei demſelben zu erheben.

Die alte Frau blickte mit gefalteten Händen ihren Enkel ſprachlos an: „Welche Entdeckung! — welch' wunderbare Entdeckung!“

„Ja, wunderbar in der That, Großmutter — die glücklich gefundene Auflöſung eines Lebensräthſels — und dabei wieder traurig für mich, für uns Alle.“

„O hätte Dein Vater dieſe Auflöſung gefunden.“

„Dazu ſage ich aus vollem Herzen Amen!“ erwiederte Anatole — „vielleicht wäre alsdann Alles, Alles anders gekommen, oder,“ ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „hätte ich den Namen Martini, wenn er vor mir genannt worden wäre, nie anders als mit einem gerechten Abſcheu vernommen, während jetzt — o das iſt ſehr, ſehr traurig.“

„Mein armes Kind,“ ſagte Madame Reveillot, wobei ſie ihre Hand auf das Haupt Anatole's legte, „Ruhe und Faſſung, — laß es mich nicht erleben,“ fügte ſie in bittendem Tone bei, „daß dieſe unglückliche Geſchichte, welche das Leben Deines Vaters vergiftet, auch in Dein ſonnenhelles Daſein einen ſchwarzen Schatten wirft — ſei verſtändig, Anatole, und wenn Alles ſo iſt, wie es hier den Anſchein hat, ſo bleiben Dir immerhin noch zwei Wege: der Sieg über eine Leidenſchaft, die vielleicht nicht mehr als eine Leidenſchaft iſt, oder der Gedanke, daß Anna ja doch in keiner Weiſe verantwortlich gemacht werden kann für das, was ihr Vater gethan.“

„Gewiß, Großmutter — aber die Welt.“

„Die Welt? — was weiß die Welt von unſerem Geheimniß?“

„Wie lange kann es das bleiben? — bin ich es nicht dem Andenken meines Vaters ſchuldig, Alles zu veröffentlichen und ſo den letzten Flecken von ſeinem Gedächtniſſe wegzuwaſchen?“

Die alte Frau blickte ihren Enkel kopfſchüttelnd an, und es dauerte eine kleine Weile, ehe ſie ſagte: „Ich hatte mir nicht gedacht, daß Du auf ſolche Art die Entdeckung Deines Geheimniſſes benützen wollteſt, und ſo viel ich Deinen Vater gekannt, iſt es mir nicht zweifelhaft, welche Meinung ſein edles Herz in dieſer Richtung ausgeſprochen hätte. — Denk' an Dich ſelber, Anatole — denke an Deine Kindheit zurück! — wie oft haſt Du mir kummervoll erzählt, wenn hie und da andere Knaben Deines Alters Dich auffallend gemieden — ich nahm jene allerdings nie in Schutz, verſchwieg Dir aber den wahren Grund und ſagte, das ſei einmal in der Welt ſo, arme Kinder würden zurückgeſetzt und müßten deßhalb nur um ſo verträglicher und fleißiger ſein.“

„Ja, ſo ſagteſt Du, Großmutter,“ erwiederte der junge Mann mit einem finſteren Blick, „jetzt aber ſehe ich das anders an — und deßhalb —“

„Willſt Du ein ſchmerzliches Unrecht, welches Dir in Deiner Jugend ſo weh gethan, nun auf das ebenſo unſchuldige Haupt der armen Anna herabrufen — geh', geh', mein Kind — es iſt nicht einmal eine Leidenſchaft, welche Du für die Tochter des Herrn von Martini fühlſt, es war nur eine Eitelkeit, Dich von der Tochter Deines reichen Prinzipals geliebt zu wiſſen.“

„O nein, Großmutter — o nein, bei Gott, darin thuſt Du mir unrecht — könnteſt Du in mein Herz ſehen — könnteſt Du mit mir fühlen, wie es von den widerſtrebendſten Empfindungen hieher und dorthin geriſſen wird.“

„Ob ich mir das denken kann, Anatole,“ erwiederte Madame Reveillot in ſanftem Tone, „doch ſieh' mir in's Auge — offen und ehrlich, wie Du es ſo oft gethan, wann Du mich um einen Rath gefragt, oder wann ich Dir freiwillig einen ſolchen gegeben, und

dann beantworte mir — haſt Du es je bereut, mir gefolgt zu haben? — Du ſchweigſt? — und dieſes Schweigen berechtigt mich, gegen Dich die Bitte auszuſprechen, mich in dieſer Angelegenheit nach meinem Ermeſſen für uns Beide handeln zu laſſen, Dich wenigſtens meiner Ueberlegung anzuvertrauen — — gib mir das Verſprechen, keinen Schritt zu thun, den wir nicht vorher ſorgfältig überlegt — verſprich mir das, Anatole."

Sie reichte ihm die Hand über den Tiſch hinüber und nach einigem Widerſtreben legte er die ſeinige hinein — „und nun," fuhr die alte Frau in heiterem Tone fort, „den Kopf aufrecht und die ſchönſten Hoffnungen gefaßt Angeſichts dieſes koſtbaren Dokuments."

Der junge Fontenay begab ſich nach dem Hauſe ſeines Prinzipals und betrat das Geſchäftsgebäude durch die hintere kleine Straße. Er hatte ſich etwas verſpätet, doch da er faſt von Allen der Pünktlichſte war, ſo achtete Niemand darauf, und Herr Ringel, der ihm einige eingelaufene Schreiben zur Beantwortung an den Pult brachte, war wie in der letzten Zeit gewöhnlich von einer außerordentlichen Freundlichkeit: er lehnte behaglich an das Pult und fragte, nachdem er ein paar unbedeutende Tagesneuigkeiten verhandelt: „Kamen Sie durch den Garten, Herr Fontenay?"

„Nein, Herr Buchhalter, ich thue das nur in ſolchen Fällen, wo mich irgend ein Auftrag in die Wohnung des Herrn von Martini ruft — hat Ihre Frage einen Grund?" fügte er nicht ohne Abſicht hinzu.

„Ja und nein, in dem Falle Sie nämlich durch den Garten gegangen wären, würden Sie vor dem Hauſe den Reiſewagen des Prinzipals geſehen haben."

„So will Herr von Martini verreiſen?"

„Ich hätte mich beſtimmter ausdrücken ſollen, den Reiſewagen ſtaubig und beſchmutzt, wie er vielleicht vor einer Stunde mit Fräulein Anna angekommen iſt."

„A—a—a—ah."

„Ja — a—a—ah, das wird nun für die Stadt kein Geheimniß mehr ſein und wird kein gelindes Aufſehen erregen."

„Ich verstehe Sie nicht vollständig, Herr Ringel."

„Nun, die Heirat mit dem jungen Grafen Riedberg — ein kostbarer Schwiegersohn — meinen Sie nicht auch, Herr Fontenay? — sehen Sie mich nicht so fragend an, Sie gehören ja auch mit zu den Vertrauten des Hauses, und nicht nur Herr von Martini hält große Stücke auf Sie, sondern auch noch ein anderer Mann, mein lieber, junger Freund, der Ihnen das in Kurzem beweisen zu können hofft — mein Name ist Ringel." —

Anna zurückgekehrt — der Gedanke erfüllte so ganz das Herz des jungen Mannes, daß ihm die räthselhaften Worte des alten Buchhalters doppelt unverständlich blieben. — Anna zurückgekehrt, auf dem Punkte sich zu verheiraten — für ihn gänzlich verloren zu sein — und sie liebte ihn — ja sie liebte ihn, und auch er liebte sie so heftig und ungestüm, wie man nur in seinem Alter zu lieben vermag — und war sie für ihn verloren? mußte sie für ihn verloren sein? hatte er nicht das Mittel in der Hand, um vor Herrn von Martini hinzutreten und ihm zu sagen — — — —. Doch nein, nein! pfui! Anatole, sich eine Braut zu erringen, indem man dem Vater die Pistole auf die Brust setzt — wollte er vor Herrn von Martini hintreten, so konnte er dieses nur thun, um ihm zu sagen: Auge um Auge, Zahn um Zahn — „ich bin nur gekommen, um Ihnen anzuzeigen, daß ich der Stadt und dem Lande Aufklärung geben will über eine dunkle Geschichte, die sich vor langen Jahren begeben, und dieses einmal ausgesprochen, muß ich Wort halten, denn ich müßte mich sonst selbst verachten, wollte ich mir mein Geheimniß abkaufen lassen, — selbst um die Hand seiner Tochter."

Und doch fühlte er wohl, wie schwer es ihm werden würde, ja wie unmöglich, so zu handeln, und wenn er seine wilden, fast verzweiflungsvollen Gedanken lange Zeit rastlos in seinem Gehirne hin- und hergeworfen, um alsdann dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach wieder Augenblicke der Ruhe, Stunden geistiger Abspannung zu haben, so trat ihm in solchen das Bild seiner guten Großmutter entgegen, ihn anblickend mit den schönen, hellen Augen,

und während ein reizendes Lächeln um ihren Mund ſpielte, hörte er ſie ſagen: beruhige Dich und vertraue meiner Ueberlegung — vielleicht auch dem Zufall ein wenig — dieſem ſo verachteten und doch ſo ſtarken Lenker unſerer Geſchicke.

Ja, Anna war wieder zu Hauſe — Anatole ſah ſie nicht, aber einer ſeiner Kollegen hatte ſie geſehen: Herr von Martini hatte geſchäftshalber einen von den jungen Leuten zu ſich rufen laſſen, und es wäre Fontenay's Pflicht geweſen, hinüber zu gehen, doch bat er Herrn Ringel, ihn durch einen Anderen zu erſetzen, der nun, da er zurückkam, erzählte, er ſei durch den Wintergarten gegangen und habe dort Fräulein von Martini in der Laube ſitzen ſehen; daß ſie beim Geräuſch des Kommenden haſtig emporgefahren ſei und mit ihren glänzenden Augen durch die Zweige geſpäht, konnte er nicht erzählen, denn er hatte nichts davon bemerkt, vielmehr ſaß die junge Dame da im Leſen vertieft und hatte ſeinen ehrfurchtsvollen Gruß mit einem leichten, ſtolzen Kopfnicken erwiedert.

Anatole mußte ſich gewaltſam bezwingen, um ſich ſelbſt nicht untreu zu werden, und dadurch wurde ihm der heutige Tag ſo unbeſchreiblich lang, ſo peinlich und qualvoll wie nie, und als er endlich das Comptoir verlaſſen konnte, that er es tief bewegt, haſtig ohne umzuſchauen.

Er fühlte ſich jetzt wieder ruhiger, als er zu Hauſe bei der guten, alten Frau ſaß, und als ſie ihm nun wirklich mit ihrem reizenden Lächeln ſagte, nachdem er ihr offen und ehrlich ſeinen Seelenzuſtand enthüllt: „Beruhige Dich und vertraue meiner Ueberlegung — vielleicht auch dem Zufalle ein wenig — dieſem ſo verachteten und doch ſo ſtarken Lenker unſerer Geſchicke.“

Ja, dem Zufall dieſer gewaltigen Macht, welche vielleicht an dem heutigen Abend daran ſchuld war, daß Anna von Martini, nachdem dieſe junge Dame ſtundenlang mit Anzeichen des Mißmuths und der Unruhe in ihrem Zimmer auf- und abgegangen war, jetzt eine Stickerei nehmend und ſie gleich darauf wieder wegwerfend, dann ein Album, ein Buch auf gleiche Weiſe behandelnd,

bekümmertem Geſicht, daß man äußerlich durchaus keine Verletzung wahrnehme und daß er überzeugt ſei, die Sache werde ohne große Folgen vorübergehen. Zu gleicher Zeit aber warf er einem jüngeren Collegen einen bedeutungsvollen Blick zu und fuhr leicht mit der Hand über den Rücken deſſelben, ihm ſo ein Zeichen gebend, worauf Jener traurig nickte und ſo beiſtimmte.

Nachdem die Herren Mehreres verordnet, zogen ſie ſich in das Nebenzimmer zu einer Conſultation zurück, die aber gar nicht lange dauerte. Der alte Leibmedicus ſagte am Schluſſe deſſelben: „es iſt furchtbar, aber da kann nur Gott allein helfen. Laſſen wir den Doktor M. und den Chirurgus C. für alle möglichen Fälle heute Nacht da, und wenn die Kranke, was ich aber nicht glaube, nach mir verlangen ſollte, ſo ſchicken Sie nur in meine Wohnung. Uebrigens werde ich auch ungerufen gegen vier Uhr morgen früh wieder kommen. —.Guten Abend, meine Herren!“

Der Leibmedicus mit einem andern Collegen begab ſich hinweg und der Doktor M. und der Chirurgus giengen in leiſem, angelegentlichem Geſpräche auf dem dicken Teppich des Vorzimmers unhörbar auf und ab.

Neben dem Bette der Kranken ſaß die Gräfin Clara und hatte ihre Hand erfaßt, welche ſie mit ihren Thränen benetzte. „Arme Adelaide!“ ſagte ſie im Uebermaße eines wirklichen Schmerzes; „wie kann man ſo unglücklich ſein!“

Die Hofdame drückte die Hand ihrer Freundin und blickte bedeutungsvoll aufwärts, als wollte ſie ſagen: „es iſt ein höheres Geſchick, das ſo plötzlich in unſer Leben eingreift;“ und dann bat ſie mit leiſer Stimme, die Gräfin möge ihr ein kleines Packet geben, welches der Hoflakai der Kammerfrau eingehändigt und dieſe auf den Tiſch gelegt hatte. Mit zitternder Hand

der Frau Fichtner einen Vorſchlag machte, worüber dieſer würdigen Haushälterin vor Ueberraſchung und Schrecken die Haare zu Berg ſtiegen, den Vorſchlag nämlich, ſie zur Wohnung der Madame Reveillot zu begleiten, und wobei ſie nicht einmal die Ausrede gebrauchte, als wolle ſie dieſe Frau über ihre Ausſteuer befragen, ſondern einfach, aber mit dem hartnäckigen Eigenſinn eines verzogenen Kindes erklärte, ſie müſſe Herrn Anatole ſehen und ſprechen.

„Aber der Papa? — was wird Herr von Martini dazu ſagen?“

„Der Papa hat mich nicht gefragt, als er mich zu jener alten Dame gebracht, wo ich mich ſo gründlich gelangweilt — er hat mich nicht gefragt, ob ich die Frau des Grafen Riedberg werden wolle.“

„Aber der Papa hat ein Recht, über Sie zu beſtimmen.“

„Gewiß, aber ich thue dagegen kein Unrecht, wenn ich unter Ihrer Aufſicht, meine liebe Frau Fichtner, einen Beſuch bei Madame Reveillot mache.“

„Um Herrn Anatole zu ſehen? — es kann das Ihr Ernſt nicht ſein.“

„Mein vollkommener Ernſt, und wenn Sie ſich weigern, mich zu begleiten, ſo —“

„Gerechter Gott, ſo könnten Sie am Ende gar die Abſicht haben, allein zu gehen?“

„Mit meiner Kammerjungfer, und ich weiß nicht, ob Sie das für anſtändiger halten — wollen Sie vielleicht, daß ich Ihnen mein Wort darauf gebe?“

Frau Fichtner wehrte mit beiden Händen von ſich ab, dann faltete ſie ihre Finger ineinander und ging kopfſchüttelnd und mit tiefbetrübtem Geſichte im Zimmer auf und ab. Sie kannte ihre junge Pflegebefohlene viel zu genau, um nicht zu wiſſen, daß dieſe ihr Wort gehalten und im Nothfalle mit der Kammerjungfer den abendlichen Spaziergang gemacht haben würde.

„Ich könnte auch Eliſe mitnehmen,“ ſagte Anna von Martini, mit großer Seelenruhe nach der Haushälterin hinblickend.

„O—o—o—oh.“

„Oder wenn Ihnen meine Kammerjungfer lieber iſt, ſo ſprechen Sie ſich deutlicher aus.“

„O—o—o—oh, der Papa wird es erfahren und es wird fürchterlich werden.“

„Ich glaube nicht, daß der Papa davon erfährt, und wenn er es erfährt, mache ich mir auch nichts daraus.“

Der Zufall, von dem wir vorhin geſprochen, hat ſich ſchon eingemiſcht in unſere wahrhaftige Geſchichte, und müſſen wir ihn für Manches verantwortlich machen, was wir nicht auf unſer eigenes Gewiſſen nehmen können, denn wenn Anatole ſich heute Morgen nicht zufälliger Weiſe geweigert hätte, durch den Wintergarten zu gehen, ſo würde das junge Mädchen wahrſcheinlich nicht auf die Idee gekommen ſein, Madame Reveillot zu beſuchen, und wenn Frau Fichtner zufälliger Weiſe daran gedacht hätte, die Nothlüge zu gebrauchen, ſie wiſſe ganz beſtimmt, daß Herr Anatole am heutigen Abend einer Einladung des alten Buchhalters Folge geleiſtet, und wenn ſpäter Herr von Martini nicht zufälliger Weiſe, ſtatt direkt in ſeine Geſellſchaft zu gehen, nach ſeiner Tochter gefragt hätte und nicht dadurch der Gedanke in ihm aufgeſtiegen wäre, vorher noch eine kleine Angelegenheit zu beſorgen, wozu ihm der Abend zufälliger Weiſe paſſend erſchien, ſo würde die oben erwähnte geheimnißvolle Macht nicht im Stande geweſen ſein, einen Schluß unſerer Geſchichte herbeizuführen, der wohl das Gemüth unſerer Leſer zu erſchüttern vermag. —

Die kleine Geſellſchaft, welche ſich beim Scheine der Lampe um den Tiſch der Madame Reveillot zuſammengefunden hatte, war ſo heiter, ſo glücklich und zufrieden, wie es nur ein Kreis von guten harmloſen Menſchen ſein kann, die beim Drohen großer Gefahren und Stürme für den gegenwärtigen Augenblick eine freundliche Zufluchtsſtätte gefunden haben.

Man hatte von der Vergangenheit geſprochen, von der Gegenwart und von der Zukunft, und wenn, was letztere betraf, Frau Fichtner achſelzuckend und ſeufzend von unabänderlichen Beſchlüſſen

und nicht zu überwältigenden Hindernissen redete, so klang das in Anna's Herzen wieder wie das Rollen des fernen Donners, wie das Pfeifen des Sturmvogels, dann schob sie leicht ihre feinen Finger in die Hände Anatole's, und wenn sie sie von denselben warm bedeckt fühlte, schloß sie mit einem anmuthigen Lächeln die Augen, und dann trat ein Bild wunderbar tropischer Landschaft vor ihre Seele, und sie war Virginie, die sich mit Paul, Herz an Herz geschmiegt, unter breiten, schützenden Blättern vor dem herabflutenden Regen verbarg.

Madame Reveillot hätte man den ernsten, ruhigen Steuermann der Unterhaltung nennen können, denn so oft sich dieselbe allzu sehr in tiefem Schmerz oder in trügerischen Hoffnungen verlor, so brachte sie den Kurs des Schiffleins immer wieder in das gehörige Gleichgewicht.

Anna hatte keine Entschuldigung annehmen wollen, daß der junge Fontenay heute so absichtlich und bösartig den Wintergarten und auch sie vermieden, und erst als Anatole mit lebhaften Farben die letzten Tage ausmalte, die er so ganz, ganz allein verbracht, und als er darin seine Sehnsucht durchschimmern ließ, verzieh sie ihm vollkommen und ganz rückhaltlos, wobei sie ihren Kopf so innig an seine Schultern schmiegte, daß Frau Fichtner nicht anders konnte, als erschrocken an die Zimmerdecke emporzublicken und dann nach der Stubenthüre, die — wer beschreibt ihr Entsetzen, weit geöffnet war und unter welcher Herr von Martini stand, einen Unheil verkündenden Ausdruck auf seinem finster zusammengezogenen Gesichte.

Wer in diesem Augenblicke eine Maus gewesen wäre — war doch selbst Madame Reveillot, die nicht leicht aus der Fassung zu bringen war, im ersten Augenblick so überrascht, daß sie ein paar Sekunden brauchte, ehe sie im Stande war, sich zu erheben und dem Eintretenden entgegen zu gehen.

„Ich mache Ihnen mein Kompliment," sagte Herr von Martini in einem seltsamen Tone, „über Ihre Geschicklichkeit, gewisse Dinge zu arrangiren."

Die alte Frau zuckte ein wenig zusammen, doch erhob sie sich gleich darauf wieder mit der ihr angebornen vornehmen Würde und erwiederte in ruhigem Tone — „gewisse Dinge, Herr von Martini, sind leicht zu arrangiren, wenn Verhältnisse so trefflich vorgearbeitet haben."

„Ich möchte Sie gerne nicht verstehen, Madame."

„Und doch möchte ich bitten, Herr von Martini, mir zu dem Verständnisse eine Viertelstunde gönnen zu wollen — wenn auch nicht gerade hier in diesem Zimmer."

„Und nachher?" entgegnete er aufbrausend.

„Werde ich mich mit keinem Worte mehr entschuldigen, wenn Sie es nochmals für nothwendig finden sollten, meine Geschicklichkeit im Arrangiren gewisser Dinge zu beloben."

Herr von Martini warf einen langen, finsteren Blick auf die Personen, die jetzt stumm am Tische standen, und man sah an dem Zucken seiner Mundwinkel, wie gewaltig er sich bezwang, nicht heftig zu werden; doch er besiegte sich selbst und entgegnete der alten Frau: „Sie wollen in Räthsel umwandeln, was doch leider so klar vor mir liegt — doch gleichviel, so wenig ich Ihrer Geschicklichkeit Lob spenden werde, so wenig wird irgend etwas im Stande sein, meine gefaßten Entschlüsse zu erschüttern und mir verwehren, zu strafen, wo ich das Recht dazu habe. — Was Sie betrifft, Herr Fontenay," fuhr er in schärferem Tone fort — doch ließ ihn Madame Reveillot seinen Satz nicht vollenden, sondern sie trat dicht vor ihn hin, und während sie ihn fest anblickte, legte sie ihre Hand auf seinen Arm, und in einem Tone, der so bestimmt, ja so gebieterisch erklang, daß Herr von Martini sie erstaunt anblickte, sagte sie: „Mein Enkel wird sich auf sein Zimmer begeben, so lange Sie so freundlich sein werden, mir die gewünschte Viertelstunde zu gewähren und darum bitte ich dringend, Herr von Martini — ich, eine alte Frau, die Sie seit langen Jahren gekannt, welche Sie jederzeit mit einer achtungsvollen Freundlichkeit behandelt haben, was sie auch verdient, und diese alte Frau, welche

ſchon viel in der Welt erfahren, möchte, ehe Sie hier ſtrafend — rächend auftreten, einige Worte mit Ihnen reden über eine längſt vergangene Zeit, welche unſere Gegenwart beſchäftigt und in die Zukunft hineinragt.“

Lag etwas im Tone oder im Blick der alten Frau, oder in beiden zugleich, während ſie die letzten Worte ſprach, was den Bankier veranlaßte, zum Zeichen ſeiner Gewährung ihrer Bitte ſtumm mit dem Kopfe zu nicken, worauf er ihr in das Nebenzimmer folgte? Dort bot ihm Madame Reveillot einen Sitz und ließ ſich ihm gegenüber nieder.

Herr von Martini zog ſeine Uhr hervor und ſagte in einem förmlichen, ſehr kalten Tone: „Sie haben mich um eine Viertelſtunde gebeten, Madame — meine Zeit iſt immer ſehr koſtbar, heute Abend aber unerſetzlich.“

Die alte Frau verbeugte ſich, wobei ſie mit einem anmuthigen Lächeln ſagte: „Ich werde mich bemühen, das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, in den Zeitraum von fünfzehn Minuten hineinzudrängen, allerdings eine kurze Zeit für eine Geſchichte von zwanzig Jahren.“

„Von zwanzig Jahren?“

„Laſſen Sie mich nachrechnen — ja ſogar noch mehr; am vergangenen erſten Januar waren es gerade zweiundzwanzig Jahre, als hier etwas geſchah — was —“

„Für Sie vielleicht intereſſant iſt, für mich aber wahrſcheinlich nicht.“

„Wer weiß, vielleicht mehr noch als intereſſant, etwas, das wie ich ſchon vorhin bemerkte, unſere Gegenwart beſchäftigt und vielleicht noch weit in die Zukunft hineinragt.“

„Zur Sache denn, wenn ich bitten darf.“

„Sollten Sie ſich vielleicht nicht erinnern, daß an dem angegebenen Tage, der Nacht vielmehr, die Stadt durch ein ſchreckensvolles Ereigniß in Aufregung verſetzt wurde durch einen räthſelhaften Mord, beſonders räthſelhaft dadurch, daß man nicht wußte, von wem und an wem er verübt wurde?“

„Ah, die alte Geſchichte — ich erinnere mich dunkel derſelben.“

„Und auch wohl, wie traurig ſie in die Vergangenheit meiner Familie eingriff.“

„Leider, doch ſind das jetzt über zwanzig Jahre, Madame Reveillot, und ich begreife nicht, wie jene Sache heute noch Ihre Gegenwart oder ſogar Ihre Zukunft zu beläſtigen vermag.“

„Zu beläſtigen habe ich auch nicht geſagt, doch zieht ſich durch die mehrerwähnten zwanzig Jahre ein dunkler Faden, der wohl im Stande ſein könnte, auch noch Andere als mich und meine Familie zu beläſtigen.“

„Meine liebe Madame Reveillot,“ erwiederte der Bankier mit einem kalten Lächeln — es war das erſte Mal am heutigen Abend, daß er ein ähnliches Beiwort vor den Namen der alten Frau ſetzte, was er ſonſt nie zu unterlaſſen pflegte, „meine liebe Madame Reveillot, ſollte mich dieſe Geſchichte intereſſiren können? — mich,“ fuhr er mit einem Blick auf das Nebenzimmer fort, „der gerade jetzt ganz andere und wichtigere Sachen im Kopfe hat?“

„Ich möchte faſt behaupten, daß ſie Sie in hohem Grade intereſſiren wird, und wenn nicht, ſo wollen Sie, ein Mann von Wort, mir doch gewiß nicht die einmal bewilligte Viertelſtunde abkürzen?“

Er verbeugte ſich ſchweigend.

„Ich ſprach von einem dunkeln Faden, der jene Zeit mit heute verbindet; das war begreiflicher Weiſe nur bildlich geſprochen, und ich wollte damit ſagen, es beſtehe irgend etwas, das uns, die wir dabei betheiligt waren, in einer gewiſſen Verbindung mit jener Begebenheit erhielt.“

Das uns betonte Madame Reveillot ganz beſonders und mit einem eigenthümlichen Lächeln, doch konnte Herr von Martini es auf die Familie der alten Frau ausſchließlich beziehen, was er auch natürlicher Weiſe that und in einem völlig ungezwungenen Tone antwortete: „Welcher Zuſammenhang kann ſtattfinden? Stadtgeſpräche, Traditionen, vielleicht irgend ein kluger Nachgrübler des neuen Pitaval, wo die Geſchichte ja des Breiteren zu leſen war.“

„Nein, nein, Poſitiveres, Herr von Martini, wie Sie ſelbſt ganz genau wiſſen.“

„Wie ich ganz genau weiß? — — — — a—a—a—ah ſo?“

ſagte er wie Jemand, der ſich plötzlich erinnert, indem er lächelnd den Kopf ſchüttelte, es iſt mir jetzt ganz klar, wo Sie hinaus wollen — Sie erzeigten dem Geſchäftsmann vor einiger Zeit in Betreff der kleinen Brieftaſche, die in Ihren Händen iſt, eine an ſich unbedeutende Gefälligkeit, und wollen jetzt dafür mit dem Vater Abrechnung halten — es wäre das kein ganz ſchlechtes Geſchäft, meine verehrte Madame Reveillot."

„Abrechnung? — vielleicht Herr von Martini," ſagte die alte Frau mit großem Ernſt, „aber nicht in der Weiſe, wie Sie ſich ſo eben ausdrückten — ja es handelt ſich in der That um jene kleine, grüne Brieftaſche, vielmehr um beide, die mit ihrem Inhalte in einer Hand vereinigt von ſo großer Wichtigkeit ſein ſollen — Sie ſagten das ſelbſt — erinnern Sie ſich?"

„Und wann hätte ich das geſagt?"

„Nun, vor einigen Tagen in dem Zimmer, welches wir ſoeben verließen, im Beiſein Ihres Buchhalters."

„Ach ja, richtig."

„Sie hatten erfahren, daß ſich im Beſitze meines Enkels die zweite grüne Brieftaſche befand, das Erbtheil ſeines armen Vaters, ein an ſich unbedeutender Gegenſtand, welche mein Schwiegerſohn an jenem denkwürdigen Sylveſterabend mit nach Hauſe brachte — ich ſagte vorhin ein unbedeutender Gegenſtand, der aber durch eine eigenthümliche Verkettung von Zeit und Umſtänden zu einer außerordentlichen Wichtigkeit gelangt iſt."

Herr von Martini zuckte die Achſeln unter einem Lächeln, als wolle er ſein Bedauern ausdrücken über die lebhafte Phantaſie dieſer alten Frau, welche ſich nun auf einmal mit einer Sache beſchäftigt, die für ihn und die ganze Welt abgethan — fertig war, dann ſagte er: „Auch ich glaubte einmal an etwas Wichtiges, welches aus der Zuſammenſtellung jener Zettel ſich entwickeln könnte, nun aber bin ich überzeugt, mich geirrt zu haben."

„Und ich," ſagte die alte Frau mit großer Lebhaftigkeit, „bin dagegen überzeugt, auf der richtigen Spur zu ſein."

Der Bankier zuckte abermals die Achseln, doch war sein Lächeln dabei nicht so ungezwungen wie eben: es lag etwas so Sicheres, ja man konnte sagen so Triumphirendes in den klaren Augen der Madame Reveillot, daß er unwillkürlich fühlte, wie das, was sie zu sagen hatte, für ihn an ganz besonderem Interesse zunehmen werde.

„Sie bemühten sich," fuhr jene fort, „aus den zwölf Zetteln — es waren deren doch zwölf? — irgend etwas zusammenzustellen — irgend eine Notiz zu erhalten, die, wie Sie damals selbst sagten, von Wichtigkeit sein würde."

„Ja, ja, ich sagte damals so," erwiederte der Andere in gleichgültigem Tone, „bin aber jetzt eines Besseren überzeugt."

„Eines Besseren?" rief die alte Frau, „sagen Sie lieber, Sie hätten sich überzeugt, daß aus Ihren zwölf Zetteln, wie Sie sie auch zusammenstellen mochten, durchaus kein vernünftiger Sinn herauszubringen war — wollen Sie vielleicht die Güte haben, mir das zuzugestehen?"

— — — — „Warum nicht," gab der Bankier nach einer kleinen Pause zur Antwort, „weil das Ganze eine Spielerei war, weil nie ein vernünftiger Zusammenhang zwischen diesen Zetteln bestanden hat."

„Nein, Herr von Martini, das ist nicht die Ursache."

„Und welche denn, wenn ich fragen darf?"

„Weil Sie — im Besitze der falschen Zettel sind."

Diese Worte, so einfach sie klangen, erregten mit einem Male die volle, ungetheilte Aufmerksamkeit des Bankiers; er fuhr empor, und seine finster zusammengezogenen Mienen drückten das größte Interesse aus: seine Blicke wurzelten in denen der Madame Reveillot — „nach Ihren Worten zu urtheilen gäbe es also echte Zettel?"

„Allerdings."

„Und wo befänden sich dieselben?"

„In meinem Besitze."

„Der Teufel auch," rief Herr von Martini, indem er aufsprang — „es wäre das keine Kleinigkeit, wenn Sie die Wahrheit sprächen."

„Also gestehen Sie ein Interesse zu, das Sie an den echten Zetteln nehmen?"

„Wenn dieſe vorhanden wären — allerdings.“

„Sie ſind vorhanden, darauf können Sie ſich verlaſſen, und um Ihnen das zu ſagen, erbat ich mir eine Viertelſtunde Gehör bei Ihnen.“

„Nur um mir das zu ſagen? — In dieſer Sache, ſo wichtig ſie mir vielleicht ſein kann, ſehe ich immer noch keinen Zuſammenhang mit — mit — der Aufführung meiner Tochter, mit den lächerlichen Hoffnungen, welche Sie auf eine kindiſche Leidenſchaft derſelben zu bauen ſcheinen.“

„Ein Zuſammenhang wäre vielleicht doch vorhanden,“ erwiederte Madame Reveillot mit großer Milde, „doch bin ich nicht die Frau, die etwas mit Gewalt zu erzwingen wünſchte, was nur dann Segen bringt, wenn es freiwillig gegeben wird.“

„Pah,“ ſagte der Bankier, nachdem er einen Gang durch das Zimmer gemacht, ſich darauf wieder auf ſeinen Stuhl niedergelaſſen hatte und einen Augenblick ſeine Hand vor das Geſicht gedrückt, „Sie ſind eine viel zu praktiſche und verſtändige Frau, um im Ernſte einen ſolch' lächerlichen Gedanken zu faſſen — aber erlauben Sie mir eine Frage,“ ſetzte er mit lauerndem Blicke hinzu — „würden Sie der Welt den Beweis liefern können, daß die Zettel in Ihren Händen die echten ſind?“

„Der Welt? ich glaube, es wäre das nicht unmöglich, Ihnen ſelbſt aber dieſen Beweis zu liefern, iſt das Leichteſte, was es geben kann.

„Sie ſprechen da mit einer Sicherheit,“ entgegnete Herr von Martini, nachdem er einen tiefen Athemzug gethan, „die — die zum Mindeſten anzeigt, daß man Sie auf eine feine Art hinter's Licht geführt hat,“ — er ſetzte in Gedanken hinzu, „die Todten reden nicht mehr, und wer hat Morel gekannt?“

„Ich möchte Ihrem Unglauben gerne zu Hülfe kommen, doch fürchte ich, Ihre Zeit zu ſehr in Anſpruch zu nehmen — die bewilligte Viertelſtunde iſt längſt verſtrichen.“

„Reden Sie immerhin,“ verſetzte er in einem ungeduldigen Tone, „ich wünſche es, ich bitte ſogar darum.“

„In dem Falle,“ entgegnete die alte Frau mit einer verbind-

lichen Verbeugung, „müſſen Sie mir ſchon eine ganz kleine Erzählung geſtatten, und obgleich ich wieder weit ausholen muß bis zu jenem gewiſſen Sylveſterabend, ja noch bis vor denſelben, ſo will ich mich der größten Kürze befleißigen.“

Die Worte der alten Frau: „bis vor den gewiſſen Sylveſterabend“ machten offenbar einen höchſt unangenehmen Eindruck auf den Bankier; wenn er ſich auch bemühte, die Ruhe ſeines Geſichtes feſtzuhalten, ſo ſtieg doch gerade von dieſer Anſtrengung eine leichte Röthe in ſein Geſicht, die indeſſen eben ſo raſch wieder verſchwand, doch ſchloß er ſeine Augen ein wenig und drückte ſeine Lippen feſt auf einander: er hatte ſich vorgenommen, durch nichts, was in der Erzählung der alten Frau vorkommen ſollte, ſich ein Zeichen des Erſtaunens abnöthigen zu laſſen.

„Vor jener Zeit,“ ſagte Madame Reveillot, „— wie lange vorher weiß ich nicht ganz genau — erſchienen zwei Männer bei einem hieſigen Bankier, um dort die Summe von fünfmalhunderttauſend Thalern zu deponiren. Sie thaten das gegen einfachen Schuldſchein, den aber Keiner dem Anderen überlaſſen wollte, weßhalb ſie zu dem Auskunftsmittel griffen, dieſen Schuldſchein bei einem Notar niederzulegen, und dieſes auf eine ſo ſinnreiche Art thaten, daß es Keinem der beiden Männer allein möglich war, ihn wieder zu erlangen, es ſei denn, daß der Eine von dem Andern hiezu beauftragt worden wäre, — die Quittung des Notars wurde zu dieſem Behufe in zwölf Stücke geſchnitten, von denen Jeder ſechs erhielt, und das — iſt der Urſprung der in Rede ſtehenden zwölf Zettel.“

Herr von Martini zeigte nur durch einen etwas tieferen Athemzug ſein allenfallſiges Intereſſe.

„Wer alſo dieſe zwölf echten Zettel dem Notar vorlegte, erhielt die Quittung des Bankierhauſes und damit das hinterlegte Kapital von fünfmalhunderttauſend Thalern nebſt Zinſen. Um ſie nun zu erhalten, beging der Eine der beiden Männer an dem Anderen jenen gräßlichen Mord in der Sylveſternacht. — — — — Der Mörder entfloh, und nachdem er einen ſchweren Fall in einen

riß Frau von C. den Umſchlag herunter, öffnete einen Brief in demſelben, den ſie der Gräfin zum Leſen offen darreichte. Nachdem dieſe das Schreiben durchflogen, gab ſie es kopfnickend in die Hände der Hofdame zurück, worauf dieſe ſagte: „liebe Clara, Sie verſprechen mir, nie Jemanden den Inhalt dieſes Schreibens mitzutheilen. Sie habe ich davon in Kenntniß geſetzt, um Sie zu überzeugen, daß erſt ein großes Unglück über mich kommen mußte, um gegen das arme Mädchen mild und gerecht zu verfahren.“ — Damit zerriß ſie den Brief in viele Stücke und fuhr mühſam fort: „theure Clara, erzeigen Sie mir die Liebe und ſchreiben Sie dort an meinem Schreibtiſche ein paar Zeilen, die ich Ihnen anſagen werde — wollen Sie ſo gut ſein?“

Die Gräfin nickte ſchweigend und konnte nicht ſprechen, erhob ſich von ihrem Stuhle und ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Die Kranke im Bette diktirte:

„Mein liebes gutes Mädchen!

„Es hat mich ein großes Unglück getroffen, und wenn du dieſe Zeilen erhältſt, bin ich wahrſcheinlich nicht mehr unter den Lebenden.“ — —

„Adelaide!“ ſchrie die Gräfin entſetzt auf; „das kann ich nicht niederſchreiben!“

„Schreiben Sie immerhin!“ ſagte die Kranke mit einem matten Lächeln. „Mit dem Gefühle, das ich im Herzen habe, ſagt man keine Unwahrheit; mit ihm ſind alle Täuſchungen verſchwunden.“ —

„Bin ich nicht mehr unter den Lebenden,“ — fuhr ſie fort. „O, Pauline, mein liebes Kind, daß du in dieſem Augenblicke nicht an meinem Lager ſtehſt, iſt die ſchrecklichſte Empfindung, die ich habe. Daß ich dir ſo aus der Ferne ein ewiges Lebewohl

Steinbruch hinab gethan, wo er stundenlang besinnungslos liegen blieb, fand er Aufnahme bei einem Köhler, hielt sich dort eine Zeitlang verborgen und entkam alsdann unter allerlei Verkleidungen in seine Heimat, wo er ärmlich und kränklich sein Dasein fristete, denn von jenem Sturze war sein Geist getrübt und erst nach Jahren gelangte er wieder zur vollen Besinnung, um sich auch der Vergangenheit zu erinnern und Schritte bei jenem Bankier zu thun, um wenigstens einen kleinen Theil des demselben anvertrauten Geldes zurück zu erhalten."

Ein tiefer Athemzug schwellte die Brust des Bankiers, doch lächelte er, wie man zu lächeln pflegt beim Anhören einer Gespenstergeschichte, welcher man keinen Glauben schenken will, die uns aber tief im Innersten erschüttert.

„Der Mörder führte seinen Vorsatz aus und erschien vor dem Bankier, wurde auch von diesem wieder erkannt, obgleich jener sich sehr verändert hatte. Der Bankier entfärbte sich, als er die lange, bleiche Gestalt vor sich erscheinen sah, und seine Lippen zuckten, als der Andere wenigstens einen Theil seines Geldes zurückverlangte, ein Kapital, mit dem der Bankier jahrelang gearbeitet, mit dem er sich zum reichen und angesehenen Mann emporgearbeitet."

Die Gespenstergeschichte schien für Herrn von Martini so beängstigend zu werden, daß er langsam sein Taschentuch hervorzog, seine feuchte Stirne damit abwischte, um alsdann wieder mit halbgeschlossenen Augen wie vorher und mit fest aufeinander gepreßten Lippen nur etwas schwerer athmend den aufmerksamen Zuhörer zu machen.

„Der Bankier," fuhr die alte Frau in ruhigem Tone fort, „obgleich er den Anderen sehr wohl erkannt, verlangte seinen Schuldschein vorgelegt zu erhalten, was man sehr begreiflich finden wird, ein Verlangen, welches der Andere aber eben so begreiflicher Weise nicht erfüllen konnte. Soweit wäre Alles in Ordnung gewesen, und der Bankier, der, wie ich oben sagte, seinen Klienten erkannte, zahlte ihm ohne Widerstreben eine bedeutende Summe aus, um ihn der Armuth zu entreißen und in Besitz seines Schuldscheins zu

kommen — ich wollte sagen," verbesserte sich die alte Frau mit einem eigenthümlichen Lächeln, „so hätte er handeln können, aber statt dessen wußte er eine gewisse grüne Brieftasche an sich zu bringen, worin sich aber leider nicht mehr die echten Zettel befanden."

Hier zuckte der Bankier zusammen, und man hörte, wie er hinter den fest verschlossenen Lippen mit den Zähnen knirschte.

„Er brachte die Brieftasche an sich, halb mit Gewalt, halb mit Ueberredung und dann — verlangen Sie den Schluß meiner Erzählung zu hören?" fragte Madame Reveillot.

„Immerhin," brachte der Bankier mühsam und tonlos hervor, „ein Schluß muß sein, er ist wie die gültige Unterschrift am Ende einer Urkunde."

Die Augen der alten Frau glänzten im Ausdrucke tiefen Mitleids, als sie in die erdfahlen Züge ihres Gegenübers blickte und als sie sah, wie Herr von Martini mühsam und schwer athmete und wie er auf seinem Stuhle schwankte; sie wäre vielleicht nicht im Stande gewesen, ihre Geschichte zu beendigen, wie sie sich vorgenommen, wenn jener nicht trotz alledem mit einer übermenschlichen Anstrengung den Ausdruck kalter Ruhe, ja ein leichtes Lächeln um seine Züge beibehalten hätte.

— — — — „Und als sich der Bankier so in den Besitz der Brieftasche gesetzt, sorgte er auf seine Art für den Anderen — Herr von Martini brachte Herrn Morel in die Privat-Irren-Anstalt des Herrn Doktor Narder, Parkstraße Nummer vierundvierzig, wo der Unglückliche vor Kurzem gestorben ist."

— — — — — —

Jetzt endlich wich das Lächeln vom Gesichte des Bankiers, doch immerhin noch nicht die Ruhe aus seinen Zügen — er brachte langsam sein Taschentuch an seine Lippen, hustete leicht und erhob sich alsdann mühsam, indem er sagte: „Dürfte ich Sie vielleicht um einen Tropfen Wasser bitten, Madame Reveillot?" Dann trat er mit schwankenden Schritten an das Fenster, lehnte sich an die Brüstung desselben und starrte in die Nacht hinaus.

Lange, lange ſtarrte er hinaus, und Madame Reveillot, welche ein Glas Waſſer geholt hatte, mußte leicht ſeinen Arm berühren, um ſich bemerklich zu machen, worauf er aus dem Glaſe trank, ſich dann umwandte, und aufrecht, wie er immer zu thun pflegte, die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt, im Zimmer hin und her ging.

„Reden wir nicht mehr darüber, Madame Reveillot," ſagte er hierauf in bebendem Tone, vor der alten Frau, welche ihm mit gefalteten Händen nachgeblickt, ſtehen bleibend, — „hier wenigſtens nicht, ich bin zu ſchwach, zu erſchüttert, um das Wenige zu ſagen, was ich allenfalls zu meiner Vertheidigung ſagen könnte — — ſparen wir uns das auf, bis ich meinen Richtern gegenüber ſtehen werde."

„Gott helfe mir!" rief die alte Frau erſchrocken, „wenn ich ſo etwas durch meine Eröffnungen zu Wege gebracht, — ah, das kann Ihr Ernſt nicht ſein — denken Sie an Ihre Stellung in der Welt, denken Sie an Ihre Tochter."

„Mein Kind! — mein einziges Kind! — meine Anna!" ſtieß er in wilder, verzweiflungsvoller Bewegung hervor, und zum erſten Male während der ganzen Unterredung wich die kalte Ruhe aus ſeinem Geſichte, und Thränen glänzten in ſeinem Auge — „meine Anna, mein Kind! Laſſen Sie mich zu ihr — ſie wird mich begleiten, wenn ich dahinten laſſe Glück und Reichthum, — ſie wird ſich ihres Vaters nicht ſchämen, ſelbſt wenn ſie Alles weiß, ſie wird Worte der Liebe, des Troſtes für mich haben."

Er ſank auf den Stuhl nieder und verbarg ſein Geſicht in beide Hände.

Die alte Frau näherte ſich ihm, und als ſie ihre warme Hand auf ſeine kalten Finger legte, ließ er ſeine Arme langſam herabſinken und blickte ſie an.

Es lag eine Hoheit, eine Würde und zu gleicher Zeit eine ſo wohlthuende Ruhe auf ihrem edlen Geſichte, in ihren hellen, ſchönen Augen, daß Herr von Martini, als ſie ihm ſagte: „Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?" ohne Bedenken ein entſchloſſenes Ja zur Antwort gab.

„Geben Sie mir Ihr Wort darauf?"

„Ich gebe es Ihnen."

„Als Mann und als Vater?“

„Als Mann und als Vater.“

„So bitte ich, so verlange ich, daß dieser Stunde, daß dieser Unterredung nie mehr gedacht werde, weder hier noch anderswo.“

„Das ist unmöglich,“ fuhr er empor.

„Ich habe Ihr Wort darauf, um Ihnen zu beweisen, wie überlegt, wie ernst meine Bitte war, sind hier jene verhängnißvollen zwölf Zettel — die echten, Herr von Martini, ich schwöre es Ihnen — die ich Ihnen hiemit zu jedem beliebigen Gebrauche übergebe — Ihre Schuld lebt jetzt nur noch in Ihnen fort, die Zeugen derselben sind in Ihren Händen — Morel ist todt — — wozu bedarf es in dieser Angelegenheit irdischer Richter, da Sie ohne solche im Stande sind, durch gute Handlungen Verzeihung zu erlangen — da es Ihnen nicht schwer werden kann, ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen?“

„Ein Unrecht an Ihrer Familie — ein Unrecht an dem Vater Anatole's?“

„Indem Sie einen Schatten verwischen, der immer noch herüber spielt in das Leben dieses braven, wackeren jungen Mannes.“

„Wie danke ich Ihnen für diesen Urtheilsspruch!“ rief er mit leuchtendem Blicke.

„Um Ihnen die Ausführung zu erleichtern,“ sagte die alte Frau mit einem anmuthigen Lächeln, „bitte ich Sie, einen Blick in diese Papiere zu werfen.“

Sie ging an ihren Schreibtisch und zog eine kleine Mappe hervor, welche sie geöffnet in die Hände des Bankiers legte.

Er warf einen Blick hinein, erhob sich dann rasch, ergriff die Hand der alten Frau und sagte tief bewegt, indem er sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte: „Frau Marquise von Reveillot, gehen wir zu unseren Kindern.“

F. W. Hackländer's Werke.

58. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Achtundfünfzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1873.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Das Geheimniß der Stadt.

Erster Band.

zurufen muß, o, das quält und martert mich entſetzlich! Aber es hat ja ſo kommen ſollen! Nimm, mein gutes Kind, dieſen letzten Abſchied hin! Vergiß die trüben Stunden, die ich dir gemacht; ich ſegne deine Verbindung; ſei glücklich und denke zuweilen an mich."

Als die Gräfin dieſes Papier mit einer Feder in die Hand der Kranken gab, war es ganz feucht von ihren Thränen, und ſie wandte ſich ab, als ihre Freundin mit zitternder Hand „Adelaide" darunter ſchrieb. Dann eilte ſie in's Vorzimmer, zog die beiden Aerzte durch mehrere Gemächer mit ſich fort und forſchte alsdann verzweiflungsvoll, ob ihre Freundin in einer wirklichen und dringenden Gefahr ſchwebe. Die beiden Herrn zuckten mit den Achſeln und ſprachen von ſchweren, unheilbaren, innerlichen Verletzungen. Als die Gräfin darauf gefaßter in das Zimmer zurück gieng, lag die Kranke in einem leichten Schlummer. Die alte Kammerfrau ſtand am Bette, hatte eine ihrer Hände erfaßt, und ihre Thränen rieſelten unaufhörlich hinab.

So ſchritt die Nacht langſam dahin und lagerte finſter und geſpenſtig mit ihrem dunkeln Gefolge in den hohen Zimmern des Schloſſes und auf den langen Corridors und Treppen. Die Uhren in der Stadt ſchlugen oftmals, eine nach der andern; die Schildwachen marſchirten mit gleichförmigem Tritt auf und ab, und als gegen vier Uhr der Wagen des Leibmedicus in den Hof rollte, brach auch der junge Tag im Oſten herauf; aber die Sonne, welche die Kranke geſtern Abend noch ſo ſchön untergehen ſah, kam noch lange, lange nicht.

Die Hofdame war von ihrem Schlummer erwacht, und als der Arzt an ihr Bett trat, ſchien ſie ihn zu erkennen; ſie bewegte leiſe die Lippen und flüſterte den Namen der alten Herzogin. Der Leibmedicus gieng in das Vorzimmer, gab dem dort wartenden Lakaien einen Befehl, und dieſer eilte alsbald

Erſtes Kapitel.

Wie ſo Vieles in dieſer Welt einen Mittelpunkt oder Kern hat, von welchem aus ſich ſtrahlenförmig Leben und Bewegung bis zur äußerſten Schale der Umhüllung verbreitet, ſo auch die Stadt, von welcher wir die Ehre haben, dem geneigten Leſer Einiges, vielleicht nicht Unintereſſantes mitzutheilen; ja, was dieſe Stadt anbelangt, ſo konnte man den ehemaligen Mittelpunkt derſelben ihren eigentlichen Kern nennen, und dieſer Mittelpunkt war das Rathhaus, um welches herum ſich vor langen, langen Jahren die erſten Häuſer ohne große Symmetrie gruppirten, da herum wieder andere, und zwar ſo willkürlich und unregelmäßig, daß es dem ſpäteren Stadtbaumeiſter gewiß nicht wenig Kopfzerbrechens gemacht hatte, irgend welches Ebenmaß in dieſes Durcheinander zu bringen und eine halbwegs anſtändige Straße anzulegen.

Dieſes jetzige Rathhaus war urſprünglich ein fürſtliches Jagdſchloß geweſen, in einem weiten Thale liegend. Dichter Wald, mit Hirſchen, Bären und Wölfen bevölkert, bedeckte die umliegenden Höhen, und klares Bergwaſſer, welches von dort herabkam, floß nahe an den Mauern des alten Jagdſchloſſes vorüber.

Meiſtens lag es ſtill und einſam, beſonders zur Sommerszeit, wo alsdann der Forſtwart mit ſeinen Knechten, ſowie Hirſche und

Rehe gute Tage hatten. Sobald aber der Herbst die uralten Eichen und Buchen der Waldungen bunt färbte, zog der fürstliche Eigenthümer mit zahlreichem Gefolge ein, und dann ward es auf Monate lang ringsum lebendig vom Halloh der Jäger, vom Klange der Hörner und Abends in der unteren großen Halle des Schlosses vom Klirren der Becher, von lustigen Reimsprüchen und von keck gesungenen Schelmenliedern.

Nach und nach aber verminderte sich das Wild in den Wäldern, auch vernahm man schon hier und da auf den Höhen, besonders an Stellen, wo hundertjährige Eichen beisammen standen, das Seufzen der Säge und die schallenden Schläge der Axt; dann bemerkte der alte Forstwart vom Söller des Jagdschlosses oft, wie drohend einer der gewaltigen Baumriesen mißmuthig sein Haupt zu schütteln begann, hierauf krachend umsank, kleine Bäume und niedrige Sträucher in seinem Falle mit zu Boden reißend, worauf jener seinen grauen Bart strich und zu sich selber sprach: Es ist gut, daß ich schon so alt bin; für meine paar Jahre halten Wald und Wild noch aus.

Das thaten sie denn auch; aber es dauerte nicht sehr lange mehr, so hatte es hier mit der Waldeinsamkeit und Jagdherrlichkeit ein Ende, es kamen für den fürstlichen Besitzer so schlimme Zeiten, es fegte draußen in der Welt ein so scharfer Wind, daß er es behaglicher fand, sich hier, etwas abseits von der großen Verkehrsstraße, fester anzusiedeln und das alte Jagdschloß auch während des Sommers zu besuchen. Damals war es, wo man in einem mäßigen Umkreise um das Schloß herum die ersten Häuser baute, von denen wir oben sprachen, und also den Kern einer Stadt bildete, die denn auch bald schnell, bald langsam rings umher anwuchs, mit der Zeit das ganze Thal ausfüllte, ja, zu den flachen Höhen hinaufstieg, wo sich auf einer derselben ein prächtiges Schloß erhob, das in nicht gar zu langer Zeit wieder einen Mittelpunkt für sich bildete. Und zwar den Mittelpunkt reicher, eleganter Stadt-

theile, die mit geraden Straßen und palastähnlichen Häusern, mit Parkanlagen und den großen Verkehrsanstalten vornehm auf das alte Jagdschloß herabblickten, das aber in seiner Eigenschaft als Rathhaus immer noch gewissermaßen der Mittelpunkt, ja, der Kern der ganzen Residenz war, — hier, wo das öffentliche Leben stärker wogte, als in jenen anderen Stadttheilen, hier, wo man es nicht vergaß, daß da, in dem Mittelpunkte der erbgesessenen Bürgerschaft, die eigentliche Kraft, der Lebensnerv der Stadt liege, hier, wo man häufig bei Unbilden, die man von oben erfahren, allerdings nur die Faust im Sacke machte, zuweilen aber auch diese Faust kräftig gezeigt hatte.

Der Umkreis um das ehemalige Jagdschloß war nun Marktplatz geworden, und wenn man die denselben bildenden Häuser betrachtete, wie sie so eng geschlossen dastanden, mit den trotzig gezackten Giebeln, mit den keck hervorspringenden Erkern, mit den kleinen Fenstern und schmalen Thüren, deren Holz, mit faustdicken eisernen Nägeln beschlagen, einem tüchtigen Anpralle zu widerstehen vermochte, wenn man oben neben den spitzigen Dächern die emporstrebenden Eckthürmchen sah, an der Seite des Hauses hinabgehend und anzuschauen wie die gewaltige Wehre in der Hand eines Riesen, dazu oben auf der Spitze der Giebel die bunt verzierten und verschnörkelten Windfahnen wie Sturmhaubenbüsche und Helmzierden, so erschien Einem dieser ganze gedrängte, bewaffnete Kreis wie eine Schaar Leibwächter, die bereit war, das ehrwürdige, alte Schloß in ihrer Mitte und damit ihre eigenen Privilegien und Freiheiten bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Aehnliches war denn auch schon vorgekommen, aber es hatte die Zeit dort an herausfordernden Uebermuth, hier an Trotz und eifersüchtige Halsstarrigkeit mildernd die Hand gelegt; man begann, anstatt sich mit Schwert und Kolben drohend gegenüber zu treten, kleine, angenehme, freundliche Uebereinkünfte zu schließen, wo jeder Theil ein wenig Haar lassen mußte und wo der am besten weg-

kam, welcher am pfiffigſten zu reden und am meiſten zu verſprechen wußte.

Nach ſolchen Fehden, welche in dieſen milder gewordenen Zeiten wenig oder kein Blut, aber viel Dinte gekoſtet hatten, wo die Papiermüller frohlockten, weil ſie gute Geſchäfte machten, und wo das Geſchlecht der Gänſe in Gefahr war, auszuſterben — nach ſolchen Fehden erſchien dann die Taube als Sinnbild des Friedens, aber nicht mit dem Oelblatte im Schnabel, ſondern wie es ſich für die ganz anders gewordenen Zeiten paßte, mit farbigen Bändern, um ſo ſymboliſch eine innigere und feſtere Verbindung zu bezeichnen. Freilich, als der erſte regierende Bürgermeiſter das erſte farbige Bändlein in das Knopfloch ſteckte, da gab es finſtere Geſichter in der Bürgerverſammlung, und in der Mitternacht ſollen ſich die Häuſer der alten Patrizier rings um das Rathhaus herum unmuthig geſchüttelt haben. Doch ging auch das vorüber; die alten Zeiten, Anſichten und Gewohnheiten verblaßten nach und nach zu nebelhaften Umriſſen, und in der Zeit, wo unſere wahre Geſchichte beginnt, erſchien ein farbiges Bändlein im Knopfloche des regierenden Stadtoberhauptes ſo ſelbſtredend und folgerichtig wie der rothbackige Apfel im Herbſte, der ja auch ohne beſonderes Zuthun des Baumes von ſelbſt zeitigt, oder wie vergängliche Eisblumen bei ſtarkem Froſte, welche kommen, wie Gott will.

Im Innern hatte ſich das ehemalige Jagdſchloß noch ziemlich in ſeiner früheren Geſtalt erhalten; die großen Räume deſſelben wurden zu Stadtraths-Sitzungen und ſonſtigen Verſammlungen benutzt und die kleineren Gemächer zu Kanzleien und Arbeitszimmern. Leider hatte man die runden, in Blech gefaßten Scheiben beinahe überall entfernt, um mehr Licht zu bekommen, und dadurch dem maleriſchen Eindrucke des Hauſes geſchadet; doch war es immerhin noch eine große Zierde der alten Stadt, und künſtleriſche Naturen, die an den reichen Paläſten der oberen Stadt ziemlich theilnahmlos vorüberſchritten, geriethen in Entzücken, wenn ſie auf den

Marktplatz kamen, dort das maleriſche Rathhaus erblickten und die alten, dunkeln Häuſer rings umher, die von unten bis zur Spitze des Daches eine Fundgrube der wunderbarſten Details waren.

Es iſt Winter; ein leichter Schnee deckt die Dächer der Häuſer ſowie das Pflaſter des Marktplatzes, und auf demſelben ſehen wir zahlreiche Fußgänger, von denen ſich die meiſten an der breiten, weit offen ſtehenden Thür des Rathhauſes zuſammenfinden. Wir folgen ihnen getroſt, denn wir könnten ja in einer der zahlreichen Kanzleien Geſchäfte zu beſorgen haben und nicht nur von unſerer Neugierde hieher geführt ſein, oder, der Nothwendigkeit gehorchend, hier unſere Geſchichte beginnen.

Durch die Eingangsthür treten wir in einen geräumigen Vorplatz, von dem eine breite Treppe in die oberen Stockwerke führt; hier iſt Alles: Decke, Wände, Unterſtützungsbalken, mit einer wahren Verſchwendung aus feſtem, nun faſt ſchwarz gewordenem Eichenholze gezimmert; hier und da ſieht man leichte Anfänge von Verzierungen, grob geſchnitzte Kapitäle, ſehr einfach verzierte Tragbalken, ſchüchterne Verſuche, den rings an den Wänden hinlaufenden Bänken ein angenehmes Aeußeres zu geben; doch nur im Hintergrunde dieſes Raumes hat ſich die Phantaſie des Erbauers zu einem kleinen Kunſtwerke aufgeſchwungen, beſtehend in einem für unſere Zeit faſt rieſenhaften Hirſchkopfe, geziert mit einem natürlichen Geweihe von 24 Enden, unter welchem eine breite Doppelthür in die große Halle des ehemaligen Jagdſchloſſes führt. Hier ſieht es trotz der erſtaunlichen Ausdehnung des gewaltigen Raumes ſchon wohnlicher aus; die Wände ſind mannshoch mit Holz vertäfelt, die Decke iſt nicht nur künſtlich zuſammengefügt, ſondern an den Ecken ihrer Felder hangen geſchnitzte Holzzapfen herab, die in Kugeln und Spitzen endigen. Der Mittelpunkt dieſer weitgeſpannten Decke wird getragen von einem aus Quadern gehauenen mächtigen Pfeiler, welchen ſpiralförmig ein breites Holzband umſchließt, auf dem, allerdings ziemlich roh, Sauhetzen, Hirſchjagden, ſowie die

Hatz des Bären abgebildet ſind. Auf der linken Seite dieſer Halle befinden ſich Brandſpritzen und ſonſtige Löſchgeräthſchaften und über denſelben Feuereimer in langen Reihen; rechts aber ſehen wir eine Einrichtung aus der neueren Zeit, welche der maleriſchen Schönheit dieſes Raumes großen Abbruch thut, Holzverſchläge nämlich mit neumodiſchen Fenſterſcheiben, die Schreibſtube des Marktmeiſters und des ſtädtiſchen Beamten, der die kleinen Steuern für die zu Markt gebrachten Lebensmittel zu erheben hat.

Gegenüber der Thür hat aber dagegen eine behagliche Einrichtung der alten Zeit ſiegreich ihren Platz behauptet, wenn auch nicht ihr vollkommenes Recht, der gewaltige Kamin nämlich, der ſich mit ſeinem eiſernen Holzroſte und ſeinen großen Feuerhunden allerdings noch unverändert hier befindet, aber leider keine lodernden Flammen mehr zeigt; er iſt von ſolchen Dimenſionen, daß der größte Mann mit dem Hute auf dem Kopfe aufrecht in denſelben ſtehen kann, weßhalb der kleine eiſerne Ofen, der ſpäter hinein gebaut wurde, um ſo ſpärlicher ausſieht. Doch wird derſelbe tüchtig geheizt und iſt deßhalb ſchon im Stande, den anſtoßenden Verſchlägen einige wenige Wärme mitzutheilen; viele iſt gerade auch nicht nöthig, denn der eine der Beamten, der hier beſchäftigt iſt, der Marktmeiſter, hat meiſtens auf dem Platze draußen zu thun, und der andere hat ſeinen Schreibtiſch, an dem er bei jedem Markttage nur kurze Zeit zu thun hat, am Eingange des Verſchlages ſo nahe wie möglich beim Kamine ſtehen; auch benutzt dieſer würdige Beamte jeden Augenblick ſeiner freien Zeit, deren er ſogar während der Dienſtſtunden viele hat, um aus ſeinem Verſchlage hervorzuhüpfen, was dann jedesmal ausſieht, als wenn eine Krähe ihren Käfig verläßt. Der Betreffende trägt einen ziemlich fadenſcheinigen ſchwarzen Frack, gleichfarbige Beinkleider, eine feſt unter dem Kinn zugeknöpfte Weſte, die durchaus nichts von weißer Wäſche ſehen läßt; dabei hat er den Hals vorgeſtreckt, trägt die ſpitzige Naſe ziemlich hoch und hat in allen ſeinen Bewegungen etwas

Haſtiges, Hüpfendes, ja, Flatterndes, was uns vielleicht Berechtigung zu dem kühnen Vergleiche von vorhin gab. Auch jetzt kommt er wieder auf die eben beſchriebene Art hervor, eine ſchwarze Kappe mit weit vorſtehendem Schild auf dem Kopfe, mit Schreibärmeln von ſchwarzem Sarſenet verſehen, und ſtellt ſich händereibend vor den kniſternden Ofen, wobei er denſelben mit eingezogenen Knieen tänzelnd umhüpft und zugleich eine andere Perſönlichkeit, welche vor dieſem Ofen ſteht und ſich den Rücken wärmt. Dieſes iſt ein ziemlich großer Mann mit ſehr aufrechter Haltung, einem vollen, geſund ausſehenden Geſichte von ſehr würdevollem Ausdrucke; er trägt einen dunkelblauen Rock, auf deſſen meſſingenen Knöpfen das Stadtwappen zu ſehen iſt, eine dreizackige Mauerkrone; auf dem Kopfe trägt er eine blaue Mütze mit ſchwarzem Streifen und der gleichen Auszeichnung. Dieſer Mann hat die Gewohnheit, beſonders wenn er, wie jetzt, in tiefes Nachdenken verſunken ſcheint, ſeine Backen aufzublaſen, hierauf den Mund zu ſpitzen und alsdann ſeinen Athem mit einem ziſchenden Laute auszuſtoßen, eine Gewohnheit, die wir auch ſchon bei anderen bedeutenden Perſönlichkeiten bemerkt haben — wir ſagen: anderen bedeutenden Perſönlichkeiten, denn der Mann, welcher ſo harmlos am Ofen ſteht, iſt nichts Geringeres als der Amtsdiener des hochweiſen Raths und zugleich in vieler Beziehung das Factotum des regierenden Bürgermeiſters.

Der Andere hatte ihn ſchon ein paar Mal im Halbkreiſe umhüpft und ſagte endlich, die Hände zuſammenſchlagend: „Jetzt werden wir doch endlich einmal Winter kriegen, Schnee und Froſt; dieſes unangenehme Sudelwetter habe ich ſatt. Man bekommt bei der ewigen Feuchtigkeit gar keinen warmen Fuß mehr, beſonders da drinnen in dem verfluchten Affenkaſten. Glauben Sie nicht auch, daß es kalt bleibt — was ſagt Ihr Barometer, Herr Amtsdiener?“

„Er iſt geſtiegen,“ gab der Gefragte, aber erſt nach einer ziem-

lichen Pauſe, zur Antwort; „doch gebe ich nicht viel darauf, das ſteigt und fällt in letzter Zeit ohne alle Urſache.“

„Wie ſo Manches in dieſer Welt,“ erwiederte lächelnd der Andere; „wer eben kein Glück hat, kann machen, was er will. Hat er noch ſo viel Fähigkeiten, noch ſo viel Fleiß und Ausdauer, er purzelt doch bei jedem Schritte, den er aufwärts thun will, drei Schritte abwärts. Ich kenne ſolche Leute,“ ſetzte er ſeufzend hinzu, indem er an ſeinem abgeſchabten Anzuge hinunter ſah, „die immer unten bleiben ohne alle Urſache ....“

„Ohne alle Urſache,“ wiederholte der Amtsdiener in ſo gleichgültigem Tone, daß man annehmen konnte, er habe die Worte des Steuerſchreibers gänzlich überhört, der ſich aber dadurch nicht ſtören ließ, ſondern hüpfend und händereibend fortfuhr:

„Andere, Glückliche dagegen ſteigen, ſie mögen thun, was ſie wollen; davon iſt unſer Herr Stadtſchultheiß ſelbſt ein redendes Beiſpiel. Was hat der Mann für eine Carriere gemacht, allerdings durch ſein Verdienſt, oder vielmehr — was haben wir, die Bürger der Stadt, ihn für eine Carriere machen laſſen! Vor zwei Jahren noch ſimpler Beigeordneter, heute regierender Stadtſchultheiß. Und dieſes ſein Glück bewährt ſich auch in Kleinigkeiten; opponirt er einmal der Regierung oder dem Hofe, ſo bemüht man ſich, einig mit ihm zu gehen, und ſtatt daß es hohe oder allerhöchſte Zurechtweiſungen gibt, fallen Belohnungen aller Art, haſt du nicht geſehen?!“

„Und mit vollem Rechte,“ ſagte trocken der Amtsdiener, während er bei dem Sprecher vorbei nach der halboffenen Thür des Einganges ſchaute und durch dieſe auf den Marktplatz, wobei ein Zuſammenziehen ſeiner Augen anzeigte, daß er dort etwas für ihn Intereſſantes erblickte.

„Iſt irgend ein Feſt, welches im Freien abgehalten werden muß, und es ſchüttet noch den Tag vorher und die ganze Nacht wie mit Kübeln, den andern Tag haben wir das ſchönſte Wetter

von der Welt.“ „Iſt es denn wahr,“ fuhr der Schreiber nach einer kleinen Pauſe in vertraulichem Tone fort, „daß der Kronprinz heute auf dem Balle des Herrn Stadtſchultheißen erſcheinen wird?“

„Dummes Zeug! Der wird nicht ohne Einladung kommen, und daß ihn der Herr Stadtſchultheiß nicht eingeladen hat, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen, denn es wäre keine Veranlaſſung dazu da und unpaſſend.“

„Allerdings unpaſſend — in gewiſſer Beziehung recht unpaſſend, und im Stadtrathe würde man komiſch die Köpfe darüber zuſammenſtecken. Nun, mir könnte es ganz gleichgültig ſein; ich bin doch nicht eingeladen zu dieſem Balle in ſo vornehme Geſellſchaft.“

Dabei ſchnalzte er mit den Fingern, pfiff eine Melodie vor ſich hin und war ſchon im Begriffe, in ſeinen Käfig zurückzutänzeln, als er ſah, wie das ernſte Geſicht des Amtsdieners ſich zu einem freundlichen Schmunzeln verzog und wie jener den Ofen verließ, um ſich ſo raſch, als es ſeine amtliche Stellung erlaubte, einem hübſchen Dienſtmädchen zu nähern, das mit koketter Einfachheit und tadelloſer Reinheit angezogen war und einen möglichſt kleinen, aber zierlich ausſehenden Marktkorb am Arme trug.

„Ah, Jungfer Margarethe, was bringen wir Neues?“

„Ein paar Briefe für den Herrn, auf welche aber keine Antwort nöthig iſt, wie die Frau Stadtſchultheiß ſagte; dann aber hier einen Zettel, den der Herr, wenn's angehe, durchſehen möchte und mit Bleiſtift darauf ſchreiben, was er will. Können Sie das jetzt hinaufbringen, und kann ich darauf warten?“

Der Amtsdiener legte ſeine rechte Hand unter das Kinn, blickte an die Decke empor und ſagte nach einer kleinen Ueberlegung: „Es wird angehen; ich war ſchon vor einer Viertelſtunde oben, und da fing gerade der Herr Stadtrath, Seifenſieder-Ober-Zunftmeiſter Spitzel, an zu reden. Der thut's nie unter drei Viertelſtunden, und wenn der Herr Stadtſchultheiß nur auf die letzten

zwölf Worte Achtung gibt, so weiß er ganz genau, was der Mann gesagt hat."

„So will ich hier warten," erwiederte das hübsche Dienstmädchen. „Aber bleiben Sie nicht zu lange aus, es ist mir immer graulich hier, und fast am hellen Tage fürchte ich mich in diesem öden, geheimnißvollen Saale."

Der Amtsdiener war mit den Papieren hinausgegangen, und Jungfer Margarethe, obgleich sie den Steuerschreiber, der am Eingange eine Feder schnitt, wohl gesehen, that nach Art wohlgezogener Dienstmädchen guter Häuser doch, als ob sie ihn gar nicht bemerkt, ja, auch dann nicht einmal, als er mit einem Strohsessel hervortänzelte, den er ihr zum Sitze anbot.

„Ich danke Ihnen, ich bin nicht müde."

„Aber wenn man so herumgehen muß — heut, bei den vielen Commissionen . . . "

„Die der Knecht besorgt," fiel ihm das hübsche Dienstmädchen etwas hochmüthig in die Rede. „Ich würde die Zimmer nicht verlassen haben, wenn es nicht ein Auftrag von Wichtigkeit an den Herrn wäre." Sie betrachtete bei diesen Worten mit einem leichten, etwas affectirten Seufzer ihre für den Schnee draußen allerdings etwas zu feinen und zierlichen Schuhe — ein Seufzer, den der Steuerschreiber verstand und händereibend und schmunzelnd sagte:

„Wer wird aber auch so in den Schnee hinausgehen und in die Kälte! Wenn Sie sich nicht setzen wollen, so stellen Sie wenigstens den Fuß auf den Stuhl und trocknen Sie die Schuhe."

Warum Jungfer Margarethe diesen Vorschlag annahm, wissen wir nicht zu sagen; aber sie that es und zeigte dabei ihre schlanke und doch wieder volle Gestalt in so angenehmen, runden Formen, daß der Steuerschreiber, der neben ihr herumtanzte, eine Pantomime machte wie Jemand, dem das Wasser im Munde zusammenläuft. Er hatte Schulbildung genossen und sagte plötzlich, scheinbar ohne allen Zusammenhang:

die Treppen hinab zu den Appartements der Fürſtin. In kurzer Zeit kehrte er wieder zurück, meldete dem Arzte etwas, und dieſer ſagte darauf der Kranken, die Frau Herzogin werde ſogleich herauf kommen, worauf ein freundliches Lächeln über ihre Züge flog. Sonſt aber ſchien ſie theilnahmlos gegen Alles, was ſie umgab, und der Leibmedicus zog ſich mit der Gräfin in's Vorzimmer zurück; nur die alte Kammerfrau blieb bei der Kranken, welche derſelben ein Zeichen machte, ihren Anzug einigermaßen in Ordnung zu bringen. Als dieß geſchehen war, ſagte ſie mit kaum verſtändlicher Stimme: „wenn die Frau Herzogin da iſt, ſo unterſtütze meinen Kopf, daß ich eine kleine Verbeugung machen kann," worauf die Kammerfrau gehorſam ihre Hand unter das Kopfkiſſen legte.

Jetzt hörte man Tritte auf der Treppe, man vernahm, wie die Flügelthüren in mehreren nach einander folgenden Zimmern geöffnet und wieder geſchloſſen wurden; jetzt rauſchte ein ſeidenes Kleid vor dem Eingange des Schlafzimmers, der Leibmedicus öffnete die Thüre und die Herzogin trat ein.

Die Kerzen auf den ſilbernen Armleuchtern waren tief herabgebrannt und durch die dichten Fenſtervorhänge merkte man das Grauen des Tages. Die alte Fürſtin trat tief erſchüttert an das Bett ihrer Hofdame und ſtützte die gefalteten Hände auf das Fußende deſſelben.

Die Hand der Kammerfrau ließ die Kranke eine tiefe Neigung mit dem Kopfe machen. —

„Wie geht es Ihnen, theure Adelaide?" ſagte die Herzogin; „man hat mir von Stunde zu Stunde während dieſer unglückſeligen Nacht den Stand Ihres Befindens mitgetheilt, und ich glaube, die Aerzte ſind nicht unzufrieden damit.

Ein kaum bemerkbares Lächeln ſpielte um den Mund der

„Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes sein,“ womit er ausdrücken wollte: „Wenn ich nicht Steuerschreiber wäre, möchte ich Hausknecht bei Stadtschultheißens sein — ah der Teufel!“

Er hatte übrigens keine Zeit, diesen zarten Gefühlen weiteren Ausdruck zu geben, denn der Amtsdiener kam in diesem Augenblicke zurück, kopfschüttelnd und mit aufgehobenem Zeigefinger, vermittelst welchem er ebenfalls das Zeichen des Verneinens machte. Ich habe Alles pflichtschuldigst abgegeben, auch den Zettel mit den Fragen dicht vor den Herrn Stadtschultheißen hingelegt, es war aber nichts zu machen; der Herr Stadtrath, Metzger-Ober-Zunftmeister Krampler, hatte gerade das Wort verlangt zu einer persönlichen Bemerkung gegen den Vorredner, und wenn so etwas vorkommt, Jungfer Margarethe, da käme man bei Herrn Stadtschultheißen bös an, wenn man ihn stören wollte.“

„Aber warten kann ich hier unmöglich,“ meinte das hübsche Dienstmädchen etwas schnippisch. „Gott, wir haben heute so viel zu thun, und die Fragen auf dem Zettel sind dringend! Was machen wir denn nun?“

„Das ist sehr einfach,“ erwiederte der Amtsdiener, indem er auf Jungfer Margarethe zutrat und mit natürlichem Wohlwollen ihr rundes Kinn in die Höhe hob. „Ich passe den günstigen Moment ab, und sobald ich den Zettel habe, bringe ich ihn selber oder schicke ihn durch irgend jemand Zuverlässiges; aber wahrscheinlich bringe ich ihn selber.“

Das glaube ich auch, dachte der Steuerschreiber, und als ihm nun Jungfer Margarethe mit einem recht freundlichen Blicke für den Stuhl dankte, entgegnete er mit auffallender Galanterie: „Ich werde mich eines süßen Gefühls nicht erwehren können, wenn ich mich auf dieselbe Stelle setze, wo Ihr reizendes Füßchen geruht.“

Der Amtsdiener dachte bei diesen Worten: Es ist doch ein recht fades Geschöpf, so ein Schreiber! Und Jungfer Margarethe, die schon in der Halle ihren Regenschirm aufspannte und ihre Röcke

hinten zierlich und gerade hoch genug aufhob, ſprach zu ſich ſelber: „Es haben dieſe Schreiber doch immer eine artige Manier und wiſſen Einem ſtets etwas Angenehmes zu ſagen.“

Jetzt war ſie verſchwunden, und der Steuerſchreiber wandte ſich neugierig gegen den Amtsdiener und fragte: „Alſo droben wird wieder heftig opponirt? Ja, wenn der Krampler Jemandem zu einer perſönlichen Bemerkung in die Rede fällt, da fliegen die Haare davon. Ich kenne das.“

„Nun, ſo arg wird's nicht ſein; aber ich will doch ins Vorzimmer hinauf, ſchon des Zettels halber.“ Damit verließ der Amtsdiener langſam die Halle und ſtieg die Treppe hinauf.

„Den du natürlich ſelbſt hinbringen wirſt, alter Sünder!“ ſagte der Schreiber, als jener aus der Gehörweite war. „Was ſo ein Thier für ein unverſchämtes Glück hat! War vor noch nicht lange ein plumper Markthelfer und iſt jetzt Amtsdiener mit freier Wohnung und 800 Gulden Gehalt, während ich, der ich doch mein Gymnaſium abſolvirte und ein gebildeter Menſch bin, mir für 1 Gulden 12 Kreuzer Taggeld die Finger abſchreibe — nein, das kann ich eigentlich nicht ſagen, aber hier zum Vergnügen der dummen Marktweiber umhertummeln und frieren muß — hol's der Henker!“

Die Treppe, welche der Amtsdiener emporſtieg und auf der wir ihm ungeſehen folgen wollen, ging im Viereck hinauf und hatte ein breites, hübſch durchbrochenes Eichenholz-Geländer, das jedes Mal in den Ecken, wo ſich die Treppe bog, mit zierlich geſchnitzten Pfeilern verbunden war, auf denen ſich Schildhalter in den verſchiedenſten Geſtalten befanden, unten geharniſchte Ritter mit Schild und Speer, dort weiter oben das fabelhafte Einhorn und gegenüber ein Löwe, deſſen unnatürliche Mähne wie eine Allonge-Perrücke ausſah, dort Greifen und aufrecht ſtehende Drachen, ganz oben, wo die Treppe auf den Vorplatz mündete, zwei grimmig ausſehende Bären, die Wappenthiere der Stadt, welche in ihren Krallen den Schild hielten mit der dreizackigen Mauerkrone.

Der Fußboden dieſes Vorplatzes war mit platten Steinen bedeckt, und von hier aus führten hohe und breite Flügelthüren in verſchiedene Gemächer. Wir betreten eines derſelben, das Vorzimmer, wo wir den Amtsdiener Herrn Sprandel wiederfinden, und zwar in gebückter Haltung am Schlüſſelloche des Rathhausſaales ſtehend, in welchen wir jetzt in unſerer unſichtbaren Eigenſchaft, ohne irgend eine Störung zu verurſachen, eintreten.

Der Rathhausſaal war von der Größe der unteren Halle, nur um ein Bedeutendes höher, wodurch er auch, ſelbſt ohne ſeine reiche Verzierung, einen guten Eindruck gemacht haben würde. Doch hatte man dieſen Ritter- und Bankett-Saal des ehemaligen fürſtlichen Schloſſes glücklicher Weiſe in ſeiner ganzen Schönheit beſtehen laſſen, und bildete er deßhalb heute noch ein reiches, künſtleriſches, ſchönes Ganzes. Er zeigte nur an einer Seite Fenſter; aber da dieſe beinahe vom Fußboden bis an die Decke gingen und dazu eine verhältnißmäßige Breite zeigten, ſo hatte man hier nicht nöthig gehabt, die alten, in Blei und Eiſen gefaßten Scheiben zu entfernen, und dadurch eine Hauptſchönheit des ganzen Gemaches erhalten, beſonders da jede einzelne Abtheilung dieſer Fenſter, durch zierliche Steinſproſſen geſchieden, in der Mitte ein großes, kunſtreich gemaltes Wappen zeigte. Die farbige, reich verzierte Decke ſchloß ſich in den Ecken und den Langſeiten mit einer leichten Wölbung an die Wände an und war mit ſchildhaltenden Löwen verziert, welche, in gebückter Haltung ſtehend, ſo die Decke zu tragen ſchienen. Gegenüber der Eingangsthür beſtand die andere ſchmale Wand des Saales aus einem aufs kunſtreichſte geſchnitzten, neben und über einander aufgebauten Wandſchranke, welcher ehedem zur Aufbewahrung der Tafelgeräthe und der Trinkgeſchirre gedient, jetzt aber zum ſtädtiſchen Archiv benutzt wurde. Eine Hauptzierde des Saales bildete der Kamin; nicht ſo hoch wie der in der unteren Halle, hatte er einen reichen, aus Stein gemeißelten Oberbau, in deſſen Mitte man das große fürſtliche Wappen ſah, rechts und links von geharniſchten Rittern bewacht.

Was dem ganzen Eindrucke indessen einigen Abbruch that, war der niederne, mit einem grünen Tuche überdeckte Tisch in der Mitte des Saales, mit seinen einfachen Stühlen und dem Stücke ziemlich geschmacklos carrirten Fußteppichs, auf dem er stand. Wenn man aber die Bestimmung dieses Tisches mit seinen Actenstößen und plumpen, schwarzen Dintenfässern ins Auge faßte, und wenn man die würdigen Männer betrachtete, die, um ihn herumgereiht, ihre volle Thätigkeit dem Wohle der Stadt widmeten, so mußte man sich das Recht der Gegenwart gefallen lassen, das Recht der der Poesie feindlichen Prosa, wo sich das Schöne und Angenehme mit dem Nützlichen verbinden muß.

Ein mächtiger Kachelofen in einer Ecke des Saales, viereckig und unschön, kann unsere Aufmerksamkeit nur deßhalb in Anspruch nehmen, weil er in dem großen Raume eine recht behagliche Wärme verbreitet.

In der Mitte an der langen Seite der Tafel saß der Stadtschultheiß in einem bequemen Armstuhle, vor sich Dintenzeug, Papiere, ein Glas Wasser und die Handglocke mit majestätischem Klange, welcher oft genöthigt war, die streitenden Parteien zu beruhigen, wenn sie sich überboten in ihren Bemühungen, mit Geist und Stimme für das Beste der Stadt zu sorgen.

Ja, mit Geist und Stimme; denn daß es der erstere nie allein thut, hat der schmächtige Seifensieder-Ober-Zunftmeister Herr Spitzler erfahren, weil sein weiches, geschmeidiges Organ nicht einmal im Stande gewesen war, den laut ausgestoßenen Ah und Oh der Gegenwärtigen zu widerstehen, noch weniger aber der persönlichen Bemerkung seines ganz besonderen Feindes, des Metzger-Ober-Zunftmeisters Herrn Krampler, welcher es dem Collegen Stadtrath nie verzeihen konnte, daß er einmal behauptete, der schlechte Geruch seiner Seife sei durch verdorbenes Fett des Herrn Krampler entstanden.

„Meine Herren," donnerte der letztere, „wenn mir auch aller-

dings der Herr Stadtſchultheiß das Wort nur zu einer perſönlichen Bemerkung gegeben, ſo frage ich Jeden, dem das Wohl der Stadt am Herzen liegt, ja, jeden Biedermann, ob er wohl im Stande iſt, nach den Bemerkungen unſeres verehrten Collegen zu ſchweigen, ohne den perſönlichen Bemerkungen ein paar allgemeine anzuhängen — meine Herren . . . .“

„Herr Stadtrath Krampler,“ unterbrach ihn hier der Herr Stadtſchultheiß mit einer nicht ſehr lauten, aber, da er ruhig ſprach und jedes Wort genau betonte, ſehr vernehmlichen Stimme, „der Herr Stadtrath Spitzler hat das Wort, und ich kann Ihnen nie erlauben, eine geſtattete perſönliche Bemerkung zu einer ſelbſtändigen Rede auszudehnen.“

Leichtes Beifallsmurmeln von verſchiedenen Seiten des Tiſches und halb unterdrückte Bravo's, welche von dem unterbrochenen Redner, nachdem er gegen den Stadtſchultheißen eine ſteife Neigung mit dem Kopfe gemacht, durch einen wilden Blick des Haſſes erwidert wurden, worauf er ſich alsdann ſo hart und gewaltſam auf ſeinen Stuhl niederließ, daß dieſes ſehr ſolide Möbel bedenklich unter ihm krachte.

„Meine Herren,“ lispelte nun der Stadtrath Spitzler, „wenn auch die perſönliche Bemerkung meines verehrten Collegen in mehr als einer Beziehung Verletzendes für mich enthielt, ſo bin ich es mir ſelbſt und dieſer achtbaren Verſammlung ſchuldig, mit Stillſchweigen darüber hinwegzugehen und mich der wichtigen Angelegenheit, die uns hier vereinigt, wieder zuzuwenden. Meine Herren . . . .“

Wahrſcheinlich der Anſicht huldigend, die der Amtsdiener drunten über die Reden des Seifenſieder-Ober-Zunftmeiſters ausgeſprochen, daß dieſelben gewöhnlich ſehr lang und wäſſerig, nur das einzige Gute hätten, daß man ja nicht auf ſie zu hören brauchte und es in der Gewohnheit des Redners lag, ſchließlich das allenfalls Genießbare ſeines Vortrages mit kurzen Worten zu wieder-

holen, hatte sich der Stadtschultheiß über einen aufgeschlagenen Aktenfascikel hingebeugt, scheinbar, als studire er darin, in Wahrheit aber nur, um die empfangenen Briefe und Zettel durchzulesen. Die ersteren waren von verschiedener Hand, und der Schreiber oder die Schreiberin derselben beehrte sich, in kurzen Worten mit großem Bedauern anzuzeigen, daß es ihnen unmöglich geworden sei, den erhaltenen und angenommenen Einladungen zu der heute stattfindenden Abendgesellschaft Folge zu leisten. Dies schienen aber alles Leute zu sein, an denen dem Festgeber wenig gelegen war, denn seine Stirn blieb glatt, ja seine Lippen kräuselten sich ein paar Mal zu einem behaglichen Schmunzeln. Herr Stadtrath Spitzler sprach während dessen noch immer mit größter Ruhe und Salbung.

Dann zog der Herr Stadtschultheiß langsam den erhaltenen Zettel vor sich hin und las, von der Hand der Gattin geschrieben, die Worte:

„Die Austern sind angekommen, scheinen noch frisch zu sein; ich mußte aber den Turbot zurückschicken, da er schon bedeutend roch, will nun dafür Hecht nehmen oder Salm, der frisch angezeigt ist, wenn Dir letzterer nicht zu theuer erscheint, das Pfund 2 Gulden. Die Bramler hat abgesagt, sie ist eine dumme Person, woran ich jedoch nie gezweifelt; sie war selbst da und meinte, für große Gesellschaft tauge sie doch nicht recht! was sie liebe, sei ein kleiner Kreis ihrer Freunde. Ich verstand diesen fein sein sollenden Stich wohl, weil wir sie neulich Abends nicht eingeladen — also Hecht oder Salm?"

Der Seifensieder-Ober-Zunftmeister sprach immer noch mit großer Salbung und Ruhe, doch hatte sich sein schwaches Organ etwas gehoben, was auf den Schluß seiner Rede hinzudeuten schien, und gewiß nur aus diesem Grunde, um so einige Hauptgedanken des Redners zu notiren, nahm der Stadtschultheiß eine Bleifeder zur Hand, blickte nachdenklich auf den Sprecher, dann an die Decke

des Saales empor und ſchrieb auf den vor ihm liegenden Zettel: „Hecht, wenn er groß iſt und wenn die Köchin ihn ſchmackhaft zu ſpicken verſteht.“

„Ja, meine Herren,“ ſprach jetzt der Redner mit hörbarem Aufſchwunge, „nur im reinen Bewußtſein, meinen Mitbürgern zu dienen, unbeirrt von allen Parteirückſichten, unbewegt von äußeren Einflüſſen und nachdem ich mit meinem Gewiſſen reiflich zu Rathe gegangen bin, muß ich Ihnen ſagen, daß ich vollkommen mit dem Vorſchlage des Herrn Stadtſchultheißen einverſtanden bin, daß ich für denſelben ſtimme und daß ich es für einen zeitgemäßen Fortſchritt anſehe, wenn die eiſerne Gitterthür im großen Keller des Rathhauſes endlich einmal zugemauert wird und dadurch den übelriechenden Ausdünſtungen, welche nicht nur zur Zeit in den unteren Räumen ſehr bemerkbar, ſondern auch hier und da in unſerem Sitzungsſaale für empfindliche Naſen zu ſpüren ſind, kräftig ein Ziel geſetzt wird.“

Der Redner ſetzte ſich hierauf nieder, ſichtlich erregt und bewegt, mit Naſenflügeln und Lippen zitternd wie ein gejagtes Kaninchen, mit den Fingern der rechten Hand leiſe auf den Tiſch trommelnd, als trüge dies dazu bei, den Sturm ſeiner Seele raſcher austoben zu laſſen. Ihm gegenüber hatte ſich indeſſen ſchon ein gerüſteter Kampfhahn, der Metzger-Ober-Zunftmeiſter Krampler, erhoben, die breite Bruſt herausgedrückt, die rechte Fauſt auf den Tiſch geſtützt, den Kopf zurückgeworfen, mit zornig geſträubtem Gefieder. „Meine Herren,“ donnerte er — dieſe Worte ſchallten durch den Saal, als befände ſich in jeder Ecke ein ſeine Rede beginnender Metzger-Ober-Zunftmeiſter, ja, als ſprächen Verſchiedene von der Decke herab oder hervor aus den tiefen Fenſterniſchen — „meine Herren! Ein Kind kann die wohlfeile Anſpielung verſtehen, mit der mein geehrter Vorredner ſeine Rede ſchloß; allerdings wird in Kreiſen der Stadt, die aber nicht gerade unſere Achtung verdienen, der ſchlechte Witz zum Ekel wiederholt, daß ſich in den

Sitzungen des Stadtraths zuweilen ein übler Geruch bemerklich mache — daß etwas faul sei im Staate Dänemark. Aber, meine Herren und verehrten Collegen, hätten wir erwarten können, daß ein Mann von so — ich wollte sagen: im gewöhnlichen Leben von so versöhnlichem Gemüthe wie mein verehrter College, der Herr Seifensieder-Ober-Zunftmeister" — diese Worte waren von einem ironisch sein sollenden Lächeln begleitet —, „ja, von so versöhnlicher Gemüthsart, daß dieser Mann, durch die Anklage gegen den hier herrschenden üblen Geruch, auf so eigenthümliche Art für den Antrag unseres allerverehrtesten Herrn Stadtschultheißen zu wirken suchen würde? Aber um auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen," fuhr der Redner nach einer Pause fort, während welcher er langsam seine Arme übereinander geschlagen hatte — „etwas Wahres ist doch an der Sache. Der Stadtrath hat sich allerdings bei der Bürgerschaft in einen üblen Geruch gebracht; ich gebe die Wirkung zu, aber läugne die angegebene Ursache."

Ein Gemurmel flog um den Tisch herum, ein Gemurmel der Mißstimmung, aber auch des Beifalls, und wir müssen gestehen, daß das letztere fast die Oberhand hatte.

„Ja, meine Herren, wir sind bei der Bürgerschaft in einen üblen Geruch gekommen, und ohne mich auf Vergangenes einzulassen, was ich könnte, ja, was ich sehr könnte, will ich bei der Angelegenheit, die uns gegenwärtig beschäftigt, verweilen und Ihnen beweisen, daß die Angelegenheit, so harmlos sie auch erscheint, wohl dazu angethan ist, diesen oft erwähnten üblen Geruch zu verstärken."

Ein theils erstaunendes, theils beistimmendes, theils fragendes Ah, Ah! wurde ringsum hörbar; nur der Stadtschultheiß blickte gedankenvoll wie früher vor sich nieder und lächelte ein ganz klein wenig, schlug aber rasch die Augen auf, als eine andere Stimme wie die des Sprechers ihm gegenüber hörbar wurde, die des Oberbaurathes Lievens, eines langen, hageren Mannes mit großen

Brillengläsern, der sich mit aufgestützten Händen halb erhob und um das Wort zu einer wichtigen Bemerkung bat, sobald der geehrte Vorredner geendigt.

„Erlauben Sie mir, meine Herren," fuhr Herr Krampler fort, „daß ich Ihnen in Betreff des Vorschlages unseres verehrten Herrn Stadtschultheißen die Worte des großen Dichters zurufe: ‚Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel!' Nicht aber, als ob ich den eben erwähnten Vorschlag mit dem Ausdrucke kindischen Spieles bezeichnen wollte — der Himmel bewahre mich davor! — Wenige schätzen und achten so wie ich das verehrte Oberhaupt unseres städtischen Staates —, sondern ich wollte nur ausdrücken, daß unter allen Projekten unseres verehrten Herrn Stadtschultheißen tiefer Sinn verborgen liegt, für Viele oft so tief, daß es nicht Jedermanns Sache ist, denselben zu entdecken." — Diese letzten Worte, welche speciell dem Seifensieder-Ober-Zunftmeister galten, wurden denn auch demselben mit einem bezeichnenden Blicke zugesandt; dann fuhr der Redner in ruhigem Tone fort: „Ja, meine Herren, der Vorschlag, den wir so eben gehört, nimmt sich so harmlos aus, wie nur immer möglich. Es ist im großen Keller des Rathhauses," sprach er in behaglich erzählendem Tone, „ein unterirdischer Gang, welcher sich wie bekannt, unter einigen Straßen fortsetzt und in einem alten Gebäude endigt, in dessen oberem Theile sich das Staatsarchiv befindet und im unteren die Hauptwache. Es ist dies ein massives Gebäude mit sechs Fuß dicken Mauern, Fenstern wie Schießscharten, gewölbten Räumen, plattem, kupfernem Dache, durch Aufschüttung von vier Fuß Erde leicht bombenfest zu machen, also in eine Citadelle zu verwandeln!"

„Ah, ah, ah! Das ist doch etwas zu weit gegangen!"

„Ja, meine Herren, in eine Citadelle, in einen festen Platz, wichtig für bedenkliche Zeiten, die kommen können — in ein Zwing-Uri.

„Diese Citadelle — ich werde mir erlauben, den Namen bei-

zubehalten — hängt alſo durch einen unterirdiſchen Gang mit unſerem Rathhauſe zuſammen, iſt aber in den großen Kellern desſelben vermittelſt einer eiſernen Thür verſchloſſen, von ſo ſolider Conſtruction, mit ſo feſten Schlöſſern, ſo verklammert in den Mauern, daß es den ſtärkſten Männern mit Heb- und Brecheiſen unmöglich iſt, die Thür auf- oder aus ihren Angeln zu brechen, ohne zu gleicher Zeit das Gewölbe ſelbſt in Gefahr zu bringen — iſt es nicht ſo, Herr Ober-Baurath Lievens? Ich rufe gerade Sie auf, weil beſonders Ihr Zeugniß, das eines politiſchen Gegners, für mich abzugeben von ſchlagender Wirkung ſein muß — habe ich Recht oder Unrecht?"

„Allerdings," murmelte der Gefragte; „die Thür iſt ſo feſt, wie nur eine Thür ſein kann; ſie aufzubrechen iſt faſt unmöglich."

„Haben Sie es gehört, meine Herren?" jubelte Herr Krampler. „Der Herr Ober-Baurath Lievens, ein Fachmann, wie wir wenige haben, kann nicht umhin, zu erklären, daß es beinahe unmöglich iſt, die Thür mit Gewalt aufzubrechen!"

„Und wenn dem ſo iſt, was beweiſt das?" fragte der Stadtſchultheiß in ſehr ruhigem Tone.

„Was das beweiſt? Daß wir im Beſitze dieſer Gitterthür, die wir mit unſeren Schlüſſeln jederzeit öffnen können, zu gleicher Zeit im Beſitze eines unterirdiſchen Ganges ſind, der bis zu jenem Gebäude führt, das einſt zu einem Zwing-Uri werden kann, deſſen Kanonen, drohend hieher gerichtet, die Freiheit der Bürgerſchaft zu begraben im Stande ſind — laſſen Sie mich ausreden, meine Herren —, während im andern Falle Söldlinge, die auf unſere Privilegien gehetzt werden, mit blutender Naſe umkehren müßten an der Gitterthür im Rathhauskeller, durch welchen hindurch wir im Stande ſein würden, ſie zu empfangen und kräftig zurückzuwerfen." — Der Redner hatte die letzten Sätze mit ſteigender Begeiſterung geſprochen; jetzt aber ließ er plötzlich ſeine Stimme wieder ſinken und fuhr in fragendem Tone fort: „Und warum dieſe

Hofdame, während ihr Kopf eine tiefe Verbeugung machte; doch gab ſie keine Antwort.

„Sie befinden ſich etwas beſſer?“ fragte die Herzogin ängſtlich und blickte ihr forſchend in das bleiche Geſicht. — — — —

Dieſes Mal zuckte nicht mehr der Mund der Kranken, ihr Auge war feſt verſchloſſen und nur die Kammerfrau ließ das Haupt ihrer Gebieterin eine abermalige Verbeugung machen.

Die alte Herzogin zog ſich langſam zurück nach dem Vorzimmer, wo ſich der Leibmedicus befand, und ſchaute entſetzt nach dem bleichen Geſicht, das ſich tief verneigte.

„Doktor!“ rief die Fürſtin und hielt ſich erſchrocken an der Thüre; „Doktor, um Gotteswillen, kommen Sie herein!“

Der Leibmedicus öffnete ſchnell die Thüre, in dem Augenblicke, als ſich der Kopf der Hofdame zur letzten Verbeugung ſchwer erhob. Er eilte an das Bett, warf einen Blick in das Geſicht der Daliegenden und ſagte erſchüttert zu der Kammerfrau, die der verſchwindenden Herzogin dieſe letzte Verbeugung machte: „laßt die Todten ruhen!“ — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Treten wir für einen Augenblick an ein anderes Bett, das ſich in einem Zimmer eines weitläufigen Hauſes befindet. Dieſes Zimmer hat ein einziges großes Fenſter, der grüne Vorhang vor demſelben iſt halb herabgelaſſen und freundliche Sonnenſtrahlen haben ſich hineingeſchlichen und glänzen auf dem weiten Fußboden.

Im Bette liegt Joſeph, der Kutſcher, mit einer Wunde am Kopfe und iſt in einen erquickenden Schlummer gefallen; vor ihm auf einem Stuhle ſitzt ein junges, blühendes, bildſchönes Mädchen und hält die Hand des Kranken in der ihren. Die Frau Winkler ſteht an der Thüre und befragt ängſtlich den

alte, ehrwürdige Gitterthür entfernen? Warum nach und nach die glorreichen Zeugen einer beſſeren Vergangenheit ohne genügende Gründe vertilgen? Warum ſo beſtändig am Althergebrachten rütteln? Warum eine Mauer aufführen von kalten, fühlloſen Steinen, die mit eben ſo leichter Mühe, als ſie zuſammengefügt wird, auch wieder hinweggeräumt werden kann? Warum alles das? Nicht, wie es ſo oft heißt, um einem tiefen, lange gefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen, auch nicht um des üblen Geruches willen, der ſo oft unſere Sitzungen erfüllt, nein, meine Herren, das alles ſind nicht die wahren Gründe, ſondern ich will ſie Ihnen aufdecken — unſere Gitterthür, unſere arme, bürgerliche Gitterthür ſoll den Platz räumen, weil man ſich dadurch regierungsfreundlich bezeigen will, weil an hoher Stelle der Wunſch ausgeſprochen wurde, daß das Ende des unterirdiſchen Ganges mit leichtem, gebrechlichem Mauerwerke verſchloſſen werde, und gerade deßhalb ſtimme ich gegen den Vorſchlag des Herrn Stadtſchultheißen und bin überzeugt, daß meine Stimme die eines unabhängigen freien Mannes, nicht ohne Wirkung bleiben wird in dieſer höchſt achtbaren Verſammlung."

Nachdem Herr Krampler alſo geſprochen, ſetzte er ſich nieder, nicht ergriffen und bewegt wie ſein verehrter Vorredner, ſondern mit herausfordernden Blicken, welche der Reihe nach bald auf dem Geſichte Dieſes oder Jenes haften blieben und ſehr häufig mit einem leicht zuſtimmenden Kopfnicken beantwortet wurden.

Auch der Stadtſchultheiß hatte nach dem Schluſſe der Rede um ſich her geſchaut, vorher aber ſeine Uhr zu Rathe gezogen, und ſagte nun nach einer Pauſe mit einem freundlichen Lächeln auf ſeinen Zügen: „Als Antragſteller ſteht mir das Recht zu, noch einmal das Wort zu ergreifen. Doch was könnte ich mehr ſagen, als ich ſchon Eingangs unſerer heutigen Sitzung geſagt, nur meine Betheurung wiederholen, daß ich auch in dieſer Sache nur das Wohl der Stadt und Bürgerſchaft im Auge habe; vielleicht noch hinzufügen, daß unſer verehrter Freund und College, der Herr

Ober-Baurath Lievens, auch meiner Ansicht das beste Zeugniß ausstellen und mir beipflichten muß, wenn ich sage, daß der unterirdische Gang, um den es sich handelt, an manchen Stellen morsch und baufällig ist und daß seine gelockerten Wände mit vorbeilaufenden sehr unreinlichen Kanälen leider in unläugbarem Zusammenhange stehen und daß dies jede empfängliche Nase der verehrten Versammlung schon häufig genug empfunden haben muß. Doch eilen wir zum Schlusse und schreiten wir zur Abstimmung: ich bitte die verehrten Herren Collegen, welche für meinen Antrag sind, sich zu erheben."

Dies geschah denn auch alsbald; doch sahen sich die Anhänger des Stadtschultheißen in so kleiner Zahl, daß der Vorschlag desselben auch ohne genaue Zählung sogleich als abgewiesen zu erkennen war.

Diese Sache und auch die Sitzung wären hiemit wohl beendigt gewesen, wenn der Herr Ober-Baurath Lievens nicht daran erinnert hätte, daß er vorhin das Wort zu einer kleinen Bemerkung verlangt habe; doch dauerte es eine Zeit lang, ehe der lange, hagere Mann, nachdem er sich schon lange erhoben, zu Worte kommen konnte, denn um die Tafelrunde flog ein sehr lautes Gemurmel, theils des Beifalls, theils aber auch der Mißbilligung über die eben Statt gehabte Verhandlung, welche Pause der Stadtschultheiß benutzte, um durch einen Zug an der Klingelschnur, die sich vor seinem Sitze unter der Tischplatte befand, den Amtsdiener herein zu rufen und ihm den Zettel zu übergeben, den er aber vorher in einen Umschlag gesteckt und diesen zugeklebt. „Schicken Sie dies meiner Frau," sagte er dabei leise; „ich habe noch Aufträge für Sie, sonst könnten Sie es selbst hinbringen."

Wir wollen hier noch rasch beifügen, daß sich der Amtsdiener eilig entfernte und nach einiger Ueberlegung den Gehülfen des Marktmeisters unten beauftragte, das Schreiben schnell und pünktlich zu besorgen.

Unterdessen sprach der Ober-Baurath Lievens: „Mein verehrter Vorredner, der Metzger-Ober-Zunftmeister Herr Krampler, ließ uns eine Bemerkung hören, als ständen wir in den Augen der Bürgerschaft, ich sollte eigentlich sagen in den Nasen derselben in einem üblen Geruche, ohne daß äußerliche, natürliche Einwirkungen, wie sie der Herr Stadtschultheiß mit vollem Rechte angegeben, daran schuld wären. Der Stadtrath stände also nun, um mich deutlicher zu erklären, moralisch in einem üblen Geruche, und möchte ich mir die Frage an den verehrten Vorredner erlauben, welche unserer Handlungen einen solchen bittern Vorwurf verdient haben."

Da sich nach diesen Worten Herr Lievens wieder auf seinen Stuhl niederließ, so schnellte Herr Krampler abermals kampfbereit in die Höhe und erwiederte, nachdem er um das Wort gebeten: „Habe ich von Handlungen gesprochen? Ich kann mich dessen nicht erinnern. Nein, Handlungen sind es gerade nicht, die den Stadtrath in einen üblen Geruch gebracht haben, nicht Sünden, um mich dieses harten Ausdruckes zu bedienen, die verübt, aber Sünden, die wir durch Nachlässigkeit, durch Gemächlichkeit, durch Wohldienerei begangen — Unterlassungssünden!"

Wichtig und groß umherschauend, machte er hier eine Pause, während welcher er ein Paket Zeitungen aus der Tasche zog und dann erst fortfuhr: „Man wird mir das Zeugniß geben, daß ich nicht der Mann bin, der einen besonderen Werth legt auf das Geklatsch einzelner Tagesblätter, auf Zeitungsgeschwätz; aber, meine Herren, wenn die ganze Presse hiesiger Stadt so einstimmig unser Lob singt, so sollten wir doch in uns gehen und fragen, was daran verdient oder unverdient ist. So ist hier in den sämmtlichen Blättern, welche ich Ihnen vorzulegen die Ehre habe, eine ständige Rubrik zu sehen über die Straßenreinigung der Residenzstadt, und jeder Unbefangene muß gestehen, daß diese Artikel unendlich viel Wahres enthalten. Wir sind hier ganz unter uns und brauchen

deßhalb kein Blatt vor den Mund zu nehmen, ja, wir brauchen nicht zu erröthen, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß gerade unsere Stadt eine der schmutzigsten, dreckigsten des gesammten deutschen Vaterlandes ist ....“

„O—o—oh!“

„Eine der schmierigsten unseres deutschen Vaterlandes,“ wiederholte der Redner, „und ich kann die Behauptung wagen, daß es für einen reinlichen Menschen nur dann möglich ist, mit einigem Behagen die Straßen zu durchwandern, wenn vierzehntägiger Sonnenschein den Schmutz aufgetrocknet oder wenn wohlthätiges Frostwetter ihn zum Erstarren gebracht hat; in allen übrigen Zeiten aber sind Pflaster und Trottoir mit einer gelben, zähen, knöcheltiefen Brühe bedeckt, mit einem Urschmutze, Angesichts dessen man es dem Publikum und den Zeitungen nicht verargen kann, wenn sie uns freundschaftlich eine Ermahnung zukommen lassen, unsere Nase in den eigenen Dreck zu stecken, statt uns um andere, minder wichtige Dinge zu bekümmern ....“

„Ich muß hier um das Wort bitten!“ rief eine große, breitschulterige Persönlichkeit. „Wer mit einiger Sachkenntniß urtheilt, wird zugeben müssen, daß es bei den vielen Bauten nicht möglich ist, das Straßenpflaster reinlicher zu halten; doch sind an verschiedenen Straßen rein gekehrte Uebergänge ....“

„Diese wollte ich so eben berühren,“ unterbrach Herr Krampler mit gewaltiger Stimme den, der es gewagt, ihm in die Rede zu fallen. „Allerdings gibt es rein gekehrte Uebergänge, aber wo sind solche zu finden? Nur in solchen Gegenden, wo die Herren Stadträthe wohnen! Ist die allgemeine Klage nun eine gerechte Klage ...“

„Eine Behauptung, die ....“

Der Herr Stadtschultheiß hatte sich in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen und sagte nun, nachdem er langsam sich wieder aufrichtete: „Meine Herren! Ich muß Sie, der vorgerückten Zeit wegen, dringend ersuchen, nicht zu weit-

läufig zu werden, Dinge, die mit der Geſchäftsordnung nichts zu thun haben, lieber für heute unberührt zu laſſen, vor allen Dingen aber die Redeordnung zu beachten."

Dieſe letzteren Worte galten dem großen, breitſchulterigen Manne, der ſich nun auch nach einem leichten Kopfnicken raſch niederſetzte.

Herr Krampler aber fuhr fort: „Ich werde mich möglichſt kurz faſſen, würde auch durchaus nicht das Wort verlangt haben, wenn nicht mein verehrter College Herr Oberbaurath Lievens mich dazu gedrängt, muß aber jetzt wiederholen, daß es unter Anderem der grundloſe Schmutz unſerer Reſidenz iſt, der uns, den Stadtrath, bei der Bürgerſchaft in einen üblen Geruch bringt; ferner aber, meine Herren, das ganz miſerable Pflaſter, auf dem die Bürgerſchaft wandeln zu müſſen ſo unglücklich iſt . . . ."

„O—o—oh, zum Schluß! Oh, zum Schluß!"

„Ja, das Straßenpflaſter, meine Herren, welches nicht, wie es ſollte, eine platte, angenehme Fläche bildet, ſondern eine Compoſition iſt von Erhöhungen und Löchern, von kleinen Hügeln und großen Thälern, ein Ruin für die Stiefel der Fußgänger, die Hufe der Pferde und die Räder der Equipagen, eine Zuſammenſetzung von Erhöhungen, über welche man ſtolpert, und von Kothlachen, in die man unverſehens hineinpatſcht . . . ."

„Zum Schluß, zum Schluß! Wir haben genug gehört!"

„Ja, wir haben genug gehört!" rief Herr Krampler mit erhöhter Stimme. „Wir haben genug gehört, genug geleſen, ſind aber ſelbſt überzeugt, daß es nicht beſſer werden wird, bis der Stadtrath die Pflaſterung der Stadt anderen und ſachkundigeren Händen übergibt, wie eine unabhängige Partei dieſes verehrten Collegiums ſchon ſo oft beantragt, und Sie werden mir zugeben, daß es ein Widerſinn iſt, die Pflaſterung der Stadt durch einen Buchbindermeiſter beſorgen zu laſſen . . . ."

„Genug, genug! Zum Schluß!"

„Ja, zum Schluß," stimmte der Metzger-Ober-Zunftmeister bei, indem er sich langsam niedersetzte, „denn um fertig zu werden mit allem dem, was uns bei der Bürgerschaft in einen üblen Geruch bringt, könnte ich mindestens vier Wochen lang fortfahren."

Hierauf verkündete der Stadtschultheiß den Schluß der heutigen Versammlung, das Aufnahme-Protokoll wurde verlesen und unterzeichnet und dann die Sitzung aufgehoben.

Die Mitglieder des Stadtraths traten nachher kurze Zeit in verschiedene Gruppen zusammen, verließen aber bald, durch die Rathhausuhr an die weit über Mittag vorgerückte Zeit erinnert, nach kurzen, gegenseitigen Begrüßungen den Versammlungssaal.

Zweites Kapitel.

Der Stadtſchultheiß ſchritt mit auf den Rücken gelegten Händen nachdenklich neben dem langen Tiſche hin und her, während der Amtsdiener beſchäftigt war, die verſchiedenen Aktenfascikel zuſammen zu leſen, um ſie wieder ins Archiv zu bringen. Letzterer that dies übrigens nicht ſchweigend, ſondern indem er ſich erlaubte, einige abgeriſſene Bemerkungen vor ſich hinzuſprechen, die aber darauf berechnet waren, von dem regierenden Oberhaupte der Stadt gehört zu werden.

„Das hätte man ſich doch denken können," ſagte Herr Sprandel — „das war eine vorher abgekartete Geſchichte — Alles überlegt — Alles beſprochen — davon pfiff der Spatz auf dem Dache."

„Was beliebt, he? Wovon pfiff der Spatz auf dem Dache?"

„Habe ich etwas geſagt, Herr Stadtſchultheiß?"

„Vielleicht nach Ihrer Gewohnheit nur laut gedacht, wie ich annehmen will. Aber was war abgemacht und beſprochen? Ich will, daß Sie reden."

„Nun, wegen der heutigen Verhandlung. Der Metzger-Ober-Zunftmeiſter Krampler hat ſeinen Kopf darauf geſetzt, daß der Vorſchlag des Herrn Stadtſchultheißen nicht durchgehen ſoll; er

vergißt es nicht, daß ſein Bruder beſtraft wird, ſo oft er, ſtatt im Schlachthauſe, zu Hauſe ſchlachtet."

„Dummes Zeug!" ſagte der Stadtſchultheiß, indem er ſich an das Fenſter ſtellte und auf den Marktplatz hinausſchaute, der nun wieder leer von Käufern und Verkäufern war, dafür aber langſam mit dicht herabfallendem Schnee bedeckt wurde, welcher raſch die Spuren von heute Morgen unſichtbar machte.

„Ja, dummes Zeug," fuhr der Amtsdiener laut zu denken fort, „allerdings dummes Zeug von dem Metzger-Oberzunftmeiſter mit ſeinem Anhange; aber ich hätte es doch anders angefangen."

„Und was hätten Sie anders angefangen?" fragte der Stadtſchultheiß, ſich raſch umwendend. „Sprechen Sie — ich will es — was hätten Sie anders angefangen — nun?"

„O, es iſt das nur ſo meine Meinung, die Meinung eines ganz unwiſſenden, unbedeutenden Mannes."

„Nun denn, laſſen Sie Ihre Meinung hören," ſagte das Oberhaupt der Stadt in herablaſſendem Tone, wobei Herr Wellermann ſeine Augen halb zuſchloß und ſein Kinn in die etwas weite, weiße Halsbinde vergrub, „laſſen Sie hören; wir lieben es ſehr, Stimmen aus allen Schichten der Bürgerſchaft zu vernehmen. Und wie hätten Sie die Sache anders angefangen, anders dargeſtellt, anders vorgebracht?"

„Wenn Sie mir alſo zu reden befehlen, Herr Stadtſchultheiß, ſo will ich denn auch ehrlich ſagen, daß ich das gar nicht dargeſtellt und gar nicht vorgebracht hätte."

„Ah, das iſt neu! Und was hätten Sie gethan?"

„Ich — verzeihen Sie mir aber, daß ich mir erlaube, zu ſprechen, als wenn ich der Herr Stadtſchultheiß geweſen wäre — in dieſem Falle würde ich zum Amtsdiener geſagt haben: Sprandel, da haben wir im Keller ein eiſernes Gitter vor einem unterirdiſchen Gange, der zuweilen donnermäßig ſchlecht riecht, was auch der Metzger-Oberzunftmeiſter Krampler gerade ſo gut weiß, wie wir

Beide — also, hätte ich gesagt, dieser Gang muß mit Steinen zugemauert werden, und das lassen Sie mir besorgen, Sprandel."

„In der That, das ist eine ganz eigenthümliche Ansicht dieser Sache."

„Dann hätte der Amtsdiener Sprandel einen tüchtigen Maurer genommen, den er kennt, und da in dem großen Keller ganze Haufen Bausteine liegen, so wäre die Oeffnung des Ganges im Handumdrehen zugemauert gewesen."

Der Stadtschultheiß hatte seinen Kopf hoch aus der Halsbinde erhoben, wie um besser hören zu können, was der Andere sprach, ließ aber sein Kinn alsdann wieder rasch und tiefer niedertauchen, wobei er kopfschüttelnd sagte: „Das sind ja ganz revolutionäre Ansichten, Sprandel; gerade so, als wenn ich Herr und Meister hier im Rathhause wäre und nicht bloß unter Controle des Stadtrathes verwaltende Behörde, von dem Zutrauen der Bürgerschaft dorthin gesetzt und deßhalb verpflichtet, Alles zu thun, um dieses Vertrauen zu rechtfertigen."

„Die Bürgerschaft würde sich wenig darum gekümmert haben und hätte es dem Dank wissen müssen, der den alten Gang zumauern ließ."

Vielleicht, dachte der Stadtschultheiß, vielleicht wäre es so möglich gewesen. Er drehte sich damals gegen das Fenster herum, blickte noch ein paar Minuten lang in die hin- und herwirbelnden Schneeflocken, that hierauf einen tiefen Athemzug und ließ sich alsdann von dem Amtsdiener seinen Ueberrock, Hut und Regenschirm geben, um nach Hause zu gehen, wo ihn dringende Geschäfte erwarteten. —

Die Tageshelle eines solchen Winternachmittags — es war im Monat Januar — ist rasch vorüber, besonders wenn die Luft durch Schneegestöber verdunkelt wird, und so war es denn heute kaum vier Uhr, als schon die Straßenlaternen angezündet wurden und sich in den Häusern hier und da Fenster erhellten. Damit

gingen auch die Geschäfte in der Rathhaushalle zu Ende; der Marktmeister verschloß seine Bücher und sein Gehülfe verließ den jetzt kalt gewordenen öden Raum, nachdem er seinen schwarzen Rock bis unter das Kinn zugeknöpft, seine Mütze tief in den Kopf hineingezogen und einen grauen groben Plaid um die Schultern gehängt hatte.

Draußen zündete er sich den Rest einer Cigarre an, den er sorgfältig in ein Papier gewickelt bei sich trug, und ging nun, die Hände in den Taschen seiner Beinkleider, so gut als möglich gegen Schnee und Kälte verwahrt davon. Wohin, das wußte er eigentlich selbst kaum. Nach seiner Wohnung? Was sollte er dort thun, in einem ungeheizten Raume, zwischen vier kahlen Wänden, mit der Aussicht auf die Dächer der Nachbarschaft, wenn überhaupt bei der Nacht eine Aussicht möglich gewesen wäre? Besser war jedenfalls der Gedanke, einen Gang aus der alten Stadt in die neue zu machen, dort, wo es auf den breiten Trottoirs und bei der helleren Gasbeleuchtung viel unterhaltender war, als hier in den winkeligen Gassen. Dort hatte er auch in einem sehr eleganten und frequenten Geschäfte einen Freund, den er zuweilen besuchen durfte, wenn derselbe gerade nicht so sehr beschäftigt war; auch gab es dort oben allerlei Vergnügungen, die unentgeldlich zu haben waren: man konnte die reichen Equipagen betrachten, man konnte sich an dem großen Theater aufstellen, und nach all diesen Unterhaltungen schwebte ihm dann am glänzenden Endziele irgend ein kleines Wirthshaus vor, wo er vielleicht so bekannt war, mit der Bezahlung des zweiten Schoppens Bier auf morgen zu vertrösten, nachdem er dem Kellner für den ersten gerecht geworden. Ehe er aber die innere Stadt verließ, verschaffte er sich hier in einem kleinen Laden Alles wohlfeiler, als in ähnlichen Verkaufslokalen der reichen Stadttheile, wo die Metzger einen unvernünftigen Luxus trieben mit Blumen hinter ihren Schaufenstern, mit kleinen Springbrunnen und sinnreich verzierten Schweinsköpfen.

Chirurgus des Spitals, der im Begriffe ist, sich zu entfernen. Das junge Mädchen hat den Kopf herumgewandt, um zu hören, was er spricht.

„Seien Sie ganz ruhig," sagt der Chirurgus lächelnd, „unser Freund Winkler hat einen harten Kopf, es ist von einer ernstlichen Verletzung gar nicht die Rede; in sechs bis acht Tagen kann er gesund hinaus spazieren."

„Gelobt sei Gott!" sagen die Weiber, das Mädchen küßt innig die Hand des Kranken und dieser lächelt im Schlafe.

Bei seinem abendlichen Spaziergange nahm er, vielleicht unwillkürlich, vielleicht aber auch in einer leicht begreiflichen Ideenverbindung, den gleichen Weg wie heute Mittag, wo er den Brief des Amtsdieners nach der Wohnung des Stadtschultheißen besorgte, wo es ihm sehr angenehm gewesen war, seine Botschaft an das hübsche Dienstmädchen ausrichten zu dürfen, welches heute Morgen einen großen Eindruck auf sein Herz gemacht. Da lag in Kurzem das große stattliche Haus vor ihm, und an der langen Reihe der hohen Fenster sah man überall, wenn auch jetzt nur erst gedämpftes Licht, die Anfänge der später glänzenden Beleuchtung. Auf der einen Seite dieses Hauses war eine schmale Gasse, von der aus man die Nebenseite des Gebäudes, das Treppenhaus, Küche sowie auch die Stallung übersehen konnte. Hier machte sich ein ungewöhnliches Leben bemerkbar, Lichterglanz huschte die Treppe auf und ab, im Hofe war der Kutscher beschäftigt, auch die an der hinteren Seite des Hauses angebrachten Laternen zu entzünden, und die Küche strahlte in einem wahren Meere von Beleuchtung.

Es ist sehr angenehm, die Zurüstungen zu einem glänzenden Feste in seinen ersten Anfängen zu sehen, wenn man später berechtigt ist, demselben anzuwohnen. Hat man aber die Aussicht auf ein Souper von Wurst und Bier, so ist es besser, von einer hell erleuchteten Küche mit zischenden und brodelnden Casserolen und Pfannen die Blicke abzuwenden.

Unser Schreiber that dies denn auch, sein Haupt schmerzvoll mit dem Plaid verhüllt, doppeltes Leid im Herzen, denn als er ein paar Schritte weiter ging und einen Blick in das heimliche Stübchen neben der Küche warf, sah er dort das Fenster allerdings nur zu einer kleinen Spalte geöffnet; doch war diese groß genug, um einen süßen Bratenduft sowie einen feinen Geruch von Gewürzen aller Art, von kochenden Aepfeln und Rosinen entströmen und ihn bemerken zu lassen, daß der wohlbeleibte Koch im weißen Anzuge mit dem feisten, rothen, lächelnden Gesichte der Jungfer Margareth

gerade ein Glas dampfenden Punſches ausfüllte und daß beide alsdann mit gegenſeitigen wohlwollenden Blicken anſtießen. Er hätte gern Proſit! gerufen, doch nahm er einen beſſeren Theil und zog ſchweigend ſeines Weges, wobei er aber dachte, daß wenn er je in den Fall kommen ſollte, ein derartiges reiches Hausweſen zu beſitzen, er es nicht dulden würde, daß ſo feiſte unverſchämte Köche, wenn auch vorübergehend, in ſeiner Küche beſchäftigt würden.

Jetzt hatte er die engen Gaſſen der alten Stadt hinter ſich, und vor ihm lag die breite Schloßſtraße, welche an der fürſtlichen Reſidenz vorüberführte und die Hauptpulsader der neuen Stadt genannt werden konnte. Das Schneegeſtöber hatte aufgehört; nur hier und da noch wirbelten Flocken um die glänzenden Gaslaternen wie die Mücken um's Licht. Equipagen mit ſtrahlenden Laternen rollten hin und her, die breiten Trottoirs waren mit Fußgängern aller Art bedeckt.

Es war aber auch ſchon der Mühe werth, hier an den taghell erleuchteten Schaufenſtern vorüber zu ſpazieren, die ſo verführeriſch ausgelegten buntfarbigen Stoffe zu betrachten, die goldenen Geſchmeide, die Bronze- und Kryſtallwaaren; nicht minder intereſſant ſchien es aber unſerem Spaziergänger im grauen Plaid, die Leute zu betrachten, die wie er in die hohen Spiegelſcheiben blickten, um aber oft etwas ganz Anderes zu beobachten, als die ausgelegten Waaren, Blicke zu entdecken, die hin und her gewechſelt wurden, leiſe geflüſterte Worte zu verſtehen oder zu deuten.

Vor einem dieſer Magazine, welches ſich weniger durch den Reichthum oder die Mannigfaltigkeit der ausgelegten Waaren bemerklich machte, als durch eine lebensgroße Dame in violettem Sommerkleide, mit glänzend weißen Schultern, eben ſolchem Nacken und einem ſchönen Geſichte von einer faſt erſchreckenden Regelmäßigkeit, blieb unſer Schreiber ſtehen. Sie hatte den Kopf kokett ein klein wenig auf die Seite geneigt, ein freundliches Lächeln ſpielte

um ihren viel zu kleinen Mund und die großen, blauen, ſtarren Augen ſchauten, anſtatt die ſie Betrachtenden ebenfalls anzuſehen, ziemlich theilnahmlos hinaus in weite Fernen. Dieſe Dame drehte ſich beſtändig, aber ſehr langſam um ſich ſelber herum, den Zuſchauern jetzt den glänzenden Nacken mit dem kunſtreichen Chignon zeigend, dann den etwas kühn gewölbten Buſen mit zwei langen Locken, welche zur Seite ihres Kopfes herabhingen.

Der Gehülfe des Marktmeiſters betrachtete indeſſen, während er durch die Ladenſcheibe ſah, nicht die kokette, ſich in Einem fort drehende Dame, auch nicht die kleinen Flaſchen, Büchſen, Gläſer mit den verſchiedenſten Aufſchriften, oder Haar- und andere Bürſten, ſondern ſeine Blicke drangen zwiſchen dieſen Gegenſtänden hindurch in das Innere des Ladens, wo man vor vier großen Spiegeln vier bequeme Lehnſeſſel ſah, von denen zwei mit Herren beſetzt waren, welche, in weiße Pudermäntel gehüllt, ſich friſiren ließen. Unſer Zuſchauer wartete geduldig, bis dieſe beiden Herren das Gewölbe wieder verlaſſen hatten und bis einer der Gehülfen des Friſeurs, um friſche Luft zu ſchöpfen, an die Thür des Magazins kam. Dann trat er vor, und an der Art, wie die Beiden ſich begrüßten, konnte man ſehen, daß es Bekannte waren; doch lag immerhin eine Verſchiedenartigkeit in dieſem Begrüßen und Erkennen, denn während der Mann im grauen Plaid faſt ſchüchtern ſeine Mütze abnahm und in einem beinahe ehrerbietigen Tone ſagte: „Ich würde Dich einen Augenblick beſuchen, wenn ich nicht fürchten müßte, zu ſtören," entgegnete der Andere mit dem gezwungenen Lächeln eines großmüthigen Beſchützers, indem er mit auseinander geſpreizten Beinen da ſtand, ſich langſam auf den Hüften wiegend:

„Komm nur herein, alter Kerl, und ſetze Dich in die Ecke; wir können ein wenig plaudern, denn unſer geſtrenger Chef iſt ausgegangen." Und vornehm in den Laden eingetreten, fuhr er alsdann fort: „Da laß Dich einen Augenblick vor dem Spiegel nieder, und unſer neuer Lehrling kann Deine verwahrloſten Haare

indeß ein wenig in Ordnung bringen; wenn Du Dich alsdann maleriſch in Deinen Plaid wickelſt und Dich dort in die halbdunkle Ecke begiebſt, ſo wird Dich Jedermann für etwas Rechtes halten."

Der Lehrling warf dem Schreiber einen ſchon etwas gebrauchten Pudermantel um, den dieſer ſelbſt dicht unter dem Kinn zuſammenzog, und als nun nach einiger Mühe ſein ſtruppiges Haar, durch Kamm und Bürſte gebändigt, durch Pomade geglättet, anſtändige Formen annahm, meinte er, ſeufzend in den Spiegel blickend: „Wie wahr iſt doch das Sprüchwort: Kleider machen Leute; denn wenn ich mich zu der Idee verſteigen könnte, daß ſich hier unter dem Pudermantel ein eleganter Anzug befände, ſo wirſt Du mir zugeben müſſen, daß mein Kopf dazu paſſen würde, ſelbſt wenn dieſer Anzug ein modiſcher ſchwarzer Frack mit einem glänzenden Stern wäre, und ich alsdann wie ein vornehmer Herr ausſähe."

„Nicht ſo ganz," erwiederte lachend der Gehülfe des Friſeurs; „ſage meinetwegen, Du würdeſt ausſehen wie der erſte Schreiber eines reichen Notars, oder wie ein Sprachlehrer, höchſtens wie ein Candidat der Theologie, denn mit einem ſolchen hat Dein ſcheinheiliges Geſicht mit den niedergeſchlagenen Augen am meiſten Aehnlichkeit, oder auch mit einem Tanzmeiſter, wenn man Deinen hüpfenden Gang ſieht, der ſo gar nicht zu Deiner Phyſiognomie ſtimmt. Du biſt überhaupt ein Kerl, der innerlich und äußerlich aus zwei ganz entgegengeſetzten Theilen beſteht: im Kopfe und in den Händen Talente genug, in Deinem Herzen und in Deinem Willen die größte Faulheit. Wie möchte ich ſo wie Du für mageren Lohn den Marktweibern ihren Kohl und ihre Kartoffeln aufſchreiben, da es ja doch in Deinem Willen läge, Dir bei einem Kupferſtecher oder Lithographen ein behaglicheres und beſſeres Auskommen zu verſchaffen?"

„Ich kann nicht ruhig auf einem Platze ſitzen bleiben," erwie-

derte der Andere. „Du haſt gut reden; ich möchte Dich einmal den ganzen Tag auf dem Stuhle ſitzen und Striche machen ſehen, bis Dir die Augen blind werden.“

„Und das könnteſt Du ſehen und haſt es ſchon oft geſehen — meinſt, es ſei weniger ſchwierig und unterhaltender, einzelne Haare in feine Seide zu fädeln?“

„Das geſchieht aber nur zur Abwechslung und wenn ihr nichts Anderes zu thun habt. Wie unterhaltend iſt dagegen eure übrige Arbeit, den Leuten an ihren Köpfen herumzuſpielen, dabei zu plaudern und zu lachen, alles Neue zu erfahren, Jedermanns Freund zu ſein — und dann erſt die Damen! Ich dachte mir ſchon oft, es iſt ſehr ſchade, daß ich kein Friſeur geworden bin.“

„Auch das hat ſeine Schattenſeiten,“ meinte ſeufzend der Haarkräusler-Gehülfe; „allerdings thut man dabei Blicke in Familien- und andere Geheimniſſe und empfängt Eindrücke, die, ohne Ausſicht auf Erfolg, nur zu unſerer Beunruhigung dienen und ſchwer wieder zu verwiſchen ſind.“

„Aber ihr wißt, wofür ihr arbeitet, ſeid gut bezahlt, und das, was ſo nebenbei abfällt, iſt auch nicht zu verachten, während ſo ein armer Kupferſtecher oder ein noch ärmerer Lithograph gerade ſo viel verdient, um nicht Hungers zu ſterben.“

„Nun, bei der Marktſchreiberei ſcheinſt Du mir auch nicht beſſer geſtellt zu ſein, Du erſcheinſt da wahrhaftig in einem unverantwortlichen Anzuge; wenn nicht die Erinnerungen an unſere gemeinſchaftliche Schulzeit ſo mächtig in mir wären und ich nicht wüßte, daß Du im Grunde ein guter Kerl biſt, ſo müßte ich wahrhaftig in meiner Stellung allen Umgang mit Dir abbrechen.“

Der Perrückenmacher ſagte das, indem er den rechten Fuß wie in einem Tanzpas vorgeſetzt hatte, den Oberkörper etwas zurückgebogen und ſeinen Freund von oben bis unten betrachtend, wobei er ein Brenneiſen, welches er am Zeigefinger ſeiner rechten Hand hangen hatte, jetzt mit großer Geſchicklichkeit im Kreiſe herum

wirbelte — und das mußte wahr sein, der Andere, jetzt des so viele Mängel verhüllenden Pudermantels entledigt, sah gerade nicht empfehlenswerth aus. Seinen abgeschabten schwarzen Frack kennen wir bereits — Wäsche war durchaus keine sichtbar, die Weste nicht nennenswerth, und was seine Beinkleider anbelangte, so wollen wir lieber den Blick stillschweigend daran hinunter gleiten lassen, um sein Piedestal höchst traurig zu finden.

Die letzte Bemerkung mochte der Friseur machen, denn er fragte ihn: „Trägst Du Schuhe oder Stiefel?“

„Stiefel, das will ich meinen!“

„So würde ich Dir den Rath geben, die Beinkleider in dieselben hinein zu stecken, wie es jetzt Mode ist, denn ich sehe an denselben ein paar verdächtige Fransen oder etwas Aehnliches; vor allen Dingen aber setze Dich dort in die Ecke und wirf deinen Plaid malerisch auf Kniee und Füße — oder hast Du vielleicht sonst noch Gänge vor, die Deine Zeit in Anspruch nehmen?“

„Das gerade nicht,“ erwiederte der Gefragte und fuhr, nachdem er in der halbdunklen Ecke Platz genommen, etwas kleinlaut fort: „Es ist wahr, mit der verfluchten Schreiberei ist nicht viel verdient, man kommt auf keinen grünen Zweig; Zeit habe ich genug, aber kein Geld.“

„Und was machst Du mit Deiner überflüssigen Zeit auf Deinem sogenannten Bureau?“

„Zeichnungen, um mir die Langeweile zu vertreiben.“

„Und früher, als Du zeichnen solltest, machtest Du zu gleichem Zwecke unnöthige Schreibereien.“

„Ja, der Mensch ist mit seinem Schicksale nie zufrieden!“ seufzte der Gehülfe des Marktmeisters.

„Und was zeichnest Du?“

„Spielereien, Caricaturen, lebende Buchstaben, das heißt Buchstaben, die aus menschlichen Körpern zusammengesetzt sind, und darin kann ich etwas leisten, das mußt Du sehen.“

Der Schreiber zog bei dieſen Worten eine alte Brieftaſche hervor, nahm daraus ein Blatt Papier, welches er auseinander faltete und dem Anderen übereichte.

„Siehſt Du, wenn Du das aus einiger Entfernung betrachteſt, ſo lieſt Du deutlich den Namen Sprandel, ſo heißt der Amtsdiener des Raths und das Factotum des Stadtſchultheißen; ſchauſt Du es aber in der Nähe an, ſo findeſt Du, daß die Buchſtaben aus lauter einzelnen Sprandeln beſtehen: Sprandel, wenn er Morgens verdrießlich daher ſchlendert, Sprandel, wenn er ſich vorm Stadtſchultheißen oder Einem vom Gemeinderathe bückelt, Sprandel, wenn er ſich am Ofen den Rücken wärmt, Sprandel, wenn er ſeinen Frühſtücksſchoppen trinkt, und hier am Schluſſe Sprandel, wie er mir über die Achſel ſchaut. Iſt das nicht famos?“

„Ich kenne Deinen Sprandel nicht, aber Du ſelbſt biſt zu erkennen, und deßhalb muß ich ſchon ſagen, daß es unverantwortlich iſt, ſo ein Talent, ſo eine feſte Hand, ſo ein feſtes Auge nur zu dergleichen Kindereien zu benutzen.“

„Nicht wahr, ich bin ähnlich, und erſt der Sprandel, obgleich ſein Geſicht nicht viel größer als ein Stecknadelkopf iſt; es hat mich das aber Mühe genug gekoſtet, und ſiehſt Du, was die Hauptſache iſt, das iſt die feine Schraffirung von haarſcharfen Strichen, die ſchräg über das Ganze laufen und Nebel und Regen vorſtellen ſollen; das iſt gerade wie guillochirt — doch was verſtehſt Du von der Guillochir-Maſchine!“

„Allerdings ſo gut wie gar nichts — aber laß mir das Blatt; ich friſire da zuweilen den Commis einer Kunſthandlung, die ſtark in Landkarten arbeitet, das wäre eigentlich Dein Fach. Doch jetzt ſetze Dich in jene Ecke, es kommen Leute.“

Der Schreiber that, wie ihm befohlen, und der Andere, da er zwei Herren eintreten ſah, zog an der Klingel, welche in das obere Atelier führte, und lud den einen Herrn mit einer graziöſen Handbewegung zum Sitzen ein, während er dem anderen, der ſchon vor

einem der Spiegel Platz genommen hatte, mit einer unnachahmlichen Leichtigkeit den Pudermantel umwarf.

„Einen geraden Scheitel, wie gewöhnlich, und Eispommade?“ fragte der Friseur.

„Geraden Scheitel, ja, aber Eispommade, nein; sie riecht nach einer Stunde wie altes Unschlitt, man kommt dadurch in die größte Verlegenheit.“

Dann wandte er sich an den anderen jungen Herrn, ein Gespräch ungenirt fortsetzend, das beide schon wahrscheinlich auf der Straße angefangen.

„Mit dem Alten ist in dieser Richtung nichts anzufangen; aber meiner Mutter habe ich es gesagt — es nutzt aber nichts —, warum dergleichen große Geschichten arrangiren, mag man sie nun Bälle nennen oder mit dem bescheidenen Namen Thés dansants? Man kann doch nicht mehr thun, als die Zimmer so vollstopfen, wie nur immer möglich — und doch ladet man sich für zehn Eingeladene ein Dutzend Mißvergnügter auf den Hals, die man übergehen mußte. Ueberhaupt bin ich ein Feind aller dieser Damengesellschaften; man muß da Rücksichten nach allen Seiten nehmen, man ist den ganzen Abend ein gefesselter Sklave, man muß plaudern, wo man schweigen möchte, und umgekehrt; man muß auch tanzen, mit wem man nicht mag, zum Beispiel ich heute Abend in meiner Stellung als Sohn vom Hause sollte ich das wenigstens thun; aber ich glaube fast, daß ich mir den Fuß übertreten habe — ich rechne auf Dich, Du kannst für mich herumhüpfen — ich bin ohnehin schon zu alt dazu.“

Der, welcher so sprach, war ein junger Mann von vielleicht 20 oder 22 Jahren, ziemlich groß, schlank, mit einem vollen, nicht unangenehmen Gesichte und kleinem Schnurrbarte.

Der Andere, welcher sich nun ebenfalls unter den Händen, und zwar des zweiten Friseurs befand, war von kleiner, schmächtiger Statur, höchstens um einige Jahre älter und hatte ein schmales

Geſicht, dem wohl der ſtarke, röthliche Backenbart, welcher auf beiden Seiten in langen Spitzen bis auf die Bruſt herabhing, etwas Rundung geben ſollte. Er wandte jetzt lachend ſeinen Kopf herum und entgegnete: „Was ich vermag, werde ich leiſten, jugendlicher Greis, obgleich Du mich in Betreff der kleinen Pfälzinger gewiß wieder vergeſſen haſt.“

„Vergeſſen keinenfalls, aber meine Alte machte ein Geſicht — weißt Du, kein Geſicht des Verdruſſes, aber eines von ſo grenzenloſer Verwunderung, daß ich ſogleich einſah, wie unmöglich es ſei, hier durchzudringen. Sie ſagte nur: ‚Eine Schauſpielerin? Ach, das muß ich mir ausbitten, was würde die Welt dazu ſagen!‘“

„Ja, die Welt, die Welt!“ ſeufzte der Andere; „Deine Mutter iſt ſonſt eine ſo aufgeklärte Frau.“

„Ich hatte viel für Dich gethan,“ fuhr der Andere fort; „ich hatte meine Tante, die Frau Haupt-Staatsſchuldenzahlungs-Caſſen-Reviſorin — ein verfluchter Titel —, in ihrem Hauſe wohnt ja die Kleine, mit Hülfe meines Oheims, der ſchon als Demokrat freieren Anſichten huldigt, breitgeſchlagen.“

„Siehſt Du, das iſt doch ein Beweis, wie anſtändig die Pfälzinger iſt.“

„Das mußt Du am beſten wiſſen; das einzige Zweideutige, das ich von dem Mädchen weiß, iſt, daß ſie Dir erlaubt, ſie zu beſuchen — geht mich aber nichts an. Meine Mutter ſchien's nicht ſo verſtehen zu wollen; als ich ſagte, Tante Reviſorin hätte ſich entſchloſſen, die Kleine mitzubringen, und das wäre doch ein ſicherer Beweis ihrer Anſtändigkeit, da lachte ſie laut auf und meinte: ‚O, die Tante kenne ich; ſie würde noch ganz jemand Anderes mitbringen, weil ſie überzeugt wäre, dadurch ein Dutzend ſogenannte anſtändige und brave Frauen zu ärgern.‘“

„Auch nicht übel!“

Das Friſiren war beendigt, und während ſich der größere der beiden Herren, der Sohn des Stadtſchultheißen Welkermann, im

Spiegel betrachtete und dabei ſeinen eleganten Paletot von dem Gehülfen leicht abſtauben ließ, meinte er:

„Du wirſt aber nicht zu kurz kommen; ich ſage Dir, die Mama hat im Departement der Einladungen für alles geſorgt, was gut und theuer iſt, ſo wie der Alte im Departement der inneren Angelegenheiten. Auch habe ich es ſo eingerichtet, daß wir unter uns Pfarrerstöchtern im hinteren Zimmer ſoupiren, und zwar mit Beihülfe einer guten Anzahl Flaſchen Roederer carte blanche. Biſt Du nun zufrieden?“

„Ich hoffe, es zu werden,“ erwiederte der mit dem rothen Barte. „Doch werde ich morgen mit der kleinen Pfälzinger einen ſchweren Stand haben, oder vielmehr mit ihrer Mutter, der viel daran gelegen war, die Tochter in euer Haus zu bringen.“

„Dieſe Mutter iſt eine ſehr brave Frau, im Intereſſe ihrer Tochter nämlich; doch hoffe ich, Kleiner, daß Du es begreifſt, daß man Dir dadurch ein neues Seil um die Hörner geworfen hätte,“ entgegnete der Sohn des Stadtſchultheißen in gleichgültigem Tone und ſetzte hinzu, während er, vor dem Spiegel ſtehend, ſeinen Schnurrbart drehte: „Begreiflicher Weiſe ohne irgend welche Anſpielung.“

„Ich mache mir nichts daraus, man muß ſich eben an Deine gewagten Bilder gewöhnen.“

Hier erlaubte ſich der Friſeur zu ſagen: „Man freut ſich allgemein auf den heutigen Ball des Herrn Stadtſchultheißen; der Principal iſt ſeit Mittag ſchon in den beſten Häuſern beſchäftigt.“

„Dieſe armen Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit,“ meinte Herr Welkermann junior, „die da friſirt einen ganzen Nachmittag ſitzen müſſen und ſchon todtmüde ſind, bis ſie erſt einmal zum Anziehen kommen. Da haben wir es doch beſſer. Was meinſt Du, wollen wir in den Jagdclub und dort eine Partie Billard ſpielen?“

„Dafür danke ich; ich hoffe mir heute Abend noch Bewegung genug zu machen.“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Die Dämmerung war hereingebrochen, und es war jene Zeit, ehe es ganz dunkel wird, wo man gern ohne Licht in der Stube sitzt und seinen Gedanken Audienz gibt, wo sich der Blick, unbeirrt von zerstreuenden Gegenständen, so gern nach innen kehrt, und man die Erinnerung an gute und schlechte Stunden, an gute und böse Thaten, die schmerzliche Vergangenheit und die Hoffnung für die Zukunft so gern hervorruft, um mit ihnen in mannigfaltigen Gestalten die Einsamkeit zu bevölkern.

Ebenso that es die Frau Müller in ihrer Stube im Hinterhause unter dem Stadtgraben, nur daß bei derselben dunkle und unheimliche Erinnerungen sehr vorherrschend waren. Sie saß da in der einen Ecke des alten Sopha's gegenüber der Thüre des Schlafzimmers, das ihre Tochter noch vor Kurzem bewohnt; sie hatte ihren Kopf auf den Arm gelegt, und man hätte glauben können, sie schliefe; doch war die wohlthätige Ruhe ihr fern, denn sie saß da und ließ ihr ganzes vergangenes Leben in Gedanken an sich vorübergleiten, und diese finstere Reise, die sich

„Oder bringen wir ſonſt die Zeit herum; ich habe mich ſchon gleich nach Tiſch auf der Bank verabſchiedet, was man ſehr begreiflich fand.“

Der Gehülfe reichte den beiden Herren ihre Hüte und ſagte dabei, er wünſche ihnen viel Vergnügen.

„Das wird mäßig genug ausfallen,“ meinte der Sohn des Stadtſchultheißen; „es iſt eine harte Arbeit, ſo ein Ballabend. Ich bin überzeugt, Monſieur Fritz amuſiren ſich viel beſſer.“

„Ich hoffe, das Meinige zu leiſten, Herr Welkermann — eine kleine Tanzpartie im Tivoli.“

„Dort iſt es ſehr amuſant. Was meinſt Du, Kleiner, wenn es bei uns nicht zu ſpät würde, könnten wir noch ein Bißchen dorthin gehen?“

Nachdem die Beiden den Laden verlaſſen hatten, fragte der Gehülfe des Marktmeiſters: „Denkſt Du wirklich daran, ins Tivoli zu gehen?“

„Warum nicht? Und wenn es Dir Spaß macht, kannſt Du mich begleiten. Ich habe heute einen guten Tag gehabt, und wenn ich Dich auch gerade nicht zum Tanz auffordern will, ſo wirſt Du mir es nicht abſchlagen, an einem kleinen Nachteſſen Theil zu nehmen; ich weiß nicht, warum ich nun einmal den Affen an Dir gefreſſen habe — ſind es allein unſere Schulzeit-Erinnerungen, oder iſt es die Hoffnung, daß Du ſpäter doch noch etwas Tüchtiges leiſten wirſt, oder iſt es, weil Du jetzt ſchon was Rechtes biſt, in der Liederlichkeit nämlich, und weil man mit Dir immer ein gewiſſes Aufſehen macht? Doch ſei ſtill, bemühe Dich mit keiner Antwort und laß Deinen Plaid ein klein wenig mehr über die troſtloſen Stiefel herabhängen; ich höre einen Wagen anfahren. Wahrſcheinlich etwas, das hier bei uns nicht an Geſtalten wie die Deinige gewohnt iſt.“

Ein Lakai öffnete die Thür des kleinen Cabinets, und als er ſah, daß niemand Fremdes da war — den Schreiber in der Ecke

ſchien er nicht zu beachten —, flüſterte er dem Gehülfen zu: „Es iſt mir recht, daß Sie allein ſind; mein Herr will ſich im Vorbeifahren raſch ſeine Haare herrichten laſſen!“ Und damit verſchwand er wieder.

„Wer iſt ſein Herr?“ fragte leiſe der Schreiber.

„Der Baron von Rivola, ein ſchon älterer Herr, wohnt eine Stunde von der Reſidenz auf ſeinem Gute, kommt aber häufig in die Stadt, iſt nicht nur bei Hofe gern geſehen, ſondern auch in allen Kreiſen der Geſellſchaft; es ſollte mich gar nicht wundern, wenn er heute Abend beim Stadtſchultheißen wäre. Doch halte Dich ruhig, da kommt er.“

Der Gehülfe ging nach dieſen Worten dem hereinkommenden Herrn entgegen, machte eine tiefe Verbeugung und führte ihn vor den größten Spiegel des Cabinets, neben welchem ausnahmsweiſe zwei Gasflammen brannten; auch wandte er ſorgfältig das Sitzkiſſen des Fauteuils um und holte mit raſchem Griffe aus einer Commode einen ganz reinen Pudermantel heraus.

Baron Rivola, ein Mann ſtark in den Fünfzigern, ließ ſich ſtillſchweigend nieder und ſagte erſt, als ihn der Gehülfe fragend anſah: „Nur das Haar ausbürſten und etwas Pomade.“

Dieſes Haar, ſehr ſtark und ungebändigt aufſtrebend, war aber ſchon ſtark ergraut; unter demſelben ſah man eine hohe, breite Stirn, ein Paar blaue Brillengläſer, eine ſtarke, knochige Naſe, ſowie einen ſcharf gezeichneten Mund mit dünnen Lippen und ein hervorſtehendes Kinn, beides Zeichen großer Energie.

„Befehlen der Herr Baron eine Zeitung?“

„Ich danke, es wird nicht zu lange dauern.“

„Schlechtes Wetter, Herr Baron; ich glaubte, heute nicht mehr das Glück zu haben, den Herrn Baron bei uns zu ſehen.“

„Es wäre auch zu Hauſe an meinem Kaminfeuer angenehmer; doch muß man der Geſellſchaft, in welcher man lebt, Opfer bringen.“

„Ich glaube, es iſt eine Soirée bei Hofe; der Adjutant Sr. Majeſtät, Graf Dichſenheim, ſprach heute Morgen davon.“

„So — ich weiß nicht.“

„Auch iſt ein Ball beim Herrn Stadtſchultheiß.“

„A—a—ah!“

Vielleicht mochte dieſes ausholende Geſpräch dem Betreffenden gerade nicht angenehm ſein, denn er griff mit der Hand nach den Zeitungen, die vor ihm unter dem Spiegel lagen, bekam aber ſtatt deſſen die Zeichnung des Marktſchreibergehülfen in die Hand, welche Monſieur Fritz dort hingelegt. Der Baron entfaltete ſie, blickte ſie zuerſt gleichgültig, dann aber offenbar mit ſo großer Aufmerkſamkeit und ſo unverkennbarem Intereſſe an, daß ſich der Friſeur nicht enthalten konnte, den Kopf ſeitwärts zu wenden und ſeinen Freund durch ein bedeutſames Nicken darauf aufmerkſam zu machen.

Der Herr Baron hatte jetzt das Papier ganz dicht der Gasflamme genähert und fragte: „Was iſt denn das?“

„Federproben eines meiner Freunde, der allerdings ſehr correkt zu zeichnen verſteht, wie der Herr Baron, der ein ſo großer Kenner iſt, gewiß ſogleich geſehen hat.“

„Sehr correkt.“

„Dieß iſt aber nur die Frucht einer müßigen Stunde, nur ſo aufs Papier hingeworfen; wenn ſich mein Freund Mühe geben will, ſo kann er noch ganz Anderes zu Stande bringen. Hat er doch neulich einmal das Vaterunſer auf einen Kreuzer geſchrieben, und ſo deutlich, daß man es mit der Loupe leſen konnte.“

„Ah, mit der Loupe — er verſteht damit umzugehen?“

„Gewiß, Herr Baron.“

Dieſer faßte mit den Händen an den Taſchen ſeiner Weſte herum und brachte nach einigem Suchen eines der eben genannten Inſtrumente hervor, hielt dieſes über die Zeichnung und prüfte lange, nachdem er ſeine blaue Brille in die Höhe geſchoben und die Loupe vor das rechte Auge gebracht hatte. Dann ſagte er: „In der That, ſehr correkt!“ Worauf er, nachdem er das Blatt hingelegt und die Loupe wieder eingeſchoben, in gleichgültigem

Tone ſagte: „Und wer iſt dieſer Freund — ein Kupferſtecher oder ſo etwas?“

Monſieur Fritz zuckte mit den Achſeln und ſagte lächelnd: „Er iſt von Allem etwas, Herr Baron, und im Ganzen mehr als wenig; er war auch einmal Kupferſtecher, auch Lithograph, iſt jetzt Schreibereigehülfe des Marktmeiſters, wo er ein kärgliches Brod verdient, und — in dieſem Augenblicke zufällig hier im Zimmer.“

Der Betreffende, welcher den Augenblick gekommen glaubte, ſich vorſtellen zu dürfen, kam aus der Ecke hervor, wobei er aber die Vorſicht gebrauchte, durch den Plaid den unteren, defekten Theil ſeiner Beinkleider ſowie ſeiner beſchmutzten Stiefel bedeckt zu halten, was ſeiner ganzen Figur ein eigenthümliches Ausſehen verlieh.

„Ei,“ ſagte der alte Herr, indem er dieſe ſeltſame Erſcheinung aufmerkſam betrachtete, „für das, was Ihr Freund vielleicht könnte, hat er es nicht weit gebracht.“

„Das habe ich ihm ſchon oft geſagt, Herr Baron; er hätte bei der Kupferſtecherei bleiben ſollen, aber er hat kein Sitzfleiſch — verzeihen Sie mir den Ausdruck, Herr Baron!“

Ueber die Züge des alten Herrn flog ein kurzes, ſcharfes Lächeln, als er erwiederte: „Er ſieht allerdings ſehr mager aus, — ja, ohne Fleiß und Ausdauer bringt man es zu gar nichts.“

„Er würde auch Fleiß und Ausdauer haben, aber nur für kurze Zeit; ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen, Herr Baron?“

„Ausdauer für kurze Zeit? Nein, das verſtehe ich nicht.“

„Ich meine nur, er würde eine gute Arbeit mit großem Fleiße, vieler Mühe und Ausdauer meiſterhaft zu Stande bringen, wenn er dafür ſo ordentlich belohnt würde, daß er alsdann eine Zeit lang wieder nichts zu thun brauchte.“

„Ah, und das Geld, welches er alsdann verdient, luſtig auszugeben?“

„So iſt's, Herr Baron. Aber beſſer wäre es noch, wenn man ihm vielleicht einen ganz kleinen Dienſt verſchaffen könnte, vielleicht

in einer Bibliothek, denn er kann auch Latein und Griechisch, und einen Katalog würde Niemand so schön schreiben, wie er; auch wäre er für ein Kupferstich-Cabinet verwendbar. Der Herr Baron haben eine so große Bekanntschaft," fuhr der Gehülfe des Friseurs in bittendem Tone fort, „und schon so manchem jungen Künstler geholfen, wenn Sie nur einmal die Gnade hätten, Sich meines Freundes gelegentlich zu erinnern — Franz Steffler, Gehülfe bei dem hiesigen Marktmeister."

„Schreiben Sie mir den Namen da auf die Zeichnung, und auch, wo Ihr Freund wohnt."

„Gott lohne es Ihnen, Herr Baron! So unscheinbar er auch aussieht, so hat er doch ein gutes Gemüth und ist über alle Beschreibung dankbar."

Der Freiherr von Rivola steckte die Zeichnung in die Tasche und sagte, während er seinen Hut aufsetzte: „Ich werde mich Ihres Freundes erinnern; ob ich aber etwas für ihn thun kann, ist die Frage."

Er verließ das Cabinet, und der Friseur eilte ihm nach bis auf die Straße, wo er ihn gern in den Wagen gehoben und den Schlag hinter ihm geschlossen hätte, wenn dies alles nicht der elegante Diener besorgt.

„Siehst Du, Kerl," rief er hierauf, als er wieder in das Cabinet zurückgekommen war, „jetzt müßte mich Alles trügen, oder ich habe Deinem Glücke eine gute Handhabe gedreht; wenn der etwas für Dich thun will, so kann er's — Dich vielleicht bei der Bibliothek anstellen lassen oder beim Kupferstich-Cabinet, oder auch Dir eine gute Arbeit verschaffen, welche Dir tüchtig Geld einträgt."

„Das Letztere wäre mir das Liebste, nur so viel, um mich ordentlich herrichten zu können, um nach Amerika auszuwandern, denn aufrichtig gestanden, hier komme ich doch auf keinen grünen Zweig."

„Darin hast Du allerdings nicht Unrecht."

„Was hält mich auch hier zurück? Ich habe keine Eltern mehr, auch sonst keine Verwandten, und den Leuten, die sich allenfalls für mich interessiren, die zuweilen zärtlich nach mir ausschauen, ob ich noch am Leben bin, gehe ich gern aus dem Wege; ja, wenn ich wirklich einmal etwas Rechtes verdiente, so würden sie ihre Sorgfalt so weit treiben, mich höflich zu ersuchen, ihnen so bald als möglich einen freundschaftlichen Besuch zu machen. Deßhalb Geld verdient und dann aufgepackt und fort!"

„Ohne Anzeige in den öffentlichen Blättern, wer vor Deiner Abreise nach Amerika noch eine gültige Forderung zu stellen habe, möge sich bei Zeiten melden?"

„Es ginge auch ohne das."

„Nun aber Scherz bei Seite. Ich weiß nicht, es ist mir immer, als wenn der Mann etwas für Dich thäte; deßhalb wollen wir auch allen Ernstes heute Abend ins Tivoli gehen. Verfüge Dich in Deine Wohnung, mache Dich so anständig, als immer möglich, und hole mich um acht Uhr ab."

Drittes Kapitel.

Nachdem wir vorhin das Haus des Stadtſchultheißen von der Straße aus geſehen mit ſeinen Zurichtungen zum heutigen Balle, müſſen wir uns im Verlaufe unſerer Geſchichte ſchon erlauben, auch das Innere deſſelben zu betreten. Sehr viele Einladungen zum heutigen Feſte waren ergangen, Einladungen mit verblümten Redensarten, wie ſie jetzt bei ſolchen Veranlaſſungen der Brauch ſind, die häufig nur errathen laſſen, wozu der Gaſt eingeladen iſt: „Für einen Ball bittet ſich Madame N. von Herrn N. N. die Ehre aus, den Abend des und des bei ihr zubringen zu wollen," oder: „Herr N. und Madame N. werden ſich freuen, wenn Herr N. N. eine Taſſe Thee bei ihnen annehmen wolle"; zu einem Diner heißt es gewöhnlich „auf einen Löffel Suppe".

Die Eingeladenen zum Feſte des Stadtſchultheißen wußten aber ſchon, woran ſie waren, und Madame Welkermann hatte kein Geheimniß daraus gemacht, daß es ein wirklicher Ball ſein ſolle, und zwar aus einer Veranlaſſung, die ihrem Mutterherzen wohlthat. War doch ihre achtzehn Jahre alte Tochter vor Kurzem aus der Penſion zurückgekehrt und ſollte nun mit vollem Glanze zum erſten Male in die Welt eingeführt werden!

Madame Welkermann war eine brave Frau, hatte aber als

Tochter einer der ersten Patrizierfamilien einer ehemaligen Reichsstadt den Glauben, sie habe Herrn Wellermann eine außerordentliche Ehre angethan, indem sie ihm ihre Hand reichte. Allerdings war dieser damals nichts Anderes gewesen, als ein kleiner städtischer Beamter, der übrigens, als Sohn des verstorbenen reichen Stadtschreibers Wellermann, mit Verstand sowie sehr vielen natürlichen Anlagen ausgerüstet, wohl zu einer guten Laufbahn Hoffnung gab, welche, wie wir bereits gesehen, denn auch eingetroffen war. Madame Wellermann war im Laufe der Jahre Stadtschultheißin geworden, und die Familien derer von der Eschenbach betrachteten sie, wenn auch nicht mit Stolz, doch mit Genugthuung.

In der Küche des Hauses loderte das Feuer stärker als je, und der für heute dirigirende Koch gab sich die größte Mühe, die Thüren seines Appartements fest verschlossen zu halten, damit kein Speisegeruch auf Vorsaal und Treppe hinaus dringe, was er mit vollem Rechte für höchst unanständig erklärte. Doch bemerkte man nur in den unteren Räumen Leben und Bewegung; oben und auf den Treppen hatte alles unnöthige Gelaufe aufgehört, und das ganze ansehnliche und reiche Appartement befand sich zur Aufnahme der Gäste bereit und in voller Parade. Diese hielt der Stadtschultheiß in eigener Person, im schwarzen Frack, weißer Halsbinde, tadellos von den straff emporgebürsteten Haaren bis zu den Spitzen seiner lackirten Stiefel, nun zum letzten Male ab, und zwar in Begleitung seines heutigen dienstthuenden Adjutanten Herrn Ascher, eines ehemaligen Kammerlakaien, der sich vom Dienste zurückgezogen und nun in guten Häusern bei Festlichkeiten aushalf.

Die Parade fing bei der Hausthür an, wo der Amtsdiener des Stadtraths stand, um die männlichen Gäste in die unten befindliche Garderobe zu weisen, die Damen dagegen zu bitten, sich zur Ablegung ihrer Mäntel und Shawls die Treppe hinauf zu bemühen.

Daß Herr Sprandel mitten in grünem Gesträuche stand, ver-

steht sich von selbst, ebenso, daß die breite Treppe mit Blumen besetzt und mit Teppichen belegt war. Dann kam man oben, nachdem man einen schweren Vorhang aufgehoben, welches Geschäft der Kutscher des Hauses für die Gäste zu besorgen hatte, in ein reich beleuchtetes Vestibule. Es war dieß in den gewöhnlichen Zeiten ein dunkler, unbehaglicher Raum, der aber jetzt, mit Teppichen belegt, mit Pflanzen und Sitzgelegenheiten decorirt, einen festlichen Anblick bot.

„Charmant!" sagte der Stadtschultheiß zu Herrn Ascher, welcher sich stillschweigend verbeugte. Nun ging man durch die ganze Zimmerreihe, an der sämmtliche Thüren ausgehoben worden waren, sowie alles entfernt, was an die niederen täglichen Bedürfnisse des Lebens erinnern konnte. War doch sogar das Schlaf- und Arbeitszimmer des Herrn Wellermann nicht geschont worden und Alles, bis auf eine einzige abgesonderte Stube, in den Bereich der Festlichkeit gezogen! Diese Stube bot dafür aber auch ein merkwürdiges Durcheinander, ein wahres Chaos von Kisten, Schränken, Möbeln und Bettwerk. Es war ein Glück, daß dort Finsterniß herrschte, und der Stadtschultheiß hatte zu seiner Beruhigung den Schlüssel zweimal umgedreht und in seine Tasche gesteckt.

„Es ist das alles in der That gelungen," sagte er, nachdem er in der Begleitung Ascher's sämmtliche Zimmer durchgegangen; „es ist überall hell genug, nicht zu warm und duftet höchst angenehm."

„Letzteres ist das Einzige, was ich allenfalls auszusetzen hätte, Herr Stadtschultheiß," meinte Herr Ascher mit einer wichtigen Miene. „Die Frau Stadtschultheiß haben das Räuchern angeordnet, trotzdem ich mir zu bemerken erlaubte, daß in den großen und vornehmen Häusern, in denen ich zu serviren das Glück habe, niemals geräuchert wird. Seine Excellenz der Herr Graf von Schapperbach, welcher mir beim Feste Alles zu überlassen pflegt, welcher mich an nichts zu erinnern braucht, denn er kennt mich, unterläßt

es dennoch nie, nachdem er mir Alles übertragen, warnend den Zeigefinger aufzuheben — jedes Mal, Herr Stadtſchultheiß —, was ſo viel heißen ſoll: Mein lieber Herr Aſcher, ich bin mit allem, was Sie thun, einverſtanden — aber um Gottes willen keine Räucherung!"

„Man könnte ja ein paar Fenſter öffnen," meinte der Stadtſchultheiß.

„Unbeſorgt; dieſer Geruch verflüchtigt ſich ſchon, ehe die Gäſte kommen."

„Im Uebrigen," fragte der Herr des Hauſes, „ſind Sie aber überzeugt, daß unſere Apartements einen guten, ja, wohlthuenden oder, wie ſoll ich ſagen, reichen Eindruck auf unſere Eingeladenen machen werden?"

„Gewiß, Herr Stadtſchultheiß. Ich bin überzeugt, daß ſogar unſere jungen, verwöhnten Herren „ſuperbe" ſagen, und Sie werden ſehen, daß Seine Excellenz der Herr Miniſter des Innern nicht verfehlen wird, Ihnen ſogleich ein Compliment zu machen."

„Es ſollte mich freuen, und ich weiß nicht, wem ich meine Erkenntlichkeit zu beweiſen habe, wenn unſer ganzes Feſt ſo vorübergeht, wie wir es wünſchen. Richten Sie Ihr Augenmerk noch ganz beſonders auf das Souper — man wird in zwei Hälften zu Nacht ſpeiſen: zuerſt die älteren Herrſchaften, welche nicht tanzen, dann die jungen Leute. Seien Sie mit dem Champagner nicht zu ſparſam, vergeſſen Sie aber auch nicht, daß wir zweierlei Sorten haben — nur zum Beſten der jungen Leute, denen, vom Tanze erhitzt, etwas Leichtes, Ungefährliches viel zuträglicher iſt."

„Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich, Herr Stadtſchultheiß. Ich werde das beſorgen, wie ſtets in den vornehmen Häuſern, mit deren Vertrauen ich beehrt werde."

„So — ich danke Ihnen. Bleiben Sie ſo viel wie möglich in der Nähe, wenigſtens bis die Geſchichte vollkommen im Gange iſt und dann von ſelbſt geht. Vergeſſen Sie nicht, mir ſagen zu

ihrem inneren Blick entfaltete, preßte ihr manchen tiefen Seufzer ab, manch' ſchmerzliches Stöhnen. Eigentlich jagte ſie die Bilder finſterer Tage hinweg und ſchlug im Buche ihres Lebens die ſchwarzgefärbten Blätter haſtig um, um auf den erſten Seiten deſſelben, bei ihrer Jugendzeit, länger zu verweilen. Ach! es waren ihrer nur wenige, die ſich mit freundlichen Erinnerungen angefüllt dem nachſuchenden Blicke zeigte; nur ſehr kurz war die Zeit ihrer Freude, ihrer Unſchuld geweſen; nur wenige gute, freundliche Jahre waren da, welche von dem Gewicht des ganzen übrigen ſchuldbeladenen Lebens in die Höhe geſchnellt wurden.

Es war eine alte bekannte Geſchichte, dieſes Leben, aber darum nicht minder entſetzlich, weil ſie in dieſer Welt ſo oft vorkommt. Ihre eigene Mutter hatte ſie dem Laſter in die Arme geführt und hatte ihre Reue, ihre Verzweiflung, dieſe Zeugen ihrer Schuld, die ſich anfänglich heftig einzuſtellen pflegten, durch falſche Troſtgründe zu entkräften geſucht, und es war ihr das auch gelungen und ſie als Mädchen immer tiefer geſunken. Doch hatte ſie Glück gehabt, ſie hatte eine Heirath geſchloſſen, die im Stande geweſen wäre, ſie wieder empor zu heben; ihr guter Engel hatte ihr in der Geſtalt ihres Mannes die Hand gereicht, um die Verlorene aufzuheben und ſie zu unterſtützen, daß ſie auf einem guten Pfade fortan dahinwandle. — Aber vergebens! — ſie ſtrauchelte und fiel als Weib, wie ſie als Mädchen gefallen war; das Glück verließ ſie fortan vollſtändig, und der Engel ihres Lebens verhüllte ſein Geſicht und entfloh weinend. Dann ward ihre Tochter geboren, und das arme, kleine, unſchuldige Weſen rief ihr für einige Jahre die eigene Kindheit in's Gedächtniß zurück, und ſie fühlte öfter die eigene Reue und Verzweiflung, die damals ihr Herz ergriffen, als ihre Mutter ſie ebenſo angeleitet, wie ſie ihre Tochter.

Zwiſchen dieſen Gedanken entwand ſich ihren Lippen oftmals ein ſchmerzlicher Ausruf nach der Tochter und der Name

laſſen, ſobald der Wagen des Miniſters ankommt, damit ich ihm die Treppen hinab entgegengehen kann."

„Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, ſo glaube ich ſagen zu müſſen: bis an die Treppe wäre genug. Seine Excellenz der Graf Schapperbach pflegt nur die Treppe hinab zu gehen, wenn es ſich um allerhöchſte Mitglieder der fürſtlichen Familie handelt."

„Gut," entgegnete der Herr des Hauſes, indem er würdevoll ſein Kinn aus der Halsbinde emporhob. „Machen wir es in dieſem Punkte, wie der Graf Schapperbach."

Der ehemalige Kammer-Lakai zog ſich mit einer Verbeugung krebsartig zurück und verließ alsdann in wichtiger Eilfertigkeit das Zimmer, nachdem er der Frau Stadtſchultheißin an der Thüre ein tieferes Compliment gemacht hatte, als vorhin deren Gatten.

Madame Welkermann war geſchmackvoll, ohne Ueberladung gekleidet und führte ihre Tochter an der Hand, die ſich nun aber raſch dem Vater näherte, beide Hände um deſſen Hals legte und ihn mit vor Freude ſtrahlendem Geſichte herzlich küßte.

„Das Kind hat ſich kaum anziehen laſſen," ſagte die Mutter; „ſie war ſo ungeduldig und aufgeregt, daß es mich gar nicht wundern ſollte, wenn noch jetzt, obgleich wir ſie ſchon ein dutzendmal ringsum betrachtet, an ihrem Anzuge etwas Mangelhaftes wäre."

„Ich bemerke nichts," meinte der Stadtſchultheiß, indem er das ſchöne Mädchen eine Zeit lang mit großem Vergnügen betrachtete. Sie ſieht gut aus und vor allen Dingen einfach, wie ich es wünſche."

„Ah, mein weißes Kleid iſt hübſch! Ich habe Weiß ſehr gern, und ein junges Mädchen muß auf ſeinem erſten Balle immer im weißen Kleide erſcheinen."

„Doch war Eliſe ſo eigenſinnig, zu Gürtelband und Kopfputz die blaue Farbe zu wählen; Roth wäre bei mir ihren dunklen Haaren am liebſten geweſen."

„Du weißt, das iſt kein Eigenſinn, Mama.“

„Meinetwegen denn, aber eine kindiſche Idee; ſie hat ſich mit ihrer Penſionsfreundin Lucy verabredet, zur Toilette ihres erſten Balles Blau und Weiß zu wählen. Lucy mit ihren hellblonden Haaren konnte das ganz gut thun, es wird ihr vortrefflich ſtehen — Lucy würde gewiß kein Roth genommen haben.“

„Darum thuſt Du ihr ſehr Unrecht. Sie iſt doch ſo gut, ſo freundlich, ſo nachgiebig; ſie war es, die Roth vorſchlug, weil ſie ſagte, das ſtände beſſer zu meinen dunklen Haaren. Aber ich beſtand auf Blau, weil ich wußte, wie reizend ſie in Blau ausſieht.“

„Ein edler Wettſtreit,“ meinte Herr Welkermann lächelnd. „Nun, beruhige Dich nur, Mama, Eliſe ſieht recht gut aus.“

„Wenn ich nur Tänzer bekomme!“

„Nun, daran wird es Dir wahrſcheinlich nicht fehlen,“ entgegnete die Mutter, wobei ihr Geſicht eine etwas hochmüthige Miene annahm und wobei ſie auf ihre Tochter ſchaute und dann einen Blick über den hell erleuchteten und allerdings glänzenden Salon gleiten ließ.

„Haſt Du auch Nachricht, daß Lucy gewiß kommt?“ fragte Eliſe ihren Vater nach einer Pauſe.

„Ganz ſichere Nachricht. Baron Rivola ſchrieb mir noch heute Vormittag mit zwei Zeilen, das leichte Unwohlſein ſeiner Frau habe ſich ſo raſch gebeſſert, daß auch dieſe bei uns erſcheinen werde.“

„Wie mich das freut!“ antwortete Eliſe. Dann ſetzte ſie hinzu, indem ſie nach dem Eingange des Salons eilte: „Dort kommt auch mein Bruder Ferdinand, aber noch gar nicht ſchön angezogen.“

Und in der That war es der junge Herr Welkermann, Sohn des Stadtſchultheißen, Commis bei der königlichen Bank, deſſen Bekanntſchaft wir ſchon ſo glücklich geweſen, bei dem Hof-Friſeur Herrn Sieger zu machen. Er ſchlenderte langſam durch das Vorzimmer, Alles mit größter Aufmerkſamkeit, aber mit gleichgültiger

Miene betrachtend. Er war in demſelben Anzuge, wie wir ihn früher geſehen haben, den Hut auf dem Kopfe, die rechte Hand in der Taſche ſeines Beinkleides, und fuchtelte mit ſeinem Spazierſtocke in der Luft herum.

„Aber das iſt doch zu arg, Ferdinand!“ rief die Mutter, indem ſie ihm einige Schritte entgegeneilte, während Herr Welkermann senior mit hoch erhobenem Kopfe und einigem Stirnrunzeln ſeinen Sprößling betrachtete: „So ſpät nach Hauſe zu kommen und noch gar nicht angezogen zu ſein, wenn man jede Sekunde Gäſte zu erwarten hat!“

Ferdinand ließ ſich durch dieſe Worte weder in ſeinen Betrachtungen ſtören, noch beeilte er ſich, raſcher näher zu kommen, und jetzt, wo er ziemlich in der Mitte des Zimmers ſtand, lüpfte er ſeinen Hut ein klein wenig gegen ſeinen Vater und ſagte, ſich umſchauend: „Es iſt recht hübſch bei euch, aber ich weiß nicht, was Du willſt, Mutter, mit Deinem vorwurfsvollen Geſichte — ich komme ja noch viel zu früh, es iſt ja noch Niemand da?“

„Noch Niemand da!“ wiederholte der Stadtſchultheiß, indem er unmuthig mit den Achſeln zuckte. „Und das ſagt dieſer Menſch, ganz ſo, wie er von der Straße hereinkommt, den Hut auf dem Kopfe, den Stock in der Hand! Gott ſei Dank, daß noch Niemand da iſt, der Dich hier und zu dieſer Stunde in dieſem Anzuge ſieht!“

„Mit euren Anzügen!“ gab der Sohn in einem verächtlichen Tone zur Antwort. „Es iſt ein ſehr altmodiſches Vorurtheil, daß man deßhalb anſtändiger ausſehen ſoll, wenn man den Rock zu einem Schwalbenſchwanz zuſammengeſchnitten hat, oder wenn man eine weiße Binde um den Hals ſchnürt, die Niemandem zum Geſichte ſteht! Wir ſind im Begriffe, einen Klub zu gründen für perſönliche Freiheit, und Paragraph 1 wird heißen: Verbannung des Fracks und des Cylinders.“

„Und aller guten Manieren,“ ſchaltete raſch der Stadtſchult-

heiß ein. „Man ſollte alle eure Klubs und Geſellſchaften von Polizei wegen verbieten, und da wir, was uns anbelangt, noch nicht ſo weit in der Bildung vorgeſchritten ſind, ſo gehe auf Dein Zimmer und mache Dich ſchön nach unſeren engherzigen Begriffen. Du ſollſt Dir auch darin ein Muſter an Deinem Vater nehmen.“

Ferdinand klemmte ſein Glas in's Auge, und nachdem er den Stadtſchultheißen einen Augenblick aufmerkſam betrachtet, ſagte er lächelnd: „Der Vater ſieht ganz famos aus, das iſt nicht zu läugnen. Seine weiße Weſte und ſein ſteifer Kragen machen eine gute Wirkung, die Wirkung einer ſtarren Vergangenheit, welche wir Anderen glücklich überwunden haben.“

„Es iſt das Kleid, welches uns der Anſtand für gewiſſe Vereinigungen vorſchreibt,“ ſagte Herr Welkermann mit großer Würde. „Leider, daß ihr euch anmaßt, auch hieran zu rütteln.“

„Lieber Vater, wir wollen darüber nicht ſtreiten. Frack und weiße Halsbinde bleiben, wie geſagt, das Bild einer ſtarren Vergangenheit, das Kleid einer Kaſte, und da in unſerem bewegten Jahrhundert aller Kaſtengeiſt, Gott ſei Dank, verſchwindet, ſo werde ich es auch noch erleben, daß der Frack zu Grabe getragen wird.“

„Wenn wir einmal ſo weit ſind,“ entgegnete ungeduldig der Stadtſchultheiß, „ſo möchte ich ihm den Nachruf widmen: „Hier ruht das Kleid der alten guten Sitte!“

„Da wir aber noch nicht ſo weit ſind,“ ſchaltete die Stadtſchultheißin ein, „ſo geh' auf Dein Zimmer, beweglicher junger Herr der Zukunft, und wirf Dich in die ſtarre Vergangenheit. Wahrhaftig, es iſt mir gerade, als hörte ich ſchon Wagengeraſſel — der Schweſter Eliſe haſt Du auch noch kein freundliches Wort geſagt, und das gute Kind ſteht doch ſchon lange vor Dir und ſieht Dich lächelnd an!“

„Ah, Lieschen! Sieht ſehr gut aus.“

„Danke Ferdinand — aber Du mußt mich nicht mehr Lieschen nennen, wenigſtens heute Abend nicht.“

„Das kann ich am Ende auch laſſen; aber in der That, Du gefällſt mir, Lies — Eliſe wollt ich ſagen.“

„Nun denn, Herr Bruder, wenn dem ſo iſt,“ erwiederte das junge Mädchen mit einem tiefen Knixe, ſo will ich Dir auch erlauben, daß Du mit mir den Ball eröffneſt.“

„Ich tanzen?“ fragte der junge Menſch mit großem Erſtaunen. „Wie kommſt Du mir vor? Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, und in meinem Alter tanzt man nicht mehr, das überläßt man der nachwachſenden Generation.“ Mit dieſen Worten nahm er ſeinen Hut ab, weil es ihm wahrſcheinlich zu warm wurde, und fuhr ſich leicht mit der Hand über das Haar, an dem man noch die Spuren der künſtleriſchen Leiſtungen des Friſeurs ſah; dann ſpitzte er den Mund, als wollte er irgend eine Melodie pfeifen, und verließ den Salon.

Seine Mutter blickte ihm nach mit etwas bekümmertem Geſichte, und es war ein nicht ganz natürliches Lächeln, das um ihre Lippen ſpielte, als ſie nun ſagte: „Er tanzt ſchon nicht mehr — und was thut man denn in ſeinem Alter?“

Dieſe Frage beantwortete der Stadtſchultheiß nach einer unmuthigen Bewegung und nachdem er ſeine Weſte mit einem etwas heftigen Rucke über den Leib herabgezogen, indem er ſagte: „Man erklärt Frack und weiße Halsbinde für ein altmodiſches Kleidungsſtück und bummelt dafür in einem Ding herum, was nicht Rock und nicht Jacke iſt, aber weite Taſchen hat, um die leeren Hände darin zu verbergen. Man reitet und fährt ſpazieren, man raucht Cigarren, man gibt das Geld der Eltern aus, man klagt über Langeweile und ein unerquickliches Daſein, weil man keine Luſt hat, Kraft und Gedanken auf etwas Ernſthaftes zu richten; man führt prächtig tönende Redensarten im Munde und huldigt auf dieſe Art dem fortſchreitenden Jahrhundert, deſſen Prophet man zu ſein glaubt .... — „Aber brennt dahinten nicht etwas?“ rief

er, sich unterbrechend, indem er die Luft schnüffelte und nach Ascher rief. Doch wurde dieser gleich mit der Versicherung im Vorzimmer sichtbar, daß dem nicht so sei, worauf er den Stadtschultheißen bat, sich vollkommen zu beruhigen, da in den vornehmsten Häusern, in welchen er bis jetzt servirt, bei ähnlichen Veranlassungen Funken, Brände oder dergleichen Ungehöriges durchaus nicht vorkommen könnten.

Herr Ascher machte hierauf eine tiefe Verbeugung gegen das Vestibule, deren Gegenstand Elise, welche der Thür zunächst stand, aber erst in einigen Sekunden zu sehen im Stande war. Dann aber eilte sie rasch gegen das Vorzimmer und rief: „Oheim Welkermann und Tante Brigitte!“

Ascher hatte diese beiden ersten Gäste mit lauter Stimme ankündigen wollen; doch war ihm von den Betreffenden in einem etwas mürrischen Tone gesagt worden: „Lassen Sie das bleiben, wir sind dergleichen Geschichten nicht gewohnt.“

„Und jetzt näherten sich Beide, der Herr Haupt-Staatsschuldenzahlungs-Kassen-Revisor Welkermann mit Gattin, trotz der herzlichen Begrüßung Elisens, mit ziemlich frostigen Gesichtern.

„Guten Abend, Albert, guten Abend, Brigitte!“ sagte der Stadtschultheiß, während Madame Welkermann ihrer Schwägerin freundlich die Hand bot. „Ich freue mich recht, daß ihr so früh kommt.“

Die Frau Revisorin war sehr einfach, aber doch mit einer gewissen Feierlichkeit gekleidet, wozu indessen ihre Haube, mit bunten, flatternden Bändern, nicht genau paßte, hatte in ihrem schon ältlichen Gesichte ein paar stechende Augen, eine spitzige Nase und einen Mund mit faltigen Lippen, die, wenn sie nicht sprach, stets so fest zusammengezogen waren, als wollten sie ausdrücken: „Ich wollte doch den sehen, der mich zum Reden zwingt!“ Sie machte jetzt vor dem Stadtschultheißen einen ziemlich förmlichen Knix, indem sie sagte: „War es uns doch zu Muthe, Albert und mir, als

ſeien wir fehlgegangen; Du kannſt Dir denken, daß wir zu Fuße kommen — geringe Reviſorsleute wie wir nehmen keinen Wagen."

„Und warum glaubtet ihr fehlgegangen zu ſein?"

„Ich dachte, wir kämen zu Hofe, ſo prachtvoll iſt es ſchon unten bei euch. Das Licht, die Blumen, dabei Dein Amtsdiener, der wahrhaftig ausſieht wie ein königlicher Portier, und auf der Treppe die Teppiche und alles das! Gewiß," ſetzte ſie mit einem ſtechenden Lächeln hinzu, „es gereut uns faſt, daß wir gekommen ſind — nicht wahr, Albert?"

„Ich wüßte nicht, warum es mich gereuen ſollte. Ich bin hier bei meinem Bruder; wenn ich auch nicht ſelbſt tanze, denn dazu bin ich zu alt, ſo werde ich tanzen ſehen; wenn ich auch nicht ſelbſt ſpiele, denn dazu habe ich kein Geld, ſo ſchaue ich den Spielenden zu."

„Aber es gibt auch noch andere Vergnügungen, denen Du hoffentlich nicht zuſehen wirſt," ſprach gutmüthig lächelnd der Stadtſchultheiß, „ein Geplauder mit guten Freunden und dann unſer Nachteſſen — ah, Du wirſt zufrieden ſein!"

Die Reviſorin wollte erwiedern: „Natürlich, wenn wir armen Leute abgefüttert ſind, hat man genug gethan!" Doch wurde ſie durch die laute Stimme Aſcher's unterbrochen, welche aus dem Vorzimmer meldete: „Der Herr Ober-Baurath Lievens, der Herr Geheime Ober-Steuerrath Marx."

Zuerſt rauſchten jetzt zwei Perſonen herein, der Ober-Baurath und die Ober-Baurāthin, dann Steuerraths: Vater, Mutter, zwei Töchter, nicht mehr in der ganz erſten Jugendfriſche, ſowie der Sohn, ein ſehr aufgeſchoſſener, etwas ſchlankelhafter junger Referendar.

In dieſer Maſſe von Seide, leichten Stoffen, flatternden Bändern, Tüll, Spitzen und Blumen, die ſo durch die Thür hereinſchob und ſich dann näherte, war nur ein einziger, aber recht bemerkenswerther Kern, die Frau Ober-Baurāthin nämlich, eine ſchöne, ſtarke,

große Frau mit weißen, runden Armen, runden Schultern, einem ſchlanken Halſe, auf dem der Kopf mit dem pikanten Geſichte frei und beweglich ſaß. Ueber ihren dunkel leuchtenden Augen ſah man ſchön gewölbte Brauen, und in ihren vollen Haaren hatte ſie nichts, als eine einzige rothe Roſe und etwas Band von gleicher Farbe. „Mehr darf ich nicht thun," pflegte ſie kokett zu ſagen; „denn bei der geringſten Friſur, die ich ſonſt anwende, erſcheint mein zu dickes Haar unförmlich." Und dick und ſchön war dieſes Haar, das mußte ihr der Neid geſtehen! Der Ober-Baurath war eine klapperdürre Perſönlichkeit und an ihm äußerlich nichts bemerkenswerth, als ſeine koloſſalen Brillengläſer, ſowie ſeine Manier, den Hut, mit beiden Händen am Rande gefaßt, auf dem Rücken zu tragen, wo derſelbe bei jedem Schritte zierlich hin und her ſchwankte. Böſe junge Leute hatten dieſen Hut bei ähnlichen Feſten wie das heutige ſchon einige Mal mit Brod, Papier, ja, mit Servietten gefüllt, ohne daß es der Beſitzer gemerkt.

Ober-Steuerrath und Frau hatten ſich auf's wohlwollendſte über die vortrefflichen Arrangements des Hauſes ausgeſprochen, während die beiden ältlichen Töchter förmlich mit einem freundſchaftlichen Heißhunger über die jugendliche Eliſe hergefallen waren, ſie in ihre Mitte genommen hatten, ihren Anzug gelobt und dabei hervorgehoben, daß Weiß immer die paſſendſte Farbe für ganz junge Mädchen ſei — ſie ſelbſt waren nämlich weiß gekleidet — und daß man erſt ſpäter, nach langen, langen Jahren, dazu käme, durch etwas Farbiges nachzuhelfen, wenn das nöthig ſein ſollte.

„Wenn das nöthig ſein ſollte?" ſagte der junge Herr Marx, der bei den drei Mädchen ſtand und es ſehr paſſend und geiſtreich fand, ſich an der Unterhaltung der Art zu betheiligen, daß er von dem, was die anderen Leute ſagten, beſtändig die letzten Worte wiederholte.

„Ach, wie ich mich auf den heutigen Ball freue, Eliſe!"

„Und ich erſt, das könnt ihr euch denken!"

„Das glaub' ich wohl. Welche Auswahl haſt Du unter den Tänzern — alle Welt wird Dir huldigen!“

„Wird Ihnen huldigen,“ ſagte der junge Marx.

„Die Herren Lieutenants Schmitter und Schmetter, Herr Doktor Roſenfeld, Herr Doktor Goldglanz, der Herr Geheime Kammerrath Zipperer, der Herr Legations-Sekretär Baron Buff . . . .“

„Sehr erfreut, Sie zu ſehen!“ — „Deliciöſes Apartement! Sie waren ſo freundlich, uns zu befehlen . . . .“ — „Bitte recht ſehr! Sehr dankbar, daß Sie ſo gütig waren, unſere Einladung anzunehmen . . . .“

„Herr Bank-Direktor von Schwemmer, Herr Rittmeiſter Graf Pliß, Herr Lieutenant von Falkenſtein, Herrrrr . . . .“

Aſcher war ſchon nicht mehr recht im Stande, Titel und Namen der Ankommenden mit gehöriger Deutlichkeit zu ſagen, ſo maſſenhaft drängten jetzt die Eingeladenen heran, weßhalb er den richtigen Ausweg ergriff, nur noch bedeutende Perſönlichkeiten zu nennen und das geringere Geſindel unangemeldet durchſchlüpfen zu laſſen.

„Herr Baron von Rivola!“

Es war der alte Herr, den wir vor einer Stunde bei dem Hof-Friſeur geſehen, jetzt im ſchwarzen Frack, einen Stern auf der Bruſt, in weißer Halsbinde und mit ſeiner blauen Brille. Er führte ſeine Frau am Arme, und an ſeiner rechten Seite ſah man ſeine Tochter Lucy. Die Baronin Rivola war eine ausgezeichnete Erſcheinung, elegant und vornehm; ihr Angeſicht zeigte Spuren großer Schönheit, doch erſchienen ihre Züge etwas blaß und abgeſpannt, vielleicht vom Nachweh des Unwohlſeins der letzten Tage. Sie grüßte herablaſſend nach allen Seiten; doch ſchien das Lächeln, welches dabei um ihre feinen Lippen ſpielte, nicht ganz natürlich, und wenn es ſehr raſch, wie immer, verſchwand, ſo lagerte ſich ohne Uebergang ein tiefer Ernſt, ja, etwas wie Verdrießlichkeit auf ihre Züge.

Sie war eine geborene Gräfin Hartenstein, aus einem der vornehmsten und stolzesten Geschlechter des Landes, und als diese Ehe zu Stande kam, hatte alle Welt das bei dem ziemlich unbekannten Namen des Freiherrn von Rivola nur begreiflich gefunden, weil die Gräfin Hartenstein ihre Jugendblüthe ebensogut hinter sich hatte, wie der alte Graf den Blüthenstand seiner Finanzen.

Lucy, die einzige Tochter des Barons, war von einer anmuthigen Schönheit. Ihre regelmäßigen, blendend weißen Gesichtszüge würden etwas bleich erschienen sein, wenn nicht der feinste Schimmer frischester Jugend dieselben rosig angehaucht hätte; ja, die ganze Erscheinung hatte etwas von einer sich noch nicht entwickelten Rose, aber von einer Waldrose durch die ungezwungene liebenswürdige Natürlichkeit dieses jungen Mädchens. Ihre großen, braunen Augen blickten freundlich und gutmüthig, und das Haar, von einem eigenthümlich hellen, aschfarbigen Blond hätte in seiner seltenen Fülle sogar von der Ober-Bauräthin beneidet werden können. Und dabei wurde es von Lucy ungezwungen, man hätte fast sagen können, unfrisirt getragen, nur von den früher schon besprochenen blauen Bändern zusammengehalten, aber nicht gebändigt, denn es drängte überall hindurch in krausen Locken und Wellen, auch so unseren Vergleich von vorhin rechtfertigend, den Vergleich mit einer Waldrose, und zwar mit einer weißen Waldrose.

Dabei war Lucy von Rivola die einzige Tochter einer zärtlichen Mutter, eines um sie in jeder Hinsicht sorgenden reichen Vaters, achtzehn Jahre alt und ebenso wie ihre Freundin Elise heute zum ersten Male auf einem Balle — welches Glück, welche Seligkeit!

Man hätte aber auch die heißhungrigen Blicke fast all der jungen Herren betrachten sollen und wie sie heimlich ihre Ballkarten hervorzogen, um auf die beiden Mädchen, die sich natürlich alsbald gefunden hatten, loszustürzen, sobald sich der erste Sturm der Begrüßungen gelegt haben würde. Nur der Sohn des Hauses, der

„Anna“ zitterte häufig durch das ſtille Gemach. Wie war das Kind ſo gut und unſchuldig geweſen! Wie fühlte jetzt die Mutter mit entſetzlichem Schmerze, was ſie ſchon hier allein verbrochen, wie furchtbar ſie gefrevelt an dem herrlichen heiligen Geſchenk, das ihr der gütige Himmel mit ihrem Kinde gegeben! — Einmal in ihrer Jugend war ſie dem Tode nahe geweſen, und das war gerade damals, als ſie ihre erſten Fehltritte begangen, und nur durch ein Wunder war ſie gerettet worden. Wie wahr und innig entrang ſich jetzt der Wunſch ihrer Bruſt: „o wenn man mich damals nicht gerettet hätte, wenn ich untergegangen wäre in dem tiefen See meines heimathlichen Dorfes! — — —

Immer tiefer vergrub die Frau ihren Kopf in die Hand und eine Fluth von Thränen bedeckte ihr Geſicht. „Anna!“ ſeufzte ſie abermals, und die Sehnſucht nach ihrem Kinde wurde zur Verzweiflung. Sie hatte ſie gefürchtet, die eigene Tochter, gefürchtet, wie man in ihrer Lage ein beſſeres Weſen fürchtet; denn ſie kannte das Herz ihres Mädchens und wußte, daß es rein geblieben war, rein in der Sünde, welche ſie umgeben. Ja, ſie hatte ſie gefürchtet, aber zugleich mit Hoffen zu ihr emporgeſchaut, indem ſie geglaubt, daß, ſo lange Anna in ihrer Nähe ſei, der Himmel ſich ihrer noch erbarmen und kein größeres Unglück über ſie hereinbrechen würde. Jetzt war das Mädchen fort. Wohin? — wer konnte es wiſſen? Ihr ärmliches Lager drüben im Schlafzimmer war ſo liegen geblieben, wie ſie es damals verlaſſen, und als ſie den erſten und zweiten Tag nicht zurück kam, als ſelbſt der Steinmann keine Kunde von ihr erhielt, da hatte ſie in halb wahnſinniger Freude das ſeidene Kleid des Mädchens, ihre feinen Schuhe, ihren Hut und einen Handſchuh, den ſie gefunden — wo der andere geblieben war, wußte ſie nicht — auf das armſelige Bett gelegt. Das war heute Nachmittag geweſen, und ſie hatte mit teufliſcher Luſt den Steinmann an das Lager geführt, ihm die Kleider gezeigt und ihm Alles

jetzt auch, und wir müssen gestehen, in untadelhafter Toilette erschienen war, machte davon eine rühmliche Ausnahme. Hatte er doch mit einer höchst gleichgültigen Miene die Ballkarte zurückgewiesen, welche ihm der Bediente an der Thür einhändigen wollte, und war doch diese Miene nicht anders geworden, als er sich, nothgedrungen und von der Schwester herbeigewinkt, ein paar Sekunden lang mit Fräulein von Rivola unterhalten mußte, welche mit strahlendem Lächeln, geöffneten Lippen in einem fest geschlossenen Kreise junger Herren stand und leider schon so viele Körbe hatte austheilen müssen, daß man damit nicht nur die beiden Steuerrathstöchter, sondern auch noch eine Menge anderer armer Wesen hätte glücklich machen können. Das Einzige, wodurch der Sohn des Hauses indessen sein Interesse für die reizende Waldrose an den Tag legte, war, daß er sich durch seine Schwester einen Tanz für seinen Freund mit dem rothen Backenbarte zu verschaffen wußte, dem er alsdann sagte: „Siehst Du wohl, das ist doch etwas ganz Anderes, als Deine Pfälzinger — in der That, ein ganz hübsches Mädchen, diese Lucy von Rivola, ebenso gescheit als schön, freilich fast noch Backfisch, aber das hat auch seine angenehmen Seiten!“

Unterdessen hatte Ascher auf die oben beschriebene Art an Einem fort angemeldet und war dabei auffallend heiser geworden, so daß man es ihm nicht übel nehmen konnte, wenn er, nachdem der größte Theil der Gäste anwesend war und als nun der Bediente Thee und Backwerk servirte, für einige Zeit von dem Schauplatze seiner angestrengten Thätigkeit verschwand, um drunten am Eingange der Küche ein Glas heißen Punsches zu sich zu nehmen. Hier hatte er auch die Hausthür im Auge und es war ihm möglich, sogleich die Ankunft Sr. Excellenz des Herrn Ministers des Innern zu melden, sobald sich die Equipage desselben zeigen würde.

Droben hatte indessen Thee und Backwerk das Gute gehabt, nicht nur die Zungen zu lösen und das Gespräch lebhafter zu

machen, ſondern auch, da die Damen ſich hier und da einen Platz zum Sitzen ſuchten, umſtanden von den Herren, welche, die Cylinder unter dem linken Arme, dabei mit mehr oder weniger Grazie ihre Taſſe hielten, die Geſellſchaft aus einander zu treiben, den erſten und zweiten Salon überfließen zu machen, wodurch ſich in kurzer Zeit der Strom der Gäſte ziemlich gleichförmig durch das ganze Apartement vertheilte.

Jetzt ertönte der erſte Geigenſtrich mit ſeiner elektriſirenden Wirkung, der ſich ſogar ältere Frauen ohne Bedenken inſoweit hingaben, als ſie durch Bewegungen mit dem Kopfe den Takt markirten und vielleicht zu einer Nachbarin ſagten: „Ach, dabei erinnere ich mich dieſes oder jenes Balles — wiſſen Sie noch, wie wir in der Polonaiſe hinter einander gingen, wo ſich mir die Haarſchleife gelöst hatte, was aber, wie mir die jungen Herren verſicherten, ſehr pikant ausſah, daß man es nicht duldete, als ich ſie mir wieder aufheften laſſen wollte — wiſſen Sie es noch, meine liebe Commercienräthin?“

„Ob ich es noch weiß, meine gute Ober-Regierungsräthin — war es doch derſelbe Ball, wo es faſt Aufſehen erregte, daß der junge Graf Schmettau mit mir, einer verheiratheten Frau, ſo häufig tanzte!“

„Ach, die ſchönen Zeiten!“

„Ja, jene ſchönen Zeiten!“

Junge ältere Damen oder ältere junge Damen, die zufällig nicht engagirt worden waren, thaten dagegen häufig ſo, als hätten ſie noch gar keine Ahnung davon, daß der Tanz drüben begonnen, oder wenn man ſie vielleicht deßhalb fragend anſah oder gar etwas darüber bemerkte, ſo konnten ſie mit jenem gänzlich ungezwungenen Lächeln ſagen: „So ein Ballabend iſt lang, ich würde um Alles in der Welt nicht mit dem erſten Tanze anfangen — erſt die zweite Hälfte eines Balles iſt das, was mich intereſſirt — Gott, man wird ſo noch müde genug!“

In dem ersten, dem größten Salon des Hauses, wo die Gäste empfangen worden waren, hatte Ascher, nachdem er sich unten überzeugt, daß der Punsch den Gästen später gut schmecken würde, und nachdem er einen Anderen auf die Lauerpost von wegen des Ministers gestellt, einen großen runden Theetisch arrangirt, an welchem nun, nach langem Sträuben, die Ober-Baurāthin mit den schönen Haaren den Vorsitz führte. Man hatte diesen Ehrenposten begreiflicher Weise zuerst der Frau von Rivola angeboten; doch hatte diese auf die liebenswürdigste Art gebeten, man möge ihr gestatten, Lucy zum ersten Male tanzen zu sehen. Dann war sie Arm in Arm mit ihrem Gatten in das Nebenzimmer gegangen.

„Es thut Einem ordentlich wohl," sagte eine streng aussehende Ober-Kriegsrāthin, den Beiden nachblickend, „wenn man auch in jenen Kreisen ein so vortreffliches Familienleben sieht, und das muß man den Rivola nachsagen, mein Mann, der es vom Kriegs-Minister hat, erzählte mir öfter davon. Er ist so voll zarter Aufmerksamkeit gegen die Frau, als wenn sie erst seit gestern verheirathet wären, und es muß schon eine wichtige Ursache sein, die ihn veranlassen könnte, einmal für längere Zeit sein Landhaus und seine Familie zu verlassen. Sie werden sehen, meine Damen, wie er den ganzen Abend um Frau und Tochter besorgt ist und wie er ihnen so gern alle die kleinen Dienste leistet, die uns so angenehm sind — mancher Andere könnte sich daran ein Beispiel nehmen."

Die streng aussehende Kriegsrāthin betonte diese Worte ein wenig stark und blickte dabei nach dem Vorzimmer, wo ihr eigener Gemahl mit dem Strome junger Leute verschwunden war, vielleicht um in einem entfernten Zimmer zu spielen, vielleicht um dem Tanze zuzuschauen, vielleicht auch sogar, um selbst zu tanzen, natürlicher Weise, wenn er förmlich dazu genöthigt wurde.

„Ja," seufzte eine junge Lieutenantsfrau, welche sich ihren Mann erst vor einigen Monaten durch Hinterlegung der Caution

erheirathet — „es ist ein so wohlthuendes Gefühl, selbst in einer größeren Gesellschaft Jemand an seiner Seite zu haben, mit dem man intime Gedanken austauschen kann."

„Und davon haben die Männer im Allgemeinen keinen Begriff."

„O, gewiß nicht!"

„Es ist unbegreiflich, aber wahr — dürfte ich Sie um Zucker bitten, liebe Ober-Bauräthin?"

„An so einem Ballabend," fuhr die strenge Ober-Kriegsräthin fort, „sind wir Ballast für unsere Männer; wie froh sind sie, wenn sie uns irgendwo über Bord geworfen haben, um dann ihr Schiffslein auf hoher Fluth allein tanzen zu lassen."

„Reichen Sie mir gefälligst Ihre Tasse, Frau Bank-Direktor," sagte die Ober-Bauräthin mit dem schönen Haare; sie hatte über das Thema rücksichtsloser oder unduldsamer Männer nicht mit eingestimmt, hatte aber auch keine Ursache dazu, denn wenn auch der Ober-Baurath sich nicht immer als einen rücksichtsvollen, d. h. zärtlichen Ehemann bewies, so war er dagegen in einer gewissen Beziehung von einer Duldsamkeit, welche, wie die guten Freundinnen seiner schönen Frau zu sagen pflegten, ans Fabelhafte streifte — ja, besonders boshafte Zungen hatten oft den schlechten Witz gemacht, die Duldsamkeit des Ober-Baraths grenze ans Geniale, was sich auf einen jungen Ingenieur bezog, der auf dem Bureau des Ober-Baraths beschäftigt war und von dessen Gattin allerdings sehr bevorzugt wurde.

„Sagen Sie mir doch, liebe Ober-Steuerräthin," fragte die Bank-Direktorin ihre Nachbarin, „wer ist die etwas eigenthümlich gekleidete Frau, die dort mit der Stadtschultheißin kommt?"

„Das ist die Revisorin Welkermann, eine Frau mit einer unausstehlich scharfen Zunge."

„Man sieht es ihr an — sie hat so etwas Verbissenes in ihren Gesichtszügen."

„Beißt auch, wenn man ihr in die Quere kommt — eine böse

Sieben," ſprach die ſtreng ausſehende Ober-Kriegsräthin, „und iſt dabei boshaft wie ein Affe."

„Müſſen wir ihr Platz machen, ſie einladen, ſich zu uns zu ſetzen?"

„Es wird ſich wohl nicht anders thun laſſen, da ſie mit ihrer Schwägerin gerade auf uns zu kommt."

„Das iſt das Unangenehme an ſolchen Häuſern, welche eine große und nicht zuſammen paſſende Familie haben!" flüſterte die Commercienräthin hochmüthig.

„Ach, meine Damen, wie freue ich mich," ſagte die Stadtſchultheißin, welche dazu getreten, „daß Sie hier einen ſo hübſchen Kreis haben; ſchade, daß ich als Hausfrau zu ſehr beſchäftigt bin, um mich demſelben anzuſchließen!"

„Wie wir das bedauern!" meinte die Ober-Steuerräthin.

„Aber Sie bringen uns dafür einen Erſatz, Ihre liebe Schwägerin. Bitte, Frau Ober-Reviſorin, hier neben mir habe ich ein hübſches Plätzchen für Sie — die Damen kennen Sie doch alle?"

„Ganz gewiß! — O ja wir haben das Vergnügen!"

Nur die Bank-Direktorin ſagte: „Bitte, mich bekannt zu machen!"

„Frau Haupt-Staatsſchuldentilgungs-Caſſen-Ober-Reviſorin Welkermann — Frau Bank-Direktor von Schwemmer."

„Sehr erfreut, Sie endlich kennen zu lernen," ſagte die letztere, „nachdem ich ſchon ſo oft Freundliches und Liebes von Ihnen gehört!"

„Das Vergnügen iſt ganz auf meiner Seite," entgegnete die Vorgeſtellte — „Sie ſind zu gütig, auch die Frau Ober-Kriegsräthin, indem ſie mich vorſtellte! Mein Mann hat noch nicht das Glück gehabt, für ſeine Verdienſte zum Ober-Reviſor ernannt zu werden — einfach Reviſorin, wenn ich bitten darf!"

„Der Herr Reviſor verdient ſchon längſt, Rath beim Finanz-Miniſterium zu ſein," entſchied würdevoll die Geheime Commercienräthin; „mein Mann, der häufig auf der Staatsſchuldenzahlungs-Caſſe zu thun hat, ſpricht ſtets mit der wärmſten Anerkennung von

Herrn Wellermann, ja, auch Seine Excellenz der Herr Minister des Innern, der auf einen Sprung bei uns war. Appropos," wandte sie hier, ihr Gespräch unterbrechend, sich direkt an die Stadtschultheißin, „Sie erwarten doch Seine Excellenz heute Abend? Er sagte es mir und setzte hinzu, er würde mich um einen Platz in meinem Wagen bitten, doch sei er leider gezwungen, später zu kommen."

„Das würde Sie aber gewiß genirt haben, Frau Geheime Commercienräthin," sagte die Reviſorin ſo arglos wie möglich — „bei der jetzigen Toilette zu Vieren in einem Wagen."

„Warum zu Vieren?"

„Nun, die Frau Miniſterin haſt Du doch wohl auch eingeladen?" fragte boshaft die Frau Reviſorin ihre Schwägerin.

„Eingeladen wohl, aber ſie hat abgelehnt, ſie hat recht ſehr bedauert, daß ſie verhindert ſei."

„Ah, ſie iſt verhindert!" ſagte die ſtrenge Ober-Kriegsräthin.

„Schade," meinte die Geheime Commercienräthin, „es iſt eine ſo liebe Frau, die Miniſterin! Ich traf ſie geſtern noch bei Baron Schnellers; da ſagte ſie, ſie gehe ſelten in große Geſellſchaft und vermeide es, wo ſie könne; zu Hofe müſſe ſie natürlicher Weiſe, doch ſei ihr auch das jedes Mal ein Opfer."

„Schade — recht ſchade!" murmelte es rings umher im Kreiſe, bis die Ober-Bauräthin dem Geſpräche dadurch einen neuen Aufſchwung gab, daß ſie, gegen die Stadtſchultheißin gewandt, hinzuſetzte:

„Ich hätte es der Frau Miniſterin wohl gönnen mögen, wenn ſie Ihr in der That wundervolles Appartement geſehen hätte — ein entzückendes Arrangement; ich muß ſchon geſtehen, in einem Privathauſe nichts Aehnliches gefunden zu haben!"

„Wunderbar — reizend — ausgezeichnet — und wie Alles ſo vergnügt und heiter iſt!"

„Es liegt doch eine große Belohnung darin, ſo eine Menge

guter Freunde und Bekannten bei sich zu vereinigen und ihnen einen so wundervollen Abend zu verschaffen!"

„Ja, es ist ein großes Opfer, Frau Stadtschultheißin, aber es wird anerkannt!"

„Schade, daß meine Wohnung zu klein ist," meinte die Ober-Steuerräthin, ich würde nie mehr eine kleine Gesellschaft geben."

„Ich danke Ihnen herzlich!" erwiederte die Frau des Hauses. „Doch damit ich Ihr Lob verdiene, müssen Sie mich schon entschuldigen — das Auge der Hausfrau muß überall sein."

„Gewiß — allerdings — wie wir das bedauern!"

Die Stadtschultheißin entfernte sich nach einer freundlichen Verbeugung, und da sie beim Weggehen an ihre Schwägerin eine leise Frage that, so sah auch diese sich veranlaßt, einen Kreis zu verlassen, von dem sie so sehr geschätzt und geliebt wurde und dem sie Gleiches mit Gleichem vergalt.

„So," sagte sie zu ihrer Schwägerin, als sie außer Hörweite waren; „ich glaube, ich bekäme die Gelbsucht, wenn ich bei diesen bösen Zungen und hochmüthigen Weibern eine Stunde bleiben müßte."

„Hast Du die Commercienräthin gehört? Sollte man nicht glauben, Minister, Grafen und Prinzen bildeten ihre beständige Gesellschaft? Sie denkt nicht mehr daran, wie froh ihre Mutter war, wenn sie von der meinigen auf ein Schälchen Kaffee eingeladen war mit recht viel Eintunkens, denn die arme Frau hatte immer einen großen Hunger, und jetzt, da der Geheime Commercienrath durch seine bekannten Geschäftchen mit dem Bruder des Ministers, der auch noch sein Bischen Vermögen an der Börse verlieren wird, einen Orden erschwindelt hat, weiß sie nicht mehr, wo ihr der Kopf steht."

Der Damenkreis, von dessen einem Mitgliede die Frau Revisorin also sprach, blieb indessen ein paar Minuten stumm bei einander sitzen; man hörte nichts, als das Klappern des Theelöffels

und das Krachen des Backwerks zwiſchen den Zähnen. Dann ſagte die Ober-Kriegsräthin:

„Es iſt allerdings ſehr angenehm, ſich bei einer ſo großen Geſellſchaft viele Leute auf einmal zu verbinden, eine allgemeine Abfütterung zu halten, aber man ladet ſich doch dabei viel Sorge, viele Geſchäfte auf den Hals, ohne beſonderen Dank zu erwerben.“

„Ganz meine Anſicht,“ ſagte eifrig die Ober-Steuerräthin; „ich bin im Grunde froh, daß meine Zimmer mir verbieten, viele Leute zuſammen zu laden. Welchen Sinn hat überhaupt eine ſo große Geſellſchaft, wo man ſich kaum rühren kann, wo man vor Hitze umkommt, wo man ſein Bischen Thee und ſein beſcheidenes Nachteſſen durch Complimente und ſchöne Redensarten ſauer genug verdienen muß?“

„Ja, und wenn man es deutlich einſieht, weßhalb eine ſonſt ſo gute Frau wie die Stadtſchultheißin ſich eine ſolche Laſt auflabet — es iſt unglaublich, nur um eine Excellenz bei ſich zu ſehen und darüber reden zu laſſen; bei Mancher begreife ich das, aber bei der Welkermann nicht, ſie iſt ſonſt wirklich gut und geſcheit.“

„Gut, meinetwegen,“ gab die Geheime Ober-Steuerräthin zu, „aber geſcheit? Nun, man ſoll ſeinem Mitmenſchen nichts Böſes nachſagen, und deßhalb ſchweige ich lieber.“

„Darin muß ich Ihnen Recht geben, Frau Ober-Steuerräthin,“ meinte die Ober-Bauräthin. Herr Welkermann iſt aber nun einmal Stadtſchultheiß, und das Sprüchwort ſagt, wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand — doch laſſen wir ihn aus dem Spiele. Was dagegen die Frau anbelangt, ſo braucht man, wie die Frau Ober-Steuerräthin ſo eben richtig bemerkt, nur ihr Beſtreben zu ſehen, vornehme Leute in ihr Haus zu locken; den jungen Prinzen Bartenfels hat ſie auch eingeladen, doch ſagte er meinem Bruder, dem Ober-Lieutenant, er wiſſe noch nicht, ob er komme, er habe eine Spielpartie, das ſei ihm lieber.“

„Doch muß man zugeben, daß die Stadtſchultheißin eine Frau

iſt, mit der man auskommen kann — Verſtand kann man nicht mit Geld kaufen; aber die Welkermann, die ſoeben da war, die Reviſorin, das iſt eine böſe Sieben."

„Ja, ja, hätten Sie nur die Blicke bemerkt, mit denen ſie Ihre Toilette muſterte, Frau Geheime Commercienräthin, und die Ihrige, Frau Ober-Regierungsräthin!"

„Ich habe es wohl bemerkt, und der Neid ſchaute ihr aus den Augen, als ſie Ihren Bernſteinſchmuck anſah."

„Nicht ſo laut, dort ſitzt ihr Mann!" ſagte die Commercienräthin.

„Ein braver Mann — er thut mir in der Seele weh — der echte Kreuzträger!"

„Ja, bei ſo einer Frau," fuhr die Ober-Regierungsräthin fort — „aber Ihr Bernſteinſchmuck iſt wirklich wunderſchön, Sie haben ihn noch nicht lange?"

Die Angeredete griff etwas kokett mit ihren feinen Fingern nach der eben erwähnten Halskette, die in der That ſehr ſchön war und mit ihrem matten Gelb die weißen Schultern der ſchönen Frau noch beſonders hervorleuchten ließ.

„Ich habe ihn noch nicht lange," ſagte ſie in gleichgültigem Tone; „er gefiel meinem Manne, und da kaufte er ihn mir. — Doch fällt mir ein, daß ich dem Ober-Baurathe etwas zu ſagen habe — Sie werden mich entſchuldigen, daß ich Sie verlaſſe, um ihn aufzuſuchen, es iſt etwas, das ſich auf den heutigen Abend bezieht. Die Frau Stadtſchultheiß war ſo gütig, den jungen Ingenieur Welden, der auf unſerem Bureau arbeitet, einzuladen; doch kann derſelbe erſt ſpäter kommen, da er draußen auf der Bahnlinie war, die jetzt traſſirt wird, um im nächſten Frühjahre in Angriff genommen zu werden — bis nachher, meine Damen!"

Sie empfahl ſich mit einem anmuthigen Lächeln, und als ſie nun dahinſchritt, die ſchöne, volle Geſtalt, ihr ſchwarzes Haar in

dicken Flechten auf den allerdings etwas ſtark entblößten Schultern wiegend, war ſie eine auffallend üppige Erſcheinung und wohl geeignet, die mißbilligenden Blicke ſo ſtrenger Sittenrichterinnen nach ſich zu ziehen.

„Hm," ſagte die ſtreng ausſehende Ober-Kriegsräthin, „dieſe liebe Ober-Baurāthin iſt von einer unglaublichen Naivetät oder hält uns für fabelhaft dumm; ſie macht ſich gar nichts daraus, von dem jungen Welden zu ſprechen, als ſei er für ſie eine ganz unverfängliche Perſon, und doch weiß Jedermann ...."

„O gewiß, gewiß, es iſt das ein öffentliches Geheimniß!"

„Und iſt es dabei nicht ungeheuer komiſch," fuhr die Ober-Kriegsräthin fort, „wenn ſie von „unſerem" Bureau, auf dem der junge Menſch arbeitet, ſpricht? Das iſt doch ein Bischen ſtark!"

„Die gute Frau hat gewiß Niemanden, der ihr einen Wink darüber gibt; es iſt ſchade um ſie, ich mag ſie wohl leiden — es iſt eine angenehme Erſcheinung."

„Aber gränzenlos kokett," ſagte die Ober-Kriegsräthin dieſes Mal in ausnahmsweiſe ſtrengem Tone; „betrachten Sie nur ihren vielbelobten Bernſteinſchmuck, dieſe lange, vorn ſo tief herabhängende Kette. Das zieht allerdings die Blicke der Männer auf ſich, aber wenn man ſo ſtark iſt wie die gute Lievens, ſo ſollte man eher die Blicke abzuwenden ſuchen, als anzuziehen — mich dauert nur ihr Mann."

„Ein lieber Mann, der Ober-Baurath!"

„Einer unſerer beſten Freunde!"

„Aber was die Frau ſo eben erzählte, daß er den Bernſteinſchmuck gekauft, das haben Sie doch nicht geglaubt?"

„Es ſähe ihm wenigſtens nicht ähnlich, denn er iſt furchtbar geizig."

„Unter uns," flüſterte die Commercienräthin — „mein Mann hat es mir erzählt, Lievens hat bei den letzten Staatsbauten einer bedeutenden Eiſengießerei des Auslandes große Beſtellung zuge-

von dem Mädchen erzählt, Alles, was sie wußte und was er nicht geahnt. Sie hatte sich geweidet an seiner Wuth, an dem wilden Schmerze, den er gezeigt, und es hatte sie die Fluth von Verwünschungen beruhigt, welche er auf ihr Haupt herabströmen ließ — Verwünschungen, die der entflohenen Beute galten, welche er so sicher geglaubt und die ihm allein nicht zu Theil geworden. Wie hatte er erstarrt dagestanden, als ihm die Mutter erzählt von dem ungeheuren Frevel, den sie an ihrer Tochter begangen, und wie hatte er das Messer in seiner Tasche ergriffen, als sie ihm hohnlachend erzählte, nur um seinetwillen sei das Mädchen geflohen, und ihr wäre der tiefe Grund des Flusses lieber gewesen, als ein freundliches Wort von seinen Lippen!

Der Steinmann hatte nie etwas Schrecklicheres erfahren, eine härtere Strafe hätte dem wüsten und leidenschaftlichen Menschen nie zu Theil werden können. Mit einem Geheul der Wuth war er hinweggestürzt, furchtbare Rache schwörend. Darüber aber lachte die Frau — was konnte er thun, das sie noch elender machte, als sie sich im jetzigen Augenblicke schon fühlte? — Wie hatte sie das Kleid ihrer Tochter mit Küssen bedeckt, wie ihre feinen Stiefelchen und den kleinen Handschuh! — —

Das alles überdachte die Frau in der Ecke des Sopha's, und obgleich ihr die Dämmerung in dem Zimmer wohl that, so fürchtete sie sich doch. Oft hob sie den Kopf empor, indem sie geglaubt, sie höre Geräusch in dem Schlafzimmer ihrer Tochter; doch war das jedes Mal Täuschung und nur das eigene Blut, das rasend in ihren Pulsen klopfte.

Jetzt erhob sie abermals den Kopf und blieb wie erstarrt sitzen, denn die Thüre, die von der Treppe in das Zimmer führte, hatte sich langsam geöffnet, und sie erblickte eine lange, dunkle Gestalt, welche unbeweglich stehen blieb und nach ihr hinzublicken schien.

wendet, und darauf ist Allerlei erfolgt — Sie werden mich verstehen, meine Damen."

„Auch der Bernsteinschmuck!"

„Und auch — doch soll man seinem Nebenmenschen nichts Böses nachsagen, und ich würde es nicht erwähnt haben, wenn nicht gerade die Rede darauf gekommen wäre." So sprach die Commercienräthin, indem sie langsam ihre Handschuhe anzog und ihr Ballbouquet vom Tische nahm, während sie hinzusetzte: „Jetzt wollen wir doch einmal sehen, wie es drüben aussieht; es muß dort, wo sie jetzt tanzen, eine recht artige Hitze sein — ich kenne das kleine Zimmer wohl. Gehen Sie mit, Frau Bank-Direktor?"

„Recht gern; es wäre mir lieb, eine Whistpartie zu finden — wir haben noch lange bis zum Souper, welches wohl um zehn Uhr beginnen wird; um eilf Uhr habe ich meinen Wagen bestellt."

Die Beiden gingen mit einander davon, und da sie so weit waren, daß die Zurückgebliebenen sie nicht mehr hören konnten, sagte die Commercienräthin:

„Von dem Bernsteinschmucke und den Lieferungen der Eisengießerei habe ich vorhin der Ober-Kriegsräthin und der Ober-Regierungsräthin nicht umsonst erzählt, denn man weiß schon, wie es in Betreff der Lieferungen während des letzten Feldzuges zugegangen ist; die armen Soldaten mußten hungern und dursten, während — nun, ich will nichts Böses wiederholen."

Die Ober-Kriegsräthin und die Ober-Regierungsräthin blieben an dem großen Theetische sitzen, und erstere sagte nach einer Pause:

„Es gibt doch kein wahreres Sprüchwort, als das vom Balken und Splitter; wenn auch die gute Ober-Baurāthin recht kokett ist, so läßt es sich doch mit ihr leben und man darf nachfragen, wer

ihre Eltern gewesen sind, wogegen ein gewisses geheimnißvolles Dunkel über der Herkunft der Commercienräthin ruht. Daß deren Mutter ihrer Zeit auf Pfänder geliehen hat, das weiß ich ganz bestimmt und nun thut sie gerade in ihrem ganzen Auftreten, als stamme sie von einer der besten Familien des Landes — ja, gute Ober-Regierungsräthin, es ist nichts mehr mit dieser verdorbenen Welt!"

„Gewiß nicht, und daß die klapperdürre Bank-Direktorin allerdings keinen Bernsteinschmuck sehen läßt, um Blicke auf sich zu ziehen, versteht sich wohl von selbst."

„Kommen Sie, wir wollen einen Gang durch die Zimmer machen; man sieht und hört immer etwas Neues und bereichert dadurch seine Erfahrungen zum Besten seiner Nebenmenschen."

Viertes Kapitel.

Das Zimmer, in welchem heute Abend getanzt wurde, war indessen durchaus nicht so klein, als man nach den Reden der Commercienräthin hätte vermuthen können. Es war allerdings kein Ballsaal, und wenn man auch zu der doppelten Quadrille, jede zu acht Paar, zuweilen mit dem Paare in seinem Rücken ein wenig in Collission kam, so hatte das bei der allgemeinen Heiterkeit nicht viel zu bedeuten. Auch waren rechts und links geräumige Nebenzimmer, welche die Tanzenden nach beendigter Tour aufnahmen, und was die Musik anbetraf, so war für dieselbe ein Stück des Corridors mit spanischen Wänden abgetheilt worden, so daß diese nicht im geringsten genirte.

Seine Excellenz der Herr Staatsminister des Innern war allerdings etwas spät erschienen, aber er war doch gekommen und von dem Herrn des Hauses auf der Mitte der Treppe empfangen worden, sowie darauf durch das ganze Apartement geleitet, ein lebendiges Schaustück, dem zahllose Bücklinge und Knixe gespendet wurden, von welchen noch ein bescheidener Theil auf den vor Freude strahlenden Gastgeber fiel.

Später war Seine Excellenz in einem kleinen Kabinete an einem Whist-Tische zur Ruhe gebracht worden, und wurde er hier von

Aſcher eigenhändig mit Thee bedient. Sein Mitſpieler war der Bankdirektor, der Geheime Commercienrath Zipperer und der Oberbaurath Lievens, mit deſſen Gattin ſich der Miniſter des Innern vorher nicht nur lange und huldreichſt unterhalten, ſondern ſie auch gebeten hatte, wenn ſie nichts Beſſeres zu thun wiſſe, während des Spiels an ſeiner Seite Platz zu nehmen, wobei er galant verſicherte, eine ſchöne Frau brächte ihm jedes Mal Glück.

Sie hatte das auf's bereitwilligſte gethan, ſich aber vorher erlaubt, Seiner Excellenz einen jungen Mann vorzuſtellen, der es als das höchſte Glück betrachtete, von Seiner Excellenz perſönlich gekannt zu ſein.

Und dabei hatte die Bauräthin, während ſie mit niedergeſchlagenen Augen ihre Bernſteinkette in die Höhe zog, hinzugeſetzt: „Eigentlich hätte mein Mann Ihnen den Herrn Ingenieur Welden vorſtellen ſollen, doch meinte er, das ohne einen beſonderen Wunſch Eurer Excellenz nicht wagen zu können, wogegen ich," ſagte ſie mit einem ſchalkhaften Lächeln, „mir vielleicht auch ohne ſpeciellen Befehl ſo was erlauben darf."

Der Miniſter des Innern war ein kleiner und dicker Herr mit kurzem Halſe und kurzem Athem; er hatte dicke Lippen und feiſte Backen. Seine Geſichtsfarbe, die gewöhnlich ſehr roth war, ſpielte, wenn er ſich erhitzte oder für etwas lebhaft intereſſirte, ins Bläuliche, und wenn er mit Erregung und Gefühl ſprach, ſo hatte ſeine Stimme etwas Fettiges.

„Schöne Frau," flüſterte er der Oberbauräthin zu, „Jeder, den Sie mir vorſtellen, iſt mir angenehm; nur möchte ich mit einem leichten Seufzer hinzuſetzen, ich möchte dieſer Kuno geweſen ſein."

„Ach, Excellenz, es iſt gefährlich, mit Ihnen zu reden, und wenn ich meine Bitte nicht ſchon ausgeſprochen hätte, würde ich es nicht mehr thun."

„Eigentlich hätten Sie ſich dieſe Mühe auch ſparen können,"

hörte man jetzt eine tiefe, wohlklingende Stimme in ſehr gleichgültigem, faſt trockenem Tone ſagen. „Ich bin Seiner Excellenz bereits vorgeſtellt worden; nur erinnern ſich der Herr Miniſter meiner nicht mehr.“

Der, welcher ſo ſprach und jetzt ohne irgend welche Verlegenheit an den Spieltiſch trat, war ein junger, ſchlanker Mann von einigen zwanzig Jahren, mit ausdrucksvollen, ernſten Geſichtszügen, einem lebhaften Auge, mit blondem, leicht gelocktem Haar und einem etwas ins Röthliche ſpielenden Vollbarte. Er war in gehöriger Balltoilette, mit weißer Halsbinde — nur hatte die Schleife derſelben ſowie auch ſein tief herabgeſchlagener Kragen etwas ſehr Ungezwungenes, welches übrigens auch ſein ganzes Weſen, wenn er ſtand, ging und ſprach, charakteriſirte.

„Ah, richtig, Herr Welden!“ ſagte die Excellenz mit einem freundlichen Lächeln. „Natürlich kennen wir uns, nur hatte ich mich Ihrer Perſon nicht mehr recht erinnert — oh, wir ſahen uns häufig! Das letzte Mal, als wir dem guten Baron Rivola ein Stückchen ſeines Waldes wegnehmen mußten; ich glaube, er hat ſich noch nicht recht darein finden können.“

„Er hat es verſchmerzt, wie er mir neulich ſagte,“ erwiederte der junge Ingenieur. „Daß es ihm unangenehm war, finde ich begreiflich; doch habe ich ihm ſeine nunmehrige Gränze ein wenig hergerichtet. Auch wird er neue Bäume anpflanzen, ſo daß ſich der etwas ſchroffe Abſchnitt vergleicht.“

„Sie ſind jetzt hier einer der Unſrigen?“ fragte der Miniſter.

„Nur für den Winter, Excellenz. Ich habe auf dem Bureau des Herrn Oberbauraths Lievens mit den Plänen der neuen Bahnlinie zu thun, hoffe aber mit dem früheſten Frühjahre wieder hinauszukommen.“

„Es iſt dieſem jungen Manne,“ wandte ſich ſeine Excellenz mit einem freundlichen Lächeln an ſeine Nachbarin, „hier in der Stadt zu Muthe wie den gefangenen Waldvögeln, und wenn ſie

es auch noch ſo gut haben; und ich glaube," ſetzte er flüſternd hinzu, „der da hat es gut, beneidenswerth gut auf dem Bureau Ihres Gemahls — ah, dieſe jungen Leute — was nützen uns Amt und Würde!" — Hier legte er leicht die rechte Hand an die linke Bruſt, an den Stern, den er auf dem Fracke trug, oder an die Stelle, wo er ſein Herz vermuthete. „Was nützt uns alles das ſchönen Frauen gegenüber, wenn man die Sechzig auf dem Rücken hat! Spielen wir alſo, wenn es gefällig iſt, obgleich auch nur mit Karten."

Der junge Ingenieur war mit einer leichten Verbeugung vom Tiſche zurückgekehrt, hatte ſich an die Thür des Zimmers geſtellt, in welchem getanzt wurde, und blickte ziemlich gleichgültig in das Gewühl der luſtig ſich drehenden Paare. Er war zu ſpät gekommen, um noch hoffen zu können, auf dem Coursblatte der begehrten Tänzerinnen notirt zu werden; auch war er kein leidenſchaftlicher Tänzer und hatte auch hier kein Intereſſe, um es zu ſein. Damit wollen wir aber nicht geſagt haben, als ob er alle an ihm vorbeiſchwebenden Damen mit derſelben Gleichgültigkeit betrachtet hätte. Erging es ihm doch auch wie manchem anderen der zuſchauenden älteren und jüngeren Herren, welche die Tochter des Hauſes und Lucy von Rivola mit den angelegentlichſten Blicken verfolgten. Man konnte aber auch nichts Reizenderes ſehen, als dieſe jungen Mädchen in ihrer anmuthig ſchwebenden Bewegung, ſo feſt, ſo ſicher und doch wieder ſo gänzlich ungenirt, nur ihrem eigenen, beiderſeitigen Vergnügen lebend; denn wenn ſie bei einem Ruhepunkte nicht gar zu weit aus einander ſtanden, ſo reichten ſie ſich mit einem entzückten Lächeln gern die Hand oder flüſterten einander irgend ein gewiſſes gleichgültiges Wort zu, anſtatt ihre Aufmerkſamkeit auf das zu wenden, was ihnen ihre Tänzer ſagten.

Beſonders aber war es Lucy, die mit ihrem eigenthümlichen Haar unter allen übrigen Tänzerinnen hervorleuchtete, und wenn ſie ſo vorüberſchwebte, zuweilen ihre blonden Locken durch ein ener-

giſches Kopfſchütteln zurückwerfend, mit den großen, braunen Augen, die vor Glückſeligkeit ſtrahlten, plötzlich Jemanden anſchauend, ſo konnten ſich wohl gänzlich Fremde nicht enthalten, ihr mit der freundlichſten Theilnahme zuzunicken.

So that auch Herr Welden, obgleich er kein Fremder für ſie war, und über ſein ernſtes, faſt theilnahmloſes Geſicht flog ein wohlwollendes Lächeln, als ſie ein paar Schritte von ihm entfernt ihren Kopf während des Tanzens nochmals gegen ihn umwandte und ihre ſtrahlenden Augen ſo lange als möglich auf ihm ruhen ließ.

Dann war der Walzer zu Ende, und die beiden jungen Mädchen, nachdem ſie ſich von ihren Tänzern flüchtig verabſchiedet, traten an die Thür des Spielzimmers, wo der Ingenieur noch immer ſtand und nun von Eliſe und Lucy aufs freundlichſte begrüßt wurde. „Sie kommen wieder einmal recht ſpät, Herr Welden," ſagte die erſtere, und Fräulein von Rivola ſetzte hinzu: „Daß Herr Welden überhaupt noch hieherkommt, wo ja nur getanzt und über die gleichgültigſten Dinge geplaudert wird, mußt Du ihm als Tochter des Hauſes ſehr hoch anrechnen. Nicht wahr, Herr Welden, Sie wären lieber gar nicht gekommen?"

Sie ſagte dies in einem offenen, heiteren, neckenden Tone, der von dem jungen Manne ebenſo erwiedert wurde, als er entgegnete: „Darin haben Sie ganz Recht, mein Fräulein. Tanz und Geplauder haben mich aber gewiß nicht hiehergezogen, ſondern nur die Artigkeit gegen unſern freundlichen Wirth, den Vater des Fräuleins Welkermann; dann aber vor allen Dingen, um Sie auf Ihrem erſten Balle tanzen zu ſehen."

„Wie dankbar bin ich Ihnen für dieſes Intereſſe, das ich hoch anrechnen muß! Aber in der That iſt es unrecht, daß Sie ſo ſpät erſcheinen, ich hätte Ihnen gerne einen Tanz aufgehoben."

„Das hätten Sie immerhin thun können, denn ich ſagte Ihnen,

ich würde ſicher hieherkommen, und ich meine, ich hätte hinzugeſetzt, wenn ich auch ſonſt nicht tanze, ſo würde es mich doch ſehr freuen, mit Ihnen eine Ausnahme zu machen.“

„Hätten Sie das wirklich geſagt?“ erwiederte das junge Mädchen in einem beinahe erſchrockenen Tone, wobei ſie ihre kleine Tanzkarte aus dem Gürtelbande hervorzog, ihm dann aber, nachdem ſie einen Blick darauf geworfen, mit heiterer Miene zurief: „O nein, ſo haben Sie nicht geſagt! ‚Wenn ich überhaupt tanzen wollte,‘ ſprachen Sie, ‚ſo würde es mir Vergnügen machen, Sie um einen Tanz zu bitten‘ — haben Sie nicht ſo geſagt?“

„Es kann ſein,“ erwiederte er lächelnd; „ich will zugeben, daß Sie Recht haben.“

„Aber eine Extra-Tour, Herr Welden.“

„Eine ſolche halte ich für Unrecht gegen den betreffenden Tänzer. Damit ich aber nicht zu kurz komme und ein wenig mit Ihnen plaudern kann, ſo werde ich ſuchen, während des Soupers in Ihre Nähe zu kommen. Doch hätte ich beinahe vergeſſen, den beiden Damen einen Gruß zu ſagen, der mir an Sie aufgetragen wurde — aufgetragen ſollte ich eigentlich nicht ſagen, vielmehr las ich in den Mienen des Betreffenden, wie ſehr er wünſchte, bei Ihnen in Erinnerung gebracht zu werden.“

„Ei, und wer kann das ſein?“ fragte Lucy.

„Ein alter Herr, jetzt mit weißem Haar und Bart.“

„Ein alter Herr — kannſt Du Dir denken, Eliſe, wen Herr Welden meint?“

„Ein alter, wohlwollender Herr, deſſen Sprechen wie ein freundliches Murmeln klingt und deſſen Gemurmel ich gern zugelauſcht . . . .“

„Ach, Sie ſprechen wieder in Bildern und Räthſeln!“ meinte Eliſe. „Wer iſt denn Ihr alter Herr?“

Lucy hatte ihre Hand auf die Schulter ihrer Freundin gelegt, Herrn Welden dabei mit ihren tiefen, ſinnigen Augen ſcharf ange-

blickt und ſagte nun: „Ach, ich weiß es, wen er mit ſeinem alten, murmelnden Herrn meint, der jetzt ein weißes Haar und weißen Bart hat! Iſt er nicht trotz alledem heute noch ſehr beweglich, queckſilbern-unruhig, ſo daß er beſtändig zappelt, um von der Stelle zu kommen und, obwohl er ſich in Einem fort bewegt und abmüht, doch an dem Orte bleibt, wo wir ihn geſehen?“

„Ja, mein Kind.“

„Verſtehſt Du ihn denn nicht, Eliſe? Er meint ja den Waſſerfall nicht weit von unſerer Penſion von Kloſterberg!“

„Ah ſo — und da waren Sie heute?“

„Ja, ich mußte eine Meſſung nachſehen zu der Eiſenbahnbrücke, die über den Waſſerfall projektirt iſt und im nächſten Frühjahr gebaut wird. Es war trotz des winterlichen Wetters prächtig da oben im Gebirge, lauter Schnee und Eis, und ſo eine Winterlandſchaft hat eine große Schönheit.“

„Ach ja, jetzt verſtehe ich es,“ ſagte Eliſe nach einer Pauſe, „warum Herr Welden uns einen Gruß von dem Waſſerfall bringt! Es war ja an jenem Orte vor einem Jahre, wo wir ihn zufällig trafen und wo unſere geſtrenge Vorſteherin erlaubte, daß uns Herr Welden die Linie der damals erſt projektirten Bahn erklärte.“

„Ich habe ſogleich daran gedacht,“ meinte Lucy. Damals aber ſagten Sie uns, es ſei vielleicht möglich, die Linie ein klein wenig nach Süden zu legen, um ſo den herrlichen Waſſerfall zu ſchonen.“

„Ich habe gethan, was ich konnte, um ſo den alten Herrn zu ſchonen, und es iſt mir inſoweit gelungen, als ich mit meinem Projekte durchgedrungen bin und ihn nun mit einem einzigen Bogen überwölben werde, ſtatt die Schlucht zu zerſtören, durch welche er fließt.“

„Dafür wollen wir Ihnen dankbar ſein, nicht wahr, Eliſe? Wir in unſerem eigenen Namen und in dem aller jener unglücklichen Penſionärinnen, welche wie wir ihr Vergnügen haben an

jener prächtigen Cascade, dem häufigen Endziele unserer Spaziergänge."

„Ich habe eine kleine Skizze davon gemacht, um zu sehen, wie sich der Wasserfall und Brücke ausnimmt."

„Für mich?" fragte Lucy.

„Nein, mein Kind, dieses Mal nicht für Sie."

Sagte er das in einem besonders trockenen Tone oder hatte sie erwartet, er würde ihr die Zeichnung anbieten — genug, sie erwiederte plötzlich sehr ernst, fast verstimmt: „O, ich habe das auch nicht gesagt, um sie behalten zu dürfen, sondern nur um den Versuch zu machen, sie zu copiren, denn ich habe dazu gar nichts hübsches Neues mehr, und dann möchte ich auch eine Ansicht jenes Platzes noch bestimmter haben, als er in meiner Erinnerung lebt."

Abermals begann ein Tanz, und diesmal waren es ein paar unternehmende Lieutenants, welche sich eilfertig näherten, indem sie rasch ihrem Schnurrbarte die entsprechende Lage gegeben und die Uniform in die Taille herabgezogen hatten.

Melden wandte sich langsam um, dem Spielzimmer zu, wo die Ober-Baurätin Lievens immer noch neben Seiner Excellenz saß und ihm offenbar Glück brachte, wie er mit seiner fettigen Stimme behauptete. Die schöne Frau hatte den rechten Arm auf die Lehne des Sessels ihres Nachbars gestützt und schien gar nicht das Näherkommen des jungen Mannes zu beachten. Nur jetzt, als er dicht neben ihr stand, erhob sie langsam ihre glänzenden Augen zu ihm und sagte:

„Ich dachte mir, Sie hätten getanzt oder wenigstens Lust gehabt, zu tanzen."

„Leider nicht, sonst würde vielleicht Eines durch das Andere ausgeführt. Ich sah zu und plauderte ein wenig."

„Gerade so wie ich hier dem Spiele zusehe ohne alles Interesse," sagte sie mit einem Blicke, dessen eigentlicher Ausdruck

Die Frau faßte krampfhaft die Lehne des Sopha's und erhob ſich langſam und leiſe; denn ſie fürchtete, daß das unter der Thüre ein entſetzliches Geſpenſt ſei, das bei dem geringſten Laute, bei der geringſten auffallenden Bewegung über ſie herfallen würde.

Das dauerte einige Sekunden, während Beide ſich feſt anblickten, worauf die Geſtalt einen Schritt in's Zimmer trat und die Frau mit leiſer, zitternder Stimme ſagte: „wer biſt du?“

Bei dem Klange dieſer Stimme zuckte das dunkle Weſen an der Thüre zuſammen und antwortete mit tiefer, klangloſer Stimme: „ich bin der Lukas!“

Noch einen Augenblick hielt die Frau ſich aufrecht an dem Sopha, dann ſtürzte ſie auf denſelben nieder und rief: „Jeſus Maria, was wollt Ihr von mir?“

„Ich habe einen Brief von deiner Tochter,“ ſagte die Geſtalt mit derſelben tiefen Stimme, „wahrſcheinlich das letzte Wort, das du in dieſem Leben von ihr erhalten wirſt. Der Brief war offen, als er gefunden wurde, ich weiß ſeinen Inhalt. Daß du es ſein mußteſt, habe ich geahnet, als ich deine Anna zum erſten Male geſehen; dein Ausruf, als du vorhin meinen Namen hörteſt, hat es mir beſtätigt.“ — —

„Hatteſt du nicht genug mit deinem eigenen Geſchick?“ fuhr die Geſtalt fort zu reden; „jammervolles Geſchöpf, erinnerteſt du dich nicht mehr der Qualen, die du, wenn auch nur kurze Zeit, ſelbſt erduldet, als deine Mutter dich zu ſo etwas Entſetzlichem gezwungen? — Nein, du haſt dich daran nicht erinnert, du haſt ein viel beſſeres Geſchöpf, tauſend Mal beſſer, als du je geweſen, und reiner, als tauſend andere ihres Geſchlechts, die ſtolz und ohne Makel einhergehen, hinuntergedrückt, zuerſt geiſtig, dann leiblich vernichtet!“ — —

noch durch einen leichten, kaum vernehmbaren Seufzer verstärkt wurde.

„Wir könnten Sie ja mit einer kleinen Wette interessiren,“ erwiederte Seine Excellenz, welche die Worte der Ober-Baurāthin ganz allein auf den Gang des Spiels bezog.

„Was ich mit Vergnügen annehmen würde, wenn die Wärme aus dem Tanzsaale nicht gar zu stark herausdränge,“ entgegnete sie, ihren Fächer entfaltend. „Ich muß mir schon einen kühleren Platz aussuchen.“

Dabei erhob sie sich und sagte im Fortgehen zu dem jungen Ingenieur: „Wollen Sie mich vielleicht begleiten, Herr Welden? Man kann allerdings nicht weit gehen oder etwa Einsamkeit aufsuchen,“ fuhr sie nach einem heiteren Lächeln fort, „denn die Zimmer der guten Stadtschultheißin sind gar so vollgepfropft. Doch habe ich noch nicht einmal alle gesehen, und wenn es Ihnen recht ist, machen wir gemeinschaftlich eine Zimmer-Promenade.“

Er wollte ihr seinen Arm anbieten; doch lehnte sie dies dankend ab, wobei sie für einen Augenblick leicht ihre Hand auf seinen Arm legte und heiter sagte: „Man braucht den Leuten hier nicht Stoff zu unnöthigen Reden zu geben. Auch wenn ich gar nicht hinblicke, sehe ich mich beständig von verschiedenen Augen guter Freundinnen verfolgt, mache mir aber gar nichts daraus.“

„Sehen Sie,“ fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie einige Zimmer durchwandert, „hier, entfernt vom sogenannten Tanzsaale, ist es schon etwas leerer, und dort in dem Wohnzimmer der kleinen Elise scheint eine ganz erträgliche Atmosphäre zu sein. Es war fürchterlich heiß da drinnen — so, hier wollen wir uns setzen und ein wenig plaudern.“

Sie ließ sich in die Ecke eines Sopha's nieder und bezeichnete für ihren Begleiter einen Stuhl der daneben stand, wobei sie mit einem schalkhaften Lächeln sagte: „So sind wir denn vor den

Augen der Welt und auch zu unserer eigenen Genugthuung durch eine hohe Lehne getrennt, und nun sagen Sie mir, wie gefällt es Ihnen hier?"

Sie hatte sich bei diesen letzten Worten, welche sie sehr langsam sprach, so bequem als möglich in die Ecke des Sopha's niedergelassen, und so nahe an die bezeichnete Lehne, daß, wenn sie ihren Kopf noch etwas mehr hinübergelegt hätte, als sie schon that, ihre Haare mit denen des jungen Mannes in Berührung gekommen wären.

Und es ist etwas höchst Gefährliches um eine solche Berührung; es ist das verrätherische Gefühl einer Kühle, von der man weiß, daß sie häufig heiße Gluth verbirgt, Schnee auf einem Vulkan; wir reden natürlich von einem so schönen, reichen Haar, welches uns zu denken gibt, und so war das der reizenden Frau, neben welcher Welden saß, ob mit den eben angegebenen Gefühlen, wollen wir gerade nicht behaupten, denn seine Mienen und sein Blick sprachen nicht dafür, ja er machte sogar mit dem Stuhle eine leichte Wendung, wodurch er allerdings aus der gefährlichen Nähe dieses Haares, dadurch aber mehr noch in das Feuer ihrer sprühenden Augen kam.

„Wie es mir hier gefällt? Hier auf dem Balle oder in meiner neuen Stellung auf dem Bureau? — Was das Letztere anbelangt, so muß ich ehrlich sagen, daß der Minister nicht ganz Unrecht hatte, als er von den Gefühlen eines gefangenen Waldvogels sprach. Doch wenn es eine Gefangenschaft ist, so wird diese allerdings gemildert, ja, ich möchte sagen, fast ganz wieder aufgehoben durch die Freundlichkeit des Herrn Oberbaurathe und durch Ihre Güte."

„Empfinden Sie das wirklich, lieber Welden?"

„Gewiß! In dieser Hinsicht sehe ich dem Frühling nicht mit dem gleichen Verlangen entgegen, wie ich es sonst wohl thun würde."

„Ach ja, dieſer Frühling!“ ſagte ſie mit einem leichten Seufzer. „Dann öffnet ſich Ihr Käfig wieder und Sie flattern davon, vielleicht ohne eine angenehme Erinnerung an die Vergangenheit. Sind Sie überhaupt flatterhaft?“ fragte ſie raſch, indem ſie ſich gegen ihn wandte.

„Ich glaube nicht,“ entgegnete er lächelnd, „obgleich ich mir ſelbſt darüber ſo genau noch keine Rechenſchaft geben kann. Was iſt flatterhaft? Mit Leichtigkeit einen Gegenſtand vergeſſen, der uns intereſſirt? Wenn es das iſt, ſo bin ich allerdings nicht flatterhaft, denn ich habe noch nie etwas vergeſſen, das mir werth geworden.“

„Und was muß man thun, um Ihnen werth zu ſein, um von Ihnen nicht ſo bald vergeſſen zu werden?“

Beinahe hätte Welden nicht gewußt, was er für eine Antwort geben ſollte, und er entgegnete nun: „Wer zum Beiſpiel ſo liebenswürdig gegen mich iſt, wie Sie, verehrte Frau, darf wohl überzeugt ſein, daß ich ſeiner mit Dankbarkeit gedenke.“

„Mit Dankbarkeit?“ gab ſie lächelnd zur Antwort. „Das iſt immer ſchon etwas, und ich bin vor der Hand zufrieden; aber nun ſagen Sie mir auch, wie es Ihnen hier auf dem Balle gefällt?“

Er zuckte mit den Achſeln und ſagte dann: „Es gibt Dinge, welche ich dieſem geräuſchvollen Treiben vorziehe. Ich habe nie ein Vergnügen daran gefunden, ohne eigentlichen Zweck mit vielen Leuten in einem engen Raum zu ſein; man findet, beſonders ohne eine ſo freundliche Führerin wie Sie, ſelten einen behaglichen Raum zum Sitzen, kaum zum Stehen, und wenn man plaudern will, muß man ſich erſt ſorgfältig nach einer rückenfreien Ecke umſehen. Auch iſt dieſes Geplauder, wie man es gewöhnlich auf einem Balle führt — immer mit Ausnahmen,“ ſetzte er verbindlich hinzu —, „nicht von der Art, wie ich es wünſche.“

„Oder man muß eine große Menge von Bekannten haben, in

deren Gedächtniß man ſich durch irgend ein Wort, eine Frage auffriſchen will, und Sie haben wohl nicht viele Bekannte hier?"

„Sehr wenige. Bin ich doch ſelbſt mit dem Herrn Stadtſchultheißen nur flüchtig bekannt; ſeinen Sohn ſah ich und ſprach ihn einige Mal im Kaffeehauſe; dann kenne ich die Familie Rivola."

„Woher kennen Sie dieſe? Ah, wahrſcheinlich von der Zeit im vergangenen Sommer, als draußen bei dem Gute des Barons die neue Eiſenbahnlinie tracirt wurde!"

„So iſt es. Trotzdem ich gezwungen war, ihm ein hübſches Stückchen ſeines Waldes abzuſchneiden, war er doch ſtets ſehr freundlich gegen mich. Allerdings ſchonte ich auch ſein Eigenthum ſo gut es mir nur möglich war, wofür man ſich dankbar erwies, denn er öffnete mir nicht nur auf's freundlichſte ſein Haus, ſondern er räumte mir auch auf einem Vorwerke ein kleines Gebäude zu einer Bauhütte für mich und mein Perſonal ein."

„Eine eigenthümliche Familie, dieſe Rivola — ſie werden für ſehr reich gehalten."

„Sind es auch, wie mir ſcheint; ihr Hausweſen iſt wenigſtens danach eingerichtet, und dabei ſind ſie gaſtfrei in der weiteſten und ſchönſten Ausdehnung des Wortes."

„Nicht für Jedermann, mein lieber Herr Welden. Ich hörte ſchon ſagen, daß, wenn das Haus des Barons auch häufig eingeladene Geſellſchaften ſähe, es doch ſonſt für das, was man vertrauliche Beſuche nennt, beinahe hermetiſch verſchloſſen ſei."

„Möglich, daß er aus einem Grunde, den ich vielleicht errathe, mit mir eine Ausnahme machte. Der Baron Rivola iſt nicht nur Kunſtkenner, ſondern war auch in ſeiner Jugend ausübender Künſtler, Mechaniker, Bauliebhaber, und da ich in dieſen Fächern einige Kenntniß habe, ſo ſuchte er wohl deßhalb meine Geſellſchaft, von welcher jedoch ich den größten Nutzen zog, denn ich kann Sie verſichern, ſeine enormen Kenntniſſe, ſowie ſeine große Erfahrung haben mir ſchon Manches klar gemacht."

„War Fräulein Lucy damals ſchon zu Hauſe?“ fragte die Oberbauräthin nach einer kleinen Pauſe.

„Nein, ſie war den Sommer über abweſend und ich ſah ſie erſt in den letzten Tagen meines Dortſeins, zu Anfang des Herbſtes.“

„Ein hübſches Kind.“

„Ja, eigenthümlich und intereſſant, etwas verwöhnt, was ich begreiflich finde, denn ſie iſt der Abgott ihrer Eltern.“

„Wie ſchön iſt das ſonderbare Haar dieſes Mädchens!“ meinte die Oberbauräthin nachdenkend, indem ſie leicht mit ihrer Hand über ihre weiße, glatte Stirn ſtrich. „Ich wünſchte mir eines von dieſer Farbe.“

„Ah, Sie ſollten zufrieden ſein!“ meinte der junge Ingenieur. „Ich ſah ein ſo prachtvolles Haar wie das Ihrige nur in Rom, und die Römerinnen bilden ſich etwas darauf ein.“

„Das der Italienerinnen ſoll etwas hart und rauh ſein, ſagt man, während mein Haar vielleicht den einzigen Vorzug der Weiche hat. Fühlen Sie es einmal an, Herr Welden, Sie ſind ein Kenner.“

Sie wandte das hübſche Geſicht kokett von ihm ab, und als er der Aufforderung gemäß die ſchweren, dicken Flechten, welche über ihren Nacken herabhingen, durch die Finger gleiten ließ, konnte es nicht fehlen, daß ſeine Hand mit ihrer weichen, glatten, kühlen Schulter in Berührung kam.

Sie zuckte zuſammen und ſagte, ſich ihm raſch wieder zuwendend: „Schade, daß Sie nicht tanzen, Herr Welden!“

„Ich liebe überhaupt dieſes Vergnügen nicht mehr ſo wie früher, tanze nur, wenn ich für Jemanden ein ganz beſonderes Intereſſe empfinde.“

„Für Jemanden, der Ihnen werth geworden? Wie ſchade, daß das bei mir Ihnen gegenüber noch nicht zutrifft!“

„Würden Sie gern tanzen?“

„Warum nicht,“ entgegnete ſie unbefangen, „wenn ich als

Frau nicht fürchten müßte, den jungen Mädchen unnöthiger Weise Platz wegzunehmen."

„Darüber brauchen Sie sich keine Sorge zu machen," erwiederte der junge Ingenieur, der sich bewußt war, ein ausgezeichneter Tänzer zu sein, der es verstand, eine gewandte Tänzerin sicher und zierlich durch die engste Lücke zu bringen. Auch dachte er dabei an die kleine Lucy, die es nicht einmal der Mühe werth gefunden hatte, nur ihr Bedauern darüber auszudrücken, daß sie nicht mit ihm tanzen könne.

Die Oberbauräthin hatte sich rasch erhoben, und indem sie jetzt ihren Arm in den des jungen Mannes legte, sprach sie: „Da wir nun zum Tanze gehen, dürfen Sie mich auch führen." Und so gingen sie den Weg durch die Zimmer zurück, den Sie soeben gekommen. Ihrem Manne am Spieltische sagte sie im Vorbeigehen: „Herr Welden hat mich zum Tanze aufgefordert." Worauf der Oberbaurath in sehr gleichgültigem und trockenem Tone, welcher aber vollkommen zu seiner Geschäftsmiene und seiner ausgedörrten Gestalt stimmte, zur Antwort gab: „Das ist mir sehr angenehm, Mathilde."

„Ha, beneidenswerther junger Mann," rief Se. Excellenz, „so mit schönen Frauen durch's Leben tanzen zu dürfen!"

„Während wir hier im Schweiße unseres Angesichtes einen Rubber um den andern verlieren — Coeur ist à tout!"

„Es war übrigens in demselben Augenblicke nicht leicht, sich ohne Gefahr in die dichten Massen der Tanzenden zu stürzen, denn ein beliebter Walzer, den die Musik spielte, hatte auch ältere Herren herbeigelockt, um, bekannten Klängen folgend, vielleicht in alten, süßen Erinnerungen zu schwelgen.

„Entschuldigen Sie mich," sagte Herr Welden zu der etwas schwer athmenden jungen, schönen Frau, „wenn ich Sie fester an mich schließe, als ich wohl zu thun pflege, denn sonst würde es unmöglich sein, da hinein und mit einiger Sicherheit wieder heraus zu kommen."

„Ich fürchte mich ein wenig, lieber Welden," entgegnete sie mit leiser Stimme, indem sie sich mit halbgeschlossenen Augen fest an ihn anschloß. „Es wäre fürchterlich, wenn uns etwas widerfahren sollte — ist es mir doch gerade, als sähe ich schon verschiedene scharfe Blicke auf mich gerichtet und hörte liebevolles Geflüster über die da, die doch verheirathet sei und doch das Tanzen nicht lassen könne!"

„Unbesorgt!" sagte er lachend und mit dem rechten Arme ihre feine Taille fester umschlingend; „ich habe nur einen Augenblick gewartet, um nicht mit jenem alten Herrn, der dort herumhüpft, zu caramboliren."

Und schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt!

recitirte Se. Excellenz, welche mit ihrem Augenglase dem Paare zuschaute, als dieses nun in dem Strudel der Tanzenden verschwand, aber nicht unterging, und es war eine Freude, zu sehen, wenn der junge Ingenieur, mit seiner gerade nicht leichten Tänzerin allerdings die seltsamsten Figuren beschreibend, hier bei einem Paare vorüber schlüpfte, dort, sich auf der Stelle drehend, ein anderes vorüber ließ, jetzt, rückwärts tanzend, einen kleinen Raum hinter sich benutzte, um wieder in's Freie zu kommen, und dann durch eine zufällig entstandene Lücke von einem Ende des Saales bis an das andere schoß. Die Zuschauer klatschten Beifall, manche der Tanzenden hörten auf, um dem Paare Platz zu machen, manche Tänzerin mit lächelnder Miene, manche aber mit einem etwas spöttischen Gesichtsausdrucke, hier und dort eine junge Dame kopfschüttelnd oder mit großen, erstaunten Blicken, wie Lucy von Rivola.

„Siehst du, wie gut Herr Welden tanzt," sagte sie zu Elise, die sich ihrer Freundin genähert hatte — „und wie schön er tanzt! Wer ist denn seine Tanzerin?"

„Eine Bekannte unseres Hauses."

„Eine schöne Frau!“ sagte Lucy, indem sie mit ihren Blicken das Paar verfolgte, welches jetzt nicht weit von ihr an der Thür plötzlich still stand und dann lächelnd durch dieselbe verschwand.

Dieses war die letzte Tour vor dem Souper gewesen, und Herr Ascher, der am Eingange des Apartements stand und auf diesen Moment mit nicht weniger Spannung gewartet hatte, als ein General auf das Aufblitzen des ersten Kanonenschusses beim Beginne einer Schlacht, entfaltete nun mit seinen Haustruppen eine großartige Thätigkeit — es sollte an kleinen Tischen, die in sämmtlichen Zimmern vertheilt waren, von allen Eingeladenen zu gleicher Zeit soupirt werden, eine Aenderung des ursprünglichen Schlachtplanes, nach welchem zuerst der ältere Theil und dann erst die jungen Leute hätten abgefüttert werden sollen.

Herr Ascher hatte dem zweifelnden Herrn des Hauses versichert, es mache sich auf diese Art unbedingt schöner und großartiger und für Jeden angenehmer, denn eine Andacht sei doch nicht mehr von den Tanzenden zu erwarten, wenn einmal im Nebenzimmer die Teller klapperten. Und Herr Ascher hatte nicht nur Recht behalten, sondern in kürzester Zeit das Unglaublichste geleistet. Dabei war er aber, besonders mit den spielenden Partieen, ziemlich schonungslos verfahren, so daß sich sogar Se. Excellenz der Herr Minister zu der Aeußerung veranlaßt gesehen hatte: „Dieser Ascher ist ein ganz verfluchter Kerl — ich kenne ihn von ähnlichen Gelegenheiten her; er wäre im Stande, das Tischtuch über unsere Karten zu decken oder uns, was noch schrecklicher wäre, gar nicht serviren zu lassen — der Klügste gibt nach!“

Darauf erhob sich Se. Excellenz vom Tische, Ascher that auch hier seine Schuldigkeit, und nach kurzer Zeit hörte man durch das ganze Apartement das leichte, vergnügliche Summen halblaut geführter Tischgespräche, das Klappern der Messer und Gabeln sowie das Klingen der Gläser.

Fünftes Kapitel.

Nach eingenommenem gutem Souper ändert sich gewöhnlich die Physiognomie eines Balles, Alles fühlt sich behaglicher, freier, mit den starren Formen gesellschaftlicher Etiquette wird es nicht mehr so ganz genau genommen, streng erzogene junge Damen erlauben sich schon ein kurzes, lautes Lachen, unternehmende Lieutenants werden kühner, und sehr schüchterne junge Leute, die es zu Anfang des Festes nicht gewagt hatten, ein Ballgespräch anders einzuleiten, als mit der Bemerkung, daß es heute im Saale sehr voll, sehr heiß sei oder daß es draußen regne oder schneie, schwangen sich jetzt schon zu dem Geständnisse auf, daß sie sich göttlich amusirten, ja, setzten sogar seufzend hinzu: O, daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit eines ersten Balles! — was sich allerdings nicht reimte, aber trotzdem hier und da gern gehört wurde.

Aeltere Herren und Damen, besonders wenn sie ohne Ballnachwuchs erschienen waren, bewegten sich jetzt, häufig im langsamsten Tempo und dabei so angelegentlich plaudernd, als begänne für sie jetzt erst das eigentliche Vergnügen des Balles, der Thür zu, welche zur Treppe führte, und machten sauersüße Gesichter, wenn sie vielleicht noch im letzten Zimmer von solchen zum Dableiben und Sitzen eingeladen wurden, die hartnäckig an ihrem Tische geblieben und sich den Champagner gut schmecken ließen.

Andere, die ausdauernder waren, erinnerten sich gern, daß bei den Festen des Stadtschultheißen später ein vortrefflicher Punsch servirt würde, und bedauerten nur, daß ein Rauchkabinet fehle; hier und da, aber sehr vereinzelt, setzte man auch noch eine Spielpartie fort, wogegen übrigens die meisten der Spieler Ruhe nach gethaner Arbeit — damit meinten sie das wirklich vortreffliche Souper — vorzogen: so auch Se. Excellenz der Herr Minister, der sich einen bequemen Fauteuil in einer Ecke ausgesucht und hier mit einem Riesenschlangengefühle behaglich ausruhte.

Elise hatte ihre Freundin Lucy unter den Arm genommen und war mit ihr nach dem kleinen Zimmer gegangen, wo vordem Herr Welden mit der Oberbauräthin gesessen, dem kleinen, mit Pflanzen dekorirten Gemache, im gewöhnlichen Leben Elisens Schlafzimmer.

„Bist Du müde?“ fragte die Tochter des Hauses.

„Müde gerade nicht, aber ich habe sehr viel getanzt, und wenn ich dürfte, möchte ich wohl einige Touren überschlagen.“

Die beiden jungen Mädchen setzten sich auf das Sopha, und Lucy legte ihren Kopf auf die Schulter der Freundin.

„Du scheinst in der That müde, meine gute Lucy,“ sagte jene schmeichelnd und beugte dabei ihr Köpfchen herab, um ihre Lippen in deren seidenweiches Haar zu drücken.

„Nein, müde bin ich gerade nicht, aber ich habe mir von meinem ersten Balle eigentlich mehr versprochen; ich freue mich allerdings, wenn ich tanze, und doch finde ich eben kein so großes Interesse dabei. Auf den Bällen in der Pension, wo wir ganz unter uns waren, habe ich mich ebensogut amusirt — über was alles haben wir da nicht geplaudert, wie haben wir gelacht, besonders wenn Eine von uns sich einen kleinen Schnurrbart gemalt, was indessen streng verboten war!“

„Und haben dabei immer von dem Vergnügen gesprochen, das uns später einmal ein wirklicher Ball gewähren würde.“

„Und Dir hat dieser erste wirkliche Ball auch alles gehalten,

„Du haſt nicht die Hand Gottes erkannt, die dich in jener Nacht errettet, zweimal verkannt haſt du ſie, du fiengſt kein beſſeres Leben an und brachteſt deine Tochter demſelben Tode zur Beute, dem du wunderbarer und ungerechter Weiſe entgangen!“

„Meine Anna!“ ſchrie die Frau verzweifelnd auf, „meine Anna! wo iſt mein Kind?“

„Bei Gott!“ ſagte die Geſtalt feierlich, „du haſt dem klaren tiefen See Luſt nach ſeiner Beute gemacht, aber er mochte dich nicht, du warſt dem Tode zu ſchlecht, du entgiengſt ihm, aber deine Tochter fiel ihm zu. Ihr iſt wohl!

„O, o!“ ſtöhnte die Frau und zerraufte ihr Haar; „du biſt nicht der, für den du dich ausgibſt, du biſt kein lebendes Weſen, du biſt ein Teufel, der mich zur Verzweiflung bringt!“

„Kann wohl ſein,“ antwortete die Geſtalt mit derſelben tiefen Stimme; „wahrlich, ich bin ein Todesbote! nimm hin den Brief.“

Als die Frau ihr wirres Haar aus dem Geſichte warf und aufblickte, ſah ſie durch die Dunkelheit ein weißes Blatt Papier auf dem Boden flattern, die Thüre ſchloß ſich eben ſo geräuſchlos, wie ſie ſich geöffnet, und als die Frau in entſetzlicher Angſt an die Treppe eilte, erblickte ſie nichts, als einen ſchwarzen Mantel, der hinabzuflattern ſchien. —

Wie lange nach dieſer ſchauerlichen Scene die Frau in der Sophaecke gelegen, wußte ſie ſelbſt nicht. Sie war beſchäftigt mit ſchrecklichen, ja blutigen Bildern, die unabläſſig ihr Inneres erfüllten. Sie kämpfte einen gewaltigen Kampf und endlich drang ein Lichtſtrahl in ihr finſteres Gemüth. Darauf blieb ſie noch einen Augenblick ruhig ſitzen und hörte alsdann, wie die Treppe, welche zu ihren Zimmern führte, unter ſtarken Fußtritten knarrte und ächzte. Die Thüre wurde geräuſchvoll geöffnet und zwei

was Du Dir in der Einbildung davon versprochen haſt? Ich freue mich in der That, Dich ſo heiter und glücklich zu ſehen, und Du haſt auch alle Urſache, es zu ſein!"

„Und Du doch auch, liebe Lucy?"

„Ich kann das nicht verneinen, ich wüßte wenigſtens keine Urſache, es zu thun, und doch war ich zu Anfang glücklicher, als ich jetzt bin; vielleicht kommt es daher, daß mir meine gute Mutter heute ſo blaß und ſo ernſt erſcheint. Haſt Du das nicht auch bemerkt? Auch ſitzt Papa ſo häufig neben ihr, fragt ſie mit beſorgter Miene, und wenn er ja einmal von ihr weggeht, ſo bemerke ich wohl, wie er nach ihr hinüber blickt."

„Deine Mutter war in den letzten Tagen unwohl; vielleicht denkt Dein Vater daran, und Du weißt ja überhaupt, wie ſehr er ſich um die geringſte ernſte oder trübe Miene Deiner Mutter bekümmern kann."

„Ja, mein guter, guter Vater, meine theure, liebe Mutter! Ich glaube, Du haſt Recht; ſtimmt es mich doch auch bei all der Luſt und Freude, die mich umgibt, unbegreiflicher Weiſe ſo ſehr traurig, wenn ich meine Mutter ſo blaß, ja, ſo theilnahmlos da ſitzen ſehe — ich könnte weinen, Eliſe!"

„Närrchen, Dich hat das Tanzen aufgeregt! Deine Mutter fühlt ſich wahrſcheinlich etwas ermüdet; Du wirſt ſchon ſehen, das iſt morgen vorüber, und wenn ich Dich in den nächſten Tagen beſuche, ſo plaudern und lachen wir über den heutigen Ball, und Deine Mutter lacht ebenfalls mit."

„Vielleicht — ich hoffe ſo!"

Damit trat in der Unterhaltung der Beiden eine kleine Pauſe ein, und erſt nach einigen Minuten fragte Lucy, ohne ihre Freundin anzuſehen: „Wer, haſt Du mir vorhin geſagt, war die Dame, mit der Herr Welden getanzt?"

„Eine Oberbaurathin Lievens; ihr Mann iſt ein genauer Freund meines Vaters."

„Ah, ſie hat einen Mann, dieſe Frau?“

„Ja, er ſaß beim Souper neben Deiner Mutter — ein großer, dünner Herr.“

„Ah, der — der ſieht ja älter aus wie mein Papa, er könnte ja der Vater dieſer jungen Frau ſein.“

„Das haben andere Leute auch ſchon geſagt,“ entgegnete Eliſe lächelnd. „Doch was kümmert Dich“ — ſie wollte ſagen: „Herr Welden,“ verbeſſerte ſich aber und ſagte: „die Oberbaurāthin?“

„O, gar nichts — durchaus nichts; ich kam nur darauf, weil ich Beide vor dem Souper, als mich meine Mutter einen Augenblick aus dem Tanzſaale abrief, hier ſitzen ſah und weil ich es für eigenthümlich fand, daß Herr Welden Dich, die Tochter des Hauſes, nicht um einen Tanz bat und doch mit Anderen tanzte.“

„Es wäre mir das eigentlich leid geweſen, denn ich hätte ihm keinen Tanz mehr geben können.“

„Ich auch nicht, und würde ihm auch keinen gegeben haben.“

„Mit wem wirſt Du jetzt tanzen, Lucy?“

„Mit Deinem Bruder; er war ſo galant, mich um einen Tanz zu bitten, was bei ihm äußerſt ſelten iſt.“

„Da kommt er mit Herrn Welden.“

Lucy richtete ſich haſtig auf und warf in einem energiſchen Kopfſchütteln ihr gelocktes Haar, welches ſich unter Band und Schleife eigenſinnig bäumte und, wo es konnte, freizumachen ſuchte, aus der erhitzten Stirn.

„Was wollen die Beiden?“

„Was weiß ich, liebes Herz? Der Eine, Dich zum Tanze abholen, denn ich höre ſchon die Muſik beginnen, der Andere? Das kann ich nicht errathen.“

Damit traten die beiden jungen Leute in das Zimmer, und Ferdinand ſagte mit ſeiner ungemeinen Gleichgültigkeit:

„Mein gnädiges Fräulein, der Tanz beginnt; doch da ich weiß, daß es für Sie von gar keinem Werthe iſt, mit meiner

unwürdigen Wenigkeit zu tanzen, ſo möchte ich mir erlauben, Ihnen einen würdigen Stellvertreter für mich vorzuſtellen, Herrn Welden."

„Wie ſich unſere Wünſche treffen, Herr Welkermann," erwiederte das junge Mädchen lächelnd und ohne jetzt noch die geringſte Spur von Aufregung zu verrathen — „ich bin Ihnen recht dankbar dafür, daß Sie mein Verſprechen löſen!"

„So darf ich vielleicht bitten, Fräulein von Rivola?" ſagte der junge Ingenieur, vortretend.

„Bitten wohl, Herr Welden, aber es thut mir ſehr leid, Ihre Bitte nicht erfüllen zu können! ich bin recht froh, einen Tanz ausſetzen zu dürfen, ich bin in der That ein wenig ermüdet, und Eliſe und ich, wir wollen eine Tour plaudern."

Welden verbeugte ſich, nicht verwundert darüber, daß Lucy ihm einen Tanz abgeſchlagen, aber einiger Maßen erſtaunt, daß ſie nicht hinzugeſetzt hatte: „Wollen Sie nicht mit uns plaudern?" — denn ſie plauderte ſonſt ſo gern mit ihm, und auch ihm machte es ſtets ein großes Vergnügen, die kindlichen, friſchen Anſichten und Aeußerungen des jungen Mädchens entweder lächelnd hinzunehmen oder mit dem Ernſte und der Würde eines älteren Freundes zu corrigiren.

„So ziehen wir uns denn zurück," meinte Ferdinand lachend, „verſchmäht und verſtoßen, aber mit dem guten Bewußtſein, unſere Pflicht wie immer erfüllt zu haben — kommen Sie, Welden!" Und als ſie nun beide das Zimmer verlaſſen hatten, ſetzte er hinzu: „Ich habe oben in meinem Apartement, das leider nur aus einer einzigen Stube beſteht, ein kleines Jeu arrangirt, mit Cigarren, heißem Punſch und kühlem Bier; ich werde es auch den anderen richtigen Leuten ſagen."

„Vielleicht komme ich," erwiederte zerſtreut der Ingenieur; „doch ſehe ich dort Ihren Papa mit dem Oberbaurathe — der Herr Stadtſchultheiß ſagte mir ſchon vor dem Souper, daß er mich zu ſprechen wünſche."

„Gut, so kommen Sie ſpäter," verſetzte der Sohn des Hauſes, und dann ſah man ihn langſam durch den Tanzſaal ſtreichen, bald hier, bald dort einem der jungen Herrn etwas zuflüſtern und hierauf gegen die Treppe hin verſchwinden.

Welden trat zu einer Gruppe älterer Herren, die es ſich in einer Ecke des Spielzimmers bequem gemacht hatten — es waren hier der Baron Rivola, der Oberbaurath Lievens und der Stadtſchultheiß, letzterer vor Sr. Excellenz dem Miniſter des Innern ſtehend; dieſer hatte ſeinen Hut in der Hand und verſicherte mit einer noch fettigeren Stimme, als er ſonſt wohl zu haben pflegte, dem Herrn des Hauſes, daß das Souper ganz außerordentlich geweſen ſei — vortrefflich, wenn man die Menge der Gäſte annehme, ganz aus—ge—zeich—net.

Dann ergriff er heimlich mit zwei Fingern die rechte Hand des Stadtſchultheißen, ſchüttelte ſie ein wenig krampfhaft, ſchloß lächelnd ſeine Augen und wandte ſich langſam, um ohne Aufſehen zu verſchwinden.

Herr Wellermann ließ ſich mit dem Gefühle eines Mannes in den Stuhl nieder, der ſeine Schuldigkeit gethan, Anerkennung gefunden hat und mit ſich ſelbſt zufrieden iſt.

„Ich muß noch einmal auf die Sache zurückkommen, über die wir vorhin ſprachen," nahm der Oberbaurath Lievens das Wort, nachdem ſich Se. Excellenz entfernt hatte. „Ich bin nun einmal der Anſicht, lieber Wellermann, daß ich die Sache nicht vor den Stadtrath gebracht hätte; Herr Baron von Rivola wird mir gewiß Recht geben."

„Ich weiß nicht ganz genau, um was es ſich handelt," entgegnete der Genannte in ſehr höflichem Tone.

„Um eine ganz einfache Geſchichte," erwiederte der Stadtſchultheiß: „es beſteht ein unterirdiſcher Gang, der in alten Zeiten Rathhaus und Münze zuſammen verband."

„Sollte die Exiſtenz dieſes unterirdiſchen Ganges in ſeiner

ganzen Ausdehnung nicht auch eine Fabel sein, wie die so vieler ähnlicher Gänge, von denen man spricht?"

„O nein," erwiederte der Oberbaurath, „mit diesem hat es seine Richtigkeit, es liegen die genauesten Pläne darüber vor."

„Und hat einer der Herren ihn je begangen oder untersucht?"

„Von uns Niemand — wozu auch? In früheren Zeiten ist er öfter untersucht worden, worüber ebenfalls die Akten vorhanden sind; besonders gangbar hat man ihn auch damals nicht befunden, ja, bei dem letzten Augenschein, der vor beiläufig fünfzig Jahren laut stadträthlichem Beschlusse vorgenommen wurde, soll sich ungefähr in der Hälfte des Ganges eine Verengung gefunden haben, ungefähr in der Gegend, wo sich die Bärenstraße mit dem Glockengäßchen kreuzt, fast genau dort, wo das uralte Haus „Zum goldenen Hammer" steht, welches Ihnen gehört, Herr Baron von Rivola."

„Ah, dort — ja, ja, bei meinem unfruchtbaren Besitzthum, das mir nicht einmal die Steuern und Reparaturkosten einträgt. Ich hoffe immer noch," setzte er mit einer verbindlichen Verbeugung gegen den Stadtschultheißen hinzu, „daß der Stadtrath dieses Haus kaufen wird, es abreiße und so die dort enge Passage erweitere."

„Es wäre doch schade um das alterthümliche Haus!"

„Haus kann man es eigentlich nicht nennen, es ist vielmehr nur ein alter Thurm, seiner Festigkeit wegen übrig geblieben von der Umwallung der Stadt."

„Aber interessant — die Nachbarn lassen es sich einmal nicht nehmen, daß dort Geister umgehen; häufig in der Mitternacht sah man schon Licht in den unteren, gänzlich unbewohnten Räumen."

„Ja, ja, ich hörte davon," sprach lächelnd Herr von Rivola, „gab mir auch die Mühe, die Sache zu untersuchen, und fand, daß die unheimliche Beleuchtung dieser Räume von dem Wiederscheine einer Laterne auf ein halb erblindetes Fenster herrühre; als ich darauf das Fenster durch einen tüchtigen eisernen Laden verschließen

ließ, ſah man nichts mehr von dieſen nächtlichen geſpenſterhaften Beleuchtungen."

„Das iſt allerdings wahr," ſagte der Stadtſchultheiß, „doch berichteten damals häufig die Nachtwächter von eigenthümlichem Geräuſche, welches ſie in der ſtillen Nacht auf der Straße vor dem alten Thurme gehört."

„Ratten," meinte der Oberbaurath.

„Ganz gewiß Ratten," ſagte Herr von Rivola; „doch ſind wir durch meine Frage ganz davon abgekommen, was der Herr Oberbaurath in Betreff der heutigen Stadtrathsſitzung ſagen wollte."

„Das iſt ſehr einfach, ich hätte, wie ſchon bemerkt, die Sache nicht vor den Stadtrath gebracht."

„Der unterirdiſche Gang nämlich," wandte ſich Herr Welkermann direkt an Herrn von Rivola, „deſſen Exiſtenz nicht zu läugnen iſt, mündet in den großen Keller des Rathhauſes und iſt dort nur durch eine, allerdings ſehr ſtarke eiſerne Gitterthür verſchloſſen, welche aber dumpfe Luft und unangenehme Gerüche aller Art nicht abhält; dieſe Gitterthür wollte ich entfernen und durch ein ſolides Mauerwerk erſetzen, ein Vorſchlag, den aber die Majorität des Stadtrathes in heutiger Sitzung nicht gut zu heißen beliebte."

„Und ich meinte," ſprach Herr Lievens, „Welkermann hätte dieſe Kleinigkeit gar nicht vor den Stadtrath bringen, ſondern mir, unter dem die ſtädtiſchen Gebäude ſtehen, einfach den Auftrag geben ſollen, die Oeffnung zu vermauern; das hätte ohne alles Aufſehen geſchehen können, da dort unten Bauſteine genug vorhanden ſind, und wenn ich an Welkermann's Stelle wäre, ſo würde ich vier Wochen vergehen laſſen und es dann doch trotz Stadtrathsbeſchluß ſo machen, wie ich es für das Richtige hielt."

Der Stadtſchultheiß hatte eine äußerſt wichtige Miene angenommen und wiederholte die Worte ſeines Freundes: „Gegen den Stadtrathsbeſchluß" kopfſchüttelnd und in bedenklichem Tone.

„Das könnte allerdings Mißſtimmungen hervorrufen," meinte

Herr von Rivola mit seiner ruhigen, fast sanften Stimme, welche nicht immer genau zusammenpaßte mit den scharf ausgeprägten energischen Zügen um den Mund. „Man könnte einfach die Thür bestehen lassen und damit auch den heutigen Beschluß des Stadtrathes; aber wer verbietet es Ihnen, hinter jener Thür eine solide Mauer aufzuführen?“

„Ah, das ist wahr,“ meinte der Oberbaurath, wobei ein vergnügliches Lächeln über seine Züge flog: „Du hättest Deinen Willen durchgesetzt, Welkermann, die Mauer wäre aufgerichtet, um die wirklich manchmal abscheulichen Dünste aufzuhalten, die aus dem Keller aufsteigen, und wenn der hochweise Stadtrath über kurz oder lang von der Sache erführe, so müßte er sich doch gestehen, sich in seinem Beschlusse vom Heutigen nicht besonders deutlich ausgedrückt zu haben.“

„Und was die Maßregel an sich anbelangt,“ meinte der Freiherr von Rivola, „so halte ich sie für so gut, daß der Herr Stadtschultheiß sich wohl erlauben könnte, darüber nicht nur anderer Ansicht zu sein, wie der Stadtrath, sondern auch seine Ansicht auf die eben erwähnte Art durchzuführen; früher, als ich noch des Glaubens war, es ließe sich mit dem alten Thurme, den ich, beiläufig gesagt, nicht einmal billig kaufte, irgend etwas Solides anfangen, war es mein erstes Geschäft, die Oeffnung im unteren Gewölbe desselben, die wahrscheinlich in vordenklichen Zeiten mit dem alten Gange in Verbindung gestanden, zumauern zu lassen, denn auch da unten wurde man zuweilen von unangenehmen Ausdünstungen belästigt. Also, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Herr Stadtschultheiß, so würde ich allerdings das ehrwürdige Gitter nicht angreifen, aber, wie vorhin schon gesagt, ich würde hinter demselben eine sehr solide Mauer aufführen.“

„Die Idee ist nicht übel, und ich bereue nur, dies nicht ohne Weiteres gethan zu haben, denn jetzt ist der stadträthliche Beschluß nicht ohne etwas jesuitische Deutelei, verzeihen Sie mir den Ausdruck, Herr Baron, zu umgehen.“

„Aber doch zu umgehen, und wenn Dir etwas daran gelegen iſt, ſo thue es.“

„Und würdeſt Du,“ wendete ſich der Stadtſchultheiß direkt an Herrn Lievens, „ohne Weiteres den Gang zumauern laſſen, wenn ich Dich damit beauftrage?“

„Hm — hm — ja — allerdings.“

„Es läge das in Deinem Amte, der Du die Oberaufſicht über alle ſtädtiſchen Bauten haſt.“

„Allerdings, und ich würde mich davon wahrſcheinlich auch nicht zurückziehen, trotz des ſtadträthlichen Beſchluſſes, obgleich dieſer Beſchluß mir heute ſchon kundgethan wurde, und würde auf einen förmlichen Befehl von Dir die Arbeit ſogleich ausführen laſſen.“

„Ja, auf einen förmlichen Befehl von mir, da gerade ſteckt der Knoten.“

„Ach, das ließe ſich auf die einfachſte Art von der Welt umgehen,“ ſprach Herr von Rivola, nachdem er eine Zeit lang nachſinnend vor ſich niedergeblickt — „Sie, Herr Oberbaurath, beauftragen einen Ihrer jungen Leute, natürlich Jemanden, auf den Sie ſich verlaſſen können, die etwas ſchadhaft erſcheinenden Wände des Rathhauskellers, wo ſich die Gitterthür befindet, zu unterſuchen und nach Befund und eigenem Ermeſſen zu handeln.“

Bei dieſen letzten Worten hob Herr von Rivola den Zeigefinger in die Höhe, als fordere er ganz beſondere Aufmerkſamkeit für dieſelben.

„Nach Befund und eigenem Ermeſſen.“

„Sehr gut,“ ſagte der Oberbaurath, „dieſer Befund iſt eine ſchadhafte Stelle über der alten Gitterthür, worauf es der Unterſucher für angemeſſen findet, die beſagte Oeffnung zu vermauern.“

„Natürlich, und der Betreffende müßte Jemand ſein, der nicht zurücktritt und Ihnen, falls er angefochten würde, beweiſt, daß er gerade ſo und nicht anders habe handeln können. Hätten Sie Jemand unter Ihren jungen Leuten, der das thäte?“

„Das will ich meinen, und dort kommt er gerade wie gerufen," erwiederte der Oberbaurath — „Herr Welden beſorgt uns dieſe Kleinigkeit, deſſen bin ich ſicher; ich werde gleich mit ihm reden."

„Dürfte ich mir wohl erlauben, Ihnen das zu widerrathen?" ſprach Herr von Rivola in gefälligem Tone. „Meiner Anſicht nach wäre es beſſer, dem Herrn Welden, den ich, wie Sie wiſſen, hochſchätze, dieſe Sache allein, ohne Zeugen, vielleicht morgen geſprächsweiſe mitzutheilen — Sie verſtehen mich?"

„Gewiß," ſagte der Oberbaurath, und der Stadtſchultheiß nickte ernſthaft mit dem Kopfe.

„Im Uebrigen muß ich um Entſchuldigung bitten," fuhr Herr von Rivola in freundlichſtem Tone fort, „daß ich mir erlaubt habe, in Ihre Angelegenheit hinein zu reden — verzeihen Sie meine Freiheit und betrachten Sie, was wir geſprochen, wie jede andere gewöhnliche Converſation!"

Mit dieſen Worten erhob er ſich, und indem er dem Herrn des Hauſes die Hand reichte, flüſterte er ihm einige verbindliche Worte zu und ſagte dann mit einer Verbeugung gegen den Oberbaurath: „Es iſt ſchon ſpät; ich muß doch einmal nach Frau und Tochter ſehen." — Als er an Welden, der ſich den Herren näherte, vorbei kam, klopfte er ihm leicht auf die Schulter, nickte ihm freundlich zu und verließ ihn alsdann mit den Worten: „Ich hoffe, daß Sie ſich bald draußen bei uns ſehen laſſen!"

„Ein geſcheidter Mann, dieſer Baron Rivola!" meinte der Oberbaurath.

„Ja, ſo geſcheidt, um im gewöhnlichen Leben nichts Gewöhnliches zu ſprechen; ſeine Worte ſind vollgültige Stücke, er gibt ſich in der Unterhaltung nie mit Scheidemünze ab."

„Etwas verſchloſſen, könnte man ſagen, in ſeinen Redensarten wie in ſeinem Leben."

„Er lebt für ſeine Familie, iſt aber geſellig, wo er dies für

gut findet, nimmt allerdings selten Einladungen an, aber doch zuweilen.“ Dies sagte der Stadtschultheiß in einer selbstgefälligen Laune.

„Du kennst ihn schon länger?“

„Seit ungefähr zehn Jahren, so lange er hier ist; ich vermittelte den Ankauf seines Gutes.“

„Hältst Du ihn für reich?“

„Wer kann das sagen? Als er Eichenwald kaufte, bezahlte er es baar, und wie die Familie draußen lebt, muß er über große Einkünfte zu verfügen haben. Das Haus ist gut eingerichtet, der Park um dasselbe und der allerdings sehr kleine Gütercomplex bestens erhalten — der Baron hat Wagen und Pferde, hinlängliche Dienerschaft, weßhalb ich glaube, daß er sich in sehr guten Verhältnissen befindet. Das Gegentheil würde mir in meiner Stellung nicht verschwiegen geblieben sein. Woher er seine Einkünfte bezieht, weiß ich allerdings nicht; sie müssen ihm wahrscheinlich von auswärts, wo er früher lebte, vermittelt werden. Mein Sohn Ferdinand, der, wie du weißt, bei der königlichen Bank angestellt ist, sagte mir einmal, Rivola stünde mit keinem der hiesigen Banquiers in einer fortdauernden Geschäftsverbindung.“

„Es ist jedenfalls ein interessanter Mann, von großen Kenntnissen,“ sagte der Oberbaurath, „Kenntnisse, über die ich erstaunte, als wir neulich zur Begutachtung der großen Eisenbahnbrücke droben waren, wo er die Güte hatte, die Commission zu Tische zu laden — ich sage Dir, gediegene Kenntnisse, sowohl in der Architektur als in der Mechanik, und er zeichnet mit einer Sicherheit, die uns Alle in Erstaunen setzte, trotzdem er nur ein einziges gutes Auge hat und trotz seiner blauen Brille.“

„Diese blaue Brille ist wohl das Einzige, das mir zuweilen an dem Manne unbehaglich ist; ich liebe überhaupt die blauen Brillen nicht, sie verdecken uns den Ausdruck des Auges; der, welcher sie trägt, steht für den Anderen beständig wie im tiefen Schat-

Männer traten in das Zimmer, blieben aber an der Thüre ſtehen, als ſie die Dunkelheit bemerkten.

„Iſt Niemand da? he!“ vernahm ſie die Stimme Steinmann's, „Frau Müller, ſeid Ihr nicht da?“ und die Angeredete antwortete: „was ſoll's wieder? was wollt Ihr von mir?“

„Die Frau hält Betrachtungen im Dunklen,“ ſagte lachend der Gevatter, welcher mit dem Stadtſoldaten eingetreten war; „was ſollen die Geſchichten? macht doch Licht!“

„Sogleich!“ ſagte die Frau, ſtand von ihrem Sopha auf und that, wie der Gevatter ſie geheißen. Dieſer aber ſchüttelte mit dem Kopf, als er nun bei dem Scheine der Kerze in das Geſicht der Frau ſah, das ſo geiſterhaft bleich und entſetzlich abgeſpannt ausſah, und als er die wirren Haare bemerkte, die um den Kopf und um die unheimlich glühenden Augen flatterte.

Der Steinmann, der das ebenfalls bemerkte, wunderte ſich weniger darüber, denn ihm ſchien das Ausſehen der Frau eine Nachwirkung zu ſein von dem Auftritte, den er heute Nachmittag mit ihr gehabt. Da es ihn nebenbei freut und ihm ſchmeichelhaft war, daß ſein Zorn dieſen Eindruck auf ſie gemacht, er es auch für viel paſſender und kluger hielt mit ſeiner redlichen Hehlerin nicht vollkommen zu brechen, ſo reichte er ihr die Hand, indem er ſagte: „nun laßt's gut ſein, Frau! Geſchehen iſt einmal geſchehen! Laßt uns für die Zukunft unſere Sachen ehrlicher und beſſer einrichten!“ worauf die Frau mit ruhiger, aber klangloſer Stimme erwiderte:

„Ja, geſchehen iſt einmal geſchehen, wir wollen für die Zukunft unſere Sachen ſchon ehrlicher und beſſer einrichten.“

„Aber vor allen Dingen,“ ſprach der Gevatter luſtig dazwiſchen, „vor allen Dingen, Frau Müller, öffnet Euren Wandſchrank und laßt einen Krug guten Weins herausſpazieren; ich

ten, während jener auf unſerem Geſichte unſere Gedanken beſſer abzuleſen im Stande iſt."

„Kennſt Du die Baronin näher?"

„Ich ſah ſie allerdings häufig und muß geſtehen, daß ſie nie einen beſonders günſtigen Eindruck auf mich machte; ſo liebenswürdig und mittheilſam, wie er iſt, eben ſo kalt und verſchloſſen liebt ſie es, ſich zu zeigen. Uebrigens iſt ſie eine vornehme Dame von den beſten Manieren — eine geborene Gräfin Hartenſtein."

„Und die Rivola?"

„Stammen, wie der Baron ſagt, aus Italien, lebten längere Zeit in Frankreich, ſpäter in Belgien; ich habe den Namen früher nie gehört. Es iſt rührend, aber begreiflich, mit welcher Zärtlichkeit, ja, ich möchte ſagen, mit welcher Verehrung der Baron ſeine Frau liebt; bei allem, was er thut, ſcheint er nur auf ihr Wohl, an ihre Behaglichkeit zu denken. Er ſcheint ſich ferner zur Lebensaufgabe zu machen, ihr das Daſein in jeder möglichen Weiſe zu verſchönern, und wenn Du heute darauf Achtung gibſt, wie beſorgt er auch in Kleinigkeiten um ſie iſt, ſo kommt er Dir eher vor wie ein zärtlicher Bräutigam, als wie ein Ehemann, der ſchon eine erwachſene Tochter hat."

„Eine reizende Tochter, ſie iſt im höchſten Grade anziehend, ohne gerade regelmäßig ſchön zu ſein," ſagte der Oberbaurath. Und da Welden indeſſen näher getreten war, ſo wandte er ſich an denſelben, indem er hinzuſetzte: „Wir ſprachen gerade von Fräulein von Rivola, die ſelbſt für unſere älteren Herzen etwas außerordentlich Wohlthuendes, Anziehendes und Erwärmendes hat — ſind Sie nicht meiner Anſicht?"

„Gewiß, Herr Oberbaurath, Fräulein von Rivola iſt eine ſonnige Erſcheinung, eine liebenswürdige junge Dame, deren Schattenſeiten, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, noch Vorzüge ſind."

„Sehe mir einer dieſen jungen Mann an," lächelte Herr Lievens, „findet da mit ſeinen kaum dreißig Jahren Schattenſeiten,

wo wir ruhige Leute nur helles Licht erblicken! Und was sind das für Schattenseiten?"

„Die auch vielleicht Vorzüge genannt werden können, wie ich schon vorhin bemerkt," erwiederte der Ingenieur; „ich meine die offene, rückhaltlose Art, sich zu geben, welche bei dieser jungen Dame allerdings etwas so wunderbar Bestechendes hat."

„Was wollen Sie, lieber Welden," warf der Stadtschultheiß ein, „bei einem jungen Mädchen, welches das Leben nur von der rosigsten Seite kennt, das einzige Kind zärtlicher Eltern, das mit einem warmen, empfänglichen Herzen alles begrüßt, was ihm entgegentritt! Meine Tochter Elise erzählte mir, wie Lucy so herzlich und ungezwungen allem entgegenfliegt, was einen angenehmen Eindruck auf sie macht, allerdings oft ohne große Ueberlegung, ohne Rückhaltung, und nicht nur bildlich, sondern sogar in der Wirklichkeit."

„Ja, ja, ich sah das auch wohl," sagte Welden lächelnd; „möchte sie doch gern dahinschweben, mit ausgebreiteten Armen dem Schmetterlinge, der emporsteigenden Lerche folgend, und macht es ihr doch zuweilen Vergnügen, ihr Gesicht in alle Rosenkelche zu drücken, an denen sie vorüberkommt."

„Unschuldige Gelüste," meinte der Oberbaurath, indem er aufstand und auf seine Uhr schaute, „das gibt sich alles mit der Zeit; man hat mir oft gesagt, meine Frau sei als Mädchen gerade so gewesen, eben so harmlos, eben so wohlwollend und entgegenkommend, und das hat sich doch bei ihr sehr verändert, was ich am besten wissen muß."

Es war ein eigenthümlicher Blick, eine nicht ganz beistimmende Miene, mit welcher der junge Ingenieur den Oberbaurath anblickte; dann begab er sich mit dem Herrn des Hauses in den schon recht leer gewordenen Tanzsaal.

Die Musikanten waren müde, das sah man an ihren schon matt gewordenen Griffen und Strichen, die Tanzenden waren müde,

denn sie machten zwischen dem Vergnügen außerordentlich lange Ruhepausen — Herr Ascher war müde, denn wenn er auch so aufrechten Hauptes wie zu Anfang des Balles an der Thür stand und mit seinem Blicke die Welt regierte, so war doch dieser Blick etwas matt und schläfrig geworden, und Herr Ascher gähnte hinter der vorgehaltenen Hand. Am lebendigsten, stellenweise sogar heiter und aufgeweckt ging es noch im Zimmer des Herrn Ferdinand im oberen Stocke zu, wo bei Bier und Punsch gespielt wurde, zuerst das gemüthliche Makao, dann das aufregendere Landsknecht. Obgleich man nicht besonders viel baares Geld auf dem Tische sah, so war doch der Umsatz nicht unbedeutend und wurde durch kleine Bons vermittelt, die einer Uebereinkunft gemäß den dritten Tag von heute an eingelöst werden mußten.

Aber auch dieses interessante Spiel ging zu Ende, freilich erst, als es im ganzen Hause schon sehr still geworden war; dann schlichen sich die letzten der Gäste die Treppe hinab, und Ferdinand öffnete einen Flügel seiner Fenster, um den garstigen Tabaksqualm hinauszulassen. Dann trat er mit einem nüchternen, verdrießlichen Blicke an den Tisch und betrachtete, die Hände in die Taschen seiner Beinkleider gesteckt, die bunt umher gestreuten Kartenblätter; er hatte einige Hundert Gulden verloren, was ihn nicht gerade unglücklich machte, ihm aber doch sehr, sehr unangenehm war und zu denken gab.

Sechstes Kapitel.

Wenn man die Stadt, von der im vorigen Kapitel die Rede ist, im Norden auf einer guten, sehr breiten Chaussee verließ, so gelangte man, sanft ansteigend, auf ein stundenlanges und breites Plateau, das gerade keine einförmige Fläche genannt werden konnte, sondern durch kleinere oder größere Einsattelungen malerische Abwechslung erhielt. Diese Einsattelungen bilden hier und da langgestreckte, mäßige Thäler, meist mit kleineren Bächen, welche von den nördlich gelegenen hohen, mit Waldungen besetzten Bergen herabkamen und dem Wanderer lustig entgegenmurmelten.

Auf diesem Plateau angekommen, bemerkte man, daß die höheren Berge, von denen wir soeben sprachen, auf einem Punkte einen stark hervortretenden Winkel bildeten, welcher, dicht bewaldet, unten mit Wiesen umsäumt war, und da, wo diese Wiesen sich mit der Hochebene verglichen, gewahrte man ein nicht sehr großes, aber weithin leuchtendes Gebäude, Eichenwald, das Landgut des Freiherrn von Rivola. Wohl eine gute Stunde führte die Landstraße über das Plateau fort, bald eines der eben erwähnten Thäler umgehend, bald ein anderes ab- und aufsteigend durchschneidend, ehe man Eichenwald erreichte. Endlich sah man es dicht vor sich liegen, ein viereckiges, hellgelbes Haus mit ziemlich flachem Dache,

vorn ein breiter Altan, mit wenigen, aber großen Fenstern. Die Landstraße führt dicht an der Umfassungsmauer des Gartens vorbei, der zum Landhause gehörte, das aber, selbst etwas höher als die Landstraße gelegen, diese und die ganze Hochebene mit seiner Aussicht beherrschte. Zwei mächtige steinerne Thorpfeiler mit starken Eisengittern führten in die Besitzung, und wenn man diese hinter sich hatte — doch mußte man vorher anläuten, und dann dauerte es oft eine Weile, ehe der Bediente vom Hause herablam, um zu öffnen —, so gelangte man auf einem breiten Kieswege, der sich in einer schlangenförmigen Windung erhob, bei Blumenpartieen und Gebüsch vorüber an die oben erwähnte Terrasse, vor welcher sich ein Springbrunnen befand, der sein Wasser in einer förmlichen Garbe hoch emporwarf. Hier oben auf der Terrasse, wo man einen prächtigen, weiten Blick über die Hochebene, ja, auf den höher liegenden Theil der Stadt hatte, wo man die Kirchthürme derselben deutlich sah, war während der guten Jahreszeit ein Lieblingsplatz der hier wohnenden Familie, aber auch jetzt, zur Zeit des Winters, war der Blick auf die weite Winterlandschaft großartig schön.

Es hatte in den letzten Tagen stark geschneit, dann war Frost eingetreten und nun wölbte sich ein klarer, blauer Himmel über die weiße, funkelnde Schneedecke. Wie eigenthümlich und doch so malerisch schön erschienen unter ihr die ausgebreitete Hochebene, die kleinen Thalschnitte mit ihren dunkeln Rändern, die Landstraße mit ihren Nebenwegen wie gelblich gefärbte Striche, die Hecken, kleinen Gebüsche wie Pelzverbrämung auf dem Kleide von weißem Sammt, das die Erde um sich geschlungen, und im Hintergrunde die große Stadt, durch die weißen Dächer ihrer Häuser fast unsichtbar geworden und nur kennbar hervortretend durch Dampf und Rauch, der dort aus dem Thale hervorqualmte.

In der jetzigen Jahreszeit war das Landhaus auf dieser Seite fest gegen die Winterkälte verwahrt, die doppelten, bis auf den

Boden gehenden Glasthüren verschlossen und von außen am Fußboden durch zierlich geflochtene Strohkränze gegen das Eindringen der Zugluft geschützt. Auf dieser Seite des Hauses war übrigens auch während der Sommermonate kein Eingang für die Fremden, sondern dieser befand sich auf der anderen Seite, konnte auch von der Straße erreicht werden, ohne daß man nöthig gehabt hätte, sich die große Gitterthür öffnen zu lassen, wenn man nämlich von der Chaussee aus einem schmalen Fußwege folgte, der außen an der hohen Gartenmauer vorbeilief und zu einem kleinen, aber festen Thürchen führte, das sich unmittelbar gegenüber dem Haupteingange befand; doch kannten und benutzten nur die genauen Freunde des Hauses diese kleine Pforte.

Das Landhaus hatte einen großen Salon, welcher mit der Flügelthür auf die vorhin besprochene Terrasse ging und der allgemeine Versammlungsort für die Familie und das Empfangszimmer für die Fremden war. Dieser Salon war reich und elegant eingerichtet und sein Hauptreiz bestand in den großen Spiegelscheiben, durch welche man in die Landschaft hinaussah, hauptsächlich aber jetzt im Winter aus einer sehr behaglichen Kaminecke, den Thüren gegenüber, wo inmitten von den bequemsten Sitzgelegenheiten den ganzen Tag ein helles Steinkohlenfeuer glühte und den ziemlich großen Raum angenehm erwärmte. Rechts von diesem Salon befanden sich ein Speisezimmer und ein dazu gehöriges Servircabinet, welches durch ein Vorzimmer, mit Glas- und Porzellanschränken angefüllt, mit der Küche in Zusammenhang stand. Links vom Salon war eine kleine Bibliothek, daneben das Schreibzimmer des Herrn vom Hause sowie ein Gastzimmer, das aber selten benutzt wurde, und daneben ein anderes Zimmer für die Haushälterin, an welches wieder eine Art Rumpelkammer stieß, wo Herr von Rivola alles Mögliche aufbewahrte, Gegenstände, die er gerade nicht wegwerfen, aber aus den Augen schaffen wollte. Die festen Fensterläden dieser Rumpelkammer waren beständig verschlossen

denn Herr von Rivola meinte, es ſei viel angenehmer, von außen auf dieſe zu ſchauen, als auf das Gerümpel, welches ſich im Laufe der Jahre hier angeſammelt. Im erſten Stocke des Hauſes war die gleiche Zimmereintheilung wie unten; in der Mitte ein gemeinſchaftlicher Salon, an deſſen linker Seite ſich Wohn- und Schlafgemach der Frau von Rivola und deren Tochter befanden; auf der anderen die des Hausherrn, und die einzige Abweichung von unten war hier oben ein kleines Zimmer in der Ecke, deſſen Thür auf eine kleine, runde Treppe mündete, die beinahe ausſchließlich von Herrn von Rivola benutzt wurde und unten durch eine ſtarke eiſerne Thür mit dem kleinen Hofraume in Verbindung ſtand.

Einen weiteren Stock hatte das Haus nicht, und des ſehr flachen Daches wegen auch unter demſelben keine weiteren Räumlichkeiten.

Neben dem Landhauſe, vielleicht auf fünfzehn Schritte Entfernung, war ein Hintergebäude mit den nothwendigen Räumlichkeiten für die Haushaltung, mit Stallung und Remiſe ſowie Wohnung für die Dienerſchaft. Dieſes Haus war ziemlich lang und in der Mitte in zwei Theile getheilt durch einen breiten Thorbogen, vermittelſt deſſen man auf die dahinter liegende große Wieſenfläche gelangen konnte. Wenn der Grasertrag derſelben auch für die auf der Höhe gelegene kleine Meierei benutzt wurde, ſo hatte der Freiherr von Rivola der im Sommer einförmig grünen Oberfläche doch dadurch eine maleriſche Abwechslung zu geben vermocht, daß er ſie mit gewundenen, ſanft aufſteigenden Wegen verſah und hier und da eine kleine Gebüſchpartie anlegte. An dieſe Wieſe ſtieß der dichte Wald, welcher, am Saume allerdings jungen Nachwuchs zeigend, aus mächtigen Eichen beſtand, von denen das Gut ſeinen Namen hatte.

Wir ſind es unſerer wahrhaftigen Geſchichte ſchuldig, trotz Schnee und Eis dieſen Wald zu durchdringen, den beiden Fahrwegen folgend, bis zu der Stelle, wo, wie wir den Ingenieur Welden vor einigen Tagen auf dem Balle erzählen hörten, ein

Stück von dem Walde des Freiherrn von Rivola für den neu projectirten Eisenbahnbau abgeschnitten werden mußte. Dies hatte allerdings in das früher so gut abgerundete Anwesen einen argen Riß gethan und ein Stück Wald, das nun jenseits der Bahnlinie lag, fast werthlos gemacht, eine kleine, reizende Berghöhe, welche früher für die Familie nicht nur dadurch werthvoll gewesen war, daß man hier oben nach Norden eine weite Aussicht hatte, sondern hauptsächlich dadurch, weil hier oben die Trümmer einer alten Burg, die Eichenkron, lagen. Wie oft hatte sich Herr von Rivola mit Entwürfen getragen, den bequemen Fahrweg bis dort hinauf zu verlängern und später einmal die an sich nicht große Burg wieder aufzubauen und zum Sitze für seine Nachkommen zu machen! Vielleicht hätte er auch diesen Gedanken ausgeführt, wenn nicht Lucy sein einziges Kind gewesen wäre. So aber hatten die vernünftigen Einwendungen der Frau von Rivola gegen dieses kostspielige Unternehmen den Sieg davongetragen.

Wir können da nicht umhin, die Bemerkung einzuschalten, daß die Rathschläge der Frau von Rivola überhaupt sehr maßgebend für ihren Gatten waren und daß er mit seinem großen Verstande, seiner Energie und seinen Lebenserfahrungen sich nicht selten durch die ruhige Berechnung seiner Frau von irgend einem Entschlusse, einem Plane abbringen ließ, den er mit Liebe gefaßt und längere Zeit mit sich herumgetragen. Dabei müssen wir aber hervorheben, daß die kluge Frau ihm niemals dergleichen Bemerkungen aufzudrängen suchte, sondern sie nur zu machen pflegte, wenn er mit ihr über seinen Plan sprach und ihren Rath einholte. Daß sie es aber vermochte, ihn stets und ehe er an die Ausführung ging, zum Auseinandersetzen seiner Plane zu bringen, darin bestand einestheils die wohlthätige Herrschaft, welche sie in dieser Richtung über ihn ausübte, anderentheils darin, daß sie seine Eigenliebe nie durch schroffe Bemerkungen oder eigensinnigen Widerspruch verletzte, sondern daß sie, auf seine Ansicht eingehend, ihm die betreffende An-

gelegenheit durch leidenſchaftsloſe Betrachtungen in einem ganz anderen Lichte erſcheinen ließ, als er ſie bisher geſehen.

Daß Herr von Rivola ſeine Frau heute noch, nach langjähriger Ehe, zärtlich liebte, wiſſen wir bereits. Sie verdiente das durch ihre großen und guten Eigenſchaften, und wenn er mit ſeinem Verſtande und ſeinen Kenntniſſen ſie auch in geiſtiger Beziehung weit überragte, ſo blickte er doch heute noch in faſt ſchwärmeriſcher Verehrung zu ihr empor und that überlegend, wählend und prüfend, alles, was ihm nur möglich war, um ihr das Leben angenehm zu machen, um jeden Schatten zu entfernen, der ihre Tage hätte verdüſtern können.

Vielleicht vermochte er das aber nicht immer, und in dem Falle, daß er ihr etwas Unangenehmes mitzutheilen hatte, that er das ſo ſchonend wie möglich und behielt gewiß das Schlimmſte für ſich allein. In welchem Leben, in welcher Ehe erſcheinen nicht Urſachen zu trüben Stunden und Tagen — und vielleicht war es ſein Beſtreben, ihr dergleichen Urſachen zu verheimlichen, die Herrn von Rivola zuweilen ſo nachdenklich, ſo trübe, ja, finſter geſtimmt erſcheinen ließen, wenn er allein vor ſeinem Schreibtiſche ſaß, die Hände gefalten, den Kopf tief auf die Bruſt herabgeſunken. Wenn er in ſolchem Augenblicke ſeine Brille abgelegt hätte, ſo hätte man alsdann wohl ſein düſter umflortes Auge bemerken können, aber auch die ängſtliche Haſt, mit welcher er ſeine kummervollen Blicke durch die blauen Gläſer wieder verdeckte, wenn er vor der Thür den ruhigen Schritt ſeiner Frau vernahm oder die helle Stimme Lucy's.

Das Hintergebäude, von dem wir vorhin ſprachen, hatte ein großes Gemach, welches zum Aufenthalte ſowie zum Speiſezimmer der Dienerſchaft beſtimmt war, und hier ſehen wir nun zwei derſelben am Frühſtückstiſche ſitzen, den Kutſcher und den Bedienten, während Madame Werber, die Haushälterin, am Fenſter ſtand. Alle drei waren ſchon lange Jahre im Hauſe, und der Bediente verſah bei Herrn von Rivola zugleich die Stelle eines Kammer-

dieners. Dieser letztere rührte in einer großen Kaffeetasse und sagte alsdann:

„Und wenn Sie, Madame Werber, und auch Ihr, David, hundert Mal das Gegentheil versichert, so bleibe ich doch bei meiner Behauptung, daß es nur Geiz von dem Herrn ist, wenn er uns Monate lang auf die Bezahlung unserer Rechnungen warten läßt, die wir ihm vorlegen — Geiz, sage ich, und nichts Anderes!"

Die Haushälterin schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, und es dauerte längere Zeit, ehe sie hierauf erwiederte: „Wenn es nur Geiz wäre, so wüßte die gnädige Frau, die ja alle Eigenheiten des gnädigen Herrn so genau kennt, auch davon und würde ihm sagen, daß es unschicklich ist, Haushaltungsrechnungen nicht zu bezahlen."

„Weiß sie denn um diese unbezahlten Rechnungen?" fragte der Kutscher. „Ich meinestheils will lieber all mein Erspartes bis zum letzten Heller daran verwenden, ehe ich einer so vornehmen Dame darin einen betrübten Augenblick machen möchte."

„Ganz meine Ansicht," meinte die Haushälterin, „auch ich möchte die gnädige Frau mit so etwas absichtlich nicht beunruhigen; dafür aber kann ich nichts, daß sie neulich, als ich mein Buch und meine Rechnungen zum Herrn bringen wollte, zufällig hineinschaute und dann mit einem leichten Erstaunen sagte: ‚Was, Madame Werber, da sehe ich ja unbezahlte Rechnungen, die über einen Monat alt sind — Sie wissen wohl, daß mein Mann das nicht leiden kann!'"

„Und ich sage Dir," sprach der Kutscher in einem entschuldigenden Tone zu dem Bedienten, „daß ich trotz der blauen Brille des gnädigen Herrn und trotzdem er in seinen Papieren kramte, doch deutlich die Verlegenheit auf seinem Gesichte bemerkte, als ich ihm, es können heute acht Tage sein, zum letzten Male meine ziemlich stark aufgelaufene Rechnung für Hafer und Heu vorlegte; auch zog er ein paar Schubladen auf, in welchen sich allerdings etwas Geld befand, und sagte dann in einem verdrießlichen Tone: „Ich

bin verteufelt durſtig und hab' während des ganzen Nachmittags kaum ein paar elende Schoppen über die Lippen gebracht."

„Denkt nicht eher ans Saufen," ſagte grämlich der Steinmann, „als bis Ihr wißt, ob alles ringsum ſicher iſt — habt Ihr nichts Verdächtiges bemerkt, Frau? — nicht? ſo iſt's recht! Jetzt aber riegelt vor allen Dingen die Hinterthür zu und laßt den dicken grünen Vorhang vor das Fenſter da herab."

Schweigend that die Frau, wie ihr geheißen, und während ſie die Hinterthüre verſchloß und verriegelte, verbarg ſie das Briefchen ihrer Tochter, denn ſie hatte nicht den Muth, es zu leſen.

Die beiden Herren hatten es ſich unterdeß droben bequem gemacht, und jeder lag in einer Ecke des alten Sopha's. Der Gevatter hatte höchſteigenhändig einen Krug Wein aus dem verborgenen Schranke hervorgeholt, und nachdem er einen tüchtigen Zug gethan, wiſchte er ſich behaglich das Maul, und die Blicke ſeiner beiden ſchief ſtehenden Augen gaben ſich alsdann ein vergnügliches Rendez-vous auf der röthlich glänzenden Naſe.

Der Steinmann ſchien nicht ſo ganz guter Laune zu ſein; er dämpfte oftmals die Luſtigkeit des Gevatters mit einem Wort und verſank ein anderes Mal in tiefes Hinbrüten.

Die Frau Müller hatte ſich neben den Ofen geſetzt, den Kopf an die Wand gelegt und that, als ob ſie ſchliefe.

Aus einem ſolch' tiefen Nachdenken fuhr der Steinmann in die Höhe und ſagte: „ich hätte doch nicht gewünſcht, daß die ganze Geſchichte ſo ſchlimm abliefe! es ſchauert mich doch ein wenig, wenn ich daran denke."

„Daß das Mädel davon gelaufen iſt?" lachte der Gevatter, „wie kann man ſo etwas nicht ſchon in der nächſten Stunde vergeſſen!" — Seine Augen kreuzten ſich bei dieſen Worten auf dem Weinkruge, den er emporhob.

mag bei dem Wetter Niemanden von euch in die Stadt ſchicken!“ — Allerdings regnete und ſchneite es an demſelben Morgen, was es nur konnte, aber Nachmittags fuhr der Herr ſelbſt in die Stadt, ohne mich am anderen Morgen rufen zu laſſen und mir zu ſagen: ‚Nun komm her, David, damit wir unſere Rechnungen ordnen!‘“

Der Bediente hörte das ruhig an und blickte dabei lächelnd mit einem Gefühle außerordentlicher Sicherheit bald auf den Kutſcher, bald auf die Haushälterin, wobei er behaglich mit den Fingern auf dem Tiſche trommelte, ſich überhaupt ein Anſehen gab, als ſei er im Stande, die Behauptungen, die er eben gehört, mit wenigen Worten niederzuſchlagen. Doch ließ er die Beiden erſt eine Weile reden, und erſt als ſie mit einander darüber einig waren, daß dies ein Zuſtand wäre, der bei dem ſonſt ſo reſpektablen Hauſe und der wohlwollend freundlich geſinnten Herrſchaft ſehr unangenehm ſei, ſprach er mit großer Würde nochmals das Wort „Geiz“ aus, betonte es dreimal ausdrucksvoll hinter einander und fuhr dann erſt nach einem längeren Stillſchweigen und nachdem er ſich genugſam an den erſtaunten, fragenden Blicken der Anderen geweidet hatte, fort: „Geiz, und das will ich euch ſogleich beweiſen. Auch ich legte dem Herrn neulich meine Rechnung vor, auch vor meinen Augen kramte er in den Schubladen ſeines Schreibtiſches mit derſelben Miene, von der David eben ſprach, und ſchickte mich ſpazieren, ohne mir Geld zu geben, ſo gut wie euch. Kurz darauf hatte ich etwas in der Bibliothek zu thun und ſah durch die Thür, daß der Herr, der in tiefen Gedanken an ſeinem Schreibtiſche ſaß und mich nicht bemerkt haben mochte, eine Schublade ganz herauszog, an einem Knopfe des Tiſches drehte und nun aus einem verborgenen Winkel eine rothlederne Mappe hervorzog, die er vor ſich legte, öffnete und in der ſich — nun, was glaubt ihr wohl, daß ſich darin befunden hätte?“

„Nun, Papiere, Briefe,“ ſagte der Kutſcher.

„Weit gefehlt,“ fuhr der Bediente in leiſerem Tone fort; „es

befand ſich in der Mappe ein ſolcher dicker Pack großer Banknoten, daß mir bei dem Gedanken, wie viel Geld das wohl ſein müſſe, beinahe ſchwindelig wurde, denn das waren keine Fünf- oder Zehnguldenzettel, das waren Fünfhunderter, wenn nicht Tauſender. Ich war überraſcht und erfreut im Intereſſe unſerer Herrſchaft, ich kann wohl ſagen, daß ich ein Buch, welches ich für das gnädige Fräulein umtauſchen ſollte, faſt hätte auf den Boden fallen laſſen; glücklicher Weiſe that ich das nicht, ſondern ſchlich mich davon, ohne gehört zu werden."

„Daß Dich das Donnerwetter!" rief der Kutſcher, indem er die geballte Fauſt vor ſich auf den Tiſch legte. „Aber wie kann man ſo geizig ſein?"

„Herr des Himmels," ſagte Madame Werber, „das iſt doch ein Bischen ſtark, Leute in Verlegenheit zu ſetzen, die es ſonſt ſo gut mit dem Hauſe meinen! Und doch beruhigt mich die Entdeckung, die Jakob gemacht hat."

„Auch mich hat es beruhigt, daß ich ſie gemacht, das kann ich Sie verſichern, Madame Werber; es iſt doch viel beſſer, einem geizigen Herrn zu dienen, der nebenbei ſein Haus und ſeine Leute ſo anſtändig hält, wie der Herr Baron, als wenn man bei Jemanden wäre, bei dem es ſo ausſieht, daß er ſeine Haushaltungsrechnungen nicht zu bezahlen im Stande iſt."

„Dafür würde ich mich bedanken, denn von einer ſolchen Lumperei bleibt leider Gottes immer etwas am Renommée der Dienerſchaft kleben!"

„Aber es iſt doch nicht recht — Alles ſollte ſeine Gränzen haben, auch der Geiz, und nach dem, was wir jetzt erfahren, werde ich mir erlauben, dem Herrn meine Rechnungen heute oder morgen aufs dringendſte vorzulegen."

„Ja, das könnte nichts ſchaden," pflichtete der Kutſcher bei, „und obgleich ich an Deinem pfiffig lächelnden Geſichte ſehe," wandte er ſich an den Bedienten, „daß Du nicht dieſer Anſicht biſt, ſo

werde ich mir doch erlauben, eben ſo zu thun, wie Madame Werber, und hoffe, daß Du es gerade ſo machen wirſt."

„Das verſteht ſich von ſelbſt, und ich lächelte nur, weil ich daran dachte, wie ſehr man hier über die Verhältniſſe des Herrn im Irrthum befangen war — Unſereiner ſieht ſchon klarer. Ich habe einmal in einem Buch geleſen," ſetzte er ſelbſtgefällig hinzu, „daß ein geſcheiter Kammerdiener jede, auch die kleinſte Schwäche ſeines Herrn kennen müſſe — wie ſollte ihm alsdann der größte Fehler deſſelben, nämlich kein Geld zu haben, entgehen?"

„Legen wir alſo unſere Rechnungen vor, und das ſo bald als möglich."

Als man damit im Reinen und wohl zufrieden war, zu dieſem Entſchluſſe gekommen zu ſein, ging die Haushälterin zu einem anderen Geſprächsthema über, indem ſie fragte: „Nun, wie war es geſtern Abend in der Stadt?"

„Kalt und naß," erwiederte David, „eine unangenehme Fahrt, die nur dadurch allenfalls erträglich gemacht wurde, weil der Herr, immer pünktlich wie ſeine Uhr, mich keine Viertelſtunde warten ließ und weil die kurze Zeit, die ich vor dem Hauſe des Stadtſchultheißen halten mußte, mir dadurch angenehm vertrieben wurde, daß ich ſo wie noch ein anderer herrſchaftlicher Kutſcher, der neben mir hielt, von Rechts wegen mit einem heißen Glaſe Punſch bedacht wurde — reſpektable Leute das, wo dächten Andere, die ſich viel vornehmer dünken, daran, daß ein armer Kutſcher draußen auf ſeinem Bocke ebenfalls ein Menſch iſt?"

„Es war ein förmlicher Ball?"

„Das will ich meinen, die Muſik ſtolperte gerade nach Hauſe, als ich abfuhr; aber ich bin noch müde, denn ich hatte geſtern einen harten Tag, die Pferde ebenfalls, war ich doch Nachmittags ſchon einmal in der Stadt!"

„Der Herr mußte wohl wichtige Geſchäfte haben, bei dem Wetter zwei Mal hinein zu fahren?"

„Davon habe ich nicht viel gemerkt; er war bei dem Hofſriſeur Sieger, und dann fuhren wir an das ſchmale Haus in der Stadt, neben dem alten Thurme, das heißt nicht eigentlich an das alte Haus ſelbſt, ſondern wir hielten an der Ecke der Straße, und der Herr ging allein hinein und blieb eine gute Weile aus.“

„Waren Sie je in dem Hauſe?“ fragte Madame Werber den Bedienten.

„O ja, ſchon verſchiedene Male; der Herr ſchickte mich ſchon häufig mit Briefen an den alten Friedrich, ſeinen ehemaligen Kammerdiener, der jetzt ſo eine Art von Verwalter über das Haus iſt; es hat ſich aber da nicht viel zu verwalten — das Haus iſt ein ſchmales Ding, an den alten Thurm angeklebt, mit drei niedrigen Stockwerken, in deren unterſtem der Friedrich wohnt, während die beiden anderen vermiethet ſind, aber an geringe Leute — es wohnt nichts Rechtes da.“

„Deßhalb iſt dem Herrn wohl auch die ganze Sache verleidet, denn man ſagt, er wolle Haus und Thurm verkaufen.“

„Gewiß, das weiß ich aus beſter Quelle; aber wer könnte die alten Gebäude gebrauchen? Nur die Stadt, um ſie wegzureißen und ſo bei dem Winkelwerke der dortigen Straßen einen kleinen Platz zu gewinnen.“

„Der Stadtſchultheiß wird dem Herrn ſchon den Gefallen thun, aber die Stadt hat kein Geld.“

„Wie kam der alte Thurm in den Beſitz des Herrn von Rivola?“ fragte die Haushälterin.

„Er kaufte ihn, als er vor ungefähr zehn Jahren hieher kam; der Herr iſt ja heute noch ein Liebhaber von ſo alterthümlichen Geſchichten — hat er doch auch die Eichenkrone da oben erſt ſpäter zu dem Gute hier gekauft.“

„Die ihm die Eiſenbahnlinie jetzt wieder davon abgetrennt hat.“

„Ja, aber noch nicht bezahlt, ſo viel ich weiß — der Herr und die Verwaltung haben ja einen Prozeß mit einander.“

„Richtig, bei dem Advokaten, der ihn führt, waren wir gestern, das hätte ich fast ganz vergessen; er brachte den Herrn an den Wagen, und während dieser einstieg, sagte er zu ihm: ‚In den nächsten Tagen muß es entschieden sein!'"

„Daß Herr von Rivola die Eichenkrone gekauft, begreife ich ganz gut," sagte die Haushälterin — „was ist da oben für eine prächtige Aussicht! aber den alten Thurm in der Stadt — mir graut immer, wenn ich ihn sehe, ich würde ihn nicht geschenkt nehmen, denn man sagt mir, es sei ehedem ein Gefängniß darin gewesen, ich glaube sogar, eine Folterkammer."

„Das hat den Herrn gerade angezogen; vielleicht dachte er, es seien alte Waffen und Geräthschaften dort versteckt oder begraben. Ich erfuhr einmal zufällig in einem Wirthshause nahe bei dem Thurme, daß der Herr und Friedrich lange damit beschäftigt waren, irgend etwas Interessantes darin zu finden; es muß aber nicht viel damit gewesen sein, außer ein paar alten Spießen und der Armbrust, die jetzt in der Bibliothek hängt."

„Nicht wahr, den Friedrich brachte der Herr damals mit, als er hieher kam?"

„So ist es, Madame Werber, und er war längere Jahre hier auf dem Gute, welches der Herr bei seiner Ankunft sogleich gekauft hatte. Friedrich war verheirathet und wohnte in dem Zimmer, in welchem wir uns gerade befinden, bis die Frau von einem Schlaganfalle gelähmt wurde. Dann versetzte ihn Herr von Rivola in die Stadt; Kinder hatten sie keine, und er führt nun ein recht behagliches Leben, denn der Herr zahlt ihm ein ansehnliches Gehalt und thut auch sonst alles mögliche, um ihm die Last der Krankheit seiner Frau zu erleichtern."

„Es ist überhaupt ein braver Herr, der Herr Baron," sagte der Kutscher, „und ich muß ehrlich sagen, es ist mir schon lieber, daß er geizig ist, als wenn ich denken müßte, seine Verhältnisse seien nicht in Ordnung und er habe kein Geld — nicht wegen der

paar Gulden, die man allenfalls verlieren könnte, ſondern wegen des Unglücks, das alsdann die gnädige Frau und das Fräulein mitbetreffen müßte, und die gnädige Frau iſt aus einem abſonderlich guten Hauſe, das weiß Niemand beſſer als ich. War doch mein Vater lange, lange Jahre in dem Hauſe des Grafen Hartenſtein, wo es hoch herging, allerdings ein Bischen zu hoch, und die gute, gnädige Frau hat es in ihrer Jugend ſchon einmal mit anſehen müſſen, welcher Jammer es iſt, wenn es mit einem ſo vornehmen Hauſe bergab geht! Es thäte mir in der Seele weh, wenn ſie das zum zweiten Male erleben müßte, und an ihrer eigenen Wirthſchaft. Deßhalb bin ich ſchon froh, daß der pfiffige Jakob, ohne es zu wollen, durch die Thür der Bibliothek in das Schreibzimmer geſchaut und geſehen hat, wie der Herr einen ſo unmenſchlichen Haufen Banknoten betrachtete. Nicht wahr, ſo hoch war der Haufen?“ ſetzte er lächelnd hinzu, indem er mit der Hand über dem Tiſche eine allerdings etwas große Entfernung bezeichnete.

„Wenn auch nicht gerade ſo groß,“ entgegnete der Bediente, „ſo war es doch gewiß hundert Mal mehr, als wir Drei hier in unſerem Leben aufbrauchen könnten.“

„So wollen wir darauf hin unſere Rechnungen vorlegen,“ entſchied die Haushälterin.

Siebentes Kapitel.

In dem Parterresalon mit den drei großen Doppelfenstern pflegte sich die Familie jeden Morgen zum Frühstück zu versammeln, zum sogenannten zweiten Frühstück, welches aber in seiner Einfachheit wohl ein erstes hätte sein können. Herr von Rivola nahm hier eine Tasse Thee und ein paar geröstete Brodschnitten, vielleicht mit einem weichen Ei, seine Frau und Lucy Chocolade mit Brod und frischer Butter von der eigenen Meierei; die Damen saßen dabei in der Nähe des Kamins, wo sie oft nach Beendigung des Frühstücks, mit einem Buche oder einer weiblichen Arbeit beschäftigt, längere Zeit sitzen blieben, während Herr von Rivola, nachdem er kaum seinen Thee genommen, aufstand und an der Unterhaltung Theil nahm, indem er im großen Gemache auf und ab ging. Er pflegte überhaupt so wenig wie möglich zu sitzen, und wenn er nicht an seinem Schreibtische beschäftigt war, wo er allerdings stundenlang saß, so schritt er entweder in seinem Zimmer auf und ab oder er machte Spaziergänge durch seinen kleinen Park, wobei aber ein aufmerksamer Beobachter sehen konnte, daß er dies gewöhnlich nicht that, um nach seinen Blumengruppen oder Obstbäumen zu sehen, sondern einfach um sich Bewegung zu machen, denn er schritt vielleicht stundenlang auf einem geraden Wege hin und her, nach-

ſinnend, mit geſenktem Haupte. Wären die Züge ſeines Geſichtes nicht faſt beſtändig gleichmäßig ernſt, ja, man hätte ſagen können, theilnahmlos geweſen, ſo hätte man glauben mögen, er würde von einer inneren Unruhe umhergetrieben; ſo aber war es lediglich eine Gewohnheit, die er, wie wir eben geſagt, ſelbſt in der Nähe ſeiner von ihm ſo ſehr geliebten Familie beibehielt, und daß er für alles, was ſeine Frau und Tochter thaten, die herzlichſte Theilnahme empfand, das bewies in ſolchen Augenblicken der alsdann rege Ausdruck ſeines Geſichtes, das zufriedene Lächeln um ſeinen Mund, ja, das Aufleuchten ſeines Blickes, welches man hier wohl ſah, da er bei nicht allzu grellem Lichte im Zimmer ſeine Brille abzulegen pflegte.

Zuweilen ſo während des Auf- und Abſchreitens ging er dicht hinter Lucy's Stuhl vorbei, berührte leicht mit der Hand ihre Schulter, ihre Arme, oder ließ ſeine Finger über ihr blondes Haar gleiten, worauf dann das junge Mädchen nie verfehlte, mit dem Kopfe zu nicken, ihr Geſicht gegen ihn zu wenden, etwas, das ſie eben geſagt, nochmals, direkt an ihn gerichtet, zu wiederholen, oder vielleicht einfach zu ſagen: „Lieber Papa!“ Darüber lächelte wohl Frau von Rivola auf die herzlichſte Art, und wenn ſie hierauf einen Blick mit ihrem Gatten wechſelte, ſo drückte dieſer Blick ihre Freude, ja, ihre Glückſeligkeit aus, daß ihr das gütige Geſchick ein ſo liebenswürdiges Weſen gegeben.

Es war dieſes allem Anſcheine nach eine vollkommen glückliche und zufriedene Familie; des Glaubens mußte jeder ſein, dem es vergönnt geweſen wäre, einen Blick in den Salon des Freiherrn zu werfen. Es war beſonders heute Morgen Alles ſo licht, ſo hell, ſo freundlich; von draußen herein blinkte der Schnee, der hier oben ſchon ſeit einigen Tagen gefallen war, während es drunten noch geſtern abwechſelnd geſchneit und geregnet hatte; er leuchtete förmlich unter dem klaren, blauen Winterhimmel — dazu die behagliche Wärme in dem Gemache, welche von dem offenen Kamine

ausging, deſſen ſpielende Flammen zugleich mit der weißen Landſchaft ſo recht ein ſchönes, behagliches Bild des Winters vervollſtändigten.

Lucy ſprach von dem Balle beim Stadtſchultheißen, und wenn ſie auch geſtand, ſich dort ſehr gut unterhalten zu haben, ſo hätte ſie ſich doch mehr verſprochen von einem erſten derartigen Vergnügen.

„Vielleicht hätte ich ſollen mit einem Balle bei Hofe anfangen,“ ſagte ſie lächelnd und ſetzte fragend hinzu: „Was meinſt Du dazu, Papa?“

„Der erſte Ball wäre vielleicht größer geweſen, doch hätte Du ſo immerhin eine Steigerung zu erwarten.“

„Und das iſt auch etwas werth,“ meinte Frau von Rivola; „es iſt überhaupt beſſer, wenn man mit allen Dingen beſcheiden anfängt.“

„Und ich hatte es auch Eliſen verſprochen, daß ich bei ihr zum erſten Male ſo recht tanzen wolle.“

„Und Du haſt Dein Wort gehalten, Lucy,“ meinte die Mutter mit einem freundlichen Blicke auf das junge Mädchen; „ich mache Dir auch darüber durchaus keinen Vorwurf, wenn Du Dich nur gut unterhalten haſt.“

„Während des Tanzens, gewiß, Mama, und auch nachher, wie ich mit Eliſen darüber plaudern konnte.“

„Ja, ja, Du haſt mit Deiner Freundin viel zuſammengeſteckt,“ ſagte Herr von Rivola, indem er einen Augenblick ſtehen blieb und eine gar zu willkürliche Locke ihres Haares ſanft unter das Netz, welches ſie auf dem Kopfe trug, zwängte; „mich haben einige Male Deine Tänzer gedauert, die Du beim letzten Geigenſtriche erbarmungslos ſtehen ließeſt, indem Du ihnen kaum mit einer leichten Verbeugung gedankt. Du hätteſt Dich von ihnen an Deinen Platz zurückbegleiten laſſen und freundlich das anhören

ſollen, was ſie über das eben ausgeſtandene Vergnügen zu ſagen hatten oder was ſie ſonſt zu erzählen wußten."

„Ach, Papa, das war immer dieſelbe Geſchichte, dieſelben Fragen: ob ich den Winter ſchon viel getanzt — Nein; ob ich mich amuſire — o ja, recht ſehr; ob es für mich nicht unangenehm ſei, nach einem ſolchen Balle den weiten Weg zurückfahren zu müſſen. Gewiß nicht, gab ich darauf zur Antwort und hätte gern hinzugeſetzt, da ſchaukle ich in meinem bequemen Wagen, ſchließe die Augen und laſſe halb im Traume die Bilder des vergangenen Abends, jetzt von der Erinnerung verſchönert, an meiner Seele vorüberziehen. — Sei ruhig, liebe Mama," unterbrach ſie jetzt laut und fröhlich lachend den weichen, bewegten Ton ihrer Stimme, mit dem ſie die letzten Worte geſprochen hatte — „blicke mich nicht mit ſo ernſter Miene an, Du kannſt Dir wohl denken, daß ich dergleichen nicht geſagt, kaum gedacht. Gegen wen hätte ich auch ſo etwas ausſprechen ſollen? Ich hatte faſt gar keine Bekannten dort, Tänzer genug, und Niemanden, für den ich mich intereſſiren mochte."

„Ja, ja, es iſt eigenthümlich," ſagte Herr von Rivola, „wie raſch Einem dieſe jungen Herren aus unſerem Geſichtskreiſe gleiten, wie ſchnell heutzutage eine ſolche Tanzgeneration wechſelt — es ſind ja nicht nur einmal zwei Jahre, daß ich zuletzt in jenen Kreiſen der Geſellſchaft war, die wir beim Stadtſchultheißen ſahen, und wenn ich die älteren Herren ausnehme, ſo merkte auch ich beinahe nur fremde Geſichter, verſteht ſich unter den Tanzenden — junge Herren, die vor drei oder vier Jahren vielleicht ihren erſten Ball beſuchten, bemerkte man jetzt ſchon gelangweilt, kaum hier und da an der Unterhaltung Theil nehmend oder am Spieltiſche."

„Darin hat Papa ganz Recht, die meiſten jungen Herren, die ich dort kannte, tanzten eigentlich gar nicht, und wenn ſie mir auch aus Artigkeit eine Tour anboten, ſo ſchienen ſie nicht einmal darüber betrübt, wenn ich ſie ihnen abſchlagen mußte; das hat mich allein von Herrn Welden verdroſſen, der kaum einen Tanz

„Nein!“ antwortete der Steinmann, „ich meine die andere Geſchichte.“

„So, die andere Geſchichte,“ murmelte achſelzuckend der Gevatter, wobei ſeine Augen mit einiger Verlegenheit nach einander hin zu ſchielen ſchienen. „Ja, da läßt ſich nichts mehr ändern, man muß die Sache als ein Unglück betrachten; das iſt gerade ſo, als wenn ich Jemanden die Fenſter einwerfen will und treffe ihn ſelbſt zufällig mit dem Steine vor den Kopf, daß er todt hinfällt, — das iſt nichts weiter als ein Unglück.“

„Freilich ein Unglück, aber ein großes; wir haben freilich dem Kerl, dem Winkler, einen tüchtigen Poſſen geſpielt, er liegt an einer Kopfwunde bedeutend, wenn auch nicht gefährlich, darnieder, und ſo wie er geſund wird, heißt es freilich vor der Hand: Adieu Hofkutſcher! und er kann die graue Livree anziehen; aber der Oberſtſtallmeiſter hat eine gründliche Unterſuchung verſprochen, und wenn man auch nichts herausbringt, daß an dem Abend Jemand um den Weg geweſen, der die Pferde abſichtlich zum Stürzen und Durchgehen gebracht, ſo werden doch Alle vom Stalle auftreten, wenigſtens die Meiſten, und ein gutes Zeugniß für den hoffärtigen Lump ablegen — was iſt da gewonnen?“

Der Gevatter zuckte abermals mit den Achſeln und gab die Richtigkeit dieſer Bemerkungen zu.

„Ich bin ſonſt nicht ängſtlich,“ fuhr der Steinmann fort, „aber mich ſchaudert's, wenn ich an den Leichenzug von der Hofdame denke; ſteigt da Abends geſund und friſch in den Wagen und liegt am andern Morgen todt auf ihrem Bette!“

„Allerdings!“ antwortete der Gevatter, „es iſt ein unangenehmer Zufall.“ Er that einen neuen Zug aus dem Kruge, und die Frau am Ofen zuckte kaum merklich zuſammen. „Bei

von mir verlangte, und er hat es hier bei uns im vergangenen Herbſte doch ſo oft geſagt, wie ſehr er ſich freue, mit mir zu tanzen, wenn ich auf meinem erſten Balle erſcheinen würde."

„Das war nur ſo eine Redensart," ſagte Frau von Rivola; „Herr Welden iſt ein ernſthafter Geſchäftsmann, der mit Dir wie mit einem ganz kleinen Mädchen geſpielt und der Dir verſprochen, mit Dir zu tanzen, wie er Dir auch verſprochen haben würde, mit Dir Schmetterlinge zu fangen oder Deinen Puppenwagen zu ziehen, wenn Du noch jünger geweſen wäreſt — es iſt mir ſogar lieber, daß er ſein Verſprechen nicht gehalten hat."

„Aber was man verſpricht, muß man halten, und wenn ich mich recht entſinne, hat Herr Welden ſogar den Verſuch gemacht, das zu thun — ja, ja, ſo iſt es," fuhr Lucy fort, nachdem ſie ſich einige Augenblicke recht auffallend bedacht, „er hat einen Tanz von mir gewollt, aber ſo ſpät, daß ich keinen mehr für ihn übrig hatte — warum kam er nicht früher? Er darf mir keine Vorwürfe machen, daß ich ihn vernachläſſigt."

„Das wird er gewiß nicht thun," entgegnete Frau von Rivola lächelnd; „er erſchien überhaupt wohl nicht auf dem Balle, um zu tanzen."

„Er gehört doch noch zu den jungen Leuten?" ſagte Lucy, halb fragend.

„Zu den jungen Leuten, welche heutzutage noch tanzen, gehört er doch wohl nicht mehr," antwortete Herr von Rivola, am Fenſter ſtehend, „er kann ſich mit Fug und Recht auf einem Balle der Unterhaltung oder dem Spiele hingeben; ich ſchätze Herrn Welden auf dreißig Jahre, wenn er dieſelben noch nicht überſchritten hat."

„Und er hat doch getanzt," ſagte Lucy.

„Ja, ja, mit der Frau ſeines Bureauchefs, das war ſo ein Tanz aus Convenienz."

„Meinſt Du?" fragte Frau von Rivola mit einem zweifel-

haften Lächeln; doch als habe ſie in Gegenwart ihrer Tochter ſchon zu viel geſagt, ſetzte ſie raſch hinzu: „Eine angenehme Frau, die Oberbauräthin; Herr Welden hatte ganz Recht, mit ihr zu tanzen, Herr Lievens kann ihm in ſeiner Carriere viel nützen.“

„Das glaube ich nun gerade nicht,“ ſagte Herr von Rivola in trockenem Tone; „ich ſchätze und achte unſeren verehrten Freund, den Oberbaurath, aber wenn ich ſeine Fähigkeiten und Kenntniſſe mit denen jenes jungen Ingenieurs vergleiche, ſo kommt ein großer Ueberſchuß zu Welden's Gunſten heraus — ich kenne das.“

„Nun, eine große Carriere wird er jedenfalls machen,“ warf Lucy's Mutter leicht hin, „mit oder ohne Protektion. Du verſtehſt, ſeine Kenntniſſe zu beurtheilen, ich ſchätze ſein offenes, angenehmes Weſen, ſeinen angeborenen Takt, ſich im Salon ſo wie im Walde, vor ſeinen Arbeitern wie vor den vornehmſten Perſonen eben ſo richtig und energiſch, wo das Noth thut, als zuvorkommend und fein zu benehmen — iſt er von Familie?“

Auf dem Geſichte des Herrn von Rivola zeigte ſich ein eigenthümliches Lächeln, worauf er ſagte: „Die Frage: iſt er von Familie, iſt gerade wie die andere: gehört er zur Geſellſchaft, und in beiden liegt der verſteckte Sinn, daß, wer nicht ein halbes Dutzend Ahnen aufzuweiſen hat, weder zur Geſellſchaft gehört noch von Familie iſt — nicht wahr, meine ſonſt ſo gute Eliſabeth?“

„Allerdings, ich will Dir geſtehen,“ gab Frau von Rivola in einem etwas hohen Tone zur Antwort, „daß ich dieſe beiden Benennungen zuweilen, und das ſehr ſtreng in dem von Dir angezogenen Tone, und gewiß mit vollem Rechte, auffaſſe — ſchlimm genug, daß Zeit und Verhältniſſe ſo viel dazu beitragen, alle Schranken, welche ſonſt die geſellſchaftlichen Kreiſe ſo wohlthätig trennten, niederzureißen. Doch kann das keine Beziehung auf Herrn Welden haben, den ich gerade deßhalb ſo beſonders achte, weil er ſeine Stellung überall begreift, und um Dir zu beweiſen, daß ich Deinem Herrn Welden eine kleine Conceſſion machen will, wieder-

hole ich meine Frage mit dem genügenden Zuſatze, ob er von einer bekannten Familie iſt."

„Ich glaube nicht — das bietet auch heutzutage in ſeinem Stande gar keinen Vortheil mehr, iſt überhaupt jetzt, um eine große Carriere zu machen, von wenig Bedeutung." — Herr von Rivola ſagte das nicht ohne Abſicht, denn die etwas zu ſtreng ariſtokratiſchen Geſinnungen ſeiner Frau, der geborenen Gräfin Hartenſtein, waren vielleicht das Einzige, wodurch es zuweilen Differenzen zwiſchen beiden Gatten gab. — „Welden iſt, ſo viel ich weiß, der Sohn einen armes Dorfſchullehrers; er verlor Vater und Mutter ſehr früh und wurde im Waiſenhauſe erzogen, wo er ſich aber durch Fleiß und Fähigkeiten ſo auszeichnete, daß man ihm die Mittel verſchaffte, die polytechniſche Schule zu beſuchen; hier zählte er gleich zu den beſten Köpfen, und als er ſeinen Curſus beendigt hatte, konnte er unter den verſchiedenen Baubureaux wählen."

„Iſt es Dir nicht ſchon aufgefallen," fragte Lucy's Mutter nach einem längeren Stillſchweigen, „daß dieſer Herr Welden unſerem armen Vetter Erich Hartenſtein ähnlich ſieht?"

„Entfernt, ja, doch war Erich, ſo viel ich mich erinnere, etwas größer und ſtärker gebaut, als Herr Welden."

„Du ſahſt meinen Vetter nur in der Küraſſier-Uniform, wodurch er Dir größer und ſtärker erſchien; die Beiden haben eine große Aehnlichkeit miteinander, und das iſt es auch wohl," ſetzte Frau von Rivola nachſinnend hinzu, „weßhalb ich mich ſogleich für Herrn Welden intereſſirte. — Mein guter Erich — er war doch noch den Tag vorher bei uns, ehe er ſo unglücklich mit dem Pferde ſtürzte — Lucy, erinnerſt Du Dich noch Deines Vetters?"

Das junge Mädchen hatte ſtillſchweigend da geſeſſen, aber ſehr aufmerkſam dem Geſpräche ſeiner Eltern gelauſcht, wobei es ſeine braunen, leuchtenden Augen von Einem zum Anderen wandern ließ, ja, ſich rückwärts wandte, als der Vater, immer noch am Fenſter ſtehend, von der Vergangenheit des Herrn Welden und von dieſem

ſelbſt manches Gute ſprach; denn als die Mutter des Vetters Erich erwähnte, hatte ſie ſich ganz gut den jungen Ingenieur in der Küraſſier-Uniform denken können, und dieſe Ideenverbindung war wohl ſchuld daran, daß ſie jetzt zur Antwort gab: „Gewiß, Mama, ich erinnere mich ſeiner, doch müßte ſich Herr Welden in Uniform ebenfalls ganz gut ausnehmen.“

„Das glaube ich auch,“ ſagte lachend Herr von Rivola, „aber Du kannſt verſichert ſein, Lucy, daß ihm die Uniform der Arbeit, ſeine hohen Stiefel und ſeine kurze, graue Jacke, lieber iſt.“

Lucy hätte hierauf gern geſagt: „Mir iſt die ſeinige auch lieber“ — doch that ſie es nicht, vielmehr wandte ſie das Geſpräch, nachdem auch die Mutter weder auf Erich noch auf Herrn Welden zurückkam, nach einer längeren Pauſe auf einen anderen Gegenſtand, indem ſie ſagte: „Nicht wahr, liebe Mama, ich darf auf eine recht große Steigerung meiner Bälle für dieſen Winter rechnen?“

„Darüber mußt Du mit Deinem Vater reden.“

„Nun, Papa, darf ich hoffen?“

Herr von Rivola war hinter den Stuhl ſeiner Tochter getreten, bog ihren Kopf leicht hinten über, ſo daß er ſie auf die Stirn küſſen konnte; dann blickte er auf ſeine Frau, die ihn mit einem fragenden, freundlich wartenden Blicke anſah.

„Du weißt, daß Mama in ſolchen Dingen allein zu wünſchen und zu befehlen hat.“

„Zu wünſchen, ja: aber in den Erfüllungen meiner Wünſche bin ich, und mit Freuden, von Dir abhängig.“

„Alſo, die Wünſche wären da,“ ſprach Herr von Rivola, indem es leicht um ſeine Lippen zuckte. Ob ſeine Augen dazu freundlich ſchauten, konnte man nicht genau ſehen, denn als er vorhin in die blendende, ſchneebedeckte Landſchaft hinausſah, hatte er ſeine blaue Brille wieder aufgeſetzt.

„Gewiß, Papa! Die Wünſche ſind da, und recht viele. Zuerſt ein paar Bälle bei Hofe, wozu Du ja Einladungen erhältſt,

wie mir gestern der Rittmeister Graf Riß gesagt; er sah die Hofliste bei seinem Vetter, dem ersten Kammerherrn des Königs."

„Daran zweifle ich durchaus nicht," fuhr Frau von Rivola in einem etwas hohen Tone fort, „und wenn Papa keine ganz besonderen Gründe dagegen hat, so wird er für diesen Winter, wo Du, Lucy, in die Welt getreten bist, die Einladungen, welche ja alljährlich an uns kommen, annehmen."

„Welche Gründe sollten mich zur Ablehnung veranlassen?"

„Nun, man muß Alles überlegen. Lucy braucht viel, wenn sie in der Welt so erscheinen soll, wie ich es für meine Tochter wünsche, und auch ich habe neulich einen bedenklichen Kriegsrath mit Madame Pauline und dem Hof-Juwelier gehalten — es ist doch schon einige Jahre her, daß wir zu großen Gelegenheiten nicht mehr erschienen sind."

„Papa hat es darin besser," sagte heiter das junge Mädchen. „Sein schwarzer Frack ist immer modern, und seine weißen Halsbinden zu besorgen, habe ich von Madame Werber gelernt — ach, und es ist mir ein so großes Vergnügen, den guten Papa schön zu machen!"

Ueber die ernst gewordenen Züge des also Erwähnten flog ein zweifelhaftes Lächeln, welches sich indessen in ein wirkliches und fast freudiges verwandelte, als die Baronin, nun aufblickend, ihm voll in's Gesicht schaute. Dann sagte sie zu ihrer Tochter: „Dein Vater muß für Alles sorgen, mein liebes Kind. Ich gestehe, es würde mir ein großes Vergnügen machen, gerade mit Dir die Welt wieder zu besuchen; aber wenn wir jetzt nach einigen Unterbrechungen wieder bei Hofe erscheinen, so möchte ich nicht, daß aufmerksame Augen, an denen es nicht fehlen wird, vielleicht die Bemerkung machen: die Rivola traten doch vor ein paar Jahren anders auf, als jetzt; ihre Wagen, ihre Pferde, die Livreen ihrer Diener sind nicht schöner geworden!"

Herr von Rivola unterdrückte einen leichten Seufzer, worauf

er achſelzuckend, aber immer noch mit heiterer Miene erwiederte: „Darin hat die Mutter ganz Recht, und wenn wir bei unſerem Erſcheinen auch durch Glanz und Pracht gerade kein Aufſehen erregen wollen, ſo ſoll und muß dieſes Auftreten doch würdig und angemeſſen ſein; es wird allerdings etwas Geld koſten, aber was thut's?"

Er ſagte das mit großer Gleichgültigkeit; nur zuckten die Finger ſeiner rechten Hand, welche er auf die Lehne von Lucy's Stuhl gelegt hatte, etwas krampfhaft zuſammen, während er mit der linken Hand ſeine blaue Brille feſter gegen die Augen drückte.

„Und es muß doch wohl ſein, daß wir wieder in die Welt gehen," meinte Frau von Rivola; „nicht für mich, aber für Lucy, und wenn es Dir keine großen Sorgen macht, lieber Albert, ſo geſtehe ich Dir ſchon, daß ich mich auf den Augenblick freue, mit einer ſolch hübſch aufblühenden Tochter in den Kreiſen der Geſellſchaft zu erſcheinen, wenn es Dir alſo keine Sorgen macht...."

„O, über die Sorgen ſind wir hinüber!" ſagte der Angeredete mit einem etwas harten Lächeln.

„Prächtig, Papa! Wie ich mich darauf freue! Ach! das wäre ein glückſeliger Winter — und die Steigerung im Vergnügen!"

„Wie verſtehſt Du denn eigentlich dieſe Steigerung des Vergnügens?"

„Das iſt doch ſehr einfach. Geſtern der Thé dansant bei meiner Freundin Eliſe, dann ein kleiner Hofball, dann ein großer Hofball, und zuletzt ein prächtiges Feſt bei uns ſelbſt!"

„Was das Kind für eine ausſchweifende Phantaſie hat — was ſagſt Du dazu, Albert?"

„O, der Gedanke iſt nicht ſo übel," erwiederte Herr von Rivola in ſehr ruhigem Tone — „ein Feſt bei uns; doch müßte man dazu ſchon den Frühling abwarten. Man könnte doch eigentlich den Leuten nicht zumuthen, im Winter bei Schnee und Eis zu uns heraus zu fahren, um in ſpäter Nacht wieder heimzukehren."

„Ach ſo, ein Frühlingsfeſt wäre prächtig! Du biſt doch ein ſehr guter und ſehr lieber Papa und ich eine recht beſcheidene Tochter, das kannſt Du nicht anders ſagen.“

„Nun, nun, das geht allenfalls an, ich will gerade nicht das Gegentheil behaupten.“

„Nein, Papa, das kannſt Du auch nicht; ich bin ſogar ſo beſcheiden, daß ich nicht einmal auf Verſprechungen zurückkomme, die Du mir gemacht.“

„Und was hätte ich Dir verſprochen, meine liebe Lucy?“

„Weißt Du noch, ehe ich in die Penſion trat, als die junge Gräfin Arnſtein hier draußen war, um meinen Abſchiedsbeſuch zu erwiedern, da gefiel mir ſo außerordentlich ihre kleine Pony-Equipage, und da ſagteſt Du, wenn ich einmal aus der Penſion zurückkäme, würdeſt Du mir auch eine ſolche zuſammenſtellen laſſen.“

„Habe ich das wirklich geſagt? Ja, ich glaube mich erinnern zu können.“

„Aber, Kind, dieſe Extravaganzen!“ ſprach Frau von Rivola mit einem leichten, mißbilligenden Kopfſchütteln.

„Ach, es wäre ſo ſchön, Mama!“

Dieſe zuckte die Achſeln, indem ſie wie fragend in das Geſicht ihres Mannes blickte, welches indeſſen in dieſem Augenblicke weder Staunen, noch Ueberraſchung, noch viel weniger aber den Ausdruck von Unzufriedenheit zeigte.

„Wenn ich doch einmal Pferde, Wagen und Livree erneuern muß, ſo geht das vielleicht in Einem hin — und was thue ich nicht Alles, um meinem geliebten, lieben Mädchen eine kleine Freude zu machen! Sei es darum. Wenn ich in die Stadt gehe, will ich ſehen, was ich wegen einer Pony-Equipage thun kann.“

„Ach, und einen kleinen Schlitten dazu, das wäre wunderbar — mit Bärendecken und einem prächtigen Geläute!“

„Gewiß, auch einen Schlitten, Lucy.“

Frau von Rivola hatte zweifelnd in das Geſicht ihres Mannes

geblickt und immer erwartet, er würde in ironischem oder ärgerlichem Tone hinzusetzen: Und was willst Du sonst noch? Glaubst Du, ich sei ein Krösus? Sie hatte vorhin schon beinahe ängstlich von den Anschaffungen gesprochen, die dringend nothwendig seien, wenn man in diesem Winter mit Lucy bei Hofe erscheinen wolle; sie hatte erwartet, gefürchtet, bei ihrem Manne auf entschiedenen Widerspruch zu stoßen, und nun, da dies nicht der Fall war, da er alles das, was zusammen keine kleine Summe ausmachte, ruhig lächelnd bewilligte, so fühlte sich ihr Herz von einer großen Last befreit. Nicht als ob sie besonders für ihre Person so außerordentlichen Werth darauf gelegt hätte, mit Lucy in der großen Welt zu erscheinen — nebenbei war es allerdings der geborenen Gräfin Hartenstein recht angenehm, dies mit dem nöthigen Aufwande thun zu können — aber sie hatte angstvoll erwartet, Herr von Rivola würde ihr bei einer ähnlichen Anforderung erwiedern, daß seine Mittel ihm einen solchen Aufwand nicht erlaubten; denn wie groß seine Mittel seien, welche Einnahmen ihm zu Gebote ständen, darüber war sie während ihrer langjährigen Ehe ziemlich im Unklaren geblieben; anfänglich hatte sie sich auch sehr wenig darum bekümmert. Die Gräfin Hartenstein, aus einer finanziell zurückgekommenen Familie, lebte nach ihrer Verheirathung mit ihrem Manne in und mit der vornehmen Welt auf einem so großen Fuße, den nur der Besitz eines ganz außerordentlichen Vermögens rechtfertigen konnte.

Und dieses Vermögen, der Ertrag von Gütern, sowie von industriellen Unternehmungen aller Art, welche Herr von Rivola in Belgien besaß, schien sich auch nicht im geringsten zu vermindern, und wenn die Familie endlich von Brüssel, wo sie anfänglich lebte, hieher in die Heimath der Gräfin Hartenstein zog und einfach auf dem Lande blieb, anstatt in der Residenzstadt ein großes Haus zu machen, so lag das nur daran, weil sich bei dem Freiherrn eine Augenkrankheit zu entwickeln begann, welche ihm unbedingte Scho-

nung und Ruhe gebot. Leider waren auch dieſe nicht im Stande geweſen, den grauen Staar zurückzuhalten, der ſich auf ſeinem rechten Auge gebildet hatte und allerdings ſpäter durch eine geſchickte Operation beſeitigt wurde, nicht aber ohne dem kranken Auge eine große Schwäche zu hinterlaſſen.

So offen und rückhaltlos ſich Herr von Rivola über alle Angelegenheiten gegen ſeine Frau, die er nicht nur innig liebte, ſondern auch hoch verehrte, ausſprach, ſo war dies doch nicht der Fall in Betreff ſeiner Einnahmen und ſeines Vermögens. Er vermied es, darüber zu reden, und wenn ſeine Frau in früheren Jahren zuweilen verſucht hatte, ihn zu einer ausführlichen Mittheilung zu drängen, ſo war er, ſtatt ſich zu einer ſolchen herbeizulaſſen, immer ſehr leicht darüber hinweggegangen, indem er vielleicht geſagt: „Es iſt mir unmöglich, Dir genau anzugeben, wie und wo ich meine Kapitalien angelegt — genug, ſie exiſtiren, wie Du an der reichen und dabei ſoliden Art unſeres Lebens ſiehſt. Ich habe mein Vermögen durch Unternehmungen und Spekulationen erworben, und in ſolchen curſirt auch heute noch ein großer Theil deſſelben.“

Wenn Frau von Rivola, als die Familie hieher und auf's Land zog, auch den Glauben der Welt zu theilen ſchien, es geſchähe dies nur zur Schonung der Augen ihres Gemahls, ſo fand ſich doch auch häufig, und zwar zu ihrem eigenen Erſchrecken, in ihrem Herzen ein kleiner Widerſpruch mit dieſer Anſicht. Man hatte nämlich bei ihrem Wegzuge von Brüſſel die ganze reiche, faſt fürſtliche Einrichtung ihres großen Hotels verkauft, die Dienerſchaft, mit einer einzigen Ausnahme des alten Kammerdieners Frederic, entlaſſen, die koſtbaren Equipagen und Pferde veräußert und war hier auf's Land gezogen, wo man, gegenüber von damals, in einfach beſcheidenen Verhältniſſen lebte. „Wozu wieder den alten Train beginnen?“ hatte der Freiherr manchmal achſelzuckend geſagt. „Welche Gründe könnten uns dazu nöthigen? Ich habe das Getreibe der großen Stadt ſo ſatt als möglich, und auch Du haſt mir

häufig verſichert, daß Du Dich nach Ruhe ſehnſt. Lucy iſt acht Jahre alt" — ſo hatte er damals geſagt — „ihre beginnende Erziehung bedarf aller Sorgfalt des Vaters und der Mutter; iſt ſie einmal groß genug, um in die Welt zu treten, ſo wird es gerechtfertigt ſein, unſer Haus auf einen anderen, glänzenden Fuß zu ſetzen."

Dieſer Zeitpunkt war gekommen, und wir haben ſchon vorhin erwähnt, daß Frau von Rivola einem Geſpräche, wie das eben gehaltene, mit Spannung, faſt mit Angſt entgegen geſehen hatte. Glaubte ſie doch zuweilen Entdeckungen gemacht zu haben, welche ihr den Beweis gaben, daß die Einfachheit ihres jetzigen Hausweſens doch etwas tiefere Urſachen hatte, als eine bloße Laune ihres Mannes, als ein Bedürfniß nach Ruhe und Zurückgezogenheit. Jetzt fühlte ſich ihr Herz erleichtert, und ſie konnte ſich nicht enthalten, ihrem Manne mit dem Ausdrucke innigſten Dankes und mit deutlicher, ſichtbarer Freude ihre beiden Hände entgegen zu ſtrecken.

„Ja, Du biſt ein lieber, lieber Papa!" jubelte Lucy. „Und noch Eines mußt Du mir verſprechen: daß ich Dich in meiner Pony-Equipage, ſobald ich ſolche habe, zuerſt ausfahren darf! Aber jetzt haben wir erſchrecklich viel zu thun, nicht wahr, liebe Mama? Ich werde noch heute an Madame Pauline ſchreiben, daß wir ſie morgen zwiſchen Eilf und Zwölf beſuchen und daß ſie ſich um dieſe Zeit mit ihrem ganzen Magazine zu unſerer Verfügung zu ſtellen hat."

„Gewiß, mein Kind, thue das," ſagte ihr Vater, und Frau von Rivola erhob ſich lächelnd von dem Frühſtückstiſche und bemerkte, indem ſie ihre Hand auf Lucy's Haupt legte: „Wenn wir es auch nicht ſo arg machen wollen, wie Du es in Deinem kleinen Köpfchen denkſt, ſo haben wir doch Manches nachzuſehen und zu ordnen, um zu dem erſten Hofballe, der gewiß Anfangs der nächſten Woche ſtattfindet, bereit zu ſein; deßhalb entſchuldige uns, mein lieber Albert, wichtiger Geſchäfte halber."

allem dem aber," fuhr der Gevatter fort, „müßt Ihr meine gut getroffenen Anſtalten höchlich beloben: wie haben die vom Stalle den ganzen Platz mit den Laternen unterſucht, und haben ſie etwas gefunden? — nicht das Geringſte! und ich ſelbſt hatte mich wohl gehütet, als Zuſchauer auf dem Platz zu bleiben."

„Man muß geſtehen," verſetzte der Stadtſoldat, „daß die Sache außerordentlich ſchön eingefädelt war; nur hat dieſer Kerl ein unverſchämtes, unerhörtes Glück. Ich ließ mich gleich nach dem Vorfall auf dem Platze ſehen und ſtieß zufällig auf den Hoflakaien Jean; ich hätte den Kerl gern niedergeſchlagen, denn er ſah mich mit einem wahren Giftblick an, mit einem Blick, als wollte er ſagen: du wirſt auch nicht betrübt ſein über das Unglück des Hofkutſchers."

„Ihr hättet doch beſſer gethan, an dem Abend wegzubleiben," entgegnete der Gevatter; „ich war froh, als ich das ganze Stadtviertel hinter dem Rücken hatte, und das verſichere ich Euch, es wird lange Zeit dauern, ehe ich mich entſchließen kann, des Nachts dort unter die Bäume zu gehen; ich ſehe noch immer zu deutlich den Stamm vor mir, an welchem die Frau hinſtürzte und liegen blieb; es iſt, beim Teufel, ein unangenehmes Gefühl — ſprechen wir nicht mehr von der Sache, kommen wir auf etwas Anderes!"

Der Steinmann ließ ſich herab, jetzt ebenfalls einen Schluck aus dem Kruge zu nehmen, und ſagte beiſtimmend: „ja, von etwas Anderem!

„Apropos," fuhr der Gevatter fort, „ich habe auch die Papiere gründlich durchgeſehen, die in dem Packetchen waren, welches ich in jener denkwürdigen Nacht bei der alten Perſon im Vorderhaus mitſpazieren ließ. Sie betreffen die verſtorbene Marie, Ihr wißt ja wohl, die damals als Lampenputzerin mit

„Ja, wichtiger Geſchäfte halber, mein lieber, guter Papa — oh, ich kann Dir nicht ſagen, wie glücklich Du mich gemacht haſt!“ Damit wandte ſich Lucy gegen ihn, ſchlang ihre beiden Hände um ſeinen Hals und küßte ihn wiederholt auf's herzlichſte.

Mutter und Tochter hatten das Zimmer verlaſſen, und Herr von Rivola ſtand noch immer auf derſelben Stelle, wo er zuletzt mit dieſen beiden geliebten Weſen geſprochen, hinter dem Stuhle, auf welchem Lucy geſeſſen. Warum blieb er dort noch ſtehen? Warum faßte er mit ſeinen beiden Händen krampfhaft die Lehne deſſelben? Warum erſtarrte auf ſeinen Zügen ſo plötzlich das freundliche Lächeln, als die Thür ſich hinter Beiden geſchloſſen? Warum biß er die Lippen aufeinander und ließ ſein Haupt auf die Bruſt niederſinken, wobei ſeine Züge von gewaltigem Schmerze durchwühlt waren? —

Warum? — Wir werden das erfahren, wenn wir Herrn von Rivola in ſein Schreibzimmer folgen, wohin er ſich mit wankenden Schritten begab.

Achtes Kapitel.

Herr von Rivola verſchloß die Thür hinter ſich, dann ging er langſamen Schrittes zu dem einzigen Fenſter des Schreibzimmers, ließ dort den weißen Vorhang herab, obgleich ihm das Sonnenlicht auf dieſer nördlichen Seite des Hauſes durchaus nicht weh that; dann ließ er ſich auf dem Stuhle vor dem Schreibtiſche nieder, wo er in ſich zuſammenſank, die gefalteten Hände auf den Knieen.

Es verging eine geraume Zeit, daß er ſo in tiefem Nachſinnen, in finſterem Brüten vor ſich hinſchaute. Zuweilen entrang ſich ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt, zuweilen murmelte er ein paar Worte vor ſich hin, welche wie eine Frage klangen, die er ſich gleich darauf ſelbſt beantwortete. Zuerſt waren dieſe Fragen ziemlich lange geweſen, die Antworten kurz, häufig aus dem einzigen Worte Nein oder Nimmermehr beſtehend; dann aber trat das umgekehrte Verhältniß ein, die Fragen wurden kürzer, die Antworten länger, und zuletzt verwandelten ſich die Worte in halblaut geſprochene Reflexionen.

„Und was bleibt mir anders übrig, als es zu thun?“ ſprach er mit dumpfer Stimme. „O, ich wäre nicht zu feig, mir das Leben zu nehmen, aber ich habe nicht den Muth, die thränenden

Augen, den Jammer meiner unglücklichen Eliſabeth, meiner armen Lucy mit anzuſehen! Nur für ſie thue ich, was ich thun muß — Gott weiß es und wird es in meine Rechnung tragen, welch unſäglich wilden Kampf ich Jahre lang gekämpft, welche Verzweiflung ich ſo oft, ſo lange verbergen mußte unter dem Schein froher Laune; wie ich behaglich, gleichgültig erſcheinen mußte, in ungetrübter Stimmung, während meine Hände vor tiefem Schmerze krampfhaft zuſammenzuckten, während meine Bruſt vor Schmerz zerſpringen wollte.

„Und doch muß es ſein — greift doch der Ertrinkende nach einem Strohhalme, nach einer rettenden Hand, wenn er ſich auch vielleicht ſchaudernd ſagen muß, dieſe Hand ſei zu ſchwach, um ihn zu retten, er werde ſeinen Retter mit ſich in den kalten Tod ziehen — es iſt doch eine Hoffnung, ein Aufſchub, während deſſen mir eine wirkliche Rettung erſcheinen könnte!“

Hierauf fuhr er ſich mit der Hand haſtig durch ſein graues, immer noch dichtes Haar und legte ſeine blaue Brille ab, als hinderte ihn dieſe bei der genauen Durchſicht eines großen Buches, das er aus einem ſorgfältig verſchloſſenen Gemache nun hervorholte.

Langſam ſchlug er Blatt um Blatt herum und nahm zuweilen die Bleifeder, um hier und da die Grundſumme einer Zahlenreihe nachzurechnen — immer vergebens, wie man wohl an ſeinem traurigen Kopfſchütteln hätte bemerken können. „Hier nichts und dort nichts!“ ſeufzte er. „Da iſt mein Rechnungsauszug von der königlichen Bank klar und deutlich abgeſchloſſen, und wenn mir die Herren von der Verwaltung in ihrem Schreiben auch mit den höflichſten Worten geſagt, die Ueberreichung dieſes Rechnungsauszuges mit einem Saldo zu Gunſten der königlichen Bank geſchähe nur, weil vierteljährige Abrechnung in ihrem Dienſtreglement liege, ſo darf ich doch nicht wagen, meinen Credit dort höher anzuſpannen.“

Dann ſchloß er den kleinen Kaſſenbehälter auf, welcher ſich unten in ſeinem Schreibtiſche befand, und betrachtete mit trüber Miene den mageren Inhalt derſelben, ein paar Dutzend Goldſtücke, einige Banknoten von keinem großen Betrage, einige ſehr dünne Geldrollen, und wieder richtete er den Blick auf das große Buch, und zwar auf die letztbeſchriebene Seite deſſelben, wo eine Forderung von 6000 Gulden verzeichnet ſtand, welche er an die Eiſenbahnverwaltung für das abgetretene Stückchen Wald geſtellt hatte, die aber für gut gefunden, darüber zu prozeſſiren.

„Und wenn ich auch — handeln wollte, wenn ich auch thun muß, was ich nicht mehr laſſen kann, ſo darf ich es doch nicht eher thun, als bis mir dieſe elende Summe ausbezahlt worden iſt. Geſtern ſprach mein Advokat davon, daß die Entſcheidung, und zwar eine Entſcheidung zu meinen Gunſten, in den nächſten Tagen kommen müſſe — in den nächſten Tagen, das ginge allenfalls noch an, wenn nicht wieder Wochen und Monate dazwiſchen lägen — Geld, baares Geld muß ich mir verſchaffen, koſte es, was es wolle!“

Die Schlüſſel in ſeiner Hand zitterten, als er nun ein anderes Schubladenfach ganz herauszog, um ein dahinter befindliches, ſehr ſorgfältig gearbeitetes Schloß zu öffnen, welches ſich ſo tief im Hintergrunde des Schreibtiſches befand, daß er ſich auf dem Boden niederkauern mußte, um daſſelbe zu erreichen, worauf er ſich wieder erhob, an einem der Knöpfe drehte, die ſich vorn im Tiſche befanden, und nun erſt im Stande war, eine kleine Kaſſette von Eiſen aus jenem verborgenen Raume hervorzuziehen. Er öffnete dieſe Kaſſette, und in derſelben lag eine rothe Mappe; auf dieſer ſah man ein Paar Schmuckétuis von violettem Sammt, welche Herr von Rivola zu ſich nahm und alsdann haſtig mit einem ſcheuen Blicke auf die rothe Mappe den Deckel der Kaſſette wieder zudrückte.

Durch einen Druck an der betreffenden Stelle ließ er von dieſen beiden Etuis die Deckel aufſpringen, und in jedem zeigten

ſich Stücke eines Schmuckes in alter Faſſung, aber mit ſehr ſchönen Brillanten. Er betrachtete einen Augenblick die funkelnden Steine, dann rückte er die Deckel wieder zu, legte die Etuis auf die Seite, zog dann mit einer düſteren Miene die eiſerne Kaſſette zu ſich und nahm nach ſichtbarem Widerſtreben die rothe Mappe heraus.

Es war wohl dieſelbe, von welcher der Bediente heute Morgen erzählte, daß er ſie geſehen habe; denn als Herr von Rivola auch hier das künſtliche Schloß geöffnet und den Deckel aufgeworfen hatte, ſah man in der Mappe, auf's pünktlichſte geordnet, mit Papierſtreifen verſehen, mehrere ſehr ſchwere Pakete von Banknoten, und von Banknoten keines kleinen Betrages. Es waren Fünfhunderter und Tauſender, wenn auch kein ungeheures Vermögen, wie es Jakob geſchätzt, ſo doch immerhin ein ſehr bedeutendes Kapital.

Es war, als müßte ſich der alte Mann erſt langſam wieder an den Anblick dieſes Reichthums gewöhnen, denn es dauerte eine Zeit lang, ehe ſich etwas Scheues, Unruhiges in ſeinen Blicken verloren hatte, ehe er mit feſtem Auge, allerdings unter den düſter zuſammengezogenen Brauen, ſeinen ſorgfältig verwahrten Schatz betrachtete, und auch dann währte es wieder ein paar Minuten, ehe er ſich, wie es ſchien, entſchließen konnte, die Banknoten mit den Händen zu berühren; ja, ehe er hierauf ein Paket herausnahm, erhob er ſich vorher, um zu ſehen, ob ſich auch Niemand in der anſtoßenden Bibliothek befände, ob der Vorhang an ſeinem Fenſter ſorgfältig herabgelaſſen war und ob der Schlüſſel im Schloſſe der Thür, welche in den Salon führte, ſo geſtellt ſei, daß Niemand durchſehen könne.

Dann erſt nahm er ein Paket der Fünfhunderter ſowie eines der Tauſender, zog aus jedem fünf bis ſechs Banknoten heraus, legte dieſe vor ſich hin und betrachtete nun aufmerkſam die Zeichnungen auf denſelben, indem er nicht nur jedes einzelne Blatt

dicht vor sein linkes Auge brachte, sondern er holte alsdann auch noch aus einem kleinen Fache im Schreibtische eine Loupe, mit der er Schrift und Zeichnungen auf's genaueste untersuchte. Es schien ihm schwer zu werden, sich auch nur vom kleinsten Theile seines Schatzes zu trennen, und als hierauf seine Untersuchung zu seiner Zufriedenheit beendigt schien, notirte er sich mit einer Bleifeder nicht nur die einzelnen Nummern, sondern er schrieb auch auf die Rückseite von ein paar der Tausender-Banknoten mit flüchtigem Zuge seinen Namen; dann erst legte er sie sorgfältig in eine Brieftasche und steckte diese in die Brusttasche seines Rockes.

Offenbar war Herr von Rivola ein Geizhals von der schlimmsten Art, dem es eine schwere Ueberwindung kostete, seinen hier aufgestapelten Mammon anzugreifen, und der erst im Stande war, sich ein wenig zu erheitern, nachdem er diesen schweren Entschluß gefaßt und ausgeführt. Ja, nachdem er die Banknoten in seine Brusttasche gelegt, klärte sich seine Miene ein wenig auf, und wenn seine Augenbrauen auch immer noch finster zusammengezogen blieben, so erschien doch jetzt wieder um seine bisher schlaffen Lippen jener Zug von Trotz und Energie, den man so häufig an ihm bemerkte.

Er hatte jetzt den Kopf in beide Hände gestützt, saß in gebeugter Stellung über der geöffneten Kassette und blickte nun mit einem eigenthümlichen Ausdrucke von Wohlbehagen, ja, mit einer Art wilder Freude auf seinen Schatz, und es war, als koste es ihn jetzt Ueberwindung, seine Augen davon abzuwenden und den Deckel der Kassette wieder zu schließen.

Dann aber fuhr er plötzlich mit einem Ausdrucke jähen Schreckens aus der Behaglichkeit, in die er versunken schien, und zwar aufgescheucht durch den hellen Ton von Lucy's Stimme, die, an der Thür des Schreibzimmers stehend, die Frage that, ob Papa vielleicht Aufträge nach der Stadt habe, denn Mama und sie seien bereit und fertig, um dorthin zu fahren.

War der alte Mann doch in diesem Augenblicke anzuschauen, als habe er so eben einen wüsten, schweren Traum durchgekämpft! Er starrte vor sich hin, drückte dann seine beiden Hände an die pochenden Schläfe, und man hätte deutlich sehen können, welche furchtbare Anstrengung es ihn kostete, die Frage seines Kindes mit einem natürlichen, ungezwungenen Tone zu beantworten, nachdem er vorher einen scheuen Blick gegen die Stubenthür geworfen.

„Ach, ihr fahret nach der Stadt!"

„Ja, Papa, im Schlitten — wie ich mich darauf freue! Hast Du nichts zu besorgen?"

„Ich danke Dir, mein Kind."

„Soll ich hereinkommen und Dir einen Kuß geben?"

„Wenn Du zurückkommst, will ich ihn doppelt haben, mein liebes Herz; ich habe wichtiges zu schreiben, und möchte nicht gern gestört sein."

„Ich habe mir's gedacht, Papa; Mama auch. Sie läßt Dich freundlich grüßen, und mit den Einkäufen wollen wir es so gnädig wie möglich machen — Adieu, Papa!"

„Adieu, mein Kind!"

Damit hörte man, wie sich ihr leichter Tritt von der Thür entfernte, und kurze Zeit darauf vernahm man das Klingeln eines Schlittens, der sich vom Stalle aus der Hausthüre näherte.

Herr von Rivola hatte indessen mit derselben ängstlichen Hast die Kassette wieder verborgen und verschlossen, und öffnete nun rasch das Fenster, um seiner Frau und Tochter, welche eben davonfuhren, noch mit der Hand nachzuwinken. Frau von Rivola sah heiter und vergnügt aus, und die überglückliche Lucy warf, sich umwendend, ihrem Vater Kußhände zu.

Eine halbe Stunde nach ihnen verließ auch der Freiherr das Landhaus, und zwar zu Fuße. Es that ihm wohl, sich in der frischen Winterluft eine Bewegung zu machen. Er ging ebenfalls nach der Stadt, aber auf einem weit kürzeren Fußwege, auf

welchem er faſt eben ſo raſch dorthin gelangte, als der Schlitten auf der Landſtraße, welche, vom Terrain gezwungen, große Umwege machte.

Trotzdem er ſehr langſam dahinſchritt, ſo war er doch ſo ſehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, daß er ſich bereits nach ſehr kurzer Zeit, wie ihm däuchte, plötzlich in dem Gewühle der Wagen und Menſchen befand, welches ſchon eine gute Strecke vor dem Thore die Nähe der Reſidenz anzeigte.

Hier folgte er eine Zeit lang der belebten Straße, die, langſam aufſteigend, zum Schloßplatze in der königlichen Reſidenz führte; dann bog er in eine Seitengaſſe und erreichte nach kurzer Zeit die niedrig gelegenen Stadtviertel, den Marktplatz und das Rathhaus. Von da wandte er ſich durch ein wahres Labyrinth von Gäßchen und kam bald an einen Knotenpunkt derſelben, deſſen viele Ecken auf einer Seite in einen runden Thurm von maſſivem, dunklem Mauerwerke ausliefen. Neben demſelben befand ſich ein kleines Haus, welches mit dieſem Thurme förmlich verwachſen zu ſein ſchien. Von außen hatte derſelbe durchaus nichts Bemerkenswerthes; ſeine ſchmalen, unregelmäßig angebrachten Fenſter waren mit ſchweren Eiſengittern verſehen, und wenn man ſich die Mühe gab, um den Blick durch die erblindeten Fenſterſcheiben dringen zu laſſen, ſo bemerkte man, daß alle weitere Einſicht in das Innere durch eiſerne Laden verwehrt war. Nirgends gewahrte man außen ein Thor oder einen ſonſtigen Eingang, auch keine Verzierung irgend welcher Art; doch war das alte Gemäuer ſcheinbar gut erhalten bis auf die Zinne, welche ehemals den oberen Rand gekrönt hatte. Dieſe war unter dem Dache des anſtoßenden, bei Weitem jüngeren Hauſes, welches Dach ſich ſchützend über den alten Thurm ausbreitete, verborgen und nur noch in ihren unteren Theilen ſichtbar. Herr von Rivola zog die Klingel an dem Hauſe, worauf die Thür von einem alten Manne geöffnet wurde, welcher den Ankommenden mit allen Zeichen der Ehrerbietung in ein Stübchen zu ebener Erde führte.

Die Einrichtung des Stübchens war einfach, ohne ärmlich zu ſein; ein großer Lehnſtuhl neben dem Ofen, weiße Vorhänge an den Fenſtern und einige Kupferſtiche an den Wänden zeugten ſogar von Wohlhabenheit.

Der alte Mann ſchien in einem Buche geleſen zu haben, welches noch aufgeſchlagen auf einem Tiſchchen neben dem Lehnſeſſel lag. Indeſſen ſetzte ſich Herr von Rivola, während der alte Mann, ein kleines Sammtmützchen in der Hand haltend, vor ihm ſtehen blieb.

„Was gibt es Neues, Friedrich? Was macht die Frau? Hat mein Advokat weiter nichts für mich geſchickt?“

Der alte Mann hatte ein offenes Geſicht, aber mit harten, durchgearbeiteten Zügen, und wenn wir nicht bereits wüßten, daß er während langer Jahre der Kammerdiener des Freiherrn geweſen war, ſo würden wir dieſem Geſichtsausdrucke nach, auch wegen der ganzen Haltung dieſer nicht großen aber derbknochigen Geſtalt, beſonders aber in Betracht ſeiner großen, rauhen Hände viel eher geglaubt haben, einen Handwerker, einen Schmied oder Schloſſer vor uns zu ſehen.

Dabei hatte er dichte, buſchige Augenbrauen, unter welchen hervor ſeine grauen Augen mit einem Feuer leuchteten, welches nicht gut in Einklang zu bringen war mit den ſonſtigen Spuren hohen Alters.

„Das Beſte werde ich zuerſt beantworten,“ erwiederte er in einem tiefen, etwas rauhen Tone. „Der Advokat war heute Morgen da und zeigte mir händereibend an, daß der Prozeß zu Ihren Gunſten entſchieden ſei, oder, daß ich es beſſer ſage, die Eiſenbahnverwaltung habe ſich beim letzten Termine gar nicht mehr vertreten laſſen, ihm, dem Advokaten, vielmehr die verlangte Summe von 6000 Gulden eingehändigt. Sie können dieſelbe erheben, ſobald es Ihnen beliebt.“

Herr von Rivola that einen erleichterten Athemzug.

„Sonſt gibt es nichts Neues, gnädiger Herr. Mit der Frau iſt es die alte, traurige Geſchichte; ſie verläßt ihr Bett nicht mehr, iſt dankbar für alles, was man ihr thut, und daß ich mein Möglichſtes für ihre Pflege leiſte, wiſſen Sie.“

„Gewiß, Friedrich; auch darin biſt Du, wie in allen Dingen, zuverläſſig und treu wie Gold.“

„Warum ſollte ich es auch nicht ſein — Untreue ſchlägt ihren eigenen Herrn, und wer einen Herrn hat, wie Sie es mir ſtets geweſen ſind, der müßte ein durchaus ſchlechter Kerl ſein, wenn er nicht, um Ihren Ausdruck zu gebrauchen, treu wie Gold wäre und anhänglich wie ein guter Hund, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Doch reden wir darüber nicht weiter, gnädiger Herr; das iſt meine Schuldigkeit und gar kein Verdienſt.“

Herr von Rivola blickte ſinnend vor ſich nieder, nachdem er vorher ſeinem alten Diener, mehrmals mit dem Kopfe nickend, voll in's Geſicht geſchaut; dann verſank er in ein längeres Stillſchweigen, welches ſich in einem tiefen und ſchmerzlichen Seufzer auflöſte.

„Friedrich, die Zeiten ſind ſchlecht!“

„Ich weiß es, gnädiger Herr, ich kann es mir wenigſtens denken.“

„Das Glück will mir nicht mehr ſo wohl, wie in früheren Zeiten; ich habe mich vergebens bemüht, irgend etwas zu verdienen, irgend ein neues und ſchönes Unternehmen in's Leben zu rufen, es iſt mir nicht gelungen — ich habe ſpekulirt und viel dabei verloren.“

„Ich erfuhr das,“ ſagte der alte Diener in ruhigem Tone.

„Von wem?“ fragte haſtig Herr von Rivola.

„Von dem alten Nikolas aus Lüttich, der mir zuweilen ſchreibt — es iſt das eine treue Haut und hängt noch mit ganzer Seele an Ihnen.“

„Ja, er kann darum wiſſen — ich verwandte große Summen,

unter Eurer Fuchtel war. Sie hat ein kleines Mädchen hinterlaſſen, welches die Welſcher aufzieht. Es fanden ſich nun in dem Packete meiſtens dünne Liebesbriefe, vertrocknete Blumen, Haare und dergleichen einfältige und nichtsſagende Geſchichten; nur ein Papier darunter iſt ſehr beachtenswerth: es iſt das Schreiben eines Advokaten aus Mailand, welcher der Verſtorbenen anzeigt, daß er den Auftrag habe, ihr eine nicht unbedeutende Summe nach und nach auszahlen zu laſſen, ſowie ſie ſich, die Marie nämlich, an ihn deßhalb wenden wolle und genaue Auskunft gebe, wie es ihr und namentlich ihrem kleinen Kinde ergehe. Dieſer Advokat heißt, wenn ich nicht irre, Cäſar Bartolini, und ſagt in einem zweiten Schreiben, welches ein halbes Jahr nach dem erſten hier angekommen ſein muß: wenn dagegen die Marie geneigt ſein ſollte, ihr Kind durch die Vermittlung eines hieſigen Handlungshauſes in eine Penſion nach Paris zu geben, ſo habe eben dieſes Handlungshaus den Auftrag, derſelben einen anſtändigen Jahresgehalt für ihre Lebenszeit auszuzahlen."

„Ei, ei!" ſagte der Steinmann und ſein eines Auge glänzte freundlich, „und die dumme Perſon iſt darauf nicht eingegangen? Ich glaube wenigſtens nicht, daß ſie es that, denn ſonſt wäre ſie nicht in ſo bitterer Armuth geſtorben."

„Verſteht ſich!" lachte der Gevatter, „die dumme Gans hat dieſe Anerbietungen alle abgelehnt; denn ich fand einen dritten Brief von dem Advokaten, worin er ſagt: „ich habe Ihre Antwort auf meine beiden Briefe erhalten und dieſelbe dem Herrn Grafen mitgetheilt: es hat ihn außerordentlich ſchmerzlich berührt, daß Sie ſeinen vernünftigen Vorſtellungen kein Gehör geben. Indem ich mich genöthigt ſehe, Ihnen hiermit zum letzten Mal zu ſchreiben, glaube ich die Verſicherung ausdrücken zu können, daß der Herr Graf ſtets geneigt ſein wird,

ich muß geſtehen, die letzte, welche ich zu verwenden hatte, auf eine neue engliſche Erfindung, die allerdings erſt in ihrer Kindheit iſt, die aber ein Rieſe werden muß, die, wenn ſie gelingt, Millionen einträgt."

„So ſchrieb auch Nikolas, er hatte auch darin, wie in alles, was Sie unternehmen, großes Vertrauen; aber die Herren lachten darüber, ſie verlaborirten die Summen, welche Sie, gnädiger Herr, ihnen zugewieſen, und ſagten dann achſelzuckend: „Es geht nicht!"

„Ich weiß, ich weiß," antwortete Herr von Rivola mit einem traurigen Blicke, „war ich doch, wie Du weißt, im vergangenen Jahre Monate lang auf dem Eiſenwerke und fühlte es wohl, daß ich weniger mit dem ſpröden Metalle, als mit dem unbeugſamen Widerſpruchsgeiſte der Betreffenden zu kämpfen hatte; die kleinen Proben gelangen aber wenn wir etwas Größeres gießen wollten, ſo war es eben immer kein Gußſtahl, der aus den Tiegeln kam, ſondern ganz gewöhnliches, hartes, unelaſtiſches Eiſen — und doch ſage ich Dir, Friedrich, man wird dahin kommen, die größten Maſſen Gußſtahl herzuſtellen, und von einer Zähigkeit, um ſie zu Geſchützen ſchwerſten Kalibers zu verwenden — ich werde das allerdings wohl nicht mehr erleben, oder wenn ich es erlebe, ſo werde ich ſehen müſſen, daß es Andere zu reichen Leuten macht, während ich mein letztes Geld daran verloren."

„Ihr letztes Geld, Herr Baron? Das wäre ja entſetzlich!"

„Es iſt entſetzlich, und ich ſtehe vor einem Abgrunde, deſſen furchtbare Tiefe Du allein zu ermeſſen im Stande biſt!"

„Ja, ja, ich verſtehe Sie," verſetzte der alte Diener nach einer langen Pauſe, während welcher er langſam mit der umgekehrten Hand ſich zu wiederholten Malen über ſeine Stirn und ſeine Augenbrauen gewiſcht.

„Es kann uns doch Niemand hier hören?"

„O nein — die arme, alte Frau liegt im dritten Zimmer, ſie ſchläft, und das kleine Mädchen, welches für unſere Bedürfniſſe ſorgt, habe ich auf den Markt geſchickt."

„Die Dampfschifffahrts-Gesellschaft, welche ich ins Leben rief,“ fuhr der alte Freiherr in einem traurigen Tone fort, „mußte ebenfalls liquidiren, und nur dadurch, daß ich all den Summen, die ich hinein gesteckt, freiwillig entsagte, war es möglich, daß die übrigen Aktionäre ohne größeren Schaden davonkamen — auch da wird ein Anderer ernten, was ich gesäet.“

„Wie es schon bei den Wasch- und Badehäusern geschehen; dieses Unternehmen mußten Sie ebenfalls mit großem Schaden abwickeln, und nun trägt es seine zwanzig Prozent.“

Herr von Rivola schaute seinen ehemaligen Diener mit einem traurigen Lächeln an, ehe er kopfnickend sagte: „Und so sind alle diese reellen, gut durchdachten, soliden Unternehmungen für mich zu Grunde gegangen, und wenn ich nicht selbst mit untergehen will, so muß ich mich dem Einzigen wieder zuwenden, von dem ich mich schon damals mit Schaudern abgewandt.“

Ueber die harten Züge des Anderen zuckte es auf eine eigenthümlich schmerzliche Art; dann blinzelte er mit den Augen und preßte seine dünnen Lippen fest aufeinander.

Herr von Rivola hatte sich rasch erhoben und einen Gang durch das kleine Zimmer gemacht; dann blieb er vor seinem alten Diener stehen, stützte seinen Kopf an dessen Schulter und sagte: „Es ist ja nicht für mich, gewiß nicht für mich — nur für meine Frau und für meine arme Lucy! O, könnte ich mein Haus verlassen, in meinem Innern ungekränkt, ohne mein Gewissen aufs Neue zu belasten; lieber möchte ich an der Schwelle den Staub von meinen Füßen schütteln, keinen Blick mehr rückwärts werfen und noch einmal anfangen, wie wir damals begonnen, ich mit der Feder, Du mit Hammer und Feile in der Hand, um so im ehrlichen Gewerbe ein, wenn auch kärgliches Brod zu verdienen, ehrlich, unbescholten!“

„Das ist nun leider vorbei,“ erwiederte Friedrich in einem eigenthümlich rauhen Tone; „wir können nicht wieder anfangen, wie

damals, auch meine Knochen ſind alt geworden, und es thäte mir leid um die arme, alte Frau da drinnen, wenn ich ſie für die letzten Wochen ihres Lebens, fürchte ich, wieder mit hinauszerren müßte in das rauhe Leben, und wenn auch — und wenn wir auch mit unſerer Hände Arbeit ein mageres Brod verdienen könnten, — die Erinnerung an das, was geſchehen, würde uns bleiben; man kann ſein Gewiſſen nicht reinigen wie ein Stück Eiſen von Roſt und Schlacken."

„Und doch hatte ich gedacht, das zu können," entgegnete eifrig Herr von Rivola, „und hatte auch dazu gethan, was in meiner Macht lag; du weißt es ganz genau, welche Summen ich damals, als meine Unternehmungen glänzenden Ertrag abwarfen, dazu verwandte, um — die Zeugen unſerer Thätigkeit wieder in meine Hände zu bekommen."

„Ja, ja, ich weiß das."

„Geſtehen darf ich Dir wohl, daß ich mit einer gewiſſen Beruhigung, ja, mit Stolz die zerknitterten Blätter betrachtete, wenn ſie ſich nach und nach zu anſehnlichen Haufen in meiner rothen Mappe wieder anſammelten. Es hatte das mein Gewiſſen ſehr erleichtert. Kam es mir doch vor wie eine allerdings leichtſinnige Anleihe, die ich gemacht und die vollkommen ſolid geworden war, nachdem ich ſie zurückbezahlt; war es doch am Ende nichts Anderes, als ein allerdings unerlaubtes und gefährliches Wechſelgeſchäft, welches ich trieb mit einem reichen Geſchäftshauſe, dem der Verluſt einer Million im ſchlimmen Falle keinen großen Schaden machen würde."

„Und warum wollen Sie die gleiche Sache nicht heute wieder gerade ſo anſehen?"

„Weil ich alt geworden bin, Friedrich, weil ich nicht mehr, wie damals, lange Jahre vor mir habe und die volle Kraft des Mannes in körperlicher und geiſtiger Beziehung, um meine Vergehen wieder gut zu machen — mein Geiſt hat ſeine Elaſticität

verloren, wie meine Augen die Schärfe der Sehkraft. Heute Morgen, als ich mit der Loupe diese haarscharf sich durcheinander kreuzenden Linien betrachtete, verdunkelte das Wasser sogleich meine Blicke; das hat mich sehr traurig gemacht."

„Wozu ich keinen Grund einsehe," sagte der Andere kopfschüttelnd, „denn Sie hatten doch gewiß nicht die Absicht, eine so mühsame und gefährliche Arbeit wieder zu beginnnen."

Herr von Rivola blieb hierauf die Antwort ein paar Minuten lang schuldig, während welcher er gegen das Fenster gewandt stand, die Hände auf den Rücken gelegt.

„Und doch," sagte er, sich rasch gegen Friedrich umwendend, „wäre es mir eine Erleichterung meines Gewissens gewesen, wenn ich erst wieder durch unsäglich mühevolle, angestrengte Arbeit zu jenem Ziele gelangt wäre; ich hätte gewissermaßen Leib und Leben eingesetzt, statt daß ich jetzt die Frucht des Verbrechens ernten kann, ohne Arbeit, ohne Mühe, indem ich faul die Hände in den Schooß lege."

„Denken Sie an jene Zeit, gnädiger Herr — denken Sie an jene schreckliche Zeit, wo Sie nach tage- und nächtelanger Arbeit vor Ihrem Tische zusammensanken, unvermögend, dem Schlafe zu widerstehen, und doch wieder zu aufgeregt, um sich demselben hingeben zu können — denken Sie, wenn ich Sie zuweilen gefunden, einen Schweißtropfen an jedem Haare, körperlich und geistig aufgerieben — o, das war eine gräßliche Zeit, und wenn ich mir alles das vergegenwärtige, so würde ich mir durchaus kein Gewissen daraus machen, heute einmal diese Frucht ohne Mühe zu pflücken!"

Der alte Freiherr hatte sich langsam in seinen Lehnsessel niedergelassen und saß nun da, nachdenklich den Kopf auf die Brust gesenkt. Dann sagte er nach einer längeren Pause: „Und doch bedauere ich es, daß mein Auge stumpf geworden ist, daß meine Hand zittert; auf dem Wege hieher — ich kam nämlich zu Fuße —

iſt mir eine äußerſt glückliche Idee gekommen, eine Manipulation zu noch größerer Sicherheit gegen jede Entdeckung.“

„Sollte das nöthig ſein — ſollte Ihnen eine Sorge kommen, nachdem unſere Arbeit jahrelang durch die Welt gelaufen, ohne je beanſtandet worden zu ſein — gewiß vielfältig unterſucht und geprüft, um eben ſo gültig wie ihre echten Brüder weiter zu wandern? Ah,“ fuhr Friedrich lächelnd fort, „was eine Entdeckung anbelangt, wie man ſie gewöhnlich fürchtet, darüber können Sie ganz ruhig ſein!“

„Kunſt und Wiſſenſchaft, auch in dieſem Zweige, ſind ſeit jener Zeit bedeutend fortgeſchritten; wenn auch gerade keine neuen Platten hergeſtellt wurden, ſo iſt es doch möglich, daß den vorhandenen irgend eine kleine, bedeutende Aenderung angefügt wurde, die wir nicht kennen, und daß, wenn nun plötzlich eine größere Menge erſchien ohne jene Aenderung, man aufmerkſam werden würde, ſorgfältig nachforſchen und — o, laß mich meinen Gedanken nicht weiter ausſprechen, Friedrich!“

„Das ſind nur Muthmaßungen, gnädiger Herr,“ verſetzte der alte Diener in ruhigem Tone, „Befürchtungen, wie Sie ſie öfter hatten, die ſich aber ſtets grundlos erwieſen; nein, nein, ich glaube nicht, daß ſich irgend etwas geändert habe. Sie ſind von Ihrer kunſtvollen Arbeit zu überzeugt; ich machte mir früher häufig und auch jetzt noch zuweilen das Vergnügen, in meinen müßigen Stunden, deren ich ja ſo viele habe, eines jener ächten Papiere mit einem anderen vermittelſt der ſchärfſten Loupe zu unterſuchen — und was meine Augen anbelangt, darin leiſtete ich was damals —, nun war es mir aber niemals möglich, auch nur einen Unterſchied zu entdecken von der Größe einer Haarſpitze. Wie geſagt, darin können wir ganz ſicher ſein.“

„Ja, wenn die Zahlen nicht wären,“ ſprach Herr von Rivola mehr zu ſich ſelber, als zu dem Anderen.

„Wenn ich vorhin von Abweichungen ſprach, ſo meine ich ſolche, die wir ſelbſt nicht ſchon längſt erkannt haben.“

„Darum handelt es ſich eben,“ ſagte Herr von Rivola eifrig, „und gerade auf jener Abweichung beruht die Manipulation, von der ich vorhin ſprach.“

„Sie iſt ſo unbedeutend, daß ſie von Anderen nie entdeckt wurde; ſie befindet ſich in der linken Ecke der Tauſender, dort, wo die Arabeske in Schneckenform endigt.“

„So iſt es, das haarſcharfe Ende jener Verzierung läuft bei den echten genau parallel mit dem letzten Ringe, bei den unſeren aber biegt es ſich um eine Idee nach einwärts, iſt auch vielleicht eine halbe Linie länger. Sobald nun durch die Ausgabe neuer Papiere irgend ein Verdacht rege werden könnte, wird man dieſe aufs genaueſte unterſuchen und dann vielleicht auf jene noch unmerklichere Abweichung in den Waſſerzeichen kommen — eine Abweichung, die allerdings ſo unbedeutend iſt, daß ich vor Jahren ſchon den Direktor der königlichen Bank eines Tages darauf aufmerkſam machte, welcher aber ſo gütig war, mich vollkommen zu beruhigen; trotzdem aber wäre es möglich, daß man bei einer ſchärferen Unterſuchung auch jene zu lange und zu eingebogene Arabeske entdeckte, und dieſe nun den echten Papieren, ſo viele ich derſelben durch Umtauſch hier und dort in meine Hände bekommen kann, ebenfalls anzufügen, iſt eine Vorſichtsmaßregel, welche Du gewiß nicht verwerfen wirſt.“

„Gewiß nicht, aber dieſes Anfügen hat ſeine Schwierigkeit, ohne dadurch gerade die Blicke auf dieſen Punkt hinzulenken.“

„Mit der Feder könnte es nicht geſchehen, nein, es dürfte nur auf mechaniſchem Wege mit einem Stempel hergeſtellt werden, in welchem die verlängerte und eingebogene Arabeskenſpitze aufs genaueſte geſchnitten iſt, und das zu thun, bin ich mit meinem Auge nicht mehr im Stande; auch iſt meine Hand nicht mehr ſicher genug, um zu einer ſo haarſcharfen Linie den Grabſtichel zu führen.“

„Was das Auge anbelangt, damit könnte ich ſchon aushelfen,“

meinte der alte Diener, „aber hier mit dieſen Händen wäre es wohl eine Unmöglichkeit.“

Damit betrachtete er ſeine groben, knochigen Finger.

Herr von Rivola hatte ſich raſch wieder erhoben und ging mit weit leichterem und ſichererem Schritte, als er früher gethan, in dem kleinen Zimmer hin und her. Auch erſchien ſeine Miene jetzt, wo er dieſe Angelegenheit, die ihn vorhin noch ſo tief niedergebeugt hatte, nun rein geſchäftlich, wir möchten ſagen: techniſch behandelte, belebt, faſt aufgeheitert; die tiefen Furchen ſeiner Stirn hatten ſich zu den gewöhnlichen Falten geglättet und das ſchmerzliche, faſt ängſtliche Zucken um ſeine Mundwinkel hatte jetzt dem energiſchen Zuge wieder Platz gemacht.

„Die Zahlung der Eiſenbahnverwaltung, von der Du mir vorhin ſprachſt,“ ſagte er auf- und abgehend in ruhigem, geſchäftsmäßigem Tone, „hilft mir allerdings etwas, aber wenig, nutzt mir dagegen immerhin dadurch, daß ich öffentlich auf der Staatshauptkaſſe Gelder einzunehmen habe, und ich will ſchon dafür ſorgen, daß man mich in Tauſendern und Fünfhundertern ausbezahlt. Hier habe ich auch noch zwei Pretioſen mitgebracht — er holte bei dieſen Worten das Etuis aus ſeiner Taſche hervor —, die ich Dir da laſſen werde und auf welche Du mir bei dem Juwelenhändler in der Schloßſtraße, nur nicht beim Hof-Juwelier, wohl verſtanden, die Summe von 4000 Gulden aufnehmen ſollſt — ſie ſind das Vierfache werth. Dabei brauchſt Du gar kein Geheimniß daraus zu machen, daß ich es bin, der ſie für ein paar Tage in Verſatz gibt; er wird durchaus keine Schwierigkeiten machen, und Du läßt Dir dafür Tauſender geben.“

„Das ſoll alles pünktlich, wie immer, beſorgt werden, gnädiger Herr.“

„Ich bin davon überzeugt, Friedrich, und Du kannſt mir glauben,“ ſagte Herr von Rivola mit einem leichten Seufzer, „daß ich ſo ſchonend, wie möglich, mit der Ausgabe jener Papiere ſein

werde — der Himmel iſt mein Zeuge, wie glücklich ich wäre, nicht mehr zu dieſen Mitteln meine Zuflucht nehmen zu müſſen, aber ich kann nicht anders, ich habe Schulden, die mich drücken, ich habe ſehr große Ausgaben vor mir, denen ich nicht entgehen kann.“

Während Herr von Rivola ſo ſprach, war er in die Nähe des Fenſters gekommen und fragte nun plötzlich, hinausblickend: „Ah, wen haben wir da an der Hausthür?“

Neuntes Kapitel.

Der alte Diener war neben Herrn von Rivola getreten und ſagte über die Achſeln deſſelben ſchauend: „So viel ich mich erinnere, kennen Sie dieſen jungen Herrn, den Sohn des Stadtſchultheißen.“

„Allerdings kenne ich ihn, nur wundere ich mich darüber, ihn hier, an Deiner Hausthür, zu ſehen; Du ſiehſt, er iſt im Begriffe, die Klingel zu ziehen.“

„Und wird das auch thun, gnädiger Herr, doch gilt dieſer Beſuch nicht mir; Sie werden ſich erinnern, daß wir Miethsleute haben.“

„Ach ja, ich vergaß, danach zu fragen; Du erzähltеſt mir von einer Madame Mayer, die, ſehr beſcheiden auftretend, mit ihrer hübſchen Tochter eingezogen ſei, welche Du für ſehr ſtille Leute gehalten, die aber — ach, jetzt verſtehe ich auch, wem der Beſuch des Herrn Ferdinand gilt!“

„Allerdings der Madame Mayer, aber nicht der hübſchen Tochter wegen. Unſere Mietherin,“ fuhr Friedrich fort, nachdem ihn Herr von Rivola forſchend angeblickt, „hat ein kleines, ſtilles Nebengeſchäft, das mir unbehaglich iſt: ſie leiht auf Pfänder her und gibt auch den Söhnen reicher Eltern Geld auf Wechſelunterſchrift, weßhalb ich derſelben auch mit Ihrer Genehmigung wieder kündigen werde.“

„Eine ſolche Mietherin iſt allerdings nicht angenehm.“

Unterdeſſen hatte Herr Ferdinand — denn er war es wirklich — an dem Hauſe angeläutet, worauf die Thür von oben durch einen Zug geöffnet wurde.

Der Eintretende warf ſie ziemlich ſtark ins Schloß zurück und ging dann mit lauten Schritten durch den Corridor die Treppe hinauf.

„Er iſt häufig hier,“ ſagte der alte Diener — „es muß ein etwas lockerer junger Herr ſein.“

Herr von Rivola antwortete auf dieſe Bemerkung nichts, ſondern ſchien in tiefes Nachdenken verſunken zu ſein; er hatte ſeinen rechten Arm gegen das Fenſter gedrückt und ſeinen Kopf darauf gelegt. Endlich, nach längerem Stillſchweigen, wandte er ſich mit der Frage an Friedrich: „Er kommt alſo häufig hieher?“

„Gewiß; ich kann wohl ſagen, daß er einer der beſten Kunden der Madame Mayer iſt.“

„Vortrefflich,“ murmelte Herr von Rivola — „das iſt eine gute Idee!“

Er ſchritt ein paar Mal im Zimmer auf und ab; dann ſagte er, vor dem alten Diener ſtehen bleibend: „Dieſer junge Herr iſt auf der königlichen Bank angeſtellt — es iſt nicht übel, ihn zum Freunde zu haben; mache Dir draußen im Gange etwas zu thun, wenn er herunter kommt, ſo betrachte ihn genau, ſiehſt Du an ſeiner zufriedenen Miene, daß er ſeinen Zweck erreicht hat, gut, ſo laß ihn gehen, hat er aber ein unzufriedenes oder enttäuſchtes Geſicht, ſo ſage ihm, ich ſei hier, habe ihn geſehen und würde mich freuen, ein paar Worte mit ihm zu plaudern.“

Friedrich ging hinaus, und Herr von Rivola ſetzte ſich in den großen Lehnſtuhl, brauchte aber nicht lange zu warten, denn ſchon nach wenigen Minuten hörte man droben eine Thür ziemlich heftig zuſchlagen, dann raſche, derbe Schritte, und Herr Ferdinand Welkermann, der ſeinen Zweck bei Madame Mayer auch nicht im ent-

Ihnen zu helfen, sobald Sie einmal in den Fall kommen werden, diese Hülfe durch mich in Anspruch nehmen zu wollen."

Nach dieser Mittheilung dachte der Steinmann eine Weile ruhig nach, und der Gevatter schien sich ebenfalls in ergiebige Plane zu versenken.

„Da wären nun zwei Wege," sagte der Erstere nach einer Pause, „um aus diesem Briefe einigen Nutzen zu ziehen: entweder wir schreiben diesem Herrn Bartolini, das heißt, wir lassen die Marie eigentlich schreiben — es wird Euch ein Leichtes sein, aus vorgefundenen Briefen ihre Handschrift so täuschend nachzuahmen, daß der Italiener damit zufrieden sein kann — oder wir bleiben bei der Wahrheit und schreiben dem Advokaten, daß die Marie gestorben ist, daß sich das Kind im Elend befinde, daß es von der Gnade armer Leute leben müsse, was ja Alles wahr ist, und erbitten uns eine namhafte Summe zu deren Unterstützung."

„Das Letzte ist besser," sagte der Gevatter und rieb sich vergnügt die Hände; „bleiben wir bei der Wahrheit, ich liebe die Wahrheit über Alles; und dann haben wir auch wegen der Adresse keine Schwierigkeit. Ihr unterschreibt den Brief, Ihr mit Eurem Namen und Titel, als zur Polizei gehörig, und so wird Euch der Italiener vollkommen trauen."

„Das wird doch nicht gut angehen," meinte der Steinmann und unterstützte das Kinn mit der Hand; „beim Teufel auch, meinen Namen! bedenkt doch, meinen Namen!"

„Den Teufel auch!" spottete ihm der Gevatter nach, „bedenkt doch, meine Haut, die ich immer zu Markt getragen, und meinen Hals, wenn die Kutschergeschichte heraus käme, und meinen ehrlichen Namen, wenn sie mich einmal als Vagabund aufgreifen, und meinen Rücken, wenn sie mich wegen ausgezeichneten Diebstahls einmal sechs Jahre aufheben, zu Anfang und zu

„Es ſind ſchon manche Jahre, während ich dort aus- und eingehe und gern dort verweile," erwiederte Friedrich.

Dann nahm er von ſeinem alten Schreibtiſche ein paar Schlüſſel und ſchritt ſeinem Herrn durch den Hausgang voran. Auf der Hälfte der Treppe, die in den oberen Stock führte, war links eine Thür, die an ſich ſelbſt und in ihrer Einfachheit ſo modern ausſah, als führe ſie in ein Zimmer des gleichen Hauſes, indem wir uns gerade befinden. Dieſe Thür aber ſowie die ganze Wand des Treppenhauſes war nur dazu da, um die Rundung des alten Thurmes zu verbergen, welcher mit ſeinen mächtigen Quadern gleich dahinter begann; hier war auch eine zweite Thür, mit einem rohen Spitzbogen geziert und mit einer eiſernen Thür verſchloſſen, die Friedrich öffnete, worauf beide in ein rundes, leeres Gemach traten, welches eine Treppe enthielt, die aufwärts und abwärts führte. Die Beiden ſtiegen auf derſelben zuerſt in den unteren Raum, deſſen Decke gewölbt war und welcher ein ziemlich helles Licht durch vier der ſchon oben erwähnten ſchmalen und vergitterten Fenſter empfing, die ſo hoch über dem Boden angebracht waren, daß ſelbſt Jemand, der von außen herangeklettert wäre, nicht bis auf den Grund dieſes Gemaches hätte ſehen können. Auf einer Seite deſſelben ſah man hier eine Feuereſſe mit einem ganz vollſtändigen Schloſſergeräthe, mit Amboß und Schraubſtöcken, deren Kamin mit einem des angebauten Hauſes in Verbindung ſtand, ſo daß man ſelbſt wenn hier unten gearbeitet wurde, keinen Rauch aus dem alten Thurme hätte aufſteigen ſehen können. Doch ſchien die ganze Einrichtung lange Jahre nicht gebraucht worden zu ſein; auf dem Amboß und den Schraubſtöcken lag Staub und an den früher gewiß ſehr blank und reinlich geweſenen Werkzeugen hatte ſich hier und da der Roſt angeſetzt.

„Das iſt gut ſo," bemerkte Herr von Rivola, nachdem er einen aufmerkſamen Blick umhergeworfen; „man ſieht, daß hier lange Jahre nicht gearbeitet worden iſt."

„Es iſt auch ſchon eine geraume Zeit her, daß ich das Schloſſerhandwerk wieder aufgegeben," gab der alte Diener mit einem eigenthümlichen Lächeln zur Antwort; „es kam nicht viel dabei heraus. Den goldenen Hammer ließ ich über der Thür, zum Zeichen, daß hier einſtens viel Geld verdient worden iſt."

Herr von Rivola ſchien dieſe Worte überhört zu haben; er ging langſam an der Wand des Gemaches vorbei, indem er an den kleinen Fenſtern hinaufſchaute.

„Nach dieſer Richtung," ſagte er endlich, indem er mit der ausgeſtreckten Hand die Mauer berührte, „liegt das Bärengäßchen, und dorthin," fuhr er fort, indem er ſich umwandte, „das Rathhaus, und deßhalb muß an jedem Theile des Thurmes der unterirdiſche Gang vorüberführen, von dem neulich die Rede war."

Er ſagte dieſes halblaut, doch hatte Friedrich ſeine Worte wohl verſtanden.

„Allerdings iſt dort der unterirdiſche Gang," ſagte er; „es iſt dies auch keine Fabel, wie ich früher geglaubt, und wenn Sie ſich in den Keller hinunter bemühen wollen, ſo kann ich Ihnen deutlich eine Stelle zeigen, wo ehemals der Thurm eine kleine Thür hatte, durch welche man in jenen Gang kommen konnte; ſie muß ſpäter erſt, und dann auch ſehr nachläſſig vermauert worden ſein, man könnte ſämmtliche Steine mit leichter Mühe herausziehen."

„Hätte man das vielleicht ändern ſollen?" fragte Herr von Rivola. „Es wäre doch möglich, daß Jemand auf den Einfall gekommen wäre, den Gang zu unterſuchen, und auf dieſe Art den alten Eingang da unten gefunden hätte."

„So leicht, wie Sie denken, gnädiger Herr, läßt er ſich doch wohl nicht öffnen; für den Nothfall habe ich aber auch noch ein tüchtiges eiſernes Kreuz davor befeſtigt. Wollen Sie es ſehen?"

„Für heute nicht; laß uns hinaufſteigen."

Sie gingen die Treppe durch das mittlere Gemach hinauf in ein oberes Thurmzimmer, welches ſchon wohnlicher ausſah und an

deſſen Geräthſchaften und Wandverzierungen man deutlich wahrnahm, daß hier eine künſtleriſche Hand geſchafft. Eigenthümlich war die Decke dieſes Gemaches conſtruirt: ſie beſtand aus einem Zeltdache von Eiſenblech, welches an vier Seiten mattes Glas ſtatt Metall hatte, wodurch das ganze Gemach taghell erleuchtet war. Unter einer dieſer Scheiben ſtand ein Arbeitstiſch, wie ihn die Kupferſtecher zu gebrauchen pflegen; über dieſem bemerkte man eine ſehr ſinnreiche Einrichtung, um mit leichter Mühe das Licht zu dämpfen oder zu verſtärken. In einem Käſtchen neben dem Tiſche, welches mehrere Abtheilungen hatte, waren ſorgfältig geordnet einfache und farbige Bleiſtifte, Rabenfedern und Tuſchnäpfchen, Grabſtichel, Radir- und Gravirnadeln, daneben in einem anderen Behälter Loupen der verſchiedenſten Größe und Faſſung.

Gegenüber, auf der anderen Seite des Thurmzimmers, ſah man eine kleine Bibliothek rein techniſcher Werke, Schriften über Kupferſtecherkunſt, Baukunde, Mechanik, Daguerreotypie, Farbendruck, Anleitung zur Papierbereitung. Unter der Etagère, auf welcher dieſe Bücher ſtanden, war ein kleiner Tiſch mit einem Reibſteine für Farben und neben demſelben verſchiedene Porzellanſchüſſelchen mit Reſten von Druckerſchwärze und anderen farbigen Subſtanzen.

An den Wänden des Gemaches hingen Abdrücke von Radirungen und Lithographieen, alles Arbeiten des Herrn von Rivola aus früheren Jahren; hier war ſeine Werkſtatt, ſein Studirzimmer, hier hatte er ſich ehedem aus Liebhaberei in den verſchiedenſten Künſten verſucht und auch vor der Welt, d. h. vor Leuten, die ſich für ſo etwas intereſſirten, durchaus kein Hehl daraus gemacht; ja, er ſetzte einen Stolz darein, daß ſeine Bekannten es wußten, er ſei ein eben ſo geſchickter Landſchafts- wie Portraitmaler, ein tüchtiger Zeichner, Lithograph, Kupferſtecher, Drechsler, Chemiker, Uhrmacher, Mechaniker, Schloſſer, kurz, in allen derlei Künſten und Wiſſenſchaften außerordentlich bewandert und beleſen.

In früheren Zeiten, als Herr von Rivola ſich noch mehrere Tage der Woche hier zu ſeinem Vergnügen beſchäftigte, war es ihm ſehr angenehm geweſen, Beſuche zu empfangen, und er machte ſich auch gar nichts daraus, geſtört zu werden, wenn er las, laborirte oder ſeine Landſchaften auf der Kupferplatte radirte; es bedurfte alsdann nichts Weiteres, als unten die Frage an Friedrich, ob der Herr Baron auf ſeinem Atelier ſei, worauf der alte Diener die Betreffenden, die er ja meiſtens perſönlich kannte, einfach die Treppe hinaufwies; daß er aber gleich darauf an einer kleinen Feder drückte, die ſich unten, für jeden Anderen unſichtbar, in der Mauer befand, die mit einem Drahte und Hammer in Verbindung ſtand, welcher, droben an eine ſilberne Glocke ſchlagend, einen feinen, aber ſcharfen Ton von ſich gab, wußte Niemand.

Der Kupferſtechertiſch, an welchem Herr von Rivola malte oder gravirte, war durch eine ſinnreiche Vorrichtung derartig conſtruirt, daß es ihm möglich war, ſobald der Ton jener Glocke erklang, jede Spur ſeiner wirklichen Beſchäftigung zu verbergen. Der Tiſch hatte nämlich unter der oberen, jederzeit ſichtbaren Platte noch eine zweite verborgen, welche bis zu einer gewiſſen Breite herausgezogen werden konnte und vor welcher nun Herr von Rivola ſaß und arbeitete, um, ſobald ſich Jemand der Thür näherte, ſich einfach etwas vorwärts zu neigen und durch dieſe Bewegung des Oberleibes die untere Tiſchplatte zurückzuſchieben. So konnte Niemand beim Eintritte ins Zimmer bemerken, daß irgend eine Veränderung vorgegangen war, und Herr von Rivola empfing alsdann ſeine Beſuche mit freundlichſter, unbefangenſter Miene, die Kupferplatte mit irgend einer angefangenen Landſchaft vor ſich, den Grabſtichel oder die Gravirnadel in der Hand, und entſchuldigte ſich auf die höflichſte Art wegen ſeiner beſtaubten oder beſchmutzten Fächer.

Neben dem Arbeitstiſche befand ſich eine zierliche Drehbank, welche allein zum Vergnügen der ihn beſuchenden Damen ſeiner

Bekanntſchaft, die vor Neugierde brannten, das Atelier zu ſehen und von Frau von Rivola bereitwilligſt eingeführt wurden, zu dienen ſchien, denn auf derſelben machte Herr von Rivola aus zuſammengeleimten, buntfarbigen Hölzern die zierlichſten Arbeiten, und es galt damals als Modeſache in der hohen und höchſten Geſellſchaft der Reſidenzſtadt, etwas von dieſer hübſchen Arbeit des Freiherrn unter ſeinen Nippſachen zu beſitzen.

Aber auch dieſe Mode ſowie das Verlangen, den vornehmen Künſtler in ſeiner Werkſtatt zu beſuchen, war, wie ſo manches Andere, außer Gebrauch gekommen, und es war gerade, als hätte Herr von Rivola mit der Abnahme der allgemeinen Bewunderung, die ihm für ſeine Talente gezollt wurde, auch die Luſt an dieſen ſelbſt verloren; er kam weniger auf das Atelier, endlich gar nicht mehr, was ſeine Bekannten übrigens ganz begreiflich fanden, denn damals hatte ſich ſein Augenleiden, das Jahre lang unbedeutend zu ſein ſchien, plötzlich ſo verſchlimmert, daß ihm ſein Arzt alle und jede anſtrengende Thätigkeit der oben beſchriebenen Art aufs ernſtlichſte unterſagte.

Heute ſtand er nun nach langer Zeit zum erſten Male wieder in dem runden Thurmzimmer, und es war ein eigenthümlicher, tiefer Ernſt, der ſich auf ſeine Züge gelagert hatte, als er nun alle die bekannten Dinge überſchaute. Dabei vermied aber er und auch Friedrich es auf das ſorgfältigſte, irgend etwas zu berühren, ja, er ſchien den dicken Staub, der ſich hier auf Alles gelagert hatte und der nur Jahren ſein Entſtehen verdanken konnte, aufs wohlgefälligſte zu betrachten, wie er ſich denn jetzt mit einem allerdings etwas trüben Lächeln über das Käſtchen beugte und den alten Diener auf die ſchönen, ſoliden, regelmäßigen Spinngewebe aufmerkſam machte, welche mit ſtarken Fäden von jener Einrichtung zur Dämpfung des Lichtes bis herab auf den Arbeitstiſch geſpannt waren, die dort auf der anderen Seite mit ihren grauen Verzierungen die Titelwand mancher Bücher bedeckten und hier das Treibrett der Drehbank gefeſſelt zu haben ſchienen.

„Das iſt ein ſchöner Staub,“ ſagte er, nachdem Beide lange geſchwiegen, kopfnickend, „ein ſo natürlicher, ſchöner Staub, für mich eben ſo wohlgefällig wie der Edelroſt für den Alterthumskenner.“

„Ich habe ihn aber auch gehütet wie meinen Augapfel und bin nach langen Proben ſo weit gekommen, ſelbſt die leichteſten Fußtapfen auf dem Boden hier wieder verwiſchen und undeutlich machen zu können.“

Die Wände dieſes Thurmzimmers waren nicht tapezirt, ja nicht einmal getüncht, nur mit einer einfach grauen, dem Auge wohlthuenden Farbe angeſtrichen. Zu beiden Seiten neben der Thür bemerkte man ein Paar ſchwere Pilaſter mit ziemlich rohen Kapitälen als einzige Verzierung des Gemaches. Dorthin ſchaute Herr von Rivola und ſprach alsdann mit leiſer Stimme:

„Es iſt ſo, wie ich Dir unten geſagt, Friedrich — ich kann mir nicht anders helfen, als daß ich jetzt Gebrauch mache von unſerer Arbeit, die wir ſchon vor langen Jahren beendigt; gäbe es für mich einen Ausweg, ich würde ihn benutzen.“

„Ich hätte nicht ſo lange damit gewartet,“ meinte der alte Diener, „und wenn es am Ende gar nicht dazu gekommen wäre, ſo hätte mich nur die unſägliche Mühe gedauert, welche Sie ſich damals mit dieſer Rieſenarbeit gegeben.“

Und doch ſchien Herr von Rivola nochmals einen heftigen Kampf zu beſtehen; er blickte unverwandt nach einem der alten, grauen Steinkapitäle, während er die Lippen feſt aufeinander preßte und ſein Geſicht vor Schmerz, ja vor Angſt verzerrt war; dann ſagte er in kaum hörbarem Tone: „So wollen wir denn die Platten herausnehmen.“

Friedrich öffnete die Thür des Gemaches langſam und ſorgfältig, wobei er von Zeit zu Zeit mit der Hand an eines der Kapitäle griff und verſuchte, es vom Platze zu bewegen, und endlich, nach längeren Verſuchen, hatte er die Thür in die richtige Stellung

gebracht, wodurch es ihm möglich war, das Kapitäl, welches durch einen äußerst feinen Mechanismus mit den Angeln der Thür in Verbindung stand, zu bewegen und wie die Thür eines kleinen Schrankes herauszudrehen. In dem Steine war eine kleine Höhlung, welche etwas in Papier Gewickeltes enthielt, das nun der alte Diener herausnahm und seinem Herrn überreichte.

Dabei wurde weiter kein Wort gewechselt, und Beide verließen stillschweigend das Thurmgemach und stiegen die Treppe wieder hinab in den mittleren Theil des Thurmes, wo Friedrich die Thüren sorgfältig wieder verschloß.

Unten in dem Wohnzimmer angekommen, schaute Herr von Rivola auf seine Uhr und dann entfernte er die feinen Seidenpapiere von dem Gegenstande, den er in der Hand trug. Es waren dies zwei kleine, dünne, äußerst fein gravirte Kupferplatten, die er, an das Fenster tretend, einen Augenblick betrachtete, wobei ein bitteres Lächeln über seine jetzt sehr gefurchten Züge flog.

„Nimm eine Metallscheere, Friedrich," sagte er alsdann, „und gib mir eine andere."

Der Diener holte die verlangten Werkzeuge herbei, und Beide begannen nun, die kostbaren Platten, die Frucht jahrelanger Anstrengung in kleine Stücke zu zerschneiden.

Es dauerte eine ziemliche Zeit, bis sie damit fertig waren; dann scharrte Herr von Rivola die einzelnen Theile sorgfältig zusammen und wandte seine Augen gegen den kleinen Steinkohlenofen, welcher im Zimmer stand und bei dem kalten Wetter draußen eine behagliche Wärme ausströmte.

Friedrich verstand diesen Blick, öffnete die obere Thür des Ofens, worauf Herr von Rivola die Kupferstückchen, sie in beiden Händen tragend, auf die glühenden, intensiv brennenden Kohlen ausleerte. Dann wechselte er einen bezeichnenden Blick mit dem alten Diener, den dieser mit einem Zeichen der Zustimmung erwiederte, worauf Herr von Rivola sagte: „Rücke mir den Sessel hieher und

nimm Dir auch einen Stuhl; es intereſſirt mich, das koſtbare Metall vergehen zu ſehen. Er ließ ſich vor dem Ofen nieder, und nachdem Friedrich neben ihm Platz genommen, blickten Beide unverwandten Auges in die glänzende Helle, welche aus der unterſten Ofenthür hervorſtrahlte.

„Ich ſagte Dir damals ſchon," bemerkte Herr von Rivola, nachdem er ein paar Minuten ſchweigend da geſeſſen, „daß ich die Platten zerſtören würde, ehe ich mich entſchloſſen, von dem erſten Abzuge derſelben einen Gebrauch zu machen — von dem erſten Abzuge ſollte ich eigentlich nicht ſagen, denn ich machte damals einen einzigen, um die Sorgfalt der Arbeit zu probiren, kam aber wieder in ſeinen Beſitz."

Obgleich dieſe Worte an den alten Diener gerichtet waren, ſo ſprach doch Herr von Rivola, als rede er mit ſich ſelber, wobei er den rechten Arm auf die Lehne des Stuhles geſtützt und den Kopf darauf gelegt hatte, während er in den glühenden Wiederſchein des Feuers ſtarrte. „Ich ſandte dieſe Tauſend-Gulden-Note an den Polizeidirektor, ohne mich zu nennen — er ſammelte damals für die Ueberſchwemmten —, und ich wußte es ſo einzurichten, daß ich ihm einen Beſuch machte, während gerade jener Brief bei ihm einlief, und hatte dabei das ungeheure Glück, den Bankdirektor dort zu finden, welcher, das Erſtaunen des Beamten über die reiche Gabe theilend, die Banknote etwas mißtrauiſch betrachtete; ja, er nahm ſie mit ſich und erzählte mir am anderen Abend bei einer Soiree des Kriegsminiſters, er habe allerdings im erſten Augenblicke die Echtheit dieſer Banknote bezweifelt, doch ſei dieſelbe von dem Hauptkaſſirer als vollkommen unverdächtig erklärt worden — ob mir das eine Beruhigung war!

„Am andern Tage wechſelte ich zehntauſend Gulden auf der Bank und bekam dieſelbe Note wieder. Darüber ſind nun Jahre verfloſſen, die Noten in meinem Beſitze haben ſowohl durch das lange Liegen in meiner Mappe als auch durch kleine Nachhülfe voll-

fernteſten erreicht haben mußte, trat kurze Zeit darauf in das Zimmer, deſſen Thür ihm Friedrich dienſtfertig öffnete.

Der junge Mann ſah verdrießlich, ja, finſter, aber durchaus nicht verlegen aus und begrüßte den Freiherrn auf eine nachläſſige, ungezwungene Art, indem er ſeinen Hut abnahm und darauf dem alten Herrn, der ſich ein wenig erhoben hatte, zwei Finger ſeiner rechten Hand entgegenſtreckte.

„Sie verzeihen mir, Herr Welkermann, daß ich mir erlaubte, Sie durch den Bedienten auf meine Anweſenheit hier aufmerkſam zu machen, ich dachte mir aber, man läßt gute Freunde nicht ſo davon gehen, wenn man ſich mit ihnen unter Einem Dache befindet; ich ſah Sie eintreten und möchte mich gar zu gern nach Ihrem Befinden erkundigen, ſowie nach dem Ihrer werthen Familie — bitte, Sich zu ſetzen.“

Der alte Herr hatte bei dieſen Worten einen Stuhl herbeigezogen und bot dem Anderen ſeinen Lehnſtuhl an, auf dem auch Ferdinand ohne Weiteres Platz nahm.

„Noch heute Morgen ſprachen wir von dem charmanten Balle in Ihrem Hauſe; es war ganz deliciös, und wir amuſirten uns vortrefflich, vor Allem meine Tochter Lucy, wie Sie Sich wohl denken können.“

Wenn auch Ferdinand durchaus nicht verlegen war, ſo befand er ſich doch augenſcheinlich in einer ſo verdrießlichen, bitteren Stimmung, daß er ſelbſt von dem Reſtchen Höflichkeit, welches ihm noch geblieben war, hier den allerbeſcheidenſten Gebrauch machte und die freundlichen Worte des alten Herrn mit einem viel oder nichts ſagenden Achſelzucken beantwortete; allerdings ſetzte er gleich darauf hinzu, er hoffe, Frau von Rivola und Fräulein Lucy befänden ſich wohl, doch war das nur ſo ins Leere hinein geſprochen, und er ſchien es gar nicht einmal zu bemerken, daß ihm Herr von Rivola hierauf keine direkte Antwort gab, ſondern ſich mit einem Kopf-

nicken begnügte und, ſeinen Stuhl in vertraulicher Weiſe näher an den Seſſel Ferdinand's herziehend, im freundlichſten Tone ſagte:

„Sie haben es mir doch nicht übel genommen, daß ich Sie bat, zu mir herein zu treten? Ich erkannte Sie, als Sie die Klingel zogen, und Friedrich ſagte mir, daß Sie Madame Mayer, der Mietherin dieſes meines Hauſes, zuweilen Ihren Beſuch machten — ah, junger Herr, Madame Mayer hat eine ſchöne Tochter, kommt man ſo zufällig hinter Ihre kleinen Geheimniſſe?“

„Verzeihen Sie mir,“ gab Ferdinand mit großer Ruhe zur Antwort, „ich bemühe mich niemals, vor der Welt meine Thorheiten zu verbergen, denn ich habe die gewiß richtige Anſicht, daß man ſich ſelbſt ganz allein über das, was man thut, Rechenſchaft ſchuldig iſt — verſtehen Sie mich recht, Herr Baron — ich ſpreche das ohne die geringſte Anzüglichkeit aus, was ich Ihnen dadurch beweiſe, indem ich Ihnen ſage, daß ich mich um die Schönheit des Fräuleins Mayer noch nicht im geringſten bekümmert, daß ich es leider aber mit der Mutter zu thun habe, welche ein alter, verfluchter Vampyr iſt!“

„Ah, ich verſtehe Sie recht.“

„Das iſt nicht ſehr ſchwer, Herr von Rivola; ich bin ein junger Menſch, der ſein Leben genießt, der ſich vergnügt, wie und wo er kann. Ich liebe ein gutes Diner incluſive des beſten Weines, ich reite und fahre gern und habe, was vielleicht traurig iſt, allzu große Leidenſchaft für das Spiel; ich kann nun einmal nicht anders, und, ehrlich geſagt, was wäre das Leben ohne dieſe kleinen, ärmlichen Vergnügungen? In der letzten Zeit habe ich unglücklich geſpielt und mich deßhalb häufiger an Madame Mayer wenden müſſen, als mir lieb iſt.“

„Ah, Madame Mayer vermittelt Geldanleihen?“

„Sagen Sie lieber, ſie ſaugt Einem den letzten Tropfen Blutes aus; dieſe Frau hat die Unverſchämtheit, ſich mit zwanzig Procent vierteljährlich nicht zu begnügen — das iſt denn doch ein wenig zu viel.“

Ende geſchärft durch Stockhiebe; bedenkt doch das auch, Gevatter! all' dieſe edlen Theile um Euren lumpigen Namen! Thut in's Teufels Namen nicht ſo koſtbar, Ihr wißt ſelbſt, wenn die Leute: Steinmann geſagt haben, ſo ſpucken ſie nachher aus, und das ſoll alsdann ſo viel heißen, als: Pfui Teufel!"

„Die Gauner und Vagabunden," ſagte ruhig lächelnd der Stadtſoldat, „thun freilich dergleichen, und die böſen Buben auf der Gaſſe und einige alte Weiber mit ſchlechten Mäulern." Bei dieſen Worten ſchaute der Stadtſoldat auf die Müller, die aber feſt zu ſchlafen ſchien. „Aber was rechte Leute ſind, die wiſſen ſchon, was ſie an dem ſtrengen, aufmerkſamen, unnachſichtigen Steinmann haben, das verſichere ich Euch; ich bin bei Einem wohlweiſen Magiſtrat recht gut angeſchrieben, und weil ich das bin und mich dadurch empor zu bringen hoffe, ſo wollen wir dieſes letzte Geſchäft noch ſelbander beſtens zu Ende bringen."

„Wie ſo, dieſes letzte Geſchäft?" ſagte erſtaunt der Gevatter und ſtellte den Krug, den er eben erhoben, erwartungsvoll auf das Knie.

„Das will ich dir ſagen, mein Junge," verſetzte der Steinmann, „ich hoffe nächſtens aus dem Polizeidienſte auszuſcheiden und ein anderes Pöſtchen zu erlangen; es kann mir das auf keinen Fall fehlſchlagen; wenn ich aber eben dieß Pöſtchen bekomme, ſo iſt es unumgänglich nothwendig, daß ich wenigſtens vor der Hand alle Verbindungen abbreche, die meinem guten Rufe Abbruch zu thun im Stande wären."

„So, ſo! ei, ei!" entgegnete der Gevatter, und ihm ſchien dieſe Ausſicht nicht beſonders zu gefallen; „aber was ſoll dann aus mir werden?"

„Aber warum ſich an eine ſolche Perſon wenden?“

„Was wollen Sie, Herr Baron — daß man mit dem Bischen Taſchengeld nicht auskommen kann, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen; die laufenden Schulden werden allerdings nach genoſſener Strafpredigt vom Hauſe hier und da bezahlt, nun aber kommen andere Ausgaben, die man doch dem Alten unmöglich vorlegen kann. Wie ſingt der Chor in Robert der Teufel?“

‚Der Wein, das Spiel und die verdammte Liebe!‘

„Beinahe ſo,“ entgegnete lachend Herr von Rivola, „und wenn ich an meine Jugend zurück denke, da verſtehe ich ganz die Lage, in die Sie bei der Lebhaftigkeit Ihres Temperaments zuweilen gerathen können.“

„Gott lohne es Ihnen! Ich wollte, mein Vater hätte zuweilen auch dieſes vernünftige Verſtändniß, aber weit gefehlt, und wenn ich nicht hier und da einen anſtändigen Zuſchuß von meiner Mutter erhielte, ſo hätte ich mich ſchon längſt für inſolvent erklären müſſen, und würde mich auch durchaus nicht geniren, das dem Alten zum Aerger zu thun; aber meine geſellſchaftliche Stellung würde ebenfalls damit ſcheitern, und meine Anſtellung an der königlichen Bank gibt einen nicht zu verachtenden Kredit — leider habe ich denſelben in letzter Zeit ein wenig zu ſehr angeſtrengt.“

„Ich wollte vorhin ſagen,“ bemerkte Herr von Rivola mit freundlicher Miene, „daß ich mich aus meiner Jugend ebenfalls erinnere, Schulden gemacht zu haben, und zwar nicht unbedeutende Schulden, daß ich aber ſo klug war — Sie verzeihen mir den Ausdruck —, mich anſtatt an ſolche Wucherer an gute Freunde meines Hauſes zu wenden, an wohlwollende Leute, die ſelbſt gelebt haben und die ſich ein Vergnügen daraus machen, junge, anſtändige Leute aus kleinen Verlegenheiten zu ziehen.“

„Wo wären ſolche Phönixe zu finden?“ fragte Ferdinand achſelzuckend. „Glauben Sie mir, Herr Baron, ich habe ſchon rings um mich her geſchaut, um einen ſolchen Freund zu finden;

aber die jungen Leute meiner Bekanntſchaft haben ſelbſt nichts, und zu den älteren Herren, die Einem allenfalls helfen könnten, hat man doch nicht das nöthige Vertrauen."

„Und warum nicht?" fragte Herr von Rivola in ſo ausdrucksvollem Tone und mit ſo wohlwollendem Blicke, daß Ferdinand dieſen verſtehen mußte; in ſeinen matten Augen blitzte eine leichte Freude auf; er richtete ſich empor und erwiederte lächelnd:

„Herr Baron, Sie ſprachen da eben ſo zuverſichtlich von guten Freunden, daß ich mir vielleicht die Bitte erlauben könnte, mich die Bekanntſchaft eines ſolchen edlen Mannes machen zu laſſen."

„Danach brauchen wir nicht lange zu ſuchen, Herr Welkermann; ich ſchätze Ihre Eltern und kenne deren geſellſchaftliche Stellung, ich mag Sie ſelbſt als einen eleganten, lebensluſtigen jungen Herrn gut leiden und will nur noch hinzufügen: gebieten Sie über meine Kaſſe."

„Ah, Herr Baron, Sie überraſchen mich in der That, aber . . . ."

„Kein Aber, mein lieber junger Freund; ich war ſo indiscret, Ihnen Ihre kleinen Geheimniſſe zu entreißen, und müßte es jetzt als eine Beleidigung anſehen, wenn Sie meine unbedeutende Hülfe zurückweiſen wollten — nun, ſagen Sie ehrlich, womit kann ich Ihnen helfen?"

„Helfen?" fragte der junge Mann achſelzuckend; „erlauben Sie mir in dieſer Richtung ein beſcheidenes Stillſchweigen — was mich aber augenblicklich drückt, iſt allerdings ein kleinerer Poſten . . ."

„Nun, wie viel?" fragte Herr von Rivola, als Ferdinand ſtockte und ſchwieg.

„So tauſend bis zwölfhundert Gulden, dumme Spielſchulden und Wetten; aber ich habe mir feſt vorgenommen, die Kerls gehörig dafür abzuſtrafen — ich werde nur noch hoch ſpielen, wenn ich im Glücke bin."

„Das iſt ein ſehr vernünftiger Vorſatz — kleines Spiel, bis

man das Wetter ausgekundschaftet, und sobald sich ein paar Sonnenblicke zeigen, mit tüchtigen Schlägen hintendrein; so hielt ich es in meiner Jugend und war gefürchtet, wenn ich an den Spieltisch trat — glauben Sie mir, mein lieber Herr Ferdinand, ich kann Ihnen mancherlei kleine praktische Anleitungen geben; wenn Sie mich draußen wieder einmal besuchen, sprechen wir mehr darüber."

Während Herr von Rivola dies mit großer Ruhe sagte, hatte er seine Brieftasche herausgezogen, derselben zwei Billets von je tausend Gulden entnommen, und zwar solche, auf die er flüchtig seinen Namen geschrieben, und legte sie vor den jungen Mann auf den Tisch, welcher trotz allem dem, was ihm Herr von Rivola gesagt, doch immer noch in einem kleinen Zweifel geblieben war und nun gegen seine sonstige Gewohnheit etwas befangen sagte:

„Aber, Herr Baron, ich kann das unmöglich annehmen!"

„Und warum nicht? Eine kleine Anleihe unter Freunden gegen Quittung und mäßige Zinsen zu fünf Procent per Jahr; ich glaube, Sie bezifferten Ihre augenblickliche Verlegenheit mit zwölfhundert Gulden, hier sind zweitausend, und wenn Sie den Rest anderswo verwenden wollen, bitte ich, mir über die ganze Summe gelegentlich einen Schein auszustellen."

„Das auf keinen Fall, Herr Baron," erwiederte eifrig Herr Welkermann; „die zwölfhundert Gulden acceptire ich, aber keinen Heller weiter, und werde mir erlauben, Ihnen den Rest von achthundert Gulden heute noch zuzuschicken."

„Wie Sie wollen — damit wir uns aber ganz verstehen, will ich Ihnen auch neben der Freundschaft für Sie und Ihre Eltern noch einen anderen Grund sagen, welcher mich und mit Freuden dazu bestimmt, nicht nur heute, sondern auch später Ihren Banquier zu machen. Als die Person da oben einzog, wußte mein alter Diener nichts von dem Gewerbe, welches dieselbe betreibt; ich erfuhr es so eben erst, als ich Sie eintreten sah, worauf mir Friedrich sagte, daß Sie schon einige Male dort oben gewesen seien. Nun

kann's mir aber nicht gleichgültig ſein, daß mit dem Sohne eines Freundes in meinem Hauſe ein ſo ſträflicher Wucher getrieben wird — Sie ſehen daraus, wie ſehr ich Egoiſt bin, und ich muß deßhalb Ihren Dank aufs entſchiedenſte zurückweiſen."

„Darf ich mir alſo erlauben, Ihnen den Schein und den Reſt von achthundert Gulden hieher zu ſchicken oder hinaus nach Eichenwald?"

„Wohin Sie wollen; ſollte es Sie aber im geringſten geniren, dieſe Tauſender wechſeln zu laſſen, ſo glaube ich, noch zwölfhundert Gulden in kleinen Banknoten in meiner Brieftaſche finden zu können."

Herr von Rivola griff nach dieſen Worten in ſeine Bruſttaſche.

„Bitte recht ſehr," ſagte Ferdinand lächelnd und ſetzte in einem Tone hinzu, aus dem zu hören war, wie wohl es ihm that, Herrn von Rivola mit ſeiner amtlichen Stellung imponiren zu können: „Das Umwechſeln der Banknoten iſt ja mein tägliches Geſchäft, allerdings zuweilen unter Tantalusqualen — aber was will man machen?"

„Ah, richtig, Sie ſind auf der Kaſſe der königlichen Bank ſelbſt beſchäftigt."

„Nur ausnahmsweiſe, aber häufig — man liebt es, den Sohn des Stadtſchultheißen zu dieſen Geſchäften zu verwenden, die allerdings ein gewiſſes Zutrauen erheiſchen."

„Ich verſtehe das vollkommen; es muß ein anſtrengendes Geſchäft ſein, ſo einen ganzen Tag lang Zahlungen zu machen und Gelder einzuziehen."

„Das iſt das Geſchäft des Hauptkaſſirers; da habe ich gewöhnlich leichtere Arbeit: die Banknoten zu ſortiren, die Pakete zu ſiegeln und einzutragen."

„So kann ich mich alſo, wenn ich einmal in den Fall komme, eine größere Summe in kleinere Abſchnitte umzuwechſeln, direkt an der Bankkaſſe an Sie wenden?"

„Das wohl nicht, dazu ist der Hauptkassirer da; aber wenn Sie mir in einem ähnlichen Falle die betreffende Summe anvertrauen wollen, so will ich sie Ihnen unter der Hand umsetzen.“

Herr von Rivola dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: „Wenn Sie so freundlich sein wollten, Herr Welkermann, so können Sie mir dadurch gerade jetzt einen Gang ersparen; ich brauche für zehntausend Gulden kleinere Scheine: Fünfer, Zehner, Fünfziger, Hunderter, wie Sie es gerade haben — macht es Ihnen keine Mühe, mir diese umzuwechseln?“

„Nicht die geringste, nur hätte ich dabei eine kleine Bitte, die nämlich, nicht darüber zu reden — ich kann durch eine solche Umwechslung unter der Hand durchaus in keine Ungelegenheit kommen, aber es soll gerade nicht sein; wenn Sie also nicht verlangen, daß ich mit dem Hauptkassirer, einem alten, widerwärtigen Brummelbären, der wie ein Angehöriger der heiligen Inquisition zu forschen und zu fragen pflegt, darüber reden soll, so besorge ich Ihnen das selbst, jetzt und so oft Sie wollen.“

„Besten Dank! Hier sind also zehn Stück Tausender, oder zwölf Stück, die ich gerade bei mir habe.“

„Und mit dem Scheine werde ich Ihnen heute noch die Gelder übermachen.“

„Damit Sie aber mit dem Verpacken keine Mühe haben, so bitte ich, das Paket einfach versiegelt meinem alten Diener hier zu übergeben. — Nein, nein, Sie brauchen mir nicht zu danken, es ist das eine so unbedeutende Gefälligkeit, daß Sie mich in der That beschämen — seien Sie versichert, daß es mir ein wahres Vergnügen gewesen ist, einem so angenehmen jungen Manne, dem Sohne eines werthen Bekannten, gefällig zu sein — bitte, zu Hause meine besten Grüße zu sagen!“

Bei diesen Worten hatte Herr von Rivola Ferdinand bis zur Hausthür begleitet und sich hier mit einem herzlichen Händedrucke von ihm verabschiedet; dann trat der alte Mann rasch in das

Zimmer zurück und ſtellte ſich an das Fenſter, von wo er Herrn Welkermann nachblickte, der mit leichten, elaſtiſchen Schritten, in gehobener Haltung ſeinen Spazierſtock ſchwingend, von dannen eilte.

Doch war Herr von Rivola nicht der Einzige, welcher ihm mit den Augen folgte; im oberen Stockwerke hatte auch Madame Mayer den Fenſtervorhang etwas auf die Seite geſchoben und ſagte dann zu ihrer Tochter, welche hinter ihr ſtand: „Bei wem mag ſich der Welkermann unten im Hauſe ſo lange aufgehalten haben? Vielleicht hat ihn der Alte ausgeforſcht, weiß Gott, ihm am Ende ſelbſt das Geld geliehen, denn der junge Herr läuft davon, als hätte er Kapitalien in ſeiner Taſche.“

Herr von Rivola drunten ſchien in dieſem Augenblicke von ernſten, ja, finſteren Gedanken überwältigt worden zu ſein: der Würfel war gefallen, er hatte eine Saat eingeſtreut, die verderblich für ihn aufgehen konnte. Er griff mit der Hand haſtig nach dem Fenſterriegel, um das Fenſter zu öffnen; ja, er hatte ein paar Secunden lang die Abſicht, den jungen Mann zurückzurufen — unmöglich — was geſchehen war, konnte er nicht mehr ungeſchehen machen. Er hatte ſein Schiff aus dem ſtillen, behaglichen Hafen, in welchem es Jahre lang geruht, wieder in die hohe See getrieben, der Wind hatte die Segel erfaßt, und nun, um die Klippen zu vermeiden, die ſich allerdings während der Fahrt fürchterlich drohend erheben werden, und um das geträumte Goldland zu erreichen, kam es allerdings darauf an, mit feſter, ſicherer Hand das Ruder zu führen.

Und dazu war er entſchloſſen.

Als er ſich umwandte, ſah er den alten Diener an der Thür des Zimmers ſtehen, das er wieder betreten hatte, ſobald ſich Herr Welkermann junior entfernt.

„Es drängt mich jetzt,“ ſagte Herr von Rivola zu ihm, „einmal wieder einen Gang durch den alten Thurm zu machen; es iſt ſchon eine Zeit lang her, daß ich jene Räume nicht betreten.“

kommen das Ansehen von Papiergeld bekommen, welches längst im Umlaufe war, die Platten sind zerstört — von Deiner Treue bin ich überzeugt, und so glaube ich denn, was das anbetrifft, der Zukunft mit Ruhe entgegensehen zu können. — Und doch liegt es wie Felsenlast auf meiner Brust, und doch bin ich seit einer Stunde ein ganz anderer Mensch geworden. Zittere ich doch beinahe bei dem Gedanken, meine Frau wiederzusehen und meine Lucy, meine arme, gute Lucy mit den offenen, ehrlichen Augen! Ist es mir doch zu Muthe, als trüge ich das Zeichen des Verbrechens auf der Stirn! Ja, Friedrich, dieses furchtbare Gefühl kann ich nicht los werden, und ich habe in Einem fort das Bedürfniß, mit der Hand über jene Stelle zu fahren, wo ich eine rothe, verrätherische Stelle ahne!"

„Wer wird solchen Gedanken nachhangen, gnädiger Herr? Wenn Sie damals so sprachen, erschöpft, aufgeregt von der Arbeit, so konnte ich das begreifen."

„O nein, wenn ich damals arbeitete, so konnte ich mir einreden, es sei Laune, das — das — täuschend nachzumachen, und ich war damals ein vermögender Mann und hatte nicht nöthig, mich durch ein Verbrechen zu retten; es war die Grille eines Künstlers — oh, wenn es das geblieben wäre!"

Darauf versank er wieder in tiefes Nachdenken, die Augen auf die rothe Gluth gerichtet, und erst als dort der erste weißglühende Tropfen sichtbar wurde, der, durch den eisernen Rost fallend, in der unten angehäuften Asche verlosch und verschwand, fuhr er aus seinen Träumereien empor und sagte: „Wie mir bei diesem Anblicke so lebhaft wieder jene Zeit vor die Seele tritt, wo wir Beide unsere Laufbahn begannen, Du ein Lehrling in der Maschinenschlosserei, ich der arme Neffe des reichen Hüttenwerksbesitzers — erinnerst Du Dich, Friedrich, wie oft wir neben dem Gebläse des Hochofens kauerten, dem wilden Rauschen der Blasebälge ängstlich

horchend und dabei durch die kleine, runde Oeffnung in die Gluth ſchauten, wo ebenfalls ſolche glühende Tropfen aus den ſchmelzenden Eiſenſteinen herabrannen, ein ſchwaches Bild des Höllenfeuers, wie uns der alte Maſchinenmeiſter zu verſichern pflegte?"

„Ja, ja," gab Friedrich kopfnickend zur Antwort, „ſeit jener Zeit hat ſich viel geändert, auch in unſeren Anſichten über Dies und Das."

„Ich möchte wohl noch einmal dort ſitzen können, ein kleines, harmloſes, unſchuldiges Kind!"

„Ich nicht, gnädiger Herr. Wozu auch — um vielleicht die Klippe, welche ich nun kenne, zu vermeiden und dafür an einer anderen um ſo ärger zu ſcheitern? Laſſen Sie es gut ſein mit dieſen trüben Gedanken — denken Sie, Sie hätten als Künſtler ein großes Werk zu Stande gebracht, für das Ihnen der Staat eine halbe Million bezahlt."

„O, es wäre gegen das, was ich jetzt fühle, ein entzückender Gedanke. Doch Du haſt Recht; ich kann nicht mehr zurück, ich will vorwärts, ſo gut es gehen mag."

Zuerſt waren vereinzelte Tropfen des geſchmolzenen Kupfers herabgefallen, dann hatten ſich dieſelben vermehrt, und jetzt hörte dieſer eigenthümliche Regen wieder eben ſo langſam auf.

„Das iſt nun vorüber," meinte Friedrich, indem er mit dem Schürreiſen in der Aſche wühlte und dann mit der Hand von den noch heißen, aber zuſammengeronnenen Tropfen, die ſo bunt gefärbt waren, hervorſuchte. „Wir müſſen ſie hier entfernen," fuhr er alsdann fort. Jemand, der die Aſche fände, konnte ſich doch wundern, woher dieſes Metall käme; man kann in der Welt nicht zu vorſichtig ſein." — Er hatte das Aſchenfach hervorgezogen, daſſelbe auf der Steinplatte vor dem Ofen entleert und in Kurzem die verſchiedenen Kupferſtücke zuſammengeſucht.

„Ich will ſie mit mir nehmen, Friedrich," meinte Herr von Rivola, welcher ſich langſam erhoben hatte. „Vergiß nicht, heute

Abend die ausgebrannten Kohlen noch einmal zu unterſuchen, ob nichts mehr übrig geblieben iſt."

„Unbeſorgt; Sie kennen meine Vorſicht."

„Gewiß, mein alter Friedrich," antwortete Herr von Rivola, indem er ſeinem Diener die Hand reichte, „und gerade Deine Vorſicht und Treue iſt es, welche es mir leichter macht, die Laſt meines Gewiſſens zu tragen."

„Ich trage ſie gern mit Ihnen und gewiß ohne Eigennutz," erwiederte der alte Mann achſelzuckend. „Kommen Sie nur zu uns, wenn Sie eines Troſtes bedürftig ſind."

„Wie Du zu mir kommen ſollſt, wenn Du irgend einen Wunſch haſt für Dich oder Deine arme Frau."

Friedrich machte eine abwehrende Geberde, was aber ſein Herr nicht ſah, da er ſich in dieſem Augenblicke abgewandt hatte, um ſeinen Hut vom Tiſche zu nehmen — „wir brauchen ſo wenig, die alte Frau und ich, und haben ſo viel!"

„O, ihr ſeid reich und glücklich!"

„Ich nicht ſo ſehr, als die arme Frau; ſie iſt reich und glücklich, gnädiger Herr. Sie weiß wenig von der ſchlimmen Welt und hat in ſich einen Schatz, von dem ſie mir häufig mittheilt. Deßhalb ſagte ich vorhin," ſetzte er mit leiſer Stimme in bittendem Tone und mit einem ſeltſam umflorten Blicke hinzu, „kommen Sie zu uns, gnädiger Herr, wenn Sie einmal des Troſtes recht bedürftig ſind, und verſchmähen es nicht, an dem Bette der kranken Frau zu ſitzen, wie ich ſehr, ſehr viele Stunden thue."

Es hatte ſich ein tiefer Schatten auf den Zügen des Freiherrn gezeigt, und er wiſchte jetzt in der That über ſeine Stirn, wie er vorhin angedeutet, doch gewiß weniger, um dort einen eingebildeten rothen Flecken zu entfernen, als um ſeine Gedanken zu verjagen und zu verändern. Dies gelang ihm auch, denn er ſagte gleich darauf in geſchäftsmäßigem Tone: „Noch Eines, Friedrich. Meine Augen erlauben es mir nicht, die Aenderung, von der ich

Dir früher ſprach, ſelbſt zu machen; doch glaube ich einen jungen Menſchen gefunden zu haben, der tüchtig und dabei zu verwenden iſt. Ich ſah ihn neulich zufällig zu gleicher Zeit mit Federzeichnungen, die er gemacht, welche ſo fein und correct waren, wie ich lange nichts geſehen; er ſelbſt dagegen ſcheint aber durchaus nicht fein und correct, vielmehr ein großer Lump zu ſein; es iſt das gut oder ſchlecht, wie man es nimmt."

„Ah, ich weiß, von wem Sie reden, gnädiger Herr! Der junge Menſch heißt Franz Steffler und iſt Gehülfe des Marktſchreibers."

„Iſt er bekannt — als Lump oder als geſchickter Zeichner?"

„Als Beides; doch nur in einem beſchränkten Kreiſe, ein Kreis, den ich deßhalb zuweilen berühre, weil ſich meine Wohnung ja ſo nah' am Rathhauſe befindet und ich auf der Marktſchreiberei zuweilen einſpreche."

„Gut — ſieh, was mit ihm zu machen iſt; ich brauche Dir gar keine Vorſicht anzuempfehlen. Der Gehülfe des Hof-Friſeurs, wo ich Jenen traf, bat mich um meine Protection für Steffler. Natürlicher Weiſe wird er ihm auch meinen Namen genannt haben, weßhalb Du kein Geheimniß daraus zu machen brauchſt, daß ich mich für ihn intereſſiren, ihn vielleicht bei der Geheimen Staatsdruckerei empfehlen wolle. Sage ihm, ich würde eine kleine Probe von ihm verlangen als Beweis für ſein ſcharfes Auge und ſeine feſte Hand, etwas im Grunde ſehr Unbedeutendes — Du weißt, was ich meine."

„Gewiß, gnädiger Herr, verlaſſen Sie ſich wie immer auch darin auf mich."

Herr von Rivola hatte die geſchmolzenen Kupferſtückchen ſorgfältig in einer ſeiner Taſchen verwahrt und nun das Haus verlaſſen. Er ging durch die Glockengaſſe fort mit feſtem Schritte und aufrechter Haltung, wie er immer zu thun pflegte. Friedrich, der im Zimmer geblieben war — ſein Herr hatte es ſo haben

„Du haſt dir auf alle Fälle etwas zuſammengeſpart,“ meinte der Steinmann, „und für dich wäre es auch die höchſte Zeit, nach einem ſoliden, ſtillen Lebenswandel zu greifen, denn . . .“

„Ich mir etwas zuſammengeſpart?“ lachte der Gevatter, „nicht einen Kreuzer! Wie gewonnen, ſo zerronnen! Was hab' ich nicht für ſchwere Ausgaben gehabt! koſtet mich doch z. B. die Kutſchergeſchichte für Zurüſtungen an fünf Gulden dreißig Kreuzer, die Ihr mir aber auf alle Fälle erſetzen müßt, Gevatter, und was Euer Pöſtchen anbelangt, ſo wird die Anſtellung wohl noch gute Wege haben. Ihr habt ſchon oft von dergleichen geſprochen, ich bin aber vor der Hand erfreut, daß wir das einträgliche Geſchäft mit dem Italiener zuſammen machen; ich entwerfe und unterſchreibe den Brief, und ſo könnt Ihr auf keine Weiſe compromittirt werden.“

„Abgemacht!“ entgegnete der Steinmann; „aber vergeßt nicht, was ich Euch geſagt; ſeht Euch nach irgend einem anſtändigen Brod um, unſere Sache wird mir nachgerade langweilig; auch das Haus hier,“ ſetzte er leiſe hinzu, „eckelt mich an — wie war das ſonſt anders!“ ſetzte er mit einem Seufzer hinzu; „aber die Frau da wird unausſtehlich langweilig.“

„Ja, ja,“ bekräftigte der Gevatter, ſie gönnt uns kaum mehr ein freundliches Wort, und ſelbſt ihr Wein iſt in der letzten Zeit verdammt ſchlecht geworden; jetzt lehnt ſie in einer Ecke und ſchläft.“

„Den Schlaf der Gerechten!“ lachte höhniſch der Steinmann, und dann erhoben ſich Beide und ſchlichen, ohne „Gute Nacht!“ zu ſagen, die Treppen hinab zur Hinterthüre hinaus in die engen Gäßchen. Obgleich Beide über die Frau droben kein Wort weiter ſprachen, ſo hatten ſich doch Beide mit ihr beſchäftigt, und als ſie ein paar hundert Schritte von

wollen — blickte ihm durch das Fenster nach und murmelte vor sich hin: „Es hat ihn hart angegriffen, aber er wird es eben so rasch wieder vergessen in dem Bewußtsein, jetzt wieder über Hunderttausend zu gebieten in den Zerstreuungen und in dem Strudel der sogenannten Welt. Mir dagegen wird es schon schwerer, mit meinem Gewissen zurecht zu kommen. Ist mir doch der alte Thurm beinahe unheimlich geworden, da nun das, was dort so lange geschlummert, ins wirkliche Leben eintritt! Und doch möchte ich nicht mit ihm dahingehen, ich würde mich da draußen fürchten vor einem Schlage, der mich unversehens niederstreckte. Kommt mir doch jetzt die dunkle Hinterstube, wo die alte Frau liegt, mehr als je wie ein sicherer Zufluchtsort vor! Ich will mich zu ihr setzen, und sie soll mit ihrer guten, weichen Stimme von dem erzählen, was man ihr aus guten Büchern gestern Abend vorgelesen."

So that denn auch der alte Diener des Freiherrn. Er trat mit leisen Schritten in die halbdunkle Hinterstube, wo auf einem reinlichen Bette eine bejahrte Frau mit guten, sanften Zügen lag. Sie reichte ihm ihre schmale, weiße Hand, die er herzlich zwischen seinen knochigen Fingern drückte, und sie schien es gern zu hören, als er ihr nun erzählte, daß der gnädige Herr da gewesen sei, daß er auf's theilnehmendste nach ihr gefragt und sich die Räume des alten Thurmes wieder einmal angesehen habe.

„Er hat doch nicht die Absicht, jetzt das Haus zu verkaufen?" fragte sie mit sehr leiser Stimme in ängstlichem Tone. „Jetzt, wo ich so krank bin!"

„Welche Idee — warum er das Haus gerade jetzt verkaufen wolle!"

„Ich habe Dir schon erzählt, daß ich neulich von ihm träumte — o, sehr schmerzlich träumte! Ich sah ihn in ärmlichen Kleidern bleich und zitternd die Stadt verlassen; er hatte nichts bei sich, wie einen einzigen Stock, an dem er sich mühsam fortschleppte."

„Solche Träume bedeuten immer das Gegentheil — o, er ist sehr reich, der gnädige Herr!" — —

Und das war ja auch der Fall, wenigstens mußte es jeder glauben, der Herrn von Rivola in diesem Augenblicke sah. Er war rasch in den oberen Theil der Stadt gelangt und sah dort vor dem Laden des Hof-Juweliers seinen Schlitten halten. Wie freute sich Frau von Rivola, wie entzückt war Lucy, als der gütige Vater sie hier bei ihren Einkäufen überraschte! Er kam gerade recht, um sich von dem Juwelenhändler die Rechnung über die Gegenstände, welche seine Frau ausgesucht und ihm mit einem fragenden Blicke vorlegte, quittiren lassen zu können; der Betrag war nicht groß, etwas über viertausend Gulden.

Papa wurde aber darauf wieder lachend und in Gnaden entlassen, denn die beiden Damen begaben sich von hier zu der ersten Putzmacherin der Stadt, Madame Pauline, zu wichtiger, geheimer Berathung, bei welcher ihm unmöglich Sitz und Stimme bewilligt werden konnte. Doch war ihm dies durchaus nicht unangenehm; hatte er doch seine eigenen Geschäfte zu besorgen, seinen Rechtsanwalt aufzusuchen, um sich Bericht erstatten zu lassen über die glückliche Beilegung seines Processes mit der Eisenbahn-Verwaltung. Hier empfing er auch das Papier über die ihm angewiesenen sechstausend Gulden und begab sich alsdann auf die Staats-Hauptkasse, um dieses Geld in Empfang zu nehmen. Auf seinen Wunsch übermachte man ihm den Betrag in Tausend-Gulden-Noten, und nachdem er darüber quittirt, erbat er sich freundlichst einen Bleistift, um vor den Augen des ersten Kassirers in flüchtigen Zügen seinen Namen auf die Rückseite der Banknoten zu schreiben.

F. W. Hackländer's Werke.

59. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Neunundfünfzigſter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1873.

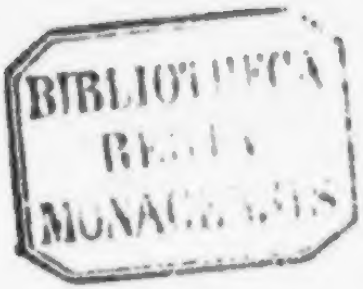

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Das Geheimniß der Stadt.

Zweiter Band.

dem Hauſe entfernt waren, blieb der Gevatter plötzlich ſtehen und ſagte:

„Seit die Anna fort iſt, gefällt die da droben mir wahrhaftig ganz und gar nicht mehr; mich ſoll der Teufel lothweis holen, aber ich gehe nicht gern mehr in das Haus; 's iſt mir immer, als müſſe da einmal irgend einem von uns ein großes Unglück geſchehen.“

„Na, wißt Ihr was, Gevatter,“ ſagte der Steinmann grinzend, und aus ſeinem einen Auge ſchoß ein wahrhaft teufliſcher Blick: „ſo kommt Eurer Ahnung zuvor und richtet ſelbſt ein großes Unglück da an.“

„Meint Ihr?“

„Warum nicht!“

„Ich hab' der alten Hexe nie recht getraut, und wenn Ihr nicht von den Augen ihrer Tochter verblendet geweſen wäret, ſo hätten wir ſie nie ſo tief in unſer Getreibe ſehen laſſen,“ ſagte der Gevatter, und der Steinmann fügte hinzu:

„Auch hat ſie beſtändig ihren Vortheil . . .“

„Glaubt Ihr?“

„Da iſt vom Glauben keine Rede, ich weiß, daß die Alte Geld hat, viel Geld hat ſie verſteckt.“

„Glaubt Ihr wirklich?“

„Hat ſie doch in Metthauſen ein ſchweres Päckchen, — es mußte Geld darin ſein — nie aus der Hand geben wollen; o die Alte iſt ſchlau und hat uns Beide immer an der Naſe herumgeführt! oder hat ſie,“ ſetzte der Steinmann ingrimmig hinzu, „mich vielleicht nicht an der Naſe herumgeführt? mich mit dem verfluchten Mädel, Euch mit vielem, vielem Geld!“

„Mit vielem, vielem Geld!“ ſprach der Gevatter gedankenvoll nach und faßte zuckend nach dem Meſſer in ſeiner Hoſen-

Zehntes Kapitel.

Es mochten vielleicht vierzehn Tage nach diesen Vorfällen verflossen sein, um die bewegteste Zeit des gesellschaftlichen Lebens der Residenz, wo Abendgesellschaften aller Art, mit und ohne Spiel und Souperrouts, kleine und große Bälle im üppigsten Flor standen, als die Frau Staats-Hauptcassen-Schuldentilgungs-Revisorin Welkermann Einladungen zu einer Kaffeegesellschaft ergehen ließ, um auch das Ihrige zum allgemeinen Vergnügen beizutragen und sich für Genossenes zu revanchiren.

Sie that es gerade an einem Tage, von dem sie wußte, daß ihre Schwägerin, die Frau Stadtschultheißin Welkermann, schon anderweitig gebeten war, um alsdann mit Achselzucken sagen zu können: Die Frau ist vornehm und hochmüthig geworden und findet es unter ihrer Würde, bei armen Revisorsleuten, die nicht so mit Teppichen und Silbergeschirr dienen können, ein harmloses Schälchen Kaffee anzunehmen!

Deßhalb fehlte es der Gastgeberin aber nicht an Namen von gutem Klange, deren Trägerinnen sich um den runden Tisch versammelten; doch bemerkte man hier meistens Gattinnen solcher Männer, welche der Regierung und dem Stadtschultheißen — letzterem besonders in den gemeinderäthlichen Sitzungen — Opposition

zu machen pflegten. War doch auch der Reviſor ſelbſt ein Mann des Fortſchritts und kämpfte wacker mit für das Beſte des Volkes, für Freiheit und Aufklärung, wobei wir indeſſen nicht unterlaſſen können, zu bemerken, daß er in ſeinem eigenen Hausweſen dieſe glänzenden Ziele noch bei Weitem nicht erreicht hatte. Madame Welkermann wollte von perſönlicher Freiheit in gewiſſer Beziehung nichts wiſſen, und was das Andere anbelangte, ſo war ſie allerdings eifrig darauf aus, über alles, was ihr vorkam, gründlich aufgeklärt zu werden, dagegen ſehr parteiiſch und einſeitig in Aufklärungen, die ſie zu geben hatte.

Die armen Reviſorsleute, wie Madame Welkermann ſich und ihren Gatten in ironiſcher Weiſe gern zu bezeichnen pflegte, hatten übrigens eine ſehr behaglich ausſehende Wohnung. Wenn da auch kein Luxus war in Teppichen, Portieren, koſtbaren Bildern, Kronleuchtern und dergleichen, ſo war doch Alles ſehr wohnlich und behaglich eingerichtet und von einer Pünktlichkeit und Reinlichkeit, welche der Stolz der Hausfrau und der Schreck ihrer Dienſtmädchen war, denn ſie liebte es, wenigſtens an jedem Tage einmal, beſonders des Morgens, die ſogenannte Staubprobe zu machen, wobei ſie mit dem Zeigefinger über gewöhnlich ſehr verſteckte Möbelflächen fuhr, um alsdan etwas darauf hangen Gebliebenes der Betreffenden, und zuweilen ſehr dicht, unter die Naſe zu halten. Auch liebte ſie, die Fenſtervorhänge ſanft zu ſchütteln, dies aber gewöhnlich dann, wenn ein heller Sonnenſtrahl in's Zimmer drang, und nahm ſie hierauf die ohnedies harmlos umherfliegenden Staubatome zum Grundtexte einer erbaulichen Reinlichkeitspredigt. Böſe Zungen behaupteten dabei, daß die Reviſorin, um ihre Leute ſtets auf dem Allarmpunkte zu erhalten, zuweilen kleine Unordnungen, wenn ſolche ſich nicht von ſelbſt fanden, eigenhändig und heimlich arrangire, um ſo Gelegenheit zu finden, über Unordnung im Allgemeinen und Unſauberkeit im Speziellen zu reden.

Herr Welkermann, der in ſeinen Freiheit athmenden Reden,

die er in seinem Club, oder im Rathhause, oder bei Wahlbewegungen gern zu halten pflegte, stets ein heißes Unabhängigkeitsgefühl zur Schau trug, wagte es doch nicht, diese schönen Eigenschaften in sein Hauswesen zu übertragen. Hier stand er in dem zweifelhaften Verhältnisse, eigentlich nur geduldet und der erste Sklave einer tyrannischen Hausordnung zu sein. Saß er doch auf Kohlen, wenn eine Gemeinderathssitzung sich ausnahmsweise einmal über den Mittag ausdehnte, und war es in solchen Fällen wohl schon vorgekommen, daß sein Bruder, der Herr Stadtschultheiß, ihn höchstselbst nach Hause begleitet hatte! Ja, Leute, die boshaft genug waren, an seinem persönlichen Muthe zu Hause zu zweifeln, erinnerten sich seiner Rede, die er bei einer Wahl für seine Partei gehalten, daß er Mittags beim Glockenschlage Zwölf plötzlich mit den begeisterten Worten schloß, obgleich er noch lange nicht alles gesagt hatte, was er sagen wollte: „Doch wozu der weiteren Worte? Mögen die drohenden Schläge der Uhr es verkündigen unseren Feinden, ihnen, die auch zugleich Feinde des Rechtes und der Wahrheit sind, daß auch für sie die zwölfte Stunde in Kurzem schlagen wird!“ Ungeheures Bravo, große, allgemeine Begeisterung, unter der Herr Welkermann sich so rasch er konnte nach Hause schlich.

Doch es gibt auch Augenblicke, wo sich selbst das Lamm empört, und ein solcher war es, als die Frau Revisorin in ihrem Reinlichkeitsgefühle den Wunsch äußerte, er möge sich doch dazu entschließen, bei Regenwetter die Stiefel vor der Stubenthür auszuziehen, worauf er allerdings nicht heftig wurde, aber mit einem bezeichnenden Blicke auf das appetitliche Stubenmädchen die bedeutsamen Worte sprach: „Wenn Du es für gut findest, in meinem Hause solche orientalische Moscheegebräuche einzuführen, so werde ich mir erlauben, andererseits die Türkei zum Muster zu nehmen.“

Es war kurze Zeit vor der Kaffeestunde, beinahe um drei Uhr Nachmittags, jene günstige Zeit, wo die Verdauung des

Mittagessens so weit vorgeschritten ist, um wieder etwas leisten zu können, und wo während der kurzen Tage der Winterzeit bald die Lampen angezündet werden konnten, um mit ihrem traulichen Scheine den Kreis der Damen noch enger zu schließen und ein freieres Wort zu gestatten, welches nach gehöriger Wirkung von der Sonnenseite des Kaffeetisches rasch in die Schatten des Abends und in die Vergessenheit hinüberflog.

In dem blauen Zimmer war der Kaffeetisch mit äußerster Sorgfalt gedeckt und stand da an Kuchen und mürbem Backwerk in einer Auswahl, wie sie ein weibliches Herz nur erfreuen konnte; dabei ganze Berge schneeweißen, in den Bruchtheilen glänzenden Zuckers, sowie dickbäuchige Porzellankannen mit gelbem, fettem, gemüthlichem Rahm.

Die Revisorin hatte ein einfaches schwarzseidenes Kleid an und eine Haube mit langen, gelben Bändern, welche vorn über ihre Schultern herabhingen, die sie aber, wenn bei aufregender Unterhaltung der Gesprächskampf begann, über die Achseln zu werfen pflegte. Man kannte diese Bewegung, und es machte dies auf ihre Gegner fast dieselbe Wirkung, als wenn ein Ritter sein Visir schließt und die Lanze einlegt. Sie traf ihre letzten Anordnungen, wobei sie ihrem Stubenmädchen wiederholte, daß sie überhaupt Alles von der linken Seite anzubieten und dazu, ohne gerade auf dumme Art zu lachen, ein heiteres Gesicht zu zeigen, dabei stets mit den Augen den ganzen Tisch zu übersehen habe und gleich bei der Hand sein müsse, wenn etwas umfalle oder sonst in Unordnung gerathe; auch müsse sie stets eine reine Serviette bei der Hand haben und sich natürlicher Weise niemals unterstehen, irgend etwas, am allerwenigsten ihre Finger an der weißen Schürze abzutrocknen.

Diese Vorbereitung zum Gefechte commandirte die Revisorin mit tiefstem Ernste und einer eisigen Ruhe; ja, sie sah fast finster aus, als sie draußen der etwas leichtfertigen Köchin nochmals ein-

ſchärfte, keine der Damen vorwitzig anzureden, wie ſie es gern zu thun pflege, ſondern nur beſcheidene Antwort zu geben, auch nicht zum Beiſpiel zu ſagen: „Ja wohl, Madame Krampler,“ ſondern „Frau Oberzunftmeiſter“; ferner ſchade es nichts, die Frau des Vorſtandes der Feuerwehr einfach mit „Frau Director“ anzureden. Vor allen Dingen aber ſolle ſie Damen nicht einen Augenblick auf dem Vorplatze ſtehen laſſen, ſondern ſogleich zur Ablegung ihrer Mäntel und Shawls in das Schreibzimmer des Herrn führen.

Die Klingel ertönte, und Madame Welkermann huſchte in's Zimmer zurück, um gleich darauf mit dem verbindlichſten Lächeln ihren Gäſten bis unter die Thüre entgegen zu gehen.

„Ah, Frau Oberzunftmeiſter, Sie ſind wie immer die Pünktlichſte, freue mich ſehr, Sie zu ſehen! Bitte, nehmen Sie hier Platz — ich weiß, Sie lieben die Helle des Fenſters nicht.“

Madame Krampler war eine ſtämmige Frau, der es einige Mühe gemacht hatte, die zwei Stockwerke hoch zu ſteigen, und die ſich nun, etwas ſchwer athmend, ohne viele Worte auf den angewieſenen Sitz niederließ.

Wir müſſen es hier dem geneigten Leſer unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit anvertrauen, daß Madame Krampler etwas unter dem Niveau der anderen Gäſte ſtand; doch hatte ihr Mann als Oberzunftmeiſter und Beſitzer eines ſehr großen Vermögens einen zu bedeutenden Anhang und war dem Reviſor bei Parteizwecken ſowie auch in Privatangelegenheiten ſchon zu oft gefällig geweſen, um ſeine Gattin, die auch in anderen, eben ſo guten Häuſern erſchien, nicht gleichfalls einzuladen.

Dabei war ſie eine gute, beſcheidene Frau, welche, um durchaus kein Aufſehen zu erregen, ſtets zu früh kam und ſehr wenig ſprach; aber auch dieſes Wenige war häufig noch zu viel, denn da ſie etwas langſamen Geiſtes war, ſo warf ſie gewöhnlich eine Bemerkung erſt dann in die Converſation, nachdem das Geſprächsthema bereits auf einen anderen Gegenſtand übergegangen war.

Inzwiſchen läutete die Glocke draußen ununterbrochen und hörte man die flinke Zunge der Köchin mit lauter Stimme alle möglichen Titulaturen des Staatshandbuches ausſprechen. Und dann ſah man ſie nach der Reihe erſcheinen, mit freundlich gütigem Lächeln eintreten, von der Wirthin auf's herzlichſte empfangen werden und die Frau Staats-Hauptcaſſen-Schuldentilgungs-Reviſorin theils mit herzlichem Händedrucke, theils mit einer gewiſſen Vornehmheit begrüßen. Dann wurden ſtehend einige nothwendige Bemerkungen über das Wetter gemacht, raſch ein paar dringende Familienbeziehungen beſprochen und das Ausſehen im Allgemeinen ganz vortrefflich gefunden und dann, nach den nothwendigſten Complimenten, entwickelte ſich eine prächtige Tafelrunde.

Wir bemerken hier einige Bekannte von dem Balle des Stadtſchultheißen her: die Oberſteuerräthin Marx mit ihren beiden Töchtern, die leider ſchon ſo ältlich waren, daß ſie ſogar in dieſem Kreiſe verheiratheter Damen zugelaſſen wurden und daß man ſich in ihrer Gegenwart durchaus nicht genirte, von jenen kleinen, pikanten Anekdoten aus dem Nähkörbchen mitzutheilen; da befand ſich ferner, und zwar am Ehrenplatze des Tiſches, in der rechten Sophaecke, die ſtreng ausſehende Oberkriegsräthin Schnapper und ſchien mit ihrer ſpitzigen Naſe das Ganze, die Hauswirthin inbegriffen, zu beherrſchen, denn der Oberkriegsräthin noch ſchlagfertigere und noch ſchärfere Zunge war wohl die einzige, vor der die Reviſorin einigen Reſpekt hatte; da war natürlich eine Madame Mayer und eine Madame Müller; da war der Kriegerſtand vertreten durch die uns ebenfalls ſchon bekannte, erſt kurz vorher verheirathete Lieutenantsfrau, ſowie durch eine alte, zweifelhafte Majorin von etwas fadenſcheinigem Aeußern, zweifelhaft, weil ſie als Wittwe eines einfachen Lieutenants eines kaiſerlichen Grenzregiments ſich ein paar Jahre als Frau Oberlieutenant in Peſth, ſpäter als Hauptmännin in einer kleinen öſterreichiſchen Stadt aufgehalten und ſich nun hier in ihrer Vaterſtadt als Majorin zur Ruhe geſetzt

hatte; in ihrem Beitrage zur Unterhaltung kam ſie ſelten über die Eingangsworte: „Mein Mann, der Major“ — entweder daß ſie danach ihre eigene Rede ſelbſt vergeſſen hatte oder daß ihr das Wort von einer gewandteren Rednerin abgeſchnitten wurde. Da waren noch andere Damen, die wir vielleicht im Verlaufe der Unterhaltung kennen lernen werden oder die ohne beſonderes Intereſſe nur zum allgemeinen Ganzen gehörten und deren ſchüchterne Bemerkungen nicht der Mühe werth ſind, um für die Nachwelt aufgezeichnet zu werden.

Taſſen und Löffelchen klapperten, das Stubenmädchen bot den von der Reviſorin eingeſchenkten Kaffee herum, Kuchen und mürbes Backwerk wurden ſo tapfer in Angriff genommen, daß die Hauswirthin kaum nöthig hatte, mit einigen ſchüchternen Nöthigungen das ohnehin hitzige Kaffeegefecht anzufeuern.

Die Erſte, welche von dem energiſchen Angriffe auf den überaus delikaten Kaffee abſtand, war die Oberkriegsräthin, indem ſie die ſtrengen Augen auf die Hauswirthin richtete und mit dieſer ein kleines Vorpoſtengeplänkel begann.

„Wo iſt denn Ihre liebe Schwägerin, die Frau Stadtſchultheißin?“ ſagte ſie mit ſo ſanfter Stimme, als es ihr möglich war. „Ich hatte gehofft, ſie hier zu finden — gewiß kommt ſie ſpäter? Schade, daß ſie nicht ſchon da iſt!“ Ein Bedauern, welches durch ſämmtliche Damen im Chor unter den ſchmeichelhafteſten Aeußerungen für die gute Stadtſchultheißin verſtärkt wurde.

„Ach, ich habe wirklich Unglück mit meiner lieben Schwägerin!“ gab die Reviſorin mit einem freundlichen Lächeln zur Antwort. „Daß ich ſie natürlicher Weiſe dringend bat, mir das Vergnügen zu machen, verſteht ſich von ſelbſt; aber die gute Frau iſt ſo in Anſpruch genommen, daß ſie ſich oft nicht einmal ihrer eigenen Familie widmen kann.“

Die Oberkriegsräthin ſchüttelte mit dem Kopfe, ehe ſie trocken zur Antwort gab: „Ei, die Familie ſollte immer vorgehen; meine

Schwägerin ſagt lieber zehn Geſellſchaften ab, als daß ſie bei mir eine Einladung ausſchlägt.“

„Verhältniſſe beſtimmen den Menſchen, liebe Oberkriegsräthin,“ verſetzte Madame Welkermann mit einem leichten, ſchmerzlichen Tone um die Mundwinkel. „Darf ich wirklich keine Taſſe Kaffee mehr anbieten?“

„Danke ſchön, er war ganz vortrefflich! Da überleg' ich mir eben,“ fuhr Madame Schnapper nach einer Pauſe fort, „wo unſere gute Stadtſchultheißin ſein könnte; außer unſerem Kreiſe wüßte ich von keiner größeren Einladung, und es müßte auch etwas ganz Außerordentliches ſein, um Ihnen abzuſagen.“

„Müßte es das wirklich?“ fragte die Reviſorin in einem etwas gedrückten Tone, wobei die gelben Haubenbänder auf ihrer Schulter ein wenig zu zucken ſchienen. „Ich nehme das nicht ſo genau,“ ſetzte ſie mit einem leichten Seufzer hinzu, „bin dergleichen ſchon gewohnt und habe treue Freundinnen genug, die auch eine kleine Zurückſetzung wohl verſchmerzen laſſen — bitte, Frau Majorin, nehmen Sie noch etwas von dieſem mürben Kuchen!“ ſetzte ſie mit einer Gewandtheit im Aendern des Geſprächsthema's hinzu, welche ihrem vortrefflichen Herzen alle Ehre machte. „Er iſt bei mir nach einem ganz neuen Recepte gebacken.“

„Ganz ausgezeichnet,“ ſagte Madame Müller.

„Ich habe noch nie etwas Aehnliches gegeſſen,“ pflichtete Madame Mayer bei.

„Mein Mann, der Major . . . .“

„Wenn er Ihnen in der That ſo ſchmeckt, meine liebe Madame Mayer, ſo bitte ich, verhelfen Sie ſich noch zu einem Stückchen — und auch Sie, Frau Oberzunftmeiſter — ich ſehe beſtändig Ihren Teller leer.“

Frau Krampler, welche eifrig ſtrikte, fuhr faſt erſchrocken aus ihrem Nachſinnen auf, und da ſie ſich doch auch verpflichtet fühlte, etwas zur Unterhaltung beizutragen, ſo ſagte ſie, noch mit dem

vorigen Geſprächsthema beſchäftigt: „Die Köchin der Frau Stadtſchultheißin hat der meinigen eine Schwarzwildſulz gelehrt, die ganz vortrefflich iſt.“

„Ei, in der That? O . . . .“

Ueber die ſtrengen Züge der Madame Schnapper flog ein bezeichnendes Lächeln, unter dem ſie ihrem Gegenüber ſagte: „Ich achte und ehre eine gute Sulz zum Schwarzwildpret, aber man kann eine gute Köchin haben und doch nicht immer ganz correct gegen ſeine Verwandten ſein.“

Dies hatte weder die zweifelhafte Majorin, noch Madame Krampler verſtanden, da ſie ſich keinen Zuſammenhang zwiſchen einem Schwarzwild in Sulze und einer verwandten Familie denken konnten. Deßhalb ſagte die Ober-Zunftmeiſterin mit einem fragenden Blicke: „Ich ſprach doch von Schwarzwild, und ich kann Sie verſichern, es iſt eine ganz köſtliche Sulz: vielleicht wünſcht jemand von den Damen das Recept . . .“

Worauf die Majorin hinzuſetzte: „Mein Mann, der Major, hatte . . . .“ (ſie wollte ſagen: hatte einen wahren Abſcheu vor allem Schwarzwild); doch kam ſie nicht dazu, die Bemerkung zu vollenden, denn die junge Lieutenantsfrau rief laut über den Tiſch hinüber:

„Ach, Frau Oberkriegsräthin, die Frau Oberſteuerräthin erzählt da ſoeben, daß ſie vorhin in der Kirche war und die Trauung des jungen Oberlieutenants Wimmer anſah.“

„Schauderhaft!“ meinten beide Fräulein Marx in gleichem Tone. „Es war ein ſchreckliches Paar!“

„Sie kennen doch den kurzen, dicken Wimmer mit ſeinem lächelnden Geſichte, auf dem ſich unverwüſtliche Heiterkeit ausprägt?“ ſagte die Oberſteuerräthin. „Denken Sie ſich dazu eine wahre Hopfenſtange von einem Frauenzimmer, im weißen Kleide decolletirt bei der Kälte, gelb wie eine Citrone von Geſicht und Schultern, und was für Schultern! Nein, ich ſage Ihnen, etwas ſo Mageres und Spitziges habe ich in meinem Leben nicht geſehen!“

„Man hätte darauf ſchreiben ſollen: ‚Wir wollen Schultern vorſtellen!‘“ meinte das jüngere Fräulein Marx.

„Die ganze Figur ſah aus wie ein Kleiderſtänder,“ ergänzte die ältere.

„Aber ſie hat Geld, meine Damen,“ ſprach die Oberkriegsräthin und ſetzte hinzu, indem ſie ihre Naſe eine kleine Wendung gegen die Lieutenantin machen ließ: „Es iſt das ſo eine eigenthümliche Geſchichte mit manchen militäriſchen Heirathen; man kann die Kaution bezahlen, man möchte gern einen Mann haben — die jetzige Madame Wimmer ſoll reich ſein.“

„Mein Mann, der Major . . . .“

„Aber wie kann man ſich zu ſo etwas entſchließen?“ ſeufzte Madame Müller, eine junge Frau von angenehmem Aeußern, welche, wie die böſe Welt ſagte, ihren Mann verſchiedener Umſtände halber zu einer Neigungsheirat gezwungen hatte. „Ich meine nämlich, wenn ich Herr Oberlieutenant Wimmer wäre — ſchrecklich, wenn ich daran denke — ich fürchte, der junge Ehemann wird ein troſtloſes Erwachen haben!“

Obgleich nun in dieſen Worten durchaus nichts beſonders Verfängliches lag, ſo bemühten ſich doch beide Fräulein Marx, mit einem Anfluge von Erröthen auf ihre Teller niederzuſchauen, und es war ein Glück, daß Madame Krampler die Bemerkung einwarf, daß der ſelbſtgebackene Kuchen der Staats-Hauptcaſſen-Schuldentilgungs-Reviſorin allerdings vortrefflich ſei und daß ſie gern bereit wäre, das Recept deſſelben gegen das der mehr erwähnten Sulze umzutauſchen.

„Und wie ſie nach ihm hinuntergeſchmachtet hat!“ fuhr die Oberſteuerräthin fort, die Trauungsfeierlichkeiten in der Kirche zu beſchreiben, „und dabei wollte ſie verſchämt thun wie ein junges Mädchen, dieſes alte Gerüſt!“

„Ja, es war ſchrecklich anzuſehen!“ betheuerten beide Fräulein Marx wie aus Einem Munde, und die ältere ſetzte hinzu: „Und

taſche. „Ja, das ſoll anders werden!“ ſetzte er, wie zu ſich ſelbſt ſprechend hinzu, „wir wollen der Geſchichte ein Ende machen!“

„Aber nicht eher darf das geſchehen,“ ſagte der Steinmann feſt und beſtimmt, „bis das italieniſche Geſchäft bereinigt iſt; dann mit den Piaſtern in der Taſche und mit dem Gelde der Alten da oben könnt Ihr Euch ſchon durch die Welt ſchlagen; aber früher etwas thun, wäre der offenbarſte Wahnſinn.“

„Ich haſſe die Müllerin!“ ſagte ingrimmig der Gevatter; „ich habe ſie immer gehaßt; haben mich dieſes Weib und ihre ſchlechte Tochter nicht immer behandelt wie ein räudiges Thier? Ja, die Anna hat ausgeſpuckt vor mir, bis ich ihr eines Tages zugeſchworen, ich ſteche ſie nieder, wenn ſie es noch einmal thue.“

„Nur noch eine kleine Weile Geduld!“ ſagte der Steinmann, „keine voreiligen Thorheiten! Jetzt geht ruhig nach Hauſe und ſchlaft Euren Rauſch aus — widerſprecht mir nicht —, Ihr habt wieder einen Rauſch, macht morgen die Briefe, und in circa vierzehn Tagen, ſo denk' ich, haben wir ein ordentliches Capitälchen beiſammen.“

Der Gevatter wünſchte gute Nacht und ſtolperte brummend und fluchend nach Hauſe; der Steinmann aber lachte ſich in's Fäuſtchen und dachte bei ſich: „wenn der Kerl eine rechte Dummheit anſtellt, ſo muß er ſchleunigſt flüchtig werden, dann bin ich ihn für alle Zeiten los.“ —

Droben in ihrem Zimmer lag unterdeſſen das auserkorene Opfer der teufliſchen Berechnung der beiden Gauner vor ihrem Sopha auf den Knieen und benetzte ein kleines, beſchmutztes Papier mit ihren Thränen. Es waren die letzten Worte ihres einzigen Kindes, ihrer ſchönen Anna, und ſie hatte, mit Bleiſtift geſchrieben, der Mutter ein ewiges Lebewohl geſagt. „Allein

als es nun zum Jasagen kam, ſchluckte der arme Wimmer vorher, als vermöge er irgend etwas kaum hinabzuwürgen. Er wird noch mehr zu würgen kriegen, ich kenne ihre Familie; alle ihre Schweſtern ſind verbiſſene Weſen, bis auf die jüngſte, deren Fehltritt allein Entſchuldigung findet in dem Beiſpiele ihrer Tante, die ja notoriſch . . . .“

Hier war die Sprecherin ſo gnädig, ſich durch einen Blick der Oberſteuerräthin unterbrechen zu laſſen, mit welchem dieſe, ihre Töchter betreffend, ſagen zu wollen ſchien: „Schone die Unſchuld!“ was auch gewiß geſchehen wäre, da die Hauswirthin die Unterhaltungsſchleuſe dadurch voll aufzog, indem ſie das Kapitel auf die Verwerflichkeit der Dienſtboten heutzutage brachte, wenn nicht, als die Converſation hierüber ſchon längſt im Gange war, Madame Krampler die verfängliche Frage hineingeworfen hätte, ob denn jener Fehltritt von Folgen geweſen ſei.

Daraufhin flog für eine Minute lang ein Engel durch das Zimmer, oder ein Polizeidiener, wie man an anderen Orten zu ſagen pflegt, und dann bedurfte es der ganzen Energie der Oberkriegsräthin, um das Geſpräch wieder in Gang zu bringen. Allerdings wählte ſie hierzu ein die Reviſorin etwas nahe berührendes Thema, denn ſie erwähnte des neulichen Balles beim Stadtſchultheißen, lobte das Feſt im Allgemeinen und kam alsdann auf die gemeinderäthliche Sitzung zu ſprechen, welche an jenem Tage ſtattgefunden hatte und die als nicht öffentlich, trotz Amtsgeheimniß, in der Stadt ſo bekannt geworden war, als ſei die Verhandlung darüber gedruckt und vertheilt worden. Es war das für ſämmtliche Damen ein ſo intereſſantes Thema, daß ſich ſelbſt Madame Krampler der Gegenwart hin- und die Verſicherung abgab, daß ihr Mann, der Oberzunftmeiſter, nie ſo erregt nach Hauſe gekommen wäre, als gerade nach dieſer Sitzung, und doch habe es ſich in ihren Augen nur um eine große Kleinigkeit gehandelt.“

„Eine Kleinigkeit?“ bemerkte die Hauswirthin mit einem

etwas auffallenden Lächeln, und die Oberkriegsräthin ſetzte mit ihrem ſtrengen Blicke und einem entſchiedenen Kopfſchütteln hinzu: „Eine Kleinigkeit? Das möchte ich nun gerade nicht behaupten.“

„Und warum nicht?“ fragte die Oberſteuerräthin. „Was kann Großes darin liegen, ob ein altes Gitter im Keller des Rathhauſes offen bleibt oder zugemauert wird?“

„Dabei kommt doch wohl Alles auf die Gründe an, welche der Herr Stadtſchultheiß, mein ſehr verehrter Schwager, hatte,“ meinte die Reviſorin.

„Ja, die Gründe — allerdings, die Gründe ſollte man genau kennen.“

„Dieſe hat ja der Herr Stadtſchultheiß durchaus nicht verheimlicht,“ gab Madame Krampler zur Antwort, wobei ſie ſo ſehr bei der Sache war, daß ſie das Strickzeug in den Schooß fallen ließ und ihre fetten Finger auf den Tiſch zuſammenfaltete. „Gewiß, er hat ſeine Gründe angegeben, und ich glaube, ſie wären vom ganzen Gemeinderathe anerkannt worden, wenn man nicht gedacht hätte, es ſtecke die Regierung dahinter, welche eine Verbindung zwiſchen der Hauptwache und dem Rathhauſe für vorkommende Fälle beſeitigen wolle, und deßhalb machten wir die Oppoſition.“

„Die Regierung?“ rief die Oberkriegsräthin in ſehr entſchiedenem Tone aus. „Was kann der Regierung daran liegen, ob ein Gitter im Rathhauskeller vermauert wird oder nicht! Wollte ſie dadurch ihre Hauptwache für vorkommende Fälle, wie die Frau Oberzunftmeiſter ſagte, ſchützen, ſo brauchte ſie ja nur den Gang dieſſeits verſchütten zu laſſen, was ja auch längſt geſchehen iſt, wie ich weiß. Nein, nein, meine Liebe,“ ſetzte ſie mit einem vielſagenden Lächeln hinzu, „es waren andere Gründe, die den Herrn Stadtſchultheißen beſtimmten!“

„Gewiß, andere Gründe.“

„Der üble Geruch bei den Sitzungen des Gemeinderaths.“

„Den wird doch eine zugemauerte Thür nicht vertreiben!“ ſprach ironiſch die Kriegsräthin.

„Nein, nein; andere Gründe.“

„Ja, ja, andere Gründe.“

„Mein Mann, der Major . . . .“

„Gründe, die Jedermann weiß, denen man aber keine Worte leiht.“

„Unter uns? Sind doch nur ganz gute Freundinnen hier verſammelt!“

Die Oberſteuerräthin, welche nicht nur allen Hochzeitsfeierlichkeiten in der Kirche, allen Taufen daſelbſt oder allen wichtigen Begräbniſſen auf dem Friedhofe, ſoweit dies möglich war, ſelbſt beiwohnte oder ſich durch eine ihrer Töchter vertreten ließ, hatte ſehr lange bedeutſam mit dem Kopfe genickt und ſagte jetzt: „Meine Damen, wir ſind es eigentlich unſerer verehrten Wirthin, der Staats-Hauptkaſſen-Schuldentilgungs-Reviſorin ſchuldig, dieſe delikaten Punkte nicht weiter zu berühren; es iſt das ein Geheimniß der Stadt, und obgleich Jeder es weiß, ſpricht man doch beſonders in gewiſſen Kreiſen nicht gern darüber.“

In dieſem Augenblicke nun zeigte die Reviſorin ihre ganze Charaktergröße — ſie warf das eine ihrer gelben Bänder über die rechte Schulter hinüber, richtete ſich ſtolz und gerade auf und ſagte: „Keine Rückſichten, meine Damen, keinen Zwang; Sie wiſſen wohl, daß es Lagen in dieſem Leben gibt, in denen man ſich beſſer an die Freundſchaft, als an die Verwandtſchaft anſchließt.“

„Sehr wahr, Frau Reviſorin,“ ſagte die Oberkriegsräthin.

„Auch habe ich wahrlich keine Urſache dazu,“ fuhr die Hauswirthin fort, indem ſie nun das andere gelbe Band über die betreffende Schulter warf. „Man iſt ſeinen Verwandten nur ſo lange Rückſicht ſchuldig, als man von ihnen rückſichtsvoll behandelt wird.“

„Gewiß, gewiß — o gewiß!“

„Ich ſagte es ja früher ſchon,“ warf hier die Oberkriegsräthin achſelzuckend ein, „daß ich durchaus von keiner Geſellſchaft wüßte, wo die Frau Stadtſchultheißin hätte verpflichtet ſein können; ich kenne ſo ziemlich alle Einladungen in unſeren Kreiſen.“

„Das wäre am Ende Nebenſache. Du lieber Gott, wenn man eine ſo hohe geſellſchaftliche Stellung einnimmt, wie mein Herr Schwager, der Stadtſchultheiß, ſo begreift es ſich, daß man ſehr von oben auf arme Reviſorsleute herabſieht!“

Da dieſe Worte von einem ironiſchen Lächeln begleitet waren und die Hauswirthin dabei ihre Blicke über den behaglichen Kaffeetiſch gleiten ließ, ſo erregten dieſelben eine laute, ja, faſt ausgelaſſene Heiterkeit.

„Doch das bei Seite,“ fuhr Madame Welkermann fort; „auch ſonſt noch in tauſend Dingen — doch reden wir nicht darüber — laſſen wir uns durchaus nicht in unſerer gemüthlichen Unterhaltung ſtören. Fahren Sie fort, Frau Oberſteuerräthin, und ſeien Sie verſichert, daß ich die Letzte war, welche daran glaubt, daß dem Herrn Stadtſchultheißen das Zumauern der Thür wegen eines üblen Geruches im Rathhausſaale ſo wichtig geweſen wäre — darin ſpielen ganz andere Motive.“

„Gewiß, ganz andere, wichtige Gründe.“

Inzwiſchen hatte ſich die Dämmerung herabgelaſſen, mit dem heiteren Tageslichte waren auch vermittelſt der geſchäftigen Hände des Stubenmädchens, ſowie der Köchin, die gemüthlichen Kaffeekannen und die Reſte harmloſen Backwerks abgeräumt, zwei ſtrahlende Lampen auf den Tiſch geſetzt und die Fenſtervorhänge herabgelaſſen worden. In den Ecken des Zimmers herrſchte jene trauliche Dämmerung, von der wir früher ſchon einmal ſprachen und die wie ein Band den Damenkreis enger zuſammenſchloß, welcher nun, von vorn ſo gemüthlich beſtrahlt, ſich zum Austauſche ernſterer Reden viel geneigter fühlte, als früher bei dem Alles durchdringenden Tageslichte. Auch war eine rieſenhafte Torte Dame blanche

aufgesetzt worden, deren Name schon etwas Gespensterhaftes hatte, und neben derselben funkelte dunkelrother Wein in geschliffenen Karaffen.

„Daß ein Verbindungsgang zwischen dem Rathhause und der Hauptwache besteht, darüber kann kein Zweifel herrschen," erzählte die Oberkriegsräthin. „Mein Mann war vor zwei Jahren bei der Commission, welche diesen finsteren, unterirdischen Weg zu untersuchen hatte."

„Ah, wie das interessant ist!" sprachen beide Fräulein Marx, und die Majorin setzte hinzu: „Mein Mann, der Major, hatte einen ähnlichen . . . ."

„Diese Verbindung führte neben den Kellern der Häuser jenes alten, jetzt etwas ärmlichen Stadtviertels, und zwar so nahe vorüber, daß die Commission damals, wenn sie lauschend stehen blieb, die Leute in den Gewölben arbeiten, klopfen, plaudern, lachen und auch andere Töne hörte, deren Entstehung man sich nicht sogleich erklären konnte. Der Stadtschultheiß führte diese Commission und schien in dem alten Gange sehr bewandert zu sein, denn wo die Anderen sich trotz der Laternen nur tappend und ängstlich fortbewegten, ging er mit einer Sicherheit, als befände er sich in seinem Schreibzimmer."

„Ah, das ist ja erstaunlich!"

„Ueberraschend!" meinte Madame Mayer gegen Madame Müller gewandt, indem sie ein sehr erstauntes Gesicht machte.

„Auch kannte der Herr Stadtschultheiß nicht nur alle über den Gang hinlaufenden Straßen und wußte deren Lauf genau zu bezeichnen, sondern auch einzelne Häuser, wie zum Beispiel das an dem alten Thurme am Glockengäßchen, welches dem Herrn Baron von Rivola gehört."

„Ah, dem Herrn Baron von Rivola!"

„Die runden Fundamente dieses Thurmes," fuhr die Oberkriegsräthin fort, „bildeten eine Biegung in dem Gange, und als

die Commission neugieriger Weise das alte, interessante Mauerwerk mit den Laternen beleuchten ließ, sah sie, daß sich hier eine Thür befand, welche nur locker durch eingeschobene Steine zugemacht erschien."

Alle Damen waren dieser Erzählung mit großer Aufmerksamkeit gefolgt, besonders die Obersteuerräthin, welche gierig jedes Wort von den Lippen der Rednerin abzulauschen schien, und zwar mit einem so beistimmenden Gesichtsausdrucke und dabei unruhig auf ihrem Stuhle hin und her rückend, daß man deutlich sah, sie warte nur auf einen günstigen Augenblick, um die weitere Erzählung an sich zu reißen.

Dieser war jetzt erschienen, und zwar dadurch, daß die Oberkriegsräthin ihr Weinglas an die Lippen setzte, worauf die Andere fortfuhr:

„Es ist ganz so, wie die Frau Oberkriegsräthin erzählt hat; ich habe es ebenfalls aus bester Quelle, von meinem Bruder, der damals Stadtbaumeister war. Das Mauerwerk in der Thür des alten Thurmes war so locker eingesetzt, daß man es mit der Schulter hätte eindrücken können, worauf man auch den Herrn Stadtschultheißen aufmerksam machte, der aber, weiterschreitend, erwiederte, eine wirkliche Oeffnung sei hier nie gewesen."

„Wobei er aber, wie mein Mann versichert hat, eine etwas verlegene Miene gemacht habe."

„So ist es, meine Damen, ganz genau so," fuhr die Obersteuerräthin in sehr lautem Tone fort, „und nun bitte ich Sie, mußte das nicht auffallend erscheinen — eine nothdürftig verschlossene Oeffnung mit dem Rathhause in Verbindung stehend durch eine Gitterthür, zu welcher der Stadtschultheiß allein den Schlüssel hatte!"

„Daß er allein diesen Schlüssel hat, weiß ich ganz genau," bemerkte die Hauswirthin.

„Das ist allerdings auffallend."

„Und verdächtig," rief die Obersteuerräthin, „wenn man bedenkt, daß der Herr Stadtschultheiß damals schon in einem außerordentlich intimen Verkehr mit jenem Herrn von Rivola, dem Eigenthümer des alten Thurmes, stand, der zu jener Zeit plötzlich erschien und, wie alle Welt weiß, mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet wurde."

„Als Fremder allerdings, wie das ja gewöhnlich der Fall ist," warf Madame Müller ein, „sonst aber wohl unverdienter Weise; kam er doch bald in die besten Gesellschaften und wurde gleich damals, wie auch heute noch, sehr gern bei Hofe gesehen."

„Aber darin liegt gerade etwas Verdächtiges; Herr Baron von Rivola hängt mit allem, was zu Hofe gehört, sehr genau zusammen, bewegt sich überhaupt nur in den höchsten Kreisen, verkehrt nur mit den vornehmsten Häusern, mit alleiniger Ausnahme desjenigen des Stadtschultheißen — und woher kommt das?"

So schloß die Obersteuerräthin fragend, wobei sie einen festen, herausfordernden Blick auf sämmtliche Damen warf.

„Ich möchte auch wissen, woher das kommt," meinte die Revisorin — „vielleicht von der geistreichen Unterhaltung, welche der Baron und die Baronin bei meiner verehrten Schwägerin finden."

Ueber diese Aeußerung lachten sämmtliche Damen pflichtschuldigst; dann fuhr die Oberkriegsräthin fort:

„Ueber diesen Mann ist allerdings damals sehr viel gesprochen worden, und bei aller Milde, die meinem Charakter eigen ist, muß man diesen intimen Verkehr schon auffallend finden — weniger, was den Herrn Baron von Rivola anbetrifft, als seine Frau, die eine geborene Gräfin Hartenstein ist — damit ist schon genug gesagt."

„Gewiß, Frau Oberkriegsräthin, damit ist genug gesagt — diese Hartenstein sind arm wie die Kirchenmäuse, aber von einem empörenden Hochmuthe."

„Eine Frau, die nicht einmal weiß, ob sie sich für einen empfangenen Gruß bedanken soll.“

„Die beständig wie eine Puppe ausgestreckt in ihrem Wagen liegt, mit halb geschlossenen Augen, als wolle sie sagen: ihr da unten seid Alle viel zu gering für mich!“

„Eine Frau, die ihre Kammerjungfer hereinklingelt, wenn ihr das Schnupftuch entfallen ist.“

„Ja,“ rief hier Madame Mayer eifrig, „die die Gouvernante ihrer Tochter, eines respektablen Pfarrers Tochter und Verwandte von mir, eines Abends, als dieselbe nach vollbrachtem mühevollem Tagewerke vor dem Landhause saß, sich des schönen Abends freuend, dort mit den Worten wegwies: sie gehöre hinter das Haus, aber nicht auf die Terrasse, wo der Platz der Herrschaft sei.“

„Ah, unglaublich, empörend!“

„Und so eine Frau sollte sich so weit herablassen,“ fuhr nach diesen Ausrufungen die Oberkriegsräthin kopfschüttelnd fort, „und eine Gesellschaft wie die im Hause unseres allverehrten Herrn Stadtschultheißen mit ihrer Gegenwart zu beglücken, wenn dazu nicht ganz besondere Gründe vorlägen? — ganz besondere Gründe, habe ich gesagt.“

„Konnte doch ein Kind sehen,“ fiel ihr die Revisorin hier eifrig ins Wort, „daß sie sich so unbehaglich als möglich in jener Gesellschaft fühlte; ließ sie doch ihren Mann gar nicht von der Seite und hätte wahrscheinlich ihrer Tochter den Tanz verboten, wenn das möglich gewesen wäre.“

„Und beim Souper,“ sprach die Obersteuerräthin, „saß sie in einer Ecke des Sopha's, ihren Mann rechts, ihre Tochter links, damit sie nur ja in keine Berührung käme mit den übrigen, so gar gewöhnlichen Menschen.“

„Und wie sie ihre Nase so hoch erhoben hatte, wenn sie durch die Zimmer ging!“

„Ja, und die Augen halb geschlossen.“

„Selbst gegen Seine Excellenz den Herrn Minister sprach sie sehr von oben herab.“

„Natürlich, er ist ja nicht von Adel.“

„Die Oberkriegsräthin hatte Mühe, ihre Stimme in diesem Durcheinandersprechen geltend zu machen, als sie ausrief: „Und nun, meine Damen, frage ich Sie, sollten es nicht ganz besondere Gründe sein, welche die Frau vermocht haben, jene Gesellschaft zu besuchen?“

„Gewiß — o, gewiß!“

„Die sie zwangen, dorthin zu gehen, wo es ihr so höchst unbehaglich war?“

„Wer wird daran zweifeln!“

„Also hat dieser Baron von Rivola vielleicht ganz eigenthümliche Verpflichtungen gegen den Stadtschultheißen.“

„Und dieser gegen ihn, das lasse ich mir nicht abstreiten — allerdings heißt es: eine Pensionsfreundschaft der beiden jungen Mädchen, ja, gehorsamer Diener, man kennt das!“

„Zwischen beiden Herren hat von jeher eine Muschelei stattgefunden.“

„Und eine Muschelei, die das Auge der Welt zu scheuen hat.“

„Woher sonst die unterirdische, geheimnißvolle Verbindung zwischen dem Rathhause und dem alten Thurme?“

„Jenem alten Thurme, dem man nie etwas Gutes nachsagt.“

„Man sollte so was nicht wiederholen, aber wir sind ja hier ganz unter uns, unter guten, verschwiegenen Freundinnen,“ meinte die Obersteuerräthin; „doch ich erinnere mich ganz genau, wie man vor einigen Jahren davon sprach, daß namentlich während der Nacht allerlei seltsames Geräusch in dem alten Thurme gehört worden sei.“

„Und das Haus, das daran gebaut ist, wird obendrein von ganz verdächtigen Leuten bewohnt; meine Büglerin, eine sehr zu-

verläſſige Perſon, erzählte mir von einer Madame Mayer, die dort mit ihrer ſehr hübſchen Tochter wohne."

„Mit mehreren hübſchen Töchtern und zwei Nichten."

„Es iſt ein wahres Unglück, wenn man Mayer heißt!" ſeufzte die aus der Geſellſchaft, welche mit dem nämlichen Namen behaftet war."

„Und dazu der alte, geheimnißvolle Diener, der unten wohnt und den Hausherrn ſpielt; man ſagt, er ſei ſeines Handwerks ein Schloſſer, aber für gute Häuſer und ehrliche Leute hat er noch niemals gearbeitet, ich wenigſtens weiß nichts davon."

„Dieſer Mann hatte auch früher eine Frau, aber ſie ſoll ſeit Jahren ſpurlos verſchwunden ſein, ohne daß man von ihrem Tode etwas erfahren; ja, das ſind alles ſo gräuliche Geſchichten, über die man eigentlich am beſten ſchweigt."

„Und mit ſolchen Menſchen ſteht der Stadtſchultheiß in den engſten Beziehungen!" ſagte die Reviſorin mit einem Blicke gen Himmel. „Mich dauert trotz allem dem doch meine arme Schwägerin, denn wenn ſie im Grunde auch keine geſcheidte und eine ſehr übermüthige Frau iſt, ſo iſt ſie doch gewiß an ſolch' ſchrecklichen Geſchichten unſchuldig und heißt doch einmal Wellermann — o, es iſt eine ſchlechte Welt!"

„Das weiß Gott, Frau Haupt-Staatsſchulden-Tilgungscaſſen-Reviſorin, daß es eine ſchlechte Welt iſt," meinte Madame Mayer, „und wenn man erſt die böswilligen Verleumdungen dazu rechnet, denen ſich manche Menſchen leider Gottes ſo gern hingeben, was mag da alles über die ſeltſame Verbindung des Herrn von Rivola mit dem Stadtſchultheißen und über das grauenhafte Treiben in dem unterirdiſchen Gange und dem alten Thurme gefabelt werden!"

„Nun, ſo ganz Fabel wird es doch wohl nicht ſein," meinte die Oberſteuerräthin.

„Dazu muß ich auch mit tiefem Schmerze ‚leider' ſagen," ſeufzte die Reviſorin, „denn die Verbindung zwiſchen ihm und dem

in der Welt ſtehend," ſchrieb ſie, „erliegend unter fürchterlichen Erinnerungen, ſei ihr das Leben eine Laſt, und die Mutter möge noch das Einzige für ihr Kind thun, was ihr zu thun übrig bliebe, und Gottes Barmherzigkeit anflehen, daß er ihre vielen und ſchweren Sünden ihr vergebe.

Baron von Rivola iſt nun einmal offenkundig, und was den geheimnißvollen Gang anbelängt mit der betreffenden Gitterthür, ſo hat der Stadtſchultheiß den Schlüſſel dazu immer in ganz eigener Verwahrung."

„Grauenhaft!"

„Und es war Alles ſo ſtill und ruhig darüber geworden — kein Menſch dachte mehr daran, daß ſich dort unter der Erde ſo unerhörte Dinge begeben, bis der Stadtſchultheiß nun auf einmal dieſe Geſchichte wieder aufwärmt, indem er verlangt, daß die Thür zugemauert werden ſoll. Warum verlangt er das eigentlich — ohne allen Grund? O, dieſer Mann thut nie etwas ohne Grund!"

So ſprach die Oberſteuerräthin', wobei man deutlich an ihren Blicken ſah, daß ſie noch ganz andere Dinge mittheilen könne, wenn ſie nur wolle, und dann bog ſie ſich vornüber gegen den Tiſch, den anderen Damen ein Zeichen machend, es eben ſo zu thun, worauf der ganze Kreis die Köpfe zuſammenſtreckte, als fürchteten ſie ſich, von etwas Unſichtbarem, das hinter ihnen herumſchleiche, belauſcht zu werden, worauf ſie flüſternd fortfuhr:

„Der Herr Baron von Rivola, der in den letzten Jahren ſelten mehr in dem alten Hauſe erſchien, kommt jetzt wieder häufig dorthin; auch ſagt man — hier dämpfte ſie ihre Stimme abermals um ein Bedeutendes, — es ſtände mit ſeinem Vermögen durchaus nicht ſo brillant, als man wohl glaubt — er habe enorme Schulden, es fehle dort häufig an baarem Gelde."

„Und was die Leute für Aufwand machen!"

„Ja, aber woher nehmen Sie das Geld? — Sie verſetzen was Sie haben. Mein Adolf, der mit dem Sohne des Juweliers Steiner in der Schloßſtraße genau bekannt iſt, hat mir erzählt, daß der alte Diener des Barons, derſelbe, der in dem Thurme wohnt, neulich auf ein Armband und eine Broſche einige Tauſend Gulden entliehen habe — laſſen Sie mich ausreden, meine Damen; — dieſe Brillanten ſeien aber ſo wundervoll und groß geweſen,

daß Herr Steiner ordentlich darüber erſchrack — er hat zu ſeiner Frau geſagt, die Königin hätte keine ſchöneren, und hinzugefügt, er wäre anfänglich im Zweifel geweſen, ob ſie auch echt ſeien."

Bei dieſen Worten fuhren die Köpfe ſämmtlicher Damen auseinander, als ſei jede durch eine beſondere Feder in die Höhe geſchnellt worden, und eine betrachtete die andere mit der Miene eines eigenthümlichen Erſtaunens.

„Aber ſie waren echt und hatten dadurch einen ſolchen Werth, daß der Juwelier Steiner viermal ſo viel darauf gegeben hätte, als verlangt wurde."

„Es iſt immer eine eigenthümliche Geſchichte, daß die Leute, die ſolchen Aufwand machen, auch in Geldverlegenheit kommen können, denn ihr Aufwand iſt über alle Beſchreibung. Der Baron hat vor Kurzem für ſeine Frau und Tochter nicht nur Wagen und neue Pferde gekauft, ſondern ſogar einen Schlitten mit Ponies für ſeine Tochter — und wenn ich eine Million hätte, würde ich meine Kinder nicht ſo verwöhnen!"

„Mein Mann, der Major, hatte — Ponies . . . ."

„Leute, die wirklich Millionen beſitzen, thun auch ſelten ſo etwas, und deßhalb iſt das ganze Getreibe in dem Rivola'ſchen Hauſe auch, gelinde geſagt, ſeltſam."

„Man könnte ohne Weiteres ſagen: verdächtig, wenn man an die Verbindung denkt, welche zwiſchen dem alten Thurme und dem unterirdiſchen Gange beſteht."

„Wer weiß, was dort alles ſchon geſchehen iſt!"

„Und in der nächſten Zeit geſchehen wird!"

„Deßhalb war es nicht klug von dem Herrn Stadtſchultheißen, ſo auf das Zumauern jener Thür zu drängen."

„Seinem Freunde zu lieb, der dort nun treiben kann, was er will, ohne befürchten zu müſſen, daß er durch irgend etwas geſtört wird."

„Die Commiſſion, von der Sie, Frau Oberkriegsräthin er-

zählten," sprach Madame Krampler, welche mit ihren Gedanken noch immer in dem finstern Gange umherstrich, „meinte damals schon, man könne die Gitterthür im Rathhauskeller ohne Weiteres zumauern."

„Ganz richtig — aber damals opponirte gerade mein verehrter Herr Schwager dagegen, ich erinnere mich ganz genau — und warum erscheint ihm das nun heute so wünschenswerth, was er damals so hartnäckig verwarf?"

„Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehen," deklamirte die Obersteuerräthin in einem ernsten Tone, worauf beide Fräulein Marx ihre Mutter inständig baten, doch nicht so grauliche Sachen zu sprechen, und die zweifelhafte Majorin aus tiefem Herzen seufzte:

„Ach, du lieber Gott, ja, auch mein Mann, der Major, könnte auferstehen und reden!"

Die Unterhaltung bekam hier einen augenblicklichen Riß, weil das Stubenmädchen eintrat, um nach allenfallsigen leeren Flaschen und Tellern zu sehen; doch war diese Fürsorge unnöthig, da das lebhaft geführte Gespräch die Damen nicht zum wackeren Angriffe auf die aufgestellten Gottesgaben hatte kommen lassen. Dies sah denn auch die Hauswirthin mit Schrecken und setzte ihre hartnäckigen Nöthigungen so lange fort, bis rings umher die Messer und Löffelchen klirrten, bis die Gläser klangen und bis sich der Ausdruck von Güte und Milde auf den etwas erregten Zügen der Anwesenden gelagert hatte.

Madame Krampler wollte allerdings noch einmal auf den unterirdischen Gang zurückkommen, doch fand dieses Gesprächsthema so wenig Anklang mehr, daß sich die Oberkriegsräthin nicht enthalten konnte, ihrer Nachbarin im Tone der Mißbilligung zuzuflüstern:

„Diese Frau" — damit meinte sie die Oberzunftmeisterin — „ist offenbar eine halbe Stunde zu spät auf die Welt gekommen, denn sie schleicht stets mit ihren Bemerkungen hintendrein."

Ueberhaupt wollte so recht ein animirtes Gespräch nicht mehr zu Stande kommen, und als nun die Standuhr die siebente Stunde schlug, erinnerten sich die meisten anwesenden Damen, daß sie nun lange genug Zeit und Geduld der guten Revisorin mißbraucht und es unbescheiden wäre, noch länger zu bleiben.

Eine Viertelstunde nachher hatten Alle das Haus verlassen und gingen einzeln oder auch zu Zwei oder Drei ihres Weges dahin; aufgeregt von der Unterhaltung, empfänglich für alles Gute, konnte es nicht fehlen, daß der Samen, welche Eine in das wohlwollende Gemüth der Anderen gesäet, zur üppigsten Saat aufschoß und daß es bald in dem Herzen einer Jeden unzweifelhaft war, daß zwischen dem Stadtschultheißen und dem Baron von Rivola eine geheimnißvolle Verbindung bestehe; daß der alte Thurm mit dem unterirdischen Gange eine sehr dunkle Geschichte habe, in welcher der ehemalige Bediente des Freiherrn, welcher seine Frau heimlich aus der Welt geschafft, eine große Rolle spiele. Manche erinnerten sich auch, daß der Stadtschultheiß ein Lebemann und dem schönen Geschlechte sehr zugethan gewesen, damals öffentlich, jetzt im Geheimen, und wenn er nun, wo Madame Mayer mit vielen schönen Töchtern und zahlreichen Nichten dort ihr Wesen treibe, den Gang zumauern wolle, so geschehe das nur, um die Blicke von seinem Treiben abzulenken.

Was die Juwelen anbelangte, so wußte die gute Obersteuerräthin jedenfalls mehr, als sie gesagt, und so viel stand fest, entweder waren diese Juwelen falsch oder Gott weiß durch welches Verbrechen in die Hände des Herrn von Rivola gekommen.

Elftes Kapitel.

Auf dem Platze vor dem Rathhause herrschte das an Markttagen so unruhige und lebendige Treiben: da standen oder saßen in langen Reihen die Verkäufer und Verkäuferinnen hinter ihren Körben und Säcken, die meisten, so gut als es möglich war, in ihre Tücher gehüllt oder ihre dicken Tuchjacken zugeknöpft, mit schweren Fausthandschuhen, gerötheten Wangen und triefenden, blauen Nasen, denn es war recht kalt geworden, eine fest gefrorene Schneedecke lagerte auf der Erde, ein schneidiger Nordostwind fegte durch die Straßen; da wurde angeboten und gehandelt, Käufe abgeschlossen, oder die Betreffenden, die nicht handelseinig werden konnten, setzten achselzuckend ihren Weg fort. Possierlich war es dabei anzusehen, wenn die Marktweiber vor ihrer Waare hin und her trippelten, um die Füße zu erwärmen, und wenn sie fröstelnd ihre Arme eifrig übereinander schlugen.

Wahrhaft abgehärtet erschienen dagegen die viel zarteren Köchinnen und Dienstmädchen guter Häuser, die, oft in einem dünnen Kattunkleidchen, mit sehr kleinem Umschlagetuch, ein Paar leichte, gestrickte Handschuhe an den Händen, die Kälte gar nicht zu fühlen schienen und ohne irgend eine hierauf bezügliche lebhaftere Bewegung zu machen mit dem Anstande und der Würde, wie sie

ſich für die Repräſentantinnen guter Häuſer geziemen, ihre Einkäufe beſorgten.

So bemerken wir hier eine unſerer Bekanntinnen, recht koket angezogen, das hübſche, lockige Haar unter einem zierlichen Häubchen verborgen, ein leichtes Körbchen am Arme, welches allerdings nicht dazu geſchaffen war, um gröbere Markterzeugniſſe in ſich aufzunehmen; auch ſchien Jungfer Margarethe heute Morgen außerordentlich wähleriſch in ihren Einkäufen zu ſein und ſchwer damit zu Stande zu kommen, denn wenn ſie auch hier und da ſtehen blieb, um nach dem Preiſe einer Waare zu fragen, ſo ſah man ſie doch gleich darauf wieder kopfſchüttelnd weitergehen.

Auf dieſe Art Schritt um Schritt vordringend, näherte ſie ſich indeſſen, wenngleich langſam und zögernd, der offen ſtehenden Thür der unteren Rathhaushalle. Endlich aber beſchrieb ſie einen großen Bogen um die letzte Reihe der Marktweiber und ſchien es alsdann ſehr eilig zu haben, an der Treppe der oben erwähnten Halle vorbei zu kommen. Zufälliger Weiſe aber befand ſich hier noch eine letzte Verkäuferin, die ſo auffallend ſchöne Meerrettigſtangen feil bot, daß Jungfer Margarethe unmöglich daran vorübergehen konnte; doch verlangte die Verkäuferin gar zu hohe Preiſe, ſo daß ſich jene veranlaßt fand, mit hellklingender Stimme auf das Ungehörige der Forderung aufmerkſam zu machen.

„Da würde ſich die Frau Stadtſchultheißin bedanken," rief ſie lachend, „wenn ich ſo theuer einkaufte — nein, nein, es iſt noch genug davon zu haben — ah, guten Morgen, Herr Amtsdiener, habe ich nicht vollkommen Recht? Denken Sie nur, was die Frau für ihren Meerrettig verlangt, es iſt unerhört!"

Der würdige Beamte hatte wahrſcheinlich, von der hellen Stimme Margarethens angelockt, ſeinen warmen Ofen verlaſſen und war unter die Thür der Halle getreten, wo er das Dienſtmädchen des Stadtſchultheißen mit einem mehr als gnädigen, ja mit einem freundlichen Kopfnicken begrüßte.

„Die wissen überhaupt nächstens gar nicht mehr, was sie verlangen sollen," brummte er; „wie hat sich das alles geändert — wenn ich noch denke, daß man vor ein paar Jahren so einen ganzen Korb um zwölf Kreuzer kaufte!"

„Und jetzt verlangt sie so viel für eine einzige Stange."

„Aber er ist sehr schön und saftig," sagte die Verkäuferin; „wenn ich mit dem Messer hinein schneide und Sie daran riechen, so fängt die Jungfer augenblicklich an zu weinen."

„Dafür danke ich — man hat andere Gelegenheiten genug, das zu thun."

„Wenn ich was zu sagen hätte," fuhr der würdige Beamte kopfnickend fort, „so sollte man, so oft die Weiber ihre Waare theuer hielten, auch mit der Marktsteuer hinaufgehen."

„Wenn der Meerrettig wirklich so gut und scharf ist, wie Sie sagt," sprach Jungfer Margarethe mit sehr lauter Stimme, „so will ich doch einen Versuch machen."

Dabei schaute sie statt auf die Waare, die sie kaufen wollte, angelegentlich in das Innere der Markthalle, wo nun jemand Anderes zum Vorscheine kam und sich der Thür näherte.

„Schlecht sieht er nicht aus; was meint Ihr dazu, Steffler?"

Franz Steffler, der Gehülfe des Marktschreibers, welcher jetzt in ganzer Gestalt unter der Thür der Rathhaushalle sichtbar wurde, machte zuerst dem hübschen Dienstmädchen des Stadtschultheißen eine elegante, solide Verbeugung; dann sagte er:

„Der Meerrettig ist zu empfehlen; ich kenne die Frau."

Der Handel wurde nun zur Zufriedenheit beider Theile abgeschlossen, und da Jungfer Margarethe in der Nachbarschaft auch noch andere Einkäufe zu machen hatte, so verstand es sich von selbst, daß sie die groben Meerrettigstangen nicht mit sich herumschleppte, sondern bis zu ihrer Zurückkunft in der Rathhaushalle deponirte.

Herr Franz Steffler trug sie selbst in seinen Schreibverschlag und wickelte sie dort in ein blaues Papier, das er zum Ueberflusse

noch mit einem Bindfaden umwand, wobei ihm der Amtsdiener, am Ofen ſtehend, mit einem mürriſchen Lächeln — er hatte eigentlich kein anderes — zuſchaute.

„Es iſt mir doch lieb, daß ich dergleichen hinter mir habe und um ein Paar hübſcher Augen willen keine Papierverſchwendung mehr treibe.“

Hierauf blies er ſeine Backen auf und ſpitzte die Lippen, als ob er pfeifen wollte, kam aber nicht dazu.

„Allerdings ein Paar hübſche Augen,“ ſagte der Gehülfe des Marktmeiſters, aus ſeinem Verſchlage hervorkommend — „und was für Augen!“

Mit dem Aeußern des Herrn Steiſſer war eine große Veränderung vorgegangen: ſtatt des fadenſcheinigen, ſchwarzen Anzuges trug er jetzt einen wohlhabend ausſehenden Paletot von braunem Winterſtoffe, Beinkleider von derſelben Farbe, und an ſeinem Halſe bemerkte man ſogar einen weißen Kragen; dabei war es eigenthümlich, wie dieſes anſtändige Kleid auf den ganzen Menſchen eingewirkt zu haben ſchien. Seine Bewegungen waren nicht mehr hüpfend, wie damals, auch tänzelte er nicht mehr mit dem Ausdrucke der Ehrerbietung um den Amtsdiener herum, bis es dieſem gefiel, an dem warmen Ofen ein Bischen Platz für den armen Steuerſchreiber zu machen, ſondern er pflanzte ſich jetzt ohne Weiteres neben dem Amtsdiener auf, die Hände auf den Rücken gelegt, wobei er die ungnädigen Blicke deſſelben mit einem leichten Lächeln beantwortete.

„Ja, die Zeiten ändern ſich,“ ſagte er alsdann; „doch gab es gewiß eine Zeit, wo Sie für ſo hübſche Augen noch mehr gethan hätten, als einige Stangen Meerrettig in ein blaues Papier zu wickeln.“

„Mehr allerdings, aber das doch wohl nicht,“ antwortete der Amtsdiener in mürriſchem Tone; „freilich haben ſich die Zeiten geändert, daß ſich Gott erbarme! Damals gehörte mehr dazu, als

plötzlich einen guten Rock anhaben und Meerrettig einwickeln, um — doch iſt darum nichts beſſer geworden, auch die Mädel heutzutage nicht."

„Mein lieber Herr Amtsdiener," entgegnete der Andere in einem heiteren Tone, „auf das Aeußere kommt's nicht an, man kann tragen, was man will, und bleibt deßhalb doch im Innern was man iſt — die innere Eigenſchaft, die Fähigkeit, welche man beſitzt, das macht eigentlich den Menſchen aus; ich war allerdings noch vor Kurzem, was man einen rohen Edelſtein nennt, und ſelbſt Sie werden nicht läugnen, daß ich heute ziemlich geſchliffen ausſehe — doch wollen wir darüber kein Wort weiter verlieren. Da kommt auch Jungfer Margarethe zurück, und Sie ſollen ſehen, ob ſie es nicht ſehr wohlgefällig aufnimmt, daß ich ihr die ſchmutzigen Meerrettigſtangen eingewickelt habe."

Dies war denn auch in der That der Fall; bei ihrem Eintreten nickte ſie gegen den Amtsdiener nur leicht mit dem Kopfe und trat alsdann mit Herrn Steffler in den kleinen Verſchlag, wobei ſie gegen dieſen die Bitte ausſprach, die Geſammtſumme ihrer Einkäufe nachzurechnen.

Der Amtsdiener draußen blies ſeine Backen auf und machte ein höchſt unzufriedenes Geſicht, als in dieſem Augenblicke die Glocke ertönte, welche ihn in den Sitzungs-Saal des Gemeinderathes hinaufrief.

Der Steuerſchreiber hatte ſich an ſeinen Tiſch geſetzt und durchflog die Zahlenreihe, während Jungfer Margarethe ſehr dicht neben ihm ſtand, ihre Hand aufgeſtützt hatte und ihm über die Schulter ſah.

„Dieſe Rechnung iſt richtig," ſagte er, mit einem leichten Seufzer aufſchauend, und da er ſich hierbei ein wenig emporrichtete, ſo konnte es nicht fehlen, daß er ſie mit ſeiner Schulter ſtreifte; „bitte aber, ſelbſt noch einmal nachzuſehen: zwei und zwei ſind vier und acht ſind zwölf und ſieben ſind neunzehn und fünf ſind vierundzwanzig — behalte zwei — zweiundfünfzig von dem anderen

Zettel dazu machen sechsundsiebenzig, und nun einen Kuß dazu, süße Margarethe, so haben wir einen Gulden vierundzwanzig Kreuzer."

„Pfui, Herr Steffler, Sie können Ihre schlechten Witze niemals lassen und sind wirklich ein gefährlicher Mensch, der darauf ausgeht, ein unerfahrenes Mädchen ins Gerede zu bringen!"

„Das sagen Sie nicht im Ernste, Margarethe — Sie wissen, wie gut und zart ich für Sie denke!"

„Bei einem solchen Verlangen hier in der offenen Halle!"

„O, mein liebes Kind, die Fenster sind vor Staub so blind, als man es nur wünschen kann, und ich kenne kein heimlicheres Winkelchen als diesen Verschlag."

„Das haben Sie wahrscheinlich schon oft erprobt?"

„Jetzt, Margarethe, sage ich „pfui" und setze mit Entrüstung hinzu: das ist nicht Dein Ernst!"

„Und wenn der Herr Amtsdiener Sprandel hereintritt, so fällt sein erster Blick hierher — ich kenne das."

„Aber er wird nicht hereintreten — sei gescheit, liebes Kind!"

„O, ich bin sehr gescheit!"

„Aber schlechte Zahlen machst Du — ich glaube, ich habe mich doch geirrt; soll das hier ein Vierer sein oder am Ende ein Siebener? Sieh' einmal genau hin — noch näher — so ist es recht."

„Schämen Sie sich, Herr Steffler, so meine Arglosigkeit und Unschuld zu mißbrauchen! Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich gewiß nicht hieher gekommen, überhaupt . . . ."

„Was überhaupt, meine herzige Margarethe?"

„Ueberhaupt spricht man schon im Hause davon, daß Sie sich so oft in der Nähe unseres Hauses sehen lassen, und der Kutscher hat neulich behauptet, er habe es ganz deutlich gesehen, wie Sie an der Ecke auf mich gewartet."

„Nun, und was weiter?"

„Was weiter? Sie haben gut fragen — meinen Sie denn,

Dreißigſtes Kapitel.

Das Ende des Traumes.

An jenem denkwürdigen Morgen, wo der Jäger Lukas aus der Wohnung des Schultheißen in die Berge hinaufgeeilt war, um von dem verſchwundenen Mädchen eine Spur aufzufinden, an jenem Morgen, wo er das Ende ſeines Traums erleben ſollte, blieb der Schultheiß des Dörfchens, Gottlieb Baumberg der Aeltere, als er den Jäger bis an das Ende ſeines Gartens begleitet, kopfſchüttelnd ſtehen und ſah dem ſonderbaren Fremden einen Augenblick nach in tiefe Gedanken verſunken, dann rückte er ſein Morgenkäppchen auf dem weißen Haar unſchlüſſig hin und her, ſtützte ſich auf das Gartenthor und überdachte die ſonderbaren Reden, die der unbekannte Mann geführt. Sein ſorgfältiges Erkundigen nach dem Bergſee da droben, nach der Tiefe deſſelben und ob er recht einſam vom Wege abläge, dieſes Alles ſchien ihm ſehr verdächtig.

man fange so mir nichts dir nichts eine Liebschaft an, ohne solche Aussichten zu haben?"

„Das meine ich gewiß nicht, mein liebes Kind; ich habe Dir schon gesagt, daß ich die besten Aussichten habe."

„Und doch bleiben Sie hier auf dieser kleinen Stelle, im ständigen Verkehr mit den dummen Marktweibern da draußen — das gefällt mir durchaus nicht."

Sie sagte das in einem etwas schnippischen Tone.

„Alles hat einen Uebergang, wie schon der selige Fuchs bemerkte, als man ihm das Fell über die Ohren zog — aufgesagt habe ich, und wenn nicht der Marktmeister, wie Du wohl weißt, krank wäre, so würde ich gleich am anderen Tage ausgetreten sein."

„Und Du wirst Deine Anstellung bekommen?"

„Das ist so gut, wie sicher, und zwar eine sehr respektable Anstellung, meinen Fähigkeiten entsprechend, in der Staatsdruckerei, auf dem Bureau der Staatsbanknoten."

„Und dann?"

„Dann, meine süße Margarethe, brauche ich nicht mehr Abends um euer Haus herumzuschleichen; Du kannst alsdann Deine Liebe zu mir offen und frei gestehen."

„Nein, Sie sind wirklich unausstehlich, Herr Steffler," schmollte das hübsche Dienstmädchen, indem es ihn auf die Finger schlug, „und dabei sind Sie von einer fürchterlichen Einbildung! Lassen Sie jetzt Ihre Kindereien gehen, und Sie meinen wohl, es sei etwas Rechtes, Ihre Liebe, und ich müßte mich sehr geehrt fühlen, dieselbe laut und öffentlich erklären zu können? Sagen Sie mir lieber etwas Vernünftiges von Ihren soliden Aussichten."

„Als Angestellter der Staatsdruckerei habe ich mehr als genügendes Auskommen."

„Ist diese Anstellung so gewiß?"

„Wie der Tag scheint; obgleich ich in dem Herrn von Rivola einen mächtigen Fürsprecher besitze, so habe ich das Ganze doch

mir ſelbſt zu verdanken, was auch ſchon etwas werth iſt. Herr von Rivola wurde zufällig auf mein Zeichen- und Gravirtalent aufmerkſam; er iſt ein großer Kunſtkenner, und da er mich ſogleich richtig erkannte, ſo war es ihm bei ſeinen großen Connexionen ein Leichtes, mich zu einer guten Stelle vorzuſchlagen. Ich beſorgte auch kleine Arbeiten für ihn, wofür er mich ſo außerordentlich belohnte, daß ich ſchon mit Recht der Anſicht ſein kann, daß in mir etwas ganz Beſonderes ſteckt; wenn ich freilich im Verhältniß danach beſtändig bezahlt würde, ſo könnte ich es noch zu einem Millionär bringen."

„Ich glaube, Sie ſchneiden ein wenig auf, Herr Steffler."

„Ganz und gar nicht, mein liebes Kind; ſo hundert Gulden für eine ganz kleine Arbeit und noch ein tüchtiges Geſchenk für meine zukünftige Einrichtung, und das für eine Arbeit, die ich, unter uns geſagt, an einem einzigen Sonntagmorgen zu Stande brachte!"

„Was war denn das für eine Arbeit?"

„Man kann es eigentlich nicht einmal eine Arbeit nennen; es war nur eine Probe, damit ſie in der Staatsdruckerei ſehen können, daß ich ein ſcharfes Auge und eine ſichere Hand habe."

„Wiſſen Sie auch, lieber Franz, daß ich ebenfalls für Sie gearbeitet habe?"

Der Steuerſchreiber ſah ſie fragend an.

„Neulich ſprach ich einmal mit der Frau Stadtſchultheißin, daß wohl die Zeit kommen könne, wo ich mich gern verändern möchte."

„So, Du möchteſt Dich verändern?"

„Nun ja — wenn — Sie wiſſen das ja" — bei dieſen Worten ſpielte Jungfer Margarethe mit einer affectirten Verlegenheit an ihren Schurzbändern, — „und ſagte das auch der Frau Stadtſchultheißin, nannte dabei Ihren Namen und ſetzte hinzu, daß der Herr Baron von Rivola Ihnen eine gute Anſtellung verſchaffen wolle, worauf die Frau Stadtſchultheißin erwiederte: ‚Ja, in dieſem

Falle kannſt Du ſchon ruhig ſein, denn wenn der Herr Baron von Rivola Jemanden protegirt, ſo muß dieſer Jemand' — nein, ich ſag' es doch nicht, Du biſt ſo ſchon eitel genug!"

„So muß dieſer Jemand etwas Rechtes ſein," hat ſie geſagt, ergänzte der Steuerſchreiber — o, ich weiß genau, was in mir ſteckt!"

„Laſſen Sie Ihre Kindereien, da kommt der Herr Amtsdiener zurück; geben Sie mir meine Rechnung."

„Hier, Jungfer Margarethe," ſagte Herr Steffler, indem er, ſcheinbar mit großer Ruhe, nochmals die Zahlenreihe überflog und dann dem hübſchen Dienſtmädchen das Papier einhändigte, welches es dankend empfing, dann Herrn Sprandel einen Knix machte und hierauf mit ſo koketter Bewegung, als es ihr nur möglich war, die Halle verließ.

Der Amtsdiener hatte bei ſeinem Eintreten raſch einen lauernden Blick hinter den Verſchlag geſandt und ſagte nun, als ſich Jungfer Margarethe entfernt hatte: „Das hat lange genug gedauert — ich möchte nur wiſſen, was die Frau Stadtſchultheißin denken würde, wenn ſie erführe, daß ihr Dienſtbote hier eine förmliche Auflage hielte; doch mir kann es gleichgültig ſein, in jeder Beziehung gleichgültig."

Er ging bei dieſen Worten quer durch die Halle, öffnete einen dort befindlichen Wandſchrank, aus dem er eine große Laterne nahm, deren Lampe er mit einem Schwefelhölzchen anzündete; dann rückte er ſeine Mütze feſter in die Stirn, blies die Backen auf und verließ das Gemach durch eine Thür, die ſich hinter der großen Treppe befand und die zu öffnen ihm einige Mühe koſtete.

Herr Steffler, der durchaus keine Luſt mehr verſpürte, ſeine doch nun bald ganz beendigten Geſchäfte für den erkrankten Marktmeiſter heute Morgen, da es ohnehin ſchon ſtark auf Mittag ging, fortzuſetzen, klappte ſein Buch zu, nahm ſeinen Hut und ſchloß den Verſchlag hinter ſich ab.

Er ſtand ſchon unter der Eingangsthür, um die Halle zu ver-

laſſen, als er von oben Jemand die Treppe herabkommen und, ſich umwendend, den Stadtſchultheißen ſah, der mit einem jungen Manne in eifrigem Geſpräche die Stufen niederſtieg und, ohne ihn zu bemerken, mit dieſem durch dieſelbe Thür ging, durch welche ſoeben der Amtsdiener mit ſeiner leuchtenden Laterne verſchwunden war. Daran war nun durchaus nichts Auffallendes; jene Thür führte zu dem Rathhauskeller, in welchem der Stadtſchultheiß wahrſcheinlich irgend etwas in Augenſchein nehmen wollte, vielleicht eine bauliche Veränderung, denn er erinnerte ſich dunkel, den jungen Mann auch ſchon irgendwo geſehen zu haben — richtig, bei ſeinem Freunde, dem Friſeur Fritz, welcher geſagt, der junge Mann ſei ein Baumeiſter, Ingenieur oder dergleichen.

Herr Steffler zog, auf der Treppe ſtehend, ſeine Handſchuhe an und ging von dannen, um in der Nachbarſchaft noch einen kleinen Beſuch zu machen.

Die Treppe, welche von der Halle in den tiefen Rathhauskeller führte, war breit, etwas ſchlüpfrig zwar, aber nicht ſo dunkel, daß man ein Licht gebraucht hätte, weßhalb der Amtsdiener mit ſeiner Laterne hinabgeſtiegen war, um unten auf die ihm folgenden beiden Herren zu warten.

„Das iſt ein ſchönes Gewölbe," meinte der Ingenieur Welden, nachdem er mit dem Stadtſchultheißen angekommen und den aus dicken Quadern erbauten Kreuzbogen aufmerkſam betrachtete; „es wäre eine Freude, wenn man heutzutage noch ſo bauen dürfte. Dort in jener Ecke muß nach dem alten Plane, den ich genau durchgeſehen, die fragliche Thür ſein."

„Ja, dort iſt ſie, und hier der Schlüſſel," ſagte der Stadtſchultheiß — „leuchten Sie dorthin, Sprandel."

Der Ingenieur nahm den Schlüſſel und drehte ihn nicht ohne große Kraftanſtrengung in dem Schloſſe herum, wobei er bemerkte: „Das iſt lange nicht gebraucht worden."

Es war eine ſchwere, kunſtlos gearbeitete, aber ſehr feſte eiſerne

Thür, vor welcher nun die Drei ſtanden, der Amtsdiener mit hoch erhobener Laterne, deren Lichtſchein in einen unterirdiſchen Gang ſehen ließ, welcher hier begann und aus welchem eine modrige, allerdings etwas übel riechende Luft herausdrang.

Welden nahm die Laterne aus der Hand des Amtsdieners, und nachdem er die Thür aufgedrückt, die ſich kreiſchend in ihren Angeln drehte, ging er ohne Weiteres voran; ihm folgte der Stadtſchultheiß, nachdem er Herrn Sprandel bedeutet, ihn oben in der Halle zu erwarten.

„Iſt der Weg hier eben, oder gibt es Stufen?“ fragte der Ingenieur.

„Ganz eben, nur läuft der Gang, der Straße folgend, wie Sie finden werden, ein wenig aufwärts.“

Langſam weiter ſchreitend, beleuchtete Welden die Wände ſowie die Decke des feſtgebauten Gewölbes und ſagte: „Das iſt ebenfalls in einer Zeit erbaut, wo man weder an Steinen noch an Zeit zu ſparen pflegte — ſchade darum, daß dieſer Gang, wie Sie mir ſagten, auf der Seite der jetzigen Hauptwache verſchüttet worden iſt; er würde noch Jahrhunderte allem Gewichte trotzen, das man für gut fände, auf ihn zu laden.“

„Und er hat nicht einmal viel zu tragen, denn er folgt meiſt den Straßen und geht nur kurz vor ſeinem Ende unter einem Häuſerquadrat durch, iſt auch wahrſcheinlich der größeren Sicherheit wegen dort verſchüttet worden.“

„Wie das zuſammengefügt iſt und mit Sorgfalt gearbeitet!“

Und ſo war es auch in der That; die Quadern, welche man zu dem Baue benutzt hatte, von feſtem Stein und ſo regelmäßig behauen, daß die Fugen heute, nach vielen hundert Jahren, noch wie mit dem Lineal gezogen erſchienen und kaum zu bemerken waren. Die Luft hier war dick und warm, doch nicht ſo, daß ſie das Athmen beſchwerlich gemacht hätte. Von dem Geräuſche des

täglichen Verkehrs oben ſowie von dem in den rechts und links anſtoßenden Kellern hörte man nur wenig, zuweilen das Rollen eines Wagens, hier und da auch ein dumpfes Klopfen und Hämmern.

„Ich hatte mir den Gang viel verfallener gedacht," ſprach Herr Welden, „und von dem Geſichtspunkte ausgehend, wäre ich ganz mit Ihnen einverſtanden geweſen, auch die eine Mündung im Rathhauskeller zu vermauern, wie es mit der anderen bei der Hauptwache ſchon vor langen Jahren geſchehen; wie ich aber jetzt die Conſtruction des Gewölbes finde, ſo wäre es eigentlich ſchade, ihn gänzlich unzugänglich zu machen, es gibt Architekten genug, die hier an den Steinſchnitten des Gewölbes etwas lernen können — doch was haben wir hier? Ah, eine Biegung des Ganges und an der runden Ecke derſelben ein viel lockereres Mauerwerk, als wir bisher geſehen — betrachten Sie das, Herr Stadtſchultheiß."

„Ich weiß wohl, wir ſind hier an der Ecke der Bären- und Glockengaſſe, und die Rundung, welche wir hier haben, ſind die Fundamente des alten Thurmes, der dem Herrn Baron von Rivola gehört."

„Richtig, den Thurm, welchen er, wie Sie mir ſagten, der Stadt ſchon verſchiedene Male zum Kaufe angeboten hat. Warum erwerben Sie dieſes intereſſante Bauwerk nicht? Sie könnten es zu einem ſtädtiſchen Archive oder dergleichen benutzen, ließen den Eingang, der hier unſtreitig in den Thurm führte, wieder herſtellen und hätten alsdann eine unterirdiſche Verbindung mit dem Rathhauſe, die für mancherlei Fälle wohl zu benutzen wäre."

„Daß hier ein Eingang war," fuhr Welden nach einer Pauſe fort, während welcher er die Mauer mit der Laterne auf's ſorgfältigſte beleuchtete, „daran iſt nicht zu zweifeln; ſieht man doch deutlich hier die Thüreinfaſſung roh in Stein gehauen und bemerkt eben ſo genau, daß die Steine, welche die Oeffnung jetzt verſchließen, in ſpäterer Zeit, und zwar mit ſehr wenig Sorgfalt eingefügt worden ſind."

„Ich wußte das wohl, auch ſprechen ſchon die alten Chroniken

davon, daß jener Thurm unter der Erde mit dem damaligen Jagdſchloſſe in genauer Verbindung ſtand durch dieſen Gang, der dann weiter fort in einen alten Steinbruch führte, wo jetzt die Hauptwache ſteht; zu welchem Zwecke, iſt nicht angegeben."

„Vielleicht zu ganz verſchiedenen Zwecken, um ein Schlupfloch offen zu halten und, was dieſen Thurm anbelangt, irgend einen ſicheren Aufbewahrungsort zu haben, ſei es für Schätze, ſei es für Gefangene, und es wäre eine ſehr dankbare Aufgabe, ihn gewiſſermaßen als Schatzkammer wieder herzuſtellen; ſo viel ich weiß, fehlt es Ihnen doch an Platz für Ihre Akten und Archive, und ich hätte ſchon lange gewünſcht, daß die prächtigen Schränke in Ihrem ſchönen Rathhausſaale zu anderen Zwecken benutzt würden, als um vergilbte Papiere dort aufzubewahren."

„Ihr Gedanke gefällt mir in der That, und wenn man den Gang von hier aus, wo er allerdings nicht mehr ſo feſt und mit Steinen und Schutt ausgefüllt iſt, wenn man ihn gerade hier hinter dem Thurme mit einem ſoliden Mauerwerke verſchlöſſe, ſo würde man ſicher auch die von weiter her dringenden übeln Gerüche abſchneiden. Wir könnten noch einige Schritte vordringen, und dann würden Sie gleich ſehen, wie dort das Mauerwerk unhaltbar und zerklüfteter iſt."

„Ich begreife das — der ſolid conſtruirte Gang zwiſchen Thurm und Jagdſchloß war Ihnen die Hauptſache."

„Ganz richtig; weiterhin ſteht er durch Schachtlöcher mit einigen Häuſern in Verbindung, durch welche die Bewohner, allerdings gegen die Vorſchrift, Aſche und Kehricht hinabſchütten."

„Wenn es Ihnen recht iſt, gehen wir doch noch ein paar Schritte vorwärts," ſagte der Ingenieur — „doch halt — bitte, Herr Stadtſchultheiß, bleiben Sie einen Augenblick ſtehen — hören Sie hier nicht ein eigenthümliches Geräuſch?"

„Nichts Beſonderes, Fußtritte droben und das entfernte Rollen eines Wagens."

„Nein, nein, das iſt es nicht — warten wir einen Augenblick, bis es über uns in der Straße wieder ſtill geworden iſt — jetzt hören Sie.“

„In der That, Sie haben Recht — was kann das ſein?“

„Etwas wie das Rad einer Maſchine, das ſich ein paar Mal herumdreht und dann jedes Mal ſtill gehalten wird. Iſt hier in der Nähe irgendwo die Werkſtätte eines Kupferdruckers?“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Oder eines Lithographen?“

„Auch nicht; hier herum gibt es nur Krämer, Metzger, Bäcker und dergleichen Gewerbsleute. Das Geräuſch könnte ja auch von einem Spinnrade herkommen.“

„Der Faden der Spinnerin müßte ſehr regelmäßig abreißen,“ meinte Welden kopfſchüttelnd; „treten Sie ein wenig näher zu mir, hier hören Sie es deutlicher.“

Er hielt die Laterne hoch empor, um oben das Gewölbe zu beleuchten, und dann ließ er den Schein des Lichtes langſam an der feuchtglänzenden Mauer herabgleiten bis zu der ſchlecht vermauerten Oeffnung in dem runden Thurme.

„Wenn Sie ſich etwas niederbeugen wollen,“ ſagte er alsdann, „ſo hören Sie es am deutlichſten.“

„Ach ja,“ erwiederte der Stadtſchultheiß, nachdem er eine Zeit lang an der Mauer gehorcht, „das Geräuſch ſcheint in der That aus dem Thurme des Herrn von Rivola zu kommen; vielleicht daß ſein alter Diener, der ehemalige Schloſſer, ſich mit der Drehbank ſeines Herrn zu ſchaffen macht?“

„Ach, das könnte ſein! Ja, ja, das Geräuſch klingt ſo, als wenn ein widerſpenſtiges Rad nach verſchiedenen Seiten probirt wird, um es wieder in Gang zu bringen. Jetzt hat das Geräuſch ganz aufgehört; ich habe es mir immer zur Richtſchnur genommen, über irgend etwas Ungewöhnliches, das ich beſonders zur Nachtzeit höre, ſo lange nachzudenken oder, wenn es möglich iſt, daſſelbe zu unter-

ſuchen, bis ich zu irgend einer genügenden Erklärung gelange. Wenn das Jeder thäte, gäbe es keine Geiſtererſcheinungen mehr."

„Dazu fehlt aber Manchem Ihre Umſicht oder Ihr Muth, mein lieber Herr Welden. Hier iſt es jedoch ſicher der alte Friedrich geweſen; wenn ich ihn wieder ſehe, will ich ihn darum befragen. Laſſen Sie uns aber jetzt noch einige Schritte weiter vordringen, damit Sie ſehen, wie ſich die Conſtruktion des Ganges hier endet."

„Ach ja, auffallend ſchlecht! Wie ich ſchon vorhin ſagte, es iſt meine Anſicht, daß es meinen Collegen von dazumal hauptſächlich darum zu thun war, die Verbindung zwiſchen Thurm und Rathhaus wahrſcheinlich für den täglichen Verkehr im Stande zu halten; mit dem weiteren Gange mußte man ſich für gewiſſe Fälle ſo gut als möglich behelfen."

„Das hier iſt allerdings recht ſorglos zuſammengefügt, und hier dicht am Rivola'ſchen Hauſe ſehen Sie einen jener Schachte, von denen ich vorhin ſprach. Wie hier Kehricht und Aſche zu einem tüchtigen Haufen angewachſen ſind! Ich muß denen da oben wieder einmal die Polizeivorſchrift auffriſchen laſſen."

Welden hatte mit der Laterne gegen den Boden geleuchtet, wo ſich allerdings ein tüchtiger Haufen von Abfall aller Art und Aſche befand; jetzt beugte er ſich tief hinab und betrachtete etwas, das ſich glänzend aus dem grauen Staube hervorhob.

„Was haben Sie da?"

„Wenn ich nicht irre, ein Stückchen geſchmolzenen Kupfers, förmlich einen Tropfen bildend; man ſollte glauben in der Nähe einer Galmeiſchmelze zu ſein, gerade ſo tropft das Metall aus dem Steine."

„Sehen Sie wohl, wie intereſſant es iſt, dieſen alten Gang zu unterſuchen," meinte lächelnd der Stadtſchultheiß. „Da haben wir ſchon ein paar wichtige Entdeckungen gemacht; wer weiß, was wir fänden, wenn wir noch weiter fortſchritten! Doch habe ich

Ihre Zeit und Geduld genugſam in Anſpruch genommen, kann Ihnen auch weiter nichts mehr zeigen."

Welden hatte das Stückchen geſchmolzenen Kupfers zwiſchen den Fingern gerieben und dann eigentlich ganz abſichtslos in die Weſtentaſche geſchoben. Hierauf betrachtete er noch einen Augenblick die Steine und Erdmaſſe, welche ſich allerdings hier jedem weiteren Vordringen widerſetzten, und ſagte alsdann: „Ich muß meinen Vorſchlag von vorhin wiederholen, den alten Thurm zu kaufen und hier eine ſolide Mauer aufzuführen. Denken Sie nur, Herr Stadtſchultheiß, was das für ein Rettungsweg wäre bei einem Brande oder dergleichen! Und dann eignet ſich der alte Thurm mit ſeinen rieſenhaften Mauern wie gar nichts Anderes zu einem ſtädtiſchen Archiv."

Der Stadtſchultheiß ging dem Anderen ſchweigend voraus durch den alten Gang zurück; Welden ſchloß die alte Gitterthür nicht ohne einige Mühe wieder zu und ſagte dabei: „Wenn Sie mir den Schlüſſel anvertrauen wollten, ſo würde ich dieſes ſchöne, aber verroſtete Schloß einmal nachſehen laſſen; das müßte bei guter Behandlung wie ein Uhrwerk gehen."

„Thun Sie das, mein Lieber, und wenn Sie noch einen Augenblick Zeit für mich haben, ſo bitte ich Sie, mich nach oben zu begleiten."

Neben dem Rathhausſaale hatte der Stadtſchultheiß ein kleines, aber behagliches Arbeitszimmer, wo er den jungen Ingenieur zum Sitzen einlud und, als dieſer das dankend ablehnte, mit ihm auf und ab ging.

„Das, was Sie mir vorhin vorſchlugen, ſcheint mir als außerordentlich zweckmäßig. Der Herr Baron von Rivola äußerte ſchon einige Mal die Abſicht, den Thurm und das Haus verkaufen zu wollen; auch war der verlangte Preis, ohne gerade gering zu ſein, doch auch nicht übermäßig, und wir haben hier im Rathhauſe ſo wenig Platz, daß es ſchon ſehr erwünſcht wäre, in der Nähe einen

„Hollah, hollah!“ ſagte er zu ſich ſelber, „die Sache will mir durchaus nicht gefallen, da muß ich ſchon ein Bischen meine Vorkehrungen treffen! Peter! Anton!“ rief er, während er eilig durch den Garten nach ſeiner Wohnung zurückſchritt, „Anton! Peter! wo ſteckt Ihr?“

Bald erſchienen die Gerufenen, zwei handfeſte Bauernburſche, unter dem Scheuernthor und liefen zu ihrem Herrn in den Garten. „Paßt mir auf,“ ſagte der Schultheiß, „und merkt Euch, was ich jetzt will! Ihr Beiden, ohne aber vorher im Dorf mit Jemand darüber zu ſprechen, lauft, was Ihr könnt, zu meinem Gevatter nach der Sägmühle, da nehmt Ihr die beiden Söhne des Gevatters mit — ich laſſe meinen ſchönen Gruß machen und darum bitten — und nehmt zugleich den leichten Nachen vom Mühlteich und fünfzig Klafter Strick, ein paar lange Stangen und ſpringt hinauf, was Ihr könnt, an den wilden See. Ich werde noch vor Euch da ſein, — na! ſchaut mich nicht ſo an! macht, daß Ihr fortkommt! Ich habe Euch noch niemals eine Dummheit befohlen und ſchlechte Witze mache ich auch keine: — aber eilt, was Ihr könnt, 's gilt ein Menſchenleben!“

Jetzt flogen die Burſche davon über das bethaute Gras hinweg nach der Mühle, die in einer Schlucht am Fuße der Berge lag. Der alte Schultheiß gieng an das Gartenthor zurück, hielt die Hand als einen Schirm gegen die Sonne an die Augen und blickte nach dem fremden Manne. Dieſer war rüſtig aufwärts geſtiegen und ſtand jetzt auf der Brücke des Waldwaſſers in demſelben Augenblicke, wo Anton und Peter die Mühle erreichten. Jetzt nickte der Schultheiß zufrieden lächelnd vor ſich hin, gieng ins Haus zurück, entledigte ſich ſeiner Schuhe und zog dafür ein paar hohe Stiefel an; dann ſetzte er den runden Hut auf, gieng in ſeinen Stall, ſattelte ein kleines, gedrungenes

ſolid gebauten Raum für Archiv, Magazin und dergleichen zu haben, ſowie auch noch ein paar Schreibſtuben für ſolche Geſchäftszweige, die gerade nicht unmittelbar hier im Rathhauſe zu ſein brauchen. Sie wiſſen, mein lieber junger Freund, daß ich neulich in der Gemeinderathsſitzung recht tüchtig mit meinem Antrage auf Zumauern des Ganges überſtimmt wurde; nun meinen allerdings meine Freunde, ich ſolle mich daran nicht kehren, und ich glaube, Sie machten neulich bei meinem Balle den Vorſchlag, weder Gitterthür noch Oeffnung zuzumauern, ſondern dahinter ein ſolides Mauerwerk aufzuführen."

„Nein, nein; Herr von Rivola ſagte ſo, und fand ich damals dagegen nichts einzuwenden. Heute aber, wo ich den Gang geſehen, faßte ich eine andere Anſicht."

„Und Ihre Anſicht iſt ganz vortrefflich; ich werde vor den Gemeinderath hintreten und werde ihm ſagen: Meine Herren und Collegen . . . ." — der Stadtſchultheiß legte bei dieſen Worten ſeine rechte Hand auf die Bruſt — „Sie haben neulich meinen Antrag verworfen, und ich habe mich dem Beſchluſſe des verehrlichen Collegiums ſo gern und willig gefügt, daß ich ſogar nach reiflicher Ueberlegung auf den Gedanken gekommen bin, den Gang, der nach Ihrem Beſchluſſe erhalten bleiben ſoll, für das Allgemeine nützlich zu machen, indem — und ſo weiter und ſo weiter. Ich ſchmücke mich dabei mit fremden Federn," ſetzte er mit einer verbindlichen Verbeugung gegen Welden hinzu, „doch werden Sie mir ſchon erlauben, mir auf dieſe Art Ihre vortreffliche Idee anzueignen."

„Gewiß."

„Und noch eine weitere Bitte erfüllen. Wenn ich mich auch ſelbſt der Freundſchaft des hochverehrten Mannes, des Herrn Barons von Rivola rühmen darf, ſo möchte ich doch nicht gern in meiner Eigenſchaft als Stadtſchultheiß ihn um den Preis ſeines Hauſes fragen; die ſtädtiſchen Mittel ſind etwas beſchränkt, und in dieſem Punkte iſt mit großen Herren am allerſchlechteſten Kirſchen eſſen.

Sie aber, mein verehrter Freund, ſtehen ihm nicht nur näher, als ich — ich weiß, Sie ſind Hausfreund in Eichenwald — bitte, bitte, ſo oft ich im Herbſte draußen war, ſah ich, daß man Sie wie zur Familie gehörig betrachtete, ja, ſogar die Baronin — doch gehen wir darüber hinweg. Sie können dem Baron begreiflich machen, daß uns der alte Thurm allerdings ſehr nützlich wäre und daß er gerade in Betracht unſerer beſchränkten Mittel wohl ein gelindes Opfer bringen könnte, um der Stadt die Anſchaffung dieſes kleinen, ihm doch ſo entbehrlichen Anweſens möglich zu machen. Sehen Sie, mein lieber junger Freund," fuhr der Stadtſchultheiß fort, indem er Welden ſeine beiden Hände darreichte, „wenn ich vor den Gemeinderath hintreten könnte, um meinen oft ſo mißgünſtigen und widerhaarigen Collegen zu ſagen: So fügt ſich der Stadtſchultheiß in eure Beſchlüſſe; nicht nur, daß er ſeine eigene Idee, die Zumauerung des alten Ganges, bereitwilligſt aufgab, nein, er that noch mehr, um euren Wünſchen gefällig zu ſein, er will dieſen beſagten Gang ſogar wieder herſtellen, um ihn in Verbindung zu bringen mit einem Denkmale alter Zeit, für das wir nützliche Verwendung haben und welch' altehrwürdiges Denkmal er für Euch um den Spottpreis von ſo und ſo viel erhandelt hat — ich glaube, ein alter Römer hätte nicht mit größerer Selbſtverläugnung handeln können."

„Ganz meine Anſicht," gab Welden zur Antwort, während ein leichtes Lächeln über ſeine ſonſt ſo ernſten Züge flog; „und um dieſer Selbſtverläugnung willen werde ich alles Mögliche thun, um von Herrn von Rivola in der That einen Spottpreis zu erlangen."

„Gott lohne es Ihnen! Seien Sie aber meiner vollen Dankbarkeit gewiß, und wenn Sie einmal — was nicht mehr lange dauern kann — als Mitglied des Rathes in den Saal hier nebenan eingeführt werden, ſo werde ich das als die glücklichſte Zeit meiner Amtsführung betrachten, und was ich dazu beitragen kann ..."

Jetzt lächelte der junge Ingenieur in der That auf's herz-

lichſte. Gewiß mochte ihm die Ausſicht, einſtens an dem großen, grünen Tiſche ſo viel leeres Stroh mitdreſchen zu helfen, nicht gerade als das glänzendſte Ziel ſeiner Wünſche erſcheinen. Dem Stadtſchultheißen ſchützte er allerdings ſeine Jugend und Unerfahrenheit im Geſchäfte vor, worauf dieſer ihm wohlwollend die Rechte auf die Schulter legte und in einem ſehr ernſten Tone erwiederte:

„Ihre Jugend, mein lieber Freund, würde der Stolz Ihrer Eltern ſein, wenn dieſe das Glück gehabt hätten, Ihre glänzenden Erfolge zu erleben. Könnte ich von meinem Ferdinand dasſelbe ſagen! Verzeihen Sie mir, daß ich dieſen Schatten in unſere Unterhaltung bringe, aber es iſt ein Schatten, der mein Leben verbittert und über den Sie mir vielleicht ein paar Worte erlauben werden — Sie ſind ja auch ein Bekannter meines Sohnes.“

Welden verbeugte ſich mit einem leichten Achſelzucken.

„O, ich verſtehe dieſe Miene! Ich wollte auch eigentlich nur ſagen: Sie kennen ihn, Sie ſehen ihn auch zuweilen, obgleich Sie ein paar Jahre älter ſind. O, wenn es Ihnen ſchon deßhalb möglich wäre, hier und da ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden! Er ſchlägt ſo ganz aus der Art, daß ich zuweilen förmlich erſchrocken bin, wie ein ſolcher Verſchwender in unſere Familie hineingerathen konnte.“

„Ferdinand iſt allerdings etwas luſtig, doch ſonſt ein in jeder Beziehung anſtändiger junger Mann; ich würde gewiß ſeinen Umgang nicht vermeiden, wenn ich mehr freie Zeit hätte.“

„Davon hat er viel zu viel, das iſt gerade das Unglück.“

„Auch erlauben mir meine Mittel nicht, kleine, oft angenehme und gewiß unſchuldige Thorheiten mitzumachen.“

„Was nennen Sie ſeine Mittel? Das allerdings reichliche Taſchengeld, welches ich ihm gebe, und dazu das Andere, das ihm ſeine Mutter heimlich zuſteckt — ich wollte nicht davon reden, aber ich fürchte, er macht Schulden, bedeutende Schulden.“

„Sollte Ihnen das verschwiegen bleiben?“

„Vollkommen; und deßhalb fürchte ich, er ist in die Hände von Wucherern gefallen. Man weiß, daß ich einiges Vermögen besitze, und ist der Ansicht, der Stadtschultheiß könne doch unmöglich den eigenen Sohn in den Schuldthurm sperren lassen — es wäre darin etwas von einem Brutus, aber ich danke dafür! Nun weiß ich, Ferdinand hat einen ziemlichen Respekt vor Ihnen, eben so wie manche der jungen Leute, die er seine Freunde nennt, so der kleine Besenbach, der mit dem rothen Barte.“

„Ah, ich kenne ihn!“

„Thun Sie es einem besorgten Vater zu Liebe, Herr Welden, und sagen Sie es mir, wenn Sie etwas in dieser leidigen Angelegenheit erfahren. Ich weiß, daß er namentlich in allerletzter Zeit Summen ausgibt, die mich erschrecken. Summen für jenes gefährliche Kleeblatt: Wein, Spiel und Liebe! Seien Sie meiner Dankbarkeit und Verschwiegenheit gewiß und überzeugt, daß ich zu allen Gegendiensten bereit bin.“

„Vielleicht ist das schwer zu erfahren, vielleicht auch ohne große Mühe, und da ich überzeugt bin, daß Sie, Herr Stadtschultheiß, Ihrem Sohne stets ein gütiger Vater sein werden, so will ich Ihnen gern Mittheilung darüber machen, wenn ich zufällig etwas erfahre — zufällig, denn dem nachzuforschen, wird sich nicht gut thun lassen.“

„Was ich vollkommen begreife,“ sagte der Stadtschultheiß und setzte mit einem herzlichen Ausdrucke in Blick und Miene hinzu: „Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen also mit zwei wichtigen Aufträgen beschwerlich geworden bin, unseren gemeinschaftlichen Freund, den Freiherrn von Rivola betreffend, und die Quelle, aus welcher mein ungerathener Sohn das Geld für seine Schulden schöpft — allerdings zwei ganz entgegengesetzte Dinge.“

Zwölftes Kapitel.

Welden hatte das Rathhaus verlaſſen und ging über den hart gefrorenen Schnee nach der oberen Stadt. Es war gegen die Mittagszeit, was man an der größeren Stille des gewerblichen Stadtviertels, von dem er ſoeben herkam, wohl bemerkte; denn hier waren die Werkſtätten und kleineren Läden für eine oder zwei Stunden geſchloſſen, ebenſo die Comptoirs und Bureaux, und alle, die von der Frühe bis zwölf Uhr gearbeitet hatten, genoſſen der verdienten Ruhe zwiſchen ihren vier Pfählen. Anders war es dagegen in der oberen Stadt, wo ſich in den breiten Straßen, hervorgelockt von dem glänzenden Sonnenſcheine, zahlreiche Spaziergänger hin und her bewegten, um den klingenden Schlitten mit den reich geſchirrten Pferden zuzuſchauen.

Welden blieb häufig ſtehen, um hier und da ein paar Worte mit einem Bekannten zu wechſeln oder um ebenfalls dem bunten Treiben auf der Schneebahn zuzuſchauen. Hier war aber auch alles an's helle Tageslicht gezogen, was von Schlitten während der wärmeren Jahreszeit auf Söllern und in dunklen Magazinen von dieſer nur zu kurzen Schmetterlingszeit zu träumen pflegte, und gerade ſo, wie während der Sommerszeit die bunt geflügelten Tagesfalter über die grünen Wieſen oder am Ufer des Baches

dahinflattern, ſo ſchoſſen jetzt die Schlitten in allen Geſtalten und Farben hin und wieder auf der weißglänzenden Schneefläche. Da bemerkte man neben neueren, eleganteren Schlitten alte in den phantaſtiſchſten Geſtaltungen, ausgehöhlte Löwen und Bären, dort einen rieſenhaften Schwan, hier in Muſchelform, ähnlich dem Wagen der Schaumeniſtiegenen, nur war der Inhalt weniger ſchön und begehrlich. Auch Pelze in allen Formen brüſteten ſich vom einfachen Rehfelle bis zur ſchwarzen Bärendecke, die, in rother und goldener Einfaſſung koketter Weiſe rechts und links zu beiden Seiten des Schlittens tief herabhangend, mit ihren Quaſten und Troddeln den Schnee ſchleifte, und dazu hundertfach vielſtimmiges Geklingel und das Knallen der Peitſchen.

Welden ſah ſich nach einer ſtilleren Seitenſtraße um, denn er hatte dieſes Getreibes genug, nachdem er es eine Viertelſtunde betrachtet; doch hielt ihn noch das jetzt auffallende Zuſammenſtrömen der Zuſchauer am Rande des breiten Trottoirs.

Ah, da kam der Hof mit der höchſten Geſellſchaft in einigen zwanzig Schlitten! Allerdings ein prächtiger Anblick, die feurigen, herrlichen Pferde mit dem bunt verzierten Geſchirre, Federbüſche auf den Köpfen, die koſtbaren Pelzdecken, die Schlitten ſelbſt in ſtrotzender Vergoldung, Stallmeiſter und Vorreiter voran und zu beiden Seiten, alles das begleitet von einem wahrhaft betäubenden Geklingel, und die Herren und Damen in ihren reichen Wintertoiletten, Zobel und Hermelin, wohin man blickte, im reichſten Beſatze auf ſchwarzen und farbigen Sammtmänteln.

Jetzt wurde Welden von einem der Vorüberfahrenden freundlich durch eine tiefe Senkung der Peitſche gegrüßt: es war der Baron von Rivola, welcher die Oberſthofmeiſterin der Königin führte. Hinter ihm kam ſeine Frau an der Seite ihres Bruders, des Oberſten der Leib-Küraſſiere, Grafen Hartenſtein.

Es mußten das wohl neue Pferde ſein, mit denen Herr Rivola fuhr, ein Paar herrliche Rappen. Welden hatte ſie bis jetzt noch

nicht in seinem Stalle gesehen. Und wie geschmackvoll einfach Geschirr und Schlitten waren! Letzterer tiefblau mit einer leichten Goldverzierung, nur mit einer wahren Verschwendung von Bärenpelz, hintenauf zwei Bediente mit niedrigen, blauen, silberbesetzten Mützen.

Auch Frau von Rivola bemerkte den jungen Ingenieur; doch war es ein sehr einfaches, steifes Kopfnicken, mit dem sie seinen ehrfurchtsvollen Gruß erwiederte.

Der Schlitten, welcher diesem folgte, erregte am meisten die Aufmerksamkeit der Zuschauermenge, besonders der Damenwelt, welche rechts und links an der Straße versammelt war. Derselbe war klein, aber von höchster Zierlichkeit, bespannt mit zwei muthigen Scheck-Ponies, die Geschirre roth mit Gold, die Decken von langhaarigem, seidenartig glänzendem Astrachanpelz, dessen Farbe so rein und leuchtend war, daß der Schnee gelblich dagegen erschien.

Welden hatte bereits von der kleinen Equipage Lucy's gehört und erkannte schon von Weitem den Schlitten an seiner Bespannung, sonst hätte er das junge Mädchen kaum bemerken können, denn Lucy, die, einen Bedienten hinter sich, allein in ihrem Schlitten saß, war umringt von jungen Herren zu Pferde, von welchen einer, ihr Vetter, Graf Hartenstein von den Gardehusaren, auf der dem Ingenieur zugekehrten Seite des Schlittens heiter plaudernd dicht neben ihr ritt und sie so mit seinem Pferde fast verdeckte.

Das junge Mädchen sah wundervoll aus; ihr schönes Gesicht war von der Kälte und von der Aufregung sanft geröthet, und da sie, freundlich aufschauend, die Bemerkungen des jungen Offiziers lächelnd erwiederte, so sah man zwischen den frischen, weich geformten Lippen ihre hellglänzenden Zähne. Sie trug ein anliegendes Kleid von blauem Sammt, mit weißem Pelze besetzt, und eine kleine Mütze von gleichem Stoffe und gleicher Farbe.

Welden schaute der lieblichen Erscheinung, welche mit den

nachfolgenden Schlitten wie ein bunter Traum an ſeinem Blicke vorüberzog, ſinnend nach.

Traum und Wirklichkeit — oder war dieſes der eigentliche Lebenskreis des jungen Mädchens und für ihn die Erinnerung traumhaft, wenn er ſich Lucy von Rivola zu Hauſe dachte, ſo einfach und natürlich mit ihm plaudernd, ſeinen Worten lauſchend mit innigen Blicken, oder auf Spaziergängen an der Seite ihres Vaters, wenn ſie ihm ſo gern eine ſeltene, ihr fremde Waldblume brachte, einen glänzenden Stein zur Beurtheilung, oder wenn ſie ſich ſeinen Hut ausbat, den höchſt einfach grauen Filzhut, um eine Epheuranke darum zu winden — eigenthümliche Gedanken! Er wußte in der That nicht, weßhalb ſie jetzt auf ihn eindrangen. Nur ſo viel wußte er, daß er ſich nach ſeinem ſtillen Arbeitszimmer ſehne, um auf dem Papiere die ſchwierige Conſtruction jener Werke zu beendigen, die er im nächſten Frühjahre auszuführen hoffte dort oben in der maleriſch ſchönen Landſchaft, an deren zerklüftetem Terrain er unter kaum zu beſiegenden Schwierigkeiten ſeine ganze Kunſt zu zeigen vermochte. Ja, jenes Schaffen in Feld und Wald war die Wirklichkeit, ſeine Wirklichkeit, die glänzenden Bilder, welche ſoeben an ſeinem Blicke vorüberzogen, in denen das junge, ſchöne Mädchen für ihn allerdings den Mittelpunkt bildete, nur ein phantaſtiſcher Traum.

„Die kleine Rivola iſt allerdings ſo ſchön, daß ſelbſt ein ruhiger Beobachter wie unſer Freund Welden vor Erſtaunen angefeſſelt bleibt!“ hörte der Ingenieur Jemanden neben ſich lachend ſagen und ſah, als er ſich umwandte, daß der Kreis der Zuſchauer um ihn her verſchwunden war und er beinahe allein auf dem Trottoir ſtand, neben ihm ein eleganter einſpänniger Schlitten, aus welchem die eben gehörten Worte heraustönten, und zwar aus dem Munde Beſenbach's, der neben Ferdinand Welkermann, letzterer kutſchierend, in der Ecke des Schlittens lehnte.

„Schön iſt nicht das richtige Wort,“ meinte Ferdinand;

„ſagen wir meinetwegen: erfriſchend anzuſehen. Aber, offen geſagt, iſt es im Ganzen etwas ſehr Inſipides um dieſe Eigenſchaftswörter: ich bin überzeugt, ſo denkt Herr Welden auch, und ſtatt dieſer Maskerade nachzuſchauen, hat er gewiß an einem dieſer Häuſer einen architektoniſchen Schnitzer entdeckt — wie geht es Ihnen?“

„Danke, nicht ſchlecht,“ gab der Ingenieur zur Antwort und ſetzte, näher tretend, hinzu: „wenn auch nicht ſo gut, wie Ihnen — Sie haben ſich da ein hübſches Geſchirr angeſchafft!“

„Man muß doch irgend etwas thun, um ſich das langweilige Daſein zu verkürzen; alle Welt fährt im Schlitten, da thue ich es auch.“

„Sie haben ja ein wirklich außerordentlich ſchönes Pferd!“

„Er hat es von Herrn Rivola erhandelt,“ ſagte Beſenbach. „Haben Sie Rivola's prachtvolle Rappen geſehen?“

„In der That, ein Paar brillante Pferde.“

„Koſten ihn auch viertauſend Gulden, incluſive dieſes kleinen Fuchſes, der ſo zu ſagen als Knochenſtück beigegeben wurde.“

„Ein theures Knochenſtück, koſtet mich achthundert Gulden und iſt nicht einmal zum Reiten oder zu einem Wagen geeignet! Wenn die Schlittenbahn vorbei iſt, werde ich es für das halbe Geld weggeben müſſen.“

„Was machen Sie ſich daraus, Sie haben es ja!“ meinte der junge Ingenieur.

„Ja wohl, und wo unſer Einkommen nicht ausreicht, machen wir Schulden!“ lachte Beſenbach.

Ferdinand warf ſeinem Nachbar einen unangenehmen Blick zu, den er mit den Worten begleitete: „Du kannſt eigentlich nicht ſagen: machen wir Schulden, denn dieſes Geſchäft beſorge ich für dich ebenfalls mit — doch laßt uns über etwas Geſcheiteres reden. Haben Sie was vor, lieber Welden?“

„Ich bin gerade im Begriffe, nach Hauſe zu gehen und zu arbeiten.“

„Das wird auch wohl keine Ewigkeit dauern, in drei Stunden ſehen Sie nichts mehr, und wenn Sie nichts Beſſeres zu thun

wiſſen, ſo treffen Sie uns um fünf Uhr im Holländiſchen Hofe, wo wir ein kleines Diner machen; es iſt ſo eine Art Schlitten-Club, der ſich conſtituirt."

„Aber das Diner iſt die Hauptſache," lachte Beſenbach; „es wäre hübſch von Ihnen, wenn Sie kämen, lieber Welden."

„Ich will ſehen, was ſich thun läßt; ganz ſicher aber dürfen Sie auf mich nicht rechnen, ich könnte durch Eines oder das Andere auf dem Bureau feſtgehalten werden."

„Machen Sie das, wie Sie wollen und können, und wenn Sie auch erſt beim Nachtiſche erſcheinen, ſo ſind Sie uns eben ſo angenehm und willkommen."

„Das wäre vielleicht möglich, zu Kaffee und einer Cigarre."

„Bon!"

Das muthige Pferd, welches ſchon ungeduldig mit dem Fuße geſcharrt, flog jetzt mit leichten Schritten über die glatte Schneedecke dahin. Welden hatte zum Abſchiede mit der Hand gegrüßt und verließ nun die breite Schloßſtraße, um ſich durch eine der ſchmalen Seitengaſſen nach ſeiner Wohnung zu begeben.

Dieſelbe befand ſich in einem großen, ſtattlichen Hauſe in einer neuen Straße, die mit der Schloßſtraße parallel lief, mit der, von welcher Welden ſoeben herkam. Oberbaurath Lievens hatte dieſes Haus erbaut und den ganzen Parterreſtock zu Eiſenbahnbureaux an den Staat vermiethet. Er ſelbſt wohnte im erſten Stocke, und da er kinderlos war und ſelbſt wenig Platz gebrauchte, ſo hatte er dem jungen Ingenieur zwei rückwärts liegende Zimmer eingeräumt. Welden war nicht nur die rechte Hand ſeines Chefs, ſondern man konnte ihn auch füglich als die rechte Hand des ganzen Baubureau's betrachten; ja, der Miniſter ſelbſt hatte geſchwankt, ob ihm nicht ſchon an Lievens' Stelle die Oberleitung ſelbſtſtändig übertragen werden könne. Doch war er dafür in einem Lande, wo zu einer derartigen Stelle ein gewiſſes Alter als höchſt erforderlich galt, noch zu jung befunden worden. Allerdings hatte er bei

braunes Pferd, und nachdem er noch einige Befehle für das Haus zurückgelaſſen, ſchwang er ſich auf den Rücken des Thieres und trabte ebenfalls den Bergen zu.

Anton und Peter hatten, wie geſagt, die Mühle erreicht, hatten den Gevatter des Schultheißen bei Seite genommen und ihm eilig den Wunſch, beziehungsweiſe Befehl, deſſelben zugeflüſtert.

„Da hat's Eile!“ meinte der alte Müller; brachte ſeine Finger an den Mund und pfiff ſo gellend, daß es das Geklapper der Mühle übertönte. Augenblicklich darauf ließ ſich an einem der obern Fenſter ein weißgeruderter Kopf ſehen ſowie ein paar breite Schultern, worauf der Kopf ſaß, und bald darnach kam ein zweites Geſicht zum Vorſchein, welches dem erſtern über die Achſeln ſah, und Beide zuſammen verſchwanden wie der Blitz, als ihnen der alte Müller eine Geberde machte, welche ſie eiligſt herabkommen hieß. Mit wenigen Worten theilte nun der Vater ſeinen beiden Söhnen mit, um was es ſich handle, worauf Tau und Stangen in der größten Geſchwindigkeit herbeigeſchafft und der leichte Nachen aus dem Mühlenteich gehoben wurde. Darauf traten ſie ihre Wanderung ins Gebirge an, und da abwechſelnd zwei und zwei den Nachen trugen, ſo kamen ſie raſch vorwärts.

Bald hatten ſie die Höhe des Berges erreicht und brauchten auf dem Kamme deſſelben nur noch ein paar tauſend Schritte zu gehen, um den „wilden See“ zu erreichen. Rings um war Alles ſtill und auch nicht der leiſeſte Wind rauſchte in den Blättern der Bäume; daher kam es denn auch, daß ſie, obgleich noch eine gute Strecke von dem See entfernt, auf einmal deutlich ein Geräuſch vernahmen, als plätſchere etwas in dem Waſſer. Dieß hören und im ſchnellſten Laufe herbeieilen, war bei den vier kräftigen Burſchen Eins und daſſelbe. Jetzt ſahen ſie den

ſeinen Kenntniſſen die Bedingung ſtellen können, entweder ganz unabhängig oder gar nicht zu arbeiten; doch feſſelte ihn ein Gefühl der Dankbarkeit an Lievens, auf deſſen Bureau er ſchon als junger Menſch beſchäftigt geweſen, der ſeine Fähigkeit vollkommen erkannte und ihm deßhalb ein Vorgeſetzter war, wie er ihn ſich nur wünſchen konnte. Lächelte ihn doch der gute Oberbaurath auf eine gemüthliche Weiſe an, wenn er ihn hier und da um ſeinen Rath fragte, und pflegte alsdann zu ſagen: „Machen Sie es, wie Sie wollen, es wird ſchon recht werden.“

Was die Oberbauräthin anbelangte, ſo hatte ſie ſich ſchon damals, als der junge Mann mit dem ganzen Baubureau aus den Bergen nach der Stadt zurückkehrte, ſeiner mit mütterlicher Sorgfalt angenommen und war dem Wunſche ihres Gemahls, Welden ſo nahe als möglich bei ſich zu haben, ſo bereitwillig entgegengekommen, daß ſie ihm die beiden Zimmer, welche bis jetzt für allenfallſige Gäſte benutzt wurden, ſogleich einräumte.

Der junge Ingenieur, welcher mit angeſtrengter Thätigkeit arbeitete und dem es anfänglich, wenn er Abends Zirkel und Reißfeder weggeworfen, eine Erholung war, das gutmüthige Geplauder ſeiner Hauswirthin anzuhören, hatte ſeine häufigen Beſuche ſpäter als einen Zoll der Dankbarkeit fortgeſetzt und auch dann nicht unterlaſſen, als ſich ihm andere Häuſer bereitwilligſt geöffnet, beſonders da er zu ſehen glaubte, daß es die Oberbauräthin einigermaßen ſchwer nahm, wenn er nicht regelmäßig zu den gewöhnlichen Stunden bei ihr erſchien.

Wir wiſſen bereits, daß Welden der Sohn armer Eltern war, daß er dieſe früh verlor und ſich nun gänzlich ohne Vermögen allein in der Welt forthelfen mußte. Dies war nur durch einen eiſernen Fleiß möglich geweſen, und zwar nur dadurch, daß er ſeit früheſter Jugend, nachdem er während des Tages mit angeſtrengteſtem Fleiße gearbeitet hatte, auch noch Andere lehrte, oft bis

tief in die Nacht hinein, um darauf mit dem kärglichſten Abendeſſen und ſehr ärmlicher Umgebung ſeine Nachtruhe zu ſuchen und zu finden.

Begreiflich war es, daß er ſo keine Zeit und Gelegenheit hatte, in Geſellſchaft zu kommen, nicht in gute, aber auch nicht in ſchlechte; unbegreiflich dagegen, daß er trotzdem aus ſich ſelbſt heraus die geſellſchaftlichen Formen der beſten Art zu finden wußte und ſich in dem erſten Salon, den er betrat, durchaus nicht eckig und ungelenk benahm, ſondern ſo, als ſei ihm Parquetboden und Teppich ganz bekannt und geläufig. Sein erſtes Debut hierin hatte er draußen im Rivola'ſchen Hauſe gegeben, und daß die Baronin ſelbſt, welche auf geſellſchaftliche Formen außerordentlich viel hielt, ihn für einen wohlgezogenen und äußerſt anſtändigen jungen Mann erklärte, war wohl das größte Compliment, das man ihm machen konnte. Schon früher, ehe Herr von Rivola ihn ins Haus brachte, hatte er von ihm geſprochen, ſeine Umſicht, ſeine Kenntniſſe gelobt, und dabei von ſeiner Kraft und Gewandtheit erzählt, wie er, ſchwierige Arbeiten leitend, zuweilen zum Staunen der Arbeiter ſelbſt mit eingriff, und ihn dabei geſchildert in ſeinen hohen Waſſerſtiefeln, der dicken, kurzen Joppe, wodurch nach und nach ſowohl bei Frau Rivola als bei Lucy ein ganz eigenthümliches Bild des jungen Ingenieurs entſtanden war, und zwar ſo, daß, als derſelbe nun endlich einmal in einfachem, kleidſamem Anzuge erſchien, die Baronin ſpäter zu ihrem Manne ſagte: „Ich war in der That ganz überraſcht beim Anblicke deines Welden, den ich mir nach deinen Schilderungen als ein kleines, verwildertes Ungeheuer gedacht, und nun .... — Hätte man mir ihn als Herrn von Welden vorgeſtellt, ſo würde ich ſeinem Aeußern und ſeinem Benehmen nach geglaubt haben, daß er aus einer ſehr guten Familie ſei."

Trotzdem er aber nach dem Begriffe der Frau von Rivola eigentlich aus gar keiner Familie war, nur ein höherer Arbeiter,

welcher hier auf dem Lande nützliche Dienste erzeigte und glücklicher Weise von so guten gesellschaftlichen Formen war, daß man sich seiner nicht zu schämen brauchte, wenn ihn zufällig einmal ein Besuch aus der Stadt traf, dabei das offene, gerade Wesen des jungen Mannes, alles das hatte es gemacht, daß man ihn unbefangen, ja, fast traulich behandelte, und daraus war gefolgt, daß er, der sich ein etwas kindliches Gemüth bewahrt, unter dem nachwirkenden Eindrucke jener für ihn glücklichen Stunden im Rivola'schen Hause dasjenige der Oberbaurāthin betrat, auch hier an Unbefangenheit und ganz harmlose Vertraulichkeit glaubend.

Wäre Herr Welden in der That der Herr von Welden gewesen, so würde es die Baronin Rivola gewiß nicht so bereitwillig zugegeben haben, daß er Lucy, natürlicher Weise in Gegenwart von deren Gouvernante, auf Spaziergängen durch den Park oder durch Feld und Wald, wo das gute Mädchen so gern umherstreifte, begleitet hätte. Allerdings waren diese Spaziergänge zugleich Unterrichtsstunden für sie, in denen Welden mit ihr Botanik und Mineralogie trieb oder sie Ansichten der Natur zeichnen ließ, wofür sie ein hübsches Talent hatte. Auch im Hause behandelte ihn die Baronin in gleich unbefangener, vertraulicher Weise; er durfte ihr nicht nur zuweilen vorlesen, sondern sie erging sich auch gern mit ihm über das, was er gelesen, in weiterführenden Betrachtungen, ja, ihr Auge ruhte alsdann wohlwollend auf seinen offenen Zügen, und sie hatte sich dabei schon einmal auf dem Gedanken ertappt, wie schön es doch wäre, wenn sie einen eigenen Sohn ihr so gegenüber sitzen sehen könnte. Es war das eigentlich ein komischer, extravaganter Gedanke, der ihr dadurch gemildert erschien, daß sie sich Welden natürlicher Weise in der Uniform eines Küraſſier- oder Husaren-Regiments dachte, und sie entschuldigte sich selbst gegenüber diesem Gedanken, daß der junge Mann in der That ihrem Vetter, dem Grafen Erich Hartenstein, ziemlich ähnlich sehe.

Als Welden nun hierauf in die Stadt und in das Haus des Oberbauraths kam, trug er sein Verhältniß zu Frau von Rivola auch hieher über, nur vermißte er allerdings Lucy's lebhaftes Gesicht, Lucy's munteres, herzliches Wesen, ja, er ertappte sich oft auf dem Gedanken, wenn er an den grauen, herbstlichen Himmel hinaufblickte oder auf die vier Wände seines Bureau-Zimmers, daß er sich gegen früher jetzt wie in einem Gefängnisse befinde, ließ seine Phantasie hinaus über Berg und Thal schweifen, lagerte sich, natürlich in Gedanken, unter dem duftigen Schatten der Wälder oder an einem munteren Bergwasser, welches seine klare Flut über breite, glatte Kiesel und vorbei an moosbedeckten Felsen führte, munter plaudernd, wobei ihm dann häufig die Gestalt des jungen Mädchens erschien, ganz verkörpert, ja, identisch mit dem wunderbaren Dufte des Waldes, mit der heiteren, gesprächigen, Herz und Seele erfrischenden Quelle — eine lieblich blühende, wilde Rose.

Das Gute hatten Herbst und Winter, daß an Spaziergänge nicht gedacht werden konnte, er hätte dabei hier doch Manches von dem unbefangenen Wesen der Frau von Rivola und Lucy's vermißt; denn daß die Oberbauräthin nicht so ganz unbefangen, nicht so unbewußt natürlich mit ihm war, wie jene, hatte er trotz alledem bald herausgefühlt. Auch sie plauderte allerdings herzlich und zutraulich, aber aus allem, was sie sagte, klang ein Grundgedanke heraus, den er sich anfänglich nicht klar machen konnte, ja, er sprach aus ihren Blicken, wenn sie ihm gegenüber saß und sich, was auch hier häufig geschah, von ihm vorlesen ließ. Oft unterbrach sie auch den Lauf der Vorlesung, gerade wie Frau von Rivola gethan, nur waren die Betrachtungen, welche sie an etwas knüpfte, ganz anderer Art, meistens nicht aus dem Gelesenen hervorgehend, sondern in dasselbe hineingetragen, oft auch eine Situation der Romanfiguren mit ihrer eigenen Lage vergleichend, dabei zu scherzhaften Redewendungen Veranlassung gebend, welche die schöne Frau dadurch endete, daß sie sich zu dem jungen Manne hinüberbeugte, ihm das

Buch mit ſanfter Gewalt aus den Händen nahm und dabei ſagte: „Laſſen wir jetzt Vorleſung und Wortſtreit; es iſt gefährlich, ſich mit Ihnen einzulaſſen.“

Nun ſah er aber anfänglich durchaus keine Gefahr dabei, weder für ſich, noch für Madame Lievens. Fühlte er doch keine Regung irgend welcher Art, wenn ſie ihr blitzendes Auge mit dem ruheloſen Blicke in ſeine Blicke verſenkte und wenn ſie alsdann, mit herabgeſenkten Lidern das Feuer dieſer Blicke auslöſchend, ſich in die Ecke des Sopha's zurücklehnte, die ſtarken, aber ſchön geformten Lippen geöffnet und leicht aufſeufzend. Nur einmal, als er ihr am Tage nach der Wagner'ſchen Oper die Legende des Tannhäuſer vorlas, während ſie an ihrem Flügel ſaß und aus der Oper die betreffenden Melodien ſpielte, überkam ihn etwas wie eine gewaltige Sehnſucht nach Morgenthau, nach dem Dufte friſchen Quellwaſſers, und er fühlte ſich auf einmal ſo beengt, als ſei er aus der friſchen, ſonnbeglänzten Natur ſelbſt in den Hörſelberg hinabgeſtiegen.

Es war eigenthümlich, daß ihm gerade heute ſolche und ähnliche Gedanken kamen, jetzt, wo er über ſein großes Reißbrett gebeugt ſtand und mit ſicherer Hand Kreiſe zog und Linie zeichnete. Es war ein ſchönes Stück Arbeit, das er da vor ſich hatte, die Conſtruktion einer Eiſenbahnbrücke, welche in einem einzigen Bogen über ein ſchmales Felsthal geſprengt werden mußte. Unten floß das Bergwaſſer, an dem er ſo oft mit Lucy gewandelt; daneben befand ſich ein Weg, der nach Eichenwald führte. Wie war es ſo erklärlich, daß ihm das blendend weiße Papier die Schneebahn, welche er ſo eben verlaſſen, lebhaft in's Gedächtniß zurückführte! War doch auch jetzt droben in den Bergen die Landſchaft mit tiefem Schnee bedeckt, und war es doch als ſicher anzunehmen, daß Lucy ihren Lieblingsweg an dem ſprudelnden Bache vorbei häufig mit ihrem Schlitten und den beiden Ponies fahren würde — eine reizende Staffage unter dem hochgeſprengten Brückenbogen!

Und wenn ſie emporblicken würde, wenn das Werk ſeiner Hände dort oben ſo kühn und ſicher zwiſchen den beiden rieſigen Naturſteinpfeilern ruhe, vielleicht auch in ſpäteren Zeiten noch an den Erbauer, ihren freundlichen Lehrer, denkend!

Während er aber nun an das junge Mädchen dachte, hatte ſich der Bleiſtift in ſeiner Hand haſtig auf dem Papiere bewegt und ohne daß dies wiſſentlich in ſeiner Abſicht gelegen war, trat mit Einem Male hier der kleine Schlitten mit den Pferdchen und der ſchönen Lenkerin hervor. Sie fuhr gegen den Brückenbogen und hob ihren Kopf empor, um ſein Werk anſchauen zu können. Das Köpfchen, welches er gezeichnet, war ganz klein und doch von einer ſolchen Aehnlichkeit, daß er, als es fertig war, faſt erſchrocken zu dem Gummi griff, um es wieder auszulöſchen. Aber er that es nicht. Wozu auch, warum es nicht für ſpätere Zeiten aufbewahren, wo er überzeugt war, daß es ihm in der Erinnerung große Freude machen würde, ſie ſo wieder zu ſehen, aufblickend nach dem nun fertig gewordenen Werke, deſſen Erbauer, er ſelbſt, weiß Gott wo in der Welt herumſtreifen würde? Er ließ die angefangene Zeichnung, wie ſie war, und nahm die nöthigen Materialien, um einen anderen weißen Bogen darüber zu ſpannen, auf dem er alsdann wieder begann, Linien zu ziehen und Kreiſe zu zeichnen, diesmal ungeſtört von Gedanken, die vorhin ſo bereitwillig geweſen waren, ihm Anderes in ſeine Arbeit hineinzutragen. Jetzt hatte er ſich deſſen entledigt, und nach leichter, obgleich ſtundenlanger Arbeit ſtand die Conſtruction der Brücke mit den nöthigen Gerüſten ſo ſicher auf dem Papiere, daß er ſelbſt ſeine Freude daran hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Es begann bereits zu dunkeln, als Welden endlich die Reißfeder weglegte, sein Werk mit zufriedenen Blicken nochmals betrachtete und dann an's Fenster trat, um auf den stillen, schneebedeckten Hof hinabzuschauen. Die Uhr der Stadt schlug die fünfte Stunde, und er erinnerte sich, daß er Herrn Ferdinand Welkermann halb und halb versprochen hatte, zu dessen Diner im Holländischen Hofe zu kommen. Es war ihm indessen durchaus nichts daran gelegen, auch hatte er nicht geradezu abgelehnt, weil er sich der Unterhaltung mit dem Stadtschultheißen am heutigen Morgen erinnert hatte und gern etwas erfahren hätte, um den alten Herrn in Betreff seines Sohnes zu beruhigen.

Daß die jungen Leute allerdings spielten, wußte er, jedoch nicht, wie hoch, da er Einladungen zu diesen Spielabenden, die oft an ihn ergangen waren, beständig abgelehnt hatte, und aus triftigen Gründen, welche jene auch gelten ließen; denn wenn Welden auch ein gutes Einkommen hatte, so wußte man dagegen, daß er in jeder Beziehung sehr anständig lebte und kleine Schwächen für eine gute Handzeichnung, für ein schönes Aquarell oder eine kostbare alte Waffe oder dergleichen hatte.

Dem Diner beizuwohnen, fühlte er indessen durchaus keine

Luſt — während ein paar Stunden all das Geſchwätz anhören zu müſſen über Mädchen, Pferde und Hunde! Er konnte ja ſpäter dort erſcheinen, um eine Cigarre dort zu rauchen; er erinnerte ſich jetzt, das eigentlich auch nur verſprochen zu haben, und dann gab es ſich von ſelbſt, dem unvermeidlichen Spiele zuzuſchauen.

Welden nahm ſeinen Hut und Paletot und verließ das Zimmer; er mußte an der Küche vorbei, deren Thür weit geöffnet war und deren Beherrſcherin, leiſe vor ſich hinſingend, am Herde ſtand.

„Ah, Herr Welden," ſagte ſie, als ſie ihn erblickte, „die Frau Oberbauräthin haben ſchon nach Ihnen gefragt; ich wußte aber nicht, daß Sie auf Ihrem Zimmer waren — ich hatte Sie nicht nach Hauſe kommen hören."

„So — iſt die Frau Oberbauräthin in ihrem Zimmer?"

„Gewiß, treten Sie nur ein."

„Iſt Geſellſchaft da?"

„Niemand, als der Bruder der Frau Oberbauräthin, der Herr Polizeirath Merkel."

Es war dem Ingenieur angenehm, den Polizeirath zu treffen, weßhalb er denn auch ohne Weiteres ſeinen Paletot vor der Thür ablegte und in das Zimmer trat.

Madame Lievens ſaß in der Ecke ihres Sopha's, beim ſtrahlenden Lichte der Carcellampe mit einer Handarbeit beſchäftigt, und vor ihr in einem kleinen Fauteuil lehnte behaglich der Polizeirath; er liebte es ſehr, um dieſe Zeit der Dämmerung ſeine Beſuche, beſonders bei der einzigen Schweſter, zu machen. Verheirathet war er nicht, weßhalb er die Zeit vom Verſchwinden des Tageslichtes, bis zum Beginne des Theaters, oder bis zu der Stunde, wo er Bekannte in ſeinem Club traf, oder wo ſonſt Geſellſchaft anfing, nicht gern in ſeinen vier Wänden verbrachte; es war ihm keine Erholung, dort allein zu ſein, und da er oft tagelang ſchweigend über den verwickeltſten Akten ſaß, ſo fand er großes Behagen daran,

in dieſer Zwiſchenzeit ſich am liebſten ganz gleichgültigem Geplauder hinzugeben.

Der Polizeirath glich ſeiner Schweſter und war ein ſchöner Mann, von elegantem Aeußern und den beſten geſellſchaftlichen Manieren; er war es auch faſt allein von ſeinen Collegen, der in die feinſten Kreiſe gezogen wurde, ja, der ſich nicht nur der Gunſt ſeines Miniſters, ſondern auch der allerhöchſten Zufriedenheit in hohem Grade erfreute. Er hatte ſchon in den delikateſten Miſſionen Außerordentliches geleiſtet, war ſchon häufig in andere Reſidenzſtädte verſchickt, ja, von dort erbeten worden, um in beſonders ſchwierigen Fällen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Herr Polizeirath Merkel trug bei paſſenden Gelegenheiten in den Knopflöchern ſeines ſchwarzen Fracks Orden der verſchiedenſten Potentaten und wäre ſchon längſt durch den Titel „Geheimer Polizeirath“ aus den Reihen ſeiner Collegen emporgehoben worden oder hätte mit dem Titel eines Geheimenrathes in die Regierung treten können, wenn er dies nicht ſtets hätte zu hintertreiben gewußt, da es in ſeiner Abſicht lag, ſeinen jetzigen Chef, den Oberpolizeidirektor, einen ſchon alten Herrn, einſtens in dieſer hohen Würde zu erſetzen. Faktiſch führte er deſſen Departement jetzt ſchon, als Kanzleidirektor der Polizeiabtheilung, ziemlich ſelbſtändig, was aber nicht ausſchloß, daß er ſich intereſſanten Fällen eben ſo energiſch wie unermüdlich widmete, als ſei er einer der jüngſten Polizeibeamten geweſen. Seine Collegen, welche nicht nur ſeine Leidenſchaft für alles das kannten, was mit großer Schwierigkeit verknüpft war, ſondern die auch ſammt und ſonders vor ſeinem Scharfſinne und ſeiner Klugheit zurücktraten, überließen ihm bereitwilligſt die Aufſpürung und Klarlegung irgend eines ganz beſonders bemerkenswerthen Verbrechens, und wenn es hieß, der Polizeirath Merkel habe irgend eine Sache ganz beſonders in die Hand genommen, ſo gaben ſich die betreffenden Uebelthäter, im Eifer, ihm zu entgehen, oft die bemerkenswertheſten Blößen. Wer ihn nicht kannte, hätte

ihn aber eher für alles Andere, als für einen Polizeibeamten gehalten; ſeine offenen, wohlwollenden Züge ſchienen Einblicke zu geſtatten bis in das Innerſte ſeiner Seele, und ſeine Redeweiſe war ſo harmlos, daß es jeder Unbefangene für Unrecht halten mußte, dieſem Manne nicht mit dem größten Vertrauen entgegenzukommen.

Wie ſchon oben bemerkt, ſaß er am heutigen Abende vor ſeiner Schweſter, der Oberbauräthin, den Hut neben ſich auf den Boden geſtellt, den Stock quer auf den Knieen liegend, ganz behaglich plaudernd. Beim Eintritte Welden's wollte er ſich in höflichſter Weiſe erheben, was der junge Mann nur dadurch verhinderte, daß er raſch hinzutrat, die dargereichte Hand des Polizeiraths ergriff und einen Stuhl herbeiziehend, ſich auf eine Handbewegung der Frau vom Hauſe ebenfalls niederließ.

Welden erkundigte ſich nach dem Befinden der Oberbauräthin, und als ihm dieſe hierauf genügende Auskunft ertheilt, fragte ſie ihn, ob er jetzt erſt nach Hauſe komme.

„Im Gegentheil," gab der Ingenieur zur Antwort, „ich habe ein paar Stunden auf meinem Zimmer gearbeitet und war gerade im Begriffe, ein wenig an die friſche Luft zu gehen — es muß ein herrlicher Abend draußen ſein."

„Wie der ganze heutige Tag," ſagte der Polizeirath. „Der Hof hat einmal wieder das Glück gehabt, das ſchönſte Wetter zu ſeiner Schlittenfahrt zu haben; Seine Majeſtät ſind darin ganz beſonders bevorzugt."

„Und es iſt das wahrlich kein kleines Glück, wenn man dagegen Leute betrachtet, die von der Ungunſt des Wetters ſo zu ſagen verfolgt ſind — ich zum Beiſpiel."

„Sie? Ich hatte das nicht gewußt," warf Madame Lievens ein, ohne von ihrer Stickerei aufzuſchauen.

„Ja, ich, und wie Allem in dieſem Leben, muß ich auch dem Wetter ſeine Gunſt förmlich abkämpfen; ich habe das oft erfahren,

See vor ſich liegen, und ſahen wie das Waſſer nur noch kaum bemerkbar weite Kreiſe warf.

In dieſem Augenblicke kam auch der Schultheiß auf ſeinem Pferde herbeigeſprengt, warf ſich vom Sattel und leitete mit großer Umſicht die Rettungsanſtalten. Der Nachen wurde in das Waſſer geſchoben und ſchnell an das Ende eines großen Tannenbaums gerudert, der umgefallen war und weit in den See hineinragte. Einer der Söhne des Müllers, ein tüchtiger Schwimmer, warf ſeine Kleider ab, wand das Ende des Strickes um die Fauſt und ſtürzte in den See. Schnell ſank er unter, doch vergiengen einige bange Sekunden, ehe an dem Seil durch eine zitternde Bewegung ein Zeichen gegeben wurde, es hinauf zu ziehen. Heftig zogen nun die vier ſtarken Männer, theils im Nachen ſtehend, theils ſich an dem Baumſtamme haltend, das Tau in die Höhe, und bald darauf kam der Retter in die Höhe, den Geretteten feſt am Kragen nach ſich ziehend.

Der Schultheiß nickte vergnügt mit dem Kopf, als ſie nun den unbekannten Mann auf das weiche Moos am Ufer des See's niederlegten und derſelbe nach wenigen Sekunden tief aufathmete, die Augen öffnete, ſie aber bald darauf wieder ſchloß. Der Schultheiß, der auf Alles vorbereitet war, hielt ihm ein Fläſchchen an die Lippen und flößte ihm etwas Stärkendes ein; dann befahl er den jungen Burſchen, in die Mühle zurück zu gehen und einige Kleidungsſtücke für den Fremden herauf zu bringen. Dieſer ſchlug nach einiger Zeit abermals die Augen auf, ſchaute den alten Mann, der neben ihm kniete, mit großen Augen an und richtete ſich langſam in die Höhe.

„Wir haben uns ja heute Morgen ſchon geſehen,“ ſagte der Jäger mit matter Stimme, und blickte ſchaudernd um ſich auf das ſtille Waſſer an ſeiner Seite.

„Allerdings, mein Freund,“ ſagte der Schultheiß lachend,

wo ich bei Bauten ſehnſüchtig auf Sonnenſchein hoffte und alsdann bei ſtrömendem Regen unter größeren Schwierigkeiten anfangen mußte."

„Und blieben Sieger, weil Sie nicht nachgaben."

„Ja, ich erkämpfte mir einen freundlichen Sonnenblick, als ſollte ich für meine Beharrlichkeit belohnt werden."

„Uns geht es auch zuweilen nicht anders, und die moraliſchen Regengüſſe, unter denen wir bei unſerer Praxis zu leiden haben, ſind oft ſchlimmer, als die wirklichen."

„Ja, und was Du am Ende Sonnenblicke nennſt," ſprach Madame Lievens zu ihrem Bruder gewandt, „wäre für mich das Fürchterlichſte."

„Es iſt das eine Wiſſenſchaft wie jede andere — Sie werden mich verſtehen, mein lieber Herr Welden; bei Ihnen eine gelungene Conſtruction, bei mir das verhängnißvolle: ‚Ja, ich bin ſchuldig.'"

„Haben Sie die Schlittenfahrt heute geſehen?" fragte die Oberbauräthin; „ich fand ſie nicht ſo außerordentlich als ich erwartete."

„Allerdings nicht ſehr zahlreich," verſetzte Welden, nachdem er die an ihn gethane Frage durch ein Kopfnicken bejaht hatte, „doch ſah man ſchöne Schlitten und prachtvolle Pferde."

„Beſonders der des Freiherrn von Rivola," ſprach der Polizeirath; „reizend waren auch die Ponies, Geſchirr und Schlitten von deſſen Tochter."

„Und die Kleine ſelbſt," rief Madame Lievens, „wie ſie emporſchaute mit einem ſolchen Ausdrucke von Glückſeligkeit auf ihrem roſigen Geſichte!"

„Iſt ſie doch auch glücklich, dieſes junge Mädchen," ſagte Welden nachdenkend, „mit allen Vorzügen des Geiſtes und des Körpers begabt, jung, ſchön, reich, die einzige Tochter ihrer Eltern, deren Abgott ſie iſt."

„Ja, und Eltern," ſtimmte die Oberbauräthin ein, „die im Stande ſind, alle ihre kleinen und großen Wünſche zu erfüllen; ſchon der Gedanke hätte mich als junges Mädchen glücklich gemacht, auch nur ein einziges Mal in einer ſolchen deliciöſen Equipage fahren zu können — der Freiherr von Rivola muß enorm reich ſein."

„Man weiß das nicht ſo genau," ſprach der Polizeirath, wobei er ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnte und an die Decke emporſchaute; „wie über der Herkunft ſeiner Familie, ſo ſchwebt auch über der Quelle ſeines Vermögens ein gewiſſes Dunkel, was ich aber wieder begreiflich finde. Der Freiherr von Rivola lebte früher in Belgien; dort war er induſtrieller Speculant, und wenn man alsdann von dieſer bürgerlichen Sphäre in die allerhöchſten Regionen emporſteigt" — bei dem Worte ‚emporſteigt' zeigte ſich ein ſarkaſtiſches Lächeln auf den Zügen des klugen Mannes —, „ſo vermeidet man oft, über etwas Derartiges zu reden, woraus man ſich ſonſt eine große Ehre macht."

„Das kann man von dem Freiherrn eigentlich nicht ſagen," erwiederte Welden; „er liebt es ſogar ſehr, ſeine gediegenen Kenntniſſe zu zeigen."

„Als Kenner — ja, als genauer Kenner, was Handel und Induſtrie anbelangt, auch als Protector gemeinnütziger Unternehmungen; aber er wird nicht vielen Leuten erzählt haben, daß er in ſeiner Jugend an der Eiſenfabrikation von der Pike auf gedient, daß er am Amboß geſtanden und den Hochofen überwacht."

„Mir hat er davon erzählt."

„Ein Compliment für Sie, lieber Welden — verzeihen Sie mir, wenn ich Sie in's Geſicht lobe: er wußte, daß ſich da die große Intelligenz mit der großen Intelligenz unterhielt; nehmen Sie mir dieſes Lob nicht übel, Sie wiſſen, wie ſehr ich Sie ſchätze und liebe!"

Der Polizeirath reichte bei dieſen Worten dem jungen Manne

ſeine Hand, die Welden kräftig ſchüttelte, worauf der Andere, zu ſeiner Schweſter gewendet, fortfuhr:

„Ich habe Dir ſchon oft geſagt, daß ich es bedauere, ihn nicht in unſerem Departement zu haben, das wäre eine Kraft, auf die man ſich verlaſſen könnte.“

„Mir iſt es ſo lieber!“ erwiederte der junge Mann lachend.

„Begreiflich — um aber noch einmal auf Herrn von Rivola zurückzukommen, ſo iſt gerade wohl die Dunkelheit, welche für den großen Haufen auf ſeinem früheren Leben liegt, ſchuld daran, daß ſich der Stadtklatſch, vor Allem die Kaffeeklatſcherei, ſo gern mit ihm zu ſchaffen macht — ich kann dieſe furchtbare Leidenſchaft vor Dir frei und offen betonen, liebe Sophie, denn ſo viel ich weiß, biſt Du keine Liebhaberin dieſer Kaffeekränzchen, welche ſchon ſo viel Böſes geſtiftet haben.“

„Ich vermeide ſie, wo ich kann,“ gab Madame Lievens zur Antwort, „und bin lieber für mich allein oder für ein paar genaue Freunde zu Hauſe.“

Da ſich der Polizeirath in dieſem Augenblicke mit der Hand über die Augen fuhr, ſo warf die ſchöne Frau über ihre Stickerei hinweg einen raſchen, leuchtenden Blick auf Welden, den dieſer mit einer kurzen, verbindlichen Verbeugung erwiederte.

„Es iſt eigenthümlich,“ fuhr der Polizeirath fort, „wie ſehr man ſich gerade wieder in der letzten Zeit um Rivola bekümmert.“

„Und doch wohl nicht ganz ohne Grund,“ meinte die Oberbaurätin; „ſie lebten ein paar Jahre ſtill, wenig beachtet auf ihrem Landgute.“

„Wenig beachtet kannſt Du eigentlich nicht ſagen, ſie waren in den allerhöchſten Kreiſen gern geſehen.“

„Meinetwegen ja; ich will alſo ſagen: ſie lebten ohne großen Aufwand bis ganz vor Kurzem.“

„Wo Lucy zurückkam und nun in die Welt eintritt; es iſt doch ſo klar und folgerichtig, daß die Rivola, wenn ſie überhaupt

ihre Tochter einführen wollen, dies mit einem gewissen Aufwande thun müssen. Aber dieser Aufwand ist es nicht, über den man spricht; der Himmel mag es wissen, woher es kommt, daß wieder einmal, wie früher schon, der alte, harmlose Thurm, welcher dem Freiherrn von Rivola gehört, in aller Welt Munde ist."

„Wer ist denn in dieser Beziehung alle Welt?" fragte Madame Lievens.

„Amtsgeheimnisse," erwiederte lachend der Polizeirath. „Ich kann Ihnen versichern, lieber Welden," wandte er sich an diesen, „auch ohne Kaffeekränzchen zu besuchen, erfahre ich Aehnliches, wie dort verhandelt wird, so viel, daß mir oft die Ohren davon sausen."

„Und wahrscheinlich oft aus derselben Quelle."

„Das ist wohl möglich, und dabei ist es zuweilen recht schwer, die Spreu von dem Weizen zu sondern."

„Treiben wieder einmal Gespenster in dem alten Thurme ihr Wesen?" fragte die Oberbaurāthin.

„Nein, aber in dem Keller unter demselben soll Herr von Rivola in jüngster Zeit einen Schatz gefunden haben, der ihn, welcher vis-à-vis de rien gewesen, wieder zum reichen Manne gemacht und ihm gestattet, seinen allerdings etwas großen Aufwand in Pferden, Equipagen, Livreen zu machen, und dabei ist es eigenthümlich, daß mit dieser Schatzgräberei unser ruhiger, ehrenwerther und höchst solider Freund, der Stadtschultheiß, in Zusammenhang gebracht wird."

„Ah, durch seinen neulichen Antrag, den gewissen unterirdischen Gang zuzumauern," bemerkte Welden lächelnd — „sehr gut — in der That — natürlich mußte der Gang abgesperrt werden, damit Herr von Rivola ungestört seine Schatzgräberei betreiben konnte — vortrefflich — in der That . . . .!"

„Der Stadtschultheiß aber macht keinen Aufwand, der nicht mit seinen Mitteln im Einklange stände."

„Er allerdings nicht," erwiederte der Polizeirath, „aber ſein Sohn, und wenn es mir auch im Traume nicht einfallen könnte, den Herrn von Rivola durch eine Schatzgräberei, die an ſich ſchon eine Lächerlichkeit iſt, mit dem Stadtſchultheißen und deſſen Sohn in Verbindung zu bringen, ſo iſt es doch wahr und habe ich es aus guter Quelle, daß der letztere, beſonders in jüngſter Zeit, zuweilen eine recht tolle Verſchwendung treibt."

„Er iſt der Liebling ſeiner Mutter," ſagte Madame Lievens achſelzuckend. „Die von der Eſchenbach ſind eine reiche Familie; ſie wird ihm, was ſie kann, zu ſeinen Ausſchweifungen geben — ſie iſt eine gute, aber ſchwache Frau."

„Das iſt auch meine Anſicht, obgleich man dem Stadtſchultheißen über das Treiben ſeines Sohnes die Augen öffnen ſollte."

„O, er weiß genau davon," ſagte Welden, „und ſprach noch heute Morgen mit mir im Vertrauen darüber."

„„Aber komiſch iſt es doch," meinte die Oberbauräthin, „daß man den Aufwand des gewiß reichen Hauſes Rivola mit den Ausgaben Ferdinands, jenes lockeren Zeiſigs, und mit einer Schatzgräberei unter dem alten Thurme in Verbindung bringen will — rein lächerlich, nicht wahr, Joſeph?"

„Darüber bin ich ganz Deiner Anſicht," antwortete der Polizeirath, nach einer kleinen Pauſe, während welcher er, das Kinn in die Hand gelegt, ſinnend an die Decke emporgeſchaut; „ich ſehe darin vernünftiger Weiſe auch nicht den entfernteſten möglichen Zuſammenhang, und doch iſt es mir in meiner Praxis ſchon vorgekommen, daß Gerüchte und Thatſachen, die mit einander anſcheinend eben ſo wenig in Verbindung gebracht werden konnten, die von den verſchiedenſten Seiten und mehrmals zu gleicher Zeit an mich hintraten, ſich ſpäter zu meiner größten Ueberraſchung als ganz genau zuſammenhängend darſtellten — doch, wie ſchon geſagt, ganz ohne Vergleichung mit vorliegendem Falle. Gott ſoll mich bewahren, denn es iſt ja heutzutage ſchon eine Abſurdität, an Schatz-

gräbereien zu glauben, und noch dazu auf einem Boden, der so vielfach durchwühlt ist."

„Ich war heute Morgen zufällig in jenem unterirdischen Gange," sagte der junge Ingenieur, „und zwar mit dem Stadtschultheißen; er hatte mich schon lange gebeten, denselben in Augenschein zu nehmen — ich bewunderte seine feste und schöne Construction."

„Nehmen Sie sich in Acht, lieber Welden, wenn das in einer Kaffeegesellschaft bekannt wird, so werden auch Sie mit jener Schatzgräberei in Verbindung gebracht, — man liebt es überhaupt, Sie mit dem Rivola'schen Hause in Verbindung zu bringen!"

Die Oberbaurāthin lächelte bei diesen Worten wohlwollend und freundlich, doch hob sich ihr Busen etwas stärker, als gewöhnlich.

„Ja, und wenn man noch obendrein wüßte, daß wir in der That Metall dort unten gefunden."

„Wirklich?" fragte Herr Merkel.

„Es ist nur ein Scherz. Wir drangen heute Morgen vor bis zum erwähnten runden Thurme des Herrn von Rivola; da sah ich beim Scheine einer Laterne zwischen Asche und Kehricht etwas hervorglänzen und fand dieses hier."

Er nahm aus der Westentasche das Metallklümpchen und reichte es dem Polizeirathe.

„Kupfer," sagte dieser in gleichgültigem Tone; „wenn das nun statt dessen ein erkaltetes Tröpfchen Blei gewesen wäre, so...." Er strich sich mit der Hand über die Augen und fuhr dann heiter lächelnd fort: „Wie einem doch die Polizeiwissenschaft förmlich ins Blut geht und wie man dadurch so gern geneigt ist, seine Phantasie über Dinge spielen zu lassen, von deren Grundlosigkeit, ja Dummheit, man sich überzeugt hat."

Madame Lievens und Welden sahen ihn fragend an.

„Da machte zu gleicher Zeit noch ein anderes, viel tolleres Gerücht seine Runde in den hierzu besonders geeigneten Schichten unserer Gesellschaft. Sie wissen, daß in dem alten Hause des Herrn von Rivola, neben dem Thurme, einer seiner ehemaligen Bedienten wohnt, der gewissermaßen die Aufsicht dort führt und auf diese Art zur Ruhe gesetzt wurde."

„Ich kenne ihn wohl, den alten Friedrich," sagte Welden, „ein geschickter Schlosser."

„Das ist er in der That," fuhr der Polizeirath fort; „ich erholte mir schon mehrmals Raths bei ihm, noch vor Kurzem in einer verwickelten Angelegenheit, wo er mir constatiren mußte, ob ein überaus künstliches Schloß ohne den hierzu gefertigten Schlüssel geöffnet und wieder habe geschlossen werden können. — Dieser Mann hatte eine sehr kränkliche Frau, seit Jahren vom Schlage gelähmt, die er aber mit äußerster Sorgfalt und Liebe pflegte. Wir wissen das ganz genau — wir, die Polizei," setzte er mit einem komisch gravitätischen Lächeln hinzu, indem er sich mit dem Zeigefinger auf die Brust tippte, „wie wir überhaupt Manches wissen, von dem sich die Schulweisheit Anderer nichts träumen läßt. Nun erfuhr ich vor ein paar Tagen, diese Frau sei gestorben, und dabei wahrhaft beunruhigende Nebenumstände, so bestimmt zwar, daß ich mich veranlaßt sah, ganz im Vertrauen mit dem Hausarzte jenes Mannes über die Sache zu reden; doch that ich das eigentlich nur, um Andere überzeugen zu können, denn ich selbst fühlte im ersten Augenblicke, daß an diesem Gerüchte eben so wenig war, als an dem von der Schatzgräberei, was mir denn auch jener Arzt bestätigte, indem er mir den Todesfall erzählte und klar aus einander setzte; die arme Frau, von dem langen Krankenlager geschwächt, war sanft und ruhig entschlafen, zufällig und vielleicht glücklicher Weise in des Arztes Gegenwart."

„Die Ausbreitung solcher Gerüchte sollte aber nicht unbestraft

bleiben," ſagte die Oberbauräthin — „wer hat nicht ſchon unter Aehnlichem leiden müſſen?" — Sie ſeufzte leicht auf, indem ſie einen raſchen Blick auf den Ingenieur warf.

„Dieſes Mal intereſſirt es mich ganz beſonders, der Entſtehung jenes Gerüchtes auf die Spur zu kommen," fuhr der Polizeirath fort, „was mir auch in ſo fern gelungen, als ich feſtzuſtellen vermochte, daß am Tage nach einer gewiſſen Kaffeegeſellſchaft, die ich allerdings nicht näher zu bezeichnen vermag, in drei oder vier Häuſern zugleich von dieſer Angelegenheit geſprochen wurde."

„Man ſollte eigentlich alle Kaffeegeſellſchaften verbieten," meinte Welden lächelnd.

„Oder wenigſtens einen Polizeibeamten beiordnen, wie es ja bei minder gefährlichen Verſammlungen zu geſchehen pflegt," ſagte die Oberbauräthin.

„Oder einen eigenen Verläumdungscodex ausarbeiten laſſen," ſprach der Polizeirath, „mit großem Spielraume für den betreffenden Beamten: Entziehung des Kaffee's für ſechs bis acht Wochen, Schloß vor den Mund von einem bis zu acht Tagen — und welchen Dank man ſich durch letztere Maßregel bei allen Ehemännern verdienen würde! Dieſe ſelbſt würden alsdann die unerbittlichſten Angeber ihrer Frauen ſein. Doch Scherz bei Seite — ich ſagte da vorhin, wie man doch ſo gern geneigt iſt, die Phantaſie auf unſere ernſteſten Geſchäfte einwirken zu laſſen, wenigſtens geneigt ſein könnte, denn dadurch ſetzt man ſo leicht furchtbare und dabei glaubenswürdige Geſchichten zuſammen; die kranke Frau hätte über Nacht, ohne Beiſein eines Arztes ſterben können, und das Gerücht hätte ſich mit viel mehr Wahrſcheinlichkeit jenes Todesfalles bemächtigt, als es jetzt gethan. Man wäre alle möglichen unnatürlichen Todesarten durchgegangen, denen ſie hätte erliegen können, und wenn Sie, lieber Welden, nun unter der Wohnung des Betreffenden in Aſche und Kehricht ſtatt des Kupfers ein geſchmolzenes Tröpfchen Blei gefunden, ſo hätte man ja am Ende auch an eine

neue Auflage jener alten Geschichten glauben können, wo der Betreffende dadurch getödtet wurde, daß man ihm ein Tröpfchen Blei ins Ohr goß und den kleinen Rest der übrig gebliebenen Masse unvorsichtiger Weise in die Kohlenasche schüttete."

„Du bist ein schrecklicher Mensch!" sagte die Oberbauräthin; „so oft Du Abends bei uns bist und Deine Geschichten vorbringst, träume ich in der Nacht von Mördern und Gespenstern."

„Und mit großem Unrecht, denn was ich Dir erzähle, hat meistens einen versöhnenden Schluß, wie auch dieses Mal wieder: die arme Frau wurde auf die natürlichste Weise von ihren Leiden erlöst, unser Freund Welden fand kein Tröpfchen Blei, sondern ein Bischen Kupfer, und so verschwindet das Geheimnißvolle wenigstens in dieser Richtung, das man wieder einmal mit jenem alten Hause in Verbindung gebracht, ohne daß aber ähnliche Gerüchte deßhalb ganz aufhören werden; so ein alter Thurm mit einem unterirdischen Gange bietet eine gar zu prächtige Gelegenheit und ist und bleibt gewissermaßen ein Geheimniß der Stadt — daß unser verehrter Freund, der Stadtschultheiß an dieses Geheimniß gerührt, dadurch entstand die Sage von der Schatzgräberei, welche Nahrung findet durch die allerdings etwas tolle Verschwendung seines Sohnes."

„Er muß Schulden machen, und bedeutende Schulden," bemerkte Welden, „denn ich kann Sie versichern, Herr Polizeirath, daß der Stadtschultheiß eben so betrübt als erstaunt über die enormen Ausgaben seines Sohnes ist."

„Allerdings macht er Schulden, Wucherschulden, und wird sich in Kurzem auf eine böse Art hineingeritten haben; und dabei ist es merkwürdig, daß, was diese Schulden anbelangt, die Fäden auch wieder in dem Hause an dem alten Thurme zusammenlaufen. Dort wohnt eine sichere Frau Mayer, bei der Herr Ferdinand Welkermann seine kleinen Anleihen negociirt. Das ginge uns eigentlich nichts an, aber er spielt und verführt auch andere junge Leute

dazu — es thäte mir wahrhaftig leid um den Stadtſchultheißen und um die Stellung des jungen Mannes bei der Bank, wenn wir uns gelegentlich einmiſchen müßten."

Welden gedachte hier ſeines Verſprechens, das er Ferdinand halb und halb gegeben, und beſchloß, den jungen Mann aufzuſuchen, um durch eine Warnung, die er ihm natürlich in aller Discretion zukommen ließ, vielleicht ſein dem Stadtſchultheißen gegebenes Verſprechen löſen zu können.

Die Oberbaurathin entließ ihn, wobei ſie ihm auf die unbefangenſte Art ihre Hand reichte und dann in ziemlich gleichgültigem Tone ſagte: „Wenn Sie nicht zu ſpät nach Hauſe kommen, lieber Welden, ſo finden Sie uns noch und bekommen eine Taſſe Thee; ich glaube, mein Mann hat etwas mit Ihnen zu reden. Gehſt Du auch ſchon?" fragte ſie den Polizeirath, der ſich ebenfalls erhoben hatte und ſeinen Hut in die Hand nahm.

„Ja, ich habe noch privatim eine kleine Runde zu machen. Es wäre intereſſant für Sie, lieber Welden, wenn Sie mich begleiten könnten, das heißt, wenn ich Ihnen das Geſchäftliche meines kleinen Abendſpazierganges mittheilen dürfte — leider aber ſind das Amtsgeheimniſſe."

„Wofür Dir Herr Welden nur dankbar ſein kann," ſagte die ſchöne Frau, welche den Augenblick benutzt hatte, wo der Polizeirath aus der Ecke des Zimmers ſeinen Paletot herbeiholte, um dem jungen Ingenieur einen faſt düſter leuchtenden Blick zuzuwerfen. „Warum ſoll er ſich ſeine Einbildung mit Deinen Rabengeſchichten bewölken laſſen? — Gehen Sie nicht mit ihm und kommen recht bald wieder."

„bevor Sie an den See gegangen und auf jeden Fall aus Unglück oder Unvorſichtigkeit hinein gefallen ſind.“

„Ja, das muß wohl ſo ſein,“ entgegnete Lukas; „aber habe ich nicht jenes Mädchen ſuchen wollen, die drunten im See liegt?“

„Poſſen! wer wird drunten im See liegen?“ verſetzte der alte Mann, „das Mädchen wahrhaftig nicht.“

„Doch, doch! entgegnete der Jäger; „ich habe ſie geſehen, ſo glaube ich wenigſtens; ihre langen blonden Haare habe ich geſehen, es iſt ſchade um das arme ſchöne Geſchöpf.“

„Na, wenn Sie wollen, ſo können wir nachher den ganzen See nochmal mit Stangen und Seilen unterſuchen,“ ſagte der gutmüthige alte Mann; „doch wenn die Unglückliche wirklich da unten liegt, ſo thut ihr kein Finger mehr weh. Aber wie fühlen Sie ſich? Wie iſt Ihnen zu Muthe?“

„Mir iſt außerordentlich wohl zu Muthe,“ ſagte lächelnd der Jäger, „mir iſt eine ſchwere drückende Laſt von der Bruſt genommen, ich habe das Gefühl, als ſei ich aus einem tiefen, lang anhaltenden Traume erwacht. — Ganz richtig!“ ſagte er nachſinnend, „ich gieng nach der Reſidenz mit Briefen von meinem Herrn, den ich liebe und verehre, und dann traf ich unterwegs jenes Mädchen und ſchickte ſie mit meinem Wagen in das Dorf da unten — das iſt doch Alles wahr, Schultheiß? Ich habe alſo eigentlich nie geträumt! Wie man doch ſo ſeltſames Zeug denken kann! — Richtig! richtig! der See hat mich angezogen; denn ich erinnere mich aus meiner Jugend einer ähnlichen Geſchichte, wo ein armes Mädchen ebenfalls in einen See ſprang und wo man lange nach ihr ſuchte, ſie aber nie fand. Damals fiel ich in eine ſchwere Krankheit, und als ich genas, war es dunkel und trübe in meinem Kopfe; aber jetzt

Vierzehntes Kapitel.

Die beiden Männer hatten mit einander das Haus verlassen. Auf der Straße schob der Polizeirath seinen Arm unter den des Ingenieurs, indem er ihm sagte: „Bis zur Schloßstraße gehen unsere Wege zusammen; dann lasse ich Sie den geraden Weg der Tugend gehen und ich folge alsdann leider dem krummen Pfade des Lasters. Es ist ein Glück, daß ich nicht verheirathet bin — ein Arzt und ein Polizeibeamter sollten nie heirathen, oder Frauen finden, denen die Eifersucht etwas Unbekanntes ist und bleibt. Eigentlich ist es schade, das ich Sie nicht mitnehmen kann, um Ihnen, wie ein zweiter Asmodeus, von dem innern Treiben mancher Häuser mehr mitzutheilen, als vielleicht jener lustige Teufel im Stande wäre. Um aber alles das zu erfahren und auszuspüren, braucht man nicht nur Eifer zu unserem oft unglücklichen Geschäfte, sondern auch Talente."

„Wie Sie in hohem Grade haben!" sagte Welden lachend. „Wahrhaftig, wenn ich je einmal in gewissen Beziehungen ein böses Gewissen hätte, ich würde mich gar nicht mehr vor Ihnen sehen lassen!"

„Und sich gerade dadurch verdächtig machen; doch haben Sie Recht. Ich weiß, daß ich in meinem Fache mehr bin und gelte,

als hundert Andere; ich betreibe es mit Vorliebe rationell wissenschaftlich und muß Ihnen schon gestehen, mit einer Ausdauer, die manchmal einer besseren Sache werth wäre, als der, welcher ich meine Kräfte leihen muß. Gott sei Dank habe ich eine gute Gesundheit, und es kommt mir auf ein paar durchwachte Nächte nicht an. Wie gesagt, schade, daß Sie mich nicht begleiten können! Vielleicht später einmal. Heute habe ich zu Wichtiges vor, das heißt in einigen Stunden, wo ich meine Wohnung in einer Verkleidung verlasse, daß Sie mich nicht wieder kennen würden, und wenn wir beim hellen Gaslichte eine Flasche Champagner mit einander tränken."

„Das käme doch auf eine Wette an!" meinte Welden in heiterem Tone.

„Die Sie gewiß verlieren würden; doch lassen wir das. Wenn es Ihnen recht ist, nehme ich Sie später einmal mit, und Sie sollen erstaunen, wenn ich Ihnen zeigen werde, wie wir nicht nur begangene Unthaten zur Strafe zu ziehen suchen, sondern auch langsam reifende Verbrechen beobachten und häufig glücklich verhindern. Ich könnte Ihnen ein Haus zeigen, wo ein großer Betrüger vor seinen gepackten Koffern sitzt und nur noch eine Nachricht erwartet, um die Stadt zu verlassen; er wird die Nachricht erhalten, aber wenn er das betreffende Papier umwendet, seinen Verhaftsbefehl lesen. Doch ist das ein für uns unbedeutender Fall, weil er nicht zu große Schwierigkeiten bietet; aber ich könnte Sie an ein anderes Haus führen, ich könnte Ihnen erleuchtete Fenster zeigen, wo eine anscheinend glückliche und zufriedene Familie bei einander sitzt und wo ich alle Anzeichen habe, daß sich dort langsam das furchtbarste aller Verbrechen, ein Mord, vorbereitet. Dergleichen sind die tiefen Schatten unseres Standes, welche selbst mir oft das Herz erschüttern und die Brust fast zerspringen machen, wobei es mir aber eine Erleichterung ist," setzte der Polizeirath hinzu, rasch aus einem sehr ernsten Tone in einen gefälligen übergehend, „mit einem lieben

Freunde, wie Sie ſind, darüber plaudern zu können. Doch vergeſſen Sie, was wir geſprochen, und wenn Sie wieder einmal Zeit und Luſt zu einer guten Cigarre haben, ſo beſuchen Sie mich auf meinem Bureau — Sie kennen das magiſche Wort, welches Ihnen ſtets meine Thür öffnet."

„Gewiß," ſagte Welden heiter lachend, „und habe mir vorgenommen, es zu benutzen, wenn ich einmal mit der heiligen Hermandad in einen ernſten Conflict gekommen ſein werde, und wenn Sie, verehrter Freund, ſelbſt mich unter meinem eigenen Namen nicht annehmen würden, dann laſſe ich Ihnen herein ſagen, es wäre die Zeit, welche Sie beſtimmten."

„Ganz richtig, ſo iſt es, und dieſer Ausdruck hat bei meinem vertrauten Amtsdiener eine ſolche Kraft, daß er Sie in meinem Schreibzimmer warten ließe, wenn ich zufällig nicht da wäre. Und nun auf Wiederſehen!"

Der Polizeirath hatte den Arm Welden's losgelaſſen, ſchüttelte ihm herzlich die Hand und ließ ihn auf der breiten Schloßſtraße allein, indem er in eine der kleinen Gaſſen trat, die hier mündeten.

Es war eine mondhelle Nacht, und das Licht reflectirte ſo ſtark auf der weißen Schneedecke, daß man weit und breit wie am Tage um ſich ſchauen konnte.

Welden blieb unwillkürlich ſtehen, um dem Davongehenden nachzuſchauen, der, wie es ſeine Gewohnheit war, in ſtrammer Haltung, mit hoch erhobenem Kopfe die kleine Gaſſe betrat, um hier dicht vor den Augen des Ingenieurs zu verſchwinden, das heißt, die Geſtalt, welche er in der eben beſchriebenen Haltung von ſich gehen ſah, war plötzlich eine ganz andere geworden, und ſtatt des feſt auftretenden Polizeirathes ſchlich jetzt ein gebeugter Mann mit ſchlotterigen, faſt wankenden Schritten an den Häuſern dahin. Ueberraſcht wäre Welden ihm beinahe nachgeeilt; doch erinnerte er ſich, was ihm Merkel ſoeben von ſeiner Verkleidungskunſt geſagt, und er mußte ſich geſtehen, daß, wenn jener ſo im hellen Mondeslichte

hier an ihm vorübergekommen wäre, er ihn ſchwerlich erkannt haben würde — dagegen im hellen Gaslichte mit ihm Champagner trinkend, wie vorhin der Polizeirath geſagt, würde ihm das Wiedererkennen doch ſchon leichter werden.

Er ging die breite Straße hinab und kam am Ende derſelben auf einen kleinen Platz, wo ſich der Holländiſche Hof befand.

Welden kannte das Zimmer, wo ähnliche kleine Diners und Soupers gehalten wurden, gegen den Hof des Hauſes gelegen, und lenkte ſeine Schritte dorthin, nachdem er den Gruß des Portiers, der ihn kannte, mit einem leichten Kopfnicken erwiedert; doch eilte ihm ein Kellner voraus und öffnete dienſteifrig das Vorzimmer, wo die Herren ihre Hüte und Ueberzieher abgelegt hatten und das in den kleinen, eleganten Speiſeſalon führte. Hier vernahm man ſchon das Klingen der Gläſer und die durch einander ſprechenden und lachenden Stimmen. Man war eben beim Deſſert, als Welden eintrat und von den anweſenden zehn bis zwölf jungen Leuten mit lärmender Freundlichkeit begrüßt wurde.

„Seht Ihr wohl, ich habe es geſagt,“ rief ihm Welkermann entgegen, „ſpät kommt er, doch er kommt!“

„Immer noch früh genug,“ fiel ihm Herr Beſenbach mit dem rothen Backenbarte in's Wort, „um an dieſer neuen, ganz vortrefflichen Auflage famos frappirten Champagners Theil zu nehmen.“

„Welden iſt ein Gourmand, er hat es im Voraus gewußt, daß das Diner manquirt ſein würde.“

„Und daß wir auf die alte, ſüßliche, ſchlecht frappirte Veuve Cliquot einen ſtärker Roederer Carte blanche ſetzen würden — ein Kapitalwein!“

„Mit dem man bis morgen früh fortmachen könnte — ein Hoch auf Welden!“

„Für welches er ſich dadurch bedanken muß, daß er mit Jedem von uns ein Glas trinkt!“

„Mit Vergnügen," erwiederte der also Gefeierte; „doch werden Sie mir gestatten, das in ganz kleinen Pausen zu thun."

„Höchstens Pausen von drei Minuten — eingeschenkt! Und Du, Besenbach, nimm die Uhr heraus und mache mit Deiner bekannten Unparteilichkeit den Schiedsrichter!"

„Oder mit Deiner unbekannten Parteilichkeit!"

Welden sah wohl, daß alle Anwesenden sich in heiterer Stimmung befanden und daß er nach dem Sprüchwort: „Mit den Wölfen muß man heulen, wenn man gemüthlich unter ihnen leben will!" das an ihn gestellte Verlangen erfüllen mußte. Auch fürchtete er sich durchaus nicht vor einem Dutzend Gläser guten, gekühlten Champagners, ja, es war ihm sogar lieb, sich dadurch etwas der Stimmung der Uebrigen zu nähern. Und er hatte Recht, denn es ist nichts unangenehmer, als völlig ruhig und ohne die geringste Begeisterung ein ähnliches Gelage als Spätkommender mitmachen zu müssen. Er hielt auch nicht einmal die ihm bewilligten Pausen von drei Minuten zwischen jedem Glase ein und trank noch ein Glas extra auf das Wohl der ganzen Gesellschaft, worauf man ihn denn auch, was das Trinken anbelangte, in Frieden und die unterbrochene Unterhaltung wieder ihren alten Gang gehen ließ.

Die Gesellschaft bestand aus jungen Kaufleuten, meistens Söhnen reicher und angesehener Häuser, aus ein paar Beamten und Offizieren in Civil. Die Gespräche drehten sich, wie meistens in ähnlichen Kreisen, um die üblichen Gegenstände: Mädchen, Pferde, Hunde, und Einer überbot den Anderen in mehr als pikanten Anekdoten. Die Cigarren wurden angezündet, und bald gesellte sich zum unsichtbaren, aber doch hier und da bemerklichen Dunste des Weines der sichtbare, ja, sehr dichte Dampf von einem Dutzend Cigarren.

„Um noch einmal auf besagten Handel zurückzukommen, so habe ich es selbst gehört," rief ein junger Cavallerie-Offizier, „wie

der Oberſtallmeiſter ſagte, als Herr von Rivola mit ſeinen prachtvollen Rappen in den Hof fuhr: ‚Das iſt ein Ideal von einem Geſpann, und ich hoffe nur, daß Seine Majeſtät dieſe wunderbaren Thiere heute nicht ſorgfältig in's Auge faſſen wird, denn ſonſt höre ich ſeine Frage, warum wir dem Ankaufe des Freiherrn von Rivola nicht zuvorgekommen ſeien.“

„Die Pferde waren auch von dem Händler für den königlichen Dienſt beſtimmt, und ich müßte den jetzigen Beſitzer nicht ſo genau kennen, wenn ich nicht wüßte, daß er ſie auf die leiſeſte Andeutung hin Seiner Majeſtät zum Geſchenke anbieten werde.“

Dies ſagte Ferdinand Welkermann, behaglich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt und mit der zuverſichtlichen Miene eines Mannes, der von der Richtigkeit ſeiner ausgeſprochenen Meinung vollkommen überzeugt iſt.

„Ein ſchönes Geſchenk von vierhundert Louisd'or!“

„Nun, das iſt gerade ſo, wie wenn man die Wurſt nach der Speckſeite wirft; dem Herrn von Rivola fehlt immer noch das große Band des Hausordens.“

„Mir wäre doch die Wurſt lieber wie die Speckſeite.“

„Das verſtehſt Du nicht. Wenn man ſo bei Hofe aus- und eingeht und Excellenzen zu ſeiner täglichen Geſellſchaft hat, ſo liebt man es doch, ein breites, rothes Band über der weißen Weſte tragen zu dürfen.“

„Als Toilettenſtück meinetwegen,“ entſchied Ferdinand; „denn der Freiherr von Rivola iſt ein viel zu geſcheiter Mann, um ſich im Grunde viel aus einem ſolchen Anhängſel zu machen.“

„Ja, ein geſcheiter und dabei ebenſo liebenswürdiger als zuvorkommender Herr und Freund.“

„Höre, Ferdinand,“ ſagte Beſenbach lachend, „es iſt eigentlich ſchade, daß Du den alten Adel Deiner Mutter nicht auf Dich kannſt übertragen laſſen, denn ſonſt wüßte ich für Dich eine beſſere Partie, als die kleine Rivola.“

„Pah, dummes Zeug!“

„Bitte recht ſehr! Dummes Zeug? Das iſt ein Juwel, eine Perle!“

„Hol' mich der Teufel, Sparner hat Recht — ein Diamant von reinſtem Waſſer!“

„Von ſeltener Schönheit, ein roſiger Diamant — das ſind die theuerſten!“

„Unſchätzbar, wie Fräulein Rivola auch ohne die reiche Faſſung durch das koloſſale Vermögen ihres Vaters! Gewiß, Ferdinand, es iſt ſchade, daß Du nicht der Graf Welkermann biſt; Du haſt, wie ich weiß, bei dem Vater einen verflucht dicken Stein im Brette!“

„Und bei der Tochter!“ lachte der Reiter-Offizier. „Sah ich doch deutlich heute Mittag, daß die ſchöne Lucy ſich raſch genug gegen uns wandte, ſobald ſie Ferdinands Pferd und Schlitten bemerkte!“

„Ihr haltet mich wohl für ſo dumm, dergleichen auf meine geringe Perſönlichkeit zu beziehen! Dabei fanden ſich andere Leute, wie ich, denen das Umſchauen eher gelten konnte.“

„Und wer denn, wenn man fragen darf!“

„Nun, da waren zum Beiſpiel Sie ſelbſt,“ wandte ſich der junge Welkermann an den Reiter-Offizier, „dann Beſenbach, deſſen rother Bart wunderbar von dem weißen Schnee abſtach, und auch unſer Freund Welden dort, ein älterer und genauerer Bekannter im Rivola'ſchen Hauſe, als ich.“

Der Ingenieur fühlte ſich unangenehm berührt durch dieſes Geſpräch, hauptſächlich aber, als ſein Name mit hineinverflochten wurde. Es war ſeinem richtigen Gefühle eine Entweihung, Lucy's in dieſer Geſellſchaft erwähnen zu hören. Es war ihm, als erſcheine auf ihrem reinen, unſchuldsvollen Bilde, wie es vor ſeiner Seele ſtand, ein leichter, trüber Anhauch, und wenn er auch in der nächſten Sekunde innerlich dieſen Gedanken lächerlich fand, ſo verſuchte

er doch, den Namen des jungen Mädchens dadurch aus dem Geſpräche zu bringen, daß er ſagte: „Sie ſind Alle im Irrthum, meine Herren. Auch ich bemerkte wohl, daß jene junge Dame den Kopf nach der Seite wandte, wo wir ſtanden, doch, weiß Gott, nicht in der Abſicht, um Einen von uns zu betrachten, ſondern ich ſah deutlich, wie ſie auf die Stränge ihres Sattelpferdchens ſchaute, welche faſt auf dem Boden ſchleiften, und darauf den kleinen Schecken durch eine leichte Berührung mit der Peitſche etwas antrieb."

„Sie waren verflucht aufmerkſam darauf, mein lieber Welden," bemerkte Ferdinand, deſſen Eigenliebe ein wenig gekränkt war, da es ihm geſchmeichelt hätte, wenn die Anderen auf ihrer Meinung, als habe Fräulein von Rivola nach ihm geſehen, beharrt hätten. Doch ſuchte er das verlorene Terrain dadurch wieder zu gewinnen, daß er mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln hinzuſetzte: „Wie ſollte ich, eine ſo unbedeutende Perſönlichkeit, auch dazu kommen? Und dann wißt Ihr auch, daß die Weiber meine ſchwache Seite nicht ſind; über dieſe Thorheiten bin ich hinaus. Ein Glas gut frappirten Champagners zu einem animirten Souper ziehe ich allen Lucy's der ganzen Welt vor."

Beſenbach, der ſich ein Geſchäft daraus machte, ſeinem Freunde durch ſeine unbedeutende Perſönlichkeit oder auch durch paſſende Bemerkungen ein Relief zu geben, konnte ſich nicht enthalten, übermäßig zu lachen und dabei auszurufen: „Du biſt ein ganz verfluchter Duckmäuſer! Als wenn wir nicht wüßten, wie intim Du mit dem alten Baron von Rivola biſt, und als wenn wir das Sprüchwort nicht kennten, daß, wer die Tochter haben will ...."

„Was verſtehſt Du davon?" rief der junge Welkermann hier unwirſch. „Das ſind Geſchäftsangelegenheiten, die ich als Beamter der Bank mit dem Freiherrn habe!"

Wäre Beſenbach's Auge nicht durch den Duft des Weines ſchon zu ſehr getrübt geweſen, ſo hätte er wohl merken müſſen, daß ihm Ferdinand ernſtlich einen böſen Blick zuſchleuderte; doch ſo hielt

er alles, was jener ſagte, noch für affektirte Leidenſchaft, und fuhr mit lauter Stimme fort: „Sage, was Du willſt, jugendlicher Bankbeamter, Eure Geldgeſchäfte werden auf Euren Bureaux abgemacht! Du aber verkehrſt auch noch außerhalb derſelben auf das Intimſte mit dem alten, reichen Freiherrn von Rivola, der eine ſo wunderſchöne Tochter hat — ja, Du verkehrſt mit ihm, wie ich das ganz genau weiß, und zwar draußen auf ſeinem Landgute, ſowie in dem kleinen, geheimnißvollen Hauſe an dem alten Thurme, und wenn ich Sie nun bitte, meine Herren, Ihre Gläſer zu füllen, ſo geſchieht das, um Sie zu erſuchen, mit mir auf das Wohl zu trinken des — des . . . .“

Hier ſchien nun endlich Beſenbach den richtigen Ausdruck in den zornfunkelnden Augen ſeines Ferdinands erkannt zu haben, ſowie auch eine verdächtige Bewegung deſſelben, als ſei Ferdinand im Begriffe, ihm ſein leeres Glas an den Kopf zu werfen, was den kleinen Mann dermaßen aus dem Concepte warf, daß er ſich, verlegen umſchauend, des Gegenſtandes, auf deſſen Wohl er trinken wollte, nicht mehr zu erinnern ſchien und ſich hierauf unter allgemeinem Gelächter wieder niederſetzte.

„Des — des —“ ſpottete Ferdinands Gegenüber. „Was haſt Du denn eigentlich ſagen wollen?“

„Du — kleines Vieh!“ ziſchte er kaum hörbar zwiſchen den Zähnen hervor. „Des — des — ich will es Euch ſagen,“ fuhr er, ſich erhebend, fort, „er meint das liebenswürdigſte aller Spiele, dem wir ſchon lange, ja, allzu lange unſere Aufmerkſamkeit entzogen, des liebenswürdigen Makao, wenn Ihr nicht einen Landsknecht vorzieht!“

„Vortrefflich!“ riefen die Meiſten. „Doch nichts von Landsknecht,“ ſetzten ein paar Andere hinzu, „das iſt ein inſipides Spiel ohne alle aufregenden Nuancen — meine Tante, deine Tante — Makao, Makao!“

Die Kellner, durch die Klingel herbeigerufen, beeilten ſich, den

Tisch abzuräumen und abzubürsten, dann eine grüne Wollendecke darüber zu breiten und ein Kästchen mit Karten herbeizubringen und dasselbe vor Ferdinand Welkermann zu stellen, der nun seine Geldbörse hervorzog und den Inhalt derselben, Gold- und Silberstücke, vor sich auf den Tisch schüttete. „Das mögen ungefähr vierhundert Gulden sein, doch ist die Bank bis zu jeder beliebigen Summe garantirt.“ Bei diesen Worten zog er aus seiner Brusttasche ein wohlgefülltes Schreibbuch hervor, das er neben sich auf den Tisch legte.

„Ehe wir anfangen, sollen die Kellner abtreten, sonst haben wir morgen früh wieder die übertriebensten Schwätzereien über unser kleines, harmloses Spiel!“

„Ja, ja, der Franz und Joseph, so famos sie auch serviren, können ihr Maul nicht halten!“ sagte Ferdinand Welkermann, mehrere Spiele Karten unter einander mischend. „Ich sprach vor unserem Diner mit Herrn Ringler darüber — auch so ein alter Philister, denn er meinte achselzuckend, unser Besuch sei allerdings eine große Ehre für sein Haus, aber wenn nicht gar zu hoch gespielt würde, sei es ihm doch lieber; er wäre schon ein paar Mal beinahe in unangenehme Conflikte mit der Polizei gerathen.“

„Deßhalb wollen wir noch ein paar Flaschen hereinstellen lassen und dann die Thüren schließen.“

„Warum nicht gar — was geht uns die Polizei an!“ sagte Ferdinand aufblickend. „Man kann doch nicht die halbe Nacht ohne Bedienung da sitzen, und wenn wir die Thüren schließen, machen wir die Geschichte erst recht verdächtig! Das meinte auch Herr Ringler. Er versprach mir, die Kellner zu Bette zu schicken, und wird einen dummen, aber zuverlässigen Kerl ins Vorzimmer setzen, den wir hereinrufen können, sobald wir seiner benöthigt sind. Also, meine Herren, faites votre jeu! Ich werde drei Karten für euch auflegen, theilt euch unparteiisch darein — Sie spielen doch auch mit, Welden?“

hat ſich's aufgeklärt, — ja, Gott ſei Dank! es hat ſich aufgeklärt, das kalte Bad hat mir wohl gethan.“

Der Schultheiß hatte dieſem Selbſtgeſpräch lächelnd zugehört und ſah ſichtlich erfreut, wie die finſteren Schatten auf dem Geſichte des fremden Mannes einem angenehmeren, milderen Ausdrucke Platz gemacht. Nur ſo oft er an das verſchwundene Mädchen dachte, flog es wie tiefer Kummer über ſeine Züge, und er konnte ſie nicht vergeſſen.

Nachdem die Kleider gekommen, gieng der Schultheiß mit dem Jäger langſam nach dem Dorfe zurück, und die vier jungen Männer gaben ſich nochmals alle Mühe, wie es der Schultheiß verſprochen, und unterſuchten den See mit Tau und Stange, ohne Erfolg nach allen Richtungen.

Nach ein paar Stunden brachten dieſe die Botſchaft ins Dorf hinab, zugleich aber ein kleines Papier in der Form eines Briefes, das ſie auf dem Waldwege am See gefunden. Lukas las dieſen Brief, und obgleich man in dem See nichts gefunden, ſo war er doch überzeugt, daß ſich das arme Mädchen ein Leides angethan, um ſo mehr, als ihm der Schultheiß geſtand, daß man den tiefen See eigentlich nicht gründlich unterſuchen könne.

Wie der Jäger ſchon droben auf dem Berge geſagt, ſo war es ihm wirklich zu Muthe. Er fühlte ſich befreit wie aus beengenden Banden, wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, und da er ſich wie im Traume in den See geſtürzt hatte, ſo ſchauderte er wohl zurück, wenn er daran dachte, er habe ſo leichtſinnig und frevelhaft ſeinem Leben ein Ende machen wollen; doch wurde der Kummer darüber gemildert durch das Andenken an jenen Zuſtand, in welchem er ſo Manches faſt willenlos gethan. Jetzt lag ein neues, angenehmes Leben vor ihm, er brauchte nicht mehr wie früher ein ſchreckliches Erwachen zu befürchten; das lag hinter ihm, wie dunkle Wetterwolken, wie das Leuchten

„Warum nicht, wenn Sie auch kleine Einsätze nicht verschmähen.“

Nun begann das Spiel, anfänglich klein und bescheiden; man sah neben Thaler und Guldenstücken auch halbe Gulden und Sechser, man lachte noch über ein geborenes Honneur, und wenn einer der Baisse gegen den Banquier gewann, so zahlte dieser mit großem Gleichmuthe die immer noch unbedeutenden Summen.

Dabei wurde noch ziemlich stark getrunken und zur Abwechslung Papiercigarren aus einem auf dem Tische stehenden Kistchen geraucht.

„Es grenzt eigentlich an Straßenräuberei, wenn Sie die Bank haben,“ sagte der Reiteroffizier zu Ferdinand; „schon das dritte Mal, daß Sie einen geborenen Neuner auflegen. Ich muß mich auf Sechser beschränken, sonst kann ich nächstens aufhören, oder verliere zu viel.“

„Sie wissen, daß die Bank Credit gibt, so viel, als ihre Mittel erlauben,“ sagte der Betreffende.

„Bis morgen Mittag zwölf Uhr,“ ergänzte Besenbach, „wie es mit allen ehrlichen Spielschulden gehalten wird.“

„Deßhalb, Messieurs, faites votre jeu!“

Und das Spiel wurde schon lebhafter und größer. Auch hatte die Bank nicht mehr so entschiedenes Glück wie Anfangs, obgleich immer noch das meiste baare Geld, Banknoten und Zettel, mit verschiedenen Summen und Unterschriften versehen, vor Ferdinand lagen. Besonders hatten Besenbach und der Reiteroffizier in der zweiten Taille bedeutende Chancen, ja, sogar Welden, vor dem sich, obgleich dieser mit kleinem Einsatze spielte, die Gulden- und Thalerstücke rasch aufhäuften.

Doch flatterte das Glück auf Augenblicke wieder zu Ferdinand, wie eben jetzt, wo er, nach sechsmaligem Umschlag und Doubliren, mit einer gewissen Befriedigung sagte: „Es stehen vierhundert Gulden; wer hält sie?“

„Moitié, für mich!“ rief einer der jungen Kaufleute.

„Und für mich den Reſt,“ ſagte der Reiteroffizier.

Ehe Ferdinand die Karten abzog, bemerkte er nochmals, daß die Bank auch für jede andere Summe garantirt ſei, worauf von den Uebrigen in verſchiedenen Beträgen noch faſt die gleiche Summe pointirt wurde, alſo im Ganzen beinahe achthundert Gulden ſtanden.

Der Reiteroffizier gouſtirte lange und ſorgfältig, ſah ſich dann genöthigt, eine Karte zu kaufen, und legte darauf mit ſehr unbefriedigtem Geſichtsausdrucke vier auf.

Der Banquier kaufte ebenfalls und warf ſeine drei Karten mit einer ſehr gleichgültigen Miene auf den großen Haufen; es waren drei Zehner. „Verloren — wie viel ſteht im Ganzen?“

„Achthundertundvierzig Gulden im Ganzen.“

„Hier iſt ein Tauſender,“ ſagte Ferdinand Wellermann, ohne die geringſte Bewegung zu verrathen, indem er ſeine Brieftaſche öffnete und die betreffende Banknote hinüber warf; gebet mir heraus und theilet euch darein. Ich mag mein baares Geld nicht alles weggeben — und nun vorwärts, wenn ich bitten darf, es iſt Alles garantirt.“

Welden fing an, ſich für das Spiel in hohem Grade zu intereſſiren, nicht als ob er leidenſchaftlich geſetzt oder für einen der Spieler beſonders Partei genommen hätte; er beobachtete Ferdinand, ja, er mußte die merkwürdige Ruhe bewundern, mit welcher dieſer bedeutende Sätze einzog und ausbezahlte. Allerdings lag dieſe Ruhe und Gleichgültigkeit ſtets im Weſen des jungen Wellermann; doch hatte Welden den Ausdruck derſelben, wie im gewöhnlichen Leben häufig geſchieht, an dieſem jungen Manne für Affektation gehalten, hier aber ſchien ſeine Ruhe und Kälte echt zu ſein. Es lag Welden viel daran, die wirklichen Urſachen zu ergründen. War Ferdinand gleichgültig gegen das Spiel ſelbſt oder gleichgültig gegen die Summen, die er verlor? Und im letzteren Falle mußte er nach den Befürchtungen ſeines Vaters eine ſehr ergiebige Quelle

haben, ſich auf ſehr leichte Art Geld zu verſchaffen. Dies ſchien das Wahrſcheinlichere, denn der Bankhalter, der offenbar in großem Unglück war, lächelte faſt gemüthlich, ſo oft er eine neue große Note aus ſeinem Taſchenbuche hervorzog, ja, er ſagte, indem er leicht mit den Fingern über die Ränder des ziemlich dicken Pakets der Bankbillets fuhr:

„Wartet nur, ich werde alles das ſchon wieder herumbringen, ſei es nun in meiner eigenen Bank oder wenn Sie halten, Baron Miltau.“

Dieſe letzten Worte galten ſpeziell dem Reiteroffizier, der einen tüchtigen Haufen von Papier und Gold vor ſich liegen hatte.

„Ich habe nichts dagegen, die Bank zu nehmen,“ ſagte dieſer ſeine Gelder mit einem flüchtigen Blicke muſternd; „ich kann ſagen, daß die Bank für zweitauſend Gulden garantirt iſt. Bitte aber um Eines,“ wandte er ſich gegen Ferdinand, „forciren Sie mich gleich Anfangs nicht zu ſtark, denn ſonſt wird mein Vergnügen bald zu Ende ſein — und nun zur Attaque, meine Herren!“

Welden hatte die noch in ſeiner Hand befindlichen Karten dem Reiteroffizier zugeworfen, der den ganzen großen Haufen ſortirte und miſchte. Dann zündete der ehemalige Bankier eine Papiercigarre an, lehnte ſich behaglich in den Stuhl zurück und ſagte: „Unbeſorgt, ich werde ein wenig ausruhen, führe aber ſpäter ſchon gewichtige Truppen gegen Sie ins Feld — wenn es nur nicht ſo verdammt heiß geworden wäre!“

„Trink Champagner, der kühlt ab,“ meinte der kleine Beſenbach, der ſehr vorſichtig und dabei recht glücklich ſpielte. Vor ſich hatte er zierlich aufgeſtellte Geldhäufchen liegen, ſyſtematiſch geordnet vom Sechſer bis zum Friedrichsd'or — mit Papier gab er ſich nicht gern ab.

„Nein, ich möchte Waſſer haben, friſches kaltes Waſſer, aber alle dieſe Murmelthiere von Kellnern ſind verſchwunden — ſieh doch Jemand zu, ob keiner im Vorzimmer iſt.“

Einer der jüngeren Leute ſprang dienſtfertig hinaus und kehrte gleich darauf mit der einzigen Bedienung zurück, die er draußen gefunden, einem Mittelding zwiſchen Kellner und Hausknecht, einem einfältig ausſehenden Menſchen, wie der Gaſtwirth, Herr Ringler, verheißen.

„Der Kerl ſchlief draußen wie eine Bombe; ich mußte ihn erſt aufwecken.“

„Er ſoll Waſſer bringen, aber friſches Waſſer vom Brunnen weg.“

„Jawohl, Herr.“

„Auch könnten noch einige weitere Flaſchen Champagner nichts ſchaden.“

„Kannſt Du die ebenfalls beſchaffen?“

„Jawohl, Herr.“

„So troll' Dich und mach', daß Du wiederkommſt!“

„Eh bien, Messieurs, le jeu est fait!“

Und wiederum begann das Spiel, zuerſt abermals mit kleineren Sätzen, wie zu Anfang, ſich aber raſcher ſteigernd. Ferdinand betheiligte ſich nur mit unbedeutenden Sätzen, zwiſchen denen er haſtig einige Gläſer kalten Waſſers hinunterſtürzte, die ihm der Kellner einſchenkte und darreichte, worauf ſich dieſer wieder in den Hintergrund des Zimmers zurückzog.

Hatte der Sohn des Stadtſchultheißen in ſeiner Bank Unglück gehabt, ſo machte dagegen Baron Miltau glänzende Geſchäfte, unter ſechs Mal drei, auch wohl vier geborene Honneurs; es war rein zum Verzweifeln, und mit ſolchem Ausdrucke, wenigſtens mit dem des größten Unbehagens, ſchauten auch die Meiſten auf den ſich unverhältnißmäßig mehrenden Haufen von Gold und Papier.

„Finis Poloniae!“ ſagte einer der jungen Kaufleute, wobei er ſowohl an ſein Portemonnaie als an ſeine Brieftaſche leicht mit den Fingern ſchlug, ohne daß noch irgend etwas herausgefallen wäre.

Welden betrachtete Ferdinand, der, ohne das Geringſte zu ſetzen, mit großer Ruhe eine Papiercigarre um die andere rauchte,

ſchon längſt kein Waſſer mehr trank, aber deſto mehr Champagner, welcher ihm von Beſenbach eingegoſſen wurde und wobei dieſer nie unterließ, ihn mit dem Ellenbogen anzuſtoßen und ihm dabei zuzuflüſtern:

„Geh' ihm doch endlich einmal zu Leibe — wie kannſt Du denn zuſchauen, daß wir ſo ausgeraubt werden?"

Der Reiteroffizier hatte übrigens etwas von dieſen Worten verſtanden und warf lachend die Bemerkung hinüber: „Allerdings, eine hitzige Schlacht, und mit glorreichem Ende, wenn nicht bald Verſtärkung gegen mich anrückt; Herr Welkermann hat ſich in ſein Zelt eingeſchloſſen, wie der ſelige Achill, und ſcheint mit ſeinen Myrmidonen nicht mehr eintreten zu wollen."

„Allerdings iſt Achill müde," erwiederte der Angeredete, indem er gähnte und mit der Hand über ſeine Augen fuhr; „doch werde ich meinen Patroklus ſchicken, um vielleicht die Feldſchlacht noch einmal zum Stehen zu bringen. Da Beſenbach, pointire, wenn Du Luſt haſt!" Damit warf er ihm ſeine gefüllte Brieftaſche hinüber, aus welcher, durch den Wurf verſchoben, Billette von tauſend, fünfhundert und hundert Gulden hervorblickten. Du brauchſt Dich nicht zu geniren!"

„Gut denn — ein Einzelkampf zwiſchen Patroklus und Herkules."

Alles blickte geſpannt auf die Spieler mit vorgeſtrecktem Halſe und weit geöffneten Augen.

„Die Bank iſt für dreitauſend Gulden garantirt."

„So fangen wir klein an," ſagte Beſenbach, „und nehmen ihr hundert Gulden — geborener Achter."

„Oder umgekehrt," ſagte lachend der Reiteroffizier, „hier iſt die Geburt eines Neuners zu melden."

„Unerhört — abermals hundert."

„Leider mit dem gleichen Erfolge."

„Verſuch es einmal mit fünfhundert," ſagte Ferdinand gleichgiltig.

„Verdammt, die ſind auch beim Teufel — Baron Miltau, Sie haben einen Bund mit dem Böſen gemacht!"

Ferdinand hatte ein großes Waſſerglas mit Champagner hinuntergeſchluckt, und ſeine Augen fingen an, unheimlich zu leuchten. — Nochmals fünfhundert."

„Und nochmals verloren."

„Das iſt wirklich ein ganz fabelhaftes Glück," ſagte einer der jüngeren Leute; „hören Sie auf, Welkermann, dem Baron Miltau iſt heute nicht beizukommen!"

„Und für wie viel iſt die Bank garantirt?" fragte der Sohn des Stadtſchultheißen mit einer Stimme, der man nicht die geringſte Aufregung anmerkte und wobei ſich ſogar ein kleines Lächeln um ſeinen Mund zeigte.

„Für dreitauſend Gulden," antwortete der Reiteroffizier; „den Reſt ziehe ich zurück."

„Nicht mehr als billig."

„Couvrire dieſe dreitauſend Gulden," ſagte Ferdinand zu Beſenbach, „und dann laß mich einmal die Karten aufnehmen."

„Nein, nein," riefen ein paar der Anweſenden, indem ſie ſich halb von ihren Stühlen erhoben, „das geht über den Spaß; treibt das meinetwegen ſo fort, nachdem wir das Zimmer im Rücken haben — Gute Nacht!"

„Pfui, wer wird ſo kindiſch ſein, eine Spielgeſellſchaft unter guten Freunden durch vorzeitiges Weglaufen aus einander zu ſprengen!" bemerkte Ferdinand; „was kann es euch verſchlagen, ob ich verliere oder gewinne? Denkt, wir ſpielen um Nüſſe oder um Rechenpfennige — haben doch dieſe Papierfetzen auch nur einen eingebildeten Werth."

„Du thuſt gerade, als wenn Du eine Banknotenpreſſe bei Dir zu Hauſe ſtehen hätteſt," erwiederte lachend einer der Kaufleute; „nun ich kann auch noch da bleiben, mir kann es gleich ſein."

„Alſo Sie halten die dreitauſend?"

„Gewiß.“

Der Sohn des Stadtſchultheißen nahm die Karten, ohne daß ſeine Finger oder ſeine Miene auch nur das geringſte Zeichen von Aufregung verrathen hätten; doch gouſtirte er aufs ſorgfältigſte, bis oben der Strich erſchien, der ihm ein Bild anzeigte. Dann wandte er die Karten lächelnd herum; die andere war ein Vierer — auf vier bleibt man nicht ſtehen; er ließ ſich eine dritte Karte geben: es war ein Sechſer; er hatte alſo verloren, wenn der Bankier nicht ebenfalls zwei Zehner oder zwei Bilder hatte. Dieſer kaufte ebenfalls und legte mit triumphirendem Blicke ein Aß auf — er hatte um einen einzigen Point gewonnen, denn auch er hatte in der That zwei Zehner gehabt.

Ein leiſer Ruf der Ueberraſchung flog durch den Kreis, der ſich näher um die beiden Spielenden zuſammendrängte — es war dieſes aber auch ein ganz außerordentliches Spiel, ſo außergewöhnlich, daß es ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Kellners erregte, der unbeachtet im Zimmer geblieben war und nun mit lang vorgeſtrecktem Halſe, von Niemandem beachtet, über den Kreis hinüber auf den Tiſch ſchaute.

Der Reiteroffizier behielt ſein Paket Karten in der Hand und blickte fragend zu Ferdinand hinüber, der ſich lachend mit der Frage an Beſenbach wandte: „Was haben wir noch aufzuwenden?“

Der kleine Mann mit dem rothen Barte machte ein gar klägliches Geſicht, offenbar befand er ſich durch das unſinnige Spiel in viel größerer Beſtürzung, als der, dem es doch eigentlich galt. „Laß es gut ſein,“ flüſterte er ihm zu, — „wozu ſeinem Gelde nachrennen und Alles verlieren?“

„Das iſt meine Sache; wie viel iſt noch in der Brieftaſche?“

„Noch neun Stück Fünfhunderter.“

„Halten Sie mir noch viertauſend Gulden?“ fragte Ferdinand in verbindlichem Tone den Baron von Miltau.

„Mit Vergnügen, auch mehr.“

„Gut, geben Sie aus.“

Dieſes Mal kam der junge Welkermann weder zum Gouſtiren noch zum Kaufen, denn der Cavallerieoffizier legte achſelzuckend und mit den Worten: „Mir ſelbſt unbegreiflich!“ einen geborenen Neuner auf.

Sonſt ſprach keiner im Kreiſe rings umher, Alle ſchienen beſtürzt über die unter den obwaltenden Umſtänden koloſſale Höhe, welche das Spiel, das man mit Sechſern und halben Guldenſtücken begonnen, ſo unverhofft genommen; nur der, den es am meiſten betraf, ſchien nicht viel Weſens daraus zu machen. Er ſteckte Portemonnaie und Brieftaſche mit großer Ruhe ein, worauf er das letzte Bankbillet von fünfhundert Gulden, das er noch hatte, langſam zwiſchen den Fingern umherſchob und dann der Länge nach bedächtig zuſammenfaltete. Allerdings waren ſeine Blicke etwas ſtarr geworden und ſeine Zunge ſchwer und lallend, als er ſprach.

„Es iſt mir das allerdings unangenehm,“ ſagte er, „aber ich kann Ihnen auf meine Ehre verſichern, mehr für Sie, als für mich ſelber, da es unſern heiteren Abend mit einer Diſſonanz zu beſchließen droht; deßhalb noch ein volles Glas, Beſenbach, zur Abwehr der Mißſtimmung, und ihr Anderen ſchenkt euch noch einmal ein — an Stoff fehlt es nicht — ſtoßt an auf unſer beſſeres Glück ein ander Mal!“

„Und zur Revanche jeder Zeit!“ rief der Freiherr von Miltau.

„Wie Sie wollen,“ antwortete Ferdinand; „doch könnte mir auch die verflucht geſcheite Idee kommen, gar keine Karten mehr anzurühren, vielleicht aus Mangel an Fonds,“ ſetzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, und um den eben ausgeſprochenen Vorſatz halten zu können, iſt es beſſer, wenn ich meine Schiffe hinter mir verbrenne.“

Bei den letzten Worten näherte er die zu einem Fidibus zuſammengedrehte, letzte Banknote dem Lichte, welches vor ihm ſtand, und ehe Welden, der, der einzige vollkommen Nüchterne, allen ſeinen

Bewegungen aufs genaueste gefolgt war, ihn am Arme ergreifend daran hindern konnte, hatte das Papier bereits Feuer gefangen; doch riß es ihm der junge Ingenieur trotzdem aus der Hand, zerdrückte die Flamme mit den Händen und sagte dann, ihn ernst anschauend:

„Herr Welkermann, ich kenne allerdings nicht Ihre Vermögensverhältnisse, aber ich glaube doch, Sie werden mir morgen Dank wissen, daß ich Sie von etwas abgehalten, das selbst durch die aufgeregte Stimmung, in der man sich eben befindet, nicht zu rechtfertigen ist!"

Dieses war der Funke, welcher in den aufgehäuften Zündstoff flog, den der junge Mann bis jetzt mühsam vor dem Aufflammen bewahrt; er sprang, wie von einer Feder geschnellt, in die Höhe, seine feuchten Lippen bebten, und indem er beide Fäuste auf den Tisch stemmte, beugte er sich so weit gegen den Ingenieur, daß er dessen Stirn fast mit der seinigen berührte.

„Weder morgen noch heute werde ich Ihnen Dank wissen, Herr — wissen Sie wohl, daß Sie eine Unverschämtheit gegen mich begangen, daß ich Ihnen darauf mit einer Ohrfeige antworten würde, wenn mich die Anwesenheit jener ehrenwerthen Leute nicht davon zurückhalten würde, und daß ich Sie trotzdem bitten muß, diese Ohrfeige als vollkommen genossen zu betrachten!"

Welden war furchtbar erbleicht und athmete tief auf, ehe er im Stande war, auch nur durch ein leichtes Kopfnicken zu antworten, und dann erst nach einer ziemlich langen Pause, während welcher er die an einem Theile verbrannte Banknote ruhig auf den Tisch legte, zur Antwort gab: „Die anwesenden Herren werden es mir Dank wissen, wenn ich Ihre Worte heute Abend auf der Stelle nicht gebührend beantworte — morgen aber werde ich mir erlauben, Ihnen den heutigen Abend in Erinnerung zu bringen!"

„Und mit vollem Rechte!" rief Baron Miltau, der sich mit den meisten der übrigen Anwesenden rasch erhoben hatte.

Nur Beſenbach war ſitzen geblieben, und das aus guten Gründen, denn er hatte nicht Luſt, den auflodernden Zorn ſeines guten Freundes auf ſich zu lenken, konnte ſich aber trotzdem nicht enthalten, in Ausrufungen wie: ‚Unerhört! Unverzeihlich!‘ wenn auch leiſe, mit einzuſtimmen.

Ferdinand hatte die Banknote wieder ergriffen, und indem er mit rollenden Augen, an der Unterlippe nagend, rings im Kreiſe umherſchaute, ſtieß er mühſam die Worte hervor: „Und ich kann mit meinem Eigenthum ſchalten und walten, wie ich will!“

„Ja, aber vor unſeren Augen keinen ſolchen Wahnſinn treiben; ein Millionär würde ſich das nicht erlauben, und wenn er es thäte, müßte man ihn unter Curatel ſtellen, und das wollen wir auch Dir thun zu Deinem eigenen Beſten.“

Der, welcher ſo ſprach, einer der genaueren, älteren Freunde Ferdinands, hatte das Licht auf dem Tiſche ausgelöſcht und ſich ihm mit einer ſehr entſchloſſenen Miene genähert, worauf Ferdinand anfänglich Luſt zu haben ſchien, das Papier, welches er zwiſchen ſeinen zitternden Fingern hielt, zu zerreißen; doch beſann er ſich eines Vernünftigeren, und ſich raſch umwendend, wobei er ſeinen Freund etwas unſanft zurückdrängte, warf er dem Kellner, der überraſcht zugeſchaut, die Banknote zu.

Dieſer ſchien erſchrocken über das Geſchenk zu ſein und wollte es wieder auf den Tiſch legen, doch winkte ihm Baron Miltau mit den Augen, worauf er ſich in die Ecke des Zimmers zurückzog, wohin ſich Welden ebenfalls begeben hatte, um ſeinen Hut zu nehmen. Hier flüſterte ihm der Kellner zu:

„Erlauben Sie mir die Frage: wer iſt der junge Herr, der mir die Banknote gegeben? Ich bin erſt kurz im Hauſe und kenne ihn nicht; Sie werden es begreiflich finden, daß ich ſie ihm morgen früh wieder zuſtelle.“

„Gewiß, mein Freund, es iſt der Sohn des Stadtſchultheißen Welkermann, bei der Bank angeſtellt; gehen Sie morgen

falber Blitze und wie das tiefe, unheimliche Rollen des Donners. Vor ihm aber hatte ſich der Himmel aufgeklärt und er ſah einen hellen Schein auf der Zukunft ſeines Lebens.

Wenn er rückwärts blickte, ſo erſchütterte ihn nur Eins, das war nämlich das Bild jenes fremden und ihm doch ſo bekannten Mädchens, das aus dem dunklen Gewölke die Arme flehend ausſtreckte und ihn bat: rette mich! Zuweilen erſchien ihm dieſes Bild auch, wenn er in die Zukunft blickte, und ſtand alsdann licht und freundlich vor ſeinem inneren Auge.

Die Aufſchrift jenes Briefes hatte er hundert Mal geleſen, kannte aber den Namen der Frau nicht, an welche der Brief gerichtet war, beſchloß jedoch, bei ſeiner Rückkunft in die Reſidenz genaue Erkundigungen einzuziehen über Alles, was das verſchwundene Mädchen beträfe; und das that er auch. — — — — — — —

Wenige Tage nach dieſem Vorfalle hielt abermals eine Extrapoſt in dem kleinen Dorfe D., und während der Poſtillon von Metthauſen aus-, und der neue Poſtillon, den wir bereits kennen, lächelnd einſpannte, unterhielt ſich der Herr Lukas, der ſo eben von der Reſidenz zurück kam, neben dem Wagen ſtehend auf's Freundlichſte mit dem alten Schultheißen.

Beide ſchüttelten einander herzlich die Hände, und als nun der Jäger wieder in ſeine Kaleſche ſtieg, und während der Schultheiß vergnügt ſich die Hände rieb, da er überzeugt war, er habe einem wackeren Mann geholfen, rollte der Jäger von dannen, das Verdeck des Wagens zurück geſchlagen, in der milden, warmen Frühlingsluft. Hinter ſich ließ er die Reſidenz mit vielen finſtern und unheimlichen Erinnerungen, die in den letzten Tagen noch um eine vermehrt worden waren; neben ſich hatte er in einer ledernen Taſche den ſo ſehr wichtigen Brief für den Baron Karl, traurig und angenehm zu-

früh dorthin, und ich bin überzeugt, er wird Ihnen dankbar sein."

Der Kellner zog sich nach einer Verbeugung zurück, und Welden verließ das Zimmer und den Gasthof, dessen Thür ihm ein schläfriger Hausknecht öffnete.

Es war spät in der Nacht oder vielmehr früh am Morgen; die Sterne leuchteten in unbeschreiblicher Klarheit, der Schnee knirschte unter den Füßen des Dahinwandelnden, welcher bei sich dachte: „Das hat man davon, wenn man sich in fremde Angelegenheiten mischt, und statt dem Stadtschultheißen dienstbar zu sein, werde ich mich genöthigt sehen, seinem ungerathenen Sohne Eins auf den Pelz zu schießen oder .... Vielleicht wäre es doch gescheiter gewesen, eine Tasse Thee bei meiner liebenswürdigen Hauswirthin anzunehmen."

Scylla und Charybdis.

Fünfzehntes Kapitel.

Welden war am anderen Morgen allein auf ſeinem Bureau. Baron Miltau, der ſich ihm in aller Frühe durch ein Billet, die Geſchichte mit Wellermann betreffend, zur Verfügung geſtellt und ihn darauf beſucht, hatte ihn ſoeben verlaſſen, um ſich als Cartelträger zu Ferdinand zu begeben.

Es war ein Feiertag und deßhalb außer ihm Niemand auf den Zeichnungszimmern, nicht einmal der Oberbaurath Lievens, was dem jungen Ingenieur ſehr angenehm war; er hatte ſeinen Kopf noch zu voll von dem geſtrigen Vorfalle, um ſich ſeinen eigenen Arbeiten oder denen der Anderen widmen zu können. Am Fenſter ſtehend, blickte er an dem trüb gewordenen Winterhimmel empor, in Nachſinnen verſunken, ob er geſtern Abend hätte anders handeln können oder ſollen — können vielleicht wohl, doch gereute es ihn durchaus nicht, daß er mit dem übermüthigen jungen Menſchen ſo verfahren, wie er es gethan. Was konnte auch die Folge davon ſein? Ein Zuſammentreffen, wie er ſchon ähnliche gehabt — er war in der Lage, Ferdinand zu fordern, jener hatte alſo den erſten Schuß, und wenn die Kugel ihn nicht traf, wie es ja wohl möglich war, ſo lag es in ſeiner Hand, den jungen Mann ganz zu verſchonen oder ihm einen leichten Denkzettel zu geben.

Welden war ein guter Piſtolenſchütze, und, was die Hauptſache

war, ſein Gleichmuth und ſeine Ruhe hatten ihn in ſchwierigeren Lagen nicht verlaſſen, alſo auch nicht vor der Mündung einer Piſtole.

Es war vielleicht eigenthümlich, vielleicht auch ſehr natürlich, daß ihm bei dieſen Betrachtungen das Bild Lucy's von Rivola häufiger als ſonſt vor ſeine Seele trat, und er ärgerte ſich, wenn er bedachte, daß man im Hauſe des Freiherrn, wie ja auch wohl überall in der Stadt, dieſe an ſich ſo unangenehme Geſchichte noch mit großen Zuſätzen erfahren würde: ein Streit beim Spiele mit jüngeren, leichtſinnigen Leuten — was mochte man über ihn im Hauſe des Freiherrn denken, wo er ſtets als das Muſter eines beſonnenen und vollkommen ſoliden jungen Mannes gegolten hatte?

Er beſchloß, allen Gerüchten zuvorzukommen und dem Baron von Rivola die ganze Geſchichte zu erzählen.

So am Fenſter ſtehend und mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, hatte er es überhört, daß an die Thür des Nebenzimmers, wo der Eingang zu den Bureaux war, geklopft wurde, und wandte ſich jetzt raſch um, als er das Knarren dieſer Thür ſowie Schritte hörte, welche ſich dem Gemache näherten, in dem er ſich befand. Es war der Polizeirath Merkel, der mit ſeinem wohlwollenden Lächeln nun vor ihm auf der Schwelle ſtand und ihm einen freundlichen Guten Morgen bot.

„Sie werden überraſcht ſein, mich ſchon ſo früh bei ſich zu ſehen.“

„Bin aber ſehr erfreut darüber,“ erwiederte der junge Ingenieur, „und halte es für recht paſſend, daß die hohe Polizei, der eigentlich nichts heilig iſt, wenigſtens den Feiertag verehrt, indem ſie ihre Geſchäfte bei Seite läßt und Beſuche macht.“

„Leider kann ich Ihnen das nicht bejahen, ſo gern ich auch meine Sonn- und Feiertage für mich hätte. Glauben Sie mir, wir ſind ſchlimmer daran, als die Briefträger, die doch nur zu gewiſſen Stunden in der Stadt umher zu traben haben, wogegen wir uns ſagen können: keine Ruh' bei Tag und Nacht. — Doch

wie geht es Ihnen? Ich hatte in der Nähe zu thun und bin nur gekommen, um nach Ihnen zu ſehen, ja, ſogar ohne bei meiner Schweſter einzutreten."

„Das iſt ſehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Polizeirath," antwortete Welden, „beſonders wenn Sie mir in der That ohne alle und jede Nebenabſicht ſo früh ſchon Ihren Beſuch ſchenken."

„Man muß ſich vor Ihnen in Acht nehmen," entgegnete der Andere lächelnd, indem er ſich rittlings auf einen der Zeichenſtühle ſetzte — „nun denn, ſo frage ich ohne alle Beziehung, ob Sie gut geſchlafen haben."

Lag bei dieſen Worten etwas Auffallendes in den Blicken des Polizeiraths oder glaubte Welden das nur, der ſich, wie wir wiſſen, in Gedanken ſehr mit dem geſtrigen Abende beſchäftigt hatte und deßhalb auch dieſe Frage damit in Zuſammenhang brachte, genug, er erwiederte:

„Wenig und unruhig; ich war lange auf und unſere Unterhaltung ſehr animirt."

„Ja, ja," machte der Polizeirath und fuhr in gleichgiltigem Tone fort, während er mit ſeinem Spazierſtocke etwas hangen gebliebenen Schnee von der Spitze ſeines Stiefels entfernte: „Das Spiel regt auf, ſelbſt wenn man eigentlich ſo zu ſagen nur Zuſchauer iſt."

„Habe ich vom Spiel geſprochen?" fragte Welden im Tone der Verwunderung.

„Nein, aber ich," verſetzte der Andere, indem er dem jungen Manne mit großer Ruhe ins Geſicht ſchaute und dann lachend beifügte: „ich, der Polizeirath Merkel."

„Als ſolcher?"

„Nein, als guter Freund meines guten Freundes."

„Sehen Sie, wie Recht ich vorhin hatte," fuhr Welden nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher er in das herzliche Lachen des Anderen eingeſtimmt hatte; „alſo Alles wohl berechnet und

Heuchelei: das Reſpektiren des Feiertages, das Bedürfniß, mich am frühen Morgen zu ſehen."

„Ich konnte doch nicht mit der Thür ins Haus fallen, ich konnte es Ihnen doch nicht ſogleich ſagen, ehe ich mich nur geſetzt und ehe Sie mir eine gute Cigarre angeboten, was Sie beiläufig noch nicht gethan haben, junger Mann."

„Hier iſt das Beſte, was ich habe, Flor fin, das wird Sie hoffentlich milder ſtimmen, denn Ihre Anrede verſpricht nichts Gutes."

„Ihre Cigarre iſt vortrefflich; doch nun laſſen Sie mich fortfahren, undankbar aber gerecht. Junger Mann, Sie waren geſtern Abend im Holländiſchen Hofe, und zwar in einem Hinterzimmer deſſelben, wo ſoupirt und ſpäter geſpielt wurde, ein ſehr intereſſantes, aber abſcheuliches Spiel, welches man Makao nennt."

„Bis dahin ſind das unläugbare Thatſachen."

„Ich brauche weder Läugnen noch Beiſtimmung, junger Herr, ich bin meiner Sache ſo gewiß, als ob ich ſelbſt dabei geweſen wäre; Sie allerdings ſpielten ſehr beſcheiden, aber andere Leute trieben ein Spiel, das weit über deren Verhältniſſe geht und in das ſich die hohe Polizei eigentlich miſchen ſollte, wenn ſie im vorliegenden Falle nicht Wichtigeres zu thun hätte."

„Wichtigeres — worin beſteht dieſes Wichtigere?"

„In einem wahrſcheinlich heute Morgen ſchon eingefädelten Engagement mit Herrn Ferdinand Welkermann, einem großen Taugenichts, dem eine tüchtige Lection allerdings nichts ſchaden könnte, für den ich aber in anderer Beziehung eine ſo große Zuneigung empfinde, daß es mir ganz entſetzlich wäre, wenn ihm auch nur ein Haar gekrümmt würde."

„Ich verſtehe Sie wahrhaftig nicht, Herr Polizeirath."

„Iſt auch vor der Hand ganz unnöthig."

„Aber wenn ich Sie verſichere, daß die Polizei, trotz ihrer Allwiſſenheit, dieſes Mal doch nicht den richtigen Weg geht?"

„Mein lieber Welden," gab hier der Polizeirath, plötzlich ernſt

werdend, zur Antwort, „ich verlange durchaus nicht, daß Sie mir den gestrigen Abend betreffende Zugeständnisse oder noch weniger Confidenzen machen; ich brauche das nicht, denn ich bin meiner Sache zu gewiß — wollen Sie Beweise?“

„Warum nicht, wenn es Ihnen gefällig wäre?“

„Mit vielem Vergnügen — also gestern Abend wurde in dem gewissen Hinterzimmer des Holländischen Hofes Makao gespielt; Sie setzten, wie es sich für einen vernünftigen Mann geziemt, Andere aber, verzeihen Sie mir den Ausdruck, wie die Narren, besonders Herr Welkermann, der außer unbedeutenderen Einsätzen das erste Mal dreitausend Gulden an Baron Miltau verloren, dann nochmals viertausend Gulden an denselben.“

„Ich möchte wissen, wer Ihnen das verrathen hat.“

„Niemand von denen, die anwesend waren — ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, daß Sie der Erste aus der gestrigen Gesellschaft sind, den ich seit vierundzwanzig Stunden spreche.“

„Unbegreiflich!“

„Allerdings. Sie schickten die Kellner fort, und es blieb nur im Vorzimmer ein unbedeutender, verschlafener Kerl, der ein paar Mal frisches Wasser und Champagner brachte . . . .“

„So ist es.“

„Dem Herr Ferdinand Welkermann die theilweise verbrannte Banknote zuwarf, über welche Sie mit ihm in Streit geriethen.“

„Das geht über meinen Begriff,“ sagte Welden im höchsten Erstaunen — „das ist mir unbegreiflich, da Sie soeben Ihr Ehrenwort gaben, mit Niemandem der Anwesenden gesprochen zu haben!“

„Was auch nicht nöthig war, da ich die Ehre hatte, selbst bei der Gesellschaft zu sein.“

„Ah ba,“ machte der junge Ingenieur zurückfahrend, „Sie haben mich zum Besten!“

„Durchaus nicht; Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen gestern Abend auf der Straße sagte, Sie seien nicht im Stande,

mich in einer meiner Verkleidungen zu erkennen, ſelbſt nicht bei Gaslicht und Champagner, und Sie erkannten mich in der That nicht, als ich Sie geſtern Abend fragte: Wer iſt jener junge Herr, der mir die Banknote zugeworfen?"

„Sie — — jener Kellner?"

„Ich hatte die Ehre, und um Sie ganz zu überzeugen, bitte ich, dieſes Corpus delicti zu betrachten."

Bei dieſen Worten hatte der Polizeirath die Fünfhundertguldenbanknote aus ſeiner Bruſttaſche hervorgezogen und überreichte ſie Welden, der ſie kopfſchüttelnd annahm, aber ſtatt ſie zu betrachten, das Geſicht Merkels, dieſes ihm ſo wohlbekannte Geſicht, mit großen Augen anſchaute. Dann ſagte er: „Sie überzeugen mich, und doch zweifle ich noch!"

„Glauben Sie dem Beweiſe, den Sie in Ihren Händen halten; doch iſt das, deſſen ich vorher erwähnte, das tolle Spiel Welkermann's, dieſe angebrannte Banknote, nur Nebenſache, vor der Hand wenigſtens — was mich zu Ihnen führt, iſt Ihr vorausſichtliches Duell, das, es thut mir leid, es Ihnen zu ſagen, unter keinen Umſtänden ſtattfinden darf."

„Unmöglich, Herr Polizeirath," fuhr der Ingenieur heftig empor; „Sie werden nicht von mir verlangen, daß ich mich vor einem Dutzend junger Leute beſchimpfen laſſe, ohne die nun einmal übliche Genugthuung dafür zu fordern!"

„Gewiß nicht, und Sie ſollen alle Genugthuung haben, die Sie wünſchen können: Herr Ferdinand Welkermann ſoll Ihnen vor allen geſtern Anweſenden Abbitte leiſten und es Ihnen noch obendrein ſchriftlich geben, daß er das gethan."

„Dazu wird und kann er ſich nie verſtehen, und im Falle ſelbſt, daß er ſich dazu verſtände, kann ich mich nicht damit zufriedenſtellen."

„Blutdürſtiger Wütherich — nehmen Sie ſich vor der Polizei in Acht — was kann Ihnen daran gelegen ſein, dieſem unbeſon-

nenen jungen Menſchen eine Kugel in den Leib zu jagen? — O, ich weiß," fuhr der Polizeirath nach einer Pauſe fort, als Welden, der heftig im Zimmer auf und ab gegangen war, nun vor ihm ſtehen bleibend, den Mund zum Sprechen öffnete — „Sie ſind ein ganz vortrefflicher Schütze. Sie werden mir verſichern, daß Sie ihn durchaus nicht gefährlich verwunden wollen; aber, mein lieber Freund, die Kugel geht ihren eigenen Weg, und ich habe es ſchon erlebt, daß die beſten Schützen ihr Ziel fehlten, und daß Jemand mitten durchs Herz geſchoſſen wurde, und zwar von einem Menſchen, der früher nie eine Piſtole in der Hand gehabt."

„Sei es darum!" ſagte Welden in einem ärgerlichen Tone. „Aber weßhalb intereſſiren Sie ſich für dieſen Welkermann, der es doch, weiß Gott, verdient hat, daß man ihn einige Todesangſt ausſtehen läßt?"

„Was noch ſehr zweifelhaft iſt," erwiederte der Polizeirath mit großer Ruhe; „dieſer Welkermann iſt allerdings ein großer Taugenichts, ein Spieler, ein leichtſinniger Verſchwender, aber durchaus nicht feig, deſſen kann ich Sie verſichern."

„Ich will mich von Herzen freuen, wenn dem ſo iſt, alsdann wird er durchaus nicht einwilligen mir die vorgeſchlagene Abbitte zu thun."

„Vielleicht doch, denn dieſer Welkermann iſt neben all ſeinen Fehlern ein ganz guter Kerl, und wenn Sie geſtern Abend noch länger geblieben wären, ſo hätten Sie eben ſo gut hören können, wie es der alte Kellner gehört, trotzdem er verſchlafen im Vorzimmer ſaß, daß ſich Welkermann ſelbſt über ſein Betragen gegen Sie größere Vorwürfe gemacht, als es alle Anweſenden thaten, und daß er auf der Stelle zu jeder Ehrenerklärung bereit geweſen wäre."

„Möglich — aber gerade deßhalb bin ich zufrieden, daß ich nicht mehr anweſend war." Welden trat bei dieſen Worten an das Fenſter und ſetzte, an den Himmel emporſchauend, hinzu: „Man ſpielt nicht mit ſolchen Dingen!" worauf er ſich, nachdem

Beide eine Weile geſchwiegen, raſch gegen den Polizeirath mit der Frage umwandte: „Aber ſagen Sie mir nun, verehrter Herr und Freund — Sie erlaubten mir häufig, Sie ſo zu nennen —, aus welchem Grunde ſind Sie ſo zärtlich beſorgt, daß dem Herrn Ferdinand Welkermann kein Leides geſchieht?“

„Warum gerade auch ihm, mein lieber Welden? Auch Sie ſind gegen eine Kugel nicht verſichert — wenn meine Forderung nun ganz allein in dem Intereſſe für Sie wurzelte?“

„Unglaublich,“ erwiederte der Ingenieur, indem er lächelnd den Kopf ſchüttelte; „die Motive, unſer Duell zu verhindern, ſcheinen mir tiefer zu liegen.“

„Nun denn, das Intereſſe des Polizeibeamten, eine Ungeſetzlichkeit zu verhindern.“

Welden machte bei dieſen Worten ein ſo außerordentlich komiſches Geſicht, daß es dem Anderen unmöglich war, ernſthaft zu bleiben.

„Ah, ich ſehe,“ rief er lachend, „Sie glauben mir nicht!“

„Nein, Herr Polizeirath.“

„Nun denn, ſo will ich Ihnen geſtehen,“ antwortete er, plötzlich wieder ernſt werdend, „daß ich allerdings triftige Urſachen habe, im gegenwärtigen Augenblicke das größte Intereſſe an der Perſon des Herrn Ferdinand Welkermann zu nehmen, und daß es mir äußerſt fatal wäre, wenn Sie ihn mir todtſchöſſen.“

„Das iſt ſchon etwas — aber wenn ich mich durch eine ſolche unglaubliche Nachgiebigkeit vor all meinen Bekannten lächerlich machen ſoll, ſo iſt es doch vielleicht nicht indiscret, nach dem Grunde dieſes Intereſſes zu fragen.“

Der Polizeirath zuckte mit den Achſeln. „Mit dem eben Geſagten bin ich an der Gränze aller meiner möglichen Mittheilungen, und bitte ich Sie dringend, lieber Welden, dem Freunde Gehör zu geben, damit der Beamte nicht genöthigt iſt, gegen Sie aufzutreten.“

„Wie ſo der Beamte?“

„Ei, eine komiſche Frage; Sie wollen ſich duelliren, die Polizei weiß darum und muß Alles thun, um das zu verhindern, denn Sie haben gute Luſt, Ihren Gegner zuſammenzuſchießen, und dieſer Gegner iſt — der Sohn eines allgemein verehrten Mannes, des Stadtſchultheißen.“

„Ah, ich fange an, zu begreifen!“

„Sehen Sie, junger Mann,“ ſprach der Polizeirath mit einem Ausdrucke außerordentlichen Wohlwollens in den Zügen und in der Stimme, „mich freut es nur, daß Sie Gründe errathen, die man Ihnen nicht ſagen darf.“

„Und wenn ich mich trotzdem weigere?“

„So müßte ich mich veranlaßt ſehen, Ihnen eine Begleitung zu geben, die Ihnen zuweilen recht hinderlich wäre — ſeien Sie vernünftig, ich rathe Ihnen als älterer Freund; verſprechen Sie mir, daß, wenn Ihnen Ihr Gegner eine Erklärung gibt, mündlich und ſchriftlich, wie Sie es nur verlangen können, daß Sie ſich alsdann zufrieden geben wollen.“

Welden war haſtig abermals im Zimmer einige Male auf und ab geſchritten, und ſein Kopfſchütteln ſowie ſeine finſtere Miene zeigten deutlich, daß es ihm ſchwer, ja, unmöglich wurde, ſo ſchnell einen endgültigen Entſchluß zu faſſen. Endlich ſagte er, vor dem Anderen ſtehen bleibend: „Ich kann Ihren Vorſchlag nicht annehmen, die Sache iſt ſchon eingefädelt, wie ſie ſoll, denn die mir angethane Beleidigung war zu ſchwerer Art — will ihn aber auch nicht unbedingt ablehnen. Geben Sie mir drei Tage Bedenkzeit, wogegen ich Ihnen verſpreche, daß das Duell innerhalb dieſer drei Tage nicht ſtattfinden ſoll; ich, als der beleidigte Theil, werde das ſo einzurichten wiſſen, und daß ich ſo lange warte, iſt ſchon ein großes Opfer, Herr Polizeirath, das ich Ihnen, einem mir wohlwollenden Freunde, bringe.“

„Sie ſind ein harter Kopf, doch was kann ich machen — ich

gleich, und ſo fuhr er dahin durch die grünen Felder auf der langen, langen Chauſſee, durch Dörfer und Städtchen, ein ſehr glücklicher Menſch. —

Reiſen, namentlich im Frühjahr, iſt etwas ſehr Angenehmes, und wenn uns der geneigte Leſer im nächſten Kapitel folgen will, ſo wollen wir mit Zaubermacht dem dahinrollenden Wagen voraus eilen und uns ſelbſt nach dem Baron Karl umſehen, der ſchon ſo lange aus unſerem Geſichtskreis entſchwunden.

nehme die mir gegebene Frist an, drei Tage ohne Duell und ohne neue Reibung, welche die Sache noch schlimmer machen könnte."

„Auch das verspreche ich Ihnen, ja, ich will noch weiter gehen, ich will einen in Sachen der Ehre erfahrenen und älteren Bekannten mit der Angelegenheit vertraut machen, mir seinen Rath ausbitten und sogar noch nach den drei Tagen dessen Rath, wenn auch nur bedingungsweise, maßgebend sein lassen."

„Und wer ist dieser ältere Bekannte, wenn ich fragen darf?"

„Der Freiherr von Rivola — gewiß vollkommen competent in allen Ehrenangelegenheiten."

„Gewiß," erwiederte der Polizeirath im vollkommensten Tone der Ueberzeugung, wobei er noch obendrein zustimmend mit dem Kopfe nickte — „allen Respekt vor den Ansichten des Herrn von Rivola in dieser und jeder anderen Angelegenheit."

„Und da ich heute Morgen doch nicht arbeiten kann," fuhr Welden mit einem Zeichen des Mißbehagens fort, „so will ich gleich nach Eichenwald hinaus; es ist das ein prächtiger Spaziergang bei dem hart gefrorenen Boden — erfrischend bei dem kalten Wetter."

„Und abkühlend," lächelte Herr Merkel, „wenn, wie ich glaube, etwas Schnee fallen sollte — nun, das schadet Ihnen bei einem Spaziergange nach Eichenwald in keiner Beziehung."

Der Ingenieur schien anfänglich diese kleine, verdeckte Anspielung nicht zu verstehen oder verstehen zu wollen; als ihm aber der Andere heiter lächelnd voll ins Gesicht schaute, zuckte er leicht mit den Achseln.

„Doch da fällt mir eben ein," sagte der Polizeirath, seine Heiterkeit plötzlich unterbrechend, „daß Sie den Baron von Rivola schwerlich zu Hause treffen werden, denn so viel ich weiß, ist er in der Stadt oder doch im Begriffe, herein zu kommen — ich erfuhr das aus guter Quelle, von dem Bankdirektor Schwemmer, mit dem er eine Zusammenkunft hat."

„Die gewiß nicht lange dauern wird," erwiederte Welden nach kurzem Nachſinnen, „und die mich in meinem Vorſatze beſtärkt, recht langſam und ſo gemüthlich, als es mir in meiner Stimmung möglich, nach Eichenwald zu ſpazieren. Der Baron hat raſche Pferde und überholt mich wahrſcheinlich, ehe ich ſein Landgut erreiche."

„Darin haben Sie Recht," verſetzte der Polizeirath, aufſtehend, „und was unſere Abſprache anbelangt" — er reichte dem jungen Manne die Hand — „eine dreitägige Friſt."

„So werde ich dieſelbe, wie bedungen, halten, darauf können Sie ſich verlaſſen. Sind Sie damit zufrieden?"

„Ich muß wohl, doch wäre es mir lieber, wenn Sie dieſe drei Tage vorbeigehen ließen, ohne überhaupt Jemanden zu Herrn Ferdinand Welkermann zu ſchicken."

„Das kann unmöglich Ihr Ernſt ſein," erwiederte Welden in kurzem, etwas rauhem Tone; „alſo es bleibt bei dem, was wir abgeſprochen."

Der Polizeirath hatte ſich entfernt, und der Ingenieur durchſchritt mehrere Minuten lang das Zimmer nach allen Richtungen. Seine Miene war verdrießlich; er warf ſeine angebrannte und wieder ausgelöſchte Cigarre unmuthig von ſich, fuhr dann raſch mit der Hand ein paar Mal durch ſein lockiges Haar und entledigte ſich hierauf der grauen Juppe, die er beim Arbeiten zu tragen pflegte, um einen einfachen, kurzen, dunkeln Rock anzuziehen, den er oben am Halſe zuknöpfte. Dann nahm er ſeinen weichen Hut, verließ Zimmer und Haus und ließ bei den raſchen Schritten, mit denen er dahinging, bald die Stadt hinter ſich.

Das Wetter ſchien ſich ändern zu wollen, und wenn auch der Boden noch hart gefroren war, ſo wehte doch von Weſten her ein weicher, faſt warmer Wind, graue Wolkenmaſſen vor ſich her jagend, die nach und nach den ganzen Himmel bedeckten. Nur dort über Eichenwald zeigte ſich noch zwiſchen dem zerriſſenen Ge-

wölk eine leichte, blaue Stelle, die einen Sonnenstrahl durchließ, unter dem das weiße Landhaus auf der Höhe trotz des Schnee's hell leuchtend auf dem dunkeln Hintergrunde des Eichenwaldes hervortrat.

Dorthin wandte er, vorwärts schreitend, seine Blicke, und je fester er diesen leuchtenden Punkt in's Auge faßte und je höher er über die hinter ihm liegende, in Dampf und Dunst eingehüllte Stadt emporstieg, um so leichter und freier wurde es ihm zu Muthe.

„Es war eigentlich recht unklug von mir," dachte er bei sich, „daß ich meine prächtige Station droben im Gebirge verließ, um nach der Stadt überzusiedeln. Dort hätte ich besser für das Frühjahr vorarbeiten können und ein herrliches und einsiedlerisches Leben geführt, wie es meinen Neigungen behagt. Hat er mir doch, mein alter Wirth droben, vorausgesagt, daß ich mich drunten in den engen Straßen und dumpfen Häusern nicht heimisch fühlen würde, hat er mir doch die Wintertage bei sich so ergötzlich ausgemalt, die lodernde Flamme in dem altmodischen Kamine, die knisternde Funken sprühenden Eichenklötze, die man sich obendrein noch selbst aus dem Walde holen darf, sein massives Haus, an der Berghalde gelegen, gleich über der Landesgrenze, und dazu noch die schönen Jagdgründe des Alten, um so ergiebiger durch den herrlichen Wechsel der starken Hirsche aus dem diesseitigen Revier und aus den Thalschluchten in dem jenseitigen. Und nicht einmal geschrieben habe ich dem alten Heilmann, wie ich ihm doch so fest versprochen!"

Bei diesen Worten blieb er stehen, denn er hatte, in seine Gedanken versunken, mit raschen Schritten eine der Anhöhen bestiegen, die Thal und Stadt beherrschten, eine Stelle mit einer weit ausgedehnten Fernsicht, wohin er seine Spaziergänge gern zu richten pflegte. Hier, wo sich der Fußweg von Eichenwald, dessen wir früher schon erwähnten, mit der Fahrstraße vereinigte, hatte ehedem

ein feſter Wartthurm geſtanden, von derſelben Conſtruction, wie der in der Nähe des Rathhauſes, wahrſcheinlich einer und derſelben Zeit angehörig; doch war von dieſem hier nicht viel mehr übrig geblieben, als ein verfallenes Kellergewölbe und ein Stück Mauerwerk an einer Stelle, hoch genug, um als Sitz zu dienen, an einer anderen, um dem müden Wanderer zu geſtatten, mit aufgeſtützten Armen auf die Stadt hinabzuſchauen. Letzteres that auch Welden, und fuhr dann, halblaut mit ſich ſelbſt redend, fort: „Aber in dem Dampf und Qualm, dem wirklichen und dem noch unausſtehlicheren des menſchlichen Getreibes, vergißt man der beſten Vorſätze, und was bleibt uns Erquickliches übrig von dem, was ſie da unten ihre Geſellſchaft und ihr Vergnügen nennen? Nichts für die Gegenwart, nichts für die Vergangenheit! Iſt es doch ein ungemüthliches, ſchattenhaftes Getreibe, wo Einer an dem Anderen vorübereilt, jetzt ihn mit einem freundlich ſein ſollenden Gruße anblickt oder ihm hohnlachend nachſchaut, nichts Geiſt und Herz Erfriſchendes! Lug und Trug in Worten und Mienen, Vergnügen, bei denen ſich Jeder mehr oder minder langweilt, und das nennt man geſellſchaftliche Unterhaltung!“

Er hatte die letzten Worte ziemlich laut geſprochen, und fuhr nun überraſcht, beinahe erſchrocken zuſammen, als er eine helle, klangvolle Stimme neben ſich ſagen hörte: „Sie ſprechen ein hartes Urtheil aus.“

Er wandte ſich raſch um und blickte in Lucys von Rivola ſanft geröthetes, friſches Geſicht, in ihre hell leuchtenden Augen, mit denen ſie ihn forſchend und lächelnd betrachtete.

„Ei, mein Fräulein, welch unverhofftes Zuſammentreffen!“

„Vielleicht unverhofft, aber ſehr natürlich,“ erwiederte das junge Mädchen. „Sie waren ſo mit Ihren Gedanken beſchäftigt, ſo im Anblicke der Stadt und in Ihre Philoſophie vertieft, daß Sie meine Annäherung nicht gewahrten, und ich kann Sie verſichern, daß ich durchaus nicht unhörbar herangeſchlichen bin; das zur

Entſchuldigung, wenn ich Sie überraſcht. Und was nun unſer Zuſammentreffen anbelangt, ſo geſchah dies auf die allernatürlichſte Weiſe von der Welt. Ich begleitete meinen Vater, welcher Geſchäfte in der Stadt hatte, mit meinem kleinen Schlitten, um heute noch einmal die Schneebahn zu benutzen, die, nach dem Himmel zu urtheilen, morgen vergehen wird — ſehen Sie, dort hinten hält mein Schlitten mit meinen Ponies —, und als mich Papa verlaſſen, wandelte mich die Luſt an, hier von dem alten Gemäuer aus einen Blick auf die Stadt hinabzuwerfen. Iſt es nicht hübſch, ſo die gleichen Gedanken zu haben?"

„Gewiß, Fräulein, und ich ſchätze mich glücklich, ſtatt auf dem Fahrwege fortzuſchreiten, hier bei dem Fußwege, der ja nach Eichenwald führt, einen Augenblick verweilt zu haben."

„Und wo wollten Sie denn eigentlich hin?"

„Nach Ihrem Landhauſe zu Herrn von Rivola. Doch jetzt, wo er, wie Sie mir ſagen, in die Stadt gegangen iſt, werde ich wohl wieder umkehren müſſen, um meinen Beſuch ein anderes Mal zu wiederholen."

„Ganz und gar nicht, Herr Welden, das heißt, wenn Sie in der Stadt nichts ſehr Dringendes zu thun haben. Papa ſagte mir, er bleibe nicht lange aus — warum alſo zurückkehren? Wenn Sie mich hier nicht zufällig getroffen hätten, ſo würden Sie auch Ihren Spaziergang fortgeſetzt haben, und mit vollem Rechte, denn ehe wir nach Eichenwald zurückkommen, kann uns Papa vielleicht ſchon eingeholt haben, wenigſtens bleibt er alsdann nicht mehr lange, darauf können Sie ſich verlaſſen — bitte, gehen Sie mit, begleiten Sie mich!"

Er verbeugte ſich lächelnd und ward von einem höchſt angenehmen Gefühle durchſtrömt, als er ſah, wie ihn das junge, ſchöne Mädchen mit einem ſo guten, offenen Blicke betrachtete, als ſie ihre Bitte ausſprach, wenn ſich auch auf ihrem eben noch ſo heiter lächelnden Geſichte ein ernſter, faſt ängſtlicher Zug zeigte.

„Gewiß, Fräulein Lucy, werde ich Sie begleiten, wenn Sie es mir erlauben. Ich würde mir einen Vorwurf daraus machen, Sie hier getroffen und dann allein gelassen zu haben. Wollen Sie Ihren Schlitten besteigen und mir gestatten, neben Ihnen zu gehen — ich werde schon Schritt halten können mit Ihren kleinen Pferdchen."

„O nein, ich will zu Fuß gehen, Gottlieb kann uns mit den Ponies folgen! Es weht von den Bergen herüber eine so milde, angenehme Luft, und ich freue mich darauf, einmal eine weitere Strecke gehen zu können, als vom Hause in den Park hinauf, und auch das ist ja kaum möglich bei dem tiefen Schnee. Gottlieb," rief sie dem Bedienten zu, welcher auf der Fahrstraße hielt und nun mit abgezogenem Hute hinaufschaute, „fahre langsam gegen Eichenwald zurück und warte droben, wo der Fußweg wieder die Fahrstraße trifft! Und nun kommen Sie, Herr Welden, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich freut, daß ich mit Ihnen diesen kleinen Spaziergang machen darf. Sie waren so lange nicht mehr bei uns draußen, das ist eigentlich sehr unrecht von Ihnen; Papa hat schon ein paar Mal nach Ihnen gefragt, und selbst Mama. Ich glaube, ich sah Sie zuletzt auf dem Balle des Stadtschultheißen, bei meinem ersten Balle, wo ich zuweilen so außerordentlich vergnügt war, das heißt an dem Abende selbst, denn am anderen Tage kam mir doch Manches anders vor."

„Und worin fühlten Sie sich getäuscht, Fräulein Lucy, wenn ich fragen darf?"

„Getäuscht habe ich mich gerade nicht gefühlt, doch dachte ich, indem ich mir den Ball wieder vergegenwärtigte, den Ball, dem ich mit einem so heißen Verlangen entgegengesehen, daß fast alles Vergnügen auf demselben — fast alles habe ich gesagt," fuhr sie lächelnd fort, wobei sie ihren kleinen Zeigefinger emporhielt — „doch nur erkünstelt und unnatürlich ist, eine schwache Copie anderer Vergnügungen, die minder geräuschvoll, aber nachhaltig sind. Aber Sie werden über meine Bemerkung lächeln."

„Gewiß nicht, Fräulein Lucy; ich höre Ihnen mit Vergnügen zu und verstehe alles, was Sie sagen und nicht sagen."

„Woher das Letztere, wenn ich fragen darf?"

„Das lese ich vielleicht aus Ihren Mienen, aus Ihren Blicken."

„Ich möchte Ihnen aber auch alles sagen, was ich denke."

„Und ich würde es so gern hören."

„Und mir aufrichtig sagen, ob meine Bemerkungen richtig sind, wie Sie ja auch meine Fehler beim Zeichnen corrigirten?"

„Gerade so."

„Nun, ich hatte mich darauf gefreut, in's Leben einzutreten, wie man es zu nennen pflegt, auf Bälle und Gesellschaften. Ich hatte den Augenblick nicht erwarten können, am Tage meines ersten Balles in den Wagen zu steigen; ach, welche Seligkeit! Und wissen Sie wohl, was in jenem Augenblicke den einzigen Schatten in mein Glück warf? Der Gedanke, aus jenen strahlenden Räumen, aus jenem geräuschvollen Treiben wieder nach dem einsamen Eichenwald zurückkehren zu müssen. Dieser Schatten aber verlor sich mehr und mehr bei jedem Feste, das ich in letzter Zeit mitgemacht, und ich habe deren viele und glänzende mitgemacht; ja, er verlor sich so gänzlich, daß gestern, als ich in den Wagen stieg, um mit Mama zu einer Soiree bei dem Minister des Auswärtigen zu fahren — Papa war schon in der Stadt —, ich mit Wonne an jenen Augenblick dachte, wo der Wagen wieder dort oben vor dem Landhause halten würde, wo ich wieder in mein kleines Zimmer eintreten könne. Verstehen Sie das?"

„Allerdings verstehe ich das, aber Sie dürfen diesen Gedanken nicht in Ihr Leben eintreten lassen. Ihrem Stande und Ihrem Reichthume nach sind Sie für jenes glänzende Leben erzogen worden; jene Gesellschaften, die Sie schon wieder liebgewinnen werden, machen einen Theil Ihres Lebensberufes aus."

„Und das sagen Sie mir mit so heiterer Miene, Sie, den ich

vorhin an dem alten Wartthurme Worte ausrufen hörte, die einen ganz entgegengesetzten Sinn hatten?"

„Ah, mein Fräulein, das war ein Selbstgespräch! Ich stellte mich in Gedanken jenen sogenannten Vergnügungen gegenüber."

„Für welche Sie sich zu gut dünken, die aber für mich gerade recht wären. Es thut mir leid, daß ich das von Ihnen hören muß; Sie sollten mich besser kennen — o, könnte ich Ihnen beweisen, daß mir gar nichts mehr daran liegt, in jenem Treibhausleben selbst wie eine künstliche Pflanze zu erscheinen, bei nachgemachter Sonne, bei all dem künstlichen Schimmer, dem künstlichen Lächeln, künstlichen Blumen, künstlichen Freuden! Darin gleiche ich meinem guten Vater, und wenn meine Mutter nicht wäre, so würde ich jetzt schon erklären, keine Bälle mehr zu besuchen."

„Ah, wie schön ist es hier oben!" fuhr sie nach einer Pause fort, indem sie stehen blieb und ihre feine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte. „Welch entzückender Duft schon dort aus der aufgebrochenen Erde emporsteigt! Wissen Sie, daß ich gestern schon Schneeglöckchen gefunden habe — und so mahnt mich Alles an den Frühling, an ein wirkliches, natürliches Leben, und deßhalb mag ich gar nicht mehr hinein in die dumpfige Stadt."

Welden hatte dem jungen Mädchen mit Staunen, ja, mit inniger Freude zugehört. Waren es doch seine eigenen Gedanken von vorhin, die sie hier, wenngleich mit anderen Worten, aussprach! O, er hatte es schon früher herausgefühlt, mit welch tiefen Schätzen wahrer Empfindung das Herz dieses Kindes angefüllt war! Hatten ihn doch schon so oft ihre einfachen Worte bewegt, ja, erquickt wie Quellengerieſel an einem heißen Tage, wie Waldesduft auf staubiger Straße!

Als sie so neben ihm stand, die hellen, seelenvollen Augen mit kindlicher Innigkeit auf ihn gerichtet, da überkam ihn ein Gefühl, wie es doch so traurig sei, gänzlich allein in der Welt zu stehen, und wie es ihn so überaus glücklich machen würde, für eine jün-

gere, geliebte Schwester arbeiten zu dürfen, sie zu leiten, sie sorgsam durch das Leben zu führen und ihr wahrscheinlich ein besseres Leben zu bereiten, als diesem jungen, schönen, vornehmen und reichen Mädchen zu Theil werden mußte.

Lucy schien seine Gedanken zu verstehen, sie schien es zu empfinden, daß sie hier einem Herzen voll Wohlwollen, voll aufopfernder Freundschaft nahe war; er fühlte den Druck ihrer kleinen Hand auf seinem Arme, das Licht ihrer braunen Augen verdüsterte sich ein wenig und ein schmerzlicher Zug zuckte um ihre feinen, reizenden Lippen, als sie sagte: „Und bei alledem war es nicht recht von Ihnen, lieber Herr Welden, daß Sie sich noch lange nicht bei uns sehen ließen. Wie gern hätte ich mit Ihnen über Dies und Das geplaudert, wohl manchmal über Unbedeutendes, aber auch Ihren Rath verlangt über Wichtiges, und wenn Sie mir dann vielleicht gesagt hätten, wie Sie das Leben und Treiben der sogenannten großen Welt ansehen, so würde ich Ihnen gestanden haben, daß ich gerade so denke und daß ich mich freue, wenn einmal der Frühling wieder da sein wird, wenn die Bäume grünen, die Blumen blühen und wenn wir unsere Spaziergänge abermals aufnehmen dürfen durch Feld und Wald.

Er konnte sich nicht enthalten, leicht ihre Hand in die seinige zu nehmen und ihr mit dem herzlichsten Ausdrucke der Freundschaft, den er in den Ton seiner Stimme zu legen vermochte, zu antworten: „O ja, Fräulein Lucy, der Frühling wird kommen, auch Bäume und Blumen werden blühen, Manches aber wird und muß anders werden! Sie sind kein Kind mehr, und wenn auch ich selbst darauf hoffe, in Ihrer lieben Gesellschaft hier und da das märchenhafte Geflüster des Waldes zu hören oder das traumartige Gemurmel des Bergwassers, an dem Sie so gern verweilten, so wird es doch von jetzt ab nur geschehen unter dem vollen Rechte des gesellschaftlichen Herkommens, und so soll und muß es auch sein."

Sie blickte ihn fast erschrocken an, als sie hierauf erwiederte:

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so mit mir reden würden! Warum wollen Sie nicht mehr sein, wie früher?“

„Ich werde mich gewiß nicht ändern, sondern bin nur so glücklich, die Verhältniſſe ruhig und richtig überſchauen zu können.“

„Ja, ruhig und richtig.“

„Mit dem wiederkehrenden Frühling werden Bälle und Soireen allerdings aufhören, doch wird dann die ſogenannte Geſellſchaft, vor allen Dingen aber Ihre Eltern andere Anſprüche an Sie machen. Sie ſind nun einmal in das Leben eingetreten, Sie ſchwimmen auf dem Strome der Welt dahin, glücklicherweiſe nicht in einem gebrechlichen Kahne, wie tauſend Andere, ſondern auf einer ſtattlichen Gondel mit bunten, flatternden Wimpeln. Anfangs ſchauen Sie allerdings ſehnſuchtsvoll rückwärts nach dem Ufer, wo Sie Ihre Kindheit verlebten; doch verblaſſen dieſe Ufer nach und nach, um am Ende ganz zu verſchwinden, um Ihnen den unverkümmerten Genuß all der Herrlichkeit zu geſtatten, an der Sie der Strom des Lebens vorüberführen wird, um Ihr Schifflein endlich, hoffentlich lind und leiſe, in einen freundlichen Hafen zu tragen.“

„Und Sie?“

„Ah, ich befinde mich ſchon ſtark in der Strömung, aber nicht ſanft mit dem Strome ſchwimmend wie Sie, nein, in kräftiger Arbeit, bald, um von einem Ufer an das andere zu gelangen, oder um gegen die Strömung aufwärts zu rudern, auch hier und da, um einen böſen Strudel zu vermeiden!“

„Ihre Worte gefallen mir, obgleich ich ſie nicht ganz verſtehe, und doch wohl verſtehe, aber vielleicht nicht ganz den Sinn, welchen Sie hineinlegen wollen. Könnten wir uns denn auf dem Strome nicht ſpäter einmal wieder begegnen?“

„O ja, gewiß, ich hoffe es ſogar! Dann werde ich, im Falle Sie mich wiedererkennen, Ihnen freundlich von fern mit der Hand winken und Ihnen vielleicht zurufen: Ich habe die Tage von

Einunddreißigſtes Kapitel.

Ein Hofball und ſeine Folgen.

Der Baron Karl verlebte in Brüſſel oder vielmehr auf einem Schloſſe bei Brüſſel, wo ſich Pauline bei ihrem Oheime aufhielt, die ſeligſten Stunden. Der alte Oheim, der ihn lieb gewonnen hatte, that anfänglich etwas karg mit den Stunden, in denen es dem jungen Manne erlaubt war, heraus zu kommen und ſeine Braut zu ſehen. Der Baron aber verſtand, ſich dem alten Herrn bald nützlich und angenehm zu machen, indem er jetzt mit ihm in die Waldungen ritt, jetzt ihm in den Glashäuſern ordnen half und Abends mit ihm über Belgien politiſirte und Beide dieſes Land als das glücklichſte auf dem weiten Erdenrunde darzuſtellen bemüht waren — und ſie hatten Recht! Man muß dieſes herrliche Land kennen mit ſeinen blühenden Städten, ſeinen reichen Dörfern inmitten ungeheurer Getreidefelder, mit ſeinen Kanälen, ſeinen ſchiffbaren Flüſſen, beſpült vom Weltmeer, zu welchem hin aus allen Theilen des Landes die keuchende Lokomotive große Wagentransporte hinſchleppt, um andere dafür zurückzunehmen.

Eichenwald nie vergessen, eben so wenig wie meine kleine Freundin Lucy!"

„O, darauf hoffe ich!"

Sie hatte ihre kleinen Hände auf seinem Arme zusammengefaltet und blickte ihn ein paar Sekunden lang mit ihren schönen, klaren Augen an und mit einem Ausdrucke, in dem ihre ganz Seele lag, wogegen er ruhig und freundlich auf sie niederschaute. Dann wandte sie sich mit einem leichten Seufzer von ihm und sagte: „Ach, da ist auch Gottlieb mit meinem Schlitten — wie kurz mir der Weg geworden ist!"

Welden trat neben die kleine Equipage, nahm die Zügel aus den Händen des Bedienten, sowie auch die Peitsche, um sie an Lucy zu geben.

„So soll ich also einsteigen?" sagte diese.

„Ich glaube, es ist wohl besser, und wenn Sie mir erlauben, so gehe ich neben Ihrem Gespann her; ich werde wohl mit den kleinen Thieren Schritt halten können."

Die beiden Schecken schüttelten allerdings unmuthig mit den Köpfen, daß sie, so nahe ihrem Stalle, im langsamsten Schritte gehen mußten; dabei klingelten die Schellen ihres Geschirres, daß es eine wahre Freude war. Auch schien das junge Mädchen sich höchlichst daran zu ergötzen, denn sie hielt die Zügel noch straffer gespannt und sagte lächelnd mit einem Seitenblicke auf den Ingenieur: „Wart', ich will euch lehren, ungeduldig zu sein und davonrennen zu wollen; fest will ich euch halten, so fest ich kann, und wenn ihr folgsam seid und euch ruhig in euer Schicksal findet, so sollt ihr es auch gut bei mir haben; ich will euch hegen und pflegen, lieb haben und streicheln, aber Gehorsam verlange ich — Gehorsam."

Sechszehntes Kapitel.

Während ſo die beiden jungen Leute langſam nach Eichenwald zogen und droben von dem Kammerdiener des Freiherrn, der im ſchwarzen Fracke und weißer Halsbinde ehrfurchtsvoll wartend am Fuße der Terraſſentreppe ſtand, empfangen wurden, hatte Herr von Rivola mit ſeinen raſchen Pferden und ſeinem leichten Coupe ſchon längſt die Stadt erreicht, und ſeine Equipage hielt vor dem königlichen Bankgebäude.

Er war die Treppe hinaufgegangen in den erſten Stock, wo die Wohnung ſowie das Arbeitskabinet Herrn Schwemmer's waren, der ihm an der Treppe entgegenkam und ſich mit den tiefſten Verbeugungen und den allerhöflichſten Worten entſchuldigte, dem Freiherrn eine ſo große Mühe gemacht zu haben. „Doch werden Sie deutlich in meinem Billet geleſen haben," ſagte er, „daß ich ausdrücklich um die Erlaubniß bat, Sie draußen in Eichenwald aufſuchen zu dürfen."

Worauf der Freiherr von Rivola verbindlich erwiederte: „Gewiß, Herr Direktor; doch werden Sie es durchaus als eine Mühe der kleinſten Art betrachten, daß ich zu Ihnen komme, nicht einmal der geringſten Zeitverſchwendung, denn ich hatte nicht nur in der Stadt zu thun, ſondern auch ſpäter auf Ihrer Caſſe."

Der Bank-Direktor war vorausgeeilt und hatte die Thür seines behaglichen Arbeitszimmers so weit als möglich geöffnet. Hier trat der Fuß auf dicke Teppiche, hier sah man die Wände in Sammttapeten von einem wohlthuenden, hellen Grau, wozu die blauen Vorhänge von schwerem Seidendamast von einer sehr angenehmen, ruhigen Wirkung waren.

Der Bank-Direktor rollte einen Fauteuil an seinen Arbeitstisch, bat Herrn von Rivola, Platz zu nehmen, und nachdem dieser sich niedergelassen, erkundigte sich Herr Schwemmer stehend nach dem Befinden der hochverehrten Familie Rivola.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Direktor! Meine Frau und Tochter befinden sich recht wohl, erstere allerdings hier und da ein wenig ermüdet von den großen Leistungen in Gesellschaften aller Art, die uns in diesem Winter zugemuthet werden. Aber was thut man nicht alles und mit bestem Willen, wenn man ein einziges Kind in die Welt führt!"

„Und welche Tochter, Herr Baron!" erwiederte der Bankdirektor, indem er mit dem Ausdrucke des Entzückens gen Himmel blickte. „Nein, ich sage Ihnen, wie war die junge Dame wieder reizend und liebenswürdig auf dem Balle Seiner Excellenz des Herrn Ministers des Auswärtigen — und dabei diese Güte und Milde, so unbewußt ihres großen Werthes!"

„Ich glaube, das ist so, und von allem Angenehmen, was Sie über Lucy sagen, freut mich das am meisten."

„Und dabei der feine, richtige Takt ihres Benehmens, der Verstand, die Klugheit, mit der sie, unter uns gesagt, das oft so fade Geschwätz der jungen Männer zu würdigen und zu beantworten weiß! Hörte ich doch neulich selbst, wie Königliche Hoheit der Prinz Georg zum Grafen Erich in Beziehung auf Fräulein Lucy sagte: ‚Ja, mein lieber Graf, schön zu sein ist keine Kunst, aber diese Schönheit so durch Geist und Liebenswürdigkeit zu heben — à la bonne heure!'

„Und die Frau Baronin iſt doch nicht leidend?“ fragte der freundliche Finanzmann, da Herr von Rivola, einen Augenblick an Lucy denkend, ſinnend vor ſich niederſah.

„O, durchaus nicht, im Gegentheil, ſie befand ſich nie wohler, als gerade jetzt, und iſt ſo glücklich im Glücke ihrer Tochter .... — Darf ich auch meinerſeits mich nach dem Befinden der Frau Direktor erkundigen?“

„Sie iſt paſſabel wohl und auch im Uebrigen zufrieden.“

„Man ſieht ſie wenig in dieſem Winter.“

„Meine Tochter erwartet Familienzuwachs, ich bin im Begriffe, in die Würde eines Großvaters einzutreten — ſehr ſchmeichelhaft und ehrenvoll, aber ....“ Er fuhr mit der Hand durch ſeine ſtark ergrauten Haare, wobei ſich auf ſeinem Geſichte ein zweifelhaftes Lächeln zeigte. „Doch, es iſt immerhin ein großes Glück, das zu erleben, und ich danke dem Himmel dafür!“

„Gewiß, Herr Direktor. Genehmigen Sie meinen beſten Glückwunſch! Und nun bitte ich, wenn Sie etwas Geſchäftliches für mich haben, verſichert zu ſein, daß ich ganz zu Ihrem Befehle ſtehe.“

„Bitte, Herr Baron, ich erwarte ſtets die Ihrigen und erlaube mir, Ihnen zuerſt zu bemerken, daß nach Ihrem Befehle der Ankauf der hunderttzwanzigtauſend Gulden in öſterreichiſchen Creditaktien beſtens beſorgt wurde.“

„Ich danke Ihnen — und nun?“

Der Bankdirektor hatte ſich in ſeinen Stuhl niedergelaſſen und ſagte, indem er ſeine Hände zuſammenfaltete: „Und nun, mein Herr Baron, eine kleine Privatangelegenheit, das heißt vielmehr, eine private Bankangelegenheit, eine vertrauliche Bankangelegenheit, ein Amtsgeheimniß von größter Wichtigkeit.“

Da Herr Schwemmer einen Augenblick, wie eine Antwort erwartend, ſchwieg, ſo ſagte Herr von Rivola: „Sehr ſchmeichelhaft für mich, eine ſolche Mittheilung — ich werde Ihr Vertrauen zu würdigen wiſſen.“

„Erlauben Sie mir, vorauszuschicken," fuhr der Bankdirektor fort, „daß ich in dieser delikaten Sache zuerst mit meinem unmittelbaren Chef, mit Seiner Excellenz dem Herrn Finanzminister, berieth; der nach den ersten Worten ausrief: ‚Wenn wir den Herrn Baron von Rivola veranlassen könnten, uns darin mit seiner tiefen Sachkenntniß, seinem gewichtigen Rathe an die Hand zu gehen, so wäre das von außerordentlicher Wichtigkeit!'"

„Ich stehe mit Vergnügen bereit; es handelt sich also ...."

Der Direktor der königlichen Bank blickte um sich her, als wolle er sich vergewissern, daß sonst Niemand in der Nähe sei, der ihn hören könne; dann sagte er in flüsterndem Tone: „Es handelt sich um gefälschte Banknoten!"

Baron von Rivola drückte seine blaue Brille mit großer Ruhe etwas näher an die Augen und sagte dann mit einem leichten Achselzucken: „Wieder einmal die schon so oft dagewesene und schon so oft verunglückte Geschichte."

„Allerdings schon oft da gewesen, mein hochverehrter Herr Baron, aber noch nicht in diesem kolossalen Umfange, mit solcher Sicherheit auftretend, so wahrhaft kunstvolle, ja, bewundernswürdige Arbeit, wenn ich mich in einer so schlechten Sache dieses Ausdruckes bedienen darf. Wir Alle sind rathlos: der Vorstand der königlichen Banknoten-Fabrikation, mein Hauptkassirer, ein Geschäftsmann, der, ich möchte sagen, eine falsche Banknote am Geruche kennt, ich selbst, dem doch auch schon manches Stück durch die Finger gelaufen ist."

Auf den Zügen des Herrn von Rivola zeigte sich ein ungläubiges Lächeln.

„Und dabei ist das keine Fälschung im gewöhnlichen Maßstabe, wie schon oft vorgekommen ist, lumpige Einser oder Fünfer, die obendrein noch so schlecht gemacht sind, daß der unwissendste Gewürzkrämer sie erkennt — nein, hier handelt es sich um Tausendgulden-Noten — Kunstwerke, bewundernswerthe Kunstwerke,

ſcheußliche, niederträchtige Kunſtwerke!“ Herr Schwemmer hob bei dieſen Worten jammernd die Hände in die Höhe.

„Und worin liegt denn eigentlich der Beweis,“ fragte Herr von Rivola mit jenem ruhigen, energiſchen Tone, der ihm eigen war, „daß Sie es wirklich mit Fälſchung zu thun haben?“

„Weil durch den größten Zufall von der Welt eine Nummer zweimal bei der Bank eingelaufen iſt, und dieſe beiden Nummern liegen vor — ich werde ſie Ihnen ſogleich zeigen; aber weder ich, noch der Hauptkaſſirer der Bank, noch einer der techniſchen Beamten der Notenfabrikation ſind im Stande, darauf zu ſchwören, welches die echte und welches die unechte iſt. Das kann einen Geſchäftsmann zur Verzweiflung bringen. Ich hatte anfänglich die ſchwache Hoffnung, dieſelbe Nummer könnte von uns zweimal angefertigt worden ſein.“

„Unmöglich,“ ſagte Herr von Rivola mit der gleichen, großen Ruhe. „Noten werden, wie bekannt, durch die Maſchine geſtempelt; ein Menſch kann ſich irren, die Maſchine nie.“

„Das ſagte auch der Maſchinenmeiſter; alſo haben wir es mit einer Fälſchung zu thun.“

„Wenn zwei gleiche Nummern vorliegen, gewiß.“

„Gott der Gerechte! Und mit wem haben wir es in dieſem Falle zu thun? Nicht mit einem einzigen Böſewichte, ſondern mit einer ganzen Bande von Schurken, welche zu gleicher Zeit die größten Künſtler ſind!“

„Woraus ſchließen Sie das?“

„Weil ein Menſch allein nicht im Stande iſt, eine Banknote herzuſtellen wie die, welche ich ſogleich die Ehre haben werde, Ihnen vorzulegen. Es iſt nichts daran verfehlt, nichts auch nur mit einer Spur von Leichtſinn gemacht, Alles trifft zu, es iſt, um ſich die Haare auszureißen! Papier, Waſſerzeichen, Arabesken, Schrift und Ziffern in Ausführung und Farbe mit einer fürchterlichen Genauigkeit — ha, unter uns geſagt, ſogar die geheimen Zeichen, von

denen doch eigentlich Niemand außer uns eine Ahnung haben kann!"

Als der Bankdirektor von Haarausraufen ſprach, fuhr er im Eifer der Aufregung nach ſeinem grauen Kopfe, ſo daß ihm Herr von Rivola lächelnd die Hand auf den Arm legte, und in dem beruhigendſten Tone ſagte: „Wozu dieſe Alteration, mein verehrteſter Herr und Freund? Ich bitte Sie, es iſt nicht das erſte Mal, daß falſche Banknoten gemacht worden ſind, es wird auch nicht das letzte Mal ſein, und gerade, daß die Falſifikate ſo täuſchend ſind, dient als Entſchuldigung für Ihre Beamten, dieſelben nicht früher entdeckt zu haben; oder glauben Sie, daß dieſe Ausgaben von jüngſter Zeit datiren?"

„Es wäre mir eine Beruhigung, das zu wiſſen, davon nur eine Ahnung zu haben; aber wir wiſſen gar nichts, wir ſtehen vor einem grauſenvollen Räthſel, wir fahren mit der Stange im Nebel herum, denn unter uns im höchſten Vertrauen geſagt: läge die doppelte Nummer nicht vor, ſo würden wir nie auf die Vermuthung gekommen ſein, es mit falſchen Banknoten zu thun zu haben. Nachdem aber einmal dieſes Geſpenſt in ſolcher Furchtbarkeit vor uns erſchienen, ſehen wir überall Geſpenſter, und hat mein Hauptkaſſirer," ſetzte Herr Schwemmer mit einem tiefen Seufzer hinzu, „ſchon eine anſehnliche Menge Scheine von fünfhundert und tauſend Gulden als verdächtig ausgeſchoſſen. Dabei aber hat er immer noch einen Troſt, der Ihnen allerdings ſeltſam erſcheinen wird; aber es war und iſt mir heute noch eine, wenngleich ganz kleine Beruhigung: auf einigen Scheinen nämlich, die ich Ihnen auch vorlegen werde, befindet ſich allerdings in flüchtigen Bleiſtiftzügen, Ihr Name; an dieſen Nothanker klammerten wir uns, mein Hauptkaſſirer und ich."

„Wie ſo das?" fragte Herr von Rivola.

„Ohne Ihnen Complimente machen zu wollen, ſind wir von Ihrer tiefen Sachkenntniß, vor Allem, was Kupferſtecherkunſt und

dergleichen anbelangt, so überzeugt, daß wir denken, einem scharfen Blicke wie dem Ihrigen würde etwas Verdächtiges in einer Banknote nicht entgangen sein — Sie, welcher schon so häufig unserem betreffenden Chef bei der Notenfabrik gediegene Winke über Dies und Das gab; ja, der die geheimen Zeichen unserer Noten kennt, würden Ihren Namen nicht auf ein Billet gesetzt haben, das Ihnen auch nur im geringsten verdächtig erschienen wäre."

Der Baron von Rivola hatte mit einem leichten Kopfschütteln zugehört, dann seine Brille abgenommen und mit einem feinen Battisttuche leicht sein krankes Auge betupft. Dann sagte er: „Ach, mein lieber Freund, hätten Sie vor zehn, zwölf Jahren von meinem scharfen Blicke gesprochen, so würde ich Ihnen gern Recht gegeben haben, heute aber brauche ich sogar für mein gesundes Auge eine sehr scharfe Loupe, wenn ich überhaupt etwas genau untersuchen will. Glücklicher Weise trage ich immer eine solche bei mir, um Ihnen dienlich sein zu können. Was nun aber meinen Namen auf gewissen Banknoten anbelangt, so habe ich allerdings die Gewohnheit, zuweilen Noten damit zu versehen; es ist das eine Versicherungsmaßregel, die ich gebrauche, um wenigstens noch nach einiger Zeit zu wissen, woher ich diese oder jene Zahlung erhalten. Leider muß ich Ihnen aber sagen, daß ich auch zuweilen meinen Namen auf irgend eine besondere Art schreibe, wenn mir vielleicht an einer Banknote, die durch meine Hände läuft, etwas verdächtig erscheint."

„Gerechter Himmel," rief der Bankdirektor schmerzlich bewegt, so haben Sie vielleicht selbst eine Ahnung davon gehabt, daß wir es mit Falsifikaten zu thun haben?"

„In früheren Zeiten," fuhr Herr von Rivola in ruhigem Tone fort, „habe ich das als eine sehr praktische Maßregel befunden und erinnere mich eines Falles in Brüssel vor langen Jahren, wo gerade dadurch, daß ich einer mir verdächtig erscheinenden Banknote meinen Namen beifügte, ich mich nach einiger Zeit noch zu

erinnern im Stande war, woher ich ſie erhalten, und ſo zur Entdeckung des Verbrechens, leider nicht der Verbrecher, welche ſpurlos verſchwunden, weſentlich beitrug.

„So helfen Sie uns auch dießmal, mein verehrter Herr Baron!“ rief der Bankdirektor, indem er beide Hände des Anderen ergriff und herzlich ſchüttelte. „Denken Sie, welch ungeheuren Dienſt Sie dem Staate leiſten, denn wie ich ſchon vorhin geſagt, wir haben es hier mit einer Bande zu thun, die uns mit den koloſſalſten Summen überſchwemmt!“

„Mit dem größten Vergnügen,“ gab der Freiherr zur Antwort. „Doch da fällt mir eben ein, daß ich letzthin eine Zahlung, allerdings von wenigen Tauſend Gulden, die ich von der königlichen Eiſenbahnkaſſe erhielt, mit meinem Namen bezeichnete, da ich gerade dieſe Papiere — ich glaube, es waren Billette zu tauſend Gulden — zu einem beſonderen Zwecke beſtimmt hatte. Und nun bitte ich, laſſen Sie mich die Wunderwerke ſehen.“

Der Bankdirektor drehte ſeinen Stuhl etwas gegen den Schreibtiſch, ſchloß dort eine Schublade auf, nahm eine große Briefta ſche und aus dieſer zwei Bankbillette von je tauſend Gulden, welche er dem Herrn von Rivola mit den Worten darreichte: „Bitte, zuerſt die gleichen Nummern zu betrachten — alle Zahlen derſelben von einer ſo ſchauderhaften Schärfe, von einer ſo fürchterlichen Aehnlichkeit, daß man toll werden möchte!“

Der Andere hatte die Banknoten genommen, ſich erhoben und damit an das Fenſter geſtellt, wo er ſeine blaue Brille gegen die Stirn ſchob, die Loupe aus der Weſtentaſche nahm und nun die beiden Zettel auf das genaueſte und umſtändlichſte unterſuchte.

Herr Schwemmer, in höchſter Aufregung, trippelte, ſeine Hände um einander bewegend, um ihn herum, ſchaute ihm zuweilen über die Achſel oder in das Geſicht und machte ſeiner geſpannten Erwartung Luft in verſchiedenen Ausrufungen, als: „Nicht wahr, erſchrecklich täuſchend, furchtbar ähnlich? Ein Meiſterwerk des Ver-

brechens! Hölliſche Kerle, die dabei thätig waren, ganz verfluchte, verfluchte, verfluchte Spitzbuben! Habe ich nicht Recht, mein Freund?"

Herr von Rivola ließ ſich dadurch nicht im mindeſten ſtören, ſeine Unterſuchung eben ſo ſorgfältig fortzuſetzen und zu beendigen, wie er ſie angefangen; er unterſuchte jede Stelle des Druckes auf's genaueſte mit der Loupe, er betrachtete prüfend und aufmerkſam die Waſſerzeichen, er ließ das Papier wiederholt durch die Finger gleiten, er berührte es mit der Zunge, knitterte dann eine der Noten feſt in der Hand zuſammen, um zu beobachten, wie raſch ſich dieſelbe und mit wie viel Elaſticität wieder aus einander bog — dann zuckte er die Achſeln und ſagte: „Das iſt allerdings eine wunderbare Arbeit; Sie haben Recht; wir ſtehen hier vor einem noch nie dageweſenen Räthſel."

„Nicht wahr, mein lieber Freund, es iſt entſetzlich! Und glauben Sie im Stande zu ſein, mit Beſtimmtheit ſagen zu können: das iſt die echte und dies iſt die falſche Banknote?"

„Wie ſprach ſich Ihr Hauptkaſſirer über dieſen Punkt hier aus?"

„Nicht mit Beſtimmtheit; das iſt gerade das Grauenhafte. Sehen Sie," fuhr Herr Schwemmer, mit dem Finger auf zwei Stellen der verſchiedenen Noten zeigend, fort, „dieſe Zahlen Eins und Zwei hat der Hauptkaſſirer in meiner Gegenwart beigefügt; wir nahmen ein Protokoll auf über unſere Unterſuchung, natürlich im Beiſein des Chefs der Notenfabrik, und wir alle Drei waren der Anſicht, Nummer Eins ſei die echte Banknote, obgleich keiner von uns, ehrlich geſagt, im Stande war, triftige, ſtichhaltige Gründe für unſere Behauptung anzugeben."

„Es war ein finanzieller Inſtinkt," meinte Herr von Rivola; „aber ich fürchte, derſelbe hat Sie irregeführt."

„Wie ſo? Wie meinen Sie das? Glauben Sie, Nummer Zwei ſei die echte Banknote?"

„Ja, meinen geringen Kenntniſſen nach glaube ich das allerdings ausſprechen zu dürfen."

Der Baron liebte aber Belgien wie ſein Heimathland. War es doch das Land, wo ſeine Wiege geſtanden, wo er ſeine Jugendzeit verlebt. Sein Vater, von dem altfranzöſiſchen Geſchlecht der René, hatte nach dem Sturze des Kaiſerreichs Frankreich verlaſſen, ſein ganzes ungeheures Vermögen nach Belgien übergeſiedelt, ſich dort verheirathet und hinterließ, als er noch im beſten Mannesalter ſtarb, dieſen einzigen Sohn, der von der Mutter in Brüſſel und ſpäter auf einem Schloſſe bei Lüttich erzogen wurde.

Wenn in dieſem glückſeligen Frühjahr die Sonne aufgieng, ſo ſaß der Baron in ſeinem leichten Wagen und fuhr hinaus nach dem Schloſſe des alten Herrn, um erſt bei der Dämmerung oder bei einbrechender Nacht wieder zurückzukehren. Mit welcher Sehnſucht harrte er der Rückkehr des Jägers und wie oft rechnete er Station um Station nach und zählte die Stunden, wann er wieder eintreffen könne! Unterdeſſen kam aber Lukas immer noch nicht, und der Baron, den dringende Geſchäfte nach Lüttich, wo er große Güter hatte, riefen, ſah ſich gezwungen, dieſe kleine Tour zu unternehmen, was ihm am Ende lieb war, da es ihm peinlich wurde, die Antwort auf ſeinen Brief an Frau von C. in der Nähe des Weſens abwarten zu müſſen, das mit Zittern und Zagen einem Ja oder Nein entgegen ſah. Auch freute er ſich darauf, Lüttich einmal wieder zu ſehen, die ſchöne Stadt, wo er als Knabe und Jüngling gelebt, wo er geſpielt und wo er gelernt unter den Augen ſeiner verſtorbenen, unvergeßlichen Mutter.

Der Abſchied von Paulinen und dem alten Herrn war kurz und herzlich, und bald ſaß der Baron auf dem Eiſenbahnzuge, welcher gegen Lüttich hinabfuhr. Da er begreiflicher Weiſe dieſen Weg früher auf der Eiſenbahn nie hatte machen können, weil ſie noch nicht exiſtirte, ſo erſchien ihm die Gegend ziemlich unbekannt, und erſt, als er die Kirchthürme wieder ſah, als er die

„Und Ihre Gründe, Herr Baron? Verzeihen Sie, daß ich danach frage! Sie können sich denken, wie wichtig es mir ist, für Ihre entgegengesetzte Behauptung Gründe zu haben. Haben Sie in der That Gründe zu Ihrer Vermuthung?“

„Gewiß; aber ehe ich sie ausspreche, möchte ich Sie bitten, mir noch ein paar Banknoten des gleichen Werthes vorzulegen, am liebsten solche, welche kürzlich im öffentlichen Verkehre waren.“

„Das soll sogleich geschehen,“ sagte der Bankdirektor, indem er rasch einige Zeilen schrieb und dann durch einen Zug an der Klingel einen der Bankdiener herbeirief mit dem Befehle, das hier Verlangte beim Hauptkassirer zu holen. Darauf wandte er sich mit der Bitte an Herrn von Rivola, gefälligst wieder Platz nehmen zu wollen, da er fürchten müsse, ihn allzu sehr zu ermüden. Doch dankte dieser und bat höflich um Erlaubniß, im Zimmer auf und ab gehen zu dürfen, wobei ihm denn auch der Bankdirektor sogleich Gesellschaft leistete, die Hände auf dem Rücken verschränkt, in gleichem Schritt und Tritt.

Nach einigen Sekunden sagte der Freiherr: „Halten Sie mich nicht für indiscret, wenn ich mir erlaube, noch eine Frage an Sie zu stellen; natürlicher Weise hängt es ganz von Ihnen ab, mir eine Antwort zu geben oder nicht. Sie werden mir glauben, daß ich jedes Amtsgeheimniß achte.“

„Fragen Sie, fragen Sie, mein lieber Baron — was Amtsgeheimnisse! Wie könnten wir vor Ihnen dergleichen haben? Haben Sie nur Ihre tiefe Sachkenntniß betreffend, keine Geheimnisse vor uns armen Beamten! Wie froh bin ich, Sie belästigt zu haben, denn schon die Gewißheit, mit der Sie eine andere Banknote hier als die ächte erklären, beruhigt mich ganz außerordentlich! Fragen Sie, ich bitte!“

„Sie sagten vorhin, Ihr Hauptkassirer hätte, nachdem einmal ein Verdacht rege geworden, eine Menge verdächtiger Noten ausgeschieden?“

„Allerdings verdächtige; aber, wie Sie vorhin sagten, verdächtig aus finanziellem Instinkt, ohne Gründe, ohne genügende Gründe."

„Gut; aber glauben Sie mir, ich achte diesen finanziellen Instinkt. Haben Sie eine Ahnung davon, woher diese verdächtigen Papiere in Ihre Kasse geflossen sind?"

„Das ist das Furchtbare, daß wir davon gar keine Ahnung haben!"

„Und die doppelten Nummern betreffend?"

„Eben so wenig; diese befanden sich in zwei Paketen, von denen einer unserer jüngeren Beamten, der Herr Ferdinand Welkermann, behauptete, sie seien beide von der Generalsteuerdirection eingesandt worden. Ferner sagen der Hauptkassirer und die beiden Nebenkassirer aus, daß Banknoten in gleich hohem Werthe nur aus großen, ganz bekannten Häusern eingelaufen seien, und daß auch mit diesen Umwechslungen in bedeutenden Beträgen seit Jahren nicht stattgefunden, so daß es also unmöglich ist, daß auf eine oder die andere Art falsche Banknoten bei uns eingeschmuggelt werden konnten. Das Protokoll darüber ist unterzeichnet von dem Hauptkassirer, den beiden Nebenkassirern und dem Kassenhülfsbeamten Herrn Ferdinand Welkermann — den Sie ja wohl kennen —, Sohn des Stadtschultheißen."

Ein heiteres, vielleicht auch ein wohlwollendes Lächeln hätte man es nennen können, welches bei den letzten Worten über die Züge des Herrn von Rivola flog, als er erwiederte:

„Ja, ich kenne ihn, ein intelligenter junger Mensch, etwas lustig zwar und, ich glaube, gibt viel Geld aus."

„Ist aber dabei ein tüchtiger Arbeiter. Was wollen Sie, mein verehrter Herr — Jugend hat keine Tugend, und vor allen Dingen unsere reiche Jugend nicht. Mama Welkermann hilft ihrem einzigen Söhnchen gern mit ihrem Ersparten aus — die Leute haben's ja."

Unterdeſſen war der Bankdiener mit der Meldung eingetreten, der Hauptkaſſirer wolle, wenn es dem Herrn Direktor genehm wäre, das Verlangte ſelbſt bringen; worauf dieſer, nach einem Blicke auf Herrn von Rivola und einem zuſtimmenden Zeichen deſſelben, den Beamten erſuchen ließ, raſch herauf zu kommen.

Dieſer erſchien denn auch nach einigen Minuten, verſchiedene Banknoten in der Hand haltend, die er nach einer tiefen Verbeugung gegen den ihm wohl bekannten Freiherrn von Rivola ſeinem Chef übergab.

Herr Beil, der Hauptkaſſirer der königlichen Bank, war ein ſchon ältliches, vertrocknetes Männchen mit langſamen, eckigen Bewegungen; ſein Geſicht zeigte eine hervortretende, ſpitzige Naſe und ein Paar ſcharfe Augen unter buſchigen Augenbrauen, deren Stärke um ſo mehr hervortrat, als faſt ſein ganzer übriger Kopf kahl und glatt war wie eine Billardkugel. Auf der Kaſſe pflegte er eine ſchwarzſammtne Mütze zu tragen, die er jetzt unter dem Arme hielt.

Während Herr von Rivola, wiederum am Fenſter ſtehend, die erhaltenen Banknoten aufmerkſam betrachtete, flüſterte der Bankdirektor Herrn Beil in die Ohren:

„Er iſt nicht unſerer Anſicht, daß Nummer Eins die echte Banknote ſei.“

„Und welche Gründe gibt der Herr Baron dafür an?“

„Pſt — die werden Sie ſogleich von ihm erfahren.“

Herr von Rivola ließ die Hand mit den Banknoten ſinken und ſagte in einem Tone der Ueberzeugung: „Es iſt in der That ſo, wie ich Ihnen vorhin angedeutet — darf ich die Herren bitten, näher zu treten und mich einen Augenblick anzuhören?“

Die Beiden traten herbei, und Herr Schwemmer ſchob den Kaſſirer dicht vor Herrn von Rivola hin, da er dem kleinen Manne über die Achſeln ſchauen konnte.

„Sie werden ſich wohl erinnern, Herr Bankdirektor,“ ſagte

nun Herr von Rivola, „daß ich Sie ſchon vor Jahren auf eine allerdings ſehr kleine Verſchiedenheit in den Waſſerzeichen der Banknoten aufmerkſam machte, ich glaube, es war im Beiſein des Herrn Mettel, des Chefs der Notenfabrikation; doch waren Sie beide der Anſicht, daß dies nicht Verdacht erregend ſei, und ich glaube, Sie hatten Recht, denn ich überzeugte mich ſpäter, es ſei durch irgend einen Zufall möglich, daß Waſſerzeichen aus der gleichen Form allerdings ähnliche unbedeutende Verſchiedenheit zeigen könnten, ſei es durch eine Ungleichheit des Papiersbrei's, durch eine zu langſame oder zu raſche Trocknung, oder der Himmel mag wiſſen, durch welchen anderen Umſtand. Gehen wir alſo darüber hinweg, obgleich ich eine von dieſen Abweichungen auch hier wieder entdeckt habe. Aber nun bitte ich, Herr Hauptkaſſirer, nehmen Sie meine Loupe — ich hoffe, ſie wird nicht zu ſcharf für Sie ſein — und betrachten Sie einmal hier in der linken Ecke die Arabeske in Schneckenform; prägen Sie ſich die Formen derſelben genau ein und betrachten nun dieſelbe Arabeske auf dieſer anderen Banknote — ſind Sie im Stande, die Verſchiedenheit zu entdecken?"

„Allerdings, aber kaum; hier iſt das haarſcharfe Ende jener Verzierung etwas mehr eingebogen und länger. Wenn ich ſage: länger," fuhr er lächelnd fort, „ſo verſtehe ich darunter die Länge von ein paar Millimetern, welche aber hier das Ende der Arabesken näher an den letzten Ring bringen, als dort. Wahrhaftig! es iſt ſo!" ſagte Herr Veil.

„Erſtaunlich!" rief der Bankdirektor mit einem Blicke der Verwunderung auf Herrn von Rivola aus.

„Nun wäre es aber möglich, daß der Künſtler, der dieſe Platte geſchnitten, dieſelbe, nachdem ſie eine Zeit lang gedient, nochmals zur Durchſicht erhalten und vielleicht das Betreffende nachgeſchnitten hätte und in dieſem Falle nur ein Theil der Banknoten gleicher Summe dieſe Abweichung zeigte, wogegen im anderen Falle, wenn der betreffende Künſtler nicht ſelbſt die echte Platte nachgeſchnitten,

alle Noten, auf denen ſich die Verlängerung zeigte, falſch wären, und das iſt auch meine Anſicht, weßhalb ich dieſe hier, Nummer Eins, entgegengeſetzt Ihrer Meinung, für die falſche erklären muß."

„Das iſt doch wenigſtens ein Anhaltspunkt," ſagte der Bankdirektor.

„Aber ein ſehr kleiner und ſchwacher, mit allem Reſpekt vor der erſtaunenswerthen Sachkenntniß des Herrn Barons," ſprach Herr Beil, der unterdeſſen auch die übrigen Banknoten an der bezeichneten Stelle mit der Loupe auf's genaueſte unterſucht — „denn ich bitte, dieſe Note zu betrachten, eine ſtark gebrauchte Note von ſehr alter Ausgabe, welche ebenfalls die eingebogene Arabeske zeigt, wonach alſo damals ſchon, vor langen, langen Jahren das Falſum begangen worden wäre."

„Da haben Sie Recht," antwortete Herr von Rivola nach minutenlangem Nachdenken und Betrachten der betreffenden Banknote; „dann alſo wäre das Falſum ſchon vor ungefähr fünfzehn Jahren geſchehen, fünf Jahre früher, ehe ich das Glück hatte, hier zu ſein."

„Entſetzlich, entſetzlich!" rief der Bankdirektor, indem er haſtig durch das Zimmer rannte und ſich dabei mit den Händen an beide Ohren griff. „So wären wir alſo ſeit jener Zeit mit falſchen Noten von ſo großem Betrage überſchwemmt worden, ſo wären vielleicht fabelhafte Summen im Umlauf, die wir nicht einmal feſtzuſtellen vermögen — Herr des Himmels," fuhr er, plötzlich ſtehen bleibend und die Hände zuſammenſchlagend, fort, „wenn davon etwas in die Oeffentlichkeit dränge, nachdem wir gezwungen ſind, einen Bericht an Seine Majeſtät den König zu machen, worin wir ihm anzeigen, daß Allerhöchſtdeſſelben Notenfabrikation ſowie Allerhöchſtdeſſelben Bankdirektion auf ſo fürchterliche Art hinter die Ohren geſchlagen wurde, ohne zu wiſſen, woher dieſe hageldichten Streiche fielen — das überlebe ich nicht, ich nehme vorher meine Entlaſſung!"

Der Hauptkaſſirer ſchauderte ſichtlich zuſammen.

„Das wäre wohl der Mühe werth,“ meinte Herr von Rivola mit einem leichten Achſelzucken, „einem ſolchen Faktum gegenüber das Feld zu räumen und ſich dadurch als geſchlagen zu bezeichnen — im Gegentheil, es gilt jetzt, das Steuer feſt in der Hand zu behalten und mit dem Senkblei des Verſtandes nach dieſen unſichtbaren, gefahrdrohenden Klippen zu ſondiren — ſtill und verſchwiegen.“

„Ja, ſtill und verſchwiegen,“ ſeufzte Herr Schwemmer, „das war auch meine Anſicht gegenüber Seiner Excellenz dem Herrn Finanzminiſter, der ſogleich die ganze Schweinerei an die große Glocke hängen wollte, das heißt mit anderen Worten: öffentliche Anzeige machen von dieſer unerhörten Banknotenfälſchung.“

„Das wäre ſehr unpraktiſch, und ſobald ich Seine Excellenz ſehe, werde ich mir erlauben, ihm das zu bemerken.“

„Thun Sie das der Sache zu lieb, hochverehrter Freund, thun Sie das ſo bald als möglich,“ ſagte der Bankdirektor, die Hände zuſammenfaltend; „und dann ſtehen Sie uns mit Ihrem guten Rathe bei, wie und wo wir unſer Senkblei auswerfen ſollen — ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht, denn es kann doch einem Chef der königlichen Bank nichts Fürchterlicheres vorkommen, als daß er Noten ausgeben oder annehmen muß, von denen er nicht weiß, ob ſie echt oder falſch ſind — fürchterlich!“

„Entſetzlich!“ hallte es aus der Bruſt des Hauptkaſſirers wieder.

Herr von Rivola hatte die Noten wieder auf den Schreibtiſch niedergelegt und ſagte, mit dem Finger auf eine derſelben deutend, auf der ſein Name in leichten Bleiſtiftſtrichen ſtand: „Das iſt eine, von denen wir vorhin ſprachen, und ich erinnere mich genau, ſie auf der Eiſenbahnkaſſe erhalten zu haben, wo ich vor dem betreffenden Beamten meinen Namen ſchrieb. Doch wie ſchon geſagt, verehrter Freund,“ fuhr Herr von Rivola fort, nachdem er dem

Bankdirektor die Hand gereicht, „nehmen Sie sich die Sache nicht so zu Herzen; vor allen Dingen Ruhe und Verschwiegenheit. Will man einen wirksamen Schlag gegen diese Banknotenverfertiger führen, so muß man suchen, ohne Lärm in ihre Nähe zu kommen.“

„Und dazu rechne ich sehr auf Ihre Hülfe.“

„Ich werde thun, was ich kann.“

Herr von Rivola hatte seinen Hut genommen und war im Begriffe, das Zimmer zu verlassen, als der Bankdiener, eintretend, den Herrn Polizeirath Merkel meldete, welcher den Herrn Direktor sogleich zu sprechen wünschte.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Hauptkassirer der Bank verließ mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer, nachdem der Polizeirath eingetreten, und Herr von Rivola wollte es eben so machen; doch hielt ihn Herr Schwemmer mit der einen Hand, während er dem Eintretenden die andere darreichte, wobei er sagte:

„Sie finden uns hier gerade in einer wichtigen Conferenz, werther Herr Polizeirath, zu welcher Sie vielleicht im Stande sind, ein ergiebiges Scherflein beizutragen. Ist's vielleicht so? Sie würden mich überglücklich machen. Vor allen Dingen danke ich Ihnen, daß Sie Seine Excellenz den Herrn Finanzminister und mich in der guten Idee bestärkten, den Herrn Baron von Rivola in dieser höchst wichtigen Angelegenheit um seinen Rath zu bitten, denn er hat uns jetzt schon erstaunenswerthe Aufschlüsse gegeben."

„Sie übertreiben, verehrter Freund; ich habe Ihnen nur meine Ansichten mitgetheilt, in denen Sie so gütig waren, einige Wahrscheinlichkeit zu finden — doch nun habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!"

„Nicht doch, nicht doch, Herr Baron, ich bitte Sie dringend, noch ein paar Augenblicke zu bleiben, um zum hören, was unser guter Polizeirath mitzutheilen hat, die gewisse Angelegenheit be-

treffend, denn ich bin überzeugt, daß unſer verehrter Freund nur deßhalb zu uns kam."

„Darauf muß ich mit Ja und Nein antworten," verſetzte Herr Merkel, „und ich glaube faſt, das Nein wird überwiegend ſein."

„Sehen Sie," ſagte Herr von Rivola, „alſo gebietet mir ſchon die Discretion, mich zu entfernen."

„Und doch möchte ich Sie ſelbſt bitten, noch ein paar Augenblicke zu bleiben," ſagte der Polizeirath. „Wir ſind ja ganz unter uns, und was ich Ihnen zu ſagen habe, könnte möglicherweiſe doch jene Angelegenheit berühren — ich ſage: möglicherweiſe, obgleich ich weit entfernt davon bin, eine ſolche Möglichkeit vorauszuſetzen. Jedenfalls aber wäre es mir wichtig, die Anſicht des Herrn Barons darüber zu hören."

„Setzen wir uns, meine Herren, ſetzen wir uns!"

Nachdem alle Drei Platz genommen, ſprach der Polizeirath in ſeiner heiteren, wohlwollenden Art und Weiſe: „Es war mir ſchon längſt bekannt, daß in einem unſerer hieſigen erſten Gaſthöfe von jungen Leuten der beſſeren Stände ſehr hoch geſpielt wurde, und ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen; es wurden da Summen geſetzt, die weit über die Vermögensverhältniſſe der meiſten Spieler gingen."

„Da könnte man froh ſein, keinen Sohn zu haben," warf Herr von Rivola lächelnd ein.

„Es ging da hoch her bei Makao und Champagner, ja, der letztere ſpielte eine ſo bedeutende Rolle, daß einer dieſer jungen Leute, nachdem er ſchließlich alles verlor, was er noch bei ſich hatte, den Reſt ſeiner Baarſchaft, eine Fünfhundertgulden-Note, am Lichte verbrennen wollte."

„Dieſer Leichtſinn!" rief der Bankdirektor. „Und wer war das, wenn man fragen darf?"

„Das vielleicht ſpäter," erwiederte der Polizeirath, verbindlich lächelnd. „Doch als ich hörte, daß von den jungen Leuten mit

Banknoten hohen Werthes wie mit werthloſen Papieren umgegangen wurde, kam mir plötzlich die Idee: wie, wenn einer jener jungen Leute wüßte, daß er es hier mit werthloſem Papier zu thun habe?"

„Bei Gott, das iſt wahr — ein Lichtſtrahl!"

„Aber vor der Hand nur ein ſehr geringer," fuhr Herr Merkel fort. „Mir gelang es, die eben erwähnte, angebrannte Fünfhundertgulden-Note in meinen Beſitz zu bringen; hier iſt ſie, meine Herren, und es handelt ſich vor allen Dingen darum, feſtzuſtellen, ob wir es mit einem echten Papier zu thun haben oder mit einem Falſum, und hierin iſt es mir ſehr wichtig, die Anſicht des Herrn Barons zu vernehmen."

„Mir ſchwindelt," rief der Bankdirektor — „was, nach all dem Jammer, den uns die falſchen Tauſendgulden-Noten machen, auch noch die Möglichkeit, daß es gefälſchte Fünfhunderter gebe? — nein, das wäre zu viel!"

„Warum ſollte dieſe Möglichkeit nicht vorhanden ſein?" fragte ruhig Herr von Rivola, worauf er ſich erhob, ſeine Loupe nahm und, ans Fenſter tretend, das Papier einer genauen Unterſuchung unterwarf. Endlich ſagte er: „Beruhigen Sie ſich, Herr Bankdirektor, meiner Anſicht nach iſt dieſe Note echt und unverdächtig."

„Gott ſei Dank!"

„So möchte ich ebenfalls ausrufen," ſprach der Polizeirath, „denn wenn wir auch hiedurch einen Faden verlieren, ſo muß ich anderentheils ſagen, daß ich wieder ſehr zufrieden bin, meinen Verdacht nicht beſtätigt zu ſehen und dem betreffenden jungen Menſchen nur das Prädicat ‚leichtſinnig' ertheilen zu müſſen, denn es betrifft den Sohn eines unſerer gemeinſchaftlichen Freunde."

Der Bankdirektor blickte fragend auf und Herr von Rivola nahm discreter Weiſe den Hut, um ſich zu entfernen; doch bat ihn Herr Merkel wiederholt, noch einen Augenblick zu bleiben, indem er hinzuſetzte, daß ja alles, was hier geſprochen würde, ſelbſtverſtändlich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſtehe, daß es ihm

Landhäuſer auf den Höhen erblickte, wo er als Knabe ſo oft geweſen, und als er vom Bahnhofe hinweg durch die bekannten Straßen rollte, erſt da fand er ſich wieder zurecht, und die Erinnerung an ſeine Jugendzeit ſtieg freundlich in ihm auf und machte ſein Herz ſchneller ſchlagen.

Wie iſt es ſo ſüß und angenehm nach langer Abweſenheit ſeine Heimath wieder zu ſehen, den Ort, wo man geboren und erzogen wurde, wo man ſpielte und lernte, wo man der Kindheit Leiden und Freuden erfuhr! Wenn auch in dem Hauſe, wo unſere Wiege ſtand, kein verwandtes Herz mehr iſt, wenn uns auch kein freudiger Ausruf, keine herzliche Bewillkommnung die Thüre des elterlichen Hauſes öffnet, wenn aus den Fenſtern auch unbekannte Geſichter ſchauen und den Fremden neugierig betrachten, wie er die alte Hausthüre anſtarrt und emſig auf der ſteinernen Bank vor derſelben die Stelle ſucht, wo er als Kind mit ſeinem kleinen Meſſer einen Schnitt in den Stein gemacht — ach! es iſt doch das Elternhaus, es iſt doch der Grund und Boden, wo wir gewurzelt und zu dem uns eine unerklärliche Sehnſucht immer wieder hinzieht. Dort iſt der kleine Bach, wo die ungeheure Flotte, kunſtreich aus Holz und Bindfaden gemacht, hinabſchwamm; dort iſt der Spielplatz und immer tummelt ſich dort ein friſches, junges Leben. Andere Kinder ſpielen freilich da, juſt dieſelben Spiele, wie wir vor dreißig Jahren; aber kleiner iſt Alles geworden; es kommt uns wenigſtens ſo vor. Der Bach, der in unſerer Erinnerung wie ein ziemlicher Strom lebte, iſt mit einem guten Satz zu überſpringen, der Spielplatz iſt gegen das, was in der Erinnerung davon lebte, ganz zuſammengeſchrumpft, und das elterliche Haus, das wie ein großer Palaſt daſtand, iſt ein kleines Gebäude mit kleinen Fenſtern, und man begreift nicht mehr, wie unſer drei Kinder da auf einmal hatten hinausſchauen können. Nur eins noch: der Gottesacker hinter der Kirche, wie iſt der klein geworden! Welche fürchterliche lange Strecke war

aber wünschenswerth sei, wenn Herr von Rivola, als in das Amtsgeheimniß der Bank eingeweiht, auch den Namen jenes jungen Mannes erführe. — „Es ist leider der Sohn unseres verehrten Freundes, des Stadtschultheißen."

„Ei, ei, ei, ei," rief Herr Schwemmer, indem er sich in größtem Unmuthe hin und her bewegte, „dieser junge, leichtsinnige Strick — leichtsinnig, leichtsinnig, aber kein Bösewicht, dafür möchte ich haftbar werden — was meinen Sie, Herr von Rivola?"

„Wenn Sie das Wort ‚Bösewicht' auf ihn als Banknotenfälscher anwenden," erwiederte der alte Baron lächelnd, „so bin ich ganz Ihrer Ansicht, denn dieser junge Herr, den ich auch zu kennen das Glück habe, hätte weder Geduld noch Fleiß, um sich mit einem so wichtigen Geschäfte abzugeben."

„Aber als Mithelfer, als Verbreiter zu diesem," meinte der Polizeirath nachdenkend.

Der Bankdirektor schüttelte mit dem Kopfe und Herr von Rivola sagte: „Gerade weil er als unbesonnener junger Mensch bekannt ist, wird eine große Keckheit dazu gehören, sich ihm anzuvertrauen — nein, nein, Leute, die so vortreffliche Banknoten machen, sind gewöhnlich klüger."

„Darin muß ich Ihnen allerdings beistimmen," sagte der Polizeirath, und der Bankdirektor setzte hinzu:

„Ganz meine Ansicht."

„Also, meine verehrten Freunde," sagte Herr Schwemmer nach einer längeren Pause, während welcher jeder der drei Herren mit ganz verschiedenen Gedanken beschäftigt war, „so viel steht fest, daß wir vor einem Staatsbetruge in kolossalem Maßstabe stehen, und zwar ziemlich rathlos, da wir keine Ahnung haben, von wo aus die Streiche gegen uns geführt werden. Ehe Sie kamen," wandte er sich direkt an den Polizeirath, „sprach Herr von Rivola seine Ansicht aus, diese Sache mit der größten Heimlichkeit zu behandeln, was gewiß auch Ihre Ansicht ist."

„Jedenfalls — ich möchte noch ganz beſonders darum gebeten haben; machen wir Lärm, ſo haben wir keinen weiteren Nutzen davon, als die Verbrecher aufmerkſam zu machen. Alſo um Gotteswillen die ſtrengſte Verſchwiegenheit, und dabei hoffe ich auch, Herr Bankdirektor, Sie ſind meiner Anſicht, daß es beſſer iſt, den jungen Welkermann zu beobachten, ſtatt mit ihm über den geſtrigen Vorfall zu reden. Meinen Sie nicht auch, Herr von Rivola?“

„Ganz gewiß.“

„Leider gelang es mir bis jetzt nicht, in den Beſitz einer Tauſendgulden-Note zu kommen, von denen ebenfalls in den Händen des jungen Welkermann geſehen wurden; aber daß er, obgleich von ſehr reichen Eltern, bei dem Spiele ſo toll ins Zeug ging, bleibt meinem Polizeiverſtande immer etwas verdächtig. Deßhalb iſt es nothwendig, ihn, ohne daß er es weiß, im Auge zu behalten, und das ſoll meine eifrigſte Sorge ſein.“

„Und auch die meinige,“ ſagte Herr Schwemmer; „doch würde es allem Furchtbaren die Krone aufſetzen, wenn ein Bankbeamter ſelbſt — doch nein, nein, das iſt nicht möglich — ganz unmöglich!“

Herr von Rivola reichte dem tief erſchütterten Bankdirektor lächelnd ſeine Hand, indem er ſagte: „Zählen Sie ganz auf mich und laſſen Sie mich ohne Bedenken wiſſen, wann, wie und wo ich Ihnen nützlich ſein kann.“

Er machte eine Verbeugung gegen die beiden Herren und wollte ſich entfernen; doch ſagte ihm der Polizeirath:

„Beſter Herr Baron, ich ſah da unten Ihren Wagen halten; würden Sie nicht ſo gütig ſein, mich eine kurze Strecke mitzunehmen, das heißt, wenn mein Ziel, das Rathhaus, nicht zu ſehr aus Ihrem Wege liegt?“

„Im Gegentheil, ich fahre denſelben Weg, da ich nach meinem kleinen Hauſe neben dem alten Thurme will.“

„Nun denn, auf Wiederſehen, Herr Bankdirektor!“

Die beiden Herren verließen das Zimmer und ſtiegen unten

in den Wagen, nachdem Herr von Rivola dem Kutſcher befohlen, nach dem Rathhauſe zu fahren. Unterwegs ſagte der Polizeirath:

„Ich muß zum Stadtſchultheißen in einer ſtädtiſchen Angelegenheit, die auch Sie gewiſſermaßen mitbetrifft; man will nämlich in verſchiedenen Häuſern der Glockenſtraße neue Einſenkungen bemerkt haben, die von dem alten Gange herrühren könnten, deſſen Gewölbe auf der Strecke von Ihrem Thurme nach der Hauptwache ſehr ſchadhaft iſt — apropos," fuhr er, ſich ſelbſt unterbrechend, fort, „hat man Ihnen neuerdings keine Anträge über den Ankauf Ihres Hauſes gemacht?"

„Nein; doch, unter uns geſagt, warte ich ſehnlich darauf, um mich des für mich jetzt gänzlich nutzloſen Anweſens um jeden Preis zu entledigen."

„Um jeden Preis?" ſprach Herr Merkel mit einem ſchalkhaften Lächeln.

„Um jeden Preis; Sie wiſſen, es wohnt dort ein alter Diener von mir, deſſen Frau, die lange Jahre krank war, vor Kurzem ſtarb, worauf es dem alten Manne unheimlich in dem verlaſſenen Hauſe geworden iſt; er möchte nach Belgien, in ſeine Heimath, zurückkehren."

„Wollen Sie mir Vollmacht geben, den Verkauf Ihres Hauſes zu vermitteln?"

„Unbeſchränkte Vollmacht."

„Das trifft ſich vortrefflich; ich finde beim Stadtſchultheißen die ſtädtiſche Baukommiſſion unter dem Vorſitze meines Schwagers — ich werde über die Sache reden, wobei ich Ihre Uneigennützigkeit in ſo helles Licht ſetze, daß Ihnen das Ehrenbürgerrecht der Stadt nicht entgehen kann — alſo ernſtlich, darf ich für Sie unterhandeln?"

„Ernſtlich, um jeden Preis," ſagte Herr von Rivola, wobei er, anſcheinend mit ſehr gleichgültiger Miene, zum Fenſter hinaus-

blickte, ſich aber jetzt raſch an die andere Seite wandte, als der Polizeirath ſagte:

„Sehen Sie dort unſeren jungen Herrn, über den wir beim Bankdirektor ſprachen?“

„Ferdinand Welkermann?“

„Ja, dort unter dem Thorbogen — Ihre Pferde ſind furchtbar flüchtig, Herr Baron, das fliegt alles nur ſo an uns vorüber; als Polizeimann iſt es eigentlich von mir pflichtwidrig, ſo ſchnell zu fahren — ſahen Sie den jungen Welkermann nicht?“

„Nicht deutlich, aber ich glaube, er war es.“

„Gewiß, ich habe ein ſcharfes Auge — er ſtand da im Geſpräche mit einem gewiſſen Herrn Steffler, der uns bekannt iſt.“

„Wer iſt das?“

„Unter uns geſagt, ein etwas anrüchiges Subjekt, und daß er gerade mit Herrn Welkermann verkehrt, will mir nicht gefallen.“

„Vielleicht einer ſeiner Spielgenoſſen?“

„O nein, er gehört einer weit tieferen Geſellſchaftsklaſſe an — dieſer Menſch war bis vor ganz Kurzem Gehülfe des Marktmeiſters, früher Lithograph, Kupferſtecher, alles Mögliche, und ich weiß, daß er ſich in letzter Zeit viel in der Nähe des Hauſes des Stadtſchultheißen ſehen ließ — ich muß ſeinem Namen in meiner Brieftaſche einen tüchtigen Strich anfügen.“

„Es wäre wohl intereſſant,“ ſagte Herr von Rivola heiter, „Ihre Brieftaſche in dieſer Richtung durchſehen zu können; da mag eine eigenthümliche Geſellſchaft beiſammen ſein und Mancher einen oder mehrere Striche haben, der ſich dieſer Ehre nicht verſieht.“

„Allerdings, und Striche verſchiedener Bedeutung, die ich nur allein kenne — es iſt das mein Hauptbuch, und wenn ich's aufſchlage, ſehe ich ſogleich, was für die Betreffenden ins Soll eingetragen iſt — aber da ſind wir ſchon; ich danke Ihnen, Herr Baron, daß Sie mich mitgenommen haben, und werde den Verkauf Ihres

Hauſes mit einer Schnelligkeit beſorgen, welche Sie in Erſtaunen ſetzen ſoll — bleiben Sie heute noch länger in der Stadt?"

„Wohl noch für eine Stunde, während welcher ich in meinem kleinen Hauſe anzutreffen bin."

„Schön, vielleicht kann ich Sie hier noch ein Reſultat wiſſen laſſen."

Auch Herr von Rivola hatte nach dem Polizeirathe den Wagen verlaſſen und befahl dem Kutſcher, ihn im Hofe von Holland zu erwarten, worauf er den Weg nach ſeinem kleinen Hauſe mit raſchen, feſten Schritten einſchlug, den Kopf erhoben, ehrfurchtsvolle Grüße der ihm Begegnenden freundlich erwiedernd.

Der alte Friedrich, welcher am Fenſter ſtand und den Baron kommen ſah, öffnete die Thür und ſah zu ſeinem Erſtaunen, daß, ſobald ſich dieſelbe wieder hinter dem alten Herrn geſchloſſen hatte, dieſer völlig verwandelt erſchien; ſeine eben noch ſo energiſch angeſpannten Geſichtszüge ſanken ſchlaff zuſammen, eben ſo die rüſtige Haltung ſeines Körpers, ja, er faßte mit der rechten Hand die Mauer des engen Ganges, als müßte er ſich halten, um nur in's Zimmer zu gelangen. Dort ſank er denn auch wie kraftlos auf den alten Lehnſtuhl nieder, ſo daß Friedrich, der ihm kopfſchüttelnd gefolgt war, mit allen Zeichen des Schreckens fragte, ob und was ihm Fürchterliches zugeſtoßen ſei.

Statt dieſe Frage ſogleich zu beantworten, ließ ſich Herr von Rivola ein Glas friſchen Waſſers geben, um, ſobald der Diener das Zimmer verlaſſen hatte, es zu holen, vor den kleinen Spiegel zu treten, der im Gemache befindlich war, und dort mit einem traurigen Lächeln ſeine allerdings ſehr verſtörten Geſichtszüge zu betrachten.

Friedrich, welcher ſogleich mit dem verlangten Waſſer zurückkam, wagte keine zweite Frage, doch ſagte Herr von Rivola, als er getrunken und ſich dann wieder in den Seſſel niedergelaſſen hatte:

„Ich weiß in der That nicht, was mich ſo plötzlich überfallen,

eine Körperſchwäche, wie ich nie Aehnliches empfunden, auf dem kurzen Wege vom Rathhauſe hieher — bis dorthin fuhr ich in meinem Wagen. Du ſiehſt mich erſtaunt an, Deine beſtürzten Mienen fragen nach einem Grunde meiner plötzlichen Schwäche, und doch iſt eigentlich keiner vorhanden, der mich ſo dazu veranlaſſen konnte — ich war einer Ohnmacht nahe, als ich eintrat, jetzt geht es mir beſſer."

„Dem Himmel ſei gedankt, ich fürchtete ſchon . . . .!"

„Ich weiß ſchon, was Du fürchteteſt," rief der Andere raſch, aber mit leiſer Stimme: „ja, ja, es iſt entſetzlich, daß man ſo etwas fürchten muß, und trotzdem ich häufig ähnliche Geſpenſter am hellen Tage ſehe, ſo kannſt Du Dir kaum denken, wie eine an ſich vielleicht unbedeutende Mittheilung mich zu erſchüttern vermag."

„Alſo doch eine Mittheilung?"

„Ja, ich komme ſoeben von der Direktion der königlichen Bank; man wollte meinen Rath in einer Angelegenheit."

„A—a—ah ſo!"

„Ja, der Teufel hat es ſo gefügt, daß zwei Tauſendguldennoten von der gleichen Nummer bei der Bank eingelaufen ſind."

„Ein fürchterlicher Zufall!"

„Allerdings, aber beide ſind von ſo vortrefflicher Arbeit, daß die weiſen Herren dort oben nicht wiſſen, welche echt und welche falſch iſt."

„Und Sie, Herr Baron?"

„Ich erkannte ſie augenblicklich und bezeichnete ihnen die echte als falſch. Das aber würde mich an ſich weniger erſchreckt haben, doch hat dieſer junge Welkermann, dem ich freundlicher Weiſe mit kleinen Anlehen ausgeholfen, durch unverantwortlich hohes Spiel die Aufmerkſamkeit der Polizei auf ſich gezogen und dabei die Dummheit gehabt, in einem Anfalle nichtsſagender Prahlerei vor einer Geſellſchaft junger Leute eine meiner Fünfhundertguldennoten anzuzünden."

„Man ſollte ihn dafür . . . .“

„Ja, ja, einen ähnlichen Wunſch, wie Du da unausgeſprochen läßt, habe ich auch; doch iſt mit reden nichts gethan, wir müſſen handeln. Haſt Du Steffler beſtellt?“

„Wie Sie befohlen; er war ſchon einmal da und wird wieder kommen.“

„Er treibt ſich hier in den Straßen herum — ich ſah ihn vorhin unter einem Thorbogen mit dem jungen Welkermann plaudern — woher kennen ſich die Beiden?“

Der alte Friedrich lächelte auf eine eigenthümliche Art, ehe er zur Antwort gab: „Sie haben irgend ein gemeinſchaftliches Intereſſe; es iſt das ein kleines Verhältniß des jungen Herrn Welkermann, deſſen Erbſchaft mit allen Folgen Herr Steffler angetreten hat.“

„Ah, ich verſtehe, das Stubenmädchen aus dem Hauſe des Stadtſchultheißen. Und ſie iſt entſchloſſen, ihn zu begleiten?“

„Sie iſt mehr dazu entſchloſſen, als er ſelbſt; dieſer Kerl macht Seitenſprünge, wie ein Fuchs, der nicht weiß, ob er das Huhn oder die Ente nehmen ſoll.“

„Der ſich aber wohl hüten wird, in's Fangeiſen ſeiner Schulden zu ſpringen.“

„Ich habe ihm den letzteren Geſichtspunkt recht klar gemacht, und da ich weiß, daß es in dieſem Falle auf tauſend Gulden weiter nicht ankommt, ſo hatte er ſich denn auch zur Auswanderung entſchloſſen.“

„Das alles iſt ſchön und gut, aber wer weiß, ob er nicht anderen Sinnes wird, wenn er die wogende See vor ſich ſieht.“

„Daran habe ich auch gedacht, und da Sie mir erlaubt haben, nach Belgien zurückzukehren — es iſt mir unerträglich hier in der Einſamkeit dieſes öden Hauſes,“ unterbrach er ſich, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, — „ſo würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Herrn Steffler und das junge Mädchen

bis auf das Schiff zu begleiten — im Falle Sie mich hier nicht beſſer gebrauchen können."

„Nein, nein, ich wünſche Dich weg von hier," ſagte Herr von Rivola haſtig, „ſo bald als möglich — in Sicherheit," murmelte er, für den Anderen unverſtändlich, um gleich darauf mit lauter Stimme fortzufahren: „Dort kannſt Du mir vielleicht beſſer nützen, als hier, mein guter alter Friedrich!"

Er reichte dem Diener ſeine Hand.

„Es iſt eigenthümlich," fuhr dieſer zur Erde blickend fort, „wie ich die arme Frau vermiſſe, ſeit ſie todt iſt; ſie und dieſes Haus waren mein Alles, und jetzt iſt mir gerade ſo, als ſei nicht nur ein altes, kränkliches Weſen von der Erde verſchwunden, ſondern als ſei für mich die ganze Welt ausgeſtorben — ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen, gnädiger Herr?"

„Ob ich Dich verſtehe — ich mag mich in einen ähnlichen Fall nicht hineindenken, ich glaube, es würde mir alsdann an einer Reiſe nach Oſtende nicht genügen!" — Herr von Rivola ſagte das in einem dumpfen Tone, um alsdann nach einem tiefen Seufzer mit gewöhnlicher Stimme fortzufahren: „Doch mußt Du nicht ſo ſchwarz ſehen, Friedrich, Du haſt Verwandte dort unten, während ich in dem Falle — und dann hoffe ich auch immer noch, daß Du meiner in gleicher Anhänglichkeit und Liebe gedenkſt."

„O gewiß, mein lieber, gnädiger Herr, ich ſchäme mich, daß ich ſo eben geſagt, die Welt ſei ausgeſtorben für mich! Und doch — und doch, o, wenn auch Sie dieſe Stadt verlaſſen könnten, ich glaube, wir könnten da drunten noch einmal ein neues und vielleicht ein glücklicheres Leben beginnen!"

„Möglich, aber doch unmöglich — mein alter Lebensbaum würde ſelbſt in meiner Heimath keine Wurzel mehr ſchlagen — ich muß hier ſtehen bleiben und allen Wettern trotzen — wann willſt Du reiſen?"

„Sobald Sie eine endgültige Entſcheidung über dieſes Haus getroffen haben."

„Hoffentlich wird das bald geſchehen ſein, vielleicht noch in dieſer Stunde; ich habe es durch einen Freund der Stadt unter jeder ihr beliebigen Bedingung angeboten.“

„Und haben gewiß Recht daran gethan, Herr Baron — ich muß Ihnen ſchon geſtehen, daß ich mit geheimem Grauen daran dachte, wenn jemand Anderes, als ich, die Räume des alten Thurmes leeren ſollte — ich glaube doch, es wäre am Ende beſſer geweſen, wenn wir das ſchon vor Jahren gethan hätten.“

Herr von Rivola hatte ſich mühſam erhoben, um nach einem langſamen Gange durch das Zimmer an das Fenſter zu treten, wobei ihm der Andere mit einem kummervollen Blicke nachſchaute. Hier hinausſehend, ſagte er: „Daran iſt nun nichts mehr zu ändern, und ich glaube immer noch, daß ich Recht hatte, mein ehemaliges Atelier nicht heimlich zu zerſtören — warum ſoll ich es läugnen, daß ich mich vor Jahren mit all dieſen Künſten beſchäftigte? Gerade die Oeffentlichkeit, mit der ich arbeitete, mußte bis jetzt jedweden Verdacht beſeitigen. Doch kämen auch die Betrachtungen jetzt zu ſpät,“ ſetzte er, ſich raſch umwendend, hinzu, „denn dort ſehe ich ein paar Herren kommen, was mir anzeigt, daß die Stadt mein Anerbieten annahm. Oeffne die Hausthür, Friedrich, Du wirſt raſcher abreiſen können, als Du erwarteſt.“

Wenige Augenblicke nachher trat der Stadtſchultheiß in die kleine Stube, nach ihm der Oberbaurath Lievens ſowie der Polizeirath Merkel, gefolgt von Sprandel, dem Amtsdiener des Raths, welch letzterer aber mit Friedrich in dem Hausgange ſtehen blieb.

Der Stadtſchultheiß hatte ſein Kinn würdevoll in die weiße Halsbinde vergraben, und während er beide Hände dem Baron Rivola entgegenſtreckte, ſagte er mit einem herzlichen, faſt gerührtem Ausdrucke der Stimme: „Hochverehrter, theuer Freund, würdiger Mitbürger unſerer Stadt, Sie haben uns durch Ihren großmüthigen Antrag eine eben ſo unverhoffte als außerordentliche Freude bereitet; wären die Mittel unſerer Gemeinde nicht ſo ge-

ring, ſo würde ich unter keiner Bedingung von Ihrer Großmuth Gebrauch machen ....“

„Welche aber der Herr Stadtſchultheiß und das ganze Collegium nun ohne Weiteres anzunehmen ſich beeilt,“ fiel ihm der Polizeirath, heiter lächelnd, in die Rede, worauf er hinter der vorgehaltenen Hand halblaut hinzuſetzte: „Und Ihr Ehrenbürgerrecht, auf Pergament mit Golddruck, braucht nur noch ausgefertigt zu werden.“

„Darf ich die Herren nicht bitten, Platz zu nehmen?“ fragte Herr von Rivola.

„Doch,“ meinte der Oberbaurath Lievens, „es wäre vielleicht beſſer, dem verehrten Beſitzer des Hauſes keinen unnöthigen Zeitverluſt zu bereiten und, wenn auch nur pro forma, eine raſche Beſichtigung der Lokalitäten vorzunehmen.“

Damit waren Alle einverſtanden, und nachdem man flüchtig die paar Zimmer durchſchritten, welche der alte Friedrich bewohnte, öffnete dieſer die uns wohl bekannten Räume des alten Thurmes.

Hier fand ſich Alles noch im ſelben Zuſtande, wie wir es vor Kurzem geſehen, in allen Stockwerken Möbel, Geräthſchaften, Fenſter mit ſo dickem Staube und Spinngeweben bedeckt, daß Jeder deutlich ſah, wie einſam man dieſe Gemächer lange, lange Jahre hindurch gelaſſen hatte.

„Ich ließ ſie unwillkürlich in dieſen Zuſtand kommen,“ ſagte der Hausbeſitzer, wie ſich entſchuldigend, „denn als ich bei meinem verſchlimmerten Augenleiden nicht mehr zum Atelier kam, dachte ich nicht im entfernteſten daran, daß es mir nie mehr vergönnt ſein werde, Bleiſtift oder Grabſtichel in die Hand zu nehmen; ich hoffte von einem Tage zum anderen, von einer Woche zur anderen, und Sie ſehen, meine Herren,“ ſetzte er mit einem traurigen Lächeln hinzu, „wie ſich hier meine Hoffnungen erfüllt haben — wie unſere Hoffnungen ſo oft erfüllt werden, indem das Schickſal unſere liebſte Erinnerung mit Staub und Moder bedeckt, und deßhalb brauchen

das, als ich dort zum letzten Mal hingieng in dem großen Zuge, ein armes, verwaistes Kind, dem man das Theuerſte, was es auf Erden beſaß, in die kalte ſchwarze Erde ſenkte! Sogar das Grab iſt kleiner geworden, damals wenigſtens bildeten die Gräber von Vater und Mutter einen einzigen großen Garten; jetzt ſteht nur noch ein einziges Stöckchen da, das auch bald abſterben wird. —

Auch die Freunde ſind anders geworden, die Geſpielen und Schulkameraden, d. h. die, welche noch aufzufinden ſind. Die Meiſten ſind in alle Welt zerſtreut, Hunderte von Meilen aus einander hat Jeder ein Plätzchen gefunden, wo er entweder ſeinen eigenen Herd gründete oder an fremdem Tiſche ſein Brod findet. Was auf dieſe Art in der Heimath von Freunden noch übrig blieb, hat ſich gewaltig geändert und die Meiſten können auf die Frage: „wie geht es dir?“ mit Falſtaff antworten: „alt, Herr Schaal, alt!“ Das heißt: alt im Verhältniß zu ihren Jahren, denn eigentliche Greiſe ſind aus den Schulkameraden noch nicht erwachſen. —

Nachdem der Baron ſeine Geſchäfte beſorgt, beſuchte er ſeine alten Bekannten nach der Reihe, und es that ſeinem Herzen wohl, die Freunde und intimſten Schulkameraden in guten, ja, meiſtens glänzenden Verhältniſſen zu finden. Bei den Meiſten war die Brille vorherrſchend und faſt bei Allen hatte ſich der üppige Haarwuchs gelichtet. Arbeit und Sorge, das Hauptbuch und das Fabrikbuch, deren ſchwere Laſten ſie unabläſſig getragen, hatte ſie im Aeußern einigermaßen verändert. Die Meiſten waren verheirathet und von dieſen waren drei Viertel, welche ſich über das Wiederſehen eines alten Schulkameraden, der freilich noch Junggeſelle iſt und mit dem ſie viel tolle Streiche gemacht, herzlich freuten. An dieſer aufrichtigen Freude nahm auch alsdann die ganze Familie Theil. Die Frauen drohten zuweilen ſchalkhaft mit dem Finger und verriethen ihren Mann, der ihnen hie und

Sie mir auch kein Verdienſt daraus zu machen, daß ich Thurm und Haus unter jeder Bedingung an die Stadt übergebe, denn ich werde froh ſein, wenn das alles einmal vollſtändig aus meinem Gedächtniſſe erloſchen iſt."

„Dazu wird gründlich Rath werden, nicht wahr, Lievens?" ſagte der Polizeirath zu ſeinem Schwager; „ich meine ſchon, ich ſehe es, wie ihr dieſe heilige Halle der Kunſt mit Akten und Rümpelwerk vollſtopft."

„Mit Rümpelwerk weniger," meinte der Stadtſchultheiß mit einer wichtigen Miene; „das gibt hier einen wunderbaren Ort zur Beherbergung der Stadtarchive — dazu der unvergleichlich ſolide Gang, der in's Rathhaus führt."

„Und den wir jetzt nicht mehr zumauern wollen," ſagte der Oberbaurath, wobei ſich ſeine dürren Züge in viereckige Linien zuſammenzogen, welches ein Lächeln vorſtellen ſollte.

„Gewiß nicht, aber dort unten an dem Fundamente des Thurmes wollen wir ihn mit einem ſoliden Mauerwerke verſchließen, wodurch alsdann die verſchiedenſten Zwecke erfüllt ſind: Sicherheit für unſere Archive und Abhaltung der übeln Gerüche, die aus dem ferner liegenden Theile des unterirdiſchen Ganges bis ins Rathhaus drangen und ſich notoriſch in unſerem Sitzungsſaale bemerkbar machten."

„Und in welchem guten Geruche werden alsdann die gemeinderäthlichen Verhandlungen erſcheinen!" pflichtete der Polizeirath heiter bei; dann ſagte er, den Finger in die Staubmaſſe, welche auf dem Tiſche lag, drückend: „Hier könnte ein Statiſtiker wichtige Notizen ſammeln, welche Staubmaſſe ſich in einem gewiſſen Zeitraume ablagert — wie lange iſt es wohl, Herr Baron, daß dieſer Raum nicht benutzt wurde?"

„Das können wohl acht Jahre ſein — ich erſtaune ſelbſt darüber, wie bei verſchloſſenen Fenſtern dieſer Staub ſich ſo maſſenhaft anſammeln konnte."

„Wohl bei verſchloſſenen, aber nicht ganz dichten Fenſtern,“ gab Herr Merkel zur Antwort, „denn dort oben bemerke ich kleine Oeffnungen an denſelben, welche der Luft und alſo auch allen Staubatomen willig den Eingang laſſen.“

Der Stadtſchultheiß, welcher die Räume aufs genaueſte betrachtet hatte, auch den Fußboden eines derſelben meſſend durchſchritt, ſchien mit allem, was er hier gefunden, wohl zufrieden zu ſein, und ſagte: „Ich denke, wir könnten jetzt zu weiteren Verhandlungen wieder nach unten gehen“ — worauf ſämmtliche Herren, ſeiner Aufforderung Folge leiſtend, das Gemach verließen, mit Ausnahme des Polizeiraths, welcher, hin- und hergehend, etwas auf dem Boden zu ſuchen ſchien.

„Komm doch, Merkel,“ ſagte der Oberbaurath, worauf der Stadtſchultheiß, zurückbleibend, lächelnd bemerkte:

„Mir ſcheint, der Polizeirath wittert hier irgend ein ſchönes Verbrechen, das vielleicht vor langen Jahren in dieſem Thurme vollbracht wurde — iſt es ſo?“

„Oder ſammelſt Du vielleicht genaue Notizen für den Staubſtatiſtiker?“ fragte Lievens.

„Keines von beiden — ich ſehe ſoeben, daß ich ein Glas aus meiner Lorgnette verloren habe, und wahrſcheinlich hier oben, denn vorhin, als ich, neben dem Arbeitstiſche des Herrn von Rivola ſtehend, die Dachfenſter betrachtete, hatte ich noch beide Gläſer; doch bitte ich, voranzugehen, ich folge gleich nach — auch Sie, mein werther Herr und Freund,“ wandte er ſich an den Hausbeſitzer, „was ſoll ich Ihnen Mühe machen, das verlorene Glas ſuchen zu helfen? Ich glaube faſt, es iſt hinter den Arbeitstiſch gerollt, und wenn Sie erlauben, rücke ich denſelben ein wenig auf die Seite.“

„Wer mit dieſer Polizei zu ſchaffen hat, verliert ſeine Zeit,“ meinte der Oberbaurath, wobei er mit dem Stadtſchultheißen unter der Thür ſtehen blieb, da der Freiherr von Rivola ſelbſt mit

Hand anlegte, um den ſchweren Arbeitstiſch etwas auf die Seite zu rücken.

„Ich bin nur zufrieden," ſagte der Polizeirath, ſich raſch blickend, „daß ich Ihnen keine unnöthige Mühe gemacht, dort liegt das verlorene Glas, und die Staubſchicht iſt ſo dicht, daß man es nicht einmal fallen hörte; jetzt will ich aber auch keinen ferneren Aufenthalt verurſachen."

„Kommen Sie, Herr Baron," ſagte der Oberbaurath, draußen im Gange ſtehend, „der Herr Stadtſchultheiß iſt ſchon hinabgegangen; laſſen Sie dieſen langweiligen Poliziſten, ſonſt rauben wir Ihnen zu viel von Ihrer koſtbaren Zeit — kommen Sie."

Herr von Rivola wollte als höflicher Mann der Letzte ſein, der das Zimmer verließ, doch gab er dem Drängen des Herrn Lievens nach und ſtieg mit dieſem langſam die Treppe hinab.

Der Polizeirath hatte das wiedergefundene Glas vom Boden aufgenommen und an ſeinem Taſchentuche vom Staube gereinigt; dann nahm er ein kleines Stückchen alten, vergilbten Papiers, welches zu Boden gefallen war, als man den Arbeitstiſch abrückte, wickelte das Glas ſorgfältig hinein und ſteckte es in die Taſche, worauf er ebenfalls das Gemach verließ, die Treppe hinabſtieg und die anderen Herren in dem unteren Zimmer fand, gerade in dem Augenblicke, als Herr von Rivola ſprach:

„Ich bleibe bei dem, was ich unſerem werthen Freunde, dem Herrn Polizeirathe, vorhin geſagt; ſchlagen Sie mir für Haus und Thurm eine beliebige Summe vor, und ich werde dieſelbe annehmen."

„Aber über die Größe dieſer Summe könnten Sie doch vielleicht ſo gütig ſein, annähernd irgend eine Andeutung zu geben," bemerkte der Stadtſchultheiß, welcher ſich offenbar in einer Verlegenheit befand. „Meinen Sie nicht auch," wandte er ſich an den Oberbaurath, „daß der Herr Baron irgend eine Forderung ſtellen ſolle?"

Da Herr Lievens kopfschüttelnd schwieg, so sagte der Polizeirath: „Ich glaube, es wurde noch nie einem braven Manne so sauer gemacht, der Stadt etwas zu schenken, denn daß es im Grunde darauf hinauskommt, kann ein Kind verstehen; da unser verehrter Freund nicht als Schenker da stehen möchte, so verlangt er eine kleine Summe — gut denn, und ich, als unparteiisch, will eine kleine runde Zahl nennen — wie wäre es mit zweitausend Gulden?“

„Ah,“ sagte der Stadtschultheiß beinahe unwillig, „ein solches Gebot grenzt doch ein wenig . . . .“

„An Unverschämtheit, wollen Sie sagen,“ lachte der Polizeirath, „allerdings . . . .“

„Doch nehme ich es an,“ sagte rasch Herr von Rivola; „lassen Sie einen Kaufbrief ausfertigen — dieses Haus mit dem alten Thurme um zweitausend Gulden.“

„Aber Herr Baron, das ist eine Großmuth, welche die Stadt kaum annehmen kann, und ich werde mir erlauben müssen, bei den bürgerlichen Collegien einen ehrenden Ausdruck des Dankes zu beantragen.“

„Den ich mit großer Freude annehmen werde.“

„Also abgemacht,“ sagte Herr Merkel; „morgen außerordentliche Gemeinderathssitzung, Vortrag des eben Geschehenen, große Rührung mit erhebenden Reden, ein prächtiges Archiv erworben, nichts mehr von Zumauern der besagten Gitterthür — seid umschlungen, Millionen! Und nun, meine Herren, lasse ich Sie im Stich, denn ich habe heute noch Wichtiges zu besorgen.“

Aber auch die beiden anderen Herren blieben nicht mehr lange. Der Stadtschultheiß that das Klügste, was er in diesem schönen, großen Augenblicke thun konnte, seine Gesichtszüge drückten tiefe Bewegung aus, er ergriff auch jetzt wieder, wie bei seinem Erscheinen vor einer Stunde, beide Hände des Freiherrn von Rivola, doch war die Art, wie er dieselben jetzt drückte und schüttelte, von Rüh-

rung übermannt, so Dank ausdrückend, daß es begreiflich war, er vermöge kein Wort dazu zu sprechen, und daß man es natürlich finden mußte, als er sich hierauf nach einem raschen Kopfnicken mit zwinkernden Augen abwandte und Zimmer und Haus eiligst verließ.

Herr von Rivola stützte seine rechte Hand auf die Fensterbrüstung, blickte den Davongehenden stumm und finster nach und sagte erst nach einiger Zeit, ohne sein Gesicht dem wieder eingetretenen alten Diener zuzuwenden: „Auch dieses Geschäft wäre abgethan; sie werden sich beeilen, den Kaufvertrag auszufertigen, und nachdem wir noch eine schwierige Arbeit vollbracht: die Vernichtung von Gegenständen, die mir eigenthümlicher Weise jetzt, wo sie verschwinden sollen, wieder anfangen, theurer zu werden, kannst Du, mein alter Friedrich, in Frieden von dannen ziehen."

Achtzehntes Kapitel.

Herr von Rivola ging nach dem Holländiſchen Hofe und traf vor demſelben den Vetter ſeiner Frau, den Grafen Hartenſtein von den Gardehuſaren, der ihm mit großer Wichtigkeit von einem bevorſtehenden Maskenballfeſte bei Hofe erzählte, ihn bat, Lucy davon in Kenntniß zu ſetzen und ihr zu ſagen, daß er ihr morgen eine Partie Coſtumebilder hinausſenden, auch wahrſcheinlich ſelbſt kommen würde, um ſie um die Betheiligung an der Quadrille zu bitten; doch hörte er das alles nur wie im Traume, und wenn der junge Offizier nicht gar zu eilig geweſen wäre und zu ſehr beſchäftigt mit der bevorſtehenden Maskerade, ſo müßte es ihm nicht entgangen ſein, wie Herrn von Rivola's ſtarre, gedankenvolle Blicke, ſtatt ihn anzuſehen, neben ihm hinaus in weite, weite Fernen zu gehen ſchienen. Hierauf war der Huſarenoffizier mit Einem Male verſchwunden geweſen, und nun beſtieg Herr von Rivola ſeinen Wagen; warf ſich tief in die weichen Ecken, daß ihn Niemand, an dem er vorüberfuhr, ſehen konnte, zog auch noch zum Ueberfluß den grünſeidenen Vorhang an der anderen Seite herab und verſank, während die ungeduldigen Pferde mit dem leichten Coupé raſch davonflogen, in ein tiefes und nichts weniger als erquickliches Nachſinnen.

Das, was er heute Morgen gehört und geſehen, ging noch einmal raſch an ſeinem inneren Auge vorüber: die Stunde im Cabinette des Bankdirektors, die gefälſchten Noten, Friedrichs Bericht über die bevorſtehende Abreiſe Stefflers, das kleine Haus mit dem alten Thurme, der Verkauf deſſelben, Alles mehr oder minder für ihn widerliche Bilder, welche aber, raſch verblaſſend, einer anderen Geſtalt bereitwilligſt Platz machten, einer Geſtalt, die drohend vor ihm erſchien und die er nicht zu überwältigen, nicht zu verjagen im Stande war, ſo ſehr ſich auch ſein gequältes Hirn hierzu abmühte — die Geſtalt Ferdinands, welche ihm die halb verbrannte, gefälſchte Banknote entgegenhielt. Es fiel ihm jetzt centnerſchwer auf die Seele, daß er unverantwortlich thöricht und leichtſinnig gehandelt, ſich dieſes jungen Menſchen zu bedienen. Wie unverfänglich, wie günſtig war ihm die ſo unverhofft gekommene Hülfe deſſelben damals erſchienen und erſchien ihm auf Augenblicke ſelbſt heute noch, wenn er bedachte, daß der grenzenloſe Leichtſinn des jungen Menſchen, der ihm einestheils gefährlich werden konnte, anderentheils wieder im Stande war, im ſchlimmſten Falle die ganze ungeheure Schuld von ihm ab auf jenen zu wälzen. Worin war der Beweis, daß es falſche Banknoten geweſen, die Ferdinand von ihm erhalten, welche derſelbe ohne Ueberlegung gegen echte auf der Bank umgetauſcht? Allerdings war es möglich, daß jetzt dem jungen Manne eine Ahnung gekommen war, er habe aus ſeiner Hand falſche Banknoten erhalten, möglich, aber nicht gewiß, ja, ſogar unwahrſcheinlich; denn wem hätte es heute noch in den Sinn kommen können, er, der Freiherr von Rivola, ſo hoch angeſehen in allen Kreiſen der Geſellſchaft, habe auch nur im entfernteſten etwas zu thun mit ſolchen Fälſchungen? Das war ein Hoffnungsſtrahl, und ſelbſt im ſchlimmſten Falle war es ja viel denkbarer, daß dieſer leichtſinnige junge Menſch ſelbſt bei dieſen Fälſchungen die Hand im Spiel habe.

Herr von Rivola athmete leichter auf, als er nun in raſcher Reihenfolge der heutigen Erlebniſſe an den Moment kam, wo der Polizeirath ihn auf Ferdinand Welkermann aufmerkſam gemacht, als jener in einem halbdunklen Thorbogen mit Steffler plauderte, mit Steffler, einem anrüchtigen Menſchen, wie Merkel ſich ausgedrückt, und der als Kupferſtecher und bei ſeinem verdächtigen Lebenswandel leicht in Verdacht zu bringen war, um ſo mehr, da er in Kurzem ſpurlos verſchwunden ſein würde.

Hier blitzte dem tief Nachdenkenden eine ſo glückliche Idee durch den Kopf, daß er ſchon im Begriffe war, den Kutſcher wieder umkehren zu laſſen, um ſeinen alten Diener nochmals aufzuſuchen, als ihm einfiel, daß derſelbe heute jedenfalls noch nach Eichenwald kommen würde und er ihm dort mit weniger Aufſehen ſeine Gedanken mittheilen konnte. Steffler mußte veranlaßt werden, von Ferdinand Welkermann eine Summe zu ſeiner Auswanderung zu erhalten, mußte Beweiſe dafür hinterlaſſen, daß er dieſe Summe bekommen, und daß es auf dieſe Art Ferdinand Welkermann geweſen, der ihn bei Seite geſchafft.

Auf Augenblicke beſchwichtigte dieſer Gedanke allerdings die fieberhafte Unruhe, welche ſich Herrn von Rivola's bemächtigt hatte; doch konnte er ſich nicht enthalten, aus dem tiefſten Grunde ſeiner Seele den Wunſch hervorzuſeufzen: Beſſer noch, wenn es mir möglich wäre, Beide miteinander eine Reiſe über das Weltmeer machen zu laſſen, oder noch eine weitere Reiſe, wenn es anders nicht möglich wäre!

Das plötzliche Anhalten des Wagens riß ihn gewaltſam aus ſeinen Träumereien empor, welche wieder anfingen, ſeine Seele mit düſteren, unheimlichen Bildern zu bevölkern. Er dankte dem Himmel, daß er ſo plötzlich aus ſeinen Phantaſieen herausgeriſſen wurde, ſo plötzlich aus der finſteren Nacht ſeiner Gedanken zum hellſten Tage der Gegenwart erwachend, denn der Wagen hielt an der Terraſſe vor dem Schloſſe Eichenwald, und in der geöffneten Glas-

thür ſah er ſeine Tochter Lucy ſtehen, die ihm mit den Worten entgegeneilte: „Aber Papa, Du biſt lange, ſehr lange ausgeblieben! Wir haben Dich ſchon über eine Stunde zurückerwartet, Mama, ich und Herr Welden, der uns zu beſuchen gekommen iſt!“

Bei der Nennung des letzteren Namens zeigte ſich eine Wolke auf der Stirn des Herrn von Rivola; es war ihm nicht angenehm, jetzt einen Fremden ſehen zu müſſen, wenn auch dieſer Fremde ein ſo genauer Freund des Hauſes war. Er hatte ſich faſt behaglich ausgemalt, ſich jetzt in ſein Schreibzimmer zurückzuziehen und dort ſeinen Gedanken nachzuhängen, ringend mit dem Geſchicke, das ihn zu überwältigen drohte und dem er geneigt war, trotzig die Stirn entgegen zu bieten. Nur wer ſich ſelbſt verläßt, iſt verlaſſen! Auch war das im Grunde vielleicht nur ein Wetterleuchten, die Atmoſphäre reinigend und kam nicht Verderben bringend herangezogen.

„Papa, haſt Du etwas Unangenehmes gehabt?“ fragte Lucy, ſich an ihn ſchmiegend.

„Gewiß nicht, mein Kind; nur Geſchäfte ernſter Art,“ antwortete er und gab ſich alle Mühe, die Falten von ſeiner Stirn zu verbannen, ja, mit einem heiteren, lächelnden Ausdrucke in den Salon zu treten, wo ſich einer der Diener beeilte, das Frühſtück aufzutragen.

Welden hatte ſich beim Eintritte des Freiherrn erhoben und griff nach ſeinem Hute, um, wie er ſagte, nicht länger zur Laſt zu fallen. Doch betrachtete Lucy bei dieſer Aeußerung ihre Mutter mit einem recht beſorgten Blicke, ohne daß dieſe ihn ſah, vielmehr aus eigenem Antriebe ſagte: „Sie werden doch jetzt nicht nach der Stadt zurückkehren wollen, da mein Mann gekommen iſt, der ſich gewiß freut, mit Ihnen plaudern zu können! Auch ſehen Sie, daß man Sie zu den genauen Bekannten des Hauſes rechnet — man hat bereits ein Couvert für Sie aufgelegt.“

„Bleiben Sie, lieber Freund,“ ſagte nun auch der Freiherr, „und wenn Sie mir vielleicht etwas mitzutheilen haben, ſo ſtehe ich nachher ganz zu Ihrem Befehl.“

Darauf ſetzten ſich die Vier um den Frühſtückstiſch herum, und da der Herr des Hauſes jede Schüſſel, welche ihm der Kammerdiener anbot, durch ein leichtes Kopfſchütteln abwies, ſo mußte er auf einen fragenden Blick ſeiner Frau die allerdings nicht richtige Auskunft geben, daß er in der Stadt bereits gefrühſtückt habe. „Ich hatte auf der Bank zu thun," ſagte er in gleichgültigem Tone, „und konnte dort eine Einladung des guten Direktors Schwemmer nicht abſchlagen."

„Sahſt Du Jemanden aus der Geſellſchaft?"

„Ja, Deinen Vetter Eugen Hartenſtein und erfuhr Intereſſantes für meine liebe Lucy; es ſoll zur Beendigung der Saiſon noch ein großes Maskenfeſt bei Hofe ſtattfinden und ſehr brillant werden, und wird man Dir morgen oder übermorgen ein ganzes Paket Coſtumebilder ſenden. Auch wird Eugen, wie er mir ſagte, ſelbſt herauskommen, um Dich zu einer Quadrille einzuladen."

„Ach, das iſt prächtig!" rief das junge Mädchen. „Und ſagte er nichts über das Coſtume, in welchem wir erſcheinen werden?"

„Nein, er ſchien ſehr eilig zu ſein."

„Eine maskirte Quadrille fehlt mir noch zu meinen Erlebniſſen — wenn ich dieſe mitgemacht, habe ich alles genoſſen, was in der großen Welt vorkommt, nicht wahr, Mama, und kann dann im Nothfalle von meinen Erinnerungen zehren."

Sie warf bei dieſen Worten, ſtatt auf ihre Mutter zu ſehen, einen lächelnden Blick nach Welden hinüber.

„Du haſt allerdings Deinen Eintritt in die Geſellſchaft auf eine recht geräuſchvolle, glänzende Art gehalten — ich erinnere mich keiner Saiſon mit ſo vielen und meiſtens ſehr glänzenden Feſten — ehrlich geſagt, bin ich nicht betrübt darüber, wenn wir endlich einmal ein wenig Ruhe bekommen."

„Und ich, Mama, glaube mir, habe nächſtens einen Horreur vor all den glänzend erleuchteten Sälen und betrachte meine kleine

da schöne Dinge aus dem Jugendleben erzählt. Die Kinder pflanzten sich vor dem Baron hin und staunten den Freund des Vaters an, von dem er ihnen oft erzählt.

„Siehst du," sagte sein Freund, „so waren auch wir, als wir über die Hecke des Nachbars die Aepfel holten oder Nachts einige Klingeln abrissen."

„Das kann ich auch, Papa!" sagt der hoffnungsvolle Sprößling, und Alles lacht.

Fast ein Viertel der Freunde aber lebt still zurückgezogen für sich und öffnet dem alten Schulkameraden, der noch dazu unverheirathet ist, nicht leicht seine Häuser. „Meine Frau hat Migräne und bedauert sehr," hieß es da, „meine Frau sieht Niemanden. Kann ich dir ein Glas Wein anbieten?" — „Danke recht schön! Aber wenn du zu Mittag im Gasthof mit mir speisen willst, beschwören wir bei einem Glase Wein die Jugendzeit herauf." — Da zuckt eine wehmüthige Freude über das Gesicht des armen Bekannten und er sagt schnell. „mit Vergnügen, wenn — wenn es die Geschäfte erlauben!" setzt er seufzend hinzu und blickt scheu nach der Thüre des Nebenzimmers, wo sich ein Schlüssel, wie es ihm scheint, langsam herumdreht.

So wären denn die lebendigen Zeugen seiner Jugendzeit; die leblosen aber sind ganz anders. Feld und Flur, Bach und Wald ist immer dasselbe geblieben und es treibt den Baron Nachmittags hinaus, die alten entfernten Spielplätze wieder aufzusuchen. Da ist es doch gerade, als habe er gestern hier sein Lesebuch verloren und komme heute, es zu suchen. Da sieht man nicht, daß zwischen gestern und heute ein Zeitraum von ungefähr zwanzig Jahren liegt. Der Bach macht dieselben Biegungen, wie früher; dort, wo die großen Steine seinen Lauf hemmen, spritzt er das Wasser, ungeduldig werdend, einen Schuh in die Höhe, wie damals, und benetzt den großen Stein am Ufer, an dem die wilden Rosen wachsen, ganz wie damals. Einer seiner Bekannten

Lampe Abends, wenn wir einmal zufällig allein sind, mit dem Ausdrucke des innigsten Vergnügens."

„Glauben Sie, daß diese kleine Schwätzerin die Wahrheit sagt?" wandte sich die Baronin an den Ingenieur.

„Warum nicht, gnädige Frau? Ja, ich bin überzeugt, Fräulein Lucy hat dieses Gefühl wirklich, täuscht sich aber vielleicht unbewußt in demselben. Sie ist der Feste und Bälle nicht so überdrüssig, als sie sich vielmehr nach einer kleinen Abwechslung sehnt."

„Wie wir Alle," versetzte Frau von Rivola; „ich hoffe darauf, ja, ich bin davon überzeugt, daß Du den nächsten Winter wieder mit dem gleichen Interesse beginnen wirst — nicht wahr, Albert, das ist auch Deine Meinung?"

„O ja, gewiß, mit dem gleichen Interesse, vielleicht noch mit einem ganz anderen Interesse, und dann mit um so größerem Interesse."

Die Baronin hustete leicht hinter der vorgehaltenen Hand; sie glaubte ihren Mann zu verstehen, ohne ihun zu wollen, als verstände sie ihn — Graf Eugen Hartenstein bemühte sich allerdings auffallend um die schöne und so enorm reiche Cousine. — „Und wann soll dieses Maskenfest stattfinden?" fragte sie, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„In der übernächsten Woche, glaube ich."

„Das wäre eine kurze Zeit, um mit neuen Costumes fertig zu werden," meinte Lucy's Mutter.

„Haben Sie schon ein Maskenfest bei Hofe gesehen?" wandte sich das junge Mädchen fragend an Welden.

„Nein, mein Fräulein; es wird auch wohl nicht leicht sein, gerade an einem solchen Tage Zutritt zu erhalten."

„Bei einem solchen großen Maskenfeste weit eher, als bei einem kleinen Balle," sagte Herr von Rivola. „Wenn es Ihnen Spaß machen würde, bäte ich den Oberstthofmeister Seiner Majestät recht gern um eine Einladung für Sie."

Welden war ſchon im Begriffe, dieſes freundliche Anerbieten dankend abzulehnen, als ihn ein eigenthümlicher Blick aus Lucy's ſchönem Auge traf, ein Blick, der ihm unwillkürlich zu Herzen ging und ihm eine ſeltſame Bewegung, ſogar eine unerklärliche Aufregung verurſachte. Es lag eine innige Bitte in dieſem Blicke, ſowie um ihre leicht geöffneten Lippen; ſie feſſelte ſeine auf ſie gerichteten Augen damit, ja, hielt ſie magnetiſch feſt, bis er, ſtatt abzulehnen, das Anerbieten des Herrn von Rivola dankend angenommen. Vielleicht hätte er dies doch nicht gethan, wenn er die mißbilligende Miene der Frau des Hauſes bemerkt hätte. Aber er ſah in dieſem Augenblicke nur Lucy, die jetzt mit dem Ausdrucke der herzlichſten Freude vor ſich niederblickte. Das Frühſtück war beendigt, und nachdem ſich Alle erhoben, trat das junge Mädchen mit Welden an eines der geöffneten Fenſter, um ihn auf die finſter heranziehenden Wolken aufmerkſam zu machen. Dann ſagte ſie raſch und leiſe: „Wie würde ich mich freuen, Sie auf jenem Maskenballe zu ſehen!“

Der Freiherr von Rivola war an den Kamin getreten, und hatte ſeinen Fuß auf eine der Stangen deſſelben geſtellt, als ihm die Baronin leiſe ſagte: „Du weißt, ich kann dieſen jungen Menſchen recht wohl leiden; er verſteht ſeine Stellung und überſchritt nie die Schranken derſelben, und dieſe gute Eigenſchaft ſollteſt Du an ihm würdigen und ihn nicht, wie vorhin durch Dein Anerbieten einer Einladung zu Hofe, in Kreiſe bringen, wo er ſich unheimlich fühlt, da er nun einmal nicht hineingehört; doch laſſe ich Euch jetzt,“ ſetzte ſie mit lauter Stimme hinzu. „Vielleicht haſt Du mit Herrn Welden etwas Geſchäftliches; ich glaube, er deutete ſo etwas an —. komm, Lucy!“

Sie grüßte den jungen Ingenieur wohlwollend, aber vornehm mit einem leichten Kopfnicken, wogegen das junge Mädchen Welden freundlich die Hand reichte, ehe ſie mit ihrer Mutter den Salon verließ.

Nach einer ziemlich langen Pause sagte Herr von Rivola: „Haben Sie etwas für mich, lieber Welden, so wollen wir in mein Schreibzimmer gehen; ich gebe Ihnen ein Cigarre, rauche auch vielleicht selbst mit — es heitert das auf und zerstreut unsere ernsten Gedanken.“

Gleich darauf saßen Beide in dem uns bekannten Schreibzimmer, und zwar in einer Ecke desselben auf zwei bequemen Fauteuils an dem Fenster, welches eine Aussicht auf die fern liegende Stadt gewährte, Beide schweigend rauchend, Welden, indem er einen leichten Eingang zu seiner Mittheilung suchte, der alte Freiherr, welcher wieder in seine tiefen Träumereien verfallen war.

Endlich richtete sich letzterer nach einem schwerem Athemzuge in die Höhe und sagte, an den trüb bedeckten Himmel aufschauend: „Auch da zieht sich was Tüchtiges zusammen — Schnee oder Regen, letzterer wäre unangenehm; ich fürchte, das Wetter läßt Sie nicht ungestraft nach Hause kommen.“

„Ich bin wohl Ihrer Ansicht, Herr Baron, und würde mich auch schon längst beurlaubt haben, wenn ich nicht herausgekommen wäre, um Ihre Ansicht in einer Sache zu hören, die mir so wichtig erscheint, daß ich sie um Ihrer großen Erfahrung und Ihrem mich ehrenden Wohlwollen unterbreiten möchte.“

„Ah, Sie haben etwas auf dem Herzen! Lassen Sie hören.“

Nun erzählte Welden die Erlebnisse des gestrigen Abends; zuerst im Allgemeinen von der Einladung eines seiner Bekannten, an einem Souper Theil zu nehmen, die er abgelehnt, später aber doch aus Höflichkeit hingegangen sei. Man habe dort soupirt, stark getrunken und zuletzt noch stärker gespielt.

Der alte Herr hatte den Kopf in die Hand gestützt und schien mit großer Gleichgültigkeit zuzuhören, bis Welden im Verlaufe seiner Erzählung sagte: „Es war der junge Welkermann, der beim Makao den Bankhalter machte.“

„Ferdinand Welkermann — und wann geschah das?“

„Geſtern Abend, wie ich Ihnen ſchon ſagte.“

„Ah—a—ah, geſtern Abend! Richtig, ſo ſagten Sie! Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen ein wenig zerſtreut zuhörte, ſeien Sie aber überzeugt, mein lieber Welden, daß ich jetzt Ihren Worten mit vollſter Aufmerkſamkeit lauſche.“

Und daß dem ſo war, ſah man nun an der gänzlich veränderten Haltung des Freiherrn von Rivola. Er ſaß aufgerichtet in ſeinem Lehnſtuhle und blickte Welden unverkennbar mit dem Ausdrucke der geſpannteſten Aufmerkſamkeit an.

Dieſer erzählte weiter von dem Verlaufe des Spiels, von dem Verluſte des Bankhalters, von deſſen ſcheinbarer Gleichgültigkeit bis zum Losbrechen der uns bekannten Scene, wo Ferdinand durch den Verſuch, die fünfhundertgulden-Note zu verbrennen, Anlaß zu ſeiner Einmiſchung gab, der alsdann jene Beleidigung folgte, welche der junge Ingenieur mit etwas gerötheter Stirn und leuchtenden Augen erzählte. Doch hätte man in dieſem Augenblicke glauben können, der Freiherr von Rivola, der Zuhörer, ſei bei dieſer Angelegenheit eben ſo betheiligt, wie der Erzähler, denn er ſaß nicht nur hoch aufgerichtet da, lauſchend mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit, ſondern die Erregtheit in ſeinen Zügen drückte ein ganz beſonderes Intereſſe aus. Er hatte mit den Händen die Lehne ſeines Seſſels erfaßt und beugte ſich vornüber, als wolle er jedes Wort, ja, jeden Gedanken von den Zügen des Anderen ableſen. Endlich aber, als jener geendigt, ſtrich er langſam mit der Hand über die Augen und ſagte, ſich wieder in ſeinen Stuhl zurücklehnend und ſich gewaltſam faſſend: „Das iſt ſehr ſtark unter Freunden!“

„Wenigſtens unter Bekannten.“

„Und was thaten Sie heute Morgen darauf?“

„Ich that, was ich thun konnte, und ſandte in der Perſon des Oberlieutenants von Miltau einen Zeugen an Herrn Ferdinand Welkermann, um mit ihm das Nähere zu beſprechen.“

„Und dieſer Zeuge?“

„War noch nicht wieder zurück, als ich meine Wohnung verließ.

„Ah, mein lieber Freund, Sie hätten noch warten müssen! In einer solchen Sache muß Alles Schlag auf Schlag gehen, das iſt ſo meine Anſicht.“

Der alte Freiherr ſprach dies, obgleich in gedehntem Tone, mit großer Energie, indem er jedes Wort ſcharf betonte, wobei ſeine Finger eigenthümlich zuckten. „Wenn man ſo etwas kühl werden läßt, ſo iſt man nicht mehr im Stande, es mit der Zähigkeit zu behandeln, wie man dergleichen behandeln muß. Ich kann Ihnen nur ſagen: dieſer Herr Ferdinand Weſtermann hat ſich gegen Sie auf eine ganz unnennbare Art benommen; ich achte und ſchätze deſſen Vater, den Herrn Stadtſchultheißen, aber ich würde dieſem jungen, übermüthigen Menſchen eine derbe Lection recht wohl gönnen.“

„Das iſt auch ganz meine Anſicht, Herr Baron, und ich würde meinen ausgeſandten Zeugen ohne einen beſonderen Zwiſchenfall ſicher in meiner Wohnung erwartet haben.“

„Was war das für ein Zwiſchenfall, wenn ich fragen darf?“

„Es beſuchte mich ein Bekannter, der zufällig von unſerer Streitigkeit erfahren hatte.“

„Zufällig? So etwas erfährt man nicht zufällig,“ antwortete Herr von Rivola mißtrauiſch. „Wollte dieſer Bekannte vielleicht vermittelnd auftreten?“

„Das war allerdings die Abſicht des Herrn Polizeiraths Merkel.“

„Ah—a—ah — der ....“

„Vielleicht aus Freundſchaft für den Stadtſchultheißen, vielleicht auch als Mann der Ordnung.“

„Das Letztere wäre allenfalls möglich, aber — doch bitte, lieber Welden, erzählen Sie weiter und ſo ausführlich, als es Ihnen möglich iſt und Sie ſich der Unterredung mit Herrn Merkel erinnern.“

Das that denn auch der junge Ingenieur, und um ſo umſtändlicher, als er ſah, mit welchem geſteigerten Intereſſe Herr von Rivola ſeinen Worten lauſchte.

Ja, dieſes Intereſſe nahm ſo überhand, daß es ihn, als der Andere geendigt, nicht mehr auf ſeinem Stuhle duldete, ſondern er ſich raſch erhob, die Hände auf dem Rücken zuſammenlegte und mit großen Schritten ein paar Mal in dem Gemache auf und nieder ging.

„Dieſer Polizeirath Merkel," ſagte er alsdann, vor Welden ſtehen bleibend, „iſt in der That ein unvergleichlicher Beamter — ſo, ſo, er war alſo ſelbſt bei jener Spielgeſellſchaft anweſend in Geſtalt eines Kellners?"

„Und ſo unkenntlich, daß ich ohne Arg mit ihm ſprach, obgleich er mir ein paar Stunden früher eine Wette anbot, ich würde ihn in keiner ſeiner Verkleidungen erkennen."

„Ein Mann, vor dem ſich die Verbrecher in Acht zu nehmen haben," meinte Herr von Rivola nachdenkend. Dann fuhr er nach einer Pauſe wie aus Träumen empor und ſagte: „Alſo ſo ſtehen die Sachen; Sie waren freundlich genug, dem Polizeirath Ihr Wort zu geben, die Sache während dreier Tage auf ſich beruhen zu laſſen."

„Sie hätten das wohl nicht gethan, Herr Baron?" fragte Welden, der auf dem Geſichte des alten Herrn ein ganz eigenthümliches Lächeln zu entdecken glaubte.

„Ich? Gewiß nicht, das heißt, in meiner Jugend nicht, und auch jetzt noch müßten es ganz beſondere Gründe ſein, die mich zu ſo etwas beſtimmen könnten. Doch bin ich weit entfernt, mein lieber Freund, Ihnen auch nur den geringſten Vorwurf darüber machen zu wollen, — o, ich kenne den Polizeirath Merkel! Unter der Maske der Freundſchaft und des Wohlwollens verſteht er es meiſterlich, ſich des Vertrauens irgend Jemands zu bemeiſtern, und ſeine Ueberredungskunſt iſt ſprüchwörtlich geworden! Doch iſt in

der Sache noch nichts verloren. Sie haben allerdings in den drei Tagen eine überflüssige Menge Zeit, um Alles zu ordnen, und können am vierten, das wäre nächsten Samstag, Ihre Zusammenkunft haben; kann ich Ihnen dabei irgendwie nützlich sein, so bestimmen Sie über mich; als Ihren Zeugen will ich mich nicht anbieten, da Oberlieutenant Miltau vollkommen in Allem bewandert ist, doch werde ich Ihnen meinen Wagen mit den schnellsten Pferden zur Verfügung stellen — es könnte ja sein, daß das Duell einen ernsteren Ausgang nähme, als wir hoffen wollen. Sie fordern, und obgleich Herr Welkermann die Wahl der Waffe hat, so traue ich dem Herrn von Miltau doch wohl zu, daß er sich über Pistolen einigte, denn er weiß ja wohl so gut wie ich, daß Sie ein vortrefflicher Schütze sind."

„Ich muß jede Waffe annehmen, die mir Herr Welkermann vorschlägt, möchte auch, ehrlich gesagt, meine Ueberlegenheit im Schießen nicht gegen ihn benutzen; wenn er nicht selbst Pistolen verlangt, hoffe ich ihm aber auch mit dem Degen einen Denkzettel zu geben."

„Den er verdient und auch erhalten wird, mein lieber wackerer Freund, wenn Sie im entscheidenden Augenblicke nicht zu weichmüthig sind .... Glauben Sie mir, lieber Welden," fuhr Herr von Rivola fort, nachdem er einen Moment zum Fenster hinausgeschaut, „ich habe durchaus kein Interesse daran, ob Sie sich mit Herrn Welkermann schlagen oder nicht, eben so wenig, ob dieser allerdings leichtsinnige und unverschämte junge Mensch etwas Tüchtiges abkriegt oder nicht, ja, ich möchte Sie um Alles in der Welt nicht noch mehr gegen ihn aufreizen, denn Sie haben, weiß Gott, gegründete Ursache, ihn vor die Mündung Ihrer Pistole oder ohne Schonung vor die Spitze Ihres Degens zu nehmen — wie gesagt, weit entfernt davon, Ihren gerechten Zorn zu steigern, kann ich Ihnen doch nicht verschweigen, daß die Ihnen angethane Beleidigung eine so ausgesuchte, eine so intensive ist, daß ich darüber alle und

jede Rücksicht vergessen würde. Verzeihen Sie mir, ich spreche darin nur meine individuelle Ansicht aus."

„Wofür ich Ihnen meinen Dank sage, denn sie ist auch die meinige, und obgleich ich jetzt noch mehr bedauern kann, auf den Polizeirath Merkel gehört zu haben, so weiß ich doch, was ich nach Ablauf der leider zugestandenen drei Tage zu thun habe."

„Ich bin überzeugt, daß Sie das wissen, und will nur noch hinzufügen, daß mich das Benehmen des Herrn Welkermann aufs tiefste empört hat. Verzeihen Sie mir, daß ich diesen unendlich kitzlichen und unendlich delikaten Punkt noch einmal berühre, aber es kann im Leben vorkommen, daß man, von seiner Aufregung hingerissen, Jemandem eine Ohrfeige gibt, und kann der also Handelnde immerhin ein ganz tüchtiger Kerl, ein vollkommener Ehrenmann sein, aber Jemandem eine Ohrfeige anbieten und ihn bitten, sie als genossen zu betrachten, das ist gemein, unverschämt und feige!"

Welden stieg bei diesen Worten die Röthe ins Gesicht und er klemmte seine Unterlippe zwischen die Zähne, worauf Herr von Rivola in begütigendem Tone fortfuhr:

„Und das ist gerade so, als wenn Ihnen ein toller Hund begegnet; Sie können augenblicklich nichts thun, als ihm aus dem Wege gehen oder, wenn Sie zufällig Offizier sind, Ihren Säbel ziehen, Ihren Angreifer zusammenhauen, um alsdann vor jedem vernünftigen Gerichte mit allen Ehren freigesprochen zu werden."

Welden hatte sich erhoben, und, indem er dem alten Freiherrn die Hand darreichte, sagte er: „Sie werden mich entschuldigen, daß ich Sie mit meiner Angelegenheit belästigte; aber es war mir darum zu thun, Ihren Rath zu hören sowie auch, Ihnen den Verlauf jenes Streites, der leider bei Spiel und Wein entstand, der Wahrheit gemäß zu erzählen. Und nun kann kommen, was will, ich werde in Ihren Augen, Herr Baron, sowie in denen Ihrer Frau Gemahlin, die mir so viel Wohlwollen bezeigte, nicht als

Händelsucher oder als ein Mensch von zweideutigem Lebenswandel erscheinen."

„Wie kennen Sie nur dergleichen denken?" rief Herr von Rivola in bewegtem Tone. „Sie wissen ja, wie wir Alle hier Sie schätzen und lieben, ja, Sie wissen das, mein lieber Welden und können sich wohl denken, daß ich deßhalb dem Morgen des Samstags mit nicht geringerer Spannung entgegensehe, als Sie selbst, bitte Sie deßhalb dringend, mir den Ort der Zusammenkunft bezeichnen zu wollen und meinen Wagen anzunehmen; seien Sie überzeugt, daß im schlimmen Falle meine Rappen sie in wenigen Stunden über die Grenze bringen. Dann noch eine Frage, welche ich aus wahrhaft väterlicher Zuneigung an Sie richte und die ich vertrauensvoll zu beantworten bitte: Sind Sie genügend mit Geld versehen?"

„Gewiß, für alle Fälle — ich danke bestens, Herr Baron."

„Auch darin sind Sie ein geordneter Mann, was mich freut — Sie wollen uns also schon verlassen? Gestatten Sie mir, daß ich für Sie einspannen lasse, der Himmel sieht so aus, als wolle er durch einen tüchtigen Regenguß mit dem Schnee die ernstesten Händel anfangen."

„Ich glaube, nicht so bald, mache mir auch nichts daraus und danke bestens für Ihr freundliches Anerbieten."

„Vergessen Sie aber nicht, mir früh genug den Ort Ihrer Zusammenkunft anzuzeigen!"

„Gewiß nicht."

Welden verließ das Landhaus, ohne die Baronin und Lucy wiedergesehen zu haben. Als er ins Freie trat, fuhr ihm ein naßkalter Wind entgegen; es war ein recht trübseliger Wintertag geworden, der Himmel eine einzige graue Wolke, von der ein feiner Regen herabfiel und in den Sträuchern und Bäumen am Wege jenes eigenthümliche Geräusch des herabrutschenden Schnee's hervorbrachte. Um dem nachzuhelfen, schüttelte der Wind die Krone

der Bäume, ſo daß kurze Zeit nachher, als Welden kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, die aus der beſchneiten Hochebene hier und da hervortretenden kleinen Waldungen wie ſchwarze Inſeln in einem ſtillen, weißen Ocean ausſahen und alles das, zugleich mit dem trüben, melancholiſchen Tone der benachbarten Dorfglocken, einen unvergeßlich düſteren, traurigen Eindruck auf ihn machte.

begleitete ihn, und die ganze Gegend, die ſie jetzt durchſchnitten, war ihnen wie ein großes hiſtoriſches Blatt, das die Weltgeſchichte leſerlich und deutlich beſchrieben. Dort auf jenem Teich liefen ſie Schlittſchuh; drüben auf der Höhe hatten ſie eine kleine Burg erbaut, wo der tapfere Ritter wohnte, und daneben im Thal ſammelten ſich die räuberiſchen Schaaren, welche die Burg überfielen und verbrannten.

„Apropos,“ ſagte der Baron zu ſeinem Bekannten, „wir wollen zu guter Letzt noch die Wieſe beſuchen, von der man die ganze Stadt überſieht; du weißt, jenen herrlichen Hügel, der ſich an den dichten Waldberg legt und von wo es hinaufgeht zu dem alten Förſterhauſe.“

„Ja ſo,“ entgegnete ſein Freund, „das hätte ich bald vergeſſen, dir zu ſagen; gut, daß du mich daran erinnerſt; den Punkt haben auch andere Leute ſchön gefunden, und denk' nur, wer ſich dort eine wunderliebliche Villa erbaut hat!“

„Mich freut's nur,“ antwortete Baron Karl, „daß überhaupt ſich dort Jemand angebaut hat. Man überſieht von da die ganze Stadt, aber wer hat den klugen Einfall oder vielmehr das Geld dazu gehabt? Ich wüßte doch keinen von unſern hieſigen Bekannten.“

„Es iſt auch keiner unſerer hieſigen Bekannten, und doch, wie er mir oft erzählt, ein Bekannter von dir. Unſer Kriegskamerad in Friedenszeiten, Alfred aus C.“

„Richtig,“ entgegnete der Baron, „Alfred!“ und er ſann nach, wo er ihn zuletzt geſehen. Es zog wie bunte glänzende Fäden durch ſein Gedächtniß und bildete ſeltſame maleriſche Bilder vor ſeinem inneren Auge. „Ja, ſo war's! Zwiſchen Ruſchtſchuk und Adrianopel hatte ich ihm zum letzten Mal die Hand gedrückt, ich gieng damals nach dem Orient, Alfred kam von da zurück. In einer kleinen Thalſchlucht des Balkans, nicht weit von Schumla, kreuzten ſich unſere Wege. Unſer Tatar kochte eine

Neunzehntes Kapitel.

Zwei Tage ſpäter ſaß der Polizeirath Merkel im Schreibzimmer ſeiner Wohnung und arbeitete. Es war dieſes ein helles, freundliches Gemach auf der Polizeidirektion und bot einen ebenſo behaglichen Anblick, als der Bewohner deſſelben mit ſeinem beſtändigen gleichförmigen Lächeln und der guten, wohlwollenden Miene. Die Wohnung des Polizeiraths, welche man ihm, dem Junggeſellen und unermüdlichen Arbeiter, gern eingeräumt hatte, lag im erſten Stocke des großen, weitläufigen Gebäudes in einer der Hauptſtraßen der Stadt, hatte eine weite Ausſicht, da ſie auf einen ziemlich großen Platz ſtieß, und beſtand aus vier Zimmern und einem Vorzimmer, wo ſich der Bureaudiener befand. Hier korreſpondirte dieſe Wohnung mit der großen Treppe, hatte aber hinten vermittelſt einer kleinen Stiege noch einen beſonderen Ausgang und hier eine Thür mit einem feſten und ſehr künſtlichen Schloſſe, deſſen Schlüſſel Herr Merkel nie von ſich ließ, ja, die er beſtändig ſelbſt öffnete, wenn ein vertraulicher Beſuch erſchien, der ſich durch eine nur ſehr wenigen Perſonen bekannte Vorrichtung von der Straße her klingelnd bemerkbar machen konnte.

Die ganze Wohnung, obgleich ſo zu ſagen im Herzen der Polizei gelegen, hatte aber durchaus nichts von jenem Finſtern oder

auch nur Ernſten, welches dieſe erhabene Behörde ſonſt in faſt allen ihren Gliedern oder Zweigen zu kennzeichnen pflegt. Hier ſah man weder düſtere Aktenſchränke noch jene drohenden Stehpulte, hinter denen hervor wir gewohnt ſind, auf kategoriſche Weiſe befragt zu werden, auch nicht jene langweiligen Tiſche, mit grünen Tüchern bedeckt, auf denen wir allerlei verdächtige Gegenſtände, erbrochene Schlöſſer, Schlüſſel und Dietriche, dünne Strickleitern, ja, Dolche und Piſtolen zu ſehen wähnen. Nichts ſah man hier von allem dem, obgleich jedes der eben genannten Requiſiten hier genügend vorhanden war; die Akten hatten ſich ſchlauer Weiſe hinter den Thüren eines zierlichen Bücherſchrankes mit grünſeidenen Vorhängen verkrochen, die anderen verdächtigen Zeugen von der Thätigkeit des Polizeirathes fanden ſich wohlgeordnet in verſchloſſenen Schubladen, und ſtatt des ſteifen, grau angeſtrichenen Stehpultes ſah man hier, quer an eines der Fenſter geſchoben, einen ſehr eleganten Schreibtiſch von feinem Holze, mit harmloſen Nippſachen beſetzt, vor dem der Polizeirath in einem äußerſt bequemen Lehnſtuhle ſaß. Doch befand er ſich nicht allein; vor ihm, die rechte Hand auf den Schreibtiſch geſtützt, ſtand eine ſehr elegante Dame, in ſchwerem, dunkelm Seidenzeug gekleidet, in einem kurzen, grauen Mantel mit weißen Perlmutterknöpfen, einen kleinen, coketten, weißſeidenen Hut auf dem Kopfe, kurz, die Oberbauräthin Lievens, die Schweſter des Polizeirathes, in ihrer ganzen üppigen Schönheit. In der linken Hand hatte ſie einen feinen Regenſchirm und machte ſich das Vergnügen, die Spitze deſſelben in den Papierkorb neben dem Schreibtiſche zu bohren, während ſie mit einigen anderen Zeichen von Ungeduld den Worten ihres Bruders lauſchte, der, ohne dieſe Ungeduld im geringſten zu theilen, freundlich und behaglich, wie es ſeine Gewohnheit war, mit ihr ſprach.

„Du ſiehſt alſo, meine liebe Sophie," ſagte er, „daß ich Dir eigentlich nicht mehr zu ſagen im Stande bin."

„Eigentlich ja, aber uneigentlich, wenn Du willſt, habe ich

jetzt, ſo zu ſagen, wieder einmal Kaſtanien für Dich aus dem Feuer geholt und kann nun mit ſchönem Danke von Dir nach Hauſe gehen — hoffe aber, daß Dein Zuſatz „eigentlich“ ſo viel ſagen will, als: Du wollteſt heute einmal ein Uebriges thun.“

Der Polizeirath blickte lächelnd zur Decke empor, ehe er zur Antwort gab: „So ſeid ihr Weiber nun einmal, und wenn man die unſchuldigſten Fragen von der Welt an euch ſtellt, ſo glaubt ihr immer, es müſſe Gott weiß was Geheimes dahinter ſtecken.“

„Und bei Dir mit vollem Rechte; ich kenne Deine harmloſe Miene, weiß aber ganz genau, daß Du nicht einmal fragſt: Wie geht es Ihnen? oder: Wie viel Uhr iſt es? ohne Deine beſonderen Gründe dazu zu haben.“

„Da müßte ich ja ein ganz unglücklicher Menſch ſein!“

„Das biſt Du auch, aber glücklich in Deinem Unglücke; doch wozu dieſe Abſchweifung, genug, ich will nun einmal wiſſen, warum mich der Herr Polizeirath mit ſeinem außerordentlichen Vertrauen beehrt, warum Du mich veranlaßt, Dir die genaueſten Mittheilungen zu machen, was Herr Welden thut und treibt.“

„Warum? Weil ich an dieſem jungen, vortrefflichen Manne, wie Du ſelber weißt, einen ganz beſonderen Antheil nehme — einen Antheil, ſetzte er freundlich lächelnd hinzu, in dem wir uns begegnen.“

„O, mein Intereſſe iſt ganz anderer Art, in Wirklichkeit wohlwollend, harmlos, nicht nur dem Scheine nach.“

„Das meinige ebenfalls; habe ich je eine Aeußerung anderer Art über ihn fallen laſſen?“

„O nein, aber Du haſt Deine guten Gründe, um über alles das, was er in den letzten Tagen that und thut, unterrichtet zu ſein, und dieſe Gründe will ich wiſſen.“

„So, Du willſt?“

„Ja, mein lieber Bruder — wenn Du nicht willſt, daß ich Herrn Welden einfach ſage: nehmen Sie ſich in Acht, die hohe Polizei läßt Sie beobachten, ſie weiß durch mich, daß Sie in den letzten zwei Tagen viel zu Hauſe waren und ſchrieben, alle Ihre kleinen Rechnungen bezahlten, ja, geſtern Abend ſpät einen Koffer packten, als wenn Sie eine weite Reiſe machen wollten.“

„Nun, wenn Du ihm das ſagteſt,“ entgegnete Herr Merkel in faſt luſtigem Tone, „ſo würde Herr Welden ungefähr wiſſen um was es ſich handelt.“

„So werde ich es ſogleich thun, ſobald ich nach Hauſe komme.“

„Sei geſcheit, Sophie, und glaube mir, daß alles, was geſchieht, nur zum Beſten Deines Herrn Welden iſt.“

„Meines Herrn Welden?“ verſetzte die ſchöne Frau achſelzuckend — „gut denn, ſo ſei auch Du ſo geſcheit und ſage mir, was ich wiſſen will, denn Du biſt überzeugt, daß ich nichts gegen das Intereſſe meines Herrn Welden thun werde.“

Der Polizeirath hatte ſich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, rieb alsdann ſeine Hände behaglich um einander und betrachtete ſeine Fingerſpitzen, indem er ſagte: „Das ließe ſich allenfalls thun, wenn Du klug genug wäreſt, nicht klüger ſein zu wollen, als es Dir die Klugheit — das bin ich — gebietet; es iſt das auch eigentlich gar kein Geheimniß, am wenigſten ein Amtsgeheimniß und am allerwenigſten etwas gegen die Perſon des Herrn Welden gerichtet, nein, nein, wie ſchon bemerkt, das alles geſchah und geſchieht gerade in ſeinem Intereſſe.“

„Nun, ſo theile mir dieſes Intereſſe mit.“

„Dir könnte ich das wohl, aber ſo wie Du das Dir Mitgetheilte weiter mittheilteſt, ſo hätte es alles Intereſſe verloren für Dich, für mich und für Herrn Welden.“

„Wenn ich Dir nun aber mein Wort gebe, weder über das, was Du mir mittheilſt, zu reden, noch auf irgend welche andere Art Jemandem darüber Mittheilung zu machen — Du weißt, man

kann Jemandem auch ſchriftlich mittheilen oder in einem Selbſtgeſpräche, — wenn ich Dir nun aber verſpreche, nichts dergleichen zu thun, oder wenn ich Dir im anderen Falle die Verſicherung gebe, ſogleich Herrn Welden zu ſagen, daß er beobachtet wird und daß Du es leider ſchon wüßteſt, er habe Vorbereitungen zu einer längeren Reiſe gemacht?"

„Ja, ja, vielleicht zu einer längeren Reiſe."

„Nein, nein, das iſt nicht möglich," rief die ſchöne Frau in großer Erregung, „das würde Herr Welden niemals thun; er würde mich — uns nicht heimlich verlaſſen, das traue ich ihm nicht zu — o, gewiß nicht — gewiß nicht!"

„Man wird oft zu etwas gegen ſeinen Willen gedrängt."

„Wer ſollte ihn drängen? Herr Welden iſt in jeder Beziehung ein wohlgeordneter junger Mann, und als mein Mann geſtern ſeine kleine Tour antrat — er iſt, wie Du weißt, in Geſchäften für acht Tage abweſend, — da beſprach er noch Dies und Das mit Herrn Welden und übergab ihm das ganze Bureau, wie er es ja immer zu thun pflegt, ſobald er ſich in Geſchäften entfernt — aber Deine Worte ſind zweideutig, wie immer, und wenn Du ſagſt: eine Reiſe, ſo lauert etwas Anderes dahinter — ſei ehrlich, Joſeph, wie ich es immer gegen Dich geweſen bin!"

„Wer kann Dir widerſtehen?" heißt es in irgend einer Oper, erwiederte freundlich Herr Merkel. „Gut, ich will von meiner Gewohnheit abgehen und Dir ehrlich und offen ſagen, um was es ſich handelt; aber ſetze Dich dort in den kleinen Fauteuil, damit, wenn Du erſchrickſt . . . ."

„Unbeſorgt, ich habe eine ſtarke Natur."

„Herr Welden hat neulich Abends einen kleinen Streit mit irgend Jemandem gehabt, der ihn dabei auf's gröbſte beleidigte, ſo daß alſo Herr Welden ſich veranlaßt ſah, jenen um eine Zuſammenkunft zu bitten."

„Ein Duell — ah, ich glaube, Du ſagſt die Wahrheit!"

„Wie immer, wenn ich will. Allerdings, es iſt ein Duell auf Piſtolen, fünf Schritte Barriere, welches morgen früh ſieben Uhr in einem kleinen Wäldchen zwiſchen hier und dem Landgute des Barons Rivola, Eichenwald, ſtattfinden ſoll.“

„Und iſt Baron Rivola dabei betheiligt?“ fragte Madame Lievens haſtig.

„Kaum — es müßte denn ſein, daß der Freiherr unſerem jungen Freunde für einen möglichen ernſten Fall Wagen und dergleichen angeboten hat.“

„Sonſt wäre kein Grund denkbar, weßhalb ſich Herr von Rivola für dieſes Duell intereſſirte?“

„Keiner, darüber kannſt Du Dich beruhigen,“ erwiederte der Polizeirath, indem ein ganz kleines Lächeln in ſeinen Mundwinkeln erſchien.

Die Oberbauräthin that einen tiefen Athemzug und ihre ſchönen, dunkeln Augen ſchienen mit Einem Male umflort; ſie preßte die friſchen, weichen Lippen feſt auf einander und blickte ihren Bruder ein paar Augenblicke ſtarr an, ehe ſie ſagte: „Ich glaube Dir — das iſt ja aber entſetzlich!“

„Nicht wahr? Ein Duell auf fünf Schritte Barriere, und wegen einer ganz elenden Urſache!“

Die ſchöne Frau faltete ihre Hände krampfhaft zuſammen und ſagte mit einem flehenden Blicke: „Ich bitte Dich, Joſeph, theile mir auch jene Urſache mit!“

„Warum nicht; es war neulich Abends bei einer Spielgeſellſchaft, an demſelben Tage, wo ich Herrn Welden bei Dir traf und mit ihm fortging. Er kam zu dieſer Geſellſchaft, weil er es verſprochen hatte, und da entſtand ein Wortwechſel, bei welchem Herr Ferdinand Welkermann — Du ſiehſt, wie aufrichtig ich bin — unſerem jungen Freunde eine Beleidigung zuſchleuderte, die allerdings, nach unſeren Begriffen von Ehre, nur durch ein ſcharfes Duell wieder abgewaſchen werden kann.“

„O mein Gott, o mein Gott!“ rief die ſchöne Frau aus, indem ſie händeringend im Zimmer auf und ab ging.

„Ich erfuhr das alles zufällig,“ ſagte der Polizeirath mit großer Ruhe, „und da ich hoffte, die Sache ließe ſich am Ende doch noch gütlich beilegen, ſo veranlaßte ich Herrn Welden, mir ſein Ehrenwort zu geben, drei Tage lang das Duell zu verſchieben. Das war nun vorgeſtern, und heute Abend oder vielmehr morgen früh um ſieben Uhr ſind die bedungenen drei Tage vorüber.“

„Und das Duell wird ſtattfinden?“ rief ſie angſtvoll.

„Würde ſtattfinden, wenn Du, meine liebe Schweſter, mir nicht durch Deine Mittheilung bewieſen hätteſt, daß Herr Welden ein Hitzkopf iſt, der, trotzdem ihm Herr Welkermann die genügendſten Erklärungen geben will, doch die Sache mit der Piſtole in der Hand abzumachen wünſcht, und weil ich deßhalb andere Maßregeln treffen muß.“

„Und Du glaubſt, das Duell verhindern zu können?“

„Zuverſichtlich, wenn Du Dein mir gegebenes Wort hältſt und Herrn Welden keine Mittheilungen machſt — wogegen im anderen Falle allerdings der junge Herr gewarnt würde und Mittel und Wege fände, die Zuſammenkunft doch ſtattfinden zu laſſen.“

„Alſo morgen früh?“

„Morgen früh um ſieben Uhr.“

„Aber ſage mir, Joſeph, wie kannſt Du es möglich machen, daß Herr Welden das Haus morgen früh nicht verläßt, um ſeinen Feind irgendwo zu finden?“

„Ja, wenn ich das vermöchte, wenn ich ihn wie einen Schulknaben in ſein Zimmer einzuſchließen vermöchte, nur bis ſieben Uhr — aber das iſt unmöglich — doch habe ich noch ein anderes Mittel, das mir nicht ſo leicht fehlſchlägt.“

Frau Lievens war an das Fenſter getreten; ſie faßte mit der Hand den Griff der Verſchlußſtange und drückte ihre heiße Stirn gegen das kalte Metall. So verblieb ſie ein paar Minuten in

tiefes Nachdenken verſunken und ſchrak alsdann ſichtbar zuſammen, als ihr der Polizeirath in launigem Tone zurief:

„Nun, willſt Du mich in meinen Bemühungen unterſtützen? Denke Dir etwas aus, um ihn von dieſem garſtigen Duell zurückzuhalten. Ihr Weiber ſeid erfinderiſch, Du könnteſt ja zum Beiſpiel ſämmtliche Hausſchlüſſel verloren gehen laſſen.“

Sie hatte ſich gegen ihren Bruder gewandt und blickte ihn ſtarr an, wobei man aber deutlich an dem Ausdrucke ihrer großen, glänzenden Augen ſah, daß ihre Gedanken anderswo beſchäftigt waren, was auch der Polizeirath zu bemerken ſchien, denn er erhob ſich, trat lächelnd auf ſie zu und ſagte, ihre Hand ergreifend:

„Wahrhaftig, Sophie, überlege Dir das mit den verloren gegangenen Hausſchlüſſeln, Du könnteſt mir und ihm dadurch einen großen Dienſt erzeigen.“

„Alſo morgen früh um ſieben Uhr,“ ſagte ſie, tief und ſchwer athmend; „aber da iſt es ja noch dunkel.“

„Im Gegentheil, hell genug, um ſeinen Mann auf fünf oder zehn Schritte zu ſehen — man ſieht, daß Du ſpät aufſtehſt.“

„Ja, das iſt wahr,“ gab ſie träumeriſch zur Antwort, um aber gleich darauf mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit hinzuzufügen: „Du wirſt mit mir zufrieden ſein, Joſeph, das heißt mit der Verſchwiegenheit, die ich Deinem Vertrauen entgegenſetze — alſo Du glaubſt wirklich, das Duell verhindern zu können, ſelbſt wenn Herr Welden auf dem Kampfplatze erſcheint?“

„Selbſt dann noch — doch wäre es mir allerdings lieber, wenn er die gegebene Friſt von drei Tagen freiwillig verlängern wollte; es iſt aber dazu nicht die geringſte Ausſicht vorhanden — verſuche Du einmal Deine Ueberredungskunſt.“

„Recht gern,“ gab ſie zur Antwort, wobei es freudig in ihren Augen aufglänzte; „aber ſo müßte ich ihm ja geſtehen, daß ich um das Duell weiß.“

„Nun ſo geſtehe es ihm, es wiſſen noch mehr Leute darum.“

„Und meine Belohnung?“ fragte ſie mit einem reizenden, ſchalkhaften Lächeln.

„Das Bewußtſein, eine gute That gethan zu haben, mit dem ich mich ſo oft zufrieden geben muß.“

Sie reichte ihm ihre Hand, worauf er mit ihr das Zimmer verließ und ſie über die kleine Nebentreppe hinabgeleitete.

Als er wieder zurückkam, trat er an das Fenſter und ſah die Oberbauräthin, welche das Ende des großen Platzes erreicht hatte und dort ſtehen blieb, um mit Jemanden zu ſprechen; er erkannte aber die andere Dame nicht und nahm ſeine Lorgnette zu Hülfe, wo er dann, das rechte Auge zugekniffen, mit einiger Anſtrengung ſah, daß es die Frau Reviſorin Welkermann war, welche mit ſeiner Schweſter etwas Wichtiges zu verhandeln ſchien und ſie dann in eine Nebenſtraße begleitete.

„Ich möchte gerade nicht, daß ſie mit dieſer General-Stadtklatſche von der Geſchichte ſpräche. Doch iſt Sophie ſchon ſo klug, das nicht zu thun.“

So dachte Herr Merkel, während er an ſeinen Schreibtiſch zurücktrat und dort durch ein Zeichen mit der Glocke den Amtsdiener herbeirief, der auch ſogleich erſchien.

„Da, nimm meine Lorgnette, Anton, und laß ſie mir wieder herſtellen; es fehlt das rechte Glas.“

„Haben der Herr Polizeirath das Glas nicht mehr?“

„Doch, doch, ich glaube, ich habe es zu mir geſteckt — richtig, da iſt es.“ — Er griff in ſeine Weſtentaſche und zog das in Papier eingewickelte Glas hervor. — „Da, nimm es; es iſt mir vor ein paar Tagen herausgefallen, doch glaube ich nicht, daß es Schaden gelitten hat.“

Der Amtsdiener entwickelte das unſcheinbare, vergilbte Papier und ließ es auf den Schreibtiſch niederfallen, worauf er das Augenglas aufmerkſam betrachtete, welches aber durch den Fall keinen

Schaden gelitten hatte; dann verließ er das Zimmer, da er keinen weiteren Befehl von dem Polizeirathe erhielt.

Dieser ließ sich wieder in seinen Stuhl nieder, warf ein Knie über das andere und stützte den Kopf in die Hand.

„Ich weiß nicht," dachte er, „warum ich den Gedanken nicht los werden kann, daß Ferdinand Welkermann in irgend einem Zusammenhange mit dem so plötzlichen Auftauchen falscher Banknoten steht? Die unsinnige Verschwendung dieses jungen Menschen in der letzten Zeit ist um so mehr Verdacht erregend, da mir der Stadtschultheiß die Versicherung gab, von ihm beziehe er dergleichen Summen nicht, und eben so wenig von der Frau Mama, wenn diese auch allerdings all ihr Erspartes, ja, das Meiste, worüber sie verfügen kann, an ihren saubern Herrn Sohn wendet; nun ist es allerdings möglich, daß er sich mit Schulden behilft, mit Wucherschulden, doch die Leute, bei denen er anklopft, unter Anderen Madame Mayer, sind keine so ergiebigen Quellen. Daß Herr von Rivola allerdings die bewußte Fünfhundertgulden-Note für echt erklärte, hat mein Concept ein wenig verrückt, denn wenn Einer das versteht, so ist es der alte Freiherr; ja, wäre die Note falsch, so gäbe mir das ein wundervolles Licht, doch zweifelt ja auch der Chef der Notenfabrikation nicht an ihrer Echtheit — pah, das wäre eigentlich kein haltbarer Grund, sind doch sämmtliche Beamten nicht im Stande, mit Gewißheit zu sagen, welche von den vorgekommenen gleichlautenden Nummern der Tausender-Noten echt und welche falsch ist — — und immer und immer wieder kommen meine Gedanken auf jenen jungen Menschen zurück: dieses wahrhaft tolle Umgehen mit Banknoten, das Vorkommen der gefälschten in der königlichen Bank, und gerade in Paketen, welche niemand Anderes wie Welkermann sortirt hat — nein, nein, ich darf mich der Möglichkeit nicht aussetzen, daß mir Welden diesen kostbaren Ferdinand todtschießt — ah, es wäre keine Kleinigkeit, die Urheber solch prächtiger Fälschungen zu entdecken, dadurch könnte mir ein

Taſſe Kaffee bei dürrem Reiſig, das wir aufgeleſen. Ermüdet von dem weiten Ritt, lagerten wir neben unſern Pferden und rauchten aus der langen Pfeife. Da meldete der türkiſche Reitknecht, daß ſich drei Reiter nahen, ein Tatar, ein Franke und deſſen Diener. Du kannſt dir denken, wie geſpannt wir auf dieſe Begegnung waren. War es ein Engländer, ein Franzoſe oder ein Deutſcher? Richtig, es mußte ein Deutſcher ſein und noch obendrein einer meiner beſten Bekannten. Eine herzlichere Begegnung iſt vielleicht uns Beiden nie mehr zu Theil geworden. Alfred ſah ganz wie ein Türke aus. Du kennſt ſeine Liebhaberei für Waffen. Er hatte die koſtbarſten an ſeinem Gürtel ſtecken oder an ſeinem Sattel hängen. Leider war die Zeit zu kurz, um viel zu erzählen. Wir tranken unſere Taſſe Kaffee zuſammen, ſchüttelten uns die Hände und ich gab ihm tauſend Grüße an die Heimath mit.“

„„Grüß' mir den Libanon!““ rief er mir noch zu, „„grüß' mir Beirut und das kleine Haus, wo ich gewohnt.““

„Damit ſchieden wir. Wir ſtiegen aus dem Thal, Beide aufwärts, und ſahen uns noch lange, wenn wir uns umwandten. Noch einen Gruß von der Höhe des Berges und abwärts gieng's in ſauſendem Galopp in das nächſte Nachtlager. — Iſt er verheirathet? — wohnt er beſtändig hier?“

„Nein!“ entgegnete der Freund des Barons, „er lebt nur den Sommer über hier, im Winter geht er bald nach Rom, bald nach Paris. Er führt ein ganz glückliches Leben. Gehen wir gleich zu ihm.“

„Iſt er alt geworden?“ fragte der Baron. „Seinem unſteten Leben nach könnte man es vermuthen.“

„Das könnte ich gerade nicht ſagen, obgleich er ziemlich ſtark wurde, und du weißt ja, daß er ſich durch einen Sturz mit dem Pferde das linke Bein ſtark verletzt hatte. Seit der Zeit führt er beſtändig einen tüchtigen Stock.“

glänzendes Avancement, vielleicht bis zum Polizeiministerium, nicht entgehen." Er richtete sich bei diesen Gedanken hoch auf, indem er fortfuhr: „Mein alter, würdiger Chef wartet so nur noch auf einen passenden Nachfolger."

Der Amtsdiener war leise in's Zimmer getreten und meldete den Polizeiagenten Schmetterer, welcher nach einer Handbewegung des Polizeirathes gleich darauf eintrat.

Wenn wir hier beifügen, daß Herr Schmetterer die rechte Hand seines unmittelbaren Chefs genannt werden konnte und ihm in den verwickeltsten Angelegenheiten schon die außerordentlichsten Dienste geleistet, so thun wir es, weil das unscheinbare Aeußere dieses Mannes durchaus nicht im Einklange mit solchen vortrefflichen Eigenschaften stand.

Herr Schmetterer, der in Civilkleidern erschien, hatte ein unbedeutendes, verflachtes Gesicht von einem fast einfältigen Ausdrucke, dazu fahles, blondes Haar, eine schlaff herunterhangende Unterlippe und bewegte sich in eckiger, schlotteriger Art.

„Nun, was haben wir Neues?" rief ihm der Polizeirath entgegen.

„In der Angelegenheit mit Herrn Welden unveränderter Standpunkt: der Kutscher Klein ist mit einem verschlossenen Wagen auf morgen früh sechs Uhr an das Kaltenberger Thor bestellt, der Herr Lieutenant von Miltau war einige Male bei dem Doktor Brenner; auch wissen der Herr Polizeirath wohl, daß Herr Welden vorgestern, nachdem Sie ihn eben verlassen, zu Fuß nach Eichenwald hinaus spazierte."

„Ja, ja, davon habe ich mich zufällig selbst überzeugt, und Sie sagten es mir ja auch."

„Erfuhr aber noch, daß er droben an dem alten Wartthurme Fräulein von Rivola traf und mit ihr zu Fuße nach Eichenwald ging."

„Ei der Tausend, das interessirt mich!"

„Auch daß Herr Welden bis drei Uhr Nachmittags in Eichenwald blieb und dann im ſtärkſten Regen zu Fuße nach Hauſe zurückging?“

„Alſo mit Fräulein von Rivola ſpazierte er und traf die junge Dame ohne alle Begleitung da oben?“

„Sie war in ihrem kleinen Schlitten mit ihren Schecken und ihrem Bedienten dorthin gefahren.“

„Ich danke Ihnen — was wiſſen Sie ſonſt noch?“

„Etwas, das vielleicht intereſſanter iſt: Franz Steffler bereitet ſich ſtark zur Abreiſe vor — doch das wiſſen Sie und wäre vielleicht heute Morgen ſchon abgereist, wenn ich es nicht für gut befunden hätte, eine Verzögerung in der Ausfertigung ſeiner Papiere eintreten zu laſſen.“

„Das iſt ſehr gut.“

„Er macht ſeinen Bekannten, unter denen ich einige Freunde habe, durchaus kein Hehl daraus, daß er Jemandem durch ſeine Abreiſe einen großen Dienſt erzeigt.“

„Ei, ei — weiter, Herr Schmetterer!“

Der Polizeiagent ſchlug langſam ſeine Augen auf, mit denen er bis jetzt hartnäckig an ſich hinunter geſchaut hatte, und wer dieſen Blick ſo ohne Verſtellung, wie jetzt, aus dem dummen Geſichte hervorleuchten ſah, dem mußte es ſogleich klar werden, daß er es in Betreff dieſes Geſichtes, ſowie der ganzen einfältigen Haltung des Menſchen mit einer wohlberechneten Maske zu thun habe: dieſer Blick war voll Klugheit, Intelligenz und Bosheit.

„Ja, ja, das deuteten Sie neulich ſchon an, und dieſer Jemand iſt Herr Ferdinand Welkermann — aber glauben Sie in der That, Schmetterer, daß der einzige Zuſammenhang zwiſchen Beiden jenes junge Mädchen iſt, die Margarethe im Hauſe des Stadtſchultheißen?“

„Die dort war, Herr Polizeirath,“ erwiederte der Andere, wobei er das ‚war‘ ſehr ſtark betonte, „denn Jungfer Margarethe

iſt heute Morgen abgereist — zu Verwandten, wie es heißt; ich hätte auch gern ihre Abreiſe verhindert, doch war der Herr Stadtſchultheiß ſelbſt ſo gütig, ſich der nöthigen Papiere für die hübſche Margarethe anzunehmen."

„Beantworten Sie mir meine Frage: glauben Sie nicht, daß ſonſt etwas den Steffler zur Abreiſe nöthigen könnte oder er noch auf irgend eine andere Art mit Ferdinand Welkermann zuſammenhängt?"

„Ich ſehe nicht klar darin," gab der Polizeiagent mit einem lauernden Blicke auf das in dieſem Moment höchſt gleichgültig ausſehende Geſicht Herrn Merkels zur Antwort; „Steffler iſt mir allerdings ein Räthſel, zu dem ich jedoch noch keine Auflöſung finden kann: Schulden hatte er zwar, doch ſind alle pünktlich bezahlt — mit was für Geld? Darüber ſind die Anſichten verſchieden; ich glaube, mit dem Kapital, welches er von Herrn Ferdinand Welkermann erhalten, um den Reiſebegleiter der Jungfer Margarethe zu machen, Andere aber wollen dagegen behaupten, er ſei von einem ſehr vornehmen Herrn unterſtützt worden."

„Das ſagten Sie früher ſchon: von Herrn von Rivola — doch iſt das ganz unverdächtig; dieſer Steffler war ein ſehr geſchickter Kupferſtecher, und wir wiſſen ganz genau, daß Herr von Rivola dergleichen Leute gern protegirte."

„Wiederum leuchtete ein eigenthümlicher Blitz aus den herabfallenden Augenlidern des Herrn Schmetterer auf ſeinen Chef, um abermals auf deſſen gleichgültigem Geſichte wieder zu erlöſchen; dann ſagte er: „Daß Steffler in letzter Zeit viel mit dem alten Bedienten des Herrn von Rivola verkehrte, iſt übrigens unläugbar."

„Laſſen Sie das, Schmetterer," fuhr der Andere fort; „wenn man in gewagten Zuſammenſtellungen zu weit geht, ſo kann es Einem gehen wie einem Reiter, der ſein Pferd muthwillig und unvorſichtig ſteigen läßt, um es zu weiten Sprüngen zu forciren:

man läuft Gefahr, zu überſchlagen — laſſen Sie mir den alten Friedrich in Ruhe, das war ein guter und braver Menſch.“

„Den Gefallen kann ich dem Herrn Polizeirathe mit großer Leichtigkeit thun, denn Friedrich, der Diener des Herrn von Rivola, iſt heute in aller Frühe abgereist, und fand ich dieſe ſchnelle Abreiſe ein wenig ſonderbar.“

„Ich durchaus nicht — dem armen Menſchen war der Aufenthalt in dem alten, unheimlichen Hauſe, nachdem obendrein ſeine Frau geſtorben, unleidlich geworden, und da das Haus verkauft wurde — ich war ſelbſt bei der Verhandlung —, ſo begreife ich vollkommen, daß er es ſo bald als möglich verließ.“

„Jawohl, nachdem er Tag und Nacht gearbeitet, um die Gegenſtände in dem ſogenannten Atelier des Herrn von Rivola theils durch Feuer und Hammer zu zerſtören, theils zum Mitnehmen in Kiſten zu verpacken.“

„Auch dieſe Eile finde ich begreiflich, denn der Stadtſchultheiß hat ſeine Gründe, ſo bald als möglich im Namen der Stadt von dem alten Thurme Beſitz zu nehmen.“

Hier lächelte Herr Schmetterer ſo auffallend, daß der Polizeirath nicht umhin konnte, nach der Veranlaſſung zu fragen, worauf der Polizeiagent zur Antwort gab:

„O, nichts Beſonderes, es iſt nur die alte Geſchichte, die mir immer ſo komiſch erſcheint, ſo oft ich davon höre, und ich höre oft davon: das Geheimniß der Stadt nämlich, der alte Thurm, der unterirdiſche Gang im Zuſammenhange mit dem Rathhauſe und im Zuſammenhange mit dem Stadtſchultheißen — doch darf man Ihnen, Herr Polizeirath, mit ſolchen Klatſchereien nicht kommen, ich weiß das wohl.“

„Nein, gewiß nicht — ich haſſe dergleichen.“

„Auch ich glaube nicht daran, Herr Polizeirath, aber wie oft hat ſich ſchon in ſolchen Reden und Gerüchten ein Körnlein Wahrheit gefunden, und die Kunſt liegt nur darin, ſie herauszubringen.“

„Pah, Unsinn!“

„Gewiß, sehr viel Unsinn, Herr Polizeirath — aber glauben Sie mir, es ist doch auffallend, daß es in unserer guten Residenz keine Zusammenkunft gibt, keine Thee- und Kaffeegesellschaft, worin das Geheimniß der Stadt, wie sie es nennen, nicht des Langen und Breiten verhandelt wird.“

„O ja, ich weiß das alles,“ versetzte Herr Merkel mit Zeichen der Ungeduld: „der Stadtschultheiß hat Gott weiß welch' finstere Gründe gehabt, den unterirdischen Gang zumauern zu lassen — wer weiß, was er selbst in früheren Zeiten in dem alten Thurme Schreckliches getrieben und heute noch treibt, natürlich in Gemeinschaft mit Herrn von Rivola, dessen Reichthum, dessen plötzliches Erscheinen vor Jahren hier, ja, dessen blaue Brille Allen so verdächtig ist — geben Sie nur Acht, lieber Schmetterer, sogar daß er der Stadt sein kleines, aber immerhin nicht werthloses Besitzthum beinahe zum Geschenk macht, wird auf's Neue Veranlassung geben, ihn zu verdächtigen.“

„O ja, ist schon geschehen.“

„Ihn und seinen alten Diener, von dem man ja ohnehin schon erzählt, er hätte seine Frau umgebracht.“

„Und mit allen Nebenumständen erzählt man das, dadurch, daß er ihr Blei in's Ohr gegossen habe — will man doch von diesem geschmolzenen, erkalteten Blei unter verdächtigenden Umständen in dem unterirdischen Gange gefunden haben.“

„Zufällig war es Kupfer, wie ich Ihnen neulich schon sagte — sehen Sie, Schmetterer, wie dieses alte Weibervolk Land und Leute hinter einander hetzt.“

„Und schonen nicht einmal ihren Stadtschultheißen, denn daß er bei allem dem betheiligt ist, das erfährt man sehr leicht durch das Augenwinken und Achselzucken; die gewisse Frau, die in dem Häuschen am alten Thurme wohnte, war nicht des Dieners Frau und würde vielleicht am Leben geblieben sein, wenn

man dem Stadtſchultheißen geſtattet hätte, den alten Gang zu vermauern."

„Das ſind ja Ungeheuerlichkeiten, Schmetterer — darin iſt aber auch nicht die Spur eines vernünftigen Zuſammenhanges."

„Braucht's auch gar nicht, Herr Polizeirath, um in unſerer guten Stadt Klatſchereien auszuſinnen und auszubreiten — ich möchte mich anheiſchig machen, es als glaubwürdig unter dieſes Volk zu bringen, daß ich Schmetterer, trotz meines blonden Haares und meiner durchaus nicht jüdiſchen Phyſiognomie, ein heimlicher Iſraelite bin, der an jedem Oſtertage ein unſchuldiges Chriſtenknäblein abſchlachtet — viele alte Weiber beiderlei Geſchlechts würden die Sache für möglich halten, und das wäre doch noch viel unwahrſcheinlicher, als das Andere."

„Als welches Andere?" fragte ihn der Polizeirath in ſehr ungeduldigem Tone.

„Als ein Zuſammenhang zwiſchen dem alten Thurme mitſammt ſeinem Beſitzer, dem Herrn von Rivola, und dem Stadtſchultheißen."

„Pfui, Schmetterer, ich hätte Sie für geſcheiter gehalten! Reden wir nicht mehr darüber."

„Und Franz Steffler, für den ſich Friedrich im Namen und Auftrage ſeines Herrn geſtern Abend noch auf's dringlichſte verwandte?"

„Er wird nicht aus der Welt gehen; halten Sie meinethalben ſeine Papiere noch ein paar Tage zurück, wenn es ohne Aufſehen geſchehen kann."

„Und mit Herrn Welden?"

„Das iſt ein eben ſo unangenehmes als ſchwieriges Geſchäft," antwortete der Polizeirath, während er im Zimmer hin und her ging, gefolgt von dem zuweilen ſeltſam aufleuchtenden Blicke ſeines Untergebenen.

„Alſo kann ich darin weiter nichts thun?"

„Nein. Ich danke Ihnen, lieber Schmetterer; was da geſchehen ſoll, muß ich ſelbſt beſorgen.“

Nachdem hierauf der Polizeiagent das Zimmer verlaſſen, trat Herr Merkel für einen Augenblick an das Fenſter und murmelte mißmuthig, während er auf den Platz hinausſchaute: „Der Teufel hole dieſes Geheimniß! Es iſt ein wahres Unglück, daß man Herrn Schmetterer und Conſorten ſo nothwendig braucht — hat mir da mit ſeinem dummen Stadtklatſch die ganze Laune verdorben — ſuchen wir uns einen Sorgenbrecher.“

Dabei trat er an den Tiſch zurück und nahm aus einem dort befindlichen Kiſtchen eine Cigarre, dann, als er kein Feuerzeug vorfand, klingelte er und ließ ſich eine brennende Kerze bringen.

Der Diener ſtellte dieſe auf den Tiſch und drehte aus einem unbeſchriebenen Stückchen Papier, welches auf dem Schreibtiſche lag, einen Fidibus, den er angezündet ſeinem Herrn darreichte.

Der Polizeirath brannte ſeine Cigarre an, und als er hierauf den Fidibus ausblies, hefteten ſich ſeine Augen auf das Stückchen Papier, zuerſt mit einem Blicke höchſter Gleichgültigkeit, welcher ſich aber gleich darauf in den des höchſten Intereſſes verwandelte: er faltete das Papier raſch aus einander, legte es vor ſich hin und öffnete hierauf eine kleine Schublade an ſeinem Schreibtiſche, worauf er haſtig ein Briefcouvert und aus demſelben die uns wohlbekannte angebrannte Fünfhundertgulden-Note nahm, dann eilte er mit beiden an das Fenſter, wo er mit der größten Aufmerkſamkeit die angebrannten Stellen mit einander verglich.

Er mußte dabei zu einem für ihn eben ſo wichtigen als überraſchenden Ergebniſſe gelangt ſein, denn ſeine Augen glänzten hell vor Aufregung und um ſeine Mundwinkel ſpielte ein eigenthümliches Lächeln der Befriedigung. Er wiederholte dieſe Unterſuchung noch einige Male auf's angelegentlichſte, dann ſprach er zu ſich ſelber, während er beide Hände niederſinken ließ: „Das

wäre ein unerhörter Fund, zu ſchön, um ſo ohne Weiteres daran zu glauben; es iſt mir doch ſchon damals aufgefallen, daß der verbrannte Rand dieſer Banknote auf eine eigenthümliche Art in's Gelbliche ſchimmert, was ich früher an Papieren nie bemerkt .... Und wenn dem ſo iſt, ſo haben wir es hier mit dem gleichen Stoffe zu thun, aus dem man die Banknote verfertigt, und es iſt dies dasſelbe Stückchen Papier, in welches ich mein wiedergefundenes Augenglas wickelte und das ich gefunden in dem Atelier des Herrn von Rivola — vielleicht aber auch eine wunderbare, wenn gleich unverdächtige Zufälligkeit .... Ah, wer könnte auch Anderes mit jenem Namen in Verbindung bringen?! Doch forſchen wir weiter — und auf eine ſo einfache Art, daß es mir unbegreiflich iſt, wie ich nicht ſogleich darauf verfiel!" Er hob raſch das Papier in die Höhe, und als er, es gegen das Licht haltend, hinſchaute, bemerkte er, aber nur am äußerſten Rande, Spuren des ihm ſo wohlbekannten Waſſerzeichens.

Er legte die Hände auf dem Rücken zuſammen und ging nachdenklich auf und ab.

„Hier haben wir es alſo," fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, „unzweifelhaft mit einem Stückchen Banknotenpapier zu thun, und zwar der Farbe des Brandes nach mit einem Stückchen echten Papiers, da auch jene Fünfhundertgulden-Banknote, welche genau dieſelben Brandränder hat, nach der Verſicherung eines ſo großen Kenners wie Herrn von Rivola echt iſt .... Wie kommt aber ein Stückchen echten, ungedruckten Banknotenpapiers in den Beſitz des Freiherrn? Eine wichtige Frage, doch im Grunde nicht ſchwer zu beantworten: wie oft hat Herr von Rivola an betreffender Stelle Rathſchläge und Winke, die Notenfabrikation anbelangend, gegeben, und wie leicht iſt es nicht möglich, daß er ſich zu irgend einem Experimente in dieſer Richtung etwas von dieſem Papiere verabfolgen ließ! Wir wollen uns dieſen Punkt notiren; eine Anfrage danach kann immerhin nichts ſchaden."

Er zog bei diesen Worten seine bekannte Brieftasche hervor und machte die nothwendigen Notizen.

„Anders aber würden sich die Sachen gestalten, wenn, entgegen der Ansicht des Herrn von Rivola und meiner Ansicht gemäß, die bewußte Fünfhundertgulden-Banknote falsch wäre. Ich komme mit meinem Verdachte immer wieder auf Ferdinand Welkermann zurück, hinter dessen Namen sich natürlich die wirklichen Verfertiger verbergen.

„Wäre aber die Fünfhundertgulden-Banknote falsch, so könnte auch dieses Papier hier von einer Fälschung herrühren und wäre, als im Atelier des Herrn von Rivola gefunden, Verdacht erregend — auf wen aber? Auf diesen Herrn selber? Gott soll mich in Gnaden vor einem solchen Gedanken bewahren, das würde selbst für den Polizeirath Merkel zu ausschweifend, zu toll sein! Aber jene Werkstatt selber, Jahre lang im Besitze und unter der alleinigen Aufsicht jenes Dieners, der mit seinem finsteren, verschlossenen Wesen eigentlich nichts Zutrauen Erregendes hatte . . . .

„Vorläufig wollen wir eine zweite Notiz machen, genaue Untersuchung der besten Fachmänner einleiten, ob sie diese Fünfhundertgulden-Note für echt erklären, oder ob man irgend ein verdächtiges Zeichen an derselben entdecken könne.

„Wäre in dem Atelier des Herrn von Rivola etwas Ungehöriges vor sich gegangen, so müßte das vor Jahren geschehen sein, denn ich sah es ja selbst und ganz zufällig mit an, in welch' bestaubtem Zustande sich dort Alles befand — so was ist nicht künstlich herzustellen . . . oh über die trügerischen Blitze, die unsere Umgebung für Augenblicke erhellen, um nachher Alles desto finsterer erscheinen zu lassen!"

Er nahm vor seinem Schreibtische wieder Platz, wobei er die vor sich hingelegten Blätter aufmerksam betrachtete. Endlich schien ihm ein neuer und nicht unwichtiger Gedanke gekommen zu sein:

seine Mienen belebten sich auffallend, sein Auge glänzte wie vorhin am Fenster, während er eine zweite Schublade seines Schreibtisches öffnete und derselben zwei Banknoten entnahm, eine zu einem Gulden, eine zu fünf Gulden. Darauf faltete er zuerst die erste zusammen, wie vorhin das Stückchen Papier, und entzündete sie an dem brennenden Lichte, um sie gleich darauf wieder sorgfältig auszulöschen und zu betrachten. — Ah, da war keine Täuschung möglich: die verbrannte Stelle dieser offenbar echten Banknote — denn sie war aus einem von dem Bureau der Notenfabrikation erhaltenen, noch unberührten Pakete — zeigte einen feinen Streifen, der offenbar bräunlich-gelb erschien. Rasch machte er die gleiche Probe mit der Fünfgulden-Note mit dem nämlichen Erfolge und war sicher, dadurch den Beweis hergestellt zu haben, daß er es sowohl bei der Fünfhundertgulden-Note als bei dem im Atelier des Herrn von Rivola gefundenen Papier mit einem anderen Stoffe zu thun habe, als das Papier war, dessen man sich zur Fabrikation der echten Noten bediene, daß also jedenfalls die Fünfhundertgulden-Note aus den Händen Ferdinand Welkermann's eine gefälschte war.

Er fühlte sein Herz vor Aufregung stärker klopfen und erhob sich rasch, um an das Fenster zu treten, dort seine Blicke auf den einförmigen grauen Winterhimmel zu richten und so seine Gedanken fester beisammen halten zu können. Er hatte nie so rasch, so scharf, so folgerichtig überlegt wie in diesem Augenblicke: ja, ja, daran hatte er keinen Zweifel mehr, die Fünfhundertgulden-Note war trotz der Versicherung des Herrn von Rivola, welcher sich wohl auch einmal täuschen konnte, eine gefälschte; Ferdinand Welkermann hatte dieselbe unter sehr erschwerenden Umständen weggegeben, und wenn dieser auch nicht bei der Fälschung betheiligt war, so wußte er doch sicher, daß es gefälschte Banknoten seien, die er so leichtsinniger Weise verschleuderte. Weiter wußte er, daß Ferdinand Welkermann besonders in letzter Zeit häufig in dem kleinen Hause

„So, er hinkt noch immer ein wenig?“

„Unmerklich.“

Bei der Biegung des Weges ſahen die Beiden nun den bekannten Hügel vor ſich liegen und auf demſelben eine der pikanteſten Villen, die der Baron ſeit lange geſehen. Sie ſtand auf einer großen Teraſſe, zu der eine breite Treppe hinanführte. Vor demſelben war ein Springbrunnen, der ſeine Strahlen luſtig in die Höhe warf. Das ganze Häuschen war keck und luſtig, wie der Sinn des Bewohners, und ſchaute mit einer übergroßen Menge von Fenſtern, Bogengängen und Balkonen in die ſchöne Gegend hinaus. Ueberall rankten üppige Schlingpflanzen und die Teraſſe war mit Orangenbäumen dicht beſäet, welche ihren ſüßen Duft weit hinaus ſandten. Hie und da blickte verſtohlen durch das dunkle Grün eine weiße Marmor-Figur, und überall rauſchten Waſſer, das Leben der Landſchaft.

Die Beiden ſtiegen auf einem gut erhaltenen, breiten Fahrwege hinauf bis an die große Treppe der Teraſſe. Alles war ſtill und ruhig. Es war ein ziemlich warmer Herbſttag, man hörte nichts als den Geſang einiger Vögel in dem Wald hinter dem Hauſe und das Murmeln der Quellen. Niemand war zu ſehen. Auf der Teraſſe genoßen ſie eine wahrhaft entzückende Ausſicht; denn war ihnen dieſelbe früher ſchön vorgekommen, ſo fanden ſie ſie jetzt, eingerahmt durch hochſtämmige Bäume und Säulengänge, doppelt reizend.

„Wir müſſen einen Diener ſuchen,“ ſagte der Freund des Barons, „der Teufel mag wiſſen, wo Alfred ſteckt!“

„Ich will mich lieber auf gut Orientaliſch annonciren,“ erwiderte der Baron und ſtieß den lauten gellenden Ruf aus, mit dem die Tataren in ein türkiſches Dorf einziehen.

„Oho!“ antwortete es von der andern Seite des Gartens, und derſelbe Ruf ſcholl von dorther lauter zurück. Ihm folgte

bei dem alten Thurme, wo der bejahrte Diener des Herrn von Rivola hauste, gesehen worden war; ebenfalls Steffler, der zugleich ein liederlicher Kerl und ein geschickter Kupferstecher war; ferner Friedrich selbst, dessen Geschicklichkeit als Schlosser und Mechaniker der Polizeirath ja selbst schon erprobt — o, es war ihm gerade zu Muthe, als habe er bis jetzt geblendet im Dunkeln getappt und als werde ihm jetzt mit Einem Male die Binde von den Augen gerissen, um ihn in ein helles, Alles scharf beleuchtendes Licht blicken zu lassen!

Und jener alte Diener des Herrn von Rivola war verschwunden, Steffler auf dem Punkte, abzureisen, und Ferdinand Welkermann im Begriffe, sich vielleicht todtschießen zu lassen — denn davon war der Polizeirath überzeugt, die Vorbereitungen Welden's, von denen er erfahren, gingen darauf hin, eine Zusammenkunft mit Welkermann zu haben, sobald jene drei Tage vorüber wären, und daß jenes Duell stattfinde, mußte unter allen Umständen verhindert werden.

Der Polizeirath nahm Hut und Paletot, ließ sich einen Wagen kommen und fuhr zu seinem Chef, dem Polizeiminister.

F. W. Hackländer's Werke.

60. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Sechzigster Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1873.

Druck von Gebrüder Mäuler in Stuttgart

Das Geheimniß der Stadt.

Dritter Band.

Zwanzigstes Kapitel.

Es ist immerhin ein eigenthümliches Gefühl, wenn man sich auf ein Duell vorbereitet, mit seinen Vorgängen und Anordnungen, als da sind: verweigerte Annahme jeder Ehrenerklärung und die Bedingung, auf fünf Schritte Barriere in die Mündung einer Pistole sehen zu müssen. Es hat das Aehnlichkeit mit einer großen und gefahrvollen Reise, von der man nicht genau weiß, ob man sie glücklich beendigen und die vier Wände seines Zimmers wiedersehen wird, welche wir vor Antritt derselben sinnend und vielleicht zum letzten Male betrachten.

Dabei fällt Einem dann gewöhnlich noch Dieses und Jenes ein: man öffnet Gefache in Tischen und Schränken, deren Inhalt man lange Jahre nicht angesehen, um sie hierauf wieder mit gleichgültigen Blicken zurückzuschieben, oder irgend etwas herauszunehmen, das man häufig mit einem schmerzlichen Lächeln betrachtet.

So erging es Welden, welcher, tief in der Nacht vor seinem Schreibtische sitzend, eine Schublade desselben geöffnet hatte und nach allerlei Gleichgültigem, was er in ihr liegen ließ, eine vertrocknete Rose hervornahm und beim Anblicke derselben an einen heiteren Frühlingstag des vergangenen Jahres dachte, wo er diese Rose während eines Spieles als Zeichen oder Pfand für irgend

etwas Unbedeutendes von Lucy von Rivola erhalten. Es war das in dem Parke hinter Eichenwald geweſen, und das liebliche Mädchen hatte dieſe eben aufgeblühte Roſe, ſo ganz ihr Ebenbild, aus ihrem Haar gezogen und ihm mit einem freundlichen Blicke dargereicht.

Nun war das Pfand vertrocknet, aber das Bild der Geberin ſtand mit glühenden Farben ſo friſch und lebendig vor ihm, daß er ſich nicht enthalten konnte, die Roſe wiederholt an ſeine Lippen zu drücken und dazu mit leiſem, innigem Tone zu ſprechen: „O, wäre ich im Stande, damit Deinem reinen, warmen Herzen einen freundlichen Gruß zu ſagen — vielleicht den letzten, und wohl zu meinem Glücke, wenn es der letzte wäre!“

Dabei erinnerte er ſich der Zeichnung, welche er vor kurzem gemacht: die Felsſchlucht mit dem Waſſerfalle und Lucy mit ihrem kleinen Schlitten vorſtellend. Er holte das Zeichenbrett, auf welchem ſie ſich befand, und nachdem er die ſchroff aufſteigenden Felſen zu beiden Seiten der Thalſchlucht mit einem trüben Lächeln betrachtet, ſchrieb er oben auf das Blatt mit Bleiſtift die Worte: „Ich habe nach langem Ueberlegen gefunden, daß es ſchwierig, ja, unmöglich ſein würde, dieſe Kluft zu überbrücken — vielleicht könnte dieſe Zeichnung ein Gedenkblatt ſein für Fräulein Lucy von Rivola von ihrem ganz ergebenen Welden.“ Dann ſchnitt er das Blatt herunter, rollte es in einen weißen Bogen zuſammen, verſiegelte dieſen und ſchrieb darauf den Namen des Freifräuleins von Rivola.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, und ſo oft Welden einen Blick nach ſeinem Schlafzimmer warf, ſo oft konnte er ſich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, wenn er daran dachte, ſich auf ſein Lager zu ſtrecken, dort wahrſcheinlich ſogleich einzuſchlafen, um vielleicht beim Grauen des Tages zu erwachen, um nicht mehr Zeit zu finden, Das und Jenes, was ihm noch einfallen könnte, zu ordnen.

Und er hatte doch ſchon viel Nöthiges geordnet im Laufe der

augenblicklich darauf der Freund, und kurz darauf umarmten die Zwei ſich auf das Herzlichſte.

„Allah il Allah!“ ſagte der Baron zu Jenem, „du biſt ziemlich ſtark geworden.“

„Muhamed Reſul Allah!“ antwortete dieſer, „wo warſt du in all' der Zeit?“

Nun gieng es an ein Fragen und Erzählen aus Abendland und Morgenland, daß einem Dritten, wie dem Freunde, mit dem der Baron gekommen, ganz einſam zu Muth wurde. Er behauptete, in der Stadt heute Vormittag noch dringende Geſchäfte zu haben und wollte ſich empfehlen.

„Du bleibſt aber da!“ ſagte Alfred zu dem Baron. „Karl ſoll dein Gepäck hieher ſchaffen laſſen, denn ich hoffe nicht, daß du meinem kleinen Landhauſe den Gaſthof vorziehſt — du thuſt mir den Gefallen,“ ſagte er zu dem Anderen, „und beſorgſt das. Können wir dich heute zum Diner haben? Na, du mußt ſchon kommen, und dann bringſt du heute Nachmittag den und den mit, und ſo wollen wir einen vergnügten Abend feiern und uns in Jugend- und anderen Erinnerungen ſatt ſchwelgen.“

„Abgemacht, ich komme!“ — —

Die innere Einrichtung der kleinen Villa ſtimmte, was Geſchmack, Eleganz und Lieblichkeit anbetraf, vollkommen mit der äußern überein. Man konnte keine zweckmäßigere Einrichtung ſehen. Da wechſelten Zimmer, kleine Cabinette mit heimlichen Ruhewinkeln; alle Gemächer liefen durch einander und jedes hatte doch wieder ſeinen beſonderen Ausgang. Die Wohn- und Arbeitszimmer des Beſitzers ſahen mit ihren Fenſtern in die freie Gegend hinaus, während das Schlaf-, ſowie das Speiſezimmer nach einem Hofe giengen, der ein Muſter von Nettigkeit und Eleganz war. So wenig wie im ganzen Hauſe ein ſtrenger Bauſtyl herrſchte, ſo wenig auch in dieſem Hofe, und ein orthodoxer Architekt würde bedeutend den Kopf geſchüttelt

letzten Tage, besonders des heutigen Nachmittags und Abends, dann hatte er der Einladung seiner freundlichen Wirthin Folge geleistet und in deren Zimmer, welches an das seinige stieß, eine Tasse Thee getrunken, wobei er sich alle Mühe gegeben, so heiter und unbefangen als nur immer möglich zu erscheinen. Doch war ihm das nicht recht gelungen; wenigstens hatte er dadurch nicht die beabsichtigte Wirkung auf die liebenswürdige, schöne Frau ausgeübt, in deren Gesellschaft er heute Abend, wie schon so oft, ein paar Stunden zugebracht.

Die Oberbaurathin war offenbar mit etwas Unangenehmem sehr beschäftigt gewesen und hatte sich vergebliche Mühe gegeben, das zuweilen durch eine gezwungene, sprühende Laune zu verdecken: sie hatte mit ihm heiter geplaudert und gelacht; doch wenn sich auch dieses Lächeln an ihren schwellenden Lippen, an ihren blendend weißen Zähnen gezeigt hatte, so war es immer wieder gedämpft worden durch einen trüben, schmerzlichen Blick ihres glänzenden, sonst so glücklich strahlenden Auges, besonders wenn sie ihn an dem heutigen Abende lange und nachsinnend betrachtete. Auch war es ihm nicht entgangen, wie so häufig ihr Busen von tiefen Athemzügen gehoben wurde, ja, von Seufzern, welche sie sich vergebliche Mühe gaben, hinweg zu lächeln.

Wohl hatte er sie nach der Ursache ihrer trüben Stimmung gefragt; doch wenn er alsdann bemerkte, daß sie sich kopfschüttelnd abwandte, um ihm ihre plötzlich mit Thränen gefüllten Augen zu verbergen, so hatte er discreter Weise geschwiegen und das Gespräch auf ein gleichgültiges Thema geführt, wobei es ihm allerdings eine seltsame Empfindung gab, wenn er bei sich dachte, sie könnte von seinem Vorhaben Kenntniß erlangt haben und ihm gelte die tiefe Rührung ihres Herzens, die sie sich zwar mit aller Kraft zu unterdrücken bemühte.

Einige Mal schon war er im Begriffe gewesen, offen mit ihr zu reden, ja, es kam ihm vor, als wolle sie ihn durch irgend eine

Bemerkung hierzu ermuntern; doch erſchien es ihm kleinlich, unwürdig, ja, gefährlich, auf dieſe Art eine innige Theilnahmebezeigung der ohnehin ſo ſehr erregten, ſchönen Frau herauszufordern. Gefährlich — gewiß, denn er hatte es zuweilen wohl in ſeinem Herzen gefühlt, daß der heiße Blick, den ſie häufig aus ihren ſchönen Augen auf ihn geſchleudert, mehr als Freundſchaft ausdrücken ſollte — ja, gefährlich ſelbſt für ihn, denn auch ſein Blut war in Wallung zu bringen, und er wußte genugſam aus den eigenthümlichen Lebensverhältniſſen der jungen Frau, um nicht Manches vollkommen erklärlich zu finden.

Als er nun heute Abend von ihr Abſchied genommen, hatte ſie ſeine Rechte mit ihren beiden Händen ergriffen, dieſelbe feſt und innig gedrückt und dann einen Augenblick, ehe er das hindern konnte, ſich raſch niederbeugend, ihre heiße Stirn darauf gelegt; hierauf hatte ſie ſich wieder hoch aufgerichtet, ihn mit feuchten Blicken und leicht geöffneten Lippen, zwiſchen denen die weißen Zähne hervorſchimmerten, mühſam athmend, lange angeſchaut und ihm dann, als er nach der Thür ging, mit leiſer Stimme, aber in heftiger Weiſe geſagt: „Und ſo können Sie mich verlaſſen, Albert?! Gute Nacht — gute Nacht denn, Albert!“

Langſam war er hierauf in ſein Zimmer hinübergegangen, nicht ohne mehrmals geſchwankt zu haben, nochmals zu ihr zurückzukehren, um ihr für ſo viel Freundſchaft und Anhänglichkeit noch ein gutes, herzliches Wort zu ſagen, vielleicht das letzte in dieſem Leben. Aber gerade der Gedanke war es, der ihn zurückhielt, daß er fürchtete, ihr gegenüber ſeine Kraft, ſeine Haltung zu verlieren.

Und ſo war er in ſein Zimmer gegangen und hatte bis ſpät in die Nacht hinein gearbeitet, ſcheinbar in tiefer Einſamkeit, denn er hatte es nicht vernommen, während er Schubladen auf- und zuſchloß, während er Papiere ordnete oder zerriß, daß zuweilen ein vorſichtig ſchleichender Schritt bis an ſein Zimmer kam, ein Weſen, welches ihn heiß und innig liebte, eine Frau, die, ihren Kopf

niederbeugend, leiſe, leiſe das Ohr an die Thür legte und jedes Geräuſch des zerriſſenen Papiers ſo mit empfand, als würde ihr eigenes Herz zerriſſen. Auch ſie hatte heute Abend das entſcheidende Wort, ſein Duell betreffend, hundertmal auf der Zunge gehabt — hatte ſie doch ſeit geſtern an nichts Anderes gedacht! — und immer wieder hatte ſie es zurückgedrängt in dem Gedanken, daß jetzt, während er ſcheinbar ſo ruhig vor ihr ſaß, noch nicht der Augenblick gekommen ſei, um günſtig auf ſeinen Entſchluß einzuwirken: er würde den Verſuch gemacht haben, ſie mit guten Worten, mit Vernunftgründen zu beſchwichtigen, ja, er würde ſie am Ende ſelbſt zu der Ueberzeugung gedrängt haben, daß ſeine Ehre jene Zuſammenkunft gebieteriſch verlange — oder er hätte ihr vielleicht zweideutige Verſprechungen gemacht, um daraufhin doch das zu thun, was er für das Richtige hielt.

Sie hatte ſich halb entkleidet auf ihr Bett geworfen, um bei jedem zufälligen Geräuſch im Hauſe, bei jedem Glockenſchlage emporzuſchrecken, um alsdann wieder mit laut klopfendem Herzen an ſeiner Thür zu lauſchen — und immer wieder hörte ſie ihn in ſeinem Zimmer beſchäftigt.

Doch war Welden endlich mit allem, was er zu thun hatte, fertig geworden, und ſeine letzte Arbeit war, von allen ſeinen Schubladen, ſowie von dem Schranke, in welchem ſich die Baupläne befanden, die Schlüſſel einzuſtecken und die geſchriebenen Briefe und Pakete auf ſeinem Schreibtiſche recht augenfällig zu ordnen. Dann fühlte er, wie ihn die Müdigkeit übermannte und wie nothwendig es ſei, ſich durch einige Stunden guten Schlafes für morgen zu ſtärken. Auch war jetzt, wo alles Nöthige beſorgt ſchien, eine wohlthuende Ruhe in ſein Herz eingezogen, und mit dieſer das Bedürfniß des Schlafes. Die Befürchtung des zu ſpäten Erwachens hatte er nicht, denn neben einem untrüglichen Mittel, welches darin beſtand, daß er kurz vor dem Schlafengehen die betreffende Stundenzahl in gleichförmigen Schlägen auf ſeinem Nachttiſchchen mar-

kirte, hatte er auch dem Baron Miltau für alle Fälle ſeinen Hausſchlüſſel gegeben, und daß Miltau, der gerade in dieſen Tagen jeden Morgen um vier Uhr in den Stall mußte, fehlen würde, daran war nicht zu denken.

So ſchlief er denn augenblicklich ein, nachdem er ſich wenig entkleidet niedergelegt, und that einen tiefen und geſunden Schlaf. Auch waren ſeine Träume durchaus nicht ſo beunruhigender Art, wie man vielleicht hätte denken können; nur einmal ſah er ſich mit der Ueberbrückung einer Thalſchlucht mit tiefen, ſteilen Wänden beſchäftigt, auf deren ſchroffer Kante er mit Anordnungen thätig war, um einen ſchweren Balken hinüber zu ſchieben. Eigenthümlicher Weiſe war es dieſelbe Schlucht, welche er für Lucy von Rivola aufgezeichnet, und das wußte er ſelbſt im Traume; ja, es war ihm, als höre er ein leiſe klingendes Geräuſch, wie von einem fernen Schlittengeläute, und als er ſich raſch vornüberbeugte, verlor er das Gleichgewicht und fiel tief, tief hinab, aber ohne dabei den geringſten Schmerz zu empfinden. Vielmehr durchſtrömte ihn ein wonniges Gefühl bei dieſem Sturze; dann fächelte eine warme Luft um ſeine Stirn, und es war ihm, als höre er, aber kaum vernehmbar, ſeinen Namen ausſprechen: „Albert!“

Und dann wiederholt: „Albert!' — wie von einer leicht aufſchluchzenden Stimme.

Damit zerriß ſein Traum und es überfuhr ihn ein eigener Schauer, als er in die Wirklichkeit zurücktrat: der Schimmer eines Lichtes im Nebenzimmer warf einen zweifelhaften Schein auf ſein Lager und auf eine weibliche Geſtalt, die, neben ihm ſtehend, ſich auf ihn herabgebeugt hatte und deren dickes, ſchweres Haar kühl auf ſeine heiße Wange herabfloß — oder war es die Fortſetzung ſeines Traumes? Er ſchloß unwillkürlich ſeine Augen wieder, worauf der Lichtſchimmer verſchwand, aber nicht das heiße, faſt beängſtigende Gefühl, daß ſich die Geſtalt, welche er ſo eben geſehen, ihm näherte und abermals flüſternd ſeinen Namen rief.

„Um des Himmels willen," rief er, ſich halb aufrichtend, „ſuchen Sie meine Hülfe? Was iſt geſchehen?"

„O, es iſt bis jetzt gar nichts geſchehen," hörte er eine bekannte, weiche Stimme zitternd antworten, „aber es ſoll etwas geſchehen, und deßhalb ſuche ich Ihre Hülfe, Albert — für Sie ſelbſt! O, verzeihen Sie meiner namenloſen Angſt, die mich ſo weit brachte, Sie beim Grauen des Tages anzuflehen, das Haus nicht zu verlaſſen!"

„So, graut ſchon der Morgen? — O, laſſen Sie mich!"

„Nein, nein, der Morgen graut noch nicht," hörte er ſie mit ängſtlich zitternder Stimme ausrufen; „ich irrte mich, es war nur der Schein der Lampe!"

„O nein, nein — laſſen Sie mich!"

„Nein, nein, ich laſſe Sie nicht, bis Sie mir verſprechen, meine innige Bitte zu erfüllen! Nein, ich laſſe Sie nicht, und ſollte ich Sie mit Gewalt zurückhalten müſſen, indem ich mich feſt an Sie klammere! Sie haben Zeit genug, mich wenigſtens anzuhören!"

Es war ihm klar, auch ohne daß er es ausſprach, was das wild aufgeregte, ſchöne Weib von ihm wollte: es hatte ſeine Verabredung auf heute Morgen erfahren, es wollte dieſelbe hindern; er fühlte ſich in einer furchtbaren Lage. Er warf einen Blick gegen das Fenſter, doch da dieſes dicht verhangen war, ſo konnte er nicht ſehen, ob der Tag heraufdämmere, wohl aber ſah er, als er ſich aufgerichtet, in die angſterfüllten, reizenden Züge einer Frau, die ihn, wie er wußte, heiß und innig liebte; er ſah ihr aufgelöſtes, prachtvolles, ſchwarzes Haar von der bleichen Stirn tief über ihre weiße Schulter herabfallen, den blendenden Schein ihres bewegten Buſens erhöhend.

„Verſprechen Sie mir, das Haus nicht zu verlaſſen, mehr will ich ja nicht, mehr verlange ich ja nicht, und werde mich augenblicklich zurückziehen, um Ihnen nicht weiter beſchwerlich zu fallen!"

Sie ſagte das mit zitternder Stimme, von Schluchzen unterbrochen, während ſie ſich emporrichtete und ſeine Hand ergriff, mit der er ſie, wenn gleich ſanft, von ſich drückte.

„Sie wiſſen alſo, um was es ſich handelt?“

„O, ich weiß es, ich weiß es! Ich wußte es geſtern Abend, ich wußte es ſeit mehreren Tagen!“

„Und Sie nehmen ſo innigen Antheil an mir?“ fragte er in herzlichem Tone.

„O, den innigſten!“

„Nun denn, ſo können Sie die Bitte, welche Sie ſo eben gethan, nicht im Ernſte an mich ſtellen. Wiſſen Sie, was das Zuſammentreffen bedeutet, zu welchem ich in kurzer Zeit aufbrechen muß? Nun, wenn Sie das wiſſen, ſo brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, daß keine Macht mich abzuhalten im Stande iſt, bei einem Zuſammentreffen zu erſcheinen, wo mehr als mein Wort verpfändet iſt!“

„Vernunftgründe,“ rief ſie aus, indem ſie mit einer heftigen Bewegung ihr Haar mit beiden Händen von der Stirn zurückwarf, „die ich nicht verſtehen kann, nicht verſtehen will! Muß ich es denn ausſprechen, daß ich nicht mehr leben will, wenn Du unglücklich biſt? Soll ich gezwungen ſein, mein Haar auszureißen und aller Welt zuzurufen, daß ich mein Alles verloren? Ja, Albert, mein Alles, alles, was ich liebe auf dieſer Welt — Alles — Alles!“

Sie war bei den letzten Worten, die ſie in wildeſter Aufregung ſprach, vor dem Bette auf die Kniee niedergeſunken, hatte ihre beiden Arme um ſeinen Hals geworfen, ihn gewaltig an ſich gezogen und ſich mit einem heißen Kuſſe an ſeine Lippen feſtgeſogen.

Vergeblich hatte er es einen Augenblick verſucht, ihre zarten, feſt in einander geſchlungenen Hände von ſeinem Nacken zu löſen; vergebens hatte er alsdann ſich aufzurichten verſucht und dadurch nur erreicht, daß er das ſchöne Weib vom Boden emporhob, wobei ſeine Hand mit ihrem warmen, zuckenden Körper in eine Berüh-

rung kam, die ihm das Blut gewaltſam zum Herzen zurückſtrömen ließ, ſein Auge verdunkelte und ihn um ſo mehr in eine tiefe, aber ſelige Nacht zurückwarf, als ſich ihr reiches Haar wie ein ſchwarzer Schleier rings um ſein Haupt ausbreitete. —

„Und kannſt Du mich jetzt noch verlaſſen, Albert?“

„Um des Himmels Barmherzigkeit willen, mich zwingt mein Wort dazu! Könnteſt Du es mit anſehen, wie man mit Fingern auf mich als auf einen Feigling deuten würde?“

„Gewiß, gewiß, ich weiß ja, daß Du nicht feige biſt! Du biſt hochherzig und kühn, und gerade da Du das biſt, wirſt Du mich jetzt nicht verlaſſen!“

„Ich muß, Sophie, ich muß — ſieh, wie jetzt der Morgen ſelbſt durch mein verhängtes Fenſter hereindämmert — ich habe wenig Zeit mehr zu verlieren — wenn Du mich liebſt, ſo laß mich aus Deinen ſüßen Armen, laß mich keine Gewalt anwenden, wozu Du mich zwingen würdeſt, wenn Du meinen Bitten kein Gehör ſchenkſt!“

„Nein, nein,“ rief ſie in höchſter Aufregung, „zwingen ſollſt Du mich nicht, aber ich will Dich zwingen, bei mir zu bleiben — ich werde die Thür Deines Zimmers verſchließen und den Schlüſſel zum Fenſter hinauswerfen — thue dann, was Du willſt, bringe das Haus in Alarm, laß meine Leute von außen öffnen, und ſie ſollen mich bei Dir finden — ich will Dich dann vor ihren Augen mit meinen Armen umſchlingen, und wenn Du alsdann Gewalt anwendeſt, Albert, ſo ſchwöre ich, ich laſſe mich von Dir auf die Straße hinauszerren!“

Mit unbezwinglicher Kraft ſchnellte ihr elaſtiſcher Körper nach dieſen wild ausgeſtoßenen Worten empor und von ihm weg dem Nebenzimmer zu; er war wie erſtarrt, er konnte ihr nicht zuvorkommen, und ſeine Aufregung ſteigerte ſich zum Entſetzen, als er ſie jetzt im Nebenzimmer einen wilden Schrei ausſtoßen hörte und ſie mit allen Zeichen des Schreckens zurückſtürzen ſah, wobei ſie

mit der rechten Hand zitternd und mit dem Ausdrucke der Angſt zurückwies, als habe ſie dort draußen ein Geſpenſt geſehen.

Welden nahm ſich kaum die Zeit, einen Rock überzuwerfen, worauf er in ſein Wohnzimmer eilte, um hier ſogleich den furchtbaren Schrecken der armen Frau begreiflich zu finden, wenn auch der Gegenſtand, welcher ſich hier ſeinen Augen darbot, an ſich ſelbſt nichts ſo Fürchterliches hatte.

Es war Lieutenant Miltau, der unter der Thür des Wohzimmers ſtand und ihn jetzt mit einem zweifelhaften Lächeln anſtarrte.

„Aber, Herr von Miltau!“ brauste der junge Ingenieur auf.

„Aber, mein verehrter Herr,“ entgegnete der Andere in einem etwas ſpitzigen Tone, jedoch mit großer Ruhe, wobei er ſeine Stimme abſichtlich ſehr zu dämpfen ſchien, „wenn man Jemandem ſeinen Hausſchlüſſel anvertraut und die Bitte hinzufügt, von dieſem Hausſchlüſſel Gebrauch zu machen, ſo muß man ſich nicht wundern, wenn man — wenn man auf eine Art — überfallen wird, die Einem allerdings recht unangenehm ſein kann — doch will ich trotz allem dem um Entſchuldigung bitten, ich hätte freilich klopfen können und ſollen.“

Der junge Ingenieur hatte große Mühe, ſeiner begreiflichen Aufregung ſo weit Meiſter zu werden, daß er, dem Anderen näher tretend, ebenfalls in leiſem Tone ſagte: „Ich ſehe wohl ein, es bedarf durchaus keiner Entſchuldigung, oder ich müßte dieſelbe von Ihnen erbitten — aber Sie werden begreiflich finden, Herr von Miltau, daß . . . .“

„O, ich begreife Manches,“ erwiederte der Andere mit einem eiskalten Tone und mit einem ſo ſpöttiſchen Lächeln, daß ihn Welden verwundert und betroffen anſchaute. „Ich begreife alles das ſo genau, daß Sie es ebenfalls begreiflich finden werden, wenn ich mir nicht die Mühe nehme, Ihnen zu ſagen, warum ich eigentlich hergekommen.“

„Allerdings, denn ich kenne ja Ihre freundliche Abſicht, mich

zu begleiten; doch muß ich ehrlich sagen, Herr von Miltau, ich verstehe nicht den sonderbaren Ton, die sonderbare Miene, mit der Sie zu mir reden. Verzeihen Sie mir indessen," fuhr er nach einem kurzen Augenblicke in schmerzlichem Tone fort, wobei er beide Hände an seine Schläfe drückte, „ich befinde mich in einem Zustande, daß es auch möglich ist, ich hätte das anders aufgenommen, als Sie es mir sagen wollten — nicht wahr, es ist so? Gestatten Sie mir einen Moment, um meinen Hut zu nehmen, und ich stehe dann ganz zu Ihrer Verfügung."

Ohne hierauf eine Antwort abzuwarten, ging er in's Nebenzimmer zurück und war glücklich, die arme Frau nicht mehr dort zu finden — sie hatte durch die Thür dieses Zimmers dasselbe verlassen.

Als Welden zurückkehrte, Paletot und Hut in der Hand, sah er den Lieutenant Miltau noch immer auf derselben Stelle stehen, mit übereinander geschlagenen Armen, ihn mit dem nämlichen sonderbaren Lächeln betrachtend.

„So, ich bin fertig — wenn es Ihnen gefällig ist, gehen wir."

„Und wohin denn, Herr Welden, wenn ich fragen darf?" versetzte der Offizier in rauhem Tone. „Beliebt es Ihnen, eine Komödie mit mir zu spielen?"

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Lieutenant!"

„Sie wollen mich nicht verstehen — o, ich begreife das!"

„Sie kamen doch, um mich abzuholen?"

„Nicht so ganz — ich kam, um Ihnen eine Nachricht zu bringen, die mir so überraschend war, daß ich nicht anders glaubte, als sie müsse auch auf Sie die gleiche Wirkung ausüben — jetzt aber verstehe ich, warum dies nicht der Fall ist."

Welden war bei der letzten Rede des Offiziers einen Schritt zurückgetreten, und als er jetzt in dessen Haltung, in seiner Art, zu sprechen, in seinen Blicken nicht nur etwas Gehässiges, sondern sogar etwas Verächtliches fand, schaute er ihn mit einem festen

Blicke an und ſagte in einem entſchiedenen Tone: „Auf mein Wort, ich verſtehe Sie nicht — ſind Sie vielleicht plötzlich aus meinem Zeugen derjenige meines Gegners geworden? Bei Gott, Herr Lieutenant, wenn dem ſo wäre, Sie könnten nicht anders gegen mich auftreten!“

„Ihres Gegners? Ah, Sie meinen Herrn Ferdinand Welkermann! Warum nennen Sie dieſen Herrn noch immer Ihren Gegner, da Sie doch wohl ſelbſt am beſten wiſſen, daß man ihm die Möglichkeit benommen, Ihr Gegner zu ſein?“

„Glauben Sie mir, ich weiß von gar nichts!“

„Ich will ſo freundlich ſein, Ihnen dieſen Gefallen zu thun,“ antwortete der Lieutenant von Miltau mit einer ceremoniöſen Verbeugung und fuhr fort, als er ſah, daß Welden ihm heftig einen Schritt näher trat: „Wenn Sie nämlich ſich ſelbſt den Gefallen thun wollen, mich ruhig anzuhören.“

„Ich bitte, ich bitte!“ rief der Andere mit vor Erregung zitternder Stimme.

„Ich glaube Ihnen geſtern ſchon geſagt zu haben, daß ich heute mit der Stallaufſicht beehrt bin — ein angenehmes Geſchäft, welches veranlaßt, um vier Uhr ſchon in der Welt zu erſcheinen, ſo vor einer Stunde, wo ich durch den Beſuch des Herrn Beſenbach erfreut wurde, welcher erſchien, um mir mit allen Zeichen einer ſehr glaubwürdigen Ueberraſchung — er betonte das Wort „glaubwürdig“ ſehr ſtark — die Meldung zu machen, daß das projectirte Duell nicht ſtattfinden könne, da Herr Ferdinand Welkermann ſo eben in ſeiner Wohnung verhaftet worden ſei.“

„Unmöglich! Durch wen?“

Herr von Miltau zuckte mit einem verächtlichen Lächeln die Achſeln, während er ſagte: „Sie halten mich eigentlich für unanſtändig gutmüthig — doch ſei es darum — es war der Polizeirath Merkel, welcher ihn verhaftete.“

„Ah, ich hätte es mir denken können!“

haben. Einen ähnlichen Hof hatte der Baron in ſeinem Leben nicht geſehen, und doch trafen ihn in demſelben tauſend Erinnerungen. Da war die ganze Form wie dem Hofe des Diomedes aus Pompeji entnommen. Da waren Palmen und kleine geſchnitzte Thüren, wie aus Damascus. Da war mauriſches Marmor-Moſaikpflaſter und ein luſtiger Springbrunnen, der aus einer Schale emporſprudelte, welche von einem weißen, marmornen Löwen getragen ward — eine Erinnerung an die Alhambra. Da führte aus einer Ecke des Hofes, luftig von Säulen getragen und mit dichten Reben umſponnen, eine Treppe in die obern Zimmer, wie ſie in italieniſchen Häuſern, namentlich auf der wunderſchönen Küſte von Genua nach Livorno, in allen Höfen zu finden iſt, dort meiſt mit reizenden Weibern bevölkert; denn dieſe Treppe iſt, als zu den Schlafzimmern führend, das ausſchließliche Eigenthum der italieniſchen Damen, und dort in dem kühlen Hofe ſitzen ſie auf den Stufen der Treppe amphitheatraliſch über einander, ſtrickend und ſpinnend, nähend und ſingend, und laſſen ihre gefährlichen großen ſchwarzen Augen umherwandeln, während unten mit ihnen Converſation gemacht wird.

„Woran denkſt du?“ fragte Alfred den Baron, als er ſah, wie dieſer in tiefes Nachdenken verſunken daſtand.

„An Italien,“ entgegnete der Gefragte, „namentlich an ein kleines Landhaus bei Genua, wo auch eine ſolche Treppe war.“

„Die in die oberen Gemächer führte,“ unterbrach ihn Alfred lachend, „ich verſtehe.“

„Dann dachte ich lebhaft an Pompeji,“ fuhr der Baron fort, „es war ein heißer Tag, wie wir dort waren. Ferner erinnerte ich mich lebhaft an Damascus, an Scham, die herrliche, und insbeſondere an meine guten kleinen Armenierinnen, die mir die Pfeife anrauchten und denen ich dafür ſchlechte Zeichnungen machte. Du kannſt das ſehr genau in meiner berühmten Reiſe nachleſen.“

„Gott sei gedankt, daß Sie das endlich zugeben! Und nun, Herr Welden, bin ich mit Ihnen wohl für ewige Zeiten fertig?“

„Nicht so, Herr Lieutenant, nicht so!“ rief der Andere mit blitzenden Augen. „Hinter Ihren Blicken lauert etwas, das ich ergründen möchte, ja, das ich ergründen muß, und wofür ich von Ihnen genügende Erklärung zu verlangen das Recht zu haben glaube.“

„Die ich aber keine Luſt habe, Ihnen zu geben, mein lieber Herr Ingenieur. Richten Sie ſich auf, wie Sie wollen, bedrohen Sie mich mit Ihren Blicken, wie Sie mögen, ich in meiner Stellung fürchte nicht, von Ihrer dienſteifrigen Polizei verhaftet zu werden, wie der arme Welkermann!“

„Ich würde doch vielleicht Mittel haben, Sie zu zwingen, endlich mit der Sprache herauszurücken, ſtatt ſich immerfort hinter Räthſeln zu verſchanzen!“

„Sie nicht mehr, Herr!“ rief der Offizier in einem brutalen Tone. „Machen Sie ſich nicht noch lächerlicher, als Sie in meinen Augen ſowie in denen jedes Ehrenmannes erſcheinen müſſen! — Und nun leben Sie wohl und glücklich, wenn Ihnen das möglich iſt!“

Der Offizier wandte ſich langſam um, um das Zimmer zu verlaſſen; doch ſprang Welden zwiſchen ihn und die Thür, und ohne ihn mit einer Fingerſpitze zu berühren, hielt er ſeine Hand drohend gegen ihn ausgeſtreckt, wobei er ihm zudonnerte: „Herr, Sie kommen nicht über dieſe Schwelle, bis Sie mich in kurzen, bündigen Worten klar wiſſen laſſen, was ich umſonſt aus Ihren Reden zu erklären mich bemühe!“

Herrn von Miltau's Hand zuckte nach ſeinem Säbel; doch biß er ſich beſtürzt auf die Lippen, als er die große, kräftige Geſtalt Welden's, der er ſammt ſeiner Waffe nicht gewachſen war, mit einem flüchtigen Blicke nochmals überſchaut. Dann ſagte er, ſich

verbeugend: „Und nachdem ich Ihr Verlangen erfüllt, werden Sie mir vielleicht erlauben, mich zurückzuziehen?“

„Gewiß,“ gab Welden nach einem tiefen Athemzuge zur Antwort, „und ich werde mich an das andere Ende des Zimmers begeben, um von dort zu hören, was Sie mir Furchtbares zu sagen haben — aber keine Deklamationen, wenn ich bitten darf — Thatsachen, ich will Thatsachen hören!“

Er schritt langsam von der Thür gegen das Fenster, neben welchem er sich an die Wand lehnte. Doch folgte ihm der Offizier furchtlos nach und sagte nun, dicht vor ihm stehend: „Thatsachen kann ich allerdings nicht aussprechen, aber eine so natürliche Zusammenstellung, daß sich der selbst für einen Dummkopf aufhalten müßte, dem sie nicht klar in die Augen springen würde: Sie gehen ein Duell ein, Sie beehren mich, Ihr Zeuge zu sein, Sie schieben dieses Duell drei Tage lang unnöthig auf, und am Morgen des vierten erfährt Ihr Zeuge, daß Ihr Gegner verhaftet worden ist — verhaftet durch wen? Durch den Polizeirath Merkel, dessen Schwester ich vorhin das Glück hatte, hier zu sehen — verstehen Sie meine Zusammenstellung?“

„Ja, ich verstehe sie,“ sagte Welden mit dumpfer Stimme, indem er furchtbar erbleichte.

„Und so werden Sie mir wohl gestatten, mich jetzt zurückzuziehen?“

„Gewiß, und ich danke Ihnen sogar für Ihre Aufrichtigkeit, wenn auch Ihre Worte im Verlaufe des ganzen Gespräches nicht gerade gut gewählt waren.“

„Ich stehe für meine Worte ein.“

„Dafür doppelten Dank!“ rief Welden mit einer heiseren Stimme. „So habe ich also das Vergnügen, zwei Ehrensachen abmachen zu können?“

„Aber eine nach der anderen, mein lieber Herr,“ versetzte der Offizier mit einem leichten Achselzucken. „Wenn der Ehre des

Herrn Welkermann Genüge geſchehen iſt, ſo könnte ich vielleicht zu Befehl ſtehen, wenn ....“

„Wenn? Bitte, reden Sie aus!“

„Wenn Sie Herrn Welkermann Genüge leiſten können — doch glaube ich, daß das unmöglich ſein wird: Sie nahmen die Polizei zu Hülfe und haben auf dieſe Art jedes Arrangement, wie es ſonſt unter Ehrenmännern gebräuchlich iſt, unmöglich gemacht.“

Nachdem Herr von Miltau das geſagt, blieb er noch einen Augenblick mit hoch aufgerichtetem Kopfe ſtehen, um alsdann, ſich langſam umwendend, das Zimmer zu verlaſſen.

Welden hatte mit einer Hand den Griff der Fenſterſtange gepackt und blickte ihm lange, lange nach mit ſtarren Augen, mit zuckenden Lippen, mit wild klopfendem Herzen, mit haſtig ausgeſtoßenem Athem.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

In dem Hauſe des Stadtſchultheißen herrſchte keine kleine Beſtürzung: war doch beim Grauen des Tages die Polizei dort erſchienen, allerdings nur in der Geſtalt des mit dem Hauſe befreundeten Polizeirathes Merkel, hatte mit dem Stadtſchultheißen eine längere Unterredung gehabt und war von dem Entſchluſſe, vor das Zimmer des Herrn Ferdinand eine Ehrenwache zu ſetzen, nur durch die Verſicherung des Herrn Welkermann senior, dafür haften zu wollen, daß ſein Sohn das Haus nicht verlaſſe, abgegangen.

Wären in den Zeiten des tiefſten Friedens, in denen unſere Geſchichte ſpielt, plötzlich feindliche Truppen in das Haus eingefallen, oder hätte es ſich unter der Gewalt eines tüchtigen Erdbebens geſchüttelt, die Beſtürzung, beſonders in den unteren Regionen, hätte nicht größer ſein können. Und doch war man hier in letzter Zeit an Aufregendes ſchon gewöhnt: hatte doch Jungfer Margarethe, der Liebling der Küche, das Haus unter Umſtänden verlaſſen, welche der ehrenfeſten Köchin den begreiflichen und verzeihlichen Ausdruck: Pfui Teufel! entlockt hatten — war doch Margarethe, die von hoffnungsloſen Bewerbern gewöhnlich nur das „Freifräulein“ genannt wurde, mit einem Menſchen verſchwunden, davongegangen, ausgewandert, den die Köchin, wie ſie hoch und heilig verſicherte,

nie anders als mit einem Handſchuhe bewaffnet zur Thür hinaus gejagt haben würde.

Und nun noch die Polizei im Hauſe!

Die Köchin ſaß neben ihrem Herde, die Kaffeemühle auf dem Schooße, und ſagte zu dem Hausknechte, der neben ihr ſtand: „Und nach allem dem wundere ich mich über gar nichts mehr, ja, wenn ich morgen früh ohne Kopf erwachte, ich würde es begreiflich finden!“

Am ruhigſten war beziehungsweiſe noch die Hauptperſon dieſer traurigen Geſchichte, Ferdinand Welkermann ſelbſt, welcher denn auch, nachdem der Polizeirath ſich entfernt, ſeinem Vater achſelzuckend geſtanden, daß er allerdings auf heute Morgen eine Zuſammenkunft mit Welden verabredet gehabt, und daß er eigentlich nicht begreife, warum ſich die Polizei ſo vorſorglich in ſeine Angelegenheiten miſche.

Dieſes Warum aber wurde ihm am frühen Morgen ſchon klar gemacht, als nämlich ſein eigener Zeuge, Herr Beſenbach, mit Herrn von Miltau, dem Zeugen ſeines Gegners, auf ſeinem Zimmer erſchien — Beſuche anzunehmen, war ihm nämlich nicht verboten — und als hier der Lieutenant von Miltau nach einigem Achſelzucken und einigen ſehr unbedeutenden Weigerungen ſeine Erlebniſſe von heute Morgen ſo weit berichtete, daß man aus ſeinen Aeußerungen entnehmen konnte, ſelbſt er, der Sekundant Weldens, habe die Ueberzeugung gewonnen, jener ſei dem Vorhaben der Polizei nicht fremd geweſen und habe es nicht ungern geſehen, daß der Polizeirath Merkel, als Schwager des Oberbauraths Lievens von der Ehrenſache in Kenntniß geſetzt — mehr ſagte er allerdings nicht, — die Angelegenheit verhindert habe.

„Hole die Peſt alle feigen Memmen!“ citirte der kleine Beſenbach mit einer Entrüſtung, die etwas Komiſches hatte, die man aber begreiflich fand, wenn man wußte, daß er einigen jungen Damen ſeiner Bekanntſchaft von dem bevorſtehenden Duell, und wie er das nicht nur arrangirt, ſondern auch im Nothfalle für

ſeinen Freund Welkermann eintreten würde, berichtet hatte. Er ſetzte hinzu, indem er mit der rechten Hand ſeinen langen, rothen Backenbart ſorgfältig in die Höhe zog: „O, es iſt etwas Empörendes um die Feigheit! Was wird nun weiter geſchehen?“

„Das hängt nun alles davon ab, wie lange mich die Polizei in ihren Krallen hält, ob ſie überhaupt ein Recht dazu hat, und dieſe Frage wird mein Alter heute Morgen mit unſerem Rechtsfreunde erörtern — auch habe ich ihn zum Bankdirektor geſchickt, der ſchon im Stande ſein wird, mich zu reklamiren.“

„Uebrigens macht ſich ſo ein kleiner Hausarreſt nicht übel,“ meinte Beſenbach, „beſonders eines Duells wegen, das gibt Relief.“

„Und iſt jedenfalls ſehr anſtändig — Herr Welkermann, Sie ſtehen da wie ein Held gegenüber dieſem prahleriſchen Baubefliſſenen — wie man ſich in derlei Leuten täuſchen kann, ich hätte dieſen Welden für einen anſtändigen Kerl gehalten.“

„Ich fand immer an ihm etwas Lauerndes, etwas Unheimliches,“ ſagte Beſenbach; „er gab ſich immer ſo ein Air, als habe er ein Recht dazu, uns andere junge Leute von der Höhe ſeiner Tugend herab anzuſchauen — meinſt Du nicht auch ſo, Ferdinand?“

„Nein, ich meine das nicht,“ gab dieſer trocken zur Antwort; „geliebt habe ich dieſen Welden nie, aber ich hielt ihn für einen anſtändigen, ehrenhaften Kerl, und halte ihn auch jetzt noch dafür.“

„Ah bah,“ rief der Lieutenant, „nach dem Wenigen, aber vollkommen Genügenden, das ich von dem Vielen mittheilen durfte, ohne . . . .“

„Ich weiß nicht, was Sie noch mehr erzählen könnten, verlange auch nicht nach Ihrem Geheimniß, denn ich wittere darin eine Unterrocksgeſchichte, und wollen wir davon nichts weiter aufdecken.“

„Das iſt bei Dir der reine Widerſpruchsgeiſt, doch hoffe ich, Du wirſt mit dieſem Welden auf keinerlei Art mehr anbinden.“

„Das hängt davon ab — für feige kann ich ihn nicht halten,

denn ſonſt hätte er ja meine ſehr weit gehenden Erklärungen annehmen können."

„Die Sie ihm doch hoffentlich nicht wiederholen würden?"

„Schwerlich, wogegen mich aber durchaus nichts hindern könnte, ihm zu Dienſten zu ſein, ſobald er mir beweist, daß er an dieſem Auftreten der Polizei gegen mich unſchuldig iſt, und ich glaube, er iſt es."

„Du biſt ein unverbeſſerlicher Kerl," ſagte der kleine Beſenbach und ſetzte hinzu, indem er ſich in die Bruſt warf: „Aber Eines bitte ich mir aus, daß keine Unterredung mit Welden über dieſe Angelegenheit ſtattfindet, ohne daß ich dabei bin!"

„Nein, nein," gab Ferdinand Welkermann in einem etwas ſpöttiſchen Tone zur Antwort, „Du ſollſt, wie immer, von Allem haben, ſollſt in dem Falle mit Deinen kurzen Beinen die Entfernung abſchreiten und Eins, Zwei, Drei zählen dürfen."

Noch eine Zeit lang ging das Geſpräch der drei jungen Leute, aber ohne weiteres Intereſſe für unſere Geſchichte, fort, worauf ſie ſich trennten, und auf der Treppe ſagte Beſenbach zum Lieutenant von Miltau:

„Sehen Sie, ſo iſt dieſer unberechenbare Kerl, dieſer Welkermann: da kommt eine Weibergeſchichte ins Spiel — denn das iſt doch ſo, wenn Sie es auch discreter Weiſe verſchweigen, — und er begreift es, ja, er entſchuldigt es am Ende, daß jener Welden ſchlecht an ihm handeln konnte."

„Es iſt überhaupt eine eigenthümliche Miſchung in dieſem guten Welkermann," ſagte der Lieutenant kopfſchüttelnd.

„Ja, eine gute Miſchung aus faſt lauter vortrefflichen Eigenſchaften; aber alles das iſt gelähmt durch ſeine koloſſale Gleichgültigkeit, mit der er in dieſem Augenblicke bereit iſt, das wegzuwerfen, was ihm ſoeben noch von höchſtem Intereſſe erſchien — ich muß mich wahrhaftig ſelbſt bewundern, daß ich ſo lange im Stande war, in feſter Freundſchaft zu ihm zu halten."

„Das macht die Anhänglichkeit, Besenbach," lachte der Andere, „Sie ließen sich nicht so leicht abschütteln."

„Das ist wahr, weil ich ihn trotz allem dem für einen guten, aufopferungsfähigen Kerl halte — wenn er nur nicht diese ungeheure Gleichgültigkeit gegen Alles hätte: gleichgültig bei allen seinen Vergnügungen, gleichgültig, wenn er ißt und trinkt, wenn er liebt oder wenn er das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauswirft, und ich glaube, er würde sich ebenso wenig daraus machen, sein Leben wegzuwerfen, wenn er einen halbwegs vernünftigen Anlaß dazu findet — wie gesagt, ein sehr sonderbarer Kerl!"

Ferdinand war allein in seinem Zimmer zurückgeblieben und hatte mit einem kurzen Kopfnicken von Miltau und Besenbach Abschied genommen; dann war er einige Male im Zimmer auf- und abgegangen, die Hände in die Taschen seiner Beinkleider gesteckt, mit gespitztem Munde, als wolle er eine Melodie pfeifen, mit der Miene der Gleichgültigkeit. Doch flog zuweilen ein düsterer Schatten über sein Gesicht, welcher immer wieder zu kommen schien, obgleich er ihn durch Achselzucken oder Schütteln des Kopfes zu verjagen suchte.

„Und warum sollte es nicht so sein," sprach er endlich zu sich selber, „wie jener langweilige Kerl, der Miltau, gesagt? Warum sollte die hohe Polizei aus zärtlicher Sorge für mich, sowie aus Verehrung für meinen Herrn Papa nicht diesen Riegel vorgeschoben haben? Gewiß, was könnte es auch anders sein? Meine Schulden sind in guten Händen und nicht so schreiender Art, daß man bei mir unter Zimmerarrest eine Vermögensuntersuchung anordnen würde — dummes Zeug! Und was könnte auch mein sehr ehrenwerther und liebenswürdiger Hauptgläubiger, der Freiherr von Rivola, für einen Grund haben, mich ein wenig zu compromittiren? — Weg damit! — Es ist doch sonderbar, daß gerade ich auf diese reiche Quelle stoßen mußte: er hätte ja auch einen Anderen

finden können — doch wäre ein Anderer schwerlich im Stande gewesen, ihm die kleine, an sich unbedeutende Gefälligkeit zu leisten."

In diesem Augenblicke zeigte sich wieder ein recht düsterer Schatten auf seinen Zügen, und er schien einige Minuten zu brauchen, um einen widerwärtigen Gedanken von sich abzuschütteln.

„Unbedeutende Gefälligkeiten waren es allerdings, schienen es wenigstens zu sein — doch warum wünschte Herr von Rivola nicht, daß ich den Umtausch seiner Papiere öffentlich als ein Geschäft wie jedes andere betrieb? Da läßt mich mein Gedächtniß im Stiche, und ich weiß nicht mehr genau, bat er mich um einen privaten Austausch, oder bot ich es ihm an — ich glaube, das Letztere: es war mir auf diese Art bequemer, hätte sonst mit den langweiligen Kerls auf der Bank Explikationen haben müssen, dachte auch nicht weiter daran, daß es vielleicht besser gewesen wäre, den Umtausch durch den Hauptkassirer bewerkstelligen zu lassen, bis — bis — an jenem Morgen, wo es einen tüchtigen Schlag in unser Comptoir that, als der Hauptkassirer mit einer längeren Nase, als er gewöhnlich hat, die beiden gleichen Nummern der Tausender-Banknoten schreckensbleich zu dem Bankdirektor hinauftrug. — Es hatte das allerdings etwas Unheimliches, so als wenn man von einem großen Diebstahle hört, der im eigenen Hause begangen worden ist, oder von einem Gespenste, das Jemand gesehen haben will — warum mir nur auch gerade heute diese Geschichten so lebendig einfallen? — Ah, weg damit!"

Doch schien es nicht so leicht für ihn zu sein, auf andere Gedanken zu kommen, denn gleich darauf lehnte er den Kopf gegen das Fenster, biß an seinen Nägeln herum und starrte finster vor sich nieder, um erst nach längerer Zeit wieder mit dem halblauten Ausrufe emporzufahren: „Der Teufel hole diese Selbstquälereien! Ich weiß es in der That selbst nicht genau, ob ich eine dieser verfluchten Nummern von Herrn von Rivola erhalten — und wenn auch — lächerliche Ideenverbindung: aus seinen Händen oder direkt

aus dem Bureau der Notenfabrikation, das wäre in diesem Falle gleichbedeutend, denn so wenig dort falsche gemacht werden, ebenso wenig hat Herr von Rivola dergleichen wissentlich im Besitz — und wollte ich auch, natürlich mit seiner Genehmigung, es jetzt sagen, daß ich hier und da für ihn Noten eingewechselt, ich dürfte es nicht thun, ohne mich und auch ihn garstig bloszustellen — pfui Teufel, lieber eine Kugel vor den Kopf, als in eine solche Geschichte hineinzukommen!

„An Weldens Statt hätte ich nicht so gehandelt, das heißt, ich halte auch ihn nicht fähig dazu — daß zwischen ihm und der Oberbauräthin oder, besser noch gesagt, zwischen ihr und Welden ein kleines Verhältniß besteht, daran habe ich nie gezweifelt, und daß ein leidenschaftliches Weib, wie sie ist, ihren Bruder auch ohne Weldens Vorwissen dazu bestimmen konnte, ein so arges Verbrechen wie das Duell zu verhindern, ist sehr glaubwürdig, und darum habe ich das Vergnügen, hier einige Tage ausruhen zu dürfen — hole der Henker die ganze tolle Wirthschaft!“ —

Unter dem Schlafzimmer Ferdinands waren die Wohnzimmer der Familie, und hier befand sich die Stadtschultheißin in viel aufgeregterer Stimmung, als ihr Herr Sohn; auch war die Gesellschaft, in der sie sich gerade befand, nicht darnach, ihre an sich schon so weit gehenden Besorgnisse zu zerstreuen.

Die Frau Haupt-Staatsschulden-Tilgungskassen-Revisorin hatte Alles erfahren durch eine befreundete Milchfrau, welche ihr die schlimme Nachricht so rasch wie möglich überbracht, und säumte nun nicht, sich in dem Trauerhause, wie sie es nannte, alsogleich einzufinden, wobei sie ihren Eintritt ins Zimmer der Stadtschultheißin unter der Bemerkung hielt, daß dergleichen Entsetzliches in der Familie Wellermann bis jetzt noch niemals vorgekommen sei. — „Also ein Duell, Frau Schwägerin, ein wirkliches Duell, bei dem es blutig zugehen kann — so sagt man — und ist das gewiß die alleinige Ursache?“

„Eigentlich," sagte Alfred, „wird es dir sonderbar vorkommen, wie ich mich unterstehen konnte, diese Bau-Erinnerungen in diesem kleinen Hofe zusammen zu bringen."

„Ein Architekt würde dich dafür steinigen," entgegnete der Baron, „aber mir macht es unbeschreibliche Freude."

Und so war es auch. Es war nichts von allen diesen Bildern aus verschiedenen Weltgegenden mit den Haaren herbeigezogen. Jedes schien vollkommen an seinem Platze zu sein und dahin zu gehören.

„Meine ganze Villa," lachte Alfred, „ist einer Göttin geweiht, die ich für die größte und mächtigste halte und der ich täglich und stündlich opfere; ja in ihrem Dienste werde ich mein ganzes Leben verbringen. Die Göttin, die ich meine, ist die Erinnerung. Ihr habe ich in jedem Winkel meines Hauses Altäre errichtet. Was sind wir ohne Erinnerungen? Was sind namentlich Reisen ohne die Erinnerung daran? Ein solch' wahnsinniges Reiten, Tage lang durch Dick und Dünn, ist in der Wirklichkeit sehr prosaisch; aber wenn ich vor meinen Reitaltar hintrete, das heißt, dort in jenes kleine Zimmer, wo mein ganzes Sattelzeug hängt, meine Reisepistolen, mein bulgarischer Kantschu, meine ausgenähten Stiefel, da kommt es mir vor, als habe ich mit diesen Gegenständen eine Reihe von glückseligen und wunderschönen Stunden verlebt, und in der Wirklichkeit waren nur sehr wenige und kurze Augenblicke da."

Und Alfred hatte Recht. Sein ganzes Haus war der Erinnerung geweiht. Es war ordentlich phantastisch eingerichtet und dabei äußerst geschmackvoll.

Die Wände bedeckten Costumebilder und Landschaften aus Gegenden, die er besucht hatte. In den Ecken und Nischen standen Statuen, und Waffen aus allen Weltgegenden sah man in Trophäen zusammengestellt oder als einzelne kostbare Exemplare auf den Tischen ausgelegt. — Ein ganzes Reiseleben!

„Ich meine, wir könnten an dieſer Urſache vollkommen genug haben!“ gab die betrübte Mutter mit einem tiefen Seufzer zur Antwort.

„Daſſelbe ſagte ich dem Reviſor, als ich ſein Kopfſchütteln bei Erwähnung des Duells bemerkte, und als er hinzuſetzte: ‚Es ſollte mich wundern, wenn ein Duell die alleinige Urſache wäre,‘ — daß man Deinen Ferdinand, den Sohn des Stadtſchultheißen, ins Gefängniß gebracht.“

„Aber wer hat Dir denn etwas von einem Gefängniſſe geſagt?“

„Wer? Nun, die Leute ſagen es — ich habe es von drei, vier Bekannten nach einander gehört.“

„So früh am Morgen ſchon?“

„Allerdings, aber, unter uns geſagt, geahnt hat man ſchon längſt dergleichen — ich darf nur Niemanden nennen, ſonſt könnte ich Dir Namen von Gewicht beibringen, Leute, die ſchon lange darüber einig waren, daß es mit Deinem Sohne Ferdinand ein ſolches Ende nehmen würde.“

Die arme Frau ſaß da wie ein Bild des Jammers, den Kopf tief hinabgebeugt, die Hände in ihrem Schooße gefaltet, und wenn ſie auch genau bekannt war mit der ſpitzen Zunge ihrer lieben Schwägerin, ſowie mit deren boshafter Art, ſelbſt die harmloſeſte Geſchichte als höchſt bedeutend erſcheinen zu laſſen, wenn es ſo in ihren Kram taugte, ſo lag doch jetzt ein ſo ſchweres Faktum vor, das ſchon zu allerlei Vermuthungen Raum geben konnte: die Polizei war in ihrem Hauſe geweſen, hatte ihrem und des Stadtſchultheißen Sohne Zimmerhaft auferlegt — ihrem Sohne, dem Sohne einer geborenen von der Eſchenbach, von altem reichsſtädtiſchem Adel, deſſen Mitglieder heute noch in der ehemaligen freien Reichsſtadt von der Bürgerſchaft mit einer Ehrfurcht begrüßt wurden, wie man ſie hier in der Reſidenzſtadt kaum vor Sr. Majeſtät dem Könige ſehen ließ.

Der Stadtſchultheiß hatte ſich allerdings nicht ſo viel aus dieſer Geſchichte ſeines Herrn Sohnes gemacht; er hatte achſelzuckend von leichtſinnigen Leuten im Allgemeinen und unverantwortlich leichtſinnigen Leuten im Speciellen geſprochen, hatte freilich gemeint, eine ſolche Begegnung hätte Ferdinand wohl vermeiden können, da es aber einmal ſo weit gediehen ſei, ſo — und wenn ſich die Polizei nicht hinein gemiſcht hätte, wäre es — man iſt deßhalb nicht gerade verloren, wenn man auf die Menſur geht, ſonſt wäre ich ſelbſt — worauf er in Erinnerung an ſeine eigenen Jugendthorheiten mit ſeinem Spazierſtocke in der Luft eine Quarte gehauen und das Zimmer verlaſſen hatte.

„Ja, es war vorauszuſehen, daß es ſo kommen würde," meinte die Reviſorin nach einer langen, langen Pauſe, in welcher ſie ſich bemüht hatte, durch Achſelzucken und Seufzen, durch Kopfſchütteln und wahrhaft kummervolle Blicke der armen Stadtſchultheißin das Herz noch ſchwerer zu machen.

„Und ich, die Mutter, hatte ſo gar keine Ahnung von allem dem!"

„Ja, ja, das glaube ich; wer wird Dir auch ſo etwas ſagen, wer wird Dir mit etwas kommen, was der ganzen Stadt ſchon längſt kein Geheimniß mehr wär?"

„Und was ich jetzt noch nicht verſtehe!"

„Begreiflich, man ſagt Dir nur von einem Duell mit Herrn Welden."

„Nur — ja, um Gottes willen, was iſt denn ſonſt noch zu ſagen? Was iſt das, was der Stadt ſchon längſt kein Geheimniß war?"

„Laß mich lieber darüber ſchweigen — ich bin ja nur gekommen, um Dir etwas Tröſtliches zu ſagen, und nicht, um Deinen Kummer zu vermehren."

„Aber was Du mir da ſagſt, dient gewiß nicht zu meiner Beruhigung, im Gegentheil, ich fühle aus deinen Worten heraus,

daß ich noch viel Schlimmeres erfahren ſoll — nun, wie Gott will — ich werde auch mit dieſem bitteren Tranke zu Ende kommen — was iſt es denn eigentlich?"

„Nein, nein, es iſt beſſer, ich rede nicht darüber — weißt Du, Thatſachen kann und will ich Dir nicht mittheilen, und das Ganze iſt ein etwas düſteres Geheimniß, womit ſich die Stadt ſchon ſeit einiger Zeit beſchäftigt."

„Ein düſteres Geheimniß, das meinen Sohn betrifft? — Und ich weiß nichts davon!"

„Deinen Sohn und — doch iſt es beſſer, wir reden nicht darüber."

„Doch, doch, ich will wiſſen, was Du auf dem Herzen haſt — meinen Sohn und....? Alſo auch noch jemand Anderes aus meinem Hauſe ſoll in ein Geheimniß verwickelt ſein, welches der Stadt düſter vorkommt?"

„Dringe nicht in mich — Du weißt, wie ungern ich mich mit Klatſchereien abgebe."

Obgleich nun die gute Stadtſchultheißin ſehr vom Gegentheile des eben Geſagten überzeugt war und ſie wahrſcheinlich in jeder anderen, ruhigeren Stimmung über Aehnliches, was ihre gute Schwägerin geſagt hätte, lächelnd hinweggegangen ſein würde, ſo ließ das ihre jetzige Aufregung nicht zu, und als ſie endlich feſt und beſtimmt erklärt hatte, ſie wolle wiſſen, was das für ein Stadtgeheimniß ſei, ſo ſagte die Andere mit einer Bewegung ihrer dürren Finger, als wolle ſie ausdrücken, ſie waſche ihre Hände in Unſchuld:

„Es ſind, wie ſchon vorhin geſagt, keine Thatſachen, die ich Dir mittheilen kann, aber es treffen ganz eigenthümliche Dinge zuſammen, um manches, was Dein Mann gethan, in einem ſonderbaren Lichte erſcheinen zu laſſen, wie es denn auch in der Stadt höchſt ſonderbar angeſehen wird."

„Und nun erzählte ſie in einem ſehr wohlwollenden Tone, mit

häufigen Unterbrechungen, daß ſie für ihre Perſon das allerdings ſehr lächerlich finde, von den bekannten Bemühungen des Stadtſchultheißen, den im Rathhauskeller mündenden unterirdiſchen Gang dort vermauern zu laſſen, — eine Sache, von welcher die Stadtſchultheißin allerdings gehört, um welche ſie ſich aber als unbedeutend nicht bekümmert hatte.

„Dieſer unterirdiſche Gang," fuhr die Andere fort, „verband das kleine Haus des Herrn von Rivola eben ſo genau mit dem Rathhauſe, als Dein Mann ſelbſt mit dieſer Perſönlichkeit eng verbunden war — was der Grund dieſer Verbindung ſei, wußte Niemand anzugeben."

„O ja, ich weiß es: mein Mann erzeigte Herrn von Rivola Gefälligkeiten, für welche dieſer ihm Dankbarkeit ſchuldig war."

„Möglich, daß ſie ſich gegenſeitig Gefälligkeiten erzeigten," fuhr die Reviſorin in trockenem Tone fort; „aber man verwunderte ſich trotzdem über dieſe dicke Freundſchaft und begriff nicht, wie der Stadtſchultheiß auf einmal auf den Gedanken kam, jene ſo lange beſtandene und gewiß häufig benutzte Verbindung zwiſchen dem Rathhauſe und dem alten Thurme zu unterbrechen. Was in jenem alten Thurme ſeit langen Jahren alles getrieben worden iſt, bin ich natürlicher Weiſe nicht im Stande, genau anzugeben; aber man ſoll da eigenthümlich eingerichtete Zimmer gefunden haben, furchtbare, unerklärliche Maſchinen, Kellergewölbe mit Fallthüren — ja, böſe Zungen, auf die ich übrigens nichts gebe, ſprechen von einem förmlichen Gefängniß mit Ketten und Banden, das dort tief unter dem Boden exiſtiren ſoll. Wahr und erwieſen dagegen iſt es, daß man in dem unterirdiſchen Gange geſchmolzenes Blei in höchſt verdächtiger Form gefunden hat, welches man mit dem räthſelhaft ſchnellen Tode einer Perſon in dem kleinen Hauſe neben dem alten Thurme in Verbindung bringen will."

Die Stadtſchultheißin hatte bis hieher mit weit aufgeriſſenen, ſtarren Augen zugehört; dann aber flog ein, allerdings trübes

Lächeln über ihre Züge, während ſie ſagte: „Geh' doch, Du erzählſt mir Märchen, um mich zu zerſtreuen.“

„Wollte Gott, es könnte Dich zerſtreuen! Doch was Du Märchen nennſt, wird ſehr bald in greifbaren Figuren vor Dich hintreten — daß in dem alten Hauſe neulich eine Perſon raſch und unverhofft geſtorben, haſt Du gewiß ebenfalls erfahren?“

„Ja, es war die Frau eines alten Dieners des Herrn von Rivola.“

„So ſagt man.“

„Eine Frau, welche an einer ſchweren Krankheit lange, lange darniederlag.“

Die Reviſorin zuckte mitleidig lächelnd die Achſeln. „Man ſagt allerdings ſo, aber Niemand hat dieſe arme Perſon je geſehen — war ſie die Frau des ſogenannten Dieners Friedrich, war ſie eine andere Unglückliche? — kurz, der Doctor, der allerdings zu ſpät gerufen wurde und die Aermſte nur in einem halbdunkeln Zimmer geſehen hat, ſoll nur mit Kopfſchütteln und Achſelzucken davon ſprechen.“

„Aber was willſt Du mit allem dem?“ rief jetzt die Stadtſchultheißin in einem erſchreckten Tone. „Du ſagſt da Dinge, die Einen ſchaudern laſſen, aus einem Hauſe, mit welchem mein Mann in einer geheimnißvollen Verbindung ſtehen ſoll!“

„Die Verbindung iſt nicht zu läugnen, ſonſt will ich durchaus nichts geſagt haben,“ antwortete die Reviſorin in einem ſpitzigen Tone; „aber es gibt Leute, die mit ſehenden Augen blind ſind und die doch keinen Glauben haben, wenn man ihnen Thatſachen an die Hand gibt.“

„Aber Du gibſt mir keine Thatſachen!“

„Weil Du mich in Einem fort unterbrichſt. Daß das Haus am alten Thurme ein höchſt verdächtiges iſt, wirſt Du nach allem dem doch nicht mehr bezweifeln, und daß Dein Mann Urſache haben mußte, jetzt mit Einem Male den unterirdiſchen Gang, der

dahin führt, abzusperren — du lieber Himmel, weiter sage ich ja nichts, und das sind doch Dinge, die ziemlich klar sehen lassen; willst Du aber noch von näheren Verbindungen zwischen dem alten Hause und den Deinigen wissen, so brauche ich Dir nur jenes hoffärtige Ding, die Margarethe, in Erinnerung zu bringen, welche mit einem höchst verdächtigen Menschen, wie Du weißt, so gut wie durchgegangen ist. Dieser Mensch aber wurde fast täglich im alten Hause des Herrn von Rivola gesehen, ja, häufig im Verkehr mit dem ehrenwerthen Freiherrn selbst so wie auch mit Deinem Herrn Sohne, und eben so wahr, als es ist, daß Dein Herr Sohn das Geld zur Reise Deines schönen Stubenmädchens und jenes Herrn Steffler hergegeben, eben so wahr ist es auch, daß Dein Mann, der Herr Stadtschultheiß selbst, die nöthigen Papiere für Margarethe besorgte und nicht minder einen Reisepaß für jenen schlechten Kerl, den Steffler, den, wenn er nicht gestern bei Nacht und Nebel durchgegangen wäre, die Polizei gerade so gut erwischt hätte, wie Deinen Herrn Sohn — so, und wenn Du jetzt nach allem dem noch nicht klar sehen willst, dann bist Du in der That noch mehr zu bedauern."

Die Stadtschultheißin war unter einem krampfhaften Zittern rasch aufgestanden und hatte sich von ihrer Schwägerin abgewandt, während sie ihr Taschentuch mit beiden Händen vor die Augen drückte und heftig zu weinen anfing, wobei jene sie mit einem boshaften Lächeln und einem schadenfrohen Aufleuchten ihrer scharfen, grauen Augen betrachtete; dann warf die Revisorin einen zufriedenen Blick auf die elegante, reiche Zimmereinrichtung und dachte bei sich: „Nun, es wäre ja keine Gerechtigkeit, wenn zu all dem Glanze und zu all der Herrlichkeit dieses Hauses nicht auch ein Schatten beigemischt würde!" Doch kam nichts dergleichen über ihre Lippen, vielmehr erhob sie sich, tief aufseufzend, indem sie sagte:

„Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, Dir das zu sagen, doch glaube mir, ich habe noch sehr Vieles verschwiegen, und

wenn ich Dich jetzt verlasse, so spreche ich dabei die Hoffnung aus, daß sich Manches noch zum Guten aufklären möge."

Frau Welkermann vermochte ihr nicht zu antworten, sondern nickte nur mit dem Kopfe, ohne sich nach der Revisorin umzuschauen, die denn auch Miene machte, mit einem gemüthlichen Lächeln und der steifen, aufrechten Haltung ihres Körpers das Zimmer zu verlassen; doch wurde sie unter der Thür desselben noch für eine kurze Weile aufgehalten, da diese sich öffnete und Lucy von Rivola an der Seite ihrer Freundin Elise eintrat, deren Hand sie fest in der ihrigen hielt und welche sie, ohne der Revisorin große Beachtung zu schenken, rasch zu Frau Welkermann hinzog.

„Ach, meine liebe Frau Stadtschultheiß," sagte das junge Mädchen, „verzeihen Sie mir, daß ich schon so früh komme! Aber ich mußte meiner guten Elise aus vollem, treuem Herzen meinen Schmerz über den traurigen Vorfall bezeigen; auch mein Vater würde mitgekommen sein, doch hielt er es für passender, sich später nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

„Sie sind ein gutes, liebes Kind, und ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme!" gab Elisens Mutter zur Antwort, indem sie Lucy auf die Stirn küßte, wie sie es gewöhnlich zu thun pflegte.

Die Revisorin war noch einen Augenblick an der Thür stehen geblieben und verließ erst dann das Zimmer, nachdem sie durch Lucy's Worte erfahren, daß diese schon um das Unangenehme wußte, welches sich hier im Hause ereignet. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte sie da bleiben müssen, um den Vorfall zur Kenntniß des Fräuleins zu bringen.

„Aber das sind ja ganz traurige Geschichten!" sagte Lucy mit bekümmerter Miene.

„Und breiten sich rascher aus, als gute Nachrichten," meinte Elise — „es ist das so der Lauf der Welt."

„Ich begleitete meinen Vater nach der Stadt und blieb im Wagen sitzen, da Papa auf dem Rathhause etwas zu thun hatte — ich glaube, der Herr Stadtschultheiß hat ihm von dem Vorgefallenen Mittheilung gemacht, oder auch vielleicht ein Bekannter des Herrn Ferdinand, der Lieutenant von Miltau, den Papa anrief, als er vorübergehen wollte, und mit dem er sich eine Zeit lang angelegentlich unterhielt; dann sagte er mir, ich solle hieher fahren, während er seine übrigen Geschäfte besorge. Es hat Papa recht bestürzt gemacht, er nimmt den allergrößten Antheil, und ich selbst, Elise, ach, ich zittere noch, wenn ich daran denke, daß ein Duell hätte stattfinden können!“

„Auch ich, Lucy, und da ist es immer noch besser, daß es kam, wie es gekommen ist; man muß von zwei Uebeln das kleinste wählen — aber setze Dich doch, Lucy!“

„Einen Augenblick, recht gern, Elise — ich muß Papa später am Schlosse abholen. — Und das Duell hat mit Herrn Welden stattfinden sollen? — Wie das schrecklich ist! — Herr Ferdinand soll ziemlich schuldlos bei dieser Geschichte sein, glaubte ich aus den Worten meines Vaters zu entnehmen, der mit dem Betragen des Herrn Welden nicht zufrieden scheint — ist's nicht so?“

„Es ist doch wohl möglich,“ antwortete die Stadtschultheißin kopfnickend, doch mehr für sich selber, als in Entgegnung auf die Frage des Fräuleins.

Elise aber sagte, während die Röthe des Zornes über ihre jetzt so bleichen Züge flog und sich ihre Lippen ein klein wenig öffneten: „Die Wahrheit vor Allem; ich bin fest überzeugt, daß die Schuld an Ferdinand liegt — wie der Anfang, so das Ende, wenn man Wind säet, muß man sich nicht wundern, wenn Sturm aufgeht!“

Die Stadtschultheißin warf einen bittenden Blick auf ihre Tochter, worauf diese aber muthig, ja finster fortfuhr:

„Und warum soll ich das nicht sagen? Es wird Leute genug

geben in dieſer ſchlechten Welt, die meinem Herrn Bruder nicht die Spur eines Unrechts vorwerfen werden, weil er der Sohn des Stadtſchultheißen iſt, und die den Anderen verdammen, dem keine gewichtigen Verbindungen und keine große Familie zur Seite ſtehen — deßhalb ſchmerzt es mich auch, Lucy, wenn Dein Vater in der That das Unrecht auf Seiten Welden's ſehen wollte."

Frau Welkermann hatte ſich ſeufzend erhoben, als Eliſe ſo ſprach, war dann langſam an ihren Schreibtiſch getreten und dann unvermerkt aus dem Zimmer gegangen, wohl um das Geſpräch der beiden Mädchen nicht zu ſtören, vielleicht aber auch, weil ſie den bitteren Bemerkungen ihrer Tochter nichts entgegenzuſetzen vermochte.

„Wie es mich freut, liebe Eliſe, daß Du ſo über Herrn Welden ſprichſt," ſagte Lucy in innigem Tone — „ich weiß, Du kannſt ihn gut leiden und würdeſt nichts Schlimmes über ihn ſagen!"

„Doch nur, weil das nach meiner Anſicht die Unwahrheit wäre; Recht muß Recht bleiben, wenn wir auch darunter zu leiden haben, und ich habe ſchon viel gelitten unter dem Unrecht, das mir mein Bruder Ferdinand angethan."

„Uebertreibſt Du nicht, Eliſe?" fragte Lucy mit einem freudigen Aufleuchten ihrer Blicke. „Was hat denn Ferdinand ſo Unrechtes gethan?"

„Ich kann das nicht ſagen, da Du Manches doch nicht verſtehen würdeſt; aber er hat den Eltern und auch mir tiefes Herzeleid zugefügt."

„Alſo hältſt Du auch Herrn Welden in dieſer Angelegenheit nicht für ſchuldig?"

„Gewiß nicht — Herr Welden iſt für mich das Ideal eines jungen Mannes!"

„Wie mich das freut, weil Papa ſo ganz anders geſprochen hat!"

„Seit wann denn?"

„Heute Morgen, nachdem er die Nachricht über den Vorfall in eurem Hause erhalten. Vor einigen Tagen war Herr Welden längere Zeit bei uns, und mein Vater war mit ihm so gut und lieb, wie er es nur mit seinen vertrauten Freunden ist und wie es Herr Welden auch verdient."

„Und was sagt er jetzt über ihn?"

„Ich hörte wohl seine Worte, aber ich verstand sie nicht genau; er sagte: ‚Wie ich mich in diesem Welden getäuscht habe — wie schlecht von ihm, so wenig sein Wort zu halten!' — Er sprach das allerdings mehr zu sich selber, als zu mir, doch deutlich genug, daß ich es verstehen konnte — ach, liebe Elise, und ich erschrack über das, was er mir sagte: es wäre eine Schande, so schlecht und feige zu sein! Und damit meinte er niemand Anders, als Herrn Welden."

„Beruhige Dich, mein Herz, Du wirst das mißverstanden haben: so schlecht und so feige, das paßt nicht auf Welden."

„Aber auf Deinen Bruder auch nicht, und Einen von diesen Beiden meinte er doch ganz gewiß."

„Feige — nein, das paßt allerdings nicht auf meinen Bruder; feige ist er nicht, aber — doch laß es gut sein, Kind," unterbrach sie sich selber, „wozu über Sachen nachgrübeln, die entweder Räthsel für uns bleiben sollen oder sich von selbst auflösen? Hier glaube ich das Letztere: es ist noch manches Unklare in dieser Geschichte, vor dem ich allerdings zittere, daß es sich auflöse — doch, wie Gott will, wir werden auch darüber hinwegkommen!"

„Du gewiß, Elise, mit Deinem ruhigen Gemüthe, mit der Vernunft und Klugheit, die Du stets zu Rathe ziehst — wie ich alles das an Dir bewundere, vor Allem die Ruhe, mit der Du dem Kommenden entgegensiehst — ich kann das nicht, ja leider kann ich es nicht!"

Bei diesen letzten Worten hatte Lucy ihren Arm um den Hals der Freundin geschlungen und ihren Kopf an die Brust Eli-

Nur ein einziges kleines Gemach war sehr einfach möblirt und seine ganze Verzierung bestand in einem großen Gemälde, das, mit einem grünen Schleier bedeckt, die hintere Wand einnahm. Das kleine Zimmer machte einen wehmüthigen Eindruck auf den Baron, den er sich nicht erklären konnte. Das einzige Fenster desselben gieng in den Wald hinauf, und dort folgte das Auge in gerader Richtung einem ausgefahrenen alten Waldwege, der mit Moos und niederem Strauchwerk bedeckt war und dessen Richtung nur noch hie und da von alten, verwitterten Steinen angegeben wurde oder von morschen Kreuzen, welche der fromme Glaube früherer Zeiten dort hingepflanzt und die sich nun, alt und gebrechlich, vor dem Wind auf die Seite gebeugt hatten.

Das Ende dieses Weges wurde von dem alten Försterhause begränzt, das mit seinem spitzen Dach und hohen Wartthurm einer Dorfkirche ähnlich sah; ja, einer Dorfkirche, und wenn man so aus dem Fenster hinaussah in den stillen Waldweg, so konnte man glauben, man habe einen heimlichen, ruhigen Friedhof vor sich.

Vor dem Gemälde stand ein Tischchen in Form eines Altars und auf demselben lag ein Album — so lautete wenigstens die Aufschrift des schwarz eingebundenen Buchs.

Sehr ernst schaute der Hausherr den Baron an, als sie dieses kleine Gemach betraten, und sagte ihm:

„Um dir einen Beweis zu geben, wie hoch ich deine Ankunft schätze, führe ich dich auch in dieses Zimmer und zeige dir dieses Bild. Es wird nur an hohen Festtagen enthüllt, nicht Festtagen, die der Kalender bringt, sondern Fest- und Feiertagen, die in meinem Herzen unauslöschlich eingegraben sind.“

Er zog den Vorhang von dem Bilde zurück und eine unnennbar wohlthuende Wärme durchströmte das Herz des Barons.

ſens gelegt, über deren Zügen ſich jetzt ein wohlwollendes, aber etwas trübes Lächeln zeigte.

„Närrchen,“ ſagte ſie ſchmeichelnd, „ich begreife es wohl, daß Du allem Kommenden mit großer Ungeduld entgegenblickſt, weicht doch in Deinem glücklichen Leben das Schöne immer dem Schöneren.“

„Nicht ſo ganz, Eliſe, nicht ſo ganz: ich blicke ſeit Kurzem oft recht traurig, ja, recht ſchmerzlich in die Zukunft!“

„Du? — Ah, das iſt etwas Neues! Haſt Du vielleicht einen Wunſch in Deinem kleinen Herzen, der ſich nicht ſo leicht erfüllen läßt? Möchteſt Du eine andere kleine Equipage haben, oder eine neue Kammerjungfer, oder Deine Brillanten anders gefaßt?“

„Du ſpotteſt über mich, Eliſe — es iſt viel Wichtigeres, was mich beſchäftigt.“

„Wenn ich Dir einen guten Rath geben kann oder wenn Du meine Anſicht hören willſt, ſo ſage mir, was Dich bekümmert.“

„Es hat ſich mir noch nicht ganz beſtimmt gezeigt, es huſchte nur einige Male wie hinter trüben Schleiern ſchattenhaft an mir vorüber.“

„Ich verſtehe Dich nicht.“

„Du kennſt doch meinen Vetter Eugen Hartenſtein?“

„Den Huſarenoffizier? Der kann doch nicht ſchattenhaft für Dich ſein — nicht einmal räthſelhaft.“

„Er nicht, aber einige Worte, die meine Mutter neulich mit meinem Vater über ihn in Beziehung auf mich ſprach.“

„Ah, nun glaube ich Dich zu verſtehen!“

„Und iſt das nicht ſchrecklich, Eliſe?“

„Ganz und gar nicht — ich würde das für eine recht paſſende Verbindung halten.“

„Aber ich liebe meinen Vetter Eugen Hartenſtein durchaus nicht!“

„Das wäre ſchon etwas, um nicht ganz heiter in die Zukunft zu blicken — aber, meine liebe Lucy, wenn . . .“

„Aber, meine gute, gute Elise, sprich es doch aus, was Du sagen wolltest!“

„Wenn Du vielleicht jemand Anders liebtest, dann allerdings ....“

„Dann gibst Du es zu, daß ich eine Ursache hätte, traurig, kummervoll in die Zukunft zu blicken?“ sagte Lucy von Rivola, während sie ihren Kopf rasch erhob und ihr von einer tiefen Röthe bestrahltes Gesicht an die kühle Wange ihrer Freundin drückte und hierauf in leidenschaftlicher Erregung fortfuhr: „Nun denn, warum soll ich es läugnen? Ja, ich liebe — o, so sehr, so sehr — ja, ich liebe ihn!“

„Welden ....?“

„Das habe ich Dir ja noch nicht gesagt.“

„Aber ich wußte es, mein armes Herz, ich, Deine treue Freundin, die wie Niemand in Deinem offenen, ehrlichen Auge zu lesen versteht — weißt Du aber auch, meine liebe Lucy, daß das eine recht traurige Liebe ist?“

„Ich habe es mir zuweilen gesagt, aber es selbst nicht geglaubt, bis mein Vater heute Morgen so über Welden sprach — o, das hat mich namenlos unglücklich gemacht — ja, ich liebte ihn absichtslos, ohne irgend eine Hoffnung — wie sollte ich auch dazu kommen, etwas von seinem Herzen zu erwarten, von ihm, der das kleine, unbedeutende Mädchen nur so gleichgültig wohlwollend betrachtet, der kaum einen Blick für mich hat, wenn ich, ihn anschauend, oft nur mühsam meine Thränen zurückhalten kann — weißt Du wohl, Elise, daß ich recht sehr unglücklich bin, daß ich es fühle, ohne genau zu wissen, warum, wie sich meine Zukunft finster umzieht?“

„Närrchen, Du kannst und wirst noch glücklich werden!“

„Glücklich nicht, vielleicht ruhig und zufrieden, wenn ein großes Unglück, das mir bevorsteht, vorübergegangen sein wird, ohne zu viel an meinem Herzen zerstört zu haben!“

„An Deinem achtzehnjährigen Herzen — es wäre das allerdings ein großes Unglück, wenn dieses kleine Herz nicht zu vernünftig wäre, um sich einer so hoffnungslosen Liebe wegen tief zu betrüben!“

„Du spotteſt meiner, Eliſe, und doch fühle ich tiefer, als Du nur denkſt!“

„Ich weiß das — ich möchte Dich erheitern, obgleich ich ſelber nicht heiter bin — ach, wie ſehne ich mich nach der ſchönen Zeit des Frühlings, und möchte dann mit Dir hinausziehen, wie damals, durch Feld und Wald, aber gänzlich frei und unabhängig, fort aus dieſen Mauern, fort von dieſen Menſchen!“

„Ja, ja,“ ſagte Lucy, träumeriſch mit dem Kopfe nickend, „weit, weit fort von hier — und weißt Du auch, wohin? O, ich vergeſſe es nie, wie Du es mir damals als ein ſeliges Glück ſchilderteſt, abgeſchloſſen von der ganzen Welt mit gleichgeſtimmten Seelen leben zu können — weißt Du es wohl noch, Eliſe, wie wir uns ein kleines Gärtchen und eine kleine Zelle ausmalten, in der wir glücklich ſein wollten, oder denkſt Du nicht mehr ſo?“

„Gewiß denke ich noch ſo, mein liebes Herz — aber Du? — Gib Acht, wie bald für Dich die Sonne wieder glänzend ſcheint und alle finſteren Schatten verſchwinden läßt!“

„Aber wenn dem nicht ſo iſt, wenn ein Unglück, das mir droht, obgleich ich ſelbſt nicht weiß, woher, über mich hereinbrechen ſollte, ein wirklich ſchweres Unglück, dann, Eliſe, würdeſt Du mich vielleicht doch mit Dir nehmen, wenn Du einmal entſchloſſen biſt, dieſe böſe Welt zu verlaſſen?“

„Dann, ja, dann! Mit wem wäre ich lieber auf immer vereint, als mit Dir?!“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Als Welden nach dem Furchtbaren, das ihm heute Morgen begegnet war, wie aus einer tiefen Betäubung wieder erwachte und in seinem Zimmer umherblickte, schien ihm Alles ein böser, schwerer Traum zu sein, und doch sah er an allem, was ihn umgab, die furchtbare Wahrheit: da lagen auf seinem Schreibtische die Papiere und Pakete, wie er sie in der Nacht geordnet; da sah er seinen Koffer verschlossen neben der Thür stehen; da hörte er die Uhr des benachbarten Kirchthurmes schlagen, sieben Mal, und jeder Schlag schien ihm hohnlachend zu sagen: „Wie wäre dir jetzt so wohl, wenn du draußen ständest, fünf Schritte vor der Mündung einer Pistole — oder, noch besser, wenn die Kugel, dem Lauf entflogen, ihr Ziel, dein Herz, nicht verfehlt hätte!“

Merkwürdiger Weise schienen all die zahlreichen Uhren der Stadt, welche jetzt nach einander in den verschiedensten Tonarten anschlugen, nicht nur der gleichen Ansicht zu sein, sondern ihre Gedanken und Meinungen noch schärfer auszusprechen, daß man es von diesem Welden nimmermehr erwartet hätte, sich auf solch strafbare Art zurückhalten zu lassen, und daß die ganze Stadt wohl Recht hatte in ihrer Vermuthung, Welden sei doch nicht ganz unschuldig daran, daß der Polizeirath Merkel — ihr Bruder —

so entscheidend eingegriffen habe; „— sehr — glaub — lich — sehr — glaub — lich!“ brummte die Thurmglocke, und das Glöcklein der Kapuzinerkirche gellte schließlich: „gewiß — gewiß — gewiß!“

„Wenn die Glocken es verkünden, muß wohl etwas Wahres daran sein,“ murmelte der junge Ingenieur in dumpfem Tone zwischen den fest auf einander gebissenen Zähnen hervor. Und dann kamen Augenblicke, wo er seine beiden Hände fest an die Schläfen drückte und sich alle Mühe geben mußte, das, was Miltau gesagt und die Glocken wiederholt, selbst nicht zu glauben, denn es war gar zu unwahrscheinlich.

Doch gingen diese furchtbaren Gedanken auch vorüber, wenigstens für kurze Zeit, und dann überlegte er mit brennender Stirn, was jetzt zu thun sei; sein Gedanke war, Ferdinand Welkermann aufzusuchen, um diesem der Wahrheit gemäß Alles zu erzählen, wie es sich begeben — Alles? — Unmöglich! Hoffte er doch immer noch etwas von der Discretion Miltau's, wenn er anderentheils schon zugeben mußte, jener könne nicht anders, als den Ruf einer unglücklichen Frau vernichten, um seine Behauptung, Welden sei ein elender, feiger Wicht, aufrecht zu erhalten. Und würde Welkermann anderer Ansicht sein oder sein wollen? Das Letztere vielleicht; denn auch Welden erkannte seinem Gegner bei all dessen Fehlern ehrenhafte Gesinnungen zu.

Was aber thun, wenn er zu Welkermann kam und dieser ihm achselzuckend wiederholte, was Herr von Miltau ihm hier auf dieser Stelle gesagt? Nein, nein, das zu ertragen wäre ihm heute Morgen bei der Aufregung, in der er sich befand, unmöglich gewesen! Wo sollte er Rath und Hülfe suchen? Bei Herrn von Rivola? Sein Herz zog sich schmerzlich zusammen, wenn er an diesen dachte und an die Unterredung, welche er mit ihm gehabt. Bei dem Polizeirath Merkel? Ja, es war das Beste, diesen aufzusuchen und von ihm eine kategorische Erklärung zu verlangen, daß — daß er, der

arme Welden, unſchuldig ſei. Er lachte ſelbſt ingrimmig auf, als er dieſen Gedanken ausbildete und weiter verfolgte, als er daran dachte, ſeine zerriſſene Ehre durch ein polizeiliches Zeugniß wieder herſtellen zu wollen. Und ſelbſt eine Unterredung mit dem Polizeirath betreffend, ſtiegen undurchdringliche Schranken vor ihm auf: konnte er doch nicht vor ihn hintreten und ihm ſagen: „Herr, man hält mich für fähig, auf Sie eingewirkt zu haben, weil Ihre Schweſter — freundlich für mich geſinnt iſt! Geben Sie mir ein Zeugniß, daß dem nicht ſo iſt, trotzdem Ihre Frau Schweſter ein wenig ſtark compromittirt ſcheint!“

Ah, verflucht, ſo war ihm jede Ausſicht verbaut, wohin er ſich wandte, und er konnte nichts thun, als ſich ſeinen Feinden auf Gnade und Ungnade ergeben!

Und das wollte er doch nicht — nein, bei Gott, das konnte er nicht! Er mußte wenigſtens den Verſuch machen, Ferdinand Welkermann von ſeiner Unſchuld zu überzeugen und alsdann deſſen Großmuth die Beſtimmung über den Vollzug des Duells überlaſſen. „Seine Haft wird nur einige Tage dauern,“ dachte er ganz richtig, „kaum einige Tage; denn welches Recht hat Merkel überhaupt, Ferdinand Welkermann zu verhaften?“ — Und da es ihm nach langem Ueberlegen das Zweckmäßigſte ſchien, ſich über die Dauer der Haft Ferdinands Gewißheit zu verſchaffen, zog er ſich raſch vollſtändig an, um zum Polizeirath zu gehen, welchen er ſich ſchon erlauben konnte, ſo früh am Morgen aufzuſuchen.

Er warf einen ſcheuen Blick nach ſeinem Schlafzimmer und biß ſeine Zähne in die Lippen, als er hierauf das Zimmer verließ. Doch konnte er ſich nicht enthalten, draußen im Gange ein paar Mal lauſchend ſtehen zu bleiben; aber er hörte kein Geräuſch, als die Stimme des Dienſtmädchens in der Küche, die ihr Tagewerk mit einem halblaut geſungenen Liede begann.

Wie wohl that ihm draußen der Anblick des trüben, grauen Himmels, das Wehen eines ſcharfen Nordoſtwindes, welcher ihm

zuweilen einzelne, schwere Regentropfen prickelnd in's Gesicht jagte; wie angenehm war es ihm bei diesem häßlichen Wetter, wenige Leute auf der Straße zu sehen und wie er glaubte, von keinem Bekannten bemerkt worden zu sein, als er, nun noch einmal rasch umbiegend, in das Gebäude der Polizeidirection trat.

Der Amtsdiener des Herrn Merkel, welcher in Welden einen genauen Freund seines Herrn erkannte, machte trotzdem ein zweifelhaftes Gesicht bei dessen Frage nach dem Polizeirath. „Allerdings," sagte er, „ist derselbe schon sichtbar, aber ich weiß nicht, Herr Welden, ob . . . ."

„Sie mich anmelden können? Wenn ich Sie nun aber versichere, daß dies die Zeit ist, welche mir der Herr Polizeirath bestimmt hat?"

„Ah, das ist etwas Anderes, und bitte ich Sie, nur einzutreten! Der Herr Polizeirath ist allerdings noch nicht zurückgekehrt — er ging in einer dringenden Angelegenheit zu Seiner Excellenz dem Herrn Polizeiminister —, aber die Anderen sind bereits drinnen."

Welden war mit seiner eigenen Angelegenheit zu sehr beschäftigt, um auf die letzte Bemerkung des Amtsdieners besonderes Gewicht zu legen, und trat durch's Vorzimmer in das Schreibkabinet des Polizeiraths. Fast wäre er indessen wieder umgekehrt, als er hier neben der Thür einen Mann sitzen sah, den er wohl kannte, den geheimen Polizeiagenten Schmetterer, der in Dienstangelegenheiten auf den Herrn Polizeirath zu warten schien. Auch befand sich hier noch ein anderer Herr, in etwas gebückter Haltung in der Nähe des Ofens sitzend. Er war sehr gut, ja, mit Auswahl gekleidet und schien, obgleich sich Herr Schmetterer bei dem Erscheinen Weldens grüßend erhob, keine Notiz von dem Eingetretenen zu nehmen, denn er wandte nicht einmal den Kopf, sondern fuhr in der Beschäftigung fort, einen kleinen, feinen Spazierstock in die

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20783 / 049

zwiſchen ſeinen Füßen befindliche Ritze des Fußbodens einzubohren.

Welden dankte für einen Stuhl, den ihm Herr Schmetterer zuvorkommend anbot, und ging mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, in dem Zimmer auf und ab, wobei er aber wohl bemerkte, daß der Fremde ſeinen Kopf erhoben hatte und ihn wahrſcheinlich betrachtete; doch ſchaute derſelbe jetzt, als ſich der Ingenieur auf ſeinem Gange umgewandt, mit einem nüchternen, faſt trüben Lächeln an den mit grauen Wolken bedeckten Himmel empor, wobei er leiſe ſeufzte. Welden kannte ihn nicht, obgleich er ſich wohl erinnerte, dieſes Geſicht ſchon irgendwo geſehen zu haben.

Jetzt nahten ſich eilige Schritte der Thür, und der Polizeirath trat nach ſeiner Gewohnheit raſch ein, lächelte äußerſt wohlwollend und freundlich, als er Welden zunickte und ihm ſeine Rechte entgegenſtreckte, und wandte ſich hierauf nach einem kurzen Blicke auf Schmetterer gegen den Fremden, der ſich nun ebenfalls erhoben hatte, und ſagte zu dieſem: „Ah, da wären wir alſo wieder, mein lieber Herr Steffler!“

„Ich muß hinzufügen: leider, Herr Polizeirath! Denn es iſt hart, wenn man gezwungen iſt, eine lang projectirte wichtige Reiſe ſo gänzlich unnöthiger Weiſe zu unterbrechen!“

„Machen Sie ſich darüber weiter keine Sorgen; Sie werden Ihre Reiſe ſpäter nicht nur wieder fortſetzen können, ſondern ich verſpreche Ihnen auch noch eine gute Entſchädigung, wenn es wirklich wahr ſein ſollte, daß wir Ihre Reiſe unnöthiger Weiſe unterbrechen. Doch ſetzen Sie ſich, ich bitte darum!“

Hierauf ging der Polizeirath zu Welden, der ſich discreter Weiſe an das Fenſter zurückgezogen hatte und nun ſagte: „Verzeihen Sie, Herr Polizeirath, daß ich das mir von Ihnen gütigſt ertheilte Paßwort anwandte, um Sie zu ſo früher Morgenſtunde zu ſehen — auch um Sie wahrſcheinlich in wichtigen Geſchäften zu ſtören.“

„Machen Sie sich darüber keine Sorgen, mein lieber Freund,“ entgegnete der Polizeirath, die Hände reibend. „Hätte ich doch darauf schwören wollen, daß ich heute Morgen das Vergnügen haben würde, Sie bei mir zu sehen!“

„Es wäre mir allerdings sehr angenehm gewesen, einige Worte mit Ihnen reden zu können.“

„Und warum das nicht? Doch ich verstehe,“ fuhr der Polizeirath mit einem Blicke auf Steffler fort. „Wissen Sie was, setzen Sie sich und nehmen Sie zu Ihrer Unterhaltung eine Zeitung, so lange ich ein paar nöthige Worte mit diesem Herrn rede.“

„Wenn ich Sie nicht störe — doch werde ich mich bemühen, meine ganze Aufmerksamkeit den Tagesneuigkeiten zuzuwenden.“

„Davon bin ich überzeugt,“ sprach der Polizeirath und trat dann dicht zu Herrn Steffler, dem er mit halbleiser Stimme sagte: „Ich habe Sie nur deßhalb gleich nach Ihrer Rückkehr kommen lassen, da mir Herr Schmetterer Ihren etwas sehr lebhaft ausgesprochenen Wunsch mittheilte, mich zu sehen.“

„Und darin hatte ich wohl nicht Unrecht, Herr Polizeirath,“ versetzte der Angeredete in einem scharfen, heiseren Tone. „Wenn man so plötzlich und ohne allen denkbaren Grund von einem Polizeibeamten angehalten wird, hat man wohl das Recht, nach der Ursache zu fragen.“

„Gewiß, gewiß, Sie haben das Recht, und es soll Ihnen auch seiner Zeit eine genügende Antwort nicht vorenthalten bleiben.“

„Seiner Zeit? Ach, Herr Polizeirath, das ist ein schreckliches Wort! Ich hatte wirklich nicht anders erwartet, als daß es sich nur vielleicht um eine einfache Frage handle, nach deren Beantwortung man mich wieder meines Weges ziehen ließe. Herr Polizeirath, bedenken Sie, daß ich eine geliebte Braut habe, die meiner sehnsüchtig harrt!“

„Leider ja, ich weiß das, Herr Steffler, aber die gebieterische

Sorrento —

Ja, es war Sorrento, die wunderbare liebliche kleine Stadt im prachtvollen Meerbusen Neapels.

Der Standpunkt des Malers war auf der Terasse der Villa Tasso, rechts lag in violetter Abendfärbung der Vesuv und über ihm die unbewegliche Rauchwolke, von der untergehenden Sonne wie ein flammender Pinienbaum bemalt.

Am Fuße des Gebirgs hingeschmiegt lag Portici und Neapel, und dunkelblau vor ihnen ausgebreitet lag das Meer und all' die herrlichen Inseln: Capri, Ischia und Procida. An der Terasse lehnte ein junges Mädchen in einfachem, schwarzem Kleide, welches die zierlichen und schlanken Formen des Körpers reizend hervorhob. Sie wandte den Blick träumend von der Landschaft ab, indem sie die rechte Hand auf das Geländer stützte, und auf diese Art hat uns der Maler gegeben, was er vermochte: die reiche herrliche Landschaft und den Kopf eines Weibes, reizend, wie ihn die Natur nur an Feiertagen hervorbringt. War es eine Italienerin? Sie hatte den edlen römischen Gesichtsschnitt. War es eine Französin? Sie hatte den zierlichen Mund und die elegante Gestalt.

Der Baron sah seinen Freund fragend an. Dieser verhüllte das Gemälde wieder und sagte leise: „eine Reisebekanntschaft."

„Also ein Portrait und ähnlich?" entgegnete der Baron.

„So ähnlich," antwortete er, „wie es ein geschickter Maler, der sie nur zweimal sah, machen konnte."

„Gib mir Aufschlüsse darüber," bat ihn der Baron.

„Später einmal," entgegnete er und lehnte sich an's Fenster.

Der Baron öffnete den Deckel des Albums. Es lag nichts darin, als ein einfaches gelbes Blatt und auf demselben ein kleines Briefchen.

„Komm," sagte Alfred, „wir wollen lustig sein."

„Ja," versetzte der Andere, „das Leben ist so kurz."

Nothwendigkeit gestattet mir nun einmal nicht, Sie so rasch, wie Sie denken, wieder zu entlassen; doch soll Alles zur Beschleunigung geschehen, das verspreche ich Ihnen auf mein Wort, bitte Sie aber dabei, sich in Geduld zu fügen. Herr Schmetterer wird Ihnen schon gesagt haben, daß ich, um Ihre Angelegenheit rascher zu betreiben, für ein gutes Zimmer hier ganz in meiner Nähe gesorgt habe, ein anständiges Zimmer, in welchem es Ihnen durchaus an nichts fehlen soll."

„Ich habe es schon gesehen, Herr Polizeirath," erwiederte Steffler mit einem recht traurigen Blicke und einem tiefen Seufzer, den er sich vergeblich Mühe gab, zu unterdrücken. „Es ist recht klein und hat stark vergitterte Fenster."

„Wie wir es eben hier haben," gab der Polizeirath achselzuckend zur Antwort; „doch glauben Sie mir, es wird nicht lange dauern, wozu auch Sie sehr viel beizutragen im Stande sind."

„Nun denn, es ist eine Schickung — Sie werden sehen, daß man mir Unrecht thut."

Damit machte er eine tiefe Verbeugung und ging, gefolgt von dem Polizeiagenten Schmetterer, der Thür zu. Dort blieb er aber einen Augenblick wie überlegend stehen und sagte dann, sich umwendend: „Würde es mir nicht gestattet sein, Herr Polizeirath, ein paar wohlwollende Gönner, die ich hier habe, von meiner Rückkehr brieflich in Kenntniß zu setzen?"

„Vielleicht, Herr Steffler. Wer sind diese Gönner?"

Der Andere zauderte einen Moment mit der Antwort; dann sagte er mit einem raschen Blicke auf Welden und mit lauterer Stimme, als er bisher gesprochen: „Es sind dies Herr Ferdinand Welkermann, der Sohn des Stadtschultheißen, und der Herr Baron von Rivola."

Der junge Ingenieur hatte sich in der That alle Mühe gegeben, die Zeitung mit Aufmerksamkeit zu lesen, um nicht genöthigt zu sein, unwillkürlich etwas von dem Gespräche der Anderen zu

vernehmen; doch ſchlug jetzt der laut ausgeſprochene Name der beiden Leute, mit denen er ſich in der letzten Zeit ſehr beſchäftigt, ſo eindringlich an ſein Ohr, daß er nicht anders konnte, als aufzuſchauen und auf dieſe Art dem Blicke des Herrn Steffler zu begegnen, der über die Aufmerkſamkeit, welche er erregt, ein ſehr zufriedenes Geſicht machte und ſogar die etwas barſche Antwort des Polizeirathes: „Hoffentlich wird Ihr Beſuch nicht ſo lange dauern, daß Sie nöthig hätten, Ihre Bekannten davon in Kenntniß zu ſetzen," zu verſchmerzen ſchien.

„Das iſt ein ganz eigenthümlicher Menſch," fuhr Herr Merkel, gegen Welden gewandt, fort, nachdem ſich die Thür hinter dem unfreiwilligen Gaſte der Polizeidirection geſchloſſen. „Kannten Sie ihn? Iſt er Ihnen früher ſchon begegnet?"

„Ich meine, ich hätte ihn ſchon geſehen, aber unter ſo gleichgültigen Umſtänden, daß mir nichts mehr davon erinnerlich iſt. Was hat er für eine Beziehung zu Ferdinand Welkermann oder zu Herrn von Rivola, oder iſt das vielleicht eine indiscrete Frage?"

„Ganz und gar nicht; ich will Ihnen ſpäter darüber ſagen, was ich vermag. Doch jetzt, mein junger Freund, laſſen Sie mich wiſſen, was Sie ſo früh zu mir herführt?"

„Sollten Sie keine Ahnung davon haben, Herr Polizeirath?"

„Eine kleine allerdings; doch ſcheint mir Ihre Miene zu erregt, als daß Sie nur deßhalb zu mir gekommen wären, um mich darüber ein wenig zur Rechenſchaft zu ziehen, daß ich mich in Dinge gemiſcht, die mich, Ihrer Anſicht nach, eigentlich gar nichts angehen ſollten."

„Ah, Herr Polizeirath," rief Welden, „ich meine, auch einfach dafür könnte wohl meine erregte Miene verzeihlich erſcheinen! Nicht genug, daß Sie mich drei Tage lang hinhalten und mich ſchon dadurch in eine ſchiefe Stellung bringen — nein, ſie verhaften meinen Gegner unter ſo außerordentlichen Umſtänden, daß alle

Welt vollkommen das Recht hat, mit den Fingern auf mich zu deuten!"

Je heftiger der Ingenieur dieſe Worte hervorſtieß, um ſo ruhiger, ja, um ſo behaglicher ſchien ſich der Andere zu fühlen: er rieb ſich mit einem lächelnden Geſichtsausdrucke die Hände, ehe er zur Antwort gab: „Es ſollte mir in der That leid thun, dieſe Wirkung hervorgebracht zu haben. Aber wie iſt das vernünftiger Weiſe denkbar?"

„So einfach, Herr Polizeirath, daß ich es nicht verſtehe, wie Sie nicht ſchon von ſelbſt auf dieſe Idee kommen," verſetzte Welden mit ſehr bewegter Stimme: „Alle Welt weiß, daß ich im Hauſe Ihrer Frau Schweſter wohne, daß ich der Familie derſelben ſehr befreundet bin . . . ."

„Alle Teufel, daran habe ich nicht gedacht!"

„Sie, Herr Polizeirath, der nicht leicht etwas vergißt? Doch freut es mich, daß Sie meine unangenehme Lage einzuſehen ſcheinen — meine fürchterliche Lage!" fuhr er heftiger fort.

„Ah, man hält Sie für fähig, durch meine Schweſter auf mich eingewirkt zu haben, und man glaubt, ich hätte auf mich einwirken laſſen! Das iſt allerdings ſchlimm, aber . . . ."

„Man war ſo freundlich, mir mit ziemlich klaren Worten in's Geſicht zu ſagen, daß man mich für einen erbärmlichen, feigen Menſchen halte, und um das Gegentheil zu beweiſen, könnten wohl aus dem einzigen Duell mehrere entſtehen."

„Hm," machte der Polizeirath, indem zum erſten Male heute Morgen auf ſeinem gleichmäßig heiteren Geſichte ein verdrießlicher Zug erſchien, „was iſt aber da zu thun? Glauben Sie mir, mein lieber Freund, daß ich den Ernſt und das Unangenehme Ihrer Lage nicht nur vollkommen einſehe, ſondern auch bereit bin, zu helfen, wo und wie ich kann — aber wie? Darin liegt gerade die Schwierigkeit."

„Nichts einfacher, als das, Sie erklären öffentlich den wirk-

lichen Grund, warum Sie Herrn Ferdinand Welkermann unter Hausarrest gesetzt."

„Mit Vergnügen — schriftlich auf Stempelpapier, um das Duell mit Ihnen zu verhindern."

„Bah, Herr Polizeirath, das ist nicht der wirkliche Grund!"

Herr Merkel, der einen Augenblick an's Fenster getreten war, wandte sich rasch um und blickte den jungen Ingenieur erstaunt an.

„Seien wir so aufrichtig gegen einander, wie es der fürchterliche Ernst meiner Lage verlangt. Ja, Herr Polizeirath, Sie sehen in mir einen sonst ruhigen und ziemlich vernünftigen Menschen, der aber durch das, was ihm widerfahren, an den Rand der Verzweiflung gebracht ist. Glauben Sie, ich werde es ertragen, daß Ehrenmänner vor mir die Achseln zucken, daß Leute wie Herr Besenbach und Consorten mir in den Bart spucken? und sie haben alle Ursache dazu. Deßhalb, Herr Polizeirath, muß ich Sie dringend bitten, mir den anderen, wirklichen Grund zu nennen."

„Wenn ich nun aber keinen anderen Grund habe, oder wenn . . . ."

„Dieser Grund vor der Hand noch Amtsgeheimniß bleiben müßte?" ergänzte Welden. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich schon bei unserer Unterredung vor einigen Tagen aus Aeußerungen, die Sie über Welkermann thaten, entnahm, daß Ihnen seine Person als solche zu kostbar sei, um sie in den Fall zu bringen, von mir todtgeschossen zu werden."

„Sie irren, lieber Welden, an der Person liegt mir nichts; als Mann des Gesetzes war es mir darum zu thun, das Duell zu verhindern."

„Ist das Ihre endgültige Erklärung?"

„Ich weiß keine andere, wenigstens keine, die ich Ihnen heute zu geben im Stande wäre."

„Ah, das ist ein Hoffnungsstrahl!" rief der junge Ingenieur

mit bebender Stimme. „Also heute sind Sie nicht im Stande, mir den wirklichen Grund der Verhaftung Welkermann's anzugeben, aber morgen, übermorgen, oder wollen Sie mich wieder in den Bann von drei Tagen thun?"

„Ich will nichts, als Ihr Bestes, mein lieber Freund," erwiederte der Polizeirath, indem er sich der beiden Hände des jungen Mannes bemächtigte. „Ich will, daß Sie ruhig sind, ich will, daß Sie das Unangenehme wie ein Mann ertragen, und verspreche dagegen, Ihnen und der Welt in kürzester Zeit eine Erklärung über das Vorgefallene zu geben, welche gewiß nicht verfehlen wird, Alles zu Ihrem Vortheil aufzuklären."

Welden blickte düster vor sich nieder und versetzte dann kopfschüttelnd: „Es gibt einen Argwohn, der auf uns lasten bleibt, einen Flecken, den wir nicht mehr auszutilgen vermögen: es ist das der Vorwurf der Feigheit, unter dessen furchtbarem Drucke ich ohne Kraft des Widerstandes mein Haupt beugen muß. Würde man mich eines Mordes beschuldigen, eines Diebstahls meinetwegen — es könnte mir vielleicht gelingen, meine Unschuld zu beweisen; aber wenn Sie in meinem Falle einen körperlichen Eid für meine Unschuld ablegen, man wird trotzdem Ihnen und mir nicht glauben, und das einzige Mildernde wäre die Veröffentlichung des Grundes, des wirklichen Grundes, aus welchem Sie, und gerade am heutigen Morgen, Ferdinand Welkermann verhaften ließen. Nennen Sie mir diesen Grund."

Der Polizeirath befand sich offenbar in großer Verlegenheit; er war von dem Fenster weggetreten und ging, die Hände auf den Rücken gelegt, mit weiten Schritten durch das Gemach. Er hatte in der That eine herzliche Freundschaft für Welden, denn er achtete dessen vortreffliche Eigenschaften als Mensch, seine große Befähigung als Künstler, und er war nicht einen Augenblick in Zweifel darüber, daß sich Welden durch die Verhaftung Welkermann's in einer qualvollen Lage befände; er hätte so gern den wirklichen Grund

jener Verhaftung gesagt, denn er hatte ja einen anderen Grund; doch erschien es ihm unmöglich, dadurch sein gut gelungenes Spiel zu zerstören, denn das mußte er sich eingestehen, sprach er es einmal aus, daß er den Sohn des Stadtschultheißen nicht verhaftet habe, um ein Duell zu verhindern, so begab er sich überhaupt des Rechtes zu dieser Verhaftung, welche nur im Einverständnisse mit dem Vater Ferdinand's zur Verhütung einer großen Thorheit für einige Tage möglich war, — nannte er den wirklichen Grund, so war das gerade so, als wenn auf der Mensur ein Fechter zum anderen spräche: „Decke Deine Brust, decke Dein Herz, dorthin zielt die Spitze meines Degens!"

Und wenn der Polizeirath dagegen im Vorbeischreiten in die auf ihn gerichteten brennenden Blicke des jungen Mannes mit dem beinahe flehenden Ausdrucke schaute, fühlte er sich fast bewogen, etwas zu thun, was er noch niemals gethan: ein Amtsgeheimniß zu verrathen — fast, sagen wir, denn als er eben im Begriffe war, es zu thun, erschien ihm sein Amtsdiener wie ein rettender Engel und meldete den Bankdirektor, Herrn Schwemmer, sowie den Chef der Notenfabrikation, Herrn Scholtze.

Welden fuhr mit einem unangenehmen Gefühl empor und sagte, als ihm der Polizeirath mit einem bedauernden Achselzucken voll in das Gesicht sah: „So wäre das also heute Morgen verlorene Zeit und Mühe gewesen; ich verlasse Sie für jetzt, Herr Polizeirath, da ich nicht indiscret genug bin, noch zu bleiben. Doch habe ich eine Bitte, welche Sie mir hoffentlich nicht abschlagen werden: Sie können sich denken, daß es mich drängt, Herrn Ferdinand Wellermann zu sprechen, und bitte ich, mir dazu eine schriftliche Ermächtigung zu geben."

„Sollte das nothwendig sein?"

„Wer weiß — aber es wäre mir für alle Fälle wünschenswerth, und diese Bitte werden Sie mir hoffentlich nicht abschlagen."

„Sie verkennen mich in der That, lieber Welden," erwiederte

Herr Merkel, zum Tiſche tretend, um dort die verlangten Zeilen niederzuſchreiben. „Ich würde Ihnen auch jeden anderen Wunſch erfüllen, wenn nicht die unangenehmſte Nothwendigkeit mir das heute noch zu thun verböte. Aber glauben Sie mir, daß ich in dieſer fatalen Angelegenheit für Sie ſo beſorgt ſein werde, wie Sie es nur ſelbſt ſein können, und daß ich feſt von einem befriedigenden Reſultate überzeugt bin.“

„Das bin ich auch,“ ſagte Welden mit dumpfer, eigenthümlich klingender Stimme und einem ſeltſamen Lächeln, worauf er das gewünſchte Papier aus den Händen des Polizeiraths empfing und ſich nach einer tiefen Verbeugung entfernte.

Unter der Thür begegnete er den angemeldeten beiden Herren, von denen der Bankdirektor Schwemmer in ſichtlicher Aufregung eintrat, was er dadurch bewies, daß er ſich mit ſeinem Taſchentuche Kühlung zufächelte und daſſelbe wiederholt an ſeine Stirn drückte, als wollte er dort nicht befindlichen Schweiß abtrocknen. Auch ließ er ſich ſogleich in den Lehnſtuhl neben dem Schreibtiſche nieder und reichte dann erſt mit einem matten Lächeln dem Polizeirath ſeine Rechte zur Begrüßung.

„Ihre Aufregung verſpricht etwas,“ ſagte der letztere mit einem zufriedenen Lächeln, „doch ſollten Sie das alles gleichmüthig nehmen, verehrter Herr Bankdirektor, und in Ihrem Aeußern nichts davon verrathen.“

„Das thue ich auch gewöhnlich nicht, und Herr Scholtze muß mir bezeugen, daß ich an ſeiner Seite lächelnd durch die Straßen ſchritt; aber hier, unter Freunden, laſſe ich meine Maske fallen und mache durchaus kein Hehl daraus, daß mich dieſe fürchterliche Geſchichte auf's tiefſte erſchüttert.“

„Setzen Sie ſich, Herr Scholtze, wenn ich bitten darf, und laſſen wir uns ruhig über die Angelegenheit reden. Alſo es gibt etwas Neues?“

Der Chef der Notenfabrikation hatte ebenfalls Platz genom-

men und sagte nun, indem er seine Brieftasche hervorzog: „Allerdings gibt es etwas Neues, und zwar die Bestätigung, daß wir es mit einer Fälschung in großartigem Maßstabe zu thun haben."

„Dem lieben Gott sei es geklagt," seufzte Herr Schwemmer. „Sie können sich denken, Verehrtester, daß in den letzten Tagen alle eingelaufenen Noten mit mehr als Argusaugen betrachtet wurden; Verdächtiges fand sich allerdings, aber gestern erst die trostlose Gewißheit. Betrachten Sie die beiden Tausendgulden-Noten in der Hand des Herrn Scholtze gegen das Licht, und Sie werden finden, daß das Wasserzeichen an manchen Stellen kaum noch zu sehen, an manchen aber ganz verschwunden ist."

„Ich conferirte darüber gestern mit unserem ersten Chemiker, dem Professor Förster, der meine Ansicht bestätigte, daß das Wasserzeichen zwar mangelhaft, aber doch zugleich mit dem Papier fabricirt sei, und daß den undeutlichen Stellen desselben mit einer Säure nachgeholfen worden sei, die dasselbe freilich täuschend herstellt, welche aber im Verlaufe von Jahren wieder gänzlich verschwindet."

„Und hätten wir trotz alledem noch zweifeln können," fuhr der Bankdirektor fort, „so hätte sich die Fälschung durch etwas Anderes bis zur Evidenz erwiesen: dem Professor Förster erschien eine Zahl — hier, die zweite in der fortlaufenden Nummer — etwas verdächtig; er machte einen Versuch, und wie Sie genau sehen, fand sich, daß dieser undeutlich erschienenen Zahl künstlich nachgeholfen worden war, aber statt mit Druckerschwärze, was auch bei der größten Sorgfalt nicht gut möglich war, mit chinesischem Tusche, der sich bei der Probe auflöste."

„A—a—a—ah," sagte der Polizeirath, „das sind sehr wichtige und erfreuliche Thatsachen!"

„Erfreulich — das kann ich nun gerade nicht sagen!" rief der Bankdirektor schmerzlich. Doch bin auch ich wenigstens darüber erfreut, daß wir einmal festen Grund unter den Füßen fühlen!"

„Aber einen Grund, dem viel Unangenehmes für uns alle entsprießen muß," sagte der Chef der Notenfabrikation; „denn Professor Förster ist nicht nur Ihrer Ansicht, Herr Polizeirath, daß die Farbe an den Brandrändern dieser Fünfhundertgulden-Note verdächtig ist, sondern er hat durch einen ähnlichen Versuch wie bei der Tausendgulden-Note sich überzeugt, daß auch hier, und zwar bei diesem F am Anfange des Wortes Fünfhundert, mit Tusch nachgeholfen worden ist."

„A—a—a—ah," rief der Polizeirath aufspringend, „das ist für mich von ungeheurer Wichtigkeit! Wenn diese Fünfhundertgulden-Note wirklich falsch ist, so rufe ich mit Entzücken aus, wie der Seemann nach monatelanger Fahrt: Land, Land!"

„Das wäre immerhin schon etwas," meinte Herr Schwemmer; „aber nach meinem Berichte an Seine Königliche Majestät über das ganze namenlose Unglück melde ich mich krank und nehme einen vierwöchentlichen Urlaub."

„Wer wird so kleinmüthig sein, Herr Bankdirektor, und was haben Sie denn zu fürchten? Gar nichts! Nur dürfen Sie keinen voreiligen Bericht machen — wir dürfen erst dann über die Thatsache dieser Fälschung berichten, wenn wir zu gleicher Zeit sagen können: da ist das Verbrechen und hier sind die Verbrecher, Alles hübsch bei einander."

„Das wäre allerdings ein Milderungsgrund — und glauben Sie in der That, eine Spur gefunden zu haben?"

„Ich bin davon überzeugt; doch gestatten Sie mir noch einige Fragen: wo fanden sich diese offenbar falschen Notenscheine?"

„In der Kasse der Bank selber — das ist für mich gerade das Unheimlichste der ganzen Geschichte."

„Wer hat die Pakete sortirt, in welchen man sie gefunden?"

„Der junge Welkermann — apropos," rief der Bankdirektor, indem er sich aufrichtete und Herrn Merkel mit großen Augen anschaute, „das hätte ich ja beinahe vergessen: Sie haben

mir ja heute den Welkermann, einen meiner beſten Arbeiter, verhaftet."

„Verhaftet kann man eigentlich nicht ſagen," erwiederte der Polizeirath mit ſanfter Stimme; „ich ſagte Ihnen ja ſchon, daß ich es im Einverſtändniß mit dem Herrn Stadtſchultheißen für nothwendig hielt, deſſen Sohn von einem thörichten Duell abzuhalten, und war der Herr Stadtſchultheiß mit mir darüber einig, dem etwas leichtſinnigen jungen Menſchen ein paar Tage Hausarreſt zu geben."

„Ah ſo, dagegen läßt ſich durchaus nichts einwenden."

„Nun aber noch eine andere Frage: Haben Sie nichts darüber herausgebracht, ob beſonders in letzter Zeit von irgend einer Seite her ein auffallender Notenumſatz ſtattgefunden hat?"

„Ein auffallender — nein," erwiederte der Bankdirektor, und von verdächtiger Seite her noch weniger; nur glaubt ſich einer der Bankdiener zu erinnern, daß Herr Ferdinand Welkermann eines Tages Noten in den betreffenden Kaſſenſchrank gethan und dafür andere herausgenommen, die er in ſeine Brieftaſche gelegt — allerdings ein nicht ganz richtiges Verfahren, für welches ich auch nicht ermangeln werde, dem Welkermann ernſte Vorſtellungen zu machen. Aber nun bitte ich Sie um Alles, Herr Polizeirath, laſſen Sie auch uns etwas von dem Lichte ſehen, das Sie in dieſer finſtern Angelegenheit entdeckt zu haben glauben."

Der Polizeirath machte ein auffallend ernſtes Geſicht und ſagte dann in einem beſtimmten Tone: „Verzeihen Sie mir, Herr Bankdirektor, daß ich das für heute noch nicht zu thun im Stande bin: der Schein, den ich ſehe, könnte ſich möglicher Weiſe auch als ein Irrlicht darſtellen; ſobald ich aber einmal ganz klar ſehe, und ich zweifle nicht, daß dies der Fall ſein wird, werde ich Ihnen gewiß meine Entdeckung nicht vorenthalten — vertrauen Sie meiner Umſicht und Thätigkeit."

„Und doch wieder ſo lang,“ ſagte Alfred.

Und ohne zu ſprechen ſchlenderten Beide durch den Garten. — —

Bald kamen die erwarteten Freunde, und es waren nun ihrer Sechs, die gute und richtige Zahl für ein kleines, feines Diner.

Das Speiſezimmer, das, wie ſchon bemerkt, in den Hof hinaus lag, war zweckmäßig und paſſend möblirt. Ein großes Buffet in der Ecke bog ſich unter der Laſt von Kryſtall und Silber, und wie das Service, das den Tiſch bedeckt, elegant und ſolid, ſo war auch das Diner, mit Einem Worte: unübertrefflich.

Nach Tiſch aber lernten die Gäſte ihren Freund als Weltmann doppelt ſchätzen, denn er gab ihnen den Kaffee in einem anſtoßenden Zimmer, dem Ideale eines Kaffee- und Rauchzimmers. Hier herrſchte unbedingt der Orient. Den Boden bedeckten perſiſche Teppiche und an drei Seiten des Zimmers liefen breite ſchwellende Divans, während die vierte Seite eine einzige große Glasthüre bildete und die Ausſicht ließ auf den ſchönſten Punkt der Umgegend.

Hier lagerten nun Alle und rauchten ihre Cigarren, und Jeder überließ ſich ſeinen Betrachtungen, wie man das nach einem guten Diner überhaupt thun ſoll. Es dauerte eine ſtarke halbe Stunde, ehe eine ſparſame Converſation in Gang kam, und Niemand wollte ſich zum Hauptſprecher hergeben.

„Jetzt fehlt nur der Mährchen-Erzähler,“ ſagte der Baron, „wie in den Kaffeehäuſern von Stambul.“

„Ja,“ entgegnete Alfred, „die Orientalen wiſſen zu leben.“

„Sei liebenswürdig, Alfred,“ ſagte ein Anderer und gib uns eine Geſchichte zum Beſten. Kröne deine Gaſtfreundſchaft.“

„Als Mährchen-Erzähler?“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Weldens Angelegenheit, sein verhindertes Duell anbelangend, hatte sich für ihn so unangenehm entwickelt, als er es an dem betreffenden Morgen in seiner finsteren Phantasie vorausgesehen. Nachdem er hierauf später den Polizeirath verlassen, hatte er einen Brief an Ferdinand Welkermann geschrieben, worin er diesen um eine Unterredung gebeten, darauf aber die Antwort erhalten, er, Welkermann, könne sich durchaus nicht entsinnen, welches Geschäft Herr Welden mit ihm abzumachen habe — sollte es eine gewisse Angelegenheit betreffen, so sei dazu die bekannte Mittelsperson, Herr Lieutenant von Miltau in Anspruch zu nehmen.

Welden versuchte hierauf, den Herrn Baron von Rivola zu sprechen, doch sagte man ihm auf Eichenwald, die Familie sei nach der Stadt gefahren und würde schwerlich in den nächsten Stunden zurückkehren. Auch wurde ihm ein Schreiben, das er auf dem Landhause zurückließ und worin er für den folgenden Tag um eine Unterredung bat, am nächsten Morgen von dem Freiherrn mit den kurzen Zeilen beantwortet: ‚obgleich der ergebenst Unterzeichnete sich nicht genau erinnere, daß er etwas Geschäftliches mit dem Herrn Ingenieur Welden zu verhandeln habe, so werde er

doch morgen Nachmittag zwiſchen zwei und vier Uhr auf ſeinem Landhauſe zu ſprechen ſein.'

Welden machte ſich ſchon gleich nach Mittag auf den Weg und ging langſam die Höhen hinan bis zu den Trümmern des alten Wartthurmes, an welchen er ſich eine Zeit lang, auf die Stadt hinabblickend, lehnte. Er hatte keinen beſtimmten, am allerwenigſten einen heiteren Gedanken, den er verfolgte, und die Bilder der letzten Tage waren ſo trauriger, entſetzlicher Art geweſen, daß er nur mit einem ſchmerzlichen Ausrufe des Tages gedenken konnte, an welchem er zuletzt hier oben geſtanden und wo er ſo unverhofft durch die Erſcheinung Lucy's von Rivola erfreut worden war.

Wie hatte ſich in der kurzen Zeit alles das geändert, und obgleich rings umher der warme Hauch einer entzückenden Frühlingsluft auf ihn einwirkte, ſo hätte er doch viel lieber Schnee und Eis auf den Fluren geſehen, an ſeiner heißen Stirn gefühlt, als in ſeinem Herzen, aus dem alle Frühlings- und Lebensluſt verſchwunden war.

Wie hatten ihm die kalten, kurzen Zeilen des ihm ſonſt ſo freundlich geſinnten Freiherrn von Rivola durch die Seele geſchnitten — alſo auch da wußte man ſchon genugſam von ſeiner Angelegenheit. — „Deſto beſſer," murmelte er trotzig durch die zuſammengebiſſenen Zähne, „ſo kann ich mir jede Einleitung erſparen!"

Er ſchritt rüſtig aus und hatte in Kurzem Eichenwald erreicht.

Ob man dort ſeine Ankunft ſchon von Weitem bemerkt oder ob ſich der Kammerdiener zufällig im Garten befand, um ihn in ein kleines Vorzimmer neben dem Schreibcabinet zu führen, wo er einen Augenblick warten möge, anſtatt in den Salon zu Frau von Rivola, wie ſonſt wohl geſchehen, wenn der Herr des Hauſes verhindert war, ihn augenblicklich zu empfangen — was lag daran, es war das eine bezeichnende Nachſchrift zu den erhaltenen Zeilen, und er wartete geduldig.

Frau von Rivola war zu Hauſe: er hörte den Ton ihrer

Stimme, als sie die Thür des Salons öffnete und dem dort wahrscheinlich auf der Schwelle befindlichen Diener einige Worte sagte. Auch Lucy war da: er vernahm die leise wiederhallenden Töne ihres Flügels, welcher in dem Zimmer der Frau von Rivola stand. Wie oft hatte man ihn, an das Instrument gelehnt, zuhorchen lassen, eine Gunst, die ihm damals nicht so groß erschienen war, wie jetzt; denn was würde er im gegenwärtigen Augenblicke darum gegeben haben, wenn ihn Lucy hereingerufen, wenn er hätte zuschauen dürfen, wie ihre feinen Finger über die Tasten flogen, ihrem prächtigen Spiele lauschend, wenn sie ihr glänzendes Auge zu ihm mit der Frage erhoben hätte: Gefällt Ihnen das, mein lieber Herr Welden, oder soll ich Ihnen etwas Anderes spielen?

Ob wohl der Kammerdiener angewiesen war, ihn anders zu empfangen, als sonst? Er mochte das nicht glauben. Auch hatte ihn der alte Mann freundlich, wie immer, in das kleine Vorzimmer geleitet und dort einen Stuhl herbeigerückt.

„Sie kommen etwas zu früh, Herr Welden, es ist erst halb zwei Uhr; doch wird der gnädige Herr, der sich in der Stadt befindet und immer sehr pünktlich ist, sicher um zwei Uhr erscheinen."

Und so war es denn auch: die Uhr auf dem Kamine zeigte noch einige Minuten vor der bezeichneten Stunde, als Welden das Rollen eines Wagens vernahm, der an der Seite des Hauses neben dem Stallgebäude hielt, sowie gleich darauf den festen, schweren Schritt des Herrn von Rivola, der rasch in das anstoßende Schreibzimmer eintrat und sich dort, wie der junge Ingenieur hörte, in seinen Lehnstuhl niederließ. Doch verblieb er nicht lange so, sondern Welden vernahm, wie er gleich darauf mit hastigen Schritten in dem Schreibzimmer hin und her ging.

Die Uhr zeigte schon zehn Minuten nach Zwei, als der Kammerdiener vom Gange her eintrat und dem Wartenden zuflüsterte: „Der gnädige Herr scheint Sie vergessen zu haben, ich werde ihn nochmals an Sie erinnern."

„Bitte aber, hinzuzusetzen, daß ich gern länger warte und auch die Zeit dazu habe, wenn es dem Herrn Baron ungelegen sein sollte, mich jetzt zu sehen.“

In der That dauerte es auch noch eine gute Weile, ehe der Kammerdiener die Thür öffnete und den jungen Mann durch eine Handbewegung ersuchte, einzutreten.

Herr von Rivola stand am Fenster, und als er sich langsam gegen Welden umwandte, erschrack dieser über die auffallende Bläße seines Gesichtes. Auch lag etwas Verstörtes über den Zügen des alten Freiherrn, das er vergebens durch ein sehr kaltes Lächeln zu verdecken sich bemühte.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht,“ sagte er, indem er mit steifer Förmlichkeit auf einen Stuhl zeigte und sich selbst langsam und mühevoll in seinen Schreibsessel niederließ.

„Erlauben Sie mir, daß ich stehen bleibe,“ sagte Welden nach einer absichtlich ziemlich langen Pause, während welcher er darauf gewartet hatte, daß ihn Herr von Rivola anschauen würde; doch dieser hatte seine Augen auf den Fußboden geheftet, hatte die Hände gefalten und ganz das Aussehen eines Mannes, der viel mehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt ist, als mit dem, was der Andere im Begriffe ist, ihm zu sagen.

„Sie erlauben mir, stehen zu bleiben?“ wiederholte deßhalb Welden in lauterem Tone.

„Wie es Ihnen beliebt — gewiß,“ versetzte Herr von Rivola, aus seinen Träumereien auffahrend.

„Gestatten mir vielleicht auch, offen und ehrlich mit Ihnen zu reden, Herr Baron, wie ich das stets gethan?“

„Auch das — ah ja, ich erinnere mich, Ihre Worte waren stets die eines offenen und redlichen Mannes,“ erwiederte der Andere, wobei er auf den Ausdruck „Worte“ einen so besonderen Nachdruck legte, daß Welden fragen mußte:

„Nur meine Worte, Herr Baron?“

„Habe ich so gesagt? O, wenn es Ihnen gefällig wäre, wollen wir nicht über Worte streiten, noch viel weniger über den Ausdruck derselben; Sie baten mich um eine Unterredung, me voilà, und vielleicht halten Sie es nicht unartig von mir, daß ich später Anderes zu thun habe?“

Der junge Mann biß die Lippen aufeinander, und man sah es seinem leuchtenden Blicke an, daß er im Begriffe war, etwas darauf zu erwiedern, was er vielleicht im nächsten Augenblicke bereut hätte; doch zwang er sich, trat einen Schritt näher und sagte alsdann, nachdem er sich rasch mit der Hand über die Stirn gefahren, in dem tiefen, treuherzigen Tone, der ihm so eigen war: „Herr Baron, ich bitte Sie herzlich, unsere Unterredung nicht in dem Tone fortführen zu wollen, wie Sie dieselbe begonnen, und muß ich Ihnen wiederholen, daß nicht nur meine Worte Ihnen gegenüber stets offen, ehrlich und frei von jedem Vorwurfe waren — ja, ich habe Sie um eine Unterredung gebeten, um Ihnen zu beweisen, daß es unrecht ist, mich darunter leiden zu lassen, daß die Macht der Verhältnisse stärker ist, als ich.“

Und nun erzählte er ihm mit kurzen, aber bestimmten Worten, was sich gestern Morgen in seinem Zimmer begeben, ohne irgend einen Namen zu nennen, ohne aber auch als Mann dem Manne gegenüber irgend etwas Erhebliches zu verschweigen, und dabei wußte es Gott allein, wie schmerzlich es ihm wurde, sich gerade dem, der vor ihm saß, so ohne Rückhalt entdecken zu müssen. Aber er hielt es für nothwendig, von jener wilden Betäubung zu sprechen, die ihn umfangen gehalten, die ihn verhindert, sein Zimmer, das Haus, in welchem er wohnte, früher zu verlassen, als es selbst nothwendig gewesen wäre, um zur bestimmten Stunde auf dem bezeichneten Platze zu erscheinen.

„Daß etwas Entsetzliches in dem Zusammentreffen aller dieser Umstände für mich liegt, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen,

aber hier hebe ich meine Hand zum Schwure auf und nehmen Sie meine Versicherung als den feierlichsten Eid, daß ich weder etwas geahnt von der Verhaftung Ferdinand Welkermanns, noch viel weniger etwas dazu beigetragen!"

Der alte Herr hatte Welden aufmerksam zugehört und that einen tiefen Athemzug, als jener geendet. Daß er keine Lüge gesprochen, dafür zeugte der offene und ehrliche Blick seines Auges. Das schien auch Herr von Rivola zu empfinden, denn er nickte leicht mit dem Kopfe, um aber gleich darauf achselzuckend zu sagen: „Und wenn dem in der That so ist, so würden Sie doch das Opfer dieses Zusammentreffens von Umständen sein, und wenn ein Gott sichtbares Zeugniß für Sie ablegte, die Welt wird Sie, verzeihen Sie mir den harten Ausdruck, nicht nur für einen feigen Menschen halten, sondern auch, was eben so schlimm ist, für einen Niederträchtigen, der den Ruf einer armen Frau compromittirt hat, um sich aus der unangenehmen Geschichte zu ziehen."

„Herr von Rivola!" brauste der junge Ingenieur auf.

„Ich habe gesagt, die Welt wird so sprechen."

„Und Sie dachten so — o, ich las das in dem kalten Tone Ihrer Zeilen!"

„Wenn ich wirklich so gedacht," entgegnete der Andere in einem kühlen Tone, „so können Sie mir auch meine Zeilen nicht verübeln, denn ich erlaubte mir, hier auf dieser Stelle meine Ansicht über das, was auf die Ihnen angethane Beleidigung folgen müsse, sehr klar, denke ich, auseinander zu setzen — Sie handelten anders . . . ."

„Ich nicht, Herr Baron — bei Gott, ich nicht — die Umstände handelten für mich, und wenn Sie meinen Worten von vorhin nur den geringsten Glauben schenken, so bitte ich Sie um Ihren Rath, was ich weiter thun soll."

„Der ist nicht leicht zu geben, ja, unmöglich: thun Sie, was Sie wollen, die Welt wird Ihnen keinen Glauben schenken."

„Die Welt?“ rief der junge Mann heftig aus. — „Wer iſt denn die Welt, die es wagen kann, uns ſo zu tyranniſiren? Wer hat das Recht, uns zu Tode zu hetzen mit den grimmigen Furien der Verleumdung?“

„Die Welt oder was wir ſo nennen, iſt allerdings ein Phantom, das aus Tauſenden von Zungen beſteht, von denen wir nicht im Stande ſind, einer einzigen Stillſchweigen zu gebieten.“

„Dann kümmert mich die Welt auch nicht, wenn ich es nur vermag, denen, an deren Achtung und Freundſchaft mir gelegen iſt, meine Unſchuld zu beweiſen.“

„Und können Sie das?“ fragte Herr von Rivola mit einem zweifelhaften Lächeln.

„A—a—a—ah, dieſe Frage aus Ihrem Munde wirft mich furchtbar darnieder — alſo auch Sie, Herr Baron, der mich ſeit Jahren kennt, der mir die herzlichſte Freundſchaft bewieſen, der mich, einen Mann ohne Rang und Namen, freundſchaftlich bei ſich im Kreiſe ſeiner Familie aufgenommen — auch Sie glauben mir alſo nur aus Höflichkeit, vielleicht aus Mitleiden, nicht aus Ueberzeugung?“

Welden zuckte furchtbar zuſammen und drückte ſeine Hände einen Augenblick mit einem Ausrufe des Schmerzes gegen ſeine Stirn, als er bemerkte, wie Herr von Rivola, die Achſeln zuckend, neben ihm vorbei in's Leere hinausſchaute. — „Alſo auch Sie?“

Der alte Herr erhob ſich langſam und trat an das Fenſter, von wo er, ohne Welden anzuſchauen, herüber ſprach: „Und doch will ich Ihnen einen Rath geben: Sie ſind ein Mann von großen Kenntniſſen, Sie haben viel gelernt, Sie ſind jung, ach, und die Jugend iſt ein großes Glück — man vergißt, man ſchmiegt ſich leichter — verlaſſen Sie die Stadt, das Land und kümmern ſich den Teufel um das, was man Ihnen hier nachredet.“

„Ja,“ antwortete der Andere mit dumpfem Tone, „das ließe ſich auf Wochen, auf Monate, auf Jahre thun, bis mich irgend

eine gute Seele in Amerika, in Asien wiedersieht und dort derselben Welt, von der Sie vorhin sprachen, darüber Aufklärung gibt, warum ich eigentlich mein Vaterland verlassen — und dann — nein, Herr Baron, jetzt von hier verschwinden, gäbe ich der Verleumdung Recht; vielleicht bleibt mir noch ein anderer Weg: ich werde alle Rücksicht bei Seite setzen, ich werde mich an die Fersen des Polizeirathes heften, ich werde ihn zwingen, daß er öffentlich den Grund angibt, weßhalb er Ferdinand Welkermann verhaftet."

„Um das Duell zu verhindern."

„O nein, das ist nicht der wahre Grund, hat er mir doch selbst gestanden, daß er vielleicht in einigen Tagen im Stande sein werde, durch Nennung eines anderen Grundes meine Unschuld zu beweisen."

Während der eben stattgehabten Unterredung hatten die Gesichtszüge des Herrn von Rivola die Bläße, welche dem jungen Manne aufgefallen war, verloren und beinahe ihre natürliche Farbe wieder angenommen; jetzt aber, bei den letzten Worten Weldens erschien der alte Herr bleicher wie zuvor; alle Energie war von seinen Zügen gewichen, seine soeben noch fest zusammengepreßten Lippen waren schlaff und faltig. Letzteres aber dauerte nur einen Augenblick, dann raffte er sich mit einem etwas erkünstelten Lächeln auf und sagte, indem er das Gesicht dem Fenster zuwandte: „Redensarten das — und was könnte eine Veranlassung abgeben, gegen Herrn Ferdinand Welkermann auf diese Art einzuschreiten — gegen ihn, den Sohn des Stadtschultheißen, eines so geachteten Mannes — gegen ihn, der vielleicht, wie viele junge Leute, ein leichtes Leben führt, aber, so viel ich weiß, nie zu einer Klage Veranlassung gab, welche ihn mit der Polizei in Berührung bringen könnte?"

„Das ist ganz meine Ansicht — ich dachte schon: Schulden, doch würde der Polizeirath Merkel, wenn das der Fall wäre, jeden anderen Versuch gemacht haben."

„Gewiß — ich glaube nicht, daß Herr Wellermann Schulden hat, die ihn geniren — es wäre dies wenigstens unverantwortlich bei den Quellen, die ihm zu Gebote stehen.“ — Die letzten Worte murmelte Herr von Rivola fast unhörbar. — „Also ist das Duell der einzige Grund, und kann ich nur bedauern, daß Sie nicht rascher zu Werke gegangen sind.“

„Auf die Gefahr hin, Ihre Zeit länger in Anspruch zu nehmen, als es Ihnen vielleicht lieb ist,“ gab hierauf der Ingenieur in sehr ruhigem und festem Tone zur Antwort, „muß ich mir doch erlauben, Ihnen zu sagen, daß ein Zusammentreffen von Umständen mich zu der Ansicht führt, als läge in der That ein anderer Grund zur Verhaftung Ferdinand Wellermann's vor.“

„Und welche Umstände, wenn ich bitten darf?“

„Ich war gestern früh bei dem Polizeirath Merkel.“

„Sie verkehren viel mit der Polizei, wie mir vorkommt?“

„Nicht mehr, als mir nöthig erscheint. — Ehe ich aber dort mit Herrn Merkel verkehren konnte, war ich, ohne das gerade zu wollen, Zeuge einer kurzen Unterredung zwischen dem Polizeirathe und einem jungen Manne, der, wie es den Anschein hatte, von einer Reise ziemlich unfreiwillig zurückgekehrt war, denn ich sah ihn in Begleitung eines Polizeiagenten und hörte, wie man ihn auf ein Zimmer der Polizeidirektion brachte.“

Herr von Rivola hatte seine Hand fest auf den bronzenen Griff des Fensterverschlusses gelegt, wobei er so angelegentlich in die Landschaft hinausblickte, daß man hätte glauben können, er überhöre die Worte des Anderen, wenn er nicht mit leiser Stimme gefragt hätte: „Und in welchem Zusammenhange glauben Sie nun, daß der junge Mann mit Herrn Wellermann steht?“

„Das weiß ich nicht, nur hörte ich, daß er, ehe er in Begleitung des Polizeiagenten das Zimmer verließ, die Frage stellte, ob es ihm nicht vergönnt sei, hiesige Gönner von seinem unfreiwilligen Aufenthalte in Kenntniß zu setzen.“

„Erſtaunlich — und als ſeinen Gönner bezeichnete er Herrn Ferdinand Welkermann?“

„Ja, Herr Baron, und nannte auch noch einen anderen Namen, den Ihrigen.“

„A—a—a—ah— in der That, außerordentlich — vielleicht ein armer Teufel, dem ich Wohlthaten erzeigt — Sie kannten jenen jungen Mann nicht?“

„Ich kannte ihn nicht, hörte aber, daß ihn der Polizeirath Steffler nannte.“

„Ein Name — mir gänzlich — unerinnerlich,“ ſprach Herr von Rivola nach einer Pauſe, während welcher er offenbar über dieſen Namen nachgedacht hatte. „Aber ich begreife immer noch nicht, wie die Sache mit Herrn Welkermann damit in Zuſammenhang gebracht werden kann.“

„Aufrichtig geſagt, bin auch ich nicht im Stande, eine ſolche Verbindung nachzuweiſen; doch es gibt Augenblicke, wo ein einziges Wort im Stande iſt, uns das Dunkel einer ganzen Reihe unerklärlicher Thaten aufzuhellen, ein Licht, allerdings raſcher wieder verſchwindend, wie ein Blitzſtrahl in der Nacht — aber er hat zu unſeren Füßen den Pfad erleuchtet, der uns ſicher am Rande des Abgrundes hinführt.“

Ein ſchwerer Seufzer rang ſich aus der Bruſt des alten Herrn. — Er hatte jetzt beide Hände auf den Bronzegriff am Fenſter geſtützt und ſeinen Kopf darauf gelegt. So verharrte er über eine volle Minute, und als er ſich hierauf umwandte und zu Welden mit matter Stimme ſagte: „Entſchuldigen Sie mich, ich fühlte mich heute Morgen ſchon angegriffen und jetzt ernſtlich unwohl!“ da war ſein Ausſehen ganz ſo, um dieſen Worten vollen Glauben beimeſſen zu laſſen.

„Ich bedauere das aufrichtig,“ entgegnete Welden, „hatte ich doch immer noch gehofft, heute ſo von Ihnen ſcheiden zu können, wie ich bis jetzt immer ſo glücklich war, es zu thun, mit dank-

„Wie du willſt," antwortete der Baron. „Weißt du was, Alfred, wir ſind hier unter lauter guten Freunden. Ich kann den Eindruck des Bildes nicht los werden. Gib uns die Geſchichte deſſelben."

„Halt!" ſagte einer der Gäſte; „du weißt, Alfred iſt als Freund vollkommen. Wenn du ihn unter einem guten Grunde um ſeine Villa bitteſt, ſo zieht er morgen aus. Aber von der Geſchichte hat er noch keinem Menſchen etwas zum Beſten gegeben."

Alfred war ſichtlich ernſt geworden und ſagte endlich zu dem, der eben geſprochen: „ich will dir beweiſen, daß du nicht Unrecht haſt. Ich thue Alles für meine Freunde — hört mir zu."

barem Herzen von einem wohlwollenden Freunde — ſo aber ....“ Er vollendete den begonnenen Satz nicht, da er ſah, wie Herr von Rivola, auf ſeinen Lehnſeſſel niederſinkend, ihm wie zum Abſchiede mit der Hand winkte; nur ſagte er noch, ehe er das Zimmer verließ: „Ich darf mich vielleicht noch nach dem Befinden der verehrten Frau Baronin und Fräulein Lucy's erkundigen?“

„Sie befinden ſich wohl — ſehr wohl — ich danke Ihnen — ſind aber beide verhindert, Sie zu ſehen.“

Ein ſchmerzliches Lächeln flog über die Züge des jungen Mannes, als er durch das Vorzimmer auf das Veſtibule trat, und ſein Blick wurde nicht heiterer, als er auch jetzt wieder die Töne vernahm, welche Lucy ihrem Inſtrumente entlockte. Sie ſpielte ein Volkslied, deſſen Worte er ihr erſt vor Kurzem aufgeſchrieben:

Ich möcht' am liebſten ſterben,
Da wär's auf einmal ſtill.

Worte und Geſang folgten ihm zum Hauſe hinaus und begleiteten ihn auf ſeinem einſamen Gange nach der Stadt.

Aber wenn ſein Herz grauſam zerriſſen war, ſein Denken, ſein Fühlen von einer tiefen Nacht umgeben, in der ihm kein Hoffnungsſtrahl mehr leuchtete, ſo war doch der Zuſtand ſeines Innern wahrhaft beneidenswerth, ja, wahrhaft glückſelig zu nennen im Gegenſatze zur verzweiflungsvollen Stimmung des Herrn von Rivola.

Als Welden den Freiherrn von Rivola verlaſſen hatte, ſank dieſer auf erſchreckende Art in ſeinem Seſſel zuſammen. — Ja, ja, es war ein anderer Grund vorhanden, um deſſentwillen Ferdinand Welkermann verhaftet war — hatte er doch heute Morgen ſelbſt einen Beſuch bei dem Bankdirektor gemacht und war von dieſem mit den Worten empfangen worden: „Ich muß Ihnen ehrlich ſagen, verehrteſter Herr und Gönner, daß es mich in der That freut, auch Sie einmal im Irrthume gefunden zu haben! — Wie ſo? Womit? — Weil die angebrannte Fünfhundertgulden-Note,

die Sie für echt erklärten, in der That ebenfalls eine verfluchte Fälschung ist. Sie zweifeln? Sehen Sie hier, unser großer Chemiker, Professor Förster, hat es herausgebracht, daß dieser Zahl an der Spitze meines Bleistiftes mit Tusche nachgeholfen worden ist!" — Da hatte ihn ein furchtbarer Schrecken erfaßt, obgleich ihm der Bankdirektor nichts Neues sagte. — „Sie werden vielleicht glauben, wir hätten es hier mit einer Note zu thun," hatte jener fortgefahren, „die echt ist und an der sich vielleicht Jemand den Spaß gemacht, einer nicht ganz scharfen Zahl auf diese Art nachzuhelfen; aber bei den echten sind alle Zahlen scharf und deutlich, wie Sie sich sogleich an tausend Exemplaren überzeugen können. Den Verbrechern hat auf dieser Stelle ein Stempel versagt, denn hier haben Sie zwanzig Fünfhundertgulden-Noten, auf welchen allen ohne Ausnahme dem betreffenden Fünfer nachgeholfen worden ist!"

Glücklicher Weise war Herr Schwemmer kein Mann, welcher in dem Gesichte eines Anderen richtig zu lesen verstand, sonst hätte er das Erbleichen des Herrn von Rivola, das Zucken seiner Mundwinkel, den perlenden Schweiß auf dessen Stirn wohl für etwas Anderes gehalten, als die gränzenloseste Ueberraschung oder den Ausdruck des Verdrusses, sich so sehr geirrt zu haben. Dagegen hatte der Freiherr wohl gesehen, daß der Bankdirektor ihn, wie immer, mit dem vollsten Vertrauen, mit der größten Unbefangenheit behandelte; hatte er ihm doch mit vorgehaltener Hand de moi à vous ganz confidentiel die Mittheilung gemacht, daß der Polizeirath Merkel eine Spur zu haben glaube.

Und nun war ihm von einer anderen Seite die Kunde gekommen, daß Steffler sich in den Händen des Polizeirathes befinde.

Doch so zusammengedrückt, so vernichtet auch in diesem Augenblicke die Elasticität seines Geistes war, so kehrte doch nach und nach die Spannkraft seines Körpers wieder und wirkte auf seine Seele ein: Und wer ist Steffler? — Ein liederliches, nicht zu beachtendes Subjekt, dem ich Wohlthaten erzeigt — was weiß er von

der Geſchichte? So gut wie gar nichts. Daß ich aus Mitleiden, um ihm Beſchäftigung zu geben, ihn eine unbedeutende Arbeit machen, ihn eine nichtsſagende Arabeske ſchneiden ließ — bah — was iſt das weiter? — Ich werde alt — alt, das iſt das größte Unglück — vor Jahren hätte ich über das allerdings unbehagliche Zuſammentreffen von Umſtänden gelacht, ja, es hätte mir Freude gemacht, auf dieſe Art in einen Kampf des Geiſtes verwickelt zu werden — der Geiſt eines Mannes wie ich gegen den eines Polizeirathes Merkel! — Aber auch die Beklemmung hier," fuhr er, nach einem tiefen Athemzuge auf die breite Bruſt klopfend, fort, „wird und muß vorübergehen, und dann wollen wir frei vor die Welt hintreten, keck und dreiſt, jedes Zucken irgend einer Wimper beobachtend, Blick um Blick furchtlos erwidernd — dann wollen wir ſehen, ob der Verdacht, ſelbſt des Kühnſten, ſich an mich wagen wird!"

„Aber dieſer Welkermann? — Ein Verſchwender und Spieler, ein leichtſinniger junger Menſch — ſelbſt wenn man ihn zwingen könnte, ſeine Geldquelle anzugeben — und man wird das thun, da dieſes gedankenloſe Thier durch Verbrennen der bewußten Banknote die Aufmerkſamkeit erregt — wenn er von Anleihen ſpricht, die er da und dort gemacht, von der Güte ſeiner Mutter, deren blinde Liebe ihm glücklicher Weiſe mehr gab, als ſie verantworten kann, wenn er alsdann mich nennt, der ihm mit ziemlichen Summen aushalf — was kümmere ich mich darum — war es meine Pflicht, falſche Banknoten zu erkennen, und wie konnte ich das überhaupt, da das ſelbſt den Bankbeamten und dem Chef der Notenfabrikation ſo lange unmöglich war? — Kann man offener verfahren, als ich es that, da ich ſo häufig meinen Namen auf große Noten ſetzte, um Niemanden im Dunkel zu laſſen, daß dieſelben in meinem Beſitze geweſen? — Und wenn Welkermann ſelbſt davon reden ſollte, daß er mir häufig Noten umgewechſelt, wußte ich denn, ob er das offen an der Bankkaſſe that, und brauche ich das zu verheimlichen?

— Nein — nein und tausend Mal nein! — Was mich allein betrübt, war die Schwäche, die mich heute Morgen und soeben wieder angewandelt — noch vor diesem Welden. — Dieser junge Mensch, fuhr er unmuthig aus, dem ich so herzliches Wohlwollen gezeigt und der, statt meinem Rathe zu folgen, mindestens mittelbar Veranlassung gab, daß die Polizei sich in seine Angelegenheiten mischte — hol' ihn der Teufel! — Doch, was liegt an all' dem, ich fühle es, mein Geist ist noch frisch, wie damals, und der alte Körper soll es wagen, sich gegen diesen Geist aufzulehnen — offenes Auge, heitere Stirn — vogue la galère!"

Die Lebhaftigkeit, mit der Herr von Rivola das Vorstehende gedacht, theilweise auch halblaut vor sich hin gesprochen, ja, die Zuversicht, die damit wieder in sein Herz gekommen, hatte sein Blut rascher kreisen lassen und seine Wangen wieder mit dem gewöhnlichen Roth gefärbt, weßhalb er auch ein leises Klopfen an der Thür, nachdem er rasch einen Blick in den Spiegel geworfen, mit einem lauten „Herein!" beantwortete.

Es war Frau von Rivola, welche mit einem Briefe in der Hand eintrat. „Verzeihe, wenn ich Dich störe," sagte sie, „aber ich erhielt da soeben ein Schreiben meines Vetters Hartenstein, des alten Grafen nämlich, dessen Inhalt Dir nicht unangenehm sein wird."

„So, willigt er ein?"

„Nach einigen ausgesprochenen Zweifeln und Bedenken, ja. Du weißt, ich habe keine Geheimnisse vor Dir, und mag Dir deßhalb auch nicht vorenthalten, daß . . . ."

„Deine Familie noch immer nicht einen kleinen Zweifel an dem genügenden Alter der meinigen unterdrücken kann — nun, ich will dagegen nichts mehr einwenden, hätte aber wahrhaftig keine weiteren Schritte gethan, um meine Tochter zur Gräfin Hartenstein zu machen."

„Aber Du wirst es mir nicht abstreiten, daß es eine vortreffliche und sehr passende Partie ist."

„Ja, ja, besonders für Dich und Deine Familie — meine liebe Elisabeth — verstehe mich recht: so wie ich den Stolz der Deinigen kenne, so würde Dir die beste Partie für Lucy doch nicht so vortheilhaft erschienen sein, als die mit ihrem Vetter Eugen, und doch ist gerade die Vetterschaft das, was mir bei diesem Arrangement das am wenigsten Angenehme ist."

„Eine so entfernte Verwandtschaft — was will das sagen?" entgegnete Frau von Rivola, leicht die Achseln zuckend.

„Und Lucy?"

„Das Mädchen ist mir seit kurzer Zeit ein Räthsel: nachdenkend, ernst, verschlossen."

„Seit wann?"

„Seit wenigen Tagen."

„Du gabst ihr Andeutungen über Deinen Wunsch in Betreff ihrer Verbindung mit dem Grafen Eugen?"

„Allerdings."

„Und wie nahm sie das auf?"

„Wie ein junges Mädchen überhaupt so etwas aufzunehmen pflegt: zuerst lachte sie laut und herzlich und nahm das für einen prächtigen Spaß; dann, als ich ihr sagte, dieses Arrangement sei unser vollständiger Ernst, blickte sie mich erstaunt an, es zuckte eigenthümlich um ihren Mund und zuletzt rief sie aus: „Ach, es ist doch nur ein Scherz, wie könnte es auch anders sein!"

„Und seit dem Augenblicke findest Du sie verschlossener, ernster geworden?"

„Ja, und gereizt in ihrem ganzen Wesen. — Bemerktest Du gestern Abend nicht, wie sie Dir gegen ihre sonstige Gewohnheit heftig widersprach, als Du Dich über Welden ausdrücktest, als Du sagtest, er habe sich etwas zu Schulden kommen lassen, was Du niemals von ihm erwartet, als Du überhaupt seinen Charakter in harten Worten angriffst — mir übrigens aus der Seele gesprochen, denn ich habe es nie begreifen können, warum Du diesen jungen

Mann so in die Intimität unserer Familie gezogen — ist Dir in der That gestern Abend das Betragen Lucy's nicht aufgefallen?"

„Ich war ausschließlich mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt."

„Und vorhin war dieser Herr Welden bei Dir?"

„Ja, ich habe ihn aber nach Verdienst ziemlich kurz gehalten, ihm auch ziemlich verständlich gesagt, daß ihr Beide keine Zeit hättet, ihn zu sehen."

„Deine Tochter aber hat ihn doch gesehen."

„Ah bah — wie wäre das möglich?"

„Allerdings nur gesehen: sie saß an ihrem Flügel und spielte, um auf einmal mit einer Dissonanz die angefangene Weise zu zerreißen; dann erhob sie sich rasch, trat an die Glasthür, welche auf den Altan führt, und rief aus: ‚Dort geht Herr Welden — er war hier und hat nicht nach uns gefragt?'"

„Das ist allerdings eigenthümlich — wie soll ich das verstehen?"

Herr von Rivola that diese Frage, indem er seine blaue Brille auf die Stirn schob und seine Frau mit einem matten Blicke anschaute, ja, jetzt zeigten sich unter seinen Augen in weißen, kleinen, eingefallenen Ringen die Spuren seiner früheren Abspannung wieder so deutlich, daß Frau von Rivola, statt ihm zu antworten, ihrerseits die Frage an ihn stellte, ob er sich unwohl fühle.

„Ja und nein, es ist mir nicht ganz so, wie gewöhnlich, doch vorübergehend — Du wolltest mir noch etwas in Betreff Lucy's sagen."

„Als ob ich nicht schon genug gesagt hätte!" erwiederte die Baronin mit hoch aufgerichtetem Kopfe. „Ich meine, es wäre stark genug, wenn Lucy mit allen Zeichen der Erregung einem solchen jungen Menschen nachschaut und in sehr deutlichen Worten ihr Bedauern ausdrückt, daß dieser junge Mensch nicht nach ihr gesehen — findest Du das nicht auch?"

„O ja, gewiß," ſagte Herr von Rivola, nachdem er haſtig ſeine Brille wieder über die Augen herabgezogen hatte.

„Auch ſagte mir heute Morgen ihre Kammerfrau, Lucy ſei geſtern Abend mit Thränen in den Augen zu Bette gegangen, habe ſehr unruhig geſchlafen und während der Nacht, ob ſchlummernd oder wachend, wiſſe ſie nicht ganz genau, ein paar Mal die Worte ausgeſprochen: ‚Lieber gehe ich ins Kloſter!'"

„Davon hat ihr geträumt — ſie war geſtern bei ihrer romantiſchen Freundin Eliſe, und wer weiß, was die jungen Mädchen da zuſammen phantaſirt haben."

„Ich mag es überhaupt nicht leiden, daß ſie ſo oft dorthin geht."

„Was haſt Du an Eliſen auszuſetzen? Sie iſt ein ſehr anſtändiges Mädchen und ihr ernſter Sinn paßt mir ſehr gut zu der heiteren Laune Deiner Tochter."

„Aber ich mag nun einmal den allzu intimen Verkehr mit dem Hauſe des Stadtſchultheißen nicht — man ſpricht in der Geſellſchaft darüber, man lächelt über Deine große Freundſchaft mit Herrn Welkermann, man findet dieſelbe unbegreiflich und ſucht Motive dafür, die . . . ."

„Ah, etwas höherer Stadtklatſch — ehrlich geſagt, ich mache mir nicht viel daraus."

„Aber ich und meine Familie, uns iſt es nicht ſo gleichgültig: man ſpricht von Heimlichkeiten, die Dich und den Stadtſchultheißen verbänden."

„Ah, das Geheimniß der Stadt," gab Herr von Rivola mit einem nicht ganz freien Lächeln zur Antwort — „ich habe darüber die lächerlichſten Dinge gehört."

„Lächerlich könnte ich das gerade nicht nennen, nach dem, was geſchehen."

„Und was denn, wenn ich fragen darf?"

„Der Stadtſchultheiß ſoll auf die auffallendſte Art plötzlich

den unterirdiſchen Gang zwiſchen dem Rathhauſe und Deinem alten, unheimlichen Thurme haben zuſchütten laſſen wollen, nach einem geheimnißvollen, verdächtigen Vorfalle in deinem kleinen Hauſe dort."

„Das iſt mir neu — von welchem Vorfalle ſpricht man?"

„Von dem raſchen Tode jener alten Frau."

„Ah, Eliſabeth, wie kann man ſo dummes Zeug wiederholen? Das geht ja alles gegen den natürlichen Menſchenverſtand! — Du weißt ja ſelbſt, wie lange und ſchwer krank die arme Frau meines Friedrich war."

„Ich weiß das genau und wiederhole auch nur, was die Stadt von Deiner Verbindung mit Herrn Welkermann ſpricht, von einem Geheimniſſe, das euch ſo intim zuſammenhält, und dieſes Gerücht hat neue Nahrung erhalten durch die Verhaftung Ferdinand Welkermann's, dieſes leichtſinnigen jungen Menſchen, dem Du auch mehr Vertraulichkeit bewieſen, als gerade nothwendig war."

Herr von Rivola verſuchte abermals zu lächeln, da er aber wohl fühlte, daß ihm dies nicht ſo unbefangen gelungen war, wie er wohl wünſchte, ſo erhob er ſich raſch und trat mit einer nicht zu verkennenden Bewegung des Unmuthes an das Fenſter, wie um zu zeigen, daß er dieſe Unterredung abgebrochen wünſche, was denn auch ſogleich von Seiten der Baronin geſchah, denn ſie ſagte nur noch, allerdings mit ſehr erhobenem Kopfe und etwas ſtrengem, beinahe feindſeligem Geſichtsausdrucke:

„Du läßt mir alſo wenigſtens in Betreff meiner Tochter freie Hand?"

„Gewiß, wie bisher immer."

Darauf faltete ſie den Brief wieder zuſammen und verließ das Zimmer leiſe und geräuſchlos, wie ſie gekommen war.

Herr von Rivola blieb noch längere Zeit am Fenſter ſtehen, in tiefes Nachdenken verſunken auf die Landſchaft blickend; dann wandte er ſich mit einem ſchmerzlichen Seufzer um, ging mit langſamen Schritten nach dem Schreibtiſche, wo er ſich auf ſeinen Seſſel

niederließ und dann, die Hände gefalten, vor ſich niederſchaute. „Meine liebe Lucy, vielleicht meine arme Lucy!“ entrang ſich dann ſeiner Bruſt mit dem Ausdrucke des herbſten Schmerzes. Was hätte er darum gegeben, ſein Kind jetzt zu ſich hereinrufen zu dürfen, ihr gutes, klares Auge zu ſehen, ihre freundliche Stimme zu hören — aber er fürchtete ſich, Lucy zu rufen, ihm bangte vor Thränen in ihren Blicken, vor dem Ausdrucke des Schmerzes in ihren Worten, vor der Offenherzigkeit ſeines Kindes, er hatte Angſt vor einer Scene mit ſeiner harten Frau.

Und ſo blieb er allein vor ſeinem Schreibtiſche ſitzen, in ſich zuſammengeſunken, mit gefaltenen Händen, tief ſchmerzlich nachſinnend.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Herr Ferdinand Welkermann ertrug ſeinen Zimmer-, eigentlich Hausarreſt mit großer Gemüthlichkeit, nachdem die erſten, unangenehmſten Tage und Stunden vorüber waren, beſonders nachdem er eine ziemlich belebte Unterredung mit ſeinem in der ganzen Strenge auftretenden Vater hinter ſich hatte. Daß der Sohn ſich dabei mit der gleichen Offenheit und Rückhaltsloſigkeit ausgeſprochen hätte wie Herr Welkermann senior, wollen wir gerade nicht behaupten, beſonders was den Abſchnitt der Paſſiven des jungen Bankbeamten anbelangte; denn wenn er auch eine recht hübſche Summe an Schulden zugegeben hatte, die er neben den großen Zuſchüſſen von Seiten der Mama und dem reichlichen Taſchengelde von väterlicher Seite contrahirt, ſo hatte er es doch für unnöthig gehalten, von ſeinen Geldbeziehungen zu Herrn von Rivola zu ſprechen. Hätte er doch, einmal damit angefangen, mit Nennung der ganzen Summe herausgehen müſſen, da er ſich denken konnte, daß ſein Vater wohl Mittel und Wege gefunden hätte, dieſelbe zu erfahren, weßhalb er dieſen zarten Punkt lieber unberührt ließ, etwas Reue heuchelte, ja, ein wenig Zerknirſchung, und dabei das Verſprechen gab, künftig in ſeinen Angelegenheiten geordneter werden zu wollen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Alfred's Erzählung.

„Die Meisten von Euch," sagte Alfred, „haben meinen Vater gekannt: wenigstens müßt Ihr Euch des alten Herrn noch deutlich erinnern mit der weißen Halsbinde und dem freundlich lächelnden Gesicht. Er selbst, ein tüchtiger Kaufmann, ein großer Banquier, der sein immenses Vermögen auf diese Art verdient hatte, konnte seine Aversion gegen das Zahlenleben, wie er es nannte, nicht überwinden. Wie oft sagte er zu uns: „Jungens, werdet mir keine Kaufleute, werdet Alles in der Welt, nur keine Zahlenmenschen! Lauft herum in Gottes freier Natur, geht auf Reisen, wenn Ihr könnt, werdet Jägerburschen, in Gottes Namen, wenn's nicht anders ist, Holzhauer, nur bleibt aus der Schreibstube!" Bei mir fanden diese Lehren den willigsten Eingang, mir war das Stillsitzen von jeher verhaßt gewesen. Ich hatte schon als Kind etwas Praktisches an mir und lernte am liebsten das, was von außen auf mich einwirkte. Dank aber der Strenge meines Vaters, blieb ich auch in den Schulfächern nicht zurück und hätte mit sechszehn Jahren ein preußisches

Daraufhin hatte der Stadtſchultheiß wie auch ſchon früher die Idee, durch eine Stubenhaft jenes unangenehme Duell zu verhindern, für ſehr gut gefunden und dieſe Anſicht gelegentlich auch dem Polizeirath Merkel zu erkennen gegeben, wobei er aber nicht bemerkte, daß dieſer für ihn ſonſt ſo wohlwollende Beamte ihm mit einer gewiſſen Befangenheit verſicherte, es ſei bei den obwaltenden Verhältniſſen doch wohl nöthig, dieſe häusliche Haft noch um einige Tage zu verlängern. Gewiß nicht auf lange Zeit, hatte er gleich darauf mit ſeiner gewöhnlichen, heiteren Miene hinzugeſetzt; doch traue ich dieſem Welden nicht, es iſt das ein etwas heftiger, rückſichtsloſer Charakter. Sollte aber die Haft für Ihren Herrn Sohn wegen ſeiner Stellung auf der königlichen Bank Unangenehmes haben, obgleich man dort den Grund derſelben genau weiß, ſo können wir ja einfach ſagen, er befände ſich unwohl und bliebe nur deßhalb noch einige Zeit zu Hauſe — nicht wahr, das geht ganz vortrefflich?

Und ſo blieb denn Ferdinand unter dem Vorwande eines leichten Unwohlſeins zu Hauſe und vertrieb ſich die Zeit, ſo gut es ihm möglich war: er las, was an neuen Romanen erſchien, und leiſtete darin Unglaubliches; er correſpondirte mit ſeinen Freunden, empfing ſeine Mutter des Tages einige Male, und die gute Frau, welche ihren Sohn bisher faſt nur beim Mittageſſen auf kurze Zeit geſehen hatte, fand, daß in dieſer Beziehung ſein gezwungenes Zuhauſebleiben gerade nichts Unangenehmes hatte. Eliſe ſah er nicht und machte ſich nichts daraus, daß ſeine Schweſter dies ſichtlich vermied; berührten ihn doch deren kalte, ſtrenge Reden ſtets auf's empfindlichſte, und hatte er ſchon oft erfahren, daß ſie mit ihrem richtigen Gefühl ſeinen Lebenswandel durchſchaute und ſein Inneres mit einer ſehr unangenehmen Wahrheit und Offenheit beurtheilte.

Abends war gewöhnlich Spiel bei Doria, und wenn auch ſeine Fußböden nicht cypriſchen Nektar leckten, ſo wurde doch Einiges

an Champagner verbraucht, natürlicher Weiſe heimlich, um Mama nicht zu erſchrecken, wobei Herr Beſenbach eine ungemeine Fertigkeit entwickelte, den Flaſchen ohne das mindeſte Geräuſch den Hals zu brechen, wie er zu ſagen pflegte.

Auch am Tage beſuchten ihn ſeine Freunde, ſo oft ſie eine freie Stunde hatten, und nahmen dieſen Zimmerarreſt für eine ganz verflucht komiſche Folge des Duells mit Welden, wobei dieſer natürlicher Weiſe übel wegkam, und müſſen wir es daher begreiflich finden, daß Ferdinand Welkermann einige Male ſchon die Meldung des Bedienten, der junge Ingenieur ſei drunten und wünſche ihn dringend zu ſprechen, mit einem verächtlichen Achſelzucken und mit dem Beſcheid erwiedert hatte: „Sage ihm, ich ſei zu unwohl, um Jemanden ſehen zu können.“

Da aber bei unſerer veränderlichen Menſchennatur alles Ding nur eine Weile ſchön iſt, ſo fand auch Herr Ferdinand Welkermann ſeine Haft, nachdem dieſelbe bereits eine Woche gedauert, ſo unerträglich als möglich, und verſicherte Herrn Beſenbach, wenn dieſe dumme Komödie nicht bald von ſelbſt aufhöre, werde er ſchon Mittel und Wege finden, ſein gegebenes Ehrenwort, die Wohnung nicht zu verlaſſen, von dem Polizeirath Merkel zurückzuverlangen. Ja, wenn es noch ſchlechtes Wetter geweſen wäre! Aber ſo hatten Regen und Wind dem mildeſten Frühlingswetter Platz gemacht, die Bäume trieben Knoſpen und Blüthen, und was nutzten dem Gefangenen alle die ſchönen Veilchenſträuße, welche ihm von ſeiner Mutter gebracht wurden — hatte er doch keine Gelegenheit, dieſe duftenden Blumen als zarte Aufmerkſamkeit an geeigneter Stelle niederzulegen!

Nein, nein, das mußte in den nächſten Tagen anders werden! Herr Merkel mußte ihm ſein Ehrenwort zurückgeben, wofür er ihm ja ein anderes einhändigen konnte, daß es ihm nämlich nicht mehr in den Sinn komme, ſich mit dem, der ſich ſo infam gegen ihn benommen, zu ſchlagen.

Als er gerade einmal ganz beſonders mit ſolchen Gedanken

beſchäftigt war, kam ihm nichts erwünſchter, als die Meldung des Bedienten, der Herr Polizeirath ſei ſoeben ins Haus getreten, auf der Treppe aber von ſeiner Frau Mutter aufgehalten worden und würde gewiß ſogleich dem jungen Herrn ſeinen Beſuch machen. Ferdinand rüſtete ſich, ihn auf würdige Art zu empfangen: er warf ſich in einen Fauteuil, ſtreckte ſich lang in demſelben aus, faltete die Hände, ließ den Kopf auf die Bruſt herabſinken und war dabei ſo in Gedanken vertieft, daß er einmal und zweimal das Klopfen an der Thür überhörte und erſt beim dritten Male mit ſchwacher Stimme „Herein!“ rief.

Der Polizeirath erſchien auf der Schwelle, etwas ernſter wie gewöhnlich ausſehend, zwang aber ſein Geſicht zu einiger Heiterkeit, als er ſah, daß Ferdinand mühſam ſeinen Kopf aufrichtete, ſich ſchwerfällig erhob und den Guten Morgen, den ihm der Eintretende bot, begleitet von einem tiefen Seufzer zurückgab.

„Bleiben Sie in Ihrer Ruhe, bleiben Sie ja in Ihrer Ruhe,“ ſagte er, indem er raſch einen Stuhl nahm und ſich neben Ferdinand niederließ. „Sie ſind unwohl?“

„Es muß wohl ſo ſein, wird aber auch Niemanden Wunder nehmen; ich fühle eine ſcheußliche Abſpannung, eine niederträchtige Müdigkeit in allen meinen Gliedern, bin kaum im Stande, etwas Vernünftiges zu denken.“

„Die Grippe graſſirt wieder ſtark in der Stadt; Sie werden einen kleinen Anfall davon haben?“

„Ei was, Herr Polizeirath, es iſt kein Anfall von Grippe, was mich darniederdrückt, es iſt dieſer unmotivirte Zimmerarreſt, der mich noch ganz krank machen wird! Nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich bin am Ende mit meiner ganzen Geduld! Den Teufel auch, was iſt das für eine Geſchichte — in den erſten zwei Tagen hat es die Welt amuſirt und mich auch, aber jetzt findet es Jedermann langweilig und mich dazu, was gerade kein Compliment für einen jungen Menſchen meines Schlages iſt!“

„Ei, ei, so ungeduldig? Und Sie wissen doch ganz genau, daß nur die besten Motive uns zwangen, Sie ein wenig von Ihrer gewöhnlichen Beschäftigung abzuhalten; Sie wissen ebenfalls, daß auch unser verehrter Herr Stadtschultheiß vollkommen damit einverstanden war."

„O ja, o ja, wer wollte daran zweifeln? Auch meine Frau Mama findet es wahrscheinlich sehr behaglich, mich auf diese Art für meine kleinen wie großen Sünden büßen zu lassen."

„Wahrlich keine schwere Buße, acht Tage Zimmerarrest! Sie hätten in der That schon ein wenig mehr verdient, mein lieber Herr Welkermann."

„Und wofür, wenn ich bitten darf? Weil ich mich zu diesem Duell bereit finden ließ?"

„Auch, mein Verehrtester; aber besonders, weil Sie dieses Duell hervorgerufen, bei verbotenem Spiel hervorgerufen, und bei welch' hohem Spiel! Glauben Sie mir, ich bin davon ganz genau unterrichtet."

„Ei," sagte Ferdinand Welkermann, sich lebhaft aufrichtend, „Ihren Worten nach, Herr Polizeirath, lerne ich vielleicht eine neue Seite kennen, unter der ich meine Haft zu betrachten habe?"

„Wer weiß — es ist das in der That sehr möglich, und deßhalb sollten Sie sich auch nicht so kategorisch auf den Standpunkt eines unschuldig Gekränkten stellen, besonders nicht einem wohlwollenden Freunde gegenüber, als welchen ich mich stets für Sie und Ihr Haus bewiesen."

„Den Teufel auch, Sie sagen das mit sehr ernstem Gesichte! So wäre vielleicht dieses kleine, unschuldige Spiel die Schuld, daß man mich hier eingesponnen hat? Aber sagen Sie mir doch, mein lieber Herr Polizeirath, welchen Paragraphen des Gesetzbuches brachten Sie in dieser Beziehung gegen mich in Anwendung?"

„Das ist nicht so ganz leicht zu beantworten. Es gibt allerdings keinen einzelnen Paragraphen, der dazu berechtigt oder auf-

fordert, aber es gibt Fälle," ſetzte Herr Merkel achſelzuckend hinzu, „wo man trotz aller möglichen Rückſicht gezwungen iſt, ein paar ſolcher Paragraphen zuſammenzuſetzen, um eine Verhaftung ſelbſt gegen ſeinen eigenen Willen etwas in die Länge zu ziehen."

„Ah, das iſt ſtark!" rief Ferdinand Welkermann aufſpringend. „Ich dachte, Sie ſeien gekommen, um mir zu ſagen, daß die ganze Farce vorüber ſei und daß ich wieder meiner Wege gehen könne, denn Sie werden ja überzeugt ſein, daß es mir nach dem, was vorgefallen oder was die Welt ſpricht, nicht mehr in den Sinn kommen wird, mich dem Ingenieur Welden zu ſtellen! Wußten Sie in der That nichts davon, was in dem Hauſe Ihres Herrn Schwagers, des Oberbaurathes Lievens, an jenem denkwürdigen Morgen vorgefallen?"

Der junge Mann hatte dies in einem ſcharfen Tone geſagt, ja, ſeine Frage unverkennbar mit dem Ausdrucke der Bosheit geſtellt, wobei er im Zimmer auf und ab ſchlenderte und, äußerſt unbefangen thuend, an die Decke hinaufblickte.

Der Polizeirath hatte ſich ein klein wenig auf die Lippen gebiſſen; doch da es wohl nicht in ſeiner Abſicht lag, dies den Anderen ſehen zu laſſen, ſo ließ er ſeine zuſammengezogenen Lippen, ſobald ſich Ferdinand auf ſeinem Gange umwandte, in ein heiteres Lächeln übergehen, mit welchem er zur Antwort gab: „Es iſt mir in der That angenehm, daß Sie von ſelbſt auf dieſes Thema kommen; ich wollte es gerade berühren. Glauben Sie mir, mein lieber Herr Welkermann, Sie ſind in einem faſt ſträflichen Irrthume, wenn Sie annehmen, Herr Welden hätte nur eine Ahnung gehabt, daß ich mich veranlaßt ſehen würde, Sie an jenem denkwürdigen Morgen, wie Sie ſagten, zu verhaften, und ich muß hinzuſetzen," ſagte er in einem ernſten Tone, „daß die Vermuthung, Herr Welden habe auf mich eingewirkt und ich hätte auf mich einwirken laſſen, ein Verbrechen wäre."

„Hm," machte Ferdinand, plötzlich vor dem Polizeirath ſtehen

bleibend und ihn mit einem Blicke betrachtend, in welchem ſich Zweifel und Unbehaglichkeit ausdrückte.

„Glauben Sie mir nicht? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf: Herr Welden iſt vollkommen unſchuldig an Ihrer Verhaftung, ja, ich habe ihn leider dadurch in eine ſehr unangenehme Lage gebracht."

„Und mich in eine Lage, die mir zu denken gibt," ſagte Ferdinand Welkermann, der, ſehr ernſt geworden, mit über einander geſchlagenen Armen den Polizeirath betrachtete. „Aufrichtig geſagt," fuhr er nach einer ziemlichen Pauſe fort, „ich hatte mir meine Stubenhaft allerdings aus dieſer etwas unlauteren Quelle abgeleitet. Verſtehen Sie mich recht, Herr Polizeirath, ich meinte damit den Urſprung dieſer Quelle, denn ſowie Sie einmal Kenntniß erhielten, es ſei ein Duell in Ausſicht, das nicht anders als durch die Verhaftung eines der Betheiligten verhindert werden konnte, ſo waren Sie in Ihrer amtlichen Eigenſchaft vollkommen im Rechte, mir, beſonders da mein Vater damit einverſtanden war, einen kleinen Zimmerarreſt zu geben; wie ich aber jetzt die Sache anſehe, ſo wäre das Duell vielleicht nicht der einzige Grund dazu geweſen."

„Mit Offenheit kommt man am weiteſten, mein lieber Herr Welkermann, um darin hinter Ihnen nicht zurückzubleiben, will ich Ihnen geſtehen, daß allerdings noch ein anderer Grund vorhanden iſt, der mich zwang, Sie Ihrer Freiheit zu berauben."

„Auf den wäre ich wahrhaftig begierig!"

Herr Merkel blickte den vor ihm ſtehenden jungen Mann mit einem feſten, ſcharfen Blicke an, wobei er ſich ſelbſt geſtehen mußte, daß in Ferdinands offenem Auge ſowie in der unverkennbaren Spannung, mit der er ihn anſah, durchaus nichts Verdächtiges oder Verſtecktes lag; ja, er hatte vielmehr das Anſehen Jemandes, der ſich darauf freut, einen höchſt unhaltbaren Grund ad absurdum führen zu können.

„Nun, Herr Polizeirath? Bitte, laſſen Sie mich nicht ſo lange warten.“

Herr Merkel hatte langſam ſein Schnupftuch hervorgezogen und es bedächtig an ſeine Naſe gebracht, ſo daß es eine ziemliche Weile dauerte, ehe er zur Antwort gab: „Es iſt das eine eigene Sache um die Nennung dieſes Grundes; ich gehe ſchon mehrere Tage mit mir darüber zu Rathe, ob ich Ihnen dieſen Grund mittheilen ſoll und darf.“

„Das könnte ich doch wohl verlangen.“

„Gewiß; aber es verhält ſich damit wie mit der Bewegung des Fingers am Drücker eines geladenen Gewehres, deſſen Hahn geſpannt iſt: die Kugel fliegt ihrem Ziele zu — wer kann ſie zurückhalten? Sowie ich Ihnen dieſen Grund nenne, muß ich dieſem Grunde gemäß gegen Sie handeln.“

„Immerhin — ich bin auf Alles gefaßt.“

„Sie ſpielten neulich im Holländiſchen Hofe mit großem Unglücke und mit großen Summen?“

„Ah, wir nähern uns Ihrem Grunde!“

„Wir nähern uns allerdings,“ fuhr Herr Merkel fort, indem er ebenfalls aufgeſtanden war und ſich, ſcheinbar ganz unbefangen, ſo in dem Zimmer aufſtellte, daß er ſich zwiſchen Ferdinand und der Thür befand.

„Ei, mir ſcheint, Ihr Grund hat eine gehörige Tiefe?“

„Nachdem Sie geſpielt und etwas in Aufregung gerathen waren, zogen Sie eine Fünfhundertgulden-Note hervor und zündeten dieſelbe am Lichte an?“

„Sie ſind vortrefflich unterrichtet — ich wußte nicht, daß es einen ſo bedenklichen Paragraphen gegen Hazardſpiele und Verſchwendung gäbe; auch dachte ich mir immer, letztere ſei eigentlich eine Familienangelegenheit.“

Herr Merkel ſchien dies durch ein Kopfnicken zuzugeben oder machte dieſe Pantomime nur, weil es ihm nicht ganz leicht wurde,

die nächſten Worte auszuſprechen; ja, ſeine Stimme war etwas bewegt, als er nun, ſonſt aber mit großer Ruhe, ſagte: „Unſer Grund liegt noch tiefer — die Fünfhundertgulden-Note, welche Sie anzündeten, aber glücklicher Weiſe nicht ganz verbrannten, war eine gefälſchte, ebenſo wie drei der Tauſendgulden-Noten, welche Herr von Miltau von Ihnen empfing.“

„Bah, Sie treiben Ihren Spaß mit mir!“

„Sehe ich aus wie Jemand, der ſcherzt? Glauben Sie mir, Herr Welkermann, ich betrachte dieſen Augenblick als furchtbar ernſt — bitte, ſehen Sie ihn auch ſo an.“

„Ja, was ſoll denn das bedeuten? Ich verſtehe Sie in der That nicht — falſche Noten kann es allerdings geben; falſche Tauſender ſind bei der Bank eingelaufen, aber von Fünfhundertern habe ich nie etwas gehört. Doch geſetzt, es wäre eine falſche Fünfhundertgulden-Note geweſen, was ich aber auf's beſtimmteſte beſtreiten möchte, denn ich habe einen Blick dafür — wie kann es mich compromittiren, wenn ſie ſich zuletzt in meiner Hand befindet?“

„Habe ich geſagt: compromittiren?“ fragte Herr Merkel mit einem lauernden Blicke.

„Nun, beim Teufel, auf das Wort kommt es wohl nicht an! Sie ſprechen von einem Grunde meiner Verhaftung und in demſelben Athem von einer gefälſchten Banknote; das, meine ich, wäre compromittirt genug! Treiben Sie bei dieſer Zuſammenſtellung in der That keinen Scherz mit mir?“

„Hören Sie mich weiter, und Sie werden ſich dieſe Frage ſelbſt beantworten. Es ſind falſche Banknoten vorhanden, nicht nur von tauſend Gulden, ſondern auch von fünfhundert Gulden im öffentlichen Verkehr, beſonders aber — und ich bitte das wohl zu beachten — in großer Anzahl in der Kaſſe der Bank.“

„Worüber ich mich nicht wundere, denn dieſe falſchen Tauſender ſind ſo vortrefflich gemacht, daß ſie im Stande waren, ſich dem

Argwohn unſeres Hauptkaſſirers zu entziehen, und das will etwas heißen, wenn Sie den Mann kennen."

„Könnten aber nicht Fälle eingetreten ſein, Herr Welkermann," ſagte der Polizeirath mit einer abſichtlich ſcharfen Betonung des Wortes, daß falſche Banknoten auf einem anderen Wege in die Kaſſe der Bank gelangt wären, als durch die Hände des Hauptkaſſirers? Ah, ich ſehe, Sie verſtehen mich!" ſetzte er raſch hinzu, als er bemerkte, wie der junge Mann mit einem ſehr unbehaglichen Geſichtsausdrucke ſeine Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmte. „Seien Sie offenherzig, es iſt gewiß das Beſte, was Sie thun können."

„Offenherzig? Ich wüßte wahrhaftig nicht, worin! Es kann am Ende vorkommen, daß man ſich einmal einen Schein in der Kaſſe ſelbſt umwechſelt, doch war das ganz unbedeutend und nicht der Rede werth."

„Wenn das unbedeutend wäre, würde es allerdings nicht der Rede werth ſein, aber wo es einmal geſchieht, daß man Tauſende auf dieſe Art umwechſelt und daß ſich unter dieſen Tauſenden mehr als die Hälfte falſcher Noten befinden, ſo könnte man doch veranlaßt ſein, darüber zu reden."

Der junge Beamte machte eine unmuthige Bewegung und trat dann raſch an das Fenſter, wo er nachdenkend an den Himmel hinaufblickte. Sah er doch da oben das Bild dieſer letzten Stunde, denn das ganze Himmelsgewölbe, ſoeben noch klar, blau, voll Sonnenſchein, begann ſich mit den Vorläufern eines aufſteigenden Gewitters zu überziehen; es donnerte leiſe in der Ferne. — Der Fall, von dem der Polizeirath ſprach, konnte allerdings der ſeinige ſein; hatte er doch Banknoten in ziemlichem Betrage an der Kaſſe umgewechſelt, und wenn ihm auch Herr von Rivola, dem er ſo große Verpflichtungen ſchuldig war, nicht gerade verboten hatte, darüber zu reden, ſo wäre es doch lächerlich geweſen, den Namen dieſes ſo hochgeachteten Mannes gerade jetzt zu nennen — niemals! Dazu war er feſt entſchloſſen, und antwortete, ſich raſch umwendend:

„Ich mache durchaus kein Hehl daraus, daß ich gegen die Vorschrift Noten umwechselte, und wenn sich zufällig falsche dabei befanden — was liegt daran? Wie kann man mich dafür zur Verantwortung ziehen wollen?“

„Gewiß nicht, wenn Sie sich vielleicht erinnern wollten, von wem Sie diese Banknoten erhalten haben.“

„Und wenn ich mich dessen nun nicht mehr erinnern könnte?“

„Das wäre allerdings sehr, sehr schlimm, denn in diesem Falle müßte ich mich veranlaßt sehen, Ihre Haft dadurch zu verstärken, daß ich Sie bäte, neben meiner Wohnung ein kleines Zimmer zu beziehen.“

„Den Teufel auch, das ist mir doch ein wenig zu stark! So viel ich weiß, wohnen Sie auf der Polizeidirektion?“

Herr Merkel nickte, statt zu antworten, mit dem Kopfe.

„Und Sie glauben,“ fuhr der Andere mit heftiger Stimme fort, „daß ich mich eines so albernen Grundes halber gutwillig bei Ihnen einsperren ließe?“

„Es würde mir leid thun, Ihre Begleitung erzwingen zu müssen. Seien Sie gescheit, mein lieber Herr Welkermann,“ fuhr er in zutraulichem Tone fort, indem er, näher tretend, seine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte, „wozu unnöthiges Aufsehen machen? Ich handle nach meinem Gewissen und nach meiner Pflicht. Sie sind verdächtig — ich sage es Ihnen gerade heraus — falsche Banknoten wissentlich verbreitet zu haben, deßhalb muß ich mich Ihrer Person versichern auf jede Verantwortung hin, und deßhalb bitte ich Sie, meinen Arm zu nehmen und mich zu begleiten — Sie haben dagegen mein Versprechen, daß ich Ihnen in diesem Falle jede andere Begleitung, die ich in der Nähe habe, ersparen werde.“

„Die Sie in der Nähe haben?“ fragte der junge Mann erbleichend.

„Einen meiner vertrautesten Unterbeamten, in bürgerlicher Kleidung, Herrn Schmetterer.“

Artillerieoffiziers-Examen machen können, was ſchon etwas ſagen will. Dann ſchickte mich mein Vater auf Reiſen, und ich war in London, als er ſtarb. Nach Hauſe zurückgekehrt, um ſeinen letzten Willen zu vernehmen, ſah ich, daß mir die Wahl blieb, in das Geſchäft einzutreten oder, mich mit einer ſehr anſehnlichen Jahresrente begnügend, daſſelbe meinem Onkel zu überlaſſen. Ich wählte Letzteres und ſaß eine Stunde darauf in meinem Reiſewagen, gegen Süden eilend. Ich gieng über Mailand, Florenz, Rom nach Neapel und beſchloß, dort einige Monate zu bleiben.

Eines Tages ſchlenderte ich auf dem Molo umher, und mir fiel ein, daß ich einem Deutſchen, der in der Villa di Roma wohnte, ſchon mehrere Tage einen Gegenbeſuch ſchuldig ſei. Ich nahm deßhalb ein Cabriolet und fuhr nach dieſem Hotel ab. An der Thüre deſſelben angekommen, bricht das linke Rad des Cabriolets, ich ſpringe hinaus, komme glücklicher Weiſe auf die Füße zu ſtehen, prallte aber an einem alten Herrn an und hätte um ein Haar eine junge Dame, mit der er im Begriffe war, auszugehen, über den Haufen gerannt. Ich war in ziemlicher Verwirrung und entſchuldigte mich, ſo gut es gieng. Mein deutſcher Bekannter war ausgegangen, und am andern Tage fuhr ich wieder bei der Villa di Roma vor, dieſes Mal aber in meinem eignen Wagen, um kein neues Malheur zu haben, und machte zwei Beſuche, den geſtern projektirten und den andern bei dem alten Herrn, mit dem ich carambolirte. Es war ein Franzoſe, ein Vicomte tel et tel; die junge Dame aber, die geſtern bei ihm war, ſeine Tochter, dieſelbe, die auf dem Bilde dort in jenem Cabinet an der Teraſſe der Villa Taſſo lehnt.

„Ah!“

Der alte Herr nahm meinen Beſuch freundlich auf und erlaubte mir wieder zu kommen. Auch Mathilde, ſo hieß ſeine Tochter, ſchien ſich in meiner Geſellſchaft nicht zu langweilen,

„Thun Sie, was Sie wollen, ich werde nicht mit Ihnen gehen.“

„Bedenken Sie ſich eines Beſſeren, Herr Welkermann — bringen Sie mich nicht in die furchtbare Verlegenheit, hier, im Hauſe Ihres ſo hochverehrten Vaters, eines meiner genaueſten Bekannten, ein Aufſehen der unangenehmſten Art erregen zu müſſen.“

„Thun Sie, was Sie wollen, ich gehe gutwillig nicht mit Ihnen.“

„So werde ich einen Wagen holen laſſen, wenn Sie nicht gehen wollen.“

„Keine Wortklauberei; ich werde weder mit Ihnen gehen, noch fahren, ich werde meinen Vater rufen laſſen und den Rechtsfreund unſeres Hauſes; ich will denſelben dieſen unerhörten Fall vortragen, und man wird den Schutz des Geſetzes gegen Sie anrufen — das werde ich thun, thun Sie dagegen, was Sie wollen, aber mit Ihnen und Ihrem Herrn Schmetterer freiwillig gehen,“ rief er mit einem Blicke auflodernden Zornes, „nie und nimmermehr!“

„Sie ſetzen mich in eine große Verlegenheit,“ ſagte Herr Merkel, den Kopf hin- und herwiegend, „und ich verdiene das doch weder um Sie, noch um die Rückſicht, mit der ich hier in Ihrem väterlichen Hauſe auftrete.“

„Laſſen Sie uns darüber keine Worte mehr verlieren, „erwiederte Ferdinand, der ſeine gewöhnliche phlegmatiſche Ruhe, ob echt oder geheuchelt, wieder erlangt zu haben ſchien; „verfahren Sie mit mir, wie Sie wollen, das heißt, bringen Sie mich mit Gewalt in Ihre Polizeidirektion, wenn Sie das Recht dazu haben; ich werde der Gewalt weichen, aber nicht Ihrer Ueberredung. O, hätte ich mich vor acht Tagen beſſer vorgeſehen, als ich mich gutmüthiger Weiſe bereit finden ließ, dieſen Zimmerarreſt anzunehmen!“

„Iſt das Ihr letztes Wort?“

„Mein letztes gegen Sie in dieſer Angelegenheit.“

„Gut, ſo werde ich Ihren Vater, den Herrn Stadtſchultheißen, aufſuchen und ihm die triftigſten Beweiſe bringen, daß ich das

Recht habe, Sie wegen dringenden Verdachtes, wissentlich bei Verbreitung falscher Banknoten mitgewirkt zu haben, in sicheren Gewahrsam zu nehmen."

Nachdem der Polizeirath dies gesagt, blieb er einen Augenblick, wie Antwort erwartend, stehen; doch als er sah, wie sich Ferdinand, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, ans Fenster lehnte, ging er nach der Thür, rief Herrn Schmetterer herein und sagte diesem in einem ernsten Tone, durch den aber immer noch etwas wie Wohlwollen klang: „Sie bleiben hier im Zimmer bei Herrn Welkermann, bis ich zurückkomme oder Ihnen einen weiteren Befehl schicke. Sie lassen Niemanden zu ihm, es sei denn, daß ich selbst Jemanden schriftlich dazu ermächtige. Sie lassen ihn mit Niemandem reden, auch nicht mit Mitgliedern seiner Familie, mit Niemandem ohne alle Ausnahme."

Dann verließ er das Zimmer.

Ferdinand glaubte zu träumen — was war das? Er, ein Beamter der königlichen Bank, beschuldigt, falsche Noten wissentlich verbreitet zu haben? Wachte er oder befand er sich in tiefem Schlafe? Nein, nein, er wachte: das waren die Häuser, welche er jeden Tag aus seinem Fenster sah, das war sein Zimmer — da, auf einem Stuhle an der Thür, saß ein Mensch mit blondem, fahlem Haar und einem einfältigen Gesichtsausdrucke, der ihn bewachen sollte — also befand er sich in der That in ernsterer Haft, als vor einer Stunde. —

Er biß sich auf die Lippen, er knirschte mit den Zähnen, als er nun dachte, daß noch im Laufe des heutigen Tages, spätestens morgen früh, die Welt von dem großen Ereignisse in Kenntniß gesetzt sein würde, er, Ferdinand Welkermann, der Mittelpunkt der eleganten und verschwenderischen jungen Männerwelt, sei wegen Antheils an Banknotenfälschung verhaftet worden.

Und nichts war natürlicher, als daß sich dieses Gericht wie ein Lauffeuer verbreiten würde. Jetzt schon mußte seine arme, gute

Mutter darum wissen, auch die Dienstboten des Hauses und durch diese seine Tante, die Revisorin Welkermann, und dann war die größtmöglichste und schnellste Verbreitung gesichert.

Was aber konnte die ganze Geschichte zu bedeuten haben? Wie konnte er in diesen häßlichen Verdacht kommen? Möglich, daß sich unter den Banknoten, die er für Herrn von Rivola umgewechselt, falsche befunden hatten — wie konnte man aber ihn dafür verantwortlich machen, oder wie Herrn von Rivola, einen reichen Mann aus der besten Gesellschaft — einen so vorsichtigen Mann, so über allen Verdacht erhaben, der, wie Ferdinand häufig gesehen, auf Banknoten von großem Betrage seinen Namen schrieb, um den Beweis zu führen, diese oder jene Note sei durch seine Hände gegangen? Pah, war er doch selbst von seiner Unschuld so sehr überzeugt, daß er über die ganze Geschichte hätte lächeln können, wenn ihm nicht der vorsichtige Charakter des Polizeiraths Merkel, dieses gefürchteten Beamten, eingefallen wäre! Wer weiß, welche verfluchten Umstände zusammengewirkt haben, um einen so garstigen Verdacht auf mich zu werfen, der allerdings verschwinden muß wie Nebel vor der Sonne, Dank des Zeitalters, in dem wir leben, und der Oeffentlichkeit unseres ganzen Gerichtswesens, bei welcher es nicht mehr so leicht vorkommen kann, daß man gezwungen ist, eine Suppe auszuessen, die man sich nicht selbst eingebrockt hat — pah, auch das wird vorübergehen!

Und doch hatte er gleich darauf wieder einen anderen Gedanken, bei dem es ihm fröstelnd den Rücken hinaufflog: die Sicherheit, mit der Merkel gegen ihn aufgetreten war, die Aussicht, welche er ihm eröffnet, vielleicht mit Gewalt auf die Polizeidirektion gebracht zu werden — und das alles sollte ohne die [illegible], wenn auch nur Scheingründe, vor sich gehen können? Und wenn es vor sich ging, welcher Spruch des Gerichts könnte der Verleumdung befehlen, nicht achselzuckend hinzuzusetzen: ‚Ja, wenn man Sohn des Stadtschultheißen ist, wenn man mächtige Freunde hat wie Herrn von

Rivola, ja, wie den Polizeirath Merkel ſelbſt, ſo läßt ſich Manches vertuſchen!'

Dabei fiel ihm Welden ein, einer der geachtetſten und loyalſten jungen Leute, von dem bisher Jedermann mit der größten Achtung geſprochen und den man nun über die Achſel anſah, weil man Gründe, ja, nach den Worten Merkels auch nur Scheingründe hatte, ihn niederträchtiger Feigheit zu beſchuldigen, deſſen guter Ruf dadurch wohl für immer vernichtet war.

Das Blut ſtieg ihm bei dieſen Gedanken zu Kopfe, er rieb ſeine heiße Stirn und wandte ſich dann von dem Fenſter weg, um haſtig in dem Zimmer auf- und abzugehen.

An der Thür ſaß der Mann mit dem blonden Haar in etwas gebückter Haltung, ſeine Hände auf den Knieen gefalten, und betrachtete ſich, anſcheinend mit großer Gleichgültigkeit, die Einrichtung des Gemaches, zuweilen auch mit einem aufleuchtenden, intelligenten Blicke den vor ihm auf- und abwandelnden jungen Mann.

Da wurde ziemlich laut und deutlich an die Zimmerthür geklopft.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Ferdinand, plötzlich ſtehen bleibend, rief „Herein!“ warf aber ſeinen Kopf unmuthig in die Höhe, da ſich der Thürdrücker wohl bewegte, die Thür ſich aber nicht öffnete, weil der vorſichtige Herr Schmetterer von innen abgeſchloſſen und den Schlüſſel zu ſich geſteckt hatte. Er erhob ſich aber raſch, um nachzuſehen, wer draußen ſei, und Ferdinand hörte ihn in der Thür, die er halb hinter ſich zugezogen hatte, ſagen: „Ich bedauere ſehr, Herr Welkermann iſt verhindert, Beſuche anzunehmen.“

„Ich weiß es, doch gibt es auch Ausnahmen von der Regel,“ hörte Ferdinand eine Stimme ſagen, deren bekannter Klang ihn unangenehm berührte.

„Eine Ausnahme würde nur auf ſchriftlichen Befehl des Herrn Polizeiraths Merkel zu machen erlaubt ſein.“

„Den habe ich gerade — da, überzeugen Sie ſich.“

„Richtig, aber ohne Datum und nicht erſt heute Morgen geſchrieben; doch da ich Sie neulich bei dem Herrn Polizeirath geſehen, ſo will ich das Papier gelten laſſen.“

Herr Schmetterer öffnete die Thür, und Welden trat in das Zimmer.

Es war ein eigenthümliches Wiederſehen, das dieſer beiden

jungen Leute. Welden blieb nach einem tiefen Athemzuge nicht weit vom Eingange des Zimmers stehen, und man sah, welche Gewalt er sich anthat, um die Unterhaltung mit einer gewöhnlichen Phrase zu beginnen. Doch kam ihm Ferdinand zu Hülfe, indem er rasch auf ihn zutrat, ihm die Hand reichte und sagte:

„Seien Sie mir willkommen, Herr Welden, ich schätze mich glücklich, Ihnen sagen zu können, daß ich Aufklärung über eine gewisse Sache erhalten, die mich für meine Person vollkommen von der Ehrenhaftigkeit Ihres ganzen Betragens überzeugt — wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen das schriftlich."

Ueber den bleichen Zügen des Ingenieurs zeigte sich ein trübes Lächeln, als er erwiederte: „Ob schriftlich, ob mündlich, Ihr Zeugniß wird nimmermehr im Stande sein, meine vor der Welt ruinirte Ehre herzustellen. Ich fühle das soeben wieder, als ich in Ihr Haus eintrat: ich las Erbitterung, ja, Verachtung in den Mienen Ihrer Dienerschaft, ich sah es wohl, mit welcher Geberde des Abscheues Ihre mir sonst so freundlich gesinnte Mutter bei meinem Anblicke rasch die Thür verschloß — nur Ihre Schwester Elise gönnte mir ein ernstes, gütiges Wort, doch auch sie hätte mich ohne dieses Papier nicht zu Ihnen gelassen — ah, es ist entsetzlich, so gänzlich unschuldig gebrandmarkt zu sein!"

Wie hatte sich Welden in den wenigen Tagen verändert: die sonst so feinen Züge seines Gesichtes erschienen tief gefurcht und dadurch entstellt, seine Augen leuchteten nicht mehr in ruhiger Klarheit, sondern sie brannten fieberhaft unter den gerötheten Lidern.

Ferdinand, der seine eigene Angelegenheit für den Augenblick vergessen, hatte inniges Mitleiden mit ihm und sagte in tröstendem Tone: „Das wird vorübergehen; man spricht vielleicht noch vier Wochen davon, dann ist die ganze Angelegenheit vergessen."

„Die Angelegenheit vergißt sich vielleicht, aber nicht, was diese Angelegenheit auf mich gehäuft; man würde möglicher Weise nach

Jahren ſich ihrer kaum mehr erinnern, aber Niemand wird es vergeſſen, wie niederträchtig, wie erbärmlich und feige ſich damals ein gewiſſer Welden benommen!"

„Ah, die Stimme der Wahrheit wird auch das aufklären — erlauben Sie mir, lieber Welden, daß ich jedes Zeugniß dafür ausſtelle, das heißt, ſowie ich wieder in der Lage bin, das zu thun," ſetzte er mit eigenthümlich bewegter Stimme und mit einem bezeichnenden Blicke auf Herrn Schmetterer hinzu, welcher ſich wieder ruhig auf ſeinen Stuhl neben der Thür niedergelaſſen.

Welden, der Wort und Blick verſtand, ſagte: „Das alles verſetzt mich in das größte Erſtaunen: ich erfuhr allerdings, daß ein anderer Grund, als unſer Duell, für Ihre Zimmerhaft vorliege — welcher Grund aber triftig genug iſt, um Ihnen eine verſchloſſene Thür und dieſe Geſellſchaft zu verſchaffen, das verſtehe ich in der That nicht."

„Ja, das ſind ſeltſame Sachen," gab Ferdinand mit einem düſtern Blicke zur Antwort; „wenn ich Ihnen den Grund mittheile, ſo werden Sie mir als einem Leidensbruder kräftig die Hand ſchütteln, und was die Verleumdung anbelangt, der ich dadurch einheimfalle, ſo habe ich Ihnen ein Doublé vorgegeben — doch davon nachher: ich möchte Ihnen wirklich helfen, ſo lange ich Ihnen noch helfen kann."

„Ich bin in der äußerſten Beſtürzung über Ihre Worte. Ich ahnte wohl, daß etwas gegen Sie im Werke ſei: ich hörte darüber einige Worte von unſerem gemeinſchaftlichen Freunde, dem Herrn Polizeirath Merkel; ich war ſchon mehrere Male in Ihrem Hauſe, aber man wies mich jedes Mal ab, unter dem Vorgeben, Sie ſeien krank."

Der Polizeiagent that ſo, als widme er dieſem Geſpräche nur ſehr geringe Aufmerkſamkeit, doch bei Nennung des Namens ſeines Chefs blitzte es aus ſeinen halb zugeſchloſſenen Augen hervor.

„Sagen Sie mir doch," fragte jetzt Welden, „kennen Sie einen gewiſſen Steffler?"

„Ein anrüchiger Kerl — ja, ich kenne ihn: ich habe ihm Geld gegeben, damit er auswandern kann — eines der Dienſtmädchen unſeres Hauſes hatte ſich unbegreiflicher Weiſe mit ihm eingelaſſen — ſehr unbegreiflicher Weiſe, nachdem — doch davon ein anderes Mal — ich hatte Urſache, ihm zu ſeiner Reiſe behülflich zu ſein — was iſt's mit Steffler?"

„Darüber könnte Ihnen jener Herr beſſere Auskunft geben, als ich," antwortete Welden mit einer Bewegung ſeines Kopfes gegen Schmetterer hin, der aber durchaus keine Miene machte, als nehme er das geringſte Intereſſe an dieſer Unterredung.

„Wie ſo?" fragte Ferdinand.

„Nun, weil Steffler durch eben dieſen Herrn hier zu dem Polizeirath Merkel gebracht wurde, als ich zufällig bei ihm war — man wies jenem eine Wohnung auf der Polizeidirektion an, und ehe er das Zimmer verließ, nannte er zwei Namen ſeiner Gönner, die man, wie er wünſchte, von ſeiner Rückkehr in Kenntniß ſetzen möge — Ihren Namen und den des Freiherrn von Rivola."

„Ein verfluchter Kerl, dieſer Steffler, ein großthueriſcher, nichtsnutziger Schuft! Mir iſt aber in der That recht unangenehm zu Muthe, denn warum ſoll ich Ihnen ein Geheimniß machen aus dem Stande meiner Angelegenheit: auch für mich hält der gütige Polizeirath eine Wohnung bereit!"

Welden fuhr unwillkürlich einen Schritt zurück, indem er im höchſten Schrecken die Worte hervorſtieß: „Wie iſt das möglich? Ah, Sie treiben Ihren Scherz mit mir!"

„Durchaus nicht, das ſehen Sie aus der Geſellſchaft dieſes würdigen Mannes ſowie an der verſchloſſenen Thür meines Zimmers, die Ihnen ja ebenfalls aufgefallen iſt. Trotz allem dem ſehen Sie mich ziemlich ruhig, denn ich bin ſo überzeugt, daß ſich

dieſe Sache in Kurzem zu meinen Gunſten aufklären wird, daß ich jetzt ſchon darüber lachen könnte, wenn ich nicht überzeugt wäre, Ihr Leidensbruder in der vollſten Bedeutung des Wortes zu ſein — keine Macht der Erde wird es vermögen, meinen Namen von dem Verdachte rein zu waſchen, mit dem man ihn belaſtet, und wenn auch mein Name allerdings der eines leichtſinnigen jungen Menſchen, eines Spielers und Verſchwenders iſt, ſo glaube ich doch nie Veranlaſſung gegeben zu haben, mich für einen Fälſcher der ſchlimmſten Art zu halten!"

„Was ſprachen Sie da eben?"

„Nun, für Jemanden, der wiſſentlich falſche Banknoten verbreitet hat, freilich nur für einen Hehler, der aber in dieſem ſauberen Gewerbe der Schlimmſte iſt!"

„Sie ſehen, wie beſtürzt ich bin — treiben Sie in der That keinen Scherz mit mir?"

„Ich bin wahrhaftig nicht zum Scherzen aufgelegt — ich habe die volle Wahrheit geſagt! Reichen Sie mir Ihre Hand: wir Beide ſind ein prächtiges Freſſen für die tauſendköpfige Schlange Verläumdung, die ich ſchon an allen Ecken und Enden pfeifen höre! Ah, wie ſchade, daß unſer Duell geſtört wurde; ich glaube, wir waren erbost genug auf einander, um gegenſeitig feſt drauf zu halten — ich hätte es dieſer Polizei wahrhaftig gegönnt, einen ſtillen Mann, wie ich hätte ſein können, ins Verhör zu nehmen!"

„Ah, jetzt wird es mir klar," rief der Ingenieur, „warum mir Merkel ſagte, Ihr Leben ſei ihm zu koſtbar, um es mir Preis zu geben!"

„Schade, daß Sie ihm damals Ihr Ehrenwort gaben!"

„Nur für drei Tage," antwortete Welden und ſetzte mit einem düſteren Blicke hinzu: „Ehrlich geſagt, ſuchte ich Sie am vierten Tage auf, um unſere Angelegenheit wieder aufzunehmen."

„Ich war verblendet, wie alle Uebrigen — hätte ich gewußt,

wie ſchuldlos Sie an Allem waren und was ſich hier begeben würde, ich wäre mit Freuden für Sie bereit geweſen, um ſo jeden Makel, der auf Ihrer Ehre hätte haften können, gründlich zu zerſtören."

„Wohl das einzige Mittel, aber furchtbar ernſt für Einen von uns Beiden, denn nur der ernſteſte Ausgang hätte der Welt beweiſen können, daß ich nicht aus Feigheit, ja, daß ich überhaupt nicht zum Verräther an Ihnen geworden bin!"

Ferdinand fuhr ſich mit der Hand über die Augen und ſagte dann: „Schade, daß es ſo gekommen iſt, ja, jetzt doppelt ſchade, denn mir wäre alles, alles recht geweſen, das mich vor dem, was hier geſchehen, bewahrt hätte — o, könnte ich durch etwas, ſei es, was es wolle, jenen Morgen zurückerkaufen, an welchem ich Sie erwartet, mit einem böſen Fluche gegen Sie auf den Lippen — lieber ein geſundes Duell mit jedem Ausgange, als das — was vor mir!"

Er lehnte den Kopf gegen das Fenſter, und man ſah an ſeinen heftigen Athemzügen und an dem unmuthigen Zucken ſeines Körpers, wie gewaltig er mit dem, was er eben ſagte, beſchäftigt war.

Herr Schmetterer auf ſeinem Stuhle an der Thür ſchien ſich nicht ganz behaglich bei dieſer Unterredung zu befinden, ohne daß man übrigens hiervon etwas auf ſeinem vollkommen gleichgültigen Geſichte hätte leſen können; doch dachte er bei ſich: „Es iſt mir ganz unbegreiflich, wie der Herr Polizeirath, nachdem er ſich einmal dafür ausgeſprochen, dieſen jungen Herrn mit Niemanden verkehren zu laſſen, nun doch Erlaubniß gibt, daß der Andere ihn beſucht, wobei ich für ſehr unnöthig halte, daß er ihm erzählte, jener Steffler ſei zurückgebracht worden — ganz unnöthig, und wenn jener junge Herr ſich nicht bald von ſelbſt entfernt, ſo werde ich die Ausrede gebrauchen, daß eine Unterredung, ſelbſt auf ſchriftliche Erlaubniß, nicht länger als eine halbe Stunde dauern dürfe."

und von der Zeit an war ich in der Villa di Roma mehr als in meinem eigenen Hotel.

Schon nach den erſten vierzehn Tagen unſerer Bekanntſchaft liebte ich das Mädchen leidenſchaftlich. Gibt's wohl einen zweiten Ort in der Welt, der mit ſeiner großartigen, wunderbaren Natur ſo dazu gemacht iſt, zärtliche Gefühle zu nähren, wie Neapel? Denkt an die unzähligen, prachtvollen Punkte der Umgegend, die ich alle mit Mathilden und ihrem Vater beſuchte. Denkt an Camaldoli, mit ſeiner herrlichen Ausſicht! Wir ſtanden an einem Rande der wilden Felſen, die faſt ſenkrecht ins Meer hinuntergehen. Dort ſchwindelte es ihr und ſie legte ihre Hand auf meine Schulter: es war ihre erſte Berührung, aber ich werde die ſanfte Wärme, die mich in dieſem Augenblicke durchſtrömte, nie vergeſſen. Denkt an Portici, an Pompeji. Die Meiſten von Euch haben auch kleine Parthieen dorthin gemacht. Wir waren immer zu Drei, oder, wenn man will, zu Zwei; denn der alte Herr hatte beſtändig mit ſeinen Correſpondenzen zu thun. Er las entweder eingelaufene Briefſchaften oder notirte die Antworten in ſeine Schreibtafel. Mathilde hieng unbefangen an meinem Arme, und ihr ſüßes Geplauder will ich nie vergeſſen.

Es war eines Abends in Torre del Graco. Wir hatten den Veſuv beſtiegen und machten hier unten auf der Teraſſe eines niedlichen Landhauſes ein kleines Diner. Vor uns ſtieg majeſtätiſch der ſchwarze Lavakegel empor. Mathilde ſtand neben mir, wiegte ſich an einer Rebe und ich ſprach viel und emſig in ſie hinein — nicht von Liebe, das hätte ich nie gewagt, auch nicht von dem flammenden Veſuv, ſondern von der Heimath erzählte ich, von Deutſchland und ſeinen herrlichen Thälern, und malte eine kleine Villa aus, wie ich ſie in meinen ſüßeſten Träumen erfunden.

Ferdinand fuhr heftig aus seiner Stellung am Fenster herum und rief: „Es ist förmlich zum Tollwerden, wenn ich bedenke, was in der letzten Stunde mit mir vorgegangen ist, und wenn ich hinzusetze, daß, obgleich schuldlos wie ein neugeborenes Kind, doch diesen schwarzen Flecken Niemand mehr von mir und meinem Namen nehmen wird, so kann ich es wiederholt nur auf's innigste bedauern, daß unsere Zusammenkunft nicht stattgefunden hat, wobei es am besten gewesen, wenn ich auf dem Platze geblieben wäre!"

„Ich würde mir jetzt den Vorrang darin nicht gern streitig machen lassen," sagte Welden in ruhigem leidenschaftslosem Tone; „ich mußte zuerst und eben so unschuldig leiden, wie Sie, also gebührt mir auch zuerst eine gründliche Aenderung dieser unausstehlichen Lage."

„Es wäre eigentlich originell," rief der Andere mit einem Anfluge seines gewöhnlichen Leichtsinns in Blick und Stimme, „wenn wir uns diesen aufgedrungenen Zeugen dort zu Nutzen und ihn zu unserem beiderseitigen Secundanten machten, wenigstens zum unparteiischen Zuschauer, der später bestätigen müßte, daß der Zweikampf zwischen uns, den ich Ihnen vollkommen schuldig bin, auf die ehrlichste Art von der Welt stattgefunden habe — was meinen Sie dazu, Herr — wie ist doch Ihr Name?"

„Mein Name ist Schmetterer," entgegnete der Polizeiagent, aufstehend, und setzte mit gesenktem Haupte und in sehr bescheidenem Tone hinzu: „Machen Sie sich selbst, Herr Welkermann, und mir keine Ungelegenheiten — Sie wissen wohl, daß ich das, was Sie jenem Herrn da vorschlugen, unter keiner Bedingung leiden würde; überhaupt hat diese Unterredung schon recht lange gedauert."

„Ich glaube, daß Sie das durchaus nichts angeht!" brauste Ferdinand auf. „Und was meinen Vorschlag anbelangt, den ich, allerdings mit sehr ernstem Hintergrunde, im Scherze gethan, so habe ich leider keinen Degen bei der Hand und halte den Knall

von Piſtolen hier in unſerem ſtillen friedlichen Hauſe ſelbſt für unanſtändig und compromittirend, wobei es andererſeits das Richtigſte wäre, wenn wir uns gegenſeitig eine Kugel vor den Kopf ſchöſſen — meinen Sie nicht auch, Welden?"

„Gewiß!"

„Unſer Handel muß aus- und abgemacht werden: es liegt zu ſehr in Ihrem Intereſſe, und wenn Sie auch heute die gelindeſte Erklärung meinerſeits als genügend zur Ausgleichung annehmen würden, ſo müßte ich mich doch weigern, eine derartige Erklärung zu geben — man kann als gute Freunde auf den Kampfplatz gehen und doch vor der Welt verpflichtet ſein, auf einander zu ſchießen — meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß!"

„Man kann ſich eben ſo gut vorher die Hand ſchütteln, wie nachher, beim Vorrücken gegen die Barriere geräth unſer Blut doch in Wallung. Habe ich Recht?"

„Sie ſprechen ganz meine Meinung aus," erwiederte der Ingenieur, mit einem aufleuchtenden Blicke näher tretend und mit ſeinen beiden Händen die Rechte des Anderen ergreifend und herzlich ſchüttelnd; ja, unſere Angelegenheit muß abgemacht werden!"

„Und ſo ernſthaft, wie möglich, ich bin dafür, keine Spielerei!"

„Nein, keine Spielerei!"

„Und welche Freude wird es mir gewähren," rief Ferdinand, in eine wilde Heiterkeit ausbrechend, „der ſtill lauernden Gerechtigkeit eine Naſe zu drehen — wie geſagt, Degen habe ich keine, Piſtolen knallen zu ſehr — wir könnten aber ein wenig auf ſpaniſche Art mit Meſſern auf einander losgehen — ich wäre dazu wahrhaftig ganz in der Laune."

„Meine Herren," ſagte der Polizeiagent, indem er ſich zwiſchen die beiden jungen Leute ſtellte, „obgleich ich feſt überzeugt bin, daß Sie nur im Scherze dieſe Redensarten führen, ſo kann ich das

doch unmöglich dulden, und wenn Sie in diesem Tone fortfahren wollten, so muß ich entweder Herrn Welden bitten, das Zimmer zu verlassen, oder mich, wenn dem nicht Folge geleistet wird, nach Hülfe umsehen."

„Der Mann hat Recht," meinte Welden.

„Aber ist es nicht schade?" rief Ferdinand, der in immer größere Aufregung gerieth. „Es wäre dies eine so günstige Gelegenheit, unsere Sache abzumachen, und gerade vor diesem Herrn abzumachen, der alsdann auf seinen Amtseid bezeugen könnte, wie richtig Alles zugegangen — schade darum, diese spanische Art des Zweikampfes hat immer etwas Poetisches, ja Ritterliches, doch — wüßte ich noch eine andere, die noch weniger Geräusch und Aufsehen machen würde."

„Mir wäre jede recht, ich gebe Ihnen mein Wort darauf."

„Jede?"

„Jede!"

„So schlage ich Ihnen die amerikanische Art des Duells vor, etwas roh zwar, etwas nervenaufregend, aber recht passend für unsere Verhältnisse, — sind Sie damit einverstanden?"

„Warum nicht?"

„Natürlich sind wir Beide so vernünftig, die Ansicht des braven Herrn Schmetterer zu theilen, daß es unthunlich ist, die Sache hier im Zimmer vor seinen Augen auszumachen — wir sind ihm das für die Artigkeit schuldig, mit der er unsere Unterredung bis jetzt so gut wie ungestört ließ; aber verbieten kann er es uns nicht, daß wir einen Zeitraum festsetzen, bis wann wir unseren Handel ganz endgültig für Einen von uns Beiden abmachen — was meinen Sie heute über vier Wochen — wir haben heute den zwölften April, also am zwölften Mai — Morgens um eilf Uhr?" fügte er bei, nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen.

„Am zwölften Mai, Morgens um eilf Uhr," stimmte Welden in ruhigem Tone bei.

„Auf Ehrenwort!“

„Verſteht ſich von ſelbſt, auf Ehrenwort!“

Welkermann legte ſeine Rechte in die des jungen Ingenieurs, und während Beider Hände ein paar Secunden lang vereinigt blieben, ſchaute Einer dem Anderen feſt in die Augen.

„So wollen wir würfeln,“ ſagte Ferdinand ſich abwendend, „und der, welcher den niedrigſten Wurf thut, hat den Vortritt — der Andere kann ihm ja folgen, wenn es ihm Spaß macht oder wenn ihn die Verhältniſſe dazu beſtimmen.“

Herr Schmetterer hatte ſchweigend zugehört, und wenn es ihm auch nicht ganz klar war, was unter amerikaniſchem Duell zu verſtehen ſei, ſo hielt er es doch für ſeine Pflicht und für ſein Recht, das Würfeln eines Gefangenen zu verhüten, und er that dies mit kurzen und beſtimmten Worten.

„Sie ſind in der That komiſch,“ fuhr ihn Ferdinand an, welcher ſchon einen Würfelbecher von ſeinem Schreibtiſche herbeigeholt hatte — „ſpielen wir denn um Geld oder Geldeswerth?“

„Vielleicht um etwas Koſtbareres, was ich nicht weiß, was mich auch im Grunde nichts angeht, da ich es nur mit der Gegenwart zu thun habe und ich es in derſelben nicht geſtatten kann, daß ein Gefangener mit einem Beſuche würfelt. Mein lieber Herr Welkermann,“ fuhr er bittend fort, „zwingen Sie mich nicht dazu, ein unangenehmes Aufſehen im Hauſe Ihres Herrn Vaters machen zu müſſen, indem ich Hülfe herbeirufe und alsdann thue, was mir und Ihnen nicht lieb iſt.“

„Ah bah, mit Ihrer Hülfe,“ rief Ferdinand trotzig, „glauben Sie denn, ich fürchte mich vor Ihnen und Ihren Helfern — ich bliebe überhaupt gutwillig hier in meinem Zimmer, wenn ich nicht wüßte, daß die Komödie meiner Gefangenſchaft bald ausgeſpielt hat? Ah,“ ſetzte er zähneknirſchend hinzu, „wenn ſich auch alles Andere ſo in Ordnung bringen und wieder gänzlich verwiſchen ließe! Kommen Sie, Welden, wollen Sie, daß ich zuerſt werfe?“

Doch mit einer Kraft, die man dem kleinen, ſchmächtigen Manne nicht zugetraut hätte, legte Schmetterer ſeine Hand auf den Würfelbecher, und dabei hatten ſich ſeine ſchlaffen Züge belebt und aus ſeinen Augen leuchtete Muth und Entſchloſſenheit.

„Noch ſchone ich Sie und Ihr Haus,“ rief er mit einer Stimme, welche ganz anders klang, als der Ton, in welchem er bisher geſprochen; „zwingen Sie mich nicht, die Thür zu öffnen!“

„Und dann, wenn ich bitten darf?“ fragte Ferdinand mit einem verächtlichen Blicke.

„Meine Leute von draußen hereinzurufen und Ihnen, wenn das nöthig ſein ſollte, Handeiſen anzulegen.“

Ferdinand fühlte, wie ihn bei dieſen Worten ein Schauer überflog; auch Weldens Geſicht wurde bleicher, wie bisher. Beide hatten den gleichen Gedanken: wenn der Mann berechtigt war, ſo zu ſprechen und vielleicht auch ſo zu handeln, wie er ſprach, ſo mußte allerdings der Verdacht eines ſchweren Verbrechens vorliegen.

„Aber es bleibt bei unſerer Abſprache!“ rief Wellermann mit düſter blitzendem Auge und etwas heiſerer Stimme. „Kommen Sie an's Fenſter, Welden, das wird uns doch wohl erlaubt ſein — oder nicht?“

Herr Schmetterer, der nicht ganz mit ſich im Reinen war, folgte ihnen dorthin, wo von dem vorübergezogenen Gewitter noch immer ſchwere Tropfen gegen die Scheiben geworfen wurden; er traute dieſen beiden unbeſonnenen jungen Leuten, von denen beſonders der Eine ſich in einer furchtbaren Aufregung befand, jede mögliche Thorheit zu — wer weiß, ob der Sohn des Stadtſchulheißen nicht die Abſicht hatte, das Fenſter zu öffnen und ſich auf die Straße hinabzuſtürzen?

Doch ſah der Polizeiagent im nächſten Augenblicke, daß er ſich in dieſer Vorausſetzung getäuſcht, denn Beide lehnten ruhig an der Fenſterbrüſtung und führten ein ganz harmloſes Geſpräch.

„Sehen Sie dieſe beiden ſchweren Tropfen," ſagte Ferdinand zu Welden, „die ſoeben in gleicher Höhe gegen die Scheibe geworfen wurden und die ſich zu beſinnen ſcheinen, ob ſie abwärts rollen ſollen? Ich wette, daß der auf meiner Seite zuerſt unten ankommt."

„Gut, ſo nehme ich den anderen."

„Und der, welcher zuerſt ankommt," ſagte Welkermann in engliſcher Sprache, „hat den Vortritt."

Es hätte für einen eingeweihten Zuſchauer etwas Grauenhaftes ſein müſſen, die ſtarren Blicke der jungen Leute zu beobachten, wie ſie bald den einen, bald den anderen der Waſſertropfen mit gleichem Intereſſe betrachteten. Derjenige des Ingenieurs fing zuerſt an, langſam abwärts zu rollen, doch eine Sekunde ſpäter folgte der andere raſcher und überholte ihn um ein paar Linien: Beider Athem ging ſchwer und ein gleichförmiges, eigenthümliches Lächeln zeigte ſich auf ihren Zügen.

Welden kam etwas vor, jetzt hatte ihn der Andere wieder erreicht und war dicht neben ihm.

Die Wolken am Himmel waren verſchwunden, fortgejagt von einem leichten Winde, und der heitere, fröhliche Sonnenſchein blitzte gegen das Fenſter und ließ die beiden Tropfen erglänzen wie Edelſteine oder wie Thränen.

Sie ſahen nichts davon, ſondern achteten nur, ſchwer athmend, auf das langſame Fortſchreiten der Zeiger dieſer furchtbaren Todtenuhr.

Es wurde an die Thür geklopft: ſie hörten eben ſo wenig davon, als daß Herr Schmetterer den Schlüſſel im Schloſſe umdrehte und ſie öffnete.

Noch einen halben Zoll hatten die beiden Regentropfen zu durchlaufen, und als fürchteten ſie ſelbſt eine Unterbrechung, beeilten ſie ſich, das zu thun.

Da wurde der Welden's, auf welchen er jetzt ſeine heißen,

ſtarren Blicke richtete, plötzlich aufgehalten, wahrſcheinlich durch ein unbedeutendes Korn im Glaſe, während der andere Waſſertropfen ſich zwar langſam aber ſtetig fortbewegte.

„Ferdinand! — Ferdinand!“ hörte man in dieſem Augenblicke eine laute Stimme in jammerndem, herzzerreißendem Tone ausrufen — in einem Tone, welcher die Nerven erzittern machte und der ſelbſt den jungen Mann, dem dieſer Ruf galt, trotz des furchtbar ernſten Augenblickes vermochte, ſeinen Kopf umzuwenden.

Ehe er das aber that, ſtreiften ſeine düſtern Augen das bleiche Geſicht des Anderen, während er ihm zuflüſterte: „Die Sache iſt entſchieden — Sie liegen feſt vor Anker — noch eine Sekunde, und ich habe ausgelebt — ſei es drum, Sie werden nicht daran zweifeln, daß ich mein Wort halte!“

„Ferdinand! Ferdinand!“ rief Frau Wellermann verzweiflungsvoll aus, indem ſie ſich an den Hals ihres Sohnes warf und ſein Geſicht mit ihren heißen Thränen überſchwemmte. „Was haſt Du Dir ſelbſt gethan? Was haſt Du uns gethan? O mein Gott, iſt es denn wahr?“

Hinter ihr war der Stadtſchultheiß in das Zimmer getreten; ſein ernſtes, ja, düſteres Geſicht tief in die weiße Halsbinde vergraben, blieb er an der Thür ſtehen, während er ſeine rechte Hand an die Augen brachte, in denen es ſeltſam zu zwinkern begann.

„So ſprich doch, Ferdinand, ſprich ein Wort zu Deiner unglücklichen Mutter, ſage ihr, daß Alles nicht wahr, daß Du unſchuldig biſt!“

„Und würdeſt Du mir glauben?“ entgegnete Ferdinand mit dumpfer Stimme. „Ich zweifle daran — man hat euch allerlei Schlimmes, allerlei Furchtbares über mich geſagt — man hat mir dort vielverſprechende Geſellſchaft gegeben — man ladet mich ein, die Polizei-Direktion zu beſuchen; das iſt allerdings ſehr gravirend, und wenn ich mir die Sache näher überlege,“ ſetzte er mit einem

Blicke auf Welden, welcher immer noch die Fensterscheiben anstarrte, hinzu, „so ist allerdings Alles verloren."

„Nichts ist verloren," rief der Ingenieur auf einmal in jubelndem Tone, „nichts — gar nichts — es wäre aber auch entsetzlich gewesen, wenn dieses frevelhafte Spiel zu einem Ergebnisse geführt hätte!"

„Ah, Sie haben mich zum Besten," erwiederte Ferdinand, während die Anderen verwundert aufschauten, „Sie wollen sich selbst und mich täuschen — fehlte doch kaum eine Linie!"

„Sehen Sie her: hier hielt Ihr Tropfen, während der meinige, seitwärts überfließend, sich mit dem Ihrigen vereinigte."

„Ah bah," rief der junge Welkermann, „eine Ausrede, deren Grund ich verstehe!"

„Ein Wort, für das ich in der That ernstlich Händel mit Ihnen anfangen möchte!"

„Aber Ferdinand, Ferdinand," rief Frau Welkermann, die Hände zusammenschlagend, „ich glaube wirklich, daß Alles verloren ist — und, Herr Welden, auch Sie — Sie, dem ich bisher stets das Wort redete, der sich stets so freundlich, so wohlwollend, so feinfühlend benahm!"

„Es erscheint mir das alles wie ein böser Traum," sagte der Stadtschultheiß, näher tretend; „die uns bewilligte halbe Stunde wird in unnützen Redensarten vergehen, und ich erlaube mir, Ihnen zu sagen, Herr Welden," wandte er sich mit bebender Stimme an den Ingenieur, „daß ich mit meinem Sohne Einiges zu besprechen wünschte und deßhalb für jetzt auf Ihre angenehme Gesellschaft verzichten muß."

Der also Angeredete biß sich auf die Lippen und schloß in tief schmerzlicher Bewegung einen Moment lang seine Augen, als er sich vor dem Stadtschultheißen verbeugte und dann ebenfalls vor Frau Welkermann, die aber, sich rasch von ihm wendend, ihr Gesicht auf der Schulter Ferdinand's verbarg, welch letzterer, ihm zum Abschiede mit der Hand winkend, sagte:

„Gehen Sie in Frieden, Welden — ich hoffe, daß wir uns vorher noch einmal wiederſehen.“

Dieſes einfache Wort „vorher“ traf ihn wie ein Keulenſchlag, ließ ihn erbeben und betäubte ihn derart, daß er nicht wußte, wie er aus dem Zimmer gekommen, noch auf den erſten Stock des Hauſes gelangt war. Hier blieb er, tief Athem holend, ſtehen, und als er ſich recht beſonnen auf die Bedeutung des Wortes, welches er ſoeben aus Ferdinand's Munde gehört, wollte er wieder hinauf ſtürmen und an ſeiner Seite bleiben, bis jener ihm geſchworen, daß er nicht an ſeinem Worte zweifle.

Da ward er zurückgehalten durch eine Hand, die ſich auf ſeinen Arm legte, und ſah, ſich raſch umwendend, in Eliſens ernſtes, blaſſes Geſicht.

„Wollen Sie wohl die Güte haben, Herr Welden, mir einen Augenblick in den Garten zu folgen? Ich und noch jemand Anderes möchten mit Ihnen reden. Hier oben kann das nicht geſchehen, da ich jeden Augenblick meine Eltern zurück erwarte — wollen Sie mir folgen?“

Der Ingenieur machte eine ſtumme Verbeugung und ging mit langſamen Schritten an der Seite Eliſens die Treppen hinab.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Garten des Welkermann'schen Hauses war von je her der Lieblingsaufenthalt Elisens gewesen, da derselbe in seiner stillen Abgeschiedenheit ihren Neigungen, ja, ihren Wünschen zu sehr zusagte. Er hatte rings umher so hohe Mauern, daß man von den Nachbarshäusern nicht hereinschauen konnte, und obendrein befanden sich entlang dieser Mauern alte Kastanienbäume, die im hohen Sommer mit ihren starken, vollen Kronen den kleinen Raum zu drei Viertheilen wie mit dichten, grünen Schleiern zudeckten; nur in der Mitte, wohin der Strahl der Sonne gelangen konnte, befanden sich Blumenbeete rings um einen kleinen Springbrunnen, und wenn auch die Anlage des ganzen Gartens etwas Einförmiges hatte, so lag doch etwas Traulich-Heimliches in diesem buntfarbigen Mittelpunkte mit dem murmelnden Wasser, rings umgeben und geschützt von der Mauer und den breitästigen Bäumen.

Auf den Zweigen derselben entwickelte sich eben der Frühling in voller Pracht: die kleinen, hellgrünen, noch vor wenigen Tagen fest zusammengerollten Blättchen reckten sich auseinander, daß es anzusehen war, als strecke jeder Baum Tausende von Händen in die blaue Luft hinaus, und wie duftete Alles heute so wunderbar nach dem leichten Regen, welcher unerklärliche und doch so bekannte

Das Mädchen hörte mir aufmerkſam zu und drückte ihr Geſicht in das Laub der Rebe. Ich verwandte keinen Blick von ihr, während ich ſprach, und ſah, wie ihr ſchlanker Körper ſichtbar erzitterte.

Mathilde, ſprach ich leiſe und innig, wäre ein ſolcher Ruhepunkt, nachdem man die Welt geſehen, nicht himmliſch und beneidenswerth?

Aber ich erhielt keine Antwort, ſie wandte ſich um und verließ ſchnell die Teraſſe. Ich ſah ihr ſchmerzlich bewegt nach.

Iſt denn kein Gefühl in dieſem für alles Schöne ſonſt ſo empfänglichen Herzen? murmelte ich verletzt in mich hinein. Wenn ſie mich auch nicht liebt, etwas müßte ſie doch empfinden, wenn ich ihr mit aller Innigkeit ein Bild der Heimath gebe. — Und einen Augenblick darauf wollte ich mich überreden, ich liebe ſie auch ganz und gar nicht, und wollte mich glauben machen, wenn ich Neapel verließe, bliebe mir nichts übrig, als das Andenken an eine Reiſebekanntſchaft. Doch nein, nein, tönte es mir, betrüge dich nicht, du liebſt das Mädchen namenlos, du kannſt ferner nicht ohne ſie leben. Und einmal dieſe Scheu meines eigenen Herzens überwunden, jauchzte und frohlockte es an den dunklen Nachthimmel hinauf: Ja, ich liebe dich, liebe dich unendlich, ewig! Ich drückte meinen Mund gegen die dunklen Blätter, gegen dieſelbe Stelle, wo ihre Stirn geruht, und fuhr überraſcht, ja entſetzt zurück; denn die Blätter waren feucht, nicht vom Abendthau: ſie hatte geweint.

Ich hoffte, aber Mathilde war nicht mehr dieſelbe. Wenn wir allein vorausgiengen, war ſie befangen und zerſtreut, und wenn wir Abends allein auf der Teraſſe der Villa di Roma ſtanden, ſo wußte ſie Geſpräche einzuleiten und feſtzuhalten, Geſpräche, die ich alsdann unmöglich in meine Bahn hinüber ziehen konnte. Der alte Herr, ihr Vater, blieb ſich immer gleich. Ich ſah, daß er nicht reich war. Er lebte ziemlich be-

Gerüche aus dem jungfräulichen Laube, aus dem Graſe, aus der warmen Erde hervorlockte!

Während des Weges ſagte Eliſe zu ihrem Begleiter: „Es hat unſer Haus viel Unglück betroffen; wer hätte gedacht, daß es ſo kommen würde?“

Obwohl ſie ſich bemühte, dies ſo ruhig als möglich zu ſagen, ſo zitterte doch eine tiefe Empfindung durch ihre Worte und veranlaßte Welden, ihr mit aller Wärme, die ihm möglich war, zur Antwort zu geben: „Der Schein trügt, Fräulein Eliſe, wie ſo oft in dieſer Welt; glauben Sie mir — glauben Sie mir, wir ſtehen hier vor einer allerdings ſcheinbar zuſammenpaſſenden Kette von Umſtänden, die aber vor der Wahrheit auseinander fallen wird.“

„Und ich fürchte vielmehr, die Ringe dieſer Kette werden ſich feſter um meinen Bruder ſchließen und ſo meinen Eltern namenloſes Unglück bereiten.“

„Ich bitte Sie herzlich, Fräulein Eliſe, vertrauen Sie mir und ſeien Sie überzeugt, daß ich Ferdinand's Angelegenheit wie die meinige betrachte, in dieſem Augenblicke mehr als je — oder glauben Sie, mir nicht vertrauen zu können?“

„Warum nicht?“ erwiederte ſie, ihn offen anſchauend. „O, könnte ich ſo an der Schuld meines Bruders zweifeln, als ich überzeugt war, daß man Ihnen mit jenen Beſchuldigungen, von denen ich einen Theil erfahren, Unrecht gethan!“

„Das lohne Ihnen Gott, Fräulein Eliſe! Alſo gibt es noch edle Herzen, die mich ſolcher Schlechtigkeit nicht fähig hielten — nun denn, ſo vertrauen Sie mir auch und ſagen Sie mir unumwunden, wann und wie ich rathen und helfen kann.“

„Das kann allein nur Gott, der die Unſchuld kennt und einſchreiten wird, wenn er es für gut findet,“ erwiederte ſie in ruhigem, ſanftem Tone, indem ſie ihre Augen zum blauen Himmel emporhob.

„Aber Sie wünſchten doch eine Unterredung mit mir?“

„Ich bat Sie nur, mir zu einer Unterredung zu folgen; dort — iſt Jemand, der Sie zu ſprechen wünſcht; ich that vielleicht Unrecht, Sie hieher zu führen, aber ich kenne das gute, reine Herz meiner theuren Lucy.“

„Ah, Lucy — ah, Fräulein Lucy!“ rief Welden überraſcht, als er das junge Mädchen, von dem eben die Rede war, unter den Kaſtanienbäumen hervortreten ſah, „der Frühling des Frühlings, die ſchönſte Roſenknoſpe in dieſer entzückenden Jahreszeit.“ Erſchien ſie ihm doch wirklich ſo mit ihrem vor Scham leicht erröthenden Antlitze, mit den niedergeſchlagenen Augen, mit den leuchtenden Thautropfen, die auf ihrem blonden Haar ruhten!“

Lucy hielt ihren Hut in der Hand, und ein leichter Wind, der durch die Bäume ſtrich, hatte die dort geſammelten ſchweren Tropfen auf das Haupt des jungen Mädchens hinabgeſtäubt.

Dieſer Regentropfen und jener — es ſchauderte ihn, wenn er daran dachte.

Während Fräulein von Rivola dem jungen Manne ihre kleine, rechte Hand bot, legte ſie die andere in den Arm Eliſens, zog dieſe ſanft an ſich, als ſtumme Bitte, daß ſie ſie nicht verlaſſen dürfe, und dann traten alle Drei unter die Bäume zurück.

„Ich mußte Sie ſehen, Herr Welden,“ ſagte Lucy ſchüchtern; „ich mußte Sie ſprechen — vorher noch einmal ſprechen ....“ Dann ſtockte ſie verlegen.

Schon wieder dieſes ſchreckliche Wort: vorher — für ihn auch hier von ſo ſchmerzlicher Bedeutung, denn er wußte wohl, was dieſes „vorher“ zu ſagen hatte. War es doch ſeit einigen Tagen in der Stadt kein Geheimniß mehr, daß Graf Eugen Hartenſtein Fräulein von Rivola heirathen werde!

„Ich hätte ja gern gewartet,“ ſetzte das junge Mädchen nach einer kleinen Pauſe hinzu, „bis Sie uns wieder beſucht hätten; doch waren Sie ja neulich bei uns, ohne nach mir zu ſehen, und

ich dachte gewiß nicht mit Unrecht, daß dies nicht ohne Absicht geschehen sei."

„Eine Absicht lag allerdings darin, daß man mich verhinderte, nach Ihnen zu sehen, Fräulein Lucy, und gewiß hat Ihr Herr Vater Sie darüber nicht im Unklaren gelassen."

„Ah, er sprach allerdings Manches über Sie, was mich tief betrübte, ja, was mich unglücklich gemacht hätte, wenn ich — wenn ich — nicht überzeugt gewesen wäre, daß man Sie bei meinem Vater verleumdet."

„Wie danke ich Ihnen für dieses Wort! Es erhebt mich, es macht mich glücklich, denn es gibt mir den Beweis, daß von denen, an deren Meinung mir gelegen ist, mich doch Mancher nicht ungehört und ungerecht verdammen wird. Und doch," fuhr er in einem bitteren Tone fort, „greife ich ja wie ein Ertrinkender nach einem unhaltbaren Strohhalme! Wenn ich Ihnen auch herzlich danke für Ihre gute Meinung, Fräulein Lucy, so würde sich doch diese Meinung anders gestalten, wenn Sie — wenn Sie das, was man mir zum Vorwurfe macht, mit den Augen Ihres Herrn Vaters, mit denen der ganzen Welt betrachten würden."

„O, Herr Welden," gab sie mit gefalteten Händen zur Antwort, „reden Sie nicht so Böses über sich selber, nur heute nicht, jetzt nicht! Und wenn die ganze Welt Uebles von Ihnen sagen würde, ich würde es ja doch nicht glauben, und ich spreche die Wahrheit — hier, Ihnen gegenüber, die volle Wahrheit, wie ich sie in meinem Herzen fühle! Ich bin auch gekommen, um Ihnen aufrichtig zu sagen, was man zu Hause über mich beschlossen hat."

„Ich weiß davon, Fräulein Lucy."

„Nicht um Ihren Rath zu verlangen, denn ich bin überzeugt, Sie würden mir rathen, mich dem Willen meiner Eltern zu unterwerfen; Sie haben mir schon oft früher scherzhaft gesagt, kleine Kinder müssen gehorchen, und Sie würden mir das jetzt wiederholen."

„Wahrscheinlich würde ich das thun."

„Sehen Sie — ſo will ich Sie alſo nicht um Ihren Rath fragen, ſondern will Ihnen nur ſagen, daß ich noch einen letzten Verſuch machen werde, meinen Vater zu beſtimmen, daß er mir die Freiheit meines Handelns läßt. O, mein Vater iſt milde und gut und hat ein weiches Herz! Deßhalb iſt es mir auch ſo unbegreiflich, daß er Ihnen zürnen kann, Herr Welden, und mir iſt das gerade jetzt doppelt ſchmerzlich, denn wenn er Ihnen in dieſem Augenblicke nicht zürnte, ſo hätte ich vielmehr den Muth, ihm zu ſagen: ‚laß mich doch bei Dir, wie bis jetzt — ach, ich habe mich von jeher darauf gefreut, mit den lieben Freunden des Hauſes dieſen Sommer und noch viele Jahre beiſammen zu bleiben!‘

„Aber Herr von Rivola zürnt mir?“

„Ja, er zürnt Ihnen, und auch die Mama, woraus ich mir indeſſen nicht ſo viel machen würde, denn Sie waren ihr früher gleichgültig, während mein Vater Sie geliebt hat — für meine Mutter iſt überhaupt alles gleichgültig, was nicht zur Erreichung eines Zieles dient; was ihr aber im Wege ſteht, das haßt ſie, und ſo werden auch Sie jetzt von ihr gehaßt.“

„Ich verſtehe das nicht recht, Fräulein Lucy,“ gab Welden zur Antwort, obgleich er in Wirklichkeit doch etwas in ihren Worten erkannte, was ſein Herz ſchneller ſchlagen ließ und was ihn veranlaßte, einen Blick auf Eliſe zu werfen, die an der Gartenmauer, in tiefe Gedanken verſunken, auf- und abging. Auch vermied er es dabei, Lucy's leuchtenden, ſeelenvollen Blicken zu begegnen oder das faſt wehmüthige Lächeln um ihren Mund zu betrachten, welches ihre feinen Lippen bewegte und die ſchneeweißen Zähne dazwiſchen hervorſchimmern ließ — durchſchauerte es ihn doch ſo ſchon tief und gewaltig, als ſie jetzt ihre kleine Hand auf ſeinen Arm legte.

„Ja, ſie glaubt, Sie ſtänden ihrem Ziele im Wege, und dieſes Ziel iſt, mich mit Eugen Hartenſtein zu verheirathen.“

Hier konnte ſich Welden trotz alledem nicht enthalten, ſie anzuſchauen; doch ſah er nichts, als das reizende Profil ihres Ge-

ſichtchens, da ſie den Kopf von ihm abgewandt und den Blick auf den Boden geheftet hatte. Zu verdenken war es ihm hierbei indeſſen nicht, wenigſtens verzeihlich, daß er ſeine Hand leicht auf ihre kleinen Finger legte und durch dieſe Berührung ihre Blicke magnetiſch anzog.

Als ſich nun Beider Augen begegneten, da ſchwammen die des jungen Mädchens in einer ſtillgeſtandenen Thräne, die Lippen Beider aber waren halb geöffnet, wie um leichter das wunderbare Weh des ſchmerzlichſten Entzückens auszuhauchen, unter dem ihre Herzen ſchneller ſchlugen und hätten brechen mögen. Es war einer jener bedeutſamen Momente, die über das Glück eines ganzen Lebens entſcheiden; hier aber lag die Entſcheidung ſchon hinter ihnen, und keine Hoffnung auf Glück und Seligkeit vor ihnen.

Es dauerte eine lange, lange Weile, während die Blicke Beider feſt in einander wurzelten, und während ſie, ihren zarten Körper hervorhebend, ihm ſo nahe kam, daß er ihren warmen, ſüßen, raſch ausgeſtoßenen Athem um ſeine Lippen ſpürte — weiter nichts, wobei ſie ihn aber zauberhaft anzog und feſſelte durch den unausſprechlich innigen Ausdruck ihres tiefglänzenden, ſanften Auges. Dann glitt ihre Hand von dem Arme herab in die ſeinige und ſie ſprach, indem ſie ſich wieder halb von ihm abwandte: „Das habe ich Ihnen nur ſagen wollen und hielt es für eine liebe Pflicht, das zu thun gegenüber dem, was mit mir beſchloſſen iſt, und gegenüber den bitteren, gehäſſigen Worten, die ich über Sie gehört.“

„O, meine Seele dankt Ihnen jauchzend dafür, Lucy! Ihre Worte haben wieder ein helles, mildes Licht verbreitet in meinem ſo finſteren Innern, wenn auch die Strahlen der Sonne, nach denen ich mich ſo gewaltig ſehne, meinem Auge niemals aufgehen werden, niemals aufgehen können, und wenn ich auch nicht gewürdigt bin, glänzende Tage der Freude erleben zu können, ſo will ich doch mit Seligkeit denken an die Morgenröthe eines unerreichbaren Glückes,

die ich in Ihrem Auge geſchaut, die aus Ihren Worten in mein Herz geleuchtet und die es geſtählt für ewige Zeiten."

„Und nun muß es geſchieden ſein," hörten ſie die ernſte Stimme Eliſens ſagen, welche zu ihnen getreten war und das leiſe weinende Mädchen in ihre Arme ſchloß. „Gehen Sie mit Gott, Herr Welden, und je länger es dauert, bis wir hier uns wiederſehen, deſto beſſer iſt es für uns Alle."

Er blickte einen Augenblick fragend auf Lucy, er hätte ſich durch ein Wort von ihr gern zurückhalten laſſen; doch hatte ſie ihr Geſicht an dem Herzen ihrer Freundin verborgen, und ſo ſagte er ihr ein kurzes Wort des Abſchiedes und durchſchritt den Garten. Ehe er aber in das Haus eintrat, blickte er noch einmal zurück und ſah Lucy hoch aufgerichtet neben ihrer Freundin ſtehen, ſah, wie ſie jetzt ihre Hand an die Lippen führte und darauf den Arm gegen ihn ausſtreckte.

Damit aber war nun, als er in's Haus eingetreten, ſeine ganze Umgebung wie durch einen Zauberſchlag verändert — dort die Seligkeit der erſten Liebe eines reinen, jugendlich warmen Herzens, die, gleich einer duftenden Roſenknoſpe, unter Thränen aus ihrer Hülle gebrochen war — hier die troſtloſe Klage einer unglücklichen Mutter, welche ihren Sohn wiederholt in ihre Arme ſchloß und ihn nicht von ſich laſſen wollte. Er erreichte die Thür des Hauſes wankend wie im Traume, und ſein Geiſt trat erſt wieder klar in die Wirklichkeit, als er das Rollen eines feſt verſchloſſenen Wagens vernahm, der ſich vom Hauſe des Stadtſchultheißen im raſchen Laufe der Pferde entfernte.

Welden ging ſeinem Hauſe zu und hatte auf dem Wege dorthin ſo ſehr ſeine Faſſung wiedergewonnen, daß er anſcheinend vollkommen ruhig ſein Zeichnungs-Bureau wieder betrat. Sein Chef, der Oberbaurath Lievens, war länger ausgeblieben, als er am Anfange geglaubt, und erſt vor einer Stunde von ſeiner Dienſtreiſe zurückgekehrt.

Was Frau Lievens anbetraf, so hatte er sie seit jenem Morgen nicht wiedergesehen; er hatte sich nicht absichtlich ihrem Blicke entzogen, ja, er hatte sie sogar am folgenden Tage aufgesucht, um ihr nicht vorzuenthalten, in welch furchtbare Lage sie ihn durch ihr leidenschaftliches Auftreten gebracht. Da erfuhr er, daß sie zu einer älteren Schwester gereist sei, die in einer benachbarten Stadt verheirathet war, und wir wollen nicht verschweigen, daß er bei dieser Nachricht leichter aufathmete.

Der Oberbaurath war von seiner Inspectionsreise zurückgekehrt, die Hände so voll Arbeit, wie man zu sagen pflegt, daß es ihm nicht unlieb war, anstatt verschiedene Stunden des Tages, beim Mittagessen oder am Theetische, der Unterhaltung seiner Frau widmen zu müssen, jetzt vollkommen freie Zeit zu haben, um mit Welden, der die Seele des ganzen Bau-Departements war, das Nöthige verarbeiten zu können, und es gab des Nöthigen und Nöthigsten so vieles: hatte doch die Regierung des Nachbarlandes, welche so lange hartnäckig einen gewissen Eisenbahnanschluß verweigert, diesen endlich bewilligt, und mußte man sich nun über Hals und Kopf beeilen, um das Publikum den Vortheil dieses Anschlusses so bald als möglich genießen zu lassen. An den Vorarbeiten hierzu hatte Welden allerdings schon seit Jahren gearbeitet, und er brauchte nur der Reihe nach seine Mappen herzugeben, um mit den Detailzeichnungen und Accordirungen beginnen zu können.

Dazu aber war es nöthig, sich an Ort und Stelle zu begeben, und der junge Ingenieur begrüßte den Befehl seines Chefs, sich so bald als möglich reisefertig zu machen, mit der ungetheiltesten Freude; hoffte er doch, in anderer Umgebung, bei angestrengten Arbeiten all das Entzückende, aber auch all das Furchtbare, in das er so willenlos hineingerathen, vergessen zu können! Ja, und dabei erschien es ihm als kein geringer Vortheil, dieses Haus, das Haus des Oberbaurath's, wo er längere Zeit so harmlos und still-

zufrieden gelebt, nun verlassen zu können, nicht, um auf der Schwelle, ohne rückwärts zu blicken, den Staub von seinen Stiefeln zu schütteln, aber doch mit einem wehmüthigen, traurigen Gefühle.

Und wie bald kam dieser Augenblick! Das Bureau des Oberbauraths Lievens wurde zwischen diesem und dem Ingenieur getheilt, das heißt, letzterer nahm die fähigsten der jungen Leute mit sich, während die übrigen beim Oberbaurath blieben, der als vermittelndes Element in der Nähe des Ministeriums zu bleiben hatte.

Und nach einigen Tagen verließ Welden die Stadt, und absichtlich abermals zu Fuß, langsam die Höhen ersteigend bis zu jenem alten Gemäuer, wohin er seinen Wagen bestellt hatte und von wo aus er noch einen schmerzlichen Blick auf das Häusermeer zu seinen Füßen warf, und wahrlich keinen hoffenden nach Eichenwald hinüber. Dann wandte er sich ab, wie man sich von einem offenen Grabe abwendet, in das man sein Theuerstes hinabgesenkt, das unsere Liebe, einen Theil unseres Glaubens und unsere ganze Hoffnung einschließt.

Seiner Brust entrang sich ein leichter Schrei, wie ihn der Falke vielleicht ausstößt, wenn er, seinem Gefängniß entronnen, sich hoch in die klare, reine Luft emporschwingt; aber bei ihm war es nicht nur ein Schrei der Befriedigung, sondern auch ein Schrei tiefsten Schmerzes. Dann warf er sich in den Wagen, drückte sich fest in eine Ecke desselben, und während er dahinrollte, versenkte er sich mit aller Kraft in Erinnerungen der letztvergangenen Tage — ach, und dabei trat jener kleine Garten, wo er Lucy zuletzt gesehen, so tief schmerzlich vor seine Seele, Lucy's Hingebung, seine so plötzlich erwachte und nun zur Leidenschaft gewordene Liebe — sonst war ihm das Scheiden von Allen da unten leicht geworden.

Mit seinen nothwendigen Besuchen war Welden bald fertig gewesen: er ließ Wenige hier zurück, denn Freundschaft, ja, deren Wohlwollen gegen ihn sich bei dem gewissen Vorfalle erprobt hatte. Bei dem Polizeirath Merkel allein verblieb er längere Zeit und

ſtehen, fuhr ſich mit der Hand über die Augen, und ſeine heitere, wohlwollende Miene hatte ſich plötzlich in eine mürriſche, finſtere verwandelt. „Wenn ich wieder einmal auf die Welt komme,“ ſprach er zu ſich ſelber, „ſo werde ich kein Polizeibeamter, ſondern ſuche mir ein Geſchäft, wie jener glückliche junge Menſch dort, in Feld und Wald — dort allein kann man zufrieden ſein; aber ſo wie man das Menſchenvolk, namentlich von ſeiner Schattenſeite faſſen muß, ſo hat man keinen frohen Augenblick mehr. Es liegt allerdings etwas Großes darin, mit aller Geiſteskraft zu combiniren, um einem ſo ſtill ſchleichenden Verbrechen entgegen zu treten und ihm Halt! Werda? zurufen zu können. Doch ſollte man dabei eigentlich gar kein Herz haben — einen guten Theil deſſelben habe ich mir allerdings ſchon abgewöhnt, aber es kommt immer wieder, und ich glaube, wenn ich einmal aufhörte, Polizeibeamter zu ſein, ſo würde mir über Nacht mein ganzes ſchönes Herz wieder ſo voll und groß wachſen, wie es ehemals geweſen iſt — aber Polizeidirektor, vielleicht Miniſter der Polizei zu werden, das iſt auch keine Kleinigkeit!“

Unter dieſem Selbſtgeſpräche war der Polizeirath in ſein Zimmer zurückgegangen und hatte ſich dort an ſeinen Schreibtiſch geſtellt, die Rechte auf denſelben ſtützend.

„Mich dauert in der That der alte Welkermann in tiefſter Seele,“ ſagte er, zum Fenſter hinaus auf den freien Platz vor demſelben blickend. „Wie ich vernommen, hat er geſtern ſchon den Rücktritt von ſeinem Amte als Stadtſchultheiß angezeigt — es thut mir in der Seele weh, und doch kann kein Zweifel dabei ſein: ſein Sohn iſt nicht unſchuldig zu dieſer Hehlerei gekommen; daß er am Ende bei der Fabrikation nicht thätig war, das glaube ich ſchon nach den Verhören mit Steffler annehmen zu können. Aber der andere Schatten, der da vor mir aufſteigt, iſt noch fürchterlicher, mich ſelbſt wahrhaft erſchreckend, ja, erſchütternd, und wenn ich auch Beweiſe geſammelt habe, die ſich leicht zu einem befriedi-

ſcheiden, und nachdem einmal ſeine Scheu vor mir, als Fremden, überwunden war, bediente er ſich gern meiner Bedienten und meiner Equipage. Er war aus der Normandie, wie er mir eines Tags erzählte, und nach dem Tode ſeiner Frau nach Italien gegangen, weil ihm die Geſundheit ſeiner Tochter Mathilde Beſorgniſſe eingeflößt. Seine Frau war überdieß eine Italienerin geweſen, und Mathilde hatte ſich ſchon lange darauf gefreut, das Heimathland ihrer Mutter zu ſehen. Ich könnte gerade nicht behaupten, daß das Aeußere des Vicomte angenehm und Vertrauen erregend geweſen wäre. Es war meiſtens ein finſterer Ernſt auf ſeinem Geſicht und oft, wenn er nach Beendigung ſeiner Correſpondenzen zu uns auf die Terraſſe kam, war er fürchterlich abgeſpannt, und nur das liebenswürdige Geplauder ſeiner Tochter vermochte ihn nach und nach zu beruhigen.

Ich verſichere Euch, ich ſtand mehrere Mal auf dem Punkte, ihm meine Liebe zu Mathilden zu erklären und förmlich um ihre Hand anzuhalten; denn daß ich ihr nicht gleichgültig war, wußte ich. Ich leitete auch dieſe Sache langſam ein, indem ich ihm mit größter Offenheit meine Verhältniſſe aus einander ſetzte.

Da ſchlug ich eines Tages eine kleine Partie nach Capri vor und nach Sorrento, das die Beiden noch nicht kannten. Wir fuhren nach der Tafel; das Meer war wie ein Spiegel, und Capri glänzte in einer Farbenpracht, wie ich es nie geſehen. Wir fuhren auf den kleinen, niedrigen Booten durch das enge Felſenthor und die blaue Grotte und Mathilde war vor Vergnügen außer ſich. Der Schiffer erzählte die alte bekannte Geſchichte von Fremden, die bei gutem Wetter eingefahren waren und durch einen plötzlichen Sturm genöthigt wurden, volle zwei Tage in der Grotte zu bleiben. Mathilde meinte, ſo hier abgeſchieden von der Welt zu leben, wenn es möglich ſei, wäre herrlich.

genden Resultate an einander reihen lassen, so ist dieses Resultat doch so schrecklicher Art, daß ich es Seiner Excellenz dem Herrn Polizeiminister, meinem alten, würdigen, aber etwas ängstlichen Chef, nicht übel nehmen konnte, als er gestern sagte: ‚Ich glaube, Sie sind toll geworden, Merkel!‘

Er ließ sich, nachdem er die letzten Worte ziemlich deutlich vor sich hin gesprochen, auf seinen Stuhl nieder, nahm aus einer zweifach verschlossenen Schublade des Schreibtisches eine kleine Mappe mit Papieren und blätterte darin, während er kopfschüttelnd sagte: ‚Und doch ist der ganz ergebene Merkel nicht toll geworden, im Gegentheil, er glaubt, daß er ganz ungeheuer vernünftig ist: da ist hier das Blatt unbedruckten Banknotenpapiers, das ich selbst im sogenannten Atelier des Herrn von Rivola aufgehoben; da ist ferner der Brief des Chefs der Notenfabrikation, sowie das Protokoll seiner Beamten, daß nie und zu keiner Zeit unbedrucktes Banknotenpapier abgegeben woren ist, auch nicht einmal für Herrn von Rivola zu einer Untersuchung; hier haben wir ferner das Gutachten des Professors Förster, wonach er seine Behauptung beweist, daß das Wasserzeichen in dem fraglichen Papier vermittels einer ihm allerdings selbst noch unbekannten Säure hergestellt ist; hier haben wir die Verhörsakten Stefflers, worin er erzählt, daß er mit Herrn von Rivola bekannt geworden, als jener bei dem Hoffriseur diese Federzeichnung hier gesehen und von dem Gehilfen des Hoffriseurs erfahren, Steffler sei allerdings ein armer Teufel und ein etwas leichtsinniger Kerl, aber dabei ein geschickter Kupferstecher. Und daß die falschen Noten in Kupfer gestochen wurden, darüber herrscht eben so wenig ein Zweifel, als daß Steffler sie allerdings nicht gemacht hat — doch kann er etwas daran geändert haben, und einmal schien dieser schlaue Fuchs etwas von einem derartigen Bekenntnisse auf der Zunge zu haben, denn daß er sich selbst gleich darauf corrigirte und angab, er habe nur zur Probe für Herrn von Rivola eine kleine Arabeske in Kupfer geschnitten, ist kaum glaublich.

„Ich will aber den Fall annehmen, Steffler sei bei dieser Fälschung förmlich unschuldig, so bleibt es doch im höchsten Grade verdächtig, daß Herr von Rivola diesen Menschen an sich gezogen, denn dieser kluge und umsichtige Mann hat während der Dauer seines hiesigen Aufenthaltes nie ohne Ueberlegung gehandelt; am auffallendsten aber muß es mir sein, daß er damals, als er mich in seinem Wagen nach dem Rathhause führte und als ich von Steffler, den wir mit dem jungen Welkermann plaudernd sahen, sprach, Steffler durchaus nicht zu kennen vorgab.

„Ich resumire also: wenn auch Steffler bei der vorliegenden Banknotenfälschung nicht betheiligt war, so wurde er von Herrn von Rivola vielleicht für eine neue, verbesserte Auflage gewonnen, welche — und das beweist Steffler's Reise — im Auslande angefertigt werden sollte; denn daß die Augen des alten Herrn nicht mehr in dem Zustande sind, um eine so feine und anstrengende Arbeit selbst zu unternehmen, dafür bürgt mir das Urtheil seines geschickten Hausarztes, der zufälliger Weise auch der meinige ist und den ich gesprächsweise darüber hörte.

„Nun aber kommen wir zu der großen Frage: „Wo sind die vorliegenden falschen Banknoten angefertigt worden? — und darüber ist meine Ansicht so klar, daß ich bereit wäre, darüber einen körperlichen Eid abzulegen: die Platten wurden vor Jahren im sogenannten Atelier im alten Thurme, und zwar von Herrn von Rivola allein, gestochen, der Druck geschah vielleicht mit Hülfe seines Dieners, der, wie ich ja selbst am besten weiß, ein geschickter Schlosser und Mechaniker ist.

„Alles das war unendlich geschickt und mit großer Klugheit angelegt, und wahrscheinlich während wir, seine Bekannten, ihn häufig bei seinen künstlerischen Arbeiten besuchten — wozu er ja uns Alles auf's bereitwilligste ungehinderten Eintritt gewährte — arbeitete er. Daß zwischen jener Zeit und jetzt schon der Zeitraum von Jahren liegt, beweist am besten der Zustand, in welchem wir

das Atelier fanden, einige Tage vorher, ehe der alte Thurm der Stadt übergeben wurde. O, hätte ich damals einen Grund gehabt, die Geräthschaften und alles, was sich dort befand, in genaueste Untersuchung zu ziehen! Aber, ehrlich gesagt, ich würde mir vor kurzer Zeit noch selbst die gleiche Antwort gegeben haben, welche mir Seine Excellenz spendete: Ich glaube, Merkel, Du bist toll geworden!

„Und doch hat das auch wieder sein Gutes: der Herr von Rivola, welcher allerdings durch die Verhaftung Ferdinand Welkermann's unangenehm berührt worden sein soll, wiegt sich noch in vollkommener Sicherheit, obgleich er zugegeben, daß er den jungen Bankbeamten einige Male ersucht habe, ihm Banknoten auszuwechseln. Sagte mir doch der alte, schlaue Fuchs selber, er bestreite durchaus die Möglichkeit nicht, daß sich unter jenen Banknoten falsche befunden hätten — habe er doch selbst mehrmals Verdächtiges an verschiedenen Noten zu bemerken geglaubt, aber selten verfehlt, diese alsdann mit seinem vollen Namen zu bezeichnen, um vorkommenden Falles daran erinnert werden zu können — o, er ist entsetzlich vorsichtig zu Werke gegangen! Aber trotzdem beweist sich abermals die Wahrheit des sehr richtigen Satzes, daß es leicht ist, Banknoten täuschend nachzuahmen, aber sehr schwer, sie ungefährdet in Umlauf zu bringen.

„Und nun zu unserem Schlußresumé: Herr von Rivola hat vor Jahren die Banknoten angefertigt, hat eine hinreichende Anzahl davon gedruckt, aber die Platten vor noch nicht langer Zeit zerstört, und auf diese Zusammenstellung habe ich Ursache, mir etwas einzubilden."

Bei diesem letzten Gedanken öffnete er abermals die Schublade und nahm aus einem kleinen Schächtelchen etwas hervor, das er aufmerksam betrachtete, während er halblaut vor sich hinsprach: „Die Kupferplatten wurden zerschnitten, die Stücke im Kohlenfeuer des Ofens geschmolzen und dann wahrscheinlich nach allen vier

Winden hin zerſtreut, bis auf Eines — bis auf dieſes hier, welches unbemerkt in der Aſche blieb und von Welden gefunden wurde.

„Wenn alles das nicht Anzeichen genug ſind, um die Hand nach dem Betreffenden auszuſtrecken, ſo weiß ich nicht, was man noch abwarten ſoll — und iſt es nicht ſchauderhaft dabei, abzuhangen von einem Vorgeſetzten, der vor dem Gedanken zurückſchaudert, einen Freiherrn am Kragen zu nehmen? Als ob ein Freiherr nicht eben ſo gut ein Spitzbube ſein könnte, wie jeder Andere! Es iſt das wahrhaft troſtlos: man hält alles das noch nicht für genügend, und ich ſoll abwarten, bis ich weitere, noch erſchwerendere Umſtände finde — nun, da können wir lange warten.“

Die Thür hatte ſich langſam geöffnet, und der Aufwärter meldete Herrn Schmetterer.

„Iſt er allein?“

„Nein, er hat einen Menſchen bei ſich, welcher wie der Diener eines guten Hauſes ausſieht.“

„So laß Beide eintreten,“ ſagte der Polizeirath raſch und mit einer ſehr erheiterten Miene.

Gleich darauf erſchien Herr Schmetterer und hinter ihm Jakob, einer der Diener des Herrn von Rivola. Letzterer machte ein einigermaßen verlegenes Geſicht, blieb an der Thür ſtehen und machte nur kleine, zögernde Schritte, als ihn der Andere erſuchte, ſich dem Herrn Polizeirath zu nähern.

„Nun?“ ſagte dieſer mit einem fragenden Blicke auf Schmetterer.

„Da habe ich den Herrn Jakob Veigel allerdings mitgebracht,“ gab der Polizeiagent achſelzuckend zur Antwort, „aber er verſicherte mir auf der Treppe, keine tauſend Pferde ſollten im Stande ſein, ihn von der Stelle zu ziehen, wenn er ſelbſt nicht vorwärts gehe, oder ihn zu zwingen, ein Wort zu ſagen, das er verſchweigen wolle.“

„Darin hat Jakob Veigel ganz Recht,“ ſagte der Polizeirath

in beiſtimmendem Tone. „Man muß Jedem die Freiheit des Handelns laſſen, und freue ich mich deßhalb auch um ſo mehr, daß er freiwillig zu mir kommt.“

„Das kann man eigentlich nicht ſagen,“ ſprach der Bediente in trotzigem Tone. „Ich bin nur mitgegangen, weil der da vor dieſem Hauſe, als ich vorüberkam, gar zu familiär mit mir that und weil das gerade auf Unſereins kein vortheilhaftes Licht wirft — nichts für ungut, aber ich habe mit der Polizei nicht gern zu ſchaffen.“

„Es iſt eigenthümlich,“ meinte Herr Merkel lächelnd, „welches Vorurtheil man im Allgemeinen gegen uns hat, höchſt eigenthümlich; doch wollen wir darüber nicht reden. Es handelt ſich nur, glaube ich, um eine Aeußerung, welche Herr Veigel gethan und die meinen guten Bekannten, den Herrn von Rivola betrifft.“

„Ich wüßte mich keiner meiner Aeußerungen zu entſinnen, die wichtig genug wäre, um hier davon zu reden.“

Der Polizeirath warf einen raſchen, bezeichnenden Blick auf Schmetterer, der ihn auffing wie ein geſchickter Ballſchläger den Ball, und ſogleich ſagte: „Der Polizeirath meint die Aeußerung, welche Sie vorgeſtern im Blauen Karpfen gethan, als Sie nämlich ſagten — ich muß Ihre eigenen Worte gebrauchen —: Mein Herr, der Baron, iſt ein Hexenmeiſter, oder er muß einen Dukatenmacher im Hauſe haben, denn kein Menſch weiß, wo das viele, viele Geld herkommt, das er ausgibt.“

„Wenn ich das geſagt habe, ſo habe ich es im Rauſche gethan. Ich weiß ganz genau, daß der gnädige Herr ſeine Einnahmen aus Belgien bezieht, von den großen Eiſenwerken, die er dort noch beſitzt.“

„Wer weiß das nicht!“ ſtimmte der Polizeirath bei. „Der Herr Baron bezieht ſein Geld allerdings aus ſeinen Fabriken in Belgien durch die hieſige Bank, wo ich ihn ſchon mehrmals große Summen erheben und mit nach Hauſe nehmen ſah, meiſtens Fünfhunderter- und Tauſender-Scheine.“

„Ja, ja, so ist es, die gibt er meistens aus und hat mehr davon," setzte er mit einem verächtlichen Blicke auf den Polizeirath hinzu, „als sich mancher arme Teufel träumen läßt."

„Davon bin ich überzeugt," meinte Herr Merkel in mildem und etwas gleichgültigem Tone. „Ein Herr, der so große Ausgaben hat, wie der Herr von Rivola, ist genöthigt, immer viel Geld in seinem Hause zu haben, und das, obgleich er draußen auf dem Lande wohnt, ohne alle Gefahr, denn so viel ich weiß, hat Herr von Rivola einen äußerst festen Geldschrank."

„Das gerade nicht," warf der Polizeiagent rasch ein. „Deßhalb machte ich dem Herrn Beigel auch gelinde Vorwürfe, daß er von solchen Dingen im Wirthshause spräche. Er will mir freilich nicht glauben, und ich bitte Sie, ihm zu bestätigen, daß es sehr unvorsichtig ist, vor fremden Menschen darüber zu plaudern, wie er gethan: sein Herr verwahre die Banknoten einfach in seinem Schreibtische in einer rothen Mappe."

„Nun ja," erwiederte Herr Merkel, „was man so an kleinem Gelde für den täglichen Bedarf braucht — nicht wahr, Herr Beigel?"

Da dieser die Zähne auf einander biß und, statt zu antworten, zum Fenster hinausschaute, so sagte Herr Schmetterer für ihn: „Nein, nein, er sprach von einem solchen Paket der größten Banknoten" — hier zeigte er die Dicke des Pakets durch die Entfernung seiner beiden Hände von einander an — „ja, er sagte zu dem Reitknechte des Grafen von Heckeren in geringschätzendem Tone: Was thue ich mit dem Reichthum Deines Herrn, ein paarmal Hunderttausend Gulden? Viermal so viel hat mein Herr in seiner großen, rothen Brieftasche immer vorräthig!"

„Sehen Sie, wie das unvorsichtig war!" sagte der Polizeirath mit aufgehobenem Zeigefinger. „Wenn man einsam auf dem Lande wohnt, muß man im Wirthshause nicht solche Dinge erzählen, das heißt, wenn Sie das wirklich erzählt haben."

„Ja, ich habe es erzählt, warum soll ich es läugnen — der Reitknecht des Grafen Heckeren neckte mich und meinte, mit dem Reichthume meines Herrn könne es über Nacht einmal eine Ende nehmen, und da sagte ich ihm allerdings, mein Herr hätte im Schreibtische in seiner rothen Brieftasche gewöhnlich viermal so viel Banknoten liegen, als sein Herr besäße."

Der Polizeirath nickte langsam mit dem Kopfe und versetzte dann in sehr gleichgültigem Tone: „Nun ja, Sie sagten das, wie man so was sagt, um Jemanden abzutrumpfen."

„Nein, ich sagte es, weil es die Wahrheit ist!" antwortete der Bediente in barschem Tone und setzte mit einem giftigen Blicke hinzu: „Hätte ich freilich gewußt, daß man sogar im Wirthshause belauscht wird und dadurch Ungelegenheiten bekommen kann, so hätte ich gewiß mein Maul gehalten!"

Der Polizeirath lehnte sich in seinen Sessel zurück, faltete die Hände und sagte, indem er seine Daumen um einander herumspazieren ließ: „Im Grunde genommen, Schmetterer, hätten Sie Herrn Beigel nicht zu mir heraufbemühen sollen; doch ich weiß wohl, Sie thaten das ja nur, weil ich Ihnen sagte, Herr Beigel könnte mir einen Brief an Herrn von Rivola besorgen."

„Davon sagte er nichts, sonst wäre ich wahrscheinlich bereitwilliger mitgegangen."

„Vergeßlichkeit, Vergeßlichkeit!" drohte der Polizeirath mit aufgehobenem Zeigefinger gegen Herrn Schmetterer. „Doch hat das nichts zu bedeuten; Herr Beigel wird schon so freundlich sein und einen Brief an Herrn von Rivola mitnehmen. Lassen Sie uns allein, Schmetterer, rücken Sie aber vorher einen Stuhl für Herrn Beigel an den Schreibtisch."

„O, bitte recht sehr, Herr Polizeirath, ich kann ganz gut stehen!"

„Nein, nein, setzen Sie sich nur daher; ich habe Sie vielleicht noch etwas zu fragen, und muß meine Brust eines Katarrhs

wegen noch ein wenig ſchonen — ſetzen Sie ſich immerhin, Herr Veigel."

Schmetterer that auf's pünktlichſte, wie ihm befohlen, brachte einen Stuhl ſo nahe an den Schreibtiſch des Herrn Merkel, daß der Bediente ſeinen Arm hätte darauf ſtützen können, was er aber nicht that — im Gegentheil, er rückte, als ein gut gezogener Diener, den Stuhl wieder etwas ab und ſogar mit einer kleinen Wendung in's Zimmer hinein, um durchaus nicht auf's Papier zu ſehen, während der Polizeirath ſchrieb.

Ehe ſich aber Jakob Veigel geſetzt hatte, ja, während er mit einem finſteren Blicke dem davongehenden Polizeiagenten nachſchaute, hatte ſich Herr Merkel gebückt, um etwas vom Boden aufzuheben, ſo ſah es wenigſtens aus; in Wahrheit aber hatte er etwas ſo auf den Boden gelegt, daß es dem Bedienten in die Augen fallen mußte, ſobald ſich dieſer geſetzt.

Und dann fing der Polizeirath an zu ſchreiben, blickte aber, während ſeine Feder über das Papier flog, mit einer kaum merklichen Drehung ſeiner Augen auf alle Bewegungen des neben ihm Sitzenden, ja, mit der Achtſamkeit eines Anglers, der die Schnur in der gleichen Secunde emporſchnellen will, in welcher der Fiſch angebiſſen. Der Fiſch aber war Jakob Veigel, und der Köder lag vor ihm auf dem Boden.

Eine Zeit lang zwar ſchien er ihn durchaus nicht zu bemerken; er blickte an die Decke empor, dann zum Fenſter hinaus, an ſich hinunter auf ſeine ſchwarzſammtnen Beinkleider, von denen er ein kleines Stäubchen wegknipſte, dann rückte er an der Schnalle ſeiner Gamaſchen, beſchaute den unteren Theil ſeiner Schuhe, die bei dem feuchten Wetter etwas ſchmutzig geworden waren, dann ſtarrte er vor ſich auf den Boden und bemerkte endlich den Köder, welchen ihm der Polizeirath hingeworfen.

Es mußte dieſer Köder einige Anziehungskraft auf ihn aus-

üben; das sah Herr Merkel mit einer Bewegung, welche zu verbergen er sich die größte Mühe gab: das Einzige, was er that, war, daß er das Geschriebene zu überlesen schien, dabei aber zu seiner Befriedigung sah, daß der Bediente etwas vom Boden aufhob, es betrachtete und dann in seine Westentasche stecken wollte.

Hierin kam ihm aber Herr Merkel mit der ganz unbefangen klingenden Frage zuvor: „Ließen Sie etwas fallen, Herr Veigel?"

„O ja, aber etwas Unbedeutendes; es muß mir aus der Tasche gerollt sein, ist aber von durchaus keinem Werthe." Dabei hielt er ihm zwischen seinen Fingerspitzen den kleinen Kupfertropfen entgegen, den der Polizeirath vorhin auf den Boden gelegt hatte, worauf dieser fragte:

„Haben Sie das in der That fallen lassen?"

„Ich denke so, denn ich hatte etwas Aehnliches in der Westentasche."

„Seltsam — und ich meinte gerade, dieses Stückchen Kupfer auf meinem Schreibtische gehabt zu haben, ehe Sie eintraten."

Der Bediente griff in seine Westentasche mit einem Lächeln der Ueberzeugung, welches aber mit Einem Male nachließ, als er nun ein anderes, ganz ähnliches Klümpchen hervorbrachte.

„Sehen Sie wohl, mein lieber Herr Veigel, daß Sie mir beinahe mein Eigenthum genommen hätten!"

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung!"

„Unnöthig, unnöthig, mein lieber Freund; es ist das nicht der Mühe werth, und wenn es Ihnen Vergnügen macht, so stecken Sie dieses noch zu dem Ihrigen — ich glaube so beinahe, daß beide aus derselben Quelle kommen." Er sagte das mit der größten Unbefangenheit, während er wieder fortfuhr, zu schreiben. „Ihr Herr war vor einigen Tagen bei mir, er zeigte mir den Unterschied der Metalle auf einem Probirsteine, und hat alsdann das Ding da auf meinem Schreibtische liegen lassen."

„Ja, ja, so wird es sein, Herr Polizeirath, denn der gnädige

Herr hat öfters ſolche Kügelchen im Sacke: er wirft damit bald nach den Fiſchen im Waſſer, bald nach den Vögeln im Gebüſche; neulich hob ich eines aus Neugierde auf und ſteckte es zu mir — ſehen Sie, es iſt faſt das gleiche, nur iſt das meinige ein wenig größer."

„In der That, Sie haben Recht — eine Spielerei — ſo, und mein Brief iſt fertig, ich will ihn nur noch in den Umſchlag ſtecken und überſchreiben."

Die Zeilen aber, welche der Polizeirath geſchrieben, lauteten: „Mein verehrter Herr Baron! Die bewußte Angelegenheit ſcheint mir doch nicht ſo ſchlimm zu ſein, als wir Beide geglaubt. Geſtatten Sie mir, daß ich Sie in den nächſten Tagen beſuche, um nochmals Ihren ſo höchſt ſchätzbaren Rath und Ihre Kenntniſſe in Anſpruch zu nehmen. Mit aller Hochachtung Ihr ganz ergebenſter Diener Joſeph Merkel."

Dann verſiegelte er den Umſchlag, überſchrieb ihn, und als er ihn dem Diener des Herrn Barons von Rivola übergab, ſagte er ihm in wohlmeinendem Tone: „Und nun wiederhole ich noch einmal, Herr Beigel, ſeien Sie in Ihren Aeußerungen vorſichtig — vergeſſen Sie nicht, daß Sie draußen auf Eichenwald im Ganzen doch ziemlich abgelegen wohnen, und zürnen Sie dieſem guten Schmetterer nicht, der es wahrhaftig nicht übel gemeint hat — hier iſt der Brief, und bitte ich nur noch, dem Herrn Baron meine beſten Empfehlungen auszurichten."

Der Bediente verließ das Zimmer mit einer tiefen Verbeugung, und als ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen, richtete ſich der Polizeirath hoch auf, ſtrich ſich mit einem triumphirenden Lächeln über die Stirn und ſagte: „Jetzt bin ich doch neugierig, ob Seine Excellenz abermals ſagen wird: ‚Merkel, Sie ſind toll geworden!?'"

Er klingelte, und als der Aufwärter erſchien, befahl er ihm, Herrn Schmetterer zu ſenden, der auch alsbald mit einem ſtillvergnügten Lächeln auf den Zügen eintrat.

Möchten Sie so leben, Mathilde? fragte ich sie, so jetzt hier leben? — und auch mit mir? setzte ich zögernd hinzu.

Ja, sagte sie mit leiser Stimme und fügte mit entschlossenem Tone hinzu: wohl verstanden, wenn es möglich wäre, abgeschnitten von der Welt und allen Erinnerungen.

Das gab mir zu denken, und doch hoffte ich.

Abends waren wir in Sorrent, der Vicomte las seine Briefe, und wir standen auf der Terasse allein, auf der Terasse der Villa Tasso, von deren wunderbarer Aussicht Euch der Künstler einen schwachen Begriff gab. Wir sprachen lange kein Wort; ich legte meine Hand auf ihre Hand, sie zuckte zusammen, zog sie aber nicht weg. Ich legte meinen Arm um ihren Leib, sie entwand sich mir nicht, aber sie athmete tief und schwer.

Mathilde, sagte ich mit zitternder Stimme, Mathilde, ich liebe Sie, wollen sie die Meine sein?

Sie antwortete nicht.

Mathilde, sagte ich weiter, seien Sie aufrichtig gegen mich, seien Sie barmherzig! Könnten Sie mich lieben? Darf ich hoffen?

Da wandte sie sich rasch und leidenschaftlich um, und reichliche Thränen zitterten auf ihrem Gesicht.

Alfred, sagte sie zu mir, ich will Ihre Frage beantworten, aber geben Sie mir Ihr Ehrenwort, alsdann einer Bitte, einem Wunsch, einem Befehl augenblicklich Folge zu leisten.

Ich gab ihr mein Wort.

Ja, Alfred, sagte sie, ich liebe Sie, ich liebe Sie, wie die Rose das Licht, wie alles Lebende die Luft, die es einathmet!

Sie warf sich an meine Brust und weinte und zitterte heftig in meinen Armen. Ich war für einen Augenblick der glücklichste Mensch auf der weiten Welt; doch nur für einen

„Ich glaube wir nähern uns dem Ziele," ſagte Herr Merkel, „aber um ſo ſchärfer und ſorgfältiger müſſen wir alle unſere Fäden anſpannen und in der Hand behalten. Sind Sie Ihrer Leute, welche Sie in das Rivola'ſche Haus gebracht haben, auch vollkommen ſicher?"

„So ſicher, als wenn ich mich ſelbſt dort befände — die Tochter eines meiner beſten Agenten und ſelbſt eine vortreffliche Perſon iſt ohne alles Aufſehen als Aushelferin in der Küche angenommen, Stadler bei dem Gärtner untergebracht worden, und Bangart, den ich ſelbſt hierzu vorgeſchlagen, wohnt in dem kleinen Bauernhäuschen zehn Minuten oberhalb Eichenwald, von wo er im Stande iſt, jede ankommende und abgehende Perſon zu beaufſichtigen; er hat ein gutes Pferd bei ſich und iſt der Mann dazu, bei der geringſten Meldung, welche ihm von einer der beiden oben erwähnten Perſonen gemacht wird, ohne Weiteres nach den erhaltenen Anweiſungen rückſichtslos einzuſchreiten."

„Gut, mehr kann man nicht thun, und doch zittre ich förmlich bei dem Gedanken, daß irgend ein Ungefähr uns dieſe koſtbare Beute aus den Händen reißen möge — wir haben es da mit einem verflucht ſchlauen Herrn zu thun."

„Würden Sie es ungnädig nehmen, Herr Polizeirath, wenn ich mir die Bemerkung erlaubte, warum denn Sie ſelbſt bis morgen oder übermorgen warten, anſtatt heute vorzugehen?"

„Weil — weil — nun, ich brauche in dieſer Sache vor Ihnen kein Geheimniß zu haben . . . ."

„In keiner Sache, Herr Polizeirath."

„Ich weiß, ich weiß — weil alſo mir von oben herab Winke gegeben wurden, die Sache mit der größtmöglichſten Schonung anzugreifen; Sie werden das verſtehen; wollte ich heute handeln, ſo müßte ich es ohne Befehl thun, ganz auf meine eigene Verantwortung — ja, ſchlimmer noch: man hat mir ſogar befohlen, erſt dann energiſch vorzugehen, nachdem man Seine Majeſtät von der

Geſchichte in Kenntniß geſetzt habe, und das zu thun, zögert mein verehrter Chef von einem Tage zum anderen — begreife es auch vollkommen: man ſteckt den nicht gern in's Gefängniß, mit welchem man am Abend vorher vielleicht eine Partie Whiſt geſpielt. Deßhalb können wir, die wir uns auf Vorpoſten befinden, nicht vorſichtig und verſchwiegen genug ſein. Haben Sie Ihre Befehle für einen plötzlichen, wirkſamen Ueberfall genau gegeben?"

„Ganz genau; ohne Stadler würde es übrigens nicht zu machen ſein, und auch der muß ſich vielleicht von der Küche aus unterſtützen laſſen; das große Gitterthor des Gartens an der Straße nach der Stadt wird ſorgfältiger als je verſchloſſen, ebenſo das kleine Thor bei den Stallungen, und müſſen wir, um ungehindert ſofort bis in's Haus dringen zu können, auf beiden Seiten zugleich den Angriff machen. Das iſt aber alles beſtens beſorgt, darüber können Sie ſich beruhigen, Herr Polizeirath."

„Gut — und Sie haben für die nothwendige Verbindung zwiſchen hier und Eichenwald und dem kleinen Bauernhauſe geſorgt, daß Sie zu jeder Stunde des Tages, ja, ſogar Nachts Ihre Leute zu allarmiren im Stande ſind?"

„Gewiß, Bangart hat den Befehl, täglich viermal an die alte Thurmruine auf der Höhe vor der Stadt zu gehen; dort iſt ein Stein, unter dem er im Falle ſeine Inſtruction findet."

„Verſichern Sie ſich nochmals der Wachſamkeit Ihrer Leute, es muß in den nächſten Tagen etwas geſchehen, und um das zu betreiben, habe ich einen wichtigen Gang zu thun — in einer Stunde finden Sie mich wieder hier."

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Die Stadtſchultheißin Welkermann war nicht im Stande, ſich unter den heftigen Schickſalsſchlägen, welche ſie betroffen, auch nur in ſo fern wieder aufzurichten, um mit der Hoffnung in die Zukunft zu ſchauen, welche der Stadtſchultheiß nicht unterließ, ihr beſtändig einzuflößen.

„Die Sache iſt allerdings ſchlimm und trifft mich ſelbſt an der Wurzel; nachdem ich aber, allerdings vor Zeugen und im Beiſein des Polizeirathes, eine Unterredung mit Ferdinand gehabt, bin ich feſt überzeugt, daß er keine Idee davon hatte, daß überhaupt falſche Banknoten exiſtiren. Zwar hat er leichtſinnig gehandelt, wie ſchon oft, aber er iſt kein Verbrecher, und wenn er auch dem Bankdirektor davon hätte Anzeige machen ſollen, daß er für Herrn von Rivola hier und da Noten umgewechſelt habe, ſo iſt doch der Name eines ſo hochſtehenden, allgemein geachteten und ungeheuer reichen Mannes Bürgſchaft genug, um auch dieſes Vergehen Ferdinand's erklärlich zu finden.“

„Deines Herrn von Rivola!“ hatte Frau Welkermann mit Betonung zur Antwort gegeben und ſich dabei des Geſpräches mit ihrer Schwägerin, der Frau Staatsſchuldentilgungskaſſen-Reviſorin, erinnert. — „O mein Gott — o mein Gott!“

Ihre Thränen strömten alsdann so reichlich, als hätte sie einen Verstorbenen zu beklagen, einen wenigstens moralisch Gestorbenen, und gegen diesen Ausdruck konnte selbst der Stadtschultheiß nichts Stichhaltiges einwenden.

„Ich weiß es wohl," hatte er gesagt, während er mit zusammengelegten Händen und einem trüben Blick an den Himmel emporschaute, „seine Laufbahn ist hier für ewige Zeiten verdorben, eben so wie die meinige."

Darauf hin hatte er eines Morgens, als das Jammern kein Ende nehmen wollte, über die mütterliche Schwachheit gegen alles, was den ungerathenen Sohn betraf, mit vollem Rechte geeifert und hinzugesetzt, daß er in Anbetracht der obwaltenden Umstände den längst gefaßten Entschluß ausgeführt und seinen Rücktritt von Amt und Würden der Stadt angezeigt.

Herr Welkermann hatte gefürchtet, durch diese Erklärung einen neuen und größeren Sturm heraufzubeschwören, und war beinahe angenehm überrascht, als sich seine Frau, noch mehr aber Elise mit dieser Maßregel vollkommen einverstanden erklärten.

„Ich athme wieder auf," sagte die Stadtschultheißin, bei dem Gedanken, die Stadt verlassen zu können — „wie danke ich Dir für diesen Entschluß, sehe ich doch auch für Ferdinand nur in einer Entfernung von hier das einzige Heil!" —

Die Familie war nach manchen Tagen fortwährender Klagen wieder einmal im Begriffe, in eine gemüthliche Unterhaltung einzulenken, als das Erscheinen der Frau Schwägerin Revisorin besonders bei dem Stadtschultheißen und auch bei Elisen einen scharfen Mißton hervorbrachte und Frau Welkermann veranlaßte, ihre Thränen reichlicher strömen zu lassen.

„Weine nur," sprach die Revisorin aus gefühlvoller Seele, nachdem sie den Stadtschultheißen kühl und Elise herablassend gegrüßt, „weine nur, Du hast alle Ursache dazu!"

Herr Welkermann wollte dieses Gespräch durch eine scharfe

Erwiederung ſchon zu Anfang beendigen, doch verſtand er einen bittenden Blick ſeiner Tochter und verließ mit dieſer achſelzuckend das Zimmer.

„Ja, weine nur,“ wiederholte die wohlwollende Tröſterin, „wenn Jemand volle Urſache hat, ſo biſt Du es. Ich bin gekommen, Dich ſo gut wie möglich zu tröſten, muß Dir aber zuvor ehrlich geſtehen, daß — obgleich es ſchon ſeit einiger Zeit für mich keine große Ehre war, ebenfalls den Namen Deines Mannes tragen zu müſſen, ich, die arme Reviſorin — ſeit geſtern, wo der Herr Stadtſchultheiß in öffentlicher Sitzung ſein Amt niederlegte, alles das, was man hören mußte, nicht mehr zum Aushalten iſt!“

„Ach, Du ſollteſt mich nicht auf's Neue erſchrecken und betrüben!“

„Ich Dich erſchrecken und betrüben — ich, die nicht im Stande iſt, einem Miſſethäter etwas Schlimmes nachzuſagen? O, Du haſt mich von je her verkannt — ich verzeihe Dir — ihr Alle habt mich verkannt, doch ich verzeihe euch Allen — Du ſiehſt, wie ich eurem namenloſen Unglücke Rechnung trage!“

Dabei erhob ſie ihre Augen gen Himmel und ſchüttelte langſam mit dem Kopfe.

„Ich weiß, daß mein Mann ſeine Stelle niedergelegt hat, und ich freue mich darüber!“

„Ja, Du freuſt Dich darüber, Du armes Weib, wie Du Dich ſeit Jahren über ſo Vieles gefreut haſt, weil Du nie den Muth hatteſt, von allen dieſen Geſchichten die Schattenſeite anzuſchauen — was ſage ich: Schattenſeite? — die Nachtſeite, die finſterſte, troſtloſeſte Mitternachtsſeite — doch, laſſen wir das, ich wollte Dir nur mit der mir ſo eigenen Schonung von der geſtrigen Sitzung berichten, was mir die gute Krampler darüber erzählt hat. Das Schreiben Deines Mannes wurde nicht nur ſtillſchweigend angehört, ſondern auch ſein Rücktritt einſtimmig angenommen; ſelbſt ſein Special, der Seifenſieder-Oberzunftmeiſter Spitzler, ſagte:

‚Es iſt das Geſcheiteſte, was Herr Welkermann nach all dieſen Sachen thun kann.‘ — Siehſt Du, mir, der armen Reviſorin, gab es einen Stich durch's Herz, als ich hörte, dieſer Spitzler, dieſer ſeifenſiederiſche Speichellecker, habe geſagt: ‚Herr Welkermann,‘ und nicht: ‚Unſer geweſener verehrter Herr Stadtſchultheiß‘ — o, ſo was iſt empörend!“

„Ich habe es nicht anders erwartet.“

„Auch nicht, daß man eine Dankadreſſe an Deinen Mann würde ergehen laſſen oder ſein Beileid bezeigen für das traurige Vorgefallene der letzten Zeit? — Nichts von allem dem; der Stadtſchreiber wurde beauftragt, den Brief Deines Mannes einfach zu beantworten.“

„Nun, und damit war wohl Alles zu Ende?“

„Im Gegentheil: auf der Tagesordnung ſtand der Bericht über die Einrichtung jenes verruchten Hauſes, welches Dein Mann um eine Bagatelle von jenem Herrn von Rivola für die Stadt erhandelt — o, dieſe verdächtige Perſonage wollte es mit all ſeinen ſchrecklichen Erinnerungen vom Halſe haben!“

„Laß uns darüber nicht mehr reden — mag das ſein, was es will, ſo ſollte der Gemeinderath dankbar dafür ſein, daß ihm mein Mann dieſes für die Stadt ſo nothwendige Haus um einen ſo billigen Preis verſchafft.“

„Dankbar? Wenn ich Dir nun ſage, daß man nahe daran war, dieſen Kauf rückgängig zu machen, daß ſich ſämmtliche Gemeinderäthinnen dahin geeinigt, dieſes unheimliche Geſchenk nicht anzunehmen, daß es mit ſeiner Vergangenheit nur ein böſes Beiſpiel für ſie ſein müſſe, daß man nicht wiſſen könne, zu welch fürchterlichen Dingen auch noch ferner jener unterirdiſche Gang benutzt werde?“

„Auch noch ferner? O, wie Du grauſam biſt!“

„Die Wahrheit vor Allem — ich habe es mir angelobt, ſtets die Wahrheit zu ſagen — aber nur die Wahrheit, wenn Du dieſe aber nicht hören willſt, ſo kann ich auch ſchweigen.“

„So ſprich denn!“ ſagte die arme, gequälte Frau mit einem tiefen Seufzer.

„Ja, das war beſchloſſen von lauter braven, würdigen Frauen, von Frauen, die nicht alles unbedingt glauben, was ihre Männer ihnen zu ſagen für gut finden — von Frauen, die ihre Augen offen behalten und ihr Hausrecht zu wahren wiſſen.“

Jeden dieſer Sätze ſprach die Reviſorin mit einer nicht zu verkennenden Betonung, wobei ihre grauen Augen immer ſchärfer, ihre Naſe immer ſpitziger wurde.

„Und weißt Du auch, warum dieſer Beſchluß nicht zur Ausführung kam?“

„Wie ſoll ich das wiſſen?“

„Weil eine wohlwollende, verſöhnliche Seele — ich will ſie nicht nennen, dieſe Seele — zufällig bei dieſer Verhandlung anweſend war, die vermittelnd vorſchlug, das wüſte Haus dadurch unſchädlich zu machen, daß man den unterirdiſchen Gang zumauere — ich kann Dir verſichern, dieſer Vorſchlag wurde von ſämmtlichen Gemeinderäthinnen zum Beſchluß erhoben und darauf heute, wie ſich das von ſelbſt verſteht, vom Gemeinderathe ebenſo einſtimmig angenommen.“

„So muß ich Ihnen ja auch noch dafür dankbar ſein, werthe Frau Schwägerin,“ hörte man jetzt die Stimme des Stadtſchultheißen ſagen, der ungehört wieder eingetreten war, „daß eine Maßregel, die ich vorſchlug, weil ich ſie als nützlich erkannt, ausgeführt wird, nachdem ſie von einem wichtigeren Collegium, als dem der Gemeinderäthe, befürwortet wurde — ſagen Sie das dieſem Collegium, wenn ich bitten darf; im Uebrigen aber wünſchte ich dieſe Unterhaltung mit meiner Frau ein für alle Mal abgebrochen!“

„Ich glaube, Sie recht zu verſtehen, Herr Schwager,“ gab die Reviſorin in ſcharfem Tone zur Antwort, indem ſie ſich langſam erhob und ceremoniös verbeugte — „endlich einmal ſind Sie ſo

wahr, um kein Geheimniß mehr zu machen aus dem Groll und dem Haſſe, den Sie, der vornehme, reiche Mann, gegen mich, die arme Reviſorsfrau, ſtets im Herzen trugen!"

„Aber, Sophie!"

„Laß ſie nur ausreden — wenn man ſich zum letzten Male ſieht, muß man nichts auf ſeiner Seele behalten."

„Und ich — habe nichts mehr zu ſagen, will nichts mehr zu ſagen haben — will nicht — verſtehen Sie mich wohl, nicht aus Unkenntniß der Lage der Sache; denn wenn man von gewiſſer Seite auch Alles gethan hat, um gewiſſe Dinge zu verſchleiern und zu bemänteln, ſo können Sie mir doch glauben, Herr Schwager, daß das Geheimniß der Stadt Niemandem mehr ein Geheimniß iſt!"

„Ah, das Geheimniß der Stadt, verehrte Frau Schwägerin — Sie bringen mich da auf das richtige Kapitel: wiſſen Sie, was das Geheimniß der Stadt iſt — nicht nur unſerer Stadt, ſondern auch jeder anderen, in der ſich edle, wohlwollende Seelen ſo gründlich um das Beſte ihrer Nebenmenſchen bekümmern? Ich will es Ihnen ſagen: das Geheimniß der Stadt iſt meiſtens an und für ſich ein ganz unbedeutendes Ding — hier bei uns zum Beiſpiel das Zumauern des unterirdiſchen Ganges, anderswo vielleicht eine unſchuldige, etwas freie Aeußerung, der auffallende Anzug einer Frau, die zufällige Begegnung zweier Perſonen, etwas Geld, das der Nachbar mehr ausgiebt, als wir — das iſt der kleine, nicht redenswerthe Punkt, den Klatſchſucht und Verläumdung lawinenartig zu vergrößern wiſſen. Daß man darin gegen mich beſonders thätig war, hauptſächlich von nahe ſtehenden Verwandten und ſogenannten Freunden, weiß ich ganz genau, und wenn auch die unglückſelige Geſchichte mit Ferdinand nicht dazwiſchen gekommen wäre, ſo würde es doch den jakobiniſchen Clubs, Kaffeegeſellſchaften genannt, gelungen ſein, meinen guten Namen auf's Schaffot zu bringen, wie es ſchon mit ſo manchem anderen gegangen iſt und fortan noch geſchehen wird, ſo lange es Weiber gibt, die, ſtatt ſich

um ihre Haushaltungsgeſchichte zu bekümmern, unerbittlich Jagd machen auf den guten Namen ihres unſchuldigen Nebenmenſchen. — So, jetzt wiſſen Sie meine Meinung von dem Geheimniſſe der Stadt, und um Ihnen, was uns anbelangt, keine fernere Veranlaſſung zu geben, ſich in dieſer Richtung mit uns zu beſchäftigen, ſo habe ich die Ehre, mich und mein ganzes Haus für alle Zeiten Ihrer Vergeſſenheit zu empfehlen!"

Die Geberde, welche der Stadtſchultheiß bei den letzten Worten machte, war ſo bezeichnend, daß darauf erfolgen mußte, was erfolgte, daß nämlich die Frau Haupt-Staats-Schulden-Tilgungskaſſen-Reviſorin, mit einem ſchmerzlichen Blicke auf ihre Schwägerin und einem, in welchem Haß und Verachtung gemiſcht war, auf den Stadtſchultheißen, den Kopf in den Nacken warf und zum Zimmer hinausrauſchte.

„So, der böſe Geiſt wäre ausgetrieben," fuhr Herr Welkermann nach einer kleinen Pauſe, aufathmend, fort; „wollte Gott, ich hätte früher in dieſer Richtung beſſere Umſchau gehalten! Doch iſt noch nicht Alles verloren, und Du wirſt ſehen, daß es auch außerhalb der Kreiſe unſerer ſogenannten wohlwollenden Freunde noch Menſchen gibt, die es gut mit uns meinen — freie, unabhängige Menſchen, und es iſt ein Glück, daß unſere Verhältniſſe uns nicht zwingen, ſie gerade in den Mauern dieſer Stadt zu ſuchen! — O, wie ich mich nach friſcher Luft und nach anderen Geſichtern ſehne — wie es mich drängt, ein wenig über die Berge hinweg zu kommen, die unſerer guten Stadt förmlich den Hals zuſchnüren und ihr nicht geſtatten, friſch und fröhlich aufzuathmen!"

„Und Ferdinand?" fragte die beſorgte Mutter.

„Es wird ihm nicht ſchwer werden, ſeine vollkommene Schuldloſigkeit zu beweiſen — ich bin davon feſt überzeugt und will Dir auch nicht verhehlen, daß der Polizeirath Merkel, der alte, langjährige Freund unſeres Hauſes, gleichfalls die beſte Meinung von ihm hat. Daß er immer noch einen Rückhalt in den ſo klaren

Aussagen Ferdinand's wittert, das liegt nun einmal in seinem Geschäfte, und deßhalb konnte ich es ihm heute Morgen auch nicht übel nehmen, daß er mich dringend bat, auf meinen Sohn einzuwirken, um ihn zu veranlassen, mir unverhohlen Alles, selbst das Gravirendste, mitzutheilen; auch ließ er mich zu diesem Zwecke mit Ferdinand allein, doch muß ich Dir schon gestehen, daß seine Betheuerungen, er habe alles gesagt, was er wisse, auf mich den Eindruck vollkommenster Wahrheit machten. Dabei ersuchte er mich, an Welden, von dem er mit der größten Achtung und Freundlichkeit sprach, ein paar Worte gelangen zu lassen, die er gern selbst aufgeschrieben hätte, wenn ihm nicht alle Schreibmaterialien auf's strengste untersagt wären."

„Ach, dieser Welden," sagte Frau Welkermann nach einem tiefen Seufzer, „ich hatte ihn so gern, er war in unserem Hause so gut aufgenommen, und von dem unglückseligen Zusammentreffen mit ihm datirt sich das Unglück Ferdinand's."

„Woran aber Welden so unschuldig ist, wie Du und ich; das ist auch Ferdinand's Ansicht, und deßhalb nahm ich gar keinen Anstand, ihm das Versprechen zu geben, Welden die paar Worte zu schreiben, Worte, deren Sinn ich übrigens nicht begriff, die mir aber in der Angelegenheit unseres Sohnes als gänzlich unverfänglich erschienen, denn sonst würde ich nicht verfehlt haben, den Polizeirath Merkel, der, wie schon bemerkt, gegen uns so wohlwollend wie möglich handelt, davon in Kenntniß zu setzen."

„Und was sollst Du denn Herrn Welden von unserem unglücklichen Ferdinand schreiben?"

„Daß Ferdinand den zwölften Mai eben so wenig vergessen würde, als die Freundlichkeit Welden's, und daß er sicher wüßte, die fragliche Thräne, die um ihn geweint worden, sei den geraden Weg abwärts gegangen, ohne sich mit einer anderen Thräne zu vermischen, und deßhalb würde er seine Verpflichtungen erfüllen."

„Ich verstehe das nicht."

Augenblick. Sie entwand ſich mir und ſagte mit tonloſer, aber feſter Stimme: jetzt meine Bitte, meinen Befehl!

Wäre nach dieſem Moment der Veſuv flammend und krachend ins Meer geſtürzt, es hätte mich nicht ſo überraſcht und entſetzt, wie ihre Worte.

Gehen Sie zu meinem Vater, ſagte das Mädchen, ſagen Sie ihm, wichtige Briefe riefen Sie in die Heimath. Gehen Sie noch heute nach Neapel zurück und verlaſſen Sie morgen Italien.

Nie, nie! rief ich, du liebſt mich Mathilde, das iſt mir genug.

Ja, entgegnete ſie, ich liebe Sie, aber ich werde Sie haſſen, wenn Sie Ihr Wort brechen.

Ich will Euch nicht erzählen von der ſchrecklichen Scene, die ich noch durchmachte. Sie blieb feſt und ſagte nur: Gott ſieht mein Herz!

Ich ſtürzte fort und hörte noch Ihren letzten Ruf: lebe wohl, Alfred! Ich warf mich auf mein Pferd, und weiß nicht, wie ich nach Neapel kam. Ihr Geſtändniß, daß ſie mich liebe, klang unaufhörlich in mir wieder, und dazwiſchen wie Hohnlachen mein Ehrenwort, das ich ihr gegeben.

Ich ließ augenblicklich einpacken und verließ mit dem erſten Schiff Neapel. Mein Wort jagte mich; ich gieng nach Marſeille und Paris, blieb dort über ein halbes Jahr und ſtürzte mich in den Strudel aller Vergnügungen, um ſie zu vergeſſen. Unmöglich. Bald aber widerte mich das wilde Leben an. Ich verließ Paris und durchſtreifte die Normandie allein und zu Fuß. Ich forſchte in jeder Stadt, in den zahlreichen Schlöſſern, ja in jedem Dorfe, in jedem einzeln ſtehenden Hauſe nach dem Vicomte. Ich hatte ja nicht mit meinem Ehrenwort verſprochen, ſie nicht wieder aufzuſuchen. Alles umſonſt. Niemand kannte ihn. Er mußte mir einen falſchen Namen genannt haben. Ich gieng

„Ich auch nicht," ſagte der Stadtſchultheiß; „doch vermuthe ich faſt," ſetzte er hinzu, während ſich ſeit mehreren Tagen zum erſten Male wieder ein kleines Lächeln auf ſeinen Zügen zeigte, „daß das irgend eine Geſchichte iſt, wie ſie junge Leute wohl zu haben pflegen — eine Thräne, die um ihn geweint worden — nun, ich verſprach, ihm den Gefallen zu thun — hier iſt der Brief an Herrn Welden, und ich werde ihn ſogleich auf die Poſt bringen laſſen."

Dies geſchah denn auch, und da es für unſere Geſchichte von großer Wichtigkeit iſt, beim Empfange des Schreibens gegenwärtig zu ſein, ſo wollen wir demſelben vorauseilen, um uns dabei auch nach dem jungen Ingenieur umzuſehen.

Welden hatte ſtundenlang finſter brütend in der Ecke ſeines Wagens geſeſſen, und erſt nach und nach, als ſchon mehrere Berg- und Hügelreihen zwiſchen ihm und der Stadt lagen, welche er verlaſſen, als die Strahlen der Sonne freundlich um ihn ſpielten und als bei ihrem warmen Kuſſe das ganze, wunderbar liebliche Bild des Frühlings ſo mächtig auf ihn eindrang, da war es ihm, als erwache er aus tiefem Schlafe und ſei das, was er in den letzten Wochen und Tagen erlebt, nur ein ſchwerer, böſer Traum geweſen. Und dieſen Gedanken hielt er feſt, war doch die Vergangenheit für ihn farb- und leblos geworden und mußte es bleiben, wenn er auf eine erträgliche Zukunft hoffen wollte. — Und er hatte noch eine Zukunft, das fühlte er; ja, mit dem Zurückdrängen jener traumhaften Geſtalten — und er konnte ſie zurückdrängen bis auf ein einziges Bild, das allerdings eben ſo glänzend als ſchmerzlich zwiſchen allen anderen hervorſtrahlte — erſchien die große, ſchöne Aufgabe, die vor ihm lag, ſchon der Mühe werth, um jene düſteren Schatten zu vergeſſen.

So heiterten ſich nach und nach ſeine Gedanken auf und gewannen, wie er langſam aufwärts ſtieg in die freiere, elaſtiſchere Luft des Gebirgslandes, wo er ſeine Thätigkeit entfalten ſollte, ihre

alte Frische und Spannkraft wieder, besonders jetzt, wo er mit Einem Male vor sich zwischen zwei niedrigen, bewaldeten Hügelreihen ein schmales Wiesenthal erblickte, mit kleinen, roth und weiß beflaggten Signalstangen. Ah, wie ließ ihn diese erste Spur der riesenhaften Arbeit, die er vor sich hatte, so leicht und freudig aufathmen! Und je weiter er fuhr, um so schärfer und ausgesprochener wurden diese Spuren. Da sah man schon die Vorarbeiten zu einem beginnenden Damme, dort zum Durchstiche einer quer vorliegenden Hügelkette; weiterhin an einer höheren Felswand bemerkte man schon die Maße eines Tunnelgewölbes einhauen, und an den Ufern jenes reißenden Baches lagerten schon Steinhaufen und Gerüstholz zu einer projectirten Brücke. Ah, wie das lustig anzusehen war — und erst eine Stunde später, als er das tief liegende Waldthal erreichte, wo die Arbeiten im vergangenen Herbste eingestellt worden und wo man jetzt wieder eifrig daran war, den haushohen Bahndamm zu vollenden, wo Karren auf provisorischen Schienen von zahlreichen Arbeitern hin- und hergeschoben wurden, wo Welden aus seinem Wagen sprang, auf den Damm eilte, die Arbeiter anredete und von diesen sowie von seinen Unter-Beamten und Bauführern mit einem lauten Hurrah begrüßt wurde! Es war dies eine Freudenbezeigung, die sich wie ein Lauffeuer auf der ganzen Linie fortsetzte, ein Telegraph menschlicher Stimmen, der endlich fern ab im Forste zwischen den bewaldeten Hügeln erstarb, aber nicht, ohne dort als lautes Echo den dumpfen Knall von drei bis vier Böllern erweckt zu haben.

„Da hat gewiß der alte Heilemann wieder die Hand im Spiele," sagte Welden mit heiterem Gesichte zu dem neben ihm dahin schreitenden Ingenieur.

„So ist es, Herr — Welden," antwortete der Ingenieur; „es wurde gestern vom Bauamte angezeigt, daß Sie heute kommen würden, und da wir nicht anders dachten, als Sie nähmen Ihre Wohnung wieder bei Herrn Heilemann, so zeigten wir ihm Ihre Ankunft an."

„Wenn er Platz für mich hat, werde ich gewiß zu ihm gehen.“

„O, was das anbelangt, so können Sie sich beruhigen, er hat Ihre Zimmer den ganzen Winter über leer stehen lassen.“

„Gut, ich freue mich recht sehr, den alten Heilemann wiederzusehen! Und wie steht's hier oben mit den Arbeitern — werden wir genug Tagelöhner haben können? Die Bahnlinie soll mit Aufbietung aller Kräfte gebaut werden.“

„Es wird nicht fehlen — es melden sich aus der Gegend Leute genug zur Arbeit, und dann ist uns auch schon ein bedeutender Zuzug von Fremden angezeigt.“

„Ah, wie ich mich auf unsere Arbeit freue, es wird ein schönes und malerisches Werk werden!“

„Gewiß, Herr — Welden.“

„Ich glaube, es wird Ihnen schwer, meinen Namen auszusprechen,“ sagte Welden lachend — „haben Sie mich denn so ganz vergessen?“

„Im Gegentheil — Sie können mir glauben, daß wir mit einer wahren Herzensangst der Bestätigung Ihrer Ernennung entgegensahen, und um ihre Freude auszudrücken, haben die Arbeiter fast die ganze Nacht an den Guirlanden und Kränzen gearbeitet, die Sie dort am Eingange des engen Thales sehen.“

„Also gilt alles das mir?“ fragte der Ingenieur mit strahlendem Auge und setzte nach einer Pause hinzu: „Ich dachte mir, Sie erwarteten irgend eine hohe Person.“

„Nun, ich meine,“ erwiederte der junge Bauführer schmunzelnd, „wenn man ein solches Riesenwerk zu bauen anfängt, so könnte man sich schon für eine hohe Person halten.“

„Ja, ja, zu bauen anfängt, aber das alles ist vor der Hand nur bedingungsweise — ich darf allerdings hier oben anfangen, aber wer weiß, ob sie mir nicht in kurzer Zeit einen würdigen Baurath, der des Schreibens wohl kundig ist, als Ober-Ingenieur hieher schicken — man hat Aehnliches schon erlebt.“

„Ich glaube kaum," gab der Bauführer lächelnd zur Antwort.

„Nun, wir wollen ſehen; wenn ſie mich nur wenigſtens ein halbes Jahr hier oben allein laſſen, bis wir ſo viel als möglich in Angriff genommen haben, damit ſie uns nicht mehr zu viel verderben können, dann wollte ich ſchon zufrieden ſein — meine Pläne zu dem hohen Viaduct der Kirchheimer Schlucht ſind doch zur Zeit angekommen?"

„Gewiß, und wir haben ſie ſchon tüchtig ſtudirt, wozu Sie uns ja ſchriftlich die Erlaubniß gaben."

„Wird die Ausführung dieſer Pläne irgendwie Anſtände haben?"

„Nicht im geringſten — ſie ſind ſo genau und dabei ſo praktiſch, daß jeder Werkmeiſter den Viaduct bauen könnte."

„Ich freue mich aber doch, dabei ſein zu können — es gibt das eine hübſche, aufregende Arbeit."

Während deſſen waren Beide auf der langen, hier ſchon deutlich hervortretenden Bahnlinie dahin gegangen, von den Arbeitern auf's herzlichſte begrüßt, ſowie auch von den hier und da vertheilten jüngeren Bauführern, die Welden theils von früher noch kannte oder die er ſich anderentheils von ſeinem Begleiter nennen ließ.

Jetzt beſchrieb die Bahnlinie eine große Kurve um den Ausläufer einer hohen Bergkette herum, deren Durchbohrung man durch dieſen Bogen vermieden hatte, und Welden ſah vor ſich das Dörfchen Kirchheim liegen und auf einer Anhöhe dieſſeits das Haus ſeines Gaſtfreundes Heilemann. Rechts und links von der Bahnlinie ſah man hier von Zeit zu Zeit große Stangen mit Laubgewinden, die ſich kurz vor dem Dorfe als Guirlanden quer über die Bahn von einer Stange zur anderen ſchlangen und deren letzte ein auf Papier gemaltes rieſiges „Willkommen!" trug.

Da krachte es abermals aus den Böllern vor Heilemann's Hauſe, neben dem ein mächtiger Baum aufgepflanzt war, auf deſſen Spitze eine rieſige ſchwarz-roth-goldene Flagge flatterte. Da ſah man Heilemann ſelbſt vor der Thür ſeines Hauſes ſtehen und ſchon

von Weitem ſeinen Dreiſpitz ſchwingen, und obgleich heute kein Sonntag war, ſo befand ſich doch der reiche Bauer mit Frau und Tochter, ja, mit ſeinem ganzen Hausgeſinde in feſttäglichem Anzuge. Er ſelbſt war wahrhaft ſtattlich anzuſehen in dem langen, blauen Rocke von feinſtem Tuche, der rothen Weſte, an welcher Silberzwanziger die Stelle der Knöpfe vertraten, mit den kurzen hirſchledernen Hoſen und den blau- und weißgeſtreiften Strümpfen, nicht zu vergeſſen die blank gewichſten Schuhe mit den ſchweren ſilbernen Schnallen. An der rechten Seite aus dem Beinkleide hervor ſchaute der ſilberbeſchlagene Griff eines Meſſers, und wenn ſich Herr Heilemann zufällig umgedreht hätte, ſo würden wir, da er ſich in großer Parade befand, hinten aus der Taſche ſeines Rockes die bunten Quaſten ſowie die Mundſpitze ſeiner Tabakspfeife, eines echten Ulmer Kopfes, geſehen haben.

Aber Herr Heilemann drehte ſich nicht herum, er blickte dem raſch Herankommenden mit frohem, ſtark gerötheten Antlitze entgegen, in der Rechten den Hut ſchwingend, den er aber jetzt mit einem tüchtigen Schlage auf ſeinem Kopfe befeſtigte, um Welden ſeine beiden Hände entgegenſtrecken zu können. Neben ihm ſtand die Bäuerin mit einem Teller in der Hand, auf dem ſich das Ehrenglas des Hauſes voll funkelnden Weines, ſowie eine blendend weiße Brodſchnitte befand, und bald hinter der Mutter verborgen bemerkte man Jungfer Dorothea, die vierzehnjährige Tochter des reichen Hofbauers und Ortsvorſtehers. Letztere hatte ganz rothe Wangen, weil ſie ſich mächtig ſchämte, ſo vor aller Welt und beſonders vor den jungen Bauleuten ebenfalls einen Teller tragen zu müſſen, auf dem man indeſſen nichts ſah, als einen großen Blumenſtrauß. Vater Heilemann hatte es aber nicht anders gethan, und wenn es nach ſeinem Wunſche gegangen wäre, ſagte die Bäuerin ſpäter lachend, ſo hätte er ſogar den Kühen und Ochſen im Stalle die Hörner mit Blumen umwinden laſſen.

Wenn nun Welden auch ſchon vor einem Jahre, als er zum

zweiten Male das gastfreie Haus des Herrn Heilemann betreten hatte, auf's herzlichste begrüßt worden war, so war doch der heutige Empfang ein so überwältigend feierlicher, daß der Ingenieur nun, dem Beispiele seines Wirthes folgend, ebenfalls den Hut abnahm und in der Hand behielt, um so ehrfurchtsvoll die gediegenen Worte zu hören, mit denen ihn Heilemann begrüßte, wobei es ihn indessen einigermaßen befremdete, als er nun am Schlusse derselben unter dem Blumenstrauße Dorotheens einen großen Brief hervorzog, ihm dem jungen Manne einhändigte und dabei mit seiner gewaltigen Stimme rief: „Und so sei er denn nochmals willkommen und lebe hoch unser neuer Herr Oberingenieur — hoch und abermals hoch!"

Und dasselbe riefen die Bauleute und schrieen die Knechte und Mägde des Hauses. Auch krachten die Böller abermals, und dann führte Heilemann seinen Gast unter diesem allgemeinen Gelärm in die ihm von früher her so wohl bekannten Zimmer.

Dann ließ er ihn allein, und Welden trat mit einem unaussprechlich wohlthuenden Gefühl an das Fenster und ließ seine Blicke über die frisch grünen, eben erst belaubten Wälder streifen, wo er jeden Weg kannte, wo er schon so froh und glücklich gewesen war und wo er es wieder hätte sein können — wenn nicht — wenn nicht — seine jüngste Vergangenheit gewesen wäre, an die er jetzt wieder so plötzlich erinnert wurde durch das Erblicken der ihm so wohl bekannten Schriftzüge seines früheren Chefs.

Er riß den Umschlag ab, und der Inhalt des Schreibens konnte für ihn nicht befriedigender sein: es war ein ministerielles Decret, welches ihn zum Oberingenieur der zu erbauenden Bahn ernannte und die Ausführung derselben ohne jede Beschränkung in seine Hand legte, womit natürlicher Weise ein Gehalt verbunden war, das seine kühnsten Erwartungen übertraf. Oberbaurath Lievens hatte ihm dieses Schreiben übermittelt und einige herzliche Zeilen hinzugefügt, wobei er ihm und zu gleicher Zeit auch dem Staate zu dieser Anstellung Glück wünschte. Schließlich sagte er:

„Was uns allein hierbei ſchmerzlich fällt, mir und meiner Frau, welche ſelbſtverſtändlich den regſten Antheil an Ihrem Glücke nimmt, iſt der Umſtand, daß wir Sie nun ſo bald nicht mehr ſehen werden, indem man mir bei der Auflöſung meines Eiſenbahnbureau's die Erbauung der ſchon längſt projektirten großen Donaubrücke übertragen hat. Somit liegt zwiſchen Ihnen, der ſich an der Nordgrenze befindet, und zwiſchen uns, die wir im äußerſten Süden ſein werden, das ganze, wenn auch nicht gerade ungeheure Reich, brieflich allerdings leicht zu durchfliegen, ſowie es auch keine Entfernung iſt für unſere herzlichſten Wünſche."

Welden blieb gedankenvoll am Fenſter lehnen, nachdem er dieſe Schreiben geleſen; dann ſprach er zu ſich ſelber: „Mein günſtiges Schickſal ſei geprieſen, das mir Arbeit vollauf gibt, um damit alle finſteren Gedanken verjagen zu können!"

Und ſo war es auch: ſein Wirkungskreis war ſo weit und herrlich, aber dabei von ſo großer Verantwortlichkeit begleitet, daß er trotz ſeiner gediegenen Kenntniſſe genug zu thun hatte, um die ihm geſtellte Aufgabe ehrenvoll zu bewältigen. Aber er warf ſich mit voller Luſt und Jugendkraft in die vielſeitige Arbeit, ja, er wollte ſogar heute, als am Tage ſeiner Ankunft, dieſen nicht als Feiertag gelten laſſen, wie es Heilemann angeordnet.

Angenehm für Welden, hatte dieſer ein junges, kräftiges, ſelbſt aufgezogenes Reitpferd überflüſſig, das der Oberingenieur ſogleich kaufte, ſelbſt ſattelte und zäumte und in die waldige Gegend hinaus ritt, um ſich an verſchiedenen Stellen über einige Punkte, die ganz beſondere Schwierigkeiten darboten, aufzuklären. Auch die nächſten Tage brachten der Arbeiten ſo viele, daß Welden nicht Zeit gewann, an die Vergangenheit zu denken, und wenn er auch dergleichen Gedanken mit aller Kraft zurückdrängte, ſo empfing er doch nach einigen Tagen einen Brief mit dem Poſtſtempel der Reſidenz nicht ohne ſichtbare Aufregung.

Es war dieſes ein Schreiben des Stadtſchultheißen Welker-

mann — er hatte ſogleich nach der Unterſchrift geblickt, um nun, wie er dachte, die Zeilen ruhig durchleſen zu können; aber es kam anders, als er erwartet: ſchon nach den erſten Worten, die er las, ſpannten ſich ſeine Mienen ſcharf und waren überflogen von einem ängſtlichen Ausdrucke; er preßte ſeine Lippen feſt auf einander, und als er zu Ende geleſen, ließ er die Hand mit dem Briefe ſinken und rief mit erſchreckter Stimme, während ſeine Züge mit einer tiefen Bläſſe überzogen waren: „Dieſer unglückſelige Menſch! — Ach, warum willigte ich ein, ein ſo frevelhaftes Spiel zu treiben? — Und wenn es mich ſtatt ſeiner getroffen hätte — lebensmüde, wie ich mich in jenen furchtbaren Tagen fühlte, würde ich nicht am Ende auch die Wahrheit bezweifeln? — Welch ein furchtbarer Wechſel gegenüber der ſeligen Ruhe, die ich hier genoſſen! — Ich muß hin zu ihm, ich muß ihm ſeinen Unglauben zu benehmen ſuchen, mich im Nothfalle an den Polizeirath wenden und ihn als letzte Hülfe in Bande und Feſſeln legen laſſen!“

Wiederholt las er den Brief in fliegender Haſt: dieſe Zeilen, in ſo ruhigem Ausdrucke ſie auch von dem unglücklichen Vater Ferdinands ahnungslos geſchrieben waren, ließen für ihn keine andere Deutung zu. Am Schluſſe ſagte Herr Welkermann:

„In der Angelegenheit Ferdinands vertraue ich auf Gott und auf ſeine Unſchuld, von welcher ich auf's feſteſte überzeugt bin; doch können Sie ſich denken, mein lieber Herr Welden, daß es mir nach dem, was vorgefallen, unmöglich iſt, länger hier in der Reſidenz zu bleiben. Wie glücklich ſind Sie, dort auf dem Lande in der herrlichen, Alles verſöhnenden Natur weilen zu dürfen, und auch ich will Alles thun, um eines ähnlichen Glückes theilhaftig zu werden, zu welchem Zwecke ich Sie bitte, die Einlage Ihrem vortrefflichen Wirthe, Herrn Heilemann, zu übergeben. Es handelt ſich darin um ein ſchönes Gut, das nicht weit von Kirchheim zu verkaufen iſt, und erſuche ich in der Einlage Herr Heilemann noch um einige erklärende Einzelheiten, die mir nothwendig ſind. —

Glauben Sie mir, mein lieber Herr Welden, daß wir uns Alle ſehr darauf freuen, Sie dorten, ſo nahe Ihrem ſchönen Wirkungskreiſe, begrüßen zu können."

Er faltete dieſen Brief zuſammen und war nach kurzer Ueberlegung entſchloſſen, nach der Stadt zurückzukehren, Ferdinand aufzuſuchen und ihn wo möglich von ſeinem gefährlichen Wahne zu befreien, als habe er, Welden, an jenem verhängnißvollen Morgen den Großmüthigen geſpielt und als habe nicht vielmehr das Schickſal durch Zuſammenfließen der Regentropfen milde und gütig ihr frevelndes Spiel geendigt. —

Aber wenn es ihm nicht gelingen würde, Ferdinand zu überzeugen? O, dieſen Gedanken mochte er nicht verfolgen — er wäre in ſeinen Folgen zu entſetzlich für Beide geweſen!

Um allen Fragen ſeines freundlichen Wirthes über ſeine Abweſenheit zu entgehen, beſonders da dieſelbe nur ein paar Tage dauern würde, beſchloß er, gar nichts davon zu ſagen, ſondern nur eine längere Unterſuchung auf der Bahnlinie vorzugeben, weßhalb er ſein Pferd ſattelte, etwas Wäſche zu ſich ſteckte und einen Weg quer durch das Gebirge wählte, wo er nach einigen Stunden im Thale die Landſtraße und von dort mit Poſtgelegenheit die Reſidenz erreichen konnte.

Auf der mehrſtündigen nächtlichen Fahrt dorthin hatte er Zeit genug, durch reifliche Ueberlegung zu dem Entſchluſſe zu kommen, dem Polizeirath Merkel die ganze Thorheit jener Unterredung mit Ferdinand einzugeſtehen, ihm das Schreiben des Stadtſchultheißen zu zeigen und ſo um ſo eher und raſcher die Erlaubniß, Ferdinand ſprechen zu können, zu erhalten.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Welden kam in der Frühe des Morgens in der Residenz an und begab sich, sobald es ihm die Zeit anständiger Weise gestattete, zu dem Polizeirath Merkel, um von diesem die Erlaubniß zu erhalten, Ferdinand zu sehen. Er erinnerte sich dabei lebhaft des unseligen Morgens vor nicht langer Zeit, an welchem er in so großer Aufregung die Treppen hinaufgestiegen war. Oben bei dem Amtsdiener gebrauchte er dieselbe Zauberformel, welche ihm damals sogleich Einlaß verschafft hatte und die auch heute wieder von gleicher Wirkung war. Doch blickte ihn Herr Merkel einigermaßen befremdet, ja, mit einem so unverkennbaren Anfluge von übler Laune an, daß es einiger Secunden bedurfte, ehe auf dessen Gesicht ein schwaches Lächeln aufdämmerte. — „Ich hätte wahrlich nicht gedacht," sagte er alsdann, „Sie vorher bei mir zu sehen, ehe ich Sie droben in Ihren Bergen aufgesucht haben würde."

„Es ist das aber auch eine ganz außergewöhnliche Ursache, die mich aus meinen dringenden Arbeiten herausgerissen hat," gab der Ingenieur zur Antwort, und erzählte nun in kurzen, aber sehr präcisen Worten, was damals vorgefallen war, als er mit Ferdinand in Gegenwart des Polizeiagenten Schmetterer jene Unterredung gehabt.

Hierbei können wir nicht verschweigen, daß der Polizeirath anfänglich mit großer Unaufmerksamkeit dem lauschte, was Welden

zurück nach Italien, nach Neapel, nach Sorrent. Ich beſuchte alle die Orte wieder, die ich mit ihr geſehen, und Ihr könnt denken, was ich dabei gelitten.

Von dem Vicomte und ſeiner Tochter natürlich keine Spur. Sie waren abgereist, Niemand wußte wohin.

Zu meinem größten Troſte fand ich dort einen Maler, der bei Ausflügen viel in unſerer Geſellſchaft geweſen und der es unternahm, aus der Erinnerung ihr Bild zu malen — das Bild, wie Ihr es alle kennt. Ich gieng durch Spanien nach Paris zurück, ſtürzte da auf einem Spazierritt mit dem Pferde und verletzte meinen Fuß, woran ich noch heute zu leiden habe.

Da ſchrieb mir eines Tages mein Onkel und ſandte mir eine Menge Papiere. Von einem der Commis unſeres Hauſes, der darauf flüchtig wurde, war ein falſcher Creditbrief ausgeſtellt worden im Betrage von dreitauſend Pfund auf ein Londoner Haus. Der junge Menſch, deſſen Signalement beigefügt war, gehörte einer guten uns befreundeten Familie an, weßhalb mich mein Onkel erſuchte, ſelbſt nach London zu gehen, um dort, wenn der Creditbrief von dem Commis vorgezeigt werde, ſo ſchonend wie immer möglich gegen ihn zu verfahren.

Da ich nicht viel zu thun hatte, ſo fuhr ich ſogleich nach Oſtende; das Packetboot nach England gieng Abends um acht Uhr ab.

Es dämmerte ſchon, als ich das Schiff betrat. Wir fuhren ab. Das Meer war ziemlich ruhig, obgleich das Wetter ſonſt nicht angenehm war. Wie meiſtens gegen Ende Auguſt, bedeckten ſchon trübe Wolken den Himmel, kalt wehte der Wind, und nur hie und da ſtahl ſich ein Blick des Mondes auf's Verdeck, die dort Umherwandelnden matt beleuchtend. Die See war ſchmutzig grau. Das Schiff ſtöhnte, kurz es war eine unerquickliche Fahrt. Ich dachte unwillkührlich an meine Seereiſen auf dem Mittelmeer.

ihm ſagte; erfuhr er doch vor der Hand nichts Neues, denn der Wortlaut jener Unterredung war ihm von Schmetterer in beinahe ſtenographiſcher Treue berichtet worden. Auch war Herr Merkel, als Welden zu ihm eintrat, in ſeinen Gedanken, die Angelegenheit des Herrn von Rivola betreffend, ſehr beſchäftigt, und zwar unangenehm beſchäftigt geweſen, denn trotz ſeines wiederholten ausführlichen, mündlichen Berichtes an den Polizeiminiſter hatte die alte Excellenz achſelzuckend geſagt: „Und doch können Sie ſich irren, mein lieber Polizeirath, und dadurch einen Unſchuldigen und ſich ſelbſt compromittiren und die ganze vornehme Welt bis hoch hinauf auf's tiefſte beleidigen. Ich gebe zu, daß die Indicien ſehr gravirender Natur ſind, aber es bleibt immer ein Indicienfall, der ſich kaum jemals zur juriſtiſchen Klarheit wird durcharbeiten können. Ich darf Ihnen nicht einmal geſtatten," hatte die Excellenz hinzugeſetzt, „auf eigene Verantwortung vorzugehen, und wenn Sie mir auch ſchriftlich geben, daß Sie gegen meinen ſpeciellen Befehl gehandelt, ſo würde ich der Mitſchuld doch nicht entgehen, und dafür danke ich — ehrlich geſagt, dazu fehlt mir der Muth." Das Einzige, was der Polizeirath nach einer langen Unterredung hatte herausſchlagen können, war deſſen Verſprechen, die Sache am betreffenden höheren Orte nochmals, und zwar ſogleich in Anregung zu bringen und über ein Reſultat, ob günſtig, ob ungünſtig, ihm alsbald Mittheilung zu machen. Dieſe Mittheilung erwartete Merkel ſeit geſtern in fieberhafter Ungeduld, denn er verhehlte ſich nicht, daß ſeine Bemühungen, den Freiherrn von Rivola zu überwachen, ſo vorſichtig und geſchickt er auch dabei zu Werke gegangen ſei, doch durch irgend etwas verrathen werden könnten und der Betreffende, dem endlich die Augen über ſeine Lage geöffnet, zur Flucht oder wenigſtens zur Entfernung oder Vernichtung ſeines Banknotenvorraths in der rothen Mappe veranlaßt werden möchte. Durch alles dies hatte ſich bei dem Polizeirath der Entſchluß feſtgeſtellt, das Schreiben des Miniſters, welches er ſehnlichſt erwartete,

einem Wunſche gemäß zu deuten, wenn auch nur ein Ausdruck deſſelben irgend eine Deutung in ſeinem Sinne möglich machen würde, ja, im anderen Falle ganz auf eigene Verantwortung zu handeln, beſonders dann, wenn ſich durch Zufall oder durch Schmetterer's Nachforſchungen in den Räumen des alten Thurmes noch irgend etwas Belaſtendes ergeben würde.

Dieſe Gedanken, welche raſtlos das Gehirn des Polizeiraths durchkreuzten, waren denn auch Schuld daran, daß er von dem, was ihm Welden erzählte, nur die Schlagwörter auffing, um einen allgemeinen Faden zu behalten, und dann erſt aufmerkſamer wurde, als die Mittheilungen des Ingenieurs für ihn anfingen, da intereſſant zu werden, wo jene Schmetterer's über denſelben Gegenſtand ihr Intereſſe verloren hatten, da nämlich, wo Ferdinand mit Welden an das Fenſter getreten war, um den herabrollenden Regentropfen in der uns bekannten Abſicht zuzuſchauen.

„Da kann man ſehen, daß die Polizei bei allem dem viel zu nachſichtig verfährt!“ rief Herr Merkel zum erſten Male am heutigen Morgen mit einem unverkennbar heiteren Geſichtsausdrucke. „Viel zu nachſichtig, denn Schmetterer hätte ſich mit Ihnen ebenfalls an's Fenſter drängen müſſen, um Ihre ſelbſtmörderiſche Abſicht zu errathen, und wenn dies geſchehen wäre, dieſelbe durch Verwiſchung der Regentropfen zu vereiteln!“

„Glücklicher Weiſe war der Zufall ſo freundlich, die Rolle der Polizei zu übernehmen, denn unſer allerdings etwas frevelhaftes Beginnen blieb ohne Erfolg, die Tropfen floſſen zuſammen, aber gerade in einem Augenblicke, wo Ferdinand nicht anders konnte, als ſich gegen ſeine Mutter zu wenden, welche jammernd in das Zimmer ſtürzte. Und nun erhalte ich dieſen Brief des Stadtſchultheißen — leſen Sie ſelbſt — war es daraufhin nicht meine Pflicht, ſogleich hieher zu eilen, und iſt es Angeſichts dieſer Zeilen nicht Ihre Pflicht, mir ſogleich eine Unterredung mit Herrn Welkermann zu geſtatten?“

Der Polizeirath hatte den Brief mit großer Aufmerkſamkeit

gelesen, sich dann rasch erhoben und ging nachdenkend im Zimmer auf und ab, während er mit untermischten Pausen zu Welden sagte: „Das alles ist so klar wie möglich, doch traue ich dem jungen Menschen nicht den Wahnsinn zu, eine Sache, die Sie wie einen Scherz ansahen, mit so furchtbarem Ernste beschließen zu wollen — ah, gehen Sie, Welden, das ist ganz unmöglich, oder wollen Sie mir vielleicht gestehen, daß Sie im anderen Falle selbst gehandelt hätten, wie Sie jetzt von Welkermann fürchten?"

Der Ingenieur zuckte mit den Achseln, ehe er zur Antwort gab: „Ich glaube doch, daß ich so gehandelt hätte; ich glaube, daß ich die Stärke dazu gehabt haben würde, denn im anderen Falle wäre ich ja verächtlicher gewesen, als man damals von mir geglaubt, an jenem Morgen, wo ich hier bei Ihnen war, dem eine Reihe so fürchterlicher Tage folgte, daß ich unter dem zermalmenden Eindrucke derselben jenes allerdings frevelhafte Spiel einging und — vielleicht wohl leider zu Ende geführt haben würde."

„Und wenn ich Ihnen nun trotz alledem den Zutritt zu Herrn Welkermann verweigern müßte?"

„Das wäre sehr schlimm, Herr Polizeirath; denn zuerst müßte ich, selbst auf die Gefahr hin, ebenfalls eingesperrt zu werden, Alles versuchen, um mit List oder Gewalt zu ihm zu dringen, und dann müßte ich mich an Personen von Einfluß wenden, die vielleicht so mitleidig wären, einen so frevelhaften Selbstmord zu verhüten. Denn wie die Sachen liegen, wäre auch nicht mehr die Idee eines Duells in dem Beginnen Ferdinands zu entdecken."

„Eine Idee von Vernunft war niemals darin," murmelte der Polizeirath. „Das ist noch das Schlimmste und Fluchwürdigste von allem Unsauberen, was wir von jenseit des Meeres erhalten haben — aber sagen Sie mir, junger Mensch," rief er aus, indem er die Hände zusammenschlug und vor Welden stehen blieb, „fürchteten Sie denn in Wahrheit so sehr die Stimme der Welt, daß Sie die Hand zu solchem Wahnsinne bieten konnten?"

„Ich bin heute ruhiger geworden und könnte vielleicht zugeben, daß ich die Sache in ihrem richtigen Lichte betrachte, wogegen Sie mir nicht verübeln werden, daß von allem dem, was ich damals erfahren, eine Begierde in mir rege wurde, die Sache auf so rasche und, wenn Sie wollen, schreckliche Weise zu erledigen: er oder ich!“

„Und was erlebten Sie denn so furchtbar Schlimmes?“ versetzte der Polizeirath mit einem spöttischen Lächeln. „Daß junge Leute von gleichem, heißem Blute wie Sie etwas zweifelhaft von Ihrem Muthe sprachen?“

„Nicht nur junge Leute, Herr Polizeirath, sondern auch Männer, die man im Punkte der Ehre wohl als Autoritäten anerkennen darf — Herr von Rivola zum Beispiel.“

„Ah, Herr von Rivola,“ sagte der Polizeirath kopfnickend — „der allerdings — im Punkte dessen, was wir so Ehre nennen — ach ja, ach ja!“

„Er fand, daß ich die Angelegenheit gegen Herrn Welkermann nicht schwer genug nehmen könne, daß ein Duell in der ernsthaftesten Form unumgänglich nothwendig sei.“

„Wann war das ungefähr?“ fragte der Polizeirath mit großer Aufmerksamkeit.

„An dem Tage, wo Sie mich nöthigten, Ihnen mein Ehrenwort zu geben, die Sache dreimal vierundzwanzig Stunden ruhen zu lassen.“

„Ah, an jenem Tage! Und damals meinte Herr von Rivola, die Sache lasse sich nicht gütlich vergleichen?“

„So war seine Ansicht.“

Der Polizeirath trat einen Augenblick an das Fenster, um sich gleich darauf dem jungen Manne wieder zu nähern und ihm zu sagen, während er seine Hand sanft auf dessen Schulter legte: „Sprechen Sie offen und ehrlich mit mir, Welden — als Sie sich damals mit Herrn von Rivola besprachen, machten seine Worte auf Sie den Eindruck, als wenn er selbst irgend eine Feindschaft, irgend einen Haß gegen Herrn Welkermann im Herzen trüge?“

„Wenn ich mich recht erinnere," verſetzte der Andere nach einigem Beſinnen, „ſo machte die Rede des Herrn von Rivola wenigſtens den Eindruck auf mich, als ſei ihm daran gelegen, daß dieſes Duell zu Stande käme, eine Anſicht, in der ich einige Tage nachher beſtärkt wurde durch die für mich ſehr unangenehme Aufregung, in welche ich Herrn von Rivola verſetzt fand durch die Nachricht, daß unſer Duell vereitelt worden ſei — durch Ihre Freundlichkeit, Herr Polizeirath."

„Bitte recht ſehr — Sie fanden ihn damals in der That ſehr aufgeregt? Um welche Stunde kann das ungefähr geweſen ſein?"

„Es war gegen zwei Uhr Nachmittags, ich wartete ſeine Rückkehr aus der Stadt ab; er ſah leidend und ſehr angegriffen aus."

„Ja, ja, das trifft ungefähr zuſammen," murmelte der Polizeirath, abermals ſeinen Spaziergang durch das Zimmer wieder aufnehmend, wobei ihm die Blicke Weldens folgten, während dieſer ſagte:

„Und nun erlöſen Sie mich aus meiner unbehaglichen Stellung, laſſen Sie mich zu Herrn Welkermann, und ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß ich es ſo gut als möglich vermeiden werde, irgend ein anderes Geſprächsthema zu berühren, als das, weßhalb ich hiehergekommen bin."

„Gut, Sie ſollen Ihren Willen haben, und zwar ſogleich."

Er rief durch den Ton ſeiner Glocke den Aufwärter herbei, welchem er den Befehl gab, Herrn Welden zum Gefangenen zu führen, wobei er, gegen den Ingenieur gewandt, hinzuſetzte: „Ich ſehe Sie ſpäter noch auf einen Augenblick."

Ferdinand Wellermann bewohnte in dem Gebäude, wo wir uns gerade befinden, ein nicht ſehr großes Zimmer mit mäßiger Einrichtung; doch hatte die Fürſorge der Mutter ihm einen einfachen Fauteuil verſchafft, in welchem er, die Hände in die Hoſentaſchen geſteckt, beim Eintritte Weldens lang ausgeſtreckt lag.

Dieſer ging raſch auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte in einem vorwurfsvollen Tone: „Den Inhalt

der Zeilen, welche ich von Ihrem Herrn Vater erhielt, darf ich wohl als einen Scherz betrachten?"

„Im Gegentheil," antwortete Ferdinand, indem er den Versuch machte, sich langsam zu erheben, „Sie sehen mich ganz in der Stimmung, Sie mit den Worten jener Gladiatoren zu begrüßen: Moriturus te salutat!"

„Ah, wer wird so kleinmüthig geworden sein!"

„Kleinmüthig, ich? Durchaus nicht — ich will mich nur im kaufmänniſchen Sinne als ſolides Haus bezeigen und den auf den zwölften Mai acceptirten Wechſel am Verfalltage einlöſen."

Welden warf den Kopf raſch in die Höhe und ſagte dann, indem er Ferdinands rechte Hand ergriff: „Laſſen Sie uns wie Männer ſprechen und nicht wie Kinder."

„Der Meinung bin ich auch, nachdem wir ein wenig wie Kinder gehandelt."

„Allerdings; aber ein gütiges Geſchick vereitelte dieſen kindiſchen Streich."

„Wie ſo? Wir haben gleichmäßig eingeſetzt, und ich verlor, das iſt ſo klar wie der Tag. Sie waren allerdings ſo freundlich, mir das Gegentheil zu verſichern; Sie wollten, ich ſolle Ihnen meinen Verluſt ſchuldig bleiben, wozu ich aber keine Luſt habe — bitte, lieber Welden, laſſen Sie mich ausreden. Ich habe mich immer auf's ſorgſamſte bemüht, meine Spielſchulden zu bezahlen, und ſo werde ich auch dieſes Mal thun."

„Ah, Herr Welkermann," rief der Andere, indem ein tiefer Ernſt ſeine Züge beſchattete, „ſagen Sie mir nach einer kleinen Weile, daß Sie zu ſcherzen belieben, denn, bei Gott, könnte ich annehmen, daß Sie im Ernſte reden, ſo würden Sie mich in einen Zuſtand verſetzen, über deſſen Eindruck ſich mein Haar emporſträuben würde!"

Welkermann hatte ſeine Rechte langſam aus den umſchlingenden Fingern Weldens zurückgezogen und nagte, düſter vor ſich hinſtierend, an ſeinen Nägeln, ehe er zur Antwort gab: „Sie haben

das Leben wieder lieb gewonnen, ich begreife das — mir aber iſt es in dieſer Umgebung — er warf einen ſcheuen Blick auf die ſtark vergitterten Fenſter — eine ſchwere Laſt geworden, die ich mich glücklich fühle, auf eine ſolch' anſtändige Weiſe abſchütteln zu können."

„Das iſt aber keine anſtändige Weiſe, das wäre ein ganz gewöhnlicher, unmotivirter . . ."

„Reden Sie doch aus!" ſagte der Andere, da Welden ſtockte. „Und wenn es das in der That wäre, ſo werden Sie mir doch ein ehrliches Begräbniß dadurch nicht verhindern, daß Sie meine Worte Lügen ſtrafen, wenn die Welt erfährt, es habe ſich hier um eine allerdings etwas eigenthümliche Art von Zweikampf gehandelt; Sie werden im Gegentheil meine Ausſage bekräftigen."

„Und wenn ich dazu in dieſem entſetzlichen Falle nicht im Stande wäre?" fragte Welden in einem eigenthümlichen Tone, deſſen Kälte und Ruhe ſo auffallend klangen, daß Ferdinand unwillkürlich in die Höhe blickte. „Wenn ich nach dem zwölften Mai ebenfalls verhindert wäre, etwas für Sie zu thun?"

„Ich ſehe den Grund nicht ein," meinte Ferdinand; „Sie ſtehen ſo geſund vor mir in voller Lebenskraft und Lebensluſt," ſetzte er mit einem trüben Lächeln hinzu. Dann fuhr er mit einem leiſen Schauder fort: „Ja, hätten Sie, wie ich, lange Tage und noch längere Nächte in dieſen kahlen Mauern zugebracht, mit der Ausſicht auf eine fernere vieljährige Verſorgung, ſo würde ich es begreiflich finden, Ihren Muth gebeugt zu ſehen, aber ſo — gehen Sie, lieber Welden, und ſeien Sie glücklich!"

„Ich werde allerdings gehen, und zwar ſogleich gehen, wenn Sie bei Ihrem thörichten, ja, verbrecheriſchen Entſchluſſe beharren. Ich werde, von Ihnen Abſchied nehmend, Ihnen die Hand reichen auf ein Wiederſehen am zwölften Mai, eilf Uhr Vormittags — geben Sie mir darauf Ihre Hand."

„Daß ich der Narr wäre, für den Sie mich halten — was geht Sie mein verfallender Wechſel an!"

„Viel, Alles — unſere Schuld iſt zuſammengefloſſen wie jene Regentropfen, und daß dem ſo iſt, dafür hebe ich hier meine Hand zum feierlichen Schwur gen Himmel!“

„Ah, laſſen Sie mich, laſſen Sie mich!“ rief Welkermann in einem ſchrillen Tone, indem er beide Hände vor das Geſicht drückte.

„Ich lege vor Gott dieſen Schwur ab, dreimal nach einander in jeder Form, welche Sie wollen, und wenn Sie mir darauf noch keinen Glauben ſchenken, ſo kann ich Ihnen nur ſagen: ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort, daß wir uns am zwölften Mai wiederſehen, wenn ein Wiederſehen danach überhaupt noch möglich iſt!“

„Laſſen Sie mich, laſſen Sie mich!“ wiederholte der Andere mit wild bewegter Stimme, indem er aufſprang und im Zimmer auf- und abrannte. „O, wenn Sie wüßten, wie grauſam es von Ihnen iſt, mich zu erſchüttern in einem ſo guten und wohl überlegten Entſchluſſe!“

„Wie können Sie das ſagen, Sie, der Sie von Ihrer eigenen Unſchuld nicht überzeugter ſein können, als ich ſelbſt, als Ihre Eltern, ja, als Ihre Richter es ſein werden?“

„Ah, meine Richter — ja, ich werde vor meine Richter geſtellt werden, wie ein ganz gemeiner Verbrecher, der ich bei Gott nicht bin! Man wird vielleicht an meine Unſchuld glauben und mich freiſprechen, aber man wird mir mit Achſelzucken nachſchauen, wenn ich über die Straße gehe, und man wird ſich zuflüſtern: Das iſt der Welkermann, welcher der Falſchmünzerei verdächtig eingeſperrt war', der Sohn des Stadtſchultheißen, welcher aber — und das hätte man ſich denken können — freigeſprochen wurde!“

„Ah, welche Idee! Achtbare Männer werden Zeugniß für Sie ablegen, Ihre Freunde, wozu ich mich vor allen Anderen zähle, der Polizeirath Merkel, Herr von Rivola . . . .“

„Ah, er!“ ſprach Ferdinand, plötzlich ſtehen bleibend, mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdrucke. „Ich fürchte faſt, daß, wenn er im Stande ſein wird, Zeugniß für mich abzulegen, er vielleicht achſel-

zuckend ſagen könnte: Das iſt ein leichtſinniger junger Menſch, dem viel zuzutrauen wäre! Und wenn er nicht mehr im Stande iſt, gültig für mich zu zeugen, ſo könnte das meine Sache nur verſchlimmern."

„Ich verſtehe Sie nicht — gewiß, ich verſtehe Sie nicht."

„Begreiflich," lächelte der Andere; „wenn man ſo wie Sie draußen in Luft und Sonnenſchein lebt, wenn man ein Freund des Rivola'ſchen Hauſes iſt, wenn man mit Intereſſe in die glänzenden Augen der ſchönen Lucy ſchaut, ſo ſieht man Manches anders an, als wenn man wie ich, Stunde um Stunde in der Einſamkeit hinbrütend, ſich Vergangenes in nackter und ungeſchminkter Wahrheit vor Augen bringt, wenn Einem dabei plötzlich Worte, Blicke einfallen, die, durch Einſamkeit und Nachdenken geſchärft, einen ganz anderen Sinn erhalten, einen richtigeren Sinn, ſo kann man auf Ergebniſſe kommen, die man kaum wagt, ſich ſelbſt zuzuflüſtern."

„Sie ſprechen in Räthſeln für mich."

„Ich glaub's, ich glaub's; doch ſagte ich ſoeben, es gibt Dinge, die man kaum wagt, ſich ſelbſt zuzuflüſtern:

„Herrn von Rivola betreffend?" fragte Welden im Tone höchſter Spannung und mit verhaltenem Athem, denn es war ihm, als dränge in die dunklen Reden Ferdinands plötzlich ein ſcharfes, ſchneidendes Licht. „Die Anklage gegen Sie beruht ja hauptſächlich darauf, daß Sie ſo gefällig waren, Banknoten, welche Ihnen Herr von Rivola übergeben, ohne Weiteres an der Kaſſe umzuwechſeln."

„Darin liegt es ja gerade!" gab der Andere zur Antwort und ſetzte mit einem lauten Lachen hinzu: „Wenn Herr von Rivola nicht Herr von Rivola wäre, müßte er doch unfehlbar mein Zimmernachbar ſein!"

„O—o—o—oh!" brachte Welden mühſam hervor, dann ſprach er zu ſich ſelber: „Und ſollte der Polizeirath Merkel einen ähnlichen Gedanken haben? Erſchien es mir doch ſonderbar, mit welch großem Intereſſe er zuhörte, als ich ihm davon ſprach, wie mich Herr von Rivola zu jenem Duell mit Welkermann ange-

trieben — forſchte er doch ſo genau nach Tag und Stunde! Ach, wenn über dem Haupte von Lucy's Vater ein ſo furchtbares Verhängniß ſchwebte!"

Ferdinand war näher getreten und ſagte nun, indem er zutraulich ſeine Hand auf Welden's Schulter legte: „Ah, Sie denken über meine Worte nach — könnte ich Ihnen nur meine Ueberzeugung geben!"

„Daß Herr von Rivola . . . ."

„Bſt," ſagte der Andere raſch und leiſe, die Wände hier haben Ohren, wie in der Höhle des Tyrannen von Syrakus, und ich glaube," ſetzte er mit einem Blicke auf die Thür hinzu, „Herr Dyonis Schmetterer hat uns belauſcht — ſie haben da an der Thür eine recht artige Vorrichtung."

Welden ſchien die letzten Worte Ferdinands überhört zu haben. „Nein, nein," rief er plötzlich aus, „das iſt ein falſcher Verdacht, das wäre zu fürchterlich!"

„Allerdings," meinte Welkermann mit einem ſpöttiſchen Lächeln — „unglaublich immerhin, und würde die ſogenannte Geſellſchaft tief erſchüttern."

„Sprachen Sie dieſen Verdacht ſchon irgendwo aus?"

„Wofür halten Sie mich? Herr von Rivola hat mir immerhin Gutes erzeigt, und da ich Wohlthaten nie vergeſſe, ſo habe ich mir vorgenommen, das alles mit dem allgemeinen Saldo am zwölften Mai zu tilgen."

„O, wenn ich Ihnen ſagen könnte, in welch' furchtbare Aufregung Sie mich verſetzt haben, ja, daß ich darüber vergaß, was mich hieher geführt! Herr Welkermann," rief er darauf in flehendem Tone, „ich beſchwöre Sie bei allem, was heilig iſt, glauben Sie an die Wahrheit meiner Worte, daß die Vorſehung unſer frevelhaftes Spiel in der That vereitelt hat! Zwingen Sie mich nicht, Ihnen zu wiederholen, in welche Lage Sie mich im anderen

Die Geſellſchaft war auch nicht bemerkenswerth. Ich hinkte an meinem Krückenſtock über das Verdeck, ließ mich endlich gegen zehn Uhr in der Nähe des Steuerruders nieder und ſtarrte gedankenvoll in die Fluthen.

Die Schiffsglocke ſchlug mehrere Male an, ich ſaß lange da. Nicht weit von mir hatte ſich ein Herr mit einer Dame niedergelaſſen, doch beachteten wir uns gegenſeitig nicht. Plötzlich ſagte der Herr: wenn du noch oben bleiben willſt, ſo iſt mir's recht, ich gehe hinunter.

Die Stimme durchſchauerte mich furchtbar, und ich erhob mich raſch. Als aber erſt die Dame antwortete: ich werde nicht lange mehr hier oben bleiben, ſo war ich meiner Sache gewiß — es war Mathilde!

Ihr glaubt nun, ich wäre auf ſie zugeſtürzt, ich hätte leidenſchaftlich ihren Namen ausgerufen. — Nein! ich hielt mich ruhig an dem Verdeckgeländer, und obgleich mein Herz fieberhaft ſchlug, ſo war doch etwas Unerklärliches in mir, das mich an die Stelle bannte. Ich ſah den Vicomte — er war es — ruhig in der Cajüte verſchwinden; ich ſah, wie Mathilde den Kopf auf den Arm geſtützt, in das Meer hinabblickte.

Nach wenigen Augenblicken trat ich ruhig vor ſie hin und nannte ihren Namen. Sie ſchaute auf, erſchrack heftig, und machte eine Bewegung mir entfliehen zu wollen.

Bleiben Sie, Mathilde! bat ich, um Gottes willen bleiben Sie! Und ich ſetzte mich an ihre Seite und erzählte ihr ruhig, was ich von dem Tage an, wo ich ſie in Sorrent verlaſſen, um ſie gelitten, wie ich ſie in der Zeit geſucht. Aeußerlich ruhig erzählte ich ihr das; aber nicht leidenſchaftslos. Ihr Blick ruhte auf mir und Thränen entſtrömten ihren Augen; Thränen wie damals in Sorrent, nur ganz anderer Art. Sie hatte ſich ſehr verändert. Sie ſah ſehr bleich aus; hatte ſie

Falle bringen würden! Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie nach meiner Versicherung, nach meinem Schwur die Sache auf sich beruhen lassen wollen, bis Ihre Unschuld erkannt ist, bis Sie Ihrer Haft entlassen sind, wo ich mich Ihnen alsdann in jeder Form, die Ihnen beliebt, zur Verfügung stellen werde! Sie sagten mir vorhin allerdings, Sie hätten Ihren Argwohn gegen Herrn von Rivola in keiner Weise laut werden lassen, und ich glaube Ihnen; aber Aeußerungen, welche der Polizeirath vorhin gegen mich gethan, lassen mich vermuthen, daß er seine Hand rücksichtslos auch gegen ihn ausstrecken wird, wie er es gegen Sie gethan."

„Daran zweifle ich nicht, und ich habe mich in der That nur gewundert, Herrn von Rivola nicht schon zum Zimmernachbar erhalten zu haben."

„Entsetzlich! Ich glaube an seine Schuld so wenig als an die Ihrige — würden Sie es nicht einem Freunde gedankt haben, der Sie durch eine Warnung vor Ihrer Haft bewahrt hätte?"

„Kaum — ich würde in meiner Unschuld dieser Haft nicht aus dem Wege gegangen sein; aber in Betreff des Herrn von Rivola haben Sie Recht: ich glaube fast, man erzeigte demselben einen Dienst, wenn man ihn veranlassen könnte, eine Reise in's Ausland zu machen."

„Und damit wäre keine Zeit zu verlieren. Aber wie kann ich Sie verlassen, ehe Sie mir Wort und Handschlag gegeben, daß Sie jenes Schrecklichere auf sich beruhen lassen wollen? Glauben Sie mir doch, daß Sie Ihre Lage ganz anders betrachten werden, sobald Sie sich nicht mehr zwischen diesen öden Mauern befinden — o, es ist so wahr, wie Sie vorhin sagten, daß uns Alles anders erscheint in freier Luft und Sonnenschein! Lassen Sie alsdann die Stadt hinter sich, folgen Sie mir in meine Berge, und es werden nicht Wochen vergehen, daß Sie mir eben so herzlich, eben so innig danken, wie ich Sie jetzt innig und herzlich anflehe, diesen meinen Dank zu verdienen!"

Welkermann war an's Fenster getreten, von wo aus er aller-

dings nur auf öde Mauern blicken und nichts von dem Hoffnung verheißenden Grün der Bäume ſehen konnte, ſondern nur ein kleines Stück des blauen Himmels, an dem aber hoch oben eine lang geſtreckte Vogelſchaar ihren Zug gegen Norden nahm.

„O, könnte ich Sie plötzlich jetzt mitten hineinverſetzen in den ſproſſenden, knoſpenden Frühling, in die von Kräuterduft durchwürzte Waldeinſamkeit! Hoffen Sie — hoffen Sie auf beſſere, ſchönere Tage!“

Da wandte ſich der Andere raſch gegen den Bittenden und Flehenden, ſtreckte ihm ſeine beiden Hände entgegen, und obgleich er ohne alle weitere Betheuerung nur die Worte ſprach: „Gut denn, ich will erwarten, was da kommt!“ — ſo war doch der Ton ſeiner Stimme ſo voll Wahrheit, daß Welden ihn mit einem Ausrufe der Freude in ſeine Arme zog, ihm herzlich dankte und dann ſagte: „Und nun muß ich Sie verlaſſen, um, wenn es möglich iſt, vielleicht einem anderen Unglücke noch rechtzeitig vorzubeugen.“

Er eilte ſchnell zur Thür, klopfte dort an, und die außerordentlich raſche Art, mit der ihm dort von Herrn Schmetterer geöffnet wurde, zeigte ihm, daß dieſer würdige Beamte ſich in nächſter Nähe der Thür befunden hatte; auch ſchien er Herrn Welden erwartet zu haben, wenigſtens verbeugte er ſich auf ſolche Weiſe vor ihm und ging ihm dann voran nach den Zimmern des Polizeiraths, als wenn es ſich von ſelbſt verſtände, daß der junge Ingenieur dorthin gehen werde.

Dies geſchah denn auch, weil ſich Welden ſeines gegebenen Verſprechens erinnerte: Herr Merkel aber war für einen Augenblick ausgegangen, wie der Polizeiagent ſagte, nachdem er die Thür zum Schreibzimmer ſeines Herrn geöffnet, „wird aber wahrſcheinlich in Kurzem wiederkommen und läßt recht dringend bitten, ihn hier zu erwarten.“

Welden, auf's lebhafteſte mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und hob jetzt ohne Abſicht ein Papier vom Boden auf, das in der Nähe des Schreibtiſches lag und wahrſcheinlich vom Luftzuge heruntergeweht worden

war. Es war ein beschriebenes Blatt, welches der Polizeirath auf die Ecke des Schreibtisches gelegt haben mochte und vielleicht mitzunehmen vergessen hatte.

Welden war schon im Begriffe, es wieder an seinen Platz zu legen, als er unwillkürlich auf demselben den Namen Rivola las, den Namen des Mannes, mit dem er sich in seinen Gedanken so angelegentlich beschäftigte.

War es ihm zu verargen, daß seine Augen rasch die geschriebenen Zeilen durchflogen, daß er mit steigendem Antheile las: „Mein lieber Polizeirath! In der Sache des Herrn von Rivola habe ich auf Ihre wiederholten Vorstellungen endlich so viel erlangt, daß man Ihnen gestattet, gegen denselben, aber auf die schonendste Weise vorzugehen — ich wiederhole Ihnen, auf die schonendste Weise, und möchte mir noch erlauben, hinzuzufügen, ob Sie nicht meiner Ansicht sind, daß erst der Ausgang einer Unterredung mit Herrn von Rivola, mit Ihrer bekannten Geschicklichkeit geführt, entscheidend sein dürfte, ob Weiteres zu geschehen hätte; doch soll auch selbst dieses Weitere die Grenze eines Hausarrestes nicht übersteigen. Der Polizeiminister.“ Das „soll“ war zweimal unterstrichen.

Welden warf das Papier von sich, als brenne es zwischen seinen Fingern; dann stürzte er gegen die Thür — diese war verschlossen.

Einen Augenblick stand er rathlos: sollte er klopfen, Lärm machen? Wahrscheinlich ohne allen Nutzen, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß dieses Abschließen der Thür kein zufälliges war. Da entsann er sich glücklicher Weise der kleinen, geheimen Treppe, welche aus dem Schreibzimmer des Herrn Polizeiraths direkt in's Freie führte; auch hatte ihm dieser einmal in einer vertraulichen Stunde mitgetheilt, wie das Schloß der unteren Thür selbst ohne Schlüssel zu öffnen sei. Ohne sich lange zu besinnen, eilte er dort hinab, betrat nach wenigen Augenblicken die Straße und rief einen Fiaker an, der zufällig vorüberfuhr.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Umgebung von Eichenwald hatte sich, seit wir sie zum letzten Male gesehen, sehr zu ihrem Vortheile verwandelt: die Wiesen schimmerten im saftigsten Grün, die kleinen Sträucher waren in lichtgrüne Blätter eingehüllt, zwischen denen sich hier und da ihre natürlichen Blüthen in den verschiedensten Farben zeigten. Auch schien gerade dieses Mal das Frühjahr ganz besonders schön werden zu wollen: die erwachte warme Erde duftete so angenehm, wie selten, und die Lerche, welche sich von der aufgebrochenen Scholle in die Höhe schwang, schien fast trunken von Glückseligkeit zu sein, so übermüthig trillerte und jubilirte sie in die blaue Luft hinaus. — Und Eichenwald selbst lag in einem wahren Strauße von Blüthen, den ein Kranz von Laub- und Nadelholz einfaßte, wobei namentlich das Letztere mit den Tausenden und Tausenden hellgrüner Tupfen der kleinen, neugierigen Triebe auf den tiefgrünen Zweigen der ernsten Bäume hervortrat, — welch' würziger Duft strömte dabei aus den Tannenwäldern! Es war wahrhaftig kein Wunder, daß im Landhause des Freiherrn von Rivola Fenster und Thüren weit geöffnet waren, um die winterliche Luft, die sich etwa noch in den Winkeln und Ecken versteckt hatte, auszuathmen und dagegen den herrlichen Duft des Frühlings einzuziehen.

Auch der Garten rings um das schöne Wohnhaus hatte schon

überall die winterlichen Hüllen abgeworfen und zeigte ſich im Feierkleide, würdig der ſchönen Jahreszeit: da war auf den Wegen kein Laub mehr zu ſehen, da waren die Linien der Raſenplätze und Graseinfaſſungen ſcharf und glatt umhauen, da ſah man die milde Erde auf den Blumenbeeten ſo aufgelockert und doch wieder ſo glatt, daß man ordentlich zu bemerken glaubte, wie üppig die überwinterten Pflanzen ihre dicken, ſaftigen Stengel und Blätter emportrieben; die Roſen zeigten ſchon kleine Knospen, die ſchweren Blüthenbüſche des zierlichen Flieders dort in dem Rondel, wo das weiße Marmorbild der Flora ſtand, hauchten die ſüßeſten Düfte aus, und der mächtige Springbrunnen vor der Terraſſe warf einen glitzernden Strahl des friſcheſten Wald- und Bergwaſſers hoch in die Luft empor.

An Dienern und Arbeitern aller Art, die das alles hier in Ordnung brachten oder erhielten, fehlte es nicht, und beſonders am heutigen Morgen ſah man in und außer dem Hauſe Alles in ganz beſonders emſiger Thätigkeit: hier rechten die Gartenburſche die Wege und machten förmlich Jagd auf jeden Grashalm, der ſich ſchüchtern zwiſchen dem feinen Kies hervorwagte, während andere dort unzählige große und kleine Pflanzentöpfe und Kübel an dem Hauptaufgange zur Terraſſe maleriſch gruppirten.

Unter Aufſicht der Frau Werber waren die Hausbedienten beſchäftigt, in dem großen Salon, der auf die eben erwähnte Terraſſe mündete, einen kleinen, aber höchſt eleganten Frühſtückstiſch herzurichten, während begreiflicher Weiſe von der Herrſchaft hier unten Niemand ſichtbar war: Herr von Rivola arbeitete in ſeinem Schreibzimmer und die Baronin mit ihrer Tochter befanden ſich im oberen Theile des Hauſes, Jakob hatte in der Bibliothek zu thun; er räumte Bücher auf, die ſein Herr heute Morgen gebraucht, und ſtaubte die Glasſcheiben ab. Da aber die Thür, welche von hier in's Schreibzimmer führte, nicht, wie an jenem Tage, als Jakob die rothe Briefta ſche bemerkt hatte, offen ſtand, ſondern feſt verſchloſſen, da-

gegen das Fenſter nach dem Hofe zu geöffnet war, ſo unterbrach er häufig ſeine Arbeit, um Eins mit dem Kutſcher zu plaudern, welcher in der weißen Schürze neben einem geſtern angekommenen Landau ſtand, Federn und Achſen desſelben, ſowie durch leichtes Zuwerfen der Wagenthüre die Güte der Schlöſſer an denſelben unterſuchend, während ein paar Stallbuben mit wollenen Lappen beſchäftigt waren, Staub, wo ſich ſolcher allenfalls vorfand, zu vertilgen.

„Der iſt in der That famos," ſagte Jakob mit einer Kennermiene, „und ſieht elegant aus."

„Wobei er ſolid iſt und nicht zu ſchwer," gab der Kutſcher zur Antwort, indem er den Wagen mit ſeiner mächtigen Fauſt eine halbe Räderumdrehung vor- und zurückſchob, „und das iſt hier in den Bergen die Hauptſache."

„Für Euch, David," lächelte Jakob, „oder vielmehr für die Pferde; mir iſt es wichtiger, ob die Verdecke leicht auf- und zugemacht werden können."

„Gerade recht," brummte der Kutſcher.

„Soll der neue Wagen heute gebraucht werden?"

„So viel ich von dem Kammerdiener gehört, wollen die Herrſchaften nach dem Frühſtücke zur Eichenkrone hinauffahren — na, dabei können wir ſehen, was der Landau leiſtet, ſowie auch der Viererzug Rappen, welchen das gnädige Fräulein mitbekommen wird."

„Ich wollte, ſie bekäme mich auch mit," meinte Jakob mit heiterer Miene; „da wird man's gut haben, wenn auch der Graf Hartenſtein, den ich von einem meiner Bekannten her, welcher ſchon drei Jahre Reitknecht bei ihm iſt, genau kenne, nicht der iſt, mit welchem man gern Kirſchen ißt."

„Dummes Geſchwätz — auch der Herr Baron hier hält Dir Deinen Mund ziemlich ſauber von Kirſchen, ſollte ich meinen."

„Ah, das iſt ein Herr, der auch Andere leben läßt, und wenn Alle, welche hier zu befehlen haben, ſo wären, dächte ich nicht daran, mich zu verändern."

„Nicht wahr, das Frühſtück iſt auf zwölf Uhr beſtellt?“

„Punkt zwölf Uhr, zehn Couverts, nur Familie, niemand Fremdes — Verlobung und Unterzeichnung des Heirathscontraktes.“

„Das iſt mir gleichgültig, ich habe nur nach der Zeit gefragt, um ungefähr zu wiſſen, wann der Wagen befohlen werden könnte — he, ihr Burſchen,“ rief er den Stallbuben zu, „nehmt da Waſſer zu den Flecken am rechten Hinterrade, ſonſt bringt ihr ſie nicht weg. — Stadler,“ wandte er ſich an einen der Gärtner, der auf dieſer Seite des Hauſes Pflanzen begoß, „geben Sie mir einmal auf einen Augenblick Ihre Gießkanne.“

Der Gärtner brachte das Verlangte herbei und ſagte, als er es niederſetzte: „Ich brauche ſie ſogleich nicht mehr; laſſen Sie ſie nachher unter den Schuppen ſtellen.“

Dann nahm er ſeine Schaufel auf die Schulter und verließ den Hof durch das kleine Thörchen zwiſchen dem Oekonomie- und Stallgebäude, welches beſtändig verſchloſſen war und das er auch jetzt wieder hinter ſich zuſperrte.

„Dieſer Stadler iſt immer da zu finden, wo ſich zwei Leute zuſammen unterhalten,“ ſagte Jakob. „Habt Ihr das nicht auch ſchon bemerkt, David?“

„Ich bekümmere mich um ſo was nicht.“

„Ich weiß nicht, ich kann dieſen Kerl nicht ausſtehen, der immer . . . .“

Statt ſeinen Satz zu vollenden, verſchwand der Bediente vom Fenſter, da er im Nebenzimmer ein Geräuſch gehört zu haben glaubte.

Stadler aber ging von außen um das Oekonomiegebäude und verſchwand an der Grenze des Parkes in einem Hohlwege, welcher von dort ſanft aufwärts zu einem kleinen, einſam am Rande des Waldes ſtehenden Häuschen führte, von wo jetzt ein Mann, raſch den Hohlweg abwärts ſchreitend, faſt in der Mitte deſſelben mit Stadler zuſammentraf.

„Ich habe kaum abkommen können,“ ſagte dieſer, „da drunten

Alles die Hände voll zu thun hat — wir haben um zwölf Uhr Verlobung."

„Ich weiß — ich weiß — das wird eine garſtige Unterbrechung werden."

„So gibt es was Neues, Bangart?"

„Ja, und Wichtiges — er hat mir ſagen laſſen, daß wir Alle auf unſerem Poſten ſein ſollen — er würde bald kommen."

„So will er . . . .?"

„Insgeheim eine Unterredung mit Deinem Herrn haben — aber ganz insgeheim — wenigſtens will er, wo möglich, ohne geſehen zu werden, in das Schreibzimmer des Herrn von Rivola gelangen."

„Gut, ich werde mir an der kleinen Thür zu ſchaffen machen — den Weg von dort in's Haus kennt er genau, nur ſoll er nicht durch die Bibliothek gehen, wo der Bediente Jakob beſchäftigt iſt, ſondern durch das kleine Vorzimmer neben dem Salon."

„Alſo auf Deinen Poſten!"

„Und was habe ich weiter zu thun?"

„Die kleine Thür hinter dem Polizeirathe zu verſchließen, den Schlüſſel zu Dir zu nehmen und Dich alsdann an das große Gartenthor zu begeben; von da wirſt Du mich auf der Höhe des Fahrweges ſtehen ſehen, dabei aber beſtändig die Terraſſe vor dem großen Salon im Auge behalten; ſiehſt Du nun den Polizeirath dort erſcheinen und Dir winken, ſo gibſt Du mir ein Zeichen. Du biſt alſo überzeugt, daß Dein Herr jetzt gerade allein in ſeinem Schreibzimmer iſt?"

„Ganz allein — ich erfuhr von der Liſette, daß die Damen droben in ihren Zimmern ſind."

„So mache Dir an der kleinen Thür zu ſchaffen und erwarte ihn in der Nähe, damit Du ihm von Allem Bericht erſtatten kannſt."

„Gut, ſo gehe ich denn auf meinen Poſten."

„Und ich kehre nach meinem Hauſe zurück, um ihn droben zu

empfangen — unter uns geſagt, Stadler, ich bin froh, wenn die Geſchichte endlich einmal ein Ende nimmt, denn es iſt keine kleine Arbeit, ſo beſtändig auf dem Poſten zu ſein."

„Und für mich da unten noch obendrein gefährlich, denn wenn die Anderen einen Argwohn hätten, ich glaube, ſie ſchlügen mich todt." —

Während Stadler und Bangart ſo mit einander redeten, fuhr ein Wagen, was die Pferde laufen konnten, auf dem Wege von der Stadt gegen Eichenwald zu, und der Kutſcher hielt an dem großen Parkthore. Ein Herr ſprang aus dem Wagen, läutete an und fragte, ſobald ihm einer der herbeigeeilten Gartengehülfen geöffnet, nach dem Herrn von Rivola, worauf jener, mit den Achſeln zuckend, erwiederte, „der Herr Baron würde heute ſchwerlich zu ſprechen ſein; er ſei wichtig beſchäftigt und der Befehl gegeben worden, Niemanden vorzulaſſen."

Trotz dieſer Antwort machte der Angekommene, welcher in großer Aufregung zu ſein ſchien, an der Seite des Gartengehülfen raſch einige Schritte auf dem breiten Kieswege, offenbar in der Abſicht, ſich trotz der Abweiſung dem Hauſe zu nähern und dabei auf einen günſtigen Zufall rechnend. Darin hatte er ſich denn auch glücklicher Weiſe nicht getäuſcht und erblickte nicht ſobald den ihm wohl bekannten Kammerdiener des Hauſes, als er, den Gärtner zurücklaſſend, raſch auf jenen zueilte.

Der Kammerdiener erkannte Welden ſogleich, und da der Ingenieur ſchon häufig mit en famille dinirt hatte, ihm alſo ein beſonderer Grad von Vertraulichkeit mit der Herrſchaft nicht abzuſprechen war, ſo ging ihm der Kammerdiener einige Schritte entgegen und ſprach dann in aufrichtigem Tone ſein Bedauern aus, daß es ihm in der That unmöglich ſein würde, ihn in dieſem Augenblicke bei dem gnädigen Herrn zu melden.

„Und doch iſt es nothwendig — dringend nothwendig, nicht in meinen Angelegenheiten, ſondern in etwas, das den Herrn Baron ganz beſonders intereſſirt; ich mußte ihm verſprechen, ihm

darüber mitzutheilen, was ich erfahren, in jeder Stunde, sei es, welche es wolle."

„Um Ihnen gefällig zu sein, wollen wir einen Versuch machen."

„Ich brauche nicht länger, als fünf Minuten — ja, kaum diese, wenn Herr von Rivola meine Mittheilung nicht für wichtig genug hält."

„Gut — bitte, folgen Sie mir."

Sie schritten die mit Blumen garnirte Treppe zur Terrasse hinan, dann durch den großen Salon, wo der Kammerdiener lächelnd auf die reich gedeckte Tafel wies und Welden hinter der vorgehaltenen Hand zuflüsterte: „Zum Frühstücke zur Feier der Verlobung des gnädigen Fräuleins."

„Ah so!"

„Warten Sie hier einen Augenblick."

Der Kammerdiener verschwand im Nebenzimmer, und es durchflog den jungen Mann ein eigenthümliches Gefühl, als er die glänzende Tafel anschaute, bedeckt mit Silber und Krystall, und als er bedachte, weßhalb er hieher gekommen. Er konnte sich einer bitteren Empfindung nicht erwehren, als er die hoch aristokratischen Personen, die in Kurzem um diesen Tisch sitzen sollten, in Gedanken dem gegenüber stellte, was den Besitzer dieses Hauses vielleicht in der gleichen Stunde erwartete. — Dabei wurde diese Stimmung nicht gemildert durch die im Nebenzimmer in ziemlich scharfem Tone ausgesprochenen Worte des Hausherrn:

„Ich weiß nicht, was ich mit dem Herrn Ober-Ingenieur Welden heute zu verhandeln hätte; wenn er aber durchaus darauf besteht — dieses „durchaus" war doppelt betont, — so lassen Sie ihn eben hereinkommen."

Aber trotzdem wartete Welden die Rückkehr des Kammerdieners nicht ab, sondern trat rasch in das Nebenzimmer und stand hier vor Herrn von Rivola, der ihn mit einem ernsten, fast finsteren Blicke betrachtete.

ſich um mich gegrämt? Aber alles das war mir eigentlich ganz gleichgültig.

Eine merkwürdige Ruhe hatte ſich um mein Inneres ergoſſen. Ich hatte ſie, die ich heute ebenſo liebe, wie damals, wieder gefunden. Rings um uns war das Meer. Sie konnte mir nicht entfliehen. Ob ſie das wohl fühlte? Ihre Hand, welche ich in der meinigen hielt, zitterte heftig.

Mathilde, ſagte ich endlich, und Sie freuen ſich nicht, mich wieder zu ſehen? Und habe ich nicht mein Wort gehalten? bin ich nicht abgereist, wie Sie befohlen?

O Alfred, entgegnete ſie, halten Sie auch ferner Ihr Wort; verpfänden Sie mir es wieder und gehen Sie nach Norden, wenn ich gegen Süden gehe.

Eiſig durchzuckten mich dieſe Worte.

Und Sie lieben mich nicht mehr? haben mich vergeſſen?

Ich liebe nur einmal in dieſem Leben, und wen ich liebe, habe ich in Sorrent geſagt.

Nun denn, Mathilde! rief ich aus, ſo verlaſſe ich Sie nicht mehr. Jetzt gleich will ich zu Ihrem Vater und ihn um ſeine Einwilligung bitten. In kurzer Zeit ſind wir in England, und dort wirſt du mein Weib.

Todtenbläſſe bedeckte ihr Geſicht, und ein recht furchtbares Lächeln überflog ihre Züge.

Fliehen Sie mich! ſprach ſie tonlos, halten Sie Ihr Wort!

Nein, entgegnete ich, ich will zu Ihrem Vater.

Zu meinem Vater! ſprach ſie ſchrecklich lachend.

Ja, zum Vicomte, zu Ihrem Vater.

Der Vicomte iſt ſo wenig mein Vater, wie ich ſeine Tochter.

Oh!

Sie fuhr anſcheinend ruhig fort:

Der Kammerdiener zog ſich zurück und machte die Thür hinter ſich zu.

„Sie werden es begreiflich finden, Herr Ober-Ingenieur,“ ſagte der Freiherr nach einer kurzen, peinlichen Pauſe, „daß ich einiger Maßen überraſcht bin, Sie nach unſerer letzten Unterredung wieder bei mir zu ſehen.“

„Und dürfen überzeugt ſein, daß nur die wichtigſte Angelegenheit mich dazu veranlaſſen konnte.“

„Eine wichtige Angelegenheit, die uns Beide berührt? — Das iſt mir gerade unerklärlich.“

„Erlauben Sie mir, aus Mangel an Zeit ohne alle Einleitung auf dieſe Angelegenheit zu kommen,“ ſagte Welden mit einem Blicke nach der Thür.

„Darum bitte ich recht ſehr.“

„Ich war ſoeben bei Herrn Ferdinand Welkermann, welcher, wie Ihnen bekannt ſein wird, auf der Polizei-Direktion in Haft iſt.“

„Bei Ihrem früheren Gegner, mit dem Sie ſich ſehr raſch ausſöhnten.“

„Laſſen wir das — er betheuerte mir ſeine Unſchuld und nannte mir dabei Ihren Namen.“

„An ſeiner Unſchuld habe ich nie gezweifelt — doch was kann ich für ihn thun? Nichts — gar nichts.“

„Er nannte Ihren Namen als Jemandes, der ihm Gutes erzeigt und dem er einen Gegendienſt leiſten möchte.“

„Ich wüßte nicht, worin.“

„Vielleicht, daß es in ſeiner Abſicht lag, mich zu veranlaſſen, hieher zu gehen.“

„Und zu welchem Zwecke?“

„Kurz und gut, Herr von Rivola, um Sie zu warnen.“

„Ah, Her—r—r, Sie gehen etwas keck, etwas zu vertraulich zu Werke!“

„Die Zeit fehlt mir, um auf Ihre Worte zu entgegnen, und

ich kann nur wiederholen, Herr Baron, daß ich in Erinnerung der vielen Güte und Freundlichkeit, welche ich in Ihrem Hause erfahren, gekommen bin, um Sie zu warnen, da ich weiß, daß Ihnen Unheil, wenigstens Unannehmlichkeiten der schwersten Art drohen."

Der alte Mann hatte sich plötzlich entfärbt, hielt aber ein verächtliches Lächeln auf den Lippen fest und sagte, indem er seine blaue Brille dichter gegen die Augen drückte: „Unannehmlichkeiten — Unheil? Was Sie nicht alles wissen — wie wichtig Sie sich in meinen Augen darstellen!"

Welden that einen tiefen Athemzug; dann sagte er in entschlossenem Tone: „Herr Baron, Gott im Himmel weiß allein, wo sich Verdacht und wirkliche Schuld scheiden — ich bin von Ihrer Schuldlosigkeit überzeugt, aber Andere, deren Meinung schwerer in's Gewicht fällt, scheinen es nicht zu sein."

„Wer sind — diese — Anderen?"

„Der Polizeiminister und der Polizeirath Merkel."

„A—a—a—ah!" stieß Herr von Rivola mühsam hervor, indem er beide Hände von sich abstreckte und den Oberleib vorbeugte.

„Glauben Sie mir, Herr von Rivola," bat der junge Mann mit zusammengelegten Händen, „ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen lieb und theuer ist — wie gesagt, ich bin von Ihrer Unschuld überzeugt, aber wenn Sie trotz derselben Ursache haben sollten, den Besuch des Polizeiraths Merkel, der Ihnen vielleicht in der nächsten Viertelstunde bevorsteht, gerade heute zu vermeiden . . . ."

„Der Polizeirath Merkel will mich besuchen — heute noch?"

„Auf einen Befehl des Polizeiministers — den ich gelesen und in welchem ihm endlich die Erlaubniß gegeben wird, in der bewußten Angelegenheit, wenn gleich mit aller Schonung, gegen Sie vorzugehen."

Der alte Mann stieß einen so unheimlichen Ton aus, indem er zusammenzubrechen schien, daß Welden rasch auf ihn zueilte; doch hatte er bereits durch Aufstützen der bebenden Hand auf die Ecke des Tisches wieder etwas Haltung gewonnen und brachte

keuchend die Worte hervor: „Sie ſagen das nicht aus irgend einem anderen — Grunde, — um ſich zu rächen — um mich zu erſchrecken?“

Nur die Abſicht, den alten Mann vor dem Umfallen zu bewahren, hatte Welden gegen ihn hingetrieben, wogegen er jetzt, beim Anblicke der entſetzlich verſtörten Züge des Herrn von Rivola, die ſeine Schuld verriethen, wenn auch ſeine Lippen darüber ſchwiegen, ſchaudernd einen Schritt zurücktrat, wobei er in dumpfem Tone ausrief: „Herr des Himmels, wie furchtbar iſt das! — Doch um ſo weniger iſt Ihre Zeit zu verlieren,“ ſetzte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen mit ſeiner gewohnten Entſchloſſenheit raſch hinzu — „vertrauen Sie mir, Herr von Rivola — folgen Sie mir, ich beſchwöre Sie, nehmen Sie Ihren Hut und gehen Sie mit mir in den Garten: es kann das kein Aufſehen erregen, und auch das nicht, wenn Sie drunten am Gitterthore in meinen Wagen ſteigen, welcher dort hält.“

„Ja, ja, Ihren Wagen — oder laſſe ich ſelbſt einſpannen, ich habe raſchere und ausdauerndere Pferde!“

„Das würde unnöthiges Aufſehen geben — ich fürchte faſt, daß Sie von Spähern umringt ſind — ich führe Sie quer durch die Berge auf die nächſte Poſtſtation und von da nach Kirchheim, wo ich augenblicklich beſchäftigt bin — Sie kennen Kirchheim hart an der Grenze?“

„Ja, ja, hart an der Grenze, und das iſt gut — eilen wir!“

Wie er aber den Tiſch losließ, um ſeinen Hut zu nehmen, der auf einem Stuhle lag, ſchwankte er hin und her und konnte nicht anders, wie er mit einem matten Lächeln ſagte, als einen Augenblick ausruhen, ehe ſie gingen. Dann brach er förmlich auf einem Sopha in der Ecke des Zimmers zuſammen, drückte die Hände vor das Geſicht und ſagte mit einem Tone des tiefſten Wehes, welcher ſchneidend in Weldens Seele drang: „O, meine Lucy — meine arme, arme Lucy!“

Plötzlich aber ſchien er ſich zu beſinnen, wie nothwendig es

ei, zu eilen, denn er half ſich mühſam, aber raſch von dem Sopha empor, und ſeine Finger griffen nach einem Schlüſſelbunde, den er in der Taſche ſeines Rockes trug; die Schlüſſel klirrten laut zuſammen, als er ſie hervorzog.

„Ja, ja, kommen Sie," rief er haſtig, mit zuckenden Lippen Welden zu — „kommen Sie, es iſt vielleicht gut, wenn ich Sie nach Kirchheim begleite, um denen hier von jenſeit der Grenze zu ſagen, was ich Ihnen zu wiſſen thun will — in der Nähe ſind dergleichen Leute ſo rückſichtslos — o, es iſt lächerlich, mir ſolche Dummheiten zuzutrauen — aber ich kenne das — was die Polizei ſchonend nennt, und ein guter Name, der einmal mit Schmutz beworfen iſt, mag ſehen, wie er wieder zu höherer Reinheit kommt — deßhalb weichen wir dem aus — ich muß das thun — o, mein armer Kopf, ich kann kaum mehr denken — für meine Frau und meine gute, gute Lucy — von drüben werde ich ſelbſt an den König ſchreiben und mich über die Rückſichtsloſigkeit ſeiner Beamten beklagen — aber meine Frau — ich muß ihr doch ſagen, weßhalb ich mit Ihnen gegangen bin — und doch kann ich ihr nichts ſagen — darf ich ihr nichts ſagen, trotzdem wir heute Gäſte erwarten — ah, das iſt ſehr traurig, entſetzlich traurig!"

Er beugte ſein Haupt wie unter der Wucht eines furchtbaren Druckes tief herab, und es dauerte einige lange, für Welden bange Sekunden, ehe er ſich wieder aufrichtete; dann ſtieß er raſch hervor: „Ja, Welden, Sie ſind mein Schutzengel, Sie werden mir mit Ihrer Entſchloſſenheit helfen, mich mit Ihrer ſtarken Hand unterſtützen — kommen Sie — kommen Sie, ehe es zu ſpät iſt!"

„Ehe — es — zu — ſpät — iſt!" Dies ſagte Herr von Rivola in dem heiſeren Tone des tiefſten Entſetzens und ſtreckte die Hände weit von ſich ab, wie Jemand, der ein Geſpenſt ſieht, deſſen Erſcheinen er gefürchtet und das er von ſich abwehren möchte, denn unter der Thür, die in's Schreibzimmer führte, ſtand der Polizeirath Merkel.

Es war ein furchtbarer Augenblick für alle Drei — ein Augenblick, in welchem die Betreffenden von den widerſtreitendſten Gefühlen erfüllt waren, ſich aber faſt unwillkürlich im Sinne der Worte einigten, welche Herr von Rivola mit tonloſer Stimme ausſprach: „Herr Polizeirath, wir haben Sie erwartet.“

Damit ſchien auch der alte Mann ſeine Faſſungsloſigkeit verloren zu haben, und ſetzte hinzu, indem er auf den Beamten zutrat: „Es iſt hier im Vorzimmer wohl nicht der Ort, darüber zu reden — folgen Sie mir in mein Schreibkabinet — und Herr Welden?“

Der Polizeirath warf einen lächelnden Blick auf den jungen Ingenieur und meinte alsdann: „Ich würde ſagen, Sie hätten mein Vertrauen mißbraucht, doch da das für einen Dritten geſchah, will ich es ſo ſtreng nicht nehmen — ja, ich könnte Ihnen vielleicht dankbar dafür ſein, daß Sie mir hier einen ſehr bitteren Anfang erſpart haben; jetzt aber muß ich Sie bitten, uns zu verlaſſen.“

Herr von Rivola hatte langſam ſeine blaue Brille abgenommen, um ſeine Augen mit dem Schnupftuche abzuwiſchen, und als er hierauf ſeinen Blick gegen Welden richtete, lag im Ausdrucke desſelben das Gefühl innigſten Dankes; auch ſtreckte er ihm beide Hände entgegen, wobei er ſagte: „Gehen Sie mit Gott, mein lieber junger Freund, und ſeien Sie verſichert, daß der Groll, den ich gegen Sie in meinem Herzen hegte, vor meiner ehemaligen Freundſchaft für Sie, vor meiner herzlichen Liebe verſchwunden iſt — gehen Sie mit Gott!“

Wie Welden hierauf aus dem Zimmer gekommen war und das Haus verlaſſen hatte, wußte er ſpäter nicht mehr: er fand ſich endlich vor ſeinem Wagen ſtehen, und als er auf das Landhaus zurückblickte, glaubte er, an einem der offenen Fenſter Lucy lehnen zu ſehen, ja, es war ihm, als winke ſie ihm mit der Hand zum Abſchiede; dann fühlte er, wie der Wagen mit ihm davon fuhr.

Herr von Rivola hatte ſich unterdeſſen auf dem Stuhle vor

seinem Schreibtische niedergelassen, und der Polizeirath saß dicht vor ihm. So unbefangen dieser auch in ähnlichen Fällen ein Gespräch eröffnen konnte, so war es ihm doch lieb, daß der Andere sagte:

„Ich weiß, daß Sie von dem Polizeiminister ermächtigt sind, sich in einer gewissen Angelegenheit mit mir zu benehmen, weiß aber auch, daß Ihnen darin die größte Schonung meiner Person und meines Hauses anempfohlen wurde, und glaube noch hinzusetzen zu dürfen, daß ich diese Schonung von Ihnen, einem langjährigen Bekannten, auch ohnehin hätte erwarten können — und nun bitte ich, mir zu sagen: worauf gründet sich der Befehl des Polizeiministers, sowie Ihr etwas brüskes Eindringen in mein Haus?"

Was der Polizeirath hierauf sagen wollte, hatte er bei sich so genau überlegt, ja, Wort für Wort wohl erwogen und ausgearbeitet, daß er nun im Stande war, in der klarsten Auseinandersetzung, mit auf's logischste zusammengefügten Thatsachen seinem bedauernswürdigen Gegenüber den Beweis zu führen, wie er vollkommen überzeugt sei, daß Herr von Rivola der Verfertiger der falschen Banknoten sei.

Und wie er nach einander aller Umstände erwähnte, von dem kleinen Kupferklümpchen an bis zu dem im alten Thurme aufgefundenen Stückchen Papier, wie er auf's scharfsinnigste alle leichteren Nebenumstände hinein verflocht und mit vollkommenster Ueberzeugung seinem Ziele näher kam, so erkannte er selbst immer mehr die Richtigkeit alles dessen, was er sagte, in dem stufenweisen Zusammensinken des Freiherrn, und als er schließlich der rothen Mappe hier in eben diesem Schreibtische erwähnte, deren augenblickliche Auslieferung er verlangte, drückte Herr von Rivola die Hände vor das Gesicht und stieß einen tiefen, schmerzlichen Seufzer aus.

„Und nun, was soll weiter geschehen?"

„Die Ausübung meiner Pflicht," gab hierauf der Polizeirath zur Antwort, „ist mir noch niemals so sauer geworden, als im

gegenwärtigen Augenblicke — ich glaube, es ist nichts Anderes zu thun, als daß Sie die Güte haben, mich nach der Stadt zu begleiten."

„Heute — jetzt — in diesem Augenblicke?" rief Herr von Rivola, auffahrend. „Unmöglich — unmöglich!"

„Um kein Aufsehen zu erregen, nehmen wir einen Ihrer Wagen."

„Heute — jetzt? Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß dies unmöglich ist — unmöglich — unmöglich!"

„Aber was wollen Sie denn, daß ich thun soll?"

„Mit Schonung gegen mich handeln, Herr Polizeirath!"

„Mit Schonung, gewiß — ich würde auch so mit Ihnen verfahren, wenn mir dies auch nicht, wie Sie zu wissen scheinen, noch ganz besonders anempfohlen worden wäre — aber sagen Sie mir, mein verehrter Herr, wie soll ich vor meinem Vorgesetzten, der mich hieher gesandt, bestehen, wenn ich Ihrem Verlangen nach das Haus verlasse, ohne mich Ihrer Person versichert zu haben?"

„A—a—a—ah, Sie wollen sich meiner Person versichern?"

„Leider muß ich das, mein lieber Herr von Rivola — leider muß ich das, in dem Punkte habe ich ganz bestimmte Befehle!"

„Sich — meiner — Person — versichern — mich in's Gefängniß führen?"

„Leider — leider!" sagte der Polizeirath mit einem bedauernden Achselzucken.

„Und heute?"

„Heute!"

„In dieser Stunde?"

„Sogleich, wenn es Ihnen gefällig ist!"

„Nein, nein," rief der unglückliche alte Mann, hastig aufspringend, in lautem Tone — er hatte bis jetzt das Gespräch mit leiser Stimme geführt — „das ist unmöglich — unmöglich! Wissen Sie wohl, Herr Polizeirath, daß ich in der nächsten Viertel-

ſtunde Gäſte erwarte, Gäſte, welche den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft angehören?"

„Ich weiß das."

„Wiſſen Sie auch, daß es ſich um die Verlobung meiner armen Tochter Lucy handelt, um deren Verlobung mit dem Grafen Eugen Hartenſtein — und nennen das mit Schonung handeln: den Vater zu verhaften, während er im Begriffe ſteht, den Heirathscontrakt ſeiner Tochter zu unterzeichnen?"

„Auch die Schonung hat ihre Grenzen, Herr Baron."

„Wenn ich Ihnen aber mein Wort gebe, daß ich mich in zwei Stunden zu Ihrer Verfügung ſtellen will, nachdem Sie ſich dieſe zwei Stunden, ohne Aufſehen zu erregen, hier in meinem Cabinette aufgehalten — mein feierliches Ehrenwort — das Wort eines ....? — Ah, ich verſtehe Ihren Blick!" fuhr er, wild ausbrechend fort, wobei er ſich mit einer verzweiflungsvollen Geberde vor die Stirn ſchlug.

„Sie thun mir Unrecht, Herr Baron," ſagte der Polizeirath, näher tretend und ſanft die Hand des Anderen ergreifend — „Sie haben meine Miene vollkommen mißverſtanden. denn ſie ſollte meine Zuſtimmung ausdrücken, ſo wie ich dies jetzt mit klaren Worten thue — ja, ich will, Ihrem Worte vertrauend, zwei Stunden dort nebenan in der Bibliothek auf Sie warten."

„Ich danke Ihnen — zwei Stunden eine lange Zeit, und doch wie raſch wird ſie verflogen ſein! Gehen Sie denn, Herr Polizeirath, und geſtatten Sie mir, daß ich mich ein wenig erhole von dem furchtbaren Schlage, um mit heiterem Geſichte meinen Gäſten gegenübertreten zu können."

Herr Merkel ging nach einer höflichen Verbeugung in das Bibliothekzimmer und ſetzte ſich dort auf einen Stuhl an's Fenſter. „Dieſe zwei Stunden konnte ich dem unglücklichen Manne ſchon bewilligen," dachte er; „ein Entrinnen, ſelbſt wenn er ſein Ehrenwort leichtſinnig brechen wollte, iſt unmöglich. Eichenwald iſt rings umher zu gut beſetzt, und ſeine Energie iſt gebrochen. Ja, wenn

dieſer tolle Hitzkopf, dieſer Welden, noch da geblieben wäre, würde ich den Anderen nicht eine Sekunde lang außer Acht gelaſſen haben — ein ganz verfluchter Burſche, dieſer Welden!"

Der, dem dieſer Ehrentitel galt, hatte indeſſen allerdings in ſeinem Wagen Eichenwald verlaſſen, war aber noch nicht weit gekommen, als er, bewegt von den widerſtreitendſten Gefühlen, gequält von den ſchlimmſten Gedanken, ſeinem Kutſcher befahl, zu halten und ihn zu erwarten, dann aus dem Wagen ſprang, gegen das große Gitterthor des Parkes zurückeilte, den ſchattigen Garten betrat und ſich hier durch die verſchlungenen Wege der dichten Gebüſche dem Landhauſe ſo weit näherte, bis er die Terraſſe und eines der Fenſter von Herrn von Rivola's Schreibzimmer im Auge hatte.

Während deſſen war der alte Herr, vor ſeinem Schreibtiſche ſitzend, kraftlos in ſich zuſammengeſunken und machte erſt nach einiger Zeit die furchtbarſten Anſtrengungen, um ſeine Faſſung wieder zu gewinnen: „Sturm — Schiffbruch, die ganze Frucht tauſendfältiger Mühe verloren — retten wir, was vielleicht noch zu retten iſt!".

Die Schlüſſel des Schreibtiſches zitterten in ſeiner Hand, weßhalb er die Finger feſt zuſammenpreßte, damit das Klirren nicht im Nebenzimmer gehört werde, und dabei war ſein Blick ſo unſicher geworden, daß er mehrere Male vergeblich verſuchte, den richtigen Schlüſſel einzuſtecken. Doch raffte er ſich mit übermenſchlicher Anſtrengung zuſammen, öffnete den Schreibtiſch, zog das uns wohlbekannte Fach hervor und war im Begriffe, die rothe Mappe herauszunehmen, als er, erſchreckt aufhorchend, vor ſeiner Zimmerthür das Rauſchen eines Kleides und eine ihm wohlbekannte Stimme vernahm, welche fragte: „Darf ich hereinkommen, Papa?"

Raſch warf er die Schublade wieder zu, ſetzte haſtig ſeine blaue Brille auf, damit Lucy ſeine feuchten und gerötheten Augen nicht ſähe, und ſagte dann: „Gewiß, mein Kind, gewiß — ich freue mich, Dich zu ſehen."

Und daß er sich in der That darüber freute, hätte man sehen können an seinem jetzt plötzlich ganz veränderten Gesichtsausdrucke. Trat doch das holde Geschöpf in seinem einfachen, weißen Kleide wie ein Friedensengel vor ihn hin, erschien ihm doch seine Tochter wie ein Stern in finsterer Nacht, groß, Rettung verheißend — war es ihm doch, als rief ihm eine Stimme zu: „Nein, nein, es ist ja nicht möglich, so unglücklich zu werden — es ist ja alles das nur ein böser Traum, aus dem ich erwachen muß, sobald sie an meine Seite tritt!“

Und als sie nun neben ihm stand, als sie sich über ihn hinbeugte, als ihre Wangen seine Stirn berührten, da legte er seinen Arm um ihren Hals, zog sie heftig und innig an sich, und seiner Brust entstiegen die schmerzlichen Laute verhaltenen Weinens.

Es dauerte eine ziemliche Weile, bis er sie aus seinen Armen ließ, bis das junge Mädchen darauf ihren Vater betrachtete, bis sie mit ihren weichen Fingern leicht ein paar Thränen von seinen Wangen wischte und bis sie dann in einem so eigenthümlichen, so rührenden Tone sagte: „Papa, auch Du scheinst nicht froh und nicht glücklich zu sein an dem heutigen, festlichen Tage?“

„Auch Du?“ gab er in fragendem Tone zur Antwort. „Und wer ist es noch mehr, dem dieser Tag nicht heiter erscheint?“

Ein paar Sekunden lang schwieg Lucy auf diese Frage, und erst nachdem sie die Rechte ihres Vaters genommen, sie an ihr Herz, an ihre Stirn, an ihre Lippen gedrückt, sagte sie mit leiser, bebender Stimme: „Ich bin nicht glücklich am heutigen Tage — werde aber doch Deine gehorsame Tochter sein.“

Zu jeder anderen Zeit würde er über die Worte seiner Tochter, als über die Launen eines jungen Mädchens, gelächelt haben; heute aber, selbst so unglücklich mit dem namenlosen Weh in seinem Herzen, zog er sein Kind noch fester an sich, wobei er hastig die Worte ausstieß: „Aber Du sollst ja glücklich werden, Lucy, Du sollst und mußt glücklich werden, wenigstens Du — wenn auch .... Doch warum bist Du nicht glücklich? Spricht Dein Herz nicht für

Was kümmert Sie das? — Ja, ich bin nicht die Tochter des Vicomte.

Mathilde, um Gotteswillen! wer ſind Sie?

Sie lachte wieder ſo entſetzlich, wie vorhin.

Wer ich bin? Nun, eine Franzöſin bin ich. Ich habe mir die Welt beſehen. Der Vicomte hat mich kürzlich geheirathet und deßhalb, mein Herr, ſehen Sie wohl ein, daß ich nicht länger hier oben bei Ihnen allein bleiben kann.

Sie ſtand auf und entfernte ſich langſam.

Ich knirſchte mit den Zähnen, ich riß an dem Verdeckgeländer. Ich war einen Augenblick unſchlüſſig, ob ich nicht da unten in dem grauen Waſſer ein ewiges Vergeſſen finden könne.

Betrogen! betrogen! hohnlachte es in mir, und mir klang das Rollen der Wogen, das Pfeifen des Seewindes im Tauwerk wie Hohngelächter. Ich verbrachte eine ſchreckliche Nacht, bei Weitem entſetzlicher, als jene, wo ich Sorrent verließ. Ich hatte den Glauben an die ganze Menſchheit verloren.

Endlich brach der Morgen an, trübe und unheimlich. Englands weiße Küſte lag dicht vor uns. Wir fuhren in die Themſe, und bald legte das Schiff am Uferplatze bei. Ich ſprang an's Land, warf mich in einen Wagen und fuhr zu dem Banquier, bei dem ich meines Oheims Geſchäft beſorgen ſollte. Noch denſelben Mittag wollte ich London wieder verlaſſen. Die ganze Welt war mir voll ſchrecklicher Geſpenſter. Ich hatte ja nichts mehr zu ſuchen. Sorrent, Neapel waren nicht mehr, wie damals, ſchmerzliche Gräber meiner ſchönen Vergangenheit: Alles, Alles war für mich verloren. Ich war in meinen heiligſten Empfindungen leichtſinnig und frevelhaft betrogen worden.

Unſer Geſchäftsfreund war von meiner Ankunft unterrichtet. Wir kannten uns von früher her ſehr genau, und er empfieng mich auf's Herzlichſte.

die Verbindung, die wir, die besonders Deine Mutter so wünschenswerth für Dich ansieht?"

„Ich sagte Dir vorhin schon, ich würde Deine gehorsame Tochter sein," erwiederte Lucy mit einem recht ernsten, traurigen Blicke; „das weißt Du auch, und eben so gut weiß ich, daß die Festlichkeit, auf welche sich meine Mutter so unsäglich freut, in kurzer Zeit stattfinden wird — aber ich habe nie vor Dir geheuchelt, mein guter Vater, und will Dir deßhalb auch jetzt nicht verhehlen, daß mich zu meinem Vetter Hartenstein nicht jenes Gefühl hinzieht, das man haben muß, um eine glückliche Braut zu werden; ich möchte nicht so bald schon dieses unser liebes Haus verlassen, Mama und Dich verlassen — o, ich möchte noch lange, lange Jahre bei euch bleiben!"

Herr von Rivola stieß einen tiefen, schmerzlichen Seufzer aus; dann sagte er, seinen scheuen Blick eine Sekunde lang nach der Thür des Nebenzimmers richtend: „Aber man kann nicht immer zusammenbleiben, meine liebe, gute Lucy — nein, nein, man kann nicht immer — endlich muß es doch einmal geschieden sein — wenn — auch — mit — aller Schonung."

„Gewiß, mein lieber, guter Vater, ich begreife das wohl," sagte sie in weichem, zutrauensvollem Tone, wobei sie ihn leicht auf die eiskalte Stirn küßte. „Ich begreife es und verstehe es, wäre aber von selbst wohl nie darauf gekommen, wenigstens noch lange, lange, lange nicht, eine solche Trennung anzubahnen. Wenn ich aber," setzte sie mit einem verschämten, reizenden Lächeln hinzu, „selbst einmal Veranlassung dazu gegeben hätte, so würde ich auch an dem betreffenden Tage haben ausrufen können: O, ich fühle mich sehr, sehr glücklich!"

„Und heute fühlst Du Dich unglücklich?"

„Beinahe so."

„Und ohne eine andere Veranlassung, als daß Dir Dein Vetter Eugen Hartenstein gleichgültig ist?"

„O, er ist mir sehr gleichgültig!“

„Und Du hast keine andere Veranlassung, Lucy? Sieh mir in die Augen, mein gutes, ehrliches, offenherziges Mädchen — sprich mit deutlichen, klaren Worten — oder soll ich Dir vielleicht sagen, was mir jene beiden Thränentropfen erzählen, welche da unter Deinen Wimpern hervorquellen?“

„O, laß sie Dir erzählen,“ rief sie schmerzlich bewegt aus, wobei sie sich in seine Arme warf — „laß Dir von ihnen die volle Wahrheit erzählen, ich will ja nichts verheimlichen!“

„Lucy, Du liebst!“

„Ich weiß es nicht.“

„Dir ist jemand Anders theurer, als Dein Vetter Hartenstein?“

„O, Viele sind mir theurer, als er — Du und meine gute Mutter und Elise . . . .“

„Und wer noch mehr?“

„Und — Herr Welden.“

Herr von Rivola löste sanft die ihn umschlingenden Arme seines Kindes, sah darauf Lucy in das tief erröthende Gesicht, wobei er langsam ihre Worte wiederholte: „Und Herr Welden.“

„Ich hätte Dir das nicht gesagt, mein guter Vater, wenn ich es nicht am heutigen Tage für meine Pflicht halten würde, und ich habe es Dir gerade am heutigen Tage gesagt, um wahr vor Dir zu erscheinen und um mich später rechtfertigen zu können, wenn ich mit meinem Vetter Hartenstein nicht ganz so glücklich werden sollte, wie Ihr es wünscht.“

„Als — wir — es — wünschen — ja, gewiß.“

„Ich habe es erst heute gesagt, weil ich ja wohl weiß, daß nichts mehr zu ändern ist, und weil ich Dir und Mama nicht den Kummer machen wollte, irgend etwas an dem zu ändern, was Euch Freude macht.“

„Meine gute, gute Lucy!“

„Die Festlichkeit wird und muß also vor sich gehen, verstehst

Du, mein guter Vater — ſie muß vor ſich gehen, denn ich möchte den Schmerz der guten Mutter nicht mit anſehen, wenn das, was ſie ſo mühſam faſt zu Stande gebracht, vereitelt würde — und durch meine Schuld — o, nie, nie!"

Der alte Mann hatte ſein Kind mit einer ſo haſtigen Bewegung von ſich geſchoben, daß ihm Lucy erſchreckt nachſah, als er, nachdem er nun raſch aufgeſtanden war, in dem Zimmer auf- und abſchritt.

Er ſchien plötzlich mit einem Gedanken beſchäftigt, der ihm beim erſten Erfaſſen fürchterlich erſcheinen mochte, denn er zuckte mit dem Kopfe und wehrte mit der rechten Hand etwas Unſichtbares haſtig von ſich ab; doch glättete ſich bald darauf ſeine Stirn wieder, ſeine Augen verloren den Ausdruck des Entſetzens, und nachdem er noch einige Male, ſinnend auf den Boden blickend, an Lucy vorübergeſchritten war, blieb er vor ihr ſtehen und ſagte; „Ja, ja, es müßte allerdings ein ganz erſtaunliches Aufſehen machen, wenn plötzlich ein ſolch ſtörendes Ereigniß einträte!"

„O nein, nein!"

„Nicht gerade durch Deine Schuld, Lucy," ſprach er mit einem traurigen Lächeln; „es könnte ja ein wohlthätiges Erdbeben kommen, oder der Himmel einſtürzen, oder etwas Anderes dergleichen."

„Dein Scherz thut mir weh, denn ich ſehe wohl, er kommt nicht aus einem frohen Herzen — aber verzeihe, lieber Vater," rief ſie, auf ihn zueilend und ihre beiden Hände auf ſeine Schultern legend, „daß ich an Einem fort nur von mir geſprochen und nicht nach Deinem Befinden gefragt, obgleich es mir beim Eintreten aufgefallen, wie blaß Du biſt!"

„Ja, ſo ein Ereigniß," ſagte er, ohne auf ihre Worte zu achten — „wer weiß — wer weiß — vielleicht daß auch die Hartenſtein verhindert ſind oder daß es ſonſt etwas gibt — wir haben wohl noch eine halbe Stunde, ehe Dein Heirathsvertrag unterzeichnet wird."

In dieſem Augenblick öffnete der Kammerdiener langſam die

Thür und meldete, daß auf der Höhe des Weges einige Wagen geſehen würden.

„Wie heißt es doch in jenem Gedichte?“ fragte Herr von Rivola mit einem matten Lächeln. „Ah, richtig — ‚und das Unglück ſchreitet ſchnell‘ — ich laſſe meine Frau bitten, die Herrſchaften zu empfangen.“

Als der Kammerdiener die Thüre leiſe hinter ſich zugezogen hatte, blickte Herr von Rivola wohl eine halbe Minute lang in die Höhe, wobei er ſeine Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmte; dann legte er raſch ſeine beiden Hände um Lucy's Haupt, und ohne irgend welche Anſtrengung zu machen, ſeine hervorſtürzenden Thränen zu verbergen, rief er mit einem wilden, leidenſchaftlichen, herzzerreißenden Tone: „Und nun lebe wohl, meine Lucy, mein innig geliebtes Kind, Du, mein Glück, Du, die Freude meines Lebens! Gehe jetzt zu Deiner Mutter — es iſt die höchſte Zeit!“

„Nein, nein, ſo verlaſſe ich Dich nicht! O, wie bin ich jetzt doppelt unglücklich, Dir dieſen Kummer, dieſe Aufregung verurſacht zu haben!“

„Du nicht, Du nicht — bei Gott, Du nicht, mein Kind! Es iſt mein Verhängniß, es iſt die ewige Gerechtigkeit, die einen ſo tiefen Schatten wirft in mein Leben gerade an dem Tage, der mir ſo froh und feſtlich erſchien — geh' zu Deiner Mutter und laß mich jetzt allein, um — mich zu ſammeln — ich bitte Dich herzlich, Lucy, verlaſſe mich!“

Und als ſie ging, gehorſam ſeinem Befehle, als ſie ſchon an der Thür war, um das Zimmer zu verlaſſen, da rief er: „Lucy!“ mit einem Tone, der tief in ihre Seele ſchnitt, da eilte er auf ſie zu, ſchloß ſie nochmals heftig in ſeine Arme, küßte ihre Stirn, ihre Lippen, ihre Augen, ihr Haar, und ſagte dann, während ein Thränenſtrom ihn faſt erſtickte: „Und nun, mein geliebtes Kind, mag kommen, was will — können wir doch nicht verlangen, daß unſer Lebenspfad immer glatt und eben iſt, daß die Sonne beſtändig von

einem wolkenloſen Himmel auf uns herablächelt — aber was auch geſchieht, was auch kommen mag, denke, Lucy, — denke, Lucy, daß es von jeher mein innigſtes Beſtreben war, Dein Glück, nur Dein Glück zu begründen! Denke oft an dieſe Stunde, und ſei verſichert, daß Dein armer Vater nicht anders handeln konnte, als er handelte! Halte mich deßhalb ſo lieb in Deinem Gedächtniß, wie ich Dich liebe — und nun lebe wohl, Lucy!"

Darauf drängte er ſie ſanft zur Thür hinaus, und als ſie hörte, daß er den Schlüſſel im Schloſſe zweimal umdrehte, war es ihr gerade, als müſſe ſie wieder gewaltſam zu ihm eindringen und an ſeiner Seite bleiben, bis er ſich geſammelt habe, bis er mit ihr hinaus in den Salon gehen könne. Doch hatte ſie weder Zeit zum Handeln, noch zum Ueberlegen, denn ſie vernahm jetzt die Stimme ihrer Mutter, welche beunruhigt nach ihr fragte.

Herr von Rivola war an der Thür ſtehen geblieben und ſtreckte ſeine Hände aus, wie ſein verſchwundenes Kind ſegnend, und ſo verharrte er wohl eine Minute, das Antlitz nach oben gerichtet, ſich innig flehend an Ihn wendend, der unſer Aller Vater iſt. Es war ein ſtummes Gebet, das er dachte und das ihn wunderbar geſtärkt zu haben ſchien, denn das fieberhaft Erregte in ſeinen Zügen war verſchwunden und hatte einem ſo ruhigen Ausdrucke Platz gemacht, daß Lucy, wenn ſie es geſehen hätte, darüber erſtaunt und erfreut geweſen wäre. Aber er ſchien noch nicht daran zu denken, in den Salon zu gehen, um dort ſeine hohen Gäſte zu empfangen, obgleich er das Rollen ihrer Equipagen, das Anhalten derſelben vor der Terraſſe, ja, ſogar vereinzelte Ausrufungen freudiger Begrüßung vernommen hatte; vielmehr öffnete er die Thür des Bibliothekzimmers und bat Herrn Merkel, für einen Augenblick bei ihm einzutreten — „nur für einen Augenblick, mein verehrter Herr Polizeirath," wiederholte er und ſetzte alsdann mit einem faſt heiteren Ausdrucke hinzu: Sie haben mir zwei Stunden bewilligt, und wenn ich auch vielleicht dieſe ganze Zeit nicht auszu-

nutzen brauche, ſo wiſſen Sie, daß ich da draußen noch ein Geſchäft abzumachen habe, nach deſſen Beendigung erſt ich mich ganz zu Ihrer Verfügung ſtellen kann. Um Ihnen aber zu beweiſen, wie ſehr es mir darum zu thun iſt, mich für Ihre Freundlichkeit und Schonung dankbar zu bezeigen, ſo will ich vorher, ehe ich meinen Weg da hinaus antrete, Ihnen die gewünſchte rothe Mappe mit ihrem ganzen Inhalte einhändigen."

Herr Merkel verbeugte ſich ſchweigend, und als er nun näher zum Tiſche trat, war er überraſcht, ja, erfreut von der Ruhe und Faſſung, mit welcher Herr von Rivola zu ihm ſprach, und von der feſten Hand des alten Herrn, mit welcher er das uns wohlbekannte geheime Fach aufſchloß, die rothe Mappe herausnahm, ſie behutſam öffnete und alsdann eine Maſſe von Banknoten, Tauſender und Fünfhunderter, wohlgeordnet in bezeichneten Paketen, ſeinen erſtaunten Blicken darlegte.

„Dies war doch, was Sie gewünſcht?" ſagte der alte Herr.

„Allerdings, und ich kann Ihnen dabei nicht verhehlen, daß es mehr iſt, als ich erwartet."

„Sie ſehen daraus, Herr Polizeirath, was für ein vortrefflicher Haushälter ich bin — nehmen Sie Alles, wenn ich bitten darf."

„Nachdem Sie mir vielleicht eine Zählung geſtattet und ich hierauf ein kleines Protokoll aufgenommen über den allerdings erſtaunlichen Inhalt dieſer Mappe."

„Wozu dieſe Förmlichkeiten? Herr Polizeirath, Sie dürfen mir glauben, daß meine Zeit unendlich koſtbar iſt — machen wir die Sache für den Augenblick einfacher: hier iſt Bindfaden, Siegellack und Petſchaft, verſchließen Sie die Mappe damit, und wenn Sie dieſelbe ſpäter eröffnen, ſo können Sie ja, wenn Sie wollen, das unverletzte Siegel vorher conſtatiren laſſen."

„Wenn es Ihnen ſo lieber iſt . . . ."

„Ich bitte darum — nehmen Sie Platz."

„Nur für einen Augenblick, wenn Sie erlauben — ich will

Ihre kostbare Zeit nicht unnöthig in Anspruch nehmen," sagte Herr Merkel, indem er rasch einen Stuhl an den Schreibtisch schob, sich vor die Banknoten setzte, um dieselben, ehe er sie wieder in die Mappe verschloß, noch einmal mit aufrichtiger Bewunderung zu betrachten. „Welche Arbeit," rief er dann — „welche erstaunliche Arbeit!"

„Was wollen Sie — das Ergebniß langer, mühe- und arbeitsvoller Jahre — dieser Schatz, Herr Polizeirath, könnte noch ungleich größer sein, wenn ich nicht große Summen für das allgemeine Wohl geopfert hätte durch meine Betheiligung an gemeinnützigen Anstalten, die leider zum kleinsten Theile für mich nutzbringend gewesen sind."

„Wer weiß das nicht, Herr Baron! Sie haben große Summen geopfert auf eine edle, uneigennützige Art; es wird das gewiß nie vergessen werden."

„Ich hoffe so, wenn auch nicht für mich — ich bin ein alter Mann — so doch vielleicht für meine Frau und meine einzige Tochter. O, meine arme Lucy!" rief der alte Mann plötzlich in einem so schneidenden Tone, daß der Polizeirath ihm mit warmer Empfindung die Hand auf den Arm legte und mit einem leichten Drucke sagte:

„Vergessen Sie nicht, Herr von Rivola, daß Sie mächtige Freunde haben, und daß auch ich, der hier vor Ihnen sitzt, ein aufrichtiger Bewunderer bin ebensowohl Ihrer großen Kenntnisse als Ihrer sonstigen ausgezeichneten Eigenschaften. O, Herr von Rivola, man spricht uns Polizeileuten gern das tiefe Gefühl ab, und doch kann ich Ihnen den Jammer nicht beschreiben, der mich befällt, wenn ich bedenke, was aus Ihnen geworden wäre, wenn Sie Ihr tiefes Wissen nur dem allgemeinen Wohle gewidmet hätten!"

Hier zeigte sich auf dem Gesichte des alten Herrn ein ganz eigenthümliches Lächeln, als er versetzte: „Und soll ich Ihnen vielleicht sagen, was aus mir geworden wäre? Ein armer Mann,

ein Bettler! Wer hat mir Erſatz geboten, als ich große Summen hier und da verlor, als ich Dampfſchiffe bauen ließ, als ich Waſch- und Badeanſtalten einrichtete, als ich verſuchte, aus ordinärem Gußeißen Stahl zu machen? Niemand! Der Narr hieß es, mit ſeinen ſchwindelhaften Projekten, dieſer unruhige Kopf, der nicht genug zuſammenſcharren kann! — Doch laſſen wir das jetzt," ſetzte er hinzu, einen Blick auf die Standuhr über dem Kamine richtend, „unaufhaltſam rennt der Zeiger — der Zeiger dort, wie der unſerer Lebensuhr — was hilft alles vergebliche Klagen? Sind wir doch nicht im Stande, auch nur den hundertſten Theil der vorbeigezogenen Sekunde zurückzukaufen! Alſo vorwärts mit feſten Augen, bis unſere Stunde ausgeſchlagen hat!"

Der Polizeirath hatte die Mappe mit Bindfaden umwunden und ſorgfältig verſiegelt; er nahm ſie unter den Arm und ſagte alsdann, ſich nach der Thür des Nebenzimmers zurückziehend: „Beſorgen Sie Ihre Geſchäfte mit aller Bequemlichkeit, Herr von Rivola; ich warte gern auch über die bedungene Zeit. Rufen Sie mich, wenn es Ihnen gefällig iſt, daß wir mit einander das Haus verlaſſen."

Darauf war Herr von Rivola allein und horchte aufmerkſam, weil er vernahm, daß abermals Wagen an der Terraſſe anfuhren und daß abermals ankommende Gäſte von ſeiner Frau auf's heiterſte begrüßt wurden.

„Man wird mich nicht eher vermiſſen, als bis Alle verſammelt ſind, das heißt, bis der alte Graf Hartenſtein da iſt, und da er nie vor der beſtimmten Stunde kommt, ſo habe ich noch gut zehn Minuten für mich — viel, und doch wie wenig, wie entſetzlich wenig!"

Er ſetzte ſich raſch an ſeinen Schreibtiſch, nahm einen Briefbogen und füllte alle vier Seiten deſſelben in fliegender Eile; dann ſteckte er ihn in einen Umſchlag, ſiegelte denſelben zu, überſchrieb ihn an ſeine Frau und ſteckte den Brief ſo unter die Papiere, welche auf ſeinem Schreibtiſche lagen, daß er erſt nach einigem Suchen gefunden werden konnte. Hierauf öffnete er mit feſter

Hand eine andere verborgene Schublade seines Schreibtisches, wobei die Schlüssel zwischen seinen Fingern auch nicht im geringsten klirrten, und holte dort eine kleine Büchse von einem matten, silberähnlichen Metall — es war Platina — hervor. In dieser befand sich ein Metallfläschchen, das vielleicht zur Hälfte mit einer weißen Flüssigkeit gefüllt war. Er goß davon etwas in einen kleinen Löffel, den er alsdann behutsam neben sich hinlegte, worauf er das Krystallfläschchen wieder in den Platinabehälter verschloß, nachdem er vorher die Flüssigkeit vermittelst einer auf seinem Tische stehenden Wasserkaraffe durch Aufgießen bis zum Rande des Fläschchens verdünnt hatte.

Sorgfältig brachte er nun die kleine Büchse wieder an ihren Platz und drückte ein Miniaturporträt seiner Tochter Lucy, welches sich stets auf dem Tische befand, dicht vor seine Augen — vor seine umflorten Augen mit den zuckenden Wimpern — vor seine Augen, die, mit Thränen angefüllt, ihm kaum gestatteten, den kleinen Löffel mit Sicherheit zum Munde zu führen. — —

Welden war nicht im Stande gewesen, das dichte Gebüsch zu verlassen, in welchem er sich verborgen hielt und von wo aus er die Terrasse vor dem Landhause, sowie eines der Fenster in dem Schreibzimmer des Herrn von Rivola sehen konnte; ja, er vermochte nicht, sich hier loszureißen, obgleich er wußte, daß er nicht unentdeckt geblieben, denn von den Bedienten des Hauses hatten ihn einige in den Park gehen sehen, und dann waren noch Leute, welche er bisher nie unter der Dienerschaft bemerkt, mehrere Male an ihm vorübergegangen und hatten ihn mit mißtrauischen Blicken betrachtet. Das kümmerte ihn indessen wenig, denn er konnte sich denken, wer diese Leute waren, und gerade weil er sie hier umherschleichen sah, fiel es ihm um so weniger ein, seinen Platz zu verlassen.

Endlich fuhren die ersten Wagen durch das Gitterthor, glänzende Equipagen mit reich geschirrten, prächtigen Pferden und galonirten Bedienten. Sie hielten nach einander droben auf der Terrasse,

und er kannte die vornehmen Leute wohl, welche da ausſtiegen und die zuerſt von der Frau des Hauſes allein empfangen wurden. Dann ſah er auch Lucy erſcheinen, und ihr Geſicht erſchien ihm bleicher, als der weiße Stoff ihres Gewandes; ſie ſtand an der Hand ihrer Mutter und lächelte den Ankommenden entgegen, aber es war das kein friſches, fröhliches Lächeln, wie er es an Lucy gewohnt war, vielmehr ein Lächeln, welches hart an der Grenze des Weinens ſtand.

Auch ſchienen ihre umflorten Angen, anſtatt auf den Ankommenden zu haften, über dieſe hinweg in dem Garten umher zu irren; zuweilen auch dünkte es ihm, als zucke ſie ſchmerzlich zuſammen und wende dann ihren Kopf raſcher rückwärts gegen das Schreibzimmer ihres Vaters.

Ahnte ſie, was ſich dort begab, oder ahnte es ihre ſtolze, hochmüthige Mutter, oder all die vornehmen Herrſchaften? — Die letzteren gewiß nicht, denn das plauderte ſo unbefangen und vergnügt durch einander dort auf der Terraſſe, wo ſie beiſammen ſtanden und wo jeder neu Ankommende mit einem vergnügten Worte, mit einem heiteren Scherze empfangen wurde.

Ah, wie ſie ſo glücklich waren, dieſe vornehmen Leute!

Da mit Einem Male fuhr Welden gewaltſam empor aus ſeinem Verſteck, er hielt ſich nicht mehr zurück, denn da droben mußte ſich etwas Außergewöhnliches begeben haben: Lucy hatte ſich von der Hand ihrer Mutter losgeriſſen und war, einen Schrei ausſtoßend, in das Haus zurückgeeilt, während Frau von Rivola furchtbar erbleicht ſtehen blieb und die Unruhe ihrer Gäſte zu beſchwichtigen ſchien.

In wenigen raſchen Sätzen hatte der junge Ingenieur, Terraſſe und Haus umkreiſend, die andere Eingangsthür erreicht und war dort eingedrungen, ohne ſich lange zu beſinnen, ſtand aber hier athemlos, als er den Polizeirath Merkel ſah, der ihm mit verſtörter Miene entgegen trat und ihm zurief: „Einen Arzt, einen Arzt!

Was die verdrießliche Geſchichte mit dem falſchen Creditbrief anbelangte, ſo hatte er ſeit mehreren Tagen einen Conſtabler in einem Nebenzimmer ſeines Bureau's, um den Vorzeiger des Creditbriefes augenblicklich feſtnehmen zu können.

Wir ſaßen in ſeinem Cabinet neben dem Zimmer der Hauptkaſſe und hatten die Thüren da hinein geöffnet. Es herrſchte hier das Leben und Treiben, das Ihr alle kennt. Da wurden Creditbriefe, Wechſel vorgezeigt und ausgezahlt; da wurden Gelder gebracht, Banknoten und andere Papiere ausgewechſelt. Ich lehnte an der Thüre und ſah dem Getreibe zu, als plötzlich mir gegenüber der Vicomte in das Kaſſenzimmer trat. Ich wollte mich zurückziehen; doch es war zu ſpät: er hatte mich ſchon bemerkt und trat freundlich lachend auf mich zu. Der Mann hatte mir eigentlich nichts gethan, und ich war ihm obendrein Dank ſchuldig, daß er mir in Neapel ſo freundlich und unbefangen erlaubte, ſeiner Geſellſchafterin den Hof zu machen.

Aha, Monſieur Alfred! rief er mir zu, italieniſcher Flüchtling! Findet man Sie ſo wieder?

Er reichte mir die Hand und trat in das Cabinet des Banquiers. Ich machte die Beiden mit einander bekannt, und der Vicomte nahm gern eine Cigarre, die ihm der Banquier offerirte. Wir plauderten über Italien und der Vicomte erzählte von unſerem Zuſammenleben in Neapel. Es war für mich eine peinliche halbe Stunde. Glücklicherweiſe erwähnte er ſeiner Tochter gar nicht, und man kann ſich denken, wie froh ich endlich war, als er ſeine Briefſchaften hervorzog und dem Banquier einige Papiere gab, die derſelbe, ſich auf den Kamin ſtützend, durchlas. Ich ſtellte mich ans Fenſter und ſah in die nebelige Morgenluft hinaus. Ich ſtarrte in das emſige Getreibe auf den Straßen und es that mir wohl, auch draußen ein ſolch' wirres Durcheinanderlaufen zu finden, wie in meinem Kopfe.

Wo finde ich Kutscher und Reitknecht, daß man nach der Stadt eilt, um einen Arzt zu holen? O, das ist schrecklich, das ist jammervoll! Dort, dort — gehen Sie in's Schreibzimmer und warten Sie, bis ich zurückkomme!"

Welden durchschauerte es, denn es mußte etwas Furchtbares sein, was den sonst so ruhigen Mann also verwandelt. Die Thür des Bibliothekzimmers stand offen, er konnte durch dieses hindurch in das Schreibzimmer blicken: da sah er Herrn von Rivola auf seinem Stuhle sitzen, sein Kopf war tief auf die Brust herabgesunken, seine Hände hingen schlaff neben den Lehnen seines Sessels, vor ihm kniete Lucy, ihre Hände ringend, an der Thür stand Frau von Rivola schreckensbleich, doch besonnen genug, um den Schlüssel im Schlosse umzudrehen.

Rasch hatte sich jetzt Welden genähert, und ein leichter Ruf des Schreckens, der von seinen Lippen drang, ließ das junge Mädchen aufschauen; er reichte ihr seine beiden Hände, um sie aufzurichten, und mußte es geschehen lassen, daß sie laut aufschluchzend an seine Brust sank, wobei sie ausrief: „Ein Freund, ein wirklicher Freund bei all dem Jammer!"

„Ein namenloses Unglück gerade jetzt!" rief Frau von Rivola und setzte alsdann, näher tretend, mit leiser, unsicherer Stimme hinzu: „Verstehen Sie etwas von all dem, Herr Welden? Sie waren hier vor einer halben Stunde, Sie waren der Letzte, der eine längere Unterredung mit ihm hatte — o, mein Gott, dieses grauenvolle Schicksal! Hier dieses furchtbare Unglück, und unsere Gäste draußen!"

„Deßhalb Fassung und rasches Ueberlegen — ja, ich war hier bei Herrn von Rivola, ich hatte eine Unterredung mit ihm und fand ihn so aufgeregt, daß ich es fast begreiflich finde — ein Nervenschlag hat seinem Leben ein Ende gemacht."

Während er so sprach, das ohnmächtig gewordene Mädchen in seinen Armen haltend, hafteten seine Blicke auf dem kleinen Löffel,

der den erstarrten Fingern entglitten war und neben dem Stuhle auf dem Boden lag.

Auch Frau von Rivola sah diesen Löffel zu gleicher Zeit, und ihn rasch aufhebend, wiederholte sie, mit dem starren Ausdrucke des Entsetzens in ihrem Blicke, mechanisch die Worte des Welden's: „Ja, so ist es, ein Nervenschlag hat seinem Leben ein Ende gemacht.“ Dann zuckte sie zusammen und verließ mit wankenden Schritten das Zimmer, um denen draußen Mittheilung zu machen von dem furchtbaren Schlage, der ihr Haus betroffen. — —

Hiermit schließt unsere Geschichte, hiermit muß sie schließen, da von dem Geheimnisse der Stadt auf so gewaltsame Weise der Schleier abgerissen ward und es nun klar am Tage lag und von einem Dutzend Kaffee- und eben so vielen Theegesellschaften auf's Überzeugendste festgestellt wurde, welch inniger Zusammenhang bestanden zwischen dem Verlangen des Stadtschultheißen, die Gitterthür zuzumauern, und jenem schrecklichen Vorfalle auf Eichenwald. Daß alle Glieder der Kette, welche zwischen diesen beiden Punkten lagen, sich eben so furchtbar ergänzten, wer möchte daran zweifeln? — gewiß Niemand von denen, die es so sehr liebten, mit fühlendem Herzen bei Kaffee und süßem Backwerk den guten Namen ihres Nebenmenschen gründlich zu zerarbeiten. War es doch so klar wie der Tag, daß der Stadtschultheiß irgend einen Antheil hatte an dem verbrecherischen Treiben des alten Freiherrn — warum hätte er denn sonst, als die Sache zum Ausbruche zu kommen drohte, eine so kluge Maßregel befürwortet, wie das Zumauern jener Gitterthür? — gewiß nicht des schlechten Geruches wegen, sondern einzig und allein um eine feste Mauer aufzurichten zwischen sich und jenem unheimlichen Thurme, in welchem ja Verbrechen verübt worden waren, bei deren bloßem Gedanken jeder tugendhaften Klatschschwester die Haut schauderte. Hatte man dort nicht in stiller Mitternacht aus dem unterirdischen Gewölbe hervor so häufig schauerliches Klagen und Stöhnen gehört, seltsames Geräusch aller

Art, die unerklärlichſten Töne? Hatte dort nicht eine Frau Mayer mit vielen ſchönen Töchtern und ſehr vielen ſchönen Nichten gewohnt? War nicht die Frau des alten Dieners Friedrich plötzlich ohne Anzeige und erlangte Erlaubniß hierzu geſtorben, alſo auf eine furchtbare Art ermordet worden? Beweiſe dafür hatten ſich ja genügend in dem unterirdiſchen Gange vorgefunden: große Maſſen flüſſig geweſenen Metalls, die auf eine raffinirte Todesart ſchließen ließen, ferner Stricke, Ketten, Beile, kurz, der ganze, vollſtändige Apparat einer Mörderhöhle!

Daß von all dem Schrecklichen nichts an das Tageslicht gezogen und die Thäter dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit überliefert wurden, wer mochte ſich darüber wundern! ja, wenn es kleine, unbedeutende Leute geweſen wären — aber ſo — —

Mit welcher Sehnſucht hofften die betreffenden guten Herzen darauf, daß ſich aus allem dem ein recht hübſcher Scandal entwickeln würde, und wie waren ſie entrüſtet, als ſie ſich getäuſcht fanden! Herr von Rivola war allerdings auf ſeinem Landgute Eichenwald geſtorben, aber eines ganz natürlichen Todes, wie die Betreffenden es mit den glaubwürdigſten Mienen Jedermann verſicherten, der es hören wollte; allerdings war an dem Neuigkeitshimmel der Reſidenz ein ſchweres, prachtvolles Gewitter aufgeſtiegen, und einige leuchtende Blitze, welche in jenen Tagen die ſchwarzen Wolken erhellten, zeigten ein großes Verbrechen in räthſelhafter Form und von einer fabelhaften Ausdehnung; aber das Gewitter war nicht zum Ausbruche gekommen, ſondern es hatte ſich verzogen, und man hörte eines Tages mit Erſtaunen, daß man der Frau von Rivola am betreffenden Allerhöchſten Orte eine huldreiche Audienz gewährt und daß dieſelbe darauf zu einem ihrer Brüder, einem Grafen Hartenſtein, auf das Land gezogen ſei. Auch war Ferdinand Welkermann nicht nur aus ſeiner ziemlich langen Haft entlaſſen worden, ſondern man ſah ſich auch veranlaßt, ihm genügende Erklärungen zu geben, ja, man hätte ihn ſogar in ſeinem

bisherigen Amte belassen, wenn er es kluger Weise nicht vorgezogen, in einem anderen Theile der Erde sein Glück zu versuchen. Ob er Steffler, an dem nun ebenfalls keine weitere Schuld gefunden wurde, mit sich nahm, oder ob dieser allein seinen Weg nach Amerika fand, wissen wir nicht genau anzugeben.

Herr Merkel hätte darüber allerdings sowie auch noch über manches Andere, das Geheimniß der Stadt betreffend, sogleich schon genauere Auskunft geben können; doch beobachtete er, so lange er Polizeirath war, über diese Angelegenheit ein ziemlich verdrießliches Stillschweigen, und erst nach einem halben Jahre, als er Polizei-Director geworden war, gestand er Welden, den er in Kirchheim besuchte, daß es ihn selbst glücklicher als seine Ernennung gemacht haben würde, wenn er einen gewissen, höchst interessanten Fall, den er indessen nicht näher bezeichnen wolle, mit Gründlichkeit hätte zergliedern können.

Der Stadtschultheiß hatte ebenfalls die Residenz verlassen, auf die Empfehlung des alten Heilemann hin jenes Gut bei Kirchheim gekauft und dasselbe mit seiner Frau und seiner Tochter Elise bezogen, welch' letztere noch ein junges Mädchen, ihre beste Freundin, Lucy, nicht ohne Kampf mit sich genommen hatte; denn wenn Frau von Rivola es auch wohl gefühlt, wie dringend nöthig es für Lucy sei, an einem stillen, friedlichen Orte zu weilen, fern von den Zeugen ihres ehemaligen Lebens, fern von allem, was sie an jenen furchtbaren Schlag erinnern mußte, der so schmerzlich ihr junges Dasein betroffen, so hatte sie sich doch in der Liebe zu ihrem einzigen Kinde, sowie in dem Gefühle der Einsamkeit lange gesträubt, Lucy, wenn auch nur auf einige Monate, von sich zu lassen. Doch — die Freundschaft hatte gesiegt. Ob diesem Siege der Freundschaft noch ein anderer Sieg über Lucy's Herz folgte, darüber haben wir im Augenblicke keine Gewißheit, obgleich eine recht angenehme Aussicht.

Das Leben auf dem Gute des Herrn Welkermann gestaltete sich zu einem höchst angenehmen und behaglichen; es lag nicht nur

dicht an der Eisenbahnlinie, welche der Oberingenieur Welden baute, sondern es wurde auch durch diese in so fern berührt, als einem Waldbache der Bahnlinie wegen eine andere Richtung gegeben werden mußte, was zu ausführlichen und langen Verhandlungen zwischen dem Bauamte und Herrn Welkermann Veranlassung gab, welche Verhandlungen der Ober-Ingenieur Welden stets in eigener Person zu leiten pflegte.

Dabei ereignete es sich nun — nein, so wollten wir eigentlich nicht sagen, denn es war vor der Hand noch von keinem Ereignisse die Rede, — dabei geschah es — doch auch dieser Ausdruck ist nicht ganz richtig, da einstweilen gar nichts geschah, — da fand es sich, haben wir das Recht, zu sagen, denn es fand sich allerdings, daß Lucy von Rivola sich sehr für die Eisenbahn- und Waldbachfrage interessirte und häufig zu den Verhandlungen hierüber zugelassen wurde, wobei — —

Leider bin ich, der Erzähler dieser wahrhaftigen Geschichte, in den vielleicht nicht ganz unverdienten Ruf gekommen, als sei ich ein unverbesserlicher Hochzeitsstifter. Ob dies in den Augen meiner schönen Leserinnen ein Fehler ist, weiß ich nicht, doch lehrt es mich vorsichtig sein, und darf ich deßhalb zum Schlusse dieser Zeilen, der Wahrheit folgend, nur noch sagen, was ich von einem Augenzeugen weiß, daß nämlich nach Monaten Frau von Rivola selbst gekommen sei, um ihre Tochter abzuholen, daß sie bei dieser Veranlassung zuerst eine große Unterredung mit Herrn Welkermann, dann eine mit dem Herrn Oberingenieur Welden gehabt und daß dieser hierauf eine Stunde später mit Lucy von Rivola auf einer Anhöhe im Walde gesehen wurde, von wo man eine prachtvolle Rundschau auf das rings umher liegende wellenförmige Land hatte. Beide seien sehr heiter, sehr glücklich gewesen: Lucy habe den Kopf an Welden's Schulter gelehnt und ihm etwas zugeflüstert — gewiß kein Geheimniß der Stadt, vielleicht aber das Geheimniß eines seligen Herzens. — —

Tagebuch-Blätter.

I.

Tagebuch-Blätter.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1861.

Ich tauchte meine Ideen da hinein und konnte es ſo einen Augenblick über mich gewinnen, an nichts zu denken. Ich hatte den Banquier und den Vicomte vergeſſen. Doch bewog mich ein Ausruf des letztern, den Kopf herum zu drehen.

Der Banquier hatte die Thüre ins Kaſſenzimmer geſchloſſen, neben ihm ſtand der Conſtabler. Er deutete auf den Vicomte und ſprach: arretiren Sie dieſen Herrn, ſein Creditbrief iſt falſch.

Einen Augenblick ſtand ich regungslos am Fenſter. Mich hatte der Schreck faſt gelähmt. Dann ſtürzte ich hinzu, noch ehe der Conſtabler Zeit hatte, ſich dem Vicomte zu nähern.

Halten Sie ein! rief ich dem Banquier zu. Hier muß ein Irrthum vorliegen.

Der Vicomte hatte bleich, wie der Tod, die Lehne eines Stuhles erfaßt.

Es iſt kein Irrthum möglich, ſagte der Banquier, es iſt der Creditbrief, von dem Sie ſelbſt die Anzeige brachten, daß er verfälſcht ſei.

Der Vicomte warf mir einen ſchmerzlichen Blick zu. Ich nahm das Papier und ſtarrte hinein. Es war der von mir bezeichnete Creditbrief von dreitauſend Pfund, und die Unterſchrift meines Oheims war täuſchend nachgemacht.

Wie kommen Sie in den Beſitz dieſes Papiers? fragte ich den Vicomte.

Ich habe es gekauft, ſagte er; denn er bemerkte wohl, daß er entdeckt war, und machte gar keinen Verſuch, zu läugnen.

Auf meine Bitte trat der Conſtabler ab.

Machen Sie keine Umſtände! ſagte der Vicomte bitter lachend. Das Schmerzliche, daß Sie, Monſieur Alfred, mein Ankläger ſind, iſt nun überwunden. Gehen wir.

Aber plötzlich fuhr er zuſammen und ein entſetzlicher Schmerz malte ſich auf ſeinem Geſichte.

BIBLIOTECA
MONASTERIS.

Schnellpreſſendruck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

Ueber den St. Gotthard 1

Venedig 29

I. Venetianiſche Feſte.

1. Die Ankunft des Kaiſers und der Kaiſerin . 31

2. Die Illumination 52

3. Ein Stückchen Carneval 66

4. Die Regatta 83

5. Die Fahrt nach Pola 112

6. Beleuchtung der Mercerien 146

7. Radetzki 158

II. Venedig im Schnee 166

III. Weihnachtabend in Venedig 176

IV. Venetianiſche Theater 209

Paris im Winter 1851 223

I. Die Boulevards 225

II. Der 24. Februar 232

III. Theater in Paris. Seite
1. Paillaſſe 239
2. L'enfant prodigue 249
3. Henriette Sontag 263
IV. Die Pariſer Kunſtausſtellung von 1851 267
V. Ein Ball in der großen Oper von Paris 276

Vorwort.

Als vor einiger Zeit wiederholt der Wunsch gegen mich geäußert wurde, ich möge die nachstehenden Blätter gesammelt veröffentlichen, mußte sich neben aller Dankbarkeit zuerst doch das ernstliche Bedenken in mir regen, ob dieselben denn aber auch einer solchen Veröffentlichung überhaupt werth seien. Sie sind in der That nichts anderes als „Tagebuchblätter," beschrieben mit den Erlebnissen und Ereignissen, die sich auf diesem und jenem Ausflnge mir darboten, und wenn ich sie ihrer Zeit auch nicht gerade für mich allein entwarf, so blieb mir damals doch jeder Gedanke fern, ihr Inhalt könne jemals ein größeres Publikum über den Tag hinaus interessiren.

Wie ich nun aber diese Blätter einmal vornahm und durchsah, erging es mir mit ihnen wunderlich. Ihr Inhalt blickte mich so fremd an, daß ich mich besinnen mußte, ob ich denn auch dies alles wirklich gesehn und erlebt. Wohin ich schaute, zeigte sich gegen damals eine Veränderung, die eigentlich jede Vergleichung ausschließt. Nicht eine geringe Zahl von Jahren, nein, mindestens ein ganzes Menschenalter schien seitdem vergangen. Es zeigte sich auch hier, wie fieberhaft

und aufreibend unſere Zeit iſt, wie viel ſchneller ſie uns alt, — ich möchte ſagen: wie viel älter ſie uns werden läßt als unſere Vorfahren. Was wir vor wenig Jahren ſahen und erlebten, iſt heute für uns ſchon ſo fern, wie unſern Vätern die Träume und Bilder ihrer frühſten Jugend waren. Wir wiſſen nichts mehr davon, und wenn ſie dennoch einmal vor uns auftauchen, ſehen wir verwundert und ungläubig ſie an, wie Märchen und Sagen aus einem anderen Jahrhundert, und wir fragen mit Trauer oder Zorn, weßhalb das alles nichts mehr iſt, nichts mehr ſein ſoll als — etwas Vergangenes?

So haben mich dieſe Blätter berührt, ſo biete ich ſie meinen Leſern hin — als Bilder aus einer Zeit, die wir alle erlebt, die ſo manche vergeſſen zu haben ſcheinen, und die doch ſo viel des Guten, Erhebenden und Schönen enthielt, das eines ſteten und treuen Erinnerns werth bleibt.

Im Frühjahr 1861.

F. W. Hackländer.

Ueber den St. Gotthard.

Bayerische
Staats
b

Wenn die Araber eine größere Reiſe antreten, ſo verlaſſen ſie ihre Wohnplätze gegen Abend und ziehen ihre Straße eine halbe Stunde weit, um dort zu lagern. Wie alles, was dieſes kluge und merkwürdige Volk thut, hat auch dieß ſeine guten Gründe; man ſieht, ob der Zug der Reiſenden mobil iſt; fehlt etwas, ſo kann es im Nothfall noch nachgeholt werden; vor allem aber reißt man ſich auf dieſe Art beim Einbruch der Nacht von ſeinen häuslichen Verhältniſſen und von den Lieben zu Hauſe los. Die ſchweigende Nacht hüllt unſere Gedanken, unſere Hoffnung auf frohes Wiederſehen mitleidig und tröſtend in ihre dunkeln Schleier, und am andern Tage bei anbrechendem Morgen ziehen wir friſch und wohlgemuth unſere Straße.

Aus einem der angegebenen Gründe hatte ich es auch wie die Araber gemacht und fuhr von Stuttgart weg mit dem letzten Zuge nach Ulm. Obgleich wir erſt Mitte Novembers waren, und ſich noch ſo gut wie kein Schnee auf den Straßen zeigte, ſo war es doch froſtig und unangenehm, und nachdem man eine kurze Weile in dem Wagen des Zuges ſich aufgehalten, empfand man wohl, daß die kleinen Oefen, vermittelſt welcher dieſelben geheizt ſind, etwas ſehr angenehmes haben. Es gibt dem einſam Reiſenden auf der nächtlichen Fahrt ein gewiſſermaßen behagliches

Gefühl der Häuslichkeit, wenn er sich, während der Zug mit ihm davon saust, und während die Nacht neugierig zu den Fenstern hereinlugt, in die Wagenecke an den kleinen Ofen setzen kann und zuschauen, wie die Flamme lustig spielend das Holz verzehrt. Man wird dabei fast wehmüthig an sein eigenes Haus erinnert, wo vielleicht im gleichen Augenblick ein paar kleine Fingerchen die Ofenthür öffnen und ein oder zwei Paar glänzender Kinderaugen neugierig in die Gluth schauen. Vorüber! Auf der Eisenbahn beim Wegfahren darf man nicht an dergleichen denken; man muß dieß für die Heimkehr aufsparen, um da jede Station, um welche man sich nähert, mit neuen fröhlichen Bildern zu bevölkern.

Unterdessen sausen wir dahin, die Wagen dröhnen, die Fenster klirren, zuweilen rollen die Räder über eine Holzbrücke — eine angenehme Unterbrechung des gleichförmigen Getöns der Räder auf den Schienen. Es ist wenig Gesellschaft im Wagen. Beim flackernden Licht der beiden Lampen bemerkte ich in der andern Ecke einen Mitreisenden, einen Passagier, der mit aufwärts gekehrtem Gesicht die Sterne zu betrachten scheint. Aber nein, er schläft. Gegenüber auf der andern Seite befinden sich zwei Herren im complicirtesten Reiseanzuge mit hohen Filzstiefeln, dickem Paletot, Shawl um den Hals, den dicken Pelz über die Kniee gelegt. Einer von ihnen steht auf, holt sich beim Ofen Feuer, und fängt eine kleine Conversation mit mir an. Es ist eigenthümlich, wie der gütige Schöpfer dieser Welt alles so weise eingerichtet, wie er jedem Wesen seinen Platz angegeben, wo es sich und seinen Nebengeschöpfen zu Nutz und Frommen ist: der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft — der Handlungsreisende auf einer nächtlichen Fahrt in der Eisenbahn oder im Eilwagen.

Er iſt in gewiſſer Beziehung eine Art Converſationslexikon; man ſpricht vom Wein im allgemeinen, vom franzöſiſchen insbeſondere, und erfährt augenblicklich, daß es des letztern faſt gar keinen mehr gibt, daß man aber eine Unmaſſe von Bordeaux aus Kirſchenſaft und Spiritus bereitet; man zieht ſeinen Pelz feſter um ſich und erhält ſogleich eine Abhandlung über den ganzen europäiſchen Pelzhandel und lernt die Vorzüge eines Waſchbären vor dem Biber kennen. Spricht man lobend von der Schneelandſchaft, ſo ſtimmt unſer Gegenüber ſogleich ein, ſingt irgend eine famoſe Stelle aus dem dritten Act des Propheten und iſt nun in ſein eigentliches Fahrwaſſer hineingekommen; er läßt ſich über Theaterverhältniſſe im allgemeinen aus, erwähnt aller guten und ſchlechten Sänger und Sängerinnen, die er gekannt und nicht gekannt, wobei er in ſehr vertraulichem Ton von den Berühmtheiten ſpricht.

Währenddem rollt der Zug weiter und weiter, Paſſagiere kommen und gehen, die Conducteure mit ihrer kleinen Blendlaterne am Gürtel melden die Stationen, und ſo fliegen wir an Plochingen, Göppingen vorüber, und ſind, ehe wir es uns verſehen, in Geißlingen am Fuß der Alb. Hier iſt es ſchon recht kalt und winterlich, die Landſchaft rings umher mit weißer Schneedecke bezogen. Die Locomotive, die nun dem Zug vorgeſpannt wird, ſieht recht eigenthümlich aus, wie ein koloſſaler Feuerheerd, mit dem man ein Stückchen der Welt heizen will.

Als gewiſſenhafter Reiſender bleibe ich auch trotz der finſtern Nacht vor dem Wagen ſtehen, um vom Albübergang zu erblicken, was möglich iſt. Dort fahren wir an Geißlingen vorbei, und laſſen das Städtchen raſch hinter uns in der Tiefe. Unter den weißen ſchneebedeckten Dächern blicken die freundlich erleuchteten

Mathilde! ſtöhnte er; Mathilde! o das Unglück! Er wandte ſich zu mir.

Sie waren ſo freundlich gegen uns, ſagte er dringend. Hier iſt die Adreſſe meiner Wohnung. Gehen Sie zu Mathilden, erzählen Sie ihr mein Unglück. Sagen Sie meiner Tochter, was mich betroffen.

Ihrer Tochter? entgegnete ich ihm und wies die Karte zurück.

Er ließ die Hand ruhig ſinken und entgegnete: verzeihen Sie, aber ich bedachte in dem Augenblicke nicht, daß Sie die Tochter des entehrten Vaters nicht mehr kennen werden.

Ihre Tochter wohl, antwortete ich, aber nicht Ihre — Frau.

Meine Frau, entgegnete der Vicomte, hat das alles nicht erlebt. O mein unglückliches Kind!

Ihm ſchoſſen die Thränen über den grauen Bart. Ich zitterte wie ein Kind vor einem Geſpenſt, zitterte vor etwas Entſetzlichem, was hier verhüllt ſchien.

Reden Sie! rief ich ihm zu; reden Sie um alles was Ihnen heilig iſt: iſt Mathilde Ihre Tochter oder nicht?

Er reichte mir ſtillſchweigend aus ſeiner Brieftaſche einige Papiere, aus denen ich erſah, daß Mathilde wirklich ſeine Tochter war.

Ich verſichere Euch, ich war in dem Moment dem Wahnſinn nahe, und doch jauchzte mein Herz auf, wie vor einer ungeheuren Freude. Ich riß die Karte aus der Hand des Vicomte, überlegte wenige Augenblicke und nahm alsdann den Creditbrief, dem ich einige Worte hinzufügte.

Was machen Sie da? rief der Banquier, der mir über die Achſel ſah; Sie beſtätigen dieß verfälſchte Papier?

Fenſter ſo traulich nach uns hin, daß wir uns des Gedankens an warme Oefen und vergnügt plaudernde Menſchen nicht erwehren können. Es ſchwebt mit ſeinem Kirchthurm ſcheinbar an uns vorüber wie eine wandelnde Theaterdekoration. Jetzt haben wir es ſchon weit hinter uns gelaſſen, und ich ſehe nichts mehr als die nächtliche ſtille Schneelandſchaft. Das Thal zu unſern Füßen iſt weiß, die Berge bis zur Hälfte, ſoweit Wieſe und Feld reichen; die Bäume dagegen wollen das weiße Kleid noch nicht auf ſich dulden, haben die Zweige geſchüttelt und treten dunkel hervor. Die Locomotive keucht und ſendet weißen Dampf hie und da wie dichten Nebel bei uns vorüber. Dazwiſchen erſcheinen die Funken, welche die Locomotive ausſpeit, ſo ſeltſam auf dem weißen Schnee; die Bäume, die bei uns vorüberhuſchen, ſtarren wie kahle Beſen in die Höhe, und die Bahnwärter ſtehen vor ihren Häuschen wohleingemummt, aber offenbar fröſtelnd. Die weite Fläche der Alb liegt nächtlich ſtill und todt in ihrem weißen Kleid um uns her, und nur als ſpäter der Mond aufgeht, bringt deſſen kaltes weißes Licht einige Abwechslung in die Landſchaft. Wir ſind in Ulm, wo es recht froſtig ausſieht. Um uns nach der Stadt zu bringen, finden wir am Bahnhof einen patriarchaliſchen Wagenkaſten auf einen Schlitten geſtellt, und ſo halten wir unſern Einzug in die menſchenleeren und ſtillen Gaſſen der ehemaligen Reichsſtadt.

Es iſt eigentlich gewagt, meinen Leſern etwas von einem Weg zu ſagen, den viele wohl ſchon ſelbſt gemacht und der ſchon ſo oft und ſchön beſchrieben worden; ich meine die vor mir liegende Tour durch die Schweiz und über den Gotthard. Doch ſteht dieſe Reiſe den meiſten in der Erinnerung unter den Freuden eines warmen Sommertages, ſie denken dabei an grüne Matten

und ſchattige Baumgruppen, und aus dieſem Grund iſt es vielleicht nicht unintereſſant, etwas über dieſe Reiſe bei Schnee und Kälte zu vernehmen. Das lieſt ſich wohl nicht ohne Behagen beim duftenden Kaffee und der wohlſchmeckenden Cigarre.

Es war recht kalt, als wir Ulm am andern Morgen um 6 Uhr noch in tiefer Dunkelheit verließen, und wir brauchten wohl eine Stunde, bis die Lampen des Wagens allmählich immer trüber zu brennen ſchienen und ſich endlich vor dem anbrechenden Morgen beſcheiden zurückzogen. Das Wetter war ziemlich klar, der Himmel nur mit leichten Wolken bezogen. Die Gegend hier oben iſt ſo einförmig, daß ſie namentlich jetzt, mit Schnee bedeckt, faſt gar keine Abwechſelung bot; aus dem weißen Grunde heben ſich hie und da Häuſer hervor, dunkle Einfaſſungen von Feldern oder Hopfenanlagen, deren Stangen ſtehen geblieben ſind und ſich in dem grauen Winterhimmel wie eine leichte Schraffirung ausnehmen. Dazu kommt noch, daß ſich die Wagenfenſter augenblicklich mit Eisblumen bedecken, ſowie ſich der Zug in Bewegung ſetzt, und ſie alsdann der kalte Luftſtrom trifft. Kamen wir dann an eine Station, ſo thauten die Scheiben augenblicklich wieder auf, was mir eine Zeitlang eine ganz angenehme Unterhaltung bot; man ſah nämlich deutlich, wie das Eis ſeine Kryſtalle anſetzte, und es erſchienen in größter Kürze die phantaſtiſchſten Zeichnungen. So bildete, als wir einmal hielten, das zurückgebliebene Eis unten am Rande der Scheibe kleine Erhöhungen wie Berge und Thäler, und kaum begann der Luftſtrom von außen einzuwirken, ſo bedeckten ſich die kahlen Eishöhen augenblicklich mit der üppigſten Vegetation; förmliche Palmen- und Bananenwälder erſchienen, Bäume und Blätter von der wunderbarſten und feinſten Zeichnung; es war eine tropiſche

Natur in Eisblumen, zwiſchen denen ſich fabelhafte Ungethüme bewegten, ſtachelige Fiſche, rieſenhafte Schlangen. Zu guter Letzt producirte ſich ein entfernt ſtehender Hügel noch als Vulkan, und warf ſeine Strahlen wie eine Feuergarbe hoch empor. Wenn dieſe Gebilde nur nicht gar ſo vergänglich geweſen wären! Kaum aber hielt der Zug, ſo wurden ſie unbeutlich, ſchattenhaft und zerſchmolzen endlich in Nichts.

Der Schuſſendobel brachte eine angenehme Abwechſelung in die einförmige Winterlandſchaft. Die Bäume waren ſo prachtvoll bereift, daß ſie wie mit dem feinſten weißen Laube bedeckt ausſahen, und das kleine Flüßchen, wie es in den mannichfachſten Windungen über die Schneefläche hinabrauſchte, belebte dieſe ungemein. Die Ränder waren mit Eis eingefaßt, und wo ſich kleine Waſſerfälle bildeten, da hatten ſich größere Eismaſſen angeſetzt, über welche das Waſſer hinausſprudelte, grün gefärbt, mit weißem Schaum, und eben dieſe Färbung theilte ſich den Eiszapfen mit und ließ ſie erglänzen wie verſchiedenartig leuchtende Kryſtalle.

Eine ſolche Fahrt im Winter hat gewiß ihr Schönes; nur muß man das beim Vorüberfliegen mit einiger Phantaſie und richtigem Blick erfaſſen. So rahmte jedes der Eiſenbahnfenſter immer ein niedliches Stück Gegend ein, und bot eine Reihe der abwechſelndſten und niedlichſten Winterlandſchaften, oftmals ganz fertige Bilder. Hier war ein Stück Wald; auf den dunkeln Tannen lagen einzelne Schneeflocken, während Bäume mit übrig gebliebenem, herbſtlichem, gelbem und rothem Laub angenehm dazwiſchen hervortraten. In der Ferne ſah man weiß bedeckte Holzhaufen und irgend eine Hütte, deren bläulicher Rauch langſam zwiſchen kahlen Aeſten dahinſchwebte. Dort haben wir ein Stückchen Landſchaft, traurig und öde, von Schnee eingeengt, weite

gefrorene Waſſerlachen, mit gelblichen eingefrorenen Binſen. Es iſt angenehm, daß ſich gleich darauf unſere Bahn etwas verengt, und wir bei Sandſteinfelſen vorbeifahren, die mit wunderlichen Schneezeichnungen prangen; oben hängt der Schnee wie weißes Pelzwerk darüber hin, und wo kleines Waſſer durchſickert, iſt er mit einer Unmaſſe glitzernder Eismaſſen verziert — ein prachtvoller Wintermantel. Wohlthuend für das Auge ſind in den weißen Flächen die rothen Bahnwärterhäuschen, und ſonſt gibt noch allerlei Zufälliges angenehme Abwechſelung. Ein Bauer mit ſeinem Holzſchlitten, der die Pferde anhält und neugierig dem vorbeiſauſenden Zuge nachblickt; auch Gruppen von Weibern und Kindern, die in farbigem Anzug uns begegnen, ſelbſt ein Zug krächzender Raben, die mit ſchwerem Flügelſchlag über die Spitzen der Tannen dahinziehen.

Wir laſſen Ravensburg hinter uns und erreichen Friedrichshafen, wo wir in dem Wagen mit unſern Effecten bis an den Hafen geführt werden. Dieſer bietet jetzt ſelbſt im Winter ein viel belebteres Bild, als in frühern Zeiten ſelbſt während der Sommermonate und des regſten Verkehrs. Während man damals auf ein langſames Boot warten mußte, das ſich ſchwerfällig heranbewegte, um Gott weiß wann wieder abzugehen, lagen jetzt in dem bequemen und ſchönen Hafenbecken ſechs Dampfer, von denen drei bereit waren, augenblicklich nach Ankunft des Zugs abzugehen.

In einer halben Stunde erreichten wir Romanshorn, wo wir noch ſo viel Zeit hatten, unſere Plätze nach Zürich zu nehmen und das Gepäck aufzugeben. Die ſchweizeriſchen Eiſenbahnwagen ſind wie die württembergiſchen, nach dem amerikaniſchen Syſtem, nur haben die hieſigen den Vorzug, daß ſich in jedem der langen

Wagen eine Abtheilung mit hohen Rückenlehnen befindet, die man auf der würtembergiſchen Bahn bei längern Fahrten unangenehm vermißt, ſonſt aber iſt auch hier wie dort faſt alles gleich; die Conducteure freundlich und zuvorkommend, die Glasfenſter raſſelnd, die Fahrkarten kleine Stückchen Pappdeckel, und ſelbſt das Plakat im Innern des Wagens, welches den Reiſenden erſucht, ſich nicht aus dem Wagen herauszubeugen, fehlt nicht, nur iſt das dieſſeitige nicht in ſo blumenreicher Sprache abgefaßt.

Um halb 3 Uhr kamen wir nach Zürich, in der feſten Vorausſetzung, man werde eine Fahrkarte über Baden und Aarau nach Luzern löſen können, und ſomit die Bahn auch die Verpflichtung übernehmen, den Reiſenden Abends nach letztgenannter Stadt zu liefern. Darauf hatte ich ſehr gehofft, als ich Ulm am Morgen verließ. Hier in Zürich aber bekamen wir nur Fahrkarten nach Brugg; von dort ſei freilich — hieß es — eine Verbindung per Wagen nach Aarau, daß dieſer aber den letzten Zug nach Luzern treffe, ſei zwar wahrſcheinlich, doch nicht gewiß. Ich wollte mich deßhalb auf den Eilwagen nach Luzern begeben, der, nach dem Hendſchel'ſchen Telegraphen, auch für den Monat November um halb 3 Uhr abgehend angezeigt war. Dieſer hatte jedoch ſeine Fahrten eingeſtellt, und ſo blieb nichts übrig, als Karten nach Brugg zu löſen.

Von dort fährt man per Wagen in zwei Stunden nach Aarau. Der Poſtillon jedoch, an den ich mich mit der Frage wandte, ob wir noch zeitig genug für den Zug in Luzern anlangten, bemerkte mit einer ſchweizeriſchen Urbiederkeit, die man auch Grobheit nennen könnte: das ſei ihm ganz gleichgültig, und er werde ſich wegen uns nicht beeilen. Ein paar Franken, die ich ihm behufs ſchnelleren Fahrens anbot, wies dieſer uneigen-

nütze Republikaner ſchnöde zurück, und obendrein vernahm ich noch, daß er ſich über mich und meinen Reiſegefährten, die wir beide in Pelze gehüllt waren, unfreundlich erging, indem er ſich mit halblauten Worten ungefähr ausdrückte: er werde wegen ſo ein paar deutſcher Pelzkrämer ſeine Pferde nicht übertreiben. Dabei hatten wir noch das Glück, in einen Beiwagen zu gerathen, der, lange nachdem der Hauptwagen ſchon abgefahren war, erſt in Geſtalt eines Einſpänners erſchien, und dem wir anvertraut wurden. Unſer Kutſcher war übrigens ein gemüthlicher Geſelle, der uns verſicherte: wenn der Poſtillon des Eilwagens ſeine Schuldigkeit thue, ſo müßten wir Aarau zu rechter Zeit erreichen.

So kutſchirten wir davon, zuerſt in langſamem Trott, der aber, wie der Roſſelenker verſicherte, in eine ſchnellere Gangart übergehen werde, ſowie ſich ſein ſteifer Gaul etwas erhitzt habe. Daß die kleine Strecke zwiſchen Brugg und Aarau noch immer ohne Eiſenbahn iſt, ſoll an den beliebten ſchweizeriſchen Kirchthurmintereſſen liegen. Zwei Neſter, gleich unbedeutend, verlangen in ihrer eingebildeten Wichtigkeit die Eiſenbahn für ſich und halten ſo den Strom der Reiſenden auf. Wenn man Brugg hinter ſich hat, ſo ſieht man auf einigen Stellen beide Linien ausgeſteckt, ungeheure Dämme mit Stangen markirt, die herausfordernd einander zuzurufen ſcheinen: ich bin jedenfalls viel ſchöner und zweckmäßiger als du. Sei es darum, aber wir armen Reiſenden hatten den Schaden davon, denn als wir dieſſeits in Aarau einfuhren, hörten wir von jenſeits das verhängnißvolle Pfeifen der Locomotive und ſahen die Lichter der Wagen, wie ſie ſich durch's Thal fortbewegten. Statt daß wir nun im glücklichen Fall Luzern Abends halb 9 Uhr erreicht hätten, mußten wir einen Einſpänner nach Olten nehmen, um dort auf den Wagen von Baſel zu

warten, der, um halb 1 Uhr Nachts eintreffend, Luzern Morgens um 6 Uhr erreicht. Das war die tröſtliche Ausſicht auf eine nächtliche Fahrt, die ich gern vermieden hätte.

Uebrigens hatten wir in Aarau vollkommen Zeit, ordentlich zu ſoupiren, was auch noth that, da wir ſeit Morgens 6 Uhr von einem Wagen in den andern geſprungen waren. Um halb 8 Uhr ſtand der Einſpänner, der uns nach Olten bringen ſollte, vor der Thür. Als wir einſtiegen, kamen um die Ecke des Gaſthofs ein paar junge Aarauer Damen in Mänteln und Hüten, den wohlhabenden Claſſen angehörend, und ihr Zwiegeſpräch entlockte mir ein Lächeln. „Du kannſt mich tröſten wie Du willſt,“ ſagte die eine, „ich habe doch geſehen, was ich geſehen; er läuft der Ameli auf Schritt und Tritt nach und ſagt mir doch die ſchönſten Worte; aber ich ertrage das nicht, und es gibt noch ein rechtes Unglück.“ Dabei blickte ſie an den klaren Nachthimmel empor, von dem die Sterne ſo freundlich herabfunkelten, und ich dachte mir: es iſt doch eigenthümlich, daß es überall in der Welt die gleichen Leiden und Schmerzen gibt.

Bei kaltem und klarem Wetter, aber in tiefer Dunkelheit, fuhren wir gen Olten; der Weg war gut, von der Gegend konnten wir natürlicherweiſe nichts bemerken, und ſahen nur beim Schein der Laternen, daß wir zuweilen an hübſchen Häuſern vorbeifuhren. Rechts ſahen wir die Eiſenbahn, deren Schienen gleich zwei ſchwarzen Streifen auf dem weißen Schnee dahinliefen. Schon einigemal hatte ich während des Fahrens einen eigenthümlich klagenden Ton bemerkt, der bald ſtärker wurde, bald ganz aufhörte; zuweilen waren es ſogar mehrere Töne, und dann klang es wie eine rieſenhafte Aeolsharfe. Dieſe Vergleichung brachte mich endlich auf die Idee, woher dieſe Klänge

rühren könnten; es war der Nachtwind, der bald ſtärker, bald ſchwächer über den Telegraphendraht hinfuhr, welcher uns dicht am Wege begleitete.

Olten erreichten wir zu guter Zeit, und nachdem wir ein paar langweilige Stunden gewartet, erſchien der Eilwagen pünktlich. Wir erhielten ein paar Plätze im Coupé und fuhren fröſtelnd in die Nacht hinaus. Es war anfänglich ſo kalt, daß die Fenſter der Wagen dick gefroren waren und man ſich feſt einhüllen mußte.

Uebrigens war mir in Betracht unſerer morgigen Reiſe über den St. Gotthard dieſe Kälte und der klare Himmel ſehr erwünſcht, denn auf mein Befragen hatte mir der Conducteur geſagt, daß der Berg bei ſolchem Wetter offen und gut zu paſſiren ſei. Im allgemeinen ſagt man dieſem Paß für die Winterzeit nicht viel gutes nach, und es ereignen ſich faſt in jedem Jahr kleinere und größere Unfälle durch die herabrutſchenden Schneemaſſen. Gegen Morgen bemerkte ich aber, daß ſich das Wetter ändere; die Fenſterſcheiben begannen aufzuthauen, der Himmel hatte ſich bezogen, und ein feiner Regen oder Nebel fiel herab, was nächſt der Ausſicht auf trübes Wetter für jetzt noch die große Unannehmlichkeit hatte, daß ſich der Weg mit Glatteis bezog, und der ſchwere Wagen bergab höchſt unangenehm hin und her rutſchte. Doch erreichten wir gegen 6 Uhr glücklich Luzern und fuhren in dieſe alterthümliche Stadt unter dem Klang einzelner Glocken, welche zur Frühmeſſe läuteten, hinein. Eiferige Kirchgänger huſchten an uns vorüber, während wir ſelbſt ziemlich erfroren auf der dunkeln Straße vor dem Poſthofe ſtanden.

Ein Omnibus brachte uns an den See, wo der Dampfer bereit lag uns nach Flüelen zu führen. Auf dem kleinen Boote

war es recht froſtig und unerquicklich, und der Capitän, der haſtig auf und ab ſchritt, und an den ich mich wegen Unterbringung des Gepäcks wandte, war faſt ebenſo unfreundlicher Gemüthsart, wie der Poſtillon in Brugg. In der Cajüte brannte allerdings ein kleines Feuer, doch nur wie zum Staat oder der Vorſchrift gemäß, denn es war da unten unheimlich kalt. Dabei ſervirte uns eine ſchmierige, verſchlafene Weibsperſon einen ſcheußlichen Kaffee mit ſchlechter Milch, gefrorner Butter und altem trocknem Brod, wofür ſie ſich von jeder Perſon einen Franken bezahlen ließ. Die Schweizer Gaſtwirthe und dergleichen haben bei Umänderung ihres Münzfußes offenbar gewonnen; was früher ungefähr 20 oder 24 Kreuzer koſtete, wird jetzt zu einem Franken berechnet.

Gegen halb 7 Uhr ſetzten wir uns in Bewegung, und über den dunkeln See her blies ein ſo ſcharfer Wind, daß man ſich trotz des Pelzes auf dem Verdeck unbehaglich fühlte. Da ich aber als gewiſſenhafter Reiſender ſehen wollte, wie es hier zwiſchen den Felswänden allmählich Tag würde, ſo hielt ich ſtandhaft aus, dabei auf ein kleines Alpenglühen hoffend, das uns einen guten Tag verſprechen ſollte. Aber wenn auch nach und nach der Tag kam, ſo wollten ſich doch die Berge mit keinem roſigen Lichte krönen, vielmehr bedeckten ſie mißmuthig ihre Häupter mit grauen Schleiern, die bis tief herab auf den See gingen und über uns eine trübe Decke bildeten. Das waren ſchlechte Ausſichten für den Berg. Der Steuermann meinte auf meine Frage, das könne noch alles werden, was es wolle, und dadurch war ich nicht klüger als zuvor. Ueberhaupt habe ich mir ſchon oft vorgenommen, mir auf Reiſen das beliebte Fragen nach Weg und Wetter abzugewöhnen.

Glücklicherweiſe war der See heute Morgen vollkommen ſtill und ruhig, aber von dunkler trüber Farbe; die faſt ſchwarzen Felſen des Ufers ſchienen nahezu ſenkrecht aus ihm emporzuſteigen. Einige Abwechſelung bot doch der angeflogene Schnee, der ſich in den Furchen und Steinritzen feſtgeſetzt hatte und bald lange weiße Streifen, bald krauſe Zeichnungen bildete. Links bog der See nach Küßnacht, war aber dorthin mit dichtem Nebel bedeckt. Ich ſandte einen freundlichen Gruß hinüber und gedachte eines ſchönen, ſonnigen, warmen Tags, wo ich in lieber Geſellſchaft „durch die hohle Gaſſe" gekommen und Blumen und Epheu an den Rändern des Wegs gepflückt, die jetzt aber gewiß ebenfalls unter tiefem Schnee bis zum nächſten Frühjahr ſchlummern. Ach, wenn in dieſem armen Leben die Erinnerung nicht wäre! ——

Die nördliche Abdachung der Berge vor uns war ganz in Schnee gehüllt, und bot, im umgekehrten Verhältniß gegen die, zwiſchen welchen wir fuhren, nur einzelne ſchwache Streifen und Zeichnungen. Jetzt begann es im Oſten heller und heller zu werden, und das Licht der Sonne, welches die grauen Wolken etwas aufhellte, ließ die Schneewand vor uns ordentlich aufleuchten. Auf dieſem weißen Grunde zeichneten ſich die Tannen und Felszacken des rechten tiefdunkeln Bergabhanges ſo ſcharf ab, daß man jeden Zacken, jeden Aſt aufs deutlichſte bemerkte. Als wir uns öſtlich gegen Brunnen wandten, wies der Steuermann auf die Wolken über uns, die, von einem ſcharfen Morgenwinde gejagt, in Bewegung kamen. „Hoffnung auf ſchönes Wetter," ſagte er. Und nach dieſen Worten folgte ich dem Zug der Wolken mit mehr Aufmerkſamkeit.

Der Decorationswechſel ſcheint hier in dieſen Bergen mit größerer Schnelligkeit von ſtatten zu gehen als bei uns. Das

Als Bevollmächtigter meines Oheims.

Ich überreichte den Creditbrief dem Vicomte, der uns zweifelnd anſah. Der Banquier öffnete die Thüre des Nebenzimmers und ſagte kalt: dort iſt die Kaſſe.

Ich ſtürzte fort, warf mich in meinen Wagen und eilte der Straße und dem Hauſe zu, die auf der Karte verzeichnet waren. Ich eilte die Treppe hinauf, ſuchte das Quartier; die Thüren deſſelben ſind weit geöffnet. Ich nenne bebend den Namen Mathildens. Das Mädchen übergibt mir einen Brief und ſagt gleichgültig: die Dame iſt vor einer halben Stunde abgereist.

Ohne die Aufſchrift des Briefes näher anzuſehen, reiße ich das Couvert ab und leſe:

„Mein Vater!

Ich kann Sie nicht verlaſſen, ohne Ihnen Lebewohl zu ſagen. Ich kann aber auch nicht bleiben; denn es müßte Ihnen fürchterlicher ſein, das beſtändige Unglück Ihrer Tochter, als dieſelbe gar nicht mehr zu ſehen. Ich kann und darf Ihnen keine Vorwürfe machen, aber ich kann und darf Ihnen in Erinnerung bringen, wie oft ich Sie auf meinen Knieen gebeten, nicht durch unüberlegte Handlungen die Ehre Ihres und meines Namens auf's Spiel zu ſetzen. Ich habe Ihnen geopfert, was ein Kind ſeinem Vater opfern kann: mein ganzes Lebensglück, meine Liebe, alles, alles, was ich beſaß. Leben Sie wohl, Vater, und forſchen Sie nicht nach mir. Für uns iſt kein Wiederſehen möglich.

Mathilde.“

So lautete der Brief und mir ward Alles ſchrecklich klar. Ich hatte das edelſte Herz verloren, das je in einem weiblichen Buſen ſchlug, auf ewig verloren — ich habe ſeit der Zeit nie wieder etwas von ihr gehört. — Das, meine Freunde, iſt die

Gewölk zerriß, und hie und da zeigte ſich der blaue Himmel; auch Sonnenſtrahlen ſpielten durch und färbten nun die maleriſch geformten Ufer des See's auf wahrhaft prachtvolle Art. Die ſüdlichen, mit Gebüſch bewachſenen Abdachungen nahmen einen warmen röthlichen Schimmer an, während gegenüber die nackten Felsmaſſen und Schneefelder weiß und kalt wie im Mondlicht glänzten; ſenkrechte Wände, welche ſchroff in's Waſſer abfielen, zeigten ſich in eigenthümlicher Geſtalt. Ich weiß nicht, ob andere Vorüberfahrende eine Stelle bemerkt haben, wo ſich ein förmliches natürliches Basrelief an der Steinwand befindet, eine ſitzende Figur im Mantel mit Scepter und Reichsapfel in der Hand, die einen vor ihr Knieenden mit irgend etwas zu belehnen ſcheint.

Allmählig zerriß das Gewölk vollſtändig, und es war außerordentlich ſchön, wie die Spitzen der höheren Berge nach und nach ihre Nebelkappen abſtreiften und mit ſonnbeglänzten Häuptern auf uns herabblickten. So der große Axen, deſſen Gipfel ſchneeweiß erglänzte. Die kleine Capelle auf der Tellsplatte lag einſam und verlaſſen da, auf dem Dach fußhoher Schnee. — Wir ließen Brunnen hinter uns und fuhren gen Flüelen; der herabſinkende Nebel bildete leuchtende Kränze und Guirlanden um die hoch emporragenden Berghäupter, die mit ihren weißen Schneefeldern bis an das tiefgrüne Waſſer des See's reichten und zierlich erhellt waren von einzelnen Sonnenblicken, welche, zwiſchen Wolken hervorbrechend, ſilberglänzende Punkte und Streifen bildeten. Das Wetter war uns freundlich, und wir durften, wie uns der Conducteur verſicherte, auf einen guten Bergübergang hoffen.

In Flüelen ſtanden die Wagen bereit, und da es nur

wenig Paſſagiere waren, ſo wies uns der Conducteur das Coupé an. Vorgeſpannt waren fünf kräftige luſtige Pferde, ein bildhübſcher junger Kerl in blauer Blouſe und hohen Filzſtiefeln, den Hut keck auf das Ohr geſetzt, beſtieg hoch oben ſeinen luftigen Sitz, und nachdem wir, incluſive Poſtillon, unſere Cigarren angezündet, fuhren wir in ſcharfem Trabe den Bergen entgegen.

Um angenehm und auf dem Gotthard gefahrlos zu reiſen, muß man vom Wetter begünſtigt ſein, und das waren wir heute Morgen im höchſten Grade. Verſchwunden waren Wolken und Nebel, der klare blaue Himmel ſpannte ſich über uns, und wenn wir auch noch im Schatten der Bergwand zur Linken fuhren, ſo drangen doch hinter derſelben die lichten freundlichen Strahlen der für uns noch unſichtbaren Sonne hervor, das Thal der Reuß mit goldenem Glanz erfüllend. Dieſe hereinbrechenden Strahlen hatten hier etwas wunderbar ſchönes, ja feierliches. Unten rauſchte das Waſſer des Fluſſes mit grünen ſpiegelnden Wellen und weißem glänzendem Schaume, roſig beſchienen war die gegenüber liegende Schneewand, und hoch oben, wo graue Felſen ſtarr abfielen, ſchwebten ein paar einzelne Wölkchen und ſchienen langſam, vom hohen Himmel Frieden bringend, auf die armen Menſchenkinder da unten herabzuſinken. Es war wie eine Weihnachtsdecoration, wenn man ſich auf den niederſchwebenden Wolken kleine Engel dachte, die mit Palmzweigen auf eine unſcheinbare Hütte mit ärmlicher Krippe tief im Thal zeigten.

Obgleich wir gegen die Berge fuhren, ging doch die Straße mehr ab- als aufwärts. Neben uns auf dem Schnee glitzerten Tauſende und Tauſende von ſilbernen Funken, und wo wir an Häuſern vorbeifuhren, da warfen ſie im hellen Sonnenglanze

blaue Schatten auf die weiße Fläche. Die Bergwände zu unserer Linken waren mit Nadelholz bewachsen, zwischen dem sich einige Sennhütten und lange Holzschleifen zeigten. Bald aber erschienen statt der Sennhütten stattliche Bauernhäuser mit leuchtenden Fensterscheiben, und diesen folgten hübsche Villen mit zierlichen Gärten umgeben, auch eine Capelle mit Thürmchen, dessen Dach sonderbarerweise die Form einer Glocke hatte. Auch an beiden Seiten der Straße erschienen jetzt Häuser; wir hatten ein Städtchen erreicht und rollten auf dem Pflaster durch enge winkelige Gassen mit alten Häusern, an einem Brunnen mit laufendem Wasser vorüber, auf dem die Figur eines geharnischten Mannes stand, der eine kleine Standarte trug — freier Platz in Altdorf. Vor uns sehen wir einen alterthümlichen Thurm, an dessen Wänden wir in ziemlich kunstlosen Fresken die Hauptepisoden aus Tells Geschichte erblicken; daneben ist der Brunnen des Helden mit seiner Bildsäule, und hier, sagt die Tradition, stand der Knabe mit dem Apfel auf dem Kopf. Wer sich wie wir alle von Kindheit an mit dieser schönen wenngleich fabelhaften Geschichte beschäftigt, der wird immer diese Orte mit großem Interesse betrachten. Um uns alles hier genau zu vergegenwärtigen, braucht es keine große Phantasie, sondern nur ein Betrachten der Fresken auf dem erwähnten Thurme.

Am-Steeg erreichten wir gegen 11 Uhr und vertauschten dort den Eilwagen mit einem sechssitzigen bedeckten Schlitten. Während aber die Postgüter und Effecten umgeladen wurden, eilten wir voraus, den Gotthard hinan, dessen Straße hier mit einer hoch gewölbten Brücke über die Reuß beginnt. Auf einem bequemen Wege stiegen wir aufwärts, und obgleich derselbe eine gute Schlittenbahn bot, war doch der Schnee an den Abhängen

mäßig. Eigenthümlich ſahen die zahlreichen Sennhütten aus, die überall an den Abhängen lagen, dunkel hervortretend auf der weißen Schneefläche, und mit den Einfaſſungen ihrer Wieſen das Anſehen von kleinem zierlichen Kinderſpielzeug hatten. Die tiefer liegenden dieſer Häuschen ſchienen auch bewohnt, denn hie und da ſah man leichten Dampf in die Luft hinaufkräuſeln.

In der That, wir hatten einen wunderſchönen Morgen und konnten bis hieher von Reiſeglück ſprechen. Ein Luzerner Kaufmann, der mit uns reiste, verſicherte uns, es ſei ſelten, den Berg um dieſe Zeit ſo völlig klar und wolkenlos zu ſehen, und wenn man obendrein von den heftigen Winden verſchont bleibe, die ſich häufig gegen Mittag auf den Höhen erhöben, ſo ſei der Uebergang eine wahre Spielerei. Bis jetzt ließ ſich aber alles ganz vortrefflich an, und als wir ſo dahin ſchritten in dem hellen wunderſchönen Morgen, über den allerdings knirſchenden Schnee, da war es Einem ſo wohl zu Muth, daß man mit voller Luſt die prächtigen Bergformen und ihre mannichfaltigen Färbungen betrachten konnte. Die Schlucht, durch welche wir aufwärts gingen, und auf deren Sohle tief unten die Reuß brauste, lag freilich noch in tiefem Schatten, aber die hohen Berghäupter vor und hinter uns erſchienen ſchon beglänzt vom goldigen Licht der Morgenſonne, und eben dieſer Sonne ſtiegen wir ja entgegen, die kalte Nacht und das dunkle Thal hinter uns laſſend. Häufig begegneten uns Leute aus der Umgegend, welche koloſſale Tannenſtämme auf einem kleinen Schlitten bergab brachten; ein einziger Mann, wohl auch ein Bube oder Mädchen, regierte mit Leichtigkeit einen ſolch rieſenhaften Sohn der Berge, und wo der Weg etwas gerade ging, da ſetzte ſich der Führer oben auf und glitt mit hinab. Zuweilen ſahen wir von der

Bergwand, neben der wir gingen, muntere Waſſer herabſtürzen, unter der Straße der Reuß zueilen oder auch durch Aufſtauung dienſtbar gemacht, um irgend eine Mühle zu treiben.

So bemerkten wir eine ſolche neben uns in einer Felsſpalte, die wahrhaft maleriſch, ja feenhaft ausſah; ihr Dach war dicht mit Schnee bedeckt, ebenſo die gewaltigen Zweige der herabhängenden Tannen, welche ſie ſchützend umſtanden und wie ſchirmend überdeckten. Wirklich phantaſtiſch aber war der hölzerne Aquäduct, der das Waſſer von der Felswand aufs Rad leitete; er war vor Alter ein wenig ſchadhaft, und wo das Waſſer durchſickerte, hatten ſich ſo viele Eiszapfen gebildet, daß dieſe das ganze Holzwerk umzogen, und es ausſah, als beſtehe der ganze Aquäduct aus einer einzigen glänzenden und ſchillernden Eismaſſe.

Hinter uns im Thal hörten wir jetzt das melodiſche Glockengeläute unſerer fünf Pferde, welche mit dem Schlitten folgten. So raſch wir auch gingen, ſo holten ſie uns doch auf der guten Bahn bald ein, und wir mußten unſerer Sechs in den Wagenkaſten kriechen, wir zwei Deutſche, der Luzerner, zwei Teſſiner und ein Canarienvogel, den die letztern von Paris mitgebracht. Wenn auch der Weg, auf dem wir nun, häufig im Trab, dahinfuhren, durchweg gut, ja vortrefflich iſt, ſo wurde begreiflicherweiſe die Gegend immer rauher und wilder, je höher wir ſtiegen. Meiſtens an der rechten Bergwand hin folgten wir dem Lauf der Reuß, die bald tief unter uns durch eine enge Schlucht brauſend, den Schnee von den Steinen ſpülend mit ſich fortriß, bald eine weite Bergmulde herabkam, wo das grüne jetzt vom Sonnenlicht beſchienene Waſſer eigenthümlich ausſah, wenn es große mit Schnee bedeckte Felsſtücke umfluthete.

Zuweilen ſtürzte es ſich auch über dieſe Blöcke hinab, oft-

mals vor denſelben eine größere Waſſermaſſe bildend, die, vom weißen Schnee begrenzt, vom tiefſten Blau bis in helles Seegrün überging. Als wir den Gotthard hinanfuhren, und ich die Reuß neben uns herſchäumen ſah, wollte mir lange, lange nicht der erſte Vers von einem Liede Freiligrath's, das wir oft geſungen, aus dem Gedächtniß kommen, und ich hörte ſeinen Rhythmus im Rauſchen des Waſſers ſowie im Schellengeklingel unſerer Pferde.

Vom Gotthard ſpringt ein Felſenbach
Und ruft durchs Land Juchhe;
Der Gotthard ſieht ihm traurig nach
Bis an den Bodenſee.
Er ſpricht: Du haſt gut luſtig ſein
Mit deinen grünen Wellen;
Ich haft' am Fleck, doch du, o Rhein,
Du tummelſt dich nach Göllen!

Die Ueberbleibſel der ehemaligen Saumthierſtraße traten uns hier häufig vor die Augen und zeigen ſich oft in außerordentlich kühn gewölbten Brücken, welche die Schluchten mit einem einzigen Bogen überſpannen. Es muß das recht maleriſch geweſen ſein, ſo ein Zug von dreißig, vierzig Maulthieren mit rothem Kopfputz, meſſingbeſchlagenem Geſchirr, und alle mit ihren Glocken läutend. Im Vergleich zur Splügenſtraße iſt die Tour von Flüelen bis vielleicht eine Stunde vor Andermatt ſchöner und maleriſcher als die von Chur nach Thuſis; der Via-Mala übrigens gebe ich in ihrer Wildheit mit den faſt ſenkrechten Felſenwänden, mit dem tief unten brauſenden Rhein und der romantiſchen Brücke über das verlorene Loch vor dem vielgerühmten Paß der Teufelsbrücke und des Urner Lochs den Vorzug. Die Teufelsbrücke überſpannt allerdings prachtvoll die Schlucht der

Reuß, und wenn im Frühjahr und Sommer die Waſſer angeſchwollen ſind, müſſen ſie, durch den einzigen weiten Bogen hervorſtürzend, einen wunderherrlichen Anblick bilden; im übrigen aber iſt die Schlucht weiter und weicher als die des Splügen, und der Weg ſchlingt ſich hier, ich möchte ſagen, ruhiger und behaglicher an der Bergwand hinauf.

Nach einer Fahrt von einer guten halben Stunde erreichten wir Andermatt, wo wir abermals, und jetzt in ganz kleine Schlitten, umgepackt werden ſollten, um die höchſte Spitze des Gotthard zu paſſiren. Von einem Diner, das wir nebenbei hier einnahmen, will ich ſchweigen, denn es betrübt mich heute noch in der Erinnerung, daß ein Menſch von gutem Geſchmack durch pöbelhaften Hunger gezwungen werden kann, Sachen zu verſchlingen, deren Herkunft und Alter einem unergründlich bleibt.

Die Schlitten, in welche wir von hier der wirklich ſtrengen Kälte wegen nun vermittelſt Decken förmlich eingepackt wurden, ſind offen, für zwei Perſonen eingerichtet, die einander gegenüberſitzen und keine langen Beine haben dürfen, und dabei ſo eng, daß als ich einmal feſt darin ſaß, ich ohne die größte Anſtrengung mich nicht von meinem Sitz erheben konnte. Jeder Schlitten hat ein gutes Pferd und zum Poſtillon einen luſtigen Geſellen, der ſich nach einiger Anſpielung auf ein Trinkgeld vorn hinter die Gabel ſeines Roſſes ſchwingt, und mit uns, da es anfänglich etwas abwärts geht, im vollen Galopp dahinſauſt. Der Berg bildet hier ein weites Thal, ringsumher tiefer Schnee, in welchem eine halbe Stunde von Andermatt das „Hoſpital“ liegt — vielleicht zwanzig Häuſer um eine Kirche und eine alte viereckige Thurmruine gruppirt. Die letztere wurde früher als Galgen benützt, wie uns der Poſtillon verſicherte. Hinter dem

Hospital ging es gleich im Zickzack den Berg hinauf, und bei jeder Biegung erschauten wir das Thal, welches wir eben verlassen, und das sich immer großartiger und wahrhaft trostlos einsam vor unsern Blicken ausbreitete. Vor uns war aber ebenfalls die Oede, der wir entgegenfuhren, gewaltig, fast unheimlich, und als nun von drunten in dem Hospital das Geläute der Kirchenglocken mit seinen sanften klagenden Tönen fast traurig zu uns heraufdrang, als die Spitzen der schneebedeckten Berge ringsumher noch einmal unter dem Strahl der für unsere Blicke längst versunkenen Sonne flammend aufleuchteten, als ein schneidender Abendwind von der Höhe des Gotthards herab uns begrüßte, da war es, als lasse man alle Hoffnung hinter sich und fahre einer letzten und ewigen Nacht entgegen.

Unsere Rosselenker schienen sich dagegen durchaus keinen melancholischen Träumereien hinzugeben. Rosselenker ist eigentlich der unrichtige Ausdruck, denn als es diesen edeln Gebirgssöhnen anfing etwas kalt zu werden, sprang jeder von seinem Schlitten herab, hieb dem Pferd eins über und ließ es seinen Weg allein suchen, worauf dann unsere Postillone in Gesellschaft lustig jodelnd hinterdrein liefen. Häufig sprachen sie dabei einer kolossalen Schnapsflasche zu und kehrten zum Ueberfluß in jedem der Stationshäuser ein, bei denen wir vorüberfuhren. —

Es war völlig dunkel, als wir die Höhe des Berges erreichten. Hier wehte der Wind heftig und schneidend, und der Reif am Pelzkragen sowie die Eiszapfen am Bart wurden von Minute zu Minute stärker. Endlich sahen wir in dunklen Umrissen die Poststation des St. Gotthard vor uns liegen; aus den Pferdeställen drang ein Licht hervor, und sechs bis acht Postillone sprangen umher, ihre Pferde herauszuziehen. Alle sprachen oder sangen

italieniſch, rauchten wie junge Locomotiven und machten überhaupt mehr Lärm als nothwendig geweſen wäre. In kurzer Zeit war umgeſpannt, und ich hatte die Unvorſichtigkeit, meinem Poſtillon ein Trinkgeld zu verſprechen, wenn er gut fahre — ſicher und vorſichtig, wollte ich ſagen — doch nahm der Italiener meine Worte anders, und meinte lachend: ich ſolle zufrieden ſein. Wo vor uns der Weg hinablief, konnte man unmöglich unterſcheiden, denn die Nacht war mächtig hereingebrochen, und der Schnee bedeckte Wege und Abgründe.

So fuhren wir denn davon, und toller bin ich vielleicht in meinem ganzen Leben nicht gefahren worden als hier in der dunklen Nacht auf dem kleinen Schlitten; was ich von der Gegend ſehen konnte, war, daß es an einer ſteil ablaufenden Bergwand von einigen tauſend Fuß in den ſchärfſten Zickzackwegen hinabging; die Pferde liefen, was ſie vermochten, und bei jeder Biegung des Wegs fuhr der Schlitten herum bis dicht an den Abgrund, wo uns ein ſchüchterner Blick belehrte, daß wir es mit wahrhaft erſchrecklichen Tiefen zu thun hatten. Dabei jodelten die Poſtillone, lachten, ſchrieen und rauchten; zwiſchen dieſem Lärm tönten die Schellen, welche die Pferde am Halſe trugen, nach jedem Peitſchenknall in ſchnellerem Tempo. Ich geſtehe es, daß ich mich in der erſten Viertelſtunde ziemlich unbehaglich fühlte, dann kam die Reſignation, und zuletzt machte mir das tolle Jagen ſelber Vergnügen; ja die Zeit war mir außerordentlich ſchnell vergangen, als wir nach anderthalb Stunden Airolo erreichten. Hier hatten wir den ſchlimmſten Theil des Berges hinter uns, vertauſchten die Schlitten mit dem Eilwagen, und was wir jetzt bis Bellinzona noch im Fahren zu leiſten hatten, war, nach der wilden Jagd, die wir eben mitgemacht, nicht der Rede werth.

Auffallend und angenehm fanden wir hier, im Vergleich zu unserer gestrigen nächtlichen Fahrt von Olten nach Luzern, Wetter und Luft verändert; man konnte hier mit Annehmlichkeit ein Fenster offen haben, auch den Pelz zurückschlagen, und empfand von Station zu Station, daß man sich einem wärmeren Clima nähere. Dabei wurde des Schnees immer weniger und weniger, und gleich hinter Airolo hörten die compacten Massen desselben auf; bald zeigte er sich nur noch in einzelnen Streifen und Flecken an den Bergwänden, und als wir gegen 1 Uhr Nachts Bellinzona erreichten, sahen wir mit großem Vergnügen, beim zitternden Schein der Wagenlaterne, leicht den Staub aufwirbeln unter den Hufen der Pferde und den Rädern des Wagens.

In Bellinzona verbrachte ich die Nacht sanft in den Armen eines Engels, so hieß nämlich unser Gasthof, der aber ein sehr schmutziger Engel war; doch kann man das auf Reisen in Italien nicht so genau nehmen, und alle trüben Erinnerungen an schmierige Servietten, Gläser und Bestecke, sowie an naßkalte Zimmer verschwanden in der Frühe beim Anblick des wahrhaft prachtvollen Morgens. Ja, das herrliche Clima Italiens ist keine Phantasie, und meine verehrten Leser, die zu dieser Zeit wahrscheinlich von ihren Fenstern aus die Straßen mit Schnee und Eis bedeckt sahen, werden mich ein klein wenig beneiden, wenn ich ihnen berichte, daß wir Morgens um 8 Uhr von Bellinzona wegfuhren unter einem wahrhaft verschwenderischen warmen Sonnenschein, mit offenen Wagenfenstern auf leicht staubender Straße, um uns Bäume mit noch ziemlich erhaltenem Laub, die immergrünen Gesträuche gar nicht gerechnet.

Auf der herrlichen Straße in der Ebene rollend, hatten wir links und rechts die Ausläufer der Alpen, die erstern von oben

Geſchichte des Bildes, und jenes Albumblatt der Creditbrief meines Oheims — er wurde mir ſpäter von dem Banquier in London geſchickt.“ — —

Das war die Erzählung des Hausherrn.

Unterdeſſen war es Nacht geworden, und der Mond, der drüben über die ſchwarzen Tannen emporſtieg, beleuchtete die ernſten Geſichter der Geſellſchaft und eine ſtille Thräne.

herab bis zur Hälfte mit leichten Schneeflocken bedeckt im Schatten liegend, mit kalter bläulicher Färbung; auf der andern Seite aber streute das Sonnenlicht förmliche Goldkörner auf die malerisch gezackten Bergwände und ließ sie aufleuchten in warmem röthlich violettem und hellgelbem Licht. Da war Haus an Haus, Ortschaft an Ortschaft, und weiter vor uns sah man schneeweiße Villen mit einzelnen schwarzgrünen Cypressen überall zerstreut hoch an die Berge hinauf gebaut, deren Fenster aufglänzten vor Vergnügen und Entzücken, denn sie blickten hinab auf den Lago maggiore, der sich in weicher Rundung dort in die Berge hineinschmiegte. Unser Weg führte uns aber nicht an seinem herrlichen Ufer dahin, sondern wir mußten links den Monte Cenere übersteigen, um nach dem Lago Lugano zu gelangen. Dieser Uebergang ist ziemlich hoch, doch ist die Straße im Zickzack sehr schön hinaufgeführt. Wir verließen hier den Wagen, dann auch die Straße selbst, und stiegen, diese durchschneidend, im Gefolge einer Ziegenheerde auf kleinen Fußwegen in die Höhe. Ueber uns streckten Wallnußbäume und zahme Castanien ihre mächtigen Zweige aus, und letztere waren so freundlich, uns gratis mit einem Frühstück zu beschenken, denn am Boden lagen noch überall zerstreut diese süßen angenehmen Früchte, die wir enthülsten und, behaglich aufwärts steigend, verzehrten.

Auf der Höhe leuchtete uns die Sonne in voller Pracht entgegen; ihre Strahlen spielten über das Gebirge herüber und erfüllten unsern Weg, der bis jetzt im Schatten gelegen, mit goldenem Licht, wobei Bäume und Sträucher mit ihrem herbstlichen Laub in warmen rothen, gelben und braunen Farben spielten. Am Abhange rechts lag zwischen Wallnußbäumen ein roth angestrichenes, lebhaft leuchtendes Landhaus mit Terrassen und

Arkaden, hinter demſelben erſchien eine größere Fläche des herrlichen Lago maggiore, mit Hunderten von weißglänzenden Häuſern, und den Ortſchaften Locarno, Arona und Magadino.

Wir rollten nun im ſchnellen Trab der Pferde abwärts. Hier wird die Gegend immer maleriſcher und ſchöner; dabei war das Wetter ſo angenehm, wie an einem ſchönen warmen Septembertag in der Heimath. An der Straße wechſelten Wallnußbäume und zahme Caſtanien mit Rebenpflanzungen ab, deren knorrige Stämme ſich bald neben Maulbeerbäumen emporſchlangen und oben von Aſt zu Aſt Guirlanden bildeten, oder an Häuſern über kunſtloſe und doch ſo maleriſche Veranden gezogen waren. Woher es kommt, daß ſich hier jede Ortſchaft, jedes einzelne Haus ſo allerliebſt darſtellt, und der Gegend einen ſo eigenthümlichen Charakter verleiht — ich weiß es nicht; es ſind lauter Zufälligkeiten, die zuſammentreffen, um ein dem Auge ſo wohlthuendes Ganze hervorzubringen. Dort das ärmliche Bauernhaus mit flachem Dach, daneben unter einem rieſenhaften Baum das kleine Heiligenhäuschen mit dem Muttergottesbild; vor uns auf der Höhe ein weißes Kirchlein, ſchmucklos und doch ſo reizend mit ſeinem ſtumpfen Thurm und den hohen Fenſteröffnungen, durch welche man die Glocken hin- und herſchwingen ſieht. Die Straße ſelbſt iſt belebt mit zahlreichen Ochſenwagen, kleinen Eſelkarren, Reitern und Gruppen von Weibern, die Laub geſammelt haben, und es in ungeheuren Päcken auf dem Rücken nach Haus tragen. Alle dieſe Weiber und Mädchen ſcheint unſer Poſtillon zu kennen, der in allem ein überluſtiger Geſell iſt und halbe Stunden lang neben ſeinem Wagen herläuft, wobei es ihm auch gar nicht darauf ankommt, den Wagen ſeinen vier Pferden zu überlaſſen, die genau den Weg kennen, klingelnd allein hinabtraben,

vortrefflich ohne Leitung um eine ſcharfe Ecke biegen, und die er dann auf der nächſten Anhöhe gemüthlich wieder einholt.

Den Weg von Bellinzona nach Lugano machte ich heute zum erſtenmal und muß geſtehen, daß er eine der ſchönſten und maleriſchſten Straßen Ober-Italiens iſt; namentlich iſt der Blick von der Höhe herab auf Lugano und den mit hohen Bergen eingeſchloſſenen See von einer überraſchenden Schönheit; auch die Straße, obgleich ziemlich ſteil im Zickzack hinabgehend, iſt prächtig gebaut; und das Städtchen ſelbſt erſcheint mit breiten Straßen, reinlichen Häuſern und ſtattlichen Gaſthöfen am See wahrhaft einladend zu längerem Aufenthalt. Freilich trägt auch der helle Sonnenſchein das ſeinige hiezu bei, und es beſticht ſchon, wenn man Ende Novembers bei offenen Wagenfenſtern im leichten Anzug fahren kann, an den Ufern des wunderſchönen See's dahin, die ſich bis auf ihre kleinſten Details in dem klaren Waſſer abſpiegeln, bei Gärten vorbei mit noch ganz grün belaubten Bäumen, Roſen und andern blühenden Blumen, vorüber an Lorbeergebüſchen, zwiſchen denen zierliche weiße Landhäuſer hervorblicken, die überragt ſind von ſchlanken dunklen Cypreſſen, und über alles das ein tiefblauer italieniſcher Himmel.

Noch ein paar Stationen, und wir ſahen gegen 4 Uhr Nachmittags den dritten der ſchönen Seen Ober-Italiens — den Lago di Como, und erreichten eine halbe Stunde darauf die freundliche Stadt. Von hier aus führt der Weg aufwärts durch eine dichte Allee nach Camerlata, von wo uns der Bahnzug nach Mailand führen wird. Wir verließen die bequeme Diligence, und ich ſuchte ein Kaffeehaus in der Nähe des Bahnhofs auf, wo ich vor ein paar Jahren um dieſelbe Zeit mit meinen Lieben ſaß, die ſich jetzt zu Haus in der deutſchen Heimath befinden.

Venedig.

I.

Venetianiſche Feſte.

1.

Die Ankunft des Kaiſers und der Kaiſerin.

Wenn irgend eine Stadt der Welt durch ihre Oertlichkeit dazu gemacht iſt, die reichſten Feſte zu geben, ſo iſt es Venedig, denn der prachtvolle Platz St. Marco mit ſeinem ſeltſamen, morgenländiſchen Dom, der phantaſtiſche Dogenpalaſt und die Piazetta mit ihren beiden maleriſchen Säulen, ſo wie die weiten Lagunen bilden ein natürliches Theater, wo es nur der geringſten Ausſchmückung bedarf, um die Scene ſo großartig, ſo eigenthümlich wie möglich zu machen.

Die eben genannten Theile der alten Lagunenſtadt, ihr Herz und ihre Seele, waren am Morgen des 25. Novembers in einer wahrhaft fieberhaften Bewegung; aus all den vielen kleinen Seitencanälen ſchoſſen die ſchwarzen Gondeln an das Ufer der Riva degli Schiavoni oder in den Canal Grande, um an der Piazetta zu landen; aus all den Seitengaſſen, die auf den Marcusplatz münden, ſtrömte eine vielfarbige Menge hervor, die Arkaden

anfüllend mit einem gewaltigen Strom, ebenfalls nach dem Ufer der Slavonier zudrängend. Venedig hatte aber auch vollen Grund in Aufregung zu ſein, der Kaiſer führte ſeine Gemahlin hieher und zeigte ihrem erſtaunten Blick zum erſtenmal dieſe Stadt, eine der wunderbarſten und wundervollſten der Erde. Die Hauptſache aber dabei war, daß die Anordner der Feſtlichkeiten von einer treuen Verbündeten nicht im Stich gelaſſen wurden, das war eine helle klare Sonne, die am wolkenloſen Himmel emporſtieg und in einer Stunde mehr putzte und vergoldete als Millionen Hände zu thun im Stande geweſen wären. Glänzte doch ſelbſt der alte Dogenpalaſt behaglich im röthlichen Schimmer, und auch die finſtern grauen Procurazien — wenn auch die Sonne nicht im Stande war, ihnen ein freundliches Lächeln abzugewinnen, ſahen ſie doch nicht gerade unzufrieden auf das Leben des Marcusplatzes. Der alte Dom hatte dagegen ſchon ſein übermögliches gethan, ſich zu ſchmücken, auf die Fresken in den Rundbogen ſeiner Façade warf die Sonne einzelne Streiflichter und friſchte ſie wunderbar auf, die Spitzen der Kuppeln und der ſo ſeltſam geformten Thürmchen warfen glänzende Strahlen von ſich, und ſelbſt das übriggebliebene Gold auf dem Rücken der vier alten berühmten Bronzepferde zeigte ſich in ſo ſchönem Licht wie nur immer möglich; eigenthümlich, aber recht hübſch machten ſich an dem altersgrauen Dom die verſchiedenen Flaggen, meiſtens in leuchtenden lebhaften Farben.

Der Marcusplatz ſelbſt wurde, ſo viel es möglich war, von den auf allen Seiten drängenden Zuſchauern freigehalten, was aber erſt dann gelingen wollte, als ſich ein doppeltes Soldatenſpalier vom Haupteingang der Marcuskirche nach dem gegenüberliegenden Theil des Kaiſerlichen Schloſſes, der die alten mit den

neuen Procurazien verbindet, gebildet hatte. Dieſe Soldatenſpaliere mit den weißen Uniformen, mit fliegenden Fahnen und großen Muſikchören bildeten eine eigenthümliche Decoration. Die beiden weißen ſcheinbar mit Gold durchwirkten Linien rahmten einen koloſſalen rothen Teppich ein, der ſich über die ganze Länge des Platzes bis zum Eingang in die kaiſerliche Burg hinzog. Der Kaiſer und die Kaiſerin ſollten gleich nach ihrer Ankunft einem feierlichen Tedeum in der Kirche von San Marco anwohnen und dann erſt mit großem Gefolge nach dem Palaſte ziehen. Von dem Haupteingang der Kirche zog ſich ein gleiches Soldatenſpalier und ein ähnlicher Scharlachteppich bei dem Dogenpalaſt vorbei, über die Piazetta, bis an den Rand der Lagunen, wo ſich ſein einfaches Roth in vielfarbige perſiſche Decken verwandelte, deren lange Franſen kokett auf dem Waſſer ſchwammen. Die Hauptzierde des Marcusplatzes aber waren die rieſenhaften Flaggen an den drei Maſtbäumen der ehemaligen drei Königreiche Cypern, Candia und Morea; begreiflicherweiſe waren es aber nicht die Farben dieſer drei Reiche, welche im Wind rauſchten und flatterten, ſondern die auf beiden Seiten zeigten in großen Feldern von Weiß und Roth das öſterreichiſche Wappen, und in der Mitte wehte die rieſenhafte kaiſerliche Standarte mit der Einfaſſung von Schwarz und Gelb.

So war der weite Marcusplatz, dabei umzogen von einer wimmelnden, tauſendfarbigen, vielbewegten Volksmaſſe, und bot mit all den lebhaften, prächtigen Farben, mit den dunklen Schatten und dem daneben glänzenden hellgrellen Sonnenlicht, mit ſeinen Wimpeln und Fahnen — alle Fenſterbrüſtungen mit Teppichen in Roth, Grün, Gelb, Blau, Weiß und Gold geſchmückt,

darüber elegant gekleidete Damen mit glänzenden Fächern — einen wunderherrlichen Anblick. Mit Mühe drängen wir uns durch, und ein unaufhaltsam sich fortbewegender Menschenstrom führt uns nach der Piazetta, wo wir, zu den Arkaden des Dogenpalastes hinaufblickend, mit Erstaunen sehen, daß sich die grandiosen Bogengänge, die sonst so still und einsam liegen, ebenfalls belebt haben; die Damenwelt hat sich hier zur Begrüßung der Kaiserin versammelt, und es thut dem Auge ordentlich wohl, zwischen den alten grauen Säulen all die frischen Farben, leuchtende Shawls und Mäntel, schillernde Blumen und Bänder, strahlende Augen und goldglitzernde Fächer zu sehen. Graf Bissingen, der umsichtige und allbeliebte Civilgouverneur, hat hier das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, für die Plätze auf dem Dogenpalast ein kleines Eintrittsgeld zahlen lassen und den Ertrag den Anstalten für arme Kinder bestimmt, was diesen unglücklichen Wesen den heutigen Tag zu einem Tag der Freude machte. Unten zieht der Strom des Volkes vorbei, immer fort, ohne Aufhören gegen die Giardini publici, wo die kaiserliche Dampffregatte anlegen und von wo sich die höchsten Herrschaften in einer Staatsgondel nach der Piazetta begeben werden. Hier an der Landungsbrücke bildet das Volk neugierig drängend einen weiten Kreis, und in diesem Kreise sieht man die vielfachen Uniformen des Kaiserstaats, die Generalität und dazwischen die überreich gestickten Röcke der Civilbeamten.

Wie aber jeder Kreis seinen Mittelpunkt hat, jedes Planetensystem seine Sonne — und man kann die Herren mit ihren unzähligen Sternen und Orden für kreisende Planeten ansehen — so auch dieser; und nach diesem Mittelpunkt, dieser Sonne blicken die tausend und tausend Augen des Volks ringsumher, all die

glänzenden Uniformen, die wehenden Helmbüsche und die Goldstickereien überſehend, denn in der Mitte dieſes Kreiſes ſteht ein kleiner, etwas vorn übergebeugter Mann mit klugem Geſicht und lieben klaren Augen, freundlich umherblickend, hie und da einen Bekannten, der ſich ehrfurchtsvoll nähert, herzlich begrüßend — Vater Radetzki, der Heldenmarſchall. Da wartet der alte neunzigjährige Herr auf ſeinen Kaiſer und Freund, um der erſte zu ſein, der ihn ehrfurchtsvoll begrüßt beim Eintritt in die ſchönen Provinzen, die ſeinem tapfern Säbel, ſeinem guten Herzen anvertraut ſind.

Unterdeſſen reißt uns der Strom der Volkes gewaltſam mit fort, und ich rette mich in mein Hotel, um im Hof des alten Palaſtes eine Gondel zu beſteigen und auf den Schauplatz des bewegteſten Leben des großen Canals zwiſchen der Dogana di Mare und den Giardini publici, zu fahren. Der Lohnbediente meines Gaſthofs, der mich von früheren Reiſen her kennt und mich deßhalb protegirt, hat mir, allerdings für unſinnig theures Geld, eine Gondel mit zwei Gondolieren verſchafft, „Marigliani,“ wie er ſagt, die bei der Regatta ihres Preiſes ſicher ſind und wie eine Schwalbe mit mir dahinſchießen werden. „Das iſt aber nothwendig,“ meint er, „um etwas zu ſehen.“

So fahren wir aus dem dunklen Canal unter einem Brückenbogen hinaus, und nachdem wir erſt einige Dutzend mit uns gehender oder begegnender Gondeln, die ein entſetzliches Gedränge verurſachen, überwunden, ſchießen wir in die offenen Lagunen hinaus, aus tiefem Schatten in hellen Sonnenglanz hinein, und es iſt uns hier auf einmal zu Muth, als ſeien wir um ſo viel hundert Jahre zurückverſetzt, und ſähen das venetianiſche Leben in alter Pracht und Herrlichkeit. Mit unzähligen Fahrzeugen iſt die weite Waſſerfläche bedeckt, aber verſchwunden

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Ein Hofball und ſeine Folgen.

Am andern Morgen ſaßen die beiden Freunde auf der ſchattigen Teraſſe des kleinen Landhauſes. Sie hatten gefrühſtückt, von alten Tagen geſprochen, Alfred ließ ſich eine vortreffliche Cigarre bringen, und während Beide ſich in ihre kleinen Drahtfauteuils zurücklehnten, ſchlürften ſie den würzigen Duft des guten Blattes.

Die Teraſſe war tief beſchattet von rothblühenden Kaſtanien und hochſtämmigen Orangen. Die Sonne konnte nicht in das Dickicht dringen, und die Kühle hier war um ſo wohlthuender, als man bemerkte, wie die Hitze des Junimorgens draußen auf den Feldern brütete. Nur hie und da, wenn ein leichter Luftzug die Blätter hob und ſenkte, drang ein Sonnenblick durch, ſpielte auf dem feinen gelben Sand der Teraſſe und beleuchtete irgend einen kleinen Käfer, der dort munter herumlief. Neben der Teraſſe befand ſich ein Springbrunnen, zwei weiße marmorne Schalen über einander und oben eine ſchöne Copie der prachtvollen Venus von Jean de Bologne, deren Original auf

ist die traurige schwarze Farbe der Gondelhäuschen; es schillert uns vor den Augen, die weiten Lagunen sind bedeckt mit Fahrzeugen in allen Farben und glänzen im Sonnenlicht in Gold und Silber, es ist wie ein Märchen, wie eine Phantasie, wie ein schöner Traum. Etwas von dem vielfarbigen Gewimmel deutlich zu unterscheiden, sind wir noch nicht im Stande, wir heben den Blick empor, und sehen vor uns die öffentlichen Gärten, die Insel Giorgio maggiore, die Spitze der Giudecca, die Kuppeln und Thürme von Santa Maria della Salute im Sonnenlicht schwimmen, und alles besteckt mit unzähligen Fahnen und Wimpeln. Wir sehen die Schiffe rings umher bis hoch an die Mastspitzen beflaggt, wir sehen Gondeln an uns vorüber schießen, bei deren reichem Anblick wir erstaunt auf unsre einfache dunkle Kleidung herabschauen, — ja, es ist ein Stück des ehemaligen reichen venetianischen Lebens, welches hier vor unsern Augen aufgeführt wird.

Einige rasche Ruderschläge schnellen uns nach der Landungsbrücke an der Piazetta; dort liegt die kaiserliche Gondel, eben im Begriff, nach den öffentlichen Gärten abzufahren. Es ist ein schimmernder Pavillon von geschnitztem vergoldetem Holz mit immensen Spiegelfenstern; die innern Draperien sind weißer Atlas mit gestickten Goldblumen, das Dach besteht aus Carmesinsammt und trägt oben einen Kranz von Goldlaub mit hohen weißen nickenden Straußfedern; an der Spitze ist eine vergoldete Siegesgöttin, welche zwei Draperien von rothem goldblumigem Sammet hält, die eine Art Vordach des Pavillons bilden, der oben die kaiserliche Krone trägt. Die Gondoliere, alle große schöngewachsene Leute, haben brocatene Unterkleider, Ponceau-Gamaschen mit goldenen Knöpfen, rothsammtene goldgestickte

Wappenröcke, die vorn auseinanderfallen und weiß atlassene mit Silber gestickte Tuniken sehen lassen. Das Hintertheil des Schiffs ist eben so reich als zierlich; es zeigt einen kolossalen goldenen Blumenkorb voll grüner Ranken und Blüthen in allen Farben, und wenn wir von diesem Schiff die Blicke staunend nach rechts oder nach links werfen, so sehen wir Fahrzeuge fast von gleicher Pracht in allen Farben schimmernd, in Gold und Silber, mit Fahnen und Wimpeln überladen, mit Stickereien und Blumenguirlanden — daher Geduld, es ist nothwendig, dieses Gewimmel nach einer gewissen Ordnung zu betrachten.

Was sich hier an Fahrzeugen durcheinander treibt, läßt sich in vier Classen eintheilen: die größten Barken mit Pavillons, wie die eben beschriebene kaiserliche, und Häuschen in allen Gestalten; zweitens die Bissoni, jene phantastischen Fahrzeuge, vorn und hinten mit erhöhten Schiffsschnäbeln, die sich aufwärts mit Figuren oder goldenen Stangen verlängern und seltsame Gewinde, Fächer, Flügel, Federbüsche, aus farbigen mit Gold durchwirkten Gazen gebildet, darstellen; von den Figuren oder Stangen herab hängen Schnüre, von goldenen Kugeln gebildet, oder auch Blumengewinde; die Flanken dieser Schiffe sind ebenfalls reich geschmückt mit farbigen Gazen behängt; zuweilen ist auch diese Verkleidung von schwerem goldgewirktem Sammet, oftmals noch mit langen Fransen versehen, wo es alsdann zur Grandezza gehört, diese Draperien an den Seiten, namentlich aber hinten, wo sich sonst das Steuerruder befindet, wie die lange Schleppe einer vornehmen Dame von ehemals, auf den Wellen nachschleifen zu lassen. Der Name Bissona kommt von Bissa (biscia, Schlange), und wenn man so eine Gondel mit dem langen schmalen Körper sieht, vorn und hinten durch die

eben erwähnten Schiffsſchnäbel verlängert, durch Draperien über vergoldetes Holzwerk, welches ſich in phantaſtiſchen Formen durcheinander ſchlingt und windet, ſo kann man das Ganze aus der Entfernung — ohne ſeine Phantaſie übermäßig anzuſtrengen — für eine ſchillernde, rieſenhafte Waſſerſchlange halten. Die dritte Gattung dieſer Fahrzeuge ſind die Barchetti, ähnlich den Gondeln, ohne Verdeck; ſtatt aber daß dieſe ſchwarz ſind, ſehen wir jene behängt mit Stoffen in hellen Farben, häufig in Roſa, Weiß, Hellblau und Gelb, und die Ränder des Fahrzeugs ſind meiſtens von künſtlichen Blumen bedeckt, die auch rings um das ganze Schiffchen in Guirlanden herabhängen. Die vierte Art ſind endlich die gewöhnlichen ſchwarzen Gondeln, heute ſämmtlich ohne Verdeck. In ihnen befinden ſich zahlloſe Zuſchauer, und wenn auch einförmig ſchwarz, tragen ſie doch ungemein zur Belebung des ganzen Bildes bei: ſie ſchießen in fabelhafter Schnelle hieher und dorthin, bald allein, bald zu zweien, dreien, vieren, bald in ganzen Flottillen, momentan um eine beſonders ſchöne Biſſona gedrängt. Sie ſind es, die auf dem glänzenden, ſpiegelnden Waſſer, inmitten der unausſprechlichen Farbenmaſſe, durchwoben mit Gold- und Silberſtreifen die wohlthuenden Schatten darſtellen.

Da meine beiden braven Gondoliere ſich mit ihrem kleinen Fahrzeug dicht unter die kaiſerliche Staatsbarke legen, haben wir einen vortrefflichen Platz erobert, und können die Biſſoni und Barchetti, die eilfertig vom großen Canal herrudern, vortrefflich in Augenſchein nehmen. Dort kommt die Barke der Handelskammer, vorn mit dem geflügelten Mercur, vom Pavillon rothe Sammetdecken herabhängend, die lang im Waſſer nachſchleifen; die Gondoliere haben Ueberwürfe von Grün und Gold, auf dem Rücken lange Capuzen, rothe Schärpen und auf dem Kopf wal-

lende Perrücken von dem röthlichen Braun, wie man es häufig auf alten venetianiſchen Bildern ſieht; ſie bewegt ſich etwas ſchwerfällig daher, die Kaufmannſchaft, obgleich ſie ſechs Ruderer hat, und neben ihr vorbei ſchießt ein kleines elegantes Barchetto, mit blauem Sammet verhängt, der auf beiden Seiten ein reich geſticktes Wappen zeigt; ein Herr und eine Dame ruhen nachläſſig in den Atlaskiſſen, und die beiden Gondoliere ſind im alten ächten Geſchmack reich und elegant angezogen, ſie haben Tricots weiß und blau geſtreift, rothſammetene geſchlitzte und mit Puffen verſehene Wämmſer und weiße Barette mit ſchwarzen Federn; dabei ſind dieſe beiden Gondoliere ein paar prächtig gewachſene junge Leute, und wie ſie ſo auf beiden Enden des Schiffchens ſtehen, mit aller Kraftanſtrengung ausholen, kann man nicht leicht etwas maleriſcheres ſehen. Ihnen folgen andere Barchetti, immer bunter, immer reicher verziert, Gondoliere in weiß und roth geſtreiften Tricots mit gelben Atlaswämmſern, weißen Schärpen, breitem antikem Spitzenkragen, rothen Baretten mit weißen Federn. Die Bemannung dieſer Barchetti befleißigt ſich meiſtens des beſten Geſchmacks, und die Leute ſind ſo gekleidet, wie wir ſie auf Bildern aus der Glanzepoche der Republik zu ſehen gewohnt ſind. Die Biſſoni nehmen ſich ſchon eher die Freiheit, ihrem Geſchmack die Zügel ſchießen zu laſſen, und werden darin oft ein bischen zügellos. So ſehen wir dort eine ſolche ganz chineſiſch verziert und bemannt; vorn an der Spitze prangt ein buntes chineſiſches Glockendach, die Gondoliere ſind in demſelben Geſchmack gekleidet und haben zum Ueberfluß falſche lang herabhängende Bärte. Nicht übel ausſehend war eine andere Biſſona, welche, ſeltſam genug, den Carneval darſtellte; das Fahrzeug ſelbſt, auf burleske Art mit den grellſten Farben drapirt, die acht Gondoliere

Arlequinos in reichen Costümen mit schwarzen Halbmasken und goldenen Rudern.

Auch die Innungen und Gewerke haben ein übriges gethan und erscheinen mit reich verzierten Schiffen, so die Glasfabrik von Murano, wo die ganze Decoration aus Producten der Fabrik selbst besteht; die Decken, welche von den Seiten des Fahrzeugs herabhängen, sind mit Perlenstickereien bedeckt, auf ihnen sieht man Blumensträuße und Guirlanden von farbigen Glasstücken, von dem Dache des Fahrzeuges herab hängen schillernde Gewinde von Glasfäden und die Federn der Gondoliere bestehen aus demselben Material. Daß diese Gondel eine fabelhafte Wirkung macht, wenn sie sich im Sonnenglanze dreht, versteht sich von selbst; das glitzert und blinkt, strahlt und leuchtet in allen erdenklichen Farben, und wohin sie sich wendet, wirft sie Lichter von sich wie ein Haufen kolossaler Edelsteine. Die Buchdrucker-Innung führt unter vergoldetem Pavillon, von dem blausammtene Decken herabhängen, eine Buchdruckerpresse; die Gondoliere sind in rothem Sammetwamms, weißen kurzen Hosen und schwarzem Barett. Etwas schwerfällig kommen all diese größeren Barken und Bissoni daher, und die leichten eleganten Barchetti schnellen oft mit kaum sichtbarem Ruderschlag flüchtig bei ihnen vorüber. In diesen befinden sich meistens die reichen venetianischen Familien, und sie sind größtentheils aufs geschmackvollste decorirt. So schießt so eben eine Gondel bei uns vorbei, in dunkelblaue mit Silber gestickte, übermäßig lang nachwallende Sammetdecken gehüllt, und die vier schlanken Gondoliere sind in gelben Atlas gekleidet; zwei Damen in reichen Pelzen ruhen in den Kissen, während ein kleiner Neger in orientalischem Costüm hinter ihnen einen großen Sonnenschirm über sie hält. Ein an-

beres Barchetto kommt ihnen entgegen mit blau- und roſafarbigen Gazegehängen, die Gondoliere in Wämmſern von Silberſtoff, kurzen weiten rothen Sammethoſen und ſchwarzen ſpaniſchen Hüten mit lang herabwallender weißer Feder; in dieſem befinden ſich zwei Damen mit einem Herrn. Die eine der Damen drüben macht den Gondolieren eine nachläſſige Handbewegung, und ohne im ſcharfen Lauf anzuhalten, ohne die geringſte auffallende Bewegung zu machen, fliegt die blaue Sammetbarke wie ein Vogel in einem kleinen Bogen herum, holt die Gondel in Blau und Roſa ein, und beide ſchwimmen mit einander fort. —

Während wir alle dem ſtaunend zuſehen, ſind die Staatsbarken und Biſſoni, von denen wir ſo eben geſprochen, längſt unſerm Auge entſchwunden, und andere ſchöne und ebenſo glänzende wieder an ihre Stelle gerückt. Dort kommt eine Gondel mit vier Albaneſen in der weißen Fuſtanella, der goldgeſtickten rothen Mütze und den blauen reichen Sammetjacken. Ihnen folgt eine überaus phantaſtiſche Biſſona: die Gondoliere ſtellen vier Welttheile vor: Europa im venetianiſchen Coſtüm, Aſien im türkiſchen, Amerika erſcheint als Indianerhäuptling mit Federſchurz und eben ſolchem Kopfſchmuck, und Afrika wird durch einen wirklichen Neger repräſentirt, der, wenn er mit dem Ruder ausgreift, grinſend die ſchneeweißen Zähne zeigt. Aber dort kommt in der That Othello, ein kleines Barchetto, dem alle Gondeln nachſchauen und das ſich auch wirklich ſo elegant und phantaſtiſch ausnimmt, wie man nur etwas ſehen kann. Das Schiffchen war mit den dunkelſten Carmeſinſammetdecken behängt, dabei faſt ſo leicht und elegant gebaut wie eine Regatta-Gondel; die beiden Gondoliere, ausgeſucht elegante Figuren in grauſeidenen Tricots, dunkelblauen Sammetwämmſern mit gelbem Atlas ge-

ſchlizt, regierten ſpielend ihre Ruder, und ohne daß man irgend eine Anſtrengung ſah, flog das leichte Boot dahin. Auf ſeinen Kiſſen ruhte ein Mann in weißem Burnuß mit Turban und farbigem Kopftuch und einem broncefarbigen Geſicht mit glänzend ſchwarzem Bart. Das war offenbar kein Coſtüm, oder wenn ſich jemand in der That den Spaß gemacht hätte, hier als Orientale zu erſcheinen, ſo ſpielte er ſeine Rolle mit außerordentlicher Fertigkeit. Der Maure ſchenkte dem Gewühl um ihn her nur hie und da einen ſchläfrigen Blick, ließ aber deſto eifriger die rothen Kugeln ſeiner Perlenſchnur, die er in der Hand hielt, durch die Finger gleiten.

Vorbei! Auch Othello iſt unſerm Blick entſchwunden, und hinter ihm zieht ſchwerfällig die Staatsbarke der venetianiſchen Curie, mit ſpizigem Dach, bedeckt von violettem Sammet mit rothſeidenen Quaſten, hinter den Spiegelfenſtern ein Gewimmel der verſchiedenſten ſchwarzen Geſtalten; die Gondoliere ſind von ernſtem Anſehen und haben dunkel galonnirte Röcke, kurze Hoſen mit weißen Strümpfen, mit einem Wort ein Coſtüm, das nicht ſo recht zu der übrigen heitern und luſtigen Umgebung paſſen will. Der Geiſtlichkeit folgt die Barke der Commune, ebenfalls etwas ſchwerfällig und wichtig, mit acht derben Ruderern, die ſich nur durch Büſche von farbigen Glasfäden auszeichnen. Am ernſteſten zeigt ſich die Gondel des Patriarchen, die ohne den ehrwürdigen Prieſter, welcher im Dom den Kaiſer erwartet, wohl nur zum Staat mitfährt; ſie iſt von der Form der gewöhnlichen ſchwarzen Gondeln, hat aber Quaſten und Verzierungen von dunklem Roth; die vier Gondoliere ſind in braune Sammetröcke mit einfachen Stickereien gekleidet.

So rudert alles umher, und die größern Fahrzeuge legen

ſich im Kreis um die kaiſerliche Staatsbarke, während die Biſſoni und Barchetti auf- und abfahren, ſtets umſchwärmt von den zahlloſen einfach ſchwarzen Gondeln, die wie Schwalben hin- und herſchießen, und deren Beſitzer mit neugierigem Blick die ganze Umgebung muſtern. Für uns Fremde ſind aber nicht nur die reich verzierten Gondeln von Intereſſe, ſondern auch die ſchönen ausdrucksvollen Geſichter der venetianiſchen Frauen und Mädchen, von etwas blaſſem Teint zwar, aber mit ſeltſam glühenden Augen und dem ſchönen vollen Haar von der eigenthümlichen Farbe, ſchwarz mit einem faſt bläulichen Schimmer. Auch reiche Toiletten ſieht man, viele prächtige Pelze und Sammetmäntel, reiche Shawls, geſtickte orientaliſche Burnuſſe und eigenthümlich geſchnittene Atlasüberwürfe, meiſtens von ſchönen Weibern getragen, die auf dem dichten ſchwarzen, zuweilen auch röthlich ſchimmernden Haar ein kleines kokettes graues Hütchen tragen mit lang herabwallender Straußenfeder. Es ſind das die gefährlichen Kopfbedeckungen, die in dieſem Jahr Mode wurden, und worunter ein glänzendes Auge noch einmal ſo ſchön und deßhalb auch um ſo gefahrbringender hervorblitzt.

Es iſt mittlerweile ungefähr 2 Uhr geworden, und auf einmal hören wir von den Batterien in San Pietro dumpfe Kanonenſchüſſe; unmöglich iſt es zu beſchreiben, welche Bewegung dieſe Signale unter den zahlloſen Gondeln auf den weiten Lagunen, unter der unermeßlichen Volksmenge, welche die Riva bei Schiavoni, die Piazetta und den Marcusplatz bedeckt, hervorrufen. Die Barken beginnen unruhig hin- und herzuſchießen, und die vielfarbige Volksmenge, wo der Nachbar ſeinen Nachbar, der Vordermann den Hintermann auf die lang erſehnten Zeichen aufmerkſam macht, ſich wendet und herumdreht, bringt eine fort-

geſetzte Bewegung hervor wie das langſame Dahinrollen einer gewaltigen Meereswelle auf flachem Sandboden. Jetzt beginnt die kaiſerliche Staatsbarke ſich langſam vom Ufer zu entfernen, indem die Gondoliere dort ihre ſchweren Ruder einſetzen, und dieſer Augenblick erzeugt unter den Tauſenden von Fahrzeugen, die in allen Farben ſchillern, ein fabelhaftes Gewimmel; die weite Waſſerfläche iſt hier, wo ſich die Schiffe befinden, kaum mehr ſichtbar, und bietet nur noch eine buntfarbige, mit Gold und Silber glitzernde Maſſe. Für die Menſchenmaſſe auf dem Platze, ſowie für die zahlreichen Zuſchauer auf der Gallerie des Dogenpalaſtes muß dieſer Moment noch prachtvoller geweſen ſein, und wir ſehen deutlich, wie man im freudigen Erſtaunen mit der Hand und den weißen Taſchentüchern winkt, und hören ein Geſumme und Gebrauſe, welches jetzt ſchon geneigt iſt in einen Jubelruf überzugehen.

Meine kleine leichte Gondel ſchoß übrigens nicht mit den andern vorwärts, ſondern einer der Gondoliere rief mir zu, er wolle die ganze Maſſe der Schiffe bei uns vorbeilaſſen, damit ich ſie nochmals ſehen könne. „Wir überholen ſie doch alle wieder,“ rief er mit großer Selbſtzufriedenheit, und nun war es wirklich intereſſant zu ſehen, wie ſich mein Boot zwiſchen den auf allen Seiten vorbeifliegenden Gondeln hielt. Zuweilen rief es hinter uns oder rechts und links: avanti, avanti! aber da wandte der hintere der Gondoliere nur ſeinen Kopf herum, um von den Nachkommenden augenblicklich erkannt zu werden, die dann lachend und grüßend vorbeifuhren; kam uns irgend ein Fahrzeug etwas nahe, ſo genügte ein leichter Schlag mit dem Ruder ungefähr in derſelben Art, wie ein Fiſch ſeine Schwanzfloſſen bewegt, und wir ließen vorbei, was vorbei wollte. So zog denn die ganze

Gondelpracht nochmals an unſern Blicken vorüber, und es hätte tauſend Augen bedurft, um nur den geringſten Theil der reichgeſchmückten Fahrzeuge genau zu betrachten und ſich ins Gedächtniß einzuprägen.

Da jetzt alles vorwärts und auseinander drängte, war die ganze Waſſerfläche bedeckt, und es gab in der That Augenblicke, wo die farbige Maſſe eine Fortſetzung des Ufers ſchien, denn dort wogte es ebenfalls in immerwährendem Drängen und Treiben durcheinander. Endlich begann es, wo wir hielten, lichter zu werden, und als nur noch einige Nachzügler neben uns dahin ſchoſſen, ließ der Hintermann meiner Gondel endlich auch ſein Avanti! ertönen, und ſchon nach den erſten drei oder vier Ruderſchlägen, flogen wir wie ein Pfeil über das Waſſer dahin, rechts und links die Gondeln, Barchetti und Biſſoni überholend, und nur ſelbſt wieder überholt von ein paar leichten Regatta-Gondeln — kleinen flachen Fahrzeugen, deren Holz kaum ein paar Linien dick iſt, und die ſtatt der Bänke und dergleichen oben ein leichtes Netz von Holzwerk zeigen. Selbſt einem dieſer unvergleichlich flinken Boote, die ſich wahrſcheinlich zur ſonntäglichen Wettfahrt einübten, hielten wir eine Zeitlang Stand, wurden von ihm aber ſchon in wenigen Minuten weit hinten gelaſſen. Allen übrigen kamen wir wieder voraus und legten faſt zu gleicher Zeit mit der Biſſona des Podeſta von Venedig, neben der großen Steintreppe, welche vor den Giardini Publici ins Waſſer hinabführt, an. Dieſe Biſſona vor uns, mit weißer, blauer und Roſa-Gaze behangen, alles aufs reichſte mit Silber geſtickt, flog wie ein Lichtſtrahl über das Waſſer dahin; ſie wurde geführt von zwölf Ruderern, in Wämmſern von Goldbrocat, blauen Sammethoſen, weißſeidenen Strümpfen, blauen Mützen mit langer ro-

dem herrlichen Landhause di Petreia in der Nähe von Florenz steht. Die Göttin ist dargestellt, wie sie, dem Meer entstiegen, ihr herabwallendes Haar mit den Händen ausdrückt; das Wasser, das demselben unaufhörlich entfließt, füllt die obere Schale und strömt aus dieser, melodisch murmelnd, in die zweite über.

Dieser Morgenwinkel, wo sich die Freunde gerade befanden, und so genannt, weil er während des Vormittags durch seine Lage der Sonne den Eintritt verweigerte, war ein lieber, kleiner Platz mit schönen Vasen und Marmorstatuen verziert. Eine weite Flügelthüre führte in eine kühle gewölbte Halle, wo man sich während der Mittagshitze zurückzog und auch wohl frühstückte. Diese Halle, mit einem bunten Steinboden, Wände und Decke mit reichen Holzsculpturen verziert, war dem Mittelalter geweiht. Ein riesenhafter Kamin nahm fast eine ganze Wand ein, auf demselben waren Aufsätze fast bis zur Decke, und auf ihnen sah man kleine Steinfiguren, Drachen und allerlei von tapfern Rittern besiegte Ungeheuer und dazwischen große Glaspokale, auf welchen Turniere und bunte Wappenschilder eingebrannt waren, so wie irdene Krüge mit merkwürdigen Verzierungen. Die übrigen Wände dieses Gemachs waren bedeckt mit mittelalterlichen Waffen aller Art, und in zierlichen Gruppen geordnet sah man hier alte Harnische, Hellebarden, zweihändige Schwerter, blanke Helme und schöne, mit Gold und Silber eingelegte Armbrüste. In der That, der Erschaffer dieses Landhauses war zu beneiden um dieses herrliche Besitzthum und um die Kunstschätze, die er seit einer langen Reihe von Jahren auf seiner weiten Reise gesammelt und die er mit feinem Geschmacke zusammengestellt. Wenn man auf der Terasse saß, so erblickte man das Gebüsch wie durch Zufall auf einer Seite geöffnet, und es gewährte einen herrlichen Blick auf die reizende Stadt Lüttich und auf die klaren Fluthen der Maas, welche die Stadt liebend umfaßte.

Die beiden Freunde hatten eine Zeit lang fortgeraucht, ohne

ther Quaste; ihr folgte die kaiserliche Gondel, und legte sich dicht an die Landungstreppe. Meine Gondoliere fuhren ein paar Schiffslängen zurück und legten sich neben einige Dutzend anderer ähnlicher Schiffchen, deren äußerstes an einem der Uferpfähle befestigt war, das nächste an dieses, und so fort, wobei es nicht lange dauerte, bis wir mit immer neuen Gondeln, die ankamen und sich ebenfalls neben uns legten, eine kleine bewegliche Insel bildeten.

Wir hatten einen der besten Plätze gewählt; links von uns, an der Landungstreppe der Gärten, lag die kaiserliche Staatsbarke, einen schweren Mittelpunkt von Gold und rothem Sammet bildend, um welchen allmählig die zahllosen andern Fahrzeuge wie bunte Krystalle anschossen und so nach und nach ins Wasser hinein eine Masse bildeten, die, wenn man flüchtig darüber hinweg sah, wie ein riesenhafter Teppich erschien, mit unendlich viel Roth, Gelb und Blau, dabei nach allen Richtungen mit Gold und Silber durchwirkt, der jetzt schwer und unbeweglich lag, und dessen leichte, spielende, auf dem Wasser schwimmende Fransen von den immer neu ankommenden Barchetti und Gondeln gebildet wurden. Etwas zur Linken vor uns hatten wir die weite Lagune, die sich ins offene Meer erstreckte, mit einzelnen Schiffen, deren Takelwerk mit den buntesten Flaggen bedeckt war, die lustig im Winde spielten; etwas mehr rechts sahen wir die Insel Giorgio Maggiore, von wo nach der Dogana di Mare zahllose Fahrzeuge mit Fahnen einen förmlichen Molo bildeten; über diese lebendige Hafenmauer ragte Santa Maria della Salute hervor, deren Kuppel in Duft und Sonnenglanz schwamm. So klar der Himmel über uns war, so schwebten doch fern über dem Wasser leichte durchsichtige Dunstschleier, welche die Entfernung um

so weiter erscheinen ließen; von der Kirche Santa Maria wurde das prachtvolle Rundgemälde geschlossen, durch Venedig selbst, die Piazetta mit ihren beiden Säulen etwas verschwimmend, den Dogenpalast röthlich hervor flimmernd und die Häuser an der Riva bei Schiavoni gegen uns zu immer heller werdend, bis diese zuletzt zwischen den Masten und Tauen der vielen Schiffe mit ihren Hunderten von Wimpeln und Fahnen verschwanden.

Hinter uns über der Ufermauer erhoben sich die noch immer grünen Bäume der öffentlichen Gärten, und die Hafenmauer selbst war besetzt mit zahllosen Zuschauermassen aller Stände; neben dunkelbraunen und rothen Marinari sah man elegante Damen mit glänzenden Fächern und bunten Sonnenschirmen; dort erblickte man ganze Schaaren von Weibern und Mädchen aus dem Volk mit ihren gelben und rothen über den Kopf gezogenen Tüchern; hier hatten die Kinderschaaren Venedigs ihr Contingent gestellt und trieben auf der Mauer sitzend Possen und Kurzweil, während zwischen und hinter ihnen Uniformen, Tschakos und Pickelhauben sichtbar waren. Diese ganze vielfarbige und bewegliche Volksmasse, Tausende und Tausende von Menschen, setzte sich dem Ufer entlang bis zum Dogenpalast und vor demselben, die Piazetta förmlich bedeckend, fort. Alles war in gespannter Erwartung, und so oft von den fernen Batterien ein Schuß herüber krachte oder ein harmloser Dampfer einlief, gerieth die ganze gewaltige Menge in Bewegung. Auch die Fahrzeuge auf dem Wasser ließen sich gern durch dergleichen Zufälligkeiten allarmiren, und wenn irgend eine der großen Staatsbarken eine etwas auffallende Bewegung machte, so war augenblicklich das Gewimmel unter der Masse von Schiffen unbeschreiblich; einzelne ausgezeichnete Bissoni fuhren dabei immerwährend hin und her um

ſich ſehen zu laſſen, und wenn eine ſolche vor der ſchon tiefer geſunkenen Sonne vorbei kam, ſo daß die Strahlen durch die leichten farbigen Gazevorhänge durchſchimmerten und das Gold und Silber derſelben recht beſtrahlten, war dieſer Anblick phantaſtiſch und wunderbar ſchön; namentlich ſchillerte alsdann die weit im Waſſer hängende Schleppe wie der glänzende Flügel einer koloſſalen Libelle.

So war es beinahe 3 Uhr geworden, als die entfernten Kanonenſchüſſe, welche von Minute zu Minute krachten, deutlicher wurden, als die näher liegenden Batterien in dieſe Muſik einſtimmten; ein undeutliches Gemurmel aber, anzuhören wie das Brauſen des Meeres, pflanzte ſich unter der Menſchenmenge wie ein Lauffeuer nach der Stadt zu fort. Jetzt wurde vor uns ein Dampfer ſichtbar, der bei Giorgio maggiore herum kam, reich beflaggt, dann ein zweiter und ein dritter, die alle in ziemlicher Entfernung vom Ufer beilegten und ziſchend den weißen Dampf ausließen. Das Gemurmel und Gebrauſe hinter uns war ſtiller und immer ſtiller geworden, nur zeigten Tauſende von Händen nach den drei Dampfern, und man ſchien ungewiß zu ſein, ob und auf welchem der drei ſich der Kaiſer und die Kaiſerin befänden. Auch die Batterien hatten mit ihrem Schießen aufgehört, und es herrſchte einen Augenblick eine eigenthümliche Stille auf den Lagunen.

Da mit einemmal erſcholl die große Glocke von San Marco mit ſchwerem dumpfem Ton, worauf wenige Secunden nachher von all den andern Kirchthürmen die metallenen Stimmen in allen Klängen zuſammen tönten — ein merkwürdig überraſchendes, ja ergreifendes Geläute. Unterdeſſen waren auch andere Dampfer, ebenfalls beflaggt, angelangt, und jetzt bewegte ſich

zwiſchen ihnen hindurch der dunkle impoſante Körper der Dampfſfregatte „Eliſabeth,“ welche den Kaiſer und ſeine Gemahlin trug; es war dies das einzige Schiff ohne Flaggenſchmuck, nur am Hauptmaſt flatterte die gelbe kaiſerliche Standarte. Als nun in dieſem Moment die Staatsbarke langſam vom Ufer abſtieß, gerieth alles ringsumher in die tollſte Bewegung; zugleich fing die Batterie wieder an zu ſchießen; das Murmeln der Volksmenge ſchwoll zum lauten Gebrauſe an, und mittlerweile ſchob ſich das große dunkle Kriegsſchiff langſam näher und immer näher; an der Spitze der Gärten wandte es, ging noch ein paar hundert Schritte vorwärts und legte alsdann bei. Daß in dieſem Augenblick alle die bunten Fahrzeuge der Staatsbarke folgten und ſich wie ein reicher Kranz um das hoch emporragende ſchwarze Schiff legten, verſteht ſich von ſelbſt, und es gewährte der ſchwere Dampfer zwiſchen den kleinen beweglichen Gondeln einen ganz eigenthümlichen Anblick. Ehe noch die Staatsbarke an der Schiffstreppe eintraf, legte das Barchetto des bayriſchen Conſuls dort an, mit dem Prinzen, Bruder der Kaiſerin, die dieſen aufs herzlichſte und freundlichſte empfing.

Die Treppen der Fregatte waren mit rothen Teppichen belegt, und es dauerte eine kleine Weile, ehe die Staatsbarke unten befeſtigt war; dies war abermals ein Augenblick der Ruhe für die Fahrzeuge auf dem Waſſer, für die Menſchen am Ufer, für die Glockenſtimmen auf den Thürmen. Kaum aber erſchien die Kaiſerin auf der Treppe, begleitet von dem Kaiſer und all den vielfarbigen und glänzenden Uniformen, da tönten die Glocken eifriger als zuvor, da ſalutirten die hinten liegenden Dampfer und die Batterien rings umher, da füllten ſich die Raaen der

Kriegsſchiffe mit ihren Matroſen, welche ihre dreimal drei Hurrahs rieſen, da flatterten am Ufer Tauſende von Tüchern, da erſcholl von den Gondeln ein donnerndes Evviva, wurde von der Volksmenge am Lande aufgenommen, und pflanzte ſich mit gewaltigem Gebrauſe am Ufer der Lagunen fort bis hinein auf die Piazetta und den Marcusplatz. Als das hohe Paar auf die Treppe trat, ſpielte ein Muſikchor die Volkshymne fort und fort, während ſich die Staatsbarke in Bewegung ſetzte.

Von einem ſchnellen Fahren derſelben war natürlich keine Rede, denn da die umgebenden Fahrzeuge alle vordrängten, um das längſt erwartete Herrſcherpaar zu ſehen, war es den Gondolieren kaum möglich, ihre langen Ruder zu gebrauchen; alles drängte ſich im bunteſten Gewimmel um die kaiſerliche Barke, die ſo nur mühſam, unter immerwährendem Glockengeläute, dem Krachen der Kanonenſchüſſe, dem wilden Hurrah der Matroſen und dem lautern Evviva der Volksmenge vorwärts kann. Nachdem der Kaiſer und die Kaiſerin einen Augenblick im Pavillon verweilt, traten ſie vorn an die Spitze des Schiffes. Der Herrſcher ſtand aufrecht da, ihm zur Seite die Kaiſerin, die ihre Hand auf ſeinen Arm gelegt hatte. Der Kaiſer trug die weiße Feldmarſchallsuniform mit dem Stern und weiß und rothen Band des Stephansordens; die Kaiſerin war in eine Robe von ſchwerem dunkelrothem Seidenzeug gekleidet, hatte einen ſchwarzen Sammetmantel und einen weißen einfachen Atlashut; ſie blickte ſinnend auf das glänzende Schauſpiel rings um ſie her, und auf ihrem feinen, etwas bleichen Geſicht zeigte ſich die Erregung über den Empfang in dem Anflug einer leichten duftigen Röthe.

Bei dem unſäglichen Vorwärtsdrängen aller Fahrzeuge be-

durfte es der ganzen Geſchicklichkeit meiner Gondoliere, um der kaiſerlichen Gondel nahe zu bleiben, und dabei nicht zwiſchen den ſchwerfälligern Staatsbarken zerquetſcht zu werden. Doch wie ein Aal ſchoß mein kleines Fahrzeug überall hindurch, und als die Barke mit dem kaiſerlichen Paar dem Ufer zuruderte, flogen wir in einem Bogen um dieſelbe herum, und kamen ſo früher an die Landungsbrücke, um auch hier den Empfang zu ſehen. Für mich war hier am allerintereſſanteſten der alte ehrwürdige Marſchall, der dem Kaiſer entgegen trat und von dieſem freundlich an der Hand gefaßt wurde. Auch die Kaiſerin in liebenswürdiger Herzlichkeit erſparte dem alten, neunzigjährigen Mann das raſche Näherkommen, und als ſie auf ihn zutrat, und er ihr die Hand küſſen wollte, weigerte ſie ſich lächelnd deſſen, und reichte ihm freundſchaftlich die Rechte. Darauf ſchritten der Kaiſer und die Kaiſerin mit ihrem großen und glänzenden Gefolge, empfangen von dem Patriarchen von Venedig, nach der Kirche von San Marco, um dort dem feierlichen Tedeum beizuwohnen.

Für uns Zuſchauer war es unmöglich, auf dem geraden Weg dorthin zu gelangen, weßhalb wir uns von dem dahin ſchießenden Menſchenſtrom fortreißen ließen, um auf einem Umweg, durch enge Gaſſen, über ſchlüpfrige Brücken, wo man aber das Erdrücktwerden mehr als das Niederfallen zu befürchten hatte, auf den Marcusplatz zu kommen. Wir langten eben noch zur rechten Zeit an um den feierlichen Zug vom Portal des Doms über den Marcusplatz nach der kaiſerlichen Burg zu ſehen. Wenn auch noch in Wahrheit geblendet von der Pracht und dem Glanz auf dem ſpiegelnden Waſſer draußen, ſo imponirte uns doch dieſes Schauſpiel hier durch ſeine ernſtere und würdevolle Haltung; lautlos ſtanden die Militärmaſſen, mit den grünen

Feldzeichen auf den Tſchakos, an beiden Seiten des koloſſalen rothen Teppichs, der das Pflaſter des ehrwürdigen Marcusplatzes bedeckte, und als der Kaiſer und die Kaiſerin, voraus dem zahlreichen Gefolge vorübergingen, klang die Militärmuſik gewaltig wie in einem Feſtſaal, ſenkten ſich die Fahnen, dröhnte das Evviva über den weiten Platz hin und erklangen die Glocken von San Marco in tiefen melodiſchen Tönen — es war ein prachtvolles Enſemble, eine ergreifende Decoration, wie ich ſie nie vergeſſen werde.

2.

Die Illumination.

So gelungen das Feſt des Empfangs in Venedig war, und ſo viele Mühe ſich auch die Theilnehmer gegeben hatten, in aller erdenklichen Pracht zu erſcheinen, hatten doch alle dieſe volle Urſache, dankerfüllt gen Himmel zu blicken, denn ohne das herrliche Wetter, welches die Feſtlichkeiten in reichem Maß begünſtigte, wären all die unſäglichen Anſtrengungen doch gewiß nicht ſo zur Geltung gekommen. Ein klarer blauer Himmel ſpannte ſich ſchon Morgens über die Stadt der Lagunen; um die Mittagszeit war es ordentlich warm, und als die Sonne gegen Abend hinter der gewaltigen Kuppel von Sta. Maria della Salute, den Horizont vergoldend, hinabſank, gab ſie noch extra und gratis ein himmliſches Schauſpiel, welches, namentlich für uns Fremde, das der Menſchen noch übertraf. Es iſt nicht zu beſchreiben wie wunderbar ſich, von den Riva bei Schiavoni aus geſehen, die dunklen Contouren der Giudecca und der Inſel San Giorgio maggiore von dem glühenden Abendhimmel abhoben, wie das Sonnenlicht

auf dem ſpiegelnden Waſſer dunkle Schatten und glänzende Streifen bildete, wie die letzteren ordentlich aufloderten, wenn eine Barke oder Gondel mit raſchem Ruderſchlag vorbeiſchoß, — und erſt das Durcheinander der Hunderte von Maſten und Tauen ein zierliches Netzwerk bildend, Gewebe rieſenhafter Spinnen, die im Sonnenglanz aufgehängt ſind, und von der leichten Fluth hin- und herbewegt werden. —

Endlich war die Sonne verſchwunden, die Gluth über dem fernen Meer erblaßte, und am dunkelwerdenden Himmelsgewölbe ſprangen geſchäftig die Myriaden von Sternen empor. Aber wenn auch die Nacht das fernher brauſende Meer und das Land rings um die Lagunen mit dunklem Schleier bedeckte und zur Ruhe ermahnte, ſo hatte ſie doch vorderhand noch keine Macht über Venedig ſelbſt, das, je dunkler es rings umher wurde, deſto heller im Glanze von tauſend und abertauſend Lichtern und Flammen funkelte. In dieſem Augenblick die Königin der Meere, einſam im Waſſer thronend, aus der Vogelperſpective ſehen zu können, müßte ein wahrhaft feenhafter Anblick geweſen ſein; war es doch für uns, die wir beſcheiden auf unſern Füßen am Boden wandelten, ſchon überraſchend und herrlich genug.

Die Menſchenmaſſen, welche ſich nach dem Einzug einige Ruhe gegönnt, ſtrömen jetzt wieder um ſo gewaltiger aus den Gaſſen und Canälen nach der Piazzetta und der Riva dei Schiavoni, wo auch wir unſre Wandlung beginnen wollen. Von den öffentlichen Gärten an bis zum Dogenpalaſt waren die Häuſer des gewaltigen Bogens in den Fenſtern aller Stockwerke aufs reichſte illuminirt und warfen ihren Schein weit über das Ufer in die Lagunen hinein; eine hübſche Abwechslung machten hier die hell und weiß glänzenden Gaslichter zwiſchen der dunklern

Flamme der Wachsfackeln und der tiefrothen Gluth der Pechpfannen; dabei brachte es schon die willkürliche Bauart der venetianischen Häuser mit sich, daß die Fenster in der ganzen Reihe keine langen Feuerlinien bildeten, sondern, jedes für sich beleuchtet, dastanden. Hie und da war auch aufs artigste die Architektur verschiedener alter Gebäude mit Lichtern nachgebildet, und die hohen Bogenfenster mit ihren phantastischen Verzierungen machten sich wirklich prachtvoll; reich und eigenthümlich erschien das große Hotel Danieli, dieser alterthümliche riesenhafte Palast, der unter anderm, wodurch er sich auszeichnet, auch das Glück hat, mich beherbergen zu dürfen. Seine Beleuchtung bestand in dunkelroth glühenden Lampen, die massenhaft angebracht waren, und so nahm er sich zwischen den zahllosen weißen, reich blitzenden Gasflammen aus, wie, umgeben von Brillanten, ein düster blickender Rubin. Der alte ehrwürdige Dogenpalast schien jede Beleuchtung verschmäht zu haben, und ich glaube, das war von denen, welche die Arrangements getroffen, recht verständig gehandelt, denn ich habe seine kühnen luftigen Arkaden, sowie die gewaltige Masse seines Oberbaues nie in eigenthümlicherer und phantastischerer Beleuchtung gesehen als heute Nacht, wo diese ernste Masse angestrahlt war von den Hunderten im Winde hin- und herwehender Gasflammen der Piazetta. Hier standen in zwei Reihen bis zur Marcuskirche mächtige Candelaber, oben mit großen sich nach der Spitze zu verjüngenden Bronzekränzen, an denen Lichträger, wie kleine Fühlhörner geformt, befestigt waren; diese Fühlhörner hatten keine Brenner, sondern oben weite Oeffnungen, aus denen eine große spielende weiße Flamme hervorbrach. Ich kann diese eigenthümliche Beleuchtung nur mit Pechkränzen vergleichen, während aber das Licht, statt dunkelroth

blendend, weiß brannte. Aus der Entfernung betrachtet, ſahen die 36 Flammen jedes dieſer Candelaber wie ein einziges ſtrahlendes Feuerbouquet aus. Daß die Piazetta hiedurch taghell erleuchtet war, brauche ich wohl nicht zu ſagen; man ſah die kleinſten Details an der reichen Architektur des Dogenpalaſtes, bis hoch hinauf zu der mauriſchen Dachkrönung. Beſonders ſchön erſchienen die beiden Säulen des Platzes, ſich hell beſtrahlt von dem dunklen Nachthimmel abhebend, und wenn ein leichter Wind von der See her mit der Gasflamme ſpielte, ſah es aus, als bewege ſich der heilige Theodor, erſtaunt auf das Getreibe unter ihm herabblickend, und als ſchüttle der Löwe von San Marco ſeine bronzenen Mähnen.

Folgen wir der Menge auf den Marcusplatz. Die weite Fläche deſſelben iſt nur von den ringsumher angebrachten Gasflammen erleuchtet; vielleicht, um eine Steigerung für morgen zum Carnevalsfeſte zu haben, fehlen die Candelaber auf dem Platz ſelbſt, aber unter den Arkaden der alten und neuen Procurazien leuchtet und ſtrahlt es auf fabelhafte Art; die Fronte der Bogen derſelben iſt durch Gasflammen nachgebildet, und manche zeigen im Brillantfeuer die Namen der dahinter liegenden Cafes und Magazine; unter den Bogen ſelbſt aber hängt ein Kronleuchter neben dem andern, bald mit Wachskerzen, bald mit Gasflammen leuchtend. Von der Mitte des dunklern Platzes aus betrachtet, iſt das der eigenthümlichſte Anblick, den man haben kann; wenn auch die Fenſter um den weiten Platz lange unterbrochene Feuerlinien bilden, ſo ſind ſie doch matt erleuchtet im Vergleich zu dem wirklich fabelhaften Glanz, der unter den Arkaden hervorbricht, von den oben erwähnten Kronleuchtern ausgehend, ſowie von den glänzenden Magazinen ſelbſt, die heute doppelt

zu ſprechen, und der Baron Karl blickte mit Intereſſe über die Stadt hinaus, nach der Höhe von Ans, wo der Eiſenbahnzug von der ſtehenden Maſchine hinaufgeſchleppt wurde, um von da gegen Brüſſel zu rollen. Dorthin zog ſein Herz auch ihn, und er konnte nicht unterlaſſen, an den Rand der Teraſſe zu treten und dem davondampfenden Zuge ſtille Grüße mitzugeben. Luſtig flog der Convoi über die Hochebene dahin und war bald ſeinen Blicken entſchwunden. Alfred war ruhig ſitzen geblieben und lächelte dem zurückkehrenden Freunde freundlich zu.

„Du biſt wirklich ein glücklicher Menſch, Karl,“ ſagte er nach einer Pauſe, „und ich hoffe, du wirſt es zu erkennen und zu würdigen wiſſen. Wenn ich überhaupt zum Neid geneigt wäre, ſo würde ich dich unbedingt beneiden; deine Braut muß ein vortreffliches Weſen ſein. Obgleich ich ſie noch nicht kenne, ſo entnehme ich es aus deinen Schilderungen und kenne ja deinen feinen Geſchmack für alles Schöne.“

Der Baron nickte glückſelig lächelnd mit dem Kopfe.

„Du ſtehſt am Ziel deiner Wünſche,“ fuhr Alfred fort, „heute Morgen kann die nothwendige Bewilligung eintreffen, du feierſt eine kleine, ſtille Hochzeit, hebſt deine kleine Frau in einen Reiſewagen und fort geht's im ſchönſten Frühlingswetter über die Berge, hinaus in die Welt, ohne Raſt und Ruh, immer weiter, immer weiter. Du biſt doppelt glücklich — außer deiner großen orientaliſchen Tour biſt du nicht viel gereist, wenigſtens in den letzten Jahren nicht, und wie neu und friſch wird dir Alles erſcheinen! wie lieblich wird ſich eine prachtvolle Stadt, eine reizende Landſchaft in dem vor Freude funkelnden Blick deines Weibes wiederſpiegeln. Wahrhaftig, du biſt unverſchämt glücklich!“

„Wahr, ſehr wahr!“ lachte der Baron; „aber lieber Freund, ſag' um Gottes willen: unberufen! Wenn mir die Frau von C. irgend einen Spuck macht, ſo wird es mich Mühe

und dreifach erhellt ſind. Es ſahen dieſe mit ihren leuchtenden Kryſtall-, Silber- und Goldläden aus, wie ein einziges mit unermeßlichen Reichthümern beſetztes Schatzgewölbe von einem Ende des Platzes bis zum andern, wie angehäufte Maſſen von Goldketten und Edelſteinen. Der Dom von San Marco war auf eigenthümliche Art erleuchtet: von dem Dach herab hingen vor ſämmtlichen Bogen der Fronte, vor ſämmtlichen Portalen und Thüren antike venetianiſche Kronleuchter von ungeheuren Dimenſionen an ſchweren Ketten herab, die Kronleuchter waren mit zahlreichen Wachskerzen beſteckt, und wenn ſie ſich, ſo lang herabhängend, zuweilen langſam drehten, ſo glitzerten und funkelten die Kryſtallarme und herabhängenden Glasſtücke in den bunteſten Farben. Die oberen Gänge und Plattformen der Kirche waren mit weißen Wachsfackeln beſteckt, und hier nahm ſich die Beleuchtung, namentlich vor den Halbbogen mit den Moſaikbildern in ſo wohl erhaltenen Farben, außerordentlich ſeltſam aus. Dieſe Moſaiken mit ihren glitzernden goldenen Plättchen, greller beleuchtet als bei Tag, traten in der dunklen Nacht glänzend hervor und ſahen in den finſtern Steinrahmen unter den ſchweren düſtern Kuppeln wie ſtrahlende rieſenhafte Transparente aus.

Kaum iſt es uns möglich, durch das Menſchengewühl, das in den Arkaden herrſcht, vorwärts zu kommen. „Man glaubt zu ſchieben, und man wird geſchoben," und wenn man ſich von der Maſſe mit fortreißen läßt und ſich nicht auf den leeren Marcusplatz rettet, ſo wird man von dem plaudernden, lachenden, ſich verwundernden Menſchenſtrom um den ganzen Platz herumgetrieben bis wieder auf die Piazetta, um hier, was das Getümmel anbelangt, vom Regen in die Traufe zu kommen. Die Arkaden, die Logen des Dogenpalaſtes, die Piedeſtale der beiden

Säulen, die breiten Steinplatten des Ufers ſind dicht mit einer jubelnden Menſchenmenge beſetzt; denn während wir unſern Spaziergang auf den Marcusplatz machten, haben ſich auf der Giudecca, der Inſel San Giorgio Maggiore, auf San Servola, ja bis zum Kloſter der Armenier hin, tauſende und tauſende von Lichtern entzündet; die Häuſer an der Riva bei Schiavoni bis zu den Giardini Publici hinauf ſtrahlen in noch hellerem Glanz als zuvor, es ſind noch andere reichere Gascandelaber entzündet worden, die mit herabgebogenen Röhren auf eine ſinnreiche Art förmliche Cascaden von Feuer bilden. Sie gewähren aber in dieſem Augenblick eine prächtige Decoration, das dunkle Waſſer mit einem vollkommenen Feuerkreis umſchließend, auf dem die Schiffe des Hafens, die heute angekommenen Dampfer, ſowie vor allem das kaiſerliche Wachtſchiff, ein herrliches Schauſpiel geben; im Feuer nachgebildet erſcheinen Maſten und Takelage, und ſtatt der Wimpel ſieht man bunte Laternen und bengaliſche Flammen. An der Dogana di Mare liegt eine große Barke, deren Feuerwerk einen unbeſchreiblichen Eindruck macht; ihre Wände ringsum netzförmig mit weißen Gasflammen bezogen, bilden einen koloſſalen Korb, der ſich nun auf einmal durch die reichſte Beleuchtung mit bengaliſchen Flammen, wie mit den bunteſten Blumen füllt; es iſt in der That großartig, und ein Schrei des Entzückens jauchzt aus tauſend Kehlen rings vom Ufer der Stadt und den Inſeln empor. Immer neue der brillanteſten Farben erſcheinen dort, roth, gelb, weiß, violett, namentlich blau, von einer Stärke und Kraft, gegen welche das Ultramarin eine matte Vergißmeinnichtfarbe iſt, und wenn aus den Schalen, in denen das Feuer brennt, einzelne Feuerflocken in das Waſſer herabfallen, ſo iſt es, als ſtreue dieſer rieſenhafte Blumenkorb

Blätter und Blüthen nach allen Richtungen herab. Dabei dient das glatte Waſſer als dankbarer Spiegel, und rings umher miſchen ſich auf den wiederſtrahlenden Fluthen all die verſchiedenen Farben durcheinander und erſcheinen etwas matter, ſo den weißglänzenden Korb mit ſeiner blendenden Blumenpracht noch ſtärker hervorhebend. Die Kriegs- und anderen Schiffe rings umher werfen hoch an den dunklen Nachthimmel Raketen hinauf, die ſich mit ihrem langen feurigen Strahl freundlich gegen die Stadt neigen und Sterne von allen Farben über die jauchzende Menſchenmaſſe ausſchütten. — Jetzt mit einemmal flammt das kaiſerliche Wachtſchiff in einer faſt geſpenſterhaften Beleuchtung, von der Spitze des Schiffes, den Raaen, den Maſten leuchten plötzlich weiße bengaliſche Flammen und laſſen die ſich hin- und her bewegende Mannſchaft wie dämoniſche ſchwarze Geſtalten hervortreten — das Bild des fliegenden Holländers, wie er in wilden Sturmnächten an den brandenden Küſten geſehen wird, ohne Segel, ohne Bewegung, mit den geiſterhaften, weißglänzenden Meerlichtern.

Prächtig iſt von all den Feuern ringsumher das Waſſer der weiten Lagunen beleuchtet, und wie dunkle Schwalben im hellen Sonnenlicht ſchießen die ſchwarzen Gondeln hin und her. Auch wir beſteigen eine, um den großen Canal entlang zu fahren; hier iſt das alte Venedig in ſeiner geheimnißvollen düſtern Poeſie; in gutgedachter Weiſe ſind die Lichter nicht in den Fenſtern der Häuſer ſelbſt angebracht, ſondern beleuchten von eiſernen Trägern, die aus der Mauer hervorragen, die ſchönen prachtvollen Fronten der alten Paläſte. Hie und da ſieht man auch die weiten Hallen von innen mit ſtrahlenden Kronleuchtern erhellt, und da treten die ſchön durchbrochenen Steineinfaſſungen der hohen

Spitzbogenfenſter deutlich hervor; man denkt bei dieſem Anblick an die vergangene Zeit, man glaubt, die venetianiſche Nobiltá feiere irgend eines ihrer glanzvollen Feſte, und man ſtrengt das Ohr an, um die lärmende Muſik, den Jubelruf und das Klingen der Gläſer zu vernehmen — aber alles iſt ſtill und todt wie immer auf dem Canale grande. Wohl ſind die kunſtreich verzierten Thore weit geöffnet, wohl hängen bunte Teppiche von den Steintreppen ins Waſſer herab, beleuchtet von der dunklen Gluth der Pechfackeln, die in den eiſernen Mauerringen ſtecken, aber die Eingangshallen ſind ebenfalls öde und leer; man ſchaut nicht das Gewimmel zahlreicher phantaſtiſch gekleideter Diener und Pagen; man ſieht keine verzierten Gondeln anfahren, keine Damen ausſteigen in dunkle Seide gehüllt, mit kleinen ſchwarzen Sammetmasken — jene reiche gewaltige Zeit iſt vorüber, die erleuchteten Hallen und Bogenfenſter ſchauen faſt unheimlich ſtill in die ſchwarze Nacht hinaus, und ſtatt des Klangs der Mandoline, ſtatt verliebten Geſanges hören wir nur das leicht wogende Waſſer der Lagune, wie es an die Steinmauern klatſcht und faſt traurig, als fühle es den Unterſchied zwiſchen damals und jetzt, die ſchweren Franſen der Teppiche auf und ab wiegt. Die beiden, der alte Teppich und das Waſſer des Canals, ſind aber auch langjährige Bekannte, und haben andere Tage und ſchönere Nächte geſehen. — Vorbei!

Wir erreichen die neue Gitterbrücke, die beim Campo S. Steſano, ein lange gefühltes Bedürfniß befriedigend, über den Canale grande geſpannt iſt. So zweckmäßig dieſe Paſſage für den Verkehr iſt, ſo nimmt ſich doch das nüchterne Eiſenwerk hier zwiſchen den wunderbaren Paläſten am Tage nicht ſonderlich gut aus; heute in der Nacht dagegen iſt ſie, reich illuminirt, ein

Glanzpunkt in der Beleuchtung des Canale grande. Sie bildet unten einen langen Bogen von röthlich ſchimmernden Lampen, das Gitterwerk hingegen zeigt ſich in weißen Gasflammen. Wir ſchießen unter ihr dahin und kommen an die Biegung des Canals, zu den beiden prachtvollen Paläſten der Foscari und der Balbi, letzterer herrlich beleuchtet; wir ſuchen dann zu unſerer Rechten die wunderſchöne Lá Dora, deren reiche Architektur ſich im Fackelglanze noch phantaſtiſcher zeigt. Endlich erreichen wir den Rialto, deſſen ſeltſamer Bogen durch Lampenreihen nachgebildet iſt und ſich deßhalb noch beſſer ausnimmt, da hinter dieſer berühmten Brücke alle Beleuchtung aufhört, und ſich ſo der ſtrahlende Bau auf dem ſchwarzen nächtlichen Hintergrund um ſo glänzender abhebt.

Wenn auch, wie ſchon bemerkt, die Paläſte und Häuſer am Canale grande ſämmtlich reich beleuchtet waren, ſo machen ſie uns doch bei der Dunkelheit und Stille der Waſſerſtraße einen melancholiſchen, faſt peinlichen Eindruck; wir vermiſſen die ſo nothwendige Staffage einer Illumination: wir hören keine jauchzende Volksmenge, keinen Jubel, keine lärmenden Stimmen, wir ſehen keine beſtrahlten Geſichter, keine glänzenden Augen, die nach den Häuſern emporblicken; wir fühlen nicht das wohlthuende Gedränge der Menſchen, die an uns vorbeiſtreifen, die ſich mit uns freuen — wir fahren einſam und allein auf dem ſchwarzen Waſſer dahin, das nur in der Nähe der Häuſer ein wenig leuchtet, und nur hie und da den röthlich zitternden Strahl einer Pechfackel zurückwirft, die an eiſernem Träger vielleicht gerade über dem Canal ſchwebt, wie begierig ihr Bild in der Fluth zu erſchauen. Was wir treffen, ſind andere gleich der unſern ſchwarze Gondeln mit dunklen unkenntlichen Geſtalten; wir könnten dicht

bei einem Freunde, einem Bruder vorbeifahren, wir würden ihn nicht erkennen und deßhalb nicht im Stande ſein, ein freundliches Wort mit ihm zu wechſeln. Alles iſt ſtill, öde, faſt unheimlich, und was wir hören, iſt nur das leichte Rauſchen der Ruder im Waſſer, oder der melancholiſche Ruf der Gondoliere, ihr warnendes: eh quel Giovanni! Sciar stallo! Sciar premi! — wenn ſie rechts oder links hervorſchießen.

Wir verlaſſen hier den Canale grande, um durch kleine Seitencanäle nach dem Theater La Fenice zu gelangen. In dieſen engen Waſſerſtraßen iſt es nun finſter und ſtill, wie allzeit zur Nacht in Venedig; wohl huſchen einzelne Gondeln wie ſchwarze Schatten bei uns vorüber, die Gondoliere rufen einander leiſe zu, und wenn ſie ausweichen, rauſcht das Waſſer eigenthümlich. An dieſen hintern Seiten der Häuſer, bei denen wir vorüberfahren, iſt nur ſelten ein Licht ſichtbar, und wo eine Gasflamme in die finſtern Canäle hineinſcheint, iſt ſie ſcheinbar nur dazu da, die Nacht ſichtbarer zu machen; zuweilen ſehen wir vor uns einen Lichtſtreifen dicht an der Mauer auf dem Waſſer, da ſitzt vielleicht ein einzelner Gondolier auf ſeiner Gondel, beim Schein einer Laterne ſein Abendbrod zu verzehren. Nachdem wir uns ziemlich vom großen Canal entfernt, fängt es vor uns an heller zu werden, auch fahren wir nicht mehr ſo einſam daher wie vorhin; aus verſchiedenen Seitencanälen ſchießen zahlreiche Gondeln einher, häufig mit Gondolieren in reicher Livree, und wenn wir in eines der ſchwarzen Häuschen hineinblicken, die bei uns vorbeikommen, ſo bemerken wir farbige Mäntel und leuchtende Damengarderoben.

Wir nähern uns dem großen Theater Venedigs, wo heute Abend Theatre Paré ſtattfinden wird. Il Teatro verra per

cura del Municipio illuminato straordinariamente, und dieſe Beleuchtung fängt ſchon auf dem Platz vor La Fenice an, wo eine gedrängte Menſchenmenge durch große Gascandelaber taghell beleuchtet, die Ankunft des Kaiſers und der Kaiſerin erwartet. Wir folgen dem Strom der heranziehenden Menge und treten mit ihr in das blendend erhellte Gebäude, wo wir in ein Spalier von Herren mit ſchwarzen Fräcken und weißen Halsbinden, und von Beamten in glänzenden Uniformen gerathen. Mit Mühe drängen wir uns zum Parterre durch in den Zuſchauerraum, der uns in außerordentlichem Glanz entgegenſtrahlt; einen Augenblick ſteht man da ſtaunend und geblendet, und das ging mir, obgleich ich ſchon viele reich beleuchtete Theater geſehen, doch gerade ſo wie den andern. La Fenice iſt aber auch ſo ſchon das reichſte und eleganteſte Theater von ganz Europa; zu dem heutigen Feſt war es eigens reſtaurirt worden, und jetzt, wo die phantaſtiſchen Vergoldungen auf dem weißen Grund wieder ſo leuchtend hervortreten, und im Glanz der Hunderte von Wachskerzen, welche die Bogenbrüſtungen zieren, konnte man nichts zierlicheres und reicheres ſehen.

La Fenice brannte, wenn ich mich nicht irre, in den dreißiger Jahren ab, und es war das, trotz des vielen Waſſers ringsumher, eine Feuersbrunſt, die drei Tage dauerte, worauf man gleich anfing das Theater wieder aufzubauen; wie es ſich für einen Phönix geziemt, erſtand es in größerer Pracht wieder aus der Aſche. Die Treppen und Corridors ſind bequem, ohne viel Verſchwendung von Raum, der ja hier im Innern Venedigs ſo überaus koſtbar iſt; der Zuſchauerſaal hat bei einer ganz gehörigen Tiefe, Breite und Höhe fünf Logenreihen, und iſt ſehr akuſtiſch gebaut; ſeine außerordentliche Eleganz und Zierlichkeit,

ſein Reichthum ſind nicht durch gewaltige Decorationsmittel hervorgebracht, weder durch einzelne hervorſpringende Logenreihen, noch durch Statuen, noch durch reiche Sammetvorhänge; hier iſt alles glatt und einfach, aber eben in dieſer einfachen Eleganz und in den ſo richtigen und wohlthuenden Verhältniſſen liegt die anziehende Schönheit des Hauſes. Der Grundton iſt glänzend weiß, die Logenbrüſtungen haben gemalte Amoretten, doch iſt jede einzelne mit einem Netz von Goldranken umgeben, das, unten anfangend, ſich rings um das Haus verzweigt, durch alle Stockwerke hinauf rankt und oben an der Decke, welche das blaue Himmelsgewölbe darſtellt, in hundertfachen Windungen emporflatternd, einen leicht ſchimmernden Kranz von Goldfäden und Blumen bildet; die kaiſerliche Loge iſt im Hintergrund des Hauſes, gegenüber der Scene, ein fabelhaft ſtrahlendes Gemach von Vergoldung und koloſſalen Spiegeln, vor denen auf gewaltigen Armleuchtern unzählige Kerzen flimmern.

Die Herren mit ihren ſchwarzen monotonen Fräcken hatten ſich überall beſcheiden zurückgezogen, und ſo war denn ringsumher über dem leichten Goldkranz der Verzierung und Blumen ein anderer eben ſo ſtrahlender Kranz — die ſchöne venetianiſche Damenwelt in ihren blendenden Toiletten ſichtbar; das war ebenfalls eine fortgeſetzte Blumenguirlande in Weiß, Roſa, Gelb, Seegrün, Hellblau, durchwirkt mit koſtbaren Spitzen, Perlen und Brillanten, daraus hervorglänzend die wunderbaren venetianiſchen Haare, beſteckt mit Blüthen und Bändern, und unter dieſen die ſo eigenthümlich leuchtenden Augen. Ja es iſt in der That etwas eigenthümliches um dieſe venetianiſchen Augen, ſie ſind, wie die ſpaniſchen, unbeſchreiblich, und man könnte allenfalls ſagen, ſie erſcheinen uns wie ein Gemiſch von ſchwarzem Sammet und loderndem Feuer.

Jetzt beginnt das Parterre in Bewegung zu gerathen, und auch die Damen auf allen Rängen wenden ihre Blicke der kaiserlichen Loge zu. Der Kaiser und die Kaiserin erscheinen, beide begrüßen freundlich das sich erhebende Publicum und werden von lautem Evviva und lang andauerndem Händeklatschen empfangen. Der Kaiser ist wie immer in Uniform, die Kaiserin trägt eine weiße silbergestickte Robe, und ihr Kopfputz, ein Kranz von feinen duftigen Ranken und Gewinden, wird oben von einem strahlenden Diadem gehalten und rahmt leicht und angenehm ihr Gesicht ein; sie scheint auch durch diesen Empfang erregt, und ein leichtes Roth zeigt sich auf ihren Zügen.

Das Orchester spielte die Volkshymne, und als nun der Vorhang emporrauscht, sehen wir sämmtliche Sänger und Sängerinnen, sowie den ganzen Chor der Oper Gemma di Vergi Il Conte di Vergi neben Gemma, sua moglie ripudiata und Ida di Gerville, seiner neuen Gemahlin, auch den Araber Tamas, einträchtig neben einander stehen, eine tiefe Verbeugung machen und dann in die Volkshymne einstimmen. Die Oper selbst nahm begreiflicherweise nicht sehr die Aufmerksamkeit des Publicums in Anspruch, vielmehr blieben alle Blicke auf der kaiserlichen Loge haften, und namentlich schienen sich die venetianischen Damen aufs genaueste ihre hohe Souveränin zu betrachten. Es war ungefähr 12 Uhr, als sich ihre Majestäten erhoben, um die Loge zu verlassen.

Nach all dem Lärm und all den glänzenden Festlichkeiten des heutigen Tages, fast betäubt und ziemlich ermüdet, war es mir wohlthuend aus dem strahlenden Lichtmeer hinweg, durch die in der Nähe des Theaters schon stiller werdenden Straßen, nach meiner einsamen Stube zu wandeln. Auf dem Marcusplatz war

indeſſen noch Leben und Helle genug; die Piazetta lag ſchon dunkler, und als ich um die Ecke des Dogenpalaſtes bog, empfing mich die tiefe ſchweigende Nacht; nur die gewöhnlichen Gasflammen brannten an dem Ufer entlang, vom Winde bewegt, aber nur eine zweifelhafte Helle gebend. Wie ich immer zu thun pflege, blieb ich auch jetzt einen Augenblick auf der Brücke ſtehen, von wo man in den finſtern Canal hinabſieht, der, gebildet von einer Seite des Dogenpalaſtes und dem Juſtizgebäude, hoch überwölbt iſt von der Seufzerbrücke, deren kühnſchwebende Maſſen von weißem Marmor heller durch die Nacht leuchten. Es iſt wohl der Gedanke an all das Schredliche, von dem dieſe finſtern Mauern zu erzählen wiſſen, was uns ſo feſt und leicht an dieſe Stelle bannt und es auch der Phantaſie ſo leicht macht, das einzige Gitterfenſter der verhängnißvollen Brücke mit Geſtalten zu bevölkern, die dort vorüberſchweben und mit Blicken der Verzweiflung nach den Lagunen hinüberſtarren, dort hinaus, wo das weite freie Meer rauſcht. Tief unter mir iſt das Waſſer ſo traurig, dunkel und ſtill, und mit vollem Recht, denn auf der einen Seite ſchleift es vorüber an jenen unterirdiſchen Gefängniſſen ehemaliger barbariſcher Zeiten, und an der andern berührt es ja die finſtern Mauern des Juſtizgebäudes der einſtigen Republik Venedig, welche durch die Seufzerbrücke hoch oben in ſo gräßlicher Verbindung mit einander ſtanden. — Selbſt ein Licht, welches von fern her auf dem Waſſer leuchtet, erſcheint hier wie das traurige Lächeln eines Verdammten, und man thut beſſer den Blick nach oben zu wenden, wo vom dunklen Nachthimmel tauſend glänzende Sterne leuchten.

koſten, Paulinen zu bereden, und wenn ſie auch am Ende ohne die verlangte Einwilligung meine Frau wird, ſo gibt's doch eine verdrießliche Verzögerung.“

„Sie wird dir keinen Spuck machen, die Frau von C.,“ ſagte Alfred ernſt; „ich habe in ſolchen Sachen eine richtige Vorahnung — ſie wird ihre Einwilligung geben, es hat mir heute Nacht von der unbekannten Dame geträumt.“

„Ah!“ lachte der Baron, „dein zweites Geſicht kommt wieder zum Vorſchein; und haſt du etwas Gutes im Geiſte geſehen?“

„So, ſo!“ ſagte der Andere. „Ich ſah die Frau von C., wie du ſie mir beſchrieben, nur ſah ſie todtenbleich aus; ſie reichte deiner Braut die Hand, dann verſank ſie vor unſern Augen. Nun, das iſt nicht ſo übel,“ ſetzte Alfred hinzu, „und du wirſt auf jeden Fall baldigſt Nachricht bekommen.“

„Nach meiner Berechnung,“ ſagte der Baron, „hätte mein Jäger ſchon geſtern zurück ſein können. Ich muß dir nur geſtehen, daß ich auch einestheils deßhalb hieher gekommen bin, um hier meinen Boten zu erwarten und eine gute oder ſchlimme Nachricht ſelbſt zu überbringen. Ach, mein Freund, du kannſt mir's glauben, dieſes kleine Hinderniß, das noch immer zwiſchen unſerer Verbindung ſteht, thut mir eigentlich wohl; mein Glück ohne alle Beunruhigung wäre offenbar zu groß. Aber,“ fuhr er lebhaft fort und ſtieß die Aſche von ſeiner Cigarre ab, „du ſprachſt vorhin mit ſo großem Feuer, mit wahrer Begeiſterung von Reiſen in die Welt hinaus — ich muß dir offenherzig geſtehen, ich würde es jedenfalls vorziehen, ſtatt auf der ſtaubigen Chauſſée zu rollen, eine kleine Sejour mit meiner jungen Frau auf einer reizenden Villa, wie die deinige iſt, zu machen, natürlich, wenn die Villa mein eigen wäre.“

„Ich will ſie dir gern abtreten,“ ſagte ruhig der Andere;

3.

Ein Stückchen Carneval.

Da es mir durch meine viele Reisen vergönnt war, fast alle die verschiedenen berühmt gewordenen Faschingsfeierlichkeiten der meisten großen europäischen Städte mit Ausnahme derjenigen Venedigs anzusehen, so war ich um so gespannter darauf, ein Stück venetianischen Carnevals, wenn gleich nur improvisirt für die Anwesenheit des Kaiserpaars, zu erleben. Es ist aber außerordentlich schwer, eine solche Festlichkeit außer der Saison hervorzurufen, und wenn auch der gute Wille da ist, kann sich doch niemand zwingen, an einem gewissen Tage den gesteigerten Jubel, den ausgelassenen Scherz von heute auf morgen hervortreten zu lassen, der sich beim wirklichen Carneval nur nach und nach entwickelt und erst am letzten Tage den Culminationspunkt erreicht, weßhalb man denn auch am 26. Abends bei Dunkelwerden den Marcusplatz, als die Hauptbühne des hiesigen Faschinglebens, nicht mit all zu großen Erwartungen betrat. Der Anblick des Platzes selbst lohnte aber allein schon der Mühe, ein paar Stunden hier auf- und abzuwandeln, denn heute war die Beleuchtung vollkommen, und gewährte einen schönern Anblick als ihn irgend eine andere Stadt der Welt unter ähnlichen Verhältnissen zu bieten vermag. Es ist der eigenthümliche Zauber, welcher über ganz Venedig liegt, der sich in lauter poetischen Eigenthümlichkeiten ausprägt und uns auf dem einzelnen Canal, auf jeder der vielen wunderlichen Brücken überraschend vor Augen tritt, der uns hier mächtig ergreift und uns die alte Lagunenstadt in ihrer Beleuchtung über alles ähnliche stellen läßt.

Ich habe auch den Concordiaplatz in Paris bei ähnlichen Veranlassungen gesehen, sowie in Rußland die wirklich großen glänzenden Illuminationen von Peterhof, alles das seenhaft strahlend im Glanz unzähliger Gasflammen und buntfarbiger Lampen; aber wenn auch der Ausspruch Goethe's: „man merkt die Absicht und man ist verstimmt," hier zu stark erscheinen sollte, und in der That vielleicht nicht ganz passend, so weiß ich mich doch, der grandiosen Einfachheit des Marcusplatzes gegenüber andern Beleuchtungen der Art, nicht besser auszudrücken. Dort sieht man, wie ich vorhin schon bemerkte, eine blendend überraschende Illumination, alles kunstreich und geschmackvoll geordnet an eigens dazu aufgerichteten Gerüsten, an den Bäumen, an den riesenhaften Fontänen, an den umherliegenden Palästen, in Peterhof namentlich die in ihrer Art wunderbare Beleuchtung der Gewässer und Seen, welche die verschiedenen Schlösser umgeben; aber gerade dies kunstreich Arrangirte, dies Gemachte ist es, was uns für die einfache und dennoch so edle und glänzende Beleuchtung des Marcusplatzes in Venedig einnimmt. Dort ist Kunst, hier ist Natur. Dort wird morgen der ganze Illuminationsapparat verschwunden sein oder es werden uns die nackten Gerüste nüchtern entgegenblicken, dort wird von all den so phantastisch und kühn aufgebauten Pavillons und Schlössern aus weißem Feuer und bunten Lampen nichts mehr übrig bleiben als ein Gewirr von Stangen und ausgebrannten Schalen; hier aber ist die prachtvolle Decoration rings um den großen Platz unvergänglich, und wenn auch nach einigen Stunden alle Lichter erloschen sind und nur der Mond über die zackigen Dächer der Procurazien auf den leeren Platz hinablauscht, so erblickt man denselben einfacher, aber nicht minder schön. Ja, wenn wir ihn,

nach der feſtlichen Beleuchtung von heute Nacht, morgen im hellen Sonnenlicht betreten, ſo überfliegt uns kein Gefühl der Nüchternheit, des Ueberdruſſes, und wir finden alles das hier eben ſo ſchön im goldenen Strahl der Sonne wie geſtern im Glanz von Hunderten und Hunderten von Gasflammen.

Gehen wir alſo zum Marcusplatz, aber nicht auf dem nächſten Wege über die Riva degli Schiavoni beim Dogenpalaſt vorüber, verlieren wir uns vielmehr in eine der finſtern Gaſſen hinter den Häuſern und tauchen in dies dunkle, aber wundervolle Labyrinth, ohne uns viel um den Weg zu bekümmern; ſchreiten wir auf und ab über Brücken, am Rande von Canälen vorbei, wo die Nacht ſtrenge Herrſcherin iſt, und wenn wir endlich nicht mehr wiſſen, wo wir uns befinden, wenn wir in Irrgänge gerathen ſind, wo ſich ſelbſt ein Stadtkundiger bei Tag umſchauen muß, wo man zwiſchen den hohen Mauern der grauen Häuſer über ſich nur einen ſchmalen Streifen des Nachthimmels ſieht, wo nur ſelten ein Lichtſtrahl aus einem ſchmalen Fenſter hervorleuchtet und einen ungewiſſen Schein auf das Waſſer wirft, wo wir einſam und allein ſtehen, umgeben von faſt unheimlicher Stille — denn weit, weit von uns ab liegt das Leben und Geräuſch der großen Stadt — ſo treten wir in der Nähe einer Brücke hart an das Ufer des Canals und rufen auf venetianiſche Art und Weiſe eine für uns unſichtbare Gondel an, die im tiefen Schatten der Mauern irgendwo verborgen liegt. Wir rufen: Eh, la poppe! denn ſo ruft der Venetianer bei Nacht, und auf dieſes Wort hört der Gondolier augenblicklich. La poppe bedeutet das Hintertheil des Schiffchens, wo deſſen Führer, zuſammengekauert in ſeinen Mantel gehüllt, wartet, bis man ſeiner Dienſte bedarf. Gewöhnlich im nächſten Augenblick hören wir

dann auch den leichten Schlag eines Ruders in dem Waſſer, die Gondel ſchießt heran, legt ſich dicht an eine Steintreppe, auf die das Waſſer flüſternd ſpült, und wenn wir heute Abend, wo alles nach dem Marcusplatz ſtrömt und wir uns nun, ohne eine Direction anzugeben, in die weichen Sammetkiſſen des ſchwarzen Gondelhäuschens werfen, ſo können wir ſicher ſein, daß der Gondolier nach einiger Zeit an der Piazetta zwiſchen den beiden Säulen anlegt. Es iſt aber wahrhaft poetiſch und ſchön, aus den ganz einſamen tief dunklen Canälen in hellere einzubiegen, und während ſich das Waſſer vor uns immer mehr beleuchtet, uns auch zahlreichere Gasflammen aus den Seitenſtraßen entgegenſtrahlen, bemerken wir heute Abend, daß wir uns einem bewegteren, ja luſtigen Leben und Treiben nähern. Hie und da hören wir ſchrilles Pfeifen und das Geknacker von Caſtagnetten zwiſchen dem Gebraus unzähliger Menſchenſtimmen. Endlich ſchießen wir in die große Lagune ein, wenden uns rechts und haben die taghell erleuchtete Piazetta vor uns, die, obgleich ebenfalls belebt, ſich mit ihren beiden ſchwarzen Säulen doch nur wie ein Vorzimmer zu dem ungeheuren Ballſaal ausnimmt, den heute Nacht der Marcusplatz darſtellt.

Wir eilen raſchen Schritts näher, und zwiſchen der Marcuskirche und dem Glockenthurm, die beide trotz der Beleuchtung wie im Schatten liegen, bricht eine fabelhafte Helle hervor; rings um den Marcusplatz brennen die gewöhnlichen, aber an ſich ſchon zahlreichen Gaslichter, auf dem Platz ſelbſt ſtehen der Länge nach in zwei Reihen hohe Candelaber mit großen Bouquetten von Gasflammen, jede einen enormen Kronleuchter darſtellend. Wenn uns dieſer Lichterglanz nicht betäubt, ſo thut es die dröhnende Muſik, das Lachen und Plaudern der unzählbaren Menge,

die wie in einem Tanzſaal auf- und abwandelt, das eigenthümliche Geſchrei der Masken, das gellende Gepfeife an allen Ecken, das Klappern der Caſtagnetten und das ſonſt ſo polizeiwidrige Jauchzen und Jubeln einer ausgelaſſenen Bubenſchaar. Aber wir ſind ja im Carneval, Venedig hat eine Freinacht, das Volk freut ſich ſeines Lebens und hat von dem Marcusplatz förmlich Beſitz genommen. Dabei ſind aber alle Claſſen der Geſellſchaft durch einander gemiſcht; man ſieht vornehme Familien, elegante Herren und Damen, kaiſerliche Offiziere, umfluthet vom Volk, das in ſeiner Tracht erſcheint, oder in grotesken Coſtümen, und das ſich gegen jederman ſeine gutgemeinten Maskenfreiheiten erlaubt, die aber überall wohlwollend aufgenommen und luſtig erwiedert werden.

Suchen wir aber durch die Menge zu dringen und das obere Ende des Platzes zu gewinnen, wo wir auf den erhöhten Treppen unter den Arkaden einen beſſern Ueberblick auf den Platz haben. Ja es gibt keinen paſſenderen Vergleich als den des Marcusplatzes mit einem ungeheuren Feſtſaale; die Procurazien ſehen wie die Seitenwände aus, das mit Marmor eingelegte Pflaſter wie ein Parkettboden. Vor uns haben wir den Dom von San Marco, jenen, namentlich bei dieſer glänzenden nächtlichen Beleuchtung, bei dem immerwährenden Wechſel von Licht und Schatten, ſo phantaſtiſch lebendigen Bau; vor ihm die drei hohen Maſten mit ihren wehenden Fahnen, das Roth derſelben iſt eigenthümlich hervorleuchtend. Hoch über uns ſpannt ſich der dunkelblaue Himmel mit ſeinen glitzernden Sternen als Decke dieſes Feenſaales. Was aber allem die Krone aufſetzt, das ſind jene mächtigen Gascandelaber, die jetzt, da man zwiſchen dem Menſchengewimmel den untern Theil nicht ſieht, aufs täu-

ſchendſte Kronleuchtern ähnlich ſehen, die an ebenfalls unſichtbaren Schnüren von oben herab hängen — ein Maskenball im Freien, Ende Novembers, und wenn es auch gerade nicht warm iſt, ſo erſcheint uns doch die Luft angenehm und behaglich.

Unter den Arkaden iſt übrigens das Gedränge am tollſten; dort ſieht man einzelne Masken, andere in Gruppen vereint die vor den Kaffeehäuſern Sitzenden haranguiren, ihnen Blumenſträuße und Zuckerwerk überreichen, aber ſie auch neckiſch mit Confetti beweiſen. Was die Masken ſelbſt anbelangt, ſo iſt es ſchwer, die einzelnen zu beſchreiben, es iſt daſſelbe Gemiſch drolliger und burlesker Figuren, wie man es auch im römiſchen Carneval ſieht, nur fehlen hier die ſchönen Römerinnen, die ſich dort ſo gern in phantaſtiſcher Tracht ſehen laſſen, häufig ohne Masken, mit ihren edeln ernſten Geſichtern. Auch waren die Masken hier nicht zahlreich genug, um zwiſchen der außerordentlichen Menge auf dem Marcusplatz hervortreten zu können. Wie einen Blitz ſah man hie und da die hellen Coſtüme auftauchen, aber gleich darauf wieder zwiſchen den dunklen Anzügen der größeren Menge verſchwinden; vorherrſchend waren Pantaleone mit einzelnen Arlequinos, ernſthafte Doctoren aus der italieniſchen Komödie mit langen Allongeperrücken und ihrem unausſprechlichen Inſtrument, Advocaten, die zu dreien oder vieren unter lautem Geſchrei einen merkwürdigen Rechtshandel zu beſprechen ſchienen. Sehr gut war eine Gruppe von Fiſchern, die unter den Arkaden vor einem Cafe auf Stühlen ſaßen, anfänglich unbeachtet, in harmloſem Geſpräch; endlich aber erhitzten ſich die italieniſchen Köpfe, man hörte heftige Worte, man ſah herausfordernde Pantomimen; jetzt ſprangen alle auf und theilten ſich in zwei Parteien, deren Wortführer wie die Kampfhähne auf

einander losgingen. Immer ernſter wurde der Streit, immer toller, immer gereizter flogen die Worte hin und her; endlich blinkte eine zwei Schuh lange Meſſerklinge, und als man glaubte, einer ſinke getroffen zuſammen, ſtürzten ſich alle verſöhnt in die Arme und eilten lachend davon. Wo ſich irgend eine ausgezeichnete Maske ſehen ließ, war ſie augenblicklich umſchwärmt von einem Haufen jubelnder Gaſſenjungen, und das war die unangenehmſte Partie des ganzen Maskenfeſtes, denn von dem Höllenlärm, welchen dieſe kleinen venetianiſchen Teufel verführten, kann man ſich bei uns unmöglich einen Begriff machen. Jeder war mit einer kleinen Rohrpfeife bewaffnet, auf welcher er durch Auf- und Abbewegung eines Stockes ein gellendes, ohrzerreißendes Gepfeife hervorbrachte, und dieſe Muſik von einigen Dutzend ſolcher Rangen aufführen zu hören, war in der That nervenangreifend. Im Vergleich klangen die hölzernen Caſtagnetten, mit denen andere Schaaren bewaffnet waren, wie eine ſanfte Melodie. — So gellt und quiekt, klappert und ſchreit alles durcheinander, und man hat zuweilen Mühe, ſich aus dieſem betäubenden Strudel nach der Mitte des Platzes zu retten, wo jedoch eine ebenfalls zahlreiche Menſchenmenge die Muſik umſteht, deren dröhnende Klänge kaum im Stande ſind, den Lärm zu übertönen.

I Napolitani! heißt es auf einmal, und alles drängt ſich unter die Arkaden der Procurazien, wo ſich die Boutiken befinden, und man hört von der Seite der Merceria her eine eigenthümliche Muſik; dort erſcheinen vielleicht 20 Muſikanten, einer hinter dem andern, begleitet von einer Menge Masken, die ebenfalls im Gänſemarſch gehen, was eine eigenthümliche Wirkung macht. Die Muſikbande ſpielt eine Tarantella, und bald gehend, bald ſpringend, bald tanzend ſchweben die Masken vor-

über; hier winken ſie einem Bekannten zu, dort grüßen ſie an ein Fenſter hinauf, gelegentlich ſpringt auch eine rechts oder links in das Menſchengewühl, um mit dem Ausdruck der größten Zärtlichkeit irgend einem wildfremden Menſchen an die Bruſt zu ſinken, und ſich dabei auf rührende Art der Freude eines unverhofften Wiederſehens zu überlaſſen. Aber auch dieſe ſchnurren vorüber, und ich gab mir in dieſem Augenblick keine große Mühe, das dichte Menſchenſpalier, durch welches ſie zogen, zu durchbrechen, da die Neapolitaner, wie mir ein Bekannter ſagte, ſpäter auf dem großen Maskenball erſcheinen würden.

Vor und hinter uns kommen andere Masken, andere Coſtüme, die unſere Blicke momentan auf ſich ziehen; höchſt komiſch war eine unendlich lange Dame, ein wahrer Rieſe in Frauenkleidern, die mit decent, aber doch auffallend emporgehobenen Röcken, untadelhaft angezogen, ſehr ernſthaft durch das Gewühl ſchritt, die lange brennende Cigarre im Munde. Doch ehe wir ſie noch recht betrachten können, iſt auch ſie unſrem Geſichtskreis wieder entſchwunden, ebenſo wie zwei zierliche Blumenmädchen, die den Umſtehenden hie und da Sträuße anbieten. Auch zwiſchen ſie und uns wälzt ſich im nächſten Augenblick ein dichter Menſchenſtrom; dort flattern noch die rothen Bänder ihres Haars, und die lange Dame mit der brennenden Cigarre, der alles lachend und ehrfurchtsvoll Platz macht, iſt ſchon drüben bei den andern Arkaden. Es iſt ein wahres Blocksberggewühl; man könnte einen Mephiſto zum Führer brauchen:

„Was, dort ſchon hingeriſſen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müſſen!“

Aber hier iſt leider kein Hausrecht zu gebrauchen, und man

muß nur froh ſein, wenn man in dem Gewühl feſt auf ſeinen Füßen ſtehen bleibt. Wir retten uns vor einem langen zudringlichen Dottore, der mit ſeinem Inſtrument einige verdächtige Manipulationen gegen uns macht, wobei er Gott weiß welche ſchrecklichen Uebel aufzählt, mit denen wir behaftet ſein könnten, und prallen bei einer rückgängigen Bewegung an einen dicken Zauberer oder Sterndeuter, der mit einer thurmähnlichen Mütze, auf deren ſchwarzem Grund allerlei ſeltſame Zeichen leuchten, hinter uns ſteht, und ſuchen die Mitte des Platzes zu gewinnen, wo das Gedränge nicht gar zu toll iſt. Vor uns hören wir in einem Menſchenhaufen einen Kerl gewaltig ſchreien und declamiren, eine Art von Dulcamara, der Arzneien gegen alle erdenklichen Uebel anpreist, wobei aber die Beſchreibung ſeiner Krankheiten und Mittel nicht immer für die Ohren anſtändiger Damen paßt. Dort ſchleicht auch ein alter Bekannter durch die Menge — Shylock, der Kaufmann von Venedig, in recht gutem Coſtüm; er wetzt ſein langes Meſſer und warnt die ihm begegnenden Damen vor Verträgen, wo es ſich um ein Pfund Fleiſch zunächſt dem Herzen handle. Schon hat uns aber die wieder forteilende Menge nach einem andern Theile des Platzes geführt, wo wir ein ſeltſames Geſchnarre von Violinen hören, umlacht von zahlreichen Zuhörern; ſelbſt die muſicirende Straßenjugend ſcheint an dieſer Muſik Geſchmack zu finden, denn das unſinnige Gequäck und Gepfeif hört dort einen Augenblick auf. Der Zug, der dort kommt, iſt aber auch in ſeiner Einfachheit gelungen zu nennen; es ſind vielleicht ein Dutzend Leute, einer nach dem andern marſchirend, oder vielmehr in grotesker Weiſe ſpringend mit weißen Beinkleidern und weißen Hemden und weißen Nachtmützen; alle haben ſeltſam geformte vergoldete Geigen, verſchnör-

kelte, ſonderbare Inſtrumente mit dem Ton von Kinderviolinen, womit ſie eine ganz confuſe verrückte Melodie aufſpielen. Dabei ſind ſie eben ſo ſonderbar in ihren Bewegungen; bald gehen ſie einer hinter dem andern, und wenn das gaffende Publikum Spalier macht, um ſie durchzulaſſen, ſo macht die ganze Reihe linksum, um in einer Front marſchirend die lachenden Zuſchauer vor ſich herzutreiben; plötzlich formiren ſie eine Schlangenlinie, drängen ſich in den dichteſten Menſchenknäuel ein, verſchwinden unter die Arkaden in irgend ein Caſe, deſſen ſämmtliche Zimmer ſie fidelnd durchziehen. Dabei machen ſie die ſeltſamſten Tanzſprünge, arbeiten gewaltig mit den Ellbogen, und nicken bei jedem Bogenſtrich ſo gewaltig mit dem Kopfe, daß die Quaſte ihrer Nachtmütze hin und her fliegt, was einen überaus komiſchen Anblick gewährt.

Auch wir retten uns in ein Caſe, um den vielfarbigen Strom der bunten Menge an uns vorüber ziehen zu laſſen. Es iſt bereits ſpät geworden, ſchon längſt hat die Glocke des Thurms von San Marco mit tief melodiſchem Ton 9 Uhr auf die jauchzende Menge da unten herabgerufen, und es es iſt Zeit, nach La Fenice zu gehen zur großen Cavalchina mascherata come nell ultimo di Carnevale — ſo ſagen die Anſchlagzettel, und das iſt allerdings viel verſprochen.

Wir verlaſſen alſo den Marcusplatz und werfen unter den Arkaden der Calle dell Aſcenſion noch einen Blick auf das geräuſchvolle Treiben. Nach wie vor wogt es dort durcheinander; man lacht, man pfeift, die Buben knattern mit ihren Caſtagnetten, auch hören wir von fernher wieder das ſeltſame Geſchnarr der zwölf Geiger, ja wir glauben ſie da unten bei den drei Flaggen zu ſehen, wie ſie ſich gleich einer weißen Schlange durch

„ich muß geſtehen, ich fange an, mich bedeutend hier zu langweilen.“

„Unmöglich!“ rief der Baron aus; „wie könnte ich mich hier auf dieſem herrlichen Punkte langweilen, wenn ich mir denke, daß ich hier jeden Morgen ſäße, in dem kühlen Schatten bei dem murmelnden Springbrunnen, vor mir die ſchönſte Ausſicht der Welt!“

„Und mit deiner Frau,“ ſagte der Andere mit einem trüben Lächeln.

„Allerdings mit meiner Frau,“ fuhr der Baron luſtig fort; „und dann die kleinen Diners in deinem charmanten Speiſezimmer.“

„Mit deiner Frau,“ ſagte abermals der Andere.

„Ja, das verſteht ſich von ſelbſt,“ ſagte der Baron, „ich glaube, ich wäre unbeſchreiblich glücklich.“

„Das wäre ich auch an deiner Stelle,“ antwortete Alfred; „aber auf dieſer Terraſſe, deren Schönheiten du ſo rühmſt, ſitze ich faſt Morgen für Morgen allein; in meinem Speiſezimmer ſiehſt du beſtändig ein einzelnes Couvert, und wenn es mir je einmal zu einſam wird und mein Herz dringend nach einer Geſellſchaft verlangt, ſo ziehe ich den Vorhang von dem Bilde, das du geſtern Abend geſehen — voilà tout.“

Der Baron reichte ſeinem Freunde ſtumm die Hand und es trat eine längere Pauſe ein, in der man nichts hörte, als das Rauſchen des Waſſers und den Geſang der Vögel in dem dichten Laubwerk.

„Höre, Alfred,“ ſagte endlich der Baron, „willſt du wirklich keinen Verſuch mehr machen, das Mädchen aufzufinden?“

„Freilich habe ich zuweilen daran gedacht,“ ſagte der Andere, „aber wo ſoll ich mich hinwenden? Die Spuren, die ihr leichter Fuß hinterläßt, ſind zu unbedeutend; iſt ſie in England geblieben, iſt ſie nach Frankreich gegangen oder nach Italien? und

die Menge winden; doch hat ſie dieſe wieder verſchlungen und ſchlägt in undeutlichen Farben, viel grau vorherrſchend, ein wogendes Meer über ihnen zuſammen. Dieſes kleine Meer hat ſeine Brandung wie das große vor unſern Fenſtern, und dieſe Brandung an beiden Procurazien wirft immer neue Schaaren dort unter die Arkaden und zieht andere dafür zurück in ſeinen bewegten Schlund, immer wechſelnd, auf und ab wogend, ſich immer neu geſtaltend. — Und darüber ſchweben die rieſenhaften Kronleuchter mit ihrem mild glänzenden Lichte, gleich leuchtenden Blumen aus der ſchäumenden Fluth emporgeſtiegen, allein deutlich erkennbar in ihrem hundertfachen Glanze, während die Maſſe unter ihnen farblos und unbeſtimmt iſt.

Die neue Eiſengallerie in der Calle dell'Aſcenſion, der bedeckte Gang des Kaiſerpaares iſt bis zum Canale grande hinab mit einer doppelten Reihe von Gasflammen unter matten Glaskugeln erhellt, was ſich unter dem weiß- und rothgeſtreiften Dache ſehr zierlich ausnimmt. Auf dem Waſſer am Ende der Gallerie ſehen wir ein unbeſtimmtes Gewühl von Lampen, Gas- und Fackellicht eine Strecke weit die trüben Waſſer des großen Canals erhellend. Die ganze Straße iſt mit zwei Reihen Zuſchauern beſetzt, welche kaum den rothgeblümten Teppich in der Mitte frei laſſen, und hier iſt es komiſch anzuſehen, wenn jenſeits eine Schaar Masken erſcheint und in großen Sprüngen unter dem Jauchzen der Menge herüberſetzt.

Wir laſſen aber das alles hinter uns und kommen in wenig Zeit nach Fenice. Hier iſt dieſelbe Beleuchtung wie geſtern bei dem Theatre paré; auf den anſtoßenden Canälen das gleiche oder ein noch ärgeres Gondeltreiben, und der Hauptunterſchied beſteht heute darin, daß man den ſchwarzen Häuschen viel Da-

men in leuchtenden Maskencostümen entsteigen sieht — wieder ein Stück alten venetianischen Lebens. Ich hätte einen Maler an meine Stelle gewünscht, er würde Stoff zu einer guten Anzahl der hübschesten Bilder gefunden haben. Das Anlanden der Gondeln in der finstern Nacht an den Marmortreppen, das eben noch so dunkle Wasser jetzt plötzlich grell beschienen von Fackellicht, das Rauschen der seidenen Gewänder, das leichte Emporsteigen einer eleganten Gestalt, gestützt auf den Arm ihres Cavaliers, das Leuchten der hellfarbigen Costüme, das Flattern der Spitzen und Bänder, und vor allem der eigenthümliche Anblick der schwarzen Halbmasken, läßt uns alles das wie einen schönen Traum erscheinen. Und doch ist es ja Wirklichkeit; denn wie wir in den Theatersaal eintreten, sehen wir uns umgeben von der eleganten venetianischen Maskenwelt. Der Saal ist glänzend beleuchtet wie gestern, und es ist die Bühne mit in den Zuschauerraum hineingezogen, die diesseitige Decoration setzt sich drüben fort und schließt gegenüber der kaiserlichen Loge mit einer immensen Spiegelwand, welche die Vergoldungen, die unzähligen Wachskerzen, das bunte Maskengewühl prachtvoll reflectirt. Was sich hier recht gut macht, ist, daß die Bühne erhaben über dem Parterre bleibt; zwei breite Treppen führen an beiden Seiten des Proscenimus hinauf, und wenn man oben steht, hat man einen vollständigen Ueberblick auf die Menge unter sich.

Diese bietet nun ein reiches venetianisches Maskenleben, und dabei ist besonders hervorzuheben, daß das Ganze einen so wohlthuenden Anstrich von Anständigkeit und Eleganz hat. Die Costüme sind gewählt und reich; man sieht bei den Masken fast nur Seide und Sammet, die uncostümirten Herren sind alle in schwarzem Frack, die meisten mit weißer Halsbinde. Was wir

von einzelnen italieniſchen Charaktermasken auf der Straße geſehen, erſcheint auch hier wieder, nur ſehr verfeinert in Kleidung und Benehmen. Da treibt der Doctor ſein Unweſen, da zanken ſich ein paar Advocaten, im allgemeinen aber iſt die Damenwelt hier ſtärker vertreten, ausgezeichnet ſind die ächten venetianiſchen Dominos-Damen in Sendabo, wie der hieſige Ausdruck ſagt. Vielleicht iſt es meinen Leſerinnen nicht unangenehm, wenn ich ihnen die genaue Beſchreibung einer ſolchen Dame in Sendabo, alſo eines ächt venetianiſchen Domino, zu geben verſuche.

Bei allen beſteht der Rock aus ſchwarzer Seide, hat er Volants, ſo ſind dieſe mit Spitzen beſetzt; darüber kommt ein anliegendes Leibchen mit engen Aermeln, die aber in der Mitte des Unterarms aufgeſchlitzt ſind und eine reiche Garnitur meiſt antiker Spitzen zeigen; von gleichen Spitzen iſt der Kragen, der ſich herzförmig die Bruſt herab fortſetzt; dieß Leibchen, meiſt von weißer oder hellblauer Farbe, iſt je nachdem mit dunkelblauen oder ſchwarzen Sammetbändern beſetzt und hat auf den Schultern und vorn herab eben ſolche Maſchen und Schleifen. Das Haar iſt zurückgeſtrichen, auf beiden Seiten aufgebuckelt, mit Blumen verziert und leicht gepudert; oben auf dem Scheitel trägt die Dame in Sendabo — und das iſt das Charakteriſtiſche — ein kleines Geſtell von leichtem Eiſendraht, hoch oder niedrig, je nachdem ſie groß oder klein erſcheinen will, und dieſes Geſtell iſt mit der ſchwarzen venetianiſchen Mantille bedeckt, deren Spitzen vorn auf die Stirn herabhängen und deren lange Enden ſich unter dem Kinn vereinigen, dann die Bruſt kreuzen, um die Hüften herumgehen, und hinten eine Handbreit unter der Taille in einen ſchönen Knoten verſchlungen ſind. Ob ſich dieſer Knoten indeſſen dicht unter der Taille oder weiter abwärts präſentirt, hängt von

dem vornehmen Stand der Dame ab; Frauen und Mädchen aus dem Bürgerſtande tragen ihn beinahe in der Taille, und je nobler eine Venetianerin iſt, um ſo tiefer hängt dieſer Knoten mit ſeinen beiden Schleifen herab. So wurde mir neulich erzählt, daß dieſe Schleifen am Domino der Marcheſa B., einer der vornehmſten Damen Venedigs, faſt bis auf den Boden herabgereicht hätten.

Von ſonſtigen bemerkenswerthen Maskenanzügen ſah man einige ächt orientaliſche Coſtüme, niedliche Blumenmädchen mit Körben der ſchönſten Bouquets, und einige ſehr ſchöne und reiche Repräſentantinnen der venetianiſchen Damenwelt aus alter guter Zeit; auch ein paar Debardeurs ließen ſich unter der Menge ſehen, reichten aber in ihrer Schüchternheit und ihrem vollkommenen anſtändigen Betragen nicht im geringſten an die Pariſer Orginale, welche einen dortigen Opernball vollſtändig unſicher machen. Ueberhaupt iſt eine hieſige Maskerade mit einer ſolchen in der franzöſiſchen Hauptſtadt durchaus nicht zu vergleichen. Während ſich dort alles wahrhaft toll und ausgelaſſen amüſirt, beſtändig jauchzt, ſpringt und lacht, und die einzelnen Partieen auf einem Raum von vielleicht acht Fuß Stundenlang und bis zur Ermattung die bekannten Françaiſen aufführen, dabei mit zurückgeworfenem Kopf unaufhörlich in die Höhe ſpringen — mit einem Wort, während dort Tanz und Lärm die Hauptſache iſt, iſt eine venetianiſche Cavalchina eher einem großen Corſo zu vergleichen, wo man beim Klang einer rauſchenden Muſik auf- und abſpaziert, wo Bekannte ſich gegenſeitig necken, wo man wohl fröhliches Lachen hört, aber weder allzu lauten Jubel noch Geſchrei. —

Gegen halb 11 Uhr erſchien der Kaiſer mit der Kaiſerin und wurde auch heute wieder wie geſtern beim Theatre paré empfangen. Als ſich nun jetzt die noch leer gebliebenen Plätze

mit den Damen des Hofs und den glänzenden Uniformen gefüllt hatten, und so alle die fünf Logenreihen wie auch die geschlossene Decoration des Theaters mit einem leuchtenden Kranze von schönen Damen in reicher Toilette, viele in phantastischen Costümen, bestrahlt von großen Wachskerzenbouquets vor den Brüstungen, vollständig besetzt waren, bot das ganze Haus einen überaus glänzenden und reichen Anblick. Dabei waren alle Räume dicht gefüllt und unten das Gedränge so groß, daß man kaum durchkommen konnte und froh war von einem sichern Logenplatz aus das Durcheinanderwogen der Masken mit ansehen zu können. Ein mächtiges Orchester war zwischen den beiden Treppen, die zur Bühne führten, aufgestellt und spielte nach der Ankunft des Kaisers gerade eine lustige rauschende Polka, als sich eine andere seltsame Musik vom Eingang her hören ließ, und nicht gerade melodisch in diese Klänge einbrach. Als nun auch von der andern Seite gar ein drittes Musikchor erschien, da war für Augenblicke der musikalische Lärm so toll, daß man wohl versucht sein konnte, sich die Ohren zuzuhalten, dagegen die Augen weit zu öffnen, denn unten erschienen die beiden uralten venetianischen Carnevalsgesellschaften, die Napolitani, von denen ich schon früher sprach, und die Chioggiotti, letztere, wie schon der Name besagt, Fischer der Insel Chioggia darstellend.

Schon über hundert Jahre bestehen diese beiden Gesellschaften und lassen sich zur Carnevalszeit in ihren grotesken Aufzügen sehen. Die Mitglieder sind wohlhabende venetianische Kaufleute und Boutikiers, und wo sie nicht erscheinen, ist die Faschingslust auch nicht vollständig. Man war nicht sicher, ob sie sich zur heutigen improvisirten Cavalchina herbeilassen würden, da es meistens unabhängige Leute sind, welche, wenn sie kommen, dieß

aus freiem Antrieb thun; und daß sie am heutigen Tag und recht zahlreich kamen, war ein Beweis, daß es ihnen Vergnügen machte, sich zu zeigen. Bei den „Napolitani“ scheint sich nun das vielleicht ursprünglich ächte Costüm im Laufe der Zeiten ziemlich verwischt zu haben, doch sieht es immer noch recht gut und malerisch aus. Sie haben weiße Strümpfe mit Bundschuhen, kurze Hosen und bunte Jacken mit zahlreichen Messingknöpfen besetzt, deren Schnitt und Verzierung indessen etwas von der Tracht des spanischen Majo hat; auf dem Kopf haben sie die bekannte rothe Mütze, und jeder trägt in der Hand eine Mandoline, deren verzierter und gewundener Hals wohl vier Schuh lang ist, was eine äußerst komische Wirkung macht. Ihre zahlreiche Musik war eben so gekleidet, nur hatte diese steife rothe Mützen, an denen jeder eine kleine Glaslaterne mit einem brennenden Licht trug. Die Chioggiotti scheinen sich strenger in ihrer ehemaligen Tracht erhalten zu haben; sie trugen Sandalen, die um das Bein mit bunten Bändern befestigt waren, ebenfalls kurze Hosen und eine reich verschnürte Fischerjacke, über die ein gewaltiger weißer Kragen, meistens von reichen alten Spitzen, heraushing, vorn auseinander stand und den Hals sowie einen Theil der nackten Brust sehen ließ. Um den Hals hatte jeder einen kleinen Schatz von alten venetianischen Goldketten unzähligemal herumgeschlungen, so daß es bei manchem einen handbreiten glänzenden Goldstreifen bildete; an allen Fingern glänzten zahlreiche Ringe, und sie trugen Körbe mit Blumen und Austern, die sie in den Logen umher anboten.

Das Ball-Orchester verstummte glücklicherweise vor dem musikalischen Lärm der Maskenzüge, worauf sich deren beide Musik-

chöre zu einer eigenthümlichen Tarantella vereinigten, die alsdann von den Neapolitanern und Chioggiotten auf eine wahrhaft groteske Art getanzt wurde. Die ersteren rissen dabei in die Saiten ihrer Mandolinen, alle aber machten die komischsten Pantomimen gegen die Damen in den Logen. Die Zuschauer im Parterre bildeten ringsumher einen weiten Kreis, und nach und nach mischten sich auch andere Masken in die Tarantella. Sehr komisch erschienen dabei zwei kleine Kerle in weißen Hosen, rothen Röcken und weißen Schlafmützen, beide von derselben Größe, beide außerordentlich dick wattirt, mit sehr guten Larven maskirt, die so außerordentlich heitere und beständig lächelnde Gesichtszüge zeigten, daß man bei ihren lustigen Capriolen und ihrem auffallenden Kokettiren nach allen Logen, welches übrigens von den Damen freundlich erwidert wurde, unwillkürlich mitlachen mußte. Endlich endigte die Tarantella; der Tanz löste sich auf, und als gleich darauf die umherstehenden Maskengruppen das ganze Terrain wieder überfluthet hatten, verschwanden Neapolitaner und Chioggiotti in dem allgemeinen Gedränge.

Gegen halb 1 Uhr verließen die Majestäten die Loge und zogen sich zurück, und als gleich darauf die großen Säle der Societa Apollinea im oberen Stockwerk des Hauses, einer geschlossenen Gesellschaft gehörig, für heute dem Publicum geöffnet wurden, verminderte sich augenblicklich das Gedränge unten im großen Saale. Natürlich machte auch ich einen schüchternen Versuch, die reichen Foyers droben zu sehen, doch kam ich, durch ein wahrhaft schreckliches Gedränge emporgeschoben, nur bis in den ersten Saal, wo eine andere Musikbande spielte, wo Masken und sonstige ehrliche Leute an den Wänden umhersaßen, und wo eine solche Hitze herrschte, daß ich schleunig auf meinen Rückzug be-

dacht war. Vor dem Theater in der kühlen Nachtluft athmete ich wahrhaft erleichtert wieder auf und ging mit dem süßen Bewußtsein nach Hause, als aufmerksamer Beobachter meine Schuldigkeit gethan zu haben.

4.

Die Regatta.

Die Regatta ist eine Preis-Wettfahrt (ein Schifferstechen, wie man's in Württemberg nennt), heutzutage mit leichten Gondeln ohne Verdeck, früher auch mit schweren Fahrzeugen abgehalten. Ursprünglich wollte man dadurch das Volk zu Ruderübungen anregen, und nicht nur die Männer, sondern auch Frauen aus der Schifferstadt Palestrina betheiligten sich bis zum achtzehnten Jahrhundert daran, und öfters sollen die rüstigen Weiber, zum großen Verdruß der Barcarolen, einen Preis gewonnen haben. Die Fahrt beginnt auf ein gegebenes Zeichen am östlichen Ende der Stadt, geht an der Riva degli Schiavoni und an der Piazetta vorbei in den Canale grande, dann durch die ganze Länge desselben bis zum Canalreggio, wo ein Pfahl errichtet ist, der umfahren werden muß, und nun wieder auf den Canale grande zurück, bis zum Palazzo Foscari, wo die Preise ausgetheilt werden. Der Schauplatz selbst, die allgemeine Theilnahme der Bevölkerung nebst der dabei entwickelten Pracht der begleitenden Fahrzeuge, machten daraus eins der berühmtesten Volksfeste, das ohne festgesetzte Wiederkehr, bei allgemein erfreulichen Veranlassungen, häufig bei Anwesenheit fremder Fürsten — so zu Ehren des Kaisers Ferdinand, als derselbe nach der Krönung in Mailand 1838 nach Venedig kam — veranstaltet wurde. Die letzte

Regatta fand im September 1847 bei Gelegenheit der neunten Zusammenkunft italienischer Gelehrten statt. Den größten Theil dieser Notizen habe ich dem so eben erschienenen „Führer durch Venedig," von Adalbert Müler entnommen, einem Buch, welches durch zweckmäßige Eintheilung und Zusammenstellung, sowie durch praktische Kürze allen Reisenden bestens zu empfehlen ist.

Obgleich der Canale grande ziemlich breit ist, so kann doch nur einer beschränkten Anzahl die Wettfahrt gestattet werden, wobei das Loos entscheidet. Dießmal waren es neun Gondeln, für welche vier Preise ausgesetzt waren: der erste in 250 Zwanzigern bestehend, der zweite in 200, der dritte in 150, der vierte in 100, und dieser letzte erhält noch als Zugabe, vielleicht auch ein wenig zur Verhöhnung, der alten Sitte gemäß, ein schwarzes Spanferkel. Dieß wäre also, um mich eines technischen Ausdrucks zu bedienen, die einfache Weberkette, welche sich von den Giardini publici bis zum Canalreggio in einer schönen Schlangenlinie durch ganz Venedig zieht, und die ich mich bemühen werde durch einen Einschlag von sehr viel Farben, Gold und Silber, Blumen und wehenden Federn zu jenem prächtigen Bande zu machen, welches das Auge durch seinen fabelhaften Glanz vollständig blendet.

Bei der Veranlassung der dießmaligen Regatta versprach das Fest von vorn herein ein glänzendes zu werden. Zuerst war es auf Sonntag den 30. Nov. bestimmt, doch war der Himmel an diesem Tag nicht gut gelaunt und mit trüben Wolken bezogen, welche Schnee und Regenschauer herabsandten auf die ziemlich unruhige Fluth der Lagunen und des großen Canals. Bis gegen Mittwoch dauerten Unwetter und Scirocco, und erst als sich eine kalte Bora des Regiments bemeisterte und die trüben Wolken — aber in größter Schnelligkeit — verjagte, schien

die Sonne wieder klar und in den Mittagsſtunden erwärmend auf das durchnäßte und frierende Venedig. Wohl kämpften noch ein paar Tage im Laufe des Morgens dichte Nebel um die Herrſchaft über Land und Meer und drangen oft ſo gewaltig vor, daß ich von meinen Fenſtern wie in die offene See hinauszuſchauen glaubte, kaum die Maſten und die Takelage der dicht am Ufer liegenden Schiffe erkennend, oder die gewaltige Kuppel von Sta. Maria della Salute, die wie ein graues Phantom erſchien. Abends aber warf die Sonne Gewölk und Nebel ſiegreich vor ſich nieder, um den Himmel für den Mond zu ſäubern, der nun in wundervoller Klarheit ſein helles Licht über das alte Venedig ausgoß und die Stadt ſo herrlich und phantaſtiſch beſchien, daß man wohl auf der Erde nicht leicht was ſchöneres ſehen konnte.

Wegen des ſchlechten Wetters zu Anfang der Woche war die Regatta auf Sonntag den 7. Dez. verlegt worden, und dieſe Verzögerung hatte dem Feſt in keiner Weiſe geſchadet. Wenn man ſich aus der Merceria in die engen Straßen verlor, wo die Handwerker wohnen, ſo ſah man namentlich bei den Vergoldern und Tapezierern alles bis in die ſpäte Nacht hinein in voller Arbeit, und wo man hinblickte, gewahrte man bunte Fahnen, rieſenhafte Blumenkörbe, vergoldete Wappen und Barkenſchilder.

Noch am Samstag Abend hatten aufſteigende Wolken zahllos die Frage veranlaßt: kann die Regatta ſtattfinden, oder kann ſie nicht ſtattfinden? Als aber am Sonntag den 7. Dez. vom tiefblauen Himmel, der nur hie und da mit leichten Wolkenſtreifen durchzogen war, prachtvoll die Sonne niederſtrahlte, war Venedig voll Jubel und Freude. „Oggio Regatta!“ hörte man auf Plätzen und Gaſſen, und ſchon von 10 Uhr an ſtrömten die Einwohner maſſenhaft aus den engen Canälen nach der Piazetta,

geſetzt den Fall, ich kreuzte ihren Weg durch ein glückliches Ungefähr, wird ſie nicht Alles anwenden, um vor mir unſichtbar zu bleiben? — Ja, ſie wird mich fliehen und ſie hat die Macht dazu, dieß zu thun. Wenn ich, wie geſagt, wirklich durch Zufall den Ort erreiche, wo ſie ſich gerade befindet, was wird's mir nützen? Ich ſtehe im Licht, ſie im Schatten; ſie wird erfahren, daß ich da bin, ſie wird mir verſchwinden, ehe ich eine Spur von ihr ſehe."

„Aber ich habe ja auch geſucht und gefunden," entgegnete der Baron.

„Das, lieber Freund," ſagte Alfred, „iſt ein ganz anderes Verhältniß. Deine Braut, wenn ſie auch, ihrer Erzieherin gehorſam, den Ort verließ, wo du warſt, that es nicht aus eigenem Antrieb und hatte wahrhaftig kein Intereſſe dabei und auch nicht den feſten Willen, dich nie wieder zu ſehen. Aber laſſen wir dieſe traurigen Geſpräche; ich fühle wohl, daß ich es nicht lange mehr hier allein aushalten werde; ſprechen wir lieber von deinen Planen für die Zukunft; vielleicht, daß ich ſpäter Euren Schritten folge. Wohin denkſt du zu gehen?"

„Ich habe mir vorgenommen, Italien einmal wieder zu beſuchen," ſagte der Baron. „Der alte Herr, bei dem Pauline ſich aufhält, hat mir von einer allerliebſten Beſitzung geſprochen, die er am Comerſee hat, und ich glaube, es würde ihm ſehr angenehm ſein, wenn dort Jemand von der Familie ein paar Jahre zubrächte, und ich denke, man kann ſich's am Comerſee ſchon gefallen laſſen. Wir wollen alſo auf unſerer Tour nach Mailand dieſe Beſitzung anſehen und dann Florenz, Rom und Neapel beſuchen, dann das Frühjahr am Comerſee und vielleicht ſpäter den Winter in Paris zubringen, und ſo fort. Mich zieht's gewaltig nach Italien, und wenn es Paulinen ebenſo dort gefällt, ſo wäre es nicht unmöglich, daß wir dort für mehrere Jahre unſern beſtändigen Aufenthalt nähmen."

um ſich auf Barken und Gondeln nach dem Canale grande zu begeben, oder um zu Fuß über die Riva degli Schiavoni nach den öffentlichen Gärten zu wandeln, wo Punkt 1 Uhr das Auslaufen der Gondeln ſtattfinden ſollte. Um die Aufſtellung der Wettkämpfer zu ſehen, ließ auch ich mich von dem wogenden Getreibe dorthin führen. Ungefähr hundert Fuß von den Treppen der Giardini befanden ſich die Regatta-Gondeln, in weitem Kreis umgeben von einer großen Menge Fahrzeuge, deren Inſaſſen aufmerkſam zuſchauten, wie die einzelnen Kämpfer kleine Wettfahrten unter ſich anſtellten; es war das wie vor dem Auslaufen von Rennpferden: als habe ſich die Ungeduld der Ruderer den Fahrzeugen mitgetheilt, ſo ſchoſſen dieſe bald hierhin, bald dorthin, jetzt eines allein, dann zwei oder drei miteinander. Ungemeinen Jubel rief es hervor, wenn eines dem andern um eine Bootlänge vorſchoß und dann mit der Geſchwindigkeit eines Waſſervogels wieder zu ſeinem Platze herumflog.

Die Regatta-Gondeln ſind von dünnſtem Holz ſo leicht gebaut, daß ein ungeſchickter Fußtritt die Wandung durchbrechen, oder das ganze Fahrzeug beim geringſten Zuſammenſtoß in Stücke zerſchellen müßte; deßhalb hat es oben eine Spannung von netzförmigem Holz, welche das kleine Fahrzeug zuſammenhält, und wo zu beiden Seiten auf einem unbedeutenden Stückchen Teppich die Ruderer ſtehen. Es iſt unbegreiflich, wie ſich die Leute bei der großen Kraftanſtrengung des Ruderns auf dem ſchwankenden Fahrzeug halten können, ohne bei der geringſten Wendung herunterzufallen. Die Gondoliere tragen weiße Beinkleider, auf der Naht Zickzackſtreifen von blauem Band, dazu blaue Jacken mit ähnlicher weißer Verzierung auf den Nähten, und blaue auf der rechten Seite herabfallende Mützen mit einer goldenen Quaſte.

Um die Wettkämpfer kenntlich zu machen, sind ihre seidenen Schärpen vielfarbig; bei der heutigen Regatta Orange, Violett, Nußbraun, Hellblau, Dunkelblau, Grün, Rosa, Gelb und Weiß; diese Farben sind wichtig, um beim Wettlauf die Gondeln unterscheiden zu können. Eine Viertelstunde vor der Abfahrt stellen sich sämmtliche Regatta-Gondeln hinter einem langen Strick auf, der von einer seitwärts liegenden Barke ans Ufer gezogen wird, und welcher, auf das Zeichen eines Kanonenschusses niederfallend, die Abfahrt freigibt. Hier erfuhr ich auch unter anderem, daß bei dem neulichen Sturm zwei der besten Gondoliere, welche bei der heutigen Regatta große Hoffnung gehabt hätten, am Lido ertranken, als sie sich, aus einem Wirthshaus kommend, mit einem dritten zu weit in die Lagune hinausgewagt.

Gern hätte ich den Weg von hier nach der Stadt auf einer Gondel zurückgelegt, um nicht die dicht gedrängten Menschenmassen passiren zu müssen. Doch waren die Forderungen einzelner Gondoliere, die hier lagen, wahrhaft lächerlich; verlangte man doch gestern schon von den Fremden für die Fahrt zur Regatta einen Napoleon-d'or. In ziemlich kurzer Zeit drang ich indessen bis zum Marcusplatz durch, in dessen Nähe ein Freund, Graf Künigl, Oberst von Kaiser-Infanterie, wohnte, welcher mir mit schätzenswerther Liebenswürdigkeit nicht nur einen Sitz in seiner Gondel, sondern auch den vortrefflichsten Platz um die Regatta zu sehen, und zwar auf dem Balcon des Palastes Foscari angeboten hatte, wo ein großer Theil seines Regiments einquartiert ist. Es war nach 12 Uhr, als wir in den großen Canal einfuhren, und wenn man auch durch frühere Beschreibungen, sowie durch die Erzählung Einheimischer, auf den herrlichen Anblick vorbereitet ist, den der Canalazzo am heutigen Tage bietet, so übertrifft doch das Bild

deſſelben die kühnſten Erwartungen. Es iſt nicht mehr die ſtille, faſt öde Waſſerſtraße, auf der man an gewöhnlichen Tagen ein paar hundert Gondeln gar nicht bemerkt, umſtanden von altersgrauen Paläſten, die ſich wie nachſinnend über vergangene Größe in dem unbeweglichen Waſſer ſpiegeln. Vor unſern Augen wehen von allen Fenſtern, von allen Balcons herab bunte Teppiche, Muſik ſchallt uns entgegen, phantaſtiſche Biſſoni ſchießen vorbei, leuchtend in Farben, Gold, Silber und Sonnenglanz; zahlloſe Barchetti folgen ihnen, man hört Jubeln und Schreien von allen Seiten, kleine Muſikbanden auf ſchwarzen Gondeln, jede eine eigene Melodie ſpielend, ziehen vorüber, Bekannte wehen einander aus der Entfernung mit ihren Tüchern zu, auch zu den Fenſtern und Balconen hinauf, wo auf jedem ein wahrer Blumenſtrauß von Damen in den reichſten und bunteſten Toiletten zu ſehen iſt, welche all die Grüße der vorüberfliegenden Fahrzeuge durch das Schwingen ihrer weißen Taſchentücher, ihrer Fächer, Sonnenſchirme und Blumen erwiedern. Wir biegen in den großen Canal ein und befinden uns nun mitten in dem fabelhaften Gewimmel. Wie die Unregelmäßigkeit der venetianiſchen Paläſte in ihrer zierlichen Bauart alle Decorationen und ſonſtigen Schmuck ſo lebendig macht, ſo auch hier; da iſt nichts gleichmäßiges, nichts uniformes, was das Auge durch lange Linien ermüdete; jeder Palaſt hat ſich geſchmückt, wie es ihm gerade gut dünkte, und das bringt dieſe beiſpielloſe bunte und reizende Manichfaltigkeit hervor. In Farben iſt Weiß und Roth vorherrſchend, und die öffentlichen Gebäude, unter andern der Palaſt Correr, die Wohnung des Statthalters Grafen Biſſingen, iſt förmlich eingehüllt von Draperien und Teppichen. Eben ſo wohlthuend für das Auge iſt es, daß man über die Balcone bald einen kurzen, bald

einen langen Streifen herabhängen sieht, hier eine neue Draperie, dort einen alten persischen Teppich, rechts prächtige Gobelins mit dem Familienwappen, links glänzenden Seidendamast, oft mit maurischen Verzierungen.

Neben dem Palast Foscari liegt der Palast Balbi, wo der Kaiser und die Kaiserin der Regatta zuschauen sollten. Hier bei der Biegung des Canals, wo man hinauf bis zum Rialto sieht, war der Hauptpunkt des ganzen Festes; zwischen den eben genannten alten Palästen befand sich die Preistribüne und das Ende der Wettfahrt. Je mehr wir uns diesem Punkt näherten, desto dichter wurde das Getreibe auf dem Wasser, um so toller der Lärm ringsumher. Den Palast Foscari hatte der Oberst Graf Künigl auf eine schöne und sinnreiche Art verzieren lassen: oben hoch an der Dachkrönung sah man unter der schwarzgelben Standarte die kaiserliche Krone; von dieser gingen weiße und rothe Draperien von beiden Seiten weit auseinander, über die Balcons einen gewaltigen Baldachin bildend, der oben die Buchstaben F. J. und E. — Franz Joseph und Elisabeth — zeigte, unten geschlossen war durch übereinanderreichende Fahnen und Flaggen mit der Inschrift: „Viribus unitis — für Kaiser und Vaterland.“ Die Säulen der Fenster bildeten Gewehrpyramiden, die mit grünem Buxlaub umschlungen waren. Dort an der Marmortreppe legten wir an, und als wir auf den Balcon des ersten Stocks hinaustraten, hätte ich gewünscht, nicht vorbereitet durch das bisher schon Gesehene, mit einemmal diesen großartigen, reichen und reizenden Anblick genießen zu können. Vor uns hatten wir den Canale grande in seiner ganzen Breite und in fast gerader Linie von Foscari bis zum Rialto, auch hier alle Häuser aufs bunteste verziert, glänzende Teppiche, Fahnen

in allen Farben, zahlreiche Menſchenmaſſen auf den Balcons, auf den Treppen ſo wie auf unzähligen Gondeln, die auf beiden Seiten an den Häuſern förmliche Quais bildeten. Die Waſſerſtraße ſelbſt war belebt mit den hin- und herfahrenden Fahrzeugen, welche ich bei der Ankunft des Kaiſers, ſo umſtändlich als es mir möglich war, beſchrieben, und die heute in noch größerer Anzahl und manche noch reicher geſchmückt wieder erſchienen; alle die Schiffe mit ihren eigenthümlich geformten Flaggen, viel rother und blauer Sammet mit Gold und Silber, die Ruderer in den ſchon geſchilderten oft ſehr geſchmackvollen Coſtümen, die leichten pfeilſchnellen Biſſoni mit ihren ſchillernden Gazevorhängen und der lang auf dem Waſſer nachſchleifenden Schleppe, die Barchetti mit ihren Blumenguirlanden und Behängen oft in den grellſten Farben, dazwiſchen die Hunderte von ſchwarzen Gondeln mit Damen in den reichſten Toiletten — kurz es war derſelbe fabelhafte, blendende Anblick wie damals, nur heute noch gewaltiger, weil die Maſſe der Fahrzeuge, ſtatt ſich wie auf der weiten Lagune ausbreiten zu können, hier zwiſchen den Paläſten des Canale grande zuſammen gedrängt war. Im Gegenſatz zu damals war auch das Ohr heute, und oft zu ſtark, in Anſpruch genommen; ganz Venedig war auf und am Canale grande, und ganz Venedig bemühte ſich den größtmöglichſten Lärm zu machen; wenn auch vielleicht jene Dame ihrem Nachbar, oder jener Zuſchauer ſeiner Nachbarin nicht übermäßig laut zurief, und obgleich ein einziges fröhliches Lachen nicht beſonders gehört worden wäre, ſo gaben doch hier die Tauſende von Lauten ähnlicher Art ein wahrhaft betäubendes Gemurmel und Gebrauſe. Dazu das Geſchrei, das jubelnde Rufen des Volks in den Barken und Kähnen beim Erblicken eines Befreundeten, das Fiedeln der

Muſikanten auf dem Waſſer — es war ein unbeſchreiblicher Lärm, dem man aber nicht widerſtehen konnte, dem man ſich hingeben mußte mit allen Sinnen, ſelbſt mitlachend und Bekannten zurufend, und dem man ſich in der allgemeinen Aufregung auch unwillkürlich und ſo gern hingab, daß der aufmerkſame und gewiſſenhafte Beſchauer alle Mühe hatte, die ſo ſehr in Anſpruch genommenen fünf Sinne beiſammen zu halten, was ich an mir ſelber nur zu wohl empfunden habe. —

Mit dem Palaſt Foscari bildet der Palaſt Balbi einen rechten Winkel. Die Waſſertreppe des letzteren war von einer mit rothen Teppichen bezogenen Landungsbrücke überbaut, neben der die kaiſerliche Staatsbarke, die Galleggiante, wie ſie mit dem venetianiſchen Ausdruck heißt, lag. Wir kennen ſie mit ihrem Golddach und ihren rothen reich geſtickten Sammetdraperien bereits von dem Empfangsfeſt her. Auf dem Balcon des erſten Stockes erhob ſich ein Zelt von rothem Sammet mit Gold und Franſen und Draperien von himmelblauer und weißer Seide, die Kaiſerin freundlich an ihr fernes Heimathland erinnernd; eigenthümlich nahmen ſich in den Fenſtern des alten grauen Palaſtes Kiſſen ebenfalls von rothem Sammet aus, welche aus dem alten Gemäuer ordentlich hervorleuchteten. Zwiſchen dieſem Palaſt und dem, in welchem ich mich befand, war dicht am Ufer die Preistribüne errichtet — ein Pavillon von weiß und rothem Stoff, auf deſſen Dach der Löwe von San Marco mit dem goldenen Buch der Republik. In den Canal hinein war eine Terraſſe gebaut mit zwei Piedeſtalen auf beiden Seiten, welche große Blumenkörbe trugen; auf der unterſten Stufe der Landungstreppe dieſer Terraſſe ſah man die Preisfahnen aufgeſteckt; es waren ihrer acht: zwei roth, zwei blau, zwei grün und zwei

gelb; ſie hatten in goldenen Buchſtaben die Worte: primo, secundo, terzo, quarto. Auf den beiden letzten befand ſich unter dem Wort quarto das kleine Spanferkel abgebildet; dieſes Thierchen ſelbſt lag mit zuſammengebundenen Füßen am Rande der Terraſſe und gewährte einen komiſchen Anblick; es war mit einer goldgeſäumten Tunica bekleidet, aus welcher die ſchwarzen Vorderbeine heraus ſahen. Uebrigens ſchien es ſich in ſeiner Lage nicht behaglich zu fühlen, häufig grunzte es ſehr kläglich, und machte ein paarmal den Verſuch, ſich, vielleicht ſein trauriges Schickſal ahnend, ins Waſſer zu ſtürzen. Die beiden Piedeſtale mit den Blumen hatten eine höchſt boshafte Einrichtung, Schlangen gleich, welche unter Roſen lauern, denn unſichtbar für die Vorüberfahrenden, befand ſich unter jedem Blumenkorb die Mündung einer Feuerſpritze, die plötzlich ihre Waſſerſtrahlen auf die Gondeln ergoß, die ſich trotz mehrfacher Warnung zu nahe an der Terraſſe anlegten und ſo den Wettkämpfern, die herbeiſchießend hier ihre Fahnen holen mußten, hinderlich waren. Rechts vom Palaſt Foscari war das Muſikcorps des Regiments Prohaska auf zwei mit einander verbundenen Schiffen aufgeſtellt.

So mochte es halb 1 Uhr geworden ſein, und mit jeder Minute nahm das Leben auf dem großen Canal zu. Jetzt hörte ich auch die eigenthümliche Tarantella wieder, mit der die Napolitani und die Choggiotti auf dem Maskenball erſchienen waren, und ſah dieſe ſelbſt in dem ſchon beſchriebenen Coſtüm, zwei große Schifferbarken anfüllend, deren erhabene Schiffsſchnäbel und Hintertheile mit wehenden Fahnen und herabflatternden Bändern geziert waren. Die Neapolitaner hatten einen Maſt mit dem eingereften großen lateiniſchen Segel, von deſſen Spitzen ein

übermäßig langer Wimpel herabhing. Die Chioggotti führten zwei sehr niedrige Masten, zwischen denen ein mit Gold verziertes Fischernetz hing, das angefüllt war mit silberglänzenden Fischen. Wie neulich auf dem Marcusplatz- und später auf dem Maskenball, wurden die beiden Carnevalsgesellschaften wieder jubelnd von den Neugierigen umschwärmt, und als sie so langsam dahinzogen, dicht umgeben von kleinen Gondeln und Fahrzeugen aller Art, über sie alle hoch emporragend auf dem Verdeck die tanzenden Masken, schwarz verlarvt, da machte das bei den Klängen der Tarantella und dem Rasseln der Tamburine einen gar sonderbaren unvergeßlichen Eindruck.

Indessen hatte sich unser Balcon mit Offizieren und ihren Damen vollständig gefüllt, unter den letzteren befanden sich zwei Engländerinnen, die niemand kannte; sie hatten einen der jungen Offiziere unten im Palast zu dem Weg nach dem Balcon des ersten Stockes gefragt, und dieser, im Glauben, sie seien eingeladen, sie artig hinauf begleitet. Da standen sie nun natürlicherweise auf dem besten Platz, ohne sich darum zu bekümmern, ob andere Damen, die hieher gehörten, etwas sahen oder nicht. Es ist das eine unbeschreibliche — Freiheit, um nicht ein derberes Wort zu gebrauchen, die einer unbekannten deutschen Dame, die sich auf ähnliche Weise irgendwo in England eindrängte, wohl schwerlich gestattet würde. Mich genirten diese beiden Damen insoweit als sie mit ihren nüchternen Physiognomien, den herabhängenden Locken und dem beständig halb offenen Mund, gar zu trostlos abstachen von der lebendigen warmen Umgebung. Uebrigens schienen sie die Vorläuferinnen einer ganzen Bande ihrer Landsleute sein zu wollen, denn eine Viertelstunde später bewegte sich eine Gondel, trotz des Abwehrens der aufgestellten

Beamten, mit mehreren dieſer Inſulaner über den freigehaltenen Canal gerade auf den Palaſt Foscari zu. Vorn an der Prora ſtand einer der langen dürren Söhne Albions im Plaid und in ſchottiſcher Mütze, alle Einreden der Beamten auf das unverſchämteſte dadurch beantwortend, daß er ſeinen Gondolieren zurief: „Affanti, simper affanti!“ Der Unglückliche ahnte nicht, wie er und ſeine Damen dem Verderben entgegen fuhren; dreimal riefen ihm die Leute von der Terraſſe der Preistribüne zu, er ſolle zurückbleiben, ja einer der Herren, die ſich dort befanden, ſagte daſſelbe auf engliſch — umſonſt: „Affanti, simper affanti!“ und die Gondel ging affanti, aber nur noch wenige Schritte, worauf der Gondolier an der Poppa ſo klug war, eine Schwenkung zu machen, ſo daß ſich die Breitſeite des Schiffleins der Terraſſe näherte. Wir wußten wohl, was kommen würde, und freuten uns darauf, und als ſich nun mit einemmal der dicke Waſſerſtrahl unaufhaltſam, unaufhörlich über das Boot ergoß, ſtimmten wir in den Jubel der Menge lachend ein. Aehnliche Scenen wiederholten ſich zuweilen, und nachdem die Feuerſpritze einigemal geſpielt, wurde das Waſſer vor der Terraſſe aufs ſorgfältigſte vermieden.

Auf all das Getümmel und die Farbenpracht draußen that es Einem ordentlich wohl, wenn man ſich von dem Balkon einen Augenblick in den gewaltigen dahinter liegenden Saal, der jetzt eine große Anzahl Soldaten beherbergt, zurückziehen konnte. Welch gewaltiges Stück venetianiſcher Geſchichte ſpielt zur Zeit des Glanzes dieſes koloſſalen Palaſtes, der gewöhnlich gekrönten Häuptern, ſo im Jahr 1574 Heinrich III. von Frankreich, zur Wohnung angewieſen wurde! Welche Berühmtheit erlangte er unter Francesco Foscari, der durch Beſtechung zur Dogenwürde

gelangte und wie zur Vergeltung von der Nemesis mit so furchtbarem Familienunglück bestraft wurde! Drei Söhne starben ihm unbegreiflich schnell nacheinander, und der letzte, Jacopo, von dem Florentiner Bevilacqua fälschlicherweise beim Rath der Zehne angeklagt, wurde mit lebenslänglicher Verbannung bestraft und starb im Gefängniß, ohne daß ihn der Vater und Doge in seinem bis zum Starrsinn unbeugsamen Festhalten am Buchstaben des Gesetzes retten wollte, vielleicht auch nicht einmal konnte. Der alte Mann schickte seinen eigenen Sohn aus seinem Thronsaale hinweg über die Seufzerbrücke nach dem Criminalpalast und ging dann vielleicht in diesem Saale händeringend auf und ab. Man kann der Erinnerung an die furchtbare venetianische Geschichte hier in dieser sich so vielfach gleich gebliebenen Stadt nicht entgehen. Wir hören ihre Seufzer aus den vergitterten Fenstern der furchtbaren Brücke; wir sehen sie nicken aus den Fenstern des Dogenpalastes; sie wehklagt aus den alten halbverfallenen Palästen; sie rauscht schwarz und unheimlich an uns vorüber, wenn wir aus den Lagunen in den Canale Orfano gelangen. Die Familie Foscari ist seit jener Zeit bis auf die heutige Stunde bald stärker, bald schwächer von Unglück heimgesucht worden. Der alte Doge, vom Rath der Zehne angeblich wegen Altersschwäche abgesetzt, trat dort auf jenen Balkon hinaus, den wir so eben verlassen und wo wir hinabschauten auf das festliche Getümmel ringsumher. Dort auf die Brüstung, wo sich jetzt lachende und plaudernde Damen lehnen, legte er die zitternde Hand und horchte aufmerksam und angestrengt. Als mit einemmale die Glocke von San Marco ertönte, die Wahl des neuen Dogen verkündend, da brach seine Lebenskraft, und er sank vom Schlage getroffen todt zu Boden. Die einst so große und mäch-

„Bravo!“ ſagte Alfred; „ich kann dieſen Entſchluß nur billigen, und mir wäre es außerordentlich erwünſcht, Euch dort vielleicht ſpäter finden zu können. Nach Italien zieht's mich auch wieder, und wenn ich hier noch eine Zeit lang ausgeruht habe und vielleicht ruhiger geworden bin, folge ich Euch, und einer ſolchen Zeit des freundſchaftlichen Zuſammenlebens würde ich mit Sehnſucht entgegen ſehen. — Daß es dich nach deinem bisherigen Aufenthalt, der kleinen Reſidenz, nicht zurückzieht, kann ich mir ganz gut denken; überhaupt begreife ich nicht recht, wie du es dort ſo lange aushalten konnteſt.“

„Das habe ich oft ſelbſt nicht begriffen,“ lachte der Baron, „aber jetzt danke ich meinem Schickſal, das mich vor ſechs Jahren — ich wollte damals nur durchreiſen — dort feſthielt. Fand ich nicht da das Glück meines Lebens? Aber jetzt iſt mir die Stadt und das Leben dort entſetzlich verleidet. Schade um die paar guten Menſchen, die ich dort kennen lernte und wahrſcheinlich ſo bald nicht wieder ſehe! — Doch ſieh,“ unterbrach der Baron den Fluß ſeiner Rede und blickte ſcharf in die Gegend hinaus, „dort biegt von der Hauptſtraße ein Wagen ab und ſcheint ſich hieher zu dirigiren.“

Die beiden Freunde traten an den Rand der Teraſſe, Alfred richtete ein großes Fernrohr, das ſich dort befand, nach dem fraglichen Punkte und ſagte, nachdem er hindurch geſehen: „es iſt ein leichter Wagen mit Poſtpferden, ſchaue ſelbſt!“

Der Baron richtete ſeine Augen an das Glas und nachdem er einen Augenblick hingeſehen, hob er vergnügt die Hand empor und rief aus: „das iſt bei Gott meine kleine Reiſekaleſche und Lukas ſitzt darin. Freund, der große Augenblick naht, dort kommt eine Botſchaft!“

In der That war es Lukas, den man durch das ſcharfe Glas in ſeiner ganzen Geſtalt und deutlich bemerkte. Wie aufrecht ſaß er im Wagen, die Arme über einander geſchlagen und

tige Familie der Foscari ist auf die ärmlichste Weise zu Grunde gegangen, und vor wenigen Jahren bewohnten ein paar alte Damen dieses Namens ein kleines ärmliches Zimmer des weitläufigen Gebäudes in den dürftigsten Verhältnissen, und der letzte Foscari soll vor kurzem als unbedeutendes Mitglied einer umherziehenden Schauspielertruppe geendet haben. —

Auch jetzt ertönt wieder dieselbe Marcusglocke. Der Kaiser und die Kaiserin haben sich eingeschifft und erscheinen schon dort hinten in der kleinen schwarzen leicht vergoldeten Gondel mit blauer Sammetschleppe inmitten einer dicht zusammengedrängten Masse aller möglichen Fahrzeuge. Für diesen Augenblick sind auch weder Beamte noch Feuerspritze im Stande den Platz vor der Preistribüne und dem Palast Balbi frei zu halten. Hier bei dem gewaltigen Gedränge haben es die kleinen einfachen Gondeln, die wie Aale überall durchschlüpfen, am Besten: ein Schlag mit dem Ruder macht sie frei und läßt sie hierhin und dorthin fliegen, wogegen die Bissoni, die sich ebenfalls zahlreich heranbrängen, und die schweren Schiffe mit den vergoldeten Pavillons bald hier, bald da so eingeklemmt erscheinen, daß die verzweifeltsten Anstrengungen der Ruderer nicht im Stande sind, die geringste Wendung auszuführen. Aber wie eigenthümlich, wie originell, wie nie gesehen ist diese ganze dicht zusammentreibende Masse, diese schimmernde Insel in allen erdenklichen Farben, strahlend von Gold und Silber, wie sie den großen Canal herabkommt! Es ist noch ein Glück, daß die 70 Mann starke Musikbande des Regiments Prohaska in ihrem Takt beharrt, und einigen Rhythmus in das unsägliche Getöse bringt. Mühsam bahnen sich die vier Ruderer der kaiserlichen Gondel ihren Weg nach dem Palast Balbi; ihnen folgt die zahlreiche und glänzende

Suite, die vielerlei Uniformen der Militär- und Civilbeamten, Gondeln mit wehenden grünen und weißen Federbüschen, mit Damenmänteln von Sammet und Pelz, Neugierige aus allen Ständen, die sich herandrängen, den Kaiser und vor allem die Kaiserin zu sehen, ohne daß man im Stande ist, in diesem Augenblick Einzelheiten in der Masse zu entdecken. Man sieht nur glitzernde Fächer und helle Sonnenschirme, Tücher in Roth und Gelb, die Fahnen der verschiedenen Consuln, die sich ebenfalls heranbewegen — ein unbeschreibliches Durcheinander, in dem allein die fest eingeengten Bissoni dem Auge einen Anhaltspunkt gewähren, und in welchem das einzig unbeweglich Bleibende die frischangestrichenen langen Uferpfähle sind, — das einzige, sage ich, denn selbst die Paläste scheinen sich von dem allgemeinen Wirbel mit fortreißen zu lassen, wenigstens ist die Fronte derselben mit der zahllosen, nach dem Palazzo Balbi deutenden Menschenmenge so belebt als möglich.

Gleich darauf erscheinen der Kaiser und die Kaiserin auf dem Balcon, und da in diesem Augenblick die Zuschauer so viel zu sehen haben, tritt eine momentane und sehr wohlthuende Ruhe ein. —

Auf dem Canal ist man indessen beschäftigt, die Gondeln der Zuschauer in eine gewisse Ordnung zu bringen, wobei die Feuerspritze an der Preistribüne den Widerspänstigen wieder recht gefährlich wird. Municipalbeamte auf kleinen Barken fahren die Reihe entlang, und veranlassen alle Fahrzeuge auf beiden Seiten des Canals in einer scharf gerichteten Linie anzulegen, so daß die mittlere Wasserstraße in ziemlicher Breite für die Regatta-Gondeln frei bleibt. Um ihre Befehle zu geben,

Bayerische

bedienen sie sich des Sprachrohrs, und da die Gondoliere wohl wissen, daß die geringste Widerspänstigkeit ihnen theuer zu stehen kommt, so fliegen sie pfeilschnell davon, sobald eine der Communalbarken daher schießt, ängstlich wie der kleine Fisch vor dem gefräßigen Hai. In wenig Minuten hat sich hiernach der Anblick des immer wechselnden reichen Bildes wieder gänzlich verändert. Die Paläste zu beiden Seiten des Canals, rechts und links, deren Mauern soweit das Auge reicht bisher unmittelbar aus dem Wasser emporstiegen, haben jetzt vollständige Quais erhalten — Quais von Fahrzeugen aller Art, die aber, unbeweglich liegend, in scharf abgegränzter Linie um so mehr einen Uferweg darstellen, als die Zuschauer aus den hintern Gondeln auf die vordern steigen, hie und da plaudern, Besuche machen, kurz in einer so ungezwungenen Bewegung sind, als wandelten sie auf dem festen Lande. Diese Streifen von Fahrzeugen und Menschen setzen sich fort so weit das Auge reicht, und da die letztern sich auf den Häusertreppen und den Mauervorsprüngen hinter einander amphitheatralisch gruppiren, so kann man sich nicht leicht einen belebteren Anblick denken. Auf dem nun freien Wasserstreifen in der Mitte sieht man nur noch einzelne der schnellsten Bissonen im wahren Sinne des Worts vorbeifliegen; manche waren draußen am Abfahrtspunkte, und ihre 8—12 Ruderer strengen alle ihre Kräfte an, um vor dem Kanonenschuß, der bald erfolgen muß, ihre Plätze in der Linie einzunehmen. Hier haben wir aber Gelegenheit, all die schönen Fahrzeuge von neulich aufs genaueste zu betrachten, und die meisten sind uns kenntlich an den verschiedenartigen Costümen ihrer Ruderer. Jetzt schießt die Barke mit den Griechen vorbei; ihr folgen die Arlequinos; dort kommen die vier Welttheile. Auch

manche neue ſieht man erſcheinen, einige reich und elegant, andere minder geſchmackvoll. Zu den letztern rechne ich ein Barchetto mit ſechs Ruderern, die in weißen Hoſen, weißen Jacken und weißen Mützen vollkommen herrſchaftlichen Köchen ähnlich ſehen — vielleicht das Fahrzeug eines großen Gourmand. Zuletzt ſchießt die Biſſona des Podeſta von Venedig, Grafen Correr, mit ihren 16 Ruderern vorüber — eine der ſchönſten und reichſten, in weiße und hellblaue Gaze eingehüllt, aber ſo dicht mit Silber geſtickt, daß man von dem Stoff nur wenig ſieht, und ſie jetzt raſch dahinfliegend auf dem dunklen Waſſer wie ein Lichtſtrahl erſcheint. Alle fahren ſo eilfertig, daß, wenn ſie vor dem Palaſt Foscari die Biegung machen, weißer Schaum vor dem Kiel aufſpritzt und ſich das leichte Fahrzeug ſelbſt anmuthig auf die linke Seite neigt, ſo daß hier die Behänge der Schiffswände momentan ins Waſſer tauchen.

Endlich iſt die Mitte des Canals frei von allen Fahrzeugen, und bildet nun, im Gegenſatz zu den grauen Paläſten und den dunklen Maſſen der Zuſchauer an ihren Ufermauern, einen grünlich leuchtenden Streifen. Es iſt beinahe 1 Uhr, das Gemurmel und Geſumme iſt faſt verſtummt — alles lauſcht erwartungsvoll. Da kracht von den Giardini publici der lang erwartete Kanonenſchuß dumpf herüber, und eine tiefe faſt ergreifende Stille verbreitet ſich mit einemmal über die Zuſchauermaſſen am großen Canal.

Aber nicht lange dauert dieſe Stille. Von fern her hört man ſchon nach wenigen Secunden ein leichtes Brauſen von Menſchenſtimmen, das ſich an den Ufern des Canals fortpflanzt und immer ſtärker und gewaltiger wird; es ſind wahrſcheinlich Rufe des Beifalls und des Tadels, der Hoffnung und der Auf-

munterung; noch ſind wir nicht im Stande, irgend ein Wort deutlich zu verſtehen. Jetzt aber bemerken wir, wie die Zuſchauer rechts von uns gegen die Gitterbrücke hin in Bewegung gerathen; alles drängt ſich vor, man winkt mit Händen und Fächern, man ſchwenkt Mützen und Taſchentücher. „I vien!“ hören wir jetzt, dann vernehmen wir hie und da den Ausruf: „el sará il primo!“ — noch einige Minuten, und die Regatta-Gondeln erſcheinen an der Biegung des Canals. Vorderhand ſehen wir jedoch noch nichts als den weißen und blauen Anzug der Gondoliere, die aber ſchon eine längere Linie bilden als gerade nothwendig wäre, woraus wir entnehmen, daß einige bereits einen ziemlichen Vorſprung gewonnen; das Boot ſelbſt ſieht nur wie ein kleiner dunkler Streif auf dem Waſſer aus. Wie ſie näher und näher kommen, pflanzt ſich das Brauſen der Menge zu unſerer Rechten bis zu uns heran, fort, und nun macht es einen eigenthümlichen Eindruck, daß die Zuſchauer vor uns gegen den Rialto hin, die von den Regatta-Gondeln noch nichts ſehen können, in geſpannter Erwartung ſtill und ruhig verharren. Jetzt erſcheinen uns die Ruderer größer und größer; wir können ſchon die einzelnen Fahrzeuge genauer unterſcheiden, noch zwei Minuten, und wir ſehen, in welcher Folge ſie daher kommen. Weiß und Gelb hält die Spitze, doch iſt Weiß um einen halben Ruderſchlag voraus; eine Bootslänge hinter ihnen erſcheint Violett, Nußbraun, Blau und Grün in faſt gleicher Linie, dabei aber jede Secunde um ein unbedeutendes vor oder zurückwechſelnd; Himmelblau und Roſa folgen in gleicher Diſtanz, und zuletzt kommt der mit der Orangenſchärpe ziemlich weit zurück, wofür er auch von den Zuſchauern hie und da einige boshafte Bemerkungen zu hören bekommt.

Obgleich die Gondoliere, lauter gutgewachsene kräftige Leute — die meisten haben große Bärte — aufs angestrengteste mit aller Kraft ihrer Muskeln arbeiten, so scheinen sie doch wie spielend ihre Ruder zu handhaben, wobei es in der That ein schöner Anblick ist, diese Männer in eleganter Haltung so frei, mit fest aufgestemmtem Fuße zu sehen, unbeirrt von jeder Schwankung des Schiffchens. Die Spitze desselben taucht bei jedem Ruderschlage fast unter das Wasser, und hebt sich gleich darauf, die Fluth zerschneidend, wie spielend wieder. Obgleich beide Gondoliere bei dieser Wettfahrt gewandte Ruderer sein müssen, so ist doch der auf der Popiere — dem Hintertheil — der tüchtigste, da er nicht blos rudern, sondern auch das Boot lenken muß, worauf namentlich am Ende der Bahnlinie, wo es gilt den Pfahl im Wasser zu umfahren, sehr viel ankommt. Hier ist überhaupt bei vielen Regatten der entscheidende Punkt: da kann eine Gondel aus der Richtung kommen und genöthigt sein, einen größeren Bogen zu machen; auch kann sie den Pfahl streifen oder eine andere Regatta-Gondel, wo alsdann begreiflicherweise hauptsächlich der Ruderer an der Spitze stürzen oder gar ins Wasser fallen muß.

Während dem sind alle neun Boote bei uns vorüber gekommen, und die Geschwindigkeit erscheint merkwürdigerweise nicht so außerordentlich groß. Ich glaube, daß ein schnell trabendes Pferd am Ufer gleichen Schritt mit ihnen halten könnte. Daß sich der Lärm beim Erscheinen der Gondeln nun auch vor uns fortgesetzt hat, versteht sich von selbst, und wie derselbe auf unserer rechten Seite, wo sie vorüber sind, abnimmt, so vermehrt er sich von Secunde zu Secunde gegen den Rialto hin. Dort bewegt und drängt sich die Volksmasse auf den Gondeln und an

den Fenſtern, dort wehen nun zahlloſe weiße Tücher. Die Boote ſelbſt mit ihren Ruderern werden für uns immer kleiner und kleiner, und ehe ſie unter dem Bogen des Rialto verſchwinden, ſieht man nichts mehr als leuchtende Punkte — die weißen Beinkleider der Gondoliere, hellen Seemöven vergleichbar, die über das Waſſer dahinſchießen. Wenn die Wettkämpfer aber auch in der nächſten Minute gänzlich unſerem Blick entſchwunden ſind, ſo erfahren wir doch, welche Farben vor- und welche zurückbleiben! Die Zuſchauer an beiden Seiten des Canals ſind ein lebendiger Telegraph, und einer ruft dem andern zu, gleichviel, ob er ihm bekannt oder unbekannt iſt, welche Gondeln voraus ſind. Weiß behält noch immer die Spitze, obgleich Gelb ſchon einigemal um einen halben Ruderſchlag voraus geweſen iſt.

Abermals hat ſich indeſſen die Scene vor unſerem Fenſter verändert: wo die Regatta-Gondeln rechts von uns vorüber gekommen, gefolgt von unzähligen Fahrzeugen, die ſie von den Giardini publici her begleitet, da verließen auch die Gondeln, welche bisher die lebendigen Quais gebildet, ihren Platz, ſchoſſen in den großen Canal hinein, und bilden nun ſo eine dicht gedrängte Maſſe, die ſich unter Jubeln und Schreien, ſowie vermiſcht mit dem Fluchen der Gondoliere, welche in dem unſäglichen Gewimmel ihre Ruder nicht mehr gebrauchen können, langſam auf den Palaſt Foscari zuſchiebt. Hier aber an der Biegung des Canals vor der Preistribüne, wo das Waſſer natürlicherweiſe frei bleiben muß, ſind die Stadtbeamten mit ihren Sprachrohren ſowie die beiden Feuerſpritzen in außerordentlicher Thätigkeit. Die erſten Gondeln müſſen von Foscari quer über den großen Canal eine gewölbte Linie bilden, an die ſich alle die hundert von der Gitterbrücke herkommenden Fahrzeuge aufſtauen;

es dauert nicht fünf Minuten, ſo gibt es rechts von uns, ſo weit wir ſehen können, keinen Canalazzo mehr; buchſtäblich genommen, iſt dort keine Handbreit Waſſer zu erblicken. Gondel drängt ſich an Gondel; zwiſchen die Poppa der vorderen Gondeln ſchiebt ſich die Prora der folgenden, und ſo fort; dazwiſchen ſieht man Biſſonen und Barchetten feſt eingeklemmt, und alle die kleineren Boote bilden eine Inſel von dunklem Grunde, auf welcher die größeren farbigen und glänzenden Fahrzeuge wie bunte Blumenbeete erſcheinen, ein Garten mit phantaſtiſchen Blüthen, in Gold und Silber, dem es auch nicht an Spaziergängern fehlt. Neben einer großen Menge, die in der dritten oder vierten Gondel einen freundſchaftlichen Beſuch machen, ſieht man junge Leute genug die, unter Lachen und Scherzen von Boot zu Boot ſpringend, über den ganzen Canal gehen.

Unſer lebendiger Telegraph hat uns währenddem berichtet, daß ſich vorn bei den Regatta-Gondeln die Folgenreihe ein wenig geändert hat: beim Umſchiffen des Pfahls am Canalreggio iſt Weiß durch einen unvorſichtigen Ruderſchlag angeſtreift, das leichte Boot hat geſchwankt, und der Proriere iſt auf ein Knie niedergeſtürzt; obgleich er ſich in der nächſten Secunde wieder erhoben, iſt doch Gelb vorgekommen, und hat alſo, da nun der gefährliche Punkt umſchifft iſt und die freie Bahn vor ihm liegt, die größte Chance für den erſten Preis. Die Sache fängt an ſehr intereſſant zu werden, und wie ſich die Erwartung ſteigert, ſo wechſelt auch das Gemurmel und Gebrauſe von Secunde zu Secunde; Theatergläſer und Fernröhre aller Art ſind nach dem Rialto hin gerichtet, unter deſſen Bogen die Wettkämpfer nächſtens hervorſchießen müſſen — Weiß und Gelb — Gelb und Weiß — man kann nicht mehr verſtehen, welche Farbe die Spitze hat.

Sie müſſen dicht beieinander ſein, und wahrſcheinlich hat Weiß durch ſeinen Unfall zur Verzweiflung getrieben, die furchtbarſten Anſtrengungen gemacht, wieder vorzukommen.

Da erſcheinen die Vordern unter dem Rialto, zwei weiße Punkte; alles an den Palaſtmauern drängt ſich gewaltſam vor; die Damen beugen ſich über die Balcons herab, die Fernrohre verlaſſen das Auge nicht mehr — Gelb oder Weiß? Ich hatte von dem freundlichen Oberſten ein prächtiges Theaterglas erhalten, welches eine traurige Vergangenheit hat, denn die Soldaten fanden es bei einem erſchoſſenen piemonteſiſchen Officier auf dem Schlachtfelde von Novara. Mit Hülfe deſſelben ſah ich deutlich die Figuren der beiden vordern Gondoliere, aber wie mir ſchien, kamen ſie in gleicher Linie daher; eigenthümlicherweiſe ſchien alles für Weiß durch den ſtattgefundenen Unfall eingenommen zu ſein, denn noch wenige Secunden, und man hörte den jubelnden Ruf: bianco! bianco! —

Ja, Weiß war voraus, das ſah ich denn auch mit meinem guten Glaſe, aber die Diſtanz war nicht der Rede werth. Näher und näher kamen ſie nun, und ſchon konnte ich die furchtbaren Anſtrengungen der Leute unterſcheiden; mit unglaublicher Schnelligkeit und ſichtbarem Kraftaufgebot ſchlugen die Leute in das Waſſer; glühend roth erſchien das Geſicht des Ruderers, die Bruſt flog auf und nieder, und die Spitze der Gondel tauchte bei jedem Schlag tief in das Waſſer. Weiß war wieder vorausgekommen, aber Gelb machte ſo namenloſe Anſtrengungen, daß noch wenige Bootslängen von der Preistribüne die Zuſchauer der vordern Gondel angſtvoll zuriefen: „Vorwärts! vorwärts! nimm dich in Acht!“ Aber es war für Gelb zu ſpät, das fühlte auch der vordere Ruderer der erſten Gondel vollkommen, denn

er nahm mit etwas Coketterie ſeine Mütze ab, wie ſich bedankend für den freundlichen Zuruf, während er mit einer Hand allein ſein Boot durch einen letzten tüchtigen Ruderſchlag an die Treppe der Preistribüne ſchnellte. Weiß war Sieger, und von den beiden Leuten des Boots erhielt jeder eine rothe Fahne mit der goldenen Aufſchrift: „Primo," oben mit einem kleinen ſeidenen Beutel von gleicher Farbe, worin ſich eine Anweiſung für die gewonnene Summe befand, die morgen von Podeſtá ausbezahlt werden wird. Gelb erhielt den zweiten Preis — zwei blaue Fahnen; Violett den dritten — grüne Fahnen; Braun den vierten — gelbe Fahnen, mit quarto bezeichnet und dem Porträt des unglücklichen Spanferkels.

Recht traurig waren die Verlierer anzuſehen, die in ihrer Hoffnung getäuſcht, für ihre gewaltigen Anſtrengungen nicht einmal die Theilnahme der Zuſchauer hatten. Wenn auch ein venetianiſcher Gondolier gewiß nicht unempfänglich iſt für den klingenden Preis, den er erhält, ſo ſchlägt er doch auch die Ehre bei der Regatta gewonnen zu haben nicht gering an. Dieß gibt ihm ein großes Anſehen, nicht nur bei ſeinen Cameraden, ſondern vielleicht auch ein glänzendes Augenpaar, das bis jetzt zu keinem zärtlichen Blick zu bewegen war, ſtrahlt hingebend auf, wenn der Sieger die rothe Fahne zu den Füßen der Geliebten niederlegt. Wie oft geſtaltet ſich die ganze Zukunft eines dieſer jungen Leute durch einen Regattapreis günſtiger! Mit dem Geld kann er irgend etwas beginnen, und was noch mehr iſt, erweicht er durch die errungene Ehre oftmals das unbeugſame Herz eines ſtrengen Vaters. Deßhalb war es mir ſo begreiflich, manchen der zu ſpät kommenden Gondoliere mit unverkennbarem Ausdruck der Verzweiflung anlangen, ja Thränen zu ſehen und laute Kla-

ſchaute unverwandten Blickes nach der kleinen Villa empor, die jetzt der Poſtillon als Ziel der Reiſe, indem er mit der Peitſche darauf hinwies, zeigte. Bald kam der Wagen näher und in einer kleinen Viertelſtunde ſchien der Jäger zu bemerken, wie ihm Jemand von der Teraſſe dort oben zuwinkte. Herzlich erwiderte er dieſen Gruß und ſtieß darauf den Poſtillon freundſchaftlich in die Rippen, der nun ſeinerſeits, eines guten Trinkgeldes gewärtig, die ſchäumenden Pferde im Galopp den Berg hinaufſliegen ließ. Jetzt hielten ſie vor der Treppe und Lukas ſchwang ſich aus der Kaleſche, eilte hinauf und der Baron in der Freude ſeines Herzens begrüßte den treuen Diener, wie einen langvermißten guten Freund, der endlich wieder gekommen iſt.

„Wie ſteht's, Lukas?“ rief er ihm ſchon von Weitem entgegen, und der Jäger, der aus ſeiner Reiſetaſche ein großes Schreiben hervorholte und übergab, entgegnete:

„Ich glaube, es ſteht nicht ſo ſchlecht, ich habe neben dieſem Briefe eine Menge perſönlicher Grüße von dem Grafen Alfons auszurichten.“

„Wie kommt's aber,“ ſagte der Baron beſtürzt, als er das Schreiben betrachtet, „daß der Graf ſchwarz ſiegelt? Iſt Jemand geſtorben?“

Der Jäger zuckte mit den Achſeln, während der Baron den Umſchlag abriß.

Eifrig durchlas er die Zeilen, die ihm ſein Freund ſchrieb, und beim Leſen wurden ſeine Züge nachdenklicher und ernſter. Als er mit dem erſten Schreiben fertig war und die Einlage geöffnet hatte, fuhr er mit der Hand über die Augen und gieng abſeits in den Garten, um die letzten Zeilen der verſtorbenen Erzieherin ſeiner Braut durchzuleſen. Als er nach einiger Zeit zurück kam, theilte er den Inhalt beider Schreiben ſeinem Freunde Alfred mit, der an dem ſchrecklichen Ereigniſſe innigen Antheil nahm, und dann mußte Lukas erzählen von dem traurigen Vor-

gen zu hören, ſo unter andern die Ruderer mit Grün, der Farbe der Hoffnung, die ſie dießmal ſchmählich im Stich gelaſſen. Schon eine ziemliche Strecke von der Preistribüne ließ der vordere, ein ſchlanker, ſehr junger, hübſch gewachſener Mann, als er ſah, daß alle Mühe vergebens ſei, das Ruder ſinken und warf einen Blick der Wuth ſeinem Hintermann zu, der achſelzuckend auf die Poppa niederkauerte und ſeinen Kopf in beide Hände vergrub. So trieb das Boot immer noch in Bewegung von ſelbſt dem Ufer zu, während der Vordere irgend etwas zu überdenken ſchien. Das mußte er auch in der nächſten Secunde gefunden haben, denn mit einemmal warf er Ruder und Mütze weit von ſich, ſchrie laut auf, während er die Hände zuerſt weit von ſich abſtreckte, dann ſie in ſeinem dichten ſchwarzen Haar vergrub, wobei Thränen über ſein Geſicht herab rollten. Er that mir unendlich leid, wer weiß welche Hoffnung ihm mit dem Preis für immer entſchwunden! Und Hoffnungsloſigkeit iſt eine gar traurige Sache!

Doch weg mit dieſen, nur für mich intereſſanten Scenen, ſie paſſen wahrlich ſchlecht in das luſtige Getreibe, das ſich nun zu unſern Füßen entfaltet. Die Macht der ſtädtiſchen Beamten hat ihr Ende erreicht, auch der Waſſerſtrahl aus den Feuerſpritzen läßt ſich nicht mehr ſehen. Vom ganzen Ufer den Canal entlang beeilten ſich ſämmtliche Fahrzeuge vor den Palaſt Foscari zu kommen, um die Gewinner in der Nähe zu betrachten, auch ein Wort der Freude und einen Händedruck mit ihnen zu wechſeln. Dadurch, ſowie durch die zahlreichen Gondeln, Biſſonen und Barchetten, welche der Wettfahrt gefolgt waren, vergrößerte ſich die Inſel zu unſerer Rechten immer mehr, und ſetzte ſich noch über den Palazzo Balbi weit hinaus fort. Dabei waren es aber keine ruhig erwartenden Zuſchauer mehr, welche

dieſes Eiland bildeten; alles in den Fahrzeugen ſchien ungeduldig geworden zu ſein, jedes Boot ſuchte ſich zu bewegen, einen andern Platz zu gewinnen, vor- oder zurückzukommen — es war ein wahrhaft angreifendes Gewühl von Schiffen, Menſchen, Farben, Gold und Silber. Wie ein Keil hatten ſich die Fiſcherbarken der Napolitani und Chioggiotti eingeſchoben; ihre Tarantella ertönte immerfort in der einförmigen, faſt melancholiſchen Weiſe unter dem Klingeln der Tamburins, wobei die Neapolitaner ſowie die Fiſcher von Chioggia wie toll auf ihrem Verdeck herumſprangen. Dazwiſchen lärmte und jubelte die Menge rings umher auf dem Waſſer und an den Fenſtern; die kleinen Muſikbanden hie und da auf dem Canal fiedelten, daß es zum Erbarmen war; das arme Spanferkel, welches man in ein Boot geworfen, grunzte in kläglichen Tönen, während es ſich in ſeinem rothen Röckchen umherwälzte — es war ein wahrer Hexenſabbath, bei welchem glücklicherweiſe der Capellmeiſter des Regiments Prohaska die gute Idee hatte, ſeine Muſikbande „Prinz Eugen, der tapfre Ritter“ ſpielen zu laſſen, welches gewaltige Lied mit ſeinen brauſenden Klängen den allgemeinen tollen Lärm wohlthuend übertönte.

Nachdem die acht Sieger bei der Regatta die Glückwünſche und Begrüßungen ihrer Bekannten entgegengenommen, wobei es ſehr komiſch ausſah, wenn ihnen aus einer oft weit entfernten Barke ein Labetrunk zugeworfen wurde — in einer großen Korbflaſche nämlich, die wie Ball hin und her flog und die immer mit großer Geſchicklichkeit aufgefangen wurde — verließen die Gondoliere, jeder mit ſeiner Fahne in der Hand, ihre Fahrzeuge und ſpazierten auf den noch immer dicht nebeneinander liegenden Schiffen aller Art wie auf dem feſten Land überall hin, um eine kleine Gabe einzuſammeln. Dieß iſt nun freilich eine poetiſche Beigabe zur

Regatta, wohl aber für die Leute eine höchſt praktiſche, denn da ſie dieſes Einſammeln mit der Fahne in der Hand wohl 5 bis 6 Tage lang in ganz Venedig fortſetzen, ſo ſollen ſie hiedurch gewöhnlich eine Summe erhalten, die den Siegespreis oft weit überſteigt. Bei der dießmaligen Regatta hatten alle Wettkämpfer, Gewinner und Verlierer, obendrein das Glück, auf Befehl des Kaiſers noch beſonders und reichlich beſchenkt zu werden.

Dieſes Verſchwinden der Sieger vom Rande der Preistribüne hatte übrigens das Gute, daß ſich hierauf die Maſſe der Fahrzeuge anfing in Bewegung zu ſetzen; auch wurde in dieſem Augenblick die kaiſerliche Galleggiante vor die Landungsbrücke am Palaſt Balbi gebracht, die kaiſerliche Standarte aufgehißt, J.J. M.M. mit Gefolge ſtiegen ein, und da es hieß, der Kaiſer und die Kaiſerin würden eine Fahrt den ganzen Canal entlang machen, ſo beeilten ſich alle Biſſonen, Barchetten, Gondeln und übrigen Barken gegen den Rialto zu kommen, ſowie auch in der Nähe der Staatsbarke zu bleiben, um die hohen Herrſchaften ſo nahe als möglich zu ſehen. Es war intereſſant, wie ſich hiedurch der dicht zuſammengedrängte Knäuel vor unſerm Balcon langſam entwirrte, und der Canale grande in kurzer Zeit dicht überſäet war. Voraus zog die Muſik des Regiments Prohaska auf ihren Schiffen, dann folgte die Galleggiante von vier ſtark bemannten Booten gezogen; etwas weiter zurück zu beiden Seiten kamen die Napolitani und Chioggiotti, und dann das übrige im bunteſten, glänzendſten Gemiſche. Ich hätte in dieſem Augenblick ein Vogel ſein mögen, um mich über die Häuſermaſſe emporſchwingend, die ſchöne Linie des Canale grande zu ſehen, wie ſie zwiſchen den Paläſten und Häuſern eine Guirlande darſtellte in allen Farben, und um ſo prächtiger, da ſich das ganze fabelhafte Gewimmel be-

ſtändig durcheinander ſchob, immer neue herrlichere Töne zeigend, immer neue und andere Lichter nach allen Seiten hin ſtrahlend.

Nach und nach verrauſchte die Muſik ſowie das Jubeln der Menge in der Ferne, und der Platz vor dem Palaſt Foscari verödete in kurzer Zeit, da die meiſten Fahrzeuge der kaiſerlichen Barke nachgeeilt waren, worauf auch wir unſere Gondel beſteigen, um das Leben und Treiben auf dem obern Canal anzuſehen. Auch hier waren alle Fenſter und Balcone mit Teppichen behängt, auch hier ſah man alles dicht gedrängt voll Menſchen, namentlich auf den einzelnen Landungsbrücken, auf den Treppen und den hier ziemlich breiten Quais, wo ſich zunächſt dem Waſſer lange Reihen von Stühlen befanden, auf welchen die Frauen aus den bürgerlichen Claſſen ihren Sitz genommen hatten. Kleine Häuſer und große Paläſte zeigten durch alle Stockwerke bis an das Dach hinauf eine bewegte wimmelnde Maſſe. Sonderbar ſah die Rialtobrücke aus, die über den ganzen Bogen hinweg einen buntfarbigen dichtgedrängten Streifen lebender Weſen zeigte. Der Nachbar dicht an den Nachbar, Kopf an Kopf gedrängt, konnten ſie kaum ihre Hände bewegen, um der herannahenden Galleggiante mit ihren Tüchern entgegen zu winken; um ſo lauter aber war das Evviva, das hier von der alten Brücke herunterbrauste. Da wir aber von dem vielen Sehen in der That ermüdet waren, ſo kehrten wir nach einigem Umherfahren auf unſern Balcon in den Palaſt Foscari zurück.

Dem klaren Tag war ein wunderſchöner Abend gefolgt, und das Bild, welches der große Canal in dieſem Augenblick bei der ganz beſondern Beleuchtung bot, wird mir unvergeßlich bleiben. Zu unſerer Rechten, etwas hinter uns, ſank die Sonne neben der Kuppel von Sta. Maria della Salute nieder und

warf ein glühendes Streiflicht auf die Paläſte zu unſerer linken Seite, ſie ſcharf abzeichnend neben dem tief grauen Schatten der untern Mauertheile, und dieſes Licht gewährte eine neue wunderbare Decoration, vor welcher das Leuchten der Sammetdecken und goldgeſtickten Teppiche ſchattenhaft zurücktrat. Die Paläſte, welche dieſen letzten Gruß der Sonne empfingen, waren röthlich warm angeſtrahlt, auf den Fenſterſcheiben glänzte es wie lodernde Flammen, welche zitternde Strahlenkreiſe rings um ſich her warfen. Weit vor uns über dem Rialto mit ſeinen wimmelnden Menſchenmaſſen, lagen die Häuſer im Dufte; nur die Spitze des hohen Thurmes von San Salvatore ſtrahlte wie ein Fanal, während unſer Horizont begränzt war von der mächtigen im Nebel verſchwimmenden Kuppel der größten und ſchönſten Kirche Venedigs, San Giovanni e Paolo.

Dieſer an ſich ſo ſchöne Anblick wurde nun mit einemmal aufs herrlichſte belebt durch das Hervorquellen der Hunderte von Fahrzeugen unter dem Bogen des Rialto, welche der Staatsbarke folgten. Die Muſikchöre ſpielten, die Menge lärmte und ſchrie, und in kurzer Zeit war das Waſſer vor uns wieder ebenſo bedeckt, wie vor einer Stunde. Zu beiden Seiten der kaiſerlichen Barken fuhren die Neapolitaner und Chioggiotten, deren Banden abwechſelnd die Tarantella, ſowie „Gott erhalte unſern Kaiſer“ ſpielten. Obgleich die vier Boote, welche die Galleggiante zogen, tüchtig arbeiteten, ſo kam dieſe, obendrein eingeengt durch ihre bunte Begleitung, doch nur langſam vorwärts. Erſt als ſie an der Biegung des Canals bei der Gitterbrücke verſchwand, fuhr ich ihr auf meiner leichten Gondel nach, um mich nach kurzer Zeit wieder in dem lärmenden Strudel zu befinden. In kleinen Zwiſchenräumen ließ das Muſikcorps von Prohaska ſeine rau-

ſchenden Klänge vernehmen; dazwiſchen klangen faſt beſtändig die Tamburins der Neapolitaner, und das luſtige Geſchrei der Menge. Um einen kleinen Begriff von der auch hier noch immer dichtgedrängten Maſſe von Fahrzeugen zu geben, will ich nur erwähnen, daß die Sieger mit ihren Fahnen auch jetzt wieder kreuz und quer über den großen Canal von einem Boot zum andern ſprangen und einſammelten; auch von denen, welche bei der Wettfahrt verloren, ließen ſich ein paar ſehen, die, an ihr Unglück erinnernd, die Mildthätigkeit der Zuſchauer in Anſpruch nahmen; ſehr komiſch war einer der Gondoliere mit der gelben Fahne, welcher, nachdem er vermittelſt eines halsbrechenden Sprunges von einem andern Fahrzeug unſere Gondel erreichte, mit hingehaltener Mütze um etwas bat und ſehr wichtig thuend hinzufügte: „son gued del porchetto“ — ich bin der vom Spanferkel.

Mit wenig Mühe ließen unſere beiden Gondoliere bald das ganze Gedränge hinter uns, und als wir in der Gegend von San Moiſé Profeta in einen der dunklen Seitencanäle einbogen, hielt unſere Gondel einen Augenblick, und wir warfen einen letzten Blick rückwärts auf den Canale grande, um die ganze Maſſe der Fahrzeuge noch einmal an unſerem Auge vorüberziehen zu laſſen. Die Lagunen waren ſchon mit einem feinen Nebel bedeckt, der die Maſten und Raaen der Schiffe nur noch undeutlich durchſchimmern ließ und die Kuppel von Sta. Maria della Salute wie in graue Schleier hüllte, während hoch am Himmel der ſchon längſt ſichtbare Mond anfing klar und klarer hervorzutreten. Von fern her und angenehm gedämpft erſcholl die vorausziehende Muſik, und auf dem eben beſchriebenen nebelbedeckten Hintergrund zogen die phantaſtiſchen bunten Fahrzeuge

etwas ſchattenhaft und undeutlich vorüber, nicht mehr wie eine Wirklichkeit, ſondern nur wie eine Erinnerung an die Regatta, wie der ungewiſſe Traum eines ſchönen und glänzenden Feſtes.

5.

Die Fahrt nach Pola.

Wenn man in einer geräuſchvollen Stadt wie Venedig im gegenwärtigen Augenblick iſt, allein und in gewiſſer Beziehung einſam umhergeht, ſo gibt es Momente, wo Einem dieſe Einſamkeit mitten im luſtigen Getreibe der Menge und der vergnügten Geſichter, umrauſcht von Jubel und Muſik, recht fühlbar wird, und das nicht trotz der Feſte voll Glanz und Leben, in denen man ſich bewegt, ſondern gerade wegen dieſer Feſte, wegen dieſes immer wiederkehrenden Menſchenſtrudels, der unter dem Schein von Tauſenden und Tauſenden von Lichtern vergnüglich plaudernd, alles Geſehene ſich gegenſeitig mittheilend, unter Scherzen und Lachen bei uns vorüberzieht. In ſolchen Augenblicken tiefgefühlten Alleinſeins bietet nun gerade Venedig in ſeinen poetiſchen Gegenſätzen, für all die Schmerzen, die daraus entſtehen, ein ſchwermüthig wirkendes, aber unfehlbares Mittel, man verläßt den Marcusplatz mit ſeiner feſtlichen Beleuchtung und ſeinen brauſenden Menſchenmaſſen; man wirft ſich am Ufer der Piazetta in eine Gondel und läßt ſich auf Gerathewohl, wie es dem Gondoliere beliebt, in die Lagune hinaus oder in den großen Canal führen. Das wirkt prächtig, man bevölkert das enge ſchwarze Gondelhäuschen mit lieben Bildern, man öffnet ſüßen Träumereien ſein Herz, man denkt an die Vergangenheit und auch wohl an die Zukunft — man fühlt ſich nicht

mehr allein, und bei jedem Schlag des Ruders, das melancholiſch plätſchernd in das Waſſer fällt, löst ſich ein finſterer Gedanke nach dem andern von dem in ſich zuſammen ſchauernden Herzen, und wenn dann auf einmal in der finſtern Nacht ein glänzendes Licht, an dem wir vorbeihuſchen, ſich freundlich im Waſſer ſpiegelnd unſer Auge trifft, ſo erſcheint uns das wie ein klarer tröſtender Stern in der Nacht der Betrübniß, und tief aufathmend denken wir, daß dieſem Stern andere folgen werden, immer ſtrahlender, immer freundlicher — Sternbilder, öſtlich vor uns aufſteigend, die wir oft in guten Stunden geſehen, die mit ihrem Funkeln liebe Erinnerungen auf uns niederſtreuen, und denen endlich ein neuer dämmernder Tag, die Morgenröthe, und dann die klare Sonne ſelbſt mit ihren lieben, erwärmenden und erquickenden Strahlen folgen wird.

Mit Gefühlen, wie die eben geſchilderten, iſt es auch hier in Venedig angenehm, ſich, entfernt vom Gewühl der Menge, auf der dunklen Piazetta an jene Säule zu lehnen, welche das Bild des Löwen von San Marco trägt, und hinauszuſchauen in die ſtillen Lagunen, wo vor uns die zahlreichen Fiſcherbarken liegen, hie und da mit einem kleinen Lichte, das einen Theil der Holzwand beleuchtet, ein Stückchen des Maſtes und die derben Züge des Schiffpatrons, der ſein Abendbrod verzehrt, welches ihm ſein Weib gebracht, die nun mit ihrem kleinen Buben wartend und betrachtend daneben ſteht. Ihr rothes Kopftuch leuchtet, von dem Licht angeſtrahlt, nicht minder die Augen des Buben und das weiße Haar des kleinen Hundes, der, zur Bemannung des Schiffs gehörend, wedelnd hin und her ſpringt und nicht vollkommen mit ſich im reinen iſt, an wen er ſeine Liebkoſungen

zumeiſt richten ſoll, — an den Schiffer, mit dem er ſo eben angelangt, an die Frau, die er lange nicht geſehen, oder an den Buben, der ihm zum Willkomm Fell und Ohren zerzaust. So bietet uns jede der Barken, die hier vor Anker liegen, ein eigenthümliches und belebtes Bild. Hinter ihnen ſchießen Gondeln hin und her, in ihrer dunklen Farbe wie unheimliche Schatten; es iſt noch gut, daß manche eine kleine leuchtende Laterne führen, die dann, ſo eilig vorbeifliegend, wie ein Irrlicht erſcheint. Die kleinen mit Tuch bezogenen Sfelze bergen allerlei in ihrem Innern — Freude und Kummer, Luſt und Schmerz; ſie huſchen vorüber, und wenn man ihnen auf dem Waſſer zuſieht, wie alle von gleicher Form und Farbe, ſo könnte man glauben, dieſelbe Gondel kehre immer wieder, um irgend etwas Verlorenes zu ſuchen.

Drüben die Giudecca und San Giorgio Maggiore erſcheinen uns in kaum ſichtbaren Umriſſen; doch ſind dort hie und da Fenſter beleuchtet, welche röthlich durch den Abenddunſt ſchimmern, ebenſo die Kuppel Santa Maria della Salute, die ſich durch ein melancholiſches Glockengeläute zu erkennen gibt, welches eben zu uns herüberſchallt. Blicken wir rückwärts, ſo ſehen wir die gewaltige Maſſe des Dogenpalaſtes mit ſeinen immer ſchönen, immer beweglichen Arkaden, von denen wir nicht begreifen können, wie ſie im Stande ſind, die ſchwere Laſt des Oberbaues zu tragen; immer und immer wieder erſchrickt man ordentlich vor dieſer kühnen Idee des Baumeiſters. Aber wenn wir uns bei längerem Hinſchauen mit dieſer Idee vertraut gemacht haben, fühlen wir eine hohe Bewunderung für die Macht des Gedankens, für die Kraft des menſchlichen Geiſtes. Auch haben wir heute Abend Mondſchein, und Mondſchein iſt mit das ſchönſte, was man in der alten Lagunenſtadt ſehen kann. Hoch über den

Giardini publici ſchwebt die glänzende Kugel, bildet weit draußen auf dem Waſſer eine große glitzernde Maſſe wie von unzähligen funkelnden Sternen, und wirft dann bis an das Ufer hin einen leuchtenden Zickzackſtreifen, der an den Ufermauern der Riva, wo das Waſſer ſanft an die Steine ſchlägt, zu lauter ſtrahlenden Punkten zerſchellt.

Als ich ſo am Abend des 8. December an mancherlei, vor allem an die Heimath denkend, hier ſtand, blickte ich mit mehr als gewöhnlichem Intereſſe auf die große Lagune, wo die kaiſerlichen Kriegsdampfer „Eliſabeth", „Prinz Eugen" und „Alnoch" fertig zum Auslaufen lagen; aus den Luken ſchimmerte Licht, die Kajüten ſchienen beleuchtet, und zuweilen fuhr weißer Dampf ziſchend neben einem der Schornſteine hervor, während langgeſtreckter ſchwarzer Rauch oftmals den Mond verſchleierte, der in ſolchen Augenblicken wie mürriſch und erzürnt mit rothem Angeſicht verdrießlich durchzublicken ſchien.

Die mehrmals aufgeſchobene Fahrt nach Pola ſollte heute Abend ſtattfinden, und ich muß geſtehen, ich freute mich ſehr auf die ſtille nächtliche Meerfahrt im Gegenſatz zu den lärmenden Feſten Venedigs. Hatte doch ich beſonders Urſache dazu, vorderhand an Illuminationen, Feuerwerk, jubelnden Menſchenmaſſen und bunten Schiffen genug zu haben, denn nebenbei, daß ich genöthigt war, alles das mit übergroßer Gewiſſenhaftigkeit anzuſchauen, hatte ich es die folgenden Tage noch zu beſchreiben, und ich kann die Verſicherung geben, daß es mir dadurch oftmals von all dem Geſehenen, das ich feſt im Kopfe behalten mußte, grün und gelb vor den Augen ſchillerte. Wir waren um 8 Uhr Abends auf das Schiff beordert, da die Abfahrt des Kaiſers und der Kaiſerin auf 9 Uhr feſtgeſetzt war. Herzog Wilhelm von

falle ſelbſt, von den Bekannten in der Reſidenz, und als nun ſpäter die beiden Freunde wieder allein waren, ſagte der Baron: „ich bin überzeugt, daß dieſe Nachricht Paulinen tief erſchüttern wird; es iſt eigentlich ein trauriges Hochzeitsfeſt, durch den Tod eingeſegnet.“

„Deſto freundlicher wird ſich ihr Leben geſtalten,“ entgegnete Alfred; „es iſt eine Fügung des Himmels, ſchauerlich, aber glücklich für Euch; denn nach dem, was du mir früher über die Frau von C. mitgetheilt, und nach dem, was ich aus den Briefen des Grafen Alfons erfahren, ſtanden Eure Sachen nicht zum Beſten. Die Dame hätte ſicherlich nicht nachgegeben; deßhalb ſei Egoiſt und beruhige dich. Jedes Leben muß durchgekämpft werden, und nur wenn Andere fallen, iſt eine Möglichkeit da, daß wir ſtehen bleiben. Der Verſtorbenen ein gutes Andenken, meinetwegen eine ſtille Thräne und dann auf nach Brüſſel!“

So geſchah es denn auch am Nachmittage deſſelben Tages, und den letzten Eiſenbahnzug, der mühſam die Höhe von Ans erklomm, ſahen die Freunde nicht mehr von der Teraſſe des Landhauſes; vielmehr, droben angekommen, blickten Beide hinab auf das ſtille Haus, wie es ſo friedlich zwiſchen den Bäumen lag, und dann ſausten ſie in traulichem Geſpräche mit dem Zuge davon.

Der Baron hatte Recht, als er geglaubt, daß die Nachricht von dem Tode der Frau von C. ſeine Braut tief erſchüttern werde. Ja, es bedurfte ſeiner innigen Bitten und der ernſtlichen Zureden des alten Oheims, um ſie zu dem Entſchluſſe zu vermögen, ihre Verbindung mit dem Baron nicht länger hinauszuſchieben.

Dieſe fand auch in den nächſten Tagen ſtatt — eine ſtille Trauung mit wenigen Zeugen, worunter natürlicher Weiſe Alfred, und nach einem kleinen Frühſtücke beſtiegen die beiden, nun für's Leben vereinigten glücklichen Menſchen ihren Reiſewagen. Lukas

Württemberg, der überhaupt für mich von großer Liebenswürdigkeit war, hatte auch am heutigen Abend die Freundlichkeit, mich in seiner Gondel auf den „Prinz Eugen“ zu führen, dem auch ich zugewiesen war; für die Majestäten und die nächste Umgebung lag die „Elisabeth“ in Bereitschaft, und das übrige Gefolge schiffte sich auf der „Lucia“ ein, die aber draußen bei Malamocco lag, weßhalb die betreffenden Personen auf dem kleinen „Alnoch“ dorthin geführt wurden.

Es war ein klarer, wunderschöner Abend, als wir längs der Piazetta in die Lagunen fuhren, das spiegelglatte Wasser sowie der wolkenlose sternbesäte Himmel versprachen eine ruhige Meerfahrt. Ein wohlthuendes Gefühl beschlich mich, als wir, auf dem einsamen Wasser dahin schwimmend, von fern her das Brausen der Menge auf dem Marcusplatz hörten und zwischen dem Dom von San Marco den Campanile im hellen Lichterglanz hervorbrechen sahen. Auf dem Glockenthurm schlug es gerade 8 Uhr, und wir waren so dicht unter den Batterien des Wachtschiffes „Husar,“ als von dort der Schuß, das Signal zum Hafenschluß, krachte, daß wir in unserem Gondelhäuschen eine ziemliche Erschütterung verspürten. Der brave „Husar“, welcher seit der Anwesenheit den Majestäten mit Beleuchtung und Feuerwerk alle Hände voll zu thun hat, war auch jetzt wieder beschäftigt, seine Masten und Raaen zu illuminiren, und als wir neben ihm vorüberfuhren, sah es eigenthümlich aus, wie die Menge von Laternen, kommandirt von der schrillen Pfeife des Hochbootmanns, im ganzen Takelwerk, kolossalen Leuchtwürmern vergleichbar, auf und ab schwebten. Der „Prinz Eugen“ lag neben den öffentlichen Gärten, und als wir uns bei dem wachthabenden Officier gemeldet, wurden wir aufs freundlichste empfangen, dem

Commandanten, Hauptmann Pokorny, vorgestellt und erhielten unsere Cabinen angewiesen. Es waren wenig Passagiere auf dem „Eugen“: in der Cajüte des Capitäns Feldmarschall-Lieutenant Graf Nobile, im Officierscarré, Major v. Friedel von der kaiserlichen Adjutantur, sowie die Flügeladjutanten Graf Waldstein und Graf Hunyady; ferner Hauptmann von Salis, Adjutant des Erzherzogs Leopold; ich selbst war in der Cajüte des Doktors einquartiert. Die Namen der eben genannten Herren erlaube ich mir deßhalb herzusetzen, um ihnen meinen schwachen Dank auszudrücken für die außerordentliche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, welche alle bei der, leider nur sehr kurzen Fahrt für mich hatten. Es ist ein wohlthuendes Gefühl, als Fremder so gut aufgenommen zu werden, und jeder, der sich in gleicher Lage befunden, wird selber wissen, wie anerkennenswerth es ist, wenn man durch kleine Aufmerksamkeiten aller Art so vollkommen à son aise gesetzt und in einen Kreis interessanter, unterrichteter Männer hineingezogen wird.

Im Gegensatz zu einem gewöhnlichen Dampfer umfängt uns auf einem Kriegsschiff auf die angenehmste Art strenge Reinlichkeit und Ordnung in jeder Hinsicht. Das klar gemachte blendende Verdeck spricht uns wohlthuend an, die sorgfältig aufgerollten Taue, das blanke Compaßhäuschen mit zwei Steuerleuten und einem Officier, die schwarzen eisernen, aber wie ein Spiegel glänzenden Kanonen, die Ruhe, mit welcher alles geschieht, und die zuvorkommende Höflichkeit der Officiere. Der Eugen führt im gegenwärtigen Augenblick 4 Dreißigpfünder Nr. 4, sowie vorne und hinten 2 ebenfalls dreißigpfündige Pivotgeschütze Nr. 1. Neben so vielen zweckmäßigen und vortrefflichen Einrichtungen, welche Erzherzog Ferdinand Max als Chef der Marine eingeführt,

erſcheint mir diejenige — ſämmtlichen Kriegsſchiffen Geſchütze vom gleichen Kugelkaliber gegeben zu haben, als eine der vortrefflichſten. Der einzige Unterſchied in den Geſchützen beſteht in der größern Länge und Stärke des Rohrs, wodurch eine verſchiedene Tragweite erzielt wird; demgemäß wirken die fünf Nummern nach ihrer Länge und Stärke verſchieden, haben coniſche Kammern, und ſind deßhalb auch im Stande als Paixhans zu wirken und Granaten zu ſchießen.

Der leichte Nebel, der auch heute, wie Abends gewöhnlich, auf den Lagunen lag und alle Gegenſtände auf ſo eigenthümliche Art durchſchimmern ließ, that der Schönheit der Nacht durchaus keinen Abbruch; der Himmel über uns war klar und ſternenhell, und nur das Land mit einem leichten Duft bezogen; ſo zeigten ſich vor uns die Bäume des öffentlichen Gartens faſt geſpenſterhaft herübernickend, daneben der lange Lichtſtreifen der Gascandelaber des Lido, an welchen ſich die reiche Beleuchtung der Piazetta durch den Dunſt hervor in dunkelrothem Licht glühend anſchloß, um nach dem Canale grande zu in einzelnen leuchtenden Punkten zu verſchwimmen. Da man von den Häuſern nichts ſah, ſo erſchien das alles wie ein unendlich langer Gluthſtreifen, in deſſen Mittelpunkt der „Huſar“ uns näher lag, der, alle Maſten und Raaen voll Lichter, wie eine glänzende Feuerpyramide ausſah. Auf unſerer Backbordſeite lag die Lagune, heute Abend erleuchtet wie ſie wohl ſelten ein Reiſender zu Geſichte bekommt. Die Leſer werden wohl wiſſen, daß dieſe Lagune hier, die lebende Lagune, beſonders zur Fluthzeit eine einzige, aber trügeriſche Waſſerfläche darſtellt, trügeriſch inſofern, als ſie nur enge Canäle hat, durch die es den Schiffen geſtattet iſt, nach Malamocco oder durch den Porto di Lido, bis wohin die Lagu-

nen reichen, ins offene Meer zu gelangen. Am Tage ſind die Waſſerſtraßen durch Gruppen von eingerammten Pfählen bezeichnet, vermittelſt deren die Schiffe ihren Cours nehmen; für die Nacht iſt deßhalb aber auf dem weiten Weg nach Malamocco keine Schiffahrt möglich, und die Trieſtiner Dampfer gehen alsdann durch den nahe gelegenen Porto di Lido. Da aber die kaiſerlichen Schiffe heute Nacht, durch die Lage von Pola bedingt, bei Malamocco das Meer erreichen ſollten, ſo ſahen wir hiedurch eine ſeltene und ſchöne Beleuchtung: jeder der Canalpfähle, ſo weit das Auge reichte, trug eine lodernde Pechpfanne, und ſo erſchien die nächtlich ſtille, glatte Waſſerfläche mit unzähligen leuchtenden Punkten beſäet, ſeltſam illuminirte Waſſerſtraßen bildend, die in ihrer Oede, ohne Menſchen, ohne Fahrzeuge, wahrhaft geiſterhaft dalagen.

Ich lehnte längere Zeit an dem langen Dreißigpfünder, welcher ruhig und ernſt nach Venedig hinüberſchaute, und nahm das ſchöne nächtliche Bild ringsumher ſo recht behaglich in mich auf. Neben mir auf dem Achterdeck ſchritt ein Poſten der Deckwache, das kurze Gewehr am Riemen an der Schulter hängend, auf und ab; zuweilen ſah ich das Licht einer Gondel, die ſich unſerem Schiffe näherte, matt durch den Nebel ſchimmern, und es dauerte nicht lange, bis der ſchwarze Körper zum Vorſchein kam, worauf es die Wache auf dem Steuerbord anrief: „Boot wohin?“ und eine genügende Antwort erfolgte. Dazwiſchen erſchallte zuweilen vom Vordertheil des Schiffes die ſchrille Pfeife, allerlei Signale gebend. Die Uhr ſchlug Neun, und die Schildwache neben mir rief im langgedehnten Ton über das Verdeck hin: „Alles wohl!“ Jetzt ſtiegen am „Huſar“ einige Raketen auf, und wenige Secunden nachher flammten in der Gegend der

Landungsbrücke der Calle dell' Aſcenſion eine Menge bengaliſcher Lichter auf, welche ſich in der dunklen Nacht wunderſchön machten und das Zeichen waren, daß ſich der Kaiſer und die Kaiſerin eingeſchifft. Jetzt änderte auch mit einemmal der „Huſar“ ſeine Illumination, und ſtatt des Laternenlichtes brannten alle ſeine Maſten und Raaen in weißem Feuer, denſelben geſpenſterhaften Anblick gebend, wie damals bei der großen Illumination.

Auf unſerem Schiff fing es an lebendig zu werden; die Anker wurden aufgehoben, die Räder der Maſchine thaten ein paar leichte prüfende Schläge in das Waſſer, und das Bord des Schiffes, ſowie die Radkaſten wurden mit kleinen Leuchtſchalen verſehen, um die „Eliſabeth,“ die uns vorfahren ſollte, ſo glänzend als möglich zu empfangen. Endlich ſetzte ſich dieſe in Bewegung und ſchwamm ſchwarz und koloſſal, mit wenig Laternen am Hauptmaſt, bei uns vorüber. Einen prächtigen Anblick gewährte in dieſem Augenblick der „Huſar.“ Er ließ eine Raketengarbe aufſteigen, die eine halbe Secunde den Effect machte, als fliege das ganze Schiff in die Luft. Damit war aber die Fernſicht für uns, wenn auch nur für kurze Zeit, gänzlich verloren, denn ſowie ſich auf unſerem Schiff die Brandſchalen entzündeten, verſchwand durch das helle Licht derſelben dicht vor unſern Augen die klare Mondnacht, und es war gerade, als fielen rings um das Schiff hoch vom Himmel lange ſchwarze undurchſichtige Tücher herab. Dabei hörten wir wie die „Eliſabeth“ vorüberrauſchte, und es machte eine eigene Wirkung aus der uns umgebenden dichten Finſterniß die Klänge der Muſik zu hören, unter denen ſie dahinzog. Angenehmer Weiſe wurden die Lichter auf unſerem Schiff bald wieder ausgelöſcht, im gleichen Augenblick trat die mild glänzende Nacht wieder in ihr Recht ein, und da

wir uns langſam fortbewegten, ſo erblickte ich die Lichter Venedigs wieder und ſah, wie ſie langſam im Nebel verſchwanden. Wie wir ſo dahinfuhren, bald rechts, bald links biegend, gaben die beleuchteten Canalpfähle ein immer neues und belebtes Bild. Wie ſchön glühten jetzt die dunkelrothen wehenden Pechflammen, oft ſo dicht neben uns, daß man ſie mit einem langen Stock hätte erreichen können; dann traten andere wieder ſcheinbar zurück, warfen ihr Bild glänzend auf das ruhige Waſſer oder beleuchteten mit zweifelhaftem Schein ein einſames Muttergottesbild, das auf einem Roſt von Pfählen mitten auf der Fluth ſtand.

Vor uns war die „Eliſabeth," und da ſie meiſtens ſehr langſam lief, ſo fuhren auch wir nur mit halber Kraft; zuweilen hatten wir ſie in dem wallenden Nebel verloren, und wenn wir ihr wieder plötzlich näher kamen, ſo ſtieg mit einemmal der ſchwarze Körper des großen Schiffes durch den Dunſt, in den es eingehüllt war, rieſenhaft vor uns auf, um gleich darauf, wenn unſere Maſchine alsdann ſtille ſtand, in dichte graue Schleier gehüllt, wie ein Phantom leicht dahin gleitend, zu verſchwimmen. Es war in der That etwas geiſterhaftes um dieſes Auftauchen und Verſchwinden, und da wir uns währenddem hierhin und dorthin durch die lodernden Pfähle bewegten, und dieſe ſich deßhalb, anſcheinend willkürlich, vor und hinter einander ſchoben, ſo ſah das ganze aus, wie der Schatten eines verunglückten Schiffes, um welches Nachtgeſpenſter mit lodernden Fackeln einen hölliſchen Reigen tanzten.

Bei San Servolo, der Irrenanſtalt, die zu unſerer Linken, ſtill, ruhig und traurig, ohne einen Lichterſchein trüb durch den Nebel ſchimmernd erſchien, hielten wir einen Augenblick, denn dort beginnt die gefährlichſte Wendung der ganzen Lagune; der

Canal biegt ſich hier in einem rechten Winkel plötzlich nördlich und iſt ſo enge, daß die großen Kriegsſchiffe nur vermittelſt eines Kabels, das an den Lagunenpfählen befeſtigt wurde, herumgeholt werden konnten, weßhalb es eine gute Weile dauerte, ehe wir unſern Weg fortzuſetzen vermochten und San Clemente erreichten. Bei dem Manöver des Umwendens ward es auf unſerem Deck plötzlich lebendig; auf den Ruf der Pfeife tauchten aus allen Ecken die dunklen Geſtalten der Matroſen hervor, der Klüver wurde aufgezogen, und ein Officier, der vorn am Bugſpriet ſtand, meldete alle Bewegungen des Schiffes vor uns. „Die Eliſabeth hält — ſie wendet — ſie geht vorwärts.“ Die Inſel San Clemente, an der wir dicht vorüberfuhren, war mit einem Kranz von Pechpfannen umgeben, welche die Kirche und andere Gebäulichkeiten aufs lebendigſte beleuchteten. Bald ließen wir auch ſie hinter uns, und dann war es gerade, als habe der dichter werdende Nebel nur auf unſere Entfernung gewartet, um ſogleich über Inſel, Kirche und Flammen herzufallen, denn ſchon nach wenigen Minuten hatte er die erſteren gänzlich mit ſeinem grauen Schleier verhüllt, und die letzteren leuchteten nur noch zu uns herüber wie eine erlöſchende Gluth.

Die italieniſche Mondnacht war übrigens unterdeſſen ſo kalt geworden, daß wir, trotz Mänteln und Pelzen, bereitwillig der Einladung des Feldmarſchallieutenants Grafen Nobile folgten und in der Cajüte drunten, die einen kleinen artigen Salon darſtellte, eine erwärmende Taſſe Thee nahmen.

Später ging ich noch einmal auf das Deck hinauf. Mitternacht war längſt vorüber, das Land im Nebel nicht mehr ſichtbar, und wir ſchwammen bereits auf der offenen See, die leicht ſich hebenden Wogen waren matt vom Mondlichte beglänzt und be-

wegten ſich ſo ruhig und freundlich, daß das Schiff nicht die geringſten Schwankungen machte. Ich dachte an die Heimath, wie ich in einſamen Stunden ſo gern zu thun pflege, blickte dabei wie fragend zu meinem alten Freunde Orion empor, der vor mir über dem Waſſer zu ſchweben ſchien, und als in dieſem Augenblick die Wache hinter dem Steuer, wie meine Frage beantwortend, ihr: „Alles wohl!“ erſchallen ließ, begab ich mich mit einem Gefühle der Beruhigung in meine kleine Cabine.

Während der Nacht hatte der Prinz Eugen die Spitze genommen, ihm folgte die Eliſabeth, dann kam die Lucia; hatten wir klares Wetter, oder nicht? das war mein Gedanke, als ich frühzeitig erwachte. Um mich davon zu überzeugen, hätte ich nur aufs Deck gehen dürfen, doch ſchimmerte kaum der Tag durch die Jalouſien meiner Thür, und droben hörte ich ein ſolches Rumoren, Geräuſch wie von Bürſten und Waſſerplatſchen, daß ich gleich begriff, es werde eine allgemeine Putzerei mit viel Waſſer gehalten, vor welcher ich auf der See ſowohl wie zu Haus eine unüberwindliche Abneigung habe, und deßhalb noch eine halbe Stunde ruhig in meinem Bette blieb. Dann aber wurde es um mich her lebendig, Sporen klangen auf der Treppe, Säbel klirrten, ich vernahm Sprechen und Lachen, vor allem aber das Klirren von Kaffeetaſſen, und war kurze Zeit darauf mit meiner Toilette zu Ende. Das Schiff ſchwankte ſo wenig wie geſtern Abend, alſo hatten wir ruhiges Wetter. Ich ſtieg auf das Verdeck und ſah mit einem wahren Gefühl der Wonne um mich her das tiefblaue klare Meer vom Sonnenſchein vergoldet, eine einzige glänzende Fläche, auf welcher ſich ziemlich nahe am Horizont die zackigen Geſtade der brioniſchen Inſeln und der Küſte von Iſtrien erhoben, ſtrahlend in unzähligen Far-

ben, in gelb, grau, grün, roth, violett, die aber, gefriſcht und gemildert von dem leichten Dufte des vom Lande aufſteigenden Morgennebels, wie ein harmoniſches Ganze erſchienen in unbeſchreiblich milden und ſchönen Tönen. Dabei war die Luft rückwärts über dem Meere ſo klar und rein, daß wir von den Dampfern „Eliſabeth“ und „Lucia,“ welche uns folgten, die dünnſten Taue und Stricke, die unbedeutendſten Stangen und andere Gegenſtände ſo haarſcharf erblickten, als ſähen wir alles das mit der feinſten Nadel auf eine blinkende Stahlplatte geriſſen. Es war in jeder Hinſicht ein wundervoller Morgen, die kalte Luft hatten wir geſtern Abend in den Lagunen gelaſſen, und die Sonne ſchien ſchon ſo früh am Tage angenehm wärmend auf uns nieder; dazu die erfriſchende Meerluft, die man wie durſtig in vollen Zügen einathmet. Die ſtolzen Schiffe, wie ſie ſo unbeweglich auf der weiten Fläche einherfuhren und doch wieder ſo klein erſchienen auf der unendlichen See, der tiefblaue unbewölkte Himmel — alles das machte einen gewaltigen Eindruck; und als nun gar von der „Eliſabeth“ die mächtigen Töne der Muſik in ernſten Klängen, wie den ſchönen Morgen feierlich begrüßend, zu uns herübertönten, da trat mir unſeres großen deutſchen Sängers unvergänglich ſchönes Lied: „Das iſt der Tag des Herrn“ — ſo recht lebhaft vor die Seele.

Indeſſen näherten wir uns mit voller Kraft der Maſchine dem Lande immermehr; dort hinter der vorderen Hügelkette ſtiegen andere empor, wir ſahen die alten Mauern des venetianiſchen Caſtells in ihrer grauen, dem Felſen ähnlichen Farbe, von dieſem nur durch die geraden ſcharfen Linien, ſowie durch eine weiße und rothe Fahne ausgezeichnet; die neuerbauten Forts dagegen, die um den Meerbuſen liegen, traten zwiſchen dem röth-

lich gelben Geſtein, zwiſchen Oliven- und Lorbeerbüſchen blendend weiß hervor. Im inneren Hafen befand ſich ein Theil der öſterreichiſchen Flottille und erſchien uns von weitem nur wie ein Gewirr von Maſten, Tauen und bunten Flaggen; als wir aber näher kamen, löste ſich daſſelbe anmuthig auf, und wir bemerkten ſämmtliche Kriegsſchiffe zum Empfang des Kaiſers und der Kaiſerin in zwei Colonnen aufgeſtellt; es waren die Fregatten Schwarzenberg, Novara und Venus; die Corvetten Caroline, Diana, Titani, die Brigg Pylades, die Goelette Saide, und die Dampfer Curtatone, Cuſtozza und Achilles. Unſer Schiff, der Prinz Eugen, hatte noch immer die Spitze, und ſo fuhren wir — ich für meine Perſon ohne an die donnernde Begrüßung zu denken, die der kaiſerlichen Standarte hier zu Theil werden ſollte — da blitzte es von der Batterie des Schwarzenberg auf, und ehe noch die weiße zuſammengeballte Dampfmaſſe das Waſſer erreicht hatte, ging von allen Schiffen ein ſo unerhörtes Krachen los und ſo nahe rechts und links von uns, daß ich, der vorn am Bug ſtand, faſt in Verſuchung gekommen wäre, meine Ohren zu ſchützen. Doch war das Schauſpiel, welches die feuernden Kriegsſchiffe boten, zu impoſant, um es nicht nach den erſten Schüſſen mit wahrem Vergnügen zu genießen; auf beiden Seiten vor und hinter uns blitzte und krachte es unaufhörlich, und es dauerte nicht lange, ſo war der Prinz Eugen ſo in Dampf eingehüllt, daß man in wenigen Momenten kaum vom Steuer nach dem Bug hinſehen konnte — gewiß der Effect einer Seeſchlacht, und wenn ſo die ſchweren Dreißigpfünder recht nah neben uns losgingen, ſo fühlte man ordentlich den Druck der Luft.

Wir waren an der Spitze, hatten dabei das meiſte auszuſtehen, aber ich kann die Verſicherung geben, daß unſer braves

war ein paar Stunden vorher als Courier vorausgereist und genoß, seiner finsteren Träume ledig, schon im Voraus die herrlichen Gefilde Italiens. Alfred hatte das junge Paar in den Wagen gehoben, hatte nochmals versprochen, ihnen, wenn er überhaupt seine Villa verließe, nachzufolgen, und kehrte trotz der Bitten des alten Herrn, er möge einige Tage bei ihm bleiben, noch am selben Abend nach Hause zurück. Dort angekommen, begab er sich in das kleine, uns wohlbekannte Zimmer, zog den Vorhang von dem Bilde zurück und saß lange davor in tiefes Nachdenken versunken.

Schiff, ſeines Namens würdig, mit der größten Unerſchrockenheit in das feindliche Feuer hineindampfte. Dabei war es höchſt intereſſant zu ſehen, wie die Rauchmaſſen zuerſt über das Waſſer hinrollten, dann emporſtiegen, und auf Augenblicke die Sonne verhüllten, welche, eben noch ſo klar und glänzend, alsdann mit dunkelrothem Antlitz auf uns herabſchaute. Auch die Hafenbatterien und Forts miſchten ſich in den Gruß; ſie hatten die Marineflagge aufgezogen, das Caſtell die kaiſerliche Standarte. Nicht minder ſchön war es, die Höhen ringsumher mit weißen ſich langſam verziehenden Rauchwolken gekrönt zu ſehen.

Endlich hatten wir die Schiffe paſſirt, wobei es durch unſere eigene Bewegung immer erſchien, als drehten ſich die Koloſſe langſam vor unſeren Augen herum; dabei ſahen wir alle Raaen vorſchriftsmäßig bemannt, jedes Schiff in Flaggengala, und konnten jetzt deutlich alle die unzähligen verſchiedenen Farben erkennen, von denen früher nur hie und da eine durch den dichten Pulverdampf leuchtete. Deutlich ſahen wir jetzt die wunderſchöne Bucht von Pola vor uns liegen; links den Scoglio Olivi mit dem angefangenen Linienſchiff „Kaiſer“ auf dem Stapel, das daliegend mit ſeinen ſchwarzen Rippen wie ein geſtrandetes rieſenhaftes Meerungeheuer ausſah. Was meine Augen ſchon lange ſuchten, erblickte ich jetzt auch, wenn gleich nur einen Moment, hinter den Hügeln und Häuſern hervorſchauend, und gleich darauf wieder unſerem Geſichtskreis entſchwindend — die prächtige Arena von Pola, in ihrem Aeußeren das ſchönſt erhaltene Römerwerk der ganzen Welt. Am Fuße der Citadelle lag das kleine Städtchen ſelbſt, über welches hinaus, etwas zur Rechten, die neue Caſerne, in den größten Dimenſionen erbaut, hervorragte. Dieſe ſowie das Ufer und das Städtchen ſelbſt waren mit zahlreichen

Flaggen und reichen Decorationen verſehen, welche letztere ſehr ſinnreich und eines Marine-Etabliſſements würdig, aus lauter großen Schiffsflaggen beſtanden. —

Hinter der Fregatte „Schwarzenberg“ hielt die „Eliſabeth“ und wir fuhren noch eine Strecke weiter, um ein paar hundert Schritte vom Lande den Anker fallen zu laſſen; eine Schaluppe der Corvette „Carolina“ brachte uns auf das kaiſerliche Schiff und von da an das Ufer, wo am Rand einer weit ins Meer hineingebauten Landungsbrücke die Militär- und Civilbeamten, ſowie der größte Theil der Einwohnerſchaft von Pola den Kaiſer und die Kaiſerin empfingen. Man ſah deutlich, wie innig alles hier erfreut war, den Kaiſer mit ſeiner hohen Gemahlin an dem entlegenen Geſtade begrüßen zu können.

Ich kann hiebei nicht unerwähnt laſſen, wie eigenthümlich und hübſch die Landungsbrücke verziert war, über welche wir an das Ufer gelangten; ſie war ſehr breit, in der Mitte von einem rothen Teppichſtreifen bedeckt, über welchen die Majeſtäten ſchritten, und hatte zu beiden Seiten Gänge, auf denen abgehauene Lorbeerzweige einen weichen grünen und angenehm duftenden Teppich bildeten.

Am Lande begann ſogleich die feierliche Grundſteinlegung des Marinearſenals auf dem Platze der Ausrüſtungsgebäude, zu welchem Zweck luſtige Pavillons aufgeſchlagen waren, alle gedeckt und geziert mit Marineflaggen. Gegen Oſten befand ſich unter einem blau und weißen Zelte der Hochaltar, wo die Meſſe durch den Biſchof von Parenzo und Pola celebrirt wurde; gegenüber war die kaiſerliche Tribüne, und zu beiden Seiten erhöhte Plätze für das Gefolge, die Militär- und Civilbeamten und andere Zuſchauer. Nachdem ſich die Majeſtäten auf zwei bereit ſtehen-

den Sesseln niedergelassen, hinter welchen der Erzherzog Ferdinand Max, der Marine-Obercommandant, stand, begann das heilige Amt, nach dessen Beendigung der Kaiser und die Kaiserin vorschritten, um unter den bekannten Ceremonien die Grundsteinlegung zu vollziehen. Der mächtige Quader, welcher den Deckel bildete, rollte auf einer kleinen Eisenbahn bis in die Mitte des Platzes und wurde dort vermittelst eines zierlichen Flaschenzuges herabgelassen; so wie er sich niedersenkte, salutirten sämmtliche Schiffe im Hafen sowie die Geschütze der Fortificationen mit 21 Schüssen, was sich hier, weiter entfernt, minder geräuschvoll, aber nicht weniger imposant ausnahm. Zu dem nun folgenden Tedeum gaben nur die Fregatte „Schwarzenberg" sowie die hinter dem Pavillon aufgestellten Truppen die üblichen Salven. Nachdem dies vorüber war, begleitete der Kaiser seine Gemahlin den ziemlich weiten Weg bis zum äußersten Rande der Landungsbrücke, wo ein Boot des Dampfers „Elisabeth" bereit lag, um Ihre Majestät nach dem Schiffe zurückzuführen, und begab sich dann zur Besichtigung der aufgestellten Truppen sowie der großen Caserne und der schon entstandenen zahlreichen Arsenalgebäude.

Die Begründung derselben ist als das Werk des hochverdienten Feldzeugmeisters Frhr. v. Wimpffen anzusehen, welcher es überhaupt war, welcher auf dem bis damals ziemlich brach liegenden Felde der kaiserlichen Marine den vortrefflichen Samen ausstreute, der seitdem allenthalben so kräftig aufsproßt und zu einem mächtigen Baume zu werden verspricht, um, freudig emporwachsend, in kurzer Zeit seine Zweige schützend über die herrlichen Gestade der österreichischen Monarchie auszubreiten. Um aber das angefangene Werk ebenso fortzuführen, konnte der

Kaiser dem Feldzeugmeister v. Wimpffen keinen würdigeren Nachfolger geben als seinen eigenen Bruder, den Erzherzog Max, der, durch und durch Seemann, vor großen und kühnen Entwürfen nicht zurückschreckt, und nebenbei die Energie und Ausdauer hat, seine mächtigen und heilsamen Ideen für die kaiserliche Marine mit vollkommener Sachkenntniß durchzuführen. Pola soll Oesterreichs größtes See-Arsenal werden, und wenn man die schon vollendeten sowie die erst angefangenen und abgesteckten riesenhaften Bauten sieht, so verdient dasselbe würdig zu werden einer großen Seemacht. Von den zahlreichen Forts, die den Hafen vertheidigen sollen, sind viele bereits beendigt, andere in Angriff genommen; daneben hat die Natur für Pola viel gethan, der kurze und milde Winter kennt weder Eis noch Schnee, in kurzer Entfernung befinden sich prachtvolle Eichenwälder, und das Hafenbecken, vor den heftigen Winden geschützt, hat eine Tiefe, die es selbst schweren Fregatten möglich macht, dicht an den projectirten Quais anzulegen. Was nun die verrufene böse Luft von Pola anbelangt, die allerdings in den heißen Sommermonaten seit Menschengedenken sehr beschwerlich und ungesund, und wegen welcher Pola nach seinen vielfachen Zerstörungen am Ende verlassen worden sein soll, so wäre noch zu untersuchen, ob die aria cattiva wirklich die Einwohner vertrieben, oder ob jene sich erst eingestellt, nachdem die Höhen vollständig entwaldet, die Cisternen und Canäle verfallen, und die Feuerstellen fast auf Null reducirt waren. Und wenn dies letztere der Fall ist, so wäre die gegründetste Hoffnung vorhanden, daß bei dem täglich mehr sich hebenden Aufblühen von Pola, bei der auffallenden Vermehrung der Einwohnerzahl und bei

der Cultur neuer und großer Waldstrecken, die man sich angelegen sein läßt, die ungesunde Luft verschwinden, und Pola mit seiner herrlichen Lage und seinem milden Klima nicht nur ein wichtiger, sondern auch ein angenehmer Platz werden wird. Wie sehr die Alten die Zweckmäßigkeit und Bedeutung Pola's anerkannten, beweist dessen Geschichte, sowie das zähe Festhalten der gegenwärtigen Besitzer an diesem Gestade.

Die Vergangenheit der Stadt ist so merkwürdig und interessant, daß ich mir erlaube, derselben hier mit kurzen Worten zu gedenken. Nach der Sage soll Pola bekanntlich durch die Argonauten, durch Jason und Medea, oder durch deren Verfolger auf ihren vielen Irrfahrten gegründet worden sein. Nach der Sprache der Kolchier heißt Pola der Zufluchtsort der Verlassenen, mußte aber diesen Namen wechseln, als die Stadt wegen ihrer Anhänglichkeit an Pompejus durch die Truppen Julius Cäsars 48 vor Christus zerstört und dann unter Octavianus Augustus auf Bitten einer Julia — ob des Kaisers Tochter oder einer begünstigten andern Dame gleiches Namens — wieder aufgebaut wurde und daher den Namen Pietas Julia erhielt. Hier beginnt die Glanzepoche der Stadt; sie wurde römische Colonie mit allen Rechten römischer Bürger. Es entstanden die Tempel und Thore, sowie das prachtvolle Amphitheater, welche Bauwerke heute noch unsere Bewunderung erregen. Wenn Medea bei der Gründung Pola's in der That mit ihrer blutbefleckten Hand thätig war, so konnte man daraus das wechselvolle und traurige Geschick desselben herleiten, denn hier folgt eine Zerstörung und Verwüstung der andern. Im Jahre 1150 wurde die Stadt von den Venetianern zur Bestrafung für Seeräubereien dem Boden gleich gemacht; ebenso 1243 um sie den Genuesern

zu entreißen, an welche ſich Pola angeſchloſſen hatte, und 1328 unter Franz Dandolo, weil es ſeine Lehenspflicht gegen die Republik verletzt; 1371 ward es von einer furchtbaren Peſt verheert, und endlich, als 1379 die Genueſer unter Andreas Doria die venetianiſche Flotte geſchlagen, plünderten die Sieger Pola, ließen Feuer und Schwert wüthen, verbrannten die Archive und verſchonten ſelbſt die Arena nicht, von der ſie als ächte Kaufleute Schiffsladungen voll Eiſen und Blei mitnahmen. Im Jahr 1506 bemächtigte ſich Kaiſer Maximilian der Stadt, gab ſie jedoch den Venetianern bald zurück, welche alsdann das Caſtell aufführen ließen, zu dem leider die Steine des bis dahin vollkommen erhaltenen römiſchen Theaters benutzt wurden; es war ein Franzoſe, der Ritter Antoine Deville, der ſich dieſes Vandalismus ſchuldig gemacht; freilich ließ ihn die Republik auf die Klagen Pola's in Ketten nach Venedig zurückbringen, aber der Verluſt war nicht mehr zu erſetzen. Nachdem Stadt und Feſtungswerke 1645 durch einen Brand verheert worden, kam Pola 1797 unter öſterreichiſche Herrſchaft, wurde 1805 von den Franzoſen dem Königreich Italien einverleibt und endlich im Jahr 1813 wieder öſterreichiſch.

So liegen hier Schutt und Trümmer von all dem durcheinander, was Menſchenhände in 19 Jahrhunderten gebaut und niedergeriſſen, und auf dieſem blutgetränkten Boden erheben ſich nun abermals neue Werke, in ihren koloſſalen Dimenſionen, wenn auch nicht an Schönheit, mit den Schöpfungen der Alten wetteifernd. Ehe man in Pola mit dem Neubau des Arſenals beginnen konnte, mußten die Felſen auf den leichten Anhöhen, welche die Stadt umgeben, erſt abgeſprengt werden, lieferten aber auch dafür das Material der aufgeführten Gebäulichkeiten. Das

ganze Marine-Etablissement beginnt am südlichen Theil der Stadt und wird sich zunächst dem Hafen in einem leichten Bogen hinziehen, rückwärts aber von geraden Mauern geschlossen sein.

Während der Kaiser die Caserne besichtigte, betrachtete ich mir dieses imposante Gebäude von außen, und fand es für den heutigen feierlichen Tag einfach und geschmackvoll durch Seeflaggen decorirt, die gleich Teppichen aus allen Fenstern heraushingen. Vor der Caserne ist dem Berg, auf welchem sie liegt, eine breite Terrasse abgewonnen, die zum Exercierplatz dient, und von der man eine entzückende Aussicht auf das blaue Meer hat. Die Höhen, welche die Rückseiten umfassen, sind dagegen felsig und kahl, mit einer dürftigen Vegetation, hie und da ein Lorbeergebüsch, graugrüne Oliven und ein paar, jetzt entlaubte Nußbäume. Die noch fehlenden Gebäulichkeiten des Arsenals sind im gegenwärtigen Augenblick durch leichte Magazine und Schuppen ersetzt, in denen man übrigens eine sehr anständige Menge von Geschützen schweren Kalibers, Kugeln, Ketten und von sonstigen Ausrüstungsgegenständen findet. Alle Eisentheile waren glänzend schwarz angestrichen und hatten einen angenehmen Theergeruch. — Der Kaiser hielt sich längere Zeit in den verschiedenen Etablissements auf, gab mehrfach seine Zufriedenheit zu erkennen und verfügte sich alsdann in sein Boot, um die Fregatte „Schwarzenberg" zu besichtigen, wo uns ein schönes militärisches Schauspiel erwartete.

Der „Schwarzenberg" ist eine Fregatte ersten Ranges, führt 60 dreißigpfündige Kanonen, wovon sich, wenn ich nicht irre, 40 unter Deck und 20 in der Batterie befinden, und ist in allem ein schönes elegantes Schiff. Wie seiner Schönheit sich bewußt, wiegte es sich kokett und anmuthig mit kaum merklicher

Bewegung auf dem Waſſer. Deck und Batterien waren an ſeinem heutigen Ehrentage ſauber und blank, kurz ſein ganzer ſchlanker Körper war in beſtem Putze, Maſten, Raaen und Takelage aufs zierlichſte geordnet, eine wahrhaft graziöſe Erſcheinung. Droben waren Officiere und Matroſen ſowie die Marine-Infanterie auf dem Backbord in Parade aufgeſtellt, und die Leute in ihren beſten Jacken und den glänzenden Hüten, „keines Ueberfalls gewärtig," blickten mit freundlichen Geſichtern ihrem Kaiſer nach, der grüßend die Reihen entlang ging und ſich aufs Hinterdeck begab, wo er dem Commandanten der Fregatte, Linienſchiffscapitän Oberſt Mühlwerth, mit einemmal den Befehl ertheilte, das Schiff klar zu machen. Eine Wiederholung dieſes Befehls an den erſten Lieutenant ſagte mir, als einem nichtmaritimen Zuſchauer, immer noch nicht, um was es ſich handle, ebenſo wenig das Signal, womit der Horniſt „klar Schiff" blies. Kaum aber drangen dieſe Töne durch die Räume der Fregatte, ſo ſah man für ein paar Secunden lang die allertollſte und wunderlichſte Scene. Es war, als ſei jeder Matroſe, jeder Soldat extra, aber alle auf einmal, von einer Tarantel geſtochen — ſo ſtoben die Linien auseinander, ſo purzelte einer neben dem andern, ja faſt über den andern dahin. Die Aufſtörung eines Ameiſenhaufens gibt das beſte Bild von der Bewegung, die durch das Signal auf dem Schiff hervorgebracht wurde. Man hätte hundert Augen haben müſſen um zu ſehen, was und wie alles geſchah.

Auf einem Kriegsſchiff iſt viel zu thun, um es klar, d. h. zum Gefecht bereit zu machen. Nach allen Seiten vertheilte ſich die Mannſchaft, und jeder beſchäftigte ſich mit einer wahren Wuth in dem ihm zugetheilten Wirkungskreis. Die Geſchütze wurden

fertig gemacht, von den Tauen gelöst und an die Lucken geschoben; die Pulverkammer — auf allen Kriegsschiffen Sancta Barbara genannt — geöffnet und Munition hervorgelangt, Kugeln herbeigetragen und konische Holzpfropfen; unten im Raum wurden die Ambulanzen gerichtet, und daneben die Hängematten für die Verwundeten aufgeschnürt, auch hier in verschiedenen Theilen des Schiffes Bleiplatten bereit gehalten, um einen allenfalsigen Leck zu verstopfen, zu welchem der betreffende Vormeister die eigenthümlich geformten Nägel in seinem Gürtel nebst Hammer und Zange mit sich führt. Unter Deck und in der Batterie hatten sich unterdessen sämmtliche Leute bewaffnet; jeder führte eine Hieb- und Schußwaffe, die Pistole an einer langen getheerten Schnur, damit sie im Handgemenge nicht verloren geht, und die kurzen breiten Säbel mit dem dichten, die Hand schützenden Korb, andere Stutzen und Beile. Die Vormeister führen lange Piken, bereit sich dem Feind, der entern will, entgegen zu werfen. Am lustigsten war die Bewegung auf dem Deck selbst, wo die Marsgasten an Strickleitern und Tauen hinaufkletterten, droben im Takelwerk verschiedenes anders richteten und schnürten, damit eine einschlagende Kugel so wenig als möglich zerreißen kann. Ihre Säbel und Pistolen wurden hinaufgehißt, und als sie sich droben damit bewaffnet, nahmen sie die ihnen angewiesene Position auf den Marsen und Raaen.

Alles was ich von diesem schönen Schiffsmanöver niederschrieb, geschah in einer Zeit von höchstens sechs Minuten, dann machten die Sectionscommandanten den Divisionscommandanten ihre Meldung, diese den Batteriecommandanten, welche nun dem ersten Lieutenant berichteten, worauf dieser dem Capitän rapportirte, daß alles klar zum Gefecht sei. Auch hier sprach der Kai-

ſer ſeine große Zufriedenheit aus und bethätigte dieſelbe durch zahlreiche Beförderungen. So ernannte er den Erzherzog Ferdinand Max noch auf dem Schiff zum Vice-Admiral, und verlieh ihm den Stephansorden — eine Auszeichnung, welche Se. kaiſerliche Hoheit dem Officiercorps bald nachher mit dankerfüllten Worten verkündete. Nachdem hierauf der Kaiſer die Fregatte Venus beſucht und dort einige Segelübungen hatte machen laſſen, welche die Schaumentſtiegene ebenfalls mit großer Präciſion und Schnelligkeit ausführte, begab man ſich um 1 Uhr zum Frühſtück an Bord der Eliſabeth, wo, durch alles bisher Geſehene zur Nacheiferung ermuntert, auch ſolche die keine Seeleute waren, beim Klang der Muſik, mit Gründlichkeit und Ausdauer manöverirten.

Der Kaiſer verließ gegen 2 Uhr das Schiff wieder, um auf kleinen iſtriſchen Pferden, die am Ufer bereit ſtanden, einen Ritt über die befeſtigten Höhen zu machen. Auch mir wurde freundlichſt ein Boot bemannt, und ich begab mich ans Ufer, wo mich ein Bekannter vom Jahr 1849 her, der Hauptmann Sontag, erwartete, um mir die Alterthümer und Merkwürdigkeiten Pola's zu zeigen. Zuerſt begaben wir uns auf die Oliveninſel (scoglio Olivi), um den angefangenen impoſanten Bau des Linienſchiffs „Kaiſer" zu ſehen. Wenn man neben dem Schiffskörper ſteht, erſcheint er ſo gewaltig und groß, daß man dem Leſer ſelbſt durch Angabe der Maße keinen Begriff davon zu geben vermag; ein dreiſtockiges Haus hat bequem zwiſchen ſeinen Rippen Platz, und wenn man auf dem Kiel in das Innere tritt, ſo erſcheinen uns die Dimenſionen wie die einer großen Kirche. Zwei Drittheile der Rippen, natürlicherweiſe alle aus Eichenholz, ſind bereits aufgerichtet, und je nachdem man Arbeitskräfte anſtellt,

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Elſtergaſſe Nummer Vierundvierzig.

Doktor Stechmaier gehörte zur literariſchen Ariſtokratie. Er trug, wie wir bereits wiſſen, einen guten Hut, einen untadelhaften Paletot und Glacéhandſchuhe, ſo lange er deren beſaß. Wenn der letztere Luxusartikel nicht mehr zuſammenhalten wollte, pflegte er lieber die Hände in ſeine Rocktaſchen zu ſtecken, als ſich vor dem Publikum eine Blöße zu geben. Dabei hatte er ſtets verabſcheut, ſich, wie die meiſten ſeiner Collegen, einen großen Bart wachſen zu laſſen, war überhaupt der einmal eingeſchlagenen Richtung beſtändig treu geblieben und hatte nicht einmal den Verſuch gemacht, durch eine kleine Neigung nach links, der „Spinne“ ein größeres Netz zu geben, um durch dieſes Mannöver zahlreiche Abonnenten einzufangen. Daher konnte es auch nicht fehlen, daß der wohlhabende und ruhige Bürger, ſowie der hohe Adel, nachdem dieſelben endlich eingeſehen, daß die Preſſe anfange, eine Macht zu werden, ihr Auge auf die

kann der riesige Bau in zwei Jahren beendet sein. Das Schiff erhält eine Schraube und wird dann tausend Mann Bemannung haben.

Auf der Spitze der Oliveninsel befindet sich der große Modellsaal, welchen der Erzherzog Ferdinand Max ganz seemännisch aufs artigste und geschmackvollste hat einrichten lassen, um, im Fall der Aufenthalt der Majestäten länger gedauert hätte, dort ein Ballfest zu arrangiren. Die Decke des Saals, sowie die Wände waren mit den Flaggen aller Nationen tapezirt; da war England neben Rußland, die päpstlichen Schlüssel in der Nähe des türkischen Halbmonds. Die reiche Decoration ringsumher bestand aus kaiserlichen Adlern, aus den Namenschiffern Ihrer Majestäten und aus Waffentrophäen. Alles behielt selbst in größter Nähe seine Gestalt und war doch nur aus blank geputzten Eisen- und Messingtheilen sämmtlicher bei der Marine vorkommender Hieb- und Schußwaffen; in den Ecken sah man glänzende alte und neue Bronzekanonen mit Fahnen, Trommeln, Säbel, Gewehr und Pistolen die schönsten Pyramiden bilden. Wahrhaft erfindungsreich aber war in der Mitte des Saals ein Springbrunnen, dessen Fußgestell und Becken aus glänzenden Bajonnetten und Dräthen dargestellt wurden, an welchen Tausende von Schrauben, deren Gänge wie Silber blitzten, eine neben der andern befestigt waren. Der Fußboden des großen Saals war mit Segeltuch bedeckt, welches man vermittelst Schablonen und Wasserfarben in einen Teppich mit den buntesten Dessins verwandelt hatte. Obgleich die Oliveninsel sehr kahl ist, so glich sie doch heute einem grünenden Garten; alle Wege waren mit feinem Sand geebnet und künstlich eingefaßt mit dichtem Lorbeergebüsch.

Nach der Stadt zurückgekehrt, überließen wir uns eine Zeitlang dem Gewühl der engen winkeligen Straßen. Pola ist ein unbedeutender, ärmlicher Ort, doch hat sich seit der Anlegung des Arsenals bereits die Bau- und Spekulationswuth des Terrains bemächtigt. Ueberall sieht man neue Häuser aufführen, und ein Bauplatz soll hier schon so theuer sein wie in mancher großen volkreichen Stadt.

Die Speculanten scheinen zu ahnen, daß Pola eine große Zukunft hat. Manche der engen Straßen mit sehr ärmlichen Häusern hatten, mit ihren flachen Dächern und zerbrochenen Fensterläden, eine fast orientalische Gestalt, und auch das Parfüm, das hier herrschte, erinnerte mich sehr an das Morgenland. Aeußerst fremdartig, wenn auch selten schön, erschienen für uns die Costüme der Istrier, eines armen Volks, welches sich selten großer Reinlichkeit befleißigt.

Die Männer tragen weiße wollene enganliegende Tricots, deren Farbe man es übrigens ansieht, daß sie selten gewechselt werden, was bei dem warmen Klima hier doch so nothwendig wäre; ihr Oberkörper ist mit einer braunen Jacke bedeckt. Die Weiber und Mädchen haben lange ebenfalls dunkelbraune Ueberwürfe, welche mich in ihrer Form an das ägyptische blaue Hemd erinnerten. Bei der ärmeren Klasse ist dieses Kleidungsstück ohne alle Verzierung, meist recht schmutzig; bei den wohlhabenden dagegen von feinerem Stoff, mit ein paar farbigen Streifen und etwas Gold verziert. So zeigt sich unten ein rother Rock und an den Aermelaufschlägen ein Besatz von derselben Farbe, sowie ein paar schmale Goldstreifen. Der Kopfputz besteht bei älteren Frauen in einem schwarzen breiträndigen Filzhut, bei den Mädchen in einem weißen dreieckigen Stück Zeug, das vorne auf der

Stirn platt anliegend den Kopf bedeckt, und deſſen Zipfel ſich hinten in einer Quaſte vereinigen. Darunter ſieht man das dunkle Haar in Zöpfen zuſammengewunden und mit ſilbernen Nadeln aufgeheftet. Angenehm erſcheinen zwiſchen dieſen dunklen Geſtalten einzelne Griechinnen, von denen ſich hier eine kleine Gemeinde befindet; ihre Coſtüme von hellen glänzenden Farben, reich mit Roth und Gold beſetzt, ein weißer faltiger Rock, worüber eine kleine zierliche Jacke, iſt vollkommen orientaliſch. Auf dem Kopf haben ſie eine rothe anliegende Mütze, auf welcher die Frauen ſeidene Quaſten oder zahlreiche vorn herabhängende Goldmünzen tragen, die Mädchen dagegen glänzende Perlen.

Auf dem Hauptplatz der heutigen Stadt war das römiſche Forum, und hier befinden ſich am nördlichen Theil die beiden bekannten Tempel, dem Auguſtus und der Diana geweiht; von dem letztern ſteht nur noch die hintere Façade, da er ſchon im ſiebenzehnten Jahrhundert theilweiſe einſtürzte und die übrig gebliebenen Mauern zu einem Regierungsgebäude benutzt wurden. Der erſtere dagegen, der zu einem kleinen Muſeum verſchiedener in Pola gefundener Alterthümer umgewandelt iſt, bildet, obwohl hie und da beſchädigt, noch immer eins der herrlichſten Bauwerke aus der beſten Zeit römiſcher Herrſchaft. Unbezweifelt von griechiſchen Architekten erbaut, zeigt er in ſeinen vier ſchlank emporſtrebenden reichen korinthiſchen Säulen, mit dem zierlichen Architrav, jene anmuthvolle Einfachheit, die das Charakteriſtiſche des griechiſchen Bauſtyls war. Am beſten erhalten von ſämmtlichen Alterthümern Pola's iſt die am Südende der Stadt gelegene Porta aurea, eigentlich ein Triumphbogen; leider wurde ſie ſchon vor längerer Zeit für ſchadhaft befunden, und man hat die äußere Seite durch feſtes Mauerwerk geſtützt; die der Stadt zugekehrte

iſt aber heute noch ein Meiſterſtück der Architektur und Bildhauerei.

Um uns das Schönſte bis zuletzt aufzuſparen, gingen wir jetzt wieder zurück durch die Stadt nach dem Amphitheater — der Arena, wie es die Italiener nennen. Obgleich ich es ſchon von der See, ſowie auch ſpäter von der Oliveninſel aus ſtaunend angeblickt, dieſes rieſenhafte Denkmal einer vergangenen gewaltigen Zeit, ſo blieb ich doch jetzt vor dem Thor wie überraſcht ſtehen, als ich es nun dicht vor mir ſah, hart am Ufer des Meeres, mit ſeiner hintern Seite ſich ſanft in den es umgebenden Hügel ſchmiegend. Die überraſchende Wirkung dieſes einzig in ſeiner Art daſtehenden Gebäudes liegt wohl in der faſt gänzlich erhaltenen Umfaſſungsmauer, die mit ihren beiden luſtigen ringsumherlaufenden Arkadenreihen und den über dieſen befindlichen viereckigen Fenſtern, da aller Einbau, alle Stufen fehlen, wie ein leichtes zierliches Netz von Steinwerk ausſieht. Der Anblick des Amphiteaters von Pola erweckt unſer Staunen über die großartigen Schöpfungen der Vorzeit in weit höherem Grade als der des Coloſſeums von Rom oder des Amphitheaters von Verona: erſteres iſt größtentheils ein gewaltiger Steinhaufen, das andere hat nur ein kleines Stück ſeines äußern Gürtels behalten, und ſelbſt die ſo viel bewunderten gut erhaltenen Sitzreihen und Stufen ſind ein Werk der Scaliger.

Wir hatten zum Beſuch der majeſtätiſchen Ruine eine vortreffliche Zeit gewählt, denn einſam und ſtill daliegend erſcheinen ihre röthlich gelben Mauern, von der ſinkenden Sonne beſtrahlt, wie vergoldet auf dem grauen Hintergrund der umher liegenden Hügel. Das Meer zu ihren Füßen lag ruhig da, umſäumt von dem dunklen Geſtade, wie polirtes Silber, ſo ſtill und unbeweg-

lich, daß das Spiegelbild eines einſamen Kahns mit den ſchärfſten Contouren erſchien; zu unſerer Linken führten ſteinerne Stufen das Ufer abwärts zu einem großen Waſſerbehälter, von mächtigen Quadern eingefaßt — das ehemalige römiſche Dianabad, von dem ein junges Mädchen, die Amphora auf der Schulter, ein vollkommenes Bild alter Zeiten, emporſtieg. Ueber daſſelbe hinaus erblickten wir die weite Bucht von Pola mit ihren vielen einſpringenden Landungen in grau und grün, auf denen die weißen Caſtelle jetzt im Abendſonnenſchein wahrhaft glänzten. Hoch über dem Amphitheater war ſchon bei der reinen klaren Luft der Mond ſichtbar.

Durch alles dies eigenthümlich geſtimmt, betrat ich mit Ehrfurcht das Innere der Arena, wo der Eindruck, den das Ganze macht, noch gewaltiger iſt und das Maleriſche des Gebäudes in ſeiner vollendeten Schönheit erſcheint. Man kann die Wirkung nicht beſchreiben, welche die vollkommen erhaltene Wand rings um uns her, das Mauerwerk, jetzt dunkel erſcheinend, und alle die zierlichen Arkaden und Fenſteröffnungen, ſo ſcharf auf dem klaren Himmel ſtehend, auf uns machen. Das Amphitheater iſt in elliptiſcher Form aus Sandſtein erbaut, ſeine Länge beträgt 370, die Breite 300 Fuß, der äußere Umfang aber 1170 Fuß. Die Weſtfronte erhebt ſich in einer Höhe von 70 Fuß über dem Boden. Der innere Circus, der auch unter Waſſer geſetzt werden konnte — man findet noch Spuren der Waſſerleitungen — hat eine Länge von 200 und eine Breite von 120 Fuß. Die wie ſchon erwähnt, faſt gänzlich erhaltene Umfaſſungsmauer hat in den zwei untern Etagen 72 Arkaden und darüber ebenſo viele viereckige Fenſter. Bis zum vierzehnten Jahrhundert ſoll ſich das ganze Gebäude in einem ziemlich unverletzten Zuſtand

erhalten haben, da namentlich die Patriarchen das Hinwegnehmen der Steine ſtreng verboten hatten. Als aber im ſelbigen Jahrhundert die Stadt ſo vielfach zerſtört wurde, benutzte man die ſchönen Quadern der Sitzreihen und Stufen nicht nur zum Aufbauen neuer Häuſer, ſondern eine große Anzahl wurde auch zu Schiff nach Venedig gebracht. Der innere Raum bietet allerdings heute ein Bild der Zerſtörung; hie und da iſt das Mauerwerk des Unterbaues, der Gänge und Treppen ſtehen geblieben und ſchmiegt ſich an der Oſtſeite noch bis zum Beginn der zweiten Arkade fort. Von freundlichem Grün, Epheu, Lorbeerbüſchen und wilden Capern ſind die zertrümmerten Reſte indeß überall bedeckt, und das überall mit Gräſern hervorſproßende Moos iſt eine dem Auge wohlthuende Verkleidung. Da bei großen Feſtlichkeiten, wie heute, die Arena durch Feuer beleuchtet wird, ſo hat man zu dieſem Ende um den Circus zahlreiche Pechtonnen aufgeſtellt, zwiſchen denen bis auf Mannshöhe Büſche von abgehauenem Lorbeer lagern.

Wahrhaft prachtvoll war die Färbung bei der untergehenden Sonne, die wie eine glühende Kugel neben dem nun faſt ſchwarzen Caſtell niederſank. Ihr Licht warf auf die Oſtſeite des innern Raums das Bild der Arkaden in langgeſtreckten Schatten hin und zeichnete dort hoch an der Krönung einen zierlichen Halbbogen, der unten tief dunkel abſtach von dem oberhalb wie flammenden Mauerwerk. Dazu wogte durch die weiten offenen Eingangspforten ein ſtrahlendes Lichtmeer herein, überall die zierlichſten Schatten neben glühenden Tönen bildend. Da traten die hie und da vorſpringenden Mauerſtücke, einzeln erhabene Grasplätzchen und die Spitzen der Olivenbüſche wie mit Goldſtaub bedeckt hervor. Es war der 9. Dec., und doch ſetzte ich

mich jetzt am späten Nachmittag im leichten Anzug an der Oſtſeite des gewaltigen Rings auf eine der Arkaden und fand die Luft ſo angenehm, daß ich mit dem größten Behagen das prächtige Bild vor mir in mich aufzunehmen im Stande war. Von hier aus erſcheinen die offenen Arkaden wie ein zuſammenhängendes wunderſchönes Rundgemälde, wovon wieder jede dieſer einzelnen Oeffnungen, auf die Stadt oder das Meer gehend, ein eigenes intereſſantes Bild bot: zur Linken das Caſtell ſcharf abgezeichnet auf dem dunkelrothen Abendhimmel, dann das Ufer von Pola mit ſeinem Maſtenwald; eine einſame näher ſtehende Kirche mit durchbrochenem Thurm, deren Glocken ſich langſam ſchwingend, melodiſch zu mir herüberklangen; weiter die ſilberne Fläche des Meeres mit dem Geſtade der brioniſchen Inſeln, im Duft verſchwimmend; hier ein Nachen, der, leicht die Fluth durchſchneidend, gegen den Hafen ſchwimmt, dort einſam liegend eine zierliche Goelette mit ihren ſchief ſtehenden ſchlanken Maſten, ihren Tauen, die von hier wie das feinſte Netzwerk erſcheinen, und dem kaum ſich bewegenden rothen Wimpel.

Nachdem ich die Arena verlaſſen, ging ich noch eine Weile am Meer entlang bis zu einer Brücke, auf welcher die Landſtraße nach Trieſt über einen kleinen Fluß führt; von dort wandte ich mich zurück, um noch einmal das jetzt in anderem Licht erſcheinende Amphitheater aufzufaſſen und mir unvergeßlich einzuprägen. Die Sonne war verſchwunden, wogegen der Mond, über dem herrlichen Bauwerk ſchwebend, deutlicher, faſt ſtrahlend erſchien. Die eben noch ſo glänzende Landſchaft zeigte ſchon die kalten Töne des Abends, die Hügel, dunkelfarbig und grau, über welche aber jetzt das Amphitheater maſſenhafter, ernſter und gewaltiger hervorſtieg. Das treue Meer allein glühte noch vom letzten Kuß

der Sonne oder im Wiederſtrahl des Himmels, und erſchien hie und da gelb, roſig und ſeegrün gefärbt; Thürme und Schiffe an ſeinem Ufer ſpiegelten ſich aufs deutlichſte in der klaren Fluth, und von den Blättern einzeln ſtehender Olivenbäume ſah man auf dem blanken Hintergrunde jedes einzelne aufs ſchärfſte abgezeichnet. Dabei war es für die Jahreszeit durchaus noch nicht kühl geworden, überall begegneten mir leichtgekleidete Spaziergänger, und in einem Garten nahe bei der Stadt ſah ich Schiffszimmerleute in Hemdärmeln kegeln. Faſt zu gewaltig war indeſſen der Contraſt zwiſchen dem einſamen Römerwerk draußen und den Straßen Pola's, wo Illumination und lauter Jubel herrſchte; die Leute hatten das mögliche gethan, um Straßen und Häuſer für ihren Kaiſer und ihre Kaiſerin zu ſchmücken, namentlich der Hauptplatz ſtrahlte im Glanz unzähliger Lichter, zwiſchen denen bunte Fahnen wehten, und überall ſah man die Namenschiffern Franz Joſeph und Eliſabeth. Höchſt eigenthümlich war es mir, von der reich erhellten Façade des Stadthauſes mit zwei Schritten vor den daneben liegenden Auguſtustempel zu treten, der, obgleich vom Abglanz der Illumination nur ſpärlich erhellt, doch ſo erhaben und impoſant von dem Getreibe der heutigen Generation abſtach. Es war eine glückliche Idee, am Hafen in gut gelungenen Transparenten die Porta aurea darzuſtellen, die, am Tage eigentlich komiſch ausſehend, jetzt von innen erhellt, recht würdig ihr Original copirten.

Nach all dem Geſehenen war es mir angenehm, von dem wogenden Getreibe der Menge hinweg mein einſames Boot beſteigen zu können, um nach dem Dampfer „Eliſabeth“ zum Diner zu fahren, welches, in der großen aufs reichſte verzierten Cajüte ſtattfindend, allen erdenklichen Comfort an die ſtillen Küſten

Istriens zauberte. Es muß so einem ernsten Kriegsschiff seltsam zu Muth werden, wenn Ober- und Unterdeck, wo sonst nur Kanonen und andere Waffen blinken, auf einmal mit einer strahlenden Gesellschaft angefüllt ist, wenn es die brausenden Klänge der Musik erschallen hört, und — horribile dictu — sogar den so hoch gehaltenen Raum des Hinterdecks und der Steuerbordseite mit glimmenden Cigarren profanirt sieht.

Mittlerweile war es vollkommen Nacht geworden, und Stadt und Hafen von Pola gaben ein schönes Schauspiel: zuerst flammten die Häuser an der Seeseite in reicher Beleuchtung auf, dann fingen nach und nach die Küstenufer an sich bis ans Ende der weiten Bucht mit einem feurigen Gürtel zu umziehen. Einen herrlichen Anblick gewährte es hiebei, aus der röthlichen Gluth der Pechflammen, welche das Wasser umsäumten, die Festungswerke in weißem Licht erscheinen zu sehen; dazwischen warfen einzelne der Kriegsschiffe große Fallschirmraketen, die, hoch an den dunklen Himmel hinaufsteigend, sich dann anmuthig neigten, ihre Ladung entzündeten, und einen weithin strahlenden Stern hervorzauberten, der langsam niederschwebend, in das Meer fiel.

Gegen 8 Uhr bestiegen der Kaiser und die Kaiserin ihr Boot, um die Beleuchtung der Stadt und des Hafens in der Nähe anzusehen, wobei die Kriegsschiffe das ihrige thaten, um immer andere, immer prachtvollere Effecte hervorzubringen. Es ist unmöglich, die Wirkung zu schildern, welche namentlich die großen Fregatten dadurch erzielten, daß mit einemmal aus allen Kanonenlucken weiße bengalische Lichter hervorblitzten; wie in Flammen auflodernd, erschien in solchen Augenblicken das ganze Schiff und warf weithin einen blendenden Schein auf das Wasser; fast eben so schön war es dann wieder, wenn die uns abgekehrte

Schiffsseite ebenso erleuchtet wurde, wo der schwarze Körper des Fahrzeugs wie ein riesenhafter Schatten aufstieg, aufs ungeheuerste vergrößert, flatternd und schwebend wie ein Geisterschiff auf einem Meere von weißem Feuer.

Auf die Beleuchtung der Arena, von der ich so viel schönes gehört, war ich außerordentlich gespannt, und als wir nun das Gestade entlang fuhren, so daß sich die Häuser scheinbar von diesem großartigen Schauspiel wegzogen, fand ich staunend etwas nie gesehenes. Der weite rings durchlöcherte Raum war mit einem gewaltigen Feuer angefüllt, so daß die Flammen anscheinend nicht nur zu all den vielen Oeffnungen empor schlugen, sondern oben durch den angestrahlten Rauch auch noch an den Himmel hinauf qualmten. Eigenthümlich im höchsten Grad, konnte man doch nur sagen, dieser Anblick sei schauerlich schön. Es war eine große Feuersbrunst; oder wenn man die seltsamen Schatten betrachtete, die hie und da, durch die leuchtenden Flammen hervorgebracht, hinter den Arkaden und Thorbogen vorbei zu schweben schienen, so strengte man unwillkürlich das Ohr an, um entsetzliche Töne zu vernehmen, das Jauchzen wilder Barbaren, übertönend den Jammerruf einer hingeopferten Menge, die, vielleicht in dem festen Gebäude Schutz suchend, von dem eingedrungenen Sieger mit Feuer und Schwert niedergemacht wurde. Dergleichen Gedanken kamen mir immer und immer wieder, als wir dicht am Ufer hinfuhren, wo der unheimliche, wenn auch großartige Eindruck der Beleuchtung des Amphitheaters noch erhöht wurde durch die Todtenstille, mit der die Flammen in dem weiten Gebäude spielten.

Nach einem Gang durch die Stadt, deren festlich erleuchtete

„Spinne“ und Doktor Stechmaier warfen, als beſonders tüchtig und fähig, die Intereſſen der conſervativen Partei in die Hand zu nehmen. Nicht ſobald hatte der Doktor ſeinerſeits dieſen Entſchluß vernommen, der ſeine kühnſten Wünſche, ein größeres Journal mit ausgebreitetern Mittel zu redigiren, realiſiren ſollte, als er in Anbetracht der Mittel, welche jener Partei zu Gebot ſtanden, ſich der kühnen Hoffnung hingab, jetzt die Thürklinke zum Glückstempel in der Hand zu haben.

Was konnte nicht aus einem Journal werden, für das ſich die beſitzende Klaſſe und der hohe Adel intereſſirte! Gelang es nicht ſchon der andern Partei, die wenige Kapitale in der Hand hatte, ihre Journale als ſelbſtſtändig hinzuſtellen, ihnen ein Anſehen zu geben, ſie würdig auszuſtatten? Und das gieng von Leuten aus, denen die wenigen Kreuzer, welche ſie ihrer politiſchen Meinung zu opfern im Stande waren, ja ſogar die Zeit, welche ſie ihren Journalen opferten, ſehr koſtbar war. Dagegen die conſervative Partei mit großen Geldmitteln, mit tüchtigen Mitarbeitern! Ja, der Doktor war ſeines Gelingens gewiß, und der Eigenthümer der „Spinne“, ein armer Buchdrucker, begeiſterte ſich bei dieſen ſchönen Hoffnungen für den Conſervatismus und fieng an, vollkommen rechts überzuhängen. In ſeiner Druckerei wurden keine vorwitzigen Redensarten mehr geduldet, das Tragen von rothen Halsbinden den Setzern auf's Strengſte unterſagt und der Druck eines kleinen Blattes von entſchieden liberaler Färbung von der Hand gewieſen.

Das projektirte neue Journal auf Aktien herauszugeben, erſchien nicht ganz thunlich; denn die wenigſten conſervativen Menſchen ſind, bei aller Begeiſterung für ihre Sache, geneigt, im erſten Augenblick eine größere Summe ſo in's Ungewiſſe hin auszugeben. Dieſem widerſpricht ſchon der Name „Conſervatismus“, als das Erhalten des Beſtehenden bezeichnend, und hiebei

und reich bewimpelte Straßen mit einer dicht gedrängten Menge besetzt waren, begaben sich die Majestäten ins Theater, wo von Officieren der Garnison und Marine mit ihren Damen zwei kleine Lustspiele aufgeführt wurden. Gegen 10 Uhr kehrten wir auf die Schiffe zurück, welche um Mitternacht die Anker lichteten, um wieder nach Venedig zu dampfen.

Nachdem wir auf dem „Prinz Eugen" noch längere Zeit den reichen, festlichen und in jeder Hinsicht gelungenen Tag besprochen, begab ich mich auf das Verdeck, um die Abfahrt von Pola, wohin ich wohl nie mehr kommen werde, zu sehen. Allmählig verschwand die Stadt mit ihren leuchtenden Häusern in Dunst und Nebel; der „Prinz Eugen" fuhr wieder voran, hinter uns kam die „Elisabeth," von der man in der Dunkelheit nur die blauen und rothen Laternen der Radkasten sah, welche sich wie farbige Schlangen in dem Wasser abspiegelten. Die Flotte im Hafen hatte Lichter an Masten und Raaen, und als wir so weiter und weiter in die Nacht hinausfuhren und auch die Dunkelheit rückwärts immer mehr zunahm, schimmerten endlich nur noch diese leuchtenden Punkte, wie neue unbekannte Sternbilder, die eben im Begriff sind, am Horizont unterzutauchen.

6.

Beleuchtung der Mercerien.

Wenn in alten Zeiten ein venetianischer Doge gewählt und bestätigt wurde, so nahm er bei der Huldigung aller Stände auch die der mächtigen venetianischen Kaufmannschaft in Empfang, zu welchem Zweck er an einem gewissen Abende durch die festlich beleuchteten Gassen vom Torre dell' Orologio bis zum Rialto

ſchritt, wo ſich heute noch, wie damals, Bude an Bude reiht, und wo das Leben und Treiben auf der gewaltigen Brücke, dem alten Sitz der Geldleute und Wechsler, keine unbedeutende Macht im Staate bildete. Bis auf den heutigen Tag hat ſich dieſe Feſtlichkeit erhalten, und ſo oft gekrönte Häupter nach der alten Lagunenſtadt kamen, wurden ſie von der Kaufmannſchaft zu einem Beſuch der Mercerien eingeladen.

Dieſe Mercerien beginnen am Marcusplatz mit der Merceria dell' Orologio, biegen dann mit einer Wendung rechts in die Merceria San Giuliano, führen über Ponte di Baratteri durch San Salvatore auf den kleinen Platz gleichen Namens und dann durch die Calle di S. Bartolomeo auf den Campo di S. Bartolomeo, wo die Rialtobrücke beginnt. Auf dieſer Strecke concentrirt ſich das Verkehrsleben Venedigs; ſie iſt die immer pulſirende Hauptader der Stadt; man trifft hier zu jeder Tages- und Abendzeit, ja bis ſpät in die Nacht hinein eine Menge von Spaziergängern und Käufern, und wenn man annimmt, daß die Breite ſämmtlicher genannter Gaſſen nicht über 12—14 Fuß beträgt, ſo kann man ſich einen Begriff vom Menſchenſtrom machen, der hier beſtändig hin und her wogt. Die letzte Beleuchtung der Mercerien fand im September 1838 bei der Anweſenheit Kaiſer Ferdinands ſtatt, und daß auch bei den dießmaligen Feſtlichkeiten Venedigs ſolche nicht fehlen würde, verſtand ſich von ſelbſt. Sie verſprach eine überaus glänzende zu werden. Worin dieſer große Glanz aber eigentlich beſtehen würde, davon konnte ich mir keine rechte Vorſtellung machen, waren doch allabendlich die zahlreichen Gewölbe aufs ſchönſte beleuchtet, glänzten doch in ununterbrochener Reihe Gold, Silber, edle Steine und bunte Stoffe, und waren doch die Gaſſen, wie bemerkt, beſtändig ſo

mit Menſchen angefüllt, daß ein Mehr hätte läſtig werden müſſen.

Schon einigemal hatte Nebel und Regen die Beleuchtung der Mercerien vereitelt; endlich aber Freitag den 19. December ſchien es damit Ernſt werden zu wollen. Als ich Nachmittags zwei Uhr durch die engen Straßen ging, waren ſämmtliche Ladenbeſitzer ſo mit ihren Vorbereitungen beſchäftigt, daß ſie einen allenfallſigen Käufer höflich erſuchten, heute irgendwo anders hingehen zu wollen, da es ihnen unmöglich ſei, das Verlangte herbeizuholen. In der That kehrten ſie in ihren Magazinen das unterſte zu oberſt und waren voll luſtiger Emſigkeit, die an ſich ſchon etwas Außerordentliches verſprach. Quer über die Straßen, in der Höhe des erſten Stocks, ſah man etwa alle zwanzig Fuß eine rothe und weiße Stange gelegt, an welcher Kronleuchter der verſchiedenſten Art hingen; oberhalb derſelben an den Mauern der Häuſer ſtacken lange Wachsfackeln an eiſernen Trägern, und in den offenen Fenſterbrüſtungen ſtanden kleine Illuminationsſchaalen. Gegen fünf Uhr Abends beſetzte Polizei und Gensdarmerie ſämmtliche kleine Gaſſen, die von allen Seiten in die verſchiedenen Mercerien münden, worauf eine Abtheilung ſtädtiſcher Beamten vom Campo San Bartolomeo herkommend alle Spaziergänger und Neugierigen freundlich erſuchte, die Paſſage zu räumen. Von da an bis nach ſechs Uhr blieb der Zutritt jedermann ohne Unterſchied verſagt; doch gelang es mir ſpäter durch Protektion, die in der Welt ſo viel möglich macht, in Begleitung einiger Officiere vor der Ankunft des Kaiſers die nun im vollen Feſtſchmuck prangenden Mercerien zu beſichtigen.

So wenig wir uns Alle davon verſprochen, ſo ſehr waren wir überraſcht, als wir nun aus den Arkaden der alten Procu-

razien in die Merceria dell' Orologio traten. Die Gasse, so weit wir sehen konnten, war in ein einziges strahlendes Gewölbe verwandelt; ein breiter rother Teppich bedeckte das Pflaster bis zu den Häuserreihen; jedes Gewölbe, selbst das bei Tag unbedeutendste, war ein förmliches Lichtmeer geworden, dessen Flammen sich in edlen Steinen, Gold, Silber, bunten Stoffen, Blumen, Metallen aller Art spiegelten und so arrangirt waren, daß man die unscheinbarsten Sachen jetzt für Gegenstände vom größten Werthe hielt. Dazu brannten Wachslichter auf all den eben erwähnten Kronleuchtern, einen fortlaufenden Streifen bildend, dessen Strahlen sich hier in altem venetianischen Glase, dort in Bronce und Vergoldung aufs mannichfaltigste reflektirten. An den Mauern der hohen Häuser, meistens bis ins vierte Stockwerk hinauf, waren Wachsfackeln angezündet und in den Fensterbrüstungen brannten zahlreiche Flammen zwischen rothen und weißen Fahnen.

Das Ganze machte, wenn man eine der Mercerien hinabsah, einen prächtigen Eindruck: der leuchtende rothe Streifen am Boden, rechts und links die blitzenden Gewölbe, die lange Reihe von Kronleuchtern, und vor allem die flackernden Lichter an den Häusern, die in regellosen Linien wie eine willkürliche Verbrämung des unten in einer Schlangenlinie hingeworfenen Glanzstreifens aussahen. Bis an die Dächer hinauf flammten einzelne Punkte, und da man dort oben die Gestalt der Häuser nicht mehr gut erkennen konnte, so erschienen die Lichtpunkte, aus der dunklen Nacht hervorstrahlend, wie hellleuchtende Sterne, so daß es an manchen Orten aussah, als spanne sich ein anderer Himmel mit unbekannten Sternbildern über die engen Gassen Venedigs. Dabei gab der dicke Teppich am Boden, die Wärme der

vielen Lichter und Gasflammen ein so behagliches, wohlthuendes Gefühl, daß man glaubte in einem Salon zu wandeln. Ich würde das Ganze mit dem großen Bazar von Konstantinopel zur Zeit des Ramadan vergleichen, wenn nicht dort eben das Gefühl der Behaglichkeit fehlte, welches uns hier so angenehm erfüllt. Eigenthümlich war es auch, die langen Gassen so menschenleer zu sehen; einige wenige Bevorzugte abgerechnet, hielt man vor der Ankunft des Kaisers alle Zugänge fest verschlossen; um so dichter aber waren die Läden und die Häuser bis in die obersten Stockwerke hinauf mit Zuschauern besetzt. Frauen und Mädchen aus allen Ständen in großer Toilette hatten am Fenster irgend eines Bekannten Platz gefunden, und diese sich durch alle Straßen in jedem Stockwerke hinziehende lebendige Blumenguirlande erschien wie eine duftige Fortsetzung des Glanzes da unten.

Man muß die Gewandtheit und den Geschmack der Venetianer kennen, mit dem sie die geringfügigsten Gegenstände aufzustellen wissen, damit sie sich als etwas ganz Besonderes präsentiren; z. B. auf dem Marcusplatz der Stand der Obstfrauen, wo Orangen in die verschiedenartigsten Pyramiden zusammengestellt, von ein paar Papierlampen beleuchtet, so appetitlich und malerisch aussehen. Man muß die kleinen Buben ins Auge gefaßt haben, in welchen an den Straßenecken die Händler alles mögliche Backwerk feil bieten, wie sie aufgeputzt sind mit großen blanken Messingschüsseln, mit Blumen und Laternen; man muß die Kaufmannsgewölbe mit ihren zierlichen Arrangements kennen, um zu begreifen, daß die venetianischen Kaufleute heute, wo es galt, ihre Waaren vor den Augen des kaiserlichen Paares aufs vortheilhafteste auszulegen, etwas ganz Besonderes leisteten. Und

in der That, es war in ſämmtlichen Mercerien kein einziges Magazin, nicht Ein großes oder kleines Gewölbe, das, obgleich bei flüchtigem Ueberblick vollkommen in den allgemeinen Glanz einſtimmend, nicht ein ganz beſonderes zierliches Bild gegeben hätte. Die unbedeutendſten Gegenſtände waren ſo aufgeſtellt und erleuchtet, daß ſie mit den Nachbarn, wo der Glanz ſchon in den Stoffen ſelbſt liegt, würdig concurriren konnten.

Hier ſehen wir ein reiches Gold- und Juwelenlager, wo ſchon die zahlreichen Gasflammen einen wunderbaren Effekt hervorbringen; daneben ein Magazin chineſiſcher Waaren aller Art mit beleuchtenden Ballons, glitzernden golddurchwirkten Stoffen und einem Transparent, in dem dem Kaiſer in kunſtloſen Verſen außer Glanz und Ruhm, der Liebe ſeiner Unterthanen und allem, was er ſchon beſitzt, auch noch ein Erbe ſeiner Krone gewünſcht wird. Fortſchreitend werfen wir einen Blick rechts in die Stoffhandlung, wo das ganze Gewölbe mit den reichſten Seidenzeugen verſchwenderiſch drapirt iſt, und wo wir im Hintergrunde ein Geſtade von perſiſchen Shawls bemerken, das ein kleines Meer einrahmt, deſſen Wellen mit weißen und rothen Tüchern gebildet ſind; ganz hinten erhebt ſich eine Blumeninſel, welche in leuchtenden Flammen die Chiffern F. J. und E. zeigt; daneben ſind Fächer hundertfach auseinander gebreitet, Wände und Plafond bedeckend, glänzend in allen Farben, in Gold und Silber. Ein beſcheidenes Magazin von Strumpfwaaren und Webereien jeder Art präſentirt ſich faſt eben ſo ſchön wie ſeine vornehmeren Nachbarn; hier ſehen wir auf allen Seiten nichts als die Habsburgiſchen Farben, rothe wollene Hemden und weiße Strümpfe in zierlichen Quadraten zuſammengeſtellt, — einfach aber hübſch. —

Gegenüber einem Frühlinge von wirklichen Blumen, phantaſtiſch durchwebt und beleuchtet von Gasflammen, ſehen wir denſelben nachgeahmt in künſtlichen Guirlanden und Bouqueten, eine wahre Mulde voll Blumen und Blüthen der mannichfaltigſten und zierlichſten Art; Spiegel auf beiden Seiten und im Hintergrunde wiederholen das freundliche Bild bis in's Unendliche und thun beinahe dem Nachbar, einem Pelzhändler, Schaden, wenn uns nicht hier ein anderes Gefühl, das des Wohlbehagens beſchliche. Mit weichen Decken und Mänteln ſind Boden und Wände ſo verſchwenderiſch bedeckt und behangen, daß man ſich hineinwälzen möchte. — Doch feſſelt ſchon wieder etwas anderes unſern Blick, und wir werden wahrhaft magnetiſch von einem Gewölbe zum andern hingezogen. Gold, Silber, Juwelen, Stoffe, künſtliche Blumen, Pelzwerk ſind uns in der reichſten Aufſtellung bereits alltägliche Dinge, wir ſuchen etwas Pikanteres. Und ſiehe, da iſt Californien! In der That, noch auf zwei Schritte ein faſt unerklärlicher Anblick — Gold, Gold, nichts als Gold! Goldplatten auf dem Boden, an den Wänden, an der Decke, auf dem Ladentiſche, die Chiffre des Kaiſers und der Kaiſerin in goldenen Roſetten, armdicke Ketten aus Ringen von demſelben Metall bilden Guirlanden von einem Fenſter zum andern — ein fabelhafter Reichthum. Wir treten zögernd näher und ſehen mit gierigem Blick koloſſale, maſſiv goldene Schüſſeln vollgeſtrichen bis an den Rand mit glänzenden Dukaten. Das alles aber ſind Iſerlohner Meſſingarbeiten, auf wirklich überraſchende Art aufgeſtellt. Und wieder folgt Gewölbe auf Gewölbe, in allen Farben leuchtend, von Gold, Silber und Lichtern ſtrahlend, und dabei ſind die Pfeiler, welche die einzelnen Gewölbe trennen, ebenfalls ſo verdeckt und verziert mit reichen Shawls, ſeidenen

Stoffen, Kryſtall- und Porzellanpyramiden, daß man in den langen Zeilen der Gaſſen keine Trennung der Magazine gewahr wird, ſondern nur ein einziges, mit den mannichfachſten Waaren beſetztes zu erblicken glaubt.

Wir kommen zum Ponte di Baratteri, der uns, mit dem rothen Teppich bedeckt, die umſtehenden Häuſer auf's reichſte beleuchtet, wie eine kaiſerliche Tribüne erſcheint. Hier iſt die Polizei etwas nachſichtiger geweſen, und ſtatt der Steinbrüſtung auf beiden Seiten ſehen wir ſie eingefaßt mit dicht gedrängten Zuſchauern. Die zahlreichen Balkons ſind hier ſo vollgepfropft mit Menſchen, daß man ſich des Gedankens nicht erwehren kann, die ſteinernen Träger müßten endlich unter ihrer Laſt erliegen; auf einem dieſer Balkons zählten wir zweiundzwanzig lachende und plaudernde Köpfe, amphitheatraliſch hervorragend. Ein Damenkleidermacher mit dem ſeltſamen Namen Jeſurum läßt von den obern Fenſtern des Hauſes bis auf die Mitte der Brücke einen Kronleuchter herabhängen, der, aus gelben und rothen Gaslampen beſtehend, einen artigen Effekt macht. Hier ſchauen wir in die Merceria di S. Salvatore hinab; derſelbe Glanz, dieſelbe Pracht. Ein Uhrmacher hat Fenſter- und Thüreinfaſſungen mit Zifferblättern bekleidet und den Namenszug des Kaiſers und der Kaiſerin aus Cylinderuhren gebildet. Ein Wachstuchhändler nebenan hat ſeinen ganzen Laden mit den glänzenden Stoffen ſeines Handels behangen, in welchen die Gasflammen ſich wie in ſchwarzen Spiegeln reflektiren. Hier haben wir ein reiches Gewölbe, gefüllt mit ſilber- und goldgeſtickten Kirchenſtoffen; daneben ſieht eine Weißzeughandlung, alle die blendenden Kleidungsſtücke mit reichen Spitzen garnirt, wie eine Halle voll friſch gefallenen Schnees aus. In einem Magazin von Streichinſtrumenten ſind

hunderte von Violinen, Guitarren, Mandolinen um einen koloſſalen Contrebaß gruppirt, der ſich in ſtiller Größe wie der Stammvater zahlreicher Generationen ausnimmt.

Wie uns vorhin Californien entgegen glänzte, ſo glauben wir jetzt ein Silberbergwerk zu erblicken; von den Wänden und der Decke ſtrahlt uns blankes Metall in weißem Glanz entgegen. Abermalige Enttäuſchung: es ſind Blechwaaren, aber ſo zierlich aufgeſtellt, ſo reich beleuchtet, daß es verzeihlich iſt, ſie für edles Metall zu halten. Einige Schritte weiter iſt ein Sonnenſchirmlager in reichſter Auswahl; alle möglichen Farben in glänzender Seide bauſchen ſich hier auseinander, und eine Art Dach auf die Straße hinaus bildend ſehen wir wahrhafte Rieſenſchirme, weiß und roth, eigens zum heutigen feſtlichen Abend angefertigt. Wo das Material der Waaren gar zu unſcheinbar iſt, da hat das Arrangement ſiegreich nachgeholfen. So ſind in einer Garnhandlung alle Wände mit weißen und rothen Quadraten wie ein Schachbrett bedeckt. Vergeſſen wir aber vor allem ein groſſes Kinderſpielwaarenmagazin nicht, mit unzähligen Lichtchen, an den Weihnachtabend in der Heimath erinnernd. Dieſer lieben Zeit ſind wir ſo nahe, daß es uns beim Betrachten all der ſchönen Trommeln und Pfeifen, der Blechſäbel, der kleinen Gewehre, der Zinnſoldaten und Frachtwägen faſt ſchmerzlich zu Muthe wird. Ueber dem Laden bildeten kleine Puppen mit den roſenfarbenen dicken runden Geſichtern in kurzen weißen Hemdchen, worunter die nackten Füße hervorſehen, eine eigenthümliche Decoration; ſie reichten ſich die Hände und ſchienen einen muntern Tanz aufzuführen unter der Aufſicht einer ungewöhnlich großen Puppe, welche die Ecke des Hauſes bildete, und die in

außerordentlich ſtarken Verhältniſſen wohl als die glückliche Mutter dieſes zahlreichen Geſchlechts gelten konnte.

Laſſen wir den Weihnachtabend hinter uns mit ſeinen frohen und wehmüthigen Erinnerungen und gehen wir durch ein Gewölbe voll künſtlicher Blumen, in welchem großen Füllhörnern der Namen „Eliſabeth“ entſtrömt, zum Ernſte des männlichen Lebens über, zu einem großen Gewölbe voll ſchwarzer Hüte. So verlockend als möglich hat der Fabrikant ſeine Angſtröhren aufgeſtellt, und um Abwechslung in die Maſſen von ſchwarzem Filz zu bringen, zeigt er uns dazwiſchen ſeidenes Futter, mit goldenen Buchſtaben bedruckt. Weiterhin ein Glasperlenlager, blendend durch ſeine bunten Farben, wieder eine Weihnachtsausſtellung, dießmal aber für erwachſene Kinder; die Armbänder aus Murano bilden lange glitzernde Guirlanden, in welchen ſich aller mögliche Haarſchmuck als Verzierung zeigt; große Porzellanſchüſſeln, angefüllt mit den bunteſten Perlenſchnüren, erregen die Begierde, dieſe durch die Finger gleiten zu laſſen. Dort blickt auch ein Stück Carneval hervor; Larven in allen Größen und Formen, von der kleinen venetianiſchen ſchwarzen Halbmaske bis zu den Rieſenhäuptern, die rings geſchloſſen ſind, auf den Schultern getragen werden und ſo den, der ſie trägt, zur burlesken Figur machen. Seltſam ſchauen uns dieſe hunderte von lebloſen Geſichtern an, wie ſie mit den leeren Augenhöhlen in ſo ſtarrer, unheimlicher Weiſe Erſtaunen und Freude, Luſt und Schmerz ausdrücken. Sehr angenehm und komiſch wirkt es, daß der Beſitzer des Ladens, eines Eckhauſes, daſſelbe durch einen Fries in die Straße hineinragender Naſen in aufſteigender Größe verziert hat, wobei ſich gerade auf der Ecke eine in den coloſſalſten Dimenſionen präſentirt.

iſt auch außerordentlich begreiflich, daß die Leute, welche etwas zu erhalten haben, zuerſt an ſich denken und ihre eigenen Geldmittel conſerviren. Nebenbei ſchien ein anderer Plan, den der Doktor gefaßt, ihm viel erſprießlicher und für die gute Sache nützlicher. Das war nämlich der, die vielen vermögenden Mitglieder der conſervativen Partei: Fürſten, Grafen, Herren, wohlhabende Bürger, zu vermögen, eine erkleckliche Anzahl von Unterſchriften zu zeichnen, eine große Anzahl von Exemplaren zu nehmen, dieſe Exemplare an Unbemitteltere zu vertheilen und ſo nach allen Seiten hin zu wirken. Eine vorläufige Liſte von den erwähnten Perſonen, welche der Doktor und der Buchdrucker gemeinſchaftlich aufſetzten, und eine ganz beſcheidene Zahl von Exemplaren, die ſie jeder zuerkannten, gab eine ſolch' immenſe Summe von Abonnenten, daß den beiden Unternehmern ordentlich ſchwindelte. Wir ſagen: den beiden Unternehmern; denn der Buchdrucker hielt es für gerathener, ſeinen Hauptredakteur mit in's Intereſſe — und, wenn die Sache nicht ſo ganz gut gienge, was aber unmöglich ſchien — ebenfalls mit in den Schaden zu ziehen.

Die Idee des neuen conſervativen Journals fand denn auch bei der erſten Beſprechung in verſchiedenen Cirkeln den beſten Anklang. Dieß war eigentlich durchaus nicht zu verwundern; denn der Doktor Stechmaier war mit ſeinem Unternehmen der Erſte, der für die Rechte arbeiten und leiden wollte. Es war nämlich die Führung eines ſolchen Journals für den Redakteur nicht ganz ohne Gefahr; denn es war ſchon früher einmal vorgekommen, daß ein ähnliches Unternehmen ſich gewaltſam zerſchlagen hatte, oder vielmehr nächtlicher Weiſe auf dem armen Redakteur zerſchlagen worden war. Darum bekümmerte ſich aber der Doktor Stechmaier bei ſeiner bekannten Gleichgültigkeit nicht beſonders. Er haßte allen Zwang, und es that ſeinem Herzen

So kommen wir auf den Campo di S. Salvatore, wo ein Gascandelaber mit von allen Seiten herabhängenden Röhren, an welchen unzählige Flämmchen lodern, eine feurige Fontaine nachahmt. Wir wenden uns rechts in die Calle di S. Bartolomeo und könnten mit unſerer Beſchreibung wieder von vorne anfangen, müßten wir nicht fürchten, die Geduld des Leſers zu ermüden. Einen Augenblick wollen wir noch vor einer Droguerie-handlung ſtehen bleiben, wo die Waaren auf wirklich überraſchende Art aufgeſtellt ſind. Es iſt wie ein kleines Bergwerk; wir ſehen Stufen von Antimonium, Ultramarin, Mennige, Steinſalz, Schwefel, Kohlen u. dgl. über und neben einander aufgeſtellt; dazwiſchen brechen zahlreiche Gasflammen hervor und beleuchten große Flaſchenpyramiden, in denen die geheimnißvollen Flüſſigkeiten tiefroth, blau, dunkelgrün und violett ſchillern. Dann führt uns wieder ein reicher, blitzender Kranz von Stoffen, Blumen, Metallen aller Art auf den Campo di S. Bartolomeo, wo Eßwaaren- und Fruchthändler und Spezereiläden einen eben ſo ſoliden als ſchönen Schluß bilden. Auch dieſe braven Leute haben das Mögliche gethan. Angenehm iſt auf der Mitte dieſes Platzes ein hoher Candelaber in der Form eines Tannenbaums mit ſeinen vielen Lichtern, abermals an den heiligen Weihnachtabend erinnernd, um ſo mehr, als das im Hintergrunde liegende Haus eine große buntgemalte Decoration zeigt: ſchwebende Engel auf Wolken, unten das Chriſtuskind in ſeiner Krippe, die heiligen drei Könige mit ihrem Stern und all dem uns ſo bekannten und lieben Zubehör.

Es mochte beinahe acht Uhr ſein, als wir mit unſerer Beſichtigung zu Ende waren und uns im ſchnelleren Schritt wieder auf den Marcusplatz zurück begaben. Indeſſen nahmen wir

uns ſo viel Zeit, diesmal die lebendige Decoration über den Läden etwas genauer zu betrachten. Alle Fenſter waren angefüllt mit erwartungsvoll plaudernden und vergnügt lachenden Damen; hier drei, vier über und neben einander, dort eine einzelne Schöne, gravitätiſch niederſchauend, daneben halb verſteckt ein leiſe flüſterndes Paar unter dem Schatten eines Häuſervorſprungs, und alles das mehr oder minder beſtrahlt von den Tauſenden von Lichtern unten, von den wehenden Wachsfackeln an den Häuſern. Einen eigenthümlichen Eindruck machten die faſt gänzlich leeren Straßen, und daneben das lebhafte Geſumme, das Durcheinanderwogen von Stimmen der unzähligen Zuſchauer oben in den Häuſern und derer, die ſich erwartungsvoll in ihre Läden zurückgezogen. Hie und da erklangen aus einer Seitengaſſe die Töne eines Klaviers, und rings um das Quartier der Mercerien, namentlich vom Marcusplatz her, vernahm man das Brauſen des ungeduldig wartenden Volkes. Endlich um acht Uhr verließ der Kaiſer die Burg und ſchritt, von Evviva-rufen begleitet, unter den Arkaden der Procurazien, wo nur mit Mühe ein ſchmaler Gang frei gehalten werden konnte, nach der Merceria dell' Orologio. Leider war die Kaiſerin durch ein leichtes Unwohlſein verhindert, die Huldigungen der venetianiſchen Kaufleute entgegen zu nehmen, und als nun der Kaiſer mit glänzendem Gefolge durch die erleuchteten und geſchmückten Gaſſen ſchritt, hörte man neben herzlichen Worten für den jugendlichen Herrſcher auch manches Wort des Bedauerns über die Abweſenheit der Kaiſerin. Man hatte kleine Spenden für ſie bereit gehalten, Blumen, Glasarbeiten, unbedeutend an ſich, aber werthvoll als Zeichen der Liebe und Verehrung.

7.

Radetzki.

Gewiß mit vollem Recht erlaub' ich mir die Anwesenheit des hochverehrten Feldmarschalls unter die großen venetianischen Festlichkeiten zu rechnen; in seiner Person empfing die Armee ihren Kaiser beim Eintritt in seine venetianische Provinzen, und nicht nur die ihn umgebenden Officiere blickten mit stolzer Freude auf den alten Herrn, sondern auch ein guter Theil der Italiener ist ihm zugethan, die wohl seine feste Hand kennen gelernt, aber auch sein gutes Herz. Ohne Vater Radetzki wären hier am Rande der Lagunen die Festlichkeiten sehr unvollständig gewesen, und wenn wir ihn so dastehen sehen, drängt sich uns der Gedanke auf, daß ohne ihn jetzt dieser herzliche Empfang nicht hätte stattfinden können, auf einem Boden, den sein tapferer Säbel Zoll für Zoll wieder eroberte, bei einem Volk, dessen erregtes Gemüth er durch Gerechtigkeit und Milde zu besänftigen wußte. Viele Leser, die vordem dem gefeierten Marschall mit hohem Interesse gefolgt sind in den italienischen Feldzügen der Jahre 1848 und 1849, werden es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihnen in wenig Strichen nochmals sein Bild vor Augen führe und erzähle, wie ich ihn, den neunzigjährigen Marschall, nach einem Zwischenraum von acht Jahren wieder gesehen.

Dieß war zuerst am Tag der Ankunft der Majestäten, wo Vater Radetzki es sich nicht nehmen ließ, eine gute Zeit, bei ziemlich kaltem Wind, inmitten der Generalität am Rande der Piazetta auf die kaiserliche Barke zu warten. Wie er so dastand, ein klein wenig gebeugter als vordem, aber mit demselben klugen

und freundlichen Blick ſeine Umgebung anſchauend, oder die gedrängten Volksmaſſen ringsumher, auch bald mit dieſem oder jenem in ſeiner bekannten lebhaften Art ſprechend; als ich zu gleicher Zeit die befreundeten Uniformen wieder ſah, die ihn auch in jenen denkwürdigen Tagen umſtanden, viele bekannte Geſichter verehrter Freunde darunter; als zwiſchen dem Campanile und dem Dom von San Marco die langen Linien der weißen Uniformen ſichtbar wurden, über denen die zerſchoſſene ſchwarzgelbe Fahne flatterte, und als nun in dröhnenden Klängen die ſo oft gehörte Weiſe erklang: „Gott erhalte unſern Kaiſer," da war es mir gerade, als ſei gar keine Zeit zwiſchen damals und jetzt vergangen, und als hätten wir ſie eben erſt hinter uns, die ſchönen, glorreichen Tage von Mortara und Novara. Und doch wieder welcher Unterſchied zwiſchen jener und dieſer Zeit — jenem Kriegsſchauplatz dort und der Stadt hier, die heute glänzend in allen Farben ſtrahlte, damals noch in wilder Aufregung, mit einer erſchreckten Einwohnerſchaft angefüllt, die Kugeln über ſich dahinſauſen und in ihre Häuſer einbrechen hörte.

Als ich heute das glänzende Schauſpiel am Ufer von meiner Gondel aus betrachtete, trat der Morgen des 24. Septembers lebhaft vor meine Erinnerung, da der Marſchall an eben dieſer Stelle landete. An jenem Tage waren an den Fenſtern des Marcusplatzes, auf der Piazetta und der Riva bei Schiavoni wenig Zuſchauer erſchienen. Die erſchreckten Venetianer, den ſtrengen Sieger fürchtend, der aber auch hier mit ſeiner gewohnten Milde auftrat, hatten ſich in ihre Häuſer eingeſchloſſen, bange an Gott weiß welche fürchterliche Zukunft denkend. Freilich flatterten auch damals bunte Fahnen von dem alten Dom herab und der Campanile war geziert mit einer koloſſalen gelb und

ſchwarzen Flagge, die faſt bis auf das Steinpflaſter hinabreichte; aber begreiflicherweiſe hörte man keinen freudigen Ruf, ſah man nicht das Flattern unzähliger weißer Tücher aus den Fenſtern. Mit zagenden Schritten näherte ſich die Municipalität, um dem ankommenden Marſchall die Schlüſſel der Stadt zu überreichen, jene Schlüſſel, noch aus Napoleoniſchen Zeiten herrührend, die zur Feier des Einzugs unbegreiflicherweiſe nirgends zu finden waren, bis der energiſche Commandant von Venedig die Darbringung eines großen goldenen Ruders als Zeichen der Unterwerfung verlangte, worauf ſich die minder koſtbaren Schlüſſel ſogleich vorfanden. Zur Seite der Municipalität ſchritt damals die hohe Geiſtlichkeit, die auch erſt durch einige paſſende Worte vermocht werden konnte, den Sieger vor den Thoren der Kirche, auf dem Platz ſelbſt, ehrerbietig zu empfangen.

Doch weg mit dieſen Bildern einer vergangenen Zeit, wenn es auch freilich natürlich iſt, daß ſie uns hier auf Schritt und Tritt verfolgen, und ſo gern mit ihren ſchwarzen Schatten in die glänzende Gegenwart hineinſpielen, mit ihrer dunklen Nacht, in welcher der Name Radetzki in ſo hellem wohlthuendem Licht erſchien. Wenn es verdienſtvoll iſt, die Feinde mit ſeinem Schwert niederzuwerfen, ſo iſt es noch ungleich größer, mit allen Kräften die geſchlagenen Wunden wieder zu heilen. Und das hat der Marſchall redlich gethan. Leuchtend im Glanze des Siegs, war er in den trüben Tagen ſtrafender Vergeltung, die nun folgten, nicht nur ſeinen Soldaten ein milder Vater, und wenn die Italiener jener für ſie ſchrecklichen finſtern Zeit und des milden Siegers gedenken, ſo dürften ſie wohl das Wort unſeres Dichters, wenn auch in anderer Weiſe, in Beziehung auf ſich und den Marſchall Radetzki anwenden:

„Nacht muß es ſein, wo ſeine Sterne ſtrahlen.“

Nachdem die Empfangsfeierlichkeiten des hohen kaiſerlichen Paares vorüber waren, meldete ich mich in der Wohnung des Feldmarſchalls und wurde am andern Morgen um 10 Uhr zu ihm gerufen. Er bewohnte für die kurze Dauer ſeiner hieſigen Anweſenheit die Appartements des Militärgouverneurs, Feldmarſchall-Lieutenants v. Gorczkowski, im erſten Stock der neuen Procurazien, gegenüber dem Dogenpalaſt, ein freundliches ſonniges Quartier, mit der Ausſicht auf die große Lagune, die Kirche Sta. Maria della Salute und die umliegenden Inſeln. Obgleich Schildwachen an der Treppe und Officiere im Vorzimmer waren, welche letzteren mich außerordentlich artig empfingen, obgleich man an allem dieſem ſah, daß man ſich der Wohnung eines Hochcommandirenden näherte, ſo erſchien doch hier alles mit einer Ruhe und Behaglichkeit, die uns wohlthuend einleitete in die Gemächer des alten hochverehrten Herrn. Treppen und Corridore waren mit reichen Teppichen bedeckt, im Vorzimmer wurde ziemlich leiſe geſprochen. Die alten ergrauten Diener ſtanden mit freundlichen Mienen umher, und als mich einer der Officiere anmeldete, ſagte mir der Kammerdiener, deſſen ich mich aus dem Feldzug her noch wohl erinnerte: Se. Excellenz freue ſich recht ſehr darauf, mich wieder zu ſehen.

Daß ich mich ſchon Tags zuvor aufs umſtändlichſte nach dem Befinden des verehrten Herrn erkundigt, iſt ſelbſtverſtändlich, wo ich denn auch zu meiner großen Freude erfuhr, daß ſich in ſeiner Geſundheit, und alſo auch in ſeiner Lebensweiſe, durchaus nichts geändert. Er geht gegen 9 Uhr zu Bett, und ſchläft meiſt ruhig bis gegen 3 oder 4 Uhr, wo er alsdann liegend den Tag

erwartet, zuweilen aber auch aufſteht und irgend ein Buch vornimmt. Er ſpeist mäßig wie immer, aber mit Appetit, wobei er ſeinen mit Waſſer gemiſchten leichten Wein trinkt. Jeden Tag beſchäftigt er ſich mehrere Stunden mit der uns bekannten feſten Handſchrift ſeine Erlebniſſe ſowie Entwürfe für die Zukunft niederzuſchreiben.

Ich trat in das Cabinet des Marſchalls, ein ziemlich großes Gemach, elegant möblirt, durchſpielt von leuchtenden Sonnenſtrahlen, denen man nur an einem Fenſter vermittelſt der zugezogenen grünen Vorhänge den Eintritt verwehrt hatte, ſo daß der Marſchall im Schatten ſaß, damit das blendende Licht ſeinen immer noch angegriffenen Augen nicht wehe thue. Er ruhte in einem Fauteuil, hielt den Stock mit dem weißen Knopf zwiſchen ſeinen Knieen und ſtreckte mir, als ich ihm entgegen ging, mit freundlichem Geſichtsausdruck, meinen Namen rufend, beide Hände entgegen. Als ich, von Verehrung und Erinnerungen gerührt und überwältigt, ſeine Rechte ergriff und mich tief zu dem ehrwürdigen 90jährigen Herrn herabbeugte, erhob er ſich etwas von ſeinem Lehnſtuhl, und küßte mich aufs herzlichſte, wobei er mir ſagte: „Es freut mich immer einen guten Freund zu ſehen, aber daß Sie mich ſo unvermuthet hier beſuchen, das macht mir ein außerordentliches Vergnügen.“ Dann führte er mit der größten Liebenswürdigkeit die denkwürdigen Tage des Jahrs 1849, wo er mich zuerſt geſehen, an mir vorüber; kurz, der große Feldherr war in ſeinem Empfang meiner geringen Perſönlichkeit von einer wahrhaft rührenden Herzlichkeit. Auf ſeinen Befehl ſetzte ich mich ihm gegenüber und ſprach meine Freude aus, ihn ſo wohl und unverändert wieder zu ſehen, und wie er ſo da ſaß und mit mir ſprach mit der alten bekannten Lebhaftigkeit, war

das auch gewiß keine Uebertreibung. Sein Auge erſchien mir klar und heiter wie damals, ja, in ſeinen untern Theilen etwas weniger angegriffen als im Jahr 1849, wo er bald im Regen, bald im Staub zu Pferd, und in beſtändiger Bewegung war. Seine Stimme klingt unverändert voll und kräftig, und wenn er lacht, ſo geſchieht es mit jenem angenehmen Ton und jener Lebhaftigkeit, die uns unwillkürlich auffordert, tüchtig mit einzuſtimmen. Auch in der Figur iſt er ſich gleich geblieben, und wie ich ihn ſo vor mir ſah in dem bekannten grauen Ueberrock, den Stern des Thereſien-Ordens auf der Bruſt, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu ſagen, es ſei mir gerade zu Muth, als befänden wir uns im Hauptquartier Sant Angelo, und als müſſe ſogleich gemeldet werden, die Pferde ſeien vorgeführt um nach Pavia zu reiten.

„Ja," antwortete er mir lachend, „das hat für den Augenblick gute Wege; zu Pferd will ſich's vorderhand nicht mehr recht thun; überhaupt iſt das Pedal der Theil, wo ich fühle, daß es anfängt nachzulaſſen. Aber," ſetzte er kopfnickend hinzu, „wenn es 'mal irgendwo wieder losginge und zu krachen anfinge, da wären wir doch wieder auf dem Platze." Dann huſtete er leicht, verlor ſich ein paar Augenblicke in Gedanken, und ſagte dann: „Ein General ſollte eigentlich zu Pferd ſein, und das iſt auch meine Anſicht; aber da mein allergnädigſter Herr und Kaiſer der Anſicht war, ich könne ihm auch ſo noch nützen, ſo fahre ich an der Fronte herunter." — „Und die Leute," erlaubte ich mir ihn zu unterbrechen, „ſind überglücklich Eure Excellenz ſehen zu dürfen." — „Ja, das macht ſich ſo," meinte er lächelnd, „man iſt an einander gewöhnt, und ſie glauben, der Marſchall dürfe nicht fehlen. Es ſind brave Leute, und Sie werden ſie unver-

ändert gefunden haben, gerade wie damals. Apropos, von damals," fuhr er lebhafter fort, „von den Officieren des Hauptquartiers sind die meisten nach allen Richtungen hin zerstreut, aber ich freue mich immer, von ihnen zu hören; es war doch eine schöne Zeit." Darauf nannte er mehrere der Herren seines damaligen Hauptquartiers mit Namen und erzählte mir, wo sich dieser oder jener befinde. Von jenen, die sich mittlerweile verheirathet, sagte er komisch lächelnd, aber ein klein wenig mit den Achseln zuckend: „hat auch eine Frau genommen — nun, muß selbst wissen, was gut ist."

So unterhielt er sich aufs freundlichste längere Zeit mit mir, sprach über dieß und das, und in seinen Erzählungen oder Schilderungen brauchte er oft so komische Worte und Pantomimen, daß ich laut lachen mußte, wo er dann aufs fröhlichste mit einstimmte, und wenn ich mit einem herzlich gemeinten Wort der Verehrung für ihn in seine Ansichten einging, so reichte er mir seine Rechte, drückte meine Hand und rief aus: „Nun, ich freue mich recht, daß Sie der Alte geblieben sind, mein lieber, guter H. Gott erhalte Sie frisch und gesund."

Als der Marschall mich endlich verabschiedete, und ich aufstand, drückte ich ihm wiederholt meine Freude aus, ihn so wohl und munter gesehen zu haben, wobei ich hinzusetzte, daß in den acht Jahren seit ich von ihm entfernt geblieben, es meine eifrigste Sorge gewesen, so häufig als möglich genaue Nachrichten über sein Wohlbefinden zu erhalten. „Das ist mir gerade so mit Ihnen ergangen," entgegnete er mir, „und ich hoffe, daß die Herren Officiere, die aus W. bei mir waren, Ihnen meine freundlichen Grüße überbracht haben; auch bin ich mit Ihnen in Spanien gewesen," setzte er hinzu, „und habe mich recht über

Ihre Reiſe gefreut, ſuche auch ſonſt häufig in der Allgemeinen Zeitung nach, ob ich Sie finde, und wenn Sie auch nicht Ihren Namen unterzeichnen, ſo weiß ich doch, was Sie ſchreiben, denn wie ich eine bekannte Stimme im Dunkeln erkenne, ſo auch an der Art zu ſchreiben einen lieben Freund."

Damit reichte er mir wiederholt die Hand und entließ mich mit mehrmaligem Kopfnicken. Als ich mich nach der Thür zurückzog, um mich dort nochmals nach dem Greiſe umzuſchauen, ſah ich, daß er mir wohlwollend und mit ſinnigem, freundlichem Geſichtsausdruck nachblickte, und ich muß geſtehen, es überfiel mich ein tiefes Gefühl der Rührung, nun abermals von dem Feldherrn ſcheiden zu müſſen. Wenn ich auch hoffen kann, ihn vielleicht in Verona wieder zu ſehen, ſo wird er dort wohl im Geräuſch des Empfangs begreiflicherweiſe keine Zeit für mich haben. Alſo ein Wiederſehen — vielleicht nach Jahren?

Ob der Feldmarſchall etwas der Art in meinen Augen las? Wohl möglich; denn es gibt wenig Herzen wie das ſeinige, die ſo empfänglich für Liebe und Anhänglichkeit ſind, — genug, als ich ihn verlaſſen wollte, ſtreckte er mir nochmals ſeine Rechte entgegen, und da ich vielleicht ſichtbar bewegt raſch zu ſeinem Fauteuil zurückkehrte, küßte er mich eben ſo herzlich wie beim Empfang; ich ſah ſein Auge eigenthümlich funkeln, und nachdem er mir noch mit bewegter Stimme geſagt: „Gott erhalte Sie, mein lieber H!" machte ich, daß ich ſo ſchnell wie möglich zur Thür hinaus kam; ſie fiel hinter mir ins Schloß, die Portieren rauſchten zuſammen, und ich bin weit entfernt es verſchweigen zu wollen, daß mich ein gewaltiges Gefühl der Wehmuth überfiel, als ich ihn nun verließ, den guten Vater Radetzki.

Daß der Feldmarſchall ein Gegenſtand der Liebe und Ver-

wohl, denen, die ihn haßten und verfolgten, tüchtig die Meinung ſagen zu können.

Für das Unternehmen intereſſirten ſich nun gewichtige Männer aller Klaſſen der conſervativen Partei. Dieſe gewichtigen Männer zeichneten auch eine ziemliche Anzahl von Exemplaren und mancher unter ihnen hatte dabei das Zartgefühl, dem andern den Vorrang auf der Subſcriptionsliſte einzuräumen, woher es denn kam, daß die erſten Seiten dieſer Liſten ein wenig leer blieben und nur ſich auf den letzten untern Spalten einige Namen in ſchüchterner Beſcheidenheit zeigten. Die Meiſten unterzeichneten aber vor der Hand gar nicht und waren großherzig genug, im Stillen für das neue Unternehmen wirken zu wollen. So ſagten ſie dem Doktor Stechmaier mit gnädigem Händedruck, und wenn man ihrem vielſagenden Blick glauben wollte, ſo konnte ſich der Buchdrucker veranlaßt ſehen, ganze Bände geheimer Subſcriptionsliſten einbinden zu laſſen, und große Geldkiſten aufzuſtellen, um die reichlichen anonymen Beiträge aufzunehmen. Eben ſo gieng es auch mit den Verſprechungen zu ſchriftlichen Beiträgen für das Beſte ihrer eigenen Sache und des Blattes. Der Doktor ſah ſchon im Geiſte, wie er täglich aus einem ungeheuren Stoße von Manuſcripten das Beſte heraus zu leſen habe, und war überzeugt, daß er ſich bald genöthigt ſehen würde, Ergänzungsblätter zu dem neuen Journal auszugeben; denn geiſtreiche Mitarbeiter, die ohne Honorar liefern, dadurch vor den Kopf zu ſtoßen, daß man ihre Sachen in den Papierkorb legt, war durchaus nicht thunlich.

So war es denn aufs Beſte vorbereitet; die paar hundert Abonnenten der bisherigen „Spinne“, der bürgerlichen Mittelklaſſe angehörend, ſchienen trotz des vergrößerten Formats und des erhöhten Preiſes treu bleiben zu wollen, und der Doktor begann frohen Muthes ſich mit der großen Schwierigkeit zu be-

ehrung vom Soldaten aufwärts bis zu ſeinem kaiſerlichen Herrn iſt, verſteht ſich von ſelbſt, und wird ihm aufs rührendſte gezeigt, in dem ſtummen Blick des Soldaten, in dem herzlichen Gruß der Officiere, in der liebenswürdigen Sorgfalt, mit der ſein Kaiſer und die Kaiſerin ihn behandelt. Empfängt man ihn doch, wenn er zur Tafel erſcheint, wie ein verehrtes Mitglied des hohen Hauſes, und die Kaiſerin läßt es ſich ſelbſt nicht nehmen, Vater Radetzki zu ſeinem Stuhl zu geleiten.

Von der mir ſchon früher bekannten Umgebung des Marſchalls ſah ich hier den Feldmarſchalllieutenant v. Benedek wieder, den gefeierten Sieger von Mortara, jene ächt ritterliche Perſönlichkeit mit dem offenen und edlen Soldatengeſicht, und erfreute mich mit einigem Neide ſeiner prächtigen Schilderungen über jene ſchönen Tage, die ich nicht im Stande bin ſo lebendig niederzuſchreiben, wie er ſie erzählt. Auch den Oberſten Steger fand ich wieder, für mich freundlich wie immer, und vor allen den thätigen und ausgezeichneten Leibarzt Sr. Excellenz, Dr. Wurzian, ſeinen treuen Begleiter auf dem Schlachtfeld und in der Garniſon, der mit unermüdlicher Sorgfalt um dieſes koſtbare Leben bemüht iſt.

II.

Venedig im Schnee.

Schon ſo oft iſt Venedig, die Königin der Meere, im Sonnenſchein geſchildert worden, glänzend beſtrahlt, im goldenen Licht, inmitten der leuchtenden Waſſer thronend, überſpannt von

einem klaren blauen Himmel, der, ſelbſt in den engſten Canälen reflectirend, dieſen oft ſo griesgrämigen Geſellen im Stande iſt ein freundliches Lächeln abzulocken, daß ich mir wohl erlauben darf, mit wenig Strichen ein ganz entgegengeſetztes Bild der alten Lagunenſtadt zu entwerfen. Daß die Regatta und Tombola mehrmals wegen zweifelhaften Wetters verſchoben wurden, haben die Leſer bereits erfahren.

Schon am Morgen des Sonntags (30. November) wehte ein unheimlicher Scirocco, und über dem Meer erhoben ſich lange Streifen von grauen Wolken, die von meinem Fenſter aus geſehen bereits nach wenig Stunden einen trüben Nebelſchleier über San Giorgio Maggiore, über die Giudecca zogen und die majeſtätiſche Kuppel von Sta. Maria della Salute nur in trüben Umriſſen erſcheinen ließen. Nachmittags fing es an zu regnen, zuerſt leiſe und mit Zwiſchenräumen, endlich aber gegen Abend unaufhaltſam, zuweilen wolkenbruchartig; und da, nebenbei geſagt, die Häuſer Venedigs ſehr ſchlecht mit Ableitungsröhren für das Regenwaſſer verſehen ſind, ſo platſchten von allen Gebäuden, namentlich von den Ecken des Dogenpalaſtes, wahre Gießbäche mit unheimlichem Gepolter auf die darunter wegeilenden Regenſchirme herab. Da der Italiener nicht für den Regen gemacht iſt, ſo lagen auch bald alle Straßen öde und leer, nur unter den Arkaden des Marcusplatzes drängten ſich fröſtelnde Spaziergänger, die einander die Neuigkeit zuriefen, daß es gewaltig regne — „diluvia“ — allerdings für Venedig mit ſeinem herrlichen Klima ein kleines Ereigniß, und um ſo unangenehmer, da es bekanntermaßen hier keine Droſchken gibt und die Fahrt auf den Canälen ohne bedeckte Landungsplätze bei ſtrömendem Regen das unangenehmſte iſt, was es geben

kann. In den engen Straßen aber, mit einem Schirm, der faſt die ganze Breite einnimmt, nicht nur fortzukommen, ſondern auch andern Beſchirmten auszuweichen, ohne dabei rechts in dem Pfeifenladen eine Verwüſtung anzurichten, oder links dem Victualienhändler eine Wurſt oder einen gerupften Capaun mitzunehmen, hat ſchon ſeine großen Schwierigkeiten; man thut indeſſen ſein mögliches, man bittet um Entſchuldigung und wird um Entſchuldigung gebeten, und ſo kommt man in einer Schlangenlinie langſam vorwärts.

Der dichtbewölkte Himmel ließ die Nacht früher als gewöhnlich eintreten, und da iſt es in Venedig bei einem ſolchen Wetter wahrhaft troſtlos, der arme Fremde, der wenig Bekanntſchaften hat, weiß im wahren Sinn in den erſten Abendſtunden kein gemüthliches Obdach zu finden; zu Haus in der Gaſthofsſtube iſt es froſtig und unheimlich, man ſchleicht in die Reſtauration, um ein beſcheidenes Diner einzunehmen, auch da herrſcht eine feuchte Regenatmoſphäre; man geht nachher ins Café, wo es ebenſo ungemüthlich wie nur möglich iſt; alle Bänke ſitzen voll Menſchen, der Boden iſt überſchwemmt, die naſſen Paletots und Mäntel dampfen in der natürlichen Wärme der vielen Gäſte und verbreiten eine gelinde Nebelatmoſphäre. In ſolchen Augenblicken, dachte ich, wie in ſo vielen, vielen andern, ſehnſüchtig an die deutſche Heimat und erinnerte mich gern an unſere behaglicheren Kaffeehäuſer und die Geſellſchaft guter Freunde.

Nach unſerm Diner haben wir noch zwei Stunden bis zum Theateranfang, die man auch ſo gut wie möglich herumbringt, und da man endlich ſehr froh iſt, acht Uhr ſchlagen zu hören, ſo begibt man ſich nach Fenice, wo ich für die Dauer meiner Anweſenheit das Glück habe, einen ſehr angenehmen Logenplatz zu beſitzen. Dort befand ich mich in der Geſellſchaft zuvorkom-

mender und liebenswürdiger kaiſerlicher Officiere. Die Loge im erſten Raum iſt ein kleiner Salon, und wenn man das Beiſpiel der Italiener nachahmt, nur auf die vorzüglichſten Muſikſtücke zu lauſchen, auch dem Ballet zuzuſchauen, und in der Zwiſchenzeit im Stande iſt, ſich einer angenehmen Converſation hinzugeben, ſo kann man es dort ſchon bis Mitternacht aushalten.

Als ich aber das Theater verließ, hatte ſich zu einem wahrhaft vorſündfluthlichen Regen ein außerordentlich ſtarker Wind geſellt, der es namentlich auf der zugigen Brücke kaum möglich machte, ſeinen Regenſchirm geöffnet zu halten, doch ging es noch ſo lange leidlich, bis ich auf den Marcusplatz kam. Dort praſſelten von den Dächern wahre Waſſerſtröme herab und wurden ſo in die Arkaden hineingejagt, daß es daſelbſt eben ſo naß war wie draußen. Auch hatte der immer ſtärker werdende Sturm hier ſchon artige Verwüſtungen angerichtet: ein paar der großen Candelaber neigten ſich gegen die hintern Procurazien, und von einem war der vielarmige Leuchter herabgeriſſen. Es ſauste ſo toll um den Campanile von San Marco herum, daß ſelbſt in den Glaslaternen die Gasflammen ängſtlich zitterten und bebten, und im wahren Sinn des Wortes ſetzte ich zweimal vergeblich an, um hier an der Ecke der offenen Piazetta herum zu kommen, was mir endlich nur mit geſchloſſenem Regenſchirm, dem Unwetter völlig preisgegeben, gelang. Auf der Riva hatte der Sturm ebenfalls ein paar Gascandelaber auf die Seite gedrückt, von fern her hörte man das Meer an den Lido und die Murazzi donnern, und ſelbſt dicht am Ufer auf der Lagune ſchwankten die Schiffe bedenklich auf und ab. Wehe den Schiffern, die heute draußen waren! Dabei war die Luft ſo dick, und die Wolken hingen ſo tief herab, daß ich das wechſelnde Licht des Leucht-

thurms vor meinen Fenstern auf die kurze Entfernung kaum zu sehen vermochte.

Während der Nacht wurde der Sturm immer heftiger, und in meinem Bett hörte ich aufs deutlichste das Sausen des Windes, welches aber nicht im Stande war, das Brausen des Meeres zu übertönen.

Am andern Morgen — den 1. Dezember — genoß ich dagegen vor meinem Fenster einen wahrhaft überraschenden Anblick; der Regen hatte aufgehört, dafür war aber nach Mitternacht ein so dichter Schnee gefallen, daß nicht nur die Dächer auf den Gebäuden an den Inseln rings umher, sondern auch die Riva völlig weiß bedeckt war. Ich muß aber gestehen, daß dieses einen herrlichen Anblick gewährte. Der Leuchtthurm schien sich ordentlich zu verwundern unter seiner weißen Mütze; alle Dächer auf San Giorgio Maggiore, dick beschneit, hoben sich scharf von dem grauen Himmel ab und contrastirten wieder so eigenthümlich mit der röthlichen Farbe der Gebäude, die auf diese Weise mit ihren dunkeln Fenstern viel deutlicher hervortraten als im hellen Sonnenlicht. Selbst der Thurm hatte an seinen Mauern einen Schneestreifen auf der Wetterseite, der wie ein blendendes Licht aussah. Am eigenthümlichsten erschienen die Kuppeln des Klosters Zittella, sowie die von Santa Maria della Salute in Schnee eingehüllt und noch einmal so groß wie gewöhnlich. Auch die goldene Kuppel auf der Dogana di Mare und ihre sich drehende Fortuna hatten weiße Kappen, und so zeigte sich überall der plötzlich eingetretene Winter den großen Canal entlang, so weit man sehen konnte. Auf der Riva standen die Marinari und sahen kopfschüttelnd dieser außerordentlichen Begebenheit zu; die Decken ihrer Barken waren weiß überzogen,

ebenſo die dunkeln Dampfer draußen, und der gefallene Schnee nahm ſich am ſonderbarſten auf den ſchwarzen Gondelhäuschen aus, die wie mit einer weißen Pelzverbrämung erſchienen.

Da ich begierig war, auch das Innere der Stadt im Schnee zu ſehen, ſo bewaffnete ich mich mit dichten Stiefeln und begann einen kleinen Spaziergang. Der Schnee hat den Charakter der Stadt weſentlich verändert. Vor allen Dingen iſt Venedig noch ſtiller geworden als früher, in den Canälen ſieht man ſelten eine Gondel, und der Menſchenſtrom in den engen Straßen und auf dem Marcusplatz iſt gänzlich verſchwunden; wer nicht Geſchäfte hat, bleibt zu Hauſe, und nur höchſt ſelten ſieht man einen Venetianer, dicht in ſeinen Mantel gewickelt, vorbeieilen. Das Wetter iſt aber auch, ſelbſt nach unſern Begriffen, abſcheulich, der Wind hat ſich nicht gelegt, und da jeden Augenblick Schneeſchauer kommen, die aber zuweilen mit Regen untermiſcht ſind, ſo iſt ſchon nach wenigen Stunden das feſte Steinpflaſter der Gaſſen und Plätze, welches keine Feuchtigkeit in ſich aufzunehmen und abzuleiten vermag, mit einer gräulichen hie und da weiß geſtreiften, einige Zoll dicken Maſſe überzogen, durch die man ſeines Weges patſcht. Die Kuppeln von San Marco, die arabiſchen Mauerverzierungen des Dogenpalaſtes und der Procurazien, die ſonſt ſo anmuthig und leicht im Sonnenlicht glänzen, ſehen heute unter den Schneedecken ſchwer aus, und namentlich iſt die an ſich ſchon niedrige Kirche wie niedergedrückt von ihrem ſonſt ſo phantaſtiſch zierlichen Dache.

Verlieren wir uns in eine der engen Straßen, ſo ſehen wir in der Mitte eine ſcharfe Fußſpur ſich durch den Schnee ziehen, welche alle Leute, wie Gänſe hinter einander marſchirend, aufs ſorgfältigſte benutzen, um ſo wenig als möglich mit der

naſſen frembartigen Maſſe zu thun zu haben. Der erſte Italiener, der am frühen Morgen dieſe Spur getreten, iſt ſich ſicher einer Heldenthat bewußt. Verſchiedene Seitengaſſen und einſame Höfe, in die wir hineinſchauen, ſcheinen heute gänzlich menſchenleer zu ſein, denn dort iſt die Schneedecke noch jungfräulich unberührt. Wohl ſehen wir erſtaunte Geſichter aus den Fenſtern herabblicken, doch da die Bewohner vielleicht kein dringendes Bedürfniß aus ihren Wohnungen treibt, ſo bleiben ſie lieber ein paar Tage zu Haus, bis der Feind da unten von ſelbſt wieder gegangen iſt.

Dort haben wir einen zierlichen Hof mit hohen Treppen und einer Veranda, über die eine uralte Weinrebe ihre vielen Aeſte und Ranken netzförmig ausbreitet; ſie ſcheint ſich ebenfalls zu wundern bei der unangenehmen Bedeckung, tröſtet ſich aber vielleicht bei dem Anblick eines großen Lorbeerſtrauches, auf deſſen grünen Blättern der weiße Schnee ungleich ſchwerer liegt. Wir ſehen überall für uns frembartige Bilder, und die ſchöne maleriſche Architektur der venetianiſchen Häuſer tritt an vielen Stellen heute noch ſchärfer als gewöhnlich hervor. So gegenüber dem ſchmalen Canal, an dem wir gerade wandeln, die ſchönen Steinverzierungen des ſchneebedeckten Balcons; dort die dunkeln ſcharfen Zacken der Terraſſe zwiſchen der weißen Maſſe, hier die trotzigen Löwenköpfe, in weiße flockige Mähnen eingehüllt. Vor uns haben wir einen kleinen Palaſt mit verſchloſſenen Fenſterläden, und daß dieſe heute Morgen noch nicht geöffnet worden ſind, beweiſt der auf den Fenſterbrüſtungen liegende hinten anſteigende friſche Schnee, was dem Gebäude ein unwirthbares und troſtloſes Anſehen gibt. Ueber dieſem Hauſe ragt ein ehemaliger Kirchthurm hervor, wir ſehen noch die Ueberreſte des Zifferblatts

und der Uhr, an einer Seite des Thurms sind die dicht angeflogenen Schneeflocken hängen geblieben und geben ihm hier eine weiße Bekleidung, die blendend absticht von den andern röthlichen Mauern, denn er ist aus Ziegelsteinen gebaut. Auf einem Platze, über den wir gerade schreiten, befindet sich wie auf den meisten die schön verzierte aus weißem Marmor bestehende Mündung einer Cisterne; das eiserne Gitter, welches sie verschließt, erscheint aber nicht wie sonst gewöhnlich schwarz, sondern zeigt heute durch den darauf gefallenen Schnee ein weißes kunstreiches Netzwerk. Dabei leuchtet alles in anderem Licht als gewöhnlich und Einzelnheiten, die wir sonst unbeachtet gelassen, drängen sich uns heute gewaltsam auf: so einer der zierlichen Bogen, die man in verschiedenen engen Gassen von einem Haus zum andern gesprengt sieht, auf der einen Seite mit einem Heiligenbild versehen, auf der anderen mit Wappen einer alten Familie, der voreinst die beiden Häuser gehörten, und welche diese, wie man glaubt, so durch den kleinen Bogen zusammenkettete. Gewöhnlich geht uns der Anblick eines solchen Bogens von grauem Stein zwischen den ebenfalls grauen Mauern verloren; heute aber, unter der Schneeverzierung, zeigt er uns deutlich Heiligenbild und Wappen.

Wenn schon das Pflaster des Marcusplatzes sehr schlüpfrig und schwer zu überschreiten ist, so finden wir es dagegen auf den Brücken wahrhaft gefährlich und ahmen den sonst so leichtfüßigen Venetianern nach, die sich heute des Geländers bedienen und vor allem die weißen Marmorstießen vermeiden, mit denen jede Stufe, aus grauem Stein bestehend, eingefaßt ist. Diese Marmorstreifen sind aber auch bei nassem Wetter spiegelglatt, und wer im Herabschreiten unbedachtsam darauf tritt, läuft Ge-

fahr, die ganze Treppe hinab zu rutſchen. Es gibt ein venetianiſches Sprichwort, welches ſich hierauf bezieht: Marmo bianco, Culo nero, welches ich mir wohl nicht erlauben darf wörtlich zu überſetzen, das aber ſo viel heißen will, als daß ein weißer Marmor ſchwarze Flecken hervorzubringen im Stande iſt.

Da gegen Mittag des heutigen Tages der Schnee ſich verminderte, Regen und Wind aber ſtärker geworden waren, ſo wurde Venedig noch verdrießlicher und unfreundlicher. Auch hatte der letztere eine ſtarke Springfluth herbeigetrieben, welche die Riva überfluthete und die Canäle in der Nähe der Lagunen ſo anfüllte, daß, wo man ſonſt zu den Gondeln hinabſtieg, man jetzt mit einer proviſoriſchen Brücke aufwärts ſteigen mußte, was äußerſt unbequem war. Dabei hatte ſich der Wellenſchlag des Meeres draußen bis in die Lagunen fortgeſetzt, ſo daß die Gondoliere nicht mehr über den großen Canal hinüber wollten. Da die Gondeln keinen Kiel haben, ſo kann ihnen ſelbſt eine geringe Schwankung auf dem Waſſer gefährlich werden, und wer unglücklicherweiſe mit einem ſolchen Ding umſchlägt, wozu es ſehr geneigt iſt, der muß ertrinken wie die Maus in einer Schachtel. Zu einem Beſuche, den ich unſerem bekannten Landsmann, dem Maler Nerly, im Palaſt Piſani am großen Canal abſtattete, hielt ſich meine Gondel dicht an den Ufern der Piazetta, ſchwankte auch hier ſchon bedeutend, und die beiden Ruderer hatten alle ihre Kraft aufzuwenden, um gegen die Fluth anzukämpfen.

Wenn eine Gondelfahrt bei ſchönem Wetter etwas liebliches, ja poetiſches hat, ſo iſt ſie dafür um ſo unheimlicher, wenn das feſt verſchloſſene ſchwarze Häuschen bei ſchlechtem Wetter auf dem Waſſer hin und her ſchwankt, wenn der Regen an die Seitenwände klatſcht, und man durch die vordere trüb angelaufene

Scheibe ſieht, wie ſich der Gondolier an der Prora mit aller Kraft auf ſein Ruder ſtützen muß, um dem Winde widerſtehen zu können. Obendrein ſind die alten venetianiſchen Paläſte am Canale grande, namentlich bei der Springfluth, aufs ſorgfältigſte verſchloſſen, und man biegt alsdann gewöhnlich in einen Nebencanal ein, um nach einer der coloſſalen Seitenpforten zu gelangen. Hier pocht der Gondolier gewöhnlich längere Zeit vergebens mit dem metallenen Thürklopfer, ſo daß es gewaltig durch die leeren Hallen und Höfe dröhnt, ehe das Thor aufgemacht wird, und als ich endlich in den Palaſt Piſani eingelaſſen wurde und aus der Gondel ſtieg, ſah ich mit Erſtaunen, daß das bekannte rieſenhafte Veſtibul einer Fortſetzung der Canäle glich; das Waſſer hatte den Boden überſchwemmt, und es blieb nichts anderes übrig als durchzuwaten, um die breite Treppe zu erreichen.

So unangenehm dieß an und für ſich war, muß ich doch geſtehen, daß der Anblick des nun im wahren Sinn einem Waſſerpalaſt gleichenden Gebäudes wirklich belohnend war. In der mächtigen Halle ragten die Pfeiler förmlich aus der Fluth und ſpiegelten ſich im Waſſer wieder, das auch den benachbarten Hof bedeckte und bis an die Treppe ging. Mit ſeiner gewaltigen Bogendecke und ſeinen Niſchen, woraus die koloſſalen ſteinernen Götterſtatuen ſo ernſt herabblickten, war das ganze eine prächtige Decoration und glich einer Grotte des Neptun. Oben entſchädigte mich indeſſen ein flackerndes Kaminfeuer ſowie der herzliche Empfang des Landsmannes Nerly und ſeiner liebenswürdigen Gattin für die kleine Waſſerparthie unten, und als er aus ſeinen Mappen in vortrefflichen Skizzen Venedig im Sonnenglanze hervorzauberte, beachtete ich nicht mehr die an den Fenſtern vorbeiwirbelnden Schneeflocken.

faſſen, dem neuen Journal einen pikanten und noch nie dageweſenen Namen zu geben. Dieſe Sache, die an und für ſich ſehr leicht erſcheint, iſt aber außerordentlich ſchwierig; denn jeder, der etwas mit dem Journalweſen vertraut iſt, weiß, wie viel man auf einen neuen paſſenden Namen hält und wie ſchwer es iſt, einen ſolchen aufzufinden, da in der Welt faſt ſchon Alles dageweſen. Der Doktor begann damit, das Original zur bisherigen Benennung, „die Spinne“, in Gedanken körperlich zu vergrößern: — Kreutzſpinne, Vogelſpinne, — unmöglich! hat keinen Sinn. — Tarantel würde bei dem Blatt eine abentheuerliche, ſchwankende Haltung vorausſetzen; auch gäbe es zu ſchlechten Witzen auf den Redakteur Veranlaſſung, wenn man z. B. einmal ſagte: der Redakteur der Tarantel ſcheint von ſeinem eigenen Blatte geſtochen zu ſein. Weiter alſo! — Meerſpinne — mit einem ſtehenden Artikel: Deutſche Flotte — zu ungewiß und nicht bezeichnend genug. — Der Krebs — wäre nicht ſo ganz übel, man könnte vielleicht die demokratiſche Partei als den Krebs bezeichnen, welcher an den Grundrechten der menſchlichen Geſellſchaft nagt. — Doch weiter! — Krebs könnte den Buchhändlern nicht angenehm erſcheinen und ſie veranlaſſen, ſich nicht für das Journal zu intereſſiren. Der Doktor verließ das Reich der Inſekten und ſuchte unter den gefiederten Bewohnern der Luft. Die Lerche, mit hellem Lied aufſteigend, eine beſſere Zeit verkündigend — unpaſſend für ein conſervatives Journal! — die Fledermaus — zu dämmerig! — Der Phönix — ſchon dageweſen, ſchon einigemal verbrannt, ohne verjüngt wieder aufgeſtanden zu ſein — die Schnepfe, mit dem Motto: Oculi, da kommen ſie — ſchmeckt zu ſehr nach einer Jagdzeitung. Adler — Lämmergeier — Habicht — Sperber — ſind lauter Raubvögel und von keiner conſervativen Haltung. — Einen Augenblick blieb der Doktor bei dem Edelfalken ſtehen, dem ſchönen Jagdvogel, dem Verfolger ſchädlichen Gevögels — ja, der

Am Vormittag hatten die Arbeiter am Hafen ſowie die auf dem Marcusplatz beſchäftigten Taglöhner dem herabfallenden Schnee und der weißen Decke am Boden mit einer Art von Beſtürzung zugeſehen und zogen ſich fröſtelnd unter die Arkaden und die Logen des Dogenpalaſtes. Als ich aber nach einigen Stunden wieder vorüberging, ſah ich, daß ſie mit einer wahren Wuth über den gemeinſamen Feind hergefallen waren, und ſich bemühten, ihn in Körben und kleinen Schlitten in die Canäle zu transportiren. Vor den Procurazien und auf der Riva hatten ſie auch ſchon vor Einbruch der Nacht ein gutes Stück rein gefegt. Da nun der Wind umſchlug und Schnee und Regen aufhörten, ſo ließen ſich ſchon beim Dunkelwerden wieder einige Sterne ſehen, und heute Morgen, den 2. Dezember, ſah die Riva wie der Marcusplatz aus, als ob es in Venedig nie ein Schneegeſtöber gegeben hätte. Die breiten Platten des Pflaſters waren nicht nur rein, ſondern auch trocken, und als gegen Mittag die Sonne wieder ziemlich warm auf die Piazetta ſchien, erblickte man dort zahlreiche Spaziergänger wie immer, und man hätte in der That glauben können, „Venedig im Schnee“ ſei nur ein Traum geweſen.

III.

Weihnachtabend in Venedig.

„Weihnachtszeit — frohe Zeit,“ ſo beginnt, wenn ich nicht irre, ein altes Lied, und wenn das auch nicht der Fall iſt, ſo habe ich es doch ſelbſt ſchon oftmals empfunden, häufig und tief,

von der Zeit meiner erſten Erinnerungen bis auf den heutigen Tag. Gehen wir zurück in jene längſtvergangene glückliche Zeit, wo wir beim Fallen des erſten Schnees als Vorboten des für die Jugend ſo freudenreichen Winters, zuerſt die Monate, dann die Wochen, dann die Tage bis St. Nikolaus zählten, jenem freundlichen Heiligen, der durch kleine Gaben an Gebäck und Zuckerwerk die Weihnachtszeit einleitete, ja in jeder Hinſicht einleitete und prophetiſch darſtellte, denn St. Nikolaus war bei all ſeiner Liebe und Freundlichkeit für kleine Kinder doch ein ſtrenger Heiliger, der neben Pfeffernüſſen und Zuckerbrod auch tüchtige Ruthen in ſeinem langen Sacke führte. Ich weiß genau, daß wir Knaben dem Herannahen dieſes Abends mit einer gewiſſen Bangigkeit entgegen ſahen, und aus irgend einem Nachbarhauſe, wo ſich Pferde befanden, eine Handvoll des duftigſten Heus ſorgfältig ausſuchten, das alsdann in einen Holzſchuh geſteckt unter das Bett geſchoben wurde. St. Nikolaus zog nächtlicher Weile mit ſeinem Eſel durch die Häuſer, und nachdem ſich letzterer an dem vorgefundenen Heu erlabt und der Heilige ſelbſt nicht zur Kenntniß allzugroßer Unarten gelangt war, fand man am andern Morgen die wohl und angenehm gefüllte Schüſſel; lag aber eine Ruthe dabei, ſo ſtanden die Sachen ſchon bedeutend ſchlimm — es war das eine letzte Ermahnung zur ſchleunigen und gründlichen Beſſerung in der ſehr kurzen Spanne zwiſchen dem 6. und 24. December; wer auch dieſe unbenutzt vorbei gehen ließ — wehe ihm!

Wenn auch darauf die Zeit bis zum heiligen Chriſtfeſt langſam entſchwand, ſo entſchwand ſie doch; zuerſt waren es nur noch drei Wochen, dann vierzehn Tage, dann acht Tage, und

dann fing man an zu zählen, wie oft man noch bis zu jenem großen Tage ſchlafen müſſe. Zugleich machte ſich auch allerlei geheimnißvolles Treiben und Thun im Hauſe bemerkbar; wenn wir Kinder Abends in der Dämmerung in der Stube ſaßen, vielleicht auf dem Schooße einer Verwandten oder der Haushälterin — eine Mutter habe ich leider nicht das unausſprechliche Glück gehabt zu kennen — ſo wurde nicht mehr erzählt vom Blaubart oder vom Müller, welcher dem Ochſen und dem Eſel und ſo vielen anderen Thieren begegnet und mit ihrer Hülfe die gewiſſen Räuber aus ihrem finſteren Haus und von ihren Schätzen verjagt, ſondern dann hörten wir von andern frommen und guten Kindern, die, nachdem ſie vor Schlafengehen ihr Gebet würdig hergeſagt, allerlei Wünſche ausſprachen, welche die Engel vernahmen und dem Chriſtkind zur Entſcheidung vortrugen.

Daran knüpfte ſich dann die Frage: „und was wirſt du dir wünſchen, ehe du heute Abend einſchläfſt?“ — Das Kind denkt nach, denn eine ſolche Frage kurz und bündig zu beantworten iſt ſehr ſchwer. — „Du würdeſt dir gewiß eine Trommel wünſchen, Flinte und Säbel, vielleicht auch eine Peitſche?“ — Trommel, Flinte, Säbel und Peitſche ſind allerdings ſehr verlockende Gegenſtände, aber eine andere Sache beſchäftigt die Phantaſie des Knaben. „Wenn ich recht brav wäre,“ ſagt er ſchüchtern, „und ich bin gewiß brav geweſen,“ fügt er kleinlaut hinzu, „ſo würde ich mir ein Theater wünſchen — ach! ein Theater mit Puppen und Vorhang.“ — „Das glaub' ich,“ entgegnet die Haushälterin, „aber weißt du auch, daß man um zu Weihnachten ein Theater zu bekommen, ſchon mehr als brav ſein muß?“ — „Ach ja, ich weiß es,“ ſeufzt das Kind und faltet ſeine kleinen Hände, um ſich in Träumereien über das ſchöne

Theater zu verlieren. — „Um ein Theater zu bekommen," fährt die Andere fort, „muß man ſich Morgens waſchen und kämmen laſſen, ohne gleich zu ſchreien, wenn man einmal ein bischen gerupft wird oder wenn das Waſſer kälter iſt als gewöhnlich; auch muß man da nicht jeden Tag mit einer beſchmutzten oder zerriſſenen Hoſe nach Haus kommen, oder mit Nachbars-Kindern Streit anfangen, weil ſie beſſere Noten aus der Schule heimgebracht." — „Ach, ich weiß! ich weiß!" — „Ja, du weißt freilich, aber du weißt auch, daß das alles bei dir geſchehen iſt und ſich daran nichts mehr ändern läßt." — „Wenn ich aber gewiß und gewiß ganz anders werden will und das feſt verſpreche, wird mir das Chriſtkindchen glauben?" — Die Haushälterin zuckt mit den Achſeln und fürchtet, das ſei jetzt zu ſpät, man könne nicht wiſſen, was geſchehe, aber da, wie ſchon genugſam bemerkt, nur die folgſamſten Kinder ein Theater erhielten, ſo würde ſchwerlich was zu machen ſein. „Du kannſt es einmal probiren," ſagt ſie nach einer Pauſe, nachdem ſie geſehen, wie erwartungsvoll und bittend die leuchtenden Augen des Knaben zu ihr aufgeſchaut, während er die gefalteten Hände zwiſchen ihre Finger einbohrt, „und kannſt dir vornehmen, recht brav und folgſam zu werden; ſchaden kann das auf keinen Fall."

Das Kind ſeufzt tief auf und wird zu Bette gebracht; es ſchläft mit dem Gedanken an ein Theater ein, und die Dekoration, die glänzenden Puppen, der ſeidene Vorhang erſcheinen in ſeinen Träumen; aber ſo klein das alles Anfangs war, ſo wird es immer größer und größer, die Landſchaft im Hintergrunde mit der kleinen Kapelle dehnt ſich gewaltig nach allen Seiten aus; jetzt ſind es wirkliche Wieſen geworden, mit natürlichem Waſſer, welches hindurch fließt, mit wirklichen Bäumen, und die

Sonne glitzert und funkelt auf den Scheiben der Kapelle, deren Thüren aufſpringen, durch welche hervor eine Schaar von Engeln ſchwebt, die immer größer und größer werden, je näher ſie heran kommen, und endlich ſo groß, daß die ganze Landſchaft verſchwindet und das Kind nichts mehr ſieht als leuchtende Geſtalten, die um ſein Bettchen ſtehen mit langen, glänzenden Gewändern, holden ſüßen Geſichtern und großen ſchillernden Flügeln. Kaum pocht das kleine Herz noch ängſtlich in der Bruſt, denn der große Augenblick iſt gekommen, wo es ſein Verſprechen abgeben muß und wo es dann vielleicht ſchüchtern wagen darf, ſeine Bitte auszuſprechen. — Aber es iſt nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, ſein Athem ſtockt in der Bruſt, und dann klopft ſein Herz ſo gewaltig, daß das Kind ordentlich die Schläge fühlt unter ſeiner kleinen rechten Hand, welche es auf die Bruſt gedrückt hat — keine Möglichkeit, ein Wort hervorzubringen, ja nur die Lippen zu bewegen. Schon ſind die Engel im Begriff, wieder hinwegzuſchweben, da weichen ſie mit einemmale nach beiden Seiten zurück, und eine Frau erſcheint an dem Bettchen, mit bleichem, weißem Geſichte, blondem Haar und großen freundlichen Augen — eine Frau, welche das Kind nie geſehen hat und die es doch augenblicklich erkennt, und wie ſie ſich niederbeugt auf das kleine Geſicht, da ſchlingt der Knabe ſeine Arme feſt um ihren Hals und flüſtert: „jetzt brauche ich nicht mehr zu ſagen, was ich wünſche, du mußt es wiſſen.“ Sie nickt ſtumm mit dem Kopfe, und die Thränen, welche dabei ihren Augen entfallen, verſchwinden nicht ſpurlos, ſondern ſie breiten ſich aus zu glänzenden Sternen und Ringen, die immer größer werden, immer gewaltiger ſtrahlend, ſo daß vor ihrem Glanze die Engel und am Ende die bleiche Frau ſelbſt verſchwindet. — Noch

einmal ſeufzt das Kind tief auf, dann umfängt es ein ruhiger Schlaf.

Am andern Morgen hat der Knabe der Schweſter den ſeltſamen Traum erzählt, und der Vater, der zufällig anweſend iſt, hört ihm mit dem größten Intereſſe zu, entfernt ſich aber plötzlich, als das Kind von jener Frau ſpricht, die es geküßt und deren Thränen ſo wunderſchön geweſen ſeien. — Ein paar Tage ſind vergangen und die ſcharfen Naſen der Kinder riechen etwas wie Tannenduft, finden auch ein leeres Büchlein auf dem Tiſche liegen, in welchem noch Spuren von Goldſchaum ſichtbar ſind. Die Köchin lacht ſie aber aus, als ſie ihr das geheimnißvoll anvertrauen, und ſagt, der Tannengeruch käme vom Holz, das ſie in der Küche verbrannt, und das Goldſchaumbüchlein habe der Buchbinder zufällig dagelaſſen, als er geſtern Bücher gebracht. —

Der letzte Tag vor Weihnachten! Es dauert lange, ehe es Mittag werden will, auch wird heute gar nicht ſo ſchnell wie ſonſt gegeſſen, und rein unerklärlich kommt es uns Nachmittags vor, daß der Tag ſo lange dauert — endlich aber wird es dunkler und immer dunkler; die Köchin tritt in unſer Zimmer und warnt uns mit beſorgter Miene um Gotteswillen nicht ungerufen die Stube zu verlaſſen, vor allen Dingen aber nicht durch das Schlüſſelloch ins andere Zimmer zu ſehen. Da bleiben wir denn erwartungsvoll in einer dunkeln Ecke ſitzen; was wir uns mittheilen, das flüſtern wir nur leiſe, aber unſere Blicke ſind immer auf die Thüre des Nebenzimmers, namentlich aber auf das verhängnißvolle Schlüſſelloch gerichtet: ein kleiner, kaum erhellter Punkt, der auch zuweilen verſchwindet, wenn jemand dort vorübergeht. Endlich hören wir geheimnißvolles Rauſchen

und Knittern, und wie wir ſchärfer hinblicken, bemerken wir, daß das Schlüſſelloch heller und immer heller wird, auch eine Spalte unten an der Thür macht ſich bemerkbar und ſendet einen wirklichen Lichtſtrahl in unſer finſteres Zimmer; — wir fahren zuſammen, denn man hat an die Thür geklopft; noch zwei lange, lange Minuten, — jetzt fliegt ſie weit auf — da ſteht der Weihnachtsbaum im Glanze ſeiner vielen Lichter, die ſich widerſpiegeln in vergoldeten und verſilberten Aepfeln und Nüſſen, in Fahnen von Rauſchgold, und die hell all die wunderbaren Sachen beſtrahlen, die unter dem Tannenbaum auf dem Tiſche ausgebreitet ſind. —

Vorbei! — vorbei! — — Vorbei iſt jene glückſelige Zeit, wo wir unſer Theater erhielten, das Ziel unſerer glühendſten Wünſche; vorbei die Tage der Kindheit, jene glückſeligen Tage, wo uns ein kleines Theater, Gewehr, Säbel, alle die bekannten Spielſachen ſo unbeſchreiblich glücklich machten; vorüber rauſchte ein Weihnachtstag um den andern und leider mit immer abnehmendem Glanze; wenn auch noch eine Zeitlang alljährlich der geputzte Tannenbaum erſchien, ſo hatten ſich doch die bunten Spielſachen an demſelben in allerlei andere, wie man ſagt, nützlichere Sachen verwandelt; dem Theater ſind Schlitten und Schlittſchuhe gefolgt, dann kamen Kleidungsſtücke und Winterhandſchuhe, zuletzt Bücher und Schreibhefte, und endlich war alles verſchwunden — Tannenbaum und Geſchenke, denn der Tod war ins Haus getreten, er hatte den Vater von den Kindern hinweggenommen und die Waiſen hatten von da an keinen eigenen Tannenbaum, keine Geſchenke mehr und durften nur ſchüchtern zuſehen, wie ſich andere Kinder freuten. —

Vorüber, vorüber jene traurige Zeit! Kamen doch ſchon

wieder beſſere Tage, angenehmere Weihnachten, wo wir uns innig erfreuten an dem Jubel der nachwachſenden Generation, die uns lärmend ihre Geſchenke zeigte, uns rings um den Tiſch zog und dankerfüllt zur Bewunderung jenes unvergleichlichen Nußknackers aufforderte, den man ſelbſt geſpendet, des prachtvollen Gewehrs und des kleinen Theaters, das immer und immer wiederkehrend, unſterblich zu ſein ſcheint und ſo viele angenehme und traurige Erinnerungen in uns wach ruft. — Aber wir ſind zerſtreut; haben wir doch ein kleines Paketchen in weißem Papier mit zur Beſcheerung gebracht und es glücklicher Weiſe unbemerkt zwiſchen die Gaben gemiſcht, welche auf dem Platze der ſchönen Tochter des Hauſes liegen; wenn wir auch anſcheinend tief verſunken ſind in die Anſchauung des prachtvoll aufgeputzten Tannenbaums, ſo lugen wir doch zwiſchen Lichtern, Nadeln und Rauſchgold nach dem lieblichen freudeſtrahlenden Geſicht des jungen Mädchens, welches das weiße Paketchen geöffnet hat, zuerſt Vater, Mutter und Geſchwiſter fragend anſieht und dann einen Blick zu uns herüberſendet, einen Blick leuchtender als alles Gold und Silber, ſtrahlender als der Glanz der Wachskerzen, einen Blick des Dankes und vielleicht noch eines andern Gefühles, — ſo überſetzen wir uns denſelben, da wir ihm ja mit einem ähnlichen Gefühl entgegen kommen. —

Vorbei auch jene Zeit der Liebe und der Täuſchung! Schon öfter haben wir weiße Paketchen geſpendet, auch welche erhalten, aber leider fanden wir es unter dem Chriſtbaum verſchiedener Häuſer; mehrere junge Mädchen, die uns leuchtend und dankerfüllt angeblickt, haben ſchon ihre eigenen Chriſtbäume angefertigt und wir ſind noch immer unparteiiſche Zuſchauer geblieben oder haben unſere Weihnachtsabende im einſamen Zimmer oder

im Kreiſe wilder Geſellen verbracht, haben uns abſichtlich betäubt, um den Jubel glücklicher Weſen nicht zu vernehmen, haben unſere Läden feſt verſchloſſen, um nicht zu ſehen den Glanz des einſt ſo geliebten Tannenbaumes. Wir ſind älter geworden und ruhiger, älter nicht viel an Jahren, aber an Erfahrungen, ruhiger nicht im Herzen, das immer noch wild und gewaltig pocht, aber im Aeußern; wir haben erfahren und gelitten; wir haben Bekanntſchaften gemacht und ſie wieder vergeſſen; viel Schnee iſt auf unſern Lebensweg gefallen und hat die Beete bedeckt, wo Blumen gewachſen, die nicht für uns geblüht, wo wir Blüthen ſahen, die uns keine Frucht gebracht; kalt war die Gegenwart, bereift und beſchneit, doch grün blieb der Tannenbaum unſrer Erinnerungen, und durch alles hindurch, durch Kummer und Noth, durch Leiden und Schmerzen blickten und dachten wir zurück an die verzierten und glänzenden Nadeln, die wir aus den Zeiten der Kindheit feſt in der Erinnerung behielten:

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün ſind deine Blätter!
Du grünſt nicht bloß zur Sommerszeit,
Im Winter auch, wenn's friert und ſchneit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu ſind deine Blätter!

Vorbei an Weihnachtsabenden, die, einer dem andern gleichend, doch nicht viel Bemerkenswerthes enthalten! Nähern wir uns doch einem neuen ſchönern Abſchnitt, einer Zeit, die uns der Jugend wieder ganz nahe bringt, einer Zeit, wo alle die kleinen Leiden und großen Freuden von damals wieder in uns lebendig werden, wo wir handelnd wieder eintreten in die roſigen Kinderjahre. Da kommt alles das wieder, was wir ſelbſt er-

lebt: kleine liebe Weſen, die um uns herum purzeln, zählen Monate, Wochen und Stunden, grade wie wir damals; die leuchtenden Kinderaugen ſind feſt auf uns geheftet, und ſie erzählen uns mit großer Wichtigkeit, wie Säbel, Trommel, Gewehr und ein kleines Theater für ſie ſo unumgänglich nothwendig ſeien, da auch die Nachbarskinder ein ſolches vom heiligen Chriſtkinde beſcheert erhalten würden, worauf wir kopfſchüttelnd antworten: daß alles das auf einmal außerordentlich viel verlangt ſei und daß nur die ganz folgſamen und braven Kinder dergleichen ſchöne Sachen erhielten. — „Aber das haſt du ja alles auch vom Chriſtkind bekommen, als du noch klein warſt," iſt die naſeweiſe Antwort, worauf man, um konſequent zu bleiben, nur entgegnen kann: „natürlicher Weiſe, weil ich eines der beſten, frömmſten und folgſamſten Kinder geweſen." Darauf folgen dann jedenfalls die verſchiedenen Gewiſſensfragen: „du haſt dich immer ohne zu ſchreien, kämmen und waſchen laſſen? — Du haſt nie deine Hoſe zerriſſen oder dem Nachbarskind eine blaue Naſe geſchlagen?" — „Nie, oder wenn ich etwas dergleichen gethan, ſo geſchah es gewiß nicht wieder, wenn man mich einmal darüber gezankt."

Dabei iſt der Ausdruck eines gewiſſen Zweifels allerliebſt, der alsdann aus den ſchelmiſchen Augen des examinirenden Kindes hervorleuchtet, und man muß außerordentlich unbefangen ſein, um nicht ein verdächtiges Lächeln in den Mundwinkeln zu zeigen; es iſt aber in der That für die armen hoffenden Kinder ein wahres Glück, daß wir uns derſelben Verbrechen bewußt ſind, und daß wir uns noch wohl erinnern, wie dankbar wir damals dem heiligen Chriſtkind waren, daß es Gnade für Recht ergehen ließ. — Endlich kommt der wichtige Abend, ebenſo ſchön

Name „Edelfalke“ ſchien ihm bei dem Antheil, den die Edlen des Landes ſeinem Unternehmen zuwendeten, nicht ſo ganz unpaſſend. Doch ſuchte er weiter unter den fliegenden Geſchöpfen — Weſpe — war leider ſchon mehrere Mal dageweſen — Fliege — zu alltäglich, obgleich der Titel: „die conſervative Fliege“ keinen ſo ſchlechten Klang gehabt hätte. Einen Augenblick dachte der Doktor an das Fabelthier, den Drachen oder den Greif, der verborgene Schätze hütet. Dieſer Name war wirklich nicht zu verwerfen; Schätze beſaß die Partei genugſam, ſowohl Schätze des Geiſtes, wie klingende Schätze; verborgen waren dieſe Schätze vorderhand auch noch; ebenſo hätte ſich der Greif bildlich dargeſtellt nicht ſo übel gemacht. Indeſſen überlegte der Doktor, daß es dabei doch wohl nöthig ſei, vorher bei der Cotta'ſchen Buchhandlung anzufragen, ob man ſich deren Wappenthier aneignen dürfe.

So ſaß der Doktor lange und konnte nicht mit ſich ins Reine kommen, welcher gewichtige, pikante und unbekannte Namen dem Journal eigentlich geſchöpft werden ſollte. Zur gewöhnlichen Zeitung, Kronik oder Journal mit einem bezeichnenden Vorwort ſeine Zuflucht zu nehmen, war ihm zu alltäglich, zu unbedeutend, und, nebenbei geſagt, wie viele Zeitungen, Kroniken, Journale gab es nicht ſchon durch das ganze Alphabet durch! Waren nicht ſchon alle nur einiger Maßen paſſende Bezeichnungen mit Zeitung, Journal ꝛc. zuſammengeleimt worden? — Unmöglich, hierin etwas noch nicht Dageweſenes zu finden. Aber ein Name mußte entdeckt werden, und wo möglich noch heute; denn ſchon in den nächſten Tagen ſollte die erſte Nummer des vergrößerten, conſervativen Journals erſcheinen. Der Doktor hatte ſchon mehrere Federn zerkaut, hatte mit ſeinem Blicke faſt ein Loch durch die Decke gebohrt und ſtand jetzt mißmuthig von ſeinem Stuhle auf und trat ans Fenſter, Feder und Papier in

jetzt für uns, die wir als Geber erscheinen, als zu jener Zeit, wo wir jubelnd in das Zimmer stürzten; alles wiederholt sich auf die gleiche Art: wir warnen, ja nicht unvorsichtig auf den Gang hinaus oder durch das gewisse Schlüsselloch zu schauen; wir zünden, selbst fast zitternd vor Freude und Vergnügen, die Wachslichter an, wir übersehen noch einmal die heißersehnten Spielsachen auf den Tischen, wir nehmen eine väterlich-feierliche Miene an — wir öffnen die Thür. — — — —

Das alles dachte ich am heutigen Weihnachtsabend, aber nicht als Vorgefühl des unaussprechlich schönen Festes, welches nun dem Oeffnen der Thüre folgt, bei dem Aufleuchten von sechs herzigen Kinderaugen, die betroffen von all dem ungeheuren Glanze einen Moment an der Thüre stehen bleiben und sich dann seltsam lächelnd und nur schüchtern zu nahen wagen. —— Es waren vielmehr Traumbilder, die mich um so tiefer betrübten, je lebhafter und glänzender sie bei mir vorüber-glitten, bei mir, der, während draußen in der Heimat um dieselbe Stunde der Weihnachtsabend in jedem Hause gefeiert wird, einsam auf der Piazetta stand neben der Säule mit dem Löwen des heiligen Marcus. Absichtlich hatte ich mich aus dem Glanz und Gewühl der Straßen Venedigs an diesen stillen Ort begeben, wo ich an den Dogenpalast hinaufblicken konnte, der auch vielleicht von festlichen Stunden träumend jetzt so still und finster neben mir lag eigenthümlich erhellt von dem flackernden Lichte auf den Gascandelabern, oder wo ich hinausschauen konnte in die weiten Lagunen, deren Flut hie und da unbestimmt leuchtete, wenn der Wind über sie dahinfuhr, und sie dann leise klatschend an die Marmortreppen schlug. Aber diese Einsamkeit und die kühle Meerluft that mir gut, denn letztere erfrischte meine heiße Stirne

und die erstere erlaubte mir, mich mit Bildern zu umgeben, die, wenn sie mich auch theilweise schmerzlich berührten, doch anderntheils wieder die Vergangenheit und hoffentlich auch die Zukunft zeigten.

Doch nehmen wir das Leben, wie es einmal ist, und einen Weihnachtsabend in Venedig, wie ihn die Lagunenstadt zu bieten vermag. Wie es vielleicht nirgendwo schärfere Gegensätze von Licht und Schatten gibt als hier, so sind auch in vielen andern Dingen an keinem Orte größere Contraste; hören wir doch in Venedig fast unmittelbar an das wohleingerichtete Gemach im Erdgeschoß die Flut der Kanäle schlagen, treten wir doch aus einer ganz finsteren Gasse plötzlich auf einen von der Sonne blendend hell beleuchteten Platz; sehen wir doch hin und wieder einen alten prächtigen Palast mit Marmorstufen, eben solchen Arkaden und den kunstreichsten Fensterverzierungen, mächtigen Hallen, in denen sich vormals der Glanz rauschender Feste entfaltet und die jetzt von der Armuth bewohnt sind, wo über dem in Stein gehauenen stolzen Wappen mit der Dogenmütze zerrissene Wäsche zum Trocknen aufgehängt ist. — Wenden wir unsern Blick hier auf der Piazetta nochmals nach den Lagunen hinaus — wir haben vor uns finstere Nacht mit einer fast unheimlichen Stille; keine Barke, keine Gondel kreuzt am heutigen Abend den großen Kanal, bei Santa Maria della Salute ist alles dunkel und leblos, von der Giudecca schimmert kaum ein Licht durch den dichten Nebel, und was allein hier lebendig erscheint, das ist der Glanz des Leuchtthurms, jetzt aufflammend, dann wieder fast in nichts zusammensinkend. — Aber es ist ein trauriges Leben, erscheint es uns doch wie das Ende eines Daseins, wie eine matt aufflackernde und dann ersterbende Flamme. —

Wenden wir uns dagegen zurück nach dem Marcusplatze — wir haben nur wenige Schritte dorthin — nur einige Secunden von ſtiller dunkler Nacht zum glänzenden und brauſenden Leben. Auf den rieſenhaften Candelabern des weiten Platzes flammen die zahlloſen Lichter und unter den Arkaden der Procurazien hervor bricht der Lichterglanz aus den Kaffeehäuſern und Magazinen wahrhaft blendend und ſtrahlend, nur gedämpft von einer dichtgedrängten Menſchenmaſſe, die ſich wie ein Strom in die Mercerien und von dort wieder zurück auf den Platz ergießt.

Auch der Venetianer feiert ſein Weihnachtsfeſt, nur auf andere Art als wir Deutſche; von einem Chriſtbaum, von einer gegenſeitigen Beſcheerung iſt ihm leider nichts bekannt — leider, ſage ich, da er hiedurch die unendliche Freude verliert, die bei uns der Jubel der Kinderwelt hervorbringt; bei ihm iſt an dieſem Abend der Marcusplatz ein großer Corſo, wo er ſeine Bekannten findet, plaudernd auf und ab ſpaziert und dann die Mercerien, ſowie die Rialtobrücke beſichtigt, wo in der Nähe der letzteren ſich freilich etwas wie eine Art Weihnachtsmarkt befindet, aber nur ein Markt von lauter Victualien oder Gegenſtänden, die zum Eſſen und Trinken dienen. In faſt jedem Hauſe Venedigs, dem reichſten wie dem ärmſten wird nämlich der Weihnachtsabend durch ein außergewöhnliches Eſſen beſchloſſen, bei welchem Fiſche und Geflügel die Hauptrolle ſpielen, weßhalb denn dieſe beide Artikel ſo lockend und appetitlich als nur möglich vor den Augen der Kaufluſtigen aufgeſtellt ſind.

Treten wir vom Marcusplatz in die Mercerien und laſſen uns dort von dem Menſchenſtrom bei all' den hell erleuchteten Läden und Magazinen langſam vorbeiführen; doch müſſen wir auf dieſem Spaziergange keine Eile haben und uns nicht vor-

oder durchdrängen wollen. In geſchloſſenen Colonnen zieht alles dahin, plaudernd, lachend, einem Bekannten zurufend, was in den engen Gaſſen mit den hohen Häuſern ſchon ein recht hübſches Getöſe macht; wollen wir für einen Augenblick wieder Herr unſerer ſelbſt werden und uns frei bewegen können, ſo treten wir in eine Seitengaſſe, wo wir uns vielleicht angezogen fühlen von einer glänzenden Bude, zuſammengeſtellt aus großen blankgeputzten Meſſingſchüſſeln und Gefäßen, die von zahlreichen farbigen Laternen beleuchtet iſt; hier wird Backwerk verkauft, warm wie es aus dem Feuer kommt, denn hinter der Bude ſchmoren die Kuchen und Krapfen auf dem Feuer, und wie das Backwerk vorn gekauft wird und verſchwindet, ſo wird es hinten wieder noch dampfend auf die Schüſſeln gelegt. Wer aber kein Geld für dieſe feineren Genüſſe hat, der kann ſich gleich daneben für ein paar Centeſimi etwas anderes Eßbares verſchaffen.

Da ſteht ein ziemlich ſchmieriger Kerl neben einer hölzernen Bank, auf welcher große gekochte Kürbiſſe liegen, die ebenfalls noch dampfend ſtückweiſe verkauft werden; — Zucche baruche! wie der ſchmierige Kerl gellend hinausſchreit, worauf meiſtens ein anderer College, der in einer finſteren Nebengaſſe gebratene Kaſtanien verkauft, mit „Maroni caldi o gro-o-o-ossi!“ antwortet. Im Schreien leiſten dieſe öffentlichen Verkäufer hier in Venedig das außerordentlichſte, und wenn man ſie ſo den ganzen Tag ihre Waaren anpreiſen hört, daß es durch mehrere Straßen deutlich ſchallt, ſo bekommt man Reſpekt vor der Kraft und Ausdauer einer menſchlichen Lunge, namentlich vor letzterer Eigenſchaft, denn man ſieht ganz kleine Buben, welche man am frühen Morgen ſchon ihr: „Maroni caldi o gro-o-o-ossi!“ ſchreien hört, daß ſie blau im Geſichte werden, und die, wenn

man Abends zufällig auf dieſelbe Stelle kommt, ebenſo noch fortfahren, ohne die geringſte Heiſerkeit zu zeigen.

Und das geht ſo fort, nicht nur acht Tage oder ein paar Jahre, ſondern er widmet ſich ſchon in früher Jugend dem Dienſte eines öffentlichen Ausrufers und ſchreit: „Maroni caldi o gro-o-o-ossi!“ ſein ganzes Leben lang. Dabei iſt es eigenthümlich, daß jeder ſeine Waaren in einem andern Tone anpreist, ſo daß man, ohne ein Wort zu verſtehen, ſogleich weiß, um was es ſich handelt; der Mann mit dem Zucche baruche ſpricht gewöhnlich im Baß, der Kaſtanienverkäufer iſt dagegen Tenor und ſtößt ſein „gro-o-ssi!“ mit einer tremulirenden Verzierung heraus; der Waſſerverkäufer legt auf ſein „Aqua! Aqua!“ einen gewiſſen quackenden Ton, einem großen Froſche nicht unähnlich; und die kleinen Buben mit Streichhölzern und dergleichen laſſen ihr: „Fulminanti!“ im Diskant, ſcharf und ſchnell herausgeſtoßen, erſchallen.

Da wir aber zum Rialto wollen, ſo müſſen wir, um keinen zu großen Umweg zu machen, wieder in den Menſchenſtrom hinein, der uns nur langſam, aber ſicher nach dem Campo di San Bartolomeo führt, wo die gewaltige Brücke über den großen Canal beginnt. Der Campo di San Bartolomeo iſt ein mäßiger Platz, wo ſich die zahlreichen Maſſen von Spaziergängern, mit der wir aus der Calle di San Bartolomeo heraus geflutet ſind, ſchon etwas ausbreiten können. Ueberflüſſig Raum iſt indeſſen hier auch nicht, denn der ganze Platz iſt mit Tiſchen und Buden aller Art bedeckt; da ſehen wir Orangen und Citronen pyramidaliſch aufgeſtellt, und von den vielen Lampen grell beleuchtet, wie golden hervorglänzen aus den gemeinen Früchten: Aepfeln, Birnen, Nüſſen, Johannisbrod und dergleichen mehr; nebenan

iſt ein ambulantes Glasmagazin mit Gläſern und Flaſchen von den ſonderbarſten Formen; ihm zur Seite ein Tiſch mit ordinären Beſtecken, ein anderer mit Porzellan, ein dritter mit hölzernem Geſchirr, Löffeln von allen Größen, runden Brettern zum Fleiſchaufſchneiden, verzierten Blasbälgen und dergleichen.

Zwiſchen dieſen Verkaufsgegenſtänden, die ſchwer und feſt da ſtehen mit ihren wohl geordneten Maſſen von Geſchirr, ſtrahlend und flimmernd im Glanze der Gasflammen, ſowie maleriſch beleuchtet von Laternen aus buntem Glas und Papier, ſieht man kleine Händler, deren ganzer Laden aus einem einfachen Stuhle beſteht, aus einem kleinen Tiſchchen oder auch wohl aus einem Brette mit Tragriemen; ſie haben Meſſer, Scheeren, ordinäre Perlſtickereien, Cigarrenetuis, Geldbörſen und dergleichen und überbieten einander an tollem Geſchrei. Das alles wird nun wieder von der drängenden Menge umſtrömt, die, wenn ſie auch zuweilen ſtockt, wenn hie und da Einer ſtehen bleibt, um zu handeln und dann doch nicht zu kaufen, im Ganzen immer vorwärts ſtrebt, dem Rialto zu, wohin auch wir folgen müſſen.

Jeder unſerer Leſer kennt wohl die alte majeſtätiſche Brücke, wie ſie ſich, im hohen Bogen über den Canale grande wölbt, mit Treppen und Ruheplätzen verſehen und eingefaßt mit kleinen Gewölben, Läden der Gold- und Silberſchmiede und Buden für die zahlreichen Wechsler, die ſich von der älteſten Zeit her hier noch immer aufhalten. Am heutigen Abend aber gewährt die Brücke einen eigenthümlichen Anblick, denn der Weihnachtsmarkt hat ſich ihrer bemächtigt und zieht ſich in einem langen Streifen, Bude an Bude, Tiſch an Tiſch, über den Bogen hinweg bis auf die andere Seite des Canale grande; es iſt dieß ein Streifen, der ſich namentlich aus einiger Entfernung wunderlich

genug ausnimmt; alle die Gegenstände, die wir vorhin genannt, finden sich hier noch zahlreicher und mannichfaltiger, und was wir sehen, erscheint uns wie eine Guirlande aus Früchten aller Art, Krystall, Porzellan und Eßwaaren, durchwebt und durchstrahlt von hunderten von Lichtern über die graue Steinmasse geschlungen.

Langsam von Stufe zu Stufe gehend, kommen wir auf die Höhe der Brücke, wobei wir Zeit genug haben, auch ohne es zu wollen, alle die Waaren en detail zu betrachten, an denen wir vorbei geschoben werden. Natürlicher Weise werden wir häufig für einen Kauflustigen gehalten und uns die verschiedenartigsten Dinge lobpreisend angeboten, hier eine Orange, dort Mandelbrod, etwas weiter ein hölzerner Kochlöffel, ein Blasebalg oder ein Trinkglas; und dabei sind die Kaufleute von einer Beharrlichkeit und Redseligkeit, die unwillkürlich ein Lächeln ablockt, in das sie meistens gutmüthig mit einstimmen. Es ist überhaupt ein gutes und freundliches Volk, die Venetianer, zuvorkommend und gefällig, und es ließe sich schon mit ihnen handeln, wenn sie nur nicht die unangenehme Gewohnheit angenommen hätten, den Fremden häufig auf wahrhaft unverschämte Art zu überfordern. Das war namentlich jetzt bei der Anwesenheit des Kaiserlichen Hofes der Fall; hauptsächlich die Antiquitätenhändler hatten gänzlich den Kopf verloren und kannten gar keine andere Münzsorte als Napoleon; bei manchen Forderungen war es dabei aber gefährlich, nur ein Drittel zu bieten, denn wenn man auch manches entrüstete: „impossibile!“ vernahm, so wurde man doch meistens an der Ladenthüre zurückgerufen, und erhielt das zu einem Drittel des geforderten Preises Erhandelte.

Retten wir uns von der Budenreihe in der Mitte der

Brücke durch ruhiges und geſchicktes Manövriren an die Seite der Gold- und Silberläden und betrachten dort etwas angelegentlich die feinen venetianiſchen Ketten und die einfachen hübſchen Goldringe, ſo öffnet ſich ſogleich ein kleines Schiebfenſter und ein liſtiges Geſicht, das dort erſcheint, weiß ganz genau, was wir ſuchen; glücklicher Weiſe ſchiebt uns der Menſchenſtrom vorwärts an anderen Gold- und Silberläden, an anderen Tiſchen von Glas und Porzellan vorüber, und wir fühlen uns in der That erſt dann behaglicher, wenn wir die andere Seite des Canals erreicht haben, wo ſich der Menſchenſtrom etwas theilt. Wir gehen gerade aus — immer noch Bude an Bude, Tiſch an Tiſch; doch ſind hier ſchon die feineren Waaren faſt ganz verſchwunden, und je mehr wir uns von dem Rialto entfernen, um ſo derber und materieller werden die Gegenſtände, die wir rings um uns her aufgeſtapelt ſehen. Glas und Porzellan ſind hier gar nicht mehr ſichtbar, Holzgeſchirre ſelten, und ſtatt der feinen Zuckerwaaren bemerken wir Johannisbrod in bedeutenden Partien, gepreßte Feigen und Datteln in großer Menge, Brod, Wurſt und Käſe.

Auch haben uns hier die Spaziergänger aus den feineren Klaſſen ziemlich verlaſſen; elegante Paletots, Damenhüte und Shawls erſcheinen nur noch einzeln in der Menge der gelben und rothen Kopftücher der Weiber aus dem Volke oder der Dienſtmädchen, die mit großen Armkörben eilfertig ihres Weges ziehen, oder zwiſchen groben Jacken und Marinari's; auch erſchallt hier das Geſchrei der einzelnen Verkäufer an den Straßenecken wahrhaft gellend und betäubend: „Maroni caldi e gro-o-o-ossi! — Carru-u-u-uba! — Zucche barucho!“ Und eine andere Spe-

zies dieſer Kaufleute, die man drüben ſelten oder gar nicht ſieht haben über loderndem Feuer einen kleinen eiſernen Keſſel mit kochender Brühe, in denen ſehr unappetitlich ausſehende Dintenfiſche, ſchwarz und roth gefärbt, ſchmoren, — „Calemari-i-i-i!“ welch' letztere Silbe ſie, ebenfalls von einer Verzierung begleitet, außerordentlich' lange anhaltend hinausſchreien. Wenn man die Preiſe dieſer ambulanten Reſtaurationen kennt, ſo muß man geſtehen, daß der arme Venetianer ſehr wohlfeil zu ſpeiſen im Stande iſt; für ein paar Centeſimi Brod, etwas gekochten Kürbis, einen Dintenfiſch, wenn's hoch kommt ein Stückchen Polenta und zum Deſſert eine Handvoll Kaſtanien oder eine Orange und einige Feigen, das alles zuſammen beträgt ein paar Kreuzer, und dabei hat er den Vortheil, lauter Sachen gegeſſen zu haben, die unmöglich verfälſcht ſein können.

Alles das betrachtend und ziemlich verwirrt von dem Lärm und Gedränge rings um uns her, gelangen wir zum älteſten Theile Venedigs, dort wo ſich in einfacherer Geſtalt als ihre prachtvollen Nachfolger die alten Procurazien befinden, und wo jetzt der Geflügel- und Fiſchmarkt iſt. Eine fabelhafte Menge unglücklicher Vögel aller Art und Größe, gemäſtet und ungemäſtet, iſt hier aufgeſtapelt, ganze Legionen von gerupften Hühnern, Enten und Gänſen, hier in langen Reihen an den Beinen aufgehängt, dort zierlich auf Tiſchen geordnet, reich beleuchtet und grauſam verziert mit einer Feder, die dem armen Schlachtopfer menſchlicher Gefräßigkeit an einem unnennbaren Theil applicirt iſt; es bleibt uns, die wir aus Ländern ſind, wo der runde Kapaun eine Seltenheit iſt und der wälſche Hahn faſt zur Fabel gehört, vollkommen unerklärlich, woher hier dieſe Anzahl von Geflügel kommt; denn es iſt nicht nur ein einziger kleiner Platz,

wo Tiſch an Tiſch, Laden an Laden damit angefüllt iſt, wir ſchreiten über zwei, drei, vier dergleichen Plätze — Geflügel, Geflügel und wieder Geflügel, und ebenfalls Geflügel an allen Fenſtern und Boutiken ſämmtlicher Straßen, welche dieſe Plätze verbinden. Es iſt faſt betrübend, wenn man an das furchtbare Morden denkt, das vorausgegangen ſein muß, um dieſen Effekt hervorzubringen, und während wir vorüber wandeln, wird immerfort geſchlachtet und gerupft, im Großen, fabrikmäßig; der Kehlabſchneider wirft das noch zappelnde Huhn unter die Fäuſte von ſechs, acht ſeiner Gehülfen, welche es mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit ſeiner Federn entledigen, und während ein paar andere die unglücklichen Weſen an den Beinen aufhängen, werden in großen Körben immer wieder andere herbei getragen.

Ich trat in ein Gewölbe, aus welchem dieſe Körbe hervor kamen, und fand hier einen bedeckten Markt grade ſo angefüllt wie draußen die Plätze und Gaſſen — ein Gebäude wie eine große Scheuer, deſſen hintere Thüre auf einen ſchmalen finſteren Kanal führte, — von wo das Geflügel zur Schlachtbank geliefert wurde, rings auf Tiſchen und Stellagen an den Wänden die bleichen Geſchöpfe mit geſchloſſenen Augen und der kannibaliſchen Federverzierung.

Daß wir vom Geflügelmarkt auf den Fiſchmarkt kommen, bemerken wir an einem gewiſſen unvermeidlichen Geruch, ſowie auch an dem Feucht- und Schlüpfrigwerden der Steinplatten auf der Straße; auch ſteigen wir in der Klaſſe der Bevölkerung noch ein paar Grade hinab; die Reichen und Wohlhabenden kaufen ihre Fiſche auf der andern Seite des Rialto, und was hieher für die ärmeren Leute gebracht wird, ſind ſchon die geringeren Sorten der Meerbewohner oder ſolche, die ihr Leben

der Hand, da ihm die eingetretene Dämmerung nicht mehr erlaubte, das am Tiſche aufzuſchreiben, was ihm vielleicht in nächſter Sekunde einfallen würde. —

Da unten auf der Straße gingen die Leute ihren Geſchäften nach, ſo beruhigt und alltäglich wie immer. Jeder dachte nur an ſich, und keiner der Vorübergehenden ſchien eine Ahnung davon zu haben, wie ſehr der unglückliche Journaliſt droben ſein Gehirn abquälte, um eine paſſende Benennung zu finden. Allmählig wurden in den gegenüber liegenden Häuſern die Lichter angeſteckt, Geſellen und Lehrbuben erſchienen unter der Hausthüre, um vor dem Nachteſſen noch einen Mund voll friſche Luft zu nehmen. Drüben an dem Eckhauſe waren noch die letzten und unartigſten einer Schaar Buben mit dem intereſſanten Spiel „Anwerfen“ beſchäftigt. Die beſſeren dieſer kleinen Galgenvögel oder die, welche ſich auf keine ſolide Lüge hinſichtlich ihres Ausbleibens beſinnen konnten, waren ſchon längſt zu Hauſe. Dort kamen ſchon die Weiber mit den Zeitungen gelaufen, hinter ihnen drein auch der kleine Bube mit der „Spinne.“ Ach! er hatte an ſeinen Exemplaren nicht viel zu ſchleppen, aber doch kam er, der kleine Junge mit der defekten Hoſe, ein winziges Packetchen unter dem Arm, neben jenen andern Großmächten der Geſandte eines ſehr kleinen Staates. Und er trug heute die vorletzte „Spinne“ herum, morgen früh nach dem Kaffee gab es verſchiedene heißhungrige Setzer, welche erſtaunlich lüſtern waren, den Namen des neuen Blattes zu ſetzen. Der Proſpektus war da, ſchön, bieder, gerade, wahr, umfaſſend und kurz, wie ein Proſpektus ſein ſoll. Schon lange, hieß es in irgend einer beſcheidenen Stelle, iſt ein großer Theil von vierzig Millionen Deutſchen mit uns derſelben Anſicht, wie dringend und nothwendig es ſei, auch in unſerer Reſidenz den Uebergriffen einer zügelloſen Preſſe kräftig und geharniſcht entgegen zu treten. — Aber gerade dieſe Kunſtſtelle war es, welche den Doktor einiger-

bereits vor einigen Tagen verloren, wodurch denn hauptſächlich, aber faſt ebenſo ſehr durch die barbariſche Behandlung der noch lebenden Fiſche, namentlich des Meeraales, deſſen zuckender Körper oft unter drei bis vier Käufer vertheilt wird, das ganze Treiben hier etwas Widerliches bekommt.

Eilen wir vorüber, überſchreiten abermals den Rialto und treten noch einen Augenblick auf den vorhin erwähnten anderen Fiſchmarkt, wo alles reinlicher und appetitlich geordnet iſt. Hier ſind große Geſtelle von Brettern aufgeſchlagen, eine ſchiefe Fläche bildend, wo die feineren Fiſchſorten wie amphitheatraliſch ausgelegt ſind, und durch häufiges Uebergießen mit kaltem Meerwaſſer ſauber und friſch erhalten werden; man ſieht da gewaltige Störe, den flachen koſtbaren Rombo, Thunfiſche, den geſuchten Branzino, Sfoglien in allen Größen, umringt von anderen minder werth geſchätzten Fiſchen, alle aber glänzend, als wenn ſie eben erſt aus dem Waſſer kämen, was auch bei den meiſten der Fall iſt, denn viele von den größeren Exemplaren ſind noch lebendig, ſo koloſſale Meeraale, die ſich ſchlangenartig in Körben durch einander ringeln; am Boden ſieht man ganze Haufen von Auſtern, Krabben, Seekrebſen und Hummern. Ebenſo ausgeſucht wie die Waaren ſind auch hier die Käufer, — Köche und Köchinnen guter Häuſer oder großer Hotels handeln neben Damen, die dies Geſchäft keinem Andern überlaſſen wollen, und die ſich vielleicht erzürnt zurückziehen, wenn irgend ein alter Gourmand für einen beſonders ſchönen Fiſch das Verlangte, ohne viel zu handeln, zahlt.

So iſt es unterdeſſen beinahe acht Uhr geworden, und da ich in eine befreundete deutſche Familie, in die des Malers Nerly, zur Beiwohnung ſeines Weihnachtsabends gebeten war, ſo machte

ich mich auf den Weg nach dem Palazzo Piſani, der vom Rialto ein ziemliches Stück entfernt liegt; um aber nicht wieder durch das noch immer fortdauernde Gewühl der Mercerien dringen zu müſſen, nahm ich meine Richtung durch die engen Gaſſen, welche ſich vom Rialto dicht am Canale grande und bei der kaiſerlichen Poſt vorbei nach dem Marcusplatze ziehen. Auch hier wieder welch plötzlicher Contraſt mit dem belebten geräuſchvollen Treiben, das ich ſoeben verlaſſen! Obgleich wenige Schritte auf meiner linken Seite durch die Calle San Bartolomeo und San Salvadore der dichtgedrängte Menſchenſtrom immer noch dahinzieht, obgleich dort Tauſende von Lichtern ſtrahlen, Lachen, Schreien und Plaudern aller Art erſchallt, ſo herrſcht doch in den Straßen, in denen ich gehe, Nacht und tiefe Stille; nur die Ecken der Gaſſen ſind hier durch eine Lampe erhellt, die ein zweifelhaftes Licht verbreitet; von einer Begegnung menſchlicher Weſen iſt ſo gut wie gar nichts zu entdecken, und wo wir irgend Jemand ſehen, da eilt er durch eine Quergaſſe nach den beleuchteten Mercerien. Mir war es angenehm, ſo allein meines Weges zu ziehen und doch ſchmerzlich, meine Gedanken wieder um mich verſammeln zu müſſen, die ſich in dem tollen Gewühl der Märkte zerſtreut hatten.

Nach einer kleinen halben Stunde erreichte ich den Palazzo Piſani, einen der reichſten, größten und ſchönſten Venedigs, wohlverſtanden, wenn man der vergangenen Zeiten denkt, wo die mächtigen Thore weit geöffnet waren, wo Lichterglanz und Fackelſchein die jetzt ſo finſteren Treppen beleuchtete und wo ankommende Gäſte, gefolgt von zahlreicher Dienerſchaar, das Ganze wohnlich und belebt machten. Heute dagegen iſt der Palaſt Piſani nur noch ein koloſſaler Steinhaufen, und obgleich recht gut unterhalten, doch todt und ſtill; die Familie des Eigenthümers

hat ſich auf ein mäßiges Quartier beſchränkt, und alle die mächtigen Säle, die großen Höfe und weitläufigen Treppenhäuſer ſind faſt unbenutzt und klagen dem einſam Wandelnden in hallendem Echo ihr Leid.

Da der Palaſt Piſani bei uns ein großes Häuſerquadrat ausfüllen würde, und die Wege durch denſelben bei der Dunkelheit nicht leicht zu finden wären, ſo hat Freund Nerly, ſo oft er Gäſte empfängt, ſeinen Diener unten am Eingangsthor aufgeſtellt, der mit der Laterne voran leuchtet und dem man einigermaßen ſchüchtern folgt, als dränge man in ein gänzlich unbewohntes verzaubertes Schloß. Die kleine Laterne voran kommen wir durch Höfe, deren tiefes Schweigen nur durch den Klang unſerer Fußtritte unterbrochen wird; Arkaden und gewaltige Säulen ſchauen uns wie befremdet an, und das ungeheure Veſtibul, welches uns zur großen Treppe hinleitet, ſcheint faſt zu lächeln, wenn es den alten Mann mit ſeinem kleinen Lichtchen ſieht und den unbedeutenden Fremden, der hier allein eintritt, wo ſich früher die ganze Pracht Venedigs breit machte, wo ſich am Waſſerthor Gondel an Gondel drängte, wo rauſchende Muſik erſchallte, wenn der Doge mit ſeinem reichen Gefolge, umglänzt vom Fackellicht, blanken Harniſchen und goldenen Hellebarden die breiten Stufen hinanſchritt.

So haben ſich die Zeiten geändert, und ich bin überzeugt, daß ſich die zwei Reihen Steinfiguren in den Niſchen an der Treppe, durch welche wir bis zum oberen Stock hinauf wandeln, gewaltig langweilen und ihre ſehr verdrießlichen Stunden haben; daß ſie geringſchätzend ihre Geſichter verzogen, glaube ich bei dem flackernden Laternenlicht bemerkt zu haben; und ich weiß heute noch nicht gewiß, war es mein alter Führer, der leicht

gehuſtet, als er vor mir um eine Biegung der Treppe verſchwunden war, oder räuſperte ſich der koloſſale Neptun in der Ecke hinter mir, als wollte er ſagen: „ſeht den da!“

Nach einer kleinen Reiſe ſind wir endlich oben angelangt, wo uns an einer Thür der Name „Nerly“ freundlich entgegenglänzt; ſie wird geöffnet, und wir treten auf einen mit immergrünen Büſchen, Aloen und dergleichen garnirten Vorplatz mit gewaltigen Glasfenſtern von einer Stockhöhe, wie man ſie bei uns in fürſtlichen Schlöſſern kaum in der untern Etage anbringt. Das iſt die grandioſe Bauart der alten venetianiſchen Paläſte, daß man nirgendwo etwas Gedrücktes, Kleinliches trifft, und ſo koſtbar auch der Raum hier war, ſo liebte man es, Macht und Reichthum dadurch zur Schau zu legen. Durch ein ſaalähnliches Vorzimmer gelangen wir in das gemüthliche Wohnzimmer, gemüthlich dadurch, weil es von einem Ofen angenehm durchwärmt iſt und weil uns hier der Herr des Hauſes, ſowie die liebenswürdige Wirthin freundlich willkommen heißen. Nerly hat nur einen einzigen Sohn, ein geſcheidtes, talentvolles Kind von vierzehn Jahren, das ſich ebenfalls zum Maler ausbilden will, weßhalb „der Herr Profeſſor“ die Academia di Belle Arti beſucht; heute am Weihnachtsabend aber war eine ziemliche Kinderſchaar hier verſammelt; kleine Italiener und Engländer, von denen die meiſten zum erſtenmal die Freuden und den Glanz eines Chriſtbaums erleben ſollten. —

Ach! es war auch hier dieſelbe Geſchichte, die ich oben ſo umſtändlich erwähnt — die Ungeduld des kleinen lieben Völkchens, die glänzenden erwartungsvollen Augen, das verhängnißvolle Schlüſſelloch. Endlich war alles in Bereitſchaft, die Thüren des Ateliers, wo die Beſcheerung ſtattfand, wurden weit geöffnet

und herein strömten die fröhlichen kleinen und großen Kinder; der Christbaum war ein großer Lorbeerbusch ganz auf deutsche Weise mit Ketten von vergoldetem Papiere, mit Wachslichtern, mit silbernen und goldenen Aepfeln und Nüssen verziert; dazwischen glänzten aber auch Orangen und kleine zierliche Kürbisse. Obgleich alle wir Eingeladenen ebenso gut wie die Kinder mit in die Bescheerung hinein gezogen waren und jeder am Baum oder auf den Tischen irgend ein kleines Geschenk für sich fand, obgleich der Jubel der Kinder wahrhaft ansteckend wirkte, so fühlte ich mich doch im ersten Augenblicke aufs schmerzlichste bewegt und hatte immer nur einen und denselben Gedanken, wenn ich das fröhliche Lachen hörte, wenn ich die leuchtenden Kinderaugen sah; glücklicher Weise hatte ich mir hier in Kurzem einen kleinen Freund erworben, dessen zutrauliche Herzlichkeit mich wahrhaft erquickte und aufheiterte; dieser gute Freund war ein sechsjähriger Engländer mit einem hübschen offenen gescheidten Gesichte, blonden Haaren und allerliebsten herzigen Augen. Mr. Tom zeigte mir jubelnd seine Geschenke, die ich begreiflicher Weise ebenso bewunderte und anerkannte, worauf unser Freundschaftsbund für das Leben geschlossen zu sein schien.

Alles aber nimmt in dieser armen Welt ein Ende, und es ist vortrefflich eingerichtet, daß weder Leiden noch Freuden dauernd sind. Es war fast Mitternacht, als ich mit bestem Danke die freundliche Familie Nerly sowie den Palazzo Pisani verließ. Trotzdem das Wetter unfreundlich war — es lag ein erkältender Nebel auf den Canälen und dem feuchten Pflaster, — waren doch die Straßen noch ziemlich belebt; wie in ganz Italien sind auch hier in der heiligen Nacht die Kirchen geöffnet und festlich beleuchtet und zahlreiche Andächtige strömten aus allen Gassen

dorthin. Auch ich trat einen Augenblick in die Kirche San Moisè Profeta, die auf meinem Wege lag, konnte aber kaum unter die Eingangsthür gelangen, um einen Blick in den weiten dicht mit Menschen angefüllten Raum zu werfen und den Hochaltar anzuschauen, der aus dem Dunste des Weihrauchs trotz der zahllosen Lichter, mit denen er umkränzt war, doch nur wie aus weiter Ferne und trübe hervorleuchtete. Orgelton und Chorgesang schallte mir noch auf die Straße nach, als ich jetzt ziemlich allein nach dem Marcusplatze ging, wo ich in einem Kaffeehause noch einige deutsche Bekannte traf, mit denen ich von der Heimath sprach.

Wir saßen im Caffé nuovo degli Specchi, gegenüber den neuen Procurazien, und ich, der ich mich dicht am Fenster befand, hatte vor mir jenen Theil der Burg, welchen der Kaiser und die Kaiserin bewohnten. Es mochte ein Viertel über zwölf Uhr sein, als ich sah, daß der Himmel mit einemmale von einer gewaltigen Röthe überflog, wie hinter dem Dache der neuen Procurazien schlug eine gelbe Lohe empor, so plötzlich und gewaltig, wie ich nie etwas Aehnliches gesehn. Rasch eilten wir auf den Marcusplatz und sahen diesen, der noch vor ganz kurzer Zeit finster und nächtig da gelegen, jetzt wunderbar verändert; es war, als habe sich die Sonne, nachdem sie in Westen gesunken, dort auf einmal wieder erhoben, denn über die schwarzen Dächer der kaiserlichen Burg drang ein Licht, mit jeder Sekunde zunehmend, und so gewaltig, daß die hohe Campanile bis zur Mitte grell beleuchtet erschien und sich wie vom Sonnenschein unterhalb das Dach mit seinen Schornsteinen und Erhöhungen in tiefschwarzen Schatten darauf abzeichnete; auch die Kuppeln von San Marco, die reichen Steinverzierungen der durchbrochenen Thürmchen, die Kreuze auf dem Dache — alles flammte

in magiſchem Lichte auf. — Was konnte dieſe überraſchende Beleuchtung hervorbringen?

Natürlicher Weiſe dachten wir ſogleich an eine Feuersbrunſt in der kaiſerlichen Burg ſelbſt, denn hinter derſelben waren ja keine anderen Gebäude, dort begann die große Lagune, und ein Brand auf San Giorgio oder bei Santa Maria della Salute hätte unmöglich dieſe fabelhafte Wirkung hervorbringen können. Wir eilten nach der Piazetta, blieben aber häufig mit Ausrufen lauter Verwunderung ſtehen, denn auch hier waren Licht und Schatten zu gewaltig und ſchön; impoſant erſchien der Dogenpalaſt taghell beleuchtet, jede Mauerkrönung ſichtbar; jede Verzierung in den Fenſterbogen, jedes Deſſin auf der Mauer der großen Front; dabei das immer wechſelnde Licht, jetzt einen Augenblick abnehmend, dann wieder um ſo gewaltiger emporflammend, wobei die luftigen Arkaden des alten Palaſtes, welche den ſchweren Oberbau tragen, in einem wahrhaft phantaſtiſchen Gewimmel von Licht und Schatten erſchienen. Und wie auch das Steinpflaſter der Piazetta leuchtete, durchzogen von zwei tiefen Schatten, welche die Säulen des Löwen und des heiligen Theodoro lang geſtreckt hinter ſich warfen, vor allem aber und herrlich anzuſehen waren die weiten Lagunen, die mit einem röthlichen Licht übergoſſen waren.

Wir bogen um die Ecke der Procurazien und blieben mit einem Ausdruck des Schreckens und der Bewunderung ſtehen. — — — — Neben der Dogana di Mare ſtand ein großes Handelsſchiff, ein Zweimaſter, in vollen Flammen; es war das gewaltigſte Schauſpiel, das ich in dieſer Art je erlebt; rings um uns her, ſowie auf dem Waſſer die Stille und Einſamkeit der Nacht, und mitten darin hoch auflodernd alles taghell beleuch-

tend, die aufprasselnden Flammen, der ganze Schiffskörper brennend, dabei sonst alles unbeweglich, Masten und Raaen, jedes Tau sichtbar in der ungeheuren Glut und nirgends ein menschliches Wesen, nirgends eine rettende Hand — ein Schauspiel der Nacht — für die Nacht.

Obgleich wir fast die ersten Zuschauer auf der Piazetta waren, so dauerte es doch nicht lange und der noch vor kurzem so einsam liegende Platz, sowie die stille leere Riva füllte sich mit zahlreichen Gruppen; überall drangen Menschenmassen herbei, erschreckt, weil jeder von der furchtbaren Glut am Himmel betrogen der Meinung war, es brenne in seinem eigenen oder in dem Nachbarhause; vom Markusplatze eilten sie herbei aus den engen Seitengassen am Ufer, von den Gondeln, die in großer Zahl an den Treppenstufen anlegten. Endlich thaten auch die Glocken ihren metallenen Mund auf und verkündeten die Feuersbrunst in langsamen, durch die stille Nacht weithin schallenden Schlägen, die Campanile zeigte einen Kranz von dunkelroth glühenden Lampen, entfernter Trommelwirbel wurde hörbar, und die Wachen am Dogenpalast, sowie am Garten der Kaiserlichen Burg traten mit vollständigem Gepäck unter das Gewehr; zahlreiche Barken stießen vom Ufer, angefüllt mit Pompiers, Offizieren im Dienst und Neugierigen; vor allen aber war der Kaiser der Erste, der in Begleitung des Feldmarschalllieutenants Grafen Grünne nach dem Orte der Gefahr eilte.

Unterdessen loderten die Flammen des brennenden Schiffes mit unverminderter Gewalt; jetzt bemerkte man in den vielen Fahrzeugen, die um dasselbe herum dicht gedrängt im Hafen lagen, Leben und Bewegung, Anker wurden gehoben, Taue gekappt und allmälig wichen die Schiffe aus der gefahrbringenden Nach-

barſchaft; wie man hörte, war das brennende Schiff eine norwegiſche Korvette, und der größte Theil ſeiner Ladung beſtand aus Rum und anderen Spirituoſen. Hiedurch war uns auch das häufige verdoppelte Aufflammen des Feuers erklärbar; ſo oft ſich eines der großen Fäſſer im Raum entzündete und dann zerplatzte, brachen die Flammen mit erneuerter Kraft hervor und eine bläulich weiße Glut loderte alsdann bis hoch an die Maſten hinauf. Langſam wurden auch dieſe von dem gefräßigen Feuer ergriffen und dies war ein unbeſchreiblich impoſanter Augenblick; zuerſt leckten die Flammen an den beiden Maſten empor, züngelten dann rechts und links um die Spieren und Raaen, worauf das brennende Schiff einen Moment ausſah, als habe es ſeine Takelage feſtlich beleuchtet. Ein unerhörtes Glück war es dabei, daß ſich der Wind gelegt und es in der Luft ſo ruhig und ſtill geworden war, daß Rauch und Flammen faſt ſenkrecht in die Höhe ſtiegen; im andern Falle wären viele der dort ankernden Schiffe, denen es unmöglich war, ſich ſchnell hinwegzubegeben, ebenfalls verloren geweſen.

Eine Barke zu erhalten, um nach der Dogana di Mare zu fahren, war unmöglich, da Pompiers und Rettungsmannſchaften alles in der Umgegend in Beſchlag genommen hatten, weßhalb wir, um dem Feuer näher zu kommen, durch die innere Stadt gingen, um uns durch ein Traghetto bei Sta. Maria del Giglio überſetzen zu laſſen. Wie hatten ſich die vor einer halben Stunde noch ſo leeren Straßen verändert! Wohin man blickte, Haufen von Neugierigen, die ſich gegen die Piazetta und den Canale grande bewegten; an dem Traghetto (Ueberfahrt), zu welchem wir uns nur gewaltſam Bahn machten, befanden ſich ebenfalls eine Maſſe Menſchen, die gleich uns auf die andere Seite des

Canals wollten, um das furchtbare Schauspiel in der Nähe anzusehen. Es dauerte eine gute Viertelstunde, ehe wir uns mit wenigstens zwölf Anderen einen Stehplatz in der Gondel verschafft hatten, die in gewöhnlichen Zeiten nur höchstens von fünf bis sechs Personen auf einmal benutzt wird; es war gerade keine angenehme Situation, in dem schwerbeladenen Fahrzeug das dunkle Wasser zu kreuzen, eine unruhige Bewegung, etwas weniges Anprallen — und es hätte ein großes Unglück geschehen können. Wir kamen aber glücklich hinüber und folgten dem Menschenstrome nach dem Fondamento della Zattare, wo wir um die letzten Häuser biegend das brennende Schiff dicht vor uns hatten.

Hier war der Anblick noch größer und gewaltiger; man sah deutlich die Flammen aus allen Seitenöffnungen und Luken herausschlagen, man vernahm den dumpfen Knall der springenden Fässer; man hörte das Knirschen und Prasseln des Holzes. Obgleich an eine Rettung nicht zu denken war, so sandten doch große Spritzen von beiden Seiten unaufhörlich ihre Wasserstrahlen in die Flammen, wodurch vielleicht an irgend einem Punkte sich das Feuer augenblicklich verminderte, ein dichter Dampf aufstieg, um gleich darauf wieder um so stärker empor zu lodern. Dabei war es fast grauenerregend anzuschauen, mit welcher fürchterlichen Ruhe und Ausdauer das gefräßige Element seine Fortschritte machte; der ganze innere Raum brannte, und da der Schiffskörper vor der Glut seine Rippen und gesprungenen Planken tief schwarz zeigte, so sah das Ganze aus wie ein kolossaler Feuerkorb; am hinteren Mast war das Feuer am stärksten, dort schlugen die Flammen dicht über dem Wasserspiegel hervor, diesen mit einer glühenden Lohe weithin bestrahlend. Der Kaiser befand sich in der Nähe der arbeitenden Spritzen, hell bestrahlt,

maßen unmuthig ſtimmte; denn ſo gleichgültig im Allgemeinen er auch war, ſo fand er es doch durchaus nicht ſpaßhaft, den größeren Theil von vierzig Millionen Deutſchen, wenn auch nur einen Tag lang, auf das Journal warten zu laſſen. Und warten mußten ſie ohne alle Gnade, wenn der Doktor nicht noch heute Abend einen Namen erfand. Drum einen Namen!

Ein Königreich um einen Namen!

Mittlerweile war es ganz dunkel geworden, und der Doktor, der ſehr hoch oben wohnte, bemerkte an dem plötzlichen Hellwerden hie und da in den Straßen, daß die Gaslaternen angeſteckt wurden. Jetzt erſchien der Aufklärungsbeamte mit ſeinem langen Stock und der kleinen Laterne daran auch in der Elſtergaſſe, wo ſich dem Hauſe Nummer Vierundvierzig gegenüber ebenfalls eine Gaslaterne befand. Der Anzünder drehte mit ſeinem Stock den Hahn, hielt ſein Laternchen in die Oeffnung des Brenners, und ein milder Lichtſtrahl ergoß ſich über die dunklen Häuſer der Elſtergaſſe, welche darüber vor innerer Freude ordentlich zu ſchmunzeln ſchienen, wenigſtens blinzelte hie und da ein altes Fenſter vergnüglich in die Nacht und bei dem hellen Licht und dem tiefen Schatten an den Vorſprüngungen eines anderen Hauſes hätte man darauf ſchwören können, es verziehe grinſend ſein Geſicht zu einer behaglichen Geberde.

Der Doktor hatte dem Anzünder nachſinnend zugeſchaut, und als jetzt die weiße Flamme herausfuhr und ſich auf ſeine Fenſter und ſein Geſicht lagerte, gieng ihm plötzlich ein rieſenhaftes Licht auf, eine ganze Gasbeleuchtung, ein wahrer Waldbrand — prächtig! jubelte er in ſich hinein; — köſtlich unübertrefflich! ja, das iſt neu, noch nicht da geweſen, bezeichnend, umfaſſend! Haſtig ſchrieb er ein Wort auf ſein Papier hin, faßte ſich aber bald wieder, denn er hielt es für ſchwach und

umgeben von Tauſenden von Menſchen, die es gewiß anerkannten, daß er nicht nur ihre Freuden und Feſte, ſondern auch ihre Leiden gern zu theilen bereit iſt.

Der weiße Rauch, der von dem Schiffe grade emporſtieg und ſich nur in der Höhe ſanft gegen Weſten zog, bildete weit, weit hinaus ein helles leuchtendes Band, verziert mit Myriaden von glühenden Funken, die bei jedem Einbrechen einer Planke in ganzen Maſſen emporſtiegen. Die Maſten ſtanden jetzt in lichten Flammen, und es war ein Augenblick allgemeiner Erwartung, deutlich auf den hell beſtrahlten Geſichtern der Zuſchauermenge ausgedrückt, als nun die Taue faſt durchgebrannt waren, welche die großen Raaen hielten. — Jetzt fiel die unterſte ſchwere mit einem dumpfen Krachen auf das Verdeck und ſandte zerſchellend wie aufwirbelnder Staub große Maſſen feuriger Punkte in die Luft; kurze Zeit darauf begann der hintere Maſt zu wanken und ſenkte ſich langſam nach der Backbordſeite; immer tiefer neigte er ſich herab, brennend und funkenſprühend — noch eine lange Minute und er ſtürzte über Bord, um ziſchend im Waſſer zu verlöſchen; doch hatte er im Fallen eine Seite der ſchon halb zerſtörten Schiffswandung eingeriſſen und wie jubelnd drangen die Flammen aus der weiten Oeffnung hervor, dem Maſte nach, ſich aber ſchnell wieder zurückziehend vor dem feindlichen Elemente.

Eine halbe Stunde ſpäter folgte der mittlere und Hauptmaſt, der lange wie trotzig mitten in der Glut geſtanden; als aber auch er ſich ſtark geneigt hatte, brach er in ſich zuſammen und die brennenden Holzſtücke ſtürzten polternd auf das Deck, die noch übrig gebliebenen Planken vollends zuſammenreißend. Einen Augenblick war es prächtig anzuſehen, wie im Fallen das theergetränkte brennende Takelwerk unregelmäßige feurige

Linien, zuckenden Blitzen gleich, beſchrieb, ehe es in den Flammen verſchwand oder im Waſſer verlöſchte. Es war ordentlich, als zucke das Schiff ſchmerzlich zuſammen, als es nun ſeiner luſtigen Zierden beraubt nichts mehr war als ein elendes halbverbranntes Wrack.

Unterdeſſen hatte man auf Befehl des Kaiſers eine Barkaſſe mit Zwölfpfündergeſchützen herbeigeführt, die aus kurzer Entfernung ihre vier Zoll im Durchmeſſer haltenden Kugeln tief in den Rumpf gruben; ſo oft eine Kugel einſchlug, ſchien das Schiff zu wanken, und wie der ſchwer verwundete Körper eines rieſenhaften Thieres, dem man vollends den Tod gibt, gewaltige Ströme Blut ausſpeit, ſo flogen aus dem halbzertrümmerten Wrack brennende Holztheile und eine Unmaſſe von Funken in die Luft empor. Da das Holzwerk erhitzt und vom Waſſer durchdrungen war, ſo riſſen die Kugeln nur kleine Oeffnungen in die Planken des Raumes, weßhalb es noch eine halbe Stunde dauerte, ehe das Werk der Zerſtörung gänzlich vollendet war; zuerſt borſt das Schiff in der Mitte auseinander, worauf denn die gewaltig eindringende Flut das Geſchäft des Löſchens in kurzer Zeit vollbrachte; wie ſich aber die tapfere Beſatzung einer Veſte nicht ſogleich ergibt, wenn auch der Feind eingedrungen iſt, ſo loderten die Flammen, als nun endlich die kalte Flut im Beſitz des mittleren Theiles war, noch trotzig und gewaltig an dem Vorder- und Hintertheil des Schiffes auf, dort die rothe Fahne noch hartnäckig emporhaltend. Doch auch dieſe beiden übrig gebliebenen Theile wurden, wenn auch langſam, doch ſiegreich überwältigt, und wie dieſelben, die nun keinen Haltpunkt mehr hatten, allmälig verſanken, löſchte das Waſſer Glut und Flamme aus, dichten weißen Dampf hoch an den Himmel hinauf ſendend und

ſo die glänzende Beleuchtung und das ſeltene Schauſpiel mit einemmale endend.

Der Ausbruch des Feuers ſoll, traurig genug, mit der Feier des heiligen Abends zuſammenhängen; Kapitän und Steuermann, ſowie der größte Theil der Matroſen waren an das Land gegangen und nur zwei Mann zur Bewachung des Schiffs zurückgeblieben; dieſe beiden Norweger, ſich vielleicht des Feſtes in der Heimat, ſowie der Ihrigen erinnernd, mochten wohl des Guten zu viel gethan haben und ſtiegen vielleicht in den Schiffsraum hinab, um ſich einen Trunk aus einem der dort befindlichen Fäſſer zu holen; wahrſcheinlich kamen ſie mit dem Lichte zu nahe an die gefährliche Flüſſigkeit — genug, der Steuermann einer nebenan liegenden Barke vernahm in der Mitternachtsſtunde einen eigenthümlichen Knall und ſah mit Entſetzen gleich darauf auf dem Nachbarſchiffe die blauen Flammen emporzüngeln. Obgleich er augenblicklich hinüber eilte, um die Leute, die vielleicht im Schlaf lagen, zu wecken oder ſie zu retten, war es ihm doch unmöglich, in das Schiff zu dringen; der brennende Rum verbreitete ſich alsbald im ganzen Raum und bald nachher ſtand das Schiff in vollen Flammen. Von den beiden Unglücklichen hat man begreiflicher Weiſe nicht die geringſten Spuren mehr gefunden. —

Wer weiß, ob nicht in derſelben Nacht fern im Norden ein kleiner ärmlicher Weihnachtsbaum, mit Nüſſen und wenigem Backwerk behangen, durch ein herabgebranntes Lichtchen plötzlich in Flammen gerieth, und ob nicht ein junges Weib mit einem kleinen Kinde auf dem Arme trübe ſinnend zuſchaute und vielleicht mit ahnungsvollem Bangen an den Vater des kleinen Kindes dachte, der fern im Hafen von Venedig ihrer nicht mehr gedenken konnte.

IV.

Venetianiſche Theater.

Vor kurzem laſen wir in verſchiedenen Zeitungen, die Theater la Fenice und San Benedetto in Venedig hätten fallirt und deßhalb geſchloſſen werden müſſen, der Unternehmer der Fenice aber ſei wenige Tage nachher vermittelſt einer Subvention der Stadt wieder in den Stand geſetzt worden, die Vorſtellungen fortzuführen. Gerade von dieſem Theater aber können wir kaum begreifen, daß es ſchlechte Geſchäfte gemacht haben ſollte und in Folge deſſen ſeine Zahlungen habe einſtellen müſſen. Die Fenice, wo ſich zugleich die Società Apollinea befindet — letztere iſt eine geſchloſſene Geſellſchaft, welche häufig Concerte und Bälle gibt — iſt das erſte Theater Venedigs, und wenn auch nicht das größte Italiens, ſo doch ſeiner innern Ausſchmückung nach das reichſte und eleganteſte. Zur verfloſſenen Carnevalsſtation war es, wie ſchon früher berichtet, neu dekorirt worden, und auf wirklich geſchmackvolle Art; obgleich von Vergoldung glänzend, bemerkte man doch nirgends ein Zuviel, irgend welche Ueberladung; die ganz glatten Brüſtungen ſämmtlicher Logenreihen können ſchon eine lebendige Miſchung von Farben und Gold ertragen, ohne bunt zu werden.

Der Unternehmer der Fenice hatte für die letztverfloſſene Carnevalsſtation, — während eines Theils derſelben waren die Kaiſerlichen Majeſtäten anweſend — ein recht gutes Perſonal in Oper und Ballet zuſammengeſtellt. Dagegen war auch der größte Theil der Logen verkauft worden, das Parterre gewöhn-

lich ſtark beſetzt; überhaupt waren die Venetianer mit den ihnen gebotenen Opern und Balleten zufrieden und die Saiſon verſprach für den Impreſſario eine ergiebige zu werden. Um ſo mehr mußte es Wunder nehmen, als man nun die oben erwähnte Nachricht des Gegentheils erfuhr. Freilich iſt es einem Uneingeweihten nicht möglich, hinter die Couliſſen zu ſchauen, weßhalb wir auch nicht wiſſen können, welche vielleicht enormen Opfer die Unternehmer bringen mußten, um zur Feier der Tage von Venedig das zuſammenzuſtellen, was ſie dem Publikum vorführten. Italien iſt in gegenwärtiger Zeit im Verhältniß ebenſo arm wie Deutſchland und Frankreich an guten Sängern, Sängerinnen und Tänzerinnen, und da dort keine feſten Engagements ſind, ſondern jedes größere Theater ſeinen Bedarf immer für die jeweilige Station zuſammenſtellt, im Carneval dieſes Jahrs aber nicht nur Venedig und Mailand, ſondern ſelbſt Verona, Vicenza, Padua bedeutende Opfer brachten, um auf ihren Theatern etwas Gutes zu zeigen, ſo kann man ſich denken, mit welchen Preiſen die beſſeren Künſtler honorirt werden wollten. Und Venedig hatte in jeder Beziehung von den eben genannten Städten die beſt zuſammengeſtellte Geſellſchaft. Namen thun hier nichts zur Sache, da vielleicht mit Ausnahme einer einzigen Sängerin, der Signora Maria Spezzia, keiner der erwähnten Künſtler und Künſtlerinnen nach Deutſchland kommen oder überhaupt einen größeren Weg machen wird.

Beſonders war das Ballet brillant und zeichnete ſich durch gute Solotänzerinnen aus, ſowie durch ein zahlreiches Balletkorps aus jungen und ſehr hübſchen Mädchen. Auf dem Repertoire waren die Opern il Trovatore und la Traviata von Verdi, Don Guzmann von Donizetti, und Adelchi, eine neue Oper von einem

bis jetzt noch unbekannten Componiſten Apolloni, — von denen aber nur die beiden erſtern gefielen und Anziehungskraft auf das Publikum übten. Trotzdem aber mußten die Ballete das Beſte dazu thun, um das Haus zu füllen; und daß ſie es waren, ſah man wohl an den ziemlich leeren Räumen während der erſten Akte der verſchiedenen Opern, und Logen und Parterre füllten ſich, wenn nicht grade der Hof anweſend war, erſt gegen zehn Uhr, wenn droben auf der Bühne der Souffleurkaſten verſchwand, um ja keine Ausſicht zu verſperren auf die zierlichen Füßchen der Tänzerinnen. Von Balleten wurde Monte Chriſto gegeben; doch iſt dieſer gewaltige Roman gewiß kein Sujet für eine derartige Darſtellung, und man mußte ihn ſchon genau im Kopfe haben, um bei dem, was hier gemimt und getanzt wurde, irgend einen Zuſammenhang zu finden. Dabei waren aber die neuen Dekorationen und Coſtüme reich und ſchön, die Gruppirungen und Tänze geſchmackvoll arrangirt, weßhalb denn auch der Balletmeiſter Rota — Monte Chriſto — ſchon ſeit mehreren Jahren der Liebling der Italiener, allabendlich herausgerufen wurde und dann, meiſtens im Umziehen begriffen, im übergeworfenen Mantel hervorkam, was auch dem Publikum zu gefallen ſchien.

Ein anderes Ballet war Shakesſpeare, einer kleinen franzöſiſchen Oper: der Traum einer Sommernacht — nachgebildet. Wir ſehen den großen Dichter während eines Carnevals in England ſich auf einem Maskenballe vergnügen, wobei er bedeutend trinkt und endlich in einen ſolchen Zuſtand geräth, daß er zum Spotte der Masken hin und her taumelt und zuletzt auf einem Lehnſtuhle einſchläft. Darauf erſcheint die Königin Eliſabeth mit einer vertrauten Hofdame — aus welchem Grunde erfährt man nicht. Da in einer Oper und bei einem Ballet nichts

unmöglich ist, so interessirt sie sich für den betrunkenen Dichter, läßt ihn forttragen, und so finden wir ihn denn in der zweiten Abtheilung in den Gärten von Windsor, wo er plötzlich erwachend, die wunderbarsten Tänze und Gruppirungen phantastisch gekleideter Mädchen sieht. Nachdem ihm hierauf noch im Hintergrunde lebende Bilder aus seinen Werken, aus Macbeth, Othello Hamlet und Romeo und Julie gezeigt worden, erscheint wieder die Königin, diesmal von ihrem Hofstaate umgeben. Der Dichter wird, wenn ich nicht irre, zum Ritter geschlagen, und so schließt das Ganze zur allgemeinen Zufriedenheit.

Bei diesen Balleten war für mich das Interessanteste ein venetianischer Carneval, der zuweilen eingeschoben wurde, worin die vier bekannten Charaktermasken, treu nach der Ueberlieferung costümirt, ihre üblichen Tänze und Sprünge machten und sich in den grotesksten Gruppirungen zeigten. Bagliazzo, ungelenkig, täppisch und plump, in weißem Anzug, mit dicken rothen Knöpfen und ebensolchen Schärpen, die Damen ganz roth mit überzogenen Kapuzen, weißen Knöpfen und weißen Schärpen. Arlequino in Costüm aus bunten Lappen, wie wir ihn auch bei uns zu sehen gewohnt sind, die Damen in ebenso buntscheckigen Miedern und Kamaschen, gewandt, graziös, überall durchschlüpfend. Pantaleone mit rundem Hute, die Tänzer auf Brust und Rücken die bekannte Erhöhung, der Anzug halb grün und halb weiß, welches, da sie sich bei ihren Sprüngen bald von dieser, bald von jener Seite zeigen, eine sehr komische Wirkung macht; ein Charakter von einer gewissen plumpen Pfiffigkeit, welche den Bagliazzo übertölpelt, aber der Schlauheit des Arlequino unterliegt. Endlich Trufaldino, roth mit schwarzem Mantel, die Damen in bunten Kleidern, der Breite nach gestreift, alle

bei ihrem Auftreten und ihren Tänzen den bekannten Sprung aufführend, wobei der schwarze spitze Bart fast die Knie berührt, was bei einer ganzen Reihe dieser Masken unwiderstehlich zum Lachen reizt. Trufaldino ist die vornehmste Person, der Hausherr, und nachdem die übrigen Masken unter sich ihre Schwänke und Neckereien ausgeführt, vereinigen sie sich gegen ihn, trennen ihn von seiner Dame, um zu sehen, wie er mit emporgehobenen Händen ängstlich trippelnd umher läuft, um sie wieder zu finden. Da jede dieser Charaktermasken von sechzehn Paaren dargestellt wurde, so kann man sich denken, welchen bunten und bewegten Anblick das Durcheinanderschwirren auf der Bühne gab.

Das zweitgrößte Theater Venedigs ist San Benedetto, eigentlich Gallo a S. Benedetto, ein geräumiges, schönes Haus mit fünf Logenreihen, der Zuschauerraum von einer Ausdehnung, wie wir in Deutschland wenig haben. Früher wurden auch hier Opern gegeben, jetzt nur noch Schau- und Lustspiele, welche aber so wenig Anziehungskraft auf die Venetianer üben, daß das Haus nur an Sonn- und Feiertagen oder bei einer besonders beliebten Komödie von Goldoni einigermaßen gefüllt war. Die Ausschmückung des Saales zeugt von ehemaliger Pracht, ist aber nun verblichen und abgenutzt. Interessant ist der große Portalvorhang, der uns eins der merkwürdigsten Schauspiele des alten Venedig zeigt — ein Turnier auf dem Marcusplatze. Wir haben vor uns die alte Kathedrale, an deren Front Balkone und Terrassen angebaut sind, auf denen man die Damen des venetianischen Adels mit einzelnen Cavalieren und Pagen sieht; auf dem Platze selbst herrscht ein buntes Gewühl von kämpfenden Rittern, ein Durcheinander von dahersprengenden Reitern und stürzenden Pferden. Daß dergleichen Turnierspiele in frü-

heren Zeiten auf dem Marcusplatze zuweilen aufgeführt wurden, iſt gewiß. Man bedeckte das Pflaſter des Platzes mit einer ſchuhhohen Sandſchicht und hatte ſo das prachtvollſte Turnierhaus, welches man ſehen konnte. Auch bei der Anweſenheit der Majeſtäten hatte der Gouverneur von Venedig, Feldmarſchalllieutenant von Gorzcowski die Abſicht, ein Carouſſel zu arrangiren, was aber von verſchiedenen Zeitungen, und gewiß mit Unrecht, als ganz unverträglich mit den Traditionen der alten Lagunenſtadt dargeſtellt wurde.

An Sonn- und Feiertagen iſt S. Benedetto, wie ſchon oben erwähnt, ziemlich beſetzt, und zwar von der mittleren wohlhabenden Bürgerklaſſe Venedigs; man nimmt eine Loge, benachrichtigt hievon einige Freunde des Hauſes, die nun nicht verfehlen, bei der bekannten Familie ihren Beſuch zu machen, und ſo zeigen denn die Logenbrüſtungen zahlreiche Zuſchauer, die ſich ebenſo wie am Stück ſelbſt an dem Treiben der übermüthigen Jugend ergötzen, die das Parterre anfüllt und ihre Späße beginnt, ſowie droben der Vorhang gefallen iſt. Da muß gewöhnlich das allerdings ſehr ſchlechte Orcheſter herhalten und wird von Ziſchen und Pfeifen taktmäßig begleitet, bis der Lärm gar zu toll werdend, den Polizeikommiſſär veranlaßt, ſich ſehen zu laſſen, oder bis Einer aus dem Haufen der Schreier plötzlich ein lautes, gellendes Bravo! ruft oder zu klatſchen anfängt, worauf denn die ganze Heerde dem Leithammel folgt und das Haus von Applaudiſſement erdröhnt.

Daß die Unternehmer von S. Benedetto zahlungsunfähig geworden, kann durchaus kein Ereigniß in Venedig ſein, man ſah das voraus; aber es iſt ſchade, daß ein Theater, welches die nationalen Komödien, namentlich die Goldoni'ſchen, oft mit

wahrer Meiſterſchaft darſtellte, ſo aus Mangel an Theilnahme zu Grunde geht. Freilich wird das Theater deßhalb nicht geſchloſſen werden, ſondern ſich ein neuer Impreſſario oder eine neue Geſellſchaft finden, die aber alsdann auch keine beſſeren Geſchäfte macht. S. Benedetto iſt das einzige Theater in Venedig, welches nie von der Station abhängig, ſondern faſt das ganze Jahr geöffnet iſt.

Von dem Campo S. Angelo, auf dem Wege der Frezzeria nach dem Rialto, führt eine unſcheinbare Gaſſe nach dem Theater Apollo a S. Lucca; dieſe Gaſſe hat vielleicht Göthe zur Bemerkung veranlaßt, daß man in der alten Lagunenſtadt Paſſagen finde, deren Enge für einen wohlbeleibten Mann gefährlich werden könne; denn die oben erwähnte Gaſſe iſt wirklich ſo ſchmal, daß ein Ausweichen zweier nicht ganz dünnen Perſonen nur mit der größten Vorſicht geſchehen kann. Daß dieſelbe gerade in ihrer Aermlichkeit zum Tempel des Apollo führen muß, iſt bezeichnend. Das Theater hier, vielleicht von der Größe der Stuttgarter Hofbühne und alſo gegen die übrigen klein zu nennen, iſt freundlich und elegant eingerichtet und man ſieht hier in den Logen gewählte Toiletten aus der Geſellſchaft des Adels und der höheren Bürgerklaſſen. Meiſtens werden hier Opern gegeben, doch war Apollo diesmal nur für kurze Zeit geöffnet, während la Fenice geſchloſſen war. Eine zuſammengeſuchte Geſellſchaft gab hier achtmal hinter einander die alte Norma, worin die ſchon erwähnte Maria Spezzia in der Titelrolle Vortreffliches leiſtete und ſehr gefeiert ward, unſer Landsmann Stighelli aber, der den Sever ſang, vom italieniſchen Publikum als Ausländer, namentlich Anfangs, mit unangenehmer Parteilichkeit behandelt wurde.

Das Theater San Samuele, kleiner als Apollo, aber eben-

unmännlich, ſogar ſich ſelber eine freudige Bewegung zuzugeſtehen, ſich ſelbſt zuzugeben, daß er ſich ſelbſt durch einen ſublimen Gedanken überraſcht. Er drückte das Kinn feſt auf die Halsbinde und brachte die Brille näher ans Geſicht und ſagte mit außerordentlicher Ruhe: „ja, ſo könnte es vielleicht gehen, das Blatt muß auf jeden Fall „„die Leuchte““ heißen, ein helles Licht, das wir der Welt aufſtecken, angenehm für unſere Partei, hell und blendend für die blöden Augen der Radikalen!“

So hieß denn das berühmte conſervative Journal „die Leuchte,“ und der Eigenthümer fand den Namen nicht ſo ganz übel, die heißhungrigen Setzer ſetzten ihn den andern Morgen, in der Reſidenz las man es noch denſelben Tag, und in den nächſten Tagen wußte die Mehrzahl von vierzig Millionen Deutſchen, daß ein neues Blatt, „die Leuchte“ entſtanden ſei.

Jetzt war für die conſervative Partei einem längſt gefühlten dringenden Bedürfniß abgeholfen, das Blatt war da, und es fehlte an nichts, als an zahlreichen Abonnenten, um es zu unterſtützen. Hatte man nicht ſchon lange geſeufzt und geſprochen? — Freilich, ſtatt zu handeln, nur geſeufzt und geſprochen. Ja, wenn wir einmal ein Organ hätten, worin wir unſere Anſichten niederlegen könnten, unſern gerechten Grimm ausſprechen über die Uebergriffe einer zügelloſen Partei, wie wollten wir auftreten! hatten ſie geſagt und hatten gedroht, wie in dem Mährchen das Schlachtmeſſer zum Dachladen heraus:

O hätt' ich dich,
Wie wollt' ich dich
Mit meinem langen Meſſer!

Das lange Meſſer war nun freilich ſchon lange da; auch die, auf welche es gezückt werden konnte, zogen ſich nicht feig

falls ſehr hübſch eingerichtet, in einem Winkelwerk von Gaſſen hinter dem Campo San Stefano gelegen, war im vergangenen Winter nur für zwei Abende eröffnet, wo Madame Riſtori bei brechend vollem Hauſe die Mirrha und Medea gab. Wenn es der berühmten und großen Künſtlerin auch hier nicht an enthuſiaſtiſchen Beifallsbezeugungen fehlte, ſo ſprachen ſich doch am folgenden Tage verſchiedene Journale Venedigs etwas ſtark und mißbilligend über ihre Leiſtungen als Mirrha aus. Geſtehen muß man ſchon, daß ſie manchen Moment in dieſer an ſich ſchon auf die Spitze geſtellten Tragödie viel ſtärker und graſſer hervorhob, als ſie es bei uns in Deutſchland gethan; ſie befand ſich eben unter ihren Landsleuten, die namentlich in der Tragödie ſchon Actionen ertragen können, die bei uns, mindeſtens geſagt, auffallen müßten. Daß aber Madame Riſtori trotz alledem auch hier zur größten Bewunderung hinriß, brauche ich wohl nicht zu erwähnen; namentlich war ihre Medea das prachtvollſte, wenn auch ſchrecklichſte Schauſpiel, das man ſehen kann. Wer kennt die Gefühle eines Weibes, einer Mutter in ſolchen Augenblicken, wie ſie uns hier vorgeführt werden! Wer vermag zu ſagen, ob dieſer gräßliche tigerartige Charakter, wie ihn Madame Riſtori gab, nicht mit vollkommener Wahrheit gezeichnet iſt! Erſchüttert und tiefbewegt ſah die Maſſe der Zuſchauer den Vorhang fallen, und den einſtimmigen donnernden Ruf, unter welchem die große Künſtlerin erſcheinen mußte, hatte ſie wohl verdient.

Nach Fenice das größte, aber dem Range nach das letzte Theater Venedigs iſt das Theater Malibran; es hat ebenfalls fünf Logenreihen von einem außerordentlichen Umfange und wird häufig von Seiltänzern und Kunſtreitern benützt. Da mag es denn ganz behaglich ausſehen, vielleicht aufgeputzt mit etwas

Goldschaum, ein paar Draperien, einigen wehenden Fahnen; belebt von rauschender Musik und tausenden von Menschen. Wer aber jetzt dies Theater sah, das ungeheure Haus in seiner nackten Aermlichkeit, mit seinen grauen verblichenen Bogenbrüstungen und dem Plafond, an dem die Malerei größtentheils verwischt ist, der konnte sich eines unheimlichen Eindrucks nicht erwehren. Im ganzen Zuschauerraum brannten vielleicht acht Gaslichter, welche mehr die Dunkelheit zeigten als Helle gaben. Das Publikum in dem weiten Parterre, vielleicht dreißig bis vierzig Personen, war in der Mitte ängstlich zusammengedrängt, als scheue es sich, weit auseinander zu sitzen, Gott weiß von welchem Ueberfall träumend. Die räumlichen Korridors hinter den Logen hallten den Schritt des Dahinwandelnden wider, sie warens eiskalt, fast dunkel, und wenn man sich räusperte, tönte es wahrhaft gespensterhaft. Endlich in seine Loge gelangt, die von einem zerlumpten Kerl geöffnet wurde, den man froh war, mit einem Trinkgeld entfernt zu haben — man gab nur, um ihn los zu werden, hier reichlicher als selbst in der Fenice — sah man mit Erstaunen hie und da einen Kopf in dem weiten Umkreis der fünf Logenreihen und zog sich ordentlich erschreckt von dieser Leere zurück. Daß die Logensitze aus Brettern ohne Polster bestanden, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

Endlich schabt man im Orchester auf ein paar alten Violinen, eine Clarinette und eine Oboe vergrößern durch ihre Klagen diesen Jammer, und der Vorhang erhebt sich vor vier Prosceniumslampen. Das erste Stück hätte dem unheimlichen Theater gemäß nicht besser gewählt werden können; „die Münzen des Teufels“ zeigen uns einen alten Geizhals, der sich in früheren Zeiten an dem Morde irgend eines reichen Marchese betheiligt und nun

von seinem Gewissen ruhelos umhergepeitscht wird. Der Schauspieler war nicht schlecht und spielte namentlich eine Scene mit schauerlicher und ergreifender Wahrheit. In seinen Träumen und Phantasieen nämlich schwebt es ihm vor, als wenn eines Tages Diebe erscheinen würden, um ihn zu berauben und dann zu ermorden. Es ist Nacht; er schleicht mit seinem Lichte durch das Haus, knieschlotternd und alles unheimlich anstarrend. Ah! Diese entsetzliche Stille! sagt er; wenn man jetzt dort am Fenster im Nebenzimmer den leisesten Versuch machte, eine Scheibe zu zerschneiden, man müßte es deutlich hören. — In der That vernimmt man jetzt dieses Geräusch, und die Physiognomie des erschrockenen Geizhalses verändert sich aufs furchtbarste; er hat nicht den Muth, die Diebe zu verscheuchen, aus Furcht, man werde ihn umbringen. Er und die Zuschauer hören, wie die Scheibe eingedrückt wird, wie man das Fenster öffnet, wie man leise die Möbel verrückt, und sein Mienenspiel dabei könnte man meisterhaft nennen, wenn es nicht übertrieben wäre. Sein Gesicht verlängert sich zusehends, die Unterlippe hängt schlaff herab, seine Augen treten hervor, so daß man jeden Augenblick fürchtet, er werde einem Schlaganfall unterliegen. Unterdessen hat man im Nebenzimmer die Kasse erbrochen und jetzt hört man das Geld klingen. Bei diesem Tone aber siegt der Geiz über die Todesfurcht. Mit einem gräßlichen Schrei und krampfhaft ausgebreiteten Fingern stürzt er von der Bühne.

In dieser Art ging das Stück fort durch vier Akte, was in einem freundlichen Theater unter Hunderten von Menschen schon des Kontrastes wegen behaglich zu sehen gewesen wäre, hier aber in dieser unheimlichen Umgebung ein fast peinliches Gefühl hervorrief. Um für mich das Eigenthümliche des öden

Hauſes noch zu vergrößern, konnte ich mir gegenüber oberhalb der höchſten Logenreihe durch ein trübes Fenſter den Himmel und ein Stückchen Mond ſehen, deſſen weißes mildes Licht ſo ſeltſam abſtach von den röthlich brennenden dunſtigen Lichtern des Hauſes. Später zeigte der ſinkende Mond dort oben das dunkle ſchattenhafte Bild eines naheſtehenden Schornſteins, was genau ſo ausſah, als lauere ein nächtlicher Umhertreiber durch die Scheiben auf die Komödie herab, welche mit ſeinen Gefühlen außerordentlich harmonire.

Als zweites Stück wurde ein Luſtſpiel gegeben, deſſen Inhalt identiſch iſt mit dem bekannten deutſchen Stücke „der reiſende Student.“ Hier verläßt der Heizer eines Dampfbootes Abends ſeine Frau, um abzureiſen, leider hungrig, da ſeine mürriſche Ehehälfte nichts für ihn zu eſſen hat. Als er aber kaum das Haus verlaſſen, hören wir, daß ſie in der Küche vortreffliche Maccaroni zubereitet, auch Salami herrichtet, kurz ein Souper zuſammenſtellt, zu dem ſie einen Geiſtlichen, der ſie zuweilen mit freundlichem Zuſpruch tröſtet, erwartet. Ehe dieſer aber erſcheint, kommt Einquartierung: ein Soldat, müde vom Marſche, dem es aber wie dem Ehemann ergeht, als er etwas zu eſſen verlangte. Nach einigen Verſuchen, ihr die Cour zu machen, die ihm aber nicht gelingen, wird er auf den Boden des Hauſes zur Ruhe verwieſen, und nun erſcheint der erwartete Gaſt, das Souper wird aufgetragen, was der hungrige Soldat, der ſich herbeigeſchlichen, mit großem Neide ſieht. Aber o Unglück! plötzlich hört man Tritte auf der Treppe; wahrſcheinlich kommt der Mann zurück. Schnell wird das Souper verſteckt, der ſchwarze Gaſt kriecht in einen Kaſten und der Heizer erſcheint; er hat nicht abreiſen können, da das Dampfboot eines großen Sturmes

wegen im Hafen bleibt. Die Frau meldet verdrießlich, es sei Einquartierung gekommen, der Soldat zeigt sich. Wenn nur was zu essen da wäre! — Oh, sagt die Einquartierung, ich verstehe was vom Geisterbeschwören; soll ich ein Souper herzaubern? Nun folgt die bekannte Geschichte. Dort, gibt der Gast an, seien die Maccaroni, dort Salami, dort Brod und Wein. Die Frau, fast in Verzweiflung, daß sie verrathen ist, muß alles selbst herbeibringen. — Das gehe doch nicht mit rechten Dingen zu, meint der Heizer, und er habe schon lange bemerkt, daß im Hause was nicht richtig sei. Nicht wahr, meint der Soldat, Ihr habt gewiß hier im Hause oft was Teufliſches bemerkt? — Nun kommen italieniſche Volkswitze, worüber das Publikum unbändig lacht, und zuletzt wird der böſe Geiſt aus ſeiner Kiſte erlöst; er erhält eine tüchtige Tracht Prügel und läuft davon. — Der Soldat wurde recht gut gegeben, und auch der Heizer blieb vortrefflich im Charakter ſeiner Rolle, war auch für einen ſolchen ganz zweckmäßig coſtümirt; der Matroſenanzug, rothgeſtreifte Hoſen, das blaue Hemd, der graue Hut, alles beſtaubt und voll Kohlenruß. Publikus war zufrieden und verlief ſich in aller Stille.

Bei S. Moiſè Profeta befindet ſich das Puppentheater Venedigs, ein kleiner Saal, nicht ſo elegant wie der von Mailand, worin die Marionetten agiren; auch hat es keine Logen wie dieſes, ſondern oben nur eine rings umher laufende Gallerie. Doch iſt es hier immer ſehr luſtig, alle Sitze meiſtens beſetzt, eine luſtige Kinderſchaar mit friſchen, aufgeweckten Geſichtern lacht unbändig, und auch Erwachſene erfreuen ſich an den trefflichen trockenen Späßen, die Facanapa allabendlich im venetianiſchen Dialekt Preis gibt. Im Puppentheater iſt jeden Abend Vorſtellung, denn die Acteurs haben keinen Urlaub, ſind auch nie ſchlecht

gelaunt und heiser, und mit ihren großen starren Augen und klappernden Gliedmaßen immer bereit, wenn man sie braucht. Facanapa, ein drolliger, verschlagener Kerl, dabei eine Art Staberl, ist die Seele und der Mittelpunkt aller Komödien; er stellt gewöhnlich den Bedienten irgend eines reichen Engländers oder auch einer italienischen Marchesa vor und richtet begreiflicher Weise alle Botschaften falsch aus. Facanapa ist vielleicht einen Kopf kleiner als alle übrigen Puppen, untersetzt und wie ein wohlhabender Landmann angezogen; er agirt vortrefflich und mit einer Lebendigkeit, die grade weil sie so hölzern erscheint, unwiderstehlich zum Lachen reizt. Er stottert ein klein wenig, und während alle Uebrigen pathetisch deklamiren, spricht er wie ihm der Schnabel gewachsen. Sein Begleiter ist Arlequino, der bei schwierigen Commissionen immer voran muß, an einer Thür klingeln, wo statt des freundlichen Grußes ein Besenstiel herausfährt, oder an ein Fenster klopfen, wo eine nasse Bescheerung herab kommt. Ist er nun so durchgeprügelt oder eingeweicht, so erhält er von Facanapa gute Lehren, wie er sich in Zukunft in acht zu nehmen habe. Dabei verdreht er allen Leuten die Worte im Munde; z. B. die Heldin des Stücks sagt zu ihm: „ach, ich bin dem Weinen nahe; ich kann mich kaum auf meinen Füßen halten;“ worauf er ihr vielleicht antwortet: „Ja, wenn du dem Weine nahe warst, da wirst du dich freilich kaum auf deinen Füßen halten können.“ Vorhin erwähnte ich einer Aehnlichkeit des Facanapa mit Staberl, und nicht nur diese macht sich bemerklich, sondern es werden auch ganze Scenen aus den Stücken des berühmten Wiener Parapluimachers gegeben; so jene, wo Staberl unter dem Namen seines Herrn den Besuch bei der Lordin macht, deren Tochter er heirathen will.

Daß die Unternehmer des Marionettentheaters von allen Impressarien Venedigs im Verhältniß die besten Geschäfte machen, bin ich fest überzeugt. Das Theater ist meistens vollkommen besetzt, und Fremde sowie Einheimische amusiren sich gern hier ein paar Stunden. Es ist schade, daß bei uns in den größeren Städten dergleichen Marionettentheater nicht mehr Eingang finden; es wäre das namentlich für die Kinderwelt ein außerordentliches und auch wohlfeiles Amusement. Die Puppen haben eine Größe von ungefähr zwei ein halb Fuß, und namentlich sind die Köpfe sehr sorgfältig gearbeitet, mit wirklichen Haaren versehen, die nach Bedürfniß frisirt werden, und die ersten Helden und Heldinnen mit beweglichen Augen, denn Augenverdrehungen gehören hier ebensogut dazu, wie bei den wirklichen Acteurs. Natürlich sind einzelne Puppen, wie z. B. Facanapa, mit ganz besonderen Gelenken versehen, die keine anderen aufzuweisen haben, vorzüglicher begabt als ihre Collegen, und der eben genannte kleine Kerl macht zuweilen Sachen, die ans Unglaubliche streifen; so zieht er seinen Rock aus und an, obgleich er kein Automat ist, sondern ebenfalls an Drähten regiert wird, die aus den Soffiten herabkommen. Wahrhaft natürlich und sehr ergötzlich ist er oft am Ende einer Posse, wenn er, des Dienstes und aller Quälereien überdrüssig, endlich über die ganze Gesellschaft herfällt und sie von der Bühne prügelt. Ein solcher Schluß gefällt auch der Kinderwelt am besten, und dann sieht man sie lustig in ihre kleinen Hände klatschen, bemerkt die Zufriedenheit auf allen ihren Mienen und das Leuchten des Glücks in den großen schwarzen italienischen Augen.

Paris im Winter 1851.

I.

Die Boulevards.

Da liegen die Boulevards vor mir von der Madeleine an bis zum Juliplatz mit ihrem unaufhörlichen Getümmel, ihren Equipagen, ihren zahlloſen Spaziergängern, ihren Caſé's, ihren Magazinen, ihrem Glanz und Schmutz; ſie haben ſich nicht viel verändert, ſeit ich ſie nicht mehr geſehen, ſeit Frankreich wieder einmal eine Republik geworden — nicht viel, aber doch etwas. Das Pflaſter des Fahrwegs iſt verſchwunden, und derſelbe wurde macadamiſirt, und ich kann nicht ſagen, daß ſich der Boulevard deßhalb zu ſeinem Nachtheil geändert. Man erwartet nach allem, was man darüber gehört und geleſen, die Straße nach Art unſerer Chauſſeen mit zähem Schlamm, mit Koth und Waſſer bedeckt zu finden, und doch iſt dieß durchaus nicht der Fall, da für eine möglichſt trockene Erhaltung dieſes Weges alles mögliche gethan wird; hunderte von Aufſehern ſind immerfort beſchäftigt, friſchen trocknen Sand auf-, die Geleiſe der Karren und ſchweren Omnibus zuzuſchütten und das locker gewordene Erdreich feſtzuſtampfen.

Obgleich es dieſen Winter hier, wie überall, übermäßig viel

zurück, sondern stellten sich dahin und sagten: „hier bin ich!“ Aber das lange Messer wurde darum doch nicht gezückt; sie scheuten es, das lange Messer, und wenn es hie und da einmal zu arg wurde, und es nahm Einer muthig das lange Messer in die Hand, so eilten die Andern davon oder blickten scheu und vorsichtig auf die Seite und konnten es nicht mit ansehen, wie das lange Messer in das Innere eines Beefsteaks fuhr.

Aber es war den Leuten nicht übel zu nehmen, daß sie sich nicht gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigten; sie hatten keinen Vereinigungspunkt. Ja, wenn sich einmal ein muthiger gewandter Arm fände, der das lange Messer kräftig in die Hand nähme und es zum Nutzen und Frommen gegen den Feind führte, wie wollten wir ihn heimlich unterstützen! Ihm öffentlich zur Seite stehen, war freilich nicht thunlich, aber ihm wenigstens aus dem Dunkel heraus unter die Arme zu greifen und ihn aufrecht zu erhalten, das hätten sie schon thun können. Der Arm hatte sich gefunden: Doktor Stechmaier stellte sich offen und frei hin, hieb mit der Waffe der Satire und des Humors um sich und focht mit einem Heldenmuthe, der, wenn auch nicht einer besseren Sache, doch besserer Mitkämpfer würdig gewesen wäre.

Die Mitkämpfer aber, einige gewichtige, hochherzige Männer ausgenommen, hatten schon am ersten Tage Manches an der „Leuchte“ auszusetzen, an dem Journal für die conservative Partei, für welches sie bis jetzt gar nichts gethan. Schon der Name war ihnen anstößig, unangenehm, unheimlich, und es schwebte ihnen die Aristokratie an der „Leuchte“ vor. Dann erlaubte es sich der Doktor Stechmaier auch zuweilen, auf ein altes verrostetes Vorurtheil der eigenen Partei hinzuweisen, oder erlaubte sich zu sagen: „hättet ihr das und das von selbst gethan, so würde man es Euch nicht abnöthigen!“ Edel von dem

geregnet, ſo fand ich doch den Boulevard trocken genug, um, ohne ſich zu beſchmutzen, hinüber kommen zu können. Außerdem findet man von Zeit zu Zeit gepflaſterte Uebergänge — Furten — die von jedem benützt werden, ſo daß ſich an dieſen Stellen beſtändig eine Menge Fußgänger einfinden, die nach Art der Enten den Uebergang bewerkſtelligen. Hier wird man freilich geſtoßen und gedrückt, und hat ſeine liebe Noth einer eleganten Dame nach den Regeln der Höflichkeit auszuweichen oder ſich vor den Cartons einer Modiſtin in Acht zu nehmen, die dieß ohnehin ſchmale Defilé ungebührlich verengen. Durch Wegnahme des Pflaſters hat ſich aber das unerträgliche Geraſſel der Wagen auf dem Boulevard außerordentlich vermindert, und es iſt jetzt ſogar möglich in einem Omnibus ſein eigenes Wort zu verſtehen — ein großer Vortheil neben einem andern nicht geringern, der darin beſteht, daß der Wagen keine ſo fürchterlichen Stöße mehr macht, und man auf ſeinen Sitz gelangen kann, ohne alle Welt auf ihre Hühneraugen zu treten oder ſich einer Dame unfreiwillig auf den Schooß zu ſetzen, was früher häufig genug vorkam. So iſt denn dieſe Einrichtung des neuen Gouvernements wirklich von Nutzen, und die Pariſer werden endlich ebenfalls einſehen, daß dieſe Aenderung nicht den einzigen Zweck hatte, ihnen die ſo beliebten Pflaſterſteine zu entziehen, was bis jetzt noch mancher glaubt.

Es iſt eigenthümlich, daß faſt jeder, der nach Paris kommt, zuerſt den Boulevard beſucht; freilich iſt es auch ſehr begreiflich, denn es iſt die einzige Straße, wo man an einigen Stellen der breiten ſchönen Trottoirs behaglich flanirt, wo man umſonſt alles erdenkliche Schöne ſieht, und wo man, natürlich für theures Geld, ſein tägliches Brod findet. Es iſt die große Pulsader dieſer

Rieſenſtadt — alle die zahlloſen Straßen, die hier münden, führen in jeder Secunde neues mannichfaltiges Leben hieher, das ebenſo ſchnell wieder auf der andern Seite verſchwindet, ohne die Straße zu überfüllen, ohne den Kreislauf des Bluts zu beſchleunigen, — das heißt, ſo lange der Körper geſund iſt. Denn bei der geringſten fieberhaften Aufregung zeigt ſich dieſe auch wieder am erſten und heftigſten auf den Boulevards: hier ſtockt der gewöhnliche Verkehr am ſchnellſten, hier ſammeln ſich die ungeſunden Stoffe der Hauptſtadt, hier wird die Paſſage plötzlich gehemmt, hier drängt ſich Kopf an Kopf, hier ertönt gewöhnlich zuerſt der allgemeine Ruf: aux armes, citoyens!

Vorderhand iſt dergleichen hier nicht zu befürchten und die Boulevards zeigen ihr gewöhnliches lebensfrohes heiteres Geſicht; rechts und links an den Trottoirs ſind alle Gewölbe geöffnet, die Artikel und Erzeugniſſe der ganzen Welt zum Verkauf darbietend, und nicht bloß Artikel für eine Claſſe — nein, dieſelben Artikel für die verſchiedenſten Anforderungen, für die verſchiedenſten Börſen, denn wenn z. B. ein Damenhut hier in dieſem eleganten Gewölbe, das von Spiegeln und Vergoldung ſtrotzt, 80 Francs koſtet, ſo iſt er gleich daneben in derſelben Façon, wenn auch nicht weniger ſolid gearbeitet, für 15 Francs zu haben. Ein Laden reiht ſich an den andern, Silbergeſchirr, Gold und Juwelen neben Schuhen und Strümpfen, Kupferſtiche, feine Stoffe aller Art neben Bücherläden, ächter neben unächtem Putz und Tand neben Lebensbedürfniſſen, und da auch die Läden, in welchen auf den Boulevards letztere feilgeboten werden, in dieſer geputzten Geſellſchaft verſtändig, ausdrucksvoll erſcheinen wollen, ſo haben ſie in ihrem Aeußern ein übriges gethan, und es könnte in dieſen zierlich und reinlich geputzten Gewölben ebenſo gut

Sammet und Seide ausgelegt werden, während man jetzt dort nur ganze Reihen zugerichteter wälscher Hühner, Fische auf messingenen Platten, Austern in schöngeflochtenen Körbchen, gelbe Südfrüchte in Pyramiden und rothe Hummern auf weißen Servietten sieht. Alles hat hier ein außerordentlich appetitliches Ansehen, und die zubereiteten Speisen aller Art bitten ordentlich um die Ehre, von uns berücksichtigt zu werden.

Vor allen diesen Herrlichkeiten bemerkt man nun Stunde um Stunde eine Menge Zuschauer aller Classen, jeden Alters, elegante vornehme Damen und Herren, die sich ein neues Kunstwerk betrachten, das so eben ausgestellt wurde, Fremde aus der Provinz und dem Auslande, die all dies unerhört Wunderbare mit gerechtem Erstaunen anstarren, die bei jedem Gewölbe außer sich gerathen und von den Bronzen nicht fortkommen können, bis ein reicher Shawl nebenan sie magnetisch anzieht, die bei allem, was sie sehen, ihre Börse zu Rathe ziehen, ob es nicht anzuschaffen sei. Und dazwischen der eigentliche und wahre Flaneur, der einem kleinen vergoldeten Hampelmann oder einem ausgestellten Reitstiefel dieselbe Aufmerksamkeit, denselben Ernst widmet, wie einem neuerschienenen prachtvollem Kupferstich bei Gropil.

Alles das geht und steht, spricht und lacht, zeigt sich in den mannichfaltigsten Toiletten, schaut an und läßt sich anschauen, wird gestoßen und um Verzeihung gebeten, stößt wieder und bittet ebenfalls um Verzeihung, das wogt auf und ab, auf und nieder, alle Classen der Pariser Bevölkerung; und wenn die Modistin und der Handwerker noch so eilig zu einem Kunden müssen, kaum betreten sie die Boulevards, so faßt sie derselbe allgemeine Schwindel, dieselbe Gafflust. Der Schreiner sieht sich

irgend ein neues Möbel an und die Modiſtin eleganten neuen Kopfputz, etwas Pikantes, das eben erfunden; und hat man ſich einmal ſo feſt zaubern laſſen, ſo wird ein halbes Dutzend Magazine beſchaut, ehe man ans Weiterrennen denkt.

Erſcheinungen, die, obgleich man ſie täglich ſieht, doch immer für gewiſſe Claſſen Neugieriger etwas beſonderes haben, feſſeln eine Menge Zuſchauer. Die beiden Wachsfiguren, ſchöne blaſſe Damen mit großen ſchmachtenden Glasaugen, pfirſichblüthfarbenen Backen, in ſeidenen Corſetten und dicken Unterröcken, die ſich beſtändig drehen, und ebenſo die beiden kleinen aufgeputzten Kindergeſtalten, die es ebenſo machen, ſind ſehr geſucht und bewundert, noch mehr aber ſtaunen kleine und große Buben das fürchterliche Gebiß an, das dort bei dem Zahnarzt heraushängt, denn es bewegt ſich, die beiden Zahnreihen öffnen ſich langſam und fürchterlich, und klappern darauf ſchnell wieder zuſammen. Die kleinen Gamins, die davor ſtehen, haben gewiß ſchon irgend einmal etwas vom Oger gehört oder ſonſt von Menſchenfreſſern, und ihre üppige Phantaſie miſcht dergleichen ſchnell durcheinander. Auch eine Aſphaltausbeſſerung iſt im Stande, einen Kreis Wißbegieriger zu verſammeln, ſowie ein Tapetengemälde mit irgend einer merkwürdig ſchauderhaften Geſchichte.

Zu all dieſem kommen nun noch die ambulanten Krämer mit ihren kleinen Karren, auf denen Porcellan, wohlfeile Stoffe, ordinäre Schmuckſachen feilgeboten werden, ferner an den Straßenecken die Blumenverkäuferinnen, bei welchen in dieſem Augenblick friſche Veilchen die Hauptrolle ſpielen und in kleinen und großen Sträußen begierig gekauft werden; daneben ein Scheerenſchleifer mit ſeinem ſchnurrenden Rade und der Stiefelputzer mit ſeinem Reinigungsapparat — alles dies iſt im Stande, den Fremden

verwirrt zu machen, und er weiß nicht, wo er mit Beſchauen anfangen, wo er aufhören ſoll. Magazine und Zuſchauer ſind gleich intereſſant, und man zweifelt, ob man zuerſt die Brodequins in jenem Gewölbe betrachten ſoll, oder die, welche ſo eben an den kleinſten Füßen, die man je geſehen, bei uns vorbeiſpazieren.

So ſind die Trottoirs auf beiden Seiten der Boulevards beſchaffen, beſtändig bedeckt mit der gleichen ſchauluſtigen Menge, die auf und abſpaziert, und nur zuweilen in der durchſchneidenden Straße ſtockt, wenn dort gerade zuviel Fuhrwerke auf die Boulevards einfahren.

Der mittlere Theil der Straße dagegen bietet ein wenn auch gleich belebtes doch ganz anderes Bild; die Trottoirs ſind für die Fußgänger, dieſer dagegen für die Wagen und Reiter und mit Fuhrwerk aller Art bedeckt. Die ſchweren gelben Omnibus fahren langſam ihren regelmäßigen Cours, der Conducteur hinten auf dem Tritt beſtändig um ſich ſchauend und jetzt dem Kutſcher ein Zeichen gebend, wenn ſich ein neuer Mitfahrender meldet, dieſer ſpringt hinein, ein Zeichen mit der Glocke ertönt, und der ſchwere Wagen ſetzt ſich wieder in Bewegung, um das gleiche Manöver mit den Aus- und Einſteigenden hundertmal zu wiederholen, oder auch auf kurze Zeit ſein „Complet“ aushängend, um anzuzeigen, daß alles beſetzt iſt.

Zwiſchen dieſen Fahrzeugen, den Linienſchiffen der Boulevards, winden ſich Miethkutſchen, Fiakers, Cabriolets in allen erdenklichen Formen und Farben hindurch, und auch dieſe leichteren Wagen werden wieder überholt und gekreuzt von den eleganten Coupés, Broughams, Citadines, worin Herren und Damen der vornehmen Welt Viſiten machen. Man glaubt ein

Wettrennen vor ſich zu ſehen, alles ſcheint nach dem gleichen Ziel zu ſtreben, und doch hat wohl jeder Wagen eine andere Beſtimmung — oft ſtockt die ganze Reihe, wenn gerade ein ſchwerer Fahrwagen in eine Seitenſtraße einbiegt, oder aus einer hervorkommt, oder wenn ein Omnibus plötzlich hält, oder wenn eine Reihe Fußgänger ſich heldenmüthig zwiſchen dieſes Meer von Equipagen wirft, um das andere Ufer zu erreichen — aber unaufhörlich rollen ſie an uns vorüber dieſe Hunderte, ja Tauſende von Fahrzeugen, ein- und zweiſpännig, numerirt und unnumerirt, elegant und ſchmutzig, gelb, grün, ſchwarz, roth, alle in gleicher Haſt, wenn auch nicht in gleicher Geſchwindigkeit, und die Räder raſſeln, die Karren dröhnen, die Kutſcher ſchreien ihren Warnungsruf, und wenn man lange hingeſehen hat auf dieſes unaufhörliche Gewühl, ſo ſieht man es nur noch bei dem geblendeten Auge vorüberziehen wie einen gewaltigen Strom, der mit ſich davon führet Equipagen und Omnibus, Karren, Pferde, Spaziergänger, alt und jung, jeden Geſchlechts und Alters, zwiſchen den hohen Häuſerreihen dahin, die mit ihren unzählbaren Fenſtern wie verwundert das Getreibe zu ihren Füßen anſtaunen.

So iſt es hier am Tage. Abends und Nachts aber zeigen ſich die Boulevards nicht minder belebt, und noch unendlich ſchöner, phantaſtiſcher, geheimnißvoller — da iſt die breite Straße in ihrer ganzen Länge und Breite ein einiges wogendes, flammendes Feuermeer, zwiſchen den Gasflammen und Straßenlaternen die Café's, Reſtaurants; die Gewölbe und Paſſagen ziehen kreuz und quer, die glänzenden Laternen der Wagen, die rothen, grünen und blauen Lichter der verſchiedenen Omnibus — Leben und Getümmel iſt dasſelbe wie am Tage, nur dem

Ohr vernehmbarer, da das Auge geblendet in das Dunkel und den Lichterglanz ſtarrt, und nicht im Stande iſt, etwas zu unterſcheiden; alle Gewölbe ſtrahlen von einer fabelhaften Helle, überall Schimmer und Glanz, das Gedränge der Fußgänger und Wagen faſt größer als am Tage, und nirgends Stille, nirgends Ruhe als vielleicht im hintern Zimmer irgend eines Café's, wohin man, ermüdet und geblendet, ſich zurückzieht, um gern an die gemüthlichen leeren Straßen der Heimath zu denken.

II.

Der 24. Februar.

Zum Jahresfeſt der Revolution erwartete man in Paris allerlei Demonſtrationen und dergleichen. Die verhängnißvollen Februartage aber gingen ſo ruhig als nur immer möglich vorüber. Am 21. hieß es allgemein, die Banlieue würde in Maſſe in die Stadt rücken, um zu Gunſten des Präſidenten etwas gegen die Aſſemblée zu unternehmen; es ſei eine Deputation bei dem Präſidenten geweſen, dieſer habe aber erklärt, er werde allen Ruheſtörungen, ſie mögen ausgehen von welcher Seite immer, mit voller Gewalt entgegentreten. Es hieß ferner, die Garniſon ſei in Folge dieſes Ereigniſſes conſignirt, und was ich von dieſen Geſchichten allein verbürgen kann, iſt, daß ſich am 22. faſt keine Uniform in den Straßen von Paris blicken ließ. Die Boulevards aber wurden durch dieſe Gerüchte in ihrem vergnüglichen Leben nicht im mindeſten geſtört, und wenn ſich dieſelben zuweilen etwas leerer anſchauen, ſo iſt dieß die Schuld eines kalten

Oſtwindes, der uns ſtoßweiſe heimſucht. Geſchieht dieß, ſo eilt alles in haſtigen Tempos vorüber, die glänzenden Atlasmäntel der Damen ſind mit dichtem Pelz bedeckt, die Herren in dicken Paletots haben um Mund und Naſe warme ſchottiſche Tücher geſchlungen, die Kutſcher liegen nicht faul auf ihrem Sitz, ſondern ſpringen auf dem Trottoir umher, um ſich zu erwärmen.

Es iſt eigenthümlich, wie launiſch das Wetter auch hier dieſen Winter iſt; heute ein warmer Frühingstag, morgen eine ſo ſchneidende Luft, daß man ſich bei den ſchlechten Kaminen nicht erwärmen kann; mich dauern nur die armen Blumen auf der Straße, die beim erſten Sonnenſtrahl zum Verkauf ausgeſtellt werden. Ein künſtlicher Frühling in der ſchönſten Abwechslung, Roſen, Hyacinthen, Eriken, Camellien in Töpfen und als Strauß, zierlich mit Papier umgeben, aus welchem ſie, wie aus einem ſteifen Goldkragen, die niedlichſten Köpfchen emporſtrecken, glückſelig und kokettirend in der warmen Frühlingsluft, und dann wieder niedergeſchlagen, ſchaudernd und zitternd, ſowie der Oſtwind in den Straßen Herr und Meiſter wird.

Es iſt merkwürdig, welche Unmaſſe von Veilchen hier täglich zum Verkauf gebracht werden, von den kleinſten Sträußchen an bis zu ſolchen, die faſt einen halben Schuh im Durchmeſſer halten. Sie wachſen in der Gegend von Sceaux in kleinen geſchützten Thälern, wo ſie zu Ende des Winters der kleinſte Sonnenſtrahl aus dem warmen Boden aufküßt. Aber ſie ſterben hier eines elenden Todes, die armen Veilchen, und verwelken zu Tauſenden in den ſtauberfüllten, heißen, dampfenden Tanzſälen oder Nachts auf den Boulevards in der Hand armer Verkäuferinnen, die ſie nicht mehr los werden konnten. Sie gehen durch ſo viele Hände, die unglücklichen Blümchen, bis ſie ihr Daſein

endigen. Friſch am Morgen umgeben ſie mit ihrem ſüßen Duft im violetten Sammetkleide das glühende Geſicht einer ſtolzen Camellie, die ſich herabläßt in ihrer Mitte zu glänzen, und ſind ſelbſt umgeben von feingezacktem Papier und buntem Seidenband. Zuerſt verläßt die Camellie die altwerdenden Veilchen und flüchtet ſich in das Haar einer üppigen Tänzerin. Dann nimmt man ihnen das ſchützende Papier und bietet ſie aus um die Hälfte des Preiſes. Aber ihr Duft, ihre Friſche iſt dahin, ſie fallen immer tiefer, und werden endlich Abends auf den Boulevards, nachdem ſie durch feſteres Zuſammenſchnüren und Ueberſpritzung mit Eiswaſſer wieder ein wenig reſtaurirt ſind, um ſehr weniges ausgeboten. Geſtern Abend, als ich nach Hauſe ging, begegnete mir eine alte Frau, zitternd vor Kälte, und bot mir den größten Strauß für einen Sou an; ich gab ihr das verlangte Kupferſtück, ließ ihr aber ihre Waare, welche wahrſcheinlich heute in einer Straßenrinne verfaulen wird. Das iſt ein Bild des Pariſer Lebens.

Wir haben heute wieder zur Abwechslung ein heiteres Frühlingswetter, es iſt um die Mittagszeit, und auf der linken Seite der Boulevards, der von der Sonne beſchienenen, drängt ſich Kopf an Kopf. Vor dem Café de Paris und in der Nähe desſelben bietet man Stühle zum Vermiethen aus, und dort ſitzen zärtliche Mütter mit Bonnen, Ammen und Kindern. Man kann nichts zierlicheres ſehen als dieſe kleinen, friſchen, lieben, herausgeputzten Geſchöpfe mit den luſtigen Geſichtern. Ich miethete mir einen Stuhl für zwei Sous, um mit Bequemlichkeit dieſem Getreibe zuzuſehen.

Auch Induſtrie und Bettelei aller Art neben Pracht und Luxus freut ſich hier des heitern Sonnenlichtes: dort preist ein

Kerl die unübertrefflichen Klingen seiner Federmesser und zerschneidet wahre Bretter mit Leichtigkeit. Ein anderer erklärt den Mechanismus einer neuerfundenen Schreibfeder, und wenn man seinen Worten glauben will, so braucht man sie nur auf das Papier zu setzen und sie schreibt allein die schönsten Artikel. Wenn ich das nur gewiß wüßte, ich ließe es mich gern 4 Francs kosten. Die besten Geschäfte, und mit Recht, machen die blinden Bettler; sie sitzen gewöhnlich an den Häusern auf der Erde, halten einen zerdrückten Filz zwischen ihren Beinen und bearbeiten eine Clarinette auf die kläglichste Weise. Am Passage de l'Opéra stehen ein paar Blousenmänner und schreien mit einer wahren Stentorstimme: die Börsencourse, wer sie gedruckt kaufen will für 2 Sous.

An solchen schönen Tagen, wie heute, ist das Treiben auf den Boulevards wahrhaft betäubend, man kommt nur in einer Schlangenlinie vorwärts, und der Menschenstrom wogt von der Chaussée d'Antin bis hinauf zu dem Boulevard du Temple in gleicher Stärke. Ein wahrhaft unausstehliches Gedränge ist auf dem Boulevard Montmartre.

Hier bemerkt man an einem Eckhaus ungeheure Anschlagzettel: Lotterie de lingots d'or, garantirt durch das Gouvernement; es ist dies die bekannte Geschichte einer Gesellschaft, welche sich vorgenommen, ein Capital von 7 Millionen Francs zusammen zu bringen, mit diesem Fonds 5 bis 6000 Arbeiter nach Californien hinüberzuschaffen, um ihnen dort vermittelst eines geregelten Bergwesens eine bessere Existenz zu schaffen. Diese Idee wäre an sich nicht so übel gewesen, fand aber nicht den gewünschten Anklang, und es hielt begreiflicherweise äußerst schwer, diese 7 Millionen Francs durch freiwillige Zeichnung zu erlangen,

Doktor Stechmaier, ſchade für das Blatt; denn darauf hin beſchloſſen Viele, die bis jetzt kein Abonnement auf die Leuchte hatten, gar keins zu nehmen. Andere und ſehr hohe Herren, von denen man mit Recht erwartet, ſie würden ein Unternehmen, das ihre Sache verfechte, auf's Kräftigſte unterſtützen, trieben die Beſcheidenheit ſo weit, ſich mit einem einzigen Exemplar zu begnügen. Die geheimen Geldbeiträge blieben aus, die geiſtigen Beiträge ebenfalls; denn es war doch zu gewagt, ſich mit einem Blatte einzulaſſen, das ſo offenkundig und ſchonungslos gegen die mächtige demokratiſche Partei auftrat. Man konnte ja nicht wiſſen, ob die Namen der Mitarbeiter nicht ſpäter einmal bekannt würden, und was daraus entſtehen könnte. So blieben die Kaſſen auf der Druckerei leer, und die großen Bücher füllten ſich mit unbezahlten Rechnungen, von denen ſich der Unternehmer des Blattes für ſeinen Theil ſehr, der Doktor Stechmaier für den ſeinigen gar nicht gedrückt fühlte.

So brannte in der „Leuchte“ ein kümmerliches, elendes Licht, und wenn es auch den Aufopferungen Derer, die es mit dem Blatte gut meinten, gelang, hie und da einen hellen Schein auf das Treiben der anderen Partei zu werfen, ſo waren dieſer Wenigen zu wenig, und nach einem ſolchen Aufflackern herrſchte allemal trübſeligeres Dunkel wie zuvor, und bald ſah jede Nummer wie eine Grabrede auf ſich ſelbſt aus. Die gewichtigen Männer, die ihr Geld dazu gegeben, ſahen bald, daß das Blatt, an allgemeiner Theilnahmloſigkeit kränkelnd, nicht zu halten ſei, und zogen ſich gleichfalls zurück. Der Buchdrucker und Eigenthümer hängte dem Doktor Stechmaier von den aufgeopferten Unkoſten ſo viel an den Hals, als er, ein deutſcher Literat, zu tragen im Stande war, und die acceptirten Wechſel des Redakteurs, die vor der Verfallzeit wie leichte, loſe Blätter flatterten, wurden plötzlich nach dieſem denkwürdigen Tage zu

obgleich man nur einen Franc zu zeichnen braucht und dafür die Hoffnung hat, in der damit vereinigten Lotterie neben vielen kleinen Gewinnen einen Hauptgewinn von 400,000 Francs zu machen. Anfänglich wurde auch etwas gezeichnet, doch nahmen sich die Journale der Sache nicht recht an, und ein Blatt meinte sogar, sobald die 7 Millionen Francs beisammen wären, könnte man nichts gescheidteres thun, als vermittelst dieses Geldes 5 bis 6000 Arbeitern, die in Californien im größten Elend schmachten, die Mittel zu verschaffen, in ihre Heimath zurückzukehren. Die Unternehmer thaten alles mögliche, um das Publikum zu veranlassen, fleißig zu zeichnen; man sah die Beamten in ihren Bureaux, wenn auch in größter Einsamkeit, eifrigst mit Schreiben beschäftigt, große Haufen von Frankenstücken lagen um sie herum oder rollten klingend durch ihre Hände; nichts wollte mehr ziehen.

Da kam man auf den klugen Einfall, den Lingot d'or auszustellen. Der Lingot d'or ist nämlich eine Goldbarre im Werthe von 400,000 Fr., der Hauptgewinn. Hier in dem Hause des Boulevard Montmartre sieht man jetzt einen beständigen Andrang von Menschen, und alle Classen der Gesellschaft drängen sich herbei, den großen Goldklumpen zu sehen, den man für einen Franken gewinnen kann. Republikanische Garde zu Fuß hielt die Ausgänge besetzt, man darf vorne zu dem Hause herein und hinten wieder hinaus flaniren; um seinen Appetit zu schärfen beim Anblick des Lingot d'or: da liegt er in stiller Majestät auf einer vergoldeten Wage, mit schwarzem Sammt und Goldstickerei reich verziert, viereckig, mattglänzend, und auf ihm ist Gewicht und Werth zu lesen. Mächtige Bleigewichte balanciren ihn — das wirkt und mancher greift seufzend in seine

Tasche und holt vielleicht seinen letzten Franken hervor um ihn zu opfern.

Es ist der 24. Februar, und bis hinauf zur Porte St. Denis merkt man an dem Leben und Treiben nicht, daß heut der Jahrestag der Revolution ist. Aber schon auf dem Boulevard St. Martin sieht man außergewöhnliche Gruppen spazieren gehen, und von dort hinauf nach dem Bastillenplatz, wo das Leben gewöhnlich abnimmt, nimmt es heute bei jedem Schritte auffallend zu. Dort kommen Arm in Arm ganze Reihen Männer in blauen und weißen Blousen, die Mütze keck auf das Ohr gesetzt, an derselben einen Strauß von Immortellen; zahlreiche Bürger mit ihren Weibern und Kindern füllen die Trottoirs, ja sogar den Fahrweg, Nationalgardisten bemerkt man in den Haufen, obgleich nicht sehr viele. Dazwischen Krüppel aller Art und aus den verschiedensten Ständen, wahrscheinlich bei der Februar-Revolution zerschossen. Hier hängt ein Blousenmann an seinen Krücken, dort wandelt einer, dem der Arm fehlt, im eleganten Paletot. Schwarz gekleidete Männer und Weiber gehen hin und her. Es ist kaum möglich, durch das Gedränge zu kommen; die Tausende, die von der Julius-Säule zurückkommen, begegnen ebenso viel Tausenden, die dort hineilen. Vom Boulevard du Temple aus, wo man hinauf schaut bis zum Bastillenplatz, sieht man Kopf an Kopf, und je mehr man sich der Julius-Säule nähert, um so größer wird das Gedränge. Von den Leuten, die dort hingehen, tragen viele Immortellenkränze und Bouquette von diesen Blumen in der Hand, um sie dort niederzulegen. Auf dem Platze selbst wird ein großer Handel damit getrieben, und man kann sie sich in Hunderten von Körben, die hier stehen, in den verschiedensten Farben auswählen, schwarz, weiß, roth und gelb.

Viele haben Inſchriften: à mon père, à mon fils, à mon frère. Alles drängt ſich zuſammen um das hohe eiſerne Gitter, das in einem ziemlichen Kreiſe die Säule umgibt; Gamins haben die Bäume und Laternenpfähle erklettert und ſchauen mit lautem Jubelgeſchrei zu, wie in jeder Minute Hunderte von Kränzen hinter das Gitter an den Fuß der Säule fliegen.

Dieſer Platz war ſchon Mittags, als ich hinkam, ein paar Fuß hoch damit bedeckt; auch lag eine große Anzahl auf dem Fußgeſtell der Säule, und ſo oft einer dort hinaufflog, ertönte der weite Platz wieder von Jubelgeſchrei der Menge. Unordnungen ſind übrigens gar keine vorgefallen, und der einzige Soldat, der hier unter den Tauſenden auf Poſten ſtand, klopfte hie und da die Buben von den Laternenpfählen herab, und verjagte ohne Widerrede die Menge, welche das Gitter allzu dicht umlagerte. Dieſe Demonſtration, wenn man es ſo nennen kann, wurde ebenſowohl zum Andenken für die Gefallenen wie aus Widerſpruchsgeiſt gegen die Behörde gemacht, welche im vergangenen Jahr die Immortellenkränze auf Wagen wegführen ließ. Tauſende von denen, die heute hierher geſtrömt, waren übrigens bloße Zuſchauer, die an dieſen republikaniſchen Aeußerungen wenig Gefallen zu haben ſchienen; ſo bemerkte ich unter dieſen ein ſchwarz gekleidetes Mädchen aus den niedern Ständen, die, als man ihr einen Kranz aufdringen wollte, heftig erwiederte: laissez moi tranquille, je ne suis pas républicaine! Dagegen ſah man aber auch Leute genug, die es mit dieſer Geſchichte ſehr ernſtlich meinten, und darunter manche zerriſſene Blouſe, manche confiscirte Phyſiognomie. Dieſe letzteren bildeten hier und da kleine Kreiſe und ſangen das bekannte Lied der Girondiſten, beſonders den Refrain deſſelben:

mourir pour la patrie,
C'est le sort le plus doux,
Le plus digne d'envie.

III.

Theater in Paris.

1.

Paillasse.

Im Theater de la Gaité, auf dem Boulevard du Temple, gab man seit dem 9. November 1850 ein Stück unter dem Titel Paillasse, und beständig bei gedrängt vollem Hause. In den Ankündigungen hieß es jedesmal: Einhundert und so und so vielste Vorstellung, mit dem Zusatz: wann wird dieser ungeheure Erfolg aufhören! In den Journalen von bekannter Farbe las man: Beeilt euch den Paillasse zu sehen, Hr. Friedrich Lemaitre bereitet sich vor zu einer Reise in die Provinzen und das Ausland, um auch dort diesem außerordentlichen Stück die verdiente Geltung zu verschaffen.

Doch mußte Hr. Lemaitre für das Ausland zu spät kommen, denn in Köln z. B., im Vaudeville-Theater des Hrn. Stollberck, setzte man damals dem Publicum schon seit einiger Zeit dieses starke gewürzte Gebräu französischen Unsinns, unter dem Namen: Bajazzo und seine Familie, vor. Hier mag in kurzem der Gang dieser erstaunlichen Geschichte folgen, und dabei das

Elend der unteren Volksklassen mit ihrem Edelmuthe, ihrer Hochherzigkeit, gegenüber der Versunkenheit der höheren Stände, denen nur ihr Rang und Stand heilig ist, zu dessen unbefleckter Erhaltung sie die Herzen der Armen und Leidenden bereitwillig zertreten, mitgetheilt werden. Diese Grundsätze werden dem Zuschauer in jeder Scene in's Gesicht gespieen.

Paillasse, mit dem Beinamen Belphegor, zieht mit seiner Truppe und Familie, bestehend aus seiner Frau, Magdalene, zwei Kindern, einem Knaben von 12, einem Mädchen von 6 Jahren, einem armseligen Knecht, seinem alten Schimmel, Namens Mouton, im Lande umher, und macht auf Märkten und Plätzen seine Kunststücke. Er arbeitet fürs tägliche Brod. Wenn die Einnahme gut ist, haben sie zu leben; ist sie schlecht, dankt er dem guten Gott für die, welche morgen kommen wird. Paillasse ist ein edler Charakter, ein Mann ohne Furcht und Tadel. Das tritt gleich im ersten Act, im Gegensatz zu einer Gesellschaft emigrirter Adeliger, die nach dem Sturze Napoleons nach Frankreich zurückkehren, scharf zu Tage. Die Adeligen nämlich sind voll aller möglichen Albernheiten, voll Eigendünkel, und wollen durchaus nicht einsehen, daß sich in Frankreich seit ihrer Auswanderung manches geändert habe. Sie fragen nach ihren Schlössern, ihren Gütern. Die umherstehenden Bauern antworten ihnen hohnlachend: erstere gehören dem Präfecten, letztere sind unter die Gemeinde vertheilt. — Alles das gefiel den Zuschauern natürlich außerordentlich.

Unter diesen Edelleuten befindet sich auch ein Herr v. Rollac, der eigentlich nicht Hr. v. Rollac ist. Hr. v. Rollac ist in Amerika gestorben, ein französischer Mörder und Flüchtling, Lavarennes, hat sich jenseits des Meeres die Briefschaften des

Verſtorbenen zu verſchaffen gewußt, worunter er ein merkwürdiges Geheimniß gefunden, das ihm eine Goldgrube zu werden verſpricht. Er wagt es nach Frankreich zurückzukehren. Der verſtorbene wirkliche Rollac hatte in Deutſchland gefochten, in ſeinen Armen ſtarb in einer großen Schlacht der Sohn des Herzogs v. Montbazon. Letzterer war verheirathet geweſen, verlor aber während der Revolution Frau und Kind auf unbegreifliche Weiſe, und hinterließ nur bei ſeinem Tod einen Zettel in ſeiner Brieftaſche, auf welchem zu leſen ſtand: ſeine Tochter, die Erbin des Herzogs v. Montbazon, befinde ſich bei einem Pierre Valin, Taglöhner zu Chaumont. Dem Herrn v. Rollac war die Sorge für dieſe Tochter übertragen. Der falſche Rollac findet dieſes Papier, forſcht in Chaumont nach und erfährt zu ſeinem Schrecken, daß die illuſtre Erbin des alten Herzogs v. Montbazon vor zwölf Jahren einen armen Paillaſſe geheirathet hat. Es iſt Magdalene, die Frau des Belphegor. Rollac erklärt dieß dem Paillaſſe, Paillaſſe iſt hocherfreut, daß ſeine Kinder Millionäre werden, daß ſeine Frau, die er ſehr liebt, einem ſo hohen Stande angehört und ſagt: eilen wir alſo zum alten Herzog v. Montbazon; ich, der Mann ſeiner Enkelin, will ihm die Verlorengeglaubte wieder zuführen. — So iſt es nicht gemeint, entgegnet der andere, die Frau und die Kinder werden willkommen ſein, aber der Paillaſſe gehört nicht in die herzogliche Familie. — „Madame," fährt er lächelnd fort: qui ne peut pas rester madame Paillasse, sera présentée dans le monde comme la veuve de quelque noble gentilhomme mort à l'étranger."

Auf dem Wunſch der Familie nun, die Verlorengegangene wieder zu erhalten, und dem Kampf, der darüber öffentlich und

heimlich geführt wird, beruht das ganze Stück. Paillasse soll sich von ihr trennen, und eine Abfindungssumme erhalten, so groß er verlangt. Das weist er natürlicherweise zurück, unter ungeheurem Applaus der Zuschauer: „Taisez-vous, Monsieur," sagt er, „ce n'est pas en plein jour et à la face de dieu que l'on propose à un père de vendre sa femme et ses enfants!" Und Friedrich Lemaitre sagte das außerordentlich schön und ergreifend! — Er beschließt das Dorf zu verlassen, ohne eine Vorstellung zu geben, und weit hinweg zu fliehen, da er fürchtet, man werde ihm seine Frau und seine Kinder gewaltsam entreißen.

Der zweite Act spielt zu Paris in einer ärmlichen Dachstube. Man sieht das Essen des Paillasse, er kocht die Morgensuppe, damit seine Frau, welche bei ihrer kranken Tochter gewacht hatte, einige Stunden ruhen kann. Sie weiß jetzt, wer sie ist, und wenn sie dann die Armuth und das Elend, in dem sie lebt, überschaut, so denkt sie oft: wie glücklich der Reichthum mache, und wie glücklich die Kinder der Reichen seien, die nicht zu hungern und nicht zu frieren brauchen. Eine Nachbarin, die sie zuweilen besucht, nährt diesen Gedanken in ihr, indem sie ihr sagt: sie begreife nicht, warum sie sich vor ihrer Familie versteckt halte und deren Hülfe nicht nachsuche! Auch Hr. v. Rollac erscheint wieder und beschwört sie im Namen ihres Großvaters zu diesem zurückzukehren und ihm seine letzten Tage zu erheitern. Sie ist unschlüssig, sie kämpft mit sich. Aber sie will ihren Mann, ihre Kinder nicht verlassen, was man außerordentlich begreiflich findet.

Hier fangen die Schwächen des Stücks an recht bemerklich zu werden. Die Familie Montbazon, welche Madame Paillasse, die plötzlich aufgetauchte Erbin, durchaus nicht liebt und hiezu

auch keine Urſache hat, will ſie von Mann und Kindern trennen, damit dieſe Verbindung keinen Flecken auf den Glanz des Familiennamens bringe. Rollac allein weiß um die Exiſtenz jenes Papiers, das man nur mit ſchwerem Geld abzukaufen brauchte, um es zu vernichten. Paillaſſe würde nicht beunruhigt, die Frau bliebe in glücklicher Ungewißheit, aber das Stück wäre zu Ende, und das Publicum erführe leider nicht, wie wenig ſich die vornehmen Leute daraus machen, das Herz der Armen zu brechen, ihre Leiden zu verſpotten und zu verhöhnen! Dieſe Aufgabe, die ſich der Dichter geſtellt, wäre nicht zu löſen.

Es muß ein herzzerreißendes Motiv gefunden werden, um die Frau von ihrem Mann zu trennen, und zugleich zu zeigen, welch' entſetzlicher Fluch die Armuth iſt. Das kleine Mädchen des Paillaſſe, ſeit ſeiner Geburt ſehr ſchwächlich, wird immer kränker; die arme Frau will einen geſchickten Arzt, der täglich zu den vornehmen Leuten im erſten Stock kommt, zu Rath ziehen; aber, ſagt die Nachbarin, eine ſolche Conſultation koſtet 10 Francs. Magdalene hat nur ſieben, aber ſo eben kommt Paillaſſe vom Schauplatz nach Haus und hat drei Francs eingenommen, gewonnen; „indem er ſein Leben und die zarten Glieder ihres Knaben auf das Spiel ſetzte.“ Statt ihm nun einfach zu ſagen: „ich brauche 10 Francs für unſer Kind!“ bittet ſie um die drei Francs, um ſich eine neue Haube zu kaufen. Sie will Paillaſſe nicht beunruhigen, und es ſoll rührend wirken, wie ſie ſich über ihre kleine Eitelkeit auslachen läßt, indem ſie doch mit gebrochenem Herzen an ihr Kind denkt. Der Doctor kommt, und zum Erſtaunen von Magdalene, der Nachbarin und faſt ſämmtlicher Zuſchauer de la Gaité, iſt er nicht Ungeheuer genug, die letzten 10 Francs der armen Frau zu nehmen.

C'est pourtant un brave homme, ſagte bei der Aufführung ein Blouſenmann neben mir.

Aber das Kind iſt ſehr krank, der Ausſpruch des Arztes lautet nichts weniger als tröſtend, das Kind hat ein unheilbares Uebel und wird langſam dahinſiechen, wenn ihm nicht die Kunſt geſchickter Aerzte, die ſorgfältigſte Pflege, ausgeſuchte Nahrung, ſüdliche warme Luft zu Theil wird. Magdalene iſt in Verzweiflung; ſie hat ja kaum genug, um das Leben ihrer Kinder zu friſten. „O, was iſt die Armuth für ein Fluch, welches Glück der Reichthum! Die vornehmen Leute können ihre Kinder erhalten, die unſerigen ſterben, weil wir arm ſind!“ Da ſagt die Nachbarin: „Ach, Ihr könnt ja Euer Kind retten, kehrt zu Eurem Großvater zurück mit dem kranken Mädchen, und auch der Doctor meint, da könnte es wieder geſund werden!“ Lange kämpft die Mutter mit ſich ſelber. Soll ſie ihr Kind ſterben ſehen, ſoll ſie Paillaſſe verlaſſen? Endlich kommt noch ein Abgeſandter des alten Herzogs. Halb mit Gewalt nehmen ſie das Kind fort und ſie folgt. —

Paillaſſe, einer der edelſten Männer, die es gibt, denkt bei ſich: eine neue Haube thuts nicht allein. Er beſitzt noch 10 Francs, wofür er einen Shawl kauft, ſowie Spielzeug für das kleine Mädchen, und nun mit ſeinem Buben zurückkehrend, breitet er, da er ſeine Frau nicht im Zimmer findet, alles das zu einer Beſcheerung auf dem Tiſch aus, um ſie freundlich zu überraſchen. Sie kommt lange nicht aus dem Nebenzimmer. Endlich geht der Sohn hinein, um die Mutter zu ſuchen, er kehrt entſetzt zurück, das Zimmer iſt leer, Mutter und Schweſter fehlen. Paillaſſe ſtürzt ebenfalls hinein, er findet ein Stück Papier, auf welchem ſteht: „Wilhelm (ſo heißt Paillaſſe) lebewohl!

Verzeihe mir!' Er iſt dem Wahnſinn nahe, es wird Nacht, man läutet das Abendgebet ein, und Paillaſſe knieet mit ſeinem Sohn nieder, um für die Mutter zu beten.

Im dritten Act werfen wir nun einen Blick in das Treiben der verderbten großen Welt. — Ein junger alberner Vicomte, der mit einer Tänzerin lebt, gibt große Feſte u. ſ. w., heute gerade einen Maskenball. Nachdem ſämmtliche Gäſte hiezu erſchienen ſind, kommt plötzlich Paillaſſe in ſeinem rothcarrirten Anzug mit ſeinem Sohn, dieſer in einem phantaſtiſchen Coſtüm. Paillaſſe hat ſeine Frau durch Städte und Dörfer geſucht, ſein Bart iſt gewachſen, ſein Haar verwildert, ſein Kind bleich vor Hunger und Elend. Die luſtige Maskengeſellſchaft hält ihn ebenfalls für einen Eingeladenen, der ſich vortrefflich und wahr coſtümirt, er ſoll Späße machen und thut das mit gebrochenem Herzen. Er ſtellt ſeinen Sohn Henry auf einen Stuhl, und dieſer, der vor Hunger faſt ohnmächtig wird, muß als Monſ. Jaquinet mit ihm ein Zwiegeſpräch halten; er fragt ihn: „Voulez-vous me dire ce que vous avez mangé ce matin, pour être si gai que ça?" worauf Henry im Ton des Jaquinet antwortet: „Oh, ce matin j'avais une faim! une faim! Figurez-vous bourgeois, que j'ai mangé... j'ai mangé — —" Er ſchwankt und fällt ſeinem Vater ohnmächtig in die Arme. Die Damen eilen herzu, eine ſagt: „Das ſind ja wirkliche Thränen, mais qu'a donc cet enfant?" worauf Paillaſſe mit ſchrecklicher Stimme antwortet: „il a faim, Madame!" Allgemeine Aufregung. Die Tänzerin nimmt ſich des Knaben an, und läßt ihn ins Schloß bringen. Es iſt hieß der erſte Zug von Menſchlichkeit, der in dieſem Stück von einem Mitglied der höheren Geſellſchaft ausgeht. Aber der Dichter hat wahrſchein-

eben ſo viel Mühlſteinen, welche, an ihm hangend, ihn unaufhaltſam in den Abgrund niederzogen.

Das Blatt hörte demnächſt auf, und Doktor Stechmaier, der, ſeit er nicht mehr in dem Wandſchranke wohnte, der Polizei zugänglich geworden war, ſah ſich an einem ſchönen Morgen genöthigt, der freundlichen Einladung des Polizeicommiſſärs ſeines Bezirkes nachzukommen und ſich auf das Polizeibureau zu verfügen, wo der eben genannte vortreffliche Beamte eine ſolche Anhänglichkeit an den Doktor und Redakteur bezeugte, daß ein härteres und grauſameres Gemüth als das unſeres Freundes dazu gehört hätte, dieſer zarten Neigung zu widerſtehen. Der Doktor, der dieß auch einſah, machte keinen fruchtloſen Verſuch, ſich der Freundſchaft des Polizeicommiſſärs zu entziehen, und ſo geſchah es denn, daß er das Quartier in der Elſtergaſſe Nummer Vierundvierzig verließ, ohne eigentlich ausgezogen zu ſein, und daß er dafür ein anderes Gemach bezog, in der Nähe des eben genannten würdigen Freundes, ein kleines beſcheidenes Zimmer mit vier weißen Wänden, einem tannenen Tiſch und Stuhl, einer Bettlade und einigem Bettwerk, verſehen mit Waſſerkrug und ſonſtigen nothwendigen Utenſilien und geſchmückt mit einem kunſtreichen Gitter, welches das Fenſter in phantaſtiſchen Formen bedeckte.

Hier befand ſich der Doktor eigentlich nicht ſchlecht, abgeſehen davon, daß die Sonne nur Mittags zwiſchen zwölf und ein Uhr den ſchwachen Verſuch machte, mit dem erwähnten Gitter zu liebäugeln; und abgeſehen von der ſonderbaren Gewohnheit, ein paar Riegel vor die Thüre zu ſchieben, welche der alte Mann, der ihm das ſpärlichen Eſſen brachte, angenommen hatte, ſah der Doktor in dieſer Aufbewahrungsanſtalt durchaus nichts Abſchreckendes, und nachdem er berechnet, daß er wohl lebenslänglich hier ſitzen könne, bis ſich eine mitleidige

lich gedacht: eine Tänzerin iſt dort ebenfalls nur eingeſchmuggelt, und ihr kann ſchon ſo etwas menſchliches begegnen.

Unterdeſſen iſt plötzlich Herr v. Rollac gemeldet worden. Paillaſſe hört dieſen Namen, er iſt es, den er aufgeſucht, der ſeine Frau veranlaßt, von ihm zu gehen, den er auf der Welt am grimmigſten haßt. Er bittet die Dame des Hauſes um einen Domino und den Chevalier um eine Unterredung. Die Masken entfernen ſich. Paillaſſe gibt ſich zu erkennen, wirft den Chevalier zu Boden und verlangt zu wiſſen, wo ſich Magdalene befinde. Der Chevalier, in der Todesangſt, überreicht ihm ſeine Briefta ſche, in welcher ſich ſämmtliche Papiere des wirklichen Rollac befinden. Paillaſſe entflieht triumphirend.

Im vierten Act ſind wir beim alten Herzog v. Montbazon; wir finden ihn von lächerlichen und adelſtolzen Leuten aus der Geſellſchaft umgeben, denen er durch ſeine mächtige Protection Titel und Stellen verſchafft. Es wird Herr v. Rollac gemeldet. Er tritt herein. Es iſt Paillaſſe vornehm gekleidet. Dieſe Scene ſpielte Lemaitre ganz beſonders gut. Man ſieht, er ſucht ſich die Manieren der vornehmen Welt anzueignen, da aber der Hanswurſt überall durchſchimmert, ſo nimmt er ſich außerordentlich komiſch aus. Er wird indeß als wirklicher Rollac fetirt, als der, in deſſen Armen der Sohn des Herzogs geſtorben iſt, und der Magdalene aufgefunden. Hier erzählt er nun eine ſehr ergötzliche Geſchichte von jener Schlacht in Deutſchland: „le combat s'engage... nous marchons sur l'ennemi, l'ennemi marche sur nous, nous plions, il plie; la cavalerie donne sur l'infanterie, l'infanterie donne sur l'artillerie; les soixante mille bouches résonnent, la fumée nous enveloppe,

on ne voit plus rien du tout... et voilà comment nous avons remporté la victoire..."

Paillaſſe wünſcht der unglücklichen Frau jenes Ungeheuers, welches ſie, die Tochter eines Herzogs, geheirathet, vorgeſtellt zu werden, Magdalene erſcheint, erkennt ihren Mann, muß aber ſtillſchweigen, um ſo mehr, da er ihr eine förmliche Verbeugung macht. Von dem Herzog aufgefordert zu ſagen, ob er nie etwas von Paillaſſe gehört, erzählt er ſeine eigene Geſchichte vor ſeiner Frau, wie ihn der Haß jener mächtigen Familie von Ort zu Ort gejagt, gleich einem wilden Thier, wie man ihm nirgend mehr erlaubt, mit ſeinem armſeligen Gewerbe das Brod für ſich und ſein Kind zu verdienen, und wie Paillaſſe wahrſcheinlich umgekommen ſei vor Hunger und Elend. Die Geſellſchaft hört natürlicherweiſe dieſe Erzählung des falſchen Rollac mit großem Vergnügen, und der Herzog meint, wenn er auch nicht geſtorben ſei, ſo habe man alle Schritte gethan, um jene Heirath zu zerreißen, und Magdalene könne ſich deßhalb als Wittwe betrachten, worauf Belphegor zu ſeiner Frau ſagt: „ainsi vous voilà veuve Madame. Pauvre Paillasse, repose en paix, et que dieu ait pitié de ton âme!" — „Avec l'âme de Paillasse," ſagt die Geſellſchaft lachend. Die Zuſchauer ſind indignirt. — Endlich kann ſich Paillaſſe nicht länger halten, er wirft die Perrücke ab, er ſagt: „ich bin Belphegor, le mari de ma femme! Ich bin Paillaſſe." Nach einem allgemeinen, ſehr begreiflichen Erſtaunen wird unerwartet die Thüre geöffnet, Gerichtsdiener erſcheinen, ſie ſuchen den Herrn v. Rollac, und nehmen Paillaſſe gefangen, von dem ſie glauben, es ſei Rollac, oder eigentlich Lavarennes, der Mörder, Fälſcher und Flüchtling.

Im fünften Act befinden wir uns auf einer Plattform der

Citadelle von Blaye; Paillaſſe als Lavarennes iſt dort in Haft, ſein Urtheil iſt gefällt, er ſoll in einer Viertelſtunde erſchoſſen werden. Umſonſt hat er die Richter verſichert, er ſei Belphegor, der bekannte Paillaſſe. Nichts kann ihn retten als das Zeugniß ſeiner Frau, die aber unglücklicherweiſe weit entfernt iſt. Aber wir ſind ja in der Comödie! Magdalene erſcheint, aber nicht um ihren armen Mann mit einem Wort in Freiheit zu ſetzen, ſondern der Dichter benützt ihre Anweſenheit, um den männlichen Zuſchauern neue Verwünſchungen, den weiblichen neue Thränen zu erpreſſen. Zufälligerweiſe trifft Magdalene in der Citadelle mit ihrem Großvater, dem alten Herzog zuſammen, der ſie beſchwört, ihren Mann nicht anzuerkennen, damit durch dieſe Anerkennung kein Flecken auf ſeinen Namen falle. Paillaſſe ſoll nicht erſchoſſen werden, ſagt er; er hat eine Begnadigung für ihn als Lavarennes ausgewirkt. Die Zuſchauer erwarten, ſie werde dieſen Vorſchlag mit Verachtung abweiſen, ſie werde ihren Mann anerkennen, den ſie nur aus dem einzigen Motiv geflohen, um ihr ſterbendes Kind zu retten. Aber nein, der Quälereien ſind noch lange nicht genug. Belphegor erblickt entzückt ſeine Frau, und ſagt zu den Richtern: „Ah, nun werdet ihr ſehen, wer ich bin! Gott ſei gelobt!“ Der Richter fragt Magdalene: „Kennen Sie dieſen Mann?“ Der Herzog beſchwört ſie ſeinerſeits, und ſie antwortet: „Nein, ich kenne ihn nicht!“ In dieſem Augenblick ſind ſämmtliche Zuſchauer mit vollem Recht empört, Ausrufungen des Erſtaunens, des Erſchreckens und des Mitleids erſchallen durch das Haus: „pauvre homme — ah! c'est infame!“

Nun kommt noch Henry, der Sohn, auf die Scene, er eilt auf die Mutter zu, er will ſie umarmen, der herzogliche Großvater beſchwört ſie noch dringender, ſie ſagt: „Ihr täuſcht Euch,

ich — ich bin nicht Eure Mutter!“ Belphegor reißt ſich von der Wache los, ſpringt auf die Mauer, um ſich ins Meer zu ſtürzen, wird aber mit Gewalt zurückgehalten; Magdalene eilt auf ihn zu und ſchreit: „Oui, je suis sa femme!“ Hierauf wünſcht der Herzog mit Paillaſſe und ſeiner Familie allein zu bleiben, und das Stück endigt außerordentlich matt. Belphegor, um ihn nicht allein ſterben zu laſſen, beſchließt, ihm die beiden Kinder zu geben, damit ſie in Glück und Reichthum erzogen werden. Er mit ſeiner Frau geht in die weite Welt.

Ich habe dieſes Stück ausführlicher beſchrieben, weil es in ſeiner Art großes Aufſehen machte, weil Leute aller Stände es anſahen, und weil trotz des vortrefflichen Spiels von Lemaitre das allgemeine Urtheil vollkommen den Stab brach über dieſes wahnſinnige Machwerk. Man kann aber daraus ſehen, welche Koſt dem franzöſiſchen Volk vorgeſetzt wird, und wie man ſich bemüht, ihm den Fluch der Armuth mit den gräßlichſten Farben zu malen, ohne ihm dafür eine Genugthuung ſowie die Hoffnung auf eine Beſſerung zu laſſen.

2.

L'enfant prodigue.

Man muß dieſe Oper noch oder nur während des Carnevals ſehen. Man muß von dem wilden Getreibe der ganzen Stadt noch aufgeregt ſein; man muß vielleicht geſtern in dieſen ſelben Räumen einem großen Maskenballe beigewohnt haben, um heute darauf in würdiger Reihenfolge den verlorenen Sohn in ſeinem Glanz und ſeinem Elend, ſeinem Uebermuth und ſeiner Reue an ſich vorüberwandeln zu ſehen. Man kann aber auch

vorher durch die Säle der dießjährigen Kunstausstellung wandeln, oder kann sich noch besser zum Besuch der Vorstellung der großen Oper durch eine Betrachtung an Couture's großem und vortrefflichem Bilde la décadence de Rôme vorbereiten. Man braucht sich dabei nur den Namen einer andern Stadt zu denken.

Der Stoff zu l'enfant prodigue, bearbeitet von Eugen Scribe, ist dem neuen Testament entnommen, und das gedruckte Libretto der Oper bringt auf der ersten Seite die Parabel genau, wie sie in der heiligen Schrift, Evangelist Lucas im 15. Capitel im 11. Vers, heißt: „Ein Mensch hatte zween Söhne, und der jüngste unter ihnen sprach zum Vater: gib mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehört. Und er theilte ihnen das Gut. Und nicht lange darnach sammelte der jüngste Sohn alles zusammen, und zog fern über Land, und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen.“ Und wie es dann weiter lautet, daß der Verschwender gedarbt, daß er in sich geschlagen und nach Hause gegangen, und daß der Vater ihn mit jenen freudenvollen Worten aufgenommen: „dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig worden, er war verloren und ist funden worden!“

Der Prophet, der mit seiner großartigen Musik und seinem unerhörten Glanz in Decorationen und Costümen eine gute Weile das Pariser Publikum amüsirt hatte, begann nun auch hier, obgleich in fremdem Lande, nichts mehr zu gelten, wenigstens für den Augenblick. Sänger und Sängerinnen waren müde, das Publikum ebenfalls und der Director der großen Oper in Verlegenheit. Hätte nicht zufälligerweise die Cerito in diesem Augenblick die Pariser einige Abende in der Woche unterhalten, wer weiß was daraus entstanden wäre! Aber so ging es noch einigermaßen, und Paquerette, in welchem die leichtfüßige Syl-

phide tanzte, war ein allerliebſtes Ballet, und behagte den Zuſchauern. Um in demſelben noch etwas von dem unvergeßlichen Propheten durchſchimmern zu laſſen, trat, wie Charivari als eine große Merkwürdigkeit hervorhob, die berühmte Sonne aus der Meyerbeer'ſchen Oper in dem Ballet aufs neue in der Rolle des Mondes auf. Aber auch Paquerette genügte nicht für lange Zeit, die Direction wußte ſich nicht zu helfen, und das „Journal pour rire" erzählte, wie aus dieſem Chaos von Verlegenheiten endlich der verlorene Sohn auftauchte, ungefähr folgendermaßen:

„Ein Menſch hatte zween Söhne, die verſammelte er um ſich, dieweil er ſich in großem Leid und Betrübniß befand, und ſprach zu ihnen: ſchaffet daß wir etwas beſitzen, um das Publikum zu befriedigen. Der Prophet zieht nicht mehr, die Paquerette iſt ausgetanzt — womit ſollen wir uns helfen?" Und der jüngſte der Söhne entgegnete: Laß uns einen Operntext machen, ein Buch wie noch keines dageweſen, und es ſoll in Aegypten ſpielen, dem fabelhaften Lande der Krokodile, der Pyramiden und Prieſter in all ihrer Pracht und Herrlichkeit. Und darauf ſprach der älteſte Sohn: und ich werde dazu eine Muſik machen wie man lange nichts ähnliches gehört. Und darüber war der Hr. Roqueplan, der Director der großen Oper, außerordentlich vergnügt, die Söhne aber thaten wie ſie verheißen; und Hr. Eugen Scribe verfertigte einen Text, wie noch keiner dageweſen, und Hr. D. E. Auber ſchrieb die Muſik dazu, wie man lange nichts ähnliches gehört."

Und ſo entſtand der verlorene Sohn — ein ägyptiſches Vaudeville, wurde zuerſt in der Woche zwei- bis dreimal gegeben, und die Vorſtellungen waren ſo außerordentlich beſucht, daß man ſehr wohl daran that, ſich ſchon vorher nach einem Platz umzuſehen.

Ich kann nicht umhin, hier einer Einrichtung mancher französischer Theater zu erwähnen, welche den Fremden, der unbekannt damit ist, sehr unangenehm trifft. Wenn man sich nämlich für theure sieben Francs einen Stalle d'Orchestre gekauft hat und sein wohlnumerirtes Billet präsentirt, so zuckt der Logenschließer die Achsel und sagt: auf die Nummer wird nicht viel gehalten, die Ihre ist schon besetzt, ebenso alle andern Sitze in den Reihen. — Aber in den Gängen rechts und links von den Sperrsitzen sind noch kleine jämmerliche Stühlchen oder bewegliche Bänke ohne Rücklehnen frei, und da bekommt man einen Platz angewiesen. Was will man machen? Man hat sich auf einen angenehmen Fauteuil gefreut und muß nun vier Marterstunden auf den eben erwähnten sehr schmalen und schlecht gepolsterten Sitzgelegenheiten ausharren, die wahrlich zu manchem Menschen in gar keinem Verhältniß stehen.

Aber es wird den Lesern vielleicht willkommen sein, wenn wir in Folgendem eine Skizze der Oper geben.

Der Vorhang rollt auf, und im ersten Act finden wir uns in der Wohnung des Vater Ruben, eines israelitischen Patriarchen. Die Decorationen und Costüme sind, wie hier in der großen Oper immer, großartig und charakteristisch. Wir sehen ein verkörpertes Stück aus der heiligen Geschichte, einen jener Plätze, wo die Erzväter gewandelt und gelebt. Die Bühne stellt den Hofraum des Hauses dar, ein Thor von schweren viereckigen Quadern führt aus dem Hintergrund in's Freie und links in die Behausung Rubens. Es ist ein schattiges Plätzchen, dieser Hof, hochstämmige Palmen, die den Brunnen umstehen, Sykomoren, Myrten verdecken mit ihrem freundlichen Grün die grauen Steinmauern; wunderliche Stachelgewächse mit seltsamen farbigen Blü-

then bedecken den Boden, und um die Hitze des Tages abzuhalten, ſind von einigen der höchſten Palmen nach dem Hauſe zu quer über die Bühne weiß- und gelbgeſtreifte Tücher geſpannt, die, indem ſie das Sonnenlicht abzuhalten ſcheinen, mit ihren hellen, glänzenden Farben das Dunkle, Schattige des Hofes angenehm und lebhaft unterbrechen. Durch das weite Thor im Hintergrunde ſieht man in die Landſchaft hinaus, ſieht grüne Fruchtfelder, Palmengruppen, die nach dem Horizont immer dünner und lichter werden, und ſich endlich durch von der Sonne verbranntes Geſträuch an die gelbe ſchillernde Fläche der Sandwüſte anſchließen.

Es iſt tiefe Poeſie in dieſen Decorationen, in dieſem ſchroffen Wechſel von Schatten und Licht. Hier liegt der Hof in der Kühle des Abends in erquickendem Schatten, die Quellen murmeln, die Zweige rauſchen; dort draußen wirft der letzte Strahl der ſcheidenden Sonne ein gewaltiges Lichtmeer auf die heiße verbrannte Gegend. Vater Ruben hält mit ſeinen Knechten, mit den Männern und Weibern ſeines Stammes das Abendgebet. Von ſeiner Familie iſt niemand anweſend als Jephta, die Braut ſeines Sohnes Azael. Dieſer ſelbſt iſt noch nicht aus den Feldern zurückgekehrt. Seine Braut iſt um ihn beſorgt. „Er wird ſchon kommen," ſagt der Vater, „bereitet immerhin das Nachtmahl." Draußen ertönen die Glocken der heimkehrenden Heerden, andere Knechte kommen mit ihnen zurück, der Hof bildet ein lautes maleriſches Durcheinander voll fremder Geſtalten, wie wir ſie faſt nur noch aus alten Bildern kennen: Die Coſtüme ſind klugerweiſe mit wenig Veränderungen ſo gehalten, wie man ſie noch heutzutage in Syrien und Klein-Aſien ſieht.

Es wird ein großer Tiſch zurecht gerückt, und nachdem das

Mahl beendigt, erſcheint Azael, der Sohn, mit ihm zwei Fremde, für welche er um die Gaſtfreundſchaft ſeines Vaters Ruben bittet. Die beiden Fremden gehören einer ägyptiſchen Carawane an, die vorbeizog: es iſt Amenophis mit ſeiner angeblichen Schweſter Neſta; beide ſind prächtig bekleidet, und ihr Coſtüm iſt genau dem alter Zeichnungen, die wir heute noch an kleinen Thonfiguren und auf den Obelisken ſehen, nachgebildet; es zeigt uns einen ſeltſamen Schnitt von ſonderbarer Färbung — getreue Bilder aus dem Fabelland Aegyptens. Neſta erzählt von ihrem Heimathland, von den Wundern des Nils, von der Pracht der Stadt Memphis, von dem ewig klaren Himmel, von der würzigen Luft, und durch dieſe Erzählung entflammt ſich die Phantaſie des Sohns Azael; er bittet ſeinen Vater um die Erlaubniß, eine Carawane, die nächſtens nach Memphis gehen ſoll, ſelbſt dahin führen zu dürfen, um dieſe herrliche Stadt zu ſehen. Lange kämpft der Vater gegen die Bitten des Sohnes, doch auch Jephta, die Braut, vereinigt ihre Bitten mit den ſeinigen, und Azael, aufgeregt durch die feurigen Blicke der Aegypterin, fleht immer dringender, und der Vater gibt endlich nach.

Während dem iſt die Nacht gekommen und vorübergegangen, die Morgenſonne vergoldet den Horizont und ſenkt ihr Licht in den dunklen Hof. Man hört das Geräuſch der abziehenden Carawane, Ruben ſegnet ſeinen Sohn zum Abſchied, Jephta, die Braut, ſchwimmt in Thränen und — der Vorhang fällt.

Der zweite Act führt uns nach Memphis. Wir befinden uns auf einem großen Platz dieſer prächtigen Stadt. Wir ſehen Gebäude in den ſonderbaren ſchweren maſſenhaften, uns ſo wohlbekannten Geſtalten. — Tempel mit ihren dicken Säulen und den Capitälen von Palmlaub. Hohe breite Treppen führen zu

ihnen hinauf, auf jeder Stufe ruhende Sphinxe und die so oft gesehenen sitzenden ernsthaften Steinbilder in rothem Porphyr; hinten fließt der Nil mit seinem gelben Wasser, auf ihm schwimmen leichte vergoldete Barken und Schiffe mit dem großen lateinischen Segel. Alles glänzt in Gold und bunten Farben. Das Volk in der phantastischen ägyptischen Tracht mit dunklen Gesichtern und schwarzen Bärten wogt hin und her, tanzt und singt, sonderbare Musik ertönt; den Tempel der Isis, der sich rechts erhebt, umschweben leichte Tänzerinnen; links sieht man einen prächtigen Pavillon, buntfarbige persische Teppiche halten die Strahlen der Sonne ab, auf schwellenden Kissen ruht der Schn Azael mit seiner Gesellschaft; üppige Negerinnen fächeln ihm Kühlung zu, Nesta schmiegt sich an seine Seite, kredenzt ihm jetzt eine Schale mit Wein oder drückt ihm den Würfelbecher in die Hand. Alle Gewänder sind von dem feinsten durchsichtigsten Flor mit Goldfäden durchwoben, durch unzählige Falten fest an den Körper gedrückt, und so die schönsten Formen zeigend. Bis zu den platten Dächern hinauf glänzen die Häuser in bunter Pracht, und über alles das spannt sich der glänzende dunkelblaue Himmel Aegyptens, gerade so wie es Nesta an jenem Abend im heimathlichen Dorfe verheißen. Azael trinkt und spielt und läßt sich *vermaskiren*. In feierlicher Prozession wird der Gott Apis über das Theater getragen, in einem endlosen prachtvollen Zuge — und man weiß, was ein Zug in der großen Oper zu bedeuten hat. Auf den Treppen des Isistempels erscheint der Oberprieſter Bocchoris; das Volk drängt sich verehrend um ihn, doch ist er in Gedanken vertieft, aber nicht grade über die Mysterien des Dienstes seiner Göttin; er kündigt sich vielmehr sogleich als *mauvais sujet* an, indem er von einem guten Diner schwärmt.

Seele ſeiner Partei herbei ließ, ihm die Schulden zu bezahlen, und nachdem er gefunden, daß dieſe Zeit doch gar zu lang ſei, entſchloß er ſich mit allem Fleiß hinter literariſche Arbeiten zu gehen, vor Allem aber ſeine Memoiren zu ſchreiben, um darin jungen, unerfahrenen Schriftſtellern durch ſein Beiſpiel zu zeigen, wie höchſt gefährlich es ſei, auf die Theilnahme der conſervativen Partei bauend, ein Journal in deren Interreſſe zu unternehmen.

Das Volk zeigt beunruhigt auf die Fluthen des Nils, welche trotz der Proceſſion noch nicht anfangen zu ſteigen. „Beruhigt euch,“ ſagt der Oberprieſter, „und bereitet euch vor, dem Strom heute bei Sonnenuntergang irgend ein köſtliches Opfer darzubringen, und ihr werdet ſehen, wie dankbar er dafür iſt!“ Das Volk verläuft ſich; der muntere Prieſter ſieht ihm lachend nach und nähert ſich der reizenden Neſta.

O charmante Nefté, si pieuse jadis,
Nous ne vous voyons plus aux mystères d'Isis!
Vous y rendre en secret vous est pourtant facile!

(à demi-voix)

Grâce à cet escalier, habilement masqué,
Ce passage inconnu que je vous indiquai.

In dieſem Augenblick ſtürzt das Ballet der großen Oper in den leichteſten, reizendſten Coſtümen, eine Anzahl ſchöner junger Mädchen, aus dem Hintergrunde hervor; es ſind Alme'n, Bayaderen, geführt von ihrer Oberin Lia. Alles auf dem Platz in Memphis verläßt ſeine Beſchäftigung; Spiele und Schenktiſche ſtehen einſam, man ſchließt einen Kreis um die Tänzerinnen, und ein phantaſtiſcher wilder Tanz beginnt, begleitet von einer lebhaften, luſtigen Muſik. Der Oberprieſter bringt währenddem in Neſta, die geheimen Feſte des Iſistempels wieder zu beſuchen, doch ſie antwortet ihm, indem ſie auf die Tänzerinnen zeigt: auch dieſe ſind ja zu euren Gelagen eingeladen, deßhalb kann ich nicht ferner erſcheinen; eine der Tänzerinnen hat es mir anvertraut, daß ſie heute Nacht bei eurem Feſt erſcheinen werden. Darauf entgegnet Bocchoris:

Grand Osiris! . . C'est effrayant combien
Les danseuses sont indiscrètes!

was bei dem Publicum einen großen Applaus hervorrief.

Darauf wendet ſich der ehrwürdige Prieſter zu Lia, der erſten Tänzerin, und ſagt ihr: Wir erwarten dich heute um Mitternacht, dich und deine ganze Schaar. — Sie macht ihm ein Zeichen, daß ſie nicht fehlen werde.

Unterdeſſen beginnt der Tanz aufs neue, immer wilder, immer lebhafter. Die Freunde Azaels, worunter Amenophis und Neſta, ziehen ihn zurück zu den Spieltiſchen. Die Würfel rollen, die Becher kreiſen, Kaufleute erſcheinen mit prächtigen Stoffen und funkelnden Geſchmeiden; der verlorne Sohn kauft für alle ſeine Freunde, und wirft das Geld ſeines Vaters haufenweiſe von ſich. Doch hat er kein Auge für das Spiel, kein Ohr für die Schmeichelreden Neſta's, ſeine glühenden Blicke hängen an der Tänzerin, die ihn abſichtlich umgaukelt; er nimmt die reichſte Kette von den Schmuckſachen und bietet ſie ihr dar. Sie verweigert es, dieß Geſchenk anzunehmen, und ſagt ihm durch Zeichen: es iſt mir genug, daß du mich ſchön und liebenswürdig findeſt.

Als er aber darauf beſteht, und ihr das Geſchenk aufdringen will, deutet ſie auf ſeine Schärpe, welche ihm Jephta, ſeine Braut, beim Abſchied gegeben, und ſagt: nur dieß will ich von dir! — Neſta eilt heraus und ruft eiferſüchtig: das iſt ein Liebespfand aus der Heimat, und wenn es jemand von ihm erhält, ſo iſt es mir beſtimmt! Die Tänzerin aber, behend wie eine Schlange, umgaukelt ihn, löst ihm den Gürtel ab und ſchwingt ihn hoch in der Luft. Folge mir! ſcheint ſie zu flüſtern, du

weißt, wo ich zu finden bin; dort hole dir ſelbſt deinen Gürtel! — Sie entflieht mit ihren Tänzerinnen. Das Spiel beginnt aufs neue. Der verlorene Sohn verliert ungeheure Summen und merkt endlich, daß man ihn im Spiel betrügt. Er verläßt wüthend die Scene.

Am Schluß des Actes erſcheint der Vater Ruben mit Jephta, um den Sohn, von dem ſie gehört, er führe in Memphis ein ausſchweifendes Leben, zurückzuholen. Er wendet ſich an verſchiedene Gruppen des Volkes; niemand will den Namen Azael kennen. Endlich erſcheint er ſelbſt in ſeinem reichen, golddurchwirkten Gewand, erkennt entſetzt ſeinen Vater, und dieſer, der ihn nicht wieder kennt, wendet ſich auch an ihn mit der flehenden Bitte: O ſagt mir, Herr, wo mein Sohn iſt! — Azael, unfähig, eine Antwort zu geben, niedergedrückt von Scham, aber entflammt in Liebe zu der Tänzerin Lia, will nicht ſagen, daß er es ſei, will Memphis nicht verlaſſen und entgegnet: ich kenne Euren Sohn nicht! Aber Jephta, die Braut, hat ſeine Stimme erkannt, und als man den Alten ohnmächtig hinweggeführt, wendet ſie ſich an Azael und ſagt ihm: du biſt es, ich muß dich ſprechen, um dich vom Verderben zu retten. — Heute Abend, antwortet er, dort bei dem großen Tempel! — Mehr können ſie ſich nicht ſagen; die Proceſſion kehrt zurück, Tänzerinnen und Volk erfüllen den Platz, bacchantiſche Geſänge, die zum Lob der Iſis ertönen und — der Vorhang fällt.

Bei der Generalprobe des nun folgenden dritten Acts war unter andern auch Baroche, der damalige Miniſter des Innern, zugegen; und obgleich man in Paris die Grenzen des Erlaubten auf der Bühne ſchon im allgemeinen etwas weit zu ziehen pflegt, ſo war doch dieſer dritte Act ſo ausgeſtattet und in Scene geſetzt,

daß man für nöthig fand, die Effecte deſſelben ſehr zu mäßigen, und nachdem man dieß gethan, blieb noch mehr als genug übrig.

Wir befinden uns im innerſten geheimſten Raum des Iſistempels, einer unterirdiſchen Säulenhalle im großartigſten Maaßſtabe. Im Hintergrund führt von oben herab eine breite Treppe, die den ganzen hintern Raum einnimmt, auf die Bühne. Sie iſt mit den reichſten Teppichen bedeckt, und auf ihr lagern Theilnehmer und Zuſchauer an der Orgie der Prieſter, die hier in mitternächtlicher Stille gefeiert wird. Das Auge war in der That geblendet, wenn ſich der Vorhang erhob. Die dicken Säulen, die Wände und Decken mit den bunteſten Farben bemalt, mit Hieroglyphen und Götzenbildern bedeckt, ſtrahlten wider von dem Lichte unzähliger kleiner Flammen, die, in offenen Schalen brennend, in blauem, gelbem, rothem, weißem Licht den Saal erfüllten. Auf den Teppichen der Treppe ruhten Männer und Weiber, Prieſter und Tänzerinnen bunt durcheinander. Die weißen langen Gewänder der Tempeldiener zeigten ſich neben dem kurzen goldburchwirkten Rock der Bajaderen, die dunkle Tracht ägyptiſcher Männer neben dem weißen flatternden Gewand der Frauen und Mädchen. Es war ein unbeſchreibliches Durcheinander.

Jubelnd ertönen Geſänge zum Lob des Weins und der Liebe, in den erhobenen Händen glänzen die goldenen Trinkgeſchirre, die Stirnbinden der Prieſter ſind mit grünem Rebenlaub umwunden, und bis hoch hinauf in den Hintergrund, wo doppelte Reihen blauer Flämmchen brennen, unter dem flackernden, unſichern Licht derſelben, bemerkt man nichts als eine Maſſe von reichen glänzenden Gewändern, wehenden Schärpen, blitzenden Steinen, erhitzten Geſichtern und glühenden Augen.

Im Vordergrunde befindet sich eine Tafel mit Blumen geschmückt, mit silbernen Geschirren bedeckt, an derselben der Oberprieſter Bocchoris, das weinschwere Haupt auf die Schultern einiger Tänzerinnen ſtützend, vor ihm Lia, welche ihm den goldenen Pokal mit Rosen bekränzt. Doch obgleich sich die müden Augenlider des Prieſters schließen wollen, — noch ists zu früh zur Ruhe. Er taumelt empor, er gibt das Zeichen zu neuer allgemeiner Luſt; die Muſik braust gewaltiger durch den Saal, die Tänzerinnen, taumelnd von Wein und Liebe, raffen sich auf zu neuen bacchantiſchen Tänzen, auf der Treppe erheben sich die Paare und eilen herab zur allgemeinen Luſt. Hier sinkt eine Tänzerin vor Ermattung zuſammen, ein Prieſter hält ſie mit ſtarkem Arm in die Höhe; dort in dem allgemeinen Tanz erhaſcht ein Neger eine Bajadere, um ſie mit Gewalt in den allgemeinen Strudel zu ziehen. Aber ſie windet sich widerſtrebend in ſeinen Armen, wendet den Kopf von dem ſchwarzen Geſicht ihres zudringlichen Liebhabers und entſchlüpft ihm endlich, um hinter den ſchweren Vorhängen an der Bruſt eines Glücklicheren auszuruhen.

Endlich ſinkt der Oberprieſter ermüdet hinter dem Tiſch zuſammen, in wilden Gruppen folgen ihm die Alme'n und Bajaderen; Lia fällt in ſeine Arme, auf ihrer Bruſt ruht ſein Haupt, die Treppe füllt ſich wieder mit ſchwerathmenden Tänzern und Tänzerinnen, die hinſtürzen und liegen bleiben, wo ſie einen Platz gefunden. Die Muſik ladet zum Schlummer ein, die Accorde ſchwingen ſich in leiſern und immer leiſern Tönen durch den Raum, die Flammen erlöſchen eine nach der andern, zuerſt hüllt ſich die Treppe in Dunkel, dann der Vordergrund, und zuletzt leuchtet nichts mehr als die geheiligten Flammen vor zwei

koloſſalen ſitzenden Götterbildern, die ernſt und feierlich in dieſes entſetzliche Chaos blicken.

Da öffnet ſich leiſe ein Stein in der dicken Mauer, Azael und Neſta erſcheinen, ſie zeigt ihm hohnlachend die geliebte Tänzerin im Arme des Oberprieſters. Azael ſtürzt auf ſie zu und reißt ſeine Schärpe hinweg, die ſie um die Schulter des Bocchoris geſchlungen:

„Mangeons le boeuf Apis!“

lallt der trunkene Prieſter, doch als Azael die Tänzerin aus ſeinen Armen reißt, erwacht er, ſpringt empor, und ſein mächtiger Ruf bringt in die Ohren der Schläfer; Alles erhebt ſich in wildeſter Bewegung und Flucht, die Tänzerinnen ſtürzen die Stufen der Treppe hinan, ſchwere Teppiche fallen von allen Seiten hernieder, und ehe Azael zur Beſinnung kommt, befindet er ſich dem Oberprieſter allein gegenüber, auf deſſen Ruf mehrere Tempeldiener herbeieilen. „Du haſt den Tempel der Iſis entweiht,“ ſagt der Prieſter, „du mußt ſterben! Führt ihn hinweg, das Volk von Memphis braucht ein Opfer für den heiligen Strom, man ſtürze ihn in den Nil!“

Der verlorene Sohn wird die Treppen hinabgeſchleppt, in dem Augenblick, als mit dem hereinfluthenden Volk auch Jephta, ſeine Braut, erſcheint, die ihn bis jetzt vergebens geſucht. Der Oberprieſter, von ihrer Schönheit hingeriſſen, will ſie mit ſich in das Innerſte des Gebäudes ſchleppen, doch das Volk, das den Tempel umlagert, verlangt nach ſeinem Opfer, und will die prophetiſche Stimme des Bocchoris hören. Er muß ſich der Menge zeigen, und während dem nehmen Lia und die Almen die unglückliche Braut in ihre Mitte und entführen ſie aus dem ſchrecklichen Gebäude.

Nach dem dritten Act, wo an Decorationen und Coſtümen das Außerordentlichſte geleiſtet war, hörte das Intereſſe, das man an der Handlung nimmt, beinahe ganz auf, obgleich im vierten Act die Theatermaler ihren höchſten Triumph feierten. Man ſah ein Bild der Wüſte, wie es kein Gemälde im Stande iſt uns wiederzugeben. Es war wie die Wirklichkeit, und ich bin vielleicht im Stande dieß zu beurtheilen. Wir ſahen zwiſchen Sandhügeln den Ruheplatz einer Carawane. Es iſt eine ehemalige Oaſe, deren Bäume aber aus Waſſermangel verdorrt ſind. Ein paar kümmerliche Palmen halten mit ihren Wurzeln das Erdreich kleiner Hügel zuſammen, abgeſtorbene Stämme liegen am Boden und gelb gebrannte Aloën friſten ihr kümmerliches Leben hie und da an den Abhängen. Dieſer Platz, auf den Seiten vor dem Winde geſchützt, öffnet ſich hinten in die unendliche Wüſte. Die Sonne ſchillert und brennt auf dem gelben Sand, und die weite Fläche unterbricht nichts als in einſamer Schlangenlinie der halbzugewehte Pfad, welchen die Carawane, die hier lagert, geſtern gezogen. Azael iſt bei derſelben; wie er aus den Fluthen des Nils gerettet worden iſt, erfahren wir nicht, aber wir ſehen, daß er von der Höhe ſeines Glücks ins tiefſte Elend herabſtürzte. Er liegt ermattet am Boden ausgeſtreckt, in der ärmlichen Tracht eines Kameeltreibers. Da erſcheint eine andere Carawane. Glänzende Reiter zu Pferd ziehen einher, ſchwer beladene Kameele. Azael ſoll einem der Ankömmlinge den Steigbügel halten, er blickt auf und erkennt Amenophis und Neſta, die ſich hohnlachend von ihm abwenden. Er ſchwingt ſeinen Stock gegen die Betrüger; man reißt ihn zu Boden, und als die Carawane weiter zieht, muß er zurückbleiben, dem fürchterlichen Tode des Verſchmachtens zur Beute. Da, in ſeinem

tiefſten Jammer, erinnert er ſich der Heimath, des ſchattigen, freundlichen Hauſes des Vaters, und wünſcht ſich ein Loos, wie der ſchlechteſte von deſſen Knechten. In dieſem Augenblick bewegt ſich der Sand in der fernen Wüſte, ballt ſich zu Hügeln und Thälern, Palmenhaine werden ſichtbar, Brunnen fließen und Waſſer glänzen; in der Fata Morgana bemerkt er das Bild des älterlichen Hauſes und ſieht ſeinen Vater, auf Jephta geſtützt, der ſehnſuchtsvoll in die Ferne blickt. Azael rafft ſich empor, und nachdem das Bild wieder langſam verſchwunden, ſchwebt ſein Schutzgeiſt über die Bühne und winkt ihm zu folgen. Der verlorene Sohn ſtürzt verzweifelnd hinaus in das Sandmeer, um dort umzukommen oder die Heimath zu erreichen.

Im fünften Act wird nun die Parabel aus der Bibel erfüllt. Wir ſehen abermals die Wohnung des Vaters Ruben im tiefſten Frieden und der wohlthuendſten Stille. Leicht geſchürzte Mädchen kommen mit Amphoren vom Brunnen, die Knechte mit den Heerden vom Felde zurück. Endlich erſcheint eine Jammergeſtalt, abgezehrt, halb verhungert und wirft ſich auf dem Stroh nieder. Jephta erkennt ſie und breitet die Arme aus, um den Verlornen und wieder Gefundenen zu empfangen. Auch der Vater erkennt die Stimme ſeines Kindes und verzeiht ihm. Alles iſt voll Freude und Luſt und — der Vorhang fällt.

3.

Henriette Sontag.

Die italieniſche Oper in der franzöſiſchen Hauptſtadt iſt ein genauer Barometer, an welchem man deutlich wahrnimmt, ob ſich die hohen und reichen Stände der hieſigen Bevölkerung

ſicher und ruhig fühlen, ob ſie wenigſtens für die nächſte Zeit nicht außerordentliches erwarten — fürchten. Hiernach zeigt nun im gegenwärtigen Augenblick der Saal Ventadour den heiterſten ungetrübteſten Himmel. Dieſes proviſoriſche Operngebäude, welches aber wohl ein beſtändiges Proviſorium bleiben wird, iſt an allen Spielabenden außerordentlich beſetzt. Es gewährt einen herrlichen Anblick dies freundliche, in weiß und gelb decorirte Haus mit ſeinen vorgeſchobenen Logenräumen, auf deren rothem Hintergrunde ſich die eleganten Toiletten der hier verſammelten Damenwelt glänzend hervorheben. Man geht bekanntlich zu den Italienern nur im Ballſtaate, ſogar ins Parterre kaum ohne Frack, ſo daß der Zuſchauer unten, auch wenn der Vorhang gefallen iſt, umherſchauend ein neues Schauſpiel genießt beim Anblick all der prächtigen Stoffe, dieſer Unmaſſe von künſtlichen Blumen, dem Blitzen der Brillanten und anderer Edelſteine. Und dieſe Welt für ſich, alles was Paris an Eingebornen und Fremden reiches und vornehmes beſitzt, amüſirt ſich hier ſtundenlang und geräth in Begeiſterung durch — deutſche Kunſt, oder, wenn man will, durch die Kunſt einer Deutſchen, denn in der diesjährigen Saiſon iſt die Sontag der Magnet, welcher die ſeit manchen Jahren nicht mehr ſo vollen Räume der italieniſchen Oper bevölkert.

Nach der Februarrevolution übernahm Ranconi die Leitung bei den Italienern, doch war er nicht im Stande, das frühere Leben im Saal Ventadour herzuſtellen. Es fehlte immer an der nöthigen Geſchäftskenntniß und Umſicht, er brachte wenige der bedeutenden Mitglieder früherer Jahre zuſammen, und war deshalb nicht im Stande die Theilnahme für die Oper wieder zu erwecken, welche zur Erhaltung derſelben mit ihren ungeheuren

Koſten durchaus nothwendig iſt. Er machte daher ſchlechte Geſchäfte. — Nach ihm übernahm Lumley, der Beſitzer von Hor majesty's Theater in London, die Leitung der italieniſchen Oper. Lumley betrieb die Sache wieder im großartigen Styl; obgleich die Alboni, die Griſi, Mario nach Spanien gingen, bildete er eine neue Geſellſchaft mit Frau Sontag, Lablache, Calgolari, Ferranti an der Spitze und gewann für die Leitung ſämmtlicher muſikaliſcher Angelegenheiten unſern Landsmann Carl Eckert, deſſen große Oper: Wilhelm von Oranien, in Berlin, ſowie im Haag, mit außerordentlicher Theilnahme gegeben wurde.

Die Pariſer vornehme Welt mochte anfänglich an ein neues Aufleben der italieniſchen Oper nicht recht glauben, und die erſte Vorſtellung der dießjährigen Saiſon wurde wenigſtens zu Anfang mit eiſiger Kälte aufgenommen, doch ſchon in dem zweiten Acte drang Frau Sontag durch und iſt jetzt der gefeierte Liebling ebenſo der Pariſer Theaterwelt, wie ſie es im vergangenen Jahr in London war. Es iſt aber auch unmöglich, etwas liebenswürdigeres zu hören und zu ſehen als dieſe Künſtlerin, die vor langen langen Jahren mit dem bedeutendſten Namen, den je eine deutſche Sängerin gehabt, vom Schauplatze abtrat, um nach dieſer geraumen Zeit wieder in voller Jugendkraft aufzutreten, und eben dieſen gefeierten Namen mit neuen, friſchen Lorbeern zu umgeben. Man geht mit einem gewiſſen, ſpannenden, um nicht zu ſagen ängſtlichen Gefühle hin, Frau Sontag zu hören; doch ſchon ihre Erſcheinung allein, der Beifallsſturm, mit dem ſie das ſonſt ſo kühle Publikum im Saal Venbatour empfängt, die erſten herrlichen friſchen Töne, die ſie anſchlägt, laſſen uns frei aufathmen; wir theilen ihre Sicherheit, wir geben uns ganz dem herrlichen Genuß hin, ſie zu hören. Es iſt unerklär-

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Im Hoftheater.

Es war ein heißer Sommernachmittag. Schattenlos lagen die Straßen der Stadt, kein kühles Lüftchen gieng, und wenn ſich hie und da einmal ein kleiner Wind erhob, ſo war das, als bliese die Natur in übermäßiger Hitze und stieße einen heißen, ſchweren Seufzer aus, der aber nur einige Kehrichthaufen beunruhigte oder eine leichte Staubwolke durch die heißen Straßen jagte.

In den Zimmern des Grafen Alfons war das Mögliche gethan, um durch Zugluft, Jalouſieen, aufgeſpannte Marquiſen die Hitze zu verſcheuchen, und dies war auch ſo weit gelungen, daß, wenn man von der Straße hineintrat, man eine angenehme Kühle fühlte und eine friſche, würzige Luft, hervorgezaubert durch die Menge von Gewächſen und Blumen, welche auf der Treppe, im Gange und in den Zimmern dufteten und blühten. Der Hausherr lag in einem Fauteuil am Fenſter und rauchte eine Cigarre, wobei er fleißig einer Limonade zuſprach,

lich, aber wahr, an dieſer Frau iſt die Zeit ſpurlos vorübergegangen, ihre rauhe Hand — ſo ſcheint es wenigſtens — hat nicht eine einzige dieſer Blüthen abzuknicken vermocht. Das ſind noch dieſelben weichen, ſchmelzenden, liebeswarmen Töne, die vor ſo und ſo vielen Jahren alles entzückten, alles hinriſſen! Mit unausſprechlichem Behagen folgt man dieſen melodiſchen lieben Klängen, unbekümmert um die unendlichen Schwierigkeiten ihrer Paſſagen, ihrer Fiorituren; man fühlt ſich getragen durch die Sicherheit und Leichtigkeit, mit der Frau Sontag ihre Töne anſchlägt, mit der ſie alles das unternimmt und glänzend durchführt; man iſt überzeugt, es kann ihr nichts mißlingen. Dieſe Behaglichkeit ſieht man aber auch an der Art, wie das verſammelte Publikum ſeinen Beifall zollt. Die Damen in den Logen nicken ihr freundlich zu, jede ſchaut entzückt ihre Nachbarin an, alle goldgeſtickten Fächer gerathen in Bewegung, alte Herren lehnen ſich in ihren Fauteuil zurück, gedenken der Zeit, wo ſie vor 20 Jahren die Sontag ebenfalls gehört, und glauben ſich einen Augenblick in jene Zeit zurückverſetzt, mit dem angenehmen Gedanken, auch ſie ſeien ſo friſch und jung geblieben wie die Stimme der Künſtlerin da unten. Eine Todtenſtille herrſcht in dem großen Hauſe, ein leiſes Bravo ertönt, ſchwillt zu lautem Jubelrufe an und hört mit einemmale wieder auf, damit man nichts von den neuen prächtigen Tönen verliere, die ſoeben angefangen. Dabei ſteht die Sontag ſo ruhig, ohne die geringſte unnöthige Bewegung auf der Scene, eine angenehme, wohlthuende Erſcheinung, die dem Publikum die Töne lachend und ſpielend entgegenwirft. In der ungezwungenſten Art verſchlingt ſie die Fäden ihres Geſanges zu einem zierlichen Gewebe der anmuthigſten Figuren, nichts iſt überflüſſig, nichts zu viel, keine Ueberladung,

alles voll Anmuth und Schönheit. In vorliegenden Zeilen ſpreche ich die Ueberzeugung aller derjenigen aus, welche Frau Sontag hier ſowie in London gehört. Muſikkenner behaupten, — und gerade ſolche, die keine Enthuſiaſten ſind, — ihre Stimme habe, namentlich in der Tiefe, bedeutend an Kraft gewonnen, in keiner Lage verloren. Bei alle dem hat die große Künſtlerin durch ihr Auftreten in London und hier eine ſehr ſchwere Aufgabe übernommen; ſie ſingt wenigſtens viermal in der Woche, hält täglich aufs genaueſte ihre Proben, fehlt niemals in denſelben, ein nachahmungswerthes Beiſpiel für viele ihrer Colleginnen bei uns, die gewohnt ſind, bei dem Zunehmen ihres Rufes und vielleicht auch ihrer Kunſt beſtändig neue Launen und Capricen anzunehmen, zur Qual ſämmtlicher Hofintendanten und Directoren.

Wie ich erfahren, wird Frau Sontag die nächſte Saiſon in London ſingen, ſich darauf einige Ruhe gönnen, um im folgenden Winter ihre Künſtlerlaufbahn zum zweitenmal in Deutſchland zu beſchließen. Lumley, der ſo eben nach London gegangen iſt, die Eröffnung ſeines Theaters vorzubereiten, iſt mit den bedeutendſten deutſchen Sängern und Sängerinnen in Verbindung getreten, um in London auch eine deutſche Oper hinzuſtellen, und hofft etwas Gutes darbieten zu können.

IV.

Die Pariſer Kunſtausſtellung von 1851.

Bei Beginn der Februartage des Jahres 1848 waren die meiſten Bilder zur Ausſtellung ſchon in das Louvre abgeliefert, die Jury, beſtehend aus Mitgliedern des Inſtituts, hatte ihre

Auswahl getroffen, als die Revolution hereinbrach, und da war denn das erſte, daß auf den Antrag — natürlich der unbefähigten Künſtler — die ganze Jury mit ihrem Ausſpruch abgeſchafft wurde, und man ſich die Freiheit nahm, auch in der Kunſt die größtmögliche Gleichheit einzuführen, und mit wahrer Brüderlichkeit auch den miſerabelſten Bildern noch einen Platz im Louvre und in der Ausſtellung zu gönnen. Die franzöſiſchen Journale, mit wenig Ausnahmen, fielen über dieſe Maßregel her, und namentlich brachte der Charivari in einer Reihe von Caricaturen die ergötzlichſten Mißverſtändniſſe zur Sprache, die dadurch entſtanden, daß der gute Bürger eine Landſchaft mit Sonnenuntergang für eine Schüſſel Spinat mit Eiern, und eine Venus für einen Mannequin angeſehen.

Bei der Ausſtellung des Jahres 1849, wo man vom Louvre in die Tuilerien wanderte, ſah man den Unfug jener allgemeinen Zulaſſungen deutlich ein, und beim Salon von 1851 endlich iſt eine neue Jury eingerichtet worden, die, auf allgemeines Stimmrecht begründet, faſt jedermann zu befriedigen ſcheint. Der Künſtler, welcher ein Bild einreicht, hat zugleich eine Reihe Namen aufzuzeichnen, aus denen die am häufigſten genannten zu Richtern gewählt werden.

Schon lange fühlte man hier in Paris das Bedürfniß eines eigenen Lokals zur Ausſtellung, und ſo ließ denn die Regierung im Palais royal neben der Gallerie d'Orléans, im ſogenannten grande cour d'honneur, das jetzige Ausſtellungsgebäude aufführen: es beſteht aus einem großen Salon, der auf vier Seiten mit langen Gallerien umgeben iſt, und hat eine prachtvolle doppelte Treppe, die in den erſten Stock des Palais royal hinaufführt, wo ebenfalls noch eine Menge Bilder ausgeſtellt ſind. An

gewöhnlichen Tagen, wo der Eintritt für jeden frei iſt, drängen ſich eine Menge Zuſchauer durch die weiten Räume des Ausſtellungsgebäudes, und es iſt äußerſt intereſſant, die verſchiedenen Gruppen zu beobachten und zu bemerken, welche Claſſe von Zuſchauern dieſer oder jener Art von Gemälden die größte Aufmerkſamkeit zuwendet. Am Eingang des Ausſtellungslokals halten Sergents de ville die Ordnung aufrecht, d. h. ſie weiſen den Fremden auf die freundlichſte Art zurecht. Von dort wogt alles durch eine große Eingangsgallerie, in welcher die Sculpturen aufgeſtellt ſind, und man ſieht hier täglich alle Claſſen der Pariſer Bevölkerung; denn ſowohl der Arbeiter in der Blouſe als der Elegant im feinſten Anzug intereſſirt ſich lebhaft für das, was franzöſiſche Kunſt hervorgebracht.

Ein großer Theil des einſtrömenden Publikums vertheilt ſich in dieſe Gallerie ſelbſt, andere eilen in den großen Salon, namentlich die vornehme Welt. Künſtler mit großen Bärten und junge Mädchen ſieht man emſig die Nebengallerien durchſuchen, um ihre eigene Arbeit oder die ihres Geliebten oder auch ihr eigenes Porträt zu finden. Dieſe Zuſchauer ſind für den Zuſchauer am intereſſanteſten. Nachdem ſie endlich gefunden, was ſie geſucht, betrachten ſie ihr Werk mit inniger Freude, finden aber unendlich viel auszuſtellen an dem Platz, wo es ſich befindet, an der Umgebung, welche es hat, und namentlich an dem Licht, welches darauf fällt. Da ſitzen ſie die Glücklichen vor ihrem Erſtlingswerk, und es beſchleicht ſie nicht der traurige Gedanke, wie viel 100 Ellen Leinwand hier bemalt und umſonſt bemalt worden! Unterdeſſen geht die Menge ab und zu, ein buntes Gemiſch von Trachten aller Art, man ſucht einen Freund, ein bekanntes Bild, ſich ſelbſt in Shawl und Hut, oder als Be-

nus oder Nymphe, wie man zu dem Gemälde geſeſſen. Deutlich ſieht man es jener ſchlanken ſchwarzäugigen Perſon an, daß ſie dieſelbe iſt, die dort in dem kleinen Bilde, einem griechiſchen Interieur, ſo eben dem Bad entſteigt, oder auch jener derben Geſtalt in der Blouſe, die Mütze keck auf ein Ohr geſetzt, daß ſie dort auf dem Gemälde, die große Revolution darſtellend, gute Bekannte findet. Zwiſchen den Damenhüten von allen Farben, zwiſchen Federn und Blumen, glänzt der blanke Helm der Pompiers hervor, die ſich auch hier wie überall einfinden, um bei etwaigen Unglücksfällen ſogleich bei der Hand zu ſein; er ſchlendert ſorglos umher mit einem guten Kameraden vom Militär, der, die Hände beſtändig in der rothen Hoſe, aufmerkſam die Schlachtenbilder aus Afrika anſchaut. Der Sergent de ville, mit ſeinem langen ſpitzigen Hute à la Napoléon, ſteht beobachtend in der Ecke und läßt das Gewühl an ſich vorüberziehen, ſeine Augen ruhen forſchend auf der Menge, und er iſt jeden Augenblick bereit, ſein Opfer, das ihm durch Ausübung von Schelmereien verfällt, zu ergreifen und hinauszuführen.

Es iſt bemerkenswerth, daß die dießjährige Ausſtellung ſowohl an Gemälden wie an Bildhauerarbeiten eine große Menge ſchauerlicher Sujets, oder wenigſtens ſchauerlich bearbeitet, darbietet; wohin ſich das Auge wendet, Gegenſtände des Mordes, der Gefahr, des Haſſes, Verbrechen aller Art, und alles das auf die graſſeſte Manier dargeſtellt. Gleich am Eingang bei den Sculpturen ein rieſenhafter Bär, der den angreifenden Jäger erfaßt hat und zwiſchen ſeinen Tatzen erdrückt. Nicht weit davon bemerkt man eine weibliche Figur, die von einem Pfeil durchſchoſſen auf dem Boden liegt; ſie iſt von Gyps und die Wunde — es iſt kaum glaublich! — wurde von dem Künſtler (?)

mit rother Farbe ausgemalt. Unter den Gemälden befinden ſich ebenfalls eine Menge Gegenſtände, die das vorhin Geſagte beſtätigen, und die ſich kein Künſtler zum Vorwurf wählen ſollte. Ein Bild von Breton, der Hunger, eine Familie, die den Qualen des langſamen Hungertodes unterliegt; von Blagdon ein Student von Padua, der vom Kirchhof den entſtellten Leichnam eines Hingerichteten wegholt; von Signol eines der gräßlichſten Bilder, die ich je geſehen: Lucia, die Braut von Lammermoor, nachdem ſie ihren Bräutigam erwürgt, hat ſich in ein Kamin verkrochen und wird dort aufgefunden; ſie ſitzt da mit dem ſtieren Blick des Wahnſinns, mit blutigen Fingern und Blutflecken auf dem weißen Gewand. Ferner der Richtplatz eines römiſchen Kaiſers, wo die Verurtheilten in einen tiefen Abgrund geſtürzt werden, theils unten zerſchmettert ankommen, theils an den hervorragenden Baumäſten hängen bleiben, um auf ſolche Art eines noch ſchrecklicheren langſamen Todes zu ſterben. Dieſe Bilder ſind mehr oder minder mit großer Virtuoſität gemalt, und es iſt deßhalb um ſo mehr zu bedauern, daß ſich ſolche Künſtler keine beſſern Gegenſtände gewählt.

Ein Gemälde von Debay behandelt eine Epiſode von Nantes vom Jahr 1793, ein ebenſo ſchreckliches Sujet, aber es iſt mit großer Meiſterſchaft gemalt, und hat die geſchichtliche Wahrheit für ſich. Madame de la Meteyrie, ohne Urtheil auf den Richtplatz geſchleppt, ruht am Fuße desſelben auf dem Pflaſter, und ſucht den ſinkenden Muth ihrer Kinder — junger reizender Mädchen von 14 und 18 Jahren, in deren blaſſen Zügen ſich der Schrecken des Todes malt — durch Gebete und Troſtesworte aufrecht zu erhalten; eine gewaltige Menſchenmenge, die den Platz umgibt, ſteht angefeſſelt vor Entſetzen, und obgleich man

den Abscheu deutlich in ihren Gesichtern liest, wagt es niemand, zu Gunsten der unschuldigen Schlachtopfer einzuschreiten. Der Henker, der sich entsetzt über das Schaffot herabbeugt, starb zwei Tage nachher vor Schrecken und Abscheu, so sagt der Katalog. Vor diesem Bilde war immer eine außerordentliche Menge Zuschauer versammelt, und die meisten schienen tief bewegt weiter zu gehen.

Ihm gegenüber hängt ein großes Bild von Karl Ludwig Müller, die letzten Opfer der Schreckensherrschaft, ein Bild in kolossalen Dimensionen: man sieht einen weiten Saal, erhellt durch das Licht eines trüben Tages, welches zu der weitgeöffneten Thüre im Hintergrund hereindrängt. Auf der Straße bemerkt man die rothen Karren, auf welchen die Verurtheilten zum Schaffot gebracht wurden; der Saal ist angefüllt mit Männern und Frauen aus allen Classen der Gesellschaft, der Katalog führt die Namen derselben an. Officiere königlicher Regimenter, hohe Geistliche, Priester, Abgeordnete, Gelehrte, Beamte, Kaufleute, Krämer, dazwischen Damen des höchsten Adels, Prinzessinnen, Gräfinnen, Marquisen, sowie Bürgerfrauen, Schauspielerinnen, jedes Alter ist hier vertreten; neben einem Bischof in geistlicher Kleidung mit weißen Haaren sitzt eine arme Frau, ein ruhig schlummerndes Kind an der Brust. Ein junges Mädchen von 16 Jahren schmiegt sich an ihre Mutter, die mit starren Augen in das Gewühl sieht. Das Bild behandelt den Augenblick, wo ein Volksrepräsentant eingetreten ist, um die Namen derer abzurufen, welche die draußen haltenden Karren besteigen sollen; alle die starren, rothunterlaufenen Augen der Unglücklichen, die hier versammelt sind, hängen an seinen Lippen, und fürchten ihre Namen und dadurch die Gewißheit ihres Todes zu hören. Neben dem Volksrepräsentanten

ten ſitzt ein ſchreckliches Bild der Revolution, ein Arbeiter mit der rothen Jakobinermütze, mit unbeſchreiblich wildem und tückiſchem Geſichtsausdruck, der ſich unter allen dieſen Gräueln behaglich ſeine Pfeife ſtopft; die Prinzeſſin v. Chimay wird ſo eben zur Thür hinausgeführt, und eine andere vornehme Dame, deren Namen ertönt, ſpringt haſtig von ihrem Stuhl auf; als wollte ſie ſagen: „Hier bin ich!“

Auch vor dieſem Bilde wogt den ganzen Tag eine zahlreiche Menſchenmenge, die Sophas, die vor demſelben ſtehen, ſind beſtändig dicht mit Zuſchauern beſetzt. Es iſt der Gegenſtand dieſes Bildes, welcher ſie feſſelt, die Erinnerung, welche es hier in Paris, namentlich in der jetzigen Zeit, nach der ſo eben beſtandenen Revolution in jedem erweckt, welche zum Beſchauen deſſelben hinzieht. Ich habe hier vor dieſem Bilde viele feuchte Augen geſehen und bemerkte alte Damen, die tief erſchüttert hinweg gingen.

Der Katalog der Ausſtellung zeigt an Gemälden über 3000 Nummern, an Sculpturen über 600, und an Architekturen, Gravuren, Handzeichnungen, Lithographien über 500 Nummern. Es iſt deßhalb nicht möglich, aus jeder Claſſe auch nur das allerbedeutendſte hervorzunehmen, und ich muß mich nur auf einige Bilder beſchränken, die beſonders in's Auge fielen, oder wo der Name des Künſtlers von beſonderem Intereſſe iſt.

In den untern Sälen des Ausſtellungs-Gebäudes, wo das Beſte hängt, ſind dem bekannten Maler Courbet für drei große Bilder drei der ſchönſten Plätze eingeräumt, eine Gunſt, die wohl wenige gerechtfertigt finden. Courbet behandelt das Leben des Volkes, namentlich des Arbeiters, in ſeinen gewöhnlichſten allerproſaiſchſten Momenten; ſeine Bilder mit Figuren in Lebensgröße,

von guter Zeichnung und gutem Colorit, zeigen uns z. B. zwei Arbeiter auf der Landſtraße, außerordentlich wahr, aber unſchön; ſeine Kunſt iſt wie ein Daguerreotyp in der Hand eines geſchmackloſen Menſchen, ſie gibt alles wieder, ohne die geringſte Veredelung. Eines ſeiner Bilder behandelt ein Leichenbegängniß, lauter unſchöne Geſtalten mit ungraziöſen, ſteifen, aber wahren Bewegungen, dazu ein öder, verlaſſener Kirchhof, ein grauer troſtloſer Himmel, Kirchendiener mit rothen Naſen, alte Bauern, die gleichgültig zuſchauen, kurz eine Geſellſchaft, wie ſie freilich im Leben vollkommen ſo exiſtirt, die aber, lebensgroß gemalt, gewiß in keinem der Beſchauer ein angenehmes behagliches Gefühl erweckt. Gleich daneben hängt das Portrait Courbets, ein Kopf mit Urbart, auf demſelben eine abgegriffene Mütze, die Kleidung, die man ſieht, beſteht aus einer blauen Blouſe, in dem Mund hat er einen Pfeifenſtummel. Was mich am meiſten freute war, daß ſogar die zahlreichen Arbeiter der untern Claſſen, für welche dieſe Bilder gemalt ſcheinen, wenig Geſchmack an dieſer Darſtellungsweiſe ihres Lebens zu finden ſchienen und größtentheils theilnahmlos vorübereilten.

Ein bemerkenswerthes Bild im großen Salon iſt von Philippotaux: das letzte Banket der Girondiſten; die Kerzen auf dem Tiſch ſind herabgebrannt, das Licht des letzten Tages ihres Lebens bricht herein durch die vergitterten Fenſter des Gefängniſſes. Die Mehrzahl der hier Verſammelten und zum Tod Verurtheilten ſcheint heiter und gefaßt, nur einige weihen der Erinnerung ein kurzes Nachdenken, man ſieht einen der jüngſten unter ihnen, der eine Thräne auf das Miniaturbild einer Dame, welches er in der Hand hält, niederfallen läßt.

Ein Gemälde von Lehmann behandelt in bekannter Meiſter-

ſchaft die Klagen der Oceaniden um den auf dem Felſen angeketteten Prometheus. Ein griechiſches Interieur von Gérome, beſtändig von Zuſchauern umgeben, zeigt üppige Mädchengeſtalten, bekleidet und unbekleidet, theils ſchlafend, theils aus dem Bade ſteigend, ſchön gemalt und von warmen üppigen Farben. Die Tochter eines Dogen, von Bouitibonne, ein reizendes junges Mädchen mit nacktem Oberkörper, um die Hüften reiche Gewänder nachläſſig geſchlungen, iſt ein hübſches Bild. Von unſern beiden Landsleuten, Bohn und Karl Müller, ſind ebenfalls einige Bilder ausgeſtellt, die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen; Müller hat ſein großes Bild, der Carneval von Rom, über welches ich ſchon früher einmal geſchrieben, hieher kommen laſſen, und findet mit demſelben, ebenſo wie mit dem im Jahre 1848 hier ausgeſtellten: „Das Octoberfeſt," gerechte Anerkennung. Beide Bilder ſind Eigenthum des Kronprinzen von Württemberg. Bohn hat zu ſeinem Bilde, Hamlet und Ophelia, welches vom Präſidenten der franzöſiſchen Republik gekauft wurde, für denſelben als Pendant: Romeo und Julie gemalt, und hiezu den Moment gewählt, wo ſich beim erſten Strahl des Morgenlichtes der Geliebte losreißen will; ſie ſchmiegt ſich an ſeine Bruſt und will ihn zurückhalten, indem ſie ſagt:

Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;
Sie ſingt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir, es war die Nachtigall.

die neben ihm auf dem Marmortiſchchen ſtand. Das Zimmer war ganz verdunkelt und kein Strahl der Sonne drang durch die rothen Fenſterverhüllungen. Es herrſchte eine tiefe Dämmerung, ſämmtliche Bilder an den Wänden ſahen bräunlich aus und die breiten goldenen Rahmen glänzten wie dunkelglühendes Feuer. Am Ende des Salons vor einem großen Flügel ſaß ein junger Mann, den Arm auf das Notenpult geſtützt und den Kopf in die Hand gelegt. Er rauchte ebenfalls eine ſüß duftende Cigarre und ſchlug jetzt mit der linken Hand eine chromatiſche Tonleiter pianiſſimo an, wie um eine im Geſpräch entſtandene Pauſe auszufüllen.

„Wie ſchon bemerkt, mein lieber Charles,“ lachte der Graf nach einer Weile, „iſt durchaus nichts Anderes zu machen, als Donna Eliſa, unſere ſtolze erſte Tänzerin, um Verzeihung zu bitten und ſie beinebſt feierlicher Verſprechung einer künftigen beſſeren Aufführung zu vermögen, daß ſie die Rolle in Ihrem Ballet dennoch übernimmt.“

„Nimmermehr!“ ſagte der Andere und ſchlug einen dröhnenden Accord an.

„Aut aut!“ antwortete der Graf; „entweder Eliſe oder kein Ballet; was Sie nun von dieſen Sachen vorziehen, weiß ich wahrhaftig nicht; aber das wird Ihnen jeder Couliſſenkundige ſchriftlich geben, daß Ihr Ballet, ſo ſchön und gediegen es iſt, nimmermehr zur Aufführung kommt, wenn unſere erſte Tänzerin ſagt: ich will nicht!“

„Aber iſt es nicht entſetzlich,“ ſagte der Muſiker am Flügel, „iſt es nicht herabwürdigend für Kunſt und Künſtler, daß es von dem Willen einer Tänzerin abhangen ſoll, ob ein Muſikwerk, über welches ſich der Capellmeiſter günſtig ausgeſprochen ob ein Ballet, welches der Balletmeiſter für eines der beſſeren neueren erklärt, gegeben werden ſoll oder nicht? iſt es

V.

Ein Ball in der großen Oper von Paris.

In der Straße Lepelletier, da wo sie in die Boulevards mündet, bemerkt man an jedem Samstag Abend, gewöhnlich erst nach 10 und 11 Uhr, ein außergewöhnliches Getreibe. An den Ecken derselben hält republikanische Garde zu Pferd, und sieht zu, daß die Wagen in gehöriger Reihe und nicht so schnell hineinfahren. Die Straße selbst ist besetzt mit einer großen Menge Schaulustiger, die sich in Massen vor dem Gebäude der großen Oper versammeln, und dort angelegentlich die vorfahrenden Wagen, die aussteigenden Masken betrachten. Die Fronte des Gebäudes ist mit Gaslicht reich illuminirt und so auch die Straße Lepelletier selbst, wo man auf den Trottoirs in regelmäßigen Zwischenräumen große weithin leuchtende Dreiecke bemerkt, auf einem hohen Pfahl stehend, aus tausend weißen Flämmchen gebildet.

Es ist ein großer Opernball, travestissement masqué. Der Eintrittspreis an der Casse ist 10 Francs, doch kauft nur der Unkundige dort seine Billete, denn schon von 8 Uhr an kann man im Passage de l'opéra bei allen Friseuren in der Nähe, sowie durch Commissionäre, die auf den Boulevards umherrennen und jeden Vorüberwandelnden anreden, die Eintrittskarte um 6 Francs 10 Sous haben. Nach 11 Uhr, erst gegen Mitternacht, begibt man sich nach der großen Oper und folgt von den Boulevards aus der Fluth der Hinströmenden bis zum Portal des Gebäudes. An den Garderoben im Innern, wo man seine Ueberröcke abgibt, lassen sich die Angestellten klugerweise den halben Franc, die Gebühr für das Aufbewahren, vorausbezahlen,

damit man ſpäter im Gedränge der Herausſtrömenden hiedurch keinen unnöthigen Aufenthalt verurſacht; man muß aber mit der einen Hand das Geld geben, und mit der andern die Marke nehmen. Ich, welcher meinen halben Franc auf den Tiſch legte, hätte beinahe noch einmal bezahlen müſſen, da der Garderobier behauptete, von mir nichts erhalten zu haben. Ein alter Herr hinter mir, mit großem grauem Knebelbart, rief ihm aber ziemlich barſch zu: „machen Sie keine Dummheiten, Sie haben ja das Geld von Monſieur ſo eben in Ihre Caſſe geworfen!“

An den Thüren zum Veſtibul nach den Treppen der Oper, ſtehen Beamte, welche Einen laut ermahnen, die Billete offen hinzuhalten, damit ſie, während man Reihe macht, ſchon im voraus controlirt werden können.

Endlich gelangt man in's Innere und hat ſeine Karte abgegeben. Wir ſteigen langſam die Treppen hinan, welche mit unzähligen Gasflammen erhellt ſind, mit Blumen und Spiegeln reich geſchmückt. Von oben her tönt das Geſumme einer gewaltigen Menſchenmenge, die brauſenden Klänge einer entfernten Tanzmuſik ſchlagen an's Ohr, einzelne Masken huſchen an uns vorüber, Dominos in allen Farben ſind vor und hinter uns. Endlich kommen wir im erſten Stock an den Eingang zum Foyer. Hier ſind alle Thüren mit Wachen beſetzt; durch zwei der Eingänge tritt man in den Saal, und durch die andern muß man wieder hinaus. Im Foyer herrſcht eine unbeſchreibliche Hitze, der ganze große Saal iſt zum Erdrücken voll, alles bewegt ſich Schritt vor Schritt hinter und nebeneinander, die Runde durch denſelben machend. Masken dürfen nicht in den Foyer und werden von den wachthaltenden Garden zurückgewieſen, nur der Domino und für Herren der Frack gibt das Recht des Eintritts,

und bei den vielen ſchwarzen Kleidern, die man deßhalb hier ſieht und die ſich wie eine einzige große Maſſe fortbewegen, gewährt der Foyer keinen beſonders freundlichen Anblick. Wohin man ſich wendet, lange ſchwarzſeidene Gewänder, zuweilen auch buntfarbige, hellblaue, weiße, rothe und dazu die ſchwarzen glänzenden Maskengeſichter mit den blitzenden Augen, die uns von allen Seiten anſtarren, — es hätte etwas Geſpenſterartiges, wenn man das laute Lachen, das luſtige Sprechen nicht hörte, und wenn nicht faſt jeder Domino durch Cokettiren nach allen Seiten, durch unaufhörliche Neckereien mit den Vorübergehenden in beſtändiger lebhafter Bewegung wäre. Aber ſo bringt der Lärm der Hunderte von Stimmen, die Ausrufungen der Freude, des Erſtaunens, des Wiedererkennens ein eigenthümliches Leben unter dieſe dicht vermummten Geſtalten. Dazu der Glanz der Kronleuchter, die hellen Decorationen des reich verzierten Saales — alles das belebt die Scene außerordentlich und läßt uns eine Zeitlang mit Intereſſe dieſem Menſchenſtrom folgen.

Es herrſcht in dem Saal beſtändige Ebbe und Flut, von den Gängen und Treppen ſtrömen immer neue Schaaren von Dominos in allen Farben herein, und drüben verläßt eine eben ſo große Anzahl jeden Augenblick den Saal, um ſich in den langen Gängen zu ergehen, die ſich hinter den Logenreihen befinden. Hier iſt das Leben ſchon viel bunter, viel wogender. Masken aller Art und jeden Alters, Herren und Damen in den hellſten, blendendſten Farben, gekleidet in allen Stoffen, vom groben carrirten Kattun an bis zum reichſten Atlas, bewegen ſich auf und ab. Die Tracht des weiblichen Geſchlechts iſt bei dieſen Masken*)

*) D. h. den Griſetten und was daran hängt.

in der Grundidee faſt immer die gleiche: es iſt das frühere Debardeur-Coſtüm, aber ohne die zierliche weiße Perrücke, ohne die kleine Sammet- oder Atlasjacke. Die Coſtüme, welche man hier ſieht, ſind ſelbſt für einen Opernball, wo außerordentlich viel erlaubt iſt, kaum anſtändig genug zu finden. Sie beſtehen bei den Damen aus einem kurzen Beinkleid, nicht bis an die Knöchel reichend, gewöhnlich eng anliegend, von hellfarbigem Atlas, der Oberkörper aber iſt mit nichts als einem feinen weißen Hemd bedeckt — eine Tracht, welche die Formen des Körpers mehr als ahnen läßt. Die Kleidung der Männer iſt mannichfaltiger, man ſieht Ritter, Matroſen, Griechen, Türken, Wilde, aber im Allgemeinen hat man in dieſem Jahr die Tracht des Pierrot angenommen, und ſieht ganze Schaaren auf dieſe Art maskirt, im weißen mit bunten Bändern beſetzten Kleid, die Mütze in Form eines Zuckerhutes, einherziehen.

Wenn man ſich im Foyer noch ziemlich ruhig und anſtändig bewegte, ſo iſt man dagegen hier in den Gängen ſchon ungleich ausgelaſſener, überluſtig; gewöhnlich ziehen die Masken zu zwei und zwei, ein Herr und eine Dame, meiſtens aber zwei Mädchen miteinander; ſie ſchreien, ſie lachen, ſie treten uns auf die Füße, ſie prallen in einem affectirten Schrecken gegen uns, ſpringen laut lachend wieder davon, fangen plötzlich an einige Schritte zu tanzen. Jedes bemüht ſich auf ſeine Art die Aufmerkſamkeit der andern auf ſich zu ziehen. Begreiflicherweiſe iſt, bei den Hunderten, die hier in den engen Gängen zuſammengedrängt ſind, für jeden Einzelnen wenig Platz zu finden; man windet ſich durch ſo gut wie möglich, man drückt einander auf die Seite und wird ſelbſt wieder in einen Winkel geſchoben; plötzlich befindet man ſich unter einer ganzen Schaar junger und alter

Mädchen, die den Fremden an seinem Wesen augenblicklich erkennen, ihn lustig umgaukeln, alsdann mit einer rasenden Geschwindigkeit eine Menge Fragen stellen, von denen man nicht ein Wort versteht, und darauf laut jubelnd nach allen Seiten auseinanderstäuben. Auch seltsam aufgeputzte Masken bemerkt man hier in den Gängen, einen furchtbar vermummten Wilden mit einer Keule in der Hand und blauer Brille auf der Nase, oder einen Husaren in phantastischer Uniform; statt des Tschako's trägt er einen ausgestopften Affen auf dem Kopf, seine Säbeltasche besteht in einem Brodkorb, der an zwei Stricken hängt. Diese Masken pflanzen sich breit vor uns hin, wenn wir zufällig in ihren Weg gerathen, und haranguiren uns mit lauter Stimme, meistens ohne Witz und Geschmack, aber mit desto mehr Zudringlichkeit. Dabei ist man gezwungen, ihre schlechten Späße freundlich anzuhören, und sogar darauf einzugehen, um sie nur wieder los zu werden, denn so wie man die geringste Empfindlichkeit blicken läßt, hängen sie sich wie Kletten an und lassen uns gar nicht wieder los.

Was wir bis jetzt in dem Foyer und den Gängen gesehen, ist bloß das Vorspiel zu dem eigentlichen Maskenball, der in dem großem Raum des Parterre's und der Scene vor sich geht, der Fußboden beider Theile ist auf gleiche Höhe gebracht und sorgfältig parkettirt. Die Bühne ist mit einer geschlossenen Decoration versehen, auf welcher sich die Logen des Saals gemalt fortsetzen. Von der Decke herab hängen einige vierzig große Kronleuchter, an den Logen des Saals sind große Lichterbouquets angebracht. Alles das gibt eine fabelhafte Helle.

Vom Gang der ersten Gallerie führen zwei große Treppen, mit rothem Tuch und Sammet bedeckt, in den Saal hinab; man

kommt auf der Höhe derſelben an und bleibt überraſcht ſtehen vor dem außerordentlichen Anblick, der ſich dem Auge darbietet, und der kaum zu beſchreiben iſt. Der ganze ungeheure Saal iſt mit Masken angefüllt, gewöhnlich in Coſtümen, wie ich ſie oben beſchrieben. Hunderte von Pierrots in weißen Anzügen, mit bunten, flatternden Bändern, dazwiſchen Mädchen, Weiber, faſt alle von ſehr geringem Stande, aber prächtig herausgeputzt in ihren Beinkleidern von hellfarbigem Atlas, dem weißen Hemd, das den Oberkörper bedecken ſoll, aber außerordentlich tief ausgeſchnitten iſt, mit fliegenden Haaren, erhitztem Geſicht bacchantiſch jubelnd und ſchreiend. Der Staub wirbelt empor, erfüllt den ganzen Saal und legt ſich wie ein grauer Schleier über die Tanzenden, ſo daß die Tauſende von Wachs- und Gaslichtern Mühe haben, mit ihrem zitternden Glanz hindurchzudringen — dazu die furchtbare Muſik — man glaubt einen Hexenſabbath zu ſehen. Der Anblick wäre prachtvoll zu nennen, und der des Saales iſt es auch, wenn ihn die Menſchen mit ihrem wilden Getreibe nicht ſo außerordentlich gemein, ja vollkommen widerlich machten. Eine ſolche Ausgelaſſenheit iſt kaum denkbar, nur in wenigen Zügen beſchreibbar.

Die Muſik ſpielt eine Françaiſe; die Tänzer und Tänzerinnen ſtellen ſich in ſechs bis acht Reihen durch die Länge des Saals neben einander, ohne Ordnung auf; an regelmäßige Figuren, die der Tanz vorſchreibt, iſt natürlicherweiſe nicht zu denken. Jedes Paar ſpringt gegen einander, von einander, mit einander, wie es ihm gerade einfällt; bald werfen ſie den Kopf in die Höhe und halten die Hände hinter ſich auf dem Rücken, dann ſenken ſie dieſelben tief herab, wie ein paar erboste Stiere, und gehen ſo, die Arme weit von ſich abhaltend, auf einander

los. Das Ganze dieſes, wie geſagt, „unbeſchreiblichen“ und — nach Heine's Ausdruck — durchaus nicht zweideutigen Tanzes iſt der berüchtigte Cancan, und daß er nicht allzu weit ausgedehnt wird und nicht gar zu ſehr ausartet, dafür befinden ſich zahlreiche Municipalgardiſten im Saal, die ein wachſames Auge auf die Tanzenden haben, um ſie, im Fall die ſehr weit gezogene Linie der Schicklichkeit überſchritten wird, ſanft beim Kragen zu nehmen und ohne weiteres vor die Thüre zu ſetzen. Am tollſten betragen ſich die Weiber; man nimmt von dieſem Anblick einen wahren Abſcheu mit nach Hauſe. Sie ſpringen ſo hoch ſie können; ſie werfen die Beine in die Luft; ſie ſchütteln den Oberkörper, als wollten ſie mit Gewalt das bischen Bekleidung, das ihnen geblieben iſt, abwerfen; zum Theil gelingt ihnen dieß auch, und ſchon in der Mitte des Balles, gegen 3 und 4 Uhr, geben ſich manche der Tänzerinnen höchſt bedenkliche Blößen. Dazu die raſende Muſik — ein Orcheſter von 300 Menſchen, die zarten Soli's einer Polka, vorgetragen von zehn Poſaunen und eben ſo vielen Ophikleiden (bei dem Forte helfen ein paar Dutzend Tambours aus), ſowie einer Tamtammaſchine, welche einen wahrhaft ſchrecklichen Spektakel macht. Natürlich erhitzen dieſe wilden Klänge die Herzen und Köpfe der Tänzer und Tänzerinnen mehr und mehr, und wenn hiedurch bei einer Françaiſe das Cancaniren immer toller wird, ſo jagt bei einem Galopp die ganze aufgeregte Menge unter lautem Geſchrei, unter Jubeln und Pfeifen durch den ungeheuren Saal — ein furchtbarer Anblick.

Der alte Muſard, der das Orcheſter dirigirt, ſteht erhöht vor ſeinem Notenpult mit einem ſeltſamen Ausdruck des Geſichts. Man ſieht über dasſelbe gleichſam ſämmtliche Melodieen

gehen: bald lächelt und ſchmunzelt er, wenn die Violinen und Flöten ertönen, jetzt beißt er die Lippen feſt aufeinander und ſchaut finſter und ſtolz um ſich, wenn Trompeten und Pauken arbeiten; in dieſem Augenblick ſtützt er den Tactirſtock wie einen Feldherrnſtab in die Seite und blickt vergnügt auf den raſenden Tanz zu ſeinen Füßen, dann ſcheint er wieder ganz theilnahmlos als ſei er mit ſeinen Gedanken anderswo beſchäftigt; plötzlich aber und gewöhnlich am Ende eines Galopps, rafft er ſich zuſammen, ſchwingt ſeinen Stab hoch in die Höhe, ſieht ſeine Muſiker ringsum an und beſchleunigt alsdann das Tempo auf eine Art, daß die tollſten Tänzer kaum nachkommen können. Alles fliegt dahin mit Aufbietung der letzten Kräfte; man ſieht in dem ganzen Saal nichts mehr als eine einzige buntfarbige Maſſe, immer dichtere Staubwolken wirbeln auf, bis die Muſik plötzlich abbricht und alles erſchöpft durch einander taumelt. Das war der galop infernale! Doch ſo ermüdet von dieſer ungeheuren Anſtrengung ſind die Tänzer nicht, daß ſie nicht nach einer ſolchen Tour dem Papa Muſard ein dreimaliges donnerndes Hurrah brächten, ja zuweilen eilen ſie ſchaarenweiſe auf das Orcheſter los; der alte berühmte Capellmeiſter muß ſich in ſeinen größen rothen Sammtſeſſel niederſetzen und wird nun im Triumph durch den Saal getragen. Da aber bei zunehmenden Jahren dem Herrn Muſard dieſe Freundlichkeitsbezeugungen anfingen Schwindel zu verurſachen, ſo wird jetzt ein Mannequin bereit gehalten, der ſtatt ſeiner den Triumphzug mitmachen muß.

Wer für den großen Opernball ein Eintrittsbillet gelöst, hat darum noch kein Recht, ſich in die Logen des erſten und zweiten Ranges zu begeben, dieſe werden noch beſonders vermiethet. Damen aus der vornehmen Welt, Fremde, die den

tollen Lärm auf kurze Zeit mitmachen wollen, befinden ſich dort im Domino, dicht verſchleiert und maskirt, alle Reihen ſind auf dieſe Art anſtändig beſetzt, die oberen dagegen, die dritte und vierte, welche für jedermann frei ſind, in eben ſo bunter und toller Miſchung, wie der Tanzſaal ſelbſt. Da oben ruhen ſie aus von der gehabten Anſtrengung, von den Folgen des Tanzes und des Weines, und wer von den Zuſchauern die ganze Widerlichkeit dieſer Orgie mit anſehen will, werfe einen Blick in die Opernloge. Da liegen Männer und Weiber langausgeſtreckt auf den rothſammetenen Bänken, lachend, plaudernd oder ſchlafend. Die Municipalgardiſten, die hier oben am zahlreichſten ſind, haben alle Mühe wenigſtens, die nothwendigſte Ordnung aufrecht zu erhalten. Von hier, wo man den ganzen Saal überſieht, bemerkt man nichts mehr als wirres Durcheinandertreiben unter einem grauen Staubſchleier, überſtrahlt von zahlloſen Lichtern.

Aber auch nüchterne Zuſchauer ſieht man genug hier oben, die nachdenklich hinabblicken in dieſe allgemeine Verwilderung. Da ſaß neben mir ein Pompier mit ſeinem ſpiegelblanken Meſſinghelm, ein ältlicher Mann, der gewiß ſchon viele Jahre dieſem Sodom-Getümmel zugeſchaut. Er hatte die Hände auf die Brüſtung geſtützt und dachte ſicherlich darüber nach, wie dieſe Opernbälle von Jahr zu Jahr wilder und ausgelaſſener werden, denn als ich einen Ausruf des Erſtaunens nicht unterdrücken konnte, ſagte er mir ganz ruhig: Ah, oui Monsieur, mais où finira ça!

Tagebuch-Blätter.

II.

nicht ganz entsetzlich, von der Laune eines Weibes abhangen zu müssen?“

Der Graf lachte laut auf und sagte alsdann: „mein guter Charles, man sieht wohl, daß Sie die Welt nicht mehr besuchen, oder vielmehr, daß Sie eigentlich nie den Versuch gemacht haben, den inneren Mechanismus unseres gesellschaftlichen Verkehrs zu ergründen. Ihnen kommt es entsetzlich vor, von der Laune eines Weibes abzuhängen; aber sagen Sie mir, Theuerster, wer, der einigermaßen eine Stellung einnimmt, befindet sich nicht im selben Falle? Glauben Sie mir, alle wir Herren der Schöpfung sind im Grunde nichts als die Sclaven des sogenannten schwachen Geschlechts und werden von diesem, wenn es hoch kommt, sanft geleitet, gewöhnlich aber derb an der Nase herumgeführt. Ich könnte Ihnen davon merkwürdige Geschichten erzählen.“

Abermals trat eine Pause ein, und wieder säuselte eine chromatische Tonleiter aus den Tasten hervor. Dann antwortete der Musiker: „ich verstehe vollkommen, was Sie eben sagten, aber mein Fall ist eigentlich ein ganz anderer. Sich von einem vielleicht geliebten Weibe leiten zu lassen, oder von der tyrannischen Laune eines unbekannten abzuhängen, ist zweierlei.“

„Versteht sich, ist zweierlei;“ entgegnete der Graf, „aber es ist darum nichts Unerhörtes, das Sie zu einem Schrei des Entsetzens veranlassen könnte, und Sie sind wahrhaftig nicht der Einzige, dem die Laune einer Frau einen Strich durch seine schönste Rechnung macht; das kommt uns allen täglich, ja stündlich vor und ich wollte vorhin nur sagen, daß ich nicht begriffe, wie dergleichen Sie eigentlich so außer sich bringen kann; und dann haben Sie im Grunde gegen die Tänzerin gefehlt.“

Tagebuch-Blätter.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1861.

Schnellpressendruck der J. G. Cyrandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

London 1851 1

I. Die Reise 3

II. Londoner Straßenleben 30

III. Der Krystallpalast 46

IV. Vauxhall 61

Die landwirthschaftliche Ausstellung in Wien . . . 71

Ungarn im Jahre 1857 89

I. Die Kaiserreise.

1. Der Empfang in Buda-Pesth 91

2. Der große Empfang. Das Theater paré . . 111

3. Besuch im neuen Winterhafen und auf der Alt-Ofener Schiffswerfte 117

4. Die Beleuchtung von Ofen und Pesth . . . 125

5. Die Bälle. Der Besuch im Stadtwäldchen . 136

6. Der Besuch des Kaisers in Waitzen 141

7. Jaszbereny 145

Seite
8. Nach Szegedin 162
9. Nach Gyula 178
II. Auf der Theiß 188
III. Ein Volksfest in Großwardein 198
IV. Der Csárdás 215
Die Feste in Rußland im Jahre 1846 231

Tagebuch-Blätter.

London 1851.

I.

Die Reiſe.

Ich fuhr von Stuttgart Abends mit dem letzten Zuge nach Heilbronn, doch war dieſer Zug, der von Ulm herkam, bei Amſtetten aufgehalten worden, oder hatte ſich vielmehr ſelbſt aufgehalten, indem er auf einen Extrazug wartete, der ihm von Geißlingen entgegen kommen ſollte; dieſer Extrazug aber, ebenſo höflich wie der gewöhnliche, wartete ſeinerſeits unten im Thale, und nachdem beide auf dieſe Art zu Nutz und Frommen ſämmtlicher Reiſenden eine Stunde gewartet, löste ſich das Mißverſtändniß auf, und beide ſausten mißmuthig ihrer Wege, wir aber fuhren deßhalb eine Stunde ſpäter von Stuttgart ab, und ich fürchtete ſehr in Heilbronn den Heidelberger Eilwagen nicht mehr anzutreffen; doch Dank der ſegensreichen Einrichtung der Telegraphen: die Eiſenbahnbehörde hatte der Poſtverwaltung einen elektriſchen Befehl zugeſchleudert, mit dem abgehenden Eilwagen auf den letzten Zug zu warten.

So fuhren wir getröſtet in die Nacht hinaus, und der Convoi ſtöhnte aufwärts nach Feuerbach. In tiefem nächtlichem Schatten lag die Gegend, ein Gemälde grau in grau, hie und da mit helleren Linien und Punkten; eine Landſtraße, ein Feld-

„Ich hätte gegen ſie gefehlt?“ ſagte haſtig der Muſiker, „und in wie fern, wenn ich fragen darf?“

„Das liegt auf der Hand,“ entgegnete der Graf, „und ich hätte Sie bei Gott nicht für ſo befangen, nicht für ſo blind gehalten, daß Sie die Ecken, wo Sie anſtoßen, nicht ſehen ſollten. Ich werde mir eine neue Cigarre anſtecken und Ihnen es dann auseinanderſetzen, was Sie verſchuldet. Wenn wir auf dieſe Art Anfang und Sitz der Krankheit ergründen, ſo finden wir vielleicht ein Heilmittel. — Brennt Ihre Cigarre noch? Werfen Sie ſie weg und nehmen Sie ſich eine andere. — Ich würde mir einen geiſtreichen Vergleich erlauben, indem ich Ihnen ſage, daß mir das ganze Leben wie eine Cigarre vorkommt, ſüß und berauſchend, verſteht ſich von ſelbſt, oder auch ſcharf und bitter; aber der Hauptpunkt, worin ſich Cigarre und Leben außerordentlich ähnlich ſind, iſt, daß Beide nur bis zur Hälfte ſchön ſind: dann geht's abwärts, ſie will nicht mehr recht brennen, ſie bekommt zugleich mit dem angenehmen Dampf mehr und mehr einen bitteren Nachgeſchmack, die Aſche glimmt nicht mehr rund und voll; kurz, es iſt eine ganz verdrießliche Geſchichte. Darum werfen Sie Ihren Reſt weg und nehmen eine neue. — So. — Ach! die erſten Züge haben etwas wunderbar Wohlſchmeckendes, wie die erſten vollen Züge aus dem Becher des Lebens.“

Der Muſiker hatte den Rath ſeines Freundes befolgt, und einen Augenblick darauf ſah man zwei dunkle glühende Punkte durch die Dämmerung des Zimmers leuchten.

„Jetzt alſo hören Sie Ihre Geſchichte, Theuerſter! Sie haben eine vortreffliche Oper geſchrieben, die aber nicht ganz fertig iſt; der zweite Act ſoll, ich mache ihm keine Complimente, nach dem Urtheil von Muſikkennern ein kleines Meiſterwerk ſein — ſehr gut! Sie componiren in der Zwiſchenzeit ein Ballet, und da das ſchneller fertig iſt als die Oper, ſo

weg, ein weißsteinernes Gebäude, Hofers marmorne Pferde, die gespenstig aus dem Dunkel hervorleuchteten; ein schon reifendes Kornfeld, ein Acker voll Mohnblumen, welche sinnend die weißen Blumenköpfe auf den schlanken Stängeln wiegten. Rings um uns war Ruhe und Frieden; am Himmel zogen schwarze zerrissene Wolken, die ausgebrannten Hülsen eines himmlischen Feuerwerks, welches ein Gewitter uns heute Abend zum besten gegeben; Leuchtkäfer flogen neben uns in Gras und Feldern, und von der Locomotive glühende Funken, die es jenen gleichthun wollten, aber in nächster Secunde erloschen und erstarben. Knirschend und heulend fuhr der Zug in den großen Tunnel auf der Höhe des Berges ein, und hinter uns blieben Feld und Wald, Wolkenzug und wirkliche Leuchtkäfer; an ernsten, finstern Mauern, von den zitternden Wagenlampen nur momentan erhellt, huschten wir vorbei; Kohlenrauch füllte das Gewölbe; über ihm lagern sich die weißen Massen des ausströmenden Dampfes, der Zug geht langsamer, die Locomotive pfeift, wir fahren drüben in eine andere Landschaft hinein. Doch sendet der Himmel einen feinen Regen herab, und da er wie ein grauer Schleier rings die Gegend bedeckt, so thun wir besser im Innern unseres Wagens der Reisegesellschaft einen Blick zu schenken.

Eine Nachtfahrt gleicht der andern in ihrer Staffage vollkommen. Zubereitungen zum Schlafen werden gemacht durch um den Kopf gebundene Schnupftücher, untergestemmte Arme, ruhig einnickende Köpfe, hie und da hören wir einen tiefen Seufzer, ein starkes Räuspern, dann und wann ein leises Gespräch. Hierin machte aber eine Gesellschaft, aus mehreren Herren und Damen bestehend, eine sehr bemerkenswerthe Ausnahme; sie sprachen viel und laut mit blaßgefärbtem weichem norddeutschem Dialekt —

ich glaube es war ächtes Berlinerblau — und Einer aus dieſer Geſellſchaft machte den Spaßmacher mit dem beſten Erfolg: er konnte thun, was er wollte, ſich mit einem leiſen Geſchnarch zum Schlafen anſchicken oder laut etwas hinausrufen, die andern lachten darüber; er konnte mit vielem Geräuſch eine Geſchichte erzählen oder ſchweigend ein Stück Torte eſſen, die andern folgten ſeinen Bewegungen, und jedesmal krönte ein lautes Gelächter ſeine Anſtrengungen. Ich konnte nicht erfahren, weß Glaubens und Standes er ſei, aber er mußte viel in der Welt herumreiſen und ſich häufig in Wirthshäuſern aufhalten, denn er kannte ſämmtliche Oberkellner, von denen er ſprach, beim Namen, und ſeine Anekdoten erinnerten ſehr an die Table-d'Hôte. Das württembergiſche „Fertig“ und „Fort“ der Eiſenbahn-Beamten ahmte er aufs täuſchendſte nach, ebenſo die belgiſchen Hornſignale zu demſelben Zweck; von Stuttgart behauptete er, das Theater ſei dort unter dem Affen, dagegen erinnere er ſich mit wahrem Entzücken an Frankfurt und an die famöſe Oper, die er dort gehört, „Lucia von Lammermayer.“

Wie aber in der Welt alles ein Ende nimmt, ſo auch die Fahrt nach Heilbronn, und damit das koloſſale Vergnügen der eben erwähnten Geſellſchaft. Bei der Ablieferung des Gepäcks gab es noch einen gelinden Wortwechſel zwiſchen Poſt- und Eiſenbahn-Beamten, indem erſtere mit vollem Recht behaupteten, da die Poſt nun einmal ſo ungebührlich lange auf den Zug habe warten müſſen, ſei es nicht mehr als billig, daß die Effecten der Weiterreiſenden vor allen andern zuerſt beſorgt würden, hier aber ſei es Mode, daß die Poſt bereits bis zuletzt warten müſſe, und dieſelbe, ſeit dem 1. Julius Kinder Eines Vaters, würde ſich bemühen, daß den Packbeamten des hieſigen Bahnhofs für dieß

Vergehen nächſtens eins unter den Zopf geſpuckt würde. (Ich gebe dieſe Strafandrohung wörtlich wieder.)

Die Richtung der Eilwagen von hier nach Heidelberg iſt eine zweifache: am Tage, wo der Reiſende nicht ſchläft und im Stande iſt, ſich an der ſchönen Ausſicht zu erfreuen, fährt man direct nach Sinsheim, eine ſchöne ebene Chauſſee, aber durch eine flache, ganz unintereſſante Gegend; des Nachts aber geht der Eilwagen einen fürchterlich holperichten Weg über Wimpfen und Rappenau; der Reiſende kann nicht ſchlafen, weil er unbarmherzig zuſammengeſtoßen wird, könnte aber die herrlichen Neckar-Ufer ſehr genau ſehen, wenn es nicht zufälligerweiſe Nacht wäre. Die Eilwagen an ſich ſind ganz gut eingerichtet, zwei Plätze auf einer Bank, und gehen recht bequem und angenehm, auch die Conducteure ſind gefällig, die Pferde größtentheils ordentlich; aber ein großer Uebelſtand der deutſchen Poſten im allgemeinen, der ſüddeutſchen insbeſondere, iſt der unendliche Aufenthalt auf den Stationen; nur damit wird ſo viele Zeit verloren, und hauptſächlich deßhalb ſind unſere Eilwagen keine Eilwagen. Iſt irgendwo eine Expedition, wo nur Pakete, Briefe ꝛc. abgegeben werden, ſo ſcheint dem Conducteur die Zeit ſo reichlich zugemeſſen, daß er ſich gar nicht zu beeilen braucht. Sollen die Pferde gewechſelt werden, und hat auch der ankommende Poſtillon aus Leibeskräften geblaſen: ſtille und einſam liegen lange Zeit die Stallgebäude; endlich glänzt ein trübes Licht in die Nacht hinaus, die Thore öffnen ſich ſchläfrig, es wird ebenſo ſchläfrig eingeſpannt, mit großer Umſtändlichkeit die Zugſtränge probirt, der Poſtillon zieht langſam ſeine Uniform an, wirft einzeln auf den Wagen hinauf die Peitſche, ſeinen Mantel, einen großen Sack mit Hafer zum Abfüttern, einen Sattel zum Nachhauſereiten, und endlich

klettert er ſelbſt nach. Das dauert aber alles eine gute Viertelſtunde länger als nothwendig, und vier Viertelſtunden machen eine ganze aus, deren Hälfte ſogar uns in Heidelberg ſehr gut zu ſtatten gekommen wäre, denn wir erreichten mit genauer Noth vor Abfahrt des Zuges den Bahnhof; ich verbrannte mir mit einer heißen Taſſe Kaffee Mund und Magen und kam, mit dem fürchterlichſten Sodbrennen behaftet, mißmuthig nach Frankfurt, um von da ſogleich nach Caſtel, Mainz gegenüber, zu eilen, von wo die Dampfboote der Kölniſchen Geſellſchaft in neueſter Zeit abfahren.

Es iſt dies eine ſehr zweckmäßige Einrichtung und erſpart dem Reiſenden den langen Weg über die Mainzer Brücke, incluſive Brückengeld und Trägerlohn, was man früher alles zu entrichten hatte; ſeit dieſem Jahre correſpondiren auch Eiſenbahnen und Dampfboote recht brav, und wenn man Abends um 9 Uhr, wie ich, von Stuttgart wegfährt, erreicht man Köln den andern Abend um dieſelbe Zeit, alſo in 24 Stunden.

Da lag der Kölniſche Dampfer mit ſeinem weiß und grünen Schiffskörper, dem ſchwarzen Schornſtein und den Flaggen in weiß und roth, den Farben der guten Stadt Köln. An den Schornſteinen erkennt man ſchon von weitem die verſchiedenen Geſellſchaften, welche den Rhein befahren; die Kölner ſind ganz ſchwarz, die Düſſeldorfer haben weiß und ſchwarze Streifen, und die Holländer ſind halb ſchwarz und halb weiß; die Schleppdampfer ſind dagegen kenntlich an ihrem langſamen Fahren, an den dunklen Farben des ganzen Schiffs, an den ſchwarzen Rauchmaſſen, worein es beſtändig gehüllt iſt, und an den Schiffen, die es mit ſich zieht. Die Einrichtung von Perſonal-Karten, welche man auf den Rhein-Dampfſchiffen eingeführt hat, iſt dem Reiſen-

den sehr zu empfehlen; man nimmt zugleich ein Billet für die Rückfahrt mit, nach jedem beliebigen Ort, und zahlt dafür die Hälfte des Preises. Hierdurch kostet z. B. die Fahrt von Mannheim nach Köln und zurück auf der ersten Klasse (Vorcajüte) nicht mehr als 15 fl. 14 kr., von Mainz nach Köln und zurück 10 fl. und einige Kreuzer.

Unser Dampfer — wir hatten die Ehre mit dem Landsmann „Schiller" zu fahren — war nicht übermäßig besetzt, überhaupt der Verkehr auf dem Rhein in diesem Jahr gegen alle Erwartung noch nicht sehr zahlreich. Doch war deßhalb unser Dampfer nicht leer zu nennen, und da das Wetter ziemlich ordentlich war, auch ein Segeltuch als Zelt über das Verdeck gespannt wurde, so fand sich bald dort oben die Gesellschaft ein, wie man sie beständig mit kleinen Variationen auf Rheinfahrten zu sehen das Vergnügen hat. Lange Karten mit dem Laufe des Stromes liegen oben ausgebreitet, und wo man bei einer alten Ruine einigermaßen zweifelhaft ist, wird der Kellner citirt um die richtige Auskunft zu geben. Handlungs-Reisende behaupten das Rauchcabinet, trinken Moselwein und spielen Piquet; frische junge Ehepaare schauen stilllächelnd in die Fluthen des Rheins, und obgleich sie vor den Augen der Welt so thun, als beschäftigten sie sich mit den lieblichen Sagen der Ruinen, an denen sie vorbeischwimmen, haben sie doch in Wahrheit viel wichtigeres zu denken und zu besprechen. Der Conducteur, gewöhnlich ein eleganter junger Mann, schreitet munter auf dem Verdeck hin und her und prägt seinem Gedächtniß so viel als möglich die Physiognomien der Mitreisenden ein, damit er später einen neuen Passagier behufs Abforderung des Fahrbillets augenblicklich erkenne. Der Capitän, meist ein untersetzter, sehr stämmiger Mann,

wandelt aus dem Rauchzimmer in die Küche, von da in seine Cajüte, sieht hie und da angelegentlich in den Maschinenraum und raucht sehr viel aus seiner langen Pfeife, die er aber in einen Winkel stellt, wenn er das Verdeck betritt.

Durch die unseligen Schnellfahrten ist die Poesie des Fahrens auf dem Dampfer verschwunden. Früher, wo man von Köln nach Mannheim drei Tage unterwegs war, bildete man eine einzige große Familie, deren Haupt der Capitän, und deren rathgebender älterer Bruder oder Freund der Conducteur war; damals hatte die kölnische Gesellschaft noch keine Concurrenz, und der schwarze Schornstein, sowie die rothweiße Fahne „herrschten allein auf den Meeren“; es kam auf eine Stunde mehr oder weniger nicht an, und Capitän und Conducteur hatten Lust — zur Kurzweil und zum Vergnügen der Passagiere — allerlei Schnurren aufführen zu lassen. In jener glücklichen Zeit sahen die Schiffsjungen zuweilen sich veranlaßt, einander schwarze Gesichter zu malen, und jeder lachte über den andern, den er allein geschwärzt glaubte; da konnte man den Steuermann ernsthaft an seinem Ruder stehen sehen, und eine unsichtbare Hand hatte ihm große papierne Sporen an die Füße geheftet; ja in jener harmlosen Jugendzeit konnte es vorkommen, daß ein Engländer, der am Steuerruder fischen wollte, plötzlich einen getrockneten Häring aus dem Wasser zog, den ihm ein Matrose ungesehen daran geheftet.

Aber das ist alles dahin. Das Boot fährt keuchend und schnaubend seines Weges und peitscht unermüdlich mit den großen Schaufelrädern das Wasser den ganzen Tag fort, gleich fleißig, gleich geduldig; nur hie und da, wo plötzlich angehalten wird, heult es grollend auf und speit zischend weißen Dampf zu beiden

Seiten der Räder in die grünen Fluthen. Da ſchwimmen wir nach und nach bei den bekannten Burgen und Städten vorbei; der Mäuſethurm beſchäftigt ſehr die Phantaſie der Reiſenden; dann der neuerbaute Rheinſtein, die Pfalz mitten im Rhein, Oberweſel mit ſeinen zackigen ausgebröckelten Mauern und der ſchönen Kirchen-Ruine, die man erhaben über dem Städtchen ſo frei vor Augen hat, die Katz, die Maus, vorher noch die Loreley mit dem Profil Ludwig Philipps und dem alten Invaliden auf dem andern Ufer, der mit dem Knall ſeines Gewehres das Echo in der Felswand, und mit den melancholiſchen Tönen ſeines Horns die Erinnerungen an frühere Zeiten weckt, in denen man ebenfalls hier vorbeigefahren.

In Koblenz kamen viele neue Paſſagiere an Bord, und von nun an vermehrten ſich dieſelben auf jeder Station, namentlich in Königsweiler, wo bei unſerer Anfahrt die Ufer ſchwarz mit Menſchen bedeckt erſchienen. Hier zog es denn auch in wahrer Proceſſion auf das Boot; eine ganze Legion Studenten aus Bonn, die ſich einen vergnügten Tag gemacht hatten und in Maſſe in ihren grellen buntfarbigen Kopfbedeckungen wie ein wandelndes Tulpenfeld ausſahen. Sie betraten theils ſchäkernd und luſtig, theils ernſt und gravitätiſch das Boot. Ach, mir war, als ſeien das dieſelben Geſichter, die gleichen Schmarren und Riſſe darin, dieſelben Bärte und Mützen, die gleichen buntfarbigen Bänder und langen Pfeifen, die gleiche Redeweiſe und ſelbſt die gleichen großen Hunde, die ich ſchon vor langen Jahren geſehen und gekannt hatte. Zugleich mit ihnen, oder vielmehr gleich nach ihnen, betraten ein paar Dutzend Handwerks-Geſellen und Lehrlinge das Boot, die gleichfalls am Fuß des Drachenfelſens den Sonntag gefeiert hatten. Sie waren im ganzen viel

luſtiger als die Muſenſöhne, trugen ebenfalls Pfeifen mit langen farbigen Troddeln, und während jene auf dem Hinterdeck dicht geſchaart ſtanden, gruppirten ſich dieſe auf Kiſten und Fäſſern des Vorderdecks und ſangen allerlei bekannte verbotene Lieder, z. B. „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ In Bonn flutheten dieſe Geſellſchaften wieder vom Verdeck hinweg, und das Schiff blieb bis Köln ziemlich leer.

Mit dem Drachenfels hören die maleriſchen Ufer des Rheins plötzlich auf. Auf der linken Seite begleitet uns der Godesberg in ſeiner wohlbekannten Form noch eine Zeitlang, bald ſcheint er bei langen Baumreihen vorbeizuſchweben, die hinter ihm liegen, bald wandeln Häuſer, Brücken, kleine Wäldchen, Anhöhen mit Getreide bewachſen vor ihm vorbei und bedecken ihn vor unſern Blicken. So ſchwimmen wir langſam zwiſchen den flacher werdenden Ufern dahin; dort links liegt Schloß Brühl, das wir aber nicht ſehen; endlich macht der Rhein vor Köln die letzte Biegung. Der Boynthurm wird ſichtbar, und über der Häuſermenge der heiligen Colonia und ihren unzähligen Kirchen ragt maſſenhaft der Dom hervor, faſt in derſelben Silhouette wie vor zwanzig Jahren, obgleich in jüngſter Zeit ſo unendlich viel an ihm neugebaut wurde; links das rieſenhafte Stück des Thurms mit dem Wahrzeichen der Stadt, dem Domkrahnen, rechts die Maſſe des Chors, und der Raum zwiſchen beiden iſt immer noch nicht ausgefüllt.

Es dunkelt ſchon, während wir uns Köln nähern; die Rheinſeite, wo wir anlegen, iſt mit Menſchen bedeckt, die unſere Ankunft erwarten; von den großen Gaſthöfen dort glänzen Lichter in allen Etagen, und die Namen derſelben, in ungeheuren Eiſenbuchſtaben auf den Dächern angebracht, ſind eben noch ſichtbar.

Auf der Rheinbrücke brennen bereits die Gaslichter und bilden eine glänzende Linie von Köln nach Deutz. In letzterer Stadt, vor den großen Hôtels zum Marienbildchen, jetzt Belle Vue, und Prinz Karl, sind dichtbelaubte Gärten, aus welchen Lichterglanz hervorzittert, und die vollständigen Klänge der Regiments-Musiken, die dort lustig aufspielen, schallen über den breiten Strom zu uns herüber. Hier fließt der Rhein ruhig, aber auf seinem gewaltigen Rücken trägt er spielend die vielen Dampfboote, die großen Holländerschiffe, den ganzen Masteuwald, bei dem wir jetzt vorbeifahren. Unser Schiff macht einen großen Bogen, um aufwärts an seine Landungsbrücke zu kommen; der Kapitän steht auf dem Radkasten, der Schiffsjunge, nachdem er sich vorher seine Nase geschneuzt, läutet heftig und anhaltend, die Passagiere rennen in ängstlicher Hast durcheinander; der vermißt eine Hutschachtel, jener einen Nachtsack; hier entsteht ein gelinder Streit wegen Berührung meines Koffers mit den Hühneraugen des Nachbars, und dieser Streit wird endlich geschlichtet durch den unsanften Stoß des Bootes ans Ufer, so daß sich alles sanft in die Arme fällt, auch wir Streitenden.

Die Gangborde poltern auf das Schiff, wie Harpyien stürzen sich die Kölner Lastträger auf unser Gepäck, ergreifen Koffer und Kisten, ja den Passagier selbst, wenn er ihnen im Weg steht, und schlagen alle Einwendungen, alle Gegenreden mit den Worten nieder: „Ich bin angestellter Lastträger und habe Nr. 24. Wohin soll Ihr Gepäck?“ In den königlichen Hof! Und schon ist er aus dem Schiff hinaus mit der ganzen Bagage. Man kann ihm aber vertrauen, diesem angestellten numerirten Lastträger; man bezeichne ihm nur genau seine Effecten und sage ihm deutlich den Namen des Hôtels, so findet man alles in der

Flur des Gasthofs wieder. Ich folgte meiner Nr. 24 mitten durch die gaffenden Gesichter am Ufer, die mich beim Schein zweier Gaslaternen anstarrten, als müßte ich der längst Erwartete sein, und befand mich bald im Hôtel Royal, im Hause des Hrn. Diehmann, einem der comfortabelsten Gasthöfe der ganzen Christenheit. — —

Um von Köln nach London zu gelangen, gibt es, außer dem Wasserweg über Rotterdam, zwei Routen zu Lande: über Ostende oder über Calais. Wer von der Seekrankheit nicht sehr zu leiden hat, thut besser wenn er über Ostende geht; man fährt von Köln in etwa zwölf Stunden dahin, und ist, wenn man Abends um 8 Uhr dort anlangt, durch die ewig zitternde Bewegung des Wagens so gerädert, daß man froh ist, die Eisenbahn verlassen und sich auf dem Schiff, wenn auch auf einer harten Bank, ausstrecken zu können. Dagegen dauert die Ueberfahrt nach Dover ungefähr fünf Stunden. Für manchen eine sehr unangenehme Geschichte. Calais erreicht man mit der Eisenbahn erst in der Früh um zwei Uhr, hat von da aber nur eine Ueberfahrt von anderthalb bis zwei Stunden. Die Preise auf beiden sind sich so ziemlich gleich. Ueber Calais kann man von Köln aus den Platz gleich hin und zurück nach und von London nehmen; auf der ersten Classe glaube ich zu 36 Thalern. Ueber Ostende kann man dagegen nicht für die Rückfahrt bezahlen, weßhalb man besser thut, den Platz auf der Eisenbahn und dem Schiffe selbst zu nehmen, da man alsdann nicht gezwungen ist, auf einer bestimmten Classe zu fahren. Doch ist jedem, der es eben möglich machen kann, anzurathen, auf den belgischen Eisenbahnen und den Seeschiffen den ersten Platz zu nehmen.

Von Köln fuhren ein Freund und ich, Morgens um 7 Uhr,

beeilen Sie ſich, es der Intendanz zur Aufführung zu übergeben.“

„Um einmal ſelbſt zu hören,“ unterbrach ihn der Muſiker, „um einen vollkommen klaren Begriff von meiner eigenen Inſtrumentation zu bekommen; es war mir dies für meine Oper von großem Nutzen.“

„Ganz recht!“ fuhr der Graf fort, „die Intendanz nimmt Ihr Ballet an, man ſchickt Sie zu dem Balletmeiſter und ſo weit iſt Alles in Ordnung. Sie kommen zu Signor Benetti und hätten ihm ſagen müſſen: Hier bin ich, der Componiſt des neuen Ballets, dem ein Erfolg in Ausſicht ſteht, ſo wie Sie es in Ihre Künſtlerhand nehmen. Was die Beſetzung der Rollen anbelangt, Herr Balletmeiſter, — ſo mußten Sie nämlich ſprechen — ſo verfahren Sie darin ganz nach Ihrem Gutdünken. — Statt aber alſo zu thun, ſehen Sie bei dem Italiener zufällig unſere zweite, auch ſehr gute Tänzerin, Demoiſelle Pauline und ſagen dem Balletmeiſter, dieſer und keiner andern dürfe die erſte Rolle in Ihrem Ballet zu Theil werden. — Und weßhalb thaten Sie das, junger, leichtſinniger Künſtler? — Sie thaten es nur, wie Sie mir ſelbſt eingeſtanden, weil das Mädchen ſo ſchöne blonde Haare hat.“

„Ich gebe das zu,“ ſagte der Künſtler mit leiſer Stimme, indem er eine reizende Melodie anſchlug; „ich gebe das vollkommen zu, denn mir ſchwebte bei meiner Arbeit ein himmliſches Weſen vor, mit hellem, lichtem, goldenem Haar.“

„Das iſt alles ſchön und gut,“ antwortete der Graf, „man kann ſeine Paſſionen haben — auch ich liebe die blonden Haare leidenſchaftlich; doch hören wir weiter, wohin dieſe Liebhaberei Sie geführt! Daß Demoiſelle Pauline Ihren Ausſpruch, den Ausſpruch des Componiſten, für ein Orakel hält und ſich die Rolle zueignet, können Sie ſich denken. Sie iſt entzückt davon, ſie wird in den vier verſchiedenartigen neuen Coſtümen deliciös

als ökonomiſche Leute auf der zweiten Claſſe. Dieſelbe iſt im Vergleich mit unſern ſüddeutſchen und den preußiſchen Staats-eiſenbahnen ſehr gering, dagegen aber, im Verhältniß zu den eben genannten, außerordentlich theuer. Unſer Zug war ein ſo-genannter Schnellzug, ging aber trotzdem nicht viel raſcher als der gewöhnliche. Der rheiniſchen Eiſenbahn erwächst zum guten Glück eine gewaltige Concurrenz in der Bahn von Düſſeldorf nach Aachen, die im Herbſt 1852 fertig werden ſoll.

Das Wetter begünſtigte uns heute Morgen, die Sonne ſchien warm, und die Wolken, welche hie und da den Himmel bedeckten, machten durch ihren Schatten die einförmige flache Gegend leben-dig. Fruchtfelder und Wieſen ſtanden prächtig, oftmals Strecken ſo weit das Auge reichte in goldgelber Farbe, eingeſäumt mit dem ſaftigſten Grün. Sauſend und klappernd ging es durch den langen Königsdorfer Tunnel, bei Düren vorüber, nach Eſchweiler, wo die gewaltigen Eiſenfabriken und Schmelzöfen ſind. Hier hat die Gegend ein trauriges, ausgebranntes Anſehen; im ſchwarzen Kohlengrunde, der von der Eiſenbahn anfängt und die Höhen hinanſteigt, welche die Ausſicht begränzen, liegen die ſtaubigen Häuſer mit den breiten dunkeln Dächern; über ihnen empor ragen rieſenhafte geſchwärzte Schornſteine, welche dunkle Rauch-maſſen ausqualmen, während weißer Dampf ſtoßweiſe und ziſchend aus den engen Röhren emporfährt, dort wo die Maſchinen keu-chen und raſſeln. Arbeiter mit geſchwärzten Geſichtern, mit glän-zenden Augen und weißen Zähnen, wie die Neger, ſchauen aus den Thüren und Fenſtern und ſcheinen dem Salamander-Ge-ſchlecht anzugehören. In Rauch und Feuer ſtand ihre Wiege, in Qualm und Flammen wuchſen ſie auf, und enden ſo ihr Leben; zu ihren Füßen liegt Staub und Aſche, über ihren Köpfen

steigt Qualm empor, züngeln die Flammen, ihre Gesellschaft bei Tag und bei Nacht. Und immer weiter greift dieß Terrain des Feuers um sich, immer weiter entstehen neue Schmelzöfen, Hammer- und Streckwerke. Dort hinten auf den Anhöhen, wo heute noch grüner Wald ist, sieht man schon gelichtete Stellen, erblickt man schon Dampfschornsteine und Rauchwolken, und es wird nicht manches Frühjahr mehr anstehen, dann sprießen auch dort keine Gräser und Blumen mehr, sondern es ruht alles, ohne Lebenszeichen, todt unter der erkalteten Asche.

Doch schon pfeift die Locomotive wieder — vorbei, vorbei! Die Schnelligkeit des Dampfes führt uns bald abermals in freundliche, lachende Gefilde; Waldschatten umfängt uns, frische Wasser murmeln unter uns dahin; die Wände des Einschnitts, durch den wir fahren, sind bedeckt mit grünen Kräutern, mit heranwachsenden Akazien, mit stacheligem Ginster und seinen gelben Blumen. Doch während der Blick noch hinüberschweift in das Thal neben dem Schienenwege, wo hochstämmige Eichen ihre knorrigen Aeste ausstrecken, werden die Baumreihen schon wieder lichter und lichter; eben erst in tiefem, schattenreichem Einschnitt, fahren wir jetzt auf einem hohen Damm in die Ebene hinaus. So weit das Auge reicht, wiederum gelbe Fruchtfelder und grüne Wiesen, kleine Buschpartien, aus welchen schlanke Kirchthürme auftauchen, dort ein prächtiges Schloß, hier eine alte Ruine, und während wir fast die vor uns liegenden Höhen wieder erreicht haben, kommt quer durch das Feld uns entgegen eine Procession — ein sogenannter Bittgang um gutes Erntewetter.

Wie lieblich flattern die rothen und blauen Kirchenfahnen in dem hohen gelben Korn! Wie glänzt das große goldene

Kreuz an der Spitze des Zuges! Wie reizend ſchlängelt der Zug ſich buntfarbig durch das Feld dahin, die Geiſtlichen in ihren weißen und geſtickten Gewändern, die den rothen Tragehimmel umgeben, unter welchem der alte Prieſter, unbedeckten Hauptes, mit dem Allerheiligſten geht, voraus die rothgekleideten Chorknaben mit Weihrauchfaß und Klingel, und hintennach der lange Zug von Bauern mit ihren Weibern und Kindern, den dunklen Kattunmantel an. Das weiße Tuch, das ſie um den Kopf tragen, flattert im Winde, und als wir nahe bei ihnen waren, hörten wir, wie es von hundert Lippen murmelte: „Heilige Maria Mutter Gottes bitt' für uns!“ Aber nur einen Augenblick, denn die Locomotive, die uns dahinreißt, pfeift höhnend dazwiſchen.

Hinter uns laſſen wir das liebliche Bild der Proceſſion, das uns ſo lebhaft an die Tage der Kindheit erinnert; hinter uns bleibt der fromme Glaube, und wir ſtürmen davon, immer weiter durch das Leben; hinter uns bleibt die lachende Ebene, der Friede, die Ruhe, welche auf den Klängen der Kirchenglocken in unſer Herz bringen; eine finſtere Schlucht nimmt uns auf, deren Seitenwände phantaſtiſch verſchlungene Wurzeln faſſen und manche hohe und mächtige Bäume tragen. Schwärzer wird die Erde rings herum, Kohlenſtaub liegt zwiſchen den Schienen; wir raſſeln durch einen finſtern Tunnel; luſtiger ſcheint die Locomotive zu arbeiten, denn ſie nähert ſich abermals einem Platz, wo viele ihres Geſchlechts zwiſchen dicken Mauern ſeufzen und von der ſchwachen Menſchenhand durch den Druck eines kleinen Hebels gezwungen werden, mit gewaltiger Kraft Waſſer zu heben und Eiſen zu ſtrecken. Dann bleibt auch Stollberg hinter uns und vor uns im Thale liegt Aachen, die alte Kaiſerſtadt. Der

Dom mit ſeiner grauen Kuppel tritt vor unſer Auge, dahinter der ſogenannte Loosberg, daneben das Kloſter der heiligen Cäcilie, auf den Anhöhen alte Thürme durch dicke Stadtmauern verbunden, die dem hügeligen Terrain auf und ab folgen. Wo wir jetzt fahren, in der Nähe der Stadt, war vor nicht langen Jahren noch dichter Wald, und da drinnen lagen die alten Schlöſſer aus der Zeit Karls des Großen: Frankenburg, Schönforſt, bekannt durch den Ring der Faſtrada. Es waren heimliche, liebliche Plätzchen, dieſe beiden alten Schlöſſer mit ihren zerbröckelten Zinnen und epheuumwachſenen Thürmen, rings mit Waſſer umgeben, die Spielplätze meiner Kindheit. Jetzt fährt die Eiſenbahn dicht bei der Frankenburg vorüber; man hat ihr den grünen Waldſchleier von dem altersgrauen Geſicht gezogen, und da dieſes alsdann zu durchfurcht und zerriſſen erſchien, hat man an ihr einen unglücklichen Reſtaurationsverſuch gemacht und dadurch die alte liebe Ruine ſchmählich mißhandelt.

Aachen laſſen wir hinter uns mit ſeinen vielen Kirchen und ſeinen heißen Quellen. Unſer Zug wird von einer ſtehenden Maſchine aufwärts gen Herbesthal gezogen, und wie wir emporſteigen, treten alle Theile der Stadt mit dem benachbarten Burtſcheid nochmals vor unſer Auge; dann verlaſſen wir wieder für eine Zeit lang die Landſchaft mit Kornfeldern, Obſtbäumen, Wieſen und Gärten, und jagen dafür durch eine Waldregion auf einem der intereſſanteſten Eiſenbahnwege, die es wohl in der Welt gibt. Kaum haben wir einen Tunnel durchflogen und donnern über eine Brücke, ſo hören wir ſchon wieder an den eigenthümlich ſchütternden Schlägen der Maſchine, daß wir uns einem neuen gewölbten Durchgange nähern. Nicht hundert Schritte

lang konnte hier die Bahn geführt werden ohne Hinderniſſe zu überwinden. Jetzt fahren wir durch einen hohen Einſchnitt, gleich darauf auf einem ebenſo hohen Damm, dann wieder über eine Brücke und durch einen Tunnel. Bald wendet ſich die Bahn links, bald rechts; immer näher treten die Berge zuſammen, klare Waſſer ſtürzen unter dem Bahndamme daher, ſie treiben Mühlen und Fabriken; bei jeder Biegung durch das enge Thal ſehen wir ſchöne Villen und palaſtähnliche Gebäude, Wollſpinnereien und Tuchfabriken; auch hier hohe Schornſteine, auch hier Feuer und Dampf.

Auf unſerer linken Seite liegt Limburg auf der Höhe; wir laſſen nach einer langweiligen Kofferviſitation Verviers hinter uns und raſſeln, abermals bald rechts, bald links biegend, durch die Thalſchlucht dahin, abermals über Brücken und durch Tunnels und durch Tunnels und über Brücken, bei hohen Felswänden vorbei und über helle rauſchende Waſſer. Das Auge iſt geblendet und verwirrt; kaum ſchweift es einen Augenblick in ein liebliches Seitenthal, ſo reißt die Maſchine auch ſchon, raſſelnd und ſtöhnend, den Zug durch einen neuen Tunnel, und ehe man noch Zeit hat ſich in jener Finſterniß zurecht zu finden, bricht man ſchon wieder eilend hervor ans Tageslicht, um wieder nur für Augenblicke die Gegend im Sonnenglanz anſchauen zu können. Man iſt ordentlich froh, daß man endlich Lüttich erreicht, daß man hinter Ans durch die weiten Ebenen Belgiens fährt, wo man an unendlich ausgedehnten Kornfeldern, an Wieſen ohne Ende Gelegenheit findet, das ermüdete Auge ausruhen zu laſſen.

Wenn man aber, wie wir, auf der zweiten Claſſe fährt, ſo iſt man dagegen durchaus nicht im Stande, auf dieſen belgiſchen Eiſenbahnen auch den ermüdeten Körper einigermaßen wieder

herzuſtellen; es ſind ſcheußliche Menſchenqual-Anſtalten, dieſe belgiſchen Wagen zweiter Claſſe, und man begreift in der That nicht, wie ein Land, wie Belgien, dem der durchreiſende Fremde ſo viel für Unterhaltung ſeiner Schienenwege zahlt, dafür ſo undankbar, ja engherzig ſein kann, um Leute, denen es gerade nicht convenirt, die theuern Preiſe der erſten Claſſe zu bezahlen, von der Mitte aus lebendig zu rädern. Die Wagen zweiter Claſſe hier ſind alte rappelige Holzkaſten mit kleinen ſchlechtgepolſterten Kinderſitzen, an der Rücklehne ein zwei Zoll breiter Streifen vermoderten Seegraſes, mit abgenutztem Tuch überzogen, das die vermeſſene Idee hat ein Polſter vorſtellen zu wollen. Dabei ſchließt kein Fenſter, die Bahn ſtaubt über alle Begriffe, und wenn man ein paar Stunden gefahren iſt, ſo könnte man ſich für ausgewechſelt halten, denn mit dunkelfarbigen Kleidern in dieſen Marterkaſten geſtiegen, bemerkt man ſich plötzlich in einem hellgrauen Anzuge. Leider bin ich keine Großmacht, ſonſt würde Ich Belgien für dieſe Menſchenquälerei den Krieg erklären, oder Ich ließe auf Meinen Eiſenbahnen Zweite-Claſſewagen nach belgiſchem Muſter mit einem künſtlichen Staub-Apparat bauen und alle durchreiſenden Belgier darin fahren, ſo lange fahren, bis ſie feierlich gelobten, zu Hauſe auf eine andere Einrichtung zu bringen, und das würden ſie ſchon nach der erſten Station thun.

Im übrigen iſt Belgien gewiß ein ſehr ſchönes und angenehmes Land, und namentlich Brüſſel eine ſehr liebenswürdige Stadt, und hat ſehr ſchöne Gaſthöfe und ſchattige Spaziergänge. Man ſpeist im Hôtel de Flandre außerordentlich gut, und das fiel mir namentlich in Mecheln ein, wo man ein fürchterlich ſchlechtes Roſtbeef bekam und Kaffee gar nicht vorhanden war. Als wir weiter fuhren, brannte die Sonne außerordentlich warm, die

Gegend wurde immer flacher, die Wagen fuhren auf den Schienen wie toll hin und her, und es staubte immer stärker und dichter. In unserm Wagen saßen sechs geistliche Herren auf einer Bank neben einander, und alle sechs hielten Gebetbücher so ruhig wie möglich vor ihre Augen. Wenn man sie so im eifrigen Gebet begriffen sah, so konnte man glauben, sie büßten dadurch, aber am meisten durch die Fahrt selbst, einiges von ihren Sünden ab. Doch waren sie für Büßende sehr unduldsam, und als ich mir eine Cigarre ansteckte, husteten alle Sechs erst leise, dann immer lauter, und endlich bemühten sie den Conducteur, der mir ankündigen mußte, daß das Rauchen — in einem jämmerlich stoßenden rappelnden belgischen Zweiter-Classe-Wagen mit Staub-Apparat — verboten sei.

Die Zeit schlich uns sehr langsam vorüber; endlich erreichten wir Gent mit seinem großartigen, aber unschönen Bahnhofe; das Dach ist von Eisenguß und sieht aus wie von Brüsseler Spitze gemacht. Später kamen wir nach Brügge und bemerkten hinter dieser Stadt, daß wir uns dem Meere näherten. Der Boden, bis jetzt schwarz und fruchtbar, wurde sandig und weiß; lange Reihen kahler Hügel liefen weit ins Land hinein, die Vegetation ward dürftiger, endlich sahen wir auch Schiffe, aber nicht auf dem Meere, sondern auf einem Canal, über welchen die Eisenbahn fuhr. Gegen halb 9 Uhr kamen wir nach Ostende, müde und matt, bestaubt und hungrig. Sämmtliche Hausknechte des deutschen Hofes bemühten sich eine halbe Stunde lang, den belgischen Eisenbahnstaub von uns zu entfernen, und eine Schüssel vortrefflicher Seefische sollte uns in den Stand setzen, den Schrecken der nun folgenden Meerfahrt einigermaßen Stand halten zu können.

So eine Seereiſe iſt etwas angenehmes und erfriſchendes, ſo ſagen alle Leute, die nicht ſeekrank werden, und ich bin, Gott ſei Dank! einer von dieſen Glücklichen. Der Freund dagegen, der mit mir die Reiſe nach London machte, betrachtete mit Grauen die ſchwankenden Maſtſpitzen im Hafen, und hatte ſchon am Land eine fürchterliche Ahnung von großem Uebelſein, das ihn auf der See befallen würde, und von Opfern, die er dem Poſeidon bringen müßte. Das Wetter war aber auch nicht ſehr günſtig; es hatte den Tag vorher im Canal ziemlich geſtürmt, und die See zeigte heute jene trügeriſche in der Tiefe bewegte Glätte, welche der Schiffer „hohle See" zu nennen pflegt. Gegen 10 Uhr gingen wir an Bord. Der Dampfer lag am ſogenannten Dyck im innern Hafen ruhig vor Anker. Der Himmel verſprach eine klare Nacht, ich glaube auch, wir hatten einigen Mondſchein. Da das Schiff erſt nach Ankunft des letzten Bahnzuges von Köln gegen 11 Uhr abſegeln ſollte, ſo hofften wir in der Cajüte noch einigen Platz zu finden, täuſchten uns aber ſehr, denn auf Sophas und Stühlen lagen ſchon eine Menge Paſſagiere in trauriger Selbſterkenntniß lang ausgeſtreckt. Auch die Damen-Cajüte hatte ſchon ihr Theil, obgleich ſich die meiſten Paſſagiere des zarten Geſchlechts auf dem Verdeck befanden. Da ſaßen ſie neben einander auf Bänken und hatten unterſchiedliche Ideen von einer ſchrecklichen Nacht; denn der Capitän und der Steward verſicherten auf Befragen: es ſei gerade keine hohe See, aber einige Bewegung könnte es doch geben. Dazu machten die Kellner ihre ſchauerlichen Vorrichtungen, ſchraubten die Luken in den Cajüten feſt zu, und richteten eine große Anzahl weißer Waſchſchüſſeln her, um ſie nöthigenfalls gleich bei der Hand zu haben.

Endlich kam der letzte Bahnzug und brachte noch eine Menge

Paſſagiere für uns mit, die theils zu Wagen, theils zu Fuß eilfertig daherkamen. Da wir tief unter dem Kai lagen, ſo ſahen wir über uns die Silhouetten der Ankommenden, die ſich am helleren Nachthimmel ſcharf abzeichneten; Wagen und Pferde, Männer mit Koffern, Nachtſäcken und Hutſchachteln, wie ſie ſich bemühten einer dem andern vorzukommen, und das war äußerſt ergötzlich anzuſehen. Bald darauf wurde das Compaßhäuschen erleuchtet; der Steuermann trat an ſeinen Platz, der Capitän ebenfalls, das Schiff wurde vom Ufer losgemacht, und wir fuhren dem Ausgang des Hafens zu, der durch zwei Leuchtthürme bezeichnet iſt.

Es iſt bei ſo einer erſten Seereiſe, wie wenn jemand anfängt reiten zu lernen. So lange das Pferd zwiſchen den Mauern der Reitbahn einen anſtändigen Schritt oder einen ſtillen ſoliden Trab geht, fühlt man ſich ganz behaglich; aber wie man ins Freie kommt, der Gaul den Kopf in die Höhe nimmt, ſich zuerſt vornen hebt, dann hinten, ſich ſchüttelt und wild in die Zügel beißt, ſo bricht dem jungen Reiter ein gelinder Angſtſchweiß aus. Gerade ſo erging es den meiſten Mitreiſenden in der heutigen Nacht. So lange wir zwiſchen den Hafendämmen fuhren, entlockte der klare Himmel, das glänzende ſtille Waſſer den Paſſagieren manchen Ausruf der Freude und des Erſtaunens. Aber kaum hatten wir die beiden Leuchtthürme paſſirt, ſo fing das Schiff an zu courbettiren wie ein unartiges Roß. Jetzt hob es ſich vorn empor, neigte ſich zuerſt auf die linke Seite, dann auf die rechte, tauchte nach einigen Secunden das Bugſpriet faſt ins Waſſer, um ſich hinten hoch empor zu heben. Wir hatten, wie geſagt, hohle See, und der Dampfer machte die ſo bekannte ſehr unangenehme ſchraubenförmige Bewegung. Bei allem Jammer

und Elend iſt es für den Geſunden wirklich komiſch anzuſehen, wie ſich die Phyſiognomien der unglücklichen Seereiſenden verändern. Bei denen, die ſogleich und heftig gepackt werden, bedeckt ſich das Geſicht mit einer erſchreckenden Bläſſe. Die Naſe wird lang und ſpitz, die Augen ſtarr und gläſern, und das krampfhafte Lächeln eines ohnmächtigen Widerſtandes ſpielt mit den zuſammengekniffenen Lippen. Häufig ergeht es ſo jungen Helden, die unmäßig gelacht über die erſten der Opfernden, die ſich über den Schiffsrand hinübergebeugt. Jetzt kommt auch ihre Zeit; das Schiff capriolt fort und fort, ein troſtloſer Blick rings herum zeigt ihnen nichts als Himmel und Waſſer — keine Hülfe, keine Rettung; darum ebenfalls fort an den Schiffsrand!

Das Meer führte ſich in der That heute Nacht ſehr ungezogen auf; man mußte äußerſt breitſpurig gehen, um auf den Füßen bleiben und den unglücklichen Opfern der Seekrankheit beiderlei Geſchlechts ausweichen zu können, die ſich einem ohne Anſehen der Perſon in die Arme warfen und ſich beim geringſten Anſtoß auf eine unangenehme Art erleichterten. Das Schiff ſchaukelte hin und her; von unten herauf ächzte und ſtöhnte es; geſchäftig liefen die Kellner auf und ab, und in der Damen-Cajüte, in welche ich einen ſchüchternen Blick hinein warf, hätte es grauſenhaft ausgeſehen, wenn nicht die drei Franzöſinnen, die dort halbtodt lagen, ſo gar allerliebſt und niedlich geweſen wären und in ihrem traurigen, gänzlich aufgelöſten Zuſtande nicht das innigſte Mitleid erregt hätten. Einer von den dreien half ich mit ſehr vieler Gefahr aufs Verdeck. Sie hatte eine ältliche Dame, ihre Mutter, glaube ich, bei ſich, welche, wie mir der Steward, ein Flamänder, am andern Morgen erzählte,

ausſehen und alle Einwendungen des Signor Benetti beantwortet ſie kurz dahin, daß die Rolle für ſie componirt ſei. Mit ähnlichen Geſchichten, mein lieber Freund, machen Dichter und Componiſten den Intendanzen viel böſe Händel, und wenn der Verfaſſer irgend eines neuen Trauerſpiels an einen beliebigen Schauſpieler, um ihm zu ſchmeicheln, ſchreibt: dieſe oder jene Rolle (die eigentlich gar nicht für ihn paßt) wird in Ihren Händen gut aufgehoben ſein, ſo klammert ſich der Mime daran, und gute Nacht Rollenaustheilung von Seiten der Intendanz oder der Regiſſeure! Dieſe Rolle iſt ſpeziell für mich geſchrieben, ſagt der Künſtler, der Dichter hat meine Perſönlichkeit dabei bis in die kleinſten Einzelnheiten berückſichtigt, er hat mir die Rolle ſelbſt zugetheilt, und ich werde ſie ſpielen, werde groß darin ſein, jeder Zoll ein Künſtler!“

„Nun ich ſollte meinen,“ antwortete der Muſiker, „daß im Grunde genommen Dichter und Componiſt auch wohl das Recht haben, eine Rolle in irgend einem Stück, einer Oper für dieſe oder jene Perſönlichkeit zu ſchreiben.“

„Verzeihen Sie, theuerſter Freund,“ antwortete der Graf, „dieſes Recht gebe ich Ihnen für die Pariſer große Oper zu, auch vielleicht für ein paar unſerer erſten Bühnen in Deutſchland, wo die Künſtler und ihre Fähigkeiten ſo genau bekannt ſind; aber für kleinere Theater kann man Dichtern und Componiſten dieſes Recht durchaus nicht einräumen, wenigſtens ihre Anſicht nicht zum Geſetz erheben. Was nun überhaupt das Ballet anbelangt, ſo iſt dieſes in der Theatergrammatik ein höchſt unregelmäßiges Zeitwort, und die Eigenheiten und Launen der Tänzerinnen ſind nach keiner feſtſtehenden Regel zu conjugiren.“

„Das iſt ihre eigene Schuld und ſchlimm für ſie,“ ſagte der Muſiker.

ihn mitten in der Nacht um aller Heiligen willen beſchworen hatte, ſie ausſteigen zu laſſen.

Es iſt ſehr angenehm nicht ſeekrank zu werden, doch wird ein geſund Gebliebener als ein vollkommen rechtloſes Weſen betrachtet und zu allerlei Dienſtleiſtungen aufgefordert, als wenn ſich das von ſelbſt verſtände. Hat man ſich auf dem Deck auf eine Bank geſetzt, ſo kann man darauf ſchwören, daß einem gleich darauf ein Kranker wie ein Sack auf den Leib fällt, um einen im wahren Sinn des Worts wegzudrängen. Hat man in der dunſtigen heißen Cajüte einen erbärmlichen Stuhl erbeutet, ſo kann man darauf ſchwören, daß ihn der Kellner gleich darauf für irgend einen jungen Menſchen, der über und über beſeekrankheitet hereingeſchleppt wird, in Anſpruch nimmt. Alles das iſt im Grunde nicht mehr als billig, und man ſpaziert reſignirt auf dem Verdeck auf und ab. Auf einer Bank inmitten deſſelben ſitzen vier erkrankte Damen; ſie haben nicht den Muth aufzuſtehen, um den Schiffsrand zu erreichen, denn ſie fürchten, nicht mit Unrecht, von der heftigen Bewegung über einander geworfen zu werden. Die erſte ſtreckte flehend ihre Hand nach mir aus, worauf ich ſie natürlich an die Brüſtung führte, und ebenſo nach vollbrachtem Geſchäft, während welchem ſie mich krampfhaft feſthielt, nach ihrer Bank zurück. Dann begehrte die zweite den gleichen Liebesdienſt von mir, darauf die dritte und endlich die vierte. Während all der Zeit ſpritzte das Waſſer, mehr als nothwendig war, über das Verdeck hin. Mein unglücklicher Freund, der in der Nähe des Radkaſtens lag, befand ſich inmitten einer kleinen Ueberſchwemmung, leiſtete aber trotzdem das Uebermögliche. Es waren außer mir nur wenig Paſſagiere zurechnungsfähig, und wenn ich mich ſo zuweilen an das Compaß-

häuschen stellte, so sah das Schiff gar zu traurig aus. Da lagen sie rings herum über die Brüstung gebeugt, und schauten so angelegentlich in das schäumende Wasser, daß man hätte glauben sollen, da unten in der Tiefe passire etwas ganz außerordentlich merkwürdiges.

Endlich erbleichten die Sterne am Himmel, so viele nämlich deren sichtbar waren, und der junge Tag kam herauf, in eine grau schmutzige Wolkenblouse gehüllt. Vor uns lagen dunstige Nebel, und hie und da erblickte man durch sie einen weißen Streifen — die Küste von Alt-England. Auch Lichter wurden sichtbar, zuerst zwei von den Leuchtthürmen, der Eingang in den Hafen von Dover, dann mehrere aus der Stadt selbst. Schiffe mit vielen Segeln flogen bei uns vorbei, still und gespensterhaft in der Morgendämmerung, dunkel und schattengleich wie riesige See-Ungeheuer mit ausgespannten Flügeln.

Bald wurde die Bewegung des Schiffes etwas ruhiger; unsere armen Kranken athmeten freier auf, und gegen halb 5 Uhr legte sich das Schiff an eine hohe Mauer außerhalb des Hafens, und uns wurde bedeutet auszusteigen. Alle unsere Effecten mußten hier zurückbleiben, sogar kleine harmlose Nachtsäcke; wir sollten das alles später in dem Mauthgebäude wieder finden. Ich muß hier bemerken, daß, als wir gestern Abend Ostende verließen, der Steward jeden Reisenden ersuchte, ihm seinen Namen deutlich anzugeben. Ich mache jeden darauf aufmerksam, dies pünktlich und gewissenhaft zu thun und sich so bald wie möglich in dieser Liste eintragen zu lassen. Wir erfuhren den Nutzen davon später bei Verabreichung unserer Effecten, wo der, so zuerst eingetragen war, auch zuerst befördert wurde.

Da standen wir denn auf Englands Küste an einem ziemlich

trüben Morgen und wandelten dem innern Hafen zu, auf einem Kai, der zu beiden Seiten mit ungeheuern Quadern bedeckt war. Einige des Ortes kundige Engländer zeigten uns den ziemlich weiten Weg nach dem Mauthgebäude, sowie nach einer kleinen Taverne dicht daneben, die den stolzen Namen Grun-Hôtel trug. Schüchtern traten wir in den schmalen langen Hausgang desselben, der uns in eine Hinterstube führte, wo wir uns aber aufs angenehmste überrascht fanden durch einen reichlich und vorzüglich besetzten Frühstückstisch. Da war Kaffee und Thee in großen Kannen, hiezu Tassen wie Suppenschüsseln, und Zuckerstücke wie kleine Quadersteine. Auf großen Schüsseln war Brod und Butter, sowie ein unermeßliches Rostbeef, welchem neben dem gelben vorzüglichen Chester-Käse à Discretion zugesprochen wurde. Die leeren Mägen der Schiffsgesellschaft waren aber nicht allzusehr discret, und so verschwand das Aufgetragene mit unbegreiflicher Geschwindigkeit.

Durch dieses Frühstück vollkommen gestärkt, konnten wir uns getrost dem schwierigen Geschäfte der Erlangung unserer Effecten hingeben. Und das ist hier keine Kleinigkeit. In dem engen Gange des Mauthgebäudes standen wir, unserer fünfzig bis sechzig, dicht zusammengepreßt, und mußten warten bis nach jener Schiffsliste, die ich vorhin erwähnte, aus einer schmalen Seitenthür unsere Namen aufgerufen wurden. Da galt es nun, sich hindurch zu drängen, und man mußte seine Ellbogen oft tüchtig mitarbeiten lassen, um ohne Zurücklassung seines Ueberrocks vorkommen zu können. War man einmal in dem Zimmer, so ging das Durchsuchen der Effecten leichter von statten; man machte nicht viele Schwierigkeiten und ließ sich nur einen Schilling per Stück bezahlen, um alles an die Eisenbahn nach London zu trans-

portiren. Auch eine Copie des Reiſepaſſes mußte man in einem andern Zimmer nehmen laſſen, die aber ſpäter nicht abgefordert wurde.

Es war ein Expreß-Train, der uns von Dover nach London um den Preis von 22 Schilling führte. Nur Wagen erſter Claſſe waren angehängt, und hier bemerkte ich zum erſtenmal, daß man ſich in einem großen Staat mit ebenſo zweckmäßigen als einfachen Einrichtungen befand. Jeder mußte für ſich ſelbſt ſorgen und nachſehen, daß das Gepäck richtig aufgeladen wurde; von einem Nachwägen desſelben, von Aufkleben von Nummern war nicht die Rede. Der Bahnzug ſtand auf den Schienen, ein einziger Beamter dabei, ſowie ein Packknecht, der ſich erkundigte, wohin man reiſe. Nach London! Augenblicklich klebt er einen Zettel mit dem gleichen Namen auf den Koffer und ſchiebt ihn in den Packwagen. Jeder ſucht ſich ſeinen Platz im Wagen ſelbſt; man wird nicht bis zur letzten Minute in einen Wartſaal eingeſperrt, man wird nicht von Bahnhof-Inſpektoren und allen möglichen Beamten beaufſichtigt, es werden keine dreimaligen Zeichen gegeben, die Stunde der Abfahrt iſt ja bekannt; der Reiſende ſteigt in den Wagen, und wenn die Uhr ſchlägt, ſetzt ſich der Zug in Bewegung.

Ich freute mich ungemein, meine Bekanntſchaft mit den engliſchen Eiſenbahnen durch die Fahrt auf einem Expreß-Train zu eröffnen, und fand mich in meinen Erwartungen hierüber keineswegs getäuſcht. Natürlich ging es aus dem Bahnhof von Dover erſt langſam, doch vermehrte ſich die Geſchwindigkeit ſchon in den nächſten Minuten auffallend; die Locomotive, ſchwer und haſtig keuchend, zog ſcharf an, die Räder drehten ſich immer raſcher, und endlich flogen wir im wahren Sinn des Wortes da-

hin. Links hatten wir das Meer, rechts anfänglich Festungsmauern, dann weiße Felswände, die sich oft mit gewaltigen Kuppen quer über die Bahn ausstreckten und durch Tunnels durchbrochen waren, zuweilen auch Steingallerien bildend, gegen das Meer zu geöffnet; doch war die Bewegung so rasch, daß dabei Bogen und Pfeiler in einander verschwammen, und man nichts unterscheiden konnte, als eine Reihe lichter Punkte. Mit unbeschreiblichem Gerassel fuhr der Zug in diese Tunnels ein und flog nach wenigen Secunden wieder heulend hinaus.

Endlich verloren wir das Meer aus dem Gesicht, rechts wurde die Gegend ebenfalls flacher, und statt der sandigen Meeresufer und der weißen Felsen lachten uns von allen Seiten die frischesten Wiesen im saftigsten Grün, schön eingehägt, entgegen. Bäume, Häuser, Wege, Brücken flogen rechts und links, scheinbar in engern und weitern Kreisen, an uns vorbei. Das Terrain unmittelbar neben der Bahn verschwamm in einem Gemisch von Gebüsch, Gras, Steinen, Blumen, und verwandelte sich auf diese Art in einen endlosen vielfarbigen Streifen. Bei den Stationen, wo wir, ohne anzuhalten, vorübersausten, ging es mit den Häusern, Wirthshausschildern, den Locomotiven und Wagen, die dort standen, und den Zuschauern, die uns so vorüberfliegen sahen, nicht anders. Erschreckt fuhr man hie und da mit dem Kopf zurück, wenn uns ein anderer Zug mit der gleichen Geschwindigkeit begegnete. Das dauerte freilich nur eine Secunde; aber dröhnender, gellender, knirschender und rasselnder habe ich in meinem ganzen Leben nichts gehört.

Je mehr wir uns London näherten, um so weniger hielt der Zug an und flog durch diese längern Stationen um so geschwinder. Endlich bemerkte ich, zum Fenster hinaussehend, daß

der Bahndamm, auf welchem wir fuhren, eine große Curve nach links machte, und zugleich sah ich, daß derselbe, statt wie bisher aus Erde, aus lauter Bogen bestand, ungefähr wie die Lagunenbrücke in Venedig. Dann wurde er auch fast viermal so breit als bisher,. Geleise waren oft acht bis zehn neben einander; die uns begegnenden Züge mehrten sich auf eine auffallende Art, oft zwei, drei, vier jagten in kurzen Distanzen bei uns vorbei; mit uns fuhren wieder andere, die jene kreuzten, und unzählbare Wagen aller Classen sah man in langen Reihen dazwischen stehen.

Zu unseren Seiten und vor uns erschienen jetzt Häuser, zuerst einzeln, dann in Gruppen von sechs, acht, alle von gleicher Bauart, mit den gleichen Dächern und Schornsteinen, wahre Häuserfamilien. Diese mehrten sich und wurden immer dichter; zuweilen sah man auch dazwischen ein einzelnes größeres Gebäude oder den langen Schornstein einer Dampfmaschine; wir hatten London erreicht, ohne von der Riesenstadt mehr zu sehen als ich eben gesagt. Die Gebäude waren fast alle von der gleichen Höhe, und durchgehends von Kohlenstaub und Rauch grau gefärbt. Vor uns lag ein wahres Meer ähnlicher Gebäude mit den gleichen Dächern, den gleichen Schornsteinen, und je weiter wir fuhren, jemehr tauchten nun noch rechts und links neue Massen derselben auf. Darüber schwebte ein grauer dunstiger Himmel, Nebel, Kohlenstaub oder beides, nur unterbrochen von ungeheuern Dampfschornsteinen und deren Rauch, welcher von allen in gleicher Richtung schief aufstieg und einen langen dunklen Streifen bildete, bis dieser, am Ende lichter werdend, in dem allgemeinen Grau verschwand.

Jetzt hatten wir von Dover hieher 88 engliche Meilen in zwei Stunden zurückgelegt und gelangten in den Bahnhof; der

Zug hielt, das Gepäck wurde aufs Trottoir hingelegt, wo jeder sich das Seinige nach Belieben heraussuchen konnte. Eine lange Reihe Cabs fuhr langsam vorwärts, bis jeder seine Ladung, seinen Passagier nebst Effekten hatte, und rasselten dann in die Straßen Londons ein. Wir fuhren nach Stamford-Street, wohin uns ein Bekannter gewiesen hatte.

II.

Londoner Straßenleben.

Wenn ich früher mit wahrer Begeisterung von dem unendlichen Getreibe, dem vielbewegten Straßenleben der schönen und lieben Stadt Paris sprach, so sagte mir häufig ein Bekannter: gehen Sie einmal, namentlich während der Saison, nach London, und Sie werden finden, daß das Leben und Treiben der Pariser Straßen gegen die von London still und einförmig ist, ja Paris selbst gegenüber von London — eine Landstadt! — Darüber hatte ich gelacht. Was konnte lebendiger sein wie die Boulevards von Paris? Wo konnten sich mehr Wagen folgen und kreuzen als in der Rue Rivoli, in der Rue St. Honoré? Wo konnte es lustiger und lebhafter sein als sonntäglich auf den Kais von Paris? Und doch hatte mein Bekannter recht mit seinem Vergleich zwischen dem Straßenleben der beiden Weltstädte! Das sah ich bei meinem Eintritt in Londons Straßen und während der Dauer meiner Anwesenheit staunend, aufs höchste verwundert mehr und mehr ein.

Um mit einemmal in den wild dahinfließenden Strom des

Londoner Straßenlebens zu kommen, [illegible] man, wie wir, vom rechtem Ufer über die London- oder [illegible] noch viel stillere Blackfriars-Brücke in die City gelangen. Nehmen wir zu einer kleinen Beschreibung [illegible] den Strand, Piccadilly, was freilich wohl die Hauptstraßen Londons sind, allerdings der größte Verkehr, das bewegteste Leben herrscht. Die Straßen sind ziemlich breit, die Häuser im allgemeinen nicht so hoch als die Pariser, fast alle von Backsteinen gebaut und alle im Lauf der Zeit von dem vielen Kohlenstaub dunkelgrau gefärbt. Es ist keine Fabel, keine Uebertreibung, wenn man von einer grauen dunstigen Wolke spricht, die fast immer auf den Dächern Londons ruht. Sehr bemerkenswerth, ja überraschend ist in dieser Beziehung der Anblick der Stadt von der Mitte der Blackfriars-Brücke. Wenn auch die Luft um uns herum klar zu sein, nichts zu enthalten scheint, so sieht man auf wenige hundert Schritte Entfernung schon einen feinen grauen Dunst, der sich auf der Themse, auf den Häuserreihen lagert. Durch diesen Dunst erscheinen die weiterhin liegenden Gebäude schon undeutlicher, und das geht, sich allmählig verstärkend, so fort, bis am scheinbaren Horizont eine dichte grauliche Wolkenschicht auf dem Häusermeer zu ruhen scheint.

Mir waren die unzähligen Dampfschornsteine, welche diese Massen von Kohlenstaub ausqualmen, in dieser Beziehung prächtige Nebelmesser. Der Rauch der Schornsteine, welche mir am nächsten standen, erschien tiefdunkel gefärbt an dem hellen Himmel, dann aber weiterhin näherten sich die beiden Farben auffallend, der Himmel schien immer dunkler, der Rauch immer heller zu werden, so daß derselbe weit hinaus vor unsern Blicken sich kaum noch auf der allgemeinen Dunstmasse abzeichnete. Die

prächtige Paulskirche w[illegible] rechts, sowie die Westminster-[illegible] mit dem neuen Parlamentsh[illegible] in seiner reichen Bauart, m[illegible] seinen unzähligen Zacken [illegible] Spitzen sah ich, obgleich sie [illegible] sehr weit entfernt waren, selten ob[illegible] scharfen Contouren. Beständig schwebte etwas nebelhaftes über diesen beiden Bauwerken, beständig sahen sie wie leicht verschleiert aus; namentlich die schöne Kirche von weißem Sandstein gebaut, der aber hie und da fast schwarz gefärbt erscheint, sah zuweilen wie verwittert aus, oder als lägen Schneemassen zwischen ihren Pfeilern und Bogen. Wenn es auch komisch und übertrieben ist, was jener Franzose neulich behauptete, daß der Regen in London diese Mischung von Wasser und Kohlenstaub tintenartig herabflöße, so ist es dagegen wahr, daß es auch bei klarem Wetter keinen größeren Feind von feiner Wäsche gibt als die Londoner Luft. Wenn man außerordentlich sauber seine Wohnung verläßt, so hat man nicht zwei Stunden die Straßen durchkreuzt, und schon fühlt man Hemdkragen und Gesicht mit einem feinen schwarzen Staub bedeckt, der sich allerdings bei darauffolgendem Regen zu einer schwärzlichen Flüssigkeit constituirt. Daher ist auch der Luxus, den die Engländer, und am Ende jeder reinliche Mensch hier in London mit Wäsche treibt, kein wirklicher Luxus. Gilt es doch für das Feinste und Reichste, wenn eine Herrschaft ihren Kutschern und Bedienten weiße Tuchlivreen gibt, die man übrigens häufig genug in London sieht.

Die Straßen nun, von denen ich oben sprach, und durch welche uns fast täglich unser Weg führte, hatten zu beiden Seiten in den unteren Stockwerken der Häuser Laden an Laden. Auch sind breite Trottoirs da und merkwürdige Sachen genug

in den Gewölben aufgestellt, um mit Muße vor ihnen flaniren zu können. Aber die dichtgedrängten Schaaren von Spaziergängern, von Geschäftsleuten aller Art, von Fremden, von Neugierigen und Speculanten jeden Alters, jeden Geschlechts reißen uns unaufhaltsam mit sich fort; man würde den Versuch, hier als Klippe vor einem Laden dem allgemeinem Strom Trotz bieten zu wollen, mit einer baldigen Niederlage theuer bezahlen. Hier spaziert niemand gemüthlich auf und ab wie in den Straßen von Paris, oder betrachtet, wie dort, staunend die aufgestellten Herrlichkeiten; hier rennt jeder mit wilder Hast vorwärts, seinem Ziel entgegen, mit den Blicken weit voraus, um zu berechnen, wo er durch die Menschenmenge vor sich hier oder da am schnellsten durchkommen kann. Man geht nicht auf diesen Londoner Trottoirs, man rennt, man läuft; man will ja nur eine kurze Strecke auf ihnen zurücklegen, um von einem Hause ins andere oder in eine benachbarte Straße zu eilen, oder in einen Omnibus zu steigen, oder ein Cab anzurufen. Weitere Strecken zu Fuß zurückzulegen, fällt ja keinem Engländer ein; Zeit ist Geld! pflegt er zu sagen, und diese gewinnt er im schnellen Cab, ja schon im langsameren Omnibus.

Dasselbe Leben, das nun auf den Trottoirs herrscht, finden wir in größerem Maßstab auf der Straße selbst. Hier bewegen sich gewöhnlich vier Reihen von Wagen aller Art auf und ab; im Schritt, im Trab, wie es gerade der Raum vor ihnen erlaubt. Das solide Grundelement dieser vier Wagenreihen und die am meisten vorhandene Gattung ist der Omnibus, ein schwerer, breiter Kasten, im Innern für zwölf Personen eingerichtet; es sitzen dort gewöhnlich Damen; auf das Verdeck kommen ebenso viele

„Nein, mein Freund!“ lachte der Graf, „im Gegentheil, das iſt ſchlimm für den Componiſten, wir werden das erfahren. — Alſo Demoiſelle Pauline hat kaum ihre Rolle erhalten und Demoiſelle Eliſe, dem Rang und Titel nach die erſte Tänzerin, hat dieß kaum erfahren, ſo reklamirt ſie die Rolle als ihr Eigenthum, die Andere, von Signor Benetti unterſtützt, gibt nicht nach. Eliſe fährt zum Intendanten, der Intendant zuckt die Achſel, ſagt, ſie habe ein Recht auf die Rolle und weist ſie an den Balletmeiſter. Signor Benetti ſucht ſie zu beſänftigen, verſichert ſie, es ſei für Demoiſelle Pauline die größte Demüthigung, wenn ſie eine einmal empfangene Rolle abgeben müſſe. Umſonſt! Die Andere beſteht auf ihrem Recht; jetzt werden Sie, edler Muſikmeiſter, nochmals gefragt und . . .“

„Bleibe bei meinem erſten Ausſpruch,“ ſagte der Muſiker.

„Richtig!“ fuhr der Graf lachend fort, „Demoiſelle Pauline ſoll die Rolle erhalten, „weil ſie blonde Haare hat.“

„Ja, weil ſie blonde Haare hat,“ ſagte ebenfalls lachend der Muſiker.

„Der Intendant,“ fuhr der Graf fort, „nachdem er ſich natürlicher Weiſe lange geſträubt, gibt endlich Ihren Bitten, meinen Bitten, denen des Balletmeiſters und der ſchönen blonden Tänzerin nach und Sie triumphirten für einen Augenblick; ich aber, der die Verhältniſſe beſſer kenne, triumphirte nicht und fand es vollkommen begreiflich, als am ſelben Tage, wo die Proben Ihres Ballets beginnen ſollen, unſer erſter Tänzer ſich unwohl erklärt, indem er verſichert, Alles, was er für die Intendanz thun könne, ſei, das morgen ſtattfindende ſchon längſt einſtudirte Ballet ein paar Mal zu tanzen, dann müßte er aber wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit ein paar Monate Ruhe haben. Nun ſieht der Tänzer allerdings erbarmungswürdig mager und elend aus, aber ſo war er ſchon, ſo lange ich ihn kenne, und wenn morgen Demoiſelle Eliſe die bewußte Rolle

Herren. Der Omnibus-Kutſcher ſieht in den meiſten Fällen aus wie ein alter, etwas ſchäbig gekleideter Gentleman. Er hat den runden Hut ein wenig nach hinten auf dem Kopfe, zwei ungeheure Vatermörder rahmen ſein ernſtes, würdevolles, ſanft geröthetes Geſicht ein. Sein Rock iſt gewöhnlich unter dem Kinn zugeknöpft, an ſeinen Händen fehlen nie die unentbehrlichen Handſchuhe; er führt Zügel und Peitſche gemeſſen, ſtolz, mit einer gewandten Nachläſſigkeit, die ihn als Meiſter ſeines Fachs bekundet. So ſitzt er, die Füße feſt auf ſeinem Tritt aufgeſtemmt, faſt ſtehend, vorne auf dem Bock, und hat rechts und links neben ſich zwei Paſſagiere, die, ſo elegant ſie auch ſein mögen, gegen ſein würdevolles Ausſehen ſtark abſtechen, da ſie wegen zu hoher Bank die Füße kaum aufſtemmen können, und ſo hin und her ſchlottern, und da namentlich die beiden äußern auf der im Verhältniß zum Wagenkaſten zu breiten Bank ſo weit nach außen ſitzen, daß ſie faſt mit dem ganzen Körper in der Luft baumeln.

Werfen wir uns in dieß Getreibe von Wagen, ſuchen wir auf einem Omnibus einen Platz zu erlangen, fahren wir z. B. zur großen Ausſtellung. Ein Omnibus folgt dem andern, faſt alle mit der Aufſchrift: „Great Exhibition;“ die Deichſel und Pferdeköpfe des zweiten am Wagenkaſten des Voranfahrenden; in langen Reihen einer nach dem andern. Lange ſpäht man vergebens — alles iſt beſetzt. Endlich erblickt man irgendeinen leeren Platz neben dem Kutſcher, man ſchreit, der Omnibus hält mitten in der Straße. Aber rechts und links fluthen die andern Wagen, über dieſen Aufenthalt ärgerlich, um ſo eiliger bei ihm vorüber, immer vorwärts. Man iſt in der That einigemal nahe daran überfahren zu werden, ehe man den rettenden Omnibus

erreicht. Jetzt ſteht man neben ihm und ſieht den Kutſcher und ſeinen Platz oben in ſchwindlicher Höhe. Der Conducteur winkt, man ſoll eilig hinaufklettern; ich ſchwinge mich auf den unterſten Tritt, der Kutſcher wirft mir einen alten Riemen zu, an dem ich mich halten kann, ich benehme mich einigermaßen ungeſchickt, ich muß geſtehen, aus etwas Angſt, denn kaum bin ich halb droben, ſo fährt der Omnibus hinter uns, der eine Zeitlang gewartet, ſo nahe bei uns vorüber, daß ich ſchon fürchte, er nimmt mir ein halbes Bein mit. Dabei trete ich einem, der ſchon droben ſitzt, auf die Hühneraugen, gelange endlich auf meinen Platz, und der Omnibus wankt weiter. Der Kutſcher, der eine Cigarre in dem Munde hat, greift an ſeinen Hut und fragt, ob mich das Rauchen genire. Ich zünde mir dagegen an ſeinem Feuer auch eine an, und betrachte mir mit Muße das unerhörte Schauſpiel, das ich nun von meinem hohen Standpunkt aus ziemlich genau überſehen kann.

Wir fahren gerade Piccadilly hinauf, und faſt bis zur Hyde-Park-Corner kann ich die Straße überſehen mit ihrem wunderbaren Leben. Sie iſt im wahren Sinne bedeckt mit Wagen, Equipagen, Fuhrwerken aller Art. In langen, ziemlich geraden Linien fahren die unzähligen Omnibus mit einer ganzen Bevölkerung auf dem Verdeck; herrſchaftliche Equipagen und ſchwerere Cabs ziehen an ihnen rechts und links in Reihen vorbei und kreuzen ſich unaufhörlich mit den begegnenden. Leichtere Cabs mit ſehr guten Pferden, die eilig ſind, ſchlängeln ſich mit unbegreiflicher Gewandtheit und Sicherheit durch die Wagenreihen; bald ſieht man ſie rechts auf der Straße, bald links, bald treiben ſie ihr Pferd zur äußerſten Anſtrengung an, um noch ſchnell durch eine Lücke, die ihnen zwei Fuhrwerke offen gelaſſen, zu

ſchlüpfen; oft pariren ſie plötzlich vor einem unerwarteten Hinderniß hinter einem der koloſſalen Omnibus, der auf einmal anhält, oder vor einem andern Wagen, der plötzlich in ihr Fahrwaſſer einbiegt. Um ganz daſſelbe Leben, daſſelbe Getreibe, das ſo mit uns dahinzieht, kommt uns auch entgegen: Wagen, Omnibus, einer hinter dem andern, oft zehn bis zwanzig der letztern, einer dem andern folgend.

Auf der ganzen Straße ſieht man keinen Platz leer, und nicht ſo groß, daß ein Menſch dort ſtehen könnte. Auch Reiter eilen mit dem allgemeinen Strom vorwärts; meiſt im ſchnellen Trabe lenken ſie ihr Pferd mit großer Gewandtheit durch all die Hinderniſſe, die mit ihnen ziehen, die ihnen begegnen. Außer dem Raſſeln der Wagen, das an ſich ſchon bedeutend genug, hört man von den Omnibusführern und den Kutſchern das immerwährende Geſchrei: Bank! Bank! — Cab! Cab! Doch wird das erſte Wort, welches bedeutet, der Omnibus fahre nach der königlichen Bank, mit ſeltenen Ausnahmen nur Bäck! Bäck! ausgeſprochen. Die Fußgänger auf dem Trottoir ſind glücklicherweiſe jeder fatalen Berührung mit den Equipagen enthoben; doch da letztere ihr Recht, auf dem Mittelweg ſo ſchnell wie möglich zu fahren, im vollſten Umfange behaupten, ſo iſt es für den Fußgänger an manchen Stellen wahrhaft gefährlich, quer durch die Wagenreihen auf die andere Seite der Straße überzugehen. Man muß ſich dabei ſehr in Acht nehmen, um nicht überfahren zu werden, oft einem Wagen eine Strecke folgen, bis man in der Nebenreihe eine Oeffnung findet, durch welche man hindurchſchlüpfen kann. Für Damen und Kinder iſt dieſe Paſſage oft ganz unmöglich, und ich habe an der Ecke von Piccadilly ſchon Damen über eine halbe Stunde warten ſehen, bis endlich ein herankom-

mender Constabler galant genug war sie hinüber zu führen. Ja eines Tages sah ich vor meinem Cab eine Familie: Vater, Mutter, einen Sohn von vielleicht vierzehn Jahren, die völlig in Verzweiflung gerieth, da der Knabe mitten im Wege beim Anblick der von allen Seiten heranrasselnden Wagen die Besinnung verlor, und wie in Krämpfen zusammenstürzte und laut hinausschrie, bis ihn der Vater auf seinem Rücken hinwegtrug.

Diese allgemeine Wagenfluth in den Straßen nun hat an sich schon etwas bewegtes, vielfarbiges. Die verschiedenen Equipagen in den verschiedenartigsten Bauarten, bald groß, bald klein, neben dem auf allen Seiten mit Anzeigen bedeckten Omnibus die reiche herrschaftliche glänzende Equipage, der Kutscher in goldbesetztem Frack, kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen, auf dem Kopf eine weiße Perrücke, darüber den dreieckigen Hut, in vollem Trabe dahinfahrend, alles andere hinter sich lassend, vielleicht allein überholt durch einen Cabführer mit seinem zweirädrigen sonderbaren Fuhrwerk, das er von seinem luftigen Sitz aus lenkt, der hinten an der Decke seines Fahrzeuges angebracht ist, so daß er über dasselbe hinwegsehen kann. Er hat die beiden Vorderthüren seines Wagens geöffnet, und zwei Herren sieht man darin sitzen, ganz unbefangen plaudernd, während sie von dem schnellen Pferd durch die wirren Massen dahingerissen werden. Die soliden schwereren Miethwagen und Fiaker, ein- und zweispännig, fahren dazwischen ihren ruhigen Trab fort, und scheinen sich um nichts in der Welt zu bekümmern. Hie und da stockt die Linie plötzlich einen Augenblick, wenn vielleicht ein gar zu kecker Reiter sich dicht vor einem Pferdekopf durchdrängt, oder wenn einige Damen mit ihren Cavalieren sehr ins Gedränge kommen. — So eilt die ganze Masse: Reiter, Rad an Rad,

Wagen an Wagen unaufhaltſam vorwärts, raſſelnd und klappernd, lärmend und ſchreiend, eine einzige, eng zuſammengekeilte Menge, brauſend wie ein wilder Strom, der, zwiſchen Felswänden eingeengt, von den nachfolgenden Waſſern unaufhaltſam vorwärts getrieben wird.

In dieſem bewegten Leben nun ſehen wir Erſcheinungen, die, für uns unbekannt, unſere Aufmerkſamkeit doppelt feſſeln. Neben uns fährt eine neue Art von Omnibus; ſeine Sitze ſind rings um den Wagen außen angebracht, ſo daß jeder Paſſagier ein kleines Cabinet für ſich hat; aber im ganzen ſieht dieſes Fuhrwerk aus wie der Transportwagen einer Menagerie. Man gafft die darin Sitzenden lachend an, und wer damit fährt, erregt, wie auch der Omnibus ſelbſt, in den vielbewegten Straßen Londons ein gewiſſes Aufſehen. Vor uns biegt ein anderer Wagen ein, eigentlich nur ein Karren, von einem kleinen Pferde gezogen, voll der ſchönſten reifen Ananas: da liegen ſie zu Tauſenden über einander, ſtrömen ihren ſüßen aromatiſchen Duft aus, und ſie koſten, wie der Führer des Karrens mit lauter Stimme verſichert, ein bis zwei Schilling das Stück, je nach ihrer Größe. Dort hinten wankt uns ein merkwürdiges Fahrzeug entgegen: ein hoher Kaſten mit weißem Papier überzogen, und auf demſelben mit ellenlangen Buchſtaben Ankündigungen der verſchiedenſten Art; neben feinſter Sodaſeife ein Panorama vom heiligen Land. Dicht vor den Köpfen unſerer Pferde raſſelt ein kleiner Wagen, auf welchem ein großes Faß liegt. Der Zweck desſelben wird uns im nächſten Augenblick klar, denn ſowie der Fuhrmann desſelben an eine Stelle der Straße kommt, die anfängt trocken und ſtaubig zu werden, ſo dreht er an einer hinten befindlichen Maſchinerie, und in anſehnlicher Breite ſpritzt

das Waſſer hinten herab und benetzt die Straße. Man ſieht dieſe Waſſerfäſſer ſehr häufig, und ſie ſind von großem Nutzen. Ich bemerkte das an einem Sonntag Morgen, wo ſie, wie faſt alles übrige, feiern, und wo ſie ihren Todfeind, den aufwirbelnden Staub, von den Straßen, ſehr zum Schaden unſerer Augen und Lungen, Beſitz nehmen ließen.

Auf den Trottoirs ſieht man neben den Dahinwandelnden oftmals eine Reihe ſchwarzgekleideter Männer. Sie ſchreiten vorwärts in langſamem Schritt, als begleiteten ſie jemand zu Grabe, haben auch den Blick ernſt zu Boden geſenkt; oft ziehen ihrer zehn bis zwölf hinter einander, aber jeder hat auf ſeiner Bruſt ſowie auf ſeinem Rücken eine lange Tafel herabhängen, gewöhnlich von grüner oder gelber Farbe, worauf mit großen Buchſtaben geſchrieben ſteht, daß z. B. in Vauxhall nächſtens ein großes ſchottiſches Feſt ſtattfinden werde. Es ſind wandelnde Anzeigen, dieſe armen Teufel; ſie gehen Schritt vor Schritt, von Morgens bis in die Nacht, durch ſo viele Straßen wie ihnen möglich iſt, aber ſie erreichen ihren Zweck, oder vielmehr der, welcher ſie gemiethet, denn ſie erregen Aufſehen. Man bleibt ſtehen, wenn dieſer ſonderbare Zug bei einem vorüber kommt, und wenn man ihnen nachſieht, ſo lieſt man auch unwillkürlich die Anzeige auf ihrem Rücken. Einen einzelnen Menſchen mit ähnlichen weißen Schildern ſah ich in der Gegend der Bank häufig, und er machte mir beſtändig einen traurigen peinlichen Eindruck. Es war ein alter, ſehr dürftig gekleideter Mann, dem der Hunger aus den Augen ſah, und auf ſeinen Schildern ſtand zu leſen, daß in der und der Straße ein gutes Speiſehaus ſei, wo man für zwei und einen halben Schilling köſtlich zu Mittag eſſe.

Zuweilen hört man auch in den Straßen eine auffallende Musik; man drängt sich durch und bemerkt eine Gesellschaft von Negern in weißen phantastischen Costümen, die seltsame Tänze aufführen zu einer noch seltsameren Musik, bestehend aus einer Trommel, einer Pfeife, einem Triangel und Becken. Kommt man aber näher, so sieht man, daß diese Neger durchaus nicht die so kenntliche Kopfbildung haben, auch tragen einige langes, glattes Haar, sogar Bärte, und einem schaute unter der wolligen Negerperrücke hellblondes Haar hervor. Es ist dieß eine Speculation, wie so vieles in London. Vor langen Jahren trieb sich auf den Straßen eine Bande wirklicher Mohren in ähnlicher Beschäftigung umher, und da diese nach und nach ausstarben, so setzten die heutigen gefärbten Wüstensöhne jenes lucrative Geschäft fort. — Schweift der Blick über die Masse der Fußgänger an den Häusern hin, so erblickt man auch dort Sachen genug, die das Auge fesseln. Hier ist ein merkwürdiger dining-room, der einen ungeheuren Hummer repräsentirt; dort steht ein Indianer, das Tigerfell von den Schultern hängend, glänzende Federn auf dem Kopf, meist das Aushängeschild eines orientalischen Panorama, und an dem Hause fast gegenüber von Green-Park, wo sich die chinesische Familie sehen läßt, sind kolossale Bilder angebracht, welche in getreuester Abbildung diese chinesischen Ladies zeigen mit ihren unendlich aufwärts geschweiften Augenbrauen und unförmlichen kleinen Füßen.

Die Bevölkerung Londons, die Menge menschlicher Wesen, die man sieht, wie sie sich amüsiren, wie sie nach Verdienst rennen, wie sie auf alle Arten ihr tägliches Brod zu verdienen suchen, ihr kleines Einkommen, und die man wieder sieht, wie sie dasselbe auf ebenso verschiedenerlei Arten wieder verausgaben,

verthun, verjubeln, dieſe Volksmenge iſt erſchreckend, unglaublich, ungeheuer. Man mag die Rieſenſtadt von einem Ende zum andern durchſtreifen, man ſieht überall zahlreiche Menſchengruppen, auch in den entfernteſten Stadttheilen ſind die Straßen belebt. Man mag an öffentliche Orte gehen, wo es Sehenswürdigkeiten gibt, und auf Spaziergänge, in die Parks, in die Locale, wo zum Tanz aufgeſpielt wird — überall Tauſende von Menſchen. Einen Begriff von dem, was hier in London ein nächtlicher Zuſammenlauf des Volkes ſagen will, bekam ich in den Tagen meines Hierſeins in der Nacht, wo die Königin das Bankett in Guildhall mit ihrer Gegenwart beehrte. Schon am Abend vorher ſah man zahlreiche Gruppen auf den Straßen, welche die Gasröhren bewunderten, die, zu zierlichen V und A verſchlungen, zahlreich an den Häuſern prangten, oder die großen Sterne hie und da, und die Anſtalt zu Transparenten und dergl. mehr. Aber als nun am Abende des Feſtes ſelbſt die Straßen der City in dem Glanze von tauſend und aber tauſend Lichtern ſtrahlten, als die Königin gegen 8 Uhr Buckingham-Palaſt verließ und ſich inmitten der Reitergarde nach Guildhall begab, da kam aus allen Häuſern, aus allen Gaſſen und Gäßchen eine unzählbare Menſchenmenge; da wimmelte es von dunklen Geſtalten, die einander fortſchoben, ſich an einander drückten und drängten, mit den Armen in der gewaltigen Menſchenfluth rudernd; die lachenden Geſichter aufwärts gekehrt nach dem Glanz der unzählbaren Flämmchen, die, zu allerlei Gebilden zuſammengefügt, in Sternen, Säulen, Portalen, langen Guirlanden aus dem Dunkel des Abends hervorleuchteten. Die meiſten Straßen hier herum waren für Fuhrwerke abgeſperrt, und wo noch in dem unendlichen Gewimmel eine Gaſſe für Omnibus

und derartiges zum Verkehr Nothwendige offen geblieben war, da mußten all die Wagen im kürzeſten Schritt fahren, denn vor den Pferden, zwiſchen den Rädern, überall purzelte und drängte die ſchauluſtige Menge, alles wollte die Königin ſehen und ihr reiches Gefolge.

Aber nicht nur in der Nähe von Guildhall war dieß Getreibe auf den Straßen, ſtanden die Menſchen Kopf an Kopf gedrängt, nein, auch weite Strecken davon war das Gedränge ebenſo groß, und am äußerſten Ende langer Straßen, die hieher führten, ſtellte man ſich auf die Fußſpitzen, um einen Schimmer der Beleuchtung zu haſchen und ein ſchwaches Hurrah zu vernehmen. Das Gedränge war wahrhaft fürchterlich; man wurde hin und her geworfen, wie von den Wogen des Meeres. Gutgekleidete Leute ſchrieen laut auf vor Angſt und Alteration, und Weiber der ärmeren Claſſe ſah ich ohnmächtig zuſammenſinken und nur unter den größten Anſtrengungen unzertreten entfernen. Das dauerte ſo bis Nachts halb zwei Uhr, und als wir darauf müd und halb zerdrückt nach Hauſe ſchlenderten, hatten wir noch das Glück, dem Zuge der Königin zu begegnen, als ſie von der Guildhall durch die Fleetſtreet nach Hauſe zurückkehrte. Die Straße war taghell erleuchtet von illuminirten Fenſtern und Portalen, ſowie von einer Menge von Fackeln, deren rothe Flammen ſcharf contraſtirten mit dem blauen Lichte des Gaſes. Die Horſe-Garde, ſchöne Leute auf ausgeſuchten Pferden, die ſehr gut ausſehen würden, wenn ihr Anzug einfacher, nicht ſo außerordentlich überladen wäre, machte Spalier und war kaum im Stande, mit ihren ſchweren Pferden eine ſchmale Gaſſe offen zu halten. Bald kam die Königin angefahren, tauſendfaches Hurrah! Hurrah! brauste immer näher, weiße und farbige Tücher wehten

aus den Fenſtern, die dicht mit Zuſchauern beſetzt waren, die Volksmenge gerieth in Bewegung, die Pferde der Garden traten vor und zurück, ſo daß die Funken aus dem Pflaſter flogen. Bald kamen fünf bis ſechs Hofgallawagen, die Livreen der Kutſcher und Bedienten waren ſo mit Gold beſetzt, daß man vom rothen Tuch faſt nichts mehr ſah, alles in Schuhen und Strümpfen, auf dem Kopfe die weiße Perrücke und den dreieckigen Hut. Dann kam Ihre Majeſtät ſelbſt, an ihrer Seite der Prinz Albert; die Königin trug, wenn ich nicht irre, ein weißes, golddurchwirktes Atlaskleid, auf dem Kopf ein Diamanten-Diadem, das in dem Glanz der Tauſende von Lichtern funkelte und ſtrahlte. — Man ſieht, ich habe mir hierfür den Styl der engliſchen Berichterſtatter angewöhnt.

Etwas was mir aber in der That auffiel, war der Kutſcher des königlichen Wagens. Dieß war ein alter, ziemlich ſtarker Mann mit ſchneeweißem und, wie ich glaube, natürlichem Haar; aber auf demſelben hatte er ſtatt des Hutes wie alle übrigen, eine ſchwarze Sammetmütze in der Form wie Ludwig XI. von Frankreich ſie zu tragen pflegte. Die Königin, die wegen des Gedränges nur im Schritt fahren konnte, grüßte freundlich, das Volk ſchrie in Einem fort Hurrah! Hurrah! und war augenſcheinlich erfreut, ſeine Königin zu ſehen. Hiezu die ſpäte Nachtſtunde, das harmoniſche Läuten ſämmtlicher Glocken der City — das Ganze machte einen prächtigen, ergreifenden Eindruck.

Zu den Straßen Londons kann man unbedingt auch die Themſe rechnen. Wenn der Verkehr auf derſelben, bei der gewaltigen Breite des ſchönen Stromes, auch beim erſten Anblick, namentlich, wenn man von einer der Hauptſtraßen zu den Brücken geht, nicht ſo außerordentlich lebhaft zu ſein ſcheint, ſo iſt er es

erhielte, ſo tanzte er Ihr Ballet ſechsunddreißig Abende nach einander, ohne dadurch kränker zu werden."

„Gleichviel!" ſagte heftig der junge Muſiker, „ich habe das Meinige gethan und bin nicht im Stande, dieſe Intriguen zu contracaviren."

„Alſo iſt das Ende vom Lied," verſetzte der Graf, „daß der Tänzer nicht tanzt, und daß, da wir keinen andern haben, Ihr Ballet nicht gegeben wird."

„Immerhin!" entgegnete der Muſiker, „ich habe der Demoiſelle Pauline einmal die Rolle übertragen und kann ſie ihr nicht wieder abnehmen, und wenn ich es könnte, thäte ich es doch nicht. Ich habe mir einmal vorgenommen, dieß Mädchen in meinem Ballete zu ſehen und dabei bleibe ich!"

„Wegen der blonden Haare," lachte abermals der Graf. „Sie ſind ein Trotzkopf, aber da mir dieſe Caprice gefällt — man hat ſogar in der Geſellſchaft ſich über dieſe Ihre Grille ſchon beifällig geäußert und die Damen behaupten, wenn Sie nicht gar ein ſtiller Anbeter unſerer blonden Tänzerin ſeien, ſo müßte Ihre Geliebte nothwendiger Weiſe ein ähnliches Haar haben — ſo will ich alles Mögliche verſuchen, allen meinen Einfluß aufbieten, ob etwas für Sie oder Ihr Ballet zu thun iſt; meine einzige Hoffnung beruht auf Signor Venetti, der Alles daran ſetzen wird, Ihr Werk durchzubringen. — Jetzt wollen wir aber gleich einen Schritt hiezu thun und Sie können mich begleiten."

Mit dieſen Worten zog der Graf an einer Klingelſchnur, die in der Nähe hieng, worauf der Kammerdiener leiſe eintrat und auf die Frage ſeines Herrn: wann heute die Balletprobe anfienge, zur Antwort gab, es ſei ihm angezeigt worden, dieſelbe beginne um fünf Uhr. Ein Blick auf die Pendul belehrte den Grafen, daß bis dahin eine Viertelſtunde Zeit ſei, er erhob ſich langſam und ſchwerfällig aus ſeinem Fauteuil, ließ die Gardinen zu einer Glasthüre, die in den Garten führte, aufziehen, die

doch bei näherem Betrachten; ja das Leben und Treiben auf der Themse ist im Verhältniß noch viel gewaltiger, noch viel reger als selbst auf den Hauptstraßen Londons. Eine Fahrt von der Westminsterbrücke bis nach Greenwich ist außerordentlich schön und belohnend. Die Ufer der Themse sind an sich todt und still gegen die Ufer der Seine in Paris, da die hiesigen keine Kaien haben, da hier die gewaltigsten Gebäude aller Art, wie z. B. das Parlamentshaus, Somersethaus mit ihren riesenhaften Massen, von der Seite des Flusses, und ohne das Gewühl und Treiben der Menschen still und einsam vor unsern Augen liegen. Dagegen belebt der Schiffsverkehr auf der Themse den Fluß auf eine unglaubliche Art. Zur Zeit der Fluth trägt er bekanntlich die größten Schiffe aufwärts bis fast zur Londonbrücke, und da fängt auch der Mastenwald an wahrhaft imposant zu werden. Oberhalb dieser Brücke sind es die unzähligen Dampfboote, welche den lebhaftesten Verkehr unterhalten, und dem Fluß selbst ein bewegtes lustiges Ansehen geben.

An allen Brücken sind auf der linken Seite des Flusses Landungsplätze für diese kleinen Dampfboote; dabei befindet sich ein Büreau, und man löst sich eine Karte nach dem Ort, wohin man will, zu zwei, vier, sechs Pence. Jeden Augenblick schießt eines dieser kleinen Schiffe daher, doch muß man genau fragen, ob das Boot, das gerade anlegt, auch nach dem Ort fährt, wohin man will. Im andern Fall wartet man noch eine kleine Weile, ein zweites Schiff schießt durch die Brücke, peitscht mit seinen Schaufelrädern wieder eine kleine Strecke zurück, bis das erste Boot weggefahren ist. Aufwärts kommen ebenfalls zwei, drei, vier, und oftmals bleiben mehrere vor der Landungsbrücke liegen, bis dieselbe frei ist, oder landen zu mehreren neben

einander, wo alsdann die Fluth der Paſſagiere, die von Minute zu Minute anwächst, ſich auf alle Schiffe vertheilt. Bald darauf fahren die Boote wieder auseinander, theils aufwärts, theils abwärts; pfeilgeſchwind ſchießen ſie dahin, alle mit einer Menge Paſſagiere beladen. Sie haben oft eigenthümliche Namen, die kleinen Dampfboote; bald führen ſie den der Geſellſchaft, der ſie angehören, und ſind numerirt, wie z. B. Waterman 1. 2. 3. 4. u. ſ. w., oder das Schiff führt ſeinen eigenen Namen, darunter ganz komiſche, wie z. B. City-Stolz, Sonnenblume, Bienenkorb. Elegant und reinlich ſind dieſe Waſſermänner gerade nicht, im Gegentheil ziemlich ſchmierig, was aber auch nicht anders zu erwarten iſt, da die beſtändig wechſelnde Menge von Paſſagieren mit ſchmutzigen Stiefeln auf dem Verdeck herumwandelt, und daſſelbe nur verläßt, um andern Neuankommenden Platz zu machen. Auch ſcheint der engliſche Gewerbsmann die Fahrtzeit auf den Themſebooten gerne zum Frühſtücken zu benutzen, denn überall ſieht man mitgebrachte Vorräthe verſpeiſen, und daher iſt das Verdeck oftmals überſäet mit Papier, Bindfadenſtücken, Orangenſchaalen und dergleichen mehr. Seit dem Jahr 1820, wo es bloß vier Dampfboote auf der Themſe gab, haben ſich dieſelben bis auf zweiundſiebenzig vermehrt, welche täglich den Strom auf- und abwärts einhundertzweiunddreißig Fahrten machen.

III.

Der Kryſtallpalaſt.

An einem der nächſten Tage nach unſerer Ankunft in London eilten wir Morgens nach Fleetſtreet, um Plätze auf einem der vielen Omnibus zu finden, die, wie die Aufſchrift in großen Buchſtaben beſagt, nach der Great-Exhibition fahren. Aber vergeblich war während einer halben Stunde unſer Schauen, unſer Winken. Alles war beſetzt, und ſo ſchlenderten wir denn langſam durch Fleetſtreet, durch den Strand nach Piccadilly, immer dem Menſchen- und Wagenſtrom nach, der ſich dort hinaus ergoß. Obgleich es eine Art Wageſtück iſt, von Blackfriars-Bridge nach Hyde-Park zu Fuß zu wandeln, unternahmen wir es doch gern, um auf dieſem zwei Stunden langen Weg wiederum ein gutes Stück der Rieſenſtadt zu ſehen. Langſamer kamen wir freilich vorwärts, als die unzähligen Cabs und Omnibus, die mit uns des gleichen Weges zogen, und am Ende von Piccadilly machten wir noch einen kleinen Umweg, um durch den prächtigen Hyde-Park zum Ausſtellungsgebäude zu gelangen. Wir wollten uns vom Anblick deſſelben, wenn es plötzlich vor unſere Augen träte, überraſchen laſſen. Endlich kamen wir auch in die Nähe, denn ſchon ſahen wir rechts, dem Ende vom Green-Park faſt gegenüber, die, man kann es nicht leugnen, ziemlich geſchmackloſe Reiterſtatue des Herzogs von Wellington. Der alte Herr iſt angethan mit einem ſteifleinenen Mäntelchen, er ſitzt auf einem langbeinigen Engländer und hebt den Arm ſteif und gleichgültig in die Höhe, während der Gaul mit ſeinem Schweife, vielleicht bedeutungsvoller, das gleiche Manöver vornimmt.

Jetzt hatten wir Hyde-Park erreicht und betraten ihn in wahrer Aufregung. Man fragt sich: ist der Anblick des Ausstellungsgebäudes wirklich ein so großartiger, riesenhafter, daß er den Erwartungen entspricht, die man, angeregt durch Beschreibungen und Abbildungen aller Art, sich davon gemacht hat? Man späht um sich, während man durch den Park dahin geht, man glaubt, der Krystallpalast müsse plötzlich, gewaltig dem überraschten Auge sichtbar werden; aber er hat sich hinter den Bäumen versteckt, man muß seine Neugierde noch einen Augenblick zügeln. Dorthin über die gelben Sandwege, über den grünen Rasen ziehen von allen Seiten Besucher in langen Linien, die sich in der Nähe des sogenannten Serpentine River, eines großen Teichs, zu einem einzigen buntfarbigen Strome vereinigen, der zwischen den mächtigen Bäumen verschwindet, die das Ausstellungsgebäude in nächster Nähe umgeben. Ueber die Wipfel dieser riesenhaften Ulmen sehen wir es jetzt emporragen, aber nur die Spitze des Daches. Wir sehen über das grüne Laubwerk hinweg hunderte von kleinen Fahnen im Winde flattern, in den Farben aller Nationen, die ihre Schätze dort niedergelegt. Endlich bemerken wir ein Stück des Daches selbst, eine zierliche Filigranarbeit; und wie nun die Sonne einen Augenblick zwischen den Wolken hervortritt, glänzt und funkelt es dort drüben, als seien wir im Märchen an den Ort gelangt, wo sich den gierigen Blicken des Wanderers plötzlich der verheißene Zauberpalast zeigt.

Jetzt fallen auch wir in die allgemeine Fluth der Neugierigen; wir ziehen mit der brausenden Menge unter den Bäumen, die uns noch immer mit ihren knorrigen, trotzigen Leibern die Aussicht verdecken. Endlich mündet der Weg auf einen freien Platz; wir sehen rechts die Fluth von Wagen, die mit uns

demſelben Ziele zugeeilt, in langen Reihen halten; vor uns breiten ſich die Menſchenmaſſen auf einem weiten Raſenplatze aus. Dort ſtehen unter vereinzelten Bäumen Zelte, Buden, zahlloſe Gruppen von Männern, Weibern und Kindern; viele Partien haben ſich auf den Boden gelagert und nehmen ein frugales Frühſtück ein; Conſtabler ſtehen dazwiſchen, Soldaten aller Arten mit der Dienſtmütze ohne Waffen, und Grenadiere mit hohen Bärenmützen in den rothen, reich mit Gold beſetzten Röcken, deren Wachtſtube ſich in dem weit geſpannten Zelt unter einer Gruppe von Bäumen befindet.

Aber die Menge eilt vorwärts und wir mit ihr, haſtig, immer ſchnelleren Schrittes. Jeder will zuerſt das Ziel erreichen, das längſt erwartete, das jetzt mit einemmale, aus Eiſen und Glas gezaubert, märchenhaft vor unſern Augen ſteht. Ich wüßte keine Vergleichung für dieſen Anblick: er iſt unbeſchreiblich groß und ſchön; die tauſende von Säulchen und kleinen Bogen, welche das Langſchiff bilden, bauen ſich in den Etagen oder Terraſſen des Hauſes neben- und übereinander fort zur ſchwindelnden Höhe. Ueberall durchſtrömt das Licht dieſen gewaltigen Körper; dort, wo die Scheiben durchſichtig geblieben ſind, läßt uns eine wirre Maſſe von Farben aller Art die Schätze ahnen, die der Wunderbau enthält; wo man dagegen dem Glas mittelſt eines Ueberzugs von weißem Zeug ein mattes Anſehen gegeben hat, namentlich auf dem Dache, ſehen die tauſende von Scheiben zwiſchen den Eiſentheilen von weitem wie eine feine Elfenbeinarbeit aus, von kunſtreicher Hand zuſammengefügt. Der gierige Blick ſchweift hinab bis zum Ende des Gebäudes, wo die Bauglieder immer undeutlicher werden und zuletzt alles nur noch aus feinen Strichen zu beſtehen ſcheint,

zwiſchen denen das Glas hie und da hervorblitzt, wenn ein Sonnenſtrahl darauf fällt. Und über alles hinaus ragt der weite, glänzende, durchſichtige Bogen, der den Tranſept überſpannt, mit ſeinem halbrunden Giebelfelde, der Kopf dieſes Ungeheuers, von Glas und Eiſen, der hoch emporgeſtreckt iſt über die geſtreckten Glieder des rieſenhaften Körpers und aus tauſend Glasaugen hinausſchaut in die weite Gegend.

Die Tauſende, die den Palaſt umſchwärmen, ſich in dunkeln Maſſen um die Ein- und Ausgänge lagern, hier in langen Zügen dahinſtrömen, dort eben ſo eilig wieder in's Freie hinausſchwärmen, die mannigfaltigſten Klänge der menſchlichen Stimme, die zumal fragt, ſchreit, befiehlt, bittet, klagt, das Raſſeln der Wagen, die ſich in endloſen Reihen heranwälzen, das gewaltige Geſumme, das dadurch rings um den Palaſt entſteht — alles dieß läßt das mächtige Glashaus als einen fabelhaften blau und weißen Bienenkorb erſcheinen. Und er iſt ja in der That ein ſolcher. Haben ihn nicht die kleinen Weſen, deren Tauſende neben ihm in kleine Klumpen zuſammenſchmelzen, die ſo zwergartig die koloſſalen Eingänge umſchwärmen, aufgebaut und darin ihren beſten Honig zuſammengetragen, alles was ſie mit gierigem Munde aus den Blumen der Kunſt und Wiſſenſchaft, der Induſtrie und des Handels geſogen, jeder ſo gut er gekonnt, jeder ſein Theil? Jedes Volk hat ſich dort ſeine Zellen gebaut und darin das Schönſte und Glänzendſte niedergelegt, was es hervorzubringen im Stande war.

Und wir ſtanden endlich im rieſenhaften Gebäude und der Blick ſchweifte ängſtlich umher, nicht wiſſend, wohin er ſich wenden, wo er zuerſt anfangen ſolle, wo zuletzt, was jetzt betrachten,

was nachher. Wir waren durch den östlichen Eingang hereingekommen und hatten vor uns das gewaltige Schiff des Gebäudes. — Ja, der Anblick ist überwältigend großartig! Er übertrifft alle Beschreibung, alle Erwartung. Aus dünnen schlanken Pfeilern und Bogen von Eisen bauen sich zur Rechten und Linken die kolossalen Wände leicht und zierlich in die Höhe; nirgends Mauerwerk, nirgends schwerfälliges Gebälk; wie ein glänzender Stoff spannt sich hoch über unsern Köpfen die strahlende Decke in unbegreiflich weiter Spannung. Und was wir so rechts und links und über uns in den ungeheuersten Verhältnissen sehen, setzt sich vor uns fort in einer so fabelhaften Länge, daß das Auge sich zu täuschen glaubt und man unwillkürlich meint, dort in der Hälfte des Gebäudes befinde sich ein riesenhaftes Gemälde, das uns eine künstlich gemalte Perspektive zeige.

Da wo wir stehen, sind wir im Stande mit dem Blicke der Construktion der Dachwölbung zu folgen. Wir sehen, wie sich das alles so leicht zusammengefügt hat, ein Eisennetz, dessen feine Maschen durch Glas verbunden sind. Eilt aber der Blick vorwärts, so verschwinden uns bald die Linien, die Pfeiler und Bögen bezeichnen. Die ganze Gliederung des Bauwerkes sehen wir nur noch in feinen Strichen in graublauem Ton angedeutet bis zur Hälfte des Gebäudes, wo das Querschiff, der Transept, mit seiner helleren Bedachung — das Langschiff ist mit mattem Glas gedeckt — mit seiner sprühenden Krystallfontaine, seinen riesenhaften grünen Bäumen, seinen fremdländischen Gewächsen, seinen glänzenden Statuen, in einem wahren Meere von Licht schwimmt. Dahinter setzt sich das Langschiff fort, aber undeutlich, grau, nebelhaft; selbst die reichen Stoffe, die darin hängen, mit ihrem glänzenden Roth, Blau, Grün, Gelb, verschwimmen

in einander; es liegt, vom Eingang aus geſehen, wie ein feiner Duft auf dem Ende des Gebäudes. Es iſt einem, als ob die Pracht, die uns hier von allen Seiten umgibt, dort hinten zur Sage, zur Fabel verſchwimme; man kann ſich nicht denken, daß ſich das Gebäude in Wirklichkeit bis an jenes Ende fortſetzt; das Ohr muß dem Geſicht zu Hülfe kommen, indem es erſtaunt die mächtigen Klänge der großen Kirchenorgel auffaßt, die vom Ende des Gebäudes zitternd und gedämpft zu uns heranſchweben.

Und welche Schätze ſind in dem weiten Raume aufgeſtapelt! Man ſieht aber nur Farben und Gruppirungen, keine Einzelnheiten. Man eilt vorwärts, verwirrt, betäubt, den langen Gang hinauf gegen die Kryſtallfontaine, gegen das Weſtende. Man ſcheint alles zu träumen, was man ſieht; man wandelt wie im Schlafe und hat dabei angenehme, gleichgültige, oft auch ſchreckhafte Geſichte. Gleich zu Anfang fallen einem zwei buntgemalte ſeltſam verzierte Indianergeſtalten in die Augen, und die tättowirten tückiſchen Geſichter ſcheinen nach deinem Haarſchopf zu ſchielen, eine Freude, die ich ihnen verdarb, indem ich ſie durch Hutabnehmen grüßte. — In dieſem Hauptgange des Langſchiffes ſind vorzüglich Kunſtgegenſtände aller Art, und namentlich Statuen aufgeſtellt, faſt alles in den großartigſten Dimenſionen, und doch, wie klein erſcheinend im unendlichen Gebäude! Zierlich, ja unbedeutend ſtehen die Hofer'ſchen Pferde da, die Kiß'ſche Amazone, St. Michael mit dem Drachen, eine rieſenhafte Gruppe, ferner Gottfried von Bouillon und der koloſſale bayeriſche Löwe von Hallwich in München, ein prächtiges Bildwerk. —

Es iſt zu viel, es gehörten Monate dazu, um nur den vornehmſten Gegenſtänden die nothwendigſte Aufmerkſamkeit zu widmen; für den breiten Hauptgang allein brauchte es lange

Tage des Beschauens, um fertig zu werden mit all diesen einzelnen Figuren, Reiterstatuen, Gruppen, Fontainen in Marmor, Bronze, Zink, gebrannter Erde, Gyps. Es wimmelt von riesenhaften Gebilden, Pferden, Drachen, wilden Thieren, menschlichen Gestalten in allen nur erdenklichen Stellungen, alle möglichen Leidenschaften ausdrückend. Und doch wie ruhig erscheinen diese Bildwerke neben dem Farbenmeere zu beiden Seiten, wo die bunten Dessins der Seidenzeuge, Sammte, Teppiche, Baumwollenstoffe das Auge blenden, wo Tausende von Spiegeln, Tischen, Uhren, Kandelabern in Silber und Gold strahlen, wo überall blank polirte Klingen und Eisenwaaren der verschiedensten Art blitzen, wo goldgewirkte Schleier und Schärpen funkeln, hohe Pyramiden künstlicher Blumen einen ganzen Frühling hinzaubern, wo alles das durcheinander flimmert und die Sinne verwirrt! Und nicht bloß der Hauptgang ist zu beiden Seiten auf diese Art ausgeschmückt; rechts und links bilden die großen Nebenräume die reichsten Bazars für sich, wo man in großen Massen alles bei einander findet, was man vom Hauptgange aus nur in einzelnen Proben sieht.

Zu allem dem die tausende von Zuschauern, die in Gruppen hin und her wogen, hier schaarenweise einen Gegenstand umziehen, dort sich durch einander drängen und drücken; die verschiedenen bunten Trachten, die vielfarbigen Hüte der Damen, die Dienstmütze des Soldaten, der schwarz lakirte Matrosenhut, der türkische Turban, die kleine Mütze des Chinesen mit dem langen Zopf darunter, und das alles sprechend und lachend, Freude und Erstaunen ausdrückend, brausend wie ein gewaltiger Bergstrom, das Ohr eben so betäubend, wie das Auge von der Zaubrepracht ringsum geblendet wird. Die gewaltige Menschenmasse

ist in immerwährender Bewegung: das Langschiff hinauf und hinab zieht beständig die Strömung, und dazwischen stehen die riesenhafte Bildwerke wie Klippen, an denen die lebendige Fluth brandet, sich theilt, vorbeischießt, stehen bleibt und sich anhäuft. Lange Reihen der Zuschauer haben sich auf den Bänken niedergelassen, die hie und da angebracht sind, und starren mit überraschten Gesichtern in das Gewühl. In die Seitenräume hinein und wieder heraus strömt die Fluth, und man muß sich mit fortreißen lassen, denn es ist unmöglich gegen diesen Strom zu schwimmen.

So durchzieht man denn im Fluge weite Länderstrecken, betrachtet den Gewerbsfleiß der Vereinigten Staaten und befindet sich gleich darauf in Rußland mit seinen gewaltsam erzeugten und darum unschönen Bronzen, Spiegeln und dergleichen künstlichen Blüthen fremder Industrie, erfreut sich aber an seinen prächtigen Naturschätzen, den wunderschönen Malachitstücken, zu Thüren, Säulen, Vasen verarbeitet. Durch den Zollverein, durch Oesterreich, Holland, Belgien reißt uns die Fluth nach Frankreich, dem prächtigen Frankreich. Wie strahlt und glänzt hier alles! Wie freundlich und graziös zusammengestellt blicken uns hier die seidenen und wollenen Stoffe an, vom feinsten Damenkleide bis zum dicksten Teppich! Wie herrlich die in allen Farben funkelnden Geschmeide, wie geschmackvoll die Bronzen! Alles zierlich, nichts unschön. Italien, Spanien und Portugal durchreisend nähern wir uns der orientalischen Zauberwelt und zugleich dem Transept, um dessen wunderbare Schönheit sich weislich die fernen Märchenländer Egypten und Türkei, China und Indien mit ihren für uns so seltsamen Erzeugnissen gelagert haben, mit ihren Gewändern und Waffen, die wir schon als

Thüre ſelbſt öffnen, und da die Sonne von dieſer Seite des Hauſes verſchwunden war, ſo zog eine kühle mit Blumenduft geſchwängerte Luft in den Salon.

In wenigen Minuten war die Toilette beendigt, der Phaeton des Grafen fuhr vor, Beide ſtiegen ein und die munteren Pferde, ſich der kühleren Luft freuend, tanzten luſtig und heiter dem Theatergebäude zu. —

Wenn die Treppen und Gänge im königlichen Hoftheater, welche auf die Bühne führen, ſchon am Abend bei ſpärlicher Lampenbeleuchtung ziemlich finſter waren, ſo gehörte heute am Tage, wo die einzige Beleuchtung in einem Sonnenſtrahl beſtand, der ſich am Ende eines ungeheuer langen Corridors durch ein kleines, vergittertes Fenſter ſtahl, keine geringe Ortskenntniß dazu, um nicht, ſtatt auf die Bühne, unter ein Portium oder auf den Schnürboden zu gerathen.

Graf Alfons aber, der dieſe Ortskenntniß hier in hohem Grade beſaß, behielt die richtige Mitte, und ſo gelangten die Beiden durch eine kleine, von ſelbſt zufallende Thüre hinter die Couliſſen, wo ein lebendiges, aber nebelhaftes Getreibe ſtattfand.

Es wurde hier, wie ſchon bemerkt, eine Balletprobe gehalten, mit ſehr vielen Maſchinerien, Verſenkungen, Statiſten und ſehr wenig Licht. Nur vornen brannten einige Proſceniumslampen und aus dem Orcheſter glänzte hie und da ein Lichtſtrahl gedämpft unter einem Schirm hervor und beleuchtete das Notenblatt, die Violine des Muſikanten und deſſen Naſe, die eifrig dem abgeſpielten Tact auf dem Papier folgte.

Der Anzug der Tänzerinnen war ganz in derſelben Art, wie wir ihn auf dem Balletſaale kennen gelernt haben, ebenſo der des Balletmeiſters. Der erſte Tänzer mit dem ſeidenen Faden um den Kopf ſtand in der erſten Couliſſe und verſuchte mit einigen kühnen Verdrehungen ſeines Körpers, ob kein Gelenk an demſelben eingeroſtet ſei. In der zweiten Couliſſe ſtand unſer

Kinder in Bildern angestaunt, von denen jedes Stück für uns ein Gedicht ist, ein Märchen, eine Erzählung, die sich jetzt beim Rauschen der Stoffe von Damaskus, beim Glanz der Waffen und Geschmeide von Hindostan vor dem inneren Auge entwickelt.

Was der Transept ist, weiß jeder, auch daß er wunderschön sei, hatte ich vielfach gelesen, hatte ich mir oft erzählen lassen; und doch blieb ich überrascht, bezaubert stehen, als ich aus dem Hauptgang in das ungeheure klare Gewölbe trat, welches sich über ihn hinspannt. Das Auge, ermüdet von den tausend sich durchkreuzenden Farben, vom Glanz der Metalle und Steine, findet hier den wohlthuendsten Ruhepunkt. Aus der Halle, angefüllt mit den Erzeugnissen aller Nationen, wo schon das flüchtige Beschauen zur Arbeit wird, tritt man in einen Feengarten, wo Palmen rauschen und Brunnen kühlen. Von der Krystallfontaine inmitten des Transepts und Langschiffes, die ihre klaren Wasser hoch empor wirft, wendet man sich am liebsten dem nördlichen Theile dieser ungeheuren Glasgallerie zu. Dort stehen hundertjährige Ulmen, die ihre weiten belaubten Aeste ungehindert unter diesem Glasdache ausstrecken. Unter ihnen hat man kleine Gärten angelegt, und hier wachsen Bananen und Palmen, auf schlanken Stämmen die zackige Blätterkrone tragend. Neben kleineren Fontainen sieht man eine ganze Ausstellung tropischer Gewächse.

Zwischen diesem Laubwerk, diesen springenden Wassern stehen die Statuen der Königin und des Prinzen Albert, und das alles ist wieder belebt durch Tausende von Zuschauern, die unter den Bäumen umherwandeln oder sich in großen Gruppen im anstoßenden Erfrischungsraum niedergelassen haben. Dorthin flüchtet sich jeder, der einige Stunden lang studirend oder bloß schauend weite Länderstrecken durchflogen hat; hier verschwinden

fabelhafte Haufen von Backwerk und Sandwiches, hier knallen in einem fort die Pfropfen der Sodawasserflaschen, und an den riesenhaften Büffets ist ein Schwarm junger eleganter Frauenzimmer beschäftigt, mit löblicher Schnelligkeit die Bedürfnisse der in Massen anströmenden Hungrigen und Durstigen zu befriedigen. Aber wie überall geht auch hier alles ohne Störung, ohne Unordnung vor sich. Von polizeilicher Aufsicht keine Spur; die Constabler im blauen Rock und runden Hut, die so still und harmlos einherwandeln, thun gar nicht, als seien andere Menschen zugegen, und scheinen sich auf's emsigste nur mit den Erzeugnissen des Landes zu beschäftigen, wo sie sich gerade befinden.

Die Gallerien, die den Transept umgeben und geräumiger zu sein scheinen als die am Langschiff, sind immer mit Tausenden von Zuschauern besetzt, die auf amphitheatralisch gebauten Sitzen auf das Gewühl zu ihren Füßen niederschauen. Und wenn wir hier unten ihnen zum Schauspiel dienen, so gewähren sie ihrerseits uns einen eben so interessanten Anblick. Die Masse Menschen neben und über einander dort oben, die alle so unbeweglich herunterschauen, bilden eine ebene buntfarbige Wand, wie an andern Punkten die Teppiche und Seidenstoffe. Hie und da erscheinen diese Gruppen wie künstlerisch geordnet und sind dann von sehr malerischer Wirkung. Ja wenn man weiter weg in den Mittelgang zurück tritt, glaubt man, dort oben seien riesenhafte Bilder aufgehängt oder Gobelins mit lebensgroßen, künstlich gewirkten Figuren.

Da wir nun einmal bei den Gallerien sind, wollen wir eine der Treppen hinaufsteigen, die zu denselben führen, nicht um die Ausstellungsgegenstände zu betrachten, die hier oben ebenfalls massenhaft zu sehen sind, sondern nur um einige Au

genblicke auf den vielfarbigen Menſchenſtrom niederzublicken, der ſich nun zu unſern Füßen durch das ganze Gebäude bewegt, durch alle Gänge durchfluthet, ein Anblick, unbeſchreiblich, aber in der That großartig. So vielgeſtaltig ſind die Gruppen, ſo beſtändig wechſelnd, oft ſo gleichfarbig — wenigſtens aus der Entfernung — mit den Erzeugniſſen, vor welchen ſie ſtehen, daß man oft glauben könnte, da unten, wo vor wenigen Sekunden der dichtgedrängte Haufen ſtand, werde auf einmal ein ganzes Waarenmagazin lebendig und folge dem allgemeinen Strome. Dort wimmelt alles durch einander und man iſt einen Augenblick ungewiß, ob man ausgeſtellte Kleider, Shawls und Hüte ſieht, oder von ihren Eigenthümern getragene. Unmittelbar zu unſern Füßen fließt der Strom ruhiger dahin, da er Raum hat in den Nord- und Südtranſept, nach dem Oſt- und Weſtende hin ſich auszubreiten.

Ueberſättigt vom Anblick der tauſend und aber tauſend Stoffe aller Art, der Werkzeuge und Geräthſchaften zum Arbeiten oder zum Comfort des täglichen Lebens, flüchtet man ſich ſo gern in die ſtillen Räume des Orients, um beim Anblick der fremden und doch ſo wohlbekannten Schätze, die hier aufgehäuft ſind, ſich der Träumerei zu überlaſſen. Beſonders war Indien im Gewühl des Kryſtallpalaſtes das Land meiner Erholung. Indien, in den älteſten Zeiten die Wiege der Kultur, der Induſtrie, hat uns auch jetzt gezeigt, daß es im Verhältniß ſeiner Bildungsſtufe in ſeinen Erzeugniſſen nicht hinter uns zurückgeblieben iſt. Außer ihren prächtigen Stoffen, außer den koſtbar eingelegten und zierlich gearbeiteten Waffen und Geſchirren für Pferde und Elephanten haben die Indiener in kleinen, drei bis vier Zoll hohen Figuren ein treues, lebendiges Bild indiſchen Lebens gegeben.

Man sieht Künstler und Handwerker in voller Arbeit, sie bebauen das Feld mit seltsamen Ackergeräthschaften, sie mahlen das Korn in eigenthümlichen Mühlen, sie gehen spazieren unter großen Sonnenschirmen, sie lassen sich tragen von schwarzen Sklaven auf schwellenden, rothsammtenen, mit Gold gestickten Kissen, sie schwingen sich zu Pferd auf den mit Perlen besetzten Sattel, stehen in den schweren, reichverzierten Steigbügeln mit scharfem Speer und dem langen vergoldeten Gewehr, den Tiger und den Löwen zu erlegen, oder lagern auf dem Rücken des Elephanten, um unter dem mit Gold und Perlen überladenen Baldachin durch die wasserleeren, sonnverbrannten Ebenen zu ziehen. Und vieles, was wir hier in zierlicher Abbildung stehen sehen, befindet sich daneben in wirklicher Größe: das einfache Gewand der ärmeren Klasse, das reiche, seidene, in Farben und Metallen glänzende des Reichen, der weiße Mousselinanzug der Bajadere, der sich in tausend Falten um den schlanken Körper legt, neben dem reichen Kostüm des indischen Kriegers, bestehend aus dem feinsten Kettenhemd, der dunkeln Stahlhaube mit Reiherbusch aus den Federn des seltenen schwarzen und grauen Reihers, dazu der breite Dolch, Schwert, Schild und Lanze; daneben Pferdegeschirre und Elephantenausrüstungen von Sammt, gestickt mit Perlen, Gold und Edelsteinen.

Es ist eine wahre Märchenwelt, diese indischen und türkischen Abtheilungen, ein Schauplatz der Geschichten aus Tausend und Einer Nacht. Hier könnten sich zahllose Sultanninnen kostümiren nebst einer ganzen Schaar von Dienern und Dienerinnen, und ihr Anzug würde nicht zurückbleiben hinter der phantastischen Malerei des orientalischen Erzählers. Nachts, wenn das gewaltige Glashaus todtenstill daliegt, sollen sie seltsam rauschen, flü-

ſtern und klirren, die Seidenſtoffe, die ſchweren Stickereien, die alten Waffen; und dann ziehen ſie wohl hinaus, um der Franken närriſche Koſtüme zu betrachten. Da mag ſich der faltige Turban nicht wenig verwundern über den ſteifen ſchwarzen Hut, und wenn der reiche Kaftan irgend eines türkiſchen Großen eine Naſe hätte, würde er ſie unfehlbar zudrücken oder ſich mit Abſcheu abwenden, wenn er vor einem Makintoſhlager vorbeiſchwebte. Aber die Engländer ſind ein praktiſches Volk, und da ſie dergleichen Spuk nicht leiden können, ſo haben ſie nicht fern von den morgenländiſchen Abtheilungen die koloſſale Reiterſtatue Gottfrieds von Bouillon aufgeſtellt, der im Begriff iſt, ſein Schwert zu ziehen. Dieſer verſieht dann nächtlicher Weile den Dienſt der abweſenden Conſtabler; und er ſoll auch zuweilen in der Mitternacht ſein weißes Haupt herumdrehen und ein marmornes Räuſpern hören laſſen, worauf es, eingedenk der vergangenen Zeit, ganz ſtill wird im Orient, die Waffen nur noch verſtohlen funkeln und leiſe klirren, die Seidengewänder furchtſam rauſchen, und die weißen Kleider der Bajaderen ſich nur noch langſam herumdrehen.

Man ſieht an gewiſſen Punkten der Ausſtellung vor gewiſſen Gegenſtänden zu allen Tageszeiten Neugierige in großen Schaaren zuſammengedrängt. So ſind namentlich die beiden Indianergeſtalten am Eingange, deren ich ſchon oben erwähnte, die Luſt und der Schrecken der geſammten Jugend und der Damen aus den untern Ständen. Auch Matroſen ſieht man häufig dort, die ihren Freunden und den Umſtehenden allerlei Entſetzliches erzählen von jenen abſcheulichen Menſchenfreſſern und ihrer ſchrecklichen Manier, den Leuten das Fell über die Ohren zu ziehen. Ferner ſind die ausgeſtopften Thiere von Plouquet aus

Stuttgart so umlagert, daß man selten zu ihnen gelangen kann, und wenn die Stimme des Volkes die Stimme der Preisrichter wäre, so müßte Plouquet für seine Thiercarrikaturen, namentlich für seine Nachbildung des Kaulbachschen Reinecke, einen ersten Preis bekommen. In den Zimmern, wo Leistler aus Wien seine prächtigen, nur zu reich verzierten Möbel aufgestellt hat, ist es auch nie leer. Man kann aber auch nichts Reicheres in Holzschnitzerei sehen, wie sie hier an jedem Stücke verschwendet ist. Nur zu viel, viel zu viel, und ich wäre wirklich begierig das Gebäude mit seinen Treppen, Vorplätzen, Fenstern und Thüren zu sehen, in dem dieses Ameublement passend aufgestellt werden könnte.

Zum Koh-i-nur in seinem vergoldeten Käfig gelang es mir nur ein einzigesmal durchzudringen; die Damen aller Klassen sind zu begierig, dieses seltene Stück des kostbaren Steins, den sie so sehr lieben, in der Nähe zu betrachten. Der große Diamant steht auf drei goldenen Füßen auf einem Untersatz von Gußeisen und in einem doppelten Gittergehäuse. Man sagt, er werde nächtlicher Weile, um ihn vollkommen sicher zu stellen, durch eine Maschinerie in jenes gußeiserne Gehäuse versenkt und eingeschlossen, und diese Maschinerie sei so kunstreich eingerichtet, daß sich der Koh-i-nur bei unbefugtem Berühren des untern Gitters plötzlich in seine innern Gemächer zurückziehe und unsichtbar werde. Schon diese Sage hält vielleicht manchen Vorwitzigen vom Versuch ab, den Berg des Lichtes zu berühren.

An der Nordseite, westlich vom Transept, befindet sich die Ausstellung von Equipagen aller Art, und dieser Theil des Krystallpalastes ist von den Wißbegierigen der eleganten Welt stark besucht. Hier stehen Wagen aller Art und von allen Größen, zwei- und vierräderig, bedeckt und unbedeckt, vom kleinsten Ge-

fährt, um ſich auf den weichen Sandwegen eines Parkes ſelbſt zu fahren, bis zum ſchweren Reiſewagen. Alle Gattungen von Fuhrwerken, alle erdenklichen Formen ſind hier vertreten. Man ſieht auch einen viersitzigen Wagen, beſtimmt ſchwer Erkrankte zu transportiren. Eine Dame, freilich nur eine Wachsfigur, liegt in demſelben auf dem in doppelten Federn hängenden Sitz, und um dieſe Equipage iſt das Gedränge der Neugierigen immer ſehr groß.

Einer der intereſſanteſten Punkte der Ausſtellung, der Maſchinenraum, wird mit der Wagenausſtellung durch den Stand der Lokomotiven verbunden. Flüchtig eilt man zwiſchen dieſen durch, die für den Sachverſtändigen von höchſtem Intereſſe, für den gewöhnlichen Zuſchauer aber Räthſel ſind, zu deren Löſung er nicht Zeit und Weile hat. Höchſtens bleibt man einen Augenblick vor kleineren Dampfwagen ſtehen, die für gewöhnliche Straßen gebaut ſcheinen; doch weiß ich nicht, ob man in England nach ſo vielen verunglückten Verſuchen der Art noch Luſt haben wird, neue anzuſtellen. Der Maſchinenraum dagegen iſt von Morgens bis Nachmittags gedrängt voll; er iſt aber auch mit ſeinen arbeitenden Maſchinen im Gegenſatz zu der übrigen unbeweglichen Ausſtellung ein gar unterhaltender Ort, abgeſehen von der Belehrung. Was man ſonſt mühſam in vielen Fabrikſtädten zuſammenſuchen müßte, findet man hier bei einander. Da ſtehen ſie dicht gedrängt die blank geputzten, zierlichen Bauwerke mit ihren gewaltigen Hebeln und Rädern, und von einem einzigen rieſenhaften Dampfkeſſel geſpeist, heben ſich die Stangen in zahlloſen Cylindern, drehen ſich die Räder, ſeufzen die Pumpen, ſtoßen die Prägmaſchinen. Die Behandlung der Baumwolle wird den Neugierigen gezeigt von der Spinnmaſchine an, auf die der

Rohstoff gebracht wird, bis dahin, wo er, zum feinsten Faden gedreht, auf die mechanischen Webstühle kommt, die vor dem erstaunten Auge den fertigen Stoff zusammenschlagen. Hier surren tausende von Spindeln, die Fäden der Kette heben sich gleichförmiger und geschwinder, als es die Menschenhand vermag, und das Gewebe rollt sich vor unsern Blicken wie durch Zauberei auf. Nebenan sehen wir eine Prägmaschine, die mit einem einzigen Schlage Denkmünzen aus Zinn hervorbringt, und dort arbeitet eine gewaltige Pumpe, welche mit pfeilschneller Umdrehung ihrer Räder eine unglaubliche Wassermenge in einem schmalen Behälter bis zur Decke hebt, wo dieselbe auf der andern Seite als breiter Wasserfall wieder herabstürzt, angestaunt von sämmtlichen Umstehenden. Weiterhin schafft eine Sodawassermaschine und bereitet das bei den Engländern so beliebte und so stark gebrauchte Getränk.

IV.

Vauxhall.

Nachdem ich den Lesern einen sehr flüchtigen Bericht über die Ausstellung gegeben, und hiedurch den Versuch gemacht, einigermaßen den Eindruck zu veranschaulichen, welchen dieses großartige Unternehmen, das wirre Getreibe auf mich gemacht, ist es mir unmöglich, zu etwas alltäglichem überzugehen, mit einer nüchternen Beschreibung aus der unendlichen Menge der Sehenswürdigkeiten Londons zu schließen. Ich muß zu etwas in seiner Art noch phantastischerem und aufregenderem übergehen; ich will

die Leſer deßhalb, um ein ermüdendes Tagewerk luſtig zu beenden, nächtlicherweile in einen der vielen Gärten führen, wo ſich die Londoner elegante Welt gewiſſer Claſſen aufs köſtlichſte amuſirt, und wo auch andere Menſchenkinder an dem wirklich fabelhaften Leben einige Stunden lang Geſchmack finden können. Wählen wir das alte berühmte Vauxhall. Vornehmer iſt es freilich in Surrey-Gardens; dort hat man brillantere Concerte, und nebenbei wilde Thiere, eine vortreffliche Menagerie. Aber Vauxhall gibt ſich in dieſer Saiſon erſtaunliche Mühe, den Fremden etwas neues vorzuſetzen, die Menge zu feſſeln; auch iſt dieſer Garten wirklich einer der erſten.

Ich möchte den Leſer, um von unten anzufangen, zuerſt einen Augenblick nach Eagle-Tavern in City-Road führen, einem kleinen Etabliſſement ähnlicher Art in einem mit buntfarbigen Lampen illuminirten Garten, mit Statuen, kleinen Springbrunnen, allen erdenklichen Genüſſen. Man bezahlt hier einen Shilling Entrée und ſitzt unter grünen Bäumen bei den Auserleſenen des ſchönen Geſchlechts; auch wird hier getanzt, eigentlich nur herumgehopst: es iſt weder Walzer, noch Galopade, noch Polka, noch viel weniger aber jener ſchrecklich ſündhafte Tanz, der dabei ſo unendlich graziös ſein kann, und den die Pariſer Can-Can nennen. Die ſchöne Welt, die man hier verſammelt findet, iſt wirklich ſchön zu nennen; herrlichere Mädchengeſtalten mit feineren, blühenderen Geſichtern ſieht man nicht leicht anderswo; aber es ſind keine Franzöſinnen. Sie verſtehen es ſelten, ihrem Gewerbe einen eleganten, gut ausſehenden Anſtrich zu geben, ſie ſind was ſie ſind, und wollen für das gehalten ſein, was ſie ſind. Dabei trinken ſie ſehr viel Gin, eine Miſchung von Branntwein und Waſſer.

Auch für Genüsse musikalischer Art ist hier gesorgt: in Eagle-Garden befindet sich eine große Orgel, welche zuweilen mit ihren tiefen dröhnenden Klängen lustige Lieder aufspielt. Auch ein Vocal-Concert fand statt, indem ein schwindsüchtig aussehender junger Mann vortrat, und zur Clavierbegleitung Schuberts Lied: „Ich komme vom Gebirge her" abzusingen schien. Ob er es aber wirklich gethan, kann ich nicht behaupten, denn in dem allgemeinen Geklapper der Gläser und Teller, dem Lachen und Plaudern der Menge hörte man von dem Gesange nichts. Man sah den Sänger nur hie und da den Mund öffnen und schließen, und dann und wann jauchzte das Forte-Piano eine Idee der Melodie krampfhaft hinaus. Das Beste übrigens war eine theatralische Vorstellung, die später stattfand. Das Schauspielhaus war elegant und zierlich, die Sitze in demselben mit rothem Sammet überzogen. Es wurde ein Ballet gegeben, und die Tänzerinnen — es waren ihrer wenigstens dreißig — so jung, so schön, so gut gewachsen und leicht bekleidet: es hätte sich kein Hoftheater daran zu schämen gebraucht. Sie stellten Nymphen vor und ähnliche leichtfertige Wesen, und da die Bühne sehr klein war und der Tänzerinnen viel zu viel auf einmal tanzten für diesen unbedeutenden Raum, so sah man, um Heine's Ausdruck zu gebrauchen, oft in der That nichts als Himmel und Tricot.

Wir wollen aber den Eagle verlassen, so lange es noch Zeit ist, das heißt, so lange es noch nicht zu spät ist für Vauxhall. Wir fahren über die Themse auf einer der ziemlich menschenleeren Brücken, gelangen nach dem rechten Ufer des Flusses, und kommen von Black-Friars nach Vauxhall-Road. Hier hört der lebhafte Verkehr der Londoner Straßen auf, und außer den Wagen, die mit uns des gleichen Weges fahren oder uns begegnen,

Freund, der Herr Dubel, in gelben Nanking gekleidet und ſein langes blondes Haar wurde ebenfalls durch den unentbehrlichen ſeidenen Faden feſtgehalten. Herr Dubel wurde gerade von einigen ältern Ratten haranguirt, indem es denſelben zu Ohren gekommen war, der College wohne in dem allerliebſten Hauſe vor dem Thore ganz allein, was die Tänzerinnen im höchſten Grade unpaſſend, ja menſchenfeindlich und durchaus nicht gentil fanden. Eine volle kleine Perſon aber mit einem der eleganteſten, ſehr langen Oberkörper, wie man ihn nur ſehen konnte, und den ſie ſo leicht in den Hüften wiegte, daß man glauben mußte, ſie müſſe nothwendiger Weiſe einmal mitten von einander brechen, meinte: wenn der Baron Karl noch immer ein Beſchützer der Kunſt iſt, ſo ſoll er es beweiſen und einigen von uns in ſeinem hübſchen Hauſe ebenfalls Wohnung einräumen. „Seien Sie ganz unbeſorgt, Dubelli,“ ſagte die kleine Kokette und machte ein immenſes Battement, „ſeien Sie ganz unbeſorgt, Ihr Ruf ſollte nicht darunter leiden, denn Sie wiſſen, ich wohne mit meiner Mutter zuſammen.“

„Ja,“ lachte eine Andere mit einem außerordentlich kurzen Tanzrock und ſehr ſtarken Waden, „und die ganze Welt weiß ja auch, daß du einen feurigen Anbeter haſt. Eure treue Liebe iſt bekannt.“

„Das iſt ſie auch, Jungfer Naſeweis,“ entgegnete die Erſte gereizt und warf ſich mit einer halben Pirouette dem Tänzer für einen Augenblick in die Arme; „und ich hoffe nicht, daß es dich etwas angeht; du ſollteſt dich überhaupt in deinem Alter beſinnen und nicht von Courmachen und dergleichen ſprechen. Pfui! du junges, unreifes Ding!“

Nach dieſer Strafpredigt ſchritt ſie ſtolz auf die Bühne hinaus, mit den Händen feſt ihre Hüften umſpannend und hin und her wedelnd wie ein junger Wachtelhund. Die Anderen lachten ihr unbändig nach, namentlich die Ausgeſcholtene, eine ſchlanke

bemerken wir wenig Getreibe auf den hier ſehr breiten und ziemlich dunklen Straßen. Wir befinden uns in einer Gegend von London, die in vielen Beziehungen ſehr verrufen iſt, und wo es dem einſamen nächtlichen Wanderer unter anderm paſſiren kann, daß ihm von zarter weiblicher Hand Uhr und Börſe wegescamotirt wird.

Jetzt ſind wir an dem Eingang von Vauxhall, einer ſehr finſtern Hausthür, die uns in einen ebenſo finſtern Gang führt. Hier ſind ſpärlich von ein paar Lampen erhellt einige Bureaux, wo wir zwei ein halb Shilling Entrée bezahlen — ein Gulden und dreißig Kreuzer rheiniſch. Wir nehmen unſere Marken und eilen dem Garten zu. Plötzlich treten wir aus dem dunklen Gang, von dem ich eben ſprach, in einen weiten, feenhaft erleuchteten Raum, aus dem uns ſchmetternde Muſik entgegenſchallt und das Geſumme Tauſender von Menſchenſtimmen. Man bleibt geblendet ſtehen bei dem Anblick, den man vor ſich ſieht. Es iſt ein Garten; aber Bäume, Sträucher, lange gerade Alleen, Schlangenwege, Boskets, Lauben, Grotten ſind nachgebildet durch unzählige Lämpchen mit Flammen in Roth, Gelb, Blau, Grün, Weiß. Von dem Eingang, an welchem wir ſtehen, führen breite Gänge nach rechts und links, deren Wölbung aus ſo dicht zuſammengeſetzten Lichtern beſteht, daß das Ganze wie eine einzige buntfarbige Feuermaſſe ausſieht. Von ihr herab hängen phantaſtiſche Kronleuchter, ebenfalls aus buntem Feuer gebildet, auf deren Armen lange weiße Gasflammen brennen. Vor uns iſt ein geräumiger Platz mit Bäumen; auf demſelben erhebt ſich ein freiſtehendes Bauwerk in den Formen eines türkiſchen Kiosk, nach allen Seiten offen; ſeine Säulen, Gewölbe, Treppen, das Dach, ſind aus feurigen Linien gebildet, und um ihn herum befindet

ſich ein kleiner Garten, deſſen Gebüſche und vielfarbige Blumen aus ebenſo vielfarbigen Glaskugeln beſtehen. Zwiſchen den grünen ſtrahlenden Blättern blicken dunkelglühende Roſen hervor, auf ſchlanken Stengeln biegen ſich weiße glänzende Lilien, und hie und da zwiſchen dieſen Feuerblumen ſtehen wirkliche Geſträuche, deren Blätter auf die ſeltſamſte Art von dem Farbenmeer rings herum angeſtrahlt werden. Tauſende von Menſchen erfüllen dieſen weiten Raum, wandeln zwiſchen den Feuergallerien, ſitzen in Reſtaurationen und lauſchen den Klängen der verſchiedenen Muſikchöre, die oft, dem Auge unſichtbar, in einer dunkeln Waldpartie ſpielen. Bei jedem Schritt, den wir in den Garten thun, zeigt ſich uns etwas neues, ungeahntes. Dort erblicken wir ein großes Panorama, wir ſehen das wogende Meer, ein geſtrandetes Schiff, deſſen Wrack und die gebrochenen Maſten von den empörten Wellen hin- und hergeworfen werden. Am Ufer lagert eine Seeräuberbande, in ihrer Mitte die Paſſagiere jenes Schiffes, verzweifelnde Frauen, gefeſſelte Männer.

Wir folgen einer Biegung des Weges und verlieren uns in dunklen Gartenpartien; auf einmal ſtehen wir auf einem weiten Raſenplatze mit Gittern eingezäunt, an deſſen Enden ſich ein ſtolzes mittelalterliches Schloß erhebt mit Zugbrücken und Thoren, auf den Zinnen flattern buntfarbige Fahnen, die Fenſter ſind, wie bei einem Bankett, hell erleuchtet, vorn am Gitter ſtehen zwei drohende Rittergeſtalten, die uns den Eintritt verwehren. Machen wir aber auch, um Gotteswillen, keinen Verſuch uns dem fabelhaften Schloß zu nähern! Wir ſind in einem Zaubergarten, und dem Vorwitzigen würde es ſchlecht ergehen. Nicht als ob ihn Drachen oder wilde Thiere ergreifen würden, ſobald er die-

ſes Thor überſchreitet — gewiß nicht! aber all das Schöne was er vor ſich ſieht, würde plötzlich verſchwinden, denn — es iſt nichts als eine gemalte Decoration. Wenden wir uns lieber zur linken Seite, wo das geräuſchvolle Leben erſtorben zu ſein ſcheint, wo noch vereinzelte Wanderer gehen, wo die glänzende Illumination in zwei Reihen von Lichtern endet, die eine uralte, dichtverwachſene Baumallee nur ſchwach beleuchten. Eine feurige Inſchrift am Eingang dieſes Weges ſagt uns: Wer ſeine Zukunft zu erfahren wünſcht, ſuche die Prophetin auf! Wir folgen dieſer Mahnung und treten den geheimnißvollen Gang an durch den immer düſterer werdenden Waldweg. Freie Plätze, die ſich rechts und links öffnen, zeigen ſeltſame Unthiere, welche Waſſerſtrahlen hoch emporwerfen; alles iſt hier ſtill und wunderbar. Melancholiſch plätſchert das Waſſer und erſcheint durch tiefhängende Lampen blau gefärbt, bei deren falbem Lichte wir eine Grotte entdecken, in der die Sibylle über ihren Büchern brütet, während vor ihr auf dem Dreifuß der unheilvolle Trank ſiedet; alles dieß jagt uns einigermaßen Schrecken ein. Schnell wenden wir uns ab und folgen dem Weg, der zur Wahrſagerin führt. Endlich finden wir dieſelbe in den Ruinen eines mauriſchen Schloſſes, und als wir ſchon vor ihr ſtehen, um unſere Handfläche betrachten zu laſſen, fällt uns ein, daß wir zu wenig Engliſch verſtehen, um ihre dunklen Orakelſprüche, die ſie in dieſer Sprache ertheilt, begreifen zu können. Beſchämt eilen wir davon, zurück zu den belebteren Partien des Gartens, wo die Sodawaſſerflaſchen knallen, wo Muſik erſchallt, wo die Sherry-Cobbler ſervirt werden, wo man tanzt und lacht, alles Sachen, die wir ohne Kenntniß der Landesſprache vollkommen begreifen und mitmachen können.

Nachdem ſich hier jeder eine halbe Stunde lang beluſtigt

ſo gut er kann, namentlich eine große Maſſe einem humoriſtiſchen Vortrag zugelauſcht, den ein feingekleideter Herr von den Fenſtern des obenerwähnten türkiſchen Kioks hält — und der Vortrag muß ſehr amüſant und witzig ſein, denn die Menge lacht häufig laut hinaus — drängt ſich alles einem großen Thore zu, der Reitbahn von Lejars und Cuzent, deren Productionen man, iſt man einmal im Garten, gratis anſchauen darf; das heißt, umſonſt gelangt man in die unteren Räume, die Stehplätze, doch iſt hier ein wahrhaft fürchterliches Gedränge, und man ſieht ſich ſchon genöthigt, einen Shilling weiter zu bezahlen, um auf den Gallerien einen Platz zu erhalten. Der Circus iſt aufs brillanteſte eingerichtet, von ziemlicher Größe, bedeckt, mit angenehmen Sitzen und ſehr ſchön beleuchtet. Aber die Geſellſchaft Lejars-Cuzent iſt das nicht mehr, was ſie vor einigen Jahren war, wo ſie Aufſehen in Deutſchland machte und Wien entzückte. Lejars ſelbſt iſt in Petersburg geſtorben, und Paul Cuzent, der oftmals ſein eigenes vortreffliches Orcheſter ſelbſt dirigirte, kam nicht zum Vorſchein; vielleicht aber auch, daß ſie an dieſen Vauxhall-Abenden des billigen Eintritts wegen nicht ihre ganze Truppe ins Feuer führen.

Es war wenig, was ſie uns zeigten, im Ganzen immer die alten Geſchichten: Mademoiſelle Laura ſtehend reitend, über Bänder ſpringend, Mademoiſelle Mathilde das Gleiche noch viel ärger, und Mademoiſelle Pauline wieder das Gleiche am allerärgſten. Die Herren jagten auf ungeſattelten Pferden, ſprangen durch außerordentlich kleine Reife vor- und rückwärts, und Bajazzo machte dazwiſchen ſeine gewöhnlichen Späße. Das Ganze dauert eine kleine Stunde, und dann ſtrömte alles wieder in die Gärten zurück. So mochte es faſt Mitternacht geworden ſein,

und ehe das unentbehrliche Feuerwerk abgebrannt wurde, beſahen wir noch einige der Merkwürdigkeiten, die uns bisher entgangen. Da war ein kleines Theater im Freien, auf welchem phyſikaliſche Experimente ausgeführt wurden; nicht weit davon ſah man lebende Bilder, und neben dieſen wurden wir durch eine Aufſchrift belehrt: hier ſeien orientaliſche Zimmer zu ſehen mit türkiſchen Herren und türkiſchen Ladies. Die Gemächer, worin ſich die Muſelmänner befanden, waren ziemlich reich, auch wohl theilweiſe im türkiſchen Geſchmack eingerichtet; aber ob die Bewohner derſelben ächt waren, kann ich nicht beſchwören, doch ſaßen ſie langweilig genug auf ihren Diwans. Die Herren ſtrichen ihren langen Bart, und von den Ladies war eine ſehr wohlbeleibt, hatte auch recht feurige Augen, und die Unterlippe herabhängend wie eine ächte Türkin.

Endlich wurde zum Beginn des Feuerwerks geläutet, und augenblicklich ſtrömte alles einem großen Thorbogen zu am Ende des Gartens, hinter welchem ein großer Platz war, wo das Feuerwerk abgebrannt werden ſollte. Dieſer Thorbogen, von der Breite eines kleinen Tunnels, hatte den Zweck, auf ſeinem Gewölbe ein kleines Amphitheater zu tragen, von wo man das Feuerwerk bequem anſehen konnte, deſſen Plätze aber wieder einen Shilling extra koſteten. Die engliſchen Kunſtfeuerwerke ſind bekannt und berühmt wegen ihrer Mannichfaltigkeit und der Präciſion, mit welcher die einzelnen Stücke gearbeitet ſind. Das von heute Abend war außerordentlich ſchön und gelang vollkommen. Zuerſt ſtiegen eine große Menge Raketen des ſchwerſten Calibers empor bis zu einer fabelhaften Höhe, neigten ſich oben zierlich, und ſprühten unzählbare Sterne in dem glänzendſten Farbenlichte aus, in Roth, Grün, Gelb, Weiß, von einer Gluth und einem Glanze,

wie ich nichts ähnliches geſehen. Auch Fallſchirm-Raketen waren darunter, und wenn die weiß leuchtende Kugel derſelben ſo langſam herabſank und den Garten mit ſeinen Gebüſchen und Bauwerken rings umher und all die tauſend gaffenden Geſichter taghell beleuchtete, dabei die Schatten dieſer Menſchenmenge in den ſonderbarſten Geſtalten hinter uns an die helle Wand warf, ſo jauchzte alles laut auf, und dieſes Jauchzen endete gewöhnlich mit dem Geſchrei: Hut ab! Hut ab! welches den Vorderſtehenden galt, die mit ihrer Kopfbedeckung den Hinterſtehenden die Ausſicht verſperrten. Dann ſtiegen Leuchtkugeln gegen den dunklen Nachthimmel empor, abermals in allen Farben, Sonnen praſſelten, Schwärmer ziſchten, Fröſche knallten, und all dieß Feuerwerk durcheinander bildete die ſchönſten Figuren und Gebilde, bald rieſenhafte Sterne, kleine Tempel, Feuerregen, glühende Waſſerfälle und dergleichen mehr.

Den Beſchluß des Ganzen machte die Illumination eines ungeheuern Schloſſes, das am Ende der Wieſe hoch hinaufgebaut war. Zuerſt ſah man die Architektur dieſes Gebäudes, ſeine Thore, Fenſter, Säulen, Balcone mit einemmal glänzend in weißem Feuer aufſtrahlen; dann wurde das Schloß beſchoſſen, zahlloſe Raketen und Leuchtkugeln flogen hinein, rothe, blaue, grüne Flammen entzündeten ſich überall; das Ganze gab eine einzige gewaltige Feuersbrunſt, Mordſchläge krachten, Feuerſtröme rauſchten von allen Seiten herab, und jetzt in dieſem allgemeinen Flammen-Chaos hätte jeder deutſche Zuſchauer, ja jeder Franzoſe, ein befriedigendes Ende des Ganzen gefunden; aber hier in England mußte noch etwas extra kommen, etwas in der That außerordentlich nervenaufregendes, und das war — ein junges ſchönes Mädchen in weißem ſilberglänzendem Kleid, die an einem der bren-

nenden Fenſter des Schloſſes ſichtbar wurde, und pantomimiſch zu verſtehen gab, ſie befinde ſich in der größten Noth, wie dieſem Feuermeer zu entfliehen ſei. Ich muß geſtehen, daß auch ich einigermaßen unruhig über das Schickſal der armen Perſon war. Nicht ſo die Maſſe der Schauluſtigen. Alles klatſchte in die Hände und ſtand erwartungsvoll da; jetzt trat das Mädchen aus dem Fenſter hervor, und nun bemerkte ich, daß von demſelben ein ſchwankendes Seil quer bei dem brennenden Gebäude vorbei bis zur höchſten Zinne desſelben geſpannt war. Dieß betrat ſie mit ſicherm Schritt und ging in einer Höhe von vielleicht vierzig Fuß über dem Boden durch die ganze brennende Wirthſchaft hinauf und hinunter. Von allen Seiten ziſchten die Raketen toller wie je, flogen die Schwärmer um ſie herum, und man glaubte jeden Augenblick, einer der Millionen Funken, unter welchen ſie dahinſchritt, würde auf ihr Kleid fallen, daſſelbe anzünden und ſie würde elendiglich verbrennen oder vor Schrecken herabſtürzen; ſo etwas geſchieht auch zuweilen hier — heute Abend kam aber glücklicherweiſe kein Unfall vor. Das Mädchen wandte ſich lächelnd zu der gaffenden Menge, grüßte von dem brennenden Fenſter noch einmal freundlich herab, und verſchwand dann hinter dem Gebäude.

Das Feuerwerk war zu Ende, der Platz lag bald wieder in tiefer Dunkelheit, nur hie und da glimmte noch eine halbverbrannte Hülſe, und die Zuſchauer ſtrömten abermals in die Gärten zurück, in die Reſtaurationen, auf die Tanzplätze; die verſchiedenen Orcheſter ſpielten luſtige Weiſen, und nun — es war Mitternacht vorüber — begann der Ball, welcher für die Tanzluſtigen bis Morgens vier Uhr dauerte.

Die landwirthschaftliche Ausstellung in Wien.

Vielleicht gefällt es dem geneigten Leſer, ein kleines, überſichtliches Bild zu erhalten von der erſten großen landwirthſchaftlichen Ausſtellung in Wien, und indem ich dieſes, wenngleich nur ſkizzenhaft, zu entwerfen verſuche, werde ich mir gewiß nicht erlauben, in alle möglichen eiſernen, irdenen, hölzernen, todten und lebendigen Details eingehend, die Geduld des Leſers zu ermüden. Den wirklich ſchönen Arrangements dieſer Ausſtellung zu Liebe will ich aber verſuchen, alles, was ich in zwei mal vier Stunden ziemlich mühſam erlebt und geſehen, ſo knapp und überſichtlich wie möglich zuſammenzuſtellen; ich kann nicht mehr für den geneigten Leſer thun und hoffe deßhalb auf freundliche Nachſicht.

Werfen wir uns heute, wo Wien der Ausſtellung wegen von Fremden überfüllt iſt, am Stephansplatze in den Wagen eines der intelligenten Fiaker, ohne ihm das Ziel unſerer Fahrt anzugeben, ſo wird er fragen, ob Se. Gnaden nach dem Augarten wollen. Fahren wir alſo nach dem Augarten, wo die Ausſtellung iſt. Die wiener Fiaker ſind die gleichen geblieben; ſie führen uns in einem raſenden Tempo dahin. Wir überholen Omnibus, Einſpänner, ja, herrſchaftliche Equipagen, wir fliegen an den Läden vorbei, bald rechts, bald links biegend, in einer

Blondine mit einem reizenden Geſichtchen. Sie mochte ſiebenzehn Jahre alt ſein und die erzürnte Tugend, die eben von dannen ſchritt, vielleicht neunzehn.“

„Es iſt recht, daß ſie geht, das hochmüthige Ding,“ ſagte eine Dritte, während ſie einen Entrechat um die Andern machte, „ihre Courmacher hat ſie nicht durch gutes Tanzen erworben und wenn ſie hie und da einmal applaudirt wird, ſo weiß man ſchon, aus welcher Loge das Zeichen gegeben wird und wo im Parterre die bezahlten Claquers ſitzen. Das braucht unſereins nicht.“

Die alſo ſprach, war von der Natur mit minderer Körperſchönheit begabt, aber die erſte Chortänzerin, die auch zuweilen zu kleinen Partien benützt wurde. „Wohnen Sie denn wirklich in dem Hauſe allein, Dubelli?“ fragte ſie, während ſie ihren Fuß auf eine der Couliſſenlatten ſetzte und an dem Sitz ihrer Trikots etwas korrigirte. „Wohnen Sie denn wirklich in dem ganzen Hauſe allein? na, da könnten Sie wirklich unſer einem ein Stübchen abtreten; der Baron, ſo heißt es, kommt ja doch nicht wieder, er ſoll anſtändig ſein und ſein Haus jungen tugendhaften Tänzerinnen vermachen, die natürlicher Weiſe keine Liebhaber haben dürfen und ſich ſolid und anſtändig aufführen.“

Alle lachten abermals laut auf, als nun der Tänzer antwortete: „auf ſolche Art, unter ſolchen Bedingungen glaube ich, kann's der Baron ſchon verſprechen, da wird's ziemlich leer bleiben,“ worauf die ſchlanke Blondine erwiderte:

„Pfui, Dubelli! meinen Sie das wegen dem ſolid und anſtändig ſein?“ Doch küßte ihr der Tänzer galant die Hand und ſagte:

„Nein, theuerſſſ-te Bertha, ich meine es nur von wegen der Liebhaber.“ Er wollte noch einige paſſende Worte hinzufügen, doch machte in dieſem Augenblick auf der Bühne die dritte Solotänzerin, Mademoiſelle Thereſe, ein ſo gewaltiges Pirouette, daß ſie darüber das Gleichgewicht verlor und ſich nur vor dem

ewigen Schlangenlinie, wo ſich gerade eine Oeffnung zeigt, um mit Mühe und Noth zwiſchen anderen uns entgegenſtürmenden Equipagen durchzukommen, und dabei können wir nicht unterlaſſen, erſtaunt zum Wagenfenſter hinaus zu blicken, ob nicht eines unſerer Räder irgendwo hangen geblieben iſt; ich möchte die Behauptung wagen, daß es hier Fälle gibt, wo man kaum ein Blatt Papier zwiſchen die Achſen zweier ſich begegnenden Wagen einſchieben kann. Und doch hört man ſelten oder nie von einem Unglück. Jeder Kutſcher vertraut auf die Geſchicklichkeit des anderen, das zu Fuß gehende Publicum beeilt ſich nicht einmal allzu ſehr, dem warnenden Oje! folgend aus dem Wege zu kommen, und die in den Hauptſtraßen, und namentlich an Ecken, wo der Strom der Equipagen unglaublich iſt, aufgeſtellten Fuß-Gensd'armen ſpazieren gemüthlich auf und ab und geben auch ihrerſeits den Kutſchern noch Gelegenheit, ihre Geſchicklichkeit im Ausweichen zu bekunden.

So haben wir denn in weniger Zeit, als man braucht, dies niederzuſchreiben, den Augarten erreicht, jenen ſtillen, ſchönen, von den Wienern ſonſt ſo ſehr vernachläſſigten Garten, der aber heute wie umgewandelt iſt. Vor dem Eingangsthor ſtehen lange Reihen von Fiakern und herrſchaftlichen Wagen, und ein Strom von Schauluſtigen drängt ſich dort hinein; ein armer Kerl, der uns die Wagenthür öffnet, iſt zugleich unſer Schutz gegen die Ueberforderung des Fiakers und ſehr zufrieden mit ein paar von den Kreuzern, die wir dieſem weniger bezahlen.

Ehe wir unter den Thorbogen des Einganges treten, fällt uns die eigenthümliche bekannte Inſchrift an demſelben ins Auge: „Allen Menſchen gewidmet von ihrem Schätzer.“ Und dieſer Schätzer war der Kaiſer Joſeph, der in dem Pavillon des Au-

gartens gern einige Sommermonate zubrachte und in den schattigen Gängen des eigenthümlich schönen Parkes seine Audienzen zu geben pflegte.

Wir schreiten über den mit alten, jetzt wieder so frisch grünenden Bäumen besetzten Vorplatz; dort haben wir die Casse und sind gleich darauf vermittels zweier Zwanziger im Besitze einer Einlaßkarte und eines Katalogs. Wir treten durch einen provisorischen Gitterzaun, haben vor uns den einstöckigen kaiserlichen Pavillon, an welchem im rechten Winkel zwei provisorische Ausstellungs-Gebäude stoßen. Doch beginnt die Ausstellung schon gleich hinter dem erwähnten Gitterzaun; wir sehen da zierliche eiserne Gartenmöbel, ganze Etablissements ähnlicher Art, bestehend aus einem Zelte, wie aus Rohrstäben gemacht, mit lustigem, weißem und rothem Dach, kleinen Sopha's, Fauteuils und dergleichen; wir bemerken prachtvolle Vasen aus gebrannter Erde mit lebenden Aloen und sonstigen Pflanzen, und alles das hier und da zwanglos vertheilt, wie es wohl ein Besitzer in seinem Parke zu machen pflegt; erst wenn wir näher kommen, gewahren wir an den Zetteln, womit diese Sachen behängt sind, daß wir Ausstellungs-Gegenstände vor uns haben.

Wenden wir uns nach rechts, nicht aus Wahl, sondern der vernünftigen Ordnung gemäß, daß der Strom der Beschauer, ohne sich zu kreuzen und zu begegnen, gleichförmig durch die namentlich etwas enge Blumen-Ausstellung geleitet wird.

Ein alter Invalide mit Medaillen auf der Brust, im grauen Rock, die Brille auf der Nase, sitzt behaglich in einem Lehnstuhle unter einer prachtvoll blühenden Azalea und regelt mit wenigen Worten und einigen freundlichen Handbewegungen den Strom der Beschauer. Jeder folgt gern seinen Winken, denn es wäre

unverantwortlich, den alten Mann von ſeinem behaglichen Plätzchen aufſtehen zu machen. Treten wir alſo in das einen kleinen Garten darſtellende Glashaus. Blühende Pflanzen und Blumen ringsumher, zierlich gezackte Blätter, ſich über den Häuptern der Zuſchauer neigend, und wohin man blickt, dichte Maſſen aller möglichen Farben; unſchuldiges Weiß, brennendes Roth, ſanftes Blau, Violet, Roſa, Gelb begegnen unſern Blicken, wohin wir das Auge wenden. Dort haben wir auch kleine Palmen und ſonſt von jenen für uns ſo fremdartigen Pflanzen, zwiſchen deren ſchlanken Stängeln und ſchmalen, ſpitzen, ſo träumeriſch auf- und abwiegenden Blättern wir mit einiger Phantaſie die blauen Wellen der Südſee durchſchimmern zu ſehen glauben. Ein kleines Glashaus im Glashauſe zeigt uns üppige Orchideen-Familien, ſie brauchen zum Gedeihen eine feuchte, dunſtige Atmoſphäre, und daß dieſe dort herrſcht, ſehen wir an den Schweißtropfen des erhitzten Glaſes; dafür ſind aber auch die Pflanzen prachtvoll aufgeblüht aus ihren faulen Baumſtämmen und zeigen jene Blume, welche, mit ſchillernden Farben bedeckt, in ihren höchſt eigenthümlichen Formen offenbar den Uebergang der Pflanze zum Inſekt bildet — ſehen wir nicht dort förmliche Schmetterlinge, ja, ſo täuſchend nachgebildet, daß man glaubt, ſie werden ſich in die Luft erheben, ſo wie man ſie von dem Stängel der Pflanze trennt? Es iſt das hier ein kleines Stück Urwald mit ſeinen prachtvollen Blüthen und ſeinen Schrecken, ſtets umflattert von Damen in Kleidern, eben ſo farbig wie die Orchideen, umgaukelt von glänzenden Augen, die ſchlangenartig mit ihrem Blicke nach dem harmloſen Wanderer hinüberſpielen. — Deßhalb weiter. Verlaſſen wir das Gewächshaus, entfernen wir uns aus dem Gewühl.

Der ehemalige kaiſerliche Pavillon, den wir jetzt erreicht haben, nimmt uns auf; aus der Poeſie der Blumenwelt fallen wir plötzlich in die nüchterne Alltäglichkeit und haben gleich vor uns jene rieſenhafte Weinflaſche, die ſchon auf der pariſer Welt-Ausſtellung figurirte, und welche, wie ein Arithmetiker ausgerechnet, Stoff genug enthielte, um ein ganzes Regiment bunter Zuaven grau zu färben. Hier haben Nieder- und Ober-Oeſterreich, Steiermark, Salzburg und Tyrol ihre landwirthſchaftlichen Producte aufgeſpeichert; aufs zierlichſte arrangirt ſehen wir Garben von Halmfrüchten, ausgelegtes Getreide aller Sorten und zwiſchen dieſen blonden Boden-Erzeugniſſen rothbackige Aepfel neben Flaſchen-Pyramiden mit den bunteſten Vignetten, die uns die koſtbarſten Tropfen der Monarchie auf unſeren guten Glauben bauend anpreiſen.

In dem Mittel-Pavillon ſehen wir eine ſehr gelungen arrangirte Niederlaſſung der vorzüglichſten Bierbrauereien; die zierlichen Fäſſer ſind mit naſſen Filzplatten umgeben, damit der Stoff ſo kühl als möglich erhalten bleibe, und neben dieſen Gefäßen mit einfachen Hahnen erblicken wir complicirte Bier-Hebewerke, wo auf einen Druck mit der Hand das Getränk aus den tiefer liegenden Fäſſern aufſteigt und ins Glas ſprudelt. Gegenüber dieſem Etabliſſement hat die Central-Direction der Tabaks-Fabriken ſämmtliche Tabaks-Sorten in mächtigen Blattmuſtern ausgelegt, — ein ſinniges Arrangement: Tabak und Bier. Es würde einem guten Trinker gar behaglich in dieſen Räumen erſcheinen, wenn nicht das zum ſchönen Bunde ſo nothwendige Dritte fehlte: die Kühle nämlich; aber ſie mangelt gänzlich in dem dichtgedrängten Zuſchauerſchwarm, mit dem wir unaufhaltſam fortgeſchoben werden. Dort ſehen wir auch mit einigem Er-

staunen die Erzeugnisse einer Buchhandlung; Karl Gerold hat prachtvoll eingebundene Werke landwirthschaftlichen Inhalts aufgestellt.

Weiter. Wir lassen Mähren und Schlesien hinter uns und eilen an den Erzeugnissen der österreichischen Zucker-Raffinerien vorbei; Zuckerhüte in allen Formen, ja, einige in so riesenhaften Dimensionen, wie draußen die Weinflasche, mit einer candirten Kaiserkrone. Vorbei; wir gelangen nach Ungarn und Siebenbürgen, jenen herrlichen, fruchtbaren Ländern, von wo uns die letzten Vorposten unserer deutschen Brüder Grüße gesandt haben, aus Riesen-Exemplaren von Kartoffeln, Runkelrüben und kolossalem Weizenbrode bestehend. Eilen wir durch Böhmen und Galizien, Krakau, Slavonien, Croatien, Kärnthen, Krain, durch die Lombardei und Venedig; da liegt alles zierlich geordnet neben einander, was der reiche Boden dieser Länder hervorbringt — eine Beschäftigung von Stunden für den aufmerksamen Beschauer, eine unmögliche Arbeit für den Beschreiber. Da sind die Wände bedeckt mit blanken Sensen und blau angelaufenen Sicheln, in zierlichen Figuren zusammengestellt; da sehen wir Dreschflegel und hölzerne Rechen, von Weitem sich als etwas Außergewöhnliches darstellend und sich erst beim Nähertreten in die harmlosen Acker-Geräthschaften auflösend; da erblicken wir Mehl und Feldfrüchte, Erbsen, Linsen und Bohnen; da sehen wir Speckseiten, vor deren kolossaler Mächtigkeit wir überrascht stehen bleiben; da wechseln hölzerne Löffel und hölzerne Näpfe und Kübel mit irdenen Schüsseln in allen erdenklichen Formen; da bemerken wir Kleider der Landbewohner von Kärnthen und Krain aufgehängt, weiße Gewänder, aufs reichste mit rothen Schnüren verziert; da wissen wir am Ende gar nicht mehr, was wir alles

ſehen, da ſchauen wir eine Buttermaſchine, die ein neugieriger Beſchauer vor unſeren Augen herumdreht, oder das Modell einer Egge und eines Pfluges.

Wir werden durch die Säle gedrängt, oft nichts mehr ſehend als unſere Vordermänner, zuweilen nach Luft ſchnappend; wir machen es auch vielleicht wie dieſe und greifen mit der Hand in ein zartes, wolliges Schafvließ oder in lang herabwallenden, glänzenden Flachs; und nun ſind wir endlich am Ausgange der Producten-Ausſtellung angelangt und purzeln die hölzernen Treppen hinab auf den freien Platz hinter dem kaiſerlichen Pavillon und ſagen leiſe: Gott ſei Dank! Denn hier ſtieben die Zuſchauer nach allen Seiten auseinander und laſſen uns Raum, um mit mehr Behaglichkeit die um uns her aufgeſtellten ſchönen Arbeiten aus gebrannter Erde aus der Fabrik des Herrn Brauſevetter zu betrachten. Dieſelben ſind zierlich und mit großem Geſchmack ausgeführt, alle Artikel zeigen die Hand des Künſtlers und überraſchen daneben durch die Wohlfeilheit ihrer Preiſe. Man findet da alles, was man namentlich zur Verzierung von Gärten braucht, kleine zierliche Blumen-Einfaſſungen, Vaſen in allen Größen und Formen, Säulenſchäfte mit Figuren zur Aufſtellung in Gebüſchen, Baluſtraden, Pflanzenkörbe, Statuetten von 1 Fuß Höhe bis zur Lebensgröße. Nebenan ſind Modelle aller möglichen Bienenkörbe aufgeſtellt, von Stroh, von Holz, von Glas, — letztere beſonders intereſſant, da ſie uns einen Blick gewähren in das geheimnißvolle und doch wieder ſo geregelte Treiben dieſes fleißigen Volkes. Die emſigen Thierchen ſchwärmen auf und zu, und da es uns in unſerer Jugend gelehrt worden iſt, die Biene zum Vorbild zu nehmen, ſo folgen wir ihnen auch heute, und zwar recht gern, denn die meiſten

richten ihren Flug nach den prächtig grünen Alleen des schönen Gartens, bei deren Anfang wir sogleich von der interessanten Ausstellung aller möglichen Holzarten aufgehalten werden.

Hier hat Siebenbürgen, Ungarn, insbesondere Slavonien, in Holzdurchschnitten und Bohlen wahrhaft Ueberraschendes geliefert; wer kann sie nennen, alle die Holzarten, die wir hier bald in natürlichen, bald in polirten Abschnitten sehen? Zwischen ihnen vertheilt bemerken wir Geräthschaften der Forst- und Obst-Cultur vom kleinen zierlichen Oculirmesser an durch die Rubriken der Sägen, Beile, Aexte hindurch bis zu jenen riesenhaften eisernen Ketten, die zum Bäumeausreißen benutzt werden; Baumstämme in wahrhaft phantastischen Formen sind dort aufgestellt, mit förmlichen Höhlen und Schlupfwinkeln aller Art für Vögel und Raubwild, wobei es einigermaßen einen melancholischen Eindruck macht, verschiedene ausgezeichnete Bälge jener armen Waldbewohner über den Denkmälern des Schauplatzes ihrer ehemaligen Thaten aufgehängt zu sehen. Auch ein ausgestopfter Wolf prangt in dieser Sammlung, mit gläsernen Augen den Vorübergehenden anstarrend.

Es war eine glückliche Idee, die Ausstellung dieser Hölzer in einer der grünen Alleen zu veranstalten. Da liegen sie die mächtigen Tannen, neben dem Grün ihrer noch lebenden Brüder, angeblickt von dem tiefblauen Himmel, in den sie einst hineingeragt; da stehen Durchschnitte slavonischer Eichen von 8½ Fuß Durchmesser, Trümmer von Riesenleibchen, schüchtern angeblickt von den zarten Zweigen der Buchen und Castanien, welche umher wachsen; da hüpft ein Rothkehlchen von dem kleinen Aste herab, wo es sein Nest baut, und spaziert, gewiß mit sehr vielem Er-

ſtaunen, auf einer eichenen aſtloſen Bohle umher, die in 60 Fuß Länge unſere Bewunderung erregt.

Am Ende der Allee, wo ſich die Ausſtellung dieſer Hölzer befindet, ſehen wir ein Gerüſt aufgebaut, um das ſich ſtets eine Menge Neugieriger verſammelt, und wir finden dort etwas, das des genauen Betrachtens auch vollkommen werth iſt. Herr Boucherie aus Frankreich zeigt hier ſein Verfahren, um Hölzern durch Imprägniren mit Kupfervitriol eine ewige Dauer zu geben; derſelbe hat ſchon auf der Weltausſtellung in Paris einen großen wohlverdienten Preis erhalten. Wenn man bedenkt, daß die eichenen Schwellen unſerer Eiſenbahnen bei günſtigen Bodenverhältniſſen kaum eine achtjährige Dauer haben, ſo drängt ſich uns bei der ſteten Vermehrung dieſer Verkehrsanſtalten der Gedanke eines gänzlichen Holzmangels auf, dem unſere Nachkommen nicht entgehen würden und dem das Verfahren des Herrn Boucherie ſiegreich entgegen arbeitet. Vermittels Blei- und Kautſchukröhren läßt er die Kupfervitriol-Maſſe einfach durch den Druck eines erhöhten Reſervoires in den Stamm eindringen; es iſt intereſſant, zu ſehen, wie vor dem fremden Eindringling ſich zuerſt der natürliche Holzſaft entfernt und am andern Ende des Stammes heraustropft; ihm folgt der Vitriol, und die Imprägnirung wird ſo lange fortgeſetzt, bis auch dieſer endlich herausläuft. Damit iſt das Verfahren beendigt, und das Holz erhält eine unglaubliche Feſtigkeit, von welcher Proben vorlagen. So eine Schwelle von imprägnirtem Buchenholz (bekanntlich eine Holzart, welche im natürlichen Zuſtande nach 2—3 Jahren gänzlich zerbröckelt und verfault), die nach beigefügtem Zeugniſſe bereits 8 Jahre auf der pariſer Nordbahn gedient, nicht nur

äußerlich vollkommen unverſehrt war, ſondern auch durch Anſchlagen einen hellen, klingenden Ton von ſich gab.

Um nicht die Geduld des Leſers zu ermüden, reißen wir uns von dieſer wahrhaft intereſſanten Abtheilung der Ausſtellung los, durchkreuzen ein paar Alleen und kommen auf ein Rondel, wo ſich rechts und links in Käſichen die Repräſentanten der Hühnerwelt vor unſerem Blicke zeigen. Da ſehen wir neben dem deutſchen gemüthlichen Hahn, der zufrieden mit ſeiner ſchillernden Federpracht die hingeworfenen Körner aufpickt und dabei mit gravitätiſchem Gackern ſeine Hühner zur Theilnahme auffordert, ſeinen Bruder von echt hinterafiatiſchem Vollblut, Hähne aus der Cochinchina-Race in ganz außergewöhnlicher Größe. Schön ſind dieſe Thiere nicht, ja, ſie haben mit ihrer gewölbten Bruſt, ihren zottigen Federn, ja, mit dem ganzen plumpen Körper auf den übermäßig langen und ſtarken Füßen etwas Mißgeſtaltetes; vor Allem haſſe ich perſönlich ihr unaufhörliches Geſchrei — Krähen kann man es nicht nennen, denn es ſind Töne, welche die Mitte halten zwiſchen denen eines kleinen zornigen Hundes und dem heiſeren Geheul eines Schakals. Ob ihre Zucht für uns ergiebig ſein wird, muß die Zeit lehren; mir thäte es aber leid, wenn durch dieſen hochmüthigen ungeformten Eindringling das biedere Volk unſerer Hühner nach und nach verdrängt würde. Nebenan erregte ein echt engliſcher Streithahn die Aufmerkſamkeit der Beſchauer. Es war augenſcheinlich ein raufluſtiger unverſchämter Geſelle mit nacktem garſtigem Halſe und mordluſtigen Blicken; nach Art anderer, vierbeiniger Raubthiere ſchien ihn eine ewige Unruhe in ſeinem Käſich hin und her zu treiben, ja, zuweilen prallte er mit emporgeſträubten

Federn gegen die Wand desselben, wenn sich von einer stillen Hühner-Familie nebenan ein sanftes Gackern vernehmen ließ.

Im Allgemeinen vermag dieser Theil der Ausstellung unsere Aufmerksamkeit nicht besonders zu fesseln, denn vor uns haben wir eine der interessantesten Partieen, in welcher wir mit vielem Behagen umherflaniren. Es ist in der Hauptallee des Augartens die wirklich prachtvolle Maschinenausstellung, zwischen den grünen Baumwänden unter dem tiefblauen Himmel einen so schönen und eigenthümlichen Anblick bietend. Da stehen sie vor uns in einer imposanten Reihe, die riesenhaften, mit bunten Farben bemalten, fremdländischen und österreichischen Locomobilen. Wir glaubten uns auf einen Bahnhof versetzt zu sehen, wenn wir nicht statt Tender- und Personenwagen hinter den beweglichen Dampfmaschinen seltsame Ungeheuer auf Rädern bemerkten, durch diese mit langen Riemen in Verbindung gesetzt, welche sich uns bei näherem Betrachten als riesenhafte Dreschmaschinen ausweisen. Aus den Schornsteinen der Dampfer steigt der Rauch zwischen den grünen Bäumen in die Höhe, zuweilen zischt weißer Dampf empor, und wenn wir auch sehen, daß die Räder des Untergestells durch Keile sorgfältig am Boden befestigt sind, so treten wir doch unwillkürlich mit vielem Respect zur Seite, wenn nun auf einmal ein gellender Pfiff ertönt und sich darauf die Kolbenstangen langsam in Bewegung setzen, die Schwungräder sich zu drehen beginnen und plötzlich mit unerhörtem Sausen und Klappern die angehängte Dreschmaschine ihre Functionen beginnt.

Lange können wir uns nicht von dieser interessanten Wagenburg trennen und würden länger, als unsere Zeit uns erlaubt, hier verweilen, wenn uns nicht ein anderes Schauspiel

Fallen retten konnte, indem ſie dem Tänzer an die Bruſt ſtürzte, der ſie auch als guter College feſthielt und von dem Fall rettete.

„Du wirſt dich auch mit deinen wilden Pirouettes einmal blamiren!“ ſagte die erſte Chortänzerin, „dein Oberkörper iſt viel zu ſchwer zu dergleichen und dann trittſt du mit dem Fuße viel zu heftig ab. Ihr meint aber immer, ein Pirouette ſei nur ſchön, wenn man vierundzwanzig Mal herumfliegt wie ein Kreiſel. Das iſt aber eine ganz falſche Vorausſetzung, dreht Euch drei — vier Mal ſicher, und ſteht dann mit einem Applomb und einer graziöſen Attitude vor dem Publikum feſt, ſo iſt's viel ſchöner. Da iſt der Dubelli, der macht ein Pirouette, wie es vielleicht Benetti in ſeiner guten Zeit nicht beſſer ausgeführt.“

„Oh ho!“ ſagte der geſchmeichelte Tänzer, „Sie ſind viel zu gütig, ich? — ein Anfänger? ein Pirouette iſt eine ſehr ſchwere Sache.“

„Ja, das iſt's!“ ſagte Demoiſelle Thereſe, „und ich weiß, das meine iſt mangelhaft.“

„Du haſt recht, mein Schatz,“ lachte die Chortänzerin, „Takt und Applomb muß einem angeboren ſein. Allons, Dubelli! machen Sie uns einmal ein Pirouette in vier ſchnellen Touren und dann ſtehen Sie wie eine Mauer, — kommt hinaus auf die Bühne!“

„Ja, ja,“ ſagte Demoiſelle Thereſe, „er ſoll eins machen, hat ja heut' doch nichts zu thun,“ und das Corps der Ratten drängte ihn auf die Bühne und wiederholte unter lautem Gelächter: „ja, ja, er muß ein Pirouette machen!“

Nun hatte ſich mit dieſer Art von Exercice der ehemalige Schneider ſchon früher eifrigſt beſchäftigt. Denken wir nur an jenen unvergeßlichen Bürgerball, wo er dadurch den jungen Eduard und die Putzmacherin ſo ſehr entzückte! und er war wirklich im Stande, ein Pirouette zur vollkommenſten Zufriedenheit des Signor Benetti und zum vollkommenſten Aerger des

nach einer neben der Haupt-Allee gelegenen Wiese gewaltsam zöge. Dort arbeitet eine andere Dampfmaschine und zeigt uns die in Brünn erfundene Universal-Pumpe, welche, wie die Inschrift besagt, dreißigtausend Eimer Wasser in der Stunde zu schöpfen vermag; es ist ein Saug- und Druckwerk, aus großen Kautschuk-Schläuchen construirt, deren Luft durch Zusammenpressen entfernt wird, worauf sie sich augenblicklich mit Wasser füllen, welches sie auf einen vielleicht zwanzig Fuß hohen Thurm befördern, von wo die Wassermasse in einem Strahle von etwa vier Fuß in das unten befindliche Bassin niederplätschert. Daneben befinden sich Handpumpen ähnlicher Construction, welche von den wißbegierigen Zuschauern häufig in Bewegung gesetzt werden, so ihre eigenen Kleider und die der umherstehenden gaffenden Menge angenehm und reichlich bespritzend. Im weiten Kreise um diese Pumpen bemerken wir eine fabelhafte Menge von Ackermaschinen aller Art, Geräthschaften zum Aufreißen und Bebauen des Bodens, von solchen mörderischen Eigenschaften, daß es der armen Erde wirklich angst werden könnte; künstliche Pflüge, Eggen, Säe- und Dreschmaschinen, daneben Futter- und Rübenschneidstühle, die ein Kind vermittels des großen Schwungrades ganz gemächlich in Thätigkeit bringen kann.

Alle Eisen- und Messingtheile dieser verschiedenen Geräthschaften sind aufs blankste polirt, das Holz in bunten Farben angemalt, was ein wahrhaft verwirrendes Durcheinander gibt. Nimmt man dazu die zahllose Menschenmenge, die sich überall umher treibt, namentlich viele Damen mit hellen Kleidern, die große Masse der Neugierigen aller Stände, von denen Einzelne hier einen Schneidstuhl in Bewegung setzen, dort das Schwungrad einer Dreschmaschine drehen, daneben einen Pflug zu pro-

biren trachten, weiter hinten Wasser pumpen und sonstige Kurzweil treiben, dann das glänzende Sonnenlicht, welches auf alle dem blendend strahlt und funkelt, nebenan in der Haupt-Allee das Pfeifen, Sausen und Klappern der Dampf- und Dresch-Maschinen, so wird man es begreiflich finden, daß wir uns sehnen, dieses sinnverwirrende Getreide zu verlassen, und wahrhaftig froh sind, den Besuch der Ausstellung in jenem Departement beschließen zu können, wo uns Mutter Natur freundlich in ihre Arme nimmt, nämlich in der Abtheilung der Pferde, der Ochsen und Kühe, der Schafe und Schweine. An den beiden letztgenannten Thiergattungen eilen wir flüchtig vorüber; das sanfte Geschlecht der Schafe mit ihren feinen wolligen Vließen liegt ruhig wiederkauend da und vermag uns mit seinem gemüthlich-dummen Gesichtsausdruck nicht zu fesseln. Was die Schweine anbelangt, so haben wir eine gewisse Aversion vor ihnen, und wenn wir auch mit dem Dichter einverstanden sind, daß ihr Fleisch im Kraute etwas außerordentlich Angenehmes ist, so können wir uns mit dem lebendigen nicht befreunden, namentlich hier, wo wir beklagenswerthe Opfer vaterländischer Speckspeculation von 7½ Centner im Gewicht vor uns sehen, unförmliche Fettklumpen, die nicht mehr auf ihren Beinen stehen können, ja fast unfähig sind, ihre Augen zu öffnen.

Eilen wir vorüber, diesmal im wahren Sinne des Wortes der Nase nach; es ist uns gerade, als bestiegen wir eine Alp; süßer Heugeruch und der angenehme, erinnerungsreiche Duft der Kühe dringt uns entgegen. Wenige Schritte noch, und wir haben den interessantesten Theil der Ausstellung erreicht. In einem großen, zierlichen, von allen Seiten offenen Gebäude sehen wir Abtheilungen aus weißem Holze und in ihnen die pracht-

vollsten Exemplare europäischen Rindviehes; es ist wirklich eine Erholung, hier spazieren zu gehen. Da schauen sie uns so gemüthlich an mit ihren großen, schönen Augen, die lieben Kühe, und wenn wir sie streicheln, wie es alle Beschauer zu thun pflegen, so tönt uns aus dem breiten, nassen Maule ein behagliches Brummen entgegen; dabei thut uns die außerordentliche Sauberkeit so wohl, die hier herrscht; aus blendend weißem Holze sind die Einfassungen der Stände, Ketten und Halfter blank geputzt und untadelhaft wie das Stroh, auf welchem die Thiere liegen. Wo aus einem angehefteten Placate ersichtlich war, daß ein Exemplar durch seine Schönheit dem Herrn die silberne oder bronzene Medaille verdient, da war natürlich der Zudrang der Schaulustigen am stärksten, und wenn man diese preisgekrönten Stiere, Ochsen und Kühe sah, um die Hörner den Blumenkranz, den aalglatten Körper mit bunten Bändern verziert, wenn man bemerkte, wie sie von kleinen und großen Händen freundlich gestreichelt wurden, alsdann den Kopf erhoben und behaglich mit dem Schweife wedelten, so konnte man fast auf die Vermuthung kommen, ein solches Thier müsse die Auszeichnung selbst fühlen, die ihm zu Theil geworden.

Manche derselben waren schon in der pariser Ausstellung gewesen, hatten dort schon Preise erhalten. Für ihre Wärter, die so mit einem Male aus den stillen Thälern Tyrols und Steiermarks nach den beiden Weltstädten versetzt wurden, muß das ein eigenthümliches Gefühl sein, und es mag ihnen später doch ungewohnt vorkommen, wenn sie nach all dem Glanz und all den Festlichkeiten wieder daheim in ihrer gleichförmigen Alltäglichkeit sind; da werden sie an langen Winterabenden beisammen sitzen und den Bekannten erzählen von dem fremdartigen

Getreibe, von den Tausenden geputzter Menschen, die sie und ihre Thiere betrachtet und bewundert, werden schließlich aber doch sagen, was auch ich mir zu denken erlaube, daß es wohl höchst amüsant ist, zuweilen dergleichen Ausstellungen beizuwohnen, aber das Lohnendste davon, wenn man sich später bei den Seinigen über all das gesehene Schöne aussprechen kann.

Doch sind das Gedanken, die sich für einen rechtschaffenen Reisenden nicht ziemen, die er wenigstens unterdrücken muß, weil ihm sonst allerhand Phantasieen kommen könnten, die durchaus in eine heitere gemüthliche Beschreibung nicht passen. Betrachten wir lieber nochmals diese Wärter und Wärterinnen, meistens schöne, malerische Gestalten. Dort jenen schlanken Tyroler mit dem spitzen Hute, dem breiten Gürtel, den kurzen Strümpfen, wie wir ihn auch bei uns auf den Messen zu sehen gewohnt sind; jene kräftige Mädchengestalt aus Steiermark, mit dem ausdrucksvollen Kopfe und den blonden Flechten, die so spielend ihren Eimer handhabt und, während sie ein Liedchen vor sich hinsummt, gewiß an die fernen Berge ihres Heimatlandes denkt; vor Allem aber sehen wir uns diese kecken Ungarn genauer an, mit ihren kühn geschnittenen Profilen, den dunkelglühenden Augen, schwarzen Haaren und emporgewichsten Schnurrbärten; auch ihre Tracht ist für uns originell genug; die weißen Gatyen, die verschnürten Spencer und die aufgekrempten Hüte mit den langen Bändern. — Bei dieser Besichtigung sind wir durch Tyrol nach Steiermark gekommen und haben jetzt die Abtheilung „Ungarn“ erreicht, wo sich uns vor Allem die berühmten schweren Ochsen mit ihren unendlich langen Hörnern präsentiren, und kommen nun schließlich zu den Pferden, deren Ausstellung uns am schwächsten vertreten zu sein schien. Doch läßt sich, nament-

lich über die von edler Race, in ihren Ständen unter der verhüllenden Decke kein annähernd richtiges Urtheil abgeben; beſſer ſchon können wir die gewöhnlichen Arbeits- und Ackerpferde beſichtigen, unter denen wir kräftige Geſtalten mit feſtem und reinem Knochenbau finden.

So habe ich mir denn erlaubt, den geneigten Leſer in aller Geſchwindigkeit durch die gelungene landwirthſchaftliche Ausſtellung zu führen, und muß hier wiederholen, daß dieſelbe auf den Kenner ſowohl als auf den Laien, zu welchen ich auch mich zu rechnen die Ehre habe, einen gleich günſtigen Eindruck macht, wozu hauptſächlich das ungezwungene Arrangement in dem freundlichen Garten ſehr viel beiträgt. Findet man hier doch Belehrung und Unterhaltung; wer ſich für ein gewiſſes Fach, eine gewiſſe Abtheilung intereſſirte, konnte dort die umfaſſendſten Studien machen; wem es dagegen nur darum zu thun war, eine allgemeine Ueberſicht von den landwirthſchaftlichen Erzeugniſſen des weiten Oeſterreichs zu erhalten, der flanirte umher, wie wir es gethan, und geſtand ſich am Ende, auch recht viel Schönes und Intereſſantes geſehen und erfahren zu haben. Möge der Leſer dasſelbe von meiner flüchtigen Skizze ſagen!

Ungarn im Jahre 1857.

I.

Die Kaiserreise.

1.

Der Empfang in Buda-Pesth.

Da lagen sie vor uns die prachtvollen Schwesterstädte Pesth und Ofen, als wir am Morgen des 4. Mai zum Ufer der Donau gelangten; da lagen sie vor uns, das reiche Pesth mit seiner unabsehlichen Reihe palastähnlicher Gebäude, lang hingestreckt am Ufer des Flusses, wie mit seinen unzähligen Fensteraugen emporschauend nach den majestätischen Schlössern von Ofen, die auch heute wieder einmal, wie schon so oft, einem glänzenden und festlichen Tag zum Hintergrund dienen sollten — da lagen sie getrennt und doch wieder vereinigt durch das silberne Band der Donau, über deren Wogen hinweg die Menschenhand ein Eisenjoch geworfen, ein Wunderwerk, lustig wie aus Fäden gewebt, aber fest und stark — ein Werk für Jahrhunderte. Wenn man von hier aufwärts den Fluß betrachtet, so findet man es begreiflich, daß er schüchtern zwischen den lieblich grünen Margarethen-Inseln hervorzutreten scheint; ja man glaubt, er stutze einen

Augenblick und ſchleiche dann mürriſch und verdrießlich von dannen, den nachfolgenden Fluten immer und immer wieder Platz machend, von denen jede Jahr auf Jahr ſich hier ſtaunender umſchauen wird; denn Jahr auf Jahr werden die Städte wachſen an Pracht und Reichthum, immer glänzender hervorſtrahlen in dem wunderbaren Gürtel von Bergen und Waſſer, mit welchen die Natur ſie freundlich umſchloſſen.

Es war noch ſehr früh, als wir durch die Straßen von Peſth fuhren, und dann nach Ofen hinauf die neue bequem angelegte Straße, die ſo eben fertig geworden; aber überall fanden wir eine Geſchäftigkeit, welche uns anzeigte, daß man am heutigen Tag Straßen und Häuſer, Brücken und Thore für etwas außerordentlich wichtiges und freundliches ſchmücke. Da wurden Fahnen, Flaggen und bunte Wimpel aufgeſteckt, Draperien probirt, Teppiche zu den Feſtern hinausgehängt, einzelne Häuſer mit grünen Guirlanden verziert — und dieß geſchäftige Leben ſah man überall, durch welche Straßen von Peſth und Ofen man auch wandeln mochte, und es mehrte ſich von Stunde zu Stunde.

Schon am Vormittag waren es übrigens nicht nur geſchäftige Hände, welche man auf Gaſſen und Plätzen ſah, nein, auch die ſchauluſtige Menge fing ſchon an die Straßen zu füllen, und ſich auf den Donau-Quais zu zeigen. Manches Auge blickte nach den Margarethen-Inſeln, als ſei dort vielleicht ſchon etwas zu entdecken, was erſt nach vielen Stunden erſchien. Machen wir es doch darin wie die Kinder, die auch das, was ſie mit Freude und Liebe erwarten, durch ſehnſüchtige Blicke von Minute zu Minute herbeiziehen zu können glauben. Ja und mit gleicher Liebe und Freude blickten auch Tauſende und Tauſende der Be-

wohner von Pesth und Ofen wenigstens stündlich einmal nach den grünen Inseln, die heute fast märchenhaft dalagen; denn auch in den Märchen heißt es, daß von der grünen Insel die gütige, freundliche Fee herkomme, die Menschen bezaubernd und beglückend. Und eine Fee, ein guter Genius wurde auch heute von dorther erwartet — die Kaiserin Oesterreichs, welche ihr Gemahl zum erstenmal die Donau hinabführte, um ihr zu zeigen das prachtvolle Pesth, das stattliche Ofen, um sie zu geleiten durch Ungarns gesegnete Fluren, und vor ihr Auge zu bringen das ganze herrliche Land der Magyaren.

Haben wir am heutigen Tag eine Straße verlassen und kehren nach einiger Zeit dorthin zurück, so kennen wir die einzelnen Häuser in ihrem Schmuck von Fahnen, Teppichen und Draperien beinahe nicht wieder; namentlich die Gebäude am Quai waren förmlich eingehüllt in blau und weiß, weiß und roth, und gelben und schwarzen Decorationen, mit grünen Guirlanden durchwirkt, auch häufig die ungarische Landesfarbe zeigend. Hier erhob sich auch am Eingang der großen Bruckgasse eine prachtvolle in gothischem Styl erbaute Triumphpforte, der gegenüber der reizende Pavillon stand, welchen die Majestäten beim Anlanden betreten sollten; zierlich war dieser aufgeführt im maurischen Geschmack mit Kuppeln und kleinen Spitzthürmchen in Weiß und Blau, in einem förmlichen Blumengarten stehend, der einen Weg bis ans Ufer der Donau eröffnete, einen Weg fast überhangen von blühenden Sträuchern und Blumen, der Boden mit buntfarbigen Teppichen bedeckt — eine reiche phantastische Schöpfung, fast einem der Kiosks vergleichbar, die wir an den Ufern des Bosporus zu sehen gewohnt sind. Schreiten wir auf dem Quai weiter, so gelangen wir an den ernsten Bau, den der Pesth-

erſten Tänzers auszuführen. Doch war er durchaus nicht geneigt, dem Drängen, ja Befehlen dieſes jungen unverſchämten Volkes nachzugeben. Er ſträubte ſich mit Händen und Füßen gegen den Vorſchlag, dieſe Tanzübung anzuſtellen; aber umſonſt! je mehr er ſich weigerte, um ſo ſtärker lärmten die Ratten, und von dem Spektakel angelockt, eilten alle Chortänzerinnen aus ihren Schlupfwinkeln hervor auf die Bühne, hinter Felſen und Büſchen, aus Palläſten und Grotten kamen ſie hervor und der einſtimmige Ruf erſcholl: „Dubelli muß ein Pirouette machen!“ Umſonſt klopfte der Balletmeiſter, der mit einigen Kunſtfreunden im Hintergrund ſtand, mit ſeinem Stock auf die Bühne, es half Alles nichts, die Tänzerinnen bildeten einen großen Kreis und ſogar Signor Benetti ſah ſich endlich veranlaßt, lächelnd näher zu treten und ſeinen Schüler zu erſuchen, dem wilden Volke dieſen Gefallen zu thun.

Endlich gab er nach, ſtrich das Haar zurecht, wiegte den Oberkörper aus den Hüften heraus, nahm ſeine Stellung, ſtieß ſich kunſtgerecht mit dem Fuße ab, fuhr ſechs Mal herum und ſtand danach wie eine Mauer. — Allgemeines Bravo! — Hiedurch ermuntert und geſchmeichelt, machte der Tänzer ein zweites und drittes Pirouette, eins beſſer als das andere. Sogar der Balletmeiſter klatſchte ihm Beifall zu. Jetzt ſpähte Dubelli neben ſich auf den Boden, wo eine Verſenkung mit einem weißen Kreidestrich bezeichnet bereit war, um einen böſen Geiſt zu Anfang des Ballets in die Hölle hinabzuführen, er wußte, ein leichter Stoß mit dem Fuß war das Zeichen für die Zimmerleute drunten, die Fallthüre herabzulaſſen. Dieß überlegend und angeſpornt durch die Blicke des ganzen Perſonals, die auf ihm ruhten, machte er ein neues wunderſchönes Pirouette, ſtand darauf, ſich zierlich verneigend, einen Augenblick ſtill, ſprang aber mit einem gewaltigen Satz auf die Verſenkung, gab das Zeichen und verſchwand unter einem nimmer enden wollenden Beifallsgeſchrei.

Ofener Handelsſtand in gothiſchem Styl zu Begrüßung des Kaiſerpaares errichtet; auf hohem Poſtament in der Halle des Unterbaues ſehen wir die große Statue der Auſtria nach der Donau blickend, und über ihr ſteigt in Zacken und Spitzen der Bau thurmartig in die Höhe, die umliegenden Häuſer weit überragend. Der Ernſt ſeines Styles iſt freundlich gemildert durch zahlloſe Fahnen und Flaggen, die ein leichter Wind emporhebt und ſie wie zur Begrüßung flattern läßt.

Von hier betreten wir die Kettenbrücke, die, immer prachtvoll und ſchön, heute in ihrem Schmuck von Fahnen und Draperien einen wahrhaft fabelhaften Anblick darbietet. Das leichte Netz der Ketten und Stangen, ſonſt ſchon ſo luftig und zierlich, iſt heute faſt nicht mehr ſichtbar unter den flatternden Wimpeln, eine neben der andern in Blau-Weiß, Weiß-Roth, Gelb-Schwarz, Grün-Weiß, Roth immer ſich folgend, ſich gleichſam verbindend. Auf den weiten gewaltigen Brückenköpfen ſind leichte Pavillons erbaut mit einem Wald von Fahnen, in den leuchtendſten Farben, von weitem wie koloſſale Blumenbouquets ausſehend. Vor dem Tunnel, der den Ofener Berg durchbricht, ragen zwei mit Flaggen umwundene Obelisken empor, die, freilich nur für heute erbaut, dauernd hergeſtellt einen neuen und prachtvollen Schmuck gewähren würden. Betrachten wir ſo die majeſtätiſche Brücke, ſo erſcheint ſie uns wie ein rieſiges Blumengewinde, von einem Ufer der Donau zum andern geworfen, gehalten von den beiden Schweſterſtädten, für das Kaiſerpaar eine Kette bildend, welche dasſelbe zurückhalten ſoll in Buda-Peſth.

Einen eigenthümlichen und nicht minder feſtlichen Anblick bietet die Straße, welche in Windungen nach dem Ofener Schloß hinauf führt; mit Tauſenden von Menſchen beſetzt, mit flattern-

den Fahnen in allen Farben, mit grünen Guirlanden und bunten Draperien ſcheint der ganze Berg lebendig geworden zu ſein. Es flimmert uns vor den Augen; wir ſehen einen gewaltigen Strom von Menſchen und Farben; die unzähligen lachenden und plaudernden Stimmen ſchlagen brauſend an unſer Ohr, und wir ſind in dem gewaltigen Getümmel froh, unſer Auge auf den ernſten Maſſen des hohen Schloſſes droben, das majeſtätiſch und ſtill hinabblickt, wieder einigermaßen ausruhen laſſen zu können.

Wir gehen über die Kettenbrücke zurück, ſchon iſt dort und in den nächſten Straßen ein Soldatenſpalier aufgeſtellt, welches den Weg bezeichnet, den die Majeſtäten bei ihrem Einzug nehmen werden. In Peſth ſcheint das Gedränge und Gewühl den höchſt möglichen Grad erreicht zu haben; auf den Quais und den auf dieſelben mündenden Straßen ſteht die Menge Kopf an Kopf gedrängt. Mit Mühe winden wir uns durch und finden endlich Schutz und einen kleinen Platz an dem Pavillon bei der Landungsbrücke, den meine Freunde, die braven Jäger, nur mit der größten Anſtrengung vor der anfluthenden Menge frei zu halten vermögen. Namentlich iſt hier die weibliche Bevölkerung aufs ſtärkſte vertreten, und auch noch ſo ſehr zurückgedrängt, ſtrömen ſie immer wieder vor, was verzeihlich und begreiflich iſt; gilt es doch die Kaiſerin zu ſehen, von deren Freundlichkeit, Güte und Schönheit ſie ſo viel ſchon gehört.

Da ſtehen wir denn auch und werfen auf das reiche belebte Bild rings um uns her noch einmal einen bewundernden Blick. Buda-Peſth iſt ſchön und großartig zu jeder Zeit; aber heute, belebt durch Tauſende und Tauſende von Menſchen, verziert mit unzähligen ſpielenden Fahnen und Flaggen, beide Städte getrennt durch den majeſtätiſchen Strom, der leuchtend dahin

fließt, dessen zahlreiche Fahrzeuge alle reich beflaggt sind, über dem die Kettenbrücke so phantastisch hängt in ihrem bunten Schmuck — heute wo der Ofener Berg mit Menschenmassen und Fahnen bis hoch hinauf bedeckt war — heute glücklicherweise bei klarem Himmel, bei alles vergoldendem Sonnenschein, war der Anblick über alle Beschreibung großartig und prachtvoll. Er verwirrt die Sinne; aber wenn wir auch unsere Blicke von dem Gewühl und der Pracht rings umher zurückrufen, um das Treiben in der Nähe zu betrachten, so ist dieses doch nicht dazu gemacht, uns einige Ruhe zu gewähren. Ofen und Pesth erscheinen uns in all ihrem Glanz doch nur wie eine weite schmucklosere Einfassung des kleinen Pavillons am Donau-Ufer, der einen strahlenden Mittelpunkt bildet, zusammengesetzt aus Gold- und Silberstickereien, dem Wehen der Federn, dem Leuchten aller möglichen Edelsteine, dem Funkeln zahlloser Brillanten, einrahmend die Namen erlauchter Magnaten, bekannt in der Geschichte Ungarns. Da fahren sie heran in zwei-, vier- und sechsspännigen Equipagen, die Großwürdenträger der Kirche, steigen vor dem Pavillon ab und stellen sich in und vor demselben auf. Da sehen wir Se. Eminenz, den Cardinal Johann Scitovszky, Fürst Primas von Ungarn, einen freundlichen Herrn, etwas vom Alter gebeugt, in seiner rothen Robe, mit dem rothen Cardinalshut; den Bischof von Weszprim, Dr. J. v. Ranolder; den Bischof von Szaniszlo; den Domherrn Grafen Forgach, den Prior des Prämonstratenser-Ordens, und den Erzabt von Martinsberg, letzterer eine große schöne Gestalt, hervortretend durch Einfachheit seines Costüms, der schwarzen Ordenskleidung.

Für uns höchst interessant war der Titularbischof von Nova, Michael Fekete, von Galantha, der so eben zu Pferd stieg, um

Sr. Majestät mit dem apostolischen Kreuze vorzureiten — eine eigenthümliche ritterliche Erscheinung, an die Zeiten der Kreuzzüge mahnend. Er saß auf einem großen Schimmel, dessen Sattelzeug durch eine rothsammetene Decke mit Goldfransen überhängt war. Die Kleidung des Bischofs bestand aus dem weißen Chorhemd, worüber er den violettseidenen bischöflichen Mantel trug, auf dem Kopf hatte er das Barett von gleicher Farbe. Indem die linke Hand den Zügel führte, hielt er mit der rechten das hohe goldene apostolische Kreuz, auf langem Schaft befestigt, dessen Ende unten im Steigbügelschuh ruhte. Bekanntlich wurde dem heiligen Stephan, als er in Ungarn das Christenthum einführte, vom Papst Sylvester das apostolische Kreuz verliehen, zugleich mit dem Recht sich und seine legitimen Nachfolger „apostolischer König" nennen zu dürfen, sowie sich das Kreuz bei feierlichen Gelegenheiten vortragen zu lassen. Der Träger desselben bleibt auch, wenn er bei kirchlichen Functionen vorangeht, so lange bedeckten Hauptes, bis der fungirende Geistliche, hier der Fürst-Primas von Ungarn, die Mitra ablegt. Das ächte Kreuz ging verloren, als es bei einer Revolution von Vizsegrad nach Gran gebracht werden sollte. Die Kaiserin Maria Theresia aber ließ nach alten Ueberlieferungen ein neues machen.

Fabelhaft war der Glanz, von welchem umgeben sich die Ungarischen Magnaten und andere Große des Reichs zeigten, die Träger der erlauchten Namen Esterhazy und Pathyanyi, Waldstein, Palffy, Karolyi, Apponyi, Remes, Erdödy, Königsegg, Zichy, Sandor, u. s. w., blendend der Anblick ihrer Equipagen und Dienerschaften. Die Galawagen und Geschirre der Pferde, namentlich der sechsspännigen Züge, mit Verzierungen, Gold- und Silber-

ſtickereien, goldenen und ſilbernen Quaſten bedeckt. Zur Seite jedes Pferdes ſchritten reich gallonirte Lakaien, bei einigen ſah man Läufer voraus, Leibhuſaren mit Silber- und Goldſtickerei bedeckt gingen neben den Wagenſchlägen, oder ſtanden hinten auf; die Wagen der hohen Geiſtlichkeit wurden geleitet von Hausbeamten in goldgeſtickten Fräcken. Man kennt das reiche Coſtüm der ungariſchen Magnaten, um ſo mannigfaltiger und maleriſcher, als jeder ſich Farbe und Verzierung in Gold, Silber, Emaille und Edelſteinen nach ſeinem Geſchmack wählen kann. Es iſt etwas von orientaliſcher Pracht dabei, und wenn auch meiſtens die Farben von Attila und Manta dunkel ſind, ſo ſieht man doch zuweilen hellere Stoffe und oft wahrhaft maleriſche Zuſammenſtellungen, zugleich edle Geſtalten und ſchöne Köpfe, wie ſie auch ohne die geringſte Zuthat auf Bildern aus der alten prächtigen Zeit ſtehen könnten. Manche dieſer Coſtüme traten durch ihre Einfachheit hervor, ſo ſchwarze Anzüge, deren Verzierung, Knöpfe, Ketten, Säbelgriff aus mattem Silber beſtand. Andere waren in den Farben maleriſch zuſammengeſtellt, Attila von blauem Damaſt, dunkle Pelze mit reichem Zobel- oder Biberbeſatz, Knöpfe und Ketten aus Perlen und Edelſteinen beſtehend, die Säbelſcheide ebenſo, der Griff des Säbels dagegen einfach mit weißem Elfenbein montirt. Wieder andere dieſer Herren trugen die Mente reich mit Gold geſtickt, oder auch, was überaus prachtvoll ausſah, dieſelbe aus hellem Damaſt mit orientaliſchem Deſſin, mit koſtbarem Pelz beſetzt, die Agraffen von funkelnden Brillanten auf blauem Emaillegrund. Verſchieden in der Form waren die Kalpaks bald auf Huſarenart von hellem oder dunklem Pelz mit weißem Reiherbuſch, bald niedere Mützen mit hohem Rand, reich mit Edelſteinen beſetzt und mit einem Buſch aus Perlen und

Brillanten; ebenso mannigfaltig waren die eng anliegenden Beinkleider, sowie die Csizmen, hier einfach, dort mit Gold gestickt und mit Steinen besetzt.

Nimmt man zu dem allem die zahlreiche Dienerschaft, sich überbietend in reichen Anzügen, die Leibhusaren, viele mit rothen und gelben Pelzen, weißen Hosen und gelben Csizmen, vor lauter Silberstickereien und Knöpfen an Attila und Mente kaum hie und da einen fingerbreit Tuch sehen lassend, die Lakaien und übrige Dienerschaft in Röcken, die fast nur aus Goldbrocat zu bestehen scheinen; die immer und immer neu anfahrenden glänzenden Wagen, die hin und hersprengenden strahlenden Reiter, die ganze gewaltige Häuserfront mit Teppichen, Guirlanden, Fahnen bedeckt, alle Fenster voll eleganter Damen; denkt man sich hiezu die langen Reihen der aufgestellten Soldatenspaliere, die Tausende und Tausende von Zuschauern, die Banderien Jazygier und Kumanier zu Pferd, vortreffliche Reiter mit den dunklen ernsten Gesichtern, schwarzen emporgedrehten Schnurrbärten, originell in ihrer Kleidung mit dunklem Dollman und brauner Pelzverbrämung, weißblauen Cocarden und grünen Feldzeichen an den schwarzen Kalpaks; dann die Deputation des Adels des Pesth-Piliser Comitats in lichtblauen Uniformen mit Silber verschnürt, um die Manta eine nationalfarbige Schärpe; ferner die kaiserlichen Officiere aller Waffen und Grade zu Pferd und zu Fuß: Kürassiere, Uhlanen, Infanterie, das Wehen der Standarten, das Dröhnen der Musik, dazu alles von blendendem Sonnenschein übergossen — so kann man sich mit reger Phantasie vielleicht eine Idee machen von dem gewaltigen glänzenden Treiben, dessen Mittelpunkt der kleine maurische Pavillon war, der, wie schüchtern vor all der Pracht und all dem Glanz, halb ver-

ſteckt in ſeinem Garten von duftigen Blumen und Blüthen lag, ſeine weiß und blauen Draperien geöffnet zur Aufnahme der ſchönſten Blume des Kaiſerreichs.

Das Wogen und Treiben um den Pavillon wurde unterdeſſen immer gewaltiger, der Anblick hier von Minute zu Minute ſtrahlender, glänzender und intereſſanter; und nicht bloß ſind es Brillanten und Stickereien, die unſer Intereſſe in Anſpruch nehmen, wir ſehen ausgezeichnete Perſönlichkeiten, deren Anblick uns an glorreiche Tage erinnert. So ſprengt dort der Generalgouverneur von Ungarn, Erzherzog Albrecht, heran, und wendet ſich mit freundlichem Gruß an Feldzeugmeiſter Heß — zwei tapfere und berühmte Kämpfer aus der Schlacht von Novara, zu denen die umſtehenden Officiere und Soldaten freudigen Blicks emporſchauen.

So wurde es 4 Uhr, und Tauſende von Augen blickten ſehnſüchtig nach der Signalſtange des Schloßbergs empor, wo die herabgelaſſenen Kugeln noch immer anzeigten, daß die kaiſerliche Yacht bisher nicht in Sicht ſei. Das Plaudern und Lachen der unzähligen Menſchenmenge brauste an beiden Ufern dahin, ſteigerte ſich in geſpannter Erwartung von Minute zu Minute und ſchien jetzt ſeinen Culminationspunkt erreicht zu haben, als nun endlich die ſchwarzen Kugeln droben langſam in die Höhe ſtiegen. Die kaiſerliche Yacht war vom Schloßberg aus ſichtbar; doch dauerte es immer noch eine halbe Stunde, bis die Batterie auf der Joſephsbaſtei ihren Mund aufthat, bis dort in der Höhe die weißen Rauchwolken herausquollen und die krachenden Schüſſe anzeigten, daß das erwartete Kaiſerpaar jetzt endlich erſcheinen werde. Den Batterien oben antworteten die vor dem Schiffsamt aufgeſtellten Geſchütze, dann die Kanonen der Kriegsdampfers

„Samson," endlich die Batterien des Blocksbergs, Schuß um Schuß wiederholend, und weiße Rauchwolken wie graue Schleier an den Bergabhängen und auf die Fluthen der Donau herabsendend.

Und stille, ganz stille ward es unter der gewaltigen Menschenmenge, als sich nun zwischen dem dunklen Grün der Margarethen-Inseln das buntbeflaggte Schiff zeigte, mit der schwarzgelben Fahne am Mast und einer rothweißen Flagge am Pavillon — stille ward es, aber nur so lange, bis die Glocken von Buda-Pesth anfingen zu läuten, bis die kaiserliche Yacht sich den beiden Schwesterstädten näherte. Da pflanzte sich endloses, enthusiastisches Eljen an beiden Ufern fort; da wurde mit den Tüchern geweht, da stieg der Jubelruf an den Bergen empor, wurde von den dichtgedrängten Volksmengen an den Quais freudig aufgenommen und wiederholt, und alles das bildete den begeisterten Gruß, womit Ungarns Hauptstadt ihren Kaiser und ihre Kaiserin empfing.

Es war ein prachtvoller Anblick, als nun die kaiserliche Yacht, der „Adler," gefolgt von den reichbeflaggten Dampfern, „Elisabeth" und „Croatien," dem Ufer unter endlosem Jubel und Eljen zusteuerte. Es erhöhte die Begeisterung der Menge, als man den Kaiser auf dem Verdeck bemerkte, ihm zur Seite die Kaiserin, letztere in magyarischer Kleidung, auf dem Haupt das glänzende Diadem, mit ihrem herzgewinnenden freundlichen Lächeln, und sinnend die prachtvollen Städte überschauend, die sich so festlich zu ihrem Empfang geschmückt, die sie so herzlich bewillkommneten.

An der Landungsbrücke wurden die Majestäten von dem Generalgouverneur von Ungarn, Erzherzog Albrecht, den Erzherzogen Ernst und Wilhelm, dem Fürst-Primas, den Bischöfen,

Magnaten und dem Bürgermeister von Pesth empfangen und zu dem Pavillon geleitet, wo das hohe Kaiserpaar unter stürmischem Eljen der andringenden Volksmassen den Zug der Wagen und Reiter bei sich vorüberziehen ließ, nachdem dasselbe eine Anrede des Bürgermeisters von Pesth entgegengenommen, welche der Kaiser mit einigen herzlichen Worten erwiederte. Dann stieg Se. Majestät zu Pferd, um in Begleitung der Erzherzoge Albrecht, Ernst und Wilhelm dem Zug zu folgen, der unter dem Triumphbogen an der großen Bruckgasse schon in die Stadt Pesth eingetreten war.

Hier bildeten die 74 Innungen Spaliere; die Schiffsleute, Zimmerleute, Maurer, Steinmetzen, die Tag und Nacht rüstig gearbeitet, um den beiden Städten ihr festliches Kleid anzuziehen, hatten sich nun selbst bestens geschmückt, um in ehrerbietigen Reihen das geliebte Herrscherpaar zu begrüßen. Den Schluß des Zuges, der Glanzpunkt, auch hier wie bei so vielen Dingen bis zuletzt aufgespart, bildete der vergoldete Wagen der Kaiserin von acht Schimmeln gezogen. Der Wagen war von alter schwerer Arbeit, reich geschnitzt, oben auf dem Verdeck mit der kaiserlichen Krone versehen; alle vier Seiten bestanden aus großen Spiegelfenstern. Die acht Schimmel hatten goldgestickte Geschirre, auf den Köpfen kleine überhängende Büsche von Goldfäden, und die sechs zunächst dem Wagen wurden von dem Leibkutscher, der in reicher Galalivree, mit dreieckigem Hut und weißer Perrücke, hoch oben auf der prächtigen Bockdecke saß, an goldenen Zügeln geführt; auf dem Vorderpferd saß ein Vorreiter. Stallleute mit Reitpeitschen in den Händen gingen neben den Pferden zu Fuß, drei Leiblakaien ebenfalls an jedem Wagenschlage, vor ihnen kaiserliche Stallmeister. Etwas rückwärts vom goldenen Wagen ritt rechts

der Oberſthofmeiſter, links der k. k. Kämmerer vom Dienſte, und die Begleitung bildeten Trabanten der Leibgarde; Edelknaben zu Pferd folgten. Die Kaiſerin, anmuthig wie immer, ſaß allein vorwärts in der Staatscarroſſe, mit freundlichem Lächeln für die Huldigungen dankend, die ihr von allen Seiten dargebracht wurden. Das ungariſche Coſtüm Ihrer Majeſtät beſtand aus rothem mit Silber geſticktem Atlas, ſchwarz ſammtenem Mieder, über welches der lange ſchwere, ſilberdurchwirkte Schleier herabfiel, der von dem Brillantendiadem auf der Stirne gehalten wurde. Gegenüber der hohen Frau ſaß deren Oberſthofmeiſterin, die Gräfin Eſterhazy.

Den Beſchluß des ganzen Zuges machte eine Fahnen-Compagnie kaiſerlicher Grenadiere, denen eine Abtheilung Küraſſiere folgte. Daß die Straßen Peſths, durch welche ſich der feierliche Einzug bewegte, beſonders feſtlich geſchmückt waren, verſteht ſich von ſelbſt; hier waren die meiſten Häuſer ſo in Draperien und Fahnenſchmuck gehüllt, daß man häufig nicht viel mehr ſah als die Fenſteröffnungen, mit unzähligen Zuſchauern beſetzt, die mit Tücherſchwenken das Herannahen des Kaiſers und der Kaiſerin begrüßten. Dem aufgeſtellten Spalier war es hier kaum möglich während des Zugs die Bahn frei zu erhalten, und als der Wagen der Kaiſerin vorüber war, erſchien alle weitere Mühe nutzlos, und das Volk, mit lautem Jubelruf alle Schranken durchbrechend, füllte im Nu die breiten Straßen, immer noch Eljen, Eljen! rufend, als Equipagen und Reiter ſchon längſt vorüber waren.

Der Zug nahm ſeinen Weg durch die große Bruckgaſſe zur Waiznerſtraße, bog links in die Marokkanerſtraße ein und ging dann über den neuen Markt und Joſephsplatz durch die Bad-

Der Graf, der mit dem Muſiker bei Signor Venetti ſtand, hatte eifrigſt applaudirt und wandte ſich alsdann zum jungen Künſtler, indem er ihm leiſe in's Ohr flüſterte: „unbeſorgt, lieber Freund, wir ſind gerettet! Dubelli muß die erſte Partie in Ihrem Ballet übernehmen und wird ſie glanzvoll ausführen.“

Als nun der Tänzer unter dem Portium herauf wieder an das Tageslicht hervortrat, wurde er mit einer Fluth von Complimenten überſchüttet. Der Balletmeiſter ſchüttelte ihm die Hand, nannte den Sprung etwas gewagt, aber von außerordentlichem Effekt. Die erſte Chortänzerin hob ſtolz den Kopf, als wollte ſie ſagen: ſie ſei es, die den Collegen auf die in ihm wohnende Kraft aufmerkſam gemacht, und Demoiſelle Pauline, die ebenfalls herbeigeeilt war, verſicherte ihn, ſie ſei bereit, morgen, wenn es ſein müßte, ein Pas de deux mit ihm zu tanzen.

Nur zwei Perſonen ſchienen von dem Talent des Herrn Dubelli nicht erbaut, das war der magere erſte Tänzer und Mademoiſelle Eliſe, La Prima Ballerina Aſoluta. Sie ſaß in einem kleinen Fauteuil vorn bei den Proſceniumslampen und that, als ob ſie den Spektakel gar nicht geſehen. Er drehte der Bühne den Rücken zu und ſagte etwas von Seiltänzerei, von Mangel an jedem Kunſtgefühl, und dann warf die Tänzerin trotzig den Kopf in die Höhe und verſicherte, es ſei bald auf dieſer Bühne gar nicht mehr auszuhalten.

Es waren noch einige Vorbereitungen an Maſchinerien und Zaubereien aller Art zu machen, ehe die Probe beginnen konnte, und während dieſer Zeit näherte ſich Graf Alfons der erſten Tänzerin, die er ſehr genau gekannt, um ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen. Doch drehte ihm die ſchöne ſtolze Dame, als er nun neben ihrem Fauteuil ſtand, entſchieden den Rücken, antwortete auf ſeine verbindlichen Redensarten lange nicht und als er nicht nachließ, ihr ein freundliches Wort abzugewinnen, wandte

gasse zur Kettenbrücke. Es ist unmöglich sich einen Begriff zu machen von dem Volksgedränge, welches diesen Weg sowie die weiten Quai's am Donau-Ufer erfüllte, und eben so schwer sich den jubelnden Enthusiasmus vorzustellen, womit die Ungarn das Kaiserpaar begrüßten. Der donnernde Eljenruf, das Schwenken Tausender von Tüchern pflanzte sich von Straße zu Straße fort und begann drüben in Ofen mit gleichem Enthusiasmus, als kaum die Spitze des Zuges auf der Kettenbrücke sichtbar wurde.

Um dem ganzen Zug voranzukommen und denselben am Eingang des Ofener Schlosses in seiner ganzen Reihenfolge zu sehen, bestiegen wir in Pesth eines der kleinen Dampfboote, und fuhren an das andere Ufer. Interessant war der Anblick der Reiterschaaren und Equipagen in dem lustigen Netz der Kettenbrücke; über sich die Tausende von wehenden Fahnen schien der ganze Zug wie durch Zauberhand in der Luft schwebend gehalten zu werden — ein neues unvergeßliches Bild. Nicht minder schön aber war es auch, die glänzenden Massen sich langsam, und zuweilen haltend, den Schlangenweg des Ofener Berges hinaufwinden zu sehen. Hier befanden sich rechts und links Tribünen mit Tausenden von Zuschauern; Bauern aus der Umgegend, Zigeunerbanden mit Musik hingen an den Mauern und Felsenvorsprüngen; der ganze Berg war belebt, aufgeregt, enthusiasmirt; der stürmischen Eljen-Rufe, des Tücherschwenkens wollte kein Ende werden. Mit welchem Wohlgefallen blickten die sonnverbrannten Gesichter mit den schwarzen Schnurrbärten, den aufgekrempten Hut in der Faust schwenkend, nach der ritterlichen Gestalt ihres jugendlichen Kaisers und Königs, wie der muthige prächtige Schimmel, den er ritt, von seiner Hand zurückgehalten, anmuthig in die Zügel knirschte, und durch das Schwenken der

Tücher und Hüte, durch das immer andauernde Eljenrufen unruhig gemacht, zuweilen einen Satz vorwärts zu machen versuchte; voraus dem Kaiser die würdige Gestalt des Bischofs hoch zu Roß mit dem weithin leuchtenden apostolischen Kreuz, ihn umgebend der Glanz der mannichfaltigen Uniformen. Das war so recht ein Anblick für dieß phantasiereiche erregbare Volk. Und nun erst die Kaiserin, mild und freundlich, nach allen Seiten hin die herzlichen Rufe erwiedernd, in ihrem goldenen Wagen wie ein langsam vorüberziehender schöner Traum — es war begreiflich, daß sich die kräftigen Gestalten am Wege, die meilenweit hergeritten waren, um das Kaiserpaar zu sehen, stolz aufrichteten, und daß ihr Eljen-Ruf donnernd die Luft zerriß.

Wäre es nur einem Maler möglich gewesen, das Bild aufzufassen, welches in diesem Augenblick Buda-Pesth darbot. Drunten die Stadt mit ihrer majestätischen Häuserfront, mit ihren Tausenden von bunten Fahnen, ihren wimmelnden dichten Menschenmassen, dann das gleichförmig ruhige Bild der still dahinfluthenden Donau, zahlreiche bunt bewimpelte Schiffe zeigend, darüber die gewaltige Kettenbrücke mit Volk, Reitern und Wagen angefüllt, und zuletzt der gewundene Weg nach dem Ofener Schloß, bedeckt, wie mit einem glänzenden Strom, mit dem langsam aufsteigenden Zuge, strahlend im Sonnenlicht, leuchtend in allen Farben, glänzend in Silber, Gold und blitzenden Steinen, eine riesenhafte goldene Kette darstellend, über welche nur zwei Gegenstände deutlich emporragten — das goldene apostolische Kreuz und der hohe Wagen der Kaiserin. Aber wir eilen auf Nebenwegen voraus, lassen zur Seite den brausenden Jubel des Volks, nur begleitet vom melodischen Läuten sämmtlicher Glocken von Buda-Pesth und dem weithin schallenden Klingen

der verſchiedenen Muſikbanden. So erreichen wir, uns mühſam durchdrängend, den Schloßhof in der Burg droben, aber glücklicherweiſe in dem Augenblick, wo ihn die Erſten des Zugs betreten. Hinter ernſten Küraſſieren auf ihren ſchweren Pferden, denen eine Diviſion luſtig marſchirender Jäger folgt, ſprengen die Jazygier und Kumanier in den Hof; geführt von ihrem Capitän ſtellen ſie ſich, Front gegen das Schloß machend, auf; Hofreitknechte zu Pferd ziehen den kaiſerlichen Hoftrompetern und Paukern vor, die ebenfalls zu Pferd, eine nicht unintereſſante Abtheilung des Zugs bilden. Sie ſind eine Ueberlieferung der Pracht des kaiſerlichen Hofs, und werden deßhalb mit vollem Recht beibehalten. Die meiſten dieſer Trompeter ſind ältere Leute; ſie führen ſilberne Inſtrumente; ihr Anzug in altem Schnitt iſt mit Goldſtickerei überladen; die mit geſtickten Sammetdecken überhangenen Keſſelpauken ſind, wie wir ſie auf alten Bildern zu ſehen gewohnt ſind. Nachdem ſie eingezogen, ſchwenkten ſie links ab, ſtellten ſich gegenüber den Jazygiern und Kumaniern auf und begrüßten die nun folgenden Hauptabtheilungen des Zugs jedesmal mit der kaiſerlichen Fanfare.

Hof- und Kammerfouriere reiten dem Adel des Landes voraus, der nun in ſechs- und vierſpännigen Equipagen folgt. Für uns intereſſant ſind namentlich die Staatscarroſſen der Fürſten Eſterhazy und Bathyanyi, wir erinnern uns von ſolchen Anzügen geleſen zu haben, und freuen uns, ſie in der Wirklichkeit zu ſehen. Den Pferden weit voraus erſcheinen Läufer mit hohen Federn auf den Mützen, goldgeſtickten Röcken, kurzen Beinkleidern und weißſeidenen Strümpfen, den Stab mit vergoldetem Knopf in der Hand. Ihnen folgen gemeſſenen Schrittes Lakaien und Leibhuſaren, dann Stallleute bei den Pferden, an den Wa-

genschlägen wieder Husaren und Lakaien. Dem hohen Adel des Landes, von dessen Namen wir schon einige erwähnt, folgen in sechs- und vierspännigen Equipagen die nicht zum Hofstaat gehörigen geistlichen Würdenträger, die k. k. Truchsessen, die Kämmerer, die geistlichen und weltlichen geheimen Räthe, alle in reichen Staatswagen, die Geschirre der Pferde, Quasten und Decken mit Silber- und Goldstickerei, die Kutscher mit dreieckigen Hüten und weißen Perrücken; an den Wagenschlägen befinden sich auch hier Leibhusaren, nebenher gehen Bediente in Galalivree. Der Cardinal Fürst-Primas, der nun in sechsspänniger Carrosse erscheint, folgt ein Banderium der Deputation des Adels des Pesth-Piliser Comitats zu Pferd; wir erwähnten dieser schönen Reiter schon früher. Hier bilden sie den Uebergang zu dem hohen Adel des Landes, der nun in der reichen malerischen Magnatentracht, ein bunter glänzender Haufe, strahlend in Gold, Silber und Brillanten, untermischt mit der zahlreichen Dienerschaft und den Leibhusaren zu Fuß in den Schloßhof einreitet.

Ein unvergeßlicher Anblick — die vielen schönen Gestalten in den reichen Costümen mit fliegenden Pelzen, wehende Reiherbüschen, funkelnden Agraffen, alle auf prachtvollen, kostbar geschirrten Pferden, für uns, die wir uns Einzelne gern genauer gemerkt hätten, zu schnell vorüberziehend, gleich einem glänzenden phantastischen Traume aus Tausend und Einer Nacht. Es sind die Träger hochberühmter und gefeierter Namen aus der ungarischen Geschichte: Festetics, Pallavicini, Esterhazy, Bethlen, Palffy, Szechenyi u. s. w., welche sich einfanden, ihren Kaiser und König zu begrüßen.

Jetzt bringt der Jubelruf der Menschenmassen, die den Berg belagert haben, gewaltiger und dröhnender zu uns empor. Die

kaiſerlichen Hoftrompeter ſetzten ſich auf ihren Pferden zurecht und blaſen abermals die kaiſerliche Fanfare; während dem hat ſich eine Zigeuner-Muſikbande im ungariſchen Nationalcoſtüm neben dem Eingang des Schloßhofs aufgeſtellt, und ſpielt ihrerſeits die Volkshymne, was nicht gerade allzu harmoniſch zuſammenklingt. Aber was thut's! Läuten doch auch die Glocken dazwiſchen, hören wir doch auch tauſendſtimmiges Eljen, wieder in einer andern Tonart; und in allem dem iſt eine gleichförmige Melodie, ein einziger Grundton — die Verehrung für das hohe Kaiſerpaar. Die Erzherzoge reiten in den Hof, begleitet von ihren Oberſthofmeiſtern, umgeben von zahlreicher Dienerſchaft zu Fuß; ihnen folgt in einem kleinen Abſtand der Biſchof von Nova mit dem apoſtoliſchen Kreuz, unmittelbar vor Sr. Majeſtät reitend. Lauter dröhnender Eljenruf der Jazygier, Kumanier, des Adels des Landes ſowie des dichtandrängenden Volkes empfängt den Kaiſer, der freundlich grüßend in das Hauptportal der Burg einreitet. Hinter ihm ſehen wir den Generalgouverneur von Ungarn, Erzherzog Albrecht, die Gardehauptleute, Feldmarſchall Graf Wratislaw und den General der Cavallerie, Landgrafen von Fürſtenberg, dann den erſten Generaladjutanten, Grafen Grünne, ſowie alle übrigen Adjutanten und Ordonnanzofficiere.

Mit gleich enthuſiaſtiſchem Rufen wie der Kaiſer wird auch die Kaiſerin begrüßt, deren Wagen nun in den Hof fährt, umfluthet von dem andringenden Volk, das nur mit Mühe vom Schloßhof entfernt gehalten wird. In ſechsſpännigen Hofwagen folgen die Palaſtdamen vom Dienſt und die Hofdamen, Leiblakaien und Diener in Gala an den Wagenſchlägen. Einen prächtigen Anblick gewährt hierauf noch die Arcierenleibgarde zu Pferd, die hohen kräftigen Geſtalten in den rothen, reich mit Gold ge-

ſtickten Uniformen, mit weißen wehenden Roßbüſchen, auf ſchönen ſtarken Pferden. Der ganze Zug ward endlich geſchloſſen von einer Fahnencompagnie der Grenadiere und einer Küraſſierdiviſion.

Während ſich das hohe Kaiſerpaar in die inneren Appartements zurückzog, verſammelte ſich der Hofſtaat ſowie der geſammte Adel in dem großen Saal des Schloſſes, wo die Majeſtäten bald nachher erſchienen und von dem Cardinal Fürſt-Primas mit einer feierlichen Anrede begrüßt wurden. Daß es den Magnaten ein angenehmes Gefühl war, dieſe Anrede vom Kaiſer in ungariſcher Sprache, die derſelbe vollkommen rein und geläufig redet, beantwortet zu hören, kann man ſich bei ihrem Stolz und Selbſtgefühl wohl denken; auch griffen ihnen die freundlichen Worte, die ihnen der Kaiſer und König ſagte, ans Herz, und mehrmals wurde ſeine Rede mit Zeichen der Rührung und lauten ſtürmiſchen Eljens unterbrochen.

Den Beſchluß des feſtlichen Tages bildete ein feierliches Tedeum in der Schloßcapelle, zu welcher hin ſich die Majeſtäten aus dem großen Saal des Schloſſes unter Vortritt der Hofſtaaten begaben. In der Kirche flammten Hunderte von Wachskerzen, mit ihren Lichtern den Glanz des feierlichen Dienſtes noch erhöhend. Der Boden der Capelle war mit Teppichen bedeckt, Spalier bildeten die Trabanten der Leibgarde, regungslos daſtehend mit aufgeſtellten Hellebarden. Der Raum rechts und links von ihnen füllte ſich mit den Hofſtaaten und den Magnaten.

Es war vielleicht 7 Uhr geworden, als die hohe Geiſtlichkeit mit brennenden Kerzen vom Hochaltar nach dem Eingang ſchritt, um das Kaiſerpaar zu empfangen. Dem Cardinal Fürſt-Primas im hohen Ornat mit der Mitra auf dem Haupt folgten zehn Biſchöfe, welche die Majeſtäten bei ihrem Eintritt geleiteten.

Voraus ſchritt der Kaiſer mit ſeinen Generaladjutanten; ihm folgte die Kaiſerin mit zwei Edelknaben, welche die Schleppe ihrer Robe trugen; dann erſchien die Gemahlin des Erzherzogs Albrecht mit einem Edelknaben. Hinter den Erzherzogen kamen die Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät, die Palaſt- und Hofdamen, ſowie die Adjutanten und Officiere vom Dienſt. Ein ſchönes Bild bot die kleine Kirche während des feierlichen Gottesdienſtes, ein reiches belebtes Bild; die vielen koſtbaren maleriſchen Coſtüme der Magnaten, die glänzenden Uniformen, die hellen, ſilberdurchwirkten Roben der Damen um den Hochaltar gruppirt, das Wehen der Federn, das Funkeln der Brillanten in dem Kerzenſchimmer, und inmitten dieſes ſtrahlenden Kreiſes das jugendliche Kaiſerpaar andächtig der heiligen Handlung folgend, dazu der ſanfte Ton der Orgel, der volltönende Sängerchor — es war ein Moment, der mir unvergeßlich bleiben wird.

So ward denn der heutige feſtliche Tag beſchloſſen, gewiß ein bemerkenswerther und erinnerungsreicher in der Geſchichte von Buda-Peſth. Was hier geboten wurde, hatte ein ſo eigenthümliches originelles Gepräge, wie es eben nur die ungariſche Hauptſtadt und die ungariſche Nation bieten kann, wenn ſie, wie am heutigen Tag geſchehen, mit freudig bewegtem Herzen zuſammenwirkt, um ihrem Kaiſer und ihrer Kaiſerin zu beweiſen, daß ſie ihren Einzug als verſöhnend und ſegensreich in ſeinen Folgen betrachte; wenn ſie, dafür ſchon im Voraus dankend, dem Kaiſerpaar mit herzlicher Liebe, mit Begeiſterung ihr ſtürmiſches Eljen entgegen ruft.

2.

Der große Empfang. Das Theater paré.

Ofen, den 6. Mai. Seit der Anwesenheit des hohen Kaiserpaars hier ist die kleine Festung gar nicht mehr zu kennen. Ziemlich abgeschieden, auf hohem Felsen liegend, gibt sich zu gewöhnlichen Zeiten hier sehr wenig Leben kund; Wagen sind eine Seltenheit, und wer hier oben in Buda ein Geschäft abgethan hat, der beeilt sich aus dem nächsten besten Thor hinauszukommen, um zu dem Treiben und den Vergnügungen in Pesth zu gelangen. Jetzt aber haben die beiden Städte in gewisser Beziehung ihre Rollen getauscht; über die Kettenbrücke herüber, den Berg hinan, strömt es immer fort zu den Thoren herein, und man stellt sich in zahlreichen Gruppen auf den Straßen, am liebsten aber am Burgplatz auf, um die Aus- und Anfahrt des Kaisers und der Kaiserin ja nicht zu versäumen. Daß jede derselben mit Eljens begrüßt wird, versteht sich von selbst, und wenn man dem zusieht, so ist es immer mit Angst, daß nicht einmal jemand von den andrängenden Massen, in seinem Eifer die Kaiserin zu sehen, unter die Räder der unglaublich schnell dahinrollenden Equipagen des Adels und der Deputationen kommt.

Der feierliche Aufzug der letzteren begann gleich am Tage nach der Ankunft, Morgens um 10 Uhr, mit dem Anrücken der Vertreter sämmtlicher Gemeinden des Pesth-Pilíser Comitats, die, eine Zigeuner-Musikbande voraus, in den Schloßgarten marschirten, wo sie von dem Kaiser und der Kaiserin freundlichst empfangen wurden. Es waren prächtige Gestalten, die vortrefflich aussahen in ihren ungarischen Nationalcostümen; mit wirklich vor Freude

glänzenden Augen blickten die sonnverbrannten Gesichter mit den schwarzen Schnurrbärten zu dem Herrscherpaar empor, und ihr Eljen war ein begeisterter Ruf, der gar nicht enden wollte, als sie nun, hutschwenkend und mit ungeheurem Jubel abziehend, nochmals vor dem Kaiserpaar defilirten.

Heute war der Tag der Präsentationen und Audienzen; der Husarenpelz machte den gold- und silbergestickten Uniformen Platz, der Hofstaat, die geheimen Räthe, Kämmerer und Truchsesse wurden gegen 11 Uhr empfangen. Eine fabelhafte Wagenreihe drängte sich auf dem Schloßplatz zusammen, und förmlich gefährlich war es, sich auf seinen eigenen Füßen dem Eingang zu nähern. Statt abzunehmen, vermehrte sich noch das Gewühl, sowie der Tag vorrückte. Durch den Generalgouverneur, Erzherzog Albrecht, wurde die Generalität und das Officiercorps vorgestellt; durch Se. Eminenz den Cardinal Fürst-Primas die geistlichen Würdenträger und der katholische Klerus; ihnen folgten die Geistlichen der übrigen Confessionen, dann sämmtliche Behörden, die Akademie der Wissenschaften, die Vertreter des Nationalmuseums, die Directionen der Handelskammer, sowie der österreichischen Nationalbank und die Vorsteher der israelitischen Cultusgemeinde. Für jede dieser Corporationen hatte der Kaiser ein freundliches Wort, die Kaiserin einen lieben freundlichen Blick, und so hallten denn manche begeisterte Eljen durch den prachtvoll ausgestatteten Empfangsaal des Schlosses. Um 2 Uhr wurden die Damen des hohen und höchsten Adels des Landes der Kaiserin vorgestellt; es war dieß in der Reihenfolge der Präsentationen eine höchst angenehme und wohlverdiente Abwechslung, und wenn man auch mit großem Interesse die verschiedenen Uniformen des Militärs betrachtet hatte, die reiche Kleidung

der Magnaten, heute mehr en detail als gestern beim Zug, die hohen Würdenträger der Kirche in ihren herabwallenden weißen und violetten Gewändern, das Zeichen des Glaubens in prachtvollen Ketten um den Hals gehängt, daneben die einfachen schwarzen Anzüge der Pastoren nichtkatholischer Confessionen, die geheimen Räthe, Kämmerer und Truchsesse in ihren reichen goldgestickten Anzügen — wenn man sich auch seit gestern an Pracht und Glanz in der ungarischen Hauptstadt gewöhnt hatte, so war es doch ein überraschender Anblick, den Cercle von beinahe achtzig Damen aus den edelsten Familien des Landes zu sehen, die in den reichsten, geschmackvollsten Toiletten einen strahlenden Kreis bildeten, in welchem die Kaiserin als Mittelpunkt in jeder Beziehung glänzte.

Etwas von den Toiletten der vorgestellten Damen zu behalten ist unmöglich; für den fernstehenden Zuschauer war es nur ein Gemisch von den prachtvollsten hellen Stoffen, von Gold und Silberstickerei, flatternden Spitzen, wehenden Federn, zierlichen Blumen, funkelnden Brillanten, mit deren Glanz aber manches schöne dunkle Augenpaar siegreich wetteiferte. In Begleitung der Obersthofmeisterin, sechs dienstthuender Palastdamen und zweier Hofdamen, erschien die Kaiserin im ungarischen Kleid, glänzend durch die Gaben der Schönheit und Anmuth, herzgewinnend durch die Freundlichkeit der Mienen, durch die Treuherzigkeit des Blicks, durch den Adel der ganzen Erscheinung, und blendend durch die Pracht der reichen Toilette. Sie trug ein blaues Moireantique-Kleid, an das sich ein mit Rubinen und Brillanten besetztes Mieder schloß; Tablier, Schleier und Volants von Brüsseler Spitzen — letztere mit Perleneinfassung an das Kleid geheftet — erhöh-

ſie ihm das reizende, erzürnte Geſicht zu und ſagte kurz und heftig: „Graf, ich haſſe Sie!“

„Das iſt ja entſetzlich, ſchöne Eliſe!“ entgegnete der alſo Empfangene, „und doch iſt mir ſelbſt Ihr Haß ſchmeichelhaft, man kann nur etwas haſſen, dem man einſtens Werth beigelegt hat; aber Scherz bei Seite,“ fuhr er ſchmeichelnd fort, „ich glaube in der That nicht, daß ich Ihren Haß verdiene.“

„In der That, Sie glauben das nicht?“

„Wahrhaftig nicht, ſchöne Eliſe!“

„Das iſt in der That komiſch.“

„Es iſt gar nicht komiſch, Ihr Haß iſt mir ſchrecklich, um ſo mehr, da ich mir nicht bewußt bin, ihn verdient zu haben.“

„Sie protegiren meine Feinde!“ fuhr die Tänzerin heftig auf, und der Graf entgegnete:

„Ich Ihre Feinde protegiren? haben Sie überhaupt Feinde, reizende Künſtlerin?“

„Sie protegiren jenen jungen Muſiker,“ ſagte ſie entrüſtet, „Sie protegiren ſein abgeſchmacktes Ballet, ein Ballet ohne Sinn und Geſchmack, wie der Maeſtro ſelbſt, der es gemacht!“

„O, Sie urtheilen in doppelter Hinſicht ungerecht; erſtens, indem Sie vorausſetzen, daß ich durch meine Protektion jenes jungen Künſtlers Ihnen zu ſchaden beabſichtigte, und dann, daß Sie einen jungen Menſchen unſinnig und geſchmacklos nennen, der noch nicht das Glück hat, von Ihnen gekannt zu ſein.“

„Wahrhaftig, Graf,“ ſagte die Tänzerin bitter lachend, „ich bin nach der Bekanntſchaft nicht lüſtern. Haben Sie je etwas Lächerlicheres gehört, als das, eine zweite Künſtlerin für eine Rolle befähigter zu halten, wie die erſte, weil die zweite blondes Haar hat, o es iſt ganz abſurd!“

„Nennen Sie es eine Grille,“ antwortete begütigend der Graf.

ten den Glanz dieſer geſchmackvollen und in ihrer Einfachheit wahrhaft kaiſerlichen Toilette, während eine in Brillanten gefaßte Krone von Rubinen das Haar umſchloß. Die Damen wurden Ihrer Majeſtät durch die Frau Erzherzogin Hildegarde vorgeſtellt. Ihre kaiſ. Hoheit trug ein ungariſches Kleid von weißem Moire-antique, ein mit Brillanten beſetztes ſchwarzes Mieder, Tablier, Schleier und Volants von Brüſſeler Spitzen, und im Haar ein prachtvolles Diadem in Brillanten.

Gegen 4 Uhr war die Vorſtellung beendigt, und ſomit der, wenn gleich in mancher Beziehung ſchöne, doch auch gewiß mühevolle Vormittag des kaiſerlichen Paars. Hatte doch der Kaiſer für jede der Hunderte von Perſonen, die ihm präſentirt wurden, in der Sprache des Landes einige freundliche Worte gehabt. Dreihundert Equipagen, die ſich im Schloßhof befanden, verließen denſelben, um gleich darauf anderen Platz zu machen, denn um 5 Uhr begann die große kaiſerliche Hoftafel. Leider hatte ſich unterdeſſen das Wetter getrübt, aufſteigende finſtere Wolken drohten Sturm und Regen, der denn auch wirklich noch vor Dunkelwerden eintrat und ſo die Beleuchtung von Peſth und Ofen, zu welcher die glänzendſten Vorbereitungen gemacht waren, für heute nicht zu Stande kommen ließ. Es regnete faſt die ganze Nacht hindurch, doch klärte ſich der Himmel glücklicherweiſe am nächſten Morgen früh wieder ſo weit auf, daß die Truppenſchau abgehalten werden konnte. Es befanden ſich dabei ſiebenzehn Bataillone Infanterie und Jäger, ſechs Schwadronen Küraſſiere, zwei Schwadronen Uhlanen, und achtzig Geſchütze, alles ſchöne Truppen, von demſelben Ausſehen und derſelben Haltung, wie in der ganzen Monarchie. Der Kaiſer hielt die Revue, und auch die Kaiſerin war hinausgefahren, und beſtieg draußen zur großen Freude der

zahllosen Zuschauer ein Reitpferd, auf welchem sie, eine anmuthige Reiterin, begleitet von ihrem Oberſthofmeiſter, einem Stallmeiſter, und vier auf weißen Pferden reitenden Dienern, unter enthuſiaſtiſchem unaufhörlichem Eljenrufen, über den wellenförmigen Rakos dahin galoppirte. Es war für die zahlreichen Menſchenmaſſen ein ſeltener und ſchöner Anblick, die Kaiſerin zu Pferd zu ſehen, und daß dieß den Jubel der Zuſchauer erhöhte, konnte man deutlich an der wachſenden Begeiſterung erſehen, mit der das Kaiſerpaar auch bei der Heimfahrt überall begrüßt wurde.

Den Schluß des Tags machte ein Theatre paré im ungariſchen Theater. Schon um ſechs Uhr bildeten dichtgedrängte Volksmaſſen ein feſtes Spalier den Ofener Berg hinab bis zum Schauſpielhaus, um den Kaiſer und die Kaiſerin wie überall, als ſie ſich um 8 Uhr zu Wagen zeigten, mit herzlichem Jubel zu empfangen. Das ungariſche Theatergebäude iſt nicht ſehr groß, aber reich decorirt, und bot heute Abend, alle Räume dicht angefüllt, einen wahrhaft blendenden Anblick: die Damen der erſten und zweiten Gallerie in reichen Toiletten, die meiſten mit einem wahrhaft auffallenden Ueberfluß an Edelſteinen und Brillanten. Auf der Vorgallerie des erſten Ranges die Magnaten in ihren Brillantencoſtümen, das Parterre angefüllt mit goldbeſetzten und reichgeſtickten Pelzen, funkelnden Ketten, wehenden Reiherbüſchen, kurz mit ſo vielen Edeln Ungarns in ihrem Nationalcoſtüm, daß die Uniformen der kaiſerlichen Officiere daneben faſt verſchwanden — es war wieder ein Anblick ſo reich und originell, wie man ihn nur eben hier genießen kann.

Punkt 8 Uhr hörte man das Herannahen der Majeſtäten an dem immer lauter werdenden Jubelruf der Volksmaſſen draußen, und als das Kaiſerpaar in den Saal trat, erhoben ſich alle An-

wesenden, um dasselbe mit einem donnernden Eljen zu empfangen. Es ist eigenthümlich, was dieser Ruf der Ungarn für eine Wirkung thut, wie er zu Herzen dringt; es liegt etwas kriegerisches in dieser Begrüßung, das Auge leuchtet, die Hand erhebt sich — Eljen! Eljen! —

Es wurde eine neue Oper gegeben, „Elisabeth," von zwei ungarischen Componisten. Das Sujet berichtet uns: Andreas, König der Ungarn, habe eine liebliche Tochter gehabt, die ein Rittersmann erblickt, der durch Ungarn mit seinen Schaaren nach dem heiligen Grabe zog; er sieht sie in dem Augenblick, wo sie die Armen tröstet und erquickt. Sie ist in einfacher Kleidung, gibt sich auch nicht zu erkennen, und beide scheiden mit dem Gedanken, sich doch nicht angehören zu dürfen. Da aber in einer Oper nichts unmöglich ist, so erleben wir nach manchen unwesentlichen Dingen im letzten Act ein Turnier, bei welchem ein fremder Ritter erscheint, der über alle siegt, und von des Königs Tochter gekrönt werden soll. Doch nicht den ihm zugedachten Turnierpreis will er; als er vor Elisabeth tritt, erkennt sie ihn, er reicht einem Pagen seinen Helm, setzt sich die Krone aufs Haupt, und wirbt als Landgraf von Thüringen mit gutem Erfolg um die Königstochter Ungarns, wodurch die Sache zu einem genügenden Schluß geführt wird. — Die Musik hatte viel schönes, namentlich waren, wie mir schien, vortreffliche Nationalmelodien mit großer Geschicklichkeit verwebt und angewandt. Die Prima Donna war die bekannteste ungarische Sängerin, Demoiselle Hollosi, mit einer nicht großen, aber reizenden Stimme und einer reichen Coloratur, „die ungarische Nachtigall." Scenirung und Ausstattung waren, dem feierlichen Tag angemessen, reich und prächtig. Bei dem Turnier erschien unter andern Reitern auch der Land-

graf von Thüringen, und der Sänger, welcher ihn darstellte, ein ächter Ungar, setzte mit seinem Pferd zum Ergötzen des Publikums mit einer großen Lançade über die Bühne. Das Kaiserpaar in der Hofloge, demselben zur Seite Erzherzog Albrecht und die Erzherzogin Hildegarde, lenkten begreiflicherweise die größte Aufmerksamkeit auf sich, und gaben mitten im zweiten Act zu einer freundlichen Demonstration Veranlassung, als einer der Sänger zu singen hatte: „Eljena magyar Kiraly," worauf sich alles im Parterre, den Logen und Gallerien wie ein Mann erhob, und das jauchzende Elsen Elsen gar kein Ende nehmen wollte.

3.

Besuch im neuen Winterhafen und auf der Alt-Ofener Schiffswerfte.

Ofen, den 7. Mai. Das herrlichste Wetter begünstigte heute die Fahrt des Kaiserspaars mit seinem zahlreichen Gefolge nach dem neuen Winterhafen und der Schiffswerfte bei Alt-Ofen. Am Bombenplatz in der Wasserstadt Ofens lagen die beiden kaiserlichen Dampfer „Adler" und „Croatien," letzterer reich beflaggt, während auf dem ersteren das gelbe kaiserliche Banner aufgezogen wurde, in dem Augenblick — es war 10 Uhr Vormittags — wo sich die Majestäten an Bord begaben. Das Ufer war weit hinauf mit Menschen bedeckt, und von Pest herübergekommen waren zahlreiche Boote, die bunt bewimpelt, die meisten mit eleganten Damen besetzt, die kaiserliche Yacht umkreisten und den Kaiser und die Kaiserin durch Tücherschwenken begrüßten.

Es war ordentlich ein wohlthuendes Gefühl, aus den Straßen mit ihren Menschenmassen und ihren bunten Decorationen

einmal hinweg zu kommen, und ruhig dahin zu gleiten auf den im Sonnenglanz funkelnden Fluthen des majestätischen Stromes, zwischen Decorationen, wie sie nur die allgütige Hand der Natur hervorzuzaubern vermag. War es doch Frühjahr geworden; bedeckten sich doch überall die Wiesen mit saftigem Grün; zeigten doch, wohin man blickte, Sträucher und Bäume ihre neuen lieben Blätter, sanft rauschend, als freuten sie sich ihres jungen Lebens. Dazwischen hinein spielt Licht und Sonnenglanz, schillert durch die weichen Blätter, wiegt sich auf dem murmelnden Wasser, und scheint wohlgefällig zu fragen: nicht wahr, so habe ich es recht gemacht? Ja, Frühlingsluft und Frühlingsgrün, sie lassen uns tiefer aufathmen, sie entzücken uns, aber nicht ohne zugleich ein leises Weh beizumischen, namentlich, wenn wir nicht daheim sind, wenn wir beim Anblick fremder, grüner Bäume an die erinnert werden, die vor unserem Haus das heimliche Plätzchen beschatten, wo unsere Kinder spielen.

Aber heute Morgen war es reizend und schön auf der Donau, als wir, wie schon bemerkt, umspielt von Frühlingsluft, Frühlingsgrün zu beiden Seiten sehend, auf dem leuchtenden Wasser dahin fuhren unter den Klängen der lustigen Jägermusik. Wie waren die Ufer zu beiden Seiten so freundlich geschmückt! Hier einzelne Gebäude mit schwarzgelben, weißrothen, weißblauen Flaggen, dort eine Gruppe Menschen, die Hüte schwenkend und Eljen rufend; dann Leute dicht am Ufer bunte Fahnen schwingend, hinter ihnen ein Trupp Reiter, die im gestreckten Lauf ihrer Pferde dem Dampfboot folgten! Hatten doch selbst die alten ernsthaften Mühlen an der Donau ihrer finsteren Physiognomie dadurch aufgeholfen, daß sie vom Dach farbige Fahnen wehen ließen.

Nach einer kleinen halben Stunde erreichten wir bei Neu-Peſt die begonnenen Arbeiten zur Anlegung eines groſsartigen Winterhafens, der dadurch gewonnen wird, daſs der Donau-Arm, den hier die Pesther Insel bildet, gegenüber von Neu-Pesth, mit mit dem linken Ufer durch einen festen Damm verbunden wird, der sich längs der Pesther Insel fortsetzt, und dadurch, daſs sich der Fluſs rückwärts aufstaut, seine Wassertiefe erhält. Es ist dieſs eines der kolossalen Werke, die Oesterreich in den letzten Jahren mehrfach entstehen sah und immer noch entstehen sieht. Die erste Idee zu diesem Winterhafen faſste schon vor Jahren der um Ungarn hochverdiente Graf Stephan Szechenyi; doch war es dem rastlosen Eifer des Generalgouverneurs, Erzherzog Albrecht, vorbehalten, mit thätiger Unterstützung des Finanzministers das groſse Werk zu beginnen, und man hofft es im nächsten Jahr zu beendigen. Für die Schifffahrt wird dieser Winterhafen von unberechenbarem Nutzen sein; die Länge des ganzen Beckens ist auf 1000 Klafter berechnet, die mittlere Breite auf 120, so daſs das Ganze einen sichern Raum für mindestens 1000 Schiffe bieten wird. Bei Annahme dieser Dimensionen des so nöthigen Winterhafens wurde gerechnet auf 20 Kriegsschiffe, 150 Dampfer und Schlepper, 150 Fruchtschleppschiffe, 80 bis 90 Schiffsmühlen, 100 Flöſse und 5 Schwimm-Etablissements. Der obere Hafentheil ist für die k. k. Flottille bestimmt, und hier wäre für dieselbe bei Eröffnung eines Canals die unabhängige Ein- und Ausfahrt leicht zu gewinnen, sowie man auch durch Schlieſsung der Hafenmündung und Erbauung der nöthigen Schleusenkammern den Hafen in einen Dock umwandeln könnte. Zur Sicherung der 25 Klafter breiten Hafenmündung werden noch in diesem Jahr zwei Vorköpfe aus Pfahl- und Pflasterwerk ausgeführt. An die-

ſer ganzen Anlage, deren Wichtigkeit und Tragweite für die Zukunft kaum abzuſehen iſt, betheiligte ſich auch die Stadt Peſth durch billige und bereitwillige Abtretung der Stadtinſel, ſo das Unternehmen erleichternd.

Die kaiſerliche Yacht legte bei Neu-Peſth an, und das hohe Kaiſerpaar betrat unter endloſem Jubel der zuſammengeſtrömten Bevölkerung das einfach, aber feſtlich geſchmückte Ufer; die grünen Zweige, die man abgeriſſen und auf den Weg geſtreut hatte, waren gewiß eben ſo gut wie der reichſte Teppich, und das herzliche Eljen der Landbewohner neben dem Geſang weißgekleideter Schulkinder, welche die Volkshymne ausführten, klang nicht weniger feierlich begrüßend, als es ein volltönendes Muſikchor gekonnt hätte. Ueberall am Ufer waren kleine Fahnen aufgeſteckt, überall ſah man die Bewohner in ihrem Sonntagsſtaat, die Hüte ſchwingend, Eljen rufend. Die Nachen und Boote auf dem Waſſer waren ſo reich als möglich beflaggt; die mächtigen Dampfbagger in der Mitte des Baſſins ſah man durch aufgeſteckte Sträucher und Bäume faſt unter friſchem Grün verſchwinden.

Der Kaiſer und die Kaiſerin nahmen den bereits fertigen Damm in Augenſchein, der die Inſel mit dem linken Ufer verbindet und in der kurzen Zeit von ſechs Monaten aufgeführt wurde; dann verfügten ſie ſich auf die Yacht zurück, um unter herzlichem Zuruf der Bevölkerung zum Beſuch der Schiffswerfte nach Alt-Ofen hinüberzufahren, wo zur Feier der Anweſenheit Ihrer Majeſtäten zwei neue Dampfboote vom Stapel laufen ſollten.

Hier in Alt-Ofen beſitzt bekanntermaßen die privilegirte Donau-Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft ein rieſenhaftes Etabliſſement,

eine großartige Schiffswerfte und ausgedehnte Maſchinenwerkſtätten, worin über 3000 Arbeiter beſchäftigt werden. Am heutigen Morgen hatten ſämmtliche Localboote von Buda-Peſth eine unermeßliche Menſchenmenge aus beiden Städten hieher gebracht, ab und zu liefen die kleinen reich bewimpelten Dampfer, immer neue Zuſchauer bringend, und als die kaiſerliche Yacht am Ufer anlegte, war daſſelbe ſo dicht mit Menſchen beſetzt, daß es kaum möglich war, einen ſchmalen Gang vom Landungsplatz bis zur Schiffswerfte frei zu behalten. Auch hier wurde das Kaiſerpaar mit nicht enden wollendem Jubelruf der Tauſend und Tauſende von Zuſchauern empfangen.

Die Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft hatte auch ihrerſeits alles mögliche gethan, um die Majeſtäten feierlich und feſtlich zu begrüßen. Der Weg vom Ufer nach den Werkſtätten war mit Teppichen bedeckt, und an beiden Seiten bildeten die Arbeiter in ſonntäglichem Anzug Spalier; jeder von ihnen hielt in der Hand die Zeichen ſeines Gewerbes: Beil, Axt, Hobel, Schmiedehammer und dergleichen. Ihr gewaltiger Zuruf flog wie ein Laufeuer dahin, auf dem Platz, wo die Schiffe vom Stapel laufen ſollten, einen wahren Sturm herzlicher Begrüßung entzündend, der ſich erhob, ſowie der Kaiſer mit der Kaiſerin die Treppen zu dem erhöhten Pavillon hinanſtieg, wo ſie den Tauſenden von Zuſchauern ſichtbar, ihre Plätze einnahmen. Dieſer Pavillon beſtand aus einem weiß und blauen Zelt, reich mit Fahnen beſteckt, unter dem ſich ein rothſammetener goldgeſtickter Baldachin über den beiden Seſſeln des Kaiſerspaars befand. Die ganze Eſtrade, auf welcher der Pavillon ſtand, füllte ſich mit dem Gefolge des Kaiſers, Generalen und Oberofficieren verſchiedener Waffen in ihren glänzenden Uniformen, nach dem Beiſpiel Sr. Majeſtät

mit enblößtem Haupt ſtehend, um dem heiligen Amt der Taufe beizuwohnen, welches der Lancirung der beiden Schiffe vorangehen ſollte. Das Ganze bot einen unausſprechlich prachtvollen und maleriſchen Anblick.

Die Spitzen der beiden neuen Dampfer berührten faſt die Eſtrade; auf den Decken derſelben, die mit Fahnen, grünen Gewinden und Kränzen von Rauſchgold verziert waren, befanden ſich zahlloſe Matroſen und Arbeiter in weißen Beinkleidern und rothen wollenen Hemden, den Hut mit dem flatternden Band in der Hand. Neben und über dieſen Schiffen waren Tribünen errichtet worden, auf denen ſich eine zahlloſe Menge von Zuſchauern befand; ebenſo dicht mit Menſchen beſetzt war das gegenüberliegende Ufer des Donauarmes, welcher beſtimmt war, die neuen Schiffe aufzunehmen, ebenſo geſchmückt mit Fahnen, Kränzen und Guirlanden.

Hier in der freien Luft, umſpielt von Sonnenglanz, inmitten der ungeheuren Zuſchauermenge, hatte die kirchliche Function der Einweihung und Taufe der Schiffe etwas außerordentlich feierliches, ja tief ergreifendes. Der Cardinal Fürſt-Primas von Ungarn in reichem Meßgewand mit goldener Mitra und Inful hielt ſie ſelbſt, aſſiſtirt von einer Menge hoher Geiſtlichen in weißen goldgeſtickten Gewändern, die auf der hohen Eſtrade, ohne andern Hintergrund als die blaue Luft, mit ihren glänzenden Gefäßen unbeſchreiblich leuchteten und blendeten. Gern möchte ich ein genügendes Bild davon geben, aber ich fühle wohl, daß es unmöglich iſt. Wie klangen die Geſänge im unbeſchränkten Raum hier ſo eigenthümlich, inmitten der tiefen Stille der unermeßlichen Menge; wie deutlich tönte ſelbſt die ſchwache Stimme des ehrwürdigen Cardinals! Als zum Beſchluß der

Weihrauch dampfte, erhob sich ein frischer Wind, der das Zeltdach spielend auf- und niederhob, der die Hunderte von Fahnen flattern ließ, der die Kränze aus Flittergold sanft erhob, daß sie zitterten und rauschten. Und dann trat der Cardinal Fürst-Primas vor, und gab den Schiffen den Namen der beiden kaiserlichen Prinzessinnen „Sophia Friederika“ und „Gisella.“

Die beiden Dampfer lagen so, daß sie seitwärts in das Wasser hinablaufen mußten. Während der feierlichen Handlung standen zahlreiche Beamte und Arbeiter an der gewaltigen schlüpfrigen Bahn, welche auf Holzschlitten die beiden Schiffskörper, trug, noch festgehalten durch einzelne Keile und Strebebalken. Es war ein fast ängstlicher Moment, als die erstern alle weggeschlagen wurden, und der riesenhafte Schiffskörper nun dalag bereit zum Hinuntergleiten, nur noch von zwei Balken gehalten, an deren jedem die kraftvolle Gestalt eines Zimmermanns zu sehen war mit der Axt, auf das Zeichen zum loshauen wartend — ängstlich deßhalb, weil noch auf der Bahn selbst eine Menge Arbeiter beschäftigt waren, die, unter dem Kiel durchschlüpfend, verschwinden mußten, wenn sich das Schiff in Bewegung setzte. Das Zeichen hiezu wurde von einem Beamten gegeben, der die gefüllte Champagnerflasche in der Hand hielt, die an einer rothen Schnur vom Schiffsrand herabhing, und die im entscheidenden Moment gegen die Wandung geworfen und so zerbrochen wurde.

Jetzt schmettert das Glas auseinander, der edle Wein spritzt umher; im gleichen Augenblick entfernen die beiden Zimmerleute mit gewaltigen Hieben die letzten Stützen und unter unbeschreiblichem Jubelruf und Hurrah setzt sich das Schiff auf seinem Holzschlitten zuerst langsam, dann immer schneller und schneller nach dem Wasser zu in Bewegung. Es war interessant

„Eine Grille?“ rief entrüſtet die Tänzerin und fuhr in die Höhe, „eine Laune alſo? ein junger, unbekannter Menſch wagt es, gegen eine erſte Tänzerin grillenhaft, launenhaft zu ſein — doch was ereifere ich mich? mich geht die Geſchichte weiter nichts an, und vielleicht iſt es auch Beſcheidenheit von Ihrem jungen Menſchen,“ ſetzte ſie höhniſch lachend hinzu, „er zieht es wahrſcheinlich vor, ſein Ballet zweiten Ranges mit Künſtlern zweiten Ranges zu beſetzen. Aber Ihnen, Graf, werde ich dieſe Perfidie niemals vergeſſen, wie geſagt, ich haſſe Sie!“

Damit ſprang die Dame ſo haſtig auf, daß ihr atlasnes Mieder krachte und rauſchte, und gieng in die Couliſſen. Der Graf ſah ihr achſelzuckend und lächelnd nach und ſagte zu ſich ſelber: „wenn ich nur einmal das Protegiren laſſen könnte! da ſteh' ich nun, wie Herkules am Scheidewege. Es iſt mir zum Bedürfniß geworden, mit den Tänzerinnen auf einem guten Fuß zu leben, ich kann nicht leiden, wenn mir eine auf der Bühne ein böſes Geſicht macht. Was thun? Sie wieder ärgern und der tugendhaften Pauline nun zuletzt die Cour machen oder der da morgen das kleine Pferd ſchicken, das ſie neulich ſo auffallend gelobt? mich dauert nur der arme Charles! — — — — Nun, wenn ſie ferner keine Geſchichten machen will, ſo will ich das Pferd ſchon opfern, ſchreib's zu dem Uebrigen.“ — — —

In dieſem Augenblicke begaben ſich die Muſikanten an ihren Pult, der Kapellmeiſter ſchraubte ſeinen Stuhl in die Höhe, ſetzte ſich hinauf, grüßte auf die Bühne und ſchlug die Partitur auf, nachdem er eine Priſe genommen. Signor Benetti trat vor, an der Hand führte er die kleine Marie, ſeinen Liebling, und ſetzte ſie ſorgfältig auf den Fauteuil nieder, den die erſte Tänzerin eben verlaſſen. Hier mußte das liebliche Kind die Probe mit anſehen und der alte Italiener trat öfter neben ihren Stuhl und erklärte ihr dieß und das. Die Kleine wurde aber auch von dem ganzen Perſonal auf den Händen getragen, und als nun die

zu ſehen, mit welcher Geſchwindigkeit die Arbeiter unter dem Kiel hinweg rückwärts ſprangen, wie der Dampfer faſt über ſie dahinglitt, wie die Schwellen rauchten, wie das Waſſer aufbrauste und emporſpritzte, als nun der junge Täufling ſo plötzlich in das Element hineinrauſchte, dem er künftig angehören wollte. Die Muſikbanden ſpielten, Tücher flatterten, lautes Hurrah erſchallte, und ſomit endete die feſtliche Lancirung der beiden Schiffe „Sophia Friederika“ und „Giſella.“ Mögen ſie ihren erlauchten Namen Ehre machen, mögen ſie lange, lange Jahre die öſterreichiſchen Farben tragen auf dem gewaltigen Fluß mit ſeinen geſegneten Ufern durch das reiche Ungarland bis zu den Mündungen des jetzt freien deutſchen Stroms.

Das ganze Etabliſſement hier in Alt-Ofen befand ſich in eigenthümlicher freudiger Bewegung; überall wimmelten große Zuſchauermaſſen, namentlich war die elegante Damenwelt von Buda-Peſth zahlreich vertreten, und trug in den verſchiedenſten Farben nicht wenig zur Belebung des Ganzen bei. Es war ein Gemiſch der ſeltenſten Art. Die ſchwarzen Fabrikgebäude, hie und da umſtanden von grünen Bäumen mit ihren hohen qualmenden Schornſteinen, ſtanden ſo ernſt da, umbraust von der bunten Volksmenge, die ſich bald hierhin, bald dorthin ſchob, um den Kaiſer und die Kaiſerin zu ſehen, und immer wieder aufs neue mit freudigem Eljen zu begrüßen; dazu raſſelten die Räder in den Werkſtätten, ſeufzten die gewaltigen Sägen, begannen ſich rieſenhafte Maſchinenräder in offenen Schuppen zu drehen, ſowie die Majeſtäten mit dem zahlreichen glänzenden Gefolg herankamen.

Einen ruhigen Augenblick in dieſem allgemeinen Glanz und Gewühl bildete die Beſichtigung des Moſaikbodens eines altrö-

miſchen Bades, den man vor wenigen Tagen aufgedeckt, und der nun mit ſeinen zierlich verſchlungenen Arabesken, aus weißen und ſchwarzen Steinchen beſtehend, zwiſchen freundlich überhängendem Grün gelegen, ſo fremdartig, ſo verwundert auf die glänzende Umgebung blickte, die ihn ſo plötzlich in ſeiner Einſamkeit überraſcht. Es erregte in der That eigene Gedanken, wenn man den Blick von dieſer zierlichen Arbeit einer zweitauſend Jahre hinter uns liegenden Zeit emporhob, und das raſtloſe Pochen und Hämmern der Maſchinen ſah und hörte. Ich hätte dem kleinen Moſaikboden ein ruhigeres Plätzchen gewünſcht.

4.

Die Beleuchtung von Ofen und Peſth.

Es iſt wohl nichts undankbarer als eine Illumination zu beſchreiben, ja es gehört dies faſt zu den Unmöglichkeiten. Wenn man aber Feſte des Tages erwähnt, die ein Volk ſeinem Herrſcherpaar ſo freudig und jubelnd bereitet, ſo muß man auch nächtlicher Feierlichkeiten gedenken, namentlich wenn ſie ſo großartig angelegt und ſo glücklich durchgeführt ſind wie die wahrhaft prachtvolle Illumination von Ofen, Peſth und der Donau. Da dieſelbe am Tage nach dem Einzug des Kaiſerpaars gänzlich verregnet wurde, ſo hätte man glauben ſollen, es ſei von den Vorbereitungen nicht ſo viel gerettet worden, um das Feſt in gehörigem Glanz veranſtalten zu können; doch ſchien gerade dieſer unfreiwillige Aufſchub günſtig gewirkt zu haben, denn in dem, was geboten wurde, war nirgends eine Lücke, nirgends eine Kleinlichkeit zu finden: alles war im großartigſten Maßſtab angelegt, reich und glänzend durchgeführt.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20784 / 050

Wie ſich aber auch Ofen und Peſth am Tag ſo unvergleichlich ſchön präſentiren und neben Prag vielleicht die am ſchönſten gelegenen Landſtädte Europa's ſind, ſo gibt es auch keinen Ort, der nächtlicherweiſe für eine großartige Beleuchtung ſo geeignet wäre wie Buda-Peſth — wohlverſtanden für eine großartige Beleuchtung, denn etwas mittelmäßiges würde hier ganz verſchwinden; und was geſtern Abend ſich wahrhaft großartig ausnahm, das war der Blick von Ofen auf Peſth, und von Peſth hinüber nach Ofen. Denn nicht nur die Quai's, Straßen, Plätze und Gebäude waren mit in die Illumination hineingezogen, nein, auch die Höhenzüge hinter und neben Ofen durch Beleuchtung der hinaufführenden Wege, der Feſtungswerke, der terraſſenförmig ſich erhebenden Häuſer. Dabei waren es nicht nur einzelne Linien, einzelne Gebäude, die auf den Quais oder auf den Bergen bei Ofen ſichtbar wurden, nicht nur einzelne Punkte, die leuchtend hervortraten, nein, ganz Ofen und Peſth ſtellte ſich mit ſeiner ganzen Architektur, mit ſeiner prachtvollen Lage, mit allen ſeinen Einzelnheiten wie aus Feuer nachgebildet dar. Sogar daß der Mond faſt voll am Himmel ſtand, that dem großartigen Schauſpiel keinen Abbruch; er hatte ſich ſpeziell der Fluthen der Donau angenommen, und es gewährte einen unvergleichlich ſchönen Anblick, zwiſchen den beiden Städten, die in Brillantfeuer glänzten, das ſilberleuchtende Waſſer zu ſehen, und wie auf ihm die ſtrahlenden Schiffe, die kleinen Nachen und Boote mit Leuchtfeuer aller Art eigenthümlich glänzend hervorblitzten.

Es kann unmöglich unſere Abſicht ſein, den Leſer durch die Straßen von Peſth zu führen, um ihm im Detail zu wiederholen, was wir geſtern, in einer brauſenden Volksmenge eingekeilt, ohne Widerſtandsvermögen mit anſehen mußten. Einen ſolchen

eng zuſammen gekeilten Menſchenſtrom, wie er ſich durch die Waitznergaſſe nach dem Stadthaus wälzte, erinnere ich mich doch nicht bei ähnlichen Feſten in Italien geſehen zu haben. Ein Umkehren, ein Entweichen war gar nicht denkbar, und ſo galt es denn muthig vorwärts zu dringen.

Wie ſehr hier die ganze Feſtlichkeit aus eigenem freiem Antrieb des Einzelnen hervorging, und wie ſehr ſich Jeder bemühte, dem geliebten Kaiſerpaar aus gutem Herzen ſeine Huldigung darzubringen, ſah man an der ſtets wechſelnden, ſtets eigenthümlichen Art, in der die einzelnen Häuſer beleuchtet waren, einander überbietend an Glanz und Pracht. Selten daß man hier ein Gebäude bemerkte, welches durch einfache Lichter oder Ballons beleuchtet wurde; faſt Jeder hatte etwas Eigenthümliches erfunden oder ausführen laſſen, um ſeine beſondere Verehrung auszudrücken. In unſerer Zeit iſt es auch ſo leicht, bei Illuminationen die Fronte der Gebäude mit Brillantfeuer in den phantaſtiſchſten Formen zu bedecken; braucht man doch nicht mehr wie früher ein Lämpchen mühſam neben dem andern aufzuhängen, um eine Linie, eine Figur zu bilden; jetzt biegt man einfach kleine Röhren in alle erdenklichen Formen, verſieht ſie mit feinen Löchern, und ſchraubt ſie in eine Gasleitung feſt, eine kleine nahe gebrachte Flamme entzündet ſie augenblicklich, und wie ein Lauffeuer blitzt im nächſten Moment die ganze Figur in ſtrahlendem Feuer. Die hieſige Gasbeleuchtungsgeſellſchaft hatte wirklich in derartigen geſchmackvollen Verzierungen das Mögliche geleiſtet, wie denn auch, der weißen blendenden Flamme nach zu urtheilen, das hieſige Gas ein außerordentlich reines und gut geläutertes ſein muß, was man von andern Städten nicht immer ſagen kann.

Aber weiter! Hier ſehen wir große Sterne in der eben erwähnten Art, daneben ein Haus, deſſen Architektur mit farbigen Lampen nachgebildet iſt, während wir an den Mauern mit großen Zügen leſen: „Eljenek Franz Joſeph und Eliſabeth!“ Ein anderes zeigt einfach an ſeiner Fronte dieſelben Namen des Kaiſerpaars von ungeheuren Dimenſionen, aus dem Dunkel ſcharf hervorleuchtend und am Ende der langen Straße aufs deutlichſte erkennbar. Und alles das folgt ſich durch die ganze Stadt nicht einmal, zweimal, neun, zehn, zwanzig-, dreißigmal in immer wechſelnden Formen und Verhältniſſen; dabei kommen wir an kleine Plätze und Squares, wo aufgehängte farbige Ballons zwiſchen den hellen grünen, durchſichtig ſcheinenden Blättern der Bäume phantaſtiſch illuminiren. Hier haben wir ein Haus mit vier rieſenhaften Transparenten, die Schlöſſer Habsburg, Banz, Poſſenhofen und Laxenburg darſtellend; gleich daneben hängt auf dem Knotenpunkt von vier Straßen ein rieſiger Luſtre, aus Transparenten, farbigen Ballons, bunten Glaskugeln, Lichterkränzen beſtehend, ſcheinbar in der Luft ſchwebend, da man ſeine Hängekette nicht ſieht, und durch die vier Straßen weithin leuchtend. Aber er verſchwindet in ſeinem Glanz und ſeiner Pracht, denn wohin wir ſehen, rechts, links, vor uns, hinter uns, ſind alle Häuſerfronten mit Tauſenden und Tauſenden von Lichtern bedeckt. Einen impoſanten Eindruck macht uns dazwiſchen dennoch der Anblick der großen Triumphpforte am Eingang der Bruckgaſſe, durch bengaliſches Feuer, welches vor großen, verdeckt aufgeſtellten Spiegeln brennt, ſo beleuchtet, daß ſie wie roth glühend aufflammt. In dieſem Meer von Licht und Glanz einzelne beſonders reich illuminirte Häuſer zu nennen, wäre ungerecht gegen

andere, denn Jeder that ſein Mögliches, um zu zeigen, daß er die Bedeutung der feſtlichen Tage von Ofen und Peſth fühle.

Suchen wir eine ſtillere Gaſſe zu gewinnen. Das Gedränge, welches uns mit fortreißt, iſt wahrhaft betäubend, faſt erſchreckend; man wird geſtoßen, daß es zum Erbarmen iſt; man fühlt ſich nicht ſicher auf ſeinen eigenen Füßen, und zuweilen erleidet man Anwandlungen von Zorn, wenn man auch hier wie anderswo bei ähnlichen Veranlaſſungen oft ſieht, wie gewiſſenloſe Mütter oder Dienſtboten kleine, arme ſchreiende Kinder mit ſich herum ſchleppen, und kaum im Stande ſind, dieſelben vor dem Erdrücktwerden zu ſchützen. — Doch vorbei! Wir werden fortgeſchoben und prallen jetzt an einem Menſchenknäuel an, der, ein beſonders ſchönes Haus betrachtend, in wenig Augenblicken wie eine Lawine anwächst und die Straßen verſtopft. Wir verſuchen es, uns in einen offen ſtehenden Thorbogen zu retten, wo wir einen Garten ſehen, erhellt mit tauſend bunten Lampen und Glaskugeln, die zwiſchen Grün hervorleuchten, wo uns luſtige Zigeunermuſik entgegenſchallt. Doch auch hier daſſelbe Menſchengedränge; wir werden wieder hinausgefluthet; duldend, ohne ferner zu widerſtreben, laſſen wir uns von der Woge fortreißen, die uns hundert Schritte weiter endlich an das ruhigere Geſtade irgend einer Seitengaſſe hineinwirft.

Wir athmen freier auf und danken dem Schickſal, das uns hieher geführt, denn vor uns werden die Maſſen immer compakter, das Gemurmel immer bedeutender, krachende Kanonenſchüſſe haben vor vielleicht zehn Minuten angezeigt, daß das Kaiſerpaar die Burg in Ofen verlaſſen und ein donnerndes Eljen, das ſich, ſtets anwachſend, über die Kettenbrücke in die Stadt

hineinwälzt, hier von Tauſenden von Menſchen jauchzend wiederholt wird, in den engen Straßen gewaltig wiederhallend, betäubt unſer Ohr. Wie ſich dort Raum finden wird für die langſam näher rollenden Wagen, iſt uns unbegreiflich. Doch ſchiebt ſich die Menge wunderbar zuſammen; keiner will ſeinen Platz verlaſſen, denn dort kommt die offene Equipage mit dem Kaiſer und der Kaiſerin, eingekeilt in die Volksmaſſen, welche den Wagen vorwärts zu ſchieben ſcheinen. Freundlich danken die Majeſtäten für die lauten und herzlichen Begrüßungen, mit denen ſie empfangen und begleitet werden, und vor und hinter ihrem Wagen wachſen der Jubelruf, die wilden Eljens von Minute zu Minute. Dem kaiſerlichen Zug auch nur auf kurze Zeit zu folgen iſt unmöglich; auch zieht es uns nach dem Donau-Quai hin, der, ſowie die Donau und die Höhen von Ofen, jetzt gerade im höchſten Glanze ſtrahlt.

Die Nacht iſt dunkler geworden, und wenn auch der Mond, wie ſchon früher bemerkt, ziemlich voll am Himmel ſteht, ſo iſt ſein Licht doch nicht im Stande, die großartige Beleuchtung zu ſchwächen; ja er ſelbſt trägt zur Verherrlichung derſelben bei. So bietet er uns jetzt einen wirklich hübſchen Anblick, indem er, ſcheinbar dicht über einem der Kirchthürme ſchwebend, die mit Fahnen beſteckt ſind, ausſieht als habe er es ſelbſt über ſich genommen, Flaggen mit den öſterreichiſchen und ungariſchen Landesfarben auszuhängen.

Die Feuerlinien auf beiden Ufern haben ſich unterdeſſen noch mehr und mehr ergänzt und prachtvoll ausgebreitet. Der Ofener Berg mit ſeinen Hunderten von beleuchteten Häuſern, mit der Straße, die ſich in einer feurigen Schlangenlinie hinaufſchlingt, ſieht aus, als glühe er von innen und als breche das

Feuer auf unzähligen Punkten zu gleicher Zeit hervor — ein Vulkan mit einem Seitenkrater, der die Gestalt eines riesenhaften Sternes hat und weit in die Donau hineinleuchtet. Und mit diesem Bilde beschäftigt, vernehmen wir plötzlich das Zischen zahlloser Raketen und sehen, aufwärts blickend, die Festungswerke des Blocksbergs mit einem Male glühend angestrahlt. Es ist ein gewaltiger Anblick, als habe dort flüssige Lava einen Ausweg gefunden, und ahme unter Qualm und Rauch in phantastischen Formen die Linien und Winkel, Basteien und Wälle nach.

Die grelle Beleuchtung da oben, durch Hohlspiegel und bengalisches Feuer hervorgebracht, wechselt zuweilen, und wenn uns das Tiefrothglühende einen Ruf der Bewunderung ablockte, so erscheinen die zackigen Werke im nächsten Augenblick nicht minder schön, da sie nun auf dem dunkeln Berg in weißem Licht sich sehen lassen — eine Reihe mondbeschienener Gletscher.

Doch haben wir nicht Zeit, auf einen einzelnen Punkt lange unsere Aufmerksamkeit zu richten; die Volksmenge reißt uns jeden Augenblick wo anders hin und treibt uns jetzt ans Ufer der Donau, wo die Beleuchtung nicht minder großartig ist. Dort auf dem Wasser liegen vier, fünf, sechs Dampfer, jeder vielleicht hundert Schritte von dem andern, und alle scheinen aus Feuer zu bestehen. Die Linien der Schiffskörper, die Radkästen, Schornsteine, Masten, Taue, alles ist durch Lichter nachgebildet, und läßt das Schiff aus dem dunklen Strom in feenhaftem Glanz hervorleuchten. Kleine Nachen und Boote liegen näher dem Ufer, scheinbar durch Guirlanden farbiger Ballons mit einander verbunden, und bilden so unter den geraden langen Feuerlinien des Quais eine bunte Verbrämung desselben, die sich im Wasser verschwommen wiederspiegelt.

Worauf wir uns hauptsächlich gefreut, die Beleuchtung der gewaltigen Kettenbrücke, scheint nicht angeordnet zu sein. Und doch haben wir dort während des ganzen Tages eine Menge Arbeiter beschäftigt gesehen. Ach, eine Ueberraschung! Der Feuerkünstler Stuber ist hier, und er hat es übernommen, die Illumination der Kettenbrücke in Scene zu setzen. Aus den Straßen von Pesth vernehmen wir neue Eljens, sich näher und näher heranwälzend, aus allen Seitengassen fluthet das Volk auf die Quais, um die kaiserlichen Wagen, die nach Ofen zurückkehren, zu begleiten, sowie um einen Platz zu gewinnen, das Feuerwerk der Brücke mit Muße betrachten zu können. Auch wir, sattsam hin- und hergestoßen und zerdrückt, finden einen solchen guten Platz auf dem Balkon des Gasthofs zur Königin von England, und nach mehrstündigem Umherrennen einen bequemen und ruhigen Sitz. Vor uns liegt die Brücke schwarz und geheimnißvoll; zu unsern Füßen braust der Menschenstrom, ungeduldig harrend.

Endlich geben ein paar Raketen vom Schloßberg das Zeichen, daß das Kaiserpaar die Burg erreicht hat und droben ans Fenster getreten ist, um ebenfalls dem Feuerwerk zuzuschauen. Herr Stuber fängt auf dem Brückenpfeiler zunächst Ofen an zu präludiren; einzelne Raketen erheben sich majestätisch an den finstern Himmel empor, neigen oben zierlich ihre Köpfe und streuen platzend leuchtende Sterne aus, die sich neugierig umzuschauen scheinen, ob das Publicum gehörig versammelt und alles in Ordnung sei. Leuchtkugeln, Schwärmermassen, ganze Ladungen farbiger Sterne folgen, puffen in die Höhe, leuchten einen Augenblick auf, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Es geht gar zu rasch vorüber, das Dasein eines solchen Feuerwerkskörpers

„Kaum gedacht, ist der Lust ein End' gemacht."

Probe begann und der Chor mit Blumenkörben auf die Bühne tanzte, neigten ſich Alle freundlich vor dem Kinde und grüßten ſie mit Hand und Mund, und die, welche gerade in ihre Nähe kamen, drückten ihr die kleinen Händchen.

Nach dem erſten Akte verſuchte es der Balletmeiſter unter Beihülfe des Grafen, nachdem ſie vorher den jungen Charles bearbeitet, Demoiſelle Eliſe zu bereden, ſie möge die Rolle in dem Ballet übernehmen. Aber umſonſt! Sie erklärte feſt und beſtimmt, eine Partie, die ihr einmal entzogen, nicht anzunehmen. Dann begann der zweite Akt, und da die erſte Tänzerin in demſelben faſt nichts zu thun hatte, ſo gieng ſie zu ihrem Fauteuil, auf welchem die kleine Marie ſaß. Sorgfältig hob ſie das Kind empor, nahm es auf ihren Schoos und drückte ſein Köpfchen an ihre Bruſt. Da ſaß ſie nun auf der halbdunklen Bühne, die gefeierte Tänzerin, reich, jung und ſchön, ein munteres, lebensluſtiges Mädchen, und vor ihren Augen entwirrten ſich die Touren, in welchen auch ſie morgen erſcheinen würde, mit ungeheurem Beifall überſchüttet; und während ſie das dachte und das Kind, das die Tänzerin gern hatte, ſich feſt an ſie ſchmiegte, wurde ihr Auge feucht und ſchwere Thränen tropften dann unter den langen, ſchwarzen Wimpern hervor. Sie umſchlang das kleine Geſchöpf mit ihren Armen, und der Schmerz, der in ihrem Herzen zuckte, war keine Folge der ihr entriſſenen Partie, auch haßte ſie in dieſem Augenblicke diejenigen nicht, welche ihr die Rolle genommen, weil ſie ſie genommen, ſondern ſie haßte ſie, weil Beide im öffentlichen Leben einen ſo verſchiedenen Standpunkt einnahmen. Pauline war arm, das heißt, ſie hatte nur ihre Gage, und die junge Mä[illegible]welt ſagte: ſie iſt ein kaltes Geſchöpf. Sie, die erſte Tänzerin, dagegen war ſehr reich, und die eleganteſten jungen Männer geizten darnach, ihr die Hand küſſen zu dürfen. An Alles das dachte ſie und drückte das unſchuldige Mädchen auf ihrem Schooße feſter in die Arme.

Iſt er erloſchen, denkt Niemand mehr daran, namentlich hier, wo jetzt andere bedeutende Größen erſcheinen; immenſe Fallſchirmraketen ſteigen auf und gelingen vortrefflich; oben entzündet ſich die Kugel, glüht mit intenſivem Licht roth, weiß, grün und blau, und wird ſo vortrefflich von dem unſichtbaren Schirm getragen, daß das brillante Feuer faſt minutenlang auf derſelben Stelle hält, prachtvolle Sterne darſtellend.

Und immer zahlreicher bevölkert auf dieſe Art Hr. Stuber den Himmel, überliefert auch dazwiſchen Maſſen von unbedeutenderem Volk dem glänzenden Feuertod, und hat damit die erſte Abtheilung ſeines Feuerwerks beendigt.

Die zweite iſt kurz, aber großartig über alle Beſchreibung. Nach den obligaten Kanonenſchlägen entzündet ſich vermittelſt einer galvaniſchen Batterie das ganze rieſenhafte Werk der Kettenbrücke. So eben noch unſichtbar, ſtrahlen jetzt mit Einem Schlage Ketten, Stangen, Träger und Pfeiler in glänzenden bengaliſchen Flammen; zuerſt blau und weiß, dann ſich in Weiß und Roth verwandelnd. Ein Schrei der Bewunderung erſchallt aus den Reihen der Tauſende und Tauſende von Zuſchauern; ſo unerwartet aber auch dieſes Schauſpiel war, ſo grandios und prachtvoll iſt es. Ein ſo viel hundert Schuh langes Feuernetz — von einem Ufer an das andere geworfen, ſich wiederſpiegelnd in dem Waſſer der Donau, wo die langgezogenen auf- und abſpielenden Lichter wie die Franſen eines Feuerteppichs erſcheinen — ſieht man plötzlich vor unſere Augen hingezaubert.

Zur dritten Abtheilung iſt die breite Fläche des Brückenpfeilers zunächſt Peſth wie mit aufeinandergethürmten Felsblöcken verſehen worden, zwiſchen denen es nun beginnt zu glühen, zu flammen, zu ſprudeln. Maſſen von funkenſprühenden Feuerkör-

pern erheben ſich zwiſchen den Spalten der rothaufglühenden Felſen, um rechts und links in das Waſſer zu ſtürzen; einzelne Raketen ſchlängeln ſich in die Höhe, Kanonenſchläge dröhnen durch die Luft, immer zahlreicher, immer ſtärker. Wir ſtehen angeſichts eines Vulkans, in der nächſten Sekunde iſt eine große Eruption zu erwarten.

Da iſt ſie, über alle Erwartung impoſant und ſchön! Tauſende der höchſttragenden Raketen fahren in einem compakten Feuerſtrom hoch an den Nachthimmel empor; einen Augenblick darauf andere Tauſende, minder hoch ſteigend, dann noch Tauſende und wieder Tauſende, halb ſo hoch wie die erſteren, ſo daß das Ganze eine Sekunde lang ein einziges rieſenhaftes Feuerbouquet bildet. Nur eine Sekunde lang, dann neigen ſich die unzählbaren Feuerlinien, mit wirklich ſchöner Berechnung zuſammengeſtellt, nach allen Seiten auseinander; eine weitere Sekunde, und die Köpfe der Tauſende und Tauſende von Raketen platzen beinahe mit einem Mal, das rieſenhafte Bouquet, die Feuergarbe erblüht in Hunderttauſenden von glänzenden Sternen: roth, weiß, grün, gelb, blau, violett durcheinander, ſich langſam niederſenkend, maſſenhaft die Brückenpfeiler, die Kettenbrücke, die Donau bedeckend, begleitet vom Jubelgeſchrei der zuſchauenden Menge, großartig, faſt erhaben. Wie ſchade, daß man einen ſolchen Anblick nicht wenigſtens minutenlang feſtzuhalten vermag, daß dieſe ſchöne Arbeit von Monaten nur ein paar Sekunden aufflammt, um in den nächſten ſpurlos zu verſchwinden!

Und doch ſind wir für unſere Perſon ſo dankbar dafür, daß uns die Beendigung des Feuerwerks erlaubt, das wilde Getreibe der Menſchen hinter uns zu laſſen, um ermüdet, faſt ver-

wirrt von all dem Geſehenen, nach dem ſtilleren Ofen zurückzukehren. Auf der Kettenbrücke fluthet es ſo gewaltig, dieß Gedränge von Wagen und Menſchen, daß die rieſenhaften Ketten fühlbar hin und herſchwanken, und dadurch ebenfalls der Boden unter unſeren Füßen; das unvergleichliche Werk hat heute abermals eine Probe ſeiner Feſtigkeit beſtanden.

Eigenthümlich ſehen wir den Tunnel beleuchtet, der unter dem Schloßberge in die Chriſtianenſtadt hindurchführt; an der Wölbung hängt ein farbiger Ballon am andern, und alle, vom Luftzuge hin und her geweht, bilden ein rieſenhaftes vielgliederiges leuchtendes Ungeheuer, das, ſich hin und herwindend, im nächſten Augenblick aus ſeiner Höhle hervorbrechen zu wollen ſcheint. Daneben iſt die kleine Raitzenſtadt für uns bemerkenswerth, aus lauter unanſehnlichen Häuſern beſtehend, die von armen Leuten bewohnt ſind, von denen aber keiner verabſäumt hat, durch aufgeſteckte Lichtchen, durch freundliches Grün und Blumen ſeine Liebe und Anhänglichkeit für das Kaiſerpaar zu bethätigen.

Der Weg zum Schloß hinauf iſt mit leuchtenden Sternen beſetzt; in der oberen Biegung nach links glänzt der Pavillon, den die Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft dort erbaut, mit Maſchinen- und Schiffstheilen verziert, ſtrahlend in buntem Feuer. Von hier aus geſehen bietet die Donau zu unſeren Füßen mit ihren Feuerſchiffen, das lang geſtreckte Peſth wie ein einziger Leuchtkörper erſcheinend, die Quais durch blitzende Linien nachgebildet, einen herrlichen Anblick. Ich mußte mir geſtehen, nie etwas Aehnliches geſehen zu haben. Aber auch das ſtille Ofen war wie verwandelt, auch hier im Innern der Stadt jedes Haus feſtlich geſchmückt, reich illuminirt; der Brunnen auf dem Parade-

platz stellte einen einzigen feurigen Körper dar; auch hier, wohin man sah, Tausende von Lichtern, farbigen Ballons, bunten Gläsern zwischen freundlichem Grün, und wohin man sich wenden mochte, lachende Menschenmassen, freudige Bewegung.

Vergebens suchte ich, ermüdet von alle dem, was ich gesehen, betäubt vom Lärm und Lichterglanz, auf meinem Zimmer zur Ruhe zu kommen; leider hatten meine Fenster keine Jalousieen, und mir gerade gegenüber strahlte ein reich beleuchtetes Haus die ganze Nacht hindurch, und was ich heute hundertmal gesehen, tausendmal gehört, blitzte von dort drüben her in meine Augen. So oft ich sie öffnete, erschien mir leuchtend im Traume: Eljen Franz Joseph und Elisabeth!

5.

Die Bälle. Der Besuch im Stadtwäldchen.

Ofen, den 12. Mai. Feste reihen sich hier an Feste, sowie eine Kundgebung der allgemeinen Freude über die Anwesenheit des Kaiserpaars der andern folgt. Wenn es schon über das Vergnügen hinaus geht, alle dem im Detail beizuwohnen, so ist das Referiren darüber in der That keine Kleinigkeit. Man möchte fürchten auch den Leser zu ermüden, wie man durch das Schauen selbst ermüdet wurde. Nur mit kurzen Worten sei deßhalb einiger Festlichkeiten gedacht, die in den letzten Tagen stattfanden. So der große Hofball in den neu decorirten Sälen des Schlosses, der bei seiner reichen und geschmackvollen Anordnung, den herrlichen Räumen mit immenser Beleuchtung, namentlich für uns durch die über alle Beschreibung prachtvollen Nationalcostüme, in welchen der höchste Adel des Landes erschien, durch

den Reichthum edler Steine, Perlen und Brillanten einen seltenen Anblick bot. Neben einigen Proben von dem bekannten reichen Schmuck des Fürsten Esterhazy's, heute Abend besonders reich an kostbaren Perlen, sollen nach guten Nachrichten die Ketten, Agraffen und sonstigen Verzierungen einer andern bekannten Persönlichkeit, des Frhrn. v. Sina, einen Werth von 400,000 fl. C.M. gehabt haben. Daß es bei einer Unmasse noch anderer reicher Brillanten, namentlich auch der Damenparuren, im Glanz der Tausende von Wachskerzen fabelhaft strahlte und flimmerte, versteht sich von selbst.

Zwischen jedem Tanz durchschritt der Kaiser — derselbe war in Husarenoberstuniform — den Saal und unterhielt sich im Laufe des Abends gewiß mit dem größten Theil der Anwesenden, ebenso die Kaiserin, welche durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit hier wie in Italien selbst die Herzen der Damen im Flug erobert, was man auch begreiflich findet, wenn man das Glück hat, die hohe Frau in der Nähe sehen zu dürfen und sie sprechen zu hören, ihre Worte begleitet von den freundlichen gewinnenden Mienen, von dem seelenvollen Blick ihrer schönen Augen. Interessant war es hier bei Hof den Csárdás tanzen zu sehen, jenen eigenthümlichen Nationaltanz, der, mit einem Andante beginnend, immer lebhafter, immer stürmischer wird, von jedem anders erfaßt und ausgeführt, mit dem höchsten Anstand gepaart die südliche Gluth und Lebhaftigkeit athmet. Wie anschaulich hat ihn Lenau geschildert! Ich werde wohl später noch einmal darauf zurückkommen, sowie auf die originelle Musik dazu, auch hier bei Hof von Zigeunern ausgeführt, denen die Militärmusikbanden Platz machten, und die alsdann in schwarzem Anzug mit Cymbal, Streichinstrumenten und Clarinetten auf der

Tribüne erschienen. Es ist viel originelles und tiefpoetisches in diesem eigenthümlich schönen Lande.

Die Gemeinde der k. k. Freistadt Pesth gab gestern einen sehr glänzenden Ball in dem eben zu diesem Zweck aufs geschmackvollste und eleganteste decorirten deutschen Theater. Bühne und Parterre waren in Eine Höhe gebracht, die erstere durch Decorationen ringsum geschlossen, und durch Gesträuche, Bäume, Blumen aufs phantasiereichste in einen Garten verwandelt. Zwischen den grünen Gruppen blickten weiße Statuen hervor, von allen Seiten durch Licht in matten Glaskugeln aufs reichste beleuchtet. In der Mitte war ein Springbrunnen, der seinen Wasserstrahl hoch empor warf, umgeben von mannigfaltigem Grün und den verschiedensten Blumen, deren Farbenspiel noch vervielfältigt und erhöht wurde durch kleine Gasflammen, die, dem Auge unsichtbar, sich nur durch ihren blitzenden Schein zwischen den vielen Farben und dem Grün verriethen. Die Straßen um das Theater, dessen nächste Umgebung schön und sinnreich illuminirt war, sah man angefüllt mit dicht gedrängten Volksmassen, welche das Kaiserpaar bei ihrem Erscheinen aufs lebhafteste begrüßten.

Eine Trompetenfanfare verkündigte den im Ballsaal Versammelten die Ankunft der Majestäten, und dieselben wurden beim Eintritt in die kaiserliche Loge mit einem langandauernden stürmischen Eljen begrüßt. Nach einiger Zeit verließen der Kaiser und die Kaiserin ihre Loge und durchschritten unter enthusiastischem Zurufen den Saal, um darauf gegen 11 Uhr den Ball zu verlassen, worauf die Kaiserin nach Ofen zurückkehrte, der Kaiser sich aber zur Eisenbahn begab, um mit einem Separattrain nach Wien zur Besichtigung der landwirthschaftlichen Aus-

ſtellung zu eilen. Heute um 4 Uhr wird der Kaiſer die Hauptſtadt aber ſchon wieder verlaſſen, nach Mitternacht hier ankommen, und einige Stunden darauf ſeine Rundreiſe durch einen Theil Ungarns mit einem Beſuch in Jaſzbereny, im Land der Jazygier und Kumanier, beginnen.

Vergangenen Sonntag hatte in der einzigen Promenade von Peſth, dem Stadtwäldchen, eine Feſtlichkeit ſtatt, die ſich um ſo eigenthümlicher und ſchöner darſtellte, da zu derſelben nichts vorher beſtimmt war, ſondern ſie ſich ganz von ſelbſt machte, wo die zuſammengeſtrömte Volksmenge aus allen Ständen dem Kaiſerpaar ſo recht aus Herzensgrunde ihre Huldigung darbrachte, ſtürmiſch ihre Liebe und Verehrung bezeugte. Man hatte hie und da geſprochen, der Kaiſer und die Kaiſerin würden vielleicht nach dem Stadtwäldchen hinauskommen, und auf dieß Gerücht hin hatten ſich Tauſende von Menſchen dorthin in Bewegung geſetzt. Als wir gegen 5 Uhr hinausfuhren, bildeten dieſe, ſchon in der innern Stadt anfangend, ein gedrängtes Spalier, das immer dichter und dichter wurde, je mehr man ſich der Promenade näherte. Hunderte von Wagen, Reitern und Fußgängern ſtrömten ebenfalls dort hinaus, und als man endlich bis zum Stadtwäldchen gelangte, ſah es wie eine Wagenburg aus.

Der Name „Stadtwäldchen“ iſt eigentlich unrichtig, denn was man hier ſo nennt, iſt eine breite mit Caſtanienbäumen bepflanzte Allee. Unbeſchreiblich angenehm war nach dem Staub der Straßen des ſchattenloſen Peſth der Anblick der friſchen Wieſenſtrecke, das helle feine Laub der Akazien, die dunklen Blätter der Caſtanienbäume mit ihren weißen zierlich emporſtrebenden Blüthen. Um ſo beengender aber, in der That fabelhaft, war das Gewühl der Hunderte von Wagen und Equipagen

aller Art, welche ſich in der Allee kreuzten, dieſelbe hier förmlich verſtopften und ſich dort am Weg in drei bis vier Reihen aufgeſtellt hatten. Da es, wie ſchon geſagt, Sonntag war, ſo hatte nicht nur die Stadt Peſth einen großen Theil ihrer Equipagen hieher befördert, ſondern auch die Bauern der Umgegend vermehrten das Gewühl mit ihren eigenthümlichen Fahrzeugen.

Da ſah man die eleganteſten Equipagen mit reich gallonirten Kutſchern und Bedienten, die Damen in den feinſten Toiletten; da ſah man Poſtzüge mit prachtvollen Pferden, die der Beſitzer vom hohen Phaëton ſelbſt lenkte, hier mit engliſchem Geſchirr, dort mit ungariſchem, den eigenthümlichen ledernen Quaſten, an den Seiten herabhängend, und den rothen flatternden Bändern und dergleichen. Da begegnen uns Bauernwagen mit Weibern in ihren bunten Nationalcoſtümen, auf dem Bock der Eigenthümer ſelbſt in weißen weiten Beinkleidern, blauer verſchnürter Jacke, mit den weißen faltigen Hemdärmeln, der rothen auf der rechten Schulter hängenden Mente, auf dem Kopf den aufgekrempten ſchwarzen Hut mit Federbuſch und lang herabfallenden Bändern; hier jagt ein Fünferzug prächtiger ungariſcher Pferde bei uns vorüber, ſpielend gelenkt von dem Huſaren, der auf dem Bock ſitzt. Reiter auf unruhigen Pferden kreuzen die Menge nach allen Richtungen, und ſchwere mit vier Pferden beſpannte Omnibus voll neugieriger Zuſchauer drängen ſich wie ein Keil in das Gedränge der leichten Gefährte und finden einen Ausweg, wo wir das kaum für möglich gehalten.

Endlich ſtockt die ganze Maſſe erwartungsvoll, die Tauſende von Fußgängern, die den Raſenplatz bedecken, eilen nach dem Ausweg des Stadtwäldchens, alles in den Equipagen hebt ſich empor und blickt dorthin; was zu Pferd und zu Wagen im

Stande zu ſein glaubt wenden zu können, macht wenigſtens den Verſuch dazu, und hiedurch entſteht eine koloſſale Verwirrung. Lauter Ruf von der Stadt verkündet, daß man nicht vergeblich gewartet, daß der Kaiſer und die Kaiſerin kommen. Wenige Augenblicke noch und ſie erſcheinen wirklich am Eingang der Promenade, die Kaiſerin zu Pferd; in der That ein lieblicher Anblick, wie ſie für all die ſtürmiſchen Eljens, in welche auch Damen mit einſtimmen, und die heute der hohen Frau hauptſächlich gelten, durch freundliches Kopfnicken nach allen Seiten herzlich dankt. An ihrer Rechten reitet der Kaiſer, etwas voraus Graf Grünne, dem es kaum gelingt, durch die dicht zuſammengedrängte Maſſe der Wagen, Reiter und Fußgänger den nöthigen Platz zu gewinnen. Alles drängt ſich näher und näher, man ſchwenkt die Hüte, man ſchreit und jubelt; die Damen erheben ſich in ihren Wagen, und wenn das Kaiſerpaar vorübergeritten iſt, gefolgt von vier Reitknechten auf weißen Pferden, ſo ſtrömt eine ſolche compacte Maſſe hinterdrein, daß man jeden Augenblick auf die Räder des eigenen Wagens hinabſchaut, verwundert, daß nicht eins derſelben weggeriſſen iſt.

Das war ein ſchöner Tag, und man ſah hier recht, wie freudig bewegt alles war, wie glücklich man ſich ſchätzte über den Beſuch des Kaiſerpaars in Ungarns Hauptſtadt.

6.

Der Beſuch des Kaiſers in Waitzen.

Ofen 21. Mai. Geſtern erfreute der Kaiſer die Stadt Waitzen mit einem Beſuche. Leider ſah ſich die Kaiſerin durch das immer noch andauernde Unwohlſein der Erzherzogin Sophie

veranlaßt, hier in Ofen zu bleiben, ſo daß der Bevölkerung von Waitzen nicht die Freude zu Theil wurde, auch ihre Kaiſerin von Angeſicht zu Angeſicht ſehen zu dürfen, wodurch, bei der wahrhaft rührenden Theilnahme, welche der hohen Frau, wo ſie nur erblickt wird, entgegenjubelt, die Feſte, bei denen ſie fehlt, immer einen guten Theil ihres Glanzes verlieren.

Um 10 Uhr verließ der Kaiſer in Begleitung des Generalgouverneurs von Ungarn, Erzherzog Albrecht, und eines kleinen Gefolges mit einem Extrazug Peſth und erreichte um 10¾ Uhr den feſtlich geſchmückten Bahnhof von Waitzen. Kanonendonner verkündete die Ankunft des Zugs, und wie der Kaiſer den Wagen verließ, wurde er vom tauſendſtimmigen gewaltigen Eljen empfangen, in das ſich das Geläute der Glocken ſämmtlicher Kirchen miſchte. So herzlich dieſer Empfang war, ſo freundlich und, man ſah es, aus vollem Herzen kommend, waren die Decorationen vom Bahnhof bis zur Stadt, ſowie dieſer letztern in ihrem reichen Schmucke von wehenden Fahnen und aufgeſteckten grünenden Bäumen, war das jubelnde Entgegenſtrömen der Bevölkerung Waitzens.

Die ganze Strecke bildete eine fortgeſetzte Laube, aus grünen Guirlanden beſtehend, und mit ſchwarzgelben, weißrothen, weißblauen Fahnen, ſowie ſolchen mit den Landesfarben beſteckt. Zu beiden Seiten des Wegs waren die Deputationen von 20 Ortſchaften des Waitzener Bezirks aufgeſtellt, die ungariſche und ſlavoniſche Bevölkerung repräſentirend; neben ihnen erſchienen außerordentlich zahlreich die Mitglieder der iſraelitiſchen Gemeinde; alte Männer trugen eine Fahne mit einer Begrüßung des Kaiſers in hebräiſcher Inſchrift, alle waren in ihrem Feſtſtaat, die Knaben etwas ſonderbar aufgeputzt in ſchwarzen Fräcken, gelben

Sie neigte ihr Geſicht auf das ſchwarze Haar des Kindes und flüſterte unhörbar: „warum mußt du eine Tänzerin werden, mein Kind? thu' es nicht! flieh' unſer glänzendes Elend! ſo gut, ſo lieb, ſo unſchuldig! O, wenn ich denken muß, welcher Schmerz nach zehn Jahren in dieſer kleinen Bruſt wohnen wird, wie viel getäuſchte Hoffnungen, wie viel Kummer und Leid! O Kind, dir wäre beſſer, du hätteſt kein Talent, und Gott möge es denen vergelten, die dich hieher brachten!“

Sie drückte ihre heißen Lippen auf die Stirn des Mädchens und ſagte unter reichlichen Thränen: „armes Kind, warum willſt du eine Tänzerin werden?“

Die Probe gieng unterdeſſen ihren Gang fort, es kam die Scene, deren ſich der Leſer vom Balletſaal her erinnern wird, das Pas de deux des Ritters Aſtolfo mit Demoiſelle Pauline. „Was ſind die Reize meiner Braut, die mir vom Schickſal beſtimmt iſt, gegen die deinigen, o Holde?“ und dann antwortete ſie: ſie könne ihn nicht lieben, er habe ja eine Braut und doch liebt ſie ihn, aber das Schickſal trennt ſie unerbittlich. Auch das gieng vorüber und das ganze Ballet zur vollkommenſten Zufriedenheit des Signor Benetti. Als Alles beendigt war, verließen die Muſiker ihre Plätze, der Kapellmeiſter wechſelte noch ein paar Worte mit dem Inſpicienten, dann wurden die Lichter an den Muſikſtändern ausgelöſcht, die Proſceniumslampen verſchwanden, die Theaterwagen mit den erſten Tänzerinnen rollten nach Hauſe, die Ratten giengen zu Fuß hinweg, unter dem Arm ein kleines Bündel oder ein paar Schuhe tragend, die nothwendiger Reparaturen bedurften, und die Letzten, die das Opernhaus verließen, war der Balletmeiſter, Graf Alfons, Charles der Muſiker und der Herr Dubelli.

Auf dem Geſicht des Letzteren ſtrahlte ein außerordentliches Glück, und wir finden das begreiflich, nachdem wir die letzten Worte des Signor Benetti vernommen. „Es bleibt alſo dabei,“

Halsbinden, auf dem Kopf eine Art Kalpak von ſchwarzer Wolle und mit Blumen verziert; die Mädchen in weißen Kleidern und mit blauen Miedern; aber auf allen Geſichtern las man die Freude über den ehrenden Beſuch, aus den vielen dunklen Augen leuchtete es von Glück und Vergnügen.

Auch von der gegenüberliegenden Inſel des Ofener Bezirks hatten ſich die Gemeinden mit ihren Fahnen und Vorſtänden eingefunden, und alles das bildete ein feſtes Spalier, welchem ſich rückwärts die lebendig bewegte Bevölkerung Waitzens angeſchloſſen hatte, immer vordrängend, mit immer ſich erneuernden Eljens ihre Liebe und Verehrung ſtürmiſch an den Tag legend. Quer über die Straße waren die Banderien der Stadt Waitzen ſowie des Waitzener Bezirks zu Pferde aufgeſtellt. Das iſt nun etwas, was man nur in dieſem eigenthümlichen Lande ſieht. Das Banderium der Stadt war in blauem Attila mit weißen Schnüren, ſchwarzen Kalpaks mit weißen Federbüſchen, gut ausſehende Reiter in weißen Gatyen, rother Weſte und blauem Spencer auf ungeſattelten Pferden, die nur mit einer rothen Decke verſehen waren. Ihr Anführer hatte Spencer und Beinkleider mit Goldſchnüren beſetzt und gewährte einen überaus ſtattlichen Anblick.

Auf dem Bahnhof beſichtigte der Kaiſer die aufgeſtellte Jägercompagnie, nahm hierauf die Anrede des Bürgermeiſters von Waitzen entgegen, welche er in ungariſcher Sprache erwiederte, was einen wahrhaft enthuſiaſtiſchen Jubelruf zur Folge hatte, und ſtieg alsdann zu Pferd, um die ſeitwärts ſtehenden Truppen zu inſpiciren. Nach beendigter Revue fuhr er nach der Stadt, und der Moment, wo ſich der kaiſerliche Wagen in Bewegung ſetzte, gewährte für die Zuſchauer einen prächtigen Anblick. Vor-

aus galoppirten die Banderien unter immerwährendem Eljenrufen, das die dichtgedrängte Menge rechts und links aufnahm und unter Tücher- und Hüteschwenken tausendstimmig wiederholte; dazu spielte die Jägerkapelle die Volkshymne, und zwei auf dem Weg aufgestellte Zigeunerbanden fielen mit ihren lustigen wilden Melodien jubelnd ein, wie der Kaiser nach allen Seiten freundlich grüßend vorüber fuhr und sich alsdann nach dem Dom begab, wo ein feierliches Tedeum von dem Bischof Roskovanyi celebrirt wurde. Als die Majestät hierauf die Taubstummenanstalt besucht, begab er sich nach dem Stadthaus, vor welchem einer jener kleinen Vorfälle, welche die allgemeine Liebe und Verehrung erklärlich machen, mit der man auch hier überall seine Erscheinung begrüßt, wieder bewies, daß dem Blick des jugendlichen Monarchen nichts entgeht.

Bei einer dort aufgestellten Zigeuner-Musikbande nämlich befand sich Einer mit Medaillen reich decorirt, auf den der Kaiser zutrat und freundlich mit ihm sprach. Und das hat nicht bloß dem wohl gethan, an den die Worte gerichtet waren, sondern das sich rings erhebende stürmische Eljen bewies deutlich, daß Jeder der Umherstehenden dankbar für die Ehre war, die Einem aus ihrer Mitte zu Theil wurde.

Eine großartige Straf- und Besserungsanstalt in Waitzen unter Aufsicht des Statthaltereiraths Baron Augusz, ein neues palastähnliches Gebäude, bestimmt zur Aufnahme von Kindern bis zum zehnten Jahre, wurde hierauf aufs genaueste besichtigt. Daß der Kaiser dergleichen nicht oberflächlich ansieht, ist bekannt genug, und so nahm er auch hier während längerer Zeit Einsicht von allen Details; er durchging die Kanzleien, hielt sich in den Arbeits- und Schlafsälen auf, besichtigte Kirche und Schule,

ſende und Tauſende, die ſich auf den Anblick ihrer Kaiſerin gefreut, welche für dieſelbe die großartigſten Vorbereitungen gemacht, wäre gewiß gerechtfertigt geweſen.

Es war 4 Uhr, als ich von meinem Hauſe in Ofen wegfuhr, bei der Burg vorüber, um dort an den Vorbereitungen zu ſehen, wie es mit der Reiſe der Majeſtät ſtände; ich muß geſtehen, daß ich ordentlich erfreut war, einen Wagen der Hofdamen mir entgegenfahren zu ſehen; alſo konnte jetzt kein Zweifel mehr ſein — die Kaiſerin reiste ebenfalls. Und ſo war es auch, das Befinden der kleinen Prinzeſſin hatte ſich mit einemmal ſo außerordentlich gebeſſert, daß die Aerzte ihren Zuſtand für „außer aller Gefahr“ erklären konnten.

Mit viel leichterem Herzen fuhren wir den Schloßberg hinab und erfreuten uns bei den erſten Strahlen der aufſteigenden Sonne — es war halb fünf Uhr Morgens — an dem prachtvollen Panorama von Peſth und der Donau, das man in ſeiner Großartigkeit und Lieblichkeit nicht oft genug ſehen kann. Man hatte mir einen neuen, ſehr leichten, halbgedeckten Wagen gegeben; davor hatten wir vier kräftige Pferde, die uns, als einmal die Kettenbrücke hinter uns lag, im ſcharfen Trabe durch die Straßen von Peſth führten. Trotz der frühen Morgenſtunde war es hier ſchon lebendig, und man ſah bereits Schaaren von Neugierigen ſich an dem Wege aufſtellen, auf dem der kaiſerliche Wagen vorbei mußte. In kurzer Zeit ließen wir die Stadt hinter uns und rollten auf der breiten Straße in die weite Ebene hinaus. Da es während acht Tagen nicht geregnet hatte, ſo war der Boden feſt und hart, und man hätte glauben können, auf einer Chauſſee in Deutſchland oder Italien zu fahren. Rechts und links, ſo weit das Auge reichte, waren die fruchtbaren Fel-

der aufs herrlichſte angebaut, und trieben ihr friſches Grün bei der warmen günſtigen Witterung mit einer wahren Ueppigkeit hervor; unendliche Korn- und Weizenfelder wechſelten mit Welſchkorn und Kartoffeln, auch lagen hie und da kleine Wieſenſtrecken mit ſaftigem Grün dazwiſchen; Gruppen von Akazienbäumen zeigten uns freundlich ihre weißen Blüthen, und wie zum Morgengruß erhoben ſich zahlreiche Lerchen ſchmetternd in die Luft.

Unſer Kutſcher war eine gediegene Perſönlichkeit, ſtädtiſch coſtümirt in blauem Huſarenſpenſer, ſchwarzem Hut mit langen Bändern, und fuhr, daß es eine wahre Freude war. Wohlthuend iſt die claſſiſche Ruhe, mit welcher der Ungar ſeine vier flüchtigen Pferde zu handhaben verſteht; da ſieht man faſt keine Bewegung in der Fauſt, welche die Zügel führt; da vernimmt man nur hie und da ein ermahnendes Wort, und die Peitſche, mit einer Schnur von etwa 14 bis 16 Schuh, allein iſt in immerwährender origineller Bewegung. Bald wickelt der Kutſcher die Schnur auf, und braucht dann den Stock, um die Stangenpferde durch kaum merkliche Berührung anzutreiben; bald wickelt er ſie ab, knallt gewaltig damit, ſeinen Pferden ſagend: paßt mir auf und thut eure Schuldigkeit! oder um mit ſicherm Hieb jedes genau zu treffen, wohin er gerade will; zuweilen zieht er mit einer eigenthümlichen Bewegung allen vieren zu gleicher Zeit eins über, ſie zu raſcherem Lauf antreibend.

So erreichen wir die Grenze, das Weichbild der Stadt, und zu gleicher Zeit einen Triumphbogen aus Grün aufgeführt, mit Fahnen und Inſchriften verſehen, wo ſchon die Behörden anfangen ſich einzufinden, wo ſchon zwei Reihen weißgekleideter Mädchen mit Blumenſträußen aufgeſtellt ſind, wo ſchon von nah und fern zahlreiche Schaaren Zuſchauer zu Fuß, zu Pferd und zu

Wagen herbeiſtrömen. Es iſt intereſſant, für uns namentlich, die letzteren zu ſehen, wie ſie mit vier luſtig galoppirenden Pferden längs der Felder daher kommen, oder rechts und links aus den Wagen hervorbrechen; alle ſind ſo ſtark wie möglich beſetzt, alle ſind mit Fahnen verziert, deren bunte Farben das Ganze angenehm beleben. Hier verlaſſen wir die Hauptſtraße, und biegen rechts in einen Nebenweg ein; unſre Räder ſchneiden ziemlich tief in den Sand, was aber den Kutſcher nicht hindert, meiſtens in vollem Galopp zu fahren; dabei iſt das Terrain wellenförmig geworden und der Boden nicht mehr ſo vollkommen angebaut wie bisher; es zeigen ſich weite Wieſenflächen, jetzt im Monat Mai friſch grün.

In Czinkota, wo der kaiſerliche Wagen andere Pferde erhält, finden wir ſchon alles in Bewegung; an der Straße entlang die Einwohner im Sonntagsſtaat; überall brechen Reiter hervor, hier einzeln, dort zu zwei, dann in Gruppen, und galoppiren nach gewiſſen Punkten, wo ſie ſich verſammeln werden; ſie bilden die bekannten Banderien, welche das Kaiſerpaar vor dem betreffenden Ort empfangen, hindurch begleiten, und alsdann noch eine Strecke Wegs gegen die nächſte Station mitreiten. Hier waren es vielleicht zwei- bis dreihundert, die ſich bereits verſammelt hatten, lauter junge Burſche auf guten Pferden, mit bläuen Pelzen, rothen Spenſern und weißen Gatyen, ſchon jetzt allen möglichen Muthwillen treibend; bald galoppirten ſie hier hin, bald dorthin, hielten kleine Wettrennen, ſetzten über den Weg, und gelangten, meiſtens auf den größtmöglichen Umwegen an ihren Verſammlungsort. Wir hielten einen Augenblick neben der kleinen Kirche des Orts, die erhöht auf einem Hügel liegt, und wo ſich uns gleich eine Zigeunerfamilie präſentirte, deren

jüngſten Sprößling, einem faſt nackten bildhübſchen Knaben von vier Jahren, deſſen einzige Bekleidung in einem Ding wie ein Mantelkragen von ſehr ſchmutziger Leinwand beſtand, wir ein paar Kreuzer ſchenkten.

Von einem eigentlichen Weg war hinter Czinkota nicht mehr die Rede; über die wellenförmige grüne Ebene zog eine unzählige Menge von Fahrgeleiſen, welche jeder Kutſcher, dem es gut dünkte, noch durch ein neues vermehrte. An dem Flußbett des Tapio zu unſerer Linken ſahen wir, wie tief hier der weiche angeſchwemmte Boden geht; das Waſſer zwiſchen ſenkrechten Wänden floß vielleicht 16 Fuß in der Tiefe, dem Auge nur dann ſichtbar, wenn man ſich dicht am Rande befand. In einem Hügelkamm vor uns hatte der Regen die verſchiedenen Fahrgeleiſe zu ordentlichen Hohlwegen ausgeſpült; glücklicherweiſe für uns hatte es aber auch hier ſeit vielen Tagen nicht geregnet, denn ſonſt würden wir, ſtatt leicht dahin zu rollen, gewiß nur im langſamſten Schritt haben fahren können.

Jetzt ſahen wir vor uns die erſte Station, Iſaſzeg, in einem lieblichen grünen Thal gelegen; dichte Gruppen von Eichen zogen an den Wänden hinab, unten auf friſcher Wieſenfläche bemerkte man lange Strecken mit Weiden, deren hellgrüne Blätter angenehm abſtachen; die weiße Kirche lag auf einem Hügel, die hellangeſtrichenen Häuſer ringsumher gruppirt. Da unten war alles in lebhafter Bewegung: von überall her ſprengten auch hier Reiter nach dem Ort zu, wobei ihre weiten weißen flatternden Aermel, der fliegende Pelz und die weißen Gatyen gar maleriſch ausſahen. In langen Reihen zogen wieder einfache Bauernwagen dahin, mit Männen und Weibern in der ungariſchen Tracht, zuweilen auch mit eleganten Damen in hellen

Seidenkleidern und bunten weithin leuchtenden Sonnenschirmen. In der Freude ihres Herzens wurden auch wir mit manchem freundlichen Eljen begrüßt, oder mit einem Eltesse az isten! (Gott erhalte Sie!) Schon weit vor dem Ort war der Weg verziert mit hohen grünumwundenen Stangen, an denen schwarzgelbe, weißrothe, blauweiße Fahnen flatterten, sowie andere mit den Landesfarben.

Je näher wir dem Ort kamen, um so dichter wurden die Schwärme der Fußgänger, Wagen und Reiter, namentlich mehrten sich die letztern so, daß endlich der breite Platz, wo wir umspannten, einem Cavallerielager ähnlich sah. Die verschiedenartigsten Costüme bemerkte man an diesem Haufen, vorherrschend den weiten Aermel, den blauen Spenser und die weißen Gatyen; aber auch andere Banderien im Attila mit der umgehängten Mente und im Kalpak mit Federn zeigten sich in geschlosseneren Reihen und größerer Ordnung. Die vielen Wagen hatten Bauern aus der Umgegend mit Weib und Kind gebracht, die erstern im Pelz oder mit dem weißen buntausgenähten Ször, dem eigenthümlichen ungarischen Mantel mit viereckigem Kragen, die Weiber in Kleidern von leuchtenden Farben, mit rothen Stiefeln und goldenen Hauben. Nimmt man zu dem allem die zahlreich ausgerückte Schuljugend in Csikos-Costümen, freundlich grüßend und laut durcheinander schreiend, ferner eine Menge Beamte in goldverschnürtem Attila und eben solchem Pelze, dann Magnaten in ihren mannigfaltigen reichen Costümen, mit Kalpak und Reiherbusch, in vierspännigen Zügen ankommend oder auf kostbaren Pferden daherſprengend, hiezu das Flattern unzähliger Fahnen, das Getöse und Gelärme der ganzen Menschenmenge überhaupt, nicht zu vergessen die gellenden Klänge verschiedener Zigeuner-

Musikbanden, bei denen hie und da auf offener Straße Csárdás getanzt wurde, so wird man es begreiflich finden, daß man sich ordentlich freut, wenn frische Pferde vorgelegt sind und wir lustig dahin galoppirend all den Spectakel hinter uns lassen.

Wenn man eine solche Menschenmenge stundenlang lustig und wohlgemuth warten sieht — und das kam an allen Orten vor, die wir passirten — so fühlt man wohl, daß der Ungar aus freiem Antrieb und mit herzlicher Gesinnung meilenweit gefahren und geritten ist, um das Kaiserpaar zu begrüßen; und wenn man ferner eine solche enthusiastische Begrüßung so oft wie wir mit angesehen, so muß man sich davon überzeugen, daß dergleichen aus gutem Herzen kommt und sich hier durch keine Mittel in Scene setzen läßt.

Von Isaszeg weg fuhren wir durch eine Gegend von so lieblichem Charakter, wie ich sie lange nicht gesehen, und am allerwenigsten hier vermuthet hätte. Gleich hinter dem Orte nahm uns eine frisch grüne Wiesenfläche auf, welche mit niederem Gebüsch und mit Gruppen von hohen Eichen und Buchen so malerisch übersäet war, daß man hätte glauben können, eine künstlerische Hand habe das alles so geordnet und das auf- und absteigende Terrain in einen förmlichen Park verwandelt. Die vielen Wege, so eigenthümlich sie auch durcheinander liefen, schienen nach einem System geführt, umkreisten hier eine große Wiesenfläche, wandten sich dort schlangenartig durch Reihen von uralten Eichen, um sich weiter vor uns zu treffen, und dann, plötzlich wieder auseinander laufend, neue Kreise und Schlangenlinien zu beschreiben. Dazu war das Grün an Gras und Laub wunderbar frisch und dem Auge wohlthuend; auf dem Boden perlte der Thau, so daß die Spuren unserer leicht dahin rollenden

Räder zuweilen lange leuchtende Strahlen bildeten; dazu ſangen die Vögel aus ihrem dichten Laubverſteck, die Sonne warf blitzende zitternde Lichter auf die Wieſenfläche, hinter durchſichtigern Baumgruppen zuweilen einen wahren Goldgrund zaubernd, und zu dem allem rollte der Wagen faſt ohne alle Bewegung auf dem weichen Raſen dahin, ſo daß wir nicht einmal die zahlreichen Schaf- und Rinderheerden erſchreckten, obgleich ſie uns ſo plötzlich zwiſchen den dichten Eichengruppen hervorbrechen und ebenſo drüben wieder verſchwinden ſahen.

Unſer Kutſcher war ein Vollblut-Ungar in weißen Gatyen, blauem Spenſer, zwiſchen welchen Kleidungsſtücken ſeine braune natürliche Haut zu Tage trat; er hatte flinke Pferde eingeſpannt, hing vorn übergebeugt faſt auf ſeinen Zügeln, und fuhr in ſo geſtrecktem Galopp, daß man ſich an dieſes raſende Fahren nur dann einigermaßen gewöhnen konnte, wenn man ſah, mit welcher Geſchicklichkeit er zwiſchen den Baumſtämmen dahin galoppirte, dem verſchlungenen Wege folgte oder ſich einen neuen ſuchte, wenn ihm dies gerade beſſer gefiel. Bei alle dem mußten wir aber doch unſer ſchnelles Fahren büßen: mit einemmal fühlten wir, daß ſich unſer bisher ſo leichter Wagen plötzlich ſchleppend fortbewegte; die Achſen hatten ſich erhitzt, eine mußte ſchlecht abgedreht ſein, denn unſer linkes Hinterrad ſtand unbeweglich feſt. Glücklicherweiſe hatten wir die Station vor uns liegen, und obgleich wir das fragliche Rad durch den tiefen Sand ſchleppten, war unſer Ungar doch nicht zu vermögen, im Schritt zu fahren.

Auch hier in Kola wieder derſelbe Spektakel: Triumphbogen, Fahnen, Tauſende von Zuſchauern, alles im Sonntagsſtaat, Zigeunermuſiken, Banderien an der Straße aufgeſtellt, oder noch

ſagte dieſer würdige Mann, „Demoiſelle Pauline behält ihre Partie und Sie, Dubelli, tanzen die andere. Ich will doch ſehen, ob ich noch Herr und Meiſter im Balletſaal bin. Aber, junger Mann, es gilt ein ernſthaftes Studium, Tag und Nacht bis zu der Aufführung, Tag und Nacht unausgeſetzt fort, da Sie das ungeheure Glück haben, nach kaum zweimonatlichen Studien eine ſchöne glänzende Rolle vor dem Publikum tanzen zu dürfen. — Guten Abend, meine Herrn!“

Die Pferde des Grafen, die lange gewartet — es war beinahe halb Neun geworden und die Sonne am Untergehen — knirſchten ungeduldig in die Zügel und fuhren nun wie der Blitz mit dem leichten Phaeton davon. Der Graf brachte den Muſiker nach deſſen kleinem beſcheidenem Gartenhauſe vor der Stadt, und als nun der Künſtler allein in ſeinem Zimmer war, ſetzte er ſich an ſein Inſtrument, rief wilde ſchmerzliche Melodien aus den Saiten und ſeufzte, indem er das Licht der untergehenden Sonne ſah: „o Anna, mein verſchwundener Schutzgeiſt, wenn auch du mein erſtes Werk hören könnteſt!“

über die Felder her nach dem Orte galoppirend. Die jungen Burſche hier und faſt alle Reiter hatten auf ihren Hüten und Kalpaks Büſche von weißen Grasblüthen, was außerordentlich elegant und zierlich ausſah. Leider verloren wir durch unſer Rad, welches ſie mit kaltem Waſſer abkühlen mußten, bei drei Viertelſtunden, und waren endlich ſehr froh, Koka verlaſſen zu können, da wir fürchten mußten, von dem kaiſerlichen Zug überholt zu werden.

Die Gegend, die wir jetzt durchfuhren, hatte einen weniger freundlichen Charakter; weite Strecken tiefen Sandes wechſelten mit fruchtbarem Erdreich ab, Puſzten mit kümmerlichem Graswuchs ſchloſſen ſich an unendliche Felder, auf denen Kartoffeln und Wälſchkorn hervorkamen. Dagegen war Gegend und Straße wimmelnd belebt: meilenweit hatten ſich die Einwohner zahlreicher Dörfer an den Weg gezogen und ſtanden dort mit Fahnen, mit grünen Zweigen, auch hie und da mit einer Zigeunermuſikbande, das Kaiſerpaar erwartend. Neben jeder dieſer Gemeinden befand ſich ſeitwärts im Feld eine förmliche Wagenburg, die ausgeſpannten Pferde graſend umher; Feuer waren angezündet worden, hier wurde der Kolas erſt gekocht, dort aus einem großen Keſſel gemeinſchaftlich verzehrt — ein kleines Volksfeſt.

So näherten wir uns Jaſzbereny, der Hauptſtadt der Jazygier und Kumanier, dieſer ächteſten aller Ungarn, der vortrefflichen Reiter, von denen wir auch bald einige zu Geſicht bekamen; ſie waren als Vorpoſten aufgeſtellt, ſtundenweit eine Art Telegraph bildend, um die Ankunft des Kaiſerpaars ſogleich zu verkünden. Es war ein eigenthümlicher maleriſcher Anblick, dieſe einzelnen Huſaren zu ſehen, auf einer kleinen Erhöhung unbeweglich zu Pferde haltend und aufmerkſam auf die Straße blickend.

Bald erreichten wir das Weichbild der Stadt mit einem Triumphbogen und Reiterſchaaren, die abgeſeſſen waren und neben ihren Pferden lagerten.

Obgleich Jaſzbereny 18 bis 20,000 Einwohner hat, iſt es doch nur ein weitläufig angelegtes Dorf mit den Rechten eines Marktfleckens. Eine natürlicherweiſe ungepflaſterte Straße von ungeheurer Breite nimmt uns auf, an der die Häuſer, durch Bäume und Gärten getrennt wie einzelne kleine Höfe liegen; ſie ſchieben ſich freilich etwas zuſammen, je mehr wir ins Innere kommen, aber ohne daß die Hauptſtraße des Orts den Charakter ihrer außerordentlichen Ländlichkeit verlöre, wobei es uns überraſchend ſein könnte, die unendliche Menſchenmenge zu ſehen, die ſich an dem Weg und bei den Häuſern zuſammengedrängt, und doch wieder gering erſcheint bei den ungeheuren Dimenſionen der Straße ſelbſt. Links ſehen wir ein Uhlanenpiquet aufgeſtellt, vor uns erhebt ſich ein koloſſaler Staub, wir hören Blasinſtrumente, Säbelgeklirre, einzelne Rufe; unſer Kutſcher ſieht ſich veranlaßt, etwas ſeitwärts zu fahren, anzuhalten, um die dunklen Reitermaſſen, die ſich jetzt auf uns zu bewegen, vorbei defiliren zu laſſen. Es ſind die berühmten Banderien der Jazygier und Kumanier, von denen wir einen kleinen Theil ſchon beim Empfang in Peſth geſehen, die nun ihrem König und ihrer Königin entgegen ziehen, 16 Schwadronen ſtark, über 2000 Reiter, prachtvolle Leute, auf kräftigen Pferden, gut gekleidet, gut bewaffnet, fertige Huſarenregimenter.

Die Jazygier (meiſt Katholiken) haben dunkelblaue Spenſer mit braunen Fuchspelzen; die Anzüge der Kumanier (Calviniſten) ſind blau mit weißen Schnüren; jede Diviſion hat ihre Standarte, die Capitäns der verſchiedenen Banderien tragen oft phan-

taſtiſch reiche, mit Gold- und Silberſchnüren und grauem Beſatz verzierte Pelze, Kalpaks mit Reiherbuſch, und ſind ſchöne ältere Männer, oft mit großem, grauem, vollem Bart; der Anführer dieſer ganzen ausgezeichneten freiwilligen Cavallerie iſt der Obercapitän v. Jancovich, ein ſtattlicher Mann, der den Schwadronen voran reitet; an der rechten Hüfte trägt er an goldener Schnur das Feld- und Wahrzeichen der Jazygier und Kumanier, das berühmte Horn Lehels.

Es dauert eine gute Zeit, ehe die Reiterſchaaren bei uns vorübergezogen ſind; dann eilen wir wieder vorwärts an jubelnden Menſchenmaſſen vorbei, oft angerufen und herzlich begrüßt, wobei man uns fragt, ob Csaszár und Csaszárné bald kommen werden. Alle Häuſer hier — ſie haben durchgängig nur ein Erdgeſchoß, ſtehen mit den Giebeln an der Straße, die mit Fahnen beſteckt ſind, gelbſchwarz, weißroth, weißblau oder weißrothgrün. Je mehr wir uns der Brücke nähern, die über den Zagyva führt, deſto langſamer müſſen wir fahren, da die Menſchenmaſſen immer dichter ſtehen, da Schaaren von Reitern und Wagen unſern Weg kreuzen. Endlich gelangen wir zum Comitatshauſe, wo der Kaiſer und die Kaiſerin wohnen werden, und wo auch wir Quartierbillets erhalten. Es ſind freundliche Leute, von denen wir ein Zimmer bekommen, ächte Ungarn, mit denen ich mich aber nur pantomimiſch verſtändigen kann.

Kaum haben wir Zeit, die dickbeſtaubten Kleider zu wechſeln, als es draußen unter den dichtgedrängten Volksmaſſen lebendig wird: Böllerſchüſſe krachen durch die Luft, Glocken läuten, wir können kaum noch die Hauptſtraße gewinnen, wo das Kaiſerpaar unter unermeßlichem Jubel ſo eben ſeinen Einzug hält. Die Kaiſerin ſitzt im offenen Wagen, ſie hat nach allen Seiten

aufs freundlichſte zu danken für die wirklich enthuſiaſtiſchen Freudenbezeugungen, für die fortwährenden tauſendſtimmigen Eljenrufe, mit welchen ſie empfangen wird. Und dabei muß die hohe Frau in die Nähe und Ferne grüßen, denn aus den Fenſtern der Häuſer wehen Tücher und Bänder, und zwiſchen die Räder des Wagens drängt ſich die tobende Menge mit unaufhörlichen Eljen! Eljen! — Daß der Kaiſer, eine ritterliche Geſtalt und vortrefflicher Reiter, vor dem Ort zu Pferde geſtiegen iſt, und ſeinen Einzug, umgeben von ſeinem glänzenden Gefolge, an der Spitze der Banderien hält, hat den guten Jazygiern und Kumaniern unendlich wohl gethan. Leider wirbelt der Staub über alle Maßen empor, weßhalb der Obercapitän ſeine Reiter angewieſen hat, in geſchloſſenen Colonnen einzuziehen, was denn auch im allgemeinen ziemlich befolgt wird, ohne daß übrigens ein paar hundert Nachzügler es unterlaſſen können, in ihrer wilden Freude hierhin und dorthin über Hecken und Gräben zu ſetzen, und ihr dröhnendes Eljen mit Säbelſchwingen zu begleiten.

Das aber macht dieß belebte Bild noch phantaſtiſcher und reicher, und die Hauptſtraße von Jaſzbereny bot in dieſem Augenblick eines der eigenthümlichſten Bilder, die man nur ſehen konnte. Jeder freute ſich auf ſeine eigene Art; während dort Hunderte von Huſaren am Ende des Zugs unabläſſig carocoliren, drängt die Menge nach, unbekümmert um die galoppirenden Pferde. Während Wagen voller Zuſchauer einander vorzukommen ſuchen, gruppiren ſich andere vor ihren Häuſern, rufen dem dorthin eilenden Kaiſerpaar — von dem und deſſen zahlreichem Gefolge man nichts mehr ſieht als eine gewaltige Staubwolke, einige Reiherbüſche, und das Blitzen einiger Säbel — unaufhörlich ihre Eljen nach. Während hier eine Zigeunerbande

in ſehr langſamem Tempo die Volkshymne ſpielt, iſt dort eine andere zur Feier eines luſtigen Csárdás übergegangen, und der Cſikos ſchwingt ſeine Tänzerin, die ohne Schuhe und Strümpfe erſchienen iſt, herum, daß die Röcke fliegen.

Der Platz vor dem Comitatshauſe iſt auf ländliche aber hübſche Art decorirt — Guirlanden von Grün verwandeln den ganzen Platz bis zur nahe liegenden Hauptkirche in einen Garten, deſſen Blumen und Blüthen die zahlloſen farbigen Fahnen bilden, die überall emporflattern. Das Kaiſerpaar iſt in der Kirche, um dort dem feierlichen Tedeum beizuwohnen, und mittlerweile bemühen ſich die Garden, welche Jaſzbereny für den Aufenthalt des Kaiſers geſtellt, hübſche junge Leute in blauem ſilberverſchnürtem Atila und Pelz, ein Spalier zu bilden von der Kirche nach einem Pavillon, der hundert Schritte vor dem Comitatshaus aufgeſchlagen iſt, und wo die Majeſtäten die Huldigung der verſchiedenen Stände und Gemeinden entgegen nahmen. Herzlicher, dröhnender, ja wilder hörte ich noch keinen Eljenruf als jetzt, da nun das Kaiſerpaar ſich zu Fuß von der Kirche nach dem Pavillon begab, der ſich in der dichtgeſchloſſenen Menge immer und immer wiederholte, ſobald man der Kaiſerin anſichtig wurde, auf deren lieblichem Geſicht ſich ein freundliches Lächeln zeigte.

Unter dem Pavillon überreichten ältere Männer in blauem Spencer mit weißen Knöpfen dem Kaiſer ein ſchwarzes Lamm und einen Käſe, Frauen mit goldenen Hauben, bunten Miedern und Schürzen friſchgebackene Kuchen; eine Deputation Herren in ſchwarzem Frack der Kaiſerin ein prachtvolles Album in blauem Sammet mit Anſichten des Landes, ſowie junge ſchöne Mädchen in reizender Tracht — ſie hatten blaue und rothe Mieder mit

Silber und Gold verſchnürt, mit Stirnbändern von farbigem Sammet, mit Perlen beſetzt — eine Haube nach Art derer, wie ſie die jungen Frauen in Jaſzbereny zu tragen pflegen. Sie beſtand aus einem Stirnband von Goldbrocat mit einer maſſiv goldenen Krone, am Reife die ungariſchen Landesfarben: weiß, grün, roth, durch Perlen, Smaragde und Rubinen dargeſtellt.

Kaum hatte ſich das Kaiſerpaar hierauf in ſeine Wohnung zurückgezogen, als die Volksmaſſen das Haus immer toller umdrängten, und hartnäckig aufwärts blickend deutlich den Wunſch zu erkennen gaben, die Kaiſerin am Fenſter zu ſehen. Als ſie nun endlich erſchien, wollte der Jubel kein Ende nehmen, und es gelang den ſtädtiſchen Garden nur mit äußerſter Mühe, eine Bahn zu brechen für die Banderien, welche der Kaiſer, der zu Pferd auf dem Platz erſchien, bei ſich vorbei defiliren ließ. Natürlicherweiſe hatte ſich alles aus den übrigen Straßen hier auf dem Platz zuſammengezogen, und obgleich derſelbe einen großen Raum bot, war er doch ſo mit Menſchen beſetzt, daß man ſich kaum durchdrängen konnte. Während oben Tafel war, ſpielte unten eine Militärbande abwechſelnd mit Zigeunermuſik, welche vor dem Speiſeſaal aufgeſtellt war.

Altherkömmlichem Gebrauch gemäß erſchien, während die Majeſtäten bei Tiſch waren, eine Deputation von den älteſten der Jazygier und Kumanier mit dem Horn Lehels, deſſen wir vorhin ſchon erwähnt haben, und ſtellten ſich damit hinter den Stuhl des Obercapitäns. Dieſes Horn Lehels, des berühmten Anführers der Ungarn, verdient ſchon einige erläuternde Worte. Bei allen kriegeriſchen Völkern waren die Jagd- und Kriegshörner, namentlich die der großen Befehlshaber, von außerordentlicher Wichtigkeit. Nicht nur daß ihr Ton die Schaaren ordnete und

zum Angriff führte, dienten ſie auch bei ihren religiöſen Gebräuchen. So füllte Lehel das ſeinige bei dergleichen Veranlaſſungen mit Donauwaſſer, goß dieſes alsdann opfernd auf die Erde, und während ſein Ton erſchallte, riefen die Ungarn zu ihrer Gottheit um Hülfe. Bekannt iſt die Belagerung Augsburgs durch Lehel 955, wo dieſer, wie die Chronik erzählt, ſeinen Gegner, den Feldherrn Kaiſer Otto's, mit eben dieſem Horn verrätheriſcherweiſe erſchlagen haben ſoll. Wenn nun dasſelbe auch nicht aus jener Zeit ſtammt, ſo iſt es doch unbeſtritten ſehr alt und von byzantiniſcher Arbeit. Das Horn iſt vielleicht 1½ Fuß lang aus einem einzigen Stück Elfenbein geſchnitten, und reich mit Bildwerk verziert; das Beſchläg wie das Mundſtück ſind von Silber, und eine kleine Schale, welche oben in der weiten Oeffnung eingefügt wird, wenn man aus demſelben trinken will, iſt von Gold.

Nachdem der Obercapitän das Horn in Empfang genommen, erhob er ſich zu einer Anrede, in der er ungefähr ſagte: „Dieſer Tag iſt für die Jazygier und Kumanier, deren Treue und Anhänglichkeit felſenfeſt iſt, ebenſo glänzend wie unvergeßlich; Ew. Majeſtäten haben durch Ihre Anweſenheit uns Gelegenheit gegeben, dieß Gefühl auszudrücken, ſowie unſre herzliche und innige Liebe zu bezeugen. Wenn ich mir im Namen des Volkes erlaube, dafür unſern gerührteſten Dank auszuſprechen, ſo bitte ich mir geſtatten zu wollen, dem Gebete Worte leihen zu dürfen, welches aus dem Herzen jedes Jazygiers und Kumaniers alltäglich für unſern Kaiſer und unſere Kaiſerin gen Himmel ſteigt: Gott, der unſere Geſchicke lenkt, möge lange, lange Jahre das Leben Ew. Majeſtät erhalten, zum Glück und Heil der großen Monarchie und unſeres Vaterlandes, ſowie auch Ew.

Majeſtät unſere angebetete Kaiſerin, unſer aller Hort — Gott erhalte und ſchütze die allgeliebten Kinder und ſei wie bisher mit dem allerhöchſten Herrſcherhaus!"

Darauf füllte der Obercapitän die Schale in dem Horn mit Wein und überreichte dasſelbe dem Kaiſer, der ebenſo wie die Kaiſerin daraus trank, worauf Se. Majeſtät die Anrede mit herzlichen Worten in ungariſcher Sprache erwiederte: „Es lebe das treue und ritterliche Volk der Jazygier und Kumanier!"

Alles hier in Jaſzbereny, die Decorationen der Häuſer und Plätze, das Benehmen des Volks, hatte den Anſtrich eines natürlichen, herzlichen Einverſtändniſſes, eines wahren Volksfeſtes, bei dem das Kaiſerpaar in herzlicher Anhänglichkeit begrüßt und gebeten wurde, an der Beluſtigung des Volks theilzunehmen. So, als man ſich ſpäter zu den Feſtlichkeiten begab, welche die Stadt zu Ehren des Tages veranſtaltete. Der Kaiſer in Huſarenuniform führte die Kaiſerin, und das gewaltſam herausdringende Volk trennte das hohe Paar manchmal gänzlich von dem Gefolge, dem es trotz des Spaliers der ſtädtiſchen Garden oft nicht möglich war, die jubelnden Maſſen zu durchbrechen. Im ſogenannten Nationalgarten wurde in großen Keſſeln Gulyas-Fleiſch gekocht, dem Volk aus großen Fäſſern Wein gegeben, und Csárdás getanzt — ein unglaubliches, aber höchſt ergötzliches Durcheinander. Wenn auch der Kreis für die Tanzenden der verſchiedenen Stände anfänglich ziemlich groß war, ſo verengte er ſich doch zuſehens, und wie der Kaiſer Miene machte, die Kaiſerin an einen andern Platz des Gartens zu führen, brach das Volk gewaltſam herein, ſo daß der Kaiſer unter herzlichem Lachen oft ſtehen bleiben mußte, ehe ihm Platz gemacht wurde. Dabei ſahen wir Weiber aus dem Volk, die ſich gewaltſam ohne alle Rückſicht vordrängten, die

ſchöne Kaiſerin anſchauten, und dann mit einem innigen: Gott erhalte ſie! wieder zwiſchen der Menge verſchwanden.

Nicht nur aber im Garten ſelbſt ſtand alles Kopf an Kopf, auch die Bäume hingen voll Menſchen, von denen häufig einer unter allgemeinem Halloh herabrutſchte oder fiel. Bald hier, bald da auf dem Rückweg mußte das Kaiſerpaar einen Augenblick halten; bald hier, bald da ſah man Kreiſe bilden, fand man plötzlich Tänzer und Tänzerinnen, um unter den Augen des Kaiſers und der Kaiſerin Csárdás zu tanzen. Alle Coſtüme drehten ſich da durcheinander; Huſaren, Gardiſten, Cſikos-Weiber aus dem Volk mit bunter Haube und weißer Schürze, neben dem ſchwarzen Frack und eleganten Kleidern; alles benützte den entſtandenen Raum, manche weniger um zu tanzen als um das Herrſcherpaar mit Muße betrachten zu können.

So wurde es nach und nach dunkel — ſagen wir vielmehr, der Abend brach herein, denn auf dem weiten Platz des ländlichen Jaſzbereny entflammte eine Beleuchtung, an der ſich keine große Stadt hätte zu ſchämen gebraucht, und je mehr Lämpchen ſich entzündeten, deſto toller und ausgelaſſener wurde der Jubel des Volks. Vor dem Comitatshaus hatte ſich ein weiter Kreis gebildet, in welchem die Csárdástänzer wie toll und wahnſinnig beim Schein der aufgeſtellten Pechfackeln umherſprangen; und dazu hatten einige ganz abenteuerliche Coſtüme: ſo auf dem Kopf einen Kalpak mit Pelzwerk, Federnſchmuck und Verzierung von Spiegeln, um die Hüften ein Tuch wie eine weiße Schürze, worauf ein flammendes Herz geſtickt war, in der Hand eine Peitſche. Zuweilen trat ein Cſikos oder einer von den Banderien mit gefülltem Weinglas in den Kreis, nahm den Hut ab,

trank das Wohl des Kaisers und der Kaiserin und warf alsdann das geleerte Glas hoch über sich in die Luft.

Es war schon spät, als ein Fackelzug, den die Banderien der Jazygier und Kumanier dem Herrscherpaar brachten, die Festlichkeiten beschloß. In geordneten Reihen, voran die Musik des Uhlanenregiments, zogen sie vor das Comitatshaus, brachten ein donnerndes Eljen und umkreisten den weiten Platz, wo sich alsdann eine Menge Nichteingeladener in ihre Reihen mischte, die aber am heutigen festlichen Tag freundlich und brüderlich aufgenommen wurden. Ein eigenthümlicher Anblick war es, die fremdartigen, theilweise ziemlich wilden Gestalten bei dem röthlich strahlenden Fackellicht unter allgemeinem Säbelgeklirr, das den Platz erfüllte, zu sehen — die Husaren, Csikose, Ochsen- und sonstige Hirten in ihren umgehängten Pelzen, andere in weißem Szür oder in der Bunda, zwischen die Banderien zerstreut, nach den Klängen einer für sie gewiß sehr fremdartigen Musik marschirend, nach der Weise eines Liedes, welches ich zu Hause oft gehört, das selbst mir aber in dieser Umgebung eigenthümlich genug vorkam:

„Du hast die schönsten Augen,
Mein Liebchen, was willst du mehr?"

8.

Nach Szegedin.

Man kann an den schönsten Dingen dieser Welt genug kriegen, sogar an Illuminationen und Feuerwerk; was die erstern anbelangt, namentlich dann, wenn man das Glück hat, im Parterre eines Hauses zu wohnen, dessen Fenster keine Läden haben,

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Ein Bürgerball und seine Folgen.

Es gibt unter dem, was man gesellschaftliche Formen, oder noch besser gesagt, herkömmliche Anstandsregeln nennt, gewisse Dinge, denen sich die meisten Menschen nur mit Widerwillen unterwerfen, deren Fesseln sich aber der Ungebundenste nicht entziehen kann, wenn ihm ferner daran gelegen ist, unter seinen Mitbürgern zu leben. Wir rechnen hiezu das Hutabnehmen im Allgemeinen, namentlich aber Visiten aller Art; mögen es nun Antrittsvisiten sein, mögen sie nothwendig sein, als von einer Reise zurückgekommen, oder nach einem Diner, einer Abendgesellschaft, alle sind gleich hassenswerth, und das Menschengeschlecht von diesem Zwange zu erlösen, sollten sich einige muthvolle liberale Männer zusammenthun und man sollte gesellschaftliche Grundrechte erfinden und §. 7 müßte heißen:

> Alle zwecklosen Visiten, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, sind aufgehoben.

und vor dem ſich ein funkelnder, aus tauſenden von Lichtern beſtehender Triumphbogen befindet, den noch mehrere tauſend Ungarn aller Alter und Claſſen im Laufe der Nacht pflichtſchuldigſt zu bewundern gekommen. So erging es mir, und wenn ich auch gewaltſam die Augen ſchloß, ſo fing irgendwo in der Nähe, das allgemeine Menſchengetümmel hartnäckig übertönend, der Fris eines luſtigen Csárdás an, bei dem eine wahnſinnig gewordene Clarinette den Verſuch zu machen ſchien, was in Tonverrenkungen möglicherweiſe zu leiſten ſei. Dazu kamen noch die ſich ſtets wiederholenden Eljen, wenn ein neuer Haufen an dem eben erwähnten Triumphbogen das Bild ſeines Kaiſers wiederſah, den die Leute ja vor wenigen Stunden zu Pferde geſchaut, ſowie das Portrait der ſchönen Frau, ihrer Kaiſerin und Königin, die ihnen freundlich zugelächelt. Eljen und Eltesse az Isten!

Wie geſagt, es gab wenig Ruhe, und als nun endlich die Illumination zu erbleichen anfing vor dem aufdämmernden Tageslicht, da war es wieder ein anderes Leben, ein anderes Getümmel, was mich aufſchreckte und den Schlaf bald gänzlich verſcheuchte. Die Banderien der Jazygier und Kumanier trabten klirrend vorbei, bald einzeln, bald zu zweien, bald in ganzen Haufen, um ſich zu ſammeln und dem Kaiſerpaar das Geleite zu geben. Ferner ſchien vor meinem Fenſter das Rendezvous ſämmtlicher Vorſpannpferde zu ſein, die heute gebraucht wurden, und ſo war ich in der That froh, als es gegen 4 Uhr ging, als ich keine Verpflichtungen gegen Nacht und Schlaf mehr hatte und berechtigt war aufzuſtehen.

Es war ein wunderbar klarer Morgen, am Himmel kein Wölkchen, der Staub etwas feucht von Thau. Nachdem wir zu-

ſammengepackt,. ſuchten wir unter den Hunderten von Pferden, die auf dem Platz vor unſerem Hauſe hielten, unſer Geſpann heraus, und fuhren gegen halb 5 Uhr aus Jaſzbereny, bei zahlreichen Banderien vorbei, die ſich aufſtellten, und deren freundlichen Gruß, deren herzliches: Geleit euch Gott! wir eben ſo freundlich und herzlich erwiederten. Es iſt ein prächtiger Menſchenſchlag, dieſe Jazygier und Kumanier, gedrungene Geſtalten mit gebräunten Geſichtern, guten, lebhaften Augen, und im Sattel auf ihren flinken Pferden vollkommen zu Hauſe. Da iſt Roß und Mann eins, und wenn er daher jagt, den Säbel im Kreiſe ſchwingend, wenn er hier über einen Graben wegſetzt, dort aus tollem Jagen plötzlich parirt, um ſich der Linie ſeiner Kameraden anzuſchließen, ſo muß man ſich geſtehen, daß das der faſt fertige Stoff zur vortrefflichſten Cavallerie iſt. Und ſie ſtellen im Nothfall eine unglaubliche Reiterei ins Feld; die 2000 Mann, die hier erſchienen, waren eigentlich nur als eine großartige Deputation anzuſehen. Und dann fehlte es ihnen auch an Säbeln, und unbewaffnet zeigt ſich dieſer Ungar nicht gern zu Pferd. Das hat der Kaiſer auch gewußt und ihrem Obercapitän mehrere hundert Säbel ſchicken laſſen, welche dieſer austheilte, und von denen die Betreffenden zum Andenken an den heutigen feſtlichen Tag jeder den ſeinen behalten ſoll — ein Geſchenk, welches ihnen in jeder Beziehung außerordentliche Freude gemacht.

Bei dem Ausfahren der vielen Wagen des kaiſerlichen Gefolges aus Jaſzbereny ſah man wieder einmal recht deutlich, daß alle Wege nach Rom führen; hatten doch die Equipagen nach den verſchiedenſten Himmelsgegenden den Ort verlaſſen. Der eine von den Bekannten erzählte, er ſei über eine große

Brücke ins Freie gelangt, dieſer durch die Furth eines Baches, jener durch einen kleinen Eichenwald, ein anderer hatte ſogar eine Zeit lang die Straße verfolgt, die nach Peſth zurückführte, und war dann endlich, vermittelſt des Chauſſeegrabens und einiger Gefahr des Umwerfens querfeldein auf die Puſzta gelangt.

Wir hatten fünf kleine Pferde vor dem leichten Wagen, und unſer Kutſcher in Gatye, blauem Spenſer und weiten weißen Aermeln, den Hut mit den fliegenden Bändern keck auf das Ohr geſetzt, ließ ſeine Thiere vom Fleck aus im Galopp dahin gehen, mit einer Sicherheit, als kenne er den Weg wie ſeine Taſche. Vor dem Orte angekommen, galoppirte er ebenſo toll in die Puſzta hinein, und erſt auf das Befragen meines liebenswürdigen Reiſebegleiters, des Statthaltereiraths Baron v. S., der mich mit ſeiner Kenntniß des Landes und der Sprache aufs bereitwilligſte und freundlichſte unterſtützte, meinte er treuherzig: den Weg wiſſe er eigentlich nicht, denn er ſei in ſeinem Leben noch nie gegen Czegled gefahren, es müſſe aber irgendwo da herum liegen. Glücklicherweiſe zeigte uns aber jetzt ſchon aufwirbelnder Staub in der Ferne, daß wir eine ganz falſche Richtung eingeſchlagen hatten, worauf alſo der Cours von unſerem Roſſelenker lachend geändert wurde; die fünf Pferde mit dem Wagen gingen durch den ſeitwärts liegenden Graben über zwanzig, dreißig, oft fußtiefe Fahrgeleiſe, die neben einander liefen, dann dumpfrollend auf der Puſzta hin, und ſo gelangten wir nach einer Viertelſtunde auf den ſandigen Weg, dem andern Wagen nach, der zum Glück in der Richtung gegen Czegled fuhr.

Bei den wenigen Verbindungen, die man hier mit den Nachbarorten unterhält, iſt es begreiflich, daß nur wenige den rechten Weg auf Entfernungen von oft nur wenigen Meilen zu

finden wissen. Es gehört aber auch auf der flachen Puszta, oft ohne das geringste Merkzeichen am Horizont, eine außerordentliche Kenntniß der Gegend dazu, um nicht in der Irre herumzufahren; häufig kommt man an einen Knotenpunkt des Weges, wo nach allen Richtungen nicht ein, sondern gleich ein Dutzend Fahrgeleise auseinanderlaufen, öfters noch besteht unser eigener Weg aus unzähligen Räderspuren, die sich bald kreuzen, bald parallel laufen, bald unmerklich nach verschiedenen Seiten total auseinander führen.

Unter dem Worte „Puszta" stellen wir uns häufig eine Art unfruchtbarer Haide vor, was aber durchaus nicht der Fall ist. In Ungarn ist das ganze flache Land Puszta; der Sandstrich, durch den wir uns jetzt eine Stunde lang mühsam fortbewegen, ist Puszta, die unendliche Wiesenfläche, auf der gleich darauf die Räder unsers Wagens in dem thauigen Grase lange glänzende Furchen ziehen, ist Puszta; die unermeßlichen Frucht- und Kukuruzfelder, welche wir jetzt zu beiden Seiten im schönsten schwarzen Gartenboden haben, sind Puszten, der Maierhof mit Tausenden von Jochen Ackerland, an Flächeninhalt oft einer Grafschaft gleich, ist die Puszta so und so, meistens benannt nach dem Namen des Eigenthümers.

Was ich bis jetzt von all diesen Puszten gesehen hatte und auch später sah, war wenigstens zu sieben Achteln schöner fruchtbarer Boden, auf dem Korn und Weizen mit einer erstaunenswerthen Ueppigkeit standen, ebenso Kartoffeln und Wälschkorn; und dabei sind die Felder von einer Ausdehnung, von der wir uns, in unsern Verhältnissen, gar keinen Begriff machen können. Wahrhaft fabelhaft erscheinen uns übrigens die ausgedehnten Wiesenstrecken, die man wohl im engern Begriff mit dem Wort

Puſzta bezeichnen kann. Im vollen Galopp der Pferde fahren wir über eine ſolche Fläche hin, eine Stunde, zwei Stunden, der Horizont flimmert vor unſern Augen, ohne eigentliche Abgrenzung, nur vielleicht an ein paar Punkten ſehen wir eine kleine dunkelgrüne unbedeutende Erhöhung — die Station oder einen Maierhof — ſonſt ringsum eine Ebene, und darüber hingeſpannt der blaue Himmel, ſcheinbar in einem unendlich flachen Bogen, eine einzige unabſehbare Wieſe, von Fahrgeleiſen durchkreuzt, zuweilen von großen Rinder- und Pferdeheerden belebt, oft eine gänzlich ſtille und einſame, faſt erſchreckende Fläche mit dem Wahrzeichen der Puſzta: einem Ziehbrunnen in der Ferne oder einem Storch, der betrachtend an irgend einer Waſſerlache ſteht.

Unſer heutiger Weg ging über ziemlich wellenförmiges Terrain, die Straße ſelbſt beſtand aus Sandboden, und war vielfach zerriſſen und tief ausgefahren, weßhalb unſer Kutſcher beſtändig in ſeiner Richtung wechſelte, bald rechts bald links durch die Geleiſe fuhr, einen beſſern Weg zu ſuchen, was aber für uns im Wagen von den unangenehmſten Stößen begleitet war. Dabei haben dieſe Ungarn eine unüberwindliche Sucht mit Aufbietung aller Kräfte ihrer Pferde einen vorausfahrenden Wagen zu überholen, was oft zu kleinen Wettrennen Veranlaſſung gab, bei denen wir mit unſerem überaus leichten Wagen indeß faſt immer Sieger blieben. Da aber der Kutſcher der nebenfahrenden Equipage auch nicht gutwillig zurückbleibt, ebenfalls auf ſeine Pferde hineinpeitſcht, und dabei keiner der Wettfahrenden recht auf den Weg Achtung gibt, ſo wird man bei dieſen Veranlaſſungen herumgebeutelt, daß man oft nicht begreift, wie der Wagen

nicht zehnmal umgeworfen worden iſt, was indeſſen auch häufig genug vorkommt.

Neben uns war die Straße auf mannichfaltige Art belebt, bald durch einzelne Häuſer zwiſchen Gruppen von Pappeln und weißblühenden Akazien liegend, bald durch eine ſtille Waſſerlache, in der ſich das unbewegliche Bild eines langen weißen Hauſes wiederſpiegelt, weiterhin durch unabſehbare Felder dunkelgrünen Weizens, ſaftig abſtechend gegen die durch große gelbblühende Blumen verzierten Wieſenflächen. Mit uns die Straße ziehen einzelne Reiter in weißer Gatye, oft rothem Spenſer, den Hut mit dunkelgrünen Sträußen, oder blaßgrünen Grasbüſchen verziert, andere in kurzem und langem Schafpelze, alle aber luſtig und wohlgemuth, uns freundlich mit Eljen begrüßend. Hier ſehen wir ein paar Zigeunerfamilien mit ihren zweiräderigen Karren und kleinen Pferden; während die Thiere im Geſchirr graſen, liegen Männer und Weiber faul am Boden, und nackte braune Kinder laufen bettelnd neben unſerem Wagen her.

Jetzt gewährt es mit einemmal einen eigenthümlichen Anblick, wie ſich vor uns mitten auf der ſcheinbar menſchenleeren Ebene ein großer Triumphbogen erhebt. Als wir aber näher kommen, bemerken wir aufgeſtellte Banderien, und drüben in der Niederung eine Wagenburg, deren ausgeſpannte Pferde graſen; ganze Ortſchaften ſind von weit herbeigeſtrömt, um den Kaiſer und die Kaiſerin zu ſehen, und auch wir erhalten ſchon einen Theil der freundlichen Begrüßung; man winkt uns zu, man ſchwenkt die Hüte, die Reiter galoppiren eine Zeit lang Eljen rufend neben unſerem Wagen her. Das wiederholt ſich häufig und zeigt deutlich genug, wie die Kunde, daß der Kaiſer und die Kaiſerin das Land durchziehen, überall mit Freuden aufgenom-

men wurde, und wie ſehr ſich ſo viele Tauſende bemühen, durch ihr Erſcheinen, durch einen freundlichen Zuruf ihre Liebe und Verehrung an den Tag zu legen. Oft haben wir die zahlreichen Gruppen geſehen, die am Wege lagernd warteten, oft auch, wenn wir weit hinter dem kaiſerlichen Wagen fuhren, Gelegenheit gehabt, die Aeußerungen der Freude und Zufriedenheit zu hören, mit der die Leute nach Hauſe zurückkehrten; da las man Befriedigung auf allen Geſichtern, da kamen ſie uns entgegen auf galoppirenden Pferden, mit ſtrahlenden Mienen, Hüte und Säbel ſchwenkend, dies ſchöne und ritterliche Volk; da wurde uns manches „Gott erhalt Sie! Gott ſchütze Ihren Weg!“ zu Theil; da hörten wir ſie lebhaft erzählen vom Cſaſzar, noch mehr aber von der ſchönen Cſaſzarne; kurz, man ſah dieſen feſtlichen Anzügen wohl an, daß es keine gemachte Sache war, daß jeder aus eigenem Antrieb kam und mit dem Gedanken nach Hauſe zurückkehrte, einen ſchönen und feſtlichen Tag erlebt zu haben.

So fahren wir dahin; endlich mehren ſich vor uns die Akazienbüſche, die blendend weißen Häuſer werden zahlreicher, hinter Mauern aus geſtampftem Lehm ſehen wir Weingärten und am Wege Kirſchbäume, dicht behängt mit Früchten, auch einzelne ſchwarzgelbe und weißrothe Fahnen beleben vor uns die Landſchaft, zahlreiche Reitergruppen kommen querfeldein und ziehen mit uns, andere galoppiren uns entgegen, von denen viele kleine farbige Fahnen in die Stiefel geſteckt haben. Wir haben die Station erreicht — Tapio-Szele, wo alles in wahrer Aufregung durcheinander rennt, und man an den Triumphbögen, ſowie an den Verzierungen der Häuſer die letzte Hand anlegt. Die Leute haben auch hier gethan, was ſie vermocht, und die Guirlanden von grünem Schilf, welche über die Straße geſpannt oder womit ihre

Häuſer verziert ſind, werden dem Kaiſer und der Kaiſerin ebenſo gefallen, wie anderswo Decorationen von Teppichen und andern koſtbaren Stoffen.

An dem Platz, wo wir umſpannen, hat die iſraelitiſche Gemeinde einen Altar errichtet aus bunten Zeugen und Rauſchgold, auch hebräiſche Inſchriften angebracht. Es herrſcht hier ein fabelhaftes Getreibe von Wagen und Pferden; vielleicht zwanzig Equipagen ſind zuſammengekommen, man ruft die Nummer ſeines Wagens, man ſchreit nach Kutſcher und Pferden; in einer bunten Maſſe drängen ſich die Vierer- und Sechſerzüge durcheinander, und es dauert eine Viertelſtunde, ehe ſich dieſer Knäuel abwickelt. Wir fahren wieder mit einem Poſtzug von fünf kleinen Katzen, der Roſſelenker in weißem, rothausgenähtem Szür, der uns lächelnd verſichert, dies oder jenes herrſchaftliche Geſpann da vor uns werde er ſchon noch fangen. Und er hat Recht, denn ſeine fünf Katzen galoppiren mit einer Emſigkeit, die zum Erſtaunen iſt. Zu unſerer Rechten kutſchirt ein Bauer einen der Hofwagen mit ſeinen eigenen Thieren — ein ſeltſames Geſpann neben fünf Pferden, die eingeſpannt ſind, galoppiren zwei kleine Fohlen kopfnickend, und ein weißer zottiger Schäferhund umkreist das Ganze als treuer Wächter.

So geht es dahin, neben und voreinander — eine wilde Jagd! die Kutſcher treiben ihre Pferde an, indem ſie ihre Namen rufen und mit der langen Peitſche unſinnig knallen, der Staub wirbelt ſo dick auf, daß alles vor uns grau verſchleiert iſt, und ich buchſtäblich oft nicht im Stande war, neben mir den Boden zu erblicken; von einem Wagen, der verdächtig in unſere Nähe kommt, hört man nur zuweilen das Klirren einer Kette; man hat die allergrößte Chance in einander zu fahren oder um-

geworfen zu werden, denn auch hier ſucht jeder dem andern vorzukommen. Doch muß man dabei dem Fahrtalent der ungariſchen Kutſcher alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſie wiſſen ſich durchzuwinden, wo es nur eine Möglichkeit iſt, und den Weg auf erſtaunliche Art zu benützen. So auch unſer Roſſelenker mit ſeinen unbedeutenden kleinen Pferdchen. Wagen um Wagen ließen wir hinter uns, wodurch ſich auch die Staubwolke vor uns verminderte, und wir nebenbei den Vortheil hatten, in unglaublich kurzer Zeit zur nächſten Station, nach Czegled zu gelangen, von wo uns die Eiſenbahn nach Szegedin führen ſollte.

Hier war alles aufs feſtlichſte mit Blumen und Gewinden geſchmückt, die Häuſer, die Straßen, der Bahnhof; Tauſende von Menſchen harrten an der Straße auf ihren Wagen ſtehend der Ankunft des Kaiſerpaars, große Reiterſchwärme adeliger Banderien, ſowie der Comitatsgemeinden waren nächſt der Straße und auf den anſtoßenden Feldern aufgeſtellt; weißgekleidete Mädchen mit Schärpen in blauweiß, weißroth und gelbſchwarz bildeten Spalier zunächſt dem Bahnhof, und hier hatten ſich auch Deputationen der adeligen Grundbeſitzer eingefunden, unter ihnen ſchöne Männer in ihren prachtvollen Magnatencoſtümen. Es war ein fabelhaft buntes und wahrhaft feſtliches Getreibe; überall vergnügte Geſichter, Eljenrufen, freudiges Winken. Der Bahnhof war begreiflicherweiſe abgeſperrt worden, doch konnte man die mächtig andringenden Menſchenmaſſen nur ſo lange zurückhalten, bis der Kaiſer und die Kaiſerin mit wahrhaft enthuſiaſtiſchem Jubel empfangen, in Czegled ankamen; da half weder Thor noch Mauer, und im Nu war auch der Platz bis an die Wagen dicht mit Menſchen beſetzt; kaum daß die dem kaiſerlichen Wagen vorausſtürmenden Reiter im Stande waren, demſelben

Bahn zu machen. Man muß ein ſolches Gedränge geſehen haben, um daran glauben zu können; man muß den donnernden, immer ſich erneuernden Jubelruf gehört haben, um es zu verſtehen, daß der Kaiſer gerührt dankte, und daß die Kaiſerin mit einem ſichtbaren Erſtaunen auf ihren Zügen unaufhörlich nach allen Seiten aufs herzlichſte grüßte. Dazu krachten die Böller, ſpielten die Zigeunermuſiken nach Möglichkeit, pflanzte ſich das Eljen, vorn begonnen, bis weit in die Ebene hinein fort, wo zahlreiche Wagen und Reiter gewiß nichts ſehen und hören konnten als das Flattern der Fahnen und den ſtets ſich wieder erneuernden Zuruf.

Man war ordentlich zufrieden, als ſich endlich der Zug in Bewegung ſetzte, und wir die zuſammengedrängte Menſchenmaſſe, die Hunderte von flatternden Fahnen, die Muſik, die Zurufe hinter uns ließen. Aber es dauerte lange, bis wir trotz der Schnelligkeit der Locomotive an den Letzten vorbeigefahren waren, die zu Wagen, zu Pferd und zu Fuß herbeigekommen. Stundenweit von der Stadt ſtanden noch einzelne Gruppen am Weg mit den Hüten winkend und Eljen rufend, und wo endlich die Letzten aufzuhören ſchienen, fingen die Erſten eines andern Comitats wieder an, und wieder ſah man große Wagenburgen, deren Eigenthümer mit Blumenſträußen und wehenden Fahnen an der Eiſenbahn ſtanden.

Als nun endlich die weite menſchenleere Puſzte uns wieder aufnahm, ſahen wir hier Schauſpiele ſo eigener Art, wie ſie gerade nur Ungarn zu bieten vermag. Die Hirten hatten ihre Heerden herbeigetrieben, und es war ſchon ein eigenthümlicher Anblick, hier Tauſende von Pferden, dort Tauſende von Ochſen und Kühen, weiter unermeßliche Schafheerden zu ſehen. Nament-

Und wenn man auch drei Tage nach einem Diner nicht vor der betreffenden Thüre kratzfußt, kann man doch ein gebildeter Mensch sein.

Die schrecklichste dieser schrecklichen Visiten aber ist eine Species, welche ich dir, geliebte Leserin, schüchtern nenne und welche du sanft erröthend vernimmst: so reizend, hold und anmuthig auch die Quelle ist, aus welcher diese Art Visiten entspringen, so sind sie um so schrecklicher, da sie die Betreffenden veranlassen, eine kostbare unersetzliche Zeit nutzlos zu vergeuden.

Wir meinen nämlich Braut-Visiten.

Obgleich wir selber nicht in dem Fall waren, dergleichen zu machen, denn wir glaubten nie, diese Zeitverschwendung entschuldigen zu können, so sehen wir doch täglich dergleichen arme Schlachtopfer gesellschaftlicher Grausamkeit durch die Straßen rollen, mit langweiligen, ermüdeten Gesichtern, mit einer Leere im Herzen, die selbst für diesen Tag das gegenseitige zärtlichste Händedrücken nicht auszufüllen vermag. Er hat eine lange Liste in der Hand mit circa achthundertvierundachtzig Namen, welche man alle brautvisiten muß. Einige sind freilich so anständig und lassen sich nicht zu Hause finden, und das Brautpaar, über diese feine Aufmerksamkeit entzückt, gibt schnell ein paar Karten ab und der Wagen rollt weiter. Aber die wenigsten von denen, welche auf der Liste stehen, sind so, die allerwenigsten. Gewöhnlich rapportirt der Bediente das Donnerwort: „es wird Herrn und Madame N. N. eine große Ehre sein, und der alten Fräulein Y. ebenfalls"; und Herr und Madame N. N. und die alte Fräulein Y. bilden sich zuweilen noch obendrein ein, sie seien in diesem Moment ungeheuer höflich gegen das Brautpaar, und sie fühlen nicht, daß sie zwei ihrer Nebenmenschen um die kostbarsten Minuten bestehlen. Sie haben das Brautpaar noch gestern Abend in der Gesellschaft gesehen. Thut nichts, sie

lich war es außerordentlich interessant, bei den Erstern die Csikos hoch zu Roß zu sehen, wie sie mit der unendlich langen Peitsche, den Lasso am Sattel, rings im Kreis galoppirten, dort ein paar säumige Thiere herbeitrieben, jetzt hier durch lauten Zuruf und Peitschenknall die ganze gewaltige Heerde im vollen Galopp vorwärts brachten. Komisch war es sodann, wenn bei den Ochsenheerden zuweilen ein paar, vor der sausenden Locomotive erschreckend, plötzlich die Flucht ergriffen, zurückjagten und so die ganze Heerde mit sich fortrissen, umschwärmt von den Ochsenknechten auf ihren flinken Pferden, die dann mit der Peitsche genug zu thun hatten, um die Flüchtlinge zum Stehen zu bringen.

Bei Nagy-Körös derselbe herzliche Empfang, wie an allen Orten. Der Kaiser und die Kaiserin stiegen aus, um einem Volksfest beizuwohnen, das hier recht sinnig improvisirt war. Kleine Mädchen und Knaben im ungarischen Costüm, letztere recht komisch anzuschauen im grünen Attila, dem Kalpak, der mit Goldfransen besetzten Halsbinde und dem kleinen Säbelchen, machten Spalier; ein kleines Mädchen von acht Jahren declamirte der Kaiserin ein Gedicht und überreichte ihr mit zierlichem tiefen Knix einen duftenden Blumenstrauß. Der Kaiser ließ sich die Behörden vorstellen, und sprach längere Zeit mit fünf uralten Husaren, die ihre Medaillen noch in der Schlacht von Leipzig verdient hatten. Ringsumher Tausende von jubelnden Menschen in ihrem Sonntagsstaat, hoher grüner Triumphbogen mit flatternden Fahnen, Zigeunermusiken und Csárdástänzer. Vorbei, vorbei! Es ist zu viel, man kann das weder alles in sich aufnehmen noch wiedergeben! Während die Beamten sowie der Adel der Umgegend hier das Kaiserpaar unter unermeßlichem Jubel der Bevölkerung wieder zu seinem Wagen begleiten, feiert

dort das Volk auf seine Art den festlichen Tag. Ueber großen Feuern hängen die Kessel mit Gulyasfleisch, gewaltige Weinfässer spenden ihren süßen Inhalt auf die Menge herab, und neben einer Gruppe Csikos, die dort mit ihren Mädchen tanzen, dreht sich über einem mächtig lodernden Scheiterhaufen ein ganzer fetter Ochse mit vergoldeten Hörnern langsam am Spieß. Das sind Dinge, von denen wir in der Jugend in Büchern gelesen, und die wir erstaunt sind, nun hier plötzlich vor unsere Blicke hingezaubert zu sehen. Weiter, weiter!

Kaum haben wir aber unsere Augen wieder an der stillen Fläche der Puszta einigermaßen beruhigt, so erreichen wir Kecskemet, wo sich der herzliche und festliche Empfang zur wahren Begeisterung steigert, als der Kaiser bei seiner Anwesenheit den bisherigen Marktflecken von etwa 35,000 Einwohnern zur Stadt erhebt.

Noch eine halbe Stunde schnellen Fahrens, und wir erreichen Felegyhaza, wo die Kumanier nochmals ihre Huldigung darbringen; eine weitere halbe Stunde, und wir sehen die Theiß langsam ihr trübes Wasser neben der Eisenbahn vorbeiführen, wir sehen bunt bewimpelte Schiffe, Flöße mit zahlreichen Fahnen in allen Farben besteckt, wieder und wieder immer zahlreichere Gruppen von Wagen und Reitern, Hüte schwenkend und Eljen rufend, wir eilen bei Tausenden vorüber, die an der Eisenbahn stehen, — wir sind in Szegedin.

Hier ist am Bahnhof Militär aufgestellt, die Generalität zu Pferd; unter ihr erkannte ich einen lieben Bekannten, den Grafen K., der bei den Festen in Venedig mein freundlicher Protector war, den ich am Rande der Lagunen verlassen, und den ich am Ufer der Theiß wiederfand, unverändert, wie immer für mich freundlich gesinnt.

Szegedin, die Stadt mit den breiten Straßen, hat ein nicht minder festliches Kleid angezogen als all die Orte, die wir auf dieser wahrhaft kaiserlichen Triumphreise bis jetzt gesehen; namentlich war der große städtische Platz, wo der Palast B. lag, in welchem die Majestäten ihr Absteigquartier nahmen, mit Triumphbogen, künstlichen Laubgängen, Hunderten von Fahnen und Inschriften aufs reichste geschmückt. Der Hauptschmuck aber bestand in der Bevölkerung der Stadt selbst, sowie den Bewohnern des Landes meilenweit umher, die zu Tausenden und Tausenden herbeigeströmt waren. Es gab Scenen eigenthümlicher und oft wahrhaft rührender Art: so plötzlich ausbrechender enthusiastischer Freudenruf des Volks, donnerndes Eljen, wenn sich der Kaiser und die Kaiserin am Fenster blicken ließen; der laute Jubel der Massen, die stillere Verehrung einzelner. So sah ich alte Ungarn im Husarenspenser, mit grauen Bärten und weißem Haupthaar, die lange nach dem Balcon aufblickten, und als endlich der Kaiser und die Kaiserin sichtbar wurden, still ihren Hut abzogen, lange das liebliche Gesicht ihrer Monarchin betrachteten, und dann wie in sich hinein sprachen: „Eljen Eltesse az Isten! — Gott erhalte sie.“

Nach solchen Festlichkeiten und stürmischen Scenen während des ganzen Tages thut es einem unendlich wohl, ja es ist ein Bedürfniß, im stillen Zimmer einen Augenblick Ruhe zu finden. Aber das Herrscherpaar hat keine Ruhe; kaum angekommen, jagt eine Vorstellung, eine Audienz die andere; kaum haben die Wagen dieser Präsentirten den Palast verlassen, so rollt eine andere Reihe Equipagen vor, das große Diner beginnt mit allen seinen Freuden und Leiden. — Einen freundlichen Zwischenfall hier in Szegedin bot während desselben eine Deputation der Fischer, der

Stadt, aus schönen Fischerinnen bestehend in malerischem Nationalcostüm. Sie trugen auf dem Kopf die eigenthümliche Haube aus Goldbrocat mit langen Bändern, und ihr Anzug bestand aus einem farbigen seidenen Mieder mit silbernen Schnüren besetzt, einem weiten faltigen Seidenrock, eben solcher Schürze und einem leichten Tuch um die Schultern, das hinten geknüpft war, und wo sich eine Schleife mit langen Bändern befand, die bis auf den Boden herabreichten, und bei dem schönen Wuchse und dem koketten Gang der Szegedinerinnen auffallend hin- und herschwankten. Sie brachten zum Geschenk für die Kaiserin den kleinen landesüblichen Kochkessel, hier schwer aus Silber gearbeitet, mit reich verziertem Henkel und angefüllt mit einem Beweis ihrer Kochkunst, einem sehr stark gewürzten Paprikafisch.

Das Volksfest auf dem öffentlichen und Promenadeplatze von Szegedin konnte durch unbeschreiblichen Menschenzudrang nur mühsam und unvollkommen abgehalten werden. In dem Eifer, das Kaiserpaar zu sehen, drängte das Volk sich so heftig von allen Seiten auf den Platz, daß sich die Wagen kaum Bahn brechen konnten, und die Feuer, um welche man an kleinen Spießen Fische briet, förmlich ausgetreten wurden. Einen Ruhepunkt bildete die Vorstellung in dem kleinen zierlich geschmückten Tagstheater; man gab dort ein Vaudeville, „Husarenstreiche," mit ungarischen Tänzen und Melodien, wobei jede Anspielung benützt wurde, um das Kaiserpaar zu begrüßen. Als die Majestäten in den Palast zurückkehrten, flammte der große Platz vor demselben in reicher und festlicher Beleuchtung. Die Architektur der verschiedenen Triumphbogen und die Häuserfaçaden zeigten sich durch Tausende von Lichtern nachgebildet; phantastisch war die Beleuchtung der Promenade, ausgezeichnet durch eine Gitter-

einfassung aus weißem Feuer bestehend, wodurch die grünen Blätter der Bäume glänzend angestrahlt erschienen, und sich zwischen denselben lange Guirlanden farbiger leuchtender Ballons eigenthümlich schön ausnahmen.

Ein großartiger Fackelzug seltener Art beschloß den festlichen Abend, und der Moment seines Aufziehens wird mir unvergeßlich bleiben. Kopf an Kopf stehend, bildete die dichtgedrängte ungeheure Menschenmenge eine dunkle bewegliche Masse, nur an den Seiten angestrahlt, wo die illuminirten Häuserfaçaden ihre zitternden Streiflichter darüber hinwarfen; dort die verschiedenartigsten Costüme, die schwarzen und die weißen Pelze, die Mäntel, die Husarenspenser, die Attilas beleuchtend. Mit einemmal vernahm man die dröhnenden Klänge einer Militärmusik, und wie diese näher und näher brausten, entwickelten sich im Hintergrund des Platzes beim Stadthause viele hundert rothglühende Flammen, welche beweglich hin und her flackernd wie eine Schaar Irrlichter über den Köpfen der zusammengedrängten Menschenmassen erschienen. Aber näher und näher kamen sie heran, in einer großen Schlangenlinie über den weiten Platz daher. Mühsam spaltete sich die Menge vor ihnen, und als jetzt der Anfang des Fackelzuges vor dem Palast erschien, sahen wir mit Erstaunen, daß die ersten Zweihundert dieser Fackelträger eine Schaar der schönsten Mädchen aus den besten Familien Szegedins waren, die im vollkommenen Ballstaate, in weißen Kleidern, mit blauen Schärpen, der Kaiserin diese seltene Huldigung darbrachten. Immer mehrere tauchten auf aus der dunkeln Masse, und endlich hatten sie einen weiten hellstrahlenden Kreis um den Palast gebildet.

Es war in der That ein reizender Anblick, und als nun das Kaiserpaar auf dem Balcon erschien, als nun die jungen Damen unten zur Begrüßung ihre Fackeln erhoben, als das Musikchor die ersten gewaltigen Klänge der Volkshymne anstimmte, tönte es wie ein einziger gewaltig brausender Jubelruf aus den Reihen der Tausende und Tausende der Zuschauer ringsumher. Eine Deputation der jungen Mädchen ließ die Kaiserin hinaufrufen, um ihnen für ihre schöne Aufmerksamkeit zu danken, und als diese nun freudestrahlend wieder unten erschienen und den Umstehenden erzählten von der Herzlichkeit und Freundlichkeit der hohen Dame, da pflanzte sich das von Mund zu Mund fort, und ein neues wiederholtes lautes Eljen veranlaßte die Kaiserin immer und immer wieder dankend zu grüßen.

Es war eigenthümlich, als sich zu gleicher Zeit rings auf allen Ecken des Platzes sowie auf den Thürmen umher helle bengalische Flammen entzündeten, die Massen der Zuschauer taghell beleuchtend; doch wandte keiner den Kopf herum zu den glühenden Feuern; erschien doch in diesem Augenblick die Kaiserin auf dem Balcon hellbestrahlt, allen aufs deutlichste sichtbar, mit rosigem Licht übergossen, wie verklärt.

9.

Nach Gyula.

Wie man in vielen Theilen Ungarns nur bei hartgefrorenem oder von der Sonne ausgetrocknetem Boden auf den Wegen vorwärts kommt, so auch und noch mehr in den Straßen selbst größerer Städte. Szegedin hat, wenn ich nicht irre, 40 bis 50,000 Einwohner, dabei aber nur ein paar nothdürftig gepfla-

sterte Straßen; alles übrige sind Wege aus schwarzer Gartenerde bestehend, jetzt freilich bei dem heißen Wetter fest zusammengetreten, ja staubig, bei einem kurzen Regen aber augenblicklich aufgeweicht und morastähnlich. Dieser weiche angeschwemmte Boden verhindert auch trotz aller Bemühung der Regierung, neben dem gänzlichen Mangel an Steinen, in vielen Theilen die Anlage nur einigermaßen haltbarer Straßen, und selbst wenn Steine vorhanden wären, würde die Unterhaltung auch gut angelegter Chausséen unerschwingliche Summen hinwegnehmen. Im Herbst und Frühjahr verschlingt der tief aufgeweichte Boden häufig die festeste und dichteste Steinschichte, versenkt sie, läßt sie spurlos verschwinden, und man hat Beispiele, wie in Debreczin, daß man beim Aufgraben zur versuchsweisen Einsenkung eines Holzpflasters auf Strecken Steinpflaster stieß, welche sich mehrere Schuh tief unter der Oberfläche befanden.

Uebrigens hat der jetzige Generalgouverneur, Erzherzog Albrecht, das für Ungarn sehr nothwendige Communicationswesen mit Energie, Umsicht und rastloser Ausdauer in die Hand genommen und schon schöne Resultate erzielt. Fanden wir doch später schon lange Straßenstrecken gut unterbaut, frisch beschottert oder rechts und links von ihnen weit hergebrachte Steinhaufen, die zum Ausbreiten fertig gemacht wurden. Hat doch auch der Erzherzog die Körös-Regulirung kräftig in die Hand genommen, und verbindet bei diesen segensreichen Arbeiten das Nützliche mit dem Angenehmen, indem er, was das letztere betrifft, auf den weiten Strecken, die man passiren muß und wo ein Weg trassirt werden konnte, diesen mit Akazien bepflanzen ließ. Freilich hat die heiße Sonne Ungarns manches dieser Bäumchen wieder verdorrt, viele dagegen scheinen aber kräftig Wurzel geschlagen zu

haben und werden, wenn sie in späteren Jahren ihre Zweige schattengebend ausbreiten, den Namen dessen, der sie gepflanzt, dem dankbaren Wanderer in Erinnerung bringen.

In Szegedin sollen zur Winterszeit die armen Damen ihre liebe Noth haben, wenn sie in großer Toilette auf den Ball wollen, namentlich da bei schlechtem Wetter eine leichte Kalesche nur von mehreren Ochsen langsam vorwärts zu bringen ist. Um deßhalb eine Verbindung zwischen den Häusern zu erhalten, sieht man dort Trottoirs an denselben aus eingerammten Pfählen bestehen, mit Brettern belegt, die, erhaben über dem Straßenschmutz einen ziemlich sichern Weg bieten.

Hinter Szegedin nahm uns die Puszta wieder auf und führte uns auf einem breiten mit Gräben versehenen Wege in einer guten Stunde an die Theiß, die wir mittelst einer Fähre übersetzten, um dann erst recht in das Wasser- und Ueberschwemmungsterrain zu kommen. Er hat etwas trostlos großartiges, dieser Fluß mit seinen flachen Ufern, mit seinem faul dahin schleichenden Wasser! Ihn selbst ließen wir in einer Viertelstunde hinter uns, um alsdann auf einem schmalen Damm weiter zu fahren, der uns in's offene Meer oder wenigstens in einen gewaltigen Landsee zu führen schien. Rechts und links fluthete das Wasser an dem Damm in stiller Einförmigkeit, welche angenehmer Weise hie und da unterbrochen war durch Wolkenspiegelungen, die auf dem blendenden Wasser Licht und Schatten abzeichneten, — auch durch wechselnde Vegetation auf kleinen Inseln oder durch einfache Bilder-Stillleben der verschiedensten Art. Hier sehen wir große Strecken mit weiß blühenden Wasserrosen bedeckt, die unbeweglich auf der Fluth ruhen und vielleicht nur

dann ſich auf- und abzuwiegen beginnen, wenn ein Bewohner der fiſchreichen Thiſſa in die Höhe ſchnellt.

Daß ſich auch dieſe zahlreich in dem Ueberſchwemmungsgebiet vorfinden, beweist die eigenthümliche Fiſcherei, die wir neben uns am Rande einer etwas höher gelegenen Inſel ſahen. Ein langer Damm von leicht geflochtenem Rohr mit außerordentlich weiter Mündung leitet die harmloſen Schuppenthiere in das Netz des Fiſchers. Von dieſem ſelbſt und überhaupt von einem menſchlichen Weſen iſt indeſſen weit und breit keine Spur zu ſehen. Dort an jener Schilfinſel liegt freilich ein kleiner Kahn, aber er iſt leer; zwiſchen den Weidenbäumen, die aus dem Waſſer emporſteigen, erhebt ſich allerdings auf einer kleinen Erderhöhung eine Hütte mit Stroh gedeckt, aber Thüre und Fenſter ſind verſchloſſen, aus dem Schornſtein kräuſelt ſich kein blauer Rauch empor. Die weite, weite Waſſerfläche iſt wie verzaubert, und uns, die wir mit ſchnellen Pferden über den Damm dahinjagen, ſcheinen die zahlreichen Waſſervögel mit Verwunderung zuzuſchauen, faſt gekränkt durch dieſen Eingriff in ihr Reich. Schaaren von Wildenten, Tauchhühnern und wie das jagdbare Zeug alles heißt, ſtreichen, durch das Rollen des Wagens aufgeſchreckt, über das Waſſer dahin, verbergen ſich auf einer Schilfinſel, oder tauchen vor unſern Augen in die Tiefe. Auf einer Erdzunge, die vom Damm in's Waſſer führt, ſteht betrachtend ein einſamer Storch, und über ihn hin fliegt ein großer Reiher, leicht kenntlich an ſeinem eingezogenen Halſe.

Obgleich wir die Station Vásárhely ſchon längſt vor uns ſehen, — ſie liegt in weißen Punkten ſichtbar am Rande des gewaltigen Sees — ſo fahren wir doch Stunde um Stunde, ehe wir in ihre Nähe kommen. Das iſt freilich begreiflich, denn

der Damm windet ſich ſo eigenſinnig durch das Waſſer, daß wir den Ort jetzt vor uns, jetzt rechts, dann links und gleich darauf ſogar hinter uns haben. Endlich aber laſſen wir das Waſſer zu unſerer Linken zurück; gut angebaute Felder mit ſchönem, ſchwarzem Boden zeigen uns, welch herrliches Land hier gewonnen werden kann, wenn es einmal gelungen ſein wird, die alles verheerende Theiß in ein regelmäßiges Bett zu nöthigen. Hunderte von Quadratmeilen des beſten Ackerlandes harren hier auf den Zauberſpruch, der ſie erlöſen wird, und dieſer Zauberſpruch iſt wohl zu gewärtigen unter der Regierung des energiſchen und unermüdlichen jungen Kaiſers. Aber hier hilft kein übereiltes Schaffen; ſelbſt bei einmal feſtſtehendem umfaſſendem Plan zur Theißregulirung werden lange, lange Jahre vergehen, bis die Hand des Menſchen das gewaltige Element dienſtbar gemacht hat und es zwingt, ſich ſelbſt ſeine neue Bahn in den Boden zu reißen.

Mit der zurückweichenden Fluth haben wir auch ſogleich wieder Bilder der unermüdlich ſchaffenden Menſchenhand: Weizen, Frucht- und Welſchkornfelder; weiter zurück auf einem leichten Hügel Häuſer mit aufſteigendem Rauch, an der Straße zahlreiche Pferdeheerden, vor denen dicht am Weg die Cſikos auf dem Bauche liegen und uns neugierig betrachten.

In Vásárhely alle Vorbereitungen zum glänzenden Empfang des Kaiſerpaars; an den Häuſern Guirlanden und Fahnen, die Straßen ſind mit Gras und Schilf bedeckt. Schon vor dem Ort begegnen wir Tauſenden von Menſchen, die uns freundlich grüßen, hie und da Eſjen rufen und Spalier machen bis zum Hauptplatz des Orts, wo wir ſo geſchwind als möglich umſpannen; denn wir ſind dem kaiſerlichen Wagen nicht allzu weit vor-

müssen die vier Treppen hinauf und sich präsentiren. Und was müssen sie da oben hören? Eine alltägliche, langweilige, abgedroschene Leier. Ist die Braut eine Fremde und kommt durch die Heirath in die Stadt, so belobt man den Bräutigam, daß er die Häuser um ein Angenehmes vermehrt und die Damengesellschaft um eine reiche Zierde bereichert. Ist er aber fremd und nimmt die junge Dame mit sich, dann wird er sanft geschmäht und man bedauert unendlich, daß er die schönste Perle der Mädchenwelt so grausam den stillen Vergnügungen der heimathlichen Stadt entreiße. Dann ist man ferner von ewiger Freundschaft überzeugt, oder hofft auf ein baldiges Wiedersehen, es werden Stühle gerückt und unten im Wagen angekommen ist der Bräutigam hoch erfreut, auf seiner Liste einen neuen Strich machen zu können. Oben in seinem Zimmer aber sagt der Herr N.: die Braut hätte wohl eine andere Partie machen können, und dasselbe sagt Madame N. vom Bräutigam. Auch die alte Fräulein N. seufzt von so vielen verfehlten Hoffnungen im Allgemeinen, von schlechten Ehen im Speciellen und schätzt sich glücklich, daß sie allen Versuchungen bis jetzt glänzend widerstanden.

Einen solchen Brautvisitenwagen kennt man schon von Weitem. Wo keine eigene Equipage vorhanden, da bedient man sich einer nicht nummerirten Droschke. Die Geschirre sind blank geputzt, der Wagen und der Kutscher ebenfalls. Letzterer befindet sich im blauen Rock mit rundem Hut und neben ihm sitzt ein Lohnbedienter im schwarzen Frack, weißer Halsbinde, ditto baumwollenen Handschuhen und mit einem erfreulichen, sehr heiteren Gesichtsausdruck. Dieser Ausdruck steigert sich zu einem seligen Lächeln, wenn er irgendwo die Klingel zieht und der Braut den Wagenschlag öffnet. Zuweilen während des Fahrens schleicht sich aber auch ein ernster, melancholischer Zug über sein Gesicht, und dieß geschieht gewöhnlich in der Nähe einer der Hauptkirchen, denn da denkt er an das morgige Leichenbegängniß, bei welchem

aus, und möchten begreiflicherweise nicht gern überholt werden. In glänzenden Magnatencostümen hat sich der Adel der Umgegend zur Begrüßung eingefunden, und einer aus ihrer Mitte wird den Kaiser selbst bis zur nächsten Station fahren — ein hübscher junger Mann in vollem blondem Barte und im phantastischen Csikos-Costüm. Die weiten Aermel sind von weißer Seide, mit Silber verziert, der Spenser von blauem Atlas, und die Mente von rothem Sammt mit weißem Pelz besetzt.

Zahlreiche Reiterhaufen der Banderien, theils im Sattel, theils zu Fuß, bilden malerische Gruppen auf dem mit Pferden dichtbesetzten Platz; weißgekleidete Jungfrauen mit blauen Schärpen, in den Händen Blumensträuße, harren der Kaiserin, und der Schullehrer in schwarzem Frack schreitet gravitätisch vor seinen Untergebenen auf und ab, lauter kleinen Csikosen, die jedem Wagen zur Uebung ihrer Kehle ein lautes Eljen nachrufen. Ein übermäßig dicker und großer Kutscher mit fünf Pferden, denen ein paar Fohlen und ein Hund nachspringen, fährt uns in tollster Carriere davon und schaut mit einem Lächeln der Befriedigung zurück, wenn er einen der vor uns fahrenden Wagen um den andern überholt.

Rechts und links vom Weg haben wir unabsehbare Felder des herrlichsten schwarzen Gartenlandes; die Kartoffeln stehen wie bei uns zu Ende Junius, der Weizen bildet eine einzige compakte grüne Masse, hie und da steht das Korn schon in Blüthe und zeigt blaue Blumen und rothen Mohn; die Ränder des Wegs sind eingesäumt mit gelbblühendem Reps und den blauen Blumen des Flachses.

Wir nähern uns Oroshaza und haben auf einmal rechts vor uns einzelne seltsame Bilder, wie sie hauptsächlich nur die

weiten Puſzten Ungarns und die Sandwüſten Arabiens bieten — die deutliche Erſcheinung einer Fata Morgana, die mittägliche Fee, wie ſie der Ungar nennt, der mit ſeiner Peitſche darauf hinzeigt und uns darauf aufmerkſam macht. Wir wiſſen, daß vor uns Meilen und Meilen weit kein ſtehendes oder fließendes Waſſer zu finden iſt, und doch ſehen wir auf einmal am Horizont, wo uns wenige Augenblicke vorher nur eine Eichenwaldung erſchien, jetzt mit einemmal eine ſpiegelnde Waſſerfläche, ſich hoch hinauf erhebend, faſt bis an den Fuß der blauen Karpathen auslaufend, die dunſtig emporſteigend unſern Geſichtskreis begrenzen. Dem eben erwähnten Eichenwald dient das trügliche Waſſer zur Folie, ja wir ſehen noch einen Streifen unterhalb deſſelben, ſo daß ſich die Stämme deutlich auf der ſilbernen Fluth abſpiegeln. Die ſeltſame Erſcheinung dauerte nicht lange, vielleicht ein paar Minuten, und verſchwand dann wieder, um aber im Laufe des ſehr heißen Tages noch ein paarmal flüchtig wiederzukehren.

Dicht vor Oroshaza war das gewaltigſte Banderium aufgeſtellt, welches wir bis jetzt geſehen. Von weitem aus betrachtet erſchien die Ebene bis zum Ort wie ein großartiges Cavallerielager mit zahlreichen Wagenburgen; Tauſende von Reitern hielten ſchon an der Straße, andere Tauſende ſah man auf ihren kleinen flüchtigen Pferden von allen Seiten auf der Puſzta daherkommen. So eine Schaar Reiter, ſicher und gewandt auf ihren Thieren ohne Sattel und Bügel, wie ein Weſen mit denſelben bildend, den blitzenden Säbel in der Hand oder eine buntbemalte geſchnitzte Reitkeule, mit den weißen, flatternden Gewändern, den kecken, dunklen, trotzigen, und doch wieder ſo gutmüthigen Geſichtern — es hat das etwas wildes, aber außerordent-

lich maleriſches. Es iſt ein Stück orientaliſchen Lebens, und hier bei dieſen zahlloſen Reitermaſſen konnte man ſich lebhaft die wilden Schwärme der Magyaren vergegenwärtigen, wie ſie vormals bis in's Herz von Deutſchland flutheten. Heute aber war alles luſtig und guter Dinge, mit lautem Zuruf und Schwenken der Hüte und Säbel grüßten uns die verſchiedenen Trupps, wenn ſie an uns vorbeigaloppirtrn, oder über Chauſſeegräben und Dämme hinwegſetzten, um uns in der Nähe zu betrachten.

Daß es dabei nicht ohne Zuſammenſtoß ablief, kann man ſich wohl denken; hie und da prallten ein paar Pferde zuſammen, ſtürzte auch wohl eins hin, ohne daß ſich der Reiter viel daraus zu machen ſchien. Abgerechnet die verſchiedenen Trupps, die uns ſchon eine Stunde vor dem Ort begegneten, war die Hauptmaſſe in zwei Reihen zu ſechs und acht Mann hoch, rechts und links vom Weg aufgeſtellt, und nach meiner Uhr fuhren wir in ſcharfem Trabe eine ganze Viertelſtunde zwiſchen ihnen durch. Wie ich ſpäter erfuhr, waren nach amtlichen Berichten 14,000 Reiter hier bei Oroshaza zuſammengeweſen.

Obgleich ihre Führer bei der Ankunft des Herrſcherpaars alles gethan, die wilden Banden des aufwirbelnden Staubes wegen und um Unglücksfälle zu verhüten, einigermaßen zu rangiren, ſo hatten doch Tauſende rechts und links über die Chauſſeegräben geſetzt, galoppirten vor, um ihren Kiraly und ihre Kiralyne zu ſehen, caracolirten aufs tollſte hin und her, ſchwenkten Hüte und Säbel, ließen immer und immer fort ihre betäubenden Eljens erſchallen und wirkten ſo anſteckend auf die ruhiger hintendrein Reitenden, daß auch dieſe endlich des trockenen Tones ſatt wurden und auf der Puſzte vor Oroshaza, die weit und glatt wie ein Tiſch war, ſäbelſchwingend mit gellendem Geſchrei

auseinander und durcheinander ſtoben — wahrhaftig ein wildes Heer von 14,000 Reitern.

Eine freundliche Abwechſelung brachte in den heutigen wilden, etwas ſtaubigen Reiſetag der Empfang des hohen Kaiſerpaars auf der gräflich Wenkheim'ſchen Puſzte Kigyos. Schon eine Stunde vorher bei der gräflich Apponyi'ſchen Meierei Gerendas kamen wir aus der ſchattenloſen, glühenden Ebene in grüne wohlthuende Baumalleen, und fuhren zwiſchen dichtſtehenden blühenden Akazien auf einem friſchen Raſen dahin. Es iſt das unendlich angenehm, ſo eine blüthenduftende würzige Schattenluft, ſo ein ſaftiges Grün, wenn man lange, lange Stunden in Staub und Hitze gefahren iſt. Die Erbin der Wenkheim'ſchen Güter, die achtjährige Gräfin Chriſtina empfing, umgeben von zwölf weißgekleideten Mädchen, die hohen Reiſenden unter einer koloſſalen Triumphpforte, die mit ſchwarz und gelben Fahnen und dem Gruß: „Isten hozott!“ geſchmückt war, an der Grenze ihrer Beſitzungen. Der Kaiſerin wurden von der kleinen Gräfin Blumen in einem ſilbernen Körbchen überreicht.

Von hier aus wurde der kaiſerliche Wagen durch ein Banderium aus dem Arader Stuhlbezirk, vollkommen gleich uniformirt und trefflich beritten, geleitet.

In Gyula dieſelben Empfangsfeierlichkeiten wie aller Orten; zahlreiche Banderien, unzählige Menſchenmaſſen an der Straße, Jubel und herzliche Begrüßung. Rechts vor dem Ort ſahen wir Vorbereitungen zu einem Volksfeſt, Zelte mit großen Keſſeln, gewaltige Fäſſer Wein zum Anzapfen bereit. Unter dem Cſikoscoſtüm und dem blauen Huſarenſpenſer, die immer noch am zahlreichſten vertreten waren, ſah man ſchon viele ſchwarze und

weiße Schafpelze, sowie Gebirgswalachen mit ihren spitzigen Mützen, gleich denen der Perser.

Die letzte Station nach Gyula wurde das hohe Kaiserpaar von einem Edelmann, Constantin v. Szabo, mit einem prachtvollen Sechserzug der edelsten ungarischen Pferde geführt; man konnte nichts schöneres und geschmackvolleres sehen, als die edlen Thiere mit ihrer reichen Schirrung in der Hand ihres stattlichen Lenkers. Der Sechserzug bestand aus ganz gleichen dunkeln Fuchsen, die Zugstränge waren von blauer Seide, der weit herabhängende Sarllang zierlich von Leder ausgeschlagen, und mit weißen und blauen langherabflatternden Bändern verziert. Höchst geschmackvoll war das Costüm des Edelmanns selbst, der den kaiserlichen Wagen führte; er trug die Farben der Kaiserin in himmelblauem Sammet, Attila, Csismen und die enganliegenden Beinkleider reich mit Silber verschnürt; auf dem Kopf einen grauen aufgekrempten Hut mit weißen und blauen Bändern. Dabei war er einer der schönsten Männer, den man sehen konnte, so daß das Ganze, wie er mit seinen sechs Pferden daherbrauste, der Kaiser nach allen Seiten freundlich dankend, die Kaiserin mit ihrem gewinnenden Lächeln, inmitten der jubelnden Volksmenge, eine wirklich prachtvolle Erscheinung war.

Erlasse man mir Details über die schönen Empfangsfeierlichkeiten von Gyula zu geben; waren dieselben doch fast die gleichen, wie gestern und vorgestern; herzlich und ungezwungen strömte das Volk herbei, um dem hohen Kaiserpaar aufrichtige Beweise seiner Liebe und Verehrung zu geben. Abends war die kleine Stadt aufs reichste beleuchtet, und um in diesem sich für uns täglich wiederholenden Schauspiel hier vielleicht etwas neues zu finden, mußte man in den schönen Park treten, der

das gräflich Wenkheim'sche Schloß umgibt, wo der Kaiser und die Kaiserin abgestiegen waren, und mußte nächtlicherweile zwischen dem Gebüsch und den dichtbelaubten Bäumen auf die leuchtende Stadt blicken, vor allem auf die im Glanz unzähliger Lichter blitzende kleine Kirche, dabei aber nicht vergessen einen Blick zu werfen an den tiefdunkeln Nachthimmel hinauf, wo die feine silberne Sichel des Mondes, unseres treuen Freundes und Begleiters, wie ein Gruß aus der Heimat erschien.

II.

Auf der Theiß.

So originell und eigenthümlich uns das Innere Ungarns erscheint, wenn wir im leichten Wagen über die weite Puszta dahin fliegen, die sich nach allen Seiten, oft unheimlich anzusehen, in unabsehbare Fernen vor unserem Blicke ausbreitet, ebenso eigenthümlich und für uns fremdartig finden wir die Fahrt auf Ungarns zweitgrößtem Strome, auf der Theiß, der fischreichen Thissa. Die Donau hat in ihren verschiedenen Partieen Aehnlichkeiten genug mit andern deutschen Strömen; so findet man oberhalb Wien Stellen, die an die Schönheiten des Rheins erinnern, ja vollkommen mit diesen gleich zu stellen sind; tief unten, wenn man aus den Ebenen Ungarns zu den wunderschönen Gebirgen Siebenbürgens aufsteigt, zeigt uns die Donau so grandiose Schönheiten, wie kein anderer europäischer Fluß: Felsgestade von einer großartigen Wildheit, wie sie der Rhein nicht einmal aufzuweisen hat. Ja es ist ein prächtiger

Fluß dieſe Donau, hier durch die ausgedehnten fruchtbaren Ebenen fließend, dort ſchäumend über Felsdämme, die ihr Flußbett durchſetzen; an dieſer Stelle in raſchem Strom, dort von hohen Bergen eingeſchloſſen, einen gewaltigen ſtillen Landſee bildend. Es müſſen ſich nur die Schiffsgelegenheiten mehren oder, wie das ja in dem nächſten Jahre der Fall ſein wird, die Eiſenbahn bei Temeswar münden, ſo werden ſich ſchon eine Menge Reiſender und Touriſten finden, welche nach Orſova gehen, dort die Veteranihöhle beſuchen, die Ueberbleibſel der alten Römerſtraße anſehen, oder die eine Luſtfahrt machen nach Siebenbürgen hinein, und eine zweite Schweiz, ein zweites Tirol wiederfinden werden.

Die Theiß aber iſt mit keinem andern Fluſſe zu vergleichen, oder nur mit einem, den wenige Reiſende ſehen: das iſt der alte Nil zur Zeit ſeiner Ueberſchwemmungen; ja mit ihm, wo er ſeine Fluthen von Kairo abwärts dem Delta zuführt, hat die Thiſſa eine frappante Aehnlichkeit. Stundenlang ſtand ich am Bord des Dampfbootes auf dem ungariſchen Strome, blickte rechts und links in die weite Waſſerfläche, aus der nur hier und dort eine Schilfinſel hervorſah oder ein höher gelegenes Fruchtfeld, wo Büffel- und Ochſenheerden ſcheinbar mitten in der Fluth ſtanden, wie man es auch dort in Aegypten ſieht, wo Reiher über uns hinſtreichen oder in Schaaren unbeweglich bei einander ſtehen; wo die proviſoriſchen Hütten der Jäger, Fiſcher und Landleute jenen der Fellas ähnlich ſehen; wo man ſich ſtatt der Weiden und Erlen, die in langen dunklen Streifen am Horizont erſcheinen, ſchlanke Palmen hinzaubern muß, um das Bild des alten heiligen ägyptiſchen Stromes in allen ſeinen Nüancen, ſelbſt in der Farbe ſeines Waſſers wieder zu finden.

Es war Abends neun Uhr, als wir uns bei Tokaj einſchifften; wir alle befanden uns in etwas gedrückter Stimmung, denn die Nachrichten, welche der General-Gouverneur, Erzherzog Albrecht, noch vor der Abfahrt über das Befinden des kaiſerlichen Kindes erhalten, — ſie waren am Mittag deſſelben Tages von Ofen abgegangen und theilweiſe mit dem Telegraphen zu uns gekommen — ſprachen die Befürchtung einer Lungenlähmung aus. Als aber dieſe Depeſche bei uns einlief, war die arme kleine Prinzeſſin, wie bekannt, ſchon geſtorben. Das Dampfboot — ich glaube es war der Boreas — war feſtlich geſchmückt und aufs eleganteſte hergerichtet. Teppiche breiteten ſich auf dem Verdecke aus, auf dem Hintertheil des Bootes hatte man einen luſtigen Pavillon aufgeſchlagen und dort mit Fauteuils und Lehnſeſſeln einen förmlichen Salon eingerichtet. Auf dem Vordertheil drängte ſich die Dienerſchaft zuſammen, dort ſah man große Haufen Gepäck aller Art, ſo daß die geſchäftigen Küchenbeamten kaum durchkommen konnten, und ganz vorn an der Spitze ſaß die Jägermuſikbande des Schiffes auf Tauen, Fäſſern und Kiſten; ihre Inſtrumente aber hatten ſie weggelegt, denn es ſollte bei den traurigen Nachrichten, denen man morgen früh entgegenſah, begreiflicherweiſe keine luſtige Muſik auf dem Dampfer erſchallen.

Um zehn Uhr wurde das Schiff vom Ufer gelöst und rundete in die Theiß hinein. Hinter uns ließen wir den eigenthümlich und maleriſch geformten Berg von Tokaj, auf deſſen Spitze während des Tages eine rieſenhafte ſchwarzgelbe Fahne geweht und von dem nun durch die Nacht mächtige Flammen — Freudenfeuer — herableuchteten. Bei den vielen und eigenſinnigen Windungen, welche die Theiß macht, muß der Anblick des

Berges von Tokaj, namentlich wenn man auf der Theiß zu Berg fährt, die Paſſagiere gründlich langweilen, denn jetzt, wo wir zu Thal und ſehr ſchnell fuhren, vergingen Stunden, ja wie mich der Kapitän verſicherte, faſt die ganze Nacht, ehe man ſich ſcheinbar aus ſeiner Nähe entfernt. Bald hatten wir ihn, und durch die leuchtenden Feuer dem Auge noch näher gebracht, auf unſerer rechten Seite, dann auf unſerer linken; ja es war grade, als folge er uns, und nachdem wir bis Mitternacht gefahren waren, hätte man bei ſeinem Anblick ſchwören können, wir befänden uns auf demſelben Punkte, wo wir um zehn Uhr ausgelaufen.

Glücklicherweiſe waren wir vom Mondſchein begünſtigt und konnten deßhalb mit voller Kraft fahren. Die Nacht war wunderbar hell und klar; meiſtens ſah man ſo deutlich das Ufer, an dem wir fuhren, daß man Bäume, Schilf, Häuſer, Viehheerden erkennen konnte. Beide Ufer waren zu gleicher Zeit ſelten ſichtbar, denn bald rechts, bald links dehnte ſich das Ueberſchwemmungsterrain aus — eine weiße im Mondſchein leuchtende Fläche, dabei durch leichten Nebel und Duft oft ſo gänzlich unbegrenzt, daß man in einer Meerbucht zu fahren glaubte.

In den unteren Räumen, dem großen Salon und den dortigen Schlafcabinetten herrſchte eine ſolche Hitze, daß die meiſten des Gefolges ſo lang wie möglich auf dem Verdecke blieben. So ſaß ich noch lange mit ein paar Bekannten im Rauchzimmer des Schiffes bei einer guten Cigarre und einem Glaſe ächten von der Quelle mitgenommenen Tokajers. Es iſt das ein eigenthümlicher Wein, von dem vielleicht nur ſehr wenig unverfälſcht zu uns nach Deutſchland kommt; wenn man überhaupt die geringe Ausdehnung der hieſigen Weinberge betrachtet und mit der

Maſſe von Tokajer vergleicht, welche jedes Jahr im Lande conſumirt und ausgeführt wird, ſo kann man wohl begreifen, daß mindeſtens der vierte Theil dieſes Weines künſtlich erzeugt iſt. In Oedenburg ſoll darin Außerordentliches geleiſtet werden, namentlich bei der Tokajer Eſſenz, die auch bei uns häufig am Schluſſe eines Diners getrunken wird. Es iſt das bekanntermaßen ein ſüßes Getränk, dick wie Oel, dem ich keinen Geſchmack habe abgewinnen können; vortrefflich dagegen fand ich den feinen Tokajer Tiſchwein, der weniger ausgeführt wird, auch ſehr viel Zuckerſtoff enthält, ſehr geiſtig iſt und dabei etwas höchſt Angenehmes und Rezentes hat. Er iſt von klarer Farbe, ungefähr wie Moſelwein und etwas heimtückiſch, denn er trinkt ſich außerordentlich leicht, wobei man ſeine Kraft nicht merkt, und erhitzt ſpäter wie kein anderer Wein. Eine der vorzüglichſten Lagen bei Tokaj iſt kaiſerliches Eigenthum, wo die Trauben aufs ſorgfältigſte behandelt und ausgebrochen werden, wodurch man die berühmte Krontokajer-Eſſenz gewinnt — einen Wein, der zur Stärkung für Kranke außerordentlich ſein ſoll, weßhalb von der großen Kaiſerin Maria Thereſia noch ein Befehl exiſtirt, daß gegen ärztliches Zeugniß an arme unbemittelte Kranke von dieſer Tokajereſſenz unentgeltlich abgegeben werden ſoll, was heutigen Tages noch oft genug vorkommt.

Obgleich bei der zahlreichen Geſellſchaft, die ſich an Bord befand, manche Lagerſtätte, ſo auch die meinige, etwas ſehr beengt war, ſo ſchlief ich doch, Dank der großen Tour von Debreczin nach Tokaj, recht feſt und wurde erſt von den ſpiegelnden Sonnenſtrahlen erweckt, die vom Waſſer abprallend in meine Augen blitzten. Es war ein wunderherrlicher klarer Morgen, kein Wölkchen am Himmel, die Sonne warf goldenen

er, in derſelben Kleidung wie heute, ebenfalls eine Rolle ſpielen wird.

Eine ſolche Kutſche nun bewegt ſich bei dem langſamen Hundetrapp der Pferde in ſtiller Langweiligkeit Nachmittags durch die leeren Straßen der Reſidenz, von denen die brennende Sonne des Spätſommers Fußgänger und Wagen ziemlich vertrieben. Die Brautkutſche hält faſt vor jedem Hauſe, und da das Paar in demſelben faſt in jedem Hauſe angenommen und hinaufgenöthigt wird, ſo ſind wir feſt überzeugt, es muß etwas Außerordentliches, ganz Beſonderes ſich in der Kutſche befinden. Dort in dem großen Hauſe bleiben ſie ziemlich lange, jetzt aber bellt ein Hund die Stiegen hinab, der Lohnlakai öffnet die Thüre — jetzt aufgepaßt! — — — —

Lieber Leſer, verzeihe uns die ſonderbare Ueberraſchung, aber Wahrheit vor Allem! — Es iſt der junge Eduard und die Honoratiorentochter, welche dort in den Wagen hüpfen. Die Sache iſt ziemlich unglaublich, aber wir können ſie nicht läugnen. Doch wollen wir uns bemühen, ſo viel wie möglich den unſichtbaren Fäden nachzuſpüren, welche dieſe Verbindung geknüpft, und ſehen uns deßhalb veranlaßt, in unſerer Erzählung ein paar Monate zurück zu greifen, bis zu jenem Moment, wo der Herr Dubel, jetzt Dubelli, ein zweiter Joſeph, die Flucht ergriff.

In dem Zimmer der Kiliane blieb damals Niemand zurück als Tante Eliſe mit ihrem Schmerz. Aber dieſer Schmerz war fürchterlich, und Tante Eliſe war es nicht minder. Vergebens ſehnte ſie ſich nach einem Opfer, das bereit ſei, ihrem Grimme zu fallen. Es war Niemand da, die Kiliane erſchien nicht wieder und die alte Katze derſelben ſchien kein genugſam aufopferndes Gemüth zu beſitzen, um ſich ungeſtraft knuffen zu laſſen. Tante Eliſe raffte demnach Hut und Shwal zuſammen, und eilte auf die Straße, wo die einbrechende Dämmerung und der würzige

Glanz auf die Ufer mit ihren Häuſern und Bäumen, während das Waſſer der Theiß, nach beiden Seiten unendlich ausgedehnt, wie eine blanke ſilberne Fläche ausſah.

Unſer Schiff hatte während der Nacht wacker gearbeitet, doch ſahen wir immer noch, jetzt aber im Morgennebel undeutlicher, den Berg von Tokaj hinter uns. So einförmig nun auch die weite Ebene war, die wir ſahen, ſo weit das Auge reichte, mit der ungeheuren Fläche, welche die Theiß auf Wieſe und Ackerland einnahm, ſo wechſelten doch die maleriſchen Einzelnheiten, welche grade das überſchwemmte Terrain bot, aufs intereſſanteſte und mannigfaltigſte.

Jetzt war es, als führen wir auf einem gewaltigen Landſee, in dem ſich kleine Schilfinſeln befinden, ſowie die fruchtbarſten Eilande. Sahen wir dort nicht viele Morgen höher gelegene Weizenäcker? Die dicht und üppig ſtehenden Halme von leichten Winden bewegt, erſchienen wie eine andere grünere Flut; ſahen wir dort nicht Häuſer, weiß hervorglänzend, daneben Wieſenland mit zahlreichen Heerden, aber eine förmliche Inſel, denn rings umher floſſen die Waſſer der Theiß, und wo ſie aufhörten, erblickten wir wieder ein Eiland, mit Wald umſäumt, zwiſchen deſſen Stämmen hindurch weit, weit in der Entfernung wieder die ſilberne Flut leuchtete? — Alſo auch dort noch Waſſer. — Jetzt bei den nächſten Umdrehungen der Schaufelräder wechſelten plötzlich die Bilder und zeigten uns etwas, das man eben nur hier ſehen kann: eine glatte, durch keine Inſeln mehr unterbrochene Waſſerfläche, ſtundenweit, faſt mit dem Horizont verſchwimmend, und in dieſer Waſſerfläche Hunderte von Ochſen und Pferden mitten in der Flut ſtehend, wie ein Hufbad nehmend, ſich

ſpiegelnd oder auch wohl Gräſer und Schilf benagend. Dadurch war die Fläche belebt und zeigte hier nicht, wie eine Strecke weiter, das faſt erſchreckende Bild einer förmlichen Ueberſchwemmung; dort, wo nur einzelne Häuſer aus dem Waſſer hervorragten, das Stück eines Dammes oder, was den ſeltſamſten Anblick gewährte, der Bogen einer einſam ſtehenden Brücke. Weiterhin wurde die Landſchaft trotz der ſich gleich bleibenden gewaltigen Waſſermaſſe wieder freundlicher; dort ſah man ein Dörfchen, etwas höher gelegen, aber immer noch von der Flut beſpült; doch liefen Dämme von den Häuſern gegen den Fluß zu nach erhabeneren Punkten, wo ſich kleine, ſorgſam angelegte Gärten befanden, die mit Strohhecken umgeben waren.

Fort und fort rudern wir hinab, wir laſſen Dorf und Gartenland hinter uns; bald ziehen ſich die beiden Ufer des Stromes zuſammen, bald fliehen ſie wieder weit auseinander. Haben wir vorhin Landwirthſchaft im Waſſer geſehen: Viehheerden, Aecker und Gärten, ſo kommen wir nun an das Revier der Jagd; kleine ſaftig grüne Inſeln ſcheinen auf der Flut zu ſchwimmen und ſind umrändert mit einem breiten Schilfgürtel; dieſer iſt wieder freundlich geſchmückt von langen Guirlanden weißer und gelber Waſſerblumen, die ſich weite Strecken die Flut hinab fortſetzen und ſich nun durch die Bewegung, welche die Schaufelräder unſeres Schiffes machen, langſam auf und ab wiegen.

Inſeln und Schilf ſind belebt von zahlloſen Waſſervögeln; hier ſieht man ganze Schaaren von wilden Enten ſich erheben, durch das Röhricht ſtreichen und drüben wieder einfallen; einzelne tauchen unter, wenn wir näher kommen, bleiben unbegreiflich lange unter dem Waſſer und erſcheinen an einer andern Stelle wieder. Dazwiſchen flattern Schilf- und Tauchhühner, ganze

Schaaren von Reihern ſtehen oft regungslos am Rande des Waſſers; weiter entfernt ſehen wir gravitätiſche Pelikane, und eine Schaar wilder Gänſe zieht, im Flug einen Keil bildend, über die Maſten unſeres Schiffes. Daß aber alle dieſe jagdbaren Thiere nicht ungeſtört in dem für ſie ſo ſchönen Terrain hauſen, hören wir an dem Knalle einer Flinte und ſehen es an dem aus einem einzigen Blocke gefertigten Jagdnachen, der dort leer im Schilfe liegt.

Aber nicht lange ſehen wir Schilf, Inſeln und Geflügel; wir kommen in eine dürre unfruchtbare Region. Alles Grün in unſerer Nähe iſt verſchwunden, rechts und links haben ſich gelbe Sanddämme erhoben, die ſich lang und trocken durch die ſpiegelnde Flut dahinziehen, — ein melancholiſcher Anblick, der nicht gemüthlicher gemacht wird durch einen einſamen Mann am Rande dieſer Dünen, welcher in ſeinem dicken Schafpelze im Nachen liegt, aus der kurzen Pfeife raucht und uns träumend nachblickt.

Was bis jetzt von der vielbeſprochenen und lange projektirten Theißregulirung geſchehen, iſt hier bei dem Rieſenwerk, das überhaupt auszuführen iſt, kaum erſichtlich, würde aber anderswo ſchon für außerordentlich viel gelten können. Doch kommt das, was man bisher gethan, eigentlich nur der Schifffahrt zu gut. Die Theiß, durch Herſtellung eines neuen und tieferen Bettes in ihre Ufer zu bannen und ſo den ausgedehnten Ueberſchwemmungen vorzubeugen, iſt ein Werk, woran freilich eifrig gedacht wird, das aber nicht nur ungeheure Geldmittel, ſondern auch viele Arbeitsjahre in Anſpruch nehmen wird; man wird den Fluß durch Dämme einengen, um ihn ſo zu zwingen, nach der Tiefe zu ſelbſt zu wühlen und zu arbeiten. Und daß dieß bei

dem träge ſchleichenden Waſſer mit unmerklichem Gefäll außerordentlich langſam von Statten gehen wird, begreift jeder, der dieß Terrain einmal geſehen. Was aber bei einſtigen umfaſſenden Arbeiten derart an fruchtbarem Boden gewonnen werden wird, das beweist die Körös-Berettyo-Regulirung zwiſchen Gyula, Bekes und Szarvas, wo man allein nach der Beendigung dieſer Arbeiten 840,000 Joch des beſten Landes gewinnen wird, was, das Joch zu nur 20 fl. angenommen, den Eigenthümern ein Kapital von 16 Millionen Gulden gewährt. Was hier an der Theiß bis jetzt geſchah, beſteht in großartigen Durchſchnitten, um die allzu eigenſinnigen Windungen des Fluſſes abzukürzen.

Es war für uns ein ganz ſonderbarer Anblick, wenn wir zuweilen die breite Waſſerfläche verließen und das Schiff rauſchend in einen Kanal einbog, der oft ſo eng war, daß die Flut rechts und links vom Dampfer wie die Meeresbrandung empor ſpritzte; zuweilen ſchlugen die Waſſer über die Dämme hinüber, um einige Schritte weiter wieder wie ein kleiner Waſſerfall zwiſchen dem Schilf hervorzuſtürzen. Daß man bei dieſen Durchſtichen außerordentlich viel an Zeit erſpart, ſieht man wohl, wenn man aufmerkſam die oft ſeltſam verſchlungenen Windungen des Stromes betrachtet, die man am beſten erkennt, wenn man vor ſich ein anderes Dampfboot erblickt und darauf Achtung gibt, wie es ſich in der geſchlungenen Fahrſtraße hin und her windet. So ſahen wir gegen zehn Uhr den Dampfer „Hermione“ vor uns, von dem man zuweilen ungewiß ſein konnte, ob er wirklich gleich uns zu Thal fahre, denn bald erblickten wir das Hintertheil des Schiffes, gleich darauf ſeine rechte oder linke Seite, ja zuweilen ſchien es uns direkt entgegen zu fahren, was alsdann um ſo ſonderbarer ſich ausnahm, da die Windungen des Fluſſes mit

einer ſeichten Waſſerfläche verbunden waren und man ſo in der That wirklich oft glauben konnte, man begegne einem andern Schiffe auf weitem Landſee. Und doch fuhren wir dieſelbe Bahn. Gegen elf Uhr holten wir die Hermione ein; ſie war feſtlich beflaggt und begrüßte unſer Schiff mit lautem Eljen.

Bekanntermaßen hätten der Kaiſer und die Kaiſerin am heutigen Tage den gleichen Weg auf der Theiß gemacht, wenn dieſelben nicht durch die eingetroffenen traurigen Nachrichten über das Befinden der Erzherzogin Sophie veranlaßt worden wären, von Debreczin über Csege nach Ofen zurückzukehren. Doch ſahen wir auf der ganzen Strecke von Tokaj nach Szolnok die hübſchen feſtlichen Vorbereitungen, die zum Empfange des Kaiſerpaares gemacht worden waren. Hier bemerkte man Triumphbogen aus Schilf, mit Blumen verziert, dort in der Nähe der kleinen Dörfer lagen Kähne mit weißblauen und ſchwarzgelben Fahnen geſchmückt; ja Tauſende von Menſchen, die von der Aenderung des Reiſeplans noch nichts wußten, hatten ſich ſchaarenweiſe am Ufer eingefunden, um den Kaiſer und die Kaiſerin herzlich zu begrüßen. So ſahen wir die Bevölkerung ganzer Gemeinden mit Fahnen und grünen Büſchen am Ufer ſtehen, wobei es ebenſo originell als hübſch war, daß kleine Buben im Csikóscoſtüm und weißgekleidete Mädchen die Volkshymne ſangen und dabei grünes Laub und Blumen in das Waſſer ſtreuten. Auch die Zigeuner-Muſikbanden fehlten nicht und kamen hie und da in Kähnen luſtig fidelnd gegen das Schiff gefahren.

So erreichten wir Szolnok gegen ein Uhr Mittags; auch hier war alles feſtlich geſchmückt, die Häuſer freundlich mit Flaggen und Grün verziert, die Theißbrücke mit bunten Fahnen und dichten Menſchenmaſſen beſetzt, welche das durchfahrende Schiff

mit lautem Eljen begrüßten. Am Ufer waren die Beamten aufgestellt, und hier erhielt Erzherzog Albrecht eine telegraphische Depesche aus Ofen, welche ihm das traurige Ereigniß von dem Tode der kleinen Erzherzogin mittheilte.

III.

Ein Volksfest in Großwardein.

Es gibt Dinge, von denen wir in unserer Jugend gelesen oder die man uns in der Kindheit erzählt, welche so gar nicht mehr passen zu unseren jetzigen deutschen, ruhigen, sparsamen und übergeordneten Verhältnissen, daß wir sie ebensogut für fabelhaft halten, wie die Sagen von Zauberern und Drachen, von furchtbaren und doch ritterlichen Räubern, von geraubten und wiedergefundenen Jungfrauen. Das sind z. B. die Schilderungen von großen Volksfesten, wie sie in der alten guten Zeit abgehalten wurden; da haben wir erfahren von riesenhaften Kesseln voll köstlichen Fleisches über hellodernden Feuern, von dem ganzen Ochsen mit den vergoldeten Hörnern, der sich langsam am Spieße dreht, von springendem Wein aus colossalen Fässern, die nie leer zu werden scheinen und die, wenigstens dem äußeren Anscheine nach, von der Bevölkerung eines ganzen Landes in wenigen Stunden nicht erschöpft werden können. Und doch gibt es Orte in der Welt, wo man ein solches Volksfest noch mitgenießen kann im ursprünglichen Glanze, in der ursprünglichen Wildheit.

Meine Leser haben in den Schilderungen von der Kaiserreise durch Ungarn schon manches Seltsame in dieser Richtung

geleſen. Etwas Originelleres aber als das, was ich auf den folgenden Seiten darzuſtellen verſuchte, ließ ſich wirklich weder denken, noch träumen, und daher möge dieß Feſt als ein beſonderes hervorgehoben werden.

Es war zu Großwardein, wo man auf einem freien Platze vor der Stadt die großartigſten Vorbereitungen zu Feſtlichkeiten aller Art ſah. An der Straße erhob ſich eine Tribüne mit weiß und blauem Stoffe drapirt, und mit einer Loge, deren reiche Verzierungen in roth und goldgeſticktem Sammet, ſowie auch der vergoldete Doppeladler anzeigten, daß ſie zum Zuſchauen für den Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich beſtimmt waren. Rechts und links an dieſen Pavillon ſchloßen ſich andere Tribünen, ebenfalls freundlich verziert, für die Beamten und die übrigen Honoratioren der Stadt, und dieſes ganze Bauwerk gewährte mit ſeinen bunten Farben, ſeinen Hunderten von wehenden Flaggen und Fahnen einen überaus freundlichen Anblick am Rande der weiten grünen Ebene.

Dort ſah man hohe Gerüſte, farbig angeſtrichen, mit altersgrauen, rieſenhaften Weinfäſſern, deren ehrwürdiges Aeußere man durch grüne Kränze einigermaßen verjüngt hatte. Da loderten hie und da Feuer, über welchen an drei Stangen die großen Keſſel hingen, in welchen Kolas ſchmorte und aus denen leicht gekräuſelter Dampf emporſtieg; da ſah man im Hintergrunde gegenüber der Tribüne zwei Raſenwände aufgebaut, über welche quer ein großer abgerundeter Balken lag, der an jedem Ende mit einem Wagenrade verſehen war — der Bratſpieß für den Ochſen, den die Metzgerſchaar eben im Begriffe war zuzurichten und dort zu befeſtigen. Vor einer Stunde hatte ich dieſes unglückliche Schlachtopfer noch lebend geſehen, da lockte mich eine luſtige

Zigeunermuſik ans Fenſter, und als ich hinausblickte, gewahrte ich eine Muſikbande in feierlichem Zuge vorbeiſchreitend, die Spielleute angethan mit weißen Gatyen und mit ſcharlachrothen Spenſern, welche weiße, übermäßig weite Aermel hatten. Ihnen folgte die Metzgerzunft in weißen Anzügen, ebenfalls mit blutrothen Weſten, dann kamen zwei, die den hellgrauen Ochſen führten, deſſen lange Hörner vergoldet waren und den man mit Bändern und Blumen geſchmückt hatte. Hinter ihm ſchritt ein Oberknecht der Fleiſchhackerzunft in ſcharlachnen anliegenden Hoſen, eben ſolchem Spenſer, auf der Schulter das verhängnißvolle vergoldete Beil tragend. Eine unzählige Menge Volk zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen wälzte ſich hintendrein zum Thore hinaus nach dem Feſtplatze.

Dort war es intereſſant, die Tauſende von Zuſchauern und Theilnehmern herbei ſtrömen zu ſehen. Nicht nur die Straßen waren bedeckt mit Reiterſchaaren, mit ganzen Zügen zwei- und vierſpänniger Wagen, ſondern auch querfeldein, kleine Gräben und ſonſtige Terrainſchwierigkeiten nicht achtend, kamen ſie in vollem Galopp herbei unter lautem Geſchrei und Jubel. Auf ſo einem Bauernwagen — es iſt gewöhnlich ein Korbgeflecht auf vier gleichhohen Rädern ruhend — befindet ſich bei ähnlichen Veranlaſſungen meiſtens die ganze Familie des Eigenthümers. Vorn ſitzt er ſelbſt, entweder im Csikóscoſtüm, oder bei Vornehmern und Reichern in dunkelblauem Huſarenſpenſer und der eng anliegenden Hoſe, mit dem großen Hute voll flatternder Bänder; im Wagen auf Bündeln von Stroh oder Heu, zuweilen auch auf regelmäßigen Sitzen, ſieht man die Frauen und Mädchen, dazwiſchen ein halb Dutzend Kinder, vielleicht auch Katze und Hund, wenn letzterer es nicht vorzieht, in Geſellſchaft von

ein paar Fohlen neben dem Geſpanne her zu galoppiren. Dies Geſpann beſteht meiſtens aus vier, wohl auch fünf kleinen Pferden, im letzteren Falle drei vorn und zwei hinten; Schellen am Geſchirr, luſtig klingelnd und raſſelnd kommt es daher. Zweiſpännige Wagen ſieht man ſelten; Pferde laufen auf der Puſzta genug herum, und das Fahren zu Vieren verſteht der ungariſche Bauer wie kein anderer.

Zuweilen bemerkt man einen Einſpänner, ein kleiner viereckiger Kaſten auf zwei hohen Rädern, von allen Marterwerkzeugen, zum Menſchentransport erfunden, unbedingt das martervollſte; ſchon das Erſteigen eines ſolchen Karrens hat ſeine großen Schwierigkeiten, und dann ſind die Stöße derart, daß, wie der Ungar ſagt, dabei die Seele mit eiſernen Klammern im Körper befeſtigt ſein muß.

Am liebſten bewegt ſich der Ungar aber zu Pferde, weßhalb man denn auch Schaaren von Hunderten und mehr zu Pferd von allen Seiten herbeikommen ſieht; dabei zeigen ſie ihre ganze wilde Natur, Graben oder nicht iſt ihnen ganz gleichgültig, der erſte plumpst hinein, die Andern folgen; ob einige ſtürzen, darnach ſchaut ebenſowenig jemand um, als ob auf der andern Seite beim Herausſpringen Einer an den Andern ſo heftig anprallt, daß Roß und Reiter auf den Boden rollen. Ein Hieb mit der Peitſche, ein lautes: Huſſa! und weiter ſtürmt, was durch einen der eben erwähnten Zufälle grade nicht zurückbleibt. Dabei iſt die Tracht dieſer Leute ungemein maleriſch: die meiſten haben das Csikóscoſtüm, an den Beinen die weißen flatternden Gatyen, an den Armen die weiten weißen Aermel, eine rothe oder blaue Weſte, auf der Schulter fliegend die Mente und ein farbig leuchtendes Tuch locker um den Hals geſchlungen. Eigen-

thümlich fiel mir der Hut auf; er ist bei den ächten Ungarn meistens von derselben Form, wie ihn der Andalusier trägt; nur daß er, anstatt dort mit zwei schwarzseidenen emporstehenden Knöpfen, hier mit langen Bändern verziert ist.

Einen nicht minder interessanten Anblick gewährten hier die Banderien, Reiterschaaren von drei, vier und mehr Tausenden, welche zur Begrüßung des Kaiserpaars oft Meilen in der Runde weit herbeigekommen waren, sich selbst uniformirt hatten, und mit dem Säbel bewaffnet, regelmäßige Schwadronen und Regimenter bildeten. Manche dieser Banderien waren ebenfalls im Csikóscostüm, andere aber mit dunkelgrünen oder dunkelblauen Gatyen, rothen Spensern und umgehängter grüner oder blauer Mente. Ich wiederhol's, es waren das die stattlichen Reiterschaaren, welche den Wagen des Kaisers und der Kaiserin gewöhnlich am Weichbilde der Stadt empfingen und oft unter unsäglichem Staube bis zum Absteigquartier geleiteten. Von fern gesehen machten sich diese Reiterschwärme wahrhaft malerisch; es war in dem wilden Durcheinander, dem tollen Caracoliren etwas Orientalisches, und wenn man sie so daherstürmen sah, die vielfarbige Masse zwischen dem aufwirbelnden Staube, das Leuchten der Säbel, wenn man ihr wildes Eljen! hörte, das von fern wie ein brausender Schlachtruf klang, so konnte man sich schon ein deutliches Bild machen von jenen wilden Reiterschaaren, die einst Deutschland überschwemmten. Gerieth man zufällig, selbst zu Wagen, in einen solchen Schwarm hinein, so konnten ihre lebhaften Freudenbezeugungen, des furchtbaren Staubes gar nicht zu gedenken, zuweilen etwas lästig werden; dabei überboten sie sich und uns im Vorbeijagen, veranlaßten manchmal unsern Kutscher, ebenfalls in tollster Carriere mit los

Hauch der Frühlingsluft ihren Schmerz einigermaßen besänftigte und ihren Zorn in reichliche Thränen auflöste, die unter dem Schleier über ihre dicken Backen herabflossen. Wohin mich wenden? fragte sie sich selbst und die Beantwortung dieser Frage war nicht leicht. Soll ich nach Hause in meine einsamen Zimmer, kann ich mit verweinten Augen ins Theater oder zu einer Freundin, und welche von den letztern wäre passend, um ihr irgend eine fabelhafte Geschichte, zu erzählen, die ihr Mitleid rege macht? — Daß Tante Elise natürlich nicht im Sinne hatte, das Vorgefallene, wie es sich wirklich begeben, zu erzählen, kann sich jeder Unbefangene selbst denken. Da fiel der armen Dulderin die Hofräthin ein, und sie beschloß, am Busen dieser fühlenden Frau, welche wußte, was Jammer des Herzens sei, sich auszuweinen. Hatte nicht die Hofräthin ihrerseits den Augen der Tante Elise ebenfalls manches Thränenspiel zum Besten gegeben, und konnte Letztere deßhalb nicht ein Gleiches erwarten? Gesagt, gethan. Es trieb die Honoratiorentochter eilenden Laufes durch die Straßen, ein allgewaltiges Schicksal jagte sie und ließ nicht ab von ihr, bis sie das Haus der Hofräthin erreicht, bis sie die Treppen hinaufgeeilt, bis sie die Glasthüre geöffnet hatte und nun bereit war, ins Zimmer zu stürzen an den Busen ihrer mütterlichen Freundin. Hier stand sie einen Augenblick still und wunderte sich ein paar Sekunden lang, daß sie Hofraths Mine nicht in der Küche beschäftigt hörte. Doch da es zuweilen vorkam, daß diese Dame ihre eigenen Gänge zu besorgen pflegte, in der Zeit des Zwielichts, wo die Hofräthin es außerordentlich liebte, in ihrer Sophaecke zu sitzen und über ihr vergangenes freudenloses Leben nachzudenken, und deßhalb auf das Treiben des Dienstmädchens nicht genau Acht gab, so dachte die Honoratiorentochter, es sei heute ebenfalls so, eilte in das Zimmer der Hofräthin und warf sich, um ihren Eintritt recht ergreifend zu halten, schluchzend auf das Sopha und in

zu gehen, oder riſſen auch wohl im Vorbeijagen ein Stück von einer Wagenlaterne oder ſonſt etwas unverſehens anprallend mit fort.

Ruhiger waren natürlicherweiſe die Adelsbanderien, welche unmittelbar vor und hinter dem kaiſerlichen Wagen ritten. Meiſtens aus wohlhabenden Edelleuten beſtehend, waren ſie vortrefflich beritten und häufig reich coſtümirt; die meiſten in blauen, enganliegenden Beinkleidern, Attilla und Pelz von derſelben Farbe, alles mit ſilbernen Schnüren beſetzt, auf dem Kopfe Kalpak mit Reiherbuſch.

Alle dieſe Schaaren hatten auf dem Platze bei Großwardein zu Pferd und zu Fuß ihr Contingent geſtellt, alle waren in roſiger Laune; hatten ſie doch den Kaiſer und die Kaiſerin in ihrer Mitte, und waren ſie doch nicht wenig ſtolz darauf, den ritterlichen Herrn und die ſchöne Dame herbegleitet zu haben. — Eljen! — Nur dieſen Reitern war es geſtattet, ſich zu Pferd auf dem Platze zu zeigen, alles Uebrige mußte hinter den Tribünen von Roß und Wagen abſteigen, weßhalb ſich dort, als wir ankamen, ſchon eine unabſehbare Wagenburg und ein zahlreiches Cavallerielager gebildet hatte. Die Beſitzer dieſer Pferde und Wagen, letztere mit Frauen und Kindern, ſtolzirten vor der kaiſerlichen Tribüne umher, in ihren verſchiedenen Trachten, eins der maleriſchſten Bilder gebend, das man ſehen konnte. Zahlreich waren auch die Walachen hier vertreten, die Männer in ſpitzen Pelzmützen, wie die Perſer, im langen weißen Rock, den weiten, mit zahlloſen Knöpfen beſetzten Ledergürtel um den Leib, worunter das Hemd über die anliegenden Hoſen heraushing, welche letztere unten an den Füßen mit den farbigen Schnüren der Sandalen umwickelt waren. Die Weiber trugen einen Kopf-

putz, mit weißem Kinntuch, an der Seite schleierartig herabhängend, wie man ihn bei den orientalischen Jüdinnen sieht; dazu ein bunt ausgenähtes Hemd, eine verzierte weiße Jacke und die bekannte schmale farbige Schürze mit den langen Fransen.

Die Tracht der ungarischen Männer, gewöhnlich das Csikóscostüm, habe ich schon beschrieben; das einzige für uns Auffallende am Anzuge ihrer Frauen und Mädchen ist der mit bunten Bändern umwickelte lange Haarzopf, sowie die rothen Csizmen, nothwendig in dem oft unergründlichen ungarischen Schmutze. Doch sieht man auch unter ihnen kleine Koketten, zierliche Palócsmädchen, im rothen oder weißen, in viele Falten gelegten, doch kurzen Rocke, und statt des Leibchens mit bunten Rändern eingewirkten weißen Tuche, welches über den vollen Busen das bloße Hemd am Leibe fest anschließt und übers Kreuz gebunden, vorn stets eine Bandmasche angeheftet bekommt. Dazwischen schleicht der Slave umher, mit langem, schwarzem, glänzendem Haar, breitkrämpigem schwarzem Hute und hohen Stiefeln, oft in kurzer Jacke, meistens mit dem weißen, roth ausgenähten Szür.

Unsere Landsleute, die deutschen Colonisten, sind unverkennbar an ihrem blonden Haar, an ihrem Gesichtsausdruck; man irrt sich selten darin, und ein Grüß-Gott! wird immer freundlich erwidert. Auch in ihrer Tracht haben namentlich die Weiber und Mädchen viel von ihrem Heimatlande beibehalten — den langen dunklen Rock, die verzierte Tuchjacke mit Brustlatz, den wollenen Strumpf mit rothem Zwickel, die ausgeschnittenen Schuhe, vor allem die Haare, einfach gebunden und mit einem messingnen Kamme zusammengesteckt.

Die Costüme, wie ich sie eben angegeben und die man im

bunteſten Gemiſche auf dem Volksfeſtplatze in Großwardein ſah, ſind indeſſen nur der Sonntagsſtaat oder die Tracht der Wohlhabenden und Reichen, die, wenn gleich ſehr zahlreichen Lichtpunkte in dieſer ungeheuren Menge, deren Grundton allerdings eine grauere, ſchmutzigere Färbung hat. Zahllos ſind hier die Slaven und Walachen der niedrigſten Volksklaſſe vertreten, die erſteren in ihren einſt weiß geweſenen und jetzt ſchmutzig gewordenen Mänteln, das mit Fett geſalbte Haar in Strängen bis auf die Schultern hängend, den breitkrämpigen Filzhut verbogen, voll Löcher und Beulen; wogegen die Walachen ſelbſt wie heute bei der größten Hitze — wir hatten wenigſtens dreißig Grad im Schatten — mit ihren Pelzen erſcheinen, bald weiß, bald ſchwarz, deſſen behaarten Theil ſie im Sommer zum Schutze gegen die Sonne auswärts tragen, im Winter aber zum Schutze gegen den Froſt nach innen kehren. Da nun dieſe Pelze dick und zottig ſind, gewöhnlich fett und ſchmutzig, und ſo hoch bis zum Halſe reichen, daß der Kopf, von dem breiten Hute verdeckt, wenigſtens von hinten gar nicht mehr ſichtbar iſt, ſo kann man ſich vielleicht einen Begriff machen von dem Anblick eines Trupps ſolcher Walachen, die mit ihren gleichfalls in Pelz gekleideten Sprößlingen beieinander ſtehen. Dieß Tragen des Pelzwerkes im Sommer iſt indeſſen auch den Ungarn der niedern Klaſſe eigen; ſo ſieht man ganze Schaaren von Bauernweibern unförmlich gemacht durch überdicke Pelzſpenſer, die ſie ſtatt des Mieders angezogen haben. Es ſind dieß aber die Pelze ihrer Männer, welche dieſe im Winter auf der Schulter tragen, und die ſo zweierlei Dienſte zu verſehen haben.

Vergeſſen wir aber einen Hauptbeſtandtheil dieſes allgemeinen Menſchengetreibes nicht — die Zigeuner nämlich, welche wir

überall auf dem ganzen Platz zerstreut finden, hier bettelnd und auf alle Art lungernd, dort als Musikanten und Handlanger, aber immer mit dem ihnen eigenthümlichen unruhigen Wesen, mit dem lebhaften, suchenden Auge, das in einem Moment das ganze Gewimmel durchschweift. Von ihrem Anzuge ist nicht viel zu sagen, da sie wohl aus Armuth eine eigene Tracht nicht haben können; jeder zieht an, was er geschenkt erhalten, erhandelt oder auf weniger ehrliche Art erworben, nur zur höchsten Noth einen Bauernrock, so daß man die Männer meistens in einem schmutzigen, zerlumpten Spenser sieht, oder in einer abgetragenen Husarenhose, aus welcher die bloßen Füße hervorsehen, worüber sie eine zerlumpte Jacke als Pelz umhängen und häufig ohne Kopfbedeckung gehen. Die Zigeuner-Musikbanden waren dagegen an diesen festlichen Tagen, wahrscheinlich auf Kosten der Gemeinde gekleidet, und nahmen sich stattlich genug aus.

Man könnte vielleicht einen gut angezogenen Zigeuner mit einem sehr gebräunten Ungarn verwechseln; die Zigeunerin dagegen ist unverkennbar, mag sie gekleidet sein, wie sie will; schon die Art, mit der sie aufmerksam umherblickend durch das Gedränge schleicht, ist keinem andern Wesen eigen. Dabei muß man ihr blitzendes Auge betrachten, wie es scheinbar gleichgültig den Boden sucht, in Wahrheit aber nicht das Geringste rings umher unbeobachtet läßt. Der Teint der Zigeunerweiber und Mädchen ist von einer eigenthümlichen tiefen Bronzefarbe, dunkler als der der Männer, und noch mehr als bei diesen blitzen die schönen Zähne und leuchtet das Grell des Auges aus dem Gesicht hervor. Auch ihre Kleidung, so zerlumpt und zerrissen sie auch sein mag, hat etwas Eigenthümliches, ja Malerisches: ein kurzer Rock, worunter die feinen Füße hervorsehen, meistens

ein grellrothes oder gelbes Tuch, locker um Schultern und Bruſt gelegt, dazu ein langes dunkles Kopftuch, welches die Zigeunerin bald verhüllend um ſich zieht, bald flattern läßt.

Der Anzug der Kinder bis zum zwölften Jahr iſt von außerordentlicher Einfachheit; auf der Puſzta laufen dieſelben bis zu dieſem Alter völlig nackt, hier bei dieſer feſtlichen Gelegenheit ſah ich viele mit einem ſchmutzigen Stücke Zeug drapirt, das als Hemd, Rock und Hoſe zu gleicher Zeit diente. Die Virtuoſität der Zigeunerinnen, ihre kleinen Kinder herumzuſchleppen, iſt wahrhaft bewunderungswürdig; eine andere Frau geht mühſam unter der Laſt eines vierjährigen Knaben, den ſie tragen muß; das Weib eines Zigeuners aber ſtreicht behende durch die Menge und hat in einem Tuch auf dem Rücken ihr vielleicht einjähriges Kind, hat rittlings auf der Schulter einen Buben von drei bis vier Jahren, der ſeine Händchen auf ihren Kopf legt, und dabei hält ſie mit dem linken Arm ein zweijähriges Kind, natürlicher Weiſe ganz nackt, wobei ſie immer noch Beweglichkeit genug hat, die rechte Hand nach einer Gabe auszuſtrecken oder mit ungemeiner Behendigkeit vom Boden aufzuleſen, was jemand, der vor ihr ging, vielleicht unbemerkt fallen ließ.

So ſind die Beſtandtheile, aus welchen das Getreibe auf dem großen Platze bei Großwardein beſtand; nimmt man nun dazu, daß ſich all dieſe Tauſende von Menſchen, dieſe vielerlei Trachten ruhelos durcheinander treiben, daß man dazwiſchen die bunten Reiter hin- und her eilen ſieht, daß hie und da Gruppen von kaiſerlichem Militär der verſchiedenſten Waffen bei einander ſtehen, oder das Volksfeſt mitmachend, langſam durch die Menge ſchreiten, vernimmt man dann die wilde Muſik der verſchiedenen Zigeunerbanden, namentlich das gellende Gekreiſch der Clarinet-

ten und Violinen, wovon jede wie in toller Freude die willkürlichsten Figuren zu spielen scheint; hören wir dabei das brausende tausendstimmige Eljen! das sich von der Stadt heranwälzt, dort auf der Straße, wo so eben der Kaiser und die Kaiserin in offenem Wagen erscheinen inmitten eines ungeheuren Schwarms hin- und her galoppirender Reiter; sieht man wie nun die Tausende am Wege ihre Hüte und Tücher schwenken — so kann man sich vielleicht einen kleinen Begriff machen von dem unbeschreiblichen Durcheinander dieses originellen Volksfestes, welches nun seinen Anfang nimmt, sowie das Kaiserpaar in der mit rothsammtner Decke behangenen Loge erscheint.

Ein enthusiastisches Eljen pflanzt sich über den weiten Platz dahin, die Militärmusik spielt: Gott erhalte unsern Kaiser! und dasselbe Thema wird nun in der Nähe und Ferne von den verschiedenen Zigeunerbanden oft auf die jammervollste Art verkratzt und verarbeitet. Schnell bilden sich vor der kaiserlichen Tribüne weite Kreise, eine zahlreiche Zigeunermusikbande spielt den Csárdás, den ungarischen Nationaltanz, und augenblicklich ist der leere Kreis mit Tänzern und Tänzerinnen in allen Trachten angefüllt, die so lange herumspringen, bis ihnen der Schweiß von der Stirne rinnt, ja die erst aufhören, wenn die Zigeuner, die doch was aushalten können, Fidelbogen und Clarinette sinken lassen.

Bei einem Spaziergange, den das Kaiserpaar nach einiger Zeit auf dem Platze machte, war es oft kaum möglich, Raum genug für den Kaiser und die Kaiserin zu gewinnen, so gewaltig drängten die Tausende von allen Seiten herbei; glücklicher Weise wurden in diesem Augenblicke die großen offenen Weinbütten freigegeben und fingen die Fässer an ihren köstlichen Strahl herabzusenden, worauf dann ein Theil der Menge, so von beiden Sei-

ten gefaßt, ſich nach allen Richtungen zu zerſtreuen begann. Bald darauf fuhren die kaiſerlichen Wagen nach der Stadt zurück, denn der Jubel auf dem Platze entfaltete ſich nach und nach doch in etwas zu derbem Maßſtabe. Wenn man dabei gerade in einen dichten Volkshaufen hinein gerieth, ſo war an eine ſelbſtſtändige Bewegung gar nicht mehr zu denken; man mußte ſich oft, zwiſchen ſchwarzen und weißen Pelzen eingeklemmt, von der Maſſe fortſchieben laſſen.

So kamen auch wir, die wir beſchloſſen hatten, den Verlauf dieſes originellen Feſtes etwas genauer zu ſehen, in eine Strömung hinein, die uns dem Platze zuführte, wo der Ochſe eben über dem Feuer ſchmorte. Doch hätten wir kaum in den Kreis vordringen können, wenn ſich nicht ein ziemlich zerlumpter Kerl mit einem großen Knotenſtock unſerer angenommen und durch die Menge brechend oft auf ziemlich unſanfte Art für uns Platz gemacht hätte. So gelangten wir endlich in die unmittelbarſte Nähe des Autodafé's, eines nichts weniger als appetitlichen Schauſpiels. Da ſtack denn der abgezogene Ochſe an dem Balken, von dem wir oben ſprachen, und die beiden Wagenräder wurden von einigen wild ausſehenden Kerlen herumgedreht. Unten befand ſich eine Grube, in welcher mächtige Holzſcheiter flammten; doch war trotz der gewaltigen Hitze das Fleiſch noch ziemlich roh und blutig und ſah in der That nichts weniger als einladend aus.

Es gewährt immer einen häßlichen Anblick, ſo ein ganzes mächtiges Thier mit abgeſtreifter Haut zu ſehen; hier aber, ſo hoch in der Luft freiſchwebend hatte es mit ſeinen Fleiſch- und Fettpartieen, ſeinen Sehnen, langen Füßen, namentlich mit dem nackten Kopfe und ſeinen vergoldeten Hörnern etwas außeror-

deutlich Widerliches. Die ganze Masse war mit Ketten an den Baum festgeschlossen, und wie sie sich langsam drehte, sah man zwei Kerle beschäftigt, vermittelst langer Stangen, an denen Strohwische befestigt waren, Fett und Wasser darauf zu träufeln. Mit Hülfe einer Anzahl Reiter aus den Banderien war um das Ganze ein ziemlich weiter Kreis gebildet worden, den die mit gierigen Blicken herandrängenden Ungarn und Walachen der niedern Volksklassen mit Gewalt zu verengen strebten. In diesem Kreise befanden sich die Metzgerknechte sowie die Zigeunerbande in dem oben beschriebenen Costüm; die Scharlachfarbe ihrer Westen und Hosen paßte vollkommen zu dem etwas wilden und unheimlichen Schauspiele.

Der Wein, der auf dem ganzen Platze schon gewirkt hatte, und der in Eimern und großen Krügen hierher gebracht wurde, fing auch hier schon an sich bedeutend bemerkbar zu machen; die Metzgerknechte mit theilweise blutigen Armen und ähnlichen Schmarren im Gesichte, sprangen bei der tollen Weise der Zigeunermusik mit gezückten Messern und Aexten umher, zuweilen dem armen Ochsen einen Stich versetzend, um zu sehen, ob das Fleisch noch nicht mürbe werde, wobei sie nicht vergaßen, einen Eimer voll Wein beständig die Runde machen zu lassen. Von den Zigeunern spielte immer nur die Hälfte, während die andere ebenfalls mit Trinken beschäftigt war. Da hierbei Einer dem Andern das große gläserne Trinkgefäß wegzunehmen versuchte, so brach der Rand desselben endlich entzwei, was aber keinen dieser Musikanten abhielt, zwischen den scharfen Spitzen und Rändern hindurch den Wein in ihre Kehlen laufen zu lassen. Wahrhaft eckelhaft waren dabei die Kerle, welche den Bratspieß dreh-

ten und von denen ſich zuweilen einer an den Ochſen hinſchlich, um ein Stück Fleiſch herunter zu reißen.

Endlich ſchien der Braten für ungariſche Mägen gar zu ſein, und dieſer Moment war wahrhaft cannibaliſch; die Zigeuner mußten den Csárdás ſpielen, aus der Zuſchauermenge rings umher ſprangen frech ausſehende vollbuſige Weibsbilder in den Kreis, welche von den Metzgerknechten augenblicklich ergriffen wurden, worauf um das Feuer und den unglücklichen Ochſen ein Tanz begann, der über alle Beſchreibung war. Die wilden Menſchenfreſſer können ſich bei ihren blutigen Feſten kaum ausgelaſſener geberdet haben.

Unterdeſſen waren auf dem weiten Platze alle Fäſſer angezapft worden und bei jedem Gerüſte herrſchte ein furchtbares Gedränge, wobei man die ſeltſamſten Auftritte ſah. Dort hatte ſich ein Kerl krampfhaft an den Balken feſtgeklammert, und fing den Wein mit dem offenen Maule auf, wobei er aufs beharrlichſte die Stöße, Püffe und Tritte der Umſtehenden ertrug, bis er endlich genug hatte, herabfiel, ſich ſchwankend aufrichtete und weiter taumelte; hier hatte ſich eine Geſellſchaft gebildet, wobei Einer den Andern unterſtützte, die mit einem großen Holzzuber emporkletterten, denſelben voll laufen ließen und dann unter ſich vertheilten; Andere kamen mit Krügen, mit Flaſchen, mit kleinen Eimern, wobei ſich jeder gewaltſam Bahn brechen mußte und doch ſchwer zum Ziele kam, oder wo ihm am Ende das gefüllte Gefäß von einem Andern aus der Hand geſchlagen wurde, ſo daß der Wein heraus floß und die unten Stehenden durchnäßte. Wer weder Krug noch Flaſche aufgetrieben hatte, bediente ſich der untergehaltenen Hände oder des Filzhutes, wobei ſich dann der hereingelaufene Wein zu einer ſcheußlich trüben Brühe ver-

wandelte; ja ich sah einige Kerle, die ihren filzartigen weißen Mantel aufhielten, und was darüber herab aber hindurchtropfte, kam kleinen Buben zu gut, die sich überall zwischen die Menge drängten und ihre kleinen Mäuler öffneten, um etwas von dem kostbaren Naß zu erhaschen.

Es war ein unbeschreibliches Durcheinander; jedes Gerüst wurde von allen Seiten gestürmt, wobei die Nächsten und Nächsten über die Schultern der Andern hinweg mit Tritten und Stößen aufwärts zu kommen versuchten und sich endlich, oben angelangt, am Fasse festklammerten, bis sie vollgetrunken wieder hinabrollten. Bei den großen offenen Bütten ging es ebenso toll her, doch waren diese bälder ausgeschöpft. Bei einer derselben kam es Anfangs zu gewaltigen Prügeln, da ein Walache in seinem dicken schwarzen Pelze mitten hinein sprang und sich dann niederbückend mit langen Zügen zu trinken anfing. Was hier endlich am Boden noch übrig blieb: eine schmutzige Flüssigkeit, war darum doch nicht verloren, und ich sah da häufig in den Gefäßen eine Menge kleiner Buben sitzen, die ihr Brod in den gewesenen Wein tauchten und begierig aßen.

Am pfiffigsten benahmen sich bei dieser Geschichte die Zigeuner. Statt sich in das Gedränge zu mischen und vielleicht Püffe und Schläge zu erhalten, machten sie sich einzeln an die verschiedenen Gesellschaften, welche große Gefässe mit Wein erobert hatten und nun, schon tüchtig betrunken und leichtsinnig im Rausche, nicht mehr so recht auf ihren Schatz Achtung gaben.

Der Ochse war unterdessen von seiner Stange gelöst worden, und die Metzger hieben ihn mit ihren Aexten auseinander. Sonst wohl wurde es dem Volke erlaubt, auf ein gegebenes Zeichen über den Braten herzustürzen, worauf das Thier dann förm-

die Arme — nicht der Hofräthin, wie sie erwartet, sondern des jungen Eduard, der hier in der Ecke einem sanften Schlummer oblag.

Dieser vortreffliche junge Mann hatte heute sein Comptoir geschwänzt und eine kleine Landpartie gemacht, aber durchaus nicht in der Absicht, um der Arbeit zu entgehen, vielmehr mit dem sehr löblichen Vorsatze, etwas Nützliches zu erlernen, indem ein anderer junger Buchhändler, der lange am Rheine conditionirte, versprochen hatte, ein neues, sehr gutes Getränk anzufertigen, bekannt unter dem sanften Namen: Maitrank, und dessen Recept mitzutheilen. Dieß war auch geschehen. Der Maitrank gelang außerordentlich gut und eine allgemeine Erheiterung war die Folge der zweiten Bowle.

Man kann sich denken, daß der junge Eduard, vollständig überrascht, aus seinem Schlummer empor fuhr, und da ihm geträumt, er müsse sich an irgend einen beliebigen Pfeiler anklammern, um nicht in ein wildes tosendes Meer zu seinen Füßen zu fallen, so hielt er einen Augenblick die erschrockene Honoratiorentochter fest in seinen Armen. Bald aber klärte sich das Mißverständniß auf, und in dem Zimmer dagegen wurde es immer dunkler. Wir wollen mit dieser Aufklärung nicht gesagt haben, als ob die Honoratiorentochter die Scene, welche sie mit dem Herrn Dubel gehabt, erzählt — Gott bewahre! sondern sie erfand vielmehr ein recht artiges Mährchen, an dessen Schlusse sich der junge Eduard in dem Glauben befand, als habe Tante Elise seit jenem unvergeßlichen Ballabend seiner zärtlich gedacht, ja, ihn eigentlich geliebt. Dafür nun bezeugte sich Eduard sehr dankbar; auch er erklärte der Tante Elise, nach jenem ersten Tage beständig mit einer Hochachtung, die an Liebe grenze, ihrer gedacht zu haben, und als die Hofräthin, vielleicht eine Stunde später, nach Hause kam, fand sie zu ihrem größten

lich zerriſſen wurde; dabei kam es aber mit Fäuſten und Meſſern oft zu ſchlimmen Händeln, weßhalb das Fleiſch heute ausgetheilt wurde. Dieſe Austheilung geſchah jedoch auf ſehr einfache Art; ſowie ein Stück abgehauen war, wurde es in die Luft geworfen und von den Glücklichen, auf welche es gerade fiel, oft nach einer tüchtigen Balgerei hinweggetragen. Dabei kamen ſchauerliche Scenen vor, ſo daß ſich die Gensd'armerie und die Reiter der Banderien zuweilen genöthigt ſahen, einzuſchreiten. Wer auf ſolche Art einen Biſſen erobert hatte, eilte damit, von Freunden gefolgt, nach einem ſtilleren Platze, wobei mit dem noch ziemlich rohen Fleiſche ein ſehr unappetitliches Mahl gehalten wurde.

So ausgelaſſen und betrunken ein großer Theil der untern Volksklaſſe war, ſo muß man doch rühmend anerkennen, daß ſelbſt entſtandene Händel von den Betreffenden ſelbſt oder von Andern, die dabei ſtanden, baldigſt und freundlichſt geſchlichtet wurden, und wo es an andern Orten Meſſerſtiche und blutige Köpfe geſetzt hätte, da genügte hier oft ein luſtiges Wort, um die Parteien zum Lachen zu bringen und wieder zu verſöhnen.

Mittlerweile ward die Zeit gekommen, wo man mit Mephiſto ſagen mochte:

„ich hätte Luſt nun abzufahren,

denn in der That fing die Betrunkenheit unter dieſen ſtarken Naturen an, ſich etwas kräftig zu offenbaren; der Raſen ſah wie ein kleines Schlachtfeld aus, da, wenn einer der Taumelnden über etwas ſtolperte, er gewöhnlich liegen blieb. Den Weibern der alſo getroffenen Walachen muß man es lobend nachſagen, daß ſie unter dieſen Umſtänden ihrem „Herrn" ſo ſanft als möglich zu betten ſuchten, ihm die eigene Jacke unter den Kopf

ſchoben, ihn mit ſeinem Pelze zudeckten und dann, neben ihm kauernd, geduldig auf ſein ſpäteres Erwachen warteten. Außerordentlich komiſch waren an verſchiedenen Stellen des Feldes die Tänze dieſer dichtbepelzten walachiſchen Bauern, wobei man nichts Einfacheres ſehen konnte; jeder ſteckte ſeinen Stock vor ſich in die Erde und tanzte, irgend eine Weiſe brummend, um ihn herum, was von Weitem ausſah, als wenn ſich eine Geſellſchaft von Bären dort beluſtige.

Im Allgemeinen hatte ſich eine unverkennbare Heiterkeit der activen Theilnehmer dieſes Volksfeſtes bemächtigt; hier ſangen ſie ihre Volksweiſen, dort ſchrieen ſie Eljen! und wieder Eljen! Die Zigeuner-Muſikbanden fidelten die tollſten Melodieen herunter und brachten ihre Csárdástänzer zu immer gewagteren Sprüngen; aber wie geſagt, überall gab ſich das Vergnügen kund, kein Hang zu Streit und Händeln, und ſo konnte man mit einem Gefühle der Beruhigung nach Hauſe gehen, und ſich die nüchternen Phyſiognomien derer ausmalen, die ſich vielleicht heute Abend, wenn der Mond aufſtieg, neben ihrem Pferde, auch wohl mit umgeworfenem Wagen im Graben wieder fanden, oder die bei der Brandſtelle, wo der Ochſe gebraten worden, erwachten, und vielleicht erſchreckt ein verhängnißvolles Rad ſahen und auf demſelben den Kopf des Thieres mit ſeinen gewaltigen Hörnern, den ein Spaßvogel unter den Metzgerknechten dort aufgeſtellt.

IV.

Der Csárdás.*)

Wer hat nicht ſchon über Ungarn geleſen, oder ſich von dieſem eigenthümlichen und wunderbaren Lande erzählen laſſen, und hörte nicht häufig das Wort „Csárdás“? Wer fuhr Abends auf einſamer Puſzta und kam nicht zufällig in die Nähe einer Schenke, die, mitten im Sand auf einem kleinen Hügel ſtehend, den Kutſcher auf dem Bocke ſo freundlich anlächelt, daß er die Zügel anzieht und eine kurze Raſt hält? Wer lehnte ſich träumend in ſeinen Wagen zurück und vernahm nicht auf einmal eigenthümlich wilde Geigentöne, das Pochen der Cimbalhämmer, die grellen Töne der Clarinette, alle zuſammen zu einem luſtigen Csárdás aufſpielend? Wer ging Abends durch die Gaſſen von Peſth bei jenen kleinen Gärten vorbei, die, im hinteren Hofraume verſteckt, durch Lichterglanz und friſches grünes Baumlaub die Vorübergehenden anlocken, und hörte nicht die ſonderbaren Klänge, die man nicht leicht vergißt, wenn man ſie einmal gehört, die uns wie ein bekanntes Lied tönen, ja deren wilden Tonfiguren wir mit Behagen folgen, nicht genug davon kriegen können und wie der tanzende Huſar denken: Geſchwinder! geſchwinder! — aufgeſpielt ohne Raſt und Ruh'! — Das iſt ein Csárdás, und die Muſikanten, die ihn aufſpielen, ſind heimatlos umherziehende Zigeuner, mit ſicherer Hand und feinem Sinn für die Muſik, mit Gluth im Herzen, heißem Blut im Kopfe und einer Ausdauer, die ans Fabelhafte gränzt.

---

*) Sprich: Tſchardaſch.

Ich bin feſt überzeugt, daß keine Capelle der Welt im Stande iſt, einen Csárdás zu ſpielen wie eine Zigeunerbande. Die wilden Weiſen desſelben klingen mit ihrem umherſchweifenden Leben zuſammen und ſind ihnen angeboren; der Zigeuner hat ſie nicht mühſam gelernt, dieſe wild klingenden Tonfiguren — nein, ſie erzeugen ſich in ſeinem Gehirn, und er führt ſie aus, angeregt vom Augenblicke, bald melancholiſch, bald wild und ſtürmiſch, meiſtens das leuchtende Auge auf den Boden geheftet, in tiefe Gedanken verſenkt. Wie der Ungar Eins iſt mit ſeinem Pferde und man die Beiden faſt als unzertrennlich betrachten kann, ſo der Zigeuner mit dem Inſtrumente, das er ſpielt und das er ja ſeit der früheſten Jugend nicht von ſich gelegt. Schon mit acht, neun Jahren fangen die Zigeunerknaben an, Muſik zu treiben, wobei ſich jeder ſein Inſtrument wählt, mit Vorliebe die Geige, und haben ſie im Laufe der Zeit durch das Ablauſchen von ihren Vätern etwas erlernt, ſo formirt ſich ſogleich unter ihnen ein kleines Orcheſter, welches, wenn auch noch ſo mißtönig, zuſammenzuſpielen anfängt. Von Noten und der uns bekannten Tacteintheilung haben ſie natürlicher Weiſe keine Idee und lernen auch nichts dergleichen, ſelbſt um ſpäter öffentlich aufzutreten. Ein oder zwei tüchtige Geiger ſetzen ihre Bande zuſammen; dieſe erfinden vielleicht neue nationale Melodieen oder wiſſen die altbekannten und berühmten auf ihrer Geige zu ſpielen, ein einſames Gehölz iſt der Muſikſaal, dort wird der Bande das Stück einige Mal vorgeſpielt, und es dauert nicht lange, ſo hört man es mit allen Inſtrumenten vollſtimmig executiren.

Schon in alten Zeiten beſtanden aus Zigeunern die privilegirten Muſikbanden in Stadt und Land. So findet man ihrer

ſchon im Jahre 1525 während der Landtage zu Nagos und Hatvan erwähnt; auf jeder großen Herrſchaft bildeten ſie faſt ſtändige Orcheſter und außerdem ziehen kleinere und größere Banden fortwährend im Lande umher, um bei Bauernhochzeiten, bei Kindtaufen und dergleichen zu ſpielen, wo natürlicher Weiſe ihre größere Zahl beſtimmend iſt, um ein Feſt nach der Meinung der Landleute glänzend und geſchmackvoll zu machen, wobei aber ihrer drei eben ſo wenig Schwierigkeiten machen, einen Csárdás aufzuführen, als wären ſie ein Orcheſter von zwanzig. Die Muſik beſteht aus dem Baſſe, möglichſt vielen Violinen, einer Clarinette und dem Cimbal oder Hackbrett; letzteres iſt mit Metallſaiten beſpannt, und der Muſiker bearbeitet es mit zwei Hämmern, wobei man oft welche antrifft, die das Cimbal mit erſtaunenswerther Virtuoſität ſpielen, und wo man die ſchwierigſten Paſſagen, die längſten Läufe ohne Schwierigkeit ausführen hört. Man ſollte glauben, der ſchwache Schlag der Hämmer auf den leiſe klingenden Saiten müſſe bei den grellen Tönen der Violine und Clarinette gänzlich verſchwinden. Und doch iſt dem nicht ſo. Wohl wird das Cimbal zuweilen vom wilden Sturm der Inſtrumente verſchlungen. Doch kaum tritt eine Pauſe ein, kaum klingen die Violinen ſanfter, ſo tritt das Cimbal hervor auf eigenthümliche Art melodiſch wie das Fallen der Regentropfen, nachdem beim Gewitter ein heftiger Sturmwind vorübergebraust iſt.

Wenn auch im Spielen der National-Melodieen die Hauptſtärke der Zigeuner-Muſikbanden liegt und ſie darin unübertrefflich ſind, ſo hört man ſie doch, namentlich in größeren Städten, oft Ouverturen und Potpourris aus Opern correct genug ausführen, wenn man bedenkt, daß, wie vorhin bemerkt, keiner eine Note verſteht, alle nach dem Gehör ſpielen. Doch bleiben dieſe

Muſikſtücke immer in gewiſſer Beziehung etwas Fremdes für ſie und für uns, und gegen ihre eigenen Melodieen gehalten, klingen ſie uns, als hörten wir Jemanden, wenn auch mit Virtuoſität, eine fremde Sprache reden.

Das kommt aber auch wohl daher, weil ihre eigenen Weiſen ſo urſprünglich friſch, ſo wild und gewaltig unter ihren Fingern aus den Saiten hervorquellen, weil ſie ſo ganz eigen und Eins mit ihnen ſind, weil man fühlt, wie der Zigeuner ſeine Wünſche, ſein Hoffen, ſein ganzes ruheloſes Leben in die Töne hineinlegt, wie ſie aus ſeinem Herzen dringen und ſo im Stande ſind, die Herzen der Zuhörer zu ergreifen und zu rühren.

Hei! wie die Geigen ſingen und klingen!
Hei! wie die Hämmer des Cimbals ſpringen
Ueber die Saiten friſch auf und nieder,
Pochender Herzſchlag heimiſcher Lieder!
Himmel, wie jauchzen die Geigen ſo helle,
Schmetternd ſchreit Clarinette, die grelle!

ſingt der unvergeßliche Lenau, und er wie keiner hat ſeinem geliebten Ungarn das innerſte Weſen abgelauſcht.

Es ſind National-Melodieen, die ſie ſpielen, heimiſche Lieder, aber ſie weben und ſchmelzen ſie zuſammen, ſie variiren ſie auf unglaubliche Art mit ſteigender Haſt, mit ſteigender Wildheit, ſtundenlang fort; und dieſen Klängen folgt der Ungar in willkürlichen Tanzbewegungen zuerſt langſam und gemeſſen, dann immer wilder und ausgelaſſener, zuletzt in jauchzender Luſt eben ſo unermüdlich wie die Muſikanten. Und das iſt der Csárdás.

Sehen wir einer dieſer Muſikbanden zu. Der Schauplatz

iſt vor einer Schenke, die ſeitwärts vom Dorfe liegt; die Zigeuner ſitzen und ſtehen unter weißblühenden Akazienbäumen; das Cimbal ruht auf zwei Holzblöcken, der mit dem Contrabaß ſteht da aufrecht, fertig zum Anfang, der Clarinettiſt netzt das Mundſtück ſeines Inſtrumentes, und die mit den Violinen ſchauen nach dem Erſten unter ihnen, der nun

— — raſch die Geige nimmt,
Scharf genau die Saiten ſtimmt,
Gibt dem Bogen noch des Harzes,
Und ſein Haar, ſein langes, ſchwarzes,
Wirft er ſchüttelnd ins Genick,
Drückt die Fiedel unters Kinn,
Und ſein dunkler Feuerblick
Winkt der Bande zum Beginn.

Da fangen Alle mit einem Male an in wunderlich klingenden Tönen — ein Andante; es iſt wie einzelne Accorde, welche die erſte Violine mit eigenthümlichen Figuren verbindet. Rings umher ſtehen die Zuhörer, Csikóſe und Huſaren, den aufgekrempten Hut auf dem Kopfe, die kurze Pfeife im Munde. Regungslos ſtehen ſie anfänglich da, die Hände auf dem Rücken oder im Gurte verborgen, ſinnend auf den Boden blickend oder hinaus auf die weite Puſzte, wo der Abendwind und die letzten Sonnenſtrahlen mit dem ſchwanken Graſe ſpielen; und wie nun die Accorde voller werden und die Töne der Fiedel aufforderndere und dringender, fährt hier und da eine Hand an den Hut und drückt ihn vom rechten an das linke Ohr, die Pfeife wird feſter zwiſchen die Zähne genommen, die Sporen fangen an, leiſe zuſammenzuklingen, und ein Blitz aus dem Auge gibt der ſeitwärts ſtehenden Tänzerin ein Zeichen, ſich zu nähern. Sechs, acht, zehn oder noch mehr Paare, ſo viel gerade Tanzluſtige da

ſind, ſtellen ſich in einen Kreis und fangen an, den Csárdás zu tanzen. Das, was ſie eigentlich tanzen, näher zu beſchreiben, gehört wohl zu den Unmöglichkeiten. Der Tänzer faßt ſeine Tänzerin um den Leib, und ſo lange das Andante dauert, begnügt er ſich, ſie einfach rechts oder links zu drehen, ſie ſchelmiſch lächelnd zu betrachten, mit den beſpornten Abſätzen zuſammenzuſchlagen und bald das eine Bein, bald das andere aufzuheben. Sie blickt zu Boden, hat ihm eine Hand auf die Schulter gelegt und hüpft zuweilen in die Höhe, ohne dabei vom Platze zu kommen; überhaupt iſt es bemerkenswerth, daß der Csárdás-Tänzer einen unglaublich geringen Raum für ſich in Anſpruch nimmt; nur zuletzt, wenn der „Fris" gar zu luſtig wird, wenn die Violinen und Clarinetten in ihren wilden Klängen zur tollſten Luſt auffordern, fängt er an, ſich von ſeinem Platze zu bewegen und herumſpringend einen Kreis zu beſchreiben.

Betrachten wir nun einen Augenblick die Muſikbande. Das Andante iſt im Begriff, zu endigen; es hat etwas Schwermüthiges und Trauriges. Es iſt uns, als lehnten wir am Bergesabhang, an dem mächtigen Stamme irgend eines Baumes, der ſeine ſchattenreichen Zweige über uns ausbreitet, und blickten hinab in ein ſonnbeglänztes Thal, weit weit hinaus, einem fernen Horizonte zu, wo wir Kuppeln und Thürme einer Stadt ſehen, die unſer Liebſtes verbirgt, dem wir, hier angefeſſelt, vielleicht nie mehr folgen dürfen. — Sie, der wir durch das Leben gefolgt, iſt verloren für uns, wohl auf immer, das ſcheinen uns die traurigen Accorde auszudrücken, die ſo feierlich in unſer Herz dringen, und die uns mit ihren Tönen wieder tröſten wollen, während die haſtigen Striche der Geige wie ſpottend erzählen von dem, was wir verloren, — unwiederbringlich verloren.

Da mit einem Male, gewaltig, ohne Uebergang, ſtürmen andere Bilder durch unſere Seele: laut auf jauchzen die Violinen, wie toll und wild ſcheint die Clarinette zu lachen, das Cimbal ahmt unſeren Herzſchlag nach: es geht immer raſcher und gewaltiger, und wie die Schläge ſchneller und immer ſchneller werden, dehnt ſich unſere Bruſt aus, wir athmen tief auf; es iſt eigentlich ein ſchmerzlicher Seufzer, aber er wirft einen Felſenblock von unſerer Bruſt. — Laß fahren dahin, laß fahren! Was geht mich die in der Ferne an, die mein Herz doch nicht verſtanden, die eine Luſt daran fand, es zu quälen und zu kränken! Ein Nebel bedeckt die ferne Stadt, die weite Ebene. Wir wenden uns rückwärts in einen dichten, friſchen, grünenden Wald; dort, zwiſchen den mächtigen Stämmen macht ſchon die Nacht ihr Recht geltend, und ſie zu vertreiben, lodert vom Boden ein luſtiges Feuer, um welches phantaſtiſche Geſtalten ſitzen und uns mit Gläſern, voll des feurigen Ungarweines, zuwinken. — Huſſa! das iſt das Leben. Weg mit den Träumereien, werft euch hinein in den ſchäumenden Strudel! Und die Töne der Muſik, die perfiden Töne, wie umziehen ſie uns mit ihren glänzenden Fäden, wie die Spinne ihr Opfer, und trachten nach unſerem Herzen, nicht um unſer Blut zu ſaugen, ſondern um es wild aufzuregen.

Weinendes Klagen, Freudengekicher,
Schüttern im ſchroffen Wechſel die Luft,
Setzen gewaltig, keck und ſicher,
Ueber des Mißklangs drohende Kluft.
Alle die Töne, ſie klettern, ſie tanzen,
Wildverſchlungen wie Urwaldpflanzen,
Wildhinfahrend wie ſchwalgende Flammen,
Aber der Brummbaß hält ſie zuſammen.

Das alles fühlen auch unsere Tänzer und Tänzerinnen, die mit dem ersten tollen Strich der Fiedel wie verwandelt sind. Die Ungarin lächelt zuversichtlich, und während sie die linke Hand in die Seite stemmt, legt sie die rechte fest auf die Schulter ihres Tänzers. Dieser biegt sich unter lautem Hussa! wie ein Stahlreif zusammen, und wenn er wieder aus einander schnellt, so hebt er seine Tänzerin oder wirft sie vielmehr in die Luft. Dann drehen und winden sich Beide offenbar nach Phantasie und Gutdünken, denn von einer Tanz-Figur, die ein einziges Paar unter sich oder mehrere zusammen beschrieben, ist, wie schon früher bemerkt, gar keine Rede. Man sieht nichts Willkürlicheres als die Bewegungen der Csárdás-Tänzer. Wie der Zigeuner die Töne seiner Geige scheinbar willkürlich schweifen läßt, wohin sie nur wollen, so scheint der Csárdás-Tänzer gerade das mit seinen wilden Bewegungen ausdrücken zu wollen, was ihm in den Sinn kommt; daß sich aber alle dieselben auf das blühende Mädchen beziehen, das er in seinen Armen wiegt, versteht sich von selbst; es ist ein ewiges Hinneigen und Fliehen, ein Winden und Drehen, ein Hochaufspringen und tief Niederbeugen, ein höchst ergötzliches, ja, hinreißendes Durcheinander, das um so mannigfaltiger und toller erscheint, da jedes Paar sich mit einem außerordentlich kleinen Raume begnügt und sich um die Nebentanzenden durchaus nicht bekümmert.

Zuweilen findet man im Csárdás eine gewisse Aehnlichkeit mit dem spanischen Fandango; man könnte auch wohl sagen, er gleiche dem verrufenen pariser Cancan, wenn nämlich ein Cancan denkbar wäre ohne die ihn bildenden seltsamen Stellungen und Geberden, welche bei dem ungarischen Tanze, der in jeder Beziehung durchaus anständig ist, gänzlich fehlen; aber wie sich

Erstaunen ein Brautpaar vor, das sich ihren mütterlichen Segen erbat. Was wollte die gute Frau machen? Sie kannte die Honoratiorentochter als ein sehr braves verständiges Mädchen, die mit einem anständigen Vermögen sehr viele Vorzüge des Geistes und Herzens verband. Den jungen Eduard zu bessern, hatte sie ohnedieß als zu schwierig aufgegeben und beschloß dieses seiner Frau zu überlassen. Der Hofrath Vater machte an demselben Abend ebenfalls eine gute Miene zum bösen Spiel, meinte aber in den nächsten Tagen und Wochen, der junge Eduard sei eigentlich viel zu jung zum Heirathen und müsse noch ein paar Jahre zuwarten, wogegen sich aber Tante Elise auf's Entschiedenste erklärte, und fest darauf bestand, die Hochzeit müsse in ganz kurzer Zeit vor sich gehen.

Das sollte also geschehen und die Brautvisiten wurden schleunigst abgemacht. Nur müssen wir bei dieser Gelegenheit noch bemerken, daß der junge Eduard, als er in den Wagen stieg, durchaus nicht das freudetrunkene Gesicht zeigte, das man an den meisten Bräutigamen zu sehen gewohnt ist; vielmehr sah er oftmals schüchtern die Straße hinauf und hinab, und wenn ihm alsdann die Tante Elise die Hand zum Schlage hinaus reichte, um ihn sanft hineinzuziehen, so war es, als fasse ihn ein finsteres Verhängniß und ziehe ihn gewaltsam ab von den Freuden dieses Lebens und einer trüben Zukunft entgegen.

Man kann sich denken, daß nichts desto weniger im Hause der Tante Elise, so wie in dem der zukünftigen Schwiegereltern viel Lust und Freude herrschte. Die junge Braut saß regelmäßig des Morgens mehrere Stunden im Prunkgemache ihres Appartements und nahm Gegenbesuche an. Dieses Prunkgemach, wie es die meisten Familien, welche wissen, was sich geziemt, besitzen, war das schönste im Hause, sehr elegant möblirt und wurde nur bei großen Veranlassungen gebraucht. An gewöhnlichen gemei-

im Cancan auch ein einzelnes Paar, ohne viel Rückſicht auf die anderen zu nehmen, ſtundenlang durch Herumhüpfen amuſirt, ſo auch hier.

Indeſſen wird die Muſik mit jedem Bogenſtriche wilder, toller, ja, man könnte ſagen: gewaltiger. Als einfacher Zuſchauer fühlt man ſich fortgeriſſen und möchte mit ruhigem Blute einſtimmen in das fröhliche Huſſa der Tanzenden, weßhalb man wohl begreift, warum denen, deren Blut wild durch die Adern raſt, deren Augen blitzen, deren feſt auf einander gebiſſene, ſchneeweiße Zähne unter dem ſchwarzen Schnurrbarte hervor blicken, jeder Tact der tollen Muſik eine Aufforderung ſcheint, den ſeltſam phantaſtiſchen Figuren der Fiedel zu folgen.

Und dabei haben die Zigeuner etwas Dämoniſches, es iſt, als fühlten ſie die Kraft, die in ihren Saiten liegt, um das bethörte Volk tanzen zu machen, bis es vielleicht erſchöpft zuſammenbricht. Für mich war es bei dieſen Csárdás-Tänzen intereſſanter, dem Orcheſter zuzuſchauen, als dem Tanze ſelbſt, namentlich denen, welche die Geigen ſpielen. Der Cimbaliſt hielt ſich ſchon gemeſſener und ruhiger und ſtreute nur zuweilen leichte, verſöhnende, zur Ruhe ermahnende Klänge zwiſchen die luſtig aufjauchzenden Accorde. Der mit dem Contrabaß blickte zu Boden und hatte genug zu thun, um das leichtſinnige Volk in Ordnung zu halten; der Clarinettiſt war ein gemüthlicher Schreier, ein Phantaſt, der wohl viel Lärm machte, deſſen grelle Töne aber nicht zu Herzen drangen. — Aber die Geigen, die verfluchten Geigen! Ich habe ſie in dieſem Orcheſter von vier bis ſechs Zigeunern mit Meiſterſchaft ſtreichen hören, und dann packte jeder Bogenſtrich mit dämoniſcher Gewalt; namentlich wenn man die wilden Geſellen, die Spielleute ſelbſt, betrachtete. Da hing

das ſchwarze Haar um die pochenden Schläfe, da blitzte das funkelnde Auge unter den buſchigen Brauen ſo ſpähend hervor, da ſah man die Eindrücke, die das eigene Spiel hervorrief, um den ſeltſam zuckenden Mund, jetzt wie Hohn und Spott über die ganze Welt, dann wie Luſt und Freude, dann wieder wie Trauer und tiefes Weh. Und wenn man dabei den Tönen jeder Geige folgte, wie ſie in den wildeſten Sprüngen, in Läufen und Cadenzen faſt ohne alle Rückſicht auf die anderen zu ſpielen ſchien, ſo war es mir oft zu Muth, als hörte ich die Zigeuner ſprechen und ſich an vergangene Tage mit ihren Leiden und Freuden erinnern. Der ſprach vom flachen Lande, wo durch die unüberſehbare Ebene die Theiß ihre grünen, klaren Wellen rollt, vom Fiſchfange und von der Jagd; und wie dort das Waſſer ſanft und ruhig gleitet, wie dort der Abendwind leicht über die Fläche ſtreicht, ſo zieht auch er mit dem Bogen ruhiger über die Saiten, nur zuweilen einen Sprung machend, daß es iſt, als ſähe man die ſilbernen Fiſchlein aus der Flut ſpringen, oder als vernähme man die Ruderſchläge eines Kahnes, der nach der Schilfinſel ſchleicht, wo zahlreiches Geflügel niſtet und ſich verbirgt. Der Andere jagte wild durch die Saiten, und wenn auch das, was er ſpielte, grell und höhniſch klang, ſo fühlte man doch oft den Ton eines tiefen Wehes, wie den Ausdruck eines hoffnungsloſen Verlangens. Sah er vielleicht vor ſich die düſteren Wälder Siebenbürgens, oder folgte er dem Lauf der geliebten Marós, die, ſelbſt ein Zigeunerleben, ihre reißenden Wogen durch Felſen und Klippen dahinſchäumt, raſtlos und ruhelos? Erblickte er wohl in einem Seitenthale eine ſchlechte Hütte, ärmlich von außen, aber einen Schatz verbergend, der ihm der größte dieſer Welt ſchien und den er wohl nie erlangen konnte? — Ja, ja,

dort ſtand ſie, das ſchöne dunkle Zigeunermädchen mit dem ſo unausſprechlich ausdrucksvollen Blick im ſchwarzen Auge.

Die vom Abendroth Geküßte
Iſt vom leichten Weſt umflogen,
Und es flattert um der Brüſte
Melodiegeſchwellte Wogen
Ihres Haars gelockte Nacht;
O, wenn dieſe ſchöne Bruſt erwacht!
Dieſes Buſens keuſche Wellen,
Die noch Liebe nie empfanden,
Selig, wem ſie einſt entgegen ſchwellen,
Und ans Herz im Sturm der Liebe branden!

Der Dritte war ein kecker, luſtiger Geſelle, welcher den Csárdás mitzutanzen ſchien, und dem man anſah, daß es ihm gewaltig Mühe machte, ruhig auf dem Platze zu bleiben; er bewegte den Oberkörper und den Kopf hin und her, und je wilder die vor ihm herumſprangen, um ſo verwegenere Sprünge machte er auf ſeiner Geige.

Der Vierte endlich hatte finſter ſeine Brauen zuſammengezogen und arbeitete mit gewaltigen Strichen. Wohl dachte er an den Bakonyer Wald, an das Räuberleben, das er dort geführt; jetzt ſah man ihn ſpähend durch die Büſche ſchleichen, ſich aufrichten, ſchauen, horchen. Da iſt die Beute — drauf, drauf! Und nun ſtürmt er wild durch die Saiten, in ſcharfen, unheimlichen, grellen Klängen, und wenn man dabei die funkelnden Augen ſchaute und die ſcharf gekrümmten zuckenden Finger, ſo ſah man unwillkürlich das Handbeil glänzen, hörte es dahinſauſen und erblickte das Opfer blutend zuſammenſinken.

So spielten die vier ersten Geigen, und Jeder schien in den Touren abzuschweifen, wohin es ihm gerade gefiel; man glaubte vier ganz verschiedene Melodien zu hören und in den Klangfiguren die seltsamsten Bilder zu sehen; und doch war es wieder der Csárdás, den sie mit einander aufführten. Zuweilen aber erwachten sie aus ihren Träumereien und einigten sich in ein paar kräftigen Strichen und Accorden, um aber gleich darauf wieder tändelnd und lachend, jauchzend und klagend weit, weit aus einander zu gehen.

Nicht nur auf der Puszta wird der Csárdás getanzt, nicht nur in freier Luft unter blühenden Akazien oder auf dem festgestampften Lehmboden der Schenke — nein, in allen Gesellschaftsklassen ist er beliebt; man sieht junge Mädchen aus den Bürgerständen seinen verführerischen Klängen folgen; ja, wir hörten ihn in den goldenen Sälen der Ofener Kaiserburg, wo es einen eigenthümlichen Eindruck machte, als die große Militär-Musikbande auf einmal verschwand und die Zigeuner auf der reichen Tribune erschienen. Wie schauten sie mit ihren funkelnden Augen so neugierig in all den Glanz, in die Strahlen der Tausende von Wachskerzen, welche Seide, Spitzen, Brillanten und Federn beleuchteten! Wie klangen die Weisen hier in den weiten Hallen so seltsam, aber nicht minder zauberkräftig wie unter dem Lehmdache der Puszta! Die ernsten ungarischen Magnaten legten den Pelz mit Perlenschnur und Edelsteinkette auf die Seite und stellten sich in den Kreis mit ihrer Tänzerin, die sich zierlich auf die Seite bog, mit der rechten Hand graziös ihr Spitzenkleid faßte und die linke auf die Hüfte legte. Es war ein Csárdás, einfacher und eleganter als der der niederen Volksklassen, aber es waren dieselben ausdrucksvollen Bewegungen, das-

ſelbe Winden und Drehen, Entfliehen und Haſchen, der gleiche mit heißem Blute ausgeführte Nationaltanz. Sprachen doch die heimiſchen Liederklänge ſo gewaltig an, daß ungariſche Große mit weißem Bart am anderen Ende des Saales von ihren Sitzen aufſtanden, im Tact gegen einander ſchritten und ſich, wie bei der beliebten „Werbung," die Hände reichten.

Am natürlichſten aber bleibt der Csárdás auf der Puſzta, vom Huſaren und Csikós getanzt; unermüdlich, mehrere Stunden dauernd, bis endlich die Zigeuner ermattet ihre Inſtrumente ſinken laſſen und ſich ein Tänzer nach dem anderen verliert. Hier erſcheint er uns am originellſten, am paſſendſten, und beſonders da, wo er, wie ſo oft im Ungarlande, gänzlich improviſirt aufgeführt wird.

Wir fuhren durch die heiße Ebene — Raſen und Haidegras, ſo weit das Auge reicht; fern am Horizont vielleicht ein dunkler Punkt, eine Gruppe knorriger Eichen; drüben das Wahrzeichen der Puſzta, ein einſamer Röhrbrunnen, vor uns ſehen wir ſchon ſeit einer Stunde die weißen Mauern der Haideſchenke in einem Kranz von Akazien-Bäumen. Dicht an derſelben haben wir die Zigeuner eingeholt, die am Wege lagen, rauchten oder ſchliefen und ſich jetzt aufraffen, um in der Schenke zu ſpielen. So entſteht dieſer Ball, ſo wird Csárdás getanzt, und eben ſo ſchnell, wie alles das gekommen, verſchwindet es auch wieder ins Weite. Wir müſſen am längſten da bleiben, bis die Pferde auf der Weide eingefangen ſind, die vor unſeren Wagen geſpannt werden; die Csikós und Huſaren ſchwingen ſich, nachdem kaum wieder die Töne verklungen ſind, auf ihre Pferde, reichen den Weibern und Mädchen in der Haideſchenke, mit denen ſie getanzt, zum Abſchiede die Hand, trinken noch einmal in langem

durſtigem Zuge vom feurigen Ungarwein, und dann, Huſſa! geht's im Galopp auf die Puſzta hinaus. Lange ſehen wir ſie noch, die ſchlanken, kräftigen Reiter, endlich aber ſtieben ſie aus einander; der Eine reitet hierhin, der Andere dorthin, und bald erſcheinen ſie uns nur noch als einzelne Punkte in der gewaltigen öden, oft unheimlichen Fläche.

Auch die Zigeuner ziehen dahin, der nächſten Schenke, dem nächſten Erwerb zu. Was ſie verdient hier, vertranken ſie hier, und nichts iſt ihnen übrig geblieben als der erbettelte Tabak in der kurzen Pfeife. Bald folgen wir ihnen, und es dauert nicht lange, ſo haben wir ſie mit meinem leichten Wagen und den vier flüchtigen Pferden eingeholt. Gerade hatte ich die Gedichte des unvergeßlichen und theuren Lenau aufgeſchlagen; bald las ich darin, bald betrachtete ich unſer Geſpann und die Landſchaft, mich freuend, wie das alles mit dem Buche ſo wunderbar zuſammenklang. — Und auch jetzt wieder, wie ich da vor uns unter einer Gruppe weitäſtiger Eichen unſere Zigeuner ſah, die ſich dort gelagert — hing da nicht das Cimbal am Baume, hielt nicht

— der Eine für ſich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendſchein,
Sich ein feuriges Liedel?

Ja, ſo war es, und Einige lagen auf dem Rücken, ließen den gekräuſelten Tabaksdampf langſam aus ihrem Munde aufſteigen, während ſie mir fröhlich zunickten, ohne Neid auf mein raſches, leichtes Fuhrwerk. Andere hatten den Kopf auf den Arm geſtützt und ſchliefen, unbeſorgt um Morgen und Uebermorgen — ein ſeltſames Volk, dieſe Zigeuner, glücklich in ihrer

Freiheit, ihrer Armuth, glücklich, weil ſie in ihren geflickten Kleidern zufrieden ſind mit dem bischen, was ſie durch ihre Kunſt erwerben; glücklich, weil ſie ſo wenig bedürfen, weil ſie das, was wir Comfort nennen, nicht achten, ſondern geringſchätzen. Ja, glücklich, denn

Dreifach haben ſie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verſchläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Die Feste in Rußland im Jahre 1846.

nen Tagen waren hier die Fensterläden verschlossen, die Vorhänge herabgelassen, Plüsch, Sopha und eben solche Stühle waren mit weißem Zeug verhängt, ebenso der Kronleuchter an der Decke und er sah aus, als trüge der Hacken, an dem er hieng, einen ungeheuren Kuchen, an einer riesenhaften Serviette. Die Goldrahmen der Spiegel waren mit Gaze verkleidet, und im ganzen Raume wehte jener bekannte Duft, den man in verschlossenen Zimmern findet. Es ist etwas sehr Trostloses um diese Prunkstuben; finster und unbewohnt liegen sie zwischen den andern Zimmern, als befinde sich darin ein Gestorbener oder als sei sonst etwas Schreckliches da verwahrt. Der Hausherr mit seinen Stiefeln darf dieses Heiligthum nie betreten, die Mutter nur geht zuweilen leisen Schrittes hinein, um den Staub abzuwischen, die Kinder schleichen entsetzt hindurch, denn sie fürchten, einer der weißen Vorhänge, die auf dem Sopha ruhen, hebe sich langsam empor und zeige das Gesicht eines Kobolds, der sich dort eingenistet. So sind jene Stuben, und manche Hausfrau würde sie gern aufschließen und sich beständig an den freundlichen hübschen Möbeln erfreuen, aber sie darf nicht, da die alt hergebrachten Regeln, von denen wir oben zu sprechen die Ehre hatten, dagegen sind, und keine ihrer Bekannten das beste und wohnlichste Zimmer zum Wohnen benutzt.

In des Hofraths Hause gieng es nun schon lustiger und vergnügter zu, als in dem der Braut.

Stadtrath Schwämmle, der anfänglich auf's höchste überrascht war, hatte sich doch mit der Partie einverstanden erklärt, und meinte, ein solcher Wildfang, wie der junge Eduard, sei eigentlich nur durch eine solide, gesetzte Frau zu bändigen. Er hatte so eben die Visite der Schwiegereltern erwidert, — denn auch diese sind bei derlei Veranlassungen gezwungen, ihre Bekannten unnöthiger Weise zu belästigen, wie denn überhaupt

1.

Peterhof, 30. Jun. Das Dampfboot „Krosiaßtschy (der Drohende)“ ein ganz neues, sehr schönes Kriegsschiff mit schweren Pairhansgeschützen, welches der Kaiser seinem künftigen Schwiegersohn, dem Kronprinzen von Württemberg, bis Swinemünde entgegengeschickt, hatte die Reise von Petersburg in der unglaublich kurzen Zeit von 62 Stunden zurückgelegt, das schnellste, was noch je ein Kriegsdampfboot geleistet. Doch hatte es stille See, ruhige Wellen und, was bei einem Dampfboot fast das beste ist, gar keinen Wind gehabt. Alles das hatte sich bei der Reise des Kronprinzen auf einmal geändert, es war als betrachte ihn das Meer schon als zur kaiserlichen Familie gehörig, deren Mitglieder, namentlich der Kaiser, fast beständig bei ihren Ueberfahrten unruhiges Meer gehabt. Die See ging hoch. Der Wind war im Hafen Nordwest, draußen stark Nordost, und bewegte das Schiff während der Nacht der Abfahrt, sowie den ganzen folgenden Tag hindurch auf eine höchst unangenehme Weise.

Das Schiff war zur Reise des hohen Gastes aufs eleganteste eingerichtet, und mit einem Musikcorps versehen, welches so oft spielte als es Wind und Wetter zuließ. Am zweiten Tage der Fahrt (26.) bemerkte man gegen Mittag eine Menge Segel,

welche von den Officieren für ein russisches Geschwader erkannt wurden. Da man seine Bestimmung nicht kannte, so wurde mit der Flagge telegraphirt, und nach mehrern Hin- und Herfragen angezeigt, daß sich der Kronprinz an Bord des „Drohenden" befinde, worauf das Geschwader antwortete, es sei zu seiner Begrüßung aufgestellt. In einigen Stunden hatte man die Schiffe erreicht: es war die erste Division, bestehend aus 9 Linienschiffen von 100 bis 110 Kanonen unter Befehl des Admirals Lazareff. Die herrlichen Schiffe waren vor uns in einer Linie wie in Schlachtordnung aufgestellt, oder zogen vielmehr so mit vollen Segeln vor uns her, was einen überaus großartigen und herrlichen Anblick gewährte. So näherten wir uns, und es war, als schauten sich die Schiffe erwartungsvoll an, wenigstens die Mannschaft schaute erwartungsvoll nach unserm großen Mast hinauf, von welchem sich jetzt mit einemmal das württembergische Wappen entfaltete, worauf dasselbe von jedem der zehn Kriegsschiffe mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurde; es war ein Schauspiel wie ich nie etwas ähnliches gesehen, ganz das Bild einer Seeschlacht während des heftigsten Feuerns. Die ungeheuern Schiffe waren bald rings mit Rauchmassen umgeben, aus welchen nur noch die hohen Masten emporsahen, und durch welche das Feuer der Geschütze wie helle Blitze zuckte.

Das Meer war an diesem Tage viel ruhiger, und der hohe Reisende befand sich mit seiner Begleitung fast beständig auf dem Verdeck, indem er sich bald dieß bald jenes erklären ließ, bald mit den Officieren über das Seewesen sprach, bald zu den Matrosen trat, die es gern sahen, daß der künftige Sohn ihres Kaisers freundlich unter ihnen umherging und ihr Mittagessen, sowie Abends ihre Grütze versuchte, was beides, beiläufig gesagt,

sehr schmackhaft gekocht ist und sehr nahrhaft sein muß. Die Officiere des Schiffs, großentheils aus hohen Familien, waren alle sehr freundlich, meistens gebildete Leute, und wenige unter ihnen, die nicht zwei bis drei Sprachen fertig gesprochen hätten.

Am 28. näherten wir uns Reval und fanden vor dieser Insel eine Brig aufgestellt, die als Anfang einer Schiffstelegraphenlinie die Ankunft des Kronprinzen augenblicklich gen Peterhof, wo sich die kaiserliche Familie befindet, weiter meldete, nicht ohne die württembergische Flagge mit 21 Schüssen zu begrüßen. Endlich am 28. gegen 4 Uhr Nachmittags erreichten wir Kronstadt, und wurden dort ebenfalls von allen im Hafen liegenden oder vorbeifahrenden Schiffen, sowie von den Landbatterien mit einem betäubenden Kanonendonner empfangen. Auch bezeugten die großen Schiffe noch dem hohen Reisenden ihre besondere Ehrerbietung, indem die Officiere auf dem Hinterdeck versammelt waren und salutirten, und die Matrosen sich oben auf den Raaen aufgestellt hatten, wodurch so ein großer Mast wie ein Weihnachtsbaum herausgeputzt erscheint. Bald erschien ein kleines zierliches Dampfboot des Kaisers, und brachte den Generaladjutanten Baron Lieven und den Flügeladjutanten Wassiltschikoff, die für die Dauer des Aufenthalts des Kronprinzen zu ihm beordert sind. Endlich eine Seemeile von Peterhof kam der Kaiser selbst mit dem Großfürsten-Thronfolger und beiden jungen Großfürsten, so wie der Herzog v. Leuchtenberg und Prinz Peter v. Oldenburg auf einem andern Dampfboot, und das Wiedersehen so wie der Empfang war auf beiden Seiten herzlich und ungezwungen.

Schon von weitem sahen wir den Kaiser an die Schiffswand treten; er rief dem Kronprinzen mit seiner volltönenden

Stimme die freundlichſten Worte entgegen. An dem Ufer von Peterhof war eine unzählige Volksmenge verſammelt, und man ſah wohl, daß der Kronprinz, der an der Hand des Kaiſers den ruſſiſchen Boden betrat — er trug die Uniform des Niſchni-Nowgorober Dragonerregiments — mit ſeiner hohen Geſtalt und freundlichem Aeußern einen ſehr günſtigen Eindruck auf alle machte, die ihn umſtanden. Wie der Empfang bei der Kaiſerin und der Braut war, kann man ſich leicht denken.

2.

St. Petersburg, 3. Jul. Wenn man in dieſen Tagen nach Peterhof kommt, wo ſich die kaiſerliche Familie befindet, ſo ſieht man allenthalben, am Meere ſowohl wie in den langen ſchönen Alleen der verſchiedenen Anlagen in Mon Plaiſir, Alexandrin und Peterhof die großartigſten Anſtalten zu Transparenten und Beleuchtungen aller Art für die feſtlichen Tage, die uns bald bevorſtehen. Da der Geburtstag des Kaiſers und der Kaiſerin in dieſelbe Zeit der Vermählung des hohen Brautpaars fällt, ſo haben wir doppelt Schönes zu erwarten.

Die Verlobung Sr. königl. Hoh. des Kronprinzen von Würtemberg und J. kaiſ. Hoh. der Großfürſtin Olga wird am Dienſtag den 7. Jul. unſers Styls, und die Vermählung am 13. d. M. hier in Peterhof ſtattfinden. Die einzige Feſtlichkeit der Vermählung, die in Petersburg ſein wird, iſt eine große Präſentation, reſp. Gratulation der hiezu berechtigten Hof-, Civil- und Militärbeamten, wozu es hier in Peterhof an einem Local fehlt, das groß genug wäre.

Man weiß, wie einfach die Mitglieder der kaiſerlichen Fa-

milie während ihres Sommeraufenthalts in Peterhof leben. Keines derselben wohnt im Peterhofer Schlosse, sondern alle in verschiedenen kleinen Cottages, die zerstreut auf den schönsten Punkten der wirklich herrlichen Anlagen liegen; fast alle haben eine Aussicht auf das Meer und Kronstadt. Die reizendste und heimlichste dieser Cottages ist die der Kaiserin zu Alexandrin, wo auch der Kaiser und die Großfürstin Olga in ganz kleinen Räumlichkeiten wohnen. Große Pracht und Reichthum ist an dieser Cottage nicht verschwendet, aber die Lage des Hauses mitten im Gebüsch, die niedliche Bauart desselben, die geschmackvoll und sinnreich angeordnete Gruppirung von Statuetten, Vasen, Blumenpartien, bilden hier das schönste, was ich in meinem Leben gesehen. Die Wohnung der Kaiserin zu Olivuzzo war in demselben Genre wie diese Cottage, und man hat der hohen Fürstin damit wahrscheinlich zu Palermo eine Erinnerung an ihren Lieblingssitz geben wollen. — Der Großfürst-Thronfolger bewohnt ganz in der Nähe ein kleines Landhaus, dessen Gallerie von hohen Birkenstämmen getragen wird.

So einfach freundlich und gemächlich wie diese Wohnungen ist auch das Leben in denselben, und ebenso ist das Erscheinen der kaiserlichen Familie gewöhnlich in Peterhof: fast täglich sieht man die Kaiserin in einem Char-a-banc in dem Garten des Peterhofschlosses der Musik zuhören, zur Linken den Kaiser, hinter sich das hohe Brautpaar, das natürlich von der Menschenmenge neugierig betrachtet wird, und wenn schon das freundliche Aeußere des Kronprinzen von Württemberg einen guten Eindruck auf Alle macht, so trägt doch die Liebe der verehrten Kaisertochter zu ihrem Bräutigam das meiste dazu bei, daß auch die Personen, welche ihn nicht kennen, ihn lieben und verehren.

Gestern war in Peterhof ein eigenthümliches schönes militärisches Fest, der Einzug der Cadetten in ihr Lager; es waren an 2000 junge Leute von 8 bis 18 Jahren, die ganze Lilliputarmee, wie sie der Kaiser nennt, alle uniformirt, bewaffnet und beritten. Zuerst eine halbe Schwadron Dragoner mit Lanzen (die Junkerschule), dann kleine Tscherkessen, ebenfalls zu Pferd, hierauf das Pagencorps, dann Artillerie mit kleinen Kanonen, und einige Bataillone Infanterie. Mitten zwischen den übrigen marschirten die beiden kleinen Großfürsten Nikolaus und Michael.

Im Lager angekommen, wo sie ihre Zelte mit Strohsäcken und allem nöthigen wie das übrige Militär haben, zogen sie — nachdem sie vor dem Kaiser und dem Kronprinzen von Württemberg, umgeben von zahlreicher Suite, defilirt hatten — in ihre Zeltgassen und legten Waffen und Lederzeug ab. Mittlerweile waren die Kaiserin und die Großfürstinnen Thronfolgerin, Marie und Olga, gefolgt von den Officieren des Regiments Chevalier-Garde, zu Wagen an dem Lager angekommen, worauf den Cadetten ein Zeichen wurde, die nun in vollem Lauf alle durcheinander, Dragoner, Artillerie, Tscherkessen und Infanterie, die Wagen umringten und von den höchsten Herrschaften begrüßt und angesprochen wurden; besonders der Kaiser lachte und scherzte mit den kleinen Soldaten, klopfte hier einem auf die Schulter, hob dort einen empor, und stand unter ihnen wie ein Vater unter seinen Kindern; es war wirklich ein rührender Anblick, und ich bin fest überzeugt, daß keiner von all diesen kleinen Männern, die später Officiere werden, wo der eine in den Süden, der andere in den Norden des ungeheuren Reichs bestimmt wird, und die vielleicht in langen langen Jahren ihren Kaiser nicht wieder-

ſehen, die Herzlichkeit vergißt, mit der ihn die kaiſerliche Familie begrüßt, und mit der ihm der Kaiſer die Hand gegeben.

3.

Peterhof, 14. Juli. Heute um 1 Uhr hielt der Kaiſer in Begleitung des Kronprinzen von Württemberg, des Prinzen von Preußen und der Prinzen von Schweden und Holſtein eine große Wachparade, bei welcher das Regiment Garde à Cheval aufzog. Ihre Maj. die Kaiſerin erſchien mit J. k. Hoh. der Kronprinzeſſin von Württemberg in einer offenen Kaleſche, und wurde, bei der Linie vorbeifahrend, von dem Militär mit lautem Zuruf begrüßt. Abends um 9 Uhr empfingen der Kronprinz und die Kronprinzeſſin von Württemberg das diplomatiſche Corps, und begaben ſich darauf mit der kaiſerlichen Familie zu einem großen bal masqué, für welchen ſchon heute morgen an 6000 Karten ausgetheilt waren, was für die beſchränkten Räumlichkeiten von Peterhof außerordentlich viel iſt. Im Petersburger Winterpalaſt überſteigt bei ſolchen Gelegenheiten die Zahl der Eingeladenen oft 20 bis 25,000 Perſonen.

Der maskirte Ball heute Abend beſtand darin, daß viele der Herren — alle waren in großer Uniform — einen kleinen ſchwarzen Domino trugen, und daß die Polonaiſen mit dem Hut auf dem Kopf getanzt wurden. Für uns hätte es aber auch in anderer Beziehung ein Maskenball ſein können, denn es wimmelte von fremden maleriſchen Coſtümen. Neben Tſcherkeſſen, Koſaken, ſah man orientaliſche Trachten, und zwiſchen den glänzenden Uniformen der ruſſiſchen Regimenter wandelten ernſt und ſtill armeniſche und gruſiniſche Fürſten in ihrer reichen und ſchönen Tracht.

Gegen 11 Uhr verkündigten vor den Fenstern aufsteigende Raketen den Anfang der Illumination. Für das Anzünden der Lampen wurden an 4000 Matrosen beschäftigt, welche an den riesenhaften Gerüsten wie an ihrem Takelwerk auf- und abkletterten, und ihr Geschäft mit Blitzesschnelle vollführten. Nach der Abendtafel standen für die kaiserliche Familie, den Hofstaat und die eingeladenen fremden Gäste kleine offene Wagen (sogenannte Linien) bereit, auf welchen man durch die zauberhaft beleuchteten Gänge des großen Peterhofparks fuhr. Es ist unmöglich, sich von dieser riesenhaften Illumination einen Begriff zu machen, bald fuhr man zwischen hohen Arkaden, bald bei einer Tempelstadt vorbei, alles zu diesem Zweck aufgebaut und mit Lichtern besäet; bald sah man neben sich Treppen von riesenhaften Dimensionen, die aufwärts zu Schlössern führten, welche theils wirklich existirten, theils ebenfalls aus Brettern gemacht waren. Den herrlichsten Anblick gewährte das kleine Haus Peters des Großen, das an einem kleinen See liegt, der rings mit leuchtenden Arkaden umgeben war, die sich in dem klaren Wasser wiederspiegelten. Bei Wasserfällen kam man vorbei, wo die Lichter unter dem Wasser angebracht waren, wodurch dasselbe als eine helle Flamme erschien. Auf allen Plätzen des Parks waren Musikchöre aufgestellt, und eine ungeheure Menschenmenge wogte umher. Diese Promenade dauerte ungefähr bis 2 Uhr, worauf für heute alle Festlichkeiten beendigt waren.

4.

Peterhof, 19. Juli. Da das Wetter während der Vermählungsfeierlichkeiten nicht so günstig war, wie wohl in andern

Jahren, so verlor sich die ungeheure Menschenmenge, die von Petersburg theils zu Wagen, theils zu Dampfboot hieher gekommen waren, schon bald wieder, und den zweiten Tag nach der Hochzeit waren außer den eingeladenen Gästen nur noch wenig Neugierige mehr zu sehen. Die kaiserliche Familie führt nach wie vor hier in Peterhof ihr stilles, heimliches Familienleben fort. Der Kronprinz von Württemberg mit seiner jungen Gemahlin bewohnt ein kleines aber zierlich und geschmackvoll eingerichtetes Appartement im Peterhofer Schlosse, nahe den Zimmern, wo der Kaiser täglich mit seinen Ministern arbeitet, und wo Se. Majestät die Tochter ganz in der Nähe hat, was er denn auch den Tag über häufig benutzt, indem er das hohe Paar in seinem jungen Hausstande überrascht.

Da die großen Manöver bei Krasnoje noch nicht begonnen haben, so läßt Se. Majestät bald die beiden Cürassierregimenter, bald das Cadettencorps, die sich hier befinden, exerciren.

Am 17. war bei Kronstadt große Schiffsrevue, eines der schönsten Schauspiele, die ich in meinem Leben gesehen. Se. Majestät der Kaiser mit seinem Schwiegersohn, dem Kronprinzen von Württemberg, der Kronprinzessin, dem Prinzen von Preußen und dem Herzog von Leuchtenberg nebst General- und Flügeladjutanten fuhren um 11 Uhr von hier nach Kronstadt. In andern Dampfbooten waren das Gefolge und die eingeladenen Officiere. Als man der Flotte, welche auf der Rhede von Kronstadt lag, ansichtig wurde, ließ der Kaiser die preußische Flagge aufziehen, welche von jedem der Kriegsschiffe mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurde. Die Flotte war in drei Linien von Westen nach Osten aufgestellt. In der ersten lagen 18 Linienschiffe von

110 bis 74 Kanonen, aufs genaueste alignirt, wie ein Regiment Infanterie in ziemlich großen Intervallen. Die zweite Linie bestand aus 18 Dampf- und Segelfregatten, und in der dritten Linie lagen 10 leichte Fahrzeuge, als Schooner, Brigs u. s. w.

Am Ausgang des Kronstadter Hafens hat der Kaiser in jüngster Zeit mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten ein riesenhaftes Festungswerk angelegt. Das Fort Alexander ist nach Art der Montalembert'schen Thürme aus Granitquadern erbaut, und besteht aus vier casemattirten Stockwerken, welche mit der Plattform etwa 170 Stück der schwersten Kanonen enthält. Da der Grund, auf welchem das Fort steht, aus unmittelbarem Sumpf bestand, so war ein ungeheurer Holzrost erforderlich, um für die Fundamente einen Halt zu finden.

Der Kaiser legte mit seinem Dampfboot dort an, und stieg mit seiner glänzenden Begleitung auf die Plattform des Werkes, worauf mir einer der Stabsofficiere unsers Bootes, der neben mir stand, sagte: „mir scheint, der Kaiser wird seinen hohen Gästen ein prachtvolles Schauspiel geben, und sowie man dort oben die kaiserliche Flagge aufzieht, geben Sie ringsumher nur Achtung.“ Dem war wirklich so, denn ein paar Secunden später flatterte von der Flaggenstange des Forts die gelbe Flagge des Kaisers mit dem schwarzen Adler. Wir schauten erwartungsvoll um uns, wenige Augenblicke nachher donnerte und krachte es von allen Seiten. Alle Schiffe im Hafen von Kronstadt, alle Festungswerke desselben, sowie die ganze Flotte lösten ihre sämmtlichen Kanonen. Es geschahen an 4000 Schüsse, in Zeit von einer halben Viertelstunde war das Meer mit einem so dichten Pulvernebel bedeckt, daß wir von unserm Dampfboot aus kaum 100 Schritte deutlich vor uns sehen konnten. — Nach-

die Verlobung eines bekannten Brautpaars eine ganze Stadt in Allarm bringen kann — und gieng vergnügt und händereibend in ſeinem Zimmer auf und ab. Doch glaube man nicht, daß die große Seele dieſes würdigen Stadtvaters durch die Ausſicht auf eine große Hochzeit in Jubel verſetzt worden ſei, — weit gefehlt! Vielmehr waren heute Morgen andere ſehr erfreuliche Nachrichten eingelaufen, welche in nichts Geringerem beſtanden, als daß der Stadtrath beſchloſſen und die Regierung genehmigt habe, den Bau einer neuen Kirche unverzüglich in Angriff zu nehmen. Des Löſchcorps wurde vorderhand nicht weiter gedacht, denn es hatte den ganzen Winter nur ſechsmal gebrannt, und es waren durch mangelhafte Rettungsanſtalten nur vier brave Familienväter verunglückt, als ſie ihren Nebenmenſchen zur Hülfe eilen wollten. Die frommen Seelen der Stadt hatten bedeutende Beiträge, eine verſtorbene Wittib hatte mitten in der Stadt einen ſehr ſchönen Bauplatz für die projektirte Kirche dem Baucomite teſtamentariſch vermacht, mit der ganz beſcheidenen, anſpruchsloſen Bedingung, daß ihr Name am Altarſtein eingravirt würde. Da dieß natürlicher Weiſe bewilligt wurde, ſo hatte man den Bauplatz bereits in Beſchlag genommen, und eine Menge gottgefälliger alter Jungfern begannen, als ſie vom Vermächtniß gehört, eine große, wunderſchöne Decke zu ſticken, welche zum Zweck hatte, den Altarſtein und jenen Namen auf ewige Zeiten vollſtändig zu verhüllen.

Stadtrath Schwämmle eilte in ſeinem Zimmer auf und ab, hielt die Hände auf den Rücken und hatte ein Papier in denſelben, von welchem er aber dieſes Mal keine Rede memorirte. Dieſes Papier war nichts weniger als eine feierliche Dankſagung des geſammten Magiſtrats für Schwämmle's vielfache und erfolgreiche Bemühungen pro Gasbeleuchtung und pro neue Kirche. Es war eine papierne Bürgerkrone, welche ihm überreicht ward, zugleich mit dem ſehr ambitionirten Poſten eines Vorſtandes des

dem der Kaiſer ſein Boot wieder beſtiegen hatte, begab man ſich zur Flotte, und fuhr zuerſt an der Linie der Linienſchiffe vorüber, wo die Mannſchaft eines jeden ihn mit einem dreimaligen Hurrah begrüßte. Se. Majeſtät gab nach beendigter Revue ſeine Zufriedenheit zu erkennen, und befahl, jedem der Matroſen eine Löhnungszulage zu geben.

5.

St. Petersburg, 24. Juli. Schon lange ſprach man davon, daß nach den Vermählungsfeierlichkeiten in Peterhof der Kaiſer mit den hohen Neuvermählten die Hauptſtadt beſuchen werde, theils um ſeinem Schwiegerſohn die herrliche Stadt zu zeigen, theils um den Petersburgern, die nicht alle im Stande waren, den Peterhof-Feierlichkeiten beizuwohnen, wenigſtens noch das Paar in der vollen Blüthe ſeines jungen ehelichen Glückes zu zeigen.

Am 21. d. verließen der Kaiſer und die Kaiſerin, der Kronprinz und die Kronprinzeſſin von Württemberg in Begleitung der übrigen Mitglieder der hier anweſenden kaiſerl. Familie, des Prinzen von Preußen, ſowie des Prinzen Oskar von Schweden, Peterhof, Abends 7 Uhr, auf dem Dampfboot Newa und fuhren, gefolgt von zwei andern kaiſerl. Dampfboten, gen Petersburg. Bald erreichte man ein kleines Geſchwader von vier Fregatten, auf welchen die Seecadetten geübt werden, worauf der Kaiſer die Flagge der Kaiſerin aufziehen ließ und von allen Schiffen mit 21 Schüſſen begrüßt wurde. Dieſe Flagge der Kaiſerin iſt äußerſt ſinnig erdacht. Sie führt einen blühenden Roſenkranz und ein Schwert, und wurde von Sr. Maj. dem Kaiſer bei

einem Carroussel, das vor zwei Jahren statt hatte, für sich und die Kaiserin angenommen. Gegen 9 Uhr Abends landete man bei Jelagyn in der Nähe eines kaiserlichen Lustschlosses, das reizend auf einer der vielen schönen Newa-Inseln gelegen ist.

Am 22. war große Parade der ersten Grenadierdivision in Petersburg, alles schöne ausgewählte Leute von der besten militärischen Haltung; es gewährte auch dem Nichtmilitär wahres Vergnügen, sie parabiren und exerciren zu sehen. Am 23., als dem Namensfest der Kronprinzessin Olga, war in Jelagyn große Gratulationscour, Abends französisches Theater, und später wurde auf einer der Newa-Inseln gegenüber dem kaiserlichen Lustschloß ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt. Eine ungeheure Menschenmenge war zugegen, die Newa mit unzähligen Booten bedeckt, die bei eintretender Finsterniß mit bunten Lampen verziert wurden, was einen außerordentlich schönen Anblick gewährte. Die ganze kaiserliche Familie fuhr während des Nachmittags in offener Kalesche durch das Menschengewühl, und wurde überall mit freudigem Zuruf empfangen. Am andern Tag zeigte der Kaiser seinem Schwiegersohn einiges von den Merkwürdigkeiten der Hauptstadt, und Abends kehrte Alles nach Peterhof zurück, wo vorderhand die Festlichkeiten beendigt sind. Am 28. wird sich die kaiserliche Familie auf einige Tage nach Krasnoje-Selo begeben, um den Exercitien und Manövern der Truppen, die dort im Lager stehen, beizuwohnen. Heut Abend geht Se. Maj. der Kaiser in Begleitung des Prinzen Oskar von Schweden in See bis auf die Höhe von Reval, wo die vereinigte russische und schwedische Flotte ein großes Seemanöver ausführen wird, nach dessen Beendigung der Prinz Oskar mit seiner Flotte die Rhede von

Kronstadt verläßt, um vorderhand nach dem Mittelmeer, wohin er bestimmt ist, abzugehen.

Das Wetter, das bisher mit Ausnahme einiger schönen Tage sehr unbeständig war und bald Wind bald Regen brachte, hat sich seit einigen Tagen geändert, und es herrscht eine wirklich asiatische Hitze, die um so drückender ist als man so wenig Schutz dagegen hat.

6.

Peterhof, 29. August. Die großen Manöver bei Krasnoje-Selo, woran das ganze Gardecorps, ungefähr 60,000 Mann stark, theilnahm, haben nun mit einer großen Parade geschlossen, die das größte und schönste militärische Schauspiel war, das man auch nur hier sehen kann, wo die an sich einförmige Linie durch die verschiedensten europäischen und orientalischen Waffengattungen malerisch unterbrochen wird. Die Soldaten sind in ihre Standquartiere zurückgekehrt, sowie die Cadetten nach einem kleinen Manöver Peterhof verlassen haben.

Der Sommer, der dieses Jahr so schön war, wie man sich in langer Zeit keines ähnlichen erinnert, scheint in diesen letzten Tagen Abschied nehmen zu wollen, und ohne Herbst in den Winter überzugehen. Der Wind kommt von Norden, die See fängt an hoch zu gehen, und die Blätter fallen von den Bäumen. Wenn man nach oder von Petersburg fährt, so begegnet man ganzen Zügen von Wagen mit Hausrath beladen; denn schon viele von denen, die den Sommer auf dem Lande verbrachten, beziehen die Winterquartiere. Mit der ernsten traurigen Jahreszeit, die, wie gesagt, hier in Peterhof in ihren Anfängen beginnt fühlbar zu werden, kommt auch die Zeit näher, wo die kaiserliche

Familie einen Verluſt erleidet, deſſen Größe nur der zu würdigen verſteht, welcher das Glück hatte, der Großfürſtin Olga näher zu ſtehen. Wäre nicht der Gedanke tröſtend, daß ſie eine neue und ſchöne Heimat findet, und daß für die Tauſende, die hier ihren Verluſt beklagen, ſo viele Tauſende dort ihren Einzug ſegnen, ſo müßte der Winter für die Zurückbleibenden doppelt traurig ſein.

Die Abreiſe des hohen Paars iſt vorläufig auf den 9. Sept. feſtgeſetzt; der Großfürſt Conſtantin wird die Schweſter nach Stuttgart geleiten. Für die Ueberfahrt nach Stettin ſind die beiden Dampffregatten Kamtſchatka und Kroſtaßtſchy beſtimmt. Die Kriegsdampfboote Hrabruj (der Tapfere) und Oswaſtniy (Unerſchrockene) gehen heute mit der Ausſteuer der Kronprinzeſſin voraus. Der Kronprinz von Württemberg wird mit ſeiner Gemahlin einen Tag bei der königlichen Familie in Berlin zubringen, und darauf, nach einem Beſuch bei den Höfen von Sachſen-Altenburg und Weimar, über Würzburg und Heilbronn nach Stuttgart zurückkehren.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der

Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Kapitel.

Seite

Ahnen und Armenhaus 1

Zweites Kapitel.

Ein Wechsel im Leben 28

Drittes Kapitel.

Das Haus Schabegg 78

Viertes Kapitel.

Der Letzte der Isling-Steinfeld 101

Fünftes Kapitel.

Ein Unfall mit guten Folgen 129

Sechstes Kapitel.

Glückliche Tage. — Traurige Stunden 152

Stiftungsrathes — ein sehr wichtiger Posten für Kirche und Schule; aber wo fand sich zu dem erledigten Posten ein Würdigerer, als Vater Schwämmle?

Häufiger als je blieb er an der Thüre des Nebenzimmers stehen und warf der dicken Gattin einige Worte hinein, sprach von Beharrlichkeit und schönstem Ziele, von außerordentlicher Willenskraft und glorreichem Ueberwinden aller Schwierigkeiten und setzte am Ende ganz gerührt hinzu: wie er seinem Schöpfer zu so großem Danke verpflichtet sei, da es ihm gestattet, der Familie Schwämmle einen so neuen und noch nie dagewesenen Glanz zu verleihen. Umsonst wartete der Gatte nach dieser feierlichen Rede auf einige Acclamation aus dem Nebenzimmer! Die dicke Stadträthin blieb vor der Hand stumm, und man vernahm nichts, als das Geklapper ihres Bügeleisens, mit welchem sie lebhaft hantierte.

„Es ist aber auch an der Zeit," fuhr der Stadtrath fort, „die Anhänger der Partei zu belohnen, und es die Gegner fühlen zu lassen, daß sie nicht bloß gegen uns, sondern auch gegen die heilige Kirche gefrevelt." — Er hob bei diesen Worten sein Kinn drohend aus der Halsbinde hervor und ließ es einen Augenblick frei um sich schauen, ehe er es wieder in die Tiefe derselben hinabtauchte. „Ich werde es machen, wie die Minister in großen Staaten, und nur unsere Freunde, und die, so ihnen zugethan sind, sollen ruhen unter dem Schatten des neuerschaffenen Oelbaums. Ich habe da eben," sagte er mit erhobener Stimme und rauschte mit einigen Papieren, „die Meßnerei, den Dienst eines Küsters an der Stadtkirche zu vergeben, und wer wäre hiezu tauglicher, als der gute Steinmann, jener mißkannte und so vielfach falsch beurtheilte Mann?"

Vater Schwämmle blickte bei diesen letzten Worten, die er sehr laut gesprochen, forschend nach der Thüre des Neben-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erſtes Kapitel.

Ahnen und Armenhaus.

Es iſt aus meinen Familienpapieren nicht ganz klar, wer und was heute vor hundert Jahren mein Urgroßvater geweſen iſt, wogegen es andere Leute gibt, die einen urkundlich benannten und betitelten Ahnen haben, der im zweiten Kreuzzug ſchon nicht wenig eitel war auf den Tannenzapfen in ſeinem Schilde und den Ochſenkopf auf ſeinem Helme; ja, der es höchlich übel nahm, daß ein junger, naſeweiſer Rittersmann, den erſt der Kaiſer Barbaroſſa zum Ritter geſchlagen hatte, Miene machte, das kaiſerliche Gezelt vor ihm zu betreten.

Nichts deſtoweniger habe ich der Ahnen ganz gewiß ſo viele, als irgend Einer auf der Welt. Ich ſehe ſie vor mir, Mann für Mann, jeden in Tracht und Haltung ſeiner Zeit, in der Hand als Attribut das Werkzeug haltend, mit dem er am Werke ſeines Jahrhunderts wohl oder übel ſeinen Streich gethan. Ich zähle ſie ab am Kerbholz der für alle Menſchheit gültigen und unabänderlichen Geſchlechtsfolge und wundere mich ordentlich, wie raſch die rückwärts fliehende Reihe in die Tiefe der Zeiten taucht.

Es iſt zuverläſſiger, als die meiſten Genealogieen höchſter Häuſer, daß etwa mein fünfzigſter Ahn ſo oder ſo Zeuge des tödtlichen Kampfes geweſen, in dem das römiſche Weltreich ſein Geſchick erfüllt, und mein Großvater mußte es

mit anſehen, wie der letzte semper Augustus das römiſche Reich deutſcher Nation auflöste. Welche Kurve dieſe fünfzehnhundert Jahre lange Kette von fünfzig Gliedern durch die Geſellſchaft hindurch beſchrieben hat, iſt mir völlig unbekannt und gleichgültig. Ich weiß nur, daß ſie, nicht ſtramm geſpannt, ein «perpetuum nobile» in prächtigem Niveau dahin läuft. Es wird wohl ein perpetuum mobile geweſen ſein, das ſich zwiſchen dem Schreiber und dem Kriegsknecht und dem an die Scholle Gefeſſelten ein paar Grade der hierarchiſchen Skala auf und ab ſchwang. Wenn ich aber nicht weiß, was meine Väter geweſen und gethan, ſo weiß ich deſto gewiſſer, was ſie erlebt, und das iſt mir die Hauptſache.

Ich zähle mir an den Fingern her: einer war dabei, als man das alte Heiligthum ſeiner Götter in einen Kreuzgang einſchloß; ein anderer nahm das Kreuz und zog zum heiligen Land, er müßte denn eine dringende Abhaltung gehabt haben; ein dritter ſah zuerſt eine Kirche mit lauter Spitzbogen; ein vierter half ein Kloſter ſtiften; ein fünfter half eins verbrennen, wenn es nicht einer und derſelbe war; ein ſechster holte ſeine Diſpenſen ausnahmsweiſe von Avignon; ein ſiebenter war der erſte in der Familie, der Beinkleider mit Knöpfen trug; ein achter — und das iſt der vornehmſte — hörte von den Türken zu Konſtantinopel, wunderte ſich zuerſt über ein gedrucktes Buch und hatte zuerſt eine ordentliche Büchſe in der Hand. Dieſer zeugte einen Sohn, dem zum erſten Mal eine Münze aus mexikaniſchem Gold durch die Finger ging, und dieſer zeugte einen, der evangeliſch, und dieſer einen, der wieder katholiſch wurde. Des Letzteren Sohn verlor durch den gregorianiſchen Kalender zehn Tage an ſeinem Leben, und der Enkel bekam durch den weſtphäliſchen Frieden einen eigentlichen Landesherrn. Um dieſe Zeit muß auch einer ſein,

der mit gleicher Verwunderung ein nürnberger Ei picken hörte, und durch ein Fernrohr an den Himmel guckte, und es halb glaubte, daß sich die Sonne nicht mehr um die Erde drehte. Ich will hoffen, daß unter den weiteren zum wenigsten Einer eine Perrücke, und deren mehrere Haarbeutel mit Galonen am Kleid trugen.

Mein Großvater aber, der Stolz der Familie, so weit wir zurückdenken können, war Rathschreiber-Assistent einer kleinen deutschen Stadt, hat eine Montgolfière steigen und den Stern Friedrichs untergehen, hat den Kometen Bonaparte kulminiren und den Rübenzucker in die Welt kommen sehen; mein Vater hat noch das erste Dampfschiff gesehen und erfahren, wie äußerst vergnügt die Reisenden darüber waren, daß der damals entstandene Zollverein ihnen gestattete, auf eben diesen ersten Dampfbootreisen ihren Koffer uneröffnet durch ein halb Dutzend kleiner deutscher Staaten bringen zu können. Er selbst konnte leider das Dampfboot nicht besteigen, denn der Enkel des einstigen Rathsschreiber-Assistenten, welch' Letzterer mit dem Titel eines Sekretärs zur ewigen Ruhe einging, hat ein gar trübseliges Leben durchgemacht und starb, ohne viel Nennenswerthes gethan zu haben, nachdem meine arme Mutter mich in die Welt gesetzt und mein erster Schrei ihn auf seinem dürftigen Sterbelager traurig durchzuckte. Hinzufügen muß ich jedoch noch, daß mein Vater unter dem Eindruck eines großen Betruges starb, der ihn aber so glücklich machte, als ein Sterbender im letzten Augenblicke nur zu werden vermag. Doch hievon später ein Mehreres.

Was nun diese meine arme Mutter anbelangt, so stammte sie aus einer guten und sogenannten sehr frommen und christlichen Familie, von welcher ihre Heirath mit meinem Vater als eine große Mesalliance, als eine unverzeihliche Sünde gegen eine ganze Reihe von bürgerlichen Ahnen

der sechsten und fünften Rangklasse angesehen ward, und würde sogar das Gewicht dieser Sünde nicht einmal von ihr hinweggenommen, als der Tod meines Vaters sie zur Wittwe machte und sie mit einem armen, kränklichen Wesen allein in der Welt zurückließ. Was die unglückliche Frau gelitten haben mag, kann ich mir nur mit meiner einigermaßen lebhaften Phantasie vorstellen, da Alles, was ich von ihrem Jammer erlebt, ohne mich zu berühren über mich hinweggeflossen ist. Ihre unzähligen Thränen haben mein armes kleines Gesicht gewaschen, und die Sonne hat meine eingefallenen Wangen getrocknet, wie sie es später mitleidig und freundlich auch nach manchem heftigen Regenguße gethan. Von den Schmeichelworten und Namen, die meine arme Mutter gegen mich aussprach, wenn ich fiebernd in unruhigem Schlummer auf ihrem Schooße lag, von der unendlichen Liebe, mit der sie meine blasse Stirne, meine Wangen, sowie meine schmalen, bläulichen Lippen küßte, — und daß sie das Tage und Nächte lang gethan, dessen bin ich sicher — ist mir manches Gute geblieben: eine Weichheit des Gemüths, ein Drang, Unglücklichen zu helfen, ein schnellerer Herzschlag beim Erblicken jeder Art menschlichen Elendes, und trotz der Weichheit meines Gemüthes ein rasch auflodernder Zorn bei aller Art von Heuchelei und bei der Berührung mit jenen Scheinheiligen und Pharisäern, welche die himmlische Gnade nur auf ihren Lippen führen, aber nicht so viel Gnade in ihren verknöcherten Herzen haben, um ihren unglücklichen Nebenmenschen aus den beständig zum Gebet gefalteten Händen den kleinen Finger hülfreich darzustrecken.

Als ich ein Jahr alt geworden war, konnte meine arme Mutter für ihre und meine Verhältnisse nichts Besseres thun, als was sie willenlos that: mich nämlich nach einem gewiß schrecklichen Kampfe ihrerseits allein in der Welt zurücklassen.

Wo wir uns Beide damals zusammen befanden und ich hierauf allein, wurde mir selbst erst klar, nachdem ich einige Jahre älter geworden und so verständig, daß ich den Unterschied zwischen andern Kindern und mir einsehen lernte und zu begreifen anfing, daß es sehr viele Abstufungen im menschlichen Leben gebe, auf deren untersten ich mich zu befinden das Unglück hatte, — in dem Armenhause nämlich, wo ich ein kleiner Kostgänger war, für den die Stadt ein äußerst mageres Kostgeld bezahlte.

Wohl weiß ich, daß das Armenhaus nicht gerade der Ort ist, den man sich zu Anfang einer Erzählung wünscht; aber um den Titel derselben zu rechtfertigen, sehe ich mich genöthigt, bei der Nacht anzufangen, um den geneigten Leser der Wahrheit gemäß durch Dämmerung zum Licht und selbst zu freundlichen Sonnenblicken zu führen. Aber Alles mit dem gehörigen Wechsel, wie er ja in unserem Leben eine Kette von Freud und Leid, von guten und schlimmen Tagen bildet.

Es ist freilich ein trübseliger Ort, das Armenhaus, hat aber auch seine zwei Seiten, und ich habe Leute gekannt, die dort behaglich, sogar froh gelebt. Freilich waren das vom Wechsel des Lebens, der ihnen mehr Sturmwind als gutes Wetter gebracht, heftig durchschüttelte und stark mitgenommene Gemüther, ruinenhafte Herzen, die in ihrer beständigen Dämmerung und Nacht gern geneigt waren, einen blassen Mondscheinblick für die helle, strahlende Sonne zu nehmen; die sich schon glücklich fühlten beim Wehen eines scharfen Windes, wobei sie dann sich selber tröstend sagten: Gott sei Dank, daß es wenigstens nicht regnet oder kein Schnee fällt. Ja, ich habe Bewohner des Armenhauses gekannt, welche große Philosophen waren, und welche, ohne die Bedeutung des Wortes Philosophie zu kennen, also philosophirten: Je mehr es rings um uns her in der Welt

donnert und blitzt, braust und zischt, je finsterer sich am Horizont, dem großen allgemeinen oder unserem privaten kleinen, drohende Wetterwolken aufthürmen, um so mehr sehen wir uns gern nach einem stillen Plätzchen um, wo wir unterkriechen können, wo wir uns vor dem brausenden Sturme, vor allem Wechsel des Lebens in behaglicher Sicherheit fühlen, nach einem Asyl von der Ruhe des Kirchhofes, und auch wie dieser der Endpunkt eines oft bewegten Lebens, wo man fertig ist mit der Welt, nur noch von Erinnerungen zehrt oder auch vielleicht von diesen aufgezehrt wird.

Das Armenhaus, in welchem ich mich an einem schönen Morgen plötzlich befand, nämlich an jenem Morgen, an dem es mir ohne gedämmert zu haben auf einmal klar wurde, wo ich die ersten Jahre meiner Jugend zugebracht, war ein ziemlich großes, längliches Gebäude von drei Stockwerken und auf eigenthümliche Art entstanden, d. h. auf eigenthümliche Art zum Armenhaus geworden. Ein alter Junggeselle und Kaufmann, Herr Christoph Schabegg, hatte es zu einer Fabrik gebaut, mit der er dort ein beträchtliches Vermögen erworben, und als er starb, fand man in seinem Testamente die Verfügung, Fabrikeinrichtung und Maschinen des Gebäudes sollten verkauft, das letztere selbst aber von der Stadt als Armenhaus benützt werden. Der einigermaßen boshafte Junggeselle, der mit seiner Familie nie in besonderer Harmonie gelebt, hatte dabei verfügt, daß, wenn Jemand von seiner damals reichen und angesehenen Sippschaft eine Neigung bezeigen würde, seine Tage im Armenhaus zu beschließen, diesen das schönste Zimmer im ersten Stock zur Verfügung gestellt werden müsse. Daß der Familie die Erbschaft ihres Vetters verloren ging, hätte sie verschmerzt, daß aber jene niederträchtige Voraussetzung, als könne Einer der Ihrigen je in den Fall kommen, seine

Tage im Armenhaus zu beſchließen, ſtadtkundig wurde, erfüllte ſie mit dem tiefſten Ingrimm und ließ ſie thörichter Weiſe einen Prozeß mit der Stadt über die ganze Erbſchaft beginnen, bei dem ſie nicht nur den Kürzeren zogen und die Koſten zu erſetzen hatten, ſondern es obendrein erleben mußten, daß der Vorſteher des Armenweſens, welcher den Prozeßführenden nicht befreundet war, das ſchönſte Zimmer im erſten Stock zur Kanzlei beſtimmte mit dem Zuſatze: auf ſo lange, als nicht nach der in §. 4 des Teſtamentes vorgeſehenen Klauſel dieſes Gemach zu Zwecken der benannten Familie verfügbar würde.

Dabei war es bemerkenswerth, ja man hätte es unheimlich nennen können, daß der Erblaſſer mit ſeinem Teſtamente gewiſſermaßen eine magiſche Formel ausgeſprochen hatte; denn ſeine Familie, die große, mächtige Sippſchaft, die früher recht ungläubig gelächelt hätte, wenn man ſie in irgend welche Beziehung mit dem Armenhauſe gebracht, mußte es nun während Jahren erleben, daß das Zimmer im erſten Stock hie und da beſetzt war; allerdings von ſehr entfernten Zweigen der Familie, die auch ohne ihr Armenhausleben von dem Hauptſtamme ſchon als verdorben abgefallen betrachtet wurden. Ja, es waren ſo weit entfernte Nichten oder Vettern, daß ſie eben nur durch jene Teſtamentsklauſel bewogen wurden, ſich als zur Familie Schabegg gehörend zu legitimiren. Dagegen aber hatte die Familie Schabegg bis jetzt immer die Genugthuung gehabt, daß von Gliedern dieſes Namens noch nie Jemand in den Fall gekommen war, ſich nach einem ſtillen Aſyle im Armenhauſe umzuſehen.

„Gott hat es ſo eingerichtet," pflegte der Kommerzienrath Schabegg, das jetzige Haupt der Familie, zu ſagen, wenn er, was übrigens ſehr ſelten geſchah, durch irgend etwas Unabweisliches auf dieſes Thema gebracht wurde, „Lumpen gibt

es in jeder Familie, wer kann dafür einstehen! Aber mich soll der gnädige Himmel davor bewahren, da würde ich lieber mein ganzes Vermögen opfern, ehe ich zugäbe, daß ein wirklicher und echter Schabegg sich im Armenhause befindet." — Nachdem er also gesprochen, tauchte er sein Kinn in die weiße Halsbinde, die er beständig trug, faltete die Hände mit einer Neigung des Kopfes auf die Brust und sagte mit salbungsvoll näselndem Tone, wobei er gen Himmel schielte: „Aber nicht mein Wille, sondern der Deinige geschehe, Herr im Himmel."

Herr Kommerzienrath Schabegg war nämlich unter den Frommen einer der Frömmsten, unter den Stillen in gewisser Beziehung einer der Stillsten, unter den Scheinheiligsten der Allerscheinheiligste.

Ja, lieber Leser, da ich mir nun einmal die strengste Wahrheit gegen Dich zur Pflicht gemacht habe, so kann ich Dir auch nicht verschweigen, wie man es ein großes Spiel des Zufalles nennen konnte, daß meine arme, unglückliche Mutter selbst eine geborene Schabegg war.

Ehe sie mit einem gebrochenen Herzen und siechen Körper freiwillig in's Armenhaus ging, wo sie ihre Tage und die meinigen durch feine Handarbeiten, in denen sie Meisterin war, kümmerlich fristete, hatte die große Familie, ohne genannt sein zu wollen, ihr unter der Hand Almosen bieten lassen, ein Anerbieten, das sie mit vollem Recht verworfen, und als sie nun mit mir in ihr letztes Asyl ging, zitterten die Schabeggs, namentlich die in ihrem stolzen, weißbehalstuchten Gipfel, ob das Zimmer im ersten Stock wieder besetzt werden würde, und athmeten erst frei auf, als meine unglückliche Mutter in ein kleines, dumpfes Kämmerchen nach dem Hofe zu eingezogen war. Sie hatte übrigens diese Wohnung nicht ohne Absicht gewählt; denn nebenan in einem etwas größeren Zimmer wohnte ein altes Ehe-

paar, welches auf eine eigenthümliche Art thatkräftig in unser Leben eingriff, auch für meine Mutter stets eine rührende Anhänglichkeit bewies und sich auch meiner später, soviel in ihren schwachen Kräften stand, annahm.

Herr und Frau von Schwaneseld hieß dieses Ehepaar, und das von vor ihrem Namen war nicht wie bei so vielen Anderen nur eine bloße Redensart, sondern sie zählten der echten und gerechten Ahnen so viele, wie Mancher, der dadurch berechtigt ist, einen goldenen Kammerherrnschlüssel über irgend einem unnennbaren Theil seines Körpers zu tragen. Die Beiden hatten viel vom Wechsel des Lebens zu erdulden gehabt, ehe sie nach manchen Kämpfen und Stürmen in den Hafen des Armenhauses geworfen wurden. Mit einem kleinen Vermögen hatte Herr von Schwaneseld wenig Lust zur Arbeit verbunden und lebte, wie man zu sagen pflegt, von Oben herunter und zwar in der Hoffnung, reiche Verwandte zu beerben. Diese Verwandten aber, welche wohl nicht abgeneigt gewesen wären, dem damals lustigen, eleganten und witzigen Herrn von Schwaneseld zur glänzenden Erhaltung des Familiennamens ihr Vermögen zu vererben, lebten für ihn leider länger als sein kleines Vermögen, und wie er nun nach und nach aus der Beletage in das zweite, dritte und vierte Stockwerk zog, dann sogar eine Dachkammer bewohnte und in seinem Aeußern, je mehr Treppen er hinauf stieg, um so tiefer herab kam, wurde er aus dem großen Familienstammbaum eines Tages von sämmtlichen Verwandten gestrichen, und er hätte sich einer trostlosen Zukunft gegenüber gesehen, wenn ihn nicht die Spannkraft eines unverwüstlichen Humors emporgehalten hätte. Ja, am ersten Morgen, wo sich im Hause kein Stück Brod mehr zum Frühstück befand, — und es folgten noch viele ähnliche darauf — hatte er über diese höchst sonderbare, ungesunde Situation, wie er

es nannte, bis zu Thränen gelacht und alsdann der Frau von Schwaneſeld, die ein wenig trüber in die Zukunft blickte, verſichert, jetzt erſt fühle er ſeinen inneren Werth und die Kraft eines ungeheuren Schaffens in ſeiner Bruſt. Sie ſolle ihn nur machen laſſen, er ſehe ſchon da oben den grünen Zweig, auf den er ſich mit Leichtigkeit ſchwingen werde.

Leider wollte ihm aber dieſer kühne Schwung nicht gelingen, denn die materiellen Lebensbedürfniſſe hingen ihm wie Blei an den Füßen. Er arbeitete bei einem Bereiter und richtete in ſeinen Freiſtunden Jagdhunde ab. — Das war ein adeliges Gewerbe, deſſen ſich der Herr von Schwaneſeld nicht zu ſchämen hatte. Da aber ſeine Reitkenntniſſe nicht weit her waren, — er war früher nur ſehr gedankenlos ſpazieren geritten, das heißt gedankenlos in Betreff des Reitens, denn wenn er im Sattel ſaß, dachte er an die Feinheiten ſeines nächſten Diners oder an die göttliche Muſik einer Oper, die er am Abend hören würde, — ſo ſah er ſich in kurzer Zeit veranlaßt, ſeine ganze Zeit den Jagdhunden zu widmen, wobei er aber auch keine glänzenden Reſultate erzielte.

„Beim Himmel!“ pflegte er zu ſagen, „es gibt keine Liebhaber mehr, die wirklichen Sinn haben für ein herrlich abgerichtetes Thier. Ueberhaupt iſt es eine Qual, theure Jduna“ — ſo hieß Frau von Schwaneſeld — „ſich mit dieſen widerhaarigen Beſtien abzugeben. Laſſen wir uns höher hinauf ſteigen, hoch, höher, am höchſten, in die freie Himmelsluft, wo der Falke haust und kühn auf den dummen Reiher hinab ſchießt. Die Falknerei und was da drum und dran hängt, gehört ja ebenfalls zu den noblen Paſſionen, und ich will und darf nicht vergeſſen, daß ich Herr von Schwaneſeld heiße.“

Darauf begann er Vögel abzurichten, wenn auch gerade keine Falken: es war kein Begehr darnach, und man ſchoß die

zimmers und lächelte sanft, als er hörte, daß dort das Bügeleisen lebhaft niedergesetzt wurde, und als die Stimme der Stadträthin nun erscholl, welche sagte: „so ist es denn wahr, was sich die halbe Stadt mit Verwunderung erzählt, du wolleſt dem Steinmann, dem einäugigen Polizeidiener, zu der Meßnerei in der Stadtkirche verhelfen, allen Gegenvorſtellungen zum Trotz und zum Skandal der Bürgerſchaft, die jenen Menſchen mit vollem Recht verabſcheut?“

„Liebe Frau,“ entgegnete der Stadtrath ſehr ſanft, „die Welt pflegt nur nach dem Aeußeren zu urtheilen, und dieſes iſt allerdings an dem guten Steinmann nicht das Empfehlungswertheſte. Ich aber habe den Kern, das Innere deſſelben ergründet, und bin mir bewußt, keinen Fehlgriff zu thun.“

Die Stadträthin wollte etwas heftig erwidern, doch ſagte Vater Schwämmle, nachdem er einen Blick durch's Fenſter geworfen: „ich bitte dich, Frau, mäßige deine Stimme, ich ſehe den wackeren Steinmann unſerm Hauſe ſich nähern und möchte nicht gern, daß er es vernähme, wie zwei Eheleute ſich in einem Streit begriffen, und gar in einem Streite, der ſeine Perſon angienge.“ —

Die Stadträthin eilte in ihr Zimmer zurück, die Thüre flog ziemlich heftig in's Schloß, und als es draußen ſchellte und der Steinmann eintrat, rumorte das Bügeleiſen, oder vielmehr zwei Bügeleiſen, indem Stadtraths Ricke das andere führte, auf eine wirklich erſchreckliche Art.

Vater Schwämmle, der im Grunde ſeines Herzens ein gemüthlicher Menſch war und alles Ernſtes überzeugt, der Kern in der häßlichen Steinmann'ſchen Schale ſei rein und echt, reichte dem Stadtſoldaten gerührt die Hand, vergrub ſein Kinn tief in die Halsbinde und war ſichtbarlich ergriffen, als er nun dem Steinmann das große Glück, welches ihn erwarte, mittheilte.

dummen Reiher lieber, als daß man sie beizte. Es hätten aber ja doch Falken sein können, die Herr von Schwanefeld fing und zähmte, wenn es auch in Wirklichkeit nur Amseln und Rothkehlchen waren. Iduna half ihm treulich darin, und ihre ehemals zarten Finger, die nun etwas dick und ungelenk geworden waren, machten aus Brettern und Weidenstäben zierliche Käfige, die Herr von Schwanefeld verkaufen ließ und endlich, da er von den Zwischenhändlern zu sehr betrogen wurde, selbst an einer Straßenecke feil bot. Dabei aber vergaß er doch nie die Würde seines Standes, und wenn er neben seinen Vögeln, den Kopf stolz erhoben, auf und ab spazierte, so that er bei einem Verkaufe, als wenn ihn dieser eigentlich selbst gar nichts anginge und er nur den freundlichen Unterhändler machte, wobei er beständig in der dritten Person sprach und zum Beispiel sagte: „Man wird nichts dagegen zu erinnern haben, daß Ihnen dieser wunderbare Hänfling für einen Gulden abgelassen wird."

Aber Alles ist wandelbar in dieser trügerischen Welt, besonders die Vögel unter dem Himmel; die bald hierhin, bald dorthin fliegen, und welche, wie man hätte glauben können, sich alle erdenkliche Mühe gaben, von Herrn von Schwanefeld nicht gefangen zu werden. Auch wurde er älter, sein Auge verlor an Schärfe, seine Hand an Festigkeit, und es kamen jüngere Konkurrenten, die besser mit allen Schlingen und Schlichen bekannt waren, als das biedere Gemüth unseres Freundes. Deßhalb fing das Geschäft an schlecht zu gehen und hörte endlich, nachdem er es eine Zeitlang zu einem en gros- und détail-Handel mit Vogelkäfigen vereinfacht, ganz auf.

„Was thut's?" sagte er mit heiterem Gesichte achselzuckend; „Hunderte wären jetzt am Ende ihres Lateins; mein Unternehmungsgeist dagegen fängt erst an sich zu entwickeln — keine Angst, Iduna, daß ich ein Geschäft ergreife, welches unseren Stand entehren könnte. Ich heiße

von Schwaneſeld und bin mir deſſen mit Stolz bewußt. Ich habe eine göttliche Idee, mit welcher wir hoch und immer höher ſteigen werden: ich werde Luftballons machen."

„Um Gotteswillen!" rief Iduna entſetzt.

„Sei ruhig," gab er lächelnd zur Antwort; „es fällt mir nicht ein, ſolche Ungeheuer anfertigen zu wollen, aus denen man herabſtürzt und ſeinen Hals riskirt, oder bei denen man brennend gen Himmel fahren kann; nein, ich mache kleine, elegante Ballons, die wir zum Nutz und Frommen der wißbegierigen Jugend und des klugen Alters an öffentlichen Orten ſteigen laſſen. — Ja, ſteigen laſſen, Iduna; das iſt ein göttlicher Gedanke," ſetzte er enthuſiaſtiſch hinzu, indem er aufwärts blickte. — „Steigen laſſen, hoch, höher, am höchſten."

Und ſo geſchah es; der unterdeſſen alt gewordene Herr von Schwaneſeld machte kleine Luftballons von feinem Papier in bunten Farben, mit phantaſtiſchen Wappen aufgeputzt, und verkaufte ſie der Jugend in öffentlichen Gärten, oder ließ ſie ſelber ſteigen zum Vergnügen alter, kluger Leute. Iduna von Schwaneſeld ſaß alsdann am Eingange des Gartens und hatte eine kleine Blechſchaale neben ſich, ſowie ein Papier, auf dem geſchrieben ſtand: es ſteigen Luftballons und man bitte um eine kleine Beiſteuer für den Künſtler.

Das Geſchäft machte ſich in einer Beziehung gut für Herrn von Schwaneſeld, in anderer aber war es nicht erſprießlich für ihn. Die jungen Leute amüſirten ſich an dem luſtigen alten Manne, der voller Ränke und Schwänke war, und deſſen ſonſt ſo feines und bleiches, etwas dickes Geſicht leicht purpurroth erglühte, beſonders ſeine kleine, ſpitze Naſe, wenn er ein paar Gläſer Wein oder Bier zu ſich genommen hatte. Und daß dieß häufiger geſchah, als ihm zuträglich war, dafür ſorgte die muntere Jugend. Hiebei

muß ich zugestehen, daß er häufig mit einem vollen Glase dem Eingange des Gartens zuwandelte und dieses Glas alsdann leer zurückbrachte.

Spät Abends sah man die beiden armen, alten Leute zuweilen etwas wankend ihrer Wohnung zugehen, und in der Dachkammer angekommen, soupirten sie glückselig mit einander kleine Stücke Brod und Kuchen, welche wißbegierige Kinder auf dem Tischchen der Frau von Schwanefeld niedergelegt, um besser den dort ausgestellten Ballon betrachten zu können und die sie dann vergessen hatten.

So lange die schöne Jahreszeit dauerte, blühte das Geschäft, und Herr von Schwanefeld sah den Himmel voller Luftballons und voller Geigen. Als es aber Herbst und Winter wurde, die Blätter von den Bäumen fielen und kein Mensch mehr in den öffentlichen Gärten saß, da stand eines Tages Herr von Schwanefeld an seinem kleinen Dachfenster, rieb sich die erstarrten Finger und blickte sinnend an den weißen, kalten Himmel hinauf. Iduna saß am Tische, hatte den Kopf auf ihre Hand gestützt und dicke Thränen tropften aus ihren Augen auf einen Bogen Papier, der bedruckt und beschrieben vor ihr lag, und der ein trauriges Register kleiner, unbedeutender Schulden enthielt, die sie in äußerster Noth eingegangen und welche die Kreditoren, da sie auf andere Art nicht bezahlt werden konnten, eingeklagt hatten.

Herr von Schwanefeld hatte einen guten Freund aus früheren Zeiten, welcher Advokat war und ihm zuweilen unbedeutende Anleihen gemacht. Diesen hatte er in der kritischen Lage, in welcher er sich damals befand, um Rath gefragt und einen sehr untröstlichen Bescheid erhalten. „Lieber Freund," hatte der Rechtsgelehrte gesagt, „Ihr habt weniger wie gar nichts, denn Ihr seid mit kleinen Schulden belastet, auch Eure Hausmiethe schuldig und werdet

am nächsten Quartale ohne Weiteres vor die Thüre gesetzt. Also resolvirt Euch und faßt einen Entschluß für die Zukunft. Ich wüßte schon, was ich an Eurer Stelle thäte."

„Und das wäre?"

„Ich machte mein Heimatsrecht geltend und ließe mich in's Armenhaus aufnehmen."

„Ein von Schwaneseld in's Armenhaus! Ist denn das überhaupt denkbar und möglich?"

Der Advokat hatte lächelnd die Achseln gezuckt und erwiederte: „Freilich seid Ihr der Herr von Schwaneseld, aber daneben auch ein großer Philosoph. Faßt die Sache von der rechten Seite auf und thut der Stadt die Ehre an, damit sie auch einmal anständige Leute in ihre Anstalt bekommt. Seht, von dem Gesichtspunkt müßt Ihr die Sache betrachten."

Und der arme, alte Schwaneseld, der an diesem kalten Novembertage, wo die Unterredung stattfand, nichts gefrühstückt hatte und nur ein dünnes Sommerröckchen auf dem Leibe trug, mußte sich nach einigem Ueberlegen dazu bequemen, die Sache von dem ihm angegebenen Standpunkte anzusehen.

„Ich besorge Euch alle die Formalitäten," sagte der Advokat, als der Andere wegging, „und besuche Euch, darauf könnt Ihr Euch verlassen."

So saß denn Iduna am Tische und weinte, nachdem ihr Herr von Schwaneseld die letzte Aussicht, die sie hatten, eröffnet und ihr durch das bedruckte und beschriebene Papier, welches vor ihr lag, bewiesen, daß kein anderer Ausweg möglich sei. „Warum auch nicht?" hatte er hinzugesetzt; „betrachten wir den Aufenthalt im Armenhause als vorübergehend. Ich bin überzeugt, daß mir bei ruhigem Nachdenken in den nächsten Tagen eine glückliche Idee kommt, die uns in bessere Verhältnisse versetzt. Hier bei

dieſer Kälte," fuhr er ſchaudernd fort, „kann man nicht von mir verlangen, daß mich große Ideen beſeelen ſollen. Geh', Iduna," ſetzte er ſchmeichelnd hinzu, indem er die Hand auf die Schulter ſeiner getreuen Lebensgefährtin legte, „Du biſt bei allem Wechſel des Lebens ſo verſtändig geweſen; — was iſt weiter dabei? Armuth ſchändet nicht, und im Uebrigen werden wir uns dort ſo in Reſpekt zu ſetzen wiſſen, wie es ſich für den Namen Schwanefeld geziemt."

Der Advokat, ſein guter Freund, hatte alle nöthigen Formalitäten erfüllt und zu gleicher Zeit mit der Erlaubniß zum Eintritt in's Armenhaus ein kleines Anlehen von zehn Gulden geſandt, welches für die erſten Bedürfniſſe dienen ſollte, „und welches vollkommen zu genügen im Stande ſein wird," bemerkte unſer Armenhauskandidat, „unſer Entrée dort mit jenem Glanze zu umgeben, der unſerem Namen und dem Alter der Familie entſpricht."

In dieſem Augenblicke klopfte es leicht an die Thüre der Dachkammer, und nachdem Iduna „Herein!" gerufen, erſchien eine alte Frau von ſehr ärmlichem Aeußeren, welche ſich mit dem Zipfel ihrer blauen Schürze die Naſe putzte und dann etwas höher fuhr, um ein paar Thränen in ihren Augen zu vertilgen.

„Ach, Du lieber Gott!" ſagte ſie mit vernehmlichem Schluchzen, „da drüben bei den armen Leuten ſieht es gar zu liederlich aus; ſie will ſterben und er will ſterben. Was fang' ich nun an?"

„Herr Jeſus!" rief Frau von Schwanefeld im Tone des Vorwurfs und des Schreckens. „Sind doch dieſe dummen Geſchichten hier" — ſie ſchlug mit der Hand auf die Papiere — „daran Schuld, daß ich heute Morgen noch nicht nachgeſehen habe, wie es drüben ausſieht. Iſt das Kind da?" wandte ſie ſich an die alte Frau.

Diese nickte mit dem Kopfe.

„Gott im Himmel!“ fuhr die Andere fort, „da bekümmern wir uns um unsere eigene, gleichgültige Zukunft, während wir doch Beide gesund sind, und lassen unsern Nebenmenschen vielleicht in seinem letzten Augenblick ohne Hülfe. Ist die Hebamme schon fort?“ fragte sie die alte Frau und setzte, ohne eine Antwort abzuwarten, gegen ihren Eheherrn gewendet hinzu: „Mann, mach' was Du willst: Spital oder Armenhaus, aber frage mich nicht länger. Geh', bringe Alles in Ordnung — oder nein, komm' lieber mit mir, Du könntest da auch von Nutzen sein.“

Sie setzte eilig eine Haube auf, strich ihr graues Haar etwas von der Stirne zurück und folgte der alten Frau, die schon vorausgegangen war.

Schwanefeld's bewohnten unter dem Dache das noblere Quartier: eine gegipste Kammer vorne heraus. Nach dem Hofe zu war noch ein anderer Raum, der, weil er einen Ofen hatte, von dem Hausbesitzer mit dem Namen „Zimmer“ beehrt wurde; doch war dieses sogenannte Zimmer nur durch einen wurmstichigen Bretterverschlag entstanden, in welchen eine wackelige Thür den Eingang gewährte.

Diese Thür ächzte auf eine wahrhaft unheimliche Art, nachdem Frau Jduna hindurchgegangen, als beklage sie sich, daß man ihr zumuthe, gar zu Schreckliches zu verschließen; und dann stöhnte sie wiederholt, als nun auch Herr von Schwanefeld in den traurigen Raum trat. Oben an der Decke war eine einzige Fensteröffnung, die bei dem trüben Herbstmorgen nur ein zweifelhaftes Licht gewährte, aber gerade genug, um das, was man sah, noch trostloser erscheinen zu lassen. Rechts in der Ecke des Raumes stand eine alte Bettlade mit sehr wenig Bettwerk darin; man sah das deutlich, weil der kranke Mann, der sich dort

befand, so gar tief drunten lag. In der andern Ecke bemerkte man ein Lager auf dem Boden; ob Matratze, ob Strohsack? konnte man nicht genau unterscheiden, wahrscheinlich aber das letztere, auf welchem sich eine Frau befand, die eben das Heiligste und Schönste vollbracht, zu welchem das Weib erkoren: einem Kinde das Leben gegeben! Der Himmel begnadigte sie dafür durch eine sanfte Ohnmacht. Begnadigt, sagen wir, denn nach den eben ausgestandenen furchtbaren Schmerzen hatte sie ihr Bewußtsein verloren und hörte nicht den kränklichen und schwachen Schrei ihres Kindes, und sah auch nicht, wie die Hebamme rathlos dastand, was eigentlich mit diesem armen Erdenbürger anzufangen sei, für den fast alle Empfangs-Feierlichkeiten, ein Bettchen und die nothwendigste Leinwand, fehlten. Sie hatte das arme Kind über einem Eimer nothdürftig gewaschen und blickte fragend zu dem alten Weibe auf, die ihr mit gedämpfter Stimme zuflüsterte, indem sie auf die Wöchnerin wies: „Sie muß was haben; sie hat schon Wochen lang allerlei Weißzeug zusammen gethan und es wahrscheinlich unter ihrem Kopfkissen verborgen."

„Gut," sagte die Hebamme; „so geht, Frau Andler, und reibt dem armen Weib die Stirne mit Essig; fragt sie aber nicht sogleich, wenn sie die Augen aufschlägt, sondern laßt sie erst recht zu sich kommen." Sie zog aus dem neben ihr stehenden Handkörbchen ihre eigene Schürze hervor und wickelte das Kind darein.

Ein paar Minuten früher waren Herr und Frau von Schwanefeld in die Kammer getreten, und Iduna hatte zu ihrem Manne gesagt: „Obenauf in der Kiste neben meinem Bette liegt ein Betttuch, das uns gehört. Hol' es geschwind herüber; wir brauchen es ja doch nicht mehr."

„Natürlich," setzte Herr von Schwanefeld mit rührender

Bereitwilligkeit hinzu, „da wir in unſerem neuen Aufenthalte doch Alles haben werden, was wir brauchen, und da ich im Nothfalle ja auch Geld habe.“ Er klopfte mit der Hand an ſeine Hoſentaſche.

„Ja, was das Geld anbelangt,“ flüſterte ihm Frau Iduna zu, „ſo gib mir gleich davon; es iſt hier entſetzlich kalt, die Frau Andler muß Holz holen.“

„Und auch ein Thee für die arme Frau könnte nichts ſchaden,“ meinte die Hebamme.

„Und ein Schluck Wein für ihn,“ flüſterte die alte Frau in das Ohr des Herrn von Schwaneſeld.

„Verſteht ſich von ſelbſt,“ ſagte dieſer mit einem Ausdruck von Glückſeligkeit in ſeinem Geſichte: „Holz, Thee und Wein.“

„Man muß auch auf morgen Milch beſtellen für das Kind,“ ſagte raſch die Hebamme; „die Frau wird dem armen Wurm doch nichts geben können.“

„Und Milch,“ wiederholte auf's Bereitwilligſte Herr von Schwaneſeld, worauf er hinzuſetzte: „Hier ſind fünf Gulden, die werden für's Erſte genügen. — Wir haben's ja, nicht wahr, Iduna?“

„Ja, wir haben's,“ gab Iduna mit freudeſtrahlendem Geſichte zur Antwort.

Von einem Balken des Daches hing ein altes Stück Zeug herab, und zwar ſo vor dem Bette des kranken Mannes, daß dieſer von dem, was ſich drüben begab, nichts ſehen konnte. Von Zeit zu Zeit hörte man ihn ſchwer und dumpf huſten; auch vernahm man, wie er ſich langſam herumwandte, denn dann krachte die alte Bettlade in ihren Fugen. Jetzt hörte man eine matte Stimme ſagen:

„Kann — ich — das Kind — nicht bald — ſehen?“

Sogleich eilte Herr von Schwaneſeld hinter den Vorhang, nahm einen Schemel, der in der Ecke ſtand, und ſetzte ſich

mit dem freundlichſten Lächeln, das er hervorbringen konnte, neben den Kranken hin, deſſen abgezehrte Rechte er in ſeine beiden Hände nahm und in mildem Tone ſagte:

„Noch einen Augenblick Geduld, mein lieber Freund; es iſt ein ganz prächtiges und nettes Kind — ſieht Ihnen ähnlich, wie mir ſcheint."

„Ein — Knabe?"

„Ich glaube faſt, daß es ein Knabe iſt," gab der Gefragte einigermaßen verlegen zur Antwort. „Ja, es wird ein Knabe ſein."

„Und die — arme — arme Maria! — Wie geht es ihr?"

„Nach Umſtänden gut, o nach Umſtänden gewiß vortrefflich; ſie ruht in dieſem Augenblicke und man hat es gern, wenn Wöchnerinnen nach der Geburt ein wenig der Ruhe pflegen. Meine Frau auch" — — er wollte ſagen: Frau Iduna habe in ähnlichen Augenblicken auch der Ruhe gepflegt; doch fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, daß dieſelbe nie Kinder geboren, weßhalb er ſich korrigirend ſagte: „Meine Frau auch hat dieſe Erfahrung oft an Bekannten gemacht."

Der Kranke, der auf dem Bette lag, war ein junger Mann von vielleicht dreißig Jahren; doch ſah er alt, entſetzlich alt und eingefallen aus, und wer etwas davon verſtand, bemerkte in ſeinem erloſchenen Blick, an dem ängſtlichen Schnappen nach Athem, an dem unſicheren Umhergreifen der dünnen, weißen Finger auf der Bettdecke, daß ihm der Tod zur Seite ſtände, um in kurzer Zeit ihn kalt anzuhauchen. — — — —

— — Dort das Wimmern des neugebotenen Kindes, hier das Stöhnen des ſterbenden Vaters — der Kontraſt des Lebens in einer ſeiner ſchauerlichſten Geſtalten.

Unterdeſſen hatte Frau Andler Holz, Thee und Wein

gebracht, auch zur Vorsorge etwas Weißbrod, und sogleich ein Feuer in dem Ofen angezündet, der nun gierig nach langem Fasten lustig zu knattern und zu prasseln anfing.

„Was ist das?“ fragte der Kranke.

„Das Feuer im Ofen,“ gab Herr von Schwanefeld vergnügt zur Antwort; „es war ein wenig kühl im Zimmer.“

Der Andere erhob seine müden Augenlider und blickte zu seinem Freunde empor. „Hier?“ fragte er alsdann. „Wie soll ich Euch danken?“

„Ach was, Kleinigkeiten! Davon spricht man unter Bekannten nicht, ich helfe Euch, wenn ich's habe, und Ihr mir wieder einmal, das gleicht sich aus. Hättet Ihr nicht vielleicht Lust, Etwas zu genießen? Einen Schluck Wein und etwas Weißbrod?“

Der Kranke lächelte so eigenthümlich, so entsetzlich traurig und nickte mit dem Kopfe, worauf Herr von Schwanefeld sich eilfertig erhob, um den Wein zu holen und ein Stück Weißbrod, das er hinein tauchte und dem Kranken an die Lippen hielt, der etwas davon einsaugte, seinen Wohlthäter mit einem unbeschreiblich dankbaren Blicke ansah und dann leise sprach: „Aber — das — Kind.“

„Gleich, gleich,“ sagte Herr von Schwanefeld, wobei er sich mit einem freundlichen Lächeln die Hände rieb, denn er hatte gesehen, wie seine Frau ihr letztes Leintuch mit Hülfe der Hebamme kunstgerecht zu Windeln und langen Streifen zerschnitt, und war fest überzeugt, er werde das Kind im nächsten Augenblick in ganz respektabler Gestalt dem Vater in die Arme legen können.

Dieser machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als bäte er seinen Freund, sich etwas mehr herabzubeugen, worauf er die Hände faltete und mit matter Stimme sagte:

„Ich weiß wohl, wie krank ich bin; ich mache mir darüber keine Illusionen und fühle gut, daß ich heute oder

Auch über die Züge des nunmehrigen würdigen Meßners flog ein falber Schein von Freude, ein unheimliches Wetterleuchten des Entzückens, und er fand nicht Worte, seinen Dank auszudrücken. Er hörte auch nur mit halbem Ohr, was ihm der Stadtrath von der neuen Kirche sagte, und empfahl sich so bald wie möglich und gieng so nachdenklich seines Weges, daß er beim Weggehen nicht einmal Stadtraths Ricke bemerkte, welche ihm freundlicher als sonst die Glasthüre öffnete.

Der Steinmann schien mit seiner Ernennung in der Tasche augenblicklich den Polizeibeamten ausgezogen zu haben; wenigstens gieng er auf der Straße theilnahmlos bei einigen Buben vorbei, die in ernstlichem Streit mit einer Obsthändlerin begriffen waren, er sah eine Droschke auf der Straße dahingalopiren, ohne sie anzurufen oder sich die Nummer zu merken, ja, er bemerkte mehrere Cigarrenraucher und stellte sie nicht zur Rede.

Es war aber nicht die Freude über seine Ernennung, welche ihn so nachdenklich machte; denn er wünschte im jetzigen Augenblicke, die Stelle eines Meßners nicht ambitionirt zu haben, ja er wollte, sie wäre nicht erfolgt, und er harmloser Polizeisoldat geblieben. Ihm graute vor der Kirche, und wenn es auch bei ihm lag, ein anderes Leben anzufangen, so war es ihm doch nicht möglich, das Andenken an vergangene Tage zu verwischen. Doch dauerten diese de- und wehmüthigen Betrachtungen nicht gar zu lange, und als er sich den Zorn der vielen durchgefallenen Aspiranten auf diese Stelle lebhaft vorstellte, so blinzelte sein eines Auge freundlicher und er schritt wieder erhobenen Hauptes dahin. Eilig nahm er seinen Weg nach dem Stadtgraben, verschwand hinter dem Hause, in welchem die Jungfer Kiliane wohnte, drückte sich an den Häusern in den engen Gäßchen hin und eilte schnell durch die Hinterthüre der Holzställe über die Treppe hinauf in die Wohnung der Frau Müller.

morgen mit dem Leben fertig sein werde. Ich habe in der letzten Zeit viel gelitten, aber alle meine körperlichen Leiden waren nichts gegen die Qual meiner Seele während der vergangenen Nacht.. Habe ich in meinem — hinter mir — abgeschlossen liegenden Leben Unrecht gethan, und — ich habe es — schwer — schwer — an der armen, unglücklichen Frau — so habe ich — gewiß — Einiges davon — abgebüßt. — O ich litt — furchtbar, — als ich sie stöhnen und — wimmern hörte, — unfähig, ihr zu helfen, — und als ich nun endlich — den ersten, schwachen Schrei — jenes unglücklichen Kindes vernahm, — das unter Mangel und Kummer geboren, — keinen Freund, — keinen Beschützer, — keinen Vater haben wird, — der es pflegt, — der es durch's Leben führt, — der ihm das tägliche Brod gibt."

„Der liebe Gott im Himmel," versetzte der Andere tief erschüttert, „verläßt keines seiner Geschöpfe."

„Aber er wird rächend die Fehler der Eltern an ihren Kindern heimsuchen," gab der Kranke lebhafter mit einem aufflackernden Blicke, der aber in der nächsten Sekunde wieder erlosch, zur Antwort. — — — — „Mein Kind, mein Kind! — und mein armes Weib! — Da oben wird man zu mir sagen: Du hast Dich feig — aus — dem Leben geschlichen — und ließest die, — welche Dir vertraut, — hülflos zurück. — — Sei verdammt!"

Sein Haupt zuckte wie von einem Schlage getroffen auf die Seite und seine gefalteten Hände bebten lange nach.

Herr von Schwaneseld trocknete ihm den Schweiß von der Stirn, tränkte ihn abermals mit dem Wein, und als er sah, wie unter den geschlossenen Augenlidern des Kranken dicke Tropfen hervorquollen, sagte er mit weicher Stimme, aber doch in entschiedenem Tone:

„Wer will verzweifeln! rollt nicht die Welt beständig?

wechselt nicht das Leben in Einem fort? Wie mögt Ihr nur, lieber und theurer Freund, von Eurem Tode sprechen? — So weit sind wir noch lange nicht."

Ueber die Züge des Kranken flog ein trauriges Lächeln.

— „Und wie will man sagen, man hätte keinen Freund, im Nothfall keinen Beschützer? Wozu wäre denn zum Beispiel ich da? Ich — Schwaneseld — freilich ein alter Knabe, aber noch rüstig und fest auf den Füßen."

„Gott möge es Euch lohnen, was Ihr an uns gethan habt, — aber —"

„O ich verstehe dieses Aber," versetzte der Andere, indem er mit einem sanften Druck seine Rechte auf die gefalteten Hände des Kranken legte. „Ich weiß wohl, was Ihr mit diesem Aber sagen wollt: Ihr denket, ein armer Teufel, wie ich bin, der bis jetzt selbst nicht wußte, woher sein nothdürftiges Essen nehmen, hat gut andern Leuten Versprechungen machen. Aber — jetzt sage ich Aber, merkt Ihr wohl?" — hier stockte Herr von Schwaneseld einen Augenblick, schaute durch das kleine Dachfenster an den grauen Himmel hinauf und sprach zu sich selber mit Wärme und Inbrunst: „Diese Lüge kann keine Sünde sein. — — Also aber," fuhr er dann mit lustigem Tone fort: „Ihr habt mich oft vom Wechsel des Lebens philosophiren hören; bei mir ist einer eingetreten — seht mich nur groß an, — und das ein recht erfreulicher. Am Ende," setzte er mit leisem, vertraulichem Tone hinzu, „hat doch meinen alten, reichen Vetter das Gewissen geschlagen und er hat mir bis zum Ende meiner Tage ein Legat ausgesetzt, von dem wir uns pflegen wollen. — Keine Widerrede, wenn Ihr versteht, was ich damit sagen will: wir — uns. Ueberhaupt nicht viel gesprochen, sondern mich angehört."

Die Lippen des Kranken öffneten sich hastig, und wenn er auch dem Befehle seines Freundes gemäß mit dem Munde

nicht ſprach, ſo waren doch ſeine leuchtenden Blicke um ſo beredter.

„Ich bin ſchon ziemlich bei Jahren," fuhr Herr von Schwaneſeld fort, „meine Frau ebenfalls; wir ſind aber beide ein bewegtes Leben gewöhnt und werden es uns eine wahre Erholung ſein laſſen, mit Euch eine einzige und gewiß nicht unglückliche Familie zu bilden."

„Und mein armes Kind?"

„Iſt wie mein eigenes," ſprach Jener betheuernd, indem er feierlich ſeine Rechte erhob.

„Und wenn ich alſo ſterbe —"

„Sprecht nicht davon!"

„Und wenn ich bald ſterbe," fuhr der Kranke dringender fort, während ſeine Finger haſtig auf der Bettdecke etwas zu ſuchen ſchienen, während ſein Athem kürzer und ſchwerer wurde, und während trotz dieſer Zeichen des nahen Endes auf ſeinem weißen und eingefallenen Geſichte ein Schimmer unausſprechlichen Glückes erſchien, — „wird meine arme Maria einen Beſchützer haben und mein Kind nicht ganz verlaſſen ſein?"

„Was — ganz verlaſſen ſein!" gab Herr von Schwaneſeld in einem etwas polternden, faſt heftigen Tone zur Antwort, den er aber nur annahm, um ſeine Thränen zu verbergen, weil er ſonſt in den Fall gekommen wäre, laut aufzuſchluchzen und zu weinen. — „Was, verlaſſen ſein, wenn ich da bin, der den guten Willen und die Mittel hat, für Eure Frau und Euer Kind zu ſorgen?"

Der Sterbende that einen tiefen Athemzug, der aber ſeine Bruſt erleichterte, auch bewegten ſich ſeine Lippen, er murmelte: „Gott ſei gelobt und gedankt! Wie es mir jetzt leicht iſt!" Seine eingefallenen, weißen Wangen zeigten eine ſcharf abgegrenzte Röthe: Kirchhofroſen, wie man zu ſagen pflegt; in ſeinen Mundwinkeln zeigte ſich ein ſtill-

vergnügtes Lächeln, und wenn er momentan seine Augenlider erhob, so sah er zu seinem Freunde mit einem rührenden Blicke der Freude und Dankbarkeit empor. — „Also sie werden — nicht allein — in der Welt stehen?“ sagte er nach einer längeren Pause mit einem abermaligen tiefen Athemzuge, „Maria und das Kind — sie werden nicht in der Welt herumgestoßen werden, sie werden nicht Hunger, Durst und Kälte zu leiden haben?“

„Was herumgestoßen! was Hunger, Durst und Kälte!“ polterte Herr von Schwanefeld. „Glaubt mir, der kleine Bursch' wird ein glückliches Loos haben, — — und das sollt Ihr noch erleben,“ setzte er zögernd hinzu, worauf der Vater matt sein Haupt schüttelte. „Haben wir nicht Mittel?“ fuhr der Andere lustig fort und schlug an seine Hosentasche, wo die einzigen und letzten fünf Gulden klapperten, — „ha Mittel genug, und guten Willen noch viel mehr.“ Er mußte laut und viel sprechen, um seine Bewegung zu verbergen und seine Thränen zurückzuhalten. — „Und Iduna wird das Kind pflegen,“ sagte er, „daß es eine Freude ist. Sie versteht das aus dem Fundament — gewiß, gewiß, obgleich sie selbst keine Kinder hatte. — Aber sie erzog die ihrer Tochter, — ihrer Schwester,“ verbesserte er sich — „das waren schwache, elende Würmer und sind zu den kräftigsten Buben herangewachsen.“

Der Sterbende suchte mit seinen zitternden Fingern nach der Hand seines Wohlthäters, und nachdem er sie gefaßt hatte, drückte er sie innig, wenn auch schwach, und sagte:

„Der Himmel — lohne es — mit seinem — besten Segen Dem — dessen Herz sich erweichte, daß er — an Euch — dachte — meinen einzigen — und letzten — treuen — Freund. — — — — Und was für Heil — ich über Euch — herabflehen soll, der — meine — letzten

Augenblicke, — die zu furchtbaren — zu werden dröhten, — zu — glücklichen macht, — dafür — habe ich — keine — Worte."

„Amen!" ſagte Herr von Schwaneſeld und horchte in die Kammer hinein, wo eben ein Schemel gerückt wurde, und wo er die Stimme ſeiner Gattin vernahm, welche im Tone großer Zufriedenheit ſprach:

„Wahrhaftig, Frau Andler, er ſieht aus wie ein kleiner Prinz."

Die drei Weiber hatten aber auch das Mögliche gethan, um den neuen wimmernden Erdenbürger möglichſt herauszupuzen und ihn ſo zu einem wohlgefälligen Anblick für Vater und Mutter zu machen. Hatte doch Frau Jduna einen alten Haubenſtrich um den Hals des Knäbleins arrangirt, daß es ausſah, als läge es auf einem feſtonirten Tragkiſſen. Daß das Körperliche des Neugeborenen nicht hübſcher und kräftiger gemacht werden konnte, daran hatten ſeine Pflegerinnen keine Schuld, und, um die Wahrheit zu geſtehen — ſolche auszuſprechen habe ich, auf Ueberlieferungen geſtützt, ſelbſt das größte Recht — ſo konnte man nichts Erbärmlicheres und Traurigeres ſehen, als dieſes Kind. Es war, wie Frau Andler ſpäter oftmals ſagte, nur der Schatten von einem Menſchen: eine magere Naſe, ein großer Mund, die eigentlich an gar nichts befeſtigt zu ſein ſchienen; Augen entdeckte man nicht, da das Kind in übergroßer Schwäche die Liber gar nicht emporhob.

Die Hebamme hatte ſich mit der Mutter beſchäftigt, und als dieſe wieder zu ſich gekommen war, begierig um ſich ſchaute und die Hände nach ihrem Kinde ausſtreckte, das ſie noch nicht geſehen, ſo trug es Frau von Schwaneſeld mit großer Würde und Feierlichkeit an das ärmliche Lager und legte es in ihre Arme.

Das iſt ein großer und wunderbarer Moment, den

Jeder von uns zwar einmal erlebt, aber nicht verſtanden hat. Erſt ſpäter können wir all' die Seligkeit, all' das Glück nachempfinden, das in dem erſten zitternden Kuſſe liegen muß, den eine Mutter auf die Stirne ihres Kindes drückt; erſt nach Jahren lernen wir verſtehen, welcher Segen aus den Wonnethränen herabzuträufeln vermag, womit ſie das Geſicht ihres eigenen, auf ſo wunderbare Art ihr geſchenkten Selbſt benetzt. — — —

Die Hebamme, eine gefühlvolle Frau, die ſchon unzählige Mal bei ähnlichen Veranlaſſungen geweſen war, welche Kinder aller Art ſowohl auf feines Leinen, als auf Lumpen gebettet, gab der Frau Andler einen Wink, das Tuch zu entfernen, das vor dem Bette des Vaters hing, und nicht länger zu zögern, ihm das Schönſte zu zeigen, was man einem Menſchen zeigen kann: ſein eigenes Kind in den Armen der Mutter.

Wenn er nur nicht gar ſo ſchwach geweſen wäre! Er verſuchte es, von ſeinem Freunde unterſtützt, ſich etwas aufzurichten; doch fiel ſein Kopf matt auf die Seite. „Maria," rief er mit großer Anſtrengung, „ich ſehe Dich — und das Kind — und ich — ſegne euch — tauſend — und tauſendmal. — Hier — er hat mir — verſprochen, — für euch — zu ſorgen. — Er kann und — will es. — — — Und ich — werde — zufrieden — — — — ſterben."

Das letzte Wort konnte die arme Frau, die ein paar Augenblicke lang nur an ihr Kind gedacht, die mit einemmale in die traurige Wirklichkeit ihres jammervollen Lebens zurücktrat und mit erſchrecktem Auge hinüberblickte, nicht verſtehen; denn Herr von Schwanefeld huſtete und räuſperte ſich gar gewaltig, und Frau Andler, die in das Geſicht des Sterbenden ſchaute, ließ haſtig das Tuch wieder herabfallen.

Doch mochte die Frau des Lagers am Boden eine Ahnung von dem Entsetzlichen haben, das sich drüben begab, denn sie umklammerte mit einem Arm den Hals der Hebamme, ließ sich nicht halten noch niederlegen, sondern erhob sich mit übermenschlicher Anstrengung und schleppte sich zu ihrem Manne hin, um ihm sein Kind im letzten Augenblicke vor den brechenden Blick zu bringen. — —

Herr von Schwaneseld war zartfühlender Weise zurückgetreten, und das herabhängende Tuch trennte nun von den Uebrigen im Zimmer die arme, kleine Familie, die nach ein paar qualvollen Minuten keine Familie mehr sein sollte. — — — —

— — — — Ein krampfhaftes Aufschluchzen, ein paar tiefe Athemzüge, wie Seufzer, die mit einem eigenthümlichen nicht zu verkennenden Geräusche schlossen, — dann war Alles vorüber. — —

Meine Mutter war eine Wittwe und mein Leben glich einem schwachen Flämmchen, das unsicher hin und her flackert und das der unbedeutendste Windhauch auszulöschen im Stande ist.

Zweites Kapitel.

Ein Wechsel im Leben.

Der Eigenthümer des Hauses, in welchem mein Vater ſtarb und ich das Licht der Welt erblickte, hatte von der Frau Andler, ſowie auch von der Hebamme erfahren, wie edel ſich die Familie Schwaneſeld unſerer angenommen, und fühlte darob in ſeinem ſonſt ſehr ſteinernen Herzen eine menſchliche Regung, die ſich dahin ausſprach, der eben genannten Familie ihre Dachkammer noch ein ferneres Vierteljahr und zwar obendrein unentgeldlich zu laſſen. Da ſich aber Herr von Schwaneſeld, ſelbſt Iduna einmal feſt für das Armenhaus ausgeſprochen, ſo beſchloſſen ſie, ſo bald wie möglich da hinüber zu ſiedeln und die unerwartete Güte des Hausherrn für meine Mutter und mich in Anſpruch zu nehmen. Deßhalb blieben wir noch ein paar Monate wohnen, während welcher meine Mutter ſich ſo gut wie möglich erholte und ich aus einem wimmernden Wurme ein kränklicher Schreihals wurde. Dann umfingen uns die Mauern des Armenhauſes, und es verging manches Jahr, bis ich in das Alter kam, von wo ſich mir die Erinnerung meiner Umgebung ſo klar und deutlich einprägte, daß ſie heute ebenſo lebendig vor mir ſteht, als hätte ich das Haus meiner Kindheit erſt geſtern verlaſſen.

Als ich damals anfing, mich in den Räumen des

Armenhauſes zu fühlen, hatte dieſe Idee durchaus nichts Erniedrigendes für mich; ich beneidete keinen Knaben meines Alters, wenn er auch beſſer angezogen war, ſchönere Spielſachen hatte, oder wenn er an Sonn- und Feiertagen mit Geſchwiſtern und Eltern bei unſerem Hauſe vorbei auf die benachbarten Dörfchen oder in die öffentlichen Gärten ging. Das letztere Vergnügen wurde mir auch häufig zu Theil und mit viel weniger Einſchränkung, als den Kindern der ſogenannten ordentlichen Familien. Herr und Frau von Schwaneſeld beſuchten, ſo oft es thunlich war, dieſe öffentlichen Gärten, die Schauplätze ihrer ehemaligen Thaten, und das Geſchäft des Luftballonſteigens, welches ſie früher des Verdienſtes halber getrieben, ſetzte Herr von Schwanenfeld jetzt aus Liebhaberei fort, wobei er, Frau Iduna und meine Wenigkeit, was Eſſen und Trinken anbelangte, nicht zu kurz kamen. Dabei fühlte ich denn ſo recht meine größeren Freiheiten gegenüber den andern Buben meines Alters; wenn dieſe an dem Tiſche ihrer Eltern ſtille ſitzen mußten, nur hie und da aus dem Glaſe ihres Vaters nippen durften und die übrig gebliebene Sauce auf den Tellern mit Brod austunkten, war dagegen der ganze Garten jetzt frei für mich zum Spielplatze beſtimmt, und was uns für unſere kleinen Luftballons und dergleichen an Lebensmitteln geboten wurde, konnten wir in den wenigſten Fällen bewältigen. Da hieß es an den verſchiedenen Tiſchen: einen Schoppen Bier oder ein Glas Wein für Herrn von Schwaneſeld, oder ein Stück Kuchen oder Butterbrod für den kleinen Schwaneſeld, — damit war nämlich ich gemeint; — denn als ein paar Jahre nach dem Tode meiner armen Mutter verſtrichen waren und die Schwaneſelds mich förmlich zu ſich genommen, da galt ich auch zugleich bei allen, die von meiner Exiſtenz Kenntniß nahmen, als der leibliche Sohn der Frau Iduna.

Das Versprechen, welches Herr von Schwaneseld meinem sterbenden Vater gegeben, bemühte er sich, nach besten Kräften zu halten; wenn ihm seine Mittel auch freilich nicht erlaubten, mir Lehrer zu halten, so bemühte er sich doch selbst, mir alles mögliche Nützliche und Unnützliche beizubringen, worin ihn Frau Iduna kräftig unterstützte. Diese stammte aus einem sehr guten Hause und hatte eine sorgfältige Erziehung genossen; so sprach sie ein tadelloses Französisch und gab sich nicht geringe Mühe, mir diese Sprache beizubringen, was ihr auch gelang, da ich einen offenen Kopf hatte und leicht lernte, wenn ich nur wollte.

Auf Kosten der Stadt besuchte ich die Armenschule, eine wohlthätige Stiftung, wo wir Kinder aus dem Armenhause unseren einfachen Mittagstisch hatten, den wir aber in unseren Freistunden durch allerlei kleine Handarbeiten, Anfertigung von Düten und Briefcouverts für Kaufleute, Abwickeln von Garn, Strümpfestricken und dergleichen verdienen mußten.

Da mein Pflegevater in der Stadt noch immer wichtige Konnexionen hatte, wurde ich nicht nur von diesen Handarbeiten befreit, sondern durfte auch in der Realschule einige Stunden hospitiren, wo das eigenthümliche Verfahren der Lehrer gegen mich mir ein starker Sporn zum Fleiße war; sowie ich nämlich etwas ziemlich ordentlich machte, stellte mich der Lehrer den faulen und leichtsinnigen Söhnen der sogenannten guten Familien als rühmenswerthes Muster vor. „Seht dieses Kind aus dem Armenhause," sagte er salbungsvoll, „obendrein eine Waise, dem in seiner armen Behausung nicht die Sorgfalt liebender Eltern zur Seite steht, dem es häufig an Büchern und allem Nöthigen mangelt, dessen Kleidung ihn nothdürftig schützt gegen Kälte und schlechtes Wetter, und der doch der Beste unter euch ist. Komm hierher," wandte er sich dann voll

Dort schien man ihn erwartet zu haben, wenigstens der Gevatter, der in ausgelassener Lustigkeit entsetzlich schielte und, auf dem Sopha sitzend, die Füße lustig hin und her schlenkerte. Die Frau saß in der Ecke des Zimmers und nähte an einem alten Ueberrock.

„Wie gerufen, wie gerufen!“ lachte der Gevatter dem Eintretenden entgegen; „rathet, was ich hier für Euch habe!“

„Nun, was wirds sein!“ sagte mürrisch der Steinmann; „irgend eine Gaunerei, eine schlechte Geschichte, oder,“ setzte er freundlicher hinzu, „am Ende ein Brief von der Anna — wie, Alte?“

Die Frau gab keine Antwort, ja, sie blickte nicht einmal in die Höhe; der Gevatter aber rief lustig: „besser als das, viel besser als das! Na, rathet einmal! — Könnt Ihr nicht? Habt Ihr gar keine Ahnung? Nun ich will es Euch sagen, — Briefe aus Mailand habe ich, schöne Briefe aus Mailand, poste restante an Eure Adresse, ich habe sie von der Post geholt. Da nehmt! Gott verdamm mich, die haben schnell geantwortet!“

Der Steinmann wechselte einen Augenblick die Farbe, aber kaum merklich, als ihm der Gevatter das Packet überreichte; dann schielte er zu der Frau Müller hinüber, welche aber wie vorhin that, als achte sie nicht auf das Gerede der Beiden. Darauf trat er mit dem Packet ans Fenster, riß den Umschlag ab und der Gevatter, der vom Sopha aufgestanden war, lehnte sich an dasselbe und sah forschend in das geöffnete Packet und auf die Züge des Steinmanns.

Es waren ein paar Briefe in demselben, so wie ein paar zusammengefaltete Papiere, welche das gierige Auge des Gevatters alsbald für Wechsel erkannte. Der Steinman las die

Würde an mich, „nimm den ersten Platz der Schule ein, zur gerechten Schande jener ganzen Legion von Schnallendrückern!“ Das war nämlich der technische Ausdruck für die, welche zuletzt das Schulzimmer verließen und demgemäß die Thürschnalle zudrücken mußten.

Um nun eine solche lobende Auszeichnung häufig zu erhalten, lernte ich zu Hause, daß mir der Kopf brannte, und machte meine Aufgaben für die Klasse mit einer musterhaften Pünktlichkeit.

Diese Bezeichnung als Kind des Armenhauses war auch bei den losen Streichen in der Feierstunde häufig der Schild, der mich vor sehr gerechten Prügeln schützte. Wurde ich mit den andern Kameraden in einem Nachbargarten erwischt, wo wir uns der Aepfel- und Birnenernte etwas zu egoistisch annahmen, und es fielen rechts und links klatschende Ohrfeigen, ging das Kind des Armenhauses meistens frei von dannen, weil, wie die erzürnten Besitzer sagten, mich der Hunger trieb, Obst zu mausen, was die andern nur aus sträflichem Leichtsinn thäten.

Neben den Schulkenntnissen, die ich mir, wie oben erwähnt, erwarb, brachte mir Herr von Schwaneseld das bei, was er von den sogenannten nobeln Passionen selbst wußte, und auch hierin waren mir seine guten Bekanntschaften der Stadt von großem Nutzen.

Bei dem Bereiter, wo er früher gearbeitet, ertheilte mir Herr von Schwaneseld selbst Reitunterricht, und da ich ein couragirter gelenkiger Bursche war, so scheute ich mich schon mit zehn Jahren vor keinem Pferde mehr, und ritt, als ich zwölf Jahre alt geworden war, die Schule ab, daß es allen Zuschauern Freude machte. Mein Lehrer war nicht wenig stolz auf mich, und wenn die jungen Eleven des Bereiters, reiche Kaufmannssöhne, denen ich ein widerspenstiges Pferd vorgeritten hatte, sich nach mir erkundig-

ten, so pflegte Herr von Schwaneseld sich in die Brust zu werfen und mit einem eigenthümlichen Lächeln zu sagen: „Es ist mein Zögling, ein Kind aus dem Armenhause, seine verstorbene Mutter war eine geborene Schabegg.“ Darauf hatte ich schon häufig ein plötzliches Wegwenden und höhnisches Mundverziehen einiger dieser jungen Leute bemerkt, und mein Pflegevater sagte mir lachend auf dem Heimwege: „Deine Vettern wollen eben nichts von Dir wissen.“

Auch die Kunst des Jagdhundedressirens brachte er mir bei und pflegte zu sagen: „Das scheinen allerdings brodlose Künste zu sein, aber Du kannst nicht wissen, wo Du dergleichen noch einmal nothwendig brauchen kannst.“

Und schon als Knabe sah ich die Richtigkeit solcher Bemerkungen ein, denn alle die kleinen Geschicklichkeiten, die er mich lehrte: Luftballons anfertigen, Vogelkäfige machen, ließen mich meinen Spielkameraden, sowohl in- als außerhalb des Armenhauses, als so werthvoll erscheinen, daß sie meinen Umgang eifrig suchten und ich häufig in gute Häuser eingeladen wurde.

Aber auch von solchen Visiten zurückkehrend, fand ich mich immer heimisch in den ärmlichen Räumen unserer Wohnung; lebte doch die bessere Klasse des Armenhauses wie eine große Familie zusammen, Freud und Leid mit einander tragend. Freilich hatten wir auch Nachbarn, denen wir gerne aus dem Wege gingen, und gab es doch Familien, die, in Schmutz und Elend versunken, uns, die wir uns nach dem Ausdruck meines Pflegevaters anständig über dem Wasser hielten, hohnlachend über die Achsel anschauten. Dabei muß man aber nicht glauben, meine Existenz sei eine beneidenswerthe gewesen, und jetzt, wo ich ruhig daran zurückdenke, überläuft es mich eigenthümlich, wenn mir unser damaliges Elend recht lebendig vor die Seele tritt, das gerade meinen Pflegevater um so

ſchmerzlicher traf, da er nach außen hin es nie vergeſſen machen wollte, daß er ein Herr von Schwaneſeld ſei.

Die Gewohnheit, von mildthätigen Leuten Geſchenke annehmen zu müſſen, die ſie uns theils heimlich zuſteckten, theils mit Oſtentation überreichten, wirkten einigermaßen verwildernd auf das Gemüth des Knaben, und es war der ſtarke Schliff eines wechſelvollen Lebens nöthig, um manchen Riß, manche Scharte verſchwinden zu laſſen.

Da ich von ſo vielen Leuten bevorzugt und in Schutz genommen wurde, ſo fühlte ich auch den Drang in mir, zu protegiren, ſo viel in meinen ſchwachen Kräften ſtand. Neben uns wohnte ein armer Flickſchneider, welcher zwei Kinder hatte, einen ſchwindſüchtigen kränklichen Knaben von zehn Jahren und ein geſundes Mädchen, ein paar Jahre jünger. Man konnte nicht leicht einen größeren Kontraſt finden, als zwiſchen dieſen beiden Kindern. Franz, der Knabe, war gewiß in Folge ſeiner Krankheit ſtets in einer unangenehmen, fieberhaften Erregung und von einer außerordentlichen Heftigkeit, die ſich nicht ſelten gegen mich, ſeinen Beſchützer und Freund, auf die unangenehmſte Weiſe Luft machte; aber er konnte mich ſchimpfen, nach mir ſchlagen und ſtoßen, ſo daß ich vom Hofe fortging und ihn allein in der Sonne ſitzen ließ, ich kehrte doch beinahe jedesmal an der Thüre wieder um; und wenn ich dann ſein abgezehrtes trauervolles Geſicht ſah, wie er mit gefalteten Händen zuſammengeſunken daſaß, ſo unterließ ich ſelten, mich ihm wieder zu nähern, um ihn durch freundliche Worte zu beſänftigen. Die Anhänglichkeit und innige Liebe für den kranken Bruder vergalt mir ſeine Schweſter, das kleine Mädchen, auf's Rührendſte und Reizendſte. Erhielt ſie etwas geſchenkt an Blumen und Früchten, ſo hob mir Alice — den Namen hatte man ihr eigenthümlicher Weiſe in der Taufe gegeben — gewiß das Beſte auf; fand man irgend einen Topf

muthwillig zertrümmert, oder eine Fensterscheibe zerschlagen, bei welchen Veranlassungen ich, und selten mit Unrecht, in Verdacht kam, so gab sich das arme Ding häufig als Thäterin an, wenn sie auch nachweislich gar nicht in jenem Theil des Hauses gewesen war, wo sich der Topf oder die Fensterscheibe zertrümmert gefunden.

Ich erinnere mich, wie eines Tages ein betrunkener Maurer den kranken Knaben, der ihm vielleicht im Wege saß, ohne alle Veranlassung so heftig an den Kopf schlug, daß er von seinem Stühlchen auf den Boden fiel; ich kam zufällig in den Hof und da ich die Mißhandlung sah, sprang ich wie ein wildes Thier auf den erwachsenen Menschen los und faßte ihn mit beiden Händen so gewaltig an der Halsbinde, daß er taumelnd, wie er war, zu Boden fiel, mit dem Kopf auf einen Stein stürzte und besinnungslos liegen blieb.

Für diesen Hausfriedensbruch kam ich eine Nacht in Arrest und saß nun frierend und hungrig auf der Pritsche, nachdem es längst Abend geworden war. Da hörte ich auf einmal an die Thüre pochen und vernahm die Stimme des kleinen Mädchens, welches mir durch eine ziemlich große Spalte an der Schwelle ein Stück Brod in Papier gewickelt zuschob. Ich mußte es auf ihre Bitten essen, was ich auch gerne that, da mich stark hungerte, und dann blieb Alice draußen auf einem Stein sitzen und erzählte mir, um mich zu unterhalten, alle Geschichten, die sie wußte. Endlich, da es spät geworden war, ermahnte ich sie und befahl ihr, nach Hause zu gehen, worauf sie sich auch scheinbar entfernte, alsdann aber leise herangeschlichen kam und, wie ich später erfuhr, mit ihrem Köpfchen an die Thüre gelehnt eingeschlafen war. Ihr Vater hatte während der Nacht das arme Geschöpf nicht vermißt, oder wenn er sie vermißt hatte, es nicht der Mühe werth gehalten, sich nach ihr zu erkundigen.

Als der kranke Knabe endlich seinen Leiden erlag, fühlte ich eine große Lücke in meinem Leben, und es war der erste wirkliche Seelenschmerz, der mich traf. Stundenlang saßen Alice und ich darauf beisammen und sprachen von ihrem Bruder, wie er im Grunde doch so gut und brav gewesen sei; wie es ihn so gefreut habe, wenn wir mit ihm gespielt und ihn gepflegt, und wie der Gedanke so entsetzlich sei, daß wir jetzt das ganze Haus, ja die Stadt und sogar die weite, weite Welt aussuchen könnten, ohne ihn wiederzufinden und noch einmal seine Stimme zu hören.

Rückwärts an's Armenhaus stieß ein Grundstück, es war ein kleines Baumgut mit Obstbäumen und Gras bewachsen, welches eine mildthätige Seele geschenkt. Dort waren wir Kinder viel bis zur Zeit, wo die Aepfel und Birnen anfingen zu reifen, dann aber saß der alte Jakob, der älteste Bewohner des Armenhauses, mit seinem großen Stocke am Eingange, und nur wenn er in der Sonne eines warmen Herbstnachmittages einnickte, war es uns möglich, das verbotene uns so wünschenswerthe Revier zu betreten. In der Dämmerung aber scheuten wir alle dieses Grundstück. Am Ende desselben, versteckt zwischen hohen Nußbäumen, befand sich ein kleines, graues Häuschen, eine Art Scheune, mit beständig fest verschlossenen Thüren und Fenstern, darin lag nun nichts besonders Unheimliches, wohl aber in der Haltung des Gebäudes, und was sich unsere kindische Phantasie damit vereinigt dachte.

Die Scheune stand nämlich ganz schief, nach einer Seite hingeneigt, und die alten Weiber im Armenhause erzählten, es habe sich Jemand dort erhängt, und das Haus sich darüber vor Entsetzen so geschüttelt, daß es von der Zeit an so ein schwaches und hinfälliges Aussehen bekommen. Uns graute beständig davor, und es hätte keines

von uns Kindern gewagt, durch eine Thüre oder Fenſterſpalte in das Innere dieſes unheimlichen Hauſes zu blicken. Es war daher auch die furchtbarſte Strafandrohung bei Schelmenſtreichen, die wir begingen, in das alte Haus geſperrt zu werden. Meines Wiſſens aber kam dieſe Drohung nur einmal zur Ausführung, und zwar bei dem kleinen Mädchen des betrunkenen Maurers, als es einige Kreuzer verloren hatte, wofür das arme Ding hatte Bier holen ſollen.

Damals aber rotteten wir uns zuſammen und ſtürmten das unheimliche Haus, um die Kleine zu befreien, die wir in Krämpfen am Boden fanden.

Vor dem Armenhauſe nach der Straße zu befand ſich ein ziemlich geräumiger Hof mit vier Akazienbäumen, welche das Vergnügen und die Unterhaltung der älteren Bewohner waren. Da, in dem dürftigen und doch ſo unentbehrlichen Schatten des ſonſt ſehr öden und ſtaubigen Raumes hatte jeder der Alten ſeinen beſtändigen Platz, der ihm von Andern gewiß nicht ſtreitig gemacht wurde, und den er freiwillig nur in ganz beſondern Fällen abtrat, wenn vielleicht ein Kranker ſich zum erſten Mal wieder des goldenen warmen Sonnenſcheins erfreuen durfte.

In den erſten Tagen des Frühlings, wenn noch kalte, heftige Winde den Aufenthalt im Hof unmöglich machten, betrachteten die alten Armenhäusler die Akazienbäume von den Fenſtern ihrer Stuben aus, und wer zuerſt eine kaum ſichtbare grüne Knoſpe wahrnahm, der hatte eine wichtige Entdeckung gemacht. Wenn ſich dann auch nach und nach die grünen Blätter entwickelten und endlich Schatten gaben, der zum erſten Mal benützt werden konnte, ſo war es großer Feſttag. Da lag der lange, trübe Winter mit Hunger und Kälte, mit Jammer und Elend aller Art hinter ihnen, aber keiner ſprach von den zurückgelegten trüben

Tagen, sondern jeder erinnerte sich dieser oder jener schlimmen Mitternacht, wo der Sturmwind die alten Bäume tüchtig geschüttelt und wo jeder in seinem Bette Angst gehabt, es könne eine seiner grünen Lebensfreuden am Morgen zerschmettert gefunden werden.

Da saßen sie unter den vier Akazienbäumen, alte, gebeugte Männer, die ein wechselvolles Leben hinter sich hatten, und statt ihrer Schicksale zu gedenken, drehte sich meistens ihre ganze Unterhaltung um die schattenspendenden Zweige über ihren Häuptern; bald war der Sommer viel zu naß für sie, dann wieder zu trocken, einem schien es, als neige sich der Stamm der letzten Akazie seit dem vergangenen Winter doch etwas auf die Seite, einem Andern schienen die Blätter nicht so frisch wie im vorigen Jahr, einem Dritten hingen sie recht melancholisch herab, und einem Vierten wollte es gar nicht gefallen, daß man jetzt schon, Ende August, so viel welkes Laub herabflattern sah.

Unsere ziemlich geräumige Wohnstube — die Betten standen hinter einem alten Vorhang — hatte Herr von Schwanefeld und seine Gemahlin im Laufe der Zeit so behaglich wie möglich eingerichtet. Von ihrem Mobiliar war mit Hülfe guter Freunde noch einiges gerettet worden, anderes erhielten wir von der Armenhausverwaltung, welche meinem Pflegevater, als dem solidesten und anständigsten der Bewohner, besonders gewogen war, und auch wohl deßhalb, weil er sich nach und nach durch schriftliche Arbeiten und Führung der Rechnungen zu einer Art von Unterbeamten emporgearbeitet hatte. In seinen Mußestunden nahm er häufiger seine alten Beschäftigungen vor, und verfertigte unter meiner Beihülfe Luftballons und Vogelkäfige. Sein unverwüstlicher Humor zeigte sich bei diesen Arbeiten am glänzendsten, und es gelang ihm fast immer, die zuwei-

len trübe und bittere Laune der Frau Iduna zu verjagen. Sie hatte ſich an die ſtille Ruhe des Armenhauſes, für ſie die letzte Station dieſes Lebens, lange nicht gewöhnen können; denn da ſie eine lebhafte Phantaſie beſaß, hatte ſie in früheren Zeiten gerne Luftſchlöſſer gebaut, und mit Leidenſchaft geträumt von einem gänzlichen Umſchwung ihres Schickſals, von einem heiteren glänzenden Abend ihres ſo wechſelvollen, trüben Lebens. Dieſe Hoffnungen waren jetzt alle verſchwunden und es traten leicht Thränen in ihre Augen, wenn ſie, beſonders an trüben Herbſtabenden, lange am Fenſter ſaß, dem welken Laube zuſchauend, wie es der Wind von den Bäumen ſchüttelte und wirbelnd von dannen führte.

Herr von Schwaneſeld hatte ſeinen kleinen Arbeitstiſch neben den Ofen gerückt, in dem heute zum erſten Mal ein wohlthuendes Feuer brannte. Er ſummte ein Lied vor ſich hin, während er ſeine, farbige Papiere zu Luftballons, deren Ränder ich mit Kleiſter beſtrichen, zuſammenfügte; Alice, unſer täglicher Gaſt, beſonders während der kalten Jahreszeit, wo es ihr in dem fadenſcheinigen, dünnen Röckchen ſo außerordentlich wohl that, die Wärme unſeres Zimmers mit genießen zu dürfen, hatte ſich neben mir auf eine Bank hinter den Ofen geſetzt.

Zuweilen trat ſie vor den Ofen, in deſſen Bratröhre ſich unſer Nachteſſen befand, ein Topf voll Kartoffeln in der Schale, welche ſie von Zeit zu Zeit betrachtete, um den richtigen Moment des Fertigwerdens nicht vorübergehen zu laſſen. Mein Pflegevater, der in früheren Zeiten viel und gut gegeſſen hatte, betrieb ſogar das Kochen der Kartoffeln mit einem gewiſſen gaſtronomiſchen Raffinement. Aus einem alten Stück Blech hatte er ſelbſt einen Schwadendeckel angefertigt, damit die Kartoffeln in keine Berührung mit dem Waſſer kämen und nur im Dampf gar gekocht würden.

Auch mußte jede Kartoffel, wenn sie fertig war, an einer Seite leicht aufgeplatzt sein, weißliches Mehl zeigen, und den bekannten feinen Geruch ausströmen lassen. „Eine solche Schüssel Kartoffeln, auf's Sorgfältigste zubereitet und gelungen," pflegte er zu sagen, „ist mit einer Idee von Butter besser als ein mittelmäßiges Diner."

Da stand denn der alte Schwanefeld, zuweilen nach dem Ofen hin schnuppernd, in einem grauen, abgeschabten Hausrock, ein Bild der Gemüthlichkeit. Sein Kopf, oberhalb so kahl wie eine Billardkugel, war auch ebenso glatt und glänzend; aus seinem Gesichte ragte sein spitzes, rothes Näschen neugierig wie ein Fragezeichen hervor und diente einem alten Brillengestell zur Unterlage, dessen Gläser sich aber tief unter den Augen befanden, so daß seine Blicke, wenn sie sich von der Arbeit erhoben, alsdann unbewaffnet, aber etwas blöde um sich schauten. Seine Backen hatten etwas schwammiges und waren von einer feinen Blässe überzogen. Am Munde erkannte man den Lebemann, besonders an der Form der Lippen, wenn er sie spitzte oder in Erinnerung seinen guten Gerichtes in die Mundwinkel hineinzog.

Draußen trieb der Wind mit den welken Blättern der Akazienbäume sein Spiel, jagte sie im Hofe herum oder trieb sie über den Zaun hinaus auf die Straße; zuweilen hörte man droben die Wetterfahne ächzen, und die dunkeln Wolken, die am Himmel vorüberflogen, deuteten auf Regen oder Schnee.

„Reich mir, o Knabe, den Becher," sang Herr von Schwanefeld, wobei er im gleichen Augenblicke die Hand nach mir ausstreckte und einen kleinen, irdenen Krug mit Wasser in Empfang nahm, den er an seine durstigen Lippen brachte. „Das hat geschmeckt," sagte er, nachdem er den Mund abgewischt, „wie der köstlichste Wein; und jetzt

wo der Durſt geſtillt iſt, alſo der Zweck erreicht, iſt das Mittel hierzu vollkommen gleichgültig."

Frau Iduna ſeufzte und fing eine neue Nadel an ihrem Strumpfe an, nachdem ſie ſich ein paar Augenblicke an der Naſe gekratzt, wobei ſie nachdenklich zum Fenſter hinausblickte.

„Ich hatte eigentlich in meinem Leben nie einen ſtarken Durſt und beneidete oft jene glücklichen Menſchen, denen die Luſt zum Trinken mit jedem Glaſe ſteigt. Ich kannte Virtuoſen darin, echte gemüthliche Trinker, wie ſie in Liedern und Balladen verherrlicht ſind, die ſich Abends in ihr Kämmerlein mit ihren Flaſchen einſchloſſen, ſich ſelbſt an den Stuhl feſtbanden, und dann in ſeliger Gemüthsruhe tranken, bis der Mond und die Sterne auf den Boden herabkamen."

„So was muß man vor den Kindern erzählen!" ſagte Frau Iduna in verweiſendem Tone.

„Als abſchreckendes Exempel, meine Liebe," entgegnete von Schwaneſeld, indem er einen Zeigefinger in die Höhe hob.

„Laß mich endigen und die Moral dieſer Geſchichte anbringen. Ja, das nahm freilich kein gutes Ende," fuhr er alsdann zu uns gewandt fort:

„Heute noch auf ſtolzen Roſſen,
Morgen durch die Bruſt geſchoſſen,
Uebermorgen —"

„Nein, nein," verbeſſerte er ſich, es muß heißen: „Geſtern, heut' und morgen —"

„Gleichviel," warf ſeine Frau dazwiſchen, „der Kern der Wahrheit iſt, daß Jemand, der ſich ausſchließlich dem Wohlleben hingibt und nie für den nächſten Tag denkt, endlich zu Grunde gehen muß." Bei dieſen Worten ſtieß ſie abermals einen tiefen Seufzer aus.

Herr von Schwaneſeld klebte eifriger als bisher ſeine

Briefe durch, ſein Geſicht wurde ernſter und ernſter, und er ließ die Unterlippe nachdenklich herabhangen. Als er mit Leſen fertig war, fuhr er mit der Hand über die Augen und ſagte: „ich wollte wahrhaftig, wir hätten das nicht gethan. Da iſt ein Schreiben darin von dem Vater des kleinen Mädchens, der gar kläglich und gerührt über den Tod deſſelben thut.“

Der Gevatter rieb ſich vergnügt die Hände, während die Frau Müller näher trat und ſich angelegentlich erkundigte, von welchem Kind und von welchem Todesfall man eigentlich ſpreche.

„Faren, Faren!“ ſagte luſtig der Gevatter. „Frau, Ihr bekommt ein merkwürdig ſchlechtes Gedächtniß in der letzten Zeit. Ihr wißt doch, die Papiere, die ich drüben mitnahm, die von dem kleinen Mädchen, das bei der Welſcher wohnt — nun ja! — und da haben wir deren hochgeborenen Papa geſchrieben und ihm angezeigt, daß Mutter und Kind geſtorben ſeien, und daß wir braven Leute ſie bis zu ihrem Ende unterſtützt und ihnen die letzten Stunden leicht gemacht. — Ha! ha! ha! und jetzt ſchickt der Herr einiges Geld — nun, wie viel iſt's denn?“

Er griff mit zitternden Händen nach den Wechſeln.

„Es ſind nach unſerem Geld achthundert Gulden,“ ſagte der Steinmann und eine tiefe Röthe ſchlug auf ſeinem Geſicht auf.

„Achthundert Gulden!“ jauchzte der Gevatter, und die Frau ſchauderte zuſammen und gieng in ihre Ecke zurück.

„Achthundert Gulden,“ wiederholte der Steinmann, ſetzte ſich an den Tiſch und breitete die Wechſel vor ſich aus.

Der Gevatter wollte darnach langen, aber der Stadtſoldat legte ſeine breite Hand darüber hin und wehrte ihn ab. „Ich wollte,“ ſagte er alsdann, „wir hätten die Geſchichte nicht ge-

Ballons zuſammen, und eine Zeit lang vernahm man in der Stube nichts mehr, als das Summen des Ofens und das Geräuſch des kochenden Waſſers.

„Geh' her, Alte," ſagte von Schwaneſeld nach einer Pauſe, wobei er ſeine Brille feſt an die Augen rückte und nach ſeiner Frau hinüberſah, „es betrübt Dein Gemüth, wenn Du ſo in die traurige Nacht hinausſchauſt, komm' zum heimlichen Lampenſchein, komm' in unſere Mitte, wir wollen luſtig ſein, mein Ballon iſt fertig — ein furchtbarer Kerl. Alice hat an ihren Kartoffeln ein wahres Meiſterſtück gemacht, und nun wollen wir tafeln, beſſer als Krösus. — Es lebe die Freude, es lebe der Wein!"

Frau Iduna ſchüttelte mit dem Kopfe, doch that ſie ihrem Gemahl den Wunſch, ſie ließ den alten Vorhang am Fenſter herab und trat an den Tiſch.

Mein Pflegevater hing den Luftballon zum Trocknen an die Wand, Alice und ich räumten die Papierſtreifen zuſammen, das kleine Mädchen holte aus einem Wandſchrank ein paar zinnerne Teller und einige Gabeln und Meſſer hervor, und nachdem die Schüſſel mit den dampfenden Kartoffeln auf den Tiſch geſetzt war, meldete Herr von Schwaneſeld in untadelhafter Haltung der „gnädigen Frau", daß das Souper ſervirt ſei. Ehe er ſich aber ſelbſt zu uns an den Tiſch ſetzte, trat er dicht heran, ſtützte ſeine Linke auf den Rand des Tiſches, während er die Rechte mit feierlicher Miene in ſeinen Buſen ſteckte.

„Was kommt nun da wieder?" meinte Frau Iduna, und es zeigte ſich ein Lächeln auf ihrem etwas erheiterten Geſichte.

„Meine Herren und Damen," ſprach Herr von Schwaneſeld nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, „ehe wir unſer köſtliches Souper beginnen, muß ich Sie daran erinnern, daß es heute ein ganz beſonderer Tag iſt, welchem

wir dieſe Feſtivität verdanken; heute ſind es nämlich gerade ein Dutzend Jahre geworden, daß dieſer kleine Schlingel da," er zeigte auf mich, „die Welt betrat."

Ich hatte wahrhaftig meinen Geburtstag vergeſſen und der guten Frau Iduna war es ebenſo ergangen, jetzt aber, als ſie ſo plötzlich daran erinnert wurde, ſchien ſie dieß Vergeſſen durch verdoppelte Herzlichkeit wieder gut machen zu wollen, denn ſie zog mich an ſich, legte ihren Kopf auf meine Stirne und flüſterte mir tauſend Glückwünſche zu.

Alice blickte verwundert in die Höhe, denn von der Feier eines Geburtstages hatte das arme Geſchöpf durchaus keine Idee. Sie wußte nicht einmal, auf welchen Tag des Jahres der ihrige fiel.

Herr von Schwaneſeld nickte gerührt mit dem Kopfe, und als ſeine Frau mich los ließ, legte er die Hand auf meinen Kopf und ſprach mit herzlichen Worten die Erwartung aus, daß ich in den nächſten zwölf Jahren noch ein ganz anderer Kerl werden müßte als heute — „wenn uns lange der kühle Raſen deckt," ſetzte er hinzu, fuhr aber gleich darauf in heiterem Tone fort: „Doch weg mit allen traurigen Schatten, feiern wir dieſen feſtlichen Abend, ſo gut es unſere Verhältniſſe geſtatten, und dieſe Verhältniſſe, ſetzte er ſchalkhaft lächelnd hinzu, beſtehen aus den vortrefflichſten Kartoffeln, wozu gute Butter kommt, die ich zum Feſte angeſchafft mit einem Krug Bier; und nun wollen wir luſtig ſein, und vergnügter tafeln als der König." Er holte die beiden Gegenſtände, die er bis jetzt verſteckt hatte, herbei, und dann ſetzten wir Vier uns um den Tiſch und ließen es uns ganz vortrefflich ſchmecken. Unſer Souper war noch nicht zu Ende, als an die Thüre gellopft wurde und ſich dieſe, ohne daß man ein Herein abgewartet hätte, öffnete. Auf der Schwelle erſchien eine kleine korpulente Frau in ein großes Umſchlagtuch gehüllt, welche

Frau mit dem Kopfe nickte und dann mit einem lauten ‚Guten Abend' näher trat. Es war Madame Merzer, die häufig nach uns sah und mir seit dem Tage meiner Geburt ihre besondere Neigung geschenkt und erhalten. Jedesmal, wenn es ihre Geschäfte erlaubten, hatte sie den Abend des heutigen Tages bei uns zugebracht, war auch nie mit leeren Händen gekommen, und als sie jetzt das Umschlagtuch ablegte, blickte Herr von Schwanefeld schmunzelnd auf den großen Korb, aus dem ein paar blinkende Flaschenhälse hervorragten. Sie ließ es sich nicht nehmen, unsern Tisch neu zu verzieren, und es dauerte nicht lange, so hatte sich der Anblick desselben erstaunlich verändert. Oben und unten stand eine Flasche Wein und in der Mitte verschiedene Stücke Kuchen, welche Madame Merzer in weißem Papier recht appetitlich vor unsern Augen ausbreitete. Nachdem sie sich's bequem gemacht hatte und mein Pflegevater die Gläser vollgeschenkt, langten wir herzhaft zu, und man konnte unserem Appetite nicht ansehen, daß wir schon ein so starkes Souper hinter uns hatten.

„Bier ist gut, aber Wein ist besser," meinte Herr von Schwanefeld nach einem tüchtigen Zuge, „er erfreut wirklich des Menschen Herz — ich hätte nicht gedacht, daß unser heutiger Abend noch so außerordentlich festlich endigen würde."

„Und mir ist es unmöglich," sagte Madame Merzer, „wenn ich es anders nur irgend machen kann, am heutigen Abend zu fehlen. Ich kann Sie versichern, ich saß bei der Kindtaufe der Frau Inspektor Hauer, von der ich eben herkomme, wie auf Kohlen. Die Leute haben die eigenthümliche Manier, erst gegen Abend taufen zu lassen. Ich begreife nicht, was dabei Gescheidtes herauskommen soll."

„Es ist ein Mädchen?" fragte Herr von Schwanefeld.

„Ja, sie haben nun deren vier, und er hat ein recht

ſaures Geſicht gemacht. — So," fuhr die Frau fort, indem ſie mit beiden Händen über den Tiſch ſtrich, „jetzt wollen wir die Geſchichte ruhen laſſen, und nur uns und unſern Erinnerungen leben. Ja, Kleiner," ſprach ſie gegen mich gewandt, „ich werde den Tag niemals vergeſſen, wo Du auf die Welt gekommen, Deine Glückshaube — und er trug eine ſo ſchöne, wie ich nie etwas geſehen," — ſagte die Hebamme zu Frau von Schwaneſeld, „hatte auf mich eingewirkt, damals fing ich meine Praxis an und hatte noch erſtaunlich wenig zu thun, kaum aber warſt Du da, ſo hatte ich nicht mehr Zeit genug für all' die reſpektabeln Häuſer, in welche ich gerufen wurde. — Aber ſo oft ich ihn ſehe," fuhr ſie nach einer Pauſe, während der ſie mich wohlgefällig betrachtete, fort, „kann ich mich nicht genug wundern, wie ſich das Bürſchchen gemacht hat. Erinnert Ihr Euch noch, Frau von Schwaneſeld, was für ein armſeliges Ding er war, als wir ihn in das Leintuch wickelten und ſeiner armen Mutter, die Gott ſelig haben möge, brachten. Ich hätte keinen Sechſer um ſein Leben gegeben. — Er hat ſich unglaublich gemacht, und was das Seltſamſte iſt, von all' den Kindern, bei deren Geburt ich an dieſem 16. November zugegen war, iſt bis auf den heutigen Tag keines geſtorben. — Alle ſehe ich noch zuweilen friſch und munter, das heißt — doch nicht Alle," unterbrach ſich Madame Merzer nach einem kleinen, ernſten Nachdenken, „von einem weiß ich nicht, was aus ihm geworden iſt, und doch hätte mich das Schickſal dieſes Kindes wahrhaftig ebenſoviel intereſſirt, wie das von einem Dutzend anderer."

„Aha, ich erinnere mich," ſagte Frau von Schwaneſeld, „Ihr ſpracht vor einigen Jahren davon, ich glaube, die Eltern ſtarben oder zogen von hier fort."

Madame Merzer ſchüttelte lange und nachdenklich mit

dem Kopfe, dann ſagte ſie: „Keines von Beiden, das war es nicht, ich meine, ich hätte Euch die Geſchichte einmal ausführlich erzählt.“

„Nie, nie,“ ſagte mein Pflegevater in eifrigem Tone, und beugte ſich in einer horchenden Stellung über den Tiſch. „Erzählt uns das, Frau Merzer, Ihr pflegt ſo eine Sache vortrefflich darzuſtellen. — Wir ſitzen hier ſo fröhlich beiſammen und draußen ſaust der Wind um das Haus; es iſt das rechte Klima, um eine Geſchichte zu erzählen, namentlich wenn ſie ein Bischen abenteuerlich iſt, wie ich vorausſetze.“

Die Hebamme nickte bedächtlich mit dem Kopfe, dann ſagte ſie: „Abenteuerlich iſt ſie genug, ja ſo außerordentlich ſeltſam, daß ich ſie überhaupt nicht Jedermann glauben würde, aber was ich ſage, darauf kann ich einen körperlichen Eid ablegen, gewiß und wahrhaftig.“ Darauf patſchte ſie, wie zur Bekräftigung, mit der flachen Hand auf den Tiſch.

„Feuchtet Euren Mund an und laßt hören,“ ſagte Herr von Schwaneſeld.

Die Frau that einen guten Zug, dann begann ſie: „Meinetwegen. Es ſind einige Jahre darüber hingegangen und wir befinden uns hier ganz unter uns; aber,“ ſetzte ſie mit einem Blick auf mich hinzu, „ſollten wir die Kinder nicht vorher zu Bette ſchicken?“

Ich ſah meinen Pflegevater mit einem bittenden Blicke an, und als dieſer nichts ſagte, nahm ich Alice bei der Hand und ſetzte mich mit ihr in den hintern Winkel des Zimmers auf ein kleines Bänkchen, das neben meinem Bette ſtand.

„Das iſt eine Geſchichte gerade ſo wie man ſie in Romanbüchern lieſt,“ ſagte Frau Merzer, „und ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht was Aehnliches ſchon paſſirt

wäre und ſogar gedruckt worden; doch weiß man nicht, ob den Leuten, welche ſolche Bücher ſchreiben, auch zu trauen iſt; was ich Ihnen aber hier erzähle, davon geht kein Titelchen ab."

Herr von Schwanefeld hatte eilig das Glas der Frau wieder gefüllt, worauf dieſe einen tiefen Zug that und alsdann fortfuhr:

„Es war in derſelben heutigen Nacht, es iſt ſchon manches Jahr her, als ich in der Dämmerung nach Hauſe ging, ich kam von einem komplizirten Fall, war etwas müde, und ſchlich an den Häuſern dahin, — du lieber Gott, es iſt mir gerade ſo, als ſei es heute Nachmittag erſt paſſirt, ich könnte euch die Steine am Boden zeigen, vielleicht hundert Schritte von der Kirche St. Jakob, wo ich plötzlich ſtehen blieb, ja, ſtehen bleiben mußte, denn wie aus dem Boden hervor ſtand ein Mann mit einem Mal ſo dicht vor mir, daß ſeine Naſe meine Haubenbündel berührte.

„‚Na, was ſoll's?' ſagte ich in einem Tone, der ſchon manchen kecken Geſellen weiter getrieben hat, und dabei lüpfte ich meinen rechten Arm unter dem Halstuch ein wenig, um dem Zudringlichen zu zeigen, daß er ſich im Nothfall auf eine Ordentliche gefaßt machen könne. ‚Gebt Raum, ſage ich Euch!'

„Der Mann trat lachend einen Schritt zurück, dann legte er die Hand auf meinen Arm und ſprach in vertraulichem Tone: ‚Es iſt ein Geſchäft, Frau Merzer, Ihr werdet doch nicht glauben, daß man Euch überfallen will.'

„Daß er meinen Namen nannte, beruhigte mich ſchon in etwas, obgleich die Gegend der Stadt, in welcher er mich anhielt, — ihr kennt ſie wohl, — nicht gerade dazu gemacht iſt, um mit einem wildfremden Menſchen zu plaudern."

„Ja, es iſt da wohl ein Bischen öde auf dem ehemali-

gen Kirchhof von St. Jakob," sagte Herr von Schwanefeld, „man geht nicht gern Abends allein dahin."

„Und die einzige Gaslaterne, die dort brennt," meinte Madame Merzer, „zeigt mehr die Dunkelheit und den Geiz der Stadträthe, als daß sie hell macht; ich bin übrigens viel zu sehr gewöhnt, zu jeder Stunde der Nacht auf den Straßen zu sein, als daß ich furchtsam sein sollte. Und hier, als der Fremde, wie gesagt, meinen Namen nannte und vom Geschäfte sprach, da fühlte ich gleich an meine große Tasche, ob ich sie auch bei mir habe, und fragte darauf: ‚es handelt sich wahrscheinlich um eine Entbindung?'

„‚Darum handelt es sich,' gab mir die Gestalt zur Antwort; ich muß wahrhaftig sagen Gestalt, denn das Ding, welches vor mir stand in ziemlicher Größe, war wie ein Wickelkind in einen langen, dunkeln Mantel gehüllt, und hatte einen Hut auf mit so breiter Krempe, daß man nicht einmal die Spitze seines Kinns sah.

„‚Wenn es sich aber darum handelt,' fuhr ich nach einer Pause fort, ‚so wollen wir keine langen Vorreden machen. Geht voraus, ich folge Euch.'

„‚Es wird etwas weit zu Fuße sein,' gab er zur Antwort und blickte um sich, als hoffe er irgendwo einen Wagen hervorkommen zu sehen.

„‚So nennt mir denn die Straße,' sagte ich, ‚ich bin an weite Wege gewöhnt und laufe ziemlich rüstig.'

„‚Das Haus, wohin wir müssen, ist nicht in der Stadt,' sprach er, ‚wir hätten wohl eine gute Stunde zu fahren.'

„Das machte mich einigermaßen mißtrauisch, denn ich hatte schon in Büchern gelesen, wo man eben so nächtlicher Weise Aerzte oder Scharfrichter zu einer schrecklichen That hinweggeführt hatte, deßhalb schüttelte ich mit dem Kopfe, und dabei gab ich der Gestalt ruhig zur Antwort: ‚Mein

lieber Herr, ich bin allerdings eine approbirte Hebamme in hieſiger Stadt, und wenn man mich ſelbſt bei Nacht und Nebel holt, ſo muß ich gehen, vorausgeſetzt, daß ich weiß wohin, und wenn Ihr mir alſo nicht mit klaren Worten ſagt, wer meine Hülfe verlangt, ſo wünſche ich Euch einen ſchönen guten Abend;' damit machte ich eine Wendung, um bei ihm vorüberzukommen.

„‚Man hat mir ſchon erzählt,' ſagte darauf der Mann, der vor mir ſtand, kopfſchüttelnd, ‚daß Ihr eine ganz eigenthümliche Frau ſeid, und nur Eure anerkannte Geſchicklichkeit iſt ſchuld, daß wir uns an Euch wenden, wir hätten ja unter einem Dutzend wählen können.'

„Das war nun allerdings wahr, und z. B. die Frau Schwarz und die Frau Maier, auch die Frau Müller und die Frau Fiſcher würden ſich im andern Fall nicht im geringſten geſträubt haben, ein gutes Honorar zu verdienen oder mir eine Kundſchaft wegzukapern.

„‚Daß Ihr wiſſen wollt, wer nach Euch verlangt,' fuhr er fort, ‚finden wir außerordentlich begreiflich. Kennt Ihr Schloß Felseck?'

„‚Bei Stromfeld?' fragte ich. ‚Eine ſtarke Stunde von hier? Allerdings, und dahin ſoll's gehen?'

„‚Gehen gerade nicht,' gab die Geſtalt zur Antwort, ‚aber wenn es beliebt, wollen wir dahin fahren.'"

Madame Merzer hatte die Arme breit auf den Tiſch gelegt, blickte der Frau von Schwaneſeld in's Geſicht, und fuhr dann nach einem kurzen Stillſchweigen fort: „Was ſollte ich machen? ich war einmal in meinem Beruf, die freiherrliche Familie auf Felseck war mir wohl bekannt, und ich glaubte auch gehört zu haben, daß dort bei der jungen Baronin etwas bevorſtände. Im andern Falle fiel es mir freilich auf, daß ſo eine vornehme Familie mich nicht ſchon ein paar Tage früher benachrichtigt, doch ließ

mir die Gestalt nicht lange Zeit zum Ueberlegen; sie wandte sich um, streckte den rechten Arm aus, und augenblicklich kam ein Wagen hinter der alten Kirchhofmauer von St. Jakob hervor. Sonst war nichts zu hören noch zu sehen. Es wäre mir schon angenehm gewesen, wenn Jemand meiner Bekanntschaft zufällig des Weges gekommen wäre, aber es erschien Niemand und der verschlossene Wagen fuhr so dicht neben uns hin, daß man uns von den benachbarten Häusern aus nicht mehr sehen konnte.

„‚Ihr habt alles Nothwendige bei Euch?‘ fragte die Gestalt.

„Das gab mir Veranlassung nicht nur noch eine Weile stehen zu bleiben, sondern auch um den Wagen herumzugehen bis unter die Gaslaterne, um dort meine Tasche zu öffnen. Der im Mantel folgte mir und schaute aufmerksam zu, wie ich die einzelnen Gläschen in die Hand nahm, Binden und Bandagen, meine Spritze, Hoffmännische Tropfen, Scheere und Zimmetwasser.

„‚Fehlt etwas?‘ fragte er.

„‚Es ist alles bei einander,‘ gab ich zur Antwort, ‚und wenn man gar etwas Außergewöhnliches braucht, so ist ja in Stromfeld eine gute Apotheke.‘

„Er murmelte etwas in sich hinein, das ungefähr so klang, als wollte er sagen, das wird sich finden, dann fuhr er lauter fort: ‚Nun denn in den Wagen, Madame Merzer, wir haben wahrhaftig keine Zeit mehr zu verlieren.‘

„Ehe ich nur recht wußte wie das kam, hatte die Gestalt mich unter den Armen gefaßt und im Handumdrehen in den Wagen gehoben. ‚Wäre es nicht besser,‘ sagte ich noch, — woher es kam wußte ich nicht, aber ich war auf einmal ängstlich geworden — ‚wenn Sie bei meiner Wohnung vorbeiführen, damit ich sagen könnte, wohin man mich geholt?‘

„‚Ach was,‘ entgegnete er in einem härteren Tone als er bisher gesprochen, ‚Ihr thut ja gerade, als ob wir aus der Welt gingen. Madame Merzer, so eine geschiedte Frau wie Ihr sollte nicht so viel Aufhebens machen, man drückt die Augen zu, empfängt ein tüchtiges Honorar und ist dabei versichert, daß man nichts Unrechtes von einem verlangt. — Fort!‘ rief er dem Kutscher zu.

„Die Pferde setzten sich in einen anständigen Trab und liefen anfangs nicht geschwinder, als seien sie an eine solide Taufkutsche gespannt. Was er vom Augenzudrücken sagte, wäre nicht nothwendig gewesen, denn ich sah ohnedieß so gut wie gar nichts. Auf der Seite, wo ich saß, war das Glasfenster des Wagens hinaufgezogen und ein blauseidener Vorhang herabgelassen, doch schielte ich fleißig drüber hinaus und sah, daß anfänglich alles in Ordnung war, nach Stromfeld zu nämlich. Da fuhren wir durch die Peterstraße, durch die Heugasse, dann über den Gänsemarkt und zum Steinthore hinaus. — Jetzt aber auf einmal kam es anders. Nach Stromfeld zu hätten wir geradeaus fahren müssen, plötzlich aber bog der Wagen links ab auf die Straße, welche rings um die Stadt führt, und nun auf einmal zogen die Pferde an: hast du nicht gesehen — es ging wahrhaftig wie mit der Eisenbahn.

„‚Ja, was ist denn das?‘ rief ich meinem Begleiter zu, ‚das geht ja nicht nach Stromfeld hinaus.‘

„‚Der Kutscher will einen anderen Weg machen,‘ gab mir die Gestalt ruhig zur Antwort. Ich hielt mich mit beiden Händen an einer der Gurten fest, die neben den Fenstern hingen. Die Pferde rannten in gestrecktem Galopp dahin und der Wagen schwankte von einer Seite auf die andere. Dazu hatte mein Nachbar auch auf seiner Seite den blauen Vorhang herabgelassen, und so wurden wir ohne Luft und Licht hin- und hergerüttelt wie Erbsen in einer Schale.

macht, es iſt riskirt, es kann herauskommen, wahrhaftig ich wollte, es wäre nicht geſchehen!“

„Wie iſt mir denn, Gevatter?“ lachte der Andere und ſah dem Steinmann ſtarr ins Geſicht. „Seid Ihr fromm geworden, oder iſt es vielleicht wahr, was man ſich in der Stadt munkelt, man habe Euch die Meßnerei an der Stadtkirche übertragen? He! was iſt Wahres daran?“

„Ja,“ ſagte der Steinmann feſt und beſtimmt, „es iſt ſo, und deßhalb bin ich eigentlich da, um mit Euch Beiden ein paar ernſte Worte zu ſprechen. Mit dir und mit der Frau da.“

Der Gevatter ſtützte die Ellbogen auf den Tiſch, legte den Kopf darauf und horchte aufmerkſam zu, ohne einen Blick von den Wechſeln abzuwenden.

„Ihr wißt,“ ſagte der Steinmann, „daß ich ſtets mit Euch treu und redlich zuſammen gehalten, daß wir eine Reihe von Jahren gute Geſchäfte gemacht, und daß ich Euch in keiner Weiſe übervortheilt. Gebt das zu, Gevatter, und Ihr auch, Frau, das Bißchen, das ich hie und da mehr bekam, war nicht der Rede werth für die größere Arbeit, für die Gefahr, in der ich beſtändig geſchwebt, und für den trefflichen Rath, den ich Euch immer gegeben, nicht zu gedenken des polizeilichen Schutzes, der Euch durch mich zu Theil wurde. Ich habe Euch aber ſchon vor längerer Zeit geſagt, daß, wenn ich einmal in den Fall komme, meine bisherige Stellung zu verlaſſen und mich zu verbeſſern, alsdann unſere Verbindung aufhören müſſe, und der Augenblick iſt jetzt gekommen. Es iſt wahr, ich habe den Meßnereidienſt an der Stadtkirche erhalten, und ebenſo wahr iſt es, daß ich einestheils auf dieſem Poſten doch ſchicklicher Weiſe unſere Geſchäfte nicht fortſetzen kann, und daß ich Euch anderntheils wenig mehr nützen kann, indem ich meine bisherige Stellung verlaſſe. Deßhalb müſſen wir uns trennen.“

„Endlich ward es mir zu arg. ‚Hören Sie,‘ ſagte ich zu der Geſtalt, indem ich ſie am Mantel zupfte, ‚wenn das noch lange ſo fort geht, ſo wird es mir übel werden und dann ſtehe ich für gar nichts.‘

„‚Es wird wohl noch eine Zeit lang ſo fortgehen,‘ gab er mir kurz zur Antwort, ‚und wenn Sie Uebelkeiten verſpüren, ſo rathe ich Ihnen, ein paar Hoffmannstropfen zu nehmen.‘

„‚Wir fahren nicht nach Stromfeld,‘ ſagte ich darauf, ‚ſonſt müßten wir lange dort ſein.‘

„‚Darin haben Sie recht.‘

„‚Aber wohin führt man mich? Ich werde um Hülfe ſchreien.‘

„‚Schreien Sie immer zu, es wird Sie Niemand hören.‘

„‚Das wollen wir einmal ſehen,‘ rief ich, im höchſten Grade entrüſtet, und fing in der That an ſo laut zu ſchreien, als es nur möglich war.

„Er lachte laut auf und es war gerade, als liefen die Pferde um ſo geſchwinder, je mehr ich ſchrie. Als ich darauf wieder ruhig wurde, ſagte die Geſtalt mit ſehr freundlichem Tone der Stimme: ‚Meine liebe Madame Merzer, nehmen Sie Vernunft an, thun Sie ſich's ſelbſt zu lieb, was nützt es, daß Sie ſich alteriren, der Wagen wird ſeinen Weg doch fortſetzen. Seien Sie nicht kindiſch, Geſchäft iſt Geſchäft; ob Sie Ihre Kunſt auf Felseck betreiben oder anderswo, das kann Ihnen wohl in der That ganz gleichgültig ſein. Etwas Schlimmes verlangt man nicht von Ihnen, darauf gibt Ihnen ein Kavalier ſein Ehrenwort, und ſonſt werden Sie wohl auch mit uns zufrieden ſein.‘

„Ich ſchwieg und legte mich in eine Ecke des Wagens, was konnte ich auch Geſcheidteres thun? Wir mochten eine Stunde gefahren ſein, als der Wagen hielt, der Schlag geöffnet wurde, mein Begleiter ausſtieg und zu mir ſagte:

‚Wenn Sie einen Augenblick frische Luft schöpfen wollen, so bitte ich Sie sich nicht zu geniren.‘ — Begreiflicherweise wollte ich doch sehen wo wir wären, und ich folgte ihm. Wir waren auf einer Ebene, die mir völlig unbekannt war. Ein scharfer Wind strich durch das dürre Gras. Links an der Straße war eine Vertiefung mit sumpfigem Wasser, ich sah es zwischen Binsen im Mondschein glänzen, und hinter demselben ziemlich weit rückwärts glänzte ein Licht. Die Pferde waren ausgespannt worden; indem man ihnen wollene Decken überwarf, bemerkte ich wohl wie sehr sie erhitzt waren. Dichter Dampf wie Nebel stieg von ihnen empor, auch schüttelten sie sich und schnauften; was mich aber mehr interessirte, das war ein Reiter, der mit der Gestalt, welche an ihn hingetreten war, ein paar Worte wechselte, darauf mit rauher Stimme gut! gut! rief, sein Pferd wandte und im vollen Galopp über die Ebene dahinflog. Auch ich mußte wieder einsteigen, der Schlag wurde zugemacht, und die alte Komödie fing wieder an. Es war ein entsetzliches Fahren, und ich konnte mich nicht enthalten, meinem Begleiter, der stumm neben mir saß, zu sagen: ‚geben Sie mir nur um's Himmelswillen die Versicherung, daß wir nicht Hals und Beine brechen.‘ Er suchte mich lachend zu beruhigen, indem er sagte: Der Wagen sei stark, Kutscher und Pferde gut, und der Weg auch gerade nicht zu schlecht. Na, was das Letztere anbelangte, davon brauchte er nicht viel Rühmens zu machen. Ich sage Euch, wir fielen oft in Löcher hinein, daß das ganze Wagengestell krachte. Ich hielt meine Tasche sorgfältig auf dem Schooße fest, um das Brechen meiner Medizingläser zu verhüten.“

„Trinken Sie einmal, Frau Merzer,“ sagte Herr von Schwaneseld; „das viele und rasche Sprechen trocknet Euch den Mund aus. Das ist ja ein außerordentlich merkwür-

diges Erlebniß. Was meinst Du, Jduna, wenn Dir einmal so etwas paſſirt wäre. Doch ſtille, ſtille," ſetzte er hinzu, als Frau von Schwaneſeld etwas entgegnen wollte, „laßt unſere gute Freundin weiter erzählen."

„Wir wechſelten noch zweimal die Pferde," fuhr Madame Merzer fort, „und ich durfte jedesmal ausſteigen, um friſche Luft zu ſchöpfen. Das zweite Mal befanden wir uns in der Nähe eines Dorfes, auf dem Kirchthurme ſchlug es zehn Uhr. Wir waren drei Stunden gefahren. Die Geſtalt hatte nichts dagegen, daß ich ein paar Dutzend Schritte neben dem Wagen auf und ab ging. Als ich einmal ſtehen blieb, meinte ich zur Seite das dumpfe Rauſchen eines Fluſſes zu vernehmen; auch bemerkte ich, als ich ſcharf nach der Richtung hinblickte, daß ſich dort ziemlich hohe Berge erhoben. Deutlich konnte ich nichts ſehen, denn der Mond war hinter dichten Wolken untergegangen. Noch eine halbe Stunde fuhren wir, dann glitten die Räder des Wagens ſanft dahin, wie durch weichen Sand, doch nicht lange, und die Hufe der Pferde klapperten wie auf Holzwerk. Die Geſtalt ließ den Vorhang ein Bischen in die Höhe, und als ich hinausblickte bemerkte ich, daß wir uns auf einem großen Boot mitten im Fluſſe befanden. Aufwärts ſchauend ſah ich auch, daß wir uns der Bergwand ſehr genähert hatten, und drüben in der Höhe ſchimmerte ein helles Licht.

„Als wir am andern Ufer angekommen waren, wurden noch zwei weitere Pferde vor unſeren Wagen gelegt, dann klatſchten die Peitſchen, und es ging, aber zum Erſtaunen ſchnell, ganz entſetzlich ſteil aufwärts. Ich konnte das deutlich fühlen, da ich ganz rückwärts lag, und meine Taſche feſt an mich hin fiel. Auch vernahm ich zuweilen den Ruf des Kutſchers und das Klatſchen der Peitſchen. Früher hatte man auf dem ganzen Wege nichts dergleichen gehört."

„Da ging es ja am Ende zu einem Raubſchloſſe hinauf mit Euch, meine Freundin," meinte Herr von Schwaneſeld. „Das intereſſirt mich außerordentlich; wenn ich nur an Eurer Stelle geweſen wäre, ich hätte ſchon zuweilen verſucht ein wenig durch den Vorhang hinauszuſchauen."

„O, verſucht hatte ich das auch einigemal, aber wenn ich den Vorhang aufheben wollte, ſo legte die Geſtalt ihre Hand ruhig auf meinen Arm und ſagte ganz gemüthlich: ‚Laßt das gut ſein, Madame Merzer, es wird doch nichts nützen." — und da hatte ſie recht, denn wie ich vorhin ſchon ſagte, mir war die Gegend völlig fremd, und wenn es mir auch möglich geweſen wäre, einen Blick auf das Haus oder das Schloß zu werfen, dem wir entgegenfuhren, ſo wäre es mir wahrſcheinlich eben ſo fremd vorgekommen wie alles Uebrige."

„Trinkt einmal," ſagte Frau von Schwaneſeld, „ich hoffe, Ihr habt uns noch viel und lange zu erzählen."

„Gewiß," entgegnete Madame Merzer, mit dem Kopfe nickend, „und es iſt gut, wenn ich mich ein Bischen erfriſche." Sie tunkte ein Stückchen Kuchen in den Wein und verſpeiste daſſelbe mit großem Behagen.

Daß ich, der ich in der Ecke des Zimmers ſaß, faſt jedes Wort dieſer abenteuerlichen Erzählung mit Begierde in mich aufnahm, alles noch mit phantaſtiſchen Figuren ausſchmückte, brauche ich wohl nicht zu ſagen. Es war mir, als flög' ich neben dem Wagen her, in welchem die Geſtalt und Frau Merzer ſaßen, über weite, öde Haiden dahin, wo das dürre Gras vom Winde bewegt ſo unheimlich flüſterte. Rechts und links an der Straße, im Mondſchein leuchtend, ſah ich große Waſſerlachen mit wehendem Schilfe, und hinter dem Wagen, der mit raſender Eile dahinflog, ballten ſich, wie zur Verfolgung, die dunkeln Wolken zu

allerlei schrecklichen Gestalten zusammen. Was mich aber am meisten interessirte, das war jener einzelne Reiter, der dem Wagen vorausgaloppirte und der mit rauher Stimme gut — gut — gesagt hatte. An seiner Seite mußte unfehlbar ein langes Schwert hängen, und von seinem schwarzen Hute eine Feder nicken.

Das kleine Mädchen, welches neben mir saß, schien sich dagegen sehr wenig aus der Geschichte der Frau Merzer zu machen. Zuerst hatte sie aufmerksam zugehört, aber dann fing sie an zu gähnen und endlich legte sie ihr Köpfchen auf meine Kniee, worauf sie in Kurzem sanft eingeschlafen war. Das arme Ding mit seinem guten Gesichtchen. Es hatte dasselbe aufwärts gerichtet und lächelte so lieb im Schlafe, daß ich mich nicht enthalten konnte, zuweilen einen Kuß auf ihre Stirne zu drücken, und es war gerade, als ob sie das fühlte, denn darauf schmiegte sie sich nur noch fester an mich an.

Nun begann die Frau Merzer ihre Erzählung wieder und sagte: „Endlich hielt der Wagen und ich hörte etwas knarren und seufzen, gerade so, als ob ein großes Gitterthor aufgeschlossen würde, dann rollte der Wagen fast eben auf weichem Sande dahin.“ Hier unterbrach die Frau ihre Erzählung, indem sie sagte: „Richtig, etwas hätte ich beinahe vergessen, als ich vernahm, wie sich das Gitterthor öffnete, hörte ich auch einen Springbrunnen plätschern.“

„Ihr thatet sehr recht daran, Euch solche Kleinigkeiten in's Gedächtniß einzuprägen,“ bemerkte Herr von Schwanefeld, „wer weiß, ob Ihr nicht noch einmal in den Fall kommen könnt, großen Werth auf diese Einzelheiten zu legen.“

„Das dachte ich auch, und brachte den Fluß unten mit seiner Fähre, dahinter den steilen Berg, das Gitterthor,

und vor allen Dingen den Springbrunnen ſo lebhaft vor meine Augen, daß ich alles das hätte aufzeichnen können.

„Nun machte der Wagen,“ erzählte die Frau weiter, „eine ſcharfe Wendung nach Rechts, rollte dann dumpf unter einen Thorbogen, und nachdem die Pferde ein paar Sekunden lang auf Pflaſterſteinen geklappert, hielten ſie plötzlich an. Der Schlag wurde geöffnet, die Geſtalt ſprang heraus und half mir auf den Boden, indem ſie mich eigenthümlicher Weiſe um den Leib faßte und mit einem Schwunge auf die Schwelle der Thüre ſetzte, die geöffnet war, in welche ich durch die eben beſchriebene Bewegung genöthigt war einzutreten, und die ſich dann raſch hinter mir verſchloß. Wohl hatte ich verſucht, als er mich aus dem Wagen hob, etwas von der Umgebung zu ſehen, doch war die Nacht rabenſchwarz und ließ er mir auch, wie eben geſagt, hierzu durchaus keine Zeit.

„Da ſtand ich denn auf einer Wendeltreppe, welche mäßig erhellt war und die man mich erſuchte hinanzuſteigen. Da ich nun einmal ſchon das Schlachtopfer war, ſo bemerkte ich kein Wort mehr, ſondern ging hinauf, wenigſtens vierzig Stufen, dann kamen wir auf einen kleinen Gang: eine Thüre wurde geöffnet, und ich betrat ein großes Gemach, ſchön und reich ausmöblirt, es war ungefähr ſo, wie man auf Bildern das Innere von alten Schlöſſern ſieht. An den Wänden herum ſah man lauter Holz, oben an der Decke ebenfalls, und von derſelben herab hingen große Zapfen farbig und vergoldet, und in der Mitte ein ſchwerer Kronleuchter von Metall und Glas, auf dem aber keine Kerze brannte. Ueberhaupt war die Beleuchtung in dem großen Zimmer ſpärlich genug und ging dieſelbe nur von einem einzigen Lichte aus, welches in einer Ecke auf einem Tiſchchen brannte. Etwas mehr Helle als dieſes Licht gab ein großer offener Kamin, in welchem mit ſo ſtarken Holz-

blöcken geheizt war, daß wir mit einem einzigen davon unſern Ofen den ganzen Winter hätten warm machen können. Vor dieſem Kamin ſtand ein Mann, der ſich die Füße wärmte. Er hatte große, ſehr beſchmutzte Reitſtiefel an mit mächtigen Sporen und trug einen grauen Jagdrock, ſowie einen Gürtel, an dem ein Hirſchfänger hing. Er nahm durchaus keine Notiz von mir, ſondern, als man die Thüre hinter mir ſchloß, ſtützte er ſeinen Arm auf das Kamingeſims, ſenkte den Kopf herab und ſchien aufmerkſam in das lodernde Feuer zu blicken.

„Die Geſtalt, die mit mir eingetreten war, hieß mich auf einem Stuhle niederſitzen, der gegenüber dem Kamin auf der anderen Seite des Zimmers ſtand. Das that ich, und nachdem ich ein paar Augenblicke geſeſſen, fing der am Kamin an mit mir zu ſprechen, d. h. er wandte ſich nicht um, und ich konnte nur aus ſeinen Worten entnehmen, daß das, was er ſagte, an mich gerichtet war. Ich war erzürnt über dieſe Unhöflichkeit, man ſchien ja meine Hülfe zu brauchen, und ich wollte gewiß nichts von ihm, deßhalb hatte ich auch gute Luſt keine Antwort zu geben und ſchwieg. Doch legte die Geſtalt, welche neben mich getreten war, ihre Hand ziemlich derb auf meine Schulter, und ſagte in drohendem Tone: ‚Man ſpricht mit Euch, ſeid geſcheidt und gebt Antwort.‘

„Der am Kamine wiederholte nun ſeine Frage: ‚Ihr wißt, warum man Euch hierher geholt?‘

„‚Ich kann es mir allenfalls denken,‘ gab ich zur Antwort, ‚und hoffe, daß es was Gutes iſt, denn ſonſt könnte man ſich in mir verrechnet haben.‘

„‚Eine Frau hier im Schloſſe bedarf Eurer Hülfe — augenblicklich, es iſt die höchſte Zeit.‘

„‚So wollen wir zu ihr gehen,‘ ſagte ich.

„‚Sogleich, vorerſt aber thut Euch ſelbſt den Gefallen,

von mir etwas anzuhören, wornach Ihr Euch strenge zu richten habt. Ihr werdet jene Frau nur das fragen, was ihr Zustand bedingt, Euch auf sonst gar nichts einlassen, keine andere Frage stellen, keine beantworten. — Begreift Ihr mich vielleicht?'

„O, vollkommen — aber' —

„Es ist da gar kein Aber denkbar,' entgegnete er barsch, ‚Ihr habt Euch nur unserem Willen zu fügen.'

„Und wenn ich das verweigere?' fragte ich in einem so muthigen Tone, als mir nur möglich war anzustimmen, obgleich mir Herz und Seele anfing vor Angst zu zittern. Das rasche ungewohnte Fahren hatte meine Nerven angegriffen, und ich sah wohl, daß ich in diesem düstern Zimmer vollkommen in die Hände dieser beiden Männer gegeben war.

„Der am Kamin stieß mit seinem Fuß heftig auf den brennenden Holzblock, daß Tausende von Funken umherflogen, und die Gestalt neben mir beugte sich zu meinen Ohren herab und flüsterte mir zu: ‚Ich habe Euch schon einmal die Versicherung gegeben, daß man nichts Unrechtes von Euch verlangt, nehmt deßhalb Vernunft an, denn ich versichere Euch, man läßt hier nicht mit sich spassen. — Kommt, kommt.'

„Als er meinen Arm anfaßte, um mich von dem Stuhle emporzuheben, mochte er wohl fühlen, daß ich zitterte, und er setzte in gutmüthigem Tone hinzu: ‚macht keine Geschichten, Ihr seid ja in Eurem Berufe und die Zeit drängt.'

„‚In Gottes Namen denn,' gab ich zur Antwort, und das Weinen stand mir näher als das Lachen; ich kann euch versichern, daß ich mich kaum auf meinen Beinen erhalten konnte.

„Die Gestalt ging voraus, ich folgte ihr, und hinter

mir vernahm ich den festen, klirrenden Schritt des Andern — ich weiß nicht, der hatte etwas grauenhaft Unheimliches für mich, und ich hätte um Alles in der Welt nicht gewagt meinen Kopf herumzudrehen.

„So schritten wir durch mehrere Zimmer dahin, kleinere und größere, und wandten uns ein paarmal rechts, so daß es schien, als wandelten wir um das ganze Schloß herum. Dabei hatten wir keine andere Beleuchtung, als ein einziges Licht, welches die Gestalt in der Hand trug. Jetzt setzte sie dasselbe vor einer Thüre nieder, welche sie behutsam öffnete, und hinter derselben betraten wir dicke Teppiche und ich vernahm klagende Töne, die mir nur zu bekannt waren. Wir hatten noch durch ein Vorzimmer zu gehen, um zu der Frau zu gelangen, die meine Hülfe in Anspruch nahm, und ehe wir jenes Gemach erreichten, legte der mit den klirrenden Schritten hinter mir seine Hand auf meine Schulter — ich wäre fast vor Schreck zusammengeknickt — und sagte mir in leisem, aber sehr scharfem Tone: ‚Vergeßt nicht, keine Frage zu stellen und keine zu beantworten, als die zur Sache gehört.‘“

„Ich bin ungeheuer begierig,“ sagte Frau Iduna, „wie sich das abwickeln wird.“

„Die Abwicklung war an sich sehr einfach,“ fuhr Frau Merzer mit einem tiefen Seufzer fort: „Ich befand mich in einem reich möblirten Schlafzimmer, in dessen Hintergrunde ein großes Bett stand mit herabgelassenen Vorhängen. Ich legte meine Tasche auf einen Tisch und war ziemlich erstaunt zu sehen, daß für alles Nothwendige hier schon gewissermaßen gesorgt war. Da stand an der Seite eine große Kommode, deren ausgezogene Schublade alles mögliche Weißzeug zeigte; da waren Kissen, Tücher und Binden, Alles mit den feinsten Spitzen besetzt, auf einem Tische ausgebreitet, und neben dem Ofen stand eine kleine Badwanne.

Ich trat an's Bett, ſchob den Vorhang ſanft auf die Seite und fuhr einigermaßen erſchrocken zurück."

„Ich will nicht hoffen, daß es etwas Schreckliches iſt," ſagte Frau von Schwaneſeld in größter Spannung.

„Schrecklich gerade nicht," fuhr die Hebamme fort — „aber mir war doch ſo etwas noch nicht vorgekommen. Im Bette nämlich lag eine Frau, ſchneeweiß angezogen, und hatte um den Kopf einen ſchwarzen Schleier gewickelt, und der war ſo dicht, daß ich von ihren Geſichtszügen nichts erkennen konnte. Daß aber die Frau jung und vornehm war, das ſah ich an ihren kleinen und feinen weichen Händen. Du lieber Gott! ich hatte nie was Zierlicheres geſehen und bin doch auch mein Lebtag nicht nur mit Bauern umgegangen. Wie ich ſo an das Lager trat, wo ich zu thun haben ſollte, und mich ſo in meinem Beruf und in meinem Rechte befand, da war meine Müdigkeit und auch meine Angſt verſchwunden. Ich fühlte ihren Puls an, lauſchte ein paar Minuten lang auf ihre Athemzüge und auf ihr Stöhnen, woraus ich entnahm, daß die arme Frau über alle Beſchreibung ſchwach war, dann trat ich an die Thüre des Zimmers, wo die Geſtalt auf einem Stuhle ſaß, und bat ſie, einen Augenblick mit in's Vorzimmer zu kommen. Dort ging der mit den klirrenden Schritten auf und ab, und hier erklärte ich den beiden rund heraus, daß, wenn der ſchwarze Schleier nicht von dem Haupte der Frau entfernt würde, ich keine Hand anlege, und könnten ſie in dem Falle mit mir machen was ſie wollten.

„Der mit den klirrenden Schritten ſprach hierauf mit heftigem Tone Etwas von der verfluchten Neugierde der Weiber, worauf ich gerechte Veranlaſſung nahm ihm zu ſagen, daß hier von Neugierde gar keine Rede ſei, ſondern nur von Pflicht und Schuldigkeit, und daß ich verantwortlich ſei, eine arme Frau, die ohnedieß genug zu

Der Gevatter nickte finſter mit dem Kopfe und die Frau nähte ruhig weiter.

„Ja,“ fuhr der Steinmann fort, „wir müſſen uns trennen, aber in Freundſchaft. Was die Frau Müller anbelangt, ſo wird ſie ſchon einen kleinen Erwerb finden, und bin ich auch gern bereit, ihr, wo es thunlich iſt, mit gutem Rath an die Hand zu gehen. Ihr aber, Gevatter, müßt die Stadt verlaſſen und das ſobald wie möglich. Ich kann Euch verſichern, Ihr ſeid in den Regiſtern der Polizei ungeheuer ſchlecht angeſchrieben, man ſpäht Euch nach, und wenn ſie Euch einfangen, ſo ſitzt Ihr ohne Gnade für eine lange Reihe von Jahren. Nehmt deßhalb Euren Wanderſtab und zieht in's Teufels Namen von hinnen. Hier ſind die Mittel, daß Ihr eine Zeit lang Euer Leben anſtändig friſten könnt, und dann müßt Ihr Euch anderswo ſelbſt helfen. Von dem Betrag dieſer Wechſel will ich nichts.“

„Nichts, gar nichts?“ ſagte der Gevatter mit gierigem Auge; „das ſoll Alles mein ſein?“

„Nicht ſo ganz, mein Freund,“ ſagte der Steinmann liſtig lächelnd; „bedenkt unſere wackere Frau Müller, und dann will ich Euch etwas ſagen, was ohne Widerrede gilt: hier ſind achthundert Gulden, die theile ich in zwei gleiche Hälften — ſchaut mich doch nicht an, wie ein böſer Hund, ich will ja nichts von dem Bettel —, die eine Hälfte, vierhundert Gulden, iſt für Euch, die anderen vierhundert Gulden aber ſind für das Kind ſelbſt, dem wir die ganze Summe eigentlich doch geſtohlen.“

Die Frau blickte zweifelnd von ihrer Arbeit auf und der Gevatter knirſchte mit den Zähnen.

„Seid doch nicht ſo dumm und habgierig!“ ſagte der Steinmann heftig, „wir müſſen dem Kinde etwas abgeben —

leiden habe, nicht mit ſolchen Sachen zu quälen, und kurz und gut, ſetzte ich entſchloſſen hinzu, entweder ohne Schleier oder gar nicht, und wenn euch das nicht gefällt, ſo könnt ihr mit mir machen was ihr wollt, werft mich in euren Brunnen, oder ſchneidet mir den Hals ab, ganz wie ihr gewohnt ſeid mit den Leuten umzugehen, deren Hülfe ihr gebraucht habt.

„Der mit den hohen Stiefeln trat ſo heftig auf den Boden, daß ſeine Sporen klirrten, was mir aber höchſt gleichgültig war, denn ich fühlte auf einmal einen unbeſchreiblichen Muth in mir. Die Geſtalt zog ihn an's andere Ende des Zimmers und ſprach heftig in ihn hinein, worauf er am Ende mit den Achſeln zuckte und heftig ausrief: ‚ſo laßt ſie in's Teufels Namen machen, was ſie will, aber wenn ſie ein unnützes Wort plappert, ſo ſoll ſie ſich vor mir in Acht nehmen.‘

„Dieſe Aufforderung, in's Teufels Namen zu arbeiten, war mir denn doch ein Bischen zu ſtark, und ich konnte mich nicht enthalten, ein paar Schritte näher zu treten und den Beiden zu ſagen, daß das, weßhalb man mich hieher gerufen, ein Werk ſei, zu dem man die Hülfe Gottes gebrauche, und wenn es ihnen Luſt mache, den Teufel anzurufen, ſo ſollen ſie das nicht in meiner Gegenwart thun. Ueberhaupt, ſetzte ich hinzu, müſſe hier Alles mit richtigen Dingen zugehen, und wenn ihnen das nicht gefiele, ſo thäten ſie beſſer, ſich nach Jemand anderem umzuſchauen.“

„Das war brav von Euch,“ ſprach Frau Jduna, „ihnen ſo die Meinung zu ſagen.“

„Ja, ich hatte aber doch ein Bischen zu viel geſagt, denn ich war in Händen von Räubern, die, wie mir ſchien, ſich nicht viel daraus gemacht hätten, mich gar nicht mehr nach Hauſe zurückkehren zu laſſen.

„‚Gut, gut,‘ bemerkte der mit den hohen Stiefeln in

einem ſo kalten und drohenden Tone, daß er mir durch die Seele ſchnitt, — ‚ich nehme Eure Schwätzereien jetzt geduldig hin, die Abrechnung folgt ſpäter und hängt ganz von Euch ab, aber das wiederhole ich Euch zu Eurem eigenen Beſten, beantwortet keine der Fragen, welche die Frau da drinnen an Euch thun wird, ich werde hinter dem Vorhang ſein und ſelbſt ſprechen, wenn es nöthig iſt.‘

„Man ſollte nicht glauben,“ fuhr Madame Merzer nach einer Pauſe fort, in welcher Frau Jduna mit ziemlich ſtarken Worten ihren gerechten Abſcheu zu erkennen gegeben hatte über das tyranniſche Betragen des Mannes mit den hohen Stiefeln, — „ja, ich kann es nicht beſchreiben, wie unheimlich es iſt, von Jemand bedroht zu werden, deſſen Geſicht man nicht ſieht. Ich machte mir allerlei Vorſtellungen, wie er wohl ausſehen könne, und war mit mir darüber einig, daß er eine lange, ſchief gekrümmte, ſpitze Naſe haben müſſe, ſchielende Augen und einen ſtruppig emporſtehenden, fuchsrothen Schnurrbart. Was ſollte ich aber machen? Ich hatte mich einmal leichtſinniger Weiſe in die Hände dieſer Unholde gegeben. Hätte ich nur vor der Kirche St. Jakob recht laut geſchrieen, da wäre vielleicht doch eine mitleidige Chriſtenſeele oder wenigſtens doch ein Nachtwächter mir zu Hülfe gekommen. — Gut alſo! Nachdem man ſo mit mir geſprochen, drehte ich mich herum und ging in das Schlafzimmer zurück. O ich hörte wohl am Klirren ſeiner Schritte, daß er mir folgte. Als ich in das Zimmer zurückgekommen war, wo die arme Frau lag, ſah ich, daß man auf den Tiſch einen Teller mit einer Flaſche Wein, mit einem Glaſe und etwas Biscuit geſtellt hatte. Das verſöhnte mich ein klein wenig wieder. Nicht, als ob ich an mich ſelbſt gedacht hätte, ſondern es ſchien mir ein Zeichen, daß ſich in dem finſteren Schloſſe doch eine mitleidige Seele befinde, die wiſſe, was ſich ſchickt.

Nun ging ich alſo eilig zu der Kranken hin und löste ihr den ſchwarzen Schleier vom Kopfe. — Ach, ihr Leute," unterbrach ſich die Hebamme in ganz anderem Tone und ſchlug jetzt noch wie vor Verwunderung ihre Hände zuſammen, „hatte die Dame ein liebes und ſchönes Geſicht! Und ſo jung war ſie. Vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre; ſchneeweiß war ihr Teint und ihre Lippen brannten roth wie im Fieber. Dabei war ſie ſo matt, daß ſie kaum die Augen aufſchlagen konnte, und als ſie es doch that — die friſche Luft mußte ſie angenehm berühren — ſo blickte ſie mich mit ſo innigem, ſo herzlichem und dabei ſo wehmüthigem Ausdrucke an, daß mir unwillkürlich das Waſſer in die Augen trat. Sie zuckte mit der rechten Hand, als wolle ſie dieſelbe erheben, und als ich darauf ihren Puls fühlte, drückte ſie meine Finger lange, aber ſchwach.

„Dieſe außergewöhnliche Schwäche und Mattigkeit wollte mir gar nicht gefallen; ich tauchte ein Biscuit in den ſehr ſtarken Wein und benetzte ihre Lippen damit. Das friſchte ſie merklich auf, und nach ein paar Minuten wandte ſie ihren Kopf etwas gegen mich und fragte mit mattem Tone: ‚Wer ſeid Ihr, liebe Frau?'

„Ehe ich aber noch antworten konnte, hörte ich die Stimme des Mannes mit den hohen Stiefeln, der ſich hinter dem Vorhange auf der andern Seite des Bettes befand, und der mir in's Wort fiel und ſagte: ‚Es iſt die Frau, welche Sie gewünſcht, Madame. Und eine ſehr brave Frau; nur erlaube ich mir, Ihnen in's Gedächtniß zurückzuführen, daß das Gebot des Arztes, der Ihnen das Sprechen verbot, pünktlich befolgt werden muß.'

„Sie preßte ihre Lippen auf einander; ich ſah, wie ein Schauder über ihr Geſicht flog und dann drangen ein paar Thränentropfen zwiſchen ihren langen Wimpern hervor. — Habe ich euch ſchon geſagt, daß die arme Frau das ſchönſte

blonde Haar hatte, welches ich in meinem Leben gesehen? Es lag in zwei dicken Flechten geordnet rechts und links von ihrem Haupte und bedeckte auf der linken Seite ihre kleine Hand völlig."

Dieser Theil der Erzählung bot für mich weniger Interessantes, und ich malte mir nur lebhaft aus, wie der mit den hohen Stiefeln und den langen Sporen, welcher mir mit seiner großen, spitzen Nase, schielenden Augen bis auf den rothen, struppigen Bart ganz richtig gezeichnet schien, nun hinter dem Bette, die Hand an seinen Hirschfänger gelegt, mit leise klirrenden Schritten auf und ab ging. — Ja, bis auf den rothen, struppigen Bart; den stellte ich mir blau vor. Ja, es war der leibhaftige Blaubart, und die arme blonde Frau hatte das schreckliche Gemach geöffnet und lag nun da, zum Tode erschrocken, auf den Augenblick wartend, wo er sie an ihren schönen langen Haaren in das Thurmzimmer schleppen würde.

Ich hatte gut die Zeit, solchen Phantasieen nachzuhängen, denn die Frau Merzer hatte sich jetzt über den Tisch gebeugt und sprach so leise, daß ich kein Wort verstehen konnte. Alice hatte ihr Köpfchen auf meinen Knieen liegen und war eingeschlafen, dabei aber sehr unruhig. Sie athmete tief auf, seufzte zuweilen und weinte, was sie oft im Schlafe zu thun pflegte. Dabei warf sie ihren Kopf hin und her, so daß ich genug zu thun hatte, ihr die blonden Haare aus der Stirne zu streichen. — Wenn ich die Frau Merzer gewesen wäre, dachte ich, so würde ich auf den Thurm gestiegen sein und nach Hülfe gerufen haben. Dabei aber strengte ich mein Gehör so viel wie möglich an, um den Moment nicht zu versäumen, wo der schreckliche Kerl mit den hohen Stiefeln endlich was Fürchterliches begehen mußte.

Die Hebamme that jetzt einen tiefen Zug aus ihrem Glase, seufzte hörbar und fuhr dann lauter fort: „So

weit war Alles in Ordnung vor sich gegangen; das kleine Kind war da — ein reizendes Geschöpfchen, ohne jeden Fehler und Makel, nur sah ich zu meinem Schrecken, daß es in der Gegend des Herzens ein blutrothes Maal hatte. Und dieses Maal sah gerade so aus, wie eine Stichwunde, die sich vor Kurzem geschlossen hat. Ja, der Anblick war so täuschend, daß ich mehrmals mit dem Finger darüber hinfuhr und, meinen Augen nicht trauend, mich durch das Gefühl überzeugte, daß die Haut dort ebenso fein und unverletzt war, wie an dem ganzen übrigen Körperchen. — Nun aber denkt euch," fuhr sie nach einer kleinen Unterbrechung fort, indem sie ihre Hand auf den Arm der Frau von Schwaneseld legte und ihr voll in's Gesicht sah, „er, der Kerl — Gott soll mich strafen! — hatte sich nun auf den Sessel gesetzt, der neben dem Bette der armen, erschöpften Frau stand, und sprach zu dieser: ‚Nun, Madame, ich gratulire Ihnen, daß Alles so glücklich vorübergegangen ist; all' unsere Wünsche sind erfüllt; man wird Ihnen im nächsten Augenblicke Ihren Sohn in die Arme legen.' — Ihren Sohn, sagte der Unhold," fuhr die Hebamme in entrüstetem Tone fort, „Ihren Sohn, obgleich es doch ein Mädchen war."

„Ah!" machte Frau Iduna im höchsten Erstaunen. „Was Ihr nicht sagt! — Nun — und?"

„Nun, — und," wiederholte die Erzählerin eifrig, „ihr könnt euch schon denken, daß ich schon meinen Mund auf hatte, um zu sagen: Erlaubt! aber weiter kam ich nicht, denn als ich sprechen wollte, stand die Gestalt zwischen dem Bette und mir, bückte sich mit ihrem breiten Hut tief zu mir herunter und murmelte mit leiser Stimme, aber in so schrecklichem Tone, daß mir das Herz in der Brust verzagte: ‚Sprecht ein Wort und Ihr kommt nicht lebendig aus diesem Schlosse. Meint Ihr, wir hätten Mühe und Zeit

daran gewandt, um Eurer Zunge Gelegenheit zum Plaudern zu geben? Was kümmert's Euch, wenn man der Frau dort, die so schwach ist, daß sie jeden Augenblick sterben kann, ihre letzte Stunde versüßt? Eilt Euch. Ihr sollt ihr das Kind selbst in die Arme legen und sagen: Hier ist Euer Sohn.'

„Ich schüttelte heftig mit dem Kopfe und sprach entschlossen: Nein, das thue ich nicht. — Hierauf sah ich, wie die Gestalt ihren Arm erhob und Jemanden hinter meinem Rücken winkte."

„Um Gotteswillen!" rief Frau Iduna.

„Daß meine Finger zitterten und ich kaum mit dem Zubinden der Schleifen fertig werden konnte, kann ich euch wohl gestehen. — Endlich war das Kind besorgt und sah aus wie ein rosiger Engel. Ich konnte mich nicht enthalten, es empor zu heben und einen langen Kuß auf seine Stirne zu drücken, wobei mir die Thränen gewaltsam aus den Augen schossen und das Kind mit einem feinen Stimmchen anfing zu wimmern. Die arme Frau hinter dem Vorhange bewegte sich heftig, und der in den hohen Stiefeln sagte: ‚Gleich, gleich, im Augenblicke, Madame!'

„Die Gestalt hatte meinen Arm ergriffen, zog mich — ich kann nicht gerade sagen unsanft — vom Stuhle empor, führte mich aber, ohne daß ich widerstreben konnte, in die entfernteste Ecke des Zimmers, wo eine sauber gekleidete, gut aussehende junge und hübsche Frau stand. Mit kurzen Worten befahl er mir, ihr das Kind zu übergeben. Als sie es in den Arm nahm, sah ich beim ersten Griffe, daß die Frau mit Kindern umzugehen wußte, und das beruhigte mich einigermaßen. Seht, Frau Iduna, ich mußte meine Lippen auf einander pressen und an meine eigenen Würmer zu Haus denken, um nicht laut hinaus zu schreien. Es stieß mir fast das Herz ab, daß ich nicht den Beiden

zum Trotz rufen durfte: es ist ein Mädchen! es ist ein Mädchen! Aber glaubt mir, — ich bin's fest überzeugt, — sie hätten mich kalt gemacht. — Meine Thränen konnte ich kaum zurückhalten, und als mich die Gestalt, nachdem die Frau das Kind übernommen, fortführen wollte, sagte ich im entschiedensten Tone: Nein, hier bleibe ich stehen, ich will gewiß und wahrhaftig kein Wort reden, aber sehen will ich, wie die arme Mutter ihrem Kinde den ersten Kuß gibt. Das soll meine Belohnung sein, sonst verlange ich keine.

„Die Gestalt zuckte mit den Achseln, ging zu dem Andern hin, und nachdem sie ein paar Worte gewechselt, schlug er den Vorhang zurück, so daß ich wie verlangt sehen konnte, mit welcher Begierde die arme Mutter ihr eben überbrachtes Kind an die Brust drückte und sein kleines Gesicht mit unzähligen Küssen bedeckte. — Gut, dachte ich bei mir, der erste Mutterkuß ist ein heiliger Segen, und den hat nun das arme Geschöpf. Der gute Gott wird weiter helfen. — Glaubt mir, Frau von Schwanefeld, ich habe immer gefürchtet, sie würden der Mutter ihr Kind gar nicht geben. Aber das thaten sie doch und ich hatte die Beruhigung, es zu sehen, sie umklammerte es so fest mit ihren Armen, daß sie es ihr gewiß so bald nicht wieder entreißen konnten. — Noch hörte ich, daß sie mit schwacher Stimme nach mir fragte. ‚Die gute Frau,' sagte sie und suchte mich mit ihrem matten Blicke. — ‚Gewiß, Madame, gewiß,' versetzte hierauf der mit den hohen Stiefeln, ‚es soll besorgt werden.' Dann kam die Gestalt und führte mich in's Nebenzimmer."

„Wahrhaftig," sprach Frau von Schwanefeld nach einem tiefen Athemzuge, „ich hatte immer noch gedacht, sie würden Euch doch noch umbringen. — Aber was hat denn das Kind dahinten?" Diese Frage galt meinem kleinen

Schützling Alice, welche im Schlafe laut ſchluchzte und weinte.

„Sie thut das oft ſo,“ gab ich zur Antwort; „jetzt träumt ſie ſchwer und ich will ſie wecken.“ Das that ich denn ſo ſanft wie möglich, und als ſie ihre großen Augen aufſchlug und mich anſah, ſchmiegte ſie ſich lächelnd feſter an mich und ſagte:

„Ich habe ſo arg geträumt; Du haſt mich vor die Thüre gebracht und ich konnte mein Haus nicht finden; ich war immer auf der Straße und es war finſtere Nacht.“

„Wem gehört denn das Kind?“ fragte Frau Merzer, die ſich zu uns hinwandte.

„Einem Nachbar hier im Armenhauſe, dem Schneider Blind.“

„Und ihr habt es zu euch genommen?“

„O, es iſt öfter hier als zu Hauſe. Der arme Wurm hat keine Mutter mehr, und vor dem Vater, der“ — Frau Iduna machte das Zeichen des Glasaustrinkens — „fürchtet ſie ſich.“

„Auch ſo eine arme Kreatur,“ meinte die Hebamme mitleidig, „die nun ohne Erbarmen in die Welt hinausgeſtoßen wird. Komm' her, Kleine.“

Ich führte das Kind an den Tiſch, und Frau Merzer ſtrich ihr mit ſanfter Hand die blonden Haare zurecht. — „Was das für ein hübſches Ding iſt,“ ſagte ſie, „und wie gut ſchaut es aus ſeinen Augen. Da wäre manche reiche Familie glücklich, wenn ſie ſo ein Mädchen hätte. Und das muß nun hier vielleicht elend zu Grunde gehen.“

„Nein,“ ſagte ich mit großer Entſchiedenheit, „das wird es nicht.“

„So willſt Du alſo für ſie ſorgen?“ fragte lachend Herr von Schwaneſeld.

„Ja wohl, das will ich, und recht arbeiten, daß ich für die Alice und mich etwas verdiene.“

„Nun, die Idee ist nicht so übel," meinte mein Pflegevater; „wir wollen das noch näher überlegen. Aber vorderhand glaube ich, wäre es gut, wenn Du die Kleine nach Hause brächtest."

„Es ist aber Niemand zu Hause," sagte das Mädchen kopfschüttelnd; „mein Vater näht bei dem Schneider in der Kaserne und kommt heute nicht heim und morgen auch nicht."

„Wer gibt Dir dann zu essen?" fragte die Hebamme kopfschüttelnd.

„Sie mögen sie Alle hier leiden, das arme Ding," entgegnete Frau von Schwanefeld, „aber sie ist meistens hier bei uns. Nun, wenn Dein Vater nicht da ist, so kannst Du ja hier bleiben."

Ein Strahl der Freude zuckte über das Gesicht des kleinen Mädchens; sie faßte meine Hand und sah mich fragend an.

Ich nickte mit dem Kopfe und sprach leise zu ihr: „Komm', wir setzen uns wieder in unsern Winkel, und nachher machen wir Dir ein schönes Bett auf den Boden."

Die Frau Merzer blickte dem Kinde lange in's Gesicht, dann küßte sie es auf die Stirne und sagte: „Ich will einmal an Dich denken. — Was sie für ein feines Gesicht hat! Die wird einmal schön werden, ich verstehe mich darauf. Das macht die lange Praxis, und ich habe selten fehl gerathen. Ein Aberglaube ist es, daß häßliche Kinder später schön werden. Bah! Unsinn! Die Hautfarbe und so was kann sich ändern, aber wo von Anfang an keine schönen Formen sind, da wachsen sie auch später nicht hin, und ein schläfriges, mattes Auge in der Kindheit wird später auch nicht gescheidt und blitzend. — Aber wo bin ich denn in meiner Erzählung stehen geblieben?"

„Ach, ich bin so neugierig darauf," sagte Frau Iduna und goß das leere Glas der Hebamme wieder voll. —

„Die Geſtalt hat Euch in's Nebenzimmer geführt, nachdem die arme Frau ihr Kind zum erſten Male geküßt.“

„Ganz recht,“ fuhr Frau Merzer fort, „und als ich nun im Nebenzimmer war, da hörte ich, wie nebenan der Riegel vorgeſchoben wurde. Aha! dachte ich, die trauen Dir nicht und ſperren Dich ab. So unrecht konnte ich ihnen nicht geben,“ ſetzte die Hebamme, durch den ſtarken Kindtaufwein redſelig geworden, hinzu, wobei ſie ihre geballten Hände gegen einander bewegte, wie ein Leineweber die ſeinigen. — „Es zuckte mir an allen Gliedern hinauszuſchreien: Es iſt ein Mädchen! es iſt ein Mädchen! Ja, es ging mir noch ein paar Tage nach, und als ich drüben beim Pfarrer Wendel arbeitete — es war vielleicht eine Woche ſpäter — als nach ſechs Mädchen endlich der erſte Bube kam, da plagte mich der Kukuk und ich rief: Es iſt ein Mädchen! es iſt ein Mädchen! wofür ich beinahe die ſehr ergiebige Kundſchaft ſämmtlicher Pfarrer der Stadt verloren hätte, denn der Pfarrer Wendel behauptete, ich hätte getrunken gehabt, und wo das bei einer Wehmutter einmal einreiße, — denk' Sie, Schwaneſeld,“ unterbrach ſie ſich ſelber, indem ſie die Frau Jduna an den Ellbogen ſtieß, „er nennt mich Wehmutter, obgleich ich mir das ſchon ein paar Mal verbeten habe, denn wo ich bin, da kommt gemeiniglich nicht das Weh in's Haus, ſondern der Jubel. — Alſo, was wollt' ich eigentlich ſagen? Richtig: ich hätte einestheils gern geſchrieen: es iſt ja ein Mädchen! anderntheils aber dachte ich: halt' Dein Maul! was willſt Du Dich da in Ungelegenheiten ſtürzen? Die Beiden ſcheinen nicht mit ſich ſpaſſen zu laſſen, und ich muß mich für meine Würmer geſund und friſch erhalten.“

Die Frau trank abermals ihr Glas leer.

„Daneben muß ich auch geſtehen,“ fuhr ſie fort, nachdem ſie ſich mit der Hand die Lippen abgewiſcht, „daß ſich

den Teufel auch, wer weiß, ob der Italiener nicht ſeinen Correſpondenten hier hat! Ich glaube wohl, daß Euch Alles einerlei iſt, aber nicht mir. Mein Name hat auf dem Briefe geſtanden, und wenn von der Geſchichte je etwas heraus käme, ſo würde man ſich an mich halten; alſo keine Widerrede, wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Ich bringe Euch morgen die vierhundert Gulden — oder mich ſoll der Teufel holen, wenn ich nicht die Wiſche da vor Euren Augen zerreiße, dann habt Ihr gar nichts."

Der Gevatter vergrub die Hände in ſein Haar, murmelte etwas vor ſich hin, und als er vergeblich verſucht, den Steinmann zum Nachgeben zu bewegen, ſagte er mürriſch: „und was meint die Frau dazu?"

„Ich?" ſagte die Müller, „o, laßt mich bei der Geſchichte aus dem Spiel, ich will nichts, gar nichts von Eurem Geld."

„Nichts?" ſagte der Gevatter grinzend; „ei, das iſt ſchön! dann kommen auf meinen Theil vierhundert Gulden, ich laß' mir das gefallen."

„Nein, nein!" ſagte der Steinmann eifrig, „die Frau muß ihren Theil haben; woron will ſie leben, wenn das Geſchäft aufhört?"

„Vielleicht werde ich arbeiten," ſagte die Frau mit Thränen in den Augen und blickte nach dem Zimmer, wo ihre Tochter gewohnt. „Kümmert Euch nicht um mich, Ihr Herrn, denkt nicht mehr an mich."

Der Steinmann zuckte mit den Achſeln, raffte Wechſel und Briefe zuſammen und ſtand auf.

Die Frau erhob ſich ebenfalls von ihrem Platze und ſagte: „Laßt mich den Brief leſen, den der Vater des Kindes geſchrieben hat."

das Haus ſonſt ganz reſpektabel erwies, und daß man da wußte mit anſtändigen Leuten umzugehen. Die Geſtalt führte mich zu einem Tiſch, worauf ein vortrefflicher Imbiß ſtand mit einem Wein, der mich arme, durchrüttelte Frau bis in die Zehenſpitzen erwärmte. Auf höfliches Erſuchen mußte ich es mir ſchmecken laſſen, und dabei ſaß die Geſtalt ſeitwärts neben mir rittlings auf einem Stuhl, ſo daß ſie ihre Arme auf die Lehne aufſtützte, den Kopf mit dem breitränderigen Hut tief herabgeſenkt, und murmelte in mich hinein allerlei Lobendes und Angenehmes. — ‚Es iſt ganz vortrefflich gegangen,‘ ſo ſprach er; ‚Ihr ſeid eine kluge und anſtellige Frau; werden auch vorkommenden Falles wieder an Euch denken und Euch beſtens bei der Sippſchaft empfehlen. Setzt aber Eurer Klugheit die Krone auf, hört mich genau an und befolgt, was ich Euch ſage. — Wißt Ihr, Frau Merzer,‘ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er ſeine Hand ſchwer auf meine Schulter gelegt, ‚es könnte Euch morgen früh in den Sinn kommen, zu Dieſem oder Jenem zu laufen und ihm eine ganz unglaubliche Geſchichte zu erzählen. Oder Ihr könntet Euch einbilden, es ſei hier etwas ganz Abſonderliches paſſirt, was Ihr für Eure Schuldigkeit hieltet, irgend einem geiſtlichen oder gerichtlichen Rathe zu erzählen. Seht, gute Frau Merzer, ich bin auch ein Rath und rathe Euch: thut das nicht, denn es könnte Niemand nützen und Euch nur große Ungelegenheiten bringen. Wir erführen es wahrſcheinlich wieder, und ich müßte mich dann veranlaßt ſehen, Euch wieder einmal in der Nacht — und Ihr geht oft des Nachts ſpät nach Hauſe — in einer abgelegenen Straße zu erſcheinen, und das könnte für Euch ſehr unangenehm ſein. — Habt Ihr mich verſtanden?‘

„O, ganz genau,“ entgegnete ich ſo ſchnell ich konnte, denn ſeine Hand lag ſchwer auf meiner Schulter.

„Ihr verſprecht mir das feierlich?“

„Ich verſpreche Euch das, ſagte ich. Und ich habe mein Verſprechen auch gehalten, denn ich bin am andern Morgen nicht zu Dieſem und Jenem hingelaufen, habe auch, wie ich doch vielleicht hätte thun ſollen,“ ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu, „keinem geiſtlichen oder weltlichen Rath von der Geſchichte erzählt. Es iſt dazwiſchen ſchon manches Jahr verfloſſen, und hier unter guten Freunden iſt es das erſte Mal, daß ich von der Begebenheit ſpreche. Natürlich ſtreng unter uns!“

„Das verſteht ſich ja von ſelbſt,“ ſagte mein Pflegevater, indem er wie zur Betheuerung die Hand erhob.

Die Hebamme wandte mit einem Wink ihrer Augen den Kopf halb gegen uns hin, worauf Frau Iduna ſagte: „Ach, die Kinder haben nichts gehört und nichts verſtanden.“

„Kleine Keſſel haben große Ohren,“ meinte Frau Merzer, auf welche Aeußerung hin ich meine Augen feſt zuſchloß und ſie in der erſten Viertelſtunde nicht mehr öffnete. Doch entging mir deßhalb keine Sylbe vom Schluſſe der Erzählung, welche die Hebamme wieder aufnahm.

„Die Geſtalt,“ ſagte ſie, „that darauf die Hand wieder von meiner Schulter und ſprach in freundlichem Tone: ‚Gut denn, ſo ſind wir vorderhand im Reinen und hier iſt eine kleine Belohnung für Euch.‘ Sie legte etwas ſehr anſtändig in ein Papier gewickelt neben mich hin, und als ich es mit meinem beſten Danke aufnahm und in die Taſche ſchob, fühlte ich, daß es hart und ſchwer war.“

„Gewiß Gold,“ ſagte Herr von Schwaneſeld.

„Zehn Dukaten — was denkt Ihr wohl! — Nun erhob ich mich von meinem Stuhle — ich hätte von dem ſtarken Wein nicht mehr trinken mögen, er machte mich ordentlich duſelig, und die Geſtalt ſprach: ‚Gehen wir nun,

ich werde Euch an den Wagen geleiten. — Dießmal fahrt Ihr allein, Frau Merzer,' ſetzte er mit ſcharfer Betonung hinzu; ‚aber thut mir den Gefallen und ſtreckt Euren Kopf nicht wißbegierig zum Schlage hinaus, hebt auch nicht die Vorhänge auf; es iſt das dem Schlafe, dem Ihr Euch wahrſcheinlich hingeben werdet, ſehr hinderlich. Der Kutſcher auf dem Bocke wird Acht geben, daß Ihr meine Vorſchriften genau befolgt, und Ihr müßt den Mann nicht durch Ungehorſam veranlaſſen, daß er mehr auf Euch, als auf ſeine Pferde Acht geben muß, ſonſt könnte es wahrhaftig vorkommen, daß wir Euch morgen früh am hellen Tage aus irgend einem Abgrunde mauſetodt hervorholten.'

„Ich erſchrak, und das ſah die Geſtalt wohl, denn ſie fuhr darauf freundlicher fort: ‚Uebrigens ſind Straßen, Kutſcher und Pferde vollkommen gut und zuverläſſig, und wenn Ihr Euch in eine Ecke legt und ſchlaft, ſo ruht Ihr ſo ſicher wie in Abraham's Schooß.'

„Darauf gingen wir miteinander fort durch die vielen Zimmer bis in das erſte Gemach und von da an die Wendeltreppe. Die Geſtalt hatte ein Licht in der Hand und blickte von Zeit zu Zeit nach mir um. Als ich oben an der Treppe ſtand und hinunter ſchaute, kam mir auf einmal ein Gedanke, der gewiß nicht ganz dumm war. Wie wäre es, dachte ich bei mir, wenn Du hier irgendwo ein Zeichen zurücklaſſen könnteſt, das Niemand ſieht, das Dir oder Jemand anders ſpäter aber beweiſen könnte, Du ſeieſt in dieſem und keinem andern Schloſſe geweſen."

„Das war ein geſcheidter Gedanke," meinte mein Pflegevater, und ich öffnete blinzelnd meine Augen, ſchloß ſie aber gleich darauf wieder, als ich bemerkte, daß Frau Iduna zu uns herüberblickte.

„Die Wendeltreppe," fuhr Frau Merzer fort, „hatte auf der innern Seite ein Geländer, das unten in einen

großen Pfosten von Holz ausließ, auf welchem eine hohe, ebenfalls von Holz geschnitzte Vase stand. Diese fiel mir plötzlich in die Augen, und nun kam mir der Gedanke, etwas in jene Vase hineinfallen zu lassen. — Aber was? Aus meiner Tasche, die ich am Arme trug, etwas zu nehmen, wäre auffallend gewesen, und die Gestalt, die mit ihrem Lichte vorausschritt, blickte, wie ich schon vorhin bemerkte, häufig nach mir um."

„Nun, da bin ich begierig," sagte Herr von Schwanefeld.

„Oho!" sagte lachend die Erzählerin; „die waren pfiffig, wir jedoch auch nicht auf den Kopf gefallen. Wißt ihr, was ich that? Ich hatte an meinen Handgelenken kleine Pulswärmer von weißer Wolle und streifte den von der Rechten, während ich, die Hand an dem Geländer, langsam hinunterstieg, vorsichtig ab. — Mir klopfte das Herz bedeutend, als ich näher zur Vase kam. Jetzt war ich dicht dabei, und glücklicherweise trat die Gestalt in diesem Augenblicke an die kleine Pforte, die auf den Hof führte, und rief etwas hinaus. In der nächsten Sekunde lag mein Pulswärmer in der Vase, ich drückte noch einmal darauf und hatte die Freude zu fühlen, wie er rasch und tief hinunterfiel.

„Ich athmete tief auf und freute mich wie ein Kind. Ja, als er nun mit dem Lichte zurückkehrte — der Wagen war schon vorgefahren, der Schlag schon geöffnet — und freundlich von mir Abschied nahm, reichte ich ihm lachend die Hand und erwiederte: Gute Nacht, Gestalt.

„In der nächsten Minute saß ich im Wagen, in dem es so dunkel wie in einer Schachtel war, woher es denn auch wohl kam, daß mich nach der langen Anstrengung plötzlich ein heftiger Schlaf überfiel, so daß ich nicht widerstehen konnte und unter dem Rasseln der Räder die Augen zuschließen mußte."

„Sie hatten Ihr einen Schlaftrunk gegeben,“ meinte Frau Iduna.

„Nein, nein, das glaube ich nicht,“ verſetzte Frau Merzer, „der ſtarke Wein that's; ich hatte im Durſt ein paar Gläſer getrunken. Auch ſpürte ich, als ich aufwachte, durchaus nichts Unbehagliches, wie es von etwas Einſchläferndem nicht ausbleibt.“

„Und wo wachtet Ihr auf?“ fragte mein Pflegevater.

„Ich ſaß recht warm in meinem Wagen,“ gab die Frau zur Antwort, „als auf einmal ein kalter Hauch über mich hinfuhr, ſo daß ich fröſtelnd meine Augen aufſchlug. Da ſah ich den Wagenſchlag geöffnet, ein Mann half mir ausſteigen, und als das geſchehen war, wo meint Ihr wohl, wo ich mich befand? — Gerade da, wo ich eingeſtiegen war; an der Kirchhofmauer von Sankt Jakob. Der Wagen war im Nu um die Ecke verſchwunden, und als ich mir die Augen rieb, hätte ich beinahe die ganze Geſchichte für einen ſchweren Traum halten mögen.“

„Und es war kein Traum?“ fragte Frau Iduna in beſorgtem Tone.

„O nein,“ verſetzte lachend die Hebamme; „meine zehn Dukaten zeigten mir deutlich, daß Alles Wahrheit geweſen.“

Nach einer längeren Pauſe, während welcher Alle ſchwiegen und langſam die Reſte ihrer Gläſer ausſchlürften, ſagte Frau Iduna, nachdem ſie einige Mal ihren Kopf langſam hin und her gewandt:

„Das iſt eine ganz abſonderliche Geſchichte; wer davon die Fortſetzung wüßte! Was konnten ſie wohl für Gründe haben, das Mädchen für einen Buben auszugeben?“

„Nicht nur auszugeben, ſondern vielleicht auch zu vertauſchen,“ bemerkte mein Pflegevater. „Wenn das eine reiche und vornehme Familie war, konnte es ſich um eine

Erbſchaft handeln, die verloren ging, wenn ein Mädchen geboren wurde, aber bei dem Hauſe verblieb, ſobald ein Knabe erſchien. Glaubt mir, Kinder," ſetzte der alte Mann kopfnickend hinzu, „es paſſiren bei unſern ſonſt ſo wohlgeordneten Zuſtänden mitunter Dinge, die an's Fabelhafte grenzen."

„Und die arme Mutter?" forſchte Frau Iduna. „War ſie wirklich ſo ſehr ſchwach; hätte ſie nach ihrer Niederkunft ſterben können?"

„Wer kann das mit Beſtimmtheit ſagen," antwortete achſelzuckend Frau Merzer. „Es war ein armes, junges und zartes Weib in einem ſchwachen Zuſtande, der das Schlimmſte befürchten ließ."

„Gott möge ſie in ſeine Obhut genommen haben!" ſprach Frau Iduna, indem ſie die Hände faltete. „Kummer hatte ſie gewiß genug durchgemacht, bis ihre ſchwere Stunde kam. — Ich kann den ſchwarzen Schleier nicht vergeſſen, mit dem ihr Kopf umhüllt war und das rothe Maal am Herzen des armen kleinen Mädchens."

„Und den unausſprechlichen Blick, mit dem ſie mich anſchaute," ſagte die Hebamme. „Ich glaube, ſie hätte mir gern eine ganze Mordgeſchichte erzählt."

„Laßt uns davon aufhören," ſprach Frau von Schwaneſeld, indem ſie mit den Händen abwehrte; „ich will für Mutter und Kind beten, das kann vielleicht nachträglich noch zu etwas gut ſein."

„Amen! Amen!"

Damit ſtand Frau Merzer auf, und ſchickte ſich an nach Hauſe zu gehen.

Herr von Schwaneſeld wäre nicht ein Mann von gutem Ton geweſen, wenn er ſie bei Nacht ohne Begleitung gelaſſen hätte; auch mußte er ja das Hofthor des Armenhauſes öffnen laſſen. Deßhalb nahm er Hut und Stock

und reichte ſeiner Gemahlin die Hand zum Abſchiede, wie er immer zu thun pflegte, ſelbſt wenn er nur auf eine Viertelſtunde ausging.

Wir ſchliefen; ich ſcheinbar, Alice, welche ihren Kopf auf meinen Schooß gelegt hatte, in Wirklichkeit. Ich hätte um Alles in der Welt jetzt meine Augen nicht öffnen mögen, denn Frau Iduna, meine gute Pflegemutter, trat leiſe zu uns hin, beugte ſich tief auf uns herab und küßte zuerſt mich, dann das kleine Mädchen ſanft auf die Stirne.

„Es geſchieht viel Schlimmes, viel Erſchreckliches im Wechſel dieſes Lebens,“ ſagte ſie mit leiſer Stimme; „möge euch, ihr armen Kinder, der liebe Gott gnädig und barmherzig ſein!“

Drittes Kapitel.

Das Haus Schabegg.

Das Haus Schabegg war eines der ſchönſten Häuſer in der Stadt, es lag an der Hauptſtraße und obendrein, um ſeine Diſtinktion den Leuten recht anſchaulich vor Augen zu bringen, etwas zurückgezogen aus der Straßenlinie und ſomit auch aus der Reihe der ordinären Häuſer, — ordinär im Vergleich zum Haus Schabegg, denn ſonſt waren unter dieſen andern Gebäuden ſehr bemerkenswerthe, ſtattliche und anſtändige, ſowohl was das Aeußere, als auch was das Innere anbelangt. Das Haus Schabegg hielt ſich alſo in ſeiner Straße zurückgezogen, wie es eine gewiſſe Klaſſe vornehmer Leute bei großen Soiréen gern zu machen pflegt, die ſich nie unter die Gewöhnlichkeit miſcht, nicht gern in Einer Linie mit ihren Nebenmenſchen ſteht, die auf den Höhen des Lebens ruht und ſich in ihrer Zurückgezogenheit aufſuchen läßt. Es macht ſich außerordentlich ſchön, wenn die gewöhnliche Menſchheit mehrere Schritte machen muß, um ſo in den Dunſtkreis einer wirklichen oder eingebildeten Größe zu gelangen.

Das Haus Schabegg lag alſo zurückgezogen von der Straße, und der Hof, durch den es ſich von derſelben ſchied, obendrein durch Steine und Ketten abgegrenzt, war ein Terrain der Beobachtung, welche das Haus ſelbſt zu beſorgen ſchien, denn es lag mit ſeinen vielen Fenſtern ſo

lauernd da, hatte ſeinen Mund — das große Hausthor — ſo trotzig verſchloſſen, daß man der ganzen Phyſiognomie des Gebäudes wohl anſah, es müſſe ſich etwas Außergewöhnliches über den Hof bewegen, bis der große Eingang geöffnet werde. Und das war ganz richtig; denn dieſer Haupteingang öffnete ſich in der That nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, oder wenn der Herr des Hauſes ausging oder ſeine Frau und Kinder, während ſich alle Uebrigen mit einer Seitenthüre begnügen mußten.

Das Haus Schabegg, ganz von Steinen gebaut, hatte eine ſchöne Front mit großen Fenſtern, deren Bogen mit Bildhauerarbeit verziert waren und deren Schlußſteine menſchliche Köpfe mit phantaſtiſchen Grimaſſen zeigten, und ein paarmal zur Abwechslung zwei Hände, welche nicht ohne Beziehung, wie wir ſpäter ſehen werden, einen Stein in Form eines Brillanten hielten. Ueber dem großen Hausthor war ebenfalls eine Verzierung zu ſchauen, aber kein adeliges Wappen — ein ſolches beſaßen die Schabegg's nicht und thaten ſich etwas darauf zu gut, es nicht zu beſitzen. Statt alſo irgend einem Löwen, einem Bären oder Greifen ſah man hier den Gott Merkur mit geflügelten Sandalen, mit Stab und vollem Beutel, rechts und links neben ihm die Buchſtaben A S — Anton Schabegg, und darunter die Jahreszahl 1746. Etwas tiefer las man die Jahreszahl 1846, in welchem Jahre des Heiles und des guten Weines das Haus von dem jetzigen Beſitzer, Johann Chriſtian Schabegg, gründlich renovirt worden war.

Dieſe Renovation war im Hinblick auf allen möglichen jetzt gebräuchlichen Komfort und mit Hülfe der neuern Erfindungen ausgeführt worden. Die frühere breite Steintreppe vor dem Haupteingange mit ihren verſchiedenen Ruheplätzen und Windungen, mit ihrem phantaſtiſchen

Eiſengitter hatte einer Rampe Platz machen müſſen, welche den Wagen, die zu den Soiréen des Hauſes Schabegg rollten, eine bequeme Anfahrt bot. Ueber dieſer Anfahrt trugen elegante Säulen ein heiteres Glasdach mit großen Scheiben, von deſſen Mitte ein Gasluſtre in Bronze mit drei matten Kugeln herabhing. Dieſes Licht hatte ſich auch im Innern des Hauſes Eingang zu verſchaffen gewußt. Unten auf dem Schlußpfoſten der breiten Marmortreppe ſtand ein mächtiger Kandelaber, in der Wendung ein zweiter, oben ein dritter und vierter, welche das weite Treppenhaus mit ſeinem Veſtibul und Korridor taghell erleuchteten. Auch alles Andere, was zum Dienſt des Hauſes gehörte, war mit Gaslicht auf's Reichſte erhellt; nur in den Salons, ja ſelbſt in den Vorzimmern duldete es Frau Schabegg nicht des höchſt unangenehmen, plebejiſchen und penetranten Geruchs wegen; auch weil es in Wirthshäuſern und bei gewöhnlichen Bürgersleuten zu brennen pflegte, und weil ſie einmal gehört hatte, das Brennen von Wachslichtern verbreite einen eigenthümlichen, diſtinguirten Odeur.

Wenn wir uns mitten auf dem Hofe vor das Haus Schabegg hinſtellen, ſo bemerken wir zu ſeiner Rechten und Linken Raſenplatz und grüne Bäume und vermuthen, daß ſich hinter dem Hauſe ein weiter, ſtiller Garten mit uralten Bäumen, mit plätſchernden Fontänen, geraden Wegen, ſteifverſchnittenen Hecken und zopfigen Statuen ausdehnen wird. Und das war auch früher der Fall. Als Anton Schabegg, der durch den Kolonialhandel reich geworden war, ſein Haus baute, machte er dort, dem Geſchmacke der Zeit gemäß, auf dem weiten Terrain, welches zu den Gebäuden gehörte, ſolche Gartenanlagen. Damals war es noch keine große Verſchwendung, im Herzen der Stadt große Gartenanlagen zu beſitzen; es war nur ein weiterer

„Wozu, Frau?“ entgegnete der Steinmann; „es ist ein jammervoller Brief, hätt' nicht geglaubt, daß dem Herrn das uneheliche Kind so am Herzen liegt, obendrein da er verheirathet ist; wie der italienische Advokat schreibt.“

„Aber er hat vielleicht weiter keine Kinder?“ sagte forschend die Frau.

„So scheint's in der That,“ entgegnete der Steinmann, nachdem er noch einen Blick in die Papiere geworfen. „Ich glaube, er wäre im Stande gewesen, das Mädchen zu sich zu nehmen; er ist aber jetzt nach Sicilien abgereist.“

„Und wie heißt der Herr?“ forschte die Frau weiter und der Gevatter sagte lachend:

„Ja, das möchte ich auch wissen!“

„Graf von St. Alban,“ las der Steinmann aus dem Briefe und steckte seine sämmtlichen Papiere in die Tasche, worauf der Gevatter lustig sagte:

„Nun, jetzt weiß ich doch, wem ich dankbar bin, und werde wahrhaftig nicht ermangeln, einige Schoppen auf das Wohl des Grafen von St. Alban zu trinken — wann bekomme ich mein Geld, Steinmann?“

„Morgen früh,“ entgegnete mürrisch der Stadtsoldat. „Ihr könnt kommen und es bei mir holen; aber schmiert Eure Sohlen und packt Eure Garderobe zusammen. Ihr müßt morgen noch die Stadt verlassen. An Euch werde ich denken, Frau.“

Damit gieng er die Treppen hinab, gefolgt von dem Gevatter, der in dem dunkeln Vorplatze zurückblieb, bis der Steinmann die nächsten Gäßchen hinter sich hatte. Dann schlüpfte auch er auf die Straße.

So waren denn die Verbündeten zum letzten Male freundschaftlich bei einander gewesen, und es hatte sich ein Bund auf-

Beweis für ein reiches, wohlgeordnetes Haus. Aber die Zeiten änderten ſich, und in der Reſidenz, die endlich anfing, nicht allein Reſidenz ſein zu wollen, ſondern in welcher ſich auch Induſtrie und Handel und damit größere Selbſtſtändigkeit ihrer Bewohner mächtig zu regen begann, entſtanden wie mit einem Zauberſchlage neue Gebäude neben neuen Gebäuden, Straßen neben Straßen, und es kam der große Augenblick, daß Johann Chriſtian Schabegg, Vater, an ſeinem Fenſter ſtehend zu ſich ſelber ſprach: „Wir wollen doch ſehen, ob dieſe gewöhnlichen Häuſer ſich nicht in reſpektvoller Entfernung von dem Grundſtücke der Schabeggs halten werden. Aber ſie thaten es nicht, dieſe unverſchämten Häuſer; ſie drängten näher und näher, und Johann Chriſtian Schabegg, Vater, welcher die Regierung ſeit langen Jahren mit kräftiger Hand geführt hatte, dem der Ausdruck: Streitigkeit mit ſeinen Nachbarn etwas ganz Unbekanntes war, da ſich dieſe Nachbarn in geziemender reſpektvoller Entfernung vom Hauſe Schabegg hielten, ſah ſich genöthigt, allerlei verdrießliche Prozeſſe zu führen wegen Entziehung von Sonnenlicht, wegen zudringlicher Fenſteröffnungen, die auf ſein Terrain führten, und wegen Dachrinnen und Traufgerechtigkeiten.

Ja, was noch ſchlimmer war, rechts und links von ſeinem Hauſe machten ſich zwei Straßenlinien breit, die, wie Johann Chriſtian Schabegg kopfſchüttelnd ſagte, ja nun und nimmermehr ihre Vereinigung finden konnten. Denn dieſe Vereinigung hätte doch in ſeinem Garten gefeiert werden müſſen, gerade dort, wo ſeit langen, langen Jahren an einem Waſſerbaſſin der Lieblingsplatz der Schabeggs geweſen war. — Pah! Unſinn!

Und doch drängten dieſe Gebäude rechts und links, immer näher und näher, ja man hörte ſchon das Klopfen und Hämmern, ſowie das Klingen der Eiſen an den Stei-

nen in recht beunruhigender Nähe, und wenn Johann Christian Schabegg, Vater, in seinem Lehnstuhle am Fenster saß, so durchdrang ihn ein Gefühl, wie es wohl ein tapferer Festungskommandant haben mag, der das dumpfe Hämmern und Scharren der Schanzgräber hört, und welchen bei aller Tapferkeit, bei aller Ueberzeugung von der Festigkeit seiner Mauern doch zuweilen der finstere Gedanke überfliegt: wäre es denn doch möglich, daß sich diese Wälle beugen müssen? — Pah! Unsinn!

Aber Herr Johann Christian Schabegg, Vater, kam zum Sterben, — man konnte sagen: Schabegg ist todt, es lebe Schabegg! denn Johann Christian, der Sohn, trat die Regierung an.

Der Verstorbene war ein hochmüthiger und stolzer Mann gewesen, ein Polterer, der sich sogar bis zur Grobheit versteigen konnte, dabei aber als braver, gerader und rechtschaffener Mann von der ganzen Stadt gekannt und geachtet. Im Stadtrathe, von dem er ein leuchtendes Mitglied war, liebte man es nicht, den Straßenplan auf's Tapet zu bringen, oder that es nur, wenn Herr Johann Christian Schabegg abwesend war; denn in seiner Gegenwart führte eine derartige Erwähnung zu den unangenehmsten Erörterungen, welche mehr als einmal die energische Aeußerung des alten Herrn hervorgerufen hatte: er werde sich mit seinem Gewehr in den Hof stellen und Jeden niederschießen, der an seiner Grenze rühre. Ja, einem Architekten, der ihm alles Ernstes einen Bauplatz um schweres Geld abhandeln wollte, hatte er mit flammenden Augen den freundschaftlichen Rath gegeben, er möge sich auf dem Kirchhofe mit anständigem Platz zu einem Grabe versehen und sich hängen lassen, sobald er dort mit seinem Ankauf im Reinen sei.

So stand diese Angelegenheit, als Herr Johann Christian

Schabegg, Sohn, an die Regierung kam. Dieſer war ganz das Gegentheil ſeines Vaters, ein feiner, ſehr feiner Mann. Polternde Redensarten oder gar Grobheiten kannte er nicht; auf ſeinem Geſichte hatte er neben der würdevollſten Miene für Jedermann ein freundliches Lächeln in Bereitſchaft. Und dieſes Lächeln konnte ſich, je nachdem die Perſon war, zu einem freundſchaftlichen Ausdrucke ſeines glatten Geſichtes ſteigern.

Johann Chriſtian Schabegg, Vater, hatte nach dem Beinamen des tüchtigſten Kaufherrn der Stadt geſtrebt, Johann Chriſtian Schabegg, Sohn, dagegen nach dem des chriſtlichſten Kaufmannes. Er war Kirchenvorſteher und Miſſionsbetreiber; ſein Name ſtand mit bedeutenden Beiträgen auf allen Kollekten für arme chriſtliche Familien; gewöhnliche arme Familien, denen man erſteres Prädikat leider nicht geben konnte, erhielten natürlicherweiſe nichts von ihm. Dabei gingen ſeine Bemühungen in's Große und Weite, und ſein chriſtliches Erbarmen umfaßte die entfernteſten Länder. Wenn er auch an manchem bitteren Jammer, an manchem bitteren Elend in ſeiner nächſten Nähe, ja ſelbſt in ſeiner eigenen, ausgedehnten Familie hart und kalt vorüberſchritt, eingehüllt in ſein chriſtliches Bewußtſein, ſo ſorgte er doch dafür, daß die rothhäutigen Indianer leſen und ſchreiben lernten und die Bekanntſchaft mit europäiſchen Sitten und europäiſchem Schnaps machten, und wenn er es auch mit großer Gemüthsruhe anſehen konnte, daß ein unſchuldiges Kind ſeiner Verwandtſchaft im Armenhauſe von fremden Leuten, die ſelbſt Nichts hatten, nothdürftig gekleidet und ernährt wurde, ſo war es ihm doch ein ſüßes Bewußtſein, kleinen ſchwarzen Negerbälgen Hemden verſchafft, ſowie wenigſtens mittelbar dazu beigetragen zu haben, daß im Königreiche Dahomey bei großen Hoffeſtlichkeiten die Königin mit ihren Staats- und

Ehrendamen wenigſtens zur Hälfte mit rothkarrirten Schürzen verſehen wurde. Für dieſe Idee hatte er ſich außerordentlich enthuſiasmirt, und ertappte ſich bei geſchloſſenen Augen zuweilen auf dem innigen Wunſche, die Früchte ſeiner Wohlthaten wenigſtens einmal anſchauend zu genießen und einen ſolchen Dahomey'ſchen Allerhöchſten Kammerball mitmachen zu können.

Herr Johann Chriſtian Schabegg, Sohn, faßte denn auch die Straßenangelegenheit nicht nur von einer ganz andern Seite auf, ſondern war klug genug, dabei noch ſeinen Titel des Chriſtlichen neu zu vergolden, indem er nicht bloß den für die Stadt nothwendigen Theil ſeines Gartens preisgab, ſondern auch unentgeldliches Terrain für ein Schulhaus anwies, wobei er aber die kleine beſcheidene Bedingung machte, daß daſſelbe auf ewige Zeiten „Schabegg'ſche Stiftung" heißen müſſe.

Wie ſchon vorhin geſagt, der alte Schabegg war Kaufherr geweſen und hatte ſeine Geſchäfte im großen und vornehmen Style getrieben. Von ſeinen umfaſſenden überſeeiſchen Verbindungen hatte er nur wenige beibehalten, und betrieb bis an ſein Lebensende ein kleines Geſchäft, in dem aber Millionen ſteckten, denn er handelte mit Perlen und Edelſteinen. Wie ein Geizhals in ſeinem Golde wühlt, ſo war es ſein Vergnügen, aus der doppelt und dreifach verſchloſſenen eiſernen Kiſte, welche in der Mitte ſeines Comptoirs auf einer Erhöhung ſtand, eine Handvoll Brillanten zu nehmen, von dem jeder einzelne ein ziemliches Vermögen war.

Johann Chriſtian Schabegg, Sohn, war dagegen nur Kaufmann nach neueren Begriffen und überlegte, daß alle die Steine und Perlen, die er verkaufte, auch in Gold gefaßt ſein müßten, und daß dieſe Goldfaſſung herzuſtellen ein ſehr einträgliches Geſchäft ſei. Bei ſeinen großen Mit-

tein und der Energie, die er beſaß, brauchte er keine große Zeit vergehen zu laſſen zwiſchen dem Auftauchen einer Idee und deren Ausführung. Deßhalb ſuchte er einen Geſchäftsführer, der mit der Fabrikation von Geſchmeiden ſehr vertraut war, und ließ ſich einen Baumeiſter kommen, mit dem er einen Grundplan ſeines Gartens vornahm, und mit hocheigener feſter Hand trotz des finſteren Blickes, welchen das Porträt des Vaters auf ihn warf, die Straßenlinie mitten durch jene oben erwähnte Fontäne, dem Vergnügungsplatze ſo vieler Schabegge, traſſirte, Alles jenſeits zu Bauplätzen parzellirte, und auf dem Platze dieſſeits ein Fabrikgebäude für Goldwaaren aufzurichten begann.

Daß dieſes begreiflicher Weiſe nicht das alte Haus Schabegg berühren durfte, kann ſich der geneigte Leſer ſelbſt denken. Doch um die Kommunikation für den Chef des Hauſes oder vielmehr das komprimirte Haus Schabegg zu erleichtern, führte vom erſten Stock des alten Gebäudes eine Brücke in das neue Geſchäft hinüber, welches dieſſeits und jenſeits mit eiſernen Thüren verſchloſſen war, und zu deren zierlichen aber ſtarken Bramaſchlöſſern Herr Johann Chriſtian, der Sohn, allein die Schlüſſel beſaß.

Das Haus Schabegg, welches ich mich ſo bemüht dem geneigten Leſer vor die Augen zu führen, das Gebäude in Stein, Eiſen, Holz und Glas war eigentlich nur die Schale, in welcher der edle Kern, das wirkliche und wahrhaftige Haus Schabegg, in der Perſon des Herrn Johann Chriſtian, Sohn, ſteckte. Ja, in ihm vereinigte ſich das ganze Haus; war er abweſend, ſo erſchien jenes Gebäude nur wie ein Körper ohne Seele, wie ein Weſen ohne Lebenskraft, wenigſtens in ſeinen Augen. In dieſen Phantaſieen — und er hatte oft ſolche — kamen ihm die Mauern, welche ſo glücklich geweſen waren ihn geboren werden zu ſehen, nur wie ein Etwas vor, das gar keinen Sinn mehr hätte, wenn

es nicht durch sein allgewaltiges Ich ausgefüllt würde. — — Es war vorgekommen, daß Fremde, welche das stattliche Gebäude anschauten, als er zufällig hinausging, sagten: das ist das Haus Schabegg, worauf er seine Nase höher empor hob, und mit einer Majestät dahinschritt, welche nicht geringer war, und in seinen Augen nicht weniger Erstaunen erregte, als wäre das ganze große, steinerne Gebäude durch die Straßen spazierend gesehen worden.

Wenn er zuweilen Abends im weichen Fauteuil vor der großen eisernen Kiste saß und träumend die Augen schloß, so konnte er eigenthümliche Visionen haben: er sah sich auf einer Wolke schweben, geformt aus Haupt- und Kassabüchern, aus Goldbarren und Perlenschnüren, die getragen wurde von sämmtlichen Kommis und Dienern des Hauses, um welche die hübschen Arbeiterinnen, welche das Poliren der Goldgeschmeide besorgten, als angenehme Genien schwebten, und auf welcher er selbst ruhte, auf der Wolke nämlich, angethan mit sämmtlichen licht- und flammensprühenden Brillanten, die sich in der eisernen Kiste befanden, und deren Glanz so mächtig war, daß sie um sein Haupt eine sanfte Glorie bildeten.

— Das Haus Schabegg. — —

Er war überzeugt, daß er verständigen und gebildeten Menschen so erscheine und daß sie es ihm Dank wissen mußten, wenn er im gewöhnlichen Leben ihre blöden Augen schonte, und in strengem Inkognito als einfacher Mann im seinen schwarzen Tuchrock mit sehr eleganter Wäsche und weißer Halsbinde unter ihnen wandelte, daß er sie sanft anlächelte, wenn sie ihn demüthig grüßten, daß er sogar ein freundliches Wort für Diesen oder Jenen hatte, ein Wort mit menschlicher Stimme gesprochen, und nicht in Donnertönen oder Sturmgebraus, in majestätisch klingender Stimme, wie man doch hätte erwarten können vom Hause Schabegg.

War es diesem außerordentlichen Wesen möglich geworden, eine seiner würdigen Lebensgefährtin zu finden? — In stillen, unbewachten Augenblicken beantwortete er sich selbst zuweilen diese Frage mit einem leichten Schütteln des Kopfes. Und doch war er in der Wahl dieser Lebensgefährtin so vorsichtig wie möglich gewesen. Frau Schabegg war die Tochter eines großen Bankiers, der es prächtig verstanden hatte, ohne Vermögen in den Ruf großer Reichthümer und dadurch eines ungeheuren Kredits zu gelangen, der, wie eine schillernde Seifenblase, mit seinen bunten gaukelnden Farben die Leere der Kassen verdeckte, und die, als sie beim Tod des Bankiers endlich zerplatzte, nichts als unangenehme Flecken zurückließ.

Der Vater der Frau Schabegg hatte seiner Tochter Valerie nur die kleine Mitgift von einer halben Million dekretirt, jedoch dem Schwiegersohne davon keinen Groschen ausbezahlt. — „Mein lieber Sohn," hatte der alte wohlbeleibte Herr, der ein gewaltiger Lebemann war, nach einem vortrefflichen Diner zu dem Hause Schabegg gesagt, „es wäre Luxus, wenn ich Ihnen diese Kleinigkeit — damit meinte er die halbe Million — zustellen würde. Ich habe sie Ihnen in meinen Büchern gut geschrieben, und wenn es Ihnen recht ist, lassen wir Zinsen auf Zinsen dazu anwachsen, — hiebei rieb er sich schmunzelnd die Hände — für ein kleines Kapitälchen, womit wir dann seiner Zeit unseren Erstgebornen überraschen werden." — Aber der Erstgeborne blieb aus, ebenso wie die halbe Million mit Zinsen und Zinseszinsen, worüber sich indessen Frau Schabegg kein graues Haar wachsen ließ, was auch Schade gewesen wäre, denn sie besaß wunderschöne, dunkelbraune Flechten; überhaupt war sie eine der reizendsten und elegantesten Frauen, die man sehen konnte, fein und zierlich, vielleicht etwas zu schlank gewachsen, dabei aber nicht groß, wodurch das

Gleichgewicht wieder hergestellt wurde. Ein hübsch geformter Mund ließ, wenn sie lachte, schneeweiße regelmäßige Zähne sehen; ihr Auge von unbestimmter Farbe war hell und glänzend, und bei allen diesen Vorzügen hatte sie Verstand genug, um, ohne sich leiten zu lassen, ihren eigenen Weg zu gehen, — einen Weg, in gesellschaftlicher Beziehung wohl angemessen dem Glanze des Hauses Schabegg, auf welchem sie ihren mannigfaltigen, oft kindischen Launen den Zügel im weitesten Umfange des Wortes schießen ließ, und dabei die Kasse ihres Gemahls in keiner Weise schonte.

Wenn auf diese Art Frau Schabegg den Pfad ihres Gatten gerade auch nicht mit Rosen bestreute, so bedeckte sie ihn doch mit Kostbarkeiten aller Art, mit glänzenden Equipagen, Wagen- und Reitpferden, reichen Stoffen, sowie Gold und Brillanten. Sie war vielleicht zehn Jahre jünger als das Haus Schabegg, dabei aber wohl um hundert Jahre heiterer und lebenslustiger, und wenn Herr Johann Christian in seinem schwarzen Tuchrocke mit dem glatt gekämmten Haar, und der steifen, weißen Halsbinde, die er nie ablegte, von seiner Gattin spazieren geführt wurde, was übrigens nicht allzu oft vorkam, so hätten bei diesem Anblick Unparteiische viel eher auf Vater und Tochter, als auf Mann und Frau gerathen.

Es war Schade, daß die Lebensrichtung dieser beiden Leute so auffallend auseinander ging. Alle die christlich-frommen Vereine, denen das Haus Schabegg so eifrig zugethan war, konnten sich in gewisser Beziehung der Sympathieen der Frau Valerie nicht erfreuen; ja sogar in ihren milden und sehr reichlichen Gaben für Hülfsbedürftige herrschte eine systematische Opposition, und wo er sich mit Entrüstung abwandte, und zu keiner Gabe zu bewegen war, da bewilligte sie auf's Reichlichste, um, wie sie lachend sagte, Himmel und Erde wieder in Einklang zu bringen.

Johann Christian Schabegg war der einzige Sprößling des alten Handelsherrn gewesen, und wenn auch die Verzweigungen der Familie in weiteren Kreisen zahlreich genug waren, so gab es doch nur wenige Schabegg, die man für vollkommen würdig erachtete, um mit dem Stammhause in nähere Verbindung zu treten oder zu bleiben. Unter diesen Wenigen war ein rechter Vetter der Einzige, der mit dem Hause so liirt war, daß ihm dasselbe zu allen Zeiten offen stand. Dieß war Emil von Schabegg, oder der gnädige Herr, wie ihn die Dienerschaft nannte. Sohn eines Bruders des alten Handelsherrn, war auf ihn das Vermögen seines Vaters übergegangen. Beim Tode des Großvaters wohl recht bedeutend, hatte es sich übrigens bei dieser Linie des Hauses nicht vermehrt, da Paul Schabegg nicht wie sein Bruder Handelsherr wurde, sondern von seinen Revenuen ein angenehmes und heiteres Leben führte. Seine Abneigung gegen den Kaufmannsstand war auf den Sohn übergegangen, und als Emil von Schabegg in das Alter gekommen war, wo man sich für einen Lebenslauf entscheiden muß, wählte er sich einen nicht schwer zu erringenden, mit äußerem Glanze reich ausgestatteten, und wurde Lieutenant im Garde-du-Korps-Regiment Seiner Majestät des Königs. Als hübscher junger Mann von guter Erziehung und angenehmen Formen, welchem die Kasse seines Vaters mehr als wohl gut war zur Verfügung stand, wurde er trotz seiner bürgerlichen Herkunft in den hohen, höheren und allerhöchsten Kreisen gern gesehen, und von guten, einflußreichen Freunden empfohlen, erhielt er aus Anlaß irgend eines großen, festlichen Ereignisses bei Hofe das Ritterkreuz des Schwertordens, welches ihm den erblichen Adel verlieh, worauf seine adeligen Freunde im Offizierkorps nicht unterließen, ihn so lange ihren Herrn Kameraden von Schabegg zu nennen, bis er sich die drei bedeutungsvollen Buchstaben

nicht nur gefallen, ſondern auch auf ſeine Karte ſtechen ließ, wofür ihn freilich ſein Oheim Johann Chriſtian, der Handelsherr, brummend und mit der derben Aeußerung empfing, er möge dieſe Handhabe vor dem altbürgerlichen Namen gefälligſt dazu benützen, ſich gelegentlich hängen zu laſſen. Uebrigens brachte es Emil von Schabegg nicht weiter als zum Lieutenant. Die Avancements in der Armee, namentlich in der Kavallerie der Garde, waren ſchlecht, und wenn er, der genau betrachtet doch eigentlich von gar keiner Geburt war, auch deßhalb gerade nicht zurückgeſetzt wurde, ſo verſtand man es doch zu machen, daß die echten Herren Kameraden „von“ in dieſen langen Friedensjahren eher zum Grade des Rittmeiſters gelangten als er.

So lange Emil von Schabegg jung und vollkommen lebensluſtig war, empfand er hierüber keinen großen Kummer. Als er aber eines Morgens empfand, daß über Nacht auf ſein Leben ein leichter Reif gefallen ſei, daß die Elaſtizität ſeines Geiſtes und Körpers ihren Kulminationspunkt hinter ſich habe, und daß es ihn einige Anſtrengung koſte, noch wie ehedem mitzumachen, da begann er nicht nur über die Zukunft nachzudenken, ſondern auch nachzurechnen, und er ſprach zu ſich ſelber: „Wenn ich Offizier bleibe, ſo bin ich gezwungen, trotz alledem noch hie und da mitzumachen; es wäre ridikul, mich als Garde-du-Korps zurückziehen zu wollen. — Mitmachen aber, das heißt, die ganze Pferde-, Jagd- und Hundewirthſchaft, ſpielen, trinken, und vor Allem die kleinen Soupers mit ihren Folgen, konſumirt mehr Lebenskraft und Geld, als ich verhältnißmäßig aufzuwenden habe. — Gut, erwarten wir alſo die erſte, beſte Gelegenheit, um mit einem gehörigen Eclat den Säbel ablegen zu können.“

Emil von Schabegg hatte recht, auf einen Eclat zu warten, denn wenn man gewiſſermaßen von der Schau-

gelöst, der ſo lange und feſt gehalten in guter und ſchlechter Zeit. Der Steinmann war der Einzige, der wie immer ſich mit Vortheil zurückzog, während des ganzen Zuſammenlebens mit ſeinen Verbündeten und ſo auch heute. Luſtig und vergnügt ſchritt er durch die Straßen, die gute Meßnerei in Ausſicht und achthundert Gulden in der Brieftaſche, von denen er freilich vierhundert abgeben mußte, doch blieben ihm noch immerhin vierhundert, um — ſeine erſten Ausgaben beim Antritt des neuen Amtes beſtreiten zu können.

bühne tritt, ſo thut man das gern mit ſo viel Geräuſch und Applaus, wie möglich. Und er hatte Glück, denn es erſchien eine famoſe Gelegenheit. Der Kriegsminiſter protegirte einen jungen Grafen ſeiner Verwandtſchaft etwas gar zu auffallend, und obgleich viele der Herren Kameraden bedeutend murrten, ſo war doch Emil von Schabegg allein geneigt ſich zu opfern, und that das, indem er öffentlich erklärte: es ſei unmöglich bei einer ſolchen Wirthſchaft noch länger zu dienen, worauf er um ſeinen Abſchied ohne Penſion bat und ihn auch erhielt, ſogar mit der Erlaubniß, Armeeuniform tragen zu dürfen, worüber er aber lächelnd die Achſeln zuckte.

In den Augen der Kameraden hatte er aber hiedurch ungeheuer gewonnen: er war als hochherziges Opfer für die Andern gefallen und war und blieb hiedurch im ganzen Offizierkorps eine Autorität. Man hielt ihn nicht nur in den Zirkeln, wo er bisher geweſen, ſondern ſeine Freunde von Einfluß brachten es auch dahin, daß er ſogar als Penſionär nicht von der großen Hofliſte geſtrichen wurde.

Emil von Schabegg legte alſo die glänzende Uniform ab — wir glauben, als er ſeine letzte Meldung gethan, und zu Haus den Pallaſch ſeinem Jäger übergab, ſagte er mit Ferdinand in Kabale und Liebe: „Gute Nacht, Herrendienſt," ohne übrigens, wie dieſer unglückliche junge Mann, die Abſicht zu haben, ſich für ſein übriges Leben mit matter Limonade zu begnügen. Im Gegentheil: er ſah am Baume ſeines Lebens noch manche Blüte hängen, die er zu pflücken gedachte, aber nicht durch heftiges Stürmen und Ringen, ſondern durch ſanftes Bemühen und geduldiges Warten. Er überſchlug ſeine Fonds, die der Geſundheit und die der Kaſſe, und ſchien über das Reſultat gerade nicht unzufrieden, namentlich was den Stand ſeiner Finanzen anbelangte,

ſo hätte man wenigſtens glauben können; denn abgeſehen davon, daß er ſeinen Stall um ein halb Dutzend Reitpferde verringerte, führte er ſein Hausweſen mit ziemlich großem Train nach wie vor fort.

Als er zum erſten Mal in Civil erſchien, ſehr elegant und einfach gekleidet, da ſagten die Kameraden: „Auf Ehre! von Schabegg, wir verſichern Dich, daß Du um zehn Jahre jünger ausſiehſt.“ — Das war es aber durchaus nicht, was er ambitionirte, im Gegentheil: er hatte ſich bewaffnet mit den Gefühlen eines älter werdenden Herrn, die er öffentlich zur Schau trug, hinter denen aber doch zuweilen der Schalk durch Augenblinzeln und ein angenehmes Lächeln um die Mundwinkel hervorſchaute. Er, der noch vor acht Tagen mit feſten, klirrenden Schritten durch die Straßen gegangen war, den Pallaſch leicht und gewandt im Arme tragend, der ſich nie anders in den Sattel ſchwang, als wenn das ungeduldige Pferd ſchon heftig vorwärts ſtrebte, er hatte ſich nun, im Civilanzuge erſcheinend, einen Stock angeſchafft, auf den er ſich wirklich ſtützte, und ſetzte ſeine Füße vorſichtig, ja nicht ohne eine kleine Steifheit, welche ſich in ſeinen Kniebewegungen ausſprach. Und wenn er jetzt ausritt, ſo legte er, ehe er aufſtieg, ſorgfältig ſeine Zügel zurecht, und ließ von ſeinem Reitknechte feſt den Bügel halten. Kam einer der früheren Kameraden hinzu, der darüber lachte, ſo pflegte Emil von Schabegg zu ſagen: „Lieber Freund, man wird alt,“ worauf der Andere mit lautem Lachen erwiederte: „von Schabegg, Ihr ſeid der raffinirteſte Kerl, den ich kenne.“ Kopfſchüttelnd ritt alsdann Jener fort in ziemlich nachläſſiger Haltung, bis er es vielleicht an irgend einem Fenſter für nothwendig hielt die Zügel anzuziehen, oder eine erſtaunenswerthe Lançade zu machen.

Es iſt eigentlich unrecht, ſo viel von den Aeußerlichkeiten des ehemaligen Garde-du-Korps geſprochen zu haben,

ehe ich dem geneigten Leſer geſagt, daß Emil von Schabegg ein Ehrenmann in der ſchönſten Bedeutung des Wortes war, offen, redlich gegen ſeine Freunde, freigebig bis zum Exzeß, treu und anhänglich. Und für all' dieſes Licht ſeines Charakters zeigte derſelbe nur einen einzigen tieferen Schatten, das war eine übergroße Eitelkeit auf ſeine perſönlichen Vorzüge. Für einen Offizier waren dieſe nun allerdings ſehr bedeutend geweſen, und er hatte ihnen in jeder Beziehung Siege zu verdanken, die den Andern fabelhaft erſchienen. Doch ließen dieſe Siege ein ſolches Selbſtbewußtſein zurück und nährten ſeine Eitelkeit dergeſtalt, daß dieſes die Stelle war, wo er zuweilen lächerlich wurde. Seine Kameraden konnten ihm nach einem Balle ſagen: „Aber, von Schabegg, höre auf, Du haſt wieder einem Dutzend armer Mädchen vollſtändig die Köpfe verrückt," worauf er vielleicht lächelnd erwiederte: „Ich bitte euch, keine Uebertreibungen, ein Dutzend iſt viel, aber vier bis ſechs werden ſchon den Reſt der Nacht mit Seufzen zugebracht haben."

Daß dieſe ſeine Schwäche aus Scherz von den Andern redlich benützt wurde, verſteht ſich von ſelbſt, und es erhielt Niemand ſo viel anonyme Schreiben und ſinnvoll gewundene Blumenſträuße, wie der Garde-du-Korps, der ſchönſte und eleganteſte Offizier, der geiſtreichſte Geſellſchafter, die Quinteſſenz aller Ritterlichkeiten. Und wenn er durch die Straßen ging, ſo glaubte er es von unzähligen Lippen flüſtern zu hören: „Das iſt Emil von Schabegg, der ſchöne Schabegg."

Dieſe Eitelkeit war auch die ſchroffſte Klippe, die er zu umſchiffen hatte, nachdem er den Vorſatz gefaßt, den glänzenden Küraß abzuſchnallen, und darnach brauchte er einige Zeit, um mit ſich darüber in's Reine zu kommen, wie er von jetzt an in der Welt zu erſcheinen habe, damit der

Abſtand gegen früher nicht gar zu bedeutend erſcheine, und er war verſtändig genug, ziemlich richtig zu wählen. Seine Toilette fiel auf durch einfache Eleganz; ſeine Bewegungen, namentlich ſein Gang, ſo wie der dazu gehörige Stock zeigten eine ernſtere Lebensrichtung an, während Kopf und Geſicht das des ehemaligen Garde-du-Korps geblieben war. Seine etwas eingefallenen Wangen ſahen immer angenehm geröthet aus, die Spitzen des Schnurrbarts hatte er zuſammengedreht und etwas nach oben gerichtet; ſein lockiges Haar trug er genau in der Mitte geſcheitelt, es ſollte das ſeinem Geſichte beſondere Intelligenz und jugendliche Friſche verleihen, wogegen er wieder zur Dämpfung mit einem etwas heiſeren Organ ſprach, was aber doch, wie man ihn häufig verſicherte, auf das ſchöne Geſchlecht von einer unwiderſtehlichen Wirkung war.

Verheirathet war Emil von Schabegg nicht, obgleich er ſeit längeren Jahren ſogenannter glücklicher Bräutigam war. Er hatte ſich etwas leichtſinniger Weiſe in dieſes Verhältniß eingelaſſen, und zwar zur Abwehr anderweitiger, zuweilen zudringlicher Anfragen nach ſeiner Perſon und zur Löſung von Verbindungen, mit denen es ihm nicht Ernſt war. Seine Braut, wie er aus einer guten und reichen Familie ſtammend, hatte Vorzüge genug, um Frau von Schabegg werden zu können, und an dem Ballabende, wo er glühend von Tanz, Leidenſchaft und Wein den erſten Ring jener ſüßen Kette ſchmiedete, welche man das eheliche Band nennt, war es ihm mit ſeiner Abſicht auch wohl zur Hälfte Ernſt geweſen; ſie aber und ihre Eltern hatten die ganze Wichtigkeit dieſes feierlichen Augenblickes erkannt, und ohne ſich ſpäter genau angeben zu können, wie das eigentlich gekommen, ſah ſich der luſtige Lieutenant eines Tages veranlaßt, Karten umher zu ſchicken mit der Inſchrift:

Emil von Schabegg
und
Julie Breder
empfehlen sich als Verlobte.

Es wären daraus für ihn beinahe ein Halbdutzend Duelle entstanden; nicht als ob ihm Jemand den Besitz seiner Braut mißgönnt, im Gegentheil, die Herren Kameraden fanden diese Verlobung des Garde-du-Korps-Offiziers ziemlich absurd, und eine gute Anzahl dieser Kameraden hatten sich bei der nächsten Wachparade mit solchen Verlobungskarten versehen und zeigten sie ihm, Einer nach dem Andern, mit den Worten: „Du, was ist denn das für ein von Schabegg?“ Daß der vierte oder fünfte der Frager als Antwort eine spitzige Bemerkung einkassirte, wird nicht unglaublich erscheinen. Kurz und gut, es engagirten sich ein paar Duelle, die aber glücklicher Weise von einem ruhigeren, älteren Offizier als nicht genugsam motivirt in ein heiteres Diner verwandelt wurden, bei welchem es sich die arme Julie Breder gefallen lassen mußte, daß sehr umständliche Toaste auf sie und ihre Persönlichkeit ausgebracht wurden.

Allerdings war die Persönlichkeit der Braut nicht der Art, daß man, wenn sie am Arme des jungen glänzenden Offiziers dahinschritt, hätte ausrufen mögen: „Welch' passendes Paar!“ obgleich sie für ein interessantes Mädchen und durchaus nicht für häßlich galt. Sie war lang, etwas dünn und hatte hellblondes Haar; ihre geistreichen in der That schönen Augen thaten alles Mögliche, um ihr Gesicht in ein günstiges Licht zu setzen, was ihnen aber nicht recht gelingen wollte, denn ihre etwas stark hervorstehende scharfe Nase dominirte zu sehr, ohne deßhalb im Stande zu sein, von dem etwas zu großen Mund abzulenken. Trotzdem aber war das Ensemble ihres Kopfes angenehm zu nennen,

auf jeden Fall nicht uninteressant, was auch überhaupt ihre ganze Erscheinung nicht war. Dabei war sie durch und durch gebildet, redete verschiedene Sprachen mit einer seltenen Fertigkeit, und ihre Bemerkungen und Ansichten klangen geistreich und pikant.

Ich habe einen jungen Mann gekannt, der nur mit auffallend schönen Mädchen tanzte, und welcher gerade aus diesem Grunde auch nie einen Korb bekam. Julie Breder befolgte ein ähnliches System: man wußte, daß sie sich nur mit geschiedten Leuten unterhielt und alle Anderen, weß Standes sie sein mochten, mit einer kurzen Antwort und einem leichten Kopfnicken abfertigte oder auch geradezu stehen ließ, — Grund genug, daß es bei den jungen Leuten für eine Auszeichnung galt, mit ihr in einer längeren Konversation gesehen zu werden. Dazu kam noch, daß man ihr nachsagte, sie habe bis jetzt alle die zahlreichen Bewerbungen, welche es auf ihre Person oder ihr Geld abgesehen hatten, ohne Weiteres von der Hand gewiesen.

Dieß Alles zusammengenommen waren für den sieggewohnten und bis zum Exzeß eitlen Garde-du-Korps-Offizier hinreichende Gründe, um diese gefährliche und für uneinnehmbar geltende Festung scharf zu attakiren. Emil von Schabegg hatte Verstand genug, um sich von der geistreichen Julie nicht mit einem Kopfnicken verabschieden zu lassen; ja, man muß gestehen, daß der Erfolg seiner Bewerbungen um das junge Mädchen wohl dazu gemacht war, seine Eitelkeit noch zu steigern. Denn er kam, er sah, er siegte, wurde aber selbst vollkommen besiegt, und biß in eine Angel, die mit ihren scharfen Widerhaken tief in sein Fleisch, nicht gerade in sein Herz eingriff. Er hatte nicht daran gedacht, sich in die Fesseln des Ehestandes schmieden zu lassen; er hatte unvorsichtig mit einer Rosenkette gespielt, und als er dieß so locker geglaubte Geflecht um seinen

Nacken fühlte, empfand er plötzlich den ehernen Druck einer ganz gewöhnlichen Kette. Er hatte Wortspiele und witzige Bemerkungen wie einen Lasso gegen das junge Mädchen geworfen, gerade wie sie auch gethan, und fühlte nun mit einem Male, als er seiner Gewohnheit nach wieder davon flattern wollte, daß die feste Schlinge ihn erfaßt und ihn nur im Kreise herum, aber nicht mehr von der Stelle ließ.

Er verlobte sich, nicht gerade freiwillig, aber auch nicht gerade gegen seinen Willen. Der Garde-du-Korps-Lieutenant war Philosoph und hatte sich angewöhnt, alle Dinge von verschiedenen Seiten zu betrachten, um selbst bei ganz unangenehm scheinenden eine erträgliche abzugewinnen. „Bah!“ sagte er mit einem ziemlichen Aufwande von Leichtsinn; „es gibt Konvenienzheirathen, warum soll nicht auch einmal eine Konvenienzverlobung stattfinden können? Und dann hat dieses Band auch sein Gutes; ich werde meinen Ruf und damit meine Gesundheit etwas schonen müssen, und betrachte die ganze Sache, wie ehemals die galanten Malteserritter das Kreuz auf ihrer Brust, als ein „bis hieher und nicht weiter, mein gutes Kind.“

So wurde er Verlobter und in gewisser Beziehung ein musterhafter Bräutigam. Er ritt bei ihren Fenstern vorbei, er fuhr sie unter dem Schutz ihrer Mama spazieren; er war in Soiréen und Konzerten an ihrer Seite; er stand auf Bällen hinter ihrem Stuhle und nahm eine gewisse würdevolle Haltung an, wenn er einem jungen Referendär erlaubte, mit Julie Breber eine Tour zu tanzen. Für alles das aber hatte er einige Zeit nach der Verlobung sich von dem Schwiegervater in spe in's Haben seines Contos eintragen lassen, daß er durchaus keinem Verlangen nachgeben werde, als Lieutenant zu heirathen; denn er finde eine Frau Lieutenantin vollkommen ridikul.

Und Julie, die geistreiche und gescheidte Julie? Sie

BAYERISCHE

fand, natürlicher Weiſe aus ganz anderen Gründen, dieſe Konvenienzverlobung ebenfalls nicht unangenehm. Ließ ihr dieſelbe doch vollkommen Freiheit, ſich ihren wiſſenſchaftlichen Studien, ihrer weitverbreiteten Korreſpondenz mit ausgezeichneten Männern hinzugeben. Durfte doch die Braut Emil's von Schabegg Beſuche annehmen, wann und von wem ſie wollte, und hatte dafür im Nothfalle nur ein Stirnrunzeln ihres Verlobten zu erwarten, vor welchem Beweis der Mißbilligung ſie aber vollkommen ſicher war.

Da kam die Kataſtrophe des militäriſchen Abſchieds, der Lieutenant war verſchwunden, und Emil von Schabegg's triftiger Grund, ſeine Heirath noch hinauszuſchieben, fiel hinweg. Auf einen fragenden Blick der Mutter Juliens zuckte er die Achſeln und ſagte einem alten Oheim ſeiner Braut, der ſich ihm als außerordentlicher Geſandter in dieſer Angelegenheit vorſtellte: „Sie werden vollkommen einſehen, mein Beſter, daß, wenn ich jetzt Knall und Fall heirathen wollte, es gerade ſo ausſähe, als hätte ich dieſes Glück nicht erwarten können und deßhalb meinen Abſchied genommen. Aber ich verſichere Sie, daß ich triftige Gründe habe, eine ſolche Anſicht nicht aufkommen zu laſſen."

Julie blieb ſich vollkommen gleich; ſie ſchien nicht daran zu denken, welch' ſchöne Reihe von Jahren ſie ſchon als Braut verlebt. Im Vertrauen geſagt, hatte ſie angefangen zu ſchriftſtellern, ja auch kleine Erfolge gehabt, und wenn ſie in jener Zeit, von der ich ſo eben ſprach, zuweilen zerſtreut faſt verlegen vor ihrem Verlobten erſchien, was dieſen ſchon einigemal beunruhigt hatte, ſo war der Grund hievon der Kampf in ihrem Innern, ob ſie ihn zum Mitwiſſer ihres Geheimniſſes machen ſollte oder nicht. Endlich kam es anfangs zu ſehr verblümten Erklärungen, bei deren Eingang der gute Emil wie auf glühenden Kohlen ſaß, wornach er ſich aber, als ſich die Sache aufgeklärt, ihr

zierlich gedrucktes Erſtlingswerk, einen Briefwechſel zwiſchen zwei verlobten Glücklichen, mit einer Dankbarkeit in Empfang nahm, ja mit einem Enthuſiasmus, der an's Rührende ſtreifte. Auch ging er mit glühendem Eifer auf ihre Beſtrebungen ein; er ſorgte für Bekanntwerden des Buches der anonymen Verfaſſerin, er verſchaffte demſelben durch ſeine Bekanntſchaften günſtige Beſprechungen, und machte ſich ein Vergnügen daraus, ihr ſolche vorzuleſen.

Als er zum erſten Mal im Civilanzug zu ihr kam, vergaß er nicht, ſich feſt auf ſeinen Stock zu ſtützen, mit langſamen Schritten zu gehen, ſich behutſam auf einen Stuhl niederzulaſſen und im Geſpräch zuweilen zu huſten.

„Sie thaten recht daran, den anſtrengenden Dienſt zu verlaſſen," ſagte Julie.

Sehr bezeichnender Weiſe waren die Verlobten noch nicht bis zum traulichen Du gelangt.

„Ja, ja," gab er mit einem leichten Seufzer zur Antwort, „ich hätte ſchon vor ein paar Jahren gehen ſollen; ich fühle wohl, die Strapazen des Dienſtes, namentlich beim Manöver und im Lager, hält man nur in der erſten Jugend ohne nachtheilige Folgen aus. — Ich muß mich wieder erholen."

Das ſah Julie Breder vollkommen ein und empfahl ihm auf's Angelegentlichſte die ſtrengſte Schonung ſeiner Geſundheit.

Dieſe Geſchichte des Hauſes Schabegg habe ich für nothwendig gehalten, dem Leſer in leichten Zügen vorzuführen, da die Mitglieder deſſelben mehr oder minder wichtige Rollen in der Geſchichte meines Lebens ſpielen. Wie ich ſchon früher erwähnt, war meine Mutter eine geborene Schabegg, in verwandtſchaftlicher Hinſicht nicht ſehr entfernt ſtehend von dem Haupte des Hauſes Schabegg, welcher, mit großem Behagen aber unerſättlichem Geldburſte,

in ſeinem palaſtähnlichen Wohnhauſe Juwelen im Werthe ungeheurer Summen durch die Finger gleiten ließ, während ſein kleiner Vetter im Armenhauſe, mit nicht weniger Behagen aber größerem Hunger, ein hartes Stück Schwarzbrod verzehrte, das er der Mildthätigkeit fremder Leute verdankte.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Aus dem Marſtall.

Der Sommer war vergangen, der Herbſt gekommen. Alles Laubwerk in den Anlagen und in den Waldungen um die Stadt nahm die wohlbekannte, maleriſch bunte und ſo wehmüthige Färbung an.

Schöner iſt der Anblick der Natur in dieſem Theile des Jahres, als im Frühling, aber nicht ſo lieblich, nicht ſo hoffnungs- und wonnevoll. Der Herbſt, ein ſtattlicher Mann bei Jahren, mit gebräunter Wange und leicht ergrautem Haar, geht langſamen Schrittes nach dem Hauſe, das er ſich gebaut, um darin zu ſterben und nicht mehr zum Vorſchein zu kommen. Wohl athmet man noch längere Zeit ſein Daſein; aber ſeit die letzten Blätter von den Bäumen fielen, ſeit der Wind mit eiſigem Hauch über die Stoppeln jagt, ſpricht man leiſer vom vergangenen Jahr, ſehr leiſe, damit der ſterbende Herbſt nicht erfahre, daß man von ſeinem Regimente nichts mehr hält und daß man ſich nur auf den zukünftigen Herrſcher freut. Armer alter Herbſt! Sie haben dich bei lebendigem Leibe beerbt, ja, ſie haben Alles

Viertes Kapitel.

Der Letzte der Iffling-Steinfeld.

Die innere Einrichtung des Hauses Schabegg, d. h. des von Holz, Stein und Eisen erbauten, stimmte insofern nicht mit dem Aeußeren überein, als dieses, wie der geneigte Leser bereits erfahren, noch Vieles aus jener Zeit zur Schau trug, in welcher es erbaut wurde; jenes aber, das Innere nämlich, war von jetzt lebenden Dekorateuren und Tapezieren nach der gerade herrschenden Mode im allerneuesten Geschmack ausgeführt, und mit Geschmack im rechten Sinn des Wortes.

Frau Schabegg verstand sich auf elegante Einrichtungen, überhaupt auf Alles, was das Leben komfortabel und angenehm zu machen im Stande ist, und waren ihr alle hierauf bezüglichen Anschaffungen besonders werth, wenn sie viel Geld gekostet.

„Die gnädige Frau —" Emil von Schabegg hatte diese Benennung, worüber sich das Haar des alten Christian gesträubt haben würde, eingeführt; Johann Christian, der Sohn, that, als wenn's ihm auch nicht gerade sympathisch sei, diese Benennung nämlich, denn er pflegte, wenn er sie hörte, hinzuzusetzen: „die Gnade ist nur bei dem da oben" — die gnädige Frau also saß in ihrem Salon oder lag vielmehr auf einem amerikanischen Schaukelstuhl, ein Möbel, das sie außerordentlich verehrte, und hatte denselben in

eine gleichförmige und sehr angenehme Bewegung versetzt. Neben ihr stand ein niedriges Tischchen mit einer großen Schüssel voll Trauben, von welchen sie eine nahm, so oft sie die schaukelnde Bewegung des Stuhls in die richtige Nähe brachte; zuweilen fing sie auch im Vorüberfahren ein feines, auf's Reichste gesticktes Battisttuch, um den Zuckerstoff der Trauben von ihren Fingern zu entfernen. Ihren hübschen Kopf mit den hellbraunen Locken hatte sie gegen die hohe Lehne zurückgelegt und schien sich so bei angenehmer Bewegung und süßen Trauben außerordentlich wohl zu befinden.

Der Salon, in welchem sie sich befand, hatte eine graue matte Seidentapete, dunkelblaue Sammetvorhänge, und das ganze zahlreiche Ameublement war aus Palisander und reich geschnitzt. Die Ueberzüge der Stühle und Sessel von eisenfarbigem Damast, eine kleine Nuancirung heller als die Tapete.

Durch die großen Spiegelscheiben drang das helle Licht eines klaren und schönen Spätherbsttages in's Zimmer, auch sogar ein scharfer Sonnenstrahl, der sich auf dem dicken smyrnaer Teppich förmlich gütlich zu thun schien. Dieser Teppich, so weich er war, schien doch noch zu hart als Unterlage des Schaukelstuhls für die gnädige Frau, denn wo dieser ruhte, war noch ein kolossales schwarzes Bärenfell ausgebreitet, in dessen dichtem Haare ihr kleines Füßchen förmlich verschwand, wenn sie einmal niedertrat, um den Stuhl in eine heftigere Bewegung zu versetzen.

Draußen spielte der Sonnenstrahl um die riesenhaften Kastanien, welche vor dem Hause standen und deren Blätter von Herbst und Licht wunderschön malerisch gefärbt erschienen. Sie sahen prächtig aus mit ihren gelben und röthlichen Blättern und den hellgrünen stachligen Fruchtschalen, die größtentheils schon geleert waren und nur

hie und da noch eine glänzende dunkelbraune Frucht zeigten.

Frau Schabegg war nicht allein, an der andern Seite des Tischchens saß Vetter Emil auf einem niederen Fauteuil und beschäftigte sich ebenfalls mit den Trauben. Außer ihm war noch eine dritte Persönlichkeit im Zimmer, ein Knabe von vielleicht neun Jahren, welcher auf der andern Seite des Salons an einem Fenster stand. Er hatte einen Flügel desselben halb geöffnet und beschäftigte sich damit, Thonkugeln aus einem langen Blasrohre gegen die reifen Kastanien zu treiben, oder auch gegen kleine Vögel, die vorüberfliegend auf den Zweigen sich niederließen. Dieser kleine, junge Herr — er war sehr elegant, für sein Alter vielleicht schon zu sehr einem Erwachsenen ähnlich gekleidet, hatte kein angenehmes Gesicht; seine Kopfform war rund, etwas plump, die Nase nicht edel geformt, die Haare zeigten ein fahles Braun und dabei zeugten seine kleinen Augen, die sich sehr unstät hin und her bewegten, von List und Verschlagenheit. Seine dünnen Lippen hielt er fast beständig aufeinandergepreßt. Körperlich erschien der Knabe stark und gesund, nur hatte er große Füße, welchen selbst die glänzenden Lackstiefel keine feine Form beibringen konnten, und seine Hände schienen trotzdem nicht zarter, daß sie zwischen zierlichen Manschetten hervorkamen.

In der Unterhaltung zwischen Frau Schabegg und ihrem Vetter war eine Pause eingetreten, während welcher beide eifrig Trauben verspeisten. Dann sagte er: „Beste Cousine, lassen wir dieses Thema ein- für allemal fallen, es verstimmt mich und kann Ihnen wahrhaftig auch keine Freude machen."

„Natürlich nicht," gab sie in leichtem, gefälligem Ton zur Antwort, „wenn Sie so starr und unbeweglich bleiben."

„Starr und unbeweglich? wie können Sie das sagen?

Ich bin ja im Grunde vollkommen mit Ihnen einverſtanden und will ja auch ganz genau daſſelbe, wozu Sie mir ſo eifrig rathen; aber"

„Heute nicht, und morgen nicht, und über's Jahr nicht, und über zehn Jahre nicht," lachte die ſchöne Frau.

„Sie übertreiben —"

„Sie ſind unverbeſſerlich, mich dauert nur die arme Julie; und um Ihnen die Wahrheit zu ſagen, ich begreife die Geduld derſelben nicht."

„Julie iſt ſo verſtändig, meine Gründe anzuerkennen."

„So, Sie haben Gründe?" fragte Frau Schabegg raſch, indem ſie ihren Kopf herumwandte.

„Sonderbare Frage — ich werde doch nicht ohne Gründe handeln, und wenn Sie ſich gütigſt erinnern wollen, ſo habe ich Ihnen dieſe Gründe ſchon ſehr ausführlich auseinandergeſetzt."

Sie ſchüttelte lachend ihr Haupt hin und her. „Aber halten Sie mich doch nicht für kindiſch," ſagte ſie nach einer Pauſe, „das ſind doch keine Gründe. Sie kokettiren mit Unwohlſein, das glaubt Ihnen ja kein Menſch."

„Auch Sie nicht?" fragte er lächelnd.

Sie wandte ihm einen Augenblick ihr ſchönes Geſicht voll zu, dann lachte ſie laut und luſtig, und erwiederte: „ich am allerwenigſten." — Plötzlich aber nahm ſie eine andere Miene an und fuhr fort, nachdem ſie ſich ihre Lippen mit einem Battiſttuch abgewiſcht — „jetzt aber Scherz bei Seite, Sie ſollten es wahrhaftig mir zu Gefallen thun, und Julie ſobald wie möglich heirathen."

„Vielleicht morgen," ſagte er achſelzuckend, „wenn es Ihnen gefällig iſt."

„Sans Spaß," gab Frau Schabegg leiſer zur Antwort, nachdem ſie einen raſchen Blick gegen das Fenſter geworfen, wo der kleine, junge Herr ſtand. „Wiſſen Sie auch, was die böſe Welt ſagt?"

„Gewiß, schöne Cousine," entgegnete er treuherzig, „wir wissen ganz genau, was die böse Welt von uns sagt, aber sollen wir uns die Mühe geben, ihr zu beweisen, wie falsch sie urtheilt, das heißt, soll ich mir die Mühe geben, da mir all' das Gerede gleichgültig ist? — Bei Ihnen ist das schon etwas anderes. Sie spielen, wie ich schon oft die Ehre hatte Ihnen zu sagen, bei Ihren geheimnißvollen Gängen ein gewagtes Spiel."

„Zugegeben, aber soll ich ihnen die Wahrheit sagen und zu ihnen sprechen: seht, wie ihr mich verkannt habt, seht, welcher Ausbund von Tugend ich bin, soll ich mir die Hand küssen lassen und das heuchlerische Gelispel hören: ‚ach gnädige Frau, wie man Sie verkannt hat'. Nein, beim Himmel," sprach sie heiter, „ich will von dem langweiligen Volke verkannt sein, es macht mir nun einmal Vergnügen."

„Aber der Kommerzienrath?"

„Ah — er," sagte die schöne Frau mit komischer Salbung, „er, der sich so wohl fühlt in der Umgebung guter, gleichgesinnter Seelen, er sollte doch ahnungsvoll fühlen, welchen Ausbund von Tugend er an seiner Frau hat. — Ich mag ihn wahrhaftig nicht darüber aufklären, aber Sie könnten ihm darüber Ruhe verschaffen."

„Und womit, wenn ich fragen darf?"

„Indem Sie Julie heirathen.

„Lassen wir das."

„Man sollte glauben, Sie hätten Gründe nicht zu heirathen."

„Die habe ich auch, ich habe das nie geleugnet."

„Ach, gehen Sie."

„Wohin Sie befehlen," versetzte er mit einer Verbeugung.

„Wollen Sie einen Augenblick ernsthaft bleiben?"

„Ihnen gegenüber fällt mir das ſchwer.“

Sie machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe, ſetzte ihren Schaukelſtuhl in Ruhe und legte ihre kleine Hand auf den Tiſch, worauf ſie ihn feſt anſah. — „Der Kommerzienrath,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „ſprach vor einigen Tagen über dieſes Thema, was mich auf's Höchſte überraſchte.“

„Und —?“ fragte Emil von Schabegg, mit einemmal aufmerkſam geworden.

„Er ſprach von auffallendem Benehmen, von Reden, die er habe ſchon mit anhören müſſen, von Bemerkungen —“

„Bah!“ unterbrach Emil von Schabegg lachend ſeine Couſine; „Bemerkungen von Seiten ſeiner frommen, chriſtlichen Mitbrüder. Ich bin ihnen zu profan, und da ſie die Hoffnung noch nicht aufgeben, auch Sie, theuerſte Couſine, auf den Weg des Heils zurückzuführen, ſo möchte man meinen ſchädlichen Einfluß beſeitigen. — Iſt's nicht ſo?“

„Durchaus nicht.“

Der ehemalige Küraſſier-Offizier ſchien heute zu Scherzen aufgelegt. „So iſt's am Ende umgekehrt, ſchöne Couſine!“ lachte er. „Man hat Sie verloren gegeben, und will mich noch zu retten verſuchen.“

„Wahrhaftig, Emil,“ gab ſie ärgerlich zur Antwort, „Sie ſind oft wie ein kleines Kind und könnten doch Ihren Jahren nach ſchon lange geſcheidt geworden ſein. Wenn ich Ihnen ſage: der Kommerzienrath ſprach, wie ich es nicht gerne höre, ſo ſollten Sie mir ernſthaft zuhören. — Ja, er ſprach, und,“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „wer kann es ihm im Grunde übel nehmen? Er hatte lange genug geſchwiegen.“

Emil zuckte die Achſeln, ehe er zur Antwort gab: „Meinetwegen denn lange genug geſchwiegen, meinetwegen

denn: die Augen zugedrückt. Das wollen Sie doch damit gesagt haben. Aber, Valerie, gaben Sie ihm dabei nicht das schönste Beispiel? — Ja wahrhaftig, wenden Sie Ihre schönen Augen zornig nach mir oder nicht. Zum Henker auch, warum lassen Sie sich solche Reden gefallen? Unser guter Freund scheint die ganze Vergangenheit vergessen zu haben, und statt Reden von ihm anzuhören, thäten Sie besser, ihn ein wenig an Früheres zu erinnern."

„Ich hasse alle Streitigkeiten, das wissen Sie, und will die Ruhe meiner Tage nicht gestört sehen."

„Weßhalb Sie Ihre Freunde opfern."

„Im Gegentheil," gab sie lebhaft zur Antwort, „ich opfere mich selbst und ließ mit einem wahren Heroismus seine salbungsvollen Reden über mich ergehen. Einmal läßt sich das schon aushalten, aber freilich, wenn es häufig käme, so würde ich mich dafür bedanken. Und deßhalb —"

„Und deßhalb?" wiederholte er.

„Sollen Sie heirathen. — Fahren Sie nur nicht gleich wieder auf, denken Sie, was das für kleine deliziöse Familien-Soiréen gäbe. Julie hat Hang zur Schwärmerei, und wenn man ihr einmal die Pforten des Heils öffnet, so wird sie sich nicht lange besinnen, um —"

Das heftige Klirren einer Fensterscheibe im Hofe, ein lautes Gelächter im Salon, und dann unten im Hofe die laute und ernste Stimme eines Mannes, der sich dringend nach einer vernünftigen Ursache erkundigte, warum man muthwilliger Weise die Spiegelscheiben seines Arbeitszimmers zertrümmere, ließen Frau Schabegg ihren Satz nicht beendigen. Sie fuhr empor und bat sich von dem Knaben, der nicht aufhören wollte aus vollem Halse zu lachen, eine Erklärung aus, was dieser gräßliche Lärmen bedeuten solle.

„O nicht viel!" gab dieser, ohne sie anzusehen, mit der

ausgelaſſenſten Fröhlichkeit zur Antwort. „Ich ſchoß mit meinem Blasrohr nach einem Sperling, den ich auch getroffen habe, wie ich glaube zu gleicher Zeit aber auch eine Scheibe da unten, und nun macht der Herr Kommerzienrath einen Spektakel, als wenn es ſich um die Welt handle. Man ſetzt eine neue ein und ſchreibt ſie auf meine Rechnung wie ſo Vieles.“

„Ein unverſchämtes Geſchöpf,“ ſagte die Frau des Hauſes halblaut, und Emil von Schabegg ſetzte lauter hinzu:

„Aber den Schrecken, den Sie andern Leuten einjagen, wie ſoll man den auf Ihre Rechnung ſetzen?“

„So hoch man will,“ gab der Knabe inſolent zur Antwort, „mein Vormund wird's zahlen.“

Bis jetzt hatte er immer noch zum Fenſter hinaus geſprochen; nun aber wandte er ſich mit einer raſchen Bewegung in's Zimmer hinein, hob den Kopf in die Höhe und fragte ordentlich in herausforderndem Tone: „Habe ich Sie vielleicht erſchreckt?“

Emil von Schabegg wollte ihm heftig etwas antworten, doch legte die Frau vom Hauſe ihre Hand auf ſeinen Arm und ſagte:

„Verſchwenden Sie doch keine Worte.“

„Aber wie ſoll das enden?“

Sie zuckte mit den Achſeln und erwiederte: „Irgendwo und irgendwie, was weiß ich! Jedenfalls aber nimmt der Bube ein Ende mit Schrecken.“

„Aber warum dulden Sie ihn in Ihrer Gegenwart?“

„Weil er wie ein Kind des Hauſes betrachtet werden ſoll, und weil ich dieſen boshaften, frühgereiften Buben gewiß nicht wegſchicken werde, wenn Sie bei mir ſind. — Doch ich höre da den Kommerzienrath, der ſoll ſehen wie er mit ihm fertig wird.“

Wirklich öffnete ſich im nächſten Augenblicke die Thüre, und Herr Johann Chriſtian Schabegg trat in's Zimmer, das heißt er blieb vielmehr auf der Schwelle ſtehen, legte ſeine Hände zuſammen und ſagte mit ſanftem Ton in der Stimme:

„Aber um Himmelswillen, Herr Baron, was ſoll denn das nun ſchon wieder bedeuten? Ich hoffe, es thut Ihnen leid, daß Sie aus Unvorſichtigkeit meine Scheibe getroffen."

Der junge Menſch ſah dem Kommerzienrath gerade in's Geſicht, und ein höhniſches Lächeln ſpielte um ſeine Augen und ſeinen Mund. „Es iſt wahr," verſetzte er alsdann, „ich ſchoß eigentlich nicht auf die Fenſterſcheibe, aber als ich ſie traf, klingelte es ganz hübſch, und deßhalb kann ich nicht ſagen, daß es mir gerade ſehr leid thut, ſie getroffen zu haben. Man macht eine neue und —"

„Ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen," unterbrach ihn der Kommerzienrath raſch und in ärgerlichem Tone, wobei ſich ſeine Augenbrauen zuſammenzogen. „Sie wiederholen das bei jeder Gelegenheit und meinen, wenn Sie eine Unart begehen oder einen Schaden anrichten, es ſei genug, daß derſelbe erſetzt wird. Das iſt aber nicht der Fall, wie ich Ihnen ſchon oft zu bemerken Gelegenheit hatte. Sie machen da einen Lärmen —"

„Sie aber einen viel größeren wegen einer ſolchen Kleinigkeit," warf ihm der trotzige Knabe raſch entgegen. „Ich zerbreche zu Haus auch Fenſterſcheiben, und darum bekümmert ſich Niemand."

„Aber in Ihrem Hauſe gibt es keine Damen, die man erſchreckt," ſagte der Kommerzienrath würdevoll mit einem Blick auf ſeine Frau, „und auch Niemand wie ich, den Sie durch das gräßliche Klirren im Arbeiten ſtören und aus Berechnungen aufſchrecken."

„O mein Onkel-Vormund arbeitet und rechnet auch.

Aber wenn eine Fensterscheibe zerbricht, so macht er keinen Spektakel, zankt mich nicht, sondern läßt sie einfach wieder machen."

„Das ist leider die Wahrheit," gab der Kommerzienrath zur Antwort; „Ihr Herr Vormund bekümmert sich freilich zu wenig um Ihr Treiben. So lange Sie aber hier in meinem Hause sind —" dabei zuckte er die Achseln so hoch, daß man wohl einsah, er wolle pantomimisch ausdrücken, wie wenig Vergnügen ihm das verursache — „muß ich bitten, sich zu betragen wie es einem ordentlichen jungen Menschen zukommt."

„Sie haben mich wohl nicht gern in Ihrem Hause, es würde Ihnen ein Vergnügen machen, wenn ich abzöge?"

„Das ist eine Frage, über welche ich Ihnen die Antwort natürlicher Weise schuldig bleiben muß, die ich mich aber veranlaßt sehen werde, mit Ihrem Herrn Onkel und Vormund zu erörtern, sofern Sie es nicht über sich gewinnen können, ein sanfteres Betragen anzunehmen."

„Ich glaube schwerlich, daß ich das kann," erwiederte der Knabe mit großer Ruhe, und machte Anstalten sich für sein Blasrohr ein neues Ziel zu suchen. „Es ist hier schrecklich langweilig und wäre gar nicht auszuhalten, wenn man nicht zuweilen etwas Spektakel machte."

„Sie können sich Ihre Langeweile durch Lernen vertreiben."

„Lernen?" versetzte der junge Mensch achselzuckend. „Warum soll ich lernen? Ich habe ja Geld genug, wie mein Vormund sagt."

„Nun, Ihr Lehrer hat Ihnen schon oft auseinandergesetzt, daß es doch nothwendig ist, etwas zu lernen, wenn man auch Geld hat."

„O, er thut nur so, als wenn ihm am Lernen etwas gelegen wäre, der dürre Magister. Er geht viel lieber

genommen, was du ihnen ſo freundlich, ja reichlich geboten. In Keltern und auf Speichern lagern deine Gaben in bunten farbigen Haufen. Das ganze Menſchengeſchlecht haſt du bedacht und jede Altersklaſſe beſonders, und wenn das Kind in den rothbackigen Apfel beißt, ſo verſucht der Mann prüfend den neuen ſchäumenden Wein und dankt dir kaum, wenn er ausgezeichnet iſt, und ſchmäht dich, wenn er den vorjährigen nicht übertrifft. — Armer alter Herbſt! Die Menſchen ſind ein undankbares Geſchlecht; wie haben ſie in deinem Arme, an deinem warmen, liebevollen Herzen geſchwelgt, ſo lange du noch friſch und jung warſt! Jetzt verläugnen ſie dich alle, und wenn man von dir ſpricht, ein ſeltener Treugebliebener nämlich, und will dich aufſuchen auf ödem Feld und in entblättertem Walde, ſo ſagen ſie: bleib' doch zu Hauſe, der Spätherbſt iſt unangenehm! — So entſchläfſt du ſanft und ſelig, im ſüßen Bewußtſein all' des Guten, das du gethan, und flüſternde Nachtwinde vertrauen dem neuen Winter, der nun mit ſtarker Hand das Regiment ergreift, wie das undankbare Menſchengeſchlecht mit dir umgieng. Das macht den Winter hart und wild, denn er denkt: wartet, ich will euch ſchütteln! Und er ſchüttelt und bläst und ſauſt und kracht durch die Natur und ſeine wilden Geſellen, die Schneewinde, ſchlagen den Menſchen die Thüre vor der Naſe zu, wenn ſie in's Freie wollen, und zerzauſen ſie, wo ſich einer ſehen läßt. Der Winter ſelbſt aber ſchreitet hohnlachend einher und ſchüttelt ſeine weiße Pelzmütze, und wenn er ſie ſchüttelt, rufen die Menſchen: es ſchneit, es ſchneit!

So war es denn wieder einmal Herbſt geworden. Der Wind, der des Morgens über die Stoppeln zur Stadt kam, riß in den Alleen ganze Körbe voll Blätter ab und warf ſie auf den Boden, einen buntfarbigen Teppich bildend, was ganz allerliebſt ausſah. Reizendes ſchuf die herbſtliche Natur bei einem kleinen Raſenplatz vor dem Schloſſe, — ein friſcher, grüner

ſpazieren. Seht," ſetzte der Knabe ausgelaſſen lachend hinzu, „dort kommt er eben. Heda! aufgeſchaut!" Raſch hatte er ſein Blasrohr an den Mund geſetzt, und nachdem man an einer Bewegung ſeines Geſichtes geſehen, daß er ſeinen Bolzen fortgeblaſen, hörte man von drunten einen Ruf der Ueberraſchung oder vielmehr des Schmerzes.

„Getroffen! getroffen!"

Der Kommerzienrath zuckte mit den Achſeln; er war zu ſehr ein Mann der Güte, des Friedens und ſtillen Weſens, um ſich zu erlauben, ſeinem ſich allerdings regenden Zorne durch eine heftige Aeußerung Luft zu machen.

Nicht ſo geduldig aber nahm Emil von Schabegg die Brutalitäten des kleinen Unholdes auf. Mit einem Sprunge ſtand er auf den Füßen, mit einem zweiten war er am Fenſter, hatte den Knaben am Kragen gefaßt und entriß ihm das Blasrohr; ja er machte Miene, den überraſcht Aufſchreienden damit kräftig zu bearbeiten; doch fiel ihm der Kommerzienrath in den Arm, worauf er ſich begnügte, das Rohr in mehrere Stücke zu zerbrechen und dieſe alsdann zum Fenſter hinaus zu werfen.

„Von Rechtswegen hätte man es auf Ihrem Rücken entzweiſchlagen müſſen, Sie junger, unverſchämter Bengel!" ſprach er, und ſetzte, zu dem Kommerzienrath gewendet, hinzu: „Jedenfalls würde ich ihm die Zimmer verbieten, wo ſich anſtändige Leute aufhalten."

Der Knabe zog die runde Jacke, die er anhatte, und welche ihm, als er geſchüttelt worden war, in die Höhe gegangen, mit beiden Händen wieder über die Hüften herab, während er ſeinen Angreifer mit einem wilden, tückiſchen Blicke anſah. Er ballte ſeine Fäuſte und ſchien einen Augenblick entſchloſſen, auf Emil von Schabegg loszuſtürzen. Doch mochte er, bei der kaltlächelnden Miene deſſelben, einen üblen Empfang vermuthen, denn er drehte ſich

plötzlich halb herum, spuckte vor sich auf den Teppich nieder und sagte:

„Was kann es mich beleidigen, wenn mich so Einer angreift! — Heda!“ rief er zum Fenster hinaus, „Sie sollen nicht allein fort, ich will spazieren gehen und Sie können mich begleiten.“

Dann schritt er langsam gegen die Zimmerthüre, aber in einem großen Bogen um den Kommerzienrath und Emil von Schabegg herum, die er dabei beständig von der Seite anstierte, und ziemlich nah bei der Frau des Hauses vorbei, welche er ohne Gruß frech und insolent anblickte.

Der ehemalige Offizier schüttelte lachend den Kopf, als der kleine Unhold das Zimmer verlassen hatte. — „Bester Vetter,“ sagte er zum Kommerzienrath, „ich glaube, es ist das erste Mal, daß dem Herrn Baron eine, wenn auch sehr geringe Strafe für seine kolossalen Unarten zu Theil geworden. — Wie Sie das mit all' der Geduld aushalten können, ist mir ein großes Räthsel.“

Der Kommerzienrath tauchte tief in seine weiße Halsbinde hinein und erwiederte mit seinem gewöhnlichen sanften und weichklingenden Tone: „Sollen wir nicht Geduld haben mit den Schwächen unserer Nebenmenschen? Sollen wir nicht versuchen, ein angenehmes Erziehungsresultat durch Milde zu erzielen?“

Frau Schabegg hatte ihren Schaukelstuhl wieder in ziemlich heftige Bewegung versetzt und sagte in lebhaftem Tone: „Vor allen Dingen, sollte ich glauben, hätte man mit dem schlimmen Geschöpfe überhaupt kein Erziehungsresultat versuchen sollen, wir wenigstens nicht. Ja, wenn man ein Geschäft daraus macht, die unartigen Kinder anderer Leute zu bessern, so muß man am Ende auch solch einen Unband mit in den Kauf nehmen. Weßhalb aber das Haus Schabegg,“ setzte sie mit einem leichten Anflug

von Spott hinzu, konnte aber ihren Satz nicht vollenden, da der Kommerzienrath sie rasch unterbrach, indem er mit hoch hinaufgezogenen Augbrauen sprach:

„Das Haus Schabegg, Madame, hat von jeher gewußt, was es zu thun hatte, und that nie etwas ohne es vorher reiflich überlegt zu haben. — Das Haus Schabegg, welches mit dem Hause des Baron von Iffling-Steinfeld seit langen Jahren genau bekannt und befreundet war, hatte keine Gründe, den Wunsch desselben unerfüllt zu lassen, diesen letzten, freilich etwas verwilderten Sprößling dieses hochachtbaren Hauses auf einige Zeit zu sich zu nehmen. Daß sich der junge Mensch zuweilen wie eine wilde Katze benimmt, ist leider nur zu wahr, und würde man trotz der Freundschaft für das vorhin genannte Haus den jungen Menschen dahin zurückschicken, wo er hergekommen ist, wenn nicht der Vormund desselben — wie Du ganz genau weißt," wandte er sich speziell an seine Frau — „auf Reisen begriffen wäre."

„Da geht er hin, der junge Frei- und Erbherr," sagte Emil von Schabegg, der an's Fenster getreten war, mit lachendem Munde. „Da stolzirt er neben seinem Hofmeister, und es müßte mich Alles trügen, wenn er nicht gegen denselben eben einen tückischen Anschlag auszuführen im Begriff ist. — Richtig, da liegt er auf der Nase!"

„Wer denn?" rief der Kommerzienrath mit ärgerlichem Tone, denn wenn er auch allen Unarten seines hochadeligen Hausgenossen, so lange sie zwischen den Mauern des Hauses Schabegg vorfielen, durch die Finger sah, so war er doch äußerst empfindlich für einen öffentlichen Skandal, weßhalb er sich denn auch mit besorgtem Blick rasch an's Fenster verfügte.

Drunten, wo der Hof an die Straße stieß, lag freilich Niemand mehr am Boden. Doch stand der Hofmeister des

jungen Barons in einer Stellung da, welche deutlich zeigte, daß er ſo eben in die Höhe geſprungen war. Mit der einen Hand putzte er ſeine Beinkleider vom Staube rein, während er die andere drohend gegen ſeinen Zögling erhob, der ſich vor Lachen die Seiten hielt.

„Was war es denn eigentlich?“ fragte der Kommerzienrath mit großer Entrüſtung, da er bemerkte, wie mehrere Leute auf der Straße ſtehen blieben.

„Etwas ganz Gewöhnliches bei dem liebenswürdigen Sprößling der Iffling-Steinfeld,“ ſagte Emil von Schabegg. „Während die Beiden mit einander fortgingen, brachte er den Spazierſtock ſehr geſchickt zwiſchen die Beine ſeines Hofmeiſters, ſo daß dieſer wie vom Blitze getroffen zuſammenſtürzte. — Ueber die Bosheit des kleinen Racers ſind wir einig,“ fuhr er nach einer Pauſe fort und ſtützte ſich mit beiden Händen auf die Fenſterbrüſtung. „Aber dem mageren Spinnebein und Schleicher gönne ich wahrhaftig alle Unbilden, die ihm der kleine Racker zufügt. Sollte er nicht jetzt deſſen Spazierſtock nehmen und ihn ſo durchwichſen, daß er keinen Schritt mehr gehen könnte? — Aber nein! Ich bin feſt überzeugt, ſie ſind kaum um die Ecke der nächſten Straße herum, ſo lächelt er über den kräftigen Ausbruch der allerdings etwas tollen Laune des ſonſt nicht ſo unrechten Jungen, wie ſeine Redensarten ſind.“

Als Emil von Schabegg dieß Letzte ſagte, hatte er ſeine Hände gefaltet, den Rücken gekrümmt, den Kopf auf die Seite geneigt und ſprach mit einem Tone, der ſehr an den des Kommerzienrathes erinnerte, wobei er auch ſeine Augen erhob, wie es Johann Chriſtian Schabegg gern zu machen pflegte.

„Allerdings,“ verſetzte dieſer, „iſt der Hofmeiſter von etwas zu weichem Gemüthe, ſonſt aber ein gediegener, gu-

ter, chriſtlicher Menſch ohne hervorragende Fehler.“ Frau Schabegg hatte bei dieſen Worten ihren Schaukelſtuhl mit einem Rucke und lauſchend feſtgeſtellt, und ſagte nun in einem ſehr heiteren und freundlichen Tone: „O ja, er iſt gediegen, gut und chriſtlich, auch ohne beſondere Fehler, nur klagte mir mein Kammermädchen, daß er ſich gern mit ihrer Erziehung beſchäftigen möchte, und vertraute mir dabei an, daß er auch den hübſchen Mädchen aus der Fabrik in den Weg trete, wo ſich das mit Anſtand, das heißt bei ihm nämlich im Dunkeln, bewerkſtelligen laſſe.“

Eine leichte Röthe flog über die ſonſt ſo blaſſen Züge des Kommerzienraths. — „Oh!“ ſagte er und wandte ſein Geſicht einen Augenblick wie beſchämt auf die Seite, „ſollte das möglich ſein? — Nein, nein! ich glaube dieſem Frauenzimmer nicht.“

„Nun, ſie iſt ein ſo ſchönes Mädchen, wie man es nur ſehen kann,“ entgegnete Frau Schabegg und ſetzte in etwas leichtfertigem Tone hinzu: „Was das anbelangt, da würde ich ihm ſchon zutrauen, ſein Auge zu erheben, und dann“ — ſie ſprach das ſehr ſcharf und beſtimmt — „habe ich alle Urſache, ihr Glauben zu ſchenken. — Beſonders in ſolchen Dingen,“ fügte ſie nach einer Pauſe bei.

Der Kommerzienrath huſtete leicht, zuckte die Achſeln auffallend und lange, ſchien aber keine Luſt zu haben, dieß Geſprächsthema fortzuſetzen. — „Durch dieſen unangenehmen Auftritt,“ wandte er ſich verbindlich an Emil von Schabegg, „kam ich wahrhaftig nicht einmal dazu, Ihnen guten Tag zu wünſchen und mich nach Ihrem Wohlſein zu erkundigen. Es geht Ihnen gut? Sie ſehen vortrefflich aus.“

„So, ſo,“ gab der ehemalige Offizier zur Antwort, „ich helfe mir langſam weiter; man wird wahrhaftig alt und kommt in die Zeit, wo man dieſe Bemerkung täglich

macht. Früher fiel mir ſo was höchſtens alle Jahre einmal ein und fand mich doch noch ſehr ungläubig."

Das Haus Schabegg hatte ſich dem Tiſchchen, an welchem ſeine Frau ſaß, genähert und eine Traube angenommen, welche die Letztere ihm mit einer liebenswürdig freundlichen Geberde darreichte.

„Man ſpannt für Dich an," ſagte er in angenehmem Tone, nachdem er ein paar Beeren verſpeist. „Willſt Du mit dem Vetter ſpazieren fahren?"

„Ich zweifle ſehr daran," verſetzte die ſchöne Frau, „ob er Luſt hat mich zu begleiten. Sagten Sie nicht vorhin," wandte ſie ſich an Emil von Schabegg. „Sie hätten ſich zu Hauſe ein Pferd beſtellt und wollten reiten?"

„So iſt es, beſte Couſine," gab Jener zur Antwort und blieb auf einem Gang durch das Zimmer, in welchem er ein paar Mal hin und her gewandelt, bei dem Fauteuil ſtehen, auf dem ſein Hut und ſeine Reitpeitſche lagen. — „Und zwar ein neues gutes Pferd, das ich ſeit Kurzem eingeſtellt habe."

„Ah! lieber Vetter," lächelte der Kommerzienrath, „das widerſpricht Ihrer Bemerkung von vorhin. Wenn man fühlt, daß man alt wird, tauſcht man nicht beſtändig mit ſeinen Pferden, wie Sie es machen, ſondern iſt froh, wenn man ein geduldiges Thier hat, das Einem konvenirt. Wenn ich meinen alten Schimmel nicht mehr benutzen kann, dann iſt es auch mit meinem Reiten vorbei, davon bin ich überzeugt."

„Ich bin vollkommen mit Ihnen einverſtanden," ſagte Herr von Schabegg, „aber von den Neigungen eines Kavallerieoffiziers bleibt immer noch etwas übrig. — Alſo, ſchöne Couſine," wandte er ſich mit einer eleganten Verbeugung gegen die Frau des Hauſes, „auf Wiederſehen! Vielleicht heute Abend im Theater. Sie werden doch einen Akt von Rigoletto hören?"

„Wahrſcheinlich werden wir hingehen. Nicht wahr?“ Sie ſah den Kommerzienrath an, der mit einem feinen Lächeln ohne zu antworten das Haupt neigte, worauf Frau Schabegg in fröhlichem Tone ausrief: „Ja ſo, Rigoletto! Das geht bei uns freilich nicht. — Ein unmoraliſches Stück, nicht wahr? — Don Juan oder ſo etwas darf als klaſſiſche Muſik beſucht werden. O, über euch Männer! So werde ich mich allein opfern müſſen,“ ſetzte ſie ſeufzend hinzu. „Adieu, Vetter Emil!“

Sie reichte dieſem ihre kleine Hand, welche er leicht und gewandt an ſeine Lippen führte und ſich alsdann empfahl.

Der Kommerzienrath folgte ihm, nachdem er ſeine Frau mit großer Förmlichkeit auf die Stirne geküßt.

Nun erhob ſich auch Frau Schabegg, zog ihren Shawl, der über ihre Schultern auf den Schaukelſtuhl herabgefallen war, über ihr leichtes Morgenkleid zuſammen und ging in ihr Schlafzimmer, wobei ſie, wahrſcheinlich an die heutige Oper denkend, die Melodie der bekannten Arie vor ſich hin ſang.

Das Haus Schabegg wandte ſich auf dem Korridor vor dem Salon ſeiner Frau nach rechts, ſtieg die halbe Treppe hinab und kam ſo an eine kleine eiſerne Thür, hinter welcher ſich ein Gang befand, der, auf einem Bogen ruhend, das Fabrikgebäude mit dem Wohnhauſe verband. Eigentlich waren in dem Fabrikgebäude nur die Zimmer, in welchen ſich Johann Chriſtian bei Ausübung ſeiner Geſchäfte bewegte: ſo das Comptoir mit dem Privatbureau des Hauſes, und auf einer Seite deſſelben das Lokal für Buchhalter, Kaſſirer und zwei Handlungsdiener, auf der anderen das kleine Gemach, in welchem ſich die Schätze des Hauſes Schabegg befanden. Und, wie wir ſchon früher angedeutet, Schätze im wahren Sinn des Wortes.

Dieſes Gemach bildete die eine Ecke des Hauſes und war rings von Mauern umfaßt, die zwiſchen ſechs bis acht Fuß Dicke hatten. Die Decke war gewölbt und in derſelben befand ſich die einzige Lichtöffnung: ein Kreis von vier Fuß Durchmeſſer, der mit Eiſenſtangen verwahrt war, jede von der Dicke eines Mannsarmes, die aber in gefälliger Form nach Art einer verglasten Kuppel angebracht waren. Ein Vorhang von grüner Seide, den man zuziehen konnte, dämpfte das Licht, und ließ den mäßig großen Raum in ſolchen Augenblicken ſogar behaglich und wohnlich erſcheinen. Hierzu trug noch bei, daß das Meublement zierlich aus Paliſanderholz geſchnitzt und mit dunkelblauem Sammet bezogen war. Allerdings war es nicht zahlreich, nur ein kleiner Schreibtiſch mit feſtſtehender Gold- und Edelſteinwage, zwei Fauteuils und ein ſehr breiter Divan. Wozu auch mehr Stühle und dergleichen? Es war Grundſatz des Hauſes Schabegg, nie mehr als einen Geſchäftsmann zur gleichen Zeit in dieſem Allerinnerſten zu empfangen, und wenn dieſer Geſchäftsmann zufällig ein Fremder war, ſo blieb die Thüre zum Bureau offen, und dort beſchäftigte ſich alsdann der Kaſſirer oder der Buchhalter mit irgend welchen gleichgültigen Dingen, jede Bewegung des betreffenden Fremden dabei feſt im Auge behaltend.

Was nun den Schrank anbelangt, in welchem die Juwelen und Perlen verwahrt waren, ſo befand ſich dieſer in der Mitte des Gemachs und ſah für Uneingeweihte einem ganz gewöhnlichen runden Tiſch mit bis auf den Boden herabfallender Decke ähnlich. Wollte das Haus Schabegg zu ſeinen Schätzen gelangen, ſo entfernte es jenen Teppich und öffnete einige Schlöſſer, die auf der Tiſchplatte angebracht waren und deren Mechanismus ihm allein bekannt war. Hierauf drehte ſich eben dieſe Tiſchplatte mit dem ganzen Gehäuſe, und dann kamen an den Seiten die einzelnen Be-

hälter und Schubladen zum Vorschein, deren jedes besonders mit einem überaus künstlichen Schlosse versehen war. Ein wahres Meisterstück von Schlosserarbeit war besonders die eiserne Eingangsthüre, welche in das Gemach führte, deren Schloß mittelst eines mäßigen Schlüssels eine Menge der stärksten Riegel nach allen Richtungen hinausschob. Daß neben dem Schreibtische des Chefs des Hauses geladene Pistolen hingen, verstand sich von selbst, und eine andere Sicherheit seiner Schätze und seiner Person gegen einen etwaigen Ueberfall bestand darin, daß sich rings umher an den Wänden nur ihm bekannte Drücker befanden, die bei der leisesten Berührung ein lärmendes Geklingel in allen Theilen des Fabrikgebäudes ertönen ließen.

Das Fabrikgebäude selbst oder vielmehr die Räume der Arbeiter und Arbeiterinnen standen mit dem Bureau des Chefs durch eine eiserne, ebenfalls gut verwahrte Thüre in Verbindung, welche nur von ihm allein benutzt werden durfte, oder wenn er Jemand von dem Personal drüben speziellen Befehl ertheilte, diese oder jene Arbeit in sein Kabinet zu bringen. Bei allen andern Veranlassungen kommunizirten Buchhalter oder Kassirer durch Sprachrohre mit den Werkführern, die aber alsdann eine besondere Treppe hatten, welche auf der einen Seite hinab und auf der anderen Seite wieder hinauf in die Räume des Comptoirs führte.

Der Kommerzienrath trat, von seinem Personal ungesehen, in sein Bureau, wo schon ein Arbeiter beschäftigt war, die zerbrochene Spiegelscheibe zu entfernen, worauf derselbe den Laden schloß, bis eine neue eingesetzt werden konnte. Er blieb einen Augenblick nicht nur kopfschüttelnd und mit zusammengepreßten Lippen stehen, sondern erhob auch drohend den Zeigefinger der rechten Hand, wobei der Gedanke in ihm aufstieg, es sei doch besser, wenn das Haus

Schabegg die Ehre nicht habe, den letzten Sprößling der Iffling-Steinfeld zu beherbergen. Dann trat er in seine kleine Schatzkammer, wo er einige Mal mit auf den Rücken gelegten Händen auf- und abging. Seine Blicke erhoben sich zu der Oeffnung an der Decke, wo zwischen dem eisernen Gestell der kleinen Kuppel ein unbedeutendes Stück des glänzend blauen Himmels herein schaute, nur ein ganz unbedeutendes Stück, eingeengt durch Stein und Eisen. Nachdem Herr Schabegg dieß eine gute Weile betrachtet, seufzte er tief auf und strich alsdann mit der Hand über die dicken, buschigen Haare, welche tief auf seine Stirne herabwuchsen.

„Es ist das eigentlich ein Bild meines ganzen Lebens," murmelte er in sich hinein; „rings um mich her gewaltige Steingrenzen, zu meinen Füßen unermeßliche Schätze in Gold und Edelsteinen, und wenn ich aufwärts blicke, nur ein geringes Stück blauen Himmels. Keine weite, herrliche Aussicht, keine reiche Zukunft, immer derselbe gleichförmige, ertödtende Kreis der Geschäfte und kein erquickendes Bewußtsein."

Er verbarg die Hand, die er so eben in die Höhe gehoben, unter seiner Weste auf der Brust und fuhr fort, laut zu denken.

„Das Haus Schabegg, fest gegründet, gewaltig gehalten von seinen Fundamenten, wie ein Riesenstamm von seinen Wurzeln, aber mit kahl werdenden Zweigen, Mark in den Knochen, Lebenskraft in den Adern, ohne das Verständniß der Kunst, alles das ergötzlich anzuwenden. — Warum fehlt mir gerade das Verständniß, ein Leben voller Glanz und Reichthum zu genießen? Warum verstehe ich es nicht, wie zum Beispiel jener Emil, jener Narr, das Gold mit vollen Händen wegzuwerfen, um mir eine vergnügte Viertelstunde zu bereiten? — Was ist es denn, das wie Blei

Fleck, umgeben von einer doppelten Reihe uralter Kaſtanienbäume, welche ihre dürren Blätter ſchon faſt alle fallen ließen, und ſo ſah der Platz aus, wie mit einem koloſſalen, grünen Shwal beſpannt, deſſen Bordure das herabfallende Laub gebildet, Gelb in Gelb, Roth, Braun, Violett, die wunderlichſten und ſchönſten Figuren in allen erdenklichen Farben.

Die Bäume vor dem königlichen Marſtall waren ebenfalls entblättert, und die Stallwache, die heute daſaß und in die Anlagen hinausblickte, konnte bis an's äußerſte Ende deſſelben ſehen und bemerkte große Teiche mit Schwanenhäuſern, Statuen, Gebäude: lauter Sachen, die ſonſt dem Blick durch die grüne Laubwand verdeckt waren.

Als wir uns, geneigte Leſer, zum letzten Mal hier befanden, war es noch Frühjahr und dieſelbe Stallwache, auf demſelben Eckſtein, hatte unterſchiedliche Ahnungen von kühlem Bier und ſaftigen Rettigen. Jetzt aber ſchauerte ſie gelinde zuſammen, wenn ein Windſtoß um die Ecke des Schloſſes kam, und dachte an einen warmen Ofen und an ein Glas Punſch. Ja, die Stallwache dachte an ein großes Souper, das nächſtens ſtattfinden ſolle mit verſchiedenen Gattungen von Getränken, auf's reichlichſte verſehen mit ungeheuren Portionen Kutſcherbraten, anſehnlichen Schinken, großen Schüſſeln voll Kartoffelſalat, mit Würſten von verſchiedenem Geſchmack und ſehr verſchiedenem Kaliber. — Ueberhaupt müſſen wir geſtehen, daß der ganze Marſtall einen feſtlichen Anſtrich hatte; die Strohmatten am Boden waren auf's allerzierlichſte geflochten, die Fenſter blank geputzt, die Geſchirre wie nach der Schnur aufgehängt, und die Ständer von Tibull und Pluto waren mit Epheukränzen verziert.

Angelegentlich blickte dieſelbe Stallwache von demſelben Eckſtein wie damals nach dem Schloſſe, und wie an jenem traurig denkwürdigen Tage, wo ſie dem zu ſeinen Vätern verſammelten Oberkutſcher Mundels die letzte Ehre erwieſen, kam

auf meinem Geiſte und in meinen Gliedern liegt? Iſt es die Gewohnheit, von Kindheit an das todte Gold angeblickt zu haben, die glänzenden kalten Edelſteine, was mir nichts Anderes mehr in den Sinn kommen läßt, was mich abſtumpft für alle Genüſſe dieſes Lebens, was mir nur erlaubt, mich zu erfreuen an dieſen ſich immer mehr anhäufenden Schätzen? Iſt es vielleicht gerade Valeriens Sucht, jeden Augenblick ihres Lebens genießend zu verbringen, was mich in eine andere Richtung treibt? — — Ja, ja, es ſind ihre lebhaften Augen, die ſie mit Erſtaunen auf mich richtet, wenn es mir einmal einfällt, auch nur mit Worten aus meinem gewöhnlichen gleichförmigen Geſchäftsgang treten zu wollen. Vor aller Welt frei und offen, nicht im Geheimen, — — denn wenn die heimlich genoſſenen Freuden auch ſüß ſind, ſo geht es einem doch wie dem einſamen Trinker, der, den Tiſch voller Weinflaſchen, ſeine Thüre abſchließt und ſich ſeinem ſtillen Vergnügen überläßt." — Er machte einen raſchen Gang durch das Zimmer, trat an ſeinen kleinen Schreibtiſch, über welchen er ſich hinbeugte, gerade an der Goldwage, auf deren vom Hauch ſeines Mundes auf- und niederſchwankende Schale er ſeine ſtarren Blicke richtete, als wolle er das ſtürmiſche Für und Wider ſeiner Gedanken förmlich abwägen. Zuweilen murmelte er ein Wort vor ſich hin, das er alsdann entweder mit einem finſtern Stirnrunzeln oder mit einem plötzlichen Lächeln begleitete. — „Wenn Valerie wirklich, wie man ſchon gewagt hat mir anzudeuten — — — — und den Schein meidet ſie nicht — — — was unſereins mit tiefem Geheimniß umgibt, — — — ah, man will doch nicht am reich ſprudelnden Born des Lebens ſtehen und vor Durſt verſchmachten, um ſeinen Ruf zu ſchonen, das triebe ſie — — wenn es wahr wäre, — frei und öffentlich, mit lachendem Mund, die Frage auf den ſtets

heitern Lippen — warum denn nicht?“ — — Darauf blickte er abermals finster auf die Wage hin, und als sei es ihm nicht möglich, seine Gedanken mit dem Schaukeln der beiden Schalen in Einklang zu bringen, faßte er das Zünglein der Wage und stellte so das Gleichgewicht wieder her. —

„Ja, wenn ich sie heute kennen lernte, das heißt mit der Lust zu genießen, nicht eingeengt durch feste Schranken, die ich selbst zwischen mir und einem heitern Leben gezogen, ich glaube, wir Beide könnten glücklich sein — jetzt ist sie's allein, und um meinen lechzenden Gaumen, rings von sprudelndem Wasser, von den saftigsten Früchten, die mir gehören, umringt, zu kühlen, muß ich mit zitternder Hand verbotene Früchte pflücken. — Ich kann in solchen Stunden ihren Blick nicht ertragen, wenn sie mich ansieht, mit der Frage in demselben, ja fast auf den sonderbar lächelnden Lippen: Du ein Mann, dessen Sinn nur nach den himmlischen Freuden gerichtet ist, dem sie wohl gar noch hinzusetzen möchte: Ein väterliches Wort von Dir zu Deiner Frau scheint mir passender, als —“

Er fuhr empor, und da er dabei die federleichte Wage streifte, so tanzten die Schalen, wie von innerlichem Entzücken getrieben, lustig auf und nieder.

Der Kommerzienrath griff mit der rechten Hand in sein buschiges Haar und trat rasch an den runden Behälter in der Mitte des Zimmers, wo er mehrere Schlösser öffnete, dann die Tischplatte drehte und hierauf hastig einige Schubladen herauszog.

Da funkelte und glänzte es ihm wunderbar entgegen; da lagen auf dunkeln Sammetunterlagen die herrlichsten Steine aneinander gereiht; Diamanten von kleinen Rosetten bis zu den großen, werthvollen Brillanten, welche Regenbogenfarben von sich strahlten, welche blitzten

und leuchteten, als fühlten ſie ſich ordentlich glücklich, daß in ihr dunkles Gefängniß wieder einmal die hellen Strahlen des Tages fielen. — Grüne ſammetglänzende Smaragde, in deren weiche Farbe ſich das Auge gern verſenkt, von weiten Reiſen und einem ſonnigen Sommertag träumend; in denen es glitzert und funkelt wie in dichten Laubmaſſen, die auch durchſichtig ſcheinen, getroffen vom Strahl der ſinkenden Sonne. Es iſt was Luſtiges in dieſen grünen Steinen. Während der weiße Diamant uns ſo ernſt, ſo feierlich, ſo majeſtätiſch entgegenleuchtet, während bei ihm unſer Ohr volltönende rauſchende Muſik zu vernehmen glaubt, murmelt es uns bei jenen ſanft im Ohre, wie vom Wind bewegte Blätter, oder wie das Rieſeln des kryſtallhellen Baches durch ſonnbeglänzte Wieſenflächen. — — — — Wie aber bringt auf einmal aufflackernde Glut in die ſtille, träumeriſche Landſchaft! — — — Ah, es ſind dort die Rubinen, welche das Auge des Beſchauenden mit tiefer Glut erfüllen — — und wenn ſich das Auge erſt an den brennenden Schein, durchleuchtet vom hellſten bis zum dunkelſten Roth gewöhnt hat, ſo erſcheint dem Beſchauenden das Weiß und Grün der Brillanten und Smaragde matt und farblos und ſein Herz fühlt ſich von ſanfter Wärme angenehm durchſtrömt. — — Weg mit rauſchender Muſik, weg mit Luſthauch und Quellengerieſel, weg mit dem prachtvollen Diadem über kalter marmorner Stirne, weg mit den ſtillen landſchaftlichen Freuden — — hier iſt das wahre Leben, das warme, milde, blühende Leben, welches uns aus dieſen dunkelglühenden Steinen ſchmeichelnd anblickt; er fühlt einen brennenden Durſt, er möchte einen der Steine zur Kühlung zwiſchen die Lippen nehmen, er möchte eine Handvoll zuſammenraffen und hinſtreuen auf etwas Weiches, Elaſtiſches, Alabaſter gleiches, wo ſie hie und da hinabrollen und tanzen würden, die

milden funkelnden Steine — — Strahlen der Luſt, lebendige Blutstropfen, um endlich Ruhe zu finden, wo man ſie mit zitternden Fingern oder heißen Lippen wieder aufſuchen könnte. — — Gleich daneben ſind Perlen, und Perlen bedeuten Thränen, ſagt das Sprüchwort, Thränen des Schmerzes oder Thränen der Wonne, aber dieſer Ausſpruch ſcheint nicht ganz richtig.

Wenn man ſich in den Anblick dieſer ruhigen und weich glänzenden Flächen vertieft, überkommt uns ein ſtiller, ſeliger Friede, und Thränen zeugen doch von einer Bewegung des Gemüthes. Der Anblick der Perle gießt eine angenehme Ruhe in unſer Herz, es umfängt uns eine Mondſcheinnacht oder wir ſehen das milde Leuchten des ſanft athmenden Meeres, eine ſtille Bucht, in welcher unſer Nachen dem Ufer zuſtößt, marmornen Hallen entgegen, die über ſchneeweiße Stufen emporragen, welche unſern Fuß zum Beſteigen einladen — — tiefe Ruhe und Stille rings umher, und das einzige Geräuſch, was wir vernehmen, kommt von den leiſe an's Ufer ſchlagenden Wellen, die auf dem Sande flüſternd ſeufzen — — O, in einer ſolchen Mondſcheinnacht dort in der Halle erwartet zu werden und ſüße Perlen zu finden, weiche, ſchwellende Perlen, untermiſcht mit ſprühenden Rubinen — — — —

Der Beſchauer ließ ſo das Funkeln der edlen Steine durch ſeine Sinne ziehen, tief herabgebeugt auf ſeine Schätze, und nahm dann wie mechaniſch eine Handvoll der koſtbarſten Rubinen, um ſie zwiſchen unſchätzbare Perlen hineinzuſtreuen. Darauf zuckte ein heißes, verlangendes Lächeln über ſeine Züge, welches an ſeinen Mundwinkeln erſchien und ſich verſtärkte, bis zu den flammenden Augen ſich verbreitete, während er ſich einige Minuten damit beſchäftigte, die Rubinen zwiſchen den Perlen wieder herauszu-

leſen. — — Dann richtete er ſich ſchnell empor, blickte aufwärts zu der kleinen Glaskuppel und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Dieſe Unmaſſe von Schätzen hier unten und nur das kleine, unbedeutende Stück Himmel, welches mir lächelt.“

Wieder ſchritt das Haus Schabegg in ſeiner Schatzkammer auf und nieder und durchkreuzte ſie längere Zeit in allen Richtungen. Anfänglich bemerkte man dabei an den tiefen Athemzügen des Kommerzienrathes den Sturm ſeiner Gefühle, bald aber milderten ſich dieſe; ſeine Augen, welche finſter auf den Boden geblickt, erhoben ſich nach und nach wieder und nahmen damit ihren gewöhnlichen Ausdruck an. Dann erſchien ein ruhiges Lächeln auf ſeinen Lippen, und als er hierauf eine Weile am Schreibtiſch geſtanden und auf die Goldwage geblickt, deren Schalen ſich ebenfalls wieder beruhigt hatten und jetzt wie unbeweglich ſtanden, trat er zurück an den Juwelenſchrank, ſchloß Schubladen und Deckplatte ſorgfältig zu, und als der Teppich darüber gebreitet, bemühte er ſich, die kleinſte Falte deſſelben mit ſeinen Fingern glatt zu ſtreichen. Leicht fuhr er alsdann mit der Rechten über die Stirne und das Haar und ging zuletzt durch ſein Kabinet in das Fabrikgebäude hinüber.

Dort befanden ſich rechts und links von einem langen Korridor kleine Zimmer, in welchen Arbeiter und Arbeiterinnen mit Schleifen der Steine, mit Faſſen derſelben, mit Poliren des Goldes und mit dem Ausputzen fertiger Geſchmeide beſchäftigt waren. Jede der Thüren dieſer kleinen Zimmer war mit einer großen Glasſcheibe verſehen, durch welche man in das Innere blicken konnte. Bei mehreren ging der Kommerzienrath vorbei, hie und da einen Blick auf die Arbeiter werfend, und endlich trat er in eines hinein, wo ein junges Mädchen beſchäftigt war, ein koſtbares

Armband, welches ſie an ihrem Tiſchchen befeſtigt hatte, mit weißem Hirſchleder zu putzen. Das junge Mädchen blickte ſeitwärts, als ſie Jemand eintreten hörte und wollte ſich beim Anblick des Fabrikherrn erheben, doch trat dieſer neben ſie hin, legte ihr den Arm auf die Schulter und drückte ſie ſo ſanft auf ihren Sitz zurück.

„Wie weit ſind wir, Thereſe?“ fragte er mit einem angenehm klingenden Ton der Stimme, „mir ſcheint, Du biſt wie immer außerordentlich fleißig.“

Das junge Mädchen drehte ſich mit ihrem Stuhl zurück, und da ſie zu gleicher Zeit den Kopf erhob, ſo zeigte ſie ein rundes Geſicht mit friſchen rothen Lippen und dunkeln glühenden Augen, die einen etwas ſchelmiſchen Ausdruck hatten. Sie zuckte mit den Achſeln mehr als gerade nothwendig geweſen wäre, ſo daß man die Bewegung ihrer vollen weißen Schultern ſah, griff aber zu gleicher Zeit nach ihrem Halstuch, das ſie neben ſich auf den Tiſch gelegt hatte. Dabei ſagte ſie: „Es iſt leichte Arbeit, die ich hier habe, Herr Kommerzienrath, und da es mich zu gleicher Zeit freut, wie die blanken Steine ſo freundlich hervorblicken, ſo iſt das, was ich hier ſchaffe, eine wahre Spielerei.“

Er bückte ſich tief hinab, um das zierliche Geſchmeide näher zu betrachten, und da ſie ſich, augenſcheinlich um ihm etwas Platz zu machen, auf die Seite bog, ſo legte er, um dieß zu verhindern, ſeine Hand auf ihre Schultern.

„Das Gold ſcheint mir etwas dunkel!“ ſagte der Kommerzienrath, nachdem er das Bracelett einen Augenblick beſchaut — „ſchraub' es einmal los und gib mir den Probirſtein.“

Das junge Mädchen lehnte ſich mit ihrem Oberkörper ſo weit zurück, um aus der kleinen Schublade in dem Tiſche das Verlangte zu nehmen, dann ſchraubte ſie das Armband

los und reichte es mit dem verlangten schwarzen Steine dem Fabrikherrn.

Dieser hatte aus der Westentasche einen guten Dukaten genommen, machte damit einen feinen Strich auf dem Probirstein und dann mit dem Golde des Armbandes einen andern dicht daneben; beide betrachtete er einen Augenblick prüfend und sagte hierauf: „Ich habe mich geirrt, es hat das richtige Gehalt.“ Er reichte dem jungen Mädchen das Armband und den Probirstein mit der linken Hand, während er zwischen Daumen und Zeigefinger der Rechten den Dukaten hielt, den er anscheinend in die Westentasche stecken wollte; doch benahm er sich dabei etwas ungeschickt, das Goldstück glitt zwischen seinen Fingern durch, fiel auf die bloßen Schultern des jungen Mädchens und glitt von da auf der glatten Fläche seitwärts unaufhaltsam tiefer hinab. —

Sie zuckte einen Augenblick leicht zusammen, doch, wie es schien, weniger vor Schreck, als wegen der Berührung mit dem kühlen Metall.

„Wie kalt“ — sagte sie und setzte mit einem gewinnenden Lächeln um ihre frischen Lippen hinzu: „das ist aber ein Unglück, was ist nun anzufangen?“ —

Das Haus Schabegg machte eine leichte Bewegung mit der Hand, wobei es im gleichgültigen Ton der Stimme zur Antwort gab: „Es wird sich wieder finden, und,“ setzte der Kommerzienrath ruhig hinzu, „da das Armband in wenigen Minuten fertig geputzt sein wird, so kannst Du's auf mein Kabinet bringen.“

Therese nickte leise mit dem Kopf, und der Chef des Hauses schritt würdevoll, wie er gekommen, mit erhobenem Haupte, sein Kinn tief in das weiße Halstuch verbergend, aus dem kleinen Gemach. Ein scharfer Beobachter, der ihn hätte daherkommen sehen, den sanften Blick

etwas zu Boden gesenkt mit dem erhebenden Lächeln seiner Mundwinkel, ja mit der Zufriedenheit in all' seinen Mienen, hätte darauf schwören können, der Mann habe eben etwas Bedeutendes zur Verbesserung des Christenthums gethan.

Fünftes Kapitel.

Ein Unfall mit guten Folgen.

Unterdessen ritt Emil von Schabegg ohne eigentlichen Zweck spazieren. Er war, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, unter den Fenstern seiner Braut gewesen, wo er aber nichts gesehen hatte, als herabgelassene Vorhänge. Wahrscheinlich schrieb Julie an ihrem neuesten Roman, und den zu lesen hatte er vollkommen Zeit; auch war er zart genug, sie in ihren Arbeiten so wenig wie möglich zu stören. Sein Pferd bog darauf rechts an der Promenade ab auf einen Weg, den er häufig zu machen pflegte, und den lockeren Zügel in der linken Hand haltend, ließ er das Thier gehen wohin es wollte.

Frau Schabegg lag in ihrem Wagen, den sie und ihre umfangreiche Toilette fast ganz ausfüllte, und war anzusehen wie eine mächtige Wolke von Stoff mit einem menschlichen, sehr hübschen Antlitz, welches willenlos spazieren geführt wird, und doch war dieser reizende Kopf, den man kaum sah vor Spitzen, Bändern und Federn, nie ganz willenlos, sondern wußte ganz genau, welches Ziel er sich vorgesteckt, und wie das am leichtesten und sichersten zu erreichen sei.

Der geneigte Leser wird nicht von uns erwarten, daß wir im Stande seien, die Wege der schönen Frau zu belauschen, sobald sich diese Wege vom gewöhnlichen und

Hauptwege abzweigen, sie also, wenn man so sagen wollte, einen Nebenweg einschlägt. Madame fuhren zur Stadt hinaus, wo eine breite vierfache Kastanienallee heute besonders zum Spazierengehen einlud, denn der Boden war mit welken, aber ganz trockenen gelben, rothen und braunen Blättern bedeckt, welche förmlich einen dicken buntfarbigen Teppich bildeten, in den der Fuß bei jedem Schritte eintrat.

Hier sprach Frau Schabegg „Halten", worauf die Pferde fast augenblicklich parirt wurden, der Bediente hinten auf zu gleicher Zeit am Schlage stand und diesen auf weiteren Befehl öffnete. Die schöne Frau stieg aus, zog ihren Shawl ein wenig in die Taille hinein, sagte nichts als „Warten" und ging die Kastanienallee hinab. Der Bediente, welcher den Hut in der Hand behalten, bis er den Schlag wieder geschlossen und sich die Herrin einige Schritte entfernt hatte, setzte ihn nun langsam auf und trat vorne zum Kutscher hin, welcher indessen die Peitsche in das Futteral gesteckt, die Zügel unter seinen linken Schenkel genommen und im Begriff war, mit einem Schwefelhölzchen seine Cigarre anzuzünden; dann verhalf er auch dem Lakaien zu etwas Feuer, und beide neigten sich behaglich zu einander, um ein Gespräch zu beginnen. Diese Sorglosigkeit schien anzudeuten, daß die Beiden wohl gewohnt waren, bei dergleichen Promenaden ziemlich lange auf ihre Herrin zu warten.

Der letzte Sprößling der Iffling-Steinfeld führte während der Zeit seinen Hauslehrer spazieren, umgekehrt wäre es passender gewesen, doch um der Wahrheit getreu zu bleiben, müssen wir gestehen, daß der kleine Herr diktatorisch den Weg bestimmte, den er gehen wollte, und daß der Andere, wenn auch zuweilen achselzuckend, folgte. Dabei schien es dem Ersteren sehr ergötzlich, alle möglichen

auch heute das ſämmtliche Stallperſonal feſtlich geputzt daher. Doch waren ihre Mienen fröhlicher, die ältern Kutſcher und Reitknechte ſchienen mit dem, was ſie eben gehört und erlebt, zufrieden, die Stallbuben machten einander kleine Anleihen von Kopfnüſſen und dergleichen, die in demſelben Augenblicke aber ſchon mit reichlichem Zins zurückbezahlt wurden. Sie pufften ſich nach allen möglichen Richtungen herum und thaten ſo, als freuten ſie ſich heute zum letzten Mal ihres Lebens, indem ſie wußten, daß ſchon morgen eine feſte, ſtrenge Hand über ihrem Haupte ſchweben würde.

Jetzt war das ſämmtliche Perſonal in dem Stalle verſammelt, und Alles begab ſich unaufgefordert zu ſeinen Pferden, ſtellte ſich dort auf und ſah erwartungsvoll die Stallgaſſe hinab. Auch die Stallwache hatte ihren Poſten verlaſſen, hatte neben Tibull und Pluto zwei Stallbuben aufgeſtellt, wovon der eine einen bordirten Hut, der andere die berühmte Peitſche mit dem Elfenbeingriffe trug.

Lieber Leſer! wir bemerken deine peinliche Spannung und wollen deßhalb kraft der Macht, die uns verliehen, unſerer „Namenloſen Geſchichte“ einen Augenblick vorgreifen, und wollen dir hiemit feierlichſt verkündet haben, daß Seine Majeſtät der König geruht, an die Stelle des ſeligen Herrn Mundels einen neuen Oberkutſcher zu ernennen, und daß dieſer Oberkutſcher nicht der ruſſiſche Engländer mit dem unausſprechlichen Namen war, vielmehr unſer Freund, — der Herr Joſeph Winkler.

Dort kommt er in Begleitung eines königlichen Stallmeiſters von dem alten Oberſtallmeiſteramte mit dem alten Dekret in der Taſche, kraft deſſen er nicht mehr nöthig hat, den alten Geſprengterwagen zu fahren, vielmehr dadurch befähigt iſt, die Allerhöchſte Leibkutſche zu dirigiren.

Obgleich der Chirurgus nach jenem Unglücke die Geneſung in circa ſechs bis acht Tagen verſprochen, ſo hatte doch dieſelbe

Kreuz- und Querzüge zu machen, die eine Straße zwecklos hinauf-, die andere eben so zwecklos hinabzugehen, bald links, bald rechts abzubiegen, oder auch gerade wieder umzukehren, wenn es ihm so gefiel. Einwendungen, die sich der Hauslehrer zuweilen erlaubte schüchtern zu machen, beantwortete er entweder gar nicht, oder einfach dadurch, daß er den Kopf aufwarf und sagte: „Ich mag nicht.“ Dabei hatte der junge Baron, trotzdem man hätte glauben sollen, er schlendere ohne allen Zweck herum, doch seine kleinen Absichten, die er denn auch mit großer Frechheit und meistens zum Verdruß der ihm Begegnenden ausführte. Bald traf er einen harmlos daherlaufenden Hund so empfindlich mit der Spitze seines Spazierstockes, daß dieser laut heulend auf die Seite sprang und nicht selten zwischen die Füße eines ruhigen Spaziergängers, der dann ebenfalls plötzlich aufgeschreckt mit einem dritten ihm Begegnenden in unangenehme Berührung kam. — — Oder er ging auf einmal im langsamsten Schritt quer durch die Straße dicht bei daherrollenden Equipagen vorüber, wo dann die Kutscher, um das brutale Geschöpf nicht zu überfahren, fluchend ihre Pferde pariren mußten. Damen, denen er begegnete, blickte er frech in's Gesicht oder lachte ihnen ohne alle Veranlassung laut entgegen, und freute sich ausgelassen, wenn er von den Betreffenden indignirt durch Blicke oder Worte zurückgewiesen wurde. Das einzige, was sein armer schwacher Hauslehrer thun konnte, war, ihn seiner Wege gehen zu lassen, und immer zwanzig Schritte Entfernung zwischen sich und seinen würdigen Zögling zu bringen.

Es war ein schöner Herbsttag und vom tiefblauen wolkenlosen Himmel blitzte die klare Sonne warm, hell und freundlich nieder. Wie immer glänzte sie in gleicher Unparteilichkeit über guten und bösen Menschen, über Armen und Reichen. Dort im Hause Schabegg hatte sie funkelndes Licht

hervorgelockt aus den edeln Steinen; an der anderen Seite der Stadt im Hof des Armenhauſes ſtrahlte ſie mit derſelben Liebe auf die gelb gewordenen Blätter der Akazienbäume, auf alte Männer und Weiber, die ſich hier im Strahle der Sonne, zu Füßen dunkelbraune glatte Kaſtanien, mit denen wir Kinder an dem ſchönen Samſtag Nachmittag ſpielten, wärmten.

Wenn es an dieſen Nachmittagen gutes Wetter war, ſo daß wir Kinder im Freien zubringen konnten, freuten ſich alle ordentlichen Bewohner oder vielmehr die ordentlichen Bewohnerinnen des Armenhauſes, denn alsdann war das kleine Zeug nicht im Wege, wenn Treppen und Stuben gehörig gereinigt wurden, um am folgenden Sonntag in beſt möglichſtem Glanze zu prangen.

Frau Iduna machte wohl, was dieſes Treiben anbelangt, unter den ordentlichen Bewohnerinnen die einzige Ausnahme, nicht als ob bei uns das Putzen und Scheuern vergeſſen worden wäre, ſondern weil Herr von Schwaneſeld es ſich am Samſtag Nachmittag nicht nehmen ließ, an der Reinigung des Wohnzimmers die thätigſte Hand mit anzulegen.

„Meine gute Alte,“ pflegte er alsdann zu ſagen, „Du plagſt und ſchindeſt Dich ſämmtliche Wochentage, während ich weiter nichts thue als die Fußböden, die Du morgens mühſam gekehrt, den Tag über zu beſtauben und zu beſchmutzen. Es iſt daher nicht mehr als billig, daß ich nun am Samſtag Nachmittage mein Kontingent ſtelle — — ich — der Herr.“ Dabei tippte er mit komiſchem Pathos mit dem Zeigefinger auf die Bruſt.

„Aber ein Herr von Schwaneſeld,“ ſagte die gute alte Frau lächelnd, „ſollte keine Fenſter putzen;“ worauf er würdevoll zur Antwort gab: „Und ich ſage Dir, ein Herr von Schwaneſeld hat in früheren Jahren oftmals geſehen,

wie junge Leute aus den beſten Häuſern, Leute, die ſpäter hohe Staatsbeamte, Generale oder berühmte Gelehrte und Schriftſteller geworden ſind, Fenſter mit eigener Hand putzten."

„Und wo war das, wenn ich fragen darf?"

„In der Kaſerne, dem Hauſe Seiner Majeſtät unſeres Königs, als jene jungen Leute freiwillige Artilleriſten, Infanteriſten und Kanoniſten oder vielmehr Kanoniere waren — alſo ſtille dahinten, nimm Du heute zu unſerem aufgewärmten Nachmittags-Kaffee vier friſche Bohnen, ſo habe ich etwas, worauf ich mich freuen kann."

Dann zog Herr von Schwanefeld eine alte ſehr fadenſcheinige Jacke an, welche er zu dieſem Zwecke zuſammengerollt irgendwo aufbewahrte, ſchloß die Thüre ab und fing an das Zimmer herzuputzen, daß es eine Freude war.

„Du könnteſt Dir wohl von den Kindern helfen laſſen," hatte Frau von Schwanefeld geſagt, damit meinte ſie mich und Alice, worauf er aber mit ſanfter Stimme erwiedert: „Nun, meine Liebe, im Kaſernenhofe würde ich es mit Freuden ſehen, wenn der Junge ſeine Fenſter waſchen müßte, die Kaſerne iſt das Haus des Königs — — aber hier im Armenhauſe — — Du weißt, ich habe ſo meine eigenen Ideen."

„Ja — — — im Armenhauſe," ſeufzte die gute Frau und ließ ihn gewähren.

War er doch auch bei dieſer Beſchäftigung ſo vergnügt, als nur ein Menſch ſein konnte. Er ſummte alte Schelmenlieder vor ſich hin und freute ſich ſichtlich, wenn der Meſſingknopf der Thüre recht blank wieder hervortrat, wenn die kleinen Fenſterſcheiben glänzten, und namentlich zuletzt, wenn er, ſobald alles fertig war, ſeinen weißen Sand auf den Fußboden ſtreute und darauf mit dem Stiele des alten Federwiſches kunſtreiche Figuren hinein-

zog. Sobald er mit der Stube fertig war, ging es an seinen Sonntagsstaat, die Stiefel wurden so blank gewichst, daß sich kein Kavalier daran hätte zu schämen brauchen. Hellen Nähten an seinem schwarzen Rock, so wie unvertilgbaren Flecken an seinem Hute half er mit Tinte nach, und wenn sich je irgendwo an demselben fettige Stellen zeigten, so putzte er unverdrossen stundenlang mit Seife und Fleckenwasser, bis sie verschwunden waren, denn er pflegte zu sagen: „Ich verzeihe es einem Edelmann, wenn er einen Staub- oder gar Schmutzflecken am Hute hat, eine speckige Stelle aber an demselben ist eines anständigen Mannes unwürdig.“

Endlich war Herr von Schwaneseld mit allem fertig, dann wusch er sich seine Hände, zog den guten Rock wieder an und erschien lächelnd vor der Gattin, indem er sich bei ihr bedankte, daß sie ihn zu einem guten Kaffee eingeladen. Und der kam denn auch von Frau Iduna viel besser als gewöhnlich zubereitet. Er zündete sich dazu das ersparte Stück einer Cigarre an, und die beiden guten alten Leute waren vollkommen glücklich.

Wir Buben spielten im Hofe mit herabgefallenen und zusammengelesenen Kastanien, welche bei den kleinen Hazardspielen, die wir vortrefflich verstanden, unsere Münze waren. Alice hatte unterdessen eine andere Beschäftigung, es war die Zeit des Herbstes, der Weinlese, und die Weinbergbesitzer mit ihren Freunden begingen diese Tage festlich in ihren Weinbergen, und da danach, in richtiger Reihenfolge, der kalte Winter kam, so brauchte das kleine Mädchen, die noch in ihrem dünnen Sommerkleid ging, etwas Wärmendes, und wie sich Herr von Schwaneseld ausdrückte, wollte er diese beiden Flegen, darunter verstand er Herbstfreuden und Winterkälte, mit einer Klatsche schlagen. Er hatte unserem Schützling kleine zierliche Luftballons angefertigt,

mit denen ſie am Thor des Armenhauſes ſaß, und ihre bunte Waare den Vorübergehenden anbot.

Aufrichtig geſagt, war ich mit meinen Gedanken viel weniger bei unſeren Spielen, als bei den Geſchäften, welche meine kleine Alice machte, blickte häufig zu ihr hinüber oder ſprang auch zuweilen nach ihr hin, wenn ich ſah, daß ſich Jemand von dem Thore entfernte, der etwas wie ein buntes Papier in der Hand trug.

Da es ein außerordentlich ſchöner Tag war, eine warme, milde Luft, wie man ſie kaum im Frühling hat und nur zuweilen wie jetzt im Alten-Weiberſommer, ſo ſaßen die älteren Bewohner des Armenhauſes nun noch einmal, manche wohl zum letzten Male in dieſem Jahre, ja in dieſem Leben, unter den Akazienbäumen, neigten nachdenkend ihre Köpfe, ſchüttelten ſie auch wohl bedenklich gegeneinander, wenn der leiſeſte Lufthauch die gelben Blätter herabflattern ließ. Wir Kinder ſahen freilich dem Winter mit ganz anderen Gefühlen entgegen, gab es da doch Eisbahnen und Schneemänner, dann wieder in unſerer Wohnung den behaglich ſummenden Ofen mit meiner Leibſpeiſe, in Aſche geröſteten Kartoffeln.

Wer mir geſagt hätte, ich ſollte von all' dieſen Herrlichkeiten hier nichts mehr genießen, dem hätte ich's wahrhaftig nicht geglaubt.

Als wir Buben im beſten Spielen begriffen waren und ich gerade neben Alice ſtand, kam ein Herr mit einem Knaben in meinem Alter. Der Herr war ſehr einfach gekleidet, der Knabe dagegen ſo reich, daß ich ihn faſt beneidet hätte, wenn mir ſein Geſicht beim erſten Blicke nicht außerordentlich mißfallen hätte. Seine kleinen Augen, die er nicht recht öffnete, blickten herausfordernd und doch wieder hochmüthig nach uns hin, während er ganz langſam, mit einem dünnen Spazierſtöckchen in der Luft herumfuchtelnd,

beim Hofthor vorüberging und uns dabei mit hocherhobener Naſe anſchaute.

„Das iſt das Armenhaus," ſagte der Herr, der bei ihm war, eigentlich war es kein Herr und doch wieder kein Arbeitsmann, für Erſteren ſchritt er neben dem kleinen Burſchen zu demüthig hin, hatte einen ziemlich altmodiſchen ſchwarzen Rock an, für Letzteren war er zu gut gekleidet.

„So, das iſt das Armenhaus," gab der Kleine zur Antwort, „alſo ſind das dort," er wies auf uns, „wohl lauter Bettelkinder."

Ich hörte dieſes Wort, und da wir auf unſerem Terrain gerade nicht von ſehr friedlicher Natur waren, ich aber unter den ſtreitſüchtigen einer der Frömmſten, ſo näherte ich mich dreiſt dem Gitter und ſchaute dem, der uns für Bettelkinder angeſehen, herausfordernd in die Augen.

„Bettelkinder kann man eigentlich nicht ſagen," bemerkte der im ſchwarzen Rock mit mehr Entſchiedenheit, als ich ihm zugetraut. Er ſah ſo aus, als fühle er Sympathieen für uns, worauf ihm das junge Bürſchlein mit lauter Stimme erwiederte: „Bettelkinder habe ich geſagt, und ſo iſt es auch, ſehen Sie doch, wie ſie ſich ſo frech heranbrängen und gerne von uns was haben möchten."

Dieſe ſehr deutlich geſprochenen Worte ſo wie auch ein Wink von mir hatte mehrere meiner älteren Kameraden ebenfalls an das Gitter gelockt, und wir traten hierauf vor das Hofthor, wo wir uns in einem Kreiſe und zwar ſo aufſtellten, daß der junge Menſch, wenn er vorüber wollte, zwiſchen uns durchgehen mußte. Dabei dachte übrigens noch Niemand von uns an die Eröffnung von Feindſeligkeiten, ja wir lachten laut auf, als wir uns das geputzte Ding mit ſeiner Uhrkette, ſeinen Glanzſtiefeln und ſeinem ſchwarzen Hute etwas näher betrachteten. Ein Paar

rieſen freilich: „Was hat der geſagt, wir wären Bettelkinder, er ſoll nur ruhig vorübergehen, ſonſt könnten ihm die Bettelkinder vielleicht was geben.“

Der Mann mit dem ſchwarzen Rock grinste freundlich gegen uns und ſchien dadurch die Unart des jungen Burſchen wieder gut machen zu wollen, und ſo wäre vielleicht Alles auf's Ruhigſte abgelaufen, wenn dieſer nicht vor Alice ſtehen geblieben wäre, mit ſeinem Spazierſtöckchen die bunten Luftballons auseinander geworfen hätte und gefragt: „Was iſt denn das für Zeug?“

Das kleine Mädchen in ſeiner weichen lieben Weiſe und angenehmen Stimme ſagte beſcheiden: „Das ſind Luftballons, lieber Herr, man tränkt die Baumwolle hier unten mit Spiritus, zündet ſie an und dann fliegt es hoch in die Luft hinauf.“

Es hatte einen Augenblick den Anſchein, als entwaffne die Sanftmuth Alicens ſogar die Brutalität des böſen, verzogenen Knaben. Ich, der ich mit Aug' und Ohr geſpannt lauſchte, werde nie das Bild vergeſſen, welches dieſe beiden Kinder gaben, die wohl in gleichem Alter waren und ſich hier gegenüberſtanden. Der letzte Baron der Iffling-Steinfeld in ſeinem reichen übertriebenen Anzug, und die Tochter eines armen Flickſchneiders in ihrem dünnen Sommerkleidchen, welches ihr überall zu kurz und zu enge war; er mit den groben brutalen Zügen, unangenehmen Munde und dem frechen Auge, ſie dagegen mit den feinen, blaſſen Zügen, etwas leidend ausſehend, mit den guten, hellen Augen und dem ſchönen blonden Haar, welches meine Pflegemutter, gerade wegen ſeiner Weichheit und eigenthümlichen Farbe ſo ſorgfältig behandelte, wobei ſie öfters ſagte: „Alice, Du haſt Haare wie eine Prinzeſſin.“ Ich wußte nicht, warum mir dieſe Aeußerung jetzt gerade ſo lebhaft in's Gedächtniß kam, und doch war dem

nicht nur ſo, ſondern auch das kleine Mädchen, welches da ſtand, konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß ſie wirklich wie eine Prinzeſſin ausſehen müßte, wenn ſie fein und vornehm der Art gekleidet wäre, wie der fremde Knabe, der ſie einen Augenblick überraſcht anzuſtaunen ſchien — aber leider für ihn und glücklich für mich nur einen Augenblick, dann verzog er ſeinen breiten Mund zu einem übermüthigen Grinſen, faßte mit ſeinem Spazierſtock einen der Luftballons und warf ihn in die Luft, wobei er höhniſch ſagte: „Ja, ja das fliegt allerdings recht gut," worauf er ruhig ſeiner Wege gehen wollte.

Jetzt aber faßte mich auf einmal eine mir damals unerklärliche Wuth, ich biß die Zähne auf einander und trat mit geballten Fäuſten vor ihn hin. Meinen Kameraden, die mir folgen wollten, winkte ich zurückzubleiben. Dann ſagte ich mit einer vor Aufregung zitternden Stimme: „Du haſt einen Luftballon verdorben, den mußt Du bezahlen." Ich wußte im Voraus, daß er das nicht thun würde.

„Dummer Schlingel," gab er mir zur Antwort, „meinſt Du, ich laſſe mich auf ſo unverſchämte Art anbetteln, Platz da, oder ich haue Dir meinen Stock über die Ohren." Er hob das dünne Rohr in die Höhe, doch war er damit noch nicht weit gekommen, ſo hatte ich ihn auch ſchon am Kragen ſeiner Jacke. Er ſtieß mir mit der Fauſt auf die Bruſt, um loszukommen, und da ihm das nicht gelang, faßte er mit der linken Hand in mein Haar und riß mit allen Kräften daran. Das konnte jedoch wenig helfen, ich packte ihn mit der einen Hand immer feſter, während ich ihm mit der andern und auf's Kräftigſte rechts und links in's Geſicht ſchlug.

Der Mann mit dem ſchwarzen Rock wollte dazwiſchen ſpringen, doch litten das meine Kameraden nicht, und auch

nicht der alte Jakob, der ebenfalls im Hofe saß und mit den Andern Zeuge dieses Auftrittes war. „Nein, nein," entgegnete Jakob eifrig auf die heftigen Reden des Andern, „die Buben sind gleich stark und groß, sie sollen das miteinander ausmachen." Der Hauslehrer aber, dem es Angst dabei wurde, lief in die Straße hinein, wahrscheinlich um nach einem Polizeisoldaten zu sehen, und wie mir die Andern nachher erzählten, sahen sie ihn gleich darauf heftig mit der Hand winken. Es kam aber kein Polizeibeamter, sondern ein Reiter, der, als er den im schwarzen Rock winken sah und rufen hörte, im Galopp heransprengte, dicht vor uns sein Pferd parirte, und mit lauter, befehlender Stimme rief: „Halt da, ihr Buben — — den Augenblick auseinander — — was soll das heißen? — He, Herr Schmid, warum trennen Sie sie nicht." Der Hauslehrer warf sich nun zwischen uns, und da meine Kameraden und der alte Jakob aus Respekt vor dem vornehmen Reiter ruhig stehen blieben, so gelang es ihm auch, uns auseinander zu bringen.

Der fremde Knabe hatte mir ein dickes Büschel sehr schöner Haare ausgerissen, er aber zeigte eine aufgeschwollene Nase, aus welcher ihm das Blut über seine feine Jacke und sein weißes Hemd herabtropfte. Wie ich so dastand, den starren Blick nicht von meinem Feinde lassend, mußte mir Jeder ansehen, daß ich auf's Sehnlichste eine Fortsetzung des Kampfes zu wünschen schien. Ich strich mein Haar aus der Stirn, athmete ein paarmal tief auf und zog dann meine leinene Blouse, die in dem Kampfe hinaufgerutscht war, wieder über die Hüften herab.

Der vornehme Reiter mochte wohl sehen, wie geneigt ich war wieder anzufangen, und wahrscheinlich, um das zu verhüten, lenkte er sein Pferd zwischen uns Beide, dann stützte er den rechten Arm in die Seite, nahm eine ziemlich

nachläſſige Haltung an, und ich ſah, wie ſein linker Bügel nur leicht an ſeiner Fußſpitze hing. Er wiegte den Kopf auf und nieder, und ſagte zu dem fremden Knaben gewendet mit einem ironiſchen Lächeln: „Das ſind ſchöne Geſchichten, Herr Baron, muß man Sie da finden in einer Prügelei auf öffentlicher Straße.“

Er gab keine Antwort, ſondern biß die Zähne feſt aufeinander und ſchaute den Reiter mit einem böſen Blicke an.

„Und Sie, Herr Schmid,“ wandte er ſich an den Mann mit dem ſchwarzen Rock. Der Hauslehrer zuckte mit den Achſeln und entgegnete:

„Sie wiſſen wohl, gnädiger Herr, daß meine Worte nicht gehört werden.“

„Aber er hat auf jeden Fall wieder angefangen, er hat in ſeinem Uebermuth die Kinder da beleidigt.“

„Nein, nein,“ rief der Letzte der Iſſling, „dieſe Bettelbuben haben mich überfallen.“

Auf dieß Wort hin wollte ich um das Pferd herumſchlüpfen und ihn abermals am Kragen faſſen, doch legte mir der Reiter die Hand auf den Kopf und ſagte: „Bleib ruhig, Du da, hier ſind ohne Dich noch andere Zeugen, wir können das gemüthlich unterſuchen.“

„Ich brauche aber keine Unterſuchung,“ rief mein Feind, „ich habe Recht.“

„Ja, ja, wie immer,“ meinte der Reiter, und wandte ſich alsdann zu mir, der ich anfing mit lauter aber ruhiger Stimme den ganzen Hergang der Wahrheit gemäß zu erzählen. Der Reiter hatte ein ſo gutes Geſicht, blickte mich ſo wohlwollend an und nickte mir ſo freundlich zu, daß mein Zorn ſchwand, und als ich ihm von der armen Alice erzählte, wie ſie dem böſen Knaben ſo freundlich Auskunft gegeben, überkam mich, ich wußte ſelbſt nicht warum, eine tiefe Wehmuth und meine Augen füllten ſich mit Thränen.

länger auf ſich warten laſſen, und der Oberſtſtallmeiſter, der dem Joſeph ſehr gewogen war, hatte eine genaue Unterſuchung über jenen Vorfall anſtellen laſſen, woraus ſich nun freilich ergab, daß eine Teufelei im Spiele geweſen war, doch hatte man ſonſt nichts herausgebracht. Das war nun am Ende für den Joſeph auch einerlei, denn er wurde Oberkutſcher, und als ſolchen ſehen wir ihn ſoeben die Gratulationen ſeiner Collegen, ſowie Hut und Peitſche aus den Händen der Stallbuben feierlichſt in Empfang nehmen.

Nachdem dieſer officielle Akt vollzogen war, begab ſich der Oberkutſcher, Herr Winkler, in ſeine neue Wohnung, aus vier geräumigen Piecen beſtehend, und nahm dort andere, noch angenehmere Glückwünſche in Empfang. Hier befanden ſich die Frau Winkler in neuem, ſehr ſauberem Anzuge, ferner die Frau Welſcher und die Jungfer Kiliane mit der kleinen Marie, auch Herr Dubelli, ſowie Jean der Hoflakai, und Alle ſaßen um einen großen Tiſch, auf dem verſchiedene Kaffeekannen prangten und große Kugelhopfen aufgeſtellt waren. Die Honneurs dieſer Geſellſchaft machte jenes reizende, friſche Mädchen, das wir am Krankenbette des Herrn Winkler geſehen und das einmal über das andere erröthete, wenn die Frau Winkler senior oder Jean der Hoflakai einige unpaſſende Bemerkungen zum Beſten gaben.

Man ſchien bei der Ankunft des Oberkutſchers in einem kleinen Streite begriffen zu ſein über die Reihenfolge der Feſtlichkeiten für die nächſten Tage, und die verſchiedenen Parteien appellirten deßhalb an das endgültige Urtheil der eben eingetretenen Hauptperſon.

„Hör' Sie, alte Frau,“ ſagte der Oberkutſcher nach einiger Ueberlegung, „mir ſcheint, der Dubelli hat eigentlich die beſte Anſicht, und ich glaube, wir könnten die alten Geſchichten ſo abmachen. Morgen alſo, da Sie noch genug Vorbereitungen zu der alten Hochzeit zu machen hat, laſſen wir Ihr den ganzen

„So iſt es geweſen," bekräftigte der alte Jakob meine einfache Erzählung; meine Kameraden ſagten: „Ja, ja," und ſelbſt der Hauslehrer mußte zugeben, daß ich vollkommen die Wahrheit geſprochen, ja er hatte den Muth hinzuzuſetzen, daß die brutalen Mienen und Aeußerungen ſeines Zöglings gar nicht wiedergegeben werden könnten, und den ruhigſten Menſchen in Zorn zu verſetzen im Stande ſeien. Damit meinte er ſich ſelbſt, der aber leider nie ein Mittel angewandt.

Der Reiter beugte ſich tief zu dem Knaben hinab und ließ dabei den einen Steigbügel ganz vom Fuße abgleiten. Was er zu ihm ſagte, ſprach er mit leiſer Stimme, aber Alice, die näher ſtand, hörte jedes Wort und erzählte es mir ſpäter. „Sie ſind ein kleiner, unverbeſſerlicher, bösartiger Taugenichts," hatte Emil von Schabegg zu dem Knaben geſagt, „und wenn mich nicht die Rückſicht abhielte, daß Sie im Hauſe meines Vetters wohnen und deſſen Obhut mehr oder minder anvertraut ſind, ſo würde ich jetzt nicht nur meiner Wege reiten, ſondern ich würde obendrein die armen Kinder da ermuntern, daß ſie alle miteinander, nicht nur ein Einzelner, über Sie, kleines, brutales Thier, herfielen und Ihnen auf einmal alle die Schläge geben, die Sie doppelt und dreifach ſeit Monden ſchon verdienen."

Glücklicherweiſe hatte ich, während er ſo ſprach, den ſchlanken Hals ſeines edlen Pferdes geklopft und ſtreichelte ihm in dieſem Augenblicke Maul und Naſe, welche ſich wie Sammet anfühlten, ja, Gott ſei es gedankt, daß ich dieß mit der linken Hand that, während ich durch die Finger meiner rechten die feinen Zügel wie ſpielend durchfahren ließ, ohne daß es der Reiter ſah — glücklicherweiſe, denn auf einmal vernahm ich einen ziſchenden Laut, das edle Pferd warf ſeinen Kopf wie raſend in die Höhe, bäumte ſich gewaltig und hoch auf, und ich glaube, es war nur,

weil ich mit einem raſchen Blick ſah, wie der Reiter faſt rückwärts vom Sattel nach der andern Seite zu hinabſtürzte, daß ich mit beiden Händen zugriff, die Naſe des Pferdes, ſowie die Zügel krampfhaft mit übermenſchlicher Anſtrengung faßte und nicht losließ, trotzdem mich das wüthende Thier im erſten Anprall wie eine Feder mit ſich fortriß. Dabei aber vernahm ich die laute Stimme meines Pflegevaters, der mir in gellendem Tone zurief: „Halt feſt, halt um Gotteswillen feſt! — Laß ihn nicht fahren.“ In der nächſten Sekunde trat ich auch ſchon wieder mit dem Fuße feſt auf den Boden und fühlte auch nach einigen ſcharfen Riſſen in die Zügel, daß das Pferd nicht mehr ſo wild vorwärts ſtrebte. — — Keuchend vor Anſtrengung hatte ich es nach ein paar weiteren Sekunden glücklich zum Stehen gebracht, blickte um und da ich ſchaudernd ſah, daß der Reiter, der mit dem Fuße im rechten Bügel hängen geblieben war, bis hieher geſchleppt worden, und nun dicht an den Hinterhufen des unruhig tretenden Pferdes lag, ſah ich, Dank meiner Kenntniſſe von der Reitbahn her, was jetzt Noth that und drückte, ſo ſtark ich konnte, den Kopf des Pferdes in die Höhe, daß es nicht im Stande war hinten auszuſchlagen. Zu gleicher Zeit ſprach ich ſchmeichelnd zu ihm, drückte mein Geſicht an ſeinen Hals und verblieb ſo ein paar angeſtrengte Augenblicke, bis mein Pflegevater langſam, um das Pferd nicht wieder zu erſchrecken, auf daſſelbe zutrat, und dann, nachdem er ihm leicht auf den Widerriſt geklopft, mit einem Meſſer den Steigbügelriemen mitten durchſchnitt. Er ſagte zu mir: „wende ihm langſam den Kopf rechts, daß es hinten links herübertritt.“ Ich that ſo, und das noch immer geängſtigte Thier flog mit der Croupe raſch in die Straße hinein, wodurch der unglückliche Reiter frei zu liegen kam. Jetzt ließ ich es zurücktreten und war bald ganz-

lich aus dem Bereiche des am Boden ausgeſtreckt liegenden Körpers.

Wir glaubten Alle der Geſtürzte ſei todt, denn ſo lag er da mit weit ausgeſtreckten Armen, zurückgebogenem Kopf und geſchloſſenen Augen. Ein großer Kreis entſetzter Zuſchauer hatte ſich im Augenblick vor dem Thore des Armenhauſes gebildet, und zog aus der Nähe und Ferne immer noch mehr Menſchen an. Herr von Schwaneſeld war am Boden niedergekniet und hatte den Kopf des Unglücklichen leicht emporgenommen, ihn mit ſeinen Armen unterſtützend, auch ſchon einige der Männer aus dem Hofe herbeigerufen, um ihn in's Haus zu tragen. Da erſchien glücklicherweiſe ein Arzt, der aus einem benachbarten Hauſe gekommen war, welcher ihn raſch unterſuchte, ihn dann aufheben und in die Wohnung meines Pflegevaters, als am nächſten gelegen, bringen ließ, wohin er ihm folgte.

Wie aber war Alles das gekommen, wer hatte das edle Pferd, welches fromm wie ein Lamm neben mir ſtand, ſo plötzlich erſchreckt? Ich wußte natürlicherweiſe am allerwenigſten von der Urſache, da ich mich gerade auf der andern Seite befunden; jetzt aber, wo ich mit dem wieder gänzlich beruhigten Thiere näher kam, ſah ich wohl an den Mienen Aller, die ſich erſchreckt auf einen Punkt richteten, wo die Quelle auch dieſes Unheils war. — — Der fremde Knabe ſtand trotzig und mit herausforderndem Blicke, obgleich etwas bleich, inmitten des ganzen Kreiſes. Sämmtliche Blicke zeigten ſich mit dem Ausdruck des Zorns und des Abſcheus auf ihn gerichtet. Alice, welche ſich dicht hinter ihm befand, kauerte am Boden neben ihren bunten Papieren, und hatte ihren Kopf mit beiden Händen verborgen. Der Hauslehrer, welcher vor Entſetzen ſeine Hände zuſammengeſchlagen hatte, und bei all' dem Schrecklichen keine Veranlaſſung gefunden, ſeine krampfhaft verſchlunge-

nen Finger zu löſen, blickte, ein Bild des Schreckens, mit weit aufgeriſſenen Augen und offenem Munde ſeinen ungerathenen Zögling an. Als ich fragend zu meinen Kameraden trat, riefen dieſe wie aus einem Munde: „Er hat das Pferd mit ſeinem Stock über den Kopf gehauen — — ja, das hat er — — aus Bosheit. — — Haltet ihn feſt — — bringet ihn auf die Polizei — — oder noch beſſer," murmelten ein paar halblaut, „laßt uns ihn in den Hof hineinnehmen und dort verarbeiten."

Der letzte Iffling-Steinfeld mochte wohl in den auf ihn gerichteten Augen, in den hie und da ſich erhebenden Fäuſten einen heftigen Sturm ahnen, welcher über ſeinem Haupte emporſtieg, und es gerathener finden, dem bei Zeiten zu entgehen. Er wandte ſich alſo auf dem Abſatz um, rief dem gänzlich zuſammengeknickten Manne im ſchwarzen Rock herriſch zu: „Kommen Sie mit," und wollte den Platz verlaſſen, doch ſchienen die Umſtehenden, ohne daß ich mich hineingemiſcht hätte, das nicht ſo dulden zu wollen. Ein [illegible]r handfeſte Burſche, die von einem Zimmerplatz in der Nähe herbeigelaufen waren und ſich den Vorfall erzählen ließen, vertraten ihm den Weg und machten Miene ihn am Kragen zu nehmen, als ſich der Hauslehrer mit ſchluchzender Stimme zwiſchen die Angreifer und ſeinen Zögling drängte. „Laßt ihn fort," rief er aus. — — „Laßt ihn gehen, wohin er mag — — nur, junger Burſche," ſetzte er mit erhobener Fauſt hinzu, „mußt Du Dich nicht unterſtehen, noch einmal zu wiederholen, ich ſoll Dir folgen oder mit Dir gehen — — verflucht ſei der Pfad, den wir noch einmal zuſammenwandeln, verflucht das Stück Brod, welches ich noch in Deiner Nähe eſſen werde. — — Da hinaus," er wies mit der Hand gegen die Straße — „da hinaus entfliehe, und wenn Du auch läufſt, ſo raſch Dich Deine Füße tragen mögen, Du entgehſt Deinem Schickſal

nicht — — und um etwas Genugthuung zu haben," fuhr er zitternd vor Aufregung fort, indem er ihm den Spazierstock aus der Hand riß, „für all' die qualvollen Stunden, die Deine Bosheit mir verursachte, will ich mit meinen heißesten Wünschen den Stab über Dich brechen —" er that also — — „und ihn Dir vor die Füße werfen — — — — da." — — Die Stücke des leichten Stockes flogen auf die Erde und der Mann im schwarzen Rock, nachdem er so gesprochen, ließ seinen Kopf tief herabsinken und ging in den Hof des Armenhauses, jener Thüre zu, wo hinein man Emil von Schabegg getragen. Der Bube wagte es nicht mehr aufzublicken und eilte rasch davon. Der Kreis der Männer öffnete sich stillschweigend vor ihm und keiner blickte ihm nach.

Jetzt kam der Arzt von unserer Wohnung zurück und gab auf die vielerlei Fragen, die ihn bestürmten, zur Antwort: „Es scheine mit dem Gestürzten besser zu stehen, als er selbst es für glaublich gehalten, aus der Betäubung sei er erwacht und könne wohl in ein paar Stunden nach seiner Wohnung gebracht werden." An mich, der ich immer noch das Pferd hielt, wandte er sich darauf, klopfte mir auf die Wangen und sagte mit lauter Stimme: „Du bist ein braver Kerl, ohne Dich wäre der Herr von Schabegg jetzt eine Leiche, hier hast Du Straße und Hausnummer," setzte er hinzu und reichte mir eine Visitenkarte, „bringe das Pferd dorthin und sage den Leuten im Hause, man solle ungefähr in einer Stunde einen verschlossenen Wagen schicken."

Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie glücklich mich das so öffentlich gespendete Lob machte, um so mehr, da meine gute Alice herbeieilte, ihre Arme um meinen Hals schlang und laut weinend ihren Kopf auf meiner Schulter verbarg. Schmeichelhafter aber noch als die Worte des

Arztes waren für mich die verſchiedenen Echos, welche dieſelben im Kreiſe ringsumher hervorriefen, und ich hörte da gute Eigenſchaften nennen, von denen ich gar keine Ahnung hatte, daß ich ſie beſaß. Nun betrachtete ich die Viſitenkarte, ſteckte ſie in die Taſche meiner Jacke und ließ mir von einem der Kameraden meine Mütze reichen, die im Hofe auf einem Erdhaufen lag, angefüllt mit Kaſtanien.

Sehr zweifelhaft iſt es, ob irgend ein römiſcher Triumphator ſtolzer und mit erhabenerem Gefühl das Kapitol verließ, als ich den Platz vor dem Armenhauſe. Ja, auf meinem Wege nach der Wohnung des Herrn von Schabegg erlebte ich einen förmlichen Triumphzug, denn die Erzählung des Vorfalls, deſſen Held ich, nach meiner Anſicht unverdienter Weiſe, war, flog vor mir her durch die Straßen, und ließ mich freundliche Blicke ſehen und lobende Aeußerungen genug vernehmen.

In dem ſchönen, großen Hauſe, deſſen Herr in unſerer ärmlichen Wohnung lag, kam die Nachricht mit mir zu gleicher Zeit an und unter dem Thorwege begegnete ich einem Reitknechte, der gerade im Begriffe war, davon zu eilen, um ſeinen Herrn aufzuſuchen. Ich übergab ihm das Pferd, ſowie auch den abgeſchnittenen Steigbügel, den ich um meinen Arm gehängt hatte, und erzählte ihm was ſich zugetragen.

„Ja, ja," ſagte der Reitknecht eifrig, indem er ſanft über die Stirne des Pferdes fuhr, „da ſieht man wahrhaftig den Hieb, den die kleine Beſtie gethan; nun ich hoffe, er iſt doch dafür gehörig abgewamst worden?"

„Er hat ſein Theil," ſagte ich mit einiger Selbſtzufriedenheit; alsdann richtete ich meinen Auftrag aus, man ſolle dem Herrn in einer guten Stunde einen verſchloſſenen Wagen ſchicken, und wollte mich nun wieder raſch entfernen, doch hielt mich der Reitknecht am Arme zurück, wobei

er ſagte: „Du mußt das Alles, ehe Du wieder fortgehſt, der Haushälterin erzählen. Dort ſteht die Frau Gundel am Fenſter und winkt in einem fort.“

Aufblickend ſah ich in einem Zimmer des Parterreſtockes eine ältere, wohlbeleibte Frau mit einem freundlichen Geſichte ſtehen, die mir winkte näher zu kommen, und ſo gerne ich auch augenblicklich wieder zurückgekehrt wäre, ſo mußte ich mich doch von dem Reitknechte, der das Pferd einem Stallbuben übergeben, in das Zimmer der Frau Gundel führen laſſen. Als ich eintrat, ſtand ſie nicht mehr am Fenſter, bewegte auch nicht mehr winkend ihre beiden Hände, ſondern lag wie erſchöpft in einem großen Lehnſtuhl und ſagte einmal über das anderemal: „Mich trifft der Schlag, ja gewiß und wahrhaftig, mich trifft der Schlag — — o Gott.“ — — Sie ließ ihr Haupt, welches in einer breiten Haube ſteckte, auf die Bruſt herabſinken und fuhr nach einer Pauſe mit kläglicher Stimme fort: „Kind, ſage mir die Wahrheit — ganz genau die Wahrheit — — aber wenn unſer guter Herr todt iſt, oder ſchwer verletzt, oder was gebrochen hat, ſo bitte ich Dich um Gotteswillen, erzähl' es nicht auf einmal, ſondern ſage es dem Chriſtian da, der ſoll mich vorbereiten — — es wird mein Tod ſein.“

„Ich weiß die Geſchichte ſchon, Frau Gundel,“ nahm der Reitknecht das Wort, „und brauch Euch nicht vorzubereiten, es iſt wohl ſchlimm — —“

„O mein Gott.“

„Aber nicht ſo ſchlimm.“

Die Haushälterin faltete ihre dicken Hände und blickte, wie dankend, in die Höhe.

„Das Pferd,“ fuhr Chriſtian fort, „hat einen plötzlichen Seitenſprung gemacht, der gnädige Herr, der an nichts dachte, ſtürzte herunter — —“

„Chriſtian, um Gotteswillen höre auf!“

„Stürzte herunter und wäre zu Tode geſchleift worden, wenn dieſer brave Junge da das Pferd nicht gehalten hätte.“

Die Haushälterin hatte ihr Geſicht mit dem Taſchentuch verhüllt und wagte nicht aufzublicken, als der Reitknecht fortfuhr: „Es iſt noch ein Glück beim Unglück, daß der gnädige Herr den Emir geritten, wäre es der Rappe geweſen, den hätten bei einer ſolchen Mißhandlung keine zehn Männer gehalten.“

Frau Gundel fuhr plötzlich in die Höhe. „Welche Mißhandlung!“ ſchrie ſie entſetzt, indem ſie ihre Hände zuſammenſchlug. „ſprecht Chriſtian, oder vielmehr das Kind ſoll reden — — Euch trau ich wahrhaftig nicht, Ihr verheimlicht mir etwas.“

Nun mußte ich denn noch einmal die Geſchichte erzählen und that es, während Frau Gundel, ihre Hände gefalten, mich ſtarr anblickte und mich mit vielen Ausrufungen, als: um Gotteswillen, oder lieber Gott! unterbrach. Endlich war ich fertig, die dicke Frau ſchöpfte ſo tief Athem, daß ich glaubte, ſie wolle gar nicht aufhören Luft in ſich hineinzuziehen, dann ſtand ſie auf, kam langſam auf mich zu, blieb aber ein paar Schritte von mir entfernt ſtehen und ſagte zu Chriſtian mit dem Tone der feſteſten Zuverſicht: „Das iſt ein braver Bube, durch und durch ein gutes Kind, ſieh nur, wie ſich Azor mit ihm abgibt, das iſt noch gar nicht dageweſen.“

Nun hatte ich ſchon, als ich kaum im Zimmer war, bemerkt, daß ein kleiner, feiſter Mops, der in einem Körbchen hinter dem Ofen lag, dieſes verließ und auf mich zu watſchelte; er umkreiſte mich ein paarmal ſchwerfällig, ſchnubberte an meinen Schuhen und an meinen leinenen Hoſen, und gerade als die Haushälterin auf mich zukam, hatte er

ſich langſam erhoben, ſeine Vorderpfoten auf meine Knie gelegt und leckte meine herabhängende Hand.

„Ja, das iſt freilich ein Wunder," ſagte Chriſtian kopfſchüttelnd, „der Azor hat ſich noch mit Niemand abgegeben."

„Und das Thier hat Menſchenverſtand, ſage ich Euch," bekräftigte Frau Gundel, „das iſt, wie ich ſchon geſagt, durch und durch ein guter Junge." Sie trat jetzt dicht zu mir hin, gab mir einen tüchtigen Schmatz auf beide Wangen und ſagte: „Du wohnſt alſo im Armenhauſe, und bei wem?"

„Bei meinem Pflegevater, Herrn von Schwaneſeld, Thüre 1, Zimmer 2."

„Nun gut," fuhr Frau Gundel fort, „das wollen wir nicht vergeſſen, morgen komme ich ſelbſt Dich zu beſuchen, jetzt aber muß ich nach den Zimmern des gnädigen Herrn ſehen, und muß ihm ſein Bett zurecht machen." — — Sie faltete die Hände, hob ſie unter ihr fettes Kinn und ſeufzte mit einem Blick gen Himmel: „Chriſtian, Chriſtian, wer uns das vor einer halben Stunde geſagt hätte; da ſaß ich ſo friedlich, ſo in meinem Gott vergnügt, trank meine arme Taſſe Kaffee und aß mein Bischen Kuchen dazu und jetzt" — — — — Sie ließ ihre Hände herabſinken und blickte uns beide mißtrauiſch an — „und jetzt iſt es am Ende noch ſchlimmer als ich weiß. — Schont mich um Gotteswillen nicht, ſagt mir die Wahrheit — es iſt wahrhaftig beſſer." — Ich betheuerte, daß ich ihr die volle Wahrheit geſagt, daß Herr von Schabegg allerdings einen ſchweren Fall gethan, daß er aber nach der Verſicherung des Arztes aus aller Gefahr ſei und nur noch ein wenig ausruhen ſolle, um dann in dem verſchloſſenen Wagen hiehergebracht zu werden.

„Du lieber Gott," rief die Haushälterin, auf's Neue in Thränen ausbrechend, „wenn der Wagen kommt und

ich ſehe den guten gnädigen Herrn ſo bleich darin ſitzen, ſo ſterbe ich vor Jammer. Aber nun hurtig, Chriſtian, da hilft wahrhaftig kein Wehklagen, kein Plaudern oder Weinen. Wir müſſen Jedes das Seine thun, beſorg Du den Wagen und ich will nach den Zimmern ſehen. O mein Gott — o mein Gott!“ — Damit eilte ſie nach der Thüre, wandte ſich aber dort noch einmal um und rief mir zu: „Dich wird man nicht vergeſſen, Kleiner, verlaß Dich nur auf die Frau Gundel.“

Der Stallknecht und ich gingen zuſammen hinaus und er ſagte zu mir: „ſo ſind die Weibsbilder, die einen wie die anderen heulen und klagen, denken aber nie an das, was zuerſt Noth thut. Es wäre ihr nicht eingefallen, den Kammerdiener des gnädigen Herrn hinauszuſchicken. Nun, ſie werden ihn ſchon bei ſich finden, ich habe das vor Allem beſorgt. Adieu, Du braver Burſch, wir ſehen uns, hoff' ich, wieder.“ Er klopfte mir mit einer wahren Protektionsmiene auf die Schulter und ging in ſeinen Stall.

Ich lief nach Hauſe zurück.

Dort vor dem Thor des Armenhauſes hatte ſich die Menſchenmenge faſt ganz verlaufen, nur ein paar fremde Geſichter fanden ſich noch vor und ließen ſich vom alten Jakob den Vorfall erzählen. Im Uebrigen war Alles wieder im gewöhnlichen Geleiſe; die alten Männer plauderten wieder unter den gelben Blättern der Akazienbäume und meine Kameraden ſpielten wieder mit ihren Kaſtanien, nur Alice mit ihrem Körbchen voll Luftballons war nicht da. Ich ſah vergebens nach ihr und fand ſie auch ſpäter nicht, wie ich gehofft, in unſerer Wohnung.

Wird es glaublich erſcheinen, daß ich erſt lange nachher erfuhr, daß ihr Vater, der Flickſchneider, halb betrunken wie gewöhnlich, während dem ich fort war, nach Hauſe gekommen, und als man ihm die Urſache des Auflaufs vor

Tag Zeit dazu und gehen den Abend alle zuſammen in's Theater, um das Ballet anzuſehen, in welchem unſer Freund, der alte Dubel, jetziger Dubelli, zum erſten Male auftreten wird. Uebermorgen iſt dann die Hochzeit, wenn die Jungfer Braut nichts dagegen hat."

„O ja!" lachte Jean; „ihr wird's ſchon morgen lieber ſein!" — eine Bemerkung, welche die Erwähnte zu überhören ſchien, indem ſie dem Oberkutſcher freundlich zunickte.

„Alſo übermorgen die Hochzeit!" fuhr der Oberkutſcher fort, „und den Tag danach das Bankett mit dem Stallperſonal. Auf dieſe Art haben wir, wie die großen Herrſchaften, drei hohe feſtliche Tage."

Alles war mit dieſem Plane einverſtanden und verſprach, nicht zu fehlen bei dem Theater morgen Abend und der Hochzeit übermorgen, bis auf die alte Kiliane, deren Ausſehen heute überhaupt nicht ſo friſch und geſund war, wie ſonſt. Sie hatte auch nur eine einzige Taſſe Kaffee und ein halbes Stück Kugelhopfen genoſſen und verſicherte, es ſei ihr gar nicht zu Muthe, wie ſonſt. Dieß bekräftigte die Frau Welſcher und ſagte leiſe zu ihrer Nachbarin, die Jungfer Kiliane ſei mehrere Tage zu Hauſe geblieben, habe ihr Bett aufſchlagen laſſen und ihr Zimmer in die ſchönſte Ordnung gebracht, worauf die Winklere unter dem Tiſch die Hände faltete und leicht mit dem Kopf ſchüttelte. Die alte Jungfer dagegen ſchien dieß, ſowie überhaupt von den Verhandlungen nicht viel zu bemerken. Neben ihr auf einem Schemel ſaß die kleine Marie und ſie pätſchelte mit ihren dürren weißen Händen den ſchwarzen Lockenkopf des Kindes. Sie ſaß in tiefen Gedanken, und als die Geſellſchaft ſchon längſt wieder über etwas Anderes geſprochen hatte, ſagte ſie auf einmal: „ja, übermorgen iſt Donnerſtag und wenn ich auch vielleicht nicht ſelbſt zur Trauung kommen kann, ſo will ich zu Hauſe für Euch beten."

dem Armenhauſe erzählt, das arme Mädchen mit ſich in den Hof nahm, ſie dort als Urſache des Streits mißhandelt und mehrere Tage eingeſperrt hielt — mehrere Tage — — das unglückliche Kind — ohne gehörige Nahrung. Am Tage, während alles andere ſich im warmen Sonnenſchein erfreute, ſaß ſie in ihrem dünnen fadenſcheinigen Sommerkleidchen in dem feuchten, kühlen Zimmer, und in den ſchon kälter werdenden Nächten lag ſie ohne wärmende Decke auf einem armſeligen Strohſack — — — —.

Und ich — ich hatte ſie vergeſſen im Wechſel meines Lebens.

Sechstes Kapitel.

Glückliche Tage. — Traurige Stunden.

Ja, im Wechsel meines Lebens, eigentlich dem ersten, den ich erlebte, aber dafür war er auch um so schöner und glänzender.

Ich trat in unsere bescheidene Wohnung leise auf den Fußspitzen so geräuschlos wie möglich und sah den fremden Herrn in meines Pflegevaters weitem hölzernem Lehnstuhl sitzen, den man aber mit den Kissen und unsern sämmtlichen Betten weich und bequem gemacht. Er sah etwas bleich aus, lächelte aber freundlich, als ich an der Thüre erschien und streckte mir seine Hand entgegen, wobei er sagte: „Ah, da kommt mein Lebensretter, komm' hierher — so — stell Dich recht nah zu mir hin und sieh mir in die Augen — frei und offen."

Da ich es nicht anders gewohnt war, als Jedermann frei und offen in die Augen zu schauen, so machte mir das durchaus keine Schwierigkeit, nur verzog ich mein Gesicht zu einem stillen Lächeln, als er mich so forschend anblickte. Die Hände hatte er vor sich gefalten und sagte, während er leise mit dem Kopfe nickte: „Ich glaube wirklich, in den Augen eine Aehnlichkeit zu finden, nur dunkel erinnere ich mich, seine Mutter ein paarmal gesehen zu haben, jedenfalls ist es ein gutes und ehrliches Auge."

„Und er hat ein braves Herz," sagte Herr von Schwane-

ſeld, welcher vergnügt die Hände rieb, als er bemerkte, welch' vortrefflichen Eindruck meine geringe Perſönlichkeit auf den fremden Herrn machte.

„Glauben Sie den Worten eines alten Edelmanns," fügte er mit erhobenem Kopfe hinzu, „der Junge da iſt vollkommen geſund an Leib und Seele und," ſetzte er nach einer leichten Verbeugung hinzu: „wie Sie ſelbſt wiſſen, von einem guten Geſchlecht."

Der Fremde blickte lächelnd zu dem alten Herrn empor. Nachdem dieſer ſich wieder ſtolz aufgerichtet, die rechte Hand unter ſeiner Weſte verborgen, ſagte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „Was ſeine Erziehung anbelangt, ſo iſt ſie durchaus keine Armenhaus-Erziehung. Er beſuchte die höhere Stadtſchule, war dort in Fächern ausgezeichnet, und was die franzöſiſche Sprache anbelangt, die ein Mann von Welt und Erziehung kultiviren muß, ſo hat meine Gattin Madame de Schwanefeld, née Demoiselle de Stachelberg, keine Mühe geſpart, um dem jungen Menſchen die reine Ausſprache beizubringen, in welcher ſich Madame de Schwanefeld wie in ſo vielen andern Dingen, ſo lange ſie noch in der großen Welt lebte," ſetzte er ſeufzend hinzu, „ausgezeichnet hat. Es hat ſie allerdings manche ſaure Stunde gekoſtet, aber er hat doch darin etwas gelernt! N'est-il pas vrai — repondez mon garçon!"

So gut ich es konnte, antwortete ich auf franzöſiſch, daß ich mich mit dem größten Danke der Bemühungen meiner guten Pflegemutter ſtets erinnere und vielleicht dazu gelangen würde, bei größerer Uebung eines Tags mich erträglich verſtändlich zu machen.

„Die Fächer ſeiner Erziehung anbelangend," fuhr mein Pflegevater fort, „die nämlich, welche einem jungen Menſchen wichtig ſind, der in dieſem Leben über das gewöhnliche Niveau emporklettern will, d. h. von den noblen Paſſionen,

habe ich, Viktor von Schwanefeld, ihm ſoviel beigebracht, als ein Knabe in ſeinem Alter vertragen kann; er reitet nicht ſchlecht, verſteht dabei ſein Pferd vorſchriftmäßig zu ſatteln, kennt die hohe und niedere Jagd, ziemlich genau die Dreſſur der Jagdhunde und Vögel, und man kann ihm ohne Sorgen ein Gewehr anvertrauen — — wenn er," hier machte mein Pflegevater abermals eine Verbeugung, „in ſo gute Hände geräth, ſo zweifle ich nicht, daß ètwas Tüchtiges aus ihm wird. Den guten Willen, ein braver und brauchbarer Menſch zu werden," hier wandte er ſich mit einem Blick an mich, „hat er, dafür möchte ich garantiren."

„Ja, den guten Willen habe ich," bekräftigte ich mit vor Freude leuchtenden Augen, denn ich fing an einzuſehen, daß es ſich hier um etwas Großes für mich handelte.

„Gut denn," ſagte der fremde Herr, „wenn Sie mir alſo den Jungen überlaſſen und anvertrauen wollen, ſo nehme ich ihn gleich mit, nicht als ob ich Ihnen denſelben wegnehmen wollte, im Gegentheil, wir Beide — — oder wir Drei vielmehr," ſetzte er mit einem gemüthlichen Lächeln gegen Frau von Schwanefeld hinzu, „wollen uns mit ſeiner Erziehung beſchäftigen und ihn gemeinſchaftlich überwachen, wozu ich Ihnen — — — mein Haus in jeder Beziehung zur Verfügung ſtelle."

Meine gute Pflegemutter war leiſe hinter mich getreten, hatte mich an ſich gezogen und ich fühlte, als ſie das Geſicht auf meine Stirne drückte, ihre heißen Thränen. War ich doch durch ihre unabläſſigen Sorgen und Mühen um mich wie ihr eigenes Kind geworden, und wenn auch die neue glänzende Lage, in die ich kommen ſollte, ſie innig freute, ſo fühlte ſie doch, daß gerade dadurch, daß ich nicht ihr Kind war, eine große Kluft zwiſchen uns geöffnet wurde. Ich ſah das freilich nicht ſo ein, und mir ſchien es ganz

natürlich und angenehm, fortan in gewiſſer Beziehung zwiſchen den beiden Häuſern nach Belieben wechſeln zu können.

Als Emil von Schabegg die alte Frau ſo ergriffen ſah, huſtete er leicht und ſagte: „Ich kann Ihnen das Vergnügen nicht ausdrücken, welches es mir verurſacht, Ihre mir ſehr werthe Bekanntſchaft gemacht zu haben. Daß dieß nun gerade hier in dieſem Hauſe geſchah, gibt mir den Muth, offen und ehrlich mit Ihnen zu reden — — dieſes Haus, nicht als Armenhaus betrachtet," ſetzte er mit Betonung hinzu, „ſondern als Schabegg'ſche Stiftung, wo Sie ſich eines armen unglücklichen Zweiges dieſer Familie ſo herzlich, ſo aufopfernd, ſo innig annahmen; unſere ganze Familie iſt in Ihrer Schuld, ich für meine Perſon doppelt und dreifach. Hätten Sie den Knaben dort nicht erhalten und erzogen, ſo wäre ich wahrſcheinlich elend zu Grunde gegangen, mittelbar verdanke ich alſo Ihnen mein Leben und Sie werden mir erlauben, dieſe Schuld an Sie abzutragen. — — — Keine Widerrede — keine falſche Scham, Herr von Schwaneſeld, — wählen Sie ſich einen Theil der Stadt, wo man Ihre Wohnung einrichten ſoll, wenn Sie es nicht vorziehen ſollten, mein Haus als das Ihrige zu betrachten."

Jetzt war es an mir Thränen zu vergießen, aber vor inniger herzlicher Freude; war doch die Armuth meiner Pflegeeltern der ſchwarze Schatten geweſen, der in meine glänzenden Träume von künftigen glücklichen Tagen finſter hereinragte. — — Jetzt ſah ich Licht, überall helles ſtrahlendes Licht. — — Aber nur für ein paar Augenblicke, denn die Antwort meines Pflegevaters verlöſchte es ſogleich wieder. Er ſtand aufgerichtet da, hatte die Hand ſeiner Gattin ergriffen, dieſe, welche zweifelnd ihm in die Augen blickte, ſanft an ſich herangezogen, und gab zur Antwort, nachdem er ſeinen Arm um ihre Schultern geſchlungen:

„Verzeihen Sie mir, Herr von Schabegg, was ich auf Ihr freundliches Anerbieten offen und ehrlich erwiedere. — Wir Beide, meine theure Iduna und ich, ſind ein altes mürbes Paar, zuſammengerüttelt und geſchüttelt von den Wechſelfällen dieſes Lebens, wir haben Alles verloren, was wir an irdiſchen Gütern beſaßen, und Nichts gerettet als die Ehre der Familie von Schwaneſeld, dieß — entſchuldigen Sie meinen Ausdruck — möchte ich auch unbefleckt mit in's Grab nehmen. — — Es mag Ihnen ſonderbar erſcheinen, Jemanden, der ſich im Armenhauſe befindet, ſo reden zu hören, aber was wir hier im Armenhauſe genießen, iſt kein Almoſen, iſt keine Vergünſtigung, die uns morgen wieder genommen werden kann, es iſt ein Recht, das wir uns erworben durch unſere Beiträge, Abgaben und Steuern in beſſeren Tagen und," ſetzte er mit einem bitteren Lächeln hinzu, „es gab eine Zeit, wo wir uns veranlaßt ſahen, viele Abgaben und Steuern zu bezahlen — — ſie liegt hinter uns — — unſer Vermögen verſchwand. Von den Schlöſſern und Häuſern dieſer Schwaneſeld," er zeigte auf ſich und ſeine Frau, „blieb Nichts übrig, als dieſe kleine geringe Stube, aber ſie iſt unſer Eigenthum. Kein neuer Wechſel des Lebens kann uns hier vertreiben — Schwaneſeld wird hier leben und ſterben. — — Geachtet und geehrt von den Mitbewohnern dieſes Hauſes, darf ich mit Stolz hinzuſetzen, und wenn der Herr von Schwaneſeld dort von jenem Bette hinweg einſtens zu ſeinen Vätern verſammelt wird, ſo bleibt ſeine Wittwe in dieſen ihren vier Mauern, ebenfalls geachtet und geehrt bis an ihr ſeliges Ende. — — Weine nicht, Iduna, wenn ich auch die Wahrheit geſprochen, ſo iſt das Letztere gewiſſermaßen doch nur eine Redensart, und der liebe Gott, der unſere beiderſeitige treue Anhänglichkeit gewiß mit großem Vergnügen anſieht, kann es vielleicht auch ſo fügen, daß

wir Hand in Hand mit einander zu den himmliſchen Freuden eingehen."

Nach dieſen Worten entſtand eine tiefe Stille in dem kleinen Gemache, und dießmal flog gewiß ein Engel vorüber, der uns Alle mit freundlichem Blick betrachtete. Meine gute Pflegemutter weinte leiſe, und über meine Backen liefen die hellen Thränen hinab; der fremde Herr hielt den Kopf tief herabgeſenkt, und Herr von Schwaneſeld zwinkerte ſtark mit den Augen, doch zwang er ſich zu einem heitern Lächeln, reichte ſeine Rechte dem Herrn von Schabegg, welcher ſie mit beiden Händen lange und innig drückte, und ſagte mit weicher Stimme: „Sie dürfen mich nicht verkennen, Sie ſollen meine feſte Ueberzeugung nicht für Stolz und Hochmuth auslegen. — — Hier bin ich ſo zu ſagen in meinem Eigenthum, wenigſtens in meinem Rechte, überall anderswo würde ich nur ein Geduldeter ſein — — aber," fuhr er nach einer Pauſe in einem heitern, ja luſtigen Tone fort, „glauben Sie ja nicht, daß ich Ihr freundliches Anerbieten, uns zu dienen, gänzlich von der Hand weiſe. — — Nein, ich will ſogar eine übermüthige Bitte an Sie ſtellen. Sie haben mir großmüthig eine Wohnung, ja Ihr eigenes Haus angeboten, gut, ich werde davon Gebrauch machen, nicht als Bewohner, ſondern als Gaſt, und hoffentlich als gern geſehener Gaſt. Herr von Schwaneſeld mit Gattin werden zuweilen den Herrn von Schabegg beſuchen — — mit Gattin," ſetzte er in launigem Tone hinzu, „denn ohne meine alte Frau würde mir auswärts kein Biſſen ſchmecken — — Lucull ſpeiſt bei — — — Sie verſtehen dieſe Anſpielung — — — Ja noch mehr, Herr von Schwaneſeld wird auch hie und da ein kleines freundſchaftliches Souper nicht verſchmähen. — — Sehen Sie, ich mißbrauche Ihre Güte."

„Nein, wahrhaftig nicht," rief Emil von Schabegg,

indem er ſich aufrichtete und ſeine beiden Hände dem alten würdigen Paare darreichte. „Es ſoll ein Feſttag für uns ſein, wenn ich Sie bei mir ſehe, und Feſttage, lieber Freund, wiſſen Sie, kann man nie genug haben. — — Aber ehe wir uns trennen, muß das noch feſter geregelt werden. — Heute iſt Samſtag, morgen am Sonntage iſt unſer erſtes Diner; wir ſpeiſen um zwei Uhr. — Frau von Schwaneſeld muß doch zugleich Einſicht nehmen, ob ich Ihren Sohn gut gebettet. Iſt es ſchönes Wetter, ſo kommen Sie zu Fuß, im anderen Falle ſende ich Ihnen meinen Wagen. Jedenfalls aber ſchicke ich Ihnen meinen Bedienten, der Sie bis an mein Haus begleitet."

Herr von Schwaneſeld that einen tiefen Athemzug, hob zärtlich, wie ein junger Ehemann, das Geſicht ſeiner Frau zu ſich empor und ſagte, nachdem er ſie einen Augenblick betrachtet und ein leiſes Lächeln in ihren Augen bemerkt: „Wir acceptiren Diner für morgen, Wagen oder Bedienten. — — Sehen Sie, Herr von Schabegg, darin bin ich vielleicht ein kindiſcher alter Mann, und dieſes gute Weib da eine lächerliche alte Frau. Die Schwaneſeld waren in guten Tagen gewohnt, ſich zu den Diners im Wagen zu begeben, oder gefolgt von einem Bedienten, und wenn die Schwaneſeld auch im Armenhauſe wohnen, ſo macht es ihnen ein wirkliches Vergnügen, der Welt — — ohne Uebermuth und Stolz — — zu zeigen, daß ſie auch in dieſen Mauern die Schwaneſeld gewiſſermaßen geblieben ſind, die ſie waren, und auch ſo von anſtändigen Leuten betrachtet ſein wollen. — — Wir kommen."

Während dieß im Zimmer vorging, war die Thüre ſchon ein paarmal leiſe geöffnet worden, und ich mit meinem ſcharfen Auge hatte den Kopf des Reitknechts bemerkt, den ich im Schabegg'ſchen Hauſe geſehen und der jetzt wahrſcheinlich gekommen war, um zu melden, daß der Wagen

da ſei. — — Soll ich es geſtehen, daß ich mich darüber freute, daß der Wagen da war — — ja freute wie — — wie ein Kind, welches die Abwechslung liebt — — und eine ſolche Abwechslung, wo ich das große ſchöne Haus des Herrn von Schabegg vor Augen hatte und nebenbei an Wagen und Pferde dachte. Jetzt zum erſten Mal in meinem Leben erſchien mir das Armenhaus recht einfach und ärmlich, und es war mir, als könne ich kaum den Augenblick erwarten, wo ich in eine andere Umgebung verſetzt würde, ja ich war undankbar genug, es jetzt kaum begreifen zu wollen, daß ich hier ſo lange ohne andere Wünſche gelebt. — — Ich, bis jetzt ein glücklicher und zufriedener Knabe, fing ſchon an unglücklich zu werden, wenn ich nur bedachte, daß in dieſem Augenblicke noch Umſtände eintreten könnten, die mich zwängen hier im Armenhauſe zu bleiben, deßhalb ſchaute ich ſehnſuchtsvoll nach der Thüre, wo der Reitknecht erſchienen, deßhalb ſchlich ich mich, nachdem ich einen Blick durch's Fenſter geworfen, an die Seite meines Pflegevaters, um ihm zu melden, daß der Wagen da ſei.

Herr von Schwanefeld wandte ſich gegen Emil von Schabegg und ſprach: „Draußen ſind Ihre Leute und ein geſchloſſener Wagen, um Sie abzuholen. Ich ſage das nicht um Sie zu veranlaſſen, Ihren mir ſo ehrenvollen und lieben Beſuch abzukürzen, ſondern weil ich mir denken kann, daß Ihnen nach dem unangenehmen Vorfalle Ruhe und Bequemlichkeit zu Haus ſehr wohl thun werden."

„Sie haben Recht," gab dieſer zur Antwort, „ich fühle mich von der verdrießlichen Geſchichte doch ein wenig ermüdet, ja wahrhaftig wie zerſchlagen." Er winkte mir näher zu kommen, ſtützte ſeine Hand auf meine Schulter und erhob ſich langſam, wobei er die Lippen auf einander biß, als ob er Schmerzen fühlte. „Der Teufel auch," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich bin doch tüchtig auf den

harten Boden hingefallen, jetzt ſpüre ich es erſt, nur fühle ich im Kopfe, Gott ſei Dank, keine Schmerzen, ſo eine eigenthümliche Schwere iſt allerdings übrig geblieben, gerade ſo, als hätte ich dahinten Blei im Gehirn, nun, es wird auch vorübergehen. — — Alſo den Kleinen hier darf ich mitnehmen, ſeine Geſellſchaft wird mich unterhalten und zerſtreuen. Was ſeine Habſeligkeiten anbelangt, ſo bitte ich ſie ſpäter nachzuſchicken. — Meine Haushälterin, die Frau Gundel, wird ſich ſeiner auf's Beſte annehmen. — — Alſo auf Wiederſehen morgen — — und in den nächſten Tagen, wenn mich der Doktor nicht in's Zimmer ſperrt, werde ich nicht ermangeln mich hier wieder einzufinden, um für die freundliche Aufnahme und geleiſtete Hülfe meinen beſten Dank zu wiederholen." Er reichte meinem Pflegevater und Frau Iduna ſeine Hände und ſchritt, auf mich geſtützt, allerdings etwas ſchwankend zur Thüre hinaus. Kaum konnte meine gute Pflegemutter dabei Zeit finden mich flüchtig auf die Stirne zu küſſen; mein Pflegevater klopfte mir auf die Schulter und ſagte in herzhaftem Tone: „Kein Abſchied — — — durchaus kein Abſchied — — — wir ſehen uns ja jeden Tag und bleiben in allen Beziehungen die Alten."

Der Wagen war am Hofthor vorgefahren, eine ſchöne glänzende Equipage, deren Schlag der Bediente öffnete und ſeinem Herrn hineinhalf; dann wollte er ihn mir vor der Naſe zuſchließen, und erſt als Herr von Schabegg mir eifrig rief, öffnete er wieder und ließ mich auch hinein. Da ſaß ich denn in dem ſchönen Gehäuſe mit dem angenehmen Ledergeruche, mit den platirten Beſchlägen und den blinkenden Spiegelſcheiben, meine Füße traten in einen dicken Teppich, ich ſelbſt ruhte, meine Mütze in der Hand, auf einem weichen ſchwerſeidenen Kiſſen, fühlte mich wie in einem Märchen, und dachte an die künftigen Tage voll

„Ei, ei! Jungfer Kiliane,“ ſagte die Frau Welſcher ermuthigend, „wer wird ſo ſprechen! Warum ſoll Sie nicht zur Trauung kommen können, zum Hochzeitſchmaus? Sie, welche die ganze Stadt durchläuft, wird doch die paar Schritte zur Stadtkirche machen können!“

Die alte Perſon ſchüttelte traurig lächelnd mit dem Kopfe, und Frau Winkler, die das Wort der Welſcher aufnahm, ſagte bekümmert zu ihrem Sohne: „alſo willſt du dich doch in der Stadtkirche trauen laſſen, trotzdem, daß der böſe Kerl dort Meßner geworden iſt? Ich ließ' mir doch durch den Anblick dieſes häßlichen Geſichtes meinen ſchönſten Tag nicht verderben.“

„Und ich verſichere Euch,“ entgegnete luſtig der Oberkutſcher, „daß mich der Anblick des Steinmann's doch eigentlich freut; was für ein Geſicht wird der alte Hallunke ſchneiden! Ich bin feſt überzeugt, er hat alle die drei Sonntage, wo wir abgerufen wurden, Bauchweh gehabt, und ich lebe immer noch der Hoffnung, daß er ſich am Glockenſeile aufhängt, wenn er mich ankommen ſieht als Oberkutſcher und alter Hochzeiter.“

„Das meine ich auch,“ ſagte Jean, „und was kann der ſchlechte Giftmichel machen? Er ſoll läuten, daß er ſchwarz wird und bekommt von mir nicht einen Kreuzer Trinkgeld.“

„Auch nicht von mir!“ ſagte Dubelli und ſo alle Andern.

Als es nun dunkel ward, wurde die Kaffeegeſellſchaft aufgehoben, der Oberkutſcher brachte ſeine Braut nach Hauſe und ließ ſie dort mit der Mutter allein, denn ſie hatten erſchrecklich viel zu thun.

Wie vergieng dem Oberkutſcher die Zeit mit raſender Geſchwindigkeit! Am andern Morgen war er kaum aufgeſtanden, hatte kaum ſein Amt angetreten, ſo war es ſchon Mittag und nachdem er bei ſeiner Braut dinirt, jagten die Stunden einander ordentlich hinweg, ja ſie ſchienen ſich förmlich auf die Hacken zu treten, und kaum hatte es voll ausgeſchlagen, da vernahm er

Glanz und Herrlichkeit, an ein neues fröhliches Leben, an das große Haus, in welchem ich vorhin geweſen, an Emir, Azor und Frau Gundel, an Alles dergleichen — — nur nicht an meine arme kleine Alice, die in ihrem dunkeln Hinterſtübchen eingeſchloſſen war, welche frierend und faſt verzweifelnd das Ohr an die Thüre legte, um meine Schritte zu erſpähen — — denn daß ich kommen mußte, um nach ihr zu ſehen, war doch natürlich, wie hätte es auch anders ſein können, war ſie doch damals, als ich eingeſchloſſen war, nicht von der Schwelle meines Gefängniſſes weggegangen, ja hatte die Nacht dort ſchlafend verbracht — — und ich — ich fuhr davon und dachte nicht einmal an ſie — dachte aber auch im gegenwärtigen Augenblicke nicht an meinen Pflegevater, der ſich an das Fenſter geſetzt hatte und dem davon rollenden Wagen nachſchaute, während Frau Iduna mit Thränen in den Augen die Betten wieder in Ordnung brachte, wobei ſie mein Lager in der Ecke unberührt ließ, gerade ſo, als ſollte ich heute Abend wiederkommen. Auch Herr von Schwaneſeld war traurig geſtimmt, er hielt ſeine Hände auf den Knieen gefalten, und ſang mit zitternder Stimme:

Es kann ja nicht immer ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond — — — —

Wir rollten unterdeſſen dahin in dem weichen und angenehm ſchwankenden Wagen, und erreichten in kurzer Zeit das Haus des Herrn von Schabegg, wo Frau Gundel unter der Thüre ſtand, und gewaltige Anſtrengungen machte ihre Thränen zurückzuhalten, ſie wußte, der gnädige Herr konnte das Weinen nicht leiden, weßhalb ihre Trauer wahrhaft komiſch ausſah. Ich mußte ſpäter dafür herhalten und ihre Thränenflut genießen, mit der ſie mir ſchluchzend verſicherte, der gnädige Herr ſehe ſehr blaß aus,

ja zum Erſchrecken blaß, er ſei auch ſehr ſchwankend die Treppe hinaufgegangen, was allerdings der Fall war, und die Sache ſei jedenfalls ſchlimmer geweſen, als wir eingeſtehen wollten. Im Uebrigen freute ſie ſich ſehr, daß ich mitgekommen ſei, daß ich nach dem Befehl des gnädigen Herrn da bleiben werde, wobei ſie triumphirend ſagte: „Azor hat Recht, und wen Azor freundlich willkommen heißt, dem geht es gut hier im Hauſe, denn Azor iſt, obgleich nur ein Hund, doch ein guter Menſchenkenner.“

So war ich denn in dem reichen und vornehmen Hauſe vortrefflich eingeführt, und da mich nicht nur der Herr desſelben gerne hatte, ſondern auch das Faktotum, die Frau Gundel, mich protegirte, da ferner Azor in ſeinen Freudenbezeugungen gegen mich ſich gleich blieb, und auch die Dienerſchaft dem Eindringling, der ihrem Herrn das Leben gerettet, freundlich geſinnt war, ſo hatte ich die glücklichſte Exiſtenz, die ſich ein junger Menſch nur wünſchen kann. Auch wenn ich nicht bisher in den beſchränkteſten Verhältniſſen gelebt hätte, würde ich mich hier außerordentlich behaglich gefühlt haben. Ich hatte ein ganz hübſches Zimmer, ich wurde mehr als anſtändig gekleidet, man ſchickte mich in das Gymnaſium, man ließ mir noch beſonderen Sprachunterricht geben, man gab mir Taſchengeld und beſchränkte meine Freiheit im Ausgehen ſo wenig als möglich. Mein Wohlthäter war in Folge ſeines Sturzes mehrere Tage im Bette geblieben, und da er trotzdem das Diner mit Herrn von Schwaneſeld und Gattin nicht abſagen wollte, ſo hatten wir drei im Speiſezimmer allein gegeſſen, und da wir uns hier ebenſo gegenüber ſaßen, wie noch geſtern im Armenhauſe, ſo meinte mein Pflegevater: das ſei gerade ſo, als habe er eine Wünſchelruthe gefunden oder das Tiſchchen Deckdich erhalten. Nach dieſem vortrefflichen Mittageſſen begaben Herr von Schwaneſeld und

ich uns vor das Bett des Kranken, während meine Pflegemutter in meinem Intereſſe der Frau Gundel einen Beſuch machte, und bei dieſer würdigen Dame ihren Kaffee trinken mußte. Daß dabei über mich mehr Gutes geſprochen wurde, als ich wohl verdiente, verſteht ſich von ſelbſt, und nebenbei erklärte Frau von Schwaneſeld der Haushälterin, daß man mich nicht als einen wildfremden, hergelaufenen jungen Menſchen betrachten dürfe; denn da meine Mutter eine Schabegg geweſen, gehöre ich gleichermaßen mit zur Familie, eine Entdeckung, über welche ſich Frau Gundel — gewiſſermaßen die Leiterin eines ſo großen und vornehmen Hauſes, die auf den Ruf deſſelben mitzuſehen hatte, glücklich fühlte. — — — — Wenn man ſich auch dem jungen Burſchen, als Lebensretter des Herrn, zu Dankbarkeit verpflichtet fühlte, ſo war es doch etwas viel, ihn, einen Wildfremden, ſo ohne Alles in's Haus zu nehmen, da er aber zur Familie gehörte, ſo geſtaltete ſich die Sache ganz anders. In Folge dieſer Reflexionen wurde ich denn vollkommen wie das Kind vom Hauſe gehalten.

Es iſt erſchreckend, wie leicht man ſich nicht nur an ein beſſeres Leben gewöhnt, ſondern wie ſchnell man auch vergangene trübere Tage vergißt, und ſich auf dem Gedanken ertappt, ſich dieſer Tage, wenn auch nicht gerade zu ſchämen, doch ſo wenig wie möglich zu erinnern. Freilich war ich, als ich ſo dachte, faſt noch ein Kind, das ſich, wie wohl alle Kinder in meiner Lage, vom Reichthume ſeiner Umgebung blenden ließ. — — Ach, wie der ſchwere, drückende Traum einer finſtern vergangenen Nacht erſchien mir in den jetzigen heitern Tagen mein Leben im Armenhauſe, und es mußten andere neue ſtürmiſche Nächte kommen, um mich wieder das Glück meiner erſten unbefangenen Jugendzeit erkennen zu laſſen. — — Ja, wie ein beängſtigender

Traum erſchien mir mein ehemaliges Leben und Treiben, und ich hätte mir lieber den Tod gewünſcht, wenn ich hätte zurückkehren ſollen in die beſcheidene, ja ärmliche Wohnung meines Pflegevaters. Dieſer, welchem ſolches Denken und Fühlen, wenn ich es auch ſo viel als möglich verheimlichte, doch nicht verborgen blieb, lächelte darüber und pflegte wohl zu ſagen: „So denkt wohl die Jugend, ſie freut ſich am bewegten glänzenden Meer des Lebens, wo ſie übermüthig neben andern großen und kleinen Schiffen von einem günſtigen Winde getrieben luſtig dahin ſegelt, unbekannten, aber jedenfalls ſchönen Geſtaden, Gold- und Perleninſeln zu; ſie mag nicht zurückdenken an das ſtille, ſchützende Ufer, von dem ſie abgeſtoßen, oder an den verborgenen Hafen, zu dem ſie einſt zurückkehren wird; ſie iſt nur froh und glücklich, vor wilden Stürmen geſchützt zu ſein. Du," ſo ſprach er zu mir, „ſchwimmſt mit der hohen Flut und wir freuen uns darüber, da wir überzeugt zu ſein glauben, daß Du Dein Glück verdienen, und Dich ſeiner würdig erhalten wirſt. Deßhalb lache ich auch darüber, wenn es Dir ergeht wie jedem Seefahrer, welcher, am Stern ſeines Schiffes ſtehend, oft ohne großen Schmerz zuſchaut, wie die Ufer ſeiner Heimat undeutlicher werden, wie Feld und Wald in einander verſchwimmen, und wie endlich die höchſten Bergſpitzen langſam in der Flut verſinken. — — — — Sind ſie aber erſt einmal verſchwunden, und blickt er über die gewaltige, weite aber theilnahmloſe See dahin, ſo kommt ſchon die Erinnerung an das, was er verlaſſen und mit ihm oft das ſchmerzlichſte Heimweh. Möge es Dir erſpart bleiben." Ich verſtand ihn damals nicht recht, aber ſpäter wurde es mir furchtbar klar, wie Jedem, der ſich von dem wilden Treiben der Welt, wenn auch nur auf Augenblicke, retten möchte zur harmloſen Jugendzeit auf das kleine Bänkchen, zu den Füßen der

Mutter oder ſonſt eines Weſens, das ihn geliebt und nicht vergeſſen. — —

Ach, er hatte Recht, nur zu ſchnell verſchwammen mir Feld und Wald ineinander, tauchten die Bergſpitzen unter die Flut. Wohl ging ich häufig meine Pflegeeltern beſuchen, wohl miſchte ich mich, wie in der erſten Zeit, noch gerne unter meine armen Kameraden, doch fühlte ich wohl, daß das Band zerriſſen war, welches uns bis jetzt ſo innig verbünden, das Band gemeinſamer Armuth, gemeinſamer Noth. Vor meinem feinen Kleide traten ſie ſcheu zurück, wie konnten es die armen Kinder auch wagen, beim Nachlaufen oder beim Blindekuhſpielen mich mit ihren oft ſchmutzigen Händen zu berühren. — — Dieſen Grund ihrer Zurückhaltung fühlte ich aber damals nicht, ich dachte, ſie beneideten mich und gönnten mir nicht mein Glück. —

Und Alice — — — — O könnte ich, wenn ich an ſie denke, ganz über jene Zeit hinweggehen. Heute noch könnte ich darüber weinen, und heute noch finde ich keinen auch noch ſo ſchwachen Grund der Entſchuldigung. Daß ſie fern von mir ſtehen blieb, als ich ſie einige Tage nach meinem Verlaſſen des Armenhauſes wiederſah, daß ſie mir faſt widerſtrebend ihre Hand ließ und ich keinen herzlichen Gegendruck wie ſonſt immer empfand — o dafür hatte das feinfühlende Herz des armen Mädchens einen guten Grund, den ich in meinem Glück und Uebermuth nicht ahnte. Hatte ſie doch an jenem Nachmittage lange, lange an der Thür gelauſcht, ſtets geglaubt meinen Schritt zu vernehmen und am ſicherſten, als ſie den Wagen wegrollen hörte. — — — Ich war nicht gekommen, um ihr Lebewohl zu ſagen, wohl aber kam die Nacht mit Finſterniß und Kälte, mit Hunger und Kummer, wohl aber kamen Gedanken über ſie, welche die ſchlafloſe Nacht ihr zu einer Ewigkeit machten. — — Kein menſchliches Weſen fragte nach Alice, nicht einmal meine

Pflegemutter, die das arme, unglückliche Kind im Schmerz über meine Abreiſe vergeſſen, die auch am andern Morgen keine Zeit fand nach ihr ſich umzuſehen, denn Frau Iduna mußte ihre Toilette herrichten, um mit Anſtand, ſo gut es gehen wollte, bei dem Diner zu erſcheinen. Alicens Vater war am Samſtag nicht nach Hauſe gekommen, wie er oft zu thun pflegte, und als die Nacht endlich vorbei war, kam der Morgen, ohne ihr Troſt zu bringen, — der Sonntagmorgen mit hellem Sonnenſchein, von dem ſie aber in ihrer finſtern Kammer nichts ſah — der Sonntagmorgen mit ſeinem Glockengeläute, welches ſie hörte und bei deſſen Klängen ſie ihre Hände zuſammenfaltete, ruhig betend, nicht um ein langes, glückliches Leben, dazu hatte ſie keine Ausſicht, ſondern um jenen ſeligen Augenblick, wo ſie weiß gekleidet in ihrem Sarge liegen würde, vielleicht mit Blumen umgeben — — ſie hatte etwas Aehnliches ſchon einmal geſehen — und wo dann beim Läuten der Glocken alle Bekannten kommen würden, die Armenhausbewohner und ich, ihr einziger Freund, gewiß auch, zu weinen auf ihr blaſſes Geſicht; dann würde ſie wohl lächeln droben — — hier unten im Leben konnte ſie es ja nimmer. —

Der alte Jakob hatte ſie endlich Nachmittags vermißt, hatte nach ihr geſucht, und als ſie keine Antwort gab, durch den Verwalter die Thüre öffnen laſſen. Da fand man ſie ohnmächtig am Boden liegen und es brauchte eine gute Zeit, bis ſie unter den Händen der mitleidigen Weiber, die ſich ihrer annahmen, wieder zu ſich kam.

Daß mein Pflegevater und Frau Iduna, als ſie von ihrem Diner zurückkehrten und das Vorgefallene erfuhren, untröſtlich waren, brauche ich wohl nicht zu ſagen. Sie nahmen Alice gleich zu ſich in ihre Wohnung, ſagten ihr, wie es leider gekommen, daß man nicht an ſie gedacht, und erzählten ihr von meinem Glücke und von meinen glän-

zenden Aussichten für die Zukunft. — Das Alles hatte sie herzlich gefreut, und wenn ihre Augen auch von Thränen überströmten, so sah man sie doch darunter glänzen vor Wonne und Glückseligkeit. Mit einer Gesprächigkeit wie sonst nie, hatte sie alsdann gesagt: was ich jetzt Alles nach meinen so oft ausgesprochenen Wünschen lernen und sehen könne, daß ich jetzt was Tüchtiges werden müsse, und daß somit alle meine glänzenden Hoffnungen erfüllt würden. Mit welcher Emsigkeit und Sorgfalt hatte sie meiner Pflegemutter geholfen, meine kleinen Habseligkeiten an Wäsche und Kleidern zusammenzusuchen und zusammenzuflicken, und namentlich das Letztere war sehr nothwendig; denn wenn auch Frau Iduna stets Alles gethan hatte, um mich so anständig als möglich gehen zu lassen, so war ich doch dagegen wieder ein so ausgemachter Reißteufel, wie man nur in meinem Alter einer sein konnte, auch litten die Kleiderstoffe, ehe sie für mich zurecht gemacht wurden, schon so an Altersschwäche, daß es recht begreiflich war, wie oft bei dem geringsten Balgen und Zerren sogleich ein halber Aermel meinen Angreifern in der Hand blieb.

Alice hatte gelächelt über die vielen Knöpfe, die sie annähen mußte, über die vielen Risse, welche sie so gut wie möglich zu beseitigen hatte, sie hatte gelächelt, ja zuweilen gescherzt, bis Frau von Schwanefeld durch das Fenster schauend sagte: „Da kommt er," und als ich nun in's Zimmer trat, blieb sie ferne von mir am Fenster stehen, und als ich auf sie zulief und sie küssen wollte, wandte sie sich ab und ließ mich fast widerstrebend ihre Hand nehmen, die ich herzlich drückte ohne einen Gegendruck zu spüren. — — — —

Zu jeder andern Zeit würde ich mit Fragen und Bitten nicht nachgelassen haben, bis sie mir den Grund ihrer Verstimmung angegeben — — zu jeder andern Zeit, wo

noch das arme Mädchen den Inbegriff all' meines Glückes ausmachte, wo ſie die Einzige war, die ich für meine kindiſchen Pläne empfänglich wußte, und die meinen Gedanken mit ſtrahlendem Auge folgte, wenn ich ihr von ſchönen Häuſern mit Spiegeln und Bildern, wenn ich ihr von prachtvollen Pferden und glänzenden Wagen erzählte, in welchen wir zuſammen ſpazieren fahren würden, denn ich konnte mir ein ſolches Glück nur vereint mit Alice denken. — — Jetzt aber war es über mich gekommen wie ein Traum, und ich konnte ſie doch nicht daran theilnehmen laſſen. Das ſchmerzte mich wohl, aber — — ich ſah ein, daß ich es mir allein gefallen laſſen müſſe. Ich war eben noch ein Kind, ich war wie trunken von der Umwandlung, die ſo plötzlich mit mir geſchehen war, und als ich nach den erſten Nächten, die ich in meinem neuen und ſchönen Zimmer zugebracht, nun wieder zurückkam in das Armenhaus, da erſchien mir Alles ſo klein, ſo beſchränkt und farblos, daß ich nicht begreifen konnte, wie es mir hier lange Jahre ſo behaglich geweſen, und dieſes Gefühl dehnte ſich auch einigermaßen auf meine liebe Geſpielin aus, die ich nun wieder vor mir ſah in ihrem unſcheinbaren dünnen Kleidchen, mit dem blaſſen, mageren Geſichte. — — — Warum that ſie auch ſo fremd gegen mich? — denn daß ſie das that, fühlte ich wohl. — Gönnte auch ſie mir mein Glück nicht? —

Noch vor einigen Tagen hätte ich meinen Arm um ihren Hals gelegt und wäre dann mit Schmeichelworten in ſie gedrungen, bis ſie geſagt, was ihr fehle, bis ſie wieder gelächelt hätte, heute aber ſagte ich nichts mehr, als ſie ſich von mir ab dem Fenſter zuwandte, ich ließ ihre kalte Hand los und beachtete es nicht einmal, daß ſie ihre Finger einfach aus den meinigen fallen ließ. Als ich nach einer Stunde wieder fortgehen mußte, ſagte ich:

„Adieu, Alice," und sie gab zur Antwort: „Adieu, Eugen." — — — —

Es würde mich zu weit führen, wollte ich meinen Aufenthalt im Hause meines neuen Wohlthäters in seinen Einzelnheiten schildern. Herr von Schabegg blieb sich während der Jahre, die ich bei ihm zubrachte, immer gleich herzlich und gütig. Er sorgte für meine Erziehung, als wenn ich sein eigener Sohn gewesen wäre, und ließ mich vor allen übrigen Fächern Mathematik und Zeichnen fleißig betreiben. Was meine Zukunft anbelangt, so stellte er mir frei, ob ich Kaufmann werden wollte oder zum Militär gehen. Das Letztere war ein Lieblingsplan von ihm. Natürlicherweise sollte ich im letzteren Falle nur unter die Artillerie oder das Geniekorps gehen. Daß ich als ein junger Mensch, dem wie den Meisten meinesgleichen die glänzende Uniform gefiel, mich bereitwillig seinem Wunsche fügte, bedarf kaum der Erwähnung, und so sah ich mich denn schon im Geiste zu irgend einer Batterie als Freiwilliger eingetheilt. Zum Kaufmannsstande fühlte ich mich durchaus nicht hingezogen, denn ein Hauptrepräsentant desselben in unserer Stadt erweckte in mir durchaus keine Sympathieen. Das war nämlich der Kommerzienrath Schabegg, den ich im Hause seines Vetters zuweilen sah. Das erste Mal, wenige Tage nachdem ich das Armenhaus verlassen, kam er, sich nach dem Befinden seines Neffen zu erkundigen, und da ich gerade zufälligerweise im Zimmer war, so wurde ich ihm vorgestellt und ziemlich kalt besichtigt. Er steckte das Kinn in seine weiße Halsbinde, zwinkerte etwas mit den Augen und sagte: „Ah, das Kind aus dem Armenhause," worauf mein Wohlthäter erwiederte: „Ja, dessen Mutter eine geborene Schabegg war, und welche doch in den elendesten Verhältnissen starb." Der Kommerzienrath schluckte, als könne er etwas Bitteres nicht hinunterbringen, und gab zur

Antwort: „Sie verdankten es ihrem durchaus unmotivirten Hochmuth, daß ſie ein ſolches Ende nahmen. Die Familie und vor allen Dingen das Haus Schabegg bot ihnen ſeine Hülfe an — — — —“

„Ja, in Form von Almoſen.“ —

„In Form von Unterſtützungen, wie ſie üblich ſind,“ erwiederte Johann Chriſtian, „man ſchlug unſere Anerbietungen aus und zog es vor, zum Skandal der ganzen Familie im Armenhauſe mit ſeinem Elende zu prahlen und mit Eklat unterzugehen.“

Glücklicherweiſe ſaß ich, als er ſo ſprach, auf einem Schemel neben meinem Wohlthäter, welcher mir ſeine Hand auf die Schulter legte, als er an einer Bewegung merkte, daß ich gute Luſt hatte aufzuſpringen.

„Expliziren wir uns nicht darüber,“ ſagte er hierauf ſeinem Vetter, „geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern; wir wollen lieber in die Zukunft ſehen und gut machen, was gut zu machen iſt. Ich habe mir nun einmal vorgenommen, aus dem Jungen da was Tüchtiges zu machen, und es ſollte mich freuen, wenn auch Sie ihn in ihren Schutz nähmen — — Gott weiß es, wie bald es zu Ende gehen kann und wie ſchnell unſere ſchönſten Pläne durchkreuzt werden.“

„Sie ſind jünger als ich,“ ſagte der Kommerzienrath, „und jetzt, da Sie einer drohenden Lebensgefahr ſo glücklich entgangen ſind, haben Sie wahrſcheinlich die Hoffnung auf lange, glückliche Jahre.“

„Oder ſoll ich das als eine ſtrenge Mahnung betrachten,“ ſagte Emil von Schabegg düſter.

„Was den Knaben anbelangt,“ meinte Johann Chriſtian nach einer Pauſe, „ſo habe ich nichts dagegen, wenn er uns zuweilen beſucht, wir können dann auch ſehen, weß Geiſtes Kind er iſt.“

ſchon wieder ein neues Viertel. Es war wahrhaftig nicht zum Aushalten! Jetzt ſchlug es Fünf, und ſämmtliche geſtern Eingeladene, mit Ausnahme der Kiliane, die ſich zu Bett gelegt hatte, ſtiegen die Treppen zum königlichen Hoftheater hinauf — Alle in ängſtlicher Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, Alle ſehr aufgeregt, da ſie eifrigſt Partei nahmen für den Debütanten Herrn Dubelli.

Als ſie in dem weiten Hauſe ankamen und auf der dritten Gallerie ihre Sitze einnahmen, war es noch ziemlich dunkel rings umher; nur die Plätze oben und neben ihnen waren beſetzt, in den Logen ſah man noch keine Seele und unten im Parterre nur leere Bänke. Blos im Orcheſter waren ein paar Lampen angezündet und warfen ein ſchwaches Licht um ſich her und ſtrahlten kümmerlich auf der reichen Vergoldung der Proſceniumslogen wieder. Die Leute in den oberen Logen, die ſich vor der eigenen Stimme fürchteten, welche ſo laut in dem leeren Raume klang, ſprachen leiſe aber eifrig zuſammen, und ſo ſummte und wogte es unverſtändlich durch einander. Jeder fühlte ſich in der Dunkelheit, die hier herrſchte, unbehaglich; es war wie bei Erſchaffung der Welt, ehe es Licht ward, wonach ſich Alles geſehnt, und deßhalb ſchaute auch hier Jeder erwartungsvoll an die Decke hinauf, wo ein kleiner, unbeleuchteter Spalt ſichtbar wurde, der ſich allmählig vergrößerte, jetzt zu einer großen runden Oeffnung wurde, aus welcher langſam und feierlich der Kronleuchter mit ſeinen hundert Lichtern hell und ſtrahlend darnieder ſchwebte. Wie kehrten ſich nun plötzlich alle Geſichter, wie die Blätter einer Epheuwand im Thurm, dem Lichte zu! Wie fühlten ſich die Aelteren ſo beruhigt, wie lachten und jubelten die Jüngeren, die das zum erſten Male ſahen! Jetzt wurden auf Notenpulten im Orcheſter die Stimmen aufgelegt, jetzt erſchienen die Muſiker nach und nach, jetzt der Kapellmeiſter, dann füllte ſich das Parterre, endlich auch kurz vor dem Anfange die Logen mit Einem

Als er fort war, ſagte mein Wohlthäter zu mir: „Höre, Eugen, Du mußt nicht gleich heftig werden, wenn man auch über die Vergangenheit Deiner Eltern ſpricht, was Du vielleicht nicht gerne hörſt; und was den da anbelangt, ſo nimmt man es überhaupt nicht ſo genau mit dem, was er ſagt. Ich hab' Dich ihm empfohlen und das war meine Schuldigkeit. Weißt Du, mein Junge, er kann Dir ſpäter immer von großem Nutzen ſein, wenn er will, und ſeinen guten Willen haſt Du doch einigermaßen in der Hand. Er hat Dir die Erlaubniß gegeben ihn zu beſuchen, das iſt ſchon viel, und wenn Du gute Eigenſchaften bei ihm herauskehrſt, wenn Du Dich in ſeiner Art bildungsfähig zeigſt, was ich Dir vielleicht ſpäter einmal näher erklären werde, ſo wäre es vielleicht möglich, an den lebendigen Theil ſeines Herzens durch die dreifache Schale von Gold, Perlen und Edelſteinen zu gelangen. — — — Zuviel Freunde kann man nicht haben," ſetzte er nach einem längeren Stillſchweigen mit einem tiefen Seufzer hinzu, „Du armer Junge haſt eigentlich nur mich, und ich bin ſehr geneigt, den Unglücksfall von neulich für eine Mahnung zu halten und nicht für eine Hoffnung."

Es war eigenthümlich, daß er öfter ſo ſprach, auch ſelbſt dann, als er wieder vollkommen hergeſtellt ſchien. Was ihm vielleicht finſtere Gedanken verurſachte, das war ein heftiger Kopfſchmerz, der ihn zuweilen befiel, und jenes Gefühl, von dem er mir gleich nach ſeinem Sturze ſprach, als habe er, wie er ſich ausdrückte, Blei im Gehirn. Es dauerte lange, ehe er wieder ausritt, er ſchien überhaupt keine rechte Freude mehr am Reiten zu haben. Früher war er faſt jeden Tag im Sattel, jetzt mußte ihn der Reitknecht daran erinnern, daß die Pferde lange geſtanden hätten und förmlich verwilderten. Seine Freunde, die öfters in's Haus kamen, er hatte deren noch ſehr viel unter dem

Militär und zwar in allen Waffenarten, behaupteten oft, er sei furchtbar ernst geworden und man müsse Alles thun, um ihn wieder aufzuheitern. Diese seine ehemaligen Kameraden waren fast ohne Ausnahme alle meine ganz besondern Freunde, sie hatten ihre große Freude an meinem energischen, wie sie es nannten schneidigen Wesen, sie hielten es für eine große That, daß ich damals das Pferd meines Wohlthäters gehalten, und sie waren entzückt über meinen Muth, mit dem ich mich in den Sattel schwang und davon galoppirte, sie mochten mir ein Pferd vorführen, was es immer für eines sein mochte. Ueber den Entschluß des Herrn von Schabegg, mich zur Artillerie oder zum Geniekorps zu geben, fanden öfters die ergötzlichsten Debatten unter ihnen Statt. „Aber wie man nur eine solche Idee fassen kann!“ sagten die Herren von der Kavallerie; „Du, einer der tüchtigsten Reiteroffiziere, hast da einen jungen Menschen, für den Du Dich interessirst, als wenn es Dein eigener Sohn wäre — — —“

„Wer weiß denn, wie das eigentliche Verhältniß ist,“ warf ein Anderer lachend dazwischen.

„Ein schneidiger Bursch,“ fuhr der Erste fort, „der im Sattel zu Haus ist so gut wie Unsereiner, und willst ihn nun hinter einer so langweiligen Kanone laufen lassen, oder ihm gar Schaufel und Spaten in die Hand geben. Ah, pfui Teufel — — wenn man die Wahl hat.“

„Erlauben Sie, Herr Kamerad von den Küraſſiren,“ mischte sich ein Premierlieutenant von der Artillerie in das Gespräch, „allerdings, wenn man die Wahl hat, wird man sich doch wahrhaftig dem Besten zuwenden, Elitetruppen, Artillerie oder Geniekorps, und auch in der Erwägung zwischen diesen beiden kann es nicht schwer sein, wohin man sich zu wenden hat. Unbedingt zum Geschütz, zum Donner der heißen Schlacht, wie der Dichter sagt. — —

Was das Geniewesen anbelangt, so hat es schon zu viel vom bürgerlichen Gewerbe an sich, es ist eigentlich nur halbes Militär, und die Herren Kameraden von den Pionieren und Pontonieren haben etwas Sanftes an sich und tragen auch nicht gern Schnurrbärte."

„Aber, bester Herr Kamerad," gab der Kürassir zur Antwort, „nehmen Sie mir nicht übel, Sie sprechen da wie der Blinde von der Farbe, gibt es was Lustigeres als den Kavalleriedienst, das Zufußlaufen hat unter allen Verhältnissen etwas Plebejisches an sich, aber wir, hoch zu Roß, den Säbel in der Faust:

Die Pferde schnauben und setzen an,
Liege wer will mitten in der Bahn,
Sei es mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß mir die Seele sein Jammerton,
Ueber seinen Leib hinweg muß ich jagen,
Kann ihn nicht sachte bei Seite tragen."

„Alles ganz schön," sagte der Premierlieutenant lächelnd, indem er seinen langen buschigen Schnauzbart um seinen Zeigefinger wickelte, „das hüpft und galoppirt ganz wohlgemuth heran bis zu einer recht soliden Kartätschendistanz, da kann man dann auch mit dem Dichter sagen: und Roß und Reiter sah man niemals wieder."

„Auch umgekehrt wird ein Schuh daraus, Herr Kamerad; es gibt andererseits Augenblicke im Menschenleben, wo sich eine lustige Schwadron zwischen die Geschütze festsetzt, und dann gute Nacht, Kartätschenhagel."

„Ich bin überzeugt," sagte der Lieutenant von der Artillerie, „daß ein gescheidter Bursch, wie unser kleiner Freund da, lieber in eine Waffe eintritt, wo er mehr lernen muß als Auf- und Absitzen und Dreinhauen, in seinen Verhältnissen nämlich. Bei Ihnen, Herr Graf," er wandte sich an einen der Kürassirlieutenants, „ist das freilich

was Anderes; Sie betreiben das Dienen so nebenbei als großer Herr und mit vollem Rechte. Ein Name wie der Ihrige ist auf die Kavallerie angewiesen, das repräsentirt sich schön, das eskortirt hohe Herrschaften, das fliegt als Adjutant gekrönter Häupter, das bekommt Orden, wer weiß weßhalb, das glänzt und strahlt, während wir einfache Bürgerliche uns mit der dunkeln, glanzlosen Uniform begnügen, mit unsern Arbeiten und Studien, und dabei gern hinter der langweiligen Kanone laufen."

„O, das alte Kapitel," lachten die Kavallerieoffiziere, „als wenn ihr zu Artillerie und Geniewesen vorzugsweise befähigt wäret und diese Branche für euch gepachtet hättet."

„Gepachtet haben wir sie freilich nicht, und was die Befähigung anbelangt, so verbietet mir die Bescheidenheit, mich darüber auszulassen; wenn ihr aber die Armeelisten nachsehen wollt, so werdet ihr finden, daß ihr euch zum Artilleriedienst äußerst wenig herabgelassen habt und zum Geniekorps fast gar nicht."

Solche Reden hörte ich viele mit an, und wenn es auch nicht allein Unterscheidungen zwischen Bürgerlichen und Adeligen waren, welche mich zum Artilleriedienst geneigt machten, so interessirte ich mich doch sehr für die dumpf und geheimnißvoll auf dem Pflaster rollenden Kanonen, für die Schäfte der Munition- und Granatenwagen, für die wunderbaren Raketenbatterien, besonders aber für die Laboratorien, wohin mich der Premierlieutenant von der Artillerie zuweilen mitnahm und mich zusehen ließ, wenn die Bombardiere köstliches Feuerwerk anfertigten.

Wenn ich jene Zeit an meinen Augen vorübergehen lasse, so vergesse ich nie des Nachmittags; ich war erst wenige Tage im Hause, als die Thüre des Salons geöffnet wurde, in welchem ich mich mit Herrn von Schabegg be-

fand, und zwei elegante Damen eintraten, die ich vorher nie gesehen. In ihrem Aeußern waren sie sehr verschieden; die Eine, groß, etwas mager, mit einem blassen, ernsten Gesichte, in welchem sich eine lange, scharfe Nase sehr bemerklich machte, ging aufrecht und etwas steif auf den Lieutenant zu, legte ihm ihre eine Hand auf die Schulter, während sie mit der andern seine Rechte erfaßte, und sagte mit einer ziemlich klanglosen Stimme: „Wie geht es Ihnen heute, lieber Emil, der Arzt meint besser, und Ihr Aussehen gibt mir Hoffnung, daß der schreckliche Vorfall keine längeren Folgen haben wird."

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme, meine liebe Julie," hatte darauf der Kranke geantwortet, „es ist, Gott sei Dank, wohl nichts gewesen als eine heftige Erschütterung, von der mir heute nur noch eine Schwere des Hinterkopfes zurückblieb. Mein größter Kummer ist," setzte er galant hinzu, „Ihnen Schrecken verursacht zu haben."

„Ja, wir haben uns Alle furchtbar alterirt, wie ich Ihnen auch schon vorgestern sagte; herzlich dankbar bin ich der guten Valerie, die mich Alles bis zu den kleinsten Einzelnheiten gleich wissen ließ."

„Und woher erfuhr es meine schöne Cousine?" fragte Emil von Schabegg.

„Von einem Augenzeugen," erwiederte diese lächelnd, „eigentlich von zwei Augenzeugen. Der Hofmeister des würdigsten aller Zöglinge kam athemlos nach Hause gelaufen, sobald er wußte, daß Ihr Zustand zu keinen Befürchtungen Veranlassung gab. Auch hatte sich der Letzte der Iffling schon eingestellt und so unbefangen über diese gräßliche Geschichte gesprochen, oder vielmehr nach seiner Art und Weise gelogen, daß es dem Kommerzienrath nicht in den Sinn kommen konnte, ihn für den Schuldigen zu halten."

„Und was iſt mit ihm geſchehen?“

Frau Schabegg zuckte mit den Achſeln und erwiederte: „Der Kommerzienrath hat ſich auf mein Zureden entſchloſſen, ihn in das Engelbrecht'ſche Knabeninſtitut abzuliefern, bis ſich der Onkel des Buben, den man augenblicklich von der Sache benachrichtigt, darüber ausgeſprochen haben wird, was mit ihm weiter geſchehen ſoll. Herr Engelbrecht, dem man die volle Wahrheit ſchuldig war, hat ſich allerdings anfänglich geweigert, ihn zu nehmen, und ließ ſich nur bereden, als ihm der Kommerzienrath plein pouvoir gegeben.“

„Hoffentlich,“ ſagte Emil von Schabegg lachend, „verſteht er das ſo wie jener Korporal, der den Rekruten bei Vergehungen die Warnung zugehen ließ, bei der nächſten Nachläſſigkeit werde ich euch plein pouvoir geben, womit er eine Tracht Schläge meinte — aber ich bin nur froh, daß ihr ihn los ſeid.“

Die Couſine meines Wohlthäters gefiel mir beſſer als die andere Dame, ſie war ſehr ſchön und hatte etwas Angenehmes, Freundliches und Zutrauliches in allen ihren Worten und Bewegungen. Während ſich die Andere auf einen Stuhl vor den Kranken hinſetzte und ihn ſtill gerührt anblickte, wobei ſie zuweilen mühſam einen Seufzer zu unterdrücken ſchien, ſchob die Couſine einen niedrigen Schemel ſeitwärts an den Fauteuil des Herrn von Schabegg, ließ ſich darauf nieder, wobei ſie die Hand auf ſeinen Arm legte und ihn durch allerlei luſtige Geſchichten zum Lachen brachte.

Als ſie wieder fortgegangen waren, ſagte er zu mir: „Die eine der Damen war meine Braut, wie hat ſie Dir gefallen?“

„O ſehr gut,“ gab ich ihm zur Antwort, denn ich dachte mir nicht anders, als daß er die gemeint, die er Couſine

genannt. „Sie iſt ſo freundlich und lacht ſo herzlich, daß man oft gern mitlachen möchte, wenn man auch nicht immer weiß, weßhalb ſie vergnügt iſt.“

„Nein, die iſt es nicht,“ hatte er darauf lachend zur Antwort gegeben, „ſondern die Andere.“ — —

„So, die Andere.“

Beide Damen hatten ſich mit mir beſchäftigt, aber jede auf eine andere Art und Weiſe. Die Braut des Herrn von Schabegg hatte mich lange und forſchend betrachtet, dann mit dem Kopfe genickt und geſagt: „das iſt ja wie ein Roman, auch Dein ganzes früheres Leben, wie es mir Emil erzählt, Du mußt mir das mit ſeinen Einzelnheiten genau mittheilen.“ Das that ich denn auch, ſo gut ich mich erinnerte, und plauderte unbefangen von meiner Jugendzeit, von Herrn und Frau von Schwaneſeld, von Hundedreſſur, Vogelſang und Luftballons, ſo daß zuweilen ein augenblickliches Lächeln über ihr ſonſt ernſtes Geſicht flog, ja, ehe ſie damals fortging, notirte ſie ſich Einiges in ihr Taſchenbuch.

Dieſes an ſich geringfügigen Umſtandes erwähne ich nur deßhalb, weil, wie ich ſpäter erfuhr, die Braut meines Wohlthäters Bücher ſchrieb und es alſo wohl möglich iſt, daß ſie Etwas von meinen Erzählungen benützt hat, wie es Schriftſteller und Schriftſtellerinnen in ähnlichen Fällen wohl zu thun pflegen, und weil der geneigte Leſer dieſer Blätter ſich vielleicht erinnern könnte, Dieſes oder Jenes aus meinem Leben ſchon anderswo gehört zu haben, was mir allerdings ſehr unangenehm wäre, und zu welchem Räthſel ich mir erlaube hiemit den Schlüſſel zu geben.

Die andere, die hübſchere Dame hatte mich auch nach Einzelnheiten aus meinem Leben gefragt, doch in ganz anderer Art und Weiſe. „Du armer Junge,“ ſagte ſie, „haſt alſo ſchon viel Kummer und Noth durchgemacht. — —

Nicht? Du ſchüttelſt mit dem Kopfe, ja ſo, Du wußteſt von keinem andern Leben, aber wenn Du jetzt wieder zurückkehren ſollteſt dorthin, wo Du früher geweſen, ſo würde Dir doch Manches fehlen.“ Dabei hatte ſie ihre kleinen Hände feſt auf mein volles lockiges Haar gelegt und bemühte ſich, einige Unregelmäßigkeiten meines Scheitels herzuſtellen; dann hub ſie mein Kinn etwas in die Höhe, küßte mich auf die Stirne und ſagte halblaut, ſich zu Herrn von Schabegg wendend: „Das iſt ein netter und friſcher Burſch, Vetter Emil, es iſt gut, daß Sie ſich ſeiner angenommen, man muß ihn auch dem Kommerzienrath empfehlen.“

„Das hab' ich ſchon gethan, aber Ihnen, ſchöne Couſine, möchte ich ihn auch beſtens an's Herz legen. Wir Alle ſind ſterblich und er wird des Schutzes bedürfen.“ Er ſprach das mit einem eigenthümlichen, traurigen Lächeln.

„Vetter Emil,“ ſagte Frau Schabegg, „ich habe geſtern ſchon bemerkt, daß es Ihnen Vergnügen macht, ſich mit ſchwarzen Gedanken zu quälen, ich kenne Sie gar nicht mehr; wie kann denn ein ſolcher Unfall, der allerdings hätte ſchlimm werden können, einen ſo geſunden Lebensmuth wie den Ihrigen erſchüttern?“

„Ja, es hat uns ſehr betrübt, Emil,“ ſagte die andere Dame, „ſtellen Sie ſich in meine Lage, wie es mir um's Herz iſt, wenn ich Sie ſolche Gedanken ausſprechen höre.“

„Es ſind ja auch nur Gedanken, hervorgebracht von den unangenehmen Nachwirkungen meines Sturzes.“

„Die wir uns bemühen werden,“ ſagte lachend die ſchöne Frau, „durch Heiterkeit zu zerſtreuen.“ Und dann ſetzte ſie ſich neben ihn hin, plauderte freundlich mit ihm, erzählte allerlei luſtige Geſchichten und machte ſo lange fort, bis auch er in's Lachen kam und froh geſtimmt wurde.

Die beiden Damen kamen öfter, um nach dem Kranken zu ſehen, zuweilen kam auch Frau Schabegg allein, mei-

ſtens war ſie heiter, aber nicht gerade immer. Nie werde ich es vergeſſen, wie ich einmal in's Zimmer trat und ſie in einem Fauteuil ſitzen ſah, zuſammengeſunken, die Hände auf dem Schooß gefalten und den Kopf tief herabgeneigt. Als ſie ſich bei meinem Eintritte erhob, ſah ich nicht nur, daß ſie rothgeweinte Augen hatte, ſondern auch, daß ihre Thränen floſſen und hörte ſie vernehmlich ſchluchzen. Herr von Schabegg ging im Zimmer auf und ab und ſprach lebhaft zu ihr. Natürlicherweiſe zog ich mich augenblicklich wieder zurück, doch vernahm ich im Weggehen, wie er ſagte: „Ich kann Ihnen nicht helfen, Valerie, ich muß es Ihnen hundertmal wiederholen, daß Sie Unrecht haben, er iſt einmal Ihr Mann, und wenn Sie ihn auch nicht lieben, ſo werden Sie das größte Unglück herbeiführen, wenn Sie es nicht unterlaſſen, ihm Ihre Abneigung offenkundig zu bezeugen; das erträgt Niemand, nicht das kälteſte Herz, und gerade Ihnen gegenüber, die ſo heiter und liebenswürdig ſein kann, muß es ihn zur Verzweiflung bringen und zu einem böſen Ende führen. — — Nehmen Sie ſich in Acht, ich beſchwöre Sie bei der herzlichen Freundſchaft, die ich für Sie fühle."

Was meine Pflegeeltern anbelangt, ſo waren Sie glücklich bei meinem Glücke und bei der Art, wie ſich Herr von Schabegg gegen ſie benahm. Sie kamen häufig zum Diner oder zum Souper, und wenn das Wetter ſchlecht war, holte ich ſie im Wagen ab. Alle andern Anerbietungen zu Aenderung ihrer Lage ſchlug Herr von Schwanefeld aus, und ich kam einmal zu einer Unterredung, wo ich hörte, wie Herr von Schwanefeld ſagte: „Wenn Sie mich alſo zwingen, das anzunehmen, gut, ſo muß ich es thun, werde aber keinen Gebrauch davon machen, ſondern es für ihn aufheben," worauf Herr von Schabegg geantwortet hatte: „Lieber Freund, das grenzt an Eigenſinn, aber

ich kann Sie nicht zwingen, thun Sie damit, was Sie wollen."

Bei meinen häufigen Beſuchen im Armenhauſe ſah ich Alice oft, bemerkte aber wohl, daß ſie es vermied, in's Zimmer zu kommen, wenn ſie von meiner Anweſenheit unterrichtet wurde. Woher der Bruch in unſere ſonſt innige Freundſchaft gekommen war, konnte ich mir damals nicht erklären, aber trotzdem ich mich bemühte, gegen ſie herzlich und freundſchaftlich zu ſein wie bisher, ſo fühlte ich doch, daß ſich das junge Mädchen abſichtlich von mir zurückzog. Wenn ich zuweilen meine Pflegemutter darüber fragte, gab ſie mir zur Antwort: „Die arme Alice fühlt wohl, daß eure Wege auseinander gegangen ſind, ſie hat Niemand auf der Welt, der ihr eine erträgliche Zukunft bereitet."

„Und bin ich nicht da?" ſagte ich dann wohl, „werde ich mich nicht ihrer annehmen, wie ich es ihr ſo oft geſagt, und wie ich es auch thun werde."

Frau von Schwaneſeld ſchüttelte dann lächelnd den Kopf und ſagte: „Sie iſt zu klug, zu verſtändig für ihr Alter und fühlt ſo gut wie wir, daß ſie Dir nicht im Wege ſtehen darf, um Deinem Glück hinderlich zu ſein."

„Aber ſpäter, wenn ich, wie ich hoffe, mein Glück gemacht habe, dann wird mir Niemand verwehren wollen, für ſie zu ſorgen."

„Ja, ſpäter," hatte ſich darauf mein Pflegevater in's Geſpräch gemiſcht. „Das Wort ſpäter iſt der Handgriff zu guten Vorſätzen. Schlage Dir dieſe Gedanken aus dem Kopfe, denke was Rechtes zu werden, und wenn die Zukunft einmal zur Gegenwart geworden und Du was thun kannſt, dann thue, was Dir gut dünkt, vorderhand haben wir uns des armen Mädchens angenommen und wollen ſie nicht von uns laſſen, ſo lange es Gott und ihrem Herrn Papa gefällt."

Male; es war gerade, als hätten die Leute auf dieſen Moment draußen auf dem Gange geharrt. Jetzt erſcheint der Hof, die Offiziere auf ihren Plätzen erheben ſich, und ebenſo auf dem dritten Range der neue Oberkutſcher reſpektvollſt, denn es iſt heute die erſte Vorſtellung, der er ſitzend beiwohnt. Die Ouvertüre beginnt und wird am Schluſſe raſend beklatſcht. Zuerſt fängt ausnahmsweiſe die erſte Gallerie an, dann der dritte Rang, wo der Oberkutſcher nicht ſobald ſeine Hände in Bewegung geſetzt hatte, als die wackeren Fäuſte von einigen dreißig Stallleuten auf's Allerkräftigſte einfielen und das erſtaunte Parterre mit ſich fortriſſen.

Jetzt begann das Ballet und die Zeit bis zum Auftreten des Herrn Dubelli, die ſeinen bangen Freunden ſo unendlich lang erſchien, flog raſch dahin. Jetzt betrat der Debütant die Bühne. Ein lauter Applaus empfieng ihn und munterte ihn auf, und wir ſind im Stande, gerührten Herzens verſichern zu können, daß er ſich dieſes Empfanges vollkommen würdig erwies. Jede Nummer der wirklich ſchönen Muſik gefiel außerordentlich, jeder Tanz wurde raſend applaudirt und ſchon nach dem erſten Akt verlangte das Publikum nach dem Componiſten, nach dem Tänzer und nach dem Balletmeiſter. Ebenſo nach dem zweiten Akt; und erſt am Schluſſe! Da wollte des Tobens und Schreiens kein Ende werden. Es flogen Blumen in Maſſen auf die Bühne, und als Demoiſelle Pauline, die blonde Sylphide, dem jungen Componiſten einen Lorbeerkranz aufſetzte, da wurde das Publikum zur Begeiſterung gebracht und es raste wahrer Beifallsſturm durch das Haus.

Armes kleines harmloſes Luſtſpiel, welches nach dem Ballet gegeben wurde! Niemand achtete deiner, Niemand wollte dich hören! Laut ſprach man im Parterre und in den Logen von der vortrefflichen Muſik und dem neuen Componiſten, und die Geſellſchaft, welcher er, wie wir bereits wiſſen, hie und da etwas

Dem Letzteren aber, dem Flickschneider, welcher die Hälfte seiner Tageszeit betrunken war, gefiel es nicht lange, sein Kind unter der Obhut meiner guten Pflegeeltern zu lassen. Daß ihre feinen gelenkigen Finger sobald als möglich für ihn mit der Nadel thätig sein mußten, dagegen konnte man nicht viel einwenden, daß er aber schalt und tobte, wenn er nach Hause kommend das arme Mädchen bei meinen Pflegeeltern fand, gab für diese wie für Alice zu so häufigen unangenehmen Auftritten Veranlassung, daß Herr und Frau von Schwaneseld am Ende eine förmliche Lösung des sonst so traulichen Verhältnisses als ein Glück für das arme Mädchen ansehen mußten. Diese Lösung bestand darin, daß der Flickschneider eines Tages seinen Abschiedsbesuch machte, wobei er erklärte, er sei im Begriff seine Lage zu verbessern, da ihn sein alter Freund, der Regimentsschneider, nicht nur zum ersten Gehülfen angenommen, sondern ihm auch die Kasernenverwaltung aus besonderer Vergünstigung eine kleine Wohnung neben der Montirungskammer eingeräumt, wodurch er also künftig im königlichen Dienste thätig sein werde. Als hierauf Alice von unserer kleinen Wohnung Abschied nahm — ich war nicht dabei als dieß geschah — war sie in Thränen zerflossen; — hatte jeden Winkel unseres Zimmers, als seien dieß so viel verschiedene Gemächer und für sie mit Erinnerungen angefüllt, insbesondere besucht, und hatte sich von jedem Stück Möbel einzeln verabschiedet. Ja, als sie endlich fertig zu sein schien und schon hinausgegangen war, kehrte sie wieder zurück, setzte sich neben dem Bette auf den kleinen Schemel hin, wo sie so oft traulich neben mir gesessen, und legte bitterlich weinend ihren Kopf in beide Hände. Meine Pflegemutter erzählte mir nachher, es sei ein so tiefes Weh über sie gekommen, wie sie es bei einem so jungen Geschöpfe, das doch noch keine herben Schicksale

erlebt, nie geſehen hätte. Alice hatte ſich die verſchiedenen Stunden in's Gedächtniß zurückgerufen, während wir hier bei einander geſeſſen, wenn ich ihr von neuen ſehr intereſſanten Spielen geſprochen, wenn ich ihr alte bekannte oder auch ſelbſt erfundene Märchen erzählt, oder wenn wir ſtill hier ſaßen den Erzählungen Anderer lauſchend, wie an jenem Abend, als Frau Merzer ihre wunderbare Geſchichte erzählte, wobei das junge Mädchen freilich einſchlief, aber doch hie und da ein Wort hörte, welches ſich dann in ihre Träume fortpflanzte, ſo die Schilderung von der ſchönen blaſſen Frau mit dem ſchwarzen Schleier um das Haupt, die ihr auch ſpäter im Traume oft noch erſchien, wie ſie mir ſagte, ihr ſanft zulächelnd und zuweilen die Hand auf ihre reine, kindliche Stirne legend.

Endlich war ſie davon gegangen, Jedem, der ihr auf dem Wege durch den Hof begegnete, hatte ſie noch die Hand gereicht, an den Stämmen der Akazienbäume, unter denen wir ſo oft geſpielt, war ſie ſanft mit ihren Fingern hinabgefahren, und dem alten Jakob, der im Sonnenſcheine ſaß, hatte ſie ein Paar dicke wollene Socken zum Andenken gegeben, welche ſie heimlich für ihn geſtrickt.

Dann hatte ſie das Armenhaus verlaſſen mit einem kleinen Bündel am Arme, und außer meinen Pflegeeltern, die ihr noch freundlich vom Fenſter aus nachwinkten, hatte ſich Niemand weiter um ſie bekümmert, hatte auch Niemand geſehen, daß ſie an der Ecke des Gebäudes ſtehen blieb, daß ſie ihre brennende Stirne an die kühle Mauer drückte und die Steine mit ihren Thränen benetzte, und daß ſie ein fein zuſammengewickeltes Papier aus der Taſche ihres Kleidchens zog und es tief in einer der Mauerſpalten verbarg.

Dann hauchte ſie einen Kuß darüber hin und ging nun wirklich davon.

Ich war damals nicht in der Stadt, ſondern machte mit Herrn von Schabegg meine erſte Reiſe — — die erſte Reiſe. — — Liegt in dem Klange des Wortes ſchon etwas Entzückendes, oder thut es allein die Erinnerung, die uns an eine erſte Reiſe geblieben, daß wir ſpäter immer noch mit einem Seufzer der Sehnſucht dieſe Worte ausſprechen und ihres Begriffs gedenken? — — Die erſte Reiſe! — — Es zum erſten Mal zu ſehen, zu fühlen, zu erleben, daß die Berge, welche unſeren ſcheinbaren Horizont ausmachen, überſteigbar ſind, daß hinter ihnen ſchöne weite Thäler kommen und wieder Berge, zu deren Füßen breite Ströme fließen und uns ſanft zu großen herrlichen Städten führen, daß aber trotz dem Vielen, was wir geſehen, doch überall kein Ende iſt, und wenn wir vielleicht meinen, bei dieſer großen Stadt, bei dieſem hohen Gebirge müſſe endlich Alles aufhören, ſo zeigt ſich unſerem Blick ein hohes Thor, durch welches hindurch es wieder weiter und immer weiter geht, oder die Augen folgen der breiten Straße, die im Zickzack jene Abhänge hinaufſtrebt, um ſich von oben, wo es wunderbare, allgewaltige Ausſicht gewähren muß, wieder jubelnd zu neuen und ſchönen Ländern hinabzuſtürzen.

Endlich kehrt man um, aber mit ungeſtillter Sehnſucht; ſtatt gänzlich zufrieden wieder zwiſchen unſere Berge heimzukehren, bringt durch die Erinnerung alles Schönen, was wir geſehen, immer wieder der glühende Wunſch unſerer Seele: hätt' ich nur noch jenes Gebirge beſteigen, nur noch in das nächſte angrenzende entzückende Thal ſchauen dürfen.

Und dieſe Sehnſucht nach der Ferne, neben all' dem Schönen was wir erſchaut, läßt in gewiſſen Jahren und bei gewiſſen Verhältniſſen unſere Liebe zur Heimat etwas erblaſſen, wir finden Alles kleiner geworden und farbloſer, wir wundern uns, mit wenig Schritten eine Straße durchgangen zu haben, welche uns früher faſt endlos erſchien.

Wir treten in Zimmer ein, die uns früher hoch und geräumig erſchienen, und ſind verwundert dieſelben zu kleinen Kammern zuſammengeſchrumpft zu finden.

So ging es mir, als ich nach meiner erſten Reiſe zum erſten Mal wieder den Hof des Armenhauſes betrat und die kleine Wohnung meiner Pflegeeltern. War denn das immer noch dieſelbe Stube, wo neben den Betten und ſonſtigen Möbeln fünf bis ſechs Perſonen geweſen waren, und wo ich doch noch Platz gehabt hatte, mit einem kleinen hölzernen Wagen zu ſpielen? — — Unbegreiflich. — Von der Thüre bis zum Tiſche waren nur zwei Schritte und von dort bis zur andern Wand auch nicht weiter.

Mein guter alter Pflegevater ſah meine verwunderte Miene, und da er als Mann von Welt meine Gedanken errathen mochte, ſo half er mir in ſeiner gutmüthigen Art und Weiſe ſie auszuſprechen. „Gebe Gott," ſagte er mit heiterer Miene, „daß Deine Lebensrichtung Dir erlaubt, die Erde nach allen Richtungen und auf angenehme Art zu durchkreuzen, denn ſonſt könnte es Dich traurig machen, ſo früh und auf ſo delizieuſe Art vom Baume dieſer Erkenntniß genaſcht zu haben. Ihr ſeid in eigenem Wagen gereist, wie ich gehört, Bedienter hintenauf, raſche Poſtpferde vorne und die langweilige Eiſenbahn ſo wenig benützend als möglich — — das iſt die einzige genußreiche Art zu reiſen. Ich habe das Alles erlebt," ſetzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „und auch ich fand darauf Alles merkwürdig verändert, als ich in unſere gewöhnlichen Verhältniſſe zurückkehrte."

„Kommt Dir auch hier viel verändert vor?" fragte Frau Iduna mit einer tonloſeren Stimme, als ich ſonſt an ihr gewohnt war, was mich bewog, meine gute Pflegemutter, welche wie gewöhnlich am Fenſter ſaß und die ich bei meinem Eintritte ſtürmiſch umarmt hatte, jetzt erſt näher zu betrachten.

Ja, die gute Mutter hatte ſich verändert, ich erſchrak als ich es bemerkte. Ihre Wangen waren eingefallen und die tief liegenden Augen blickten mich jetzt, wo ſie mein Erſchrecken bemerkte, mit einem matten Lächeln an.

„Die gute Alte iſt krank geweſen," ſagte Herr von Schwaneſeld, indem er neben ſie hintrat, ſeinen Arm ihr um den Hals ſchlang und ſein Geſicht auf ihren Kopf drückte. — — „Ja, die gute Alte — jetzt geht's beſſer — wieder ganz gut, und der Doktor hat mir geſagt, es ſei ein wahres Glück, daß ſie den Krankheitsſtoff, den ſie ſchon lange in ſich getragen, auf ſo leichte Art losgeworden ſei."

„Meine arme gute Mutter," ſagte ich und nahm ihre rechte, etwas weiße Hand, die ich innig küßte. „Das wird auch Herrn von Schabegg, der ſie bei dem morgenden Diner erwartet, recht betrüben."

„Ah, wir werden ſchon kommen," erwiederte Herr von Schwaneſeld, „nicht wahr, Iduna? Man ſchickt uns den Wagen und ein fröhliches Mahl wird zu Deiner völligen Herſtellung beitragen."

Sie machte mit einem trüben Lächeln ein paar leichte Einwendungen, die aber von meinem Pflegevater raſch und gründlich beſeitigt wurden.

Sie wollten demnach zum Diner kommen, und ich kehrte wieder nach Hauſe zurück, nachdem ich ein paar Stunden bei ihnen geweſen war. — Nach Alice hatte ich nicht gefragt; ich muß zu meiner Schande geſtehen, daß ich erſt an ſie dachte, als ich ſchon zu weit von dem Armenhaus entfernt war und nicht Luſt hatte, um ein paar Fragen wegen zurückzukehren, die ich ja morgen auch thun konnte.

Das kleine Diner fand denn auch am anderen Tage Statt, aber es war keine recht vergnügte Stimmung dabei. Herr von Schabegg, der ſchon während der Reiſe häufig über Druck und Schwere im Kopfe geklagt, war nicht recht

heiter, und meine gute Pflegemutter, trotzdem ſie ſich alle Mühe gab ein vergnügtes Geſicht zu machen, ſah ich doch öfter wie in einer Anwandlung von Schwäche in ſich zuſammenſinken und ſich dann wieder gewaltſam emporrichten, um an der Unterhaltung theilzunehmen. Später brachte ich beide im Wagen nach ihrer Wohnung, und blieb dann auch auf den Wunſch des Herrn von Schwanefeld noch bei ihnen. Meine Pflegemutter legte ſich zu Bett, er kochte ihr einen kräftigen Thee, und ging dann mit mir, um mich noch ein paar Straßen weit zu begleiten. „Eugen," ſagte er, nachdem er eine Zeitlang ſchweigend neben mir gegangen, „es zieht ſich über meinem Haupte ein ſchweres Wetter zuſammen, und ich muß alle Anſtalten treffen, um mich gegen einen fürchterlichen Schlag zu waffnen, der nächſtens auf mich herabfallen wird; meine arme Frau iſt kränker, als ſie ſelbſt wohl glaubt, und ich habe ſie heute nur überredet mit zu euch zu gehen, um ihr glauben zu machen, ſie ſei vollkommen wieder hergeſtellt und um ihren guten Muth, der ſie oftmals zu verlaſſen droht, wieder aufzufriſchen — — aber — — mein liebes Kind, ich werde bald allein ſtehen in der Welt, und das iſt ein Gedanke, deſſen Jammer Du, der unſer Hausweſen kannte, wohl ahnen, aber doch nicht vollkommen begreifen kannſt."

Ich erſchrak ſehr über ſeine Worte, da ich aber in meinem Leben, ſo weit ich denken konnte, noch keinen Verluſt ähnlicher Art erlitten, ſo mochte ich auch an dieſen nicht glauben und ſuchte meinen Pflegevater ſo gut wie möglich zu tröſten.

Doch ſchüttelte er den Kopf und gab mir tief bekümmert zur Antwort: „Du wirſt ſehen, die nächſte Zeit bringt uns nichts Gutes."

Mein Wohlthäter befahl mir, zuweilen das Haus des Kommerzienraths Schabegg zu beſuchen; ganz aus eigenem

Antriebe oder gern ging ich nicht dorthin. So freundlich ich auch von der Frau des Hauſes aufgenommen wurde, ſo förmlich, um nicht zu ſagen kalt und unfreundlich, erſchien mir Herr Schabegg. Er hatte, wenn ich kam, ein Lächeln auf ſeinen Lippen, das eher für einen Ausdruck des Mitleids gelten konnte, als für den des Wohlwollens; er rieb ſich die Hände, wenn ich ihm meine kleinen Botſchaften ausſprach und tauchte ſein Kinn tief in die Halsbinde, wie als müßte er aus ſeinem Innerſten widerſtrebend das Wort hervorſuchen, das er mir allenfalls gönnte. Sie dagegen, die ſchöne freundliche Frau, zeigte mir, daß ſie an meinem Schickſal Antheil nahm, ließ mich Stunden lang zu ſich hinſitzen, plauderte ungenirt mit mir, wobei es mir zuweilen komiſch vorkam, wenn ſie einen mütterlichen Ton gegen mich annahm und mich fleißig zu gutem Betragen ermahnte. Zuweilen, wenn ich ſie verlaſſen wollte, beſonders in Fällen, wo ich den Kommerzienrath nahen hörte, ſchien ſie mich abſichtlich nahe zu halten, ſprach von kleinen Aufträgen, die ſie noch zu ertheilen hätte, oder ließ ſich aus irgend einem Buche vorleſen. Trat dann Herr Johann Chriſtian in's Zimmer, ſo bemerkte ich wohl, daß ein Schatten über ſeine Züge flog, daß ſein Lächeln noch erkünſtelter und froſtiger war als gewöhnlich, und daß er häufiger in ſein Halstuch niedertauchte. Ich hatte dabei ein richtiges Gefühl, daß ich ihm läſtig ſei, und ſaß wie auf Kohlen, ohne gewöhnlich im Stande zu ſein, meinen Beſuch abkürzen zu können. Ein paarmal, als ich dann endlich von der Frau des Hauſes entlaſſen wurde, und kaum im Nebenzimmer war, hörte ich, wie er ſeine Stimme erhob, ſeine Frau mit Madame anredete, und von einem unerträglichen Verhältniſſe ſprach. Einmal, da er mit einer von ihm nie gehörten Heftigkeit ſeine Worte herausſtieß, blieb ich unwillkürlich im Vorzimmer einen Augenblick ſtehen

und hörte, wie ſie ihm Etwas mit lächelnder Stimme erwiederte, was ich aber nicht verſtehen konnte, deſto beſſer aber verſtand ich ſeine Antwort, denn er that ſo, als ſollte die ganze Welt ſeine Worte vernehmen. „Madame," ſchrie er, „wenn Sie ſich einbilden, daß ich Ihren Leichtſinn, Ihre Verſchwendung, ja Ihr ganzes Leben ſo ruhig fortgehen laſſe, ſo haben Sie eben ſo ſalſch gerechnet, wie ich in meinen Kalkulationen richtig bin; ich weiß wohl, Sie haſſen mich, ja noch mehr, Sie verabſcheuen mich, es würde Ihnen ein Vergnügen ſein, von mir das Wort Scheidung ausſprechen zu hören, um Ihnen ſo die größtmöglichſte Freiheit zu all' Ihren Thorheiten zu geben, aber nie wird das geſchehen, entweder ſollen Sie mich durch Ihr Betragen, durch die ewigen Kränkungen, durch die beſtändigen fieberhaften Abſpannungen, die an meinem Verſtande rütteln, zum Narren machen — — ja, Madame, zu einem Narren, deſſen Wahnſinn darin beſtehen ſoll, Sie zu quälen wie noch nie ein Weſen gequält wurde, oder ich werde alle Rechte, die ich an Sie habe, mit brutaler Gewalt geltend machen, und ſtatt eines nachſichtigen Freundes, der ich bis jetzt geweſen, Ihr Herr und Tyrann ſein."

Dieſe ſchrecklichen Worte — ich hatte nie etwas Aehnliches gehört — feſſelten mich entſetzt an die Stelle, wo ich ſtand, und erſt als ich ſie mit einem lauten, ſcharfen und höhniſchen Lachen antworten hörte, war es mir möglich, eilig das Gemach zu verlaſſen.

Als ich nach Hauſe kam, immer noch bewegt von dieſem Vorfall, wollte ich meinem Wohlthäter Mittheilung davon machen, doch fand ich ihn ſehr leidend in ſeinem Schlafzimmer ſitzen, er ruhte in einem großen Fauteuil, neben welchem ein niederes rundes Tiſchchen ſtand, das mit Papieren bedeckt war. „Du triffſt mich da in einer eigenthümlichen Beſchäftigung," ſagte er, „ich habe nämlich mein

Teſtament hervorgeſucht, welches ich ſchon vor einigen Jahren gemacht, und dem ich jetzt zu Deinen Gunſten Einiges hinzufügen will."

Ich erſchrak, als ich ihn ſo reden hörte, denn die Idee eines Teſtamentes hatte für mich etwas Fürchterliches, es kam mir gerade vor wie die Mahnung an einen baldigen Tod, ungefähr ſo wie der Moſchusgeruch im Zimmer eines ſchwer Kranken. Ich hatte begreiflicherweiſe keine Idee davon, daß man auch bei voller Geſundheit ein Teſtament machen könne, und daß dieß an ſich ein ebenſo unverfängliches Geſchäft ſei wie manches andere.

Das erklärte mir auch Herr von Schabegg, der in meinen weitgeöffneten, ſtarr auf ihn gerichteten Augen das Erſchrecken las, und ſetzte heiter hinzu: „Du mußt nicht glauben, daß ich deßhalb an meinen baldigen Tod denke, oder mich überhaupt in einer trüben Stimmung befinde, es iſt eine Arbeit wie jede andere, und da ich gerade in meinen Papieren Etwas ſuchte, ſo fiel mir dieſe Verfügung in die Hand, und da beſchloß ich dann auch an Dich zu denken, wie ich es Dir wohl ſchuldig bin."

Ich konnte mich nicht enthalten, ſeine Rechte zwiſchen meine beiden Hände zu nehmen, ſie herzlich zu drücken und ihm innige Worte des Dankes zu ſagen.

„Großen Dank biſt Du mir eigentlich gar nicht ſchuldig," gab er mir kopfſchüttelnd zur Antwort, „denn ich habe bis jetzt nicht viel gethan, um meine Schuld gegen Dich abzutragen — — im Gegentheil, indem ich Dich aus Deiner bisherigen beſcheidenen Stellung wegnahm und Dich Anſprüche an das Leben kennen lehrte, von denen Du bis jetzt keine Ahnung hatteſt, hätte ich Dir mit Undank gelohnt, wenn ich nicht auch für Deine Zukunft ſorgen würde, das heißt für eine Zukunft, in der ich Dir Gelegenheit biete etwas Tüchtiges zu lernen und die Mittel, um beim Eintritt in's

Leben nicht gleich auf die Güte, oder Mildthätigkeit, oder Freundſchaft anderer Menſchen angewieſen zu ſein, erwarte darum aber nicht, daß ich Dir bedeutende Kapitalien hinterlaſſen werde, es ſind ſehr viele Gründe da, warum mir das nicht thunlich, ja unmöglich iſt," ſetzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu und fuhr dann fort, nachdem er noch auf ein paar andere Papiere einen prüfenden Blick geworfen, „Du haſt neulich eine Dame geſehen, welche meine Braut iſt, und die ich heirathen werde, ſobald ich mich wieder vollkommen hergeſtellt fühle, und ſobald noch einige Sachen planirt ſein werden, welche jetzt noch dieſes Vorhaben erſchweren. Natürlicherweiſe werde ich deßhalb auch meiner Gemahlin das Vermögen vererben, welches ich beſitze, und für Jene, denen ich Verbindlichkeiten ſchuldig bin, durch Legate beſorgt ſein. Laß mich jetzt allein, mein guter Eugen, um noch Einiges in dieſen Papieren durchzuſehen und zu ordnen, nachher beim Nachteſſen ſehen wir uns wieder. Sage auch der Frau Gundel, man ſoll mich nicht ſtören. Ehe Du gehſt, zünde mir meine Lampe an, es wird doch bald dunkel werden, und dann habe ich nicht nöthig mich von Jemand ſtören zu laſſen."

Seinem Befehle gemäß zündete ich ſeine Carcellampe an, wie ich ſehr häufig that, und ſtellte ſie neben ihn auf den runden Tiſch, wo die Papiere lagen, von denen er auch während des Sprechens abwechſelnd eines in die Hand genommen, durchgeleſen und wieder hingelegt hatte. Er nickte mir freundlich zu, und als ich ſah, daß er nach einer Cigarre langte, die er vorhin weggelegt hatte, ſo reichte ich ihm einen brennenden Fidibus und ging dann leiſe auftretend nach der Thüre zu. Als ich mich dort noch einmal umſchaute, bemerkte ich, daß er ſeinen Fauteuil hinter das Tiſchchen gerückt und, verdeckt von der Lampe mit dem breiten Schirme, in einem der Papiere zu leſen ſchien.

vorgespielt, war stolz darauf, dieses Talent geahnet zu haben, und Manche sah man bei den lieblichen Melodien selbstzufrieden den Kopf wiegen, als wollten sie sagen: diese Melodie hat mir immer am Besten gefallen, und: Publikum, du verdankst uns diesen Abend, denn wenn wir den jungen Künstler nicht in unsere Gesellschaft gezogen hätten, ihn nicht auf's Kräftigste mit Thee und Butterbrod protegirt, so hättest du auf den heutigen köstlichen Genuß verzichten müssen. — — —

Wo war aber in diesem Augenblick das Mädchen, das dem jungen Mann treu zur Seite gestanden, jenes edle Herz, das untergegangen war, das sich selbst geopfert hatte, um den Geliebten zu erheben? War sie vielleicht in jenen glänzenden Logen, bedeckt mit Brillanten, deren Glanz vor dem Schimmer ihres Auges erblichen wären? War sie dort, wo der beste Platz eben gut genug gewesen wäre für ihr aufopferndes, edles, reines Herz? — — — Nein, sie war nicht da, es war ihrer Seele nicht vergönnt, unter jenen lieblichen Melodien, die sie gekannt und gepflegt, unter jenem Beifallssturm süß zu erschauern und zu erzittern. Sie war verschwunden, spurlos verschwunden! untergegangen, wie rosige Gluth des Abends, verflogen, wie der Duft eines ganzen Blüthenwaldes! — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Dem Oberkutscher Herrn Winkler hatte diese Vorstellung außer dem Eintrittsgeld für sich und seine Gesellschaft ein Paar schöne neue Handschuhe gekostet, die er buchstäblich zerklopfte, auch war er so heiser geworden, daß er nicht ganz ohne Grund fürchtete, der Pfarrer werde sich morgen bei der höchst wichtigen Ceremonie statt des feierlichen Ja mit einem Kopfnicken begnügen müssen. Nichts desto weniger aber gieng er außerordentlich zufrieden nach Hause, und allen Betheiligten gieng es heute Abend so.

Unten im Hauſe trat ich einen Augenblick bei der Haushälterin ein, welche vor ihrem Buche ſaß, um das Silberzeug, welches die Bedienten geputzt hatten, nachzuzählen, ehe ſie es wieder in die Schränke verſchloß. „Frau Gundel," ſagte ich zu ihr, „Herr von Schabegg hat mir befohlen Ihnen zu ſagen, es ſoll ihn Niemand ſtören, bis er klingeln wird — er arbeitet."

„So, ſo, mein Kind," ſagte die alte Frau, und als ſie ihre Brille, welche ſie beim Schreiben und Rechnen auf der Naſe trug, bei Seite gelegt hatte, ſah ſie mich, wie ſie immer that, mit einem wohlwollenden und freundlichen Blicke an. So hatte ſie mich immer behandelt ſeit jenem Tage, wo mir Azor durch ſein Schweifwedeln das Zeichen gegeben, daß er mich für einen ordentlichen und gediegenen jungen Menſchen hielt, der gute Mops konnte übrigens nicht mehr mit dem Schweife wedeln, er war ſchon vor einem Jahre geſtorben, und Frau Gundel hatte damals erklärt, ein Stück von ihrem Herzen ſei mit in die kleine Grube gelegt worden, welche man für Azor unter einem großen Fliederbaum im Garten mit einigen Feierlichkeiten gegraben. Das runde Körbchen, welches ihm zum Lager gedient, ſtand immer noch hinter dem Ofen, wie er es verlaſſen, und wenn es die Haushälterin heute noch anſchaute, ſo traten ihr die Thränen in die Augen.

„So, mein Kind," hatte ſie alſo geſagt, „der gnädige Herr will nicht geſtört ſein in ſeinen Arbeiten, und was arbeitet er, wenn ich fragen darf?"

„Er hat eine Menge Papiere aus einem hölzernen Kiſtchen genommen, und lieſt ſie durch."

Die alte Frau ſchüttelte mit dem Kopfe. „In dem Kiſtchen," ſprach ſie, „ſind ſeine Familienpapiere, aber auch die Verfügungen, die er im Falle ſeines Todes getroffen, er rührt ſie ſelten an und nie ohne wichtige Gründe.

— — Entweder alſo," das Nachfolgende ſagte ſie mehr zu ſich ſelber als zu mir, „denkt er an ſeine baldige Heirath, was ſchlimm wäre, oder an etwas Anderes, was noch ſchlimmer wäre. — — — — Was meinſt Du," ſagte ſie nach einer langen Pauſe laut zu mir, „kam Dir der gnädige Herr in letzter Zeit glücklicher geſtimmt vor, oder leidender, trauriger?"

„Allerdings ſchien er mir in den letzten Tagen nicht ſo heiter wie gewöhnlich, er klagte über die kalten Herbſttage und über den heftigen Wind, den man ſelbſt im Zimmer ſpüre."

„Im Zimmer, das iſt nicht gut möglich," erwiederte eifrig die Haushälterin, „bei dem Heizen, was ich beſorge, und bei den feſtverſchloſſenen Vorfenſtern, die ich ſchon Anfangs November einſetzen ließ. — Es ſind ſeine Nerven, die von dem kalten Wetter angegriffen ſind. — Du mein lieber Gott! ich finde das ſo begreiflich, denn es geht mir auch nicht beſſer. An einem ſo rauhen Novemberabend wie der heutige kann auch ich mich nie eines bangen und unheimlichen Gefühles erwehren. — — Höre nur, wie der Wind ſauſt — — und wie die Wetterfahnen ſchreien, man ſollte glauben, jeden Augenblick kämen die Schornſteine vom Dach herunter. — — Alle Hände voll habe ich zu thun, um Vorfenſter und Läden gehörig zu ſchließen und doch — — Horch, da klopft ſchon wieder irgendwo Etwas."

Sie hatte ihre Augen weit geöffnet und ſchaute horchend um ſich.

Ich hatte auch Etwas zwiſchen dem Brauſen des Windes gehört, doch war es nicht wie das Schlagen eines Ladens, nein — ſobald ich mein ſcharfes Ohr nach der Gegend hinhielt, woher das Geräuſch kam, vernahm ich wohl, daß Jemand außen am Fenſterladen klopfe, und ſagte dieß der Haushälterin.

„Aber mein Gott," erwiederte ſie erſchreckt, „was kann

es denn ſein, das da bei einbrechender Nacht an die Fenſterläden klopft, gewiß etwas Schlimmes und Unheimliches; ein Menſch oder ſonſt ein gutes Geſchöpf klopft ja nie bei Nacht an Fenſterläden."

„Was es iſt, kann man gleich erfahren, wenn man nachſieht," und ehe Frau Gundel mir das verbieten konnte, hatte ich ſchon Fenſter und Vorfenſter geöffnet und hinausgeblickt. Der Wind riß mir beinahe den Fenſterflügel aus der Hand und zog mir ſo ſcharf durch die Augen, daß ich bei der ohnehin ſchon herrſchenden Dunkelheit im erſten Augenblick nichts auf der Straße ſah; als ich aber ſchärfer hinblickte, bemerkte ich einen ärmlich gekleideten Buben, der, wahrſcheinlich um die Wirkung ſeines Klopfens beſſer überſehen zu können, in die Mitte der Straße getreten war und nun, als er mich ſah, wieder näher kam. Er hatte die Hände in ſeine Hoſentaſchen geſteckt und die Schultern fröſtelnd hinaufgezogen.

„Biſt Du es, Eugen?" fragte eine Stimme, die mir ſogleich bekannt vorkam, denn es war einer meiner Kameraden aus dem Armenhauſe.

„Ja freilich bin ich's," gab ich darauf zur Antwort. „Komm' doch herein, es iſt ja draußen ſo kalt."

„Komm' Du lieber heraus, ich muß Dir etwas ſagen."

„Iſt es denn ſo wichtig, daß Du nicht einmal Zeit haſt hereinzukommen und Dich ein Bischen zu wärmen."

„Ja, ſie ſagen, es ſei wichtig und ich glaub's auch wohl, — — Deine Pflegemutter nämlich will ſterben, und Du ſollſt hinkommen."

O Gott, o Gott, was hatte ich gehört; meine gute Pflegemutter ſterben! — — Sie hatte gewiß nach mir gefragt und ich war nicht da. „Warte auf mich, ich komme," rief ich hinaus, und ohne weiter zu überlegen, ließ ich das Fenſter offen ſtehen, eilte bei der erſchreckt daſtehenden Haus-

hälterin vorbei, aus dem Zimmer und aus dem Hauſe, und fühlte erſt, daß meine Thränen floſſen, als mir draußen auf der Straße der kalte Wind in's Geſicht peitſchte.

Meinen rechten Arm legte ich um den Hals meines ehemaligen Kameraden, um ihn, da mich die Angſt raſcher forttrieb, mit mir fortreißen zu können. Die Begegnenden ſahen uns einigermaßen verwundert nach, namentlich blickten ſie erſtaunt auf mich, der ich, gut angezogen, ohne Mütze oder Hut durch die Straßen rannte. Ich beſchleunigte meinen Lauf, als ich in die Nähe des Armenhauſes kam und aus den mir wohlbekannten Fenſtern einen ſchwachen Lichtſchimmer dringen ſah. — — Wenn ich zu ſpät kam — wenn meine Pflegemutter mich nicht mehr ſehen konnte, oder nicht mehr im Stande war mir ihre Hand zu reichen und von mir Abſchied zu nehmen! Mein Begleiter blieb im Hofe und ich dankte ihm mit faſt athemloſer Stimme. — — Jetzt ſtand ich an der Thüre, die ich ſo oft und immer freudig ohne Zögern überſchritten. — — Jetzt ergriff ich die Thürklinke und wagte es ein paar Sekunden lang nicht in das Zimmer einzutreten, endlich aber drückte ich die Thüre auf und ſah meinen Pflegevater vor dem Bette auf einem Stuhl ſitzen, den Kopf vorübergebeugt, als horche er auf Etwas, das man ihm mit leiſer Stimme ſage — — Gott ſei Dank, ich kam nicht zu ſpät.

Leiſe näherte ich mich, aber ſo geräuſchlos ich auch auftrat, ſo erregten doch meine Schritte die Aufmerkſamkeit Beider. Mein Pflegevater nickte mir mit dem Kopfe zu, und meine gute Pflegemutter blickte mich einen Augenblick lächelnd an, nur einen Augenblick, dann ſanken ihre Augenlider wieder zu, aber ihr Lächeln dauerte fort. Ich ſtellte mich dicht vor das Bett, nahm eine ihrer Hände und war hoch erfreut, als ich einen leichten Druck ihrer Finger ſpürte. Meinen Pflegevater, der zu mir aufſchaute und an deſſen

roth geränderten Augen ich ſah, daß er geweint, blickte ich fragend an, worauf er flüſternd ſagte: „Sie iſt ſehr ſchwach, die arme, gute Frau, hoffentlich wird ſie nach ein paar Stunden Schlaf geſtärkt erwachen.“

Trotzdem er ſo leiſe ſprach, daß ich ihn kaum verſtand, ſo ſchien doch die Kranke ſeine Worte deutlich vernommen zu haben, ſie öffnete ihre Augen wieder und lächelte ſo gut und mild, wie ſie zu thun pflegte, wenn ſie Jemand eine große Freude bereitet hatte, ſie ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und ſagte mit ſchwachem Hauche: „Einſchlafen wohl — — aber nicht wieder erwachen.“

„Was ſagſt Du da, meine gute Frau?“ erwiederte Herr von Schwaneſeld, um deſſen Lippen es eigenthümlich zuckte, „Du brichſt mir ja das Herz, wenn Du ſo traurige Gedanken ausſprichſt.“

Sie that einen tiefen Athemzug und in ihren eben noch ſo müden Augen flackerte es heller und friſcher auf. „Das iſt ja nichts Trauriges,“ flüſterte ſie — — „ſchöne Gedanken. — Ich gehe voraus — — wie es einer guten, braven Frau — die ich wohl immer war — geziemt — um Dir die Wohnung einzurichten. — — — Und Dir, mein liebes Kind“ — — wandte ſie ſich durch einen Blick an mich — — „Dir gebe ich — — meinen Segen — das einzige, aber nicht ſchlechte Erbtheil — was ich Dir hinterlaſſen kann. — — Ach — —“ ſetzte ſie nach einer Pauſe von einigen Minuten hinzu, während ſich auf ihrem Geſichte ein inniges Wohlbehagen ausſprach und ſie mit ihren zitternden Fingern die Hand ihres Mannes umfaßte — — „wir haben gut, treu und ehrlich mit einander gelebt. — — Es war ein langer Weg — — und verzeihlich, wenn ich jetzt müde bin — — — müde — — angenehm müde — — und einſchlafen möchte. — — O, mein Friedrich, ich danke Dir für alle Deine Treue und

Liebe.“ Sie hatte ihre Arme erhoben und, da er sich rasch und tief über sie beugte, ihre Hände um seinen Hals gelegt, aber nur ein paar Sekunden, dann lösten sich diese wieder und sanken leicht herab. Man hörte einen langen Seufzer, und als sich mein Pflegevater ein paar Minuten später langsam emporrichtete, sagte er, indem seine Stimme nur leicht zitterte, aber seine Thränen heftig flossen: „Während ich sie küßte, ist sie gestorben — — ein seliger Tod — mir wird es im letzten Augenblicke nicht so wohl werden.“

Obgleich ich das Gesicht meiner guten Pflegemutter in diesem letzten, großen und feierlichen Momente nicht sehen konnte, so hatte ich doch geahndet, daß der Tod sie berührt. Mein Herz klopfte gewaltsam, und ein heftiges, nie gefühltes Wehe, welches mein Herz zusammendrückte, ließ die Thränen unaufhaltsam meinen Augen entstürzen. Ich kann dabei nicht verschweigen, daß mich ein Schauer durchbebte, war es doch das erste Mal, daß ich den Tod ein geliebtes Wesen vom Baume des Lebens schütteln sah, aber ich hatte mir das schrecklicher vorgestellt, als ich es jetzt hier gesehen. Der Tod war mir in einer seiner lieblichsten Gestalten erschienen. Meine gute Pflegemutter lag da, zurückgesunken in ihre Kissen, als ob sie schlief, ja das Lächeln von vorhin schwebte noch um ihre Lippen und ihre Augenlider waren leicht zugefallen, als sei sie wirklich nur entschlummert, um in ein paar Stunden wieder zu erwachen.

Längere Zeit standen wir Beide schweigend an dem Lager und konnten unsere Blicke nicht von diesem blassen Gesichte trennen, dessen Augen uns Jahre lang so gut und liebreich angeblickt, dessen Lippen nur herzliche und freundliche Worte für uns gehabt. — — — Dann, nach diesem langen Stillschweigen, hoben wir wechselseitig unsere Klage-

lieder an, wie ſie uns das Herz eingab, und wenn ſie ſie hätte hören können, dieſe Klagelieder, ſie hätten ſie mit Glück und Luſt erfüllen müſſen. Wir ſagten uns abwechſelnd, was ſie uns geweſen, was wir an ihr verloren. Wir ſchilderten, oft nur in einzelnen Worten und Ausrufungen, ihre grenzenloſe Liebe für uns, ihre Sorgfalt, ihre Treue. Dazu fielen unſere Thränen tröpfelnd auf ihr bleiches Geſicht, und als unſer Klagelied endlich verſtummte, küßten wir ihre kalt gewordenen Lippen. Mein Pflegevater ſagte: „Was wird das für eine Freude ſein, wenn wir uns droben wiederſehen, wenn Du mit Deinem heiteren Lächeln mir entgegenkommſt und wenn ich Dir dann erzähle, wie lang mir bis dahin die Zeit geworden.“

Ich konnte nichts als ſchluchzend ſagen: „Meine gute Mutter, behalte mich lieb, denn ich habe ja Niemand mehr, der ſo für mich denkt wie Du.“

„Amen,“ ſprach Herr von Schwanefeld feierlich, dann legte er ſeinen Arm auf meine Schulter, küßte mich herzlich auf die Stirn und ſetzte mit bittender Stimme hinzu: „Jetzt laß mich allein, mein lieber Eugen, ich muß meiner guten Frau zum letzten Male eines ihrer Lieblingskapitel vorleſen. — — — — Wie ich aber ſehe, biſt Du in Deinem Eifer ohne Hut und Mütze gekommen, das freut mich recht ſehr, aber Du ſollſt nicht ſo wieder fortgehen, dahinten hängt noch ſo ein altes Ding aus der Zeit, wo Du bei uns warſt, die treue Alte da hat es nicht weggeben wollen, ſie hat es vielmehr jeden Tag ausgebürſtet, darauf wieder an den Nagel gehängt und oft geſagt: ‚es iſt mir immer ſo zu Muthe, als müßte der wilde Bub' jeden Augenblick in die Stube fahren, die Mütze von der Wand reißen und dann wieder hinausfliegen — — haſt Du ihn nicht geſehen?‘ — — Ja, Eugen, ſie hatte Dich ſehr lieb und hing arg an Dir, ſie war überzeugt, daß Du uns

nicht vergeſſen würdeſt und gerne an die Zeit zurückdenken, wo Du bei uns warſt. — — — Es iſt eigenthümlich," fuhr er kopfſchüttelnd fort, „damals habe ich ihr in dem Punkt immer widerſprochen und geſagt, ein junger Menſch, der in's Leben hinaus will, müſſe ſich tapfer von ſeinem Neſt losreißen und nicht wieder zurückſchauen — — heute aber — — da jetzt die Gute — — auch fortgegangen iſt, ſo — — — — muß ich mich überhaupt der Inkonſequenz beſchuldigen und hoffe, mein guter Eugen, daß Du das arme Neſt und den alten Mann doch nicht ſo ganz vergeſſen wirſt. — — — — Weiß es der liebe Gott," rief er plötzlich laut weinend aus, „wenn ich mich auch auf's Wiederſehen freue, ſo werde ich mich doch bis dahin ſo jammervoll allein fühlen — — — daß — — — nun, es iſt ſchon gut," rief er, ſich ermannend, „vergiß mich nicht und ſieh morgen nach mir. — — Adieu, mein Eugen, adieu, mein Kind und lieber Sohn."

Er holte die alte Mütze aus der Ecke herbei und brachte ſie mir; ehe er ſie mir aber aufſetzte, drückte er ſein Geſicht auf meinen Kopf, und trotzdem ich nicht in ſeine Augen ſah, verſtand ich doch das krampfhafte Zucken ſeiner Bruſt.

„Aber jetzt iſt es genug — gute Nacht, mein Kind."

Ich kann es nicht beſchreiben, in welcher Stimmung ich das Zimmer verließ. Ich war eine Minute nicht im Stande, die Thüre zu ſchließen, und blickte immer wieder durch die Spalte auf das blaſſe Geſicht meiner guten Pflegemutter. So lange ich ſie noch vor mir ſah, kam ich nicht zu dem vollen Bewußtſein, daß ſie kalt und todt — — eine Leiche ſei, und erſt als ich die Thüre zugedrückt hatte, durchfuhr mich dieſer Gedanke mit einem bis dahin nicht gekannten Entſetzen; ich hätte mich zwingen müſſen, die Thüre nochmals zu öffnen, und je mehr ich mich von ihr entfernte, um ſo mehr nahm mein Grauen auf eine mir

gänzlich unerklärliche Art zu. Der ſtille, weite Hof des Armenhauſes, auf dem ſich die wilde, ſtürmiſche Nacht gütlich that, dort an dem morſchen Thorflügel zerrend, hier unheimlich durch die Zweige der Akazien pfeifend, hoch oben mit den ächzenden Windfahnen ſpielend und tief unten das abgefallene Laub dahinfegend, welches nach allen Richtungen gleich ſchattenhaften Weſen vor meinen Schritten auseinanderzuſtieben ſchien, — dieſer ganze traurige Hof ſchien mir angefüllt mit Jammer und Leid, ſchien zu ächzen und zu klagen, und was noch ſchrecklicher war, ſchien zuweilen, wenn der Wind auf Augenblicke nicht mehr blies, den Athem an ſich zu halten und dann zugleich mit dem ganzen finſteren Gebäude nach jenem einzigen kleinen Lichtſchimmer entſetzt hinzuſtarren — — nach jenem matt erleuchteten Fenſter, wo ſo eben der Tod geweſen war. — — — Ja, dort war er geweſen, hatte in ſeiner Gier nach Menſchenleben gleich darauf wohl wieder die ärmliche Wohnung verlaſſen, um in irgend einem reichen Palaſte zu erſcheinen. Vielleicht ſchwebte er in dieſem Augenblicke neben oder über mir dahin, vielleicht ging er jetzt gerade hohnlachend in den dürren, ſich tief niederbeugenden Zweigen der Akazienbäume, in ſeiner Art luſtig umhergrinſend, wo er ſich hinwenden ſolle, um ja mit recht viel Jammer und Thränen in ſeinem Gefolge zu erſcheinen.

Ich weiß nicht, woher es kam, aber ich konnte dieſe ſchrecklichen Bilder aus meinen Phantaſieen nicht verjagen. Es war wohl der ſtürmiſche, unheimliche Abend daran ſchuld und das Verſcheiden meiner guten Pflegemutter, welches mich überall düſtere, unheimliche Geſtalten ſehen ließ. Ja, dort ſchwebte der Tod neben mir her, ja, jetzt wiegte er ſich auf dürren, bis zur nächſten Auferſtehung abgeſtorbenen Zweigen, einem für ihn behaglichen Ruhelager, jetzt nickte er hohnlachend herab und huſchte lang

gestreckt, ein grauer, nebelhafter Schimmer, durch die schmalen Oeffnungen des Gitterthores und dann auf der Straße neben mir, der ich schüchtern bei Seite blickte und eilig meines Weges ging, als schwarzer Schatten in phantastischer, beständig wechselnder Gestalt meinen Pfad zu kreuzen. — — — Und es war keine Ausgeburt meiner erregten Phantasie, nein, ich fühlte es, daß der Tod neben mir wandelte. Ja zuweilen überfuhr es mich grauenhaft, daß ich fröstelnd zusammenschauerte und nicht wagte neben mich zu blicken, fürchtend, sein blankes Knochengesicht grinse neben meiner Wange. — — Ah, wie dankbar war ich einem heftigen Windstoße, der mit dumpfem Sausen um die Ecke fegte und ihn, das leichte, flatternde Wesen, von meiner Seite riß. Ja, hoch empor flog er — — hoch empor bis über unser Haus, das ich dort vor mir und an dessen Fenster ich ihn mit einem Mal verschwinden sah, durch das Toben des Windes umhüllt von emporwirbelnden abgestorbenen Baumblättern. — — —

Frau Gundel fand ich in ihrem Lehnstuhle eingenickt, als ich in ihr warmes Zimmer trat, das Geräusch meiner Schritte ließ sie aufschrecken, und als sie mich sah mit dem blassen, verweinten Gesicht, riß sie ihre Augen weit auf, wehrte mit den Händen hastig von sich ab und rief: „O mein Traum, so ist es denn wahr, es geschah ein Unglück — o ein entsetzliches Unglück."

„Ja," sagte ich und mußte mir alle Mühe geben, meine Thränen zurückzuhalten, „meine gute Pflegemutter ist todt."

„Deine Pflegemutter — — — das ist möglich — — aber mein Traum, mein entsetzlicher Traum." — Sie sprang empor. „Wo kamst Du denn her — — — nicht von oben? — — Ach Gott, ich bin ganz verwirrt," setzte sie, sich besinnend, hinzu, „ich habe ja nur geträumt. — — —

Der große Beschützer des jungen Componisten, der Graf Alfons, hatte demselben ein kleines Souper veranstaltet, zu welchem auch Signor Benetti und Signor Dubelli, der erste Tänzer, geladen waren. Mit welchen Gefühlen sich hierauf Letzterer in einen eleganten schwarzen Frack und in eine Droschke warf, brauchen wir nicht zu sagen. Genug, er hatte vor der Hand keine Wünsche mehr, fühlte sich überselig und konnte mit jenem großen Manne sagen:

„Dieser Abend ist der glücklichste Tag meines Lebens!“

So, Du armes Kind, Deine Pflegemutter iſt geſtorben? Gott hab' ſie ſelig, es war eine brave Frau — — aber — — erzähl' Du das ſpäter, ich muß doch einmal nach dem gnädigen Herrn ſehen."

„Hat er Nichts verlangt?" fragte ich.

„O ja, vor einer Stunde ſeinen Thee — und als ich denſelben beſorgt, habe ich mich daher geſetzt und bin eingeſchlafen. — — — Ach Kind, und da hatte ich einen wüſten Traum." —

„Ich habe auch geträumt, aber wachend," ſagte ich mit beklommenem Herzen.

„Ich erzähl' es Dir nachher, wenn Du mir geſagt, wie es mit der guten Frau von Schwaneſeld gegangen. Du lieber Gott im hohen Himmel, was iſt der Menſch, heute roth, morgen todt."

„Ja, und der Tod ſchreitet überall herum, ohne daß wir ihn ſehen."

„Sprich nicht unheimliche Sachen, ich weiß nicht, mein Gott, der Traum hat mir ſo zugeſetzt, daß ich hundert Lichter anzünden möchte, weil ich überall dunkle Schatten ſehe. — Komm' mit, wir wollen ſehen, ob nicht der gnädige Herr noch etwas befiehlt; dann mach' ich Dir eine Taſſe Thee und wir plaudern noch was, gelt' Eugen."

Das war mir auch ſchon recht, denn ich mochte doch noch nicht ſchlafen.

Wir gingen mit einander die Treppe hinauf, die Haushälterin voran, ich folgte ihr. Droben auf dem Gange, der zu den Zimmern des Herrn führte, wehte uns ein ſo ſcharfer Luftzug entgegen, daß Frau Gundel ihr Licht mit der Hand ſchützen mußte, damit es nicht ausgeblaſen würde. Doch erſtarb der Windhauch gleich darauf und ſchien ſich wie ſeufzend und klagend in den ſonſt ſo ſtillen Räumen des weiten Hauſes zu verlieren.

„Seh' Einer um Gotteswillen dieſe nachläſſigen Bedienten," ſagte unwillig die alte Frau, „da ſchließen ſie nicht einmal die Fenſter, wenn das nun der Herr gehört hätte."

Dieſes Fenſter des Korridors hatte ich ſchon von der Straße geſehen, da war es zu, jetzt ſtanden ſeine Flügel weit offen und der Sturmwind und der Tod, den ich geſehen, waren eingezogen, und der kalte Schatten hatte wahrſcheinlich ſeinen Pfad mit den gelben, welken Blättern beſtreut, welche auf dem Fußboden des Ganges bis zum Zimmer des Herrn von Schabegg hingeſtreut lagen.

Durch das Schlüſſelloch ſchimmerte Licht, und es durchfuhr mich wieder ſo unheimlich und fröſtelnd wie vor Kurzem, als ich einen ähnlichen feinen Lichtſtrahl durch das Fenſter des Armenhauſes erglänzen ſah. — — — —

„Der gnädige Herr iſt noch nicht zu Bette," flüſterte Frau Gundel, „ich will doch anklopfen und fragen, ob er noch Etwas befiehlt."

So leiſe ſie auch klopfte, ſo hallte es doch laut durch das ſtille Haus.

„Er gibt keine Antwort, er ſchläft wahrſcheinlich auf ſeinem Lehnſtuhl; oder ſollte er zu Bette gegangen ſein und das Licht haben brennen laſſen? Das wäre in dieſer ſtürmiſchen Nacht recht gefährlich. — — Schau' einmal durch das Schlüſſelloch, Eugen."

Ich that, als habe ich ihre Worte nicht verſtanden, denn ich fürchtete mich, durch das Schlüſſelloch zu ſehen, deßhalb ging ich und ſchloß das Fenſter des Ganges.

„Er muß ſchlafen," flüſterte ſie, als ich wieder zurückkam, ſie hatte' ſelbſt durch das Schlüſſelloch geſehen. — — „Er ſitzt hinter der Lampe, ſo daß ich ſein Geſicht nicht ſehen kann, aber wir müſſen ihn erwecken, damit er nicht fortſchläft und ſich erkältet."

Sie klopfte wieder, doch erfolgte keine Antwort.

Sie klopfte ſtärker, ſo daß ich ordentlich zuſammenfuhr, denn es hallte in dem weiten Hauſe wieder, als werde von unſichtbaren Händen an alle Thüren geklopft.

Die alte Frau ſchüttelte mit dem Kopfe, ſah mich lange an und ſagte dann mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Geſichtes: „Der ſchläft feſt, meinſt Du nicht auch, Eugen?“

Ich nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Geh' hinein und ſag' ihm — —“

„O, Frau Gundel,“ ſagte ich mit einem tiefen Athemzuge, „wir wollen zuſammen hineingehen, öffnen Sie die Thüre.“

„Du biſt ein recht albernes Kind,“ gab ſie mir zur Antwort, und dann öffnete ſie und die Thür that ſich geräuſchlos auf.

Es war ſo eigenthümlich, ſo unheimlich, ſo todtenſtill in dem Gemach. Obgleich wir lauſchend ſtanden, vernahmen wir doch nicht das Geringſte von den Athemzügen des Schlafenden.

Die alte Frau hatte meinen Arm gefaßt und zog mich langſam näher dem Tiſche zu. — — — —

Da ſaß Emil von Schabegg noch auf derſelben Stelle, wie ich ihn verlaſſen, neben ihm das Tiſchchen, das Theeſervice, die rechte Hand hatte er auf ſeine Papiere gelegt, die linke hing ſchlaff herunter, ſein Kopf war hintenüber geſunken und ruhte auf den Kiſſen des Fauteuils — — die halb geöffneten Augen ſtarrten an die Zimmerdecke empor.

Ich fühlte, wie die Finger der alten Frau krampfhaft meinen Arm umſpannten. „Eugen,“ hauchte ſie kaum vernehmlich, „um Gottes Barmherzigkeit willen, Eugen — — — — nicht wahr, er ſchläft?“ — — — —

Meine Thränen floſſen langſam über mein Geſicht herab. Ich konnte im erſten Augenblick nicht ſprechen, mir war die Bruſt zuſammengeſchnürt wie mit eiſernen Banden.

„Eugen — — Eugen — ſchläft er?“

„Nein, Frau Gundel,“ ſagte ich nach einer langen Pauſe, und meine Stimme war ſo tonlos, daß ich kaum meine eigenen Worte verſtand. „Nein, nein, er ſchläft nicht, — — ich habe ein ähnliches Geſicht ſo eben geſehen — — — — er iſt todt.“

— Und ſo war es. — —

Der

Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des zweiten Bandes.

Siebentes Kapitel.

Seite

Ein Rückſchlag 1

Achtes Kapitel.

Eintritt in's Militär 18

Neuntes Kapitel.

Die Kameradſchaft in der Kaſerne 37

Zehntes Kapitel.

Alice 63

Eiftes Kapitel.

Eine ſchlafloſe Nacht 89

Zwölftes Kapitel.

Eine Lebensgeſchichte 117

Dreizehntes Kapitel.

Valerie 174

Siebentes Kapitel.

Ein Rückschlag.

Nach dem Tode meiner Pflegemutter und meines Wohlthäters und Beschützers, Herrn von Schabegg, folgte nun unmittelbar eine Zeit, die für mich so traurig war, daß ich um so mehr rasch darüber hinweggehen will, weil die Einzelnheiten dieser Zeit für den geneigten Leser gewiß noch viel weniger Interesse haben, als meine ganze Geschichte selbst.

Dem schrecklichen Abend war eine ruhelose Nacht gefolgt, in welcher sich Frau Gundel in allen Theilen des Hauses außerordentlich viel zu schaffen machte, was ich damals nicht verstand. Sie verpackte ihr Privateigenthum, natürlich unter beständigem Schluchzen und Weinen, welches letztere sich häufig steigerte bis zu herzzerreißendem Schreien und Vorbereitungen zu Ohnmachten, die aber nicht zur Ausführung kamen, da Frau Gundel in dem entscheidenden Augenblicke mit einer unbegreiflichen Seelenstärke ihren Schmerz niederkämpfte und wieder anfing einzupacken, wobei ich ihr so gut als möglich hülfreiche Hand leistete. Daß man den Hausarzt sogleich gerufen, versteht sich von selbst. Nach seinem Ausspruch war Herr von Schabegg an einem Schlag verschieden, und vielleicht schon eine Stunde früher, ehe wir in sein Zimmer getreten. Da es fast Mitternacht war, als er sich wieder entfernte, rieth

auch er dazu, die Familie erſt am Morgen von dem Todesfall in Kenntniß zu ſetzen.

Der Erſte, welcher hierauf früh am Tage erſchien, war der Kommerzienrath mit Frau Schabegg, Letztere in tiefer Trauer mit ſo bleichem, verweintem Geſicht und ſo ſchmerzvoll zuckendem Munde, daß auch meine Thränen wieder heftiger zu fließen begannen. Sie ſtützte ſich auf meine Schulter und ich mußte ſie in das Schlafzimmer zu dem Todten führen. Sie küßte ſeine Stirne, kniete dann vor dem Bette nieder und verbarg ihr Geſicht in beide Hände.

Herr Chriſtian Schabegg hatte beim Eintreten in's Zimmer ein wenig mit den Augen gezwinkert und etwas geſprochen von den unerforſchlichen Rathſchlüſſen Gottes, denen man ſich beugen müſſe und die, wenn ſie uns auch im erſten Augenblicke hart und grauſam erſchienen, doch ſtets geeignet wären, zum Heil unſerer Seele beizutragen. Uebrigens ſprach er dieſe Worte mehr für den Zimmerraum, für die Wände, welche ihn umgaben, als zu der weinenden Frau Gundel und zu mir. Dann richtete er ſeine Blicke nach dem Tiſche, auf dem die Papiere noch unberührt lagen, und ließ ſich auf dem Fauteuil nieder, in welchem ſein Vetter geſeſſen, um die Dokumente flüchtig zu überſchauen und dann in das kleine Kiſtchen einzuſchließen. Ich betrachtete ihn aufmerkſam bei dieſer Arbeit und bemerkte, wie er bald mit dem Kopfe nickte, bald die entgegengeſetzte Bewegung machte. Als er ſich wieder erhob, ſagte er zur Haushälterin, die mit gefalteten Händen vor ihm ſtand: „Man wird noch im Laufe des Vormittags überall die Siegel anlegen, ausgenommen an Ihrem Zimmer, an demjenigen des jungen Menſchen, und der Wohnung der Dienerſchaft.“

Frau Schabegg war aus dem Schlafzimmer gekommen,

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Eine Hochzeit ohne Geläute.

Die Meßnerei der Stadtkirche war ein ſtilles, harmloſes Gebäude, ein kleines Häuschen, an die Kirche gebaut, mit vier Zimmern, wovon eines eine Art Vorſakriſtei war und von den Geiſtlichen bei Ausübung ihres Amtes meiſtens zum An- und Ausziehen benützt wurde.

Es mochte Morgens gegen neun Uhr ſein, als der Meßner benannter Kirche, der ehemalige Stadtſoldat Herr Steinmann, die Hände auf den Rücken gelegt, eifrigſt auf und ab ſpazierte. Sein Aeußeres hatte ſich ſehr verändert; er war ganz in Schwarz gekleidet, trug eine weiße Halsbinde, ein Anzug, welcher gegen ſeine frühere bunte Kleidung ſehr abſtach, und auch auf dem Geſichte ſchien ſich offenbar der Ernſt eines anderen Lebens zu ſpiegeln. Verſchwunden war die luſtige, fröhliche Bosheit, die auf ſeinen Zügen thronte, ſein einziges Auge ſogar hatte das bekannte unheimliche Feuer verloren, in welchem es meiſtens zu glänzen pflegte; ja, der ganze Mann ſah vollkommen ermüdet, ja abgeſpannt aus. Häufig wiſchte er mit der Hand die Stirn und beſah

hatte ſich neben mich an's Fenſter geſtellt und ſagte mit einem etwas ſcharfen Tone: „Und was dieſen jungen Menſchen ſelbſt betrifft, den Emil ſo ſehr geliebt, ſo — —“

„Wird der Verſtorbene,“ fiel ihr der Kommerzienrath in die Rede, „gewiß darüber ſeine Beſtimmungen getroffen haben — — — vorderhand darf er ſelbſtredend im Hauſe bleiben, bis wir dieſe Beſtimmung eingeſehen haben.“

Ah, dieſes Wort: „darf er hier im Hauſe bleiben,“ fiel mir ſchwer auf's Herz. Ich wandte mich haſtig um und wollte ihm raſch Etwas entgegnen. Ich wollte nämlich ſagen, wenn es ihm gleichgültig ſei, ſo könne ich das Haus an dem Tage verlaſſen, nachdem ich meinen Wohlthäter zu Grabe geleitet, was zu thun ich für eine heilige Pflicht hielte. Doch fühlte ich in dem Augenblicke, als ich den Mund öffnete, ſich die Hand der Frau Schabegg auf meinen Arm legen und denſelben leicht drücken, worauf ich ihr in's Geſicht ſah und an dem Ausdruck ihrer Augen wohl bemerkte, daß ſie mich zum Schweigen ermahnte.

Ich begnügte mich deßhalb eine leichte Verbeugung zu machen, worauf der Kommerzienrath zu Madame Gundel ſagte: „Sie werden das Hausweſen fortführen ſo lange, bis andere Beſtimmungen getroffen werden. Sollte es Ihnen für die laufenden Ausgaben an irgend etwas fehlen, ſo bitte ich auf die Kaſſe des Hauſes Schabegg ſchicken zu wollen. — — — Wenn es Ihnen gefällig iſt,“ wandte er ſich darauf mit einer ſteifen Neigung des Kopfes an ſeine Frau und ließ hierauf dieſelbe, nachdem ſie mir herzlich die Hand geſchüttelt, zuerſt zum Zimmer hinausgehen, worauf er ihr folgte, nicht ohne ringsumher noch einen Blick geworfen zu haben, welcher mit einem ſpöttiſchen Lächeln begleitet war.

Die zwei Tage, welche nun folgten, waren harte, unangenehme Tage. Wer kennt jene Tage nicht — — wo

die Läden des Hauses halb geschlossen sind und sich so zu der tiefen Stille, welche kaum ein schleichender Fußtritt zu unterbrechen wagt, auch die trübe, künstliche Dämmerung gesellt, die uns in eine Stimmung versetzt, daß wir nur flüsternd zu sprechen wagen — — — Tage, wo gänzlich unbekannte Leute aus- und eingehen, wo man nur schwarze Trauerkleider und Thränen sieht, und wo in das vielleicht noch vor wenigen Tagen so heitere und glückliche Haus Geräthschaften gebracht werden, die uns mit Schauder erfüllen — — Geräthschaften, von jenen unbekannten Leuten mit einer Geschicklichkeit gehandhabt, welche uns Schrecken einflößt, und dazu mit einem offiziellen Trauergesicht, hinter dem wir, wie aus einer Larve, lustige Augen hervorblicken sehen, welche behaglich ihren Verdienst zu überschlagen scheinen — und es thut weh, gerade von den Lippen solcher Leute den stillen Mann, dem all' diese Vorbereitungen gelten, loben zu hören mit überschwenglichen Worten, mitten in der Arbeit, die sie eifrigst fördern, um ihn so bald wie möglich bei Seite zu schaffen. — — Dann kommt der letzte Morgen, und das gewisse Zimmer, ja das ganze Haus füllt sich mit Blumenduft — mit einem Dufte, so durchdringend, so unvergeßlich, daß wir uns noch lange — lange nachher beim Geruch irgend einer Blume an jene traurigen Stunden erinnern, besonders an jene schwersten unter den schweren, wo die Glocken anfangen zu läuten, ernst und feierlich, wo sich der lange Trauerzug in Bewegung setzt, und wo der, den wir verloren, mit traurigem Gepränge das Haus verläßt, um nie — nie mehr dahin zurückzukehren.

Wie an jenem trüben Abend, so hatte ich auch an dem Tage des Begräbnisses doppeltes Weh. In der Frühe ging ich an der Seite des Herrn von Schwanefeld — wir Beide die einzigen Leidtragenden — hinter dem Sarge

meiner guten Pflegemutter und brachten sie an ihr stilles Ruheplätzchen, behaglich und freundlich gelegen, nicht weit von der Kirchhofmauer, wo ein großer Fliederbusch stand, der im Frühjahr seine duftenden Blütenarme über ein halb Dutzend Gräber mit gleicher Liebe ausbreitete. — — Ein Plätzchen, über welches die Morgensonne den ersten Strahl sandte.

„Sie liebte die Sonne so sehr," sagte Herr von Schwanefeld.

Nachmittags war ich wieder an der Seite meines Pflegevaters, dießmal in einem verschlossenen Wagen, der in der Reihe von einer Menge anderer im langsamsten Schritt der Pferde beim besten und vollsten Geläute der Stadt denselben Weg zog, den wir heute Morgen gegangen, nach einem Platze mitten auf dem Friedhofe gelegen, den ein schweres Eisengitter umfaßte, und wo die aufgehobene Steinplatte in eine dunkle Oeffnung sehen ließ, die wie ein aufgesperrter Schlund aussah, bereit, wieder Eines von der großen Sippschaft der Schabegge zu verschlingen. Dieses Begräbniß war, trotz aller Feierlichkeit, doch nicht so feierlich wie das von heute Morgen. Die tiefen, dröhnenden Klänge der Musik hallten so gar geräuschvoll von der Kirchhofmauer zurück, daß sich mancher Mißton in die einfache Melodie mischte, und die Rede des Geistlichen, welche das Sprüchwort: „man soll von den Todten nur Gutes reden," durchaus nicht beherzigte, warf Mißtöne anderer Art in die weiche Stimmung, mit welcher die Freunde des edlen Verstorbenen sein Grab umstanden. —

Warum bei dieser letzten Feier, wo der Redner mit der Schonung, die man schon im Leben jedem Abwesenden schuldig ist, der nicht mehr im Stande ist sich vertheidigen zu können, ein Bild von dessen irdischem Wandel entwerfen sollte, seine guten Eigenschaften hervorhebend, seine

Schwächen vermittelnd, warum oftmals durch ſcharfe Worte eine gänzlich unbefugte und durch Nichts zu rechtfertigende Kritik die zurückbleibenden Verwandten und Freunde verletzen? — Dieſes Recht ſollte keinem Geiſtlichen zugeſtanden ſein. Glaubt er keine Gründe zu einer guten Nachrede zu finden, ſo empfehle er ihn einfach der Gnade ſeines Schöpfers und Richters; er aber, ſelbſt ein Sünder vor dem Herrn, hat nicht das Recht, Gericht zu halten über ein Leben, das er oft nur ſehr oberflächlich kennt, ſowie über Handlungen und Thaten, deren Beweggründe ihm unklar ſind, oder die er vielleicht nicht einmal zu faſſen vermag.

Heute Morgen hatten wir Beide der guten Pflegemutter eine Leichenrede in dieſem Sinne der Liebe gehalten, und heute Nachmittag, nachdem beim letzten Klange der Poſaune die ganze ſtolze Begleitung eilfertig auseinander geſtoben war, blieben wir noch bei dem offenen Grabe zurück, und unter jetzt erſt ſtrömenden Thränen ſagte ich meinem Wohlthäter herzliche Worte des Dankes. Dann gingen wir Beide nochmals nach der Kirchhofmauer und verließen den wieder ſtillgewordenen Ort. Als wir draußen den Wagen fanden, der uns hieher geführt, ſah mich Herr von Schwanefeld fragend an und nickte mir freundlich zu, nachdem ich dem Kutſcher geſagt, er möchte nur ohne mich nach Hauſe fahren. Dann ſchob ich meinen Arm unter den meines Pflegevaters, und ohne daß wir uns darüber vereinigten, ſchlugen wir den Weg nach dem Armenhauſe ein.

„Es iſt jetzt erſt hier recht trüb und einſam für mich,“ ſagte Herr von Schwanefeld, nachdem er ſich mit einem Seufzer in der Wohnung umgeſchaut. „Ueberall, wohin ich ſchaue, glaube ich meine gute Iduna zu ſehen, und wenn ſie dorten nirgendwo iſt, ſo möchte ich mich vor dem Hauſe nach ihr umſchauen. — — Kann aber Alles

nichts nützen," setzte er kopfschüttelnd mit trauriger Miene hinzu, „muß schon noch ein Weilchen warten, bis ich sie wiederfinde."

„Und unterdessen bleibe ich bei Ihnen," sagte ich gewiß mit einem strahlenden Lächeln, denn es war mir nach mehreren Tagen wieder einmal recht heiter und froh zu Muth hier in der kleinen Stube, wo es mich wieder anheimelte, während ich an das große traurige Haus mit keiner Freude denken konnte. — — „Ja, ich bleibe bei Ihnen hier im Armenhause, oder wohin wir unsere Schritte lenken wollen."

Herr von Schwaneseld nickte mir mit einem Ausdruck von Rührung zu, dann gab er mir zur Antwort, nachdem er seine beiden Hände auf meine Schultern gelegt, „Du bist ein guter Kerl, ein anhänglicher Bursch, und wenn mich das, was Du da eben gesagt, auch außerordentlich freut, so ist das doch eine Sache, die genau überlegt sein will; abgesehen von dem großen Vortheil, der Dir aus den Verfügungen des Herrn von Schabegg erwachsen kann, ist es eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn und seine Familie, daß Du ihnen nicht, was man so nennt, den Stuhl vor die Thüre setzest, und daß Du ergeben abwartest, was man über Dich beschließt. — — Wenn freilich" — fuhr er nach einer Pause mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, „diese Verfügungen nicht der Art wären, daß sie Dir die ersten Schritte zu einer zu beginnenden Laufbahn erleichterten und Du somit keine Verpflichtungen mehr hättest, also wieder frei geworden, so würde ich mich wahrhaftig herzlich darüber freuen und emsig suchen, um Dir den ersten Schritt zur Leiter der höchsten Macht so sehr zu erleichtern, als in meinen Kräften liegt."

Um nun Etwas von diesen Verfügungen zu erfahren, welche Herr von Schabegg zu meinen Gunsten getroffen,

begab sich Herr von Schwaneseld nach einigen Tagen zu seinem alten Freunde, dem Advokaten, welcher auch der Anwalt des Hauses Schabegg war. Diesem war in der That die Regelung der Erbschaft übergeben worden, und er empfing seinen Bekannten mit den Worten: „Ja, mein Bester, wenn Alles so gemacht werden könnte, wie es auf dem Papiere steht, so wäre Deinem Schützling vielleicht geholfen, aber da finden sich bei näherer Untersuchung gar merkwürdige Thatsachen.“ — „O weh,“ hatte Herr von Schwaneseld kleinlaut zur Antwort gegeben. „So fand der Verstorbene nicht mehr Zeit, in seinem Testamente etwas Bündiges für den armen Jungen niederzulegen?“

„Nein, denn während er im Begriffe war, das zu thun, hat ihn der Tod ereilt; der Anfang zum Testament war schon gemacht, wie Ihr hier seht, und mit dem Gedanken an seinen Schutzbefohlenen hat ihn der Tod ereilt. Aber,“ fuhr der Advokat mit einem bezeichnenden Achselzucken fort, „wenn er ihm auch mit allen Formalitäten, sogar unter Zuziehung von Zeugen hunderttausend Gulden vermacht hätte, so hätte er doch keinen Deut davon bekommen.“ —

„Ah, ich verstehe, die Familie würde Gründe finden das Testament umzustoßen.“ —

„Auch ohne das.“

„Nach welchem Rechte?“

„Nach keinem Rechte, aber nach einem alten Sprüchworte — Wo Nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren.“

„Ah — — unmöglich.“

„Unglaublich — ja, aber wahr. Dieser Verstorbene, Herr von Schabegg, hat nur ausgegeben ohne einzunehmen, und Viel, sehr Viel ausgegeben, hatte dabei auch die eigenthümliche Marotte, den Stand seines Vermögens nicht kennen lernen zu wollen, wenigstens in den letzten Jahren

nicht, und ſchon ſeit geraumer Zeit konnte man nicht begreifen, weßhalb er ſeinem Bankier auf die eingelaufenen Kontokurrente, welche jede eine erſchreckende Verminderung des Vermögens anzeigte, nie eine Antwort gab. Dieſe Kontokurrente der letzten Jahre nämlich fanden ſich ſammt und ſonders uneröffnet in einer Schublade ſeines Schreibtiſches?"

„Aber er hatte ein Teſtament gemacht?"

„Ganz richtig, ſchon vor zehn Jahren, und den Stand ſeines damaligen Vermögens zur Grundlage nehmend, hatte er verfügt."

„Legirt?"

„Ja, und wenn es nicht traurig wäre, ſo könnte man es komiſch nennen. Seine Braut, Fräulein Julie Breder, hatte er zur Univerſalerbin eingeſetzt, aber nebenbei Legate vermacht, deren Totalſumme damals ſchon dem Stande des ganzen Vermögens gleichkamen."

„Aber Schulden ſind keine da?"

„Das gerade nicht, und die, welche da ſind, können gedeckt werden, auch ſogar die älteſten der Legate im Betrag von kleinen Summen, meiſtens ſeine Dienerſchaft betreffend. Er iſt für ſich zur rechten Zeit geſtorben, aber für Euern Pflegebefohlenen thut mir's leid. Es ſoll das ein ganz ordentlicher junger Menſch geworden ſein."

„Herr Emil von Schabegg war ihm verpflichtet, ſollte die reiche Familie nichts für Eugen thun?"

„Nein, darauf kannſt Du Dich verlaſſen."

„Ich bin wenigſtens froh, daß ich klar ſehe," ſagte Herr von Schwaneſeld mit dem Kopfe nickend. „Ich will alſo keine Zeit verlieren, für meinen Pflegeſohn zu thun, was in meinen Kräften ſteht, und auch Du kannſt vielleicht den Kommerzienrath veranlaſſen, daß er ihm als Erſatz für die verlorene Erbſchaft einige Empfehlungen nicht verſagt."

„So ſollte er Kaufmann werden?“

„Nein, er will zum Militär gehen und darauf hin hat er während der letzten Jahre ſeine Studien gemacht.“

„Da wird der Kommerzienrath keine nutzbringenden Empfehlungen haben, er ſollte ſich lieber an Frau Schabegg wenden,“ hatte der Advokat mit einem liſtigen Lächeln geſagt, und da er zu gleicher Zeit ſeine Feder in das Tintenfaß tunkte, ſo war dieß ein Zeichen, daß er die Audienz als beendigt anſah.

Den Inhalt dieſer Unterredung erzählte mir Herr von Schwanefeld nicht getreu und ganz der Wahrheit gemäß, er ſprach vielmehr von einem allerdings kleinen Legat, welches mir ausgeſetzt ſei, und welches dazu angewendet werden ſollte, um die Ausgaben zu beſtreiten, welche der Eintritt in ein Artillerieregiment mit ſich brächte, ſowie auch zu einer kleinen Zulage für mich während der erſten Jahre. Ich hatte keine Ahnung davon, daß er hierzu die kleine Summe verwandte, welche ich ihm eines Tages im Namen Emil von Schabegg's überbracht.

Der Vorſatz, zum Militär zu gehen, hatte bei mir ſo feſte Wurzeln geſchlagen, daß ich hocherfreut war, als ich hierin von meinem Pflegevater nicht nur keine Einſprache erlitt, ſondern hörte, daß dieß auch mit ſeinen Ideen übereinſtimmte. Auf ſeinen Rath ſchrieb ich dem Kommerzienrath Schabegg einen Brief, worin ich ihm meinen beſten Dank ſagte für all' das Gute, was mir von ſeinem Verwandten zu Theil geworden, und zugleich den Entſchluß ausſprach, ſo lange zu meinem Pflegevater zurückzukehren, bis eine feſte Beſtimmung über meinen künftigen Lebensplan getroffen ſei.

Auf dieſes Schreiben erhielt ich eine kurze Antwort voll einfacher Redensarten, ſowie das weitgefaßte Verſprechen, mir in meiner neuen Carrière, wenn das möglich ſei,

nützlich sein zu wollen. — — Unterzeichnet — „Höflichst Johann Christian Schabegg."

Mein Pflegevater lachte, als er diesen Brief gelesen, und sagte: „Das ist der erste Regenschauer nach sonnigen Tagen; hoffentlich werden wir bei den Freunden Deines verstorbenen Schutzherrn nicht aus dem Regen in die Traufe kommen."

Ich richtete mich also zum Abzug aus dem Schabegg'schen Hause und muß offen und ehrlich bekennen, daß es mir durchaus keinen Kummer machte, diese glänzenden Räume zu verlassen, war doch Er, der das belebende Element für mich und für Alle war, daraus verschwunden, war doch mit seinem Tode das Band zerrissen, welches Herrn und Dienerschaft freundlichst zusammenhielt. Alle die, welche noch im Hause waren und bis jetzt so einträchtig zusammengelebt, schienen sich jetzt mit feindlichen Blicken, Jeder als natürlicher Feind des Andern, anzusehen, beständig fürchtend, daß dem Andern Etwas zukomme, was ihm selbst entgehe. Es war ein unheimliches, egoistisches Rennen und Treiben in dem Hause, welches sich sogar bis auf die alte, sonst so gemüthliche Haushälterin erstreckte. Der Dienerschaft und sogar ihr, die mich früher so eifrig beschützt, hatte doch Azor für mich gut gesprochen, schien ich jetzt ein Dorn im Auge, ein unberechtigter Miteſſer, wie sie sagten, an der allgemeinen Erbschaftsportion, und das mußte ich schon wenige Tage nach der traurigen Veränderung in diesem Hause durch Blicke und Worte erfahren.

Wäre ich nicht klug und bescheiden gewesen, ich darf das, ohne ruhmredig zu heißen, von mir sagen, so hätten sich gewiß die spottenden Worte, die ich jetzt schon vernehmen mußte, zu bitteren Aeußerungen umgewandelt.

„Nun, wollen wir nicht ausfahren, Herr Eugen?" konnte der Kutscher sagen, oder „soll ich Ihnen ein Pferd

ſatteln?“ meinte der Reitknecht, wenn ich mich ganz zufällig in der Nähe des Stalles ſehen ließ, wo ſie im wärmenden Sonnenſchein faul umherlungerten; oder es ſprach mich der Kammerdiener an, deſſen Hauptbeſchäftigung es jetzt war, die größte Zeit des Tages im Fauteuil ſeines Herrn, den er ſich hatte in's Zimmer bringen laſſen, auszuruhen: „Ja, mein lieber Herr Eugen, ſo ändern ſich die Zeiten, es thut mir für Sie außerordentlich leid, ſo jung ſchon all' dieſen Wechſel des Lebens erfahren zu müſſen, es hätte Sie in der That weniger verwöhnt, wenn Sie im Armenhauſe geblieben wären, als jetzt nach einigen Jahren des Glanzes und des Wohllebens vielleicht wieder dahin zurückkehren zu müſſen.“

„Und wenn auch,“ gab ich ihm lächelnd zur Antwort. „Ich kann Sie verſichern, Monſieur Jean, das Armenhaus iſt ein ganz angenehmer Aufenthalt, und daß ich mit dieſer Behauptung recht habe, werden Sie wahrſcheinlich einmal ſpäter zu erfahren das Vergnügen haben.“

Frau Gundel hatte nur wenige Stunden geweint und nur wenige Tage geſeufzt, dann wandte ſich ihr praktiſches Gemüth wichtigeren Sachen zu, als da waren, das Revidiren eines Theiles des Silberzeuges, welches zufälliger Weiſe nicht verſiegelt worden war, das Aufnehmen des Handkellerbeſtandes und das Durchſehen des gebrauchten Weißzeuges. Daß ich ihr hierbei im Wege war, merkte ich wohl an ihren Aeußerungen, und eines Nachmittags, zufällig ein paar Tage nachher, als mir Herr von Schwanefeld ſeine Unterredung mit dem Advokaten erzählt, ſagte ſie mir: „Du wirſt einſehen, Eugen, daß es nicht wohl mehr angeht, Dir ein eigenes Diner ſerviren zu laſſen“ — ich hatte das ſeit dem Tode des Herrn von Schabegg weder verlangt, noch erhalten — „und da es Dir gewiß nicht angenehm iſt, mit uns zu eſſen, ſo — — —“

alsdann die Fläche derselben, ob sie nicht feucht sei; denn er hatte beständig das Gefühl, als trete ihm der Schweiß in dicken Tropfen auf die Stirn, und dieses Gefühl schien daher zu entstehen, weil ihn eine heftige, nie gekannte Brustbeklemmung anwandelte, sowie ein lebhaftes Herzklopfen, das er bis jetzt nicht gekannt. Hatte er doch in den letzten Tagen sehr harmlos und ruhig gelebt, hatte gesund geschlafen, seine Nerven waren nicht aufgeregt durch irgend ein Geschäft, das er vorhatte, und doch diese Unruhe, die ihm im Zimmer auf und ab trieb! Er sah über den Platz hin, als erwarte er Jemanden und als fürchte er zugleich, es möchte dort etwas Ungeahntes, Schreckliches erscheinen. Er zählte die Fensterscheiben, während er über sie hinschritt. Verflucht! sein Blut wollte sich nicht beruhigen, seine Pulse schlugen heftiger und nicht einmal ein guter Schoppen Vierunddreißiger war im Stande, sein Gemüth zu beruhigen. Hätte er nur auffinden können, woher diese Unruhe komme! — Die Hochzeit des Oberkutschers, seines Todfeindes, heute Morgen in der Stadtkirche, zu welcher er läuten mußte, war ihm freilich nicht angenehm; doch wenn er sich selbst überreden wollte, dieß allein quäle und beunruhige ihn, so gelang ihm das nicht, indem er es selbst nicht glaubte. Auch war diese Handlung höchstens im Stande, ihn mit Zorn und Wuth zu erfüllen; aber die Unruhe, die ihn umhertrieb, mit der er jeden Augenblick durch's Fenster schaute und zusammenfuhr, wenn er draußen einen Schritt vernahm! Wahrhaftig, er mußte gestern etwas sehr Unverdauliches gegessen haben! Ein paar Mal war es ihm zu Muthe, als zöge es ihn mit Gewalt aus der Meßnerei fort, als jage ihn etwas hastig von dannen, und er hatte das Gefühl, als könne ihm nur Erleichterung werden durch eine Flucht in die weite Welt hinaus; wenn er Alles dahinten ließe, sein Amt, sein Haus, sein so mühsam erworbenes Vermögen. Doch lächelte er einen Augenblick darauf über diese Phantasien; aber dieses Lächeln

„Werde ich fortan, wie auch in der letzten Zeit geschehen, bei meinem Pflegevater im Armenhause speisen. — Ja, nicht nur dort speisen, Frau Gundel, sondern auch dort wohnen. — — Ja, noch mehr, ich werde dieses Haus noch heute verlassen," fuhr ich mit einer gerechten Entrüstung fort, „und da ich nicht wohl die Kleider wieder anziehen kann, welche ich mit hierher gebracht, so muß ich meinen Anzug behalten und auch Etwas von meiner Wäsche mitnehmen; damit aber Alle, die hier im Hause sind, sehen, daß ich mich nur auf das Nothwendigste beschränke, so bitte ich Sie, Frau Gundel, mir einen letzten Gefallen zu erzeigen und einen kleinen Koffer für mich selbst zu packen, den ich alsdann abholen lassen werde."

„Aber Kind," sagte die alte Frau fast erschrocken, „was sind das für Reden und thörichte Entschlüsse."

„Thöricht vielleicht in Ihren Augen, aber sie werden ausgeführt. Ihnen, Frau Gundel," fuhr ich mit weicher Stimme fort, „danke ich herzlich für all' das Liebe und Gute, was Sie mir bei meinem Aufenthalte in diesem Hause erzeigt, und bitte versichert zu sein, daß ich Ihnen das nie vergesse und in späterer Zeit stets bereit sein werde, Ihnen Gefälligkeiten zu erzeigen, wo es mir möglich ist. — — Adieu, Frau Gundel, Gott behüte Sie."

Ich ergriff hastig ihre beiden Hände und eilte aus dem Zimmer so schnell ich konnte. Sie sollte meine nassen Augen nicht sehen.

Jetzt war ich wieder frei von dem Drucke, der in der jüngsten Zeit auf mir gelastet, und der sich jedesmal verstärkte, so oft der Kommerzienrath in das Haus kam und mich nach einem steifen Gruße mit seiner feierlichen Miene und mit seinem eigenthümlichen Lächeln anschaute. Es war mir, als könnte ich in seinen Blicken lesen und ich buchstabirte beständig aus denselben die Worte heraus: —

Warte, mein Bürſchlein, Du wirſt Dich wundern, wenn Dir, dem Armenhauszögling, zu einem ganz andern Leben wie bisher verholfen wird. — — Er war mir förmlich unheimlich geworden, und nicht nur mir, ſondern auch den übrigen Hausbewohnern. Warum er ſo oft kam, wußte Niemand, aber alsdann hielt er ſich Stunden lang im Schreibzimmer ſeines verſtorbenen Vetters auf. Einmal konnte ich der Neugierde nicht widerſtehen, zu erfahren, was er denn eigentlich dort treibe, und da ich überall Beſcheid wußte, alle geheimen Ausgänge und Tapetenthüren kannte, ſo wußte ich trotz der Siegel in einen kleinen Alkoven neben dem Schlafzimmer zu gelangen, wo eine Oeffnung war, die nicht genau ſchloß, und in welche Emil von Schabegg allerlei Dinge hereinzuwerfen pflegte, die dann ſpäter von dem Kammerdiener aufgehoben und beſeitigt wurden.

Da ſah ich ihn denn, wie er im Zimmer auf und ab ging, nachdem er die Thüren ſorgfältig verſchloſſen, wie er überall mit ſcheuem Blick umherſpähte und ſich alsdann auf einen Divan warf, welcher in einer Ecke ſtand und auf dem Emil von Schabegg häufig zu ruhen pflegte; dann legte er den Arm unter ſeinen Kopf und ſeine Blicke ſtarrten mit einem ſeltſamen Ausdruck nach der Thüre hin. — — „Ah, ſie wird nicht kommen," ſeufzte er — — „und doch, ſie hat es hundertmal verſprochen, heiß und liebend verſprochen — — Horch — klopft es nicht ſchon an der Thür." — —

Ich hatte nichts davon gehört, ſo angeſtrengt ich auch lauſchte, und blickte jetzt ängſtlich auf ihn, der ſich mit einem freundlichen Lächeln erhoben hatte, mit der Hand durch das Haar fuhr und dann kopfnickend ſagte: „Ja, ja, ſie iſt es — — Herein, Valerie — — — — O wie ſie ſchön iſt — — O wie ich belohnt ſein werde mit dieſem

reizenden, ſüßen, heißen Lächeln.“ — Dann ſprang er auf, ſchritt langſam auf die Thüre zu, machte eine leichte Verbeugung und that ſo, als wenn er Jemand zu dem Divan führte, worauf er ſich ſelbſt auf denſelben wieder niederließ, ſeine Ellbogen auf die Kniee ſtützte, den Kopf in die beiden Hände verbarg und in Nachdenken verſank. Aber es war gewiß nichts Angenehmes, was er dachte; denn auf einmal fuhr er mit einem verzerrten Geſicht und ſo haſtig empor, daß ich erſchreckt für ein paar Sekunden von der Oeffnung in der Wand zurückflog. Doch trieb es mich unwiderſtehlich wieder hinzuſchauen, und da ſah ich ihn aufrecht neben dem Ruhebette ſtehen, eine Hand in ſeinem Haar verborgen, und hörte ihn murmeln: „Luſt — Luſt. — — — — Ah, wie er ſo glücklich geweſen iſt, der Gedanke könnte mich wahnſinnig machen.“ Er beugte ſich über die Kiſſen und fuhr mit der Hand hie und da darüber hin. Als er ſich hierauf wieder emporrichtete, ſah er ſehr bleich aus, er hatte die Unterlippe zwiſchen ſeine Zähne geklemmt und ſchritt langſam durch's Zimmer, die Hände vor ſich zuſammengefalten haltend. — — — „Da iſt keine Spur von ihr,“ murmelte er, „wer kann ſagen, hier ſtrich der Fiſch durch's Waſſer, dort zog der Vogel durch die Lüfte, auch dieſe laſſen keine Spur zurück, und doch weiß ich, daß Waſſer und Luft durchſchnitten wurde — — — und doch weiß ich, daß ihr kleiner Fuß dieſen dicken Teppich niedertrat, daß ihr feiner, ſchlanker Körper auf jenen Kiſſen ruhte. — — — Ha — verdammt! — — Stehlt mir meine Juwelen und Perlen, aber laßt mir“ — — — — hier verlor ſich ſeine Stimme in ein unverſtändliches Geflüſter. — — „Oder wenn ich dieſe Gnade nicht haben ſoll, ſo gewähre mir die andere faſt noch größere, den Dieb halten zu können — — ihn halten und faſſen — und ſo, und ſo — — unter meine Füße zu treten.“ —

Jetzt klopfte es wirklich an die Thüre und es erſchreckte mich auf's Neue, wie ſeine eben noch ſo verzerrten Züge, ſein wilder, glühender Blick ſich glätteten und beruhigten.

Er öffnete die Thür, und während Frau Gundel, etwas Gleichgültiges meldend, eintrat, ſchlüpfte ich aus meinem Verſteck.

Ja, ich war frei geworden und glücklich, jenes Haus verlaſſen zu können und mich wieder zu meinem Pflegevater begeben zu dürfen, nicht als ob ich hätte denken mögen, wieder im Armenhauſe zu bleiben. — Nein, das erſchien mir wie eine Reiſeſtation, von wo ich nach kurzem Ausruhen meinen Flug in die Welt machen wollte.

Herr von Schwaneſeld dachte ebenſo und es ſchien ihm Freude zu machen, mit mir Pläne für die Zukunft zu ſchmieden und an deren Ausführung zu gehen. Dieſe Ausführung beſtand darin, daß er ſich an einem der nächſten Tage ſorgfältig anzog, und daß er mit mir Beſuche machte bei den militäriſchen Freunden meines Wohlthäters. Bei einigen derſelben, und gerade bei ſolchen, die durch ihre vornehme Geburt und ihre dadurch große Verbindungen wohl im Stande geweſen wären, mir den Eintritt in's Militär ſehr zu erleichtern, machten wir die unangenehme Erfahrung, daß man ſich meiner kaum noch oder auch gar nicht zu erinnern ſchien. Die Kammerdiener oder gewöhnlichen Bedienten dieſer Herren ließen ihre Herren nicht zu Hauſe ſein oder außerordentlich bedauern, daß dringende Abhaltungen ſie verhinderten, Jemand zu ſehen, von dem ſie überhaupt nicht wußten, auf welche Art es ihnen möglich wäre, ihm gefällig zu ſein. Ein paar, die uns annahmen, erinnerten ſich gnädigſt meiner, riethen mir aber dringend, meinen Entſchluß vorher noch genau zu überlegen, und ſprachen von ſehr viel Dornen ihres Standes und von äußerſt wenig Roſen. Bei einem Kavallerie-

regimente ſei es ohnedieß Nichts für mich, und auch bei den andern Waffengattungen böten mir die eben eingetretenen Armeereduktionen ſehr wenig Hoffnung für eine erfolgreiche Zukunft.

„Das hab' ich Alles voraus gewußt," ſagte lachend mein Pflegevater, als wir wieder auf der Straße waren. „Bei der Kavallerie iſt es Nichts, was ich übrigens auch vorher wußte, und that ich dieſe erfolgloſen Gänge nur deßhalb, um jene Herren nicht vielleicht ſpäter zu der Aeußerung zu veranlaſſen: ‚Ja, wenn Sie zu mir gekommen wären — — Wenn Sie meine Hülfe in Anſpruch genommen hätten.' — — Jetzt haben wir doch freie Hand und wollen uns nach denen von der Artillerie umſehen; ich habe da verſchiedene wackere Leute von früherher im Auge, theils auch Bekanntſchaften, die ich bei Herrn von Schabegg gemacht, brave Männer, die weniger darauf ſehen, wie Dein Name iſt und woher Du ſtammſt, als darauf, ob Du was gelernt haſt und ob Dein Ausſehen gut, Deine Miene friſch und ehrlich iſt."

Wie der Zufall meinen Pflegevater in dieſem Streben unterſtützte, will ich dem geneigten Leſer im nächſten Kapitel erzählen.

Achtes Kapitel.

Eintritt in's Militär.

An einem der folgenden Tage waren wir spät am Nachmittage auf dem Kirchhofe gewesen, hatten die Gräber unserer Lieben besucht und später, auf einer Bank sitzend, mit Vergnügen gesehen, wie die untergehende Sonne eines klaren, frischen Dezembertages so freundlich den mit verwelkten Blumen bedeckten Grabhügel meiner Pflegemutter küßte, sowie das schwere Eisengitter, welches die Gruft der Schabeggs umgab, mit einem leichten Goldschimmer anhauchte. Wir hatten Betrachtungen darüber angestellt, wer hier überhaupt sanft ruhe, die armen, kleinen Leute, denen einfach die Graswurzeln in's Gesicht wachsen, oder die andern, über deren eichenem Sarkophag sich ein fester steinerner Bogen wölbe, ohne darüber zu einem gemeinschaftlichen Resultat gelangt zu sein, da mir, dem jungen Menschen, weniger drückend und beengend erschien mit der Idee zu sterben, daß ich unter einem Gewölbe ruhen würde, als wenn die ganze schwere Erde auf meine Brust drücke. — — Ein unheimlicher Gedanke.

Trotz dieser Ideen fanden wir es aber hier auf dem Friedhofe in der späten Nachmittagsstunde so still und feierlich angenehm, daß wir uns lange nicht davon trennen konnten. Die Gebüsche, die Schlingpflanzen und wilden Rosen, welche fast jedes Grab umgeben, und so während

der Sommerzeit eines vom andern trennen, hatten jetzt alle ihr Laub verloren, und da man nun deutlich durch die nackten Aeste und Zweige den ganzen Raum überschaute, so schienen die Kreuze und Steine mit den vielen Namen traulicher zusammengerückt zu sein, und in Aussicht auf den langen Winterschlaf unter der Alles verhüllenden und gleichmachenden Schneedecke, welche nächstens zu erwarten war, mehr eine einzige große Familie bilden zu wollen. Hie und da hing freilich noch welkes Laub in den Bäumen, aber auch die letzten Blätter beeilten sich beim leisesten Windhauche ihren Brüdern zu folgen, um, hoffend auf ein neues Leben, wenn auch in anderer Gestalt, in der allgemeinen Vermoderung fröhlich mit unterzugehen. — — Ja, man konnte es nicht leugnen, der Friedhof hatte jetzt bei der untergehenden Sonne etwas Heiteres und sah freundlich und wohlthuend aus; die goldenen Buchstaben auf den Denkmalen, so glänzend sichtbar, schienen sagen zu wollen, ich bin auch da — und ich — und ich — wir Alle die Vorangegangenen auf dem Platze, wo auch ihr, die Nachfolgenden, ruhen werdet; und wir sind wahrhaftig recht froh, daß es überstanden ist. — — — Selbst die Amseln, welche durch die nackten Zweige strichen und sonst im Spätjahr etwas Melancholisches haben, waren hier vollkommen an ihrem Platz und kamen uns vor wie emsige Botenläufer, deren Pflicht es war, den Verkehr auf dem weiten Kirchhofe zu vermitteln, und die genug zu thun hatten, um Grüße hin und her zu tragen, Grüße einer Mutter an ihre entfernt liegenden Kinder, Grüße von alten guten Freunden, ja Grüße von ehemaligen Feinden, die hier in der allgemeinen Gleichheit einsehen gelernt, wie thöricht, ja wie dumm es war, sich um eine Geldsumme zu streiten, um eine Auszeichnung, um ein Grundstück, was ihnen ja doch nichts mehr half, sie, die jetzt hier Alle genug

hatten, die nach ihrem Tode Alle gleichmäßig beſchenkt wurden, gleich arm und gleich reich an Grund und Boden, acht Schuh lang und vier Schuh breit, lauter Lehen, die ſie nach zwanzigjähriger Benützung an ihre Nachfolger und unbekannten Erben abtreten mußten.

Dieſe Betrachtungen ſtimmten uns ſelbſt heiter, und erſt die ſinkende Nacht mahnte uns an's Nachhausegehen. Unterwegs erzählte mir mein Pflegevater von dem glänzenden Projekt, das er in Betreff des Gedenkſteines für ſeine Frau hatte; wie ſein vollſtändiges altes Wappen darauf kommen müſſe, darunter der Name: „Iduna von Schwaneſeld“; ferner etwas Platz für ſeinen eigenen und auf der Rückſeite den ſalomoniſchen Spruch: „Es iſt Alles eitel“ mit dem Zuſatze, „denn Beide ſtarben heiter und vergnügt im Armenhauſe“.

So gingen wir dahin, hatten bald eine der Vorſtädte erreicht und kamen auf einen weiten Platz, welcher dieſe von der eigentlichen Stadt trennte und zum Exerzirplatz für die Truppen diente. Am Rande dieſes Platzes, neben der Straße, befand ſich eine Reihe ziemlich vereinzelt ſtehender, alter und ſehr hoher Pappelbäume, welche, da der Mond eben voll und glänzend an dem klaren Nachthimmel emporgeſtiegen war, rieſenhafte Schatten über den ganzen freien Platz warfen.

Als wir ſo eine Zeitlang dicht an den Stämmen der Pappelbäume vorbeigewandelt waren, blieb mein Pflegevater auf einmal ſtehen und ſagte zu mir, indem er auf den Platz ſchaute: „Sieh einmal das eigenthümliche Treiben jenes Mannes — — — dort — — ſiehſt Du? — So oft er an eine der ſchwarzen Schattenlinien kommt, ſpringt er mit einem gewaltigen Satze hinüber, jetzt, wo er wieder in das Mondlicht kommt, und ich an ſeinem Anzuge hie und da Etwas glänzen ſehe, dünkt mir, es ſei ein

Offizier, der ſich auf die ſonderbarſte Art die Zeit vertreibt."

Daß es wirklich ein Offizier war, der über die Schattenſtriche ſprang und, wie es ſchien, mit großer Anſtrengung, ſah ich mit meinem ſcharfen Auge ſogleich, worauf mein Pflegevater auf den Platz einbog, indem er ſagte: „Da wir eben ſo gut quer hinüber gehen können, um das näher zu betrachten, ſo kann uns der, welcher ſich dort amüſirt, unſer Näherkommen nicht für Zudringlichkeit oder Neugierde auslegen; ich möchte doch wiſſen, was das zu bedeuten hat."

Hierüber kamen wir nun nicht ſogleich in's Klare, ſelbſt nicht, als wir ſchon nahe waren und ich in dem Springer einen älteren Offizier von der Artillerie, Major Schemmer, erkannte, den ich häufig bei Herrn von Schabegg geſehen, und der ſich immer außerordentlich freundlich und wohlwollend gegen mich benommen. Er murmelte etwas mit halblautem, ärgerlichem Tone, und jetzt, wo er wieder an einen ziemlich breiten Schattenſtrich gekommen war, nahm er einen förmlichen Anlauf, ſetzte hinüber und ſtand gleich darauf dicht vor uns, auf der vom Mond hell beleuchteten Stelle. Da ich in dieſem Augenblicke abſichtlich mit ziemlich auffallender Armſchwenkung meine Mütze abzog und mit lauter Stimme ſagte: „Schönen guten Abend, Herr Oberſtwachtmeiſter," ſo blieb er ſtehen, that einen Schritt gegen mich und legte, als er mich nun erkannte, ſeine Hand auf meine Schulter.

„Du kommſt mir gerade zur rechten Zeit, mein Sohn," ſagte er tief aufathmend, „weiß der Teufel, was dieſe verwünſchte Infanterie hier zum Schaden ihrer Nebenmenſchen auf dem Exerzirplatze treibt. — — — Ich meine doch, es gäbe draußen im freien Felde Gräben genug, wo ſie ihre Luftſprünge machen und hinüberhopſen könnten. —

— — So windiges Volk — und ich muß dann gerade daher kommen, nachdem ich leichtsinniger Weise mein Augenglas zu Hause gelassen. — — Jetzt soll einer sicher springen, wenn er mit dem flimmernden Mondlicht nicht einmal sieht, wie breit und tief diese vermaledeiten Gräben sind. Es ist auf Ehre schauderhaft, ich werde mich morgen bei der Kommandantur beklagen. — — — Wer ist denn das da?" er zeigte auf meinen Pflegevater, „ich sehe schlecht und erinnere mich nicht ganz genau."

„Das ist Herr von Schwanefeld," gab ich innerlich lachend zur Antwort, denn ich sah sogleich den ganzen Irrthum des springenden Majors ein. „Herr von Schwanefeld, der zuweilen mit dem Herrn Oberstwachtmeister bei Herrn von Schabegg dinirte."

„Richtig, dieser gute Schwanefeld, bei unserem armen Schabegg — Gott habe ihn selig, das war ein braver Mann — — aber, da wir jetzt zu drei sind, wollen wir mit richtiger Taktik diese Terrainhindernisse besiegen, Du bist das Avantkorps, ich das Zentrum, der gute Schwanefeld mit seinen steifen Beinen soll die Nachhut bilden, und nun Trotz geboten allen Gräben."

„Aber, Herr Oberstwachtmeister," erlaubte ich mir im bescheidensten Tone der Welt zu sagen, „es sind ja gar keine Gräben."

Er fuhr förmlich zurück. „Was," rief er aus, „keine Gräben und ich sprang doch über ein halbes Dutzend im Schweiße meines Angesichts trotz des kalten Wetters, das wäre ja wunderbar."

Mein Pflegevater hatte sich genähert und sagte mit halblauter Stimme: „Herr Oberstwachtmeister, es ist der Schatten jener Pappelbäume, hervorgebracht durch den Mond, der so eben aufgegangen ist."

„Der Schatten der Pappelbäume," sprach der Major

war ein mattes, erkünſteltes, und obgleich er ſich feſt aufrichtete, als wolle er Allem, was da kommen könne, ſtandhaft in's Angeſicht ſehen, ſo fuhr er doch im nächſten Augenblick heftig erſchreckt nach der Stubenthüre, wo ſich ein Geräuſch vernehmen ließ, und knickte faſt zuſammen, als dieſelbe geöffnet wurde und der Gevatter herein trat — der Gevatter, der, wie der Steinmann ſicher glaubte, Stadt und Land ſchon ſeit einer Woche verlaſſen habe.

Mit bebender Lippe verſuchte es der Steinmann, eine Fluth von Verwünſchungen über ihn auszuſprudeln; aber der Gevatter, welcher ſehr blaß und angegriffen ausſah, ſchüttelte leicht mit Kopf und Hand und verſuchte ſolchergeſtalt pantomimiſch auszudrücken, daß der Zeitpunkt nicht gut gewählt ſei, eine Strafpredigt zu halten.

„Gebt mir einen Schluck Wein,“ ſagte er, indem er ſich auf einen Stuhl niederwarf, nach der Flaſche auf dem Tiſche griff und einen langen Zug daraus that. „So! jetzt iſt mir beſſer. Wenn ich nur ſchon wieder fort wäre!“

Als der Gevatter nach der Flaſche griff und ſie an ſeinen Mund brachte, ſah der Steinmann ſtarr auf die Hand deſſelben, und er mußte etwas Unheimliches da bemerken, denn ſein Geſicht wurde noch fahler, als es ſchon war, ſein eines Auge vergrößerte ſich zuſehends und ſogar das andere, das ſchon Jahre lang in ſeiner Höhle verborgen ſchlief, ſchien neugierig durch den Spalt derſelben zu lauſchen. Dann, ohne ſeinen Blick von der Hand abzuwenden, nickte er dem Gevatter fragend mit dem Kopfe, worauf derſelbe ebenfalls einen Blick auf die Fauſt warf und dann mit den Achſeln zuckte und ebenfalls nickte.

An der Hand befand ſich ein kleiner rother Blutflecken. —

„Wer?“ fragte der Steinmann mit tonloſer Stimme; „war ſie es?“

im Tone tiefer Entrüſtung. Er ſchlug die Hände zuſammen daß es klatſchte, faltete alsdann die Finger, ließ ſie auf ſeinen ziemlich umfangreichen Bauch niederfallen und wiederholte alsdann: „die Schatten der Pappelbäume," es klang das wie eine Entmuthigung. „Gott ſtraf' mich, die Schatten der Pappelbäume — — — — da kann man ſehen, Herr von Schwaneſeld, wie leicht ein Artilleriſt dazu kommt, der Infanterie Unrecht zu thun und ihr allerlei Schelmereien zuzutrauen — — — Schatten von Pappelbäumen." — — Er ſchüttelte lange mit dem Kopfe. — — „Ich glaubte in der That an eine Schelmerei dieſer Infanterie, wir kennen uns nämlich, ſeh' ich doch wahrhaftig den Oberſtlieutenant Schwammbach vor mir — — außer Dienſt, mein guter Freund — — wie er zu ſeinem polizeiwidrig dürren Adjutanten, dem Hauptmann Pepering, ſagte: ‚Das Fahren mit den langweiligen Kanonen auf unſerem Exerzirplatz will ich ihnen ſchon vertreiben, ziehen Sie mir Gräben nach der Schwierigkeit.' — — — Alſo es ſind wirklich Schatten von Pappelbäumen? Nun dann habe ich ihm unrecht gethan, und wenn wir wieder Whiſt zuſammen ſpielen, ſo will ich einmal ſo ſchlecht ſpielen, daß er einen Rubber gewinnt, denn ſonſt gewinnen die von der Infanterie niemals. — — Alſo Pappelbäume? — — Hol' ſie der Henker. — — — Ein nichtsnutziges, faules Holz, das man nicht einmal zum Brennen gebrauchen kann."

Bei dieſen Reden waren wir miteinander fortgegangen, und der gute Major Schemmer hatte ſich ſo daran gewöhnt, die Schatten für Gräben anzuſehen, daß er auch jetzt noch nicht abgeneigt ſchien, einen kleinen Hopſer über ſie hinweg zu machen, den er aber, wenn er mich keck darauf hintreten ſah, zu einem ſehr großen Schritt über den Schatten ermäßigte. Er lachte aber ſelbſt darüber und ſagte: „Der Menſch iſt ein Gewohnheitsthier; ich hatte einen Bekannten,

der war so daran gewöhnt, sich in einer Brille zu sehen, daß, wenn er dieselbe in seinem Zimmer zufällig einmal ablegte und vor den Spiegel trat, er erschrocken nach dem fremden Herrn umblickte. Aber Scherz bei Seite," fuhr er launig fort, „ich bin glücklich, daß mich dieser gute alte Schwaneseld und Du, mein Sohn, in's Schlepptau genommen, denn sonst hätte ich am Ende noch eine halbe Stunde auf diesem verhexten Exerzirplatz herummanöverirt. — — Es war ein sehr guter Zufall."

„Ja, Herr Oberstwachtmeister," gab mein Pflegevater zur Antwort, „es war allerdings ein Zufall, für den wir Beide nicht genug dankbar sein können, ich hatte nämlich die Absicht, mich morgen früh dem Herrn Oberstwachtmeister und zwar in hoch seiner Eigenschaft als Abtheilungskommandeur des wohllöblichen vierten Artillerieregiments vorzustellen, mich und diesen jungen Menschen da, und da es ein Grundsatz ist, den auch der Herr Oberstwachtmeister anerkennen, das Eisen zu schmieden so lang es glüht, so fasse ich den glücklichen Zufall beim Schopf und erkundige mich ganz gehorsamst, wann wir morgen das Glück haben könnten, den Herrn Oberstwachtmeister zu sprechen."

„Morgen — — morgen" — entgegnete der Major, wobei er die Hand an seine Stirne brachte, „lassen Sie doch einmal sehen — — exerziren wir morgen? — — Nein — — Haben wir morgen Geschützrevisionskommission? — — Nein — Vortrag der Herren Offiziere? — — Nein — — Kasernenvisitation? — — Nein — — Also sind wir frei und stehen von neun Uhr bis halb Ein zur Verfügung. — — Und worin, bester Schwaneseld, kann Ihnen der Abtheilungskommandeur des vierten Artillerieregiments nützlich sein?" — —

„Es handelt sich um den da," gab ihm mein Pflegevater zur Antwort, indem er auf mich zeigte, „er ist nächstens

sechzehn Jahre alt, gesund und kräftig, hat schöne Vorkenntnisse, und will nun, wie es auch Herr von Schabegg gewünscht, ein Wunsch, dessen sich der Herr Oberstwachtmeister vielleicht noch erinnern, in ein Artillerieregiment treten, und wo könnte er dieses Vorhaben glücklicher bewerkstelligen, als unter Ihrem gütigen Schutz, Herr Oberstwachtmeister?"

„Richtig, ich erinnere mich, unser kleiner Kanonier von dazumal. Ja, ja, ich habe mich fast verpflichtet ihn aufzunehmen, und wenn ich auch im Ganzen nicht dafür bin, die Batterieen mit zu viel Freiwilligen zu spicken, denn, unter uns gesagt, der Dienst leidet dabei, so heißt's doch ein Mann ein Wort, kommen Sie morgen früh und wir wollen das Nähere verabreden. Also nochmals meinen herzlichen Dank, behüte euch Beide der Himmel, oder wie der Orientale so schön sagt, möge sich euer Schatten nie verringern und Gras wachsen auf der Schwelle eurer Feinde." Damit ging er davon und wir eilten, glücklich über dieses Zusammentreffen, nach Hause.

Am andern Morgen standen wir um zehn Uhr an dem Hause, in welchem der Major Schemmer wohnte, ich war einfach und sauber gekleidet, auch hatte mein Pflegevater Sorge getragen, daß mir mein Haar noch militärisch beschnitten worden war. So traten wir denn in das Haus, wo sich mein Schicksal entscheiden sollte, und ein Bedienter in einer ziemlich abgetragenen Livree, er hatte eine Militärmütze auf dem Kopfe, trug mit beiden Händen einen Korb Wäsche und hieß uns in den zweiten Stock hinaufgehen. Dort fanden wir eine Glasthüre mit dem Namen des Major Schemmer und läuteten; das erste Mal vergebens, es kam Niemand. Wo man als Bittsteller und wünschend vor einer Thür steht, bedenkt man sich eine Zeitlang, ehe man die Glocke zum zweiten Mal zieht, doch waren wir

dazu genöthigt, und da uns noch Niemand öffnete, mußten wir zum dritten Male läuten. Jetzt wurde drin eine scharfe, keifende Stimme laut, die um Alles in der Welt nicht begreifen konnte, was denn das ewige Klingeln am frühen Morgen zu bedeuten habe, und die es ganz unerhört fand, daß der Bediente, der doch mit einem Waschkorb fortgeschickt war, nicht auch zu gleicher Zeit da sei, um die Thür zu öffnen. Endlich that dieß eine für uns unsichtbare Hand, und dieselbe scharfe Stimme rief uns entgegen: „Was wir eigentlich wollten?"

„Den Herrn Oberstwachtmeister sprechen," sagte mein Pflegevater in so freundlichem und sanftem Tone, als es ihm möglich war.

„Komm' Sie endlich her, Ricke," rief die scharfe Stimme, „und geb' Sie Antwort. — — Ist der Herr droben?"

„Ja, gnädige Frau, er arbeitet und wird wahrscheinlich nicht gestört sein wollen," gab Ricke zur Antwort, die mit einem Kochlöffel in der Hand zwischen der Thürspalte erschien.

„Der Herr Oberstwachtmeister haben uns zu dieser Stunde befohlen."

„So führe sie hinauf," entschied die scharfe Stimme, und dann huschte Etwas bei der halb geöffneten Thür vorbei, mit fliegenden Haubenbändern und schlürfenden Pantoffeln.

Ricke nahm sich unserer an und forderte uns auf, ihr zu folgen. Wir stiegen in den dritten Stock hinauf, dann in den vierten, und als nun die Magd noch eine Treppe mit uns hinaufstieg, sahen wir uns befremdet an, denn wir konnten unmöglich glauben, daß das Arbeitszimmer des Herrn Oberstwachtmeisters Schemmer oben unter'm Dach zu finden sei. Mein Pflegevater meinte sich falsch ausgedrückt zu haben und wiederholte auf derselben Treppe nochmals den Namen: Herr Major von Schemmer."

Doch hatte Ricke oben eine Thüre geöffnet und rief zum Dachboden hinein: „Herr Oberstwachtmeister, zwei Herren, die befohlen wären."

Statt aller Antwort schallte uns das sehr energische Klopfen eines Hammers entgegen; da aber Ricke die Dachbodenthür weit öffnete und zu gleicher Zeit sagte: „Wenn es gefällig ist," so traten wir in den halbdunkeln, ziemlich großen Raum.

Hier bot sich unsern Augen in der That ein seltenes Schauspiel. Es war das Arbeitszimmer des Herrn Majors Schemmer und er in voller Thätigkeit — eine Thätigkeit, die uns auf's Höchste überraschte. Der Dachboden hatte eine große Fensterlucke, an welcher sich der Major befand, beschäftigt, mit einem Hammer einen Nagel in einen ziemlich unförmigen Kasten zu schlagen, welcher, was das Allermerkwürdigste war, auf vier Rädern stand. Neben diesem Ding sahen wir eine Hobelbank und Schreinergeräth aller Art, auch kleine zugeschnittene Brettchen von eigenthümlicher Form, Leisten, Nägel, Leimpfanne und hölzerne Schraubstöcke. Der Major war bekleidet mit einer Militärhose, einer dicken, wollenen, gestrickten Jacke und auf dem Kopf trug er eine alte Feldmütze. Als wir näher traten, legte er den Hammer hin, wischte sich den Schweiß von der Stirne und nickte uns freundlich zu, wobei er sagte: „Diese dumme Ricke hat Sie, wie mir scheint, für den Schlosser gehalten, den ich bestellt, und schleppt Sie alle Treppen herauf, hier in mein Atelier, wo ich eigentlich Niemand annehme. Demnach sind Sie," fuhr er fort, wobei er den Zeigefinger in die Höhe hob, „in mein Geheimniß gedrungen, das ich Ihrer Verschwiegenheit bestens empfohlen haben will."

Mein Pflegevater legte die Hand auf die Brust und versicherte, daß im Punkt der Verschwiegenheit ein Todter

gegen ihn geſchwätzig zu nennen ſei, und was mich anbelange, ſo würde mir meinem hohen Chef gegenüber das Plaudern gewiß nicht in den Sinn kommen.

„Gut, gut," erwiederte der Major, „auf Ihr Verſprechen bauend, halte ich es gewiſſermaßen für meine Schuldigkeit, Ihnen Erklärung meiner komplizirten Arbeit zu geben. Sie werden ſchon geſehen haben, daß ich an einem Wagen arbeite, hören Sie denn auch die Entſtehung dieſes nicht unverdienſtlichen Werkes. Nach den Schießübungen vor zwei Jahren hatte Seine Majeſtät unſer allergnädigſter König," bei dieſen Worten legte er zwei Finger der rechten Hand an ſeine Feldmütze, „die huldreiche Gewogenheit, uns, die Stabsoffiziere des Regiments, an einem gewiſſen Tage zu einem Dejeuner à la fourchette einzuladen, und wurden wir zu dieſem Frühſtücke vermittelſt verſchiedener Hofwagen expedirt, von denen einige von allerneueſter, ſehr leichter Konſtruktion bei dem Fahren über die Feldwege nicht nur teufelmäßig ſtießen, ſondern auch unterwegs alles Mögliche thaten, um uns gegen unſern Willen abzuſetzen. Nach dem Dejeuner erkundigte ſich Seine Excellenz der Oberſtſtallmeiſter, wie wir mit unſern Equipagen zufrieden geweſen ſeien, worauf ich die Kühnheit hatte ihm zu ſagen: ‚Excellenz, die Wagen ſehen allerdings ſehr ſauber und elegant aus, es iſt ſchwer, ſie zu beſteigen, aber ſehr leicht, hinauszufallen.' — — Seine Excellenz nahmen das übel, hoben ihren Kopf empor und bemerkten in etwas ſcharfem Tone: ‚Es iſt ſchwer, es den Herren von der Artillerie recht zu machen, ſehr leicht aber, Alles zu tadeln,' ſetzte er darauf hinzu. ‚Ich würde ſehr glücklich ſein, ein beſſeres Modell von dem Herrn Major zu erhalten.'

„Das ging mir nun ſehr im Kopfe herum, und noch am ſelben Abend entwarf ich eine wunderbare Zeichnung,

ja faßte den Entſchluß, dieſelbe in natürlicher Größe auszuführen, begann auch ſogleich damit und — muß Ihnen im Vertrauen geſtehen," damit legte er die Hand an ſeinen Mund wie Jemand, der heimlich Etwas ſagen will, „daß ich mit der Arbeit nicht zurecht kam. Um eine elegante, zierliche Equipage herzuſtellen, mangelt mir noch die Leichtigkeit in der Bearbeitung des Holzes, auch verdrängt eine zweite glücklichere Idee meine erſte. Equipagen machen kann am Ende jeder Wagenbauer, und ich ſehe bei Gott nicht ein, warum ich dieſen Leuten in's Handwerk pfuſchen ſoll, das Civil ſoll für ſich ſelbſt ſorgen, was uns, dem Militär, aber bis jetzt noch abgeht, das ſind vollkommen praktiſch eingerichtete Ambulancewagen, und einen ſolchen zu konſtruiren gebe ich mir alle Mühe. — — Sehen Sie, meine Herren, und ſtaunen Sie ordentlich." — —

Es würde nun zu weit führen, den detaillirten Erklärungen des guten Majors zu folgen, mit welchen er uns die Vorzüge ſeines Ambulancewagens auseinanderſetzte; was mir von den Einrichtungen deſſelben für ſpätere Zeiten blieb, iſt Etwas, welches er praktiſch an mir verſuchte. Ich mußte mich nämlich auf ein paar Bretter legen, die er aus dem unbehülflichen Wagenkaſten zog, dann ſchnallte er mich mit zwei Riemen feſt und zeigte uns nun triumphirend, wie der Ambulancewagen, wenn er fortbewegt würde, durch einen ſinnreichen Mechanismus die Verwundeten ſelbſt in ſich hineinzöge, was ihm von unberechenbarem Nutzen erſchien. Er verſuchte das Experiment, indem er ſich mit meinem Pflegevater vor den Wagen ſpannte, um ihn einige Schritte mit fortzuziehen, doch krachte die plumpe Maſchine ſo bedenklich in allen Fugen, auch bebte der ganze Dachboden unter uns, daß ſich der Major begnügte, mit einer gefälligen Handbewegung zu ſagen: „Auf dieſe Art geht es vortrefflich, und während die Pferde davon-

fahren, ſchlüpft der Verwundete leicht und angenehm in den Kaſten, wo er, wie Sie hier ſehen, ſanft gebettet iſt wie in Abraham's Schooß." Ich hatte mir Abraham's Schooß anders vorgeſtellt, als mit grobem Packtuche und Stroh ausgeſtopft, und was ich bei den paar Zoll, die man mich vom Boden emporgewunden, gefühlt hatte, wünſchte ich wahrhaftig keinem Schwerverwundeten, ſelbſt wenn es mein Feind geweſen wäre.

„Die Maſchinerie," ſagte der Major nachdenkend, „muß, wie mir ſcheint, friſch geſchmiert werden, neulich ging ſie leichter, da habe ich die Ricke feſtgeſchnallt und mit Hülfe meines Burſchen ziemlich hineingebracht — — — aber jetzt, meine Herren, ſteigen wir hinab, ich habe ſchon in der Frühe an unſere geſtrige Unterredung gedacht, und den Hauptmann von Manderfeld, auch ein Bekannter des Herrn von Schabegg, gebeten mich zu beſuchen, er muß ſchon drunten ſein. — — Glauben Sie wohl, meine Herren," rief er auf einmal mit tiefer Entrüſtung, indem er die gefalteten Hände auf ſeinen Bauch legte, daß ich während der ganzen Nacht dieſe verfluchten Pappelbäume vor mir ſtehen ſah und mich ſo hin und her wälzte, daß mich meine Frau, die an meinen ſehr ruhigen Schlaf gewöhnt iſt, mehrmals weckte. — Es iſt gut, daß Sie mich beſucht haben, lieber Schwaneſeld," fuhr er im Herabſteigen in leiſem, gedämpftem Ton gegen meinen Pflegevater fort, „ich bitte, wenn ich Sie meiner Frau vorſtelle, ihr unſer geſtriges Abenteuer mitzutheilen, dieſe Frau will nicht einſehen, daß man in der Nacht tiefe Schatten für Gräben halten kann, und ſehr echauffirt nach Haus kommt, wenn man über ein Dutzend derſelben gehüpft iſt. — — Denken Sie nur, Beſter, ich in meiner Poſitur und ſonſt wo herumhüpfen, iſt das nicht geradezu lächerlich — — doch ruhig." — —

Ricke öffnete uns die Glasthüre und darauf das Zim-

mer des Majors. Ich trat mit einem schüchternen und doch wieder feierlichen Gefühl ein und fühlte meine Stimmung sich erheben, als ich an den Wänden Landkarten und Pläne erblickte, daneben Säbel von verschiedenen Formen und Gewehre aller möglichen Konstruktionen. In der Ecke auf einem kleinen Tischchen standen verschiedene Geschützmodelle neben einer schweren Pfeifenbatterie. In dem Zimmer befand sich ein Offizier, der Hauptmann von Manderfeld, und als wir eintraten, schlüpfte die Gestalt mit den fliegenden Haubenbändern und schlürfenden Pantoffeln, die ich vorhin auf dem Gange gesehen, ziemlich behende zur entgegengesetzten Thüre hinaus. „Mein Kind," rief der Major, indem er ihr nacheilte und diese Thür ein wenig öffnete, „willst Du nicht so freundlich sein, Dir Herrn von Schwanefeld vorstellen zu lassen, weißt Du, derselbe Herr von Schwanefeld, der gestern Abend auf dem Exerzirplatz so freundlich war" — — — Der Schluß dieser Rede des Hausherrn wurde durch das krachende Zuschlagen der Thür förmlich vom Munde abgeschnitten. Dann erschallte aus dem Nebenzimmer ein Lachen, das mir, der ich nie ähnliche Töne gehört, durch Mark und Bein ging.

Der gute Major wandte sich mit etwas verlegenem Gesicht zu uns herum, rieb sich die Hände und bemerkte achselzuckend: „Die gute Frau leidet an unerträglichem Kopfweh, und da bringen es die Schmerzen mit sich, daß sie ein Bischen übler Laune ist."

Ich dachte bei mir, sie müsse allerdings ungeheure Schmerzen ausstehen, denn wie hätte sie es sonst wagen können, ihrem Manne, der noch dazu Major von der Artillerie war, so die Thüre vor der Nase zuzuschlagen, einem Manne, der verschiedene schwere und leichte Fuß- und reitende Batterieen kommandirte, so und so viel Ge-

ſchütze und Haubitzen, Kartuſch-, Granaten- und Raketenwagen, die geheimnißvolle Feldſchmiede gar nicht einmal eingerechnet. Hatte ich doch befürchtet, es müſſe jetzt nothwendig kommen, daß er einen der Säbel an der Wand ergriffe, und daß ihm der Hauptmann von Manderfeld in den Arm fiele, um ihn von etwas Gräßlichem abzuhalten. Glücklicherweiſe geſchah nichts von all' dem, das Lachen im Nebenzimmer hatte bald aufgehört, der Major lächelte freundlich und ſtellte mich dem Hauptmann von Manderfeld, Chef der zweiten reitenden Batterie, bei der ich eintreten ſollte, vor. Welches Glück, daß man mich nicht zur Fußartillerie beſtimmte. Den Hauptmann von Manderfeld kannte ich ſchon von früherher, und war er mir immer als ein feiner Mann erſchienen, der nur etwas zu vornehm auf die übrige Welt herabblickte. Er trug ſich mit ausgeſuchter militäriſcher Eleganz, mit ſorgfältig arrangirtem Haar, ſpitz zugedrehtem Schnurrbart und einem ſorgfältig gemachten Waffenrock mit einer Taille, die einem jungen Lieutenant Ehre gemacht haben würde. Selten ſah man ihn anders als in lackirten Stiefeln mit kleinen ſilbernen Sporen. Seine ganze Erſcheinung machte aus einiger Entfernung einen ziemlich jugendlichen Eindruck, beim näheren Betrachten aber ſah man an dem dünnen Haar, namentlich aber an dem ſchmalen Geſichte, welches um Auge und Mund verdächtige Falten zeigte, daß Herr von Manderfeld über den Roſenſchimmer der Jugend längſt hinaus war. So zierlich ſein Aeußeres war, paßte auch ſeine Art zu ſein und zu reden vollkommen dazu, man hörte nie von ihm ein heftiges, grobes Wort, wie er das auch an ſeinen untergebenen Offizieren nicht leiden konnte. Wie er eigenthümlich in vielen Dingen war, ſo war er es auch vor der Front der Batterie, und wer ihn zum erſten Mal ſah, wie er zu Fuß daher kam, ſorgfältig mit ſtark auswärts gekehr-

„Natürlich!“ entgegnete der Gevatter, indem er den Flecken naß machte und wegputzte; „aber die Sache iſt ſchlecht abgelaufen, ich habe ſie gefehlt, Gott verdamme ſie, ſie war mir zu ſtark! Sie ſchrie wie raſend um Hülfe und ich fand kaum noch Zeit, zur Hinterthüre hinaus zu fliehen, als ich auch ſchon merkte, daß mir Leute auf der Ferſe waren.“

Bei dieſer Nachricht durchfuhr ein heftiges Zittern den Körper des Steinmann, und wie ein Fiſch auf trockenem Sande nach Luft, ſo ſchnappten ſeine Finger nach einem großen Meſſer, das neben dem Weinkruge auf dem Tiſche lag.

„Hollah!“ rief ihm der Gevatter zu, „es iſt keine Zeit zu Faſeleien, laßt die Dummheiten ſein und kommt eiligſt mit.“

„Haſt du nicht vor acht Tagen verſprochen, du wolleſt die Stadt ſogleich verlaſſen?“ ſagte der Steinmann nachſinnend, aber wie in halber Geiſtesabweſenheit. „Es war damals, als ich dir die vierhundert Gulden gab, warum biſt du hier geblieben? — — — Schlechter Kerl!“

„Warum ich hier geblieben bin? Soll ich dir vielleicht das Geld, das die Müller zuſammengeſcharrt hat, allein überlaſſen? So haſt du freilich gewollt, nicht wahr, Burſche?“

„Welches Geld?“ antwortete der Steinmann, „die Müller iſt arm, ſehr arm; wer ſagt, daß ſie Geld hat?“ — — —

„Haſt du es mir nicht geſagt, verfluchter Lügner, falſcher, meineidiger Hund? Haſt du mir nicht erzählt, ſie hätte in Metthauſen ein ganzes Packet mit Geld gehabt?“ ſchrie der Gevatter und ſprang auf den Steinmann zu, ihn am Halſe nehmend.

Dieſer machte gar keine Bewegung, ſich zu vertheidigen, ſondern fuhr mit der Hand über die Stirn, als beſinne er ſich auf etwas.

„Ja, du haſt es geſagt!“ wiederholte der Gevatter faſt ſchreiend; „du haſt mich dadurch verlockt, Satan, miſerabler!

ten Fußſpitzen gehend, den Oberkörper leicht und koquett auf den Hüften liegend, dazu häufig und leicht hüſtelnd und mit ſeiner feinen Hand die Spitzen des Schnurrbarts drehend, der konnte zu der Vermuthung kommen, es ſei ſchade, daß die prachtvolle reitende Batterie, die er kommandirte, keinen kräftigeren und energiſcheren Chef habe. Der Anſicht blieb man auch, wenn er zu Pferd ſtieg, mit ſorgfältig ausgeſuchten Bewegungen, wie es ein feiner Stutzer machen würde, vor den Fenſtern ſeiner Geliebten. Aber kaum war er im Sattel, kaum hatten die heftigen Pferde, die er zu reiten pflegte, ein paar volle Lançaden hinter ſich, und ehe er ſie noch mit feſter Hand geſtellt, ſo ſah der Mann plötzlich anders aus, ſeine Bruſt hob ſich, ſein Auge fuhr blitzend an der Reihe der Geſchütze herunter, und wehe dem, der vielleicht einen Riemen nicht feſt eingeſchnallt hatte, der ihm den Säbel nicht zu Dank hielt, oder einem Fahrer, deſſen Pferde etwas nachläſſig im Geſchirr ſtanden. Seinem ſcharfen Blick entging nicht die geringſte Kleinigkeit, und wenn er auch außer Dienſt gern durch die Finger ſah, ſo war er ſtreng, faſt hart, gegen jede Nachläſſigkeit, die beim Exerziren vorkam; nicht als ob er kleinlich geweſen wäre in Betreff des Anzugs, überhaupt in Handhabung des ſogenannten Kamaſchendienſtes, aus dieſem machte er ſich gar nichts, aber die Bewegungen der Batterie, das Laden und Feuern konnte ihm nie raſch und präzis genug gehen, namentlich verlangte er im Vorgehen das Unglaubliche, und ein Terrain, das für eine reitende Batterie nicht praktikabel wäre, behauptete er gar nicht zu kennen. Dabei klang ſeine Stimme, ſo fein und zierlich er im gewöhnlichen Leben auch zu ſprechen pflegte, im Kommandowort wie eine Glocke, und der Trompeter neben ihm hatte mit Signalen nicht viel zu thun, er machte ſich ſchon im tollſten Geraſſel bemerkbar. Bei dieſen glänzen-

den Eigenschaften, wozu noch kam, was ich oft gehört, er sei in jeder Beziehung ein Ehrenmann, konnte ich mich glücklich schätzen, einen solchen Chef erhalten zu haben.

Herr von Manderfeld nahm mich denn auch freundlich auf, sprach in sehr gewählten, anerkennenden Ausdrücken von meinem verstorbenen Wohlthäter, und sagte unter Anderem, wobei er sich süß lächelnd den Schnurrbart strich: Er habe mit Vergnügen gehört, daß mir kein Pferd zu wild, kein Graben zu tief sei, und das habe ihn hauptsächlich bestimmt, mich zu seiner Batterie zu nehmen, „bei welcher ich im Allgemeinen," setzte er hinzu, „die Freiwilligen nicht liebe."

„Sie haben doch eine Zulage?" fragte er mich plötzlich, nachdem er eine Zeit lang angelegentlich seine Fußspitzen betrachtet.

Obgleich ich mich nicht erinnerte, daß mein Pflegevater etwas von einem kleinen Legate gesprochen, das mir zugefallen und zu diesem Zwecke benutzt werden sollte, so blickte ich doch, ohne zu antworten, Herrn von Schwanefeld an, der an meine Seite trat und mit entschiedenem Tone sagte: „Allerdings hat er eine kleine Zulage."

„Viel braucht es nicht zu sein," fuhr Herr von Manderfeld fort, „ich liebe es nicht, wenn die jungen Leute über bedeutende Gelder zu disponiren haben; er wird in der Kaserne wohnen, seine Löhnung erhalten, ich hoffe ihn, natürlich bei ausgezeichneter Aufführung, baldigst avanciren zu können, und wenn er in seinen Freistunden fleißig ist, so kann man ihn vielleicht im nächsten Jahre schon zum Fähnrichexamen schicken. Besorgen Sie seine nothwendigen Papiere," wandte er sich an Herrn von Schwanefeld, „zu meinem Wachtmeister Mettler, und dann wird sich das Uebrige finden." Er machte gegen mich eine leichte Neigung mit dem Kopfe, und nachdem er den Major pflicht-

ſchuldigſt gefragt, ob er weitere Befehle für ihn habe, verließ er in einem leichten elaſtiſchen Schritt das Zimmer.

„Sie ſehen, beſter Schwanefeld,“ ſprach der Major, als er ſeinen Untergebenen bis vor die Thüre begleitet „daß ich für Ihren jungen Menſchen da den paſſendſten Batteriechef ausgeſucht. Herr von Manderfeld iſt ein feiner und liebenswürdiger Mann, der weiß, wen er vor ſich hat, und der ſelbſt mit ſeinen Kanonieren nicht brüllt und donnerwettert. Auch ich kann das nicht ertragen und freue mich ſagen zu können, daß ſich, was das anbelangt, manches vortheilhaft im Dienſt verändert hat. — Du lieber Gott, zu meiner Zeit, da konnte nicht der kleinſte Befehl, ja nicht einmal ein Name im gewöhnlichen ruhigen Tone ausgeſprochen werden, das mußte Alles — k—r—r—r—rachen und d—r—r—r—öhnen. Ich habe einen ſehr beſcheidenen Namen: Schemmer, der ſich doch fein und angenehm ausſprechen läßt; haben Sie wohl eine Idee, wie mein damaliger Batteriechef dieſen Namen ausſprach? Nie anders als Schemmer—r—r—r. Ich kann Sie überhaupt verſichern, der Mann trieb einen unerlaubten Luxus mit ‚Rs‘, und hat von denſelben an meinen Namen allein ſo viel verſchwendet, daß er bei einiger Sparſamkeit für ſeine ganze Lebenszeit ausgereicht hätte. Aber nun leben Sie wohl, beſter Schwanefeld,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er durch das Nebenzimmer geſchielt, wo ſich, wie ich geſehen, etwas an der Klinke des Schloſſes bewegte. „Und Du, junger Herr,“ wandte er ſich an mich; „halten wir uns brav, geben zu keinen Klagen Veranlaſſung, und wir werden alsdann an dem Major Schemmer einen zugeneigten und wohlaffektionirten Kommandeur haben.“

So war ich denn Kanonier der zweiten reitenden Batterie, und glaubte, alle Welt auf der Straße müſſe mir das

anſehen; war es mir doch zu Muth, als höre ich ſchon die Sporen an meinen Stiefeln, den Säbel an meiner Seite klirren, und als ſehe ich ſchon — — o Träume ſeligen Glückes! — — die Bombardirtreſſen an meinen Aermelaufſchlägen.

Neuntes Kapitel.

Die Kameradschaft in der Kaserne.

Am andern Morgen nahm mein Pflegevater die mir nöthigen Papiere zusammen und wir begaben uns nach der Artilleriekaserne, die ehemals ein Dominikanerkloster gewesen. Wenn man um das große Gebäude herumging, und es aufmerksam betrachtete, so fanden sich überall halbverwischte und auch noch sehr deutliche Spuren seiner ehemaligen Bestimmung. Die regelmäßigen Reihen der kleinen Fenster zeigten die ehemaligen Zellenabtheilungen, obgleich diese selbst nicht mehr bestanden, sondern vier bis sechs in ein einziges Gemach vereinigt worden waren. Den einst schönen und berühmten Kreuzgang der Väter Dominikaner hatte man durch Zumauerung der inneren Bogen Luft und Licht genommen, und was früher ein von schlanken Säulen eingefaßter, freundlicher Garten gewesen war, sorgfältig angepflanzt und von einer zierlichen Fontäne bewässert, das war jetzt ein stiller, melancholischer Hof geworden, wo sich auf übrig gebliebener Erde und Kehrichthaufen Brennnesseln und Schmarozerpflanzen aller Art gütlich thaten, auch üppige Mooſe, getränkt von der Feuchtigkeit, welche die in den Hof mündenden Dachröhren, fabelhafte Thiere und Ungeheuer vorstellend, immer noch reichlich spendeten. Der Springbrunnen war versiegt, und hatte im Gegensatz zu dem, was er früher gewesen, jetzt die trau-

rigſte Beſtimmung erhalten, denn ſeine Baſſins und ſeine Schalen dienten, als der am wenigſten feuchte Punkt im ganzen Hofe, hauptſächlich zum Trocknen der Streue aus den angrenzenden Stallungen, zu denen der ganze Kreuzgang eingerichtet worden war. Dieſe Stallungen machten ſich aber ſonſt noch ſehr bemerkbar durch eine koloſſale Düngergrube, welche bei veränderlichem Wetter den Hof mit Dünſten aller Art erfüllte, und welche der Stallwacht habenden Mannſchaft zu einem ergiebigen Jagdrevier diente; denn hier befanden ſich Ratten von fabelhafter Größe und in erſchreckender Menge. Von der ehemaligen Kirche des Kloſters, die ſchon dazumal nicht ſehr groß geweſen war, dafür aber von Gartenanlagen umgeben geweſen, war nichts mehr übrig als die an den ehemaligen Kreuzgang ſtoßende Vorhalle, welche ihre Erhaltung wohl einer Merkwürdigkeit verdankte. Dieß war nämlich eine koloſſale Marmorſchale, welche in der Mitte dieſes Raumes ſtand, und in welche ſich ehemals von vier Seiten aus den Mäulern ſeltſamer bronzener Thiere klare Waſſerſtrahlen in das Baſſin ergoſſen. Man erzählte ſich, der Erbauer dieſes Kloſters ſei lange im Orient geweſen, und habe ſich bei Gründung der chriſtlichen Kirche irgend ein mauriſches Vorbild, das ihm wohl gefallen, gar zu ſehr zu Rathe gezogen. Für dieſe Anſicht ſprach auch die Menge und Reichhaltigkeit der ſo ſolid angelegten Waſſerwerke, daß die Röhren derſelben nicht nur alle ſchweren Zeiten des Kloſters überdauert, ſondern ſich auch bei ſpäterer Verwendung der Gebäude mit verhältnißmäßig geringen Koſten ſo gut wiederherſtellen ließen, daß dieß von der ſonſt ſehr ſparſamen Kaſernenverwaltung geſchah, weßhalb die Waſſer an allen Ecken wieder fröhlich ſprudelten mit Ausnahme des ſtillen Hofes, in deſſen todter vernachläſſigter Umgebung der friſche Waſſerſtrahl auch gar zu unpaſſend geweſen wäre. Sonſt aber in

allen Räumen, wo es eben nur für passend erschien, brauchte man nur an den Stein zu klopfen, respektive die Hahnen umzudrehen, so lief einem das klarste Wasser entgegen, so in verschiedenen Theilen des äußeren Kasernenhofes, so in den großen Küchen, im früheren Refektorium, jetzt im Kasernenspeisesaal, in den verschiedenen Stallungen, vor allem aber in jener Kirchenvorhalle mit der maurischen Gestalt. Ja alles Ernstes, sie hatte diese Gestalt, und wer sie aufmerksam betrachtete, der konnte auf den Glauben kommen, er befinde sich in irgend einer kleinen Halle der Alhambra oder des Alcazars von Sevilla. Der Fußboden war mit Marmorplatten bedeckt, an den Wänden sah man noch eine Menge jetzt leider halb eingemauerter schlanker Säulchen, die mit ihren phantastischen Kapitälen das Gewölbe der Decke trugen. An dieser war sogar hie und da noch ein bunter Farbenstrich zu erkennen, sowie an verschiedenen Stellen, wo die dicke Kalktünche nicht gar zu unbarmherzig gehaust, noch etwas übrig gebliebene Basreliefs, mit denen die Steine bedeckt waren. Um diese Vorhalle mit ihrem Wasserreichthum nutzbringend zu machen, denn wenn auch die seltsamen bronzenen wasserspeienden Thiere verschwunden waren, so versahen doch einfache Bleiröhren diesen Dienst, und das Wasser floß reichlich wie vor hundert Jahren, hatte man sie dort, wo sich ehemals die Kirche befand, zugemauert, und diesen schönen Raum als Waschanstalt vermiethet, wozu er allerdings sehr geeignet war.

Die innere Einrichtung des ehemaligen Klosters, das ja auch gewissermaßen eine Kaserne gewesen, war wie die aller übrigen Einrichtungen derselben Art: breite Treppen, die vom äußeren Hofe nach den verschiedenen Theilen des Gebäudes führten, lange hallende Korridore, Zimmer von der gleichen Größe, gelb angestrichen, und wo sich unter der Stubenmannschaft ein Künstler befand, vielleicht mit

einer Bordüre von feuerſpeienden Granaten verziert. Gegenüber der Fenſterwand dieſer Zimmer befanden ſich die zwölf Bettſtellen der Bewohner, am Tage zu drei und drei aufgeprotzt, wie es mit dem Artillericausdruck hieß, an jedem Bett ein Täfelchen mit dem betreffenden Namen. An der Wand, wo ſich die ehemaligen Zellenthüren befanden, waren die verſchließbaren Kiſtchen angebracht, in welchen die Artilleriſten ihre Habſeligkeiten bewahrten, und entlang der Fenſter ſtand ein ſchwerer Tiſch mit ſechs hölzernen Schemeln.

Wo die Kaſerne in die Straße mündete, ſah man ein großes und breites Thor, eigentlich nur zwei viereckigte Thorpfeiler, zwiſchen denen ſich kein Gitter zum Verſchließen befand. Ein erfindungsreicher Kopf hatte dieſe Pfeiler mit Bomben des ſchwerſten Kalibers verziert, aus deren Mündungen Flammen von Blech glühend roth angemalt hervorzüngelten. Schon als Kinder war uns dieſer Eingang in die Artilleriekaſerne mit den eben erwähnten feuerſpeienden Geſchoſſen vom höchſten Intereſſe, und wir konnten uns hier ſtundenlang aufhalten, das Ausmarſchiren oder Einrücken einer Batterie erwartend, die mit ihren Geſchützen und Haubitzen, mit ihren ſeltſamen Wagen und dem geheimnißvollen Dröhnen dieſer Fahrzeuge auf dem Pflaſter, unſere Einbildungskraft erhitzte, und uns gegenſeitig zu unerhörten und fabelhaften Erzählungen veranlaßte über die Einrichtung der Geſchütze und das Laden der Bomben und Granaten. Ueber alle Beſchreibung glücklich fühlte ſich der, welchem es gelang, ungeſehen von der Schildwache, welche grimmig den ſo wünſchenswerthen Eingang hütete, bis in die Geſchützſchuppen zu gelangen, wo man dann häufig freundlich geſinnte Artilleriſten traf, die nicht nur den Eintritt erlaubten, ſondern auch Antwort gaben auf die haſtigen Fragen der Kinder.

Da ſtanden ſie denn in dem halbdunkeln Raum, ſo

harmlos und friedlich neben einander, die langen blanken Kanonen, die kurzen dicken Haubitzen mit den hohen Henkeln und die unförmlichen Mörser; letztere am Boden auf ihren Blocklafetten niedergekauert, sahen gegen die anderen Geschütze auf den hohen Rädern unheimlich und tückisch aus. Da waren junge im Morgenroth ihres Lebens neu und funkelnd, wie sie vor Kurzem aus der Gießerei gekommen, die noch im richtigen Sinn des Wortes kein Pulver gerochen hatten, neben alten, langgedienten von dunkler Bronzefarbe, auch mit französischen Namen versehen, voller Schrammen und Löcher, Säbelhieben und Kugelmaalen. — — Und dieser wünschenswerthe Schuppen sollte mir von jetzt an offen stehen, dort sollte ich nicht nur geduldet, sondern auch berechtigt sein, wie überhaupt auf dem ganzen weiten von einer hohen Mauer umschlossenen Kasernenhofe, den ich jetzt an der Seite meines Pflegevaters mit sehr stolzen und erhabenen Gefühlen betrat. Die Schildwache am Thor ließ mich nicht nur ruhig passiren, sondern schien mir auch mit Interesse nachzublicken, als ihr Herr von Schwaneseld gesagt, ich sei ein neuer Freiwilliger bei der zweiten reitenden Batterie, Hauptmann von Manderfeld.

Nachdem wir an dem weitläufigen Gebäude die Inschrift gesucht, welche uns das Revier der benannten Batterie bezeichnete, stiegen wir durch eine Treppe hinauf und fanden bald eine Thüre mit der Aufschrift „Wachtmeister Mettler“; dort klopfte Herr von Schwaneseld, das erste Mal zu bescheiden, als keine Antwort erfolgte, lauter, worauf die Thüre von innen geöffnet wurde, und ein junger Mann in Uniform, der eine Feder quer im Munde trug, erschien, welcher sich nach unserem Begehr erkundigte, und die Antwort meines Pflegevaters auf seine Frage in's Zimmer hineinrapportirte, worauf nach ein paar Augenblicken eine feste Stimme sagte: „Laßt Sie hereinkommen.“

Und darauf traten wir ein, ich ziemlich schüchtern, mein Pflegevater mit dem sicheren Anstande eines Weltmannes, und so wandte er sich auch an den Mann in Wachtmeister-Uniform, der uns entgegentrat. Dieser empfing meine Papiere kopfnickend, und schien von meiner Ankunft unterrichtet; er wandte sich wenigstens mit den Worten an einen Offizier, der an einer Ecke des Tisches saß und einem Schreiber in die Feder diktirte: „Da ist der junge Mensch, welcher der Batterie zugetheilt wurde."

In dem Zimmer befanden sich neben dem, welcher uns an der Thüre empfangen, noch zwei andere junge Leute, welche schrieben, und neben dem Offizier an der Ecke des Tisches noch ein anderer Offizier, welcher aber zum Fenster hinausschaute und von uns keine Notiz zu nehmen schien, der andere aber blickte in die Höhe und sah mich strenge an. Er hatte überhaupt ein etwas finsteres Gesicht, dessen Ausdruck nicht gemildert wurde durch dunkle buschige Augenbrauen und durch den starken Schnurrbart, der in seiner Länge über das gewöhnliche Maß weit hinausreichte. Der Wachtmeister Mettler machte gegen meinen Pflegevater eine Handbewegung und sagte: „Der Herr Premierlieutenant Bachmann wird befehlen, was mit dem jungen Manne zu thun ist."

„So kommen Sie nun einmal näher, und lassen Sie sich betrachten," entschied der Premierlieutenant. — „So — — so — — noch näher. — — Sehen Sie mir in's Gesicht." Ich that, wie mir befohlen, und während er mich scharf betrachtete, hob er seine Oberlippe mit dem gewaltigen Bart bis dicht unter die Nase, worauf er durch dieselbe von sich blies, daß es einen zischenden Laut gab, und dann legte er seine rechte Hand auf meine Schulter, diese sowie meine Arme und meine Brust befühlend. Nach einigen Augenblicken schüttelte er leicht mit dem Kopfe und

Du haſt mich hingehalten; wer hätte nicht mit vierhundert Gulden in die Welt hinaus können und glücklich ſein? Vierhundert Gulden und Freiheit, und jetzt! — gar nichts! und verloren zu ſein! — Barmherzigkeit, es iſt zu ſpät!“

Bei dieſen Worten ließ der Gevatter den Steinmann los und ſchaute mit erdfahlem Geſicht über den Platz hin, wo ſich mehrere Leute näherten, unter ihnen einige frühere Collegen des Steinmann. Dieſer drehte bei den Worten: „es iſt zu ſpät!“ den Kopf langſam nach dem Fenſter herum, als fürchte er, ein Geſpenſt zu ſehen; dann aber, als er für ihn noch viel Schrecklicheres bemerkte, warf er den Gevatter haſtig von ſich ab, ſtürzte zur Zimmerthüre hinaus und warf ſie hinter ſich ins Schloß, und das war das Werk eines Augenblickes.

Der Gevatter, davon überraſcht, ſtürzte ebenfalls nach der Thüre und erfaßte gerade mit den Händen das Schloß, als er bemerkte, wie von außen der Schlüſſel umgedreht wurde. Dann eilte er zurück an die vergitterten Fenſter, riß einen Flügel auf und ſchrie hinaus auf den Platz: „Hieher Leute, hieher! Da bin ich! Der Steinmann iſt auch hier, aber paßt um Gottes willen auf, er iſt in die Kirche hinein! Gebt Achtung, ich bitte euch, gebt Achtung, daß er nicht davon kommt!“

Auf dieß hin ſprangen einige der Polizeiſoldaten in die Meßnerei, und während ſie die Thüre des Wohnzimmers aufſchloßen, und den Gevatter feſtnahmen, blieben andere um die Kirche herum, Thüren und Fenſter derſelben genau im Auge behaltend.

Der Steinmann, dem, als er Gewißheit über ſein Schickſal hatte, für einen Augenblick die alte Geiſtesgegenwart zurückkehrte, war in der That durch die Sakriſtei in die Kirche geeilt und ſpähte umher, wo eine Möglichkeit des Entkommens ſei. Richtig! dort war die kleine unbekannte Thüre, die hinab in

meinte brummend: „Es iſt das eigentlich kein Fundament für einen Artilleriſten, wenn es ſich auch nach und nach herauswächst — — hat er etwas gelernt?“ wandte er ſich mit einem fragenden Blicke an Herrn von Schwaneſeld, „und reitet gut, wie ich höre?“

Mein Pflegevater machte eine bejahende Bewegung.

„Herr Kamerad,“ ſagte hierauf der Premierlieutenant zu dem Offizier, welcher noch immer zum Fenſter hinausſchaute, „wollen Sie ſich den Freiwilligen einmal anſchauen, es wäre vielleicht nicht ohne Intereſſe für Sie.“

„So haben Sie vielleicht die Abſicht ihn mir zuzuweiſen?“ gab der Angeredete zur Antwort, indem er ſich herumdrehte und näher trat.

Der hatte ein angenehmes, wohlwollendes Geſicht, ein großes, klares und freundliches Auge und eine breite und offene Stirne; allerdings lag etwas wie ein Schatten über dieſen Zügen, er ſchien nicht froh zu ſein oder gelangweilt, doch wurde dieſer Ausdruck des Mißmuthes ſehr gemildert, wenn er ſprach, durch ſeine angenehm klingende Stimme, ſowie durch einen liebenswürdigen Zug um den Mund, der dem ganzen Geſicht etwas Schalkhaftes gegeben hätte, wenn nicht, wie ſchon bemerkt, in den Blicken etwas wie Unglück oder Schmerz geweſen wäre. Von Allem dem erſchien mir freilich beim erſten Betrachten nur der wohlwollende Geſammteindruck und machte in mir den Wunſch rege, der finſtere Premierlieutenant möge mich ſeinem Kameraden zuweiſen. „Schauen Sie ſich ihn einmal an,“ ſagte er hierauf, und ſetzte hinzu: „Das will jetzt Alles zur Artillerie, wenn es nur auf zwei Beinen ſtehen kann. Wachtmeiſter Mettler, wie viel von der Sorte haben wir bereits bei der Batterie?“

„Sieben, Herr Premierlieutenant.“

„So wäre das alſo der Achte, und wenn das mit dem

Segen ſo fort geht, ſo können wir nächſtens ein Muſtergeſchütz montiren inclusive Fahrer und Pferde; denn von den letzteren wüßte ich auch ein Dutzend, die zu dem Korps der Freiwilligen prächtig paſſen.“ Das waren nun allerdings keine Aeußerungen, die mir ſchmeicheln konnten, doch ſchien das auch gar nicht in der Abſicht des Redners zu liegen, denn er fuhr fort, indem er die Hand auf ſein Knie ſtützte und mit dem rechten Bein behaglich ſchlenkerte: „Es iſt wahrhaftig ein Unglück für den Dienſt, daß dieſes Freiwilligen-Unweſen allmälig ſo einreißt; ich habe jetzt ſchon ein Stücker zwanzig durch meine Finger ſchlüpfen ſehen, und was iſt aus Allen geworden? — — — Zwei“ — er zählte an den Fingern her, „wurden Lieutenant — — — So ſo — — einer ein mittelmäßiger Oberfeuerwerker, ein paar Feldwebel, Wachtmeiſter, und die Uebrigen ſind zerſtoben, d. h. abgegangen, und kein Menſch weiß, was aus ihnen geworden iſt. — — Alle aber,“ ſetzte er in lautem Tone hinzu, „traten in der Idee ein, mindeſtens General zu werden. — — Und Sie haben wohl auch die gleiche Abſicht?“ wandte er ſich an mich.

Während er ſo ſprach, hatte ich in einem fort den andern Offizier angeſchaut und ein paarmal hatte mich ſein Blick ertappt: ſein Geſicht hatte für mich ſo etwas Wohlthuendes, Bekanntes, und doch beſann ich mich vergebens, ob und wo ich ihn ſchon geſehen; bei Herrn von Schabegg war er nie geweſen, ſonſt hätte ich ihn gleich wieder erkannt, auch konnte ich mich nicht erinnern, ihm ſchon öfter begegnet zu ſein, und doch, wenn er mich raſch mit ſeinem ſchönen, klaren und doch wieder traurigen Auge anſah, wenn ſeine Mundwinkel lächelnd zuckten, ſo hätte ich rufen mögen, das iſt ja — — — aber wer? — — wer? — das wollte mir nicht einfallen.

Mochte auch nun der Offizier in meinem Geſicht etwas

finden, was ihm sympathisch war, oder hatte er in Betreff der Freiwilligen andere Ideen als der Premierlieutenant, genug, er wandte sich an diesen und sagte mit seinem ruhigen Lächeln: „Wenn Sie keine bessere Verwendung für den jungen Menschen haben, so weisen Sie ihn mir zu, ich will ihn gerne nehmen."

Für diese Aeußerung hätte ich ihm die Hand küssen mögen, und vermochte es in der That nicht einen Ausdruck der Freude zu unterdrücken, als der Premierlieutenant hierauf lachend sagte: „Ihr Wunsch ist mir schmeichelhaft — — Sie haben ihn — — Mögen Sie glücklich sein in dieser neuen Vermehrung Ihrer Schwefelbande."

„Apropos Schwefelbande," wandte er sich an den Wachtmeister. „Legen Sie mir doch nachher das Sündenregister vor, welches der Unteroffizier Schmetterer die letzten Tage eingebracht hat; der Mann ißt ein saures Brod und hat, wie ich ganz genau weiß, bei Tag und Nacht keine Ruhe."

„Gewiß," mischte sich der andere Offizier kopfnickend in das Gespräch, „und doch waren Sie auf die Idee gekommen, die jungen Leute in einer Stube beisammen zu lassen."

„Und gewiß eine richtige Idee," erwiederte der Premierlieutenant, „diese jungen Herren in ihrem Uebermuthe, in ihrer Sucht zu allen möglichen losen Streichen sind für jede ordentliche und solide Batterie ein Krankheitsstoff, den man soviel wie möglich absperren muß, damit er nicht die ganze Mannschaft vergifte; lassen Sie mich diese Freiwilligen, statt sie bei einander unter einer Faust zu behalten, in sieben verschiedene Zimmer legen, so wette ich zehn gegen eins, daß in diesen sieben Zimmern so viel Unsinn begangen werden wird, und die Mannschaft derselben so außer Rand und Band kommt, daß selbst meine doch so

ziemlich gewichtige Hand kaum im Stande ſein wird, die Zügel ſcharf genug anzuziehen und die ganze Batterie am Durchgehen zu verhindern.“ Er betrachtete bei dieſen Worten ſeine allerdings ſchwere und gewichtige Fauſt, die er auf den Schenkel aufgeſtemmt hatte.

„So legen Sie alſo den jungen Menſchen dort auch auf Nr. 44?“

„Gewiß, verehrteſter Herr Kamerad, das muß ſich auch nebenbei aneinander abſchleifen, wie die Kinnketten in einem Putzbeutel, und erprobt auch am beſten die eigene Kraft unter ſo nichtsnutzigen Seinesgleichen. Er muß ſchwimmen wie er mag, mit oder gegen den Strom, nur auf eine geſcheidte und verſtändige Art ſehen, daß er oben bleibt. Alſo hinein mit ihm in die Flut, daß er ſeine eigene Kraft kennen lernt. — — — Ich hatte in meiner Jugend,“ fuhr er nach einer Pauſe lächelnd fort, „einen Schwimmmeiſter, welcher keinen Zögling annahm, der nicht vorher die Probe durchgemacht hatte, ob er von ſelbſt untergehe oder ſich nothdürftig über'm Waſſer halte; denn bei Kaltblütigkeit und Muth, zwei Eigenſchaften, die zu allen Leibesübungen erforderlich ſind, hält ſich auch der, welcher im Waſſer noch nie den Grund unter den Füßen verlor, doch eine zeitlang oben, und die Praxis bewies, daß unſer wirklicher Schwimmlehrer recht hatte; alſo nach Nr. 44, junger Herr, das Nöthige wird der Herr Lieutenant, Baron von Steinfeld, von jetzt an Ihr unmittelbarer Chef, zu beſorgen die Gewogenheit haben.“ Er legte die rechte Hand gleich an ſeine Dienſtmütze, und da wir dieſen Gruß für eine Entlaſſung annahmen, ſo zogen mein Pflegevater und ich uns nach der Thüre zurück, während im gleichen Augenblicke der Wachtmeiſter ein Papier dem Premierlieutenant darreichte.

„Ah,“ ſagte dieſer, und dann rief er, zu uns gewen-

bet: „Halt einen Augenblick, Sie ſollen das Sündenregiſter des Herrn Schmetterer mit anhören, natürlicher Weiſe in negativem Sinn zur Darnachachtung; denn wenn Sie als nunmehriger achter Bewohner dieſer unglückſeligen Stube auch noch an dieſen Teufeleien theilnehmen, ſo müßte ich geradezu auf den Bau eines Reſervearreſtlokals antragen. — — Hören wir alſo den Kummer des wirklichen Unteroffiziers Schmetterer. — — Da," — er gab das Papier dem Wachtmeiſter zurück, „leſen Sie es mir vor, ich kann mich alsdann beſſer in die Situation verſetzen."

„Unteroffizier Schmetterer, Stubenkommandant des Zimmers Nr. 44," ſagte der Wachtmeiſter murmelnd, „bringt demnach ganz gehorſamſt zur Anzeige, daß der Kanonier Stautz und der Vizebombardier Schultes wieder eine ſehr unangenehme Geſchichte mit einander gehabt. Schultes ſaß über ſeine Erbſenſuppe gebückt, während ſich Stautz hinter ihm zu ſchaffen machte und unglücklicherweiſe ein Buch aus ſeiner Hand auf den Kopf des Schultes fallen ließ, ſo daß dieſer heftig erſchreckt mit Naſe und Mund in die Erbſenſuppe tauchte."

„Unter uns geſagt," bemerkte der Premierlieutenant, „dieſer Stautz iſt ein boshafter junger Hund, ich werde ihn wieder einmal ſchütteln müſſen."

„Schultes ſprang im höchſten Zorne auf," las der Wachtmeiſter weiter, „und da der Andere ſich gar nicht einmal entſchuldigte, ſo nahm er die Schüſſel mit Erbſenſuppe und ſtülpte ſie dem Stautz über den Kopf, wodurch deſſen Kolette Nr. 3 und Reithoſen Nr. 4 ſtark beſudelt wurden."

„Sollte man nicht mit Feuer und Schwert unter dieſe Bande fahren, und habe ich nicht Recht, Herr Kamerad von Steinfeld, daß dieſe Freiwilligen eine ganze Batterie zu ruiniren im Stande ſind? — — — Geben Sie Beiden

eine Strafwache, der Vizebombardier heute Abend in den Stall, Monsieur Stautz, die unschuldige Seele, nächsten Sonntag draußen auf Fort Nr. 10. — — Was haben wir weiter?" — —

„Der Freiwillige Ebert brachte vorgestern Abend heimlicher Weise einen jungen Hahnen mit, es war nach dem Zapfenstreich und Alles schon zu Bett, worauf er das Thier ungesehen in seinen Kasten einschloß; der Hahn in Angst gesetzt machte nun mit Kratzen und Scharren einen solchen Lärm, daß Niemand schlafen konnte, und obgleich man, die Ursache dieses Lärms nicht kennend, die ganze Stube untersuchte, so wollte doch Ebert seinen Kastenschlüssel nicht hergeben, bis Wetter und Ellendorf sich über ihn hermachten und ihm den Schlüssel abnahmen. Es war im Zimmer so dunkel, daß man nichts sehen konnte, und daß es dabei Püffe und Schläge gesetzt, glaube ich annehmen zu können."

„Ich auch," sagte lachend der Premierlieutenant, „und wenn der schmächtige Ebert unter die Finger des handfesten Wetter gefallen ist, so ist er für seine Hahnenhaltung einigermaßen bestraft. Doch können Sie ihn nebenbei an einem der nächsten Tage, wenn es recht kalt ist, die Heufuhren hereinholen lassen. Er kann dann nebenher draußen bei den Magazinen landwirthschaftliche Studien treiben."

„Der Vizebombardier Leiendecker kann es nicht unterlassen, gegen seinen vorgesetzten Unteroffizier und Stubenkommandanten durch naseweise Antworten die schuldige Achtung zu verletzen."

„Das ist ein Gelehrter," sagte der Premierlieutenant mit wichtiger Miene, „der macht Studien mit Schießbaumwolle, will ein Dampfgeschütz konstruiren, und hat große Hoffnung die Quadratur des Zirkels aufzufinden."

„Er beschäftigte sich gestern mit Logarithmen-Tabellen."

„Hat das Wort der Unteroffizier Schmetterer geschrieben?“ fragte zweifelnd der Offizier.

„Das nicht,“ erwiederte der Wachtmeister — — „aber nach seiner Beschreibung müssen es Logarithmen-Tabellen gewesen sein.“

„Was ist's mit diesen böhmischen Dörfern?“

Schmetterer, der am Tisch saß, bat sich auf die freundlichste Art eine Erklärung über die vielen Zahlen aus, worauf ihm Leiendecker entgegnete, das sei ein höchst merkwürdiges und wichtiges Buch, denn es enthalte alle Hausnummern von sämmtlichen Städten Europas.

Der Premierlieutenant fuhr mit der Hand an seinen Schnurrbart und es zuckte und blinzelte eigenthümlich unter seinen buschigen Augbrauen, doch saß er gleich darauf wieder würdevoll, wie ein Richter thun soll, ein Bein über das andere geschlagen, anzuschauen wie ein grimmiger Löwe, während der Wachtmeister fortfuhr zu lesen: — über diese Antwort lachten die andern Freiwilligen so unziemlich, und es verlangte Jeder so auffallend die Nummer seines Hauses suchen zu dürfen, daß Schmetterer es für gut fand, um allen unangenehmen Erörterungen zu entgehen, das Zimmer zu verlassen.

„Er wird das mit großer Würde gethan haben, und hatte Recht,“ meinte der Premierlieutenant, „richten Sie es so ein, Wachtmeister, daß der Leiendecker am nächsten Festtage auf Stallwacht kommt, er kann dann seine Hausnummern studiren. — — Sind wir fertig?“

„Es ist hier noch ein Fall mit Ellendorf,“ fuhr der Vorleser des Strafprotokolls fort, wobei er einen Blick auf mich warf, als wolle er sagen, bei dieser Meldung sei ich überflüssig, auch verstand der Offizier diesen Wink und meinte kopfnickend: „Aha dieser Ellendorf, wo treibt er sich wieder herum?“

„In dem Quartier der Montirungskammer," ſagte der Wachtmeiſter; „dort, wo der Hülfsſchneider wohnt, der die hübſche Tochter hat."

Mein Pflegevater ſchaute mich flüchtig an, und da er wohl bemerkte, wie ich meine Augen weit öffnete und mit ſichtbarer Spannung den weiteren Worten des Wachtmeiſters lauſchte — — ja mit Spannung und mit einem bisher ungekannten ſchrecklichen Gefühl, denn vergangene Zeiten ſprangen mit einem Male ſo vor mich hin, als habe ich geſtern erſt vergeſſen, von der armen Alice Abſchied zu nehmen, und als ſei ich heute hierher geeilt, um in herzlichſter Zuneigung meine Jugendgeſpielin wieder aufzuſuchen. — — Ja, als mein Pflegevater gewiß Aehnliches auf meinem Geſichte las, ſo machte er gegen beide Offiziere eine Verbeugung und fragte, ob er vielleicht mit mir den Unteroffizier Schmetterer aufzuſuchen habe, um mich dieſem vorzuſtellen.

„Ich werde ihn mit mir nehmen," ſagte Lieutenant von Steinfeld, und wandte ſich der Thüre zu.

„Thun Sie das," pflichtete der Premierlieutenant, der jetzt in Wirklichkeit ernſt und finſter drein ſchaute, bei, „und bitte, nehmen Sie mir den Ellendorf à faire — den Teufel auch! dieſer Schlingel ſoll mir die Kaſerne anſehen, wie jedes andere anſtändige Haus auch. Mögen ſie draußen treiben, was ſie vor ihrem Gewiſſen verantworten können, aber hier ſollen ſie ſich in Acht nehmen, oder ich brauche mein Hausrecht und ſetze einmal ein Paar an die Luft, darauf will ich dieſen übermüthigen Geſellen mein Wort verpfänden. — — Haben Sie das Mädchen ſchon geſehen?" fragte er den Lieutenant von Steinfeld.

„Nein," entgegnete dieſer in gleichgültigem Tone, „ich kann mich wenigſtens nicht erinnern."

„Ein liebes, gutes und braves Geſchöpf," verſicherte

der Premierlieutenant, und jedes ſeiner Worte traf mich ſchmerzlich in's Herz. — — — „Es iſt ſchade, daß die in keine guten Finger gekommen iſt; ihr Vater, der Hülfsſchneider bei der Montirungskammer, iſt ein verſoffenes Thier, und hätte ihn der Capitain d'Armes ſchon lange abgeſchafft, wenn er nicht Mitleiden mit der Tochter, jenem armen Geſchöpf, hätte."

Ja, jedes Wort traf mich wie ein Keulenſchlag, und nicht nur mich allein, ſondern ich bemerkte auch, wie mein Pflegevater unruhig mit den Achſeln zuckte und leicht hüſtelte, wie er zu thun pflegte, wenn ihm etwas höchſt unbehaglich war. Er blickte mich von der Seite an und rührte leicht meinen Arm, wobei er ſagte: „Ich werde mich ſo bald als möglich nach ihr umſehen."

Da wir nun entlaſſen waren, der Lieutenant von Steinfeld ſchritt uns voraus, ſo gingen wir zur Thüre hinaus, und auf dem Korridor ſetzte Herr von Schwaneſeld ſeinen Worten von ſo eben noch zu: „Mit ihrem Vater werde ich reden, man muß ihn veranlaſſen, daß er ſeine Zuſtimmung gibt, Alice in beſſere Umgebung zu bringen."

Daß ich mir feſt vorgenommen hatte, mich ebenfalls nach ihr zu erkundigen, brauche ich wohl nicht zu ſagen; ſoviel war gewiß, daß ich beſchloß, ſie gegen jede Zudringlichkeit, beſonders gegen die des mir bis jetzt noch unbekannten, aber nichtsdeſtoweniger ſchon gründlich verhaßten Herrn Ellendorf zu ſchützen.

Die Mittheilungen des vorhin angehörten Strafprotokolls hielt ich dem geneigten Leſer für nothwendig, um ihn einen Blick werfen zu laſſen in die Neckereien, wie ſie damals zwiſchen den jungen Leuten unſeres Schlages ſehr gebräuchlich waren, und wie ſie überall vorkamen. Daß ich bei meinem Eintritt in dieſen Kreis die Zielſcheibe einer Menge mehr oder minder ſchaler Späſſe werden würde,

hatte mir Herr von Schwaneſeld ſchon geſagt und ſich ſeine Vermuthung auch als richtig bewieſen. Dergleichen oftmals ſehr bittere Augenblicke hier in ihren Einzelheiten zu berühren, halte ich nicht für nothwendig und auch nicht für intereſſant genug, doch muß ich wenigſtens ſagen, daß ich auf den Rath eines guten Freundes Namens Wetter, den ich mir in der Kaſerne erwarb, eine Zeit lang all' die Plackereien geduldig ertrug oder wenigſtens geduldig zu ertragen ſchien. Ich murrte nicht, wenn ich mich müde zu Bett legte, und dann das ganze Bettgeſtell mit mir nach allen Richtungen auseinander brach, wobei mir denn ein tiefes und lautes Schnarchen meiner Stubengenoſſen beweiſen ſollte, daß ſie an dem Unfalle durchaus nicht ſchuld ſeien. Ich lachte mit, da ich eines Morgens früh um vier Uhr, als zum Stall geblaſen wurde, meine Stiefel, die ich haſtig anziehen wollte, voll Bürſten, Holz, Werg und allen möglichen Geräthſchaften fand. Ich nahm es ſogar das erſte Mal nicht übel, als ich den Lederbeſatz meiner Reithoſe mit beſonderer Sorgfalt blank wichſen wollte, und zu meinem Schrecken fand, daß Jemand das Leder mit Fett eingerieben hatte, und dann alle Mühe vergeblich war. Ich litt es eine Zeit lang geduldig, daß man die Rinde meines Kommißbrodes wegſchnitt und mir die weiche Krumme ließ, oder daß ich, wenn ich von meinem einfachen Abendeſſen, beſtehend in etwas Butter und einem Stücke Wurſt, abgerufen wurde, bei der Rückkehr alles rein aufgezehrt fand.

Lieutenant von Steinfeld ſchritt uns voran über den langen Korridor, ſtieg dann noch zwei Treppen empor und brachte mich auf den Dachboden, wo die Montirungskammern waren, und wo er mich dem Capitain d'Armes vorſtellte. Dieſer wichtige Beamte war, wie die meiſten dieſer Kategorie, eine ſehr mürriſche Perſönlichkeit, welche die Montirungskammern mit Uniformen verſchiede-

unterirdiſche Gewölbe führte und durch einen kleinen Gang mit dem Keller des benachbarten ehemaligen Kloſters unter dem Stadtgraben zuſammenhieng. Dieſer Gang war unten nur mit einer leichten Lattenthüre verſchloſſen, welche unſchwer zu erbrechen war. — Alſo da hinaus! — Dort war allerdings die Thüre, welche in die Gewölbe hinabführte, und als der Steinmann ſie bemerkte, ſprang er auf ſie zu, prallte aber im nächſten Augenblicke zurück, denn ihm fiel ein, daß er die Schlüſſel zu derſelben auf dem Tiſch im Zimmer liegen gelaſſen. Umſonſt rannte er mit dem Kopf gegen die eiſerne Pforte, ſie wankte nicht unter ſeinen kräftigen Stößen; wohl aber verwirrten ſich ſeine Gedanken, und ſein Auge ſtarrte gläſern nach der Thüre des Glockenthurmes, welchen er aufgeſchloſſen hatte, um an die Glocken zu gelangen. Da hinauf eilte er, willenlos und gejagt von ſchrecklichen Gedanken, die wie Geſpenſter hinter ihm drein zogen, und die er vergebens von ſich abzuſperren ſuchte, indem er die eiſerne Thüre zur ſchmalen Wendeltreppe des Thurmes haſtig hinter ſich zuwarf, und von innen verriegelte.

Vergebens! ſagen wir, denn die Gedanken ſchienen die ſchmale Treppe zu erfüllen und ihn aufwärts zu drängen, immer höher den Thurm hinauf, und ließen nur zuweilen von ihm ab, damit er durch eines der ſchmalen Fenſter hinabſchaue auf den Platz vor der Kirche, welcher jetzt plötzlich mit Menſchen bedeckt war, und alle die tauſend Augen ſtarrten auf die Kirche und jubelten, daß der Steinmann gefangen ſei und daß ſie ihn bald herausſchleppen würden, gefeſſelt wie ein wildes Thier. Er aber, dem alles das galt, knirſchte mit den Zähnen, und in ſeinem ſiedenden Gehirn rollte ein einziger Gedanke — die Luſt, all' denen da drunten ihre Freude zu verderben, und während ſich ſein Haar auflupfte und er die letzte Treppe hinaufraste bis zu dem Raum, wo die Glockenſeile herabhiengen, knüpfte er mit zitternden Händen eines um ſeinen Hals und jauchzte in teuf-

ner Garnituren als ihr ſpezielles Eigenthum anſehen, und nie anders glauben, als die Hauptbeſtimmung dieſer Unmaſſe von Koletten und Reithoſen ſei beſtimmt, in dieſen halbdunkeln Räumen aufgehängt zu bleiben, und es als eine unregelmäßige Ausnahme betrachten, wenn der Soldat ſeine beſſere Uniform hie und da einmal anziehen darf.

Der Capitain d'Armes unſerer Batterie, Unteroffizier Maeuler, ein ſchon älterer Mann, beſonders übel gelaunt, beſonders brummig, obgleich er im Herzen ein ſeelenguter Mann war, war furchtbar nachläſſig angezogen, und man ſah ihn ſelten anders als in ſchlottrigen Beinkleidern, einem abgeſchabten defekten Kolett mit fuchſigen Treſſen, auf dem breiten Kopf eine viel zu kleine grobe Dienſtmütze, unter der das graue Haar borſtig hervorſah, und unter dem Arm eine dicke rothe Brieftaſche, angefüllt mit Papieren; den ihm ſehr nothwendigen Bleiſtift hatte er faſt beſtändig hinter dem Ohre ſtecken.

Bei unſerem Eintritt tauchte er hinter einem großen Haufen älterer Mäntel hervor, ſchob zur Begrüßung ſeines Vorgeſetzten ſeine Mütze vom rechten auf das linke Ohr, und ſah meine kleine Geſtalt, nachdem ich ihm vorgeſtellt worden, mit einem etwas verächtlichen Blick an. „Das iſt ſehr gering," ſagte er mit einer rauhen Stimme, „wahrſcheinlich eine Offizierpflanze, Herr Lieutenant, ſchade, daß wir keine Infanterie ſind, hätte alles Zeug zum Tambour."

„Allerdings eine Offizierpflanze, wie Sie das zu nennen belieben," ſagte Lieutenant von Steinfeld in einem heitern Tone, „auch nicht übermäßig groß, wird aber mit der Zeit Manchem über den Kopf wachſen. — — Ich protegire ihn," ſetzte er leiſer, und ſich vertraulich zu dem Capitain d'Armes wendend, hinzu: — „Iſt ein ſchneidiger Burſch, und reitet wie ein Alter."

„Nun das wär' mal ein Segen," knurrte der Unter-

offizier, „denn mit Reſpekt zu melden, die Uebrigen von Nr. 44 ſitzen auf den Pferden wie ſchwindſüchtige Affen. — — Soll ich ihn alſo einkleiden?“

„Allerdings, mein lieber Maculer, und wenn Sie mir einen Gefallen erweiſen wollen, ſo kleiden Sie ihn ſorgfältig ein, geben ihm keine Lumpen, daß er den ganzen Tag zu flicken hat, und laſſen ihm auch die geringeren Garnituren hübſch paſſend machen.“

„Wenn Sie ihn loben, Herr Lieutenant von Steinfeld, und ſich ſeiner annehmen, ſo thue ich ſchon ein Uebriges — — und der Herr Premierlieutenant?“ ſetzte er mit einem pfiffig ſein ſollenden Blinzeln hinzu, „Herr Lieutenant wiſſen wohl, daß er es nicht ſehr mag, wenn man die Freiwilligen vor den andern auszeichnet.“ — —

„Iſt in dieſem Falle ganz meiner Anſicht.“

„Nun dann kann was geſchehen; Herr Simmler,“ rief er in das tiefe Dunkel der mit Kleidern vollgepfropften Montirungskammer hinein, „komm' er mit ſeinem Maß daher.“

Simmler kam und erkannte mich augenblicklich, was er durch ein freundlich grinſendes Lächeln anzeigte. Er ſchien ausnahmsweiſe heute morgen ſehr nüchtern zu ſein, ſah auch deßhalb leichenblaß aus und ſeine Augen waren fahl und glanzlos. Er war überhaupt bedeutend gealtert und ſeine Geſtalt zuſammengebückt. Im Uebrigen ſchien es ihm gut zu gehen, denn er war ordentlich gekleidet.

Herr von Schwaneſeld, der in ſeinen Blicken zu leſen ſchien, daß der Flickſchneider eine große Erkennungsſzene beabſichtige, was er hier für ſehr unnöthig hielt, ging ihm entgegen. Da Lieutenant von Steinfeld und der Capitain d'Armes für einen Augenblick zwiſchen den Montirungen verſchwunden waren, um etwas nachzuſehen, ſagte er mit

leiſer Stimme: „Ihr ſeht, Simmler, es iſt der Eugen, der bei der Batterie einrückt und Euch ſpäter in Eurer Wohnung beſuchen wird, ſprecht aber hier Nichts von früheren Zeiten, ich will Euch ſchon ſpäter einmal ſagen weßhalb; was mich anbelangt," ſetzte er lachend hinzu, „ſo ſollt Ihr Euch, ſo laut Ihr wollt, darüber freuen, daß Ihr in mir einen alten Freund, den Herrn von Schwaneſeld, dermalen im Armenhauſe, wiedergefunden."

Simmler ſchien auf die Idee meines Pflegevaters eingegangen zu ſein, denn er begnügte ſich mir freundlich zuzunicken, als er nun näher getreten war, und nach der Anweiſung des Capitain d'Armes mein Maß nahm.

„Das wird aber Alles wirklich paſſend gemacht," ſagte dieſer mit lauterem Tone, „nicht nur ſo hingehudelt, der Herr Kapitän, der Herr Premierlieutenant und der Herr Lieutenant von Steinfeld wollen Muſteranzüge ſehen. — Verſtanden?" — —

Nachdem Simmler mit mir fertig war, ich mich auch mit einigen gutgeſetzten Worten dem Wohlwollen des Gebieters der Montirungskammer empfohlen, verließen wir dieſen wichtigen Ort und ſtiegen eine Treppe hinunter bis zur Thüre Nr. 44, die ſich, ſobald der Lieutenant von Steinfeld an's Schloß kam, wie durch Zauber von ſelbſt öffnete. Augenſcheinlich waren wir erwartet worden, und befand ſich deßhalb das Gemach in ziemlich guter Ordnung; die Ueberzüge der acht Betten waren ſtramm gezogen über den hochaufgelockerten Strohſäcken, auf dem Tiſch war neben Büchern und Schreibmaterialien nur ein einziges Käspapier zu ſehen, und von meinen Herren Kameraden ſtanden vier in vorſchriftmäßiger Haltung, den kleinen Finger an der Hoſennaht, vor dem Bett aufgeſtellt. Unteroffizier Schmetterer ſchritt dem eintretenden Lieutenant entgegen und meldete in einem durchaus nicht ſchmetternden Tone,

vielmehr mit einer feinen Diskantstimme: „im Zimmer Nr. 44 ein Unteroffizier und sieben Freiwillige, von Letzteren vier anwesend, einer läßt exerziren, einer befindet sich auf Stallwache, einer sitzt im Arrest.“

Der Lieutenant nickte mit dem Kopfe und warf einen prüfenden Blick auf die vier jungen Leute, welche regungslos dastanden. Ich folgte seinen Augen und glaubte zu wissen, warum er leicht mit dem Kopfe schüttelte. An dem Anzuge der Vier nämlich ließ sich Verschiedenes aussetzen, einer hatte seine Jacke schief zugeknöpft, ein anderer trug seine Beinkleider herabhängend, wie der Capitain d'Armes, ein dritter trug neben dem Reitstiefel des rechten Fußes am linken einen niedergetretenen Pantoffel, und der vierte, der ein süßes, freundlich lächelndes Gesicht machte und keine Halsbinde hatte, suchte hinter seinem Rücken eine Guitarre zu verbergen.

Lieutenant von Steinfeld zeigte auf mich und sagte: „Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen einen neuen Freiwilligen vorzustellen, Eugen Ramming, ein junger Mann von achtbarer Familie, wohl erzogen, von guten Kenntnissen, kurz Jemand, der alles nothwendige Zeug hat, um bei guter Aufführung baldigst avanciren zu können; nehmen Sie ihn freundlich auf, unterstützen Sie ihn mit gutem Rath und machen Sie ihm seinen Eintritt so leicht, als Sie sich das selbst gewünscht haben, damals, als jeder von Ihnen unter gleichen Verhältnissen in dieß Zimmer trat. — Ihnen, Unteroffizier Schmetterer, empfehle ich diesen jungen Mann ganz besonders, nehmen Sie sich seiner an und glauben Sie mir, daß ich alle Meldungen über ihn stets mit großem Interesse entgegen nehmen werde. Was Sie anbetrifft,“ sagte er zu mir, „so thun Sie Alles, um Ihren Vorgesetzten und diesen Herren da ein freudiger und angenehmer Stubengenosse zu sein. Jetzt lasse ich Sie hier

und bitte Ihren Pflegevater, den Herrn von Schwanefeld, mich auf mein Zimmer zu geleiten. Unteroffizier Schmetterer wird Ihnen Ihr Bett und Ihren Kasten anweisen, und somit für heute Gott befohlen.“ Er nickte mir freundlich zu und verließ mit meinem Pflegevater das Zimmer, doch faßte der Letztere vorher meine beiden Hände, drückte sie herzlich und sagte mit einer Stimme, die eigenthümlich weich klang: „Möge es Dir wohl gehen, mein lieber, guter Eugen.“

Es gibt ein Bild, wo ein trauriger gedrückter Mensch mit unsicherem Blick und zweifelhaftem Lächeln wie hingeweht neben der Thür an der Wand eines kleinen, kahlen Zimmers steht, das einzige Fenster ist vergittert, der Mann hat ein kleines Bündel am Arm, seine Mütze ist ihm aus der Hand gefallen, und unter diesem Bilde steht: „die erste Viertelstunde von zwanzig Jahren.“ — — Aehnliche Empfindungen, wenn auch minder herber und schrecklicher Art, als sie das Innere dieses Mannes durchwühlen, hat gewiß Jeder schon einmal gehabt, den der Wechsel seines Lebens in neue, in gänzlich fremde Verhältnisse und Umgebungen warf. Was mich anbelangt, so war mir diese erste Viertelstunde im Zimmer Nr. 44 härter und niederdrückender, als meine ganze übrige Dienstzeit. Daß mich meine neuen Kameraden nicht wohlwollend empfangen wollten, das sah ich an ihren Mienen und hörte es aus ihren Worten; war ich doch ein Eindringling, der mit ihnen um die Wette die militärische Stufenleiter erklimmen wollte, und der als besonders empfohlen, vielleicht gar protegirt, wohl im Stande schien sie zu überholen. Unteroffizier Schmetterer allein machte ein freundliches Gesicht und hielt es für seine Pflicht, mich mit meinen neuen Zimmergenossen bekannt zu machen: „Herr Vizebombardier Schultes, Herr Vizebombardier Leiendecker, Kanonier Stautz und Ellendorf.

„Ah, Ellendorf," dachte ich, und ſchaute mir dieſen beſonders an, es war der Letzte in der Reihe, der mit dem ſüßen Geſicht und der Guitarre; er allein intereſſirte mich, die andern fürchtete ich ein wenig. Hatte doch das Strafprotokoll, welches ich angehört hatte, nicht viel Rühmendes von ihnen geſagt; da war Herr Stautz, den der Premierlieutenant ein boshaftes Thier genannt, welcher ſein Buch unglücklicherweiſe auf den Kopf des Vizebombardiers Schultes hatte fallen laſſen; da war auch dieſer und der gelehrte Vizebombardier Leiendecker, deſſen Geſicht mir noch am beſten gefiel. Es war ein langer, blaſſer junger Menſch mit blondem Haar, der ſich bemühte, beſtändig ſehr wichtig auszuſchauen, im Gehen ſchwenkte ſein Oberkörper von einer Seite auf die andere. Schultes ſah unbedeutend aus, hatte eine trübe unreine Geſichtsfarbe, neben unbedeutenden Augen und ſpitzer Naſe einen großen Mund und ſchwarzes Haar ſteif herabhängend, das beſtändig glänzte, als ſei es mit Fett eingerieben. Am aufgeweckteſten ſah Stautz aus, doch waren ſeine Blicke frech und herausfordernd, und ſeine aufgeworfenen Lippen umſpielte beſtändig ein unangenehmes höhniſches Lächeln. Was unſern Stubenkommandanten anbelangte, ſo war es ein großer, breitſchultriger Mann mit etwas ſtark gerötheten, breitem Geſichte, langem dichtem Barte und ſtruppigem Haupthaar. In ſeiner ſtrammen militäriſchen Haltung, mit ſeinem korrekten Anzuge, ſeinen großen ſchweren Schritten, hatte er ſo lange etwas Imponirendes, bis er ſeinen Mund zum Sprechen öffnete, und alsdann die große, ſchwere Geſtalt eine feine Kinderſtimme hören ließ. Dieß machte eine wahrhaft komiſche Wirkung, beſonders da dieſe Stimme, wenn er heftig wurde, immer feiner, ja vollkommen weinerlich klang.

Ich hielt es für meine Schuldigkeit, mich dieſen meinen künftigen Stubengenoſſen noch mit einigen freundlichen

Worten zu empfehlen und ſie zu bitten, mich, den Anfänger, mit ihrem guten Rath unterſtützen zu wollen. Meine Rede, die voll Gefühl und nicht ſchlecht war, machte übrigens nicht die geringſte Wirkung, Herr Leiendecker ließ ſich auf einen Stuhl am Tiſche niederfallen, ſtreckte die Beine weit von ſich, ſeine Hände aber in die Hoſentaſchen und ſagte mit finſterem Blick, ehe er in ſein aufgeſchlagenes Buch blickte: „es iſt auf Ehre jammervoll, daß man in dieſer Kaſernenſtube jeden Augenblick durch alle möglichen Lapalien geſtört wird.“

„Oder vielmehr durch Leute von achtbarer Familie, wohlerzogen,“ ſetzte Ellendorf mit dem ſüßen Geſicht hinzu, und Stauß, der ſich gegen eine Bettlade rekelte, ſagte, indem er mich frech anſah: „Alſo Sie ſtecken voll Kenntniſſe wie der Hund voll Flöhe, vielleicht fangen wir gelegenheitlich Etwas von Ihnen.“

„Was Ihnen am Ende nicht ſchaden könnte,“ meinte der Vizebombardier Schultes, „dann hätten Sie doch einige Hoffnung, durch das Examen zu kommen, denn mit muthwilligen Streichen allein erwirbt man ſich nie die Treſſen.“

„Haben Sie vielleicht was geſagt,“ fragte der junge Stauß ſeinen Vorgeſetzten, „oder pfiff der Wind durch den Ofen? Ich glaube wahrhaftig es war Wind — — alles Wind — — eitel Wind!“

„Halten Sie Ihr loſes Maul, wenn es Ihnen gefällig iſt,“ miſchte ſich der Unteroffizier in dieſen für mich keineswegs ermuthigenden Dialog; „der Vizebombardier hat Recht, es wäre ſehr wünſchenswerth, wenn Sie Ihre Naſe mehr in die Bücher ſteckten; iſt es nicht eine Schande für einen Freiwilligen, welcher ſich zum Offizier ausbilden will, wenn er, wie Sie, im geſtrigen Artillerievortrag den Stirnriegel am Lafettenſchwanz vermuthet. — —

Gibt es doch Leute,“ ſprach der Vizebombardier wie

zu sich selber, „die nicht einmal wissen, ob sie selbst ihre Stirne vorn oder hinten haben.“ Stautz wollte heftig etwas entgegnen, doch rief der Stubenkommandant in einem so hohen Diskanttone, daß es selbst den Streitenden, die doch daran gewöhnt waren, so komisch klang, daß sie lachten: „Ruhe vorne und hinten, ist das 'ne Aufführung gegenüber einem Neueintretenden. Ruhe, sage ich, R—R—R—R—Ruhe in's Teufelsnamen, Stubengenossen sollen gute Kameraden und Freunde sein.“

Ellendorf hatte sich auf einen Schemel niedergelassen, das blaue Band seiner Guitarre um die Schulter geschlungen, griff in die Saiten und sang mit einer Stimme, süß wie sein Gesicht:

„Ich zähle Freunde unter den Schaaren,
Die muthvoll folgen Diavolos Wort.“

„Aber mich zähle nicht darunter,“ brummte Stautz mit kaum vernehmlicher Stimme, „man kann mit Euch machen was man will, Ihr laßt Euch an die Leine nehmen wie junge Jagdhunde, ich für meine Person werde mich doch nächstens zu einer respektabeln Fußbatterie versetzen lassen.“

Unterdessen hatte mir der Stubenkommandant meinen Kasten angewiesen, sowie mein Bett, und zeigte mir die Bestandtheile des Letzteren: einen dicken Strohsack, ein paar grobe Leintücher, ein Kopfkissen von Roßhaar und eine wollene Decke, auch schrieb er mir auf, was ich nothwendig an Putzzeug brauchte. So war eine halbe Stunde vergangen, und ehe ich das Zimmer verließ, sollte ich auch noch die beiden Freiwilligen Ebert und Wetter kennen lernen; der Erstere kam aus seinem Arrest in einem sehr schlechten Anzuge, an welchem deutlich die Spuren der Nacht zu sehen waren, während welcher er auf der harten Pritsche herumgerutscht. Er hatte auf dem Kopf eine Feldmütze,

Stiefel ohne Sporen und natürlicher Weiſe keinen Säbel. „Da bin ich wieder,“ ſagte er eintretend mit luſtigem Tone, „dem Himmel ſei getrommelt und gepfiffen, daß das vorüber iſt. Numero Sicher läßt Euch grüßen, ebenſo des Rattenkönigs Majeſtät, der ein rührendes Verlangen nach Euch trägt.“ Er warf ſeine Mütze auf das Bett, zog aus ſeinem rechten Stiefel eine geleerte Schnapsflaſche hervor und rief: „Der alte Kerl hatte den Schnupfen und deßhalb trübe Augen, ſonſt würde er ſicher das bischen Rum gefunden haben, mit dem ich mich heute Nacht erwärmte. Potz, es war verdammt kalt.“ Hierauf ſtellte er ſich vor den Stubenkommandanten in militäriſcher Haltung, trat mit dem linken Fuße ſcharf bei und fragte: „Erlauben der Herr Unteroffizier, daß ich mich ſo wie ich bin als aus dem Arreſt entlaſſen melden darf, oder — — —“

„Was mich anbelangt,“ erwiederte Schmetterer, „ſo iſt mir das vollkommen gleichgültig, dem Wachtmeiſter aber rathe ich Ihre Meldung in ſauberem Anzuge zu machen; da Sie leider Gottes als Schmierfinke bekannt ſind, ſo wird er ein ſcharfes Auge auf Sie haben.“

Ebert zuckte mit den Achſeln, machte Kehrt, und als er hierauf ſeinem Kaſten zuſchritt, ſah er mich mit großen Augen an. Der Stubenkommandant ſtellte mich vor, worauf Leiendecker und Stautz es nicht unterlaſſen konnten, abermals zu erwähnen, daß ich von achtbarer Familie ſei, gut erzogen und voller Kenntniſſe ſtecke, wie — — — Stautz drückte den Nachſatz pantomimiſch durch Kratzen an ſeinem Körper aus.

Wetter, der vom Nachexerziren kam, gefiel mir von Allen am Beſten. Es war ein hübſcher junger Mann von vielleicht zwanzig Jahren mit einem gutmüthigen roſigen Geſichte, vergnügt glänzenden Augen und einem auffallend hellblonden, ſehr krauſen Haar. Er war ſauber gekleidet,

trug ſeine Stiefel und gute Handſchuhe, ſeine Säbelkuppel hatte er ſehr enge geſchnallt, um ſeine ſchlanke Taille zu zeigen, er war der Einzige, der von mir freiwillig Notiz nahm. „Aha,“ ſagte er zu mir, während er ſeinen Säbel loshakte, „Sie ſind der neue Freiwillige, der Lieutenant von Steinfeld hat Sie mir beſtens empfohlen, ſprach überhaupt wohlwollend von Ihnen — ſeien Sie mir willkommen, und wenn Sie ſich gut aufführen, will ich Sie beſtens protegiren. Der Oberſt hat einen Generalgrundſatz, den ich auch zu dem meinigen gemacht habe, die ganze Brigade, pflegt er zu ſagen, halten drei Dinge in Ordnung, das iſt erſtens Ordnung und zweitens Ordnung und drittens Ordnung. Er hat vollkommen Recht, Unordnung muß einem braven Soldaten verhaßt ſein und ebenfalls Schmierfinkerei.“

Ob ſein Blick, den er in dieſem Augenblicke auf Schultes, Leiendecker und Ebert wandte, zufällig war, wußte ich damals noch nicht, mir gefielen aber ſeine Worte, vor Allem ſein entſchloſſenes Weſen. Er nahm jetzt einen Stuhl, ſetzte ihn ſehr dicht neben den ſtudirenden Leiendecker, und als dieſer brummend etwas zur Seite rückte, ſah er ihn ſtarr an und meinte, der Herr Vizebombardier wolle gütigſt geſtatten, daß auch er noch auf der Welt ſei.

liſcher Freude: „nein, Ihr ſollt den Steinmann nicht lebendig haben!“ — — — — — — — — — — — — —

Unterdeſſen hatte ſich der Oberkutſcher, Herr Winkler, im beſten Civilſtaat: ſchwarzem Frack und dergleichen, in dem er ſich aber ganz ſonderbar vorkam, mit einem mächtigen Blumenſtrauß im Knopfloch, bei ſeiner Braut eingefunden, hatte außerordentlich herablaſſend die Gratulationen verſchiedener Collegen angenommen, die ſich zu dieſem Zwecke dort befanden, hatte darauf ſämmtliche Gäſte ſehr zum Eſſen und Trinken genöthigt, und lief nebenbei alle Augenblicke ans Fenſter, um zu lauſchen, ob denn von der Stadtkirche noch nicht geläutet werde. Ihm lag dieſes Geläute ſehr am Herzen, weniger, weil es die feierliche Fahrt zur Kirche verherrlichte, als vielmehr weil er dabei bedachte, mit welch' unſinniger Wuth der Steinmann, der alte Hallunke, an dem Seil zerren würde. „Thut nichts!“ ſagte er nach jedesmaligem vergeblichem Hinaushorchen, „er mag ſich ſo lange ſperren, wie er will, endlich muß der alte Steinmann doch an die Glocke, das iſt ausbedungen und bezahlt.“ — Aber der Mund der Glocke blieb ſtumm, ſo ſehnſüchtig auch ſämmtliche Hochzeitgäſte dieſes Zeichen zum Aufbruch erwarteten. Dort lag der alte graue Thurm vor ihnen, einige Dohlen flogen ſchreiend um ſeine Spitze, und der Zeiger der Uhr gieng unaufhaltſam vorwärts.

„Jetzt können wir aber nicht mehr warten!“ ſagte Frau Winklere, „es iſt drei Viertel auf Zehn vorbei, und Punkt zehn Uhr kommt der Pfarrer. Laßt uns in Gottes Namen aufbrechen!“

„Nun meinetwegen!“ ſagte Joſeph, „laßt uns fahren! Die alten Glocken werden wahrſcheinlich unter Wegs anfangen. Alter Dubel — Dubelli wollte ich ſagen, — nehm' Er die alte Braut am Arm, und dann vorwärts!“

So geſchah es.

Zehntes Kapitel.

Alice.

Das Leben und Treiben auf dem Zimmer Nr. 44, wie ich es eben in ein paar Zügen geſchildert, blieb ſich im Allgemeinen ziemlich gleich und war für mich, namentlich ſo lange ich als ganz grün und vollkommen unmündig betrachtet wurde, äußerſt unangenehm. Ich habe früher ſchon erwähnt, daß ich mir all' die gewöhnlichen Neckereien, mit denen der Neueintretende verfolgt wird, eine Zeitlang geduldig gefallen ließ; doch war ich noch wenig Wochen bei der Batterie, als ſich mir die Gelegenheit bot, oder mir vielmehr von dem Lieutenant von Steinfeld, der mich protegirte, geboten wurde, um mich bei meinen Stubengenoſſen gewiſſermaßen in Reſpekt zu ſetzen. Das war auf der Reitbahn bei den neuangekommenen Remontepferden. Es befand ſich ein ſchönes und kräftiges Thier darunter, das indeß ſo wild und unbändig war, daß es nur von einem Unteroffizier geritten werden konnte, der aber krank wurde und in's Lazareth kam. Der Premierlieutenant ſelbſt nahm das Pferd, welches ihm ſehr gefiel, freilich an die Leine, ritt es auch zuweilen, war aber verdrießlich, daß dieß nicht regelmäßig geſchehen konnte und ſagte dieß eines Morgens dem Kapitän, als wir Freiwillige gerade in der Reitbahn waren. Dieſe prächtige Gelegenheit konnte und wollte ich mir nicht entgehen laſſen, weßhalb ich vortrat und beſchei-

den bat, das Pferd reiten zu dürfen. Ich merkte wohl, daß meine Kameraden höhnisch lachten und las in ihren Mienen, daß sie sich mit Ausnahme Wetter's auf die unfreiwillige Trennung freuten, die ich von dem Gaul erleben würde. Sah mich doch selbst der Premierlieutenant erstaunt an und hätte mich wahrscheinlich kurz und ziemlich barsch abgewiesen, wenn nicht der Kapitän gesagt hätte: „Warum nicht, er soll's versuchen, wenn es ihm Vergnügen macht, fällt er auch etwas derb in den Sand, so wird ihm das doch keine Rippe kosten." Dabei drehte er, auf die wohlwollendste Art von der Welt lächelnd, seinen Schnurrbart.

Das Pferd wurde vorgeführt, und wenn auch Lieutenant von Steinfeld gegen den Premierlieutenant eine mißbilligende Bemerkung machte, so zuckte dieser abwehrend mit den Achseln und rief mir mit seiner derben Stimme zu: „Allons, junger Herr, zeigen wir, was wir gelernt haben."

Ich trat an das Pferd hin, klopfte es auf den Hals, ging vor seinem Kopfe herum, arrangirte mir die Zügel mit der linken Hand und ließ es scharf ein paar Schritte zurücktreten, dann stellte ich seinen Hals ein wenig nach rechts, setzte meinen Fuß in den Bügel, drückte mein Knie stark gegen den Sattel, und ehe es eine heftige Bewegung, die es gewöhnlich, wenn der Reiter aufstieg, machte, saß ich schon oben und ließ ihm darauf Luft zu einer prächtigen Lançade, die das rasche Pferd mit großer Kraft bis in die Mitte der Bahn ausführte. Der ersten Lançade folgte eine zweite, dritte, dazwischen stieg das muthige Thier auch ein paarmal hoch empor, und nun wollte es seine alten Geschichten erneuern und fing an zu bocken, um mich aus dem Sattel zu werfen.

Bis jetzt war ich Sieger, und ein rascher Blick auf die

Offiziere hatte mich zu meinem Vergnügen belehrt, daß man mit mir zufrieden war. Der Hauptmann winkte mir auf seine elegante Art zu, Herr von Steinfeld lächelte freundlich und der Premierlieutenant rief laut: „Gut gemacht, jetzt tüchtig ein paar kalte Eisen hinter den Bauchgurt — — So — — Dabei festgesessen — — Bravo! — — Nun scharf parirt und umgewandt — — Bravo, bravo! — — Alles in Ordnung."

Ich hatte seinen Befehl befolgt und das Pferd trug mich, nachdem es die Sporen gefühlt, in wenigen heftigen Sprüngen bis an's Ende der Reitbahn, dort parirte ich scharf und das Pferd folgte dem Zügel mit einer so heftigen Bewegung, daß ich hier um ein Haar all' meinen Ruhm verloren hätte, doch gelang es mir wieder den Schluß zu nehmen, erst ließ ich es ein paar Schritte zurücktreten, hielt, wandte um und war ihm so sehr Meister geworden, daß es mit mir im Trabe einigemal die Bahn umritt. Darauf hielt ich vor dem Kapitän, stieg ab, dann wieder auf, und wenn das Pferd auch dießmal wieder einen Satz vorwärts machte, so waren seine Bewegungen nicht zu rechnen gegen den Ungestüm seiner früheren Lançaden.

Eine halbe Stunde lang ritt ich es noch in den verschiedensten Gangarten durch die Reitbahn, und wenn das Pferd auch begreiflicherweise Alles sehr roh machte, so zeigte es sich doch in hohem Grade gelehrig, worüber der Premierlieutenant entzückt war und sich mir in der That dankbar zeigte, daß ich seine gute Ansicht über das Thier durch meine verständige Behandlung, wie er es nannte, so glänzend gerechtfertigt.

Auf meine Kameraden auf Nr. 44 hatte diese Szene ihre vortreffliche Wirkung nicht verfehlt, ich wenigstens verstand es, dieselbe vollkommen zu benützen. Ich kam mir

vor, wie durch das Lob der Offiziere nun mit einem Male mündig geworden, und wenn ich es auch wie bisher immer an höflichem Betragen, ja an Zuvorkommenheit gegen meine Kameraden nicht fehlen ließ, so erklärte ich ihnen dagegen bei der nächsten frechen Neckerei, die sich Herr Stautz, wie das so seine Art war, mit mir erlaubte, dergleichen für die Zukunft unter keiner Bedingung mehr dulden zu wollen, und stellte mich dabei so fest und energisch auf meinen Rechtsboden, daß ich bald mit ihren unverträglichen Charakteren ebenso gründlich fertig wurde, wie auf der Reitbahn mit dem unbändigen Pferde.

Wetter unterstützte mich dabei kräftig und übersetzte ihnen meine immer noch zarten Andeutungen in's Genießbare, wie er es nannte, wobei er ihnen sagte: „Seht, meine lieben Herren, das ist nun so einmal der Lauf der Welt: Großmäuligkeit und Schmierfinkerei thun es nun einmal nicht bei einer anständigen Batterie, und wenn sich ein tüchtiger Kerl, der schüchtern unter uns tritt, auch durch gewisses übermüthiges Wesen eine Zeitlang einschüchtern läßt, so kommt er doch bald zu Kraft und Verstand und macht es wie ich, wenn sich junge Herren flegelhaft benehmen.“ — — Diese letzten Worte waren speziell an Herrn Stautz gerichtet, welcher am Tische saß, den Ellbogen aufgestützt, mich höhnisch anlachte und sich dabei mit seiner flegelhaftesten Manier so weit zurücklegte, daß er die Schultern Wetter's berührte. Ein kräftiger Stoß von Letzterem gegen den Schemel, auf welchem Stautz saß, geführt, brachte diesen so aus dem Gleichgewicht, daß er auf den Boden gefallen wäre, wenn er sich nicht noch am Tische gehalten hätte. Da der Stubenkommandant abwesend war, so glaubte ich schon, daß es eine höchst ärgerliche Szene geben würde, doch begnügte sich Herr Stautz, seinen Angreifer mit einem Blicke von oben bis unten zu messen und dann auf

den Stubenboden zu ſpucken, was ihm wahrſcheinlich etwas ſehr Unangenehmes eingetragen haben würde, wenn ich mich nicht zwiſchen ihn und Wetter gedrängt und den Letzteren mit einigen abmahnenden Worten beſänftigt hätte.

Wenn mir auch einige von den Kameraden unleidlich waren, ſo fühlte ich doch gegen Ellendorf einen Haß in mir, der ſonſt meinem Gemüthe fremd war. Ich hatte die Anſpielung des Premierlieutenants nicht vergeſſen, und dabei war Ellendorf einer von den Leuten, die nicht nur gern mit eingebildeten Erfolgen prahlen, ſondern es auch nicht laſſen können, Anſpielungen herauszufordern, ſie behaglich aufzunehmen und ſich über ſie weitläufig und ruhmredig zu verbreiten.

So konnte er mit großem Anſehen ſeines Briefpapier vor ſich hinlegen, lange an einer Feder herumſchnitzeln und hierauf, die Fahne derſelben zerbeißend, in die Luft ſchauen, wobei er ſich bemühte, ſeine Umgebung durch Seufzer aufmerkſam zu machen. That ihm einer der Danebenſitzenden den Gefallen, durch ein aufmunterndes Wort der Geburtshelfer ſeiner Gedanken zu ſein, ſo ließ er ſich nicht lange bitten, uns durch einzelne Anſpielungen den Inhalt des Briefes ſchon im Voraus wiſſen zu laſſen, wobei er auch ſogar im Namen keine Diskretion beobachtete und ſich unterſtand, ſogar ein paarmal einen auszuſprechen, bei deſſen Nennung ich ihn gerne zu Boden geſchlagen hätte, mich aber zuſammennahm, um nicht einen furchtbaren Halo von Spöttereien gegen mich, namentlich aber gegen das arme Mädchen hervorzurufen. Glücklicherweiſe war aber Ellendorf wegen ſeines Renommirens bekannt, und wenn er ſich breit hinſetzte, um die Stelle zu ſtreichen, wo männlichere Naturen einen Schnurrbart beſaßen, und dann von einer aufkeimenden Eroberung ſprach mit Ausdrücken und Anſpielungen, bei denen man auf eine Prinzeſſin hätte rathen

können, ſo frug ihn Wetter mit ruhigem Tone: „Wo dient ſie denn, Ellendorf?“ was ihn gewöhnlich einem allgemeinen Gelächter preisgab. Dabei war es aber bekannt, daß er ein unternehmender, oder beſſer geſagt, ein frecher Burſche war, der mit ſeinen Zudringlichkeiten ſchon manchem Frauenzimmer läſtig geworden, und das allein fürchtete ich, wenn ich an Alice dachte. — — Ja, an Alice, und ich dachte viel und innig an ſie, ſeit ich mit ihr unter einem Dache lebte, ohne ſie geſehen zu haben, ſeit ich mit ihr die gleiche Luft athmete, ohne ſie auffinden zu können.

Schon mehrere Male war ich bei ihrem Vater geweſen, welcher mich als einen alten Bekannten freundlich empfangen hatte, aber ziemlich wortkarg war. Wenn ich die Rede auf meine ehemalige Geſpielin brachte, welche ich nämlich nie zu Hauſe antraf, ſo ſchaute er mich unter ſeiner großen Brille mißtrauiſch an und ſagte: „O, es geht ihr gut, ſie befindet ſich vortrefflich, arbeitet fleißig und verdient was Ordentliches.“

„Und wo arbeitet ſie?“ fragte ich ihn.

„In einem Putzwaarengeſchäft in der Steinſtraße — — ja, ja, in der Steinſtraße“ — bekräftigte er ſelbſt ſeine Rede. — „Ich glaube Nr. 14, ſie iſt aber da beſchäftigt von Morgens früh bis Abends ſpät, zuweilen kommt ſie auch gar nicht nach Haus; wenn es nämlich viel zu arbeiten gibt, ſo darf ſie dort bleiben, die Frau vom Hauſe mag ſie gut leiden und will ſie ganz zu ſich nehmen, das mag ich aber nicht,“ ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu.

In der That, es mußte wohl wahr ſein, was er ſagte, und Alice ſehr früh weggehen, oder ſehr ſpät nach Hauſe kommen, denn häufig ſchon hatte ich ihr in dem Korridor aufgepaßt, ohne ſie je zu treffen, oder traf ich immer unglücklicherweiſe gerade die Tage, wo ſie Abends gar nicht nach Hauſe kam, alſo auch den andern Morgen nicht fort-

zugehen brauchte. Daß ſie übrigens den Tag über von ihrem Vater entfernt war, freute mich für ſie, denn er ſchien ſich, ſeit er in der Kaſerne wohnte, in ſeinen Manieren und ſeinem ganzen Weſen nicht gebeſſert zu haben, der Flaſche ſprach er häufiger als je zu, und wenn einmal beſonders dringende Arbeiten waren, ſo ſchloß ihn der Capitain d'Armes auf das Arbeitszimmer ein und verabreichte ihm nur das, was er an Getränke haben ſollte.

Daß ich mich in der Steinſtraße häufig nach Alice umſah, verſtand ſich von ſelbſt, aber auch hier war es mir nicht möglich, ſie zu ſehen. Allerdings wohnte in Nr. 14 eine Putzmacherin, für deren Schaufenſter ich eine wahre Leidenſchaft gefaßt hatte, ſo mochten wenigſtens die Leute, die in der Nachbarſchaft wohnten, glauben; denn da ſtand ich häufig längere Zeit und blickte angelegentlich nicht auf die bunten Hüte, Hauben und die reichverzierten Chemiſetten, ſondern zwiſchen dieſen hindurch in das Innere des Ladens, wo ich wohl verſchiedene junge Damen beſchäftigt ſah, aber Alice war nicht darunter. Vielleicht, dachte ich, iſt ſie in einem rückwärts liegenden Arbeitszimmer beſchäftigt, muß aber endlich doch einmal Abends nach Hauſe gehen, und ſo hatte ich denn manchen Abend bis ſpät dort gewartet, bis alle die Arbeiterinnen das Haus verlaſſen hatten, um dann endlich zu finden, daß Alice nicht unter ihnen war. Es war auch ſchon vorgekommen, daß ich ihre Geſtalt im Dunkel des Abends zu erkennen glaubte, alsdann haſtig nacheilte, um beim Näherkommen von der Betreffenden eine unartige Bemerkung zu hören, oder oft vielleicht eine wohlwollende, was mich Beides verletzte.

Das Hausweſen von Alicens Vater beſorgte ein Dienſtmädchen, die ich längere Zeit für ſtumm gehalten. Wenn ich in's Zimmer kam, ſo ſaß ſie gewöhnlich in einer Ecke und nähte, oder ſie putzte das wenige Geſchirr, was in der

Haushaltung war. Dieſes Mädchen war groß und ſchlank gewachſen, ging ſehr ärmlich gekleidet und trug um ihren Kopf ein buntes Tuch gewickelt. Der dunkeln Farbe ihres Geſichtes nach, von welchem nur ſelten etwas zu ſehen war, denn gewöhnlich wandte ſie es ab, oder beugte ſie es tief auf ihre Arbeit nieder, mußte ſie ſchwarzes Haar haben. Sie ſprach nie mit mir, und wenn ich wohl einmal in der Abweſenheit des Flickſchneiders in das Zimmer trat, um nach dieſem zu fragen, ob er nicht da ſei, ſo ſchüttelte ſie ſtatt aller Antwort mit dem Kopfe.

Um ſo auffallender war es mir denn auch, daß dieſes Mädchen, als ich ſie eines Tages wieder allein im Zimmer traf, wo ſie am Fenſter ſtand, ſich auf einmal umwandte, mir mit ihren großen, ſchwarzen Augen feſt in's Geſicht ſah und mit einem leichten Lächeln ſagte: „Und wenn Ihr Euch die Beine ablauft auf Eurem Wege hierher, ſo werdet Ihr doch Alice ſchwerlich finden.“

„So wohnt ſie alſo gar nicht hier?“ ſagte ich erſchreckt.

„O doch, ſie wohnt hier, aber — — —“

„Was aber, ſprich gerade heraus,“ fragte ich heftig, da das Mädchen ſtockte.

„Sie will von Euch nicht geſehen ſein.“

„Hat ſie das geſagt?“

„O mehrere Mal und der Alte auch.“

Ich ſah das Mädchen überraſcht an, ſchmerzlich berührt, und etwas der Art mochte ſie auf meinem Geſichte leſen, denn ſie ſetzte mit einem ſchlauen Blicke hinzu: „Ihm iſt es vollkommen ernſt damit — — ihr vielleicht nicht ſo ſehr.“

„Und wann kommt Alice nach Haus,“ forſchte ich dringender, „Du ſcheinſt mir ein freundliches Wort für mich haben zu wollen,“ ſetzte ich in herzlichem Tone hinzu. „Sage mir die Wahrheit, es iſt ja nichts Schlimmes, wenn

ich die gute Alice einmal ſehen und ſprechen will — — Ich meine es ja ſo gut mit ihr."

„Hoffentlich meint Ihr es gut mit ihr," gab ſie mir zur Antwort, wobei ein eigenthümlicher Blitz aus ihrem dunkeln, glänzenden Auge drang, „und wenn ich das nicht dächte, ſo hätte ich Euch auch ferner, wie bisher, keine Antwort auf Eure Frage gegeben."

„So gib mir jetzt eine richtige; wann kommt Alice nach Haus und warum hab' ich ſie nie geſehen, ſo oft ich auch auf ſie gewartet?"

„Wann ſie nach Haus kommt?" ſagte lachend das junge Mädchen und ließ zwiſchen ihren rothen, friſchen Lippen eine Reihe glänzend weißer Zähne ſehen; „nun, keine Uhr ſchlägt regelmäßiger, als ſie nach Hauſe kommt. Abends gleich nach Acht kommt ſie und Morgens vor Sieben geht ſie wieder."

„Und warum traf ich ſie nie, wenn ſie kam oder ging."

„Weil ſie, wie ich Euch ſchon geſagt, das nicht wollte, und weil ich da war, um Euch abzupaſſen."

„Und das habt ihr gut ausgeführt," antwortete ich wieder mit Bitterkeit, worauf ſie ſagte: „Es war nicht ſchwer, die Kaſerne hat viele Treppen."

„Aber," fragte ich nach einer Pauſe weiter, „wie kam es denn, daß ich Alice nie aus ihrem Laden kommen ſah, dort in der Steinſtraße Nr. 14?"

„Weil ſie da nicht arbeitet, ſondern ganz wo anders."

„Und wo denn?"

Sie zögerte einen Augenblick und ihre Augen ſchauten ernſt, faſt finſter auf mich. — — „Ich weiß nicht, ob ich das ſagen ſoll," meinte ſie alsdann. — — „Und doch will ich's thun — — Sie kann ja dann immer noch thun was ſie will, vielleicht iſt's ihr nicht unlieb." — — Das

Letztere sagte sie mehr wie zu sich selber und fügte lauter hinzu: „Sie ist in der Marienstraße Nr. 8."

„Jetzt beantworte mir noch eine Frage. Wie kommt es, daß Du bis jetzt gegen mich geschwiegen und nun auf einmal so gut und freundlich bist."

„Das weiß ich eigentlich selbst nicht, ich denke nur, es ist der Alice recht, daß ich es gesagt habe, und ich thue Alles, was ihr recht ist, ja sogar für sie durch's Feuer laufen thät ich. — — — — Sie hat nämlich oft gefragt, ob Ihr da gewesen wäret, wie Ihr ausgesehen und was Ihr gesagt — — — Aber immer hinzugesetzt: Wie gut ist es, Therese, daß er mich nicht finden kann. Nun versteh' ich aber auch, ob eine Sache ernstlich gemeint ist oder nicht."

„Und Du glaubst, es war nicht ernstlich gemeint, daß sie mich nicht sehen wollte?" fragte ich eilig.

Sie schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Ich glaube, es war nicht ernstlich gemeint, und da ich sie so lieb habe, so habe ich gegen ihren Befehl gehandelt."

Denselben Abend stand ich in der Marienstraße gegenüber dem Hause Nr. 8 fest an die Mauer gedrückt schon lange vor sieben Uhr. Sie konnte ja vielleicht durch einen Zufall bewogen werden, früher nach Hause zu gehen als gewöhnlich, und was war mir eine Stunde, um auf sie zu warten. Hätte ich freilich damals, als ich in dem eleganten Wagen des Herrn von Schabegg das Armenhaus verließ, kürzere Zeit auf sie gewartet, oder mit der Sehnsucht, die jetzt mein Herz bewegte, nach ihr geforscht, so würde mir manche traurige Stunde erspart geblieben sein. — — Aufsehen, welches ihr nachtheilig gewesen wäre, konnte ich ja hier nicht erregen, war ich doch zum ersten Male hier, und hatte noch obendrein einen grauen Soldatenmantel über meine Uniform geworfen, auch kamen wenig Leute

Drunten ſtanden mehrere Miethwagen bereit, welche nach und nach von der zahlreichen Geſellſchaft angefüllt wurden und dann einzeln davon fuhren. Signor Dubelli ſaß neben der Braut, welche ihr Sacktuch vor die Augen hielt und, wie es bei ſolchen feierlichen Veranlaſſungen Sitte und Anſtand gebietet, einige Thränen vergoß.

„Laßt ſie fließen, die Thränen der Wonne,
Sie verkünden unendliche Luſt.“

Jetzt nahten ſie der Kirche, und zu ſeiner großen Befriedigung bemerkte der Herr Winkler die ziemliche Menſchenmenge auf dem Platz vor derſelben, indem er überzeugt war, daß Alles bloß hieher geeilt ſei, um ſeiner Hochzeit zuzuſchauen. Endlich ſchienen auch in dieſem Augenblicke die Glocken ihren Dienſt thun zu wollen, aber nein! es war nur ein einziger ſchriller Schlag, den die kleine Feuerglocke that, ein Schlag ſo ſeltſam und eigenthümlich, daß er einem durch Mark und Bein gieng.

Joſeph hatte Luſt in einen großen Zorn zu gerathen, indem er verſicherte, den einzigen Schlag mit der Feuerglocke habe der alte boshafte Kerl, der Steinmann, nur gethan, um ihn zu ärgern. — Es war nur ein einziger, klagender, ſchriller Klang. — —

An der Kirchthüre entledigten ſich die Wagen ihres Inhalts, und das Brautpaar, von den Brautführern und Brautjungfern begleitet, trat in die Kirche. Es waren viele Menſchen verſammelt, die unruhig durch einander giengen und ſprachen. Doch wurde es ſtill, als die heilige Handlung begann, und ein Schloſſer, der mit ſeinem Gehülfen die Thüre zum Glockenthurm aufzubrechen verſuchte, hörte ebenfalls auf zu arbeiten und ſah zu.

des Weges, da die Straße nicht sehr besucht war, namentlich während des unfreundlichen Winterwetters. Es war kalt und naß, Schnee mit Regen vermischt fiel auf mich nieder, und ein kalter Wind peitschte einzelne Tropfen in mein Gesicht. Von der Kälte fühlte ich nichts, auch wurde mir die Zeit nicht lang, im Gegentheil, die Uhren schienen ausnahmsweise ihren Gang beschleunigt zu haben, denn kaum hatte die letzte in einem entfernten Stadttheil ein Viertel geschlagen, so zeigte eine andere in meiner Nähe schon wieder mit lauter, klingender Stimme die halbe Stunde an. — — —

So schlug es acht Uhr, und bald darauf öffnete sich die Thüre, und drei bis vier weibliche Gestalten, welche auf die Straße traten, veranlaßten mich, ihnen ein paar Schritte annähernd zu folgen. Die kleine Alice von damals hätte ich auch bei Nacht unter Hunderten erkannt, aber ich dachte daran, daß seit jener Zeit ein paar Jahre vergangen waren, und daß ich wohl nicht allein größer geworden sei. — — — Doch war sie nicht unter denen, welchen ich ein paar Schritte gefolgt, die plauderten so laut und lachten so herzlich, ich konnte mir Alice nicht so denken, deßhalb wandte ich um und sah eine andere Gestalt allein aus dem Hause treten, bei deren Anblick mir mein Herz sagte: Sie ist es — — — und sie war es. Jeder Schritt, den sie gegen mich machte, brachte sie mir nicht nur näher, sondern auch jene vergangene Zeit, wo wir uns als Kinder so geliebt, wo sie so manchen Abend sanft entschlafen war, ihren Kopf auf meine Brust gelegt. — — O, jene glückliche Zeit. — —

Ja, sie war es — — obgleich sie größer geworden war, ganz anders in ihrem Auftreten, in ihrem Gang, in der Haltung ihres Kopfes, so hatte ich sie doch schon aus der Entfernung erkannt, und sah jetzt auch bei den hellen

Gaslichtern ihre mir unvergeßlichen, weichen, lieben, guten Züge. Sie blickte vor sich hin, als sie einen Mann ihr im Wege stehen sah, und wollte vorübergleiten. — — Sie schrak heftig zusammen, als ich auf sie zutrat, meine Hand auf ihren Arm legte und mit einem so innigen Tone, als ich ihn hervorbringen konnte, zu ihr sagte: „Alice, ich bin es."

Obgleich sie mich erkannt hatte — ich sah das an der Art, wie sie zusammenschrak — machte sie doch Miene, an mir vorüberzugehen, und senkte ihren Kopf tief herab, wie um mich nicht ansehen zu müssen.

Ich ging neben ihr dahin, nur ein klein wenig von ihr entfernt, und sagte in bittendem Tone: „Willst Du mich nicht kennen, Alice — willst Du mir nicht erlauben, daß ich ein paar freundliche Worte mit Dir rede."

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe und sagte dann so leise, daß ich es kaum verstehen konnte: „Es ist besser, wenn wir nicht mehr zusammen reden — — gewiß, es ist besser. — — Unsere Wege sind auseinander gegangen und mußten auseinander gehen."

„Leider ist das wahr," sagte ich schmerzlich bewegt, „und ich bin daran Schuld, und daß ich es anders hätte machen können und nicht gethan, das hat mir schon immer so entsetzlich wehe gethan, auch habe ich Dich schon lange gesucht, um Dir das zu sagen. — — O Alice, Du mußt mir nicht nachtragen, daß ich Deine herzliche Freundschaft für mich damals so wenig erkannt habe. Ich war ja noch ein wilder Bube und das Glück, das vor mir aufstieg, so reich und gewaltig, hatte mich verblendet und ließ mich nur vorwärts schauen. — Aber es dauerte nicht lange, da trat die Vergangenheit wieder lebhaft vor meine Seele — — weißt Du, Alice, die vielen Jahre, die wir so still und glücklich zusammen verlebt."

„Wohl waren sie schön," sagte sie mit leiser Stimme, „aber ich bin auch jetzt still und glücklich. — Warum sollt' ich es nicht? — ich arbeite gerne, und was ich arbeite, gefällt mir; Wünsche habe ich nicht und Dir — — den ich gewiß nicht vergessen — — geht es gut, Du hast eine Zukunft — Du wirst gewiß glücklich werden."

„So hast Du meiner zuweilen gerne gedacht, Alice?" fragte ich freudig. „O, ich wußte es wohl, Dein Herz ist so gut, so lieb, und jetzt erlaubst Du mir auch, Dich zuweilen zu sehen, jetzt gewöhnst Du Dich wieder daran, meine liebe Alice zu sein wie damals, als wir noch Kinder waren."

„Das sind wir aber nicht mehr," sagte sie mit einem leichten Beben ihrer Stimme, „und deßhalb können wir nicht mehr zusammen sein wie damals. Ich hab' es Dir schon gesagt, Eugen — — unsere Wege sind auseinander gegangen, und deßhalb können wir nur entfernt von einander stehen und uns vielleicht hie und da ein freundliches Wort zurufen, einen herzlichen Wunsch aussprechen für unsere Zukunft, und das werde ich gewiß thun — — aber verzeihe mir, daß ich Dich Du genannt und Eugen, das ist eine alte Angewohnheit."

„O bleibe dabei, Alice," rief ich ihr zu. „Bleibe dabei — — und wenn wir uns auch nicht mehr als Kinder betrachten können, und wenn Du glaubst, daß unsere Wege damals auseinander gegangen sind, so wende Dich wieder zu mir, wie ich mich aus vollem Herzen zu Dir wende. — — — Laß mir die liebe Hoffnung, daß sich unsere Wege wieder nähern werden, um später dann immer fröhlich nebeneinander zu gehen. — — Glaube mir, meine gute Alice, ich habe ja Niemand auf der Welt als Dich, zu dem ich so innig sprechen kann — — Niemand, der mich so versteht wie Du. Mit wem soll ich plaudern

von vergangenen Zeiten, mit wem von unſerer kleinen Stube reden, wo wir ſo vergnügt waren, von unſern Spielen, von Allem — — Allem, was uns lieb war? Wer weiß es, wie gut Du mir geweſen und wie lieb ich Dich gehabt — — was Du Alles für mich gethan? — — O, es war eine glückliche Zeit, Alice. — — Weißt Du noch, wie ich eingeſperrt war und wie Du die ganze Nacht auf der Schwelle ſitzen bliebſt, nachdem Du mir ein Abendbrod gebracht?" — — —

„Ich weiß — — ich weiß," ſagte ſie und ſetzte kaum vernehmlich hinzu, „ich würde das heute ebenſo noch für Dich thun, wie damals."

„O wie danke ich Dir für das Wort, laß deßhalb jene Zeit vergeſſen ſein, ſei wieder wie damals meine gute, liebe Alice. Sieh, ich darf nicht von Dir laſſen und ich kann es auch nicht. Ich habe das mehr wie einmal meiner Pflegemutter, die mich ſo ſehr liebte, verſprochen. Was willſt Du alſo machen — wieder Nein ſagen kannſt und darfſt Du nicht, ich würde Dir doch folgen, ungeſehen, ich wäre doch in Deiner Nähe, ſo oft es mir möglich wäre, und Du müßteſt es doch ertragen, ohne mit mir reden zu können, und nicht wahr, Alice, Du redeſt doch gerne mit mir?"

Während ich ſo ſprach, gingen wir dicht neben einander durch die Straßen, zuweilen glitt ihr kleiner Fuß auf dem Pflaſter und dann fühlte ich die ſanfte Berührung ihrer Schulter, freilich trat ſie dann etwas auf die Seite, aber ich folgte ihr. — — — Zuweilen, wenn wir in die Nähe einer Gaslaterne kamen, konnte ich etwas von ihrem lieben Geſichte ſehen. Sie ſah blaß aus, aber ihr gutes Auge glänzte wie damals, ihr blondes Haar, welches in dicken Flechten ihre Schläfe umgab, hatte wie damals dieſelbe helle, ſchöne Farbe.

Auf meine dringenden Bitten gab ſie mir keine direkte

Antwort, doch ſprach ſie nach einer längeren Pauſe wieder mit mir und ſagte: „Du weißt, daß wir jetzt in der Kaſerne wohnen, es geht meinem Vater etwas beſſer, auch iſt er mehr zu Hauſe, da er nicht ſo viel ausgehen darf, und das iſt gut für ihn und für mich. Ich arbeite dort in dem Hauſe, wo Du mich vorhin herauskommen ſahſt, und man iſt mit mir zufrieden, ja man hat mich gerne. Die Beſitzerin des Geſchäftes wollte mich ſchon ganz zu ſich nehmen, aber mein Vater will das nicht und ich möchte auch nicht gerne."

„Doch bleibſt Du zuweilen die Nacht über da, wenn es viel zu arbeiten gibt?" fragte ich und konnte mich bei dieſer Frage eines peinlichen Gefühls nicht erwehren.

„Ich bleibe nie die Nacht über da," ſagte ſie mit einem beſtimmten Tone, „das hat mein Vater nur ſo geſagt, Thereſe erzählte es mir, und es war mir leid, daß er das gethan."

„Es war Dir leid um mich, Alice?"

Auch darauf gab ſie keine Antwort, ſondern fuhr fort: „Wir haben die Thereſe zu uns genommen, die ein ſehr braves Mädchen iſt, ſie war früher bei dem Feuerwerker Link und kam oft klagend, daß es bei ihm ſo wild zugehe. — — Biſt Du auch zuweilen bei dem Feuerwerker Link?"

„Ich exerzire bei ihm," gab ich zur Antwort, „auch gibt er mir Unterricht, und deßhalb komme ich zuweilen in ſeine Wohnung, um ihn dieß und das zu fragen, ſeine Wirthſchaft beſuche ich nicht. Unſer Zugführer, Herr Lieutenant von Steinfeld, ſieht es nicht gerne, wenn wir Freiwillige hingehen."

„Iſt das der Herr Lieutenant von Steinfeld, der immer ſo ernſt ausſieht," fragte ſie, „und der immer ſo kurz und befehlend ſpricht?"

„Es iſt ein großer, gut ausſehender Mann mit hell-

blondem Haar," antwortete ich, von ihrer Frage etwas überrascht, „kennst Du ihn?"

„Nein," entgegnete sie ruhig, „ich kenne Niemand in der Kaserne, weder von den Offizieren, noch von den Andern, ich interessire mich nur für ihn, weil er Dein Zugführer ist und — —"

„Ich danke Dir herzlich für Deine Theilnahme, meine gute Alice, und daß Du sie mir durch Deine lieben Worte ausdrückst, freut mich sehr, aber auch sonst kann man sich wohl für den Herrn Lieutenant von Steinfeld interessiren, obgleich es undankbar von mir wäre, über einen der Offiziere bei der Batterie zu klagen, sie sind alle gut gegen mich, jedoch fühle ich mich zu keinem so hingezogen wie zu ihm, und das mag wohl neben seinem angenehmen, wohlwollenden Aeußern daher kommen, daß er sich väterlich meiner annimmt; er hat mich neulich examinirt, und da er fand, daß ich in Mathematik und Geschichte noch zurück sei, so gibt er mir selbst in diesen beiden Fächern Unterricht und ich lerne recht bei ihm."

„Wie mich das freut, Eugen," sagte sie in wärmerem Tone als bisher.

„Und wie glücklich ich bin, daß Du mir diese Theilnahme schenkst," entgegnete ich ihr, „kann ich Dir nicht sagen. — So bist Du wieder meine Alice von früher. — — Komm'," setzte ich bittend hinzu, „gib mir Deinen Arm, es ist so schlüpfrig auf der Straße und Du brauchst Dich auch nicht zu geniren, es kennt uns Beide Niemand."

Zuerst zögerte sie, und als ich ihre kleine Hand unter meinen Arm geschoben, hielt sie sich immer noch so weit von mir entfernt, als ihr möglich war. Nach und nach aber kam sie näher, und endlich legte sie leicht ihre Schulter an die meinige. Ach, wie mich das so freudig durchzuckte, wie ich so tief, so schwer und doch so selig athmete.

Wenn ich auf dem geraden Weg geblieben wäre, hätten wir schon lange zu Hause sein können, aber ohne uns darüber auszusprechen, bogen wir in andere Straßen ein, kamen endlich in bekanntere Gegenden der Stadt, schritten jetzt über einen Platz hinweg, den wir als Kind so oft gegangen, und standen auf einmal vor dem Hofe des Armenhauses.

„Wie sind wir eigentlich hierher gekommen?“ fragte Alice erstaunt.

„Uns hat die Erinnerung an unsere Vergangenheit geführt,“ gab ich ihr zur Antwort, „und jetzt, da wir einmal hier sind, laß uns auch näher treten. Siehst Du dort den Lichtschimmer, Alice, den bekannten, lieben Lichtschimmer, sagte er nicht auch zu Dir ein freundliches Wort, bittet er Dich nicht auch hereinzukommen und kannst Du der Bitte widerstehen?“

Sie sagte nichts, nur legte sie ihr Köpfchen an meine Schulter, und erst nach einer langen Pause flüsterte sie mir zu: „Ich war nicht mehr hier seit jener Zeit, ich hätte es nicht ertragen können dieses Haus wiederzusehen, wenn ich Dich nicht vorher wie jetzt gesprochen.“

„Es ist Dir also lieb, daß ich Dir auf der Straße aufgelauert?“

„Es hat mein Herz erleichtert,“ sagte sie tief Athem holend.

Ich preßte heftig ihren Arm an meine Brust und sprach: „So laß uns hineingehen, Alice, zu unserem Pflegevater, er wird sich gewiß herzlich freuen, wenn er uns versöhnt sieht, und wenn wir Beide kommen ihn zu besuchen.“

„Vielleicht — — vielleicht — — vielleicht auch nicht,“ gab sie zur Antwort. — „Doch warte einen Augenblick,“ sagte sie stehenbleibend, indem sie an die Mauer des alten Hauses blickte.

„Was willſt Du?“

„Ich überlege,“ antwortete ſie zögernd, „ob ich Dir etwas zeigen ſoll.“

„O zeig' es mir,“ bat ich, „was haſt Du, Alice?“

„Eine Kinderei. Als ich damals das Haus verließ, ſteckte ich etwas in die Mauer, um es erſt wieder hervorzuſuchen, wenn ich einmal — — mit Dir wieder hieher zurückkehren würde.“

„Mein lieber Engel,“ ſprach ich mit innigem Tone, „ſo haſt Du auch in jenen ſchweren Tagen gerne an mich gedacht.“

„Gerne nicht,“ gab ſie kopfſchüttelnd zur Antwort, „ach, ich habe ſehr geweint, als ich das Haus verließ. Ich dachte, es ſei Alles, Alles aus.“

„Und jetzt denkſt Du anders?“

„Ein klein wenig — ja,“ verſetzte ſie, „doch noch nicht genug, um Dir zu zeigen, was ich hier verborgen. Später, Eugen.“

„Bitte — jetzt, Alice.“

„Nein, nein, ein andermal, zwinge mich jetzt nicht dazu, es wird ſpäter ſchöner ſein.“ Damit zog ſie mich raſch hinweg durch das Thor.

„Du biſt eigenſinnig, Alice,“ ſagte ich, „aber ich folge Dir gerne.“

Wir überſchritten nun den Hof, gingen zur Hausthüre hinein und ich klopfte leiſe an.

„Herein!“ rief die bekannte Stimme.

Dann öffnete ich die Thür, ſchob Alice hinein und folgte ihr raſch, wobei ich ausrief: „Da ſind wir Beide.“

Herr von Schwaneſeld ſaß am Tiſche und hatte in einem Buche geleſen. Als wir eintraten, blickte er auf, hielt ſeine Hand über die Augen, und als er meine Stimme erkannte, rief er aus: „Ja, ich ſehe wohl, daß ihr es ſeid.

Welcher Wind hat euch zuſammengeblaſen und hierher geführt? — — He, mein Burſch, was weißt Du mir darauf zu ſagen?"

Dieſe Anrede machte mich einigermaßen ſtutzig, doch fühlte ich mich zu glücklich, um irgend einem finſtern Schatten Raum zu geben. „Ich habe nach Alice lange genug geſucht, um ein Recht zu haben ſie endlich aufzufinden, und da das geſchehen, ſo war nichts natürlicher, als hierher zu kommen in unſere Wohnung und Sie zu beſuchen."

Der gute Pflegevater hatte uns viel zu lieb, um ſich nicht im nächſten Augenblicke, trotzdem er es vielleicht anders im Sinne hatte, über unſern Beſuch zu freuen. „Ich habe es mir lange gedacht," ſagte er freundlich lächelnd, „daß dieſer Burſch da, ſtatt Abends bei ſeinen Büchern zu ſitzen, den Mädchen auf der Straße nachläuft. Das zweierlei Tuch iſt wohl daran Schuld. — — Weiß der liebe Gott, es geht gleich in's Blut. — — Du brauchſt Dich nicht beſchämt abzuwenden, Alice," wandte er ſich an das junge Mädchen, „dem alten Schwanefeld, der es mit euch ſo gut meint, wird wohl ein Scherz erlaubt ſein. Jetzt lege Dein Tuch ab, mein Kind, und ſetzt euch."

Ich hatte meinen Mantel ſchon lange auf einen Stuhl geworfen und es freute mich gerade in dieſem Augenblicke ſehr, daß mich mein Pflegevater mit wohlgefälligem Blicke anſchaute. Ich fühlte, daß er fand, ich ſehe nicht übel aus, und darauf legte ich jetzt beſondern Werth.

„Ja, Alice," ſagte ich nun eifrig, „leg' das Tuch ab, das große und das kleine," das Letztere hatte ſie um den Kopf gebunden. Ich half ihr eifrig, es zu entfernen, und als ich nun beim Scheine des Lichtes zum erſten Male wieder ihr liebes Geſicht ſah, konnte ich mich nicht enthalten, meine Hände, die an ihrem Kopf beſchäftigt waren,

ein wenig zu öffnen, ſie haſtig an mich zu drücken und auf ihre weiße Stirne zu küſſen.

Ich bemerkte nicht, daß mein Pflegevater das Mädchen mit einem freundlichen, aber zugleich wehmüthigen Blick betrachtete und alsdann den Kopf ſchüttelte. Ich hatte nur Augen für ſie. Ich ſchaute auf ihr volles, blondes Haar, auf die wohlbekannten, mir unvergeßlichen Augen, auf ihr feines Näschen, auf ihren kleinen friſchen Mund, das war immer noch meine Alice von damals, wie ſie neben mir ſaß, das Geſicht an meine Wange gelegt, wenn mein Arm ihren Hals umſchlungen hielt. — — Aber ihre Geſtalt hatte ſich verändert. Alice war viel größer geworden, und wenn ihre Taille auch fein und ſchlank geblieben war, ſo hatte ſie ſich doch ſonſt aus dem kleinen, ſchmächtigen Mädchen ſo eigenthümlich, ſo geheimnißvoll entwickelt, daß mich das allein abhielt, ſie mit meinem Arm umſchlungen zu halten, wie ich die Abſicht hatte, ſie zu dem kleinen Bänkchen hinzuführen, wo wir als Kinder ſo oft geſeſſen. — — — Ich wußte nicht, woher es kam, aber ſie erſchien mir auf einmal wie eine duftige Blüte, die man nicht berühren ſoll, und an deren Anblick ſich nur das Auge erfreuen darf.

Auch meinem Pflegevater mochten ähnliche Gedanken durch den Kopf gehen, und er ſagte mit einem ſinnenden Blick, indem er dem jungen Mädchen ſelbſt einen Stuhl an den Tiſch rückte: „Du haſt Dich recht verändert, Alice, aber ſehr zu Deinem Vortheile, wahrhaftig, Mädchen, ich will Dich nicht eitel machen — — vielleicht käme ich damit zu ſpät,“ ſetzte er launig hinzu — „aber ich wiederhole, was ich Dir früher ſchon oft geſagt, Du ſiehſt aus wie eine Prinzeſſin, und Deine Mutter, die ich nicht gekannt habe, muß eine ſchöne Frau geweſen ſein. — — Doch jetzt Scherz bei Seite, Kinder,“ rief er luſtig, „ſetzt

Jetzt war das Paar eingeſegnet und der Winkler, als er ſeine junge Frau an der Hand zur Kirche hinausführte, konnte ſich nicht enthalten, ihr im Uebermaaße des Glückes einen tüchtigen Kuß auf die friſchen Lippen zu drücken. Vor der Kirchthüre hob er darauf die Frau Oberkutſcher in den Wagen; Jean, der Hoflakai, hatte ehrerbietig den Tritt herabgelaſſen, und dann mußte die junge Frau ihren Gemahl lachend daran erinnern, daß heute neben ihr im Wagen ſein Platz ſei; denn er war in einiger Geiſtesabweſenheit eben im Begriff geweſen, ſich vorn auf den Bock zu ſchwingen.

Alsdann gieng's nach Hauſe zu einem ſehr ſoliden Mittageſſen, und wenn es leider nicht ſo oft in der Welt vorkäme, daß Freude durch Leid getrübt wird, ſo wäre am heutigen Tage nichts zu wünſchen übrig geblieben. Aber ſo erhob ſich am Ende der Mahlzeit, und nachdem das junge Paar, deſſen Eltern und Verwandte, Seine Majeſtät der König und Seine Excellenz der Oberſtſtallmeiſter mit vielen Toaſten gefeiert worden waren, erhob ſich, ſagen wir, der Herr Dubelli mit ſehr ernſter Miene, hielt ſein Glas vor die Augen und ſagte:

„Meine Herrn und Damen! Nehmen wir das Unvermeidliche an, und erlauben Sie mir in die freudigen Töne allgemeiner Luſſſſ-t, die hier herrſchen, einen kleinen Akkord der Trauer anzuſchlagen. Unſere Freundin, unſere wackere Freundin, ja, unſere edle und geliebte Freundin, Jungfer Kiliane — iſſſ-t nicht mehr! Sie ſiſſ-tarb heute Morgen ſanft und ſelig, wie wir alle wiſſen, in dem hohen Alter von vierundachtzig Jahren. Ihr, meine Freunde, habt ſie gekannt, ihre Luſſſſ-t an guten Thaten, ihren vortrefflichen Lebenswandel. Leeren wir dieſes Glas auf ihr Andenken, auf die Hoffnung, daß ſie jetzt in heiteren beſſeren Gefilden, wie ſie es ſo ſehr verdiente, aufgenommen iſt. Friede ihrer Aſche!“

euch an den Tiſch, ihr ſeid meine lieben Gäſte und Herr von Schwaneſeld wird ſich bemühen, euch ein Souper vorzuſetzen, ſo gut es das Haus vermag."

„Das ſollen Sie nicht thun," meinte Alice mit einem lieblichen Lächeln auf den Lippen, „ich weiß von früheren Zeiten ſchon noch, wo etwas zu finden iſt." Damit ſprang ſie auf und ging an den alten, bekannten Wandſchrank, wo ſie eine Flaſche Bier fand, Gläſer herausnahm und Alles das mit einigen Tellern, Meſſern, etwas Butter und Brod auf den Tiſch ſetzte. Wir Beide ſchauten ihr vergnügt zu, wie ſie das Alles ſo allerliebſt machte, wie ihre feine, elaſtiſche Geſtalt förmlich durch das Zimmer ſchwebte, und wie ſie mit ihren kleinen Händen die verſchiedenen Gegenſtände zierlich auf den Tiſch niederſetzte.

Dann wurde getafelt und wie ſchmeckte es uns. Ich glaube nicht, daß an dieſem Abend in der ganzen weiten Stadt bis in die höchſten Kreiſe hinauf irgend ein Souper gefunden werden konnte, wo Wirth und Gäſte ſo durch und durch vergnügt waren, wie wir an dem kleinen Tiſch im Armenhauſe. Die Augen des alten Herrn glänzten vor Freude und er ſagte: „Ach, wenn die gute Iduna noch lebte, ſo müßteſt Du bei uns ſein, meine gute Alice, dann wäre das Leben Schwaneſeld's wie vergoldet."

„Das kommt auch ſo," rief ich glücklich und heiter, „leider ohne die gute Mutter, ſpäter werden wir wieder beiſammen ſein und beiſammen bleiben, ſpäter — —"

„Halt, mein Junge," ſagte Herr von Schwaneſeld kopfſchüttelnd, „es ſind das eigenthümliche Worte — — ſpäter oder vielleicht, wenn und aber. — — Wer weiß, was ſpäter ſein wird, die Vergangenheit gehört uns, halb und halb auch die Gegenwart, obgleich auch in dieſe ſchon die Zukunft zuweilen finſter hereinragt. Was dieſe aber

ſelbſt anbelangt, ſo gebietet ſie über uns und wir können nichts thun, als geduldig ſtille halten."

„Nein," rief ich entſchloſſen, „wir können mehr thun, wir können wenigſtens der Zukunft helfen, daß ſie uns günſtig nahe, wir können vorbauen und den Weg zu unſerem Glücke bahnen."

„Allerdings, durch Fleiß und tüchtiges Lernen, junger Herr," fiel mir mein Pflegevater in's Wort, „aber wir dürfen nicht ſagen, ſpäter ſoll das und das geſchehen." —

Ich fühlte wohl, er wußte, was ich ſagen wollte, was mir das ganze Herz erfüllte, denn er bemerkte deutlich, wie mein Auge an dem jungen Mädchen hing, wie ich zuweilen ihre Hand ergriff und daß ich auf dem beſten Wege war ihr zu erklären, daß meine Zukunft und die ihrige unauflöslich in Leid und Freud zuſammengehen müſſen, und das wollte er hindern. Er warf denn auch plötzlich und jedesmal, ſo oft ich mit warmen Worten einſetzte, ein anderes Geſprächsthema ein und ſagte jetzt: „Apropos, mein Junge, ich habe geſtern den Herrn Lieutenant von Steinfeld geſprochen, er iſt im Allgemeinen mit Dir zufrieden und ſcheint ſich ſehr für Dich zu intereſſiren, was mich recht freut. Er iſt ein wackerer Mann, halte Dich feſt an ihn."

„Kennen Sie ihn näher?" fragte ich.

„Nein, ich ſprach ihn nur ein paarmal in Deinem Intereſſe, aber ich muß geſtehen, er gefällt mir ganz beſonders, nicht nur allein weil er Dir wohl will, ſondern weil er nebenbei etwas Ritterliches, ja Ariſtokratiſches von der angenehmen Sorte hat. — — Ich verſtehe mich darauf."

„Wenn zuweilen der Capitain d'Armes zu meinem Vater kommt," warf Alice leicht hin, „ſo ſprechen ſie auch über die Offiziere, und da ſagte neulich der alte Mäuler, der Lieutenant von Steinfeld ſei nicht wie die gewöhnlichen

Lieutenants, er käme ihm gerade vor wie ein verkleideter Prinz."

„Und wie kommt er Dir vor?" frug Herr von Schwaneſeld lachend.

„Ich kenne ihn ja nicht," gab das Mädchen unbefangen zur Antwort, „habe ihn kaum ein paarmal geſehen und im Kaſernenhofe kommandiren gehört. Er hat eine Stimme, vor der man ſich fürchten könnte, obgleich er nicht ſo böſe ausſieht; aber Etwas iſt mir doch an ihm aufgefallen, er muß Kummer haben, ich meine, man ſehe das an der Art, wie er im Gehen ſeinen Kopf ſenkt und vor ſich nieder blickt; auch dünkt er mir für einen Lieutenant etwas zu alt."

„Du haſt ihn ja ſehr genau angeſehen," ſagte ich mit einer kleinen eiferſüchtigen Regung, worauf mir Alice ruhig zur Antwort gab: „Nicht mehr und auch nicht mit größerem Intereſſe, als jeden Andern." Nach dieſen Worten blickte ſie auf die alte Schwarzwälderuhr, die im Zimmer hing, und fuhr erſchreckt zuſammen, als ſie ſah, daß der Zeiger ſchon auf Neun ſtand. „So ſpät bin ich nie nach Haus gekommen," rief ſie aufſtehend, „was ſoll mein Vater von mir denken und die Thereſe?"

„Wenn Du nicht die Wahrheit ſagen willſt, ſo könnteſt Du ja länger gearbeitet haben."

„Nein, ich werde die Wahrheit ſagen," ſprach ſie in einem beſtimmten Tone, „es iſt ja für die Zukunft beſſer," ſetzte ſie gegen mich gewandt mit leiſerer Stimme und herzlichem Tone hinzu, während Herr von Schwaneſeld ſeinen Hut ſuchte, denn er wollte uns begleiten. Haſtig ergriff ich beide Hände des lieben Mädchens und drückte ſo ſchnell einen Kuß auf ihre Finger, daß ſie nicht Zeit hatte dieſelben vorher zurückzuziehen, und ich wieder aufrecht daſtand, ehe ſich mein Pflegevater umwandte.

Ich wußte nicht, woher es kam, aber ich ſcheute mich doch etwas vor ihm.

„Nun, Kinder," ſagte er, „wollen wir gehen, aber vorher hört mich an. — Es iſt nun wohl recht hüſch, daß ihr euch wiedergefunden habt und alles Trübe vergeſſen, was zwiſchen euch lag, auch daß ihr euch wie ehemals als Bruder und Schweſter betrachten wollt, aber ihr ſeid keine Kinder mehr, und wenn dieſer junge Menſch da die Abſicht hätte, Dir häufig auf der Straße aufzupaſſen, wie er heute gethan, ſo würde ich mich dagegen erklären müſſen, denn — — denn — es wäre für Alice nicht gut — — alſo — — verſteht mich recht — — ſehen könnt ihr euch zuweilen, dagegen wird auch Dein Vater nichts einzuwenden haben, wenn ich ihm das Ding vernünftig vorſtelle und ihm ſage, daß ihr zuweilen hieher zu mir kommen wollt in eure frühere Heimat — — verſteht ihr mich — — und da hätte ich auch nichts dagegen, aber — —"

Ich unterbrach ihn, indem ich ſtürmiſch meinen Arm um ſeinen Hals ſchlang und ihn an mich drückte. Er neigte ſein Geſicht lächelnd gegen Alice, die einen Augenblick ihren Kopf an ſeine Schulter legte — — „aber," fuhr er alsdann fort, indem er den Zeigefinger ſeiner rechten Hand in die Höhe hob, „dagegen verſprichſt Du mir, junger Menſch, Dich ſonſt nicht um Alice zu bekümmern, ihr nicht in den Weg zu laufen, wie das eure Art iſt, und vor allen Dingen nicht anzufangen, ihr in der Kaſerne Beſuche zu machen."

„Um Gotteswillen, nein, Eugen, das würdeſt Du nicht thun."

„Gib Dein Wort darauf," äußerte Herr von Schwaneſeld mit Würde, „Alice namentlich in den Räumen der Kaſerne nicht abſichtlich in den Weg zu treten."

„Ich gebe es feierlich," ſagte ich, „du lieber Gott, es iſt mir ja viel lieber, Alice hier ſehen zu dürfen in unſerer lieben, bekannten Stube und zu denken, es ſei noch wie damals — — nicht wahr, Alice?"

Sie reichte mir ihre Hand und nickte mit dem Kopfe. — — — „Weißt Du noch, wie wir dort auf dem Schemel zuſammen ſaßen?"

„O wie oft."

„Namentlich den Abend vergeſſe ich nicht, als Frau Merzer ihre Geſchichte erzählte, die mich ſo in Angſt verſetzte, daß ich ſchauernd einſchlief."

„Und dann träumteſt Du von einer ſchönen, blonden Frau, die einen ſchwarzen Schleier über das Geſicht hatte."

„Ob ich damals davon geträumt habe, weiß ich nicht mehr," gab das junge Mädchen nach kurzem Beſinnen zur Antwort, „oder ob Du mir davon erzählt, ich glaube, ſo war es, aber gewiß iſt, daß ich das Bild der armen, ſchönen Frau mit dem ſchwarzen Schleier um den Kopf in wirklichen und in wachen Träumen oft und deutlich vor mir ſah."

„Aber jetzt kommt, Plappermäuler," rief Herr von Schwaneſeld, „wenn wir Deinen Vater durch langes Ausbleiben böſe machen, ſo wird er Dir keine Erlaubniß mehr geben zu mir zu kommen."

„Ja, kommt, kommt," ſagte Alice eilig, und ſo verließen wir Zimmer, Haus und Hof. Herr von Schwaneſeld führte das junge Mädchen, ich ging auf ihrer andern Seite und berührte ſie ſo lange leicht aber bedeutungsvoll mit meinem Ellbogen, bis ſie ihr kleines Händchen unter meinen Arm ſchob und ich nun ſelig neben ihr ging.

Ehe wir aber zur Kaſerne kamen, mußte ich zurückbleiben, es ſchickte ſich das nicht, meinte Herr von Schwane-

feld, und wohl mit Recht, daß wir zusammen bei der Schildwache vorbeizögen. Alice reichte mir noch ihre liebe Hand, dann blieb ich an der Ecke stehen, und sah die Beiden in dem schwach erhellten Eingang des Kasernenhofes verschwinden.

Elftes Kapitel.

Eine ſchlafloſe Nacht.

Für meinen Zugführer ſchwärmte ich und betrachtete dieſen meinen vorgeſetzten Offizier als das vollendetſte Bild aller Nüancen von Ritterlichkeit; er ging und ſprach freilich nicht ſo geziert wie unſer Kapitän, und doch war ſein Weſen ſo, daß ſich alle Freiwilligen, wie es junge Leute zu machen pflegen, bemühten, ſeine Haltung zu Pferde, ſeine Art zu grüßen oder den Säbel zu führen, nachzuahmen; er ſprach nicht beſtändig derb und polternd wie der Premierlieutenant, aber wenn er etwas ſagte, ſo klang das ſo ſicher, ſo feſt und unabänderlich, daß ſelbſt die Widerſpenſtigſten nicht einmal eine Miene der Entgegnung gewagt hätten. Dabei war er außerhalb des Dienſtes nicht immer der gebietende Herr Lieutenant, hundert Grad über alle Möglichkeit vornehm auf Alles hinab blinzelnd, was nicht die Epauletten trug. Nein, er benahm ſich gegen alle ordentlichen Leute der Batterie, mochten ſie Kanoniere oder Chargirte ſein, wie ein wohlwollender Beſchützer und Rathgeber, namentlich hatte er, als er zur Batterie kam, den Verſuch gemacht, ſich ſo zu den Freiwilligen zu ſtellen, und nur unverbeſſerliche Naturen wie die eines Herrn Stautz und Schultes veranlaßten ihn im Lauf der Zeit, das Zimmer Nr. 44 zu meiden oder es nur als ſtrenger Vorgeſetzter zu betreten. Wetter war der Einzige, der nicht nur auf

einem guten Fuße mit ihm ſtand, ſondern auf den er ſogar große Stücke hielt. In und außer dem Dienſt war derſelbe äußerſt propre und gut angezogen, und auf der Reitbahn, beim Exerziren und im Artillerie-Vortrag wurde er am Meiſten zu Dienſten verwendet, wie ſie ſonſt nur von Offizieren verſehen werden. Wetter hatte viel gelernt, und ließ auch jetzt noch keine Gelegenheit vorübergehen ſeine Kenntniſſe zu vermehren. Dabei hatte er eine merkwürdige Lebens- und Arbeitskraft; worüber ein Anderer ſtundenlang brütete, das nahm er ſpielend in ſich auf, und in den Artilleriewiſſenſchaften, in Fällen, wo Offiziere überlegten, war er mit einem guten und praktiſchen Vorſchlage bei der Hand, dabei aber fand er Zeit genug ſeine vielen Bekanntſchaften in der Stadt zu frequentiren, und konnte es dabei nicht unterlaſſen, ſich vor dem ſchönen Geſchlechte ſo elegant und vortheilhaft als möglich zu zeigen, wobei er ſich in ſeiner Kleidung Freiheiten herausnahm, die ſonſt ſtrenge verboten waren.

Da aber alle ſeine Vorgeſetzten ſeine Tüchtigkeit anerkannten, ſein Avancement auch nahe bevorſtand, ſo ließ man ihm Vieles durchgehen, was bei einem Andern ſcharf gerügt worden wäre. Mir war er dabei ein lieber und wohlwollender Kamerad, nahm ſich meiner in jeder Beziehung an, und ſeiner ſchroffen Weiſe meine Stubengenoſſen zu behandeln, wie ſie es auch nicht anders verdienten, wenn ſie ſich in ihrem Uebermuthe gar zu eifrig mit mir beſchäftigten, verdankte ich die Unterdrückung mancher für mich ſonſt unangenehm gewordener Zänkereien.

Da mich nun, beſonders auf die Empfehlung Wetter's hin, Herr Lieutenant von Steinfeld mit Wohlwollen überhäufte, ſo mag der geneigte Leſer daraus ſchließen, daß ich mein Möglichſtes that, um in jeder Hinſicht vorwärts zu kommen, und auch nur die geringſte Unſau-

berkeit war mir von Grund meiner Seele verhaßt, und wenn ich in meinen Freiſtunden ebenfalls eine feine Uniform trug, ſo hatte ich doch in meinem Anzuge von Kopf bis zu den Füßen nichts Verbotenes, und ſtatt die Auszeichnung meiner Feldmütze von ſchwarzem Sammet zu tragen, war die meinige von ſchwarzem Tuch, und ſtatt neuſilbernen Sporen hatte ich welche von Stahl, die blank polirt waren und ebenfalls tüchtig glänzten.

So jung ich war, ſo hatte ich doch ſchon genug vom Leben erfahren, um nicht einzuſehen, daß es galt, tüchtig zu arbeiten und ſich Mühe zu geben, um etwas Rechtes zu werden — — und ich wollte was Rechtes werden, dazu hatte ich den Drang in mir und die Kraft. In dieſem löblichen Vorſatze beſtärkte mich auch der Lieutenant von Steinfeld. Er ließ mich häufig mit ſich ausreiten, freute ſich über die Art, wie ich zu Pferde ſaß und die Zügel führte, und wenn wir mit ihm ſpazieren ritten, was häufig geſchah, in die Berge kamen oder auf eine Stelle im Wald mit prachtvoller Ausſicht, ſo ſaßen wir ab, banden unſere Pferde an einen Baum, und wenn er ſich dann auf den grünen Raſen legte, mich auffordernd ein Gleiches zu thun, ſo merkte ich es an ſeinen Reden und Mienen, wie wohl ihm war, dann verſchwand auch auf Stunden der finſtere Blick ſeines Auges, ſeine meiſtens feſt zuſammengeſchloſſenen Lippen öffneten ſich, und er ſchien mit der friſchen Waldluft wieder Luſt am Leben, die ihm oft zu fehlen ſchien, in ſich einzuſaugen.

„Ach, wie iſt es hier oben ſo ſchön, wie erquickt die Ruhe der großen, ſtillen und friedlichen Natur, wie ſinkt alles Leid unſerer Bruſt in ſich zuſammen, wenn wir auf die gewaltigen Berge ſchauen, die dort ſtehen in ewig ungetrübter Heiterkeit, wohl wechſelnd in ihren Farben, aber ſich gleich bleibend in der wohlthuenden Harmonie ihrer Linien. — — Fühlen Sie das auch?“

Ich ſah die Wahrheit ſeiner Worte mehr an ſeinem glänzenden Blick, als ich ſie damals fühlte.

„In der Natur," fuhr er fort, „gibt es nichts Störendes, nichts Verletzendes, nichts Eckiges, Alles iſt weich, rund und behaglich, und wo eine Schlucht oder eine Felskante wie dort unter am Strom neben dem alten Schloſſe beim erſten Anſchauen den Blick zu verletzen ſcheint, ſo iſt doch die Heilung, die Verſöhnung gleich nebenan. — — Laßt das Auge an der ſteilen Felswand hinabgleiten, dort am Fuße derſelben wird es ſanft ruhen auf den weichen lebendigen Wellen des Fluſſes, und mit ihm hinabſchwimmen in weite, weite Fernen — — — —"

„Begreife es wer's kann," fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, „daß Jemand, der ſo wie ich mit allen Fäden ſeiner ſtarken Seele an Wald und Flur hängt, da unten im Dunſt der Stadt leben mag, auf dem Pflaſter reiten und den unerquicklich klappernden Hufſchlag zu hören, oder das dumpfe Rollen der Geſchütze für Muſik zu halten. — — Sie werden es nicht begreifen, weil Sie," ſetzte er leiſe hinzu, „es nicht wiſſen können, daß es mir zuweilen eine Luſt iſt, mit dem mißtönigen Lärm des täglichen Lebens meine Gedanken zu verjagen. — — — — Aber, was Sie anbelangt, ſo begreife ich es eben ſo wenig, wie Sie Geſchmack finden mögen an dem engen, nüchternen, kalten Kreis, den wir den Dienſt nennen, wie Sie ein junges, friſches Leben an dieſe traurige Kette legen mögen, die Ihnen heute freilich vergoldet erſcheint, und die Sie erſt in ihrer ganzen Laſt fühlen werden, wenn Sie alt geworden ſind und zu ſchwach, ſie zu brechen."

„Ich hoffe auf Krieg," erlaubte ich mir ihm ſchüchtern zu antworten.

„Wer von uns hofft nicht mehr oder minder darauf?" verſetzte er mit einem trüben Blick, „leider, daß es ſo iſt,

Damit leerten Alle ihre Gläser, und manches Auge wurde feucht, und namentlich rollten von der Wange der Frau Welscher ein paar große Thränen herab in den Wein. Die kleine Marie sah man allein nicht weinen, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht bei Tisch war. Sie hatte flehentlich gebeten, sie bei ihrer alten Freundin zu lassen, und dort saß sie an dem Bette derselben; das gute, träumerische Kind hatte eine der erkalteten Hände erfaßt, und wenn sie die Augen schloß, so durchschauerte es sie mild und freundlich; denn sie dachte, sie sitze an dem Bette ihrer Mutter, ihrer armen, unglücklichen, unvergeßlichen Mutter. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

daß Einzelne von uns Nutzen ziehen wollen und auch wirklich ziehen aus dem Elende von Tausenden. — — Ja, wenn man sich noch für eine erhabene Idee, für eine große Sache schlägt — — Krieg — — ein Spiel mit Würfeln, deren Augen mit Blut bezeichnet sind — — nur in der Erinnerung schön, wie eine lange, anstrengende Reise in entfernte Länder, und doch ist kein ungetrübtes Glück dabei, der Lorbeer, den wir vielleicht nach glücklich überstandenem Feldzuge um unsere Schläfe winden, dient größtentheils dazu, um unsere Gedanken abzulenken von herben, unersetzlichen Verlusten. — — Warum in den Krieg gehen," fuhr er finster fort und starrte vor sich hinaus, weit, weit über die Ebene hinweg, „da uns der Kampf des Lebens schon so tiefe Wunden schlägt, für die es nicht einmal ein Lorbeerblatt gibt, um sie darunter zu verbergen." Er richtete sich auf und fuhr mit der Hand hastig über seine Stirne. „Doch weg mit diesen Gedanken," sagte er, „ich wollte eigentlich von Ihnen sprechen, von Ihnen, der Sie am Eingange des Lebens stehen, der Sie aussäen zur späteren Ernte. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie sich nicht damit begnügen sollten, die Epauletten zu erringen, um eine lange Reihe von Jahren das Soldatenspiel fortzutreiben; daß Sie jetzt dabei sind und den strengen Dienst lernen, ist ganz gut und kann Ihnen für jede Zukunft nützen, aber daneben sollten Sie mit vollem Ernst praktische Studien treiben, Geniewissenschaften, Baufach, um, sobald der falsche Glanz, der uns umgibt, auch in Ihren Augen zu erbleichen anfängt, vollkommen gerüstet zu sein, um ein anderes, ergiebigeres Leben anzufangen; und der Glanz, wenn es überhaupt Glanz ist, wird bald anfangen, auch bei Ihnen seine Kraft zu verlieren. Es ist das so lange schön und lockend, als man sich mit frischer Jugendkraft diesen Eindrücken hinzugeben vermag, als man unbesorgt

auf den Wellen dieſes vielbewegten Lebens treibt, ohne ſich um die Tiefe zu bekümmern, die unter uns liegt, und in die wir hineingezogen werden früher oder ſpäter, ſobald unſere Kraft nachläßt, oder ſobald ſich eine Laſt an uns hängt, der wir nicht gewachſen ſind."

Mochte er den zweifelhaft lächelnden Blick verſtehen, den ich auf ihn richtete, oder mochte er ſonſt meine Gedanken errathen, genug, er ſagte mir lächelnd: „Ich ſcheine Ihnen wohl einer jener Prediger zu ſein, die verlangen, daß man ihren Worten folgen ſoll, aber nicht ihren Thaten, und bei oberflächlicher Beurtheilung erſcheint dieſe Vorausſetzung richtig. Ich könnte Ihnen ſagen, ich hätte nichts gelernt, oder meine Verhältniſſe erlaubten mir nicht, den Dienſt zu verlaſſen und mich in einer anderen Carrière fortzubringen, ja, Sie erſtaunen vielleicht, wenn ich Ihnen von Beidem das Gegentheil verſichere. Ich habe etwas gelernt, ich habe Oekonomie Jahre lang ſtudirt und in großem Maßſtab praktiſch Decennien lang getrieben — — daher kommt auch wohl," ſchaltete er trübe lächelnd ein — „meine Leidenſchaft für den ſchönen Wald, für Feld und Flur — ja, daran hing ich mit ganzer Seele, und nur um die wunderbare, heilige Natur vergeſſen zu können, um Wunden vernarben zu laſſen, die mir der Kampf des Lebens ſchlug, und zu deren Bedeckung ich, wie ſchon früher bemerkt, kein Lorbeerblatt habe, trat ich in den Dienſt und ſuche nun bei dem einförmigen Treiben deſſelben wilde, traurige Stimmen meines Innern zum Schweigen zu bringen. — — Es iſt mir das auch ſchon recht brav gelungen, und wenn ich zuweilen zu Pferde ſitze und vor meinen Geſchützen über die Heide dahinfliege, wo ſie am ödeſten iſt, ſo komme ich mir oft ſelber vor, als ſei ich nie etwas Anderes geweſen, als der Lieutenant von Steinfeld, und hätte nie etwas Anderes beſeſſen, als Büchſe, Schwert und Roß, wie der Jäger in

der Oper singt — — und doch überschaute auch ich einst mit einem unbeschreiblich glücklichen und seligen Gefühl Berg, Wald und Flur, so ausgedehnt, wie das jetzt hier um uns liegt, und konnte es mit Stolz mein Eigenthum nennen. — — Mein Eigenthum, nicht nur ererbt, sondern auch erworben, behauptet."

Schon öfter hatte ich aus Aeußerungen meiner Kameraden entnommen, daß es mit dem Lieutenant von Steinfeld eine eigene Bewandtniß haben müsse. Er hatte nicht, um mich so auszudrücken, von unten auf gedient, er hatte weder die Militärschulen besucht, noch irgendwo als Freiwilliger oder Portepeefähnrich gedient. Er war, wie mir einer unserer Stubengenossen erzählt, laut hoher Ordre bei der ersten Artillerie-Festungskompagnie aggregirt worden, hatte dort den Dienst gelernt und wurde dann zur zweiten reitenden Batterie versetzt, doch war er heute noch aggregirt, obgleich er einen Zug führte. Daß er Vermögen haben mußte, ging schon daraus hervor, daß er weder Gehalt noch sonst etwas wie die übrigen Offiziere bezog, daß er sehr schöne Pferde besaß, und daß seine Dienerschaft weit über die Verhältnisse eines Subalternoffiziers hinausging. Neben dem Burschen, der ihm von der Artillerie zugetheilt war, hatte er einen Reitknecht, und sein Hauswesen wurde von einem alten Kammerdiener besorgt. Er wohnte allerdings in der Kaserne, hatte aber ein Zimmer mehr als die übrigen Offiziere, und sein ganzes Appartement war geschmackvoll, fast reich eingerichtet. Da er, wie ich schon früher bemerkte, so freundlich war mir einige Stunden zu geben, gab mir das oft Gelegenheit seine Zimmer zu betreten, und ich hatte mich oft gewundert, hier in gewissen Dingen eine kostbarere Einrichtung zu finden, als selbst bei Herrn von Schadegg. So waren die Geräthschaften seiner Toilette von massivem Silber und jedes Stück mit seinem

Wappen verſehen, ebenſo ſeine Leuchter, ſowie die Gefäße, die er zu ſeinem Frühſtück brauchte. Dabei ließ ſeine ganze Art zu ſein, wenn er auf ſeinen Zimmern war, Jemand erkennen, der gewöhnt iſt, ſorgfältig bedient zu werden. Zu ſeinem Frühſtück — er lud mich zuweilen dazu ein — ordnete der alte Kammerdiener eine Menge von Geſchirren mit der pünktlichſten Sorgfalt, von denen mir mindeſtens zwei Dritttheile als völlig überflüſſig erſchienen, oder ihrem Gebrauche nach gänzlich unbekannt waren, mir auch unbekannt blieben, da er ſie ſelbſt nicht benützte und ſchon oft den alten Diener freundlich erſucht hatte, dieſe Ausſtellung, wie er es nannte, zu unterlaſſen. Joſeph, ſo hieß der alte Mann, beugte ſich alsdann tief herab, murmelte etwas, von dem ich kein Wort verſtand, und wenn ich ſpäter wieder einmal zur Frühſtückzeit hinkam, ſo war der Tiſch ebenſo beſetzt wie früher.

Nachdem er oben im Walde ſo zu mir geſprochen, wie ich vorhin angedeutet, hatte er ſich über das Moos und die alten Bäume lang ausgeſtreckt, und ſeine Arme kreuzweis auf die Augen gelegt; daß er heftig bewegt war, ſah ich an den tiefen Athemzügen, die ſeine Bruſt ſchwellten, endlich richtete er ſich mit einem tiefen Seufzer auf, blickte mich lange und forſchend an, und ſagte mit einem weichen Tone der Stimme: „Mein lieber Eugen“ — — — Es war das erſte Mal, daß er meinen Vornamen nannte, „ich habe noch nie zu Jemand geſprochen, wie jetzt eben zu Ihnen, und Sie können darauf ſtolz ſein; denn es iſt ein Beweis, daß ich Sie lieb habe, und daß dem ſo iſt, will ich auch nicht läugnen; woher dieſe Sympathie kommt, weiß ich jetzt noch nicht, es iſt nicht Ihr anſtändiges Aeußere oder Ihre gute Aufführung bei der Batterie, auch iſt es nicht die Mühe, welche Sie ſich geben, um Ihre Kenntniſſe zu vermehren — — allerdings hat mich das zuerſt auf Sie

aufmerksam gemacht, vielleicht aber," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort — „rührt meine Theilnahme für Sie daher, daß ich von Ihrem Pflegevater, Herrn von Schwaneseld, Manches über Ihre Vergangenheit erfuhr, was mich interessirt. Sie sind, obgleich noch so jung, schon bedeutend in der Welt herumgestoßen worden, und daß Sie trotz manchem Purzelbaum, den Sie der Wechsel dieses Lebens schlagen ließ, frisch, munter und fest auf Ihren Füßen stehen, ist mir ein Beweis, daß eine gute und gesunde Zähigkeit in Ihnen steckt, welche Sie nie untergehen lassen wird. Einzelnheiten aus Ihrer Jugend müssen Sie mir nächstens einmal ausführlich erzählen — — und nun wollen wir nach Hause — — an die Pferde und aufgesessen."

Dieser Vorfall, vor Allem aber meine gestrige Begegnung mit Alice, die erste nach so langer Trennung, ließen mich am heutigen Abend lange nicht einschlafen. Mein Bett stand an der Seite desjenigen von Ellendorf, neben diesem kam der junge Stautz, der trotz seiner allgemeinen Unverträglichkeit mit Ellendorf auf einem ziemlich intimen Fuße stand.

Die Lichter waren nach Befehl um zehn Uhr gelöscht worden, wir durften sie eine Stunde länger brennen lassen als die übrige Kasernenmannschaft. Kleine Neckereien und anzügliche Redensarten plänkelten noch von einem Lager zum andern, hier ein Gelächter hervorrufend, dort eine heftige Gegenantwort, welcher eine noch schärfere Replik folgte, bis sich endlich das Bedürfniß nach Stille und Ruhe in einer Rede des Stubenkommandanten kundgab, welche dieser im hohen Diskante hielt, und auf welche antwortend nach einer längeren Pause — aus welchem Bett war schwer zu bestimmen — das sehr wohl nachgeahmte Krähen eines Hahnes in den höchsten Tönen erscholl.

Der Unteroffizier Schmetterer war klug genug, das vorderhand zu allem Uebrigen zu legen, und so trat denn bald ziemliche Ruhe in dem Zimmer Nr. 44 ein, nur Ellendorf und Stautz, welche, wie schon bemerkt, dicht nebeneinander schliefen, unterhielten sich noch leise, und wenn ich auch durchaus nicht hinhorchte, so hätte ich doch meine Ohren verstopfen müssen, um nicht häufig Worte von ihren Gesprächen zu hören; da mich aber dieselben nicht interessirten, so war ich im Stande, ungestört meinen Gedanken nachzuhängen, bis auf einmal der junge Stautz fragte:

„Nun, wie ist es denn eigentlich mit Deinem Verhältniß zu der kleinen Blonden?"

Ellendorf seufzte und gab nach einem kurzen Stillschweigen zur Antwort: „Das ist eine kleine Hexe; wenn man glaubt, man hat sie in der Hand, so entschlüpft sie einem wie ein Aal."

„Also trotz Deiner bekannten Unwiderstehlichkeit will es Dir nicht gelingen, ihr Herz zu erobern, trotz der vielen guten Schoppen, die Du schon an den alten Flickschneider verschwendet hast."

Daß ich jetzt in fieberhafter Erregung horchte, wird man wohl begreiflich finden.

„Spotte nicht," sagte Ellendorf und bemühte sich, einen melancholischen Eindruck in den Ton der Stimme zu legen. „Es geht mir dießmal wahrhaftig zu Herzen, denn ich bin in das zierliche Ding förmlich verliebt."

„Und doch keine Hoffnung, trotzdem Du gewiß alle Deine glänzenden Hülfsmittel anstrengst, um ihr näher zu kommen?"

„Trotzdem," sagte Ellendorf mit großer Ruhe, „aber nicht weil ihr meine Persönlichkeit zuwider ist, im Gegentheil, glaube mir, Stautz," setzte er in einem vertraulichen Tone hinzu, „sie hat mir durch Blicke und Worte, ja durch

Seufzer und leise Händedrücke deutlich genug zu erkennen gegeben, wie leid es ihr thue, nicht mehr frei zu sein, aber — —"

„Alle Wetter," unterbrach ihn der junge Stautz lachend, „ich hätte nimmer geglaubt, daß man da schon zu spät kommen könnte."

„Und doch ist es so."

„Und wer ist es denn?" fragte der junge Stautz.

„Um Gotteswillen," dachte ich, „solle mein Name genannt werden auf diese Art, im Verein mit dem ihrigen, im Munde dieser rohen Gesellen." Ich hatte fast Lust, meine Bettdecke über die Ohren zu ziehen, um nichts mehr zu hören. — — O, hätte ich's gethan.

Ich hörte, wie Ellendorf sich umwandte und sagte: „Wenn ich Dir seinen Namen nenne, so wirst Du einsehen, daß ich mich nicht zu schämen habe, vor dem zurückzutreten; denn wenn er auch um verschiedene Jahre älter ist als wir, so muß ich doch sagen, daß, wenn ich ein Mädchen wäre, ich mir auch von ihm die Cour machen ließe."

Ich lauschte athemlos und das Blut drang mir glühend heiß nach dem Kopfe.

„Sie hat ein Verhältniß mit dem Lieutenant von Steinfeld, ein sehr intimes und ausgesprochenes Verhältniß."

Sollte ich aus meinem Bette springen und ihn auf seinen lügenhaften Mund schlagen? — Halb folgte ich meiner Erregung und bewegte mich so heftig, daß mein altes, morsches Bettgestell bedeutend krachte.

Die Beiden neben mir mochten daran merken, daß ich noch gewacht, denn der junge Stautz sagte nun mit unterdrücktem Lachen zu seinem Nachbar: „Ich glaube, der zukünftige General geruhen noch nicht zu schlafen?"

„Meinetwegen," gab Ellendorf barsch zur Antwort, „das Kameel soll machen, was es will."

Nun hätte ich zu jeder andern Zeit für dieſes Wort unbedingt eine Erklärung verlangt, war aber überzeugt, daß ich in dieſem Augenblicke durch einen begonnenen Streit die Herzensergießung der Beiden geſtört hätte — — deßhalb ſchwieg ich, denn ich wollte noch mehr hören — — noch mehr von dieſen ſchändlichen Lügen, denn anders konnte es nicht ſein.

„Ich glaube, Du haſt Dich geirrt," ſagte Stautz nach einer Pauſe, und ſetzte mit großer Heiterkeit hinzu: „der Mann der reſpektabeln Familie ſchläft den Schlaf des Gerechten; wenn man ausgebreitete Kenntniſſe gehörig unterhalten und vervollſtändigen will, ſo braucht man Ruhe. — — Alſo der Steinfeld, ein verfluchter Kerl mit allem Reſpekt zu ſagen, da kann man doch wieder die Wahrheit des Sprüchwortes ſehen: ſtille Waſſer ſind betrüglich. — Hat einer je bemerkt, daß der öffentlich ein Mädel nur anſieht, ſo ein Heimtücker. — — Hat aber einen guten Geſchmack — —"

„Beim Himmel, das hat er," ſeufzte Ellendorf, „und wenn es nicht der Reſpekt gegen den Vorgeſetzten wäre, ſo würde ich mich doch noch bemühen ihm den Rang abzulaufen."

„Gib Dir keine Mühe," lachte der junge Stautz, „da kämſt Du zu kurz, gerade ſein ſtilles vornehmes Weſen macht bei den Weibern Eindruck, hab' ich doch ſelbſt eine Bekanntſchaft, die mir ſchon ein paarmal wiederholt hat: ‚der Lieutenant von Steinfeld, wenn er ſo auf einem ſeiner ſchönen Pferde daherkäme, ſehe aus wie ein Prinz, dem könne man nichts abſchlagen.'"

„Das muß eine ſaubere Bekanntſchaft ſein," murrte Ellendorf.

„Allerdings keine Gräfin, wie die Damen, mit denen Du gewöhnlich umzugehen behaupteſt. — Aber Scherz bei

Seite, biſt Du Deiner Sache in Betreff der kleinen Blonden auch ſicher?"

„Vollkommen. — Ich hab's von ſeinem Burſchen."

„Alſo beſucht ſie ihn."

„Wahrſcheinlich, oder treffen ſie ſich ſonſt wo; was ich wenigſtens geſehen habe, iſt — —"

Ich faßte in höchſter Erregung meine Bettdecke.

„Daß er ein Porträt von ihr beſitzt. Neulich, als der Burſche ſein Schlafzimmer putzte, trat ich hinein und ſah das Porträt auf ſeinem Toilettetiſch ſtehen."

„Dieſe kleine Hexe! Sollte man nicht glauben, wenn man ſie gehen ſieht, ſie wiſſe gar nicht einmal, daß es Männer in der Welt gebe; wenn man ſie aus Artigkeit grüßt, ſo dankt ſie mit Scheu und mit wahrer Angſt, mir wenigſtens, bei Dir iſt es freilich etwas Anderes, der Du Blicke und Händedrücke empfangen haſt."

„Ja, bei mir iſt das freilich etwas Anderes," ſagte Ellendorf mit ſehr beſtimmtem Tone, „ich hatte wahrhaftig gehofft, ihr näher zu kommen, ſie gab mir zu dem Glauben alle Veranlaſſung, und nun kommt mir dieſer Lieutenant in die Quere — — Epauletten und ſilberne Schärpe haben doch für die Mädchen eine merkwürdige Anziehungskraft, merkwürdig —"

„Nun, wir kommen auch noch dazu," tröſtete ſich Stautz.

Ich ſprang aus dem Bette, es war mir, als läge ich in Nadeln oder auf glühenden Kohlen, ich hätte mit der ganzen Welt Streit anfangen mögen, ſo wild und grimmig war ich, und gleich darauf wieder ſo betrübt und weich, daß ich kaum im Stande war meine Thränen zurückzuhalten.

„He, was gibt's da!" rief Stautz in ſeinem gewöhnlichen barſchen Tone.

„Nichts, das Sie im Geringsten angeht," gab ich ihm heftig zur Antwort, und dann tappte ich zwischen den Betten hindurch nach dem Tische, wo das Feuerzeug stand, um das Licht anzuzünden.

Beim Scheine desselben hoben sich mehrere Köpfe von ihren Kopfkissen, einige starrten mich schlaftrunken an, um gleich darauf wieder brummend ihre Augen zu schließen.

„Wahrscheinlich soll noch studirt werden," sagte der junge Stautz, und warf sich alsdann, ohne eine Antwort abzuwarten, auf die andere Seite.

„Was soll's, Ramming?" fragte der Stubenkommandant aus seiner Ecke.

Ich wußte im ersten Augenblick nicht, was ich antworten sollte; in meinem Bette in der Stube konnte ich nicht bleiben, es drängte mich, in's Freie zu kommen, um dort in der kalten Nachtluft vielleicht dem wilden Klopfen meines Herzens, der Erregung und Empörung meiner Gefühle Herr werden zu können. Ich durfte keinen Augenblick länger in der Nähe dieser beiden mir verhaßten Menschen bleiben, da ich wohl fühlte, daß das nächste spöttische Wort im Stande sein würde, mich alle Vernunft vergessen zu lassen, um vielleicht meinen Säbel zu ziehen und sie aufzufordern, sich mir gegenüber zu stellen. Ich zitterte so heftig, daß der blecherne Leuchter klapperte, als ich ihn auf den Tisch setzte. Was sollte ich aber dem Stubenkommandanten sagen? glücklicherweise fiel mir etwas ein, was nicht ganz unwahrscheinlich klang. „Ich will in den Stall," sagte ich, und zwang meine Stimme mit gewaltiger Anstrengung, daß sie nicht bebte und auffallend klang, „mein Pferd hat sich heute beim Reiten einen Stein in den Huf getreten und ich habe die Stallwache gebeten, von Zeit zu Zeit kalte Umschläge zu machen, ob das geschieht, will ich nachsehen; denn wenn am Morgen die Batterie

vor dem Kapitän exerzirt, so würde ich schlecht wegkommen, wenn mein Pferd seinen Fuß schonen wollte."

„Bravo," sagte Unteroffizier Schmetterer, „man muß den Reiter loben, der so auf sein Pferd Achtung gibt, daran könnten sich Manche ein Beispiel nehmen." Ich war verlegen, dieses Lob zu empfangen, doch hatte diese Verlegenheit das Gute, daß es mich ein paar pikante Bemerkungen der Herren Stautz und Ellendorf überhören ließ. Indeß wurden diese im nächsten Augenblicke durch eine kräftige Entgegnung meines Freundes Wetter zur Ruhe gebracht, der sich halb aus seinem Bette erhob und sie in seiner derben Manier ersuchte, gefälligst ihre Mäuler halten zu wollen, indem er sich sonst veranlaßt sehe, nach seinem Stiefelknecht oder nach dem Wasserkrug zu greifen.

Darauf wurde es still, ich zog mich an, löschte sorgfältig das Licht und ging so geräuschlos wie möglich aus der Stube.

Draußen auf dem Gange stand der Kasernenposten, seinen Säbel im Arm, an einem Fenster und schaute gähnend zum klaren Nachthimmel empor. „Es sei ein Viertel nach zehn Uhr," sagte er mir, „und er wünsche sehr, daß die langweiligen zwei Stunden vorüber wären und er in sein warmes Bett kriechen könne."

Ich wünschte ihm gute Wache, und ging den Korridor entlang, dann die Treppe hinab und trat unten in's Freie. Es war eine jener duftigen Winternächte, wo der feuchte Nebel mit den entlaubten Zweigen der Bäume kleine Zwiegespräche zu halten und sie zu vertrösten scheint, daß sie nur ein klein wenig Geduld haben möchten, indem es ja nicht mehr lange dauern würde, daß diesem groben Flegel, dem Winter, das Handwerk gelegt würde, daß wieder Licht und Wärme erschiene und mit diesem Luft und Fröhlichkeit zwischen Himmel und Erde.

Es iſt etwas Eigenthümliches um dieſe ſtillen nächtlichen Geſpräche. Oft werden ſie für uns in gänzlich unverſtändlicher Sprache geführt; je nachdem wir uns aber in einer Stimmung befinden, ſo iſt uns das Rauſchen des Nachtwindes verſtändlich, das leiſe Seufzen des Windes, das Murmeln des Springbrunnens, ja der weiche, duftende Hauch von Gras und Blumen.

Es war an dieſem kalten Tage eine friſche und doch milde Luft, die man, namentlich wie ich, aus dumpfer Stube kommend, mit ſchwerem Herzen in tiefen langen Zügen in die Bruſt zog, und dabei eine Ahnung hatte von bald eintretendem Frühling, welcher Bäche und Ströme vom Eis befreien würde, Blumen und Blüten hervorlocken und die Wandervögel ziehen machen. Zu letzteren ſollten ja auch wir gehören; denn man hatte ſchon viel davon geſprochen, daß mobil gemacht werde, daß wir in Kantonnirungen zögen und von da vielleicht in den Krieg. — Der Gedanke machte mich in der heutigen Nacht wahrhaftig glücklich, denn fortzuziehen von hier, von den Spielplätzen meiner Jugend, — ja von ihr, war meine Sehnſucht. Ja, es konnte mich mit dem Leiden in der Bruſt faſt auch augenblicklich glücklich machen, wenn ich dachte, mich auf mein Pferd zu ſchwingen, vor einem der dumpfdröhnenden Geſchütze zu ſprengen hinaus in die Weite, hinauf auf jene Anhöhe, um von dort Tod und Verderben in die Reihen der Feinde zu ſenden, vielleicht auch von einer feindlichen Kugel getroffen zu werden. — — Grüße Alice von mir und ſage ihr, ich hätte ſie trotz allem dem nicht vergeſſen.

Ob die Geſchütze dort in ihrem Schuppen auch eine Ahnung hatten von einem ganz anderen Leben, das ſie im Frühjahr kennen lernen ſollten, ob ſie jetzt ſchon hungerten nach der eiſernen Ladung? begehrlich genug blickten ſie aus

ihrem Lattenverſchlag herüber und leuchteten trotz des ſpärlichen Lichtes der Nacht.

Am Thore ging die Schildwache auf und ab, hielt den Säbel nachläſſig im Arm und ich hörte am Klange auf dem harten Fußboden deutlich, wie ſie öfters zu ihrer eigenen Unterhaltung Tritt wechſelte und dann leiſe vor ſich hinpfeifend weiter ſchritt.

Der Kamerad dort brauchte mich gerade nicht zu ſehen, deßhalb wandte ich mich, an der Mauer der Kaſerne gehend, um die nächſte Ecke den Stallungen zu. Da kam ich an dem kleinen ſtehen gebliebenen Chor vorbei, das mit ſeiner für mich ſo geheimnißvollen mauriſchen Architektur ſtets mein Intereſſe erregte. Oft trat ich am Tage hinein, wenn es da ſtill und einſam war, und wenn ich dann auf die arabiſchen Schriftzeichen blickte, fühlte ich, daß ſie mir gerne etwas erzählt von kühlenden Brunnen und rauſchenden Palmen, wenn es nur möglich geweſen wäre uns beſſer zu verſtändigen. So mußte die Phantaſie aushelfen und es blieb beim allgemeinen Eindrucke und bei der Gewißheit, daß dieſe ſeltſamen Schnörkel Wunderbares zu berichten wüßten. Namentlich ſchienen dieß die verſchlungenen Linien der merkwürdigen Arabesken und Verzierungen zu können, die einem abſichtlich zu entſchlüpfen verſuchten, wenn man ihnen mit dem Auge folgte, die auf die eigenſinnigſte Art jetzt rechts und links ſprangen, dann, eine lange Linie beſchreibend, erfaßbar zu ſein ſchienen, um dann aber plötzlich umkehrend wieder nach einer ganz anderen Richtung zu entfliehen, blendende Linien auf dunklem Grunde, die man bei einem Augenzucken verloren hatte, und nicht wiederfinden konnte in der unzähligen Schaar anderer ganz gleicher.

Heute ſchimmerte Licht in den Hallen, und durch einen der hufeiſenförmigen Bogen, die von außen noch ſichtbar

waren, qualmten Waſſerdämpfe in die Nacht hinaus. Ich wußte wohl, hier wurde gewaſchen, wie es oft geſchah, und es that mir leid für den ſchönen poetiſchen Raum.

An den Stallungen ging ich vorüber. — Mein Pferd hatte ſich keinen Stein in den Huf getreten, und ich wollte nicht zu ihm hingehen, um ſeine Ruhe zu ſtören. Ich ſchritt deßhalb um das Gebäude herum und war bald an der hintern Seite der Kaſerne, wo ich raſch einen Blick auf die Fenſter warf, welche zu den Zimmern des Lieutenants Steinfeld gehörten. Mir pochte heftig das Herz, und ich wurde tiefathmend etwas beruhigter, als ich es dort ganz dunkel ſah. — Beruhigter? Vielleicht war er noch nicht zu Hauſe, oder er ſchlief ſchon. — Das Letzte war nicht anzunehmen, da es erſt zehn Uhr vorüber war. — — Wo konnt' er ſein? — Von den vielen Orten, wo er hätte ſein können, trat mir nur ein einziger peinigend vor die Seele. Möglicher Weiſe in jenem Zimmer, aus deſſen Fenſtern noch Licht ſchimmerte, in der Wohnung des alten Simmler, die ich ja nicht betreten durfte. — Ah, ſie hatte das ſchlau gemacht, mich durch ihr Verbot dort fern zu halten, ein Verbot, das ich ſo treu und pünktlich erfüllte. — Ich hätte lachen können über meine Pünktlichkeit, aber ſtatt deſſen knirſchte ich mit den Zähnen und ſchritt dann eilig weiter um das ganze Kaſernengebäude herum, bis ich wieder den Geſchützſchuppen vor mir ſah und den Poſten am Thor des Hofes, der immer noch abwechſelnd leiſe vor ſich hinpfiff oder ſchrittwechſelte. — —

Hinauf wollte ich vor ihr Zimmer und dort warten, und müßte ich die ganze Nacht ſtehen — bis er herauskäme; dann wollte ich mich ſehen laſſen vor ihm und vor ihr und ihnen zeigen, wie ſehr mein Herz zerriſſen ſei, ja ſelbſt auf die Gefahr hin, wenn ich mich lächerlich machte durch herabſtürzende Thränen; denn die waren mir jetzt

ſchon ſo nah, daß ich die Lippen faſt blutig biß, um ſie zurückzuhalten.

Jetzt erſchien etwas am Eingang des Kaſernenhofes, der Poſten pfiff nicht mehr, ſondern trat ſtille neben das Schilderhaus und zog den Säbel an. Es war ein Offizier, der eintrat. Ich ſtrengte meine Augen ſo viel als möglich an. Sollte ich dieſe feſten, elaſtiſchen Schritte nicht kennen und die leichte, elegante Art, wie der Mann ſich hielt, wie er den Kopf trug und den Säbel hielt? — Ja, er war es. Es war Lieutenant Steinfeld, und ich hätte mich meines Argwohns gerne geſchämt, wenn die Eiferſucht nicht ihre Krallen ſchon zu tief in mein Gemüth geſchlagen hätte; wenn mich auch im erſten Augenblicke eine unausſprechliche Freude durchzuckte, da ich, den ich droben vermuthet, hier unbefangen eintreten ſah, ſo ſchien mir doch in der nächſten Sekunde ein Dämon zuzuflüſtern: „Ja, wenn heute auch — aber geſtern — morgen, oder vielleicht noch in der nächſten Stunde.“ Der letztere Gedanke ließ mein Blut heftiger toben und ich hatte kaum ſo viel Ueberlegung, mich gegen den dicken Thürpfeiler zu drücken, um unbemerkt zu bleiben. In dem tiefen Schatten gelang es mir auch und Lieutenant Steinfeld ging ein paar Schritte von mir die Treppe hinauf, und als er auf dem erſten Korridor angelangt war, folgte ich ihm ſo leiſe als möglich. Es war mir das nicht ſchwer; denn er trat feſt und klirrend auf und ſein Säbel raſſelte laut und hörbar durch das ſtille Gebäude, namentlich auf dem langen, einſamen Gange, der zu ſeinem Zimmer führte.

Ich folgte ihm in ziemlich weiter Entfernung. Ich wollte nur Gewißheit, daß er wirklich ſeine Wohnung betrat, und daß er ſie in der nächſten Stunde nicht mehr verließ. Ich hätte etwas darum gegeben, heute die lange Nacht hindurch hier oben auf dem Korridor Wache ſtehen

zu dürfen, und morgen wieder und übermorgen wieder. Ja, es war mir ſchon in den Sinn gekommen, dem Poſten hier oben anzubieten, ich wolle für ihn dableiben, doch wäre ein ſolcher Vorſchlag, als im wirklichen Leben noch nie dageweſen, zu auffallend erſchienen — aber ihm Geſellſchaft leiſten unter dem Vorwand, ich könne doch nicht ſchlafen, darin lag nichts Verdächtiges. — —

— — Doch halt! Im Sturme der Gedanken, die meinen Kopf durchzuckten, war ich für einen Verfolger, der unentdeckt zu bleiben wünſcht, zu hart aufgetreten, und ungeſchickter Weiſe in der Nähe einer der trüben Oellampen, welche den Korridor freilich ſpärlich erhellten, aber doch genug, um die Umriſſe meiner Geſtalt erkennen zu laſſen.

„Wer geht da?“ rief die tiefe Stimme des Lieutenants Steinfeld. „Iſt es der Poſten auf dem Gange?“ worauf ihm eine andere Stimme gerade von der entgegengeſetzten Seite des Ganges antwortete: „Der Poſten iſt hier, Herr Lieutenant.“

„Und wer treibt ſich denn da in der Nacht herum?“ rief nun der Offizier mit lauter Stimme. „Ich will, daß man näher kommt. — Hieher!“

Dieſem beſtimmten Befehl, namentlich von dem Manne ausgeſprochen, dem jene feſte, klingende Stimme angehörte, mußte unbedingt Folge geleiſtet werden, weßhalb ich mich denn auch beeilte, näher zu kommen, und als ich ſo nahe war, daß mich mein Zugführer erkennen konnte, in ſchönſter dienſtmäßiger Haltung meldete: „Kanonier Ramming — konnte nicht einſchlafen und ging deßhalb ohne eigentliche Abſicht durch die Kaſerne.“

„Ei, ei, mein guter Freund,“ ſagte wohlwollend der Lieutenant, „in Ihrem Alter nicht ſchlafen zu können, das iſt eine ſeltene Erſcheinung und wäre in der That traurig. Ein ſolches Leiden müſſen Sie für ſpätere Jahre aufheben.

Es ist das Fürchterlichste, was es gibt," setzte er mit einem Seufzer hinzu, fuhr aber gleich darauf heiter fort: „Hoffentlich ist dieser Fall nur vereinzelt, und er hat eine bestimmte Ursache; wenn Sie aber in Wahrheit heute nicht schlafen können und nicht besonders darauf erpicht sind, wie ein ruheloser Schatten durch die finstern Kasernengänge zu streifen, so treten Sie zu mir ein und leisten mir eine Stunde Gesellschaft. Ich gehe nicht früh zu Bette, und wenn es Ihnen recht ist, so plaudern wir ein Bischen."

Was konnte mir erwünschter sein. Sein Bursche erschien mit Licht und wir traten in das Vorzimmer. Hier legte der Lieutenant Steinfeld seinen Mantel und seinen Säbel ab und ersuchte mich, ihm in das anstoßende Gemach zu folgen, wo eine Lampe auf dem Tische stand und mit freundlichem Schein den Raum behaglich erhellte. Der Bediente rollte zwei Sessel an den Tisch, zündete eine Spirituslampe unter einem silbernen Wasserkessel an und stellte eine Flasche daneben, zuerst mit einem Glas, wozu er aber auf einen Wink seines Herrn noch ein zweites brachte, dann ließ sich der Offizier nieder und befahl mir, es eben so zu machen, worauf er aus der Flasche eine dunkelbraune Flüssigkeit in die Gläser goß, heißes Wasser hinzuthat, und mir dann eines der Gläser voll vortrefflich duftenden Punsches mit einem freundlichen Kopfnicken hinschob.

„Kennen Sie auch das Laster des Rauchens schon?" sagte er freundlich; „wenn dem so ist, so stehen dort Cigarren. Die kleinen helleren sind schwächer."

Ich dankte ihm, wobei ich sagte, daß meine ersten, erst vor Kurzem angestellten Versuche des Rauchens ein so ungünstiges Resultat geliefert hätten, daß ich vorderhand beschlossen, noch einige Zeit mich dieses zweifelhaften Vergnügens zu enthalten. — In Wahrheit hatte ich damals einen förmlichen Abscheu vor Pfeife und Cigarren und konnte

die entsetzlich qualvolle Stunde nicht vergessen, die mir das Rauchen einer Cigarre, welche mir Wetter gegeben, verursachte.

„Ich will Sie dazu nicht ermuntern," sagte Steinfeld lachend, „das kommt Alles viel zu früh von selbst, aber versuchen Sie meinen Punsch, er wird Sie erwärmen und Ihre Lebensgeister etwas auffrischen. Sie sehen in der That ermüdet aus. — Haben Sie Kummer?" fragte er mich plötzlich.

Was Nerven waren oder was man so benennt, wußte ich damals noch nicht, sonst hätte ich versichert, daß die meinigen in diesem Augenblick sehr abgespannt und angegriffen seien, und es war wahrscheinlich nicht schwer, auf meinem Gesichte zu lesen, daß irgend ein großes Leid mein junges Herz berührt.

Als er mich so freundlich frug, ob ich Kummer habe, und mich dabei mit seinen ernsten, offenen Augen wohlwollend anblickte, mußte ich meine Lippen fest zusammenbeißen und fühlte wohl, daß meine Augen feucht wurden.

„Nun, nun," sagte er freundlich lächelnd, „ich will Sie nicht überrumpeln, oder Ihr Vertrauen gewaltsam verlangen, aber wenn Sie etwas auf dem Herzen haben, dessen Mittheilung Ihnen als Erleichterung scheint, so lassen Sie mich's hören! — Sehen Sie in mir nicht Ihren vorgesetzten Offizier, sondern vielmehr einen wohlwollenden Freund. — Gewiß mein Junge," setzte er mit einer wohlthuenden Herzlichkeit hinzu: „Ihr väterlicher Freund; denn was das Alter anbelangte und auch sonst, da könnten Sie ohne allen Anstand mein Sohn sein. — Erzählen Sie mir von Ihrem früheren Leben, vielleicht erweicht sich auch bei mir die harte Rinde des Herzens," setzte er mit einem düstern Blick hinzu, „und es fällt mir ein, Ihrem jungen, warmen Gemüthe etwas davon mitzutheilen, was ich so oft diesen kalten, theilnahmslosen Wänden erzählt. — —

„Machen wir es uns aber vorher bequem," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er die Augen mit der Hand verdeckt hielt. „Dieſe Epauletten mit ihrem falſchen Glanze ſtören jede vertrauliche Mittheilung, fort damit!" Er rief ſeinem Bedienten, und ließ ſich einen leichten Morgenrock geben.

„Oeffnen Sie Ihr Kollet und machen Sie ſich's bequem." Hatte ich noch einen Argwohn gegen ihn? Ich wußte ſelbſt nicht, ob ich ihn noch hatte; wenn er mich mit dem ernſten Geſichte betrachtete, und ich gleich darauf meine Augen forſchend auf ihm ruhen ließ, ſo konnte ich ihn keiner leichtſinnigen, unüberlegten Handlung fähig halten. Seine Züge, hie und da ſchon leicht durchfurcht, hatten etwas ſo Ernſtes, ſo Gebietendes und Ehrfurchtforderndes, es war ſo gar kein frivoler oder auch nur leichtfertiger Zug in denſelben; ſein Auge, häufig umflort, blitzte nie in beſonderer Luſtigkeit auf, und ſein Mund ſprach nie ein Wort, dem man eine andere Deutung hätte geben können. Trotzdem ich aber das Alles meinen vorhin finſtern Gedanken gegenüberſtellte, ſo tauchte doch immer wieder das Bild Alicens lebhaft vor meiner Seele auf, beſonders wenn ich ihn betrachtete. Da war es mir auch, als müßte ſich aus ſeiner Stirne die ihrige entwickeln, und als ſeien es ihre lieben Blicke, die aus ſeinen ernſten Augen hervorbrachen.

„So," — ſagte er, nachdem er ein wenig aus ſeinem Glas getrunken hatte, „jetzt erzählen Sie mir von Ihrer Jugend, wenn Ihnen das nämlich keinen Kummer macht."

Anfänglich war ich ſchüchtern, dem ernſten Manne von den einfachen Erlebniſſen meiner Kindheit zu erzählen, doch nach und nach, als ich mich erwärmt fühlte, und ermuntert durch ſein freundliches Kopfnicken und durch den Antheil an meinen Schilderungen, den ich auf ſeinem Geſichte

las, kam ich beſſer in Zug und plauderte unbefangen über meine Jugendzeit, die ich im Armenhauſe zugebracht.

Endlich trat aber der Name Alicens zum erſten Male über meine Lippen, und ich weiß nicht, ob ich ihrer inniger erwähnte oder häufiger, als gerade nothwendig war. Nachdem ich von meiner Jugendgeſpielin einigemale erzählt und vielleicht gezeigt, wie ſie in das Leben des Knaben ſo bedeutſam eingriff, da ruhten ſeine klaren Augen forſchend, faſt dringend auf mir, und ein leichtes Lächeln zeigte ſich in ſeinen Mundwinkeln. Faſt wäre mein Argwohn von Neuem verſtärkt erwacht, doch dämpften ihn die ruhigen Fragen wieder, welche er nach dem Mädchen that, und ſein ungekünſteltes Erſtaunen, als ich ihm ſagte, ich hätte ſie neulich wieder geſehen; wo ſagte ich freilich nicht, und beſchrieb ſie flüchtig. Alles um zu ſehen, ob dieſe Einzelnheiten irgend einen Eindruck auf ihn hervorbringen würden.

Doch war dieß durchaus nicht der Fall. Sein Blick, jeder Zug ſeines Geſichtes blieb ſich vollkommen gleich, nur hob er freundlich drohend den Zeigefinger auf und warnte mich, wie es auch mein guter Pflegevater gethan, in meinen Jahren irgend ein Verhältniß zu befeſtigen, deſſen Bande, wenn ſie jetzt auch noch ſo ſchön und lockend erſchienen, doch mit der Zeit für mich oder Alicen zu drückenden Feſſeln werden würden.

Aber das Porträt, welches Ellendorf bei ihm geſehen haben wollte? — —

Ich hatte meine einfache Erzählung beendigt, und ich ſah, daß ſie den Lieutenant Steinfeld intereſſirte. Er hatte ſich erhoben und ging, mit mir redend und ſich dabei über meine Vergangenheit ausſprechend, im Zimmer auf und nieder. „Ich hätte Sie nicht zum Militär gehen laſſen,“ ſagte er, „ein friſcher und geſcheidter Burſch, wie Sie, der Fundament hat, etwas Rechtes zu lernen, auch ſchon gute

Namenlose Geschichten.

III.

Anfänge gemacht hat, ſollte keine Carrière ergreifen, wo er ſich im Frieden Tag für Tag in einem wenig anregenden Kreis herumtreiben muß, und im Kriege neben der Ausſicht, vielleicht ein paar Grade raſch zu erſteigen, eben ſo gut zum Krüppel geſchoſſen werden kann, wo ſich dann ihm doch früher oder ſpäter die Frage aufwerfen könnte, ob es auch der Mühe werth geweſen, um einer Laune der Kriegführenden willen ſeine geſunden Knochen zu riskiren. Sehen Sie mich nicht ſo verwundert an, daß ich ſo rede; ich errathe Ihre Gedanken und die aus denſelben entſpringende Bemerkung, daß man mehr meinen Worten wie meinen Thaten folgen müſſe, und darin hätten Sie ganz Recht, wenn — — wenn es nicht Verhältniſſe gäbe, die auch ſcheinbare Widerſprüche im Stande wären zu erklären. — — — Ich fühle wohl, ich bin Ihnen ein Räthſel, wie allen Andern hier, die mich kennen und doch nicht kennen." —

Er ging wieder mit großen Schritten auf und ab, blickte darauf, am Fenſter ſtehend, eine Zeitlang in die Nacht hinaus und ſprach dann, ſich gegen mich umwendend: „ich weiß nicht, weßhalb ſich gerade heute in mir das Bedürfniß regt, mit Jemand über meine Vergangenheit zu reden. Aber es iſt mir ſo gepreßt in der Bruſt, daß ich fühle, ich muß eine Schleuſe aufziehen, um endlich einmal wieder frei athmen zu können. Was ich Ihnen erzählen will, geſchieht aber nicht in der Abſicht, um meine finſtere Vergangenheit wieder lebendig vor meine Seele zu führen. — Nein, gewiß nicht, vielmehr betrachte ich Ihr junges ſtarkes Gedächtniß wie ein Pergament, auf das ich meine Worte zeichnen will und das unverwüſtbar feſt halten ſoll, was ich dem Papier nicht anvertrauen kann und will. — Doch," fuhr er ernſter fort und ſah mich feſt an, wobei er die Hand auf meine Schulter legte, „halte ich Sie für

einen jungen Mann von Ehre, der, was ich in sein Herz niederlege, treu bewahren wird, und der, was ich in sein Gedächtniß zeichne, betrachten wird als mit sieben Siegeln verschlossen, die ich allein nur das Recht habe zu lösen."

Ich sah einigermaßen verwundert zu ihm empor, und wollte ihm etwas Versicherndes sagen, doch war sein klarer, auf mich gerichteter Blick so ernst, daß ich das richtige Wort nicht fand und ihm nur offen und gewiß mit dem Ausdruck der Ehrlichkeit in das Gesicht schauen konnte.

Er ging in's Nebenzimmer, und als er gleich darauf zurückkam, trug er in der Hand ein kleines Futteral, etwas wie ein müssiges Buch, in schwarzes Leder gebunden, mit weißglänzenden, silbernen Verzierungen; das stellte er vor sich auf den Tisch, öffnete es behutsam, wobei ich ihn betrachtete und wohl bemerkte, daß er seine Lippen fest aufeinander preßte und sein Auge noch düsterer schaute als gewöhnlich.

Nachdem er das Futteral geöffnet, wandte er die offenen Hände gegen mich, und ich war nahe daran, einen Schrei der Ueberraschung, ja des Schreckens auszustoßen; denn was ich hier vor mir sah, war das Porträt, von dem Ellendorf gesprochen, welches er auf dem Tische des Lieutenants Steinfeld gesehen haben wollte — — war das Bild Alicens.

Ich mäßigte mein grenzenloses Erstaunen zu einem leisen Ausruf der Ueberraschung, und beugte mich vor, das kleine Bild in der Nähe zu betrachten, wozu er mir mit einer Handbewegung die Erlaubniß gab. — — — Da sah ich denn wohl bei genauerem Anschauen, daß ich mich gerade so geirrt, wie auch Ellendorf beim flüchtigen Beschauen. Wohl war eine auffallende Aehnlichkeit zwischen diesem Porträt und Alice nicht zu verkennen, und doch war es wieder ein ganz anderes Gesicht. Schön und lieblich, wie

das ihre — ja ähnlich, außerordentlich ähnlich, und doch wieder ganz anders. Was dieſe Aehnlichkeit bei ſchnellem Beſehen wohl am meiſten hervorbrachte, war das hellblonde Haar und der blendend weiße Teint, doch waren die Augen anders, die Form der Stirne verſchieden, namentlich aber der Mund. Der der Dame auf dem Bilde war fein geſchwungen, die Lippen glichen einer geöffneten Roſenknoſpe, zwiſchen denen man wie Perlen die weißen Zähne hervorblitzen ſah. Es lag eine reizende Friſche, eine unbeſchreibliche Lieblichkeit und ein Ausdruck des Glückes darin, wie man nicht leicht etwas Aehnliches ſehen konnte. Das war bei Alice ganz anders. Sie hielt ihre ebenfalls ſchön geformten Lippen meiſtens feſt verſchloſſen, ihre Mundwinkel bogen ſich ſelten zu einem freundlichen Lächeln hervor, und ſtanden ſo im Einklange mit ihren ſchönen, ernſten Augen, die aber meiſtens gedankenvoll, wenn nicht traurig blickten. — Aber das Haar, das reizende blonde Haar war in der Fülle und Farbe von einer ſo überraſchenden Aehnlichkeit, daß dieſes allein wohl dazu verführen konnte, bei flüchtigem Beſchauen dieß Porträt hier für das Bild Alicens zu halten.

Ich konnte mich nicht enthalten, auszurufen: „ach, wie iſt das ſchön!“ welchen Ausdruck der Freude mein Gegenüber mit einem ſtummen Kopfnicken beantwortete, ſowie mit einem tiefen Athemzuge, der wie ein Seufzer klang.

Wenn ich nun an die Urſache dachte, die mich aus dem Bette getrieben und hierher gebracht, ſo ſchämte ich mich ordentlich vor mir ſelber, und mein Zorn gegen Ellendorf, dieſen elenden Schwätzer, verwandelte ſich in Verachtung. Ich begriff nicht, wie ich noch einen Augenblick Gedanken haben konnte wie die waren, welche mich in den Kaſernenhof trieben, und zum Späher werden an einem freundlichen, guten und ſo edeln Vorgeſetzten. In meinem Herzen fühlte

ich eine Regung, ihn um Verzeihung zu bitten, und obgleich das nicht möglich war, so faßte ich doch seine Rechte, die neben mir auf dem Tische ruhte, in meine beiden Hände und drückte sie herzlich. —

„Ja, ja," sagte er nach einer längeren Pause, während welcher er, tiefe Wehmuth in dem Blicke, das kleine Bild betrachtete, „alle, die sie sahen, fühlten sich mächtig von ihr angezogen. Es war ein wunderbares Wesen, wie es die reiche Natur doch nur hie und da in ihrer allerbesten Laune erschafft."

„Ich habe Aehnliches nur einmal gesehen," setzte er in einem tiefen Seufzer hinzu, „ein vollendet schönes, edles und gutes Wesen. —

„Mich freute der Eindruck, den das Bild auch auf Sie gemacht," sagte er nach einer Pause, und reichte mir die Hand über den Tisch hinüber, worauf er in ernstem Tone fortfuhr: „das Vertrauen, das ich Ihnen bewiesen, indem ich es Ihnen nicht nur gezeigt, sondern auch noch davon erzählen werde, kann und muß von Bedeutung für Sie sein. Denn dadurch hat sich ein Band zwischen uns befestigt, das ich nicht lösen werde, und das vielleicht im Stande ist, Sie bei Klippen und Abgründen vorbeizuleiten. — Ich gebe Ihnen das Recht, mich bei allen Wechselfällen des Lebens an diese Stunde zu erinnern. — —

„Und nun will ich Ihnen eine Geschichte erzählen; Etwas, das sich zwar sehr romanhaft anhört, aber doch furchtbare Wahrheit ist." —

Zwölftes Kapitel.

Eine Lebensgeſchichte.

Meine Jugend hat Aehnlichkeit mit der Ihrigen gehabt, obgleich die Verhältniſſe ganz andere waren! An meine Mutter kann ich mich eben ſo wenig erinnern, mein Vater ſtarb, wie der Ihrige, als ich vier Jahre alt war, und können Sie ſich deßhalb denken, daß ich mir von demſelben ein deutliches Bild nicht zu machen im Stande bin. Doch erinnere ich mich eines einzigen Vorfalles, der ſich, ſo jung ich auch damals war, feſt in mein Gedächtniß einprägte. Ich erhielt nach dem Tode meiner Mutter eine Gouvernante, mit der ich eines Tages ſpazieren fuhr, während mein Vater neben dem Schlage des Wagens ritt. Wie Kinder ſind, verlangte ich hartnäckig zu meinem Vater auf das Pferd, und wenn er dieſen Wunſch auch anfänglich abſchlug, mochte es ihn vielleicht doch freuen, daß ich kleiner Bube ſo viel Muth zeigte, und trotz dem Einreden der Gouvernante willfahrte er endlich meiner Bitte. Er ſetzte mich vor ſich auf den Sattel, hielt mich mit einem Arm feſt, während ich vor Vergnügen in meine kleinen Hände ſchlug, auch dabei rief, hopp, hopp, fort, fort! mit den Beinen ſtrampelte, damit das Pferd ſchneller laufen ſollte. Er ſetzte das feurige Thier dann in Trab, und im Augenblicke ging alles gut von Statten. Wir blieben neben dem Wagen, deſſen Kutſcher in ſeinem Vergnügen über

den ersten Ritt des jungen Herrleins mehr nach mir schaute als auf seine Pferde. Plötzlich strauchelt eines derselben und fällt auf dem steinigen Weg auf die Kniee, der Kutscher aber — treibt es augenblicklich mit Zügeln und Zungenschlag in die Höhe. Es macht im Aufspringen einen raschen Satz vorwärts, erschreckt das Reitpferd meines Vaters, der dem Kutscher zugerufen, und dieses, ein etwas scheues, sehr flüchtiges Thier, wirft den Kopf in die Höhe und geht vom Flecke aus durch.

„Mir machte das Vergnügen, so in rasender Carrière dahinzufliegen, und ich jauchzte ordentlich auf, als ich bemerkte, wie wir Alles hinter uns zurückließen, wie Bäume und Sträucher scheinbar neben uns vorbeiflogen, und wie wir uns in einer erschrecklichen Eile auf dem ziemlich abschüssigen und steinigen Wege dem Thale näherten, wo ein tiefer und reißender Bach floß, neben welchem am diesseitigen Ufer sich der Fahrweg unter einem rechten Winkel hinwand, und der über eine leichte Plankenbrücke hier für Fußgänger zu überschreiten war. Mein Vater, der wohl die Gefahr kannte, in welcher wir Beide schwebten, versuchte alles Mögliche, das dahin jagende Thier zu zügeln. Vielleicht wäre es ihm auch gelungen, das Pferd zu pariren, wenn seine Bewegungen nicht durch mich, der ich vornen auf dem Sattelknopfe saß, und den er mit dem rechten Arm fest an sich drückte, theilweise gelähmt worden wären. So erreichten wir die Thalsohle, vor uns den schäumenden Bach, auf unserer rechten Seite Wiesen mit ziemlich hohem und dichtem Grase. Mein Vater, der wohl sah, daß das Thier geradeaus stürzen würde, faßte mich behutsam am Kragen meines Kleides, beugte seinen rechten Arm mit mir hinab und ließ mich mit einem leichten Schwunge nach vorwärts in das üppige Gras gleiten, wo ich hinfiel, ohne weiter Schaden zu nehmen. Das Pferd stürzte fort, stutzte

an der ſchmalen Brücke, war aber zu ſehr im Lauf, um ſich im Wege halten zu können, und ſprang mit meinem Vater das ziemlich hohe und ſteile Ufer hinab in den Bach, deſſen Waſſer über beiden zuſammenſchlug. Glücklicher Weiſe kam das Pferd hier zur Beſinnung, und nachdem es mein Vater, der ein vortrefflicher Reiter war, genöthigt, das andere Ufer wieder hinaufzuſprengen, dann umzukehren und noch einmal durch den Bach durchzuſetzen, was Alles das Werk weniger Augenblicke war, hatte er die Herrſchaft über das ſchäumende Thier wieder vollkommen gewonnen, und jagte der Stelle zu, wo ich ruhig und behaglich im Graſe ſaß und Blumen abriß. Haſtig ſprang mein Vater aus dem Sattel, nahm mich in die Höhe, ſtellte mich auf meine Füße, und erſt nachdem er geſehen, daß ich ihn munter und ſchmerzlos anblickte und an ihm hinaufſprang, nahm er mich in ſeine Arme, hob mich hoch empor und drückte meinen kleinen Kopf an ſein feuchtes Geſicht mit dem großen Schnurrbarte.

„Ob ſich mir dieſer Moment, welcher der unterdeſſen herbeigekommenen Gouvernante außerordentlich rührend erſchien, damals ſo feſt einprägte, oder ob er durch Erzählung dieſes Ereigniſſes immer wieder in meinem Gedächtniß aufgefriſcht wurde, weiß ich nicht zu ſagen; ſo viel iſt aber gewiß, daß ich mir das Bild meines Vaters, welcher bald darauf ſtarb, am beſten, ja faſt einzig und allein, heute noch vorſtellen kann, wenn ich mir jenen Augenblick vergegenwärtige, den ſchäumenden Bach mit der ſchmalen Brücke, das ſchnaubende Pferd und ſeinen innigen herzlichen Blick, mit welchem er mich ein paar Sekunden lang betrachtete, ehe er mich küßte.

„Dieſe kleine Epiſode," fuhr Lieutenant Steinfeld nach einer kurzen Pauſe fort, während welcher er ſeine Cigarre angebrannt hatte, „kann Sie auch ſo ziemlich in die Art

unſerer Lebensverhältniſſe einführen. Wir lebten auf dem Gute meines Vaters anſcheinend in glänzenden Verhältniſſen. Ich war der einzige Sohn, und wurde, wie ich vorhin ſchon andeutete, mit ſechs Jahren eine vater- und mutterloſe Waiſe.

„Daß ſich nach dem Tode meines Vaters ſein Vermögen als nicht ſo glänzend erwies, erfuhr und begriff ich natürlicher Weiſe erſt viel ſpäter. Es gelang meinem Vormund, durch große Umſicht und Mühe etwas für mich zu retten, um meine Erziehung anſtändig beſtreiten zu können. Ich machte die vollſtändigen Schulkurſe durch, ich beſuchte das Gymnaſium bis zum Abiturientenexamen und kam dann, ſtatt die Hochſchule zu beſuchen, auf eine landwirthſchaftliche Schule. Selten trafen nur die Studien eines jungen Menſchen ſo mit ſeinen Wünſchen überein, wie es bei mir der Fall war. Ich war Landwirth mit Leib und Seele, und in dieſem allgemeinen Begriff war es namentlich das Studium der Forſtwiſſenſchaften, dem ich mich mit der größten Liebe und dem ausdauerndſten Eifer hingab. Kaum zwanzig Jahre alt, war ich vollkommen mit meinen Studien fertig, praktizirte noch ein Jahr lang auf den weitläufigen Gütern des Inſtituts, und hatte dann, durch die glänzenden Empfehlungen des Chefs der Anſtalt ſowie der ſämmtlichen Profeſſoren, welche ſich alle für mich bemühten, die Auswahl unter vielleicht einem halben Dutzend guter Stellen.

„Für mich aber wählte mein umſichtiger Vormund, dem ich auch in dieſer Hinſicht den größten Dank ſchulde: und zwar wählte er von den mir vorgeſchlagenen Stellen keine einzige, ſondern hatte bereits eine andere, vielleicht weniger vortheilhafte gefunden, für deren Annahme er mir aber die vernünftigſten Gründe gab.

„‚Dein Name,‘ ſagte er mir — ‚der Name einer alten

Familie vom beſten Klange, in andern Verhältniſſen gewiß vortheilhaft für Dich, würde Dich bei Annahme einer untergeordneten Stelle in widerſprechende Lagen bringen und Deiner Zukunft dann nur hinderlich ſein. Deßhalb geht mein Rath dahin, Du nimmſt eine Stelle an, die ich für Dich gefunden, und zwar eine nach allgemeinen Begriffen minder glänzende als die andern, dafür aber bei einem tüchtigen Landwirthe, welcher eine Hülfe braucht, und zwar trittſt Du dieſen Dienſt an unter einem andern Namen, wobei ich Dir die Wahl laſſe, ob Du Dich: Müller, Fiſcher, Maier, Schulze nennen willſt. Für die nothwendigen Legitimationspapiere auf dieſen Namen werde ich Sorge tragen; Du aber haſt dafür bemüht zu ſein, daß dieſer Name einen guten Klang behält und Du weiter empfohlen wirſt. Dabei kannſt Du mir glauben, daß eine Rekommandation des Mannes, der Dich zur Aushülfe nehmen wird, Dir alle Güter des ganzen Landes öffnet und Du bei Deinen Kenntniſſen nur zu wählen haſt. — Suche mir alſo einen Namen.'

„Ich entſchied mich für Müller, aus Anhänglichkeit an einen guten Freund dieſes Namens, eines Malers, deſſen Schwäche es war, die Behauptung aufzuſtellen, der Name Müller hindere am Berühmtwerden, obgleich er ſelbſt als ein tüchtiger, großer, bekannter Künſtler den Beweis vom Gegentheile geliefert hatte.

„Ich war alſo Herr Müller, und nachdem ich die Schule mit einem ganzen Pack ſehr ſchöner Zeugniſſe verlaſſen, verfügte ich mich mit einem Empfehlungsſchreiben meines umſichtigen Vormundes, deſſen triſtige Gründe für die Art, mich unterzubringen, ich erſt ſpäter einſah und ſchätzen lernte, nach Prag, in deſſen Nähe ich auf dem Gute eines Herrn von S. angeſtellt wurde. Der Herr des Gutes war ein ſchon älterer Mann, hatte lange im Mili-

tär gedient, sehr jung Feldzüge mitgemacht, und war in Folge davon leidend, weßhalb er sich nach einer Hülfe umgesehen, und durch diese Hülfe, also durch mich, den Herrn Müller, oftmals vom Lehnstuhl, ja vom Bette aus die weitläufigen Güter kräftigst dirigirte. Er war etwas heftiger Natur, und ich lernte da mancherlei, was mir in meinem späteren Leben von großem Nutzen war, und von noch größerem hätte sein können, wenn — — doch davon später!

„Nicht nur trieb ich eifrigst praktische Land- und Forstwirthschaft, nicht nur führte ich die Aufsicht über große Hüttenwerke, sondern ich lernte, was ich eben andeuten wollte, und was für einen jungen Menschen das Wichtigste ist, mich unter den Willen und die Laune eines Andern fügen; ich lernte meine eigenen Meinungen und Ansichten denen eines Dritten unterordnen, und endlich lernte ich dabei, und das war mir von der größten Wichtigkeit, meine Meinung festzuhalten, und wenn ich sie für gut und richtig hielt, mit vernünftigen Gründen unterstützt, auf die passendste Art immer wieder vorzubringen, bis ich meinen Zweck, der meiner Absicht nach immer ein guter war, erreicht hatte.

„Ich hatte überhaupt etwas in mir, das ich, mit Mäßigung angewandt, einem jungen Manne, welcher eine Carrière machen will, auf's Dringendste anempfehlen kann.

„Sie sehen," unterbrach er sich lächelnd, „ich versuche es, das Angenehme, wenn meine Erzählung nämlich dergleichen für Sie hat, mit dem Nützlichen zu verbinden, und bemühe mich, Ihnen eine Geschichte meiner Vergangenheit mit angehängten Lebensregeln zu geben. — Vergessen wir aber bei dieser Vergangenheit die Gegenwart nicht," setzte er hinzu, indem er sein Glas erhob und mit mir anstieß. „Trinken Sie von meinem gewiß nicht schlechten Punsche auch zur Stärkung, denn wir haben noch einen ziemlich weiten Weg vor uns. Sie sind doch nicht müde?"

Ich verſicherte ihn aus vollem Herzen des Gegentheils und blickte ihm feſt in die Augen, um ihn von meiner großen Aufmerkſamkeit zu überzeugen.

Das kleine Porträt hatte er von uns beiden abgewandt, was mir einigermaßen lieb war, denn aus dem feinen, ſchönen Geſichte blickten mich, trotz alles inneren Widerſprechens, doch immer und immer wieder die lieben Züge Alicens an.

„Daß mich Herr von S. lieb gewann," fuhr Herr von Steinfeld fort, „und mich ſeines vollen Vertrauens würdigte, kann und darf ich mit Stolz ſagen. Wir hätten gewiß lange Jahre zuſammen gearbeitet, und für beide Theile mit Nutzen, wenn Herr von S. ſich nicht in Folge ſeiner leidenden Geſundheit veranlaßt geſehen hätte, ſeine Güter in die Hand ſeines Neffen und Erben zu übergeben — er ſelbſt hatte nämlich keine Kinder — um ſich nach Prag zurückzuziehen.

„Dieſer Neffe, ein junger Herr, etwas älter als ich, kam nun bald darauf mit einem Verwalter an, und wenn er mich aus Rückſicht für ſeinen Onkel, — ſo ließ er durchblicken — auch gerne noch eine Zeit lang bei ſich behalten hätte, ſo war mir doch der neue Gutsherr, noch weniger aber ſein Verwalter, nicht ſympathiſch genug, um länger zu bleiben.

„Herr von S. ſelbſt ſagte mir eines Tages: ‚Mein lieber Müller, es iſt am Ende doch beſſer, wenn Sie mit nach Prag gehen. Wenn ich da auch keine Güter zu verwalten habe, bei denen ich Ihre Hülfe in Anſpruch nehmen möchte — mein ganzes Grundeigenthum dort beſteht in einem hübſchen Garten an der Moldau — ſo habe ich doch meine Vermögensverhältniſſe zu ordnen, und darin könnten Sie mir helfen, wenigſtens ſo lange, bis ich etwas recht Paſſendes für Sie gefunden habe. Und das ſoll meine Sorge ſein, das verſteht ſich von ſelbſt.'

„Ich ſchrieb darüber meinem Vormund, der mir umgehend antwortete, ich thäte recht daran, mit dem alten Herrn nach Prag zu gehen, und ſein Rath wäre, dort zu bleiben, bis Herr von S., der alle Gutsverhältniſſe Deutſchlands genau kenne, mir eine Stelle empfehlen würde. ‚Halt aber dabei,‘ ſo ſchloß ſein Brief, ‚Deinen guten, ehrlichen Namen Müller in aller Achtung, und glaube mir, es iſt das vorderhand das Geſcheidteſte, was Du thun kannſt.‘

„So gingen wir denn nach Prag, und ich wurde von Herrn von S. wie der Sohn des Hauſes behandelt, und half ihm ein halbes Jahr lang ſeine Papiere und Geſchäfte ordnen. Nicht als ob er mich ſeines eigenen Nutzens willen ſo lange bei ſich behalten hätte — im Gegentheil, er that ſchon in der erſten Zeit alle möglichen Schritte, mich paſſend zu placiren, erhielt auch von allen Seiten die beſten Anträge für mich, verwarf aber Alles aus Gründen, die er mir auseinanderſetzte.

„Endlich aber ſagte er mir eines Morgens, nachdem er ein großes Paket mit mächtigem Wappen geöffnet: ‚Jetzt, mein lieber Müller, haben wir, was wir brauchen. Hätte ich mich für Sie dorthin gewendet, ſo würde das, wie ich die Perſonen kenne, Mißtrauen erregt haben. Ich ließ ſie aber an mich kommen und mich lange bitten, ehe ich ihnen Jemand ganz Außerordentliches empfehle — Sie brauchen keine Verbeugung zu machen: wir wiſſen Beide, was wir werth ſind. Hier iſt ein Vertrag von einem meiner älteſten Freunde, dem alten Baron Iſſling, einem braven Herrn, durch die Gnade Gottes und des Landesherrn mit Gütern geſegnet, wogegen meine früheren, auch nicht zu verachtenden Beſitzungen nur eine arme Erdſcholle ſind. Mit ihm iſt in jeder Richtung auszukommen, doch ſind ein paar nicht zu verachtende Klippen, an denen Mancher ſcheitern würde,

und über deren Lage und Fahrwasser ich Ihnen so viel als möglich mittheilen werde.

„‚Dieser Vertrag hier,‘ fuhr er fort, indem er denselben entfaltete, ‚ist, was Ihre Bedingungen betrifft — in blanco gelassen und will ich Ihnen dann schon das Nöthige hineinkorrigiren, daß beide Theile zufrieden sein können. Man muß keine falsche Bescheidenheit kennen und ein hohes Salair ansprechen, wenn man zuweilen auf gute Behandlung nicht rechnen darf. Doch sind Sie der Mann, der gehörig damit umspringen kann, um sich nichts Ungehöriges bieten zu lassen.‘

„Ehe ich ihn verließ, gab er mir eine Schilderung der Verhältnisse, in denen ich mich voranbewegen sollte, die ich sehr wahr erfand und welche mir von außerordentlichem Nutzen waren.

„Da war die Hauptperson der Gutsherr, der alte Baron von Iffling, ein Mann in den Fünfzigen: kränklich, verdrießlich, schwach an Körper und an Geist, sonst ein guter und wohlwollender Herr. Diese Kränklichkeit, so sagte man, schrieb sich von einem Sturze mit dem Pferde, von welchem sich der Baron schwer erholte und welcher Unfall so tiefe Spuren hinterlassen hatte. Die Baronin von Iffling, seine Frau, war schon vor Jahren gestorben. Sie hatten ein einziges Kind, eine Tochter, die damals 18 Jahre alt sein mochte.

„Die Baronin von Iffling war eine schöne majestätische Frau gewesen, in deren Händen sich so ziemlich das ganze Regiment des Hauses befunden hatte, und welche namentlich seit jenem unglücklichen Sturze ihres Mannes alle Geschäfte unter Hülfe ihres Bruders, eines Freiherrn von Germersbach, welcher ein Jugendfreund des Baron Iffling war, mit Kraft und Umsicht geleitet. Als sie nun starb, ging diese Leitung der Geschäfte, ja man konnte sagen

die ganze Herrſchaft über Güter und Haus ſtillſchweigend auf ihren Bruder über, der ſich ſo nach und nach unentbehrlich zu machen gewußt hatte und in der That über Alles diſponirte, als wäre er das Haupt der Familie. Um ſo weniger wurde hier ein Anſtoß genommen, da Baron Iffling keine männlichen Erben hatte, und der größte Theil der ungeheuren Güter Staatslehen waren, welche einſtens zurückfallen mußten und deßhalb für die Seitenlinie der Familie Iffling nicht in Betracht kamen.

„Wenn auch der eigentliche Herr des Hauſes bei wichtigen Veranlaſſungen um Rath gefragt wurde, ſo wußte es doch ſein Schwager ſo einzurichten, daß Jener keine andern Befehle ertheilte, als die mit ſeinen eigenen Wünſchen im Einklange ſtanden. Nur Etwas war im Hauſe, wo der Baron Iffling nicht allein beſtimmte und worüber er mit einer ſkrupulöſen Eiferſucht wachte, nämlich über Alles, was die Erziehung und das Leben ſeiner einzigen Tochter anbelangte. Man hätte ſagen können, ſie eigentlich ſei das Haupt der Familie geweſen, an welche der Vater ſeine Rechte abgetreten, die aber wieder geleitet wurde von ihrem Oheim, dem Freiherrn von Germersbach, in deſſen Hände alle Macht zuſammenfloß, welcher aber Anna von Iffling alle Rechte einer Herrin willig ließ, theils um den Vater zufrieden zu ſtellen, hauptſächlich aber, weil er der feſten Ueberzeugung war, Anna würde dieſe Herrſchaft eines Tages mit ſeinem eigenen Sohne theilen, der, als wie ſich von ſelbſt verſtehend, zum Gemahl der jungen und ſchönen Erbin beſtimmt war. Paul von Germersbach war in einem Alter mit mir, hatte ſich auch ſpielend etwas mit landwirthſchaftlichen Studien abgegeben; und ihn nun praktiſch einzuführen, ſowie die Verhältniſſe der einzelnen Güterkomplexe, deren Verwalter und Pächter hie und da etwas eigenmächtig geſchaltet hatten, wieder in feſte Ordnung zu

bringen, war die Aufgabe, welche mir, dem Herrn Müller, gestellt wurde.

„Durch Herrn von S. mit diesen Eigenheiten der Familie bekannt gemacht, traf ich denn eines Nachmittags auf dem Schlosse Iffling ein.

„Auf einem ziemlich hohen Berge, dessen Fuß von der Donau bespült wird, liegt das Schloß breit und majestätisch, ein alterthümliches Gebäude, mit großer Sachkenntniß und vielem Geschmack auf's Sorgfältigste restaurirt. Ich ließ den Wagen, welcher mich von der letzten Eisenbahnstation hergeführt hatte, langsam hinter mir drein fahren und schritt rasch, in heiterer Stimmung, durch die Parkanlagen, in denen sich der Fahrweg emporschlängelte zu dem stolzen Gebäude hinan. Es war ein prachtvoller Frühlingsabend, und wie ringsumher an den grünen Büschen Blüten und Blumen aufbrachen, so knospeten in meinem Herzen heitere Hoffnungen für die Zukunft.

„Im Schloßhofe angelangt, stürzten ein Paar riesige Hunde mit wildem Gebell auf mich zu. Da ich mich aber vor dergleichen nicht fürchtete, so blickte ich sie fest an, und als ich ihnen entgegentrat, zogen sie sich zurück, was die Verwunderung eines jungen Herrn erregte, der eben vom Pferd gestiegen war und von den Stallgebäuden dem Haupteingange zuschritt. Ich näherte mich ihm, begrüßte ihn freundlich und bat ihn mir den Weg anzugeben, auf dem ich mich am leichtesten dem Baron Iffling vorstellen könnte.

„Als er mir zur Antwort gab: ‚mein Onkel wird wohl so spät keinen Fremden empfangen', wußte ich gleich, wen ich vor mir hatte und bat um Anmeldung bei dem Freiherrn von Germersbach. Der junge Herr betrachtete mich so auffallend prüfend, ja etwas von oben herunter, daß ich ihm diesen Blick in jeder andern Lage mit Zinsen

zurückgegeben hätte, ſo aber folgte ich ihm ohne Weiteres auf einen leichten Wink ſeines Kopfes, und wir traten durch den Haupteingang in ein hohes gewölbtes Veſtibul, ausgeſtattet mit der ſoliden ruhigen Pracht, welche Kennzeichen des vornehmen Hauſes ſind. Neben der breiten ſteinernen Treppe, welche ein kunſtreich von Eiſen gearbeitetes Geländer hatte, in deſſen Füllungen mit Gold und Farben ausgeführt man häufig das Wappen der Familie ſah, ſtand der Stuhl des Portiers aus Eichenholz geſchnitzt, an deſſen Lehne der hohe Stab mit vergoldetem Knopfe lehnte. Ich folgte dem jungen Herrn die Treppe hinauf, eben über einen breiten hallenden Korridor hinweg in ein Vorzimmer, wo ſich ein Diener befand, an den zu wenden er mich mit einer Handbewegung einlud, worauf er ſich entfernte, ohne mich weiter eines Grußes zu würdigen.

„Es war nothwendig, daß ich mir alle Lehren und Ermahnungen meines väterlichen Freundes, des Herrn von S., in's Gedächtniß zurückrief, um nicht in Verſuchung zu kommen, dieſe hohen, etwas düſteren Hallen zu verlaſſen, um mich der heiteren Frühlingsnatur, welche im abendlichen Goldſchimmer zu den hohen Bogenfenſtern hereinlachte, wieder zuzuwenden und auf's Gerathewohl in die Welt hinaus zu wandern — o, es wäre beſſer geweſen!“

Lieutenant Steinfeld fuhr mit der Hand über die Augen, that einen tiefen Athemzug und fuhr dann, als er meine große Aufmerkſamkeit bemerkte, in der Erzählung fort. „Meine ruhige Ueberlegung ſiegte. Ich zog ein Empfehlungsſchreiben des Herrn von S. an den Freiherrn von Germersbach hervor, übergab es dem Bedienten, welcher mich erſuchte Platz zu nehmen und ſich alsdann entfernte. Bald darauf kam er zurück, bat mich ihm zu folgen und führte mich durch mehrere Zimmer an eine Thüre, vor welcher er mir ſagte: ‚der gnädige Herr erwartet Sie‘. Er

öffnete die Flügelthüre, ich trat ein und ſtand vor dem Freiherrn von Germersbach. Sein Bild ſteht ſo lebendig vor meiner Seele, daß ich ihn heute noch nach Jahren Zug für Zug ſchildern könnte, doch iſt es überflüſſig. Sie werden ihn ſchon kennen lernen und ich will nur ſo viel ſagen, daß der unruhige Blick ſeiner ſcharfen Augen, ſowie ein beſtändiges Kauen an ſeiner Unterlippe ſchon gleich damals einen peinlichen Eindruck auf mich hervorbrachte — o, wäre ich den Winken des goldenen Abends gefolgt!

„Er empfing mich übrigens in ſeiner Art recht freundlich und drückte mir ſeine Freude über meine Ankunft aus, fragte Einiges nach dem Herrn von S. und ließ darauf den Haushofmeiſter kommen, dem er befahl, mich in meine Wohnung zu führen.

„Gott ſei Dank, das Geſicht des alten Haushofmeiſters war doch einmal eine wohlthuende Erſcheinung, ein alter Herr, auf's Sorgfältigſte in Schwarz gekleidet mit weißer Halsbinde und faſt ebenſo weißem Haar. Als der Freiherr ſich entfernt hatte — ſo lange dieſer da war, blieb er ſteif an der Thüre ſtehen — trat der Haushofmeiſter ein paar Schritte gegen mich, nickte mir freundlich zu und ſagte mit wohlwollender Miene: ‚Ah, der neue Verwalter, Herr Müller!'

„‚Der hier in dieſem fremden Hauſe um Ihren gütigen Schutz bittet,' drängte es mich ihm zu ſagen, und meine Miene war dabei ſo herzlich und aufrichtig, daß dieſe Worte, wie er mir ſpäter geſtand, ihn gleich für mich eingenommen hatten. Er zeigte mir meine Wohnung, ein kleines hübſches Appartement von einigen wohl eingerichteten Zimmern an der hinteren Seite des Schloſſes, und, was mir hauptſächlich ſehr angenehm war, mit einer abgeſonderten Treppe, welche auf eine Terraſſe führte, die an den Park des Schloſſes ſtieß, und linker Hand auf einen kleinen

Hof ging, welcher die Stallungen und Remisen umschloß. Nachdem der Haushofmeister meine Wünsche für ein Souper in Empfang genommen, zeigte er mir meinen Wagen, der unten in einem Hofe stand, sowie einen Diener dabei, welcher beschäftigt war, meine Koffer abzupacken, und der zu meinem ausschließlichen Dienste bestimmt sei. ‚Ich habe ihn für Sie ausgesucht,' bemerkte der alte Herr mit freundlicher Miene, ‚und Sie werden mit ihm zufrieden sein.' Das außerordentliche Wohlwollen, welches mir der Haushofmeister, diese mächtige Person des Hauses, bezeigte, befremdete mich in der That, denn ich wußte damals noch nicht, daß ich demselben von Herrn von S., bei dem er in früheren Jahren in Diensten gestanden, noch privatim auf das Dringendste empfohlen worden war.

„Am andern Morgen berief mich der Freiherr von Germersbach, und nachdem er mir in allgemeinen Grundzügen eine Idee meines künftigen Wirkens auf den großen Gütern gegeben, nahm er mich mit sich durch eine Menge von Gängen und Zimmern nach dem rechten Flügel des Schlosses, welcher gegen Osten und Süden lag, um mich dort dem Baron von Iffling vorzustellen. Ich war sehr darauf gespannt ihn zu sehen. Wir traten in ein kleines Vorzimmer, wo ich ein paar Augenblicke warten mußte, während der Freiherr in's anstoßende Gemach ging. Gleich darauf winkte er mir ihm zu folgen, und in der nächsten Minute stand ich vor dem Herrn des Schlosses und dieser ungeheuren Güter.

„Der Baron von Iffling saß zusammengebückt in einem großen Lehnstuhle, welcher an einem breiten und hohen Bogenfenster stand, das eine entzückende Aussicht auf das herrliche Donauthal gewährte. Der alte Herr hatte spärliche graue Haare, eine gefurchte Stirne und das Einzige, was den leidenden Zügen seines Gesichtes Leben, ja Frische

verlieh, waren seine schönen, hellen und klugen Augen, mit denen er mich freundlich anblickte. Er nickte mir zu und sagte mit schwacher Stimme: ‚Sie sind mir von meinem alten Freunde auf's Beste empfohlen. — Was ich allein an Ihnen aussetzen möchte,' bemerkte er nach einem zweiten Blick auf mich, nachdem er leicht in sein Taschentuch gehustet, ‚ist bei den großen und schweren Geschäften Ihre Jugend; doch genügt mir auch darin die Bürgschaft meines guten Freundes. — —

„‚Da,' er wies mit der Hand auf den Freiherrn von Germersbach, ‚mein Schwager, er, welcher für mich arbeitet und denkt, ich bin das leider nicht mehr im Stande, wird Ihnen alle nothwendigen Anweisungen geben, und Sie werden dann wieder so freundlich sein, von Ihren Kenntnissen, die mir als sehr groß und glänzend geschildert sind, auf meinen jungen Neffen zu übertragen, der es sich angelegen sein lassen muß, aus Ihren Anleitungen Nutzen zu ziehen.' — —

„Ich machte eine Verbeugung gegen den Freiherrn und fand, als ich ihn näher betrachtete, daß sich der unstäte Blick seines Vaters auf ihn, nur noch unangenehmer ausgebildet, vererbt hatte. Er stand an einem reich besetzten Frühstücktische in der Mitte des Zimmers und führte ein Glas Wein an seinen Mund, über welches hinweg er mir nachlässig zunickte. Er trug einen grauen Jagdrock und hatte an den Füßen hohe Stiefel von weichem Leder."

Hohe Stiefel, wiederholte ich unhörbar in mich hinein, als Herr von Steinfeld ein paar Augenblicke schwieg, seine Stirne in beide Hände vergrub, als berühre ihn Etwas tief und schmerzlich. Auch schielte er vielleicht, dachte ich bei mir, hatte eine lange spitze Nase und wohl einen rothen Bart — jedenfalls aber hohe Wasserstiefel an den Füßen. So eine Gestalt mußte ich entweder gesehen und

mich ſehr für ſie intereſſirt haben, oder hatte mir Jemand davon erzählt, war ſie mir als eine Art Popanz dargeſtellt worden und hatte deßhalb meine Neugierde, ja mein Entſetzen erregt, ſo daß ſie mir in der Erinnerung geblieben war — das mußte aber ſchon lange her ſein, in meiner Kinderzeit; denn wie dieſe Geſtalt jetzt deutlicher vor meiner Phantaſie auftauchte, ſo erinnerte ich mich auch, wie ſie mir damals grauſig erſchienen war. — Aber wo und wann? War es vielleicht die Geſchichte vom Blaubart? — Ja, ſo mußte es ſein, denn nach und nach tauchten andere Figuren neben ihm auf, vor Allem eine arme unglückliche Frau, die er an den langen ſchwarzen Haaren in das blutige Zimmer ſchleppte. — Nein, nein, es war anders. Die ſchöne Frau lag bleich auf ihrem Bette — — — — ein ſchwarzer Schleier bedeckte ihr Geſicht. — Ah, ich hätte laut hinaus rufen mögen, jetzt traten die Geſtalten klar vor meine Seele, es war die Geſchichte der Frau Merzer, die ſie uns an jenem Novemberabend erzählt! Es hatte ſich da auch um ein großes alterthümliches Schloß gehandelt, das ebenfalls auf einem Berge lag. Es war mir wieder wie damals, als flög' ich neben dem Wagen her, in welchem die Geſtalt und Frau Merzer ſaßen, über weite, öde Haiden dahin, wo das dürre Gras vom Winde bewegt ſo unheimlich flüſterte. Rechts und links an der Straße, im Mondſchein leuchtend, ſah ich große Waſſerlachen mit wehendem Schilfe, und hinter dem Wagen, der mit raſender Eile dahinflog, ballten ſich, wie zur Verfolgung, die dunkeln Wolken zu allerlei ſchrecklichen Geſtalten zuſammen. Was mich aber am meiſten intereſſirte, das war jener einzelne Reiter, der dem Wagen vorausgaloppirte, und der mit rauher Stimme gut — gut — geſagt hatte. An ſeiner Seite mußte unfehlbar ein langes Schwert hängen und von ſeinem ſchwarzen Hute eine Feder winken. — Dann

Namenloſe Geſchichten

von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Carl Krabbe.
1851.

ging es steil den Berg hinauf, es knarrte und seufzte, als ob ein großes Hinterthor aufgeschlossen werde, und in der Nähe vernahm man das Plätschern eines Springbrunnens. Hierauf sah ich die Wendeltreppe und das Innere des Schlosses, die Wände und die dunkle Decke von Holz, und von letzterer herab hingen große Zapfen farbig und vergoldet, und in der Mitte ein schwerer Kronleuchter von Metall und Glas. Vor dem großen offenen Kamin stand ein Mann, welcher die Füße wärmte; er trug einen grauen Jagdrock und hatte an den Füßen hohe Reitstiefel. — — Aber am deutlichsten sah ich die arme bleiche Frau vor mir mit dem schwarzen Schleier über das weiße Gesicht, und diese Frau hatte für mich immer eine gewisse Aehnlichkeit mit Alicen gehabt, mit der Tochter des armen Flickschneiders, was aber eine ganz natürliche Ursache hatte, denn während damals Frau Merzer ihre Geschichte erzählte, lag das kleine Mädchen schlummernd mit dem Kopfe auf meinen Knieen, und ich schaute aufmerksam in ihr Gesicht, während ich dabei auf's Angestrengteste der Erzählerin gelauscht hatte. So verwoben sich diese so weit auseinandergehenden Ideen unwillkürlich miteinander.

Lächerlich, zu glauben, daß jener Mann mit den hohen Stiefeln im Zusammenhange stehen könne mit diesem, welchen der Herr von Steinfeld erwähnt. — Und doch konnte ich dieses Gedankens nicht los werden, und der Schloßhof, die Wendeltreppe, die hohen dumpfen Zimmer traten immer lebendiger vor mein geistiges Auge.

Herr von Steinfeld hatte lange auf das kleine Bild geblickt, und sagte nun mit leiser Stimme: „So machte ich die Bekanntschaft mit der Familie des Barons Iffling, mit sämmtlichen Mitgliedern derselben — — denn sie," bei diesen Worten wandte er das kleine Porträt langsam gegen mich, „die einzige Tochter des Hauses, stand hinter dem

Stuhle ihres Vaters und betrachtete mich, wie man einen Fremden zu betrachten pflegt, von dem man ſchon eine Zeitlang geſprochen, und der nun dem Hauſe, ja ſelbſt gewiſſermaßen dem Familienkreiſe angehören ſoll. O, ſie hatte ein gutes Geſicht, offene liebe Augen mit dem ſeelenvollſten Ausdruck. Der Maler, der das Bild hier gemalt hat, ein tüchtiger Künſtler, hat es doch nur ſtümperhaft vermocht, dieſes wunderbare Antlitz wiederzugeben. Der helle Glanz, der von dem Geſichte ausging, ihr ganzes wunderbares, ſeenhaftes Weſen ſtrömte ſo viel ſeliges Licht aus, daß das finſterſte, unheimlichſte Schloß, welches ſich eine trübe Phantaſie nur hätte ausdenken können, bevölkert von einer ganzen Legion von jungen und alten Germersbachs, doch verklärt erſchienen wäre wie eine ſchöne Landſchaft im Abendſonnenglanze. — Sie war der Friedensengel des Hauſes, ihr entſtrömte Glück und Wohlbehagen. — —

„Ich wurde ihr vorgeſtellt und ſie richtete ein paar gute und freundliche Worte an mich, die, ſo einfach ſie auch waren, doch meine Sinne auf eine nie gekannte Art verwirrten. Herr von S., dachte ich bei mir, hat es am Ende doch nicht recht überlegt, daß er Dich hieher empfohlen — und doch, welche Kluft zwiſchen der Baronin Anna von Iffling und dem Herrn Müller.

„Der Letztere war ſich aber im nächſten Augenblicke vollkommen wieder ſeines einfachen Daſeins bewußt, und ſagte in ehrerbietigem Tone ſeinen Dank für die gütige Aufnahme, und fügte das Verſprechen hinzu, ſich der ihm zu Theil gewordenen Empfehlungen gewiß würdig machen zu wollen.

„Der junge Freiherr hatte ſein Frühſtück beendigt, zog ſeine langen Stiefel in die Höhe und ließ ſich von ſeinem Vater Anweiſungen geben über den Weg, den er mit mir

machen wolle, um mich einen Theil der Grenzen des zunächst liegenden Güterkomplexes kennen zu lehren.

„Sie reiten doch?“ fragte er mich, worauf ich ihm eine ſtumme Verbeugung machte, ohne mich jedoch eines kleinen Lächelns erwehren zu können. Dann gingen wir mit einander fort, nachdem er Anna die Hand geküßt, und kamen in den Schloßhof, wohin auf einen Wink von ihm zwei ſchöne Pferde gebracht wurden. Eines davon bezeichnete er mir mit einer Handbewegung als das meinige, und beſtieg dann das Seinige mit Hülfe eines Dieners, der ihm den Steigbügel hielt. Ich betrachtete einen Augenblick mein Sattel- und Zaumzeug, blickte auch am Schloß in die Höhe, wo ich das hohe Bogenfenſter ſah, an welchem der alte Baron ſaß, und hinter welchem ich ein weißes Gewand zu erkennen glaubte. Der junge Freiherr, ohne ſich weiter um mein Abreiten zu bekümmern, galoppirte ſchon unter dem Thorbogen, als ich meinen Fuß in den Bügel ſetzte. Glücklicher Weiſe war ich daran gewöhnt, bei meinem Umherſtreifen durch Feld und Wald den Sattel unter den ſchwierigſten Umſtänden zu gewinnen, ſonſt hätte ich vielleicht hier mit einem entſetzlichen Fiasko debütirt. Denn kaum hob ich den rechten Fuß vom Boden, ſo machte das raſche, feurige Thier eine gewaltige Lançade vorwärts, doch hatte ich es in der nächſten Sekunde feſt in meiner Hand; und wenn es auch in wilden Sprüngen dem Davoneilenden nachzukommen ſuchte, ſo hielt ich es doch zurück, daß es kopfſchüttelnd auf die Stange ſchäumte, und zwang es ruhig zum Thore hinauszugehen. Draußen aber ließ ich ihm etwas Luft und hatte bald meinen Führer eingeholt. Bei unſerem Weiterreiten ſchielte er häufig nach mir hin, um meine Führung des Pferdes zu beobachten. Ob er damit zufrieden war, weiß ich nicht, denn er ſagte kein Wort darüber, ſchien aber zuweilen die Abſicht zu haben,

mich in Verlegenheiten zu bringen, indem er querfeldein ritt, über Hecken und Gräben ſetzte, oder in toller Carrière die Waldlinie hinaufflog. Daß ich ihm dicht zur Seite blieb, werden Sie mir glauben. Auch rauchte ich dabei gemüthlich meine Cigarre.

„Langweilt Sie das Alles nicht?“ Mit dieſer Frage unterbrach ſich plötzlich mein Erzähler, und fuhr alsdann fort, nachdem ich ihn auf's Eifrigſte des Gegentheils verſichert: „ich mußte ein wenig breit mit der Einleitung ſein, um Sie, meinen geduldigen Zuhörer, mit den beſtehenden Verhältniſſen des Hauſes bekannt zu machen. Sie werden begreifen, daß ich Klippen vorfand, vielleicht anderer Art, als ſich Herr von S. gedacht; aber für einen jungen Mann von unternehmendem Geiſte und heißem Blute, der gerne etwas wagt, ſchwer zu umſchiffen. Daß ich vor den andern Leuten einfach der Verwalter war, der Herr Müller ohne Rang und Titel, das hinderte mich doch nicht, mich, und mit vollem Rechte, von ebenſo guter Geburt zu fühlen, als die Freiherren von Germersbach, Vater und Sohn. Was unſere beiderſeitigen Vermögensverhältniſſe anbelangte, ſo ſtand ich unbedingt über ihnen. Was ſie beſaßen, verdankten ſie der Güte des Barons Iffling, und wenn es auch mehr war als mein kleines Erbe trug, ſo klebten doch an dieſem keine Erpreſſungen, keine Uebervortheilungen, wie ſie ſich der alte Freiherr zu Schulden kommen ließ, und was ich aus den Büchern, die man mir vorlegen mußte, auch ohne großen Scharfſinn erſah. Freilich war Alles unter dem Namen von Schenkungen eingetragen, welche Baron Iffling ſeinem künftigen Schwiegerſohn machte, auch waren die darauf bezüglichen Dokumente von dem Herrn des Hauſes gehörig mit ſeiner Unterſchrift verſehen; doch war es mir ſchon nach wenigen Monaten meiner Geſchäftsführung klar, die mich auch zuweilen, wenn auch nur pro

forma, mit dem Baron Iffling geſchäftlich zuſammenbrachte, daß der gute alte Herr ſein Todesurtheil unterſchrieben hätte, wenn es ihm von ſeinem Schwager vorgelegt worden wäre.

„Für meine Perſon fühlte er Sympathie und ſetzte es mit einer Hartnäckigkeit, welche man bei dergleichen gebrochenen Charakteren zuweilen findet, durch, daß ich weniger als Diener oder Angeſtellter des Hauſes, als zum Familienkreiſe gehörig betrachtet wurde. Zu den Diners erhielt ich, ſo oft man mich wünſchte, jedesmal eine Einladung, wurde aber ein- für allemal Abends zur Theeſtunde erwartet, wenn mir nicht der Haushofmeiſter melden ließ, der Baron finde ſich unwohl und habe ſich frühzeitig zurückgezogen.

„O, es war das für mich eine ſchöne, wunderbare Zeit. In meinem Herzen fühlte ich eine reine, heilige Liebe für Anna entſtehen, und that mir durchaus keinen Zwang an dieſelbe zu unterdrücken. Baute ich doch ſtill für mich einen Tempel, in welchem ich ihr Bild wie das eines höheren Weſens aufſtellte, wie eines Weſens, deſſen Nähe allein ſchon beglückend und beſeligend wirkt, eines Weſens, das auch ohne erwiederte Liebe geliebt zu haben eine ſchöne Erinnerung ſein müßte. — — Und ich war glücklicher. — Ja, ſo glücklich, wie man es in dieſem armen Leben kaum und dann auch nur einmal werden kann.“

Herr von Steinfeld legte die Hand auf meinen Arm, und ſagte mit einem unausſprechlich weichen, ja rührenden Tone der Stimme: „Ein gütiges Geſchick möge Ihnen ſo ſelige Augenblicke, ſo glückliche Stunden, ſo unausſprechlich ſchöne Tage geben, möge Sie mit Entzücken an einem Worte hören, am Klang der Stimme fühlen, an einem Blicke ſehen laſſen, wie ein edles, verſchloſſenes Mädchenherz einer Knoſpe gleich aufſchwellt, nur für Sie allein bemerkbar, und auch

nur für Sie allein ſichtbar die wunderbaren Blüten einer erſten jungfräulichen Liebe treibt. O, das iſt berauſchend, ſinnverwirrend, ein flüchtiger Blick läßt uns erröthen, ein zufälliges Anſtreifen ihres Gewandes läßt uns erzittern, ein Berühren ihrer Hand läßt uns erſchauern bis in unſer tiefſtes Innere.

„Ja ich fühlte, daß mich Anna mit beſonderer Theilnahme behandelte, obgleich weder auf ihre, noch auf meine Lippen etwas Anderes als gleichgültige Worte traten. Aber ein Glück für uns war es, daß wir Beide nur allein eine leiſe, ja unbewußte Ahnung von dieſer Seligkeit hatten, ein bezeichnender Blick, ein ungewöhnliches Wort hätte uns vor den Späherblicken, mit denen wir umgeben waren, verrathen müſſen, und wäre fürchterlich gerächt worden. — Ob ſie mich würde lieben können, ob nicht allein in der Kluft, welche zwiſchen ihr und dem bürgerlichen Verwalter ihres Vaters lag, eine Sicherheit beſtand, welche ihr erlaubte, mir zu zeigen, daß ihr meine Unterhaltung angenehm war, daß es ihr lieb ſei, wenn ich häufig mit ihr verkehrte, und ſie in dieſem Verkehr über dieſes und jenes belehrte, darüber wagte ich nicht nachzudenken; ſoviel aber war gewiß, daß die Freiherren von Germersbach, Vater und Sohn, mich im vollen Bewußtſein ihres untadelhaften blauen Blutes wie eine Sache betrachteten, wie ein Spielzeug, das man der jungen Dame hie und da zur Unterhaltung wohl gönnen könne.

„Wie ich früher angedeutet, zeigte der Baron Iffling nur in den Dingen, welche ſeine Tochter Anna betrafen, einen eigenen und dann ſehr feſten Willen, nicht als ob er ſich, was das anbelangte, mit ſeinem Schwager in Debatten oder Erörterungen eingelaſſen, er pflegte dann kurzweg nein zu ſagen, und wiederholte dieſes nein, indem er langſam ſeinen weißen Kopf ſchüttelte, ſo lange der Andere

fortfuhr zu reden. Dagegen war nun nichts zu machen, und ich hatte mehrmals Gelegenheit zu ſehen, wie ſich der Freiherr von Germersbach, von dieſem unbeugſamen ‚nein‘ beſiegt, zähneknirſchend zurückzog, auch wohl draußen heftig mit dem Fuße ſtampfte und vielleicht ſeinem Sohne die Worte zuwarf: ‚Das iſt doch wahrhaftig unerträglich, wann werden wir einmal unter dieſer Starrköpfigkeit nicht mehr zu leiden haben?‘ Daß ihn Anna, in dieſer Art für ſie zu handeln, beſtärkte und ihn dabei unterſtützte mit der Gewalt ihres ganzen Weſens, vor der ſich auch die beiden Herren von Germersbach beugten, hatte ich wohl bemerkt.

„So verfloſſen mir Wochen, Monate, ein Jahr hatte ſich gerundet, ſeit ich im Hauſe war, und obgleich meine Leidenſchaft für Anna mein ganzes Herz eingenommen hatte, ſo ließ ich gewiß nicht die Laſt von Geſchäften, welche auf mir lag, darunter leiden, im Gegentheil, dieſe Liebe zu dem herrlichen Mädchen war ein Sporn für mich, das Uebermögliche zu leiſten. Man war denn auch zufrieden mit mir, und wenn auch die beiden Germersbach keine Sympathieen für meine Perſon fühlten, ſo mußten ſie doch den Geſchäftsmann, der auch ihnen gegenüber auf eigenen Füßen zu ſtehen pflegte, in mir achten. Daß meine Anleitungen dem jungen Freiherrn viel genützt hätten, könnte ich gerade nicht ſagen; denn er gab ſich nie recht Mühe, in das eigentliche Weſen der Sache einzudringen, bei ihm war Alles oberflächlich, und nach Vergnügen und Zerſtreuung gerichtet. Wenn er die Wälder durchſtreifte, ſo geſchah das um zu jagen; wenn er mit benachbarten Gutsbeſitzern zu Berathungen zuſammenkam, ſo wurden dieſe eigentlich mir, dem Verwalter, überlaſſen, und er ſelbſt amüſirte ſich dabei mit anderen jungen Leuten ſeines Schlages durch Wettrennen und Spielpartieen.

„Meine ſeligſten Stunden waren, wenn ich Anna auf

ihren Spazierritten in der Eigenschaft als dienstthuender Stallmeister begleiten durfte. Natürlich hatten wir hinter uns zwei Reitknechte, die auf Schritt und Tritt folgten, doch sah ich bei diesen kleinen Touren mit Entzücken, wie sie tief Athem holte, sobald wir die düsteren Mauern des Schlosses hinter uns hatten, wie sich ihre Brust hob, sobald wir auf dem weichen Moosboden des Waldes ritten, um uns her den Duft von Kräutern und Blumen, über uns die leise spielenden Blätter, wir selbst bestreut von Sonnenblicken, welche hie und da durch die Laubmasse auf uns fielen, wenn ich dicht an ihrer Seite ritt, der Enge des Pfades wegen.

„Da ließ sie oft, sich ganz dem wonnigen Gefühl des Dahingleitens auf duftigem Moosboden überlassend, ihrem Pferde gänzlich den Zügel frei und litt es gern, wenn ich in schnellerer Gangart denselben erfaßte und sie so leitete. Zuweilen geschah es dabei, daß meine Hand ihren Arm berührte, oder daß ich von ihrem Pferde, nach einem muthwilligen Galoppsprung desselben, dicht an meine Seite gedrückt wurde, worauf sie heiter lachend ihrem Thiere mit der Reitpeitsche drohte, auch wohl ihre kleine Hand auf meinen Arm legte, wie um sich auf ihrem Sattel wieder zurecht zu setzen.

„O diese wunderbaren und doch für mich jetzt so schrecklichen Erinnerungen!“ unterbrach sich der Erzähler plötzlich, wie mit einem Ausruf des Schmerzes, worauf er emporsprang und einen raschen Gang durch das Zimmer machte. Er hielt seine Hände zusammengefaltet, trat einen Augenblick an's Fenster, in die Nacht hinauszuschauen, und setzte sich jetzt wieder zu mir hin, nachdem seine schweren Athemzüge ruhiger geworden waren.

„Wir hatten einen Lieblingsplatz im Walde, nach dem wir häufig und gern ritten. Es war dieß ein trauliches

Plätzchen am Fuße eines kleinen steilen Hügels, wo eine klare Quelle zwischen moosbedeckten Steinen hervorbrach, sich von da einige Fuß herabstürzte, und unten im Gestein eine glatte Schale ausgewaschen hatte, wo die klare Flut, beständig erregt von dem nachstürzenden Wasser, lustige Schaumperlen aufwarf, — immerfort, immerfort mit geheimnißvollem Rauschen und Murmeln zu stillen Träumen einladend.

„Hier stiegen wir häufig von den Pferden ab, ließen sie durch die Reitknechte in das Gebüsch führen, und setzten uns auf die glatten Steine, nicht neben einander. Ich ließ immer die gehörige Entfernung zwischen uns, konnte ich doch auf diese Art besser und unbefangener in die Augen des geliebten Mädchens blicken, als wenn ich dicht an ihrer Seite gesessen wäre. Anna pflückte Blätter ab von den überhängenden Zweigen, und blaue Glocken der Waldblumen, die zu ihren Füßen wuchsen, warf sie in das sprudelnde Wasser und sah, wie sie im Kreise umhergetrieben wurden, und dann dem Ausflusse des Bächleins zuflossen, wo ich saß. — Einmal sagte sie, ‚alle diese Blumen aus meiner Hand treiben zu Ihnen hin.‘ Sie erzitterte, als sie das sagte, und wagte es nicht mich anzublicken.

„Zuweilen erstiegen wir auch den Hügel auf einem schmalen Pfade, der sich zwischen dichtem Buschwerk emporwand, und da sie einmal ermüdet schien, bot ich ihr ehrerbietig meinen Arm, auf den sie sich leicht stützte. — — Aber so schwach auch der Druck war, den ich von ihrer Hand empfand, so drückte er mich fast zu Boden und ich fühlte nach meinem Herzen, so daß ich kaum Athem holen konnte.

„Oben war eine Waldlichtung, auf welcher man, im dichten Schatten stehend, auf das von der Sonne beglänzte wunderherrliche Donauthal eine unermeßliche Aussicht hatte.

Dort ſah man den ſilbernen Faden des Stromes ſich dahin winden zwiſchen grün bewachſenen Höhen, die ſich immer mehr abflachten bis zu einem weiten Thale, an deſſen äußerſter Grenze die gewaltigen Maſſen tief blaugefärbter Berge ſich erhoben, welche von andern noch höheren mit ſchneebedeckten Gipfeln gekrönten hervorragten.

„Dort ſtanden wir oft und ſprachen mit einander von fernen Zeiten und fernen Ländern, von der Luſt, in die weite Welt hinausfliegen zu können — ‚und nicht mehr zurückkehren zu müſſen auf das finſtere Schloß und in trübe Verhältniſſe,‘ ſagte einmal Anna zu mir und ſetzte mit einem leichten Seufzer hinzu: ‚O wenn ich doch meinen Vater bewegen könnte, mit mir etwas von der ſchönen Welt zu ſehen. Er iſt aber kränklich und ſchwach und — ſie laſſen ihn nicht fort.‘ Es war das erſte Mal, daß ſie Etwas dergleichen zu mir ſprach, was mir lange zu denken gab.

„Häufig begleitete uns auch der junge Freiherr von Germersbach, dann aber war ſie nie zu bewegen, das kleine reizende Plätzchen zu beſuchen, von dem er keine Ahnung hatte. Kehrten wir beide aber von dorther zurück, ſo waren wir froh, heiter und glücklich, und plauderten vernünftig zuſammen, lachten auch wie Kinder über die unbedeutendſten Gegenſtände, und wurden erſt wieder ernſt und ſchweigſam, wenn wir die düſteren Thürme des Schloſſes hoch über uns zwiſchen den mächtigen Eichen durchblicken ſahen. Es war dann, als erhöbe ſich dort ein rieſenhafter Finger, der uns zum Schweigen ermahnte.

„So blieb es eine Zeit lang, bis wir auch eines Tages von dem kleinen Hügel herunterſtiegen, aber nicht froh und heiter, wenn auch glücklich und tief bewegt. Es war wie vom Himmel herab zwiſchen unſere harmloſe Unterhaltung plötzlich ein zündendes Wort gefallen. Wer von uns es

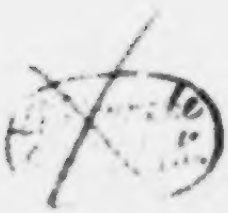

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

ausſprach, weiß ich ſelbſt nicht mehr. Es war auch nur der Blick, mit dem es das Andere auffing, welches ihm ſeine Wirkung verlieh. Anna hatte ſich darauf von mir abgewandt, doch ließ ſie mir ihre kleine Hand, die ich mit heißen Küſſen bedeckte. Wir ſprachen uns über nichts aus, es folgte auch keine Annäherung weder in Blicken, noch in Worten, als daß ſie mir für einen kurzen ſeligen Moment ihre zitternde Hand ließ. Dann ſagte ſie ruhig: ‚Es hat mir ſchon lange geahndet, daß es ſo kommen mußte, daß wir aufgeſchreckt werden würden aus unſerem ſeligen Traum, um dann von der rauhen Wirklichkeit auseinander geriſſen zu werden.‘

„Ich ſah das junge Mädchen erſtaunt, ja erſchrocken an. Ich hatte Alles um mich her vor Seligkeit vergeſſen, Vergangenheit und Gegenwart, ich ſchaute nur in die Zukunft wie in ein wogendes Meer von Glück. Was dachte ich an den Verwalter Müller. — Da brachten mich ihre nächſten Worte zur Beſinnung, und da ich fand, daß ſie recht hatte, wenn ich auch vertrauensvoll vor mich hinblicken konnte, ſo ſchien es mir doch beſſer, zu thun wie Anna verlangte. ‚Sie haben,‘ ſagte ſie, ‚einen richtigen Blick in mein Herz gethan, und ich bin zu ſtolz, das läugnen zu wollen. Ach, aber es iſt der Glanz eines kurzen, kurzen Sonnenblicks an einem heißen Sommertage, wo die wilden Wetterwolken rings um uns her von dem einzigen kleinen blauen Fleckchen Himmels haſtig Beſitz ergreifen, alles Licht verlöſchend, — ein Tag, der unter grollendem Donner vorübergeht, an den ſich eine wilde Regennacht reiht, ſelbſt ohne Hoffnung auf ein fröhliches Erwachen. — — — —

„‚Es iſt Alles vorbei, mein Freund, Gott ſchütze Sie!‘ Sie wandte ſich raſch gegen mich und reichte mir mit einer haſtigen Erregtheit ihre beiden Hände. ‚Leben Sie wohl,

mein Freund, mein lieber Freund!“ Dann zog ſie ihre Hände zurück, wandte ſich zum Weggehen und ſagte: ‚Sie werden begreifen, daß wir heute zum letzten Male beiſammen waren. Wir ſehen uns nie wieder, denn ich erwarte von Ihrer Ehrenhaftigkeit, daß Sie unter irgend einem Vorwande morgen früh das Schloß verlaſſen. — — Lebe wohl!“

„Dort, wo der Weg hinabführte, blieb ſie einen Augenblick ſchwankend ſtehen, drückte ihre Rechte vor die Augen und wandte ſich dann raſch gegen mich um. ‚Schwöre mir, meinem Befehl zu folgen! Das Schloß, die Gegend morgen früh zu verlaſſen!‘ — Ich zögerte. — ‚Schwöre es mir,‘ ſagte ſie dringender, und ganz leiſe ſetzte ſie hinzu, ſo daß es klang, als flüſterte der Abendwind in den Zweigen: ‚Du ſollſt zwar ohne Hoffnung, aber nicht ohne Troſt von mir gehen — ſchwöre mir.‘

„‚Ich ſchwöre es bei Allem, was mir lieb und theuer iſt.‘

„‚Du ſollſt auf dem Heimwege mit mir reden; ehrerbietig wie mit einer Herrin.‘

„‚Ich ſchwöre es.‘

„‚Nun, dann laß uns für immer ſcheiden,‘ rief ſie leidenſchaftlich aus. ‚Ich habe Dich geliebt, wie man auf Erden Etwas lieben kann, und werde nie, nie Jemand Andern lieben können.‘

„Ich wollte auf ſie zuſtürzen, um ſie in meine Arme zu ſchließen, um ſie an mein Herz zu drücken und ihr zuzurufen: ich bin ja nicht der, für den Du mich hältſt, ich darf Deinem Vater und dieſem ſtolzen Germersbach frei unter die Augen treten. Laß uns hoffen — —.‘ Aber ſie hob ihre Hand gegen mich und ſagte in feierlichem Tone: ‚Vergiß Deinen Schwur nicht, ich bin auf dem Heimwege,‘ und damit wandte ſie ſich um und ſchritt den Abhang hinab. Ich folgte ihr wankend, wie betäubt. Ich

brauchte alle meine Kraft, um, nachdem ich ſie auf ihr Pferd gehoben, nicht in der leidenſchaftlichſten Aufregung ihre Hand zu faſſen, oder ihr Gewand, um es mit meinen Küſſen und Thränen zu bedecken. Aber ich vermochte es mich zu faſſen, mich zurück zu halten. Wir ritten mit einander dahin im Abendſonnenſchein, den alten bekannten Weg. Ich blickte nach allen Seiten, um hier einen Fels, dort einen Baum, die Blätter an den Büſchen, die Blumen im Graſe, die die alten Zeugen ſo glücklicher Stunden geweſen waren, noch einmal zu grüßen, um ſie zu bitten, während meiner Abweſenheit im Herzen des geliebten Mädchens die Erinnerung an mich wach zu halten. Wir ſahen die Thürme des Schloſſes hoch über uns aus dem Grün emporragen, und vermochten es hier wieder, beim Hinanſprengen jenes Schloßberges, ein gleichgültiges Wort zu reden. Oben vor der Freitreppe half ich der jungen Herrin von ihrem Pferde, nahm ehrerbietig, wie ich zu thun gewohnt war, meinen Hut in die Hand, als ich mich nach ihren weiteren Befehlen erkundigte.

„‚Ich danke Ihnen,‘ ſagte ſie mild und freundlich, wie immer. ‚Ich werde morgen nicht ausreiten.‘

„Auf meinem Zimmer angekommen trat ich an's Fenſter und drückte meine beiden Hände auf's Herz, um es leiſer ſchlagen zu machen, denn es klopfte wild beweglich vor Glück und Seligkeit.

„Als ich mich einigermaßen geſammelt hatte, ſetzte ich mich an meinen Schreibtiſch, und erſuchte den Freiherrn von Germersbach, mir einen Urlaub für kurze Zeit zu bewilligen, und hatte dieſes Schreiben eben geſchloſſen, als der alte Haushofmeiſter eintrat und mir die Meldung machte, die Herrſchaften würden ſich heute Abend nicht zum Thee vereinigen. Der alte Herr war ſich in ſeinem Benehmen gegen mich nicht nur beſtändig gleich geblieben,

ſondern ſein Wohlwollen und ſeine Freundſchaft, wovon er mir unzählige Beweiſe gegeben, hatten ſich in der Zeit, welche ich hier zugebracht, beſtändig geſteigert. Seinen Belehrungen, ſeinem guten Rathe verdankte ich vieles, namentlich aber den Winken, die er mir zuweilen gab, konnte ich es hauptſächlich zuſchreiben, mit dem jungen Freiherrn von Germersbach nie in unangenehmen Konflikt gerathen zu ſein. Wie oft hatte mir der Haushofmeiſter geſagt, wenn er Abends vertraulich mit mir plauderte, ich ſei ein gutes Element in dem eigentlichen Treiben dieſes Hauſes und er bitte den lieben Gott jeden Tag, daß er mir Kraft gebe, mich in meiner Stellung zu erhalten, und mich vollkommen feſtzuſetzen in dem Wohlwollen des alten Herrn. ‚Wer alle Verhältniſſe genau kennt, wie ich,‘ ſagte er mir einmal, ‚der fühlt wohl in dem Frieden, den wir jetzt hier haben, die Stille vor dem Sturme, der kommen muß, und der Himmel helfe uns allen, wenn beim Losbrechen des Unwetters nicht wenigſtens eine feſte Hand da iſt, an der man ſich halten kann.‘ Ich wußte wohl, daß er auf den Tod des alten Herrn anſpielte, oder auf die Heirath Anna's mit dem jungen Freiherrn, die trotz dem Sträuben des jungen Mädchens doch endlich einmal feſtgeſetzt werden mußte.

„Deßhalb erſchrak der Haushofmeiſter auch heftig, als ich ihm von dem Inhalt meines Schreibens, von einem Urlaubsgeſuch ſagte. ‚O das iſt ſchlimm,‘ meinte er, die Hände faltend, ‚dahinter ſteckt Etwas, was Sie mir verheimlichen — Sie wollen uns verlaſſen.‘ Ich verſicherte ihn auf's Feierlichſte, daß dem nicht ſo ſei, und daß ich der Hoffnung lebe, in ganz kurzer Zeit zurückzukehren, und dann für lange Zeit hier zu bleiben. Er konnte ſich nicht beruhigen, und ehe er mich kopfſchüttelnd verließ, mußte ich ihm noch durch Handſchlag das feſte Verſprechen geben, jedenfalls wieder hieher zurückzukehren.

„Da ich in meinem Urlaubsgesuch über die Arbeit der letzten Zeit disponirt hatte, und sie klar und deutlich meinem Unterbeamten zugetheilt, so erhielt ich nach einigen Stunden eine gewährende Antwort, und wurde noch ersucht, vor meiner Abreise morgen früh zum Freiherrn von Germersbach zu kommen, ein Verlangen, welches ich ganz begreiflich fand. Einen guten Theil der Nacht verbrachte ich damit, meinem Vormunde das Erlebniß des gestrigen Tages in den geringsten Einzelnheiten mitzutheilen, ihm zugleich meinen Besuch anzukündigen, nachdem ich Herrn von S. gesehen.

„Anna sah ich am andern Morgen nicht mehr. Meine Unterredung mit dem Freiherrn dauerte nur kurze Zeit, und ehe noch die Sonne über die Gipfel der mit Thau benetzten Eichen emporstieg, rollte ich in meinem leichten Wagen, tausend Grüße und Küsse zurücksendend, den Abhang hinunter zur nächsten Eisenbahnstation.

„Ich begab mich zunächst nach Prag zu Herrn von S., der sich sehr freute mich wieder zu sehen, und welcher mir lachend sagte, er habe gute Nachrichten, daß ich bis jetzt an den vielen Klippen dort oben nicht gescheitert sei. Er las mir aus einem Briefe des Barons von Iffling die schmeichelhaftesten Dinge für mich, und setzte hinzu, wie er auch von anderer Seite her benachrichtigt sei, daß der Freiherr von Germersbach mich dauernd zu behalten wünsche. Ich bat ihn mich ruhig anzuhören, und schilderte ihm nun meinen Aufenthalt im Schlosse vom ersten Tage an der Wahrheit gemäß. Er hörte mir beifällig nickend zu, bis ich zu jener Zeit kam, wo ich meine Spazierritte mit Anna von Iffling begonnen. Da zog er seine Augbrauen etwas in die Höhe und hustete ein paar Mal bedeutungsvoll, und endlich verwandelte sich sein Kopfnicken in ein Kopfschütteln. Als ich ihm nun getreu berichtete, wie mein Herz in Liebe aufgeleimt für das herrliche Mädchen und

wie ich zu fühlen geglaubt, daß auch ich ihr nicht gleichgültig sei, da rief er aus: ‚Der Teufel auch, an die Klippe habe ich eigentlich nicht gedacht — und weiter, junger Mann!‘ Seine Stirne zog sich finster zusammen. ‚Haben Sie meiner Empfehlung Schande gemacht?‘ Ich zuckte mit den Achseln und erzählte ihm das Erlebniß des letzten Tages, wobei er mich mit manchem A! und O! unterbrach. Endlich erhob er sich hastig, und ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer hastig auf und ab. Ich blickte ruhig nach ihm hin, während ich zu sprechen fortfuhr: ‚Sie werden denken, ich sei ein leichtsinniger junger Mensch.‘ — ‚Beide, beide,‘ unterbrach er mich heftig, ‚und es sei unverantwortlich, daß der Verwalter Müller es gewagt, seine Augen zur Tochter des Barons von Iffling zu erheben.‘

„‚Das weiß Gott im Himmel.

„‚Ehe ich mich aber darüber entschuldige, muß ich mich eines ebenso großen Unrechts, welches ich gegen Sie begangen, anklagen.‘

„‚Was wäre das?‘ rief er, plötzlich stehend bleibend. ‚Ich habe keine Tochter, und wenn ich eine hätte, so wären Sie hoffentlich gescheidt genug, um‘ — das Ende seiner Rede endigte hier in einem unverständigen Gemurmel, welches aber wahrscheinlich für mich nicht viel Schmeichelhaftes enthielt.

„‚Die Liebe ist wie der Hauch der Luft. Wer weiß, wo sie entsteht, wohin sie geht. Aber angenommen auch, Sie wären überzeugt von der unwiderstehlichen Kraft derselben, so werden Sie meiner Ehrenhaftigkeit zutrauen, daß ich das Schloß schon früher verlassen hätte, wenn ich wirklich der Verwalter Müller wäre.‘

„Er starrte mich mit offenem Munde an, und fing kaum noch seine kleine Cigarrenpfeife, die ihm fast entfallen wäre.

„‚Und wer sind Sie dann?‘ fragte er mich mit dem Ausdruck der höchsten Ueberraschung.

„‚Mein Vormund und Oheim, der mich bei Ihnen unter dem Namen Müller einführte, versicherte, dazu seine guten Gründe zu haben.‘

„‚So sind Sie Paul von Steinfeld, der Sohn meines alten Freundes?‘

„Ich war aufgestanden und verbeugte mich lächelnd.

„‚Nun, da sollen doch gleich zehntausend Granaten in diese Wirthschaft schlagen,‘ rief er unter einem so schallenden Gelächter, wie ich dem sonst so ernsten, fast mürrischen Mann nie zugetraut. — — — ‚Nein, eine köstlichere Geschichte ist nicht zu erfinden. — — War ich die unschuldige Veranlassung, dem Germersbach einen solchen Dorn in's Nest zu setzen. — O das ist zu viel, das ist zu viel! Aber die Beiden verdienen es, bei Gott im Himmel, sie verdienen es!‘

„Als er sich beruhigt hatte und wieder niedergesetzt, sagte ich ihm, daß ich mit seiner Hülfe und mit der meines Vormundes zu einem glücklichen Resultate zu kommen hoffe. Unser Haus kann sich mit dem der Iffling messen, und nur was mein allerdings kleines Vermögen anbelange, würde ich es nie wagen, Anna von Iffling meine Hand anzubieten, wenn ich nicht wüßte, daß der weitaus größere Theil der Güter ihres Vaters Staatslehen sind, welches nach dessen Tode zurückfallen müsse. — ‚Im Falle freilich,‘ setzte ich hinzu, ‚daß Anna mit dem bescheidenen Loose, welches ich ihr anbieten könne, nicht zufrieden sei, würde ich zurücktreten und das Glück meines ganzen Lebens sei dahin.‘

„‚Ja, ja,‘ brummte Herr von S. vor sich hin, ‚Staatslehen werden es sein, und daß daneben von den riesenhaften Einkünften dieser ungeheuren Güter nicht ein allzugroßes Vermögen auch fühlbar sein wird, dafür werden die Herren von Germersbach, Vater und Sohn, schon sorgen oder schon gesorgt haben.‘

„‚Aber,‘ fuhr er plötzlich wieder sehr aufgeheitert fort, ‚die Geschichte ist zu köstlich, und man muß Alles anwenden, daß Sie zu Ihrem Zwecke kommen. Was ich kann soll geschehen, hier ist meine Hand darauf!‘

„Ich ergriff seine dargereichte Rechte mit Wärme, drückte sie herzlich, und dankte ihm im Voraus für Alles, was er zum Glücke meines Lebens beitragen würde.

„‚Es ist nichts mit all' den Neffen,‘ meinte er nach einem längeren Nachsinnen, ‚ich bin fast im gleichen Falle, wie der gute Iffling, und werde doch auch durch Undank belohnt. Hätte weit besser gethan, mein Sohn,‘ er nannte mich zum ersten Male so, ‚Ihnen die ganze Geschichte in Bausch und Bogen zu übertragen, und meine Familien-Verbindlichkeit in einem Jahrgehalte zu bezahlen. Doch bin ich immer noch nicht so arm, als ich vielleicht scheine, und habe für einen guten Freund noch was Tüchtiges übrig. Was sagt denn unser Vormund?‘

„Ich erzählte, daß ich demselben geschrieben, aber hieher zuerst gereist sei, was dem Herrn von S. sehr zu schmeicheln schien.

„Ueber die nächste Zeit will ich rasch hinweggehen,“ fuhr der Erzähler nach einer längeren Pause fort, „sowie auch über jene Tage, die für mich so voll Glück und Seligkeit waren, daß sie ausgereicht hätten, ein ganzes Leben zu erhellen, wenn auf diese lichtvollen Tage nicht gar zu finstere, wilde, grauenhafte Nächte gefolgt wären.

„Mein Vormund hatte durch große Umsicht mit den Resten meines Vermögens ein kleines Gut meines Vaters zu behaupten gewußt. Herr von S. setzte ihn nun in Stand, durch Kapitalien, die er mir ohne nennenswerthe Zinsen vorstreckte, dieselben zu vergrößern und zu arrondiren, und nebenbei that er noch viel Größeres für mich. Er, der Prag seit langen Jahren nicht verlassen, der über-

haupt nicht mehr daran gedacht, noch einmal Reisen zu unternehmen, begab sich zu dem Baron von Iffling, um für sich zu werben.

„Ich hätte ihn begleitet, doch konnte ich es nicht thun, ehe Anna mir nicht mein Wort, sie nicht mehr zu sehen, zurückgegeben. In welcher Aufregung ich Nachrichten erwartete, brauche ich nicht zu sagen, und als sie kamen, waren sie gut und doch noch so schlecht, daß ich in dem Brief meines Freundes und Wohlthäters Stunden lang rathlos brütete, ohne zu einem Entschlusse kommen zu können.

„Herr von S. schrieb mir in seiner kurzen lakonischen Weise: ‚Angekommen bin ich glücklich, auch gut empfangen worden. Nach der ersten Unterredung mit dem alten Iffling aber, der übrigens, beiläufig gesagt, froh zu sein scheint, den Neffen los zu werden, und einen andern Schwiegersohn zu bekommen, habe ich Gesichter hier um mich bemerkt, die es mir nothwendig zu machen schienen, nie anders als mit ein Paar Revolvern in der Tasche auszugehen.

„‚Es war Familienzusammenkunft, bei der sich Alles, was mit den Germersbach zusammenhängt, so weit ziemlich anständig benahm, bis auf den liebenswürdigen Neffen, der allerdings viel verliert, und dem ich für sein rüdes Betragen einige passende Worte gesagt. — Ich kann das, wenn es sein muß, — Ihren Brief las ich vor, und die Ehrenhaftigkeit in demselben, Ihre darin ausgesprochene Gewißheit, mit Anna auf dem kleinen ererbten Gute glücklich sein zu können, machte guten Eindruck, wo ein guter Eindruck hervorzubringen möglich war. Selbst der alte Germersbach lächelte, aber wie ein Fuchs oder wie ein Wolf, der seiner Beute sicher ist. So dacht' ich, und hatte mich in der Idee nicht getäuscht; denn als ich geendet,

kramte er in Dokumenten und nahm ein dickleibiges zur Hand. Die Sachen ſtehen etwas anders, wie es der Herr von — er ſchien ſich Ihres Namens nicht erinnern zu wollen, anzuſehen ſcheint. Die großen Iſſling'ſchen Güter ſind Staatslehen, welche aber, durch beſondere Gnade des Landesherrn, wie dieſes Statut ausführlich dekretirt, beim Ausſterben der männlichen Nachkommen des Iſſling'ſchen Hauſes auf die älteſte der nachgelaſſenen Töchter übergeht, und erſt erliſcht, wenn dieſe in ihrer legitimen Ehe keine männlichen Erben hat. Somit iſt Anna von Iſſling wohl die reichſte Erbin im Lande und — ich gebrauche ſeine eigenen Worte — iſt es von dem Herrn von — keine üble Spekulation, ein kleines verſchuldetes Gut gegen die Renten von einer halben Million anzubieten.' — —

„Dieſe Klippe hatte ich nicht erwartet, und daran mußte ich Schiffbruch leiden. Auch war mein Entſchluß bald gefaßt. Ich ſchrieb umgehend dem Herrn von S., und ſagte ihm, es bedürfe meinerſeits wohl nicht der Betheuerung, daß ich dieſe Lage der Sache nicht gekannt, da ſie aber einmal beſtehe, ſo müſſe ich mich in mein Schickſal ergeben, und bäte ihn, alle weiteren Schritte für mich zu unterlaſſen.

„Hätte ich den Gedanken ertragen können, vielleicht auch von Anna als Spekulant der niedrigſten Art angeſehen zu werden? Jetzt dachte ich ſelbſt daran, wie es damals mein Vormund gewünſcht, meinen Namen abzulegen, und in die Welt hinauszugehen, ein fremder, unbekannter Menſch ohne Freund und Familie, ohne Glück und Hoffnung.

„Aber es kam anders. Ob beſſer für mich und ſie, ich wage es nicht zu entſcheiden! Einige Zeit darauf, kaum ſo viel Tage ſpäter, als eine Antwort durch die Poſt gebraucht hätte, kam der alte Haushofmeiſter mit einem Schreiben

Inhalt.

			Seite
XXXIX.	Kapitel.	Ein Schloß im Walde	3
XL.	„	Meiſter Amadäus	21
XLI.	„	Magdalene	37
XLII.	„	Herbſt-Vergnügen	52
XLIII.	„	Nach Italien	63
XLIV.	„	Genua	81
XLV.	„	Genua	98
XLVI.	„	Florenz	116
XLVII.	„	Florentiniſche Nächte	134
XLVIII.	„	Florentiniſche Nächte	152
XLIX.	„	Florentiniſche Nächte	167
L.	„	Genua	180
LI.	„	Der Graf von St. Alban	196
LII.	„	Vedi Napoli, pui muori	214
LIII.	„	Alte Bekannte	238
LIV.	„	Ein neuer Theater-Intendant	250
LV.	„	Aus der Requiſiten-Kammer	270
LVI.	„	Aus der Requiſiten-Kammer	289
LVII.	„	Benetti	307
LVIII.	„	Benetti	320
LIX.	„	Anna	334
LX.	„	Unter dem Stadtgraben	358

von Anna und einigen Zeilen ihres Vaters, des Barons von Iffling. — Später vielleicht, mein junger Freund," unterbrach sich der Erzähler, „sollen Sie auch diesen Brief lesen. Er soll einmal unter meinem Nachlaß das kostbarste Vermächtniß sein, mir ist er eine Reliquie, welche ich an diesem Altare hier, er zeigte auf das kleine Bild, niedergelegt habe; hundertmal mehr aber, als mir die wenigen Zeilen ihres Vaters sagten, theilte mir mein alter Freund mit, und eine Stunde später eilten wir Beide davon, hastig, unaufhaltsam, mit der Gewalt des Dampfes, und doch zu langsam für meine Wünsche. — — — —

„Lassen Sie mich aber jetzt in meinen Gedanken über jenes Ziel meiner heißen Sehnsucht hinausfliegen. Anna wurde mein Weib. — Diese paar Worte bezeichnen ein ganzes Meer von Wonne und Glückseligkeit. — Wir sollten reisen, doch wenn auch Anna's Vater minder krank und schwach gewesen wäre, wo hätten wir in diesen glückseligen Verhältnissen etwas Reizenderes finden können, als jetzt bei anbrechendem Frühling frei und offen durch die herrlichen Wälder zu schwärmen, und täglich jenen lieben, traulichen Platz zu besuchen, wo sich unser Glück begründete.

„Was den Freiherrn von Germersbach anbelangte — seinen Sohn hatte ich nicht mehr gesehen, er war auf weiten Reisen, wie es hieß — so hatte der Baron von Iffling zu dessen Gunsten Verfügungen getroffen, welche Anna und ich bereitwillig unterschrieben. Ja, wir kamen ihm mit vollem, gutem Herzen entgegen, und wenn er auch immer eine Zeit lang abwesend war, so kehrte er doch in Zwischenräumen zurück und schien sich mit dem Geschehenen nach und nach aussöhnen zu wollen. — Der alte Haushofmeister freilich schüttelte bedeutsam mit dem Kopfe, wenn ich derartige Vermuthungen, Hoffnungen aussprach. ‚Ich weiß,' sagte der alte Mann in solchen Augenblicken, ‚was

Anna als gute Tochter hier zurückhält und zurückhalten muß. Aendert sich das aber nach Gottes Willen, so werde ich nicht eher ruhen, bis Sie mir gefolgt sind, und sich statt des finsteren Schlosses einen freundlicheren und — minder gefährlichen Aufenthalt gewählt.'

„Ich verwarf diese Andeutungen, und verwies es dem alten treuen Diener mit ernsten Worten, als er ein paar kleine, unangenehme Vorfälle, die mich betrafen, mit seinen Befürchtungen in Einklang bringen wollte. Eines Tages nämlich befand ich mich allein im tiefen Walde, als ein Holzdieb oder Wilderer, dem ich vielleicht ungelegen erschien, nach mir schoß, und zwar beinahe mit großem Erfolg, denn seine Kugel riß mir einen Busch Spielhahnfedern von meinem Jagdhute. Ein andermal ging ein allerdings rasches und feuriges, aber sonst nicht unsicheres Pferd auf gefährliche Art mit mir durch, es stürzte an einem abgehauenen Baumstamm zusammen, ohne mir Schaden zu thun, und da sah ich, daß die sehr solid gearbeitete Kinnkette einen allerdings unerklärlichen Bruch hatte und gerissen war. Was mir diese Vorfälle besonders unangenehm machten, war die Angst Anna's, die unter Verhältnissen litt, wo jede Aufregung für sie doppelt schmerzlich und angreifend war. Entsetzliche Träume beschäftigten sie, blutige, trauervolle Bilder erhitzten ihre Phantasie, und wenn ihr Zustand wohl auch viel Schuld daran war, so drückten sie sich doch so fest und lebhaft in ihre Seele, daß ich mit Vernunftgründen schwer dagegen ankämpfen konnte. Oft klammerte sich dieses arme Weib fest an mich und wollte mich keinen Augenblick von ihrer Seite lassen. Oft beschwor sie mich mit Thränen, zu reisen, weit, weit hinweg zu reisen, denn ich sei überall sicherer, als hier bei ihr. Nachts hörte ich sie häufig stöhnen und klagen, und wenn ich besorgt nach ihr schaute, so bemerkte ich, wie sie, indem ihr Gesicht einen

unendlich ſchmerzlichen Ausdruck annahm, die Hände auf ihr Herz preßte. In ſolchen Momenten litt ſie um mich, ſie fühlte eine drohende Gefahr, es war kaum möglich, ſie durch Ueberredung zu beruhigen. Einſtmals, ich vergeſſe das nie, erwachte ich aus tiefem Schlafe; ich ſah ſie über mich gebeugt, ſie hatte ihre kleine Hand auf meine Bruſt gedrückt und heiße Thränen tropften aus ihren Augen auf mich herab. ‚Es iſt geſchehen,‘ hauchte ſie leiſe und ſchmerzlich, ‚was ich lange befürchtet, hier dicht an ſeinem Herzen iſt die tiefe blutige Wunde.‘ — — Dann zuckte ſie zuſammen, ſchlug mit einem heftigen Aufſchrei ihre Hände vor die Augen, und ſank ohnmächtig auf ihr Lager zurück. —

„Dann hatte ſie wieder Tage, ja Wochen, wo ſie ihren erregten Zuſtand richtig erkannte und begriff, ja wo ſie ſelbſt lächeln konnte über ihre Schreckbilder und Viſionen.

„Wochen und Monate vergingen, berauſcht von der Glückſeligkeit, in welcher wir lebten, wie Sekunden und Minuten. Wir berechneten in ſtillen, ſeligen Augenblicken ſchon die Zeit, wo ſich unſer Glück verdoppeln würde, und im Allgemeinen ſchienen ſich die Verhältniſſe des Hauſes freundlicher geſtalten zu wollen. Der Freiherr von Germersbach hatte ſeine Wohnung wieder bezogen, welche er ſeit langen Jahren inne gehabt, und ſchien ſich mehr und mehr mit der Lage der Dinge befreunden zu können. Sein Sohn ſei immer noch auf Reiſen, hörten wir hie und da, er ſprach ſelten von ihm, und, wie mir ſchien, nicht gern. Zuweilen ließ er Aeußerungen fallen, wie: ‚es iſt am Ende doch gut ſo, wie es gekommen iſt, er hätte nicht den verſtändigen Sinn und die feſte Hand gehabt, das Alles zu führen. Ich werde auch alt,‘ ſo ſprach der Freiherr zu mir und ſetzte hinzu: ‚die Güter hätten unter keine beſſere Leitung fallen können.‘ Dazu konnte er auch wohl lächelnd ſagen: ‚ja mein Lieber, wenn ich in den Jahren meines

Sohnes geweſen wäre, ich hätte Ihnen das Terrain hier in jeder Beziehung, und vielleicht auch nicht ohne Erfolg, ſtreitig gemacht.' Er war aber auch eine ganz andere Perſönlichkeit, er konnte ein höchſt angenehmer Geſellſchafter ſein, hatte große Kenntniſſe, und war namentlich mit den Verhältniſſen der Güter auf's Innigſte vertraut, ſo daß mir ſein Rath, ja ſeine Leitung in vielen Dingen von außerordentlichem Nutzen war."

Der Erzähler machte hier eine längere Pauſe, und als er endlich wieder fortfuhr, war ſeine Stimme eigenthümlich gepreßt und bewegt. „So war es Mitte Oktober geworden. Der Nachbar einer unſerer Güter, welches vielleicht zwanzig Meilen von Schloß Iſſling entfernt war, beabſichtigte eine große Waldſtrecke zu verkaufen, die uns von bedeutendem Nutzen ſein konnte und auf welche wir ſchon lange unſer Augenmerk gerichtet. Jenes Gut hatte ausgedehnte Hütten- und Eiſenwerke, und wenn es auch ſelbſt mit großem Holzbeſtande verſehen war, ſo mußte man doch auch für die Zukunft ſorgen. — — Es erſchien als dringend nothwendig, daß ſich Einer von uns perſönlich dorthin begab; wenn ich ſage Einer von uns, ſo konnte damit nur der Freiherr von Germersbach oder ich gemeint ſein, denn der Baron von Iſſling, welcher ſich gerade im Sommer kränker als je gefühlt, konnte nicht in Betracht kommen."

„Ah!" unterbrach ich den Erzähler mit einem lauten Ausruf, der ihm ſo überraſchend klang, daß er mich erſtaunt anblickte! — Ich wußte nicht, woher es kam, daß auf einmal wieder mir wohlbekannte unheimliche Bilder vor meine Seele traten. Ich ſah einen Wagen dahinfliegen über weite öde Haiden, wo das dürre Gras, vom Winde bewegt, ſo unheimlich flüſterte; rechts und links an der Straße, im Mondſchein leuchtend, ſah ich große Waſſerlachen im wehenden Schilfe, und hinter dem Wagen, der

mit rasender Eile dahinflog, ballten sich wie zur Verfolgung die dunkeln Wolken zu allerlei schrecklichen Gestalten zusammen. Was mich aber am meisten interessirte, das war ein einzelner Reiter, der dem Wagen vorausgaloppirte, und der mit rauher Stimme gut — gut — gesagt hatte. An seiner Seite mußte unfehlbar ein langes Schwert hängen, und von seinem schwarzen Hute eine Feder winken. — —

Dann sah ich wieder in die hohen, dunkeln Zimmer hinein, wo vor einem großen offenen Kamin ein Mann stand, der sich die Füße wärmte. Er hatte große, sehr beschmutzte Reitstiefel an mit mächtigen Sporen und trug einen grauen Jagdrock, sowie einen Gürtel, an dem ein Hirschfänger hing. — —

„Der Freiherr von Germersbach," fuhr Herr von Steinfeld fort, „erbot sich allerdings, die Angelegenheit in's Reine zu bringen, doch sah ich, wie mein Schwiegervater bei diesem Vorschlage leise mit dem Kopfe schüttelte und dann war es Anna, die ich, wenn auch nur für kurze Zeit, nicht gern verlassen hätte, welche mich bestimmte, hier keinen Fremden handeln zu lassen. Daß ich mich nicht mit leichtem Herzen entfernte, können Sie mir glauben; ich müßte aber lügen, wenn ich sagen würde, ich hätte es gar zu schwer genommen. Die Tage bis zu meiner Abreise widerlegten Alles, was man von der Theorie der Ahnungen sagen mag. Ich hatte durchaus keine trüben Gedanken, auch Anna war auffallend ruhig gestimmt; es handelte sich ja auch nur um eine ganz kurze Zeit, und so — verließ ich eines Morgens Schloß Iffling."

„Sie hätten nicht gehen sollen," erlaubte ich mir ganz leise zu sagen, oder vielmehr laut zu denken; doch verstand er meine Worte vollkommen, und nickte mir mit einem schmerzlichen Lächeln zu.

„Den folgenden Tag nach Mittag," fuhr er in einem

tiefen Athemzuge fort, „verließ ich die Eisenbahn, die mich in die Nähe jenes Gutes gebracht, und bestieg ein Pferd, das mir der Verwalter auf die Station entgegen gesandt, um die paar Stunden bis zum Hüttenwerke zurückzulegen. Es führten dorthin von dieser Seite nur Waldwege, über sehr coupirtes Terrain. Eine breite Straße zur Verbindung mit der Eisenbahn sollte erst gebaut werden, und ich sah hie und da zahlreiche Arbeiter beschäftigt beim Bauen von Brücken, beim Ebnen des Untergrundes, beim Fällen uralter Bäume.

„Es war ein prachtvoller klarer Herbstnachmittag, ich werde das nie vergessen. Ich könnte die Streiflichter der Sonne vor mich hinmalen, wie sie meinen Weg beglänzten, wie sie an uralten Buchenstämmen hinabliefen; wie sie mit den herbstlich gefärbten gelben und rothen Blättern spielten. — — Ich war in ruhiger, fast glücklicher Stimmung. Ich hatte ein Jagdgewehr, welches ich mitgebracht, über meine Schulter gehängt, und es war mir, als wollte ich noch auf ein paar Stunden in den Forst hinein, um mich an einen stattlichen Hirsch anzuschleichen — nur ein paar Stunden, dann würde ich mit Jagdbeute wieder heimkehren zu Anna, aber nicht auf das hohe und düster gelegene Schloß Iffling — es schwebte mir ein anderes kleines behagliches und freundliches Haus vor, das ich bauen wollte, und zu dem ich in Gedanken, sowie auf dem Reißbrette schon Pläne genug gemacht; in meinen Phantasieen aber war es bereits fertig und leuchtete im Abendsonnenstrahl entzückend schön von einer sanften Anhöhe herunter. — Allerlei wechselnde Bilder unterbrachen aber häufig den Gang meiner Idee. Ein kreischender Raubvogel, dem ich mit meinen Blicken folgte, ein durchbrechendes Reh, jetzt eine eigenthümliche Musik, die ich vor mir von einer Waldkuppe schallen hörte. Dort liegen die Eisengruben, erklärte

mir mein Begleiter, welcher neben mir herging und meinen fragenden Blick ſah. ‚Es iſt ein Feſttag auf der Hütte, der Oberſteiger verheirathet ſeine Tochter an einen Einfahrer, und nun iſt der Hochzeitszug, wie es ſo Brauch bei uns iſt, zu den Eiſengruben hinaufgezogen, um die Einfahrt zu bekränzen. Wenn wir etwas ſchärfer d'rauf loshalten,' ſetzte er gutmüthig lächelnd hinzu, ‚ſo können wir hinter dem Zuge d'rein hinabſteigen: da vorn an der Waldecke ſehen wir auch die Hüttenwerke vor uns liegen.' Darauf hielten wir denn, wie er den Wunſch ausgeſprochen, ſchärfer darauf zu, und als ich mein Pferd in Trab ſetzte, flog er rechts auf einem Seitenpfade in die Büſche hinein, mir zurufend, ‚dort an den Gruben treffen wir wieder zuſammen.' Ich langte dort an, als ſich der Hochzeitszug ſchon wieder nach dem Thale zu in Bewegung geſetzt hatte, und mir ſo, wie er auf dem Waldwege zwiſchen den alten Stämmen ſich dahinſchlängelte, einen lieblichen Anblick bot. Die dunkeln Geſtalten der Bergknappen mit einem grünen oder blumigen Buſch auf der Fahrkappe, dazwiſchen die bunten Gewänder der Weiber und Mädchen, Schlägel und Eiſen aus blankem Metall hochtragend, den Stiel mit flatternden Bändern in den lebhafteſten Farben geziert. Vornen bei der Muſik Steiger, Einfahrer, Schichtmeiſter und ſonſtige Beamte des Bergwerks, dabei ein paar der älteſten Knappen mit den Bergbarden, welche in der Abendſonne funkelten und die die Ehrenwache des Brautpaares bildeten. Rechts von mir lagen die Grubeneinfahrten, heute ſtill und einſam ohne Getreibe, die Gerüſte, Kurven und Winden mit grünen Guirlanden verziert. Vor mir im Thale ſah ich die weitläufigen Gebäude der Hüttenwerke, der Schmelz- und Hochöfen, die Hammer-, Walz- und die Streckwerke. Auch dort feſttägliche Stille. Man hörte nichts von dem Sauſen der Räder, von dem erſchütternden

Schlag der Hämmer. Das Werk lag ruhig athmend da, aber sein Athmen war würdig dieser Organisation, die mit Feuer und Wasser gespeist wird, denn dort von den Hochöfen strömte es stoßweise empor, glühende Lohe und dunkler Rauch. Rings um die Werke lagen die Wohnungen der Arbeiter zerstreut: kleine Häuser, die hoch überragt waren von dem stattlichen Fabrikgebäude mit den Schmied- und Schlosserwerkstätten, mit den Wohnungen der Beamten. Weiter hinten, wo sich ein Bergabhang in's Thal hineinschob, ragte ein Kirchthurm hervor, und daneben sah ich so recht innig, vom letzten Strahl der Abendsonne geküßt, den zur Kirche gehörigen Friedhof mit seinen vielen Kreuzen und Steinen hervorleuchten. Alles das gab ein unbeschreiblich schönes Bild des Friedens und der Ruhe, und ich befand mich so recht in der Stimmung, das Alles durch meine Seele strömen zu lassen. Ich fühlte mich behaglich, glücklich und still wie lange nicht; ich dachte an meine geliebte Anna, wie man aufblickend an ein höheres heiliges Wesen denkt; es war mir zu Muthe, als müßte ich noch durch ernste, tiefe Prüfungen durchgehen, ehe ich wieder das unnennbare Glück hätte, dauernd mit ihr vereinigt zu werden. — — Ich hätte es zu fassen vermögen, drunten auf dem Friedhofe sei ihr stilles Grab, an das ich jetzt zu beten ginge, und dann mein Leben zu beschließen.

„Die nächsten Augenblicke riefen mich aber wieder aus meinen weichen Träumereien. Mein Begleiter war mir auf seinem Nebenpfade vorausgeeilt und hatte wahrscheinlich bei dem Hochzeitszuge meine Ankunft berichtet, denn mit einem Male hielten die Vorderen und wandten ihre Gesichter nach mir hin. Der ganze Zug stockte, Einer nach dem Andern drehte sich herum, und ich sah hundert fröhliche, lachende Augen und hörte ein herzliches ‚Glück auf' durch die Reihen schallen, als ich mich näherte. Neben

Braut und Bräutigam, denen ich meine beſten Glückwünſche ſagte, ging ich dann mit dem Zug hinab in's Thal und wurde dort vom Verwalter in die bereit ſtehende Wohnung geführt. Noch am ſelben Abend machte ich einen Gang durch die ausgedehnten Werke und erfreute mich an der großartigen Anlage derſelben. Hier wäre ein prachtvoller Wirkungskreis geweſen, und ich beſchloß auf dieſes Gut ein beſonderes Augenmerk zu halten. Der Feſtlichkeit wegen war heute hier Alles ſtill. Nur einzelne ſchwarze Geſtalten ſah man hin- und hergehen, um die Feuer, welche Wochen, Monate, ja Jahre lang nie erlöſchen, zu unterhalten. Die Kolben der rieſenhaften Dampfhämmer ruhten müſſig auf den gewaltigen Amboſen, die koloſſalen Schwungräder, welche ſich ſonſt mit einer erſchreckenden Schnelligkeit drehen, ſo daß Felgen, Speichen zu einer grauen Scheibe verſchwimmen, ſtanden ſtille, und unter ihnen ſetzte mich namentlich eines durch ſeine ungeheure Größe in Erſtaunen. Denken Sie ſich, es hatte vielleicht vierundzwanzig Fuß im Durchmeſſer, und in voller Arbeit warf es ſich herum mit einer raſenden Schnelligkeit von neunzigmal in der Minute. Sie ſind gefährlich, dieſe Räder," ſetzte der Erzähler nach einer kleinen Pauſe mit ſeltſam klingender Stimme fort: „Durch kleine Störungen, die Niemand zu berechnen im Stande iſt, durch Zufälligkeiten, durch einen vom Dach herabbröckelnden Stein von der Größe einer Haſelnuß, welcher unglücklich auf das Achſenlager fällt, kann eine Stockung eintreten, deren fürchterliche Folgen die ſind, daß ein ſolches Schwungrad während ſeines raſenden Umſchwunges bricht, ſich ſelber aus ſeiner Bahn ſchleudert, in unzählige Stücke auseinanderfliegt, Alles zerſchmettert, was ſich in ſeiner Nähe befindet, Mauern einſtürzt, Dächer hinwegreißt. Auch eine boshafte Hand iſt im Stande, eine ſolche furchtbare Zerſtörung hervorzubringen, ohne daß man

zuweilen im Stande wäre, ihr die Ursachen zu beweisen.“ — —

„Aber ein solches Verbrechen wäre ja entsetzlich,“ konnte ich mich nicht enthalten zu sagen.

„Neben diesem größten Rade,“ fuhr Herr von Steinfeld fort, „lehnte der Aufseher der Maschine, aus seiner kurzen Pfeife rauchend, und mich, wie ich näher trat, mit einem starren eigenthümlichen Blicke betrachtend. Ich erinnerte mich dessen aber erst lange nachher. Auf meinen freundlichen Gruß rückte der Arbeiter stumm ein wenig an seiner Mütze und brummte was vor sich hin. Ich betrachtete staunend das gewaltige Rad und kehrte immer dorthin wieder zurück, mich schon im Voraus dafür interessirend, wenn ich es morgen in der Arbeit sehen würde.

„— — Aber Sie trinken Ihren Punsch nicht,“ unterbrach sich der Erzähler, „kommen Sie, stoßen Sie mit mir an. Wir haben beide Kraft nöthig,“ sagte er, eigenthümlich lächelnd, „ich zum Erzählen, Sie zum Zuhören.“

Ich trank.

Wenn mir nur bei dieser Erzählung jetzt nicht immer die Gestalt mit den hohen Stiefeln und dem Hirschfänger an der Seite vorgeschwebt hätte, aber ich sah sie durch das Gehölz schleichen, als Herr von Steinfeld denselben Weg ritt — ich sah sie in das dunkle, berußte Hüttenwerk mit eintreten, ja ich bemerkte, wie der Arbeiter, der am Schwungrade lehnte, bedeutsam winkte. — —

„Am andern Tage,“ fuhr der Erzähler fort, „war Alles in voller Arbeit, die Hochöfen athmeten und stießen aus glühender Lunge Rauch und Funken empor, die Hämmer klopften, daß es weithin durch das Thal schallte, und die großen Räder an den Walz- und Streckwerken jagten brausend und sausend um ihre Achsen wie mit einer gewissen innerlichen Wuth, als riefen sie einander zu: immer

ſchneller, immer ſchneller. Ich machte einen Gang durch die verſchiedenen Werkſtätten und ritt dann mit dem Verwalter in den benachbarten Wald, wo ich den Eigenthümer deſſelben traf, und den Kauf des ganzen Areals bald mit ihm in's Reine brachte. Den andern Tag hatte ich zu meiner Abreiſe feſtgeſetzt, und Sie können ſich denken, daß es mich nach Haus drängte. Abends aber ſollte ſich das ganze Hüttenwerk vor mir in vollſtändigem Glanze zeigen, indem in dunkler Nacht einige koloſſale Stücke gegoſſen wurden und die Streck- und Walzwerke in voller Thätigkeit waren. Es gibt nun keinen prachtvolleren Anblick, als ſo ein großartiges Eiſenwerk bei Nacht in vollem Betrieb zu ſehen, wenn die tief dunkeln Räume, matt erhellt von wenigen Oellampen, nun auf einmal in rother Glut aufſtrahlen bei dem Oeffnen eines der Oefen, in welchen das weißglühende Eiſen brodelt und kocht. Die ſchwarzen, ſchattenhaften Geſtalten der Arbeiter, ſo eben kaum noch zu erkennen, treten dann plötzlich ſcharf umgränzt hervor in dem dunkel glühenden Lichte, welches die weiten Räume taghell beleuchtet mit tief rother Lohe. — Und wie imponirt das Arbeiten dieſer Cyclopen, das Heranſchleppen fabelhaft großer glühender Eiſenmaſſen von ungeheurem Gewicht, welches der gewaltige Dampfhammer im nächſten Augenblicke leicht und ohne Mühe zuſammenpreßt wie Kinderhände einen lockeren Schneeballen, wie bei dieſen Waſſer, ſo quillen dort von allen Seiten Ströme flüſſiger Lava hervor. Dann die Streckwerke, deren eiſerne Walzen ſich grollend und murrend gegen einander drehen und die ingrimmig ſprühenden Feuerballen erfaſſen, um ſie auf der andern Seite in Form einer langen feurigen, ſich leicht windenden glühenden Schlange hinausgleiten zu laſſen. Und immer länger wird dieſe Schlange, immer biegſamer. Es ſcheint kein Eiſen zu ſein, ſondern weiches Wachs, welches die Arbeiter

mit ihren ungeheuren Zangen ſo leicht handhaben. Jetzt ſchleppen ſie es auf dem eiſengeſchienten Boden hin zu einer Radſäge, welche aus dem Boden hervorragt und ſich mit einer ungeheuren Geſchwindigkeit herumdreht. Kaum bringen ſie das immer noch Fuß dicke Eiſen mit der Säge in Berührung, ſo beißen ſich die Zähne derſelben ein, Myriaden von Feuerfunken, tief roth, blau, grün, gelb, weiß, erfüllen den ganzen hohen Raum bis zur Decke, und in kürzerer Zeit, als ich brauche um Ihnen dieſes zu erzählen, iſt der Eiſenbaum durchſchnitten. — Und Alles das wird in Bewegung geſetzt von jenem ungeheuren Rade, deſſen furchtbare Gewalt mich ſo in Staunen und Nachdenken vertiefte, daß ich immer wieder zu demſelben hintrat. Es lag ziemlich entfernt von den Oefen und auf Augenblicke ganz dunkel; dann ſah ich nichts, als eine koloſſale graue Scheibe und jenen Arbeiter, der ruhig daneben lehnte und ſeine kurze Pfeife rauchte. Ich bemerkte das Feuer in derſelben, ſowie hie und da den Glanz ſeiner Augen, die er nach mir hinwandte, dazu das betäubende Tönen und Klingen, das Stampfen der Hämmer, das Brauſen und Sauſen der Räder, das Ziſchen des Dampfes, das Knirſchen der Walzen. — Wenn man darauf hinhorchte, klang es immer wilder, immer toller, ſinnverwirrend, man ſehnte ſich nach Ruhe, nach der Stille des Abends. Und doch hielt es mich wie feſtgebannt auf dieſer entſetzlichen Stelle. — — — —

„Laſſen Sie mich wenigſtens in der Erinnerung raſch darüber hinwegeilen," rief der Erzähler aufſpringend. „Es geſchah ein furchtbares Unglück gerade als ich vor dem Rade ſtand. — Zuweilen, wenn ich darüber nachdenke, klingt es noch in meinen Ohren, aber nur als ein ſchwacher Wiederhall des furchtbaren Getöſes, gegen welches der bisherige Lärm in den Hüttenwerken wie ein ſchwaches Sum-

men erſchien. Es dröhnte und krachte um mich her, es war als ſprängen alle Maſchinen mit einem wilden, wüthenden Aufſchrei in unzählbare Stücke — dann war plötzlich Alles ſtill."

Ich hatte athemlos zugehört und obgleich ich wußte, daß etwas Furchtbares eintreten mußte, ſo erſchütterte mich doch dieſe lebendige leidenſchaftliche Schilderung, und was mich allein beruhigte, war der Anblick des Erzählers, der haſtig im Zimmer auf- und abſchritt, und erſt nach einem längeren Stillſchweigen, dann aber ruhig und geſammelt, weiter ſprach:

„Das Achſenlager des großen Schwungrades war, Gott allein weiß es, ob durch Zufall, ob durch abſichtliche plötzliche Sperrung geſprungen. Es hatte neben ſich die Maſchinen zertrümmert, es hatte einen Theil des Daches eingeriſſen, es hatte ein paar Arbeiter und auch mich, der ich gerade davor ſtand, zu Boden geſchmettert. Man trug mich in die Wohnung des Verwalters, und die Aerzte, die man herbei rief, zuckten die Achſel, nachdem ſie mich unterſucht. Ich war hier und dort an meinem Körper ſchwer verletzt, doch ſchien ihnen eine Wunde unbedingt tödtlich, ein tiefer Riß nämlich, der an meinem Hinterkopfe anfing und bis auf die Stirne ging. Wahrſcheinlich von einem herabfliegenden Stücke Eiſen, es war wie ein furchtbarer Säbelhieb. Sehen Sie her," unterbrach ſich Herr von Steinfeld, indem er an den Tiſch trat, ſein dichtes blondes Haar emporſtrich und mir eine tiefe Narbe zeigte, die in der eben bezeichneten Richtung lief. „Nach dieſen Spuren können Sie auf die Verwundung ſchließen.

„Ich ſchwebte Wochen lang zwiſchen Leben und Tod. Ich brauchte lange Zeit, bis meine Beſinnung ſoweit zurückkehrte, um mich erkennen zu laſſen, was mit mir vorgegangen. Dann aber überfiel mich ein unbeſchreibliches

Weh, weil ich zu gleicher Zeit einsah, wie lange ich von Hause entfernt und Anna ohne meinen Schutz gelassen. Der Verwalter des Hüttenwerks war mir ein erfreulicher Pfleger und Tröster; er beruhigte mich auch, soweit das möglich war, und sagte mir, es seien gute Nachrichten von Hause da, nur sei meine Frau noch zu angegriffen, um mir selbst schreiben zu können — also, fuhr ich mit einem Aufschrei in die Höhe, ist Alles vorüber und gut vorüber, Glück und Unglück, und ich mußte fern von ihr sein. — Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welch' ein entsetzliches Gefühl des Elends, des Jammers mich überfiel, als ich mir vorstellte, was Anna gelitten. Man mußte sie doch von dem unglücklichen Vorfalle, der mich hier auf's Lager geworfen, unterrichtet haben, und nun konnte ich mir denken, wie sich das treue Herz abgequält unter dem marternden Gedanken, man verschweige ihr das Schlimmste und ich sei todt. Daß diese innerlichen Stürme meiner Kopfwunde nicht zuträglich waren, verstand sich von selbst. Ich lag dann auch wieder eine Zeit lang besinnungslos, gefühllos, gleichgültig da, und als ich wieder denken konnte, die Gegenstände um mich her erkennen, durchzuckte mich seit langer Zeit zum ersten Male wieder ein freudiges Gefühl; denn ich sah den alten Haushofmeister vor meinem Bette sitzen, und als er mir freundlich zunickte, als er zwischen seine beiden Hände meine Rechte nahm, sie herzlich drückend, da stürzten zum ersten Male erleichternde Thränen aus meinen Augen. Ich sah ihn flehend und fragend an. — ‚O es geht gut,' sagte er.

„‚Und keine Zeile von ihr?'

„‚Die Aerzte haben's noch nicht gelitten.'

„‚Und?'

„Der alte Mann nickte abermals mit dem Kopfe, dann sprach er mit leiser Stimme: ‚Beruhigen Sie sich. Wir

haben einen Sohn.' In seinen Augen flimmerte und glänzte es seltsam.

„Ich sank in die Kissen zurück, ich faltete meine Hände, blickte an die Decke empor, und die Worte, welche meinen Lippen entströmten, waren Gebete, in denen ich von Anna sprach und von meinem Kinde.

„Weiter, weiter — vorüber all' die schrecklichen Stunden, daß wir zum Schlusse kommen!

„Meine Krankheit hielt mich noch Wochen lang auf dem Lager, und als ich endlich aufstehen durfte und an das Fenster treten, da sah ich die Gegend rings umher, die ich an einem farbigen Herbsttage gesehen, mit tiefem Schnee bedeckt. Alle Wege waren unpraktikabel, auch wenn Anna vollkommen wieder hergestellt gewesen wäre, so hätte sie doch, sagte man mir, bei ihrer angegriffenen Gesundheit in tiefem Winter die Reise nicht zu mir antreten können. Deßhalb war es nothwendig, daß ich vollkommen gesund wurde; ich gab mir damit alle Mühe, und nachdem meine Kopfwunde einmal geschlossen war und meine starke Natur gesiegt, so erholte ich mich auffallend schnell. Bald konnte ich Zimmer und Haus verlassen und es war mir ein grauenhaftes Vergnügen, den Platz meines Unglücks wieder zu sehen. Nur an dem neu eingefügten Dache sah man noch die Spuren der Verwüstung, die Maschinen waren wieder hergestellt und das neue Schwungrad sagte heute mit nicht verminderter Schnelligkeit in seiner Achse, wie es damals sein Vorgänger gethan. Nur den Arbeiter, welcher damals hier beschäftigt war, sah ich nicht mehr. Auf meine Frage, ob auch er verunglückt sei, schüttelte der Verwalter mit dem Kopfe und sagte mir, derselbe sei den Tag nachher spurlos aus der Gegend verschwunden. Das gab mir zu denken, sowie auch ein paar Worte, die der Haushofmeister, als wir Abends allein waren, fallen ließ. Ich be-

gann in einen fürchterlichen Abgrund zu ſchauen, ich grübelte nach, ich fragte ohne Unterlaß, ich wog die Antworten meines alten Freundes auf's Schärfſte ab, ich zeigte ihm Widerſprüche, ich drang in ihn, ich bat, ich befahl. Endlich wußte ich Alles."

Wäre der Erzähler nicht ſelbſt in ſo großer Aufregung geweſen und hätte er ſich nicht ſo furchtbar ergriffen gefühlt von dieſen entſetzlichen Erinnerungen, ſo müßte er bemerkt haben, wie ich mit weit aufgeriſſenen Augen und fliegendem Athem ſeinen Worten gelauſcht, wie ich endlich zitternd ſeine Rechte ergriff, die er zuſammengeballt vor ſich auf den Tiſch gedrückt hatte, wie ich ihn anſtarrte, wie ich Alles, was er ſagte, mit einer fieberhaften Erregung entgegennahm. — Ja dieſe zwei Erzählungen, jene, die ich damals als Kind gehört und dieſe vom heutigen Abend hatten Einen ſchrecklichen Ausgangspunkt und Ein furchtbares Ende.

„Sie war todt," rief ich ſchmerzlich aus, „ſie war geſtorben in jener Nacht, die arme ſchöne Frau mit dem ſchwarzen Schleier auf dem Haupte."

Er ſah mich erſtaunt an.

„Ich weiß es, ich weiß es," fuhr ich erregter fort; „ſie ſtarb in jener Nacht, wo das arme Kind geboren wurde."

„Bei Gott, ſo iſt es!"

„Am 16. November."

„Woher wiſſen Sie das?" rief er aufſpringend.

„O ich weiß noch mehr," rief ich haſtig; „Unglaubliches, Entſetzliches."

„Das Kind, welches ſie geboren hatte, war ein Mädchen."

Eine erſchreckende Bläſſe überzog ſein Geſicht, er ſtreckte wie abwehrend beide Hände gegen mich aus und blickte mich mit einem Ausdruck des Schreckens und des Schauderns an.

„So ist es," murmelte er kaum hörbar. „Aber wer hat Ihnen davon gesagt?"

„Das kleine Mädchen verschwand," rief ich in der furchtbarsten Aufregung mit zitternder Stimme. — „Nicht wahr, es ist so? O ich will Ihnen ja später Alles ausführlich sagen, nicht wahr, so geschah es."

Er drückte die Rechte vor seine Augen, während er sich mit der Linken am Tische festhielt. „Ja, so geschah es," sprach er mit leiser Stimme, und diese Worte klangen wie ein schmerzlicher Seufzer.

„Anna war todt. — Ich sollte ein fremdes Kind, das man mir entgegentrug, als meinen Sohn anerkennen, und als ich das nicht wollte," setzte er nach einer langen Pause mit einem matten Tone hinzu, „als ich ihnen die ganze fürchterliche Wahrheit schonungslos vorhielt, den Anschlag gegen mein Leben, als ich sie verantwortlich machen wollte für den Tod meines armen Weibes," hier lachte er laut und schrecklich, „da bewiesen mir die Aerzte, welche man herbeigerufen und wahrscheinlich mit schwerem Gelde erkauft, daß mir von der Verletzung meines Kopfes ein tiefes Leiden übrig geblieben sei, welches sich hie und da, und jetzt zum Beispiel bei dieser Veranlassung, in stillem Wahnsinn äußere. Denn ein stiller Wahnsinn war es ja, daß ich diese zweifachen Mörder zur Verantwortung ziehen wollte. — O könnte ich Ihnen ausmalen, o könnte ich Ihnen anschaulich machen das Furchtbare meiner damaligen Lage. Man suchte mich auf freundliche, milde Art zu beruhigen, man behandelte mich weich und mitleidig, wie man einen armen Wahnsinnigen behandeln muß. — O diese Versuche, dieses Mitleid von solchen Menschen wäre allein im Stande gewesen, mich wirklich wahnsinnig zu machen. Man hatte mir einen Arzt gegeben, der mich beobachtete, man bewachte mich, man hatte mich als Jemand, dessen

Zustand gefährlich werden konnte, unter die betreffenden Gesetze des Landes gestellt, man konnte mich jeden Tag in eine Irrenanstalt abführen, und wenn ich von der Vergangenheit sprach, wenn ich des Mordanschlags erwähnte, wenn ich von Anna sprach und meinem Kinde — wenn ich mich voll Abscheu abwandte, sobald man mir das andere vor Augen brachte, so sah ich sie Zeichen machen, und Alles das auf meinen verwirrten Zustand beziehen," — oh — oh! — machte er und preßte einige Augenblicke die Hände vor die Stirne, „meine Briefe unterschlugen sie oder sandten sie mit Randbemerkungen ab. Wer mir anhänglich war wurde entfernt, so der Haushofmeister, von dem ich die ersten Andeutungen des Vertauschens der beiden Kinder erfahren. Die Germersbach, welche hofften und glaubten, ich würde meinen Wunden erliegen, mußten nothwendig einen Erben haben, für welchen sie, da der Baron Iffling seiner langjährigen Krankheit und dem Kummer erlegen war, als die nächsten Verwandten die Güter beaufsichtigen und verwalten konnten.

„Ich verhielt mich eine Zeit lang ruhig, still und geduldig, und als ich merkte, daß sie in ihrer Wachsamkeit etwas nachließen und mich weniger scharf beobachteten, entfloh ich eines Tages mit Hülfe eines treuen Reitknechts. Meinen langjährigen Freund und Wohlthäter, Herrn von S., traf ich nicht mehr, und bei meinem Vormund mußte ich das Entsetzliche erleben, daß er meine Erzählung mit einem unverkennbaren Mißtrauen aufnahm. Durch gewichtige Empfehlungen jedoch erleichterte er meinen Eintritt in's Militär, worauf ich sehr drang, da mich die Uniform des Königs vor jeder Verfolgung der so mächtigen und reichen Familie sicher stellte. Vergebens aber that ich alle mir möglichen Schritte, um zu Gunsten meiner Tochter zu wirken. Ich hatte nicht den geringsten Anhaltspunkt, um den

Tausch der beiden Kinder beweisen zu können. Alle Papiere hierüber waren in vollkommenster Ordnung. Die Hebamme des Dorfes, welches zum Schloß Iffling gehört, hatte schriftlich bezeugt, daß dort in der Nacht des sechzehnten November ein Knabe geboren worden sei und, von den Aerzten lagen Atteste vor, daß mein armes Weib noch in derselben Nacht an Schwäche gestorben.

„Ja, mein junger Freund, die Gewißheit über die Verbrechen, welche an uns begangen, und die anfänglich fest vor meiner Seele standen, fing durch alle diese Widersprüche und Unsicherheiten an zu verblassen, ja mir zuweilen wie böse Träume zu erscheinen. — Denken Sie sich jetzt, wie glücklich ich mich preise, Ihnen diese Nachricht meines Lebens gegeben zu haben, da Ihre Worte von vorhin mir wieder neue Hoffnung gaben, Gewißheit zu erhalten. Meine Erzählung ist zu Ende. Hinter mir liegt wieder jene schreckliche Zeit, und nun, mein lieber junger Freund, beschwöre ich Sie, mir ausführlich mitzutheilen, was Sie vorhin in wenig Worten andeuteten. Aus einem eifrigen Erzähler werde ich ein Zuhörer, der mit Leib und Seele jedes Wort von Ihren Lippen nimmt."

Er setzte sich mir gegenüber und ich strengte mein Gedächtniß an, von jenen Einzelheiten, welche Frau Merzer an jenem Abend berichtet, nicht das scheinbar Geringfügigste zu verschweigen. Zuweilen nickte er mit dem Kopfe, hie und da murmelte er ein paar Worte oder stimmte mir eifrig bei, wenn er in meiner Schilderung die Gegend zu erkennen glaubte. So bei der öden Haide mit den großen Wasserlachen, bei dem Rauschen des Flusses, bei dem Klappern der Pferdehufe auf der Fähre im Wasser, dann bei dem großen Gitterthor, bei dem Plätschern des Springbrunnens, bei der Beschreibung der Gemächer und bei der Gestalt mit den hohen Stiefeln. — Ach, und als ich ihm

erzählte von der schönen armen Frau, welchen Eindruck ihr bleiches Gesicht auf das Herz der Frau Merzer gemacht, und von dem schwarzen Schleier, womit man anfänglich ihren Kopf verhüllt, da biß sich Herr von Steinfeld die Lippen blutig, da preßte er im wilden Schmerz die geballte Faust vor die Stirne und rief doch immer: „Weiter — weiter," wenn ich ergriffen einen Augenblick still schwieg. — Dann wieder legte er seine Hände wie in tiefer Ermattung vor sich auf den Tisch, nickte leicht mit dem Kopfe und schien an etwas Anderes zu denken, bis ich ihm wieder irgend eine Einzelheit erzählte, wo er dann die Augen weit aufriß und mich mit lebhaften Blicken anstarrte. Das that er namentlich auf eine mich erschreckende Art, als ich ihm nun sagte, wie nach der Schilderung der Frau Merzer das kleine Mädchen gar ein so reizendes Geschöpfchen gewesen sei ohne Fehler und Makel, nur habe das Kind — das hatte sich am Allertiefsten in meine kindliche Phantasie eingeprägt — in der Gegend des Herzens ein blutrothes Maal gehabt, gerade so wie eine Stichwunde, die sich erst vor Kurzem geschlossen hatte. — Bei diesen Worten zuckte es schmerzlich über sein Gesicht, ja seine Augen füllten sich mit Thränen, während er mit weichem, zitterndem Tone der Stimme ausrief: „Es ist Alles, Alles Wahrheit, was die Frau erzählt; solches hat sich in jener schrecklichen Nacht begeben: Anna's Traum hatte ihrem Kinde das blutige Maal aufgedrückt." — — — —

Die Nacht war weit vorgerückt, als wir uns trennten. Herr von Steinfeld drückte sein Gesicht auf meinen Kopf. So verblieb er eine kurze Zeit und dabei zuckte sein Körper eigenthümlich. „Es mußte so sein," sagte er alsdann, „daß wir uns kennen lernten, daß wir uns näherten, daß wir einen Bund schlossen, der für dieses Leben unzerreißbar sein wird. Vertrauen Sie auf mich für Ihre Zukunft.

Namenlose Geschichten.

Zehn Jahre später.

Nehmen Sie mich für Ihren väterlichen Freund und glauben Sie meiner Versicherung, diese paar nächtlichen Stunden haben Sie fester an mein Herz geschlossen, als es selbst Bande der Verwandtschaft zu thun im Stande wären. — Gute Nacht, mein Sohn!"

Ich entfernte mich zufrieden, glücklich. Ich schätzte und liebte meinen Vorgesetzten, und seine Freundschaft zu mir nahm mir vollkommen das Gefühl, allein in der Welt zu stehen, welches mich zuweilen traurig beschlich.

Der Posten auf dem Gange blickte mir verwundert nach, als er mich so spät oder vielmehr so früh durch den Gang daher kommen sah. In unserem Zimmer angekommen, fühlte ich nichts mehr von jener Feindschaft, von jenem Hasse, welche mich in's Freie getrieben. Ich betrachtete ruhig das vergnügte Gesicht des jungen Stauz, der wahrscheinlich in angenehmen Träumen schwelgte, ja ich konnte lächeln beim Anblick von Ellendorf's spitziger Nase, welche er in die Höhe streckte, als ich ihn im Schlafe murmeln hörte: „O Babette, warum bist Du so grausam gegen mich?"

Dreizehntes Kapitel.

Valerie.

Es wurde Frühjahr, und die Erde fing an ſich zu dehnen und zu recken, wie es ja andere lebendige Geſchöpfe zu machen pflegen, welche aus langem Winterſchlafe erwachen und behaglich fühlen, daß ſich unterdeſſen die Kälte, mit der ſie eingeſchlafen, in eine angenehme warme Atmoſphäre verwandelt hat.

So oft wir auch ſchon das Erwachen des Frühlings mit erlebt, ſo finden wir doch immer etwas Neues darin, wozu aber viel die Stimmung beiträgt, mit der wir auf den fliehenden Winter zurückblicken. Etwas Sehnſuchtsvolles, etwas Süßhoffendes durchſtrömt immer unſer Herz, wenn wir den eigenthümlichen Hauch einathmen, den die jetzt wieder jungfräuliche Erde von ſich gibt, wenn wir den ſchüchternen Lauten der Vögel lauſchen, die ſich zuerſt wieder bemerklich machen, wenn wir es mit anſehen, wie die Knoſpen ſchwellen, und wenn wir das erſte Veilchen finden und den ſüßen Geruch deſſelben genießen. Dieſer Duft erzählt uns Geſchichten ſo ausführlich und umſtändlich von einer Menge Frühjahre, ſo lebendig, daß, wenn wir die Augen ſchließen, wir all' die Veilchenbouquets vor uns ſehen, die wir gewunden oder gekauft, und all' die lächelnden Augen ſehen, welche wohlgefällig auf dieſen Bouquets geruht und uns freundlich zugenickt.

Ja der Winter war vorübergegangen, nachdem er die Erde seine Macht hatte fühlen lassen, nachdem er Bäche und Flüsse in ihrem Lauf gehemmt und auch zu verschiedenen Malen Alles auf Hunderte von Meilen rings umher in seine weiße einförmige Livree gekleidet. Er war in Schneeschauer eingehüllt, auf den Flügeln des Sturmwindes über Dörfer und Städte gezogen, er hatte ebensogut die Akazien im Hofe des Armenhauses geschüttelt, wie die majestätischen Kastanienbäume vor dem Hause Schabegg.

Er war vorübergezogen mit seinen furchtbar langen Nächten, hier eine glänzende Beleuchtung anzündend, dort ein armes Nachtlicht, hier erschallen lassend heitere Musik zu lustigem Tanze, dort leise Klagen über einem ruhelosen Lager. Und jetzt war Alles das vorübergesaust und vorübergeseufzt, Lust und Leid. In der Hütte wie im Palaste waren wieder die Fenster geöffnet und ließen einziehen mit der warmen würzigen Frühlingsluft die Hoffnung auf ein schönes Jahr.

Auch im Hause Schabegg hatte der alte Kammerdiener die hohen Fensterflügel geöffnet und erlaubte dem eindringenden Luftzuge mit den schweren Seidenvorhängen zu spielen, so lange derselbe das leicht und manierlich that. Auch über das stolze Dach dieses Hauses war die Winterzeit heimgezogen, und unten in den glänzenden Räumen war es zugegangen wie seit vielen Jahren ohne besondere Abwechslung. Die japanische Porzellanschale im Vorzimmer der gnädigen Frau hatte sich auch in diesem Jahre mit Visitenkarten gefüllt. Zahlreiche Einladungen waren eingelaufen, theils angenommen worden, theils ablehnend beantwortet. Madame hatte dafür wieder ihre Eltern und Bekannten zu verschiedenen großartigen und langweiligen Thees geladen, hatte auch einige Routs veranstaltet, hatte zwei Bälle gegeben, wie das seit ihrer Verheirathung im Hause gehalten

wurde. Der Kommerzienrath, Herr Johann Christian Schabegg, war seinen Verpflichtungen nachgekommen und hatte ein paar Mal die Spitzen des Handelsstandes und der bürgerlichen Kollegien zu einem Thee bei sich vereinigt, wo man viel schwarze Fräcke sah, einen Aufwand von weißen Halsbinden und Westen, und beim Dessert sanft geröthete Nasen.

Sonst war sich im Hause Alles ziemlich gleich geblieben, nur daß der Chef desselben noch ernster und stiller geworden, als er bisher gewesen, noch weniger und noch kürzere Zeit sein Bureau verließ und zuweilen an auffallender Zerstreuung litt, an einem seltsamen Vorsichhinstarren, das dann häufig mit einem eigenthümlichen Schlucken endigte oder mit einem tiefen Seufzer. Auch besuchte ihn der Hausarzt öfter als bisher, blieb oft stundenlang plaudernd bei ihm und rieth ihm Zerstreuung an, wobei er lachend sagte: „Eigentlich sollte Frau Schabegg meine Funktionen bei Ihnen versehen, denn ein Rezept der Zerstreuung für Sie versteht wahrhaftig kein Arzt der Welt zu schreiben. Es ist mir rein unerklärlich, wie Sie, verehrtester Freund und Kommerzienrath, im täglichen Umgange mit einer so liebenswürdigen, heiteren und lebenslustigen Frau Anlage zur Schwermuth haben können. Ich stelle Frau Schabegg allen unseren Bekannten als Muster dar."

Darauf schien dann Johann Christian Schabegg zu lächeln, aber es war mehr das unfreiwillige Zucken der Mundwinkel, welches uns überkommt, wenn wir unverhofft auf ein Sandkorn beißen.

Was der Hausarzt von Frau Schabegg gesagt, dasselbe konnte man von allen ihren Bekannten hören. Sie blieb sich gleich in ihrer Heiterkeit vor denselben, sie war die liebenswürdigste Wirthin, die ausgezeichnetste Gesellschafterin; wo es das Arrangement zu irgend einem Feste galt, da

war ſie unermüdlich in Erfindung und Ausführung. Freilich waren ihre Erfindungen und Ausführungen ſehr koſtſpieliger Natur, aber was hatte das zu ſagen? mußte es doch Jedermann für lobenswerth finden, daß Etwas von den koloſſalen Reichthümern des Hauſes Schabegg auf ſo anerkennenswerthe Weiſe verwendet wurde.

Die Zeit, welche doch ſo gerne alles Vergängliche angreift, ſchien an dieſer Frau ſpurlos vorüber zu gehen. Ein eigentliches Bild der Geſundheit, eine Schönheit, die durch Friſche glänzt, war ſie allerdings auch in ihrer früheſten Jugend nicht geweſen, dagegen reizend und elegant geblieben, mit ihrer feinen Geſtalt, ihrem ſchönen dunkelbraunen Haar, dem hübſchen Munde mit den ſchneeweißen Zähnen und den hellen und glänzenden Augen, um viele Jahre jünger ausſehend, als ſie in der That war. Auch ließ das anſtrengende geſellſchaftliche Leben keine Spuren bei ihr zurück, und mochte man ſie ſehen, nachdem ſie vielleicht wochenlang geruht, oder nach einem Balle, auf dem ſie anhaltend getanzt, ſie war ſich beſtändig gleich, ſcheinbar unermüdet, fröhlich, voll heiterer Einfälle.

Der jungen Männerwelt, welche ſich ſtark um ſie drängte und ſich eifriger um ſie bemühte, als um junge blühende Mädchen an ihrer Seite, war ſie in vieler Beziehung ein unlösbares Räthſel. Man konnte mit Niemand ſo leicht, ja man hätte ſagen können, ſo leichtfertig konverſiren, als mit ihr. Sie brauchte nur angeregt zu werden, um irgend eine recht weite, recht extravagante Idee lebhaft anzunehmen, zu der ihrigen zu machen und in allen erdenklichen Ausſchmückungen auszuführen. Sie ſchonte ihren Ruf nicht, wie es eine Frau thun ſoll; ſie beſuchte Geſellſchaften auch ohne den Kommerzienrath; ſie machte große einſame Spaziergänge; ſie fuhr, wie wir bereits wiſſen, allein aus, ließ ihren Wagen irgendwo ſtundenlang halten und

kehrte alsdann wieder nach Hause zurück, ohne daß Jemand wußte, wo sie gewesen sei.

So lange ihr Vetter, Emil von Schabegg, lebte, galt er als von ihr besonders begünstigt, und daß sie ihn gerne gehabt, bewies sie auch dadurch, indem sie längere Zeit tief und aufrichtig um ihn trauerte, ohne ein Hehl daraus zu machen.

Nach seinem Tode waren begreiflicher Weise gute Freunde, besonders aber gute Freundinnen, begierig zu erfahren, wer an seine Stelle treten würde, und da man lange Zeit Niemand fand, dem sie einen besonderen Vorzug gegeben, so sagten die für sie besser Gesinnten, sie nimmt sich in Acht, Andere aber meinten, sie wechselt so häufig, daß man unmöglich sagen kann, wer gerade in ihrer Gunst steht. Obgleich sich aber noch Niemand dieser Gunst rühmen konnte, so wurde doch Jemand, der ihre Vertheidigung unternahm, mit sprachlosem Erstaunen angeblickt, oder man gab ihm vielleicht in auffallender Weise und mit einem bezeichnenden Räuspern Recht.

Und doch waren Alle in Betreff dieser Frau auf einer falschen Spur. Allerdings liebte sie und mit der vollen Kraft eines starken weiblichen Herzens; sie liebte leidenschaftlich mit Angst und Bangen, ja mit einer unerklärlichen Eifersucht, daß sich auch Jemand Anders siegreich dem Gegenstande ihrer Neigung zuwenden und ihr dadurch ihre innere Ruhe rauben könne, die ihr so nothwendig war zur Erhaltung dieser Liebe. Sie liebte — — sich selbst und zwar so ausschließlich, so ausdauernd, daß daneben kein anderes Gefühl in ihrem Herzen Platz finden konnte. Sie bewunderte sich selbst, ihr Aeußeres, ihren Verstand, und wenn sie kokett war und ihre Person geltend machte, so that sie das nicht, um Jemand Speziellem zu gefallen und anzuziehen, sondern sie that es nur, wie man

einen geliebten Gegenstand, dessen man vollkommen sicher ist, vor aller Welt bewundern läßt, sie liebte ihr eigenes schönes Haar, ihre herrlichen Zähne, ihre glänzenden Augen, ihren feinen zierlichen Wuchs, und war glücklich in dieser Bewunderung ihrer selbst. Eine andere Leidenschaft hatte ihr in dieser Beziehung so kaltes Herz niemals gekannt, sie gab dem reichen Schabegg ihre Hand, weil die Familien übereingekommen waren. Sie trat als Braut geschmückt vor ihren Spiegel und war entzückt über sich selbst. Sie betrachtete den Schatz von Perlen und Juwelen, welche Herr Johann Christian um sich ausgebreitet, und dachte erfreut, wie Alles das dazu beitragen müsse, ihre Schönheit zu erhöhen. Sie fuhr mit ihrem Bräutigam in die Kirche und war entzückt, als sie, die Reihen der Zuschauer durchwandelnd, rings umher das Murmeln der Verwunderung vernahm. Nach der Trauung kehrte sie in das Haus Schabegg zurück, kleidete sich nach einem Familiendejeuner in eine reizende Reisetoilette, und als sie nun als Herrin des Hauses die Glückwünsche in Empfang genommen, als die Bedienten sie „gnädige Frau“ nannten, und der Kommerzienrath ihr ein prachtvolles Etuis übergab mit Visitenkarten: ‚Madame Valerie Schabegg‘, da glaubte sie alle ihre Pflichten der Ehe erfüllt zu haben und vielleicht nur noch die Kleinigkeit besorgen zu müssen, allen Reichthum und Glanz des Hauses Schabegg als Relief für ihre eigene innig geliebte Person zu benutzen.

Der Erziehung in ihrem elterlichen Hause gemäß hatte es nicht anders sein können. Ihrem Vater, dem reichen Bankier ohne Geld, war es nur durch den grassesten und unverschämtesten Egoismus, sowie durch ein beispielloses Geltendmachen seiner eigenen, allerdings schlauen Persönlichkeit, gestützt auf eine große leere Geldkasse, gelungen, bis zu seinem Tode die Stellung eines reichen Mannes zu

behaupten. Valeriens Mutter war eine ſchöne, unbedeutende Frau geweſen, mit marmorglatten Geſichtszügen, von der man behauptet, ſie habe in ihrem ganzen Leben nie gelacht, um ihrem Geſichte keine Falten einzuprägen.

Das Verhältniß Valeriens zu Emil von Schabegg war deßhalb ein ſo andauerndes und intimes geweſen, weil es für beide Theile ohne tiefe Bedeutung war, und für ſie ſo angenehm, weil es jeden Andern abhielt, ſich der ſchönen Frau auffallend zu nähern. Der Kommerzienrath hatte Unrecht gehabt, zuweilen in eiferſüchtigen Aufwallungen etwas Anderes darin zu ſehen, und hätte weit klüger gehandelt, ſich mit ungetrübtem Auge von der Harmloſigkeit dieſes Verhältniſſes zu überzeugen, was ihm leicht geworden wäre, als durch harte Bemerkungen und zornige Aufwallungen die Kluft zu vergrößern, welche ihn vom Tage der Vermählung an von ſeiner Frau ſchied. Valerie war damals faſt noch ein Kind. Er hätte dieſe Kluft zudecken können, ja vielleicht nach und nach gänzlich verſchwinden laſſen, wenn er ſich weniger auf ſeinen Rechtsboden geſtellt, ſondern durch Freundlichkeit und kluges Nachgeben hie und da ſeine junge Frau zu ſich herangezogen. Emil von Schabegg hatte treu und redlich an ihr gehandelt; er hatte durch ernſte Ermahnungen ſehr häufig den Verſuch gemacht, der Couſine einen richtigen Begriff von ihrer Stellung beizubringen; er hatte es auch dahin gebracht, daß die Stellung zwiſchen Herrn und Frau Schabegg wenigſtens vor der Welt ſo war und blieb, daß das Wirkliche dieſes eigenthümlichen und traurigen Verhältniſſes nur geahnt werden konnte. Er hatte ihr oft ſeine feſte Ueberzeugung ausgeſprochen, daß ſie mit ihrem kalten, ſelbſtſüchtigen Herzen jeden Mann unglücklich machen müſſe, und der Kommerzienrath nach Allem ſie mit einer unbegreiflichen Schonung und Nachſicht behandle.

Er war nun todt, und ſtatt eines Feindes ſeiner häuslichen Ruhe, von dem der Kommerzienrath in finſteren Stunden geträumt, den er aber überwachen konnte, tauchten jetzt vor ſeiner Eiferſucht andere Schreckbilder auf, ihm um ſo gefährlicher erſcheinend, da er nicht im Stande war ſie zu verkörpern, und das wäre auch unmöglich geweſen, da ſie nur in ſeiner Phantaſie exiſtirten. Valerie that aber nichts, um dieſe Beſorgniſſe zu zerſtreuen; im Gegentheil, Andeutungen hierüber, welche ſich der Kommerzienrath veranlaßt ſah ihr zu machen, beantwortete ſie mit leichtem Achſelzucken oder mit geheimnißvollem Lächeln. Da ſie bei dergleichen Szenen ihre Ruhe vollkommen behielt und da ihre Kälte nicht erkünſtelt war, wie die des Kommerzienrathes, ſo befand ſie ſich im Vortheil und endigte dieſe Unterredung gewöhnlich mit irgend einem harten verletzenden Worte, das ſie mit lachendem Munde ausſprach und ſich alsdann ohne Aufregung in ihre Zimmer zurückzog, während er mit blitzenden Augen, zuckenden Lippen und krampfhaft ſich ſchließenden Fingern in ſein Bureau ging, um dort in ſeinen kalten theilnahmloſen Schätzen zu wühlen.

Ob Valerie in ihrer erſten Jugend geliebt, ſind wir nicht im Stande anzugeben. Emil von Schabegg hatte es ſehr oft lächelnd behauptet und der Couſine dabei geſagt: „Ich möchte wohl den Roman Ihres Herzens kennen; das müſſen ſchreckliche Erfahrungen ſein, welche im Stande waren, das warme Herz des jungen Mädchens zu ſolcher Diamanthärte zu kryſtalliſiren," worauf ſie ihn freilich verſicherte, mit dem beſten Willen ſei ſie nicht im Stande, hierin ſeine Neugierde zu befriedigen; ſie habe nie geliebt, aber ebenſo wenig beſäße ſie ein gefühlloſes Herz. Dieß war nun in gewiſſer Beziehung allerdings auch nicht der Fall; denn gegenüber Allem dem, was menſchliches Elend hieß, war Frau Schabegg ſo empfänglich, wie es

das weichſte Gemüth nur ſein konnte! Arme und Kranke, welche bei ihr Hülfe ſuchten, gingen nicht ungetröſtet, und es war auch in ſolchen Fällen nicht allein ihre Kaſſe, die ſie bereitwillig öffnete, um auf vornehme Art vielleicht Oſtentation zu geben, nein, in ſolchen Fällen trat ſie mit ihrer Perſon ein, prüfte, unterſuchte und half mit Rath und That. Daß ſie dabei große Summen verwendete, war nicht zu leugnen, aber eigenthümlich mußte es erſcheinen, daß ſie den größten Theil derſelben auf das Budget ihrer Toilette nahm und lieber mißbilligende Blicke und Aeußerungen des Kommerzienrathes ertrug, als daß ſie nachgewieſen hätte, wohin dieſe Gelder gefloſſen wären, und wohin ſie ſelbſt ihre Schritte gelenkt bei dem größten Theile ihrer geheimnißvollen Ausgänge. Emil von Schabegg war der Einzige, der das durch Zufall entdeckt hatte und ihr ſanfte Vorwürfe machte, daß ſie ſo was namentlich dem Kommerzienrathe verſchweige. Auch ſetzte er hinzu, er halte es für ſeine Schuldigkeit, ihrem Manne darüber Mittheilung zu machen, worauf ſie aber zum erſten Male in ihrem Leben gegen jenen vertrauten Freund heftig wurde, ihn beſchwor, dieſe kleinen Geheimniſſe zu achten und ſie nicht durch Veröffentlichung derſelben zu veranlaſſen, ſich vielleicht einen anderen Zeitvertreib zu ſuchen. „Was werden Sie auch Gutes dabei ſtiften," hatte ſie dann geſagt, „wenn Sie den Kommerzienrath davon unterrichten, daß ich arme Familien unterſtütze, die weder Bibelſtunde noch Miſſionspredigten beſuchen, alſo gewiſſermaßen der Gottloſigkeit Vorſchub leiſte?" Trotzdem aber hatte ſich Emil von Schabegg vorgenommen, bei der nächſten ihm paſſend ſcheinenden Gelegenheit dem Kommerzienrathe Aufklärungen zu machen. Doch kam das Ende ſeines Lebens eher als eine ſolche Gelegenheit, und Valerie ertrug es nach wie vor mit großer Ruhe, ja gewiſſermaßen mit Behagen, ihre

geheimnißvollen Gänge mißdeutet zu ſehen, und beantwortete leiſe und zarte Anſpielungen mit dem reizendſten Lächeln einer ſchönen koketten Frau.

So fuhr denn wie gewöhnlich ihr Wagen in einer Nachmittagsſtunde vor das Portal des Hauſes von Schabegg. Sie legte ſich in die Kiſſen zurück, und als ihre glänzende Equipage durch die Straßen dahinrollte, grüßte ſie anmuthig und auf's Freundlichſte nach allen Seiten, ja befahl auch wohl hie und da, langſamer zu fahren oder zu halten, um mit Dieſem und Jenem ein paar Worte zu plaudern und um auch wohl einem eleganten Reiter zu erlauben, ſie eine kleine Strecke zu begleiten, bis ihn eine leichte Neigung mit dem Kopfe verabſchiedete und durch ihr liebenswürdiges Lächeln mit dem Gedanken beſchäftigt zurückließ, es ſei wahrhaftig der Mühe werth, der ſchönen Frau Schabegg nachdrücklich die Cour zu machen.

Sie fuhr weiter, ſehr unbekümmert um dergleichen Phantaſieen, und ließ endlich ihren Wagen in einer ſtillen Seitenallee halten, worauf ſie ausſtieg, ihren Shawl ein wenig in die Taille hineinzog, einfach ſagte: „warten!“ und davonging. Am Ende der Allee bog ſie links, durchſchritt ein ärmliches Stadtviertel mit kleinen Häuſern, deren Einwohner wenig Acht gaben auf die elegante Dame, welche vorüberſchritt, dann kam ſie auf einen freien Platz und wandte ihre Schritte einem Gitterthore zu, das in einen Hof führte, wo einige Akazienbäume ſtanden, deren Zweige einen leichten bräunlichen Duft zeigten, als Vorläufer der grünen Knoſpen, die im Begriff waren, aus ihren glänzenden Hülſen hervorzubrechen. Unter dieſen Akazienbäumen, im ſchon recht warmen Sonnenſcheine, ſaßen auf einfachen Holzſtühlen ein paar alte Männer, die angelegentlich in die Zweige hinaufſahen und über dieſe Bäume in einer Unterhaltung begriffen ſchienen.

Die Dame wandte sich an einen der Männer und fragte nach der Wohnung des Herrn von Schwaneseld, worauf es der alte Jakob, der freiwillige Portier des Armenhauses, für seine Schuldigkeit hielt, die fremde Dame zurechtzuweisen. Doch blieb er stehen, nachdem er ein paar Schritte gegen das Haus gemacht, und fragte den andern alten Herrn, der sich mit ihm gesonnt: „Ist der Herr von Schwaneseld nicht oben im Bureau des Hauses?“ worauf jener mit dem Kopfe nickte und dann hinzusetzte: „Ja, aber Alice ist da unten in der Wohnung; ich sah sie vor einer halben Stunde hereinkommen.“ — „Wer ist Alice?“ fragte die Dame rasch. „Vielleicht eine Tochter des Herrn von Schwaneseld?“ — Der alte Mann schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „O nein, es ist ein junges Mädchen, deren Vater früher auch im Armenhause hier wohnte. Sie ging bei den Schwaneselds aus und ein, so lange Frau Iduna noch lebte, und nun kommt sie, so oft sie kann, und sieht nach der kleinen Haushaltung. Ja, ja,“ setzte er kopfnickend hinzu, „das ist ein gutes, dankbares Kind — es hat uns Allen weh gethan, als sie ging.“

„Bitte also,“ sagte Frau Schabegg, „führen Sie mich in die Wohnung, und wenn es Ihnen nicht zu viele Mühe macht, so wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie Herrn von Schwaneseld ersuchen würden, einen Augenblick zu kommen, im Falle es ihm seine Zeit erlaubt.“

Darauf ging sie mit Jakob nach der kleinen Wohnung, und als dieser an die Thüre geklopft und auf ein leises „Herein“ geöffnet, sah sich Frau Schabegg einem jungen Mädchen gegenüber, dessen außerordentliche Schönheit sie frappirte, und von dessen anspruchslosem, stillfreundlichem Wesen sie nach den ersten Worten entzückt war.

Alice war erröthet, als die fremde vornehme Dame eintrat und sie in ihrer Beschäftigung überraschte, welche

darin beſtand, etwas alte Wäſche in Ordnung zu bringen. Sie erhob ſich ſogleich, bat die Dame niederzuſitzen und wollte davoneilen, den Herrn von Schwaneſeld zu rufen.

Doch zeigte ihr Jakob, der noch an der Thüre ſtand, pantomimiſch an, er wolle das ſogleich und auf's Schnellſte beſorgen.

Frau Schabegg bat das junge Mädchen, ungeſtört ihre Arbeit fortſetzen zu wollen, und als Alice dieß auch, nachdem ſie ſich leicht mit dem Kopfe verneigt, gethan, betrachtete die Kommerzienräthin mit offenbarem Erſtaunen ihr Gegenüber, ſowie die, wenn gleich ſaubere, doch ärmliche Ausſtattung des Zimmers. Immer aber kehrte ihr Blick wieder zurück zu der feinen Geſtalt Alicens, zu ihrem eleganten Kopfe mit dem ſchönen blonden Haare, namentlich aber zu der feinen weißen Hand, worauf ſich die vornehme Dame nicht enthalten konnte, Vergleichungen anzuſtellen zwiſchen ihren eigenen, anerkannt ſchönen Händen und denen der jungen Arbeiterin.

„Sie ſind keine Verwandte des Herrn von Schwaneſeld?“ fragte die Kommerzienräthin nach einer längeren Pauſe, die ſie jetzt für ſchicklich hielt zu unterbrechen.

„Nein, Madame,“ gab Alice zur Antwort, „doch war ich in meiner früheſten Kindheit gewohnt, dieſes Zimmer hier als meine Heimat zu betrachten. Frau von Schwaneſeld nahm ſich meiner an, und ich kann es wohl ſagen, ich betrachte mich wie zu ihrer Familie gehörig. Ich lebte nämlich lange Jahre mit meinem Vater hier im Armenhauſe,“ ſetzte ſie hinzu, während ſie ihre Arbeit in ihrem Schooße ruhen ließ, und der fremden Dame voll und unbefangen in's Geſicht blickte.

„Und jetzt wohnen Sie nicht mehr hier?“ fragte Frau Schabegg, deren Intereſſe im höchſten Grade erregt war.

„Mein Vater verließ das Armenhaus vor ein paar

Jahren, und ich arbeite jetzt in einem Putzgeschäfte in der Marienstraße."

„Und dort wohnen Sie auch?"

„Nein, Madame — ich wohne bei meinem Vater."

In diesem Augenblick trat Herr von Schwaneseld in die Thür und stutzte, als er Frau Schabegg sah, welche er wohl am Allerwenigsten hier erwartet hatte. Er trug einen sehr fadenscheinigen Arbeitsrock, am rechten Arm einen Schreibärmel, den er sich aber bemühte rasch abzuziehen, und zu diesem Zwecke seine Feder, die er in der Hand trug, hinter das Ohr steckte. „Wahrlich," sagte er, indem er eine tiefe Verbeugung machte, „einen solchen Besuch, gnädige Frau, hätte ich mir in meinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt."

„Sie haben mich also nicht vergessen?"

„Wie wäre das möglich," erwiederte der alte, galante Herr, „nachdem man Sie nur einmal gesehen, und ich hatte öfter dieses Glück in einem Hause und zu einer Zeit, welche mir stets unvergeßlich sein wird."

„Das muß ich nur als eine Redensart betrachten," gab die Kommerzienräthin lächelnd zur Antwort, „sonst hätten Sie mich wohl mit jener Zeit in Verbindung lassen können und zuweilen ein Lebenszeichen von sich geben. Aber Herr von Schwaneseld ist sehr stolz, wie mein guter Vetter Emil häufig zu sagen pflegte."

„Wenn er das gesagt, gnädige Frau, so konnte es nur im Scherze geschehen. Stolz kann wahrlich nicht in diesen Räumen gedeihen, und was allenfalls in einem ähnlichen Artikel zu leisten wäre, besteht in dem Bestreben, durch Kampf und Mühe auf der Oberfläche zu bleiben, und das haben wir redlich gethan."

„Wenn ich Ihnen aber die Versicherung gebe," sagte Frau Schabegg mit einem herzlichen Tone ihrer Stimme,

„daß es uns gewiß gefreut hätte, in Beziehung zu bleiben zu Ihnen und jenem jungen Manne, den mein Vetter Emil so sehr geliebt."

„Von Ihnen glaube ich das gerne," erwiederte Herr von Schwanefeld mit Wärme, „aber —"

„Ich verstehe dieses Aber," unterbrach ihn die Kommerzienräthin, „und um Ihnen den Beweis zu führen, daß meine Theilnahme keine Redensart ist, so komme ich selbst hieher, um mich nach Ihrem Pflegesohne zu erkundigen."

Alice hatte eifrig ihre Arbeit wieder aufgenommen, aber erst, nachdem die fremde Dame sie gebeten hatte da zu bleiben. Sie wollte nämlich beim Eintritt des alten Herrn das Zimmer verlassen.

„Was Eugen anbelangt," sagte Herr von Schwanefeld, „so geht es ihm gut. Er ist, seiner eigenen Neigung folgend, und in Uebereinstimmung mit dem Wunsche des Herrn von Schabegg, in den Militärdienst getreten, der ihm sehr behagt, und ich erwarte, ihn mit Nächstem den ersten Schritt auf die Leiter zur höchsten Macht thun zu sehen — als Vicebombardier; allerdings ein sehr kleiner Anfang, aber es ist doch mindestens ein Anfang. Seine Vorgesetzten sind mit ihm zufrieden, er betreibt in den Freistunden seine Studien, und ich hoffe es soll was Tüchtiges aus ihm werden."

„Und ich kann ihm zu seinem Fortkommen weiter nicht behülflich sein?" fragte die Kommerzienräthin. „Glauben Sie mir, es hat mir schon lange auf der Seele gelegen, daß ich mich um Ihren Pflegebefohlenen, sowie den kleinen Freund Emil's von Schabegg nicht gekümmert habe; an gutem Willen hätte es mir wahrhaftig nicht gefehlt, aber was ich hätte gleich thun sollen, verschob ich von einer Zeit auf die andere."

„Im Strudel des Lebens," sagte der alte Herr, „es geht uns Allen ja so, gnädige Frau. Was vergißt der Mensch nicht Alles? Dinge, von denen er geglaubt, sie müssen bis an's Ende seiner Tage seine Gedanken ausschließlich beschäftigen, und dann," setzte er mit einer Verbeugung hinzu, „hätten wir uns auch der gnädigen Frau allenfalls in Erinnerung bringen können, wenn —"

„Der Stolz nicht wäre," unterbrach ihn Frau Schabegg mit heiterem Blick. „Wir besitzen ziemlich davon, nicht wahr, Herr von Schwaneseld?"

Dieser lächelte einen Augenblick und gab hierauf zur Antwort, nachdem er langsam rings um sich her einen Rundblick gethan: „Etwas davon, ja, gnädige Frau, trotz alle dem und alle dem. Wie singt doch jener würdige Prokonsul in der Oper Norma: ‚Ich bin ein Römer.'"

„Und Sie ein Schwaneseld," warf die Kommerzienrathin munter hin. — „Ich verstehe, aber Emil von Schabegg war aus unserem Geschlechte."

„Ja, unser Freund," erwiederte der alte Herr ernst. „Er verstand es, uns zu verpflichten, so daß diese Verpflichtungen doch nicht wie dergleichen aussahen. Wir waren in seinem Hause gerne gesehene Gäste, Iduna und ich, und wenn wir bei ihm speisten, so bat er sich die Ehre aus, Frau von Schwaneseld zu Tische führen zu dürfen." Bei diesen Worten schaute er mit einem leisen Seufzer im Zimmer umher und setzte dann hinzu: „Gott hab' Beide selig! Sie war eine vortreffliche Dame und er ein vollendeter Kavalier. Aber fort mit diesen Gedanken," setzte er nach einer Pause hinzu, während er sich mit der umgekehrten Hand über das Gesicht fuhr, „sie passen für diesen Augenblick nicht."

„Die gnädige Frau könnte mir eine Frage erlauben, die sich mir bei der Erinnerung an Herrn von Schabegg

unwillkürlich aufdrängt. Was iſt aus jenem jungen Menſchen geworden, der wenigſtens mittelbar an dem großen Unglücke ſchuld war, er wohnte ja in Ihrem Hauſe?"

„Bis zu jenem ſchrecklichen Vorfalle, ja," verſetzte die Kommerzienräthin. „Es war ein böſer Bube und mir ſein Anblick von jeher verhaßt. — Der Letzte der Iffling-Steinfeld. — Er verließ unſer Haus, kam in eine Erziehungsanſtalt und, wie ich neulich zufällig hörte, ſpäter zum Militär."

„Der junge Herr Baron," meinte Herr von Schwaneſeld mit einem ironiſchen Lächeln, „wird wahrſcheinlich eher zu den Epauletten gelangen, als mein armer Eugen — aber verdienter nicht, deſſen bin ich gewiß."

„Leider kann ich in dieſem Punkte für Ihren Pflegeſohn nichts thun, wie Sie wohl ſelbſt einſehen werden, aber wenn Sie mich nicht kränken wollen, ſo weiſen Sie in andern Beziehungen meine Freundſchaft nicht zurück. Ich bitte darum und habe faſt das Recht, es zu verlangen."

„Sie nannten mich ſtolz," gab lächelnd der alte Herr zur Antwort, „doch möchte ich einer ſo hochverehrten Dame gegenüber dieſes Prädikat in vollem Umfange nicht auf mich nehmen, Ihnen dagegen beweiſen, daß wir wahrhaftig nicht zu ſtolz ſind, uns durch Sie, gnädige Frau, verpflichten zu laſſen, wo das einen guten Zweck hat."

„Sie winden ſich ſo ängſtlich zwiſchen Ihren Worten durch," erwiederte die Kommerzienräthin, „daß ich wohl ſehe, wie ſauer es Sie ankommt, mir eine kleine Konzeſſion zu machen. Doch ſehen Sie mich um der guten Sache willen bereit, jede der Ihnen nothwendig erſcheinenden Bedingungen einzugehen."

Herr von Schwaneſeld verbeugte ſich abermals, dann warf er einen Blick auf das junge Mädchen und ſagte: „Alice, mein Kind, Du könnteſt wohl Deine Beſchäftigung

unterbrechen. Vielleicht ſehe ich Dich morgen oder übermorgen.“ Alice erhob ſich augenblicklich und ging hinter den Vorhang, hinter dem die Betten ſtanden, um ihr Tuch und ihren Hut zu holen.

„Warum ſchicken Sie ſie fort?“ frug Frau Schabegg leiſe. „Sie hat ein ſo gutes, wohlthuendes Aeußeres. Sie intereſſirt mich ſehr.“

„Das macht mich glücklich,“ verſetzte Herr von Schwanefeld, „und wenn Jemand Theilnahme verdient, ſo iſt ſie es. Ich möchte ſie aber entfernen, da gerade das, worüber ich mit Ihrer Erlaubniß mit Ihnen reden will, ſie betrifft.“

„Ah, das freut mich, und ich werde im Voraus mit Allem einverſtanden ſein.“

Alice kam zurück, reichte dem alten Herrn Abſchied nehmend ihre Hand und wollte ſich zurückziehen, nachdem ſie der Kommerzienräthin eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gemacht hatte. Doch nahm dieſe ihre beiden Hände, ſchaute ihr einen Augenblick in die Augen, welche das junge Mädchen niederſchlug, und küßte ſie alsdann raſch auf die Stirne. Alicen durchzuckte ein eigenthümliches Gefühl und eine tiefe Röthe durchflog ihre ſonſt ſo bleichen Züge. Sie war in ihren eigenthümlichen und traurigen Verhältniſſen nicht daran gewöhnt, von Höherſtehenden ihres Geſchlechtes ſo freundlich, ja liebevoll behandelt zu werden. Vornehme Damen, mit denen ſie verkehrt, hatten in ihr bisher, wie ſich das ja auch von ſelbſt verſtand, nur die Arbeiterin geſehen, und wenn ſie neben vielen mißbilligenden Worten zuweilen auch eine Aeußerung der Zufriedenheit hörte, ſo galt dieſe ihrer Arbeit und klang wohl gnädig, ſelten aber freundlich. Es hatte ſie ordentlich durchſchauert, als die ſchöne vornehme Dame mit den feinen Lippen ihre Stirne berührte, und es überſchlich ſie ein Gefühl, als ſei ſie nach langem einſamem Umherirren auf der Welt unter fremden

Menſchen jetzt endlich auf ein befreundetes, verwandtes Herz geſtoßen, welches ihr einen kleinen Winkel einräumen wolle zu einer Heimat, auf die ja auch ſie berechtigt war Anſprüche zu machen.

Etwas Aehnliches fühlte auch Valerie, und ſie, die Alles raſch und entſchloſſen auffaßte, und gewohnt war, ihren Willen durchzuſetzen, war ſogleich mit ſich ſelbſt im Reinen, dieſes Mädchen nicht mehr von ſich zu laſſen.

Um ſo erfreuter hörte ſie dann auch den Worten des alten Herrn zu, nachdem Alice das Zimmer verlaſſen, in denen er ihr die Verhältniſſe des jungen Mädchens auseinanderſetzte, ihr inneres Weſen ſchilderte, ihr vortreffliches Herz und reines Gemüth, wobei der alte Mann ſo ſichtlich erregt war, daß ihm die Augen feucht wurden. Doch war ſie boshaft genug, die Ueberraſchte, Zurückhaltende zu ſpielen, und dabei durchblicken zu laſſen, wie ſchwer es ſei, für ein junges Mädchen von der Schönheit Alicens, ohne Namen und Familie, zu ſorgen. Es machte ihr Vergnügen, durch ihre Gegenreden ſeinen Eifer zu entflammen und ſchließlich hörte ſie es lächelnd an, wie er die Verſicherung gab, er würde ſich eine Ehre daraus machen, das junge Mädchen förmlich zu adoptiren, nnd wie er alsdann würdevoll und beſtimmt ſeine Ueberzeugung ausſprach, „eine Schwaneſeld aufzunehmen müſſe ſich, was Namen und Familie anbelangte, jedes Haus zur Ehre ſchätzen.“ — Gleich darauf aber änderte er leicht ſeinen Ton und ſagte mit einer eleganten Handbewegung, „das ſind ſo meine Anſichten, gnädige Frau, und ich kann nur noch hinzuſetzen, daß, wenn Sie Neigung haben, ſich des jungen Mädchens anzunehmen, Sie gewiß nie darüber Reue empfinden werden.“

Valerie war entſchloſſen, und wenn ſie auch kein förmliches Verſprechen gab, ſo ſagte ſie doch einige Worte der

Bereitwilligkeit, die dem alten Herrn so erfreulich waren, daß er sich mit einem Ausdruck großer Zufriedenheit die Hände rieb, als er vom Hofthor zurückkehrte, wohin er Frau Schabegg geleitet. Ja er sprach mit sich selber, was er selten zu thun pflegte, und sagte: „Es ist doch nebenbei ein gutes Werk, diesem naseweisen jungen Menschen," damit meinte er mich, „diese süße Traube etwas höher zu hängen, und zum Besten Beider — das könnte mir so eine Militärliebschaft werden und dafür müßte ich danken: ein einstiger Lieutenant und eine hübsche Putzmacherin. — — — Nein, nein," setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu, „Frau Iduna da oben soll nicht ärgerlich auf mich herabblicken und achselzuckend sagen — wenn man da droben überhaupt die Achseln zuckt — er hat doch nie weiter gesehen, als seine Nasenspitze ging, und sich um die armen Geschöpfe, die ich ihm zurückgelassen, schlecht bekümmert. — Nein, wahrhaftig nicht, foi d'un gentilhomme! Das soll man mir nicht nachsagen."

Er betrat seine Stube wieder und wollte gerade die Thüre hinter sich zumachen, als er, einen Gegendruck verspürend, sie wieder öffnete. — Frau Merzer stand auf der Schwelle und sah etwas echauffirt aus, auch holte sie tief Athem, wie Jemand, der rasch gelaufen ist. „Puh!" machte sie und sagte: „laßt mich niedersitzen, damit ich wieder zu mir selber komme." Damit setzte sie sich auf einen Stuhl, lüftete ihr dickes wollenes Tuch ein wenig und legte ihre Hände auf ihre Kniee, wobei sie mit einem bedenklichen Gesichtsausdrucke zu wiederholten Malen mit dem Kopfe nickte. „Ja — a — a" — sprach sie dann nach einem tiefen Seufzer, „das sind schöne Geschichten!"

Herr von Schwaneseld schaute sie erwartungsvoll an, als sie aber, anstatt diese schönen Geschichten näher zu bezeichnen, fortfuhr, mit dem Kopfe zu nicken, ihn auch zu-

Neununddreißigstes Kapitel.

Ein Schloß im Walde.

Wenn man dem Laufe des Neckars abwärts folgt bis beinahe zur alten Reichsstadt Heilbronn, an den malerisch gelegenen Städtchen Besigheim und Lauffen mit ihren uralten Römerthürmen und hochgelegenen Kirchen vorbei und sich alsdann auf dem linken Ufer des reizenden Flusses von der Chaussee ab auf schmalen Wald- und Gemeindewegen in das Gebirge hinein wendet, so kommt man in ein reizendes Waldrevier, viele viele Stunden lang und breit, hie und da untermengt mit Getreidefeldern und kleinen freundlichen Ortschaften. Klare Waldwasser rieseln von den Bergen in die Thäler; und neben der hochstämmigen Tanne wächst die kräftige Buche, und zahlreiche Gesellschaften alter knorriger Eichen breiten ihre Aeste aus über dicht bemoostem, bewachsenem Waldboden und ragen hoch in die Luft hinauf, wo auf der Spitze ihrer Krone vorwitzige Waldvögel hinausschauen in das Neckarthal und dem Silberfaden des Flusses zu folgen im Stande sind, weit über Heilbronn hinaus, in das flache Land hinein.

weilen zu ſchütteln und dazwiſchen aus tiefſtem Herzensgrunde zu ſeufzen und zu ſagen: „Ja — a — a, ja — a — a,“ bemerkte der alte Herr, der ſich bei dieſem Treiben eines Lächelns nicht erwehren konnte: „das müſſen allerdings ſeltſame Geſchichten ſein, die Sie ſo in Aufregung verſetzen.“

„Seltſam, pah,“ gab die Frau zur Antwort, indem ſie haſtig mit den Armen in die Höhe fuhr, „was iſt ſeltſam? — ſeltſam iſt gar nichts dagegen, unerhört — will auch noch nichts bezeichnen — es iſt um zu erſtaunen, um die Hände über dem Kopfe zuſammenzuſchlagen, ſelbſt für Jemand, der keine Hände hätte.“

„Ei, Frau Merzer, habt Ihr am Ende in Eurer Praxis ein Seitenſtück zu den ſiameſiſchen Zwillingen geliefert?“

„Was Zwillinge oder Drillinge — das kann einem Chriſtenmenſchen jeden Tag begegnen. — Aber wo war es denn,“ fragte die Frau ſich ſelber — „hier war es, auf dieſer Stelle — Gott hab' mich ſelig, da am Tiſche ſaßen wir. Sie, Herr von Schwaneſeld und Frau Iduna, — Gott ſchenke ihr den ewigen Frieden! — und ich ſelber.“

„Wir ſaßen hier oft zuſammen.“

„Und tranken Wein oder Punſch, ich weiß nicht mehr recht.“

„Das iſt Beides zu wiederholten Malen vorgekommen.“

„Es war, glaube ich, am 16. November, dazumal, am Geburtstage von Eurem Eugen, ja, am 16. November, und die beiden Würmer, er und das kleine Mädel, die Alice, ſaßen dort neben der Bettlade auf dem Schemel.“

„Ah!“ machte Herr von Schwaneſeld.

„Ja, dazumal, wenn Ihr Euch erinnern wollt, erzählte ich jene merkwürdige Geſchichte.“

„Wie man Euch Nachts ſo geheimnißvoll geholt?“

„Ganz recht, und von der Gestalt mit den hohen Stiefeln."

„Und dem schnellen Fahren über die Haide?"

„Und der armen schönen Frau mit dem schwarzen Schleier über den Kopf, — ach mein Gott; ja, das erzählte ich Euch damals Alles. Offenherzig gesagt, das Glas Wein hatte mich redselig gemacht, aber ich kann Euch zuschwören bei Allem, was mir heilig ist, es war das erste Mal, daß ich von dieser Geschichte gesprochen, habe auch später niemals ein Wort darüber verloren, und nun — Gott der Gerechte! — — ist das in der Welt bekannt worden, ja, es weiß Jemand davon, der sich dafür ganz besonders interessirt. — Was sagt Ihr dazu, Herr von Schwaneseld?"

„Wenn Ihr mir nicht mehr darüber mittheilt," erwiederte der alte Herr, „so kann ich Euch wahrhaftig meine Gedanken nicht sagen. Ist Euch am Ende jene Gestalt wieder erschienen und hat Euch bedroht?"

„Sprecht nicht so grausliche Sachen," unterbrach ihn die Frau mit einem Ausdruck des Schreckens, — „das fehlte mir noch. — Nein, aber wartet einmal, ehe ich weiter erzähle," sie rieb sich mit der Hand die Stirne. „War das nicht die Frau Kommerzienrath Schabegg, die Ihr eben an das Hofthor geleitet? — Eine schöne, elegante und brave Frau," sagte sie nachdenkend. — „Schade, daß — aber war sie es nicht?"

„Allerdings war sie es."

„Nun seht, Herr von Schwaneseld," sprach Frau Merzer mit großer Wichtigkeit, „der Mann dieser braven Frau hat auch mit der Geschichte zu thun."

„Ah — laßt mich in Frieden!"

„Mein Wort darauf — das Wort einer ehrlichen Frau!"

„Nun, jetzt fang' ich an neugierig zu werden," sagte Herr von Schwaneſeld, „nehmt die Zeit dazu und erzählt ruhig. Euch wird es ja ſonſt nicht ſchwer, zuſammenhängend zu reden."

„Es war heute Morgen, gegen eilf Uhr," ſprach die Hebamme, nachdem ſie auffallend geſeufzt, „ich erholte mich bei einem guten Kaffee von einem höchſt anſtrengenden Geſchäfte, da fährt unten ein Wagen vor und gleich darauf kommt ein Bedienter mit der Frage in die Stube, ob ich zu Hauſe ſei und zu ſprechen. — Natürlich war ich das, und einige Minuten ſpäter kommt wieder Etwas die Treppen herauf und es tritt ein Herr in mein Zimmer."

„Ein Herr?"

„Ein großer, hübſcher Mann, vornehm angezogen, mit einem dunklen Paletot, etwas ernſt ausſchauend und mit ſehr beſtimmter, faſt kurzer Art zu ſprechen, — der ſagt mir, — was denkt Ihr wohl, Herr von Schwaneſeld?"

„Vielleicht, daß er um die Geſchichte von damals wiſſe?"

„Daß er darum wiſſe," ſeufzte die Frau kopfnickend, „ganz genau darum wiſſe, mit allen Umſtänden — Gott im Himmel, daß er mich in der Hand habe, ſagte er, und daß er nicht anders könne, als mich erſuchen müſſe, meine Ausſagen vor Notar und Zeugen zu wiederholen. — Ich bin eine geſchlagene Frau!"

„Das iſt allerdings ſeltſam," meinte Herr von Schwaneſeld. „Aber wer war der Herr, und woher wußte er die Geſchichte?"

„Wer er war, das ſollt Ihr gleich erfahren. Hier habe ich ſeine Karte, die er mir zurückließ." Sie kramte in ihrer großen Taſche und klapperte lange zwiſchen ihren verſchiedenen Geräthſchaften herum, ehe ſie die Karte vorbrachte, dann ſagte ſie, während ſie dieſelbe dem alten Herrn über

reichte, und dieser einen erstaunten Blick darauf warf, „und wer glaubt Ihr wohl, daß ihm diese Geschichte erzählt hat?“

„Das hat Eugen gethan,“ erwiederte Herr von Schwaneseld mit einer Ruhe, die seltsam kontrastirte gegen die heftige Aufregung der Frau Merzer.

„Ja, Eugen kann es nur gethan haben,“ rief sie aus. „O mein Gott, ich habe damals wohl gesehen, daß er mit seinen funkelnden Augen aufpaßte wie ein Hechelmacher. Hätte ich aber denken können, daß der Bube diese Geschichte behalten würde, und daß er so schlecht wäre, mich zu verrathen, er, ein Kind, dem ich nichts wie Gutes gethan habe? Sagt mir was Ihr wollt, die Welt wird immer schlechter, es ist auf Niemand ein Verlaß mehr. Was soll ich arme Frau anfangen, wenn ich nun vor Notar und Zeugen diese Geschichte wiederholen muß, wenn es bekannt wird, und wenn nun eines Abends in einer dunklen Straßenecke die Gestalt vor mich hintritt und mir in schrecklichem Tone sagt: ‚Ihr habt gut Wort gehalten, Frau Merzer!‘ was soll ich ihr zur Antwort geben?“

„Das wird nicht so leicht geschehen,“ sagte ruhig Herr von Schwaneseld. „Ueber die Sache ist viel Gras gewachsen, die werden sich nicht mehr darum bekümmern oder es auch nicht so leicht erfahren, wenn man Euch hier zwingen sollte, vor Notar und Zeugen den Verlauf der Geschichte niederzulegen.“

„Also kann man mich zwingen?“

„Zwingen kann man Euch, das ist gar keine Frage, und da man Euch zwingen kann, so würde ich Euch den freundschaftlichen Rath geben, ungezwungen zu thun, was man von Euch verlangt.“ Der alte Herr hielt die Karte empor. „Der Mann hier, der das wünscht, ist ein braver Mann und hat gewiß andere Gründe, als eine ganz gewöhnliche Neugierde.“

„So kennt Ihr ihn also?

„Ziemlich genau. Es ist ein Offizier."

„Er trug keine Uniform."

„Das geb' ich zu. Er ist aber doch ein Offizier und zwar bei derselben Batterie, bei der auch Eugen steht. — Seht Ihr nun etwas klarer?"

„Etwas wohl, aber nicht viel," seufzte die Frau. „Du lieber Gott, wenn der Bub' das nur so dem Ersten Besten erzählt, da weiß es bald die ganze Stadt und ich muß in's Unglück kommen."

Herr von Schwanefeld schüttelte lächelnd mit dem Kopfe und meinte: „Ihr thut dem Eugen unrecht. Daß er das dem Herrn von Steinfeld erzählt hat, muß seine ganz besonderen Gründe haben. Glaubt mir, er ist ein Ehrenmann und nimmt sich Eugen's väterlich an, vor ihm dürft Ihr schon mit der Sprache heraus."

„Gründe, ja Gründe, ich sage Euch, das ist eine ganz unangenehme, verwickelte Geschichte, der Mann der Dame von vorhin —"

„Ah! das hätt' ich bald vergessen," rief eifrig Herr von Schwanefeld, „sagtet Ihr nicht, der Kommerzienrath Schabegg hätte auch mit der Geschichte zu thun. Wie ist das möglich, Frau?"

„Wie das möglich, weiß ich nicht, aber wahr ist es. — Glaubt nicht, Herr von Schwanefeld," fuhr die Hebamme in zuversichtlichem Tone fort, „daß ich eine Frau bin, die sich sogleich in die Enge treiben läßt. Ehe ich also dem Herrn Etwas von der Geschichte zugestand, wollte ich auch meinen kleinen Profit davon haben und stellte mich so lange gänzlich unwissend, machte so viel Ausflüchte, bedachte mich so lange über alle Geschäfte, die ich an all' den 16. Novembern gehabt, daß er am Ende ungeduldig wurde, und als ich ihm nun sagte, so viel ich mich erinnere, sei ich

einmal in einer von diesen Nächten auf Stromfeld gewesen, auch einmal auf Tiefenbach, einmal sogar auf dem Wolkenstein, da wurde er ein klein wenig heftig und sagte: Wozu all' das Gerede? Ich will aufrichtiger sein als Ihr, und Euch sagen, wo Ihr damals in der Nacht des 16. Novembers gewesen seid."

„Nun?" fragte Herr von Schwanefeld erwartungsvoll, als Jene eine kleine Pause machte — „und wo waret Ihr denn eigentlich gewesen?"

„Auf Schloß Iffling," gab die Hebamme zur Antwort, worauf sie nachsinnend wohl eine Minute lang mit dem Kopfe nickte.

„Auf Schloß Iffling, alle Wetter!"

„Auf Schloß Iffling, und er beschrieb mir den Weg von hier dorthin, die Auffahrt zum Schlosse, das Gitter, den Springbrunnen, ja die Gestalt mit den hohen Stiefeln schauderhaft genau — ja das Zimmer, in dem die arme Frau gelegen — sie selbst — o — o — o — glaubt mir, es ist das eine haarsträubende Geschichte."

„Schloß Iffling," murmelte der alte Herr vor sich hin, „Schloß Iffling und der Letzte der Iffling, bei Gott, ja, Iffling, Steinfeld, es ist ja auch sein Name, der Letzte der Iffling-Steinfeld, jener boshafte Bube, der das furchtbare Unheil angerichtet."

„Der bei Kommerzienraths wohnte," sagte die Frau mit triumphirendem Lächeln; „glaubt Ihr nun, daß er etwas damit zu thun hat? der Mucker!" —

Herr von Schwanefeld wehrte mit der Hand von sich ab, „o nein, o nein," sagte er hastig, „die haben nichts damit zu thun. Aber er, — Steinfeld, bei Gott im Himmel, er könnte der Vater sein jenes armen Mädchens, das so spurlos verschwunden, und seine Nachforschungen haben ja den Zweck, sein Kind wiederzufinden. — Ja, Frau," fuhr

er ernſter fort, „es hilft Alles nichts, da müßt Ihr zeugen und Alles, was Ihr wißt, ſchriftlich niederlegen und eidlich erhärten. — Seht, ich bin ein alter Mann, aber ich würde mich noch in dieſer Stunde auf's Pferd ſchwingen, wenn ich eines hätte, oder zu Fuß herumlaufen, ſoweit mich meine Beine trügen, wenn ich in der Sache Etwas aufklären könnte. Denkt nur, Frau," ſetzte er eifrig hinzu, indem er mit der rechten Hand in der Luft herumfuchtelte, „denkt nur, es gälte die Geſtalt mit den hohen Stiefeln zu ſtrafen und dem armen kleinen Mädchen, das Ihr in Euren Armen gehabt, und das jetzt Gott weiß wo in der Welt herumirrt, Familie, Stand und Vermögen wieder zu geben, und dabei jenen nichtswürdigen, untergeſchobenen Buben zu beſtrafen. — O, dies zu Stande zu bringen wäre ein braves Ritterſtücklein, eines alten Schwaneſeld's würdig." — — — — Er legte einen Augenblick die Hand an die Stirne, dann ſagte er: „Nicht wahr, die Kleine hatte ein Maal an ſich?"

Frau Merzer nickte mit dem Kopfe. „Ja," ſprach ſie alsdann leiſe, „ein Maal wie eine offene Wunde, dicht am Herzen."

„Und Ihr ließt," forſchte der alte Herr weiter, „ein Zeichen auf dem Schloſſe zurück, ſehr kluger Weiſe, Frau Merzer —?"

„Ja, einen meiner Pulswärmer, Gott, ſie waren von weißer Wolle, meine Sophie hatte ſie mir geſtrickt — welchen ich in eine von Holz geſchnitzte Vaſe fallen ließ, die unten an der Treppe ſtand."

Herr von Schwaneſeld rieb ſich vergnügt die Hände. „Seht Ihr," ſagte er alsdann, „wie ſolche Sachen wichtig ſind: daran, wenn man den Pulswärmer wiederfindet, kann man erkennen, daß es Schloß Iffling war, auf dem die Geſchichte vorgegangen — und darauf kann man wei-

ter bauen.“ Er ging mit großen Schritten leise vor sich hin sprechend im Zimmer auf und ab.

„Ach, Herr von Schwaneseld,“ sagte die Hebamme nach einer längeren Pause, während sie etwas eifrig überlegte, „wie wird es nur möglich sein, da Etwas herauszubekommen. Denkt doch nur, die Reihe von Jahren, die seitdem verflossen sind. Dabei kann ich nicht verschweigen, daß das arme kleine Geschöpfchen, das echte nämlich, von gar zarter Beschaffenheit war. — Herr des Himmels, so ein armer Wurm, wenn man sich seiner entledigen will, braucht man nicht gerade umzubringen, man braucht es nur nicht recht sorgfältig zu pflegen, und es geht Euch aus wie ein Bettlerlämpchen — da müßte ein Wunder geschehen!“

Herr von Schwaneseld stand am Fenster und blickte aufmerksam auf den Hof des Armenhauses, ja er nahm seine Brille von der Nase und putzte sie mit dem Rockschooße ab, als traue er den alten bewährten Gläsern nicht recht. Plötzlich wandte er sich rasch um und sagte: „Vor allen Dingen den Muth nicht verloren, Frau Merzer. Glaubt mir, es geschehen auch heutigen Tages noch Zeichen und Wunder, da schaut her, dort steht ein lebendiges — der Kommerzienrath, Herr Johann Christian Schabegg im Armenhause.“

Der

Wechsel des Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1861.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Es ist ein liebes stilles Stück Erde, dieß Revier; das Geräusch großer Landstraßen bleibt ihm fern und nur auf schmalen Waldpfaden hört man das vereinzelte Knallen einer Peitsche und das Aechzen eines Holzwagens, weit ab accompagnirt von dem Gekreische des Raubvogels und den Schlägen einer Axt.

Geneigter Leser, zur Zeit wo unsere wahrhaftige, wenn auch namenlose Geschichte spielt, hatten diese Waldgründe außer ihrer natürlichen Schönheit noch einen andern Reiz. Es war damals das herrlichste Jagdrevier, welches sich weit und breit finden ließ. In tiefster Einsamkeit auf den stillen Höhen, in den dichten heimlichen Buchenwaldungen wechselte der edle Hirsch, weiter draußen in lichten Eichen- und Tannenwaldungen neben dem bebauten Lande äßte sich das unruhig hin- und hereilende Reh, an den Abhängen hinter alten dicken Bäumen hatten zahlreiche Hasen ihre Niederlage und auf dem Heidegrün in der Nähe der Dörfer besorgte Reinecke, der Fuchs, seinen stillen gemüthlichen Handel und Wandel.

Damals zur Zeit des Herbstes war der Forst lebendig und töute wieder von sonst unbekannten fremdartigen Klängen. Verwundert vernahm der Hirsch das Knallen der Büchsen und das Gebelle der Hunde, die Rehe huschten hin und her, aufgeschreckt von dem Rufe der Treiber, und Hasen und Füchse eilten einträchtig zusammen, davon gejagt von allgemeinem Schrecken.

Jetzt ist es ganz anders geworden und der Wald steht im Herbst verlassen und todt und still. Man hört nichts als das höhnische Geschrei des Raubvogels, der fast allein übrig geblieben. Das edle Geschlecht der Hirsche ist ausgerottet, die Anwesenheit eines Rehes ist zu einem Ereigniß geworden, was von den Hasen dem allgemeinen Morden entgangen, kommt verjagt und eingeschüchtert fast gar nicht mehr zum Vorschein, oder wird dem schmunzelnden Fuchs zur Beute, dessen Geschlecht fast allein un-

Inhalt des dritten Bandes.

Vierzehntes Kapitel.

Seite

Traum und Wirklichkeit 1

Fünfzehntes Kapitel.

Aufklärungen 60

Sechzehntes Kapitel.

Eine unangenehme Begegnung 78

Siebenzehntes Kapitel.

Ein Lebenszeichen 126

Achtzehntes Kapitel.

Der Hund in der Mauer 149

Neunzehntes Kapitel.

Die Schlußnovelle 174

Vierzehntes Kapitel.

Traum und Wirklichkeit.

Auf der Kanzlei des Wachtmeiſters Mettler ging es hoch her, d. h. es wurde dort in dieſem Frühjahre eine unſägliche Menge Papier verſchrieben. Die gewöhnlichen Arbeiter reichten nicht aus, weßhalb bei jedem Appell für die nächſten Tage und die folgenden Hülfsſchreiber kommandirt wurden, zu denen Zimmer Nr. 44 ein ſtarkes Kontingent ſtellte. Stautz, Ellendorf und Schultes ließen ſich das ganz gerne gefallen, denn es war ihnen viel behaglicher, als am Geſchütz zu exerziren oder ſich auf der Reitbahn zu plagen. Auch nahm man es auf der Schreibſtube nicht ſo genau mit dem Anzuge, da wurde ſchon ein weiter Pantoffel erlaubt, und wenn die Hoſe nur eben durch den Schnallengurt feſtgehalten wurde, ſo war das Alles, was man verlangte.

Der Wachtmeiſter ſelbſt fühlte ſich von dieſer Unmaſſe von Schreibereien, namentlich aber von den Umſtänden, welche dieſelben hervorriefen, durchaus nicht freundlich angeregt. Es ſtand eine Mobilmachung zu erwarten, und deßhalb regnete es jeden Tag Brigade- und Abtheilungsbefehle, auch hatte die Geſchützreviſionskommiſſion ſowie das Remontekommando alle Hände voll zu thun, und es war keine Kleinigkeit, dieſe dickleibigen Protokolle abzuſchreiben, in welchen jede Schramme an der Lafette, ſowie jeder

krumme Nagel mit einer förmlichen Lebensbeschreibung beehrt wurde. In Folge einer solchen Mobilmachung stand es denn zu erwarten, daß wir Kaserne und Stadt verlassen mußten und Kantonnirungsquartiere beziehen, eine Veränderung, die den verheiratheten und bequemeren Herren von der Batterie, vor allen Dingen dem Wachtmeister nicht sehr erwünscht war. — Mobilmachung und Feldzug, dabei hatte er nichts zu gewinnen, nur zu verlieren. Der Wachtmeister Mettler war wohlbeleibt, liebte ein behagliches Leben über Alles, weßhalb er auch Dreiviertel des Tages auf seinem Lehnstuhl verbrachte, über die Unmasse von Arbeit seufzte, eine wahre Verschwendung mit seiner Schnupftabaksdose trieb und jeden Augenblick die Redensart fallen ließ: „Da ist nichts zu machen, jetzt muß es einmal an ein scharfes Arbeiten gehen.“ Doch blieb es, was seine Person anbelangte, bei dieser Redensart, und er ließ seine Schreiber arbeiten, daß die Federn stöhnten und die Tinte floß.

Was Wetter und mich anbelangte, so waren wir auch hie und da zum Schreiben kommandirt worden, doch hatte uns der Lieutenant Steinfeld davor bewahrt, indem er kurz sagte: „Die Beiden brauche ich nothwendig in der Reitbahn oder auf der Geschirrkammer;“ unser Stubenkommandant, Unteroffizier Schmetterer, sagte mir aber eines Tages: „Wenn ich Ihnen einen guten Rath geben darf, so melden Sie sich nächstens an einem Nachmittage, wo Sie nichts zu thun haben, freiwillig zum Schreiben, es freut das den Wachtmeister, und es ist immer von großem Nutzen, bei diesen Herren einen Stein im Brett zu haben. Auch können Sie dort,“ setzte er in vertraulicher Weise hinzu, „Manches über die nächste Zukunft erfahren, was mir von großer Wichtigkeit wäre. Ein gescheidter Mensch wie Sie sieht da in den Brigadebefehlen, wie die Sachen

stehen, und Sie können auch aus Gesprächen mit dem Wachtmeister hören, ob in der That alle Batterieen mobil gemacht werden, auch können Versetzungen zu Festungsbatterien stattfinden, so was wäre schrecklich für den, den es gerade träfe; vor allen Dingen aber suchen Sie darüber eine Gewißheit zu erlangen, wer von uns Unteroffizieren zum Remonteabholen kommandirt wird. Ich kann Ihnen wohl sagen," fuhr er leiser fort, „daß ich mit großem Vergnügen dabei wäre. Sie stehen mit Lieutenant von Steinfeld auf gutem Fuße, ich weiß, er spricht mit Ihnen Mancherlei, und da könnten Sie wohl auch gelinde anfragen und meinen Namen mit einfließen lassen." Ich versprach ihm, das zu thun, und hielt auch mit Vergnügen Wort, denn der Unteroffizier Schmetterer war stets freundlich und wohlwollend gegen mich, ja er beehrte mich mit seiner besonderen Freundschaft, und ihm hatte ich es mit zu danken, daß ich kaum ein halbes Jahr nach meinem Eintritte zum Bombardierexamen zugelassen wurde und dabei mit dem glänzendsten Zeugnisse meines Geschützführers über gute Führung erschien. Diese Prüfung selbst bestand ich so gut, daß ich den Vizebombardier übersprang und gleich zum wirklichen avancirte.

Ich muß gestehen, es war dieß ein hoher Festtag für mich; wenn auch das Gefühl, General zu werden, ein großes sein muß, so kann es doch wohl nicht den Vergleich aushalten mit der Seligkeit des Augenblicks, wo man durch das erste und kleinste Avancement aus dem Niveau des Gewöhnlichen erhoben wird, wo man den Fuß auf die berühmte Stufenleiter stellt, und wo man der festen Ueberzeugung ist, die andern Grade mit eben so großer Leichtigkeit zurücklegen zu können.

Ich vergesse jenen Tag nicht, wo ich mir die goldenen Tressen an die Aermelaufschläge nähen ließ, sie so sichtbar

als möglich trug, wie ich durch die Straßen schritt, und welches Gefühl des Entzückens mich durchströmte, als ich zum ersten Male von einem Gemeinen mit den vorgeschriebenen Honneurs beehrt wurde.

Daß ich mich zu meinem Pflegevater begab, verstand sich von selbst. Es war in jeder Beziehung ein großer Festtag für mich, denn auch Alice erschien später und freute sich innig über mein Glück. Ueberhaupt waren die Stunden, welche wir zusammen in dem kleinen Zimmer verbrachten, die angenehmsten und süßesten, deren ich mich erinnere. Wenn auch meine liebe Alice auf der Straße, oder wo sie mir sonst begegnete, mit fremdem Gruße an mir vorüberging, wenn sie auch ihre ernste, fast traurige Miene beibehielt, während sie über den Hof des Armenhauses schritt, so hatte sich doch kaum die Thüre der kleinen Wohnung meines Pflegevaters hinter ihr geschlossen, als sie dem alten Herrn beide Hände darreichte, als sich ihr Gesicht aufheiterte und sie mir, nun dem Herrn Bombardier, mit einer tiefen Verbeugung ihren Respekt und ihre volle Achtung bezeugte. Dabei konnte sie so fröhlich lachen, so aus vollem Herzen heiter sein. Sie gestand auch gerne, daß es sich wie ein Druck von ihrer Brust löse, sobald sie innerhalb der stillen Mauern des wohlbekannten Hauses wäre. Hier machte sie denn auch die Wirthin und übte strenge Aufsicht. Wie komisch war es, wenn sie den alten Herrn wie strafend anschaute, weil er ihr diesen und jenen Defekt seiner Kleidungsstücke nicht früher angezeigt, und dann ließ sie sich durch nichts abbringen, Nadel und Faden in die Hand zu nehmen und fleißig die Schäden zu verbessern.

Mir waren diese Augenblicke die liebsten, denn ich fühlte mich dann unwillkürlich wieder in unsere Kinderzeit zurückversetzt, nur daß wir die Rollen vertauscht hatten.

Alice saß auf einem Stuhle und ich auf dem kleinen Bänkchen, das ich an ihre Seite gerückt hatte. Da plauderten wir dann wieder wie die Kinder Alles bunt durcheinander, lachten über Dieſes und Jenes, was an ſich gar nicht lächerlich war, und das größte Vergnügen gewährte es mir, Alice auf alle erdenkliche Art zu necken. Das ertrug ſie eine Zeitlang freundlich und geduldig, dann aber — und das war es gerade, was ich wollte, ſagte ſie ernſt und ſchmollend, „jetzt laß es ſein, Eugen, gewiß, ich werde böſe" — und in meinem Uebermuthe trieb ich es auch ſo lange fort, bis ſie in der That böſe wurde oder es zu werden ſchien, und ich ſie alsdann durch alle möglichen Schmeicheleien verſöhnen konnte. In ſolchen Augenblicken allein wagte ich es, meine Hand ſanft auf ihren Arm zu legen und dieſelbe nicht zurückzuziehen, wenn ſie mich mit einem ernſten Blicke anſchaute. Auch verſuchte ich es alsdann, ihre kleine Hand zu faſſen, ja einen Kuß darauf zu drücken, während ich um Verzeihung bat, worauf eine leichte Röthe über ihre bleichen Wangen flog. Einmal wollte ſie meinen Verſicherungen über künftige gute Aufführung durchaus kein Gehör geben und ſchüttelte bei jedem Worte, das ich ſprach, ernſt mit dem Kopfe. Dieß Zeichen der Feindſeligkeit konnte ich denn doch nicht ſo hingehen laſſen, weßhalb ich mich erhob, meine beiden Hände auf ihr weiches, blondes Haar legte und ihren Kopf etwas zurückbiegend ſie ſo feſthielt. Wahrhaftig, ich hatte die kühne Idee, ſie auf die Stirne zu küſſen. Da aber ſchreckte mich ein Blick ihrer großen, dunkeln Augen ſo zurück, daß ich ihr nur verlegen ſagen konnte: „Gewiß, Alice, Du biſt gar zu böſe mit mir. Nicht den leiſeſten Scherz kannſt Du ertragen, und ich habe Dich doch ſo unendlich lieb." Da lächelte ſie, — aber es war ein ſchmerzliches Lächeln, welches dadurch gemildert wurde, daß ſie mir raſch ihre Hand reichte und mit einem

feld, wie er bei ähnlichen Veranlassungen so gerne that, von großen Diners und Soupers, welchen er angewohnt, und malte uns einzelne vortreffliche Schüsseln so anschaulich aus, daß wir hätten glauben können, statt mit Kartoffeln und Butter mit etwas ganz außerordentlich Feinem beschäftigt zu sein.

So wurde es neun Uhr und ich war ärgerlich auf die alte Schwarzwälderin, als sie schnarrend aushob und nun ihre Glocke ertönen ließ. Wahrhaftig, so oft wir beisammen waren, lief sie schneller als sonst, ja sie führte sogar, wie um uns zu ärgern, ihre Schläge weit geschwinder nach einander.

Herr von Schwanefeld war alsdann unerbittlich, in unserem Interesse, wie er sagte, und gewissermaßen hatte er auch Recht: Alice sollte nicht so spät in ihre Wohnung kommen, schon der Leute wegen und auch um ihren Vater in guter Laune zu erhalten. Das war ohnehin schwer, wie sie uns gesagt hatte. Herr Simmler war ziemlich alt geworden, hatte angegriffene Augen, und da es ihm hierdurch sehr beschwerlich wurde, ordentliche Stiche zu machen, so konnte er nun auch nur beim Aufräumen der Montirungskammer, beim Sortiren der verschiedenen Garnituren und zu sonstigen kleinen Handlangerdiensten verwendet werden. Obgleich nun Alice durch angestrengte Arbeiten so viel verdiente, um den Ausfall in ihren Einnahmen zu decken, so war sie doch oft nicht im Stande, auch durch ihre freundlichsten Worte seinen Trübsinn und seine übeln Launen zu bekämpfen. Herr Simmler war fromm geworden, besuchte häufig die Betstunden und litt in Folge dessen an allerlei finsteren Gedanken über die großen Sünden, die er begangen, so daß er oft stundenlang in sich versunken da saß, den Kopf auf die Brust herabgesenkt, und von seinen Unthaten sprach, als sei er, der harmlose

Flickſchneider, ein berüchtigter Räuberhauptmann geweſen. Seine Tochter behandelte er allerdings nicht mit Härte, aber es war, als ſcheue er ſich vor ihrem guten, offenen und reinen Weſen. In ſolchen Augenblicken betrachtete er ſie mit unverkennbarer Aengſtlichkeit, und wenn ſie ſich ihm mit freundlichen Worten näherte, ſo betrachtete er ſie ſeufzend, wehrte ſie leicht von ſich ab und las um ſo eifriger in ſeinem Gebetbuche.

„Allons, Kinder," ſagte Herr von Schwaneſeld, „auf nach Valencia!" Damit ſuchte er hinter dem Vorhange ſeinen Hut und Stock; denn Alice bis an ihre Wohnung zu begleiten unterließ er nie.

„Wir gehen ſchon langſam voraus," ſagte das junge Mädchen, und ihre Worte freuten mich unendlich. Vor dem Hofe nahm ſie meinen Arm, ja ſie lehnte ſich feſt an mich und machte kleine, zögernde Schritte. „Haſt Du auch zuweilen Ahnungen?" fragte ſie mich plötzlich, ſtehen bleibend.

„Nein," gab ich zur Antwort, „Ahnungen nicht, aber Hoffnungen."

„Das iſt etwas ganz Anderes."

„Denkſt Du denn nicht zuweilen, jetzt müſſe ſich Dein Leben mit einem Male ändern und Du durch irgend etwas Unvorhergeſehenes aus dem Kreiſe Deiner Freunde geriſſen werden?"

„So etwas habe ich nur einmal gedacht, damals, als mich Herr von Schabegg mit ſich nach ſeinem Hauſe nahm."

„Nun, das war keine Ahnung, ſondern eine Gewißheit, daß ſich Dein Schickſal ändern würde."

„Haſt Du denn ſolche Ahnungen?" fragte ich das junge Mädchen beſorgt. „O, Alice, das wäre für mich ſchrecklich, wenn Du Deinen Freunden, alſo auch mir, ent-

vermindert geblieben. Der Waldpalaſt trauert, er iſt entvölkert, und wenn man die alten Bäume nächtlicher Weile zuſammenflüſtern hört und ihre Sprache verſteht, ſo jammern ſie über die Einſamkeit, über die entſetzliche Stille, die ſie rings umgibt, über die verlorene Poeſie ihres Daſeins.

Mitten in dieſem Wald- und Bergrevier liegt ein altes Schloß, aber ziemlich moderniſirt und den Bedürfniſſen des jetzigen Lebens angepaßt. Der alte unveränderte Theil deſſelben beſteht in einem maſſiven runden Thurme und einem kleinen gewölbten Gebäude, in welchem ſich heutzutage das Archiv des Beſitzers und eine kleine Schloßkapelle befindet. Der andere Theil des Schloſſes, zwei Flügel, welche mit jenem alten eine Hufeiſenform bilden, wurden zu Anfang dieſes Jahrhunderts neu erbaut; ſie ſind von heller Farbe, haben große Fenſter und bilden zu jenem alten Theile einen gewaltigen Contraſt. Aber dieſer Contraſt iſt für das Auge durchaus nicht unangenehm. Man ſieht, daß der Erbauer den Zweck im Auge hatte, ſich eine geräumige angenehme Wohnung zu verſchaffen, und dabei Pietät für das Beſtehende, um daſſelbe zu laſſen, wie es war, ja es auf's Sorgfältigſte zu unterhalten. Dieſer Erbauer mochte nicht im Style des alten Bauweſens ſeine neue Wohnung aufführen, und man kann ihm hierin nicht Unrecht geben. Er hatte eine zahlreiche Familie, mit der er faſt das ganze Jahr hier oben zubrachte, und deßhalb waren ihm große Säle und viele geräumige Zimmer wünſchenswerthe Einrichtungen, welche ſich mit dem Bauſtyl des alten Gebäudes nicht wohl vereinigen ließen.

Die freie Seite der Gebäude war mit einem großen Gitter verſchloſſen; ein klares Bergwaſſer, das man hoch im Walde gefaßt und gebändigt, warf in der Mitte des Hofes ſeine ſenkrechten Strahlen hoch empor, und diente unter Anderm einem zahlreichen Geflügelhofe, der ſich hier befand, zum Spielzeug und theilweiſe

riſſen werden ſollteſt. Ich würde es nicht geduldig ertragen, Dich wie damals eine ſo lange, lange Zeit nicht mehr zu ſehen."

„Ja, wie damals," ſagte ſie mit leiſer Stimme und blieb abermals in ihrem zögernden Gange ſtehen und vor der Stelle, wo ſie mir geſagt, daß ſie an dem Abend, wo ſie das Armenhaus verlaſſen, Etwas in der Mauer verborgen. Daran erinnerte ich ſie und bat, es jetzt mir zu zeigen, doch ſchüttelte ſie mit dem Kopfe und ſagte, „es iſt noch nicht die Zeit — erſt dann," ſetzte ſie hinzu, „wenn wir Beide einmal recht glücklich ſind, oder — recht unglücklich."

„Dann iſt es freilich noch nicht die Zeit," gab ich verſtimmt zur Antwort, „ich wenigſtens bin noch gar nicht glücklich und werde es auch wohl ſobald nicht werden. Da wollen wir lieber warten," ſetzte ich dann traurig hinzu, „bis wir einmal recht unglücklich ſind."

„Sprich nicht ſo, Eugen," ſagte ſie haſtig, „um Gotteswillen nicht, man muß ſo etwas auch nicht einmal im Scherze ſagen. Komm' — komm'! Laß uns dieſe Stelle verlaſſen. Sie hat mich ſchon namenlos traurig und unglücklich geſehen."

„Gehen wir alſo," ſagte ich verſtimmt, „wenn Du mir doch nicht zeigen willſt, was Du hier verborgen. Ich werde es ſchon finden, wenn nur ich einmal recht unglücklich und allein bin — ja, ich werde es finden, und wenn ich auch die ganze Mauer durchwühlen ſollte."

Sie wandte ihren Kopf nach mir hin und ſah mich mit einem trüben Lächeln an. „Warum ſollſt Du unglücklich werden?" fragte ſie. „Wenn Du gut und brav bleibſt, fleißig biſt und Dir Mühe gibſt, ſo haſt Du das Glück in Deiner Hand."

„Nicht alles Glück," ſagte ich trotzig, „Du wirſt nichts dazu beitragen."

Sie schritt schweigend neben mir dahin, und als ich wiederholte, „nicht wahr, Du wirst nichts dazu beitragen?“ erwiederte sie: „es ist eigentlich schade, daß ich Dir nicht gezeigt habe, was ich dort sorgfältig verborgen.“

„Du bist hart gegen mich,“ fuhr ich heftig fort, „und wenn man Dir ein herzliches Wort sagt, gleich verletzt, Du hast kein Herz für mich.“

„Das glaubst Du nicht im Ernst,“ sagte sie ruhig, „gewiß nicht, Eugen, und wenn Du es wirklich je einmal ernstlich glauben solltest —“

„Dann wäre ich ganz unglücklich,“ rief ich leidenschaftlich aus, „dann —“

„Dann darfst Du suchen, was ich dort verborgen,“ unterbrach mich rasch Alice, „und dann darfst Du es mir zeigen und sagen, damals dachtest Du anders und Du kannst Dich nicht so gegen mich geändert haben!“

„Ihr führt eine ziemlich laute Konversation, Kinder,“ vernahm ich jetzt die Stimme meines Pflegevaters, welcher uns eingeholt hatte. „Ich glaube, ihr wollt die Leute auf der Straße hören lassen, was ihr sprecht.“

„Es ist ja Niemand da, der uns hört,“ gab ich zur Antwort und setzte verdrießlich hinzu, „man muß auch sehr laut sprechen, um sich Alicen verständlich zu machen, und dann gelingt's Einem noch nicht immer.“

„Daß ich nicht wüßte,“ meinte ruhig mein Pflegevater. „Alice versteht sonst die leisesten Andeutungen und ist taktvoll genug, immer eine richtige Erwiederung darauf zu geben.“

„Ja, ich weiß wohl,“ gab ich mit dem Trotze des jungen Menschen zur Antwort, „alle Welt ist fein und taktvoll, nur ich mache eine traurige Ausnahme, ich bin ein Ausbund von Rohheit und taktlosem Wesen, so behandelt man mich wenigstens — auch weiß ich wohl, daß

ich oft überläſtig bin. — — Nun das kann ich ja ändern und meiner Wege gehen. Alice wird ſich doch nichts daraus machen."

Ich blieb ſtehen und hatte gehofft, das junge Mädchen würde meinen Arm nicht ſogleich loslaſſen, doch that ſie es ſchnell und plötzlich, ja es war mir, als ſchrecke ſie ordentlich von meinem heftigen Weſen zurück.

„In dem vorliegenden Falle," ſagte Herr von Schwaneſeld mit großer Entſchiedenheit, „und bei einer ſolch' eigenthümlichen Auffaſſung wird ſich Alice allerdings nicht viel daraus machen, ob Du Deiner Wege gehſt. Glücklicher Weiſe hat ſie mich, und ich würde ſie nicht ſo trotzig ſtehen laſſen. — Gute Nacht, mein Sohn!"

„Gute Nacht," ſagte ich, und drehte mich ſo ſchnell und kurz um, daß ich nicht einmal hören konnte, ob Alice etwas darauf erwiederte. O ich war überzeugt, daß mein entſchloſſenes Betragen, als ſolches ſah ich es an, einen großen Eindruck auf ſie machen müſſe, und wenn ſie mir auch nachgerufen hätte, bleibe doch, Eugen, ſo wollte ich es nicht hören, um nicht am Ende ſchwach zu ſein und ihren Bitten nachzugeben.

Aber ſie rief nicht und ſie bat nicht.

Als ich mich endlich umſchaute, ſah ich ſie um die nächſte Straßenecke am Arme des alten Herrn verſchwinden. Wie gerne wäre ich ihr jetzt nachgeeilt, um ihre Hand zu küſſen, um ſie mit den ſüßeſten Schmeichelworten zu verſöhnen, um vor ihr niederzuknieen und ihr zu ſagen: „Ach, Alice, ich liebe Dich ja ſo grenzenlos, — ſo ganz anders wie damals, als wir noch kleine Kinder waren, und daß Du das nicht verſtehen willſt, macht mich tief unglücklich." — Ich hätte laut ihren Namen gerufen, wenn ich mich nicht vor den Bemerkungen meines Pflegevaters geſcheut hätte. Aber als ſie nun verſchwunden war, eilte

ich ihr haſtig nach, und ſah ſie wieder um die nächſte Ecke verſchwinden, und fühlte mich glücklich, wenigſtens den Weg gehen zu dürfen, den ihr Fuß betreten. — Ich Narr! der ich hätte können an ihrer Seite gehen. Auf den Boden blickte ich forſchend nieder; es war mir, als müſſe ihr lieber kleiner Fuß eine leuchtende Spur hinterlaſſen haben. — —

Als ich in die Kaſerne kam, ſagte mir Unteroffizier Schmetterer, Lieutenant von Steinfeld habe nach mir gefragt, und hinterlaſſen, er wolle morgen Früh um ſieben Uhr ausreiten, ich ſolle ihn begleiten. Es war mir ſo beengt in der dumpfigen Stube, und das Weſen meiner Kameraden widerte mich nie ſo ſehr an, als am heutigen Abend. Einige meiner Kameraden verzehrten, da ſie lange Zeit auf der Schreibſtube geweſen waren, jetzt erſt ihr Abendbrod, Brod, im wirklichen Sinne des Wortes, mit etwas Butter, das ſie auf ein Blatt Papier geſtrichen hatten. Der Vizebombardier Leiendecker rauchte eine übelriechende Cigarre, und Ellendorf, welcher die Guitarre im Arm hatte, zupfte Akkorde und erzählte dabei eine anſtößige Geſchichte. Wie kam ich mir in dieſen Verhältniſſen, in dieſer Umgebung ſo tief unten vor, wenn ich an Alice dachte, und wie mußte ich ihr in meinem Herzen recht geben, daß ſie mich zurückſtieß — denn das hatte ſie durch ihr Benehmen gethan — doch darüber war ich mit mir im Reinen, ſie wollte ſich von mir losmachen. — — — —

„Sie haben gehört," fragte mich der junge Stautz, „daß Sie morgen Früh zum Spazierenreiten gewünſcht werden. Sie ſind ein Glückskind, und das mit Recht, denn das Sprüchwort ſagt: ‚dem Verdienſte ſeine Krone!'"

Ich gab ihm um ſo weniger eine Antwort, als ſich der Unteroffizier Schmetterer, welcher mit dem Sortiren einer Menge Gegenſtände, als alte Sporen, Schnallen, Treſſen, Handſchuhe und dergleichen beſchäftigt war, zu mir wandte

und ſagte: „Nun Gott ſei Dank, die Mobilmachung iſt endlich herausgekommen; begreiflicherweiſe mit einer Maſſe von Anordnungen und Verſetzungen. Wir bleiben bei der Batterie," ſetzte er hinzu, während er mich feſt anſah.

„Darüber werden Sie ſich nicht allein freuen, Herr Unteroffizier," ſagte Schultes, „ſondern auch die, welche von dieſer Batterie zu einer andern verſetzt ſind, wie meine Wenigkeit zum Beiſpiel."

„Mir iſt es auch kein Kummer, daß ich ohne eine gewiſſe Begleitung zur Feſtungskompagnie nach J. verſetzt bin," meinte Herr Stautz. „Ueberhaupt, daß ich aus einer Atmoſphäre komme, wo Alles nach Protektion geht."

„Als Sie vorhin Ihr Maul öffneten," gab ihm Wetter in ſeiner ſcharfen Manier zur Antwort, „ſo beliebten Sie ſich auszudrücken, dem Verdienſte würde ſeine Krone gereicht. Warum widerſprechen Sie ſich immer? — Im Uebrigen laßt ſie reden," ſetzte er mit einer wegwerfenden Kopfbewegung hinzu. „Es iſt immer hart, wenn man den Schleppſäbel abthun muß und das Käſemeſſer umhängen. Nicht wahr, Ellendorf, Dir thut es ganz beſonders leid, daß Du künftig nicht mehr mit den Sporen klingeln darfſt?"

„Wie ſollte mir das leid thun," entgegnete Ellendorf mit einem ſüßen Lächeln, während er ein Paar Moll-Akkorde anſchlug. „Ich habe nun einmal keine Roßnatur, deßhalb iſt es mir viel angenehmer, bei einer Fußbatterie zu dienen."

Es war ſo, wie der Unteroffizier geſagt, wir machten mobil, und das in großartigem Maßſtabe. — Da kamen denn aus dem Magazine all' die Fahrzeuge, die man hauptſächlich aus dem Artillerieleitfaden kannte, und deren perſönliche Bekanntſchaft man bisher nur oberflächlich gemacht. Die Vorraths-, Cartouche- und Granatwagen, vor Allem aber die fabelhafte Feldſchmiede, welche immer ein Gegen-

ſtand großer Neugierde von Seiten der bürgerlichen Zuſchauer war, welche ſich jetzt, bei der Mobilmachung, dieſem Anzeichen eines möglichen Krieges, häufig und zahlreich im Kaſernenhofe ſehen ließen, ohne daß man ſie bei der guten Laune, in der ſich Alles befand, wie ſonſt wohl, weggeſchickt hätte.

Begreiflicher Weiſe wurden ihnen viele Fabeln aufgebunden, ein Artikel, in welchem Wetter, der auch zum Bombardier avancirt war, das Unglaubliche leiſten konnte. Er trieb ſich außerordentlich-emſig in den Magazinen und Schuppen umher und war mit Leib und Seele bei der Mobilmachung. Auf die Gefahr eines Verweiſes hin hatte er ſich einen ſchweren Säbel angeſchafft, der, wie er behauptete, etwas zu leiſten im Stande ſei, und am Griffe deſſelben hing beſtändig ein ſchwerer Bund Protzkaſten- und Munitionswagenſchlüſſel, welche bei jedem ſeiner Schritte angenehm zuſammenklingelten.

Wetter hatte Ausſichten, es ſehr raſch zum Offizier zu bringen; er war ein gebildeter junger Mann von guten Kenntniſſen, hatte namentlich Mathematik mit wahrer Leidenſchaft und großem Erfolge betrieben und hatte, ehe er bei der Batterie eintrat, auf der Kriegsſchule freiwillig ein ſo glänzendes Examen gemacht, daß er ſeine Beförderung erwarten konnte, wenn er nach dem Zeugniß ſeiner Vorgeſetzten ſich im praktiſchen Dienſt ſoweit vervollkommnet hatte, um einen Zug Geſchütze führen zu können. Dieſe praktiſchen Kenntniſſe hatte er ſich in der Zeit ſeines Dienſtes vollkommen angeeignet, und ſo wurde er denn jetzt ſchon zur Beaufſichtigung beim Munitions-Empfang und Verpackung derſelben verwendet, und führte häufig den Zug des Lieutenants von Steinfeld, wenn wir, was jetzt täglich vorkam, zum Exerziren ausrückten.

Seinem Charakter konnte man in jeder Beziehung nur das beste Zeugniß geben. Er war vollkommen ehrenhaft, durch und durch anständig, geordnet in seinen Ausgaben, nicht kriechend gegen seine Vorgesetzten, wohlwollend gegen die Untergebenen, kurz das im vollen Sinne des Wortes, was der Engländer unter dem Ausdrucke „Gentleman" versteht, eine Benennung, für die wir, trotz des Reichthums unserer Sprache, doch keinen vollgültigen Namen haben. Auch hatte er dabei ein vornehmes imponirendes Aeußere, und wenn er auf dem Kasernenhofe herumwirthschaftete, so wandten sich die Zuschauer mit ihren ehrfurchtsvollen Fragen über dieß und das statt an den Oberfeuerwerker oder die Unteroffiziere meistens an ihn, und konnten sicher sein, gut bedient zu werden. So erklärte er eines Tages in seiner übermüthigen Mobilmachungslaune einigen Herren vom Zivil die Feldschmiede mit ihrer Feuereſſe, ihrem Schornsteine und Blasbalge als ein neuerfundenes Dampfgeschütz von furchtbarer Wirkung, und sagte ein andermal auf Befragen, als man das Metall älterer Geschützröhre durch Anschlagen mit dem Hammer probirte, dieß fände jedes Frühjahr Statt, um die Metallmotten zu vertreiben.

Man hätte ihm schon lange eine bessere Wohnung gegeben, doch blieb er hauptsächlich auf den Wunsch des Lieutenants von Steinfeld auf dem Zimmer Nr. 44, wo er, seit er Bombardier geworden, neben dem Unteroffizier eine strenge Aufsicht führte, welche übrigens sehr Noth that. Er hielt sein Versprechen, das er mir am ersten Tage gegeben, mich nämlich zu protegiren, wenn ich mich gut aufführe, und ich glaube, daß ich mich auch seiner Protektion würdig machte. Er hatte mir gleich in der ersten Zeit eine genaue und sehr richtige Schilderung unserer sämmtlichen Studiengenossen gemacht und hinzugefügt, „ich thue das durchaus

nicht, um Sie gegen einen dieſer jungen Leute einzunehmen, und deßhalb bitte ich Sie, meinem Worte nicht unbedingt zu glauben, ſondern zu beobachten und zu prüfen. Finden Sie, daß ich Recht habe, ſo werden Sie geſcheidt genug ſein, meine Partie zu ergreifen. Unter andern Verhältniſſen," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „möchten das vielleicht paſſable Leute und rechtſchaffene Staatsbürger ſein, zum Militär aber, im richtigen und guten Sinne genommen, hat keiner von denen das Zeug, auch werden Sie ſehen, daß ſie keine Zukunft haben. Unteroffiziere können ſie werden, und vielleicht ſogar Einer oder der Andere Feldwebel oder Wachtmeiſter, die einzige Ausnahme könnte vielleicht der gelehrte Leienbecker machen; er hat ein Ziel, auf das er losſteuert, das Laboratorium, und wenn er da einmal im Pulverſtaub ſitzt, ſo wird man an ſeiner Schmierfinkerei weiter keinen großen Anſtoß nehmen; — s'iſt nur Schade, daß ſie bei einer ſo ſchönen reitenden Batterie ſind — nun, wenn wir einmal mobil machen, was doch nächſtens mit Gottes Hülfe geſchehen wird, ſo ſchafft ſie ſich der Hauptmann von Manderfeld ſchon vom Halſe, darauf können Sie ſich verlaſſen." Und es war ſo, wie Wetter geſagt, er hatte vollkommen Recht. Kaum war die Mobilmachung ausgeſprochen, ſo wurden Alle andern Batterieen zugetheilt. Stautz, Schultes und Ebert kamen zu der Feſtungskompagnie, Ellendorf als Bombardier zu einer Fußbatterie, und unſer gelehrter Stubengenoſſe, der Bombardier Leienbecker, hatte ſich zum Oberfeuerwerker-Examen gemeldet, in welchem er auch beſtand und ſpäter im Laboratorium ſeinen Poſten gut ausfüllte.

Da mir nun hienach meine Stubengenoſſen bald aus dem Geſichte kamen, ſo will ich noch kurz anführen, was ich ſpäter noch von ihren Schickſalen hörte. Ellendorf eroberte durch ſein Guitarreſpiel, durch ſein ſchmachtendes

Wesen und durch sonstige körperliche Vorzüge das Herz einer noch rüstigen Wittwe, welche ihn zu ihrem Mann und zum Mitregenten in ihrem Spezereigeschäfte machte; Stautz, der endlich auch Bombardier geworden war, konnte sein loses Maul nicht bezähmen und verging sich gegen einen Vorgesetzten, so daß er es als eine außerordentliche Gnade ansehen mußte, daß er einfach von der Batterie entlassen wurde. Ich hörte nichts mehr von ihm, als daß er nach Amerika gegangen sei. Ebert wurde Steueraufseher und Schultes Postkondukteur.

Wetter und ich nahmen von Allen keinen besonders zärtlichen Abschied. Ellendorf allein that, als sei er gerührt, und war es vielleicht auch in der That, denn er hatte im Grunde kein übles Gemüth.

Wie Unteroffizier Schmetterer vorausgesagt hatte, so machte die Mobilmachung eine Remontekommission nothwendig, welche zur Uebernahme und zum Ankauf von Dienstpferden auf das Land geschickt wurde. Dieselbe stand unter dem Kommando des Premierlieutenants Bachmann, und von unserer Batterie wurden ihr der Unteroffizier Schmetterer, Wetter und ich zugetheilt. Schmetterer, welcher die Quartiere in Dörfern überhaupt liebte, freute sich wie ein Kind darüber, und entwarf mir von den Einquartirungsfreuden auf dem Lande die schönsten und lockendsten Bilder. „Es ist schon beim Manöver ein prachtvolles Leben," sagte er, „wenn man nur einen halbwegs ordentlichen Hauswirth hat, aber erst bei einer Remontekommission, wo man mehr Herr seiner Zeit und seines Willens ist, das ist ganz wie der Himmel auf Erden. Da sind auch die Offiziere anders, Niemand denkt an's Exerziren oder sieht einen Rostflecken im Spornrad; die Hauptsache ist, durch List und Ueberredung, ja auch zuweilen mit etwas Gewaltthätigkeit die besten und brauchbarsten Pferde zu erhal-

ten. Zu einer ſolchen Remontekommiſſion werden dann auch," ſetzte er mit Stolz hinzu, „die famoſeſten Reiter ausgeſucht, man muß den anderen Batterieen imponiren, auch der Kavallerie, die ſich dort einfindet, zeigen, was die Artillerie im Sattel zu leiſten im Stande iſt, und nimmt dabei die unbändigſten Pferde, als wenn es nur Lämmer wären.

Wenn ich auch nicht ſo große und ſchöne Erwartungen von einer ſolchen Remontekommiſſion hatte, ſo erſchien mir die Abweſenheit von einigen Wochen doch als ein angenehmer Wechſel in dem Einerlei des Kaſernenlebens, und dann hoffte ich auch, daß man meine Abweſenheit von gewiſſer Seite bemerken, daß man das Wiederſehen herbeiwünſchen würde.

Den andern Morgen meldete ich mich in der Frühe beim Lieutenant von Steinfeld; er befahl darauf die Pferde vorzuführen, und bald nachher ritten wir zum Kaſernenhofe hinaus, durch die noch nicht ſehr belebten Straßen der Stadt, und waren bald im Freien. Hier ſetzten wir unſere Pferde in einen ſcharfen Trab und eilten den nicht fernen Bergen zu, nach denen Lieutenant von Steinfeld gewöhnlich ſeine Spazierritte richtete.

Der Frühling drang mit Macht hervor, von den friſch umgebrochenen Feldern erhob ſich jener eigenthümliche Duft, welcher uns an friſche Waldkräuter und Maiblumen erinnert; aus tiefen Furchen flog jubilirend die Lerche und ſang, neckiſch in die Höhe flatternd, ihr frohes Lied.

Der Wald, der uns bald aufnahm, gewährte uns allerdings noch keinen Schatten, doch war es dafür um ſo lieblicher anzuſehen, wie das friſche Gras aus dem Boden ſproßte, und wie die Knoſpen an Sträuchen und Bäumen beinahe zuſehends aufſprangen und die grünen zarten Blätter faſt ſichtbarlich wuchſen, wenigſtens waren alle Farben

zum Lebensunterhalt. An den Wänden des neuen, ſowie des alten Gebäudes rankten ſich Epheu und die mannigfaltigſten Schlingpflanzen empor, die Wände mit Grün und farbigen Blumen bedeckend. Eine große Treppe, die in den mittleren und Hauptflügel führte, war mit Orangenbäumen beſetzt und mit Blumen und ſeltenen Gewächſen verziert. Der ganze Hof hatte etwas Heiteres und überaus Wohlthuendes und der alte graue Thurm beſchattete das Ganze mit der Zufriedenheit des Alters und blickte die neueren Gebäude freundlich an, wie ein Großvater ſeine Kinder und Enkel, die ſich um ihn liebend verſammeln, wenn auch in anderen Koſtümen und mit anderen Lebensanſichten.

So ſah dieſer Hof aus zur ſchönen Zeit des Frühlings und Sommers, und jetzt in den Tagen unſerer wahrhaftigen Geſchichte fehlten nur die Orangenbäume auf der Treppe, die man bereits ins Winterquartier gebracht, und die bunten Blumen zwiſchen den Schlingpflanzen, wogegen ſich aber die Natur dort eine andere Färbung geſchaffen; denn in leichten maleriſchen Linien blickte zwiſchen dem ſaftigen Grün des Epheus das dunkle Roth der abſterbenden Jungfernrebe hervor.

Es war zu Ende Oktober, ein klarer friſcher Herbſttag. In dem Waldrevier, welcher das Schloß umgab, hatte man vom frühen Morgen an das Knallen der Gewehre, das luſtige Halloh der Treiber gehört, bald näher, bald ferner. Gegen Mittag hatte ſich die Jagd weiter abgezogen, und es war beſchloſſen worden, an einer bekannten großen Eiche, ungefähr zwei Stunden entfernt, den letzten Trieb endigen zu laſſen. Dorthin waren auch Pferde und Wagen beſtellt, um die müden Jäger auf bequeme Art heimzubringen.

Zu dieſem Zweck waren die Stallthüren im Schloß geöffnet, der Stallmeiſter des Jagdherrn ſtand in demſelben, ſeine Befehle ertheilend, und Kutſcher, Reitknechte und Stallbuben waren be-

des ersten Grüns so jungfräulich frisch, daß man deutlich sah, sie seien Kinder der heutigen Sonne, und hätten noch keinen kühlen Nachthauch erlebt.

Wir folgten einem geschlungenen Wege, der uns auf die Höhe des Berges brachte, von wo wir eine weite Aussicht über das Land hatten; dort stiegen wir von den Pferden, banden dieselben an einen Baum und legten uns auf einen moosigen Platz. Es war hier oben so still und feierlich wie in einer Kirche. Von fernher hörte man das Summen der Stadt, das Rauschen des Flusses, ja sogar taktförmig die Schläge der Schaufelräder der auf- und abpassirenden Dampfboote.

„Ich kann Ihnen nicht sagen," begann Lieutenant von Steinfeld nach einer längeren Pause, „wie wohl ich mich hier oben unter Gottes freiem Himmel befinde, und wie sehr das Leben drunten in der Stadt mich drückt. Sie werden es einigermaßen sonderbar von einem Offizier finden, wenn er Angesichts einer Mobilmachung so spricht, doch kann ich Ihnen nicht verhehlen, was Sie auch begreiflich finden werden, daß mich wichtigere Sachen beschäftigen, wichtiger dadurch, weil ich für meine Person nicht an die Wichtigkeit und Aufrichtigkeit der Mobilmachung glaube."

Ich blickte ihn fragend an.

„Im besten Falle," fuhr er fort, „denkt man, dem alten Sprüchwort zu folgen, daß, wer den Frieden will, sich für den Krieg rustet, im andern Fall, und den kann ich leider nicht umhin vorauszusetzen, denkt man nur etwas thun zu müssen, um dem Gewicht der allgemeinen Stimmung nachzugeben."

„Aber macht man denn nicht vollständig mobil?" fragte ich besorgt.

„Zwei Armeekorps werden allerdings vollständig mobil gemacht. Aber was will das heißen? Es ist kein rechter

Eifer bei der Sache, und da ich den von oben herab vermiſſe, ſo ſind all' die Geſchichten auch nicht im Stande, meinen Eifer zu entflammen — ich bin der ganzen Sache herzlich müde, und um ſo mehr, da Ihre Mittheilungen einen kleinen Lichtſtrahl in dieſe tiefe Finſterniß geworfen, die mich bisher umgab. — O, wenn ich dieſem Lichte näher käme, wenn ich ſie wiederfände, mein Kind wiederfände, wenn mich wieder etwas Reelles an dieſes Leben feſſelte, wenn ich wieder Feld und Wald durchſtreifen könnte, nicht faſt erliegend unter dem niederdrückenden Gefühl der Oede und des Alleinſeins; o dann wollten wir noch glücklich ſein."

„Wie würde ich Ihnen das wünſchen," ſagte ich mit Wärme, „wie ſollte es mich freuen, wenn Sie glücklich würden."

„Ich möchte allein nicht glücklich ſein," gab er mit glänzendem Auge zur Antwort, „auch Du, mein Junge, Du haſt mir durch Deine Erzählung wieder ein Intereſſe am Leben gegeben — einen Hoffnungsſtrahl, und wenn ich Dich nicht ſchon früher lieb gehabt hätte und beſchloſſen, die Hand über Deinem Haupte zu halten, ſo würde ich das jetzt als eine heilige Verpflichtung anſehen — ja ich werde für Dich ſorgen und mich bemühen, aus Dir einen tüchtigen Menſchen zu ziehen, hoffend, daß Du mir in dieſer Sorgfalt durch guten Willen und unermüdliches Streben, vorwärts zu gelangen, entgegenkommſt. Da wir nun einmal an dem Kapitel über Deine Zukunft ſind," fuhr er mit guter Laune fort, „ſo ſage mir frei und offen, ob Du denn wirklich eine ſo große Neigung zum Militärſtande haſt, um demſelben Dein Leben widmen zu wollen; wenn Du auch erſt kurze Zeit dabei biſt, ſo iſt es doch lange genug, um im Stande zu ſein, mit Deinem friſchen Sinn einen richtigen Blick in dieſen falſchen Glanz werfen zu können. Jetzt

freilich ſiehſt Du nur Alles in roſenfarbigem Lichte — nicht wahr? Du haſt kürzlich Deine erſten Treſſen bekommen, Du biſt in einer Mobilmachung drin, ſiehſt Krieg und Avancement vor Dir, kurz den Himmel voller Geigen; aber all' der Glanz wird verblaſſen, Du wirſt eines Tages Lieutenant werden, auch vielleicht Hauptmann, wenn Du nicht ein ewiger Lieutenant bleibſt, was auch ſchon vorgekommen iſt, nachdem Du zwanzig Jahre lang jeden Tag exerzirt, Deine Untergebenen gehudelt, und von einem Vorgeſetzten gehudelt worden biſt. Du wirſt Dich nach dieſer langen Zeit in Deinem unendlich einförmigen Wirkungskreiſe geiſtig verknöchert, und dann vielleicht behaglich fühlen, vorausgeſetzt, daß es keinen langen Krieg gibt, wo Du entweder Glück haſt, oder zum Krüppel geſchoſſen wirſt. — Es kann aber auch ſein, daß Du Dich in dem ewigen Einerlei des Dienſtes niemals heimiſch fühlen wirſt, daß Du nach etwas Anderem, Friſchem ſtrebſt, und zu alt geworden biſt, um eine neue Laufbahn einzuſchlagen. Dann wirſt Du Dich ſehr unglücklich fühlen, und deßhalb iſt es ſchon der Mühe werth, mit Leuten, die das ein wenig kennen, über dieſe Dinge zu reden. Was mich betrifft, ſo habe ich Dir früher ſchon einmal geſagt, daß gerade das Einförmige des Dienſtes, dieſe regelmäßigen Pendelſchwingungen nach rechts und nach links mir nothwendig waren, um durch deren Hülfe wieder in die natürlichen Geleiſe dieſes Lebens zurückzukehren und nicht im tollen Wirbel fortgeſchleudert zu werden.

„Ach," fuhr er mit einem Aufleuchten ſeines ſchönen Auges fort, „es iſt etwas Göttliches, ſo friſch und frei durch Feld und Wald ſtreifen zu können, aber man muß es mit Glück im Herzen oder wenigſtens mit Ruhe im Gemüthe thun können, ſo ſich der wunderbar ſchönen Natur in die Arme zu werfen, in ihr zu leben, während man

ihre Geheimniſſe belauſcht, von ihr zu ernten, zu genießen; während man ſie pflegt und ihr nachhilft, mit einem Worte, ein Bauer zu ſein. Hätteſt Du keine Luſt dazu? — Verſteh' mich wohl, Du ſollſt nicht den Spaten oder den Pflug in die Hand nehmen, oder vielleicht nur um es zu lernen, um es ſpäter Deinen Knechten zeigen zu können! Hätteſt Du nicht Luſt, Landwirth zu ſein, oder ziehſt Du das Militärleben vor?"

Ich muß geſtehen, ſeine Worte hatten mich tief berührt; ſie hatten mir einen Blick eröffnet in ein neues Leben, von deſſen Daſein, daß es nämlich ſchön und wünſchenswerth ſein könne, ich keinen rechten Begriff hatte. Ja draußen in Feld und Wald zu leben, das fühlte ich wohl, mußte einen eigenen wunderbaren Reiz haben. Was mich zum Militär getrieben hatte, war ja auch die Luſt an dem friſchen Getreibe des Lebens, war die Angſt vor dem finſteren Comptoir und der dunſtigen Schreibſtube. — Und mein väterlicher Freund ſprach die Wahrheit, ich hatte ſchon genug geſehen von dem Stande, dem ich mich gewidmet, um zu wiſſen, daß die Grenzen dort ſehr eng gezogen ſeien, und daß das luſtige, friſche Treiben für den Soldaten in Friedenszeiten meiſtens auf Phantaſiegebilden beruhe, und daß ſein Horizont vom Exerzirplatze und allenfalls der Manövrirhaide ſtreng und ſcharfbegrenzt, und daß die Poeſie des Soldatenſtandes von hausbackener Proſa oft ſchwer zu unterſcheiden ſei.

Früher hatte ich eigentlich keine rechte Idee von dem Leben eines Landwirthes faſſen können. Es ſchien mir das ein Stand, der ſich allein in der Figur des gewöhnlichen Bauern repräſentire, wie er in ſeiner Blouſe zu Markte kam. Daß das vom höheren Standpunkte gelernt werden konnte, daß die Landwirthſchaft eine Wiſſenſchaft ſei, bei deren Ausübung man nicht den ganzen Tag den

Spaten und die Haue in die Hand zu nehmen brauche, das erfuhr ich erſt durch die Erklärungen Steinfeld's, und hatte ſchon einen Begriff davon bekommen durch ſeine Erzählung in jener Nacht, wie er mir ſeine Beſchäftigung auf den Gütern des Barons Iffling geſchildert. Ein ſolches Loos, das mußte ich ſchon geſtehen, ſchien mir beneidenswerth, und ich konnte mich nicht enthalten, das meinem väterlichen Freunde zu ſagen, und die Beſtimmungen über meine Zukunft ganz in ſeine Hand zu geben.

„Vor allen Dingen muß ich ſelber," ſagte er, „wieder einen feſten Standpunkt gewinnen, und mit der Hoffnung, die auf's Neue mein Herz erfüllt, hat ſich auch die Luſt und Kraft zur Arbeit bei mir wieder eingeſtellt.

„Was nun meine Angelegenheit anbelangt, ſo war ich ſeit Deinen Mittheilungen nicht müßig. Ich ſuchte jene Frau auf, welche in der bewußten Nacht auf Schloß Iffling geweſen, und ſie beſtätigte mir Deine Erzählung mit noch mehreren und für mich wichtigen Einzelnheiten. Ja," fuhr er mit zuſammengebiſſenen Zähnen fort, „ich erkannte jedes Zimmer, jedes Möbel, welches ſie geſehen und mir beſchreiben konnte. Es iſt kein Zweifel, das Verbrechen iſt begangen worden, wie weit ſie es aber für nothwendig hielten zu gehen, das kann nur der allmächtige Gott wiſſen. Vertauſcht wurden die Kinder und den Zweck dieſes Tauſches ſehe ich ganz genau ein. Sie hofften auf den Tod meines armen Weibes, wie ſie des meinigen gewiß ſein zu können glaubten, ſie mußten aber in dieſem Falle einen männlichen Erben haben, bei dem, dem Familienſtatut gemäß, die großen Güter blieben, welche ſie nun unter vormundſchaftlichen Rechten verwalten."

„Und dieſen Erben," rief ich eifrig, „kenne ich genau."

„Ich weiß, daß Du den letzten der Iffling-Steinfeld kennſt, und weiß auch, unter welchen empörenden Umſtän-

den Du ſeine Bekanntſchaft machteſt. — Glaube mir, vor Jahren hatte ich Augenblicke, wo ich doch an die Möglichkeit glaubte, jenes Kind könnte in der That mein und Anna's Sohn ſein. Es entſprang dieſer Gedanke aus dem Bedürfniſſe, etwas zu haben, das mich wieder mit der Welt verbände. — So oft ich ihn aber ſah, und ich ſah ihn einigemale, ſtieß mich ſein Anblick zurück, und ich fühlte wohl, daß das ein für mich gänzlich fremdes Weſen ſei. Dieſe Anſicht wurde zur vollkommenen Gewißheit, als ich ſpäter hieß und das von ſeinem Charakter erfuhr, lauter ſchlimme harte Züge, nie auch nur den Schimmer eines guten. Ich zog einen großen Theil dieſer Erkundigungen in letzter Zeit bei dem Kommerzienrathe Schabegg ein, bei welchem der letzte der Iffling eine Zeitlang untergebracht war, ich ſuchte ſeinen Hofmeiſter auf, der mir durch haarſträubende Erzählungen über dieſen kleinen Böſewicht die beglückende Gewißheit gab, daß er unmöglich der Sohn Anna's ſein konnte, das Kind dieſes guten, edlen, liebenswürdigen, ſanften Weſens. — Es iſt alſo ein Tauſch vorgegangen, aber was wurde aus dem unglücklichen Mädchen, das ſie verſtießen, das ſie beraubten — aus meiner armen, unglücklichen Tochter? — O — glaube mir," fuhr er fort, indem er ſeine Hand einen Augenblick feſt auf die Stirne preßte und dann hart an ſeinem Geſichte herunterfuhr, „das iſt ein Gedanke, der mich wahnſinnig machen könnte, und der mich wahnſinnig machen wird, wenn Gottes Güte nicht ein Einſehen mit meinem Jammer hat. Seit ich die Gewißheit des Frevels habe, der an uns begangen ward, ſeit ich weiß, daß ich eine Tochter gehabt, die das Ebenbild ihrer ſchönen und guten Mutter ſein müßte, ſehe ich dieſes unglückliche Kind vor mir in allen Geſtalten und Lagen, aber nie in einer wünſchenswerthen. Ich ſehe ein bleiches Geſicht, von Kummer und Elend durchfurcht, ich

ſehe ihre ſchönen Augen ſchmerzlich aufblickend nach einer hülfreichen Hand, welche ſie emporzöge aus einem elenden Leben, in dem ſie phyſiſch und moraliſch zu Grunde gehen muß. Oft höre ich im Gedränge der Menſchen den Klang einer Stimme, die mir ſympathiſch iſt, und wenn ich hinblicke, ſehe ich ein fremdes Geſicht, welches — o es iſt entſetzlich, doch vielleicht das meiner Tochter ſein könnte. — Ich fahre häufig erſchreckt zurück, wenn ſich eine feine, dürre, magere Hand zu mir erhebt, wenn ein verſchämter Mund mich um ein Almoſen anſpricht, ich gebe viel und eile hinweg, kann ich doch nicht jede Bettlerin um ihren Lebenslauf befragen. — O, mein Gott!“ — — — —

Er war haſtig aufgeſprungen und ein paar Schritte vorgetreten, wo er den rechten Arm an einen Baumſtamm lehnte und ſich mit dem Kopfe darauf ſtützte. So blieb er eine Zeitlang, und als er ſich wieder zu mir wandte, ſah ſein Geſicht ruhig aber abgeſpannt aus, und ſeine Augen waren matt und umflort.

„Welche Nachforſchungen mir möglich waren, habe ich nicht unterlaſſen mit aller Kraft zu betreiben. Das Zeugniß der Frau Merzer iſt nur bedingt von Wichtigkeit, wenn ſie auch jetzt vor Gericht ein Zeugniß ablegt, daß ſie in jener Nacht des 16. Novembers auf dem Schloſſe Iffling ein Mädchen von jener unglücklichen Frau empfangen und dieſes Mädchen, nachdem ſie es angekleidet, in die Arme einer andern Frau gelegt, welche ſich im Zimmer befand, ſo wird man ihr einfach entgegenhalten, warum ſie keinen Geburtsſchein ausſtellte, daß in jener Nacht auf dem Schloſſe Iffling ein Mädchen geboren worden ſei, und wenn ſie dieſen Schein ausgeſtellt hätte, wo iſt er geblieben? Er wird gewiß nicht aufzufinden ſein, während ein anderer gültiger bei den Dokumenten liegt, von der alten Hebamme des Dorfes Iffling ausgeſtellt, bezeugend, daß

in der Nacht des 16. Novembers auf dem Schlosse Iffling in denselben Zimmern, in welchen Frau Merzer war, ein Knabe geboren wurde. Der Pfarrer und der Schultheiß des Dorfes sahen diesen Knaben noch in derselben Nacht und wurden nicht ohne Grund veranlaßt, schriftlich ihren Glückwunsch darzubringen wegen der Geburt eines Erben des alten und vornehmen Hauses.

„Und doch leuchtet mir durch diese verworrenen dunkeln Thatsachen ein wenn gleich schwaches Licht. Mein treuer Freund, von dem ich Ihnen damals erzählte, der alte Haushofmeister, der vielleicht mehr wußte oder erfahren, als den Germersbach lieb war, verfiel, erschüttert von all' dem Schrecklichen, was sich auf Schloß Iffling begeben, in eine gefährliche Krankheit, und wenn er auch von dem hitzigen Fieber, welches ihn monatelang an's Lager fesselte, wieder genas, so blieb doch sein Geist umflort, und er war ein kindischer alter Mann geworden, welcher seine Tage im dumpfen Hinbrüten verlebte und nur zuweilen lichte Momente hatte. Ich muß eingestehen, daß ich ihn in diesem Zustande sah, daß er mich allerdings erkannte, daß er sich wohl bemühte mit mir zu reden, daß er aber nach den ersten Worten wieder in sich zusammensank, mit schmerzlichem Ausdrucke den Kopf schüttelnd. Freilich waren wir nicht ohne Zeugen, und es gelang mir auch nie ihn allein zu sprechen. Dann floh ich aus dem Schlosse, und als es mir wieder gelang, Erkundigungen nach ihm einzuziehen, konnte ich nur erfahren, daß er sich immer in gleichem Zustande befände. Mehrmals versuchte ich ihn zu sehen, zu ihm zu dringen, aber es war unmöglich; er wurde zu gut bewacht. Die Gerichte konnten nichts für mich thun, weder in der Angelegenheit des Hauses meiner verstorbenen Frau, — wohin man mir gern zurückzukehren erlaubte," setzte er höhnisch hinzu, „wo ich ja mit den Germersbach hätte friedlich unter

einem Dache leben dürfen, meinen Sohn erziehen und die Vormundschaft mit ihnen theilen, vielleicht ein paar Jahre lang," setzte er düster hinzu, „bis sie Beweise genug gesammelt, um mich wieder für wahnsinnig zu erklären, wie sie ja schon einmal versucht. — O, es war empörend für mich, wie wohlwollende, ruhige Geschäftsleute, mit denen ich in dieser Angelegenheit zu thun hatte, plötzlich ausweichend antworteten und mich achselzuckend zu beruhigen suchten, wenn ich jene für die hochgeborenen Freiherren von Germersbach so delikate Sache berührte, wie man alsdann plötzlich meine fixe Idee wieder auftauchen sah, — die Idee des unglücklichen Vaters, eine Tochter haben zu wollen. — Verdammt! —

„Ich will Ihnen nicht all' die Mühe beschreiben, die es mich kostete, bis sie mir endlich bewilligen mußten, den alten kranken Diener des Hauses zu sehen. Aber sie hatten nicht nöthig, diese Unterredung ohne Zeugen vor sich gehen zu lassen; was konnte es mich nutzen, daß ich in dem aufflammenden Blicke des alten treuen Mannes deutlich las, er habe mir Mittheilungen von bedeutender Wichtigkeit zu machen, die er aber vor Zeugen nicht machen könne, und die man auch nöthigenfalls mit Gewalt zu verhindern gewußt haben würde. In seinem Auge sah ich den Schmerz seiner Seele, als ich von ihm Abschied nehmen mußte. Er wollte meine Hand nicht los lassen, als ich sie ihm zum Abschied reichte. Er zog sich an mir empor, was die anwesenden Zeugen nicht hindern konnten, und hauchte mir zu, so leise, daß ich es kaum verstand, ich muß Sie noch einmal sprechen, ehe ich sterbe. — — Damit hatte unsere Unterredung ein Ende, und wenn es mir auch gelang, von Zeit zu Zeit Nachricht über sein Befinden zu erhalten, so scheiterten doch mehrere Versuche, die ich machte, eine vertraute Person zu ihm zu bringen."

„Und er lebt noch?“ fragte ich in größter Spannung.

„Ja, er lebt noch, aber seine schwachen Kräfte neigen sich dem Ende zu, wie ich gestern aus zuverlässiger Quelle erfahren. Auch hatte er wieder dringend verlangt mich zu sehen, und,“ setzte Herr von Steinfeld mit auffallend ruhigem Tone hinzu, „ich muß Alles versuchen, seinen Wunsch zu erfüllen. — Verstummt sein Mund, schließen sich seine treuen Augen, ohne daß er mir eine Mittheilung gemacht, die, wie ich weiß, auf seiner Seele lastet, so ist Alles für mich verloren.“

„Aber der Versuch, ihn zu sehen,“ sagte ich besorgt, „wird mit Gefahr für Sie verknüpft sein.“

„Möglich,“ gab er zur Antwort, „deßhalb ist Vorsicht nöthig! Glaub' mir, die Germersbach wissen um alle meine Schritte, und werden mich in dem wichtigen Momente des Hinscheidens jenes alten Dieners nicht aus den Augen verlieren. Solltest Du also hören, daß ich in den nächsten Tagen wegen Unwohlsein mein Zimmer nicht verlassen könne, so besuche meine Wohnung, mein Kammerdiener wird Dir öffnen, bleibe manchmal eine Zeitlang da und erzähle alsdann hie und da Deinen Kameraden oder wem Du sonst willst, Du habest mich gesehen, es gehe mir ordentlich, nur wolle ich in den nächsten Tagen von Niemanden gestört sein. Für den Fall, daß ich länger ausbleiben sollte, als nach meinen Berechnungen nothwendig ist, hat mein Kammerdiener seine Befehle und wird dann vielleicht Deine Hülfe in Anspruch nehmen.“

„O, wenn er das thäte,“ rief ich in innigem Tone, „o wenn ich Ihnen helfen und dienen könnte! Eine solche Hoffnung macht mich stolz und ich würde Ihnen beweisen, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt.“

Herr von Steinfeld schaute nach einem tiefen Athemzuge in den ruhigen klaren Himmel, der sich über uns aus-

ſchäftigt, Geſchirre aufzulegen und zu ſatteln. Der Anzahl der Pferde nach, die herausgeführt wurden, beſtand die Jagdgeſellſchaft aus 8—10 Perſonen, auch einige Offiziere darunter, denn einige Kopfzeuge und Sättel waren militäriſch. Für den Jagdherrn wurde ein Maditſchenka mit vier kräftigen Braunen eingeſpannt, einer der Kutſcher ſchwang ſich auf, vier Reitknechte nahmen die acht Pferde an der Hand und hinaus gieng es aus dem Schloßhof in den Wald.

Der Stallmeiſter gab noch einige Befehle, dann gieng er langſam auf die große Treppe des Schloſſes zu, auf welcher ſich eine Geſtalt ſehen ließ, in ſchwarzem Frack, ſchwarzen Beinkleidern, weißer Weſte und Halsbinde, wie ſie ſo eben aus dem Veſtibul heraustrat — der Kammerdiener und Haushofmeiſter des Grafen. Sein Haar war faſt ebenſo weiß, wie ſeine Wäſche, ſein ernſtes faltenreiches Geſicht zeugte von hohem Alter, und dieſes Zeugniß war vollkommen richtig, denn Meiſter Amadäus, wie er ſich am liebſten nennen hörte, war ein guter Sechziger und hatte ſeinen jetzigen Poſten ſchon bei dem Vater des jungen Herrn verſehen. Er nahm aus ſeiner kleinen goldenen Doſe bedächtig eine Priſe, hob ſeine ziemlich große Naſe alsdann ſchnüffelnd in die Höhe und meinte, es werde kalt werden heute Nacht, recht kalt.

Der Stallmeiſter war die Treppen hinaufgeſtiegen und pflichtete bei, indem er ſagte; es ſei nicht unmöglich, daß man heute Nacht einen gelinden Froſt bekäme.

Einige Lakaien, die im Veſtibul ſtanden, erlaubten ſich hierauf die ſchüchterne Frage, ob in den Schlafzimmern eingeheizt werden ſolle.

Meiſter Amadäus zog die Manſchetten über ſeine Hände herab und erwiderte: „wenn der große Salon vierzehn Grad hat und das Billardzimmer eben ſo viel, ſo bleibt es bei meiner An-

spannte, und reichte mir seine rechte Hand, während er seine Linke in die Höhe hob. „Ich bin vollkommen von Dir überzeugt," sagte er mit seiner tiefen Stimme, „doch Gott allein kann uns helfen."

Darauf saßen wir auf und ritten nach der Stadt zurück. Es war noch früh am Morgen, als wir sie wieder erreichten, doch herrschte auf dem Kasernenhofe ein reges Leben. Die Geschütze wurden aus den Schuppen hervorgezogen um bespannt zu werden, denn wir sollten mit den vier Kanonen, für welche wir schon Pferde hatten, hinaus auf die Manövrirhaide ziehen, um dort im Feuer zu exerziren. Ich hatte Zeit mich umzuziehen und nach meinem Pferde zu schauen, für das übrigens Unteroffizier Schmetterer, der mir gewogen war, schon das Nöthige besorgt hatte. Unsere zu anderen Batterien versetzten Kameraden von Nro. 44 zeigten uns, während sie faul auf Stühlen und Betten herumlagen, wie wohl sie es hätten, diesen ewigen Plagereien bei einer reitenden Batterie enthoben zu sein, worüber wir übrigens lachten, wohlgemuth die Säbel umschnallten, und uns drunten im Kasernenhofe nach erfolgtem Kommandoworte lustig auf unsere Pferde schwangen. Der Premierlieutenant Bachmann kommandirte die Batterie, unser Sekondelieutenant kommandirte den ersten Zug, Wetter den zweiten, da Lieutenant von Steinfeld zu Haus blieb.

Einem jungen Militär vergeht die Zeit nie schneller und angenehmer als draußen auf der Manövrirhaide, namentlich wenn im Feuer exerzirt wird, wenn das Krachen der Geschütze und der Geruch des Pulverdampfes die Phantasie erregt, und man sich leicht in eine wirkliche Schlacht versetzt glaubt; hat man dazu noch einen prachtvollen Frühlingsmorgen, wie wir heute, so ist ein solches kleines Manöver eine wahre Vergnügungstour. Ueber uns der klare blaue Himmel, zu unseren Füßen blühender Ginster

und frische sprossende Halme, ringsumher die Berghöhen in feierlicher Ruhe, nur die Abhänge derselben hie und da belebt durch arbeitende Landleute oder durch einen Zug Vögel, über uns dahinstreichend und jenseits unseres Horizonts verschwindend.

Singend zogen wir nach Hause und fanden uns, obwohl etwas ermüdet, doch lustig und guter Dinge beim Appell ein. Sahen wir doch vor uns eine frischbewegte Zeit, durften wir doch wohl für länger den dumpfigen Kasernenstuben Lebewohl sagen, im Felde liegen, in guten Quartieren oder auch am Bivouakfeuer. Das waren Alles Dinge, von denen der größte Theil der älteren Unteroffiziere mit Vergnügen erzählte, und die wir natürlicher Weise als noch etwas Unerlebtes in besonders rosigem Lichte sahen.

War doch der sonst so trockene Appell jetzt schon ganz anders geworden. Handelte es sich doch jetzt nicht mehr nur von Exerziren und Wachen, sondern es wurden auch schon Kommandos zusammengestellt zur Uebernahme von echten Cartouchen und wirklichen gefüllten Granaten. Man theilte die Mannschaft ein zu sechs Kanonen und zwei Haubitzen, und die Feuerwerker oder Unteroffiziere, welche zu Geschützführern der letzteren ernannt wurden, sahen stolz um sich her wie verdiente Generale, denen man Armeekorps anvertraut. Heute beim Appell begab sich etwas ganz Besonderes, die Remontekommission wurde zusammengestellt, und der Wachtmeister dispensirte uns schon von dieser Stunde an vom allgemeinen Dienste, indem wir uns jeden Augenblick bereit zu halten hätten, auszumarschiren. Ja am Schlusse des Appells vertraute mir der Bursche des Premierlieutenants Bachmann an, er habe so eben Befehl erhalten, für seinen Herrn Alles zusammenzupacken, und wahrscheinlich ginge es morgen mit dem Frühesten schon von dannen.

Diese an sich erwünschte Nachricht ließ mich Revue halten über meine Habseligkeiten, und da ich dem Unteroffizier Schmetterer die erhaltene Nachricht natürlicher Weise unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit mittheilte, so fing auch er an, seinen Mantelsack mit dem nothwendigen Erlaubten auszustopfen, leistete auch mir darin thätige Hülfe, und versprach mir all' die Kleinigkeiten der Putztasche für mich anzuschaffen, die erforderlich seien. „Ein junger Mensch wie Sie," sagte er gutmüthig lachend, „hat vor einem Ausmarsche noch so eine Menge kleiner Geschäfte zu besorgen, o, ich kenne das ganz genau, und will Ihnen gerne Urlaub geben. Kommen Sie heute Abend nur nicht zu spät, daß Sie noch etwas vom Schlafe profitiren, denn morgen haben wir einen scharfen Ritt, ich kenne unseren Premierlieutenant Bachmann." Mir war es ordentlich lieb, daß er sich meiner so freundlich annahm, denn allerdings hatte ich noch meine kleinen Geschichten zu besorgen. Mußte ich doch vor allen Dingen in die Marienstraße und den Versuch machen, Alice zu benachrichtigen, daß ich sehnlich wünsche sie heute Abend bei unserem Pflegevater zu sehen. Alice war nicht da, doch versprach mir eine ihrer Nebenarbeiterinnen mein Briefchen zu besorgen. Wahrscheinlich käme sie am Nachmittage wieder, meinte diese, und wenn das nicht der Fall wäre, würde ich sie ja sonst wohl zu finden wissen. Ich eilte fort und zurück nach der Kaserne, denn heute war ein vielbewegter Tag, wir hatten noch einige Stunden Dienst auf der Reit- und Fahrbahn, den der Hauptmann selbst leitete, und wo ich deßhalb nicht fehlen mochte, trotzdem ich vom Wachtmeister dispensirt war. Das ging auch vorüber, und als wir auf die Stube kamen, fühlte ich mich doch sehr ermüdet. Es war die weiche, laue Luft des Frühlings, wie Unteroffizier Schmetterer mir sagte.

Gerne hätte ich mich ein wenig zum Ausruhen hingesetzt, ja sogar hingelegt, doch war mir das Treiben meiner bisherigen Kameraden, welche morgen die Kaserne und die Stadt verließen, zuwider. Sie kramten ihre Schränke aus und boten einander die darin befindlichen Gegenstände unter den gewöhnlichsten Witzen an, ja Stauß veranstaltete von den an sich werthlosen Dingen, welche er von Diesem oder Jenem erhalten, eine Auktion, und bot den Uebrigen Bandschleifen, Haarlocken und Liebesbriefe zum Kauf an. Daß er dabei Bemerkungen machte und Erläuterungen gab, die hauptsächlich darauf berechnet waren mich zu verletzen, verstand sich von selbst.

Es trieb mich wieder in's Freie, hatte ich doch auch Alice noch kein Wort zukommen lassen können, das ihr für den Fall, daß sie mein Briefchen nicht erhielte, anzeigte, wie sehr ich sie noch heute Abend bei unserem Pflegevater zu sehen wünschte. In die Nähe ihrer Wohnung ging ich nicht gerne, da ich wohl wußte, wie unlieb es ihr sei, mir dort zu begegnen, jetzt aber mußte ich doch hinauf, um wenigstens ihr Dienstmädchen Therese zu sehen. Das gelang mir auch, und als ich den langen Gang hinabschritt, kam sie mir entgegen. Auf dem Kopfe trug sie einen Korb mit Wäsche, den sie zierlich und gewandt mit der rechten Hand festhielt, während sie die linke in die Seite gestemmt hatte. Als sie mich erkannte, zeigte sie lachend ihre weißen Zähne und winkte mir mit den dunkeln, glänzenden Augen freundlich zu. Ich hielt sie an und sagte ihr meine Botschaft, welche zu überbringen sie sich freundlich geneigt erklärte.

„Es wird wohl gehen," sagte sie nachdenkend, „obgleich der Meister sehr krank ist."

„Was fehlt ihm?" fragte ich besorgt; denn mich erschreckte jeder Wechsel, der Alicens Umgebung und also

auch ſie ſelbſt mitbetraf. „Der Arzt hat verſichert,“ ſagte das Mädchen, „es ſei eigentlich keine beſonders ausgeſprochene Krankheit, ſondern nur ein Nachlaß der Kräfte. Es könne ſich zwiſchen heute und ein paar Tagen wieder machen, aber —“

„Es könnte doch ſchlimm mit ihm gehen,“ fiel ich ihr raſch in's Wort. „Hört, Thereſe, in einem ſolchen Falle werdet Ihr hoffentlich an mich denken und mich rufen laſſen, wenn es auch mitten in der Nacht iſt, damit Alice nicht einen Augenblick ohne Rath und Hülfe iſt.“

„Das werde ich wohl thun,“ ſagte ſie mit einem zweifelhaften Blick, „natürlicher Weiſe nach ihrem Befehl. Aber,“ ſetzte ſie hinzu, „Sie reiten ja morgen ab, wie es heißt, und kommen vielleicht wochenlang nicht wieder. Da wird es ſchwer ſein Sie zu rufen. Eigentlich brauchen wir auch Niemand,“ fuhr ſie mit einem verächtlichen Aufwerfen ihrer Oberlippe fort, „ſo lange ich da bin, iſt mein liebes Fräulein ſo geſchützt, wie es nur Jemand ſein kann, — dann haben wir ja auch Herrn von Schwaneſeld.“

„Den wollte ich gerade nennen.“

„O, der Meiſter hat ſeinen Namen auch ſchon mehrere Male genannt, geſtern und vorgeſtern, und hat geſagt, ‚wenn es zum Schlimmen mit mir gehen ſollte, ſo laßt mir den alten Schwaneſeld rufen, vergeßt's nicht,‘ und wir werden's auch nicht vergeſſen.“

„Leider muß ich fortreiten,“ entgegnete ich kopfnickend, „und es kann wochenlang dauern, deßhalb Thereſe, vergeßt nicht, es Alice zu ſagen, wie ſehnlich ich ſie heute Abend erwarte. Wollt Ihr?“

„Ja, ich will's wohl ſagen, junger Herr,“ erwiederte das Mädchen, „ſie kann ja dann doch thun, was ſie will.“

„O, ſie wird kommen.“

„Wohl möglich.“

„Im Voraus meinen Dank, Thereſe. Adieu!“

„Adieu, junger Herr!“

So ſchieden wir freundlich als gute Bekannte von einander, und das Mädchen ſetzte, ungebeugt von der ſchweren Laſt, die ſie trug, mit feſtem, elaſtiſchem Schritt ihren Weg fort.

Ich ging in entgegengeſetzter Richtung, um wenigſtens bei ihrer Thüre vorbeizukommen, die aber feſt verſchloſſen war. Vor der Thüre mäßigte ich meinen Schritt, um ſo lange als möglich in ihrer Nähe verweilen zu können. Auch horchte ich, hörte aber hinter der Stubenthüre nur das tiefe, heiſere Huſten des alten kranken Mannes.

Ich ſtieg in den Hof hinab und trat in den Stall, um noch einmal nach meinem Pferde zu ſehen. Gerne hätte ich mich neben daſſelbe auf die friſche, hochaufgeſchüttelte Streu niedergelaſſen. Ich war recht müde, es mußte das, wie Unteroffizier Schmetterer geſagt, die Frühlingsluft thun. — Sie wehte mich ſo weich und duftig an, als ich nun wieder in's Freie getreten war, und veranlaßte mich, noch einen Gang um die Gebäude zu machen, um ſo die Zeit hinzubringen, bis ich zu meinem Pflegevater gehen wollte, um dort auf Alice zu warten.

Sogar hier in dieſen Räumen, wo von den ehemaligen Gartenanlagen des Kloſters um die Kirche ſo gar nichts mehr zu ſehen war, machte ſich doch auch gewiſſermaßen der Frühling bemerkbar. In einem ſchattigen Winkel hatte Jemand von der Kaſernenverwaltung ein kleines Gartenbeet angelegt und zog dort ſüß duftende Veilchen. Aus Spalten der alten Mauer wuchſen hie und da wilde Stachelbeerſträuche, welche ſchon ihre wolligen, gezackten Blättchen luſtig ausgetrieben hatten. Ueber die Mauer her flog ein Fink, ruhte einen Augenblick auf einem Stein aus, und

ſchlug ſein Lied, ehe er wieder fortflatterte. Dort der Epheu an der Vorhalle zur Kirche hatte auch ſchon friſche Sproſſen getrieben. Das alte Gemäuer war mir ſtets intereſſant, und ich mochte nicht auf längere Zeit die Kaſerne verlaſſen, ohne es noch einmal betreten zu haben. Es war ſchon dämmerig in dieſem Raume, als ich ihn betrat, doch betrachtete ich wieder mit neuem Intereſſe die halb eingemauerten, ſchlanken Säulen, die mit ihren phantaſtiſchen, mauriſchen Kapitälen die Gewölbe der Dächer trugen, die übrig gebliebenen Basreliefs, und die eigenſinnig in den ſeltſamſten Windungen wiederkehrenden Linien der Wandverzierung, wo ſie hie und da noch ſichtbar war. Ich konnte mich ſo lebhaft an vergangene Zeiten erinnern, als ich an der koloſſalen Marmorſchale ſtand, die in den Fußboden eingelaſſen war, und welche ich heute bis an den Rand mit klarem Waſſer gefüllt ſah. Ich ſtreckte meine Hand hinein, um das Waſſer leicht zu bewegen, und fühlte, daß es gewärmt war.

Wozu mochte dieſe Schale früher gedient haben? Zu einem Taufbecken war ſie viel zu groß, zu einer Waſchanſtalt, wozu ſie jetzt benützt wurde, zu koſtbar. Wer weiß, ob ſie nicht in den damals üblichen Zeiten des Kloſterlebens zum Baden benützt wurde. Gewiß — das mußte ihre Beſtimmung geweſen ſein, wenigſtens die des erſten mauriſchen Vorbildes, nach welchem man dieſe hier aufgeſtellt hatte.

Dort, wo die mauriſche Halle an den ehemaligen Kreuzgang des Kloſters ſtieß, befand ſich eine Thüre, welche gewöhnlich verſchloſſen war und in ein Heumagazin führte, zu welchem man einen Theil dieſes Kloſterganges eingerichtet; auch an dieſer Thüre ſah man arabiſche Verzierungen. Ich legte die Hand auf den Drücker des Schloſſes, und als die Thüre meinem Drucke nachgab und ſich öffnete, trat ich

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20785 / 051

in den ziemlich dunkeln Raum, wo das aufgespeicherte Heu verführerisch zum Ausruhen einlud. Ich gab meiner Müdigkeit nach, und ließ mich auf die weiche, schwellende Unterlage nieder, lehnte den Kopf hinüber und lauschte eine Zeit lang, umgaukelt von allerlei seltsamen Phantasieen und Bildern, den melodisch herabplätschernden Tropfen eines der Wasserhahnen an der großen Marmorschale, welcher nicht vollkommen geschlossen war.

Das murmelnde Wasser erzählte mir von fernen Ländern und längst vergangenen Zeiten, und in der geschwätzigen Weise seiner Erzählung ließ es das Gemach vor mir auferstehen in ehemaliger Pracht und Herrlichkeit.

In diesen Träumereien entschlief ich — — — —

Die phantastischen Abenteuer der Tausend und eine Nacht lebten in meinem Gedächtniß. Die Wunder Granadas und der Alhambra hatten sich meinem Kopfe aus Büchern, die der Knabe schon mit Begierde verschlungen, fest eingeprägt. O, ich wußte genauer Bescheid in den Kämpfen der Zegris und Abenceragen, als in denen der neueren Zeit, die mich füglich mehr hätten interessiren sollen. — Aber ich schwärmte nun einmal für das wunderbare Volk der Mauren, tapfer im Kriege, klug im Rathe, hocherfahren in allen Künsten. — Deßhalb war es mir auch so heimlich hier in diesem alterthümlichen Gemache mit seinen phantastischen Linien und Verzierungen, deßhalb wurde es den murmelnden Quellen auch so leicht, mich in jene mir so wohl bekannten Zeiten zurückzuführen. Das gleichförmige Aufschlagen der Wassertropfen verwandelte sich für mich in fernher klingende gedämpfte Musik, die, näher kommend, kriegerische Klänge annahm; dann war es mir, als hörte ich Waffen klingen, die Hufe der Pferde auf dem Pflaster dröhnen, und ich zog selbst mit dahin, mitten in einem bunten, leuchtenden Strom zahlloser Farben aus Gold-

und Silberglanz bestehend, gewaltige Wogen bildend, die sich um mich herwälzen, die mich emporheben, und deren Schaumkronen aus bunten Fähnlein, wehenden Federbüschen und strahlenden Helmzierden bestehen. Hoch in die Luft hinaus flattert diese Farbenpracht, Gold und Silber wie ein strahlender, schillernder Schaum in alle Lüfte, höher — und immer höher, und läßt mich zurück am Eingangsthor zum Allerheiligsten der Alhambra, zum Löwenhofe.

Die Thüre ist fest verschlossen, doch eine kleine Spalte gestattet mir einen Blick auf die Wunder, welche sich dort in dem Hofe begeben.

Es ist Nacht, und wenn auch das weiße Licht des Mondes durch die schwarzen Cypressen glitzert, und seltsame Schatten der gezackten Dächer auf den hellen Marmorboden wirft, so hat man doch Lichter angezündet, um die Schatten der Nacht zu verjagen. Sind es Fackeln oder farbige Lampen? ich bin nicht im Stande es zu unterscheiden, denn ein feiner Flor vor meinen Augen trennt mich von dem schillernden Gebilde. — Das ist die Marmorschale mit ihrem Wasser, der Lichtschein reflektirt so seltsam darauf. Da sind die schlanken Säulen mit den wunderbaren arabischen Kapitälen, und auf ihnen ruhen die hufeisenförmigen Bogen in durchbrochener Arbeit, wie Spitzengewebe anzusehen, durch deren feinste Oeffnungen Licht und Glanz schimmern.

Der eben noch so kleine Raum scheint mir größer und weiter geworden; die Säulen stehen nicht mehr eingemauert in der Wand, sondern treten frei hervor in einer bewunderungswürdigen Eleganz und Zierlichkeit. Die schmutzige Farbe an den Wänden ist verschwunden, überall treten arabische Schriftzeichen hervor, eingerahmt durch wunderliche Verzierungen in Gold und in den buntesten Farben. — Eigenthümlich, wenn ich die Augen festschließe, so erweitert sich das Gemach zu den prächtigsten aller Höfe des mauri-

weiſung: man öffnet die anſtoßenden Schlafzimmer und läßt die dort befindliche kalte Luft mit der Wärme in Verbindung treten. Ich hoffe, es iſt alſo geſchehen!"

„Ja wohl, Herr Haushofmeiſter."

„Nach einem alſo fatigirten Tagewerk in freier Luft taugt übergroße Wärmung der Schlafzimmer nicht. Die Herrſchaft kommt durch Diner und Spiel überdieß in Hitze, wornach ihr eine höhere Temperatur läſtig fiele, und in dem Hauſe, wo Meiſter Amadäus das Commando führt, ſoll einem Gaſte durchaus nichts läſtig werden."

Die Lakaien hinter dem Haushofmeiſter machten eine gleichförmige und tiefe Verbeugung mit dem Kopfe, worauf Amadäus das Gleiche that und bedächtig zu einem anderen Geſprächsthema übergieng.

An den Stallthüren ſtanden Reitknechte und Stallbuben, die Ankunft der Herrſchaften erwartend, und einer der Letzteren zog ſeine Uhr heraus, um ſich zu unterrichten, welche Zeit des Tages es eigentlich ſei, eine Sache, welche dem Haushofmeiſter Veranlaſſung gab, Einiges von der guten alten Zeit Erwähnung zu thun, von jenen Tagen, wo im Schloß außer der Thurmuhr nur eine einzige Uhr vorhanden war, eine kleine ſilberne Taſchenuhr, welche bei der hochſeligen gnädigen Frau auf dem Toilettetiſche lag; ein höchſt eigenſinniges Ding von vielem Selbſtbewußtſein und ſehr zarter Natur, denn ſie konnte es nicht vertragen, wenn ſie hingelegt wurde, und gieng um keinen Preis in der Welt weiter, wenn die hochſelige Frau Gräfin es einmal vergaß, ſie Abends Punkt zehn Uhr aufzuziehen.

Der Haushofmeiſter trug dieſe Geſchichte ſo überaus lehrreich vor, daß die Stallleute ſich langſam der Treppe näherten, ein Küchenjunge ſchüchtern um den Treppenpfeiler herumſchaute, und der Koch in weißer Jacke und ditto breiter Mütze aus ſeinem Departement hinaus in den Hof trat.

ſchen Königsſchloſſes; will ich aber genauer hinblicken und öffne momentan meine Augen, ſo ſchrumpft das Alles zuſammen und jene grauen Schleier erſcheinen wieder, welche von allen Seiten herabfallen, den Raum verkleinern und verdüſtern.

So ruhe ich da zwiſchen Schlaf und Wachen, und wenn ein ungewöhnliches Geräuſch mich veranlaßt die Augen zu öffnen, ſo drücken mir gleich darauf wieder Müdigkeit und Schlaf die Augenlider ſchwer herab.

— Ich träumte alſo vom Löwenhofe der Alhambra.

Wie iſt die Nacht ſo würzig und mild; wie angenehm und wohlthuend kämpft ſie mit jenem zweifelhaften Dämmerlichte, das hervorgebracht wird vom weißen Schein des Mondes und vom röthlichen Schimmer der Lampen. — Es zittert ein lieblicher Ton an mein Ohr, der Klang einer ſanften Mädchenſtimme, die mir bekannt ſcheint, mir — dem Träumer. —

„Sind wir auch ſicher hier?“ fragt es leiſe, und eine hellere, lachende Stimme antwortet: „o, vollkommen ſicher, ich habe rings umher Alles abgeſchloſſen.“ Dann ſehe ich weibliche Geſtalten, theils in dichte Gewänder gehüllt, theils halb entkleidet, einige beugen ſich über den Rand der Marmorſchale, ich ſehe weiße Arme tief in das Waſſer tauchen. Andere haben ſich hie und da niedergelaſſen, entkleiden ſich plaudernd und lachend, wickeln ihre Haarflechten feſt um den Kopf, oder ſtellen ſich lächelnd vor einander hin, ihre Arme über die Bruſt gekreuzt.

Ah, es iſt ſo, die jungen Mädchen des Maurenſchloſſes haben die ſtille, verſchwiegene Nacht gewählt, um ungeſehen in der Marmorſchale des Löwenbrunnens ein Bad zu nehmen. —

Es iſt ein eigenthümlicher, aber äußerſt lebendiger Traum. Wenn ich im Halbſchlummer verſuche meine Augen zu öff-

nen, und ſich dann auch gleich wieder das Gemach verkleinert, ſo bleiben doch die hin- und hergleitenden Figuren der Mädchen für mich ſichtbar, aber ſchöner und duftiger wird Alles wieder, wenn ſich meine Augen ſchließen.

Um Eine ſchienen ſich alle andern zu bemühen; es iſt vielleicht die mauriſche Königin oder doch eine der Prinzeſſinnen. Ich kann ihr Geſicht nicht ſehen, da ſie mir den Rücken zuwendet; doch hat ſie ſeltſamer Weiſe hellblondes Haar, welches eine Andere, die faſt ganz entkleidet neben ihr ſteht, beſchäftigt iſt, hoch auf ihrem Kopfe zu befeſtigen. — Ja es muß eine Fürſtin ſein, denn auch von den andern Mädchen bemühen ſich noch einige lachend und ſchmeichelnd um ſie. Sie beugen ſich zu ihr herab, um ihr die Sandalen zu löſen, was ſie leicht widerſtrebend geſchehen zu laſſen ſcheint, nur zuweilen ihr blondes Haupt ſchüttelnd.

„Ach ſie hat Füßchen ſo klein und zierlich wie ein Kind," ſagt eine, die vor ihr niedergekauert iſt; „ſo fein und lieb," und dann nimmt ſie das Füßchen mit ihren beiden Händen und drückt es ſchmeichelnd an die eigene volle Bruſt. —

Ein ſeltſamer Traum!

Ich erſchrecke faſt über das hellblonde Haar der mauriſchen Königin. Ich wage kaum zu athmen und es durchzittert mich bis tief in's Herz hinein. —

Schon iſt die Szene bewegter, lebendiger geworden. Ein Paar der Odaliſken plätſchern ſchon in der Marmorſchale herum, und man hört ſie ſagen: „wie das Waſſer ſo angenehm warm iſt!" — — — —

Die Fürſtin ſchüttelt wieder ihr blondes Haupt und läßt es kaum geſchehen, daß die Dienerinnen ſie entkleiden. Man hüllt ein weites Tuch um ſie, und nur die weißen Arme ſowie die glänzenden Schultern und ein Theil des Rückens iſt ſichtbar. — Sie erhebt ſich zögernd oder wird

vielmehr von den Andern ſanft und ſpielend emporgehoben. Da wendet ſie langſam ihren Kopf. — — — —

Das iſt kein Traum, das iſt Wirklichkeit!

Ich habe meine Augen weit geöffnet, preſſe meine rechte Hand feſt auf die Bruſt, um mich durch den Druck zu überzeugen, daß ich in der That wache, — ja ich wache und ſehe ängſtlich und bebend ein Schauſpiel vor mir, das man ſonſt vielleicht nur in einem heißen Traume ſieht. — Noch halb von dem davonflatternden Schlummer betäubt, will ich meine Augen wieder ſchließen, während ſich das halb verhüllte Mädchen mit dem blonden Haar langſam gegen mich wendet; ich fahre erſchreckend zuſammen, als ich ihr Geſicht erkenne — was ſoll ich beginnen? ſie ſteht am Rande der Marmorſchale und blickt zweifelhaft lächelnd in die Flut, ihre linke Hand hält das Tuch, welches ſie verhüllt, ihre rechte ſtützt ſich auf die glänzende Schulter der Dienerin, die ſie entkleidet — o, o, und die ich nun auch erkenne — an ihrem ſchwarzen, blitzenden Auge, an ihren weißen Zähnen, an ihrem ganzen energiſchen Weſen. Sie löst ſanft das Tuch von den Schultern ihrer Herrin, — — — — da verliere ich meine Geiſtesgegenwart, da ſehe ich plötzlich vor mir ein Räthſel gelöst, das ewig unerforſchlich bleiben zu wollen ſchien — — an Alicens Seite in der Gegend des Herzens erblickte ich jenes blutrothe Maal, das mir ſeit jener Erzählung ſo hundertmal wachend und träumend vorgeſchwebt. —

„Alice, Du biſt es ja!“ rief ich mit lauter Stimme, und als ich ſo gerufen, als meine Worte ſchallend durch den ſtillen Raum drangen, erſchrak ich über meine Unbeſonnenheit, und mit vollem Rechte. — Ein heftiger Aufſchrei erfolgte in dem kleinen Gemache, dann hörte ich eine Lampe zu Boden ſchmettern, dichte Finſterniß umgab mich, und ein paar Minuten lang herrſchte tiefe Stille, kaum

unterbrochen von dem ganz leisen Plätschern des Wassers und dem Rauschen der Gewänder.

Es war die unheimliche Stille vor dem Sturme.

Nachdem diese Stille eine Zeitlang gedauert hatte, freilich nur ein paar Minuten, die mir aber wie eben so viele Stunden erschienen, denn ich vermochte ohne einen Anstoß von denen da draußen keinen Entschluß zu fassen, hörte ich, wie verschiedene Stimmen eifrig zusammenflüsterten, vernahm auch leises Aufschluchzen und dazwischen heftig und ziemlich laut ausgestoßene Worte — „nein, wir sollten das nicht leiden — es ist über alle Beschreibung — es ist infam — wir wollen das nicht so hingehen lassen." — Eine Stimme erkannte ich genau, die energischste und lauteste unter allen, und wie ich sie vernahm und erkannte, dachte ich an ein schwarzes, blitzendes Auge und weiße, fest übereinander gebissene Zähne. —

Die Mädchenstimmen erhoben sich lauter und heftiger, und endlich sagte die eine Stimme, die ich erkannte, „nein, wir wollen uns das nicht so ruhig bieten lassen, meiner Herrin das anzuthun, wir sind unserer viele, verstummen soll er unter unseren Händen, so lange unter Wasser halten wollen wir ihn, bis er nichts mehr von dem plaudern kann, was hier vorgefallen — o, der Schande, Mädchen zu belauschen!"

Diese und noch mehr ähnliche Aeußerungen mußte ich, der ich doch gänzlich unschuldig war, mit anhören, und wenn ich auch durchaus keine Furcht davor hatte, von den gereizten Mädchen in's Wasser geworfen zu werden, so bemächtigte sich doch meiner eine andere Angst, und das war die, es würde mir vielleicht unmöglich sein, Alice von meiner Unschuld zu überzeugen.

Jetzt hörte ich ihre Stimme, sie sprach ganz leise, aber ich verstand jede Sylbe auf's Genaueste, trotzdem daß mein

Herz hörbar und heftig ſchlug. „Nein," ſagte ſie, „laſſe Alles das, Thereſe, wenn Du mich lieb haſt, ſo denke nicht an ſo etwas. — Oeffne Eines die Thüre und laßt — ihn fortziehen — wohin er will." — Bei den letzten Worten brach ihre Stimme und ich hörte ſie leiſe weinen.

„Es ſei ſo," ſagte die Andere mit tiefem Tone, „weil die Herrin es ſo will, die Thür iſt offen, fort, hinaus!"

Ich ſah, daß man nach dem Hofe zu geöffnet hatte. Ein leichter Schimmer der helleren Nacht drang herein und ließ mich die Richtung in's Freie erkennen, von den Mädchen ſah ich nur undeutlich die Geſtalten und glaubte beim flüchtigen Hinblick eine einzige zu erkennen, die trotzig, herausfordernd, ziemlich nah an meinem Wege ſtand und in verbiſſenem Zorne ein böſes Wort murmelte, als ich vorüberging, und hätte ich auch Alice erkannt, es wäre wahrhaftig der unpaſſendſte Augenblick geweſen, um einen Verſuch zu machen, mich ihr zu nähern, und doch drängte es mich haſtig vor ſie hinzutreten und ihr zuzurufen: „O, Alice, verurtheile mich nicht ungehört, das, was geſchehen, iſt nun einmal nicht mehr zu ändern, ſo tief ich es auch einerſeits bedaure, ja nur einestheils, denn anderntheils muß ich den Zufall ſegnen, der mich eine Entdeckung machen ließ, die zu Deinem Glücke führen muß. — Biſt Du doch die verloren geglaubte Tochter eines guten und edeln Vaters, der Dich ſo unausſprechlich lieben wird, und der Alles daran ſetzt Dich aufzuſuchen. — Und ich habe Dich aufgefunden, ich, der Dich ebenfalls liebt und mehr wie er, denn er kennt Dich ja noch nicht, er weiß nicht, wie gut und lieb Du biſt! O, Alice, das Glück und das Unglück!"

Dieſe Gedanken durchkreuzten glühend mein Hirn, als ich zögernd durch den kleinen Raum ſchritt. Ein paarmal wollte ich ſtehen bleiben und that es auch wohl, doch als-

dann bewegte ſich jene trotzige Geſtalt ſchattenhaft auf mich zu, und ich glaubte ſie murmeln zu hören: „Nun, wird's bald!“

Einige Augenblicke ſpäter ſtand ich dann rathlos und faſt betäubt von dem, was ich geſehen und gehört, auf dem einſamen Hofe hinter der ehemaligen Kloſterkirche. Sollte ich warten, bis Alice herauskam? — Nein, gewiß nicht, ich hatte nicht Luſt mich hier noch einmal dem Gerede, vielleicht dem Spott der Anderen auszuſetzen. — Aber wenn wir morgen mit dem Früheſten abreiten mußten, und es war mir vorher nicht möglich ſie zu ſehen! — O, ich mußte ſie ſehen, ſie mußte mir erlauben, mich zu rechtfertigen! Wie konnte mir das mißlingen, wenn ich ihr einfach und wahr den ganzen Hergang erzählte, und dann wollte ich ihre Hände faſſen und ihr freudig zurufen: „Jetzt, nachdem Du mir verziehen, kommt das Gute und Herrliche, kommt das Glück aus dem Unglück, Du biſt jenes Mädchen, das man verloren geglaubt, Du, das Kind aus dem Armenhauſe, biſt die reiche Erbin von Iffling. — O, ich habe es ja immer gedacht und geſagt, Du ſeieſt eine kleine Prinzeſſin.“ In dem Augenblicke war ich zu ſehr mit den glänzenden Gedanken beſchäftigt und zu freudig erregt, als daß ich an die Kluft gedacht hätte, welche von dieſem Momente an den Bombardier der reitenden Artillerie von Alice trennen mußte.

Mit dieſen Gedanken eilte ich auf den äußern Kaſernenhof; wohin? Begreiflicher Weiſe zu Herrn von Steinfeld! Wie flog ich die Treppen hinauf, wie ſtürzte ich über den Korridor — o, die Botſchaft, welche ich brachte, mußte ihn ja überglücklich machen. Ich klopfte an die Thüre, einmal, zweimal, erſt beim dritten Male öffnete mir der alte Kammerdiener und winkte mir einzutreten.

„Der gnädige Herr iſt unwohl,“ ſagte er mir, und dabei lächelte er geheimnißvoll. Ich hatte im Taumel des

Glücks vergeſſen, was mir Herr von Steinfeld heute Morgen anvertraut und rief haſtig: „o, laſſen Sie mich zu ihm, auch wenn er zu Bette läge. Ich habe ihm etwas überaus Wichtiges mitzutheilen.“

Ich wollte in das Zimmer hineinſtürzen, da hielt mich der alte Diener am Arme und ſagte: „Der gnädige Herr ſprach ja mit Ihnen; erinnern Sie ſich doch.“ —

„Ja ſo,“ gab ich beſtürzt zur Antwort, „richtig, er iſt nicht da.“

Der Kammerdiener ſchüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Er iſt aber auch gewiß nicht da?“ forſchte ich dringender. „O, ich habe ihm etwas ſo ſehr Wichtiges mitzutheilen, etwas, das ihn glücklich machen könnte.“

„Das könnten wir brauchen,“ erwiederte bekümmert der alte Mann, indem er die Hände zuſammenlegte.

Sollte ich ihm etwas von Alice ſagen? Ich wußte nicht, ob ich ein Recht dazu habe. Doch fragte ich haſtig: „Können Sie Ihrem Herrn im Augenblicke eine Botſchaft zukommen laſſen?“

„Nein, das kann ich nicht.“

„Gewiß nicht?“

„Unmöglich!“

„Dann muß ich meinen Pflegevater aufſuchen,“ und damit eilte ich fort, ſprang die Treppen hinab über den Kaſernenhof fort, zum Thore hinaus, und nahm die Richtung gegen das Armenhaus — ja, meinen Pflegevater aufſuchen wollte ich, ihm erzählen, was ich entdeckt und auch was mir begegnet ſei. Was das Letztere anbetraf, auf ſein Fürwort bei dem geliebten Mädchen feſt hoffend.

Die Fenſter ſeiner Wohnung waren dunkel, und als ich an die Thüre ging und anklopfte, erhielt ich keine Antwort. Um dieſe Zeit ging er ſelten aus, wo konnte er ſein? Ich trat zurück an die Hausthür und ſchaute hinauf

an die Fenſter ſeiner Schreibſtube, auch dort war kein Lichtſchimmer. Nachdem ich noch einige Male an die Stubenthüre geklopft, ſtand ich rathlos im Hofe und wollte mich, getrieben von Haſt und Unruhe, wieder entfernen, als ich den alten Jakob langſam vom andern Flügel herüberkommen ſah, und von ihm auf mein Befragen erfuhr, Herr von Schwaneſeld ſei vor einer halben Stunde ausgegangen und zwar nach der Kaſerne, wohin man ihn gerufen, da der alte Schneider, der ehemalige Armenhausgenoſſe, in den letzten Zügen liege.

Auf dieſe Nachricht eilte ich nach der Kaſerne zurück, doch wenn ich auch anfänglich haſtig lief, ſo verminderte ich doch die Schnelligkeit meines Schrittes, je näher ich kam. „Wie wird mich Alice empfangen," dachte ich, „nach dem was vorgefallen, und ehe ich im Stande bin, ſie zu überzeugen, daß ich gänzlich abſichtslos dorthin gekommen, gänzlich ohne es zu wollen dort geblieben?" Und was das Andere, Glücklichere anbelangte, davon durfte ich ihr auch ohne Vorbereitung nichts ſagen, hatte ſie doch keine Ahnung davon, daß ſie einem andern Stande angehöre, daß ſie ſtatt des armen Schneiders einen reichen und vornehmen Vater habe. Ja, wenn ich näher überlegte, ſo befiel mich die Furcht, ſie könne meinen Worten keinen Glauben ſchenken, ſie könne, eingenommen, wie ſie gegen mich war, Alles das für ein Märchen halten, von mir erfunden, um über meine Schuld gegen ſie hinwegzukommen.

Ich war müde, nicht nur körperlich, ſondern auch mein Geiſt war müde, ſonſt hätte ich vielleicht nicht ſo gedacht, aber eine Folge dieſer Gedanken war, daß ich langſam zum Kaſernenhofe hineinſchritt, mich langſam der Treppe näherte, und Stufe um Stufe langſam hinaufſchritt. Froh war ich nur, daß es dunkle Nacht war, ſonſt hätte ich vielleicht Dieſem oder Jenem Rede ſtehen müſſen, dem ich zufällig be-

gegnete. Ueber den Korridor ging ich um ſo zögernder, je näher ich der Thüre ihrer Wohnung kam, und als ich ſie endlich erreicht, ſtreckte ich die Hand mehrmals nach dem Drücker aus, um ſie wieder zurückzuziehen — denn mir fehlte wahrhaftig der Muth einzutreten. Alles, was ich erlebt, kam mir ſo märchenhaft vor, und ich fühlte ſo ſehr das vollkommene Recht der armen Alice, mir böſe zu ſein, daß ich es trotz meiner gänzlichen Unſchuld nicht wagte, ſo plötzlich und unvorbereitet vor ſie zu treten.

Ich trat deßhalb von der Thüre zurück und lehnte mich gegenüber derſelben neben eines der Fenſter des langen Ganges, um geduldig zu warten.

Das konnte ich hier thun, ohne Aufſehen zu erregen, es war zehn Uhr vorüber, und alle, die des Weges kamen, hielten mich in der Dunkelheit für die Schildwache. Lange mußte ich warten, ich ſah unſern Arzt in das Zimmer gehen und nach einer halben Stunde herauskommen, er wechſelte unter der Thüre einige Worte mit Jemand, der für mich unſichtbar hinter derſelben ſtand, wahrſcheinlich mit meinem Pflegevater, und als der Arzt geſagt: ‚da iſt nichts zu machen, in kurzer Zeit wird es vorüber ſein,‘ entfernte er ſich, eine Melodie vor ſich hinſummend, und die Thüre wurde wieder in's Schloß gedrückt.

Auch dieſer Zuſtand des todtkranken Mannes da drinnen hielt mich ab einzutreten — Alles hatte ſich gegen mich verſchworen. Ich konnte nichts thun, als ruhig warten. Endlich wurde die Thüre wieder geöffnet, Thereſe kam heraus und wollte raſch an mir vorübergehen, ich trat ihr aber in den Weg und bat ſie dringend, vernünftig zu ſein und mich einen Augenblick anzuhören.

„Dazu iſt wohl gar keine Zeit mehr,“ entgegnete ſie finſter, „und am allerwenigſten jetzt, ich habe alle Urſache eilig zu ſein. Laſſen Sie mich gehen.“

„Und ich habe alle Urſache, Sie noch einen Augenblick zurückzuhalten," gab ich ihr entſchloſſen zur Antwort, „ich muß in ein paar Stunden fortreiten, und will vorher noch Alice ſehen."

„Muß und will," lachte ſie in höhniſchem Tone. „Nun, was das Erſte anbelangt, ſo wird Sie Niemand halten, reiten Sie, wohin Sie wollen, aber Alice werden Sie vorher nicht ſehen, und wenn Sie jetzt in das Zimmer hineingingen, ſo würden Sie ſie nur von dem Bette ihres alten Vaters fortjagen, der nächſtens todt ſein wird. Ja, ich bin überzeugt, ſie würde ihn eher in ſeinem letzten Augenblicke verlaſſen, als mit Ihnen zuſammen zu ſtehen. — Laſſen Sie mich gehen!"

„So geh'," ſagte ich zornig. „Freilich bei Deinen giftigen Reden habe ich nichts Gutes zu erwarten, aber die Zeiten ändern ſich, geh', Du wilde Katze!"

„Die hätte ich freilich geſpielt," warf ſie mir lachend entgegen, „wenn ich zu befehlen gehabt hätte, und Sie ſollten an uns gedacht haben. Pfui der Schande!"

Daß dieſe kleine Unterredung nicht dazu gemacht war, um mich vertrauensvoll Alicen zu nähern, brauche ich wohl nicht zu ſagen. Ich mußte mich auf einen glücklichen Moment verlaſſen und wartete geduldig.

Die Zimmerthüre öffnete ſich indeſſen nicht mehr, aber in einer ziemlich langen Zeit kam Thereſe zurück und ich trat ihr abermals in den Weg, wofür ſie mich erſtaunt, ja herausfordernd anblickte.

„O, ich will nichts von Euch," ſagte ich ihr in barſchem Tone, „ich habe aber etwas Wichtiges mit meinem Pflegevater, Herrn von Schwanefeld, zu ſprechen; und ihm zu ſagen, daß ich hier außen warte, wird Mamſell Thereſe wohl die außerordentliche Güte haben."

Sie nickte mit dem Kopfe und verſchwand hinter der Thüre.

„So war's", ſagte der Haushofmeiſter „und ſo iſt es jetzt." Dabei ſchlug er auf den Deckel ſeiner Doſe und ſah ſich fragend ringsum; die Lakaien nickten pflichtſchuldigſt, die Stallleute ebenſo, ferner der Koch und der Stallmeiſter — ein Zeichen der Beiſtimmung, welches Meiſter Amadäus mit einem leichten Rundcompliment wohlwollend für ſich in Anſpruch nahm. Es erfolgte einige Sekunden lang eine feierliche Stille, während welcher der Kammerdiener den Koch mit feſtem Blicke anſah.

„Es iſt wahrhaftig nicht meine Schuld, Meiſter Amadäus," ſagte dieſer, „nach meiner Berechnung mußte geſtern Mittag die Suppe mit dem dritten Schlage um ſechs Uhr auf dem Tiſche ſtehen."

„Was aber nicht der Fall war," ſagte ernſt, faſt traurig der Kammerdiener, „ich verließ mich auf Eure Pünktlichkeit wie immer, laſſe mit dem dritten Schlage um ſechs Uhr die Flügelthüren des Speiſeſaals öffnen und ſehe zu meinem Erſchrecken, ja zu meinem Entſetzen, daß die Suppe erſt hereingetragen wird, ich war blamirt, wenn in dieſem Augenblicke der Herr Graf nicht glücklicher Weiſe mit ſämmtlichen Herrn Gäſten durch das Fenſter nach einem Raubvogel geblickt hätte. Es war wenigſtens vier Sekunden nach Sechs, bis die Suppe auf dem Buffet ſtand — fürchterlich!"

„Fürchterlich!" wiederholten die Lakaien, die Stallbuben ſchauderten augenſcheinlich zuſammen, und der Koch ſtand da, in ſeines Nichts durchbohrenden Gefühle.

Jetzt vernahm man in der Entfernung Rädergeraſſel und Hufſtritte von Pferden. Es war die Jagdgeſellſchaft, die zurückkehrte. Auf einen feierlichen Wink des Kammerdieners verſchwanden ſämmtliche Untergebene in die Gebäulichkeiten ihrer Departements und Amadäus blieb allein auf der großen Treppe ſtehen, nahm eine letzte Priſe und ſtäubte darauf jedes ſchwarze

Kurze Zeit nachher öffnete sich denn auch diese wieder und mein Pflegevater trat heraus. Er entdeckte mich nicht sogleich in der Dunkelheit und sah mich erst, als ich auf ihn zutrat. „Ah, da sind wir," sagte er, — „wir fangen gute Geschichten an."

„Alice hat mich ungerecht angeklagt," entgegnete ich lebhaft, „und ich habe Sie nur heraus bitten lassen, um Ihnen in Wahrheit zu sagen, wie Alles das gekommen."

„Alice hat mir nichts gesagt," erwiederte der alte Mann kopfschüttelnd, „aber ich kann Dich versichern, junger Sausewind, daß sie wie ein Bild des Jammers dabeigesessen ist, als mir Therese die ganze ungeheuerliche Geschichte berichtet. Plagt ihn denn der Teufel, junger Herr, anständige Mädchen so auf's Tiefste zu verletzen? — Ja, auf's Tiefste," fuhr er entrüstet fort, als ich antworten wollte. „Das ist ein unverzeihlicher Streich, und den wird Dir auch Alice niemals verzeihen, darauf kannst Du Gift nehmen. Ah pfui, Monsieur Eugen, ein so gutes und liebes Geschöpf gerade da verwunden, wo sie am Empfindlichsten ist. Hat doch das arme Mädchen vor Scham geweint, als habe sie selbst etwas Schlimmes begangen. Ja, wenn sie Jemand scharf ansieht, so schlägt sie die Augen nieder, zittert und erröthet."

„Fahren Sie fort mit Ihren Vorwürfen," sagte ich in ruhigem Tone, „aber wenn Sie fertig sind, dann lassen Sie mich etwas zu meiner Entschuldigung sagen."

„Darauf wäre ich gespannt, auf mein Wort," sagte er erstaunt; „die Entschuldigung will ich kennen lernen, die in diesem Falle einen Schimmer von Glaubwürdigkeit hat."

„Und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," entgegnete ich gereizt, „ja, ich beschwöre es Ihnen bei Allem, was Sie wollen, daß ich Ihnen die Wahrheit sage." — Und nun erzählte ich ihm kurz, aber bestimmt, wie Alles gekommen

und ſchloß mit den Worten: „So iſt der Hergang dieſer unglückſeligen Geſchichte, und da Sie mir eingeſtehen müſſen, daß Sie mir nie eine Lüge haben vorwerfen können, ſo hoffe ich auch dieſes Mal Glauben zu verdienen.“

Er hatte mich angehört, dabei oft den Kopf geſchüttelt, auch wohl geſagt, hm, hm, oder ja, ja, und als ich geendet, meinte er: „geſetzt, es iſt Alles ſo wie Du ſagſt, ſo haſt Du Dich doch bei Alice bös hineingeritten. — Zugegeben, ſie glaubt Deiner Erzählung und an Deine Unſchuld, ſo wird ſie Dir doch nie verzeihen, wohin Dich der Zufall geführt, und es bleibt ewig etwas Fremdes zwiſchen euch.“

„Das wäre ſchrecklich für mich,“ rief ich aus, „aber auch in dem Falle müßte ich den Zufall ſegnen, welcher mich dorthin geführt.“

„Der Teufel auch,“ rief mein Pflegevater; „das iſt wenigſtens ein offenes, ehrliches Geſtändniß.“

„Ja, denn der Zufall ließ mich eine Entdeckung machen,“ fuhr ich in großer Aufregung fort.

„Und welche Entdeckung, junger Herr?“

„Ich ſah Alice . . .“

„Schlimm genug, daß Du ſie geſehen.“

„Nein, es war das größte Glück, welches mir und namentlich ihr begegnen konnte.“

„Eugen, Eugen, ich glaube, Du haſt mit Deinen Kameraden einen Abſchiedstrunk gethan.“

„O nein, das kommt ſpäter, ein Trunk der Verzweiflung,“ rief ich wehmüthig aus. — „Alice iſt jenes Mädchen, von dem die Frau Merzer in jener Nacht erzählt. — Ja, ſie iſt es,“ ſetzte ich mit einer zitternden Stimme hinzu, denn mein Herz war jetzt übervoll, ich konnte meine Bewegung nicht zurückhalten, ich freute mich nur, daß es auf dem Gange zu dunkel war, um meine Thränen ſehen zu können.

„Gerechter Gott, was ſagſt Du da?“

„Die Wahrheit. Alice hat jenes Maal, von dem die Frau Merzer ſprach, was ich niemals vergeſſen.“

„Alice —?“

„Ja,“ rief ich aus, „und,“ fuhr ich nach einer Pauſe fort, während ich mit meiner Hand an die Stirne ſchlug, „wie kann man ſo blind ſein, gleicht ſie doch ihrer Mutter — o ſo ſehr — ſo ſehr.“

„Junge, Du machſt mich verrückt. Was weißt Du von ihrer Mutter.“

„Ich ſah das Bild bei Lieutenant von Steinfeld.“

„Licht, Licht!“ rief der alte Mann mit emporgehobenen Händen. „Ja, bei Herrn von Steinfeld. Er war es ja auch, der ſo eifrig nach jenem verloren gegangenen armen Mädchen forſchte. — Ja, Du haſt Recht, jene Entdeckung iſt ſchon des andern Unglücks werth. Aber, mein armer Junge,“ ſetzte er mit weicher Stimme hinzu, „Dir wird das doch im gegenwärtigen Augenblicke bei Alice nichts nützen. Sie iſt zu erregt und ganz niedergedrückt durch den Tod ihres — — — Vaters.“

„So iſt — der da drinnen geſtorben,“ fragte ich mit leiſer Stimme, „o, das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, und hat er Ihnen vor ſeinem Ende nichts über das arme Mädchen anvertraut?“

„O ja, er hat,“ entgegnete der alte Mann feierlich, „er hat mir Mittheilungen gemacht, aber ſie wären faſt werthlos ohne Deine Entdeckung. Jetzt aber —“

„Kann Alice glücklich werden, nicht wahr!“ rief ich freudig aus, „dann iſt ja Alles gut, und wenn Sie ihr ſpäter einmal erzählen, wie Alles das gekommen, — daß auch ich mitgeholfen,“ ſetzte ich ſchluchzend hinzu, „und daß das Unglück doch wohl kein Unglück war, ſo wird ſie mir verzeihen und freundlich an mich denken.“

„Du sprichst ja gerade wie Jemand, der auf Nimmerwiedersehen hinaus in die Schlacht will," gab Herr von Schwanefeld mit jenem barschen, polternden Tone zur Antwort, den er gerne anzunehmen pflegte, wenn ihm wehmüthig und weich um's Herz wurde. „Sei doch nur ruhig, bleib' da stehen, ich will versuchen ein freundliches Wort für Dich einzulegen — natürlicher Weise von der Entdeckung darf ich im gegenwärtigen Augenblicke nicht sprechen."

„Nein, gewiß nicht, aber sagen Sie ihr, ich müßte in kurzer Zeit fortreiten."

„Ah, mit einer Remontekommission?"

„Ja, ja, und möchte sie nur ein einziges Mal noch sehen."

„Gut; ich will mein Möglichstes thun."

Damit ging er hinein, drückte die Thüre sanft hinter sich zu und blieb sehr lange aus, endlich öffnete er, winkte mir näher zu kommen, und ich that das mit einem bangen, beklommenen Gefühle.

Da stand ich an der Thüre des kleinen ärmlichen Zimmers, und als ich einen Blick hineingeworfen, durchschauerte es mich. Vor mir sah ich das Bett, von dem Scheine der Lampe hell beleuchtet, auf dem der alte Mann lag, der vor Kurzem gestorben. Man hatte ein Tuch über seinen Kopf gebreitet, aber gerade, daß dieses sein Gesicht verhüllte und doch die Formen desselben ahnen ließ, ließ meiner lebhaften Phantasie einen so schauerlichen Spielraum. Neben dem Bette saß Alice, ihr Gesicht in den Händen verborgen, während ihr langes, blondes Haar aufgelöst ihren Hals und ihre Schultern verdeckte. In der Ecke des Zimmers stand Therese hoch aufgerichtet, einen Arm in die Seite gestemmt, und sah mich finster mit ihren blitzenden Augen an. Ich blieb wie festgebannt auf der Schwelle stehen — ja mir fehlte der Muth, näher zu treten.

Mein Pflegevater trat zu dem jungen Mädchen hin, legte ihr ſanft die Hand auf das Haupt und ſagte in bittendem Tone: „Da iſt er, Alice, er will nur Abſchied von Dir nehmen.“

Sie rührte ſich nicht, ja auch dann nicht, nachdem er ſeine Worte dringender wiederholte; hierauf ſchaute er nach mir hin und zuckte die Achſeln.

Der erſte tiefe, gewaltige Schmerz, den ich in meinem Leben empfunden, durchzuckte meine Bruſt, doch kam es auf einmal über mich, trotzig und zornig, daß man mir Unrecht thue, daß ich dieſe Behandlung nicht verdiene. „Gut denn, Alice,“ ſagte ich, „Du willſt mich nicht mehr ſehen, ſo lebe denn wohl, vergiß mich nur, es wird Dir leicht werden, aber ſei verſichert, daß ich Dich nie vergeſſen werde, wenn ich Dich auch nimmer wiederſehe.“ — —

Jetzt fühlte ich auf einmal eine Ruhe in mir, wie ich ſie den ganzen Tag nicht empfunden. Es war mir, als habe ich mit der Vergangenheit abgeſchloſſen, und wenn auch bei dieſer Abrechnung mein Herz faſt brach, ſo hatte ich doch mein Gleichgewicht wieder in ſoweit erlangt, daß ich es vermochte, meinem Pflegevater ganz beſonnen die Hand zu ſchütteln und von ihm mit dem Verſprechen zu ſcheiden, daß ich nicht ermangeln würde, ihm in nächſter Zeit ein Lebenszeichen von mir zu geben. Um daſſelbe bat ich ihn auch, und als ich dieß that, wollte es abermals in meinem armen Herzen aufwallen, denn ich ſah bei dieſen Worten auf Alice — doch blieb ich feſt, wie es einem jungen Kriegsmann geziemt, wandte mich um, und nachdem ich noch an Thereſe einen kalten Blick verſchwendet, verließ ich das Zimmer und ſchritt muthig den Korridor hinab. Bei den erſten Schritten fühlte ich mich federleicht, je weiter ich mich aber von der kleinen, ärmlichen Kaſernenwohnung, und gewiß auf Nimmerwiederſehen, entfernte, um ſo

bleierner lag es mir in den Gliedern, und es war mir immer, als zöge mich eine unſichtbare Gewalt rückwärts, als müſſe ich Alice noch einmal wiederſehen, als müſſe ich vor ihr niederſtürzen und ſie anflehen, mir nur noch einmal ihr gutes, liebes Geſicht zu zeigen.

Wer weiß, was geſchehen wäre, wenn ich nicht am Ende des Korridors auf den erſten Stufen der Treppe mit Wetter zuſammengeſtoßen wäre, der aus dem Stalle kam und mich gleich beim Arme nahm, während er ſagte: „Schau Einer an, da finden wir Dich endlich, mein Bürſchlein, der alte Schmetterer war ſchon mehrere Male außer ſich, und hätte Dich ſuchen laſſen, wenn er nur eine leiſe Ahnung davon gehabt hätte, wo Du aufzufinden ſeiſt. Aber das muß ich ſagen: Stille Waſſer ſind tief. Du befleißigſt Dich ja einer außerordentlichen Liederlichkeit, treibſt Dich da die halbe Nacht herum und kommſt nach Hauſe, um Dich in den Sattel zu ſchwingen. — Bravo, aus Dir kann etwas werden!“

Wetter konnte ſich ſchon erlauben, ſo mit mir zu reden. Ich wußte, daß er es gut mit mir meinte, und dabei war er trotz ſeiner ausgezeichneten Kenntniſſe in jeder Beziehung und trotzdem er in kurzer Zeit Offizier werden mußte, doch der beſte, angenehmſte Kamerad, den man ſich denken konnte. Er war ſchon vollſtändig angezogen, mit Säbel und umgehängter Cartouche, weßhalb ich ihn erſtaunt frug, ob er denn noch eine Wache gethan habe.

„Nein, mein Schatz,“ gab er mir zur Antwort. „Dir ſcheint aber die Zeit ſo ſchnell vergangen zu ſein, daß Du nicht einmal weißt, daß es zwei Uhr Morgens iſt, und daß unſer Premierlieutenant Bachmann, welcher ſich ſchon ganz auf dem Kriegsfuße fühlt, um drei Uhr abreiten wird.“

„Da muß ich ja in den Stall und füttern laſſen,“ ſagte ich beſorgt.

„Das hat ſchon Deine Kindsfrau, der alte Schmetterer, beſorgt, mach' nur, daß Du in die Stube kommſt, um Dich anzuziehen. Du biſt wahrhaftig nicht werth, junger Menſch, daß man ſo für Dich ſorgt, und doch kann ich es nicht laſſen, ich werde beim Feuerwerker Link Deinen Kaffee beſtellen und Dir ein paar Brödchen ſtreichen laſſen, armer Kerl, mach' nur, daß Du nachkommſt."

Damit verließ er mich und ich eilte in die Stube hinauf, wo ich mich in kurzer Zeit umkleidete. Es war mir wohl etwas froſtig zu Muth, ich hätte aber doch nicht ſchlafen können, wenn ich auch zu Bette gegangen wäre. Dann ſuchte ich den Unteroffizier Schmetterer auf, der im Stall war, und ſo froh mich endlich zu ſehen, daß er ſtatt aller Vorwürfe nur mit dem Kopfe ſchüttelte und ſagte: „Ich habe jetzt keine Zeit, viel zu fragen, warum der Herr Bombardier die Nacht nicht nach Haus gekommen, ſoviel ſteht aber feſt, wenn man ſich im Laufe des Tages über Müdigkeit beklagen wird, ſo muß ich dem Premierlieutenant melden, woher dieſe Müdigkeit kommt. Sehen Sie jetzt nach Ihrem Pferde und ſatteln ſorgfältig. Wir haben einen ſcharfen Ritt vor uns und ich möchte die Schande nicht erleben, daß ein Bombardier meines Geſchützes mit dem Sattel auf dem eigenen Rücken in's Quartier käme."

Es war gut, daß ich noch allerlei zu thun hatte, und ſo nicht im Stande war, meinen immer wiederkehrenden, traurigen Gedanken nachhängen zu können. Ich that Alles wie in halber Betäubung, ſattelte mein Pferd, trank meinen Kaffee, den Wetter freundlich für mich beſorgt, und gab ihm keine Antwort, als er mir wohlwollend ſagte: „Mein Junge, Dir iſt etwas Abſonderliches begegnet. Du biſt heute Morgen wie verhagelt, ich hoffe aber, daß Dich ein tüchtiger Ritt und die ſcharfe Morgenluft wieder zuſammenrappeln wird."

Bald nachher saßen wir im Kasernenhofe auf und ich konnte es nicht unterlassen, nach den gewissen Fenstern hinaufzuschauen. Da schimmerte noch ein schwacher Lichtstrahl und ich sah Alles wieder deutlich vor mir: das Bett mit der verhüllten Gestalt und Alice mit ihrem aufgelösten blonden Haar. — Ohne daß ich merkte, wir wären fortgeritten, passirten wir schon das Thor der Kaserne und die Hufe unserer Pferde klapperten auf dem Pflaster der menschenleeren Straßen. Alles rings umher schlief noch in tiefer Ruhe sanft und glücklich träumend — so dachte ich wenigstens.

Vor der Stadt zündete der Premierlieutenant eine Cigarre an und gestattete Jedem von uns, es ebenso zu machen, dann setzte es einen festen Trab und wir eilten rasch über die glatte Chaussee hin.

Die heftige Bewegung des scharfen Rittes that mir wohl und ich fühlte mich von Viertelstunde zu Viertelstunde leichter, ja wurde fast heiter gestimmt, als uns ein herrlicher Frühlingsmorgen in aller Pracht anbrach, als ein lichter Streifen im Osten das Kommen der Sonne verkündigte, und als diese nun unendlich glänzend und strahlend aufstieg unter jubelndem Finkenschlag und lustigen Lerchentrillern. Unser Premierlieutenant war einige Schritte voraus und man sah ihm ordentlich das Behagen an, mit dem er dahinritt. Zuweilen wickelte er seinen langen Bart um die Finger der rechten Hand und schaute nach rückwärts, wobei er fragte, wie sich unsere Pferde hielten! Als es ganz hell geworden war, verließen wir die Chaussee und bogen links in einen Feldweg ein, wo es ziemlich aufwärts ging, und auf dem wir nach einigen Stunden abwechselnd scharfen Reitens eine Hochebene erreichten, auf der es angenehm und ziemlich eben fortging. Nachdem wir später wohl eine Stunde im Schritt geritten waren,

um unſere Pferde wieder zu Athem kommen zu laſſen, erreichten wir ein paar einzeln ſtehende Häuſer, wo Premierlieutenant Bachmann ſein Pferd anhielt, abſtieg und uns eine Stunde Zeit zum Ausruhen gab.

Es war ein warmer, ſonniger Morgen, und während die zwei Kanoniere unſere Pferde auf- und abführten, lagerten wir auf einer Erhöhung der Straße. Wetter bot mir eine Feldflaſche an und befahl mir zu trinken. „So ein tüchtiger Schluck," ſagte er, „hält Leib und Seele zuſammen, und wie ich es auch heute Morgen bemerkte, ſcheinſt Du mir überhaupt ein Bindungsmittel zwiſchen dieſen beiden höchſt wichtigen Faktoren ſehr nothwendig zu gebrauchen. — Du haſt mich früher ſchon einmal — ungefragt — in die kleinen Geheimniſſe Deines Lebens eingeweiht, ich habe Dir in mancher Beziehung gute Lehren gegeben und möchte es auch, da ich ſehr gut gelaunt bin, jetzt wieder thun, um Dich vielleicht von einem falſchen Wege abzubringen."

Nun war es allerdings ſo, daß ich mit Wetter die Erlebniſſe unſerer Jugendzeit ausgetauſcht, und daß ich durch richtige und vernünftige Bemerkungen, die er mir machte, ſchon damals ein großes Vertrauen zu ihm gefaßt. Auch wird man es verzeihlich finden, daß es mich drängte, einem Freunde Mittheilungen zu machen, ſeinen Rath zu hören, wenigſtens ein freundliches Wort zu vernehmen. Alicens oder ſonſt eines Namens hatte ich allerdings nie gegen ihn erwähnt, und Wetter war auch zu diskret, um darnach zu fragen. Es konnte alſo Niemand ſchaden, wenn ich ihm offen und ehrlich die Erlebniſſe des geſtrigen Abends mittheilte, um zu erfahren, wie er mit ſeinem klaren, ruhigen Verſtand dieſe höchſt verwickelten Verhältniſſe anſah.

„Hier aber ſprich nicht darüber," ſagte er, „nachher reiten wir ein paar Stunden bergan, da wird der alte

Schmetterer ſchon Gelegenheit finden, ſich an den Lieutenant zu machen, und wir bleiben alsdann zurück und können zuſammen plaudern."

So kam es auch und ich, voll von den Begebenheiten des geſtrigen Tages, war in der Lage, dieſelben mit allen Einzelnheiten meinem Freunde mittheilen zu können.

„Das iſt ein förmlicher Roman," ſagte er, „mit einer prächtigen Verwicklung; denn wenn nun das junge Mädchen gefunden iſt, wenn auch ſelbſt ihr angeblicher Vater, der geſtern ſtarb, Beweiſe hinterlaſſen, daß ſie nicht ſeine Tochter iſt, wenn auch die Hebamme eidlich erklärt, das Kind mit dem beſchriebenen Maale auf ihren Armen gehabt zu haben, ſo bliebe immer noch ein rechtskräftiger Beweis zu führen, daß ein Tauſch in jener Nacht wirklich ſtattgefunden, — verſtehſt Du mich — ein rechtskräftiger Beweis; denn was wir als vernünftige Leute von einer Sache glauben, und wovon wir feſt überzeugt ſind, das iſt dem ſogenannten ‚Rechte' gegenüber häufig nichts als leerer Schall. Wenn ich Dir etwa dienen kann, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß Du über mich zu verfügen haſt. Weißt Du, was mich ungeheuer intereſſiren würde?"

„Und das wäre?" fragte ich.

„Das wäre nämlich, einen vollgültigen Beweis aufzufinden über die Wahrhaftigkeit der Erzählung jener Frau Merzer; nicht als ob ich Mißtrauen in ſie ſetzte, aber ſolche alte Weiber ſind geſchwätzig, ſie haben etwas an ſich Unbedeutendes erlebt, ſetzen aber nun aus ihrer Phantaſie, oder auch Etwas, was ſie ſonſt wohl gehört, hinzu, und dann wächst eine abenteuerliche Geſchichte zuſammen, wie ſich die ungeheure Lawine aus einem kleinen Schneeballen bildet."—

„Aber wie wäre ein ſolcher Beweis zu finden?"

„Ein Beweis eigentlich nicht für die Wahrheit der gan-

Pünktchen des Schnupftabaks sorgfältig von Weste und Halsbinde. Jetzt jagten die vier Braunen mit dem leichten Wagen in den Hof. Es saßen vier Herrn in demselben; unter ihnen ist der, welcher die Zügel führt, uns wohl bekannt — es ist Graf Alfons, freilich um zehn Jahre älter geworden, aber immer noch garçon, heiter, ja lustig, ein Lebemann und guter Kamerad. Ihm gehört Schloß und Jagdrevier: er hat die Freunde hier zu einem lustigen Herbstvergnügen versammelt.

Hätte ich es dem geneigten Leser auch nicht verrathen, daß wir uns auf dem Gute des Grafen Alfons befinden, so würde er es an der Ehrerbietung bemerkt haben, mit welcher der Stallmeister Peitsche und Zügel in Empfang nahm und an dem tiefen Bückling, den Meister Amadäus auf der untersten Treppenstufe zu machen sich verpflichtet hielt.

Dem Wagen nach jagten sechs Reiter in den Hof, das Doppelgewehr auf dem Rücken, den grünen Hut, wo bei manchem zwischen Gemsbart und Spielhahnfeder ein grüner Bruch steckte, keck auf dem rechten Ohre sitzend, in grauen Röcken, anliegenden Beinkleidern und darüber hohe Juchtenstiefel. Auf gleiche Art war auch der Graf und alle Uebrigen costumirt. Den Reitern nach drängten sich Förster und Jägerpurschen in den Hof, die auf kürzeren aber engen Waldwegen eben so schnell nach Hause gekommen, fast gezogen von den ungeduldigen Hunden, die für heute des Jagens genug hatten und heulend und schnuppernd ihrem Zwinger zueilten.

Der Hof sah in diesem Augenblicke malerisch genug aus: die Nacht war hereingebrochen und ein paar Pechpfannen zu beiden Seiten der Treppe warfen ihr rothes zitterndes Licht auf den lebendigen Knäul von Menschen, Pferden und Hunden. Ein stattlicher Hirsch, ein schon in den damaligen Tagen seltener Zwölfer, ward auf einem Pony hereingeführt und vor der Treppe

zen Geſchichte, ſondern nur im Allgemeinen für die Glaubwürdigkeit jener alten Frau."

„Und?"

„Wenn es nämlich möglich wäre, auf jenem Schloſſe das Zeichen wieder zu finden, welches ſie dort zurückgelaſſen."

„Ja gewiß, und es aufzufinden ſoll, ſobald es mir möglich iſt, meine dringende Sorge ſein."

„Natürlich weißt Du den Namen des Schloſſes?"

„Gewiß — und wüßte auch keinen Grund, der mich abhielt, ihn Dir, meinem Freunde, mitzutheilen," gab ich vertrauensvoll zur Antwort.

„Wenn Du es für gut findeſt, ſo brauche ich Dich nicht erſt zu verſichern, daß Dein Geheimniß bei mir gut aufgehoben iſt; wer weiß, ob ich nicht eher in jene Gegend komme als Du, mir wäre es außerordentlich intereſſant, den Pulswärmer jener alten Dame aufzufinden."

„Holla, meine Herren," rief der Premierlieutenant, der ſein Pferd in Galopp geſetzt hatte und vor uns eine Anhöhe hinaufgeſprengt war, „kommen Sie her!" Wir folgten ihm, ſo raſch wir konnten, und ſahen entzückt in ein weites, herrliches Thal.

„Sehen Sie dort in der Ferne zwiſchen den dichten Waldungen das mächtige Schloß hervorſchimmern, und etwas mehr rechts, da am Fluſſe, das Dorf mit dem glänzenden Kirchthurme? — Dort iſt unſer Quartier, wo wir einige Tage bleiben werden. Ein großer Theil der Remontepferde wird dorthin gebracht — eine ſchöne, angenehme Gegend, ich war früher ſchon einmal da — gaſtfreie Leute; auch die da oben auf der herrlichen Beſitzung — auf Schloß Iffling!"

Einen Augenblick ſtarrte ich in höchſter Ueberraſchung in die reizende Landſchaft hinaus, hatte ich mich doch

nicht um unſere Marſchroute bekümmert, auch war ſie im Befehl nicht ſchriftlich mitgetheilt worden — dann aber drückte ich meine Hand feſt auf den Arm meines Freundes und ſagte ihm: „Schloß Iffling, dort können wir ſuchen!“

Fünfzehntes Kapitel.

Aufklärungen.

Die Wohnung des Herrn von Schwaneſeld im Armenhauſe, unſere ehemalige Wohnung, war ſchon in den nächſten Tagen, nachdem ich mit der Remontekommiſſion abgeritten, nach den Aeußerungen des alten Herrn faſt wieder ſo angenehm und behaglich geworden, wie in jenen glücklichen Zeiten, als noch die gute Frau Iduna mit ihrem Strickſtrumpf am Fenſter ſaß. Alice hatte die Stelle der Hausfrau nämlich gleich nach dem Tode ihres Vaters angetreten, und füllte ſie zur vollkommenſten Zufriedenheit des bisher ſo einſamen Bewohners aus.

Da man bei der Verwaltung mit ſeinen guten Dienſten ſehr zufrieden war, ſo hatte man dem Herrn von Schwaneſeld noch ein kleines Nebengemach eingeräumt, welches nun das Schlafzimmer Alicens war, während der Herr dieſes jetzt weitläufigen Appartements in ſeiner Stube verblieb und dieſe auch ihren Rang als Wohnzimmer behielt. Faſt hätte er gleich am erſten Tage von Alicens Anweſenheit ſeine Schreibereigeſchäfte verſäumt, denn er konnte ſich nach dem ſo behaglichen Morgenkaffee nicht von den Zimmern trennen, in welchen das liebe Weſen ſo emſig und wohlthuend freundlich ſchaltete und waltete. Händereibend ging er auf und ab, und wenn er zuweilen ſo recht liebevoll lächelnd vor dem jungen Mädchen ſtehen

blieb, ſo konnte er denken: „Ja, Kind, Du biſt ein ganz eigenthümliches Weſen, ich glaube gewiß, Du biſt eine verwunſchene Prinzeſſin, oder noch etwas Beſſeres, das Kind irgend einer wohlthätigen Fee, in dieſe arme Welt geſetzt, um die Menſchen glücklich zu machen.“

Von den Geheimniſſen, welche Alice umgaben, und von einer vielleicht glänzenden Aenderung ihres Schickſals hatte ihr der vorſichtige alte Mann nichts geſagt. „Warum Hoffnungen erregen,“ ſprach er zu ſich ſelber, „die vielleicht doch nicht erfüllt werden. Ja,“ ſetzte er alsdann mit ſich ſelbſt redend hinzu, „wenn die Leute, welche Recht ſprechen ſollen, ſo von dieſen gerechten Anſprüchen überzeugt wären, wie ich, da könnte es gar nicht fehlen; wundern muß ich mich nur, wie ich bei meiner Weltkenntniß dem alten Schneider, Gott hab' ihn ſelig, eine ſolche Tochter zutrauen konnte.“

So dachte er und murmelte in ſich hinein, während er in ſeinem kleinen Zimmer auf- und abſchritt, zuweilen vor Alice ſtehen bleibend und ſie mit einem glücklichen und frohen Ausdruck anſchauend.

„Seh' Einer nur dieſes edle und ſchöne Profil, dieſe freie und offene Stirne, und dann ihre zierlichen Hände und Füßchen, kaum groß genug für ein zwölfjähriges Kind. Ich habe mich eigentlich gründlich blamirt mit meiner Weltkenntniß, ſonſt hätte ich lange eine Ahnung haben müſſen, daß in ihren Adern ein anderes und edles Blut fließt. — Mich dauert nur mein armer Junge, dem ich es wahrhaftig nicht übel nehmen kann, daß er wie ein Narr in das Mädchen verliebt iſt, aber ihm iſt nicht zu helfen, man muß ihm die Wohlthat erzeigen und ihm helfen, dieſe Grillen zu verjagen —

— „Wollteſt Du Etwas ſagen, mein Kind,“ ſagte er, ſeinen Gedankenlauf unterbrechend, zu dem jungen Mädchen, welches ihn fragend anſah?

„Ich nicht," lächelte ſie, „aber ich glaubte, Sie ſprächen mit mir."

„Habe ich am Ende laut gedacht?" fragte er beinahe erſchrocken; denn es wäre ihm unangenehm geweſen, wenn er vielleicht meinen Namen genannt hätte. „Hab' ich etwas Unangenehmes geſagt?"

„Nein, Sie bewegten nur die Lippen, als wollten Sie ſprechen, aber Unangenehmes war es auf keinen Fall, Sie ſehen mich ja ſo freundlich und lächelnd an."

„Weiß Gott, mein Kind, da haſt Du Recht; ich bin aber auch ſo freudig und angenehm geſtimmt, wie lange nicht, wenn ich Dich ſo daſitzen ſehe, nach jahrelanger Abweſenheit ſo hübſch herangewachſen, ſo groß und verſtändig geworden, da habe ich nur noch einen Wunſch, nämlich den, daß es lange ſo bleiben möge."

„Und warum ſollte es nicht?" fragte Alice in aufrichtigem und herzlichem Tone.

„Ah — a — a — a," entgegnete er mit einer faſt ehrfurchtsvollen Verbeugung, „das würde ſich auf keinen Fall machen laſſen. Was ſollteſt Du hier in dieſer Umgebung thun?"

„Und war ich nicht früher ebenfalls hier," erwiederte ſie, erſtaunt über ſeine Worte, „und war ich nicht glücklich und zufrieden?"

„Ja, damals," gab ihr Herr von Schwaneſeld kopfnickend zur Antwort. „O es war eine angenehme Zeit, als die gute Frau Iduna noch lebte und ihr hier aus und ein lieſet, Du und Eugen."

„Ja, das war's," ſagte Alice mit leiſer Stimme nach einer kleinen Pauſe, während welcher ſie ihre Hände mit der Arbeit, die ſie vor hatte, in den Schooß ſinken ließ. „Ja, eine ſehr glückliche Zeit," fuhr ſie fort, „daß ſich Alles ſo ändern mußte! — Aber warum ſoll ich nicht hier bei

Ihnen bleiben, — ich will Ihnen gewiß nicht zur Laſt fallen. Wenn die erſten Tage vorüber ſind, gehe ich wieder zu meiner Arbeit und bleibe Abends bei Ihnen. Es iſt hier ſo angenehm ſtill, wir plaudern zuſammen wie damals, Sie erzählen mir wie früher von Ihrem vergangenen Leben — warum ſchütteln Sie mit dem Kopfe, geht das nicht, wollen Sie mich nicht bei ſich behalten?"

„Ob ich das möchte?" erwiederte er herzlich, „wenn es möglich wäre, aber es iſt hier kein paſſender Ort mehr für Dich. Als kleines Kind konnteſt Du ungehindert und unbeachtet hier aus- und eingehen, ja froh und glücklich ſein, aber das erwachſene Mädchen würde ſich bald hier nicht mehr heimiſch fühlen, auch," ſetzte er zögernd hinzu, „muß ich an Eugen denken. Er ſieht ja auch immer noch dieſes Zimmer als ſeine Heimat an."

„Ja, das iſt wahr," ſagte ſie langſam und mit ſehr leiſem Tone. „Da iſt es denn beſſer und nothwendig, daß ich anderswo hingehe. — Aber Sie verlaſſen mich nicht?" fragte ſie raſch mit ſchmerzlicher Stimme, während ſich ihre Augen voll Thränen füllten.

„Ich Dich verlaſſen, welcher Gedanke, im Gegentheil, mein Kind, ich bin ja ſtolz darauf, für Dich zu thun, was meine ſchwachen Kräfte vermögen. O ich wäre glücklich, wenn es mir überlaſſen bliebe, für Deine Zukunft ſorgen zu können. Aber da ſind andere — ja ſo," unterbrach er ſich ſelber, indem er, ſtatt ſeinen Satz zu beendigen, laut huſtete.

Alice ſah ihn fragend an, dann ſagte ſie: „O, um mich bekümmert ſich Niemand."

„Doch, mein Kind, man bekümmert ſich um Dich — ſehr bekümmert man ſich um Dich. Erinnerſt Du Dich der Dame, die neulich hier war?"

„Der Frau Kommerzienräthin Schabegg?"

„Dieſelbe, eine ſehr angenehme und freundliche Dame. Sie hat Dich liebgewonnen, mein Kind, gleich als ſie Dich das erſte Mal hier ſah, wie das ja auch nicht anders möglich iſt, ſie will ſich mit Deiner Zukunft beſchäftigen und Dich, wie mir ſcheint, zu ſich nehmen."

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre haſtig und ſehr weit geöffnet und Frau Merzer, welche auf der Schwelle erſchien, ſchlug beim Anblick des jungen Mädchens die Hände auf ſo auffallende Art zuſammen, wie man es nur zu thun pflegt, wenn man eine große Freude oder ein außerordentliches Erſtaunen ausdrücken will. „Gott, Herr von Schwaneſeld," rief die Frau, nachdem ſie einige durch allzuſchnelles Laufen bedingte ſehr tiefe Athemzüge gethan, „weiß ſie es denn ſchon?"

„Was denn?" ſagte der alte Herr unmuthig, indem er ſich raſch herumwandte und raſch und von Alice ungeſehen ein verneinendes Zeichen machte.

„Nun, was Sie mir heute Morgen geſagt."

„Ah, das," entgegnete Herr von Schwaneſeld und zwinkerte heftig mit den Augen, „daß die Frau Kommerzienräthin Schabegg ſich unſerer lieben Alice annehmen will. — Ja," ſetzte er mit lautem Tone und ſehr beſtimmt hinzu, „darüber ſprachen wir ſo eben."

Einen Augenblick blickte ihn die Frau verwundert an, dann ſchien ſie in den Ideengang des alten Mannes einzugehen und rief: „ja freilich, ja freilich, das war es ja, worüber ich faſt närriſch vor Freude geworden bin." Sie trat nun raſch in's Zimmer und dicht vor Alice hin und ſagte, indem ſie ſich umſah, „ſeht mir in's Geſicht, Herr von Schwaneſeld, und wenn Ihr den Muth habt zu leugnen, daß ich immer geſagt, Alice iſt was Rechtes und wird noch was Großes werden, ſo thut es in Gottes Namen. — Du brauchſt nicht den Kopf zu ſchütteln und zu lächeln,"

wandte ſie ſich gegen das junge Mädchen, „das muß ich verſtehen, und habe Praxis genug, um Jemand an den Händen und Füßen abzuſehen, ob was Rechtes in ihm ſteckt.“

„Ja, was ſoll denn ſo Beſonderes in mir ſtecken?“ fragte Alice mit dem freundlichſten Geſichtsausdrucke.

Der alte Herr, welcher hinter ihr ſtand, ſchlug ſich, mit bedeutſamem Blick auf Frau Merzer, heftig auf den Mund, worauf dieſe ſagte: „Was in Dir ſtecken ſoll, mein Kind, nun, was wird in Dir ſtecken, etwas Rechtes, wie ich geſagt habe — eine vornehme Dame, und die mußt Du auch durchaus werden und wirſt es auch, wenn — natürlicher Weiſe wenn — Dich die Frau Kommerzienräthin als Kind zu ſich nimmt.“

„O, das ſind ſo Phantaſieen,“ gab Alice lächelnd zur Antwort.

„Nein, mein Kind, es ſind keine Phantaſieen, ſondern, wie ich Dir vorhin ſchon ſagte, die Frau Schabegg intereſſirt ſich für Dich und hat mir das auf's Beſtimmteſte verſichert.“

Während Frau Merzer bis zum Ueberlaufen voll von dem, was ſie gerne auf's Umſtändlichſte beſprochen hätte, haſtig im Zimmer hin- und herging und mit unverſtändlichen Ausrufen, welche ihre Ungeduld deutlich kennzeichneten, bald dieſen, bald jenen Stuhl anfaßte und hin- und herrückte, beugte ſich Herr von Schwaneſeld auf Alice herab und ſagte ihr leiſe: „Geh' einen Augenblick in's Nebenzimmer mein Kind, Thereſe iſt ſo eben mit einem Korbe gekommen, und zeige ihr, wohin ſie die Sachen legen ſoll.“

Das junge Mädchen nickte mit dem Kopfe, dann erhob ſie ſich bereitwillig und verließ das Zimmer.

Frau Merzer hatte ihre beiden Arme in die Seite geſtemmt und ſagte, nachdem ſie ihr lange nachgeſehen: „Iſt ſie doch gewachſen, wie eine Prinzeſſin es ſein ſollte.

Gott der Gerechte, wie freue ich mich, wenn die Sache wirklich so ist, und der arme Wurm, dem ich in's Leben geholfen, zu seinem Rechte kommt. — Ich könnte darüber weinen, wenn ich nicht so ungeheuer vergnügt wäre."

„Vor allen Dingen schreit nicht so, Frau Merzer," sagte Herr von Schwaneseld ernst, „ich glaube, Ihr habt mich verstanden, daß ich Euch vorhin andeuten wollte, Alice wisse noch nicht das Geringste von der ganzen Sache, und Ihr werdet mir glauben, daß ich meine guten Gründe hatte gegen sie darüber zu schweigen. — Ihr wollt da mit der Thüre in's Haus fallen und dem armen Mädchen vorschwätzen von ihrem hohen Stande, von was Rechtem, von Prinzessinnen und dergleichen dummem Zeuge mehr, verzeiht mir den Ausdruck — ja von dergleichen, was an und für sich keinen Grund hat, so lange wir nicht die gehörigen Beweismittel haben."

„Was, Beweismittel," rief die Frau fast entrüstet, „bin denn ich nicht da als ein lebendiges und sehr verständiges Beweismittel? Glaubt Ihr, jetzt werde ich mich noch im Geringsten um die Gestalt von damals kümmern, nicht um alle Gestalten der ganzen Welt? — Ich werde vor das Gericht hintreten und werde sagen, meine Herren, Sie kennen mich" —

Herr von Schwaneseld nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Ja, Sie kennen mich — ich bin die Frau, welche jenes Mädchen, das nun hier wieder so glücklich zu Tage kommt, zuerst auf meinen Armen hatte, als es in die Welt kam."

„Ganz recht," unterbrach sie Herr von Schwaneseld in sehr ruhigem Tone, „Ihr werdet sagen, ich bin jene Frau, welche damals schon Argwohn hatte, daß man ein armes Kind vertauschen wollte, die aber siebenzehn Jahre lang schwieg, statt, wie sie hätte thun sollen, gleich am andern Morgen ihre Anzeige zu machen. — Der Präsident des

Gerichts wird in ſeinem dicken Buche nachſchlagen, und dekretiren, „ſetzen wir dieſe Frau vorläufig in guten Gewahrſam, bis wir ermittelt haben, wie viel Jahre lang es unſere Schuldigkeit iſt, ſie unter Aufſicht und in geſchloſſener Geſellſchaft ſpinnen zu laſſen.“

„Das wäre möglich?“ fragte die Hebamme erſchreckt.

„Sehr möglich, leider wahrſcheinlich, und da dem ſo iſt, ſo werdet Ihr einſehen, daß Euer ſonſt ſo vortreffliches Zeugniß im vorliegenden Falle gar nicht benützt werden kann.“

„Ich ſoll gar nichts reden dürfen über dieſe Geſchichte?“

„Nicht eine Silbe, von wegen des Spinnens, oder nur im äußerſten Nothfall. Man hat das kluger Weiſe damals ſo eingerichtet, Eure Hülfe in Anſpruch zu nehmen für das arme Mädchen, welches man bei Seite ſchaffen wollte, als aber der Erbe etwas ſchnell und unerwartet kam, da holte man in aller Eile die Hebamme aus dem Dorfe, und als ſie erſchien, war ihr der Bube ſchon zuvorgekommen und ſie atteſtirte, es ſei in jener Nacht auf dem Schloſſe ſo und ſo von den Eltern ſo und ſo ein Knabe geboren worden. — Habt Ihr vielleicht das Gegentheil atteſtirt und Euer Atteſt bei der Behörde niedergelegt?“

„Sie haben kein Atteſt von mir verlangt und ich hätte ihnen auch wahrhaftig auf meine Ehre kein falſches gegeben.“

„Da haben wir's alſo,“ meinte lächelnd der alte Herr. „Ihr ſeid nirgendwo genannt, offiziell habt Ihr nicht fungirt; der Richter würde wahrſcheinlich ziemlich barſch fragen: was haben wir mit Frau Merzer zu thun, was geht uns dieſelbe an, wir kennen dieſe Frau nicht.“

„O, er würde mich kennen,“ rief die Hebamme mit gerechter Entrüſtung, „wer kennt mich nicht? man kennt mich

auf das Pflaster des Hofes gelegt, wo ihn die Hunde augenblicklich umstanden und die Schweißhunde fast ihre Leinen zerrissen, um mit ihren Nasen das aufgebrochene Wild berühren zu können.

Der Graf mit seiner Gesellschaft blieb noch einen Augenblick auf der Treppe stehen, theils um jenem malerischen Schauspiele zuzusehen, theils auch um — als Nachklang jener alten ritterlichen großartigen Jagden, wo am Schluße derselben der Herr seinen Hut abnahm, um sich bei seinem Oberjägermeister für das Jagdplaisir zu bedanken, — seinem ersten Jäger, der die Treppen hinaufstieg, um Befehle für den nächsten Tag zu holen, die Hand zu reichen und sich zu bedanken für die gute Aufstellung und für die gute Führung der Treiber. Dann wandte er sich um, und die Herren schritten ins Haus. Eine breite hohe Treppe, deren Stufen mit Teppichen belegt waren, die Wände aber mit stattlichen Hirschgeweihen verziert, giengen sie hinauf und kamen in einen langen Corridor, in welchem Kupferstich an Kupferstich hieng, die meisten mit Bezug auf das edle Waidwerk; dazwischen Rehgewichte von allen Größen und von den seltensten Abnormitäten. Zierliche Bronzelaternen mit rothem geschliffenem Glas verbreiteten ein warmes zweifelhaftes Licht in dem Corridor, der sich bis in die Unendlichkeit zu verlängern schien, da seine beiden Enden aus riesenhaften Spiegeln bestanden, die unten am Fuße mit Blumen bedeckt, oben im Widerschein eine Aussicht ließen auf Hunderte von dunkel glühenden Lampen und auf einige Meilen Corridors. Am Ende des wirklichen stieß er in einem rechten Winkel an einen andern fast eben so langen Gang, der zu den zahlreichen Gastzimmern führte.

Diese Gastzimmer, eines wie das andere meublirt, waren erfüllt mit allem möglichem erdenkbarem Comfort des Lebens. Teppiche bedeckten den Boden, vor den zierlichen Kaminen standen niedrige weiche Fauteuils, die man nur herumzudrehen brauchte,

von oben herab bis tief unten. Ich kann Euch versichern, aus den vornehmsten Kutschen werde ich am vertraulichsten gegrüßt."

„Ja, am vertraulichsten," erwiederte Herr von Schwanefeld, „da haben wir das richtige Wort, vertraulich: was habe ich Euch vorhin gesagt, Ihr hättet kein Recht mit großem Lärm vor das Gericht hinzutreten, aber dem Richter seiner Zeit eine vertrauliche Mittheilung zu machen, das wird sich thun lassen. — Denkt an das Wort: vertraulich, deßhalb kann man Euch aber auch nicht als Beweismittel gelten lassen, müssen darum andere suchen, und bis diese genügend gefunden sind, halte ich es für unrecht, dem jungen Mädchen Hoffnungen zu machen, welche doch vielleicht niemals in Erfüllung gehen. — Habt Ihr das nun begriffen?"

„Allerdings fange ich das an einzusehen — aber —"

„Was für ein Aber, Frau Merzer?"

„Aber das sage ich Euch," fuhr die Frau mit großer Entschiedenheit fort, „wenn man keine Beweismittel auffinden kann, so trete ich trotz des Spinnens als Beweismittel auf und will vor die Gestalt hintreten und will ihr den 16. November von dazumal in's Gedächtniß zurückrufen und will ihr sagen: ‚Versucht's doch und läugnet mir ab, daß es am 16. November dazumal kein Mädchen gewesen ist, welches die arme Frau mit dem schwarzen Schleier über dem Kopfe -- o, das war an sich schon eine Gräuelthat — ja, die arme Frau," fuhr sie nach einem tiefen Athemzuge fort, „die Ihr wahrscheinlich umgebracht, geboren hat.' Heiliger Petrus, so will ich sprechen."

„Das wäre nicht schlecht, aber auch in vertraulicher Weise, Frau Merzer."

„Na, hört, für eine Vertraulichkeit mit denen müßte ich danken."

„Jetzt aber beruhigt Euer Gemüth," fuhr der alte Herr lächelnd fort, „darin werdet Ihr mir vollkommen beipflichten, daß ich das junge Mädchen hier nicht bei mir behalten kann."

„Gewiß nicht — ein so vornehmes Fräulein."

„Frau Merzer, Frau Merzer," sagte Herr von Schwanefeld mit aufgehobenem Zeigefinger, „Ihr könnt Euch nun einmal nicht in die Lage finden, es darf vor der Hand nicht geahmet werden von einem vornehmen Fräulein, aber da Ihr sonst eine gescheidte Frau seid, und einen so großen Antheil nehmt an dem Schicksal des jungen Mädchens, so will ich Euch meine Gedanken in aller Kürze sagen."

„Laßt mich einen Augenblick niedersitzen," sagte die Hebamme mit einem Seufzer, „und wenn Ihr mir ein Tröpfchen hättet, Herr von Schwanefeld, so wäre ich Euch dafür sehr dankbar. Meine Zunge ist vor Aufregung so trocken wie ein Bimsstein."

„Ich werde Euch von dem bekannten Magenbitter einschenken," meinte der alte Herr, und damit holte er die betreffende Flasche aus dem Wandschranke und ein kleines Gläschen, setzte beides vor die Frau hin, welche einschenkte und trank.

„Daß Alice nicht hier bleiben kann," fing Herr von Schwanefeld nach einer Pause wieder an, „seht Ihr also ein."

„Gewiß, vollkommen."

„Auch daß sie nicht mehr zu ihrer Arbeit gehen kann?"

Frau Merzer machte ein Zeichen der Entrüstung.

„Konnte nun in dem Falle etwas Geschickteres für uns kommen, als das Anerbieten der Frau Schabegg, denket nur, da käme sie, so zu sagen, als Kind in ein reiches, vornehmes Haus und wäre wahrscheinlich für ihr Leben lang versorgt, wenn auch die andere Sache, was ja immer möglich ist, nicht zur Ausführung gebracht werden könnte."

„Erlaubt," antwortete Frau Merzer mit großer Energie, „was das anbelangt, so —"

„Ihr sollt mich ruhig anhören," unterbrach sie der alte Herr, „ich setze den Fall, der ja auch möglich ist, denn wir müssen nicht glauben, daß die sich ruhig ihrer fatalen Geschichte werden überführen lassen, in dem Falle nun wäre für Alice doch gesorgt. Freilich habe ich auch meine Bedenken dabei gehabt, denn unter uns, Frau Merzer, ich habe gehört, man spricht über die Kommerzienräthin Schabegg so mancherlei, und da Ihr viel in der Welt herumkommt und Vieles erfahrt, was einem Andern verschwiegen bleibt, so könnt Ihr mir Mittheilungen machen, was Ihr davon allenfalls gehört habt."

„Das kann freilich Niemand besser wie ich!" rief die Hebamme aus; dann hob sie ihre Hände in die Höhe und fuhr mit einem Blicke auf die Zimmerdecke fort: „o, die Verläumdung ist groß in dieser Stadt!"

„Wie überall, meine gute Frau!"

„Nein, hier ganz ausnahmsweise und besonders — ja, Ihr habt Recht, was hat man von dieser Frau Schabegg schon Alles erzählt — Schlechtes nämlich, und ich will einen heiligen Eid darauf ablegen, daß das lauter pure Lügen sind. Ich kenne sie besser."

„Das ist mir außerordentlich lieb zu hören, und ich gebe sehr viel auf Eure Aussage."

„Das könnt Ihr auch, denn ich bin nicht die Frau, die ein Mäntelchen umhängt, wo man es mit schlechten Leuten zu thun hat, aber bei dieser Frau, heiliger Pankratius, ich möchte behaupten, daß Alle, die ihr was Böses nachsagen, selbst nicht eine faule Bohne werth sind. Was hat die Frau Arges gethan? Sie ist schön, freundlich, liebenswürdig, das ist allerdings ein Fehler in den Augen der Klatschmäuler. Sie zieht sich vortrefflich an, es steht ihr

Alles ganz beſonders, ſie fährt in einem ſchönen Wagen — Grund genug, daß man über ſie die Achſel zuckt. — Der Neid, Herr von Schwaneſeld, der Neid iſt ein grimmiges Laſter. Aber weiter. Die Frau ſpricht mit Jedermann freundlich, mit Jung und Alt im Hauſe und öffentlich, ja, öffentlich vor aller Welt, und ſcheert ſich den Teufel um all' das Gerede, und das können ſie ihr gar nicht verzeihen. Ja, machte ſie es wie viele Andere, die auf der Straße mit geſenktem Blick herumlaufen, die den Gruß eines jungen Herrn kaum erwiedern, die mit dichtem Schleier und dem Geſangbuche in der Hand zu einem Rendezvous gehen; da hätte ſie den Schein bewahrt, und das iſt in hieſiger Stadt die Hauptſache. Nur heimlich, recht heimlich, wenn man wohin geht, wo man nicht geſehen ſein will. Aber die Frau fährt mit ihrem ſchönen Wagen hierhin und dorthin, o, ich weiß das ganz genau, dann ſteigt ſie aus, und geht mit ihrem auffallenden, hellſeidenen Kleide und ihrem prachtvollen Shawl in irgend eine ärmliche Gaſſe hinein, und wer von den Muckern das ſieht, der ſagt ſchadenfroh: ‚Aha! das war wieder einmal die Schabegg.‘“

„Ja, ja,“ meinte der alte Herr, „es iſt ſo, namentlich in der Richtung ſpricht man viel über ſie.“

„Ich aber weiß, wo ſie hingeht,“ fuhr Frau Merzer in ſehr lautem Tone fort, und dabei ſchlug ſie mit der Hand auf den Tiſch, „ich könnte es aller Welt ſagen und hab' es auch ſchon gethan.“

Herr von Schwaneſeld rieb ſich lächelnd die Hände.

„Was nun das Schlimmſte iſt,“ begann Frau Merzer wieder, nachdem ſie ihr Gläschen geleert, „ſo hat die Frau einen Mann, der zu den ſogenannten Frommen gehört, aber den kenne ich auch. Reden wir nicht darüber.“ Sie machte mit ihrer rechten Hand eine ſehr entſchiedene horizontale Bewegung. „Der gehört zu den ausgemachteſten

Muckern, verfolgt die arme Frau mit ſeinem finſteren Argwohn, denn er hat keine Idee davon, daß Jemand gute Werke verrichtet, ohne es an die große Glocke zu hängen, und gute Werke verrichtet Niemand ſo viel, als gerade dieſe verläumdete Frau Schabegg."

„So ſagte man mir auch, und es freut mich ſehr, das von Euch beſtätigen zu hören."

„Ich will's drucken laſſen, wenn man's verlangt," erwiederte trocken die Hebamme, „und wie oft habe ich es ſchon laut ausgeſprochen, neulich noch bei Bankier Nennbrand's: ſie iſt eine ordentliche Frau, aber hat zwei Schweſtern, die alte Jungfern geworden ſind. Da ſaß ich neulich im halbdunkeln Zimmer, als ich mit dem kleinen Kinde, das nun ſechs Wochen alt iſt, fertig war, und trank mein wohlverdientes Schlückchen Wein, da fingen ſie auch an über die Schabegg loszuziehen. Haſt Du nicht geſehen, was wußten ſie der armen Frau Alles nachzuſagen, ich verſichere Euch, es hätte kein Hund ein Stückchen Brod von ihr angenommen; eine Zeit lang ſchwieg ich ſtill, denn ſie ſprachen von Geſchichten, wo ich nicht mitreden konnte, auch mehr Bosheiten im Allgemeinen, endlich aber ſprachen ſie von einem Hauſe in der Ringelgaſſe, wo die Schabegg häufig hinginge, — jetzt kam ich in mein Fahrwaſſer, denn die Geſchichte wußte ich ganz genau, ja, ich miſchte mich in's Geſpräch — denn wißt Ihr, Herr von Schwaneſeld, in meiner Stellung kann ich mir das ſchon erlauben — und ſagte ihnen: es iſt nicht zu läugnen, dahin geht die Frau Kommerzienrath häufig, wiſſen Sie aber, was ſie da treibt?' — Die dummen alten Dinger ſchlugen ihre Augen nieder und wollten verſchämt thun. ‚O,' ſagte ich, ‚es hat ſich gar nichts dergleichen, und was ich hier erzähle, das kann man in der Kirche hören. Die Frau Kommerzienrath Schabegg geht allerdings häufig auch wohl Abends in das Haus der

Ringelgaſſe zu einer armen Frau, die Zwillinge hat, deren Mann im Steinbruch verunglückt iſt, ja, dahin geht ſie und ſieht nach, ob es den Leuten an nichts fehlt, denn ſie unterhält die ganze Familie und noch einen alten Vater dazu, der nichts mehr verdienen kann. — Das iſt aber nicht das einzige Haus,' fuhr ich mit recht lauter Stimme fort, ‚wohin ſie in gleicher Abſicht geht, o, da ſind noch recht viele in den Vierteln der Stadt, wo die armen Leute wohnen, und da iſt die Frau beſſer bekannt, als bei ihresgleichen. Wenn man da den Namen der Frau Schabegg nennt, da heben die Leute ihre Hände empor, blicken an den Himmel und ſagen: „Das iſt ein leibhaftiger Engel," und ſo meine ich auch und dafür will ich meine Hand in's Feuer legen.'"

„Wie mich das beruhigt," ſagte Herr von Schwaneſeld, „nicht als ob ich von der Frau Schlimmes geglaubt hätte, aber von Euch bin ich überzeugt, daß Ihr mir ſchon um Alicens willen die Wahrheit ſagen würdet."

„Ob ich die Wahrheit ſpreche," verſetzte die Hebamme, „o, wenn ich ſie nur dem alten Kommerzienrathe ſo einmal recht vor ſeinen Dickſchädel ſagen könnte, es iſt was Rechtes, Jedermann mit Verachtung zu betrachten, der nicht des Sonntags zweimal in die Kirche geht und alle Betſtunden beſucht, ſeiner Sünden willen. Der hat freilich viel abzubüßen, er ſollte unter Anderem jeden Tag vor ſeiner Frau eine Stunde auf Erbſen knieen, ſtatt ſie mit ſeinem dummen Mißtrauen zu plagen. — Nun, glücklicher Weiſe hat die Frau ein ſo heiteres, glückliches und feſtes Temperament, daß ſie ſich nicht unterdrücken läßt — aber da fällt mir eben ein — Apropos," unterbrach die Hebamme plötzlich ihren Redeſtrom, „der Kommerzienrath war ja kürzlich erſt bei Euch, ein Wunder, daß ein Schabegg in's Armenhaus geht."

„Allerdings wunderbar," erwiederte lächelnd der alte Herr, „aber was werdet Ihr denken, wenn ich Euch ſage, daß er nicht einmal, ſondern mehrere Male bei mir war."

„Hier in dieſer Stube?" fragte die Frau erſtaunt.

„Nein, droben auf dem Bureau des Hauſes, aber bei mir allein."

Frau Merzer ſchüttelte mit dem Kopfe. „Und was will er bei Euch, wenn man fragen darf?"

„Darüber bin ich noch nicht ganz im Klaren. Das erſte Mal, als er kam, und ich mich in Abweſenheit des Hausmeiſters als eine Art Beamten vorſtellte, ſchien er ſich bei Nennung meines Namens meiner nimmer zu erinnern, und ſagte dann: ‚Er habe es ſchon lange für eine Pflicht gehalten, das Armenhaus, welches doch eigentlich eine Schabegg'ſche Stiftung ſei, etwas näher kennen zu lernen.'"

„Der Mann iſt ſchwach im Kopfe geworden," meinte Frau Merzer, „wenn der bei ſeiner Portion Hochmuth, die er hat, anfängt, ſich an die Schabegg'ſche Armenhausſtiftung zu erinnern, ſo muß es wahrhaftig nicht ganz richtig mit ihm ſein."

„Etwas ſonderbar kam er mir allerdings auch vor. Zuweilen ſprach er haſtig, aufgeregt, vom Glücke der zufriedenen Armuth gegenüber einem Herzen, dem alle Schätze dieſer Welt zu Gebote ſtänden und das doch keine Zufriedenheit kenne. Dann ſaß er wieder eine Weile ſtumm vor mir, wie in ſich ſelbſt verſunken, tauchte ſein Kinn in die Halsbinde hinab und ſchloß ſeine Augen halb zu, während er ſeinen Mund ſpitzte wie ein Karpfen."

„Sollte der am Ende ſchon etwas von Alice wiſſen? Wie ich Euch ſchon damals ſagte, ſo kann ich mir nicht nehmen laſſen, daß er irgendwie mit dieſer Geſchichte zuſammenhängt. War nicht das kleine Ungeheuer, wie hieß

es doch? — der Steinlinger Iffling bei ihm — o, der alte Kommerzienrath weiß mehr als er ſagt."

Herr von Schwanefeld ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe, während er zur Antwort gab: „Da ſeid Ihr im Irrthum, Frau. Allerdings war der Letzte der Iffling-Steinfeld im Hauſe der Schabegg, wo aber keine Menſchenſeele eine Ahnung davon hatte oder hat, daß dieſer Bube nicht das ſei, wofür man ihn ausgab. Von Alice ſprach er allerdings, aber erſt bei ſeinem dritten Beſuche."

„Aha, er nahm ſich wohl in Acht, ſogleich mit der Thüre in's Haus zu fallen."

„Er ſprach nur von ihr, indem er das Vorhaben ſeiner Frau erwähnte, das junge Mädchen in's Haus zu nehmen."

„Und dagegen hat er wohl nichts einzuwenden, der alte Mucker? Nun, Frau Schabegg wird es verſtehen, Alice unter ihre Obhut zu nehmen, dafür iſt mir gar nicht bange."

„Ihr beurtheilt den Mann zu ſtrenge," verſetzte der alte Herr, „mir kam er vor wie Jemand, der nicht mehr an die Eitelkeiten dieſer Welt denkt, ſondern der Ruhe ſucht, um ein beſchauliches Leben zu führen."

„Seinen Worten nach allerdings, mit ſolchen Heucheleien iſt er immer freigebig geweſen."

„Ihr urtheilt zu hart, indem Ihr Partei für die Kommerzienräthin nehmt. Allerdings müſſen über dieſe Ehe tiefe Schatten hingeflogen ſein, ja, ich weiß ſogar einiges Poſitive, denn merkwürdiger Weiſe ſcheint der Kommerzienrath ein außerordentliches Zutrauen zu mir gefaßt zu haben, oder er ſprach auch wohl in tiefen Gedanken, wie zu ſich ſelber, und da ließ er mich in Verhältniſſe blicken, die allerdings viel Troſtloſes haben. — Obgleich er zuweilen faſt in Räthſeln ſprach, ſo verſtand ich ihn doch, Frau Merzer, denn wir haben in der Welt gelebt, und in unſerer

guten Zeit wohl mehr erfahren, als die Mauern dieſes Hauſes bergen. Was meine Perſon anbelangt, ſo kann ich ein ſolches Verhältniß allerdings nicht faſſen, Ihr wißt, wie ich mit Frau Iduna gelebt habe —"

„Na, allen Reſpekt vor Eurer Verträglichkeit, Herr von Schwaneſeld," unterbrach ihn die Hebamme, „das war aber auch eine Frau, mit der ſelbſt der Schlimmſte hätte auskommen müſſen."

„Darin habt Ihr Recht, Gott habe ſie ſelig, es war ein vortreffliches Weib, und doch gab es in unſerer an ſich ſo glücklichen Ehe zuweilen ebenfalls Differenzen; auch ſie konnte mir hie und da ein trübes Geſicht machen, aber dann brauchte ich ihr nur die Hand auf die Schulter zu legen und ihr zu ſagen: ‚Sprich, Alte, was drückt Dich,' ſo erfuhr ich ſogleich die ganze Beſcheerung. Wir ſprachen uns über alle Dinge offen gegen einander aus, ſelbſt als wir noch reiche und vornehme Leute waren," ſetzte er mit leiſerem Tone hinzu; „es wäre uns aber auch nie eingefallen, Mißtrauen gegen einander zu haben, ebenſo wenig wie es bei uns zu Betheuerungen kam. Ja, — ja, oder nein, — nein, ſo hielten wir es unter einander, und lebten deßhalb glücklich und zufrieden, bis es dem Himmel gefiel, Frau Iduna vor dem alten, armen Schwaneſeld heimzurufen. — Doch laſſen wir das," ſagte er, plötzlich weich geworden, mit barſcher Stimme. — „Was ſagt' ich doch vorhin?" fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, während welcher er ſtarr zum Fenſter hinausgeſehen. „Ich glaube, ich ſprach von dem tiefen Mißtrauen des Kommerzienraths gegen ſeine Frau, worüber er, in tiefe Gedanken verſunken, mir gegenüber ſitzend, Andeutungen fallen ließ, welche mir vollkommen verſtändlich waren. — Mich jammert der Mann, denn es iſt hart, unglücklich zu ſein, wenn man ſo über die Glücksgüter dieſer Erde gebieten kann. Wir waren

arm, aber sehr glücklich, er dagegen hat Reichthum und Unglück, und da ich nun einmal der gute Narr bin, den Menschen zu helfen, wo es mir möglich ist, so vermag ich Euch nicht auszudrücken, Frau Merzer, wie sehr mich die Mittheilungen gefreut, die Ihr mir über die Kommerzienräthin gemacht. Das soll er Alles erfahren, bekräftigt von den Worten eines alten Edelmannes, und dießmal," setzte er heiter hinzu, „handle ich nicht so, um ein gutes Werk zu thun, sondern aus größtem Egoismus, denn ich kann unsere gute Alice nun in einem Hause zufrieden wissen, wo die Menschen, welche sie beschützen, ebenfalls in Harmonie leben."

„So glaubt Ihr also in der That, daß Alice dort lange bleiben wird, und Ihr seid nicht überzeugt, daß Ihre Angelegenheit zu einem guten Ende geführt werden kann?"

„Geführt werden kann, das glaube ich wohl, aber eine Bürgschaft dafür möchte ich nicht übernehmen, und das könnt Ihr auch nicht, Frau Merzer."

Die Hebamme seufzte aus tiefster Brust und sagte nach einem kleinen Stillschweigen: „Was mich anbelangt, so bin ich zu Allem bereit, um dem armen Mädchen zu helfen. Ja, ich will sogar ein Opferlamm sein und für sie spinnen, wenn es unser Herrgott so beschlossen hat."

„Amen!" sagte der alte Herr, und so endigte ein Gespräch, dessen Inhalt mir mein Pflegevater später mittheilte und welches, wie der geneigte Leser später sehen wird, für die Betheiligten von so außerordentlichem Nutzen war, daß es wohl ein eigenes Kapitel verdient hat.

um vor dem Schreibtiſche zu ſitzen, oder ſich vis à vis dem Toilettenſpiegel zu befinden, aus dem zwei Bouquete Wachskerzen zu beiden Seiten eine fabelhafte Helle herausſtrahlten. Hier ſtanden die Diener bereit, und es war ein ſchöner Moment, ſich nach dem mühſamen Jagen und nach dem Durchwaten von Bächen und Moräſten, dem beſchwerlichen Erklimmen von Bergen und dem ſtundenlangen unbeweglichen Ausharren auf den verſchiedenen Ständen ſich nun behaglich des ſchweren Anzugs entledigen zu können.

In Schatten und Licht, in Contraſten beſteht die Annehmlichkeit des Lebens; deßhalb wurde hier auf dem Schloße, obgleich keine Dame zugegen war, im Gegenſatz zum Jägeranzuge jetzt eine feine Toilette gemacht, und es gewährte jedem der Betreffenden das größte Vergnügen, aus der ſchweren Fußbekleidung in feine lakirte Stiefel zu ſchlüpfen und den dicken Jagdrock mit dem weichen ſchmiegſamen Frack zu vertauſchen. Bart und Haar wurden ſorgfältig friſirt, einige Tropfen Eßbouquet auf das battiſtene Sacktuch gegeben, und ſo fertig und bereit harrten Alle der Hornfanfare, die zur Jagdzeit ſtatt der Glocke das Zeichen zum Diner gab.

Nun ertönte dieſelbe und die Jagdgeſellſchaft, aus den verſchiedenen Zimmern tretend, fand ſich im langen Corridor und ſchritt denſelben munter plaudernd hinab bis ans Ende, wo entfernt von allem Geräuſche ſtill und heimlich das Speiſezimmer lag. Die Fenſter deſſelben giengen auf eben dieſen Corridor und waren bei Abend dicht verhängt. Das Speiſezimmer glich in ſeiner Einrichtung dem des Baron Carl, in welchem wir einſtens einem Diner beigewohnt, ſeine Tapeten waren wie in demſelben lederfarben, Stühle und Büffet ſchwer in Eichenholz geſchnitzt, ebenſo der Kronleuchter und zwei Girandolen, welche in den Ecken ſtanden.

Meiſter Amadäus unterließ es bei ſolchen Veranlaſſungen

Sechzehntes Kapitel.

Eine unangenehme Begegnung.

Das bewegte, lebendigfrische Treiben des Remontekommandos, besonders als Einleitung zu einem Feldzuge, hätte mich zu jeder anderen Zeit auf's Höchste angesprochen und meine Gedanken ausschließlich beschäftigt. Leider aber waren dieselben durch das, was ich zuletzt erlebt, so in Anspruch genommen, und so ausschließlich von dem Gegenstande meiner verschiedenen Forschungen erfüllt, daß alles Andere wie ein Traum an mir vorüberglitt.

Wir hatten unser Quartier im Dorfe Issling, und Wetter, wie er unzählige Male versicherte, ein ganz vortreffliches Quartier. Mir war Alles das gleichgültig, unser freundlicher Wirth und die behäbige Wirthin, die so gern auch ohne besondere Veranlassung aus vollem Herzen lachte, ja, selbst die Töchter des Hauses, zwei freundliche, frische Mädchen, die, als wir einzogen, gerade Wäsche in dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause aufhingen, zweistimmig dazu ein Volkslied sangen, und wie Wetter mir sagte, der am Fenster auf der Lauer lag, über die Waschleine hinüber häufig in die blaue Luft hinaufschielten.

Ich sah nicht den goldenen Sonnenschein, der auf Berg und Thal lag, nicht die frischen, grünen Blättchen an Strauch und Baum, nicht den blühenden Flieder und all' die buntfarbigen verschieden gestalteten bunten Blumen, die

zwiſchen den ſpitzen, ſaftigen Blättern vom Kuß des Frühlings gelockt, von Sehnſucht getrieben, raſch dem warmen, duftenden Boden entſproßten.

Meine Wünſche, meine Blicke hatten nur Ein Ziel, das alte Schloß Iffling nämlich, welches eine halbe Stunde von dem Dorfe gelegen, und auch durch den Fluß von demſelben getrennt, hoch vom Berge herabblickte. Mächtige Eichen umgaben es auf drei Seiten, und nur auf der Seite, die gegen uns gekehrt war, ſah man vollſtändig die weitläufigen Gebäude mit ihren vielen Fenſtern. Davor bemerkte man zwei niedrige Thürme, zwiſchen denen ſich am Ende des Schloßhofes das Haupteingangsthor befand. Unterhalb deſſelben waren Parkanlagen, welche noch tiefer gegen den Fuß des Berges zu von einer hohen Mauer umſchloſſen waren, deren ſchweres, eiſernes Gitterthor den Weg nach dem Dorfe zu abſperrte. Auf dem höchſten der Thürme, oben auf dem Schloſſe, ragte dunkelgrau, aus dem grünen Eichenkranze umher, eine Flaggenſtange mit einer großflatternden Fahne in weiß und blau, den Farben der Herrſchaft und das Zeichen, daß ſich dieſelbe im gegenwärtigen Augenblicke auf ihrem Schloſſe befand. Auch mußten Gäſte droben ſein, wahrſcheinlich Offiziere von den andern Remontekommandos, die ſich hier zuſammenfanden, denn gleich an dem Abende, wo wir ankamen, und ich mit Wetter einen Gang vor das Dorf machte, ſahen wir ein paar Huſaren- und Dragoneroffiziere den Berg hinanſprengen und in dem Parke verſchwinden.

Obgleich es für heute ſchon zu ſpät war, um nach Etwas zu unternehmen, wozu mich mein Herz mächtig antrieb, einem Drange, dem ich lieber heute als morgen gefolgt wäre, ſo ſpazierten wir doch langſam gegen den Fluß hin, welcher ſich hier in einem weiten Bogen um den Fuß des Berges herumwand, auf dem Schloß Iffling ſtand.

Als wir an das Waſſer kamen, war die Fähre gerade im Begriffe an das jenſeitige Ufer zu fahren, und da uns der Schiffer freundlich einlud, ſo ließen wir uns mit dem ſchwerfälligen Boote hinübertreiben. Als ich am Rande deſſelben ſtand und in das ſtrömende Waſſer hinabſah, fielen mir deutlich die Worte der Frau Merzer wieder ein, als ſie damals erzählte: „Plötzlich klapperten die Hufe der Pferde wie auf Holzwerk.“ Ich hatte das mit meiner lebhaften Phantaſie deutlich zu hören geglaubt und dazwiſchen das unheimliche Rauſchen des Waſſers. Jetzt im Abendſonnenſtrahle kam mir das Alles nicht ſo düſter vor; begann doch, ſo hoffte ich wenigſtens, über dieſe finſtere Angelegenheit ein Licht zu dämmern, und was dem Kinde damals, gepackt von den Schauern der Erzählung, wie eine lange Nacht voll Geſtalten und Geſpenſter zu ſein ſchien, das war mir jetzt wie der Anbruch eines heiteren Frühlingstages. Ich hoffte wenigſtens für Alice, für mich nicht. O, ſie hatte einen ſo ſtarren Sinn.

Der Stoß des Fahrzeuges am Ufer weckte mich aus meinen Träumereien, um mich gleich darauf in andere ähnliche zu verſenken. Es war immer wieder die Erzählung jener Frau, die mich hier auf Schritt und Tritt begleitete.

„Als wir am anderen Ufer angekommen waren,“ ſo hatte ſie geſagt, „wurden noch zwei andere Pferde vor den Wagen gelegt, dann klatſchten die Peitſchen und es ging ganz entſetzlich ſteil aufwärts. Ich konnte das deutlich fühlen, da ich ganz rückwärts [illegible] und meine Taſche feſt an mich hinfiel.“ Dieſe Einzelnheiten hatte ich nicht vergeſſen, und es war mir damals auf meinem Schemel zu Muthe geweſen, als führe auch ich einen ſteilen Weg hinan, und vernehme das Klatſchen der Peitſche.

Da lag dieſer Weg vor uns, der allerdings, wenngleich in einem Zickzack, doch außerordentlich ſteil hinauf

ging. Wie hätte ich mir früher gedacht, ihn je zu wandeln und dabei zu wissen, daß er zu jenem Schlosse führe, dessen düstere Geschichte mich schon als Kind so sehr beschäftigt, eine Geschichte, deren Hauptperson bestimmt war, eine so große und wichtige Rolle in meinem Leben zu spielen — wohl nur eine traurige — gleichviel, wenn nur Alice glücklich wurde.

Wetter war vorhin zurückgeblieben und hatte sich an der kurzen Pfeife des Fährmannes seine Cigarre angezündet; bald hatte er mich aber wieder eingeholt und sagte nun, als er eine Zeit lang neben mir hergegangen war: „Jetzt wäre es endlich Zeit, so däucht mich, daß Du mit Deinen Träumereien aufhörtest, oder dieselben durch Mittheilung auch für mich verständlich machtest. Ich kann mir am Ende wohl denken, daß dieser Weg Dich beschäftigen mag, aber da Du mir einmal die Ehre angethan hast, mich in einen Theil Deiner Geheimnisse einzuweihen, so könntest Du mich auch Etwas von Deinen angenehmen Phantasieen mitgenießen lassen, wenn dieselben nämlich genießbar sind."

„Verzeihe mir mein Stillschweigen," gab ich zur Antwort, „mich erfaßte die Erinnerung gar zu gewaltig. Ich dachte sogar lebhaft an jene Nacht, an die Vergangenheit."

„Und an die Zukunft," unterbrach er mich lachend. „Nun, ich muß schon gestehen, Du hast Dir einen guten Faden eingefädelt. Deine Liebe zum Soldatenstande ist wahrscheinlich im Begriffe, in einer anderen Liebe unterzugehen, und ich kann Dir das wahrhaftig nicht übel nehmen. So ein ordentlicher und diensteifriger Kerl, wie Du auch bist, so habe ich doch schon bemerkt, daß Dir das rechte Zeug fehlt, um geduldig Schritt vor Schritt vorwärts zu kriechen, in Erwartung einzelner kleiner Ruhepunkte, als da ist der Lieutenantsgrad und der Premierlieutenant und der Hauptmann u. s. w., wenn's Gottes Wille ist. Du

haſt Dich als Bombardier ſchon verliebt, das iſt ein großes Unglück, mein Junge, es kann Keiner ein rechter Soldat ſein, der 'was Anderes im Kopfe hat als ſeine Pferde und ſein Geſchütz. Meine Haubitze iſt mein Liebchen und ich kann Dich verſichern, wenn ſie mich ſo recht blank geputzt anſchaut, ſo geht mir das Herz im Leibe auf."

Ich durfte ihm nicht erzählen, welcher Zufall meine junge Liebe ſo gewaltſam zerriſſen.

„Ich habe auch keine andere Wahl," fuhr er heiter fort, „und bin eigentlich froh, daß mich die gebieteriſche Nothwendigkeit mit eiſernem Finger in dieſer einen Richtung forttreibt. Ich will nicht rechts und nicht links ſchauen, und ſo denke ich es mit einem braven Herzen und offenen Augen ſchon zu Etwas zu bringen."

„Du biſt glücklich," ſagte ich mit innerer Ueberzeugung, „was habe ich denn zu hoffen, wenn es iſt, wie Du geſagt, daß ich nur mit halbem Sinn bei meinen Dienſtgeſchäften verweile?"

„Der Teufel auch," verſetzte er, „Du haſt ganz andere Ausſichten, ſoviel habe ich mir ſchon zuſammengeſetzt aus den Mittheilungen, die Du mir gemacht. Ich will Dir einmal in kurzen Zügen ein Bild entwerfen von dem, was Du zu hoffen haſt."

„Laß das lieber bleiben," erwiederte ich ernſt geſtimmt, „ich ſehe vor mir Hinderniſſe, die wahrſcheinlich unüberſteiglich ſind."

„Pah! — Ideen," gab er zur Antwort. „Dich hält eine ſtarke Hand, welche ſchon im Stande iſt, Dich über Hinderniſſe wegzuleiten, wenn Du Deine eigenen Beine nur gebrauchen willſt. Herr von Steinfeld hat einen hübſchen Narren an Dir gefreſſen und wird ſchon für Deine Zukunft ſorgen. — Apropos," fuhr er fort, indem er einen Augenblick ſtehen blieb, „Du weißt wahrſcheinlich beſſer als

ich, daß er nicht krank auf seinem Zimmer ist? Na, brauchst nicht darüber zu reden, hast vielleicht Deine Gründe nicht darüber zu sprechen, ich aber sehe keine Veranlassung Dir zu verschweigen, daß heute Morgen, ehe wir abritten, Hauptmann von Manderfeld mit dem Premierlieutenant über Herrn von Steinfeld sprach. Ich stand allerdings hinter den Pferden, habe aber ein vortreffliches Gehör. Der Hauptmann sagte, ‚er,' nämlich der Lieutenant von Steinfeld, ‚hat mir angezeigt, er müsse in dringenden Angelegenheiten auf einige Tage fort, mich auch gebeten, nicht in der Stadt darüber zu reden. Ich gab ihm einen unbestimmten Urlaub, da ich überzeugt bin, daß er so bald zurückkommt, als es ihm möglich ist. — Lange wird er überhaupt nicht mehr bei uns aushalten, das werden Sie sehen, und ich finde das begreiflich, wenn man über ein Vermögen disponiren kann wie er. Haben wir einen Feldzug,' so fuhr der Hauptmann fort, nachdem der Premierlieutenant seinen Worten beigepflichtet, ‚so wird er allerdings bleiben, kommt es aber nicht zur Mobilmachung, so verlieren wir ihn und das thäte mir leid, denn er ist ein vortrefflicher Kamerad.'"

„Das Letztere wird Jeder von uns sagen," setzte Wetter nach einer Pause hinzu, „aber ich für meinen Theil glaube auch so, wie der Hauptmann gesagt, und dann, mein Junge, wird er Dich ebenfalls veranlassen, den Dienst zu quittiren, wird Dich mit auf seine Güter nehmen und einen tüchtigen Landwirth aus Dir machen, und dazu könnte ich Dir nur gratuliren."

Ich hörte seine Worte, und was er als so bestimmt voraussetzte, daran hatte ich wahrhaftig noch nicht gedacht, doch fühlte ich eine eigenthümliche Aufregung bei seinen Worten. Ich ließ meiner Phantasie den Zügel schießen und blickte ein paar Minuten lang in eine rosige Zukunft,

doch mit dem erſten Blicke aufwärts auf das alte Schloß, deſſen düſteres Mauerwerk ſo ernſt herniederblickte, dachte ich wieder an Alice und fühlte, daß dieß wunderbare Mädchen, ſo geſchmückt mit allen Vorzügen des Körpers und des Geiſtes, auch wenn ſie nicht ihre Hand abwehrend gegen mich ausgeſtreckt hätte, doch für immer und ewig zwiſchen mir und meinem Glücke ſtehen müſſe.

„Dieſes eiſerne Gitter ruft uns ‚Halt' zu und ſcheidet uns ſtreng von unſerem Ziele," rief Wetter aus, und es war mir zu Muthe, als ſei er in meine Gedanken eingegangen.

Wir hatten den Eingang zum Park erreicht und konnten allerdings nicht weiter, denn das Gitter war verſchloſſen.

„Mir ſcheint," meinte Wetter, „es wird einem Neugierigen nicht ſo leicht gemacht, Schloß Iſſling zu inſpiziren. Freilich ſehe ich da den Griff einer Glocke, doch wäre es jedenfalls für heute zu ſpät, ſich bei einer ſo vornehmen Herrſchaft jetzt noch zum Beſuche anzukündigen. Wir müſſen das auf morgen verſchieben, d. h. wenn auch morgen ſo gemeinen Leuten, wie wir ſind, der Eintritt geſtattet wird, woran ich faſt zweifeln möchte."

Und Wetter hatte mit dieſer Bemerkung, wie wir bei unſerer Zurückkunft in die Quartiere erfuhren, nicht ſo ganz Unrecht; denn der Eintritt zu Park und Schloß Iſſling wurde einzig auf ſpeziellen Befehl des Vormundes des jungen Barons von Iſſling, des Freiherrn von Germersbach, und zwar nur an Sonn- und Feſttagen geſtattet.

„Das hat nichts zu bedeuten," ſagte Wetter lachend, „am nächſten Sonntag werde ich meine Erlaubniß haben, und da müßte es ſonderbar gehen, wenn wir nicht erführen, was die hölzerne Vaſe an der kleinen Treppe droben enthielte."

Wenn es mir alſo auch nicht erlaubt war, gleich in

den ersten Tagen das Ziel meiner Sehnsucht, das alte Schloß droben, zu besuchen, so konnte doch Niemand meinen Blicken und Gedanken verbieten dort hinaufzuschweifen. Die Ersteren konnten freilich nur um die Thürme schweifen, welche zwischen den Eichenkronen emporschauten, die Letzteren hatten es dagegen schon besser, sie drangen in das Innerste des Hauses ein und stellten mir namentlich jenen kleinen Winkel so lebhaft vor mein inneres Auge, wo die gute Alice mit ihren glänzenden Kinderaugen um sich geblickt, wo sie einen so kurzen Traum von Glück und Herrlichkeit erlebt. Vielleicht auf derselben Wendeltreppe, auf welcher auch Frau Merzer herabgestiegen, hatte man alsdann das unglückliche Kind hinausgetragen aus dem Erbe seiner Väter, in rauher kalter Nacht einem rauhern elenden Leben entgegen. Wenn ich mich an meinem Fenster stehend in diese Gedanken versenkte, so war es mir, als sehe ich die Gestalt eines Weibes durch den Park dort drüben hineilen, schüchtern mit einer Hand das Gitterthor öffnen, während die andere ein armes weinendes Kind hielt. Es waren das nur leblose Schatten, aber mein Auge sah sie deutlich. Unten auf der Ebene am Flusse flatterte dieses Gebild auseinander, und dann fühlte ich mich in meine Jugendzeit zurückversetzt und sah Alice neben mir auf dem kleinen Schemel, ihr Köpfchen auf meine Schulter gelehnt, und mich mit ihren guten Augen so freundlich und dankerfüllt anblicken.

Wetter, der drunten vor dem Hause im Garten saß und sich mit unseren Wirthsleuten unterhielt, ihnen allerlei lustige Dinge erzählte, so daß ich das helle fröhliche Lachen unserer Wirthin häufig hörte, rief mir zu herabzukommen, und als ich keine Lust dazu bezeugte, schalt er mich in lustigem Tone einen unverbesserlichen Träumer.

Das war ich denn auch im vollen Sinne des Wortes,

und nicht nur am ersten Abend unseres Hierseins, noch erfüllt von den Erlebnissen des gestrigen Abends, sondern ich blieb es auch in den nächsten Tagen trotz des geräuschvollen Treibens, welches das Dorf belebte und mich umgab. Die Hauptstraße des Orts glich förmlich einem Kavallerielager, und im Hofe unseres Hauses, wo ein Theil der Offiziere zusammenkam, wurde untersucht, gewählt oder verworfen. Wir junge Leute mußten Pferde vorreiten, wobei es auf einen kleinen Exzeß nicht ankam. Wir wurden von den Bauern umlagert und befragt, die frischwangigen Mädchen des Dorfes staunten unsere Reiterkünste an, auf den Tischen, umgeben von frischem Grün des Laubes, blinkten Gläser und Flaschen, letztere waren statt des Pfropfens häufig mit einer Blume verschlossen, Pfeifen und Cigarren brauchten nicht entfernt zu werden, wenn auch die Offiziere zu uns traten, während wir die Nationale der verschiedenen Pferde aufschrieben, kurz es war ein vergnügtes Leben, voller Lust und Freiheit, das mich zu jeder anderen Zeit entzückt haben würde, und das ich unter anderen Verhältnissen jedenfalls mitgenossen hätte in vollen Zügen.

Ich dachte nur an den Sonntag und erwartete Briefe von meinem Pflegevater, welchen ich dringend gebeten hatte, mir Nachrichten zu geben über Alice, und mir zu schreiben, wann Herr von Steinfeld zurückgekehrt sein würde. Diese Briefe blieben aus, der Sonntag kam.

Wetter hatte sich die Erlaubniß verschafft, das Schloß sehen zu dürfen; ich, der beständig davon geträumt es zu sehen, hätte das vergessen. Wir stiegen den Berg hinauf, sobald es eben nicht mehr zu früh war, um das mit Anstand thun zu können. Dießmal fanden wir das Gitterthor geöffnet, traten in den Park und sahen links am Wege die Fontäne ihren Wasserstrahl emporwerfen mit gleichmäßigem Gemurmel, heute wie gestern, und gestern wie vorgestern,

und wie vor Monaten und Jahren, und wie auch in jener Nacht, als Frau Merzer vorbeigefahren. Dann ging es auf weichen Sandwegen aufwärts, und in kurzer Zeit hatten wir die Umfassungsmauer des Schlosses erreicht, wo eine Zugbrücke über einen tiefen Graben führte und durch einen hohen gewölbten Thorbogen in den Schloßhof. Auf der Brücke blieb Wetter stehen und forderte mich auf, in die weite vom Sonnenschein beglänzte Ebene hinabzublicken. „Ich weiß wohl," meinte er, „daß Du dafür jetzt freilich keinen Sinn hast, und lieber da hineinstürzen möchtest, so auffallend wie nur möglich jene kleine Wendeltreppe aufsuchen, um Deine allerdings verzeihliche Wißbegierde zu befriedigen, bemerke aber gütigst jenen Diener dort im Schloßhofe, der wahrscheinlich den Befehl hat, denen, welche die Burg sehen wollen, einen bestimmten Weg anzuzeigen; bezwinge Dich also, wenn Dir das auch lästig vorkommt, vielleicht werden wir gerade über diese Wendeltreppe in die oberen Gemächer geführt, das heißt wenn man überhaupt für gut findet uns diese zu zeigen, dann bleibst Du etwas zurück und nimmst den richtigen Augenblick wahr. Werden wir aber nicht hinaufgeführt, so werde ich mich bemühen, den Aufpasser durch ein geistreiches Gespräch im Schloßhof zu fesseln, und Du als junger, sehr neugieriger Mensch nimmst die Gelegenheit wahr und verlierst Dich langsam in's Haus hinein. Aber nur keine Hast, keine Uebereilung."

Ich mußte ihm Recht geben, und zwang mich die Gegend zu betrachten.

Während wir darauf langsam durch den Thorbogen schritten, sagte mein Freund: „Der Eingang zur Wendeltreppe ist gar nicht zu verkennen; er ist dort links an jenem vorspringenden Thürmchen — siehst Du?"

Ich nickte mit dem Kopfe und meine Blicke hingen begierig an dem bezeichneten Ort.

nicht, das reiche Silberzeug des gräflichen Hauſes wenn auch ohne Prätenſion zur Schau zu ſtellen, nichts Ueberflüſſiges, aber Alles, was nur einen Schein von Nothwendigkeit hatte. Und ſo war der Tiſch bedeckt mit mattem und glänzendem Silber, mit hellem funkelndem Kryſtall und dem feinſten weißeſten Damaſtzeug. Im Kamin loderte eine leichte Flamme, mehr zum Staat als zur Nothwendigkeit.

Mit dem Schlag ſechs hob der Kammerdiener am Büffet den Deckel von der Suppenterrine und das Diner nahm ſeinen Gang, mit einer Ruhe und Präciſion, die außerordentlich wohlthuend war. Jäger und Lakaien giengen beim Serviren mit unhörbaren Schritten durch das Gemach. Teller und Platten wurden gewechſelt, ohne die Idee eines Geräuſches, und Alles das dirigirte der alte Kammerdiener mit raſtloſem Auge, hier durch einen Blick das Tempo beſchleunigend, dort durch eine zurückhaltende Handbewegung den zu eiligen Lauf eines noch jugendlichen eifrigen Lakaien mäßigend. Er pflegte zu ſagen: in einem guten Hauſe ſind die Bedienungen auf den Zimmern, das Kaffeefrühſtück, das Dejeuner die Proben, wo ſchon ein kleines Unglück vorfallen kann, (unter Unglück aber verſtand er das Räuſpern eines Lakaien, das harte hörbare Niederſetzen eines Glaſes), das Diner aber iſt die Ausführung, und ob ein Haus gut geführt iſt, ob Hausmeiſter und Lakaien verdienen, daß ſie überhaupt in der Welt ſind, zeigt ſich bei der Ausführung eines Diners, bei dem richtigen Takt, der hier herrſcht, bei dem ununterbrochenen Fortgang, bei dem richtigen Zuſammenſpiel. — Amadäus war aber auch nach einem gut gelungenen Diner, obgleich glücklich, immer ein wenig erſchöpft und pflegte alsdann in ſeinem Zimmer eine Stunde auszuruhen.

Endlich wurden Stühle gerückt, die Geſellſchaft ſtand auf und gieng durch den langen Corridor zurück in das Wohnzimmer des Hausherrn, das unſtreitig eines der wohnlichſten und comfor-

„Es führen ein paar Stufen hinauf, und wenn mich nicht Alles trügt, iſt die Thüre nur angelehnt.“

Der Diener, welcher ſich im Hofe befand, trat auf uns zu mit ziemlich mürriſchem Geſichte und ließ ſich unſere Karten zeigen, dann zeigte er auf eine Thüre, welche ſich entgegengeſetzt von dem Eingange befand, und ſagte: „Sie können dort hinaus in den Garten des Schloſſes gehen und von außen die Gebäude betrachten, ſpäter werde ich Ihnen alsdann die Haupttreppe und den großen Saal zeigen.“

„Es ſcheint,“ flüſterte mir Wetter zu, „die Fremden werden hier ſehr karg abgeſpeist, vielleicht aber auch ſtellt dieſer Herr Betrachtungen an über unſere Unteroffiziers-uniform im Verhältniß zu dem zu erwartenden Trinkgeld,“ — dann ſetzte er laut zu dem Bedienten gewandt hinzu: „Zuerſt werden Sie uns wohl erlauben den Schloßhof zu betrachten, er intereſſirt mich ganz beſonders.“

Der Lakai zuckte die Achſeln und ging ein paar Schritte von uns weg.

„Siehſt Du, mein Freund,“ ſprach Wetter mit lachender Miene zu mir, „das hier nennt man alſo einen Schloßhof. Du haſt Phantaſie genug, um Dich in jene alte romantiſche Zeit zurückzudenken, wo die biderben Ritter auf ihren plumpen Streitroſſen, ſchwer gepanzert, durch jenen Thorbogen hereinſprengten, die Harniſche, reſpektive die Kettenhemden, raſſelten, die Schwerter mögen vielleicht geklirrt haben, gewiß aber iſt es, daß die bunten Federn auf den Helmzierden entweder im Morgen- oder im Abendwinde flatterten. — Das galoppirte dann bis dort vor jene Haupttreppe, wo die Diener harrten, wo ſich die Biderben von ihren Gäulen ſchwangen und zum Imbiß in denſelben großen Saal hinaufſchritten, den wir nachher zu ſehen bekommen. Kam aber vielleicht der Herr des Schloſſes Abends ermüdet von der Jagd, ſo möchte ich Zehn gegen

Eins wetten, er ritt nicht an die große Treppe, ſondern er lenkte ſein müdes Roß dort an jenes kleine Thürmchen" — Wetter machte bei dieſen Worten ein paar Schritte dorthin — „wo," fuhr er alsdann fort, „gewiß eine Wendeltreppe hinauf in's Schloß und in die Gemächer führte. — Iſt es nicht ſo?" wandte er ſich fragend an den Lakaien, der verdrießlich umherſchlendernd uns leider gefolgt war.

„Was ſoll das ſein?" fragte dieſer.

„Eine kleine Treppe," ſprach Wetter mit dem gleichgültigſten Tone von der Welt, „auf welcher die Herrſchaft ebenfalls in's Schloß kann, wenn ſie die große Treppe vermeiden will. Das iſt bei allen alten Schlöſſern ſo."

Ehe der Bediente ihn hindern konnte, wenn er das wirklich gewollt hätte, erſtieg Wetter raſch die paar Stufen, die zu jener Thüre führten, drückte ſie auf, da ſie unverſchloſſen war, und ließ mich hineinſchauen. Siehſt Du, daß ich recht habe?"

Ich blickte hinein, und wie fühlte ich mein Herz ſchlagen, als ich die Wendeltreppe bemerkte, welche auf der inneren Seite ein Geländer hatte, das unten in einen großen Pfoſten auslief, auf welchem eine hohe von Holz geſchnitzte Vaſe ſtand.

Nur ein flüchtiger Blick war mir erlaubt, denn Wetter faßte mich am Arm und führte mich die Stufen hinab, augenſcheinlich in der Abſicht, um kein Intereſſe zu zeigen, und als ſei uns nur darum zu thun geweſen, mir zu beweiſen, daß derartige Schlöſſer neben der Haupttreppe noch Nebentreppen hätten, welche man — ſo ſagte er mir jetzt mit lauter Stimme, in der ich einen bezeichnenden Ausdruck nicht verkannte — zuweilen des Abends bei gewiſſen Veranlaſſungen zu benützen pflegt.

Der Lakai ſchritt an uns vorüber, und als er weit genug entfernt war, um meine Worte nicht mehr verſtehen

zu können, ſagte ich in großer Aufregung zu meinem Freunde: „Ich habe ſie geſehen.“

„Die Vaſe?“

„Genau wie ſie mir beſchrieben wurde.“

„Das iſt ſchon etwas, aber in dieſem Augenblicke dürfen wir uns hier nicht aufhalten; jener Spürhund mit ſeiner mißmuthigen Phyſiognomie würde uns doch nicht allein eintreten laſſen. Bezähme alſo Deine Neugierde und gib Dir Mühe, mit großem Intereſſe den Schloßgarten und den hintern Theil der Gebäulichkeiten zu betrachten.“

Er ſchritt auf die uns bezeichnete Thüre zu und ich folgte ihm nicht ohne einen leichten Seufzer, doch fühlte ich, daß Wetter Recht hatte.

Obgleich ich die kleine Wendeltreppe, die für mich von ſo außerordentlicher Wichtigkeit war, im Rücken laſſen und, wie mein Freund ſagte, meine Neugierde bezähmen mußte, ſo gab es hier im Schloßhofe und neben demſelben doch noch ſonſt Intereſſantes für mich. Wie deutlich erinnerte ich mich hier der Einzelnheiten aus der Erzählung des Herrn von Steinfeld, beſonders als wir nun durch die uns bezeichnete Thüre getreten waren und auf einer kleinen Terraſſe ſtanden, an welche ſich linker Hand Stallungen und Remiſen ſchloſſen. Hier hinaus hatte Herr von Steinfeld gewohnt, dort oben waren ſeine kleinen Appartements, dort zur rechten Hand neben uns bemerkte ich die Treppe, von der er mir geſprochen, daß ſie unmittelbar von ſeiner Wohnung in's Freie geführt.

Vor uns lag der kleine Schloßgarten mit zierlich angelegten Blumenbeeten, und neben demſelben, aus der Tiefe emporwachſend, erhoben die uralten, gewaltigen Eichen ihre majeſtätiſchen Blätterkronen. Hier ſah man durch eine Lichtung in den Bäumen auf das von der Sonne beglänzte wunderherrliche Donauthal, tief unten wand ſich der ſil-

berne Faden des Stromes zwiſchen grünbewachſenen Höhen, die ſich immer mehr abflachten bis zu einem weiten Thale, an deſſen äußerſter Grenze die gewaltigen Maſſen tief blau gefärbter Berge ſich erhoben, welche von andern noch höhern mit ſchneebedeckten Gipfeln gekrönten überragt wurden.

Ich erkannte dieſelbe Ausſicht aus der Erzählung des Herrn von Steinfeld. War es doch gewiß ganz dieſelbe, die man von jenem Plätzchen dort unten auf dem Hügel hatte, jener Stelle am Fuße des kleinen ſteilen Hügels, wo eine klare Quelle zwiſchen moosbedeckten Steinen hervorbrach, ſich von da einige Fuß herabſtürzte und unten im Geſtein eine ganze Schale ausgewaſchen hatte, wo die klare Flut, beſtändig erregt von dem nachſtürzenden Waſſer, luſtige Schaumwellen aufwarf, — immerfort, immerfort mit geheimnißvollem Rauſchen und Murmeln zu ſtillen Träumen einladend.

Das Alles ſtand jetzt ſo lebendig vor meiner Seele, als wenn ich ſelbſt an jenem klaren Waſſer geſeſſen wäre. Dort hinaus mußte das liegen, denn zwiſchen den grauen Stämmen und dem nicht allzu dichten Unterholze hindurch zeigte ein Streifen friſcheren Grünes und ſaftigerer Gräſer die Stelle an, wo der kleine Bach in Schlangenwindungen hinfloß.

Wie war mir Alles hier ſo wichtig, ſo intereſſant; hier die Freitreppe, wo er an jenem Tage Abſchied von ihr nahm, dort jene andere Treppe, das Ziel meiner heutigen Wünſche, wo vielleicht das arme Kind nächtlicher Weile aus dem Schloſſe der Väter getragen wurde, um ſein Erbtheil betrogen, um es nicht wieder zu ſehen.

„Unſer mißvergnügter Freund, der Lakai,“ ſagte Wetter, indem er meinen Arm ergriff, „ſcheint ſich verzogen zu haben, wenigſtens ſehe ich keine Spur mehr von ſeiner geſpreizten Figur und ſeinem angenehmen Geſicht.“

„So laß uns hin," erwiederte ich raſch. „Wer weiß, was ſpäter unſerem Vorhaben wieder in den Weg treten könnte."

„Ja, ja, aber laß uns langſam vorrücken, nur keine Uebereilung, nichts Auffallendes. Wenn wir ſo behaglich durch den Hof ſchlendern, bald dieſen intereſſanten Stein betrachten, bald jenen, ſo können wir uns bis zur Treppe hinſchlängeln, ohne daß Jemand etwas Beſonderes darin findet. Werden wir gefragt, ſo haben wir unſern Lakaien geſucht, von dem wir glaubten, er ſei dort die Treppe hinaufgeſtiegen."

So thaten wir alſo, gingen in den Schloßhof zurück und ſchauten mit großer Aufmerkſamkeit, ſehr viel Intereſſe verrathend, an den alten Steinkonſtruktionen hin, unter denen allerdings manches Merkwürdige zu ſehen war, und kamen ſo, ohne von dem Lakaien beläſtigt zu werden, der wahrſcheinlich glaubte, wir ſeien noch eifrig mit der Betrachtung des Gartens beſchäftigt, an die Treppenſtufe.

Ich ſtieg hinauf, während Wetter unten ſtehen blieb, die Thüre öffnete ſich, ſobald ich auf die Klinke des Schloſſes drückte, und ließ mich in den kleinen Raum eintreten, wo ich ſchon vorhin den Pfoſten und die aus Holz geſchnitzte Vaſe geſehen hatte. Daß ich mich ruhig gefühlt hätte, kann ich gerade nicht ſagen, wenn ich mir auch, auf eine mögliche Ueberraſchung gefaßt, alle mögliche Mühe gab es zu ſcheinen. Ich glaube, ich ſummte ſogar ein Liedchen vor mich hin, doch war das Klopfen meines Herzens ſo heftig, daß ich mich mit meinem Takte darnach richten mußte. Es war nicht hell in dem kleinen Raum, weßhalb es mir, als ich nun neben der hölzernen Vaſe ſtand, unmöglich war hineinzublicken. Ich würde aber auch mit den Augen das Geſuchte doch kaum entdeckt haben, denn es lag wahrſcheinlich tief unten, bedeckt von dem Staube langer, langer Jahre.

Ja tief drunten mußte es liegen; denn wenn ich auch meinen Arm, so tief es mir möglich war, hineinſteckte, ſo konnte ich doch Nichts erfühlen und erfaſſen. Sollte ich denn unverrichteter Sache wieder hier abziehen, mit der Ungewißheit im Herzen; denn wenn ich das nicht fand, was jene Frau hier zurückgelaſſen, ſo war kein Beweis vorhanden, dieſes ſei das Schloß geweſen, auf welches man ſie in jener Nacht ſo geheimnißvoll geführt — dieſes die Wendeltreppe, über welche ſie jene Geſtalt hinabgeleitet — dieß die Vaſe, die ich in der letzten Zeit ſo vielmal wachend und träumend vor mir geſehen. — — —

Mir kam ein glücklicher Gedanke, ich zog raſch meinen Säbel und brachte die Spitze der Klinge in die Oeffnung der Vaſe und drückte ſie langſam durch die Oeffnung hinab.

Ah, ich ſtieß auf etwas Weiches, ja wahrhaftig, das war nicht nur aufgehäufter Staub, es war ein anderer weicher Gegenſtand. Kaum konnte ich vor Erregung meinen Säbel feſt genug halten, um die Spitze der Klinge mit dem daran hängenden Gegenſtande feſt an die Wandung zu drücken und denſelben ſo herauszubringen; endlich konnte ich ihn mit der linken Hand erreichen, und ich glaube, ich wäre über das koſtbarſte Geſchenk nicht glückſeliger geweſen als jetzt, da ich wirklich den alten von den Motten zerfreſſenen, beſtaubten Pulswärmer feſthielt. Es hatte mich Mühe gekoſtet, ihn an das Tageslicht emporzuziehen, und als ich ihn beinahe oben hatte, hätte ich ihn nicht wieder fallen laſſen, ſelbſt wenn mir ſämmtliche Schloßbewohner zugeſehen hätten; deßhalb wollte ich es auch nicht beachten, daß Wetter draußen ſehr vernehmlich und auffallend huſtete, und daß ich vernahm, wie Pferdehufe auf dem Pflaſter des Schloßplatzes klapperten.

Ja, ich hielt es in meiner Hand, wonach ich ſo eifrig

geſtrebt, dieſes armſelige, zerfreſſene Wollengewebe, dieſes koſtbare, unumſtößliche Beweismittel. Den Staub klopfte ich, ſo gut es möglich war, herunter, und wollte es gerade in die Taſche meines Kollets ſchieben, als mich eine laute Stimme in ziemlich barſchem Tone fragte: „Was treiben Sie denn da unten?“ Ich blickte erſchrocken empor, — die Frage ſchallte von der Treppe herab, und ſah vor mir eine Geſtalt — ja wahrhaftig, es war nicht nur eine Geſtalt, ſondern gerade die Geſtalt, deren Aeußeres ich nicht vergeſſen. Sie trug einen grauen Jagdrock, einen grünen Hut, und hatte an den Füßen hohe Stiefel von weichem Leder. Hinter ihr ſtand der mürriſche Lakai, der mich mit unverkennbarem Erſtaunen betrachtete.

„Nun?“ wiederholte die Geſtalt in noch ſchärferer Betonung, „darf man fragen, was man da unten treibt, und iſt man geneigt, bald hierauf Antwort zu geben.“

Die richtige Antwort zu geben war nun allerdings für mich nicht ſehr leicht, doch als ich mich von meinem Erſtaunen, welches der Anblick dieſer Geſtalt in mir hervorgebracht, erholt, ſteckte ich zuerſt meinen Säbel in die Scheide und ſagte alsdann mit ruhigem Tone: „Ich habe mir die Treppe und vor allem dieſe kunſtreich geſchnitzte Vaſe betrachtet.“

„Und dazu zieht man ſeinen Säbel und ſtößt in die Vaſe, um es zu betrachten? Hm — hm — wir wollen das draußen im Hofe unterſuchen. Suchen Sie Ihren Weg dorthin!“

„Er hält Etwas in ſeiner Hand,“ flüſterte der Lakai, „was er aus der Vaſe herausgeholt.“

Ich fand es nicht für nöthig noch etwas zu ſagen, ſondern trat in's Freie, wo mich Wetter erwartete, dem ich raſch und leiſe mittheilte, was ich gefunden, und daß man mich geſehen.

„So laß' uns in der langſamſten Gangart abmarſchiren," gab dieſer zur Antwort, wobei er ſeinen Säbel unter den Arm nahm, und ſich dem Thorbogen zuwandte. Doch ſchoß der Lakai in dieſem Augenblicke hinter mir die Stufen herab, legte die Hand auf Wetter's Arm, der ihm zunächſt ſtand, und ſagte zu ihm in unverſchämtem Tone: „Der gnädige Herr befiehlt, daß Sie dableiben."

„Was ſein gnädiger Herr befiehlt, geht mich nichts an," entgegnete Wetter, „ihm aber rathe ich, ſeine Hand von meiner Uniform zu entfernen, damit ich nicht unangenehm werde."

Da wir bei dieſem kurzen Wortwechſel ſtehen geblieben waren, ſo hatte uns im nächſten Augenblicke die Geſtalt erreicht, ſtellte ſich mit auseinander geſpreizten Beinen, die Arme in die Seite geſtemmt, vor uns hin, und herrſchte mir zu: „Und nun frage ich noch einmal, ich, der Freiherr von Germersbach, Beſitzer des Schloſſes, was trieben Sie dort an der Treppe mit gezogenem Säbel, was holten Sie aus der hölzernen Vaſe empor, die dort ſteht?"

Wetter lächelte ganz gemüthlich, als er ſtatt meiner zur Antwort gab: „Vielleicht iſt ihm beim Betrachten jener kunſtvollen Vaſe ein Handſchuh hineingefallen, oder ſonſt Etwas," verbeſſerte er ſich, als er bemerkte, daß ich meine beiden Handſchuhe anhatte. — „Iſt's nicht ſo?" wandte er ſich an mich.

„Ja," verſetzte ich, „ich zog Etwas hervor, was hineingefallen iſt."

„Ich will es ſehen," ſagte die Geſtalt.

Wetter zuckte mit den Achſeln und faßte meinen Arm, um mich mit fortzuziehen.

Doch trat uns der Andere abermals in den Weg, indem er mit lauter Stimme rief oder vielmehr ſchrie: „Der Teufel, ich will, daß man mir auf meinem eigenen Grund und Boden eine genügende Antwort gibt!"

Der Lakai war vor ein paar Augenblicken durch den Hof geeilt, und als ich jetzt Schritte hinter mir hörte und mich umwandte, sah ich drei Offiziere, zwei von den Husaren und einen von den Dragonern, die sich uns rasch näherten und sich neben dem Freiherrn von Germersbach aufstellten.

„Sollten Sie's wohl glauben, meine Herren," sagte dieser mit großer Heftigkeit, „daß diese beiden gemeinen Soldaten —"

„Erlauben Sie," fiel ihm Wetter mit eben so hartem Tone in's Wort, „von gemeinen Soldaten kann durchaus nicht die Rede sein, es gibt überhaupt keine gemeinen Soldaten, sondern nur Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine."

„Herr Bombardier von der Artillerie," mischte sich der Dragoneroffizier in sehr süffisantem Tone in's Gespräch, „bedenken Sie, wo Sie sind, und mäßigen Sie Ihre Ausdrücke."

„Das werde ich ganz nach dem Beispiele Anderer thun."

„— Dringen in mein Haus mit gezogenem Säbel, stöbern da in den Winkeln umher und sind grob, wenn ich darüber Auskunft verlange."

„Ja, diese Artillerie," meinte einer der Husarenoffiziere, „nimmt sich beständig erstaunliche Rechte heraus."

„Und," setzte der Dragoneroffizier hinzu, „wenn Sie dem Herrn Baron von Germersbach die billige Auskunft verweigerten, so gewiß doch nicht mir, Ihrem Vorgesetzten?"

„Wir werden uns bemühen, alle Fragen des Herrn Lieutenants geziemend zu beantworten," versetzte Wetter mit einem boshaften Lächeln.

„Was hatten Sie in dem Hause zu schaffen?" fragte mich darauf der Dragoneroffizier.

„Wir hatten Erlaubniß das Schloß zu beſehen," entgegnete ich, „hier iſt unſere Karte. Ich ſah nichts Unziemliches darin, auch das Treppenhaus zu beſichtigen."

„Warum hatten Sie Ihren Säbel gezogen?" fragte die Geſtalt.

Wetter ſtieß mich an, und ich verſtand ſeinen Blick, weßhalb ich ſchwieg.

„Warum?" fragte barſch der Offizier.

„Er wollte wahrſcheinlich mit dem Säbel die Höhe des Treppenpfoſtens meſſen," antwortete mein Freund anſtatt meiner.

„Soll ich Sie daran erinnern, daß das gehaltloſe Ausflüchte ſind, Winkelzüge, und daß ich, ein Offizier, eine gerade Antwort verlange?"

„Weiß der Teufel, was dieſe beiden Menſchen dort zu ſchaffen hatten. Wir ſahen deutlich, Jean und ich, daß der Eine Etwas aus der Vaſe herauszog, er hält es noch in ſeiner Hand, ich will, daß er es zeige!"

„Zeigen Sie es," herrſchte mich der Dragoneroffizier an, „ich befehle es!"

„Da mußt Du allerdings gehorchen," ſagte Wetter lächelnd, „halte es dem Herrn unter die Naſe!"

„Wem?" rief der junge Offizier.

„Nun, dem Herrn dieſes Schloſſes," ſagte mein Freund, „er verlangt ja es zu ſehen."

Ich hob meine Hand, doch als die Geſtalt dem Lakaien winkte, das Corpus delicti von mir zu nehmen, ließ ich es auf den Boden fallen.

„Ah — ah — ah — ah," machten die beiden Lieutenants von den Huſaren, und der Dragoneroffizier rief im Tone der höchſten Entrüſtung: „Das muß ich geſtehen, Herr—r—r—r, dieß Benehmen werde ich nicht ermangeln Ihrem Offizier zu melden, und es möchte mit dem Henker

tabelſten war, die wir je geſehen. Es war ein Eckzimmer mit hohen Fenſtern, ſehr geräumig und reich beſetzt mit einer ganzen Muſterkarte von Seſſeln, Fauteuils und Ruheplätzen aller Art. In zwei Ecken befanden ſich Rauchtiſche mit kurzen und langen gewöhnlichen Pfeifen, ſchweren Meerſchaumköpfen mit dem feinſten Lettinger angefüllt, und mit ſtarken und ſchwachen Cigarren für das Bedürfniß jedes Rauchers.

Neben dieſen Tiſchen in den Fenſternischen befanden ſich Jagdpyramiden, mit den koſtbarſten Zwillingen garnirt, mit Piſtolen, Kavalleriesäbeln, Dolchen, Jagdhörnern und vielerlei anderen Gegenſtänden. In der Mitte des Zimmers war ein großer runder Ruhebank mit einer gepolſterten Säule zum Anlehnen, auf welcher eine koſtbare Vaſe ſtand, die vom Gärtner jeden Tag mit einer neu aufgeblühten, ſeltenen Blume verziert wurde. An den Wänden ſah man in Rahmen von dunklem Holze eine Auswahl alter koſtbarer Kupferſtiche, eine der ſchönſten Sammlungen dieſer Art, die es gab, das Auge eines Kenners konnte ſich hier ſtundenlang beluſtigen.

Nachdem unter Vortritt des Tafeldeckers der Kaffee ſervirt worden war, — bei dieſem unbedeutenderen Geſchäfte pflegte Amadäus nicht zu erſcheinen — ſuchte jeder der anweſenden Herrn einen bequemen Platz zum behaglichen Ausruhen; die Cigarren wurden angezündet und nach wenigen Augenblicken war eine ziemliche Converſation im Gange.

„Was werden wir heute geſchoſſen haben?“ fragte Herr von C., ein junger Reiteroffizier. „Es hat bei jedem Trieb auf der ganzen Linie bedeutend geknallt.“

„Ich ſchätze,“ ſagte Graf Alfons, „an die zweihundertſechszig Haſen, vierzehn Stück Rehe und dann einen capitalen Hirſch.“

„Du haſt immer ein unerhörtes Glück!“ ſagte ein Herr

zugehen, wenn man Sie dafür nicht bei Waſſer und Brod einſperrt."

„Es iſt Schade," bemerkte einer der Huſarenoffiziere, „daß das Krummſchließen abgeſchafft iſt, es war das eine ſehr heilſame Maßregel."

„Für Huſaren vielleicht," warf Wetter kurz hin.

„Herr — r — r — r!" Der Lakai hatte unterdeſſen den Pulswärmer aufgehoben und ihn dem Freiherrn von Germersbach gezeigt, der das Ding kopfſchüttelnd betrachtete und alsdann die Frage that: „Was iſt es eigentlich?"

„Es iſt ein ſogenannter Pulswärmer," erwiederte der Lakai, „wie ihn alte Frauen zur Winterzeit zu tragen pflegen, wie er aber in die Vaſe der Treppe kommt, das begreife ich nicht, er muß ſchon lange, lange Jahre da gelegen haben."

Der Freiherr von Germersbach ſtarrte auf das kleine wollene Gewebe hin; doch ſchien es mir, der ich ihn am aufmerkſamſten betrachtete, als ſei er mit ſeinen Gedanken ganz wo anders beſchäftigt. Während ſich der Blick ſeiner Augen faſt unheimlich verſchärfte, erſchlafften ſeine übrigen Züge, namentlich ſeine Unterlippe, die ſich auffallend herabſenkte — — — — „Lange, — ja lange, meinſt Du, habe das dort gelegen und alte Weiber tragen es zur Winterzeit? — — — — Verflucht!" rief er nun plötzlich in ſo heftigem Tone, daß ihn ſelbſt die Offiziere verwundert betrachteten — „verflucht und verdammt ſollt Ihr ſein — wer gibt Euch das Recht, die Winkel meines Hauſes zu durchſuchen — Sachen hervorzuziehen — und mitzunehmen?" Er hatte dieſe Worte kurz hervorgeſtoßen mit zuckenden Lippen, während er zwiſchen jedem Satze tief Athem ſchöpfte — — — — „Sagen Sie, meine Herren," wandte er ſich raſch an die Offiziere, „iſt das nicht Diebſtahl zu nennen?"

Wetter trat raſch einen Schritt zurück und ließ ſeinen

Säbel, den er bisher gemüthlich unter dem Arme getragen, aus der Hand fallen, ſo daß die Spitze der Scheide klirrend das Pflaſter des Hofes berührte. „Herr," rief er aus, „mäßigen Sie Ihre Worte."

„Ich ſage Ihnen, meine Herren," fuhr der Freiherr in wilder Bewegung fort, ohne die Worte meines Freundes zu beachten, „Sie haben keine Idee davon, wie ich von zudringlichem Geſindel geplagt werde — von rachſüchtigen, verrückten Menſchen — erſt vor einigen Tagen — ja von Geſindel — von diebiſchem Geſindel, deſſen man ſich wahrhaftig nicht anders erwehren kann, als wenn man ihm eins auf den Pelz brennt — und daraus machen wir uns auch gar kein Gewiſſen."

Wetter hatte ſich wieder gefaßt, nahm ſeinen Säbel vorſchriftsmäßig auf die Seite und ſagte dem Dragoneroffizier in ſehr bezeichnendem Tone: „Wenn der Herr Lieutenant jetzt nichts weiter zu befehlen haben, ſo werden wir uns mit Ihrer Erlaubniß in unſer Quartier begeben. Wir gehören zur zweiten reitenden Batterie, Bombardier Ramming und Wetter, unten im Dorf Iffling zur Remontekommiſſion kommandirt."

„Halt," rief der Freiherr von Germersbach, deſſen Zorn ſich eher zu ſteigern ſchien, als daß er ſich legte, indem er ſich zwiſchen den Offizier und Wetter drängte, „hier läuft man nicht ſo davon, ehe man ſich erklärt: Meine Herren," wandte er ſich an die Offiziere, „ich verlange von Ihrer Freundlichkeit, daß Sie mich unterſtützen, um zu erfahren, was dieſe beiden Menſchen hier auf meinem Schloſſe geſucht, warum ſie etwas entwendet haben, das mir gehört?"

„S'iſt eigentlich Schade, daß Du ihm das nicht ſagen kannſt," verſetzte mein Freund mit höhniſchem Lächeln — „aber Herr Baron," wandte er ſich achſelzuckend an dieſen, „es wird wohl Ihr Ernſt nicht ſein, dieſe faſt lächerliche

Szene noch weiter treiben zu wollen. Behalten Sie Ihre Kostbarkeit, auf die wir wahrhaftig keinen Werth legen, und wenn die Herren Offiziere an unserem Betragen etwas Tadelnswerthes finden sollten, so wird ihnen unser Vorgesetzter drunten im Dorfe, Herr Premierlieutenant Bachmann, jedenfalls gerecht werden. — „Sie sind ja wieder im Besitze Ihres Eigenthums," setzte er mit einer leichten Neigung des Kopfes hinzu.

„Eines Eigenthums," setzte ich unvorsichtig hinzu, „das vielleicht nicht einmal Ihr Eigenthum ist, denn es könnte es ja vor langen Jahren Jemand verloren und wir es jetzt wieder gefunden haben. Ueberhaupt," fuhr ich entschieden vortretend fort, „hat mein Freund dort schon zu lange von einer Sache gesprochen, die mich ja ganz allein angeht, es wird Niemand abläugnen können, daß er ruhig hier im Hofe stand, während ich allein jene hölzerne Vase untersuchte."

Der Freiherr von Germersbach war bei meinen Worten wie erstarrt dagestanden und murmelte in sich hinein: „Es könnte das Jemand vor langen Jahren dort verloren haben — — — — ah, es ist so," rief er dann mit einem Male wüthend ausbrechend, „das hängt Alles zusammen. — Alles — Alles — dieser Diebstahl geschah mit Absicht."

„Sie sollten sich schämen, Herr," rief Wetter empört, „ein solches Wort nur zu gebrauchen, mögen die Herren dort," er wies auf die Offiziere, „unserem Vorgesetzten Meldung machen, welche sie wollen, wir werden sie dagegen als Zeugen aufrufen über diese unwürdige Behandlung — wenn Sie es nicht vielleicht vorziehen, mir eine andere Satisfaktion zu geben."

„Nun, was sich dieser Bursche herausnimmt, ist doch auf Ehre zu stark," hörte ich jetzt plötzlich eine andere Stimme hinter mir sagen, und ehe ich mich umwenden

konnte, wurde ich von einem Reiter, der zwiſchen mich und Wetter hineinritt, unſanft auf die Seite geſtoßen, indem mich die Schulter ſeines Pferdes berührte. „Der Teufel auch, warum macht man denn hier ſo viele Umſtände? Warum ruft man nicht die Huſaren und Dragoner aus den Ställen und läßt dieſe beiden Kerle arretiren? — He, Jean!“

„Der gnädige Herr befehlen?“ rief der bereitwillige Lakai.

Ich ſtand erſtarrt, denn wenn mir auch der Klang jener Stimme im erſten Augenblick fremd erſchien, ſo drang doch ein Ton hindurch, der mich lebhaft an eine vergangene Zeit erinnerte. Es war ein ſcharfes, ſchneidendes, übermüthiges Organ, das ich bei einer wichtigen Veranlaſſung ſchon einmal gehört und nicht vergeſſen hatte. Ich blickte auf. Dicht vor mir hielt ein junger Huſarenoffizier auf ſeinem Pferde, welches mich auf die Seite geſtoßen. Sein hochmüthiger, abſtoßender Geſichtsausdruck zeigte, als er mein Geſicht ſah, eine plötzliche Ueberraſchung, keine angenehme in der That, und ſo kam es denn, daß dieſe ſchon an ſich nichts weniger als wohlwollenden Züge jetzt mit einem Male Haß und Zorn zu ſprühen ſchienen.

Der Letzte der Iffling-Steinfeld war es, und ich ſah wohl an ſeiner boshaften Schadenfreude, daß er auch in mir jenen Knaben aus dem Armenhauſe wieder erkannte, der nun hier wieder in ſeine Gewalt gegeben war. So glaubte er wenigſtens.

Es iſt mir unmöglich, die tiefe Erregung zu beſchreiben, die bei ſeinem Anblicke mein Blut förmlich fiebern machte. Trat mir doch jener entſetzliche Moment von damals wieder ſo lebhaft vor die Seele, als wenn er ſoeben erſt an mir vorübergegangen. War es mir doch, als ſähe ich den unglücklichen Emil von Schabegg ausgeſtreckt vor mir auf dem Pflaſter liegen, und als ſähe ich das arme mißhan-

delte Mädchen, meine theure Alice, in deren Rechte er durch Verbrechen Anderer eingetreten — Rechte eines reichen, vornehmen Mannes, welche er ſchon damals rückſichtslos mißbrauchte und das wieder zu thun er in dieſem Augenblicke den Anfang machte. — Mich wollten ſie eines Diebſtahls beſchuldigen — dieſe Räuber und Mörder.

Ob von dieſen wilden Gedanken, welche meine Zähne auf einander klappern ließen, etwas auf meinem Geſichte zu leſen war, oder ob meine Rechte unwillkürlich den Säbelgriff umſpannte, weiß ich nicht, doch fühlte ich, daß Wetter meine Hand ergriff und hörte, wie er mir zuflüſterte: „Was haſt Du denn? komm', laß uns gehen."

„Nein — nein," brachte ich mühſam hervor, während ich kein Auge von dem Geſichte des Reiters verwandte, „erſt wollen wir noch hören — was Jener — ſagt."

Auch die übrigen Zeugen dieſes ſeltſamen Auftritts hatten uns ziemlich erſtaunt betrachtet und ſchienen ſich im Voraus der Wendung zu freuen, welche dieſe pikante Geſchichte durch die Ankunft des jungen Erbherrn, der als ziemlich roh und heftig bekannt war, nehmen würde.

„War hier nicht die Rede von einem Diebſtahl?" fragte der Letzte der Iffling, „das ſollte mich gar nicht wundern; denn wenn man als Knabe ſchon herumvagabundirt, bettelt und den Beſchützer kleiner, liederlicher Mädchen macht, ſo iſt's wahrhaftig nicht anders zu erwarten."

Ich drückte Wetter, der mich halten wollte, heftig zurück, trat raſch und ſo dicht als möglich an den Reiter hinan und fragte ihn mit bebenden Lippen, von wem er rede. — Ich fühlte, was kommen mußte, trotzdem ich meine Stellung dem Offizier gegenüber nicht einen Moment aus dem Auge verlor. Doch wollte ich ihm Veranlaſſung geben, dieſe furchtbare Szene zu mildern, wenn auch nicht, indem ich erwartete, er würde ein gelinderes Wort aus

Wohlwollen gebrauchen — ſo doch vielleicht aus Furcht vor dem was kommen mußte. — Doch nein, er fühlte ſich geſchützt durch die Gegenwart der andern Offiziere, durch die tiefe Kluft, welche zwiſchen ſeinem Stand und dem meinigen war.

„Wen ich meine?“ rief er hohnlachend, „Dich meine ich, ſauberer Burſche. Haſt Du den Auftritt vergeſſen, wo Deine groben Fäuſte gewagt, ſich gegen mich zu erheben? Danke es dem Rock, den Du unverdienter Weiſe trägſt, ſonſt ſollte meine Reitpeitſche heute das Nothwendige nachholen;“ damit fuchtelte er mit der ſchwanken Gerte, die er in der Hand hielt, über meinem Kopfe.

„Nicht die Reitpeitſche,“ heulte ich wüthend vor Zorn, „aber der Säbel, den auch Du trägſt, infamer Mörder, ſoll den Ausſchlag zwiſchen uns Beiden geben. Herab von Deinem Pferde — laß die da Platz machen und ſtelle Dich mir gegenüber. — Herab!“ Bei dieſen Worten, die ich ſinnlos vor Wuth ausſtieß, hatte ich ſeinen Arm ergriffen, und würde ihn unfehlbar vom Pferde herabgeriſſen haben, hätte nicht Wetter mit der rieſigen Kraft, die er beſaß, meine beiden Arme umſchlungen und mich wie ein Kind zurückgeworfen.

Die zuſchauenden Offiziere ſtanden entſetzt, erſtarrt; ſo etwas hatten ſie nie erlebt, ſo etwas hatten ſie im Traum nicht für möglich gehalten. Es war aber auch in der That das tollſte Stück gröblicher Inſubordination, welches ſeit langer Zeit vorgekommen. Auch fühlte ich ſelbſt wohl das Verbrechen, welches ich begangen, doch nicht, daß ich Unrecht gethan. Es war die Wiederholung jener Szene vor dem Armenhauſe; freilich waren wir heute keine Knaben mehr, aber das Unrecht, welches mir jener zugefügt, heute noch ſchreienber wie damals — ich war nicht entmuthigt — ich ſtand da tief aufathmend,

meinen tödtlichen Feind mit funkelnden Blicken meſſend, mich hielt nur Wetter's kräftiger Arm zurück, ſowie ſein begütigendes Wort, das er mir zuflüſterte. Auch wandte er ſich an die Offiziere und ſagte ihnen in ſehr ruhiger Haltung, doch mit tiefer, eindringlicher Stimme: „Es iſt dieſer allerdings erſchreckliche Vorfall nur die Fortſetzung einer früheren Begegnung. Der Herr Lieutenant von Iſſling wird nicht verfehlen, Ihnen das zu erzählen, und natürlicherweiſe auf meinen Freund alle Schuld wälzen, ihm das ganze unſagbare Unglück, das er hier leider angerichtet, jetzt zum Vorwurf machen. Sie werden den Erzählungen Ihres Herrn Kameraden begreiflicher Weiſe allen Glauben ſchenken und darnach ihre gemeinſchaftlichen Schritte thun. Seien Sie übrigens überzeugt, daß ich mich von hier zu unſerem vorgeſetzten Offizier begeben und ihm ohne Beſchönigung den ganzen Vorfall berichten werde."

„Was ſoll das lange Gerede," rief der Dragoneroffizier, der heftig an ſeinem Schnurrbart gedreht und überhaupt Zeichen großer Ungeduld gegeben, „man wird dieſen Burſchen einfach arretiren, und wenn er ſich wehren ſollte, geſchloſſen nach dem Dorfe unten transportiren."

„Mich ſchließen?" rief ich zähneknirſchend, „ich will doch ſehen, wer eine Hand an mich legt."

„Glauben Sie mir, Herr Lieutenant," wandte ſich Wetter an den Dragoneroffizier, „es iſt nothwendig und menſchlich, dieſe unangenehme Szene nicht weiter fortzuſpielen, ſondern ihr ein raſches Ende zu machen. — Nach dieſer furchtbaren Aufregung," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „iſt mein unglücklicher Freund dort vollkommen unzurechnungsfähig. Laſſen Sie ihn deßhalb in meiner Begleitung nach dem Dorfe zurückkehren; ich verpfände Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ihn mit unparteiiſchem Bericht meinem vorgeſetzten Offiziere übergebe; allein dieſem ſteht

denn doch wohl das Recht zu, über seine Gefangennehmung zu bestimmen."

Der Letzte der Iffling hatte sich unterdessen auch wieder gesammelt, und obgleich er bleicher als früher erschien, so hatte sich doch auf seinem unangenehmen Gesichte der Ausdruck von Wuth und Bosheit noch vermehrt. „Ein gutes Auskunftsmittel," rief er höhnisch lachend, „das Ehrenwort eines solchen Burschen annehmen zu sollen, Hehler und Stehler! Ich glaube, Herr Kamerad," wandte er sich an den Dragoneroffizier, „Sie werden nicht länger säumen, ein paar Leute zu bestimmen, welche diese Beiden da entwaffnen und eskortiren."

Wetter hatte sich ruhig und besonnen gegen den Sprecher gewandt, hielt seinen Säbel vorschriftsmäßig an die linke Seite, legte seine Rechte an den Rand der Feldmütze, die er trug, und sprach: „Herr Lieutenant von Iffling, Sie sollen es heute nicht erleben, daß ich mich durch Ihre Worte zu einer unpassenden Aeußerung hinreißen lasse; erlauben Sie mir aber Ihnen zu bemerken, daß, was heute zwischen uns Beiden als unpassend betrachtet werden könnte, es morgen oder übermorgen vielleicht nicht mehr ist — ich werde Sie wieder sehen, Herr von Iffling-Steinfeld. — Da es mir scheint," fuhr er gegen die Uebrigen gewendet fort, „daß auch Sie mein Ehrenwort nicht acceptiren wollen, so kommandiren Sie denn nach Ihrem Gutdünken eine Eskorte von einigen Ihrer Leute für uns. — Sei ruhig," sprach er zu mir, der ich etwas heftig antworten wollte, „füge Dich, wie ich, in das Unvermeidliche, es ist besser so."

Daß die gewünschte Eskorte von einem Unteroffizier der Husaren mit einigen Mann nicht lang auf sich warten ließ, dafür hatte Jean auf einen Befehl des Freiherrn von Germersbach schon gesorgt. — Die Forderung des Letztern,

daß wir entwaffnet werden ſollten, hielten die Offiziere, denen es am Ende auch darum zu thun war, nicht noch einen größern Skandal hervorzurufen, für eben ſo unnöthig, als daß die Huſareneskorte mit gezogenem Säbel hinter uns marſchirte, wie der Lieutenant von Iſſling gewünſcht.

„Komm',“ ſagte Wetter zu mir, „ſchaue grad' aus und kümmere Dich weder um Rechts, noch um Links.“ Damit ſchritten wir durch den Schloßbogen langſam den Weg zum Dorfe hinunter. Die Offiziere rieſen nach ihren Pferden und hatten uns in kurzer Zeit, den Weg ebenfalls nach dem Dorfe nehmend, überholt.

Was die Huſaren anbelangte, ſo benahmen ſie ſich ganz anſtändig und kameradſchaftlich. Sie ſchlenderten oft ziemlich entfernt hinter uns drein, und Leute, die uns begegneten, hätten ſie eben ſo, wie uns, für harmloſe Spaziergänger halten können, welche ſich den Sonntag zu Nutzen machten.

Wetter, der dieß mit Vergnügen bemerkte, nahm meinen Arm, zog mich dicht an ſeine Seite und entgegnete mir, als ich etwas zu meiner Entſchuldigung ſagen wollte: „Laß das gut ſein, ich habe Dir nie verhehlt, daß Dir Manches mangelt zu einer Soldatennatur, wie ſie ſein ſollte und einmal ſein muß. Du haſt Dich vom Zorne fortreißen laſſen, vielleicht hätte ich es an Deiner Stelle auch gethan. Daran iſt nun einmal nichts zu ändern, laß uns nun ruhig überlegen, was geſchehen muß.“

„Was geſchehen wird, weiß ich wohl,“ gab ich achſelzuckend zur Antwort, „man wird mich in Unterſuchungsarreſt ſetzen und nach der Stadt zurückſchicken. Dann kann ich ſagen: Adieu, Militärcarrière; denn unter einem Jahr Feſtung wird es wohl nicht abgehen.“

„Das kennſt Du ſchlecht,“ erwiederte mein Freund, „dar-

aus können auch zwei oder drei werden; Du haſt das Schlimmſte gethan, was ein Soldat thun kann; aber," ſetzte er hinzu, nachdem er vorſichtig auf unſere Eskorte geſchaut, „die Nürnberger hängen keinen, den ſie nicht vorher haben."

Ich ſah ihn fragend an.

„Ich bin von Herzen froh," fuhr er fort, „daß dieſe — Herren es für gut fanden, mein Ehrenwort nicht anzunehmen, Dich in ſicheren Gewahrſam zu bringen; denn in dem Falle hätte ich es natürlicher Weiſe auch halten müſſen und, Du ſäßeſt in einer halben Stunde ſo feſt wie möglich."

„Wie ſoll ich aber loskommen?" fragte ich erſtaunt, „meine Ankläger werden jetzt ſchon im Dorfe drunten ſein, und einmal vom Thatbeſtand unterrichtet, kann Lieutenant Bachmann bei allem Wohlwollen für mich nichts in der Sache thun."

„Darin haſt Du ſchon recht, aber ſo viel ich weiß, iſt der Premierlieutenant heute in der Früh nach dem benachbarten Hornſtein geritten, wo er einen Bekannten hat, und darauf baue ich meine Hoffnung; wenn nur Jemand käme, auf den man ſich verlaſſen könnte." — Er blickte ſcharf auf die Straße unten am Fluſſe, wobei er die Rechte über die Augen legte, da ihn die Sonne blendete, und rief nach einer Pauſe luſtig aus: „ein Soldat muß immer auf einen glücklichen Zufall vertrauen! — Da kommt unſer Zufall."

Ich ſchaute ebenfalls ſcharf aus, und ſah drunten auf dem Wege in einer Staubwolke einen Reiter, der im vollen Galopp den Berg hinanſprengte. „Es iſt Schmetterer," ſagte mein Freund; „jetzt kann noch Alles gut gehen."

Es war in der That der Unteroffizier, der ſich uns im vollen Laufe ſeines Pferdes näherte. Als er dicht bei uns war, ſchien er gute Luſt zu haben, ſeine Hände über dem

von M., ein Gutsbeſitzer aus der Nachbarſchaft, „wie oft bin ich ſchon einem Hirſche nachgegangen, wie vielmal hätte ich einen ſchießen ſollen und müſſen bei der Parforcejagd, beim Treiben, auf der Pürſche und nie iſt mir einer ſchußgerecht angelaufen. Heute — wir ſtanden gar nicht weit von einander, Alfons und ich, — oben im Gebirg an dem wilden See, und wenn der Hirſch das Waſſer ſtatt links rechts umkreiste, ſo kam er mir vollkommen ſchußgerecht.“

„Das iſt Jägerglück,“ ſagte ein anderer der jungen Herrn.

„Oder Jägerunglück!“ lachte Herr von M.

„Dieſer ſtarke Zwölfer — es iſt doch ein Hirſch, wie wir lange keinen geſehen, — wurde von den Jägern ſchon ſeit mehreren Jahren beſtätigt, wir kannten ſeine Wechſel wie unſere Taſche und wir bekamen ihn doch nie zu Schuß.“

„Wir?“ lachte der junge Offizier, „ja wir, du und deine Jagdgeſellſchaft, aber deine Jäger werden ihm oft das Compliment gemacht haben und gedacht, der trägt uns noch ein gutes Trinkgeld ein.“

„Wohl möglich,“ entgegnete der Graf, „aber wie oft war ich draußen mit meinem beſten Jägerpurſchen, gleich nach Mitternacht und wartete hinter dem ſolideſten Schirm, hörte ihn auch majeſtätiſch röhren, daß es weit in den Bergen wiederhallte, harrte Stunde um Stunde, bis die Sonne aufſtieg, aber es kam kein Hirſch.“

„Meiſter Amadäus würde ſagen,“ meinte von M., „es ſtecke irgend ein Zauber dahinter, vielleicht der Geiſt eines Wilddiebes, der nicht eher zur Ruhe und zum Schuß kommen konnte, bis ſeine Zeit abgelaufen war.“

„Im Allgemeinen,“ ließ ſich ein älterer Offizier hören, „wurde gut geſchoſſen, das Meiſte ſtürzte im Feuer zuſammen, daß es eine Luſt war.“

Kopfe zuſammenzuſchlagen, doch konnte er die Linke nicht von dem Zügel ſeines jungen und wilden Pferdes entfernen. — „Was ſind das um Gotteswillen für Geſchichten?“ rief er uns ſchon von weitem entgegen, „ſo was iſt ja noch gar nicht dageweſen. Die Herren von den Dragonern und Huſaren bringen das ganze Dorf in Allarm, und einer iſt direkt zum Ortsvorſteher geritten, um ſich nach dem Zuſtande des Gefängniſſes zu erkundigen.“

Jetzt hielt Schmetterer neben uns, und Wetter, der die Hand auf den Sattelknopf des Pferdes gelegt hatte, gab ihm mit leiſer Stimme zur Antwort: „Es iſt allerdings ein Unglück, aber hören Sie mich einen Augenblick ruhig an, Sie kennen mich ſchon länger und wiſſen wohl, daß ich nicht zu den Unbeſonnenen gehöre; auch ſind meine Epauletten ſchon unterwegs und der Lieutenant Wetter wird gewiß das nicht verläugnen, was der Bombardier Wetter jetzt geſagt. — Andere hätten an Ramming's Stelle ebenſo gehandelt; er iſt furchtbar gereizt worden und zwar von einem Nichtswürdigen, den die Uniform, welche er trägt, nicht beſſer gemacht; ich erzähle Ihnen das nachher ausführlich. Wir müſſen dem Ramming helfen.“

„Aber ich ſehe nicht ein, wie das möglich iſt; da unten im Dorfe ſind die Offiziere, die euch am Hauſe des Premier-Lieutenants erwarten, und hinter euch habt ihr eine anſtändige Begleitung, die euch nicht aus den Augen verlieren wird.“

„Aber der Lieutenant iſt nicht zu Hauſe!“

„Nein, er iſt vor einer Stunde ausgeritten.“

„Darauf habe ich gerechnet, wenn Sie alſo dem armen Jungen helfen wollen, und das kann Sie in gar keine Verlegenheit bringen, ſo reiten Sie in das Dorf zurück, ſagen meinem Burſchen, er ſolle die beiden braunen Remontepferde ſatteln, die wir geſtern Abend gekauft, und ſoll ſie

hinter dem Dorfe an den Brunnen bringen, wo wir gewöhnlich tränken; dort soll er warten, bis ich ihm durch Ramming weitere Befehle zukommen ließe. — Das ist doch wahrhaftig unverfänglich," setzte er hinzu, als er sah, wie der Unteroffizier Schmetterer bedächtig mit dem Kopfe hin und her wiegte. „Beide Pferde sind Ramming und mir zum Zureiten zugetheilt, und ich bin gerade so dienstfertig wie Sie, um mich auch am Sonntag in den Sattel zu schwingen. Es gilt wahrhaftig keine Kleinigkeit und es ist eine Christenpflicht, einen guten Kerl vor einigen Jahren Festung zu bewahren. Auch erweisen Sie damit dem Hauptmann und dem Premierlieutenant einen Gefallen."

„Meinetwegen denn, Sie verantworten Alles — mein zukünftiger Vorgesetzter."

„Alles — aber Sie wissen noch nicht Alles, was Sie zu thun haben."

„Teufel — noch mehr?"

„Allerdings, Ihr Pferd ist ein vortrefflicher Läufer; wenn Sie das drunten besorgt haben, so müssen Sie nach Hornstein reiten, Sie kennen das Schloß dort drüben, an dessen Fuße wir gestern die Koppel übernahmen, dort auf dem Schlosse finden Sie Lieutenant Bachmann."

„Aha, aha, dem soll ich die ganze Geschichte melden; nun, darin sehe ich nichts Verfängliches!"

„Im Gegentheil, Sie sollen ihm gar nichts melden, Sie sollen ihn aufsuchen und ihm sagen, Sie seien von mir beauftragt, ihm eine dringende Bitte vorzutragen, eine Bitte, woran das Wohl oder Wehe unseres jungen Ramming's hinge. Die genauesten Aufklärungen würde ich nicht verfehlen ihm noch bei seiner Zurückkunft zu machen."

„Und diese Bitte besteht?"

„In einer schriftlichen Urlaubsbewilligung für Ramming auf drei Wochen von heute an gerechnet."

„So ſollen wir ihm zur Flucht verhelfen?“

„Ja, ja, doch nicht Sie, der Sie Nichts von der ganzen Geſchichte wiſſen.“

„Das iſt allerdings richtig, aber —“

„Rechnen Sie auf meine größte Erkenntlichkeit,“ unterbrach ihn Wetter raſch und eilig; „aber bitten Sie dringend in meinem Namen um die Urlaubsbewilligung, es hängt das Glück oder Unglück eines Freundes davon ab.“

„Sie laſſen mich durch meine Bereitwilligkeit in keine Ungelegenheit kommen?“ fragte der vorſichtige Unteroffizier.

„Ich nehme Alles auf mich, darauf geb' ich Ihnen mein Ehrenwort.“

„Das Ehrenwort des zukünftigen Lieutenants?“

„Gewiß, und das eines zukünftigen Generals.“

„Gut“ — erwiederte der Unteroffizier ſichtlich zufrieden geſtellt.

„Jetzt aber machen Sie um Gotteswillen, daß Sie in's Dorf hinabkommen und nach Hornſtein.“

Wetter war im Verlauf dieſer Unterredung mit dem Unteroffizier im langſamſten Schritte vorausgegangen, nachdem er mir einen Wink gegeben ſtehen zu bleiben. Da ich das nun natürlicherweiſe that, ſo hatte auch unſere Huſarenseskorte keine Veranlaſſung näher zu kommen, und hielt ſich wie bisher in ſehr anſtändiger und ganz kameradſchaftlicher Entfernung. Endlich trennten ſich die Beiden da vornen, und, während Wetter ſtehen blieb, trabte der Unteroffizier den Berg hinab auf die Fähre, wo er ſich augenblicklich überſetzen ließ und uns dann im ſcharfen Galopp bald aus den Augen gekommen war.

Als ich meinen Freund wieder erreicht hatte, ſetzte er mich mit kurzen Worten von dem in Kenntniß, was er mit dem Unteroffizier Schmetterer verhandelt, und ſetzte hinzu: „hoffentlich gelingt mein Plan, wozu es vor allen

Dingen nothwendig ist, daß der Premierlieutenant Bachmann den erbetenen Urlaub gibt. Mit dem Vorzeiger dieses kannst Du über die Grenze gehen und wir haben drei Wochen Zeit, Schritte für Dich zu thun, ehe man Dich im schlimmsten Fall steckbrieflich verfolgt, da muß dann Dein Freund Steinfeld mit seinen mächtigen Protektionen für Dich eintreten. Was freilich Deine Militärcarrière anbelangt, so hat dieselbe, wie Du auch vorhin selbst bemerktest, wahrscheinlich einen starken Riß bekommen. Doch tröste Dich darüber, ich bleibe bei meinem Ausspruch, daß Du doch nicht das rechte Zeug zu einem Soldaten und Offizier in Friedenszeiten hast. Du hast bei der Geschichte da oben meinen Ausspruch glänzend gerechtfertigt. Jetzt aber höre weiter. Wir begeben uns ruhig in's Dorf hinab, in's Quartier des Premierlieutenants, wo wir schon, wie Du denken kannst, sehnlichst erwartet werden. Sobald wir in die Hausflur eingetreten sind, wenden wir uns nach der Treppe im ersten Stock, steigen die halbe Treppe hinauf, und ich dann vollends die ganze, während Du den Gang nach dem Hinterhause verfolgst, dort die Gartentreppe hinabsteigst und Dich so eilig wie möglich nach dem Brunnen hinter dem Dorfe begibst, wo unsere Leute gewöhnlich tränken. Dort findest Du Schultes mit zwei Pferden, eines besteigst Du, auf dem andern soll er Dich begleiten. Ihr reitet so scharf ihr könnt gegen Nordhausen, und eine halbe Stunde vor dem Orte, wo der dichte Wald anfängt, wir wares ja gestern noch draußen, da steigst Du ab, lässest Schultes mit den Pferden zurückkehren und folgst dem Fußwege rechts bis zu jener Felspartie, die wir gestern entdeckten, und die du als ganz vorzüglich und geeignet für den Schlupfwinkel eines verfolgten Räubers erklärtest. Dort bleibst Du verborgen, bis Du von mir Nachricht erhältst. Hast Du mich verstanden?"

„Ganz genau, ich bewundere Deinen scharfsinnigen Plan; aber meinst Du, ich solle mich in Sicherheit bringen, wenn man Dich wahrscheinlich festnimmt als den, der mir durchgeholfen?"

„Was das anbelangt, so kannst Du ganz ruhig sein. Ich habe mich nicht einmal mit einem Blick, geschweige mit einem Wort gegen unsere gestrengen Herren Vorgesetzten verfehlt. Mein Ehrenwort, Dich richtig abzuliefern, haben sie verworfen, also bin ich durchaus nicht mehr verpflichtet für Dich einzustehen."

„So wird unsere anständige Eskorte dort hinten in Ungelegenheit kommen."

„Kaum wahrscheinlich — die Herren drunten werden uns empfangen und unser guter Freund von den Husaren hat seine Pflicht gethan, wenn er uns richtig in das Haus abliefert."

Wir betraten die Fähre und fuhren über, dießmal natürlicherweise in nächster Nähe mit unserer Eskorte. Hinter dem Flusse bemerkten wir einen der Husarenoffiziere, der uns entgegen geritten war. „Sie passen auf," sagte Wetter zu mir, „von dem, was ich Dir vorhin mit der Treppe und dem Gang im Garten andeutete, machst Du Gebrauch, wenn es möglich ist; sollten sie uns aber zu nahe auf der Ferse bleiben, so mußt Du sonst einen richtigen Augenblick erwischen. Auf alle Fälle, denke ich, wirst Du die Pferde finden, und wenn nicht Alles schief geht, so suche ich Dich heute Abend selbst auf, um das Weitere mit Dir abzureden, nachdem ich den Premierlieutenant gesprochen."

Der Husarenoffizier ließ uns vorüberziehen und sagte dann einige Worte, die ich nicht verstand, zu dem Unteroffizier der Husaren, der nun dicht hinter uns war. In Kurzem hatten wir das Dorf erreicht und dort die Wohnung des Premierlieutenants Bachmann, die sich in einem

der am meiſten rückwärts gelegenen Häuſer befand. Vor der Thüre wurden die Pferde der Offiziere von ein Paar der im Dorfe ſtationirten Dragoner gehalten; oben am Fenſter lehnte der Letzte der Iffling und ſchaute behaglich und mit wohlgefälligem Blick auf uns hernieder. Der Huſarenoffizier, der uns am Fluß erwartet, ſchwang ſich raſch aus dem Sattel und trat vor uns in's Haus, während er ſeinem Unteroffizier Befehl gab, uns die Treppe hinauf zu folgen — Sicherheit genug, um mein Entfliehen zu vereiteln; doch kannten ſie glücklicherweiſe die Gelegenheit des Hauſes nicht und hielten die Thüre, welche hinter der erſten Treppenbiegung in's Nebenhaus führte, für eine einfache Zimmerthüre.

„Geh' nur voran," ſagte Wetter zu mir, als wir an die Treppe kamen, „und gehab' Dich wohl; da der freundliche Huſarenoffizier vorausgeeilt iſt, um unſer Erſcheinen anzukündigen, ſo iſt vornen die Luft rein, und was unſere Arrièregarde betrifft, ſo werde ich ſie ſchon ein wenig aufhalten."

Ich ſtieg langſam hinauf und hatte kaum die erſten drei oder vier Stufen hinter mir, ſo vernahm ich, wie Wetter ausglitſchte und hinfiel. „Der Teufel auch," rief er aus, „bei dem Spaß hätte man leicht einen Fuß brechen können. Ich habe mir tüchtig das Schienbein angerannt." Bei der Biegung der Treppe flüchtig rückwärts ſchauend, ſah ich noch, wie mein Freund breit mitten auf der Treppe ſtand und ſich den Staub von ſeinen Beinkleidern abputzte, während er der Huſareneskorte, die ihm gemüthlich zuhorchte, ſehr weitläufig erzählte, auf welche Art er zum Fallen gekommen ſei; dabei winkte er mir aus den Augenwinkeln auf eine höchſt komiſche Art. Jetzt hatte ich die Thüre, die in's Nebenhaus führte, leiſe geöffnet, drückte ſie hinter mir zu und verſäumte nicht, den Riegel vorzu-

ſchieben; dann beſchleunigte ich meine Schritte, ſprang am Ende des Hauſes über die Gartentreppe hinab, durcheilte den Garten und ſäumte durchaus nicht, ſo ſchnell als möglich den Brunnen zu erreichen, wo ich richtig Schultes mit den beiden Pferden fand. Ich ſchwang mich in den Sattel und befahl ihm, ein Gleiches zu thun, dann ein Zungenſchlag, eine leichte Berührung mit den Sporen, und fort flogen wir über die breite Chauſſée dahin. Jetzt hätten uns die Herren Huſaren und Dragoner verfolgen mögen; ich hätte Hundert gegen Eins wetten wollen, daß ſie auf eine tüchtige Entfernung das Nachſehen gehabt hätten. Schultes ſchien das kleine Rennen, welches wir anſtellten, zu gefallen, und wir blieben in einem animirten Jagdgalopp bis zu der mir von Wetter bezeichneten Gränze des Waldes. Dort ſprang ich von meinem ziemlich warm gewordenen Pferde, befeſtigte die Bügel auf dem Sattel und gab den Zügel dem Kanonier in die Hand, mit der Weiſung, nach Nordhauſen hineinzureiten und dann auf einer andern Straße in einem ziemlichen Umwege zurückzukehren. Schultes war als ein pfiffiger Burſche der ganzen Batterie bekannt und ich brauchte ihm nur eine kurze Andeutung zu geben, Niemand ſolle es wiſſen, daß ich überhaupt geritten, und auch nicht, daß er an dieſem Platze geweſen ſei, ſo war ich vollkommen ſicher, daß keine Macht der Erde die Wahrheit aus ihm herausgebracht hätte.

Nachdem er mich verlaſſen, ſchlug ich den Fußweg ein, der in den Wald hineinführte, und erſt nachdem mich der Schatten der dichtbelaubten Bäume umgab und tiefe Stille, fing ich an, an die Erlebniſſe des heutigen Morgens zurückzudenken und mich mit meiner eigenthümlichen Lage zu beſchäftigen. Einen größeren Wechſel des Lebens, als dieſen, hatte ich wohl noch nicht erlebt. Aus einem wohlbeſtallten, dienſteifrigen und gewiſſenhaften Bombardier einer

königlich reitenden Batterie war ich ein gesetzloser, fast vogelfreier Flüchtling geworden, der vor jedem Rauschen des Windes, vor jedem fallenden Blatt von Rechtswegen hätte zittern müssen. Mußte ich doch bei jedem derartigen Geräusch denken, es seien Verfolger hinter mir, und wäre doch auch der Anblick eines harmlosen Gendarmen im Stande gewesen, mir Furcht einzuflößen. Allerdings verlachte ich anfänglich diese Gedanken, doch als ich mich in der Felspartie niedergelassen, — hoch auf einander gethürmte Steinmassen bildeten eine tiefe Grotte, die herrlich zu einem Schlupfwinkel paßte, — kam es mir doch vor, als sei meine Lage schwieriger, als ich mir es anfänglich wohl gedacht. — Wetter hatte Recht, meine Militärcarrière war durch diesen unangenehmen Vorfall plötzlich und wohl für immer unterbrochen. Wollte ich mich nicht vor das Militärgericht stellen und einer gewiß strengen Strafe durch die Flucht entgehen, so mußte ich über die Gränze fliehen, wurde dort wahrscheinlich nicht ausgeliefert, mußte aber dann fern bleiben von Allem, was mir theuer war, meiner Heimat, meinen Freunden — und ferne von ihr. — Seit ich droben auf dem Schlosse die Vase untersucht, hatte ich an Alice nur flüchtig gedacht; hier aber, in der tiefen Stille, die mich umgab, traurig gestimmt durch die ernsten Ereignisse des heutigen Morgens, trat ihr liebes Bild wieder so recht lebhaft vor meine Seele, und es war, als schaue sie mich mit ihren schönen hellen Augen so traurig an, als bewege sie flüsternd ihre Lippen, um mir zu sagen: jetzt ist Alles aus und zu Ende zwischen uns Beiden, und es ist am Ende besser, daß es so gekommen ist, ich hätte Dich doch nicht mehr lieben können und so gleichgültig wärest Du mir auch nicht gewesen, daß ich Dich ruhig hätte wieder sehen können. — Fahrt wohl, Träume unserer Jugend! —

So dachte und träumte ich lebendig, aber mit tiefen Schmerzen. Es mußte so kommen, ihre Wagſchale ſtieg, während die meinige tief hinabſank. Ihr Vater mußte ſie und ihr Recht wieder finden, ihr wurde zurückgegeben der glänzende Rang, dem ſie angehörte, ihr Reichthum, ihre Schlöſſer, ſie ſtand hoch über dem gewöhnlichen Leben — nur dann vielleicht dachte ſie, von Glanz und Glück umgeben, wohl flüchtig wieder einmal ihres armen Jugendgeſpielen, der — der — der ihrer nicht gedacht, als ein Wechſel des Lebens ihn damals in hohe, glänzende Verhältniſſe hob. — Ja, ſo war es, und wenn ſie wirklich vergaß, durfte ich mich nicht einmal darüber beklagen.

Stunde um Stunde verging, und nachdem ich die erſte peinlichſte hinter mir hatte, kann ich nicht einmal ſagen, daß mir die andern lang oder langweilig erſchienen wären. Auch beruhigten ſich meine wilden Gedanken, die mich anfänglich ſo geplagt, und daran trug wohl die tiefe, wohlthuende Stille des ſchönen Waldes die Schuld. Mußte ſich doch unwillkürlich meine Seele abwenden von dem Treiben der Welt draußen, das ich ſoeben verlaſſen, wenn ich auf die geraden, ſchlanken Stämme blickte, die wie die Säulen eines gewaltigen Rieſendomes hier in eben ſo ernſtem und feierlichem Schweigen neben einander ſtanden — ja etwas ſo unendlich feierlich Erhabenes hat der tiefe, ſtille Wald, zur Andacht fordernd, wie es nur eine Kirche zu thun vermag, dabei der kühle, wohlthuende Schatten, nur hie und da unterbrochen von einem feinen Sonnenſtrahl, der ſich glänzend und ſchillernd zwiſchen dem grünen Laub, zwiſchen Stämmen, Moos und Steinen dahinzieht, und über uns ſtatt Orgelton das melodiſche Säuſeln der Blätter und der Geſang der Waldvögel. — O, man iſt gleich ſo ferne gerückt mit ſeinen Gedanken, entweder ſie fliegen weit vor uns hinaus in die Zukunft,

wo wir an ferne, fremdartige, noch prachtvollere Waldungen denken, die wir einst sehen werden, oder sie kehren zurück zu jener ersten süßen Zeit unserer kindlichen Waldeslust, wo der kleinste Busch für uns ein Urwald war, wo wir zwischen harmlosen bemoosten Steinen, zwischen Riedgras und Ginster umherspähten nach der Riesenschlange und dem Tiger, die uns zur Beute fallen mußten, unserem Heldenmuthe und dem kleinen Bogen, der aus einem Tonnenreife gemacht war. — Glückliche Zeit!

Wie hundertmal schon hatte ich hinausgespäht und gehorcht nach dem Rascheln des Laubes, welches mir einen menschlichen Fuß anzeigte, — bis jetzt immer vergebens. Nichts hörte ich, als den Ruf des Kukuks, welcher mir eine Menge von Lebensjahren anzeigte; nichts als das Klopfen eines Spechts; nicht einmal das Schallen einer Axt unterbrach die feierliche Stille des Sonntags.

Meine Uhr zeigte die Mittagsstunde und es war jetzt an der Zeit, wo im Garten hinter unserem Hause in Iffling das Mahl aufgetragen wurde; ich fühlte mich heute besonders aufgelegt daran Theil zu nehmen, und es machte mir ein selbstquälerisches Vergnügen, in Gedanken bei diesem angenehmen Ereignisse so ausführlich wie möglich zu verweilen. — — Da — — nein, ich täusche mich nicht, auf der Landstraße erklang das Geräusch galoppirender Pferde — ja, ein Irrthum war unmöglich, es kam näher und näher und mußte nächstens die Stelle erreicht haben, wo der Feldweg von der Chaussée abging — jetzt — nun hielten die Pferde und ich fand es für rathsam, mich in meine Felspartie zurückzuziehen; konnte ich doch nicht wissen, ob ich von Freund oder Feind aufgesucht und gefunden würde. Nicht lange dauerte es, so hörte ich die Pferde im Schritt auf der Straße zurückkehren und gleich darauf vernahm ich deutliches Rascheln im Laube, welches mir Jemand an-

„Ja, ja, das Meiſte!“ lachte von C., und ſah einen angehenden Diplomaten und Jäger bedeutſam an, der ſich eifrig mit einer Cigarre zu beſchäftigen ſchien.

„Es iſt ſchade,“ ſagte Herr von M. lachend, „daß der Gebrauch des Jagdmeſſers für Solche, „„ſo ſich auf der Jagd unrein verhielten,““ in deinem Revier nicht mehr in Anwendung gebracht wird, was meinen Sie, Baron C.?“

Der junge Diplomat, alſo angeredet, ſagte mit viel Selbſtbewußtſein: „ich meines Theils wäre unbedingt für Anwendung des Jagdmeſſers;“ eine Antwort, über welche die Andern laut lachten.

„Was iſt da zu lachen?“ fuhr der junge Diplomat fort, „ich bin mir wahrhaftig keines Jagdvergehens bewußt.“

„Teufel auch!“ ſagte der ältere Offizier, „Sie haben ein paarmal in die Linie hineingeſchoſſen, daß die Schrotkörner nicht zehen Schritte von mir in einen Eichbaum hineinfuhren.“

„Ja, ja!“ lachten Alle, „und die unglückliche Gais die haben Sie auch auf dem Gewiſſen.“

„Ich bitte recht ſehr, meine Herrn, die Sache iſt ein großer Irrthum; wer die Gais geſchoſſen hat, dem hoffe ich wird das Gewiſſen bedeutend ſchlagen, meines iſt ruhig.“

„Ruhig und weit,“ lachte der Cavallerieoffizier „ein Diplomatengewiſſen.“

„Geſtehen Sie nur,“ nahm Herr von M. das Wort, „daß Sie im zweiten Trieb auf zwei bis drei Rehe ihr Gewehr abſchoſſen. Freilich giengen ſie hinter uns durch, doch eins, das Sie getroffen, fand man im nächſten Trieb, es war — die bewußte unglückliche Rehgais.“

„Ich habe allerdings auf Rehe geſchoſſen,“ ſagte gleichmüthig der Diplomat, „aber das Stück, worauf ich hielt, war unfehlbar ein Bock. Ich ſah deutlich beide Hörner.“ —

zeigte, welcher sich meinem Verstecke näherte. Vorsichtig lugte ich um die Felskante herum und verließ gleich darauf mit einem lustigen Sprunge meine Höhle, um meinem Freunde Wetter entgegen zu eilen, der mit lachender Miene auf mich zukam. Ich kann nicht sagen, wie sehr mich diese lachende Miene beruhigte; ja sie erschien mir noch angenehmer als das, was er unter dem Arme trug, und was doch unmöglich etwas anderes als eine in Papier eingewickelte Flasche sein konnte.

„Hast Du warten müssen, mein Junge," rief er mir schon von Weitem entgegen. „Es war auch keine Kleinigkeit, bis wir uns durch das Protokoll arbeiteten, das die Herren für gut fanden, mit aller Umständlichkeit aufnehmen zu lassen. Ich sage Dir, der Unteroffizier Schmetterer, den sie dazu erwischten — ihm ist überhaupt alle Schreiberei in den Tod verhaßt — fluchte in sich hinein, wie ich nie etwas Aehnliches gehört."

„Aber wie ist's mit dem Premierlieutenant?" unterbrach ich ihn hastig, „schrieb er meine Urlaubsbewilligung?" —

„Eins nach dem Andern," entgegnete Wetter mit unverbrüchlicher Ruhe. „Ich sollte schreiben, das heißt das Protokoll, erklärte aber, ich hätte mir die Finger verstaucht und könne keine Feder halten."

„Und als sie entdeckten, daß ich nicht mehr da sei?" fragte ich hastig.

„Eins nach dem Andern! Da nimm zuerst die Flasche Wein, die ich für Dich mitgebracht, und dieß Packet mit allerlei soliden Eßwaaren, darauf laß uns in Deine Behausung treten, und während Du tafelst und ich mir eine Cigarre angezündet habe, sollst Du meinen Bericht hören."

Flasche und Packet hatte ich ihm abgenommen und beeilte mich, ihm voran in die Höhle zu gehen, um end-

lich das zu erfahren, was mich begreiflicherweise ſo außerordentlich intereſſirte, doch hielt er mich, ehe ich noch einen Schritt gethan, am Arme zurück und ſagte mit komiſchem Pathos: „Junger Mann, Sie ſcheinen mir durchaus keinen Begriff von Etikette zu haben.“

„Ja ſo, Du biſt der Gaſt, Du mußt vorangehen.“

„Es handelt ſich weniger um den Gaſt, als um Ihren ſehr hohen Vorgeſetzten, belieben mich der Herr Bombardier einmal genau anzuſchauen.“

Wahrhaftig, ich hätte keine Veränderung an ihm entdeckt, denn er trug dieſelbe Uniform wie heute Morgen, wenn er mir nicht ſein Säbelgefäß faſt unter die Naſe gehalten hätte. Da konnte ich denn freilich einen Ausruf freudiger Ueberraſchung nicht unterdrücken, denn dort funkelte ein nagelneues Offizierporteépée. — „Iſt es denn wahr geworden?“ rief ich im Tone der höchſten Freude, — „iſt es gewiß ſo, Wetter?“

„Herr Lieutenant Wetter, wenn ich bitten darf, neugebacken wie eine friſche Semmel, die eben erſt aus dem Ofen kommt, gerade noch ſo warm und duftig, — Herr Lieutenant Wetter, nicht wahr, das klingt? Und nun, Herr Bombardier Ramming, machen Sie mir die erſte dienſtliche Meldung, oder geben Sie mir wenigſtens Antwort auf meine Frage, wie es ſich für einen Untergebenen gegenüber ſeinem Vorgeſetzten ſchickt. Sind Sie neugierig?“

„Zu befehlen, Herr Lieutenant,“ gab ich zur Antwort, nachdem ich meine Sporen klirrend zuſammengeſchlagen und meine rechte Hand vorſchriftsmäßig mit dem Rand meiner Feldmütze in Verbindung gebracht.

„Auch hungrig?“

„Zu befehlen, Herr Lieutenant.“

„Gut denn,“ verſetzte er lachend, „die Eitelkeit iſt befriedigt, es hat mir wohlgethan.“

„Und nun hinein in Deinen Felsenpalast, ich will Dir so viel erzählen, als Deine weiten Ohren nur zu fassen vermögen."

„Zu Befehl" — —

„Halt, genug!" unterbrach er mich, — „die Fortsetzung dieser subordinationsmäßigen Haltung beim nächsten Dienste, wenn Du überhaupt noch Dienst thun wirst, woran ich übrigens sehr zweifle."

Bald saßen wir im Schatten der Felsstücke, seine Cigarre brannte, und während ich dem mitgebrachten Imbiß kräftig zusprach, erzählte er mir: „die Gesichter der Kavallerieoffiziere, als Du nun gar nicht kamst, nachdem ich sehr gemächlich die Treppe hinaufgestiegen war, die zu sehen, das wäre nicht mit Gold zu bezahlen. Ich mußte auf meine Lippen beißen, um nicht laut hinauszulachen. Ganz toll war der Letzte der Iffling, und sein Zorn, seine Wuth steigerte sich zu einem bedenklichen Grad, als die natürlicherweise zu Fuß ausgeschickten Soldaten mit der Meldung zurückkamen, im Hause sei keine Spur von Dir zu finden, und als ich ihnen mit aller Gemüthsruhe auseinander setzte, Du habest höchst wahrscheinlich einen Gang in's Freie benützt, welcher durch das Hinterhaus in den Garten führe. Darauf wollten sie mich verantwortlich machen. — Du hast nun schon früher Gelegenheit gehabt, meine unverwüstliche Gemüthsruhe und verletzende Höflichkeit in gewissen Fällen zu bewundern. Heute nun übertraf ich mich selbst, als ich sie fragte, ob ich ihnen nicht die Verantwortlichkeit für Deine Person mit Verpfändung meines Ehrenworts angeboten, und ob sie es nicht für gut befunden, dieselbe so geringschätzend als nur möglich zurückzuweisen; überhaupt sei ich nur der freundlichen Husareneskorte aus dem einfachen Grunde gefolgt, weil es meine Pflicht sei, den Befehlen eines Offiziers zu gehorchen; jetzt aber möchte

ich die rechtliche Forderung kennen, die man noch weiter an mich zu ſtellen vermöge, möchte überhaupt das verletzende Wort, den unpaſſenden Ausdruck von den Herren Lieutenants wiederholt haben, der ſie berechtige, mich hier einem Verhör unterwerfen zu wollen. Ich ſage Dir aber, Freund, ſie waren ſo durchdrungen von ihrer Erhabenheit, von der Höhe des Ranges und Standes, daß ich kaum zu einem glücklichen Ende gekommen wäre, wenn nicht gerade zu rechter Zeit der Burſche des Premierlieutenants in's Zimmer getreten wäre und mir in einem Schreiben des Abtheilungskommandeurs, das ſoeben von der Poſt gekommen, mein Offizierspatent überreicht hätte. — Junge, das war ein großer Augenblick, ich werde nie einen ähnlichen erleben!

„‚Dieſer Bombardier,‘ hatte gerade der Freiherr von Iffling in einem maliziöſen Tone geſagt, und dabei drohend ſeinen Zeigefinger gegen mich geſchüttelt, worauf ich ihm im entſchiedenſten Tone ‚Halt!‘ zurief, und zwar ſo laut und deutlich, daß mich auch die Uebrigen erſtaunt anſahen: Hier kann von einem Bombardier nicht mehr die Rede ſein,“ fuhr ich fort, indem ich mich ſehr ſtark in die Bruſt warf, dabei hielt ich mein Patent in die Höhe; „es iſt der Lieutenant Wetter, der vor Ihnen, meine Herren, ſteht, und der Sie fragt, ob Sie ſonſt noch was zu wünſchen haben. Ich ſage Dir, ſo was iſt noch nicht erlebt worden. Faſt im gleichen Momente, als ſie ſich noch rathlos anſtarrten, hörte ich auf der Straße Hufſchläge und Bachmann kam mit dem Unteroffizier Schmetterer zurück. Ich überreichte dem Erſteren bei ſeinem Eintritt in's Zimmer das Schreiben des Abtheilungskommandeurs, und wie ich von ihm überzeugt war, ſchüttelte er mir glückwünſchend mit ungeheuchelter Herzlichkeit die Hand.“

Mit dem größten Intereſſe hatte ich ſeiner Erzählung gelauſcht, hatte Eſſen und Trinken faſt vergeſſen, und faßte

jetzt wiederholt seine Rechte, um ihm nochmals alles Gute zu wünschen.

„Deine Sache, mein armer Junge," fuhr er nach einer Pause fort, „stellte sich aber darum nicht besser; so sehr der Premierlieutenant geneigt war, für Dich Partei zu nehmen, so hätte er Dich doch müssen einstecken und nach der Stadt transportiren lassen, wenn Du zufällig dagewesen wärest; daß Du aber nicht da warest, das war der klügste Streich meines Lebens. Auf Deine Flucht hin, wie sie es nannten, verlangten sie augenblicklich Ausschreiben Deiner Person als Deserteur, worauf jedoch der Premierlieutenant erklärte, das ginge nicht an, da er Dir von gestern an einen Urlaubspaß auf drei Wochen ausgestellt, Du auch gewiß nicht ermangeln würdest, Dich einer Aufforderung zu stellen, die alsbald an Dich ergehen soll. Damit zogen sie ab, einsehend, daß weiter nichts zu erreichen war, und ich konnte es nicht unterlassen, dem Freiherrn von Iffling an der Thüre in sehr ausdrucksvollem Tone zu sagen, daß ich in sehr kurzer Zeit das Vergnügen zu haben hoffe, ihn wieder zu sehen. Und" — setzte er ernst hinzu, „beim allmächtigen Gott, ich werde ihn wieder sehen!"

„Was nun mein Verhör als Zeuge anbelangt, auch das mußte der arme Schmetterer im sonntäglichen Schweiße seines Angesichts niederschreiben, so habe ich vollkommen der Wahrheit gemäß ausgesagt und darnach Deine Sache so hingestellt, daß ein ganz leidenschaft- und parteiloses Kriegsgericht, wie sie eigentlich alle sein sollten, bei der stattgehabten Provokation beide Augen zudrücken, Dich ein Vierteljahr auf die Festung schicken, dann aber zum Avancement empfehlen müßte. Da aber selten in dieser verdorbenen Welt nach Recht belobt und gestraft wird, so kommt Deine Sache wahrscheinlich in die Finger irgend eines diensteifrigen Auditors, der den hochadeligen Offizie-

ren nicht zu nahe treten will und Dich als ein kleines Ungeheuer darstellt, dem ein dreijähriger Festungsarrest außerordentlich gesund wäre."

„Das wäre ja entsetzlich!" rief ich aus. „Nach drei Jahren auf demselben Punkte wieder eintreten, wo ich vor einem Jahr begonnen!"

„Daß das für Dich schlimm wäre, ist auch die Meinung des Premierlieutenants, und da des Vorgangs wegen, selbst wenn Du wieder beim Gemeinen anfangen wolltest und für alle Zukunft ein Muster von Subordination wärest, doch Deine militärische Laufbahn für alle Zeiten einen unheilbaren Riß behalten würde, so halten wir es für das Beste, daß Du irgend wohin in Urlaub gehst, wo Dich, versteh' mich wohl, Briefe nicht finden können, weil Du in die Schweiz gegangen. Der Premierlieutenant macht seinen Bericht an den Hauptmann, dieser thut seinen Senf dazu für den alten Major Schemmer, und wenn dann die Erzählung Deines Attentats von diesem an das Brigadekommando gelangt, so muß es in so gute Zeugnisse und in Bedauern über diesen traurigen Vorfall eingewickelt sein, daß sich der Oberst veranlaßt sieht, bei einem hohen Kriegsministerium einfach um Deine Entlassung aus dem Militärdienste nachzusuchen. Einen tüchtigen Hebel aber zum Letzteren muß Dein besonderer Freund, der Lieutenant von Steinfeld, ansetzen, welcher, wie wir alle wissen, in den Regionen da oben herum sehr brauchbare Konnexionen hat. Apropos," unterbrach sich Wetter selbst, „von Lieutenant von Steinfeld zu reden, so ist er in der Nähe."

„Wo?" rief ich aufspringend.

„Gemach, gemach," erwiederte Wetter, indem er mich zurückhielt, „da draußen im Walde wird er sich nicht herumtreiben."

„Aber wo ist er? Du weißt nicht, Wetter, was ich

ihm Alles mitzutheilen habe; kannſt Dir aber wohl denken, wie ſehr es mich drängt, ihn von dem, was vorgefallen, in Kenntniß zu ſetzen."

„Das haben wir uns gedacht und deßhalb beſchloſſen, daß Du noch heute zu ihm gehen ſollteſt. Der Premierlieutenant Bachmann, der unverdienter Weiſe einen eben ſo großen Affen an Dir gefreſſen hat wie ich ſelbſt — laute er doch in förmlich weicher Stimmung an ſeinem ungeheuren Schnurrbart, als wir nun im Reinen waren, daß Du würdeſt den Dienſt verlaſſen müſſen — hat an Steinfeld geſchrieben und ihm den Stand Deiner Angelegenheit mitgetheilt."

„Aber warum mußte er an ihn ſchreiben, kommt Lieutenant von Steinfeld nicht zurück, oder iſt er weit entfernt? Du ſagteſt mir ja, er ſei in der Nähe."

„Deine beiden haſtigen Fragen muß ich mit neuen beantworten; er kommt nicht ſobald zurück und iſt auch nicht weit entfernt. Ja, der Premierlieutenant ſah ihn noch heute Morgen auf Hornſtein, wohin er geritten, um ihn aufzuſuchen."

Mich hatte Steinfeld alſo nicht rufen laſſen, das berührte mich ſchmerzlich.

„Bachmann," fuhr Wetter fort, „wollte Dich übrigens zu ihm ſchicken, ſobald er nach Iffling zurückkehrte, fand aber ſtatt deſſen die ſaubere Beſcheerung."

„So laß mich hin zu ihm."

„Später, mein Junge, ſobald ſich, um mich poetiſch auszudrücken, die Schatten des Abends etwas auf dieſe jetzt allzuhelle Landſchaft niedergeſenkt haben werden."

„Ich verſtehe Alles das nicht," ſagte ich kopfſchüttelnd. „Lieutenant von Steinfeld ſo in der Nähe und kommt nicht zur Batterie zurück. Er iſt erkrankt!" rief ich erſchrocken aus.

„Etwas Aehnliches muß es wohl ſein," entgegnete mir

Wetter mit großer Ruhe; „aber Bedeutendes iſt es nichts, darüber kannſt Du Dich beruhigen, — ſo irgend eine Quetſchung; ich glaube, er iſt mit dem Pferde geſtürzt.“

„Sage mir die Wahrheit, Wetter, es iſt ihm gewiß nichts Schlimmes zugeſtoßen?“

„Nichts Gefährliches, — mein Wort darauf; aber jetzt ziehe mir um Gotteswillen keine Geſichter, ich habe im Laufe des Vormittags Aufregungen genug gehabt; betrachte auch Deine Lage nicht als hoffnungslos, denn man wird Dir auf die glimpflichſte Art durchhelfen, und ſo viel ich aus den Worten des Premierlieutenants Bachmann entnahm, iſt Steinfeld ſchon der Mann dazu, Dir eine andere und vielleicht nicht minder gute Carrière zu gründen. Weiß der Teufel, wenn ich nicht Lieutenant Wetter wäre — möchte ich vielleicht Bombardier Ramming ſein. Aber jetzt laß uns Harmloſes plaudern, ich bin wahrhaftig müde geworden.“ Nach dieſen Worten ſtreckte er ſich auf den bemoosten Boden aus, und da ich neben ihm in tiefes Nachſinnen verſank, alſo ſein harmloſes Geplauder ſchlecht unterſtützte, ſo konnte ich ihm nicht übel nehmen, daß er in der nächſten Viertelſtunde feſt in Schlaf verſunken war.

Hatte auch mich körperliche und geiſtige Ermüdung, ohne daß ich es ſelbſt gemerkt, aus dem Nachdenken in Schlummer hinübergetragen? Es mußte wohl ſo ſein; denn ich erwachte endlich von einem eigenthümlichen Flimmern vor den Augen, und als ich verwundert aufſchaute, bemerkte ich, daß die tief herabgeſunkene Sonne durch eine Waldlichtung vor uns mir gerade in die Augen ſchien. Wetter, welcher neben mir noch ganz ruhig und feſt ſchlief, hatte ſich von Anfang an ſo gelegt, daß ihn kein Sonnenſtrahl erreichen konnte, und ſo mußte ich das Geſchäft übernehmen, ihn aufzuwecken.

„Wir ſind ſaubere Flüchtlinge,“ ſagte er, indem er ſich

lachend die Augen rieb, „wenigſtens zeugt der geſunde Schlaf von einem guten Gewiſſen; aber ſieh', was die Sonne ſchon für lange Schatten wirft, wahrhaftig, dort blinzelt ſie noch eben über das Gebirge zu uns herüber, als wollte ſie ſagen: jetzt, meine Jungen, iſt es auch für euch nächſtens Zeit, euch davon zu machen."

Mein Freund ſah auf ſeine Uhr und fuhr alsdann fort: „Wenn Schultes pünktlich iſt, wie ich es an ihm gewohnt bin, ſo werden wir, wenn wir uns jetzt aufmachen, mit ihm zuſammentreffen, wo der Feldweg auf die Landſtraße mündet; alſo nimm Abſchied von Deinem Aſyl, einen zärtlichen, warmen, wahrſcheinlich auf Nimmerwiederſehen; denn es müßte eigenthümlich zugehen, wenn Du noch einmal zwiſchen dieſen Steinmaſſen ein Obdach ſuchen müßteſt."

„Aehnliche Gedanken," gab ich zur Antwort, „haben mich ſchon häufig ergriffen und traurig geſtimmt. Ach, es iſt etwas außerordentlich Schmerzliches um das Abſchiednehmen auf Nimmerwiederſehen, ſogar von lebloſen Gegenſtänden."

„Laß es gut ſein," ſagte Wetter gutmüthig, „verkümmere uns nicht mit Deinen herben Gedanken die letzte Viertelſtunde, die wir heute zuſammen verleben, wir werden uns bäldigſt wieder ſehen, damit hat's keine Noth."

Er war aufgeſprungen, zog ſein Kollet feſt in die Taille, ſchnallte die Kuppel um, und nachdem er behutſam den Säbel mit dem neuen Porteépée unter den Arm genommen, gingen wir Arm in Arm durch den Wald der Landſtraße zu.

Schultes war pünktlich wie immer; denn kaum traten wir in's Freie hinaus, ſo ſahen wir ihn auch ſchon mit einem Handpferde uns im Schritte entgegenreiten, neben ihm ſchritt ein Bauer mit einem Korbe auf dem Rücken.

„Es geht nichts über die pünktliche Befolgung eines vernünftigen Befehls," meinte Wetter.

„Und was soll der Mann bei Schultes?“ fragte ich.

„Er trägt Deine Habseligkeiten, mein Junge,“ versetzte Wetter, „Du mußt schon die Strecke nach Hornstein zu Fuße gehen; denn so weit können wir's doch nicht treiben, daß wir Deine Flucht mit königlichen Dienstpferden bewerkstelligen; hier muß also geschieden sein. Zieh' Du ostwärts, laß mich westwärts gehen. Der Mann, der Dich begleitet, führt Dich einen kürzeren, höchst angenehmen und verborgenen Fußpfad. — Also Gott befohlen, auf baldiges Wiedersehen. — Nur keine Rührung, mein Junge.“

„Adieu, Wetter, — wie soll ich Dir danken.“

„Thu' es lieber gar nicht, oder später einmal, wenn ich Dir vielleicht bessere Veranlassung dazu gebe — gehab Dich wohl.“

Er schwang sich rasch in den Sattel, winkte nochmals mit der Hand zum Abschiede und galoppirte dann, um diesen abzuschneiden, von Schultes gefolgt rasch auf der Chaussée dahin.

Ich stand allein im Dämmerlichte des Abends; ich hatte wieder einmal einen guten, treuen Freund für längere Zeit verloren — o, ich hatte viel verloren in den letzten Tagen! —

„Hörner!“ riefen Einige ganz entſetzt; „horrible!“ die Andern, „hat man je ſo was gehört?“

„Sah alſo das,“ fuhr der junge Diplomat gleichmüthig lachend fort, „was man in der gewöhnlichen Sprache Hörner nennt und was auf jeden Fall ein Bock ſein mußte. Dem ſchoß ich eins hinauf und er —

„Verwandelte ſich in eine Gais!“ lachte Herr von C., worauf Alles einſtimmte, ſelbſt der Jagdherr lächelte.

„Ich wende mich an Sie,“ ſagte der unerſchütterliche Diplomat zum Grafen Alfons, „als die höchſte Behörde hier. Sprechen Sie Recht in meiner Angelegenheit.“

„Laſſen wir das ruhen; behandeln wir es wie ein geheimes Geſchäft, das unter uns bleibt.“

„Nein, nein, durchaus nicht! Gerechtigkeit vor Allem!“

„Und Oeffentlichkeit und Mündlichkeit!“ ſagte lachend der ältere Offizier.

„Schreckliche Grundſätze!“ bemerkte der Diplomat; „Oeffentlichkeit und Mündlichkeit! — Aber hier kann es mir ſchon recht ſein, damit die Beweiſe meiner Unſchuld deſto glänzender für mich ſind.“ Bei dieſen Worten lehnte ſich der junge Herr in ſeinen Lehnſtuhl zurück, ſchloß die Augen und machte ſchmunzelnd ein ſpitzes Maul, als ſei er überzeugt, etwas ungeheuer Angenehmes über ſeine Leiſtung als Jäger zu vernehmen. Dieſe Miene des Angeklagten war ſo mit Unſchuld getränkt, daß eine einigermaßen befangene Jury zweifelhaft geworden wäre. Doch lag das Verbrechen zu klar am Tage, der galante Wirth aber mußte mehrere Mal aufgefordert werden, ehe er ſich herbeiließ, ſeine Entſcheidung abzugeben, und es erforderte mehrere: „nun, Alfons! ſprechen Sie Recht! — Sei ein ächter Freigraf!“ ehe er ſich entſchloß, ſein Stillſchweigen zu brechen und alſo ſagte:

„Meine Herrn! Da Sie mich zu Richter, quasi in meiner

Siebenzehntes Kapitel.

Ein Lebenkende.

Obgleich ich den Weg nach Hornstein unter Führung meines Begleiters in weniger als einer Stunde zurückgelegt hatte, so war es doch schon dunkel, als ich dort anlangte. Das Haus, ein neues, freundliches Gebäude, lag auf einer mäßigen Anhöhe, deren vordere Seite mit Reben bepflanzt war, durch welche ein breiter Fahrweg hinaufführte. Oben sah man an ein paar alten Umfassungsmauern noch etwas von dem ehemaligen alten Schlosse Hornstein, doch waren diese Umfassungsmauern, einer neuern freundlichern Zeit gemäß, dem heitern Style des jetzigen Landhauses anpassend, zu Terrassen umgewandelt, über welche sich luftige Veranden hinzogen, die auf den vorspringenden Thurmüberresten in runden Gitterpavillons endeten. Als ich die Terrasse erstiegen, sah ich, begünstigt vom hellen Scheine des Mondes, rings um mich weit in die Landschaft. Dort gen Osten bemerkte ich deutlich die schwarzen Massen des Schlosses Iffling, über dem die volle glänzende Scheibe des Mondes stand. Aber auch sein sanftes beruhigendes Licht vermochte jenen trotzigen Thürmen keine freundliche Färbung zu geben, denn je heller sie erschienen, um so ernster, ja übermüthiger schauten sie hervor aus dem tiefdunkeln Eichenkranze der sie umgebenden Waldungen.

Im Hauſe ſchien man unſere Ankunft gehört zu haben, denn eine Thüre öffnete ſich und ich ſah Jemand unter dieſelbe treten, der ein Licht in der Hand hielt, mit dem er hinausleuchtete. Als ich näher kam, bemerkte ich zu meinem großen Vergnügen, daß es der alte Kammerdiener des Herrn von Steinfeld war, den ich noch in der Stadt glaubte. Er ſtreckte mir freundlich winkend ſeine Hand entgegen, nahm dann meinem Begleiter die Sachen ab, welche derſelbe aus ſeinem Korbe hervorholte, und hieß ihn drunten warten, worauf er mich die Treppe hinaufbegleitete. Ehe ich noch fragen konnte, wie es ſeinem Herrn ginge, flüſterte er mir zu, es ſei lange nicht ſo ſchlimm als er gefürchtet. „Allerdings ſtürzte er vom Pferde," fuhr er in beſorgtem Tone fort, „und ſtreifte mit dem Kopfe an einem Baumſtamme. Sie können ſich denken, welche Angſt ich bei dieſer Nachricht hatte, da ich obendrein erfuhr, mein armer Herr müſſe nach dieſem Sturze eine Zeit lang beſinnungslos gelegen haben. Du lieber Gott, ich hatte wohl alle Urſache das Schrecklichſte zu fürchten, aber wie geſagt, es iſt Alles beſſer als ich erwartet, nur muß man ihm Ruhe laſſen. — Haben Sie ihm etwas Beſonderes mitzutheilen?" fragte er mich.

„Das hätte ich wohl," gab ich zur Antwort; „aber ich fürchte, meine Erzählung wird ihn aufregen."

„Dann iſt es beſſer, Sie ſagen heute nichts darüber," verſetzte der alte treue Diener. — „Sind es vielleicht unangenehme Nachrichten?"

„Nein, im Gegentheil höchſt angenehme und dabei ſehr wichtige Mittheilungen."

„Wornach er vielleicht fragen wird?"

„Das iſt ſehr wahrſcheinlich."

„Nun dann, wenn er dringend fragt und Sie ihm in der That etwas Angenehmes zu melden haben, ſo ſehen

Sie, wie es sich im Verlauf des Gespräches gibt. Sie lieben ihn ja auch," setzte er in herzlichem Tone hinzu „und wissen am Ende noch besser als ich, wie weit Sie in einer gewissen Angelegenheit bei ihm vorgehen dürfen. Doch jetzt sind wir an seiner Thüre, bleiben Sie hier einen Augenblick, ich will ihm melden, daß Sie da sind."

Da stand ich in dem matt erleuchteten Gange, mit meinen Gedanken kämpfend, die jetzt plötzlich und mächtig auf mich eindrangen. Ich hatte mir das anfänglich als herrlich und schön ausgemalt, vor ihn hinzutreten und ihm zu sagen: „Ich bin der Bringer der glücklichsten Nachricht, sie ist wiedergefunden." — Ja, ich habe sie aufgefunden — hier aber stockte ich schon; denn es mußte mir peinlich sein, seine hastigen Fragen zu beantworten, wie und wo? Es widerstrebte mir, ihm das Ereigniß jenes Abends mitzutheilen, hatte ich es doch kaum vermocht, mit meinem Pflegevater darüber zu sprechen; wenn ich auch völlig unschuldig war, so brachte es mich doch, ihm, dem Vater des jungen Mädchens gegenüber, in ein eigenthümliches Licht — o, ich fühlte mich recht unglücklich, recht rathlos. Und doch durfte ich nicht schweigen — eine Ungewißheit über das Schicksal seiner Tochter war ja für ihn noch viel peinlicher, — so glücklich ich mich anfänglich gefühlt hatte, daß gerade ich es gewesen, der diese Entdeckung gemacht, ja so peinlich war es für mich, gerade ihm jene Szene zu schildern. — Brauche ich denn gerade am heutigen Abend davon zu reden, hatte mir nicht vielmehr sein Diener gerathen, ihm nichts mitzutheilen, was ihn aufregen könne — und dagegen wieder, wie glücklich wäre ich gewesen, ihm zurufen zu dürfen: sie ist gefunden! — ich habe sie gefunden, es ist Alice, meine geliebte Jugendgefährtin! — O nein, nein, das durfte ich ihm niemals sagen.

Jetzt öffnete der Kammerdiener geräuschlos die Thüre und winkte mir freundlich zu, ich möchte eintreten. Mir klopfte mein Herz so ängstlich und heftig; von dem Vorzimmer, durch welches ich ging, sah ich in einen kleinen Salon, wo Herr von Steinfeld in einem Lehnstuhle am offenen Fenster saß. Ich schritt sehr langsam vorwärts, doch kaum hörte er meinen Schritt, so wandte er das Gesicht gegen mich und winkte mir herzlich mit der Hand. — Wie das meinen Gang beschleunigte! Im nächsten Augenblicke war ich an seiner Seite, ergriff seine beiden Hände, die er mir entgegenstreckte, und da er mich sanft zu sich hinzog, so sank ich neben seinem Stuhl in die Knie nieder, und ehe ich wußte, wie das gekommen war, drückte ich mein Gesicht laut weinend in seine Hände. — —

„Mein lieber Eugen, mein lieber, guter Eugen," sagte er mit sanfter, inniger Stimme, „wir sind so kurze Zeit getrennt gewesen und haben doch in diesen paar Tagen so Vieles erlebt. — Auf, mein Sohn, zeige mir ein frohes Gesicht, noch ist nichts verloren, nur wer sich selbst und sein Geschick aufgibt, der hat die Partie verspielt; wir aber, so hoff' ich bei Gott, wir wollen gewinnen."

Ich erhob mich rasch und mußte ihm gegenüber an dem Fenster Platz nehmen, ein Blick dort hinaus auf die mondbeglänzte Gegend zeigte mir die gewaltigen Massen des düstern Schlosses Iffling, wie ich es drunten von der Terrasse gesehen.

Er bemerkte meinen Blick und sagte: „Ich habe träumend wieder einmal vergangene Jahre durchlebt, und wo konnte ich das besser, als bei diesem Anblick. O, ich sage Dir, Eugen, dort mit jenen Mauern und Thürmen vor Augen sind die Ereignisse mit einer Frische und Lebhaftigkeit vor mich hingesprungen, als hätte ich gestern, heute erst all' das Schreckliche durchgemacht. — Ah, Du warst selbst

droben? ich habe Alles das durch Bachmann erfahren, Du haſt merkwürdige Dinge dort erlebt, förmliche Verbrechen begangen; nicht wahr, es weht ein finſterer Geiſt durch die Mauern jenes Schloſſes? — — Aber Etwas iſt mir in jenem Bericht lückenhaft," fuhr er lebhaft fort, „Du gingſt mit Wetter in der Abſicht dort hinauf, um nach jenem gewiſſen Gegenſtand daſelbſt zu ſuchen." —

„Ja," gab ich ſo ruhig als möglich zur Antwort, „und fand ihn auch."

„Du haſt ihn gefunden?" fragte er lebhaft, „bei Gott, Du haſt ihn gefunden?"

„Ich fand Alles ſo, wie jene Frau es erzählt."

„Du fandeſt Alles ſo" — ſprach er mit leiſer Stimme. „Wie konnte es auch anders ſein, iſt doch das ganze entſetzliche Ereigniß nur eine ſchauderhafte Wahrheit. — Ja, ja, Du fandeſt jene Wendeltreppe, Du fandeſt die Vaſe und auch jenen armſeligen Gegenſtand, der dort ſiebenzehn Jahre in Vergeſſenheit geruht — Du fandeſt jenen Freiherrn von Germersbach, ja ſogar den Letzten der Iffling-Steinfeld — — Alles haben wir gefunden, ich noch mehr wie Du — ich will das nachher ausführlicher erzählen — wie die Beweiſe ihrer Geburt in meine Hand kamen."

„Ah," rief ich erregt aus.

„Alles, Alles haben wir gefunden," fuhr er nach einer Pauſe fort, und ſetzte hinzu, nachdem er die Hände vor das Geſicht gedrückt und in ſeinem Lehnſtuhle zuſammenſank, „Alles haben wir gefunden — nur ſie nicht, ohne die Alles — Nichts iſt."

Konnte ich ſeinen tiefen Schmerz ſehen und ſchweigen, da ich doch im Stande war, ihn mit wenig Worten ſo unbeſchreiblich glücklich zu machen? Nein, ich durfte nicht ſchweigen, und doch vermochte ich es nicht über mich, ihm die ganze Wahrheit zu ſagen; hätte ihn das, was mich

so niedergedrückt, nicht auch jedenfalls schmerzlich berühren müssen? Gewiß, und war es nicht auch im schlimmen Falle möglich, daß er nicht an meine vollkommene Unschuld glauben konnte? Diese meine gewiß gerechten Befürchtungen mögen es verzeihlich erscheinen lassen, daß ich nicht wagte ihm die volle Wahrheit zu sagen.

Ich legte meine Hand ruhig auf seinen Arm, beugte mich gegen ihn und sagte: „Warum sollen wir nicht die gegründete Hoffnung haben, sie wiederzufinden; ich glaube" — setzte ich stockend hinzu, als ich sah, wie er, durch den vielleicht unwillkürlich feierlichen Ton meiner Stimme aufmerksam gemacht, mich scharf anblickte, „ja ich glaube," fuhr ich nach einer Pause fort, „daß wir eine Spur gefunden haben."

„Wer ist wir?" fragte er hastig.

„O, lieber Herr von Steinfeld," gab ich ihm schmeichelnd zur Antwort, „ich will Ihnen gerne Alles sagen, was ich weiß, nur fürchte ich, meine Erzählung könnte Sie aufregen, und das könnte Ihnen in Ihrem jetzigen Zustande schädlich sein."

„Hast Du mir etwas Gutes mitzutheilen?"

„O, etwas sehr Gutes."

„Von ihr, von meinem Kinde?"

Ich nickte stumm mit dem Kopfe; denn es preßte mir auf eine unerträgliche Art die Brust zusammen, als ich sah, wie er seine Hände zusammenlegte und mit einem dankenden Blicke aufwärts schaute. „Etwas Gutes," murmelte er, „o, etwas Gutes — — diese Freude werde ich ertragen, die wird mir nicht schaden, o sprich — sprich," wandte er sich hastig gegen mich, „sage mir, was Du weißt."

„Sie erinnern sich," fuhr ich nach einem Augenblicke, in welchem ich mich gesammelt hatte, fort, „daß jene Frau

Merzer das Kind, welches ſie in der bewußten Nacht in ihren Armen gehalten, als ein kleines, reizendes Geſchöpfchen geſchildert, ohne Fehler und Makel, nur habe es in der Gegend des Herzens ein blutrothes Maal gehabt, gerade ſo wie eine Stichwunde, die ſich erſt vor Kurzem geſchloſſen."

„Ob ich mich erinnere? O, im Wachen ſowohl wie im Schlafe gedenke ich an den fürchterlichen Traum meines unglücklichen Weibes, welcher ihrem Kinde das blutige Maal aufgedrückt; aber weiter — weiter!" Er richtete ſich empor und ſeine Blicke ſuchten in den meinigen zu leſen.

„Ich glaube, Ihnen eines Kindes erwähnt zu haben," ſprach ich abſichtlich langſam und ruhig, „eines kleinen Mädchens, welches mit mir im Armenhauſe aufwuchs und von einem ſehr armen Vater als ſein Kind ausgegeben wurde."

„Ausgegeben wurde," wiederholte er geſpannt.

„Wir alle glaubten, d. h., wenn ich ſage wir Alle, ſo meine ich uns Kinder, die wir mit ihr ſpielten und uns eben als Kinder nur um das bekümmerten, was gerade vor uns lag, und ebenſo unſere Nachbarn im Armenhauſe; mein Pflegevater dagegen, wenn er auch vielleicht nie auf eine ganz richtige Vermuthung kam, ſowie auch meine gute Pflegemutter, die beide eine faſt unerklärliche Liebe zu dem kleinen Mädchen hatten, konnten das Spiel der Natur nicht begreifen, das einem ſolchen Vater eine ſolche Tochter gab. Jene Frau Merzer aber lieh dieſen Gedanken häufig Worte, wenn ſie das kleine Mädchen mit ihrem guten Geſichte, ihrem zierlichen Wuchſe, ihrem liebenswürdigen Weſen mit einer verzauberten Prinzeſſin verglich."

„Und dieſes Mädchen?" fragte er nach einem tiefen Athemzuge mit faſt tonloſer Stimme.

Doch that ich, als hätte ich dieſe Frage nicht gehört und fuhr fort: „Ihr Vater wurde ſehr krank und ſtarb;

doch ehe er verſchied, lieferte er dem Herrn von Schwaneſeld Beweiſe in die Hand, aus denen dieſer erſah, daß das Mädchen nicht die Tochter ihres angeblichen Vaters, ſondern ihm vor ſiebenzehn Jahren als eine elternloſe Waiſe übergeben worden war."

„Vor ſiebenzehn Jahren? — ja — aber dieſes Mädchen?"

„Es war meine Jugendgeſpielin," ſagte ich in überſtrömendem Gefühl, „und ich hatte ſie unbeſchreiblich lieb, wir theilten als Kinder Freude und Leid mit einander, ſie war mir anhänglich, und ich hätte im Nothfalle mein Leben für ſie gelaſſen. Das war aber auch kein Wunder, und wie ich über ſie dachte, ſo dachten Alle über ſie, die ſie kannten; Alice war der Liebling Aller, und ſie verdiente es zu ſein."

„Alice," wiederholte er — „Alice."

„Könnte ich ſie nur beſchreiben," fuhr ich begeiſtert fort, „ihre feine, zierliche Geſtalt, ihr ernſter und doch ſo freundlicher Blick, ihr unbeſchreiblich reizendes Lächeln, ihr gutes, etwas bleiches Geſicht, ihr blondes Haar!"

„Ah, ſie hat blondes Haar," ſagte er haſtig.

„So blond wie die Dame auf dem Bilde, welches Sie mir gezeigt."

„Weiter — weiter!"

Jetzt mußte ich von der Wahrheit abweichen, ich konnte nicht anders.

„Jene Frau Merzer," fuhr ich nach einer Pauſe fort, „ſie iſt es, der wir die Entdeckung verdanken, daß Alice das Mädchen iſt, welches ſie vor ſiebenzehn Jahren in ihren Armen hielt. — Das Maal —"

„Man fand es bei ihr?" rief er auffahrend.

„Ich nickte mit dem Kopfe."

„Licht, Licht — ein Schimmer in dunkler, troſtloſer

Nacht, o daß ich in dieſer Stunde von hier fort könnte, zu ihr eilen — und nur einen einzigen Blick auf ſie werfen — nur einen einzigen, und er ſollte mich von allen Zweifeln erlöſen. — Ich brauchte weiter keine Beweiſe, keine Dokumente — iſt ſie die Tochter ihrer Mutter, hat ſie nur einen Schimmer vom Ausdrucke des Auges meiner unvergeßlichen Anna, ſo würde ich ſie unter Tauſenden erkennen. — O, ich muß ſie nie geſehen haben. — Wie kam es wohl, daß ich ſie nie geſehen?"

„Sie lebte ſtill und zurückgezogen," gab ich ihm eifrig zur Antwort, „es kennen ſie nur Wenige, aber dabei hat ſie das Glück, daß alle die, welche ſie kennen, ſie achten, lieben, ja verehren."

„Das gebe Gott," erwiederte er in innigem Tone der Stimme, indem er ſeine Hände zuſammenlegte. „Und wo finde ich ſie, wenn ich morgen zur Stadt gehe? denn länger ſoll mich nichts hier zurückhalten."

„Alice iſt bei meinem Pflegevater, dem Herrn von Schwanefeld, der ſie wie ſeine Tochter liebt."

Er erhob ſich raſch von ſeinem Lehnſtuhle und ſchritt einigemale in ſeinem Zimmer auf und ab, während er ſagte: „Das Krankſein muß jetzt gänzlich abgeſchüttelt werden, ich fühle auch, wie die Erregung wohlthätig auf meine Nerven wirkt, wahrhaftig, mein Sohn, wir haben jetzt keine Zeit, hier müßig zu liegen. Iſt es mir doch, als wichen die Nebel mit einem Male, die zuweilen mein Gemüth umſchleiert hielten. — O, wenn es wahr wäre," ſetzte er mit unausſprechlich weicher Stimme hinzu, indem er vor mir ſtehen blieb und ſeine Hand auf mein Haupt legte, „daß ich ſie wieder fände, und ſo wieder fände, wie ich es nur allein wünſchen darf, denn ſonſt wäre ſie beſſer todt für mich, wenn mein Leben wieder einen Zweck hätte, wenn ich vielleicht noch glücklich werden könnte, und ſie —

und auch Du. — O, es ist das zu schön, um es für Wahrheit halten zu können.“ Er drückte die Hände vor das Gesicht und schauerte zusammen, als überlief ihn ein Fieberfrost.

„Ja, wir haben genug zu thun,“ fuhr er nach einer längern Pause heiter fort, „und auch Du hast meine Geschäfte tüchtig vermehrt. — Sprich nicht, entschuldige Dich nicht, o wenn Du in den Augen Deiner höheren Vorgesetzten so entschuldigt wärest, wie in den meinigen, so müßten sie Dir augenblicklich eine Belohnung zuerkennen — dieser übermüthige Bube! Ah, wenn ich die Genugthuung hätte, ihn und seine Helfer des Betrugs überweisen zu dürfen und sie fortzujagen von der Schwelle des glorreichen Hauses, dessen Name er durch seine brutale Gegenwart besudelt — der Letzte der Iffling, o er wird der Letzte sein.“ —

Ich konnte mich nun nicht enthalten, ihm zu erzählen, daß Wetter, welcher heute sein Offizierspatent erhalten, mit ihm noch besonders zusammengekommen und nicht gesonnen sei, ihm den Dank für die zugefügte Beleidigung zu erlassen. —

„Wetter's Avancement freut mich sehr,“ sagte Herr von Steinfeld mit großer Theilnahme, „er wird ein tüchtiger Offizier werden und eine gute Zukunft haben, wenn ihm Gelegenheit geboten wird. Was Dich anbelangt, mein lieber Eugen, so wird es Dir vielleicht schmerzlich werden, eine Laufbahn verlassen zu müssen, wo auch Du vielleicht Erfolge gehabt hättest — vielleicht — sage ich, aber es ist das ein Glücksspiel mit vielen Nieten und wenig Treffern, und wo obendrein ein glorreicher Treffer auch noch zur Null führen kann. Grâme Dich nicht darüber, daß Du den bunten Rock ausziehen mußt, ich werde Dir darin mit gutem Beispiele vorangehen, und verspreche Dir, mit

eigenen Sache ernennen, ſo muß ich mich bemühen, glaubwürdige Zeugen aufzuſtellen, die ich im vorliegenden Falle vernommen und deren Ausſpruch ich ohne ein Reſumé meinerſeits wieder gebe. Mein Förſter Steinbach und ſein Jagdgehülfe, der alte Joſeph, geben an (dieſe Beiden hatten im bewußten Trieb den nächſten Stand bei unſerm jungen Freunde), es ſeien Rehe angetrieben worden, fünf Stück: zwei Böcke, drei Gaiſen, der erſte ſchwache Bock voraus, der zweite, ein ſtarker Bock, hintendrein."

Bei Erwähnung von Böcken ſchob der junge Diplomat ſelbſtgefällig lächelnd ſeine Augen ein wenig in die Höhe und blinzelte im Kreiſe umher.

„Von dieſen beiden Böcken nun habe der vordere kleine, der angeſchoſſen geweſen, ſtark geſchweißt, weßhalb ihn Joſeph zuſammenſchoß. — Wohlgemerkt, meine Herrn, das Rudel mit dem ſchweißenden Bock kam nicht von dem Stande unſeres jungen Freundes, ſondern kam erſt auf denſelben zu. — Den zweiten, ſehr ſtarken Bock aber, da iſt nichts dagegen zu ſagen, ſchoß — der Förſter Steinbach, er ſtürzte im Feuer zuſammen, und was blieb da übrig? Nichts, als" —

„Drei Gaiſen!" jubelten Alle mit Ausnahme des Angeklagten. Dieſer erwachte aus ſeinen ſüßen Träumen und ſagte: „dagegen muß ich feierlich proteſtiren, es iſt das eigentlich gar kein Beweis; der Förſter und der Jagdgehülfe können ihre Böcke gefehlt haben; ich ſchoß dem einen nach."

„Aber verzeihen Sie, edler Mann, die benannten beiden Böcke wurden von den Treibern vor den benannten Ständen betroffen."

— „Drei Gaiſen —" ſagte feierlich Graf Alfons, „und ferner will der Förſter, ſowie der Jagdgehülfe einen feierlichen Eid darauf ablegen, daß unſer theurer Freund und Gönner

Gottes Hülfe Deine Zukunft so zu arrangiren, daß Du mir in kurzer Zeit Deinen besten Dank dafür sagen sollst. —

„O, wie ich mich auf morgen freue," fuhr er nach einem längern Stillschweigen mit rührender Lebhaftigkeit fort, „wie ich, zagend wie ein Kind, sie aufsuchen werde, denn darüber kann und darf ich mir keine Illusionen machen. Der erste Anblick ist entscheidend." Er schritt wieder eine Zeit lang im Zimmer auf und ab, dann warf er sich in einen Lehnstuhl und sagte: „Ich muß meine heißen Gedanken etwas abkühlen, und zu diesem Zwecke will ich Dir erzählen, was mir in den letzten Tagen begegnet ist. — Jetzt, wo ich fühle, daß ich die da drüben," er zeigte mit der Hand auf die dunkeln Massen des Schlosses Iffling, „bald in meiner Gewalt und unter mir haben werde, ist es mir fast eine Erholung, Dir meine Begegnung mit ihnen zu schildern.

„Ich erfuhr aus sicherer Quelle, daß der alte treue Diener unseres Hauses, den sie in seiner jahrelangen Krankheit bei sich verborgen hielten, seinem Ende entgegensehe und dringend verlange, mich noch einmal zu sprechen. Da ich nun genau wußte, daß es mir nicht gelingen würde, offen zu ihm zu gelangen, um ihn ohne Zeugen zu sprechen, so mußte ich zur List und zur Verkleidung meine Zuflucht nehmen, und war mir dabei ein ergebener Diener des Schlosses behülflich. Ich erreichte das Dorf Iffling bei einbrechender Nacht und fand dort ein Pferd, die graue, unscheinbare Kleidung eines Jägers und den Brief eines benachbarten Gutsbesitzers, den ich in's Schloß bringen sollte, um dort vielleicht bis zum nächsten Morgen auf Antwort zu warten. Glaube mir, es bewegte mich ein eigenes Gefühl, als ich den bekannten Weg hinaufritt, als ich das Schloß vor mir sah, als mich endlich der Ton der Hufe auf dem Pflaster des Hofes aus meinen Träume-

reien riß. Ich wandte mich nach der Halle, wo die Bedienten Abends versammelt sind und wo ich wußte, daß ich keinen finden würde, der mich wieder erkenne. So war es auch; es saßen da um den Tisch lauter mir fremde Gesichter, und einem der Lakaien, der mir, als ich in das Zimmer trat, entgegenkam, händigte ich meinen Brief ein mit der Bitte, mich wissen zu lassen, ob ich auf eine Antwort zu warten habe; dann stellte ich mich an ein Fenster und blickte in den Abend hinaus. Trotz der Dunkelheit sah ich da draußen nach dem kleinen Parke zu lauter mir bekannte Gegenstände: die kleine Terrasse vor den Fenstern, die mir unvergeßliche Freitreppe, wo ich so oft ihren Zügel gehalten und sie von dem Sattel gehoben, der Weg, der sich zwischen dem dunkeln Gesträuch hell abhob und mit einer Windung drüben in's Waldthal hinabführte, die mächtigen Eichen, die das alte Schloß still und gespensterhaft, wie riesige Wächter, umstanden. Hoch oben, durch ihre leise spielenden Blätter drangen die Strahlen des Mondes hindurch und warfen weiße, zitternde Lichtbilder auf den uralten, trotzigen Wartthurm.

„Mein Pferd hatte ich draußen im Hofe angebunden, ich konnte ja nicht wissen, ob man mich gleich wieder fortschicken würde.

„Nach einer Weile kam jener Lakai zurück und sagte mir, er habe den Brief übergeben; der Freiherr von Germersbach sei aber im Augenblicke sehr beschäftigt und ersuche mich zu warten, voraussichtlich nur eine Stunde, vielleicht aber auch sei es nicht anders zu machen, als daß ich erst morgen früh zurückreiten könnte. Das hatte ich erwartet und soweit war Alles in Ordnung. Die Aufforderung, mein Pferd in den Stall zu bringen, lehnte ich mit der Bemerkung ab, ich wolle doch erst warten, ob ich nicht nach einer Stunde abgefertigt würde; vorderhand

aber zöge ich vor, das Thier im Freien zu laſſen, wolle es aber an einer andern Stelle anbinden, wo es durch die Gebäude des Schloſſes vor dem Abendwinde geſchützt ſei. Das wurde mir natürlich gänzlich freigeſtellt; auch hatte der Lakai nichts dagegen einzuwenden, als ich ihm ſagte, ich wolle draußen bei der Terraſſe die prachtvollen Bäume betrachten, die für mich als Jäger und Forſtmann ein ganz beſonderes Intereſſe hätten.

„Mein Pferd nahm ich nun aus dem Schloßhofe fort und führte es auf die Terraſſe hinter dem Gebäude, wo links jener kleine Hof war, den die Stallungen und Remiſen umſchloſſen. O, es war beim ganzen Schloſſe wohl kein Terrain, welches ich ſo genau kannte wie dieſes; ſtand es doch ſo lebhaft vor meiner Erinnerung, wenn ich an jenen Abend dachte, wo ich das Schloß als Verwalter Müller betreten; hier war die kleine abgeſonderte Treppe, die zu dem Appartement führte, welches ich damals bewohnte, dieſelben Zimmer, wo jetzt mein armer alter Freund ſeine letzte Stunde erwartete.

„Ich blickte aufwärts und ſah durch die herabgelaſſenen Vorhänge einen ſchwachen Lichtſchimmer; dort wußte ich ihn zu finden, dort erwartete er mich.

„Nachdem ich eine Zeit lang wie ohne alle Abſicht auf der Terraſſe hin und her gegangen war, dabei aber vorſichtig nach allen Seiten umhergeſpäht, wandte ich mich der Thüre zu, welche die kleine Treppe verſchloß, öffnete ſie, und da ich mein Terrain ganz genau kannte, ſo ging ich ſicher, aber ſo geräuſchlos wie möglich, hinauf. Ich hatte nicht gehofft, jene Thüre offen zu finden, und wollte mich ſchon bei dem mir bekannten vorſichtigen und mißtrauiſchen Charakter des Freiherrn von Germersbach darüber wundern, als ich mit einem Male, auf dem kleinen Gange angekommen, der zu dem Vorzimmer führte, Stim-

men hörte, und zwar die der Freiherren von Germersbach Vater und Sohn, die hier in dem anſtoßenden Gemache auf das Ende des nebenliegenden Sterbenden warteten.

„Auf dieſem Wege konnte ich alſo nicht weiter, denn es wäre Wahnſinn geweſen, mich den Beiden zu zeigen, beſonders ehe ich irgend Etwas auf dem Schloſſe erreicht hätte. Ich mußte mich alſo zu einem Umwege über die Haupttreppe des Schloſſes bequemen, und ging deßhalb ſo raſch und geräuſchlos als möglich den Weg zurück, den ich gekommen, trat wieder auf den Schloßhof, ging die Rampe hinauf, und trat durch den Haupteingang in das Veſtibule, wo an dem Stuhle neben der breiten ſteinernen Treppe heute wie damals der Stab des Portiers lehnte — und ich, der hier als Herr hätte empfangen werden ſollen, war genöthigt, mich wie ein Dieb einzuſchleichen. Bewaffnet war ich allerdings für alle Fälle, unter meinem grauen Jagdrocke trug ich einen kurzen, ſcharfen Hirſchfänger, und in den Taſchen der Beinkleider hatte ich ein Paar doppelläufige, vortrefflich gearbeitete Piſtolen; aber es mußte mir Alles daran gelegen ſein, einen Kampf zu vermeiden, bei dem mich am Ende die Uebermacht doch überwältigt haben würde, und wo ich in dem Falle ſicher war, ohne alle Schonung behandelt zu werden. Die Bewegung, in welche mich dieſe eigenthümliche Lage verſetzte, hatte das Gute, daß ſie die ſchmerzlichen Gefühle dämpfte, die mich gewaltſam erfaßten beim Anblick des Veſtibules, der Treppe, des Korridors oben und der weiten jetzt finſteren Gemächer, die ich nun mit leiſem Schritte betrat, Alles Orte, die für mich durch ihre Gegenwart geheiligt waren, die mir damals ſo licht und freundlich, heute aber wie mit finſteren Schatten erfüllt erſchienen.

„Unterdeſſen ſetzte ich ruhig den mir bekannten Weg fort, öffnete ſo leiſe als möglich eine Thüre nach der an-

dern, und ging faſt unhörbar auftretend durch die hohen, gewölbten Gemächer, in welchen trotzdem mein Fußtritt verrätheriſch hallte. — Dabei blieb ich zuweilen ſtehen und freute mich an der tiefen Stille, die mich rings umgab. Endlich hatte ich die lange Zimmerreihe durchſchritten — o, ich hätte hier meinen Weg mit verbundenen Augen gefunden, und fand zu meiner Freude, daß die Thüre, welche zu dem oben erwähnten kleinen Appartement auf der Rückſeite des Schloſſes führte, nicht verſchloſſen war. Wahrſcheinlich hatten die Freiherren von Germersbach auch dieſen Eingang benützt.

„Ich verriegelte ihn, um von dieſer Seite wenigſtens vor einer Ueberraſchung ſicher zu ſein. Dort die zweite Thüre rechts führte zu dem Schlafzimmer, von wo ich drunten einen Lichtſchimmer erblickte, behutſam öffnete ich und trat in ein mäßig erhelltes Krankenzimmer. Mein erſter Blick war auf die gegenüberliegende Thüre, welche in das Vorzimmer führt, wo ſich die beiden Germersbach befanden und deren Stimmen ich wieder vernahm und erkannte, ohne ihre Worte verſtehen zu können. Glücklicherweiſe ſtand dieſe Thüre nicht offen, und da ich das Schloß derſelben genau kannte, ſo gelang es mir, geräuſchlos auch dort einen kleinen Riegel vorzuſchieben, dann blieb ich tief aufathmend ſtehen und blickte im Zimmer umher. Dort war das Bett mit halb zurückgeſchlagenen Vorhängen, dort lag er, den ich ſuchte, mein treueſter Freund, ſein Geſicht war bleich und eingefallen, ſogar für mich kaum erkennbar. Mit geſchloſſenen Augen lag er unbeweglich da und mich durchzuckte ſchmerzlich der Gedanke: du kommſt zu ſpät. Raſch wandte ich mich dem Bette zu, legte meine Hand auf die Stirne des unbeweglich Liegenden und fühlte zu meiner größten Freude ein leiſes Klopfen in den Adern ſeiner Schläfe. Ich beugte mich auf ihn herab und ſprach mit

leiſer Stimme ſeinen Namen aus, wobei ich auch den meinigen nannte.

„Ein langer Athemzug ſchwellte ſeine Bruſt, dann hob er müde ſeine Augenlider empor, blickte mich einige Sekunden an, worauf ein Lächeln ſeine bleichen Züge überflog und ſeine Lippen kaum vernehmlich murmelten: ‚Gott ſei — Dank — Sie ſind es.‘ Ich richtete meine Hand auf das Nebenzimmer — ein Zeichen, das er zu verſtehen ſchien, denn er nickte leicht mit dem Kopfe und flüſterte: ‚ſie ſind da, wir haben keine Zeit zu verlieren.‘ Dann legte er ſeine zitternden Finger um meine Rechte und verſuchte es, meine Hand an ſeine Lippen zu ziehen. Doch drückte ich ſanft mein Geſicht auf ſeine Stirne und er ſpürte wohl, daß meine Augen feucht waren. Haſtig öffnete er nun ſeine Finger wieder, griff mit der linken Hand auf ſeine Bruſt und zog ein kleines flaches Paketchen hervor, nicht größer und dicker als ein mäßiger Brief, das in Form eines Amulets mit dunklem Seidenzeug umnäht war. Dann hauchte er mir zu: ‚Bewahren Sie es wohl, es iſt wichtig — und nun um aller Heiligen willen verlaſſen Sie mich und das Schloß.‘ — Begreiflicherweiſe zögerte ich und lehnte mich an das Bett, um ihm Muth einzuſprechen, doch ſah ich wohl, daß er auf meine Worte nicht zu achten ſchien, ſondern daß er angſtvolle Blicke auf die Thüre des Nebenzimmers richtete. Auch drückte er wiederholt meine Hand, legte ſie auf ſein Herz und flüſterte mit kaum hörbarer Stimme: ‚Ich ſterbe zufrieden und bald, o verlaſſen Sie mich, mein theurer, geliebter Herr, verlaſſen Sie dieſes Schloß, daß nicht meine letzten Augenblicke noch durch etwas Entſetzliches geſtört werden.‘

„In dem Nebenzimmer hörte ich einen Stuhl rücken, und dieß Geräuſch ſchien die Angſt des Sterbenden zu vermehren. Wiederholt winkte er mir zu gehen, und ich konnte

nicht anders, als seinem dringend ausgesprochenen Wunsche Folge zu leisten. Noch einen langen und herzlichen Kuß drückte ich auf seine entfärbten Lippen und fühlte einen Moment seine zitternden Hände meinen Kopf umfassen — — aber nur einen kurzen Augenblick, dann sanken seine Arme kraftlos zurück, sein Kopf bog sich wie willenlos in die Kissen, er athmete noch einmal mit dem so unverkennbaren eigenthümlichen Geräusche, und wenige Minuten nachher hatte ich die Genugthuung, dem Treuesten der Treuen die leblosen Augen zudrücken zu dürfen.

„Ich will Dir gestehen, daß ein so heftiger Schmerz meine Brust durchzog, daß der Verlust dieses edlen Mannes so sehr alle meine Gedanken beherrschte, daß ich für alles Uebrige abgestumpft und gleichgültig war. Es gibt Empfindungen, die uns überwältigen, nachdem wir mit aller Vorsicht ein Ziel erstrebt, welche uns nun mit einem Male alle diese Vorsicht vergessen lassen und uns auf unerklärliche Art zwingen, gerade aus zu gehen, sei es auch in unser eigenes Verderben. So war es mir in diesem Augenblicke: Haß, Trotz und Schmerz trieben mich an, mit festem Schritte auf die Thüre des Nebenzimmers zuzugehen, den Riegel geräuschvoll zurückzustoßen, die Thüre zu öffnen und scheinbar in großer Ruhe in das Zimmer zu treten. An einem Tische saß der Freiherr von Germersbach und sein Sohn. Letzterer war im Jagdanzuge und hatte quer vor sich eine Büchse liegen. Wenn ihnen der so eben Verstorbene mit aufgehobener drohender Hand als Rache drohender Geist erschienen wäre, sie hätten ihn nicht mit größerem Entsetzen anstarren können, als sich jetzt in ihren auf mich gerichteten Blicken zeigte. Ich hatte schon die Hälfte des Gemaches durchschritten, die Beiden abwechselnd betrachtend, ehe das geringste Zucken ihrer Gesichter bewies, daß noch Leben in ihnen sei. Endlich sprang Paul von Germersbach

auf, doch nicht auf mich zu, ſondern er trat hinter ſeinen Seſſel, krampfhaft die Lehne deſſelben faſſend, während ſich die Lippen des alten Freiherrn von Germersbach öffneten und er mühſam die Worte hervorſtieß: ‚Er iſt's — er iſt's — aber bei Gott, er iſt vollkommen wahnſinnig!‘ — Noch ein paar Schritte, die ich langſam zurücklegte, wobei ich mich rückwärts wendend und eines plötzlichen Ueberfalls gewärtig mein Auge feſt auf ſie gerichtet hielt, brachten mich an die Ausgangsthüre, dort aber blieb ich ſtehen und ſagte: ‚Ob er wahnſinnig iſt ſollen Sie noch erfahren, ſo hoffe ich; der Mann dort drinnen aber,‘ ich zeigte gegen das andere Zimmer, ‚iſt in meinen Armen geſtorben, und ihn noch einmal zu ſehen, deßhalb bin ich hieher gekommen.‘ Ich hatte die Thüre geöffnet und war ſchon auf der Schwelle, als Paul von Germersbach, deſſen Geſichtszüge ſich plötzlich auf unheimliche Art verzerrt hatten, gegen mich ſtürzte, aber im nächſten Momente zurücktaumelte, als ich ihm gelaſſen eine meiner doppelläufigen Piſtolen entgegenhielt, ehe er im Stande war, den Lauf der raſch ergriffenen Büchſe gegen mich zu wenden, dann zog ich die Thüre hinter mir zu, ſtieg, ohne mich gerade ſehr zu beeilen, die Treppen hinab und löſte drunten die Zügel meines Pferdes.

„Ueber meinem Kopfe wurde haſtig das Fenſter aufgeriſſen und ich vernahm die Stimme des alten Freiherrn von Germersbach, der in haſtigem Tone ausrief: ‚Es iſt ein Dieb, der in unſer Haus gedrungen, wir ſind um etwas Koſtbares beſtohlen, dort ſchwingt er ſich auf ſein Pferd — triff ſicher und ſchieß ihn vom Sattel, ich will die Leute zuſammenrufen.‘“

Herr von Steinfeld hielt einen Augenblick in ſeiner Erzählung inne, athmete dann tief auf und fuhr alsdann mit einem eigenthümlichen Lächeln fort: „Ich kann Dich verſichern, es iſt ein unheimliches Gefühl, einem auf ſich ge-

richteten Gewehrlaufe den Rücken kehren zu müſſen, lieber gerade in's Feuer hineinſehen; und obendrein wußte ich, daß er ſeine Büchſe gut zu handhaben verſtand, war es doch das Einzige, was er gelernt hatte.

„Zwei Wege waren mir offen, entweder links in den Schloßhof einbiegen und dort unfehlbar der bereits alarmirten Dienerſchaft in die Hände zu laufen, oder rechts um die Terraſſe in wenigen Schritten den ſchützenden Wald zu erreichen; ich mußte Letzteres wählen. Hätte ich eines meiner eigenen Pferde gehabt, ſo würde ich wahrſcheinlich mit einem tüchtigen Satze den Rand der Terraſſe erreicht haben, und hätte von dort auf den Weg hinabgeſetzt; der Klepper aber, den ich ritt, zeigte wenig Gefühl für den kräftigen Druck meiner Sporen; kaum daß er einen leichten Sprung vorwärts machte, und dieſer kurze Sprung brachte mich von der ſchützenden Mauer hinweg in das Feuer meines Todfeindes. Der Schuß krachte hinter mir und ich fühlte einen furchtbaren Schmerz an meiner linken Hüfte, es war als hätte mich Jemand mit einem glühenden Eiſen dorthin geſchlagen; glücklicherweiſe fühlte ich aber meine Knochen unverletzt, denn ich konnte das Bein bewegen — die Kugel hatte mich geſtreift, hatte aber mein armes Pferd ſchwer am Widerriſt verletzt. Ich fühlte mit der Hand dorthin und zog ſie benetzt mit ſtrömendem Blute zurück. — In kürzerer Zeit aber, als ich Dir dieß zu erzählen vermochte, hatte ich den Waldweg erreicht, der ſich raſch abwärts ſenkte und mich ſo vor einer zweiten Kugel ſchützte, die erſt geladen werden mußte. Ich wollte den Sattel des verwundeten Pferdes verlaſſen, und meinen Weg zu Fuß durch das Gebüſch ſuchen, doch ſchien der Klepper noch feſt auf ſeinen Beinen zu ſein, während mich das meinige heftig ſchmerzte; auch hatte ich vor mir einen weichen Sandweg, auf welchem ich raſch fortzukommen hoffte, was vor Allem

Noth that, denn ich hörte von droben rufende Stimmen und hatte bei einer Biegung des Weges Lichter bemerkt, die sich vom Schloßhof gegen die Terrasse bewegten. Jetzt galt es die letzten Kräfte meines armen Thieres zu benützen. Ich hatte nun den ebenen Sandweg erreicht, und nachdem ich das verwundete Pferd mit Zügeln und Sporen fest zusammengenommen, zwang ich es zu einem ziemlich gestreckten Trabe, den es auch anschlug, doch fühlte ich wohl an seinen unsicheren Bewegungen, an dem Anstreifen seiner Füße bei den kleinsten Hindernissen des Bodens, daß es nicht lange mehr aushalten würde, und als ich auf diese Art den Waldweg eine gute halbe Stunde durchritten hatte, auch umblickend weder Lichter sah, noch Stimmen hörte, so war ich schon im Begriffe das ermattete Pferd anzuhalten, als es mit dem Hufe an eine Baumwurzel stieß und so furchtbar hinstürzte, daß ich, der ich wegen meiner Schmerzen in der Hüfte angefangen hatte ziemlich locker auf dem Sattel zu hängen, aus diesem heraus weit über den Kopf des Pferdes hinweggeschleudert wurde, und dabei so unglücklich fiel, daß ich mit dem Kopfe einen Baumstamm streifte und augenblicklich besinnungslos wurde.

„Die kühle Nachtluft hatte mich nach dem Verlaufe ziemlicher Zeit insoweit erfrischt und gestärkt, daß ich, von einem brennenden Schmerz an meinem Kopfe gepeinigt, endlich die Augen aufschlug und um mich blickte. Doch dauerte es eine Reihe langer schmerzlicher Minuten, ehe es mir möglich war, daß ich mir die Erlebnisse dieser Nacht ziemlich klar vergegenwärtigen konnte, dann aber versuchte ich mich zu erheben, und ohne mir die Mühe zu geben nach meinem Hute zu suchen, der mir beim Sturze heruntergeflogen war, band ich mir das Taschentuch um meinen Kopf, welcher mich heftig schmerzte, und sah dann nach dem Pferde. Dieses hatte sich auch wieder aufgerafft und ich

unbarmherzig in beſagte drei Gaiſen hinein ſchoß; eine davon fiel als unglückliches Schlachtopfer.“

Allgemeines Gelächter. — Der junge Diplomat lächelte ironiſch.

„Alſo,“ ſagte der alte Offizier, „unterliegt es keinem Zweifel, daß ſich der Angeklagte auf der Jagd unrein verhalten, und ihm gebührt das Jagdmeſſer. Was meinen Sie, Herr von M.?“

„Das Jagdmeſſer!“ —

„Und Sie, Lieutenant C.?“

„Das Jagdmeſſer!“ —

„Und du?“

„Das Jagdmeſſer!“

„Und Sie, der geſtrenge Richter?“

„Nach des Geſetzes Kraft das Jagdmeſſer! — Und wenn ich Sie begnadige, ſo geſchieht's:

Aus ſchuldiger Achtung gegen meinen Herrn und Kaiſer.“

„Nein, nein!“ riefen faſt alle Anweſenden lachend, „keine Begnadigung!“

„Nur den bußfertigen Sündern ſei verziehen!“ fügte Herr von M. hinzu, und der Jagdherr fuhr fort:

„Ich gebe Eurem Drängen nach, edle Vaſallen, und erkenne dem Beklagten die ausgeſprochene Strafe zu.“

Allgemeine Bewegung.

„Da aber die Ausführung beſagten Urtheils einer vergangenen Zeit angehörend, für unſere jetzigen Verhältniſſe unpaſſend erſcheinen möchte, Wir auch anbetrachtlich der großen Jugend des Verbrechers eine Milderung eintreten laſſen möchten, ſo verordnen Wir hiemit: daß demſelben die betreffende Stelle vom Jagdmeſſer aus „Döbel's Jägerpraktika“ feierlich verleſen werde zur Warnung und Erinnerung für künftighin. So geſchehe es!“

fand es nicht weit von mir mit tief herabgesenktem Kopfe stehen.

„Daß man uns vom Schlosse nicht verfolgt hatte, war mir klar; doch begriff ich es vollkommen, hatte mich der Schuß aus dem Fenster tödtlich verwundet, so wurde ich am folgenden Morgen entweder gefunden, oder wenn es mir gelungen war, ein benachbartes Dorf oder Haus zu erreichen, so erhielt man frühzeitig genug die Kunde meines Todes. Was sollten sie aber mit einem Verwundeten anfangen, den sie, da er sich wahrscheinlich den nachsetzenden Leuten zu erkennen gab, verpflegen mußten, und da sie gewärtig waren, daß jener benachbarte Gutsbesitzer, der ihm, d. h. mir durch jenen Brief geholfen, das Schloß unerkannt betreten zu können, nicht verfehlen würde, sorgfältige Nachrichten einzuziehen, was aus mir geworden sei, wenn ich nach ein paar Tagen nicht zum Vorschein gekommen wäre. Ja, wenn die mir nachgesandte Kugel nur einen Zoll breit mehr rechts gegangen wäre, wenn der Freiherr von Germersbach den vermeintlichen Dieb todtgeschossen hätte, dann wäre Alles für sie gewonnen gewesen — aber Gott war mir gnädig und schützte mich," sagte Herr von Steinfeld, mit einem dankenden Blick gen Himmel.

Was mich anbelangt, so konnte ich mich nicht enthalten, diesen Blick mit tiefgefühlten Worten zu begleiten, wofür er gerührt seine Hand auf meinen Kopf legte und mir mit weicher Stimme sagte: „Auch Deine Zukunft, mein armer Junge, wäre damit wieder sehr in Frage gestellt worden, so aber," fuhr er mit einem leuchtenden Blicke fort, „hoffe ich die Fäden so genügend und fest in meiner Hand zu halten, um Alles zu einem guten Ende führen zu können."

Achtzehntes Kapitel.

Der Fund in der Mauer.

Beim Anbruch des Morgens, während ich ermüdet von den Erlebnissen des gestrigen Tages noch sanft und ruhig schlummerte, trotzdem das Schwert des Damokles über meinem Haupte schwebte und mir auch in meinen Träumen während der ersten Stunden des Schlafes unter allerlei Gestalten erschienen war, bald als der Letzte der Iffling, welcher, obgleich noch Knabe, in einer Husarenjacke mit gezogenem Säbel auf mich losstürzte, bald als Frau Merzer, die mit der kleinen Alice im Arm angsterfüllt den Berg von Schloß Iffling herabeilte, beständig niederstürzte und endlich gar nicht mehr von der Stelle konnte, ebenso wenig als ich, der sich bemühte, sie fortzuziehen und ebenfalls eingewurzelt im Boden mußte stehen bleiben — ruhig erwartend eine ganze Legion gräßlicher Gestalten, die in hohen Stiefeln und Jagdröcken jetzt riesenhafte Hände nach uns ausstreckten, oder ihre eigenen Köpfe mit schauerlich verzerrten Gesichtern nach uns warfen, bald, ein Adagio in dieser wilden Traumphantasie bildend, als hölzerne Vase oder verrissener Pulswärmer vor mir herumtanzend, und dabei immer und immer fort eine höchst langweilige Melodie ableiernd, während ich also nach solchen Schrecknissen endlich fest und ruhig schlummerte, verließ Herr von Steinfeld das Haus, um nach der Stadt zurückzukehren. Ich, der dem

Geſetz Verfallene, blieb noch ein paar Tage zurück, bis mein väterlicher Freund mir einen Zivilanzug verſchafft hatte und ich dann die Weiſung erhielt, mit Vermeidung der Stadt nach einem Orte aufzubrechen, der ſich jenſeits der Grenze befand, und wohin ich eine Empfehlung erhielt an den Vorſtand einer berühmten landwirthſchaftlichen Schule, welche ſich dort befand.

Durch dieſe Empfehlung, welche ich mit großer Beruhigung und Freude las, war zu gleicher Zeit ein neuer Wechſel meines Lebens eingetreten, der mich mit den angenehmſten, beſten Hoffnungen erfüllte. Ich mußte mir geſtehen, daß der Nimbus, mit dem ich bis jetzt das Militärleben umgeben betrachtet, ſo abgeblaßt war, daß er mir wie ein ganz gewöhnlicher Dunſtkreis erſchien, wozu eine Nachricht, die ich kurze Zeit darauf erhielt, bedeutend beitrug, die Nachricht nämlich, daß die Mobilmachung wieder einmal ſiſtirt ſei, und ſich der bevorſtehende Feldzug in einen Wechſel trübſeliger diplomatiſcher Noten aufgelöst habe.

Der Soldat zäumt ab, der Bauer ſpannt ein,
Eh' man's denkt, wird's wieder beim Alten ſein!

ſchrieb mir Wetter auf einem Zettel, den er mir noch vor meiner Abreiſe von Hornſtein durch Schultes überſandte.

„Das iſt die größte und wichtigſte Neuigkeit, die ich Dir mit kummervollem Herzen mitzutheilen habe. Schmetterer iſt nur noch der Schatten der Maria und er hat den verzweiflungsvollen Vorſatz gefaßt, ſich zum Steuerfache zu melden. Daß ich mein Patent ſchon in der Taſche habe, iſt für mich ein großes Glück, und ein weiteres erfahre ich ſo eben durch Bachmann, daß Lieutenant von Steinfeld, wie es unſer guter Premierlieutenant ſchon vorausgeſagt, Du wirſt Dich deſſen erinnern, den Dienſt verläßt und ich alſo Hoffnung habe, bei der reitenden Batterie zu bleiben, wo

wir auch noch überglücklicher Weiſe vier Geſchütze beſpannt erhalten. Sonſt läßt bei uns Alles Kopf und Ohren hängen, incluſive die Pferde, welche ſich auch vor dem dumpfen Kaſernenſtall fürchten, nachdem ſie hier einmal Gottes friſche Landluft und duftiges Gras geſchmeckt, in welchem Artikel bedeutend blind fouragirt wurde. Vielleicht bleiben wir aber nicht in der Kaſerne, ſondern kommen unſeres großen Pferdebeſtandes wegen in Kantonnirungen, und dieſe Hoffnung hält uns noch aufrecht. Was Deine Angelegenheit anbelangt, ſo hat Bachmann mit meiner beſcheidenen Beihülfe ein Meiſterſtück zuwege gebracht, und wenn da oben herum noch Gerechtigkeitsgefühl iſt, ſo muß man Dir den Abſchied mit Penſion bewilligen. Dabei ſind wir hübſch langſam verfahren, denn man kann nie recht trauen und man darf Dich nicht zu finden wiſſen, wenn vielleicht umgehend der Befehl vom Brigadekommando käme, Deinen dreiwöchentlichen Urlaub und Dich ſelbſt aufzuheben. Da ich natürlicherweiſe keine Ahnung davon habe, wo Du Dich zur Zeit aufhältſt, ſo iſt auch das Gegenwärtige in Form eines fliegenden Blattes geſchrieben, Gedanken einer ſchönen Seele an einen fernen Freund, das Dir ein gütiger Zephyr zuführen möge.

„Mit Ungeduld erwarte ich meine äußerliche Offiziersausſtattung und habe deßhalb dem alten Mäuler die dringendſten Aufträge gegeben, nicht als ob es mich drängte, vor den guten Leuten hieſigen Ortes als glänzender Schmetterling zu erſcheinen, nein, wahrhaftig nicht, ſondern es iſt mir nur darum zu thun, mich durch Epauletten und Schärpe auf das gleiche Niveau ſtellen zu können, welches unſer gemeinſchaftlicher Freund, der hochedle Baron von Iffling, einzunehmen geruht. Wenn ich ihn ſehe, oder wenn er meiner anſichtig wird, ſo glaube ich faſt, es überfällt ihn eine Idee von meinen Abſichten auf ſein hochfreiherrliches

Daſein; denn ihm dieſes auf wenigſtens längere Zeit zu verkümmern, darauf habe ich geſchworen, und ‚ein Schwur iſt heilig,‘ ſagt ſchon Borgia. Nun lebe wohl, der Du die das Brigadekommando angehende Begnadigung mit Ungeduld erwarteſt. Erinnere Dich Deines Freundes Wetter, und laß bei Gelegenheit mit gehöriger Vorſicht Etwas von Dir vernehmen.“

Meine neue Garderobe war zur beſtimmten Zeit angekommen, und zu gleicher Zeit eine kleine Brieftaſche mit Kaſſenbillets, welche eine Summe ausmachten, deren Größe mich, der ich an bedeutende Gelder nicht gewöhnt war, überraſchte, ja faſt erſchreckte. Da ich mich nun von Hornſtein mehr hinweg ſehnte, ſo traf ich augenblicklich Anſtalten zu meiner Abreiſe, und hörte auf Nachfragen unten, daß ich von hier aus auf zwei Routen meinen neuen Beſtimmungsort erreichen könne, beide durch Vermittlung der Eiſenbahn, die ich von Hornſtein aus in einer kleinen halben Stunde erreichen könne. Eine dieſer Routen führte auf einem weiten Bogen mit Vermeidung der Stadt dorthin, die andere aber, welche viel kürzer war, mitten durch dieſelbe und gewährte mir dort einen Aufenthalt von zwei Stunden.

Es war vielleicht nicht recht von mir, daß ich die Letztere wählte, aber nachdem ich mich ſelbſt auf künſtlichem Wege weich gemacht durch den Gedanken, daß ich gezwungen ſei die Heimat zu verlaſſen und in fremde Länder zu ziehen, die allerdings in kurzer Zeit zu erreichen waren, und da ich mir dabei die Möglichkeit dachte, vielleicht lange Jahre abweſend ſein zu müſſen, was indeſſen höchſt unwahrſcheinlich war, ſo beſchloß ich noch einmal die Mauern zu ſehen, in denen ich meine Jugendzeit vollbracht, noch einmal die Spielplätze meiner Kindheit zu betreten, um vielleicht zum letzten Male meinen alten

Pflegevater zu umarmen; an ſie — hatte ich begreiflicherweiſe nicht gedacht.

So erreichte ich denn die Stadt mit einem Eiſenbahnzuge, der für mich ſo geſchickt eingerichtet war, daß er in der Dunkelheit dort eintraf. Ich eilte nach dem Armenhauſe, und ſo ſehr ich auch anfänglich meine Schritte beſchleunigte, ſo ging ich doch um ſo langſamer, ja zögernder, je mehr ich mich meiner ehemaligen Wohnung näherte. War es mir doch zu Muthe, als ſei ich Jahre lang von hier entfernt geweſen, und als müßten ſich in der Zeit außerordentliche und ganz unerhörte Geſchichten zugetragen haben. Ich war in der That erfreut zu ſehen, daß das Armenhaus noch auf demſelben Platze ſtand und daß ſich, ſo viel ich in der Dunkelheit erkennen konnte, in ſeinem Aeußern durchaus nichts verändert hatte. Da war der Eingang zum Hofe mit dem offen ſtehenden Gitter, hier war die Stelle, wo die gute Alice damals ihre Papierballons verkaufte, dort waren die Akazienbäume, welche trotz aller finſteren Prophezeiungen während der Winterszeit doch wieder friſch und luſtig grünten, vor mir ſah ich den Eingang zu unſerer ehemaligen Wohnung. Dort aus dem Fenſter drang der freundliche Schimmer eines Lichtes in die Nacht hinaus, das Einzige, was mich tröſtlich anſprach. Gerne hätte ich jeden Stab des Gitters mit meiner Hand berührt, — o wie gerne mich auf dem Steine niedergelaſſen, wo das kleine Mädchen ſo oft zuſammengekauert geſeſſen, wenn ſie an froſtigen Herbſt- und Wintertagen unſeren Spielen zuſchaute; wie drängte es mich, meine heiße Stirne an die kühle Mauer zu drücken und alle die Bilder meiner Kindheit, in denen ſie eine ſo große Rolle ſpielte, wieder einmal vor meiner erregten Seele vorüberziehen zu laſſen — ein wechſelvolles Schattenſpiel. — Doch riß mich der Ton der Glocke vom benachbarten Kirchthurm aus mei-

nen Träumereien, ich eilte durch den Hof, klopfte an die Thüre und öffnete hastig, als die mir so wohlbekannte Stimme „herein“ rief.

Da saß mein Pflegevater an seinem Tische, hatte ein Buch in der Hand und blickte höchst überrascht auf, als ich eintrat, — obgleich ich sie ja nicht aufsuchen wollte, wie ich mir fest eingeredet hatte, so sandte ich doch meine Blicke rings umher, um — nach irgend Etwas zu spähen, was mir ihre Anwesenheit kund gäbe. Da war aber nichts dergleichen, kein Tuch, kein Sitz, welcher anzeigte, daß Jemand ihn soeben verlassen. Die paar Stühle, welche sich im Zimmer befanden, standen so langweilig an ihren Plätzen und sahen so trostlos leer aus, als wollten sie sagen: uns fängt es an hier sehr einsam zu werden — ah, — ah, — ah, ich hatte es hier anders erwartet. —

In das Erstaunen, mit welchem mich mein Pflegevater anschaute, mischte sich ein leichtes Lächeln, als er meine umherirrenden Blicke bemerkte, und erst als ich nun auf ihn zusprang, seinen Hals umschlang und ihn herzlich auf die Backen küßte, sah er freundlich und wohlwollend aus wie immer.

„Aha,“ sagte er, „junger Herr, man stürzt gegen Vorschrift nicht hieher, wie mir scheint, um seinen alten Pflegevater aufzusuchen, sondern man hat erwartet, einen kleinen angefangenen Roman, der eine unangenehme Unterbrechung erlitten, wieder aufnehmen und fortspielen zu können.“

Ich schaute ihn ehrlich an und erwiederte: „ich will es nicht leugnen, daß es mich gefreut hätte, nach Allem dem, was vorgefallen, Alice einen Augenblick zu sehen, aber — sie ist nun wohl fort?“

„Ja, sie ist fort.“

„Wird eine vornehme Dame werden und sehr glücklich sein.“

„Hoffentlich wird sie Beides — und darüber wollen wir uns freuen", gab der alte Mann kopfnickend zur Antwort, wobei seine Stimme etwas schwächer klang — „auch Du freust Dich darüber, nicht wahr, Eugen?"

„Gewiß, ich freue mich darüber."

„Denn Du wirst nie der Zeit vergessen, wie sich die gute Alice damals über den glücklichen Wechsel gefreut, welcher in Deinem Leben eintrat."

Ich nickte mit dem Kopfe — „so ist sie für immer fort?" fragte ich kleinlaut.

„Von hier wohl für immer," versetzte mein Pflegevater, „und ich kann Dich versichern, es fängt mir nun auch an hier so einsam zu werden, daß ich mich nach einer Veränderung sehne." Er schaute starr vor sich nieder und trommelte leicht mit den Fingern auf dem Tische. — „Doch reden wir von was Anderem," fuhr er nach einer Pause mit dem mir wohl bekannten barschen Tone fort, „ja von was Anderem, und zwar von Deinen Streichen, junger Herr, Du hast in letzter Zeit schöne Sachen angestellt."

„Wissen Sie Alles?" fragte ich, indem ich das letzte Wort betonte.

„So ziemlich Alles und zwar von Jemand, der Dir wohl geneigt ist und auch mächtig genug, um Dir eine neue Laufbahn zu eröffnen. Die Art, wie er für Dich sprach, hat mich nun einigermaßen getröstet, mein Junge, denn sonst wäre es dem alten Schwaneseld, der Dich so sehr liebt, gar traurig um's Herz gewesen."

Er schaute mit einem langen Blicke rings um sich her, dann sagte er nach einem tiefen Seufzer: „es ist hier sehr still und einsam geworden, meine gute Iduna ist fort — Alice nicht mehr da und Du wirst mich auch verlassen, um lange nicht mehr zurückzukehren. — O es wäre mir, dem alten Manne, so angenehm gewesen, wenn ich Dich, den ich

wie einen lieben Sohn betrachte, unter meinen Augen hätte behalten können, wenn ſich eines Tages der Lieutenant Ramming bei mir gemeldet hätte, und ich mit dieſem jungen Offizier, ſtattlich angethan, wie es einem Herrn von Schwaneſeld geziemt, Arm in Arm über die Straßen gegangen wäre und die Leute geſagt hätten: ‚Seht dieſen alten Schwaneſeld, hat er doch nun erlebt, daß der kleine Junge aus dem Armenhauſe ein tüchtiger Offizier geworden iſt‘ — das iſt nun vorbei.“

„Aber es iſt nicht vorbei,“ antwortete ich mit tiefbewegter Stimme, „daß ich Ihnen in einer andern Laufbahn nicht ebenfalls Ehre machen kann, und das will ich gewiß und wahrhaftig thun, ich ſchwöre es Ihnen.“

„Ein Schwur, den ich entgegennehme,“ verſetzte der alte Herr feierlich, „und an den ich Dich ſeiner Zeit erinnern werde.“

„Wenn wir Arm in Arm ſpazieren gehen,“ ſagte ich mit feuchten Augen lächelnd, „und wenn dann die Leute ſagen: ‚was Herr von Schwaneſeld für einen tüchtigen Kerl aus dem armen Jungen gemacht hat.‘“

„Amen — aber nun erzähle mir, wie Du eigentlich hieher kommſt. Herr von Steinfeld ſagte mir doch, ich könne Dich jetzt nicht erwarten, da er Dir empfohlen hätte, die Stadt zu vermeiden.“

„Das iſt allerdings wahr, doch konnte ich unmöglich vielleicht für längere Zeit von hier fortgehen, ohne Sie noch einmal geſehen zu haben.“

„Sie?“ gab der alte Herr lächelnd zur Antwort, „dieſes ‚Sie‘ wird in Deiner Orthographie wohl, was vorliegenden Fall anbelangt, mit einem kleinen Anfangsbuchſtaben geſchrieben.“

„Mit einem kleinen ſowohl, wie mit einem großen. Leider werde ich darauf verzichten müſſen Alice zu ſehen.“

„Das kommt mir auch so vor, mein Junge, und es ist wahrhaftig besser für euch Beide. Sieh', Herr von Steinfeld nimmt sich Deiner an, und aufrichtig gesagt, es ist das für Dich ein großes Glück, dessen würdig zu machen Du Dich mit aller Kraft bestreben mußt. Nun glaube ich aber nicht, daß es dem Herrn von Steinfeld — dem Freiherrn von Steinfeld gerade besonders wohl gefällig wäre, wenn Du, vorderhand noch ein armer, unbedeutender junger Mensch, besonderes Wohlgefallen an seiner Tochter an den Tag legtest. Siehst Du das ein?"

Ich mußte gestehen, daß ich es einsah.

„Dazu kommt noch diese unglückselige Begebenheit, welche eine tiefe Kluft riß zwischen Dir und dem jungen Mädchen. Ich kann Dir das nicht verschweigen. Alice ist so verletzt, daß sie zusammenschauerte, wenn ich nur Deinen Namen nannte."

„Ich muß das dulden," erwiederte ich, die Achseln zuckend, „obgleich ich mir keiner Schuld bewußt bin."

Es drängte mich an das Fenster zu treten und auf den Hof des Armenhauses zu blicken, der nothdürftig erhellt war von einer einzigen Gaslaterne, welche dicht bei den Akazienbäumen brannte, und viel lieber mit den glänzend angestrahlten hellgrünen Blättern zu kokettiren schien, als sich in die Winkel des düsteren Hofes zu verlieren. Dort hatte ich so häufig mit ihr gespielt, dort war sie mir gefolgt auf Schritt und Tritt, bald meine Mütze voll Kastanien tragend, wenn wir Knaben in einem Bombardement begriffen waren, bald Bogen und Pfeile, wenn ich auf eine eingebildete Jagd zog. — Vorbei das Alles, vorbei. Ich lehnte meinen Kopf an die Scheiben und sagte, ohne rückwärts zu schauen: „Wenn es Herr von Steinfeld erfährt, daß ich hier war, so wird er mir's nicht übel nehmen, die Eisenbahn ließ mir auf dieser Route zwei Stunden Zeit,

Alle erhoben ſich lärmend und lachend, Graf Alfons holte das bewußte Buch, man bildete einen Kreis, und der Jagdherr las, wie folgt:

„Der Verurtheilte mußte, nachdem er ſein Seitengewehr abgegeben, ſich quer über den ſtärkſten der gefällten Hirſche legen, wobei an manchen Höfen die Cavaliers und Jäger ihre Waidmeſſer ein wenig aus der Scheide zuckten, und der, welcher dieß vergaß, der gleichen Strafe verfiel. Dem Liegenden wurden die Rockſchöße zurückgeſchoben und der Oberjägermeiſter trat hinzu, oder der erſte Hofjäger, wenn der Verurtheilte kein Edelmann war. Sobald der Verwalter des Strafamtes das Meſſer zuckte, bließen die Jäger auf ihren Hüfthörnern. Bei dem erſten „Pfund“ ſprach der Schlagende mit „wohllautender Stimme“: Jo ho! das iſt für meinen gnädigſten Fürſten und Herrn; bei dem anderen: Jo ho! das iſt für Ritter, Reiter und Knecht; beim dritten: Jo ho! das iſt das edle Jägerrecht! worauf die Jägerei das Waldgeſchrei erhob und der Geſtrafte mit einem Kratzfuß ſich zu bedanken hatte.“

Der junge Diplomat, der den Scherz verſtand, hörte nicht nur andächtig dieſer Vorleſung zu, ſondern erhob ſich auch am Schluſſe, gute Miene zum böſen Spiel machend, und bedankte ſich mit einem Kratzfuß für die gnädige Strafe.

um Sie zu beſuchen, und ich konnte es nicht über mich gewinnen, bei dem andern Wege um die Stadt herum zu fahren. — Ach ſie verfliegen gar bald, dieſe zwei Stunden."

„Ja, ja, ich weiß wohl," ſagte der alte Herr mit bekümmertem Tone der Stimme, „daß der Zug um zehn Uhr abgeht und es iſt ſchon neun vorüber. Komm', ſetz' Dich noch ein wenig zu mir her und laſſ' uns noch über Deine Zukunft plaudern."

Ich trat ſeinem Wunſche gemäß an den Tiſch zurück und ſetzte mich ihm gegenüber auf einen Stuhl. „Laſſen Sie uns noch plaudern, aber nicht von meiner Zukunft, ſondern von der Zeit, wo wir uns alle wiederſehen, hier oder ſonſt wo."

„Hier nicht," erwiederte Herr von Schwaneſeld kopfſchüttelnd, „das heißt hier in dieſem Zimmer nicht. Ich weiß nicht, wie es auf einmal kommt, aber die Einſamkeit dieſes Raumes drückt mich. Wenn mir wieder einmal anſtändige Anerbietungen gemacht werden, dieß Haus, wo ich Jahre lang ſo ſtill und glücklich lebte, zu verlaſſen, ſo nehme ich ſie am Ende doch noch an, beſonders wenn es ſich fügt, daß Du, mein Sohn, für längere Zeit auswärts bleibſt."

„Und hat man Ihnen Anerbietungen gemacht?"

„J—a—a," verſetzte er zögernd, „aber ein Schwaneſeld bedenkt ſich, ehe er Anerbietungen annimmt und dadurch Verpflichtungen auf ſich ladet. Alles, was man mich zwingt anzunehmen, hat Etwas von Almoſen an ſich, denn ich werde ſchwerlich im Stande ſein, es mit guten und tüchtigen Dienſten zu belohnen. — Ach, ſonſt würde ich nicht ſkrupulös ſein, und wenn man mich an den rechten Platz ſtellte, ſo könnte ich wohl noch Dienſte leiſten. Sieht man mir meine Jahre an?"

„Gewiß nicht," ſagte ich lächelnd.

„Und ich fühle ſie innerlich noch viel weniger. Doch

genug davon," unterbrach er sich selbst, „das klingt wie Großsprecherei, sagen wir lieber: ‚Wie Gott will.'"

Ich blickte auf die alte schwarzwälder Uhr, welche heute Abend in einem überaus schnellen Tempo lief. Der Weg zum Bahnhof war weit und ich hatte noch eine Frage auf dem Herzen, die ich so wie in gleichgültiger Manier beim Abschiednehmen hinwerfen wollte, deßhalb erhob ich mich, reichte ihm beide Hände und sagte: „Ich muß jetzt gehen, um meinen Zug nicht zu versäumen. Laßt uns jetzt aber keinen schweren Abschied nehmen, denn ich bin überzeugt, daß wir uns in kurzer Zeit wiedersehen."

„So sei es, mein lieber Sohn," gab er zur Antwort, indem er seine Arme um meinen Hals legte, mich fest an sich zog und auf Stirne und Mund küßte. — „Wir wollen scheiden — wie es ein paar Männern geziemt, und auch ich will wahrhaft überzeugt sein, daß wir uns baldigst wiedersehen werden."

Als es nun wirklich zum Scheiden kam, und ich mich nochmals in dem traulichen Raume umsah, wurde mir doch das Herz schwerer, als ich es gedacht. Ich konnte nur mühsam Athem holen, und die Frage, welche ich auf den Lippen hatte, beengte meine Brust noch mehr, es strengte mich ordentlich an, sie in gleichgültigem Tone hervorzubringen.

„Aber wo ist denn Alice eigentlich?" so klang meine Frage, als ich mich schon der Thüre zuwandte.

„In der That," gab mir der alte Herr heiter zur Antwort, „das habe ich Dir ja noch nicht einmal gesagt. Sie ist im Hause der Frau Kommerzienrath Schabegg mit Bewilligung ihres Vaters."

„Mit Bewilligung ihres Vaters?" wiederholte ich.

„Der so glücklich über seine Tochter ist, wie — ein Vater es nur sein kann, der plötzlich eine solche Tochter findet."

„Und Alice?“

„Sie findet ſich ſtill und demüthig in ihr Glück. Sie hat ſich feſt an Frau Schabegg angeſchloſſen, welche ihr mit einer faſt mütterlichen Zärtlichkeit zugethan iſt, und der Umgang mit dieſer ſeinen liebenswürdigen Frau wirkt erfriſchend und belebend auf das junge Mädchen.“

Ich nickte ſtumm mit dem Kopfe, und vor meinem innern Auge rollte die glänzende Equipage der Kommerzienräthin vorüber, in der ich jetzt zwei Damen erblickte, beide ſchön, beide reich und elegant gekleidet, vielleicht gleichgültig hinabblickend auf arme Leute wie unſereins, die da unten demüthig am Wege ſtehen blieben. — Wie das Leben wechſelt!

„Zu ihrem Vater blickt ſie ſcheu, faſt furchtſam auf,“ fuhr der alte Herr nach einer Pauſe fort, „ſie muß ſich erſt daran gewöhnen, den fremden ernſten Mann als ihr ſo gar nahe ſtehend zu betrachten. Ich kann Dich verſichern, Eugen, wenn ich ſie beſuche, und ich war heute noch dort, ſo fliegt ſie mir an den Hals, daß ich alter — Burſche faſt zu Thränen gerührt bin und ſie gerne beim Kopf nähme, wenn ihr Vater nicht ſo ſeltſam lächelnd zuſchaute. Doch das wird ſich Alles ändern.“

„Und was ſagt der Kommerzienrath zu dieſen Dingen, namentlich zum Verkehr der Leute aus dem Armenhauſe mit ſeinem Palaſt?“

„Er?“ ſagte lächelnd Herr von Schwaneſeld, indem er ſich ein klein wenig in die Bruſt warf, „er und ich ſind die beſten Freunde geworden, wenn ich freilich hinzufüge, daß ſeine Gedanken etwas viel an Schärfe und Kraft abgenommen haben, ſo erſcheint Dir vielleicht dieſes freundſchaftliche Verhältniß in weniger günſtigem Lichte, doch kann ich wieder mit einigem Stolze hinzufügen, daß der reiche Kommerzienrath Johann Chriſtian Schabegg große Verpflichtungen hat gegen mich, den armen Herrn von Schwaneſeld; denn

er hat es hauptſächlich meinen raſtloſen Bemühungen zu verdanken, daß das Verhältniß zu ſeiner Frau ein erträgliches, ja gutes geworden iſt, wobei ſich alle Parteien wohl befinden, vor Allem die von ihm früher ſo ſehr gehaßte Armenanſtalt, welche er reich dotirt hat, um die er ſich bekümmert, bei der aber auch, im Vertrauen geſagt, ſeine Gedanken die größte Gefahr laufen Schiffbruch zu leiden. Sollteſt Du's glauben, Eugen, daß er Augenblicke hat, wo er die Stellung eines Armenhausvorſtehers beneidenswerth findet, ja ſich oft ſo unumwunden darüber ausſpricht, daß ich ihn ſchon im Geiſte auf den Zimmern droben, welche nach den bekannten Teſtamentsparagraphen Nr. 4 für die Angehörigen der Familie Schabegg reſervirt ſind, einquartirt finde, nur glaube ich in dem Falle," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, als fürchte er von Jemand gehört zu werden, „daß alsdann die Fenſter beſagter Zimmer vergittert werden möchten."

„So grüßen Sie denn Alice herzlich von mir," ſagte ich aus tiefem Nachdenken auffahrend, „und nun noch einmal Lebewohl, auf baldiges Wiederſehen."

Der alte Herr legte ſeine beiden Hände leicht auf meinen Kopf, wobei er mit feierlicher Stimme ſagte: „Gott gebe Dir Glück, mein Sohn." Dann eilte ich aus dem Zimmer, um meine hervorſtürzenden Thränen zu verbergen. Ich kam aus dem Hofe, ohne eigentlich zu wiſſen wie, waren doch alle meine Gedanken noch immer in der kleinen traulichen Stube, wo ich nur immer ſie zu erblicken meinte, ſie, die ich ſo heiß, ſo innig liebte — ſie, die ich verloren hatte. Ich konnte mich auch jetzt nicht enthalten, bei dem Gitter des Hofes vorübergehend, jeden Stab mit der Hand zu berühren, vielleicht hat auch ihre Hand an einem derſelben geruht, während ſie Abſchied nahm — vor kurzer Zeit oder damals — bei ihrem ſchmerzlicheren Abſchied. — Ja da-

mals, als sie, dieß Haus verlassend, die kalten Mauern mit ihren heißen Thränen benetzte, — hatte sie mir nicht so gesagt an jenem Abend, als ich sie nach langer Zeit zum ersten Male wiedersah, und mit ihr hieher ging, ja, ja — und hatte sie nicht hinzugefügt, sie habe Etwas der Mauer anvertraut, um es wieder an sich zu nehmen, wenn sie oder ich einmal recht glücklich oder recht unglücklich geworden sei. — Ach, das Letztere war bei mir eingetroffen, ich hatte ein Recht ihr Vermächtniß an mich zu nehmen. — Aber wo es finden? Glücklicherweise erinnerte ich mich so ziemlich der Stelle, auf welche sie mit der Hand gedeutet. Es war das dort, wo sich ein Stück der Mauer mürbe und zerbröckelt zeigte — mit welcher Hast grub ich meine Finger jetzt hier, jetzt dort in die aufgerissenen Spalten — ich fand nichts, wohl aber klang die Glocke mit ihrem hellen Schlage wie höhnend in mein Ohr, hier wich ein Steinchen — es war nichts dahinter, — dort ein anderes —a—a—ah! ich berührte ein klein zusammengefaltetes Papier, erwartungsvoll riß ich es heraus, entfaltete es mit wahnsinniger Hast, hielt es vor meine Augen und sah ein kleines metallenes Kreuzchen an einer schwarzen Schnur, an welcher es meine geliebte Alice um ihren Hals getragen. — — Rasch davonstürzend drückte ich es unzählige Male an meine Lippen, betrachtete es wieder und immer wieder und verbarg es endlich auf meinem Herzen, als ich in die Nähe des Bahnhofes kam, wo mir der gellende Pfiff der Lokomotive verkündete, daß es für mich die höchste Zeit sei. — Auch gelang es mir nur mit Mühe in einen Wagen zu springen, während sich der Zug schon langsam in Bewegung setzte.

Da saß ich denn, vom raschen Laufen tief und schwer athmend und blickte durch die Fenster des Wagens in die Nacht hinaus, wobei ich kaum im Stande war meine Ge-

danken zusammenzuhalten, die in der Erinnerung an helle und finstere Tage und Stunden umherschwärmten, welche von Diesem auf Jenes übersprangen, welche Personen, Orte und Zeiten hartnäckig durch einander mengten, und mich in einen Zustand wachen Träumens versetzten. Nur hie und da konnte ich mir einen vollkommen lichten, ja glücklichen Moment verschaffen, wenn ich nämlich das Kreuzchen hervorzog, es wiederholt an meine Lippen drückte und dazu flüsterte: „Alice, o meine geliebte Alice.“ — — — Gleich darauf eilten aber meine Gedanken wieder dem dahin sausenden Zuge voraus, oder wenn ich sie gewaltsam zurückrief und meinen Augen dienstbar machte, so schmückten sie mir auf phantastische Art und Weise Alles, was im Dämmerschein der Nacht an mir vorüberhuschte: Feld und Wald, einzelne Häuser, jetzt hoch über uns gelegen und sich vom Nachthimmel noch dunkler abhebend, jetzt tief unter uns, dann auf beiden Seiten der Bahn wie erschreckt auseinander fahrend beim Dahinsausen des feuerschnaubenden Ungeheuers. Zuweilen klangen Melodieen in mein Ohr, einfache Kindermelodieen, hervorgebracht durch das gleichförmige Stampfen der Maschinen und das taktmäßige, so eigenthümlich klingende Umdrehen der Räder. Immer leiser summten diese Melodieen, immer leiser und leiser, und dann schlief ich ein, bis ein gellender Pfiff ebenso unsanft mein Ohr berührt, als der helle Schein der Laterne meine Augen. — Eine Station, Passagiere kommen und gehen, die Ersteren suchen sich seufzend ein Plätzchen in dem vollen Wagen, bitten vielleicht um Entschuldigung, daß sie unsere Beine inkommodiren, oder begnügen sich wohl auch damit, uns müde und gähnend anzuschauen, die Letzteren sagen: „Gott sei Dank, da sind wir endlich.“ Der Kondukteur läßt sich wieder einmal unsere Billete zeigen, der Wagenschlag fliegt zu, die Lokomotive pfeift, und der alte Rundtanz beginnt

von Neuem. Das wiederholt sich häufig in der Nacht, fast immer auf die gleiche Art, nur wo wir die Grenze überschreiten mit unangenehmen Variationen, mit Kofferöffnen und Paßvisiren. Endlich ist auch das vorüber, wir fahren weiter und nach einer halben Stunde dämmert der Morgen auf. Ich habe noch sechs Stationen bis zu meinem Ziele, dann noch fünf, noch vier, und so fort, bis sich der Kondukteur meine Karte ausbittet, und ich endlich mit meinen Habseligkeiten auf einem kleinen ländlichen Bahnhofe, wie auf einer wüsten Insel, ausgesetzt werde. Glücklicherweise rettet mich ein Omnibusführer, der den Ort seiner und meiner Bestimmung nennt, der meinen Koffer und mich aufpackt, der nach einer Stunde Fahrens in der Ebene die breite Straße verläßt und rechts abbiegt, in die Berge hinein. Der Wald duftet so zauberhaft, der Wagen schaukelt so angenehm, ich versenke mich in Träume und träume ruhig fort, und heute, wo ich dieses niederschreibe, kommt mein damaliger Wechsel des Lebens mir immer noch wie ein angenehmer Traum vor, mit dessen Einzelnheiten ich die Geduld des Lesers nicht ermüden will, sondern denselben bitte, ein wenig mit mir zu träumen, bis ich für den Fortgang und Schluß dieser wahrhaftigen Geschichte ein klares Erwachen für unbedingt nothwendig halte.

Mein Wagen führte mich bis Nachmittags durch anmuthige reizende Gegenden, dann gelangten wir in ein weites und stilles Thal, zu einem großen Gebäude, wo ich zu einem ältlichen wohlwollenden Herrn geführt wurde, der meinen Brief in Empfang nahm, mir ein Zimmer anweisen ließ, und mich beim Abendessen den übrigen Lehrern der landwirthschaftlichen Anstalt, wo ich mich befand, vorstellte. Andere junge Leute meines Alters empfingen mich freundlich und wohlmeinend, und da ich beim Militär, besonders auf der Stube Nr. 44, in kameradschaftlicher Beziehung eine

gute Schule durchgemacht hatte, auch von Natur gefällig und verträglich war, so erwarb ich mir in kurzer Zeit meine Mitschüler zu Freunden; da ich auch vor allen Dingen mit Lust und Liebe lernte, und mich unablässig bemühte meine Kenntnisse zu vermehren, so hatte ich die Zufriedenheit meiner Lehrer und war im Stande, meinem väterlichen Freunde, dem Herrn von Steinfeld, von Zeit zu Zeit die besten Zeugnisse einzuschicken. Ich muß gestehen, daß ich damals vollkommen glücklich hätte sein können, wenn nicht das kleine Kreuzchen mit seinen Erinnerungen in manchen Augenblicken schwer mein Herz berührt hätte. O ich wollte sie nicht vergessen, und wenn auch endlich meine Vernunft so weit gesiegt hatte, um die Kluft zwischen ihr und mir als unüberschreitbar festzustellen, so gab es doch wieder Zeiten, wo meine Phantasieen luftige Brücken bauten, die ich aber glücklicher Weise immer wieder, da sie keinen genügenden Halt haben konnten, in sich zusammenstürzen ließ. In meine Angelegenheit mit dem Letzten der Iffling hatten meine Vorgesetzten sammt und sonders durch die günstigsten Berichte über mich und die Sache selbst so gut eingewirkt, daß das Brigadekommando sich veranlaßt sah, mich und mein Vergehen dem Kriegsministerium auf die gelindeste Art vorzutragen. Da auch Herr von Steinfeld Gelegenheit hatte, auf diese hohe Behörde günstig einzuwirken, so wurde ich einfach zur Kriegsreserve entlassen und die Strafe für mein Vergehen bestand demnach darin, daß ich keine Hoffnung mehr hatte, einstens General zu werden. Wenn ich aber hinzufüge, daß ich dem Entscheid in dieser Angelegenheit zagend entgegensah, indem ich fürchtete, es könnte mir vielleicht nach Erstehung einer gelinden Festungsstrafe die Erlaubniß zum Fortdienen in Gnaden ertheilt worden sein, so kann man daraus entnehmen, daß die Hoffnung auf Epauletten und Schärpe mir nicht mehr als rosige Zukunft vorschwebte.

So war denn das Jahr wieder einmal vergangen, der Winter mit Kälte und Frost, mit Schnee und Eis in seiner strengen Majestät vorübergegangen, und der milde Frühling hatte wieder Besitz ergriffen von der, Liebe und Wärme athmenden Erde. Unsere Beschäftigungen in Feld und Wald hatten wieder begonnen, und da ich mich hauptsächlich der Forstkultur widmete, so war ich so glücklich, tagelang zwischen mächtigen Stämmen einherschweifen zu können, sie in ihrem Wachsen zu beobachten, ihre Eigenschaften kennen zu lernen, oder mich auf neubestockten Kulturflächen an dem Wachsen und Gedeihen der frischen grünen Aussaat zu erfreuen. Wie im Leben so auch hier folgen die verschiedenen Altersklassen unaufhörlich einander, und an der Grenze eines mächtigen Buchenwaldes, von diesem gegen Nord und West wieder geschützt, erhob sich eine Pflanzung prächtig aufwachsender Lärchen, deren fein gezackte hellgrüne Nadeln, im Lufthauche spielend, eine wunderbar beruhigende Wirkung hervorbrachten. Neben einem der mächtigen Buchenstämme hatte ich mich in's Moos gestreckt, mein Jagdhut mit der Spielhahnfeder lag neben mir am Boden, und ich schickte mich an, hier in der prachtvollen stillen Natur einige Briefe zu lesen, welche mir die heutige Post gebracht.

Die Adresse des ersten Schreibens, welches ich eröffnete, war von der Hand Wetter's, nur befremdete mich das Postzeichen und es steigerte sich diese Befremdung zum Erschrecken, als ich oben am Blatte las: „Festung D.," sowie den Eingang des Schreibens, welches lautete: „Als wirklicher und berechtigter Bewohner eines mit Fenstergittern versehenen Zimmers dieser in der That schönen Festung, und als demnach zu einer geschlossenen Gesellschaft gehörend, schreibe ich Dir. Ich schicke diese Worte voraus, damit Du nicht etwa den nüchternen Gedanken hättest, als sei ich von einer stolzen reitenden Batterie zu einer langweiligen Festungs-

kompagnie versetzt worden. Laſſ' mich Dir nun erzählen, was mich hieher gebracht. — Du wirſt ſo wenig wie ich vergeſſen haben, auf welch' liebenswürdige und wahrhaft edelmänniſche Art mir ſeiner Zeit Herr von Steinfeld ſeine Offiziersequipage, Pferd und Ausrüſtung zur Verfügung ſtellte, nicht als Geſchenk, aber gegen einen wahrhaft lächerlichen Anſchlag. Darin lag ja hauptſächlich das Feine und Anſtändige ſeines Benehmens, und wenn ich auch die mir aufgelegten Verbindlichkeiten raſch und pünktlich erfüllte, ſo war unſere Rechnung doch bei weitem nicht ausgeglichen und ich fühlte in meinem Herzen einen ſo rieſenhaften Saldo zu ſeinen Gunſten, der nicht anders auszugleichen war, als wenn ich das Beſte, was ich beſaß, mein Leben nämlich, ein wenig dafür einſetzte.

„Erſchrick nicht, mein lieber Junge, die Sache iſt nun einmal nicht zu ändern, und um Dich nicht bis zu Ende dieſes Schreibens in Spannung zu erhalten, was ein gewöhnlicher Romanſchreiber vielleicht thun würde, ſo ſage ich Dir mit kurzen Worten: der Letzte der Iffling iſt nicht mehr, und nahm ein Ende, wie es ſich ein vollkommener Gentleman und ein braver Offizier, was er übrigens beides nicht war, nur wünſchen konnte. Geſchwätzige Zeitungen werden Dir das Nähere über unſere Begegnung mittheilen, wenn ſie aber von einer ſchweren Verwundung meiner geringen Perſon faſeln, ſo glaube nicht die Hälfte. Die Sekundanten meines Gegners hielten denſelben nach meinem Schuſſe gegen alles Recht und Herkommen in ihren Armen aufrecht, und ſo traf mich eine Streifkugel in die linke Seite, die allerdings auf Beſſeres abgeſehen war, aber glücklicherweiſe ihr Ziel verfehlte. Wenn ich auch ein Duell mit meinem Gegner nicht aufſuchte, dafür zeugt die lange Zeit, die vorüberging, ehe es ſtattfand, ſo hielt ich auch nicht zurück, als vor ungefähr drei Wochen zufällig eine Begeg-

Vierzigſtes Kapitel.

Meiſter Amadäus.

Dieſer Vorfall hatte die Geſellſchaft ungemein heiter geſtimmt, und man beſchloß, die aufgeſtellten Spieltiſche nicht zu benützen, ſich vielmehr für den Abend einer allgemeinen Converſation hinzugeben. Cigarren und Pfeifen dampften mit erneuerter Kraft und Jeder machte es ſich auf einem der vielfachen Sitzgelegenheiten ſo bequem als möglich.

„Alſo heute war der letzte Jagdtag,“ ſagte Herr von M., „wenigſtens für uns hier auf deinem gaſtfreundlichen Schloß und für dich in Deutſchland.“

„Ich könnte faſt ſagen: leider!“ entgegnete Graf Alfons, „und wenn ich meinem Freunde Alfred nicht das beſtimmte Verſprechen gegeben hätte, den Winter mit ihm in Italien zuzubringen, ſo blieb' ich wahrhaftig lieber hier.“

„Bah!“ ſagte der ältere Offizier, „eine Reiſe nach Italien iſt was Schönes, und wenn man ſie auch nur zu Fuß macht, ein zweiter Spaziergänger nach Syrakus, — wenn auch die Jagd

nung stattfand, bei der er sich mit derselben brutalen Rohheit benahm, die sein ganzes Leben auszeichnete, und kann mir Niemand von den Zeugen übelnehmen, daß ich eine Vergleichung, die er sehr anstrebte, zurückwies. Ob sein Tod der Tochter unseres gemeinschaftlichen Freundes und Wohlthäters zu ihrer Anerkennung verhelfen wird, ist noch zweifelhaft. Ein Rechtsgelehrter, den ich mir Behufs meiner eigenen Vertheidigungsschrift zugelegt habe, und der wie die ganze Welt die bewußte Angelegenheit kennt, zuckte die Achseln darüber und meint, die Beweise für den Umtausch der beiden Kinder seien doch nicht vollgültig genug, um gegen den Freiherrn von Germersbach mit einer so schweren und niederschlagenden Beschuldigung aufzutreten. Jeder Unbefangene ist aber bei sich darüber im Klaren, daß Deine Gönnerin, die Frau Merzer, die vollste Wahrheit gesagt hat und daß Alice die Erbin von Iffling ist. De facto, so sagt mein Advokat, wird sie das auch sein; denn nach dem Tode des Letzten der Iffling konnte dem Herrn von Steinfeld nicht verwehrt werden, als Erbe seiner Frau, abgesehen von den Fideikommißgütern, in alle Rechte einzutreten und das kolossale Vermögen zu übernehmen, was ihm auch die Freiherren von Germersbach nicht mehr streitig machen zu wollen schienen; Herr von Steinfeld hat, wie Du wohl weißt, Alice vollgültig und rechtskräftig adoptirt.

„Mich anbelangend, so sitze ich hier, vorderhand mit schöner Aussicht in äußere Angelegenheiten, hoch oben von der Citadelle auf eine reizend schöne Gegend. Hoffentlich wirst Du mich nächstens besuchen und mir diesen Blick in die Natur bewundern helfen. Die Einsicht in meine inneren Angelegenheiten scheint sich auch nicht so ganz finster zu gestalten, denn während ich an dieser Depesche arbeite, erfahre ich durch den Festungskommandanten, der mir freundlich gesinnt ist, daß man Schritte versuchen werde, um mich

für die Zeit meiner Haft bei der hiesigen Festungskompagnie zu aggregiren. Das wäre immer schon Etwas und ich würde mich dann mit meinen Kameraden trösten, von denen einige schon zwei Jahre hier oben sind und sich ganz wohl dabei befinden. Wie lange meine Haft dauern wird, kann man freilich noch nicht so genau wissen, doch wenn ich Glück habe, so falle ich in irgend eine Amnestie hinein und stehe eher befreit vor Dir, als Du Dir so etwas träumen lässest. Nun lebe wohl, mein Junge, und lass' mich bald Gutes über Deine Aufführung und Deine Blicke in die Zukunft vernehmen."

Ich kann nicht verschweigen, daß mich dieses Schreiben eigenthümlich berührte. So plötzlich war das Schicksal vernichtend eingetreten in jenes junge Leben, das, wenn auch selbst unschuldig, einem Verbrechen gedient und nun in Folge davon so plötzlich, so jäh zerrissen wurde. Um meine Gedanken von diesem unangenehmen Ereignisse abzuwenden, erbrach ich rasch den Brief meines Pflegevaters, des Herrn von Schwanefeld, dessen wenn gleich schwere, doch immer noch feste Handschrift mir von dem nächsten Umschlag entgegenleuchtete. „Wie ich höre," schrieb er mir, „hältst Du Dich brav und tüchtig, und deßhalb habe ich den Gedanken verschmerzt, mit einem jungen Offizier Arm in Arm durch die Straßen gehen zu können, sehne mich aber trotzdem, Dich bald einmal wieder zu sehen. Was mich betrifft, so sage ich Dir, daß ich eben einen neuen hübschen Koffer mit meinen Habseligkeiten gepackt habe, und kannst Du daraus ohne großes Kopfzerbrechen entnehmen, daß ich im Begriffe stehe, unsere bisherige Wohnung zu verlassen; wundern wirst Du Dich aber, wenn ich Dir sage, wohin ich im Begriffe bin mich zu begeben. Herr von Steinfeld hat mir schon längst Anerbietungen gemacht, auf seinem großen Gute irgend eine Beschäftigung zu übernehmen, doch schienen mir dieselben immer der Art zu sein,

daß ich mir dabei wie das fünfte Rad am Wagen vorkommen mußte und ſie mir nach unverdienter Unterſtützung ſchmeckten, und in dieſem Punkte kennſt Du meine Grundſätze. Nun aber hat er ſeinen Geſtütshof ſo weit vergrößert, daß ihm ein Intendant dorten von Nutzen ſein kann, und da er meine hippologiſchen Kenntniſſe ſchätzt, ſo hat er mir auf's Freundlichſte dieſe Stelle angeboten, welche anzunehmen ich kein Bedenken trage, da ſie mir Gelegenheit gibt, mich mit der nobelſten aller Paſſionen nutzbringend und auf edelmänniſche Art zu beſchäftigen. Ehe ich auf meinen Poſten abgehe, hätte ich Dich gerne beſucht; doch ſchrieb mir Herr von Steinfeld, er wünſche mich baldigſt zu ſehen, und da ich Dir eine angenehme Nachricht nicht gerne vorenthalte, ſo theile ich Dir, aber ganz unter uns, mit, daß ich aus ſeinem Schreiben erſehen, ich würde in Kurzem das Vergnügen haben Dich ebenfalls dorten begrüßen zu können. — Alſo auf Wiederſehen, aber reinen Mund gehalten! So eben verläßt mich Frau Merzer nach einem gelungenen Verſuche, mir mein altes Herz noch ſchwerer zu machen als es ohnehin ſchon iſt. Sie nahm in meinem und ihrem Namen Abſchied von den alten Möbeln, die hier zurückbleiben, ja von jeder Wand und Zimmerecke beſonders, wobei ſie eine jahrelange Vergangenheit mit unterſchiedlichen Thränen und Seufzern noch einmal Revue paſſiren läßt. Die gute Frau iſt etwas gealtert, und da ſie ihr Schäfchen in's Trockene gebracht, ſo hat ſie ſich entſchloſſen, das Geſchäft mit ausgedehnter Kundſchaft ihrer älteſten Tochter förmlich zu übertragen, und wurde dieſes Ereigniß als Familienfeſt begangen, wozu auch ich eingeladen war. Rührend war der Moment, wo ſie ihre große Taſche mit den bekannten Utenſilien, die wir ſo oft klappern gehört, wenn ſie zu uns kam, ihrer Nachfolgerin übergab. Dich und Alice wieder zu ſehen hofft ſie auf's Beſtimmteſte.

„Du weißt, wie wenig Freunde und Bekannte mir auf meinem langen Lebenswege treu geblieben ſind. Einer nach dem Andern von denen, die einſtens luſtig und heiter mit mir dahin gewandelt, blieben ſtehen, als es mit dem alten Schwanefeld bergab ging, und blickten mir achſelzuckend nach, um alsdann einen andern Weg einzuſchlagen. Die Meiſten von ihnen wandeln überhaupt nicht mehr und haben ſich da und dort zur Ruhe gelegt. Von Anderen, die mir einigen Antheil bewahrt, habe ich Abſchied genommen, ſo von meinem alten Freunde, dem Advokaten, der bei ſeinem Abſchied wie immer kurz angebunden war, mir aber herzlich die Hand drückte und ſagte: ‚ich hab' Dir's immer prophezeit, Du ſteigſt nochmals in die Höhe, wie damals Deine Luftballons. Gott erhalte Dir Deine gute Geſundheit.' — Er, der Advokat nämlich, iſt etwas kränklich geworden, hohläugig und huſtet ſtark. Von Deinen freundlichen Vorgeſetzten, welche ſich Deiner immer noch gerne erinnern, konnte ich nicht unterlaſſen mich zu verabſchieden. Premierlieutenant Bachmann läßt Dich beſtens grüßen und ich ſoll Dir ſagen, daß die Angelegenheiten Deines Freundes Wetter, der Dir wohl ſelbſt geſchrieben haben werde, ſo gut wie möglich ſtünden, und daß zu hoffen ſei, die bevorſtehende Vermählung des Kronprinzen würde Veranlaſſung geben, ſeinen Prozeß niederzuſchlagen und ihm die Freiheit wiederzugeben. Hauptmann von Manderfeld iſt als Major nach C. verſetzt worden. Endlich beſuchte ich auch noch den Major Schemmer, den zwei unglückliche Ereigniſſe betroffen haben. Er wurde nämlich als Oberſtlieutenant zur Ruhe verſetzt, was ihn ſehr darniederſchlug, dann ſtarb ihm ſeine Frau, was ihn wieder ein wenig aufrichtete, denn ihre knöcherne Hand ſoll ſchwer auf ihm gelaſtet haben. Da ſein Modellwagen zum Transportiren von Verwundeten noch nicht fertig war, als er penſionirt wurde,

ſo ließ er die Arbeit ſtehen, und wurde das ungeheuerliche Geſtell bei der Verſteigerung, die er hielt, auf den Abbruch verkauft.

„Wundern wird es Dich noch, wenn ich Dir ſage, daß mich eine Dame, die Du auch früher geſehen, noch in den letzten Tagen bitten ließ, ſie zu beſuchen, nämlich die Braut unſeres unvergeßlichen Freundes Herrn Emil von Schabegg. Die gute Dame iſt auch nicht jünger geworden und dabei ſo dünn, daß man ſie faſt durchſcheinend nennen könnte. Sie hatte von Deinen Erlebniſſen Etwas gehört, ſowie auch von dem Duell Deines Freundes Wetter. Ueber Letzteres bat ſie mich um Einzelnheiten, um, wie ich glaube, dieſelben zu einem kleinen Romane zu gebrauchen; ſie hat ſchon eine Menge von Büchern geſchrieben, die alle von unglücklichen Mädchen handeln, deren Bräutigame auf irgend eine Weiſe abhanden gekommen. Dießmal ſcheint ſie einen Zweikampf benützen zu wollen; es geht ihr übrigens ganz vortrefflich und ſie läßt Dich beſtens grüßen.

„So wäre ich nun mit alle dem fertig, was Dich intereſſiren könnte, und hätte nur noch meines armen Freundes Schabegg zu erwähnen, von dem ich Dir neulich ſchon ſchrieb, daß ſein Schickſal ſo geworden, wie ich es vorhergeſagt; die Zimmer im erſten Stock, welche bei Errichtung des Armenhauſes gleichſam prophetiſch zur Verfügung der Familie blieben, wurden mit Eiſengittern verſehen und ſind nun bewohnt vom Haupt der Familie Schabegg. Er iſt übrigens ſtill und harmlos, und fühlt ſich ſogar glücklich unter der unermüdlichen Pflege ſeiner Frau, die ihn nicht verlaſſen will und ſo auf rührende Art Etwas abbüßt, was ſie eigentlich nicht verſchuldet. Herr Johann Chriſtian Schabegg hält ſich für den König irgend eines Reiches, er ertheilt den Bewohnern des Armenhauſes bereitwilligſt Audienzen, wobei er nicht unterläßt, ihnen Unterſtützungen und

Gnadenbezeugungen aller Art zu dekretiren, die dann von der Kommerzienräthin auf umsichtige und würdige Art besorgt werden.

„Von Alice erhielt ich ebenfalls einige Zeilen, lieb und freundlich wie immer, sie ist begierig mich zu sehen und schreibt, es habe sie gefreut, von Dir so viel Schönes und Gutes zu vernehmen.“

Dieser Nachsatz des Briefes ließ mich fast alles Uebrige vergessen. Es war zum ersten Male seit all' der langen Zeit, daß Alice in Briefen eine Aeußerung über mich gethan; in Briefen ihres Vaters an mich hatten nur immer die kurzen Worte gestanden: „Alice ist wohl und läßt Dich grüßen.“

„Daß ich den dritten Brief, welcher das Steinfeld'sche Wappen zeigte, unruhig und hastig erbrach, wird Jeder begreiflich finden. Es waren nur wenige Zeilen, aber sie entlockten mir einen jubelnden Freudenruf: „Mein lieber Eugen,“ schrieb Herr von Steinfeld, „nehme ein paar Wochen Urlaub und komm' zu uns. Wir freuen uns alle herzlich darauf, Dich zu sehen.“

Neunzehntes Kapitel.

Die Schlußnovelle.

Wer möchte es läugnen, daß das Wetter nicht gewissermaßen gleichmäßig einwirkt auf eine selbst gänzlich gesunde und durchaus nicht reizbare Konstitution, wenn diese auch mehr Kälte ertragen kann, während der andern eine heiße Witterung zusagt, und die erstere es bei 16 Grad unter Null eben so behaglich findet, wie die letztere bei 16 Grad drüber; wenn es auch Leute gibt, die sich bei anhaltendem Regenwetter vollkommen wohl fühlen, und dagegen von einem wochenlang ungetrübten Himmel nicht gerade angenehm berührt sind, während Andere von einigen Regentagen in eine gelinde Verzweiflung gebracht werden, und ein Klima, wie das von Egypten z. B., wo es nur alle zwei Jahre ein einziges Mal regnet, für den Himmel auf Erden halten, — ja wir erfahren gewisse Wetterveränderungen, die fast Jedermann gleich angenehm und gleich unangenehm sind. Wer fühlt sich nicht an einem heißen Sommertage gedrückt, wenn die Luft schwer auf uns lastet und so dick ist, daß die umhersummenden Insekten nach wenigen Flügelschlägen schon ermüdet scheinen, und sich den Rand unserer Ohren oder unsere Nasenspitze mit einer Beharrlichkeit zum Ruhepunkte erwählen, die uns noch mehr aufregt, als wir es ohnedieß schon sind in Folge der auf uns lastenden Schwüle. Wer athmet nicht tief und schwer, wenn

am Horizont einzelne dicke ſchmutzig graue Wolken aufqualmen zum Himmel hinan, der nicht mehr friſch dunkelblau ausſieht, ſondern eine bläuliche Bleifarbe angenommen hat. Wer leidet nicht unter dieſen Vorboten eines ſchweren Gewitters und fühlt ſich nicht, wenn dieſes unter Donner und Blitz unter dem Brauſen des Windes und unter plätſchernden Regengüſſen vorübergegangen, ſo erleichtert, als habe man ihm von Kopf, Arm und Bruſt unſichtbare zentnerſchwere Gewichte weggenommen, und als mache es ihm jetzt gar keine Mühe mehr, einen zehn Fuß hohen Luftſprung fertig zu bringen, während er vor einer halben Stunde kaum noch im Stande war, eine ſonſt ſehr bequeme Treppe hinaufzuſchleichen — und wie wirkt dieſes vorher und nachher auf unſer Gemüth; das Wetter hat uns verdrießlich geſtimmt, zänkiſch, unglücklich, wir plagen uns mit ſchwarzen Gedanken, eine Kleinigkeit, die uns ſonſt kaum als der Rede werth erſcheint, nimmt die unangenehmſten, ſchreckbarſten Dimenſionen an, um dann wieder zu ihrem Nichts zuſammenzuſchrumpfen, wenn der dem vorbeigezogenen Gewitter folgende leichte Lufthauch die leuchtenden ſchillernden und blitzenden Waſſertropfen von den Blättern ſtäubt.

An einem heißen Sommertage hatte ich das lebhaft an mir ſelbſt erfahren. Es war an jenem Tage, an welchem ich die landwirthſchaftliche Anſtalt verließ, um mich in meinen Urlaub zu begeben. Daß ich mich beeilt hatte, denſelben ſo ſchnell als möglich anzutreten, bedarf eigentlich keiner Erwähnung, doch mußte ich vorher eine Arbeit beendigen, die ich unternommen hatte, und ſo konnte ich meine Reiſe erſt vierzehn Tage nach Empfang des Briefes von Herrn von Steinfeld antreten.

Auf der Eiſenbahn fuhren wir in ein ſchweres Wetter hinein, und wenn ſich meine Gedanken ſchon vorher ziemlich ernſt und gerade nicht heiter mit der Vergangenheit beſchäf-

tigt hatten, ſo trug das heraufziehende Wetter noch dazu bei, meine erſte Begegnung mit Alice ſeit jener Zeit mir in minder roſigem Lichte als noch geſtern erſcheinen zu laſſen. Die zuckenden Blitze, der dröhnende Donner und der niederpraſſelnde Regen, verbunden mit der auf mir laſtenden Schwüle drückten meine Stimmung immer mehr darnieder, und als ich mich inzwiſchen dem Orte näherte, wo ich die Eiſenbahn verlaſſen mußte, hätte ich gewünſcht, noch eine Fahrt von mindeſtens vierundzwanzig Stunden vor mir zu haben. Wie dachte Herr von Steinfeld für mich, nachdem er doch gewiß von jener Begebenheit, wie ſie wirklich war, Kunde erhalten und nun gefunden hatte, daß ich ihm ganz anders darüber berichtet. Faſt hätte ich gewünſcht, er betrachte jene Zeit, welche ich mit Alice zuſammen verlebt, als gar nicht vorhanden, und als ſtelle er mich, den armen, bis jetzt noch von ihm abhängigen jungen Menſchen als ſolchen ſeiner Tochter vor, worauf ſie mit einem höflichen Lächeln ſich auszuſprechen beliebe, es ſei ihr nicht unangenehm meine Bekanntſchaft zu machen. Wenn es ſo geſchah, ſo glaubte ich im Stande zu ſein, über das, was mein Herz ſo tief erſchütterte, leicht hinweg zu kommen, ein paar bittere Tage gingen ja vorüber; und dann war noch die Kleinigkeit zu beſorgen, ſpäter in einem entfernten Theile des Landes irgend eine Stelle anzunehmen, die mich veranlaſſen konnte, das von mir ſo heiß geliebte Mädchen nicht mehr zu ſehen. — Ja, ſo mußte es kommen. Die reiche Erbin der Iffling und ein unbedeutender angehender Gutsverwalter; hat ihre Mutter doch auch im Grunde nicht anders gehandelt, — und doch hätte ich lächeln können, wenn ich mir dachte, daß zwiſchen mir und dem Verwalter Müller, welcher auf Schloß Iffling erſchien, immer doch eine kleine Aehnlichkeit beſtand.

Dieſe meine Gedanken wurden eingerahmt von rollendem

Donner, und der Regen, der an die Fenſter ſchlug, nöthigte ſie hübſch innen zu bleiben, und nicht hinauszuſchwärmen über Berg und Thal, der ſauſenden Lokomotive voraus, wie ſie ſo gerne gethan hätten.

Herr von Steinfeld hatte mich lieb, das wußte ich wohl, und ebenſo war ich feſt davon überzeugt, daß er wie ein Vater an mir handeln würde. Er war ein kluger Mann, ein erfahrener Mann, ein Mann von Welt. Unſere kindlichen Erinnerungen waren ihm wahrſcheinlich von gar keinem Gewichte, und wenn ich bedachte, daß Alice über mich gewiß nie anders als in ganz gewöhnlicher Weiſe geſprochen, ſo konnte es auch gar nicht anders der Fall ſein, hatte er auch vielleicht durch einen andern Mund gehört, wie innig die beiden Armenhauskinder an einander gehangen, und wie herzlich der junge Bombardier der damaligen Putzmacherin zugethan geweſen — nun ſo hatte er vielleicht über dieſe Spielereien gelacht, und dachte als erfahrener Mann mit einem einzigen Striche zu vertilgen, was von dieſer thörichten Leidenſchaft in meinem jugendlich brauſenden Kopfe noch übrig geblieben war.

Das Wetter nahm an Heftigkeit immer noch zu, und die Luft war ſo drückend, daß man kaum zu athmen vermochte.

Ja, ſo war es, ich wurde zu einem Familienfeſt beſchieden — die reiche Erbin der Iffling verlobte ſich wahrſcheinlich einem Ebenbürtigen, und daß man mich zu dieſer Feierlichkeit kommen ließ, mußte nothwendiger Weiſe im Stande ſein, mich ohne Weiteres auf den mir geziemenden Standpunkt zu ſtellen. Ich brachte meine Glückwünſche dar, und die Sache war vollkommen in Ordnung. — Mich ſchickte man alsdann zurück nach meinem Inſtitute, ließ mich fertig ausbilden und praktiziren, bis ich eine Stellung fand, in dieſem Falle aber dann hoffentlich eine Stelle in einem entfernten Theile von Amerika oder Braſilien.

was Schönes iſt, ſo gäb' ich ſie wahrhaftig gern für eine ſolche Tour hin."

„Er hat ganz Recht!" ſagte Herr von M., „was wollteſt du auch den ganzen Winter in der Reſidenz machen? zum Gott weiß wie vielſten Male dieſelbe langweilige Vergnügungskarte abſpeiſen? Sechs Bälle bei Hof, vier ebenſolche Concerte, das war von jeher nicht ſehr amüſant; aber wie das Alles jetzt traurig und verdrießlich geworden iſt! Den Herrn machen begreiflicher Weiſe dergleichen Geſchichten nicht mehr das mindeſte Vergnügen, und uns Andern eben ſo wenig. Sind wir nicht mit allen Tänzern und Tänzerinnen aufgewachſen? Kennen wir uns nicht zur Uebergenüge? und was die neuen Elemente anbelangt, die in die Geſellſchaft gefloſſen, ſo waren ſie zu unbedeutend, um das ſtagnirende Waſſer friſch und lebendig zu erhalten."

„Ja, ja!" lachte Graf Alfons, „wir ſind recht alte Sumpfpflanzen geworden, aber wir waren doch einmal friſch bewegt, aber das kann man wahrhaftig von der jüngeren Generation nicht ſagen."

Herr von C. räuſperte ſich.

„Natürlich mit Ausnahmen, lieber C.! aber einige Schwalben machen keinen Sommer. Auch wollen wir gerecht ſein und zugeben, daß die alte feſtgewurzelte Geſellſchaft die Hauptſchuld daran hat; damals waren wir alle noch muntere junge Leute, ebenſo die Damen, wir hatten das Uebergewicht, riſſen die Alten mit uns fort — aber jetzt haben die oder vielmehr wir uns in der Fluth feſtgewurzelt und verengen in ſtarrer Grandezza der jüngeren Generation das Fahrwaſſer, denn wenn die noch ſo fröhlich den Fluß hinabſchwimmt, ſo prallt ſie ſo häufig an die alten Stämme an, verletzt hier und verletzt da und ſich ſelbſt am allermeiſten, ſo daß ſie bald erlahmen und ſich anſtändig ſteif im engen Kreiſe drehen muß.

Das Wetter zog rückwärts, während der Bahnzug mit rasender Schnelle vorwärts zog, die Bäume am Wege beugten sich unter der Gewalt des Windes, welcher zahlreiche Blätter abriß und sie wie zu einem Triumphzuge vor sich hinstreute. — Bald aber waren die Wolken über uns nicht mehr so dicht zusammengeballt, nicht mehr so tief grau gefärbt wie vorher, der Kampf schien beendigt, der böse Feind geschlagen; nicht mehr trotzig wie zum Angriff zog er daher, sondern seine Glieder lösten sich auf und jagten über das Feld hin wie in regelloser Flucht in dünnen Schaaren lang gestreckt. Hie und da leuchtete noch ein Blitz und murmelte ein schwacher Donner, aber es waren das Batterien, die im Abfahren begriffen waren; der Regen, welcher noch herabfiel, kam nicht mehr vom Winde ergrimmt gepeitscht in scharfen Güssen, sondern träufelte weich und wohlthuend, Thränen, die der Himmel weinte über die betrübende Zerstörung, welche Hagel und Schloßen in dem unschuldigen Pflanzen- und Blumenreiche angerichtet hatten. Die Luft wurde nach und nach frischer und elastischer, man athmete sie wieder mit einem wonnigen Gefühle ein, in tiefen erquickenden Zügen.

Da hatte ich auch meinen Bestimmungsort erreicht und wurde mit meinem Gepäck auf einem kleinen Bahnhof ausgesetzt, dießmal kam mir übrigens dieser nicht wie eine verlassene Insel vor, von der das Fortkommen unmöglich schien, denn drüben ankerte ein flottes Schiff, das man hergesandt hatte, mich aufzunehmen. Dieß Schiff war ein leichter Jagdwagen, mit ein paar guten Pferden bespannt.

Der Kutscher langte an seinen Hut, als ich näher trat, nannte meinen Namen, und als ich mich zu demselben bekannte, winkte er einem Gepäckträger, welcher Livrée und Wagen gut zu kennen schien und sich deßhalb beeilte, meinen Koffer aufzuladen. Dieß war in kurzer Zeit geschehen, und

nachdem ich eine höfliche Frage des Kutschers, ob er jetzt fortfahren dürfe, bejaht, that er einen leichten Zungenschlag, und die Pferde trabten lustig dahin.

In jeder Beziehung war ich froh darüber, daß das Gewitter, mit dem der Bahnzug heute Morgen gekämpft, nicht jetzt erst herangezogen kam; so schnell es übrigens gekommen war, so schnell hatte es uns auch verlassen. Drüben am Horizont zogen noch einige graue Wolkenreste und beeilten sich, leichten, hellen Nachzüglern, zwischen denen man den blauen Himmel freundlich hervorbrechen sah, Platz zu machen. Hie und da durch die Risse der Wolken brach auch siegreich das holde Sonnenlicht wieder hervor, zauberte auf Laub und Gras Milliarden von Brillanten in den prachtvollsten Farben, und wo es Erde, Moos und Blumen küßte, da bezeugte Alles seinen innigen Dank durch wunderbaren erquickenden Duft.

Mir war die Brust so leicht und ich fühlte mich froh wie lange nicht. Kaum konnte ich es begreifen, woher die schwarzen Schatten gekommen, mit denen ich kurz vorher meine zukünftigen Tage bevölkert; konnte nicht Alles besser kommen, als ich es in meinen Träumen gesehen? War es nicht möglich, daß Alice das Unangenehme vergessen, welches zwischen uns vorgefallen, und daß sie mich heiter und freundlich empfing in Erinnerung an die lieben traulichen Tage, die wir mit einander verlebt, — und dann konnte ich gewiß erwarten, daß mich Herr von Steinfeld mit der Herzlichkeit empfangen würde, die er mir immer bezeigt. Ja, ich war froh und glücklich, denn ich hoffte noch auf eine andere mächtige Hülfe dorten, auf meinen Pflegevater, den ich gewiß schon daselbst antraf.

Nachdem unser Weg eine Zeit lang durch die Ebene geführt, fing er langsam an aufzusteigen, und damit näherten wir uns dem Walde. Bald hatten wir diesen erreicht,

und rollten auf weichem Sandboden unter dem Schatten hochstämmiger Bäume dahin. „Wir haben noch eine halbe Stunde zu fahren," sagte der Kutscher, „bis wir unsere Grenze erreichen, dort finden wir gewiß den Herrn, der Ihnen entgegenreiten wird."

Schon einige Male hatte ich eine Frage nach den Bewohnern des Gutes auf meinen Lippen gehabt, sie aber beständig in der Besorgniß unterdrückt, eine Erkundigung nach Alicen könnte meinem Führer befremdlich erscheinen, jetzt aber, wo er des Herrn erwähnt hatte, war es sehr natürlich, daß ich ihn um dessen Wohlsein befragte. Er entgegnete mir, es sei Alles außerordentlich wohl und vergnügt, der gnädige Herr, das Fräulein, und auch der Besuch, den er, der Kutscher, vor ungefähr zehn Tagen mit demselben Wagen von der Eisenbahnstation abgeholt.

„Welcher Besuch denn?" fragte ich ihn erwartungsvoll.

„Nun, der alte Herr von Schwanefeld," gab er lächelnd zur Antwort, „ein lustiger alter Herr, der sich viel in den Stallungen zu schaffen macht, und das Wesen aus dem Fundament versteht. Wie wir hören, soll er den Gestütshof übernehmen. Er macht so schnurrige Späße, lacht gern, auch mit dem gnädigen Fräulein, was uns alle recht freut."

„Und warum freut euch das so besonders?"

„Je nun, weil das gnädige Fräulein bisher immer ziemlich ernst war, und da sie dabei so ausnehmend gut und freundlich ist, so freuen wir uns darüber, da wir jetzt sehen, daß sie auch herzlich lachen kann."

„Sie haben das gnädige Fräulein wohl nie gesehen?" fragte er mich plötzlich.

Es war gut, daß er bei dieser Frage gerade beschäftigt war, eine hartnäckige Bremse vom Kopfe des Handpferdes zu entfernen und dorthin schaute, sonst hätte er vielleicht

meine Befangenheit bemerkt, mit der ich ihm sagte: „ich habe sie früher einige Male gesehen.“

„Es hat Alles ein anderes Gesicht gekriegt, seit sie da ist,“ fuhr der Kutscher kopfnickend fort. „Jetzt haben wir doch wieder eine Herrschaft, und es geht wieder auf dem gehörigen Fuße zu. Wenn wir wissen, daß sie ausfährt, macht es Jedem von uns das größte Vergnügen, die neuen Wagen und Geschirre in der Nachbarschaft herumzuführen. Dann paßt auch Alles zusammen und es ist eine Pracht, die Herrschaft zu sehen. Dabei ist das gnädige Fräulein gegen jeden von uns so gut, so artig, daß man es kaum ausdrücken kann. Für Alles hat sie einen Dank, und wenn sie Etwas befiehlt, so klingt es immer wie eine Bitte. Da fliegt denn aber Alles, dessen kann ich Sie versichern.“

„So fährt sie viel in die Umgegend?“

„O ja, am liebsten in den großen Wald.“

„Reitet sie auch mit dem Herrn Baron?“ fragte ich nicht ohne Absicht.

„Auch reiten thut sie häufig. Gewöhnlich Morgens in der Frühe mit dem gnädigen Herrn. — Ja, ja, es ist eine gute Herrschaft. — Jetzt aber,“ fuhr er nach einer Pause fort, „haben wir besseren Weg und wollen ein wenig auftreten lassen; wenn wir dort vor uns über den Hügel hinweg sind, so haben wir auch die Grenze.“ Und nach einem lauten Zungenschlag und einem leichten Berühren mit der Peitsche trabten die raschen Pferde tüchtig darauf los. Der Hügel vor uns war bald erstiegen, und dann zeigte der Kutscher mit seiner Peitsche auf eine Waldlichtung, wo ich zwei Männer zu Pferde sah — Herrn von Steinfeld und meinen Pflegevater; sie ritten mir entgegen, und nach wenigen Augenblicken hielt mein Kutscher. Ich sprang aufgeregt aus dem Wagen und eilte auf Herrn von Steinfeld zu, der mir die rechte Hand reichte und die meinige

herzlich drückte und schüttelte. „Sei willkommen, mein Sohn," sagte er mit seiner tiefen wohlklingenden Stimme, die etwas bewegt klang, dann aber zeigte er auf seinen Begleiter und sagte in heiterem Tone: „Nicht wahr, Eugen, es wird Dich freuen, unsern alten würdigen Freund hier zu sehen."

„Und hoch zu Pferde," rief ich freudig aus, „wie mich das glücklich macht." Dann eilte ich auf Herrn von Schwaneseld zu, der mir mit leuchtendem, zufriedenem Blick seine Hand schon eine Zeit lang entgegengestreckt hatte.

„Ja, hoch zu Pferde," rief er aus, „ein glücklicher Umschwung der Dinge, ein herrlicher Wechsel des Lebens!"

Herr von Steinfeld war von seinem Pferde abgestiegen, und da ich sah, daß Herr von Schwaneseld ein Gleiches beabsichtigte, so eilte ich, ihm eine kleine Beihülfe zu leisten, wie sie einem alten Herrn sonst gewöhnlich nicht unangenehm ist, doch hatte ich durchaus nicht nöthig, mich zu bemühen, denn er schwang sich so leicht aus dem Sattel, daß ich ordentlich erstaunt zuschaute und Herr von Steinfeld mir zurief: „Ich sage Dir, Eugen, unser Freund ist ein vollendeter Kavalier, woran ich auch nie im Geringsten gezweifelt habe, ein Kleinod für meinen Gestütshof."

„Ein verwittertes Kleinod," meinte Herr von Schwaneseld lächelnd, „das lange unter Lumpen und Kehricht verborgen war und das dort am Ende auch langsam verkümmert wäre, wenn es nicht ein edler Freund hervorgesucht und mit neuem Schliff und Goldumfassung versehen hätte."

„Ja, ein sehr edler Freund, der jetzt einmal genau sehen will," unterbrach ihn Herr von Steinfeld rasch, „wie sich dieser junge Mann in Jahresfrist äußerlich gemacht hat." Er legte seine Rechte auf meine Schulter, betrachtete mich mit zufriedenem Blick von oben bis unten und sagte: „nicht so übel, er ist kräftiger und breiter geworden, das

macht die gesunde Bewegung unter Gottes freiem Himmel. Nicht wahr, mein Sohn, es ist das ein Unterschied mit der Kasernenluft?"

„Er sieht in der That nicht schlecht aus," meinte Herr von Schwanefeld, „nur ist er ein Bischen kokett angezogen. Ist das die Uniform für Forstleute?"

„Gerade keine Uniform," entgegnete ich ihm, „aber diese Tracht hat sich allmälig bei uns eingeführt." Allerdings war etwas von Koketterie daran, doch wer möchte das jungen Leuten unseres Alters übel nehmen; blickte man uns doch gerne nach, wenn wir uns in der benachbarten Stadt oder den umherliegenden Dörfern sehen ließen, mit den hohen glänzenden Stiefeln, an denen bei uns, die wir von Forstfache waren, die Sporen nicht fehlten, mit dem grauen, zierlich gemachten Jagdrock, mit dem spitzen Hute, mit der Feder irgend eines erlegten Vogels geziert. Auch fehlte der Hirschfänger nicht, und bei kaltem Wetter ein grauer Plaid auf der Achsel.

„Jetzt wollen wir heimwärts ziehen," sagte Herr von Steinfeld, nachdem die Musterung vorüber war.

„Wenn Du vorziehst zu reiten," meinte Herr von Schwanefeld, „so werde ich Deinen Sitz im Wagen einnehmen."

Ich nickte ihm freundlich zu, schwang mich auf sein Pferd und ritt an der Seite des Herrn von Steinfeld im Schritte weiter, während der leichte Wagen im vollen Trabe der Pferde uns vorauseilte.

„Es ist das eine neue Besitzung, die ich hier zusammengekauft und arrondirt habe," sagte mein väterlicher Freund, „ich that das, um Etwas zu schaffen, worauf sich mit Behagen verweilen läßt, und dazu paßt mir die Gegend hier ganz vortrefflich; es fehlt auch, wie Du später sehen wirst, nicht an Dingen, die mich an jene Zeit erinnern, wo ich so

namenlos glücklich war, und auch wieder andere, die mir harte und schwere Tage zurückrufen. Siehst Du dort hinten über dem Walde den dunkeln Rauch aufsteigen? Es ist ein kleines, aber vortreffliches Hüttenwerk, das reichhaltigste Erz und vortrefflichste Steinkohlenlager waren dort in der Nähe und ich habe eine Gußstahlfabrik angelegt, die sich jetzt schon rentirt — nur wirst Du jetzt noch keine Streckwerke mit ungeheuren Rädern finden. — Auf der andern Seite, wo Du über die Baumgipfel hinweg in wellenförmigem Terrain ausgedehnte Wiesen siehst, ist mein Gestütshof; beide Etablissements sind vom Wohnhause aus in einer halben Stunde Fahrens zu erreichen. Was nun das Wohnhaus anbelangt, so werden wir es gleich vor uns haben. Ich habe es auf einem Hügel erbaut, dessen hintere Seite ein dichter Wald von alten Eichen umsäumt. Du wirst darin eine Anspielung auf Schloß Iffling finden — aber in's Heitere übersetzt, auch eine Terrasse nach dem Walde zu fehlt nicht, mit einem schattigen Wege, der uns zu einer klaren Quelle führt und den ich mit Alice häufig reite."

Es war das erste Mal, daß er ihren Namen nannte, und jetzt konnte ich mich nicht enthalten nach ihrem Befinden zu fragen.

„Es geht ihr gut," gab er zur Antwort, worauf er sinnend vor sich niederblickte und nach einer langen Pause fortfuhr: „Wenn sie nur halb so glücklich ist im Besitze ihres Vaters, als ich es bin im Besitze einer solchen Tochter, so wird zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit nicht das Geringste fehlen. Sie hat sich recht langsam an ihre neuen Verhältnisse, und, ich kann es nicht leugnen, auch an mich gewöhnt; ihr Charakter ist ernst, um nicht zu sagen schwermüthig, doch war sie immer so, nicht wahr, Eugen?"

„Sie war nie sehr heiter," gab ich zur Antwort.

„Die Ankunft des alten Herrn wirkte so glücklich auf sie,

daß ich faſt eiferſüchtig geworden wäre; wir wollen ſehen, wie ſie Dich, ihren ehemaligen Jugendgeſpielen, aufnimmt, ich hoffe das Beſte."

Dieſe Worte wurden ruhig geſprochen, wie Alles, was er ſagte, und doch machten ſie mich ſo befangen, daß ich kaum die Frage wagte, ob Alice von meiner Ankunft wüßte.

„Allerdings weiß ſie davon," ſagte er, „ja ſie gab dem alten Herrn einen freundlichen Gruß an Dich mit, den er wahrſcheinlich in der Freude ſeines Herzens, Dich wiederzuſehen, vergeſſen. Doch ſieh', da haben wir unſer Haus."

„Ich hielt unwillkürlich mein Pferd an und blickte vor mich in die ſchöne, ruhige, lachende Landſchaft. Der Wald, durch den wir bisher geritten, hatte ſchon in einer Viertelſtunde aufgehört und unſern Weg begrenzten zu beiden Seiten Wieſen und üppig ſtehende Fruchtfelder. Vor uns ging es noch eine Strecke weit hinab, dann kam ein ſaftig grünes Thal, dem man die belebende Kraft eines durchlaufenden Flüßchens anſah; der Waſſerſpiegel ſelbſt erglänzte nur hie und da auf einigen Stellen und war ſonſt verdeckt durch grünes Buſchwerk, welches ihn umſtand und zu gleicher Zeit einen Hügel umrahmte, auf deſſen ſanft anſteigender Höhe ein elegantes Gebäude lag, aus hellen Steinen erbaut, die ſich ſo zierlich und freundlich abhoben von dem tiefgrünen Kranze der vorhin erwähnten Eichen. Die ſcheidende Abendſonne blitzte in den großen Fenſtern und übergoß das Thal vor uns, den Hügel und das Gebäude ſelbſt mit einem warmen, reizenden Lichte. Ich nahm es als eine gute Vorbedeutung, daß die Landſchaft hier, von der ich geträumt, für die ich geſchwärmt, ohne ſie zu kennen, mir ein ſo heiteres Antlitz zeigte, mir ein freundliches Willkommen zuzurufen ſchien.

Von den Bewohnern des Hauſes erblickte ich Niemand,

auf dem Balkon kein helles Gewand, wie ich mir wohl in meinen Phantaſieen ausgemalt.

„Nicht wahr, es iſt ſchön da unten?“ ſagte Herr von Steinfeld, „ſo habe ich mir den Ort vorgeſtellt, ſo ſollte er ausſehen, wo ich ruhig und friedlich leben möchte, und bis jetzt iſt mir das gelungen. Laß uns hinab und Du wirſt ſehen, daß der Blick von den Fenſtern jenes Hauſes auf die Umgegend nicht minder ſchön iſt.“

Langſam ritten wir dem Thale zu, überſchritten den kleinen Fluß drunten auf einer ſoliden ſteinernen Brücke, und ritten dann einen Weg zum Hauſe empor, der in einer ſanften Schlangenlinie um den Hügel herumführte und an der hintern Seite des Hauſes mündete. Mir kam er unbeſchreiblich kurz vor dieſer Weg, und dabei klopfte mein Herz ſo, daß ich es faſt ſchlagen hörte, ja es ließ mich nur mühſam die Fragen beantworten, die mein freundlicher Führer mir über dieſe und jene gleichgültigen Dinge that. Wie gerne wäre ich noch einmal zurück geritten, um in tiefer Nacht anzukommen, wo droben im Hauſe Alles ſchlief, wo ich vielleicht nach einer ſchlafloſen Nacht morgen Früh ruhiger und geſammelter hätte erſcheinen können, nach deren Wiederſehen ich mich ſo lange, ſo innig geſehnt, und das mir jetzt, wo es mir nahe bevorſtand, faſt fürchterlich erſchien. Doch die Zeit rollte unaufhaltſam dahin, der Weg endigte, wir ſtiegen ab und befanden uns im nächſten Augenblicke auf einer kleinen Veranda, von welcher man von dieſer hinteren Seite des Hauſes auf den ſchönen Wald blickte, der ſich dort weit hinaus zu erſtrecken ſchien.

Ich betrat dieſe Veranda und — Alice ſtand vor mir. Sie war etwas größer geworden, ſonſt aber die liebe freundliche, ſchlanke Geſtalt mit dem guten, ernſten Geſichte, wie ſie in meinen Träumen lebte. Sie ſtützte ſich mit der linken Hand auf die Baluſtrade der Terraſſe und blieb einen

Augenblick ruhig stehen, vielleicht nur eine Sekunde, aber mir erschien er entsetzlich lang und ich glaube, daß ich auch auf der Stelle hielt, ohne mich gegen sie zu bewegen — einen Augenblick, aber einen langen, langen Augenblick, dann trat sie auf mich zu, reichte mir ihre Hand und sagte mit dem lieben, weichen Ton ihrer süßen Stimme: „Wir sind alle erfreut, daß Du gekommen bist."

„Daß Du gekommen bist," hatte sie gesagt, und dieses einfache Wörtchen „Du" erschütterte mich auf eine selige Art. Ich hatte gefürchtet, ja ich hatte fest geglaubt, sie würde mich anders anreden, und ich hätte das am Ende als selbstverständlich betrachtet; jetzt aber bei der gewaltigen Aufregung, unter der ich in den letzten Stunden gelitten, hätte ich weinen können, laut hinaus weinen, und das würde auch geschehen sein, wenn ich nicht in das Gesicht ihres Vaters geblickt hätte, der heiter lächelnd auf uns sah.

Herr von Schwaneseld, der nun aus dem Hause kam, brachte mich glücklicherweise wieder gänzlich in die Wirklichkeit zurück, indem er mich ohne Umstände beim Kopfe nahm; tüchtig abküßte, und dann, sich gegen den Freiherrn wendend, mit einer Handbewegung auf mich sagte: „Mit dem Aeußern unseres jungen Pflegebefohlenen muß ich mich zu wiederholten Malen zufrieden erklären, ob aber, was das Innere anbelangt, seine vortrefflichen Zeugnisse nicht gelogen haben, darüber wird ihm hoffentlich von kompetenter Seite nächstens scharf auf den Zahn gefühlt werden, beim Himmel, 's ist keine Kleinigkeit, wenn man einen Gönner hat, wie unser hochverehrter Hausherr dorten, und wenn man einen Freund besitzt, wie Viktor von Schwaneseld. Parbleu!"

„Ich hoffe, diese Examina," meinte Herr von Steinseld, „die Sie ihm so bereitwilligst in Aussicht stellen, wird er

„Ja, ja!“ ſeufzte der Lieutenant, „'s iſt eine wahre und betrübte Geſchichte.“

„Dieſe Amuſements,“ fuhr der Graf fort, „obgleich ſie ſchon lange gekränkelt, erſtarben damals faſt mit Einem Schlage gänzlich; es war bei dem unglücklichen, ſchrecklichen Tode Ihrer Tante, der Frau von C. Sie werden ſich deſſen kaum mehr erinnern, denn Sie waren damals noch zu jung, um die Geſellſchaft zu beſuchen. Damals verließ auch eine Hauptfeder aller Unterhaltung, unſer lieber Freund, Baron Karl, Reſidenz und Land, und iſt bis jetzt immer nur für Augenblicke zu uns zurückgekehrt.“

„Er iſt im Augenblicke in Italien,“ ſagte Herr von M.

„Am Comerſee,“ warf der junge Diplomat dazwiſchen, „geht aber, wie man mir ſchreibt, den Winter nach Rom und Neapel.“

„Ich werde ihn alſo da ſehen,“ fuhr der Graf fort, „und freue mich recht darauf.“

„Die Klagen, die Sie eben ausſtoßen, liebſter Graf,“ nahm der Diplomat das Wort, „vernimmt man in allen Schichten der Geſellſchaft, und wenn ſie gerecht ſind, ſo iſt es für uns Nachgeborene ſehr entmuthigend und unangenehm. Aber,“ ſetzte er ironiſch lächelnd hinzu, „die Herrn von damals übertreiben Alle, denn Sie werden mir zugeſtehen, daß in der vergnüglichen, angenehmen Zeit, von der Sie ſprechen, die damaligen alten Herrn von ihrer längſt vergangenen Zeit mit demſelben Enthuſiasmus ſprachen, wie Sie jetzt. Zum Beiſpiel meine alte Excellenz, die ſchon ein rüſtiger Tänzer war, ehe die Aelteren unter uns noch geboren waren, rümpft die Naſe, wenn er von den Bällen ꝛc. der letzten zwanzig Jahre ſpricht, und denkt ſeufzend ſeiner Geſellſchaft und ſagt: es gebe keine Jugend mehr und habe ſchon ſeit dreißig Jahren keine Jugend mehr gegeben. Nehmen wir einen ähnlichen Fall: das Theater. Da lobt Jeder die

glänzend beſtehen; jetzt aber wollen wir ihn fragen, ob er nicht Appetit zu einem kleinen Souper hat."

Obgleich ich ſeit Vormittag nichts zu mir genommen, ſo hätte ich doch dieſe Frage verneinen können; ich dachte nur an Eins und beobachtete nur Eins, ſo viel es thunlich erſchien, die Mienen Alicens und ihre Bewegungen. Sie erſchien mir noch ruhiger, noch ernſter als früher, ſie hatte allerdings bei den Worten des Herrn von Schwanefeld freundlich gelächelt, aber mit einem Blick auf den alten Herrn, und bei den Worten ihres Vaters ſagte ſie: „Ich werde gleich nachſehen," und wandte ſich nach dem Hauſe zu; ehe ſie aber fort ging, ſagte ſie noch zu mir: „Du wirſt ſehen, Eugen, wie ſchön es hier iſt, morgen wollen wir Alles das ſehen."

Ich war überglücklich, daß ſie zweimal Du zu mir geſagt, daß ſie mich bei meinem Vornamen genannt, ſonſt hätte mich doch die Ruhe ihres Empfanges, trotzdem ich nichts gehofft und viel gefürchtet, Alles fürchten und gar nichts hoffen laſſen, — hoffen? Was hoffte ich denn eigentlich — o, man hofft viel, ſelbſt bei keiner berechtigten Hoffnung, wenn man zwanzig Jahre alt iſt und glühend liebt.

Bald ſaßen wir um den runden Tiſch im Speiſezimmer, das von einer Lampe mit großem Schirm erhellt wurde. Ich ſaß Alicen gegenüber, die Lampe mit dem viel zu großen Schirm befand ſich zwiſchen uns beiden. Man ſprach über dieß und das, lauter gleichgültige Dinge, und da Herr von Steinfeld annahm, ich ſei ermüdet, ſo erhoben wir uns bald nach beendigtem Souper, und Herr von Schwanefeld erbot ſich bereitwillig, mich in mein Zimmer zu führen.

„Bis morgen alſo," ſagte der Hausherr, „und wenn es gutes Wetter iſt, wie ich hoffe, ſo machen wir einen Ritt durch den Wald und über die Felder, um Dir mein Beſitzthum zu zeigen."

Mein Pflegevater führte mich in ein kleines hübſches Zimmer, auf der Rückſeite des Hauſes gelegen, und als wir, um dorthin zu gelangen, über einen langen Korridor gingen, lächelte er, als er bemerkte, daß ich betroffen ſtehen blieb, und mit ernſtem Geſichte einer Dienerin nachblickte, welche mit kurzem Gruße an uns vorüberging. Es war Thereſe, und ihre Anweſenheit, ſie, die mir nie freundlich geſinnt war, ſchien mir von keiner guten Vorbedeutung zu ſein.

Herr von Schwaneſeld verſtand meinen Blick und ſagte: „Sie iſt ihrer Herrin treu ergeben, auch ſonſt gut und anhänglich, aber von etwas heftiger, unverſöhnlicher Gemüthsart.“

Wenn bei unſerem Inſpektionsritte am andern Morgen Herr von Steinfeld nur ein Zehntheil ſo zufrieden war mit meinen Antworten und Bemerkungen, als ich mit ſeinem Beſitzthum, wo Alles in der muſterhafteſten Ordnung war, ſo hatten wir beide ein vortreffliches Reſultat von unſerem Spazierritte.

Herr von Schwaneſeld hatte Recht gehabt. Seine Fragen, in die gleichgültigſte Form eingekleidet, die Ausſtellungen oder Aenderungen, die er mich machen ließ, wenn dieſe oder jene Verhältniſſe auf den Gütern anders ſeien, konnte man ſchon ein Examen nennen, und ich glaube, daß ich nicht ſchlecht beſtand; denn als wir abgeſtiegen waren, ſagte er zu meinem Pflegevater, der uns entgegenkam: „Ich bin überzeugt, daß Eugen in ſeinem Fache zu brauchen ſein wird, wenn er die Sache noch einige Zeit praktiſch betrieben.“ Auch ſorgte er dafür, daß ich nicht aus der Uebung kam, denn bald ließ er mich dieſe oder jene Aufnahme machen, namentlich in dem ausgedehnten Waldrevier, auch gab er mir Aufträge, die er mich ausführen ließ, wobei es häufig vorkam, daß ich oft tagelang von Hauſe fortbleiben mußte.

Daß ich auf dieſe Art nicht nur als Gaſt betrachtet wurde, machte mich außerordentlich glücklich, und ich brauche wohl kaum die Verſicherung zu geben, daß ich mich auf's Aeußerſte anſtrengte, ſeine Zufriedenheit zu erlangen, und daß ich glücklich war, als mir dieß gelang.

Und Alice? — ſie blieb in ihrem Betragen gegen mich wie am Abend meiner Ankunft, ſie war freundlich, aber ruhig und ernſt. Sie ſprach ſogar mit mir über ferne Zeiten, wenn wir in Geſellſchaft der Andern waren, oder wenn wir uns auch allein im Hauſe und Garten befanden. Ich hätte es nicht ſo leicht gewagt, ihr gegenüber unſerer Jugendzeit zu erwähnen, denn wenn ich nur daran dachte, was Alice mir ehedem geweſen war, ſo mußte ich gewaltig mit mir kämpfen, um einen ſolchen Gedanken, ſowie meine Aufregung zu bezwingen. — Und ſie ſprach ſo ruhig darüber, ſo gemeſſen, um nicht zu ſagen gleichgültig, daß es mich oftmals ſchmerzlich berührte. Wenn ich dann, von der Erinnerung hingeriſſen, ein raſches Wort ſprach, oder ihren Namen etwas warm betonte, ſo blickte ſie mich faſt verwundert an mit ihren großen, ſchönen, ſtillen Augen — ja erſtaunt, o, und dieſes kalte Erſtaunen ſchreckte mich ſtärker zurück, als es das heftigſte Wort gethan haben würde.

Und doch mußte ich ihr wieder dankbar ſein für dieſes ruhige, gemeſſene Betragen: ſah ich doch ein, daß ſie Recht hatte, und fühlte ich es doch deutlich, daß dieß der einzige Weg war, um ein Zuſammenleben möglich zu machen. Leicht wurde es mir nicht, mein Betragen nach dem ihrigen einzurichten, und für eine Stunde ſolch' gleichgültigen, vernünftigen Geſpräches mußte ich mir Erholung verſchaffen, indem ich durch den Wald ſtreifte und in tiefer Einſamkeit ſtille, wilde Partieen deſſelben aufſuchte und mich dort häufig auf den Boden warf, mein heißes Geſicht in das kühle Moos drückend. In ſolchen Augenblicken war ich

dann entſchloſſen, das Haus zu verlaſſen, meinen väterlichen Freund zu bitten, daß er behülflich ſei, mir weit, weit von hier eine Stelle zu finden, ja, dann fühlte ich wohl, ich müſſe Alice verlaſſen, um ſie vergeſſen zu können, oder um durch ihren Anblick nicht immer an andere Tage erinnert zu werden — ja, an andere Tage, in denen ſie auch nicht in Worten der Liebe zu mir geſprochen, wo ſie aber vertraulich neben mir ſaß, wo wir in Herzlichkeit gute und ſchlimme Stunden getheilt, und unſere Empfindungen unverholen mitgetheilt und glücklich geweſen waren — ein paar arme verlaſſene Kinder. — —

Ja, das wollte ich, fort in die Welt, und ſo lange ſtand mein Wille unerſchütterlich feſt, bis ich zwiſchen den Eichen das helle Haus hervorſchimmern ſah, bis ich das Dach erblickte, unter welchem ſie weilte — bis ich bedachte, welch' ein unſägliches Glück doch für mich in dem Gedanken läge, mit ihr unter demſelben Dache ſein zu dürfen, bis ſie mir entgegentrat, heute, zuverläſſig freundlicher, ja herzlicher als gewöhnlich — ja, heute — aber dieſem Heute wollte nie ein Morgen folgen, der ihre Herzlichkeit beſtätigte.

Ihr Vater ſchien durchaus nichts dagegen zu haben, daß ich mit ihr Spaziergänge machte, oder ſie zu Pferde begleitete. Häufig ritt Herr von Schwaneſeld mit uns und immer folgte ein Reitknecht; dabei zeigte ſie mir ihre Lieblingswege, die Ausſichten, bei denen ſie gerne verweilte, die Plätze, auf denen ſie auszuruhen pflegte. Sie freute ſich, wenn mir Alles das ebenfalls gefiel, und ich ſo ihren Geſchmack theilte, andernfalls aber mußte ich ihr meine Gründe angeben, warum ich dieß oder jenes vorzöge. — Zwei ihrer Lieblingsplätze waren über alle Beſchreibung reizend, und dort waren wir häufig; nur fühlte ich mich bei einem derſelben immer von einer ſchmerzlichen Erinnerung befangen, das war, wenn man im Walde jenſeits des Landhauſes

dem kleinen Bache folgte, der ſich aus dem Thal auf der andern Seite des Hügels in den Wald ergoß, einem ſpiegelklaren Waſſer, das in munteren Sprüngen dem ſchattigen Dickicht zueilte, froh darüber, daß es Wieſen und langweiligen Fruchtfeldern entronnen war, das luſtig hüpfte und murmelte, im Vorbeirauſchen allerlei muthwilligen Kurzweil trieb mit den Gräſern und Farrenkräutern, welche am Rande des Bächleins wuchſen und oft die feingezackten Spitzen in die kühle Flut tauchten, und das ſich endlich mit jubelndem Ton hoch aufſpritzend viele Fuß hinabſtürzte in ein Felſenbecken, das wie durch Kunſt geſchaffen ſchien. — Dort aber wurde der Muthwillen des Baches gebändigt und floß, durch unterirdiſche Quellen verſtärkt und größer geworden, auch ernſter und geſetzter im langſameren Laufe bis zu einem ziemlich bedeutenden See, der ſtill und einſam in der Mitte des Waldes lag, eine kleine Inſel umfaſſend, zu der ein leichter Nachen uns zuweilen hinübertrug.

Aber es war nur die erſte Partie dieſes reizenden Weges bis zu dem Waſſerfall und zu dem Felſenbecken, der mir eine ähnliche Szenerie, die man mir früher einmal geſchildert, ſo gar lebhaft und ſchmerzlich in's Gedächtniß rief. War doch auch ſogar eine Aehnlichkeit zwiſchen den handelnden Perſonen von damals und uns beiden, ja eine Aehnlichkeit und doch auch wieder gar keine. Herr von Steinfeld fühlte, daß er geliebt wurde und wußte, was er dem Mädchen, das er anbetete, zu bieten hatte. Er erkannte an dem Zucken ihrer Wimper, an einer Bewegung ihrer Lippen, daß der Augenblick gekommen ſei, wo er es wagen durfte, die Gefühle ſeines Herzens zu verrathen. — Dort wie hier führt ein ſchmaler Weg von dem Felſenbecken aufwärts nach einer entzückenden Ausſicht. O, wenn er auf dieſem ſchmalen Wege zufällig ihre Hand ſtreifte, ſo mußte ihm der Funke, der auf ihn überſtrömte, eine ſelige Gewiß-

heit geben; wenn er mit ihr von oben auf die weite Landschaft hinabschaute, sie neben ihm stehend mit halb abgewandtem Gesichte, so wußte er, wenn sich darauf ihre Augen wieder wie zufällig trafen, daß ein Blitz in beiden aufflog, der zünden mußte und auch zündete.

Auch Alice kannte nicht die Geschichte ihrer Mutter, sie fühlte nicht, wie diese gefühlt hatte. Ich brauchte auf dem engen Pfade nicht den Versuch zu machen, ihre Hand zufällig zu berühren, sie legte häufig ihren Arm in den meinigen und ließ sich von mir führen, aber so ruhig, so besonnen. Sie blickte wohl von mir abgewandt in die Gegend hinaus, aber ohne Absicht, zufällig, und wenn sie ihre Augen wieder auf mich richtete, so leuchtete kein Blitz in denselben, sie blickten mich an, so still, so ernst, ja so schwermüthig.

Abends war es hier oben am schönsten, wenn die Sonne sank und der Himmel mit dunkeln, aber zerrissenen Wolken bedeckt war, zwischen denen das glühende Licht hervorbrach, hie und da die weite Ebene glänzend bestrahlend, und sie wieder so malerisch und mannigfaltig mit Wolkenschatten unterbrach; die fernen Berge dunkelviolett gefärbt schauten so unbeweglich ernst herüber, vor der Sonne selbst zog langsam eine fast schwarze Wolke, deren Ränder golden flammten, welche mit der Sonne niederzusinken schien, das Licht des Tages verlöschend, noch ehe es uns entschwand; ein glänzendes Auge, schwermüthig umflort, sich müde und traurig schließend, verlieh es der ganzen Landschaft eine unbeschreiblich ernste und schwermüthige Färbung.

„Wie das so schön ist!“ sagte Alice.

„Schön wohl, aber mich stimmt es traurig!“

„Das Gefühl habe ich auch, aber es ist mir angenehm — harmonirt es doch mit meinem Leben,“ setzte sie leiser hinzu.

„Mit Deinem Leben?“ fragte ich, „warum bemerkst Du

nur deſſen ernſte, dunkle Seiten, Du, deren Lebensſonne ſo hell und roſig aufſteigt." —

Sie ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe, und als ſie nach einer kleinen Weile keine Antwort gab, fuhr ich fort: „Ja, Alice, es hat mir ſchon lange auf der Seele gelegen mit Dir zu reden —"

„O rede nicht mit mir," unterbrach ſie mich haſtig.

„Daß ich Dich ſo ernſt, ja häufig ſo traurig finde," ſetzte ich hinzu, ohne ihre Worte zu beachten, „wozu ich keine Urſache entdecken kann."

„Rede nicht mit mir," bat ſie in ſo leiſem Tone, daß ſich ihre Lippen kaum bewegten, aber ſchmerzlich zuckten.

„Du warſt immer ernſt und ſehr beſonnen," fuhr ich dringender fort, „aber Du konnteſt auch heiter ſein gegen mich, Deinen Jugendgeſpielen, o, ſo lieb und heiter. Soll ich Dir vielleicht die Stunden und Tage in's Gedächtniß zurückrufen, wo Du meine gute liebe Freundin Alice warſt."

„O, thue es nicht, — laß uns gehen," bat ſie.

„Nein," ſagte ich entſchloſſen, „ich will einmal reden, ehe ich wieder von hier fortgehe. In Deinem Herzen iſt ein Groll gegen mich, den Du abſichtlich nährſt, und der die Kluft immer größer machen wird, die uns jetzt ſchon ſcheidet — aber das willſt Du wahrſcheinlich."

„Ja — ich will es," gab ſie mir kaum hörbar zur Antwort.

Dieſe Worte durchzuckten mich mit einem wilden Schmerz. Ich fand kaum die Kraft zu athmen, ich hörte meine Zähne aufeinander ſchlagen. — „So biſt Du unverſöhnlich," brachte ich endlich mühſam hervor. — „Biſt Du's, Alice."

Sie blickte in die Gegend hinaus mit ihrem bleichen, ernſten, ſchmerzerfüllten Geſichte, ohne eine Sylbe zu antworten.

„Du biſt der Anſicht," fuhr ich heftiger fort, „ich habe

Dir etwas Entsetzliches zugefügt, und habe Dich absichtlich so furchtbar beleidigt. Willst Du denn meinem Schwure nicht glauben, den ich Dir hier feierlich vor Gott thue, daß ich vollkommen unschuldig bin?"

Sie streckte bebend und abwehrend ihre Rechte gegen mich aus, während sie ihren Kopf wandte und sich zum Fortgehen anschickte. Ich ergriff ihre Hand und hielt sie fest, sie zuckte zusammen, als sie das fühlte, und schien eine Bewegung machen zu wollen, um sie mir wieder zu entreißen, doch nur einen kleinen Augenblick, dann wandte sie sich ruhig gegen mich, ihre Brust wurde durch einen tiefen Athem geschwellt, und nachdem sie mich einen Augenblick mit ihren großen Augen fest angeblickt, sagte sie mit einer Härte des Tones, die ich bei ihr nicht möglich gehalten: „Ich will, daß Sie meine Hand loslassen, Herr Ramming! — ich will, und im Nothfalle befehle ich's."

„Ah, das gnädige Fräulein befiehlt?" sagte ich hierauf mit einer Ruhe, die ich mir eine Sekunde vorher nicht zugetraut hätte, „das gnädige Fräulein befiehlt dem armen jungen Menschen, der von den Wohlthaten ihres Vaters lebt? — — — o, Alice, wie ist das möglich?" rief ich hierauf mit lauter Stimme schmerzlich aus. — „Ist es wahr, hast Du wirklich diese Worte gesprochen oder schallten sie von sonst irgendwo her an mein Ohr — o, mein Gott, träume ich denn?"

Aber es war kein Traum, schreckliche Wahrheit. Sie hatte sich von mir abgewandt, und ging vor mir den schmalen Weg hinab, mit langsamen aber festen Schritten, bis jenseits des Felsenbeckens, wo die Pferde mit dem Reitknecht standen. Ich fühlte wohl, daß Fassung nothwendig war. Ich eilte an ihr vorüber, nahm ihr Pferd aus der Hand des Dieners, ordnete die Zügel, wie ich es immer zu thun pflegte, und hob sie in den Sattel, was sie

auch ruhig geschehen ließ, dann ritten wir schweigend nach dem Landhause. Ein paar Mal, bei irgend einer Waldlichtung, konnte ich, da der Abend schon stark dämmerte, ihre Züge deutlicher erkennen; sie waren bleicher als gewöhnlich, ernster und trauriger, auch athmete sie tief und schwer. Als wir an der Treppe des Hauses angekommen waren und ich ihr vom Pferde geholfen hatte, sagte sie mir mit ruhigem,aber nicht unfreundlichem Tone: „gute Nacht", und ging in das Haus hinein.

Glücklicherweise erinnerte ich mich eines Auftrags, den Herr von Steinfeld mir vor einigen Tagen gegeben und der darin bestand, einmal nächtlicher Weile einen mir näher bezeichneten Distrikt des Waldes zu durchstreifen, da man dort Holzfrevler vermuthete. Ich ließ mir ein anderes Pferd satteln, nahm ein Gewehr und sagte dem alten Kammerdiener, in welcher Absicht ich das Haus mit einbrechender Nacht noch einmal verlasse. Leise war ich durch die Gänge des Hauses geschlichen; ich fürchtete, von Herrn von Steinfeld oder von meinem Pflegevater gesehen und vielleicht veranlaßt zu werden, da zu bleiben. Ich hielt meinen Athem zurück, als ich an den betreffenden Zimmerthüren vorbei ging, und fühlte mich erst dann leicht und frei, als ich wieder im Sattel saß, und mein Pferd im langsamen Schritte leitend, um kein Geräusch zu machen, den Abhang hinabgehen lassend, wieder im dichten Walde war, doch ließ ich es sich seinen Weg selbst suchen, hatte ihm den Zügel auf den Hals gelegt und stützte mich mit beiden Händen auf den Sattelknopf, während ich den Kopf tief herabsinken ließ und mich in wirre Träumereien verlor. Es war kein klares Bild der letzten Stunden, das sich meinem unruhigen Geiste zeigte, es war vielmehr ein Aufleuchten und Aufzucken verschiedener Augenblicke, Stunden, Tage, die ich in diesem oder jenem Jahre verlebt, aber

freilich alle ſtanden in Beziehung zu ihr, zu Alice, aber nicht zu meiner Jugendgeſpielin, ſondern zu der ſtolzen, ſelbſtbewußten Erbin, die es ſo vortrefflich verſtand, mir den gebührenden Platz anzuweiſen. Daß ich in meinen Phantaſieen ungerecht gegen ſie war, verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß ich Worte, Blicke, die mir wieder lebhaft vor die Erinnerung traten, jetzt mit einem Male ſo verſtand, als habe ſich in ihnen damals ſchon ein kaltes herzloſes Gemüth deutlich gezeigt. O es war ſo begreiflich, daß ich ſie jetzt haſſen mußte, gerade ſo glühend haſſen, wie ich ſie vor Kurzem noch glühend geliebt. Ich war mir das ſelbſt, ja dem ganzen männlichen Geſchlechte ſchuldig, und fühlte in der Kränkung unverdienten Unrechtes, daß es mir ſehr leicht wäre, ſie zu haſſen — ſehr leicht — unendlich leicht — bis — ſich meine Zähne feſt aufeinander preßten, bis es mir in meinen Augen ſeltſam flimmerte, bis es in meinem Herzen laut und ſiegreich rief: „Nein, nein, haſſen wirſt Du ſie nie können, vergeſſen noch viel weniger,“ und bis dann all' die Schranken einſtürzten, die meine Vernunft und mein Herz gebaut, und über welche hinweg unaufhaltſam und ſiegreich all' die Gefühle fluteten und brausten, die mich unauflöslich an Alice banden.

Unbegreiflich, aber wahr: ſtundenlang kämpfte ich ſo mit mir ſelber, um ſtets zu unterliegen, um immer wieder von dem Gedanken erfüllt zu ſein, zu ihr zurückzukehren, ihr zu Füßen zu fallen, und zu ſagen: „ſtoße mich nicht von Dir zurück — denke an unſere Jugendzeit, denke an jene Alice, die, ein kleines Mädchen, an die Schulter des Knaben geſtützt, ſo oft ſanft und ruhig einſchlief, die eine lange bange Nacht auf der Schwelle des Gefängniſſes ſaß, wo ihr Geſpiele eingeſchloſſen war, denke an die beiden armen Kinder, die ſo oft ihr Brod mit einander getheilt. — Denke an — —“ dann verwirrten ſich meine Gedan-

Zeit, in der er ſelbſt, ein lebensfriſcher, luſtiger junger Mann, daſſelbe zu beſuchen anfieng."

„Gerade das Theater!" entgegnete der ältere Offizier, „ſpricht für unſere Behauptung. Du lieber Gott! was war das früher und was iſt es jetzt!"

„Ja, das iſt wahr!" ſagte der Graf, ſowie Herr von M.

„Aber das gerade bleibt noch zu beweiſen," fuhr der Diplomat fort; „nehmen Sie die Namen von damals und unſere jetzigen Talente. Wo hörten Sie je in der Reſidenz eine Sängerin, wie unſere Prima Donna, die Graßmann-Degenhölzer-Koppelfeld?"

„Einen ſolchen Namen freilich nicht!" lachte der ältere Offizier, „aber einen andern Geſang, das ſchwöre ich Ihnen zu."

„Eine Künſtlerin," fuhr der junge Diplomat fort, ohne die Einwendung zu beachten, „von der die ganze Welt ſpricht, von der Alles entzückt iſt."

„Was Alles nichts bedeuten will," entgegnete Herr von M.; „wir waren damals ebenſo entzückt, wie Sie jetzt und wohl mit beſſerem Recht."

„Und dann das Ballet!" fuhr der junge unbeſiegbare Attaché fort, „auf eine Stufe der Vollkommenheit gebracht, glänzend ausgeſtattet, wie noch nie."

„Das iſt geradezu zum Lachen," ſagte der ältere Offizier; „lieber Freund, hätten Sie vor zehn, acht Jahren Ballete bei uns geſehen! Nicht wahr, Graf Alfons? Dazumal, he!"

Der Graf lächelte geheimnißvoll und ſagte, den Kopf wiegend: „ich darf darüber kein Urtheil abgeben, ich war damals zu ſehr Parthei; aber es war 'ne ſchöne Zeit."

„Hätten Sie in der Reſidenz," nahm Herr von M. hitzig das Wort, „hätten Sie auf dem jetzigen Theater nicht das, was ſich noch aus unſerer Zeit herſchreibt, den alten, würdigen

ten und Bilder wieder und es traten Szenen vor mein inneres Auge, woran zu denken ich sie nicht auffordern wollte, dann kämpfte ich wieder mit mir selber im Gefühle von erduldetem Unrecht, dann haßte ich sie wieder, bis ich meine Rechte auf's Herz drückte und da jenes Kreuzchen fühlte, welches mir Alice vererbt und das ich stets bei mir trug. —

Ach, ich merkte es endlich, dieses Kreuzchen war der Talisman, der mich immer wieder weich und mild stimmte. Er versuchte es so außerordentlich beredt den Beweis zu führen, daß Alice nicht kalt und herzlos sei, daß sie wenigstens damals innig für mich gefühlt, und daß es nur ein böser finsterer Traum sei, der mich vor einigen Stunden so erschüttert und der mich jetzt im nächtlichen Walde umhertrieb.

Da vor mir ging der Mond auf und glitzerte durch die dunkeln Zweige. Ein paar Mal blieb mein Pferd stehen, hob den Kopf auf, wandte sich halb zurück nach dem Landhause und wieherte leicht. — Was sollte ich jetzt schon zu Hause thun? vielleicht war bei dem schönen Abend noch Jemand auf, und ich hatte wahrhaftig keine Lust, noch Bericht abzustatten über meine angebliche Streiferei nach Holz- und Wilddieben — und doch war ich müde geworden, nicht vom vollbrachten Tagewerk, sondern vom Kampf meines Herzens mit meinen Gedanken. Ich beschloß deßhalb, auf einem großen Umweg nach dem Landhause zurückzukehren, und bemühte mich gewaltsam, die Schönheiten des nächtlichen Waldes zu betrachten und so meine Phantasieen fern zu halten. Ich stieg vom Pferde ab und führte es hinter mir drein, langsam dahingehend unter dem tiefen Schatten des lautlosen Waldes. Der Mond, der langsam emporstieg, war am Himmelsgewölbe der Zeiger meiner Uhr, und erst, als er schon ziemlich hoch durch die Wipfel

der Bäume glänzte, verließ ich den Wald und schritt langsam den Hügel empor dem Hause zu. Dort lag es vor mir so ruhig und feierlich still übergossen von dem sanften weichen Lichte des nächtlichen Gestirnes, nur ein Fenster sah ich noch erleuchtet, es war das von Alicens Zimmer — o hätte ich den Schimmer nicht gesehen. Ich war fast ruhig geworden auf meinem langen Spaziergange, jetzt begann der alte wilde Kampf auf's Neue, verfolgte mich auf mein ruheloses Lager, und als endlich der Schlaf meine Augen schloß, verwandelten sich meine bitteren Gedanken in Schreckbilder anderer Art, in denen ich mich bis zur Ermattung abmühte. —

Den andern Morgen schien die Sonne wieder ebenso freundlich wie gestern über Berg und Thal, die Wipfel der Eichen rauschten unter dem gleichen Luftzuge die gleiche Melodie, und Alles war unverändert, selbst Alice, die mich mit ruhigem Blicke wie bisher auch nicht unfreundlich begrüßte, und die mich so unbefangen anredete, als sei gestern zwischen uns gar nichts vorgefallen. Sie nannte mich Eugen, und sagte im Laufe der Unterhaltung, wo über irgend eine Angelegenheit gesprochen: „Was meinst Du dazu?“ Allerdings traf mich dieses Wort heute wieder ebenso gewaltsam wie an dem Abende, wo ich sie nach längerer Zeit zum ersten Male wieder sah, aber heute that es mir weh, es gewährte mir nicht die geringste Hoffnung. Wenn ich vorhin sagte: Alice war vollkommen wie früher gegen mich, den heutigen Tag und die darauf folgenden, so muß ich hinzufügen, mit einer einzigen Ausnahme: sie wußte es nämlich so einzurichten, daß ich sie nicht mehr allein, sondern nur unter Zeugen sprechen konnte. Das verletzte mich; denn sie, die ihrer selbst so sicher war, konnte nur die Befürchtung haben, ich möchte einen Augenblick des Alleinseins benützen, um wiederholt zu ihr zu reden

wie an jenem Abend. O, darüber hätte sie sich beruhigen können!

Herr von Steinfeld liebte den kleinen Waldbach, von dem ich vorhin erzählt, dem er selbst seine Richtung gegeben, und das Felsenbecken, welches er in Erinnerung an frühere Zeiten angelegt, und so oft es ihm möglich war, bei seinen Streifereien durch den Wald den Weg an den Ufern des klaren Baches vorbei zu nehmen, unterließ er es nicht. Auch die Insel in dem See, der noch eine kleine Viertelstunde weiter lag, wurde häufiger von ihm gewählt, um dort an den schönen Abenden eine Stunde zuzubringen. Diese kleine Insel, mit einem feinen Rasen bedeckt und mit hochstämmigen Bäumen versehen, welche Schatten gaben, war besonders ein Lieblingsplatz Alicens, dort hatte sie eine Bank und einen Steintisch, wo sie gern ruhte oder las. Eines Abends gingen wir wieder dorthin, Herr von Steinfeld mit Alice, mein Pflegevater und ich. Alice wollte ihre Insel besuchen, und wir drei eine Strecke weiter gehen, wo Herr von Steinfeld in einem Buchenwalde Bestimmungen über die Durchforstung desselben getroffen hatte.

Der kleine Kahn, in dem Alice überzufahren pflegte, war am Ufer angeschlossen und sie selbst trug den Schlüssel dazu bei sich, da es häufig vorkam, daß sie sich selbst hinüberruderte. Heute Abend aber sollte ich sie auf die Insel führen, um alsdann das Fahrzeug wieder an's Ufer zurückzubringen, damit es später von uns benützt werden konnte.

Als ich den Kahn vom Ufer losmachte, sagte Herr von Steinfeld: „wenn Du uns nicht nachkommen willst, so kannst Du auch bei Alicen auf der Insel bleiben, bis wir wieder zurückkommen, dann holst Du uns hinüber."

„Nein, nein, ich komme gleich nach," gab ich im bestimmten Tone zur Antwort, indem ich mich auf die Uferkette hinabbeugte, um eine leichte Röthe zu verbergen, die,

wie ich wohl fühlte, über mein Geſicht flog. Ich wäre um Alles in der Welt nicht bei Alicen geblieben. Sie hatte raſch einen Blick auf mich geworfen, und als ſie meine Worte vernommen, ſtieg ſie in das kleine Fahrzeug und ließ ſich an dem einen Ende deſſelben nieder, ich ſetzte mich an dem andern ihr gegenüber, ſtieß vom Lande ab, und als ich erſt die Ruder in die ſpiegelglatte klare Flut getaucht hatte, ſchoß auch der leichte Nachen ſchon wie ein Vogel über das Waſſer dahin — ſie ſollte nicht lange bei mir allein ſein, ich wollte ſie dieſer Verlegenheit entheben. In wenig Minuten waren wir denn auch dicht bei der Inſel, und dort hielt ich den Lauf des Fahrzeuges etwas zurück, damit es nicht unſanft an's Ufer ſtoße. Die Spitze des Bootes, an der ich ſaß, drückte ich zuerſt an's Land, faßte dann die Kette, und während ich mit einem Fuße auf's Land trat, ſtreckte ich Alicen meine Hand entgegen und unterſtützte ſie, daß ſie ſicher die Inſel beträte. Nun weiß ich heute noch nicht wie es gekommen, entglitt die Kette meiner Hand oder ließ ich ſie abſichtlich fallen, um ſie ſpäter in den Nachen zu nehmen, genug, wie ich mich wieder in denſelben hineinſchwingen wollte, fühlte ich, wie das leichte Fahrzeug unter meinem Fuße zurückwich und ſchaukelnd entſchwand, ehe ich noch zum Sprunge anſetzen konnte, um nachzukommen.

Was in jedem andern Falle Veranlaſſung zum Lachen gegeben hätte, mußte mir im gegenwärtigen Augenblicke als höchſt peinlich erſcheinen. Ich ſah auf Alice, welche ihre Lippen zuſammengepreßt hatte und bleicher ausſah als gewöhnlich.

„Es thut mir wahrhaftig leid," ſagte ich entſchuldigend, „ich weiß wirklich nicht, wie das gekommen iſt."

„Wenn Du das in der That nicht weißt," gab ſie zur Antwort, „ſo hat es gar nichts zu ſagen."

„Nur iſt es mir höchſt unangenehm, daß es heute Abend vorkam," ſprach ich mehr zu mir ſelber, wie zu dem jungen Mädchen. „An ſich wäre das Unglück nicht zu groß, ich muß warten, bis Dein Vater zurückkommt, oder u. vielleicht die Strömung ſo freundlich und treibt den Nachen langſam an's Ufer." Dazu machte dieſe aber durchaus keine Anſtalten, vielmehr entfernte ſich das kleine Fahrzeug ſchaukelnd immer weiter.

Ich mochte nicht wieder auf Alice ſehen, denn ſie blickte dem dahin flutenden Boote mit einer Spannung in den Zügen nach, als ſeien wir beide oder ſie allein von einem Sturme auf irgend eine einſame Inſel verſchlagen worden. Wie geſagt, ich ſchaute ſie nicht an, doch war es nicht zu verhindern, daß ich ihre Worte hörte, obgleich ſie ſie kaum hörbar wie in tiefen Gedanken ſprach: „Wenn er den Nachen nur nicht abſichtlich fortſchwimmen ließ."

Ich wandte mich raſch um und antwortete ohne Aufregung und in ſo einfachem Tone als mir möglich war: „Und warum ſoll ich den Nachen abſichtlich haben ſchwimmen laſſen?"

„Habe ich das geſagt?" fragte ſie erſtaunt.

„Vielleicht nur laut gedacht," entgegnete ich achſelzuckend, „und in der ungegründeten Furcht, es verlange mich vielleicht darnach, eine Viertelſtunde mit Dir allein zu ſein; doch weiß ich," ſetzte ich bitter hinzu, „daß es ſich unter den jetzigen Verhältniſſen nicht mehr ſchickt, ein Alleinſein mit Dir zu einem vertraulichen Geſpräch zu benützen — die Zeiten haben ſich geändert."

„Allerdings haben ſich die Zeiten geändert," ſagte ſie, „und wenn Du noch etwas Theilnahme für mich haſt, ſo ſollteſt Du Dir Mühe geben, das nicht zu vergeſſen, aber Du thuſt es nicht. Du rufſt die Vergangenheit hervor, um Dich und mich zu quälen."

„Und womit rufe ich die Vergangenheit hervor?“

Sie heftete ihren düstern Blick auf den Nachen, welcher sich langsam immer mehr und mehr entfernte.

„So glaubst Du alles Ernstes,“ rief ich entrüstet, denn ich glaubte ihren Blick zu verstehen, „daß ich ein so einfaches Mittel, um nicht noch mehr zu sagen, angewandt hätte, um Dich zum Reden zu bringen.“

Sie gab darauf keine Antwort, sondern sagte nur nach einer Pause mit ihrer gewöhnlichen Ruhe: „Ich werde mich dort auf die Bank setzen; vielleicht hast Du die Freundlichkeit, hier am Ufer zu warten bis mein Vater kommt, um ihm zuzurufen, daß der Nachen von selbst losgegangen ist.“

„So soll es geschehen,“ gab ich kalt und trotzig zur Antwort, „wie das gnädige Fräulein befehlen, Sie dort — ich hier; vielleicht,“ fuhr ich wieder lachend fort, als ich sah, daß sie sich langsam entfernte, „hat trotzdem diese Insel nicht Platz für uns Beide — — für uns Beide,“ schloß ich, ein tiefes Weh im Herzen gewaltsam niederkämpfend, „ja für uns Beide, für die einst ein kleiner, armseliger Fußschemel groß genug war. — Ah, es ist unglaublich, wie das Glück Jemand verwandeln kann.“

Ich sah das junge Mädchen zusammenzucken und Miene machen, stehen zu bleiben, aber nur eine Sekunde, dann setzte sie ihren Weg nach den Bäumen zu fort und erhob nur ihre rechte Hand an die Stirne.

Ich hatte mir Anfangs Mühe gegeben, gelassen und kalt zu bleiben, als ich aber sah, wie sie mich so unbekümmert verließ, wie sie es sogar vermeiden wollte, auch nur ein gleichgültiges Gespräch mit mir zu führen, da wallte mein Blut heftig auf, da steigerte ich mich selbst durch quälende Gedanken und halblaute Selbstgespräche, da rief ich zuweilen ein Wort zu ihr hinüber, das sie hören

mußte und auch gewiß hörte, obgleich sie that, als lese sie aufmerksam in ihrem Buche.

Ah, sie hatte mich fähig gehalten, das Boot wegzustoßen und sie so zu zwingen mich anzuhören. Gott wußte, wie Unrecht sie mir wieder that. „Also eine solche Meinung hattest Du von mir?“ rief ich lauter. „Gut denn, — wenn Du das wirklich glaubst, so sollst Du mich auch hören.“

Ich war der Baumgruppe, unter der sie saß, näher getreten, und sah, wie sie mit angsterfüllten Blicken das Buch in ihren Schooß sinken ließ und mich mit den stillen Augen in ihrem bleichen Gesicht anschaute.

„Ich schwöre Dir zu, Alice,“ fuhr ich mit bebenden Lippen fort, „daß ich nicht daran gedacht, Dich allein sehen zu wollen, aber da Du mich für fähig hältst, so Deinem Wunsche entgegenzuhandeln, da ich also Deiner Ansicht nach so gänzlich taktlos, so ohne alles Gefühl bin, und da dadurch das letzte Band zwischen uns zerrissen ist, sollst Du denn in der That noch ein Paar Worte von mir hören, vielleicht die letzten.“

„Sei es denn, die letzten,“ hauchte sie leise, aber mit einer Festigkeit in der Stimme hervor, die mich auf's Schmerzlichste berührte, — „ich bin in Deiner Hand.“

„O das bist Du nicht,“ rief ich rasch, „und wenn auch die Erinnerung an vergangene Tage Dich in meinen Augen nicht wie mit einem Heiligenschein umgeben, so bist Du ja die Tochter meines Wohlthäters und Herrn, und also gewissermaßen auch meine Herrin und Gebieterin. Sei deßhalb gnädig, wie es eine gnädige Gebieterin sein soll, und gestatte mir ein Paar Worte, die Dir vielleicht unangenehm sind, da sie Dich in eine Zeit zurückführen, deren Erinnerung Dir in Deinen jetzigen Verhältnissen und von mir berührt vielleicht doppelt schmerzlich sind.“

Das Buch war von ihren Knieen hinabgeglitten, sie

hielt ihre Hände gefaltet und ließ ihr Haupt tief hinabsinken.

„Es war eine Zeit," sprach ich zitternd vor Aufregung, „wo zwei arme Kinder, die eine herzliche Neigung zu einander hatten, bei guten, freundlichen Menschen aufgenommen und von diesen wie ihre eigenen Kinder behandelt wurden. Es war ein Knabe und ein Mädchen, und dem Ersteren lächelte damals das Glück; er verließ seine Pflegeeltern, ohne viel an das arme Mädchen zu denken, die allein zurückblieb, er war damals ein Kind und berauscht von seinem Glück, vergaß aber gewiß nicht seiner Jugendgespielin, und als er wieder von ihr hörte und sie später wieder sah, fühlte er erst recht, daß die Neigung zu ihr in seinem Herzen unvertilgbar war. — Sie schien etwas Aehnliches zu fühlen" — Alice schauerte leicht zusammen. — „Gehen wir darüber hinweg," fuhr ich fort, „es ist nicht das, was ich sagen wollte, ich will nur etwas berühren, was vielleicht außer uns Beiden Niemand weiß. Das arme Mädchen hatte auch das Haus und die guten Leute verlassen, aber nicht um in ihr Glück zu gehen, sie war gegangen mit einem kleinen Bündel am Arme, aber mit festem Schritte, so lange man sie aus den Fenstern des Hauses noch sehen konnte, dann blieb sie an der Ecke des Gebäudes stehen, drückte ihre brennende Stirne an die kühle Mauer, benetzte die Steine mit ihren Thränen, und zog ein fein zusammengewickeltes Papier aus der Tasche ihres armseligen Kleides hervor, das sie tief in einer der Mauerspalten verbarg, dann hauchte sie einen Kuß darüber hin und ging nun wirklich davon.

„Was sie in der Spalte der Mauer verborgen, war ein Talisman, der den Knaben immer und immer wieder zu der Mauer dieses alten Hauses hinzog, sie hatte ein Paar Worte dazu gesprochen, die, wie er wohl fühlte,

mit ſeinem Leben im innigſten Zuſammenhange ſtehen mußten."

„Ja," ſagte das junge Mädchen, „ja!"

„Sie hatte dort Etwas verborgen, das ſie ſpäter wieder ſuchen wollte, ſpäter, wenn ſie einmal mit ihm wieder dorthin zurückkehren würde, ſollte das aber nicht der Fall ſein, ſo wollte ſie es zurücknehmen, wenn ſie einmal recht, recht unglücklich geworden wäre — aber der Himmel ſegnete ſie, wie ſie es verdiente: ein glänzendes Schickſal hob ſie aus der Tiefe der Armuth auf die ſtrahlende Höhe des Lebens, ſie war glücklich in jeder Beziehung — ja in jeder Beziehung," rief ich ſchmerzlich aus, als ich bemerkte, wie ſie leiſe ihr Haupt ſchüttelte, „ſie rechnete leicht und willig mit ihrer Vergangenheit ab, ſie ſchwamm mit Behagen auf dem prächtigen Strome des Lebens — ohne rückwärts zu blicken. — Ihm wurde es nicht ſo gut; wenn ſich auch ſein Leben glücklich geſtaltete, ſo konnte er doch nicht vergeſſen was er verloren, ſo konnte er doch das liebe Bild ſeiner Jugendgeſpielin nicht aus ſeinem Herzen reißen, und als er einſt wieder, von dem Talisman mächtig angezogen, ſchmerzlich bewegt ihn ſuchte und fand, glaubte er, ihn zum Troſte in ſeinem Unglück nehmen zu dürfen. Er dachte damals nicht, daß ihm dieſer Talisman keinen Segen bringen würde, und daß ein Augenblick komme, wo er ihn wie jetzt wieder von ſich laſſen werde."

In heftigſter Erregung, mit zuckenden Lippen hoch erglühend ſprechend hatte ich das kleine Kreuzchen hervorgeholt, und ließ es nun langſam zwiſchen ihre zuſammengefalteten Finger gleiten mit dem ſchmerzlichen Ausrufe: „Nimm' es zurück, Alice, es iſt das Liebſte, was ich auf der Welt beſaß, o, ich bin ärmer als damals."

Hatte ich gehofft, ſie würde mir ein gutes Wort erwiedern? hatte ich geglaubt, ihr Herz würde ſich dem Jugend-

geſpielen wieder öffnen? ich weiß es nicht mehr genau, und doch mußte ich von dieſer Hoffnung erfüllt geweſen ſein, denn ich blickte ſie erſchreckt an, als ſie ſtumm und unbewegt vor mir ſitzen blieb, ich ſchlug meine Hände zuſammen, als ich ihre kalten Worte vernahm: „Es mußte ſo kommen, es iſt ja nicht anders möglich.“ — Ah, ich war tief empört, die unausſprechliche Liebe zu ihr, die jedes meiner Worte beſeelt hatte, fühlte ich ſich in Haß verwandeln. „Ja,“ rief ich im Tone der Entrüſtung, zwiſchen dem, mir unbewußt, ein tiefes ſchneidendes Weh durchklang: „Das war es allein, was ich noch mit Dir abzumachen hatte, und deßhalb ſegne ich den Zufall, der Dich zwang, mich anzuhören, jetzt aber,“ ſetzte ich meiner ſelbſt kaum mehr mächtig hinzu, „ſoll Deine hohe Perſon auch nicht länger beengt ſein durch meine Gegenwart, der unbedeutende arme junge Menſch weicht ſeiner reichen und mächtigen Gebieterin —“

Ich wußte in dieſem Augenblicke nicht, was ich that, das Blut ſtieg mir bedeutend in den Kopf, ich ſtürzte von Alice weg an das Ufer des Sees, ich ſprang in's Waſſer, nicht um mir den Tod zu geben, ſondern um ſie, durch Anwendung des einzig möglichen Mittels, mit ihrer Herzloſigkeit und ihrem Hochmuthe allein zu laſſen. — —

So viel iſt mir noch erinnerlich, daß ich hinter mir einen lauten Aufſchrei zu vernehmen glaubte, auch daß ich ein Drittel der Strecke, die mich vom Ufer trennte, kräftig ſchwimmend zurücklegte, dann umfing mich plötzlich ſtatt des heitern, ſonnigen Tages tiefe, ſchwarze Nacht, die für mich ſchmerzlich zerriſſen wurde von grell zuckenden Lichtern, die aus meinem Kopfe hervorzubringen ſchienen — — — —

Das wäre für mich beinahe der letzte Wechſel des Lebens geweſen, doch mag ſich der freundliche Leſer, der mir bisher mit einigem Intereſſe gefolgt, beruhigen.

Benetti mit ſeiner gediegenen Schule und Mademoiſelle Pauline, die, obgleich ſchon an die Dreißig, immer noch ſehr brav, ſo wollte ich ſehen, wie es heute mit dem Ballet ausſähe! Aber weißt du noch, Alfons, damals Benetti in ſeiner Kraft, dann die ſchöne Eliſe, Pauline in ihrer Blüthe, Dubelli nicht zu vergeſſen, und das junge, aber wie einerercirte Balletcorps, ja Freund, das war ſchon was Anderes, wie jetzt!"

„Es mag ſein," ſagte der Diplomat, „daß die Genannten fehlen, aber unter unſerem Nachwuchs ſind himmliſche Mädchen."

„Die aber nichts lernen," ſagte Herr von M., „als in die Offiziersplätze hinunter und in die Logen hinauf zu ſchielen. Keine Kunſt mehr, kein Takt, keine Grazie, kein Applomb. Ich mag kein Ballet mehr anſehen."

„Und ich auch nicht," ſagte der ältere Offizier.

„Aber wir!" ſagte lächelnd der Diplomat. „Uns trüben den heutigen Genuß keine Erinnerungen von damals. Darin liegt, glaube ich, der ganze Unterſchied, und ſo auch vielleicht bei den jetzigen Bällen und überhaupt bei allen den jetzigen Vergnügungen."

Da Niemand den Streit von vorhin wieder aufnehmen zu wollen ſchien, ſo ſtieß der Diplomat mit einem ungemein wichtigen Geſicht die Aſche von ſeiner Cigarre und ſah ſich triumphirend im Kreiſe um.

Graf Alfons war in tiefes Nachdenken verſunken, Herr von M. hatte offenbar den Siegesjubel des jungen Diplomaten überhört und der ältere Offizier war zum Nebentiſche gegangen, um ſich eine Meerſchaumpfeife zu holen.

„Erinnerſt du dich noch," ſagte nach einer längeren Pauſe der Graf zu dem Herrn von M., „denkſt du noch an das kleine Mädchen, das niedliche graziöſe Geſchöpf, welche — es mögen jetzt ſechs Jahre ſein, ſie mochte damals fünfzehn Jahre haben,

Die vorliegenden Aufzeichnungen ſind nicht aus nachgelaſſenen Memoiren, ſondern von mir ſelbſt erzählt, und bis zu einem Zeitpunkt dem Wohlwollen des geneigten Leſers übergeben, wo die Wechſelfälle meines Lebens eine weichere Form anzunehmen ſchienen, und damit auch das allenfalls vorhandene Intereſſe an den früheren mehr oder minder verſchwinden müßte.

Es ſei aber ferne von mir, hier plötzlich abzubrechen, nachdem ich mich kopfüber in's Waſſer geſtürzt; dieß wäre vielleicht nur einigermaßen zu entſchuldigen am Ende eines erſten Bandes, oder wenn ich die für den Leſer vielleicht nicht troſtreiche Ausſicht auf eine Fortſetzung dieſes Buches auf ein „Zwanzig Jahre ſpäter" damit verbände.

Der Nervenaufregung, in der ich mich befand, folgte nach meinem Sprunge in das kühle Waſſer eine zu heftige Reaktion, ſo daß ich von einer Ohnmacht überfallen wurde, die mich zum weiteren Schwimmen unfähig machte, und mich auf die Tiefe des Sees niederſinken ließ. Alice war im höchſten Schrecken aufgeſprungen, und als ſie mit einem gellenden Aufſchrei nach dem Ufer des Sees ſtürzte, kam glücklicher Weiſe Herr von Steinfeld und mein Pflegevater aus dem Walde zurück. Ihnen folgte eine Anzahl Leute, die zum Fällen einiger großen Eichen beſtimmt waren, und zu dieſem Zwecke neben ihren Aexten und Sägen große Taue mit eiſernen Haken bei ſich führten; ſo allein war es möglich, daß man mich aus dem Waſſer zog, worauf ich in das Landhaus getragen wurde. Als ich wieder vollſtändig zur Beſinnung kam glaubte ich zu träumen; ich lag in meinem Bette ſo müde und abgeſpannt, daß ich kaum meine Augenlider zu erheben vermochte, und als ich dieß doch endlich mühſam that, ließ ich ſie gleich darauf wieder zufallen, um ein angenehmes Traumbild, das mir erſchien, nicht verſchwinden zu machen.

An einem der Fenster nämlich saß Alice in einem Fauteuil und schien Etwas zu betrachten, das sie in ihrer Hand hielt. O, der Ausdruck ihres Gesichtes war so ganz anders wie früher, daß es in der That nur ein Traumbild sein konnte, was ich vor mir sah. Die zurückschreckende Ruhe, ja, ihre entschlossene, finstere Miene war verschwunden, sie hatte ihre schwellenden Lippen leicht geöffnet, und ein seliges Lächeln flog über ihre nicht mehr so bleichen Züge.

Als ich meine Augen wieder schloß, war auch das schöne Traumbild verschwunden, und ich seufzte tief und schmerzlich auf. Da rauschte Etwas leise gegen mein Lager zu, eine weiche Hand legte sich auf meine Stirne, und die von derselben ausströmende Wärme ließ mich tief erschauern.

Ich blickte auf — und, o Seligkeit — ich hatte nicht geträumt. Alice beugte sich auf mich herab, das Lächeln verschwand nicht von ihren Lippen, nur füllten sich ihre Augen mit Thränen, als ich mit matter Stimme sagte: „Sind wir denn Beide nicht mehr auf der Welt? denn hier konnte sich ja nicht Alles so wunderbar und schnell verwandeln."

„Es hat sich auch Nichts verwandelt, mein lieber Eugen," gab sie mit einem Tone der Stimme zur Antwort, der mich mit Entzücken erfüllte. „Es war vorher Alles schon, wie es sein mußte, aber Dein Talisman, den ich Dir hiermit zurückgebe, hat den bösen Bann gebrochen, jetzt wird Alles gut werden."

Ich kann nicht beschreiben, wie unnennbar glücklich mich ihre Worte machten, und mit welchem Entzücken ich das kleine Kreuzchen zwischen meine Hände nahm, das sie mir gab, nachdem sie es vorher an ihre Lippen gedrückt. — Hastig wollte ich mich emporrichten, wollte fragen, doch legte Alice wieder sanft ihre Hand auf meine Stirne, indem sie lächelnd sagte: „Ich habe den strengen Befehl Dich nicht

ſprechen zu laſſen, was ſollen auch Deine Fragen, ſiehſt Du nicht in meinen Augen, daß ich glücklich bin, und ſollte Dich das nicht ebenfalls zufrieden machen?"

„Gewiß," ſagte ich kopfnickend, „gewiß, mein innig geliebtes Mädchen. Dieſer Glanz in Deinen Augen, das Lächeln auf Deinen Lippen, wie kann ich mir etwas Glückverheißenderes denken?"

„So will ich jetzt meinem Vater ſagen, daß es Dir beſſer geht," entgegnete ſie, und ließ mir zögernd ihre Rechte, die ich mit meinen beiden Händen feſthielt.

„Meine Alice!"

„Ja, Eugen, — ich darf jetzt wieder gegen Dich ſein, wie mein Herz ſpricht."

„Meine Alice?"

„Ja, Eugen."

Sie ſträubte ſich nicht, als ich ſie ſanft an mich zog, und meine Lippen die ihrigen ſuchten, dann aber richtete ſie ſich haſtig auf, ſtrich ihr reiches, blondes Haar aus ihrem flammenden Geſichte, und verließ nach einem langen, innigen Blicke auf mich das Zimmer.

Da ich übrigens ſehr ſchwach war, mich auch dieſes glückſelige Wiederſehen angegriffen hatte, ſo ſchloſſen ſich meine Augen wieder, freilich nur in der Abſicht, um das Bild des geliebten Mädchens und den glücklichen Ausdruck ihres Geſichtes recht feſt halten zu können, doch erſchien mir ſchon nach ein paar Sekunden ihr Haupt wie mit einem Glorienſcheine umgeben. Dann ſah ich ſie von einer großen Engelſchaar umringt, es wallte und wogte um mich her immer höher und höher, während ich mit einem unausſprechlich behaglichen Gefühle immer tiefer und tiefer ſank — in die Arme eines tiefen und geſunden Schlafs.

Als ich daraus endlich erwachte und verwundert um mich blickte, ſah ich meinen Pflegevater neben dem Bette

ſitzen, blickte ihn erſtaunt, ja ängſtlich an und fragte ihn haſtig, ob er ſchon lange bei mir geweſen. Hatte ich von dem geliebten Mädchen am Ende doch nur geträumt. — „Und Alice war nicht hier?“ ſetzte ich hinzu, ehe er noch die Frage von vorhin beantworten konnte, „oder habe ich nur geträumt.“

„Beruhige Dich,“ gab er mir mit einem frohen Lächeln zur Antwort, „ſie war vor ein paar Stunden hier, und etwas ſehr Angenehmes, das Dir wahrſcheinlich begegnet, haſt Du nicht geträumt.“

„Gott ſei Dank! und Alice?“

„Wird ſpäter mit ihrem Vater wiederkommen, vorher aber möchte ich Dich fragen, was das eigentlich für unverantwortliche Geſchichten geweſen ſind, um da Kopf über in's Waſſer zu ſpringen? Deine Gründe dazu brauchſt Du mir nicht anzugeben, die hat Alice ihrem Vater klar und offen mitgetheilt.“

„Und Herr von Steinfeld?“ fragte ich in höchſter Spannung; „o, ich beſchwöre Sie, mir zu ſagen, iſt er ſehr böſe auf mich? Was habe ich von ihm zu fürchten?“

„Nun,“ gab er zur Antwort, nachdem er mich ein paar Augenblicke mit komiſchem Ernſte angeblickt, „da er ſeiner Tochter erlaubt, dieſen unſinnigen jungen Menſchen zu pflegen, ſo kannſt Du vielleicht daraus abnehmen, daß ſein Zorn gegen Dich gerade nicht groß ſein muß. Halt! halt!“ fuhr er lebhaft fort, als er ſah, daß ich mich aufrichten und ſprechen wollte, „nur keine Deklamationen, zuerſt und alles Ernſtes will ich unter Verpfändung Deines Ehrenwortes wiſſen, in welcher Abſicht Du in den See geſprungen, junger Menſch,“ ſetzte er ſehr ernſt hinzu, „ich will nicht hoffen, daß —“

Ich verſtand ſeine Befürchtung und es beſchlich mich ein peinliches Gefühl, dann aber ſagte ich mit Feſtigkeit:

„Bei dem Andenken an meine gute Pflegemutter schwöre ich Ihnen, daß ich in den See sprang, um durch Schwimmen das Ufer zu erreichen, und so Alice von meiner Gegenwart zu befreien. Schmerzlich bewegt bei der Erinnerung an die Unterredung mit ihr," setzte ich hinzu, „o, sie gab mir klar und deutlich zu verstehen, wie überlästig ich ihr war."

„Wie überlästig Du ihr warst," wiederholte er kopfnickend, „daß sie Dich haßte, daß sie, die reiche Erbin, nun wohl hauptsächlich aus diesem Grunde den armen, jungen Menschen von sich stieß? He, Herr Sausewind, die Erinnerung an all' die Theilnahme und innige Zuneigung, die Dir das gute Mädchen früher bewiesen, waren aus unserem stürmischen Herzen verschwunden; Alice, die aus einem dunkeln, dürftigen Leben durch einen guten, aber sehr ernsten Vater nun plötzlich zu Glanz und Reichthum erhoben wurde, zu einer Stellung, in welche sich ihr einfaches, demüthiges und bescheidenes Herz noch immer nicht recht finden konnte, sollte mit dem jungen Herrn, deß Glück von ihrem Vater erst noch gemacht werden muß, sogleich einen kleinen, zierlichen Roman beginnen, ein Verhältniß fortsetzen oder auf's Neue wieder anknüpfen, von dem sie denken konnte, ihr Vater werde demselben nun und nimmermehr seine Zustimmung geben. — Wer hätte ahnen können, daß er großherzig genug ist, anders zu denken?"

„So denkt er gut für uns," rief ich, in einen Freudenruf ausbrechend.

„Stille davon, junger Herr," erwiederte Herr von Schwaneseld, und seine Stimme klang rauh und polternd wie immer, wenn ihn ein Gefühl übermannte, von dem er fürchtete, daß es im Stande wäre seine Augen zu verdunkeln, — „stille davon, man wird einen jungen, unbesonnenen Menschen noch genauer kennen lernen und ihn veranlassen wollen, sich durch eigene Kraft eine Stellung

im Leben zu erringen, ehe man ihm auch nur die geringste Hoffnung auf den Besitz des edelsten und besten Mädchens macht. Foi de gentilhomme! Das wird man, und wenn man nicht wollte, würde ich mich dafür dringend verwenden. Ich — Viktor von Schwaneseld, der —" setzte er nun auf einmal mit auf's Herzlichste verändertem Tone und sonderbar glänzenden Augen hinzu, „aus dem armen Jungen da einen tüchtigen Kerl gemacht hat."

„Dazu sage ich Amen!" hörte ich jetzt plötzlich die ernste und milde Stimme des Herrn von Steinfeld aussprechen, der, Alice an der Hand führend, leise in's Zimmer getreten war. „Ein etwas größeres Vertrauen zu mir," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er meine beiden Hände ergriffen und sie herzlich drückte, „hätte meinem armen Mädchen manche bittere Stunde und Dir selbst den fatalen Wassersprung —"

„Nur in der Absicht an's Ufer zu schwimmen," fiel ihm Herr von Schwaneseld rasch in's Wort.

„Erspart, anderntheils aber achte ich es auch, daß er erwartend stillgeschwiegen."

Bei so wunderbar schönen Hoffnungen und bei so sorgfältiger Pflege erholte ich mich in kurzer Zeit wieder vollständig, und verlebte dann hier noch eine Zeit so herrlich, so glücklich, daß sie wohl die süßeste Erinnerung meines Lebens bleiben wird, dann aber sollte ich meinen letzten forstwissenschaftlichen Kursus auf der hohen Schule beendigen, und später noch ein Jahr lang auf irgend einem großen Gute das praktisch anwenden, was ich theoretisch gelernt.

Nach einem herzlichen Abschied verließ ich das Landhaus, und blickte erst wieder zurück, als ich die gegenüberliegende Anhöhe erreicht hatte. Heute sah ich von hier eine helle Gestalt auf dem Balkon stehen, welche mir einen herzlichen Gruß nachwinkte.

Herr von Steinfeld und mein Pflegevater, welche beide keine großen Freunde von verlängertem Abschiednehmen waren — Herr von Schwanefeld hatte schon den ganzen Morgen so rauh und polternd mit mir gesprochen, daß ich daraus entnahm, sein gutes Herz sei nicht minder bedrückt als das meinige — ließen mich von hier mit der herzlich ausgesprochenen Hoffnung baldigen und frohen Wiedersehens allein meines Weges ziehen, und nun, lieber Leser, will ich auch Dir für dieses Mal die Hand zum Abschied reichen.

Einen schöneren Wechsel in meinem Leben, als er mir nach der vorgesetzten Zeit zu Theil wurde, werde ich doch wohl nicht im Stande sein, Dir aus meinen späteren Erlebnissen mitzutheilen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die dunkle Stunde.

Erſter Band.

353 D

— bei ihrem erſten Debüt ſo ungeheures Aufſehen machte, — die kleine Marie, der Liebling des alten Benetti und des Publikums?“

„Ob ich mich erinnere!“ entgegnete der Angeredete, „ſie gieng bald darauf nach Paris und dann nach Italien. Dubelli begleitete ſie ja; ich habe noch bis vor wenigen Jahren von ihr gehört, ſie machte in Mailand, Rom, Neapel, kurz, wo ſie auftrat, ein unerhörtes Glück, dann ward es auf einmal ſtill von ihr.“

„Sie ſprechen von der Signora Marina?“ ſagte der junge Diplomat; „ſie nahm den Zunamen von ihrem Vornamen, da ſie, glaube ich, leider in dem Fall war, den Namen ihres Vaters nicht zu kennen.“

„Dieſelbe!“ ſagte Graf Alfons; „haben Sie von ihr gehört?“

„Noch mehr!“ ſagte wichtig der Attaché, „ich habe ſie ſogar vor zwei Jahren in Neapel geſehen und muß geſtehen, in San Carlo nie etwas Aehnliches erlebt zu haben. Sie tanzte die Giſele — ah! das war immenſe! Dieſe Grazie, dieſe Fertigkeit! — und ihre himmliſche Schönheit! Als Landsmann ſuchte ich mich ihr natürlich zu nähern, ihre Päſſe befanden ſich in unſerm Hotel und ich nahm Gelegenheit, ſie ihr ſelbſt zu überbringen.“

„Das intereſſirt mich außerordentlich,“ ſagte der Graf und lehnte ſich horchend in ſeinen Fauteuil. „Sie waren alſo bei ihr?“

„Natürlich empfieng ſie mich,“ ſagte wichtig der junge Diplomat, „doch nur in meinem geſandtſchaftlichen Charakter, denn ſie lebte ſehr eingezogen, ſehr anſtändig.“

„Keine Liebſchaft? Wußte man nichts der Art von ihr?“ fragte der Graf.

Die

Dunkle Stunde

von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Erſtes Kapitel. Seite

Von dunkeln Stunden überhaupt 1

Zweites Kapitel.

Bilder aus dem Süden 12

Drittes Kapitel.

Die Villa San Antonio 27

Viertes Kapitel.

Francesca und Roſa 38

Fünftes Kapitel.

Erkundigungen 56

Sechstes Kapitel.

Die erſte dunkle Stunde 73

Siebentes Kapitel.

Ein gebrochenes Herz 88

Achtes Kapitel.

In der Dachkammer 109

Neuntes Kapitel.

Seite
Die Wohnung eines Künſtlers 123

Zehntes Kapitel.

Vor dem Theater 138

Eilftes Kapitel.

Auf der Probe 143

Zwölftes Kapitel.

Françoiſe und Roſa 166

Dreizehntes Kapitel.

Der Graf Lotus 181

Vierzehntes Kapitel.

Bei einem kleinen Diner 194

Fünfzehntes Kapitel.

Eine dunkle Stunde 215

Sechszehntes Kapitel.

In der Garderobe der erſten Tänzerin 238

Siebzehntes Kapitel.

Vor der Oper 261

Achtzehntes Kapitel.

Sidi-ben-Aben-Hamet's dunkle Stunde 276

Die dunkle Stunde.

Erſtes Kapitel.

Von dunkeln Stunden überhaupt.

Wenn Du, geneigter und vielgeliebter Leſer, den Titel dieſer ganz wahrhaftigen und getreuen Vorfällen nacherzählten Geſchichte lieſeſt, ſo haſt Du unbeſtreitbar das vollkommenſte Recht, an Dich ſelbſt, deinen Mitleſer, Nachbar oder ſonſtigen Nächſten die Frage zu richten: was iſt eine dunkle Stunde? Glücklich aber biſt Du zu nennen, wenn Dir dieſe Frage aus innerſter Seele quillt und Du in der That keine Ahnung davon haſt, was eine dunkle Stunde iſt. Vielleicht weiß aber auch jener, den Du gefragt, Dir keine genügende Antwort zu geben und behilft ſich, wie man in ähnlichen Fällen, beſonders Kindern gegenüber, zu thun pflegt, mit allerlei unbeſtimmten Redensarten. — Eine dunkle Stunde? — Was wird eine dunkle Stunde ſein? Eine Stunde, die uns in der Erinnerung durch irgend eine Begebenheit traurig, dunkel, ſchwarz erſcheint, der Gegenſatz zu einer lichten, weißen Stunde, zu einem glücklichen Moment, zu einem freudigen Ereigniß!

— Das iſt alſo eine dunkle Stunde? — Ungefähr das iſt es, und doch iſt dieſe Erklärung für die vorliegende Geſchichte nicht vollkommen richtig.

Die dunkle Stunde in unſerem Leben, hervorgerufen durch irgend einen ſchmerzlichen Vorfall, iſt eigentlich nicht ſo ganz die, welche wir in dieſen Blättern dem geneigten Leſer zu ſchildern den Verſuch machen wollen. Dunkle Stunden, wie die aus oben angedeuteten Quellen entſpringende, gibt es leider zu viele; — dunkle Stunden, deren Andenken ein nachfolgender lichter Augenblick leicht zu verwiſchen im Stande iſt, dergleichen dunkle Stunden ſind — und mit vollem Rechte — zahlreich in jedes Menſchen Leben; ſie bilden den Schatten lichtvoller Tage, ſie ſind die eigentliche Würze, ſie ſind es, die uns einen guten, ungetrübt dahin fließenden Tag erſt recht genießen laſſen.

Dunkle Stunden! Wir ſind ſehr verwöhnt. Erſcheint uns doch oft die Verſagung des unbedeutendſten Wunſches als eine dunkle Stunde. Halten wir nicht zum Beiſpiel ein langweiliges Regenwetter, das uns eine Landpartie verdirbt, auf die wir uns Wochen lang gefreut, für eine Kette qualvoller dunkler Stunden? Schauen wir nicht mit zuſammen gepreßten Lippen in den mit einer troſtloſen Emſigkeit herabrinnenden Regen und fühlen uns unglücklich, wie nie? — Kurzſichtige, Undankbare, die wir ſind! Würden uns ewige Landpartieen mit fortgeſetztem Sonnenſchein nur das geringſte Vergnügen gewähren, wenn uns nicht ein übelgelaunter Regentag mit der anderen Seite der Medaille bekannt machen würde?

Und undankbar ſind wir, o, entſetzlich undankbar! Höre mich an, junges Mädchen im weißen Kleide mit dem breit-

randigen Strohhut am Arme, die Du mit umflortem Auge ins Regenwetter blickſt und mit zuſammen gepreßten Lippen vom Himmel wenigſtens das Zeichen zu verlangen ſcheinſt, daß es im ſelbigen Augenblicke in der ganzen Welt keine unglückſeligere Creatur gebe, — ja, im ſelben Augenblicke wo auch er an einem anderen Fenſter ſteht im blauen Frack mit gelben Unausſprechlichen, eine Cigarre wüthend zerkauend, — ja, Undankbare, die Du biſt, junges Mädchen? Was Du an dem mürriſchen grauen Himmel hinaufblickend, eine dunkle Stunde nennſt, iſt vielleicht der lichteſte Augenblick Deines Lebens, von Deinem Schutzgeiſt herbeigeführt, um Dir eine wirkliche, vernichtende dunkle Stunde zu erſparen.

Und alle Ihr, die Ihr wähnt, von dunkeln Stunden gequält zu werden, ſo oft ſich leichte Wolken vor Eurer heiteren Lebensſonne zeigen, ſo oft Euch irgend ein, häufig ſogar ſehr unbilliger, Wunſch verſagt wird, ſo oft Eurem Nächſten das geſchieht, was Ihr Euch ſelbſt gewünſcht, ſo oft Ihr ein Amt, eine Auszeichnung, eine Belohnung nicht erhalten, auf die Ihr Anſprüche machen zu können glaubtet, die Ihr vielleicht beim Leſen des Titels dieſer Geſchichten achſelzuckend und naſerümpfend ausruft: Es iſt wohl der Mühe werth, von dunkeln Stunden im menſchlichen Leben zu erzählen, von Sachen, die uns allen täglich begegnen, deren eine der dunkelſten ich geſtern noch erlebte, als das rothe Band nicht in mein Knopfloch kam, ſondern in das eines Menſchen, der an Wiſſen und Rang tief unter mir ſteht. Oder als ich ſehen mußte, daß jenem die Beförderung zu Theil wurde, die ich lange erſtrebt und ſelbſt nach den Ausſagen meiner Feinde verdient. Oder als mir das Schreckliche geſchah, daß bei einem verzweifelten Wettrennen durch ſchlüpfrige Gartenwege er, der

„Hören Sie nur,“ antwortete der Attaché, „ſie wohnt auf der Chiaja, elegant, reich, hat Equipage, und Dubelli, der damals mit ihr tanzte, ſtellte ihren Haushofmeiſter und ihre Ehrendame vor. Daß ſie außerordentlich bezahlt war, können Sie ſich denken, denn in San Carlo koſteten bei ihren erſten ſechs Auftreten die Plätze das Vierfache des gewöhnlichen Preiſes und Alles war überfüllt. — Von Liaiſons, die ſie hatte, erfuhr man nur — und Sie können ſich denken, daß ich mir Mühe gab, etwas zu erfahren, — daß ein junger Franzoſe, ein Graf tel et tel, ſie nicht nur außerordentlich häufig beſuchte, ſondern auch mit ihr ausfuhr, mit ihr ritt, kurz der augenſcheinlich Begünſtigte war. Seinen Namen habe ich vergeſſen, doch kam er, als ich der Künſtlerin meinen Beſuch machte, legte unaufgefordert Hut und Stock ab, holte ſich einen Fauteuil an's Kamin und wurde mir ohne die mindeſte Verlegenheit, ohne etwas Außergewöhnliches als — le Comte ſo und ſo vorgeſtellt.“

„Und hatte ſie etwas vom Leben gelernt?“ fragte Herr von M., „wußte ſie ſich zu benehmen?“

„Ich verſichere Sie,“ antwortete würdevoll der junge Diplomat, „ſie war ganz die Dame von gutem Ton, von Welt: elegant, freundlich, redſelig. Ich verplauderte mit ihr eine angenehme halbe Stunde und als ich aufſtand und mich empfahl, becomplimentirte mich il Comte zur Thüre hinaus, ganz der Herr vom Hauſe. Draußen Alles ſehr anſtändig, Bediente in Livrée, ruhig und einfach, das Ganze gab mir Stoff zum Nachdenken; ich forſchte hie und da; man wußte nur Gutes, und wenn ich von jenem jungen Manne ſprach, ſo hieß es, wie wenn ſich das von ſelbſt verſtehe: ah! il Comte! Er war auch mit ihr von Florenz gekommen. Ich machte mich ſpäter noch an eine Dame, in deren Haus ſie öfters kam, und brachte das Geſpräch auf den franzöſiſchen Grafen — wenn mir nur der verfluchte Name einfallen wollte! ein gutes Haus, ſehr reich, haben bedeutende

unbärtige Geck, mit dem ewigen faden Lächeln auf ſeinen dummen Zügen, triumphirend ihren Arm erhielt, während ich, ausrutſchend, mit meiner ganzen Würde, meinem ganzen Anſtande in den Koth fiel, daß es patſchte! Oder als ſie, die ich Jahre lang meiner treuen, ungetheilten Liebe verſichert, gerade zufällig in jene wenig beſuchte Straße kommen mußte, um mich zu ſehen, wie ich der kleinen, bildungsfähigen Putzmacherin freundſchaftliche, aber gänzlich mißverſtandene Ermahnungen zuflüſterte!

Oder Ihr, die Ihr das eine dunkle Stunde nennt, wenn Ihr bei Sturm und Regenwetter Euren Hausſchlüſſel vergeſſen, oder wenn Euch der Hausmeiſter ungebührlich lange ſtehen läßt, weil Ihr mit ſeinem Sperrgroſchen geknauſert und ihn nicht zuweilen in Geſtalt eines Sechſers gegeben; oder Ihr, die Ihr von dunkeln Augenblicken träumt, wenn Euch der Stiefel drückt, wenn Euer neuer Frack loſe auf den Schultern hängt oder wenn Euer Hemd von wunderbarem Deſſin bauſchig Euren Buſen bedeckt, wenn Gläubiger an Eure Thüre pochen, wenn ſie, mit der Ihr durch das herrliche Band der Ehe verknüpft ſeid, nach dem Texte: „das Treiben der Männer iſt böſe von Jugend auf“ ihre tägliche Gardinenpredigt beginnt, wenn niemand Deinen Namen als Dichter kennen will, obgleich Du doch gedruckt herausgekommen und nicht nur broſchirt, ſondern auch in Percal gebunden mit Goldſchnitt zu haben biſt; wenn der Buchhändler Dir als angehendem Schriftſteller mit höhniſchem Lächeln verſichert — und alle Buchhändler pflegen gern höhniſch zu lächeln — es ſei von Deinem Werke, mit dem Du das größtmögliche Aufſehen zu machen gedachteſt, ein Exemplar mehr zurückgekommen, als er verſandt, ein geſpenſtiges Exemplar,

das auf unbegreifliche Art entstanden sein muß, das er Dir aber mißmuthig unter die Nase hält; oder wenn Du Journalist bist und der Haupt-Redacteur, der Eigenthümer des Blattes, für welchen zu schreiben Du die Ehre und das unaussprechliche Vergnügen hast, Dir die geistreichsten und pikantesten Stellen herausschneidet und dem Papierkorb übergibt, oder wenn dieser Haupt-Redacteur und Eigenthümer selbst gedankenvoll mit gefalteten Händen in seinem Selamlik, wie der Morgenländer sagt, sitzt, im versteckteſten Winkel seines Hauses, schmerzzerrissen und gramdurchwühlt, der zwei Verwarnungen sich erinnernd, die er erhalten, und denkend der dritten, die wie das Schwert des Damokles über seinem Haupte schwebt, — alle Ihr habt Unrecht; es sind wohl trübe Augenblicke, die ihr zu durchleben hattet, aber noch keine dunkle Stunde. Es war vielleicht ein stiller, trauriger Tag, aber Euch bleibt die gegründete Hoffnung auf morgen, ein klares heiteres Morgen mit strahlendem Lichte, auf eine Aenderung, eine Besserung, auf eine neue Sonne, die nasse Wege und Thränen trocknet, auf ein glückliches Ungefähr, das eintreten kann und auch das Gestern vergessen macht.

Ja, geneigter und vielgeliebter Leser, alles das und vielleicht noch mehr Aehnliches ist es nicht, woran ich gedacht, als ich den Titel der vorliegenden Geschichte schrieb.

Und doch erscheint im Leben eines jeden Menschen etwas, das man seine dunkle Stunde zu nennen berechtigt ist; entweder ist sie Dir schon erschienen oder sie wird Dir noch erscheinen. Doch ist es fern von mir, mit dieser Aeußerung einen Schatten in Dein vielleicht sonnenhelles Leben werfen zu wollen. Obgleich Dir die dunkle Stunde gewiß ist, brauchst Du ihr doch nicht ängstlich entgegen zu sehen; Du brauchst

bei dem Gedanken an ſie nicht mit den Wimpern zu zucken, Dein Herz ſoll deßhalb nicht ſchneller und ängſtlicher ſchlagen, wenn Du ihr entgegen ſiehſt; ſie wird Dir vielleicht auch nicht erſcheinen, als drohendes, finſteres Geſpenſt, mit unheimlicher Stille ein wildes Wetter verkündend, das Dich darnieder-ſchlägt; ſie kann zu Dir in der lockendſten Geſtalt kommen, unter den verführeriſchen Klängen der Muſik, ſie kann Dich umſtricken in den lauen Düften einer mondbeglänzten Sommernacht. Aber ſie kommt, ſie kommt gewiß!

Sie kann Dir erſcheinen in Geſtalt eines Freundes, eines Rathgebers, der Dir die Augen öffnet, während Du arglos und heiter einem tiefen Abgrunde entgegen gehſt; ſie kann vor Dich hintreten unerbittlich hart und grauſam, Deine ganze Vergangenheit zerſtörend, Deine roſigſten Hoffnungen niederſchmetternd. Aber ſie kommt, ſie kommt gewiß! Sie kann in Deine Tage treten, Deine Lebensuhr kann dieſe dunkle Stunde anzeigen; ſie kann ernſt und vernichtend in Dein Daſein ſchlagen, ſie kann Dich namenlos elend machen, aber ſie kann Dich auch vor namenloſem Elend bewahren.

Ja, ſie kommt, ſie kommt gewiß und greift in Dein Leben ein, ernſt, gewaltſam, gebieteriſch. Aber dabei kann ſie zum Guten lenken, was ohne ſie zu Deinem Verderben geführt hätte; ſie kann glänzende, trügeriſche Gebilde Deiner Phantaſie zertrümmern; durch Thränen des Schmerzes, die Anfangs Dein Auge umfloren, glaubſt Du ein wüſtes Chaos zu ſehen, ein brauſendes Meer, das Dich zu verſchlingen droht, deſſen Wogen bedeckt ſind mit zerpflückten Blumenkränzen, deſſen emporſtürmende Wellen nur ungewiß und zerriſſen die Regenbogenfarben Deiner zerſtörten Hoffnungen zeigen. Aber der Sturm wird austoben, Dein Blick wird

ſich klären und nach kräftig durchkämpften Stunden und Tagen wirſt Du „Land, Land!“ rufen — kein trügeriſches Land Deiner Phantaſie, keine Fata Morgana, die Dich neckt mit unerreichbaren, wonnig anzuſchauenden Waſſerflächen, über welchen geſpenſtige Palmen nicken, — nein, ein Land, wo Du feſt zu fußen vermagſt und von wo aus Du alsdann gern zurückſchauſt auf das tobende Meer, welches Du durchſchwommen, auf die dunkle Stunde, welche mit jeder Sekunde weiter und weiter zurückweicht. —

Aber ſie kommt, ſie kommt gewiß und ſie kann Dich berühren, ehe Du ihr Daſein ahnſt; ſie kann unter Lachen und Scherzen an Dich hintreten, und erſt, wenn ſie hinter Dir zurückgeſchwunden iſt, fühlſt Du ſchaudernd, daß Dich ihre kalte Geiſterhand berührte.

Ja, ſie kommt, und wenn ſie kommt, biſt Du nicht einmal des Mitgefühls Deiner Nebenmenſchen gewiß. Sie kann ſchlagen, die dunkle Stunde, Deine Wünſche zermalmend und Dich Unglücklichen ſelbſt dabei dem Verletzendſten Preis gebend, was Dir geſchehen kann — der allgemeinen Heiterkeit. Das iſt wohl die dunkelſte der dunklen Stunden, wenn auch nur für Dich Aermſten allein. Sie kann aber auch wieder, wie mit weicher, mitleidiger Hand, durch Dein Daſein ziehen, von allen unbemerkt, von Dir tief empfunden, ungeahnt von dem Gegenſtande, der innig verwebt iſt mit Deinen Hoffnungen, Deinen heißen Wünſchen. Das iſt eine entſetzlich bittere und ſchmerzliche dunkle Stunde, wo ſich Dein zuckender Mund zu einem Lächeln zwingen muß, wo Du Deinem gebrochenen Herzen mit übermenſchlicher Anſtrengung befiehlſt, gleichmäßig fortzuſchlagen, denn die raſchere Folge Deiner Athemzüge könnte Dich verrathen und noch unglücklicher machen.

Ja, ſie kommt, ſie kommt gewiß in jedes Menſchen Leben, die dunkle Stunde, und dauerte auch ſein Daſein nur wenige Tage, nur wenige Augenblicke. Dem ſterbenden kleinen Kinde ſchlägt ſie, wenn die Hand des Todes den letzten flatternden Athem von den zitternden Lippen wiſcht, und dann auch wohl der unglücklichen Mutter, die mit dem geliebten Weſen alles verliert. Vor dem wankenden Greiſe, deſſen Tage vielleicht in immerwährendem ungetrübtem Glücke dahin gefloſſen, erſcheint ſie vielleicht noch ſpät am Abende, wenn der letzte Strahl der untergehenden Sonne, ſeiner untergehenden Sonne, ein friſches Grab beſcheint, an dem er zuſammengebrochen ſteht.

Ja, ſie kommt, ſie kommt gewiß, wenigſtens einmal im Leben, und da wir nach allen bisherigen Erfahrungen ihrer gewiß ſein können und dabei nicht im Stande ſind, ſie gänzlich abzuwenden, ſo thun wir am beſten, ihr mit offenem Auge und friſchem Muthe entgegen zu ſehen. Können wir ihren Schlag nicht abwehren, ſo können wir ihn doch vielleicht mildern. Ein friſcher Muth, ein offenes Auge hat ſchon manches Unheil abgewandt oder ſind doch wenigſtens im Stande, es ſo wenig ſchädlich wie möglich zu machen.

Und um ein offenes Auge und einen friſchen Muth bitte ich auch den geneigten und vielgeliebten Leſer, indem ich ihn in dieſen Blättern einen Blick thun laſſe, auf welche Art in dieſes oder jenes Menſchenleben die dunkle Stunde trat, vernichtend oder beſchämend, ernſt oder heiter, und da es nun einmal gegen mein Gemüth iſt, die finſtere Seite des Lebens gern, ausſchließlich und mit Wohlgefallen in's Auge zu faſſen, ſo darfſt Du, geneigter Leſer, Dich vielleicht der Hoffnung hingeben, daß den dunklen Stunden, die ich Dir vor-

zuführen im Begriffe bin, wenigstens in vielen Fällen heitere, glückliche und versöhnende Stunden folgen werden.

Vor allen Dingen aber spreche ich den herzlichen Wunsch aus, daß die dunklen Stunden, die ich Dir hiemit übergebe, Dir keine trüben Stunden verursachen mögen.

Der geneigte Leser glaubt vielleicht, es sei außerordentlich leicht, eine neue Geschichte zu beginnen, wenn man einmal den Titel hat und über den Inhalt wenigstens des Kapitels, das man gerade anzufangen im Begriffe steht, mit sich im Reinen ist. Es ist das aber gerade wie mit einem Briefe, dessen Concept Du, geneigter Leser oder theuere Leserin, vollständig im Kopfe hast, das aber nicht so recht auf's Papier fließen will, weil Dir das erste Wort fehlt. Das erste Wort ist aber ein wichtiges Wort, und seine Bedeutung ist in unseren überfeinen, bis zum Zerbrechen zugespitzten socialen Verhältnissen, noch nie recht gewürdigt worden. Es hat, und mit großem Unrecht, noch keine Bedeutung, wie zum Beispiel das so oft erwähnte Mitglied derselben Familie — das letzte Wort, trotzdem man in diesem meistens eine unangenehme, zänkische Persönlichkeit vermuthet, und obgleich man gemeinhin nichts Angenehmes ausdrücken will, wenn man sagt: das war sein letztes Wort, oder: sie hat wie immer das letzte Wort behalten.

Wie gesagt, man thut sehr Unrecht, wenn man dem ersten Worte eines Buches, eines Briefes, einer Conversation nicht die gehörige Aufmerksamkeit zuwendet. Namentlich in letzterem Falle, bei einer mündlichen Unterredung, ist das erste Wort oftmals von größerer Bedeutung als das letzte; oder man könnte wenigstens sagen, daß dieses durch jenes in vielen Fällen bedingt werde. Ich halte es bei wichtigen Unter-

redungen für ſehr erſprießlich, ſchon in den erſten Worten durchblicken zu laſſen, welches Geſprächsthema ich anſchlagen will oder wohin ich ein im Voraus angenommenes zu führen gedenke. Auch bei Briefen, die nicht nur reine Courtoiſie-Schreiben ſind, finde ich es zweckmäßiger, wenn das möglich iſt, ſchon in den erſten Worten mein Gegenüber au fait zu ſehen, um wenigſtens die Tonart anzudeuten, in welcher unſere Unterhandlung geführt ſein wird.

Bei einem Buche oder bei einer Geſchichte, die ich zur Unterhaltung des Leſers ſchreibe, iſt das ſchon etwas Anderes. Da halte ich es in wenigen Fällen für zweckmäßig oder richtig, den geneigten Leſer ſogleich mit nüchternem Auge — wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf — die Scene mit einem Blicke überſehen zu laſſen. Da iſt ein Umweg angenehmer, faſt nothwendig, wie ja auch eine anmuthige Gegend einen größern Eindruck auf uns macht, wenn wir auf einem gewundenen Pfade durch dichtes Geſtrüpp auf den Berg geklettert ſind, als wenn wir uns ohne alle dieſe Vorbereitungen ſo mit einem Male vor einer prachtvollen Landſchaft befinden.

Deßhalb führe ich den geneigten Leſer nur höchſt ungern ſo ohne alle Umſtände auf den Schauplatz der Begebenheiten, und es iſt mir bißher immer als das Paſſendſte erſchienen, ihn wie in leichtem Geſpräche mit ein paar einleitenden Worten an die Thüre des Gemachs zu bringen, wo ſich die Perſonen befinden, welche die Handlung unſerer wahrhaftigen Geſchichte beginnen ſollen. Zum Anfang einer ſolchen harmloſen Einleitung empfehle ich allen Collegen und angehenden Schriftſtellern das Wörtchen „Wenn," deſſen ich mich ſchon in vielen derartigen Fällen mit großem Nutzen bedient habe.

In der That, „Wenn“ ist als erstes Wort ein sehr angenehmes Wort, es nimmt sich gedruckt vortrefflich aus, es hat so runde behäbige Formen, es klingt ausgesprochen sehr gut; es ist eine Maske, hinter der alles Mögliche zum Vorschein kommen kann. Es läßt uns so behaglich flaniren; es erlaubt uns, schon nach den ersten Zeilen ohne Aufsehen rechts oder links abzuschweifen oder gar den entgegengesetzten Weg von dem einzuschlagen, den wir anfangs gewandelt. Können wir nicht zum Beispiel sagen:

Wenn am Morgen des 4. Mai der unbewölkte Himmel einen klaren Tag versprochen hätte, so würde u. s. w. Da es aber regnete, so wird es nicht. — — Oder: Wenn das Gehölz, vor welchem Elise bei Beginn unserer glaubwürdigen Geschichte stand, einen Pfad gezeigt hätte, so würde sie diesen betreten haben; da sich aber kein Weg ihren Blicken darbot, so wandte sie sich um und stand plötzlich mit verschämten Mienen vor einem Jünglinge, der, vom ersten Strahl der Sonne beleuchtet, ihr sanft zulächelte.

Es ist mir da willenlos ein sehr pikanter Novellen-Anfang entschlüpft, für welchen ich mich genöthigt sehe, hiermit feierlich mein Eigenthumsrecht vorzubehalten, indem ich zu gleicher Zeit diese vielleicht sehr unnöthigen Betrachtungen schließen will, die, offenherzig gesagt, dadurch entstanden, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, gleich zu Anfang dieser wahrhaftigen Geschichte den theuren Leser zu ersuchen, mit mir eine weite Reise zu unternehmen. Also beginnen wir so gut wie möglich, indem wir uns durch einige Contraste zu steigern suchen, um nicht wieder, wie man es mir schon zum Vorwurf gemacht hat, leichtfertiger Weise in die Situation hinein zu stürzen.

Zweites Kapitel.

Bilder aus dem Süden.

Wenn Du geneigter und vielgeliebter Leſer den Anfang dieſer meiner wahrhaftigen Geſchichte leſen wirſt, iſt der Sommer wieder einmal vergangen und der Winter hat ſich eingeſtellt mit ſeinen Leiden und Freuden. In dem vieljährigen Verkehr, den wir mit einander unterhielten — ich mich bemühend, Dich zu unterhalten, Du freundlich geneigt, mich zu leſen, wofür ich Dir außerordentlich dankbar bin, — haben wir die Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbſt und Winter, ſchon ſo oft mit einander durchlebt, daß ich wahrhaftig ſchüchtern geworden bin, eine Geſchichte mit den Worten anzufangen: Es war, als der Blüthenſchmuck des Frühlings, oder: Im Herbſt beim Niederraſcheln des erſten gelb gewordenen Blattes — und doch kann ich nicht umhin, der Jahreszeit zu erwähnen, in der wir uns gerade befinden. Tröſten wir uns mit den ewig wechſelnden Zeiten ſelbſt, die ja auch, obgleich immer dieſelben, doch ſtets Neues und Schönes bringen. Wenn ich auch nicht ſo vermeſſen bin, des Letzteren

allzuviel von meiner Geſchichte vorausſetzen zu wollen, ſo wird ſie doch hoffentlich einiges des Erſteren bringen, um damit zu Deiner Unterhaltung etwas beizutragen.

Mit dem Winter hab' ich nun freilich noch nichts zu thun, allein ſo ſehr ich auch den Frühling liebe und ſo gern ich von ſeinen Blüthen und dem jungen ſproſſenden Laube erzähle, ſo kann ich es doch nicht ändern, ihn und den Sommer vermag ich Dir jetzt nicht zurückzubringen und Du mußt für diesmal ſchon mit dem Vorläufer des Winters, dem Herbſte, fürlieb nehmen. Dabei will ich Dir aber nicht verhehlen, daß ich ſchließlich für Dich eine kleine Ueberraſchung habe, eine Ueberraſchung, die Dir zu Theil werden ſoll, wenn Du nicht ſchon mißmuthig über den Eingang dieſes Kapitels die nachfolgenden Blätter zu überſchlagen gedenkſt.

Der Herbſt iſt alſo da; die Aeſte der Bäume, des rauhen Windes noch nicht recht gewohnt, ſchütteln ſich kurz und verdrießlich, und es iſt gerade, als verſtände man ihr Sauſen und als wollten ſie ſagen: Gemach, gemach, ſo überfällt man die Leute nicht. Die Tage ſind kürzer, die Abende länger, und Morgens kann die Sonne erſt Herr werden, nachdem ſie ſchwer gekämpft mit langweiligen Nebelmaſſen, die frech emporwallen und die, wenn man ſie Meiſter werden läßt, als das Troſtloſeſte, was es gibt, als Landregen, wieder auf die Erde niederſtürzen. Zu keiner Zeit ſo ſehr, wie zu dieſer, ergreift uns ein reges Verlangen, mit den Wolken zu ziehen, wenn ſie der Nord und Weſt nach Süd und Oſt treibt, wenn wir uns ſo recht als kaltdurchſchauerter Fichtenſtamm fühlen und von Palmen und Orangen träumen. Wie gerne möchten wir mit den Störchen und Staaren ziehen durch die trübe nebelige Herbſtluft, oder mit den Schwalben, die am

Güter in der Normandie — alſo die Dame, die ich um jenes Verhältniß befragte, ſagte mir von einer heimlichen Ehe und ſetzte hinzu: il Comte läugnet das auch nicht, aber er gibt es auch gerade nicht zu.“

„Dieſe Auskunft iſt mir ſehr lieb,“ ſagte der Graf nach einer Pauſe, „denn ich war überzeugt, daß das Mädchen eine glänzende Zukunft habe. Man hat nie erfahren, wer ihr Vater war, aber in ihren Adern fließt ein gutes Blut, deß' bin ich gewiß. Nie ſah ich kleinere Füße, nie eine ariſtokratiſchere Hand. Der alte Benetti lehrte ſie neben dem Tanzen franzöſiſch und italieniſch, und nach ein paar Jahren ſprach ſie Beides mit einer Fertigkeit und dazu mit einem Accent, der ganz erſtaunlich war. — Und hörten ſie ſpäter noch von ihr?“

„Leider nicht viel,“ entgegnete der Diplomat, „ſie gieng nach Genua, man war geſpannt auf ihr dortiges Auftreten. Doch hieß es plötzlich, ſie habe bei der Meerfahrt ein Unglück gehabt, ſich einen Fuß verletzt oder ſo etwas. Es war das jene Fahrt, von der Sie gewiß gehört haben; ich glaube, das Dampfboot Ferdinando Primo, auf dem in der Nacht während der Fahrt von Livorno nach Genua plötzlich Feuer ausbrach. Man ſteuerte nach der Küſte zu und der Capitän, welcher das große Boot herabließ, ſchlug vor, vor allen Dingen die Damen zu retten. Es war obendrein eine ziemlich hohe See und die unglücklichen Weiber in den troſtloſeſten Coſtümen ließen ſich auch von Bord bringen, bis auf die Marina, welche ihren Grafen mit dem Arm umſchlang und beſtimmt erklärte, ſie verlaſſe ihren Gemahl nicht. Die andern Männer mögen darüber ſaure Geſichter gemacht haben, enfin die Damen im Boot wurden über dieß Wort ſtutzig, und eine nach der andern kamen, ſo ſchnell ſie konnten, an Bord und zu ihrer Pflicht zurück. Das Feuer wurde glücklich gelöſcht durch naſſe Matratzen, mit welchen man es erſtickte. — Seit jenem Vorfall aber erfuhr ich nichts mehr

längsten bei uns aushalten und uns durch ihr freundliches Zwitschern einzuladen scheinen, dem schönen Süden herzliche Grüße mitzugeben.

Und was hält uns ab, ihnen zu folgen, — uns, die wir im Stande sind, auf den Zauberflügeln des Gedankens uns hierhin und dorthin zu bewegen? Schließe die Augen, geneigter Leser, und vertraue Dich mir an, ohne ängstliche Ueberlegung, aber auch ohne Furcht und mit etwas Hingebung, wie Du mir ja schon so oft gefolgt bist. Da Du aber selbst weißt, daß die größten Wirkungen in künstlerischer Hinsicht durch Contraste erzielt werden, so schaue noch einmal an diesem trüben, regnerischen Herbsttage um Dich und präge Dir den Anblick der nördlich gelegenen Heimat recht lebhaft ein, wate durch die schmutzigen Straßen, drücke Dich dort an dem großen Platze, ehe Du ihn muthig überschreitest, noch einmal fest an das Eckhaus, um Dich zu stärken, und Dich so den Windstößen, die Dich gleich darauf ergreifen werden, mit mehr Kraft entgegenwerfen zu können; fasse Deinen Regenschirm kürzer oder lasse ihn lieber ganz zu, denn die Regenschauer, die von allen Seiten, jetzt horizontal auf Dich nieder, jetzt vertical an Dich hinprasseln, hohnlachen über das schwache Fischbeingestell mit dem undurchdringlich sein sollenden Seidenzeug überzogen. Muthig vorwärts, dort gegenüber an der bekannten Hausthüre, die aber ungeschickter Weise fest verschlossen ist, winkt Dir, Durchnäßter, Wassertriefender, die Palme des Sieges.

Wenn es Dich trösten soll, so betrachte auch Deine Nebenmenschen beiderlei Geschlechts, wobei Du sehen wirst, daß die schönere Hälfte mit ihren wallenden Röcken, die in der Verhüllung so gar oft nicht das richtige Maß finden können,

viel ſchlimmer daran iſt, als wir; blicke auf die praſſelnden Dachrinnen, die nächſtens in dem Ueberfluſſe zu erſticken drohen; ſieh, wie die Fenſterläden vom Winde bewegt an ihren Ketten und Schließhaken rütteln; bemerke dort den unglücklichen Hut, den der Wind, Gott weiß, wohin entführt; ſchau auf den triefenden Hund, auf das arme Wagenpferd, wie es den Kopf ſo gut wie möglich vom Winde abkehrt und den Schweif einzieht; hebe Deinen Blick empor zur Wetterfahne, die, wie wir aus einer meiner wahrhaftigen Geſchichten wiſſen, auch Gefühl hat, oder zum Hahn eines Kirchthurms, der ſich mit ſchrillendem Tone in einer Minute unzählige Male herumwirbelt, oder höher hinauf zum Himmel, der mit ſeinen träge dahinziehenden ſchweren Wolken wahrhaft troſtlos ausſieht, ſo matt und langweilig, daß man glaubt, ſeine ſchöne blaue Farbe könne niemals wiederkehren, — ſo grau in grau ſchattirt iſt er, ſo weit das Auge reicht.

Und nun, geliebter Leſer, ſchließe dieſes Auge für kurze Zeit; halte Dich feſt an mich und dann — — blick' um Dich.

Verſchwunden iſt Regen und grauer Himmel, verſchwunden Nebel, Feuchtigkeit und kalte Luft. Du fühlſt Deine Wange angenehm gefächelt von weichem, duftigem Hauche; ein warmer Sonnenſchein wirkt wohlthuend auf Dich, — ein Sonnenſchein, der Dir zu heiß werden könnte, wenn es uns nicht möglich wäre, in den Schatten zu treten. Und was erzeugt dieſen Schatten? Ah! Du blickſt erſtaunt empor und biſt faſt verwundert über dieſe ſtattliche unabſehbare Reihe maſſiver, altersgrauer Paläſte, die in ihrer tiefen Färbung ſo trotzig daſtehen auf ihren ſchweren, wohlbehauenen

Sockelquadern, die sich hoch in die Luft erheben und dort den Himmel so wunderbar tiefblau erscheinen lassen.

Schau neben Dich; dort wo der Schatten aufhört, strahlt das hellste, unbeweglichste Sonnenlicht, kein bald trüberer, bald hellerer, flatterhafter Schimmer, wie Du ihn bei uns oft gesehen, wenn immerwährend, auch an heiteren Tagen, Wolkenmassen am Himmel spazieren ziehen.

Ich sehe, Du bist erstaunt über die fremdartigen Gestalten, die Dich umgeben, über das seltsame Treiben, das an Dir vorüberrauscht, ja im wahren Sinn des Wortes rauscht und blendet; denn wenn wir einen Augenblick stehen bleiben, vielleicht geschützt durch einen schweren Gascandelaber, so kommst Du Dir vor, wie irgend ein Fels im Meer, an dem eine ewig rastlose, sprudelnde und schäumende Brandung sich bricht, an dem sich ein fort und fort dahinziehender Menschenstrom lachend, schreiend, rufend und singend zertheilt.

Ich verstehe Deinen fragenden Blick, und da Du mir vertrauensvoll gefolgt bist, so ist es meine Schuldigkeit, Dir die reine Wahrheit zu sagen.

Du bist in Neapel, in der Strada Toledo. Da ich Dich aber nicht hieher-geführt, um Paläste anzuschauen oder Dich in den verwirrenden Strom des Volkes tauchen zu lassen, wenn sich dieser Strom auch noch so bunt und malerisch darstellt, so folge mir von Toledo nach Santa Lucia. Links ist der königliche Palast, ein mächtiger Steinhaufen, etwas ernst anzuschauen, und er hat Ursache dazu, seine Fenster sind verschlossen, die Vorhänge hinter denselben zusammengezogen; er macht, was er auch in der That ist, den Eindruck der Stille und Leere. Gegenüber haben wir die

Kirche von San Francesco di Paolo mit ihren gewaltigen Säulenhallen, eine Votivkirche, welche König Ferdinand IV. in Sicilien decretirte, wenn es ihm gelingen würde, wieder nach Neapel zurückzukehren.

Doch weiter! Gerade vor uns ist einer der schönsten Gasthöfe Neapels, das Hotel de Rome. Wenn Du Neapel später einmal wieder besuchst, rathe ich Dir, dorthin zu gehen, denn die Aussicht von der Terrasse des Hauses auf den Golf von Neapel, auf den Vesuv und auf die zahllosen Städte und Städtchen, Dörfer und Landhäuser, die den Strand des Meeres umsäumen, ist entzückend schön. Träumerisch aber wirst Du hinausschauen auf das tiefblaue Meer, in welchem vor deinem Blicke die wunderbaren Inseln Capri, Procida, Ischia wie farbige duftige Blumen zerstreut liegen. Links liegt Sorrento, das göttliche Sorrento, Tasso's Geburtsort, rechts der Posilippo mit seinen malerischen Formen.

Wandern wir Santa Lucia' entlang und sehen hier, ohne uns aufzuhalten, eines der interessantesten Stücke neapolitanischen Volkslebens.

Die ganze lange Straße an dem Meere hin ist wie ein einziger großer Markt, wo sich Hunderte von Verkäufern zwischen Tausenden von Käufern und Fremden umhertreiben, ihre Waaren zeigen, sie zum Verkauf anbieten oder auch wohl zu kosten geben; denn von sämmtlichen Artikeln, die hier verhandelt werden, kann unbedingt die größere Mehrzahl zu Speise und Trank gerechnet werden. Orangen und indische Feigen werden hier mit gellender Stimme ausgerufen, dort Schnecken, Castanien; in einer langen Reihe sehen wir zur Linken offene Buden, in denen Austern zierlich ausgelegt sind,

die vollen großen Haufen rings bekränzt mit goldgelben Citronen. Hinter den Buden bemerkt man Tischchen, wo sich der Neapolitaner niederläßt, um mit großem Wohlbehagen seine frutti di mare zu verzehren.

Ah, ein inniges Wohlbehagen kann hier nicht fehlen, sitzt doch der Schmausende, vor dem Menschenstrom geborgen, dicht am Rande des Quai's, an welchen unten hin die in gleichförmigen Pausen heranrollenden leichten Meereswellen anklatschen und ihm durch ihre Nähe verbürgen, daß das, was er auf dem Teller hat, frisch und echt ist. Und erst noch, wenn er den Blick emporhebt zum alten Vesuv hinauf, der in prachtvollster Färbung da liegt, hoch auf dem Haupte die Rauchwolke, wie ein Federbusch geformt, der freundliche Spender des tiefgefärbten Weines hier in der Foglietta!

Ziehen wir aber mit dem Strome weiter. Kaum sind wir im Stande, uns einiger sehr zudringlicher Weiber zu erwehren, die uns mit Gläsern in der Hand umringen und ihre Körbchen emporhalten, in denen kleine Brodringe liegen: chi vuol bove, chi vuol bove! Der Teufel trinke ihr Schwefelwasser, um daran Geschmack zu finden, muß man Neapolitaner sein.

Glücklicher Weise sind wir jetzt in Chiartamone, wo es ruhiger wird; auch haben wir nicht mehr weit zur Villa Reale, dem königlichen Garten und beliebtesten Spaziergang der Neapolitaner. Es ist aber auch hier unter den schattigen Bäumen über alle Beschreibung schön; von weither braust der Lärm der großen Stadt, und in den ersten Stunden des Tages bist Du mit wenig anderen Naturschwärmern vergleichsweise gegen das Getümmel der Straßen ziemlich allein. Dein Fuß tritt auf weiche Sandwege, Orangenblüthen um-

duften Dich, Springbrunnen werfen ihren Waſſerſtrahl in die Höhe und Marmorſtatuen blicken geheimnißvoll zwiſchen den tiefdunkeln Blättern immergrüner Bäume und Sträucher hervor.

Tritt hinaus an das Meer auf die halbrunde Terraſſe, deren Fuß vorſpringend unten von den Wellen beſpült wird. Was ſiehſt Du? Was Du heute ſchon einige Mal erblickt und was nach Tagen, Wochen, Monaten, ſelbſt Jahren immer noch entzückend ſchön für Dich bleiben wird — den Golf von Neapel. Jetzt zu Deiner Linken, da Du weiter entfernt biſt, tritt auch die gewaltige Stadt mehr und mehr hervor. Rechts vor Dir ſiehſt Du das Ziel unſerer Wanderung, den Poſilippo, an deſſen Abhängen ſich terraſſenförmig eine Villa über der anderen erhebt, hell ſchimmernd zwiſchen dem dunkeln Grün, jede mit ihren Augen hinausſchauend auf das tiefblaue, weite, unendliche Meer.

Auf eines dieſer Landhäuſer führe ich Dich, geneigter Leſer, und ich bilde mir ein, Dich damit nach einem Stücke irdiſchen Paradieſes zu bringen. Laß uns aber unſern Weg langſam verfolgen; ſehen wir doch hier auf jedem Schritt ſo viel des Intereſſanten und Schönen, daß es ſchade wäre, von unſerem Zaubermantel Gebrauch zu machen, um in raſchem Fluge das Ziel unſerer Reiſe zu erreichen.

Den königlichen Garten laſſen wir hinter uns und betreten abermals die Straße, die Mergelina, welche, eine Fortſetzung von Santa Lucia und der Chiaja, immer am Meeresſtrande entlang geht und ſo in einem weiten Bogen zur Grotte des Poſilippo führt. Je mehr wir uns damit dem Ende der Stadt nähern, um ſo ruhiger wird das Straßenleben; ruhig für Neapel, ohne aber auch nur für einen Au-

genblick gänzlich aufzuhören oder die Straßen leer laſſend. Wenn auch der Fußgänger hier wenige ſind, ſehen wir um ſo mehr glänzende Equipagen, einfache Carocelli, Reiter zu Pferd und Eſel, oder Landleute der Umgegend, welche Schaaren der letztgenannten nützlichen Thiere mit Säcken und Körben beladen vor ſich hertreiben und ſie durch ein bekanntes Zungenſchnalzen zu neuem haſtigerem Laufe antreiben.

Wenn auch auf der Mergelina weniger Handel und Wandel herrſcht, als wir in den anderen Straßen Neapels geſehen, ſo tragen doch die Bewohner hier, meiſtens Fiſcherfamilien, unbewußt ſelbſt dazu bei, ihre Häuſer mit den maleriſchſten Gruppen zu verzieren. Da ſie gewöhnlich im Parterre wohnen, in den ſogenannten Baſſi, ziemlich dunkeln und kühlen Räumen, ſo findet man es begreiflich, daß namentlich an den unvergleichlich ſchönen Abenden Alt und Jung vor die Thüre ſtrömt, um ſich hier beim Nichtsthun und bei der Arbeit der reinen Luft und des goldenen Sonnenlichtes zu erfreuen. Iſt dabei zufällig ein Corſotag, wo die reichen, glänzenden Equipagen des neapolitaniſchen Adels bis zur Mergelina fahren, ſo iſt die Straße nicht nur belebter, als gewöhnlich, ſondern auch reich an den grellſten Gegenſätzen. Hier die mit glänzenden Stoffen, mit Seide und Sammt bekleideten Damen, dort der braune, halbnackte Fiſcherjunge, wie er mit ſeinem zerfetzten farbigen Mäntelchen, ſo gut als es gehen will, die kräftig gebauten Schultern bedeckt. Dabei aber hält er ſeinen Kopf mit dem ſchwarzen gelockten Haar, auf dem keck die rothe Mütze ſitzt, nicht weniger trotzig und herausfordernd, als dort der Cavalier ſeinen feinen ſchwarzen Hut, gewiß nicht vornehmer, aber viel maleriſcher.

Laſſen wir ſie dahin ziehen zu Pferd und Wagen; opfern

wir dabei ſogar den Blick auf's Meer und wenden uns den Häuſern zu, wo ein ſchönes Bild das andere verdrängt. Kann man ſich etwas Originelleres denken, etwas, das mehr den ſüdlichen Charakter ausdrückt, als die kecken ſchönen Geſtalten mit ihren gebräunten Geſichtern und den leuchtenden Augen, mit ihrer ſpärlichen Bekleidung, von der aber immer wenigſtens ein Stück, ſelbſt noch in ſeinen Reſten, eine helle, ſchillernde Farbe zeigt, ſitzend oder liegend vor den Thüren ihrer Häuſer? Dazu die Allee, unter der wir wandeln, von hellſaftig grünen Akacien, durch welche die Strahlen der langſam ſich ſenkenden Sonne goldig durchbrechen, jetzt hier die Spaziergänger und Gruppen, die an den Häuſern lagern, mit den wärmſten Farben beleuchtend, jetzt andere dort in violette Schattentöne hüllend — eine Reihe von Bildern, prächtig in Licht und Schatten, und ſich darſtellend, als hätte ſie der größte Maler mit allem Aufwande ſeiner Kunſt ſo zuſammen geſtellt.

Wenn wir näher hinblicken, ſo löſ't ſich vor unſeren Augen das Ganze in einzelne nicht minder intereſſante Gruppirungen auf. Sieh' dort die alte Frau mit dunklem, braunem, runzligem Geſichte; in der knöchernen rechten Hand hält ſie hoch die Kunkel mit ſchimmerndem Flachs, während die Linke behende auf dem Knie die Spindel dreht. Iſt ſie nicht mit ihren ſilbergrauen Haaren, die in vollen Locken zurückgeſtrichen ſind, das ſchönſte alte Weib, das man ſehen kann? Iſt ſie nicht eine wahrhaft claſſiſche Erſcheinung? Zu ihren Füßen liegt ein prächtig ausſehender, vor Geſundheit ſtrotzender Säugling in einem geflochtenen Korbe, ſeiner einfachen Wiege, den die Alte mit ihrem Holzſchuh in beſtändig ſchaukelnder Bewegung erhält. Neben dieſen Beiden, der

Großmutter und dem Enkel, ſitzt eine jugendliche, volle Geſtalt: die Mutter, welche an einem Fiſchernetze flickt und von Zeit zu Zeit das dunkle Auge, von langen Wimpern halb verſchleiert, mit träumeriſchem Blicke erhebt. Gewöhnlich ſchaut ſie nur wenig vom Boden auf und erhebt ihre Augen nur bis zu dem Kinde, worauf ein wohlthuendes, liebliches Lächeln ihr ſonſt ſo ernſtes Geſicht erhellt; zuweilen aber betrachtet ſie ſich auch einen kurzen Augenblick die Spaziergänger.

Dort nebenan ſtehen drei braune, kräftig gewachſene Männer im leichten Fiſchercoſtume, mit den hochrothen Mützen auf den ſchwarzen, krauſen Haaren; einer lehnt an der Mauer, der Andere hat ſeine Hände auf die Hüften gelegt und Beide horchen auf die Erzählung des Dritten, die man aber eher ein Geſchrei nennen könnte. Und dabei arbeitet dieſer lebhaft mit den Händen, zeigt nach rechts und nach links, rückt auch wohl die Mütze von einem Ohr auf das andere und muß ſehr überzeugend ſprechen, denn wir ſehen, wie ſich die Züge der Andern energiſch anſpannen, wie ſich ihre trotzigen Lippen öffnen, wie ihre Augen leuchten, und hören nun auch, wie dieſe Beiden jetzt in nicht minder lauten Redensarten eben ſo lebhaft antworten. Dabei erheben auch ſie ihre Fäuſte oder ſpreizen die Finger aus einander, über die dunkeln Geſichter fahren blitzähnliche Streiflichter tiefer Leidenſchaftlichkeit. Es muß hier im nächſten Augenblicke ein furchtbarer Zank ausbrechen — doch auf einmal fliegt eine Orange in die Gruppe hinein und trifft den ärgſten Schreier an der Schulter. Alle Drei wenden ihre Köpfe nach der Straße zu und lachen nun wie auf Kommando ſo laut und herzlich, daß man ihre ſchneeweißen Zähne zwiſchen den Lippen hervorſchimmern ſieht.

Mitten im Wege ſpielt eine Schaar vierzehn- bis ſechzehnjähriger Bengel Borelle — ein Ballſpiel mit Orangen, die ſo ſchön ſind, daß ſie bei uns jede Tafel ſchmücken würden; zwiſchen ihnen, neben ein paar Geſpielinnen, ſteht ein ſchönes, friſch aufgeblühtes Mädchen, und wenn ſie in dieſem Augenblicke auch noch ſo unbefangen drein ſchaut, ſo weiß der Getroffene doch ganz genau, woher der Wurf gekommen. Die Buben halten hartnäckig die Straße beſetzt, und erſt wenn die daher rollenden Equipagen oder die galoppirenden Pferde der Reiter dicht bei ihnen ſind, machen ſie eine kleine Bewegung auf die Seite und ſtoßen dabei einen kurzen, wie Hohn klingenden Ruf aus.

So zeigt ſich bei jedem Schritte ein neues Bild, ein für uns ungewohnter Anblick, ein immer wechſelndes buntes Durcheinander. Hier ſind Fiſcher, die ihre Waaren auf kleinen Tiſchen feil bieten, andere dort haben ſie in flachen Körben und verfolgen uns eine Strecke Weges mit der Verſicherung eines unerhört billigen Preiſes; ſie werden verſcheucht von luſtig ausſehenden Barcajoli, welche ihnen launig die Verſicherung geben, Excellenza denke bei einem ſo herrlichen Abend nicht an's Schmauſen, aber in dem Blick von Excellenza zeige ſich die größte Luſt zu einer Meerfahrt. Und darin beweiſe Excellenza einen außerordentlichen Geſchmack.

So verfolgen uns nun dieſe und ſuchen uns für eine Fahrt auf dem Meer durch die wärmſte Schilderung des ſchönen Wetters und des zu erwartenden prachtvollen Abends zu gewinnen.

Um den Zudringlichen zu entgehen, und auch, um das ermüdete Auge nach dem ewigen Gewirre auf der Straße am Anblick der großartigen Natur wieder ausruhen zu laſſen,

von ihr. Ich gieng auch bald darauf nach Petersburg und hatte ſeit der Zeit wenig Verbindung mit Italien.“

„Ich werde mich auf alle Fälle nach ihr umſehen,“ ſagte der Graf, „und es ſollte mich außerordentlich freuen ihre Spur zu finden. Das Mädchen hat, wie Ihr Alle wißt, ſeit Ihrer Geburt die merkwürdigſten Schickſale gehabt. Die Erſten, die ſich ihrer annahmen, war eine arme Waſchfrau und eine achtzigjährige Büglerin, eine höchſt merkwürdige Perſon. Sie arbeitete angeſtrengt bis wenige Tage vor ihrem Tode; als man darauf ihre Habſeligkeiten inveſtirte, fand ſich bei den alten Möbeln an baarem Gelde, Schuldverſchreibungen und dergleichen die Summe von viertauſend Gulden, welche einem Teſtament zur Folge zur Hälfte den Kindern jener Waſchfrau und der kleinen Marie vermacht waren. Ich habe dieſe Details von Dubelli, der mich damals öfters beſuchte. Dieſe alte Büglerin beſaß auch, ſo hieß es, wichtige Papiere, welche über die Herkunft der kleinen Tänzerin einigen Aufſchluß geben ſollten, doch traf man trotz dem ſorgfältigſten Suchen nicht eine Spur davon, ſie mußten verloren gegangen ſein.“

„Ich erinnere mich ganz genau,“ ſagte Herr v. M., „du ſetzteſt damals eine Belohnung von hundert Gulden aus, wer die Papiere herbeiſchaffe, und es meldete ſich, glaube ich, Niemand.“

„O ja,“ ſagte lachend der Graf, „es meldete ſich kurze Zeit nach meiner Aufforderung eine einigermaßen übel berüchtigte Perſon eine ſichere Madame Müller, welche mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraute, jene Papiere müßten ſich in der Hinterlaſſenſchaft eines damals ſehr bekannt gewordenen Stadtſoldaten und Kirchenmeßners, Namens Steinmann, befinden, oder in den Händen eines Spießgeſellen deſſelben. Der Meßner aber hatte ſich an ſeinem eigenen Glockenſeil auf-

treten wir, die Allee verlassend, einen Augenblick an das Gestade.

Ja, der beredte Barcajolo hat in seiner Schilderung Recht. Da liegt das Meer vor uns, dunkelblau und flimmernd, weit, weit hinaus in einer tiefen und gesättigten Farbe, die sich am Horizonte in einer kaum bemerkbaren Linie lostrennt vom Himmel, der sich beinahe eben so dunkel aufwölbt und dessen strahlende Fläche nur hie und da von einigen leichten weißen Wolkenstreifen unterbrochen wird. Capri in duftigem Violett ruht dort wie hingehaucht, und es scheint uns beinahe, als berühre das malerisch gezackte Eiland das Wasser nicht, sondern schwebe nur darüber hin, eine farbige phantastische Wolke. Ein leichter Wind weht über die Wasserfläche herüber, sie zu kleinen Wellen kräuselnd, die, je näher sie dem Ufer kommen, desto mehr sich schwingen, heben und senken, um endlich schäumend und murmelnd an's Ufer zu spritzen.

Aber auch hier im Anblick der gewaltigen Natur siehst Du Dich von Bildern umgeben, die Deine Aufmerksamkeit ablenken. Dort liegt ein Fischerboot umgestürzt am Strande und wird von den dabei beschäftigten Männern reparirt. Wie kräftig zeichnet sich die schwarze Pechfarbe von dem blauen Meere ab; wie feurig und warm glänzt die der Sonne zugekehrte Seite des Bootes mit seinen roth und weiß gemalten Streifen! Wie zierlich und nett blinken auch die hellen Sonnenlichter auf den weißen Hemden der Bootsleute, die einen langen Schatten auf den röthlichen Sand werfen. Jetzt erhebt sich eine schwarze Rauchsäule zwischen dieser Gruppe, gleich darauf zuckt eine flackernde rothe Flamme empor: das

brennende Pech, und vervollkommnet das alles zu einem der ſchönſten und zierlichſten Bilder.

Die länger werdenden Schatten der Bäume und Häuſer mahnen uns daran, unſern Weg fortzuſetzen, und bald ſind wir am Fuße des ſchönen claſſiſchen Poſilippo angelangt, der als lang geſtrecktes maleriſches Vorgebirge auf dieſer Seite den Golf einſchließt. Die Fahrſtraße, auf welcher wir hieher gelangt, zieht ſich weiter immer am Ufer des Meeres dahin; doch wir verlaſſen ſie hier, um nach dem Ziel unſerer Reiſe, dem reizenden San Antonio hinauf zu ſteigen, das mit ſeinen zierlichen Häuſergruppen ſo kokett, ſo leicht und einladend an dem Hügel wie hingeſäet liegt. Vor uns, wo die Fahrſtraße ſich biegt, zeigt ein tiefer Einſchnitt in der Bergwand, der jetzt ſchon mit bläulichem Dufte angefüllt iſt, die Stelle, wo die Grotte von Poſilippo beginnt und ſich fortzieht unter dem Berge, der ſich hier über der Grotte in zackigen Felsmaſſen aufthürmt, welche aber unterbrochen ſind von üppigen Caſtanien- und Maulbeerbäumen und auf der Höhe gekrönt erſcheinen mit hohen, faſt ſchwarzen Pinien, deren ſchirmartige, unbeweglich ſtehende Gipfel ſich ſcharf von dem glänzenden Himmel abzeichnen. Etwas links unter ihnen liegt das alte Kloſter San Antonio mit ſeinem grauen Thurme die Höhe beherrſchend; hier wohnen nur einige Franziscaner-Mönche aus adeligen Familien, und es iſt ein Ort, der mit ſeiner ungeheuren Rundſicht wohl ein heiß erſehnter Aufenthalt ſein kann.

Etwas tiefer, durch eine Treppe und ein Pförtchen mit dem Kloſter verbunden, liegt die reizende Villa Taglioni, vormals Cedronia, in einfachem und doch ſchönem Style erbaut; ihren Aufgang zieren weiße Säulen, die eine Reben-

opercolate tragen, deren feines Grün und wehende Ranken die ganze Villa so fein und malerisch einrahmen, daß sie Leopold Robert in seiner Rückkehr von Madonna del Arco benutzen konnte.

Laß uns beim äußeren Anblick dieser Villa noch etwas länger verweilen, geneigter Leser, denn dorthin führe ich Dich beim Anfang dieser wahrhaften Geschichte, und dort, hoffe ich, werden wir uns auch später einmal wieder sehen.

Drittes Kapitel.

Die Villa San Antonio.

Der Garten der reizenden Villa Taglioni zieht ſich bis an den Fuß des Hügels, und zwiſchen dem reichen Baumwuchs unterſcheidet man deutlich, verſchieden in Farbe und Geſtalt, Terraſſen, Treppen, Bogengänge, bald röthlich, bald gelblich unter dem grünen Laub hervorſchimmernd; die Wege treten noch heller hervor, ſchlingen ſich hin und her, ſind auf dieſer Stelle ſichtbar, um ſich auf einer andern unter Rebengewinden, dichten Lorbeerhainen und uralten Nußbäumen zu verlieren. Ganz am Ende des Gartens, ins Meer hinausragend, ſteht auf einem vorſpringenden Felſen, den ein ungeheurer Steinbogen ſtützt, ein Pavillon in röthlicher Farbe mit wundervoller Ausſicht. Neben ihm lehnen ſich Terraſſen an den Berg, zu denen in drei verſchiedenen Etagen Wege geleiten; unten tritt einer dieſer Wege in eine gewölbte Halle, aus welcher Treppen hinaufführen; oben iſt ein anderer von einer dunklen Cypreſſen-Allee beſchattet, welche von jenem Pavillon wieder dem Hauſe zuführt. Ueber dieſe Allee hinaus

blicken zwei andere Villen, welche ganz oben auf dem Bergrücken stehen, kokett zwischen Grün und Bogengängen mit weißen Säulen hervor.

Die Lage des eben beschriebenen Landhauses hat etwas eigenthümlich Großartiges und doch dabei wieder Geheimnißvolles, was noch dadurch vermehrt wird, daß man bei flüchtigem Umherschauen keinen Weg bemerkt, der zu diesem reizenden Aufenthalte führt. Man sieht wohl am Ende des Gartens gelbliche Mauern hie und da hervorblicken, die man, wenn man aufmerksam hinschaut, im Zickzack am Berge hinablaufen sieht, bis sie sich unten in dem Häuserlabyrinth verlieren. Dort führt die Straße hinauf, und ist der Anfang derselben von den Häusern, die unten den Berg umstehen, für den Uneingeweihten so gänzlich verborgen, daß man glauben könnte, sie seien absichtlich so dahin gestellt, um die Villa zu beschützen und den Aufgang zu ihr zu verbieten. Haben wir uns aber durch die uns bekannte Häuserlücke geschlichen — wir wollen übrigens dem Leser verrathen, daß dort ein Crucifix steht, er also später auch ohne Führer nicht fehlen kann — so sehen wir vor uns einen steilen Weg und gehen aufwärts auf einem zwar breiten Pfade, der jedoch nur für Reiter und Fußgänger zu benutzen ist.

Eine Zeitlang wandeln wir zwischen den Häusern dahin, die hier ziemlich willkürlich vor und neben einander stehen, und da wir auf unserem etwas steilen Pfade dem italienischen Sprüchwort folgen müssen, daß, was chi va piano, va sano, so haben wir immer noch Zeit, die herrlichen Genrebilder zu betrachten, die sich auch hier, wie überall in diesem classischen Lande, dem Auge darbieten.

So sehen wir an der ersten Ecke eine taverna di Cam-

pagna, wo unter einer mit Rebenlaub und Blumen bewachsenen Veranda Tiſche und Bänke ſtehen, an denen junge Fiſcher oder Campagnoli, hier auch Maſſari genannt, vor einer caraffa di vino nero ſitzen und ihr rothes Pfeifchen rauchen, während die außerordentlich dicke Wirthin des Etabliſſements vor der Thür ihres Hauſes auf einem Holzſchemel ſitzt und einen großen ſchwarzen Keſſel vor ſich hat, der über lodernbem Feuer ſteht, und in welchem ſie in rauchendem Oel viereckige Stückchen aus Maisteig bäckt und dieſe Delicateſſe noch heiß an Alt und Jung verkauft. Ihre halbnackten braunen Kinder balgen ſich in innigſter Verbindung mit dem großen zottigen Haushunde auf dem Boden umher, wobei es ihnen gleichviel iſt, ob ſie unter die Tiſche und Stühle oder unter die Füße der Gäſte rollen.

Das ländliche Bild wird vervollſtändigt durch ein paar große ſtattliche Gänſe, die wackelnd und ſchnatternd vor den Balgereien der Kinder und dem Bellen des Haushundes entfliehen. Werfen wir einen flüchtigen Blick in das Innere der Veranda, ſo ſehen wir nichts als ein finſteres, ſchwarzgeräuchertes Loch, eine förmliche Räuberhöhle; von der Decke herab hängen verſchiedene Gegenſtände, die uns verdächtig erſcheinen müſſen. Was kann es ſein? Dunkelbraune Keulen, dicke Schnüre und Stricke, gekrümmte Eiſen, Ketten, Netze und dergleichen. Wenn wir aber näher hinblicken, ſo erkennen wir nach und nach, daß das, was wir für Räuber-Requiſiten gehalten, harmloſe Schinken, große Schnüre mit Würſten, unſchuldige Speckſeiten ſind. Auf einander gethürmte Gegenſtände, die wie Steine ausſehen, ergeben ſich als sopressata und cacio cavallo, Pferdekäſe, den man nach einer langen

und anstrengenden Fußpartie, vermischt mit dem schweren rothen Wein, genießen und dann sogar verdauen kann.

Uebrigens sind die Leute hier freundlich, harmlos und gutmüthig; die Burschen unter der Veranda rücken ein klein wenig an ihren Mützen, die dicke Wirthin begrüßt uns mit ihrem: buona`sera, Cellenza! was eine Abkürzung von Excellenza ist, und ein paar junge Weiber, die halb entblößt, ihren Säugling auf dem Schooße, sich den Mutterfreuden hingeben, rufen uns ein freundliches Wort nach und machen, noch ehe wir um die Ecke verschwunden sind, ziemlich ungenirt ihre lauten Bemerkungen über uns.

Unser Weg scheint nach einer kleinen Biegung durch ein mächtiges Haus versperrt zu werden, das sich mit gewaltigem Thorweg gerade vor uns hingelagert hat, aber eben dieser dunkle Thorweg nimmt uns auf und führt uns weiter. Unter seinem Bogen ist eine kleine Kapelle angebracht, vor dem Bilde der Mutter Gottes stehen Blumen, deren bunte Farben eben so wie das Gesicht der Madonna nur spärlich von der ewigen Lampe beleuchtet wird. Alte Bettler haben hier Posto gefaßt; vor dem kleinen Altar knieend, oder auch am Ein- und Ausgange liegend, vergessen sie nie, den durchpassirenden Fremden mit italienischer Hartnäckigkeit anzubetteln, wobei sie indessen ihr halbgemurmeltes Gebet nur auf Augenblicke unterbrechen.

Jenseits, im sanften Lichte des hereinbrechenden Abends setzen wir wohlgemuth unseren Weg fort; immer noch haben wir Häuser zu beiden Seiten, die mit vier und fünf Stockwerken hoch an der Bergwand emporragen und der schon tief stehenden Sonne nur spärliche Lichtblicke in die halb dunkeln Höfe und Lücken der Gebäude erlauben. Doch wird auch

dieſes letzte Sonnenlicht noch benutzt; dort ſieht man ſchlanke elaſtiſche Mädchengeſtalten, welche weiße Leinwand, auch wohl ſehr fadenſcheinige, geflickte und zerriſſene, an Seilen aufhängen und dieſe Seile ſo zu ſpannen wiſſen, daß die Sonne vor ihrem Verſchwinden noch daran hinſtreifen muß. Andere Mädchen und Weiber ziehen Waſſer aus einem tiefen Brunnen oder bearbeiten Wäſche auf einem Stein. Geſprochen wird dabei nicht ſo viel, wie bei uns, wenn man „an's Brünnele" geht; aber zuweilen erhebt eine ihre ſchrillende Stimme und ſingt: O dolce Napoli, O suol beato, Ove sorridere Volle il creato, Tu sei l'impero dell armonia.

Obgleich wir ſchon ziemlich lange aufwärts geſtiegen ſind, wobei ſich der Weg bald rechts, bald links gebogen hat, ſo ſind wir doch noch nicht im Stande, über die Häuſer hinweg zu ſehen. Kein Wunder, denn die Höhe verſchiedener dieſer Gebäude iſt enorm; hier iſt ein ſolches Wahrzeichen des Weges nach San Antonio, ein ſieben Stockwerk hohes Haus, wo unten in einem Baſſo ein magerer langer Schuſter die nicht ſehr feinen Chauſſuren der Mergelinerinnen und San Antonierinnen flickt. Seine Tochter Marineta mit keckem, lebhaftem Geſicht und vollem Wuchſe ſtrickt vor der Thür, beſtändig mit anderen Mädchen ſchäckernd und lachend, und die jungen Herren, die hinauf gehen, freundlich, zuweilen auch ſehr herausfordernd grüßend.

Hier aber athmen wir freudig aus tiefſter Bruſt auf; das vielfarbige Häuſerlabyrinth — Grau und Gelb iſt jedoch vorherrſchend — bleibt nun hinter uns zurück und ſinkt, da der Weg noch immer ſteil aufwärts führt, mit jedem Schritte weiter in die Tiefe hinab. Den herrlichen, tiefſchattigen Laubmaſſen, die wir ſchon an der Straße bewundert, ſind

wir nun schon so nahe gekommen, daß wir entzückt den balsamischen Hauch der Blumen und Blüthen des vor uns liegenden Gartens auf uns einströmen fühlen. Vor uns, schon ziemlich nah, liegt die Villa Taglioni mit ihrem weißen Säulengange und der Zickzackrampe, die jetzt so deutlich hervortritt. Die alten Mauern dieser Rampe, auf denen der Weg hinanklimmt, blicken zwischen dem Grün gar malerisch hervor, reizend zerklüftet und zerrissen, in heller warmer Farbe, mit ihren von der Seeluft zerfressenen Steinen und den üppigen Schlingpflanzen, die in langen wehenden Guirlanden aus jeder Spalte, aus jedem Risse herabhängen. Garten, Villa und Rampe, ja, die ganze Bergseite, die wir vor uns haben, liegt schon in tiefe Abendschatten eingehüllt, nur oben auf der Höhe schimmert und strahlt das Kloster San Antonio noch im Glanze der sinkenden Sonne.

An der Ecke der dritten Biegung der Rampe, unter dunklen Bäumen halb verborgen, steht ein Thürmchen mit ganz bemoostem Dache und einer kleinen verschlossenen Thüre. Es ist dies der heimliche Eingang des Gartens, zu dem nur besonders Bevorzugte den Schlüssel erhalten, um Abends noch hinein zu können, wenn das große Thor schon geschlossen ist. Eine enge Wendeltreppe führt in das Dickicht der Bäume, und ein schmaler Pfad windet sich hinauf zwischen Burhecken und Feigenbäumen an einem großen grauen Felsen und einer dort tief hinein laufenden Grotte vorüber; auf einer schmalen steinernen Treppe gelangt der Wanderer in den großen Aufgang mit den weißen Säulen.

Dieser Steg hat besonders um Mittag im hohen Sommer einen eigenen Reiz; außen sind dann die Rampen von den senkrechten Strahlen der Sonne blendend beleuchtet und

zum Verschmachten heiß; tritt man aber ins Thürmchen und hat die Thüre verschlossen, so umhüllt geheimnißvolles Dunkel das geblendete Auge und einen Moment darauf athmet die Brust mit Wonne die balsamische kühle Luft ein, die hier im wohlthuenden Schatten junger Mandel- und Maulbeerbäume herrscht. Duftender Rosmarin, feuriger Goldlack und hohe Stauden Levkojen bilden längs des Weges, in ihrem ungestört wuchernden Wachsthum eine Hecke, deren Duft sich Morgens wundervoll entfaltet und den vom Seebade kommenden Spaziergänger neu belebt. Rebengewinde überhängen den Weg bis zur Stiege, wo im kühlen Hauche der Grotte Colocasien und andere saftige Blätterpflanzen ein tiefgrünes Rondel bilden.

So sehr auch der angenehme Schatten uns einladet, in diese Grotte zu treten, so eilt doch Jeder scheu an ihr vorüber, denn wie man sagt, sollen hier Schlangen in Menge hausen. Unbedingt aber diesem Gerede zu glauben, möchte ich dem geneigten Leser doch nicht empfehlen, denn wer kann wissen, welche Absicht der erste Verbreiter dieses Gerüchtes dabei hatte, die vielleicht ganz unschuldige Grotte in Verruf zu bringen.

Uebrigens benutzen wir den eben geschilderten kürzeren Weg nicht, sondern gehen im Schatten gemächlich außen über die Rampe hinauf bis zur nächsten Biegung, wo in der Mauer eine Eremiten-Zelle ist, deren Bewohner, ein alter, ziemlich corpulenter Capuciner, vor dem Eingange sitzt und uns freundlich grüßend um einen Beitrag für das Licht der Madonna (l'olio della Madonna) ersucht.

Das hier so plötzlich lebendig gewordene Bild eines

gehängt, und von dem Spießgeſellen, einem entſetzlichen Subjekte unter dem Namen, der „Gevatter“ bekannt, erfuhr man nie mehr etwas, ſelbſt nicht die Gerichte, trotz der ſorgfältigſten Steckbriefe.“

„Und dieſe Madame Müller?“ forſchte der älterere Offizier.

„Nun, dieſe Madame Müller,“ lachte der Graf, „war eben die Madame Müller und wußte nichts weiter. — Das war damals eine Zeit der ſeltſamſten Räthſel und Verwicklungen. Man könnte einen Roman darüber ſchreiben. Ihr werdet euch Alle des eigenthümlichen Falles erinnern, der ſich damals hier in der Nähe mit dem Jäger des Baron Karl begab, der aus dem See gezogen wurde, in den er, angeblich um ein armes Mädchen zu retten, hineingefallen war.“

„Dieſe Geſchichte ſpielt am wilden See, wie ich glaube,“ ſagte Herr von M.

„Wo wir heute gejagt?“ fragte der Diplomat.

„Ja wohl!“ lachte der ältere Offizier, „wo Sie die unglückliche Gais geſchoſſen.“

„Es war am wilden See,“ fuhr Graf Alfons fort, „und die Sache blieb deßhalb räthſelhaft, weil das Mädchen ſchon den Tag vorher Metthauſen verlaſſen hatte, und der Jäger ihr erſt den Tag nachher folgte, bei welcher Gelegenheit er in's Waßer fiel oder ſprang. Dieſer Mann, ein außerordentlich treuer Diener, litt ſeit langem an einer Gemüthsverſtimmung, weßhalb die Annahme, er habe ſeinem Leben freiwillig ein Ende machen wollen, wohl die richtige iſt. Im andern Fall hätte ja das Mädchen ſich vierundzwanzig Stunden lang an den Ufern des wilden See's bedacht, ehe ſie hineingeſprungen wäre, im Falle er nämlich nachſprang, in der Abſicht, ſie zu retten.“

„Alſo iſt es wahr, was man damals ſagte, daß ein Mädchen wirklich in den See geſprungen?“

Einſiedlers, mit dem wir uns ſchon in der Kinderzeit gerne beſchäftigten, macht auf uns einen gleich großen Eindruck, wie das Erblicken der erſten im Freien wachſenden Palmen oder eines mit ſüßen, goldglänzenden Früchten bedeckten Orangenbaumes, der nicht in einem Kübelgefäß vegetirt. Wir möchten uns darüber verwundern, daß der lebendige Einſiedler — todte von Holz und Blech ausgeführte, haben wir auch bei uns ſchon geſehen — ſo freundlich mit uns ſpricht und lächelnd mit dem Kopfe nickt. Aber es gibt der größeren Wunder in dieſem herrlichen Lande ſo viele!

Schauen wir einen Augenblick rückwärts auf das Panorama, das ſich nach und nach immer großartiger vor uns ausbreitet. Dort ſteht der Veſuv in unausſprechlich ſchöner, warmer Beleuchtung; wir ſehen das Meer zu ſeinen Füßen, weiter links das gewaltige Neapel; dort den maleriſchen Steinhaufen des Caſtel del' Uovo, die Riva di Chiaja, — alles das zeigt ſich in prachtvoll röthlichem Lichte, mit den unter uns liegenden grauen Häuſern einen ſcharfen Contreſt bildend. Wir ſitzen hier im Schatten, und für uns iſt in dieſem Augenblicke das ganze Licht der untergehenden Sonne auf den ſtrahlenden, in Stahl- und Goldglanz ſchimmernden Golf concentrirt.

Hier möchte ich Dich gerne verlaſſen, geneigter Leſer, und Du ſollteſt ſchwärmen in dem entzückend ſchönen Anblick der nun von Sekunde zu Sekunde wechſelnden farbigen Tinten, bis die Sonne verſchwunden iſt. Da ich aber hoffe, daß es Dir gelingen wird, an einem der nächſten Abende dies Plätzchen allein aufzufinden, ich, dem Du vertrauensvoll gefolgt biſt, es auch für meine Schuldigkeit halte, Dich vor einbrechender Nacht unter Dach und Fach zu bringen,

o spende dem Einsiedler eine Kleinigkeit für das Oel der Madonna und laß uns unsern nur noch kurzen Weg bis zur Villa fortsetzen.

Noch eine Biegung der Rampe und wir haben die Grenzen des Parkes erreicht; ein Gitterthor lehnt sich links an einen Felsen, rechts an ein Häuschen, und durch dasselbe treten wir in eine Art Vorhof, der hier wie ein heiliger Hain am Eingange eines Tempels den Ermüdeten begrüßt und ihn freundlich überrascht. Es ist ein Rondel, auf der einen Seite durch einen Felsen und von einer alten, ganz bewachsenen Mauer begrenzt, während auf der andern Seite dieser kleine heimliche Platz eingeschlossen ist von hohen Akacien, die, sich über den Weg hinüberlegend, mit gegenüberstehenden ihre Aeste kreuzen und so das Rondel und den Weg bedachen, an welchem alsdann bemoos'te Steinbänke zur Ruhe einladen. Der Boden ist bedeckt mit tausenden abgefallener Akacienblüthen, welche die Luft mit ihrem süßen Dufte schwängern. Riesenhafte Aloes, deren frischgrüne Blätter so angenehm von den grauen Mauern abstechen, bilden zu beiden Seiten des Weges eine eigenthümliche Hecke und geben diesem Eingange etwas ganz Orientalisches.

Blicken wir in die Höhe, so bemerken wir vielleicht, daß wir nicht allein sind; auf der Mauer ist ein niedliches Gärtchen angebracht, dessen rothe Geranien, Oleander und goldene Citronen gar feurig hinter dem Grün hervorschauen, und doch nicht feuriger als die schwarzen Augen eines dunkeln Lockenkopfes, der, halb zwischen den Blumen verborgen, neugierig auf die Fremden hernieder sieht.

Schreiten wir leise weiter, geneigter Leser, mit dem besten Willen kann ich Dich in diesem Augenblicke nicht vorstellen.

Die ſchwarzen Augen ſind ja auch ſchon verſchwunden, wer weiß, ob ſie einem lebenden Weſen angehörten, oder ob uns nicht bloß eine phantaſtiſche Erſcheinung geneckt. Man erzählt ſich allerlei von dieſem geheimnißvollen Rondel, ob mit mehr Wahrheit, als von der Schlangengrotte, wage ich nicht zu entſcheiden. Oft ſoll man hier an ſtillen Abenden luſtiges Lachen, leiſes Plaudern und ſüße Abſchiedsworte vernehmen.

In alten Zeiten nämlich, als noch die damals mächtige Familie Cebronia, die nun längſt ausgeſtorben iſt, hier oben reſidirte, war das Rondel, in welchem wir uns gerade befinden, und weiterhin die mächtige Eingangshalle beim Austritt oder beim Nachhauſekommen der Rendezvousplatz für die Herrſchaft und ihre eingeladenen Gäſte. Hier warteten demüthig die Vaſallen des Conte di Cebronia mit abgezogenem Hute und brachten dem gewaltigen Herrn ihre Bitten vor; hier rauſchten bunte ſeidene Gewänder, hier klirrte Schwert und Sporn, hier ſah man goldene Stickereien glänzen und Federn wehen, hier wieherten die Pferde und wurden von ihren Reitern, den jungen Nobili, verlaſſen, die ſich beeilten, den ſchönen Damen beim Abſteigen behülflich zu ſein. Da glänzten die ſchwarzen Augen, da blinkten die ſchimmernden Zähne unter ſüßem Lächeln, da kam wohl mancher Händedruck vor und da vernahmen die alten grauen Mauern manch verſtohlen geflüſtertes und gern gehörtes Wort.

Laſſen wir hinter uns all dieſe Erinnerungen, das bunte, glänzende Gewühl der Reiter, der Jagdpagen, die dort harrten, den Falken auf der Fauſt, der Diener in reicher Livree, der Knechte mit angezündeten Fackeln, wenn die Nacht hereingebrochen war. Wir brauchen die letzteren nicht, — uns leuchtet noch der Widerſchein der ſcheidenden Sonne.

Wir haben den Säulengang erreicht, der uns ſchon von weitem entgegenblinkte und den wir bei jeder Biegung des Weges wieder ſahen. Er iſt mit Rebengewinden überwachſen und läßt uns auf der einen Seite eine entzückende Ausſicht auf den ganzen Vomero-Hügel mit ſeinen zahlreichen Villen, auf das Caſtel San Elmo, auf die Rampen, die wir erſtiegen, und tief unter uns auf die Häuſer der Riva di Chiaja gewinnen. Rechts erhebt ſich eine hohe Mauer mit tiefen Bogen, über welcher weiße Glocken, dunkelglühende Roſen und Paſſionsblumen wild durch einander wachſend in langen Guirlanden herunterhängen.

Noch ein paar Schritte aufwärts und wir ſind an Ort und Stelle. Hier iſt die Terraſſe der Villa Cedronia, marmorne Statuen blicken von ihren Piedeſtalen auf Dich herab; glaube mir, geneigter Leſer, Du wirſt hier oben willkommen ſein. Siehſt Du, wie die Eingangsthür gaſtlich geöffnet iſt, der Vorplatz ſanft erhellt? Darum für heute — felicissima notte!

Viertes Kapitel.

Francesca und Rosa.

Wenn man in der heißen Jahreszeit auf einer dieser reizenden Villen am Golf von Neapel einen längeren Aufenthalt macht, so wird selbst der Ausländer, wenn er auch anfänglich glaubt, er dürfe keine Viertelstunde des Tages vorübergehen lassen, ohne in der reichen Natur zu schwelgen, ohne sich bald hier, bald dort umzuthun, doch in kurzer Zeit anfangen, sich vollkommen nach der italienischen Lebensweise zu richten, wenn er auf längere Zeit von seinem Landaufenthalte Genuß haben will. Worin wir Deutsche bei einer italienischen Villeggiatur vielleicht allein ausschweifend bleiben, ist das frühe Aufstehen, welches uns der Italiener gern überläßt. Denn er, der bis tief in die Nacht den heutigen Tag, den er erst spät beginnt, zu verlängern trachtet, bleibt dafür in der Frühe länger unsichtbar und erscheint erst, wenn wir schon unsere Frühnaturstudien beendigt.

Und wie belohnend sind diese Naturstudien hier! Wie wunderbar ist es, hier dem Erwachen zuzusehen, mit welcher

Glut, mit welchem Feuer ſchlägt hier der Tag ſein leuchtendes Auge auf! Leider, daß uns ſein Blick verſengt, daß uns ſeine heißen Umarmungen ſchon ſo früh wieder den dunkeln Schatten ſuchen laſſen! Aber wir haben doch einige wunderbare Momente genoſſen, wir ſahen die Thautropfen an Blumen und Blatt und Gras nirgends ſo zahlreich, nirgends ſo ſtrahlend, wie hier in der unausſprechlich reinen und klaren Luft, in dem wunderbaren Glanz der italieniſchen Sonne. Und vorher dieſes prachtvolle Farbenſpiel auf dem Meer und am Himmel beim Erſcheinen des jungen Lichtes, der Aufwand an Tönen von dunklem Grau durch tiefes Violett bis zum glänzenden Purpur, die an jedem Morgen ſeine Wiege umgeben! Hier wird ſie zur vollſten Wahrheit, die roſenfingrige Eos, und wir ſehen ſie voran eilen, den ganzen weiten Himmel mit ihren glänzenden Blumen beſtreuend.

Da aber der Menſch nicht nur von Naturanſchauung lebt, ſo weiß ich ein Plätzchen, wo wir verſteckt zwiſchen Lorberbüſchen weilen, die uns mit ihren in der Morgenluft ſpielenden Zweigen die Ausſicht einestheils verdecken, anderntheils um ſo reizender machen. Da nehmen wir unſere kleine Taſſe ſchwarzen Kaffee's, zünden uns eine Cigarre an, wenn wir Raucher ſind, und genießen dann, eingerechnet das Geſpräch mit guten Freunden, ein vierfaches Vergnügen.

Zu lange wollen wir uns übrigens an dieſem reizenden Plätzchen nicht aufhalten; erheben wir uns daher und ſteigen an das Ufer des Meeres hinab. Dort, wo wir geſtern die umgekehrte Barke ſahen, welche von den Schiffern hergeſtellt wurde, dort treten wir hinaus, und es braucht diesmal keines Ueberredens der Barcajoli; auch ſehen ſie uns ſchon unſern Wunſch an, und einer ſpringt in das Fahrzeug, es mit der

Ruderstange am Ufer festhaltend und den andern Arm ausstreckend, um uns hinüber zu geleiten.

Da schwimmen wir denn im nächsten Augenblicke sanft schaukelnd auf den leise sich hebenden Wogen; es ist förmlich, als athmeten die Wellen nur leicht und dabei so gleichmäßig, daß sich wie ein Uhrwerk unsere Barke jetzt hebt, jetzt senkt und nur, wenn wir wenden, die Fluten mit einem etwas stärkeren Geräusch gegen die Seite des Bootes anschlagen.

Jetzt sind wir weit genug draußen und entkleiden uns rasch, um in die krystallhelle dunkelblaue Tiefe zu springen, uns den wiegenden Wellen anzuvertrauen, die uns nicht nur tragen, ohne daß wir die geringste Anstrengung machen, sondern uns auch, wenn wir ausgestreckt auf ihnen ruhen, mit eigenthümlich murmelnden Tönen allerlei Geheimnißvolles in die Ohren flüstern.

Unser Barcajolo rudert langsam nach und singt auch wohl leise ein Lied, uns aber, die wir uns jetzt, vom Schwimmen ausruhend, regungslos mit verschränkten Armen da liegend, von den Wellen tragen lassen und mit weit offenen Augen um uns schauen, erscheint rings umher alles so ganz anders, noch viel prachtvoller gefärbt, noch viel großartiger, als wir es gestern gesehen. Scheint doch Neapel und der Vesuv und die hellglänzende Kette von Städten zu seinen Füßen bis nach Castellamare und weiter hinaus bis zu dem steilen Gestade von Sorrent in immer frischeren, glühenderen Farben aufzuflammen und sich dabei phantastisch zu drehen, als lebten wir in einem Zaubermärchen.

Ah, dort in dem großartigen Reigentanze, welcher Städte und Hügel, Berge und Felsen an uns vorübertreibt, zieht

auch das majestätische und zu gleicher Zeit so malerische und liebliche Capri heran. Dann folgt wieder die stille glatte Meeresfläche mit weißen leuchtenden Puncten besäet: Schiffssegel oder Möwen; und nun schwebt Procida heran, dann das prächtige Ischia. — In der That, es könnte uns schwindlig machen, all das unnennbar Schöne, das wir hier in so wechselndem Lichte sehen, wenn wir, auf dem Rücken liegend, uns von der Flut tragen und schaukeln lassen. Jetzt ruft uns die Gestalt unseres Bootsmannes, der hoch auf dem Bord seines Fahrzeuges sitzt und sein rothes Pfeifchen raucht, aus dem Traume zurück, auch vielleicht etwas Anderes, das in unserer Nähe erscheint: ein Fisch, der sich blitzartig über die Oberfläche des Wassers erhebt, in der Sonne einen Augenblick funkelnd und strahlend.

Nun haben wir genossen auch dieses irdische Glück, wir rudern langsam an's Gestade zurück und treten noch langsamer die Wanderung nach unserem Tusculum an. Die italienische Sonne brennt heiß, und sorgfältig benutzen wir jede Spanne Schatten an Mauern und Gebüschen; bald sind wir indessen oben und bergen uns nun vor der allgewaltigen und strengen Herrscherin Sonne, wie jedes andere lebende Wesen, in irgend einem schattigen Winkel. Voll und glühend am wolkenlosen Himmel strahlend, geht sie nun ruhig ihren Weg, die unumschränkte Alleinherrscherin in den Stunden des Tages zwischen zehn Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags. Wagt es doch jetzt kaum ein Blatt, sich zu bewegen, eine Ranke, vorwitzig zu wehen; bleibt doch der Vogel unter seinem Laubdache, der Käfer in seiner Erdspalte, und was sich allenfalls zwischen Moos und Gestein blitzartig umherbewegt, sind gelenkige, roth und goldig schimmernde

Eidechsen, durch deren gepanzerten Rücken die Glut der Sonne nicht dringen kann. Die Rosen halten ihren Duft zurück und lassen ihre Köpfchen hängen; andere begabtere Blumen schließen ihre Kelche und halten während der Mittagsglut ihre Siesta.

Ihrem Beispiele wollen wir folgen.

Unterdessen schwingt sich die Sonne höher und immer höher, sie steht über dem Kloster San Antonio, und das schmale Plateau vor der Front der Villa Cedronia ist nun bedeckt mit einem angenehmen, erfrischenden Schatten, welcher tief dunkel abgrenzt auf der Steinbalustrade, deren Vorsprünge von dem Sonnenlicht noch hell und grell gefärbt sind. Dieses Plateau oder Terrasse, wie man will, theilt sich in einen Platz dicht am Hause und ein sorgfältig gepflegtes Blumengärtchen mit einem Wasserbassin, aus dessen Mitte ein lebendiger Strahl emporsteigt, der sich jetzt, wo seine Spitze, noch in das Sonnenlicht hineinragend, in tausend schimmernde Brillanten aus einander stäubt, doppelt reizend macht. Auch sein sanftes Plätschern ist so sehr angenehm und scheint erdentlich Kühle rings umher zu verbreiten.

Auf dem Plätzchen dicht am Hause steht ein kleiner Tisch, und daneben sitzen auf amerikanischen Schaukelstühlen zwei junge Damen, von denen die eine ein Buch in der Hand hält, das sie aber ohne zu lesen in ihrem Schooße ruhen läßt. Die andere lehnt ihren Kopf rückwärts und hat ihn mit der Rechten unterstützt, während sie die Linke auf die Lehne eines Sessels gelegt hat.

Beide Damen sind jung und schön, beide sind weiß gekleidet, und nur an ihrem Gürtel und an ihren Haaren bemerkt man ein farbiges Band. Die Haare sind verschieden

von Farbe; die eine der jungen Damen mit dem Buche in der Hand, hat blondes Haar und dazu eigenthümlicher Weise hellbraune Augen; ihre Gesichtszüge sind weich und außerordentlich angenehm. Die andere hat dunkelbraunes, fast schwarzes Haar, dunkle, leuchtende Augen; ihre Gesichtszüge gleichen denen der Blonden, doch ist der Ausdruck derselben ernster, strenger, aber als Ganzes unbedingt schöner.

„Gott sei Dank," sagt nun diese, „daß die unerträgliche Hitze heute einmal wieder vorüber ist. Ich muß dir gestehen, Françoise, ich könnte mich schwer an das Klima hier gewöhnen."

„Und doch ist der Sommer schon vorüber," versetzte die Angeredete mit weicher Stimme; „als ich hieher kam, war es viel heißer. Die Hitze an sich selbst macht mir nicht so viel zu schaffen, aber ich habe eine große Sehnsucht, wieder einmal Schnee zu sehen, viel Schnee und schöne glänzende Eiszapfen. Darauf freue ich mich," setzte sie leiser hinzu.

„Ja—a, ja—a," gab die Andere zur Antwort, während sie sich mit einer raschen Schwingung ihres Stuhles erhob und ein paar Schritte vortrat; „es ist unnennbar schön hier, aber eigentlich zu schön, zu glühend, zu aufreibend; ich sehne mich nach Schatten, nach tiefem, dunklem Waldesschatten. Sieh dort hinaus — Glanz, wohin du blickst, Glut und Licht; das flimmert und strahlt, und sprüht und glänzt von allen Seiten, und ermüdet so nicht nur die Augen, sondern auch das Herz."

Sie war mit raschen Schritten an die Brüstung des Plateaus getreten, und zeigte so in den Schattentönen, die sich warm auf ihr weißes Gewand legten, und in dem hellen Reflex der Sonne, welche glänzende Streiflichter auf ihre

„Man glaubte es annehmen zu können,“ antwortete der Graf, „es lag oder liegt immer noch etwas Geheimnißvolles um dieſe Geſchichte. Den Beſchreibungen nach, die mir der Schultheiß von Metthauſen gemacht, ſollte ich das Mädchen gekannt haben.“

„Oh! — eine unglückliche Liebe!“

„Gewiß nicht, was mich anbelangt!“ lachte der Graf, „ich gab mir alle Mühe, den Schleier zu lüften, der über dem Vorfall ruhte, aber vergebens, und was meinen eifrigſten Nachforſchungen nicht gelang, das hätte ich damals mit leichter Mühe erreicht, wenn ich jene Nachforſchungen gleich begonnen und zufällig hier im Schloſſe anweſend geweſen wäre. Doch fiel in jene Zeit die Hochzeit des Baron Karl, das Begräbniß der armen Adelaide — Ihrer Tante, Herr von C. — ich reiste alsdann nach Lüttich zu einem guten Freunde, und erſt als ich zurückkam, begann mich dieſe Geſchichte ſehr zu intereſſiren, und was ich erfuhr, blieb immer räthſelhaft genug. Hier auf dem Schloſſe nämlich — doch ich höre ſo eben Meiſter Amadäus mit dem Thee und wenn der alte Herr bei guter Laune iſt, und Ihr ihn ernſtlich erſucht, ſo erzählt er Euch vielleicht ſelbſt, was zuſammenhangend mit jener Geſchichte ſich hier im Schloße begab. — Doch muß ich Euch um eins bitten: lacht um Gotteswillen nicht oder macht kein ungläubiges Geſicht, wenn Euch Amadäus vielleicht eine etwas befremdende Einleitung gibt. Es iſt ein Geiſterſeher, aber von der originellſten und luſtigſten Art, und ſeine Viſionen haben weder für ihn ſelbſt, noch für den, dem er ſie erzählt, etwas Grauenhaftes.“

Der ältere Offizier, der Herr von M., ſowie einige andere der älteren Gäſte nickten mit dem Kopfe, den jüngeren entfuhr

vollen Formen warf, eine wunderbar ſchlanke, elaſtiſche, ja prachtvolle Geſtalt. Jetzt wandte ſie ſich raſch wieder um und trat an das Tiſchchen zurück, wo ſie ihre Hand aufſtützte und dann die noch ruhig Daſitzende mit einem wohl ernſten Blicke betrachtete, in dem ſich aber viel Liebe und Theilnahme abſpiegelte.

„Morgen iſt deine letzte Vorſtellung,“ ſprach ſie, „und dann —“

„Reiſen wir,“ ergänzte Françoiſe; „gewiß, Roſa, wohin du willſt.“

„Sprich nicht ſo,“ erwiderte dieſe, indem ſie unmuthig den Kopf emporwarf. „Wohin ich will?“ Sie zuckte mit den Achſeln. „Bin ich denn gekommen, um nach meinem Willen zu leben? — Wir reiſen, wohin du willſt — und er.“

Françoiſe ſchaute mit einem Blicke zu Roſa auf, der ernſt, faſt traurig umflort war. — „Wenn aber —“ ſagte ſie —

Doch unterbrach ſie die Andere, indem dieſe ihr die Hand ſanft auf das blonde Haar legte: „Laß vor der Hand deine Wenn und Aber ruhen, liebe Françoiſe; wir haben dieſe Angelegenheit mit aller Ueberlegung und Geſchicklichkeit wie einen Spielball zwiſchen uns hin und her geworfen, von allen Seiten auf's genaueſte betrachtet und ſind doch nicht klüger geworden. Morgen, übermorgen muß eine Entſcheidung erfolgen, komme ſie, wie ſie wolle, du mußt ſie ertragen und wirſt ſie ertragen; ich ſtehe dir zur Seite und hoffe, daß meine von dir ſo oft gerühmte Energie auf dich inſluiren ſoll.“

„Gewiß, Roſa, ich werde ſo handeln, wie du es für gut findeſt.“

„Nicht, wie ich es für gut finde,“ entgegnete dieſe faſt

unmuthig, „ſondern wie es die Umſtände geben und wie du es ſelbſt für das Beſte halten mußt. — Aber Eins ſage mir noch," fuhr ſie nach einem augenblicklichen Nachſinnen fort, „kannſt du dich auf Jeanette unbedingt verlaſſen?"

„O ja, unbedingt, ſie hat ſich immer als treu und anhänglich bewieſen."

„Aber ſie verkehrt viel in der Stadt, zu viel ſogar, wie mir dünkt."

„Sie hat bei der franzöſiſchen Geſandtin eine Verwandte und beſorgt für mich viele Aufträge."

„Und durch ſie erhieltest du die erſten Andeutungen?"

„O nein; jener Brief, den du geleſen, war es, der mit Recht den erſten Funken des Argwohns in mein Herz warf. O, es war ein ſchrecklicher Augenblick für mich! Darauf ſchrieb ich dir gleich nach Marſeille, und wie danke ich dir, daß du ſo bald wie möglich kamſt."

„Das verſtand ſich ja von ſelbſt, du würdeſt nicht anders gehandelt haben. — Aber Jeanette —"

„Wollte bald darauf eine Beſtätigung dieſes Schreibens hier und dort gehört haben."

„Aber Neapel iſt doch nicht ſo groß, um nicht der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Haſt du deinem Impreſario, der ja die Stadt wie ſeine Taſche kennt, nie über dieſe Angelegenheit, natürlich unter gleichgültigen Beziehungen, geſprochen?"

„Nein, ich habe es nicht gewagt; er mußte um mein Verhältniß wiſſen, ich mochte mich ſeinen freundſchaftlichen Fragen nicht ausſetzen."

„Nun, ich verſtehe das; aber am Ende iſt es wichtig genug, um eine Frage, die wohl nicht ganz angenehm klingt,

verſchmerzen zu können. — Aber Eins begreife ich bei alle dem nicht," ſetzte ſie mit großer Energie hinzu, wobei ſie ihren Kopf erhob, „auch ohne dich an deinen Impreſario zu wenden, muß doch Jeder in der Stadt ein großes Haus wie das der Marcheſa Fontana mit allen ſeinen Verhältniſſen kennen."

„Ueberall ſonſt, ja," entgegnete Françoiſe ſchüchtern, „aber hier in dieſem eigenthümlichen Lande, bei den eigenthümlichen Verhältniſſen iſt das nicht ſo ganz leicht."

„Nun, und welche Verhältniſſe?"

„Nach dem Tode des Marcheſe Fontana," ſagte die Andere mit niedergeſchlagenen Augen und mit ihrer weichen Stimme, „ging die Marcheſa mit ihrem Sohne nach Sicilien, wo ſie ebenfalls Beſitzungen haben. Dort hätte er ſich — vermählt mit der Tochter aus einer vornehmen Familie, die aber hier bei Hofe nichts weniger als freundlich angeſehen wurde. Und als nun die Marcheſa mit ihrem Sohne hieher zurückgekehrt, ſei die Schwiegertochter noch in Palermo geblieben und ſollte erſt hieher kommen, wenn es einflußreichen Freunden gelingen würde, ein gutes Verhältniß mit dem König wieder herzuſtellen."

Roſa hatte haſtig ihr Haar aus der Stirne geſtrichen, preßte ihre Lippen feſt auf einander und ſprach dann mit etwas heftiger Stimme: „So wie ſo, die Sache wäre nicht ſchlecht angelegt, und du haſt Recht; da müſſen Erkundigungen, wie wir ſie anzuſtellen die Macht haben, erfolglos ſein. Aber die Wahrheit muß doch an den Tag kommen, und wenn ich an deiner Stelle wäre —"

Françoiſe lächelte unbeſchreiblich mild.

„So würde ich vor ihn hintreten, ihm ins Auge ſehen

und am Zucken seiner Lippen, an seinem Blicke merken, ob eine Beschuldigung, die ich gegen ihn erhöbe, wahr oder nicht wahr wäre."

„Ich habe alles das gethan, meine gute Rosa; ich habe ihn ehrlich gefragt und er hat mir — ehrlich geantwortet. So glaube ich wenigstens," setzte sie mit einem leuchtenden Blick hinzu, „und mein Herz sprach für ihn und seine Antwort. Er sagte mir: „Es ist so begreiflich, daß man mir den Schatz, den ich in dir besitze, nicht gönnen will; man will uns aus einander reißen, und da man wohl weiß, daß es nichts helfen würde, wenn man dich, sei es in welcher Art es wolle, bei mir verdächtigte, so greifen sie mich an und wählen das gewöhnlichste, aber ich muß es zugestehen, gewissen eigenthümlichen Verhältnissen nach auch das glaubwürdigste Mittel."

„Und wie sprach er von einer Heirath dir gegenüber? — Oft? — dringend?"

„Wie Jemand mit seiner Leidenschaftlichkeit über so etwas sprechen kann," gab Françoise mit niedergeschlagenen Augen zur Antwort. „So oft ich ihn sehe, ich möchte sagen jeden Augenblick, gelingt es ihm durch irgend eine Wendung des Gespräches die Rede auf unsere Verbindung zu bringen. Und dann ist er außer sich, jetzt vor Glück, dann vor Schmerz, wie ein Kind, hoffend und fürchtend."

„Und immer natürlich?"

„Immer, ich habe ihn nie anders gesehen."

Rosa zuckte heftig mit dem Kopfe, dann trat sie ein paar Schritte vor, an die Brüstung der Terrasse und schien ihre Blicke in das wirklich großartige Gemälde, das vor ihren Augen entrollt war, zu versenken.

Françoiſe hatte ſich leiſe erhoben, war an ihre Seite getreten, und legte ihre linke Hand auf die Schulter des anderen jungen Mädchens. So gaben die beiden herrlichen Geſtalten ein prächtiges Bild. Die mit dem dunklen Haar und dem leuchtenden Auge, ſtolz und hoch aufgerichtet, tief Athem holend, in ihrer Haltung, im Ausdrucke des Geſichtes etwas Strenges, Unnahbares, man möchte faſt ſagen, Abſtoßendes, wenigſtens Ehrfurcht Gebietendes; und die Andere mit den weicheren Zügen, dem auffallend blendenden Teint, dem freundlichen, zuweilen etwas ſchalkhaften Lächeln um den Mund, doch eine lieblichere Erſcheinung, zu der man ſich unwillkürlich hingezogen fühlte.

Und dieſer Gedanke bewegte Roſa auch wohl mächtig das Herz, als ſie ſo dicht an ihrer Wange den warmen Hauch von Françoiſe's Athem fühlte. Sie wandte ſich haſtig gegen die Schweſter — denn es waren Schweſtern, die beiden Mädchen — umfaßte ſie innig mit ihren Armen und hielt ſie ein paar Sekunden lang feſt umſchlungen, an ihr Herz gedrückt. Dann ſagte Roſa, indem ſie ihre heiße Wange auf das kühle Haar der Schweſter legte und ihr alsdann in die thränenden Augen blickte: „Weine nicht, mein Herz, was gut zu machen iſt, werden wir gut machen, — und das Andere," fuhr ſie mit einem leichten Achſelzucken fort, „vergleichen, ſo viel das in unſeren Kräften ſteht." — —

„Ein herrliches Bild!" hörte man in dieſem Augenblicke eine Stimme in reinem Italieniſch, wenn auch etwas in der breiten neapolitaniſchen Mundart, ſagen. „In der That, eines der wunderbarſten Genrebilder, die in uns den Wunſch erregen, ſie gemalt zu ſehen! Tauſend Ducati wären nicht zu viel."

Françoise schrak bei dieser lauten lustigen Rede leicht zusammen, während Rosa langsam den Kopf herumdrehte, um den Sprecher mit einem ernsten, fragenden Blicke anzuschauen.

„Ah, Signora Francesca," fuhr dieser fort, „es ist eigentlich unverantwortlich von Ihnen, so weit von der Stadt zu wohnen. Wissen Sie wohl, daß ich schon eine Menge der kostbarsten Zeit daran gesetzt habe, um hie und da nach diesem ver— nach diesem schönen San Antonio wollte ich sagen, heraus zu kommen?"

Jetzt hatte sich auch Françoise umgewandt und trat, ihre Schwester an der Hand, dem so unerwarteten Besuche entgegen.

„Rosa," sagte sie, „dies ist Herr Bertolini, der Impresario von San Carlo, — Herr Bertolini, dies ist meine Schwester."

Herr Bertolini hatte seinen Hut in der Hand, denn er war damit beschäftigt, seine schweißtriefende Stirne mit dem Taschentuche abzuwischen. Jetzt drückte er Taschentuch und Hut gegen die Brust und machte dazu eine tiefe Verbeugung, wobei sein Gesicht deutlich den Ausdruck freudiger Ueberraschung, ja einer außerordentlichen Verehrung und Hochachtung an den Tag zu legen sich bemühte.

Das Gesicht des Impresario war ein dickes, gutmüthiges Gesicht mit freundlich zusammengezogenem Munde und recht lebhaften und pfiffigen Augen. Von Farbe war es etwas gelblich, dafür aber auch auf beiden Seiten beschattet von einem außerordentlich starken pechschwarzen Backenbart. Von gleicher Farbe war auch das glatt angestrichene Haar. Herr Bertolini war, wie viele Italiener guter Stände, trotz des

heißen Tages ſchwarz gekleidet; über ſeine glänzende Atlasweſte hing eine ſchwere goldene Kette mit einem fauſtdicken Chativari, in welchem die kleine bekannte Korallenhand mit den beiden ausgeſtreckten Fingern in mehreren Exemplaren zu ſehen war. Die Chauſſure: lackirte Stiefel, war untadelhaft, die Handſchuhe ebenfalls, von Farbe ein klein wenig dunkler als das Geſicht.

„Beim Bacchus!“ ſagte er mit einer abermaligen tiefen Verbeugung, die ſich noch ſpecieller gegen Roſa richtete, „ich freue mich außerordentlich, die Schweſter einer großen Künſtlerin zu ſehen, die ſelbſt eine große Künſtlerin iſt. Und Ihre Ankunft, mein Fräulein, gibt mir die ſchönſten Hoffnungen, ja Hoffnungen, die, wenn ſie ſich auch nur zum Theil erfüllen ſollten, mich veranlaſſen würden, dieſes — San Andreas zwiſchen heute und den nächſten Tagen noch ein paarmal zu beſuchen und — ich ſchwöre es! — ſogar zu Fuß.“ Das letztere ſprach er mit einem leichten Seufzer und ließ die Blicke an ſeiner eigenen Geſtalt herabgleiten, welche allerdings für Bergtouren und obendrein in der Sonnenhitze, etwas zu corpulent war. Dann ſchaute er auf's freundlichſte lächelnd von unten zu Roſa hinauf und fragte: „So darf man vielleicht hoffen?“

„Hoffen Sie nicht zu früh,“ gab ihm dieſe mit einer heiteren Miene zur Antwort, „ich bin nur gekommen, um meine Schweſter für ein paar Tage zu beſuchen.“

„Aber ich hoffe bei allen Heiligen,“ ſagte plötzlich mit großem, aber etwas affektirtem Ernſt der Impreſario, „nur zu beſuchen, nicht mit fort zu nehmen. Ich wäre ein ruinirter Mann.“

„Pah!“ meinte Roſa mit einer leichten Neigung des

Kopfes, „wir sind ja bei euch Italienern doch nur geduldet, wir Deutsche; unsere Stimme hat keinen Schmelz, wir selbst keine Routine und keine Schule, und wenn wir Andern gar anfangen zu tanzen, so ist das für Ihr Publikum rein zum Davonlaufen.“

Der Impresario drückte abermals Hut und Sacktuch fest auf sein Herz, und sein Blick hatte etwas Flehendes, während er mit hoch empergezogenen Augenbrauen rasch zur Antwort gab:

„Sagen Sie das nicht, Signorina, bei Gott! sagen Sie das nicht. Ja, ich gebe zu, es war vielleicht früher einmal so; aber was Ihre Fräulein Schwester anbelangt, so hat seit den Zeiten der großen Malibran und der nicht minder glorreichen Grisi keine Künstlerin mehr allabendlich das Publikum so hingerissen, wie es jetzt der Fall ist, wenn Signora Francesca die Gnade hat, bei ihrem ganz unterthänigen Diener in San Carlo den Leuten zu zeigen, was Stimme und Gesang ist. — Uff!“ blies er von sich, halb um seine Worte zu verstärken, halb auch um die Erhitzung zu bezeichnen, unter der er augenscheinlich litt.

„Lassen wir das, Signor Bertolini,“ sagte Françoise, „und setzen Sie sich hier an die Balustrade. Der frische Seewind, der sich erhebt, wird Sie abkühlen. Und die Abkühlung wird Sie alsdann meine Worte besser aufnehmen lassen.“

„Sprechen Sie nicht so feierlich und entsetzlich,“ erwiderte der Italiener. „Wahrhaftig, ich wäre ein geschlagener Mann, wenn es mir nicht gelänge, Sie, Allverehrte, dem Publikum zur nächsten Saison anzukündigen. Die Concurrenz würde mir den Pacht von San Carlo nehmen.“

Ein Diener, der an der Hausthüre erschienen war, hatte auf einen Wink der Herrin die beiden Schaukelstühle und einen kleinen Fauteuil nach dem Rand der Terrasse befördert. Die Schwestern ließen sich dort nieder, und der Impresario folgte nach einigen Complimenten ihrem Beispiele. Dann setzte er seinen Hut auf den Boden und fächelte sich mit dem Taschentuch Kühlung zu.

„Ich bin entzückt von San Antonio," sagte Rosa nach einer Pause, „es ist ein prächtiger lohnender Aufenthalt, und namentlich für ein glückliches und zufriedenes Gemüth. Was mich anbelangt," setzte sie hinzu, während sich ihre Blicke in das tiefe glänzende Blau des flimmernden Meeres versenkt hatten, „so ist mir alles hier zu weit, zu maßlos; der Golf öffnet sich so ohne alle Schranken, es ist gerade, als ob uns [illegible] nichts zurückhalten wollte, als wenn wir das alles nur vorübergehend anstaunen dürften, um später in einem ruhigeren Winkel der Erde davon träumen zu können. — Ja, zu viel Schönheit," sprach sie leise vor sich hin, „zu viel Glanz!"

„Es geht allen so, die zum ersten Mal hieher kommen, mein gnädiges Fräulein," bemerkte der Impresario. „Und dann präsentirt sich auch hier auf San Antonio der Golf und alles, was ihn umgibt, wahrhaft majestätisch und großartig. Ich habe schon von vielen Reisenden sagen hören, was die Signora eben bemerkte; man fühlt sich beim ersten Anblick von Neapel, nachdem, ich möchte fast sagen, der erste Schreck der Ueberraschung vorbei ist, verlassen und heimatlos."

„So ist es," meinte Françoise, „man möchte sich schüchtern in einen dunkeln Winkel zurückziehen, wie ein Kind sich

an der Mutter Bruſt verbirgt, nachdem es eine Zeitlang einem ſprühenden und praſſelnden Feuerwerk zugeſchaut."

„Das verliert ſich aber," ſprach Herr Bertolini, wobei er behaglich über ſeine glatte Atlasweſte hinabſtrich. „Man muß nur erſt in das ſprudelnde und friſche innere Leben Neapels eingedrungen ſein, um auch ſeine äußeren Schönheiten ertragen zu können; man muß in dieſe ungeheuere Poeſie ſelbſt ein wenig Proſa hinein tragen, ſeiner Phantaſie einen Dämpfer aufſetzen, möchte ich mir erlauben zu bemerken, das rieſenhafte Rundgemälde, welches hier vor uns ausgebreitet iſt, in ſeine Beſtandtheile zerlegen. Da oben iſt zum Beiſpiel das Fort San Elmo; von hier aus geſehen bewundern wir die großartige Linie, die ſeine Werke auf dem Bergrücken bilden; der Dämpfer, von dem ich vorhin ſprach," ſetzte er mit etwas leiſerer Stimme hinzu, „iſt hier der Gedanke, daß das Fort charmante Kanonen des ſchwerſten Kalibers hat, die drohend auf unſer herrliches Neapel herabblicken, und daß unter dieſen Mauern außerordentlich tiefe und ſehr unangenehme Gefängniſſe ſind. Zu etwas Erhebenderem übergehend, iſt der Anblick des Veſuv einzig in ſeiner Art; wenn man aber an die verd— fatiguante Kletterpartie, wollt' ich ſagen — denkt, um hinauf zum Krater zu gelangen, ſo möchte man ſich den Berg etwas weniger hoch wünſchen. Wieder zum Gewöhnlichen herabſteigend, ſehen Sie da unten die ſchön geſchwungene Linie, die Straße von Santa Lucia; ich glaube, irgend ein Poet hat ſie mit einem reichen Perlenhalsband verglichen, welches die Stadt an ihrem Buſen trägt. Ich verweile gern mit meinem Auge dort, miſche mir aber etwas Proſa in den Anblick, indem ich an die herrlichen frutti

ein Ausruf des Erſtaunens, aber über die Züge des Diplomaten flog ein leichtes ſpöttiſches Lächeln.

„Der alte Mann,“ fuhr der Graf fort, „war in den Kriegsjahren mit meinem Vater, machte in deſſen Regiment alle die damaligen Schlachten mit, gieng mit der Armee nach Rußland und erhielt an der Bereſina einen tüchtigen Säbelhieb und ſchleppte ſich trotzdem, ſehr langſam freilich, aber glücklich nach Deutſchland zurück. Ich erinnere mich noch recht gut, wie er eines Abends ſpät hier auf dem Schloſſe ankam, mit zerriſſenen Schuhen, in einem Weiberrock, den Oberkörper in einen alten ſeidenen Damenmantel gewickelt, deren Kapuze er über den Kopf gezogen hatte, und dieſer Kopf ſelbſt — er war ſchrecklich anzuſehen. Die zuſammengetrocknete Haut lag auf den Knochen, die eingeſunkenen Augen brannten in fieberhafter Gluth und ſein Bart hieng faſt bis zum Gürtel herab. Ich der Aelteſte ſelbſt konnte dieſen Anblick nicht vergeſſen und für die jüngeren Kinder war er ein wahrer Popanz geworden, denn man brauchte nur zu ſagen: Amadäus kommt mit ſeinem Bart, ſo waren ſie mäuschenſtill. Von da an blieb er nach ſeinem Wunſche hier auf dem Schloſſe, das damals noch mit dichtem Wald umgeben war, oft Jahrelang mit ein paar Jagdgehülfen allein, was wohl im Verein mit ſeinem vergangenen Soldatenleben ſowie mit dem Säbelhieb daran Schuld iſt, daß er ſich ſeine Einſamkeit mit den ſeltſamſten Geſtalten und Bildern bevölkert. Er ſieht nämlich, wie geſagt Geiſter, das heißt Perſonen, die, wie er behauptet, vor langer Zeit gelebt. Doch kommen und gehen dieſelben nicht, wie man ſich gewöhnlich Geſpenſter vorſtellt, mit unheimlichen verzerrten Geſichtern, in langen ſchleppenden Gewändern, ſondern geſund und friſch, luſtig oder traurig, wie ſie im Leben geweſen, treiben ihr Geſchäft, ſprechen zuſammen, kurz, es iſt ihm, als ſei er auf einmal in eine vergangene Zeit verſetzt und wandle er ſelbſt als Geſpenſt darin herum.“

di mare denke, die dort, frisch dem Wellenschaum entstiegen, feilgeboten werden."

„Lassen wir Ihren Dämpfer und Ihre Prosa weg," sagte Rosa nachsinnend; „da will ich doch lieber unter dem allgewaltigen Anblick der herrlichen Natur mein Herz schüchtern, furchtsam schlagen fühlen."

„Und solltest du wohl glauben," sprach Françoise, „daß Signor Bertolini selbst Poet ist? Jede neue Primadonna, die erscheint, bekommt ihr officielles Gedicht, das ihr der galante Impresario vom Kronleuchter herabflattern oder in Bouquetten oder Kränzen zuwerfen läßt."

„Nun, bei Ihnen war das nicht der Fall, verehrteste Signora," gab Herr Bertolini mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung zur Antwort. „Da überhoben mich ein Dutzend ältere und bessere Poeten bereitwilligst dieser Arbeit. Morgen Abend," setzte er wehmüthig hinzu, „als bei Ihrem letzten Auftreten — natürlich nur vor der Hand — fürchte ich wahrhaftig für Sie bei dem unermeßlichen Blumenregen, der nicht ausbleiben wird. Man muß wirklich von den Gärtnern protegirt sein, um für Morgen etwas Ordentliches zu bekommen."

„O lassen wir das," entgegnete Françoise plötzlich ernst werdend. „Es thut mir wahrhaftig weh, daß morgen der letzte Tag meines Aufenthaltes hier in Neapel ist."

„Um Gotteswillen, setzen Sie hinzu: vor der Hand!" rief der Impresario mit einem wahrhaft komischen Ausdruck des Entsetzens in Stimme und Zügen. „Helfen Sie mir bitten, Signora Rosa," wandte er sich an die Schwester.

„Darein mische ich mich nicht," sagte diese fest und entschieden. „Françoise muß selbst wissen, was sie zu thun hat."

Letztere legte, um dem Gespräch eine andere Wendung

zu geben, ihre Hand auf den Arm des Herrn Bertolini und sagte: „Ich habe Sie so eben nicht ohne Ursache einen Poeten genannt; bezeugen Sie mir die Wahrheit und erklären Sie meiner Schwester, aber ohne Dämpfer und Prosa, das herrliche Rundgemälde hier vor unseren Blicken. Obgleich ich das alles schon Monate lang gesehen, es mir auch schon sehr oft erklärt worden ist, so habe ich doch darin ein so schlechtes Gedächtniß, daß es mir heute noch passiren könnte, Ischia und Capri zu verwechseln."

Der Impresario sah bei dieser Aufforderung fragend nach der Signora Rosa hinüber, die ihm einfach sagte: „Ich bitte darum!" und dann ihre Blicke wieder über das Meer schweifen ließ.

„Ich lasse Sie einen Augenblick allein," sprach Françoise, worauf sie sich erhob und ins Haus ging.

Fünftes Kapitel.

Erkundigungen.

„Sehen Sie," sagte Herr Bertolini, „hier liegt der Golf in seiner vollen Pracht vor uns, einen vollkommenen Halbbogen bildend, dessen äußerste Spitze drüben Cap Miseno ist, die diesseitige das Vorgebirge des Posilipp. Links haben wir das San Antonio-Kloster mit seiner hohen Pinie, weiter unten die Grotte des Posilipp und rechts von dieser den Pizzofalcone-Hügel, an dessen Abhang amphitheatralisch eine Villa über der anderen emporstrebt. Dort ist die Floridiana und das Belvedere, ein paar reizende Puncte, gehören den besten Familien Neapels, sind gastfreie Häuser mit den herrlichsten Salons. — Ah," setzte er mit einem leichten Schnalzen der Zunge hinzu.

„Die Prosa — der Dämpfer," ermahnte Rosa.

„Richtig," sagte lachend Herr Bertolini; „man fällt so leicht wieder in seine alten Gewohnheiten. Klettern wir also dort über treppenartig hinter und neben einander gebaute Häuser, den Petrajo, oder auch Salita dei capuccini genannt,

nochmals zum Castel San Elmo hinauf. Gleich daneben reiht sich Haus an Haus in gelber und gelbröthlicher Färbung, von hier aus gesehen ein völlig unentwirrbares Labyrinth, ein Steinhaufen mit Tausenden von Fenstern; vor demselben sehen wir eine Reihe blendend weißer Gebäude langsam zum Meere herabsteigend, Pizzofalcone, welche das Vorgebirge bilden, dessen Ausläufer Castel del Uovo zu sein scheint. Nachdem wir uns an den Häusermassen müde gesehen, schweben wir zum greisen Vesuv empor. Sein stolzes Haupt ist beständig von einer pinienartigen Rauchsäule gekrönt und an seinem Fuße lagern die Städte Portici und Resina. Weiter rechts reihen sich die Küsten von Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, Castellamare, Vico, Mela, Sorrento, wie eine Perlenkette und schimmern freundlich als weiße Puncte auf dem röthlichen Violett der Berge, dessen duftige Farbe dem geschickten Maler so unerreichbar, während unsere Arbeiter in Gouache schon näher hinkommen. Weiter nach rechts, an der Grenze unseres Gesichtskreises, liegt Capri, das liebliche Eiland, mit seinen felsigen Ufern immer deutlicher werdend. Und sehen Sie, diese Reihe der schönsten Puncte ist durch die Flut eines ewig klaren tiefblauen Meeres umspült, auf dessen Spiegel unzählige Fischerboote ihre weißen Segel ausbreiten. Hier zu unseren Füßen im Vordergrunde liegt die Villa Reale in immer wärmeren Tönen, die Mergellina mit ihrem Gedränge und Wagengerassel und mit den vielen Booten und Netzen, am Ufer zum Trocknen ausgebreitet."

Rosa nickte mit dem Kopfe und sagte wie im Traume: „Ja, es ist alles das hier unsäglich schön; man könnte sich glücklich dabei fühlen. Und Ihnen muß ich gestehen," wandte sie sich an den Erzähler, „daß in Ihrer Idee eines Dämpfers

doch etwas Wahres liegt, wenn auch nicht so, wie Sie diese Idee ausgeführt. Nachdem Sie mir die Namen der Orte, die wir hier vor uns sehen, genannt, kommt mir alles das schon nicht mehr so großartig und erschreckend fremd vor; ich finde Beziehungen zwischen früheren Zeiten, wo man mir von diesen Orten erzählt, und jetzt; ich kann mir Manches ausmalen, was ich darüber gelesen, ich denke an Bilder, die ich gesehen, so namentlich von Sorrent, von dessen Pianora ich selbst eine kleine reizende Zeichnung besitze; man sieht den Ort vor sich, ist schon an den ersten Häusern vorüber und hat neben sich am Wege tiefe malerische Spalten, aus denen Oleander emporwachsen, und die überbuscht sind mit blühenden Orangen und Citronen. Dahin flüchte ich mich, wenn mir Licht und Glanz zu viel wird."

„Richtig," meinte lächelnd Herr Bertolini; „auch ein Dämpfer, aber keine Prosa."

Ein Tritt, der hinter den Beiden hörbar wurde, ließ den Italiener umschauen, worauf man ein schmunzelndes Lächeln auf seinen Zügen erscheinen sah. Es näherte sich der Diener, welcher vorhin die Stühle an die Balustrade gebracht, und trug jetzt in einer Hand ein Tischchen, das er zwischen Fräulein Rosa und Herrn Bertolini hinsetzte, in der anderen Hand hatte er eine Tablette, auf der sich ein kleines, zierliches Kaffeeservice befand.

„Sie sehen, Fräulein Rosa," rief der Italiener mit Enthusiasmus, „daß Ihre Fräulein Schwester nicht nur erhaben groß als Künstlerin ist, sondern auch als Hausfrau. Glücklich der — so etwas kann man gar nicht denken, ohne schwindlig zu werden. — Welche Liebenswürdigkeit, welche rührende Sorgfalt! Fräulein Francesca weiß, daß mir Thee

verhaßt iſt; daß Zuckerwaſſer und Limonade auch nicht zu meinen Leidenſchaften gehört, daß ich aber ein grenzenloſer Verehrer von Kaffee bin, von gutem, ſtarkem, duftendem Kaffee. Und um ihrer Güte die Krone aufzuſetzen und mich ordentlich ſchamroth zu machen, läßt ſie dieſes kleine Feuerzeug dazu ſetzen und die Kryſtallſchale, um —" Er vollendete den Satz nicht, ſpitzte aber ſeinen Mund, wie ein Karpfen, wobei er mit zuſammen gekniffenen Augen Fräulein Roſa anſchaute.

„Nun, um eine Cigarre zu rauchen," ergänzte dieſe; „ich finde das ganz begreiflich, und Sie werden ſich doch vor mir nicht geniren wollen. Ich würde Ihnen ſogar ſelbſt Geſellſchaft leiſten, aber mir iſt die Luft hier oben bei herannahendem Abend zu würzig, zu angenehm. Sie wiſſen, für uns Nordländerinnen hat es etwas Berauſchendes, den Duft von Orangenblüthen ſo in der freien Natur einathmen zu können. Ah, wie das köſtlich iſt!" Sie that einen tiefen Athemzug.

Der Impreſario ſteckte den Zeigefinger der linken Hand in den Mund und hielt ihn alsdann in die Höhe.

„Was machen Sie?"

„Ich möchte wiſſen, woher der zarte Lufthauch weht, der die trägen Blätter kaum emporhebt, um mich mit meiner Cigarre hinter den Wind zu ſetzen, damit Signorina durch den Rauch derſelben auch nicht im allermindeſten genirt iſt."

Roſa ſchüttelte lachend ihre Hand gegen den Nachbar, worauf ſie ſagte: „Bitte Sie, ruhig an Ihrem Platze zu bleiben, was auch Ihre eigenthümliche Windfahne ſagen möge. Das bischen Rauch Ihrer Cigarre wird nicht im Stande ſein, die Atmoſphäre zu verderben. Fühlen Sie, wie jede Schwingung der Luft einen friſchen Hauch zu uns herüber-

trägt, gewürzt mit Blumendüften. Man ſollte hier oben gar nicht ſprechen, ja, nicht einmal denken, man ſollte ſich ruhig in ſeinen Fauteuil zurücklehnen, um langſam das wunderbare Bild in ſich aufzunehmen, und dann die Augen ſanft ſchließen, um ein ganz vollendetes Glück zu träumen."

„Was Sie da ſagen, verehrtes Fräulein," gab Herr Bertolini zur Antwort, „erfüllt mein italieniſches Herz mit Stolz. Aber Sie haben vollkommen Recht: Neapel iſt der ſchönſte Fleck der Erde, und bei Neapel iſt die Villa Cebronia unbeſtritten der ſchönſte Punct. — — Göttlich am heutigen Abend!" —

Zu dieſer Göttlichkeit des heutigen Abends, von welcher der gute Italiener erfüllt war, wirkte neben der Ausſicht im gegenwärtigen Augenblicke auch Kaffee und Cigarre mit; er ſchlürfte den duftigen Trank mit ſolchem Behagen in ſich hinein, daß ſeine Augen ordentlich zwinkerten, und als er darauf den erſten Zug aus der Cigarre that, ſchloß er ſie ganz, um, nach dem Ausdrucke Roſa's, nur in ganz anderer Art, eines vollendeten Glückes zu genießen.

Geneigter Leſer, ich bin überzeugt, daß Du in ähnlichen Fällen nicht anders fühlen wirſt, und hoffe, daß, wenn Du ſpäter San Antonio beſuchſt, Dich dort auf die Terraſſe ſetzeſt und auf das unausſprechlich ſchöne Panorama hinabblickſt, Du mir vielleicht Dank wiſſen wirſt, daß ich Dir dieſen kleinen reizenden Punct ſo ausführlich geſchildert.

Roſa warf einen raſchen und forſchenden Blick auf ihren Nachbar, und als ſie ihn ſchwelgen ſah in Ausſicht, in Kaffee und Cigarre, da ſchaute ſie wieder vor ſich hin, ſchlug die Arme über einander und ſagte in höchſt gleichgültig klingendem Tone: „Nicht wahr, Herr Bertolini, Sie ſind Neapolitaner?"

„Vollblut-Neapolitaner," gab dieſer zur Antwort; „von Großvater und Urgroßvater her die ächteſte und reinſte Race, auch ſo durchdrungen von den Schönheiten meines Vaterlandes, daß mich nur die äußerſte Noth in Betreff des Theaters einmal zu einer kleinen Reiſe ins Ausland, nach Rom und Mailand, veranlaßte. Dort ſah ich die mit Schnee und Eis bedeckten Alpen und ſchauderte, als ich bedachte, daß hinter denſelben auch noch Menſchen wohnen.

„Das iſt mein Vaterland," ſagte lächelnd das junge Mädchen.

„Ich muß das glauben," verſetzte der galante Italiener; „blühen doch auch in den Gewächshäuſern wunderſchöne ſüdliche Blumen. Signora müſſen unbedingt von italieniſchen oder ſpaniſchen Eltern abſtammen."

„Das ich nicht wüßte," erwiderte Roſa lächelnd; „ich kann Ihnen ebenfalls mit Stolz verſichern, daß mein Großvater und Urgroßvater von der reinſten deutſchen Race ſind."

„So haben wir ein prachtvolles Spiel der Natur, das uns jedenfalls zur Bewunderung nöthigt," ſagte der Impreſario mit einer tiefen Neigung des Kopfes.

„Warum ein Spiel der Natur?"

„Weil zwiſchen Ihnen, Signora, und den Damen einer Familie, in welcher ſich italieniſches und ſpaniſches Blut vermiſcht hat, eine außerordentliche Aehnlichkeit ſtatt findet."

„Da Sie alſo Neapolitaner ſind und die Stadt nie verließen, ſo werden Sie ſie und ihre Verhältniſſe genau kennen."

„Ich muß zur Antwort einen etwas gewöhnlichen Ausdruck gebrauchen: wie meine Taſche. Es gibt nichts Bezeichnenderes."

„Neapel hat vielen Reichthum?“

„Allerdings, aber auch viel unbemitteltes Volk. Arm kann man sie gerade nicht nennen, denn da ihre Lebensbedürfnisse so außerordentlich gering sind, so kommt selbst der Unbemitteltste selten in die Lage, darben, hungern zu müssen. Sein Brod, Maccaroni, eine unendliche Menge von Früchten, Wein, wächst um ihn her; der Himmel wärmt ihn, und selbst wenn er nicht eigenes Dach und Fach hat, so leidet er keine große Noth, da überall ein Mauervorsprung, eine Halle, ein umgestürztes Boot zu finden sind, die ihm Nachtherberge geben; seine frutti di mare dritten und vierten Ranges kann er fast umsonst haben, und wenn ihm auch diese einmal fehlen sollten, so vertreibt er sich Hunger und Langeweile, indem er eine Handvoll somenai verspeist.“

„Was ist das?“

„Es sind die Kerne der Sonnenblume, nahrhaft, gesund und zeitvertreibend.“

„In Neapel ist ein großer Adel?“ fragte das Mädchen weiter.

„Viel Adel — weniger große und reiche Familien.“

„Kennen Sie die Marchesa Fontana?“ fragte Rosa rasch, ohne aber dabei ihren Nachbar anzublicken.

Dieser schielte mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck zu ihr hinüber; offenbar war er überrascht, diese Frage zu hören, denn ein paar Sekunden lang gab er keine Antwort und hielt die Cigarre bei geöffneten Lippen mit seinen schneeweißen Zähnen fest. Da aber das junge Mädchen mit unbewegten Gesichtszügen auf das Meer hinausstarrte, so nahm der schlaue Italiener seine Partei und erwiderte: „Ah, Fontana — wer sollte die Familie nicht kennen! Da ist der Duca

von Fontana, Palazzo Strada Toledo, da ist der Conte Fontana, ihnen gehört die Floridiana, die ich vorhin die Ehre hatte, Ihnen zu zeigen; da ist endlich die verwittwete Marchesa Fontana auf ihrem Schlosse bei San Forio, mit großen Besitzungen hier und in Sicilien."

„Sie hat einen Sohn — Gaetano?" forschte Rosa, scheinbar mit der größten Unbefangenheit, weiter.

Signor Bertolini schielte abermals mit ein klein wenig Ueberraschung in den Zügen zu ihr hinüber, dann begnügte er sich, zu sagen: „Bekannt, sehr bekannt."

Das junge Mädchen gab kein Zeichen von Bewegung, fragte dagegen mit langsamer und sehr deutlicher Stimme: „Und ist dieser Marchese Gaetano Fontana verheirathet oder nicht?"

Herr Bertolini hatte das Gefühl, als setze ihm Jemand eine Pistole auf die Brust; er schien einen Augenblick unschlüssig zu sein, was er sagen solle; er zuckte mit den Achseln und seine Stimmung wurde unbehaglich, als er nun, nach seiner Nachbarin hinüberblickend, sah, wie diese ihre großen glänzenden Augen fest auf ihn gerichtet hielt.

Unter dem Drucke dieses Blickes sagte er nach einer kurzen Pause: „Der Marchese Gaetano Fontana gilt bei Leuten, die seine Verhältnisse kennen, für unverheirathet."

„Warum gilt?"

„Per bacco! verehrtes Fräulein," erwiderte der Impresario mit einer etwas forcirten Lustigkeit, „man muß seine Landsleute kennen. Diese jungen vornehmen Herren machen oft ganz merkwürdige Streiche."

„A—e—h! In der That?"

„Vom Marchese Fontana," fuhr Herr Bertolini fort,

„Seltſam! merkwürdig!“ ſagten einige der Gäſte.

„Und er ſieht dieſe Geiſter beſtändig?“ forſchte der Diplomat, noch immer ungläubig lächelnd.

„Wenn er will, ja. Es liegt nämlich für ihn zwiſchen jenen Geſtalten und ſeinem inneren Auge ein leichter Nebel, den er aber mit ſeinem Blicke durchbrechen kann, wenn er will. Andere Perſonen, die er im Leben genau gekannt, behauptet er dagegen, an verſchiedenen Stellen beſtändig zu ſehen.“

„Da ſollte man ja den Meiſter Amadäus,“ lachte der junge Diplomat, „bei irgend einer Kunſtſchule oder beim Theater anſtellen, da er ja den jungen Malern oder Schauſpielern die richtigſten Coſtüme angeben könnte.“

„Dieß könnte er auch,“ ſagte ernſthaft der Graf, „ich erinnere mich einer merkwürdigen Geſchichte mit ihm. — Ihr wißt Alle, daß hier in der Gegend zur Zeit des Bauernkrieges der arme Konrad arg gehaust, namentlich auch auf dieſem Schloſſe. Da war vor ein paar Jahren ein Maler hier, der nahm das alte Gebäude drüben und die Gegend auf, um aus jener Zeit eine Scene zu malen. Da er ein artiger gebildeter Menſch war, ſo lud ich ihn ein, ſein Bild hier zu vollenden, was er auch gerne that. Er hatte eine Menge Mappen bei ſich, darunter viele Coſtümzeichnungen aus alten Werken und nach Angaben ſeiner Freunde, die er zu dem Bilde zu benutzen pflegte. So komme ich eines Tages in ſein Zimmer hinüber und höre durch die angelehnte Thüre, daß er mit dem alten Jagdgehülfen Joſeph, der, nebenbei geſagt, wie auch die ganze übrige Dienerſchaft den Haushofmeiſter wie eine Art Propheten verehrt, laut ſpricht und lacht. Joſeph hatte einen Staubbeſen in der Hand, ſchaute in die Skizzen und ſagte mit dem Kopfe ſchüttelnd: ſo haben die Leute damals nicht ausgeſchaut! — Woher wißt Ihr das? fragte der Maler. Da ſah ihn Joſeph

indem er vor dem kalten, gedehnten Ah plötzlich wieder ernst wurde, „ist mir, auf Ehre, nicht das geringste Nachtheilige zu Ohren gekommen. Er ist kein leichtsinniger Herr, er ist kein Schuldenmacher, und wenn ich vorhin sagte: er gilt für unverheirathet, was allerdings zweideutig klang, so bezieht sich diese Aeußerung nur auf ein unbestimmtes Gerücht, das mir, wie vielen Anderen, bei einer gewissen Veranlassung zu Ohren kam."

„Und dieses Gerücht?" fragte das junge Mädchen mit ruhigem, aber festem Ton.

„Nun — dieses Gerücht," sagte der Impresario, indem er den Kopf hin und her wiegte, — „eben ein Gerücht, wie es so viele gibt — wie ich fest überzeugt bin, eine Lächerlichkeit, sagte: Marchese Gaetano Fontana habe sich in Palermo verheirathet, werde aber seine Gemahlin erst nach Neapel bringen, wenn gewisse Differenzen mit dem Allerhöchsten Hofe hier ausgeglichen seien."

„Wer, sagte man, sei diese Gemahlin?"

„Eine Fürstin Pallavicini."

„Ah, bei Gott, man spricht sehr bestimmt darüber?"

„Bestimmt nicht — nur gerüchtweise."

„Sie kennen diese Fürstin Pallavicini?"

„Ich sah sie in Palermo, und das ist gerade —" Der Italiener stockte, als habe er zu viel gesagt.

Doch faßte Rosa dieses Wort auf und sagte hastiger, als bisher: „Was ist gerade?"

„Eigentlich nichts —"

„Nun denn?"

„Das Spiel der Natur, von dem ich vorhin sprach. Signora sehen dieser Fürstin Pallavicini außerordentlich ähnlich."

Rosa ließ den Kopf in ihre Rechte sinken, athmete einen Augenblick tief und schwer, dann strich sie leicht mit der Hand über ihre Stirn und sprach: „Erlauben Sie mir noch eine Frage. Sie sagten vorhin, das Gerücht über diese Verheirathung des Marchese Gaetano sei Ihnen zu Ohren gekommen bei einer gewissen Veranlassung. Welches war diese Veranlassung?“

Das junge Mädchen hatte in ihrem Wesen und in ihrer Art, zu sein, etwas so ungemein Ernstes und Imponirendes, daß ihre Fragen, so einfach sie auch klangen, dem Impresario ein unbehagliches Gefühl erregten. Ja, das Feuer seiner vortrefflichen Cigarre war erloschen, und statt sie wieder anzuzünden, legte er sie ruhig bei Seite. Er hätte in diesem Augenblicke gern gewünscht, daß ihm der Vesuv den Gefallen gethan hätte, etwas weniges außergewöhnliches Feuer empor zu werfen, um diese peinliche Unterhaltung abbrechen zu können.

Doch stand der Berg da, erhaben und majestätisch, wie immer, in der glänzenden, glutvollen Abendbeleuchtung, ließ seine feine, scharf gezeichnete Rauchsäule aufsteigen, die sich oben fächerartig über die Sommat ausbreitete und an den Rändern mit dem hellen Himmel fast verschmolz. — Aber es kam nichts Außergewöhnliches, und der feste Blick des Mädchens nöthigte ihn, um so mehr ihre Frage zu beantworten, als er wohl wußte und fühlte, daß sie ihn nun einmal nöthigen wollte, mit ihr über Dinge zu sprechen, die ihr vollkommen bekannt waren.

„Diese Veranlassung also —?“

„Bei allen Heiligen!“ platzte der Italiener nach einer längeren Pause endlich heraus, „es war dies eine Veran-

laſſung, wie ſie Ihnen und der Signora Schweſter häufig genug vorgekommen ſein muß. Welch' immenſe Künſtlerin Signora Francesca iſt, wiſſen Sie ja ſelbſt ganz genau, ebenfalls, ob ſie Liebenswürdigkeit mit Schönheit gepaart in ſolchem Maße beſitzt, um der ganzen Welt den Kopf zu verdrehen. Wollte ich Ihnen alle die Namen herzählen, die ſich voll Enthuſiasmus an den Triumphwagen unſerer großen Sängerin ſpannten, da müßte ich nicht nur die glorreichſten Familien des Landes nennen, ſondern auch, was ſich von diſtinguirten Fremden in Neapel befindet. Auf meine Ehre, ſo etwas haben wir Alle noch nie erlebt, die offenbare Raſerei aller der jungen Leute und dabei die Ruhe und Kälte unſerer ſo hoch gefeierten und noch höher geachteten Sängerin!" —

„Und unter dieſen Verehrern, wenn wir ſie ſo nennen wollen, machte ſich der Marcheſe Fontana bemerkbar?"

„Bemerkbar — ja—a; man muß, um der Wahrheit die Ehre zu geben, ſagen, recht bemerkbar, aber — Signora Franceſca iſt kalt, wie der Schnee des Veſuvs."

„Laſſen wir das, Herr Bertolini," ſagte das Mädchen mit großer Kälte im Ton ihrer Stimme. „Nehmen Sie überhaupt meine Fragen für müßiges Geplauder. Aber ſehen Sie," fuhr ſie raſch und plötzlich verändert und heiter fort, „Sie ſcheinen unſere Unterredung wahrhaftig von einer ſehr ernſten Seite aufgefaßt zu haben, denn im Eifer des Geſprächs ließen Sie Ihre Cigarre ausgehen — etwas Schlimmes für einen guten Raucher. Bitte, zünden Sie an und ſchauen Sie in die Gegend hinaus, wie prächtig die Lichter und Schatten auf Meer und Landſchaft nun mit jeder Minute wechſeln."

Der Vordergrund, die Gebüſche vor der Terraſſe und

weiter hinab die Rampen, dann die Häuſer unten und der Weg zur Mergelina lagen ſchon in tiefem Schatten, und mächtig ſchritt dieſer vorwärts, jetzt auch die Villa Reale einnehmend, und immer weiter und weiter gleitend, ſeine Herrſchaft über Meer und Land unaufhaltſam auszudehnen. Die ganze Vegetation glänzt durch die Streiflichter der Sonne prächtig wie im herbſtlichen Schmucke röthlich und gelb angeſtrahlt; die Landhäuſer des Vomero, ſo wie die des Petrajo ſprühen goldene Strahlen aus ihren beleuchteten Fenſtern. Das Gemäuer der beiden Caſtelle ſcheint reiner Goldocker, und die ruhige See gibt treulich das Bild des Caſtel del' Uovo zurück. Doch auch dieſer Theil geht in Violett über, der Schatten macht Rieſenſchritte; nur der Veſuv und die Gebirgskette von Monte Sant Angelo glühen noch im wärmſten Lichte und ſcheinen ſelbſt über die ihnen werdende Auszeichnung immer tiefer zu erröthen.

Die Eremitage am Veſuv tritt nun ganz deutlich hervor, und die Fenſter der Sternwarte funkeln wie bei einem Brande. Tiefe blaue Schatten zeigen deutlich die Riſſe des Berges, und der braunſchwarze Streifen, der bis an das Ufer hinab kommt, iſt die letztgefloſſene Lava. Der ganze Berg beginnt ſich im Meere zu ſpiegeln, das nun in der wundervollſten Farbenpracht, vom glühendſten Roth, zarteſten Violett bis zur dunkelſten Neutraltinte und zum tiefſten Schwarzblau im Vordergrunde ſpielt. Nicht eine Welle, nicht ein Kräuſeln auf dem ganzen weiten Golfe, der nun wie hingegoſſenes Oel in unerreichbarem Glanze da liegt, ein Bild der Ruhe. Kein Lüftchen weht, alle Blumen und Gewächſe hauchen ihren Duft aus, ehe ſie ihre Kelche ſchließen.

Das Wagengeraſſel unten in der Stadt hat allmälig

aufgehört, und von San Antonio erschallt das Ave-Maria, die vierundzwanzigste Stunde und den Tagesschluß anzeigend; unten gesellt sich die tiefe Glocke von Pie di Grotta, weiter die von San Giuseppe di Chiaja dazu, und immer mehrere nahe und ferne Glocken tönen leise dazwischen, bis eine um die andere langsam verhallt und gänzliche Ruhe eintritt. Welchen Frieden träufeln diese Glockentöne in unser Herz und lassen uns zu gleicher Zeit an ferne Lieben denken! Haben wir doch das Bewußtsein, daß auch sie mit tausend und tausend Anderen diesen Klängen lauschen, mitsprechend das schöne Gebet: der Engel des Herrn, das sich nun mit der vorrückenden Sonne von Ort zu Ort schwingt, von Mund zu Mund — um den ganzen Erdball herum.

Die Spitze des Vesuv, die noch immer leicht geröthet war, so wie die des Monte San Angelo werden auch allmälig finster, und nur die Rauchsäule hat noch einige blaßrothe, ungemein zarte Lichtchen, die aber bald verschwinden. Jetzt wechselt die Farbe wieder: das Violett wird weniger hart, es verliert seine Kälte, und der Vor- und Mittelgrund erlangt nach und nach wieder seine Localfarbe, während die Berge immer heller und heller werden, und jetzt — o, des wunderbaren Anblicks! — von neuem mit rosigem, obgleich schwächerem Scheine übergossen werden — dem Abglanze des gerötheten Himmels, der sie auch lange noch in einem warmen Tone erhält. — —

Françoise hatte sich vom Hause her mit leichten Schritten den Beiden genähert, war hinter die Schwester getreten und nun wie diese im Anschauen all' der unendlichen Pracht und Herrlichkeit versunken. Wie eine müde Blume, die vom Abendschatten getroffen wird, neigte sie ihr Haupt herab, bis

ihre Wange das Haar Rosa's berührte, worauf diese ihre beiden Hände erhob, die Rechte der Schwester faßte und innig drückte.

Ein paar Augenblicke später sagte Françoise so leise flüsternd, daß es dem Nebensitzenden wie das leise Wehen eines Blattes klingen mußte: „Halte ihn noch eine Weile zurück und dann entlaß ihn. Sage ihm, ich sei nicht aufgelegt zu Geschäftssachen, und du wüßtest meine Absichten nicht, oder sage ihm, was du willst — morgen Abend vor der Vorstellung würde ich noch mit ihm reden. — Ich — ich — will noch einen Gang nach dem Pavillon machen," setzte sie schüchtern hinzu und neigte das Gesicht seitwärts, um dem klaren Blick ihrer Schwester zu entgehen, welche langsam den Kopf gegen sie wandte.

Rosa drückte die kleine Hand, die sie gefaßt hielt, inniger und sprach mit eben so leiser Stimme zurück: „Willst du nicht bleiben, Françoise, mit mir einige Worte reden — ehe du —?"

„O, nein, nein," versetzte die Andere mit zitternder Stimme, „später, Rosa! Glaube mir, ich werde klug sein."

Rosa biß ihre Lippen auf einander und über ihr ernstes, schönes Gesicht flog wie ein finsterer Schatten der Ausdruck eines tiefen Schmerzes.

„Wird er kommen?" fragte sie eben so leise.

„Ich glaube nicht," gab Françoise ausweichend zur Antwort. „Er — er war auf Ischia und wollte bei sinkender Sonne unten vorüber fahren. Ich will ihm nur ein Zeichen geben. Er hat mir gesagt, um diesen letzten Tag kein unnöthiges Aufsehen zu machen, wolle er sich mit der größten Ueberwindung fern halten — da morgen —"

Der Italiener, der jetzt doch wohl hörte, daß die beiden Schwestern leise zusammen sprachen, hatte sich als discreter Mann erhoben und war dicht an die Balustrade der Terrasse getreten. Als er sich nach einer Weile wieder umwandte, war Françoise verschwunden. Noch ein paar Augenblicke schaute Herr Bertolini rings um sich her, wobei er seinen Blick über das junge Mädchen hinschweifen ließ, das in tiefe Gedanken versunken, da saß und sich nicht regte; dann nahm er langsam seinen Hut vom Boden auf und sagte mit lauter Stimme: „Ich begreife vollkommen, daß unsere große Sängerin nicht Lust haben wird, bei diesem wunderbaren Abend an Geschäfte zu denken. Leider," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „sind die Damen überhaupt schwer dazu zu bringen. Ich lege also meine Bitten und Wünsche in Ihre Hand, Signora, und ersuche Sie um ein kleines Fürwort, damit ein armer, geplagter Impresario mit einiger Ruhe in seine sonst so dunkle Zukunft blicken kann. Machen Sie um's Himmels willen, daß alle Kunstfreunde Neapels nicht tiefe Trauer anlegen müssen."

„Allerdings scheint meine Schwester heute Abend nicht geneigt, sich mit Geschäften abzugeben," versetzte Rosa; „ja, sie scheint mit Absicht entflohen zu sein. Wie ich aber von ihr vernahm, wird sie morgen früher nach der Stadt fahren, um vor der Vorstellung auf dem Bureau mit Ihnen zu reden."

Der Impresario hatte seinen Hut mit beiden Händen gefaßt und drückte ihn mit einer pathetischen Bewegung, wobei er sich zugleich tief verneigte, vor die Brust; dann erhob er das Gesicht mit einem bittenden Ausdruck, während er sagte: „Und was wird sie mit mir reden? O, Signora, könnten Sie die Spannung fühlen, mit der ich die Stunde dieser

Unterredung erwarte! Gewiß, könnten Sie das, ſo würden Sie es ſicher nicht an einem freundlichen Fürworte fehlen laſſen."

„Auch ohne dieſe Spannung vollkommen ermeſſen zu können," gab Roſa zur Antwort, „ſoll es gewiß an meinem Fürwort nicht fehlen. Doch kann ich Ihnen verſichern, daß wir Schweſtern gewohnt ſind, jede ihren eigenen Weg zu gehen, und daß wir Beide auf Ueberredungen nichts halten."

„Aber Sie ſind nicht gegen mich?"

„Warum das? Gewiß nicht!"

„So erlauben Sie, daß ich Ihnen ſchon für dieſen Beweis von Wohlwollen die Hände küſſe."

Und der galante Italiener that alſo, trat darauf mit einer tiefen Verbeugung zurück, verließ alsdann die Terraſſe und gleich darauf die Villa Cedronia.

Roſa hatte ſich wieder in ihren Stuhl zurückgelehnt, legte ihren Kopf gegen die Lehne und ſchloß ihre Arme feſt an einander, als wolle ſie ſich mit irgend etwas verhüllen. Es war das aber nichts Sichtbares, vielmehr war es eine Flut von Gedanken, in die ſie langſam verſank — Gedanken freundlicher und wieder finſterer Art. Doch hatten die letzteren die Oberhand, das ſah man deutlich an der düſtern Miene des jungen Mädchens, an dem Zuſammenpreſſen ihrer Lippen, und hätte es hören können an ihren Athemzügen, die zuweilen wie ein tiefes Aufſchluchzen klangen. Dann und wann, wie um ihren Ideengang gewaltſam zu verändern, erhob ſie ihren Kopf und ſchaute mit weitgeöffneten Augen auf das herrliche Landſchaftsbild, das ſo nahe vor ihr lag. Dann ließ ſie ihre Blicke raſch über Neapel wegſchweifen, auch über den Veſuv, wo ſie einen kleinen Moment verweilte,

über Caſtellamare und Sorrent, um dann länger nach Capri zu ſehen.

Das Meer war ſo ſtill wie der Himmel, und alles in weiter Ferne rings umher war wie verloren in träumeriſchen Duft, ſo ſtill und weich — es paßte nicht zu ihrer Stimmung. Aber der Anblick von Capri war ihr ſympathiſch, das ſtand da ſo groß und ernſt, ſo klippenſtarr und felszacken-gepanzert in der melancholiſchen Wildheit ſeiner Berge und in der ſchroffen Jähe der ſchwindelſteilen Kalkwände von rother Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit.

Dichter haben Capri mit einer Sphinx verglichen, Anderen erſchien die ſchöne Inſel wie ein antiker Sarkophag, deſſen Seiten ſchlangenhaarige Eumeniden ſchmücken, oben auf aber liegt der blutige Tiberius. — Und Gedanken, welche zum letzteren Bilde paßten, erfüllten das Gemüth des jungen Mädchens.

Sechstes Kapitel.

Die erste dunkle Stunde.

Françoise hatte die Terrasse und die dunkeln Laubgänge des Gartens betreten, in denen sie dahin eilte. Blicke, welche ihr gefolgt wären, würden ihr weißes Gewand noch eine Zeitlang zwischen den grünen Blättern haben durchschimmern sehen. Sie ging bei der Scala del Leone, jener Treppe vorüber, die auf den abkürzenden Weg nach der Mergelina führt, wandte sich wieder und schritt über zwei Stufen zu dem schmalen Wege hinunter, der unter den finstern Cypressen, welche wir von unten sahen, zwischen hohen, duftenden Burhecken nach dem röthlichen Pavillon der Terrasse führt, die unmittelbar eine weite Aussicht auf den Golf gewährt.

Dort vor dem Pavillon lehnte sie sich an das Mauerwerk, und so mußte die weiße Gestalt neben den jetzt tiefdunkeln Steinen auf weite Entfernung gesehen werden. Und das war auch in Wahrheit ihre Absicht.

Ob es ihr dagegen gelingen würde, unter der Menge von Fahrzeugen, die mit und ohne Segel die weite Bucht

groß an und ſagte: fragt den Meiſter Amadäus, der kann es Euch beſſer ſagen, wie Eure Bilder und Bücher. Joſeph fährt ab, wie ich eintrete, und der junge Maler fragt mich lachend, wie er jene Rede zu deuten habe. Ich erzählte ihm von den Eigenheiten des alten Hausmeiſters, und da ich ſelber auf eine ähnliche Probe geſpannt war, ſo erſuchte ich ihn, ſich, aber in allem Ernſte, an Amadäus zu wenden. Das that er auch und die Beiden wirthſchafteten eine Zeit lang ſehr vertraut zuſammen. Anfangs entſetzte ſich der Maler über das, was ihm der Alte ſagte, und der junge Menſch ſchwur hoch und theuer, ſo und nicht anders können Kleidung, Bewaffnung, ja Sitten und Gebräuche in der damaligen Zeit geweſen ſein. Das Bild wurde vortrefflich, machte Furore in allen Kunſtausſtellungen; ich habe es ſpäter gekauft, es hängt in der Stadt in meinem blauen Salon."

„Das iſt eine ganz unglaubliche Geſchichte," ſagte lachend der Diplomat. „Reſpekt vor der Phantaſie und der Erzählungsgabe des alten Herrn, aber ich glaube, er gefällt ſich darin, ſich auf ſolche Art eigenthümlich, ja wichtig zu machen."

Der Herr von M. zuckte mit den Achſeln. Ihn verdroß das Lachen des Attache's und er ſagte: „wenn Sie glauben, daß ſich Amadäus ein Vergnügen oder eine Ehre daraus macht, Ihnen, mein Lieber, von ſeinen Viſionen zu erzählen, ſo irren Sie gewaltig."

„Das iſt wohl möglich," entgegnete der Diplomat etwas hochmüthig, „weil er wohl wiſſen wird, wo er ſeine Mährchen an den Mann bringen kann."

Herr von M. ſchien den Ausfall überhören zu wollen und fuhr fort: „der Alte iſt durchaus nicht zum Spaſſen aufgelegt. Wenn er freilich nur ſo vor Einen hinträte und von ſeinen Viſionen ſpräche, ſo könnte man am Ende Ihrer Meinung ſein.

kreuzten, das Boot zu erkennen, nach dem sie mit angestrengteſter Sehkraft blickte, und das, wie ſie wohl wußte, eine brennend rothe Fahne führte, war eine andere Frage.

„Nein, nein," ſprach ſie zu ſich ſelber, „das iſt unmöglich; ich werde deſto lebhafter und herzlicher an ihn denken. — Vielleicht auch, wenn ich mich ſo innig nach ihm ſehne, leitet der gewaltige Wunſch ihn zu ſehen, mein Auge. — Dort — nein, es iſt ein Fiſcherboot! — O Gaetano! — bald mein Gaetano!" Sie flüſterte dieſe Worte mit weicher, ſchmelzender Stimme und mit einer unausſprechlichen Innigkeit, ſchrak aber im nächſten Augenblicke heftig zuſammen, da ſie mit einem Male fühlte, wie zwei Hände aus einer der Fenſterwölbungen des Pavillons hervor, an welchem ſie lehnte, ſanft ihren ſchlanken Leib umfaßten.

„O mein Gaetano!"

„O ſüße Franceſca, verzeihe mir, daß ich mein Wort nicht gehalten, aber es war ſo unüberlegt das Verſprechen, welches ich dir gegeben. Und daß du es mir abverlangteſt, beweiſ't einen grenzenloſen Egoismus. Du willſt nur geſehen ſein, immer hoch ſtehend, hellleuchtend, die Andern ſollen ſo in Maſſe vor dir verſchwinden, auch der arme Gaetano! Du ſchauſt mit deinem wundervollen Blicke ſo auf das Gewimmel zu deinen Füßen: vielleicht iſt auch er darunter — er, o meine Franceſca, der aus Liebe zu dir ſtirbt und die ganze Welt ausgeſtorben wünſchte, um mit dir allein leben zu können!" —

„Wie du mich erſchreckt haſt! — Wahrhaftig, ich könnte dir böſe ſein," gab ſie zur Antwort. Doch ſtrafte der herzliche Ton ihrer Stimme dieſe Worte Lügen. „Und wie du nun wieder ſprichſt, ungemeſſen, leidenſchaftlich wie immer!

Wahrhaftig, ich bin froh," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, wobei ſie einen ſehr ſchwachen Verſuch machte, ſich einen ſehr kleinen Schritt von dem Pavillon und ihm zu entfernen, „daß uns feſte Mauern trennen."

„O dem kann ſogleich abgeholfen werden," erwiderte er lachend und ſchwang ſich leicht und gewandt zu dem Fenſter hinaus auf die Terraſſe.

„Du überſpringſt freilich alle Schranken, ich weiß das wohl," ſagte ſie und wehrte ihn mit ihren kleinen Händen anmuthig von ſich ab. „Ich will aber heute Abend hier allein ſein — gewiß, Gaetano, ganz allein ſein."

„Das iſt nicht dein Ernſt, Franceſca," entgegnete er mit einer betrübten Miene, die aber wieder heiter wurde, ſowie er in ihr Auge blickte, das voll Freundlichkeit und Liebe glänzte.

„Nun, ich will dir denn die Erlaubniß geben, eine kurze Zeit zu bleiben," ſagte ſie, „aber ich ſtelle Bedingungen."

„Bedingungen? — Und welche?"

„Du ſetzeſt dich an dieſes Ende der Bank hier und ich mich an das andere."

„Und der leere Raum zwiſchen uns Beiden?"

„Wird mit äußerſt ruhigen Geſprächen ausgefüllt. Gehſt du darauf ein?"

„Ich muß mich wohl deinem ſtrengen Willen fügen, Herrin der Villa Cedronia, Königin von Neapel, ſüße, ſüße Majeſtät! — Aber zuerſt darf ich zu Einleitung des Geſprächs deine beiden lieben Hände küſſen?"

Das mußte ſie ihm wohl erlauben, und er küßte nicht nur die Hand, ſondern auch jede einzelne Fingerſpitze; ja, als er endlich damit fertig war, zog er das widerſtrebende

Mädchen einen Augenblick heftig in seine Arme, und sie mußte es geschehen lassen, daß er seine Lippen eine Sekunde lang fest auf die ihrigen preßte. Dann aber fuhr er zurück, machte eine komische, sehr tiefe Verbeugung, setzte sich ganz knapp auf das eine Ende der Bank, während er sagte: „Und nun — ins Exil! — Jetzt werde ich dir ausführlich sagen, welch' ungeheuren Fortschritt ich in der letzten Zeit in der deutschen Sprache gemacht habe, und nur dir zu lieb, süße Francesca, denn sonst würde keine Macht der Erde es mir möglich machen, diese barbarischen Worte zu lernen."

Dies sagte er in einem allerdings wunderlichen Gemisch von Deutsch, Italienisch und Französisch, doch war aus dem, was er in ersterer Sprache sagte, wohl zu ersehen, welch' außerordentliche Mühe er sich gegeben.

„Mein Sprachmeister in Neapel ist mit mir zufrieden, hoffentlich auch du, meine sonst so strenge Richterin."

Sie lächelte selig in sich hinein, als sie die Töne der heimatlichen Sprache aus seinem Munde hörte.

„Ist es aber nicht traurig," fügte er heiter hinzu, „daß ich nach all der guten Aufführung, und nachdem ich sogar Deutsch gelernt, dich nun heute Abend verlassen soll?

„Eigentlich aber," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er nicht in die vom Abendduft verschleierte Gegend geschaut, sondern nur auf ihr Gesicht, und jetzt sprach er wieder nur in der Sprache seiner Heimat, „eigentlich habe ich nicht nöthig, mich sogleich zu fügen, denn ich kann wohl sagen, daß ich mit vollem Rechte hier bin."

„Ah! Das möchte ich hören."

„Und diese Auseinandersetzung soll nicht auf sich warten

laſſen. Excellentiſſima werden ſich ohne Zweifel erinnern, welch' wichtiger Tag morgen für uns Beide iſt."

„Ich erinnere mich nicht ganz genau," ſagte ſie mit einer angenommenen Zerſtreutheit.

„O Franceſca!" rief er nun plötzlich mit einem ganz veränderten und ſehr innigen Ausdruck der Stimme, „das wüßteſt du in der That nicht?"

„O doch, Gaetano, o doch!" gab ſie haſtig mit einem weichen Tone zur Antwort, und ſtreckte eine ihrer Hände gegen ihn aus, die er ergriff und natürlicher Weiſe feſthielt.

„Meine Berechtigung, heute noch zu kommen, liegt alſo darin," ſagte er, „daß doch noch Einiges für morgen zu beſprechen iſt. Da deine Schweſter Roſa mit uns abreiſen wird, ſo werden wir jedenfalls in zwei Wagen fahren. Das iſt nun alles beſorgt; du weißt, wo wir die Reiſe-Equipagen finden, das Gepäck wird im Laufe des morgenden Tages dorthin beſorgt, und nun — kommt die Hauptſache." — Er zog ein Papier aus der Taſche. — „Neben den Päſſen, die zu einer Wegreiſe von Neapel ſehr in Ordnung ſein müſſen, und bei uns auch ſind, braucht es noch einen beſonderen Ausweis für's Thor, der gewöhnlich nur am Tage der Abreiſe ſelbſt ertheilt wird. Doch hat die hohe Polizei davon eine Ausnahme gemacht und mir die Papiere für dich und deine Schweſter ſchon heute ausgefertigt, damit es morgen keinen Aufenthalt gibt. Habe ich darauf hin nun nicht Recht gehabt, heute noch zu kommen, Hartherzige? Oder hätte ich vielleicht dies wichtige Document durch Jemand ſchicken ſollen?"

„Dieſe Frage iſt nicht dein Ernſt, Gaetano," erwiderte ſie. „Soll ich dir wiederholen, wie lieb es mir iſt, dich heute,

wenn auch nur einen Augenblick, zu ſehen? Ueberhaupt haſt du ja das Verbot deines Beſuchs dir ſelbſt auferlegt."

„Aber nach ſchwerem Kampf," ſchaltete er ein.

„Und hatteſt im Grunde gewiß vollkommen Recht, denn ich fühle wohl, daß wir von Spähern deiner Mutter umgeben ſind. Deßhalb bleibe nicht zu lange."

„O heute Abend hat es keine Gefahr," ſprach er mit herzlicher Stimme, wobei er ſanft ihre Hand auf ſeine Schulter legte, und ihr ſo unmerklich etwas näher kam. „Ich bin in Iſchia geweſen," fuhr er nach einer Pauſe fort, „und habe von dort mein Boot über den Golf hinüber heim geſchickt mit meinem Diener, der zu Hauſe ſagen muß, daß ich heute Nacht auf der Inſel bleibe."

„Alſo darfſt du nicht nach Haus?" fragte ſie ein wenig erſchrocken.

„Nein," gab er lächelnd zur Antwort, indem er ihr wieder etwas näher rückte. „Wärſt du eine Italienerin, ſo würde ich dir ſagen —"

„Ich will nicht wiſſen, was du mir alsdann ſagen würdeſt."

„Da du aber eine kalte, erbarmungsloſe Deutſche biſt, ſo muß ich dir erklären, daß ich mich von hier entfernen werde, ſobald dein ſtrenger Befehl mich dazu zwingt, und daß ich alsdann in Wirklichkeit nach Iſchia zurückkehre."

Es entſtand eine längere Pauſe, in welcher es rings um die beiden Liebenden ſo ſtill war, daß man deutlich das ſchwache Murmeln des Meeres hörte und das ſanfte Wehen des Abendwindes in den Orangenbüſchen, die ein Laubdach über ihren Häuptern bildeten. Zuweilen löſ'te ſich eine duftende Blüthe und fiel herab.

„O deine Mutter, Gaetano," ſagte das junge Mädchen endlich, „macht mir recht viel Kummer. Wenn das anders wäre, ich könnte grenzenlos glücklich ſein."

„Das wird ja anders, mein Herz," erwiderte er ſchmeichelnd, indem er leicht ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib legte. „In das, was geſchehen ſein wird, findet ſie ſich, wenn auch anfänglich ſeufzend. Aber dieſe Seufzer werden ſich bald in Lächeln verkehren. O darüber bin ich vollkommen ruhig. — Gewiß, Franceſca, du weißt, wie ſehr ich meine Mutter liebe; ja ich liebe ſie herzlich und innig; würde ich etwas thun, von dem ich überzeugt wäre, daß es ihr wirklich ſo tiefes Herzeleid verurſachte? — Nein, nein, glaube mir ſicher, die vollendete Thatſache wird ſie anerkennen und gern anerkennen."

Françoiſe hatte ihr Haupt ſinken laſſen und ſagte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „O Gaetano, wenn du nicht fühlen würdeſt, wie unendlich ich dich liebe, welch' ungeheures Opfer ich dir ſchon gebracht und noch bringe, ich wäre das unglücklichſte Weſen! — Und ich bin ſchon ſo recht unglücklich," ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu. — „Ich habe mich an dich angeſchloſſen mit meinem zu weichen, offenen Herzen; ich zwang mich mit aller Macht, keinen der finſtern Schatten, die man um mich aufſteigen ließ, über unſer Verhältniß herein ragen zu laſſen. Aber die finſteren Geſtalten, die ich mit aller Kraft, deren ich fähig bin, niederhielt, ſtrecken doch zuweilen ihre hohnlachenden Häupter rieſengroß und entſetzlich empor, und alsdann ruft eine innere Stimme, die ich nicht verachten ſollte, mir zu: ich bin betrogen, ich bin verlaſſen, ich werde verloren ſein. — O, das ſind qualvolle Momente."

Sie zog ihre Hände raſch an ſich und drückte ſie vor das Geſicht.

„Schon wieder dieſe ſchwarzen Träumereien, Franceſca?“ bat er flehend. „Und heute wieder, ſo nahe der Stunde, die uns auf ewig vereinigen wird! Sage mir, was haſt du ſchon wieder? Wie kommen dergleichen falſche Klänge abermals in dein vertrauensvolles Herz?“

„O es iſt zu vertrauensvoll, ich weiß das ganz genau. Hätte ich das Gemüth meiner Schweſter, ſo würde ich länger geprüft haben.“

„Ah, deine Schweſter!“ gab er mit einem Aufzucken der Lippen zur Antwort. Dann aber hob er den Kopf ſtolz empor und ſagte feierlich: „Ich hätte mich jeder Probe unterworfen und würde ſie beſtanden haben. Das ſchwöre ich dir zu, zum wie vielten Male,“ ſetzte er achſelzuckend hinzu, „wird Gott gezählt haben. Ich aber wiederhole dir meinen heiligen Schwur, daß alles klar und recht zwiſchen uns iſt — ſo oft du ihn hören magſt, meine Franceſca, mein ſüßes, geliebtes Weib, bei allem, was dem Menſchen heilig iſt, bei unſerem Daſein mit ſeinen Freuden, bei der Ewigkeit mit ihrem furchtbaren Ernſt!“

„Gewiß, Gaetano, gewiß?“ rief ſie fragend aus. Und während ſie ihre beiden Arme um ſeinen Hals ſchlang, blickte ſie ihn mit thränenfeuchten Augen an. „Schwöre nicht,“ fuhr ſie erregt fort, „nein, nein, ich will keinen Schwur; ich will nur noch einmal dein einfaches, gutes Wort; ich will dir vollkommen vertrauen, und du wirſt dieſes heilige Vertrauen nicht täuſchen. — Nicht wahr, mein Gaetano, es iſt alles klar zwiſchen uns? Wir dürfen einander angehören? Du biſt frei und unabhängig wie ich? Es darf keine kalte,

entſetzliche Hand zwiſchen uns erſcheinen? Es darf keine Stimme das Recht haben, uns zuzurufen: Scheidet, ihr habt Furchtbares begangen! —? — O, das wäre mehr als der Tod!“

Sie ſchluchzte laut auf und ließ dann ihr Geſicht auf ſeiner Schulter ruhen. —

— — — — — — — — — — — — —

„Blick' auf, Franceſca,“ ſagte Gaetano nach einer längeren Pauſe, während welcher er dem erregten, heftig athmenden Mädchen abſichtlich Zeit vergönnte, ſich zu ſammeln. — „Blick' auf,“ wiederholte er mit lächelndem Munde. „Könnte ich dir ſo heiter ins Auge ſehen, wenn mein Herz nicht wahr und ehrlich fühlte? Ob ich mich noch frei und unabhängig nennen kann,“ ſetzte er mit einem leichten Schütteln des Hauptes hinzu, „weiß ich wahrhaftig nicht, denn du meine ſüße, fremde Eroberin, haſt deinem Sklaven mächtige Feſſeln angelegt.“

„Nicht ſo, nicht ſo!“ bat ſie, ihm feſt in die Augen ſchauend und mit leidenſchaftlicher Stimme ſprechend. — „Nicht ſo, Gaetano — nicht ſcherzend ſollſt du mir Antwort geben; du weißt, was ich meine, und daran denkend ſollſt du dem armen Mädchen, das dir alles geopfert, ehrlich deinen Blick zuwenden und ihm nochmals wiederholen, während du die Hand auf dein Herz legſt: ich bin frei und unabhängig, mich feſſeln keine Bande.“

„Nun denn, meine Franceſca,“ gab er ſanft zur Antwort, indem er die Rechte nach ſeiner Bruſt erhob, „mich feſſeln keine Bande, ich bin frei und unabhängig — gewiß und wahrhaftig, ſo wahr mir Gott helfe!“ Dann fuhr er

leicht mit der Hand über die Stirn und athmete etwas tiefer als gewöhnlich.

„Amen," sprach sie und litt es geduldig, als er sie fest in seine Arme schloß und seine Lippen lange auf ihrem vollen blonden, duftigen Haar ruhen ließ.

Nach einer langen süßen Pause, während welcher ihre Herzen schneller geschlagen, löſ'te sie sanft seine Hände und behielt sie in den ihrigen; dann lehnte sie ihren Kopf an seine Brust und blickte träumerisch lächelnd auf den dunkler werdenden Golf, auf welchem die Bilder wohl wechselten, aber auch jetzt in der Dämmerung nicht aufhörten.

„Sieh dort," sagte sie, „jenen schwarzen Punct oberhalb der Brücke des Castel del Uovo; über ihm erhebt sich jetzt ein grauer Rauchstreifen — das Dampfboot. Ich hatte es mir immer so schön ausgedacht, Neapel zu Wasser zu verlassen und alsdann, während wir den Posilipp umführen, noch einmal nach dem schönen Gestade hinauf zu schauen, um alle die lieben Puncte, an denen wir so vergnügt und glücklich waren, zum letzten Mal recht innig ins Auge zu fassen. Das wäre bei hellem Tage gewesen," setzte sie mit einem eigenthümlich bewegten Ausdruck der Stimme hinzu, „während wir jetzt bei Nacht im finsteren Wagen deinem schönen Vaterlande entfliehen. — Doch nein," unterbrach sie sich selbst, „keine solchen Nachtgedanken; laß es Nacht sein, wenn wir Neapel verlassen, folgt doch darauf der schönste und glücklichste Tag. Nicht wahr, mein Gaetano?"

„Gewiß, gewiß, mein süßes Leben."

„Blicken wir also dem Dampfboote ruhig nach," fuhr sie nach einer Pause fort. „Sieh, wie es langsam abfährt, dann aber schneller und kräftiger mit seinen Rädern die Fluten

theilt, zwei lange helle Streifen im Waſſer hinter ſich laſſend. Auf dem Decke bemerkt man ſchwarze Geſtalten; manche gehen hin und her, die meiſten aber drängen ſich ans Steuerruder, um noch einen Blick auf die Stadt zu werfen. Da ſieht man auch weiße Taſchentücher wehen — wir würden es gerade ſo gemacht haben, wenn —"

Gaetano nahm ihr die weitere Bemerkung mit einem Kuſſe vom Munde weg; dann ſagte er: „So werde ich dich fortan immer beſtrafen, ſobald du mich quälſt."

Unterdeſſen machte das Dampfboot drunten auf dem ſchon dunkeln Waſſer anmuthig einen Bogen; ſein Schornſtein ſpie dicke, ſchwarze Rauchwolken aus, zwiſchen denen wie Blitze roth leuchtende Funken erſchienen. Die Beiden hörten jetzt deutlich das Geräuſch der Räder durch die Stille des Abends.

Franceſca athmete zuweilen ſo tief auf, daß es wie ein Seufzer klang; ſie hatte ihr Haupt rückwärts an die Mauer gelehnt und litt es geduldig, daß er ſeine heiße Stirn an ihre Schulter legte. —

Jetzt gab der Golf draußen und die weite Landſchaft eines der großartigſten Schauſpiele, die nur ein Menſchenauge erblicken kann. Die Dämmerung geht allmälig und doch ziemlich ſchnell in tiefe Nacht über. Das Dampfboot iſt jetzt bei Sorrent und verſchwindet dann zwiſchen den Vorgebirgen Campanello und Capri. An den helleren Felswänden dort ſieht man nur noch einen langen Rauchſtreifen wie Nebelduft, der ſich aber auch raſch zertheilt und verſchwindet. Unwillkürlich werden unſere Blicke zu dem Veſuv empor gezogen, der anfängt, in unbeſchreiblicher Großartigkeit zu leuchten. —

Jetzt ſieht man nur auf ſeiner Spitze ein ſchwaches Glimmen, das ſich aber mit einem Mal vergrößert, wie ein

Aber betrachten Sie ihn in ſeinen ruhigen Geſchäften, mit welcher Ehrerbietung er ſich plötzlich auf eine Seite hinwendet, wo wir nichts Außergewöhnliches ſehen, oder wie er auf einmal auf eine Thüre zugeht, und die Flügel derſelben, ſich tief verneigend, öffnet, ſo könnte man glauben —"

„Daß es in ſeinem Kopfe nicht richtig iſt," ſagte der Diplomat.

„Das könnte man," fuhr Herr von M. fort, „wenn er ſich nicht in allen ſeinen Verrichtungen als den treuſten, umſichtigſten und verſtändigſten Diener zeigte."

„Aber Sie wollen mir doch nicht alles Ernſtes einzureden verſuchen, daß der Alte das wirklich ſieht, was er zu ſehen vorgibt?"

Herr von M. zuckte die Achſel: „ich will überhaupt Niemand etwas einreden," ſagte er, „aber daß Meiſter Amadäus einer der ſonderbarſten, ja intereſſanteſten Menſchen iſt, das haben tiefe Denker und große Phyſiologen einſtimmig anerkannt."

„Die Sache kann recht unterhaltend ſein," ſagte ſehr würdevoll der Diplomat, „aber auf mich macht keinerlei Geiſterſeherei irgend einen Effekt."

Herr von M. wollte etwas antworten, doch winkte ihm Graf Alfons mit den Augen und ſagte ruhig: „und doch wette ich, mein lieber Baron, daß das Benehmen des alten Mannes auch auf Sie ſeinen Eindruck nicht verfehlen wird. Betrachten Sie ſich den alten Lehnſtuhl, auf welchem Sie ſitzen: das Schnitzwerk daran und das durchfreſſene Holz zeugen von ſeinem hohen Alter. — Ich ſetze mich nie auf den Stuhl — Sie ſehen mich fragend an? — weil Amadäus mir augenblicklich einen andern an den Tiſch rückt; er wird's Ihnen auch ſo machen."

„Und weßhalb?" fragte lächelnd der Diplomat, betrachtete aber den alten Lehnſtuhl etwas genauer.

Feuer vom mächtigen Windhauche angefacht, rieſenhaft wächſ't, rings umher einen weiten Leuchtkreis erſcheinen läßt, in dem weiß glänzende, glitzernde Schlangenlinien ſichtbar werden, die ſich von Sekunde zu Sekunde mehren, einen Moment feuergarbenartig emporſtreben, dann Myriaden von Funken ausſprühen, um darauf wieder, wie ſie entſtanden, zur rothen Glut und zu einem ſchwachen Glimmen zuſammen zu ſinken.

Es iſt das keine Eruption, ſondern es iſt nur eine Mahnung des gewaltigen Vulcans, daß es fort und fort in ſeinem Innern ſchafft und kocht und brodelt. Dort, vom Eremiten abwärts erblicken wir jetzt deutlich die letzte Arbeit des Bergrieſen: zwei Lavaſtröme, die am Tage unter der leichten Schlackendecke ſchwarz gefärbt erſchienen, ſchimmern jetzt in einer dunkeln Glut und wunderbar prächtig durch die Nacht und röthen ſelbſt das Meer zu ihren Füßen.

Wohl ſchön iſt dieſer Anblick, ſchauerlich prächtig, faſt unheimlich. Wenden wir jedoch den Blick zur Stadt, indem jetzt bald hier, bald da unzählige Lichter aufflammen, die Häuſermaſſe, von der Nacht bedeckt, wie mit einem ſilbergeſtickten Schleier überziehend.

Darauf ſuchen wir die früher ſo ruhige Meeresfläche; auch dieſe ſcheint von der Luſt nach Licht und Glut ergriffen. Ueberall, wo ein unſerem Auge unſichtbares Boot dahinzieht, zucken geiſterartige bläuliche Phosphorlichter auf, hier in einzelnen Sternen, dort in langen glänzenden Streifen. Ah, wer in dieſem Augenblicke in einem leichten Kahne an der Küſte des Poſilipp fahren dürfte und dort dem Spiel der Wellen folgen, wie ſie in den zauberiſchen Grotten blitzen und Feuer ſpeien!

Es iſt ein ſeltſames, nächtliches Getriebe rings um uns

her; dazu duften die Orangenblüthen ſtärker und die leicht bewegten Blätter erzählen ſich in ihrer eigenen Sprache leiſe flüſternd geheimnißvolle Geſchichten, die zwei liebetrunkene Herzen zu verſtehen im Stande ſind. —

„O Franceſca!“ —

„Mein Gaetano!“ antwortete ſie mit leiſer, ängſtlicher Stimme. —

Und jetzt hat das Meer noch andere Bilder. Dort die glitzernden Phosphorſtreifen zeigen uns ein Boot an, das wir, wenn wir ſcharf hinblicken, endlich zu erkennen im Stande ſind. Seine Ruderſchläge ſprühen Diamanten; jede bewegte Welle glänzt von einem eigenthümlichen Lichte. Plötzlich wird eine dunkelrothe Pechflamme unheimlich flackernd ſichtbar; ſie bewegt ſich bis an die Spitze des Bootes und ihr Licht wirft einen langen dunkelrothen Schein ins Meer. In ihrer Glut tritt das Boot tief ſchwarz hervor, ebenſo eine Geſtalt, die vorn auf der Planke ſteht, eine Harpune in der Hand, aufmerkſam in die Flut blickend. Jetzt fliegt die mörderiſche Waffe ins Waſſer, der, welcher ſie geſchleudert, ſteht einen Augenblick regungslos, bis ein hinter ihm ſitzender Schiffer das Boot langſam vorwärts treibt.

Es ſind Fiſcher, die mühſeliger Weiſe ihrem nächtlichen Gewerbe nachziehen; ſie fangen die Ceſali und geben uns dabei ein prächtiges Schauſpiel. Dort auf dem Meere glüht eine zweite Flamme, in der Ferne eine dritte und vierte, und wo ſich ein ſolches Boot unter raſchen Ruderſchlägen ſcharf wendet, da erſcheint für uns, die wir mit einiger Phantaſie begabt ſind, ein rieſenhafter Rubin, eingefaßt durch einen Strahlenkranz von Brillanten.

Ah, auch der bis jetzt dunkle Nachthimmel tritt nun

mitwirkend in das wunderbare Schauspiel ein. Dort über Torre del Greco, in dem Einschnitt, den die Sommat mit dem Berge San Angelo bildet, leuchtet ein heller Schein auf; der untere Theil des Vesuv tritt scharf als Silhouette hervor, und langsam, in unbeschreiblicher Klarheit, schwingt sich der volle Mond empor, die Landschaft mit blauem Lichte übergießend. Dann sich im Meere wiederspiegelnd, wirft er über dasselbe einen langen blendenden Zickzackstreifen hin, Schein an Schein, sich jetzt verbindend, sich jetzt wieder trennend, wie die Welle unter ihm steigt und fällt, immer beweglich, immer auf dem dunkeln Wasser schaukelnd, so daß es das Auge mit seinem unruhigen Strahlen und Glitzern ordentlich blendet, und das Meer, welches in Nacht und Dunkelheit zusammenschauerte, jetzt wieder unendlich groß und erhaben erscheinen läßt.

Die Ufer von Santa Lucia, der Riva di Chiaja sind Anfangs nur matt erhellt; aber schnell treten alle Gegenstände in bläulicher Beleuchtung hervor und scheinen beinahe tageshell; überall glänzt ein lichter Streifen oder ein feuchtes Blatt und unterbricht die Schattentöne, die durch das Undeutliche dem ganzen Bilde eine ungemeine Ruhe verleihen. —

— Ja, tiefe Nacht rings umher. —

Und man höret nur verstohlen
Das Geflüster kluger Myrten
Und der Blumen Athemholen. — —

Welch' rasche Bewegung unterbricht diese tiefe Stille mit einem Mal? Ein unterdrückter Schrei, ein leise, aber innig gesprochenes Wort — ein tiefer Seufzer, dann das Rauschen von Blättern, an denen Jemand hastig vorüberstürzt. —

Dort durch den dunkeln Laubgang, der nach dem Hause zurück führt, flieht eine weiße Gestalt; ihr Gewand streift

an tief niederhängenden Lorberzweigen, die alsdann empor-ſchrecken und deren glänzende Blätter ſo eigenthümlich im Mondlicht funkeln, daß es iſt, als blickten ſie mit tauſend feuchten Augen zum Himmel empor.

Mich dünkt, von Thränen blinke Luna's Glanz;
Und wenn ſie weint, weint jede kleine Blume
Um einen wild zerriſſ'nen Mädchenkranz.

Siebentes Kapitel.

Ein gebrochenes Herz.

Die weiten und großen Räume des Theaters San Carlo waren an dieſem letzten Abend, an welchem die deutſche Sängerin auftrat, mit Menſchen überfüllt — eine ſeltene Erſcheinung für die Jahreszeit, wo das Publicum der Sperrſitze und des Parterre's noch weit lieber vor den Kaffeehäuſern ſitzt oder Eis bei Doncelli verzehrt, als bei dem wunderbaren, angenehmen Abend draußen im dunſtigen Innern des Hauſes von Lichterglanz und Hitze zu leiden.

Was aber das Merkwürdigſte an dieſer italieniſchen Zuhörermaſſe war: man bemerkte nicht das beſtändige Aus- und Einſtrömen, man ſah nicht das Haus bei einem langweiligen Acte oder bei einem gewöhnlichen Duett oder Terzett oder einem mittelmäßigen Chor leer werden, um ſich erſt wieder zu füllen, wenn ein guter Sänger oder eine gefeierte Sängerin zu irgend einer beliebten Arie anſetzte. Auch die Logenbeſitzer waren aufmerkſam, wie nie, und wenn ſie, die deutſche Sängerin, der all' dieſe Theilnahme galt, auf der

Bühne erſchien, ſo ſank das laute Geplauder zu einem leiſen Gemurmel herab, und wenn Signora Franceſca — ihren harten deutſchen Familiennamen konnte kein Italiener behalten — mit ihrem lieben, weichen Lächeln vortrat, ſo herrſchte Todtenſtille in dem weiten Hauſe.

Dann ſang ſie, wunderbar ſchön, wie ſie nie geſungen, ſtets geſteigert von dem wüthenden Beifallsſturm des Publicums, das ſich dann immer mehr begeiſterte an ihrem unvergleichlichen Geſang, ſo daß eine gegenſeitige Steigerung ſtatt fand, die ſich bei jedem Actſchluß von Seiten des Publicums durch ein nicht aufhören wollendes Hervorrufen Luft machte, ſo wie durch Blumenſpenden, welche ſelbſt hier für Italien in ihrer Maſſe und Großartigkeit ans Fabelhafte grenzten. Dabei vernahm man wenig Händeklatſchen, und nur der Ruf: „brava!“ und „bene!“, tauſendſtimmig anſchwellend, zerriß die Luft, wo nur ein paar Tacte Pauſe dem Publikum erlaubten, ſich hören zu laſſen.

Franzoiſe trat nach jeder großen Scene erſchüttert, betäubt, die Lippen zuſammengepreßt und mit Thränen kämpfend von der Bühne hinter die Couliſſen, wo ihre Kammerfrau eifrig beſchäftigt war, alle, welche ſich hinzudrängten, um ihr enthuſiaſtiſche Worte der Verehrung zu ſagen, von der Erſchöpften abzuhalten.

Da ſie in jedem Acte zu thun hatte, ſo ging ſie in der Zwiſchenzeit nicht in die Garderobe und hatte ſich in der erſten und zweiten Couliſſe ſo geſetzt, daß ſie von dem weiten, überfüllten Hauſe nur die beiden Logen ſehen konnte, die ſie intereſſirten.

Das war oben im zweiten Rang ihre Schweſter, gerade unter derſelben Gaetano. Er ſchien allein zu ſein, ohne Mut-

ter, ohne einen Bekannten. Er ſchien, ſage ich, denn zuweilen kam es Françoiſe vor, als horche er auf irgend etwas, was ihm aus dem Hintergrunde der Loge geſagt wurde; ja, zuweilen wandte er ſein Geſicht, wenn auch kaum merklich, auf die Seite, nickte wohl ein klein wenig oder ſchüttelte mit dem Kopfe.

Beunruhigendes fand ſie gerade nichts darin; wenigſtens wurde es ihr leicht, eingedenk der geſtrigen Unterredung, alle trüben Gedanken zu verſcheuchen. — Wenn Jemand da iſt, ſprach ſie zu ſich ſelber, ſo wird es die Marcheſa ſein, die ſich dem Publicum nicht zeigen will. — Und wenn ſie dabei bedachte, daß ſie am heutigen Abend in der That vortrefflich ſang und daß die Mutter ihres Gaetano ſie hören — ja, und bewundern müßte, ſo fühlte ſie ihr Herz im Buſen ſchwellen, und das wirkte gerade ſo auf ſie ein, wie der Beifallsſturm des Publicums.

Ja, es war Jemand bei ihm in der Loge; nur einen Augenblick war ſo eben hinter dem ſeidenen Vorhang, der etwas zugezogen war, ein kleiner weißer Handſchuh erſchienen und die Idee eines Armes, um den Brillanten blitzten und der mit heller Seide und Spitzen umhüllt ſchien.

Warum durchzuckte ſie der Anblick dieſer kleinen Hand ſo eiſig kalt? Warum mußte ſie, deren Bruſt ſich heute Abend ſo völlig unbeſchränkt und frei erhob, nun auf einmal einen Moment heftig nach Athem ringen? Warum preßte ſie ihre Hand auf das Herz und fühlte ſich glücklich, mehrere lange Scenen vor ſich zu haben, ehe ſie wieder auftreten mußte?

Und wenn ſie ſich nicht geirrt, wenn es wirklich der Arm und die Hand einer Dame geweſen, die dort blitzähnlich erſchienen und verſchwanden, wenn — o mein Gott nein! —

flehte ſie, warum dieſe finſtern entſetzlichen Gedanken? Hat er mir nicht geſtern noch feierlich geſchworen, und glaube ich ihm nicht unbedingt? Und jene Frau in der Loge — wird es nicht ſeine Mutter ſein? O, ſie war ſchon mehrmals da; ich habe ſie öfters geſehen. Und was ſollte ſie, wahrſcheinlich noch keine alte Frau, abhalten, Brillanten und helle Seide zu tragen? — Aber wenn es anders wäre? — — O nein, nein, nur jetzt nicht ſo entſetzliche Gedanken! — Liegt denn aber ein Verrath ſeinerſeits ſo gänzlich außer dem Bereich der Möglichkeit? — Nein, nein! — Doch wozu dieſe entſetzliche Selbſtquälerei? Muß nicht der heutige Abend alles entſcheiden? — Und er wird entſcheiden. — Wird er ſich nicht dir zu Liebe losreißen von ſeinem Vaterlande, von ſeiner Familie, dir folgen von dem geliebten heitern Meeresgeſtade hinweg nach dem für ihn ernſten und kalten Norden? — Ja, wird er? Wenn er aber heute Abend vor dich hinträte, wenn er dir ſagte: ich kann heute Neapel nicht verlaſſen, laß mir Zeit bis morgen, bis übermorgen — wenn er Ausflüchte ſuchte? O nein, nein, fort mit dieſen Gedanken! Fort, fort, er hat es mir feierlich zugeſchworen, daß ich glücklich ſein ſolle — ſein dürfe! —

Sie trat einen kleinen Schritt vor aus dem tieferen Schatten in das Halbdunkel zwiſchen den Couliſſen und erhob ihre Augen nach ſeiner Loge. Ah, auch er ſchaute herunter, er drückte die Hand feſt auf ſein Herz, ſeine Blicke flammten voll Liebe und Glück.

So ging die Vorſtellung vorüber; der letzte, beinahe nicht enden wollende Beifallsſturm brauſ'te gewaltig durch das Haus, und Françoiſe trat erſchöpft in ihre Garderobe, wo die vielen Blumen in Kränzen und Bouquets, die man dort aufge-

hängt, ſo betäubend dufteten, daß man die Fenſter öffnen mußte.

Roſa trat erregt ein, ſchloß die Schweſter in ihre Arme und drückte einen langen und innigen Kuß auf deren weiße Stirn.

Françoiſe, die ſich niedergeſetzt hatte, ſchaute mit einem unbeſchreiblich guten und kindlichen Blicke zu ihr empor und fragte beſcheiden: „Nicht wahr, ich habe es ordentlich gemacht?“

„Du haſt es ſo gemacht“, gab Roſa leiſe zur Antwort, „daß ich tief ergriffen war, wie alle Zuhörer, aber auch ſo, mein Herz, daß dir jetzt die größte Ruhe nothwendig iſt, ſonſt würdeſt du dich unfehlbar aufreiben.“

„Ja, Ruhe und Glück,“ ſagte Françoiſe mit leuchtenden Augen.

„Ruhe und Glück,“ wiederholte Roſa mit einem wehmüthigen Blicke, den ſie aber vor der Schweſter verbarg.

Signor Bertolini ließ ſich melden und trat ein, in der Hand ein Bouquet aus den koſtbarſten und ſeltenſten Blumen, unter Aeußerungen des höchſten Entzückens, des Glückes für San Carlo, dann aber unter Ausrufungen des tiefſten Bedauerns und eines leichten Anfluges der Verzweiflung, wenn er bedenke, daß es ihm noch nicht gelungen ſei, einen Contract für die nächſte Saiſon mit Signora Franceſca zu Stande zu bringen, und daß er für ſeine finſtere Zukunft nicht das Geringſte habe, als einige ſehr kleine Hoffnungen.

„Aber Eines müſſen Sie mir verſprechen.“ rief er mit einer ausdrucksvollen Pantomime und einem ſchmerzerfüllten Blicke, welchen er der Decke der kleinen Garderobe gönnte, „Eines müſſen Sie mir feierlich geloben: in der nächſten

Saiſon an keinem anderen italieniſchen Theater zu ſingen, wenn Sie San Carlo felice oder vielmehr," rief er mit Pathos aus, „San Carlo infeliciſſimo verſchmähen."

„Darauf gebe ich Ihnen meine Hand," ſagte Françoiſe, milde, lächelnd, und reichte ihm die kleine Rechte dar, welche Signor Bertolini zuerſt an ſein Herz, dann an ſeine Augen und zuletzt an ſeine Lippen drückte, worauf er in überwallender Rührung mit einem vielſagenden Blicke zur Thür hinausſtürzte.

Françoiſe blickte ihm nach und ſprach ſo leiſe, daß es nur die Schweſter hören konnte: „Der gute Bertolini! Ich hätte gern Abſchied von ihm genommen und will ihm auch heute Abend noch ein paar Zeilen ſchreiben. Es würde ihn tief ſchmerzen, wenn er morgen nach San Antonio hinaus käme und uns nicht mehr fände." —

Gaetano kam nicht nach dem Schluſſe der Verſtellung, wie er ſonſt wohl zu thun pflegte, und wenn das für heute Abend auch zwiſchen Beiden ſo verabredet war, ſo konnte ſich Françoiſe doch nicht enthalten, ſo oft ſich Jemand der Thür näherte, ihr Auge dorthin zu wenden.

Endlich verließen die beiden Schweſtern das Haus, und als ſie draußen auf der Treppe ſtanden, ſchaute die Sängerin mit einem innigen Blicke zurück und ſagte: „Ich muß doch mit einem guten Gedanken von San Carlo Abſchied nehmen, wer weiß, ob ich ſeine grauen Mauern wiederſehe, dieſe grauen Mauern, in denen ich ſo viel Glück erlebt, in denen ſich ja das ganze Schickſal meines Lebens gewendet. — Lebt wohl, ſollte ich euch wieder ſehen, ſo will ich es gewiß nicht unterlaſſen," ſetzte ſie innig bewegt hinzu, „wieder auf dieſe Stelle zu treten, meine Hand an den kalten Stein zu legen und

„Das will ich Ihnen ſpäter ſagen,“ fuhr der Graf fort. „Es iſt jetzt eilf Uhr und Amadäus wird gleich erſcheinen, um uns den Thee zu ſerviren. Geben Sie genau auf ihn Achtung, lieber Baron, aber Ihr Andere thut mir den Gefallen und plaudert unbefangen miteinander.“

mich — hoffentlich froh und glücklich — des heutigen Abends zu erinnern. — Lebt wohl."

Vor der Thür ſtanden noch Gruppen beiſammen, Verehrer der großen Künſtlerin, riefen ihr Evviva nach und warfen Blumen in den davonrollenden Wagen.

Die Straßen Neapels glänzten und flimmerten voll Lichter, die vor den Thüren der Kaffeehäuſer brannten, auf den Schenkbuden der Eis- und Limonadenverkäufer oder an den dampfenden Maccaronikeſſeln und ſonſt überall, wo etwas Trink- und Eßbares verkauft wurde. Die wunderbar laue Nachtluft begünſtigte das Straßenleben, Maſſen von Spaziergängern wandelten hierhin und dorthin, und die dumpf rollenden Räder des Wagens zerriſſen hier auf Augenblicke ein geſungenes Lied, dort das Geklimper einer Mandoline oder die pathetiſchen Worte eines Improviſators, der auf dem Quai beim Scheine einer Papierlaterne in einem Kreiſe aufmerkſamer Zuhörer ſaß.

Auf Santa Lucia dasſelbe lebendige Treiben. Eine Nacht wie die heutige iſt der Tag der Neapolitaner; zwiſchen Hunderten von kleinen Lichtern und Lampen werden Eßwaaren aller Art feil geboten. Welch' buntes Durcheinander: die Haufen goldgelber Orangen, die in allen Farben ſchillernden Fiſche, das zitternde Licht auf den Flaſchen und Gläſern, dazwiſchen die verſchiedenartigſten Töne, die rufenden Stimmen der Verkäufer, Singen und Lachen, der eigenthümlich klappernde Ton der Metallſchalen, mit dem die Eiswaſſer-Verkäufer ihre Waare anbieten, das Summen der auf- und abwandelnden Menge, das dumpfe Rollen der Wagenräder auf den breiten Lavaplatten.

Françoiſe blickte nachſinnend auf dieſes bunte, glänzende,

wechſelvolle Getreibe; ſie dachte an ihre Abreiſe in dieſer Nacht, ſie wollte alles das ihrem Gedächtniß noch einmal tief einprägen, ſie wollte Abſchied nehmen von all den Gegenſtänden, die ihr Auge ſo oft erfreut, von allen zuſammen und von jedem insbeſondere.

Roſa hatte ihre Hand in die der Schweſter gelegt, ſie fühlte ſich angegriffen, faſt betäubt von dieſem wilden, nächtlichen Straßenleben; ihr Herz zuckte ſchmerzlich zuſammen, wenn ſie daran dachte, mit welchen Gefühlen ſie hieher gekommen und was ſie hier ſchon erfahren, was die nächſten Tage bringen würden, die ſie nicht mit demſelben Glück, mit derſelben Heiterkeit erwarten konnte, mit der Françoiſe noch der Zukunft gedachte. Jetzt noch ſeufzte ſie ſchmerzerfüllt und dachte, während ſich ihre Lippen feſt auf einander preßten: wenn es ſo kommen wird, wie helfe ich der Unglückſeligen über dieſe ſchwere, entſetzliche Stunde?

Sie ließ ihren Blick über die See zu ihrer Linken dahin ſchweifen.

Dieſe lag da, ſo ruhig und ſtill athmend, ſo behaglich unter dem Silberbande, welches der Mond gleich einer Feſſel über ſie geſchlungen. Sie trug leiſe murmelnd ihre Fluten an das Geſtade, die nach einem leichten ſpielenden Anſchlage dann wieder zurückglitten, um ſich nach wenigen Augenblicken abermals dem Lande zu nähern — ein beſtändiges, einförmiges Spiel, dem man doch ſo gern zuſieht und zulauſcht. — Ach, ſie erzählen ſo hübſch, die anprallenden Wellen; man muß nur Sinn dafür haben und ſie verſtehen.

Wie das Straßenleben am Tag, ſo verliert auch das der Nacht von ſeinem lebhaften Charakter, wenn man die

Chiaja erreicht hat. Die Villa Reale liegt ſchon ganz einſam, der Mond möchte gern eindringen auf die tiefſchattigen Wege und Ruheplätze, aber die Blätter der Bäume leiden das nicht, ſie kennen den lockeren, alles betaſtenden Geſellen wohl und haben das Recht, das ihnen Anvertraute, ſo viel ſie können, vor ſeiner Berührung zu ſchützen. — Dort hat er ſich eingeſchlichen, und wie lüſtern ſchmiegt er ſich an jene Marmorfigur an, Lichter aufſetzend, wo es unnöthig iſt, und Partieen erhellend, welche der Künſtler abſichtlich in Schatten geſtellt.

Hier liegen die großen Paläſte ſchon ſtill und träumend da, und die mit ſilbernem Glanz erfüllten Fenſter blicken melancholiſch auf die funkelnde See. Aber auch ſie erlöſchen eins nach dem anderen, wie der Mond wechſelnd ſeine Bahn dahinzieht, und in wenig Stunden werden ſich auf den weißen Trottoirplatten dort die zackigen Dächer der Häuſer in ſchwarzen Schattenbildern abzeichnen.

Die Mergelina iſt wieder etwas belebter; hier und da erfreuen ſich die Fiſcherfamilien, vor den Thüren ihrer Baſſi ſitzend, der entzückenden Nacht. Vater und Brüder ſind vielleicht eben nach Hauſe gekommen, — ja, richtig, dort ſind noch ein paar kräftige Geſtalten beſchäftigt, den Nachen ans Land zu ziehen und umzukehren. Die von der Seefahrt Ermüdeten ſitzen rittlings auf einer langen Bank, die Foglietta ſteht vor ihnen, auch Salami und cacio cavalo nebſt Brod, und nun werden die einfachen Abenteuer der Meerfahrt erzählt. Ein halberwachſener Burſche lehnt an der Mauer des Hauſes, hat den Kopf gegen dieſelbe geſtützt und denkt allerlei, während er aus der kurzen Pfeife raucht. Neben ihm, im hellen Licht des Mondes, ſitzt eine jugendlich volle Mäd-

chengeſtalt; ſie hat den Kopf mit dem edelgeſchnittenen Geſicht erhoben, und ihr großes Auge leuchtet eigenthümlich im Doppelglanze des Mondes und der eigenen ſammtſchwarzen Augenſterne. Sie ſingt:

La notta tutto dormeno,
E io che buò dormire
Pensanno a Nonna mia
Ma sent' azzarolì
Li quarti d'ora sonano
A uno a dojo o tre,
Jo te voglio bene
E tu non pienz' a me.

Wir rollen raſch dahin, an mehr ſolchen Gruppen vorüber, die ſich alle gleichen und von denen doch jede wieder ein ganz anderes, aber ſtets intereſſantes und belebtes Bildchen liefert.

Endlich hält der Wagen am bekannten Aufgange zur Villa Cedronia, der Bediente öffnet den Schlag und die beiden Schweſtern ſteigen aus.

„Komm, ſtütze dich auf meinen Arm," ſagte Françoiſe lächelnd zu Roſa, welche ernſt an ihrer Seite dahin ſchritt. „Ich fühle mich heute ſo frei, ſo leicht, ſo muß es Jemand zu Muth ſein, der Schwingen hat und auffliegen kann."

Sie ſchritten über die Rampe hinweg, ſie hatten bald die Terraſſe erreicht, und freundlicher Lichterglanz drang aus der geöffneten Hausthüre hervor und vermiſchte ſich draußen eigenthümlich mit dem Scheine des Mondes. Die kleine, ſonſt ſo heimliche Wohnung der deutſchen Sängerin, anmuthig durch ihr Talent, überall kleine niedliche Plätze zu ſchaffen und dieſe oft durch die unbedeutendſten Dinge zu verzieren, ſah ſchon recht zerſtört aus. Hier war faſt alles

eingepackt, und was zurückblieb, ſtand begreiflicher Weiſe in Unordnung umher. In dem Vorplatze des Hauſes ſah man ein paar Reiſekoffer, die da bereit ſtanden, um auf den Wagen geſchraubt zu werden; größere Maſſen Gepäck waren ſchon vor ein paar Tagen mit dem Dampfer nach Genua geſchickt worden.

Roſa begab ſich in ihr Gemach, und auch Françoiſe trat in das ihrige, um ihr nach dem abgeworfenen Coſtume leichter gewordenes Gewand mit einem ſchwarzen Reiſekleid zu vertauſchen. Ihre Kammerfrau hatte hierzu alles vorbereitet, und ſo wäre die Toilette ſehr raſch von Statten gegangen, wenn nicht Françoiſe einmal über das andere ſich gegen das Fenſter gewandt hätte, den Vorhang ein wenig bei Seite geſchoben, um auf die faſt taghell erleuchtete Rampe zu blicken.

„Mademoiſelle nehmen jedenfalls Ihren leichteren Shawl,“ ſagte die Kammerfrau, „und werde ich den Mantel, der in der Morgenfrühe nothwendig iſt, an den Wagen bringen laſſen.“

Lag bei dieſen Worten etwas in der Stimme der Franzöſin, was Françoiſe befremdete und ihre Aufmerkſamkeit erregte? — Sie wandte raſch ihr Geſicht gegen die Dienerin, welche ſich aber in dieſem Augenblicke an einer geöffneten Schublade zu ſchaffen machte.

„Biſt du mit deinen Abſchiedsbeſuchen fertig geworden?“ fragte ſie gütig. „Ich habe dir ſo viel Zeit wie möglich gelaſſen. Ich hoffe ſo und wünſche dir, gute Jeanette, daß du vor deiner Abreiſe hier keine feſten Bande zu löſen gehabt haſt. Oder hätte ich mich geirrt?“ fuhr ſie mit einem Ausdrucke des Erſtaunens fort, als ſie die rothgeweinten Augen des Mädchens erblickte. — „Jeanette, haſt du Kummer?“ ſagte ſie darauf herzlich. „Sei offen, wie du es immer gegen mich geweſen.“

Die Gefragte ſchüttelte mit dem Kopfe, doch ſprach das Auf- und Abwallen ihres Buſens deutlich für eine heftige Bewegung ihres Innern. — „Ich habe keinen Kummer," erwiderte ſie mit leiſer Stimme, „gewiß nicht."

„Aber du haſt geweint?"

„Das leugne ich nicht, die Arbeiten der letzten Tage, die — Aufregung — meiner Nerven; — ich fühle — daß ich — mich lächerlich mache — und wenn mir — Mademoiſelle zürnen ſollten — bei Gott! — ich kann meine Thränen nicht zurückhalten."

Damit drückte ſie heftig ihre Hände vor das Geſicht und weinte laut und bitterlich.

„Meine gute Jeanette," ſagte Françoiſe ſchmeichelnd, „weine nur, wenn es dich erleichtert; auch mir ſchnürt der Abſchied von hier das Herz zuſammen, und nur die übergroße Spannung, in der ich mich befinde, hält mich aufrecht. Ich bin überzeugt, wenn ich ſpäter im Wagen ſitze, weine ich auch reichliche Thränen."

„O möchten es Thränen der Freude ſein, wie Sie verdienen!" rief das Mädchen mit zitternder Stimme.

„Ich hoffe es bei Gott, meine gute Jeanette, und du wirſt ſehen, wir alle gehen einer ſtill glücklichen, frohen und heiteren Zeit entgegen."

Die Franzöſin faltete langſam ihre Hände vor dem Geſicht und ließ dieſelben alsdann an ſich herabgleiten. Ihr Geſicht war bleich, aus ihren weitgeöffneten Augen rannen die Thränen, dann mit einem Male neigte ſie das Haupt, ihre Geſtalt ſchien zuſammenzubrechen, und ſie ſank zu den Füßen ihrer Herrin nieder, nicht willenlos, ſondern in aufgelöſ'tem, tiefem Schmerze, dem ſie dadurch einen bezeichnen-

den Ausdruck verlieh, daß ſie die herabhängende Hand der jungen Dame ergriff, ſie an ihre Lippen drückte und krampfhaft mit unzähligen Küſſen bedeckte. — „O," ſchluchzte ſie dazwiſchen, „Sie ſind ſo gütig, ſo mild und freundlich gegen alle Welt, daß Ihnen — die Vergeltung — nicht fehlen kann! — Sie müſſen — noch — glücklich werden, — oder es gibt — keine Gerechtigkeit — im Himmel."

„Das hoffe ich auch," verſetzte Françoiſe ſanft lächelnd, „und nicht nur ich, ſondern wir alle. — Beruhige dich, Jeannette, ſei nicht kindiſch, ſtehe auf. — Was ſoll man davon denken? Hörſt du, es kommt Jemand."

Und wirklich näherten ſich leiſe Tritte der Thüre; es wurde beſcheiden angeklopft, und als Françoiſe rief: „Nur herein!" öffnete ſich dieſelbe, und der italieniſche Bediente, der herein ſah, meldete: „Der Herr Marcheſe iſt im Salon."

Françoiſe eilte dorthin.

Gaetano ſtand am Fenſter und blickte in die helle Nacht hinaus. Bei dem Rauſchen des ſeidenen Kleides wandte er ſich um, trat raſch auf das junge Mädchen zu und reichte ihr beide Hände.

Sie blickte ihm ins Geſicht und fand etwas in ſeinen Zügen, was ſie befremdete. Wohl lag ein Lächeln um dieſelben, aber ſeine Augen ſchienen ernſt umflort.

„Was iſt, Gaetano?" rief ſie unwillkürlich mit lauterer Stimme, als ſie gewollt. — „Du haſt mir eine Nachricht mitzutheilen. — Was iſt vorgefallen?"

„Wenig und viel," ſagte er achſelzuckend, „nichts und alles."

„Mein Gott, du erſchreckſt mich! — Müſſen wir uns beeilen? Müſſen wir fliehend Neapel verlaſſen?"

Er ſchüttelte langſam den Kopf, dann ſchlang er ſanft ſeinen Arm um ſie, um ſie nach einem Sopha zu führen, wo er ſie bat, niederzuſitzen. Er nahm vor ihr auf einem kleinen Stuhle Platz.

Françoiſe hielt ihre beiden Hände vor die Bruſt gepreßt und athmete raſch und ſchwer. Sie las in ſeinen Zügen, daß er ihr etwas von Wichtigkeit mitzutheilen habe, und wie die Verhältniſſe nun einmal ſtanden, war Wichtiges und Unangenehmes faſt gleichbedeutend.

„Du bringſt nichts Gutes, Gaetano," ſprach ſie leiſe, „ich leſe das in deinen Zügen."

„Dann lügen meine Züge," gab er lächelnd zur Antwort. „Glaube mir, Franceſca, oder ich muß ſie Lügen ſtrafen. Allerdings habe ich dir etwas mitzutheilen, was dich überraſchen wird, wie es mich im erſten Augenblicke überraſcht hat. Aber Schlimmes iſt es nicht, beim allmächtigen Gott! Es iſt das Beſte, was ſich für uns ereignen kann. Meine Mutter —"

„O deine Mutter," unterbrach ihn raſch das Mädchen; „wenn die Marcheſa im Spiel iſt, ſo fürchte ich, es handelt ſich für mich um nichts Gutes."

„Willſt du mich ruhig anhören, Franceſca?" bat er. „Was ich dir mittheile, iſt in der That wichtig. Doch mußt du mir ſchon ein paar Minuten gönnen; ich kann mich nicht in zwei Worten ausſprechen."

„Ich höre, Gaetano."

„Du weißt, Franceſca," begann er, „mit welcher Umſicht ich alles zu unſerer Abreiſe vorbereitete; du weißt, daß ich mir die nöthigen Papiere, Diſpens und alles verſchaffte, um ſogleich in Rom mit dir getraut zu werden."

„So sagtest du mir.“ —

„Alles das zu besorgen war um so schwieriger für mich, da es im Geheimen geschehen mußte, und nur durch die Hülfe mächtiger Freunde ward es mir möglich, die sich täglich neu aufthürmenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Doch so still und geheim auch diese Vorbereitungen getroffen wurden, so bemerkte ich doch schon vor einigen Tagen zu meinem Schrecken, daß meine Mutter, wenn auch nur im Allgemeinen, von unserem Plane in Kenntniß gesetzt war. Sie hatte ihre gut besoldeten und sehr geschickten Späher und Agenten; man sah mich hier und dort an auffallenden Orten, bei Behörden und Kanzleien; Unterbeamte, die nicht verschwiegen waren, ließen Worte über mein Vorhaben fallen, — genug, meine Mutter hatte am heutigen Vormittage eine Unterredung mit mir, bei welcher ich aus ihren Worten erfuhr, daß ihr meine Absicht, heute Nacht Neapel zu verlassen, bekannt sei.“

Françoise machte eine rasche Bewegung; ihre Gesichtszüge hatten sich verändert, waren furchtbar ernst geworden, sie drückte ihre Rechte tief in die Kissen des Sopha's und schaute den jungen Mann mit starren Blicken an.

„Ihrer klar ausgesprochenen Darlegung gegenüber,“ fuhr er fort, „konnte und wollte ich nicht leugnen. Ich sagte ihr einfach, es sei so, setzte aber hinzu, nichts vermöge meinen Entschluß zu erschüttern. — O meine Francesca,“ sprach er nach einer Pause mit weicher Stimme, „in dem Augenblicke, wo ich das gesagt, fühlte ich mich fest gegen eine ganze Welt und bedachte nicht, welche Kraft die Thränen, die flehenden Bitten einer Mutter haben. Hätte sie mir heftig geantwortet, wie früher bei ähnlichen Veranlassungen, hätte sie Worte über

dich, die Geliebte meines Herzens, über mein Weib fallen laſſen, wie es ſonſt ihr ungerechter Zorn, ihr Stolz ihr wohl eingegeben, nichts hätte meinen Entſchluß ändern können, nichts hätte mich zu einem Verſprechen vermocht."

„Ah, Gaetano, du gabſt deiner Mutter Verſprechungen?"

Er machte eine Bewegung mit der Hand, als bäte er ſie, ihn nicht zu unterbrechen. „Meine Mutter," ſagte er, „war tief ergriffen; erſchüttert, aufgelöſ't in Thränen beſchwor ſie mich, ſie nicht zu verlaſſen, ich, ihr einziger Sohn, ich, ihr Troſt, ihre Stütze! — Und welche Entſchädigung, Franceſca, glaubſt du wohl," fuhr er mit leuchtenden Augen fort, „daß ſie mir verſprach? Ihre verdoppelte Liebe, ihren Segen und — deine Hand!" rief er freudig. „Ja, Franceſca, ihr Herz iſt erweicht, ſie will dich ſehen."

„Ah, ſie will mich ſehen?" fragte das junge Mädchen, ohne ihren ſtarren Blick zu verlieren; und dabei klang ihre Stimme ſchwach und tonlos. — „Sie will mich ſehen, morgen oder übermorgen, oder vielleicht in den nächſten Tagen? — Wann es ihr gefallen wird?"

Gaetano ſchaute ſie erſtaunt an. „Ich begreife dich nicht recht, Franceſca," ſprach er nach einer augenblicklichen Pauſe; „ich höre wohl deine Worte, aber ich ſehe an deinen Blicken, daß du mit deinen Gedanken ganz wo anders biſt. — Höre mich, Franceſca," bat er ſchmeichelnd.

„Ich habe dich ja gehört," rief ſie ſchmerzlich bewegt, und ein Thränenſtrom benetzte ihre Wangen; „ich habe dich gehört und verſtanden. Du frugſt mich, wo ich mit meinen Gedanken ſei. Nun, wo konnten ſie ſein, als bei der Fortſetzung eines Traumes, der mich ſo glücklich gemacht? — Ich athmete frei auf, in Gedanken nämlich, als ich Neapel

Einundvierzigſtes Kapitel.

Magdalene.

Draußen auf dem alten Thurme ſchlug es eilf Uhr, und mit dem Schlage öffneten ſich langſam die Flügelthüren des Zimmers und Amadäus trat herein, ernſt und feierlich, wie immer. Sein vertrocknetes Geſicht mit den tiefen Falten, zeigte zuerſt keinerlei Bewegung, dann aber wandte er die ſcharfen, durchdringenden Augen auf den jungen Diplomaten, machte ihm eine tiefe Verbeugung und ſchritt vor den beiden Dienern her, die hinter ihm das Theeſervice, Brod, kaltes Fleiſch, Rum und dergleichen trugen, einem großen Tiſche zu, wo er Alles der Ordnung nach aufſtellte und dann dem Grafen meldete, daß der Thee ſervirt ſei. Sodann rückte er einen bequemen Fauteuil an den Tiſch und trat vor den jungen Diplomaten und ſagte ernſt und feierlich: „wollen der Herr Baron vielleicht die Gnade haben, dort in dem Fauteuil Platz zu nehmen?“ und als ihn der Sitzenbleibende fragend anſah, fuhr er fort: „die Zugluft könnte Ihnen ſchaden, ich möchte auch die Jalouſieen ſchließen laſſen.“

hinter mir hatte, als du auf der ersten Station meine Hände ergriffest — so träumte ich — und nun in voller Wahrheit zu mir sagtest: jetzt sind wir frei und unabhängig — fort, fort, unserem Glücke entgegen!"

„Und dieser Traum wird und muß ja zur Wahrheit werden, meine süße Francesca; nur ein paar Tage später vielleicht werden wir Neapel verlassen, dafür aber auch begleitet von dem Segenswunsche meiner Mutter. — Ist das nicht eine kleine Zögerung werth?" setzte er im Tone eines leichten Vorwurfs hinzu.

Das Mädchen athmete schwer und schluchzte leise, da sie ihre Thränen mit Gewalt zurückdrängte. Sie nickte mit dem Kopfe; sie sagte: „Ja, ja, Gaetano, wenn das alles so geschieht, wenn deine Mutter uns segnet, dann ist freilich alles besser und schöner. — Wenn aber —"

„Und was, meine süße Francesca?"

„Verzeihe mir," gab sie kopfschüttelnd zur Antwort, „ich bin so schwach heute Abend, so aufgeregt. Die große Rolle hat mich angegriffen, und dann hatte ich auch in der That all' mein Denken, allé meine Wünsche darauf concentrirt, heute Nacht San Antonio und Neapel zu verlassen. Du weißt, Gaetano," sagte sie unter Thränen lächelnd, „wenn wir Frauenzimmer einmal einen Entschluß gefaßt haben, und er wird nicht ausgeführt, so gibt es feuchte Augen. — Darum verzeihe mir."

„Was habe ich dir zu verzeihen, Françoise?" versetzte er, ihre beiden Hände ergreifend. „Kam ich doch selbst mit schwerem Herzen hieher, und war es mir hart, von einem wenngleich kurzen Aufschub unseres Glückes zu sprechen. — Aber du bist mein verständiges Mädchen, und wenn du heute

Nacht geſchlafen haſt, ſo wirſt du morgen früh einſehen, daß ſich nur ſo unſer Glück feſt begründen läßt.“

Sie preßte ihre Lippen auf einander und blickte kopfnickend zu Boden.

„Wie ich mich darauf freue,“ plauderte er vergnügt weiter, „wenn du meiner Mutter gegenüber ſtehen wirſt, wenn ſie dich betrachtet, wenn ſie mir zuwinkt, um mir anzudeuten, daß ſie auf ihre Schwiegertochter ſtolz ſein muß! Dann wirſt du ſehen, Franceſca, gefällt dir auch Neapel wieder, all' das Schöne, das wir dann zuſammen ſehen und genießen. — Und was für Augen Herr Bertolini machen wird, wenn er mit ſeiner Erneuerung des Contractes kommt! O alles das zu ſehen und zu erleben, Franceſca, iſt doch beſſer, als Neapel ſo bei Nacht und Nebel zu verlaſſen!“ —

So bei Nacht und Nebel. — Die Worte ſchnitten in dieſer dunklen Stunde tief in ihre Seele.

— — — — — — — — — — — — —

Bei dieſer Unterredung in einem Salon der Villa Cedronia, der ſich zu ebener Erde befand, ſtanden die Fenſter offen, wie dies Abends meiſt der Fall war, und da ſich Roſa — wir wollen geſtehen nicht ohne Abſicht — vor die Thüre des Hauſes geſetzt hatte, ſo war ihr kein Wort des innen geführten Geſprächs entgangen. Dabei ſtellte ſich ihre lebhafte Phantaſie ſeinen Geſichtsausdruck noch anders vor, als er in Wirklichkeit war; ſie ſah ihn, wie er die arme Schweſter lauernd betrachtete, wie ſein finſter zuſammengezogener Mund lächelte, wenn ſie empor blickte. Sie wog alle ſeine Worte ſchwer ab, und jedes derſelben hatte für ſie einen doppelten und gehäſſigen Sinn. Sie hatte ihre Arme über einander gelegt und drückte ſie feſt gegen ihre heftig athmende

Bruſt. Zuweilen ſchlugen ihre Zähne leicht auf einander, alsdann aber warf ſie trotzig die Oberlippe auf und ihre dunkeln Augen leuchteten.

Es kam Jemand die Rampe hinauf — eine weibliche Geſtalt. Es war Jeanette, ſie bewegte ſich in dem Schatten, den der Vorſprung des Daches auf die Terraſſe warf, zu Roſa hin und flüſterte ihr ins Ohr: „Dort auf der Mergelina hält der Wagen des Marcheſe, und —“

„Sprich weiter!“

Die Kammerfrau ſchüttelte heftig mit dem Kopfe, und als Roſa ſie erſtaunt anblickte, bemerkte dieſe, wie die Augen Jeanetten's voll Thränen ſtanden und wie ſie gewaltſam ihre Zähne aufeinander biß.

„Nie, nie werde ich mehr darüber ſprechen,“ ſagte ſie leiſe und flüchtig und eilte, die Hände ringend, ins Haus.

Roſa erhob ſich von ihrem Sitze; ſie that einen tiefen Athemzug, dann ſtrich ſie leicht über ihr Haar und richtete ihre großen, dunklen Augen gen Himmel. Alle Bewegung von vorhin war aus ihrem Geſichte gewichen; daſſelbe erſchien im Wiederſchein des Mondes wie das eines edel geformten Marmorbildes: ruhig, ernſt, unbeweglich.

Sie trat einen Augenblick in den Vorplatz des Hauſes und erſchien gleich darauf wieder, an ihrer Seite den italieniſchen Bedienten. Im Dahinſchreiten über die Terraſſe ſchlang ſie ein gelb und roth geſtreiftes Tuch in der Art über ihren Kopf, wie es die Landmädchen zu thun pflegen, und wenn man ſie in ihrem dunkeln Gewande ſo in der Entfernung, wenn auch im Mondſcheine, ſah, ſo hätte man die edle Geſtalt ganz gut für eins der Fiſchermädchen der Mergelina halten können.

Sie ging die Rampe hinab, ſchnell aber mit feſtem Schritte, und war in kurzer Zeit unten zwiſchen den Häuſern angelangt, wo man vor dem Aufgange nach San Antonio eine herrſchaftliche Equipage halten ſah. Hier blieb das junge Mädchen mit hochklopfendem Herzen ſtehen, und zwar ſo nahe vor dem Wagen, daß ſie das Wappenſchild der Fontana und die Livree der Diener in dem hellen Lichte des Mondes deutlich erkennen konnte. Sie ſelbſt ſtand tief im Schatten eines der Häuſer, blickte aber von hier aus aufmerkſam auf die Straße.

Der Bediente war weiter vorgegangen, hatte aber kaum die Mergelina betreten, wobei der Klang ſeiner Schritte zwiſchen den hohen Mauern deutlich wiederhallte, als man an dem Schlage des Wagens die Geſtalt und den Kopf einer jungen Dame erſcheinen ſah, welche nach dem Ankommenden zu ſpähen ſchien.

Obgleich Roſa auf etwas Schreckliches gefaßt war, fühlte ſie doch, wie ihr Blut plötzlich zu ſtocken ſchien, und es war ihr, als könne ſie ein paar entſetzliche Sekunden lang nicht athmen. Die junge Dame im Wagen — ſie hatte ihre Hand auf den Schlag gelegt — ſchaute hinauf nach San Antonio, ſie hatte ein fein geſchnittenes, edel geformtes blaſſes Geſicht und große dunkle Augen, in denen jetzt, als ſie ſich etwas aus dem Wagen herausbeugte, ein Strahl des weißen Lichtes hell erglänzte.

Roſa legte ihre Hand an die brennende Stirne, und ſie konnte nicht anders: ſie mußte an das Wort des Impreſario denken, daß es ein Spiel der Natur ſei, wie ſehr die Fürſtin Pallavicini, die jetzige Marcheſa Fontana, ihr ſelbſt ähnlich ſehe.

„Zurück, zurück!“ klang es in ihr, „ehe er dich vielleicht hier bemerkte. Er iſt zu ſchlecht, als daß ich ihm entgegen

treten ſollte, um ihm mit glühenden Worten meinen Haß ins Geſicht zu ſchleudern.

Der Bediente trat gegen das junge Mädchen hin, und ſagte mit geſenktem Haupte und leiſer Stimme: „Es iſt der Wagen des Marcheſe Fontana.“

„Gut,“ gab Roſa kalt und ruhig zur Antwort; „ſo muß man ihm melden, daß er hier unten erwartet wird.“

— — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde ſpäter rollte ein ſchwerbepackter Reiſewagen von vier Pferden gezogen über die Mergelina gegen Santa Lucia. Früher glänzend beleuchtet, angefüllt von einem bunten, lebendigen Treiben, lag jetzt alles hier ſtill und öde; die Nacht machte ihr Recht geltend und hatte, da nun der Mond hoch über San Antonio ſtand, ihre ſchwarzen Schatten über die Straße, über den Quai und die noch immer leicht anſchlagenden Wellen vorgeſchoben. Von den Lichtern auf dem Meere brannte keines mehr in rother Glut, auch das phosphoriſche Leuchten hatte aufgehört, da kein Ruder mehr die Flut durchwühlte. Nur die Spitze des Veſuv war noch zuweilen erhellt von aufſteigender Lohe, die ſich auf Augenblicke majeſtätiſch erhob und dann wieder ſtill in ſich zuſammenſank. — Sonſt war alles ſtill und finſter in dieſer nächtigen dunklen Stunde.

Achtes Kapitel.

In der Dachkammer.

Durch Contraſte muß der Künſtler das Publicum packen, ſagte mir einſt ein junger Maler mit ſehr langen Haaren, in welchen er, ein zweiter Simſon, ſeine Hauptkraft vermuthete, als er mir ſein neueſtes Bild zeigte, auf dem zu ſehen war eine vom Sonnenlicht grell beleuchtete weiße Kalkwand, vor der ein Moor ſpazieren ging mit feuerrother Halsbinde, aus deſſen ſchwarzem Frack ein giftig grünes Tuch hervorſchaute — ja, durch Contraſte, wiederholte er ſchmunzelnd und hatte im Grunde nicht Unrecht, wenn er auch dieſe Contraſte etwas zu grell und ohne mildernde Uebergänge neben einander hinklecks'te.

Es iſt das im Leben, wie in jedem Kunſtwerke: wir ſehnen uns nach Regen, wenn wir anhaltenden Sonnenſchein gehabt; wir erfreuen uns an dem erſten fallenden Schnee, der die goldglänzende herbſtliche Landſchaft in einem Momente verändert; wir empfinden die Süßigkeit eines guten Deſſerts am beſten nach einem pikanten Salat, und auf ein kaltes

Gefrorenes, das wir zu uns genommen, schmeckt uns ein siedend heißer Kaffee ganz besonders.

Contraste also, die sich in unserem gewöhnlichen Leben täglich an einander reihen und dasselbe seine Einförmigkeit verlieren machen, muß der Künstler auf wohlthuende Art herbei zu führen suchen, der Maler durch einen tiefschwarzen Neger auf weißer Kalkwand, der Schriftsteller, indem er seinen geduldigen Leser aus den Armen eines engelgleichen Wesens an die Brust eines unbeschreiblich schlechten Charakters wirft, oder indem er ihn mit sich führt aus dem heißen Sommer in den kalten Winter, aus dem Palast in die Hütte. Besteht doch unsere ganze Kunst darin, daß der freundliche Leser nicht nur den Palast ungern verläßt, sondern sich auch nach kurzer Zeit heimisch fühlt in der armseligen Hütte, wohin wir ihn geleitet. —

Hinter uns sind verschwunden Campaniens glückliche Gefilde; rückwärts blickend sahen wir den Vesuv niedersinken, sahen das tiefblaue Meer sich verstecken vor den mächtigen Alpen mit ihren mit Eis und Schnee bedeckten Häuptern, und auch diese Riesen mußten vor unseren Blicken untertauchen, nachdem wir sie verlassen, hinter andere, weit geringere Größen. Dann sahen wir wieder deutsches Land und athmeten fröstelnd deutsche Luft, kalte, herbstliche, heimatliche Luft, seufzend, wenn wir an den schönen Süden gedachten. Entgegen zog uns die geschäftige Schwalbe und lachte zwitschernd über uns, eben so der Kranich und der verständige Storch. Alle zogen heimwärts, wie wir, aber ihre Heimat ist dort, wo Brunnen kühlen und Palmen rauschen, die unsrige hier, wo über spitze Giebeldächer hinweg aus langen Schornsteinen dichte Rauchwolken in die schwere dunstige Luft

hinaufſteigen; hier, wo kalter Wind uns ſo recht boshaft um die Häuſerecken ins Geſicht bläſ't, wo uns der Regen durchnäßt und der Staub faſt erblindet. Trage es mit Geduld, theurer Leſer; die Pflicht, nur Wahrhaftiges Dir mitzutheilen, hat uns hieher in die große deutſche Reſidenzſtadt geführt. Leider ſind wir augenblicklich nicht einmal im Stande, Dich vor den erſten Gaſthof zu führen oder in eines der ſchönen und vornehmen Häuſer, wie ſie neben einander liegen in ſteifem Hochmuthe in den eleganten und reichen Vierteln der Stadt.

Wir laſſen dieſe vielmehr hinter uns und tauchen in ein Labyrinth von Gaſſen und Gäßchen, wo kein Rollen von Equipagen unſer Ohr betäubt, wo wir nur das Klopfen des Hammers hören, mit welchem der fleißige Schmied ſein Eiſen bearbeitet, oder das tactmäßige Klappern des Webſtuhls und unter vielerlei ähnlichem Geräuſche das Seufzen einer Säge, die Stimme der Straßenverkäufer, die Schuhwichſe und Beſen feil bieten, Kindergeſchrei, Hundegebell und ähnliche Töne, die uns nach tagelanger Wanderung durch einen dichten Wald höchſt angenehm, ja, faſt poetiſch erſcheinen, hier aber, im Uebermaße genoſſen, unſere Nerven anzugreifen im Stande ſind.

Es iſt eine ſehr enge und kurze Gaſſe, in die wir getreten ſind; die Häuſer ſind mit ihren Giebeln nach vorn gekehrt und ſtehen ſo eng zuſammen gedrückt, als ſeien ſie einmal in einer hellen Mondnacht vor irgend etwas erſchrocken und haben ſich Schutz ſuchend ſo dicht an einander gedrängt, wie es eine Herde Schafe zu machen pflegt, wenn ſie der Wolf oder ſonſt ein Raubthier umkreiſ't. Durch dieſes haſtige Zuſammenfahren mag es denn auch gekommen

ſein, daß manches aus dieſer Geſellſchaft etwas das Gleichgewicht verlor und ſich ſo ſtark vorüber neigte, daß es an verſchiedenen Stellen einem langen Arme nicht unmöglich geweſen wäre, eine drüben hinaus geſtreckte Hand freundlich zu ſchütteln.

Weiter iſt dieſe Gaſſe nur dadurch bemerkenswerth, daß faſt ſämmtliche Einwohner eine große Vorliebe für feuchte Wäſche an den Tag zu legen ſcheinen, denn dergleichen ſieht man wie eine helle flatternde Guirlande rings umher, namentlich vor den oberen Stockwerken der dunkeln Gebäude, was einem faſt begreiflich wird, wenn man die zahlreichen Kindergruppen in meiſtens ſchmutzigen Hemden, Kitteln und Blouſen von den verſchiedenſten Zuſchnitten und den auffallendſten, einſtens friſch geweſenen Farben auf der Straße ſieht, während die Häuſer ſelbſt von Einwohnern förmlich überzuquellen ſcheinen; denn überall, wohin wir die Blicke wenden, bemerken wir Geſtalten unter den Hausthüren und an den Fenſtern, zeigen ſich Geſichter hinter den Fenſterſcheiben oder oben aus den Dachläden herausblickend. Wenn man über das Ganze ein Glasdach ſetzen könnte, ſo hätte man etwas wie einen koloſſalen Bienenkorb, nur ſtatt mit dieſen emſigen, ſummenden, aus- und einziehenden Thierchen, mit nicht weniger emſigen und nicht weniger zahlreich aus- und einziehenden Menſchen beſetzt.

Selbſt an einer Königin fehlt es hier nicht; dieſe ſehen wir vor dem ſtattlichſten der Häuſer in Geſtalt der Beſitzerin des dort befindlichen Wurſtladens ſtehen, eine große, breite und ſchwere Perſönlichkeit, faſt rieſenhaft neben den dürftigen und gebückten Weibern, die dort aus- und eingehen, die erkauften Leckerbiſſen in Papier gewickelt mit ſich forttragend.

Die Wurſtkönigin ſteht unter der Hausthür, nach deren Nummer wir ſchon beim Eintritt in die Gaſſe geſpäht. Wir gehen bei der ſtattlichen Frau vorbei, ſehen an den Wänden des halbdunkeln Hausganges die weißen Leichname einiger unglücklichen Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit hangen, daneben den ſchauerlichen Richtplatz dieſer armen Geſchöpfe, den mächtigen Hackblock mit dem breiten Beil und der im Zwielicht blinkenden Klinge des langen und ſpitzen Meſſers. Rechts neben uns erblicken wir blutige Kübel, links Knochenüberreſte; über unſerem Haupte ſchweben ſchwere Ketten von Würſten.

Vorbei an allen dieſen Gräueln eilen wir die Treppen hinauf in den erſten, zweiten, dritten und vierten Stock, wo wir an einer Thür mit der Aufſchrift: „Daniel Schweizer, Damenkleidermacher," ſtehen bleiben. Dank dem Zauberſtocke, den wir bei uns führen, öffnet ſich dieſe Thür geräuſchlos bei unſerem Erſcheinen und wir treten in ein weites, dunſtiges Gemach, welches dem Geruche nach, der hier herrſcht, Küche und Werkſtätte zu gleicher Zeit ſein muß, und das von dem Schlafzimmer, einem tiefen finſteren Alkoven, nur durch einen geflickten Kattunvorhang getrennt wird, der wohl das Auge abſperrt, aber nicht das Ohr, denn wir vernehmen die wimmernden Laute eines wahrſcheinlich kranken Kindes und die ſanften Schmeichelworte einer mitleidig klingenden weiblichen Stimme.

In der Werkſtätte iſt der Meiſter ſelbſt, der auf dem Tiſche ſitzt, eine kleine gebrechliche Geſtalt, nur von einer Seite ſichtbar, da er faſt ganz umgeben iſt von einer Wolke von Gaze oder einem ſonſtigen feinen weißen Stoffe, einem

Wie der junge Diplomat ſo ſeltſam lächelnd in das Geſicht des Haushofmeiſters ſah, glätteten ſich ſeine Züge plötzlich zum Ernſte, und er verſicherte ſpäter, der Blick des alten Mannes habe ihn ſonderbar ergriffen, weßhalb er auch aufſtand, um ſich an dem Seitentiſch, wie er ſagte, eine andere Cigarre zu holen.

Amadäus machte eine zweite Verbeugung, goß den Thee in die Taſſen und ließ ihn herumreichen. Plötzlich ſagte der Graf, der bemerkte, wie der junge Diplomat im Geiſte des Widerſpruchs ſich abermals dem Lehnſtuhle näherte, und der ferner ſah, wie die Augen des alten Dieners beſorgt dieſer Bewegung folgten: „nicht wahr, Amadäus, du haſt es nicht gern, wenn ſich Jemand dort hin ſetzt?“

„Herr Graf!“ ſagte der alte Mann und ſah ihn bittend an.

„Antworte mir, guter Amadäus, du brauchſt dich durchaus nicht zu geniren, wir ſind ja unter lauter guten Freunden. Geſtehe mir, daß du es nicht gern ſiehſt, wenn jener Stuhl beſetzt iſt.“

Mittlerweile hatte der junge Diplomat kühn wieder ſeinen Platz eingenommen.

„Nun Amadäus!“

„Es iſt ja nicht meinetwegen!“ ſagte der alte Mann im ernſteſten und zugleich bittendſten Tone, „aber es iſt der Stuhl des hochſeligen Herrn Großvaters.“

„Und wo iſt mein guter Großvater? du ſiehſt ihn, nicht wahr?“ ſagte freundlich der Graf. „Friſch mit der Sprache heraus, Amadäus!“

Der alte Mann blickte mit ſtarrem Blick nach der Fenſterecke und dem Stuhle, und ſeine Augen ſchienen ſich durch den Vorhang bohren zu wollen, der am Fenſter herabhieng. „Der hochſelige Herr,“ ſagte er in ruhigem, aber beſtimmtem Tone, „ſteht dort hinter der Stuhllehne und ſtützt ſeinen rechten Arm

Damenrocke in den bekannten riesenhaften Dimensionen, an welchem er beschäftigt ist, Bandschleifen mit Stecknadeln zu befestigen, die er darauf mit Kennermiene betrachtet, wobei er den dünnen, schmalen Kopf etwas auf die Seite neigt und mit roth unterlaufenen Augen unter der Kneifbrille hervor auf sein Werk schielt.

Neben ihm vor dem Tische sitzt ein junges Mädchen auf einem Stuhle, das den Kopf so tief auf die Arbeit gesenkt hat, daß der gewöhnliche Beschauer, der durch das Zimmer schritte, ihre Gesichtszüge nicht hätte unterscheiden können. Wir werden sie vielleicht später noch kennen lernen. Vielleicht ist es der Mühe werth, ihr Gesicht zu betrachten, denn trotz der dürftigen und abgetragenen Kleidung scheint ihre Figur voll und doch wieder schlank zu sein. Wir sehen das an den breiten runden Schultern, die locker mit einem Tuche verhüllt sind, so wie an der schlanken Taille, die ohne künstliche Mittel in ihrer natürlichen Form viel versprechend erscheint.

Das junge Mädchen betrachtet ein Modekupfer, welches vor ihr auf dem Tische liegt, wobei wir sehen, daß sie mit ihrer rechten Hand das Haupt unterstützt und ihre feinen weißen Finger in einer Fülle von dichtem schwarzem Haar vergraben hält.

Der kleine Damenkleidermacher hebt den Kopf von seiner Arbeit auf und horcht einen Augenblick auf das Wimmern des kranken Kindes.

„Das arme Wurm," sagt er mit seiner sehr dünnen Stimme, „scheint mir wirklich recht krank zu sein. Wenn ich nachher ausgehe, will ich mich nach dem Doctor umsehen. Man muß das Seinige thun — und dann — wie Gott will."

Diese Worte klangen in dem Munde eines Vaters viel-

leicht etwas hart, doch war die Stimme, mit welcher sie gesprochen wurden, so weich, fast zitternd, daß man wohl fühlte, wie dem Manne das Klagen der kleinen Kreatur tief zu Herzen ging.

„Ach ja, ach ja!“ hörte man die Frau sagen; „wenn ich auch nicht viel darauf halte, was der Doctor so einem kleinen Kinde verschreibt, so ist es doch eine Beruhigung, und es kostet uns ja nichts, da du den Mantel der Frau Doctorin zum Flicken da hast. Man ist gleich so ängstlich, wenn man, Gott sei Dank, noch wenig kranke Kinder zu behandeln gehabt hat. Aber das ist schon wahr, sie sind gleich ganz miserabel, um sich eben so schnell wieder zu erholen. Nicht wahr, Rosa, das wird bei euch auch wohl gerade so gehen?“

Das junge Mädchen hob den Kopf in die Höhe, und während sie dies thut und sich etwas umwendet, um nach dem Kattunvorhange zu blicken, sehen wir deutlich ihr nicht nur angenehmes, sondern sogar schönes Gesicht, Züge, die nicht für ihre Kleidung und Umgebung passen. Dieser schlanke weiße Hals, das edel geformte längliche Gesicht mit den glänzenden Augen, der geraden Nase und dem kleinen Munde wäre, sich aus einem reichen Pelze hervorhebend, der vornehmsten Dame würdig. Ihr Teint ist etwas bleich, wodurch die dunkeln Augen noch schärfer hervorgehoben werden. Eigenthümlich ist es, daß sie die Lippen zusammenpreßt, wodurch in den Mundwinkeln ein leichter, man könnte sagen, ein Zug tiefer Angst entsteht, der sich aber augenblicklich wieder verwischt, sobald das Mädchen seine frischen Lippen öffnet und, prachtvolle Zähne zeigend, mit einem sehr tiefen Organ langsam und äußerst bedächtig spricht.

„Ich habe es oft bemerkt, Frau Schweizer,“ sagt sie nun,

„Mittags frisch und gesund, sind die Kleinen Abends todtkrank, um am andern Morgen wieder herum zu springen.“

„Das springt morgen früh nicht wieder herum, fürchte ich,“ meinte der Damenkleidermacher, indem er seine Brille fester auf die Nase drückte und seine Nadel einfädelte. „So eilig verlangen wir es ja auch gar nicht. Du meine Güte, wenn dem Kinde überhaupt nur nichts geschieht.“

Das junge Mädchen hatte ihre Hand leicht zusammen geballt und auf das Kupfer der Modezeitung, welches vor ihr lag, gedrückt, während sie unverwandten Blickes und mit gespannter Aufmerksamkeit, sobald die Frau vorhin gesprochen, nach dem Alkoven sah und von da ab kein Auge mehr von dem Vorhang wandte, der sich hier und da bewegte, wenn die Frau dem kranken Kinde eine andere Lage gab.

„Sehe Sie doch einmal den Kleinen an, Rosa,“ hörte man die Stimme drinnen sagen.

Worauf sich das Mädchen augenblicklich erhob, fast von ihrem Sitze emporsprang, gleich darauf aber, als zucke ihr ein Gedanke durch den Kopf, ruhig stehen blieb, dann langsam die Modeblätter auf dem Tische zusammen schob und hierauf erst dem Alkoven zuschlenderte.

Während sie so dahin schritt, in fast nachlässiger Haltung, sich leicht in den Hüften wiegend, sah man deutlich ihre hohe, kräftige und schöne Gestalt, und konnte es nur bedauern, daß ihr Anzug eher dazu gemacht war, diese zu entstellen, als zu verschönern. Dabei hatte ihr Gang, ihre Haltung trotz des nachlässigen Wesens, mit dem sie dahin schlich, etwas unverkennbar Ausgezeichnetes. Man hätte sie für eine vornehme Dame halten können, die sich das Vergnügen machte, die Welt durch einen unscheinbaren Anzug zu täuschen, oder für die

erſte Liebhaberin irgend eines Theaters, die gewohnt iſt, nur Prinzeſſinnen darzuſtellen, und die nun die Rolle eines Weibes aus dem Volke übernommen hat. Für dieſes paßte wohl das verſchobene Halstuch, das locker hängende, wenig anſchließende Kleid, die nachläſſig zuſammen gedrehten dichten Haarflechten; aber durch alles das ſchimmerte für den Kenner ein ganz anderer Kern hindurch. Dieſe lange und feine Taille war offenbar nicht für den unſcheinbaren baumwollenen Ueberrock geeignet; dieſe Schultern waren einer anderen Bedeckung, als die des groben bunt karrirten wollenen Tüchleins gewohnt; dieſes dichte ſchwarze glänzende Haar war abſichtlich zerzauſt; wenn man es frei herabwallen ließe, ſo würde es ſich mit viel weniger Widerſtreben in kunſtreiche Flechten, in Bandeaur oder dergleichen fügen. Ja, wenn man die hohe, offene Stirn des Mädchens betrachtete, ſo brauchte es wahrlich wenig Phantaſie, um ſie paſſend zu finden für den Schmuck eines Blumenkranzes, ſelbſt eines Diadems.

Während ſie nun in nachläſſigem Gange dahin ſchreitet, bemerkt ſie vor ſich auf dem Boden eine Schleife liegen; ſie bückt ſich, um dieſelbe aufzuheben; ehe ſie das aber thut, hebt ſie ihr Kleid mit der linken Hand auf wahrhaft graziöſe Weiſe etwas in die Höhe, und wir, mit den eben angedeuteten Phantaſien beſchäftigt, erſchrecken beinahe, als wir unter dem dunkeln, faſt unreinlichen Rocke einen ſchneeweißen Strumpf erſcheinen ſehen, den feinſten, zierlichſten Knöchel umſpannend, und unter demſelben ein ſchwarzes Stoffſtiefelchen, genau anſchließend, von tadelloſer Form.

Roſa hebt den Vorhang etwas in die Höhe und geſtattet uns ſo einen Blick in den Alkoven. Dort ſteht ein breites

Bett, das Geſtell vom gewöhnlichſten Holze und der einfachſten Tiſchlerarbeit, reinlich aber faſt dürftig überzogen. Neben demſelben befindet ſich ein Kinderbettchen, offenbar aus einer anderen Werkſtatt herrührend; letzteres iſt aus polirtem Nußbaumholz zierlich gearbeitet, mit ſchwellenden Kiſſen und weichen Decken verſehen, die aber unordentlich durch einander liegen, da die Frau des Damenkleidermachers das Kind von ſeinem Lager empor genommen hat und es auf ihren Knieen ruhen läßt, wobei ſie das Köpfchen ſorgfältig mit ihrem rechten Arme unterſtützt.

Das Kind iſt vielleicht vier Jahre alt, hat ein rundes, angenehmes Geſichtchen, neben dem verſchobenen Nachthäubchen ſind blonde, krauſe Haare ſichtbar. Es liegt da mit geſchloſſenen Augen, die feinen Lippen leicht geöffnet, ſeine Wangen ſind fieberhaft geröthet, ſein Athem geht kurz und ſchwer und zuweilen zucken ſeine kleinen Glieder, namentlich die Arme, wobei es dann jedesmal einen klagenden Laut ausſtößt und eine Sekunde lang die Augen öffnet, die aber gleich darauf wieder von den ſchweren Libern bedeckt werden.

Das junge Mädchen hat ſich mit einer Schnelligkeit auf das Kind herabgebeugt, die faſt auffallend abſticht gegen ihre früheren, ſo langſamen Bewegungen; ſie legt ihre kühle, weiße Stirn einen Moment an die heißen Wangen des kleinen Bübchens; ſie erfaßt ſeine glühenden Händchen, ſucht den Puls und zählt die Schläge.

„Ja, ja,“ ſagte ſie dann haſtig, „ich fürchte auch faſt, das Kind iſt ſehr krank. Um Gottes Willen, wie das nur ſo ſchnell kommen konnte! Geſtern Abend war es doch noch geſund und munter.“

„Vollkommen geſund,“ erwiderte die Frau in betrübtem

Tone. „Das kann mir mein Mann bezeugen. Ich mußte dem Bübchen, als es im Bette lag, die Geſchichte vom Müller und den Thieren erzählen, und ich habe es lange nicht ſo herzlich lachen hören, als Schweizer dazu wie der Hund bellte und wie der Hahn krähte.“

„So iſt es,“ bekräftigte der Meiſter vom Tiſche herüber; „aber du mußt dich deßhalb auch nicht ſo grimmig ängſtigen, Frau. Hat der Kleine doch ſchon ein paarmal einen ähnlichen Zufall gehabt. Damals kam es von den Zähnen her, und jetzt wird es hoffentlich auch nichts Anderes ſein.“

„Vielleicht, vielleicht,“ verſetzte haſtig das Mädchen. „Doch müſſen wir nach dem Doctor gehen, und das ſo bald wie möglich. Weiß Sie was, Frau, gebe Sie mir das Kind und gehe Sie ſogleich. Es ſind ja nur ein paar Schritte bis zum Spital, wo der Doctor um dieſe Stunde zu finden iſt.“

„Sie hat Recht, die Roſa,“ ſagte der Damenkleidermacher, „ſie hat vollkommen Recht; man muß das Seinige gethan haben. Geh' alſo ſogleich, und auf dem Rückwege kannſt du mir für einige Kreuzer weiße Seide mitbringen.“

Das junge Mädchen hatte ſich auch ſchon, während ſie vorhin ſprach, auf das breite Bett geſetzt und nahm das in unruhigem Schlummer liegende Kind ſanft aus den Armen der Frau Schweizer. Sie bettete es weich auf ihrem Schooße, ſie legte ſein Köpfchen an ihre Bruſt und dann winkte ſie der Frau, die vor ihr ſtehen blieb, ein paarmal ſchnell zu, wobei ſie ſagte: „Geh' Sie nur, geh' Sie, es iſt nothwendig.“

Frau Schweizer nahm ein wollenes Umſchlagtuch von der Wand und warf es um die Schultern, und als ſie in das Zimmer hinaus trat, fiel der Kattunvorhang vor dem

Alkoven herab und schied so das junge Mädchen und das kranke Kind von den Anderen.

Daß Meister Schweizer ein alter Mann von vielleicht sechszig Jahren war, haben wir schon vorhin gesehen. Nach dem zarten Alter des Bübchens aber wären wir befugt gewesen, die Frau für viel jünger zu halten. Dem war aber nicht so, vielmehr mochte die Frau Schweizer nur einige Jahre weniger als ihr Mann zählen; und dabei hatten die Züge des Kindes nicht die Spur einer Aehnlichkeit mit einem der Beiden — ein Räthsel, welches uns indessen jetzt durch die Worte des Damenkleidermachers gelöst wird.

„Solltest du," sagte er sehr leise und flüsternd zu seiner Frau, „nicht auch geschwinde bei dem Advocaten Berger vorbei laufen und ihm mittheilen, daß das Kind sehr krank zu sein scheint? Du weißt, als er uns den Kleinen übergeben, hat er uns ausdrücklich befohlen, ihn von allem Unvorhergesehenen, was geschehen könnte, sogleich in Kenntniß zu setzen."

„Ich weiß wohl," entgegnete die Frau kopfschüttelnd. „Ehe wir aber da ein Geschrei und Aufsehen machen, wollen wir den Doctor fragen, ob das Kind gefährlich krank ist oder nicht, und dann ist es immer noch Zeit, den Herrn Berger zu beunruhigen."

„Wie du meinst," versetzte Herr Schweizer. „So geh' denn zum Arzt und vergiß nicht, mir für einige Kreuzer Seide mitzubringen. Laß dir aber ein Strängelchen geben, was nicht verwirrt ist; man muß den Kaufleuten immer auf die Finger sehen."

Damit ging die Frau hinaus, der Meister fuhr fort, seine Schleifen aufzuheften und das junge Mädchen saß mit dem kranken Kinde hinter dem Vorhange.

Obgleich ſie das Bübchen ſorgfältig in die Arme genommen, ſo hatte ſie es doch, ſo lange die Frau vor ihr ſtand, anſcheinend nur mit großer Theilnahme, aber lange nicht mit der Liebe und Innigkeit betrachtet, die jetzt in ihren dunkeln Augen glänzte, ſobald der Vorhang vor dem Alkoven niedergefallen war. Nun aber beugte ſie ſich tief auf das Kind herab, nun hob ſie es in ihren Armen auf, drückte ihre Lippen auf ſeine Stirn, auf ſeine Augen, auf ſeinen kleinen Mund und ſprach zu ihm mit den herzlichſten Worten, gab ihm die ſüßeſten Schmeichelnamen. Dabei tönte ihr tiefes Organ, obgleich jetzt gewaltſam gedämpft, um ſo klingender und eigenthümlicher. Das Kind ſchien dieſe Stimme zu kennen, denn es hielt ſeine müden Augenlider ein paar Sekunden offen, ja, es zeigte ſich ein mattes, kurzes Lächeln um ſeinen Mund.

„Du liebes Kind," ſagte ſie ſchmeichelnd, „du kleiner, ſüßer Eugen, mußt uns das nicht anthun, daß du ernſtlich krank wirſt. Nein, nein, das thut unſer gutes Bübchen nicht. — Morgen biſt du wieder luſtig, und dann bringe ich dir einen großen Wagen, einen Wagen mit Pferden, und damit ſpazierſt du im ganzen Zimmer umher; ja, im ganzen Zimmer, ſo lange du noch nicht ganz wohl biſt. Wenn aber Eugen wieder ausgehen darf, ſo komme ich mit einem ganz großen Wagen und wir fahren dann hinaus auf den Platz, wo die Bäume ſtehen und wo die Muſik iſt. — Weißt du, die ſchöne Muſik!"

Es war, als ob der Kleine in ſeinem Fieberſchlummer dieſe Schmeichelworte verſtanden, und als ob es ihm wohler ſei an dem Buſen des jungen Mädchens. Er legte ſein Köpfchen feſt an ſie, er ſtreckte ſeine kleinen Hände zwiſchen die Aermel ihres Kleides und drückte ſeine Fingerchen in ihren vollen Arm.

Sie saß, obgleich zuweilen ein leises Wort sprechend, regungslos wie ein Marmorbild, denn sie glaubte in dem Blick des Kindes zu lesen, wenn sich auf Sekunden seine Augenlider öffneten, daß es sich behaglich fühle und ruhiger schlummern werde.

Das Kind dehnte sich in ihrem Schooße; die Zuckungen seiner Glieder wurden schwächer und schienen endlich ganz aufzuhören; es streckte seinen kleinen Körper lang aus, es seufzte ein paarmal tief auf, und obgleich das Mädchen anfänglich angstvoll diesem Seufzer lauschte, so flog doch ein entzückendes Lächeln über ihre schönen Züge, denn am Ende eines recht, recht langen Athemzuges sagte der Kleine, wenn auch leise, doch vernehmlich: „Liebe Rosa!“ — Dann entschlief er wirklich, die Röthe auf seinen Wangen hatte sich vermindert, während er in längeren Zügen athmete.

Mit dem Ausdrucke unsäglicher Liebe in den schönen Zügen blickte das Mädchen auf das Gesicht des Kindes, und nur einmal fuhr sie leicht in die Höhe, als draußen die Kirchenuhr schlug. Sie zählte die Schläge und sprach dann zu sich selber: „O, Gott sei Dank, es ist noch nicht spät — erst drei Uhr.“

Draußen im Zimmer hustete der Damenkleidermacher zuweilen, aber kaum hörbar, und wenn er seine Scheere gebraucht hatte und sie wieder aus der Hand ließ, so legte er sie behutsam auf einen dicken wollenen Lappen, damit das schwere Eisen kein Geräusch verursache.

Deßhalb war es auch, als die Frau fortgegangen, sehr still in dem Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Die Wohnung eines Künstlers.

Wir haben vergessen, dem geneigten Leser zu sagen, daß die Wohnung des Damenkleidermachers, die wir eben so leise wie möglich verlassen, nach der Straße zu gelegen ist. Es ist das eigentlich von keinem Belang, doch wünschen wir selbst in den unbedeutendsten Dingen alle Irrthümer zu vermeiden. Vor der Stubenthür befindet sich, wie oft in alten Häusern, ein geräumiger Vorplatz, der aber ziemlich dunkel ist, da er sein Licht durch eine einzige und obendrein sehr schmale Thüre erhält, welche von diesem Vorplatz direct ins Freie auf die angelegenen Dächer zu gehen scheint. Wenn wir aber an diese Thüre treten, so finden wir, daß sie auf einen schmalen unbedeckten Gang führt, der uns um das Haus herum nach einem Hintergebäude leitet.

Stellen wir uns auf diesen Gang, so haben wir eine Aussicht auf die umherliegenden hohen und schmalen Gebäude, auf altersgraue Dächer, auf geschwärzte Mauern und Schornsteine, auf zerbrochene und verwitterte Wetterfahnen,

auf dieſelbe. Er ſieht mich fragend an und deutet mit der linken Hand auf den jungen Herrn, der ſeinen Platz einnimmt. Er möchte ſich ſelber gern ſetzen, der alte hochſelige Herr.“

Das Lächeln war bei dieſen Worten von den Wangen des jungen Diplomaten verſchwunden. Ja er war etwas Weniges blaß geworden, und er blickte, wie er glaubte, muthig hinter ſich an den Vorhang. Doch war in Wahrheit ſein Geſichtsausdruck etwas verzagt geworden. Auch ſuchte er nach einer Pauſe mit einer ſcherzhaften Wendung von dem unheimlichen Platze wegzukommen, indem er mühſam lächelnd ſagte: „fern ſei es von mir, einem Würdigeren den Platz zu verſperren.“

Damit trat er an den Tiſch und bat um eine Taſſe Thee.

Keiner der Anweſenden lächelte, wie es wohl das Benehmen des jungen Herrn verdient hätte, vielmehr waren Alle ergriffen von der Viſion des Meiſter Amadäus.

Die beiden Lakaien entfernten ſich, und der Thee wurde ſchweigend getrunken.

„Du erwähnteſt,“ wandte ſich nach einer Pauſe Herr von M. an den Grafen, „der damals räthſelhaften Geſchichte am wilden See und eines Vorfalls auf dem Schloße hier, der mit derſelben in Berührung ſtehen ſolle. Sei ſo gut und gib' uns etwas Näheres darüber zum Beſten.“

„Mit Vergnügen“, ſagte der gefällige Wirth, „was mir ſelber darüber mitgetheilt wurde, ſollt Ihr Alles erfahren. Doch halt! da fällt mir eben ein; wie wär' es denn, Amadäus“ — damit wandte er ſich an den alten Diener — „wenn du uns dieſe Geſchichte erzählteſt? Du warſt ja dabei, dich hat die Schöne beſonders intereſſirt, alter Herr, und du kannſt uns ſicher das Wahrſte und Genaueſte darüber mittheilen.“

Aller Augen wandten ſich nach dem Angeredeten, und über die Züge deſſelben glitt ein melancholiſches Lächeln. „Es iſt ja nichts Intereſſantes,“ antwortete er in einem Tone als wollte er

auf tiefe, enge Höfe, von welchen herein allerlei Geräusch des täglichen Lebens, obgleich ziemlich gedämpft, an unser Ohr schlägt.

Wenn wir so die hintere Seite irgend einer Straße betrachten, deren vorderer Theil meistens so glatt vor unseren Augen dahin läuft, so erstaunen wir über die seltsamen Formen, die wir hier sehen, über die eigenthümlichen Auswüchse, mit denen die armen Häuser gleich krankhaften Geschwulsten behaftet sind. Da ist, namentlich in diesen engen Stadtvierteln, keine regelmäßige Linie mehr, kein rechter Winkel; da scheinen die Häuser in heftigem Streit sich in den Haaren zu liegen und jedes sich gewaltsam vorzudrängen, wo es ihm nur immer möglich ist. Da ergrimmt das ruhige Gemüth eines hausbackenen Architekten, da freut sich dagegen die Phantasie des Zeichners und Malers. Wer kann die Formen und Anbaue erdenken, die hier winklig und zackig zu Tage treten! Wer kann die dunkeln und doch dabei malerischen Töne erfinden, die wir hier an dem Durcheinander von Mauern und Giebeln sehen, an den ehrwürdigen dunkelbraunen Holzconstructionen, an dem zerbröckelten, weiß und grau gestreiften Mauerwerk, an dem eigenthümlichen Schimmer der einst vergoldet gewesenen Wetterfahnen, und dann an den zufälligen Verzierungen dieses Conglomerats, — Verzierungen, bestehend aus flatternder Wäsche, wucherischen Schlingpflanzen an feuchten Mauern, Blumentöpfen mit üppigem Rosmarin und verkümmerten Geranien; mit menschlichen Gesichtern aller Altersklassen, die aus den tiefen Höfen und den engen Fenstern hervor nach dem kleinen, gezackt erscheinenden Stückchen Himmel blicken, das sich dürftig über ihren Häuptern ausspannt.

Das sieht unser Auge, während wir auf unbedecktem Gang, dem Lauf unserer Geschichte gemäß, nach dem Hinterhause wandeln; aber auch unser Ohr ist dabei nicht unbeschäftigt. Unter uns summt und brauf't der Bienenstock noch ärger als vordem, da wir durch die Straßen gewandelt; schauen wir doch jetzt noch genauer in das geschäftige Treiben des Stockes, und hören all' die hundertfachen Laute, womit jeder Einzelne seinen Honig nach Hause trägt oder bereitet. Hier vernehmen wir ein paar kreischende Stimmen, accompagnirt von dem Bellen eines Hundes; dort hören wir klopfen auf Holz und Leder, die Töne eines Liedes schlagen an unser Ohr, die in erbittertem Kampf zu liegen scheinen mit dem Gequick einer Clarinette zu unserer Linken, sowie mit dem jämmerlichen Klagen einer Violine zu unserer Rechten, welche unter der Hand eines Schülers stöhnt und seufzt, und welche zu besänftigen sich der tiefe Klang eines Waldhorns vergeblich abmüht.

Am Ende des Ganges, auf dem wir wandeln, befindet sich ein Zimmer, hoch und luftig gelegen; es hat zwei ziemlich große Fenster und zeigt bescheidene, weiß getünchte Wände, deren einzige Verzierung in verschiedenen Lithographieen besteht, Bildnissen berühmter dramatischer Künstler und Künstlerinnen, die mit vier Nägeln an der Wand befestigt sind. Es befinden sich effectvolle Köpfe darunter, und ihrer Haltung nach könnte man, auch ohne eine Unterschrift zu lesen, mit einiger Sicherheit bestimmen, welches Fach dieser oder jener Künstler, diese oder jene Künstlerin, ausfüllte.

Dort jenes Brustbild, dessen Kopf mit wohlgerollten Locken etwas verdreht auf dem Halse steht, kühn um sich schauend und zwischen den affectirt geöffneten Lippen Zähne

zeigend, wie man es eben nur auf einem Bilde oder bei einer Marionette zu sehen gewohnt ist, um dessen Mund ein fades Lächeln spielt, und dessen Hals in einer Cravatte steckt, welche auf der Brust durch eine dicke Busennadel zusammengehalten ist, während bauschige Manchetten eine Hand einschließen, deren Finger voller Ringe stecken, und die offenbar auf der Lithographie nur angebracht ist, um Ringe und Hand zu zeigen, — ist unverkennbar das Conterfei eines ersten Tenors.

Der bärbeißige Mann nebenan mit dem etwas struppigen Haar, mit den halb zugekniffenen Augen, der ziemlich nachlässigen Kleidung und dem verächtlichen Lächeln um die groben Lippen kann nur ein Bassist sein, — ein tiefer Baß, ein vortrefflicher Baß, ein Künstler, der sich den Henker um die Welt kümmert und der seines Sieges gewiß ist, wenn er vor die Lampen tritt.

Auch Bildnisse von Damen, wie früher schon gesagt, bemerkt man hier. Dort unverkennbar eine Primadonna Assoluta; hoch aufgerichtet dastehend, schaut sie sich siegreich um; man könnte auf ihren stummen Lippen die Frage lesen: Würde es überhaupt noch Gesang geben, wenn mir es beliebte, zu schweigen? — O nein, gewiß nicht, glaubt man im schelmischen Auge einer andern Dame zu lesen, die uns freundlich naiv anlächelt, und in deren munterem Blicke, der leichten graziösen Haltung wir alsbald die wunderbarste aller Soubretten entdecken. Dies Nein ist begreiflicher Weise ironisch gemeint, und wenn sie im Kreise der Vertrauten über jene spricht, so sagt sie: Ihre Stimme ist nicht übel, aber keine Biegsamkeit, keine Coloratur, man braucht aber auch nicht viel gelernt zu haben, um als dramatische Sängerin zu glänzen.

So hängen sie an den weiß getünchten Wänden, und ein paar dieser Lithographieen haben eigenhändige Unterschriften. Seinem — als Beweis der Freundschaft und Verehrung, oder: Dem verehrten — die dankbare Künstlerin.

Weiter befindet sich im Zimmer in einer Ecke ein Bett, in der anderen ein sehr bescheidenes Clavier; ein Tisch und ein paar Stühle fehlen natürlicher Weise auch nicht; auf einigen der letzteren liegen Kleidungsstücke, Bücher, Musicalien, alles durcheinander in bunter Unordnung; das Clavier ist geöffnet, und vor demselben sehen wir einen jungen Mann, ziemlich nachlässig angezogen. Seine Füße stecken in weiten Pantoffeln, das Kleidungsstück, welches den untern Theil seines Körpers bedeckt, entbehrt einer angenehmen Straffheit und zeigt herabhängend sehr unnöthige Falten. Sein Oberkörper steckt in einem grauen Sommerrocke, der wahrscheinlich aus Versehen schief zugeknöpft ist, wenn nicht etwa zu dem betreffenden Knopfloch der correspondirende Knopf fehlt, was anzunehmen wir leider sogar einige Berechtigung haben.

Dieser junge Mann — er mag im Anfang der Zwanzig sein — ist nicht allein im Zimmer; ein anderer, scheinbar im gleichen Alter, vollständig, wenn auch mit wenig Eleganz angekleidet, sitzt an dem oben erwähnten Tische und hat den Kopf herabgebeugt, um in die brennende Lampe einer Kaffeemaschine zu blicken, die vor ihm steht, und welche nicht die nöthige Hitze zu geben scheint.

„Hier mangelt Spiritus," sprach er. „Wenn ich zu einem schlechten Witze aufgelegt wäre, würde ich sagen, diese Lampe hat etwas Menschliches, etwas Künstlerisches an sich. — Und du selbst, junger angehender Künstler, besitzest du

etwas Geiſt, das heißt von dieſem, den ich meine, um der Lampe auf- und uns zu einem guten Kaffee zu verhelfen?“

„Dort in dem Wandſchrank iſt die Flaſche,“ verſetzte der Angeredete kurz, worauf er ſich auf das Clavier niederbeugte, einen Accord anſchlug, dann zurücktrat, ſich ſo hoch wie möglich aufrichtete, die Bruſt herausdrückte, und nachdem er mit dem Zeigefinger der rechten Hand leicht einige Takte bezeichnet, mit einer nicht allzuſtarken, aber wohlklingenden Baritonſtimme zu ſingen begann:

„Der Mufti uns befohlen hat —
Befohlen hat — befohlen hat — zu melden dem Kalifen —

„Eins — zwei — drei — vier“ — zählte er alsdann — „zu melden — eins — zwei — drei — vier — dem — eins — zwei — drei — vier — Kalifen.“

„Der Mufti,“ fiel der Andere in tiefem Baſſe und richtigem Takte ein.

„Uns befohlen hat, zu melden dem Kalifen.“

„Zu melden — zu melden“ intonirte abermals der Baß ganz richtig.

„Zu me—e—el—den — de—em — Kali—i—i—fen.“

„O Herr! — o Herr!“ ſängt nun der, welcher am Tiſche ſitzt, an und ſchreit dabei ſo laut, daß man augenblicklich verſteht, er ſtelle den ganzen Singchor vor und müſſe durch ſein: O Herr! den Kalifen um Aufmerkſamkeit bitten, daß er ein geneigtes Gehör dem ſchenke, was der Andere im Namen des Mufti zu melden habe.

Worin aber dieſe Meldung beſteht, erfahren wir vor der Hand nicht; es bleibt im Dunkel des Geſanges, wie ſo Manches in einer wohlcomponirten Oper.

Der am Clavier läßt nun ſein Notenblatt niederſinken,

blickt ſchwärmeriſch gen Himmel, als wolle er auf den Flügeln des Geſanges empor flattern, und beginnt abermals und dieſes Mal in ſo hohen Tönen, daß man fühlt, er ſei an den Grenzen ſeiner Möglichkeit angekommen:

„Der Mu—u—u—ſti—ti—ti — uns — be—ſoh—o—len — hat — zu—u — me—e—e—lden — de—em — Ka—li—i—i—iſen — Alla—a—ah!“

„Gut, gut!“ ruft der Andere; „ſamos! Du haſt dein Allah mit dem ganzen Tone des Schreckens herausgeſungen. — Weiter, weiter! — Allah, Allah!“ brüllt er nun als Chor, worauf der am Clavier mit einem Schrei der unverkennbarſten Angſt einfällt: „Allaaah!“ und den letzten Ton ſo lange aushält, bis ihm die Augen hervortreten und er faſt blau im Geſichte wird.

„Wenn du es heute Abend ſo ſingſt,“ ſagt der junge Mann am Tiſche, „ſo kann dir ein Applaus nicht fehlen. Nimm dich aber bei der Stelle in Acht, daß das dazu gehörige Spiel nicht in die Brüche geht. Es iſt, wie du weißt, im entſcheidenden Augenblicke. Du — Sidi-ben-Abenhamet, Oberhaupt der Ulemas, und wir, dein heiliges Collegium, ſind gekommen, dem Kalifen zu melden, daß ſeine ſtumme Favoritſklavin ihn den Franken verrathen habe. — Du mußt das nicht leichtſinnig nehmen, guter Kerl. Das Auge des Herrn funkelt, und ich kann dir verſichern, der Herr Benzenberger wird in dieſem erhabenen Momente ſeine Augen nicht ſchlecht funkeln laſſen. — Da thut ſich der Vorhang neben dem Kalifen auseinander, und ſie erſcheint.“

„Ja, ſie erſcheint,“ ſpricht der am Clavier ſeufzend, „in all' ihrer Schönheit, in all ihrem Liebreiz.“

„Bumburumbum du-dum! wirbeln die Pauken; — Trompetenfanfare, — sie ſtürzt in einem graziöſen Pas zwiſchen dich und den Herrſcher, den armen Sidi-ben-Abenhamet mit der Hälfte eines einzigen ihrer glühenden Blicke zu Boden ſchmetternd, und dann pantomimirt ſie dem Herrſcher auf ihre deliciöſe Art eine ganze Geſchichte, worin ſie ihre Unſchuld beweiſ't, ſich wieder in Gunſt ſetzt und dich mit jeder Bewegung ihrer ſüßen lieben Beine dem Stricke näher bringt. — Das ſiehſt du voraus, ſo wie Zuleyma erſcheint, alſo dein letztes Allaaah! muß Schrecken, Angſt, unſer ganzes zukünftiges Schickſal andeuten. Tritt demnach, ehe du zu dieſem Allah anſetzeſt, unvermerkt mit dem linken Fuße ziemlich bedeutend zurück — ſo!“ —

Bei dieſen Worten war der junge Mann vom Tiſche aufgeſtanden und that gerade ſo, wie er geſagt.

„Siehſt du, guter Kerl,“ fuhr er darauf fort, „dann haſt du einen Halt und biſt nun im Stande, deinen Oberkörper, indem du darauf den rechten Fuß weit nach hinten bringſt, ſo kräftig zurückzuwerfen, als es die erhabene und furchtbare Situation verlangt. Du mußt in den Geiſt deiner Rolle eingehen, wie die denkenden Schauſpieler zu ſagen pflegen; du darfſt um alles in der Welt in dieſem Augenblicke nicht der angehende Sänger Carl Bander oder Carlo Banderi ſein, wie du dich ſpäter zu nennen gedenkſt, du mußt vielmehr ganz in Sidi-ben-Abenhamet aufgehen; du mußt den Strick um deinen Hals fühlen; du mußt mit einer Wahrheit zurückfahren, die das Publikum erwärmt und die, was dir am Ende die Hauptſache iſt, dir einen dankbaren Blick aus den bewußten ſchwarzen Augen verſchafft.“

„O Gott ja, dieſe lieben ſchwarzen Augen!“ ſeufzte der

junge Sänger am Clavier; „ich fürchte nur, wann ich sie erblicke, werde ich eher zum Entgegenstürzen als zum Zurückfahren geneigt sein. — Aber sage mir die Wahrheit, Richter, findest du mich bei Stimme oder nicht?“

„Ich finde dich vollkommen gut bei Stimme,“ erwiderte Richter, „nur halte ich es für nothwendig, daß du jetzt dein Instrument zuschließest und Noten und Stimme ruhen läß'st. Unser Kaffee ist fertig und, dem Geruche nach zu urtheilen, gelungen; setze dich also hieher, und dann denke so wenig wie möglich an den bevorstehenden Abend. — Wo hast du einiges Brod?“

Nachdem Carlo, nicht ohne einen leichten Seufzer, gethan, wie ihm sein Freund gesagt, schlurfte er in seinen weiten Pantoffeln an den Wandschrank hin, aus welchem der Andere vorhin die Spiritusflasche geholt, und nahm ein großes Stück Brod und ein Messer hervor, welches er Beides auf den Tisch legte, dann einen Stuhl heranzog und sich setzte.

Herr Richter schenkte den Kaffee in zwei defecte Tassen, schien sich alsdann nach Milch umzuschauen, und da er keine bemerkte, nahm er die Spiritusflasche und goß von deren Inhalt in seinen Kaffee.

„Hast du heute dinirt?“ fragte er alsdann.

„Nein,“ entgegnete der Andere.

„Ich auch nicht,“ fuhr Herr Richter fort, nachdem er einen tüchtigen Schluck aus seiner Tasse gethan und sich ein großes Stück Brod abgeschnitten. „Ich pflege am Tage, wo ich singen muß, selten oder nie zu Mittag zu essen. Wenn man stark dinirt, ruinirt man sich die Stimme und verdirbt seinen Humor. — Was das letztere anbelangt,“ setzte er nach

einer Pauſe, während welcher er ſein Brod verzehrend den Andern aufmerkſam betrachtet hatte, hinzu, „ſo könnte man bei dir glauben, du habeſt immens ſtark geſpeiſ't denn dein Humor ſcheint mir nichts weniger als roſig gefärbt.“

„Und habe ich nicht Urſache dazu?“ erwiderte der junge Sänger. „Setze ich nicht heute Abend mein Alles, meine Zukunft auf's Spiel, auf eine einzige Karte? Wenn es mir mißlingt, was bin ich alsdann?“

Herr Richter zuckte mit den Achſeln. „Du biſt üblen Humors,“ ſprach er darauf, „und es beliebt dir nun einmal, alles ſchwarz zu ſehen. Glaube mir, guter Kerl, ich hoffe, daß du reuſſirſt, daß du Beifall erhältſt, daß dich dann morgen Seine Excellenz, der Herr Intendant, auf die Theaterkanzlei beſcheidet und dir einen Contract anbietet.“

„Gebe es der Himmel!“ ſeufzte Carlo.

„Ich hoffe, wie geſagt, ſo. Aber ſage mir, was haſt du alsdann für ein großes Glück errungen?“

„Und das fragſt du noch?“ ſprach der junge Sänger heftig, — „du, der meine Gefühle kennt, du, der du weißt, wie ich für dieſes göttliche Mädchen ſchwärme? Für dieſe wun .rbare Künſtlerin, für ſie, die es mir angethan hat, die mich mit einem Zauber umſtrickt, den zu brechen ich nicht im Stande bin!“

„Ja, ein Zauber,“ ſagte der Andere kopfnickend, „der dich, wie der Dichter ſagt, beſtändig in einem öden Kreiſe wandeln läßt, und rings herum liegt friſche, grüne Weide.“

„Und wenn es die Wüſte ſelbſt wäre, in der ich mich verloren! Wächſ't in der Wüſte nicht die Palme?“

„Ja, ja, die Palme!“ lachte Herr Richter. Dann ſang er mit lauter Stimme:

Zu gnädig wäre ſie
Für alle Welt, nur nicht für dich — dum! — dum!

„Und wenn ich ſelbſt in der Wüſte pfadlos umher irren muß,“ rief der Sänger enthuſiaſtiſch — er ſchien die Anſpielung ſeines Freundes nicht verſtanden zu haben oder nicht verſtehen zu wollen — „verloren auf öder Fläche, ſchwebt ſie nicht vor mir, eine reizende Fata Morgana —?“

„Unerreichbar wie dieſe?“

„Ja, unerreichbar für den, der ſchüchtern zurücktritt. Aber dem Muthigen gehört die Welt.“

Herr Richter hob ſeine Taſſe zum Mund, während er leicht mit den Achſeln zuckte. „Gut denn,“ ſprach er nach einer Pauſe; „zugegeben, daß es dich glücklich macht, in dem Dunſtkreis einer angebeteten Tänzerin zu leben. Betrachten wir aber nun einmal deine körperliche Wohlfahrt, um zu ſehen, ob die dann im Falle des Mißlingens auch förmlich Fiasko machen müßte. Verzeihe mir, wenn ich das Gegentheil vermuthe.“

„Was bleibt mir übrig?“

„Dir? — Unendlich viel.“

„Und was, wenn's beliebt?“

„Drei wichtige Factoren im menſchlichen Leben: Feder, Papier und Tinte, für wenige Pfennige anzuſchaffen; und nebenbei haſt du Talent genug, um durch Beſudelung des Papiers dich geltend zu machen und ein unabhängiges Leben zu führen.“

„Habe ich das nicht ſchon verſucht?“

„Teufel ja, du haſt es verſucht. Aber wie? Du haſt

ſagen: erlaßt mir dieſe Erzählung! — „ein unbedeutender Vorfall, etwas, von dem nicht viel zu ſagen iſt.“

„Alter Herr! alter Herr!“ lachte der Graf, „dir war der Vorfall nicht unintereſſant. Weißt du noch, wie du mir damals darüber ſchriebſt? Hätte ich nur den Bericht da, den wollte ich Euch vorleſen.“

„Der Schulmeiſter drunten im Dorfe hat ihn ja gemacht, den Bericht,“ ſagte bittend Amadäus. „Er, der Schulmeiſter nämlich, war freilich damals etwas überſpannt und aufgeregt. Nun, ich kann es ihm eigentlich nicht übel nehmen,“ ſetzte er murmelnd hinzu.

„Nun ſo erzähle denn, Amadäus!“ bat der Graf und ſämmtliche Gäſte baten ebenfalls.“ Thun Sie uns den Gefallen, Amadäus, und laſſen die Geſchichte hören.

„Aber Sie müſſen dabei ſitzen,“ ſagte der ältere Offizier, und der Graf fügte hinzu: „das verſteht ſich von ſelbſt; dort iſt ein bequemer Fauteuil für dich, Amadäus,“ — „und hier eine Taſſe Thee,“ fügte Herr von M. hinzu, — „mit Rum nicht wahr, alter Herr?“

Der Haushofmeiſter dankte nach allen Seiten aufs Verbindlichſte, ſetzte ſich alsdann nieder und erzählte:

„Es können jetzt zehn Jahre ſein, — es war um dieſelbe Zeit wie jetzt, gegen Ende Oktober, — da machte ich Nachmittags — es war von der Herrſchaft Niemand auf dem Schloſſe — meinen gewöhnlichen Spaziergang nach dem wilden See. Ich liebe ihn ſehr den wilden See, man ſieht da, namentlich im Mondſchein, ſo allerlei wunderſchöne und ſeltſamen Geſchichten. Man hört dort am Tage auf der Höhe des Berges den tiefen hallenden Ton der Hüfthörner, das laute Taujaut! Taujaut! das Gebell der Rüden, das luſtige Treiben der Jagd; und dann war da oben ein kleines ſchattiges Plätzchen, wo ich verſteckt das ganze

Gedichte an deine Angebetete gemacht, worüber diese vielleicht gespottet, die sie wenigstens ruhig bei Seite geschoben. Du hast Tragödien geschrieben, worüber die Regisseure des Hoftheaters in Verzweiflung geriethen."

„Also!" sagte der junge Sänger mit einem traurigen Blicke gen Himmel.

„Also?" fragte Herr Richter, wobei er einen Augenblick mit Kauen einhielt. — „Also? — Wir haben dadurch vielleicht gesehen, daß Gedichte machen für dich ein unfruchtbares Geschäft ist und daß du kein Talent zur Tragödie hast. Erinnerst du dich aber," fuhr er in bestimmtem Tone und sehr langsam fort, „eines Artikels, ich sage dir, eines delicidsen Artikels, den du mir einmal vorgelesen und der Furore gemacht hätte, wenn er gedruckt worden wäre?"

„Sprich nicht davon," gab Carlo mißmuthig zur Antwort.

„Natürlicher Weise handelt auch dieser Artikel von ihr; aber du hattest ihn in einem Anfalle von Wuth, von Eifersucht — was weiß ich! — geschrieben; er besprach ihre Leistungen als Künstlerin, freilich etwas rücksichtslos, aber wahr — sehr wahr — unendlich wahr."

Der junge Sänger machte eine ungeduldige Bewegung.

„Weißt du, was geschehen wäre, wenn man den Artikel hätte drucken lassen?"

„Sie hätte mich verachtet, sie hätte mich nie mehr eines Blickes gewürdigt."

„Im Gegentheil, mein guter Kerl," versetzte Herr Richter mit einem etwas malitiösen Lächeln, „sie hätte dich erst recht angesehen, sie hätte sich wahrscheinlich in ihren vier Wänden geärgert; sie hätte einen Vertrauten oder eine Ver-

traute, wenn dir das lieber iſt, gefragt: Das hat Herr Vander geſchrieben? Wie kann man Herrn Vander beikommen? Kann man vielleicht Herrn Vander dafür bezahlen, daß er anders ſchreibt?"

„Sie hätte mich einer ſolchen Proſtitution für fähig gehalten!" rief Carlo entrüſtet.

„Mein guter Kerl," ſagte der Andere mit ſehr kaltem Tone, „man hat dergleichen Beiſpiele; es muß auch ſolche Käuze geben. Ich ſelbſt war ſchon ein paarmal in dem Falle, etwas dergleichen zu vermitteln."

„Alſo ein literariſcher Kuppler, Herr Richter?"

„Wenn du ein reicher Schriftſteller wäreſt, würde ich mich über deine Aeußerung ärgern. Aber da du ein armer Teufel biſt, wie ich, ſo gehe ich ruhig darüber hinweg. Setzen wir alſo den richtigen Fall, ſie hätte erfahren, daß du ein Mann von Grundſätzen und nicht käuflich biſt —"

„Ich hoffe, ſie wird mir dieſe Gerechtigkeit widerfahren laſſen."

„Gut denn — und hätte dich doch erkauft —"

„Wie ſo?"

„Durch ein freundliches Wort; hätte das nicht geholfen, durch einen Blick oder durch zwei Blicke, durch einen Blick der Theilnahme — durch einen Blick der Freundſchaft — durch einen Blick der Liebe."

„Richter, du ſagſt mir da fürchterliche Dinge."

„Fürchterlich nicht, aber wahr," erwiderte ruhig der Choriſt. „Verſuch's doch noch einmal."

„Ich ſchreibe keine derartigen Artikel mehr."

„Nach deinen Erfolgen," ſprach der Andere, wobei er einen verächtlichen Blick über die Bildniſſe der Künſtler und

Künſtlerinnen gleiten ließ, „kann ich dir freilich ſo Unrecht nicht geben. Du, ein freundliches Gemüth, ein guter Kerl, träufelteſt nur Wohlwollen und Milde in dein Dintenfaß, deine ſanfte Feder ſchrieb das nieder, und die Betreffenden waren von deinen Arbeiten befriedigt, gerührt; ſie belohnten dich fürſtlich, ſie ſandten dir ihre verzerrten Phyſiognomieen, ſogar mit der Unterſchrift: dem verehrten Karl Bander der dankbare — Hol' ihn der Teufel. — Siehſt du, Kerl, hätte ich dein Talent, glaube mir, ich wäre ſchon lange nicht mehr armer Choriſt, der ich zu ſein das Glück habe, ich würde fetirt, geſchmeichelt, ich könnte ein Heidengeld verdienen; ich wäre ein ſtark beſoldeter Mitarbeiter irgend eines Journals, ich wäre Doctor Richter."

Der angehende Sänger hatte ſeinen Kopf in die Hand geſtützt und blickte finſter vor ſich nieder, wogegen Herr Richter mit vielem Behagen ſeinen Kaffee mit Spiritus trank, ſich dann erhob und mit lauter Stimme zu ſingen begann:

„Der Muſti uns befohlen hat —
Befohlen hat, befohlen hat — der Muſti — Muſti — Muſti —

„Dieſen intereſſanten Text habe ich nämlich in meiner Chorſtimme," ſagte er. Dann fuhr er fort:

„Zu melden, ha! zu melden,
Zu melden, melden, melden, — zu melden dem Kalifen.
Der Muſti — ja, — der Muſti — —

„Jetzt aber, edler Sidi-ben-Abenhamet, ſchlüpf' in deine Stiefel, zieh deine Unausſprechlichen an und folge mir in den Tempel des Ruhms. Es iſt vier Uhr vorüber; zu deiner Rolle brauchſt du Sammlung; der Chor würde, dich ermunternd, alſo ſingen:

Ja. Sammlung braucht er. Sammlung.
Sidi-ben-Abenhamet —
Sidi-ben-Abenhamet
Braucht Sammlung. Sammlung. Sammlung.

„Und das wäre noch nicht der ſchlechteſte Text; ich habe ſchon manchen widerhaarigeren geſungen. Auf denn, edler Mufti, auf nach Valencia!“

Zehntes Kapitel.

Vor dem Theater.

Es war im Spätherbſt, einer von den Tagen, wo am frühen Morgen die Nebel durch die Sonne nur theilweiſe herabgedrückt worden waren, wo ſich dieſe, zwiſchen den Hügeln auf den Thälern lagernd, als ein großer wogender Landſee darſtellen, oder wo ſich die Hügel wie weite Krater mit wallendem Rauche ausnehmen, rieſenhafte brodelnde Keſſel bildend, an deren Rand der weiße gefährliche Qualm aufſteigt — gefährlich, weil ſich eben dieſer Qualm langſam an den Hügeln emporzieht und dort auf der für uns nur wenige Stunden klaren und tiefblauen Fläche hellgefärbte Wolken bildet, die von dem leider herrſchenden Weſtwinde langſam gegen Oſten getrieben werden.

Morgens, ſo wie auch den erſten Theil des Nachmittags blieb die gleiche Decoration am Himmel ſtehen; das Einzige, was einen Wechſel ahnen ließ, waren laue, dunſtige Windſtöße, welche für Augenblicke die noch ziemlich dicht belaubten Zweige ſchüttelten und durch ſie hinflüſterten, ſo daß es klang

wie ein allgemeiner Seufzer, der durch die ganze Natur geht und auf eine baldige traurige Aenderung hindeutet. Und vor dieſen Windſtößen ängſtigten ſich die furchtſamſten der gelb und roth gewordenen Blätter; ſie verließen den Ort, wo ſie Frühjahr und Sommer über ſo friſch und luſtig geprangt, und flatterten zu Tauſenden und aber Tauſenden auf den Boden herab, die Muttererde, die ſie hervorgebracht, wenn auch nur für kurze Zeit, freundlich ſchmückend.

Ja, für recht kurze Zeit, denn am Horizonte ſteigen immer neue und neue Wolkenmaſſen auf, ſchräg über die Erde dahinziehend und ſo zuſammengeballt und dampf- und rauchähnlich, daß man hätte glauben können, es ſtehe dort hinter den Gebirgen ein koloſſaler Behälter voll irgend einer ſiedenden Flüſſigkeit, durch unterirdiſche Feuer immer ſtärker erhitzt. Anfänglich ſahen die Wolken ſo weiß, leicht, durchſichtig, ſo jugendlich aus; ſie ſchifften hoch im blauen Aether, dem klaren Morgen einen klaren Abend verheißend. Bald aber folgten andere, dichtere, grauere Wolken, finſter anzuſchauen, näher an der Erde dahinſtreichend, begleitet von jenen unheimlichen Windſtößen, die zwiſchen den Häuſerecken ſo eigenthümlich ſauſen und heulen und ordentlich einen Regengeruch mit ſich führen.

Dieſer unangenehme, verdrießliche, oft ſo pöbelhafte Geſelle — der Regen, läßt denn auch nicht lange auf ſich warten und erſcheint in ſeiner unangenehmſten Geſtalt, nicht wie ein nebelhafter Staub, vor dem wir uns nicht ſcheuen und der ſeinem Bruder am Boden das Lebenslicht auslöſcht, auch nicht wie ein ſolider, charakterfeſter Landregen, der die dunkleren Bergpartieen, namentlich aber die ſchwarzen Fenſteröffnungen der gegenüber liegenden Häuſer regelmäßig ſchraffirt und vor dem wir den Regenſchirm nur immer nach einer

Seite halten müſſen, um uns zu ſchützen —, nein, das heutige Regenwetter iſt wie ein junger unbändiger Menſch in den blühendſten Flegeljahren. Jetzt glauben wir ſchon, es ſei genug für heute, wir ſchließen unſeren Regenſchirm — auf einmal aber brauſ't er wieder daher und von einer ganz anderen Richtung, vereint mit einem boshaften Winde, der das ungezogenſte Spiel mit Röcken und Schirmen treibt. Man kann ſich vor dieſen Regenſchauern nicht ſchützen; freilich verſchwinden ſie eben ſo ſchnell wieder, wie ſie gekommen, ja, während wir die beiden tollen Geſellen in der Ferne noch wirthſchaften ſehen, zerreißt nicht ſelten über unſerem Haupte auf Augenblicke die dichte Wolkenmaſſe und ein leuchtender Sonnenſtrahl zuckt glänzend durch, vielleicht lächelnd über uns arme Erdenkinder, die wir wenigſtens drei Viertel unſerer guten, koſtbaren, wenigen Zeit in Dunſt und Nebel gehüllt zubringen müſſen.

Es iſt alſo ein herbſtlicher kalter und ſcharfer Regen, deſſen Tropfen ein heftiger Wind, oft von allen Seiten zugleich, auf den Dahinwandelnden peitſcht, auf unangenehme Art ihr Geſicht treffend oder ihre Hände, wenn ſie zufälliger Weiſe keine Handſchuhe tragen, wie unſere beiden Freunde, die wir eben in der Wohnung des Einen beſucht und die nun vor uns her gegen das Theatergebäude laviren.

Beider Anzug, ziemlich dünn und vielleicht für den hohen Sommer zweckmäßig, iſt nicht für dieſe Jahreszeit geeignet. Das Aeußere des angehenden Sängers erſcheint von Weitem noch am anſtändigſten, ja, man könnte ſagen, ſein dunkler Paletot habe einen faſt eleganten Schnitt, wogegen bei näherer Beſichtigung der Stoff an dieſem eleganten Paletot ſich als ſo dünn ausweiſ't, daß er ſeinen Träger un-

möglich vor den kalten Herbſtregenſchauern zu ſchützen oder ihn warm zu halten vermag. Um aber wenigſtens den für ihn wichtigſten Theil des Körpers nicht all zu ſehr Preis zu geben, hat er einen wollenen geſtrickten Shawl um den Hals geſchlungen und bedeckt mit dem Ende desſelben ſorgfältig ſeinen Mund. Er ſchreitet übrigens in ſichtlicher Reſignation dahin, weicht dem Wetter aus, indem er ſich zuweilen wendet, um dem heranſtürmenden Regen den Rücken zu bieten, duckt ſich auch hie und da nachgebend und zieht die Schultern empor, wie um ſeinem Kopfe oder Halſe einigen Schutz zu verleihen.

Herr Richter ſcheint dagegen trotz ſeines ſehr mangelhaften Anzuges dem Wetter trotzig die Stirn bieten zu wollen; er wendet zuweilen ſein Geſicht auffallender Weiſe mit einem verächtlichen Lächeln auf den ziemlich plumpen Zügen dem Regen zu; er knurrt und murrt wie ein böſes Thier, und wenn ihn hie und da unvermuthet an irgend einer Straßenecke ein tückiſcher Windſtoß trifft, ſo fährt er nicht ſelten gegen denſelben herum und grinſ't mit den Zähnen, als wolle er den unſichtbar Dahinflatternden beißen.

Beide haben noch ein ſaures Stück Arbeit zu beſtehen, als ſie ihr Ziel, das Hoftheater-Gebäude, ſchon vor ſich liegen ſehen und noch über einen weiten Platz, der ſich vor ihnen befindet, gehen müſſen. Hier praſſelt der Regen auf dem Pflaſter, hier hat er ſchon ziemlich große Lachen gebildet, die man umgehen oder überſpringen muß; hier hat der Wind ein Terrain, auf dem er Alleinherrſcher iſt, was er auch auf ſo unartige Art mißbraucht, daß ſich unſere beiden Freunde durch ſehr beſchleunigte Schritte vor ſeinem Wüthen zu ſchützen ſuchen.

Das weite Portal des Hoftheaters hat sie jetzt schützend aufgenommen, und hier sieht man schon Collegen und Colleginnen, die Regenschirme schließend, mit den Füßen auf den Steinplatten auftretend, um die Stiefel und Schuhe einigermaßen von Erde und Feuchtigkeit zu säubern, dazu über das Wetter lästernd, wobei von Einigen jede Equipage, die im raschen Trabe der Pferde dumpf rollend und spritzend vorüberfährt, zum Gegenstande laut ausgesprochener Wünsche wird.

„Ha!“ ruft ein sehr langer und hagerer Choriſt, dem sein kurzes Mäntelchen locker um die Schultern flattert, „ich hege nicht so vermessene Wünsche, Pferde und Wagen in meinem Stalle haben zu wollen; wenn ich nur das Zauberstäbchen einer Fee besäße, um jeden Morgen, sobald es mir gut dünkte, aus einem Apfel oder einer Rübe die nothwendige Equipage hervor zu zaubern.“

Während er das sagt, sieht er so entschlossen und finster aus, als habe er statt eines harmlosen Wunsches etwas ganz Entsetzliches ausgesprochen. Es ist das aber nur so eine Gewohnheit, die sich von der Bühne in sein gewöhnliches Leben hinüber gezogen hat; denn dort ist es, wahrscheinlich wegen seiner langen, dürren Gestalt, sein Amt, so oft im Chor irgend welche Verräther, Ankläger, Trabanten blutdürstiger Herzoge oder Leute vorkommen, die mit finsterem, abstoßendem Wesen unglückliche Schlachtopfer zum unsichtbaren Schaffot oder zum sehr sichtbaren Kessel voll siedenden Oeles zu führen haben, der Erste zu sein, der bei den erwähnten Veranlassungen thätig ist, der überhaupt bei allen auf der Bühne vorkommenden Schrecknissen, Blut und Gräuelthaten zuerst die Hand auf-

hebt und immer, wenn gleich nur um einen hundertſtel Tact zu früh ſingt:

Seht hin und ſchaudert!

„Ja, eine Rübe oder einen Apfel," ſagt er nun mit Grabesſtimme.

„Wenn du aber weder das Eine noch das Andere hätteſt," entgegnet ihm lachend ein kurzer und dicker College, welcher die Hände in ſeine Hoſentaſchen geſteckt hat und nach Art verſchiedenen Geflügels auf einem Beine ſteht, „dann würde dir der Zauberſtab der Fee Quinquanquabizka, oder wie ſie ſonſt heißen mag, nicht viel nützen."

„Es gibt Leute," ſagt der lange Choriſt mit dem kalten Lächeln eines Tyrannen, der ſo eben ein Dutzend köpfen ließ und darauf eine Priſe nahm, „denen es an Phantaſie oder ſonſt an noch etwas Höherem mangelt, die nicht im Stande ſind, dem Schwung eines Geiſtes zu folgen, die mit ihrer Naſe beſtändig im Erdboden umherwühlen." —

„Nach Rüben, allerdings," erwidert der Andere, indem er unter luſtigem Sprunge ſein Bein wechſelt, „die ein leckeres Gericht ſind, wenn man ſie gut gekocht erhält, und die Mancher auch eher verſpeiſen würde, ehe er ſich eine Equipage daraus machte."

Der lange Choriſt zuckt mit den Achſeln und zieht ſeinen Mantelkragen feſter um ſich.

„Er könnte das noch bequemer haben, mit der Equipage nämlich," ſagte einer der Collegen in ſehr trockenem Tone, der mit über einander geſchlagenen Armen an einem Pfeiler des Portals lehnt. „Er ſoll erſter Tenor werden, wozu er alle Anlagen hat, dann wird er bei ſolchem Wetter auch in das Theater gefahren."

Getreibe mit anſehen konnte, den flüchtigen Hirſch und welchen Hirſch! — Achtzehn- und Vierundzwanzig-Ender, dahinter die Meute, begierig und klaffend, die Jäger zu Pferde, pfeilſchnell hinter dem edlen Thiere an das Ufer des See's. Dort ſchwimmt er Kopf und Geweih hoch, lange Furchen nach ſich ziehend, die Fanfare ertönt, il bat l'eau, ja, ja er wird ihnen kommen. Raſch verſammeln ſich die Jäger und von den Reitern haben bei dem Aufenthalt auch die Letzten Zeit nachzukommen. Schöne Frauen auf flüchtigen Pferden, Jägerburſchen zu Fuß, Alles kommt herbei, Alles. Jetzt ſtürzt die Meute ins Waſſer, die Jäger theilen ſich, umjagen den See rechts und links und weiter geht es fort, die Thalſchlucht hinab, immer weiter, das Getöſe wird leiſer und leiſer und verſchwimmt endlich in dem Rauſchen der dürren Blätter bis zum Hallali, das nach einiger Zeit lang und freudig ertönt, daß die Bergwände melancholiſch wiederhallen. — Wenn nun ſo Alles vorbei, ſo gieng ich ebenfalls die Schlucht hinter dem wilden See hinab bis zu dem Felſengrund, wo jetzt die Mühle ſteht. Hier hatten ſie im Bauernkriege ein wohlverſtecktes Hauptquartier. Ich hab' das dem Müller oft geſagt, aber es graust ihm davor und er wollt' es nicht glauben; ich aber ſah ſie oft genug die wilden Geſellen, jubelnd und praſſend an den Feuern, lagernd auf Säcken von geraubtem Gut, und der arme Conrad lachte höhniſch herab auf den Gräuel und die Verwüſtung, wenn er hinter der dicken Müllerin zum Fenſter hinausblickte.

Abſeits von der Mühle führte eine Schlucht, die das herabſtürzende Waldwaſſer geriſſen, und dorthin gieng ich am liebſten. Denn es war ein ſtilles heimliches Plätzchen, einſam und öde, ich glaube nicht, daß in früheren Zeiten es je eines Menſchen Fuß betreten. Ich hatte wenigſtens bis damals nie Geſtalten da bemerkt. Dahin gieng ich, und wollte mich, wie ich oft gethan, auf eine bemooste Felsplatte, die über dem Waſſer hieng, niederlaſſen. Doch wie ich hinkam bemerkte ich mit Erſtaunen, daß

„Oder noch beſſer, wenn er Tänzerin wird,“ lachte ein Anderer; die Beine geben aus. „Siehſt du, Staude, wenn du Tänzerin wärſt, da ſäßeſt du jetzt in dem Wagen da, der ſo flott daher kommt.“

Der dürre Choriſt begnügt ſich damit, den beiden Spöttern den Rücken zu kehren, ſieht aber dabei mit nachdenklichem Blick auf den Theaterwagen, der ſich raſch nähert, an der Seitenthür hält und ſich mit Beihülfe des Theaterdieners ſeines zahlreichen Inhaltes entledigt.

Der Theaterdiener iſt gewiſſermaßen der väterliche Beſchützer, der Oberaufſeher, der Rathgeber und Freund der kleinen Tänzerinnen des Balletchors. Er öffnete den Schlag nicht ſogleich, als der Wagen hielt, ſondern er beſchwichtigte das ungeduldige Volk mit den Worten: „Seht Ihr denn nicht, daß hier vor der Thür eine ganze Ueberſchwemmung iſt? Habt Ihr Luſt in den Koth zu patſchen? Wartet, ich will mich nach einem Brette umſehen.“

„Du kannſt uns auch hinüber heben, Lindenbach,“ verſetzte eine der Tänzerinnen luſtig; „das macht weniger Mühe und iſt auch für uns bequemer.“

Der alte Lindenbach brummte etwas in den Bart von übermüthigem Zeug und dergleichen, öffnete aber doch den Schlag, griff in den Wagen hinein und hob behutſam eine der leichten Figuren um die andere aus dem weiten Wagenkaſten. Wenn man zuſieht, muß man erſtaunen, welche Menge von ihnen darin Platz hat, und dabei noch die Unzahl von Paketen und Schachteln, die nach dem lebendigen Inhalte nun ebenfalls heraus befördert werden. Dabei hört man Lachen, Plaudern, ja, zuweilen einen leiſen Schrei, untermiſcht

mit den vielfältigſten Ermahnungen und Vorwürfen an den alten Theaterdiener.

„Lindenbach, ich habe noch ein Paket im Wagen.“

„Lindenbach, ich noch eine Schachtel.“

„Lindenbach, ich noch ein Umſchlagtuch.“

„Und ich meine Galoſchen, Lindenbach.“

Worauf Lindenbach der Letzteren zur Antwort gibt: „So, du haſt Galoſchen mitgebracht? Da wirſt du alſo nachher nicht mit uns nach Hauſe fahren. Du gehſt in dem Regenwetter zu Fuß? Na, mir kann das ſchon recht ſein.“

Es würde noch länger ſo fortgegangen ſein, wenn nicht ſchon zwei oder drei andere Stimmen Lindenbach, Lindenbach! gerufen hätten.

„Du zerdrückſt mir ja mein Paket!“

„Du läßt meine Schachteln naß werden!“

Endlich iſt nichts mehr im Wagen; die wilde Schaar ſtürmt unter witzigen Bemerkungen über Lindenbach, der ihnen kopfſchüttelnd nachſieht, die Treppen hinauf, und da ſie ihm mit den Händen nicht mehr zuwinken können, da ſie ja ihre Pakete und Schachteln tragen, ſo thun es die ausgelaſſenſten mit den Füßen, worauf oben alles im zweifelhaften Dunkel verſchwindet.

Lindenbach ſchließt den Schlag, und der Wagen fährt davon, um eine neue Ladung zu holen, wieder an dem Portale vorbei, wo noch die Choriſten ſtehen und wo ſich immer mehr einfinden, namentlich von den Damen des Chors, die häuslicher Beſchäftigungen halber ſtets etwas ſpäter kommen und die nun eilfertig heranziehen, mühſam den Regenſchirm balancirend, während ſie verzweifelte und oftmals wenig loh-

nende Anſtrengungen machen, ihre Kleider vor der Näſſe des Bodens zu bewahren.

„Ah, guten Morgen Fräulein Semmelich! Gut geſchlafen? Nach der geſtrigen Oper waren Sie heute Morgen ohne Zweifel von der Probe dispenſirt? Ja, wenn man Protectionen hat!“

So ſpricht vergnügt lachend der dicke Choriſt, während er ſich halb gegen Fräulein Semmelich, eine friſche runde Perſon, umwendet, und bei dieſer Bewegung gegen eine ältere Collegin bedeutungsvoll ein Auge zukneift.

„Kopfſchmerzen, Herr Stern,“ entgegnete die Angeſprochene; „da iſt von Protectionen keine Rede. Wenn wir von der Probe wegbleiben, ſo thun wir's nur, indem wir ein ärztliches Atteſt beibringen.“

„Sie hat es auch mit dem Doctor,“ flüſtert die ältere Choriſtin einer anderen, nicht jüngeren zu.

Worauf dieſe erwidert: „Es iſt wahrhaftig wenig Ehre mehr, bei dem Theater zu ſein.“

„Früher war das anders. Meinſt du nicht auch, Pauke?“

„Ja früher war das ganz anders,“ ſeufzt Madame Pauke. „Zu unſerer Zeit, Schelle!“

„Ja, zu unſerer Zeit!“ gibt Madame Schelle ſeufzend zurück.

„Ah, bon jour, Richter!“

„Guten Morgen, Herr Bander!“

„Salutis!“ erwidert unſer Bekannter vom vorigen Capitel, der unter die Halle tritt, ſich ſchüttelnd wie ein Hund, ſo daß von ihm wie auch von einem ſolchen die Regentropfen wegfliegen. „Der Teufel hole das Wetter! Das Wetter — Wetter — Wetter! würden wir in einer neueren Oper ſin-

gen. Der Teufel hol' das Wetter — der Teufel ja das Wetter! Aber was ſteht ihr hier alle und ſchaut in den Regen hinaus? — Ah, Fräulein Semmelich, habe die Ehre! Immer ſchön und friſch! Meinen Reſpect, Madame Pauke! Apropos, thun Sie mir den einzigen Gefallen und ſpielen Sie heute Abend nicht ſo verflucht natürlich, wie heute Morgen in der Probe. Wiſſen Sie, in der Scene des letzten Acts, wo wir als Kreuzritter in den Hof des Harems dringen, um die ſchöne Sklavin zu befreien. Sie ſind heute Morgen auf mich eingefahren wie eine wilde Katze; ich ſah ſchon den Moment kommen, wo meine arme Naſe mit Ihren langen Nägeln in Berührung kam."

„Ich habe keine langen Nägel," ſagt Madame Pauke entrüſtet; „ich bin in dem Punkte —"

„Verleugnen Sie Ihre langen Nägel nicht," miſcht ſich der dürre Choriſt mit dumpfem Tone in das Geſpräch, „lange Nägel ſind ſchön und modiſch."

„Meinetwegen," erwidert die Pauke, indem ſie ſich mit einem geringſchätzenden Kopfaufwerfen abwendet. —

Der angehende Sänger, Herr Bander, war nicht unter dem Portal ſtehen geblieben, ſondern hatte ſich an eine Seitenthür des großen Hauſes begeben, wo er verſchwunden war.

„Daß man bei ſchönem Wetter hier ſteht und auf die Straße hinausſieht," bemerkt nun Herr Richter, „bis es Zeit in die Garderobe iſt, begreife ich allerdings; aber heute, bei dem Hundewetter, iſt es doch, beim Himmel, droben beſſer — droben im Theater nämlich, meine ich. Wer mich lieb hat, der folge mir."

„Wenn nur die folgen ſollen, welche ihn lieben," ſagt

verächtlich die Pauke zur Schelle, ſo haben wir heute Abend gar keinen Chor. Das iſt ein unausſtehlicher Kerl.“

„Ein ſchlechtes Subject!“

Herr Richter hatte dieſe Worte nicht gehört, denn er eilte mit raſchen Schritten nach der Seitenthür, und wenn auch nicht aus Liebe, ſo folgten ihm doch alle Uebrigen, denen es unter dem Portal gar zu naß und windig war.

Da zogen ſie ein durch die kleinſte, unſcheinbarſte Thür des großen Hauſes, alle die Helden und Heldinnen, die Ritter und Fräulein, die wilden Krieger, die ruhigen Bürger, die Diebe, Räuber und Mörder; da zogen ſie ein, und als ſie hinter der ſchmalen Thür verſchwunden waren, lag das große Haus ringsum öde und leer, der Wind ſauſ'te um die Ecke, der Regen ſchraffirte immer fort, in unregelmäßigen Linien, die dunklen Thür- und Fenſteröffnungen.

Eilftes Kapitel.

Auf der Probe.

Wie alles in dieſer doppelgeſichtigen Welt, ja noch mit ſchärferem Contraſte als bei hundert andern Gegenſtänden, hat auch das Theater zwei gänzlich verſchiedene Seiten, die man hier am paſſendſten wohl mit dem Ausdruck „Licht und Schatten“ bezeichnen kann. Die meiſten unſerer geehrten Leſer kennen die erſtere Seite ziemlich genau, haben aber von der letzteren nur ziemlich unvollkommene Begriffe. Schon im Aeußern des Theatergebäudes ſind dieſe Contraſte aufs deutlichſte bemerkbar. Das große Portal mit ſeiner Anfahrt für die Wagen, mit dem gallonirten Portier, mit dem blendenden Lichterſchein, der aus den hohen Thüren hervordringt, beſonders wenn ſich die ſchweren rothen Vorhänge bewegen, bildet ſchon einen ſchroffen Gegenſatz zu der kleinen Thür, von der wir vorhin ſprachen, vor deren ausgetretener Schwelle ſich ein breiter Regenpfuhl gelagert hat, die uns ſchwarz und traurig anblickt, und wo wir bei näherem Betrachten ſtatt des blendenden Lichtes, ſtatt des breiten Vorhanges den trüben

Schein der Oellampe bemerken, die uns naſſe und kothige Treppenſtufen zeigt.

Kehren wir zurück und treten durch das Hauptportal in das Veſtibul des Hauſes. Eine behagliche Wärme umfängt uns, zahlreiche Gasflammen auf vergoldeten Wandleuchtern ſtrömen ein fabelhaftes Licht aus, bei deſſen hellem Scheine wir die breiten ſchönen Treppen ſehen, und auf weichen Teppichſtreifen aufwärts ſteigen, zugleich mit vergnügt plaudernden Menſchen, mit elegant gekleideten Herren, deren Anzug tadellos iſt vom lackirten Stiefel an bis zum feinen glänzenden Hute; mit Damen, welche der gewandte Lakai aus ihrer Equipage, wie aus einer weichen, parfumirten Putzſchachtel genommen, deren vielfache Umhüllungen von feinen Pelzen und Shawls er oben vor dem Corridor der erſten Logenreihe in Empfang nimmt. Hier haben die Thüren ſo etwas Myſteriöſes und dabei ungemein Behagliches; mit rothem Tuche überzogen, mit unzähligen glänzenden Nägeln beſchlagen, hört man nie einen Ton, wenn ſie noch ſo heftig zugeworfen werden. Auf dem Bodenteppiche herrſcht eine angenehm erwärmte Luft, ein unbeſchreiblicher, aber nicht widriger Parfum, — ein Parfum, zuſammengeſetzt aus den verſchiedenartigſten Wohlgerüchen, der uns gerade dadurch ſo viel erzählt, der unſere Erinnerung wach ruft, der uns träumen läßt von irgend einer glücklichen, ſüßen Stunde der Vergangenheit oder der Zukunft.

In dem engen Corridor rauſchen die ſchweren Seidenſtoffe, flattern die Bänder, bauſchen ſich die leichten weichen Kleider, ſtrahlen die Blumen, nicken die Federn, blitzen die Brillanten. Und jede der kleinen Logenthüren, die dienſteifrig geöffnet wird, verſchlingt ihr Opfer und zeigt, wenn ſie ſich

wieder geschlossen hat, verrätherisch die kleine Nummer, die, wenn sie uns bekannt ist, so verführerisch lächelt, als wollte sie sagen: ich weiß, was du suchst — hier bin ich.

Mittlerweile hat sich auch das Parterre gefüllt, sowie die Logen in allen Rängen, und überall bemerkt man vergnügt lachende Gesichter; fast überall sieht man Mienen, die uns deutlich sagen, daß ihre Träger hierher gekommen sind, um ein paar Stunden angenehm zu verbringen.

So ist es hier am Abend und wenn die Vorstellung beginnt auf der Lichtseite des Theaters, die wir nun aber verlassen wollen, um uns auch ein wenig auf der andern, der Schattenseite, umzuschauen.

Vielleicht bist du, geneigter Leser, dort oft vorübergegangen und hast einen schüchternen Blick durch jene kleine Thür geworfen auf die nasse und kothige Treppe, die schwach erhellt, dir flüsternd zu winken scheint, als wolle sie dir Wunderdinge erzählen. Aber du darfst sie nicht betreten; man hat dir gesagt, daß ein eigenthümlicher Bann, ein Zauber auf ihr ruhe, daß sie nur für die Eingeweihten gangbar sei. Und daran ist etwas Wahres. Wenn dich auch niemand hindert, durch die Thüre einzutreten und die erste Windung der Treppe zu ersteigen, so erblickst du doch mit einem Male, oben angekommen, das ernste Gesicht einer alten Hexe, die dich aus einem Ding, gleich einer Nische, mit stechendem Blicke anschaut — die Pförtnerin zum Himmel und zur Hölle, natürlich in Hinsicht auf den Ort gesprochen, wo wir uns gerade befinden. Betrachten wir sie uns etwas genauer. Obgleich sie denken, handeln und sprechen kann wie die übrigen Menschen, sind wir doch nicht recht überzeugt, ob die Alte nicht ein Phantom ist, das nur so lange seine Pflichten er-

füllt, als das Theater dauert, um alsdann in eine unbegreifliche Erstarrung zu verfallen. Wie sie heute da sitzt, so befindet sie sich hier allabendlich seit langen Jahren, seit unvordenklichen Zeiten, — niemand weiß das anders; sie scheint nach und nach hier eingerostet zu sein; sie müßte bei Tage eine der seltsamsten Erscheinungen geben, die man sehen kann, aber da hat sie ihr Gitter vor ihre Loge gezogen und schlummert wahrscheinlich bis zum Abend, wo sie wieder sichtbar wird. — Jetzt ist sie also sichtbar; sie drückt ihre Kneifbrille fester auf die Nase, sie öffnet ihren zahnlosen Mund, um dich in schnarrendem Tone auszuforschen, wer du bist, was du willst, wohin du willst, zu wem du willst, und dich noch mit einer Menge ähnlicher Fragen zu überhäufen, die so unverhofft auf dich einstürmen, daß du vielleicht mit dem besten Gewissen nur schüchtern, vielleicht stotternd eine Antwort zu geben vermagst, und gerade durch diese Schüchternheit, dieses Stottern verdächtig wirst.

Du wünschest Herrn A. zu sprechen.

Herr A. ist nicht anwesend.

Oder den Herrn B.

Herr B. ist dringend beschäftigt.

Oder Herrn C.

Herr C. hat ausdrücklich befohlen, niemanden in die Garderobe zu ihm zu lassen.

Du hast endlich in deiner Verwirrung die unglückliche Idee, nach dem Herrn Hoftheater-Intendanten zu fragen. Das Gesicht der alten Hexe verzieht sich zu einem höhnischen Lächeln; bei dieser verdächtigen Frage ist sie vollkommen überzeugt, daß du Contrebande bist. Du willst dich ohne Talisman in jenes Zauberland wagen, du willst vielleicht eine

Prinzeſſin entführen, oder du willſt mit einer Tänzerin an der Garderobethür oder hinter der ſechsten Couliſſe plaudern. Wenn du wirklich dieſe Abſicht hatteſt, ſo mußteſt du wiſſen, daß der Herr Hoftheater-Intendant ein paar Stunden vor Beginn des Theaters gewiß nur in den allerſeltenſten Fällen auf der Bühne anzutreffen iſt, und ſollte je ein ſolcher Fall eintreten, er für dich, ja für die ganze Welt, vielleicht mit einer einzigen ſehr ſchönen Ausnahme, unſichtbar iſt. Du haſt dich durch dieſe unvorſichtige Frage compromittirt, die alte Pförtnerin wünſcht dir höhniſch einen guten Abend, du ziehſt dich zurück mit den Gefühlen eines begoſſenen Pudels, du machſt die Fauſt im Sacke, und wenn du unten angekommen nochmals rückwärts ſchauſt, ſo ſcheint dir die Treppe noch dringender zu winken und verſpricht dir die allerſchönſten Wunderdinge.

Vielleicht kann man mit großer Routine die Eroberung dieſes ſchwierigen Terrains praktiſcher angreifen, ohne aber dennoch eines Erfolges gewiß zu ſein. Man ſteigt die Treppe mit ſchallenden Tritten hinan; man räuſpert ſich, man ſummt ein Stück von einer Arie, am beſten aus der Oper, die am Abend ſelbſt gegeben wird; man würdigt den Drachen in ſeiner Höhle keines Blickes, und wenn er ſeine Fragen ſtellt, ſagt man in lautem und ſehr nachläſſigem Tone: Regiſſeur X. — ich ſoll ihn um dieſe Stunde finden. Wo kann er ſein? — Vielleicht läßt ſich die Pförtnerin durch dieſe Sicherheit bewegen, dir Auskunft zu geben, wo du den Herr Regiſſeur X. finden kannſt. Hat ſie aber ihren hartnäckigen Augenblick, ſo wird ſie dir zur Antwort geben: Wenn Sie den Herrn Regiſſeur wirklich ſprechen müſſen, ſo warten Sie einen Augenblick, bis Jemand vom Perſonal kommt, der ihn heraus

die Felsplatte bereits beſetzt war. Auf derſelben lag ein Mädchen, ziemlich ärmlich gekleidet, mit der Hand unterſtützte ſie ihren Kopf und ſchlief. Ich ſtand überraſcht und wußte für den Augenblick nicht, ob es ein lebendes Weſen oder ein Phantom ſei. Es konnte ein guter Engel ſein, der menſchliche Geſtalt und Kleidung angenommen, um irgend hier auf Erden eine gute That zu verüben. Die tiefe, ſüße Ruhe auf den Zügen ſprach dafür, ebenſo ihre Schönheit, wie ich nie etwas Aehnliches geſehen. Das Mädchen hatte langes, blondes Haar, früher in dicken Flechten geordnet, jetzt aber aufgelöst und über Nacken, Schultern und Bruſt herabfallend. Schuhe und Strümpfe hatte ſie ausgezogen, und wie ich ſie länger betrachtete, die feinen weißen Füße auf dem grünen Mooſe, das milde liebe Geſicht mit dem goldblonden Haar, ſo glaubte ich ein Bild zu ſehen, ein Bild aus unſeren [illegible]chloſſe, — das der büßenden Magdalena. —

Aber es war kein Bild, es war ein lebendes Weſen, und wie ich näher trat, raſchelte das dürre Laub unter meinen Füßen. Sie ſchlug die Augen auf, ſetzte ſich in die Höhe und ſah mich überraſcht an, während ſie ihr Haar aus dem Geſichte ſtrich. So blickten wir uns eine Weile ſtumm an, dann fragte ich: „wer biſt du, Mädchen, und wo kommſt du her?“ Sie faltete die Hände und antwortete: „das kann ich Euch Beides nicht ſagen; ich habe mich verirrt, zeigt mir den Weg nach dem nächſten Dorfe und Gott ſoll es Euch lohnen.“

Ich ſchüttelte den Kopf und fragte ſie: „und was willſt du im Dorfe machen?“ worauf ſie nach einigem Beſinnen entgegnete:

„Mir einen Dienſt ſuchen, um mich durch meiner Hände Arbeit zu ernähren.“

Aber dieſe Hände waren zu fein zum Arbeiten, wenigſtens für eine Arbeit, wie ſie ſie drüben bei den Bauern finden konnte. Das ſagte ich ihr auch, und darauf ſah ſie ihre weißen Hände

ruft. Darauf nun kannſt du vielleicht ziemlich lange warten müſſen, und wenn endlich wirklich Jemand vom Perſonal kommt, und dir verſpricht, deine Botſchaft an den Herrn Regiſſeur X. auszurichten, ſo kannſt du fünf Mal von zehn Mal gewiß ſein, der vom Perſonal wird im Drange anderer wichtigerer Geſchäfte deine Botſchaft vergeſſen, und mit jeder Minute, welche dich der Herr Regiſſeur auf der Treppe ſtehen läßt, da er ja nichts von dir weiß, wächſ't das Mißtrauen der Alten, ſie brummt in ihren Bart — und das iſt nicht figürlich geſprochen —: der ſoll mir wieder kommen.

Unter unſerem Schutze, geneigter Leſer, brauchſt Du aber alle dieſe Winkelzüge nicht; die alte Hexe und wir ſind gute Freunde; wenn ſie uns ſieht, lächelt ſie, und ſollte Dich vielleicht ihr Lächeln geniren, ſo treten wir unſichtbar in die kleine Thür, erſteigen unſichtbar die ſchmutzige Treppe und gehen unſichtbar bei dem Drachen vorüber, der vielleicht in dieſem Augenblicke an einem groben wollenen Strumpfe ſtrickt oder ein Glas Bier an die ewig durſtigen Lippen ſetzt.

Ehe wir droben in einer kleinen Thür verſchwinden, welche auf die Bühne führt, werfen wir noch einen Blick auf die ſchmutzige gewundene Treppe, die uns hier herauf geführt — die arme beſcheidene Schweſter jener breiten, prachtvoll mit Teppichen belegten Stiege, die wir vorhin betrachtet. Wie groß iſt in allem der Unterſchied zwiſchen beiden! Auf jener ſehen wir ſtrahlende, ſchöne Geſtalten in elegantem Anzuge, umgeben und gekleidet mit allem Luxus der Welt; heitere Geſichter, glückliche Menſchen, wenigſtens dem Anſchein nach von Vergnügen zu Vergnügen eilend. So eben iſt das allerliebſte pikante Diner beendigt; man wirft ſich in die ſchwellenden Kiſſen des Wagens, um hieher in die Oper zu

fahren; man verläßt dieſe wieder, um zwei oder drei glanzvolle Geſellſchaften zu beſuchen. —

Und die Leute, die hier auf- und abſteigen, die gleichen Geſchöpfe, die gleichen fühlenden Weſen — mindeſtens drei Viertel von ihnen kommen nicht von einem guten Diner, kommen nicht in warmen Pelzen und Mänteln, kommen nicht fröhlich und guter Dinge. Wie viele von ihnen ſind mit Kummer und Sorge beladen, wovon wir freilich nachher nichts mehr ſehen, wenn ſie heiter lächelnd auf die Lichtſeite dieſer eigenthümlichen Welt treten! Wer lieſ't es auf den Mienen jener armen Choriſtin, daß ihrer zu Hauſe vielleicht ein ſterbendes Kind harrt, daß ſie, die jetzt ſo freundlich lächelt, vielleicht nicht mehr das Lächeln ihres Kleinen ſehen wird, wenn ſie nach Hauſe zurückkehrt? Wer kann das Leid jener Tänzerin beſchreiben, die in einer glänzenden Decoration mit den Geſpielinnen die glückliche Braut umtanzt oder den Geliebten empfängt! Wer kann all' den Kummer, alle Trauer, alle Noth und Sorgen kennen, die ſich hier unter ſtrahlenden Gewändern, unter geſchminkten Wangen, unter erheuchelter Luſt und Fröhlichkeit verbergen! — Und doch ſind ſie heiter und luſtig, dieſe armen Weſen, wenigſtens beim geringſten Sonnenblick, der in ihr Leben fällt oder der golden an ihrem Horizont auftaucht. Es iſt die Hoffnung auf ein Beſſerwerden ihrer Lage, die ſie aufrecht erhält — die Hoffnung auf neues unbekanntes Glück, worauf alles, vom Lampenputzer an bis zur Primadonna, wie auf irgend eine Beförderung harrt — alles, mit Ausnahme der alten Pförtnerin in ihrer Niſche, welche mit der Zukunft abgeſchloſſen hat, woher auch wohl ihre ewig mürriſche Laune kommen mag. Dieſer hofft auf eine Vergrößerung des täglichen

Lohns, Jener auf eine Gehaltszulage oder auf beſſere Rollen, auf Beifall, auf Hervorruf; die erſte Sängerin, obgleich ſchon in vorgerückten Jahren, auf eine glänzende Heirath, die ihr den Anblick der kleinen gewundenen ſchmutzigen Treppe auf immer entzieht, — die letzte Choriſtin, die Jüngeren des Ballets, die vielleicht keine Ausſicht haben, auf der Leiter des Ruhmes in andere Regionen zu ſteigen, betrachten hoffend die reichen Treppen auf der Lichtſeite des Hauſes und ſehen ſich dort ſchon in Pelz und Sammt gehüllt auf- und abſteigen. Es iſt das ſchon öfters da geweſen, und warum ſollte ein ähnlicher Fall nicht auch wieder einmal und zu ihren Gunſten eintreten können?

Doch laſſen wir dieſe Betrachtungen, die mit ihrem ernſten, faſt drohenden Hintergrunde doch nicht recht zu dem Orte paſſen wollen, auf dem ſie folgerecht entſprungen ſind. Sie hat etwas Eigenthümliches an ſich, dieſe finſtere Seite des Theaters; der hohe ſchwarze Raum der Bühne hat für die Eingeweihten trotz ſeiner theilweiſen Düſterheit etwas Beruhigendes. Das ſeltſame Leben, das ſich hier entfaltet, das geräuſchvolle Treiben, die ewige Unruhe nimmt manches Herzeleid in ſich auf, verwiſcht manche Thräne, übertüncht manches Leid. Oeffnen wir deßhalb getroſt die kleine Pforte mit ihrem raſſelnden Gewichte und treten wir in einen Raum, der für unſer Auge, welches ans helle Tageslicht gewöhnt iſt, in der erſten Zeit vollkommen finſter erſcheint. Es dauert eine gute Weile, bis wir beim Schein einer einzigen trüben Lampe, deren Licht zwiſchen Latten, Brettern, Seilen und dergleichen wie fernher durch die Stämme eines dichten Waldes leuchtet, anfangen, die Gegenſtände um uns her zu erkennen. Und dann ſcheint es, als befänden wir uns in einem

völligen Chaos; von allem, was wir auf der Lichtseite des Theaters zu bewundern gewohnt sind, bemerken wir hier die Rückseite. Keine bunten Farben, keine Vergoldung, keine leuchtenden Vorhänge, keine Quasten und Schnüre. Rechts und links, in der Tiefe und in der Höhe sehen wir graue, staubige Balken, nacktes, geschwärztes Mauerwerk, ein Durcheinander von Stricken und gewaltigen Tauen, einen Wirrwarr von Bretterverschlägen aller Art, Leitern in den seltsamsten Gestalten, Walzen mit langen, unheimlichen Hebearmen, sonderbar geformte und gezackte Hölzer, über deren Verwendung wir uns unmöglich eine Idee machen können.

In diesem unheimlichen, fast gespensterhaften Raume huschen seltsame Wesen an uns vorüber, Gestalten junger und alter Männer, mit unhörbarem Tritt, denn sie tragen Filzschuhe an ihren Füßen, Leute, die wohl emsig arbeiten, ohne daß man sieht, was sie gerade thun, wogegen man es zuweilen etwas ziemlich derb zu fühlen bekommt, daß hier etwas geschieht, denn jeden Augenblick wird man gestoßen und angerannt. Man flüchtet sich hinter eine Coulisse, hinter einen Vorhang, um hier im Hintergrunde dasselbe zu entdecken, was man vorhin drüben auf der Seite gesehen: wieder Balken und ausgezackte Bretter, und Latten und Stricke und Walzen und Hebel, hier alles noch großartiger und wüster, beim Lichte einer röthlich brennenden und qualmenden Lampe erscheinend. Auch zeigt uns dieses Licht einen Wirrwarr von Farben an Decorationen, an Decken und Teppichen, an Möbeln, deren Vergoldung mit ungewissem Schein herüberblinkt, ohne uns jedoch irgend welche Formen deutlich erkennen zu lassen.

Von anderen Arbeitern, abermals in Filzschuhen — sie

ſcheinen uns ordentlich zu verfolgen — werden wir nun vorwärts getrieben; wir fühlen hinter uns eine ſchwankende Leinwand, die herabhängt, wir entdecken einen Ausſchnitt wie eine Thür, wir treten hindurch und ſehen uns mit einem Male in einem Raume, der faſt noch dunkler iſt, als der, welchen wir eben verlaſſen. Vor uns in der Tiefe entdecken wir ein wandelndes Licht, etwas wie einen Irrwiſch, der bald hier, bald da erſcheint, und wo er ſich ſehen läßt, beleuchtet er im engen Kreiſe um ſich herum bunte Farben, Vergoldung, Draperieen und rothen Sammt. Jetzt flattert das Irrlicht aufwärts, bald erſcheint es zu unſerer Rechten, bald zu unſerer Linken und ſenkt ſich jetzt wieder herab, dicht vor uns andere Lichter entzündend, die ſich alsdann mit Schirmen bedecken und bei deren Schein wir nach und nach Muſikpulte erkennen, auch ſchlafende Violinen, verhängte Pauken, nachdenklich an der Wand lehnende Contrebäſſe — das Orcheſter. Wir ſind auf der Bühne, der große Portal-Vorhang iſt noch aufgezogen, wir haben das öde, gewaltige leere Haus vor uns. Dort erſcheint auch das Irrlicht wieder, jetzt hoch auf der oberſten Logenreihe, das Irrlicht huſtet, und obgleich dies nur der heiſere Huſten eines alten Weibes iſt, welches nachſieht, ob Sperrſitze und Seſſel in gehöriger Ordnung ſind, ſo klingt es doch in dem großen Raume, als huſte der hochſelige Stentor ſelber mit aller Kraft ſeiner gewaltigen Lunge.

Das iſt die Dämmerung des Theatertages.

Und allmälig fängt es an, lichter und heller zu werden; hier und da flammt auf der Bühne eine Gasflamme auf, und auch vorn am Proſcenium wird eine ganze Reihe angezündet, worauf das Haus vor uns aus ſeinem Schlafe zu er-

wachen ſcheint. Mit tauſend funkelnden Augen blickt es zu uns herüber, die Sperrſitze ſtehen mit einem Mal aufrecht da und ſchauen uns mit ihren Nummern an; von den Logen ſehen wir deutlich die bunt bemalten und vergoldeten Brüſtungen, ſie ſelbſt aber ſcheinen angefüllt zu ſein mit nächtlichen Schatten, mit geiſterhaften Zuſchauern, die nach und nach verſchwinden werden, wie das Licht heller und heller wird. Der Kronleuchter hoch oben an der Decke ſcheint bereits ſeine Wichtigkeit zu fühlen, und auf ſeinen Glasſchalen und ſeinen Kryſtallzapfen zittern tauſendfache Lichtpunkte, ſo daß es ausſieht, als ſei dort in der Höhe ein leuchtendes und blitzendes Spitzengewebe aufgehängt.

Mit einem Mal verſchwindet das alles vor uns; eine ſchwarze Wolke ſcheint ſich herabzuſenken — der große Portal-Vorhang, der uns den Anblick nimmt auf das erwachende Haus, auf die aufmerkſamen Sperrſitze, auf die Schattengeſtalten in den Logen, auf die ſchlummernden Violinen und Contrebäſſe — wird herabgelaſſen. —

Dafür aber beginnt nun auf der Bühne ſelbſt ein ganz neues und für uns intereſſantes Leben. Der Gaslampen haben ſich immer mehr und mehr entzündet; der ſchwarze, unheimliche Raum, in dem wir uns befinden, verwandelt ſich in einen dämmernden Palmenhain. Wir ſind mit einem Zauberſchlage von Europa nach Aſien verſetzt, wir ſehen indiſche Krieger erſcheinen, ernſthafte Muſelmänner, Derwiſche in langen weißen Gewändern, Große des Reiches mit dicken Bäuchen und langen ſchwarzen Bärten. Einige von ihnen haben Brillen auf, andere verſpeiſen Aepfel und wieder Andere ſieht man bei einer Gaslampe ſtehen und eifrig in einem Notenhefte ſtudiren.

Mit einem Mal wird der Frieden, der bis jetzt über dem Palmenhain geruht, auffallend gestört. Wie ein anderes wildes Heer stürmen einige zwanzig Tänzerinnen auf die Bühne in phantastischer Kleidung; die weißen, kurzen, bauschigen Röcke lassen sehr viel fleischfarbene Tricots sehen, die reich verzierten, ziemlich tief ausgeschnittenen türkischen Jäckchen enthüllen dagegen einiges nicht Unbedeutende, wie es die Natur erschaffen. Beides ein nicht unangenehmer Anblick, was auch die Muselmänner zu fühlen scheinen, denn sie nicken den Bajaderen schmunzelnd zu und erhandeln für eine freundliche Begrüßung oder für einen leichten Klapps auf irgend eine weiße Schulter einen lachenden Dank oder ein mürrisches Gesicht.

Diesem wilden Heere, das hüpfend, springend, lachend und plaudernd augenblicklich den Raum der Bühne überflutet, folgt ein gesetzt und sehr bleich aussehender Tänzer; er ist noch nicht geschminkt, überhaupt noch nicht vollständig angekleidet. Während nämlich seine Beine schon in tadellosen Tricots stecken, ist sein Oberkörper mit einer weißen Piquéjacke bedeckt, und sein kohlschwarzes Haar, später bei Vollendung der Frisur ein Glanzpunkt des Künstlers, steckt noch in Papilloten und ist mit einem seidenen Faden rings am Kopf fest gehalten; seine Nase ist etwas scharf gebogen, wodurch sein Gesicht, und nicht mit Unrecht, einen ausgeprägten orientalischen Schnitt zeigt.

Der Tänzer, der zugleich Balletmeister ist, trägt eine Latte in der Hand, mit der er, in der Mitte der Bühne angekommen, dreimal heftig auf den Boden stößt, worauf augenblicklich das Plaudern und Lachen in der leichten Schaar verstummt und jede der Tänzerinnen unter gewissen Vorberei-

tungen an den Platz tritt, den ſie während des Tanzes einzunehmen hat. Dieſe Vorbereitungen beſtehen gewöhnlich in einem ſo heftigen Herabdrücken der Hüfte, daß man glaubt, die betreffende junge Dame wolle oben hinaus ihren eigenen Röcken entfliehen; andere, die ſich vielleicht an eine Couliſſe gelehnt oder auf einen hölzernen Stein geſetzt, um etwas an ihren Schuhen nachzuſehen, ſchütteln hinten ihre Gazekleider aus oder ſuchen dieſelben durch ein außerordentliches Hin- und Herwedeln wieder in die gehörige Lage zu bringen.

„Meine Damen," ſagt der Tänzer, „es iſt nothwendig, daß wir das Enſemble des letzten Aktes vor der Vorſtellung noch einmal durchmachen. Es ließ in der Probe noch ſehr Vieles zu wünſchen übrig. Faſſen Sie die Lage, in der Sie ſich befinden, recht lebhaft ins Auge; es iſt das nöthig, um etwas Außerordentliches zu leiſten, denn der Künſtler muß ein denkender Künſtler ſein, um wirklich als Künſtler vor dem Publicum zu ſtehen. — Alſo Sie, meine Damen, befinden ſich im Harem des Kaliſen, — Sie haben, wie ich hoffe, eine ſchwache Idee davon, was ein Harem beſagen will. — Gut alſo, Sie ſind Odalisken, an blinden Gehorſam gewöhnt — Fräulein Fanny," unterbricht ſich der Balletmeiſter, indem er ſich an eine plaudernde Tänzerin wendet, „Sie ſcheinen dieſe Eigenſchaft einer Odaliske noch nicht recht erfaßt zu haben — Gehorſam gegen mich, Ihren Lehrer."

Sechszehn von den zwanzig Tänzerinnen lachen laut auf, und man hört das Wort Harem einigemal bedeutungsvoll ausſprechen.

„Ruhig, meine Damen," ruft der Balletmeiſter und ſtößt mit der Latte abermal dreimal auf den Boden. „Man ſollte

wahrhaftig glauben, man habe es mit lauter unerfahrenen Kindern zu thun! Kein Ernſt, keine Hingebung bei der Arbeit. Schämen Sie ſich! — Alſo Sie ſind an Gehorſam gegen den Kalifen gewöhnt, Sie ſind Orientalinnen mit Leib und Seele; ſo wie Sie nur den Namen eines Chriſten nennen hören, iſt Ihr Herz von Furcht und Abſcheu erfüllt.

„Einen Juden darfſt du alſo lieben," flüſtert Mamſell Fanny ihrer Nachbarin zu.

Der Balletmeiſter begnügte ſich mit einem verächtlichen Achſelzucken, dem ein majeſtätiſches Stirnrunzeln folgte, nach der Schwätzerin hinüber zu blicken. Dann fuhr er fort: „Das Chriſtenheer hat die Stadt erſtürmt, den Palaſt überrumpelt, weßhalb Sie, meine Damen, nicht lachend und mit den gewöhnlichen vergnügten Geſichtern auf der Bühne zu erſcheinen haben, auch ſich in dieſem wichtigen Augenblick gefälligſt enthalten wollen, nach allen Logen des ganzen Hauſes zu kokettiren, wie das leider gewöhnlich geſchieht. — Sie ſammeln ſich, Sie fliehen tanzend hierhin und dorthin aus einander, um ſich beim Anblick der ungläubigen Krieger wieder ſchüchtern zurückzuziehen. Die ungeraden Nummern auf beiden Seiten werden von den Barbaren geraubt, aber ich bitte, ſich erſt nach großem Widerſtreben rauben zu laſſen und durchaus keine Hingebung zu zeigen. Die Anderen eilen zurück, händeringend, verzweifelnd, bis an die Stufen der großen Treppe, wo in dieſem Moment der Kalife erſcheint, zu deſſen Füßen ſie ſich hülfeſuchend maleriſch gruppiren. Der Kalife ſingt ſeine große Arie, dann durchbohrt er ſeine Bruſt mit dem Dolche, und ehe er niederſinkt, gleitet eben dieſer Dolch die Treppe hinab in Ihre Mitte. — Meine Damen, ſo iſt das ein erhabener Augenblick, der ſeine Wirkung nicht

verfehlen kann. Sie, Mamſell Eliſe, ergreifen den Dolch, Sie haben dabei Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, Sie zucken ihn gegen Ihr Herz, die Anderen drängen ſich mit aufgehobenen Armen heran; auch ſie wollen lieber ſterben, als in die Hände fallen jener chriſtlichen Schaaren, die ob dieſem Heroismus erſchüttert ſtehen bleiben und dadurch ihrem Könige, der hinter den Couliſſen den Purpurmantel umwerfen muß, Zeit laſſen, herbei zu eilen und Sie vor Tod und Schande zu retten."

„Und ich falle als einziges Opfer!" lachte Mamſell Eliſe. „Gut denn, dadurch ſeid ihr Andern in meiner Schuld."

In der zweiten Couliſſe iſt unterdeſſen ein junger Menſch mit einer Violine ſichtbar geworden, der nun auf einen Wink des Balletmeiſters zu fideln anfängt, worauf das Lattenſtück abermals gebieteriſch auf den Boden pocht und der Tanz beginnt.

Der Tänzer iſt auf einen Stein im Hintergrunde geſprungen und leitet das Enſemble mit lautem Zuruf. — „Eins! Zwei! Drei! Vier!" ſagt er, „vorwärts, vorwärts! Lebhaft in den Vordergrund geſtürzt! — Mehr Angſt und Schrecken, meine Damen, wenn ich bitten darf! — Aufgepaßt! Die ungeraden Nummern rechts und links! — Sie werden von den chriſtlichen Soldaten ergriffen. — So, ganz gut! — Mehr Widerſtreben, Mamſell Emma! — Sie ſind immer noch zu hingebend, Mamſell Fanny! — Die Anderen gut, die Anderen gut. — Jetzt aber raſch zurück mit allen Zeichen des Entſetzens — eins, zwei, drei, vier, — mehr Entſetzen! — Eins, zwei, drei, vier! — So iſt's recht! — Zeigen Sie hierhin und dorthin. — Dum-durum-dum-dum-dum! — Werfen Sie Ihre ſcheuen Blicke in die Couliſſen. — Jetzt zurück!

ſchaudernd an und fieng an zu weinen. „Heißeſt du nicht Magdalene?“ fragte ich darauf und ſie antwortete mir: „ja ſo heiße ich — ich bin es.“

„So komm' mit mir in's Haus,“ ſagte ich, „in das Schloß meines gnädigen Herrn, des Grafen,“ und darauf blickte ſie mich mit großen Augen an und entgegnete: ſie wolle doch lieber ins Dorf gehen. Ich verſtand, was ſie mit ihrem Blick ſagen wollte, und antwortete ihr: „ſie ſolle nur getroſt mit mir gehen, im Schloß ſei Niemand als eine Wirthſchafterin und ein paar graue Knaben in meinem Alter. Mein gnädiger Herr, der Graf,“ fügte ich hinzu, „werden in den nächſten Jahren nicht in dieſe Gegend kommen.“

„Leider!“ ſagte Graf Alfons und zündete ſich eine friſche Cigarre an.

„Darauf reichte ſie mir die Hand,“ fuhr der alte Mann fort, „und gieng mit mir ins Schloß. Es dunkelte ſchon, als wir die Schlucht hinaufſtiegen, und als wir droben auf der Höhe das Waſſer des wilden See's blinken ſahen, ſah ſie ſich erſchrocken und ſcheu um und eilte haſtig mit mir vorwärts. Im Schloße aber hatte ich mit der alten Wirthſchafterin einen harten Kampf zu beſtehen; ſie hatte gar ſonderbare Ideen, lachte mir ins Geſicht und wollte ſich anſtellen, als werfe ſie einen curioſen Verdacht auf mich. Ich aber ſagte ihr Alles mit eindringlichen Worten, wie ich das Mädchen gefunden, wie ich mich nicht täuſche, wenn ich ein Geſicht genau anſehe, ob zu dieſem Geſichte ein gutes Herz gehöre oder nicht, und erklärte feſt und beſtimmt, daß es mein Wille ſei, ſie nehme das Mädchen zu ſich und ſehe, was mit ihr anzufangen.“

„Ich durfte das ſchon thun,“ fuhr der alte Mann fort, indem er ſich an den Grafen wandte, „ich kannte meinen gnädigen Herrn und wußte, daß er mir Dank wiſſen würde, einer unglücklichen Verlaſſenen geholfen zu haben.“

— So ist's gut — schnell zurück, die Musik geht zu Ende. — Brrrrum — die Thüren des Palastes öffnen sich — der Kalife tritt auf — Gruppirung. Stürzen Sie nieder, meine Damen! — Mamsell Pauline, Sie gehören nicht dahin, Sie sind an einem falschen Platze. — Recht so, Fräulein Elise, Sie bleiben aufrecht stehen. — Nun erscheint der Kalife auf der Treppe; auf Vier wenden Sie sich Schutz suchend ihm entgegen. — Eins, zwei, drei, — vier! — Gut so! Es ist ordentlich gegangen, ich danke Ihnen. Nachher bei der Aufführung noch etwas mehr Beweglichkeit, etwas mehr Feuer, und wir haben einen immensen Applaus. — Ich danke Ihnen."

Der junge Mensch mit der Violine hat sich sehr abgearbeitet, um das ganze Orchester würdig darzustellen, und jetzt, nachdem sich der Balletmeister zufrieden erklärt, geht er, wie zu seiner eigenen Belohnung, in eine lustige Polka über, von deren Tönen die unglücklichen Odalisken sogleich lebhaft ergriffen werden, um zu Zwei und Zwei von der Bühne abzutanzen und im Dunkel der Coulissen zu verschwinden.

Wie es während der Zeit in den Garderoben zugegangen ist, hoffen wir dem geneigten Leser ein anderes Mal erzählen zu können. So viel dürfen wir nur für heute berichten, daß der angehende Sänger, Herr Bander, in dem neuen türkischen Costume sehr hübsch aussieht, daß Herr Richter sich in einen wohlbeleibten Ulema verwandelt hat, und daß der lange dürre Chorist mit dem hageren ernsten Gesicht und dem kurzen Mäntelchen, der als christlicher Ritter erscheint, viel Aehnlichkeit mit dem scharfsinnigen Edlen von la Mancha hat. Was die Damen des Chors anbelangt, so sind diese nicht wieder zu erkennen; verschwunden sind neue und alte Mäntel, modische und zerknitterte Hüte, verschwunden der un-

entbehrliche Muff mit der Notenrolle, die unbedingt aus demſelben hervorſchauen muß; natürliche Vorzüge, auch Watte und Schminke haben das Ihrige gethan, um aus unſcheinbaren Europäerinnen blühende Aſiatinnen zu machen; Fräulein Semmelich ſieht ſo verführeriſch aus, daß manche der Choriſten, bei denen ſie vorüber kommt, ein gewiſſes Schnalzen mit der Zunge hören laſſen, und ſelbſt die alte Schelle und die alte Pauke ſind ſo umgewandelt, daß man mit einiger Nachſicht wohl geneigt ſein könnte, ihren erſten Chorgeſang zu verzeihen, der in der heutigen Oper mit den Worten anfängt:

In der Jugend friſchem Prangen
Sammeln Blüthen wir und Blumen.

Während ſich alles, wie wir es eben berichtet, auf der Bühne und in den Garderoben begeben, lag der Zuſchauerraum noch immer halb dunkel da, öde und leer. Wir hielten es für nothwendig, unſerer Geſchichte ein paar Stunden vorauszueilen, und müſſen nun zu dem Augenblicke zurückkehren, wo von den Kirchthürmen die vierte Nachmittagsſtunde ſchlug, wo die Choriſten und Choriſtinnen durch die kleine Seitenthüre in das Opernhaus verſchwunden ſind, wo der Wind um die Ecken des großen Gebäudes ſauſ'te, und wo der Regen in unregelmäßigen Linien immer und immerfort die dunklen Thür- und Fenſtereinfaſſungen ſchraffirte.

Zwölftes Kapitel.

Françoise und Rosa.

Es ist ein außerordentlich behagliches Gefühl, wenn man sich bei naßkaltem Wetter von der schmutzigen Straße hinweg in einen sanft durchwärmten, elegant eingerichteten Salon zu versetzen vermag. Je kürzer die Uebergänge sind, die man zu machen hat, desto angenehmer wirkt auf uns das behagliche Gefühl, weßhalb in diesem Puncte niemand so vortrefflich daran ist, wie wir, geneigter und vielgeliebter Leser.

Um frischweg von der nassen, unheimlichen Straße in einem angenehmen, eleganten Salon zu erscheinen, brauchst Du, an unserer Hand, nicht erst nach Hause zu gehen, Deine Kleider zu wechseln und Dich in einen Wagen zu setzen, um da und dorthin zu fahren; Du wirst sehen, wir haben das viel bequemer. So eben erst haben wir Dir gezeigt, wie an einem kalten Herbst-Nachmittage der Wind um die Ecken des Theatergebäudes saus't, wie der Regen herunter plätschert und Tropfen um Tropfen die Wasserlachen vergrößert, die hier und da entstanden sind; kaum warst Du erst mitten

unter durchnäßten Tüchern und Mänteln, unter triefenden Regenschirmen, bist vielleicht von einer vorüberrollenden Equipage unsanft bespritzt worden und hast jetzt, bei der Zaubermacht, mit der wir begabt sind, nichts zu thun, als das Blatt umzuwenden und Dich in ganz anderen Regionen zu befinden.

Wir sind im reichen Vestibul eines kleinen, aber sehr behaglich aussehenden Hauses; wir befinden uns unten an einer breiten und schönen Treppe, deren Stufen mit Teppichen belegt sind, die zu unsern Füßen in einer dicken Franse von vielleicht zwei Fuß Länge auf dem Marmorboden auslaufen. Vestibul und Treppenhaus zeigt freundliches Grün von Sträuchern und Bäumen, doch nicht in der Art, wie die Decoration für einen einzigen Tag, vielmehr sind die eben genannten Piecen wie der Anfang eines Gewächshauses, wie der Aufgang zu demselben behandelt, denn wenn wir die Treppen langsam ersteigen, so kommen wir auf einen geräumigen viereckigen Vorplatz, dessen uns gegenüberliegende Wand aus Eisen und Glas besteht und welcher sich uns als der zierlichste Wintergarten darstellt, den sich eine frische Phantasie nur erdenken kann.

Oben, gerade gegenüber der Treppe, zeigte die Gewächshauswand einen kleinen ausspringenden Altan, aus fünf riesenhaften Scheiben von so klarem Glase gebildet, daß man unwillkürlich stehen bleibt und ins Freie zu blicken glaubt. Wo diese Scheiben zusammenstoßen, sind sie kunstvoll mit tropischen und andern Schlingpflanzen bedeckt, daß man keine Fugen sieht. Rings um diesen kleinen Altan läuft ein niedriger Divan, von türkischen Stoffen in den lebhaftesten Farben bezogen, und in der Mitte erhebt sich eine Marmorschale,

aus der ein klarer Wasserstrahl aufsteigt, um nach erreichter Höhe von vielleicht vier Fuß melodisch plätschernd wieder zurück zu fallen.

Der Boden des ganzen Glashauses, soweit er zwischen den Gesträuchen und Blumengruppen sichtbar, ist mit feinen indischen Matten belegt, die nach kleinen bequemen Etablissements führen, nach zierlichen runden Tischen, um welche Schaukelstühle stehen, nach einsamen Sophas oder weichen Fauteuils, über welch' letzteren immer irgend ein Korb angebracht ist, aus dem Blumen hervorquellen, oder eine Hängevase mit seltsamen Blättern und phantastischen Ranken angefüllt, die auf allen Seiten herabhängen und dem Auge ein Spielzeug bieten, während die Gedanken des hier ruhig Sitzenden vielleicht anderswo beschäftigt sind; vier Thüren von polirtem Eichenholze, führen von hier in die Wohngemächer.

Vor dem Springbrunnen auf dem Altan stehen zwei Lakaien in großem Anzug: kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen, weißen goldbesetzten Westen und hellblauen Livréröcken, an deren Kragen man das Wappen des Hauses sieht: auf goldenem Grunde eine Lotusblume von einem schwarzen Pfeil durchbohrt. Der eine der Lakaien hat die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und hält eine kleine Orange zwischen den Fingern, die wahrscheinlich von einem der Bäume herabgefallen ist und die er aufgehoben, während der Andere mit dem Daumen in dem Wasser der Marmorschale herumfährt und die Goldfische aufjagt, die sich dort befinden.

„Der Kammerdiener hat mir heute Morgen den vom Herrn Grafen eigenhändig geschriebenen Zettel gezeigt," sagte

der Lakai mit der Orange, „und ich will schwören, daß darauf stand: Ein Diner zu fünf Personen; wahrscheinlich hat er später selber sechs daraus gemacht, denn ich kann mir nicht denken, was der Kammerdiener für einen Grund haben sollte, ein Couvert mehr aufzustellen, als ihm befohlen ist.“

„Also haben wir sechs?“

„Nein, fünf,“ versetzte der Erstere, „den Grafen, die Gräfin, Herrn von Scherra, den unvermeidlichen Lieutenant von Marlott und den Doctor Spanger.“

„Der ist mir beinahe der Liebste,“ bemerkte der Lakai, welcher die Goldfische jagte. „Er ist so zufrieden mit allem, was man ihm servirt, bedankt sich häufig mit einem Augenblinzeln, nimmt sich nie etwas gegen Unsereinen heraus und vergißt nie, einem etwas mit großer Delicatesse in die Hand zu drücken, wenn man ihm den Paletot anziehen hilft.“

„In der That ein charmanter Herr.“

„Ja, ein sehr charmanter Mann. Und unterhaltend; ich stelle mich immer hinter seinen Stuhl und höre gar zu gerne, wenn er von seinen Reisen erzählt.“

„Namentlich wenn er mit dem Herrn von Scherra disputirt, wo der Herr Graf dann seine kurzen trockenen Bemerkungen dazwischen gibt,“ stimmte der eine Lakai bei, indem er die Orange an seine Nase brachte. „Dabei habe ich mich aber oft gefragt,“ fuhr er nach einer Pause fort, „warum bei diesen kleinen Diners so häufig der Lieutenant von Marlott eingeladen wird. Hast du von dem nur ein einziges Mal irgend ein gescheidtes Wort gehört?“

„Er ist um des Contrastes willen da. Ich freue mich jedes Mal, wenn er sich unterfängt, mit einer Bemerkung in das Gespräch hinein zu hageln, und ihn dann der Doctor

Spanger mit seinen großen Augen so sonderbar ansieht, bis der Herr Graf, wie er neulich gethan, ruhig sagt: Lieber Arthur, das geht über Pferde und Hunde. — Dann ist er ja auch ein Verwandter des Herrn."

„Und weiß das Genaueste zu sagen," fiel der Andere wieder ein, „wenn die gnädige Gräfin zufällig einmal das Gespräch auf die Toiletten des letzten Balles bringt oder von einem neuen Ballette spricht."

„Apropos vom Ballet," sagte der Goldfischjäger mit einem pfiffigen Lächeln. „Ich glaube, Herr von Marlott hat ernsthafte Absichten auf die Schwester der gnädigen Frau; es ist mir unbegreiflich, daß so eine gescheidte, geistreiche Dame, und schön, wie man nur etwas sehen kann, mit dem da fürlieb nehmen solle."

„Ja, es ist erstaunlich, aber die Liebe ist blind."

„Hier sollte man sagen, sie muß taub sein, denn was der Herr für dummes Zeug in den Tag hineinschwatzt, das ist gar nicht zu sagen."

„Aber es ist ein schöner Herr."

„Ah, das muß man ihm lassen. Wenn man ihn so auf einem seiner hübschen Pferde sieht, da begreift man, daß ihm die Mädchen mit Verlangen nachschauen."

„Nicht wahr, er hat kein Vermögen?"

„Sehr wenig. Was er hat, braucht er, um seine Pferde zu unterhalten, um die Zinsen seiner Schulden zu bezahlen und —"

„O je, o je!" rief der mit der Orange, wobei er die kleine gelbe Frucht in die Höhe warf und geschickt wieder auffing. „Wenn sich davon einmal was hören läßt, dann gute Nacht!"

„Aber ſie hat Vermögen?“

„O ja, ſie hat einiges, und dann legte die Frau Gräfin bei ihrer Vermählung mit dem gnädigen Herrn, mit deſſen Bewilligung oder vielmehr auf deſſen Wunſch, ein großes Capital auf Zinſen, welche ihre Schweſter jetzt ſchon erhält mit der weiteren Beſtimmung, daß ihr auch das Capital zufällt, ſo wie ſie ſich verheirathet.“

„Da kann ſie ja wählen, wen ſie will.“

„Das wird ſie auch thun; aber ich fürchte, ſie wählt den Lieutenant.“

„Sind die Frauenzimmer verblendet!“

„Das weiß der liebe Gott!“ —

„Ehe ich's vergeſſe, um noch einmal auf das Menu zurück zu kommen,“ ſagte der, welcher bis jetzt die Goldfiſche gejagt hatte, und der nun den Daumen aus dem Waſſer zog, wobei er die Tropfen von ſich abſchlenkerte, „hat's der Kammerdiener tüchtig abgekriegt?“

„Ja, es ſchien mir ſo; auf die Art des Herrn: mit wenigen Worten, aber feſt.“

„So war er ſchlecht gelaunt?“

„Es ſcheint; er warf ſchon heute Morgen mehrere Cigarren nach einander fort, und als er am Fenſter ſtand, biß er ſich häufig auf die Unterlippe.“

„Ah, ich kenne das. Wahrſcheinlich hat er ſchlecht geſchlafen.“

In dieſem Augenblick vernahm man den leiſen Ton einer Glocke, den aber das geübte Ohr der Lakaien augenblicklich hörte, weßhalb der eine ſeine Orange haſtig in die Taſche ſchob und mit den Worten: „Bei der Gräfin!“ nach der rechten Seite von dannen eilte.

Der andere blieb einige Sekunden an dem Springbrunnen stehen, schaute durch die großen Glasscheiben auf das Regenwetter draußen und zog alsdann seine Uhr hervor — sie zeigte die vierte Stunde. Mit einem leichten Gähnen ging er hierauf die Treppen hinunter.

Wenn wir uns nach rechts wenden, der Thüre zu, wo so eben der andere Lakai verschwunden, so öffnet sich diese geräuschlos vor uns. Wir treten in ein einfach gehaltenes Cabinet, das uns in ein Vorzimmer führt, von dem wir in das elegante Schreibgemach einer Dame kommen. Daß das Ameublement desselben, so wie die ganze Ausstattung mit dem gleichen Reichthum und feinen Geschmack des Besitzers behandelt ist, den wir schon im Treppenhaus und in dem kleinen Wintergarten bewundert, versteht sich von selbst. Dicke Teppiche liegen auf dem Boden, oft drei-, vierfach übereinander vor den Sophas und Fauteuils, in allen möglichen Gestalten; die Wände sind mit Kunstwerken aller Art geschmückt; in dem Vorzimmer sehen wir ausgezeichnete Oelbilder, in dem Schreibcabinet Aquarelle berühmter Meister in Rahmen von dunklem Palisanderholz, welche Holzart hier zu allen Mobilien verwandt ist.

Von da gelangen wir in das Boudoir der Frau vom Hause, — ein kleines, reizendes Gemach, an der Ecke des Gebäudes gelegen; es hat zwei große Fenster; jedes aus einer einzigen Scheibe bestehend; vor einem derselben sieht man einen Lese- und Arbeitstisch, unter dem andern wird die Wand von dem Kamin gebildet, der aus weißem Fayence besteht und dessen spielende Flammen einen wunderbar heimlichen Eindruck machen, um so angenehmer und behaglicher, da man über ihn hinaus in die weite Landschaft sieht, —

ein Ausblick, den wir dadurch haben, weil das Haus ſich auf der Höhe der Straße befindet, über einem tiefer liegenden Stadtviertel, über deſſen Häuſer hinweg unſer Auge in das Freie hinaus ſchweifen kann.

Heute iſt die Landſchaft freilich mit grauen Regenſchleiern verhüllt; die Natur des Spätherbſtes fängt ſchon an, ſich trübe und farblos zu zeigen; aber gerade deßhalb kehren wir um ſo lieber in das freundliche Boudoir zurück, laſſen uns behaglich an dem Kaminfeuer nieder und denken, während wir in die Glut deſſelben ſchauen, an die häuslichen Freuden des Winters, an trauliches Beiſammenleben mit angenehmen und lieben Menſchen.

In der Ecke des Zimmers befindet ſich ein geräumiges Doppelſopha mit einem runden Tiſche, vor welchem kleine Fauteuils ſtehen, — ein allerliebſter Winkel, über den ſich eine Epheulaube rankt, deren leichte, broncirte Stäbe von Marmorfiguren gehalten werden, die neben dem Sopha auf zierlichen Poſtamenten von dunklem Holze ſtehen.

Die Dame des Hauſes iſt nicht in ihrem Boudoir; die Thüre des daran ſtoßenden Schlafzimmers iſt halb geöffnet, und aus ein paar Worten, die wir dort ſprechen hören, entnehmen wir, daß die Gräfin bei der Toilette zu ihrem kleinen Diner iſt.

Da wir viel zu discret ſind, um auf dieſer Seite des Hauſes weiter vordringen zu wollen, ſo hätten wir bis zum Erſcheinen der Herrin Zeit genug, die Schätze dieſes reizenden Boudoirs zu betrachten, ſelbſt den Inhalt der Bücher und Mappen zu unterſuchen, und würden uns auch damit beſchäftigen, wenn wir nicht durch den Eintritt des Lakaien,

„Freilich, freilich!“ ſagte der Graf lächelnd, „du hätteſt mir nur damals gleich die Geſchichte umſtändlicher ſchreiben ſollen.“

„Das unterließ ich aber, Herr Graf,“ ſagte ernſt der Diener, „weil ſie mich flehentlich darum bat und weil ich mit allem Reſpekt vermuthete, daß es ſo beſſer ſei.“

Bei dieſen Worten lächelten die Zuhörer und Herr von M. ſagte fröhlich: „es muß wahr ſein, Amadäus kennt die Herzen, abſonderlich die unſrigen. In jener Zeit ritt ich mehrere Male hieher, um Einiges, worum du mir ſchriebſt, nachzuſehen. Wißt Ihr noch, Meiſter Amadäus, wie ich eines Tags drüben in dem Archiv einen ganzen Tag umherſtöberte, und weil es mir zu ſpät wurde, über Nacht blieb? Da wollte mich der alte Herr zum Geiſterſeher machen. Es war ein herrlicher Abend, der Vollmond hieng über dem alten Thurme, der Dichter ſagt: wie der Punkt über einem i, und ich lag in meinem dunklen Zimmer im Fenſter, des herrlichen Abends genießend. Es war ſpät, da gieng drüben in dem alten Gebäude die Thüre auf und über den weiß beſchienenen Hof gieng eine Geſtalt, nein ſie ſchwebte, ſie glitt dahin über den Strahlen des Mondes, und als ſie ihren Kopf emporwandte und in die weiße Scheibe blickte, ſah ich in ein Geſicht ſo ſchön, ſo edel, kurz in das Geſicht jenes Mädchens, das der alte Herr eben ſo glühend beſchrieben. Sie verſchwand unter dem Portal des neuen Schloſſes. Ich rief überraſcht nach Joſeph, der ſtellte ſich erſtaunt und läugnete mir ins Geſicht, und als ich dort den Meiſter Amadäus fragte, ſo verſicherte er mich mit dem ernſteſten Geſichte von der Welt: Joſeph könne nichts davon wiſſen, aber er habe die Geſtalt auch ſchon öfter bemerkt. Um ein Haar hätte er mich auf die Vermuthung gebracht, ich habe ein überirdiſches Weſen geſehen. Schön genug war das Mädchen dazu. — Aber ver-

der vorhin die kleine Orange zwischen seinen Fingern gedreht, gestört würden.

Dieser trat nun behutsam in das Gemach, warf einen forschenden Blick auf die Thüre des Nebenzimmers und drückte dann auf die Feder einer kleinen Glocke, welche auf dem Kamin stand.

Augenblicklich erschien ein junges Mädchen, einfach gekleidet, das rasch auf den Eingetretenen zuging und ein paar Worte anhörte, die dieser flüsternd zu ihr sprach, worauf sie wieder in das Schlafzimmer zurückeilte. Dann vernahm man von dorther eine helle, wohlklingende Stimme: „Natürlich bin ich zu Hause; sie soll augenblicklich kommen. Warum denn diese Meldung?“

Wieder erschien das junge Mädchen im Boudoir und erläuterte die Worte ihrer Gebieterin dahin, daß diese nicht begreife, warum das Fräulein erst noch gemeldet werde.

„Sie haben es so verlangt,“ flüsterte der Lakai; „Sie wollten wissen, ob vielleicht Besuch da sei. Ich thue, was man mir befiehlt.“

„Nun ja, dann beeilen Sie sich jetzt und bitten das gnädige Fräulein zu kommen,“ gab die Kammerjungfer mit sehr wichtiger Miene zur Antwort, worauf sie einen Blick in den Spiegel warf, ehe sie mit tänzelndem Schritt in das Schlafzimmer zurückging.

Einen Augenblick später öffnete der Lakai die Thüren des Boudoirs, man vernahm das Rauschen eines schweren Seidenstoffes, und eine junge und sehr schöne Dame trat mit einer außerordentlich graziösen Bewegung etwas hastig in das kleine Gemach, blieb aber wie erstaunt eine Sekunde stehen, als sie niemand darin gewahrte. Nur eine Sekunde, dann

wandte sie sich in schnellem entschlossenem Schritte gegen das Schlafzimmer, aus dem aber in diesem Momente die Herrin heraustrat.

Beide standen sich eine kleine Weile stumm gegenüber, dann trat die Gräfin Lotus ein paar Schritte vor, nachdem sie die Thüre des Schlafzimmers hinter sich zugezogen.

„Was ist's? Was ist's, Rosa?" fragte sie mit leiser Stimme. „Dein Besuch vor dem Theater zu so später Stunde erschreckt mich. Was ist vorgefallen?"

„O nichts Schlimmes," entgegnete die andere Dame zögernd.

„Also doch etwas! — Ich beschwöre dich, Rosa! — Er —"

„Der Kleine ist ein bischen unwohl."

„Er ist gefährlich krank?"

„Das nicht," sagte die junge Dame, die vorhin eingetreten war. „Wäre ich sonst hier? Wäre ich in dem Falle von ihm gegangen?"

„Ah! Du mußtest fort — die heutige Vorstellung!"

Die Lippen der jungen Dame zuckten eine Sekunde lang verächtlich. „Ich hätte mich eben entschuldigen lassen," sprach sie in geringschätzendem Tone. „Aber beruhige dich, Françoise, es ist bei dem Kleinen nicht mehr und nicht weniger, als wie es oft bei Kindern vorzukommen pflegt. — So sagt nämlich der Doctor."

„Also der Doctor war bei ihm?"

„Versteht sich. Ich hatte das Kind auf dem Schooße."

„O, wie glücklich du bist!"

„Und er sprach von einer leichten Indisposition, ohne die Quelle davon angeben zu können oder zu wollen. Mor-

gen, ſo meinte der Doctor, würde er wieder luſtig herumſpringen. Ich verſprach dem Kleinen, wenn er recht folgſam ſei, Spielſachen und einen großen Wagen zum Spazierenfahren. Da kannſt du ihn ſehen."

„Ja, ich muß ihn ſehen," ſagte die Gräfin wie zu ſich ſelber mit gepreßtem Tone, wobei ſie ihre Hand auf das Herz drückte, als wolle ſie die wilden Schläge desſelben beruhigen, während ſie zugleich einen tiefen Athemzug that. „Setze dich ein wenig, Roſa," bat ſie darauf, „wenn auch nur zwei Augenblicke. Du mußt noch ein Weilchen bei mir bleiben."

Die andere Dame warf einen raſchen Blick auf die Uhr und erwiderte dann: „Einen Augenblick bleibe ich noch, aber laß mich ſtehen, es iſt mir lieber. Setz' du dich nur, Françoiſe, meine Nachricht hat dich erſchreckt, aber ich hielt es für meine Schuldigkeit, dich davon in Kenntniß zu ſetzen."

„Wofür ich dir innig danke, meine gute, gute Schweſter," rief die Gräfin, während ſich in ihrem Auge ein leichter Flor von Thränen zeigte.

Sie ließ ſich in einem der kleinen Fauteuils nieder, die vor dem Kamin ſtanden und blickte mit kummervollem Geſichte zu ihrer Schweſter Roſa empor.

Ja, es waren die beiden Schweſtern, die der geneigte Leſer gewiß nicht vergeſſen hat, die Töchter armer Eltern, die längſt geſtorben waren, und die ſich durch ungewöhnliches Talent zu der Stellung emporgeſchwungen hatten, in der ſie ſich jetzt befanden. Françoiſe, noch vor wenig Jahren eine der gefeiertſten Sängerinnen, verließ die Bühne, um ſich mit dem Grafen Lotus zu vermählen. Roſa war als erſte Tänzerin die Zierde, ja, man könnte faſt ſagen, die Beherrſcherin

des Hoftheaters, denn wenn man anderswo Ballette gewissermaßen als Nebensache betrachtet, um sie hier und da zwischen Opern einzuschieben, so war hier beinahe der umgekehrte Fall, und man hörte zuweilen von Enthusiasten sagen: „Schade, heute ist die und die Oper, es konnte leider kein Ballet sein.“

Rosa, die Jüngere der Schwestern, mochte vierundzwanzig Jahre alt sein, und auch sie hätte schon mehrere Mal Gelegenheit gehabt, eine glänzende Verbindung einzugehen; doch hatte sie noch keine Lust, die Bühne zu verlassen. So sagte sie wenigstens und wies unter diesem Motiv die vortheilhaftesten Anträge zurück. Sie war ein eigenthümlicher, stolzer, fast harter Charakter. Die Bewunderung, mit der die Männerwelt sie anschaute, mit der man ihr Kränze und Huldigungen aller Art zu Füßen legte, nöthigte ihr höchstens ein oft sichtbar erzwungenes Lächeln ab, dem nicht selten ein finsterer Blick aus den glänzenden Augen folgte, oder das einem verächtlichen Zuge Platz machte, der alsdann häufig um die schönen Lippen spielte. Auch in ihrem Aeußern zeigte sich unverkennbar diese Festigkeit, diese Unbeugsamkeit. Man mußte diese schlanke, elastische Gestalt sehen, man brauchte nur zu beobachten, wie sie ihren Kopf zu tragen pflegte, wie sie um sich blickte, um zu wissen, welch' entschlossener Geist diesen schönen Körper regiere. Die Natur hatte ihr viel, fast alles gegeben. Leider, leider! seufzten ihre unglücklichen Bewunderer. — Sie war eine große Künstlerin, sie war von einer vollendeten Schönheit, und dabei zeigten die ernsten und edeln Züge ihres Gesichtes Geist und Verstand, — weniger Gemüth und Herz, hörte man häufig hinzusetzen, wenn alle diese Eigenschaften enthusiastisch gelobt worden waren; und

vielleicht hatten die, welche so sprachen, Recht, vielleicht war noch kein Zauberer erschienen, dem es gelungen war, diesem Marmor den belebenden Strahl entquellen zu lassen.

Françoise war etwa zwei Jahre älter als Rosa, in vielen Dingen aber der Gegensatz ihrer Schwester. Wenn auch die Züge ihres Gesichts denen von Rosa außerordentlich glichen, so zeigte sich, was dort Ernst und Strenge war, hier weich und lieblich. Françoise hatte blondes Haar, einen auffallend blendenden Teint, ihre Körperformen waren stärker, weicher, ihren kleinen Mund umspielte häufig ein freundliches, wohlthuendes Lächeln und ihre hellbraunen Augen glänzten in seltener Gutmüthigkeit und Heiterkeit. Freilich schien letztere leicht getrübt werden zu können, doch dauerte eine solche Umflorung ihres Blickes nie sehr lange und die hellen Zeichen ihres freundlichen Sinnes drangen bald wieder lebhaft vor.

Auch jetzt hatte sie mit ihrem Battisttuche kaum die Augen leicht berührt, so blickte sie vertrauensvoll, ja, schwach lächelnd zu der Schwester empor, indem sie sagte: „O, meine liebe Rosa, wenn ich weiß, daß du von ihm kommst, so ist es mir gerade, als hätte ich das Glück gehabt, ihn selbst zu sehen. Sage mir, hast du wirklich Befürchtungen gehabt?“

„Das gerade nicht, obgleich er mir heute Nachmittag während einer Stunde recht krank erschien. Als ich ihn aber in meine Arme genommen hatte und freundlich mit ihm sprach, da glaubte ich ordentlich zu fühlen, wie seine Leiden sich verminderten, wie er immer ruhiger wurde, bis er zuletzt auf meinem Schooße sanft entschlief.“

Ein leichtes Beben fuhr bei diesen Worten der Schwester durch den Körper der Gräfin.

„Und das darf ich nicht empfinden!“ sprach sie. „Auf

meinem Schooße darf er nicht einſchlummern! — O, das iſt hart, das iſt entſetzlich! — Und ich darf mich nicht einmal in einen Winkel ſetzen und darüber weinen, ich muß vollkommen glücklich ſcheinen; mein Auge darf keine Spur einer Thräne zeigen, um nicht tauſend läſtigen Fragen ausgeſetzt zu ſein, was mir fehle, warum ich nicht heiter ſei. — Und doch muß ich ihn ſehen, bald, bald ſehen," ſetzte ſie ſo leiſe hinzu, daß Roſa, welche in dieſem Augenblicke über den Kamin hinweg ins Freie ſah, nichts davon zu verſtehen ſchien. —

„Du haſt Geſellſchaft?" fragte nach einer Pauſe die Tänzerin.

„Wir haben ein kleines Diner, wie gewöhnlich," erwiderte die Gräfin. „Paul wollte dich bitten, doch fiel ihm ein, daß du zu thun habeſt. Du kommſt dann nach der Vorſtellung."

„Iſt ſpäter noch jemand da? Muß ich Toilette machen?"

„Gewiß nicht," gab die Gräfin Lotus zur Antwort. „Sollte vielleicht jemand zum Thee kommen, ſo wäre es ein ganz genauer Bekannter, vor dem du dich in keiner Weiſe zu geniren hätteſt."

„Das iſt mir lieb," ſagte die Tänzerin, indem ſie einen Blick an ſich heruntergleiten ließ; „denn du ſiehſt, ich bin zu keiner Soirée angezogen. — Deine Toilette iſt ſchön, Françoiſe," fuhr ſie nach einer Pauſe fort und nachdem ſie die Schweſter aufmerkſam betrachtet. „Du haſt alles von Paris?"

„Ich weiß das nicht genau, aber ich glaube ſo," verſetzte die Gräfin. „Madame Henriette hat es mir wie gewöhnlich beſorgt. Mein Mann iſt einer ihrer beſten Kunden."

„Dein Mann?" fragte Roſa lächelnd.

„Nun ja, er überhebt mich der Mühe, für meinen Anzug zu ſorgen; es macht ihm Freude, für mich zu wählen,

und da man ſagt, meine Toilette ſei eben ſo reich, wie geſchmackvoll, ſo habe ich Recht, ihm ſeinen Willen zu thun. — Aber ſage mir, Roſa," unterbrach ſie ſich plötzlich, wobei ein trüber Strahl aus ihrem Auge trat, „kann man nicht heute Abend noch nach ihm ſehen? O, was gäbe ich darum, wenn ich einen Augenblick fort könnte!"

Die Tänzerin warf einen Blick auf die Uhr. — „Jetzt ſchläft er," ſagte ſie, „und der Arzt hat befohlen, man ſolle ihn ſo ruhig wie möglich laſſen. Auch kann ich nicht wohl mehr in meinem Anzuge hinfahren, ich würde bei den guten Leuten, die mich bis jetzt vollkommen als Ihresgleichen betrachten, als eine eifrige Schülerin, und die ſich deßhalb in ihrem Betragen gegen das Kind, in ihren Reden durchaus nicht geniren, — Verdacht erregen. Dasſelbe iſt der Fall, wenn ich gleich nach der Vorſtellung hingehe. Du kannſt aber ruhig ſein, ich habe meine Maßregeln ſo gut getroffen, daß mir alles Außergewöhnliche ſogleich in meine Garderobe berichtet wird, und ich kann dir darüber ſpäter ſelbſt Nachricht bringen. Im Falle ich nicht zu ſpät von dir nach Hauſe fahre, iſt es mir vielleicht möglich, noch einen Augenblick nach ihm zu ſehen. Und daß ich das thue, davon wirſt du hoffentlich überzeugt ſein."

„Gewiß, gewiß, meine gute Roſa!" rief Françoiſe in erregtem Tone. „Was wäre ich ohne dich! Ich müßte vor Angſt und Unruhe vergehen."

Ihr Auge umflorte ſich wieder leicht, doch ſchaute ſie im nächſten Momente mit ſtarrem Blicke auf ihre Schweſter, die ihr mit der einen Hand haſtig winkte, während ſie horchend mit der anderen nach der Thüre zeigte, die ins Schreibzimmer führte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Graf Lotus.

In der That vernahm man auch gleich darauf ein Geräusch wie von Schritten, die sich langsam näherten. Dann wurde die Thür geöffnet und Graf Lotus trat in das Boudoir.

„Ah, eine angenehme Ueberraschung," rief er mit freundlichem Tone, als er die junge Tänzerin gewahrte, welche sich neben dem Kamin, an dem sie gelehnt, emporrichtete und ihre Hand in die Rechte des Grafen legte, der sie herzlich schüttelte. — „Unsere liebenswürdige Schwägerin," sagte er; „vielleicht eine Ueberraschung? Kommst du noch zu unserem kleinen Diner?"

„Wo denkst du hin!" versetzte Rosa lachend. „Soll ich unsern Intendanten unglücklich machen? Ich komme nur in aller Geschwindigkeit vorbei, um Françoise einen guten Abend zu sagen. Habe ich sie doch seit zwei Tagen nicht gesehen."

„Rosa kommt später zum Thee," sagte die Frau des Hauses, wobei sie das Gesicht auf ihren Arm herabbeugte und dort ihre schweren Bracelets zu ordnen schien.

„Das freut mich in der That," erwiderte der Graf; „dann mußt du mir aus beſter Quelle über die Vorſtellung berichten. Ich kann nicht gut ins Theater gehen," ſetzte er mit einem traurigen Tone hinzu, und dabei hob er die Hand leicht an ſeine Stirn. „Ich ſpüre das abſcheuliche Regenwetter wieder einmal in meinem Arme und auch hier oben."

Die Gräfin blickte beſorgt in die Höhe, und Roſa ſagte, während ſie ihre Hand ſanft auf die Schulter ihres Schwagers legte: „Um ſo lieber komme ich ſpäter zu Euch, wenn ich dir einen kleinen Gefallen damit erzeige."

Der Graf war ein Mann in den Fünfzigern, von hoher Geſtalt, ſehr ſchlank, faſt mager, mit etwas gebeugter Haltung. Sein Geſicht hätte gewöhnlich einen ernſten Ausdruck, der indeſſen gemildert wurde durch geiſtreiche klare Augen, die meiſtens offen und nicht unfreundlich erſchienen, häufig aber mit einem finſteren Blicke wechſelten, wobei er alsdann die Lippen feſt auf einander preßte. Die Urſache zu dieſem öfteren Wechſel entdeckte man beim erſten Anblick des Grafen; er hatte nur einen vollſtändigen Arm, den rechten; vom linken fehlte ihm die Hand, und er trug dieſen, da er überhaupt ſchwer verletzt war, in dem Aermel des Rockes, der vorn an den Knöpfen deſſelben befeſtigt war. Auch zeigte ſich von der linken Seite der Stirn bis zu den Augenbrauen herab eine tiefe Narbe, beides Verletzungen, welche der Graf im Kriege erhalten. Auf ſeinen vielen und weiten Reiſen war er auch in Indien geweſen und hatte dort an den Gefechten der engliſchen Armee gegen die Sikhs Theil genommen, wo ihn im Handgemenge der Säbelhieb eines feindlichen Reiters getroffen hatte, während ihm eine Flintenkugel die Hand zerſchmetterte. Obgleich beide Wunden vernarbt und

geheilt waren, ſo litt er doch häufig, namentlich an dem Hiebe, der ſeinen Kopf ſchwer getroffen, ſo heftige Schmerzen, daß er ſich alsdann in ſein Zimmer zurückzog und dort in Stille und Dunkelheit Stunden lang verblieb. Der Graf hatte lange im heißen Süden gelebt, dort in ſeiner Jugend an dem aufregenden und darauf auch wieder um ſo mehr abſpannenden Leben Theil genommen, und empfand bei ſeiner Rückkehr in die Heimat, daß ſein Nervenſyſtem bedenklich geſtört ſei. Ruhe und ſorgfältige Pflege hatten ihn hier wohl wieder ſo ziemlich hergeſtellt, doch blieb ihm eine außerordentliche Reizbarkeit, die ſich namentlich zu Zeiten zeigte, wo er, was häufig vorkam, die Nächte ohne feſten, erquickenden Schlaf verbrachte. Da brauchte er alle Kraft ſeines Verſtandes, um nicht bei den geringſten Widerwärtigkeiten in maßloſe Heftigkeit auszubrechen, höchſt unangenehm für ihn ſelber, oft unerträglich für ſeine Umgebung.

Nachdem er mehrere Jahre auf ſeinen Gütern in Deutſchland gelebt, hatte er ſeinen Aufenthalt in der Reſidenz genommen und hier Françoiſe gehört und dann ihre Bekanntſchaft gemacht. Die weiche, angenehme Stimme der berühmten Sängerin hatte ſeinem Gemüthe wunderbar wohl gethan; er verſäumte weder eine Vorſtellung, in der ſie auftrat, noch eine Probe, in welcher ſie beſchäftigt war. Da ſaß er, in die Ecke ſeiner Loge gedrückt, den Kopf in die rechte Hand geſtützt, oft die Augen geſchloſſen und lauſchte den wunderbar milden Tönen, die ſein Gemüth ſo zauberhaft beruhigten, die ihn in eine tiefe Wehmuth verſenkten, die ſeinen Augen häufig Thränen entlockten. Da fühlte er nach und nach eine Ruhe ſich über ſein ganzes Leben ergießen, da empfand er eine angenehme, lange nicht gekannte Müdigkeit ſeines Geiſtes,

zeiht mir die Unterbrechung, und auch Ihr, Amadäus, bitte, fahrt fort!“

„Die Wirthſchafterin,“ ſagte der Haushofmeiſter, „die mit Mühe zu bewegen war, Kleidungsſtücke und ein Zimmer für das Mädchen herzurichten, war ſchon nach den erſten Tagen, die ſie mit ihr verlebt, wie umgewandelt; ſie räumte ihr einen Theil ihrer eigenen Wohnung ein, ſie vertraute ihr die Schlüſſel des ganzen Schloſſes, ſie ließ ſie ſchalten und walten. Und wie ſchaltete und waltete das Mädchen? Es war, als ſchreite ein guter Geiſt durch's Schloß. Alles wußte ſie zu ordnen, Alles gedieh unter ihren Händen. Dabei war ſie klug und verſtändig, beſcheiden und fromm. — — — — So gieng das ein Jahr lang fort, und die Wirthſchafterin und wir drei alte Leute lebten wie im Himmel. Da kam eines Tags unverſehens der Schulmeiſter drunten aus dem Dorfe unerwartet auf's Schloß, und trat ſo plötzlich in's Zimmer, daß er uns Alle bei dem Mittageſſen überraſchte. Er machte große Augen — war ſonſt ein recht braver junger Menſch — und wir mußten ihm, mochten wir wollen oder nicht, die Magdalene aufführen (ſie galt als Geſchwiſterkind der Wirthſchafterin) und von da an kam er zuerſt alle Wochen, dann alle Tage herauf, und es geſchah, was ich ihm nicht übel nehmen konnte, er verliebte ſich auf's Heftigſte in das Mädchen.“

„Das finde ich begreiflich!“ ſagte Herr von M., „es hätte andern Leuten auch ſo gehen können. O Amadäus, Ihr habt eigentlich ſchlecht an Eurer Schutz- und Pflegebefohlenen gehandelt!“

Der alte Mann verbeugte ſich lächelnd, dann fuhr er fort: „wie ſchon geſagt, der junge Schulmeiſter war ein braver, ſolider, geordneter Mann. Wir hätten gegen ſeine Beſuche in keinerlei Weiſe etwas gehabt, im Gegentheil, namentlich die Wirthſchafterin ſah dieſelben gern und wie die alten Weiber ſo

wenn er nach Hauſe zurückkehrte; da verſchwanden nach und nach die wilden Bilder, die gleich zuckenden Blitzen ſein Gehirn durchkreuzten, wenn er ſich zur Ruhe legte; da löſ'ten ſich die zackigen, feurigen Linien, die ſeine tollen Träume einrahmten, allmälig in weiche, lichte Kränze auf, in Blumengewinde, die ſeine erhitzten Phantaſieen mitleidig zu verdecken ſchienen; da drang durch alles hindurch der Ton ihrer lieblichen Stimme und bedeckte ihn wie mit duftenden Blüthen, mit einem, wenngleich leichten, ſo doch erquickenden Schlafe.

Er hatte ſich der ſchönen Sängerin mehr und mehr genähert, er hatte ihr mit ſeiner Hand ſein großes Vermögen angeboten, er hatte viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt; er hatte endlich ſein Ziel erreicht, Françoiſe war ſeine Gattin geworden, die Welt war darüber erſtaunt, man hatte ſich in Vermuthungen erſchöpft; man hatte ſich darüber geärgert, daß er die allbeliebte Künſtlerin der Bühne entzogen, man hatte ſich in boshaften Bemerkungen darüber erſchöpft, daß er das junge blühende Mädchen zur Gräfin Lotus gemacht; man hatte achſelzuckend auf die Zukunft gedeutet; man hatte von ſehr kurzer Dauer dieſer Ehe geſprochen — man hatte ſich geirrt.

Der Graf wußte wohl, welch' koſtbaren Schatz er in ſeiner Gemahlin erworben; er bezwang ſeine tollen Launen, wenn dieſe zuweilen wieder hervorbrechen wollten, und es wurde ihm leicht, dieſe zu mäßigen, denn der Zauber, welchen Françoiſe mit ihrem weichen und milden Charakter, mit dem wunderbaren Klang ihrer Stimme auf ihn ausübte, ſchwächte ſich nicht ab, er wurde vielmehr ſtärker und kräftiger.

Sie fand ſich aber auch mit außerordentlicher Leichtigkeit, mit einem großen Geſchick in ihre neuen Verhältniſſe. Gut erzogen und gebildet, wie ſie war, wurde es der Sängerin leicht, im vollen Umfange des Wortes die Frau des reichen, vornehmen Hauſes, die Gräfin Lotus, zu ſein. Manche der ehemaligen Bekannten des Grafen, die anfänglich abwartend entfernt geblieben waren, beeilten ſich bald wieder, näher zu kommen, und da Françoiſe fortfuhr, auch von ihrem großen Talente den liebenswürdigſten Gebrauch zu machen, ſo galt es bald bei der ſogenannten Geſellſchaft für eine Gunſt, für eine Auszeichnung, bei ihren kleinen Soiréen erſcheinen zu dürfen.

Für den Grafen war und blieb, wie ſchon bemerkt, ihr ſtilles, angenehmes Weſen das beſte und wirkſamſte Heilmittel, und ſie benutzte dieſen Einfluß auf ihn in zarter und rührender Weiſe. Wie oft ſchon war ſie in der Nacht erwacht und hatte im Schlafzimmer des Grafen, welches an das ihrige ſtieß, deſſen Schritte gehört, wenn er ſchlaf- und ruhelos auf- und abging. Wie war es ihr alsdann eine angenehme Pflicht, ſich leiſe zu erheben, ihn mit ſanfter Stimme nach ſeinem Befinden zu fragen und dann mit freundlichem Tone hinzuzuſetzen: Wenn mein großes Kind artig zu Bette geht, ſo will ich es einſchläfern. Darauf hatte er ſich folgſam wieder niedergelegt, ſie hatte ſich alsdann neben ſein Lager geſetzt und ihm mit ihrer zu Herzen gehenden Stimme ein einfaches Lied geſungen, das er gern hörte, deſſen Klänge ſanft ſeine Augen zudrückten und das ſeine finſtere Miene in ein weiches Lächeln auflöſ'te, mit dem er wirklich einſchlief.

Aber dann war es oft, als ſeien die finſteren wilden Gedanken, die ihn bis jetzt beunruhigt, tückiſch über ſie her-

gefallen. Wenn sie auch ihre weichen Melodieen fortsang, so trübte sich doch zusehens ihr Auge, so schlossen sich ihre Hände krampfhaft, so sah man, daß sie sich Gewalt anthun mußte, um nicht ihre Lippen plötzlich auf einander zu pressen, um statt den Ton des Liedes, das nicht mehr recht fortquellen wollte, einen wilden Schrei des Schmerzes zu unterdrücken. — Sie saß da an dem Lager ihres Mannes, den sie wohl achtete und schätzte, für den sie aber nicht die Liebe fühlte, die uns beglückt, die uns alles Andere vergessen läßt. Sie hatte nicht alles vergessen, sie hatte ihr großes Kind, wie sie ihn genannt, sanft in den Schlaf gesungen und starrte jetzt mit weit aufgerissenen Augen gerade aus, als sähe ihr Auge ein armes, kleines Kind, das vergebens darauf lauschte, etwas von der süßen Stimme der Mutter zu hören. — Entsetzlich! In solchen Augenblicken konnte sie aufspringen, mit beiden Händen wild ihr volles Haar aus der Stirn streichen und fast erschreckt das bleiche Gesicht des Grafen anstarren, der ihr alsdann wie ein Phantom erschien, wie ein Vampyr, der langsam ihr Herzblut sauge, wie ein böses Wesen, das sie aus ihrem Himmel entführt, in eine theilnahmlose, kalte Welt. Dann floh sie in ihr Zimmer, sie sank dort auf ihr Lager, und zwischen ihren Fingern hervor, mit denen sie krampfhaft ihr Gesicht bedeckte, quollen die heißen Thränen — lange — lange Stunden.

— — — — — — — — — — — — —

Der Graf war ein paarmal in dem kleinen Boudoir auf und ab gegangen, während er zu gleicher Zeit bisweilen die Hand an die Stirn legte und dann einen mißmuthigen Blick in das Freie warf, wo der Regen noch immer, scheinbar bald von hier, bald von da kommend, bei den Fenstern

vorüberfuhr und häufig einzelne Tropfen auf die großen Scheiben spritzten.

Die beiden Schwestern hatten halblaut gleichgültige Dinge besprochen, und nun wandte sich die Tänzerin nach einem abermaligen Blicke auf die Uhr zum Fortgehen; sie zog ihren Shawl fester um und bot ihrem Schwager die Hand.

„Ich bedaure dich wahrhaftig, mein Kind," sagte dieser, „daß du bei so abscheulichem Wetter das Haus verlassen mußt."

Worauf sie lachend erwiderte: „Sieh, so sind die Ansichten verschieden; unser Intendant, der vorhin ein paar Augenblicke mit mir sprach — er sah, wie mein Wagen unten an der Thür anfuhr — behauptete hinsichtlich des Wetters gerade das Gegentheil; er meinte, ich brächte ihm auch darin Glück, wenn ich aufträte — das vortrefflichste Theaterwetter. Und von seinem Standpunct aus hat er Recht: so ein grauer Himmel, ein naßkalter Abend treibt die Leute in die Oper. Es wird heute voll werden, und da es schrecklich wäre, wenn ich irgend jemand nur eine Sekunde warten ließe, so muß ich mich beeilen. Es wird im nächsten Augenblicke fünf Uhr schlagen. Adieu, Françoise! Adieu, mein lieber Freund!"

Sie reichte den Zurückbleibenden die rechte Hand, Einem nach dem Andern, da sie ihren linken Arm brauchte, um den Shawl fest zu halten. Dann verließ sie mit freundlichem Kopfnicken das Boudoir und betrat wenige Augenblick darauf, gefolgt von dem Grafen, der ihr das Geleite gab, den Wintergarten, wo sie aber in ihrem eiligen Gange abermals aufgehalten wurde.

Drunten war ein Wagen vorgefahren, die Thür des Treppenhauses öffnete sich und ein junger Mann in Husaren-

Uniform ſprang eilig die erſten Stufen der Treppe hinauf und blieb dann wie überraſcht ſtehen, als er droben die ſchöne Tänzerin ſah.

„Ah, der Teufel!“ rief er etwas überlaut. „Auf Ehre, das heiße ich ungeheures Glück haben! Da komme ich her, wie der alte Römer ſagt, ſehe und —“

„Wirſt aber in keinem Falle ſiegen, theurer Vetter,“ unterbrach ihn ironiſch lachend der Graf.

„Verdammt, wenn ich das ſagen wollte!“ fuhr der Huſar in noch lauterem Ton fort. „In ſolchem Fall iſt es ſehr ſchlimm, wenn man Einen nicht ausreden läßt. Ich wollte nämlich bemerken: ich kam, ich ſah und wurde beſiegt. Das iſt, wie ich mir ſchmeichle, keine ganz leichte Aenderung des immenſe langweiligen Sprichworts.“

„Dann hätteſt du es,“ entgegnete Graf Lotus, „in der Urſprache von dir geben ſollen, um Effect zu machen.“

„In der Urſprache?“ ſagte der Offizier mit einem zweifelhaften Lächeln, das ſich aber gleich darauf in ein ſehr pfiffig ſein ſollendes verwandelte, wobei er ſein rechtes Auge gegen den Grafen zukniff. „In der Urſprache? Du biſt ein netter Kerl. Als wenn ich in der Urſprache ſo bewandert wäre!“

Beim erſten Erblicken des jungen Mannes war ein nicht unfreundlicher Zug auf dem ſchönen Geſichte der jungen Tänzerin erſchienen, welcher aber bald darauf einem leichten Schatten Platz machte, der ſich von ihren dunkeln Augen aus über die regelmäßigen Züge verbreitete.

„Aber ein wahres Sch — ein außerordentliches Glück habe ich doch in der That. Ich denke mir, wir finden heute Abend bei unſerem kleinen Diner nur ein paar langweilige

Kerls, den Scherra und den alten Spanger, die mich beide gründlich ennuyiren, und nun ſehe ich die ſchönſte der Roſen vor mir erblühen."

„Doch kannſt du dieſes Mal, um in deine beliebte Redeweiſe einzugehen, mit dem Jäger aus dem Nachtlager ſingen:

„Ich muß ſie einem Andern laſſen,
Mir blühet dieſe Roſe nicht."

„Alle Hagel!" rief der Huſar erſtaunt, während er noch ein paar Stufen aufwärts hüpfte und dort mit ausgebreiteten Armen ſtehen blieb, „ich muß wiſſen, wer dieſer Andere iſt. Eher laſſe ich Sie nicht paſſiren."

„Das königliche Hoftheater, Herr von Marlott," ſagte die junge Tänzerin mit einem, wenn gleich kaum ſichtbaren, Zeichen des Unmuths. „Jetzt aber bitte, laſſen Sie meinen Weg frei; ich habe wahrhaftig keine Zeit mehr zu verlieren."

„Und bei dir verliert man doch nur ſeine Zeit," fügte der Graf ſpöttiſch bei.

„Oh!" machte der Offizier mit einem Geſichtsausdrucke, welcher deutlich anzeigte, daß er ſich vergeblich bemühte, den richtigen Sinn dieſer Worte zu ergründen. — „Zeit verlieren!" rief er alsdann lachend, „ich verliere nie meine Zeit und weiß ſie ſchon zu benutzen."

Bei dieſen Worten war er vollends die Treppe hinauf geſprungen und ſagte nun mit einer in der That untadelhaften und vollendet eleganten Verbeugung, indem er dem jungen Mädchen ſeinen Arm bot: „Darf ich mir nun erlauben, Sie an Ihren Wagen zu führen?"

Die Tänzerin willigte lächelnd ein, und als Beide nun, der Offizier abſichtlich langſam und zögernd, die Stufen

hinabſtiegen, mußte man geſtehen: die Beiden waren ein wunderſchönes Paar.

Das mochte auch Graf Lotus denken, als er ſich nun kopfſchüttelnd zurückzog.

„Aber in Wahrheit, ſchönſte aller Roſen," ſprach der Offizier, „eigentlich ſollte ich ſagen: reizende Couſine, denn wenn auch auf einem ziemlich großen Umwege, ſo habe ich doch das Recht dazu. Ich hätte mich unſinnig gefreut, wenn wir zuſammen dinirt hätten. Daß Sie auch heute gerade tanzen wollen!"

„Tanzen müſſen, ſollten Sie ſagen," erwiderte Roſa.

„Ach, wer kann Sie zwingen! Beim Henker, den wollt' ich ſehen! Sie, den Liebling des ganzen Publikums, Sie, graziös wie — wie — nun, wie Sie ſelbſt!" rief er nach einer Pauſe, da er einen paſſenden Vergleich nicht alsbald fand.

„Und doch habe ich meinen Dienſt eben ſo gut, wie Sie, Herr von Marlott," verſetzte lächelnd die Tänzerin.

Worauf dieſer erwiderte: „Dienſt — ſehr gut geſagt, famos geſagt! Aber das heißt: Dienſt als General-Feldmarſchall, als die Erſte, welche das ganze übrige Corps kommandirt, ja, die alles kommandirt — grauſam kommandirt, mindeſtens zwanzigtauſend Herzen, alte und junge. Auch meines iſt darunter — ein ſehr liebenswürdiges Herz, das kann ich Ihnen verſichern."

„An dem letzteren zweifle ich nicht, Herr von Marlott, und Ihr Herz iſt jedenfalls ein ſehr amuſantes Herz." — Das ſprach ſie nicht ohne einen leichten Spott, der ihm aber durchaus nicht auffiel. — „Habe ich doch bei Ihrer Unterhaltung kaum bemerkt, daß wir ſchon die Treppen hinab und an meinen Wagen gekommen ſind."

„Nicht wahr, mein Fräulein?“ verſetzte geſchmeichelt der ſchöne Huſar. „Ich habe das ſchon oft von Frauen und Mädchen hören müſſen, daß meine Unterhaltung amuſant ſei, und thue mir darauf etwas zu Gute. Man muß Unterſchiede zu machen verſtehen, und dafür, ſchöne Roſa, ſind Sie geſcheidt genug. Wiſſen Sie, über etwas Vernünftiges kann am Ende jeder Narr ſprechen, aber über gar nichts eine Converſation führen, das iſt keine Kleinigkeit.“

„Und das verſtehen Sie,“ gab die Tänzerin zur Antwort, während ein finſterer Blick aus ihrem ſchönen Auge drang.

„Ja, das verſtehe ich vollkommen.“

Er hatte den Schlag des Wagens geöffnet und Roſa warf ſich in die Kiſſen deſſelben.

„Wenn Sie nicht ein Herz von Marmor hätten,“ ſprach Herr von Marlott, „ſo würden Sie meine unglückliche Lage mit empfinden; Ihr plötzliches Verſchwinden, nachdem ich kaum das Glück gehabt, Sie nur ein paar kleine Augenblicke ſehen zu dürfen. Es iſt auf Ehre unverantwortlich, gerade heute Abend das dumme Ballet!“

„Sie ſind nicht ſehr galant.“

„Muß ich es nicht verdammt haſſen, da es Sie ſo plötzlich von hier wegreißt, und ich alſo heute Abend kein Wort mehr von Ihnen hören werde?“

Die ſchöne Tänzerin ſchien eine kleine Weile mit ſich ſelbſt zu kämpfen; aus ihren dunkeln Augen zuckte ein eigenthümlicher Blick auf das offene ſchöne Geſicht des jungen Offiziers, dann ſagte ſie mit einem Tone, als müſſe ſie ſich zu ihren Worten zwingen laſſen, langſam und zögernd: „Nach der Vorſtellung werde ich noch eine Stunde hier ſein.“

„Und ich werde mir von Vetter Paul die Erlaubniß ver-

ſchaffen, nach dem Theater eine Taſſe Thee im Kreiſe der Familie nehmen zu dürfen.“ Er ſagte das mit einem behaglichen Lächeln, wobei er auf äußerſt wohlgefällige Art ſeinen Schnurrbart hinaufdrehte. Was übrigens unſer heutiges Diner anbelangt,“ ſetzte er hinzu, indem er darauf mit einem affectirten Seufzer den Wagen ſchloß, „ſo wird meine Unterhaltung keine faule Bohne nutz ſein.

„Mein Herz iſt im Hochland,
Mein Herz iſt nicht hier.

„Mein Geiſt wird bei Ihnen ſein und was übrig bleibt, muß ſich recht fade ausnehmen. Aber ſobald es mir möglich iſt, enthüpfe ich hier und werde in der Loge ſichtbar. Darf ich alsdann auf einen einzigen Blick hoffen, grauſame Schöne?“

„Bedaure unendlich,“ antwortete Roſa, „meine Blicke gehören heute alle meinem Herrn und Gebieter, dem mächtigen Kalifen.“

„Ah, wer auch ſo ein Kalif wäre! — Aber einen Kuß auf Ihre ſchöne Hand werden Sie mir doch erlauben, edle Couſine? Sie werden ſchon müſſen, denn ich bin eigenſinnig wie ein Pferd, und wenn Sie ſich hartherzig bezeigen, ſo laufe ich neben Ihrem Wagen her wie ein Betteljunge. Das wird unendliches Aufſehen machen,“ ſetzte er außerordentlich wohlgefällig hinzu.

Roſa ließ die Spitzen ihres Handſchuhes an dem Wagenſchlage ſehen, auf welche der junge Mann den blonden Schnurrbart drückte. Dann trat er einen Schritt zurück und grüßte militäriſch, während der Wagen davon fuhr.

Die Tänzerin hatte ſich in die Kiſſen gedrückt, zog ihren Shawl mit einer anmuthigen Bewegung feſter um ſich, preßte eine Minute lang die Lippen auf einander und ſtieß dann

unruhig und halblaut hervor: „Was würde ein Anderer darum gegeben haben, wenn ich ihm gesagt hätte, er dürfe heute Abend noch eine Stunde in meiner Gesellschaft sein! Welch unsägliches Glück hätte aus seinen Augen geblitzt! Und dieser nimmt es hin, wie eine Huldigung, die man ihm darbringen will.“ — Sie drückte heftig ihren Fuß auf den Boden und flüsterte dann, während sie die schönen Zähne auf einander preßte: „Fürchterlich, ich darf darüber nicht nachdenken, es ist zum wahnsinnig werden! Welche traurige Mischung in diesem Manne! So schön, so elegant und so — dumm!“

Wieder fuhr ein finsterer Schatten über ihre Züge, und unter dem Shawle preßte sie die Hand fest auf ihr Herz.

ſind, ſo dachte ſie bald an eine Heirath der beiden jungen Leute, und ſah die Magdalene ſchon als Frau Schulmeiſterin.“

„Die Alte war immer eine kluge, verſtändige Perſon,“ ſchaltete der Graf ein.

„Das Mädchen ſah die Beſuche ebenfalls nicht ungern, freilich aus einem ganz anderen Grunde, denn der Schulmeiſter erbot ſich, ihr in verſchiedenen Dingen, namentlich in Sprachen und Muſik Unterricht zu ertheilen, und ſie ergriff dieſen Vorſchlag, wie man ſo zu ſagen pflegt, mit beiden Händen. Jetzt trieben die Beiden franzöſiſch und engliſch zuſammen, namentlich aber Muſik, und das Letztere, ſo ſagte der Schulmeiſter, erfaßte und vollführte ſie am Allerleichteſten. In kurzer Zeit ſpielte ſie auf dem Klavier drunten die ſchönſten Sachen, und dieß wurde für uns eine neue Quelle der angenehmſten Unterhaltung. Stundenlang konnte ſie ihre Finger über die Taſten gleiten laſſen und irrte umher in einem Wald voll Tönen, lange umſonſt in ihren Phantaſien ein ruhiges Plätzchen ſuchend — ſo kam es mir nämlich vor —, wo ſie ausruhen könne. Endlich aber wurde ihr Spiel ruhiger und lichter und dann lächelte ſie einen Augenblick, doch war dieſes Lächeln nur der Vorbote von Thränen, die alsdann ihren Augen entſtrömten, während ſie das Geſicht in beide Hände verbarg. — — — — Verzeiht, ihr Herrn, daß ich ſo umſtändlich erzähle; von Dahingeſchiedenen, von Verſtorbenen erinnert man ſich ja ſo gern der kleinſten Züge, man hat ſie ja ſo lieb, die an und für ſich unbedeutendſten Erinnerungen.“ — — — —

„Dieß zweite Jahr verflog uns noch angenehmer und pfeilgeſchwinde. Das Mädchen wurde ruhiger, ihr Blick freudiger, ſie ſelbſt heiterer, als ſie Anfangs geweſen. Von ihrem Herzen ſchien allmählig ein ſchwerer Druck zu weichen; mir ſchien es immer, als fangen ſchreckliche Erinnerungen ihres früheren Lebens allmählig an zu verbleichen und es verliere ein quälen-

Vierzehntes Kapitel.

Bei einem kleinen Diner.

Der Husaren-Offizier war noch einen Augenblick vor der Hausthüre stehen geblieben, hatte seinen Schnurrbart wohlgefällig hinauf gedreht und darauf die Säbelkoppel so tief wie möglich in seine schlanke Taille hinabgedrückt. Er schien die Straße hinauf und hinab zu blicken, in Wahrheit aber blinzelte er nach einem gegenüberliegenden Hause, wo sich am Fenster der Kopf eines jungen Mädchens zeigte, das schon vorher über die Stickerei hinaus nach dem Wagen geschaut hatte und jetzt begreiflicher Weise einen flüchtigen Blick auf den Offizier warf.

Daß Herr von Marlott mit seiner unglaublichen Gewandtheit für dergleichen Dinge diesen Blick sogleich auffing, um ihn im nächsten Momente mit Zinsen heimzuzahlen, versteht sich von selbst.

Das junge Mädchen beugt sich hierauf tief auf ihre Stickerei nieder, doch war es bei dieser Arbeit gleich darauf sehr nothwendig, einen seidenen Faden gegen das Licht zu

halten, um deſſen Farbe genau beurtheilen zu können. Dabei fiel ein zweiter Blick für den Huſaren drunten ab, ein Blick, den freilich die gleichgültigſte Miene begleitete, der aber Herrn von Marlott veranlaßte, ſich das Haus und deſſen Nummer genau zu betrachten, und für den er ſich dadurch bedankte, daß er ſeine Hand abermals an den Schnurrbart brachte, ſich irgend etwas mit demſelben zu ſchaffen machte und dazu einen Blick hinauf lancirte, wie er, von einem ſchönen Lieutenant auf ein unerfahrenes, oder ein ſehr erfahrenes Mädchenherz geſchleudert, ſelten ſeine gute Wirkung verfehlt.

Auch dieſer Blick wirkte, und mit einem Male war ſie vom Fenſter verſchwunden.

Sie hat mich bemerkt, ſagte wohlgefällig lächelnd Herr von Marlott, ça marche, nöthigen wir die Belagerten zu einem Ausfalle, indem wir uns in unſere Schanzen zurückziehen.

Darauf trat er unter die Hausthüre, blieb aber hier wieder ſtehen, indem er kokett ſeine Säbeltaſche emporhob, ein feines Battiſttuch daraus nahm, alles mit großer Umſtändlichkeit, und ſich damit die Lippen wiſchte.

Ah! —

Das junge Mädchen erſchien nach ſeiner richtigen Berechnung auf dem bekannten Terrain wieder, und zwar an einem Fenſter, welches der Hausthüre, unter der er ſtand, faſt gegenüber lag. Aber ſie kam nicht, um nach dem Lieutenant drunten zu ſchauen — bewahre, gewiß nicht! Sie hatte dort nothwendig an einer Hängevaſe zu thun, die mit Schlingpflanzen gefüllt oben am Fenſter hing. Sie ließ auch ihr Geſicht nicht ſehen; das wurde durch eben dieſe Schlingpflanzen verborgen, zu denen ſie beide Hände emporhob.

Sehr gut, ſprach der Huſaren-Offizier zu ſich ſelber. Das iſt eine famoſe Taille. Werfen wir noch eine Angel unſerer Liebenswürdigkeit aus, und dann warten wir ab.

Schon in der Hausthüre verſchwunden, wandte er ſich plötzlich noch einmal um, legte die rechte Hand auf die Stelle der linken Bruſt, wo er ſein Herz vermuthete, und trat dann in das Haus zurück nach einem der ſchmachtendſten Blicke, deren ein junger Lieutenant fähig iſt.

Eine Sekunde lang zeigte ſich der hübſche Mädchenkopf zwiſchen den grünen Ranken, und ſomit ſchien vor der Hand alles aufs beſte eingefädelt zu ſein.

Das mochte auch Herr von Marlott denken, denn ehe er die Treppen hinaufſtieg, zog er ſeine Tabletten aus der Taſche des Attila und ſchrieb hinein: „Zu beachten und weiter fortzuführen: Fürſtenſtraße Nr. 44, 1. Stock; hübſcher Kopf, dunkelbraunes Haar, vielverſprechende Taille. Gab Appell und iſt zu cultiviren.“ Nach dieſer richtigen Buchung von Soll und Haben hüpfte der Huſaren-Offizier leicht und gewandt die Treppe hinauf.

Der Lakai, der vorhin mit der Orange geſpielt, öffnete ihm die Thüre auf der linken Seite des Wintergartens, wo das Appartement des Grafen begann und faſt ebenſo eingetheilt war, wie drüben das der Gräfin. Den Eintretenden empfing hier im dritten Zimmer der Duft einer feinen Cigarre, die vielleicht vor einer Stunde geraucht worden war, und doch noch das Appartement parfumirte.

Die Einrichtung der Zimmer war ebenfalls ſehr geſchmackvoll, reich, elegant, zeigte aber im ganzen Effecte, ſo wie in tauſend Kleinigkeiten, die Wohnung eines Herrn ſo wie eines Mannes, der weite Reiſen gemacht und von dieſen

Reiſen eine Menge der intereſſanteſten und ſeltenſten Dinge mitgebracht. Die Fußböden waren mit perſiſchen Teppichen bedeckt, auf welchen in dem Salon, der mit dem Schreibzimmer der Gräfin correſpondirte, vor türkiſchen und indiſchen Möbeln, ſo wie vor Ruheſitzen in ſeltſamen Formen ſtattliche Löwen-, Tiger- und Bärenfelle lagen. An den Wänden hingen nebſt prachtvollen Aquarellen ſüdlicher Landſchaften Jagdtrophäen kälterer Zonen, der Kopf eines Sechszehnenders ſo wie der eines rieſenhaften wilden Schweines mit gewaltigen blinkenden Hauern. In einem Glaskaſten befand ſich eine bemerkenswerthe Gewehrſammlung von der ſchwerſten Kugelbüchſe an bis zum feinſten und leichteſten Jagdzwilling. Auf Etagèren und Tiſchen ſah man intereſſante Vaſen, alte Broncen, ſeltene reiche Waffen, Statuetten und dergleichen. Ein Geſtell in der Mitte des Zimmers, reich geſchnitzt, von der Form eines Kirchenchorpultes, enthielt in der unteren Abtheilung eine Menge Kupferwerke, während eins auf dem Pulte ſelbſt aufgeſchlagen war.

Der Huſaren-Offizier, der hier genau bekannt ſchien, legte in dieſem Salon Säbel und Säbeltaſche ab, die er auf einen türkiſchen Divan warf, darauf eine kleine Tapetenthüre öffnete, die ſich neben dem Gewehrſchranke befand, und von hier auf einem kleinen Gange mit Vermeidung des Wintergartens in den Salon trat, wo die zum Diner eingeladene Geſellſchaft bereits verſammelt war.

Der Hausherr warf lächelnd einen Blick auf die Standuhr vor dem Spiegel, als Herr von Marlott eintrat, worauf er ſagte:

„Nun, das muß ich geſtehen, Arthur, du begleiteſt die

Damen mit einer Umständlichkeit an ihre Equipage, die wahrhaft rührend ist."

„Er hat sich wahrscheinlich überzeugen müssen, ob der Kutscher auch glücklich über die nächste Ecke kommt," sagte Herr von Scherra, ein wohlbeleibter älterer Herr, dessen Gesicht von ziemlich dunklem Teint um so schärfer abstach, da sein Kopf von dichtem, etwas struppigem weißem Haar bedeckt war. „Der fragliche Wagen ist nämlich schon lange weggerollt, so viel wir hörten."

„Ja, unsere schöne Rosa kann schon fast im Theater sein," erwiderte der Offizier, in gleichgültigem Tone. „Daran ist nicht zu zweifeln. — Schöne Cousine," wandte er sich an die Frau des Hauses, „ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu sagen. Sie sehen wie immer wunderbar aus. Auf Ehre! ganz wunderbar, wie — wie —"

„Auf das Wie kannst du dich nach der Suppe besinnen," meinte der Graf. „Sie ist schon lange servirt."

„Wir werden sie kalt essen müssen," sprach Herr von Scherra."

„Teufel ja! Es ist wirklich schon zehn Minuten nach Fünf!" rief Herr von Marlott. „Bitt' tausend Mal um Entschuldigung. Aber man muß doch trotzdem gestehen, daß ich in jeder Lage viel Anregendes habe. Komm ich einmal zu früh, so heißt's: ich müsse entsetzliche Langeweile gehabt haben, komme ich einmal zu spät, so ist man besorgt wegen meines Ausbleibens. Ich finde das sehr schmeichelhaft. — Herr Professor Spanger, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten? Sie allein werden mir Dank wissen, denn ich hörte Sie zwei Mal sagen, eine kühle Suppe sei dem Magen weit zuträglicher. Vielleicht dient eine kalte Suppe auch gleich

dem kalten Kaffee: man wird ſchön danach, und das können wir alle brauchen."

Der Profeſſor, ein kleiner dürrer Mann mit einer nicht beſonders elegant gemachten Perrücke hätte allerdings in dieſer Beziehung viel kalten Kaffee gebrauchen können. Seine Stirne war übermäßig breit und vortretend, und der untere Theil des Kopfes, Wangen und Kinn dagegen ſo zugeſpitzt, daß der Kopf faſt die Geſtalt eines gleichſeitigen Dreiecks hatte; er trug eine weiße Halsbinde, einen ſchwarzen, ſchlottrigen Frack und im Knopfloche deſſelben ein rothes Ordensband.

Herr von Scherra führte die Gräfin in das Eßzimmer; die Anderen folgten.

Auch hier in dieſem Gemach ſah man die Vorliebe des Grafen für Licht, Blumen und murmelndes Waſſer, — Anklänge an die langen Jahre, welche er im Süden zugebracht.

Der Speiſeſalon hatte kein Fenſter, wurde aber auf's ſinnreichſte beleuchtet durch ein daneben liegendes Cabinet, welches mit demſelben durch eine Oeffnung in Verbindung ſtand, die faſt die eine Seite der Wand einnahm. Dieſes Nebenzimmer zeigte eine koloſſale Glaswand, die ins Freie führte und war ebenfalls ein Pflanzenhaus. Hier ſah man kleine Palmen, phantaſtiſche Farrenkräuter, etwas von der üppigen Vegetation der Tropen; ein plätſcherndes Waſſer war auch hier hörbar, und alles dies zuſammen genommen: der Duft der Pflanzen, die angenehme, beinahe feuchte Wärme, das Murmeln des Springbrunnens, das gedämpfte Licht, machten dieſen Salon außerordentlich heimlich.

„Wir werden Lichter brauchen," ſagte übrigens der Graf, nachdem die Geſellſchaft Platz genommen. „Die Jahreszeit

iſt leider ſchon ſo weit vorgerückt — es kommen die trüben Tage des Winters," ſetzte er leiſe hinzu.

„Befehlen Eure Erlaucht Lichter?" fragte flüſternd der Kammerdiener.

„Was meinſt du, Françoiſe?"

„Ich wäre ſehr für das Licht!" rief Herr von Marlott, indem er ſich behaglich die Hände rieb. „Man ſitzt dann feſter bei ſeinem kleinen Diner und wird durch keine Geſchichten von außen beläſtigt."

Die Gräfin machte ihrem Gemahl ein zuſtimmendes Zeichen mit den Augen.

„Ich habe immer gedacht, mein lieber Marlott," meinte Herr von Scherra, „Sie ließen ſich bei einem guten Diner durch gar keine äußern Eindrücke ſtören."

„O, man denkt doch an dies und das, wenn man vor ſich dieſe komiſchen Pflanzen ſieht, das Waſſer hört und ſo ein Stück von dem grauen Regenhimmel bemerkt, welchen ich da vor mir zu ſehen die Ehre habe."

„Die beiden erſtern erinnern mich an angenehme Tage," bemerkte der Profeſſor. „Es war in der Heimat jener Palmen, als ich die Ehre hatte, Euer Erlaucht zum erſten Mal zu ſehen."

„Auch mir erzählen ſie viel Schönes," ſprach Herr von Scherra nach einer Pauſe. „Wenn ich ſie ſo ſinnend betrachte, oder die wunderbaren Farrenkräuter und dazwiſchen die üppigen, ſchlingenden Ranken, ſo iſt es mir gerade, als ſchlüge ich mein Skizzenbuch auf; jedes Blatt, jede Ranke, jede Blüthe hat für mich ihre Geſchichte. Und erſt das murmelnde Waſſer! Erinnerſt du dich noch, Paul, an die liebens-

würdigen Fontainen in den Gärten von Schubra bei Kairo? Das war ein reizender Ruhepunkt für uns."

„Ja, ja," erwiderte der Graf, „ich erinnere mich wohl."

„Es ist wahrhaftig schade," sagte der Husaren-Offizier, indem er sich an die Gräfin wandte, „daß wir Beide, schöne Cousine, keine solchen Erinnerungen haben. — Aber was schwatz' ich da!" unterbrach er sich; „Sie haben ja allerdings auch das herrliche südliche Klima genossen, Palmenblätter und Farrenranken und Schlingkräuter, was weiß ich?"

„Ja, etwas davon," versetzte lächelnd die Frau des Hauses. „Auf Sicilien."

„Ah! Sicilien muß ein famoses Land sein!" rief Herr von Marlott, indem er mit beiden Händen gesticulirte. „Palermo — immense! Der Monte Pellegrino mit seinen verfallenen Klöstern; — dort," recitirte er,

„Erhebt das Grabmal sich
Der heiligen Rosalia,
Das eine Schaar verdammter Geister hütet.
Schrumm! Schrumm!"

„Ja, Herr von Marlott, so singt Bertram im Robert der Teufel, und es ist gut, daß er uns so au fait gesetzt hat, wo das Grabmal eigentlich zu suchen ist. Es ist das ein Gewinn für die Wissenschaft."

Unterdessen hatten die Lakaien den Vorhang an der Wand herabgelassen, der in das Pflanzencabinet führte, und der Kammerdiener eine schwere silberne Girandole mit brennenden Kerzen auf den Tisch gesetzt.

„Da kommt Marlott's Skizzenbuch!" sagte Herr von Scherra lachend, indem er auf die brennenden Kerzen wies.

„Ja, ja," erwiderte der Husaren-Offizier, „da haben Sie

ganz Recht: beim Anblick solcher Lichter fallen mir allerhand Dinge ein, wie Ihnen, wenn Sie Palmen und wie das Zeug alles heißen mag, sehen. Wahrhaftig, wenn ich mein Skizzenbuch öffnen wollte, da könnte ich Ihnen einige ganz famose Geschichten zum Besten geben. — Auf einer meiner Reisen —"

„Also sind Sie auch gereis't, Herr Lieutenant?" fragte der Professor, gewiß nur in der Absicht, auch einmal sein Scherflein zu einer gewöhnlicheren Unterhaltung beizutragen.

Herr von Marlott machte eine Miene, als nehme er die Frage des gelehrten Professors für eine Neckerei. Doch zeigte dessen offener Gesichtsausdruck, die gänzlich harmlose Miene, daß er sich in vollem Ernste und in der besten Absicht erkundigt. Trotzdem aber antwortete der junge Offizier mit einem etwas scharfen Tone: „allerdings bin ich auch gereis't, Herr Professor, habe auch viel Interessantes mit nach Hause gebracht, wenn auch keine Steine und Schmetterlinge."

„Von der letzten Species nur sich selbst," sagte Graf Lotus.

Der Husar trank mit Behagen einen Kelch Madeira und schloß seine Augen leicht, wobei ein Lächeln des Selbstbewußtseins um seine Lippen spielte. Nach einer Pause sprach er: „Was meine Reisen anbelangt, so könnte ich manches Interessante davon erzählen; ja, es wäre darin Stoff zu Novellen enthalten, wenn ich einmal den Versuch machen wollte, eine solche zu schreiben. Da war zum Beispiel bei meinem Aufenthalt in Verona eine ganz wunderbare Geschichte, die ich vielleicht mit einigen Modificationen zum Besten geben könnte."

„Halt!" rief Herr von Scherra, indem er sein Tafelmesser gegen den Offizier ausstreckte. „Du wirst meiner Ansicht sein," wandte er sich an den Hausherrn, „daß bevor

Marlott ſeine Geſchichte zum Beſten gibt, er den Titel ſagt, den er ihr als Schriftſteller geben würde."

„Ja, ja, du haſt ganz Recht," erwiderte der Graf mit einem Seitenblick auf ſeine Frau.

„Ein Titel — ein Titel?" fragte der Offizier. „Wozu einen Titel? Habe ich je nach einem Titel verlangt, wenn Sie, Herr von Scherra oder der gute Profeſſor, von euren Reiſen erzählten, von Pflanzen und Blumen, von Steinen und allerhand kriechendem Gezeug?"

„Ah! Das iſt etwas ganz Anderes," gab Herr von Scherra zur Antwort. „Wenn wir von unſeren Reiſen erzählen, da weiß man, um was es ſich handelt. Deßhalb brauchen wir auch unſere Erlebniſſe durch keinen Titel einzuführen."

„Den wir ihm auch erlaſſen können," meinte der Hausherr, „wenn er uns verſichert, daß ſeine Geſchichte ebenfalls von Pflanzen, Blumen, von Steinen oder allerhand kriechendem Gezeug handelt."

„Nein, beim Teufel! Das thut ſie nicht," entgegnete faſt entrüſtet Herr von Marlott. „Meine Thema's ſind nicht ſo langweilig. — Es war alſo in Verona —"

„Den Titel, den Titel!" rief Herr von Scherra mit komiſchem Pathos.

„Oder geben Sie auf andere Weiſe dem billigen Verlangen dieſer Freunde nach, mein lieber junger Herr," ſagte bedächtig der Profeſſor. „Sagen Sie, um was ſich dieſe Geſchichte dreht."

„Drehen? — Von Drehen iſt gar keine Rede."

„Nun denn, Arthur," ſprach der Herr des Hauſes lachend, „was für Perſonen kommen in deiner Geſchichte vor?"

des Bewußtſein vergangener bitterer Tage allmählig die Kraft, ſie zu martern. Das Mädchen ſchritt ohne Fröhlichkeit aber mit einem innern Frieden ſo ruhig einher, als habe ſie nach vielem, mühſamem Ringen endlich ihr Ziel erreicht. Ihr Auge ſtrahlte ſo wunderbar klar und blickte ſo vertrauend gen Himmel, als wolle es ſagen: dort droben iſt meine Heimath.“ — —

„So vergiengen alſo zwei Jahre, da lief vom gnädigen Herrn der Befehl ein, das Schloß zu ſeinem Empfang zu rüſten, da er demnächſt mit einer Geſellſchaft Freunde erſcheinen werde, um die Jagdzeit hier zuzubringen. — Der Herr Graf werden ſich deſſen erinnern. Der Schulmeiſter, der ſich bis dahin ſehr zurückhaltend betragen, mochte nun glauben, es ſei der Zeitpunkt gekommen, um ſich gegen das Mädchen zu erklären, genug — er bot ihr ſeine Hand an; und das war ein trauriger Tag für alle Beide. Sie weinte und er weinte — und als er nach einer Stunde mit roth angelaufenen Augen das Schloß verließ, kam er zu mir in den Garten und ſagte: Amadäus, ſagte er, ich bin ein ganz unglücklicher Menſch, aber das Mädchen iſt ein Engel. Sie aber ſchlich ſeit der Zeit betrübt und traurig umher und befand ſich in ſichtbarer Unruhe. Da kam eines Abends der große Fourgon in den Hof gefahren, das Mädchen erſchrack, wie es ihn ſah und wie die beiden Lakaien in ihren Livréen herabſprangen.“ — — — —

Der alte Mann hatte das Letzte zerſtreut erzählt mit niedergeſchlagenen Augen und verſank jetzt, ohne zu endigen, in tiefes Nachdenken.

„Und weiter, Amadäus?“ bat der Graf.

„Weiter iſt nicht viel mehr zu ſagen. Am andern Morgen — ich hatte viel nachzuſehen und herzurichten, die Wirthſchafterin ebenfalls, und ſo kamen wir erſt beim Mittageſſen ſo eigentlich zu uns — da fehlte das Mädchen. Unſere erſte Frage war:

„Nun — nun, das ist doch ganz einfach, ich — und eine junge Dame. Ich meine, das verstände sich von selbst.“

„O weh, o weh!“ machte der Professor.

„Arthur, ich muß auf dem Titel bestehen,“ lachte Herr von Scherra.

„Der Teufel hole euch mit eurem Titel! Was kann ein Titel nützen?“

„Er ist das Gesicht der Geschichte, die wir nach und nach kennen lernen werden.“

„Ihr seid wirklich bodenlos langweilig. Nun meinetwegen denn! Was kann ich Einzelner gegen drei obstinate Menschen machen? Der Titel meiner harmlosen Erzählung würde heißen: Smorzato il lume.“

„Oh, — oh!“ machte Herr von Scherra, indem er laut lachte. „Habe ich Recht gehabt, Paul, daß ich von diesem jungen Menschen den Titel seiner Geschichte verlangte? — Verzeihung, Gräfin, für mein lautes Lachen, aber ich glaube nicht, daß wir ihm erlauben dürfen, eine solche lichtscheue Geschichte hier zu erzählen.“

„Es war ja nur Scherz von ihm,“ entgegnete die Frau des Hauses, indem sie sich mit ihrem milden, freundlichen Gesichtsausdruck gegen den Husaren-Offizier wandte, der sie ein paar Augenblicke verwundert anschaute.

„Natürlich war es ein Scherz,“ sagte auch der Graf, „und ein ganz famoser Scherz. Der Titel wäre in der That nicht so übel.“

„Hm!“ machte der Husaren-Offizier, wobei er bald den Einen, bald den Andern ansah, besonders den Professor, der nun sagte: „Ein schöner Titel, aber —“

„Stoßen wir an auf Verona,“ sprach der Herr des Hau-

ſes, indem er ſeinen gefüllten Champagnerkelch dem Offizier darhielt, „deine Geſchichte ein anderes Mal,“ ſetzte er flüſternd hinzu, worauf er nach einer kleinen Pauſe laut fortfuhr: „Erinnerſt du dich auch noch des Tages, Scherra, wo wir zuſammen von Indien zurückkehrend in Suez landeten und den köſtlichen Aufenthalt in Kairo machten?“

„Gewiß, Paul, ein wunderbarer Frühlingstag im Februar. Glaubte ich doch in meinem Leben noch kein ſo ſaftiges Grün geſehen zu haben.“

„Da fanden wir unſern guten Profeſſor; er war einer von den gewiſſenhaften Leuten, welche die große Sphinx am Fuße der Pyramiden von Ghize zum Gott weiß wie vielten Male abmeſſen und immer gegen den Vorgänger eine kleine Differenz herausbringen.“

„Ein glücklicher Tag für mich,“ meinte der Profeſſor, „denn ich durfte darauf unſern theuern Freund, den Herrn von Scherra, nach Nubien begleiten, wo wir außerordentlich viel Schönes und Neues ſahen und aufzeichneten.“

„Du gingſt von Aegypten nach England,“ ſagte Herr von Scherra zum Hausherrn, „und von da in die deutſche Heimat. Ich habe oft an dich gedacht; wir ſprachen viel von dir, wenn wir Beide, der Profeſſor und ich, Abends am heiligen Strome unter unſerem Zelte lagen.“

„Und wie oft erinnerte ich mich dieſer letzten Monate in Kairo! Ich habe heute noch eine Sehnſucht darnach und Françoiſe ſchon oft beſtimmen wollen, mit mir das Wunderland Aegypten zu ſehen.“

„Würden ſich die gnädige Gräfin nicht vor einer ſolchen weiten Reiſe ſcheuen?“ fragte der Profeſſor.

„Gewiß nicht,“ entgegnete dieſe; „das Meer hat mir die

jetzt nie etwas gethan, und wenn man dort nicht leidet, so ist eine Reise nach Aegypten wohl die interessanteste Tour, die man mit Comfort und Behaglichkeit machen kann."

„Wie wäre es also, Professor," rief Herr von Scherra launig, „wenn auch wir uns nochmals ein Rendezvous in Kairo gäben?

„Sie können das wohl," versetzte der Gelehrte bedächtig, „aber ich — ah!" setzte er seufzend hinzu, „es war damals für mich eine große, wunderschöne, eine in ihrer Schönheit niemals wiederkehrende Zeit."

„Professor! Professor!" meinte die Gräfin, indem sie leicht drohend ihren Zeigefinger emporhob. „Wenn Ihre Hausgötter diesen Seufzer gehört hätten!"

„Sie würden mir verzeihen, vielleicht sogar Recht geben, denn es ist eine nicht zu läugnende Wahrheit, daß alles, was wir genossen haben, uns in rosigem Lichte erscheint, während sich die Gegenwart meistens minder farbig anläßt."

Der Herr des Hauses sah träumend vor sich nieder, dann sagte er, während er sanft mit der Hand hinter dem Stuhle seines Nachbars die Schulter seiner Frau berührte: „Das läßt sich auch umkehren und paßt dann ebenfalls häufig. Bei mir wenigstens."

Herr von Scherra hob sein Glas empor, verneigte sich gegen die Gräfin und sprach mit Beziehung auf die Worte seines Freundes: „Eine Wahrheit, die man in der That nie so sehr empfindet, als wenn man in diesem freundlichen Hause ist."

Die Gläser klangen zusammen, und Herr von Marlott, der mit Leib und Seele bei jedem Toaste war, stieß mit sämmtlichen Anwesenden an, wobei er, ohne genau zu wissen,

um was es ſich handle, mit Wärme ausrief: „Famos, außerordentlich famos!“

„Auch deiner gedachten wir oft,“ ſprach Herr von Scherra nach einer Pauſe zum Grafen, „und ſahen dich im Geiſt zu Hauſe die gewonnenen Schätze aufſtellen und ordnen, während wir uns zu Pferd und Kameel immer noch damit beſchäftigten, Neues aufzufinden und einzuſammeln. Glaube mir, Paul, nicht ohne einen gewiſſen Neid dachte ich daran, ſtellte mir dein behagliches Leben vor, wie du ſo mit begreiflichem, unendlichem Wohlbehagen eine Kiſte um die andere öffneteſt und dich beim Auspacken dieſes oder jenes Gegenſtandes, des Tags, der Stunde, wo du ſie erworben, aufs lebhafteſte erinnerteſt. Ich hörte gewiſſermaßen deine Beſprechungen mit Künſtlern und Handwerksleuten, und wenn ich ſo im Geiſte dein kleines Muſeum entſtehen ſah, ſo dachte ich auch an das meinige, und wie ich es einrichten würde. Und dieſes Bauen und Einrichten in der Phantaſie hat mir damals oft viel mehr Vergnügen gemacht als ſpäter die Wirklichkeit.“

Graf Lotus hatte vor ſich nieder geblickt und in tiefem Nachſinnen mit der Hand auf dem Tiſchtuch getrommelt.

„Und ich,“ ſagte er nach einem kurzen Stillſchweigen, „dachte oft mit gleicher Sehnſucht an euch, an eure neuen Erwerbungen, an die Vervollſtändigung eurer Sammlungen, während die meinigen nur ſchwache Bruchſtücke waren und ſind.“

„Paul hat mir oft aus jener Zeit erzählt,“ meinte die Gräfin. „Damals gingen Sie nach Nubien, und als Sie in Jahresfriſt nach Kairo zurückkehrten, durchforſchten Sie Arabien und Syrien.“

„So iſt es, Gräfin,“ erwiderte Herr von Scherra. „In

Damaskus verweilte ich vorzugsweise gern und lang, und als ich dort die Bauten der Araber ziemlich genau studirt, drängte es mich, die Spuren von dem Zuge dieses intelligenten Volkes nach Westen aufzusuchen und zu verfolgen, und ich kann Ihnen versichern, daß meine Bereisung der Nordküste Afrika's von Kairo über Barka, Tripolis, Tunis nach Algier mit zu den interessantesten Touren gehört, die ich überhaupt gemacht. Von Tanger schiffte ich nach Gibraltar über und verfolgte hier Schritt für Schritt den Zug der Mauren durch ganz Spanien, deren Erbe noch heute überall sichtbar ist und zu dem Interessantesten und Schönsten gehört, was das Königreich aufzuweisen hat. Da ich direct aus Syrien kam, voll der gewaltigen Eindrücke, die Damaskus auf mich gemacht, so war ich empfänglicher und befähigter als mancher Andere, die Spuren der Mauren noch im heutigen Leben der Spanier, namentlich der Andalusier, so unverwischt wiederzufinden in Kleidung, in Worten, hauptsächlich aber im Liede. Die reichverschnürte und mit zahlreichen Knöpfen besetzte Jacke des Majo würde heutzutage im Libanon sehr wenig Aufsehen erregen; manche Worte und Ausdrücke der spanischen Sprache verstände man wohl jetzt noch in Syrien, und was die sehr verwandten Gesangsweisen anbelangt, so hörte ich oft genug, wenn ich Abends spät auf der wunderbar prächtigen Alameda von Granada lustwandelte, Töne, Lieder, die ich in ganz gleicher Art von dem platten Dache meines Nachbarhauses in Damaskus gehört."

„Granada muß schön sein?" fragte die Frau des Hauses, nachdem Herr von Scherra einige Augenblicke geschwiegen.

„Es ist das Paradies der Erde," versetzte der alte Herr leidenschaftlich. „In einer der malerischsten Gegenden, die

ſich eine glühende Phantaſie nur erdenken kann, finden ſich alle Reize des Nordens und Südens vereinigt. Unten im Thale, das vom herrlichſten Waſſer durchſtrömt wird, haben Sie Granaten und Orangen; an den Höhen aufwärts ſteigend, finden Sie die ſonſt ſo kahle Natur des Südens ſeltſam verwandelt: Sie gehen unter hochſtämmigen Ulmen und Eichen, Sie haben um ſich die üppigſten Roſenbüſche; der Boden iſt im Frühjahre mit unzähligen duftenden Veilchen bedeckt, und wo Sie hinblicken, rieſeln und ſprudeln Ihnen klare Quellen entgegen."

„So iſt der Berg, auf welchem das Maurenſchloß, die Alhambra, liegt," beſtätigte gedankenvoll der Profeſſor.

„Ja, gewiß," fuhr Herr von Scherra begeiſtert fort, „und eben dieſe Alhambra, dieſe gewaltige, phantaſtiſche Ruine, mit ihren rothen Thürmen aus dem dunkeln Grün hervorblickend, wie herrlich ſchmückt ſie die Gegend, wie ſie da liegt, trotzig auf breiter Baſis, die alte Königsburg! Und wie ſchweift von ihr aus der Blick ſo gern zum lieblichſten Punkte in der Umgebung von Granada — zur Xeneraliſe, die mit ihren Arkaden und Terraſſen ſchneeweiß aus dem faſt ſchwarzen Grün der Cypreſſen hervorſieht und hoch überragt wird von den ſchneebedeckten blitzenden Kämmen der Sierra Nevada."

Alles ſchwieg einige Augenblicke nach der Schilderung des alten Herrn, die er im Tone der Begeiſterung gegeben. Herr von Marlott war der Erſte, der ſeine Theilnahme an dieſer Schilderung in Worte kleidete, indem er ſagte: „Ich wette Eins gegen Hundert, daß nicht bloß die ſpaniſche Natur unſern Herrn von Scherra ſo enthuſiasmirt; ich bin gewiß, daß er auch an einige reizende Andaluſierinnen denkt, die

ihm zwischen Rosen und Veilchen erschienen. Ah, man sagt viel Schönes von den Damen von Granada!"

„Ganz gewiß, man sagt das," versetzte der alte Herr mit einem spöttischen Lächeln, „und wenn Sie einmal nach Spanien kämen, Herr von Marlott, da hätten Sie vielleicht die Güte, in dieser Richtung meine Tagebücher zu vervollständigen."

„Aber die Spanierinnen sind im Durchschnitt sehr geistreich," meinte trocken der Professor, ohne zu bedenken, daß sein unschuldiges „Aber" diese Bemerkung nicht eben schmeichelhaft für den Husaren-Offizier an die Worte des Herrn von Scherra anknüpfte.

Alles lachte, weßhalb sich der junge Offizier begnügte, mit einem etwas strengen Blick auf den Professor die Achseln zu zucken. Er besann sich auf eine Entgegnung, die vielleicht etwas derb ausgefallen wäre, wenn ihm nicht der Graf dieselbe mit der Frage an Herrn von Scherra vom Munde weggeschnitten hätte, wie lange er eigentlich in Spanien zugebracht.

„Fast zwei Jahre," entgegnete dieser. „Ich begab mich von Gibraltar auf einem englischen Kriegsschiffe nach Malta und von dort über Sicilien nach Neapel."

„Das war gewiß ein angenehmer Ruhepunkt für dich," meinte der Herr des Hauses. „Neapel ist wie gemacht um sich für die Mühseligkeiten einer längeren Reise zu entschädigen und um, nachdem man Mappen und Bücher geschlossen, seines Lebens im behaglichen Flaniren froh zu werden."

„Das habe ich auch redlich gethan," erwiderte Herr von Scherra; „da mir aber der beständige Lärm der großen Stadt, namentlich Morgens, nicht behaglich war, so acceptirte ich

eine Wohnung auf dem Schloſſe eines Bekannten bei San Jorio am Fuße des Veſuvs."

„Bei wem wohnteſt du dort?" fragte der Graf.

„Bei der Wittwe eines vor Jahren verſtorbenen Freundes von mir," gab der alte Herr zur Antwort, „bei der Marcheſa Fontana, einer würdigen, hochbejahrten Dame."

Wer von dem Augenblicke an, wo der Erzähler Neapel nannte, die Frau des Hauſes genau beobachtet hätte, müßte bemerkt haben, wie ſich ihre Aufmerkſamkeit verdoppelte, und einem ſehr ſcharfen Beobachter wäre es vielleicht nicht entgangen, daß dieſe Aufmerkſamkeit nicht viel mehr als eine Maske war, hinter welcher ſie eine kleine Aufregung verbarg. Als aber Herr von Scherra San Jorio nannte und darauf den Namen Fontana ausſprach, da ſchrack die Gräfin ſichtlich zuſammen, ohne daß übrigens einer der Anweſenden dieſes Zuſammenſchrecken wahrgenommen hätte.

„Mein damaliger Aufenthalt in Neapel," fuhr der alte Herr fort, „wird mir unvergeßlich bleiben; denn ich war Zeuge einer Begebenheit, ſo tragiſch, ſo erſchütternd, daß ſie mir nie aus dem Gedächtniß ſchwinden wird."

„Davon haſt du mir nie erzählt," ſagte der Graf. „Wovon handelt es ſich?"

Es war in dieſem Augenblicke für die Gräfin, deren ſonſt ſo ruhige Züge unverkennbar ein Ausdruck des Schreckens überflog, nicht unangenehm, daß ſich Herr von Marlott mit Eifer und ziemlich viel Geſchrei in das Geſpräch miſchte, indem er ſagte: „Da ſehe Einer die Ungerechtigkeiten dieſer Welt, die Parteilichkeit von ſogenannten guten Freunden gegen einander! Als ich vorhin eine äußerſt pikante Geſchichte erzählen wollte, da fiel alles über mich her und ich

ſollte mich mit einem Titel legitimiren. Kaum aber will Herr von Scherra eine Geſchichte aus Neapel erzählen, ſo macht niemand Einwendung und alles ſcheint begierig darauf zu ſein. Liegt darin auch nur eine Spur von Gerechtigkeit?"

„Dieſes Mal hat Arthur nicht ganz Unrecht," ſprach die Frau des Hauſes, indem ſie ſich gewaltſam zu einem Lächeln zwang. „Wir ſind alle gewiß ſehr dankbar für das Intereſſante, das uns Herr von Scherra zum Beſten geben wird, aber —"

„Bravo, ſchöne Couſine, bravo!" rief der junge Huſaren-Offizier. „Aber — wollten Sie ſagen, er ſoll auch vorher den Titel ſeiner Geſchichte angeben, das iſt nicht mehr als billig. Und hol mich — hm! Wenn hier Gerechtigkeitsgefühl waltet, ſo muß er ebenfalls ſagen, wie ſeine Geſchichte heißt. — Danach wollen wir entſcheiden," ſetzte Herr von Marlott mit großer Wichtigkeit hinzu, wobei er ſeinen Schnurrbart aufdrehte, „ob ſeine Geſchichte zuläſſig iſt, oder nicht."

„Ich habe ja meine Geſchichte, wie Sie es nennen, gar nicht erzählen wollen," bemerkte der alte Herr lachend. „Lieber Marlott," wandte er ſich an dieſen, „beruhigen Sie ſich, ich werde ſie für mich behalten."

„Nein, nein," ſagte der Graf entſchieden, „davon hätten wir alle den Schaden. Sei geſcheidt, Arthur."

„Gewiß nicht," erwiderte dieſer eigenſinnig, „ich will zuerſt den Titel hören, und dann ſoll die ſchöne Couſine entſcheiden."

Die Gräfin bezwang gewaltſam ihre Aufregung, doch wenn man ihre kleine Hand genau betrachtete, welche ein Blumenbouquet ergriffen hatte, das ſie mit zu Tiſch genommen, ſo konnte man ſehen, wie ihre Finger zuckten.

„Das kann ich mir schon gefallen lassen," versetzte Herr von Scherra, „und wenn meine harmlose Mittheilung auch durchaus keinen Anspruch auf den Rang einer Geschichte machen kann, so ist es mir doch möglich, einen Titel dafür zu finden."

„Den Titel, den Titel!" rief der Lieutenant.

„Nun denn — eine dunkle Stunde."

„Ah," machte Herr von Marlott in sehr nachläßigem Tone. „Da werden mir die verehrten Anwesenden zugeben, daß mein Titel mindestens pikanter war und nicht so viel Schauerliches versprach, als der unseres verehrten Freundes. Eine dunkle Stunde, das klingt wie Mord und Todtschlag. Meinen Sie nicht auch, schöne Cousine?"

„Es ist allerdings ein düsterer Titel," sagte diese, „und — ich weiß nicht, ob die Begebenheit zu unserem heiteren kleinen Diner passen wird."

„Ah, was können uns Geschichten von Personen erschüttern, die wir gar nicht kennen!" sprach lächelnd der Graf. „Ich möchte wahrhaftig etwas von der dunklen Stunde hören."

„Man soll den Teufel nicht an die Wand malen," wandte Herr von Marlott ein, der es gern gesehen hätte, wenn auch Herr von Scherra durchgefallen wäre. „Aber, wie schon vorhin gesagt, die schöne Cousine soll entscheiden."

„Ja, ja, Françoise," rief der Herr des Hauses mit lauter Stimme, wobei er seine Frau heiter ansah. „Fehlt dir etwas?" flüsterte er ihr gleich darauf hinter dem Stuhle seines Nachbars zu; „du siehst etwas bleich aus."

„Mir? — Durchaus nichts," erwiderte die Gräfin, während sie ihre ganze Kraft zusammen raffte. „Im Gegentheil, ich bitte Herrn von Scherra um Mittheilung der Begeben-

wo iſt die Magdalene? — es hatte ſie Niemand geſehen, auch war ſie nicht auf ihrem Zimmer, dafür aber auf ihrem Tiſch ein Schreiben an mich, worin ſie von uns Allen Abſchied nahm, indem ſie verſicherte, es ſei ihr ferner unmöglich geweſen, hier zu bleiben; wir möchten ihr das nicht übel nehmen, und ſo weiter, und ſo weiter. Natürlich begnügten wir uns nicht damit, ſondern eilten nach allen Richtungen in den Wald hinaus. Der alte Joſeph, der alte Arnold, ich natürlicher Weiſe, ja ſelbſt die Wirthſchafterin. Letztere aber kam nicht weiter, wie in's Dorf drunten, wo ſie heulend zum Schulmeiſter lief. Auch der auf und davon, mit vielen Männern des Dorfs. Holzhauer und Jägerburſchen durchſtreiften alle Waldpfade, ſtiegen jede Schlucht hinab — umſonſt! Man fand keine Spur — — — — und hörte nie mehr etwas von ihr. — — — — Ich wußte wohl, daß alles Suchen vergebens war," fuhr der Alte nach einer längeren Pauſe wieder fort. „Weſen ihrer Art laſſen keine Spur zurück."

„Und wer meint Ihr denn, daß es geweſen ſei, Amadäus?" fragte Herr von M., worauf der Alte feierlich erwiderte:

„Ein gutes Geſchöpf, Herr Graf, ein Weſen, das vielleicht Fehltritte begangen, die es aus ſeinem Himmel verbannten und die es hier unten abbüßen mußte. Daß wir ſie nicht wieder fanden, war natürlich, ſie entſchwand dahin, wo ſie hergekommen."

Bei dieſen letzten Worten hob der alte Mann ſeinen Blick in die Höhe und man ſah Thränen in ſeinem Auge ſchimmern. Auch die Zuhörer waren von der ſeltſamen Erzählung ſichtlich ergriffen und es herrſchte momentan eine tiefe Stille in dem Gemach.

Der Graf unterbrach dieſe Pauſe wieder, indem er ſagte: „wie war es doch mit dem Schulmeiſter, Amadäus?"

heit. Ich will auch etwas von der dunklen Stunde erfahren," setzte sie mit leiserem Tone hinzu.

„Parteilichkeit, nichts als Parteilichkeit!" sagte der Lieutenant. Darauf trank er seinen Champagnerkelch aus und fing an, in seinen Zähnen zu stochern, während er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und dabei noch eine Zeitlang von der gegen ihn begangenen Ungerechtigkeit murmelte.

Fünfzehntes Kapitel.

Eine dunkle Stunde.

„Wir ſind alſo in Neapel,“ ſagte der Graf.

„Ja, oder um mich ganz richtig auszudrücken,“ verſetzte Herr von Scherra, „wir ſind auf Caſtel Fontana, einer Beſitzung der Marcheſa, mit prachtvoller Lage. Oberhalb San Jorio an den Ausläufer des Veſuv gelehnt, liegt es ſo erhaben, daß man von der Terraſſe des Haupthauſes all' die großen und kleinen reizenden Ortſchaften überſieht, welche dieſe wunderbare Küſte maleriſch umgürten. Portici, Reſina, Torre del Annunciata, Torre del Greco mit ihren grauen, ſcharfkantigen Häuſern, mit den flachen Dächern, mit den zackigen Zinnen, die man an verſchiedenen dieſer Gebäude bemerkt, ſo ſcharf abſtechend gegen das dahinter hervortretende tiefblaue Meer mit ſeinen leichten, ſchneeweißen Segeln, und gegen die klare Luft, die ſo kryſtallhell iſt, daß ſie uns nicht nur die pittoresken Formen von Iſchia und Procida aufs deutlichſte zeigt, ſondern auch unſerem Auge erlaubt, fern an

den Steinmassen der Insel Capri, welche am Horizonte in röthlichem Dufte aufsteigt, Risse und Sprünge so deutlich zu entdecken, daß wir glauben könnten, nur eine Viertelstunde davon entfernt zu sein. Ein kleiner Park, mühsam dem steinigen Boden abgerungen, umgibt das Schlößchen und hinter diesem Parke geht es unmittelbar zum Vesuv hinan, dessen Kegel mit seiner grauen unbeweglichen Wolke in Form einer Pinie man deutlich sieht, und der Einen nie vergessen läßt, wo man sich befindet, und fast drohend die schwarzen Lavafelder erklärt, die unmittelbar hinter dem grünenden Garten beginnen.

„Wie ich schon bemerkte, bin ich in früheren Jahren mit dem Marchese sehr liirt gewesen; er war ein sehr unterrichteter Italiener, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, den vulcanischen Boden, auf dem er geboren war und lebte, mit all seinen Zufälligkeiten und all seinem Wechsel genau zu beobachten und zu studiren. Er führte ein glückliches, beneidenswerthes Familienleben, aber auch seine dunkle Stunde kam, die Stunde, von der Horaz so schön singt:

„Omnes eodem cogimur; omnium
Versatur urna, serius ocius
Sors exitura et nos in aeternum
Exilium impositura cymbae."

„In seiner Ode an Dellius," sagte der Professor.

„Und das heißt in unsere Sprache übersetzt?" fragte etwas pikirt der Husaren-Offizier, wobei er gegen die Frau des Hauses gewendet hinzusetzte: „Man kann doch wahrhaftig nicht verlangen, daß Unsereiner sein einmal so mühsam gelerntes Latein bei einander halten soll."

„Das heißt," sagte der Professor pathetisch:

„All' Eine Straße müssen wir; allen rauscht
Die Urn' im Umschwung; früher oder später fällt
Das Loos des Schicksals, uns zum ewig
Währenden Bann in den Kahn zu setzen."

„So ungefähr, ja, wird es heißen, jetzt erinnere ich mich," meinte wichtig der Lieutenant.

„Eine schöne Umschreibung meines Titels," bemerkte Herr von Scherra lächelnd, dann fuhr er fort: „Der gute Marchese also starb, während wir in Indien waren, und hinterließ einen einzigen Sohn, der damals sechszehn Jahre alt sein mochte — ein angenehmer, hoffnungsvoller junger Mann, er hatte uns damals auf unseren Excursionen begleitet — Gaetano — er war zuvorkommend, liebenswürdig und wißbegierig. Da er das einzige Kind war, konnte man sich denken, wie seine Erziehung von dem gewissenhaften Vater geleitet wurde und mit welcher Liebe und Sorgfalt das Auge der Mutter über ihm wachte. Nicht, als ob man ihm dadurch die Freiheiten geschmälert hätte, die einem jungen Manne zu seiner Ausbildung nothwendig sind, im Gegentheil, er lebte in gewissen Beziehungen vollkommen frei und unabhängig, und der Marchese konnte dies bei seinem großen Vermögen dem Sohne schon gestatten. Gaetano hatte im Schlosse sein eigenes Appartement, er hatte seinen Bedienten und eine kleine leichte Equipage, mit der er auf den breiten Lavaplatten des herrlichen Weges in unglaublich kurzer Zeit nach Neapel fuhr."

Wie alle am Tische, so war auch die Frau des Hauses eine aufmerksame Zuhörerin, doch hatten die Blicke, mit welchem ihre Augen an dem Erzähler hingen, etwas Fremdartiges, Starres, ja, Unheimliches; zuweilen holte sie tief

Athem, den sie dann in kleinen Pausen, wie um keine Aufmerksamkeit zu erregen, aus gepreßter Brust von sich stieß. Uebrigens war niemand bei dem Diner, der sie so genau beobachtet hätte, um diese kleinen Auffälligkeiten an ihrem Aeußern zu bemerken, am wenigsten der Graf, der in seinem Stuhle lehnte und das Gesicht mit der rechten Hand verdeckt hielt, scheinbar, weil seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erzählung gerichtet war, in Wahrheit aber, weil er an der rechten Seite der Kopfes und an seiner Stirn ziemlich heftige Schmerzen fühlte. Zuweilen fuhr die Gräfin aus ihrem Hinstarren auf, blickte mühsam lächelnd um sich und benetzte alsdann ihre Lippen mit ein paar Tropfen Wasser aus dem Glase, welches vor ihr stand.

„Als ich nun damals," erzählte Herr von Scherra weiter, „nach vorheriger Anfrage im Castel Fontana erschien, wurde ich von der Marchesa aufs herzlichste, aufs zuvorkommendste empfangen. Begreiflicher Weise zitterte eine Thräne in ihrem Auge, als sie zum ersten Mal wieder nach ihrem Trauerfalle den Freund ihres verstorbenen Gatten vor sich sah. Andererseits aber gewährte es ihr auch eine Beruhigung, daß ich häufig von ihm sprach, seiner Liebenswürdigkeit, seiner vortrefflichen Eigenschaften erwähnte — ein trauriger Trost zwar, aber gewissermaßen doch ein Trost. — Und Gaetano? Ich sah ihn nicht bei meiner Ankunft, doch fragte ich gleich nach ihm. — ‚Er ist in Neapel,' sagte mir die Marchese, und sie setzte mit einem eigenthümlichen Tone hinzu: ‚er ist jetzt sehr viel in Neapel,' wobei sie einen leichten Seufzer ausstieß und dann fortfuhr: ‚Wie freue ich mich auch um Gaetano's willen, daß Sie eine Zeitlang bei uns verweilen.'

„Ihn ſah ich nun am andern Tage beim Frühſtück; aber mit Erſtaunen bemerkte ich, daß es nicht mehr der heitere, glückliche, frohe junge Mann war, als den ich ihn vor ein paar Jahren verlaſſen.“

„Hatte ſich etwas in ſeiner Lage verändert?“ wagte die Gräfin mit zuckenden Lippen zu fragen.

„In ſeiner Lage eigentlich nichts.“

„Nichts?“ wiederholte Françoiſe fragend mit tonloſer Stimme und mit nicht verkennbarem Schrecken in den Zügen. Sie trank darauf haſtig den Reſt ihres Waſſers, und als ſich der Kammerdiener ihr näherte, um friſches einzugießen, ſagte ſie ihm flüſternd: „Ich wünſche einen Lichtſchirm, meine Augen ſchmerzen mich.“

Der Lichtſchirm wurde alsbald vor ihr aufgeſtellt, worauf ſie ſich ſo in ihren Stuhl zurücklehnte, daß ein tiefer Schatten auf ihr Geſicht fiel.

„Was aber mit Gaetano vorgegangen war,“ ſprach Herr von Scherra weiter, „erfuhr ich durch die Marcheſa nach einigen Tagen, während welcher Zeit ihr Sohn für uns wenig ſichtbar war. Es hatte ihn eine unſelige Leidenſchaft erfaßt zu einer fremden Künſtlerin, die damals, wie man mir ſagte, außerordentliches Aufſehen in Neapel machte.“

„Wie man dir ſagte?“ warf der Graf in das Geſpräch; „denn ſo viel ich mich erinnere, hatteſt du damals ſchon deine Averſion gegen das Theater und gegen alle dergleichen Productionen?“

„Leider hatte ich ſie und leider habe ich ſie nicht verloren,“ entgegnete lächelnd Herr von Scherra. „Hat ſie mich doch unter Anderem des Glücks beraubt, unſere liebens-

würdige Gräfin ihrer Zeit als Stern erster Größe bewundern zu dürfen."

„Er war also verliebt, dieser junge Herr?" sagte der Husaren-Offizier leicht hin. „Zum Teufel, was brauchte ihm denn das so großen Kummer zu verursachen!"

„Er war nicht nur verliebt," sprach ruhig Herr von Scherra, „sondern er liebte, ja, er liebte mit aller Kraft eines frischen jugendlichen Gemüthes, eines reinen, unverdorbenen Herzens."

„Also eine erste Liebe!" meinte geringschätzend Herr von Marlott. „O, darüber kommt man auch hinaus. Wer hat das nicht schon erlebt!"

Françoise hatte sich schon ein paarmal vornüber gebeugt gegen den Erzähler und die Lippen geöffnet, wobei der Ausdruck ihrer Augen zeigte, daß sie eine Frage thun wolle. Immer aber hatte sie wieder geschwiegen und sich zurückgelehnt, ohne dabei ihre starren Blicke auch nur eine Sekunde lang von dem Gesichte des alten Herrn abzulenken.

„Die Künstlerin, eine Fremde, wie mir die Mutter sagte, eine berühmte Sängerin — ich glaube wenigstens so — war ein braves, unbescholtenes Mädchen und wenig geneigt, eine Liebschaft nach gewöhnlichen Begriffen mit dem jungen Marchese einzugehen."

„Ah, sie speculirte auf eine Heirath!" lachte Herr von Marlott. „Und das nahm die alte würdige Mutter so gewaltig übel? Ich hoffe aber, daß Signor Gaetano seine Unabhängigkeit gezeigt hat, und daß die gnädige Marchesa sich am Ende fügen mußte."

Da sprach die Gräfin mit leiser Stimme, wie aus einem

Traume heraus: „Das ging nicht wohl an, denn Gaetano war verheirathet.“

„Habe ich das gesagt?“ fragte Herr von Scherra erstaunt. „Nein, nein, davon sprach ich nichts. Ich sagte im Gegentheil, in seiner äußeren Lage habe sich durchaus nichts geändert.“

„O, mein Gott, mein Gott!“

Das sprach die Gräfin so leise, daß es nur der verstand, an den sich ihr Herz in furchtbarstem Weh in diesem Augenblicke wandte, der ihr die Kraft gab, scheinbar ruhig zu bleiben und nichts von dem zu verrathen, was in wildem Schmerz ihre Brust zerriß. Nur brach sie für einige Sekunden in sich zusammen, preßte ihre Hand vor das Gesicht und ließ ein paar Thränen, die ihrem Auge entquollen, in ihrem Taschentuche verschwinden.

„Nein, verheirathet war Gaetano nicht,“ fuhr Herr von Scherra fort, „aber er hatte in einer Unterredung mit seiner Mutter dieser seinen festen Entschluß kund gethan, sich mit jener Künstlerin zu vermählen, worüber die alte Frau außer sich war.“

„Lächerlicher Hochmuth!“ sagte der Husaren-Offizier achselzuckend.

„Lächerlich vielleicht, aber wenn man jene alten Familien kennt, die ihre unverfälschte Abkunft von Gott weiß welchem alten sicilianischen Könige aufs klarste documentiren, so kann man sich am Ende den Kummer einer alten Dame denken, deren Sohn unter Prinzessinnen wählen kann und doch eine fremde Künstlerin von unbekannter Familie heirathen will.“

Während Herr von Scherra die letzten Worte sprach, warf er zuweilen einen Blick auf die Gräfin, und da er sah,

daß sie, den Kopf in die Hand gestützt, regungslos da saß, so bedauerte er, eine Erzählung begonnen zu haben, die, wenn auch nur in unbedeutenden Einzelheiten, doch eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen der ihm so hoch verehrten Frau hatte. Er unterbrach sich deßhalb rasch und entschlossen, indem er lächelnd sagt: „Verzeihung, ich bin für ein kleines heiteres Diner zu ernst geworden. Wenn es mir gestattet ist, will ich meine Geschichte ein andermal beendigen."

Françoise richtete sich bei diesen Worten etwas in die Höhe, doch rief der Husaren-Offizier überlaut: „Nein, nein, Herr von Scherra, so kommen Sie nicht durch. Sie nöthigten mich, eine wunderbare Geschichte für mich zu behalten, und jetzt, da die Ihrige anfängt, ein ganz klein wenig pikant zu werden, wollen Sie sich zurückziehen? Ich kann das nicht dulden."

Dieses Mal kam der Kammerdiener des Hauses, ohne es zu wissen, der Gräfin zu Hülfe. Das Diner war beendigt, im Nebenzimmer warteten Kaffee und Liqueur schon ungebührlich lange, weßhalb er, die Bewegung der Frau vom Hause als einen Befehl zum Aufstehen betrachtend, durch einen nur für die Lakaien sichtbaren Wink diese anwies, sich hinter die Stühle der Gäste zu begeben.

Die Gräfin zauderte noch einen Augenblick. Sollte sie das Ende dieser Geschichte verlangen — einer Geschichte, die allein durch den Ausspruch: er war nicht verheirathet! für sie so entsetzlich zu werden versprach und deren Ende doch wieder ganz interesselos gegen den Anfang sein mußte? — Konnte das möglich sein? Gaetano nicht verheirathet? — Und doch, und doch! Hatte sie nicht Beweise für seine Treulosigkeit? Hatte er sich nicht geweigert, mit ihr in jener furcht-

baren Nacht Neapel zu verlaſſen? — O, die unglückliche Frau fühlte nicht die Kraft in ſich, die Erzählung zu Ende zu hören. Oder ſollte ſie ſich gewaltſam zuſammen nehmen, um alles zu erfahren? —

Doch zitternd vor dem Gedanken, ſich vielleicht durch eine Miene verrathen zu können, erhob ſie ſich mit einem Mal raſch entſchloſſen, reichte dem Grafen nach einer Verbeugung gegen die Herren mit einem ſich mühſam abgerungenen Lächeln die Hand und verließ den Eßſalon, um ſich in ihr Zimmer zurückzuziehen, wo ſie heftig athmend ruhelos auf und ab ſchritt. Sie drückte ihr Taſchentuch in der Hand zuſammen, ſie ſtieß zuweilen einen Seufzer aus, der wie ein unterdrückter Schrei heftigen Schmerzes klang, dann warf ſie ſich in einen Fauteuil, vergrub das Geſicht in ihre Hände, und blieb ſo lange, lange liegen.

Die Herren hatten ſich in den Salon des Grafen begeben, nahmen dort Kaffee und Cigarren und machten es ſich jeder auf ſeine Art bequem, wobei der Huſaren-Offizier nicht zu kurz kam, denn er ſtreckte ſich auf einem Fauteuil aus und legte die Beine auf ein Tabouret. Als er ſich ſo in eine bequeme Lage gebracht, zeigte dieſer junge Mann eine große Neugierde, Verlauf und Ende der Geſchichte des Herrn von Scherra zu erfahren.

Selbſt der Profeſſor ſchien begierig darauf, und Graf Lotus, obgleich er, ſeine ihn ſchmerzende Stirn mit einem Tuche reibend, auf und ab ſchritt, bat den alten Herrn, ſeine dunkle Stunde zu vollenden.

„Ihr ſtellt Euch unter dieſer Geſchichte eigentlich mehr vor, als wirklich daran iſt,“ ſagte dieſer. „Mich hat ſie damals allerdings erſchüttert, weil ich um die Betreffenden war

„Er grämte sich sichtlich ab, Herr Graf,“ antwortete der alte Mann, indem er aufstand. „Später errichtete er ein Kreuz auf der Felsenplatte, wo ich das Mädchen gefunden, und zog alljährlich an einem bestimmten Tage mit der Schuljugend dahin. Er lebte der fixen Idee, als sei die büßende Magdalena wirklich noch einmal erschienen, um die Menschen aufzufordern, ihre Sünden zu bereuen. Er ist Pietist geworden, sonst aber ein ganz braver Mann.“ Damit trank der Erzähler seinen Thee mit Rum, der indessen zu kaltem Punsch geworden war, und empfahl sich, nicht ohne dem alten Lehnstuhle ein besonderes und tiefes Compliment zu machen.

„Es war damals wirklich komisch,“ sagte der Graf, „als ich ein paar Tage nach dem Ende der Geschichte im Schlosse ankam. Die alte Wirthschafterin jammernd mit rothverweinten Augen, Amadäus betrübt umherschleichend und dem Joseph und Arnold, die auf's Neue jeden Tag den Wald durchstöberten, bei ihrer Zurückkunft tausenderlei Fragen stellend; ich mußte ein paar Tage lang wirklich streng sein, um das Hauswesen wieder in das alte gewohnte Geleise zurück zu bringen. Aber als mir erst die Geschichte mit allen Nebenumständen erzählt war, mußte ich noch lange nachher Anspielungen darauf hören, namentlich als ein Jahr nachher die alte Wirthschafterin starb, deren Tod Amadäus dem Kummer um die Verlorene zuschrieb. Ich mußte mir zu jener Zeit das Hexen- und Geisterwesen alles Ernstes verbitten, denn die sterbende alte Frau behauptete vor ihrem Ende, die Verschwundene deutlich gesehen und erkannt zu haben, und der alte Joseph kam eines Abends heim und behauptete, er habe sie an dem Kreuz bei der Felsenplatte gesehen, und wie er ihr zugerufen, sei sie langsam aufwärts geschwebt.“

Draußen auf dem Thurme schlug es zwölf Mal — die Mitternachtsstunde. —

und ſo faſt jedes Detail mit erlebte. — Nachdem ſich die Marcheſa überzeugt, daß der Entſchluß ihres Sohnes, jene Künſtlerin zu heirathen, bei ihm feſtſtand, und daß keine Bitten, keine Ermahnungen ihrerſeits ihn vermochten, ihren Worten Gehör zu geben und jenem Mädchen zu entſagen, wandte ſie alle Mittel an, um die Beiden zu trennen. Da ſie den feſten Charakter Gaetano's kannte und es ihr Leben verbittert haben würde, wenn jene Verbindung zu Stande gekommen wäre, ſo war ſie gerade nicht ſcrupulös in der Wahl ihrer Mittel, und das iſt's, was ich ihr verdachte und worüber ich ihr auch meine Meinung durchaus nicht verhehlte."

„Ich bin beim Teufel neugierig, ob ſie nicht am Ende das arme Mädchen vergiften ließ," ſagte Herr von Marlott. „Woher war ſie?"

„Ich glaube, ſie war eine Deutſche."

„Ah, pfui, Herr von Scherra! Gegen eine Landsmännin Partei zu nehmen, ſie nicht zu ſchützen!"

„Und du ſahſt ſie nie?" fragte der Herr des Hauſes.

„Nie," erwiderte der Erzähler. „Davor habe ich mich wohl gehütet. Sie ſoll außerordentlich ſchön und liebenswürdig geweſen ſein; und da ich in der That, wie ſich unſer junger ſtürmiſcher Huſar dort ausdrückte, Partei gegen ſie nehmen mußte — war ich doch der Gaſt der Marcheſa und konnte ihr nicht Unrecht geben — ſo nahm ich mich wohl in Acht, in den Fall zu kommen, mich von jener Zauberin, welche ganz Neapel die Köpfe verrückte, beſtricken zu laſſen. Daß ich aber deßhalb ſo blind für die Handlungsweiſe der Mutter Gaetano's geweſen wäre, um die Mittel, welche ſie zur Trennung der Beiden verwandte, gut zu heißen, braucht Ihr darum doch nicht zu glauben. Und dieſe Mittel beſtan-

den darin, daß sie der Fremden von den verschiedensten und unverdächtigsten Seiten die Nachricht zukommen ließ, der junge Marchese sei verheirathet, er habe seine Gemahlin zu Verwandten nach Sicilien geschickt, um bei seiner Bewerbung freie Hand zu haben. — Ob sie diesen Nachrichten geglaubt, weiß ich nicht; ich muß aber annehmen, daß sie denselben nach und nach Gehör schenkte. Gaetano war verstimmter, aufgeregter, heftiger als je; er ließ bittere Worte gegen die Mutter fallen; er sah mich, der ich doch gänzlich aus dem Spiele blieb, mit unfreundlichen Blicken an, er that manch Geheimnißvolles, wovon aber die Mutter durch gut bezahlte Späher unterrichtet wurde; er erhob bedeutende Gelder bei einem Banquier, er verschaffte sich einen Paß — alles Umstände, die darauf hindeuteten, daß er entschlossen sei, nächstens einen entscheidenden Schritt zu thun.

„Auf solche Weise ging die Staggione zu Ende; es war am Tage der letzten Vorstellung in San Carlo, als die Marchesa bei Tische den Wunsch aussprach, heute das Theater zu besuchen. Sie war in Jahren nicht mehr dort gewesen. Auch mich engagirte sie dazu, doch bewog mich ein richtiges Gefühl, mich fern zu halten. Eine kleine Begebenheit, von der ich ein paar Tage vorher unfreiwilliger Zeuge war, hatte mich einen Blick in die Mittel thun lassen, welche die Marchesa anwandte, und die ich, wie schon bemerkt, unmöglich billigen konnte. Ich befand mich nämlich eines Nachmittags im kleinen Park der Villa, und saß in einem Buche lesend in einer dichten Laube von Lorber, als ich die Marchesa daher kommen sah in Begleitung eines jungen Mädchens, von dem ich auf den ersten Blick überzeugt war, daß es keine

Italienerin sei. Nach ein paar Worten, die sie in sehr gebrochenem Italienisch sprach, fand ich auch meine Vermuthung bestätigt: es mußte eine Französin sein. Es dauerte nun die Unterredung der Beiden nicht lange, so hörte ich, wie das Mädchen der alten Dame eine Frage im besten Französisch beantwortete, worauf diese die Unterhaltung in dieser Sprache fortführte. Und um was es sich handelte, erfuhr ich nach den ersten Worten. Das junge Mädchen war die Kammerfrau jener Künstlerin, und wenn ich auch gestehen muß, daß sie eine Zeit lang leidenschaftliche Einwendungen machte gegen das, was die Marchesa von ihr wünschte, so schien sie doch endlich nachzugeben; sie war gerührt, sie führte ihr Taschentuch an die Augen, sie rief mit Heftigkeit aus: „Ah! c'est donc un scelerat! — ah, c'est infame! — ah, c'est détestable — infame!“ Darauf schluchzte auch die Marchesa, und ich hörte, wie sie sprach: ‚kann man es einer Mutter verargen, wenn sie so großes Unglück von ihrer Familie abwenden will? — Gewiß nicht, gewiß nicht!‘ — ‚Aber es ist unmöglich,‘ erwiderte das junge Mädchen, ‚unmöglich! Man hat uns das Gegentheil versichert.‘ — ‚Wer denn?‘ fragte heftig die Marchesa. — ‚Er selbst.‘ — ‚Ah! das finde ich begreiflich; sehen Sie denn nicht ein, daß ich auch für das Glück Ihrer Dame sorge, wenn ich meinen Sohn verhindere, einen Entschluß auszuführen, der sie beide grenzenlos unglücklich machen muß? Er will Neapel mit ihr verlassen, seine alte Mutter, seine arme Frau! Wird er es ihr, an die ihn keine heiligen Bande fesseln, nicht in Kurzem ebenso machen? Und daß ich das verhindere, muß mir die Signora Dank wissen. Und Sie, die mich darin unterstützen, verdienen den Lohn des Himmels.‘“

„Scherra, Scherra!“ unterbrach dieſen der Graf, indem er leicht mit dem Finger drohte, „du mußt in einer peinlichen Lage geweſen ſein, als du das hörteſt.“

„Das war ich auch, ich kann's nicht leugnen. Ich ging ernſtlich mit mir zu Rathe, ja ich ſchwankte eine Zeitlang in der Abſicht, die Fremde aufzuſuchen und offen mit ihr zu reden, oder Gaetano von den Schritten ſeiner Mutter in Kenntniß zu ſetzen. Aber denkt euch in meine Lage: ich kannte jene Fremde nicht, im Hauſe der Marcheſa war ich befreundet; ich mußte es am Ende billigen, daß ſie alles anwandte, um einen jungen Mann, ihren Sohn, von einem Schritte abzuhalten, der ſeine ganze Zukunft zu zerſtören drohte. Ich ließ der Sache ihren Lauf, aber ich fühlte mich geängſtigt, gedrückt; ich war in einer Stimmung, wie wir ſie im Süden oft erfahren vor dem Ausbruche eines großen Sturmes.

„Daß Gaetano nicht angenehm von dem Wunſche ſeiner Mutter überraſcht war, ihn nach San Carlo zu begleiten, ſahen wir deutlich an ſeinen Mienen; er gab ſich auch gar keine Mühe, das zu verhehlen; er ſprach unverhohlen von fruchtloſen Schwierigkeiten, die man ihm mache, auch von ſeinen beſtimmten Entſchlüſſen, die nichts zu erſchüttern im Stande ſein würde.

„Die Beiden fuhren im Coupé der Marcheſa nach Neapel; ich ließ mir ein Pferd ſatteln, ritt zum Eremiten hinauf und beſtieg da wieder einmal den Krater des Veſuv. Es wurde mir leichter da oben; wie die Städte und Dörfer zu den Füßen des majeſtätiſchen Berges allmälig in ſich zuſammenſanken, während ich hinaufſtieg, und mit den Büſchen und Bäumen, die ſie umgaben, zuletzt nur noch eine graue,

undeutliche Verzierung um die gewaltige Bucht bildeten, da verschwanden auch nach und nach die kleinen Leiden menschlicher Herzen, die mir vor wenig Stunden noch so tief und schmerzlich erschienen waren; da ebneten sich all die Widerwärtigkeiten, die mir vordem betäubend und groß erschienen, sie verschwanden, sie verglichen sich, sie gingen für mich unter, beim Anblick des unendlichen Meeres, das mit seinem leichten Wellenschlage gleichförmig und ruhig athmend wie etwas Ungeheueres, Lebendiges, riesenhaft zu meinen Füßen lag.

„Es war schon spät, als ich die Höhe des Berges erstiegen, der Abend kam mit leichtem Duft heran, die Sonne sank nieder, übergoß die Spitzen der nahe liegenden Sommat mit ihren letzten Strahlen und zauberte dort im zerklüfteten Gestein ein unendliches Farbenspiel hervor. Capri, Ischia und Procida lagen vor mir wie zusammengeballte Massen eines zauberhaften, violetten Stoffes, der von innerlichem Feuer erglüht, welches hie und da in Rissen und Spalten durch die duftige Oberfläche gewaltsam zu Tage treten will. — Dann war die Sonne verschwunden und reflectirte nur noch auf der unbeweglichen Rauchsäule des Vesuv, der auf Augenblicke wie ein leuchtender Feuerbusch erschien.

„Die Nacht kam; bald hier, bald dort schimmerte das Meer, überall an den Ufern glänzten Lichter auf — bei Neapel wurde es heller, durchsichtig, silbern, die leuchtenden Häusermassen machten die Wirkung, als wolle dort der Mond aufsteigen. Ich blieb droben auf einem Steine sitzen, ich hüllte mich in meinen Mantel, betrachtend all' diese wunderbaren Schönheiten, sie in mich aufnehmend, in feierlicher Stimmung — andächtig. Es wurde spät, sehr spät; vom Hafen herüber vernahm ich den dumpfen Knall einer Kanone.

Es mußte ein Dampfer ſein, der das Signal zur Abfahrt gab; es folgte ein zweiter Schuß, dann ein dritter. — Richtig: nach einiger Zeit ſah ich einen ſchwach leuchtenden Punct durch das Meer dahinziehen. — Was mochte das Schiff bergen? Welche Gefühle, wie viel Glück, wie viel Luſt, wie viel erfüllte Hoffnungen, wie viel getäuſchte Erwartungen mochte es in ſeinem Schooße mit ſich davon nehmen! —

„Ich hatte den Weg den Berg hinauf ſo oft gemacht, daß mir das auch in der Nacht keine Schwierigkeiten verurſachte. Doch war es ſpät, als ich im Caſtel Fontana ankam, — eigentlich früh: es ſchlug die zweite Stunde nach Mitternacht. Im Schloſſe war alles dunkel und ſtill; nur aus den Fenſtern der Zimmer, die Gaetano bewohnte, drang ein Lichtſchein. Ich erſtieg geräuſchlos die Treppen, konnte aber nicht ſo leiſe gehen, daß er mich nicht gehört hätte. Der junge Mann öffnete die Thüre, als ich an ſeinem Zimmer vorbei gehen wollte, und bat mich, einzutreten. Er ſah erſchreckend bleich aus, ſchien aber ruhig; doch bemerkte ich nach den erſten Worten, die er ſprach, daß ſeine Ruhe nur eine erkünſtelte war, daß jeder Nerv, jede Fiber an ihm zuckte und bebte. Eines der Fenſter des Gemaches, von wo man auf das Meer gegen Neapel blicken konnte, war geöffnet, und während er mit mir ſprach, trat er in großer Aufregung oft an daſſelbe und blickte hinaus.

„‚Herr von Scherra,‘ ſagte er, ‚Sie waren der Freund meines Vaters, Sie bewieſen ſich immer lieb und freundlich gegen mich; Sie ſind ein zu aufmerkſamer Beobachter, als daß Ihnen entgehen konnte, was mit mir vorgegangen, was mich veranlaßte, gegen meine Mutter, die ich liebe und verehre, zum erſten Mal ungehorſam zu ſein. Wenn ich Ihnen

ſage, daß ich jenes Mädchen liebe,' fuhr er leidenſchaftlich fort, ‚mit einer Raſerei liebe, die es mich als das kleinſte Opfer erſcheinen läßt, alles hier zu verlaſſen, alles, alles, ſo werden Sie vielleicht über mich lächeln. — Und doch nicht; Sie waren ja auch jung, Sie haben wahrſcheinlich ſelbſt geliebt, Sie werden es begreifen, was es heißt, ein Weſen ſo anzubeten, daß wir den Boden küſſen möchten, auf dem ſie wandelt, daß wir die Luft beneiden, die ſie einathmet, daß uns der geringſte Gegenſtand heilig, heilig erſcheint, den ſie mit ihrer Hand berührt, auf dem ihr Auge geruht. Und ſo liebe ich, und ſo werde ich wieder geliebt.'

„Als er das geſagt, drückte er eine Hand vor ſeine Augen und ſeinen Körper durchfuhr ein krampfhaftes Zittern. Ich wußte in der That nicht, was ich ihm zur Antwort geben ſollte; er riß mich aus dieſer Verlegenheit, denn ehe ich noch etwas ſagen konnte, fuhr er ruhiger fort: ‚Ich hätte mich Ihnen ſchon lange gern anvertraut, aber ich achtete Ihre Stellung als Gaſt meiner Mutter; ich wollte Sie nicht in eine Lage bringen, wo Sie hätten wählen müſſen und wo Ihnen dieſe Wahl vielleicht ſchwierig geworden wäre. Jetzt aber,' ſagte er, nachdem er ſich heftig auf die Lippen gebiſſen, ‚bin ich am Ende jeder Vorſicht, am Ende jedes Ueberlegens. — Ich habe in der heutigen Nacht,' ſetzte er weicher hinzu, ‚ſchreckliche Stunden verlebt. Mein Gemüth iſt ſo erregt, mein Herz ſo voll, daß ich nothwendig jemand brauche, dem ich mich mittheilen kann, jemand, der mir ein gutes, tröſtliches Wort ſagt, denn ſonſt riskire ich, daß ich noch, ehe der Morgen kommt, den Verſtand verliere.' — Das ſprach er mit einem ſo traurig ſchrecklichen Tone, daß es mich in innerſter Seele ergriff. — ‚O könnten Sie fühlen,' fuhr er

nach einer Pauſe fort, ‚wie es in meinem Blute tobt, wie jeder Schlag meines Herzens gleich dem Streiche eines Hammers in meinem Gehirne wiederklingt. — Luft! Luft! Ich muß das Meer ſehen, ich muß nach Neapel hinüber blicken können. Dort, wo ſie weilt, ſie, die für mich die Welt iſt, meine Angebetete, mein Alles, mein geliebtes Weib!‘ Er eilte wieder ans Fenſter, faßte dann mit den Händen krampfhaft den Stein der Brüſtung, und ich hörte ihn mit dumpfer Stimme murmeln: ‚Wenn ſie aber nicht mehr dort wäre! — O doch, o doch!‘ rief er alsdann zu mir zurückkehrend, ‚ſie muß da ſein, ſo kann mich der Himmel nicht verlaſſen haben!‘

„Daß ich ihn nun, ſo viel es in meinen Kräften ſtand, zu beruhigen ſuchte, könnt ihr wohl denken, aber eben ſo gut, daß ich nur allgemeine Sätze für ihn hatte; wußte ich ja nicht, was vorgefallen war. Endlich vermochte er mir zu ſagen, was geſchehen ſei. Seine aufgeregte Art, zu erzählen, ſeine leidenſchaftlichen Ausbrüche bin ich nicht im Stande wiederzugeben; für uns genügt ja auch ein einfacher Bericht.“

Der Herr des Hauſes hatte ſich leiſe in einen Fauteuil niedergelaſſen und lauſchte mit großer Aufmerkſamkeit; ſelbſt den Profeſſor ſchien die Sache einigermaßen zu intereſſiren, und ſogar der Huſaren-Offizier war auf ſeine Art von Mitleid durchdrungen, denn er ſagte: „Ich kann mir denken, daß der arme Teufel in einer verdammten Poſition war. — Ja—a—a, man muß ſo was ſelbſt erlebt haben.“

„Mutter und Sohn waren nach Neapel gefahren,“ fuhr Herr von Scherra nach einem ziemlich langen Stillſchweigen fort; „ſie hatte angefangen, über die bewußte Angelegenheit zu ſprechen, ſie hatte ſich ſcheinbar milder gezeigt, ſie hatte geſagt, ſie wiſſe ganz genau, Gaetano habe die Abſicht, nach

beendigter Theatervorstellung mit der Signora Neapel, sein Vaterland, seine Mutter zu verlassen. Er hatte das nicht geleugnet und fest hinzugesetzt: nichts vermöge seinen Entschluß zu erschüttern. Bei dieser Freimüthigkeit hatte er aber nicht bedacht, welche Kraft die Thränen, die Bitten einer Mutter haben. Dabei ließ diese durchblicken, wie sie selbst erschüttert sei, wie sie am Ende geneigt wäre, unter zwei Uebeln das kleinste zu wählen, wie sie sich vielleicht entschließen könne, eine unangenehme Schwiegertochter aufzunehmen, statt den einzigen Sohn zu verlieren.

„So kamen sie in die Oper und während der Vorstellung blieb sie an seiner Seite, ihm beständig zuflüsternd, hinter dem Vorhange ihrer Loge sitzend; den Zuschauern unsichtbar konnte nur ein Theil ihres Kleides von der Bühne aus bemerkt werden.

„Gaetano ließ sich erweichen."

„Ah! Das ist sehr ungeschickt von ihm!" rief der Husaren-Offizier, wobei er sein großes Interesse an der Erzählung dadurch verrieth, daß er das Tabouret unter seinen Füßen wegschob und sich in seinem Fauteuil aufrichtete. — „Verdammt ungeschickt! Ich sehe deutlich, was da kommen wird."

„Er versprach der Marchesa," begann Herr von Scherra wieder, „heute Nacht Neapel nicht zu verlassen, wenn sie ihm erlaube, seiner Verlobten — denn als solche hatte er die Fremde der Mutter feierlich genannt — die frohe Hoffnung zu bringen, daß nun eine heimliche Entfernung nicht mehr nöthig sei.

„Diese Erlaubniß hatte die Marchesa ihm ertheilt und sich dadurch eines großen Unrechts schuldig gemacht. Da sie

aber trotzdem noch nicht genau von der Folgſamkeit ihres Sohnes überzeugt ſchien, ſo hatte ſie darauf beſtanden, ihn nach der Vorſtellung an das Haus der Fremden zu begleiten und dort in ihrem Wagen auf ſeine Zurückkunft zu warten. Berauſcht von der glücklichen Zukunft, die ihm aufzudämmern begann, hatte er nach einigen Einwendungen dies zugeſtehen müſſen und hatte gänzlich arglos der alten Dame einen feierlichen Schwur geleiſtet, in kurzer Zeit zu dem Wagen zurückzukehren, in dem ſie wartend ſaß."

„Man muß für dieſen jungen Menſchen Partei nehmen!" rief Herr von Marlott, „denn man ſieht ihm bei allem, was er thut, die Unerfahrenheit an. Die Signora müßte ja kein Weib geweſen ſein, wenn ſie nicht Argwohn geſchöpft hätte, da er, ſtatt mit ihr, wie es verabredet war, davon zu gehen, nur auf ein paar Augenblicke erſcheint, ſchon verlegen gemacht durch die gnädige Mama, die draußen wartet, die ihn wie ein Kind nicht aus dem Geſichte läßt, um anzuzeigen, daß Hoffnungen vorhanden ſeien. — Hundert gegen Eins wette ich, das iſt keine erbauliche Unterredung geweſen."

„Darin hat unſer junger Freund Recht. Gaetano geſtand mir, er ſei wie betäubt zu ſeinem Wagen zurückgekommen, nachdem ihm die Signora ganz anders als bisher erſchienen. Es war ihm vorgekommen, als wenn ſie ſeine Freude über die Hoffnungen, die er hegte, nicht genugſam theile. Sie hatte Aeußerungen gethan, die er im erſten Augenblicke nicht recht beachtet, aus denen ihm aber, als er ſie ſich beim Nachhauſefahren wieder ins Gedächtniß zurückrief, ein furchtbarer Sinn hervorzuleuchten ſchien. Sie war ihm in ihrem Aeußeren ſehr zerſtört vorgekommen, ſo, als ſuche ſie ſich über etwas Unvermeidliches mit übermenſchlicher An-

„Brrr!“ ſagte der junge Offizier, „das ſind ja eigentlich ſchauerliche Geſpenſtergeſchichten, es könnte Einem in dem Schloſſe Angſt werden.“

„Was das Mädchen anbelangt,“ erwiderte lächelnd der Graf, „ſo war ſie — deſſen bin ich gewiß — keine überirdiſche Erſcheinung, wohl aber ein höchſt merkwürdiges Weſen.“

„Du haſt ſie gekannt?“ fragte Herr von M.

„Vor zehn Jahren,“ erwiderte der Graf, „würde ich dir geantwortet haben: ja, ich habe ſie gekannt! aber jetzt, da mir ſpäter einige Fäden in die Hand geſpielt wurden, die auf's Allerromantiſchſte und Seltſamſte in das Leben eines lieben und guten Freundes hinüberſpielen, verſichere ich Euch: ich weiß nichts von ihr. Ich würde ſie nicht kennen, wenn ich ſie heute wiederſähe, ich würde ihr feiernd nahen und mich glücklich ſchätzen, auf's Ehrerbietigſte ihre Bekanntſchaft machen zu können. — Doch, es iſt ſpät, meine Freunde, ſuchen wir unſere Zimmer, denn morgen nach dem Frühſtück, zu welcher Zeit Jeder mit ſeinem Gepäck fertig iſt, wollen wir uns für eine Zeit lang trennen. Ich hoffe Euch nächſtes Jahr, ſpäteſtens über zwei Jahre, wieder zu derſelben Zeit hier bewirthen zu können. — Gute Nacht, ihr Herrn, gute Nacht, lieber M., adieu, Capitän!“

Draußen im Vorzimmer befanden ſich Bediente mit Lichtern und Jeder ſuchte das ihm angewieſene Zimmer. Der junge Diplomat, der am Anfang des Corridors neben dem Eßzimmer wohnte, war einigermaßen ernſt geworden und konnte ſich ſpäter nicht enthalten, nochmals auf den langen Gang zurück zu blicken, der noch immer von den dunkelrothen Laternen mit ſchwachem, ſeltſamem Lichte erfüllt wurde.

Im Schloß war Alles ruhig, Alles ſchien in den Schlafzimmern zu ſein, bis auf den alten Amadäus, der — dort hinten — rüſtig den Gang herabkam. Es ſchien, als ſchreite

ſtrengung zu faſſen. Alles: Blicke, Worte, Aeußerungen, hatte er ſich auf der Fahrt nach Hauſe und während er jetzt ruhelos in ſeinem Zimmer auf und ab ſchritt, in den grellſten Farben zuſammen geſetzt und ſchauderte, als ihm dieſe Zuſammenſtellung ein entſetzliches Bild gab.

„Wie konnte ich ihn tröſten, ihm rathen? — ‚Und was befürchten Sie denn eigentlich?‘ fragte ich ihn. — ‚Daß ſie mich für treulos hält,‘ gab er mir zur Antwort, ‚und Neapel und mich verlaſſen wird.‘ — ‚Und woher ſollen ihr denn dieſe Vermuthungen kommen? Ah, man hat Sie bei dem jungen Mädchen verdächtigt!‘ Ich hatte kaum den Muth, das zu ſagen, denn ich wußte ja darum. — ‚Allerdings hat man mich bei ihr verdächtigt,‘ entgegnete mir Gaetano leidenſchaftlich. ‚Denken Sie, man hat ihr das Schrecklichſte geſagt, was man über mich ſagen konnte: ich ſei verheirathet.‘ — ‚Aber wird ſie das glauben?‘ — ‚Ich hoffe nicht, und wenn ſie es glaubte, ſo wären wir Beide die unglücklichſten Geſchöpfe.‘

„So ging unſere Unterredung fort und dauerte ein paar Stunden; ich ſah ſchon, wie ſich im Oſten der Himmel heller färbte, als ſich der arme junge Menſch leidenſchaftlich an meine Bruſt warf und ausrief: ‚Dieſer Tag bringt mir nichts Gutes! Wie war ich geſtern beim erſten Strahl der Sonne ſo glücklich! Ich ordnete meine Papiere, ich packte meine Effecten.‘ — ‚Mit dem Vorſatz, Ihre Mutter heimlich zu verlaſſen,‘ unterbrach ich ihn, worauf er mir erwiderte: ‚Ja, ſo iſt es, aber um ihr zu folgen, der einzig Geliebten, gegen die ich heilige Verpflichtungen habe.‘

„Darauf ſchieden wir,“ fuhr Herr von Scherra nach

einer längeren Pauſe fort, „und darnach habe ich Gaetano nicht wieder geſehen.“

„Das heißt, in jener Nacht ſahſt du ihn nicht wieder?“ fragte faſt beſorgt der Herr des Hauſes. „Aber den anderen Tag, in der nächſten Zeit?“

Der alte Herr ſchüttelte den Kopf, blickte eine Weile ſinnend vor ſich nieder und ſagte dann: „Ich habe ihn nie wieder geſehen — niemand, weder ſeine Mutter noch einer ſeiner Freunde ſah ihn wieder, hat je weiter etwas von ihm gehört. Was wir nach ſorgfältigen Nachforſchungen erfuhren, war, daß Gaetano bei Anbruch des Tages nach Neapel gefahren, wohin, war leicht zu wiſſen. Aber auf San Antonio, wo die Künſtlerin gewohnt, ging jede weitere Spur von ihm verloren. Sie ſelbſt war mit ihrer Dienerſchaft den Abend zuvor abgereiſ't, wahrſcheinlich auf jenem Dampfer, deſſen Lichter ich von der Höhe des Veſuv geſehen.“

Damit ſchwieg Herr von Scherra; der Graf ſchritt kopfſchüttelnd auf und ab, der Profeſſor ließ ein Wort des Mitleids hören, und Herr von Marlott meinte: „Wer weiß, ob Gaetano ſo ſehr zu beklagen iſt; ich meines Theils nehme an, er hat den ſchönen Flüchtling wieder gefunden, hat ſich mit ihm verglichen, lebt irgendwo heiter und vergnügt und würde über uns lachen, wenn er erführe, welch' wehmüthigen Antheil wir an ſeiner vermeintlich ſo entſetzlichen Geſchichte genommen. — Aber,“ unterbrach er ſich plötzlich, indem er auf die Uhr ſchaute und dann mit gleichen Füßen von ſeinem Fauteuil in die Höhe ſprang, „bei allen Teufeln, es iſt ſieben Uhr lange vorüber, ich werde nicht mehr zur erſten Scene in die Oper kommen; ich werde das Auftreten der göttlichen Roſa verſäumen, ich werde von ihr keinen Blick der Liebe

erhalten. Ich Unglückseligster aller Menschen! Ich fürchte, Herr von Scherra, Ihre dunkle Stunde wirkt ansteckend. — Adieu, Paul! Leben Sie wohl, meine Herren!"

Damit schritt er zur Thür hinaus, um draußen den Säbel und seinen Tschako zu nehmen. Er schien sich jedoch plötzlich auf etwas besonnen zu haben, denn er stürmte wieder zum Zimmer herein und rief: „Apropos, Paul, deine Frau wird vielleicht erlauben, daß ich heute Abend nach der Vorstellung eine Tasse Thee bei Euch nehme; ich werde dir aufs famoseste erzählen, was ich in der Oper gesehen."

Der Graf zuckte lächelnd mit den Achseln, als er erwiderte: „Meine Frau wird so wenig wie ich etwas dagegen haben; ob du aber unserer Schwägerin willkommen bist, die ebenfalls erscheinen will, das ist eine andere Frage."

„Wenn sie mich aber in ihrem Wagen mit hieher nimmt?" sprach der Lieutenant mit großem Selbstgefühl.

„Dann habe ich durchaus nichts dagegen einzuwenden."

„So werden wir also kommen," versetzte der Husaren-Offizier mit der Miene eines Siegers. — „Adieu denn! Auf Wiedersehen, Paul!"

Er hüpfte die Treppen hinab und blieb einen Augenblick unten an der Thür stehen, um nach dem gegenüber liegenden Hause zu blicken. Dort war das Fenster, wo er vorhin das hübsche Mädchen gesehen, schwach erleuchtet, die Töne eines Pianoforte drangen auf die Straße hinaus; man vernahm die Melodie des Liedes:

„Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollst du mir sein!" —

welche dem Offizier ein leichtes Lächeln entlockte.

„Wenn die da oben das mit Beziehung ſingt, ſo iſt es nicht ſo übel, erklärlich auf alle Fälle, denn wir ſind gewohnt, keinen Blick umſonſt zu vergeben. Auch ſind wir kein undankbares Gemüth, das ſoll die, hoffe ich, noch erfahren.“

Mit dieſen Worten ſprang Herr von Marlott in den Fiaker, der auf ihn wartete, und fuhr in behaglicher, angenehmer Stimmung nach dem Hoftheater.

Sechszehntes Kapitel.

In der Garderobe der ersten Tänzerin.

An einem Theaterabend wie der heutige, wo Oper und Ballet zusammenwirkt, wo das ganze Personal beschäftigt ist, und wo von der ersten Sängerin an bis zur letzten Choristin und Figurantin jedes weibliche, dem Theater angehörige Wesen irgend ein fühlendes Herz unter dem Publikum weiß, das sich für seine Leistung oder auch nur für sein bloßes Erscheinen aufs lebhafteste interessirt — an einem solchen Abend hatte die Pförtnerin in der kleinen Nische an der engen, feuchten gewundenen Treppe alle Hände voll zu thun, was jedoch nur figürlich gesprochen ist, um Contrebande und Ueberlästige vom Eingang jener geheiligten Räume abzuhalten. Die Alte brauchte in Wahrheit aber nur ihre scharfen Augen und ihre flinke Zunge, höchstens einmal ihre rechte Hand, um ihre Kneifbrille fester auf die Nase zu drücken.

Sie hatte in der That außerordentlich viel zu thun, denn die, welche wider Fug und Recht die Bühne betreten wollten,

waren unermüdlich in sinnreichen Erfindungen, um sich einzuschwärzen. Aber alle scheiterten schmählich auf der Mitte der engen Treppe, und mancher, der mit selbstzufriedener, triumphirender Miene hier heraufstieg, schlich einen Augenblick später ganz demüthig die Treppe hinab — die Alte war eine Klippe, an welcher der kühnste Muth, die kälteste Entschlossenheit Schiffbruch litt.

„Ei siehe da, Herr Baier," konnte sie einem Choristen sagen, der mit drei bis vier Collegen, den Anfang einer Arie pfeifend, die Treppe hinanstieg. „Wen haben wir da? Habe nicht die Ehre, diesen Herrn zu kennen."

„Ein angehender Sänger, Frau Beil," versetzt der Chorist, indem er vorüber eilen will. Doch geht es dem angehenden Sänger nicht besser, als schon einigen Andern, die das gleiche Mannöver versucht.

Die Pförtnerin schüttelt mit einem boshaften Lächeln ihr Haupt und gibt zur Antwort: „Müssen was Schriftliches vom Chordirector haben, der angehende Sänger. Ah, Herr Baier," sagt sie achselzuckend und mit einem Tone der Geringschätzung. „Sie sollten doch so etwas bei mir nicht versuchen. Gehen Sie in Frieden," wendet sie sich an den Andern, der etwas verblüfft drein schaut, „und kommen Sie mir nicht wieder."

Herr Baier declamirt vielleicht etwas, wie: „Mit des Schicksals Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten!" und der angehende Sänger verschwindet schnell.

Glücklich, wer endlich eben angelangt ist, auf einem erhellten Vestibul, wo es schon behaglicher aussieht, wo viele Thüren sind, wo eine Menge Corridors einmünden, einige halb erhellt, andere ganz dunkel, sich unabsehbar weit in das

Haus hineinziehend, an ihrem Ende mit einer kleinen Lampe beſetzt, die ſich von hier wie ein Irrlicht ausnimmt.

Dieſes Veſtibul iſt, wie man ſagen könnte, das erſte Vorzimmer der Bühne, die Thüren, die wir ſehen, führen faſt alle in die Garderobe der Herren, eine etwas größere auf einen Vorplatz, von dem man dann unmittelbar zu den Couliſſen gelangt. Aus den Garderoben hören wir kräftige Stimmen Scala ſingen, ſolfeggiren und ſich ſo zur nächſten Arie vorbereiten.

In dem Veſtibul befinden ſich einfache Holzbänke, auf denen Krieger des chriſtlichen Heeres ſitzen, deren fleiſchfarbene Tricots eine etwas ſehr röthliche Nuance zeigen, auch verdächtige Falten werfen, und deren meiſtens pechſchwarze Bärte mit Schnüren um ihre Ohren befeſtigt ſind. Zuweilen ſitzen dieſe Bärte etwas ſchief auf der Seite, was dem grell roth geſchminkten Geſicht ein ziemlich komiſches Anſehen gibt.

Hier herrſcht die friedlichſte Gemeinſchaft, denn neben dem tapfern Kreuzfahrer, der die wuchtige Hellebarde zwiſchen den Knien mit beiden Fäuſten hält und auf dieſe Fäuſte ſein Haupt ſtützt, gelegentlich vor ſich auf die Erde ſpuckend, ſitzt ein biederer Saracene mit unterſchlagenem Arme, und beide unterhalten ſich mit einer chriſtlichen Jungfrau aus der Jetztzeit, die, eingehüllt in ein wollenes Umſchlagtuch, einen Waſchkorb am Arme hat und vor ihnen ſteht.

Aus den Garderoben kommt hier und da einer der Choriſten oder auch wohl der Soloſänger und ſchreitet durch das Veſtibul auf die Bühne. Tänzerinnen in umfangreichen Röcken und mit ſchlanken Taillen, die ſie ſo kokett und gewandt hin und her bewegen, daß man glauben könnte, ſie hätten dort ein ganz beſonderes, den übrigen Sterblichen nicht verliehe-

nes Gelenk, erſcheinen unter einer anderen Thür und hüpfen auf die Bühne.

Folgen wir ihnen.

Im Vorplatz, der uns noch von der Bühne trennt, haben wir es, die Alte auf der gewundenen Treppe als Charybdis angenommen, noch mit einer Scylla zu thun, die ſich uns in der Geſtalt eines Portiers mit Bandelier, Degen und ſilberbeſchlagenem Stocke präſentirt. Der Mann hier aber iſt umgänglicher und drückt ein Auge, nach Befinden auch beide zu. Die hellen und dunkeln Gänge, von denen wir vorhin ſprachen, führen zu den Sperrſitzen und zur erſten Galerie, und dort befinden ſich ſchon ein paar Glückliche, die es wagen können, ſich im Zwiſchenact auf der Bühne zu zeigen. Hier hilft ein gewiſſes ungezwungenes Benehmen, auch ein gewählter Anzug ſchon dazu, von dem Portier eingelaſſen zu werden. Junge Offiziere in glänzender Uniform huſchen hier zuweilen verſtohlen ein, auch wohl ältere Herren mit Stern und Ordensband, dieſe dem Mann im Bandelier herablaſſend, jene ihm vertraulich zunickend.

Wir ſind nun auf der Bühne, da es aber mitten im Acte iſt, ſo wollen wir es vermeiden, mit dem grimmigen Inſpicienten, der, ſo lange der Portalvorhang in der Höhe iſt, nicht den geringſten Spaß verſteht, zuſammen zu treffen, und beeilen uns deßhalb, bis zur achten Couliſſe zurück zu gehen, wo ſich die Helle, die vorn herrſcht, in ein angenehmes Halbdunkel verwandelt hat. Vom Orcheſter herauf brauſen die Muſikklänge mächtig auf uns ein, die Stimmen der Sänger und Sängerinnen auf der Scene klingen uns erſchreckend nah, und wir blicken ſchüchtern um uns, ob nicht

irgendwo eine Spalte offen ist, durch die wir das Publikum sehen und von diesem vielleicht wieder gesehen werden könnten.

Doch ist alles in bester Ordnung; von der ersten Coulisse bis zur vierten ist eine lebendige Mauer, hinter der wir ungesehen vorüberschlüpfen. Kreuzfahrer und Türken, Odalisken und gefangene Christinnen, lauter junges, gesprächiges Volk, das vor Begierde brennt, einen Blick ins Haus hinaus zu werfen, und immer ermahnt werden muß, nicht über den schwarzen Strich zu treten, der sich am Boden von Coulisse zu Coulisse hinzieht.

Diese Ermahnungen, jetzt in freundlichem, jetzt in ärgerlichem Tone gesprochen, gehen vom Regisseur aus, einem alten, würdigen Herrn mit einem warmen Paletot; er trägt den Hut etwas auf dem Hinterkopfe, sein Hals ist mit einem dicken Shawl umwickelt und seine Füße sind mit Filzschuhen bekleidet, der kalten Luft wegen, die aus dem Podium hervorkommt.

Weiter zurück hinter der fünften Coulisse sehen wir Christen und Christinnen, auf Rasenbänken und Felsstücken sitzend, die das hier alles schon zu lange mitgemacht haben, um noch einen Blick auf die Scene zu werfen, wenn sie nicht gerade in den nächsten Takten auftreten müssen.

Hier sitzen Madame Pauke und Madame Schelle; Beide befinden sich, nicht vorgerückten Alters halber, sondern als Opfer schreiender Ungerechtigkeit, im grauen unscheinbaren Gewande gefangener Christensclavinnen, während unreifes, nichtswissendes Volk, wie zum Beispiel die unproportionirte, dicke Semmelich als junge Türkin in sehr ausgeschnittenem knappem Mieder einherstolzirt.

Die Pauke und die Schelle strickt jede an einem wollenen Strumpfe, und die Eine sagt zur Anderen mit einem geringschätzenden Achselzucken: „Geht das nicht da herum, wie ein Pfau? Gott der Gerechte, das war früher doch anders, und wer nichts im Hintergrunde zu thun hatte, der blieb hübsch vorn, wo es hell ist.“

Beide nicken in innigster Uebereinstimmung mit den Köpfen und stricken fort, daß die Nadeln klappern.

Wir gehen gerade hier vorüber, geneigter Leser, und vernehmen mit einem Mal eine Stimme, die uns unwillkürlich zwingt, stehen zu bleiben. Es ist eine dünne und zitternde Stimme, die Stimme eines Bekannten aus früherer Zeit, und da wir so nahe sind, daß wir die Worte, welche jene Stimme spricht, verstehen können, so wissen wir auch, wer zusammengebückt dort auf den Stufen des großherrlichen Thrones sitzt.

„Ihr habt etwas gehört und wißt nicht, was!“ sagt die Stimme. „Leuchtkäfer gibt es allerdings in Australien, Kerls wie meine Hand so groß; aber das ist das wenigste. Ich bin einmal Nachts von Melbourne weggeritten — auf einem Reitkameel — es machte seine zwanzig Meilen in der Stunde.“

„Doch englische Meilen, will ich hoffen?“ fragte eine andere Stimme lachend.

„Was englische? — australische Meilen — zwei deutsche sind gleich einer australischen Meile. Es war finstere Nacht, als ich wegritt, und auf einmal komme ich auf eine weite Ebene, die taghell beleuchtet ist.“

„Von Leuchtkäfern, Schellinger?“

„Nein, von Leuchtbüffeln; jedes dieser merkwürdigen

Jemand neben ihm her, denn er verbeugte ſich beſtändig ehrerbietigſt auf die Seite, und als er zu der großen Flügelthüre kam, die neben der Haupttreppe in die Zimmer einführte, ſo öffnete er dieſelbe behutſam, als laſſe er Jemand hindurchgehen und zog ſie mit einer tiefen Verbeugung wieder zu.

Der junge Diplomat legte ſich zu Bett und beſchloß im Laufe der Nacht, künftig des Abends keinen ſtarken Thee mehr zu ſich zu nehmen, denn er ſchlief entſetzlich unruhig und hatte gar ſchreckliche Träume. — —

Thiere hat auf dem Kopfe eine hörnerne Laterne von zwei Fuß Höhe und einer Leuchtkraft von zwanzig Gasflammen."

„Die sollte man aber der Ersparniß halber beim Theater anstellen, diese Leuchtbüffel."

„Würden sich mit den anderen nicht vertragen," entgegnete der Theaterschneider in seinem ruhigen, näselnden Tone. —

Gehen wir ruhig vorüber an dieser Gruppe, es sind meistens Zimmerleute, die den Erzählungen Schellinger's lauschen und die plötzlich aus einander stieben werden, so wie die Glocke zur Verwandlung ertönt. Dann steigt der Eine auf einem der großen Wagenzüge empor zum Theaterhimmel, dem Schnürboden, während der Andere unter das Podium zur Hölle hinabfährt.

Wie gesagt, schreiten wir vorüber, aber leise, drücken wir uns dort vorsichtig in den tiefen Schatten jener tropischen, kunstvoll gemalten Blätterverschlingung, über welche einzelne schlanke Kokospalmen emporragen, um so dem spähenden Blicke des Inspicienten zu entgehen, der selbst einen Habitus der Bühne während des Actes nicht duldet, der selbst jenem alten Herrn mit dem Stern auf der Brust und den jungen Offizieren, die zuweilen hier geduldet werden, keinen freundlichen Blick schenkt und ihnen vorkommenden Falles mit scharfer Stimme sagen wird: „Sie erlauben mir, zu bemerken, daß der Zwischenact vorüber ist."

Der Inspicient ist eine eigenthümliche Figur im Theater, originell in seinem ganzen Thun. Was kümmert ihn der Inspector und Verwalter, von den einzelnen Künstlern gar nicht zu reden! Was fragt er nach den Regisseuren, ja, selbst nach dem General-Intendanten, wenn er seinen Kommandostab, d. h. die kleine hellklingende Glocke, in der Hand hat? Für

ihn gibt es nur einen Willen, einen Befehl, ein Gesetzbuch — das Summarium — so heißt das Buch, welches er sich während mühevoller Proben angelegt und in dem er verzeichnet hat: wann, wo, wie und mit welchem Stichwort ein Jeder auftreten muß, wo es Tag sein soll oder Nacht, wo heitere Lüfte wehen oder dumpfer Donner grollt, wo Kerzenlicht oder Mondschein ist, wo der Blitz einschlägt oder der Hagel niederprasselt.

Zwischen der dritten und vierten Coulisse sehen wir ein kleines Stehpult; auf demselben liegt das erhabene Buch, von dem wir sprachen, so wie eine Klingel. Das alles ist Tabu — geheiligt, wie einzelne Indianerstämme von dem zu sagen pflegen, was ihr großer Häuptling berührt hat; es ist unverletzlich, unangreifbar, es wird von den unternehmendsten Charakteren des Künstlerstandes hier auf den Brettern mit Scheu betrachtet, niemand wird wagen, ein Blatt dieses Buches umzuwenden oder die kleine Klingel zu berühren. Ja, selbst die angehenden kleinen Mimen, welche mit der größten Fertigkeit gottlose, alles verhöhnende Straßenbuben spielen — kleine Schlingel, welche keinen Anstand nehmen, selbst die Posaunen der Priester der Isis und des Osiris als Spucknäpfe zu gebrauchen oder auf dem Divan des Großsultans oder dem Ruhebette der Valentine von Saint-Bris eine Balgerei zu veranstalten — selbst diese gehen schüchtern um das Pult des Inspicienten herum und betrachten das Wirken dieses gewaltigen Mannes aus der Ferne mit Ehrfurcht und Hochachtung.

Von der linken Seite der Bühne wird der wüthende Liebhaber, überzeugt von der Untreue der Geliebten, herausgelassen. Er dreht seinen Schnurrbart in die Höhe, er fährt

durch sein Haar, daß es sich emporsträubt, seine Blicke funkeln, er tritt mit dem rechten Fuße vor. — „Noch nicht," sagt ihm der Inspicient mit der größten Seelenruhe, indem er auf die Bühne horcht, wo der Nebenbuhler gerade noch beschäftigt ist, einen Brief zu lesen.

„Sie wissen, was Sie zu sagen haben?" flüstert der Beamte, indem er seine Brille fester auf die Nase drückt, und dann spricht er in näselndem Tone: „Ha, Verruchte, es ist noch nicht so spät, wie du gewähnt — du bist entlarvt, Heuchlerin! — So jetzt gehen Sie."

Der Liebhaber stürzt hinaus, nachdem er sich noch einmal geräuspert, vor das gespannte, erschreckte Publikum. „Ha, Verruchte!" knirscht er, und so weiter, während der Inspicient auf die andere Seite der Bühne eilt, um dort gegenwärtig zu sein, damit die treulose Geliebte, welche ihren Edgardo in den Garten treten sah, nicht den richtigen Moment verpaßt, um ihm mit verabscheuungswürdiger Heuchelei entgegenzufliegen.

„Laßt die Thür nicht so hastig hinter mir zufallen," sagt sie zu den Zimmerleuten, die dort stehen; „das wäre ein schöner Scandal, wenn mir meine Schleppe eingeklemmt würde, wie es gestern der Grippenberger geschehen. Seh' ich blaß genug aus, Franzel?" wendet sie sich an eine der Ankleiderinnen, welche hinter ihr steht und beschäftigt ist, die besprochene Schleppe in anmuthig bauschende Falten zu legen. „Ist mein Haar anständig derangirt?"

„Alles in Ordnung," versetzt das junge Mädchen, nachdem es einen prüfenden Blick auf die Künstlerin geworfen. „Ich will die rechte Locke noch mehr zerzausen." — „Ha, da ist er," murmelt die treulose Geliebte für sich, und ihr Busen wallt

in künstlicher Erregung, als wolle er über seine Ufer von weißem Atlas treten. „Doch Fassung, o mein Edgardo!“

Der Inspicient, der neben ihr steht, wiederholt diese Worte, aus dem Buche lesend, nochmals auf die eintönigste Weise von der Welt: „Ha, da ist er, doch Fassung, o mein Edgardo!“

„So — hinaus!“

Und so ist er überall gegenwärtig, jetzt an den Seitenthüren, dann im Hintergrunde, und gleich darauf wieder an einem offenen Fenster, um hier auch zuweilen mitspielend in den Gang der Handlung einzugreifen.

Sie steht z. B. am Fenster, ihn erwartend.

„Bst, bst!“ Hört man draußen, — die Stimme des Geliebten? — O nein, es ist der Inspicient, der hier für ihn eintritt, während sich der Andere noch in der Garderobe seinen Schnurrbart kräuselt.

Es ist ein anderes Stück, eine andere Scene, ein kleines harmloses Lustspiel, wo er, da er den Weg durch die Thüre nicht wagen kann, sich genöthigt sieht, zum Fenster hinaus zu springen. Aber, o weh! Schon steht er zum Sprunge gerüstet da, auf einmal hört man das wuthentbrannte Bellen eines bösartigen Kettenhundes. — Eines wirklichen Kettenhundes? — Nein, es ist das Organ des Inspicienten, welcher auch hierin Unglaubliches leistet, denn wirkliche lebendige Thiere werden nur bei ganz besonderen Veranlassungen auf der Bühne geduldet.

Und so gehen seine Leistungen ins Unglaubliche: er begeht vier Handlungen nacheinander, die in der Wirklichkeit von vier besonderen Wesen ausgeführt werden müßten. — Morgengrauen — im einsamen Schloßhof, rechts im Kerkerthurm, durch eine Spalte der dicken vergitterten Mauern

schimmert das letzte Flackern eines ersterbenden Lichts, dumpf wie aus einer Tiefe von hundert Fuß vernimmt man Kettengeklirr — der Inspicient. Ein herzbrechender Seufzer folgt darauf — der Inspicient. Eine Uhr zeigt mit gellendem Schlage die vierte Morgenstunde an — der Inspicient. Um uns in die gehörige Frühsituation zu versetzen, hören wir in der Ferne einen Hahn krähen — der Inspicient kräht mit einer wahren Virtuosität. Es wird an das Burgthor gepocht, drei schwermuthsvolle dumpfe Schläge — der Inspicient hat es gethan. Dann klirrt die Kette abermals, und hierauf sagt eine Stimme hinter dem Burgthor: ‚O Gott, noch immer verschlossen!‘ — ebenfalls der Inspicient, denn der fromme Pilger, welcher seinen Herrn suchend, von Jerusalem herpilgerte, — das ist nämlich der mit Ketten klirrende und im Burgverließ Seufzende — kommt im ganzen Stück nicht mehr vor.

Und so stellt er nicht nur Thierstimmen und menschliche Leidenschaften aller Art vor, läßt nicht nur aus dem Boden oder aus schauerlichen Felshöhlen blitzen, wenn die Teufel über eine gefallene Menschenseele jubeln — nein, er schwingt sich auch hinauf in die reinen Lüfte, er läßt den Mund der Glocken ertönen, jetzt zu friedlichem Geläute, jetzt zu Brand und Kriegsnoth, er läßt regnen und Winde wehen, blitzen und donnern. Und was das Letztere anbelangt, so kann er sich nicht genug in Acht nehmen, daß die rohe Hand der Zimmerleute, denen er die Ausführung in der Höhe anvertrauen muß, nicht den Einschlag-Donner regiere, wenn es nur in weiter Ferne frühlingsartig murren und grollen soll. Und wie verfinstert sich seine Miene, wenn der Donner nicht auf sein Stichwort einfällt!

„Antworte, bei dem Gott, der da droben donnert," sagt der alte Thibaut, und das Publikum wird diese Worte schaudernd mitfühlen, wenn nun wirklich der Donner murrt. Aber vergebens lauscht der Inspicient, vergebens blickt er in die Höhe, die Lippen finster zusammengebissen, vergebens klopft er mit seinem Buche die magern Lenden — der Zimmermann droben, der eine Prise genommen und heftig geniest hat, kommt eine Minute zu spät. Die Jungfrau drunten benutzt ihre größere Pause zu einer ausdrucksvollen Pantomime und der alte Thibaut, dessen effectvolles Spiel durch die fehlende Mitwirkung des Donners abgeschwächt wird, murmelt leise, aber doch so laut in den Bart, daß es die allerchristlichste Majestät mit allerhöchstem Gefolge, so wie die Volksmassen von Rheims deutlich hören können: „Diese verfluchten Esel!"

Aber auch der Zimmermann entgeht seinem Schicksale nicht, mag er sich im Zwischenact noch so weit hinten befinden, um harmlos, als sei nie etwas geschehen, lange Drahtstifte gerade zu klopfen — der Inspicient wird ihn finden, er wird sich zu ihm hinab beugen und ihm mit verhaltener Wuth ins Ohr flüstern: „So, Knuber, du hast so vortrefflich gedonnert?" worauf Knuber sich entschuldigend sagt: „Aber, Herr Inspicient, ich donnere doch sonst gerade nicht so schlecht."

Daß ein Mann, der alle diese Macht hat, im Himmel, auf Erden, ja tief hinab, wo die Teufel und Kobolde hausen, der, wenn er einen Künstler oder eine Künstlerin veranlaßt, zu früh oder zu spät heraus zu treten, den Effect einer ganzen Rolle stört, der das Publikum bei der wirksamsten Scene zum Lachen bringen kann, wenn z. B. der ruchlose Bösewicht sein Opfer erlauernd, schaudernd aufbrüllt: Ha, Mitternacht!

aber die Uhr hartnäckig ſchweigen läßt — daß ein Mann, deſſen Gewalt in die höchſten Sphären hinaufreicht, der durch ein zu frühes oder zu ſpätes Anfangen der Ouverture ſogar einen feierlichen Empfang Allerhöchſter Perſonen zu ſchmälern im Stande wäre, daß ein ſolcher Mann gefürchtet iſt, daß ihn alle Mitwirkenden um ſein Wohlwollen erſuchen, iſt leicht begreiflich. Aber in dieſem Punct ergeht es ihm, wie man es von den Leibkutſchern des Czaren erzählt, welche ſo oft ſie die Staatscaroſſe erkletterten, zu hohem Rang emporſtiegen. Unten auf der Erde ganz gewöhnliche Stallbedienſtete, hatten ſie, ſo erzählt die Sage, beim erſten Tritt auf das Rad Lieutenantsrang, gingen dann vom Capitain zum Major über, um ſich auf dem breiten Sitze mit dem Charakter als Oberſt nieder zu laſſen.

So iſt der Inſpicient außer Dienſt einfach der Herr Bärenbläſer, ein gemüthlicher harmloſer Mann, der ſeinen Schoppen Bier dort trinkt, wo ihn auch die gewöhnliche Menſchheit genießt, und der erſt gerade dann, wie der ruſſiſche Leibkutſcher, zur Macht emporſteigt, wenn er die Theatertreppe hinaufgeht. Die Pförtnerin grüßt ihn noch ziemlich mürriſch, der Portier aber ſchon reſpectvoller, die Zimmerleute reißen ihre Mützen herunter, wenn er an ihnen vorbeigeht, und iſt er erſt an ſeinem kleinen Stehpulte angekommen, ſo iſt er mit einem Male zu einem unerhörten Range emporgeſtiegen; denn er darf ſich unterſtehen, dem jugendlichen König von Frankreich, Ludwig XIV., zu ſagen, ohne dabei nur an ſeine Sammtmütze zu rühren: Sie haben es, wie mir ſcheint, vergeſſen, daß Sie aus dem Hintergrunde zur Mittelthüre hereinkommen. — Unerhört!

Und doch gibt es Orte auf dem Theater, denen ſich

selbst der barsche Inspicient milde und freundlich nähert, die abgezogene Sammtmütze in der Hand, wo er bescheiden anklopft und auf freundliches Herein! nicht nur demüthig an der Thüre stehen bleibt, sondern ganz ehrerbietig fragt: „Erlauben Sie, daß man das Zeichen zum Anfang geben kann?“

Das Gemach, zu welchem der Inspicient also herein spricht, ist ein kleines, aber elegantes Zimmer. Das Ameublement besteht aus einem großen Spiegel, der in angemessener Breite von der Decke bis zum Fußboden reicht, und welchen, so wie das ganze Gemach, Gasflammen, auf broncenen Armleuchtern brennend, taghell erleuchten. In der Ecke stehen ein paar zierliche Fauteuils, hie und da einige Sessel und auf einem Tischchen neben der Thüre liegen nach Umständen ein bis sechs kolossale Blumenbouquets. Auf dem Boden in der Nähe des Fensters befindet sich ein zierlich geflochtener großer Korb mit blauer Seide ausgeschlagen, die Decke desselben ist halb zurückgeworfen und läßt uns ein duftendes Durcheinander gewahren von Battist, Mousseline, Spitzen und Bändern.

Neben dem Spiegel lehnt ein älterer Herr in schwarzem Frack und einen Stern auf der linken Seite und lies't in einem Papier, welches ihm der Theaterdiener übergeben, der nun draußen vor der Thür auf die Befehle des Intendanten und Theaterchefs wartet. Auf einem der Fauteuils sitzt der Lieutenant von Marlott in einer Haltung, wie jemand, der sich hier sehr zu Hause fühlt. Er hat das rechte über das linke Bein geschlagen und dehnt sich in der Erinnerung, in die ihn das gute Diner, von welchem er eben kommt, versetzt zu haben scheint, behaglich aus, wobei er ein kleines aber

äußerſt zierliches Blumenbouquet mit der rechten Hand hoch emporhebt.

Von dieſem Gemache führt eine halb offen ſtehende Thüre in ein Nebenzimmer — die Garderobe der erſten Tänzerin. Zuweilen hört man von dort her ein von weiblichen Stimmen leiſe geſprochenes Wort, auch dann und wann einen eigenthümlich ſchleifenden Ton, ſo wie das Rauſchen von Seide oder das Krachen eines atlaſſenen Gewandes.

„Schönſte Couſine," ſagt der Offizier, wobei er ſich über den Fauteuil zur Seite beugt, um einen Blick in das Nebenzimmer werfen zu können, was ihm aber nicht gelingt, „es iſt wahrhaftig nicht meine Schuld, daß ich den erſten Act verſäumt habe. Sie wiſſen wie vortrefflich die Diners bei unſerm guten Paul ſind, aber auch wie langſam ſervirt wird, was allerdings ſeine guten Seiten hat, und als wir endlich fertig waren, kamen Erzählungen aufs Tapet, dabei war denn Herr von Scherra wieder unerſchöpflich wie immer, wenn er auf Neapel zu ſprechen kommt. — Aber zum zweiten Acte bin ich auf meinem Platze, und das iſt doch die Hauptſache. Nicht wahr, Baron?"

Dieſe Frage galt dem Intendanten, welcher ſein Papier zuſammenfaltete, nachdem er mit Bleiſtift einige Worte darauf geſchrieben.

„Was nennen Sie die Hauptſache?" entgegnete dieſer lächelnd, „daß Sie auf Ihrem Platze ſind? Oder wollen Sie ſagen, der zweite Act ſei die Hauptſache der Oper?"

„Ich kann Sie verſichern, Baron," verſetzte der junge Offizier, „daß Sie wahrhaftig der Einzige ſind, der an meiner Redeweiſe immer etwas auszuſetzen hat. Ich bin über-

zeugt," fuhr er mit lauter Stimme fort, „meine schöne Cousine hat mich verstanden — nicht wahr?"

„Nein," hörte man im Nebenzimmer eine klangvolle Stimme.

„Nicht? — Beim Himmel, es ist doch sehr einfach, daß ich sagen wollte, der zweite Act mit Ihrer großen Scene sei die Hauptsache."

„Aber dieser zweite Act wird bald beginnen und es wäre schade, wenn Sie eine Note davon verlören," klang es aus dem Nebenzimmer zurück.

„Wir scheinen heute nicht gut gelaunt zu sein," sagte Arthur mit leiser Stimme, wobei er lächelnd auf den Intendanten blickte. Dann fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort: „Ich verstehe vollkommen, schöne Rosa, und würde dieser verblümten Aufforderung gemäß augenblicklich das Zimmer verlassen, wenn ich nicht außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Höchstdero Frau Schwester wäre."

Dies Wort schien magisch zu wirken, denn es rauschte im Nebenzimmer stärker und einen Augenblick später trat die Tänzerin in ihren kleinen Salon. Sie sah blendend schön und reizend aus; das Atlasjäckchen ihres türkischen Costumes, mit unzähligen Knöpfen besetzt, von silberfarbener Seide und rosa Verzierungen, so einfach, wie geschmackvoll, zeigte wahrhaft blendend ihren vollen und doch so schlanken Oberkörper. Sie trug eng anliegende, unten weite Aermel, unter denen der runde Arm zwischen einer Unmasse von Spitzen hervortrat. An den Handgelenken hatte sie ächt türkische Armbänder, und die Broche vor ihrer Brust bestand aus einem jener herzförmig geschnittenen mit arabischen Schriftzügen bedeckten Edelsteine, die als Amulet im Orient sehr hoch geschätzt wer-

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Herbſt-Vergnügen.

Am andern Tage nach dem Frühſtück — es hatte eben eilf Uhr geſchlagen — ſtanden in dem Schloßhofe vier beſpannte Wagen und ein paar geſattelte Pferde. Die Gäſte, in Paletot und Reiſemütze, giengen die Treppen hinab, begleitet von ihrem liebenswürdigen Wirthe, der ihnen zum Abſchiede die Hände ſchüttelte und ſie bis an den Wagentritt begleitete, bevor er ſeine eigene Kaleſche beſtieg. Meiſter Amadäus, wie geſtern in ſchwarzem Frack mit weißer Halsbinde, wohl friſirt und ſtattlich anzuſchauen, ſtand am Fuße der Treppe, jedem der Scheidenden eine tiefe, freundliche Verbeugung machend. Die Meiſten drückten dem alten Manne mit frohem Wunſch auf baldiges Wiederſehen die Hand und nur der junge Diplomat, der ihm die ſchlafloſe Nacht nicht vergeſſen konnte und der ſich jetzt bei dem hellen Tageslichte wunderbar beherzt fühlte, konnte ſich nicht enthalten, ihm im Vorbeigehen zu ſagen: „ei, lieber Amadäus, grüßen Sie mir die Geſpenſter!“ worauf der alte Mann ernſt erwiderte:

den. Ihr Kleid war lang und reichte faſt bis an die Knöchel, doch ſo, daß der feine Fuß in ſeiner ganzen Form ſichtbar blieb.

Der junge Offizier war emporgeſprungen und rief mit einem ungekünſtelten Erſtaunen: „Bei Gott, Roſa, Sie ſind wunderbar ſchön!“

Ein leichtes, faſt ſchmerzliches Lächeln fuhr über die edeln und ernſten Züge der Tänzerin, als ſie zur Antwort gab: „Sie wiſſen, wie wenig Werth ich auf ein ſolches Wort lege; am allerwenigſten von Ihnen, der das ſo häufig gebraucht. — Guten Abend, Herr Baron,“ ſagte ſie zu dem Intendanten, während ſie ihm ihre kleine Hand reichte. „Und nun,“ ſprach ſie raſch zu Herrn von Marlott, „was wünſcht meine Schweſter?“

Jeden Andern hätte die auffallend kalte Art, mit der die Künſtlerin den jungen Mann behandelte, etwas aus der Faſſung gebracht. Bei Arthur war dies aber durchaus nicht der Fall. Er lächelte außerordentlich ſelbſtgefällig, ſchlug ſeine Sporen klirrend zuſammen und präſentirte ſein Bouquet, nachdem er vorher mit demſelben auf der Bruſt ſalutirt hatte, wobei er ſagte: „Zuerſt erlaube ich mir, als außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter mein Creditiv zu überreichen.“

„Schickt es mir Françoiſe?“ fragte die Tänzerin, indem ſie die Blumen aus der Hand des jungen Mannes nahm und gegen ihr Geſicht erhob.

„Bei Gott, nein,“ gab dieſer zur Antwort, „unſere theuere Gräfin ſchien mir heute Abend nicht in der Laune zu ſein, Blumen, die doch gewöhnlich ein Sinnbild der Freude ſind, durch ihren Geſandten überreichen zu laſſen. Das Bouquet kommt von Ihrem ganz gehorſamen Diener.“

„Und meine Schwester?“ fragte Rosa, nachdem sie das Bouquet mit einer leichten Handbewegung auf den kleinen Tisch hatte fallen lassen. „Was sollen Sie mir von Françoise sagen?“

„Parbleu, schöne Cousine,“ sprach der Offizier erstaunt, „Sie haben sich heute Abend schon so sehr in Ihre Rolle hineingelebt — ganz Favoritsultanin, ganz unbeschränkte Herrscherin. Es sind seltene Blumen, die ich Ihnen gebracht, Veilchen, die Sie so sehr lieben, und die in der jetzigen Jahreszeit nicht leicht zu bekommen sind — doch beuge ich mich vor Eurer Hoheit,“ setzte er lachend hinzu, indem er sich tief verneigte und seine Arme über der Brust kreuzte. „Ich denke, auf Regen folgt Sonnenschein.

„Und nun?“ fragte Rosa ungeduldig, während ein eigenthümlicher Blitz aus ihren Augen fuhr.

„Die Frau Gräfin Françoise,“ sprach Arthur mit komischem Ernste, „wünschen Fräulein Rosa heute Abend nach dem Theater bei sich zum Thee zu besitzen. Es wird niemand da sein, als der unterthänige Sklave, der vor Ihnen steht, wenn Sie demselben nämlich ein ganz kleines Plätzchen in Ihrem Wagen gönnen wollen.“

„Ich bin nach dem Theater müde und will keine Toilette machen.“

„Wozu das auch, schöne Cousine?“

„Wenn Fremde da sind.“

„Gehöre ich denn zu den Fremden?“

Die Tänzerin preßte einen Augenblick ihre Lippen auf einander und unter ihren herabgesenkten langen Wimpern sah man ihre Augen aufleuchten, dann sagte sie: „Zuweilen — ja. Und so heute Abend.“

„Sehen Sie, Baron," wandte sich der Offizier lachend an den Intendanten, „so geht es uns armen jungen Leuten. Will man still und ordentlich sein, will man seine Stunden angenehm und behaglich im Familienkreise zubringen, so wird man verstoßen! — Mein Schicksal komme über Ihr Haupt, Grausame," fuhr er nach einer Pause in komischem Pathos fort; „so muß ich denn sehen, wo ich heute Abend bleibe."

Die Augenbrauen des jungen Mädchens hatten sich finster zusammengezogen und sie ließ ihm widerstrebend ihre Hand, die er ergriff, um sie langsam und feierlich an seine Lippen zu führen, und dann seinen krausen blonden Bart bedächtig darauf zu drücken.

Sie zuckte leicht zusammen, um gleich darauf ihre Finger rasch wegzuziehen. „Possen!" sagte sie finster, und trat dann rasch zu dem Intendanten hin, der ihr das Papier überreichte, auf das er vorhin einige Worte geschrieben.

„Wir müssen das Repertoir ändern," sagte er, nachdem sie gelesen, „und wenn Sie so freundlich sein wollten, die Woche noch zwei Mal zu tanzen, so würden Sie mir einen rechten Gefallen erzeigen.

Die Tänzerin schaute, ohne eine Antwort zu geben, über das Papier hinweg, denn sie bemerkte, wie die Thüre auf dem Corridor langsam geöffnet wurde und sich draußen eine ärmlich gekleidete Frauensperson zeigte, die aber die Thüre rasch wieder zudrückte, als sie im Zimmer die glänzende Dame und die beiden Herren erblickte. Rosa trat rasch einen Schritt vor, doch erschien im nächsten Augenblick der Theaterdiener mit einem Brief in der Hand.

„Es wurde mir dies," sagte der Mann schüchtern, „für eine der Ankleiderinnen, Jungfer Rosa gegeben, ich wußte in

der Garderobe keine dieses Namens.“ Er sah fragend den Intendanten an, welcher mit den Achseln zuckte.

„Es ist für mein Mädchen,“ sprach die Tänzerin in so bestimmtem Tone, daß ihr der Theaterdiener mit einer Verbeugung das Billet augenblicklich übergab. Rosa nahm es in sichtbarer Bewegung, welche aber den beiden Herren entging, da sich Arthur in diesem Augenblick dem Intendanten näherte, um ihn zu fragen, wo er nach dem Theater seinen Abend zubringen würde, während das junge Mädchen rasch in ihre Garderobe ging, dort das Papier hastig aufriß, und seinen Inhalt, der in wenigen Linien bestand, überflog, wobei sich ihre Züge sichtlich erheiterten. Dann sagte sie leise zu ihrer Kammerfrau: „Nimm diesen Brief so in die Hand, daß man ihn draußen sieht, als hättest du ihn selbst gelesen, und sage dem Theaterdiener es sei recht, du würdest morgen kommen.“

Die Kammerfrau that, wie ihr befohlen, und als sie im nächsten Augenblick wieder zurückkehrte und das Papier ihrer Herrin wieder gab, trat diese in den kleinen Salon hinaus, sich mit einer Bitte um Entschuldigung an den Intendanten wendend.

„Verzeihen Sie mir, Herr Baron,“ sagte sie mit ihrer gewinnenden Stimme, „ich habe mir überlegt, was ich Ihnen übermorgen im Zwischenakte tanzen könnte. Was meinen Sie zu einer Madrilena? Es braucht ja nicht lang zu sein, dann könnten wir Freitag, wenn es Ihnen so gefällt, die Satanella haben.“

„Ich bin entzückt über Ihre Bereitwilligkeit,“ versetzte erfreut der Intendant. „Sie helfen mir aus einer wahren Verlegenheit. Zählen Sie bei Gegendiensten ganz auf mich.“

„Ja, ja," warf Arthur dazwiſchen, „gefällig iſt ſie wohl für alle Welt, nur nicht für mich, ſagt jener arme Page, der von der Königin noch nicht zum Thee eingeladen wurde. Nun, wie ſchon bemerkt, ſchöne Couſine, Sie haben mich auf dem Gewiſſen."

„Alſo ich ändere ſo das Repertoir?" fragte der Intendant.

„Gewiß, ich ſtehe mit größtem Vergnügen zu Dienſten."

„Nun denn bis nach dem nächſten Akte. Ich werde Ihnen nachher von oben herab ein ſehr freundliches Wort mitzutheilen haben."

Der Intendant reichte ſeiner erſten Tänzerin die Hand, und verließ das Zimmer.

Der junge Offizier hatte ſich ebenfalls der Thüre genähert. Dort legte er die rechte Hand auf den Drücker des Schloſſes und ſagte in nachläſſigem Tone: „Schöne Sultanin, werden Sie mein Bouquet dort auf dem Tiſche liegen laſſen, oder wird es Ihre Kammerfrau, die Roſa heißt, ohne viel Umſtände in einen Ihrer Körbe packen?"

„Und dann?" fragte die Tänzerin mit einem ſcharfen Tone, wobei ſie unmuthig den Kopf empor warf.

„Dann wäre es ſchade für meine ſchönen Veilchen, und ich wüßte eine beſſere Verwendung dafür."

Ihre Bruſt wurde durch einen tiefen Athemzug geſchwellt, dann hob ſie ihre Oberlippe etwas ſpöttiſch empor, während ſich ihre Wimpern ſo tief herabſenkten, daß man kaum noch etwas vom Glanze ihres dunkeln Auges ſah, als ſie ſagte: „Dort auf dem Tiſche liegen die Blumen, ich habe ſie nicht verlangt."

Herr von Marlott zuckte leicht mit den Achſeln, doch wandte er ſich um und ſchritt langſam dem Tiſchchen zu, auf

dem das Veilchenbouquet lag. — „Gut," meinte er lächelnd, „es ist wenigstens ein Glück, daß es noch dankbare Gemüther in der Welt gibt, und nicht schwer zu finden."

Die Tänzerin schaute seinen Bewegungen zu, wie er sich langsam dem Tische näherte, und wie er die Hand hob, um die Blumen zu ergreifen, und während dessen that sie einen tiefen Athemzug um den andern; man hätte den Atlaß ihres türkischen Leibchens können krachen hören. Sie öffnete ihre Augen weit und wieder leuchtete ein heller Blitz in denselben, ein eigenthümliches Feuer, etwas wild Leidenschaftliches. Dabei hatte sie ihren Mund wie unter einem leichten Lächeln geöffnet, so daß man ihre weißen Zähne sah, aber es war kein angenehmes Lächeln, es war etwas Starres, Gezwungenes darin, man hätte erwarten können, diese feinen Lippen würden sich im nächsten Augenblicke zu einem heftigen Worte öffnen oder sich stumm und finster verschließen.

„Halt!" rief sie plötzlich, ehe noch seine Finger das Bouquet berührt hatten, „es ist einmal da, es gehört mein, und ich allein habe das Recht, es zu verschenken, wenn ich will."

Als sie so in heftigem Tone gesprochen, blickte sie vor sich nieder auf den Boden.

Der junge Offizier zeigte trotz seines gewöhnlichen Gleichmuthes in diesem Augenblicke doch eine Miene des Erstaunens, fast des Aergers, doch machte er eine so tiefe Verbeugung, daß die Ironie derselben unverkennbar war, und schritt wieder der Thüre zu, während er vor sich hin murmelte: „Es sind wohl noch Veilchen zu finden."

Sie wandte langsam den Kopf nach ihm hin und ihr Auge hatte gänzlich den harten Ausdruck von vorhin verloren; es blickte weich und milde, obgleich im Gegensatze zu

dieſem Blick ihre rechte Hand die Schärpe ergriffen hatte, welche um ihre Hüften herabhing, und ſie heftig zerknitterte.

„Arthur,“ ſagte ſie mit leiſer Stimme, „da Sie heute Abend ſo folgſam ſind —“

„Das bin ich Ihnen gegenüber leider viel zu viel,“ entgegnete er lachend.

„So will ich Sie nach dem Theater mit zu meiner Schweſter nehmen, wenn —“

„Ich nichts Intereſſanteres vorhabe,“ fiel er ihr mit ſeinem gewöhnlichen Leichtſinn in die Rede.

Sie warf mit einer trotzigen Miene den Kopf in die Höhe und ſagte, als hätte ſie ſeine Bemerkung vollkommen überhört: „Wenn Sie nach der Vorſtellung unten auf mich warten wollen; hieher dürfen Sie heute nicht mehr kommen.“

„So ſei es, hohe Sultanin,“ erwiderte er, indem er raſch und vergnügt vor ſie hintrat, „Ihr Sklave wird da unten warten — dieſen Handkuß zum Pfande, daß ich dich wiederſehe, ſagt Schiller in der Schweizer-Familie.“

Er hüpfte davon, und als ſich die Thüre hinter ihm geſchloſſen, blickte ſie ihm einige Sekunden nach, wobei ihr Auge einen heißen, leidenſchaftlichen Ausdruck annahm. Sie drückte ihre Linke auf die Bruſt, dann aber wehrte ſie mit beiden Händen wie etwas Schreckliches von ſich ab und rief: „Nie, nie! Es wäre das unerträglich!“

Siebzehntes Kapitel.

Vor der Oper.

Während in der Garderobe der ersten Tänzerin im Zwischenakt der Oper das vorging, was wir so eben zu schildern versucht, hatte sich auch die Bühne draußen, sobald nach dem ersten Akte der Portalvorhang gefallen war, mit all den Leuten gefüllt, welche bisher ruhig oder auch leise plaudernd zwischen den Coulissen gestanden. Die Zimmerleute stellten das Theater für den nächsten Akt, der Hintergrund des großherrlichen Palastes rutschte herab; es stellte eine offene Halle dar, durch welche hinaus von weiter rückwärts man in reizende Gärten schaute, wo die Theaterzimmerleute einen Springbrunnen festschraubten, welcher bald darauf einen wirklichen Strahl in die Höhe senden sollte. Schwarze Sklaven trugen dicke Polster herbei, welche zum Thronsitz des großen Sultans zusammengelegt wurden. Seine Pagen, seine Waffen- und Pfeifenträger, sein Janitscharen-Aga, die wilden Mameluken und sonstigen kriegerischen Horden mit Schwert und Spieß, ausgesucht schöne Leute in

reichen glänzenden Costümes, die Köpfe mit dichten, trotzigen Bärten versehen, wurden vom Statisten-Anführer, der auch Schlachtenlenker genannt wird, neben und hinter dem Throne gruppirt, und dieser, ein zartes, hustendes Männlein, zeigte den wilden Kriegerhorden, welche kecke und herausfordernde Haltung sie anzunehmen hätten, um gewaltig imponirend und schützend den Sultan zu umgeben, mit ihren kriegerischen Leibern eine lebendige Mauer in Waffen bildend. Dabei nahm es sich komisch aus, wenn der kleine Mann zuweilen einen riesenhaften Spieß ergriff, um einem der himmellangen Janitscharen zu zeigen, wie man ihn wirkungsvoll halten müsse, oder wenn er einem derben Mameluken den Kopf in die Höhe hob, damit er grimmig und herausfordernd ausschaue.

Der Tänzerinnen leicht geschürztes Corps flutete von allen Seiten durch die nun aufgestellten Galerien, Thorbogen und Palmengruppen herein, und dem Balletmeister gelang es nur mit Mühe, sich einen kleinen Platz auf der Bühne zu erobern, um etwas, was in der letzten Probe nicht besonders gut gegangen war, nochmals durchzumachen. Natürlich befahl er jetzt mit heller Stimme, und wenn er zum Takte des Tanzes zuweilen seinen Stock aufstieß, so geschah dies mit der größten Discretion, denn von dem Treiben auf der Bühne war das zahlreich versammelte Publikum draußen ja nur durch den dünnen Leinwandvorhang getrennt.

Der Regisseur in seinen Filzschuhen, im warmen Paletot, stand mitten in diesem bunten, schillernden, verwirrenden Leben, hier Beifall nickend, dort einen Tadel aussprechend und die unzählig an ihn gerichteten Fragen nicht immer mit großem Gleichmuth beantwortend. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, noch im letzten Augenblicke vor der Schlacht neue

Verhaltungsbefehle zu geben, dieſem zu ſagen, wie er ſeine Waffen tragen ſoll, jenen daran zu erinnern, daß er ſeinen Helm verkehrt aufgeſetzt, einem dritten einen Verweis zu geben, der ſeinen Bart ſchief aufgeklebt, und einem vierten aufs ſtrengſte zu befehlen, das Rückenſtück des Harniſches an ſeinen gehörigen Platz zu bringen, ſtatt es auf den Bauch geſchnallt zu tragen.

Intendant und Capellmeiſter gehen auch unter den Gruppen umher, und während der erſtere als Ober-General, der mit der Haltung ſeiner Truppen wohl zufrieden iſt, ſeiner Primadonna und dem erſten Tenor etwas Schmeichelhaftes ſagt, ſich dann theilnehmend nach den Wünſchen einer jungen Sängerin erkundigt, die ihm ſchüchtern in den Weg tritt, dabei im Vorübergehen einer kleinen vielverſprechenden Tänzerin freundlich zuwinkt, eilt der Capellmeiſter bald hierhin, bald dorthin, ſpendet hier ein: „Vortrefflich gegangen!“ dort ein: „Ganz gut, ganz gut!“ warnt den Chor vor dem Enſemble Nummer vier im nächſten Akt als einer gefährlichen Klippe, wo man ſich ſehr zuſammen nehmen muß, um nicht ſchmählich zu ſcheitern, und tritt ſchließlich zur erſten Sängerin, indem er ihr verſichert, daß ſie ſo friſch bei Stimme ſei, wie nie, daß ſie im erſten Akt außerordentlich gut geſungen habe, daß es im zweiten aber noch brillanter gehen werde und daß ſie am Schluſſe alles unbedingt mit ſich fortreißen müſſe. „Gewiß, meine liebe Frau,“ ſagt er, „morgen eine wunderbare Vorſtellung — heute, wollt' ich ſagen, ſehr gut, ſehr gut! Man findet nirgends eine ſolche Oper, wie bei uns. Sehr gut, ſehr gut! Können wir anfangen, Herr Bärenſtecher?“ wendet er ſich an den Inſpicienten.

Doch ſchüttelt dieſer würdige Beamte mit dem Kopfe,

„Herr Baron, man ſpendet nur denen Abſchiedsgrüße, die man verläßt.“

„Zum Teufel!“ entgegnete lachend der Attaché, „wie meint Ihr das, Amadäus?“

„Nun,“ entgegnete dieſer, „was Sie Geſpenſter zu nennen belieben, befindet ſich überall, nicht blos hier auf dem Schloſſe. — Verzeihen Sie, Herr Baron, das iſt Ihr Wagen da unten, die grüne Kaleſche mit der Chiffre A und der Krone?“

Der Blick des Alten war ſeltſam ſtarr.

„Allerdings und was ſoll das?“

„Sie kauften ſie,“ fuhr Amadäus fort, „von einem Huſaren-Offizier?“

„Ganz richtig, in Wien!“

„Der bald darauf im Duell erſchoſſen wurde, ich ſehe das deutlich.“

„Aber wo ſehen ſie etwas?“ ſagte ernſt werdend der Diplomat.

„In der rechten Ecke Ihrer Kaleſche ſitzt er ſehr bleich, die Uniform hellblau mit Silber. Nun, ihm wird die friſche Morgenluft gut thun. Sie verzeihen, Herr Baron.“ Damit fuhr der alte Mann mit der Hand über die Augen und machte eine tiefe Verbeugung.

Es hatte ſonſt Niemand dieſe Unterredung gehört, und deßhalb konnte auch Niemand vermuthen, weßhalb der junge Diplomat ſeinen Wagen leer vorausfahren ließ und ſich mit einem Platze auf dem Jagdwagen des jüngeren Offiziers begnügte.

Jetzt waren ſämmtliche Gäſte abgereiſt, der Graf reichte dem alten Diener beide Hände, ſah ihm einen Augenblick liebevoll und feſt in's Geſicht und ſagte: „lebe wohl, Amadäus, wir ſehen uns bald wieder! — Beſorge das Schloß, fahr' zuweilen nach der Reſidenz und ſieh' auch da nach der Wohnung, ſowie

zieht ſeine Uhr hervor und ſagt: „Der Zwiſchenakt wird wohl noch zehn Minuten dauern, da mehrere vom Chor noch nicht umgezogen ſind und der Benzenberger in der Garderobe noch mit Schminken beſchäftigt geweſen.“

„Erlauben Sie,“ ſprach eine tiefe Baßſtimme hinter den Beiden, „Benzenberger läßt nie auf ſich warten. Da bin ich und ſtelle immer meinen Mann.“

Der Inſpicient greift wie zur Entſchuldigung leicht an ſeine Mütze, und der Capellmeiſter, der ſich raſch herumwendet, ſagt zu dem Herrn Benzenberger: „Nicht wahr, mein lieber Herr Bärenſtecher —“

„Benzenberger, Herr Capellmeiſter,“ meint der Künſtler mit der Baßſtimme.

„Ja wohl, gleichviel, Herr Benzenberger, thun Sie mir nur den Gefallen, in dem Enſemble Nummer zwei — Sie wiſſen wohl: Ha! wer wagt es, ſo vor meinem Blicke zu erſcheinen? um Gottes willen nicht ſo zu eilen, damit der Chor nachkommen kann.“

„Gewiß, Herr Capellmeiſter, ich werde das, trotz der Wuth, welche die Situation bedingt, gelaſſen und majeſtätiſch ſingen; nicht nur jeder Zoll ein König, wie der ſelige Lear, ſondern jede Linie ein Kaliſe.“

„So iſt es recht,“ verſetzt der Capellmeiſter, indem er darauf im Dunkel eines Palmenwaldes verſchwindet, der zur Damengarderobe führt.

Herr Benzenberger, Kalif Soliman, Gott weiß der wievielſte, ſteht mitten auf der Bühne, eine rieſenhafte Geſtalt, namentlich jetzt, wo er angethan iſt mit den weiten faltigen türkiſchen Gewändern und dem lang herabwallenden Mantel. Sein Coſtume zeigt in den Farben eine große Neigung für bren-

nendes Roth und tiefes Gelb, beſpickt iſt er mit ſo vielen Waffen, wie möglich; ſein Gürtel beherbergt ein paar Dolche von verſchiedenen Formen, einen Yatagan mit ſilberner Scheide, den er von einem Freunde zu dieſer Rolle zu entlehnen pflegt, und ein paar große Piſtolen, deren gekrümmte Hälſe mit Silber beſchlagen ſind. Außerdem ſchaukelt an ſeiner Linken ein mit falſchen Steinen beſetzter Damascener, auf deſſen Griff er gelegentlich die Hand ſtützt, weniger des Stützpunktes wegen, als um vor dem Publikum ſeine zahlreichen Brillantringe in gehörigem Lichte erſcheinen zu laſſen.

Auf die Piſtolenhälſe hat der Regiſſeur lächelnd mit dem Zeigefinger getippt und geſagt: „Lieber Herr Benzenberger, das iſt eigentlich ein Anachronismus, denn zur Zeit der Kreuzfahrer war das Pulver noch nicht erfunden.“

„Bah,“ erwidert der Kalif Soliman mit finſterem Stirnrunzeln, „Sie wiſſen auch wohl nicht ſo genau, wann das Pulver erfunden worden iſt! Ich habe viel darüber geleſen; die arabiſchen Fürſten kannten die Kraft des Pulvers ſchon lange vorher, ehe die Abendländer noch eine Ahnung davon hatten.“

„Aber Kuchenreuter mit Steinſchlöſſern waren damals doch wohl noch nicht Mode,“ erwidert der Regiſſeur, worauf er ſich achſelzuckend entfernt.

Dieſes Achſelzucken wollte anbeuten, daß man nach Umſtänden einem erſten Sänger ſchon etwas zu gut halten müſſe.

Herr Benzenberger legt zur Abwechslung ſeine linke Hand auf die Läufe der fraglichen Piſtole, hebt den Kopf hoch, drückt die Bruſt und intonirt in der erſten Octave C E G C und rückwärts G E C, worauf er bis zum dreigeſtrichenen G abwärts geht. Dabei ſtand er majeſtätiſch auf der Bühne,

in ſeinem leuchtenden Coſtume anzuſehen, wie jener Nordlandskönig im blut'gen Nordlichtſchein.

Doch brach er plötzlich dieſen Ton ab, indem er ziemlich deutlich ausrief: „Bomben und Granaten, wie kann man vergeßlich ſein! Ich wollte ja mit Fräulein Roſa die große Scene geſchwind durchmachen. — Iſt unſere liebenswürdige Tänzerin fertig?“ fragte er den Inſpicienten.

Dieſer nickte mit dem Kopfe.

„So werde ich ſie her bitten müſſen,“ ſagt der große Kaliſe mit ſo lauter Stimme, daß es das ganze Balletchor hören mußte, indem er überzeugt iſt, daß ſogleich ein halbes Dutzend kleiner Tänzerinnen in die Garderobe ſtürzen würden, um Fräulein Roſa von den Wünſchen des Herrn Benzenberger in Kenntniß zu ſetzen, was denn auch ſeiner Berechnung nach augenblicklich geſchieht.

„Ha, und wo iſt denn der junge Debutant, Herr Bander?“ rief er nun, ſich auch an dieſen erinnernd, mit einem Mal aus, wobei er ſich rings umſchaute.

Wo Herr Bander war, — ſein Freund, der Choriſt, Herr Richter wußte es wohl, und man ſah dieſen nach dem Rufe des Kaliſen augenblicklich zwiſchen den Palmenwäldern verſchwinden.

Gegenüber dem Vorzimmer der erſten Tänzerin gelangte man mittels eines kleinen Ganges auf die Bühne, und wenn man ſich am Ende dieſes Ganges zwiſchen die Couliſſenwagen drückte, ſo konnte man, ohne ſelbſt geſehen zu werden, bei geöffneter Thür in jenes Vorzimmer blicken.

Da ſtand Sidi-ben-Aben-Hamet, Herr Bander, freilich mit ſeiner Notenrolle in der Hand, die er aber keines Blickes würdigte, ſondern er ſtarrte in das kleine Zimmer, wo der

junge Offizier ſoeben von der ſchönen Tänzerin Abſchied genommen hatte. Bander hatte wohl bemerkt, wie jener die zierlichen Finger an ſeine Lippen drückte, und ihm war auch der lange Blick nicht entgangen, welchen Roſa dem Davoneilenden nachſandte. O, was hätte er für den tauſendſten Theil eines ſolchen Blickes gegeben! Welche Opfer hätte er gebracht, um der Angebeteten, der Heißgeliebten die Fingerſpitzen küſſen zu dürfen! — Ja, heiße Liebe, Anbetung für die ſchöne Tänzerin, das waren die Gefühle, welche ſein Herz durchſtrömten, das waren die unſichtbaren Mächte, welche ihn, einen jungen Mann voll Phantaſie und Talent, auf die Bühne getrieben. Den Freunden hatte er wohl geſagt, eine unüberwindliche Neigung zum Theater bewege ihn hierzu — mochte er ſich doch ſelbſt den andern und wahren Grund nur in ſtillen Augenblicken geſtehen. Ja, er liebte dieſes ſtolze, ſtrenge, unnahbare Mädchen, er liebte ſie mit aller Kraft ſeiner jugendlichen Seele, und wohl um ſo mehr, je größer die Kluft war, die ihn von ihr trennte. So viele Proben er auch ſchon in ihrer Nähe mitgemacht, hatte er doch noch nie die Veranlaſſung finden können, ein Wort mit ihr zu reden, ſie anzuſprechen, wie es andere Unbefangene ſeiner Collegen thaten; dazu hatte er nicht den Muth, auch mochte er ihr nicht eine ganz gewöhnliche Bemerkung machen, eine alltägliche Frage ſtellen, und wenn er ſich dagegen, wie er häufig gethan, feſt vorgenommen hatte, den Verſuch zu wagen, mit ihr in ein Geſpräch zu kommen, ſo konnte er doch das rechte Wort nicht finden, wenn er in ihrer Nähe war. Da blickte ſie ſo ſtolz, ſo vornehm und doch wieder ſo unbefangen über ihre ganze Umgebung, für ein freundliches Wort, für ein Compliment wohl mit einem Lächeln dankend, aber mit

einem Lächeln, das wieder jede weitere Bemerkung von selbst abschnitt.

Und trotzdem, daß, je häufiger er in ihre Nähe kam, um so schmerzlicher das tiefe Weh einer hoffnungslosen Liebe mit nicht zu beschreibenden Qualen in seinem Herzen wühlte, konnte er es doch nicht lassen, immer gerade da zu sein, wo Rosa auftrat oder abging.

Da stand er mit starren, brennenden Blicken in der Coulisse, die richtige hatte er sich bei der Probe genau gemerkt, und wußte sich so aufzustellen, daß der schönen Tänzerin gerade so viel Platz blieb, um bei ihm vorüber zu kommen, wobei es denn nicht anders möglich war, als daß er von ihrem Kleide gestreift wurde, ja, daß zuweilen ihr heißer, süßer Athem sein Gesicht berührte. — Einmal — o des unaussprechlichen Glückes — eilte Rosa nach einem langen, anstrengenden Tanze von der Bühne ab; sie war athemlos, erschöpft und blieb einen Augenblick mit halb geschlossenen Augen in der Coulisse stehen, wobei ihre Hand einen Gegenstand suchte, um sich fest zu halten; da hatte sie dieselbe auf seinen Arm gestützt, da hatte sie ihm lächelnd gesagt: „Erlauben Sie einen Augenblick, es hat mich furchtbar angestrengt!“ und da fühlte er ein paar Sekunden durch sein dünnes Gewand hindurch den heißen Druck ihrer zierlichen Finger.

Diese Glut immer fort fühlend, war er darauf wie mit einem eroberten Schatze in den dunkelsten Winkel der Bühne gegangen, hatte scheu um sich geblickt und dann innig seine Lippen auf die Stelle des Gewandes gedrückt, wo soeben ihre Hand geruht. Ja, er hatte sich das ärmliche baumwollene Kleid unter einem Vorwande von dem Garderobe-Ver-

walter für einige Tage geliehen, um eine kurze glückliche Zeit hindurch etwas in ſeiner Wohnung, in ſeiner Nähe zu haben, was von dem geliebten Mädchen berührt — geheiligt worden war.

Den jungen Offizier, der ſo eben von ihr fortging, der ihre Hand küſſen durfte, dem ſie mit einem langen Blicke nachgeſchaut, kannte er wohl; er hatte ihn ja ſchon oft und mit allen Qualen raſender Eiferſucht in ihrer Nähe geſehen, hatte ſich nach ihm erkundigt und zu einigem Troſt erfahren, daß derſelbe ein Verwandter der Tänzerin ſei, ein ziemlich unbedeutender, fader junger Menſch, deſſen Unterhaltung ihr, dem gebildeten, geiſtreichen Mädchen — dafür war ſie bekannt, unmöglich genügen konnte. Hatte er doch auch ſonſt ſeinem Leben nachgeſpäht und von dieſem und jenem Verhältniſſe erfahren, das er ziemlich offenkundig betrieben, von dem auch Roſa wiſſen mußte, und das nicht dazu gemacht war, bei ihr, dem als ſtreng bekannten Mädchen, Sympathieen für den jungen, leichtſinnigen Offizier zu erwecken.

Aber der Blick, mit dem ſie ihm nachgeſchaut? Hatte ſein von Eiferſucht geſchärftes Auge nicht geſehen oder wenigſtens zu ſehen geglaubt, wie ſich der Ausdruck ihres Geſichtes verändert, wie ſie ſich vorn übergebeugt, nach ihm hinſtrebend, als wolle ſie ihn, der, ein luſtiges Lied auf den Lippen, davontänzelte, zurückrufen, noch für einige Augenblicke in ihrer Nähe behalten? Hatten ſich nicht ihre Lippen geöffnet und ihre Bruſt gehoben, von einem langen und tiefen Athemzuge geſchwellt?

Er biß die Zähne in ſeine Lippen, denn es drückte ihm krampfhaft das Herz zuſammen; doch gleich darauf löſ'te er gewaltſam die Kette glühender, entſetzlicher Gedanken, die

ſeine Seele zu umſchlingen drohten, und zwang ſie, anderen, freundlicheren und verſöhnlicheren Bildern Platz zu machen. War das, was er von eigenthümlichen Blicken an dem geliebten Mädchen bemerkt, nicht wieder ein Spiel ſeiner lebhaften Phantaſie geweſen? Hatte ſie nicht dem jungen Offizier nachgeſchaut, wie man gewöhnlich jemand nachblickt, der ſich entfernt, und lag nicht viel eher ein Ausdruck der Langenweile auf ihrem Geſichte, als der Spannung? Gewiß, es mußte ſo ſein, denn er, Bander, hatte ſchon ſo viel von der Unterhaltungskunſt des Offiziers gelegentlich erfahren, um zu wiſſen, daß dieſelbe für ſie nicht genügen konnte.

Eine bekannte Stimme ſtörte ihn in ſeinen Betrachtungen.

„He, Sidi-ben-Aben-Hamet!“ rief der Choriſt Richter, nachdem er vorſichtig um die Waldcouliſſe herumgeſchaut, hinter welcher Bander ſtand. „So, da ſteckſt du, während der edle Kalif ſeine Naſenlöcher gewaltig aufbläht und nach dir, einem ſeiner niedrigſten Sklaven lebhaft verlangt? Komm aus deinem Lugwinkel heraus auf die Bühne. Herr Benzenberger wünſcht, ſo viel ich gemerkt habe, in aller Geſchwindigkeit mit dir noch eine kleine Vorprobe zu halten, was dir im Grunde gar nicht ſchaden kann.“

Der junge Sänger fühlte, wie ſein Herz in dieſem Augenblicke raſcher ſchlug. Die Thür zu der bewußten Garderobe wurde nämlich in dieſem Augenblicke geöffnet und Roſa trat heraus, die kleinen, jüngeren und älteren Colleginnen des Ballets, welche ſich dort verſammelt hatten, freundlich begrüßend. Dann ſchritt ſie mit erhobenem Haupt auf die Bühne.

Der gewaltige Kalif trat ihr raſch ein paar Schritte entgegen und neigte ſich tief vor ihr, indem er ſagte: „A[illegible]

große Sultan beugt ſich demüthig vor ſeiner Sklavin. Sie ſehen das Morgenland zu Ihren Füßen, wie Sie vom Abendlande längſt gewohnt ſind."

„Das wollten Sie mir ſagen?" fragte die Tänzerin lächelnd; „deßhalb ließen Sie mich aus der Garderobe rufen?"

Der Kalif trat einen Schritt zurück, legte die Hand mit den vielen Ringen wieder auf den Griff ſeines Säbels und ſprach in tiefſtem Tone: „Beim Propheten, ohne wichtigeren Grund, als um ein ſchon oft gehörtes Compliment bei Ihnen vorzubringen, würde ich es wahrhaftig nicht gewagt haben, die Ruhe Ihres Boudoirs zu ſtören. Mahomed ſei mein Zeuge, gewiß nicht! — Hier handelt es ſich aber darum, ſchönſte aller Roſen, unſere große Scene in aller Geſchwindigkeit noch einmal durchzuprobiren." Er trat einen Schritt näher und fuhr in vertraulichem Tone fort: „Es iſt mir wegen Sidi-ben-Aben-Hamet, des jungen Debutanten, eines ſehr gebildeten, anſtändigen Menſchen von guter Familie. Bis jetzt iſt er nur das Zwielicht während der Proben gewohnt, und wenn nun mit einem Mal die Helle der Gasflammen auf ihn einwirkt, während obendrein vor ſeinen Augen — Sultan Soliman neigte ſich abermals tief vor ſeiner Sklavin — plötzlich eine ſolche Sonne aufſteigt, da könnte ihm ſchwindlig werden und er unſere ganze große Scene verderben. Wir haben noch ein paar Minuten, nicht wahr, Herr Bärenſtecher?"

„Leider, leider," gab der Inſpicient mürriſch zur Antwort, „das türkiſche Coſtume zwingt uns zu unerträglich langen Zwiſchenakten."

„Recht gern," ſagte die Tänzerin und fragte dann freundlich: „Wo iſt denn Ihr Sidi-ben-Aben-Hamet?"

Der Kalif Benzenberger ſetzte den rechten Fuß vor den linken, dehnte ſeine gewaltige Bruſt aus und indem er mit majeſtätiſchem Blicke um ſich ſchaute, machte er mit der rechten Hand jene horizontale Bewegung, welche im Morgenlande zu den guten alten Zeiten ein pantomimiſcher Befehl zum Kopfabſchlagen war. Hier aber bezweckte ſie, den jungen Debutanten herbeizurufen, der denn ſogleich in der Geſtalt unſeres Freundes Karl Vander mit einer Verbeugung gegen die Tänzerin vortrat.

„Ah, wir haben uns ſchon öfters geſehen," ſagte dieſe mit ihrer gewinnenden, ſo ſehr zu Herzen gehenden Stimme. „Sie werden heute in einer Solopartie debutiren?"

„Ich habe nur wenige Takte zu ſingen," gab Sidi-ben-Aben-Hamet zur Antwort, und ſo feſt er ſich auch vorgenommen hatte, ihr frei ins Auge zu ſchauen, ſo konnte er doch dieſen hellen und glänzenden Blick nicht lange ertragen, und indem er ſich an den Baſſiſten wandte, ſagte er: „So klein meine Rolle iſt, ſo ſchwer erſcheint ſie mir, weßhalb ich für eine Probe ſehr dankbar wäre."

„Nun denn," ſprach Roſa. — „Herr Capellmeiſter," rief ſie dieſem zu, „geben Sie das Tempo an, wir wollen die dritte Scene probiren, ich bin hinter dem Vorhang und warte, bis Herr —"

„Herr Vander," ſagte der Sultan.

„Bis Herr Vander geſungen hat: zu melden dem Kaliſen; dann fällt die Muſik in der Ferne rauſchend ein, die beiden Schwarzen öffnen den Vorhang und ich trete auf. Wenn es alſo gefällig iſt, meine Herren, ſo machen wir das geſchwind." — Sie wandte ſich auf ihre graziöſe Art um

und trat mit ſo leichten, elaſtiſchen Schritten hinter den Vorhang, daß ihr alle voll Bewunderung nachſchauten.

Bander fühlte ſeine Kehle ſo zuſammen geſchnüret, daß er ſich nur durch ein leichtes Huſten etwas Luft verſchaffen zu können glaubte.

„Pah, mein guter Kerl,“ flüſterte ihm Richter zu, „laß dich das nicht ſo ſehr angreifen, nimm dein Herz in beide Hände und ſinge deinen Part halb ſo gut wie heute Morgen, ſo werden wir Ehre mit dir einlegen.“

„Hier ſitze ich,“ ſagte Herr Benzenberger, nachdem er ſich, von zwei Schwarzen unterſtützt, würdevoll auf ſeine ſchwellenden Polſter niedergelaſſen.

„Wünſcheſt du, daß die Ulemas mit herauskommen?“ fragte der Choriſt Richter und winkte ſchon ein paar der Collegen, die auch bereitwillig aus der Couliſſe heraustraten.

„Es kann nicht ſchaden,“ meinte der Kalif, „wenn wir die Situation ſo richtig wie möglich machen. Alſo — —“

„Tudum — dudumdum,“ ſang der Capellmeiſter, worauf er taktirte: „Eins — zwei — drei —“

Bei vier fiel Soliman ein und intonirte: „Man laſſe ſie, man laſſe ſie — vor uns erſcheinen!“

Herr Richter mit dem langen hageren Choriſten waren ſo freundlich, die jetzt folgende einleitende Muſik mit halber Stimme zu murmeln, während welcher der Chor der Ulemas mit über der Bruſt gekreuzten Armen langſam und demüthig vorging. Sidi-ben-Aben-Hamet ſchritt voraus.

Der Kalif hatte den rechten Arm in die Seite geſtemmt und ließ unter der buſchigen Braue hervor ſein Auge blitzen und funkeln, ſo viel es nur immer möglich war.

nach meiner Schweſter und beſorge ihre Aufträge, als ſeien es die meinigen.“

Stumm verneigte ſich der alte Mann, der Graf ſchüttelte ihm nochmals die Hände, dann beſtieg er ſeine Kaleſche, vor welche vier ſtarke elegante Braunen, ſeine eigenen Pferde; geſpannt waren. „Du fährſt den engen Waldweg,“ ſagte er zu dem Kutſcher, „ich möchte den andern Wagen vorkommen.“

Ein Zungenſchlag, dahin flogen die kräftigen Thiere, in wenig Augenblicken war der Wagen zwiſchen den, größtentheils ſchon entlaubten Bäumen verſchwunden. — — Das Schloß lag öde und ſtill. — —

Amadäus blieb noch eine Weile oben auf der Treppe ſtehen, nahm eine ſtarke Priſe, dann gieng er hinauf, zog ſtatt des ſchwarzen Frackes einen Ueberrock an und ſchritt durch ſämmtliche Zimmer des erſten Stockes, wo er überall die Jalouſien eigenhändig verſchloß. Ebenſo machte er es im Corridor, dann im Treppenhaus, und nachdem er ſo überall das Tageslicht ausgeſchloſſen und eine ſtille trübe Dämmerung hergeſtellt, gieng er in ſein Zimmer und ſah nach ſeinen Papieren und Büchern. —

Der Graf in ſeinem Wagen fuhr im ſcharfen Trab durch den engen Waldweg und hatte ſchon die Chauſſée erreicht, ehe noch ſeine Gäſte, welche vor ihm abgefahren, aus den Bergen heraus waren. Eine Stunde oder zwei fuhr er ſo auf der breiten Straße dahin, dann bog der Kutſcher links ab, einem herrſchaftlichen Gute zu, einem einſam ſtehenden hohen Gebäude, an den vier Ecken mit runden Thürmen flankirt, umgeben von tiefen Gräben, welche aber ſtatt des Waſſers mit kleinen Gemüſegärten angefüllt waren. Auf dieſem Schloſſe befand ſich die Schweſter des Grafen, Gräfin Clara, zum Beſuch, und da es immer für einen Dritten peinlich iſt, einer ſolchen Abſchiedsſcene beizuwohnen, und da wir den geneigten Leſer in aller Wahrheit verſichern können, daß nichts da droben zur Sprache kam, das

„Der Mufti uns befohlen hat," ſang Herr Vander mit halber Stimme, doch brachte er die Töne ziemlich ordentlich hervor — „zu melden dem Kalifen —"

Dieſer richtet ſich mit zornigem Ausdruck in die Höhe, doch ſagt er dabei mit freundlicher Miene: „Jetzt ſechs Takte der Janitſcharen-Muſik hinter der Scene, dann kommt Fatime und Ihr ‚Allah' mit dem Ausdruck des Schreckens. Alſo — eins — zwei — drei — vier — fünf —"

Der Vorhang hinten wurde aus einander geriſſen und die Sklavin erſcheint, jetzt nicht mehr die Tänzerin Roſa mit dem ruhigen Geſichtsausdruck, nein, ihr Auge flammte, ihre leicht geöffneten Lippen zeigten ihre zuſammen gebiſſenen weißen Zähne, und in der blitzſchnellen Bewegung, mit der ſie plötzlich zwiſchen dem Kalifen und dem zurückprallenden Chor der Ulemas ſtand, lag etwas erſchreckend Ueberraſchendes, etwas unheimlich Schlangenartiges.

„Allah!" klang es im Tone tiefen Entſetzens aus der Bruſt Sidi-ben-Aben-Hamets, ein Allah, aus dem man deutlich heraushörte: wir ſind verloren!

„Bravo, bravo, junger Freund!" ſagte Herr Benzenberger kopfnickend; „Sie haben das ganz gut gemacht, müſſen aber Fräulein Roſa zum Dank die Hand küſſen, denn ſie mit dem ſchrecklich ſchönen Ausdruck ihres Geſichts hat Ihnen Ihr Allah als wahren Schreckensruf ausgepreßt. Wunderbar," wandte er ſich an die Tänzerin, „Ihr Blick ſchüchtert ſogar mich, den blutdürſtigen Kalifen, ein."

„Das ſoll ja auch ſein," ſprach die Tänzerin, jetzt wieder mild lächelnd, „denn da ich als Stumme keine Worte zu meiner Vertheidigung habe, ſo muß ich meinen Blick zu Hülfe nehmen."

„Und eine mächtige Hülfe, bei Gott!“ verſetzte Sultan Soliman mit einem affectirten Seufzer, „beim Propheten, Sie thun es jedem an, der in Ihre Nähe kommt. Ha, mit welcher Luſt werde ich dieſe verfluchten Kerls, dieſe Ulemas, hängen und ſpießen laſſen! Doch da kommt Herr Bärenfecher, die Sache kann angehen. So nimm, Gerechtigkeit, denn deinen Lauf.“

„Platz auf der Bühne!“ ruft der Inſpicient mit leiſer, aber eindringlicher Stimme. Und wie fortgeweht von einem Zauberſtabe verſchwindet alles nach rechts und links in Gebüſche und Palmenwälder. Die Bühne, ſo eben noch angefüllt mit dem bunteſten Getreibe, liegt nun mit einem Mal öde und leer; ſtatt des ſchimmernden, glänzenden Lebens, das hier eben noch geherrſcht, ſehen wir nun eine einſame Halle, zu der auf beiden Seiten Palmen hereinnicken, im Mondſchein da liegen, und das einzige Geräuſch, das wir vor der Hand hören, iſt das Plätſchern des Springbrunnens, der ſein Waſſer in die Höhe wirft.

Achtzehntes Kapitel.

Sidi-ben-Aben-Hamet's dunkle Stunde.

Vor dem Portal-Vorhange drunten setzt der Soufleur seine Brille auf, nachdem er sie vorher sorgfältig abgewischt; das erste Zeichen mit der Klingel ertönt, alle vom Publikum, welche während des Zwischenaktes aufgestanden waren, lassen sich ziemlich geräuschvoll auf ihre Sitze nieder; dann hören wir das zweite Zeichen, und nachdem der Capellmeister einen Augenblick seine rechte Hand mit dem Taktirstocke, wie Aufmerksamkeit fordernd, ausgestreckt, sinkt Hand und Stock nieder und die einleitende Musik zum zweiten Akt fängt mit einem Pizzicato der Streich-Instrumente an, das Saitenspiel zu einer Serenade darstellend, welche gleich darauf in den mondbeglänzten Hallen der Kalifenburg ertönen wird.

Herr Bander hatte seinen gewöhnlichen Platz hinter den Coulissen eingenommen, das heißt so nahe als möglich bei ihr, und da er nachher mit der Tänzerin zu gleicher Zeit aufzutreten hatte, so war es durchaus nicht auffallend, wenn

er ſich heute unmittelbar in ihrer Nähe hielt. Wie gern hätte er ſie angeſprochen, und ſeine Blicke hingen unausgeſetzt an ihrer ſchlanken Geſtalt, um, wenn ſie zufällig einmal umſchaute, es durch ein raſches Vortreten möglich zu machen, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, und darauf hin ein paar Worte wagen zu können.

Jetzt hatte der Kalif draußen eine große Scene, an deren Schluß er gerade abtrat, wo die Tänzerin und Sidi-ben-Aben-Hamet ſtanden. Kaum hinter den Couliſſen angekommen, legte er ſeinen kaiſerlichen Anſtand und ſeine großherrliche Miene ab, um zu ſeiner reizenden Collegin zu ſagen: „Wenn man in einer Scene vor Ihnen auftritt, ſo iſt das undankbare Publikum noch undankbarer, als gewöhnlich; ich finde es aber auch begreiflich, daß ſich alsdann keine Hand rührt. Sie ſparen das für was Beſſeres auf.“

„Sie ſind undankbarer, als das Publikum,“ gab Roſa lächelnd zur Antwort. „Das nennen Sie keine Hand rühren? Hören Sie doch! Wir armen Tänzerinnen ſind für Ausnahmefälle mit dem Beifall vollkommen zufrieden, den Ihr für gewöhnlich dahinnehmt.“

„O ſchöne Heuchlerin! — Doch Scherz bei Seite!“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich ſage auch nur zu Ihnen ſo etwas, einer Dame, von der ich weiß, wie wenig ihr an dem rauſchenden Beifall von da unten gelegen iſt; aber kalt ſind ſie ſchon, die da draußen. Es iſt gut, wenn ſie ſich bei Ihrem Anblick etwas erwärmen. Ah, edler Sidi,“ wandte er ſich an Herrn Vander, der ſich ſchüchtern am Ende der Couliſſe hielt. „Sie thun recht daran, ſich hier in dieſer gefährlichen Nähe zu halten; man muß ſich an alles gewöhnen, damit ein armes Herz, das doch vergebens ſchmach-

tet, von dem ſüßen Gift aus dieſen Augen nicht zerſtört wird."

„Sie ſind wahrhaft unverbeſſerlich," ſagte die Tänzerin, indem ſie lächelnd ſich umblickte, und während der Kalif nach den oben geſprochenen Worten ſtolz und mit majeſtätiſchem Stirnrunzeln durch die zurückweichenden Reihen der Gartenwachen, Janitſcharen, Ulemas und Verſchnittenen aller Art dahinſchritt, ſagte ſie zu Herrn Bander: „Sie werden finden, es iſt hier eine ganz eigenthümliche Sprache, die man ſich, um ſie zu verſtehen, zuerſt ins Genießbare überſetzen muß."

Dies war der Augenblick, wo Sidi-ben-Aben-Hamet es wagen konnte, vorzutreten.

„Und dies iſt ſehr begreiflich, mein Fräulein," ſagte er, „herrſchen doch hier dieſelben Gefühle und Leidenſchaften, wie in der anderen Welt, nur zuweilen vielleicht etwas ſchärfer ausgeprägt, und deßhalb iſt die Sprache hier auch wohl bilderreicher — phantaſtiſcher, wenn auch dieſe Phantaſie nicht immer am rechten Orte angewandt wird."

Sie blickte ihn erſtaunt an, und ein leichtes Wohlwollen überflog ihr Geſicht. Sie war es ſo wenig gewohnt, aus den Kreiſen, denen auch Herr Bander angehörte, ein außergewöhnliches Wort in ſo ruhigem, ja, edlem Tone ausſprechen zu hören, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, den jungen Mann aufmerkſam zu betrachten und das Geſpräch fortzuſetzen, indem ſie ſagte: „Ich möchte Ihnen widerſprechen, daß hier dieſelben Gefühle und Leidenſchaften, wie in der andern Welt herrſchen; hier tauchen welche auf, von denen man jenſeits dieſer Mauern gar keinen Begriff hat."

„Andere Leidenſchaften wohl nicht," gab Herr Bander in ruhigem Tone zur Antwort, „aber, wie ich mir vorhin

erlaubte zu bemerken, Leidenſchaften leidenſchaftlicher aufgefaßt und wiedergegeben."

„Ein Unterſchied, der mir nicht ganz klar iſt."

„Den man ſich vielleicht erklärlich machen kann, wenn man zugeben will, daß alles, was uns hier umgibt, ſo viel Schatten und ſo viel Licht, ſo viel Pracht und Herrlichkeit, welche von Muſik, Talent und Schönheit getragen, in unmittelbarer Nähe auf ein empfängliches Gemüth gewaltig einwirkt und das Herz leidenſchaftlicher fühlen läßt."

„Ein gefährliches Gefühl," erwiderte nachdenkend die Tänzerin, „wenn es hervorgerufen iſt durch dieſe blendende, aber ſo falſche Theaterwelt. Denken Sie, nach einem ſo ſchillernden, brillanten Abendleben, wie Sie es eben geſchildert, an die Nüchternheit des andern Morgens. Wir müßten uns ja alle wie Geſpenſter vorkommen, die beim erſten Hahnenſchrei unſichtbar werden, wenn wir ja nur etwas von der Welt auf dieſen Brettern für die wahre Welt halten wollten."

„Ich gebe zu, daß beim Licht des Tages manches abgebleicht, fahl erſcheinen würde, das heute Abend ſchimmernd und friſch vor uns ſteht. Aber," ſetzte er mit einem flammenden Blicke auf das ſchöne Mädchen hinzu, „iſt denn hier alles Schein und Trug, gibt es hier nicht auch ein Leben, das ſich im natürlichen Kleide ohne Flitter und Gold, ohne Schminke viel herrlicher zeigt, wenn es all den falſchen Glanz abgeſtreift hat? Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, Sie haben dort vor Ihrer Bruſt eine einzige, ächte, eben erſt aufgeblühte Roſenknospe, die ſich ſchüchtern verſteckt zwiſchen den goldburchwirkten Bändern. Würde ſie ſich weniger ſchön ausnehmen, wenn ſie morgen früh an einem einfachen weißen Kleide ſichtbar wäre?"

„Wenn auch ein klein wenig Wahrheit in Ihren Worten liegt," versetzte Rosa, die anfing, sich für den Sprecher zu interessiren, „so gehen Sie doch von einem falschen Fundamente aus, und was Sie als Regel geltend machen wollen, sind allenfalls spärliche Ausnahmen."

„Ja, Ausnahmen sind es," rief er enthusiastisch aus. „Bei Gott, darin haben Sie Recht! Und hier bei diesem Theater vielleicht nicht einmal Ausnahmen, sondern nur Eine Ausnahme — Sie, mein Fräulein!"

Rosa hatte den Arm auf ein hervorstehendes Palmblatt gelegt und den Kopf unendlich anmuthig an denselben zurückgelehnt. Dann sagte sie lächelnd in freundlichem Tone: „Ich wäre wahrhaftig geneigt gewesen, Sie den ersten Worten nach auch für eine Ausnahme von der hiesigen Regel zu halten, aber nun fallen auch Sie auf einmal in den alten bekannten Ton zurück. Das müssen Sie vermeiden, wenn wir künftig zusammen plaudern sollen."

In seinem Auge flammte es auf, er richtete sich empor und indem er die Hand auf sein Herz legte, gab er zur Antwort: „Ich bin vom Stamme der Ulemas, mein Fräulein, denen etwas prophetische Gabe zugeschrieben wird. Wenn ich nur gewußt hätte, daß Sie mir auf meine, wenngleich wahre, doch etwas triviale Bemerkung die Antwort geben würden, ja, wenn ich diese Antwort heiß gewünscht hätte —"

„Und was würden Sie dadurch gewinnen?" fragte die Tänzerin nicht ohne Theilnahme in Blick und Stimme.

„Die entfernte, mich beglückende Hoffnung, vielleicht später noch einmal mit Ihnen reden zu dürfen," sagte der Ulema, indem er sich verneigte, leise, aber doch verständlich.

In diesem Augenblicke segelte Herr Bärenstecher um die

Ecke des Palmenwaldes herum, ſein Buch in der Hand und ſprach mit ſeiner näſelnden Stimme: „Ihre Scene wird ſogleich kommen, Fräulein Roſa. — Sie, Herr Bander, kommen zwiſchen der dritten und vierten Couliſſe heraus, die Anderen ſind ſchon auf ihren Poſten. Sie thäten auch gut daran, junger Mann," ſetzte er murmelnd hinzu, „ſich nicht all zu ſehr zu zerſtreuen. Gott der Gerechte, wie iſt die Welt geworden! Wenn man früher zum erſten Mal auftrat, ſo wartete man zitternd vor Aufregung hinter der Couliſſe, bis ſeine Scene kam, ließ die Naſe nicht aus dem Notenblatt. Es wäre einem ſolchen Dilettanten gar nicht eingefallen, ſeine Zeit mit der erſten Tänzerin zu verplaudern."

Roſa hörte von dieſen Worten nichts mehr; ſie war mit einer freundlichen Neigung des Kopfes nach dem Hintergrunde gegangen. Bei Herrn Bander aber riefen ſie eine peinliche Stimmung hervor; er war durch das unverhofft gekommene Glück, mit dem angebeteten Mädchen reden zu dürfen, ſo völlig der Wirklichkeit entrückt worden, daß er, wie aus einem ſüßen Traume auf barſche Art wach gerüttelt, nun ſehr unſanft auf den Boden der Wirklichkeit zurückfiel. Ihn überfiel ein leichtes Fröſteln, denn im erſten Augenblicke wußte er ſo wenig mehr von ſeiner Rolle, daß er ſich kaum noch erinnerte, es gebe überhaupt einen Sidi-ben-Aben-Hamet auf der Welt.

„Nun, alter Ulema," rief Herr Richter lachend unter einem Palmenblatt hervor, „ſind wir zum Dienſt der Muſen gerichtet, nachdem wir vorher mit der gefährlichſten Sklavin des Großherrn Worte gewechſelt? Guter Knabe, nimm dich in Acht. Wenn es kalte, herzloſe Sirenen gibt, die den Sinn bethören und das Herz ermatten laſſen, ſo iſt es dieſe, trotz-

dem ſie nicht mit der Stimme wirkt, ſondern nur mit ihren gefährlichen Augen und ihrem unvergleichlichen Körper."

Bander wandte ſich unmuthig ab. Dieſe Worte aus dem Munde des leichtfertigen Collegen verletzten ihn. Wie durfte es jemand wagen, ſo von ihr zu ſprechen? Jede derartige Bemerkung erſchien ihm eine Entweihung, und wenn er ſich ſagen mußte, daß vielleicht die Mehrzahl der Tauſende, die ihrem Auftreten mit Spannung entgegen ſahen, etwas Aehnliches denken würden, ſo ballte er ſeine Hände zuſammen und haßte die ſchauluſtige rohe Menge.

Doch weg mit dieſen Gedanken! Er zog ſeine Rolle aus den Falten des Gewandes und überſchaute ſie noch einmal flüchtig. Sonderbar, ſein Herz ſchlug heftig und den Athem mußte er faſt mit Gewalt in die Bruſt ziehen.

„Sie müſſen ſich an die Spitze des Chores ſtellen," ſagte Herr Bärenſtecher, „wir haben von dem Augenblick an, wo die Janitſcharenmuſik einfällt, noch vierundzwanzig Takte. Geben Sie Acht, junger Mann, es handelt ſich um Ihre Zukunft, doch ſeien Sie nicht verzagt," ſetzte der gutmüthige Beamte hinzu, „geſtern in der Probe und vorhin iſt es ganz gut gegangen. — Alſo vierundzwanzig Takte! Zählen Sie ein bischen mit, Richter!"

„Das verſteht ſich von ſelbſt," gab dieſer zur Antwort, „und beim zwanzigſten Takte werde ich ihm einen Pfuff appliciren. Dann gehſt du los, machſt vier große Schritte gegen Herrn Benzenberger und ſperrſt den Schnabel auf."

Wenn Du, geneigter Leſer, auf der Bühne einen Anfänger herauskommen ſiehſt, der zu melden hat: Gnädiger Herr, ſo eben wurde dieſer Brief für Sie abgegeben, ſo begreifſt Du nicht, wie es möglich iſt, daß dieſer Anfänger bei

der ſo unbedeutenden Sache ſich ſo linkiſch benehmen kann, und daß er ſtatt mit einem decidirten Schritte aufzutreten, nur hereintrippelt, und ſtatt mit ruhiger Miene laut und deutlich zu ſprechen, zuerſt nach Luft ſchnappt, wie ein Fiſch auf trockenem Sand, und dann vielleicht ſagen wird: Gnädiger Brief, dieſer Herr da draußen, oder etwas mehr oder minder Gelungenes. Du würdeſt das natürlicher Weiſe beſſer machen. So lieſ't man wenigſtens aus manchem Achſelzucken und manchem mitleidigen Lächeln aus der Maſſe der Zuſchauer. Glaube mir aber, geneigter Leſer, es iſt für Manchen ein furchtbarer Augenblick, ſo zum erſten Male vor die gewiſſen Lampen treten zu müſſen, die in der Wirklichkeit in einer ſchönen geraden Linie am Proſcenium flammen, für den aber, welcher ſie in dieſem entſcheidenden Augenblicke ſieht, ganz beſondere Schlangenlinien beſchreiben und mit einer erſchreckenden Lebhaftigkeit auf und ab zu hüpfen ſcheinen, hinter ſich das Publikum beleuchtend, Kopf an Kopf, wogende, murmelnde Maſſen, ein wild bewegtes Meer, das ſo gerne geneigt iſt, ein neues Opfer zu verſchlingen.

Für Herrn Bander war dieſer furchtbare Augenblick gekommen, und als er dicht an der Scene, an der Couliſſe ſtehend, hinausſchaute, kam ihm alles ſo ganz anders vor als auf der Probe oder als noch vor wenigen Augenblicken. Jedes der alten bekannten Geſichter von den Sängern und vom Chor ſchien einen andern Ausdruck angenommen zu haben, hatte etwas Fremdartiges, ſchien mit ſtarren Augen nach der Couliſſe zu blicken, wo er ſtand, und ſich mit dem Vorgefühl zu beſchäftigen, es müſſe ſich im nächſten Augenblicke etwas Schreckliches begeben.

„Eins, zwei, drei, vier!“ zählte Herr Richter.

irgendwie von Intereſſe wäre für unſere namenloſen Geſchichten, ſo wollen wir auf einer alten Steinbank neben der Zugbrücke geduldig warten, bis der Graf ſeine Reiſe wieder antritt.

Von dieſer Steinbank aus, geliebter Leſer, ſiehſt du zu deiner Rechten ein altes graues Thor, das in den Schloßhof führt, die einzige Verzierung deſſelben beſteht in einem faſt zur Mumie eingetrockneten Habicht, der dort angenagelt iſt, ein armer unglücklicher Räuber, von einem Stärkeren überwältigt, eine Geſchichte, welche dieß Schloß und die andern auf den umliegenden Höhen ſchon öfters mit angeſehen.

Vor uns und weit hinaus zur Rechten liegt in der herrlichen Abendbeleuchtung der Gebirgszug, von dem wir eben herkommen, auf den höchſten Höhen mit Nadelholz bedeckt, dann kommen hohe Buchen und Eichen und an dieſe ſchließen ſich Weinberge, die hinab bis zum Fuß des Neckars gehen, der ſich dort unten, ein ſilbernes Band, an die Bergwand ſchmiegt und verſtohlen eindringt in die reizendſten und heimlichſten Gaue.

Wir wiſſen, daß es ſpät im Oktober iſt, die Zeit der Weinleſe oder des Herbſtens, wie man hier zu ſagen pflegt. Daher das Gewühl an den Bergen, die emſigen Menſchen, die auf und ab klettern, die Fäſſer an der Straße voll Trauben, die einſpännigen Karren, der Fuhrmann rittlings auf dem ſanft gerötheten Faſſe — ein moderner Bachus; und deßwegen aller Enden und Orten das Krachen der Böller und kleinen Geſchütze, das Knattern der Gewehre und Piſtolen. Dort ſauſt hoch eine Rakete hinauf, aber ihr ſchwaches, kaum ſichtbares Licht klagt melancholiſch, daß es noch zu früh ſei, und ſie bittet mit kläglich geſenktem Haupte, man möge gefälligſt warten, bis der Abend gekommen.

Endlich kommt Abend und Dunkelheit und zugleich unſer Reiſender aus dem Innern des Schloßhofs. Er hat ſich zwei friſche Pferde einſpannen laſſen, die ſeinigen gehen zurück in das

Selbst der Kalif, der bis jetzt in finsterem Gleichmuthe dem Tanze der Odaliskenschaar zugeschaut, schien einen bangen Blick auf Herrn Bander zu werfen — so kam es diesem wenigstens vor — und fuhr mit der Hand über die Stirne, als fühle er sie auffallend heiß werden.

„Fünf, sechs, sieben, acht!“ zählte der pünktliche College weiter, und das Herz Sidi-ben-Aben-Hamet's, welches den Takt der lebhaften Musik in halben Noten begleitet hatte, schlug auf einmal Viertel und ging, während jener fortfuhr: neun, zehn, elf, zwölf zu zählen in hastigen Achteltakt über.

Wenn nur die Janitscharenmusik hinter der Scene nicht gar so toll gelärmt hätte! So aber übertönte sie förmlich die Musik des Orchesters und ließ ihn kaum die Tonart unterscheiden, in welche er im nächsten Augenblicke einsetzen mußte.

Von der Stirne des Debutanten rieselte der Schweiß herab und verlor sich tropfenweise in dem dicken schwarzen Barte, den man um sein Kinn und seine Wangen geklebt, das fühlte er wohl, und trotz der großen Aufregung, welche sein ganzes Nervensystem erschütterte, stieg auf einmal ein Gefühl in ihm auf, als ob dieser falsche Bart sich loslösen müsse und von ihm herabfallen, so wie er vor Soliman stände.

Dieser schreckliche Gedanke raubte ihm fast den letzten Rest seiner Sinne, und es war noch ein Glück für ihn, daß er seinen treuen Richter hinter sich hatte — zwanzig! zählte dieser nun, und darauf fühlte Bander den angekündigten leichten Puff, der ihn vorwärts schob.

„Hinaus, hinaus!“ flüsterten die Ulemas, und er sprang von einem tausend Fuß hohen Thurme in ein wild brausendes, an Klippen schäumendes Meer hinab. So war das

Gefühl, mit welchem er nach vier ſchlecht ausgeführten Schritten vor den grimmig blickenden Kalif Soliman trat.

Im Schauſpiel kann man ſchon eine Pauſe riskiren, man kann, ehe man eine Anrede herausbringt, wohl einen Augenblick ſtumm daſtehen. Iſt der, mit welchem man zu thun hat, ein routinirter Schauſpieler und dabei ein wohlwollender Menſch, ſo wird er uns durch eine Pantomime unterſtützen, durch eine Handbewegung, welche zum Beiſpiel ſo viel ſagt als: Sprich mein Sohn! Ja er kann noch mehr thun, er kann für uns ſprechen: ich verſtehe deine Miene, ich leſe aus den verzerrten Zügen deines bleichen Geſichtes, daß die Feinde vor den Thoren ſind.

Bei einer Oper aber, wo der Takt der Muſik unerbittlich fortſchreitet, iſt kein Anhalten, kein Verweilen möglich; die Violinen klingen, die Hörner ſchmettern, der Contrebaß brummt, das tobt und rauſcht durch einander, und es iſt das gerade, als triebeſt du auf wild bewegtem Strome einem Waſſerſturze zu, der dich in der nächſten Sekunde mit hinabreißen muß in ſeine unergründlichen Tiefen. Selbſt der Capellmeiſter, der Mann, der mit ſicherer Hand und hochgeſchwungenem Taktirſtock das Ganze regiert und leitet wie der Reiter ein wohldreſſirtes Pferd, muß geſchehen laſſen, was da geſchieht, und wenn ihm ſelbſt eben ſo gut wie dem Sänger da droben der helle Angſtſchweiß auf der Stirne perlt. — Es iſt wie in der Schlacht:

„Die Pferde ſchnauben und ſetzen an,
Liege, wer will, mitten in der Bahn,
Sei es mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß' mir die Seele ſein Jammerton,
Ueber ſeinen Leib hinweg muß ich jagen,
Kann ihn nicht ſachte bei Seite tragen."

Und hinter dem Orcheſter ſitzt das Publikum, und lacht und ziſchelt und reckt die Hälſe und lieſ't den Zettel und richtet ſeine tauſend gläſernen Augen gegen das Opfer, welches nun auf der Bühne erſchienen iſt. Das iſt alſo der angehende Sänger? flüſtert ein Nachbar dem andern zu, bleich genug ſieht er aus. — Und ſchlecht angezogen iſt er. — Wie er mit den Armen ſchlottert und mit gebogenen Knieen geht. — Da erleben wir etwas. — Ein ſchönes Oberhaupt der Ulemas; er hat furchtbare Angſt, wie ein ſchlechter Soldat in der Schlacht — der hinter ihm iſt, muß ihn ordentlich vorſchieben. — Jetzt öffnet er den Mund.

„Der Mufti uns befohlen hat."

hätte nun der unglückliche Sidi-ben-Aben-Hamet ſingen ſollen, da er aber nur den Mund öffnete und keinen Ton hervorbrachte, ſo erbarmte ſich der Chor der Ulemas ſeiner und ſang Solo und Chorſtimme alles durcheinander, doch richtig wie es geſchrieben ſtand, und ſo wäre dieſe Scene auch ohne beſondere Störung vor ſich gegangen, wenn ſich nicht der unglückliche Debutant etwas Weniges ermannt hätte, um ſo wie er den Vorhang im Hintergrunde ſich bewegen ſah, ſein Allah! heraus zu ſchreien. Leider aber verfehlte er den Takt und irrte ſich auch, wie man in der muſikaliſchen Welt zu ſagen pflegt, um eine dicke Schwingung in der Tonart.

Im Publikum wurde gelacht, und ſelbſt ein ziſchender Ton drang zu den Ohren des unglücklichen Oberhauptes der Ulemas.

Da erſchien Fatime, und das Publikum empfing ſeinen Liebling mit einem raſenden Applaus.

Hätte ſich der Debutant, durch dieſen Beifallsſturm gedeckt, leiſe zwiſchen die Reihen der Ulemas zurückgezogen, ſo

wäre noch alles gut gegangen, doch konnte er es nicht ertragen, ſo vor ihren Augen gänzlich zu verunglücken, und was er im Sange gefehlt, hoffte er durch ein ausdrucksvolles Spiel wieder gut zu machen. Deßhalb als er ſein Allah! hinaus ſchrie, trat er, ſo viel Schrecken und Entſetzen auf ſeinen Mienen zeigend, als ihm nur möglich war, mit dem linken Fuße einen ſo ungeheuren Schritt zurück, und trat ſeinen Freund Richter ſo furchtbar auf ein Hühnerauge, daß dieſer, obgleich im Singchor an Selbſtüberwindung gewöhnt, doch ein halblautes: Kreuzdonnerwetter! ertönen ließ und ſeinen ſchmerzenden Fuß ſo heftig zurückzog, daß er den armen Sidi-ben-Aben-Hamet nothwendiger Weiſe aus dem Gleichgewicht bringen mußte. Da dieſes unglückliche Oberhaupt der Ulemas im ſelben Augenblicke aber auch ſchwunghaft mit ſeinem Oberkörper zurückwich, ſo verlor er das Uebergewicht und ſtürzte mit einer entſetzlichen Behendigkeit, den Kopf rückwärts voran, in die Tiefen der Ulemas, die für ihren Chef in dieſem furchtbaren Augenblicke nicht das Geringſte thun konnten. An ein Aufhalten dieſer niederſtürzenden Bombe war nicht im Geringſten zu denken, und erſt als der unglückliche Debutant unter dem kränkenden Gelächter des Publikums zur Ruhe gekommen war, ſcharten ſich die Ulemas dicht um ihn herum, und Herr Richter, ſo wie der lange hagere Choriſt griffen lebhaft zu, um ihn vom Boden emporzuheben und mit ſo wenig Aufſehen wie möglich hinter die Couliſſen zurück zu ſchleppen.

Es war noch ein Glück für ihn, ſo wie für die ganze Vorſtellung, daß Roſa gerade auf der Bühne ſtand. Einen Augenblick zuckte etwas wie die Idee von einem Lächeln über ihr ſchönes Geſicht, nicht ſowohl hervorgerufen durch den

Fall des jungen Mannes als durch den furchtbar verzerrten Gesichtsausdruck des Kalifen Soliman, welchen er zu zeigen genöthigt war, um ein lautes, für den großen Sultan sehr unanständiges Lächeln darunter zu verbergen.

Später sagte Herr Benzenberger zu dem unglücklichen Debutanten: „Und wenn Sie mein Bruder wären, so müßte ich Ihnen gestehen, daß ich nie etwas Komischeres sah, als das förmliche Rad, welches Sie rückwärts zwischen die Ulemas hinein schlugen."

Das Publikum benahm sich wie häufig bei solchen Fällen; ein großer Theil lachte, Wenige zischten, aber eine noch geringere Anzahl fühlte ein Mitleiden mit dem jungen Mann, dessen Laufbahn wenigstens vor der Hand durch diesen Fall jählings unterbrochen worden.

„Ich habe nie so was Hölzernes gesehen," sagte ein junger Lieutenant, der selbst aussah, wie ein bunt angemaltes Bleistift, und ein Anderer setzte hinzu: „Stürzt das Scheusal in die Wolfsschlucht!"

Damit war die Sache abgemacht, denn Fatime trat nun in ihrer entschiedenen Haltung vor das Publikum, und der halb lächelnde halb spöttische Ausdruck ihrer großen dunkeln Augen, mit dem sie während einiger Sekunden das ganze Haus überschaute, ließ in allen dessen Theilen die gewohnte Ruhe und gespannte Aufmerksamkeit wiederkehren.

Schon nach den ersten so eleganten, wie graziösen Bewegungen, die sie machte, war die Scene von vorhin vergessen, und das ganze Publikum wandte Augen und Gedanken seinem Lieblinge zu.

Die dunkle Stunde.

Zweiter Band.

353 D

Die

Dunkle Stunde

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Waldſchloß; die Laternen an der Kaleſche brennen hell und er drückt ſich in die Ecke des Wagens, feſt in den Mantel gewickelt, die glühende Cigarre im Munde. Hinter ihm iſt Platz genug, wir ſchwingen uns unvermerkt auf und folgen, und luſtig geht's den Bergwänden zu, an denen jetzt unzählige Funken in allen Farben aufblitzen. Raketen ſauſen, Schwärmer ſprühen, Gewehre knallen und dazwiſchen jubeln Menſchenſtimmen. — Alles freut ſich ſeines Lebens.

Bald hat der Wagen den Neckar und die Chauſſée erreicht und vorbei geht's am Fuß der Weinberge. Hie und da beleuchtet ein bengaliſches Feuer das Licht des Reiſenden, hie und da platzt ein Schwärmer über den Köpfen der Pferde, ſie ſchütteln ſich und ſchnauben heftig, und der Kutſcher muß ſeine ganze Aufmerkſamkeit anwenden, um die Thiere ruhig und in Ordnung zu erhalten.

Wir laſſen nun die Berge abermals hinter uns und biegen links ab, der Ebene zu, in welcher die Reſidenz liegt. Eine lange finſtere Stunde vermiſſen wir das luſtige Treiben des Herbſtes, wir ſehen keine Rakete, keinen Schwärmer und fahren die einſame Chauſſée zwiſchen entlaubten Obſtbäumen und längſt abgemähten Fruchtfeldern, wo der Wind melancholiſch über die Stoppeln ſtreicht. Doch bald glitzert und funkelt es wieder vor uns auf den Bergen, dann bemerken wir im Thal eine nebelhafte Helle, wie einen dampfenden, vom Mond beſchienenen See, aus dem ſich einzelne Gebäude wie große ſchwarze zackige Felsmaſſen erheben — die Reſidenz mit ihren Lichtern, und rings um dieſelbe, in all' den zahlreichen Weinbergen, jubelt und ſingt, trompetet und knallt es. Feuer in allen Farben blitzen auf, Hunderte von Raketen, ſchwerer und brillanter, wie die draußen auf dem Lande, ſteigen zum Nachthimmel empor, neigen ſich, beugen ſich, ſprühen Lichter aus, roth, grün, gelb, blau und erſterben krachend. Dazwiſchen fahren Leuchtkugeln empor, weiße, glänzende Ballon,

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schnellpressendruck der J. G. Cotta'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Neunzehntes Kapitel. Seite

Nach der Oper 1

Zwanzigſtes Kapitel.

Ein Werk der Barmherzigkeit 18

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Françoiſe und Roſa 38

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Eine ſchlafloſe Nacht 55

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Dr. Henderkopp und Familie 70

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Eine Luſtſpielſcene 89

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Tante Roſa und Roſa die Tänzerin 112

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Françoiſe und Roſa 135

Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Seite

Die Anſtalt des Dr. Heuderkopp 149

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Von den Kranken des Dr. Heuderkopp 164

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Im Salon der Gräfin Lotus 184

Dreißigſtes Kapitel.

Die Thugs oder indiſchen Mörderorden 203

Einunddreißigſtes Kapitel.

Eine nächtliche Unterredung 222

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Tante Roſa 234

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Herr Moſes Goldſtein 261

Die dunkle Stunde.

Neunzehntes Kapitel.

Nach der Oper.

Als Herr Bander hinter der Scene wieder auf ſeine Füße zu ſtehen kam, befand er ſich vor dem Inſpicienten Herrn Bärenſtecher, welcher gelaſſen den Deckel ſeiner Schnupftabaksdoſe zuklappte und mit einem viel wohlwollenderen Tone der Stimme, als man von ihm gewohnt war, ſagte: „Das iſt ein Mißgeſchick, mein lieber junger Freund, welches Sie nicht zu ſchwer nehmen müſſen. Wenn es Sie tröſten kann, ſo will ich Ihnen von einer Anzahl unſerer größten Künſtler Beiſpiele von ähnlichen verunglückten Debuts erzählen. Das thut alles nichts, wenn man nur den wahren Funken in ſich fühlt und eine unüberwindliche Luſt zu dieſen fürchterlichen Brettern. Iſt die aber vielleicht bei Ihnen nicht beſonders groß, ſo könnten Sie wohl auch nicht übel daran thun, dieſen Vorfall als einen kleinen Fingerzeig zu benutzen. Gott der Gerechte! Sie ſind jung und die Welt iſt groß — Herr Löffler," unterbrach er ſich ſelbſt, indem er mit halber Stimme

einem Zimmermann zurief, „ſagen Sie den Andern da hinten, daß man nicht den Platz in der achten Couliſſe verſperrt, da wird ja das ganze Balletchor hinausraſen.“

Bander dankte für die gut gemeinte Rede des Inſpicienten und ſtammelte ein paar Worte der Entſchuldigung gegen den Regiſſeur, der auf ihn zutrat.

Dieſer zuckte mit den Achſeln und ſagte: „Es iſt ſchlimm, wenn man zum Lachen Anlaß gegeben hat. Was das falſche Singen anbelangt, ſo würde ich mir daraus nichts machen, aber —! — Nun, laſſen Sie ſich keine grauen Haare darüber wachſen, ziehen Sie ſich aus, Sie dürfen doch heute nicht mehr auf die Scene.“

Dieſem Befehl gemäß ging Bander in die Garderobe und machte dort unter widerſtreitenden Gefühlen ſeine Toilette. Unglücklich fühlte er ſich wohl, daß ihm dieſer Unfall gerade vor ihren Augen geſchehen war, daß er ſich vor ihr lächerlich gemacht, und gerade ein paar Minuten nachher, da ſie ſo freundlich mit ihm geſprochen. Was den ächten Funken anbelangte, den Herr Bärenſtecher berührt, ſo mußte er ſich ſelbſt eingeſtehen, daß er dieſen nicht ſo ſehr in ſich verſpürte, um hoffen zu dürfen, ihn in gewaltiger, heiliger Lohe emporflammen zu ſehen. Ihm war ſein Betreten der Bühne nur Mittel zum Zweck geweſen, und oft, wenn ihn ſein Freund Richter auf ein anderes Talent, welches in ihm ſchlummerte, aufmerkſam gemacht, mußte er ihm Recht geben und fühlte wohl die Kraft in ſich, auf dieſem andern Gebiete der Kunſt etwas Tüchtiges leiſten zu können. Aber Roſa, ſie, die er ſo unbeſchreiblich liebte, daß es Augenblicke gab, wo er ſich mit ſeiner lebhaften Phantaſie ausmalte, es müſſe irgend ein Zauber ſein, der auf ihn eingewirkt und der ihn nur dann

ruhig und glücklich sein ließ, wenn er sich in ihrer Nähe befand! Wie oft schon hatte er sich in der Garderobe des Theaters etwas zu thun gemacht, wenn er in Wahrheit nichts dort zu thun hatte, wie oft war er dem Inspicienten, dem Garderobier, dem Hausverwalter in kleinen Dingen nützlich gewesen, nur um mit ihr, die an solchen Abenden beschäftigt war, die Luft unter einem Dache athmen zu können. Wie konnte er sich Stunden lang vor dem glänzenden Hause aufhalten, wo sie wohnte, Abends an die erleuchteten Fenster hinaufschauen und oft von Weitem dem Wagen folgen, wenn sie in Gesellschaft fuhr, um sich alsdann, nachdem die raschen Pferde längst verschwunden waren, an einer Straßenecke nieder zu setzen und zu träumen von dem dumpfen, behaglichen Rollen eines Wagens, welcher jeden Lärm der Außenwelt abschnitt und der es bei seinem einförmigen Getöne so angenehm machte, ein heimliches Gespräch an ihrer Seite zu führen, wenn seine Hand an dem feinen Gewebe ihres Shawls streifte, wenn seine Wange den duftigen Hauch ihres Mundes spürte.

Seine ärmliche, in dem Viertel des arbeitenden Volkes gelegene Wohnung gewährte ihm häufig eine angenehme Ruhe, ein unbeschreibliches Behagen. Hier war es ihm oft, wenn er in tiefes Sinnen versunken in dem alten Lehnstuhle saß, als könnten seine mächtigen Gedanken, die gewaltsam an ihrer Sphäre zogen, sie in seine Nähe zaubern, da schien es ihm, wenn er sein Auge schloß, als vernehme er den Klang eines leichten elastischen Schrittes auf der Treppe, als höre er an den Wänden des engen Corridors draußen ihre Gewänder rauschend anstreifen, als erschalle in seiner Nähe ihre tiefe, wohlklingende Stimme. Ja, oft schon hatte es ihn in solchen Augenblicken aus seinen Träumen aufgeschreckt; er war aus

seinem Zimmer gegangen in das vordere Haus und hatte dort geschaut und gelauscht, um nichts zu sehen, als vielleicht eine der ärmlichen Arbeiterinnen seines Nachbars, des Damenkleidermachers Daniel Schweizer, oder dessen dünnes, zwirnfadenähnliches Organ zu vernehmen. Die Zeit ist vorbei, sprach er dann zu sich selber, wo holde Feen einen armen Sterblichen, wenngleich incognito, beglücken, wo irgend eine Blumenkönigin erscheint, mit holder Stimme sprechend: Deine stille Liebe zu mir, deine Verehrung für die Rosen hat mich gerührt, laß uns glücklich sein die wenigen Augenblicke, die mir vergönnt in der Sphäre zu leben, der ich nicht angehöre.

Dies und Aehnliches bewegte auch jetzt wieder den Geist Bander's, als er in der Garderobe Stück für Stück seines Ulema-Costumes ablegte, und er dachte mehr und mehr, daß sein heutiges Mißgeschick wohl der Fingerzeug einer gütigen über ihn wachenden Macht sein könne, die ihn vor anderem größerem Mißgeschick bewahren wolle. Noch ehe er sich gänzlich in den gewöhnlichen Menschen umgewandelt hatte, war er mit sich selbst im Reinen und sagte, als er das letzte Stück seines Costumes ablegte: „Gute Nacht, Herrendienst; hoffen wir auf das Glück, noch zwei Worte mit ihr reden zu können!"

Daß er so mit sich ins Reine gekommen war, gab seinem Geiste die Spannkraft wieder, und so war es ihm möglich, sich im Zwischenact den Collegen auf der Bühne mit lächelndem Munde zu präsentiren, ja, auf die Scherze mit einzugehen, die sich dieser oder jener minder zarte Charakter erlaubte.

Der lange und hagere Chorist mit der Gräberstimme, der einen Kreuzfahrer darstellte, stand da in malerischer Haltung an eine riesenhafte Banane gelehnt und sagte: „Laßt

Euch dieſe Kleinigkeit nicht anfechten, guter Bander; was kümmert's einen großen Geiſt, ob das vielköpfige Ungeheuer da unten, welches ſich Publikum nennen läßt, witzelt oder ſpöttiſche Bemerkungen macht? Der Eleganteſte unter ihnen ſoll es verſuchen, einen Brief heraus zu bringen, oder was noch ſchlimmer iſt, ſingend zu melden, wie ich im Robert dem Teufel: „Zu dir, Robert der Normandie, bringt dieſen Ruf zur Fehde —' ha, beim Styx, ſie würden ſich ſchön ausnehmen! Wenn ſie ſich dann ſo ſelbſt ſehen könnten in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle!"

„Komiſch war es bei alledem, lieber Kerl," meinte Richter lachend, „als du ſo kopfüber unter die entſetzten Ulemas hineinſchlugſt."

„Ja, ja, komiſch!" meinte ein Dritter, der hinzutrat.

„Und recht komiſch," ſagte der lange Kreuzfahrer, „und ſo iſt's Recht; was man thut, muß man ganz thun; aber die feine Nuancirung in Ihrem Spiel," ſetzte er etwas boshaft lächelnd hinzu, „verſtand doch Keiner von denen da unten. Sie wollten pantomimiſch zeigen, daß jeder zu Boden geſchmettert wird, der es wagt, dem Strahl der Augen der göttlichen Fatime entgegentreten zu wollen. Glaubt mir, da iſt ſchon mancher Sterbliche unterlegen, dafür aber auch zehntauſendmal glücklich der, dem er einſt in heißer Liebe zulächelt. — Ah, dort kommt ſie wieder, ſeht nur hin, Kameraden, ob das nicht eines der prächtigſten Wunderwerke der Natur iſt, ein herrliches Stück Arbeit, auf das der Schöpfer ſtolz ſein kann. Bei meinem Schwert!"

Er hatte dieſe Worte ſehr poetiſch geſprochen und legte ſeine Rechte an den Griff ſeines langen Ritterſchwertes und blickte dabei ſo herausfordernd um ſich, als warte er nur auf

leuchten langſam auf und verlöſchen wieder ebenſo mit weißem ſanftem Schein, dem Auge wohlthuend, wie dem Ohr die anſchwellenden Töne eines Waldhorns. Dazwiſchen luſtige, glückliche Menſchen, hin und her ſpringend, jubelnd und ſchreiend, unkenntliche Geſtalten, jetzt in dem Dunkel der Gebüſche verſchwindend, jetzt hell beſtrahlt vom plötzlichen Lichte — dann abermals tiefe Nacht und wir vorbei, vorbei! —

Der Kutſcher auf dem Bock flucht und wettert und hält mühſam ſeine Pferde. Die edlen Thiere haben des Feuerwerks genug und zucken hin und her, doch geht Alles gut, bis dicht vor der Stadt, wo in einem beſonders erleuchteten Garten das Schickſal in Geſtalt zweier naſeweiſer Buben erſcheint, die ſich ungeſehen von den Augen ihrer Eltern das außerordentliche und ſehr beſondere Vergnügen machen, mitten auf der Straße einen koloſſalen Feuerteufel zu präpariren. Dieſer Feuerteufel, aus ein paar Loth Pulver und einem Haufen Fröſchen beſtehend, explodirt dicht vor den Pferden, gerade da, wo ſich der Weg ſtark abwärts neigt, die erſchreckten Thiere prallen zurück, und der Kutſcher, der den Moment kommen ſieht, wo ſie im tollen Jagen den ſteilen Berg hinab durchgehen werden — er hat ſie bereits nicht mehr in ſeiner Gewalt —, beſitzt Geiſtesgegenwart genug, um ſie einem Garten an der Weinbergsmauer zuzureißen, doch ſtürzen die Räder auf einer Seite hinein, die Kaleſche drückt ſich feſt an die Mauer, die Pferde ſtehen und der Graf ſpringt heraus. Glücklicher Zufall! — Graf Alfons, hinausſpringend, erfaßt das Thor am Eingang in jenen hellerleuchteten Garten, der Kutſcher wettert und ſchimpft, die Buben erhoben ein erſchreckliches Zetergeſchrei, und aus dem Garten nähert ſich eine ganze Geſellſchaft mit Lichtern in der Hand, um zu ſehen, was draußen vorgefallen. In wenig Augenblicken hat man das ganze Unglück überſehen, einige Damen, die, als ſie von ſcheugewordenen Pferden und Umſchlagen des Wagens gehört, die ſolideſten Vorbereitungen

ein mißbilligendes Wort, um einem solchen Frevler gleich den Ritterhandschuh zuschleudern zu können.

Aber die Männer, die umherstanden, waren alle der Ansicht ihres hageren Collegen und wandten ihre Augen mit Vergnügen der leuchtenden Erscheinung zu, die aus ihrer Garderobe trat und sich der Bühne näherte. Nur eine weibliche Stimme, die der Madame Schelle nämlich, welche hinter der Banane saß und an ihrem wollenen Strumpfe strickte, ließ sich vernehmen.

„Gewiß, Pauke, wie ich ja schon vorhin sagte, es ist nächstens keine Ehre mehr, bei dem Theater zu dienen. Jetzt schaut mir einmal die wieder an, könnte sie nicht gerade so gut den leichten Fetzen, den sie noch anhat, an die Coulisse hängen und so herauskommen? Damit wäre ihr und Manchem da unten noch besser geholfen."

Worauf die Pauke entgegnete: „Weiß Gott, daß Sie Recht hat, Schelle; ich wäre nicht dazu zu bringen, so hinaus zu treten."

„Was auch entsetzlich für das Publikum wäre," bemerkte der lange Chorist, indem er um die Ecke schaute nach den beiden Colleginnen hin, die aber beruhigt fortfuhren, zu stricken, und durchaus nicht so thaten, als gäbe es überhaupt Kreuzfahrer in der Welt.

Ja, da schritt sie hin, und Vander's Auge hing in kaum verdeckter Glut an ihr. Eigentlich schritt sie nicht, sondern sie ging mit festem Schritte, ruhig und majestätisch, aber jeden Auftritt des Fußes durch eine unbeschreiblich elegante Bewegung markirend. Dabei wiegte sie sich leicht und elastisch in den Hüften und schaute mit dem schönen edlen Gesicht freundlich nach allen Seiten, während sie die Lippen leicht geöffnet

Ton seiner Stimme vollkommen gleichgültig erscheinen zu lassen, „denn daß die in ihrem Wagen allein fährt, darauf würde ich Gift nehmen.“

„Aber sehr geringes Gift,“ versetzte der Andere mit einem verschmitzten Lächeln, „sonst würde es Ihnen unbedingt schaden.“

„Sie glauben?“

„Wenn ich etwas glaube, so brauche ich doch darum meinen Glauben nicht auszusprechen. Was das Auge sieht, glaubt das Herz.“

„Na, du wirst auch nicht viel gesehen haben,“ warf Richter leicht hin. „Madame Pauke hat Recht,“ sprach er mit einem Blick auf die Bananengruppe, „daß sie mich vor dir warnt, du hast eine glatte Zunge. Nicht wahr, Madame Pauke?“

„Ob ich Sie vor dem da gewarnt habe,“ entgegnete die würdige Choristin, „weiß ich mich in der That nicht zu erinnern, was aber den erwähnten Fall anbelangt, so möchte ich mir erlauben, zu sagen, daß Sie es so wenig wie ich schriftlich haben, daß die da nach der Vorstellung allein nach Hause fährt. Wenn wir nur reden wollten, nicht wahr, Schelle?“

Diese hob ihre Achseln so hoch empor, als es ihr möglich war, worauf sie mit einigem Geräusch eine neue Nadel anstrickte und sich zu sagen begnügte: „Darüber schweigt man besser.“

Ein wilder Beifallssturm, Händeklatschen und der Ruf: Bravo, bravo! schallte aus dem vollen Hause hinter die Coulissen.

„Der, welchen wir meinen, meine verehrten Damen,“ sagte schmunzelnd der lange hagere Choristi, „schaut und hört

jetzt mit Entzücken zu und denkt an die nächste Stunde, wo sie erhitzt und noch bebend von der gehabten Anstrengung an seine Seite geschmiegt mit ihm durch die dunkeln Straßen fliegen wird."

Mehr konnte Bander nicht hören, er schützte Kopfweh vor, preßte die Hand vor seine Stirn und ging nach dem Hintergrund der Bühne, wo er sich in einem dunkeln Winkel bei der Requisitenkammer auf das Polster niederließ, welches vor einer halben Stunde während seines unglücklichen Debuts dem Kalisen zum Sitze gedient, das Polster, vor welchem sie gekniet, auf das sie während eines Augenblickes ihre kleine liebe Hand gedrückt.

Bander stützte seinen Arm auf seine Kniee und vergrub den Kopf tief zwischen die Finger. — — Ah, wenn er vorhin glücklich gewesen wäre, wenn er seine kleine Rolle glänzend durchgeführt, wenn man ihm applaudirt hätte, wenn ihr Auge ihn darauf wohlgefällig angeblickt und sie ihm ein paar freundliche Worte gesagt! — Das hätte ja so kommen können, wenn ein großes, eminentes Talent aus seiner kleinen Rolle durchgeschillert, wenn ihm die Collegin ein Wort der Anerkennung gezollt, wenn der Intendant im Zwischenacte zu ihm tretend gesagt hätte: Vortrefflich gelungen, Herr Bander, melden Sie sich morgen um 10 Uhr bei mir, man wird Ihnen eine große Rolle zutheilen. — Dabei hatte sie freundlich gelächelt und — — — im Traume fliegt man rasch und hoch — er hatte die große Rolle erhalten, und schon ehe er auftrat, war's im Publikum bekannt geworden, daß man etwas Außerordentliches zu erwarten habe. Das Haus erschien angefüllt in allen Theilen. — Er trat heraus, nicht mehr befangen, wie damals bei seinem ersten Debut, nein,

er war ſich ſeines Sieges bewußt, und mit einem Lächeln auf ſeinen Lippen begann er den erſten Ton ſeines großen Recitativs. Drunten hielten ſich die Tauſende, die dieſen gewaltigen Tönen entzückt lauſchten, todtenſtill, bis im Geſang und Muſik eine Pauſe eintrat, dann —

Ein wiederholter verdoppelter Beifallsſturm durchbrauſ'te abermals das Haus — — — — ihr geltend — — und ließ ihn weiter träumen. In der Leichtigkeit, mit der er ſang, war es ihm auch möglich, gänzlich unbeirrt von Angſt und Spannung ruhig das ganze Haus zu beobachten. Ah, wie viele ſchöne weibliche Köpfe lehnten lauſchend in der Logenbrüſtung, wie viel ſchöne Augen blickten mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit auf die Bühne, auf ihn. — Was waren ihm all dieſe glühenden Blicke! Er, der große Sänger, ſcherzte mit ihnen, wie mit Muſik und Spiel; er ſchaute triumphirend, gleichgültig an den Tauſenden vorbei, um immer an einer gewiſſen Loge ſchüchtern umzuwenden oder dorthin noch einen ſchnellen Blick zu wagen. Da ſaß ſie nämlich, für die er allein ſang und ſpielte, welcher all die Glut galt, die mit den Tönen ſeiner Bruſt entſtrömte. Zuweilen mitten im Spiele wagte er es, ihr ein kleines Zeichen zu geben; er legte die Hand auf ſeine Bruſt und bemerkte alsdann mit unausſprechlichem Entzücken, wie ſie ihre Rechte erhob und leicht ihr dunkles Haar aus der Stirn ſtrich. Dann wieder überbot er ſich ſelber, und wenn es am Schluß einer großen Scene Blumen und Kränze regnete, ſo war das nur der ſchuldige Tribut ſeiner außerordentlichen Leiſtung. Was kümmerten ihn aber all die reichen Kränze und Blumenbouquets? Er hob von alle dem nichts vom Boden auf, als einen kleinen Strauß Veilchen, deren feiner, angenehmer

Duft ihm eine ſüße Erinnerung war, denn es waren ihre Lieblingsblumen, ihr Lieblings-Odeur.

Das alles träumte er in dem dunkeln Winkel neben der Thür der Requiſitenkammer, indem er ſeinen Kopf tief in beide Hände vergrub.

Die Oper ging zu Ende, die ſeiner Einbildung nämlich, und ehe er ſich in ſeine Garderobe zurückzog, trat er in das nun ſchon leere Vorzimmer, von wo eine Thür auf den Corridor führte, der mit den erſten Logen zuſammenhing. Dort wartete er einen Augenblick, und dann kam ſie, in ihren weichen Pelz gehüllt, blieb eine kleine Weile ſtehen und reichte ihm ihre Hand, die er heftig an ſeine Lippen drückte, mehrere Mal heiß und innig, bis ſie dieſelbe ſanft zurückzog und lächelnd ſagte: Bis morgen, mein Freund, ſchlaf wohl!

Ah, mit welchem Bewußtſein ging er in ſein Zimmer, um ſich umzukleiden. Sie ſetzte ſich drunten in ihren Wagen und fuhr allein nach Hauſe, ſein Bild im Herzen — ſein Bild ganz allein — allein im Herzen — und ſie allein in ihrem Wagen — — — —

Warum entrang ſich jetzt ſeiner Bruſt ein tiefer, ſchmerzlicher Seufzer? Warum drückte er die Nägel ſeiner Finger ſo feſt in ſeine Haare, daß es ihn ordentlich ſchmerzte? — Sein Traum war zu Ende; er wurde jetzt gewaltſam zerriſſen durch einen wahrhaft betäubenden, nicht enden wollenden Beifallsſturm, der vom Hauſe herausdröhnte. Ja, ſeine glänzenden Phantaſieen zerplatzten wie Seifenblaſen; für ihn rührte ſich kein Mund zu einem freundlichen Worte, er hatte keinen glänzenden Abend verlebt, er fuhr nicht nach Hauſe, Triumph und Glück im Herzen. Von ein paar ſeiner Bekannten, die es gut mit ihm meinten, wahrhaft bemitleidet, von anderen mit

höhnischen Blicken verfolgt, mußte er das Haus verlassen, um in kaltem Regen seine dunkle Straße zu ziehen, während sie in ihrem dumpf rollenden Wagen nach Hause fuhr, gehüllt in den weichen Ueberwurf; — aber allein — o gewiß, allein — Tod und Hölle! Ja, allein, sonst wäre es ja zum Wahnsinnigwerden, neben ihrem Wagen zu stehen, von dem Schmutze ihrer Räder bespritzt zu werden, während sie und ein Anderer, traulich zusammen dahinfuhren, träumerisch an einander geschmiegt! — Und doch die marternde Seligkeit, wenn es so wäre, sich davon überzeugen zu können. — Und mit welchem Rechte? — O, mit dem Rechte, das ihm tausend qualvolle Stunden gegeben, in denen er schmerzlich gerungen, die sein Herz verbittert, zerrissen.

Ja, die Vorstellung war zu Ende; die Statisten und Choristen strömten bei ihm vorüber eilfertig den Ausgängen zu, um in der Garderobe in ihre gewöhnlichen Kleider zu gelangen, in ihr kleines Wirthshaus oder auch wohl nach Hause in den Kreis einer oftmals sehr ärmlichen Familie. Einige verließen schweigend die Bühne, verdrießlich nachsinnend, Andere mit einer Melodie des Finales auf den Lippen; Herr Richter, als er an seinem Freunde, ohne ihn zu sehen, vorüberschritt, sang auf irgend eine Melodie der Oper:

„So wär' vorüber dieses Stück,
Vorüber, ja, vorüber,
Ins Wirthshaus zieh'n wir uns zurück
Je länger, um so lieber,
Je länger, ja, je lieber."

Draußen hörte man das Publikum murmelnd und geräuschvoll die weiten Räume verlassen. Die Gaslichter in den Coulissen erloschen bis auf wenige, die noch zum noth-

dürftigen Beleuchten der Bühne blieben, dann auch die Proscenium-Lampen mit Einem Drucke des Gas-Inspectors an dem betreffenden Hahnen, und nun wurden auch die hundert Lichter am großen Kronleuchter mit einem Male von der Dunkelheit des weiten Raumes verschlungen — ein fetter Bissen für die gefräßige Finsterniß.

Bander verließ die einsame Bühne, ging durch die Vorzimmer und Corridore, auf der engen und finstern Treppe hinab, wo die alte Pförtnerin immer noch saß mit den unheimlich leuchtenden Brillengläsern. Man wußte eigentlich nicht, ob die Alte jetzt, nachdem das Theater geschlossen, bis morgen Abend in einen Zauberschlaf versunken hier sitzen bleiben würde, und konnte annehmen, dem sei so, denn bis jetzt hatte sie weder jemand kommen noch gehen sehen. — —

Drunten war es Nacht, eine finstere unbehagliche Nacht. Der Regen in dicken schweren Tropfen schlug schräg hernieder und spottete der mühsam gehaltenen Regenschirme. Die Gaslichter flackerten zuweilen in ihren Glaszehäusen und dann spiegelte sich ihr Licht in breiten Wasserlachen wieder, die stellenweise den aufgeweichten Boden bedeckten.

Die Zuschauer, die zu Fuß nach Hause gingen, schritten bedächtig auf dem Trottoir dahin, paarweise hinter einander, oder machten auch wohl große, hastige Sprünge, wenn eine eilige Equipage daher rollte.

Bander ging dicht am Theatergebäude hin, wo er von dem breiten Dache etwas gegen den Regen geschützt war, und trachtete, einen der größeren Eingänge zu gewinnen, welcher nicht weit von der kleinen Treppe für das Personal lag. Dieser Eingang hatte ein Vordach, von zwei Säulen getragen, an deren eine er sich anschmiegte, um einigermaßen

vor der Nässe geschützt, doch in der Nähe bleiben zu können, um einen der abfahrenden Wagen genau zu beobachten.

O, sie fuhr gewiß allein!

Als Vander ein paar Sekunden in seinem Versteck war, hörte er, daß auch noch Andere es für gut befunden hatten, sich dieses Verstecke zu bedienen. Er vernahm eine schüchterne Mädchenstimme, welche sagte: „Aber jetzt bitte ich Sie herzlich, lassen Sie mich gehen. Mama hört ganz gut an dem Rollen der Wagen, daß das Theater aus ist, und berechnet sehr genau, wann ich zu Hause sein kann."

„Himmlische Emma," hörte der Lauscher die Stimme eines Mannes, „nur noch einen süßen Augenblick. Mama wird so gescheidt sein, zu denken, daß man bei dem schlechten Wetter nur langsam gehen kann. Wenn ich Sie nur nach Hause begleiten dürfte!" setzte er zögernd hinzu.

„Nein, nein!" versetzte sie angstvoll.

„Wie war ich so glücklich," sprach er nach einer Pause, während welcher man sie seufzen hörte, „heute Abend von der Straße aus Ihren Gesang zu hören. O, wie gern wäre ich hinaufgeeilt, um aus der Nähe zuzulauschen."

Herr Vander erkannte jetzt die Stimme, welche sprach, es war die des jungen Offiziers, den er vorhin während der Vorstellung aus der kleinen Garderobe hatte kommen sehen, desselben, dem sie, wie ihm schien, einen langen Blick nachgesandt. — O, sie wird allein fahren! dachte er mit einem dankenden Blick, den er an den dunkeln Nachthimmel entsandte.

„Darf ich nicht einmal kommen?" bat Arthur schmeichelnd.

„Nein, nein, gewiß nicht! — — — — Das muß wohl überlegt sein," sprach sie zögernd.

„Aber nur nicht zu lange überlegt, ſchönſte Emma,“ ſagte er in etwas leichtfertigem Tone. „Wer lange überlegt, verliert die beſte Zeit. O, laß mich nicht vergebens bitten!“ — —

„Nein, nein,“ hörte man ſie leiſe mit gepreßtem Tone ſagen, „nein — — nein — — nein! Aber jetzt muß ich fort, gewiß muß ich fort. An der Ecke ſteht mein Dienſtmädchen im Regen und erwartet mich.“

„O, noch einen kleinen Kuß, Emma!“ — —

„Nein,“ verſetzte ſie; doch verging eine etwas lange Zeit zwiſchen ſeiner Bitte und ihrer Antwort. Dann riß ſie ſich aber los und eilte mit raſchen Schritten über die Straße dahin.

Dies hier unten waren die Vorbereitungen zu einer ſüßen dunkeln Stunde.

Jetzt trat der Offizier zwiſchen die Säulen, und nachdem er dem dahineilenden Mädchen ein paar Sekunden nachgeſchaut, lachte er vergnügt in ſich hinein und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Was das für ein kleines, wildes, widerſpenſtiges Ding iſt! Glück, ich danke dir, daß ich hier zufällig wartend ſie traf, die ſchöne Emma muß mir das bei ſolchem Hundewetter hoch anrechnen. — — Aber der Wagen bleibt verdammt lang!“ —

Vander, der dieſe Worte deutlich hörte, fühlte ein krampfhaftes Zucken in ſeiner Bruſt und biß ſeine Zähne in die Lippen.

Dem Theater gegenüber, wo ſich ein kleiner, freier Platz befand, hielt eine Equipage mit zwei leuchtenden Laternen. Jetzt erſchallte von der Thür, auf welche die uns bekannte kleine Treppe mündet, der Ruf eines Theaterdieners — der

trafen, in Ohnmacht zu fallen, beſinnen ſich eines Beſſeren, als Graf Alfons, der von der Geſellſchaft augenblicklich erkannt ward, lachend verſichert, ihm ſei kein Unglück paſſirt, vielmehr gratulire er ſich für den kleinen Unfall, der ihn ſo unverhofft in ſo angenehme Geſellſchaft geworfen. Er hat mit Kenneraugen einen Blick auf den Kreis geworfen, der ſich um ihn verſammelt, und bemerkte zwiſchen ältlichen wohlhabenden Bürgern und Bürgersfrauen, die er ſchon öfter geſehen, friſche luſtige Mädchengeſichter, erhitzt von Springen, Schießen, Feuerwerk-Abbrennen und ſüßem Moſt.

„Da iſt nichts zu machen,“ ſagte er munter zu ſeinem Kutſcher, „als daß du die nun einmal unruhigen Pferde die halbe Stunde zur Stadt hinabführſt und mir einen andern Wagen heraufſchickſt. Vielleicht daß man dir Jemand von hier oben mitgeben kann.“ Glücklicher Weiſe war am Wagen nichts gebrochen, ein Arbeiter zur Begleitung fand ſich auf und ſo wurden die Pferde, ſcheu auf die Seite ſehend und zitternd vor Furcht und Erwartung, zur Stadt hinabgeführt. Graf Alfons aber nahm die Einladung an und trat in den Garten.

Unter einem Zelte von Rebenlaub und grauer Leinwand nahm die Geſellſchaft Platz. Auf dem Tiſche ſtanden Windlichter, zerſtörte Kuchen, Obſtpyramiden, lagen abgeſchoſſene Piſtolen, Pulverhörner und ganze Berge von Schwärmern und Fröſchen. Der Graf nahm den ihm angebotenen Platz, die ältern Herrn und Damen ſetzten ſich nach den nothwendigſten Complimenten und nur die jungen Mädchen umſchwärmten den Tiſch, als wenn es ſo ſein müßte, merkwürdiger Weiſe alle leeren Plätze am untern Theil der Tafel überſehend und ſich endlich nach vielen Ermahnungen und complet gezwungen ſchüchtern und erröthend in der Nähe des neuen Gaſtes niederlaſſend. Die Keckſten bemerkten dann lächelnd, daß doch nicht gut zwei auf einem Stuhl ſitzen könnten, und auf dieſe Art ſahen ſich die

Wagen mit den Laternen lenkt ſcharf auf das Haus zu, und Bander ſah eine Dame einſteigen. O, er erkennt ſie wohl.

„Der Teufel,“ murmelte der Offizier zwiſchen den Zähnen, „es ſähe ihr ähnlich, mich im Stiche zu laſſen, und das hieße zwiſchen zwei Stühlen niederſitzen. — Doch nein, ſie vergaß mich nicht.“

Er hatte Recht, der Wagen fuhr im Schritt längs dem Gebäude an das Portal mit den beiden Säulen, wo die zwei Männer ſtanden, bewegt von den verſchiedenſten Gefühlen. Während ſich Bander, von raſender Eiferſucht durchzuckt, in den tiefen Schatten des Vorſprungs zurückwarf, trat der Offizier raſch auf die Straße, ſchwang ſich leicht in den Wagen und zog den Schlag hinter ſich zu.

„Alſo doch!“ ſtöhnte der Andere, und von einem Gefühle der Wuth ergriffen, ſchnellte er aus ſeinem Verſteck hervor, um den Wagen zu erreichen, was ihm auch nach einigen raſchen Sprüngen gelang, da die Straße eine Biegung machte, während er, quer über den kleinen Platz eilend, ſchneller die nächſte Ecke erreichte. So gelangte er auch an die Seite, wo ſie ſaß.

Er knirſchte mit den Zähnen. „Ah, welch marternde Wolluſt wäre es, den erſten glühenden Kuß der Beiden zu erlauſchen! Und wer hindert mich daran? Ja, ich will ihn ſehen,“ keuchte er, „und ſo auf meine Art mitgenießen, will mir das Meſſer bis ans Heft ins Herz ſtoßen.“

Der Wagen rollte eben an ihm hin und war jetzt dicht neben ihm. Bander legte die Hand auf den glänzenden Metallbeſchlag an der Thür; das Glück ſchien ihm günſtig: das Fenſter des Wagens war herabgelaſſen. Er ſchwang ſich auf den Tritt, er ſah — — das von ihm angebetete Mädchen

nicht, wie er geglaubt und gefürchtet, ja, im gegenwärtigen Augenblicke gehofft, in den Armen des jungen Mannes, sondern ruhig in ihrer Ecke lehnend und sich nun bei dem Anblick des fremden Gesichtes, das mit starren Augen hereinblickte, entsetzt und mit einem lauten Aufschrei auf die Seite werfend.

Dieser Schrei erschütterte ihn, brachte ihn zu sich, er fuhr zurück, und als er abspringen wollte, glitt sein Fuß von dem schlüpfrigen Wagentritte, seine Hand ließ den Metallbeschlag der Thür fahren, und von den rasch rollenden Rädern gestreift, ward er auf die Seite geschleudert, wobei sein Kopf mit einem heftigen Anprall auf das Straßenpflaster niederschmetterte.

Ein Sekunde lang rollte und sauf'te es in seinen Ohren, wie das Getöse einer Legion davon rollender Wagen, dann zuckten seine Finger rechts und links, irgend etwas zu fassen, und einen Moment darauf lag er leblos da, benetzt von dem herabströmenden Regen, der sich mit seinem rieselnden Blute vermischte.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

Das Gesicht, welches so plötzlich am Wagenfenster erschienen war und eben so rasch wieder verschwand, hatte die Tänzerin einen Augenblick erschreckt, so daß sie, welche sich bis jetzt fest in ihre Wagenecke gedrückt, nun sich plötzlich gegen Arthur neigte, der als junger Mann voll großer Geistesgegenwart in ähnlichen schwierigen Lagen des Lebens, sogleich seinen Arm um sie schlang und sie sanft an sich drückte. Obgleich sie sich im nächsten Moment wieder von seinem Arm befreite, so hatte sie doch ein paar kostbare Sekunden verloren, während welcher der Wagen, von den raschen, unruhigen Pferden gezogen, schon wieder um die nächste Ecke flog und die Straße hinabeilte.

Sie wollte dem Kutscher ein Zeichen geben, sie wollte augenblicklich halten lassen, sie faßte mit der Hand an die Schnur, welche zu diesem Zwecke von draußen hereinging, doch ergriff der junge Offizier rasch ihre Hand und sagte in unmuthigem Tone: „Was wollen Sie thun, schöne Cousine?“

Sich doch nicht um dieſen unverſchämten Kerl kümmern, der, wie ich hoffe, beim Herabſtürzen tüchtig etwas abgekriegt hat — oder ſoll ich halten laſſen, um ihn der Polizei zu übergeben, wenn bei dieſem Hundewetter jemand von der heiligen Hermandad auf der Straße iſt?“

Roſa hatte zuerſt an irgend eine Frechheit, an ein Attentat auf ihre Perſon gedacht, als jene ſtarren Blicke ſo plötzlich vor ihrem Geſichte erſchienen, dann aber durchzuckte ſie mit einem Male ein Strahl der Wahrheit, als ſie ſich plötzlich jener Augen erinnerte, die den ganzen heutigen Abend, wie ſie wohl bemerkt, und auch ſchon früher manches Mal auf ihrem Geſichte, auf ihrer Geſtalt geruht.

Was konnte den Unglücklichen bewogen haben, ihren Wagen zu verfolgen und ſich ihr aufzudrängen? Hatte ihn der Schmerz um ſein verunglücktes Debut ſo alle Schicklichkeit vergeſſen laſſen — hatte er vielleicht eine Hülfe von ihr verlangt — er hätte ja oben im Hauſe auf ſie zutreten können — ſie mit ihrem guten Herzen würde ihn angehört haben — ſonderbar! Er war ihr als ein ſo ruhiger, ſtiller und anſtändiger Mann geſchildert worden, es mußte etwas ganz Außerordentliches ſein, das ihn zu dieſer ſeltſamen That veranlaßt. — Sie dachte nach und ſtrich dann plötzlich, wie von einer großen Unruhe befallen, ihr Haar von der Stirne zurück — ja es fiel ihr ein, daß ſie einmal gehört hatte, er wohne in jenem ärmlichen Stadtviertel, das ihr ſo genau bekannt war — wenn er vielleicht eine Botſchaft an ſie auszurichten gehabt? —

Jetzt raſſelte der Wagen in jenem eigenthümlichen Tone von dem weichen Mittelwege auf das Pflaſter neben den breiten Trottoirplatten des Hauſes, wobei er eine leichte

Schwingung machte und dann plötzlich hielt; der Schlag wurde geöffnet, Arthur ſprang hinaus und ſtreckte dann ſeine Hand hülfreich unter ihren Arm empor.

Roſa blieb auf dem Tritte ſtehen, wobei ſie einen der Lakaien, der am Schlage ſtand, fragte: „Was war das vorhin mit dem Manne, der ſo plötzlich zu mir hereinſchaute? Du haſt es doch wohl geſehen?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein,“ gab der Bediente zur Antwort, „ſprang er doch wie wahnſinnig vom Trottoir weg gegen den Wagen hin. Er muß aber den Tritt verfehlt und dafür die Achſe des Hinterrades erreicht haben, denn ich ſah ihn gleich darauf auf das Pflaſter niederſtürzen, daß ich meine, er müſſe Arm und Bein gebrochen haben.“

„Gott wolle das verhüten! Sahſt du ihn nicht wieder aufſtehen?“

„Nein, gnädiges Fräulein, er blieb ausgeſtreckt liegen.“

Roſa preßte ihre Lippen auf einander und ſagte zu ſich ſelber in entſchloſſenem Tone: ich muß nach ihm ſehen, wenn ich nur nicht die Indiscretion meines Begleiters zu fürchten hätte.

— „Arthur,“ ſagte ſie mit lauter Stimme, „Sie könnten mir einen Gefallen thun. Gehen Sie zu Françoiſe hinauf, und ſagen Sie ihr, ich käme im Augenblick, ich hätte etwas vergeſſen, was ich ihr hätte mitbringen wollen, ich fahre zum Theater zurück und werde in weniger als einer Viertelſtunde wieder hier ſein.“

„In dem Falle werden Sie mir doch erlauben, Sie zu begleiten,“ erwiderte der junge Offizier; „das Theatergebäude wird ſchon geſchloſſen ſein und Sie können doch nicht bei

dunkler Nacht allein den Hausverwalter aufſuchen und Ihre Garderobe öffnen laſſen.“

„Die iſt noch nicht geſchloſſen,“ erwiderte die Tänzerin, „Jeanette braucht eine gute halbe Stunde, um meine Sachen zuſammen zu packen.“

„Gut,“ verſetzte Arthur, „aber auf alle Fälle, und wenn Sie auch einen noch ſo geringen Begriff von meiner Galanterie haben, werde ich Sie doch nicht allein fahren laſſen.“

„Wenn ich Sie aber ausdrücklich darum bitte?“ entgegnete ſie in ruhigem, aber ſehr beſtimmtem Tone.

„Aber — ſchöne Couſine —!“ Die dringenden Vorſtellungen, welche dem jungen Offizier auf den Lippen ſchwebten, verſtummten plötzlich, nicht ſowohl weil ſich Roſa ſchon in die Kiſſen des Wagens zurückgeworfen hatte und den Schlag zugezogen, als weil er auf der anderen Seite der Straße ein Dienſtmädchen mit einer Laterne ſah, die ihrer Herrſchaft, einer jungen Dame, voranleuchtete, welche letztere ſehr langſam und ſehr ſorgfältig die Fußſpitzen aufſetzend über die naſſen Trottoirplatten dahinſchritt.

„Wenn Sie denn durchaus befehlen, ſo muß ich als Ihr unterthäniger Sklave, der gewöhnt iſt, ſich Ihren oftmals ſeltſamen Launen zu fügen, willenlos gehorchen — aber ich kann Ihnen verſichern, ſchöne Roſa, mit gebrochenem Herzen.“

„Nach dem Theater, raſch!“ ſagte ſie, und der Bediente hatte kaum Zeit, ſich neben den Kutſcher zu ſchwingen, ſo raſch wandten die Pferde und eilten den Weg, den ſie gekommen, zurück.

Einen Augenblick ſchaute der junge Offizier lächelnd dem Wagen nach, wobei er leicht an ſeinem Schnurrbart ſtrich, und dann ſagte er vor ſich hin: „Wer wagt, gewinnt und

ich wäre einer der größten Tölpel auf der ganzen Erde, wenn ich einen solchen Fingerzeig vorübergehen ließe.“ Er nahm seinen Säbel unter den Arm, daß er nicht klirrte, und sprang leicht und gewandt über die Straße hinüber zwischen das Dienstmädchen mit der Laterne und die nachfolgende junge Dame.

Rosa warf beim Wegfahren rasch ihren seidenen Mantel ab, nahm einen einfachen, grauen Plaid, der auf dem Rücksitze lag, über die Schulter und zog die dunkle Capuze, die sie auf dem Kopfe trug, tiefer in ihre Stirne, dann ergriff sie die Schnur, die der Kutscher draußen um seinen Arm befestigt hatte; der Wagen stand augenblicklich still und der Bediente, welcher rasch hinabgesprungen war, öffnete den Schlag.

„Ich will zu jener Stelle hinfahren, wo jener Mann gestürzt ist,“ sagte die Tänzerin, „man kann den Unglücklichen nicht sich selbst überlassen. Wenn aber dort vielleicht Leute stehen, so laß etwas weiter fahren, dann will ich aussteigen.“

Der Schlag schloß sich wieder, die Pferde zogen abermals an, um wenige Minuten später zu halten, worauf der Bediente die Herrin aussteigen ließ.

Regen und Wind fegten noch immer durch die Straßen und die zuckenden Gasflammen in den Laternen warfen zitternde Streiflichter auf die Wasserlachen am Boden. Dort lag das massenhafte Gebäude des Theaters dunkel ohne eine Spur von Beleuchtung, und Rosa, welche um sich blickte, erkannte augenblicklich den kleinen Platz vor demselben, über welchen sie gefahren war, wo jetzt ihr Wagen stand, und dort die Hausecke, wo jener niedergestürzt war. Ihrem Befehle gemäß war der Kutscher eine kleine Strecke weiter gefahren,

weil dort bei dem Gefallenen einige Leute ſtanden, die eben im Begriffe waren, ihn aufzurichten.

Die damit Beſchäftigten ſchienen Polizeibeamte zu ſein und eine ältliche Frau. Letztere hatte ſich auf das Pflaſter nieder gekauert und unterſtützte das Haupt des am Boden liegenden, während ſie in keifendem Tone ſprach: „Das kommt von dem ſchnellen Fahren dieſer vornehmen Leute; nicht genug, daß ſie uns, die wir zu Fuß vorübergehen, mit Waſſer und Koth beſpritzen, nein, ſie machen ſich gar kein Gewiſſen daraus, uns umzufahren, wenn wir auch den Hals brechen. Den armen Teufel hier hat's nicht ſchlecht hingeſchlagen; da hinten an ſeinem Kopfe, wo ich meine Hand halte, fühle ich ordentlich das Blut zwiſchen meinen Fingern durchrieſeln. — Wofür ſeid denn Ihr von der Polizei eigentlich auf der Welt," fuhr ſie lauter fort, indem ſie aufblickte, „als um dem Straßenunfug Einhalt zu thun? Ja, ja, aber man weiß wohl, wo man Euch hat und wo Ihr niemals zu finden ſeid."

„Statt Eures dummen Geſchwätzes," gab der Polizeiſoldat verdrießlich zur Antwort, „ſolltet Ihr dafür ſorgen, dem da eine Binde um den Kopf zu machen, ich will unterdeſſen laufen und nach einer Tragbahre ſuchen, es ſcheint mir wahrhaftig auch nicht, als ob der da, wie ich geglaubt, ſich von ſelbſt aufkrabbelt."

„Binde machen?" murmelte das alte, ärmlich gekleidete Weib, „möcht' wiſſen, wovon? Springt nach einer Tragbahre und laßt ein paar Binden mitbringen."

„Kann das da vielleicht für den Augenblick helfen?" ſagte eine leiſe Stimme, und als der Polizeiſoldat raſch in die Höhe blickte, ſah er eine weibliche Geſtalt neben ſich ſtehen,

die der Frau ein Taſchentuch und eine lange ſeidene Schärpe darreichte.

Dieſe nahm das feine Gewebe in die Hand und ſagte kopfſchüttelnd: „Das iſt ſo dünn, daß es als Charpie dienen kann, ſchade darum. Nun, im Nothfall thut ſich's ſchon, die Binde kann ſchon beſſer helfen — ſeht nur, daß wir eine Tragbahre kriegen!“

„Könnt Ihr nicht auch einen Wagen gebrauchen?“ ſagte raſch die verhüllte Dame, „hier wäre wohl einer, der den Unglücklichen nach Hauſe brächte.“

„Wo iſt um dieſe Zeit und bei ſolchem Wetter eine Droſchke zu finden?“ murmelte die Alte, „ja die ſind nur zu haben, wenn die Sonne ſcheint.“

„Gleichviel,“ ſagte die Andere dringend, „es iſt ein Wagen da; meint Ihr, man könne den armen jungen Mann aufrichten?“

„Ich glaube wohl, denn ich fühlte ſo eben, wie er tief aufathmet. Da Ihr ſo mitleidig ſeid, was Euch Gott lohnen möge, ſo helft mir auch die Binde um ſeinen Kopf befeſtigen, während Ihr,“ ſprach die Alte zu dem Polizeiſoldaten, „ihn bei den Schultern feſthaltet, — ſo iſt's recht.“

Wer dieſe ſeltſame Gruppe bei Tage hätte ſehen können! Der tiefaufathmende junge Mann von dem Polizeiſoldaten aufgerichtet und unterſtützt, die alte Frau in ihrem verblichenen, fadenſcheinigen Anzuge, beſchäftigt ein feines Battiſttuch auf das blutige Haar zu drücken und die junge ſchöne Tänzerin, ſonſt umgeben von allem erdenklichen Comfort des Lebens, jetzt hier in finſterer Nacht im ſeidenen Kleide, mit dem weichen verwöhnten Knie auf dem naſſen Pflaſter

knieend und mit ihren feinen Fingern die seidene Schärpe zusammenknüpfend.

Sie erkannte wohl ihre seltsame Situation, worin sie ein unerklärlicher Drang ihres Herzens gebracht; sie hätte lächeln mögen, wenn nicht Thränen in den Augen sie daran gehindert hätten — Thränen des innigsten Mitleids, die aus ihren langen Wimpern hinabtroffen, als sie in das bleiche Gesicht des jungen Mannes sah, den sie gut erkannte, und dessen Herz wohl heute Abend von einem tiefen Weh erfüllt war. Jetzt schlug er die Augen auf und sie wandte rasch ihren Kopf auf die Seite; dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, versuchte, sich aufzurichten, sank aber wieder in die Arme des Polizeisoldaten zurück und sein blutiges Haupt berührte in diesem Augenblick die Schultern des jungen Mädchens. Doch war es gerade, als habe ihm diese Berührung neue Kraft gegeben, denn er stützte seine rechte Hand auf den Boden, während seine linke langsam an seine Stirne fuhr. Rosa hatte sich rasch erhoben und war hinter ihn getreten, während sich auf ihren Wink der Wagen langsam näherte. Der Bediente hatte den Schlag geöffnet und sagte nun zu dem Polizeisoldaten, als er bemerkte, daß sich seine Herrin etwas zurückzog: „Wenn wir nur erst aus ihm herausgebracht haben, wo er wohnt."

„Dazu brauchen wir kein Kopfzerbrechen und kein Fragen," sagte die alte Frau; „ich kenne den Herrn Bander wohl, wohnt er doch in meiner Nähe in der Balkenstraße bei der Wurstkönigin, wißt Ihr das? — Armer Herr Bander," setzte sie mitleidig hinzu. „Habe ich ihn doch heute Nachmittag noch so wohlgemuth nach dem Theater gehen sehen! Es soll ihm da schlecht gegangen sein, wie mir mein Vetter

Beſcheidenſten gezwungen, die leeren Stühle am Ende des Zelts in Beſchlag zu nehmen.

Geneigter Leſer! es wäre wahrlich nicht unſere Schuld, wenn es das Schickſal, das oft ſo ſeltſam in dieſen namenloſen aber wahrhaften Geſchichten eingreift, uns in den unangenehmen Fall gebracht hätte, dich hier in dem Garten in eine neue, gänzlich unbekannte Geſellſchaft einzuführen. Aber der Zufall iſt dem armen Erzähler, wie du gleich erfahren wirſt, günſtiger. Wir hätten auch im anderen Falle dieſe an ſich unbedeutende Epiſode gewiß nicht aufgezeichnet, doch ſo können wir es nicht unterlaſſen, vor unſerer Reiſe nach Italien alte Bekannte, die uns unverhofft in den Weg kommen, zu begrüßen. —

„Dieß Herbſt-Vergnügen,“ begann ein kleiner Mann mit lebhaften Geſichtszügen, „iſt an und für ſich ein harmloſes zu nennen und gewiß gefahrlos, wenn man die vorgeſchriebenen und gewiß ſo nothwendigen Vorſichtsmaßregeln in keiner Weiſe verabſäumt. Dazu gehört vor allen Dingen das ſtrenge Enthalten, Feuerwerk auf öffentlichen Straßen und Plätzen abzubrennen. Zur Zeit, als ich die Ehre hatte, Mitglied des hieſigen Stadtraths zu ſein, — es war in jener Zeit, Herr Graf, als die Gasbeleuchtung eingerichtet und die neue Kirche erbaut wurde, zwei gemeinnützige Anſtalten, zu welchen ich mir ſchmeichle, das Meinige beigetragen zu haben, — wurde ſo etwas ſtreng geahndet.

„Ich erinnere mich genau jener Zeit,“ entgegnete höflich der Graf, „die Stadt ſchuldet Ihnen viel, Herr Stadtrath Schwämmle.“

Vater Schwämmle verbeugte ſich geſchmeichelt und ſeine dicke Gattin, die an Umfang bedeutend zugelegt, ebenfalls. Der geweſene Stadtrath hatte ſich einigermaßen verändert: er hatte ſich eine Brille zugelegt und ein kleines ſpitzes Bäuchlein.

Aber ebenſo waren ſie Alle verändert, die alten bekannten Geſichter, die um den Tiſch herum ſaßen. Den Hofrath hatten

der Choriſt, vorhin ſagte; es iſt aber ein Jammer, wenn ſo gutes Blut auf's Theater geht."

„Hört doch auf mit Eurem Geſchwätz," ſagte barſch der Polizeiſoldat, „er ſcheint mir wieder ganz bei ſich zu ſein, und wenn wir alſo den Wagen da benutzen dürfen, ſo wollen wir ihn hineinbringen, wenn er nur nicht von dem naſſen Pflaſter ſo gar naß und ſchmutzig geworden wäre — ſollen wir alſo?" wandte er ſich fragend an den Bedienten.

Dieſer ſchaute ſeine Herrin an, welche ſehr entſchieden mit dem Kopf nickte.

„Vielleicht könnte er aber auch zu Fuße gehen."

„O ja," ſagte nun Herr Banber mit matter Stimme, „ich kann ſchon wieder gehen," und damit machte er einen wankenden Schritt vorwärts.

„Nein, nein," rief die alte Frau eifrig, während ſie empor ſprang und ihn unterſtützte, „er kann ſich ja kaum auf ſeinen Füßen halten! Nur nicht lange gefragt; kommen Sie, Herr Banber. Da iſt eine gute mitleidige Dame, die will Sie in ihrem Wagen nach Hauſe fahren laſſen. Gott möge es ihr lohnen!"

Der junge Mann griff mit beiden Händen nach ſeinem Kopfe, und verſuchte, um ſich zu ſchauen, doch ſchien ihn bei dieſer Bewegung ein Schwindel zu befallen und er ſtützte ſich auf die Schultern der alten Frau, welche ihn ſorgſam an den Wagenſchlag führte. Hier faßte der Polizeiſoldat und der Bediente ihn unter den Arm, hoben ihn empor und ließen ihn ſanft auf die weichen Kiſſen des Wagens niedergleiten, worauf die Tänzerin raſch an die Seite der alten Frau trat und ihr etwas in die Hand drückte. „Fahrt mit ihm nach

Hauſe, da Ihr wißt, wo er wohnt, und ſorgt für ihn, man wird ſich morgen ſorgfältig erkundigen.“

Der Bediente, welcher hinter der Alten den Schlag geſchloſſen hatte, griff fragend an ſeinen Hut und ſchwang ſich dann auf eine haſtige Handbewegung ſeiner Herrin neben den Kutſcher, worauf der Wagen augenblicklich davon fuhr.

Roſa blieb noch einen Augenblick auf der Straße ſtehen, dann zog ſie ihren Plaid feſter um ihre Schultern, blickte mit einem eigenthümlichen Lächeln nach dem Theatergebäude hinüber und ſchritt dann langſam dem Hauſe ihrer Schweſter zu.

Der ganze Vorfall, den wir eben erzählt, hatte kaum die Zeit einer Viertelſtunde in Anſpruch genommen, kaum fünfzehn Minuten, welche Arthur auf ſeine Weiſe auf's vortrefflichſte benutzt hatte. Seine neue kleine Eroberung, welche mit vollem und warmem Herzen aus dem Theater kam, wo der ſchöne, glänzende Offizier es nicht unterlaſſen hatte, ihr von ſeiner Loge aus alle erdenklichen Aufmerkſamkeiten zu erweiſen, in deren Ohren noch ſüß und berauſchend die flüchtigen Worte nachklangen, welche er ihr nach beendigter Vorſtellung unter dem Portale zugeflüſtert, war wohl erſtaunt, aber leider auch erfreut, ihn, deſſen Bild ſie ſich auf dem Heimweg lebhaft vergegenwärtigte, wieder ſo plötzlich vor ſich hintreten zu ſehen. Wie gerne glaubte ſie ſeinen Worten, daß er Sturm und Wetter nicht achtend, vorausgeeilt ſei, um noch für ein paar Augenblicke den Klang ihrer lieben Stimme zu vernehmen.

„Mama iſt ruhig in ihrem Zimmer oben,“ flüſterte das gefällige Dienſtmädchen, als Emma mit einem kleinen Erſchrecken an dem Hauſe emporblickte und dabei nur ſchwach den Verſuch machte, ſich dem Arme des jungen Offiziers zu

entwinden, der ſchnell und kühn ſeine Hand um ihre ſchlanke Taille gelegt.

„Schöne Emma, nur eine Minute!“ bat er ſchmeichelnd. „Sie ſind ſo furchtbar raſch gegangen, daß Sie noch unmöglich zu Hauſe ſein können; gönnen Sie mir ein paar ſüße Augenblicke, wer weiß, ob mir ein glücklicher Zufall bald wieder ſo günſtig ſein wird. Oder verſprechen Sie mir, dem Zufall nachzuhelfen? So lange habe ich mich geſehnt, Sie zu ſehen und zu ſprechen. Wenn Sie wüßten, wie lange ich mich vergeblich bemüht, Ihre ſchönen Blicke auf mich zu ziehen.“

„Wer ſoll Ihnen das glauben?“ entgegnete ſie kopfſchüttelnd mit einem freundlichen Lächeln. „Wo nehmen Sie die Zeit her, nach mir zu ſchauen? Nein, nein, glauben Sie nicht, mir ſolche Märchen aufzubinden. Gute Nacht, ſchlafen Sie wohl!“ Damit machte ſie ſich von ihrem Begleiter los und ſprang auf die erſte Treppenſtufe ihres Hauſes, wo ſie aber lachend ſtehen blieb.

Es iſt das nun aber von allen Stellungen eines Mädchens gegenüber einem jungen Manne, dem ſie ſich entziehen möchte, die allergefährlichſte, auf der erſten Stufe zu ſtehen, während er noch auf dem Trottoir bleibt; da ſieht man ſich ſo plötzlich und ſo nah Aug' in Auge, da braucht es nur eines kleines Nachgebens von ihrer Seite, um faſt willenlos an ſeine Bruſt zu ſinken, da iſt ein Entkommen faſt unmöglich, namentlich wenn ein unvorſichtiges Dienſtmädchen das ſchützende Licht der Laterne auslöſcht, und da vermag man ſich nur gewaltſam loszureißen, nachdem man gezwungen worden iſt, mit Hand und Mund die Verſicherung eines baldigen Wiederſehens zu geben.

Hier war es aber vielleicht ein glücklicher Zufall für

Emma, der es ihr auch nach dem gegebenen Verſprechen mög-lich machte, in ihrer Hausthüre zu verſchwinden, und dieſer Zufall trat in Geſtalt einer verhüllten Dame auf, welche, dicht vorüberſchreitend, einen raſchen Blick unter der tief her-abgezogenen Capuze auf die Beiden warf, um dann, geräuſch-los die Straße überſchreitend, in der Nacht zu verſchwinden.

„Nicht um eine Million blieb ich länger hier an der Thür," ſagte das zitternde junge Mädchen, indem ſie ſich jetzt ernſtlich bemühte, ihre Hände denen des jungen Offiziers zu entziehen, „wer weiß, wer es war, der mir einen ſo leuch-tenden Blick zugeworfen. Sie konnten die Geſtalt freilich nicht ſehen."

„Wer könnte das geweſen ſein?" lachte der leichtſinnige junge Mann. „Jemand, der abſichtslos ſo dicht an uns vor-überging. Süße Emma, nur noch einen kleinen, ſüßen Au-genblick."

„Nein, nein, gute Nacht!"

„Aber auf baldiges Wiederſehen?"

„Vielleicht."

Die Thür ſchloß ſich geräuſchlos, und Arthur fühlte jetzt erſt wieder, daß der Regen noch immer herabrieſelte. Er wandte ſich unmuthig nach dem Hauſe ſeiner Couſine und ſagte faſt in vollem Ernſte: Nun, wenn das nicht unverant-wortlich iſt, mich hier im Regen warten zu laſſen, während ſie, Gott weiß wo, in der Welt herumfährt, ſo gibt es gar nichts Unverantwortliches mehr; bin ich doch auf Ehre ſo naß wie ein begoſſener Pudel, und wenn ſie jetzt zurückkäme, ich könnte ſie nicht einmal mit Anſtand mehr hinausbegleiten. Ah, das ſoll ſie mir büßen, und wenn ſie mir wieder einmal ſagt: ich komme ſogleich wieder, ſo werde ich ihr zur Antwort

geben: ja, ja, wie nach jener Theater-Vorſtellung, ſchöne Roſa; ich verſtehe alles, wie ein Menſch — wahrhaftig, man kann ſich auf niemand mehr verlaſſen, kaum mehr auf ſich ſelber.

Unter dieſen halblaut gemurmelten Worten vorwärts ſchreitend, blickte Herr von Marlott noch ein paarmal nach dem Hauſe zurück, das er ſo eben verlaſſen und meinte, ſtille vor ſich hinlächelnd: Das iſt ein angenehmes, warmes Mädchen, gut und hingebend, wir müſſen dieſe Bekanntſchaft cultiviren. Wenn auch Roſa ſehr liebenswürdig ſein kann, ſo weiß doch der Teufel, woher es kommt, daß ſie die Theaterprinzeſſin nie ganz verleugnen kann; wenn ich einmal denke, jetzt geht ihr das Herz weit auf und ihre Liebe zu mir — denn daß ſie mich liebt, daran iſt gar kein Zweifel — trägt die erwarteten Früchte, ſo blickt ſie mich plötzlich mit ihren großen Augen an und macht eine Bewegung, wie die Herrin zu ihrem Sklaven. — Auf Ehre, zuweilen ganz Theaterprinzeſſin! Dabei thut dann, ſetzte er ſtehen bleibend hinzu, indem er ſich halb umwandte und ſeine Fingerſpitzen gegen das Haus küßte, ſo eine friſche Natürlichkeit Einem ſo unbeſchreiblich wohl — wenn ich nur in dem verfluchten Regen nicht ſo pudelnaß geworden wäre; ich muß wahrhaftig nach Hauſe gehen und mich umkleiden. —

Die verhüllte weibliche Geſtalt, welche vorhin das junge Mädchen an der Treppe erſchreckt, hatte, von Herrn von Marlott ungeſehen, das gegenüber liegende Haus des Grafen Lotus erreicht und ſich dort raſch in den tiefen Schatten einer der Säulen geſtellt, welche das Vordach trugen. Von hier warf ſie einen Blick auf die Straße, ſah, wie ſich der junge Offizier entfernte, und drückte dabei ihre Hand heftig auf das pochende Herz. Wer ihr nahe geweſen wäre, hätte ihre leuch-

tenden Augen ſehen müſſen und bemerken, wie ſie ihre Zähne feſt auf einander biß und ſich dabei ihre Lippen wild und trotzig öffneten; ihr ganzer Körper bebte, und wenn ſie ſich zuweilen etwas vorbeugte und ſich dann wieder ſtolz aufrichtete, ſo hatten ihre ſonſt ſo ſchönen Züge einen ſo wilden Ausdruck, daß man hätte glauben können, ſie habe die ſo leiſe gemurmelten Worte des Davoneilenden verſtanden, was doch unmöglich war; vielleicht aber mochte ſie, die ihn genau kannte, etwas von ſeinen Gedanken errathen.

So blieb ſie hier ſtehen, nicht nur, bis er in der Dunkelheit verſchwunden war, ſondern bis ſie auch nichts mehr von ſeinem klingenden Tritt und ſeinem klirrenden Säbel vernahm. Dann wandte ſie ſich gegen die Hausthür und zog heftig an der Klingel.

Augenblicklich wurde geöffnet, und ſobald der alte Portier nicht ohne einiges Erſtaunen die Dame erkannt, zog er raſch eine Klingel, die im erſten Stocke zweimal anſchlug. An der Treppe öffnete ſich ſogleich die Thür, welche in das Veſtibul und den kleinen Wintergarten führte, und der Kammerdiener des Grafen, durch das zweimalige Anſchlagen der Glocke benachrichtigt, daß jemand gekommen ſei, der beſondere Aufmerkſamkeit beanſpruche, huſchte raſch die Treppen hinab und machte dann eine tiefe Verbeugung, als er der Schweſter der gnädigen Gräfin anſichtig wurde. Auf ſeinem Geſichte zeigte ſich trotz des in Unordnung gerathenen Anzuges der Dame durchaus keine Veränderung, kein Erſtaunen; er war dafür zu gut geſchult, und wenn der Herr Graf vielleicht einmal im Schlafrocke hätte ausgehen wollen, würde er kaum gewagt haben, lächelnd die Bemerkung zu machen, daß der Thermometer kaum ſechs Grad Wärme anzeige.

„Meine Schweſter iſt zu Hauſe?“ fragte die Tänzerin.

„Zu Hauſe wohl,“ entgegnete der Kammerdiener, „doch werden das gnädige Fräulein die Güte haben müſſen, ein paar Augenblicke im Boudoir zu warten; der Herr Graf zog ſich in ſeine Zimmer zurück, da er einige Schmerzen fühlte, und die gnädige Gräfin leſen ihm, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, etwas vor.“

Roſa nickte mit dem Kopfe und ſtieg raſch die Treppen hinauf. Oben öffnete einer der Lakaien geräuſchlos die Thür und, minder wohl erzogen, als der Kammerdiener, zog er ſeine Augenbrauen hoch empor, als er die junge Dame in ihrer Capuze, mit durchnäßtem Plaid und beſpritztem Kleide an ſich vorbeieilen ſah. Es war derſelbe, der vor dem Diner mit der Orange geſpielt und die kleine Frucht, da er jetzt nichts Beſonderes zu thun hatte, aus ſeiner Taſche hervorgeſucht. Er kniff ſein linkes Auge gegen ſeinen Collegen zu, und als der Kammerdiener die Treppe langſam wieder heraufſtieg, ſagte er mit einem bezeichnenden Lächeln: „Draußen ſcheint es ſtark zu regnen.“

Der Kammerdiener nickte ſtatt aller Antwort ernſthaft mit dem Kopfe und ging links nach dem Zimmer ſeines Herrn, während die junge Dame auf der rechten Seite verſchwunden war.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Françoiſe und Roſa.

Das zierliche Veſtibul ſah jetzt am Abend noch gemüthlicher, ja noch reizender aus, als am Tage. Vor den großen Glasſcheiben des Wintergartens waren grüne Vorhänge herabgelaſſen und zwiſchen den Blumengruppen in den Ecken ſtanden Carcel-Lampen, deren matte Kugeln ein angenehmes Licht rings umher verbreiteten. Von draußen her hörte man zuweilen den Wind um die Ecke des Hauſes ſauſen und vernahm auch wie die ſchweren Regentropfen gegen das Glasdach des Wintergartens ſchlugen.

Bei der Stille, die im Hauſe herrſchte, vernahm man das Plätſchern des kleinen Springbrunnens deutlicher, wie am Tage.

„Ich muß ſchon geſtehen," ſagte der Lakai, indem er kopfſchüttelnd nach links blickte, „es iſt das ein eigenes Vergnügen, im Regen zu gehen, wenn man einen Wagen zur Verfügung hat."

„Beſonders,“ meinte der andere Bediente, „den Wagen zu verlaſſen, wenn man einmal warm darin ſitzt. Dieſe Damen haben doch ganz eigene Gelüſte.“

„Hm,“ ſagte der Erſte, „wenn der Kammerdiener das Wort hörte, ſo würde er dir eine Bemerkung dafür nicht erſparen. Vornehme Perſonen, würde er ſagen, haben keine Gelüſte, man nennt dies in dieſem Falle Phantaſieen. Merke dir das, junger Anfänger.“

Der junge Anfänger mochte vielleicht ein halbes Dutzend Jahre älter ſein als der Andere, doch war er erſt ſeit einigen Monaten aus dem Stalle in das Vorzimmer befördert worden und bedurfte deßhalb noch einer ſorgfältigen Erziehung.

„Eigentlich hätte auch ich den Regen nicht ſcheuen ſollen,“ fuhr der Andere fort, nachdem er ſich auf dem niedrigen türkiſchen Divan niedergelaſſen, der die hintere Wand einnahm, „es iſt heute Abend hier verdammt langweilig und mich hätte der Kammerdiener ſchon ein paar Stunden fortgehen laſſen können. Oh—oh—oh—oh,“ machte er, ſich dehnend, und ſtreckte ſich hintenüber in die weichen Kiſſen.

Außer den beiden Lakaien war noch eine dritte Perſon anweſend von ſo eigenthümlichem Aeußern, daß wir es für unſere Pflicht halten, dieſelbe dem geneigten Leſer etwas näher zu beſchreiben. Es war dies ein nicht großer, aber ſchlank gebauter Mann von vielleicht dreißig Jahren, der neben dem Divan mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Bodenteppiche geſeſſen. Er hatte den rechten Ellenbogen auf das Knie geſtützt und blickte, während er den Kopf auf der Handfläche ruhen ließ, ohne eine Miene zu verziehen, in die ſpielenden Waſſerſtrahlen des kleinen Springbrunnens. Sein Geſicht

war dunkelgelb oder hell broncefarben, jenachdem der Schein des Lichtes darauf fiel; die Stirne breit, über die lang geſchlitzten, tief liegenden Augen wölbten ſich feine, hochgeſchwungene Brauen, und an die glatten, etwas mageren Wangen ſchloß ſich ein voller krauſer Bart von einer Schwärze, wie man ihn nur bei den Orientalen findet.

Juſſuf war ein Indier, den der Graf Lotus mit nach Europa gebracht, der ihm in gefährlichen Lagen ſeines wildbewegten Lebens mit ſeltener Treue und Umſicht zur Seite geſtanden und der die glänzendſten Anerbietungen zu einer ſorgenfreien Exiſtenz in ſeiner Heimat zurückgewieſen und es vorgezogen hatte, ſeinem hochverehrten Herrn Tauſende von Meilen nach deſſen fernem Vaterlande zu folgen.

Der Graf behandelte ihn auch hier mehr als Vertrauten denn als Diener. Er war der eigentliche Haushofmeiſter, ohne daß ihm dieſe Stelle ausdrücklich übertragen worden war, und ſorgte dabei für das Intereſſe ſeines Herrn verſtändig und ſo taktvoll, daß er mit der übrigen Dienerſchaft durch keine Veranlaſſung in eine ſchiefe Stellung kam. Wie meiſtens die Südländer, ſprach er ſehr ruhig, nur in gewählten, oftmals ſogar in poetiſchen Ausdrücken, und wenn auch keiner ſeiner Collegen ihm nachſagen konnte, er habe je ein hartes oder verletzendes Wort von ihm gehört, ſo wußte er ſich gerade durch dieſes feſte und ruhige Auftreten ſo in Achtung zu ſetzen, daß ſie allen ſeinen Worten und Winken unbedingt folgten und es auch ſogar in ſeiner Abweſenheit nicht wagten, von ihm anders als dem „Herrn Juſſuf“ zu reden.

Daß er ſeine ſanfte und gute Herrin faſt noch mehr verehrte als den Grafen ſelbſt, mochte wohl darin liegen,

die zehn Jahre, die über ſeinem Haupte dahingeſchwebt, dem häuslichen Leben geneigter gemacht; er blieb jetzt den Abend häufig daheim und verſäumte es ſelten, ſeine Gemahlin von den verſchiedenen Kaffee- und Theegeſellſchaften nach Hauſe zu führen. In ſeine Fußſtapfen war dagegen ſein Sohn Eduard getreten, und die Honoratiorentochter hatte das Glück nicht gefunden, das ſie zuverſichtlich erwartet. Dort ſaß ſie neben der Schwiegermutter, der Hofräthin, welche ſich von Allen im Aeußern wie im Innern am meiſten gleich geblieben war. Daſſelbe ſtrenge und harte Geſicht, nur die Falten in demſelben vertiefter, ſonſt aber feierlich, würdevoll wie immer. Die Honoratiorentochter hatte ſich ihrer Führung und Leitung vollkommen anvertraut und umſchlang ſie — eine volle, verregnete, abgeblaßte Dalie den nachbarlichen Zaunpfahl. — — — Der junge Eduard, der jetzt an den Tiſch trat, hatte in den letzten zehn Jahren einigen Lebensmuth und ſehr viele Jahre eingebüßt. Er kam ſoeben von einem Strafamt zurück, das er an ſeinem älteſten Sprößling ausgeübt, — wir können nicht verſchweigen, daß es der hofräthliche Enkel war, der den Grafen Alfons in augenſcheinliche Lebensgefahr gebracht.

So ſaßen ſie Alle im Kreiſe und ihr Leben hatte ſich nicht viel geändert. Nächſtens fiengen auch die Bürgerbälle wieder an, und wenn auch unſere bekannte Honoratiorentochter ſich dort keinen Tänzer mehr octroyirte, ſo waren dort genug andere Honoratiorentöchter, die aufſtiegen lächelnd und blühend am Horizont anderer junger Eduards.

Neben dem Grafen ſaß ein allerliebſtes junges hübſches Mädchen mit dichtem blondem Haar, einem Stumpfnäschen und ſchelmiſchen blauen Augen. Blonde Haare waren ihm von jeher gefährlich geweſen und ſo erwies er ſeiner hübſchen Nachbarin alle mögliche Aufmerkſamkeit. Mutter Schwämmle machte die Honneurs der Tafel und wenn der Graf von allem dem, was ſie

daß er, der ſo häufig um die Perſon deſſelben war, wohl bemerkte, welche ſanfte und mildernde Gewalt ſie auf deſſen oft wilde und heftige Laune äußerte, und weil er mit faſt ſchaudernder Ehrfurcht die Kraft ihres himmliſchen Geſanges mit empfand, wenn er ſah, wie dieſe wunderbaren Töne im Stande waren, den finſteren Unmuth von der Stirne ſeines Herrn zu bannen, ja ſeine ſchmerzhaft zuſammengepreßten Lippen zu einem milden Lächeln zu kräuſeln.

Wenn er ſie ſingen hörte, blieb Juſſuf wie eine Bildſäule ſtehen, kreuzte die Arme über ſeine Bruſt, ſchaute mit dem blitzenden Auge tiefſinnend vor ſich hin, gedankenvoll wohl in die weite, weite Ferne, wo Palmen rauſchen und ſich im ſtillen Strome der Lotus auf ſchwankem Stengel wiegt, und dabei murmelte er, allen unverſtändlich, jene geheimnißvollen Worte, die von den Lippen der knieenden Indier ertönen, wenn ſie am Ganges betend ihre heiligen Gebirge von den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne beſchienen ſehen.

War ſie doch die lebende Sonne ſeines Herrn, die Sonne des Hauſes, ſeine eigene Gnaden ſpendende Sonne. Konnte er doch in der Frühe ſagen, wenn jemand nach der Gebieterin fragte: ‚Das Geſtirn des Tages iſt noch nicht ſichtbar!‘ oder Abends ſpät, wenn ſie zur Ruhe gegangen war: ‚Unſere Sonne iſt verſchwunden!‘ — Blitzten doch ſeine Augen unwillig, wenn er im Anhören der wunderbaren Töne ihrer Stimme durch einen rauhen Fußtritt geſtört wurde, und er konnte mit tiefem ſtrengen Tone ſagen: ‚Störe nicht den Frieden des Hauſes, hörſt du nicht den Engel des Herrn?‘

Neu eintretende Diener unterließen es wohl im Anfange nicht, über das eigenthümliche Betragen des Indiers

zuweilen ihre unpaſſenden Bemerkungen zu machen, die er mit dem Ausdruck der tiefſten Verachtung hinnahm; doch achteten in kurzer Zeit auch die leichtſinnigſten Kameraden ſein ruhiges Walten im Hauſe, lernten wohl auch ſeine tigerartige Gelenkigkeit und rieſenhafte Körperſtärke kennen, von welcher er bisweilen ſpielend, aber ohne jemand ein Leid zuzufügen, die erſtaunlichſten Proben ablegte. Und dann war es noch etwas anderes, was die unbändigſten Charaktere veranlaßte, den Indier mit Furcht und ſcheuer Ehrfurcht zu betrachten. Der eine der Lakaien nämlich, der ſchon ſehr lange im Hauſe war, hatte bei einem kleinen Souper ſervirt, wo der eben erſt von ſeinen Reiſen zurückgekommene Herr von Scherra anweſend war, und dort eine abgebrochene Unterhaltung aufgeleſen, wo von Juſſuf die Rede geweſen und wo der Graf, ſo behauptete er nämlich, zugegeben, daß Juſſuf den Thugs oder dem indiſchen Mörderorden angehört habe. Leider konnte der Bediente den Faden der Unterhaltung nicht fortſpinnen hören, da er ab- und zugehen mußte, doch war er ſo glücklich, eine Aeußerung des Grafen zu erlauſchen, als dieſer ſagte, ein Angehöriger dieſer eigenthümlichen Verbrüderung, deren Exiſtenz hiſtoriſch nachgewieſen ſei, und er ganz beſonders bezeugen könne, vollführe nach Art der alten Aſſaſſinen unbedingt jeden Mord, der ihm von ſeinem Herrn befohlen werde, mit Dolch oder Schlinge, wie es ihm gerade am paſſendſten erſcheine. — Dazu kam noch, daß Juſſuf, wenn er übler Laune war, den Andern zuweilen ſeine Geſchicklichkeit in der Handhabung ſeines langen zugeſpitzten Meſſers zeigte und den Laſſo mit einer Geſchicklichkeit warf, bei deren Anblick ein furchtſamer Zuſchauer allerdings unwillkürlich an ſeinen Hals greifen konnte.

Der deutschen Sprache war der Indier nicht sehr mächtig; er gab sich wenigstens den Anschein, als achte er nie auf Gespräche, welche Andere in seiner Gegenwart führten und die nicht besonders an ihn gerichtet waren, oder als verstände er sie nicht. Der Graf sprach mit ihm in seiner Landessprache und die Gräfin brauchte ihm selten ihre Befehle oder Wünsche mitzutheilen, denn er schien in ihren Augen zu lesen und überreichte ihr oft schon das Verlangte, ehe sie nur die Lippen öffnen konnte.

Wie er aber solchergestalt seine Sympathieen kund gab, so konnte oder wollte er auch seine Antipathieen nicht verbergen. Zu den Personen, die er im besten Falle mit einer eiskalten Gleichgültigkeit betrachtete, über die er aber nicht selten aus seinen dunkeln Augen einen Strahl des Hasses hingleiten ließ, oder deren Fragen er, Unkenntniß der Sprache vorschützend, häufig ein finsteres Stillschweigen entgegensetzte, gehörte vor allen der junge Reiter-Offizier, Herr von Marlott. Dessen leichtfertige Art, sich zu benehmen und zu reden, so wie auch seine an sich vielleicht harmlosen Späße, die er sich gegen den ernsten Indier erlaubt, hatten im Letzteren eine Empfindung des Widerwillens hervorgerufen, die er sich auch gar nicht zu verbergen strebte. Jussuf ging dem jungen Manne einfach aus dem Wege, wann er ihn kommen sah, und auch dieser schien gerade nicht besonders Lust zu haben, nach seinen ersten übel aufgenommenen Scherzen, sich weiter mit dem Indier einzulassen. „Bah," pflegte er zu sagen, „so ein Kerl ist wenig mehr als eine wilde Bestie, und wenn mich ein böser Hund anknurrt, so bin ich der Gescheidtere, wenn ich ihm aus dem Wege gehe." Jussuf kam auch nur

ins Zimmer, ſobald Herr von Marlott anweſend war, wenn er ausdrücklich gerufen wurde.

Eine andere Angehörige des Hauſes, welcher der Indier nie Beweiſe von Sympathie, höchſt ſelten von Anhänglichkeit, wohl aber von Unterwürfigkeit gab, war Fräulein Roſa, die Schweſter der Gräfin. Sie, das ſchöne, junge Mädchen von guter Familie, reich und unabhängig, war eine Tänzerin — unbegreiflich in den Augen des Indiers; eine Tänzerin, die öffentlich auftrat, um ſich von der ſchauluſtigen Menge bewundern zu laſſen. Der erſte Eindruck, den das auf den Indier gemacht, war unverwiſchbar; wenn er es auch nicht unterlaſſen wollte, der jungen Dame als Schweſter ſeiner angebeteten Herrin, als ſo gerne geſehenem Mitglied des Hauſes ſeine Dienſtwilligkeit und ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, ſo betrachtete er ſie doch dabei mit einem ſcheuen Widerſtreben, mit einem mühſam unterdrückten Widerwillen, daß es Roſa verletzt haben müßte, wenn ſie nicht die Quelle ſeiner Abneigung gekannt hätte, und wenn nicht oft ſein zurückſchreckendes Benehmen durch einen Zug von Theilnahme und Anhänglichkeit gemildert worden wäre, ja durch unverkennbares Mitleiden, welches er ihr, der ſo ſchönen, reizenden, liebenswürdigen Dame, nicht vorenthalten zu können ſchien, obgleich ſie nur eine Tänzerin war.

Als ſie vorhin ins Zimmer trat, hatte er ſich raſch und ehrerbietig vom Boden erhoben, denn er würde ſich nie unterſtanden haben, eine äußere Achtungsbezeigung gegen ſie zu unterlaſſen. Dabei fuhr ſein blitzendes Auge über ihre ganze Geſtalt hin, und was keiner der Lakaien bemerkt, das ſah er ſogleich mit ſeinem ſcharfen Blick: einen kleinen Blutflecken an ihrem weißen Halſe. Er ſchüttelte leicht mit dem Kopfe,

zog ſeine Augenbrauen finſter zuſammen, und ließ dann nach einem langen Athemzug, den er that, einen Augenblick zwiſchen den dünnen Lippen hindurch ſeine großen ſchneeweißen Zähne ſehen; dabei hatte er den Kopf wie zum Gruße geſenkt, und als er ihn wieder emporhob, war die junge Dame hinter der Thüre verſchwunden. —

Sie ging durch das Vorzimmer und das Schreibgemach ihrer Schweſter geräuſchlos auf dem weichen Teppiche nach dem Boudoir der Gräfin, wo ſie an der Thür einen Augenblick lauſchend ſtehen blieb und ſchmerzlich bewegt um ſich her blickte, wobei ihre Lippen zuckten und ſich zu einem Lächeln zu zwingen ſchienen, als wollte ſie gewaltſam die finſtern Schatten von ihrem bleichen Geſichte verjagen. Doch wenn ihr das auch zu gelingen ſchien, ſo drückte ſie doch vergebens ihre Hand auf das heftig pochende Herz, und ſchon ihr tiefes und ſchweres Athemholen zeigte deutlich den Sturm in ihrem Innern. Dabei war das Lächeln, welches jetzt um ihre Lippen erſchien, ein ſo unausſprechlich ſchmerzliches, daß ſie nach einem raſchen Blick in den Spiegel ſelbſt davor zu erſchrecken ſchien und mit beiden Händen ein paar Sekunden ihr Geſicht verdeckte. Dann ſchüttelte ſie leicht mit dem Kopfe, entfernte die dunkle Capuze und trat näher vor das Spiegelglas, um ihr Haar ein klein wenig zu ordnen und aus der Stirn zu ſtreichen. Ihren Plaid legte ſie nicht ab, ſondern zog ihn noch höher am Halſe zuſammen.

Mit einem Mal blieb ſie regungslos horchend ſtehen. Sie vernahm die Stimme ihrer Schweſter, welche durch das Nebenzimmer gedämpft in leiſen Tönen an ihr Ohr ſchlug. Françoiſe ſang ein Schlummerlied, das verſtand ſie wohl, und wenn Roſa nun ſtarr vor ſich hin auf den Boden blickte,

ſo ſah ſie die Schweſter am Lager ihres Mannes ſitzen, wie ſie ihm mit ihrer zu Herzen gehenden Stimme ihr einfaches Lied ſang, deſſen Klänge er ſo gern hörte und die ihn weich und milde einwiegten, ſo daß er mit einem ſanften Lächeln auf den Lippen einſchlief.

War die eigene weiche Stimmung der Tänzerin ſchuld daran, die ihr jenes einfache Lied heute ſo beſonders rührend erklingen ließ, oder war es der Gedanke, der ſie unwillkürlich beſchlich, wie noch ganz anders Françoiſe am Lager eines kleinen Weſens ſingen würde, das mit friſchen, erhitzten Wangen und glühenden Lippen auf ſeinen Kiſſen vor ihr läge, vielleicht auch noch ſelig beſchaut von einem andern Augenpaar, das mit demſelben Stolze, derſelben Luſt auf die blühende Mutter des reizenden Kindes ſchauen würde.

„Warum kommen mir gerade heute dieſe Bilder?“ murmelte Roſa, welche ſich auf einen der kleinen Fauteuils am Kamin niedergelaſſen hatte und, den Kopf in die Hand geſtützt, in die ſpielenden Flammen blickte. „Will dieſe Glut mit ihren eigenthümlichen Figuren und Bildern das Bild jenes leuchtenden Berges in mir wach rufen, den wir noch ſo ſchön an jenem ſchrecklichen Abend geſehen, oder ſind es die Töne des Liedes, welches Françoiſe ſo eben ſingt? — — Ja, ja, es ſind die bekannten Klänge, und ich begreife nicht, wie ſie dazu kommt, ihr armes Herz aufs neue zu zerreißen, indem ſie dieſes einfache Fiſcherlied ſingt mit jenem für ſie ſo entſetzlichen Refrain:

„Jo ti voglio bene assai,
Ma tu non pensi a me.“

„Ja, ja,“ fuhr ſie nach einer Pauſe in ihrem tonloſen Selbſtgeſpräch fort, „du denkſt nicht mehr an ſie, du haſt nie

ehrlich an ſie gedacht!“ Sie drückte beide Hände vor das Geſicht, dann durchflog ein heftiges Zucken ihren Körper, und ſie ſagte mit tiefer, gewaltſam unterdrückter Stimme: „Sei verflucht, falſcher Italiener! — —.

„Oh, ich kann mir nicht anders helfen,“ fuhr ſie empor, wild um ſich blickend, „wenn es auch eine Sünde iſt, ſo muß ich's doch hundertmal wiederholen, wenn die Erinnerung an jene furchtbare Zeit über mich kommt: Sei verflucht, falſcher Italiener! — —

„Oh, wir hätten glücklich ſein können,“ fügte ſie nach längerem Nachſinnen bei, „oh, ſehr glücklich! Françoiſe, das arme Kind, und ſogar ich, — wären wir doch gewiß nicht mehr zurückgekehrt hieher nach dem kalten Norden, wo die Menſchen nur ſprechen, aber nicht empfinden, nur berechnen, aber nicht fühlen, wo es gegen Anſtand und gegen alle Sitte iſt, ein volles, warmes Herz zu zeigen, wo man Gefühle heuchelt, ohne zu fühlen, wo man ſich hingibt, ohne zu lieben.

„Io ti voglio bene assai,
Ma tu non pensi a me.“

„Ja, ja, er denkt nicht an mich, aber auch ich will ihn aus meinem Herzen vertilgen, und wo ſein Bild ſtand, ſoll Haß und Rache erglühen — nein, nur Haß,“ fuhr ſie nach einem verächtlichen Lächeln fort; „warum auch Rache, warum ein ſo ſchönes, wohlthuendes Gefühl an jemand verſchwenden, der dieſes und jedes anderen Gefühles unwerth iſt?

„Still, mein Herz, ſprich nicht für ihn,“ flüſterte ſie in einem entſchloſſenen und doch ſchmerzlichen Ausdruck, und dabei drückte ſie beide Hände gegen ihre Bruſt.

Ein leichter Schritt im Nebenzimmer ließ ſie aufſchauen, und da ſie die Schweſter erkannte, ſtrengte ſie ſich an, ne

ruhig und lächelnd anzuſchauen; doch verſchwand dieſer erkünſtelte Ausdruck augenblicklich wieder von ihrem Geſichte, als ſie ſah, wie Françoiſe ſo entſetzlich bleich war, wie ihre Augen Spuren von Thränen zeigten, wie ihr zerſtörtes, dichtes blondes Haar Spuren ihrer eigenen Finger zeigte, welche darin gewühlt, — als ſie ſie mit wankenden Schritten näher kommen ſah, und als ſie erſchreckt ſehen mußte, wie die geliebte Schweſter, nachdem ſie mit tonloſer Stimme geſagt: „er ſchläft," das Haupt langſam auf die Stirn Roſa's niederſinken ließ, und dann zuſammenbrechend und krampfhaft weinend auf den Teppich des Bodens niederglitt.

„Um Gottes willen, was iſt dir, meine liebe Françoiſe, was iſt dir begegnet?"

Statt zu antworten, umklammerte die Gräfin mit ihren Armen die Schultern der Schweſter, welche ſich tief herabgebeugt hatte, und drückte ihr Geſicht feſt an deren Bruſt.

„Du haſt dich wieder ſelbſt aufgeregt," ſagte Roſa nach einer längeren Pauſe mit weicher Stimme, „ich habe es hier wohl gehört, wie du jenes Lied geſungen, das du doch ſuchen wollteſt, zu vergeſſen, wie du mir auch feſt verſprochen."

Françoiſe ſchluchzte krampfhaft.

„Warum rieſſt du auch jene Zeit hervor und machteſt die alten traurigen Geſchichten lebendig durch den Klang jenes Liedes? Zuweilen denke auch ich jener Zeit, aber ich verjage jene Gedanken und laſſe ſie nicht zur Geltung kommen. — Sage mir, Schweſter, iſt dir etwas begegnet, das dich wieder ſo lebhaft an jene Zeit erinnert?"

„Ja, Roſa, ja, entſetzlich lebhaft."

„So haſt du wieder in Briefen geleſen, in Briefen, die ich dich ſchon ſo oft, ſo dringend bat, zu vernichten?"

„O nein, o nein.“

„Oder haſt du gar,“ ſetzte ſie vorwurfsvoll hinzu, „ſein Bild wieder hervorgeſucht und betrachtet? — Ja, Françoiſe, das iſt es, ich fühle es ja hier, wie deine wildbewegte Bruſt ſich gegen die meinige drückt. Arme Françoiſe, dieſer kalte, trübe, troſtloſe Herbſtabend war wohl dazu gemacht, um Erinnerungen an warme, duftige Mondſcheinnächte in dir wach zu rufen, aber du darfſt das nicht, du mußt vergeſſen, du haſt es dir und mir und — ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu — dem armen Kinde heilig gelobt.“ —

Die Gräfin zuckte heftig und ſchmerzlich zuſammen.

„Wie kannſt du auch nur ſo an ihn denken, an einen falſchen Meineidigen, der ſo viel Unglück über dich gebracht, an einen feigen Verräther — er ſei verflucht!“

„Halt ein, Roſa, halt ein, mit deinen entſetzlichen Reden!“ fuhr die Gräfin heftig empor und blickte dabei wild ihrer Schweſter ins Geſicht, während ſie ſich zu bemühen ſchien, ihre Haare haſtig aus der Stirn zu ſtreichen, dabei aber dieſelben durch ihre krampfhaft zuckenden Finger noch mehr verwirrte — „halt ein, fluche ihm nicht!“

Waren es dieſe Worte oder war es der entſetzlich jammervolle Anblick Françoiſens, welche auf Roſa's Zügen plötzlich einen ſo gewaltigen Schrecken erſcheinen ließen; ſie öffnete ihre Augen ſtarr und weit, ſie legte die rechte Hand auf die Stirn der Schweſter, während ſie ihren Hals mit dem linken Arm umſchlang, als wolle ſie dieſelbe im gleichen Augenblicke von ſich ſtoßen und an ſich ziehen. „Du biſt im Begriffe,“ murmelte ſie, „mir etwas Fürchterliches zu ſagen. Wie jetzt, habe ich dich nur einmal geſehen, du weißt wohl, damals.“

„Und heute iſt mein Herz zerriſſener,“ rief das unglück-

liche Weib, laut weinend. — „Doch was iſt mit dir geſchehen, Roſa,“ fuhr ſie nach einer Pauſe im Tone des Schreckens fort.

Der umhüllende Plaid war bei der heftigen Bewegung von den Schultern der Tänzerin gefallen und zeigte an ihrem Halſe, ſo wie an dem weißen Kragen über ihrem blauſeidenen Kleide und an dieſem ſelbſt unverkennbare Blutſpuren.

„Es iſt nichts, Françoiſe,“ ſagte Roſa dringend, „ſprich, was du mir zu ſagen haſt, kümmere dich nicht um mich, es iſt wahrhaftig nichts.“

„Doch, doch, du verheimlichſt mir etwas Furchtbares. O ſieh meine entſetzliche Aufregung, fühle, wie mein Blut ſtürmt, quäle mich nicht.“

„So beruhige dich, Françoiſe,“ gab Roſa zur Antwort, indem ſie ihre Schweſter an ſich zog und ſie innig küßte, „beruhige dich nur, mir iſt wahrhaftig nichts Schlimmes widerfahren, und wenn du mir verſprechen willſt, ruhiger zu werden und mir mit Ueberlegung mitzutheilen, was dir widerfahren iſt, ſo will ich dir vorher raſch mein kleines Abenteuer erzählen. Ich war Samariterin,“ fuhr ſie, mühſam lächelnd fort, als ſie ſah, wie Françoiſe heftig mit dem Kopfe nickte. „Doch horch, vernahmſt du kein Geräuſch im Nebenzimmer?“

„Nein, nein, es kann auch niemand ſein, der Graf iſt ruhig und feſt eingeſchlafen; es war Wind und Regen, welche gegen die Fenſter ſchlagen. Erzähle mir!“

„Als ich aus dem Theater fuhr,“ begann die Tänzerin, doch ſprach ſie leiſe und machte Pauſen zwiſchen ihren Worten, während ſie nach dem Nebenzimmer horchte, wo ſich aber nichts mehr hören ließ, — „ſtreifte mein Wagen einen armen

dringend anpries, nur von jedem einen Biſſen genommen hätte, ſo hätte er über Nacht jedenfalls einer Unverdaulichkeit erliegen müſſen. So aber nahm er nur, was ihm ſeine Nachbarin überreichte.

Bald aber wurde der ganzen Geſellſchaft das ſtille Sitzen unbehaglich und der junge Eduard forderte dringend auf, das noch vorhandene Feuerwerk zu vertilgen. Er gieng auch mit einem guten Beiſpiele voran, nahm zwei der jungen Mädchen mit ſich in den Garten und alle Andern folgten ſeinem Beiſpiele. Man ſchrie, man kreiſchte, man jubelte und ſang auf's Neue, der Graf zündete ſeiner blonden Nachbarin die Schwärmer an ſeiner Cigarre an, und da ſie ſich fürchtete, ſo hielt er ihre kleine Hand feſt, die offenbar vor Angſt zitterte. — Wie jagte die Geſellſchaft in dem Garten umher, hier eine Partie, dort eine Partie, wie ſchrie Mutter Schwämmle ſo gellend, wenn ihr ein Schwärmer oder Froſch zu nahe kam! Selbſt die alte Hofräthin brannte ein römiſches Licht ab, nicht ohne bei jeder Leuchtkugel melancholiſch zu ſagen: ſo iſt unſer Leben, ſo ſtrahlt es auf, um ſo bald in ſchwarze Nacht zu verſinken! — Sehr wahr und ſehr poetiſch. Dabei ſah ſie aus, wie eine alte Drude vor ihrem Herenfeuer, weiß, grün, roth, blau angeſtrahlt — ein chameleoniſches Geſpenſt. —

Endlich war das Feuerwerk verpufft und die Nacht ſchwamm triumphirend in ſchwarzem Schleier. Die verſchiedenen Parthien fanden ſich nach und nach unter dem Zelte wieder zuſammen, die kleine Blondine war in der Dunkelheit in einen Roſenſtock und ihre blonden Bandeaus in eine kleine Unordnung gerathen.

Jetzt kam auch der Wagen des Grafen und er ließ es ſich nicht nehmen, ſo viele von den Damen als möglich nach Hauſe zu begleiten. Mutter Schwämmle wurde in die bedeckte Droſchke gehoben, dann die Honoratiorentochter, zwiſchen ſie hinein keilte man die Hofräthin, auf dem Rückſitz ſaß der Graf, neben ihm

Fußgänger und warf ihn nieder. Ich erkannte ihn, denn er gehörte zum Theater und hatte heute Abend ſchon bei ſeinem erſten Debut Unglück gehabt. Daß er mich dauerte, kannſt du dir denken, Françoiſe. Herr von Marlott, der bei mir im Wagen war —"

„Arthur?"

„Ja, Herr von Marlott, verhinderte mich daran, den Kutſcher ſogleich halten zu laſſen und zu ſehen, ob der arme junge Menſch keinen bedeutenden Schaden genommen. Als ich aber hier ans Haus kam und den Bedienten ſagen hörte, er ſei auf dem Pflaſter liegen geblieben, ſo eilte ich augenblicklich zurück, um ihm wo möglich Hülfe zu verſchaffen, obgleich ich dir verſichern kann, daß der Kutſcher nicht im geringſten an dem Unfalle ſchuld war; er warf ſich wie abſichtlich zwiſchen die Räder des Wagens."

Françoiſe ſchien nur mit halbem Ohre zu hören. Sie hatte ihren Arm auf die Kniee der Schweſter geſtützt und ihren Kopf auf die Hand gelegt.

„Ich fand ihn noch auf der Straße," fuhr Roſa fort, „und da ich in Gemeinſchaft mit einer alten Frau Hand anlegte, um ihn aufzurichten, ſo kam es, daß ſein Blut dieſe traurigen Spuren zurückließ. Ich ſah es übrigens erſt, als ich hier vor den Spiegel trat, und wenn du mir erlaubſt, gehe ich zu deiner Toilette, um ſie zu entfernen — ſie fangen wahrhaftig an, mir fühlbar zu werden," ſetzte ſie mit einem leichten Schauder hinzu, nachdem ſie mit ihren Fingerſpitzen ihren Hals berührt.

„Nein, nein," rief Françoiſe, „bleibe jetzt, ich fühle, daß ich mich ſo weit geſammelt habe, um dir, wie du es verlangt,

mit Ueberlegung das Entsetzliche mittheilen zu können, was ich gehört, was mich niedergeworfen. — Gaetano —"

„Nenne den Namen nicht," erwiderte die Tänzerin mit einer abwehrenden Bewegung der Hand, „denke nicht an ihn; und wenn dir in tiefer, stiller Nacht dieses unheimliche Bild erscheinen will, so bete, bete, und er wird vor deinem Gebete verschwinden, wie der Böse selbst."

„So war es bis jetzt, meine Rosa. Ich dachte fast über ihn, wie du, fast so strenge. O, mein Gott," sagte sie mit weicher Stimme, „ein Band, welches uns verknüpfte, ließ sich ja doch von kalter Ueberlegung, vom Gefühle seiner Schuld nicht gänzlich zerreißen. O, meine geliebte Schwester," fuhr sie in steigender Heftigkeit fort und dabei ergriff sie Rosa's beide Hände, schlang sie um ihren Hals und drückte sich dann fester an ihr Herz. „Blicke nicht so ernst und finster auf mich nieder, durchbohre mich nicht so mit deinen leuchtenden Blicken, meine Rosa, wie ich es gethan!" Und als sie das sagte, tropften ihre Thränen unaufhaltsam aus den weit geöffneten Augen, ihren sonst klaren Blick verwirrend.

„Gaetano —"

Die Tänzerin, erschreckt von dem unerklärlichen Benehmen der sonst so ruhigen Frau, zog sie hastig an sich und blickte sie gespannt, fragend an, beinahe willenlos das gleiche Wort wiederholend: „Gaetano?"

„Hat nicht so furchtbar an mir gehandelt, als wir geglaubt," rief Françoise schluchzend in wild ausbrechendem Schmerz, „hat mich nicht betrogen — Gaetano war nicht verheirathet."

„Françoise, du bist wahnsinnig!"

„O, wäre ich es, Gott verzeihe mir die Sünde, wäre

ich es! Sprüche die Phantasie des Wahnsinns oder des Fiebers aus mir — mir gleich, ich sähe ein Ende vor mir, wenn auch ein entsetzliches Ende; aber ich bin nicht wahnsinnig, meine liebe Schwester, es klingt auch keine Fieberphantasie aus meinen Reden. Was ich dir eben sagte, ist einfache und furchtbare Wahrheit."

„So ist er wieder erschienen, so hat er gewagt, zu dir zu dringen?"

„O nein, ich würde ihn nicht vorgelassen haben oder vor ihm geflohen sein."

„So hast du Briefe von ihm erhalten und gelesen?"

„Ich würde seinen Betheurungen nicht geglaubt haben."

„So gab er dir sonst irgend ein Lebenszeichen?"

Françoise schüttelte mit einem schmerzlichen Blicke gegen den Himmel das Haupt.

„Kann er wohl noch leben," sagte sie in einem Tone, der, obgleich ruhig und gefaßt, der Schwester doch tief ins Herz schnitt, „da er im Gefühle seiner Unschuld Jahre lang stumm blieb, stumm wie das Grab, in welchem er ruht?"

„Wenn du nicht wahnsinnig bist, Françoise," stieß die Tänzerin mühsam hervor, so sind deine Reden danach, mir den Verstand zu verwirren. — Du sahst ihn nicht, du erhieltest keine Briefe von ihm, auch sonst kein Lebenszeichen, was ist dir denn begegnet, Schwester? Todte erscheinen nicht, oh nein, oh nein," sie zuckte schaudernd zusammen — „fühle ich nicht, wie du?" fuhr sie nach einem tiefen Athemzuge fort. „Warum mich denn so entsetzlich quälen mit deinen verwirrten Reden, mit deinen abgerissenen Ausrufungen? Um des Himmels willen beschwöre ich dich, fasse dich, sei ruhig und sage mir, was ist dir begegnet?"

Nachdem Françoise mehrmals vergeblich versucht, ihrer Stimme zu gebieten, die sich bei jedem Versuche in ein krampfhaftes Schluchzen auflöst'te, nachdem Rosa ihr Gesicht auf das Haupt der Schwester gelegt und deren weiches blondes Haar mit reichlichen Thränen benetzt, und nachdem sie dabei ihrer Schwester mit weicher, inniger Stimme wie einem hülflosen Kinde zugesprochen und ihr gesagt, daß sie auch ferner wie bisher alles mit ihr theilen werde in treuer, schwesterlicher Anhänglichkeit — Freud' und Leid, und daß es ja nur durch ruhige Ueberlegung und Besprechung möglich sei, etwas so Entsetzlichem, wie sie eben erwähnt, zu begegnen, da erst fing die unglückliche Frau an, ruhiger zu werden, und war im Stande, ihrer Schwester zu erzählen, was sie bei dem heutigen Diner von Herrn von Scherra gehört, was dieser alte zuverlässige Mann mitgetheilt von einer jungen deutschen Sängerin in Neapel, die zu dem Marchese Gaetano Fontana in einem Verhältniß gestanden, welches zu stören und aufzulösen die Mutter des Marchese alle Schritte gethan, wie ihr dies auch gelungen sei, da sie wahrscheinlich die Nachricht verbreitet, Gaetano sei bereits verheirathet, und auf diese Art das Band zwischen ihm und der Geliebten zerrissen.

Rosa's Hände, mit denen sie die ihrer Schwester hielt, zitierten heftig, und: „Gaetano war nie verheirathet?“ fragte sie mit kaum vernehmlicher Stimme.

„Nie, sagte Herr von Scherra, der ihn genau kannte.“

„Und jene Dame, die ich in jener Nacht mit eigenen Augen in seinem Wagen sah, wer war sie denn, was sagte Herr von Scherra?“

„Darüber vernahm ich nichts von ihm; oh, meine Rosa, wie hätte ich können ruhige Zuhörerin bleiben bei einer Geschichte, deren Anfang mich gleich so Ungeheures wissen ließ!“

„Aber Herr von Scherra erzählte seine Geschichte ruhig zu Ende?“

„Gewiß, und eine lange Geschichte. Mir schien die Zeit eine Ewigkeit zu sein, während sie drüben in dem Zimmer des Grafen blieben und ich hier in diesem kleinen Gemach fast vergeblich nach Fassung ringend mit zusammengepreßten Händen auf- und abschritt. Ich durfte ihn ja keine trübe Miene, keine Thränenspur im Auge sehen lassen.“

„Arme, arme Schwester! — — Oh warum war ich nicht anwesend! Glaube mir, ich hätte lächelnd ausgehalten, um alles zu erfahren — und wir müssen alles erfahren,“ fügte sie mit einem entschlossenen Tone hinzu. „Wer war sonst noch bei dem Diner anwesend?“

„Arthur.“

Rosa machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand, wobei sie mit finsterem Blick einen Moment die Lippen fest auf einander preßte. — „Nichts von ihm, wie konnte ich über eine so furchtbar ernste Begebenheit auf eine so leichtsinnige Art mir von ihm berichten lassen? Schade, daß er es angehört.“

„Oh, Arthur hat das bald wieder vergessen.“

„Wie alles! — Aber Herr von Scherra muß meine unschuldige Neugierde befriedigen,“ sagte sie mit festem entschlossenem Tone. „Er muß mir unsere eigene Geschichte erzählen, und ich werde ihm mit großer Ueberraschung zuhören. — O, das kann ich, Françoise, wenn ich will.“

„Ja, du kannſt es, aber mich traf jedes Wort wie ein Dolchſtoß, ich glaubte, zu vergehen.“

„Meine arme Françoiſe,“ verſetzte die Tänzerin ſchmeichelnd, während ſie ihrer Schweſter die verwirrten Haare aus der Stirne ſtrich, „faſſe dich, nimm all deine Kraft zuſammen; bedenke deine Stellung. Wenn es dir auch ſchrecklich iſt, dich mit dem Gedanken vertraut zu machen, den du vorhin gegen mich ausſprachſt, daß den armen Unglücklichen das ſtille Grab deckt, ſo iſt es doch der einzige, aus dem für dich ein Troſt erwächſt. Die Zeit wird kommen, wo du ruhiger an ihn denkſt, wo du ihn beweinen darfſt, und dabei, meine Françoiſe, will ich dir redlich helfen, — glaube mir, ſo furchtbar es mir auch im erſten Augenblicke erſchien, ihn ſchuldlos zu wiſſen, ſo athme ich doch jetzt ſchon freier auf, wenn ich an ihn denke, und wenn mir ſein Bild nicht mehr als etwas Verabſcheuungswerthes vorſchwebt, ſondern als ein Weſen, das mit Milde auf uns herabblickt, und das alles Unrecht vergeſſen wird, beim Anblick ſeines grenzenloſen Schmerzes, beim Anblick meines tiefen Leides.“ —

„Amen!“ hauchte es flüſternd durch das kleine Gemach. —

Roſa fuhr entſetzt empor und ſagte wild um ſich blickend mit gepreßter Stimme: „Sprachſt du das Wort, Françoiſe?“

„Welches Wort? ich hörte nichts.“

„Sagteſt du Amen, — meine Schweſter?“

„Ich dachte ſo bei deinen tröſtenden Worten, vielleicht ſprach ich es auch unbewußt aus, wenn du es nicht ſelbſt ſagteſt.“

„Nein, nein, ich nicht,“ erwiderte eifrig die Tänzerin, und dabei blickte ſie forſchend um ſich und ſetzte nach einer Pauſe hinzu, während welcher ſie die umſchlingenden Arme

ihrer Schweſter ſanft gelöſ't und ſich langſam erhoben: „Laß mich einen Augenblick in deinem Nebenzimmer nachſehen, ich weiß wohl, es iſt kindiſch, daß ich mir einbilde, von dort her ein Geräuſch gehört zu haben, da der Graf ſchläft, aber laß mich nachſehen, es beruhigt mich.“

Françoiſe, die ſich ebenfalls erhoben hatte, nickte ſchmerzlich lächelnd mit dem Kopfe, als ſie ruhig entgegnete: „Sieh nach, Roſa, wenn es dir gefällt, du wirſt dort alles lautlos und ſtill finden.“

Darauf ließ ſie durch eine Feder, auf welche ſie drückte, den Vorhang über dem Kamin in die Höhe ſchnellen, und es ſchien ihr wohl zu thun, in die ſtürmiſche Nacht hinaus zu ſchauen, zu ſehen, wie die wild aus einander geriſſenen Wolken vom ſcharfen Wind öſtlich gejagt wurden, zu hören, wie der Wind ſauſ'te, und wie er die fliehenden Regentropfen an die Scheiben des Fenſters jagte, wo ſie dann thränengleich an der glatten Fläche hinabrannen.

Oh, es war eine trübe Nacht, ein Nacht voll Thränen!

Roſa kam leiſen Schrittes aus dem Schlafzimmer zurück und ſagte: „Du hatteſt Recht, Françoiſe, es iſt in deinem Schlafzimmer und im angrenzenden Gemach alles ruhig und ſtill. Gott ſei Dank, daß er wenigſtens ſchläft — laß auch uns jetzt Ruhe ſuchen. Lege dich nieder, liebe Schweſter, und thue dir Gewalt an, deine wilden finſtern Gedanken niederzukämpfen. Denk an morgen, und daß man dich fragen wird, warum du ſo bleich ausſiehſt, woher die Thränenſpuren kommen, woher deine gerötheten Augen.“

„Oh, hätte ich dein Temperament, deine Ruhe, deine Faſſung!“

„O ja,“ verſetzte Roſa mit einem eigenthümlichen Lä-

cheln, „äußerlich erſcheine ich oftmals ſehr ruhig, ſehr gefaßt, ich kann mich bezwingen und das ſollteſt auch du noch lernen, Françoiſe; es iſt das ſo nothwendig in dieſer traurigen Welt. — Gute Nacht, mein Herz, gute Nacht, meine liebe Schweſter!“

„Ich ſehe dich doch morgen in der Frühe?“ erwiderte dieſe faſt ängſtlich; „du mußt zu mir kommen, du mußt um mich ſein, mit mir ſprechen, mich nur mit deinem ruhigen, entſchloſſenen Blick anſchauen, ſonſt fürchte ich mich.“ Sie warf einen ſcheuen Blick nach dem Nebenzimmer, fügte dann aber raſch hinzu, als wollte ſie keine Antwort ihrer Schweſter hören: „Du haſt doch deinen Wagen unten?“

„Ausdrücklich wieder herbeſtellt habe ich ihn nicht; finde ich ihn unten, ſo iſt es gut, iſt er aber nicht da, ſoll es mir noch lieber ſein; es wird mich mehr zerſtreuen, ja faſt beruhigen, durch die ſtürmiſche Nacht zu Fuße nach Hauſe zu gehen. — Gute Nacht, Françoiſe!“

„Gute Nacht, Roſa, Gott beſchütze dich!“

Die Tänzerin glitt geräuſchlos zum Gemach hinaus durch das Schreibcabinet und Vorzimmer auf das Veſtibul, wo der Lakai, der ſeine Orange noch zwiſchen den Fingern hielt, laut und vernehmlich den Schlummer des Gerechten ſchlief. Unten öffnete der Portier und wollte ſich entſchuldigen, daß der Wagen nicht da ſei, er habe auch keinen Befehl erhalten, ihn wieder her zu beſtellen.

Roſa ging nach einem freundlichen Worte in die finſtere Nacht hinaus, während Françoiſe droben in ihrem Zimmer eine Zeit lang vergeblich auf das Rollen des Wagens lauſchte. —

„Sie iſt zu Fuß fort,“ ſagte ſie endlich, „o Roſa iſt

glücklich, ſie darf ihren Thränen freien Lauf laſſen, und dabei fliegen ihr die kühlenden Regentropfen ins Geſicht, und ſo bleibt es unentſchieden, ob ſie in der That geweint. Sie darf durch die Straßen wandeln allein mit ihren Gedanken, kann dort bei dem unſcheinbaren Hauſe ſtehen bleiben, um nach einem einſamen Lichtſchimmer zu ſpähen, der ſeine liebe, ſüße Wange beleuchtet, kann alles das thun, da ſie frei iſt, — frei — frei — während ich in einem glänzenden Käfig gefangen bin, während mich, wohin ich ſehe, Gold umgibt, abermals Gold und wieder Gold — goldene Ketten und Banden."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine ſchlafloſe Nacht.

Der Schlaf war mitleidiger, als es ſich die arme Frau gedacht. Er umgaukelte weich und linde das Lager, auf das ſie ſich unter ſtrömenden Thränen geworfen; er ließ ihr ſanfte, tröſtende Muſik erklingen, unerklärliche, beruhigende Töne, er ließ ihr Haupt umſchweben weiche, duftende Nebel, ſeine wunderbaren Vorläufer, und ſchloß ihr dann tröſtend mit ſanftem Finger die ſchweren und müden Augenlider.

So that der Schlaf hier, während er bei einem andern Lager ganz in der Nähe, im anſtoßenden Gemache, anders verfahren, während er dort ebenfalls müde Augenlider, die ſich ſo innig nach Schlaf ſehnten, mit einigen armſeligen neckenden Schlummerkörnern bewarf, welche, leuchtend und unruhig zitternd durch das Gehirn rollend, ſtatt feſten erquickenden Schlafes jenen leichten, ermüdenden Halbſchlummer hervorbrachten, wo man ſeine eigenen Athemzüge fühlt, wo man ſich ſelbſt zuflüſtert: glaube nicht, daß du ſchläfſt, wie andere glückliche Menſchenkinder, du kannſt ja aus tiefem,

das blonde Mädchen und deren Mutter, eine wohlwollende, freundliche Frau, und ſo wurden ſie nach Hauſe befördert, zuletzt Mutter und Tochter. Der Graf verſicherte der kleinen Blondine, er habe lange nicht einen ſo charmanten Abend verlebt, und die kleine Blondine glaubte es, und als ſie ſich ſpäter in ihrem Schlafzimmer auszog, ſeufzte ſie und ſagte zu ſich ſelber: „wie ſchade, daß der Graf Alfons morgen nach Italien abreist!“ Etwas Aehnliches dachte auch die wohlwollende Mutter und erinnerte ſich mehrerer Fälle, wo Bürgertöchter in hochadelige Familien geheirathet.

Der Graf aber fuhr ebenfalls nach Hauſe, nahm ein einfaches Souper und ſetzte ſich gegen Mitternacht abermals in ſeine bequeme Reiſekaleſche. Dießmal aber waren vier Poſtpferde davor geſpannt.

lebendigem Traume deine Augen weit öffnen, ſchauen, hören, um gleich darauf wieder andere tolle Traumgeſtalten um dich gaukeln zu ſehen — ja, du kannſt ſchauen und hören und vielleicht decken deine ſchweren Augenlider in der nächſten Sekunde wieder deine müden Augen, wenn nicht zufällig ein Ton, ein Wort an dein Ohr ſchlägt, das deine ohnedies ſchon aufgeregten Nerven zum Zerſpringen anſpannt und alle deine Sinne mit einer erſchreckenden Klarheit umgibt.

So war es dem Grafen Lotus geſchehen, in deſſen leichten und unruhigen Schlummer plötzlich ein Ton drang, der ihn zum Wachen aufſchreckte — o, zum klarſten, erbarmungsloſeſten Wachen. Er hörte die Gräfin ſchluchzen, er hörte ſie mit ſchmerzerfüllter Stimme Worte ſprechen, deren Klang ihm, wenn er ſie auch nicht verſtand, anzeigte, daß ſie aus zerriſſenem Herzen kamen — ja, aus dem Herzen ſeiner Frau, die noch vor Kurzem mild und ruhig lächelnd neben ſeinem Lager geſeſſen und deren Hand nicht gezittert, als ſie dieſelbe ſanft auf ſeine Stirn gelegt.

Ja, ſie ſprach, ſie ſprach Worte des Jammers und des Unglücks, und es war wohl begreiflich, daß ihn dieſe Töne nicht ruhig auf ſeinem Lager ließen; belauſchen wollte er ſie nicht, darum erhob er ſich in derſelben Art, wie er immer zu thun pflegte, doch wurde er nicht gehört, ſelbſt kaum, als er das Schlafzimmer ſeiner Frau durchſchritt. Dort aber an der Thür, als er eben den Griff des Schloſſes anfaſſen wollte, um ſie geräuſchvoll ganz zu öffnen, vernahm er Worte, die das Blut gewaltſam gegen ſein Herz ſtrömen ließen, ſo daß die Pulſe ſeiner Schläfen wild zu pochen anfingen und daß es ihm nur gelang, den Athem kurz und mühſam in ſeine Bruſt zu ziehen. — Er vernahm alles —

alles — alles, und als er hörte, wie Roſa die Schweſter in ihrem grenzenloſen Unglück tröſtete, war er es, der mit heiſerer Stimme Amen dazu geſagt.

Ja — Amen, ein Wort, das man ausſpricht mit dankendem Blick, mit glückſelig geöffneten Lippen, nach einer überſtandenen großen Gefahr, wo alles glücklich beendigt iſt, das man aber auch hervorſtößt tief aus gebrochenem Herzen zwiſchen zuſammen gebiſſenen Zähnen, wenn alles verloren iſt — alles, alles dahin, was uns lieb und theuer war. — —

Eine gute Stunde nach dieſem Verfall erhob ſich der Graf abermals von ſeinem ruheloſen Lager. Wie er während dieſer Zeit unter den fürchterlich marternden Gedanken gelitten, zeigte wohl die furchtbare Bläſſe ſeines Geſichts, die tiefen Furchen auf ſeiner hohen weißen Stirn, auf der jetzt die Spuren jenes Säbelhiebes dunkelroth zu ſehen waren. Seine rechte Hand, mit der er ſich bemühte, den ſeidenen Schlafrock über die Schultern zu werfen, zitterte heftig und benahm ſich dabei oft ſo ungeſchickt, daß er die verſtümmelte Linke zu Hülfe nehmen wollte, um gleich darauf von dieſem vergeblichen Bemühen unter einem bittern Lächeln abzuſtehen.

Er war ſo an ihre Hülfe gewöhnt, daß er ſich vorkam wie ein armes unbehelfenes Kind. Als er endlich ſein Gewand über der Bruſt befeſtigt hatte, that er einen tiefen, tiefen Athemzug und trat in die Thür ihres Zimmers, wo er ſie beim Scheine der Nachtlampe auf ihrem Lager ruhen ſah. Er legte den Arm an das Holzgetäfel, drückte ſeine Stirn dagegen und blieb ſo regungslos, ſie anſchauend, ſtehen.

„Wie ſie bei all dem Jammer glücklich iſt, ſo im ruhigen Schlaf ihr Leid vergeſſen zu können,“ murmelte er, „das heißt, wenn ſie nicht von böſen Träumen beunruhigt wird!

— Doch nein, ihre Athemzüge ſind ruhig und gleichmäßig, ja, ich glaube faſt, es ſpielt ein Lächeln um ihre Züge. — O, ſie kann lächeln," ſetzte er nach einer kleinen Pauſe flüſternd mit heiſer klingender Stimme hinzu, „ſind es doch wahrſcheinlich glückſelige Bilder, Bilder der Liebe, Bilder einer ſüßen Vergangenheit, welche ſie umſchweben.

„Ah, ſie iſt glücklich, ſie ſchläft und hat ſüße Träume. Sie hat kein Recht, ſich zu beklagen, ſie nicht! Wer ſchläft, vergißt Leid und Schmerz. Ich," fuhr er fort, indem ſein Blick düſter aufflammte und ſein Körper erzitterte, „ich ſchlafe nicht, ich liege müde auf meinem Lager, ein Fraß wilder, giftiger Gedanken, mich läßt kein ſanfter Schlummer Leid und Schmerz vergeſſen. Wer weiß ſogar," ſetzte er mit einem entſetzlichen Lächeln hinzu, „ob ich einſtens im Grabe ruhig ſchlafen werde, oder ob ich auch da noch bevorzugt bin, von düſtern, unheimlichen Träumen unterhalten zu werden.

„Doch fort mit dieſem thörichten Vielleicht! Im Grabe iſt Ruh', und die hat ja auch wohl jener gefunden, der ſeine gierige Hand aus der Ewigkeit herüberſtreckt, um mir mein Liebſtes zu rauben, das einzige ſchätzbare Gut meines reichen und doch ſo armſeligen Daſeins. Ja, er iſt todt, er muß todt ſein — er ſoll todt ſein, oder —

„An Scherra muß ich mich wenden," murmelte er nach einem tiefen Seufzer, während deſſen er krampfhaft und unruhig mit der rechten Hand ſeine Stirn und ſeine Augen betaſtete und darauf ſeine Finger an den Mund brachte, an deren Nägeln er, ſtarr vor ſich niederſehend, unruhig kaute. „Scherra muß mir das genau und umſtändlich erzählen, er muß ſich aufs ſorgfältigſte nach dieſem — Gaetano erkundigen; er muß nach Neapel ſchreiben — nach Palermo —

überall hin — überall, er muß mir zu Liebe ganz Italien, ja, die ganze Welt durchforſchen, um — ſein Grab zu finden, denn er muß todt ſein; o—o—o—oh," fuhr er, wie vor ſeinen Gedanken erſchreckend, auf, „todt muß er ſein, oder —"

Während er mit zuckenden Lippen und unheimlich glänzenden Augen dieſen Phantaſieen, bald leiſe mit ſich ſelbſt flüſternd, bald dumpf in ſich hinein murmelnd, nachhing, während die Muskeln ſeines hagern, bleichen Geſichtes krampfhaft ſpielten und ſich zuweilen ſein ganzer Körper zuſammenbog, wie niederſinkend unter der Wucht der Gedanken, lag ſie auf ihrem Lager, ein Bild der ſüßeſten Ruhe, des tiefſten Friedens; ihre rechte Hand ruhte unter ihrem Haupte und hatte ſich dort in der Fülle ihres reichen, blonden Haares vergraben, ihre Augenlider erſchienen leicht geſchloſſen, ſo ſanft zugefallen, als hätten ſie ſich in tiefer Ermüdung bei der leiſeſten Berührung des Schlummergottes geſchloſſen, während dagegen wieder ihre gleichförmigen und tiefen Athemzüge ihren feſten Schlaf bekundeten. Ihr vorhin noch ſo bleiches Geſicht erſchien jetzt leicht erhitzt und dadurch wunderbar roſig angeſtrahlt. Dabei verklärte ein mildes Lächeln ihre noch kürzlich ſo ernſten, ja, düſtern Züge, und dieſes Lächeln hatte ihre Lippen ſanft geſchloſſen und ließ zwiſchen ihnen hindurch die glänzenden Zähne ſehen.

Die linke Hand hatte ſie auf ihre Bruſt gelegt, und nach den Fingern dieſer linken Hand ſtarrte der Graf, indem er ſich an der Thür feſthaltend, ſo weit als möglich vorbeugte. Zwiſchen Daumen und Zeigefinger ſchlang ſich eine kleine fadendünne Goldkette durch, die unter ihrem Kopfkiſſen verſchwand.

„Was ſagte doch Roſa von einem Bilde, welches Fran-

çoiſe bei ſich führe? Ich habe nie etwas davon bemerkt, habe aber auch niemals jene Goldkette geſehen, die dort ſo verrätheriſch hervorlauſcht. Ah, Madame, es ſcheint mir, daß Sie ſich nicht damit begnügen, ſüße Erinnerungen in Ihrem Herzen zu begraben, ſondern daß Sie auch ſichtbare Zeichen einer beſſeren, glücklicheren Zeit bei ſich verbergen! — Ich muß jenes Bild haben," ſetzte er zähneknirſchend hinzu, „ich muß ſehen, Françoiſe, wer ſo unausſprechlich glücklich iſt, von dir ſo heiß geliebt zu werden! — Nehmen wir uns in Acht, ſeien wir vorſichtig, wie auf der Tigerjagd!"

Und nach dieſen Worten wand er ſich ſo raſch, ſo geräuſchlos, ſo ſchlangenartig nach dem Lager ſeiner Frau hin, daß er ſich auch einem aufmerkſameren und ſcheueren Weſen, als das argloſe Weib war, unbemerkt hätte nahen können. Dann griff er mit ſicherer Hand die kleine Kette an, zog ſie langſam unter dem Kopfkiſſen hervor und über ſeine Züge glitt ein triumphirendes Lächeln, als derſelben ein ſehr kleines flaches Medaillon folgte. Noch war aber das Ende der Goldkette leicht um den Zeigefinger der ſchlafenden Frau gewunden, und ſtatt den Verſuch zu machen, auch dieſe zu löſen, berührte er mit der eiskalten Spitze ſeines Fingers die warme Hand der Gräfin, wodurch er erreichte, was er gewollt: ſie machte eine zuckende Bewegung mit der Hand, wodurch die Goldkette von dem Zeigefinger herabglitt; dann wandte ſie leicht den Kopf auf die andere Seite und flüſterte im Schlafe: „Du irrſt, es ſind Regentropfen, aber keine Thränen."

Mehrere Sekunden lang betrachtete er mit ſtarrem Blick die Schlafende, dann ſagte er mit dumpfer Stimme: „Amen, mögen auch keine Thränen folgen." —

Geräuſchlos, wie er gekommen, ging er in ſein Zimmer zurück und ſchloß und verriegelte die Thür hinter ſich. In ſeinem Schlafgemach angekommen, entzündete er auf einem ſilbernen Leuchter ein Bouquet Wachslichter, und als es tag-hell um ihn geworden, ließ er ſich langſam in einen Fauteuil nieder, den er zum Tiſche gerollt, und ſchickte ſich an, den goldenen Deckel des Medaillons aufſpringen zu laſſen. Doch ehe er dies ausführte, hielt er einen Augenblick inne, ſtützte die Stirn auf die rechte Hand und ſprach: „Warum ſoll ich's thun? Wird ein Bild nicht ſchrecklicher in meinen Phantaſieen erſcheinen, als ein körperloſes Weſen, als ein Ding, das ſich Gaetano nennt? Ja, es nicht anzuſehen, wäre vernünftiger gehandelt, aber der Teufel," rief er heftiger aus, „betrage ſich immer vernünftig; ich will es ſehen!"

Er drückte auf die Feder des Deckels, dieſer ſprang auf und der Graf betrachtete mit gierigem Blick das kleine Bild, welches ſich ſeinem Auge darbot.

Lange betrachtete er es, hielt es bald weit von ſich weg, brachte es dann wieder näher an die Augen und murmelte endlich: „Ein ſchöner Kopf, ein prächtiger Kopf, ſchade darum, daß er im Grabe faul't — — — — laſſen wir ihn verſchwinden." —

Er erhob ſich mühſam aus ſeinem Stuhle, ging nach einem Seitentiſchchen, wo eine kleine, zierlich gearbeitete Caſſette ſtand, die er öffnete und das Bild hinein verſchloß.

Als dies geſchehen, ging er lange Zeit in tiefe Gedanken verſunken in ſeinem Zimmer hin und her, wobei er ſich zuweilen mit langſamen Schritten dem kleinen Tiſchchen, auf dem die Caſſette ſtand, wieder näherte, ſich aber jedesmal

haſtig umwandte und nach der anderen Seite des Gemaches eilte.

„Als ich ſie zu meinem Weibe nahm,“ ſprach er zu ſich ſelber, nachdem er längere Zeit vor ſich hin gebrütet, „hätte ſie mir die Wahrheit ſagen ſollen, die volle Wahrheit ſagen müſſen; doch iſt das auch der einzige Vorwurf, den ich ihr machen kann, und den ich ihr doch nicht einmal machen werde — gewiß kein Wort des Vorwurfs — wenn — doch nein, nein, fort mit ſolchen entſetzlichen Gedanken! — Gab ſie mir doch nie Veranlaſſung zum Mißtrauen! — Ihn deckt das Grab, ſein Bild ſoll verſchwunden bleiben und dafür werde ich ihr, wenn ſie es wünſchen ſollte, meine Gründe angeben.“

Der Graf blieb einen Augenblick mitten im Zimmer ſtehen, drückte die rechte Hand gegen ſeine Stirn und rief in ſchmerzlichem Tone: „O, wer jetzt ſchlafen könnte! Gab ich mir doch mit allen Gründen der Vernunft, der Milde, des Mitleidens alle Mühe, meine finſteren, entſetzlichen Gedanken niederzukämpfen, aber wenn ich einen Moment inne halte, ihnen beruhigt zuzuſprechen, ſo ſpringen ſie an mir empor, die Zähne fletſchend gleich wilden, blutgierigen Beſtien — ſchrecklich, wenn er lebte — wenn er lebte! Ich muß jemand haben, der mit mir ſpricht, der mir hilft, meine Phantaſieen nieder zu kämpfen; ich will Juſſuf wecken, er ſoll mir von Indien erzählen.“

Der Graf öffnete die Thür ſeines Nebenzimmers und ſchritt von dort über einen kleinen Corridor in ein auf der anderen Seite daran grenzendes Cabinet. Dort war es ſo dunkel, als es in einem Zimmer nur ſein kann, wo kein Licht brennt und wo nur die zweifelhafte Helle des Nachthimmels

einen Gegenſtand, irgend ein Möbel oder ſonſt einen Körper als noch ſchwärzere Schatten erſcheinen läßt. Hier ließ der Graf einen leiſen Ton vernehmen, der wie das Ziſchen einer Schlange klang, worauf ſich augenblicklich in der Ecke des Zimmers, wie von einer Feder emporgeſchnellt, eine Geſtalt erhob und wonach man ein Geräuſch hörte, als werde raſch ein Dolch aus einer Scheide gezogen.

„Ich bin es, Juſſuf, folge mir!“

Der Indier warf raſch einen weißen Mantel über und ſchritt, ohne ein Wort zu verlieren, hinter ſeinem Herrn bis nach dem Schlafzimmer, wo ſich der Graf in ſeinem Fauteuil niederließ und den Diener bedeutete, ſich auf einen kleinen Divan, der an der Wand ſtand, zu ſetzen; „oder wenn es dir lieber iſt,“ fügte er lächelnd hinzu, „auf den Teppich des Bodens,“ da er bemerkte, wie Juſſuf dieſen betrachtete. — „Ich kann nicht ſchlafen und du ſollſt mit mir plaudern.“

„Ich hatte gehofft, Herr, Ihr vergäßet heute Nacht alle Freuden und Leiden in ſüßem Schlummer, denn es erklang ja die wunderbare Stimme, die Euch gewöhnlich Ruhe gibt.“

„Ich ſchlief auch ein, doch weckte mich irgend ein Zufall, und ſo ſollſt du es denn dieſes Mal verſuchen, mir einen guten Traum zu verſchaffen.“

„Herr, meine Zunge iſt rauh und ohne Wohlklang.“

„Der Himmel ſoll mich bewahren,“ erwiderte der Graf lächelnd, „Geſang von dir zu verlangen, du ſollſt mit mir ſprechen, mir etwas erzählen.“

Der Indier neigte zum Zeichen des Gehorſams ſein Haupt, ehe er zur Antwort gab: „Wollt Ihr, Herr, etwas hören von unſeren Zügen in Afghaniſtan, von unſeren blutigen Gefechten mit den Shiks? Ah eine ſchöne Zeit!“

„Nein, nein, dieſes Mal nichts davon.“

„So werde ich es verſuchen, vor Eure Augen zu führen die Bilder, wie wir den Tiger gejagt in den Jungeln am Ganges.“

„Nichts davon, Juſſuf.“

„Oder den Elephanten auf Ceylon?“

Der Graf ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, dann ließ er ihn in ſeine rechte Hand niedergleiten und ſtarrte lange vor ſich hin. „Wenn er noch lebte,“ murmelte er, unverſtändlich für den Andern, „ſo wäre all mein Glück dahin, ſo hätte die wildeſte, finſterſte Nacht den einzigen Sonnenſtrahl ausgelöſcht, der mein armes Leben erhellt; o, wenn er noch lebte! — Nein, nein, Juſſuf,“ rief er nach einer Pauſe, „erzähle mir nichts von unſeren Kriegszügen, nichts von unſeren Jagden, ich will etwas Wilderes, Unheimlicheres hören.“

„Um Euch Schlaf zu bringen, Herr?“ fragte der Indier verwundert.

„Ja, um mir ſpäter vielleicht Schlaf zu geben, um Aufregung mit Aufregung niederzukämpfen, um Leid und Schmerz mit Unheimlicherem zu verjagen. Erzähle mir von den Thugs.“

„Herr!“ rief der Indier, und ſeine Augen flammten; ein convulſiviſches, faſt unmerkliches Zittern durchflog ſeinen Körper und er gab mit dumpfer Stimme zur Antwort: „Dieſen Namen hat mein Ohr ſeit Jahren nicht mehr vernommen — o, es hoffte ihn auch nicht mehr zu hören, er ſollte nicht mehr ertönen vor den Ohren Juſſuf's — war nicht ſo die Abrede, Herr?“ ſetzte er mit fragendem Tone und einem lauernden Blicke hinzu.

„Die Verabredung war nicht ganz ſo,“ entgegnete ruhig der Graf. „Weißt du noch, als dein Goerer dich mir empfahl, der alte Bhurtotes, der furchtbare Erdroßler im Dienſte der Göttin Kalee Davey?“

„Ja, deſſen Blut floß auf Euern Befehl.“

„Auf den Ausſpruch des Gerichtes, Juſſuf, den ich gezwungen war, vollziehen zu laſſen, faſt ſo, wenn auch ganz anders, wie Ihr gezwungen waret, die Ausſprüche der finſtern Göttin zu vollziehen; es war eine Nothwendigkeit, denn er durfte nicht leben, hatte er doch über 200 Mordthaten eingeſtanden.“

„Ja, ja, es war ein großer und berühmter Burka,“ murmelte der Indier, und bei dieſer Erinnerung belebten ſich zuſehends ſeine Augen.

„Wie er mir ſagte,“ fuhr der Graf nach einer längern Pauſe fort, „bewieſeſt du bei der Vollziehung eurer furchtbaren Gelübde und bei euren Thaten um den Ausſprüchen der Göttin Kalee gehorſam zu ſein, einen ſeltenen Grad von Kaltblütigkeit und Gewandtheit.“

„Es iſt ſo, Herr,“ gab der Indier zur Antwort, nachdem er einen eigenthümlich murmelnden Ton ausgeſtoßen. „Ich war nicht lange unter den Setahs, das ſind Leute, die den Auserwählten ins Netz locken — zu den Luzhas, die wie Ihr wißt, die Todten forttragen und mit der heiligen Hacke ſein Grab graben, gehörte ich nur kurze Zeit — und als ich Shumiecas geworden, welche die Pflicht haben, dem zum Tode Beſtimmten Hände und Füße zu halten, erbarmte mich der Unglückliche, da der Erdroßler ſelbſt ſeinen Dienſt ſchlecht verſah, und ich vollzog ſein Amt, um das Opfer

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Nach Italien.

Vor dem Gaſthofe zur Poſt in Reutte hielt am frühen Morgen ein elegantes Coupé, noch unbeſpannt, die lange ſchwere Deichſel mit der Vorderbaracke leer. Neben dieſem Wagen aber hielt eine Reiſekaleſche mit beſchmutzten Rädern und mit vier Pferden beſpannt, die dampfend und ſchwer Athem holend eben erſt vor dem Gaſthof angekommen waren. Der Poſtillon in Hut und Mantel, über letztern das Horn, tappte mit den ſchweren Courierſtiefeln neben den Pferden, beſchäftigt, ſie mit Hülfe des Stallknechts auszuſpannen.

„Verdammt ſei Euer Weg!“ ſagte der Poſtillon, indem er die Zugſtränge aufknüpfte, „ich habe doch wahrhaftig jeden Augenblick geglaubt, ich laß' die leere Kaleſche irgendwo in tauſend Stücken auf der Straße liegen.“

„Was fahrt Ihr auch wie nicht geſcheid?“ entgegnete der Stallknecht und ſchnallte die Aufhalter los.

„Nun, mir hat's mächtig preſſirt, ſo ein paar Gulden kann man ſchon verdienen. Der Herr hatte den ganzen Morgen

auf die kürzeste und sicherste Weise in den Himmel zu befördern."

„Du selbst bist aber nicht der Sohn eines Thugs?"

„Nein, Herr, ich wurde als vierjähriger Knabe bei einem großen Opfer verschont, an dem die Göttin meine Eltern und Verwandten verschlang."

„Und hattest du keinen Abscheu vor dem Dienste der Kalee?"

„Abscheu?" fragte der Indier verwundert, „gewiß nicht, Herr; man gab mir schon als Kind von dem heiligen Zucker, und ich fand den Dienst der Göttin süß und ehrend, wie alle meine Freunde und Bekannten, die zu dem Orden der Thugs gehören. Leider blieb ich nicht lange unter den Burkas, man machte mich zum Tillas, und ich begleitete als Wegweiser oder Dolmetscher die Karawanen, unter denen sich unsere Opfer befanden. — Aber, Herr," setzte Jussuf nach einer längeren Pause, während welcher der Graf nachsinnend vor sich hingeschaut, hinzu, „erlaßt mir diese Erinnerungen, sie ist ja vorbei, jene glänzende Zeit. Hier wo die Sonne so selten ihre erwärmenden Strahlen schickt, wo keine Palmen gedeihen noch der süß duftende Lotus, wo die Sterne nur mit bleichem, unsicherem Lichte schimmern, vernimmt man kein Zeichen der großen Göttin Kalee-Davey."

„Nein, nein, man vernimmt es nicht," versetzte rasch der Graf, wie aus einem tiefen Traume aufschreckend, „es wäre entsetzlich, wenn man es vernähme."

„Entsetzlich? O nein," versetzte der Indier mit funkelnden Augen. „Welche Wonnen müssen dem nach seinem Tode bestimmt sein, den die Göttin durch ein Zeichen begnadigte, daß sie ihm hieher folgte über Länder und Meere, um ihn

zu erwärmen und zu begeiſtern in dieſer kalten, dunkeln Welt!“

Der Graf hatte ſich erhoben und blieb nach einem Gange durch das Zimmer an einem der Fenſter ſtehen, wo er den Vorhang aufhob und in die finſtere Nacht hinausſchaute. „Ja,“ ſagte er, wie zu ſich ſelber, indem er ſeine einzige Hand auf das Herz drückte, „es iſt hier ſo froſtig und dunkel und würde unerträglich ſein ohne ihre belebende Wärme —, ihre ſüße Wärme, die ich theilen ſollte mit jemand, o nein — o nein. Was nützt ihm, der im Grabe liegt, jene Wärme? Die Hitze des Veſuv würde nicht im Stande ſein, ſeine kalten Glieder zu beleben. Der im Grabe ruht? Und doch zieht es mich immer zu ihm hin. Noch einmal will ich ihn anſchauen, um nicht zu vergeſſen das Bild desjenigen, dem Françoiſe ihre erſte, vielleicht ihre einzige Liebe zugewandt.“

Raſch wandte er ſich um, öffnete mit zitternder Hand die Caſſette und ließ noch einmal die Feder des Medaillons ſpielen. Lange betrachtete er hierauf das kleine Bild, und während er es betrachtete, verfinſterten ſich ſeine Blicke immer mehr und die Narbe auf ſeiner bleichen Stirne ſchwoll dunkelroth an.

Daß der Indier im Zimmer war, ſchien er ganz vergeſſen zu haben. „Wenn du noch lebteſt,“ rief er aus, „es wäre fürchterlich! Todt mußt du ſein, todt, todt!“ Und er ließ das Medaillon, ohne den Deckel zu ſchließen, wieder in die Caſſette zurückfallen.

Wieder trat er an das Fenſter, legte die heiße Stirne an die kühlen Scheiben. „Kalt, kalt, hier und dort,“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, „o mein Gott, gib mir nur Ruhe — Ruhe.“

Er ſeufzte tief auf und fuhr dann, an Juſſuf gewandt, fort: „Um die Nacht ſind wir faſt betrogen und auch den kleinen Reſt derſelben wollen mir meine zuckenden Nerven ſtreitig machen, ich fühle das — gib mir Opium!“

„Ihr habt mir verboten, daß ich Euch ein Pulver miſchen ſoll,“ entgegnete der Indier.

„Ja, ja,“ rief der Graf unmuthig, „aber heute brauche ich es, um nicht wahnſinnig zu werden; miſche mir ein Pulver, wobei ich einſchlafe; erzähle mir von unſern Zügen durch Kaſchmir.“

Der Indier richtete ſich raſch vom Boden auf und ging aus dem Zimmer, während ſein Herr den ſeidenen Schlafrock von ſeinen Schultern herabgleiten ließ, hierauf die Thür, die er vorhin verriegelt hatte, leiſe wieder öffnete, um in das Nebenzimmer zu lauſchen, und ſich alsdann langſam und ſcheinbar ruhig auf ſeinem Bette ausſtreckte.

Juſſuf kam nach einigen Augenblicken wieder und reichte dem Grafen eine kleine Kryſtallſchale mit einer trüben Flüſſigkeit, die jener raſch leerte und ſich wieder auf das Kiſſen zurücklegte, wobei er ſeine beiden Arme unter den Kopf ſchob.

„Löſche die Lichter, nur die kleine Nachtlampe ſoll brennen bleiben, und erzähle mir von Kaſchmir.“

Juſſuf ließ ſich vor dem Bette auf den Boden nieder, und that wie ihm befohlen. Mit leiſen monotonen Worten ſprach er in blühenden Bildern von Kaſchmir, von den klaren Fluten des Dſchelum, der kühlend durch die Stadt fließt, von dem Berge Takt-Soliman, der ſie überragt, der ihr die murmelnden Bergquellen ſendet, und von dem ſchönen Thale rings umher voll Roſen, Lilien und Tänzerinnen.

Ein ſeltſames Lächeln überflog zuckend die Züge des Schlafenden.

Der Indier horchte noch eine Zeit lang, und als ſein Herr keine Bewegung machte, welche ein Erwachen deſſelben andeutete, beugte er ſich über ihn hin, beſchaute ihn lange und aufmerkſam und wandte ſich dann dem Tiſche zu, wo die Caſſette mit dem kleinen Bilde ſtand. Auf dieſes warf er einen langen, forſchenden Blick, und murmelte dann: „Vergeſſen werde ich es niemals, das Geſicht dieſes Mannes, welches das Herz meines Herrn mit ſo tiefem Schmerz erfüllt, dem er den Tod gewünſcht.

„Möge dein Schlummer ſanft ſein und fröhlich dein Erwachen,“ ſprach er alsdann leiſe gegen den Schlafenden gewandt, wobei er ſeine beiden Hände erhob und hierauf das Gemach verließ.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Dr. Henderkopp und Familie.

Wenn schon die gewöhnliche Ausstattung des Wurstladens der Frau Wittwe Speiteler (der Wurst-Königin, die Firma hieß eigentlich: Josua Speiteler, selige Wittib) vom Herbst bis zum Frühjahr ein Glanzpunkt der Balkengasse war, ein Stolz für die häufig vorübergehenden Bewohner dieser Straße, ein Triumph für sämmtliche Straßenjungen dieses mit Kindern reich gesegneten Stadtviertels, welche hier beim Anblick all' der Herrlichkeiten, ihren an sich schon unmäßigen Appetit verrätherischer Weise noch zu schärfen pflegten, so war doch in diesen letzten Tagen hinter den zwei großen Spiegelscheiben, die sich auf dem alten, finstern Hause rechts und links von der verwitterten, narbigen Hausthüre ausnahmen wie klare Brillengläser auf der Nase eines verschrumpften alten Mannes, so Ungeheures geschehen, ja ein solcher Glanz, ein solcher Reichthum entwickelt worden, daß die Vorübergehenden, welche von der Veranlassung zu einer so ungewöhnlichen Ausstellung keine Ahnung hatten, kopf-

ſchüttelnd die alte Firma über der Hausthüre betrachteten, ob dort nicht vielleicht ein neuer Name prange, und ein junger rüſtiger Nachfolger des Joſua Speiteler ſelige Wittib entſchloſſen ſei, den eleganteſten Laden ähnlicher Art in den reichſten Stadtvierteln keck ein Paroli zu biegen.

Aber da oben in der Firma hatte ſich ſo wenig geändert als im Allgemeinen in der Perſon der regierenden Wurſtkönigin ſelbſt, die auch in corpulenter Majeſtät, blühend wie der Vollmond, wenn er eben erſt aus der Nebelſchichte des Horizontes emporgetaucht, nach wie vor hinter ihrem Ladentiſche ſtand, und in behaglichem Schmunzeln und mit einem mehr oder minder freundlichen Wort ihre verſchiedenartigen Kunden bediente.

Genauere Bekannte wollten bemerkt haben, daß ſie ſeit einem Vierteljahre ſelten mehr ihre alten geblümten Kattunkleider trug, ja daß ſie ſich ſogar zu einer ſeidenen Schürze verſtiegen hatte, und daß die handbreiten Streifen und Spitzen ihrer Haube ſtets blendend weiß waren, außerordentlich geſtärkt und mit bunten Bändern verſehen, welche nicht ſelten über ihren fetten Nacken hinabflatterten. Dabei ſchwebte häufig, auch wenn ſie ſich allein im Laden befand, ein Lächeln der ausgeſprochenſten Zufriedenheit um ihre Lippen; die Knechte ſprachen mit Begeiſterung von dem Wohlwollen der ſonſt ſo ſtrengen Meiſterin, und der Lehrjunge hatte im Schlachthauſe erzählt, daß er die Wurſt-Königin, und noch dazu am hellen Tage, habe ſingen hören:

„Guter Mond, du gehſt ſo ſtille
Durch die Balkengaſſe hin.“

Und die Veranlaſſung von alle dem? —
Da wir es von jeher verſchmäht haben, die Aufmerk-

ſamkeit unſerer geliebten Leſer auf eine unerlaubte Art zu ſpannen, wie es manche andere Erzähler zu thun für nothwendig halten, ſo wollen wir auch hier geradezu mit der Sprache herausgehen, und bitten zu dieſem Zweck den geneigten Leſer, durch die offene Thüre einen Augenblick in den Laden hinein zu lauſchen, wo vor der Wurſt-Königin ein alter Herr ſteht mit einer ärmlichen fuchſigen Perücke auf dem Kopfe, einfach, aber ſauber angezogen, irgend ein penſionirter Beamter, der ſich täglich etwas Wurſt zu ſeinem Abendbrode holt. Zu dieſem hören wir Frau Wittwe Speiteler die denkwürdigen Worte ſagen: „Alſo Sie kennen meinen zukünftigen Schwiegerſohn, den Herrn Doctor und Director? Nicht wahr, es iſt das ein außerordentlicher Mann?“

Ja, geneigter Leſer, die Veranlaſſung zu dem außerordentlichen Glanze, in welchem ſich während der letzten Tage der Wurſtladen in der Balkengaſſe befand, war die Verlobung der einzigen Tochter mit dem berühmten Doctor Henderkopp, Director einer Privat-Irren-Anſtalt, Mitglied mehrerer gelehrten und ungelehrten Geſellſchaften, Beſitzer der Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaften, welche ihm erlaubt war, an einem rothen Bande da zu tragen, wo andere Leute ihren Orden zu zeigen pflegen.

Die Vermählung ſollte in acht Tagen ſtatt finden, die Familie und Freundſchaft war dazu aufgeboten, und zu dieſer höchſt ehrenvollen Umwandlung der Fräulein Sophie Speiteler in Frau Directorin Henderkopp wurden mit einem halben Dutzend Näherinnen in einem paar Stuben im erſten Stocke, ſo wie in Küche und Keller von der würdigen Wittwe ſelbſt ganz außerordentliche Vorbereitungen getroffen.

Was wir von dieſen Vorbereitungen genießen können,

iſt freilich vor der Hand nur die Ausſtellung des Ladens, die ſchon der Mühe werth iſt, einige Minuten angeſchaut zu werden. Wie in der Welt alles von einem ſoliden Mittelpunkte ausgeht, ſo auch hier, und ebendrein hatte jedes der großen Spiegelgläſer ſeinen Mittelpunkt für ſich und bildete ſo eine eigene Ausſtellung; auf der linken Seite mehr für derbere Gaumen und Mägen berechnet, auf der Rechten mehr für zartere Weſen, die ein feines Schweineknöchelchen einer vor Geſundheit und Fett ſtrotzenden Wurſt vorzuziehen pflegten.

Dort bei den derberen Genüſſen bildete ein künſtlich aus Fett modellirtes Schwein den eben erwähnten Mittelpunkt: ſeine Hauer, Klauen, ja ſogar die Naſe waren vergoldet, und im geöffneten Munde trug es einen Lorberzweig, wahrſcheinlich als zarte Anſpielung der Lorbern, welche ſich Dr. Henderkopp durch ſein verdienſtvolles Wirken geſammelt. Dieſes Schwein ruhte auf einem Piedeſtal, an dem man in Haut-Relief verdienſtvolle Leute aus der ehrſamen Metzgerzunft ſah, welche eine ungeheure Wurſt trugen, unter der geſchrieben ſtand:

„Wir tragen beim Feſte die Rieſenwurſt,
Drum haben wir auch ſo großen Durſt."

Von dieſem Mittelpunkte aus breiteten ſich nach allen Seiten die Genüſſe, welche das nützliche Thier, das wir unverdienter Maßen wegen ſeiner genialen Unſauberkeit verachten, zu gewähren im Stande iſt: angeſchnittene und ganze Schinken, deren Schwarten durch künſtliche Einſchnitte ſich auf wunderbare Weiſe tätowirt darſtellten, kühle, glänzende Sulzen und Hachés mit rothen und gelben Rüben, Gurken, rothem ſpaniſchem Pfeffer, Peterſilie und zierlichen weißen

Zwiebeln, moſaikartig ſo prachtvoll hergerichtet, daß ſelbſt einem nicht hungrigen Beſchauer das Waſſer im Munde zuſammenlaufen mußte; unten, zwiſchen Wurſt-Guirlanden in allen Farben, in gelb, weiß, hell- und dunkelbraun, ſtand ein trotziger farcirter Schweinskopf ſo kühn und mit ſolchem Erfolge herausfordernd, daß man ſich unwillkürlich nach Meſſer und Gabel umſah, um ihm zu Leibe zu gehen. Alles dies war poetiſch verbunden und die allenfallſigen Lücken ausgefüllt durch friſche Immergrün-Kränze und blühende Blumen in Töpfen.

So die linke Seite des Ladens. — Wenden wir uns jetzt zu der rechten, und es wäre wahrhaftig keine Entweihung, wenn über der verbindenden Hausthür die Worte ſtänden:

„Wo Hartes ſich mit Weichem bindet,
Da gibt es einen guten Klang.“

War links das Reelle, ſo war rechts das Ideal, dort die ſtrotzende Kraft, hier die weiſe Hingebung im Mittelpunkte der großen Spiegelſcheibe, repräſentirt durch ein Lamm, zierlich aus weißer Butter gefertigt, welches auf ſeinem Kopfe als rührende Anſpielung einen Myrtenkranz trug, über deſſen Rücken eine himmelblaue Decke herabhing mit den Buchſtaben S. und E., Sophie und Edmund, und deſſen Fußgeſtell eine ländliche Scene zeigte, das Einfangen eines fetten Hammels auf giftig grüner Wieſe, aus deſſen Munde, — aus dem des Hammels nämlich, — die Worte zu kommen ſchienen:

„O, daß ſie ewig grünend bliebe,
Die Wieſe mit dem grünen Triebe!“

Wer hierin nicht augenblicklich die ſo zart verdeckte Anſpielung herausgeſchmeckt hätte, wäre wahrlich ein Barbar geweſen.

Ach und wie paßte hier alles zu dem weißen Butterlamme. Die ſanft geringelten feinen Würſtchen, die zierlichen Ferkelfüßchen, obgleich etwas waſſerſüchtig angeſchwollen, Kalbs- und Schweinerouladen mit den ſchönen Farben, grün, weiß und roth: Unſchuld, Liebe, Hoffnung, die ja ſo vollkommen das Bild und den Verlauf einer glücklichen Ehe repräſentiren. Vergeſſen wir vor allen Dingen hier nicht der ſchlanken Würſte in ſilbernen Hülſen mit blauen Bändern zu einer ſtrahlenden Guirlande vereinigt, die kleinen zitternden Sulzen aus Formen hervorgegangen, welche ihnen Roſen und Vergißmeinnicht aufgeprägt. Betrachten wir insbeſondere als Seitenſtück zu dem obenerwähnten trotzigen Schweinskopfe hier das allerliebſte kleine Spanferkel in künſtlichen Roſen gebettet, das ſanft geringelte Schwänzchen mit einem rothen Band verziert, das kleine ſüße Maul aufgeſperrt — durch eine zierliche Citrone — ja ſehen wir nach dort und hier, und wer ein fühlendes Herz im Buſen trägt, wird auch zwiſchen Schweinskopf und Spanferkel der beiden Fenſter den rührend-ſinnigen Zuſammenhang nicht vermiſſen, der ſich dem zarten Gemüthe eines empfänglichen Metzgerknechtes vielleicht unbewußt entwand.

Daß auch hier Blätter und Blumen zur Ausfüllung nicht fehlten, verſteht ſich von ſelbſt, doch waren auch darin die beiden Gedanken durchgeführt. Wie dort zackigen Farrenkräutern ſchwere Aſtern entblühten, ſah man hier die zierlich herabhängenden Blumen der Fuchſien; wie ſich dort eine brennende Nelke zwiſchen dunklem Immergrün ſchreiend hervorthat, ſah man hier zwiſchen feinen Mimoſen die letzte weiße Roſe.

Frau Wittwe Speiteler war in dem Augenblicke, von

die Uhr in der Hand und rief mir beſtändig zu, er müſſe um ſechs Uhr in Reutte ſein. Hat's da oben was?" ſetzte er pfiffig hinzu und kniff ein Auge zu, während er mit dem andern am Hauſe hinaufblinzelte.

„Gar nichts dergleichen," entgegnete der Stallknecht und warf dem Poſtillon die vorderen Zügel zu. „Es iſt nur ein einziger Fremder im Haus, ein Herr an die Vierzig, etwas wohlbeleibt, mit einem fehlerhaften Hinterfuß. Er hinkt ein wenig und braucht einen Stock zum Gehen."

„So, alſo nichts Anderes?" ſagte der Poſtillon, während er ſeine Pferde durch einen leichten Hieb von dem Wagen weg und dem Stalle zulenkte, „weiter nichts? hatte mir ſchon gedacht, da oben ſei was Lieb's, das mit dem Paſſagier nach Italien reiste; er hat wüthend preſſirt, — hopp, alter Schimmel!"

Während dieſes Geſprächs war der Beſitzer der Caleſche, — Niemand anders, als Graf Alfons, — die Treppen hinaufgeeilt und hatte haſtig die Thüre eines Zimmers geöffnet, das ihm der vorauseilende Kellner zeigte. In dieſem Zimmer ſaß der Herr, von dem der Stallknecht ſo eben geſprochen, beim Frühſtück und ſprang freudig lachend in die Höhe, als der Graf ins Zimmer trat.

„Bin ich nicht pünktlich?" rief der Letztere, „Schlag ſechs Uhr, wie wir verabredet. — Wie geht dir's? — Freut mich unendlich, dich wieder zu ſehen."

Alfred von C. drückte dem Angekommenen freundlich die Hand und ſagte lachend: „ich wäre bei dem Rollen deiner Caleſche gern ans Fenſter und die Treppen hinabgeſprungen, doch ermahnte mich mein langjähriger Freund, mein Krückſtock, alle dergleichen heftige Bewegungen zu unterlaſſen. Setz' dich her, der Kaffee iſt gut. — Wo warſt du zuletzt? wie iſt es dir ſeit Jahren ergangen?"

dem wir hier reden, nicht in dem Laden. Ein Ladenmädchen wirthſchaftete an ihrer Stelle, ſie ſelbſt war in ihre Privatwohnung im erſten Stock gegangen, nicht hinten hinaus zu den Näherinnen, ſondern vorn hinaus in ihr Staatszimmer, wo man die alten Damaſtmöbel ihres weißen Kattun-Ueberzuges entledigt hatte, wo man die beiden künſtlichen Blumenſträuße in den zwei Vaſen ſorgfältig abgeſtaubt hatte, wo die Luft allerdings etwas moderig roch, wo aber friſch gewaſchene Vorhänge dem an ſich düſtern Zimmer einen feſtlichen Anſtrich verliehen.

Dort ſaß Frau Wittwe Speiteler, angethan mit einem etwas knapp gewordenen blauſeidenen Kleide, die dicken Hände, an denen man einige Ringe bemerkte, ſo breit und quatſchelig auf der ſchwarzſeidenen Schürze ausgelegt — als wollten ſie eine Fortſetzung der Ladenausſtellung bilden.

Neben ihr, auf einem auffallend nahe gerückten Stuhle befand ſich Fräulein Sophie Speiteler, ein kleines ſchmächtiges Weſen, welches ſo gar nichts von der robuſten Haltung und dem energiſchen Auftreten der Mutter hatte. Sophie hielt gerne die Hände über dem Schooß gefaltet und liebte es, ihre blauen Augen niederzuſchlagen. Sie war das einzige Kind der kurzen, aber an ſich glücklichen Ehe ihrer Mutter mit ihrem Vater und das vollkommene Ebenbild des letztern, ſo weit nämlich eine Tochter dem Vater ähnlich ſehen kann. Von ihm hatte ſie das Hände-Falten, wozu er gern zu ſeufzen pflegte, auch das Augen-Niederſchlagen, und außer vielem Andern auch noch die Gewohnheit, daß ſie ſchreckhaft zuſammenfuhr, wenn die Mutter ſich heftig räuſperte.

Freilich nannte Frau Wittwe Speiteler dieſe Schüchternheit ein angenommenes We,.n und behauptete, bei ihr, ſo

wie bei ihrem ſeligen Manne ſei das Sprichwort anwendbar: Stille Waſſer ſind betrügeriſch. Im Uebrigen war Sophie in alles Wiſſen einer bürgerlichen Haushaltung eingeweiht, war, wie ihre Mutter ſelbſt zu ſagen pflegte, was Schönheit anbelangt, vor Ah! und vor Pfui! bewahrt und hatte das nicht unbeträchtliche Vermögen beider Eltern zu erwarten — ein Magnet, der ihren Bräutigam mächtig angezogen.

Gegenüber den beiden Damen, in ſicherer, ſelbſtbewußter Nachläſſigkeit nur die Hälfte des Stuhles einnehmend und den rechten Arm über die Lehne herabhängen laſſend, ſaß Herr Dr. Henderkopp, ein Mann von dem glücklichen Alter zwiſchen dreißig und vierzig; er war ſchlank und ſeine Geſtalt hatte nichts Außerordentliches, ſie war nicht dick und nicht mager, wie man deren unzähligen begegnet, ohne ſich zu der Frage veranlaßt zu fühlen, wer das wohl ſein könne; auch trieb ſein Kopf nicht beſonders zu ſolchen Forſchungen an: er hatte ein gewöhnliches, blaſſes, etwas dickes, vollkommen glatt raſirtes Geſicht mit einem auffallend ſpitzen Kinn, eine gewöhnliche Naſe, ſchlichtes, hellblondes, über die Ohren herabhängendes Haar, einen gewöhnlichen, etwas großen Mund, ganz gewöhnliche graue Augen und zwei nicht ſehr auffallende, gewöhnliche Ohren. Um aber dieſer Gewöhnlichkeit ſeines Geſichtes, deren er ſich wahrſcheinlich bewußt war, etwas Piquantes zu verleihen, trug er hellblaue Brillengläſer von gewöhnlichem Fenſterglas, hob die Augenbrauen gern hoch empor, was ihm aber ſtatt eines gedankenvollen, oft ein lächerlich erſtauntes Anſehen gab, und liebte es, wenn er über etwas nachdachte, ſeinen Mund zuſammen zu ziehen und pianiſſimo zu pfeifen oder vielmehr ziſchend

die Luft zwischen den Lippen hervorzustoßen, wobei er dann gern seine Augen schloß, um in seinen tiefen Betrachtungen durch den Anblick der übrigen gemeinen Welt nicht gestört zu werden. — Doch wurden wieder diese Erscheinungen, welche den tiefen Denker verkündigen sollten, etwas gemildert durch ein wohlwollendes Lächeln, welches fast beständig seine Züge erheiterte und sagen zu wollen schien: O, diese komische, alberne Welt, wie hoch fühle ich mich über ihr erhaben, und doch, welch' Mitleid bewegt sich in meinem großen Herzen über diese gemeine, im Staube kriechende Alltäglichkeit!

Er hatte den linken Fuß über den rechten gelegt und bewegte seinen tadellosen Stiefel taktmäßig auf und ab. Eben so wenig, wie an diesem Stiefel war auch an dem ganzen Anzug des Doctor Henderkopp das Geringste auszusetzen. Er ging gewöhnlich ganz in Schwarz gekleidet, und wenn er zuweilen einmal in Beinkleidern und Weste eine Farbennuance machte, so war dies in Grau oder Braun. Er scheute alle hellen Farben, und nur aus dem Grunde, weil sie dem Ernst und der Würde in dem Aeußern eines Mannes Eintrag thäten. Was er sich vielleicht im Sommer erlaubte, war ein grauer Strohhut mit schwarzem Bande, doch trug er auch diesen nur innerhalb der Grenzen seiner Anstalt; was er dagegen zu zeigen nie unterließ, war das rothe Band seiner Medaille, welches er als Schleife im Knopfloche ganz mit dem Anstande eines wirklichen Ordens trug, häufig sogar doppelt an Rock und Paletot. Würdig und ernst war auch sein ganzes Auftreten, man sah ihn nur einherwandeln mit festem, feierlichem Schritte, das Haupt entweder betrachtend dem Himmel zugekehrt oder nachsinnend der Erde.

Frau Wittwe Speiteler schien eben etwas gesagt zu haben,

was in ihren Augen von großer Wichtigkeit war, weßhalb sie ihr Erſtaunen ausdrückte, daß es auf den zukünftigen Schwiegerſohn ſo wenig Eindruck zu machen ſchien.

Dieſer erwiderte: „Meine liebe Madame — zu dem Worte Mama hatte er ſich noch nicht entſchließen können — das, was Sie glänzende Verhältniſſe nennen, konnte in keiner Weiſe auf mich da influiren, wo nur Einverſtändniß des Herzens gepaart mit den Anſichten der Vernunft maßgebend ſein kann. Die Familie Henderkopp," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „obgleich ſie niemals das war, was man reich im gewöhnlichen, gemeinen Sinne nennt — ſehr reich dagegen an Adel des Herzens und Erhabenheit der Geſinnung — die meiſten Mitglieder der Familie Henderkopp, wollt' ich bemerken, waren ſo glücklich, ſo viel Gediegenheit in ſich zu beſitzen, um ſich mit einfachen, ſorgloſen Exiſtenzen zu begnügen; ich gedenke dabei natürlich nicht meines Großoheims, des holländiſchen Admirals van Henderkopp, oder ſeines Neffen, des Vice-Staats-Secretärs von Batavia, eben ſo wenig, als des Banquiers Henderkopp in Rotterdamm; das ſind Ausnahmen," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „und doch nur Männer, deren großer Einfluß und unermeßliches Vermögen ſie nie daran gehindert haben, im Grunde ihres Herzens ſchlichte, ächte und rechte Henderkopp's zu ſein; ja, meine liebe Madame, darauf wollen wir hinarbeiten, in dem Bündniſſe, das wir eingewilligt haben, mit Ihrer Fräulein Tochter zu ſchließen. Hat die gute Sophie Glücksgüter, wird ſie ein unabhängiges Vermögen beſitzen, gut dann, gut, es kommt einer Zukunft zu Statten, die ich nicht gern näher hier bezeichnen möchte. — Sie hat Vermögen, wie Sie ſagen — bei dieſen Worten ſchloß er ſeine Augen, lächelte eigen-

thümlich und zuckte, wie, um ſeine Gleichgültigkeit zu bezeugen, mit den Achſeln — gut dann, gut, ich werde es ihr verwalten als ein treuer Haushalter; in meinen Augen aber macht ſie das nicht um ein Atom werthvoller, nicht um den Begriff eines Stecknadelkopfs.“

Madame Speiteler war augenſcheinlich verblüfft durch die lange und ſalbungsvolle Rede; ſie, deren Zunge ſonſt durchaus nicht um eine Antwort verlegen war, ſtrich, ohne anfänglich eine Silbe zu erwidern, ein paar mal mit den Händen über ihre Schürze und ſagte dann faſt kleinlaut: „Aber Sie werden an der Sophie eine brave, fleißige und doch demüthige Frau haben.“

„Vortreffliche Eigenſchaften, auf die ich gerechnet,“ ſagte der Director der Privat-Irren-Anſtalt mit hoch empergezogenen Augenbrauen, „fleißig und demüthig, ſo ſchilderte ich auch meine Braut der großen Familie Henderkopp, und nur dadurch, daß ich feſte Bürgſchaft übernahm für dieſe Eigenſchaften meiner Braut, gelang es mir, Vorurtheile zu überwinden, Meinungen zu brechen, die — die — die — über die wir nicht weiter reden wollen. Die Familie Henderkopp, ohne in den Fehler eines abſurden Hochmuths zu verfallen, war doch zu allen Zeiten ſehr wähleriſch in den Verbindungen, welche ſie einging, und es darf Sie durchaus nicht verletzen, meine liebe Madame Speiteler, wenn ich Ihnen ſpäter einmal den Brief des Admirals van Henderkopp vorlege, in dem der ewige Refrain auf Schilderungen meiner guten und liebenswürdigen Braut dahin lautet: Aber vergiß nicht, mein Couſin, du erhebſt ſie zu einer Henderkopp! — Doch reden wir nicht mehr davon,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher ſein Geſicht ein ſtrahlendes, die ganze ordinäre

Welt mit allgewaltiger Liebe umfassendes Lächeln zeigte, „schweigen wir darüber — abgemacht!“

Fräulein Sophie Speiteler schien förmlich niedergedrückt zu sein von der Größe des Glückes, welches sich so strahlend vor ihren Augen aufthat; zuweilen seufzte sie, aber fast unhörbar, und blickte auch wohl ihre Mutter an, die mit Bewunderung auf den Schwiegersohn schaute, welcher Worte sprach, so schön und wohlklingend, so vornehm und so stolz, daß sie kaum ein Drittel davon verstand und durch dieses Drittel momentan vollkommen überzeugt wurde, welche Ehre es für ihre Tochter, Frau Dr. Henderkopp zu werden, die Nichte eines reichen Banquiers, eines Vice-Staats-Secretärs, und die Großnichte eines Admirals.

„Wie gesagt,“ nahm der zukünftige Schwiegersohn nach einem kurzen Stillschweigen das Wort wieder auf, „reden wir vor der Hand nicht mehr von diesen Verhältnissen, die Sache ist arrangirt, und Sie können versichert sein, daß die Frau Director Henderkopp, wenn sie es verstehen wird, sich die Liebe und Achtung ihres Mannes zu erhalten, von der bedeutenden und vornehmen Familie desselben nach jeder Richtung hin anerkannt werden wird; reden wir von gewöhnlichen Dingen, von dem, was unter den gegebenen Verhältnissen doch erwähnt werden muß.“

Ein abermaliges Achselzucken, von einem bezeichnenden Lächeln begleitet, bewies deutlich, wie sehr sich Doctor Henderkopp über die gewöhnlichen Alltäglichkeiten des Lebens erhaben finde.

„Ach ja, lieber zu etwas Reellem; glauben Sie mir, lieber Herr Schwiegersohn, man kommt doch immer wieder

darauf zurück, und ſo vernünftig und ſchön auch alle die vortrefflichen Worte klingen, die wir von Ihnen zu hören gewohnt ſind, ſo iſt doch auch wahrhaftig das ſolide Fundament — bei dieſen Worten patſchte ſie mit ihrer zuſammen gelegten rechten Hand in die offene Fläche der linken, wobei ſie ſehr raſch und bezeichnend wiederholt den Daumen über den Zeigefinger ſchob — doch gewiß nicht zu verachten."

Doctor Henderkopp machte lächelnd eine abwehrende Bewegung mit ſeiner Rechten.

„Papperlapapp," rief gutmüthig die Wittwe, welche jetzt wieder feſten Boden unter ihren Füßen fühlte, „einmal muß man darüber reden, und da es Ihnen unangenehm iſt, dann lieber ſo raſch, als möglich. Sophie erhält bei ihrer Verheirathung zwanzigtauſend Gulden in Staatspapieren, die Sie übernehmen können, wann Sie wollen, und wenn ich einmal ſterbe —"

„Sprich nicht davon, Mutter," ſagte die Braut in einem ängſtlichen Tone, „wahrhaftig lieber gar nichts haben, als durch eine ſolche Veranlaſſung!"

„Ach was, Kindereien," entgegnete Madame Speiteler, wobei ſie im Gefühle von Kraft und Geſundheit vergnügt um ſich blickte, „auch davon muß man reden, es iſt der Lauf der Welt, junge Leute können ſterben, alte müſſen ſterben; aber wenn es an mir liegt," fuhr ſie mit einem ziemlich ſchallenden Gelächter fort, „ſo ſoll das nicht ſo bald geſchehen, und der Herr Schwiegerſohn," ſie klopfte ihm fühlbar mit ihrer dicken Hand auf die Schulter, „ſoll noch etwas warten müſſen, ehe er mindeſtens noch einmal ſo viel bekommt, als ſeine Mitgift."

Doctor Henderkopp ſchien unzart berührt durch den der-

den Ausdruck von Lustigkeit der alten Dame. Er machte ein Gesicht, als habe er mit einem schlechten Zahn auf ein festes Sandkorn gebissen, und blickte scheu um sich, ob auch niemand die Vertraulichkeit gesehen, welche sich Madame Speiteler gegen ihn herausgenommen.

Sophie schien Blick und Pantomime verstanden zu haben. Sie preßte ihre Lippen auf einander und senkte den Kopf noch tiefer hinab. Nicht so die alte Dame; diese erhob heiter ihr Haupt, schlug in ihre Hände, daß es laut patschte, und sagte mit freudestrahlendem Gesichte: „Gewiß, Sophie, das soll ein ganz angenehmes Leben werden. Drunten die Friederik' im Laden läßt sich ganz gut an, ich bekomme dadurch Zeit genug und besuche Euch, so oft ich kann; dann sitzen wir draußen zusammen in dem Garten und ich helfe dir in der Haushaltung."

„Ach ja, Mutter, das soll mich recht freuen," entgegnete Sophie aus Grund ihres Herzens.

Doctor Henderkopp hielt seine Hand vor den Mund und hüstelte leicht, wobei er süß lächelte. „Gewiß," sagte er mit süßer Stimme, „liebe Madame, werden Sie uns besuchen, zuweilen, wenn wir gerade zu Hause sind; da aber meine Frau," fuhr er wichtig fort, „voraussichtlich eine ausgebreitete Bekanntschaft haben wird, so wollen wir uns alsdann über die Tage verständigen, wo wir für Sie zu Hause sein werden, damit Sie keinen Fehlgang machen."

„Werde ich mir daraus etwas machen?" rief die Wittwe lustig. „Sehen Sie mich an, mir kann Bewegung nur nützlich sein, und wenn ich Euch auch nicht zu Hause treffe, nun, so sehe ich nach der Wirthschaft und warte, bis Ihr nach Hause kommt. — Später," setzte sie hinzu, indem sie hände-

reibend mit einem glückseligen Blick vor sich niederstarrte, „sind dann noch andere Geschäfte — genug, genug," unterbrach sie sich, „ich werde gewiß willkommen sein mit meinem großen Korbe voll Rauchfleisch, delicaten Würstchen und Ferkelfüßchen."

Doctor Henderkopp schien zwischen seinen schlechten Zähnen noch immer das fatale Sandkorn zu spüren. „Ja, ja," meinte er alsdann mit einem sauren Gesichte, „das wird sich alles finden, vor der Hand möchte ich aber noch ein paar Worte reden über die Einladungen zu der Hochzeits-Feierlichkeit. Wollen Sie denn nicht, meine liebe Madame," setzte er in fragendem Tone hinzu, „meinem Wunsche gemäß diese Feierlichkeiten klein und still, zum Beispiel mit einer Trauung im Hause oder in der kleinen Kirche meiner Anstalt und einem Dejeuner von ein paar guten Freunden vor sich gehen lassen?"

Sophie schaute zum ersten Mal in die Höhe und richtete einen ängstlichen Blick auf ihre Mutter, die einen Zoll zu wachsen schien und ihren Kopf mit solcher Energie emporhob, daß die breiten Spitzen ihrer Haube sich ordentlich zu sträuben schienen wie das erzürnte Gefieder eines Truthahns. „Nein, Herr Schwiegersohn," sagte sie in sehr entschiedenem Tone, „darüber, meine ich, hätten wir zur Genüge hin und her gesprochen, mein einziges Kind wird nicht nur so im Haus, im Verborgenen getraut, sondern in der Kirche vor unserem heiligen Altar! Dann wird hier so zahlreich zu Mittag gegessen, als dieses Zimmer Platz hat; sechs und zwanzig Leute können wir unterbringen, davon gehen ab wir drei, der Pfarrer, die Pfarrerin und ihre Tochter, macht sechs, und drei Brautjungfern, macht neun, bleiben siebzehn,

wovon ich Ihnen für Ihre Verwandtschaft und Freunde zehn Plätze überlassen habe und nur sieben für mich behalte, was doch wahrhaftig aller Ehre werth ist. Sollte sich der Herr Admiral oder der Herr Banquier, wie Sie gemeint haben, vielleicht doch noch mit ein paar guten Freunden einfinden wollen, so wäre es allerdings eine große Ehre für mich und meine Tochter und könnten wir in dem Falle dort im Nebenzimmer einen Tisch decken für ein paar jüngere Leute aus der Freundschaft, die sich daraus nichts machen würden."

Dr. Henderkopp schien nach einigen Anstrengungen eine bittere Pille glücklich hinabgewürgt zu haben, und nachdem sich die Wolken auf seiner Stirne verzogen, lächelte er wieder in unverwüstlicher Heiterkeit und erwiderte: „Ja so, ein Tisch im Nebenzimmer wäre für alle Fälle ein Ausweg; ich hoffe, Sie werden mich nicht mißverstehen, meine liebe Madame, aber die Familie Henderkopp, welche außer ihren Kreisen wenig Bekanntschaften sucht, noch macht, eben so einige meiner vornehmen Freunde, die anderen Schichten der Gesellschaft ziemlich ferne stehen, werden es dankbar erkennen, wenn die Hochzeit ihres Vetters und Freundes nicht allzusehr gemischt ist."

„Verzeihen Sie mir," unterbrach ihn die Wittwe, „wir wollen darüber weiter keine Worte verlieren, Sie und Sophie zehn, ich sieben, so wird es recht sein, nicht wahr?"

„Machen wir zwölf und fünf, meine liebe Madame, dabei sind Sie ja noch immer im Vortheil, und das Verhältniß stellt sich, Sophiens Freunde, die ja auch die Ihrigen sind, abgerechnet, wie sechs zu dreizehn."

Er hatte wohl bei sich überlegt, daß es ihm keine beson-

Graf Alfons berichtete nun, was er in der letzten Zeit getrieben, was die Bekannten in der Reſidenz machten, erzählte von ſeinem Schloſſe, von den letzten Jagden und von ſeiner Reiſe hieher. „Und du,“ ſchloß er, „was haſt du getrieben, ſeit ich dich nicht mehr geſehen, edelſter aller Einſiedler? Ich glaube, du biſt in all' der Zeit nicht aus deinen reizenden vier Pfählen gekommen?“

„Abgerechnet einiger kleiner Touren in meiner nächſten Umgebung haſt du Recht,“ ſagte Alfred; „doch brauchſt du deßhalb nicht zu denken, ich habe, ein ächter Deutſcher, auf der Bärenhaut gelegen, faul und theilnahmlos, weil mich nichts gewaltſam in Bewegung geſetzt oder vorwärts geſtachelt; im Gegentheil, ich bin in Allem fleißig geweſen und betrachte jetzt die Reiſe mit dir nach Italien als eine Erholung und ein Vergnügen in doppelter Hinſicht.“

„Du warſt fleißig, du haſt gearbeitet?“ lachte der Andere, „was haſt du denn eigentlich gethan? vielleicht deine ſämmtlichen Zimmer jede Woche anders arrangirt?“

„Scherz bei Seite!“ entgegnete Alfred lächelnd, „ich bin Oekonom geworden, Landwirth, Bauer, wenn du willſt.“

„Ei der Tauſend!“

„Wie du weißt, habe ich von jeher nichts mehr geliebt, als den Handel, ja den Schacher mit Geld, mit Obligationen, mit Staatspapieren, kurz, was man Banquiergeſchäft nennt. Ich kaufte deßhalb ein paar Güter in der Nähe meines Landſitzes und bewirthſchaftete dieſelben mit der Hülfe von ein paar Pächtern. Der Nutzen, den das Kapital abwirft, iſt freilich nicht groß, aber die Sache an ſich intereſſirte mich, ich fand die mir ſo nothwendige Beſchäftigung, Unterhaltung, Zerſtreuung.“

„Vortrefflich!“ lachte der Graf, „du wirſt aber doch nicht am Ende das herrliche Wäldchen hinter deiner Villa, du weißt,

bere Mühe machen würde, über die ſechs Plätze ſeiner Braut nach eigenem Gutdünken zu verfügen.

Glücklicher Weiſe ſchien Madame Speiteler ſich den Begriff des Wortes „gemiſcht“ nicht beſonders klar gemacht zu haben, auch begegnete ſie einem bittenden Blicke ihrer Tochter und ſagte deßhalb in ihrer gutmüthigen Weiſe: „Nun meinetwegen denn, darauf ſoll es mir nicht beſonders ankommen, ich kann ja immerhin noch im Nebenzimmer decken laſſen, und wenn uns auch eine Thüre trennt, ſo wollen wir doch mit Gottes Hülfe an dieſem ſchönen und feierlichen Tage recht vergnügt ſein.“

Vor der Hand entſprach das Ausſehen der Braut dieſer Vorausſetzung der Mutter durchaus nicht; ſie erhob ſich mit einer ziemlich gedrückten Miene, als der Bräutigam nun aufſtand, und reichte ihm faſt widerſtrebend ihre Hand.

„So bleibt es denn dabei,“ ſagte dieſer in ſalbungsvollem Tone, „daß unſere Hochzeit heute über zehn Tage ſtatt finden wird. Die nothwendigen dreimaligen Verkündigungen von der Kanzel werden morgen noch einmal beſorgt werden, die Papiere ſind in Ordnung, und ſo,“ ſetzte er mit ſeinem milden Lächeln hinzu, „ſteht denn unſerem Glück nichts mehr im Wege.“

Sophie hatte ſich plötzlich gegen ihre Mutter gewandt, hatte ihre Arme um deren Hals geſchlungen, und da es der guten Frau vorkam, als höre ſie ihr Kind leiſe ſchluchzen, ſo füllten ſich auch ihre Augen mit Thränen.

Kann man es einer Braut wohl übel nehmen, wenn ihr Herz ernſte Gefühle erfüllen, in dem Gedanken an den Tag, wo ſie aus dem Vaterhauſe ſcheiden, wo ihr Leben ſich fortan in fremden und ſo geheimnißvollen Kreiſen bewegen

soll? Ihre Brust durchzittert ein Gefühl wie Lust, mit Schmerz gepaart, denn ach, wie oft gleicht der Hochzeitstag einer dunklen Stunde!

Der zukünftige Schwiegersohn des Hauses, der als ein feiner Mann wohl fühlte, daß es indiscret sei, hier bei Austausch der mütterlichen und kindlichen Gefühle der Dritte im Bunde sein zu wollen, er, der trotz der nichtigen Auseinandersetzungen schon mehrmals nach der Thüre geschielt, drückte jetzt seinen Hut mit beiden Händen gegen die Brust, neigte seinen Kopf und lispelte mit weicher Stimme: „Auf Wiedersehen denn, theure Sophie! Adieu, meine liebe Madame!"

Beide aber waren nicht in der Stimmung, darauf etwas zu entgegnen, vielleicht hörten sie diese Worte gar nicht einmal, das Mädchen hing bebend in den Armen seiner Mutter, und die rauhe, starke, oft so rücksichtslose Frau, der es übrigens nicht an einem gefühlvollen Herzen fehlte, drückte ihre Lippen fest und innig auf die Stirne ihres Kindes, und sagte mit fester Stimme: „Sei gescheit, Sophie, mein Mädchen, wir haben das ja gehörig überlegt und du bist ja recht aus freien Stücken damit einverstanden. Du magst ja deinen Bräutigam gut leiden, liebst ihn wohl auch ein wenig, und da er gewiß ein würdiger und braver Mann ist, so wirst du glücklich sein; dann," setzte sie mit einem bezeichnenden Lächeln hinzu, „dann hast du ja auch mich, ich werde dir fest zur Seite stehen, darauf kannst du dich verlassen. Heitere dich jetzt auf, betrachte alles wie ein vernünftiges Mädchen, wenn ich auch begreiflich finde, daß du dich jetzt ernst gestimmt fühlst. Du lieber Gott, mir ist es gerade so ergangen. Da muß man sich doch nicht unterkriegen lassen, und denke, daß wir alle Hände voll zu thun haben."

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20786 / 052

Sophie preßte einen Moment ihr Taſchentuch gegen die Augen, und blickte dann tief nachſinnend durch die Fenſter an den Himmel empor. Ach, ihr war ſo Manches in dem Benehmen ihres Bräutigams aufgefallen, was ſie mit Schmerz erfüllte, doch ſtahl ſich durch ihre trüben Gedanken ein allerdings nicht ſehr frohes Lächeln auf ihre Züge, aber es war doch ein Lächeln, das aufblitzte, wenn ſie bedachte, wie er der Meinung ſei, daß ſie ſo gar nie und bei keiner Veranlaſſung einen eigenen feſten Willen haben werde. Sie glaubte, das beſſer zu wiſſen, wenn nur dieſe Selbſtkenntniß keine Täuſchung war.

„Soll ich dir etwas helfen, Mutter?“ fragte Sophie nach einer Pauſe, als Letztere ſich an eine der ſchweren Eichenholzcommoden, die im Zimmer ſtanden, begeben und die Schubladen, trotz ihres knarrenden Widerſtrebens, leicht herauszog, um dort nach weißer unzerſchnittener Leinwand zu ſehen.

„Jetzt nicht,“ gab die Mutter zur Antwort, „ich habe Einiges zu überlegen, und will dir ſpäter ſagen, wie wir's machen wollen. Gehe einen Augenblick hinauf zum alten Schweizer und ſieh nach deinem Brautkleid, das wird dich zerſtreuen. Wiederhole ihm noch einmal, daß er mir an Band und Spitzen gar nichts ſparen ſoll.“

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Eine Luſtſpielſcene.

Folgſam, wie immer, verließ Sophie, ohne weiter ein Wort zu entgegnen, das Zimmer und ſtieg langſam in den vierten Stock hinauf, wo ſie an der Thür des Damenkleidermachers langſam anklopfte.

„Herein!“ rief eine friſche Kinderſtimme.

Die Braut trat in das ärmliche Gemach, wo der alte Meiſter, wie faſt immer, zuſammengebeugt auf ſeinem Arbeitstiſche ſaß. Neben ihm befand ſich das kleine Bübchen, welches wieder vollkommen wohl zu ſein ſchien, denn wenn es auch noch ein wenig bleich ausſah, ſo blickten doch ſeine klaren Augen friſch um ſich her, und es lächelte freundlich, als das junge Mädchen in das Zimmer und an den Tiſch trat. Das Kind hatte eine der großen Scheeren in der Hand, zwiſchen derer Schneiden es ſorgfältig ein Stückchen Zeug legte und dann den Verſuch machte, mit beiden Händchen die ſchweren Eiſen zuzuklappen, wobei der Schneider nie unterließ, mit ſeiner dünnen, näſelnden Stimme auszurufen:

„Aufgepaßt, Finger weg!“ Dieſe Ermahnung durfte auch nie fehlen, und darin ſchien bei dem Kleinen gerade das Hauptvergnügen zu beſtehen, denn ehe das Kind die Eiſen zuklappte, blickte es immer erſt ſchelmiſch lächelnd zu dem alten Manne auf.

„Aha,“ ſagte dieſer, als er das junge Mädchen eintreten ſah, „Jungfer Sophie kommt, nach ihrem Kleid zu ſehen; Frau, reich mir einmal den Stoff herüber und Bänder und Spitzen.“

„Es iſt noch nicht zugeſchnitten?“ fragte die Braut.

„Wo denkt Ihr hin, Jungfer Sophie?“ Er hatte ſeine Kneifbrille von der Naſe genommen und neben ſich hingelegt, worauf er ſie lächelnd mit ſeinen beiden Augen anblickte. „Wir haben ja zehn Tage, und ſo delicater weißer Atlaß darf nicht lange Zeit herumgezerrt werden. Das nimmt man die letzten vier Tage vor, ſchneidet's zu und macht's fertig, ohne es wieder aus der Hand zu legen. Ihr glaubt doch nicht etwa, wir werden Euch in Verlegenheit bringen?“

Dieſes „Euch“ betonte er ſo ausdrucksvoll, daß das Bübchen, welches unterdeſſen die Kneifbrille aufgeſetzt hatte, dieſes Wort begierig auffaßte und ernſt und gravitätiſch ſagte: „Nein, wir laſſen Euch nicht im Stich, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen.“

„Ja, kleiner Prinz,“ bemerkte lächelnd der Meiſter, „du wirſt uns helfen und dann kann es nicht fehlen.“

Das junge Mädchen war näher zum Tiſche getreten, hatte ihren Arm um den Hals des kleinen Knaben geſchlungen und küßte ſein blondes, lockiges Haar. „Gott ſei Dank,“ ſagte ſie, „daß es dir wieder gut geht, ich habe recht Angſt um dich gehabt, als du krank wurdeſt.“

„Und warum haſt du Angſt gehabt?“ fragte das Kind.

„Nun, wenn man ſehr krank iſt, ſo kann man ja auch ſterben müſſen.“

„O, ich ſterbe nicht ſo leicht und eher nicht, bis meine Mutter da iſt; Tante Roſa hat's geſagt und ich hab's gehört.“

„Was wird ſie geſagt haben, kleiner Schelm?“ ſprach der Meiſter, und dabei ſchlug er ihm ſanft auf die Wange, ſo daß die Kneifbrille herabfiel, worüber das Kind fröhlich lachte und die Brille wieder aufſetzte, die ihm dann der alte Mann auf dieſelbe Art wieder herabſchlagen mußte.

Die Frau des Schneiders hatte unterdeſſen den Atlaß ausgebreitet, Band und Spitzen daneben gelegt, und Sophie erklärte ſich nach kurzem Beſinnen und Betrachten mit allem einverſtanden. Sie hatte ſich auf einen Stuhl niedergelaſſen, den ihr die Meiſterin gebracht, und ſchien, die Hände in den Schooß gelegt, noch etwas plaudern zu wollen.

„Wie geht es denn Eurem Miethsmann?“ fragte ſie nach einer Pauſe; „nicht wahr, der Arzt meint, es ſeien keine ſchweren Verletzungen?“

„Nicht gefährlich, wohl aber ſchwer,“ erwiderte die Frau des Schneiders, welche am Tiſche ſtand und die Seide, die Bänder und Spitzen wieder ſorgfältig zuſammenpackte; „er ſagte, der Herr Bander habe einen harten Kopf, ſonſt wäre es vorbei mit ihm geweſen.“

„Habe ich auch einen harten Kopf?“ fragte das Bübchen.

„Nein, keinen harten, aber zuweilen einen böſen Kopf,“ erwiderte lächelnd die Frau.

„Es kommt das von dem raſenden Fahren her, was die vornehmen Leute nun einmal nicht laſſen können,“ meinte der Schneider achſelzuckend, „neulich wäre es mir auch faſt paſſirt,

daß mich ſo ein Wagen umgefahren hätte. Gerechter Gott, um mich ſelbſt wär's am Ende kein großer Schaden geweſen, aber ich hatte ein Roſaſeidenkleid in der Schachtel — denkt nur, wenn ich das hätte erſetzen müſſen!"

„Liegt der Herr Bander zu Bette?" fragte das junge Mädchen.

„Nein, auf dem Sopha," ſagte der Knabe in beſtimmtem Tone, „wenn du ihn ſehen willſt, will ich ihn dir zeigen."

„Das würde ſich nicht ſchicken," ſagte Sophie, nachdem ſie das Kind auf ſeine friſchen Lippen geküßt, „wenn ich zu einem jungen Herrn aufs Zimmer ginge."

„Warum würde ſich das nicht ſchicken? Tante Roſa hat ihn ja auch geſehen," meinte das Kind.

Die Frau des Schneiders gab dem Kinde einen leichten Klapps, wobei ſie ſagte: „Du biſt ein kleiner Schwätzer; Tante Roſa hat nur draußen an der Thür geſtanden, um zu hören, was der Arzt ſagte. Der arme junge Menſch hat ſie in ſeinem Unglück ſehr intereſſirt."

„Und wen ſollte er nicht intereſſiren?" warf der Meiſter dazwiſchen, „zwei Unglücke an Einem Abend. Hatte er doch geglaubt, er müſſe ein großer Sänger ſein, und wenn man ihn ſo hörte, klang es auch gar nicht übel; aber auf dem Theater ſingen, iſt doch etwas ganz Anderes."

„So," rief das Kind, indem es die ſchwere Scheere auf den Tiſch niederlegte, „jetzt will ich meinen Freund Bander beſuchen und meinen Freund Richter; ſie machen mir Schlitten und Pferde, und einen großen Drachen, wenn nächſtens der Wind wieder geht." Damit erhob es ſich auf dem Tiſche, ſpreizte ſeine Hände weit aus einander und ließ ſich laut

lachend in die geöffneten Arme der Frau Schweizer fallen, die ihn herzlich küßte und dann auf den Boden niederließ.

„Ehe du aber ins Zimmer gehſt, mußt du vorher anklopfen,“ rief ſie ihm nach, als er aus der Thür hinausging, worauf er vom Gange her erwiderte: „Ja, aber mit dem Fuße, das klingt beſſer.“

So that er denn auch, als er über den langen Gang hinweggeſchritten war, von dem man in die benachbarten tiefen Höfe hineinblickte, und an die Stubenthür gelangte, hinter welcher Herr Bander und Herr Richter wohnten. Den dort Befindlichen ſchien dieſe Art zu klopfen auch ſehr bekannt und der Beſucher angenehm, denn es wurde nicht nur alsbald gerufen: „Komm herein, kleiner Böſewicht!“ ſondern auch die Thür von dem Herrn Richter geöffnet, welcher hinzuſetzte: „So, mein Sohn, wenn auch kein ſüßes Saitenſpiel in deiner Macht ſteht, ſo biſt du doch vielleicht im Stande, durch liebliches Geplauder Saul's finſtern Geiſt zu erheitern.“

„Ja, Saul iſt finſter, finſter, finſter,
Ihn plagt ein tückiſches Geſchick!“

„So ungefähr müßte es in ähnlichem Falle in einer Oper von dem edlen Judenkönige heißen.“

Herr Bander lag ausgeſtreckt auf einem Sopha, welches ihm der Vermiether dieſer ärmlichen Wohnung, der Schneidermeiſter Schweizer, aus freiem Antriebe hingeſtellt, über welchen Fall unbegreiflicher Großmuth und Aufmerkſamkeit Herr Richter eine halbe Stunde lang Recitative geſungen hatte. Ja, es war noch Unglaublicheres geſchehen, denn der alte Meiſter, welcher ſich ſonſt um ſeine Miethsleute nie viel bekümmert hatte, nöthigte dem Kranken einen warmen Haus-

rock, ſo wie ein Paar neue Pantoffeln um beiſpiellos wenig Geld mit kaum nennenswerthen Abſchlagszahlungen faſt mit Gewalt auf, und ſo ruhte der Verwundete, behaglich eingehüllt, die Füße mit dem kurzen Mäntelchen ſeines Freundes bedeckt, und ſtreckte lächelnd ſeine Hand dem ſchönen friſchen Knaben entgegen, welcher nicht unterließ, augenblicklich zu fragen: „Wie geht es dir heute, Bander? Iſt es dir recht, daß ich gekommen bin?“

„Du weißt wohl, daß du mir ſtets willkommen biſt,“ ſagte der Kranke, wobei er ſeine Hand ausſtreckte und den blonden Kopf des Knaben pätſchelte.

„Haſt du Schmerzen?“ fragte dieſer.

„Nein, mein Sohn, Gott ſei Dank.“

„Du wirſt alſo nicht ſterben?“

„Ich hoffe, dieſes Mal nicht,“ entgegnete lachend Herr Bander.

„Nein,“ fuhr das Kind mit einem wichtigen Tone fort, „dieſes Mal wirſt du nicht ſterben, weil du einen harten Kopf haſt.“

„Wer hat dir das geſagt, kleiner Medicus?“ fragte Herr Richter unter lautem Lachen, indem er näher trat.

„Alle haben es geſagt,“ erwiderte das Bübchen, während es die Beiden mit großen Augen anſah, „alle, der Meiſter Schweizer und die Frau und die Sophie unten und Tante Roſa; nein,“ verbeſſerte er ſich aber im gleichen Augenblicke, „Tante Roſa hat es nicht geſagt, die war gar nicht da, heute nicht, und den erſten Tag, wo du auf dem Bette lagſt und die Augen zu hatteſt und ſo bleich warſt, und wo der Mann mit dem Eiſen neben dir ſtand, der dir am Kopfe krabbelte, da hat ſie auch nichts geſagt — aber ſie hat geweint.“

wo man ſo prächtig im Schatten nach dem alten Förſterhaus gieng, in ein rentables Getraideſeld umgewandelt haben? das wäre ja ſchrecklich!“

„Welche Idee!“ entgegnete Alfred, „ſo nah' habe ich meine Felder nicht, — doch trink deinen Kaffee, ich höre, daß drunten eingeſpannt iſt, ich will dir im Wagen getreulich berichten, was ich einigermaßen Wichtiges in der Zeit verlebt. 'S iſt aber nicht viel.“

Die beiden Freunde ſtiegen hinab und drunten war das Coupé zum Wegfahren bereit. Das Gepäck des Grafen hatte man aus der Caleſche in eine leergelaſſene Vache untergebracht, er gab dem einen ſeiner Diener, welcher mit ſeinem Wagen nach Hauſe zurückkehrte, noch einige Aufträge, dann beſtieg er das Coupé, in welchem Alfred bereits ſaß. Die Pferde zogen an und aus dem hellen freundlichen Thale, in welchem Reutte von hohen Bergen eingeſchloſſen liegt, glitt der Wagen hinein in die dunklen duftigen Schluchten der Tyroler Berge, wo die Straße durch den Felſenpaß der Scharnitz in's Innthal führt.

Der Weg iſt herrlich, voll beſtändiger Abwechslung, ſteile Felſen umſtehen die Straße, die man an den wenigſten Stellen eine weitere Strecke vor ſich mit den Augen verfolgen kann. Bald windet ſie ſich rechts, bald links an ſchroffem Geſtein vorbei, von welchem kleine Felswaſſer herabrieſeln, die Straße in einer offenen Rinne überſchreitend, und zur Seite ſchäumend und brauſend in die hellgrüne Iſar ſtürzend, welche dieſe wilden Wald- und Bergſöhne freundlich in ſich aufnimmt, ſie langſam zähmt und ſie alsdann in die Ebene hinabführt aus der finſteren kalten Felſenwelt durch wallende Fruchtfelder, an prachtvollen Städten vorbei. Inzwiſchen wankt der Wagen auf der Straße fort, über ihm wiegt ſich Brombeergeſträuch und feingezackter Ginſter ſtreift hie und da das Verdeck und beſprengt die Reiſenden mit klaren

„All' ihr Heiligen, ein Abenteuer! — Kann ich dafür, daß mich die Damen vom Hofe verfolgen überall, ſchrumm, ſingt Raoul; kleiner Mann, wer iſt Tante Roſa?“

„Sei ſtille, Richter, du machſt das Kind ja confus mit deinen dummen Recitativen; wenn du überhaupt nur endlich vernünftig werden wollteſt!“

„Ich habe noch lange hin, bis zu vierzig Jahren,“ verſetzte der unverbeſſerliche College.

„Sage mir, lieber Sohn,“ fragte der Kranke den Knaben mit ſanfter Stimme, „wer iſt denn Tante Roſa?“

„Nun, Tante Roſa iſt eben Tante Roſa.“

„Wohnt ſie bei Euch?“

„Nein, aber ſie kommt, ſo oft ſie kann, und bringt mir Gutes und Spielſachen.“

„Iſt Tante Roſa ſchon eine alte Frau?“

„Alt? Das weiß ich nicht, aber ſie iſt größer als ich, größer als Sophie und größer als die Frau Schweizer, gewiß, ſo groß;“ er ſtreckte ſein Aermchen aus, ſo hoch er konnte.

„Aber ſie iſt nicht alt, wie die Frau Schweizer?“

„Beim Eid,“ ſagte Herr Richter mit allen Zeichen von Ungeduld, „wenn man geſcheit ſein will und iſt es doch nicht! Du willſt wiſſen, ob Tante Roſa alt oder jung iſt; laß mich den Kleinen fragen.“

„Dabei wird was Geſcheites herauskommen,“ ſagte der Verwundete achſelzuckend.

Herr Richter hatte eine theatraliſche Stellung angenommen, ſeine rechte Hand unter die Weſte geſteckt und ſagte mit einer Stimme, die ſüß klingen ſollte: „Lieber Eugen, wem gibſt du am liebſten einen Kuß, der Frau Schweizer, der Sophie oder deiner Tante Roſa?“

Der Knabe verſetzte mit einem Blick, als wolle er ſagen, dieſe Frage beantworte ſich doch von ſelbſt: „Nun, meiner Tante Roſa.“

„Und warum, kleines Kußmaul?“

„Warum? Nun, Tante Roſa iſt Tante Roſa, und hat ſo klare, freundliche Augen, ich ſtreichle ihr gern das Geſicht, weil es ſo fein und glatt iſt, und am liebſten ſchlafe ich ein, wenn ſie mich auf den Schooß nimmt und an ſich drückt, da iſt es wärmer, als in meinem Bettchen.“

Herr Richter ſchaute ſeinen Freund mit einem Blicke an, als wollte er ſagen: wirſt du jetzt meinen Scharfſinn bewundern? und als jener reden wollte, forderte er ihn durch eine wahrhaft majeſtätiſche Handbewegung zum Schweigen auf und fuhr gegen den Knaben gewandt fort: „Was hat denn deine Tante Roſa für Kleider? Iſt ſie angezogen wie Frau Schweizer?“

„Du fragſt einmal dumm,“ ſagte der Knabe mit Entſchiedenheit, „Frau Schweizer hat ihr graues Kleid immer an, aber Tante Roſa hat unter ihrem dicken Tuche oft ſo was Gutes und Feines, oft ſo was Glattes, das kracht.“

„Aha, Atlaß,“ ſagte Herr Richter offenbar befriedigt von ſeinem außerordentlichen Scharfſinn.

„Oder auch was Anderes, das fühlt, das fühlt ſich ſo arg weich und warm an, daß ich gerne darüber ſtreiche.“

„Sammt!“

„Zuweilen hat ſie auch ein Kleid, und das iſt mir das liebſte, das hat eine dicke Schnur mit einer großen Quaſte, und mit der darf ich ſpielen.“

„Du kleiner glücklicher Schelm,“ meinte Herr Richter

mit einem behaglichen Lächeln, „und dieſe Schnur ziehſt du wohl aneinander?“

„Halte gefälligſt dein Maul,“ ſagte der Kranke ernſt, „laß jetzt deine Fragen ſein, und wenn du etwas Geſcheites thun willſt, ſo feuchte meine Umſchläge an, ſie ſind ganz trocken geworden.“

„Der Mohr hat ſeine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen,“ entgegnete der College, that aber ſo, wie ihm geheißen, denn er nahm die Umſchläge vom Kopfe ſeines Freundes, benetzte ſie mit einer Feuchtigkeit, welche er aus einer Flaſche darauf goß, und legte dann die Leinwandlappen wieder auf das Haupt des Kranken, und alles das machte er mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt, rückte auch die Kiſſen zurecht, und als Herr Bander Luſt zeigte, ſich etwas aufzurichten, nahm er ihn ſanft unter den Armen und hob ihn in die Höhe.

„Du, Richter,“ ſagte der Patient nach einer Pauſe, „hat unſere Wäſcherin noch nicht das Tuch zurück gebracht, welches mir eine mitleidige Hand an jenem unglücklichen Abend um den Kopf gebunden?“

Der Gefragte ſchüttelte mit dem Kopfe. „Es war ſo voll Blut,“ ſagte er alsdann, „daß unſere edle Wäſcherin, Frau von Kärcher, behauptete, das müſſe langſam und ſorgfältig behandelt werden, beſonders da es von ſo außerordentlicher Feinheit ſei.“

„Denk aber daran, und daß ſie es uns ſo bald als möglich zurück gibt; ich will es wie eine Reliquie aufheben.“

„Ja, wir wollen es unter Glas und Rahmen thun, und davor ſitzen, uns mit unſerer heißen Phantaſie die Finger

vergegenwärtigen, welche das Tuch um dein verletztes Haupt gewunden. Was die ſeidene Schärpe anbetrifft, mit der man dich ebenfalls geſchmückt, ſo habe ich ſie auch der Frau von Kärcher zum Reinigen gegeben. Dieſe ſah leider nicht weniger troſtlos aus, und es war wahrhaftig jammerſchade um das feine ſeidene Gewebe; möchte nur wiſſen, wer der Schutzengel geweſen iſt? Frau von Springer, die dich gebracht —“

„Wer?“ fragte der Kranke ärgerlich.

„Nun, die Springer, laß mir dieſe Grille, oder wenn es dir ſo lieber iſt, unſere Obſtfrau an der Ecke, die Springer, eine brave Frau, welche mir einen mäßigen Credit bewilligt, da ſie wohl weiß, daß ich als edler Spanier bezahlen werde, ſobald ich bei Geldern bin. Du, lieber Freund,“ unterbrach er ſeinen pathetiſchen Ton durch ſeine gewöhnliche Sprechweiſe, „das muß ein famoſes Gefühl ſein, wenn man ſo ohne alle Heuchelei und Selbſttäuſchung mit vollem Munde, ſo recht fett ſagen kann: meine Gelder, meine Kaſſe, ich werde die Summe auf einen meiner Banquiers anweiſen, a—a—a—ah!“ Er wiſchte ſich den Mund ab, als habe er etwas ſehr Saftvolles genoſſen. „Wenn ich aber dieſes Gefühl auch nicht habe,“ fuhr er nach einer Pauſe heiter fort, „ſo beſitze ich dafür Zufriedenheit, und weiß mich nicht nur zu begnügen, ſondern habe auch Phantaſie genug, mir bei ganz ordinären Genüſſen die wunderbarſten Dinge einzubilden, ſo zum Beiſpiel: Wenn ich jetzt meinen Pfeifenkopf mit einem in der That miſerablen Kraut ſtopfe und den Dampf von mir blaſe, ſo wird es mir gar nicht ſchwer, das glückſelige Gefühl zu haben, als rauche ich eine immenſe Havannah, eine ächte unverfälſchte Puros.“

„Die habe ich dir nun nicht anzubieten,“ verſetzte der Kranke lächelnd, „wenn du aber mit meinen Cigarren fürlieb nehmen willſt, greif zu, dort ſtehen ſie.“

Herr Richter ſchüttelte langſam mit dem Kopfe, während er fortfuhr, ſeine Pfeife zu ſtopfen, und erwiderte dann: „Behalte deine Cigarren für deine Geneſung und für die famoſen litterariſchen Arbeiten, die wir zu unternehmen geſonnen ſind. Du biſt ein ganz fertiger Verſchwender; die Vierteljahrsgage, welche dir von einer hohen Theaterintendanz als linderndes Pflaſter für Gemüth und Kopf zugeſandt wurde, wird früher zur Neige gehen, als dir ſelbſt lieb iſt. Deßhalb ſpare, mein guter Freund, rauche du hie und da von deinen Cigarren und laſſe mir meinen Portorico extrafein. — Haſt du Luſt, etwas zu ſchreiben, oder iſt vielleicht dein Kopf wüſt und leer?“

„Ja, ſchreib etwas,“ ſagte das Kind, das ſich neben ſeinen kranken Freund in die Kiſſen des Sopha's gedrückt hatte; „ſage ihm, wie neulich,“ wandte es ſich direct an Herrn Bander, „ſo allerlei Sachen, die er dann nieder ſchreiben muß, das iſt ſo luſtig.“

„Na, luſtig finde ich das Schreiben gerade nicht,“ meinte Herr Richter, „aber was thut man einem Freunde nicht zu lieb?“

Herr Bander ſtarrte finſter vor ſich hin: „Iſt das nicht auch,“ ſprach er nach einer Pauſe, „wieder ein verfehltes Unternehmen, wie ſchon ſo Vieles, was ich angefangen? O, ich werde nie auf eine beſcheidene Höhe des Lebens kommen. Ich rolle abwärts — abwärts — tief hinab.“

Herr Richter hatte ein kleines Tiſchchen, welches neben dem Claviere ſtand und worauf Schreibmaterialien lagen,

etwas näher gerückt, einen Stuhl davor geſtellt und ſich auf denſelben niedergelaſſen. Als er hierauf an der Feder herumſchnippelte, ſagte er: „Wie du undankbar biſt! Biſt du bisher nicht immer die Treppe hinaufgefallen? Als ein armer Handlungsbefliſſener fielſt du in das Spirituoſen-Gewölbe hinein, was von dir durchaus kein geiſtreicher Einfall war, brachſt den Arm und fandeſt an deinem Schmerzenslager einen ſogenannten wohlwollenden Kunſtmäcen und Freund, der deine Stimme wunderbar fand, der dir kärgliche Mittel verſchaffte, viel zu wenig zu lernen, und erhobſt dich alsdann zu jenen fatalen Brettern, wo du immerhin, auch nach deinem Durchfall, im Chor immer noch als Stern erſter Größe hätteſt glänzen können. Du fielſt aber auf deinen glücklicher Weiſe harten Kopf, wie unſer kleiner, geſcheiter Freund dort geſagt, und biſt nun endlich zu der herrlichen Idee gekommen, deine Kräfte ſo anzuwenden, wie du es ſchon früher hätteſt thun ſollen, Feder und Papier zu mißbrauchen und ein Schriftſteller zu werden, im Speciellen ein Luſtſpieldichter, zu dem du, wie ich feſt überzeugt bin, ganz außerordentliche Anlagen haſt.“

„Es gab auch Leute,“ erwiderte der Kranke düſter, „die mir einredeten, ich hätte eine vortreffliche Stimme, und wenn ich aufträte, ſo müßte ich die ungetheilte Bewunderung des Publikums erringen.“

„Das waren ſchlechte Freunde,“ verſetzte Herr Richter ſehr entſchieden. „Haſt du von mir je dergleichen gehört? Habe ich dir nicht im Gegentheil immer geſagt, deine Stimme ſei paſſabel und du müßteſt noch viel lernen? Nur ein einziges Mal glaubte ich dich aufzurichten und ermuthigen zu müſſen, das war an jenem Tage, nicht wo du mir Treue

geſchworen, wie Hans Heiling ſingt, vielmehr an jenem Tage, dem jener verhängnißvolle Abend folgte, wo —

„Der Muſti uns befohlen hat —
Befohlen hat — befohlen hat — zu melden dem Kaliſen,“

ſang er mit voller Kraft jene fatale Stelle, und fuhr dann kopfſchüttelnd fort: „Es iſt immer ein Unglück, wenn man Anfängern eine Rolle gibt, und iſt doch oft nicht anders möglich, wo ſie nur einmal und unbedeutend zu thun haben, und zum Beiſpiel im zweiten Acte keine Gelegenheit, um durch etwas Glanzvolles die Scharten auszuwetzen, welche ſie im erſten Acte erlitten. — Dein Unglück, lieber Freund —“

„Laſſen wir das,“ unterbrach ihn Herr Bander raſch, „bleibe es in der Vergangenheit und ſei vergeſſen! Laß' mich dafür deinen Worten von vorhin glauben, als habe ich jenen Fall gethan, um mich darauf glänzend zu erheben. Wahrhaftig, lieber Freund, wenn ich ſo allein nachgrüble, ſo denke ich immer, es ſei vielleicht eine gute Fee geweſen, die mir an jenem Abend erſchienen, die mein Haupt mit ihrer Zauberſchärpe umbunden — vergiß' nur nicht,“ unterbrach er ſich ſelber, „daß wir ſie bald wieder bekommen, die Schärpe nämlich. Was die Fee anbelangt, ſo hoffe ich, daß es mir mit ihr geht, wie in den Märchen gebräuchlich; ſie wird mir noch in ein paar Verkleidungen erſcheinen, ich muß die Feuer- und Waſſerprobe durchmachen und dann —“

„Fällt der Chor ein,“ ſagte Herr Richter luſtig:

„Baſſa Selim lebe lange,
Ehre ſei ſein Eigenthum,
Seine holde Scheitel prange
Voll von Jubel, voll von Ruhm!“

„Dann legt irgend ein alter Vater, der zufällig zum

Vorſchein kommt, eure Hände in einander, und ſie lispelt, wie am Schluſſe jeder ächten und gerechten italieniſchen Komödie: Padre mio, madre mia, noi siamo felice, date ei la vostra benedizione! Worauf der edle Vater mit tiefer Stimme zur Antwort gibt: Si, carissima mia figlia, la virtù è sempre recompensata!"

„Das klingt gerade ſo, als wenn Tante Roſa zuweilen mit der andern ſchönen Frau ſpricht, die mich ſo gern hat," ſagte das Kind wie zu ſich ſelber, indem es dabei in ſeiner Beſchäftigung fortfuhr, die Bänder an den groben Ueberzügen des Sophas auf- und zuzuknüpfen.

„Was iſt denn das für eine Dame?" fragte Herr Richter, durch dieſe Worte aufmerkſam gemacht.

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Knabe kopfſchüttelnd, „aber ich ſehe ſie oft, ſie hat mich lieb, und ich habe ſie auch lieb, nur weint ſie oft, wenn ſie mich küßt — und ſie küßt mich ſehr viel, ſagt dann auch: o mein liebes Kind, o mein ſüßer Eugen."

Herr Richter wechſelte raſch einen Blick mit dem Kranken, der aber eine lebhafte, verneinende Bewegung mit der Hand machte, und dann ſeinem Freunde, der wieder eine Frage ſtellen wollte, in die Rede fiel: „Laß das ſein, frage das Kind nicht aus, nimm lieber dein Papier zur Hand, wir wollen verſuchen, noch eine Scene zu ſkizziren."

„Ja, es iſt beſſer, wenn du endlich einmal ſchreibſt," ſagte das Bübchen mit großer Entſchiedenheit, „ſo erfahren wir was Neues."

Herr Vander richtete ſich aus ſeiner Sophaecke auf: „Ich habe über den Titel nachgedacht, Anfangs ſträubte ich mich dagegen, aber ich glaube, er läßt ſich doch gebrauchen —"

„Und?“

„Des Teufels Diener.“

„Nicht ſo übel.“

„Es iſt freilich eine Aehnlichkeit da mit den Memoiren des Teufels oder des Teufels Antheil.“

„Wo kann man am Ende nicht eine Aehnlichkeit finden? Es iſt ja, wie Ben-Akiba ſagt, ſchon alles da geweſen. Skizzire nur den Plan, damit wir klar ſehen, ob was zu machen iſt. Mir hat der Gedanke nicht übel gefallen.“

„Ein junger, leichtſinniger Mann, ein Roué,“ dictirte Herr Bander langſam, „reich, von guter Familie, in Geſinnungen nicht unnobel, von Herzen nicht ſchlecht, der ein junges Mädchen —“

„Liebt,“ ergänzte Herr Richter, indem er ſeine Feder über das Papier fliegen ließ, „das verſteht ſich von ſelbſt.“

„Befindet ſich in der erſten Scene in einer furchtbaren Verlegenheit. Er iſt in Geſellſchaft, in einem vornehmen Hauſe, wo er Rückſichten ſchuldig iſt, hat vielleicht geſpielt, oder noch beſſer, hat einer ſchönen Frau, der er den Hof macht, verſprochen, ihr dieſe oder jene wichtige Nachricht oder Auskunft zu verſchaffen; es iſt ihm alles daran gelegen, ſein Wort halten zu können; er tritt von dem Hauptſaal in ein Vorzimmer, die Bühne, und vertraut dort einem Freunde die furchtbare Verlegenheit, in der er ſich befindet — was er will, muß ich noch erfinden, es wird das aber nicht ſchwer ſein; — der Freund iſt eben ſo rathlos wie er.“

„Wäre es nicht weit beſſer,“ meinte Herr Richter, „wenn der junge leichtſinnige Kerl einen wichtigen Brief, den man ihm anvertraut, den er aber heute Abend übergeben ſoll, es kann ja ſeine künftige Laufbahn betreffen, verloren hat?“ —

„O ja, das ginge auch; er muß den Brief herbeiſchaffen, oder kann ſich nicht mehr ſehen laſſen.

„Er iſt ein junger Diplomat, der obendrein ſeiner Geſandtin den Hof macht, der Brief iſt ihm von einem Courier für den Geſandten übergeben worden, er hat ihn, wie er glaubt, in ſeinen Paletot geſteckt, aber nicht gefunden. Seine Excellenz, der außerordentliche Geſandte und bevollmächtigte Miniſter, — man ſieht ihn in weißer Halsbinde, Band und Stern ordentlich vor ſich, wie er im Nebenzimmer ſteht, mit halbem Ohr auf ein Geſpräch lauſcht und erwartungsvoll nach der Thür blickt, durch welche ſein Legationsſecretär hereintreten muß, um den Brief zu übergeben —“

„Aber dieſer Brief iſt verloren.“

„Ungeheure Verlegenheit,“ ſagte Herr Richter ſchreibend.

„Der Freund entſchließt ſich, nach Hauſe zu eilen, um dort Schreibtiſch und alle Taſchen zu durchſtöbern, der Andere bleibt in bodenloſer Verlegenheit auf der Scene zurück.“

„Auf — der — Scene — zurück,“ wiederholte der Schreibende.

„Da tritt ein ſchwarzgekleideter Herr, der bis jetzt, von den Beiden unbeachtet, an einem Fenſter gelehnt, näher.“

„Gut, gut,“ ſagte Herr Richter, „es iſt das ein ſehr eleganter, etwas magerer Mann, bleich mit ſchwarzem Haar, ruhig, aber entſchloſſen in jeder Bewegung.“

„So iſt es. — Erlauben Sie einem Unbekannten, ſich Ihnen mit ein paar vertraulichen Worten zu nähern.

„Mein Herr, ich habe nicht die Ehre —

„Wir werden uns kennen lernen; erlauben Sie mir aber, auf dieſe unſere ſpätere Bekanntſchaft bauend, Ihnen jetzt ſchon einen guten Rath zu geben.

Thautropfen — ein Weihegruß vom Fuße der mächtigen Berge, deren Felſenhäupter hoch in der Luft von der Sonne beſtrahlt dem dahinrollenden Wagen ernſt und feierlich nachblicken.

Den Weg durch dieſe engen Schluchten, den die Reiſenden zurücklegen, erwärmt ſo früh kein Sonnenſtrahl, da müſſen ſie erſt die Scharnitz hinter ſich haben, die Porta Claudia, deren lange, ſtarke Mauern ſowie der mächtige Bogen, der ſich über den Weg ſpannt, grau und verwittert ausſieht, wie das Geſtein, an welchen er ſich lehnt. Hier iſt es noch kühl und friſch, und die feuchten Nebel der kalten Herbſtnacht ziehen an den Bergwänden langſam in die Höhe. Selten erſcheinen an der Straße kleine Häuſer, von Holz erbaut, das Dach mit großen Felsſtücken beſchwert, und Vater, Mutter und Kinder drängen ſich an die Thüre, um den vorüberrollenden glänzenden Wagen zu ſehen.

Endlich fängt die Sonne an, über die Berge hereinzublicken und ſich zu erinnern, daß da unten noch viel tauſend Pflänzchen und Geſträuche wachſen, die ihres warmen Kuſſes bedürfen.

Rechts liegen die maleriſchen Ruinen des Schloßberges, beglänzt vom Sonnenſchein, die ſtarren Felswände ziehen ſich zurück, man erblickt Berge, grün bewachſen mit Laubwaldungen, und aus den dunklen ſchattigen Schluchten rollt nun der Wagen in das freundliche Seefeld hinab.

„Wie einem die Sonne ſo wohl thut!“ ſagte Graf Alfons und ſprang vor dem Poſthauſe, wo umgeſpannt wurde, aus dem Wagen. „Kommſt du nicht heraus?“

„Freilich,“ entgegnete Alfred und ſtieg langſam über den Tritt hinab, „es war wirklich verdammt kalt heute Morgen und ich kann einmal nicht im zugemachten Wagen fahren.“

„Erlauben Sie, aber ich habe wahrhaftig nicht die Ehre —

„Der Fremde lächelnd," dictirte Herr Bander weiter, — „wie ich Ihnen ſchon bemerkte, wir werden uns näher kennen lernen, halten Sie aber weder mich noch meinen Rath für indiscret. — Der junge Menſch, ungeduldig nach der Thür blickend: Nun, ich höre Sie.

„Wenn man ſich an einem fremden Orte zu Verlegenheiten bekennt, ſo iſt es beſſer, ſich umzuſchauen, ob keine unliebſamen Zeugen da ſind.

„Der junge Mann in kaltem Tone: Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich wohl weiß, wie leicht man belauſcht werden kann, deßhalb ſprach ich mit meinem Freunde ſo leiſe, daß niemand meine Worte verſtehen konnte.

„Oder es müßte jemand ſehr ſcharfe Ohren haben.

„Der junge Mann zweifelhaft lächelnd —"

Herr Richter unterbrach ſein Schreiben einen Augenblick, indem er ſagte: „Geben wir dem jungen Manne einen Vornamen, damit ich nur den Anfangsbuchſtaben deſſelben hinzuſetzen brauche. Sagen wir Edgar, das klingt romantiſch."

„Meinetwegen, alſo."

„Halt einen Augenblick. ich habe noch eine Kleinigkeit; es iſt unbedingt nothwendig, daß der Geſandtſchaftsſecretär, wenn er mit ſeinem Freunde ſpricht, dieſen bei Seite zieht, um ſich zu ſchützen, daß er nicht gehört wird; es tritt dann um ſo ſchärfer und auffallender hervor, daß der Unbekannte, des Teufels Diener, doch verſtanden hat, was die Beiden geflüſtert."

„Ganz richtig, — aber weiter."

„Edgar, zweifelhaft lächelnd," fuhr nun Herr Bander

zu dictiren fort, nachdem Herr Richter die Feder eingetunkt: „Und Sie wollen gehört haben, was ich meinem Freunde mitgetheilt?

„Vielleicht, vielleicht auch ſonſt erfahren, gleichviel. Da ich aber Antheil an Ihnen nehme, ſo geſtatten Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß Ihr Freund vergeblich nach Hauſe geeilt iſt — den Brief, um den es ſich handelt —

„Edgar erſtaunt: Mein Herr, wie können Sie wiſſen?

„Der Unbekannte ruhig: Den Brief, um den es ſich handelt, für Seine Excellenz den Grafen R. beſtimmt, haben Sie verloren.

„Edgar: Das wäre entſetzlich.

„Verloren, und ich, indem er den Brief hervorzieht und übergibt, war der glückliche Finder.

„Edgar freudig erſchreckend: Verzeihen Sie meine raſchen Aeußerungen von vorhin; ja, er iſt es: Handſchrift, Siegel, das geheime Correſpondenzzeichen. Wie ſoll ich Ihnen danken?

„Der Unbekannte ruhig aber verbindlich: Da wir uns ſpäter genauer kennen lernen, ſo werden wir auch Zeit zum Danken finden, jetzt aber verlieren Sie keine Zeit, der Inhalt dieſes Briefes iſt ſehr wichtig.

„Edgar erſtaunt: Sie wüßten darum?

„Der Unbekannte ihn ſanft forttreibend: Vielleicht, aber eilen Sie, dort ſehe ich Seine Excellenz nahen.

„Edgar, ehe er mit allen Zeichen des Erſtaunens davon eilt: Werde ich Sie wieder hier finden, mein Herr?

„Gewiß, — eilen Sie! — Edgar ab.

„Dritte Scene. — Die Geſandtin und die Herzogin P. treten auf.

„Die Geſandtin: Glauben Sie mir, Herzogin, es muß etwas ſehr Wichtiges ſein, gab doch mein Mann ſelbſt Seiner Durchlaucht zerſtreute Antworten, während er nach der Thür blickte, ja, er ließ ihn wahrhaftig mit einer leichten Verbeugung ſtehen, ſobald Edgar den bewußten Brief brachte.

„Die Herzogin: Werden Sie etwas erfahren?

„Die Geſandtin: Ich hoffe u. ſ. w., u. ſ. w.“

„Natürlich,“ meinte Herr Richter lächelnd, „wird ſie etwas erfahren durch Edgar; die Herzogin muß auf das kleine Verhältniß anſpielen. Du lieber Himmel, ſie wird ja, auf Gegendienſte hoffend, allen möglichen Vorſchub leiſten, nach dem bekannten Sprüchwort: **manus manum lavat.** — So, jetz' kannſt du weiter machen, meine Seite iſt trocken.“

„Was heißt das, was du eben geſagt haſt?“ fragte das Bübchen gähnend.

„Das iſt ein lateiniſches Sprichwort,“ erwiderte Herr Richter, indem er mit dem Aermel eine noch etwas feuchte Stelle auftrocknete, „und heißt in richtiger deutſcher Ueberſetzung: Schlägſt du meinen Juden, ſo ſchlag ich deinen Juden.“

„Laß deine Poſſen,“ ſagte Herr Bander unmuthig, „du bringſt mich aus meinem Concept.“

„Nun denn, weiter im Text.“

„Vierte Scene,“ fuhr Herr Bander fort zu dictiren, — „der Freund Edgar's ſtürzt athemlos herein, er hat den bewußten Brief in der Hand, wie er die Damen aber ſieht, verbirgt er ihn raſch, indem er ihn in ſeinen Hut wirft, und will an den Damen vorbeieilen. Die Herzogin freundlich lächelnd: Ich hoffe, Herr von Werden, daß Sie ſich wegen Ihres ſpäten Kommens gründlich bei mir entſchuldigen werden.

„Herr von Werden: Ich bitte Eure Durchlaucht, mir zu

verzeihen, aber ich hatte heute Abend ſchon die Ehre, mich Eurer Durchlaucht vorzuſtellen. Freilich war Eure Durchlaucht ſo umgeben, daß Sie unmöglich Ihres ganz gehorſamen Dieners anſichtig werden konnten.

„Die Geſandtin: Herr von Werden hat Recht, ich ſah ihn ſchon vor einer Stunde im Salon.

„Die Herzogin: So that ich Ihnen Unrecht u. ſ. w. Kehren wir in den Salon zurück, geben Sie mir Ihren Arm.

„Die Geſandtin bei Seite: Ah ſo, die Herzogin wird mein Geheimniß bewahren. — Alle drei ab; indem Herr von Werden der Herzogin den Arm bietet, läßt er, ohne deſſen gewahr zu werden, den Brief aus ſeinem Hute fallen, der Unbekannte lächelt triumphirend und hebt ihn auf, indem er ſagt: Das iſt über alle Erwartung gelungen; ein feſter Faden angeknüpft und ſomit das Schwerſte geſchehen. Glück und Verſtand ſollen uns weiter helfen. Er geht ab.

„Findeſt du das ziemlich gut, Richter?“ unterbrach ſich der Dictirende; „ich meine, es wäre ſpannend?“

„Ganz famos,“ erwiderte der Andere; „jetzt kommen natürlich in der folgenden Scene die beiden jungen Leute zurück, der Eine ſucht den Brief, den er aus ſeinem Hut geworfen, der Andere will ihm begreiflich machen, daß er ja zu Hauſe habe gar keinen Brief finden können, da er bewußtes Schreiben von einem Unbekannten erhalten, der es gefunden und ihm zurück gegeben; und daß das Schreiben, welches er von dem Unbekannten erhalten und dem Geſandten übergeben, ächt ſei, darauf will er ſchwören, denn er kennt ja Siegel, Handſchrift und hat auch nicht vergeſſen nach dem geheimen Zeichen auf dem Umſchlag zu ſchauen.“ —

Der Knabe hatte ſeinen blonden Kopf in die Kiſſen des

Sophas gedrückt und ſchläfrig mit den Augen geblinzelt, jetzt ſagte er: „Aber das iſt langweilig, was Richter da ſchreiben muß, da höre ich noch lieber, wenn er ſingt.“

„Behüte Gott!“ erwiderte der Choriſt lachend, „daß hier das Sprichwort eintrifft: Kinder und Narren ſagen die Wahrheit.“

„Vielleicht hat er doch Recht,“ meinte Herr Vander düſter, „ich glaube, mir fehlt die Kraft, ein gutes Luſtſpiel zu ſchreiben.“

Herr Richter hatte die Feder neben ſich hingelegt, ſtreckte ſeine Beine gerade aus und ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen. „Der Himmel gebe,“ ſagte er hierauf, „daß es dir nie an einem edlen, aufopfernden und geiſtreichen Freunde fehlt, wie ich bin, welcher deiner Zaghaftigkeit als Sporn dient. Wer eine ſolche Scene ſkizzirt, wie du ſo eben gethan, der hat die Berechtigung, ein gutes Luſtſpiel zu ſchreiben. Was fehlt dir auch? Du kannſt einen natürlichen und lebhaften Dialog machen, du haſt die Theaterverhältniſſe und die Bühne ziemlich kennen gelernt, und wenn du beim Schreiben oder Dictiren den Grundſatz feſthältſt, die Scene immer vor Augen zu haben, die handelnden Perſonen förmlich zu ſehen und ſprechen zu hören, ſo wird es dir mit meiner immenſen Hülfe ſchon gelingen, was Ordentliches zu arbeiten, wie die Journaliſten von ihren Freunden zu ſagen pflegen.“

„Und wenn ich etwas Ordentliches mache, wer wird es annehmen, wer wird es aufführen?“

„Jede Intendanz,“ gab Herr Richter entſchieden zur Antwort, „und jede Theater-Direction, wenn du wirklich was Tüchtiges übergibſt. Verkannte Genie's und Talente gibt es gar nicht, und jetzt, wo alle deutſchen Schauſpiel-Regiſſeure

auf gute Stücke hungrig wie die Wölfe ſind, werden ſie nichts Neues bei Seite legen, was wirklichen Gehalt hat. Freilich führt man von fünfzig Stücken, die geſchrieben werden, kaum ein halbes Dutzend auf, aber gib dir einmal die Mühe, den größten Theil dieſer eingeſandten Meiſterwerke durchzuſehen. Ich war ſo glücklich, einen Blick in dieſen Wuſt zu thun, da ich, wie du weißt, ein halbes Jahr auf der Theaterkanzlei zur Aushülfe im Schreiben mißbraucht wurde. — Legen wir unſere Geſchichte aber jetzt bei Seite," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er ſah, daß ſein Freund ſich zurückgelegt hatte und die Augen ſchloß, „du biſt ermüdet, man muß nichts übertreiben."

„Was das anbelangt, haſt du Recht," gab Herr Bander zur Antwort; „ſei ſo freundlich, nochmals meine Umſchläge zu erneuern, und dann will ich verſuchen, ein wenig zu ſchlafen."

„Thue das," erwiderte der Choriſt; „ich habe ohnedies eine kleine Theaterprobe niedern Genres. Es iſt kein fröhlicher Landmann oder ein biderber Ritter, den ich in der Oper darzuſtellen habe, auch nicht ein Hofherr oder Mörder im Schauder-Trauerſpiel, ſondern es hat mich getroffen, einen Ballet-Cavalier darſtellen zu müſſen im Gefolge eines ſehr verliebten Prinzen, und ich muß ſchon im erſten Tableau ſechsmal ſchaudern, achtmal pantomimiſch ein höhniſches Lachen andeuten und viermal mit dem rechten Arme jene wegwerfende Bewegung machen, welche deutlich ſagt: Geh hin, junges Scheuſal, ich verachte dich. — Unſeren kleinen Prinzen bringe ich zum Schweizer hinüber, laſſe die Vorhänge herab und ſehe in einer Stunde wieder nach dir."

Nach dieſen Worten ſorgte er noch einmal für die

Wunden ſeines Freundes, nahm den Kleinen an die Hand und ſummte im Abgehen, um dem lächelnden Knaben eine Freude zu machen:

„Ja, ſchlafen will er, ſchlafen,
Sidi-ben-Aben-Hamet;
Sidi-ben-Aben-Hamet
Will ſchlafen — ſchlafen — ſchlafen.“

Damit ſchlich er leiſe aus dem Zimmer.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Tante Roſa und Roſa die Tänzerin.

Draußen auf dem Gange, der von dem Hinterhauſe ins Haupthaus führte, blieb der Knabe ſtehen und ſagte zu ſeinem Begleiter: „Weißt du auch, was du mir neulich verſprochen?“

Worauf Herr Richter mit großer Heiterkeit zur Antwort gab: „Mein lieber Prinz, ich habe in meinem Leben ſchon viele Verſprechungen gemacht, die ich nicht immer im Stande geweſen bin, zu erfüllen. Fürchten wir, daß auch die dir gegebene darunter mit einbegriffen ſei.“

„Aber was man verſpricht, das muß man auch thun, und du haſt es mir feſt verſprochen, daß du es halten wirſt, denn ſonſt mag ich dich nicht mehr und ſehe dich auch gar nicht mehr an.“

„Das wäre allerdings eine furchtbare Strafe; aber wollen Eure Hoheit, mein gnädigſter Herr und Prinz, ſich nicht deutlicher zu erklären belieben, was ich eigentlich verſprochen?

Vielleicht ließe ſich ein Arrangement treffen, und ich liebe in Verſprechungen milde Arrangements.“

„Du haſt mir verſprochen, mich einmal mitzunehmen auf die Theaterprobe und mich dort die großen Schwerter und Schilde ſehen zu laſſen.“

„Dich einmal mitzunehmen, habe ich verſprochen, mein Prinz? Ja, ſiehſt du, das iſt eine ſehr vage Bezeichnung. Einmal kann heute ſein, morgen, oder übers Jahr.“

Der Knabe ſchüttelte heftig ſeinen Kopf und ſagte mit entſchiedenem Tone: „Du ſollſt mich aber heute mitnehmen, und ſo ſollſt du es mir verſprochen haben.“

„Eine eigene Art, Verſprechen zu deuten,“ lachte Herr Richter; „nun, am Ende könnte ich deinen Wunſch erfüllen; aber, wird Herr Schweizer nichts dagegen einzuwenden haben? Du weißt, es bedarf ſeiner Erlaubniß, ob du mit jemand ausgehen darfſt.“

„Wir wollen ihn lieber nicht fragen!“ erwiderte raſch der Kleine.

„Entſchuldigen Sie, mein Prinz, ich glaube, es wäre doch beſſer, wenn wir ihn von dieſem Wunſche in Kenntniß ſetzten, er hat ſo zuweilen ſeine eigenen Anſichten, und ſchon um meines kranken Freundes willen möchte ich mit unſerem würdigen Miethsherrn nicht gern in Differenzen kommen.“

„So laß uns ihn fragen,“ ſagte der Knabe entſchloſſen. Damit faßte er den Choriſten bei der Hand und zog ihn in die Wohnung des Schneiders, wo die Bitte vorgetragen, aber erſt nach einigem Hin- und Herreden bewilligt wurde.

Der Schneider hatte die Brille abgenommen und den trüben Blick fragend auf ſeine Frau gerichtet. „Können wir

das wohl erlauben?“ meinte er. „Was Sie, Herr Richter, anbelangt,“ setzte er gegen den Choristen gewandt hinzu, „so sind wir überzeugt, daß Sie gute Aufsicht über das Kind führen und ihm nichts geschehen lassen — wenn es nur recht ist, daß wir ihn ins Theater auf eine Probe gehen lassen.“

„Bitte, bitte recht schön,“ sagte der Knabe.

„Verboten ist es uns nicht, ihn auf eine Theaterprobe gehen zu lassen, davon hat Herr Berger nie etwas gesagt.“

„Daran hat er auch wohl nicht gedacht,“ sprach Herr Schweizer, „aber es ist ja nichts Schlimmes dabei.“

„So darf ich?“ rief der kleine Knabe jubelnd.

„Wenn Herr Richter verspricht, dich nicht aus den Augen zu lassen, und du folgsam sein willst, so kannst du schon mitgehen,“ entschied die Frau. „Aber wie lange kann es dauern?“

„O, eine Stunde oder höchstens anderthalb.“

„Und Sie bringen ihn wieder hieher ins Zimmer?“

„Auf Cavalliersparole,“ versetzte Herr Richter, indem er die rechte Hand feierlich in seinen Busen steckte und den rechten Fuß, einer Theater-Attitude entsprechend, vorrückte, „auf Cavalliersparole, denn ein solcher bin ich laut des morgenden Theaterzettels.“

Frau Schweizer hatte dem Knaben im Nebenzimmer ein Mäntelchen angezogen, auch einen hübschen Hut aufgesetzt, und nun gingen die Beiden mit einander fort, wobei Eugen auf der Treppe nicht unterließ, seiner Freundin Sophie, welche ihm begegnete, triumphirend zu berichten, daß er auf die Theaterprobe gehen dürfe und daß er ein Ritterschwert und einen Ritterhelm sehen werde.

Am Theatergebäude war es leerer, als bei gewöhnlichen Proben. Das Ballet war schon längst droben versammelt,

„Mir geht es auch ſo, jetzt aber rauchen wir zur innern Erwärmung eine Cigarre.“

Die Bedienten hinten auf zeigen recht froſtige Geſichter und rothe Naſen, um das Kinn haben ſie große ſchottiſche Tücher geſchlagen, ſich dicht in ihre Mäntel gewickelt, und ſehen verſchlafen aus. Jetzt ſind andere Pferde eingeſpannt und es geht weiter.

Wir wollen nur geſtehen, die Beiden im Wagen haben von der herrlichen Alpenwelt, durch welche ſie gefahren, das Meiſte verſchlafen, jetzt aber fühlen ſie ſich munterer. Die Sonne iſt wärmend und angenehm, die Cigarren ſchmecken vortrefflich und der Wagen bewegt ſich ſo leicht und ſchaukelnd den Berg hinan.

„Alſo ſeit zehn Jahren haſt du keine weitere Reiſe gemacht?“ ſagte der Graf, „mir iſt es auch ſo ergangen. Was machen Freunde und Bekannte da drunten?“

„Die Meiſten leben wie damals,“ antwortete Alfred; „von Karl, dem glücklichen Ehemann, hatte ich hie und da Nachrichten durch deſſen Onkel in Brüſſel, es geht ihm gut, er ſoll reizende Kinder haben, lebt meiſtens in Italien, und was will man mehr, um glücklich zu ſein?“

„Und die andere Sache, lieber Freund? nimm mir nicht übel, die Geſchichte hat mich von jeher ſo intereſſirt, daß ich ſehr begierig bin, ob du in all' der Zeit nichts erfahren.“

„Du meinſt von ihr?“ ſagte Alfred und ſeine Züge wurden ernſt. „Ich hörte nichts mehr von dem Mädchen, ebenſowenig von ihrem angeblichen Papa, nach welchem ich mich auch eine Zeit lang eifrig erkundigt.“

„Ihrem angeblichen Papa?“ ſagte erſtaunt der Graf, „ſo ſprachſt du früher nie von ihm, du zweifelſt doch nicht an dem, was ſie dir zuletzt ſchrieb?“

und die Herren und Damen vom Chor, welche oben beſchäftigt waren, ſchlichen einzeln und verdrießlich die kleine halbdunkle Treppe hinauf, und Madame Schelle, welche mit der Madame Pauke zuſammentraf, meinte mit einem Seufzer, es ſei bald bei dem Theater nicht mehr auszuhalten; täglich die längſten Opernproben, die ein quäleriſcher Capellmeiſter nur ausdenken könne, nebſt den ermüdendſten Vorſtellungen, wozu man freilich engagirt wäre; auch könne man es ſich ſchon gefallen laſſen, hier und da im Trauerſpiel eine anſtändige Hofdame vorzuſtellen, man habe ja die Geſtalt und Würde dazu; „aber," fuhr ſie ingrimmig fort, „da bei dem Ballet mitzuwirken, das ſollte man einer ehrbaren Frau ſchon gar nicht zumuthen. Denke Sie ſich nur, Pauke, was mich heute Morgens der boshafte Schelle fragt: ob ich auch morgen Abend in einem kurzen Röckchen herauskommen würde?"

„Empörend!" murmelte dumpf die Pauke. „Der Meinige wollte auch ſeine ſpaßhaften Bemerkungen machen, aber ich habe es ihm faſt unter der Naſe weggeſchnitten."

„Sind das Ritterfrauen?" fragte eine helle Kinderſtimme neben den beiden Choriſtinnen, und als dieſe ſich nach dem naſeweiſen Frager umwandten, hörten ſie zu ihrem nicht geringen Aerger Herrn Richter antworten:

„Nein, das ſind ein paar alte Hexen, natürlicher Weiſe im Ballet; im Leben dagegen iſt es die hochachtbare Frau von Schelle und die Frau von Pauke."

Daß ſie ihren Collegen ſelbſtverſtändlich keiner Entgegnung würdigten, war gewiß; doch grollte die Pauke, als ſie im Halbdunkel der Bühne verſchwanden: „Sie hat Recht, Schelle, es iſt wahrhaftig nächſtens keine Ehre mehr, auf dem

Theater zu dienen. Was hat der freche Richter da für einen Buben bei sich?"

„Weiß Gott," flüsterte die Schelle, „das genirt sich am hellen Tage nicht mehr, mit solchen Ablegern herum zu spazieren! — Zu unserer Zeit —"

„Ja, zu unserer Zeit — aber wird nicht von oben herab alles gebuldet? Zu unserer Zeit sollte sich eine unterstanden haben, Monate lang so mir nichts dir nichts wegzubleiben."

„Und dann wieder mit zu singen und zu tanzen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre."

„Damals hätten die Ordentlichen das schon gar nicht geduldet."

„Die Ordentlichen?" klingelte giftig die Schelle, „hat's denn bei denen noch Ordentliche? Ich kenne keine."

„Ich auch nicht, das weiß der liebe Himmel."

Der Schlund der halbdunkeln Bühne hat die beiden klagenden Hexen verschlungen, und wer sich die Mühe hätte geben wollen, nachzuforschen, würde sie gleich darauf gesehen haben, am Fuße einer Palme sitzend, und unter niederhangenden Bananenbüschen Strümpfe strickend.

Was ein Ballet ist, weißt Du vielleicht, geneigter Leser, aber gewiß ziemlich ungenau, und wir unserestheils würden uns in nicht geringer Verlegenheit befinden, wenn wir Dir mit kurzen Worten darüber eine genügende Aufklärung verschaffen müßten.

Man könnte allenfalls sagen, ein Ballet sei die Zusammenstellung einer Menge völlig unzusammenhängender Dinge, Personen, Situationen und Leidenschaften, bei denen es Verwegenheit wäre, eine vernünftige Folgerung zu verlangen,

bei denen ein Contraſt den andern wieder aufhebt, bei denen dem Zuſchauer zugemuthet wird, die unglaublichſten Dinge als ganz natürliche anzunehmen — ein Ballet iſt ein Ding, wo die himmliſchen Heerſcharen und die Bewohner der Unterwelt dicht neben einander wohnen, wo Dolch und Giftbecher ganz alltägliche Dinge ſind, wo Du aus dem ſtarrenden Winter plötzlich in den heißen Sommer verſetzt wirſt, wo man mit einem Lächeln auf den Lippen ſtirbt, da man gewiß iſt, im nächſten Tableau durch einen ſanften Kuß wieder aufgeweckt zu werden, wo gute Feen, Dämonen und Hexen ganz gewöhnliche Dinge ſind, wo alles das harmoniſch verſchmolzen wird durch die Klänge der ſüßen Muſik, und wo es wunderſam anzuſehen iſt, wie Freude und Schmerz, Luſt und Jammer höchſt ausdrucksvoll dargeſtellt wird durch das Gezappel mehrerer Dutzend rechter und linker Beine. Im Trauerſpiel begnügt ſich gewöhnlich der Held mit einem Schauder, der uns ſchaudern macht, im Ballet ſchaudern ſämmtliche Anweſende gefühlvoll und taktmäßig, eins — zwei — drei — ha, Entſetzen! In einer wohlconditionirten Oper ſinkt die Geliebte allein dem Geliebten an die Bruſt, im Ballet dagegen wirkt eine Umarmung anſteckend: ſämmtliche Tänzerinnen drücken einander an ihre Buſen, die Tänzer ſchütteln ſich gerührt die Hände, und wenn in dieſem Augenblicke zufällig, wie das oft vorkommt, eine Fee mit Genien vorüberfliegt, ſo umſchlingen dieſe ihre Herrin mit Roſengewinden oder lehnen ihre Häupter mitfühleriſch an einander.

Hier iſt alsdann alles Glut, Liebe, Hoffnung, Umarmung, Tricots und bengaliſche Flammen.

Trotzdem bei einer Probe im Orcheſter alle Lampen wie bei einer Vorſtellung angezündet ſind, ſo ruht doch jetzt auf

dieſem niedrig gelegenen Muſikraume eine gewiſſe Düſterheit, welche wohl daher kommt, daß das ganze weite Haus hinter dem Orcheſter von keinem Lichte erhellt iſt und die Finſterniß, die rings in dem großen Raume herrſcht, die paar Lampen im Orcheſter, zudringlich ſich ausdehnend, zu erſticken droht. Die Muſiker ſtehen und ſitzen hinter ihrem Pult oder haben ſich in Gruppen zuſammengethan und plaudern lebhaft und ziemlich laut mit einander, da ſie jetzt in der Probe nicht zu befürchten haben, von irgend welchem Publikum gehört zu werden. Zuſchauer ſind ja keine da, und das einzige lebende Weſen, welches ſich in dem großen und düſtern Raume bewegt, iſt die alte Frau, die man mit dem ſchwach blinkenden Lichtchen in ihrer Laterne oben hoch in der dritten Galerie herumſchweifen ſieht, wo ſie die Sitze abbürſtet oder ſonſt was in Ordnung bringt. Zuweilen nieſ't ſie auch wohl einmal oder huſtet laut, da ſie an einem beſtändigen Schnupfen leidet, und dann ſchallt es aus allen Logenräumen ſo laut wieder, daß die Muſiker lachend in die Höhe ſehen, auch wohl einer „Helf Gott!“ hinaufruft.

Die meiſten der Künſtler hier unten haben Hüte und Mützen auf dem Kopfe, die ſie auch während der Probe nicht ablegen. Jetzt iſt auch der Orcheſter-Dirigent erſchienen, nicht der Capellmeiſter, denn dieſer hält es nur bei ganz beſonderen Veranlaſſungen nicht unter ſeiner Würde, im Ballet zu dirigiren. Der Dirigent ſetzt ſich auf ſeinen Stuhl, ſchlägt die Partitur auf und ſchickt ſich an, von dem Balletmeiſter oder auch von den erſten Tänzern und Tänzerinnen, die von der Bühne herab mit ihm ſprechen, kleine Wünſche in Empfang zu nehmen: dieſes Tempo ſoll ein bischen raſcher genommen werden, jenes viel langſamer, hier wird ein Ruhepunkt

gewünſcht und dort bittet man, die Muſik zu beſchleunigen, da es ſonſt nicht möglich ſei, bei einem Adagio den gewünſchten Effect hervorzubringen.

Der Balletmeiſter, wenn er ebenfalls Tänzer iſt, trägt Beinkleider, welche feſt um die Knöchel ſchließen, dazu Tanzſchuhe, die weiße Piqué-Jacke, und hat jenen langen Stab in der Hand, mit dem er den Takt auf den Boden ſchlägt. Beſitzt er langes Haar, ſo bindet er einen ſeidenen Faden um den Kopf, damit ſeine Friſur bei den oftmals heftigen Sprüngen nicht gar zu ſehr in Unordnung kommt. Das Coſtume der Tänzerinnen iſt eigentlich unbeſchreiblich, keinenfalls in ein Syſtem zu bringen, denn bei der Probe geſtattet man alle möglichen Phantaſieen, da ja hier eigentlich kein uneingeweihter profaner Blick zugelaſſen iſt. Alte Tanzſtrümpfe und defecte Schuhe, ſehr geſteifte, und deßhalb furchtbar abſtehende Tanzröcke, ſo wie weiße Mieder, welche den Armen eine recht freie Bewegung geſtatten, ſind vorherrſchend, die Friſur, wie man ſie im gewöhnlichen Leben trägt, was einen komiſchen Anblick gewährt, zugleich mit den goldenen und ſilbernen Armſpangen, welche gewöhnlich zur Probe nicht abgelegt werden. Die erſten Tänzerinnen haben ſchon ein etwas gewählteres Coſtume, doch auch nach ſeinen Grundzügen dem eben beſchriebenen gleichend; nur ſind ſie bis zu ihrem erſten Auftreten in Shawls oder weite Mäntel gehüllt, die irgend ein dienſtbares Weſen, oder eine würdige Theatermutter hinter der Couliſſe in Empfang nimmt, kurz bevor der Tanz beginnt. Was die prima Ballerina assoluta anbelangt, ſo hat dieſe ihre eigene Garderobe nahe bei der Bühne, und wird von dem Inſpicienten oder auch vom Balletmeiſter benachrichtigt, daß ſie aufzutreten habe. Dieſe trägt

wo möglich bei der letzten Probe ſchon einen Theil ihres Coſtumes, um gewiſſe Stellungen und Effecte beſſer beurtheilen zu können.

Wir ſind bei dem Hochzeitsfeſte in einer prachtvollen, zauberiſch erhellten Halle. Der alte ehrwürdige Fürſt, ein etwas verſoffener Choriſt, der früher Tänzer war, und die Mutter der Braut, eine Pantomimiſtin, welche deßhalb in einem alten, verſchoſſenen Merinokleide agirt, drücken ihre Tochter abwechſelnd in die Arme, da ihr Entzücken ohne Schranken iſt, daß der benachbarte reiche Königsſohn ſie heim führen wird, während der ganze Chor Luſt und Freude theilt und durch einen Schritt vorwärts und zwei Schritte rückwärts anzudeuten ſcheint, daß er ſich ebenfalls an dieſer Umarmung betheiligen würde, wenn es der Reſpect nicht verböte; dabei zeigen die Tänzerinnen durch eine ſanfte Biegung des Oberkörpers, verbunden mit einem unbeſchreiblichen Ausbreiten der Arme, aufs Undeutlichſte an, wie ſehr der Bräutigam zu beneiden iſt.

Dieſer aber, geſtützt auf ſeinen Mentor und erſten Cavalier, einen Herrn, welcher bei der Vorſtellung pechſchwarzes Haupt- und Barthaar haben, um den Mund ein teufliſches Grinſen, und ſich durch unheimliches Rollen ſeiner Augen auszeichnen wird, ſo wie umgeben von ſeinen Rittern und Hofherren, gibt in der erſten Scene des Ballets ſonderbare Beweiſe von Zerſtreutheit und von einem faſt gänzlichen Mißkennen ſeiner Stellung als Bräutigam: er hebt die Augen finſter gen Himmel, er ſeufzt zuweilen bedeutend und macht jene pantomimiſchen, ſehr complicirten Geſten, welche dem Eingeweihten deutlich ſagen: Die Luſt und Freude, welche hier herrſcht, iſt nicht in meinen umnachteten Buſen gedrungen.

O nein, ſeht mich mit verbiſſenem Ingrimm dem Befehle meines ſtrengen Vaters gehorſam, um dieſe verhaßte Braut werben, für die keine Stimme in meinem Innern klingt, während ein anderes ſüßes Bild dieſes arme Herz erfüllt. — Bei dieſem letzten Gedanken verklären ſich ſeine Züge, ſein Geſicht grinſ't Liebe, und der Mentor, welcher die Gefühle ſeines Zöglings kennt, ſeufzt herzzerbrechend und fährt mit dem Daumen und dritten Finger ſeiner rechten Hand an beiden Backen hinunter, was in der Balletſprache ungefähr heißen will:

„Schön wie der Mond, der einſam wallt,
So ſchön biſt du, doch auch ſo kalt."

Natürlicher Weiſe iſt damit nicht die Braut gemeint, ſondern eine uns noch unbekannte Schöne, die der Königsſohn im Verborgenen liebt, eine unerlaubte Liebe, welche der verrätheriſche Mentor begünſtigt. Aber fort mit dieſen finſtern Leidenſchaften, mit dieſer Diſſonanz in der Balletharmonie, welche die Contrebäſſe im Orcheſter durch ein gelindes Murren darſtellen; Freude herrſcht in dieſen Hallen, Tanzen und Singen. Die Braut mit einem gewinnenden Lächeln, nähert ſich dem Bräutigam, nachdem ſie ihrer erſten Geſpielin durch ein ſanftes Zittern ihres Körpers und einen himmelnden Blick angedeutet, wie ſie ſo unbeſchreiblich glücklich ſei; ſie faßt die Hand des Erwählten, und als dieſer bei der ſanften Berührung zuſammenzuckt, als ſich mühſam durch die finſtern Schatten ſeiner Züge ein froſtiges Lächeln ſtiehlt, als der verruchte Mentor bedeutungsvoll den Zeigefinger auf ſeinen Mund legt und als der ganze Chor deutlich genug ſein Erſtaunen zu erkennen gibt, daß jene heiße Liebe ſo kühl erwidert wird,

da erſt zieht ein eiſiger Hauch durch ihr argloſes, heißes Balletgemüth.

Aber die Trompeten ſchmettern, die Trommeln wirbeln, der erhabene Vater mit der ehrwürdigen Mutter ſitzt bereits auf dem Throne, beide haben in Uebereinſtimmung der Seelen ſo eben eine Priſe genommen, und darauf pantomimirt er: Laßt ſie vor unſer erhabenes Angeſicht treten, die Tänzer und Springer, wir ſind gewillt, uns ein paar Minuten lang von ihnen zerſtreuen zu laſſen.

Das iſt der Augenblick, wo das Corps de ballet bei rauſchender Muſik freudig durcheinander wirbelt, als wollten ſie ihr Glück ausdrücken, vor dem hohen Gebieter erſcheinen zu dürfen, und zugleich das Publikum auffordern, etwas Unerhörtes zu erwarten. Sie haben geendigt, ſchwänzeln rechts und links an die Couliſſen hin, unterſuchen ihre Tanzſchuhe, ziehen ihre Mieder vorn etwas in die Höhe und die Röcke hinten etwas hinab, und dies iſt bei der Aufführung der große Augenblick, wo ſämmtliche Chortänzerinnen vernichtende oder zündende Blicke in das Publikum hinabſchleudern.

Ein Pas de cinq, das hierauf folgt, erfüllt uns mit Freude und Wohlbehagen; die nächſte Nummer, ein Pas de trois, ſteigert uns zur Bewunderung, und ein Pas ſerieux des Balletmeiſters mit der zweiten Tänzerin würde uns zum Entzücken treiben, wenn wir dieſes Gefühl nicht noch zurückhielten, da wir wiſſen, daß auch im Ballet das Beſte immer zuletzt kommt und daß ſie noch nicht dageweſen iſt.

Nachdem nun am Ende des Pas ſerieux dem Publikum Zeit zum Applaus gegönnt iſt, welche hier dazu benutzt wird, daß der Muſik-Dirigent den zweiten Violinen zuruft, ſie hätten wieder einmal unter dem Affen gegeigt, und der großen

Trommel bemerkt, es ſei doch wahrhaftig in der Partitur kein Bärentanz-Tempo verzeichnet, vernimmt man droben hinter den Couliſſen eine rauſchende Muſik und der Haushofmeiſter des Palaſtes verdeutlicht ſeinem Herrn durch einige Armverdrehungen und Grimaſſen, draußen vor dem Thore des Schloſſes ſei eine Zigeunerbande erſchienen und wünſche nichts Sehnlicheres als vor den Augen des hohen Brautpaares ſich zeigen zu dürfen. Auf dem Geſichte des Mentors tritt ein teufliſcher Zug hervor und die Augen des Bräutigams zwinkern ahnungsvoll.

Sie tritt auf, gefolgt von Zigeunern und Zigeunerinnen, und da ſie, wie es in ihrer Rolle vorgeſchrieben iſt, der anweſenden hohen Verſammlung einen anmuthsvollen und freundlichen Gruß ſpendet, deſſen Schlußbewegung auch noch über das Orcheſter hingleitet, ſo murmeln die fühlenden Herzen unter ihnen einen halblauten freundlichen Gruß ihrem und des Publikums Liebling.

Herr Richter, welcher ſich unter den Cavalieren des jungen oppoſitionellen Königsſohns befand, hatte ſeinen kleinen Schutzbefohlenen in die erſte Couliſſe auf einen mit baumwollenem Moos bewachſenen hölzernen Stein geſetzt und ihn unter Androhung der furchtbarſten Dinge, die ihm je geſchehen könnten, ermahnt, ſtill zu ſitzen und ſich nicht zu rühren, und ſo ſaß denn hier der kleine Knabe, ganz betäubt von dieſer nie geahnten Wunderwelt, und blickte mit ſeinen großen glänzenden Augen in das Gewirr der Geſtalten, die ſich ſo ſonderbar herumdrehten und ſo närriſch durcheinander ſprangen nach dem Takte dieſer rauſchenden Muſik.

Mit einem Male überflog ein eigenthümliches Lächeln die Züge des aufmerkſamen Knaben, er ſtreckte ſeinen Hals

empor, er erhob wie freudig überraſcht ſeine Händchen, ja, er ſchien aufſtehen und ſich unter die Tanzenden miſchen zu wollen. Glücklicher Weiſe winkte ihm in dieſem Augenblicke Herr Richter, der gerade Wuth und Schmerz pantomimirte, drohend mit aufgehobenem Finger und ſo abſcheulicher Grimaſſe, daß er förmlich vor Schreck erſtarrte; nur ſeine Augen zeigten doppeltes Leben und folgten mit ungetheilter Aufmerkſamkeit jener phantaſtiſchen Geſtalt, die flimmernd hin und her ſchwebte, ſich auf und nieder neigte, nun mit einem Male ruhig da ſtand, und ſich dann, hoch aufathmend, gerade gegen ihn zu bewegte.

„Ja wohl,“ ſprach das Kind zu ſich ſelber, „das iſt freilich meine Tante Roſa, aber ſo habe ich ſie noch nie angezogen geſehen, auch nie ſo luſtig, bei uns iſt ſie immer ſo ernſt und ſtill. — Sollte es aber doch wohl nicht Tante Roſa ſein?“

Jetzt war ſie ſeinen Blicken entſchwunden, nicht als ob ſie auf die andere Seite der Bühne gegangen wäre, nein, ſie war ſo nahe zu ihm hingetreten, ſo ganz nahe und dicht, daß ihre vielen Röcke das kleine Bübchen, welches im Halbdunkel der erſten Couliſſe ſaß, faſt eingehüllt mit einer Wolke von Flor und Spitzen. Neben ihr ſtand ein ältlicher Herr, der zu ihr ſagte, daß er ganz entzückt ſei von ihrem Tanze, und noch Aehnliches mehr, was das Kind nicht verſtand und behielt, jetzt aber gab ſie etwas zur Antwort, und als der Knabe die Stimme hörte, da glaubte er gewiß zu ſein, daß ſeine Tante Roſa vor ihm ſtände, und zupfte leicht an ihrem Rocke und nannte ihren Namen. Wie der Blitz fuhr die Tänzerin herum, ſo ſchnell, daß ſie faſt den ältlichen Herrn auf die Seite geſtoßen hätte, nahm ſich auch gar keine Zeit,

„Sind wir nicht alle Zweifler," entgegnete Alfred, „von der Geburt bis zum Tode? zweifeln wir nicht an Allem, an uns ſelbſt, ja ich geſtehe dir, nachdem mich die Jahre ruhiger machten, — und ſie haben mich ruhig gemacht — fange ich an, über jenen Roman anders zu denken, wie ſonſt."

„Teufel, das mußt du nicht! Warum dir eine ſo angenehme Erinnerung verbittern? Und es kann ja nach deinen frühern Erzählungen auch durchaus kein gerechter Zweifel Platz finden. Worin zum Beiſpiel?"

„Daß mich Beide betrogen!"

„Par exemple: daß dich Beide betrogen, und du könnteſt glauben, daß Alles, daß ſie dich in Sorrent nach Hauſe geſchickt, die Geſchichte mit dem falſchen Wechſel, Alles das ſei ein angelegter Plan geweſen, überlegt zwiſchen Vater und Tochter?"

„Ueberlegt zwiſchen Vater und Tochter oder wenn du willſt, zwiſchen ihm und ihr. Das ſind meine finſterſten Gedanken. Auch iſt ein Betrug denkbar," fuhr Alfred fort, „nachdem ich in London durch den Vater betrogen war; vielleicht hatte ſie es früher mit mir ehrlich gemeint, aber nachher, als die Sache einmal geſchehen war, — — weßhalb floh ſie mich, wenn ſie vollkommen unſchuldig war? das Ganze konnte abgemacht werden zwiſchen dem Banquier, dem Vicomte und mir. Ich hätte ſie, weiß Gott, geheirathet, den Vicomte hätte man in die Welt ſpazieren geſchickt, und ich hätte mir wenigſtens einbilden können, glücklich geworden zu ſein."

Der Graf ſchüttelte den Kopf und entgegnete: „ich glaube, du thuſt dem Mädchen Unrecht, wie du die Geſchichte damals erzähltеſt, ſo konnte ich mich vollkommen in ihre Lage hinein denken. Belaſtet mit der Schande ihres Vaters, von einem Betrug wiſſend oder erfahrend, der an dir verübt worden war, da konnte ſie dir nimmer froh und heiter ins Auge ſehen."

um Entschuldigung zu bitten, sondern blickte wie vor Schrecken erstarrt auf das Bübchen, welches sie aus den großen klaren Augen lächelnd, so heiter und so freundlich ansah, und gerade im Begriffe war, aufzuspringen, um, wie es gewöhnlich that, in ihre Arme zu fliegen.

Sie aber blieb regungslos stehen, ja, nachdem sie mit der Hand langsam über ihr Gesicht hinabgefahren war, wich sie etwas zurück und sah so ernst, ja, so drohend aus, daß der Knabe förmlich irre an der Erscheinung wurde, welche fremd und kalt vor ihm stand.

Nein, es war doch nicht seine Tante Rosa, gewiß nicht, so hatte ihn diese nie angeschaut, o nein, o nein! Wenn es ja Tante Rosa gewesen wäre, so hätte sie ihre Arme geöffnet, wäre auf ihn zugestürzt, hätte ihn an sich gedrückt und hätte ihn hundert Mal geküßt, während sie gesagt: Mein guter, mein herziger Eugen! — Nein, nein, sie war es nicht, wie hätte sich auch Tante Rosa so sonderbar angezogen und wäre hieher auf das Theater gegangen, um zu tanzen! Er war eigentlich froh, daß sie es nicht war, nach dem strengen Blick, den die Tänzerin auf ihn geworfen. So hätte ihn seine wirkliche Tante Rosa gewiß nicht einmal angeschaut, wenn er ein Loch in eines der Kleider des Meisters Schweizer geschnitten hätte, gewiß nicht.

Aber, wie schon gesagt, es machte ihn zufrieden, daß sie es nicht war, und er freute sich darauf, der ächten Tante Rosa heute Abend sagen zu können, er habe auf der Theaterprobe jemand gesehen, die wäre bis auf die Kleider ihr so sehr ähnlich gewesen.

Nein, diese hier war nicht Tante Rosa, denn sie sagte jetzt zu dem ältlichen Herrn, der sie etwas fragte, mit ruhiger,

kalter Stimme: „Es iſt nichts, ich erſchrak nur, als ich ſo dicht neben mir jenes fremde Kind erblickte.“

„Es hat wohl in der heutigen Vorſtellung zu thun?“ fragte der Intendant des Hoftheaters mit ſo lauter Stimme, daß der Balletmeiſter, der Maſchiniſt und der Inſpicient herbeiſtürzen und die Verſicherung abgeben mußten, es käme in dem ganzen Ballete nicht die Idee eines Kindes vor, und dieſes da ſei ihnen überdies vollkommen fremd.

Durch dieſe Fragen und Antworten veranlaßt, hatte ſich ein ziemlicher Kreis von Zuſchauern um den Knaben verſammelt, und es fing ihm an unbehaglich zu werden, weßhalb er ſehr erfreut war, als ſich nun Herr Richter mit raſchen Schritten näherte, ſeinen Hut demüthig vor dem Intendanten abzog und gehorſamſt berichtete, er habe das Kind, welches in ſeinem Hauſe wohne, auf inſtändige Bitten deſſelben mit auf die Theaterprobe genommen; er, Richter, fühle wohl, daß er ſich hiedurch gegen die Beſtimmungen vergangen und bitte, dieſen kleinen Fehler gütigſt entſchuldigen zu wollen.

Der Intendant des königlichen Hoftheaters, der ſich zufällig in einer guten Laune befand, begnügte ſich damit, dem Choriſten zu ſagen, er werde wohl fühlen, wie entſchieden Unrecht er gethan, alſo zu handeln, und er, der Intendant, erwarte zuverſichtlich, daß der Choriſt ſich künftig ähnliche Verletzungen der beſtehenden Theatergeſetze nicht mehr zu Schulden kommen laſſe.

Damit löſ'te ſich der neugierige Kreis auf, und als nun der zweite Act des Ballets begann, wo die Cavaliere des treuloſen Bräutigams nichts zu thun hatten, nahm Herr Richter ſeinen Schützling hinter die Couliſſen und ſagte ihm lachend: „Du biſt ein netter Kerl, daß du bei deiner erſten

Theaterprobe nicht Beſſeres zu thun weißt, als auf ſolche Art die Aufmerkſamkeit meines hohen Chefs auf dich zu ziehen. Aber nun ſage mir, mein Bürſchlein, was hat's denn eigentlich gegeben?"

Eugen, der von der eben ſtatt gefundenen Scene ganz überraſcht war und deſſen Augen ſich mit Thränen gefüllt, ſchluchzte ein wenig und ſagte alsdann mit weinerlicher Stimme: „Ich habe nichts gethan, als die große ſchöne Frau, die ſo dicht neben mir ſtand, an ihrem weißen Rock gezupft."

„Na, erlauben Sie mir, mein Prinz," erwiderte Herr Richter, „eine erſte Tänzerin, der man nicht vorgeſtellt iſt, an ihrem Rock zu zupfen, das iſt immer ſchon etwas, und weiſ't auf gute natürliche Anlagen hin; aber warum zupften Eure Gnaden gerade dieſe Dame an ihrem Rocke? Da wären andere geweſen, die ſich nicht viel daraus gemacht hätten, warum denn gerade dieſe?"

„Weil ich glaubte, es ſei meine Tante Roſa, denn ſie ſieht ihr ſehr ähnlich."

„O, o, mein Prinz," gab Herr Richter lächelnd zur Antwort, wobei er ſein Haupt hin und her wiegte, „Aehnlichkeiten aufſuchen, zumal auf der Bühne, iſt eine ganz undankbare und zuweilen gefährliche Sache — und ſieht jene Dame, die da mit dem rothſeidenen Leibchen, in der That deiner Tante Roſa ähnlich?"

„Ja, ſehr, aber ich weiß, daß ſie es nicht iſt."

„Das hätte ich dir gleich ſagen können," lachte der Choriſt, „deine Tante Roſa mag eine ganz gute und hübſche Perſon ſein — und ich werde mich bemühen, ihre Bekanntſchaft zu machen," ſagte er bei Seite — „aber da ſie mit

dem Schneider Schweizer verkehrt, ſo wird ſie nicht von denen ſein, welche, wie die da — er zeigte auf die Tänzerin — in eigener Equipage fahren und Dienerſchaft haben, welche feinere Kleider tragen und welchen es beſſer geht, als unſer Einem. Das da, mein Junge," ſchloß er mit wichtiger Miene und mit einem Blick auf die berühmte Künſtlerin, „iſt eine vornehme, reiche Dame, und ich möchte dir ein bischen Verwandtſchaft mit ihr wohl gönnen. Doch nun komme, ich bringe dich in die Requiſitenkammer, da bleibſt du, bis die Probe vorüber iſt, und kannſt dich dort mit Waffen und wunderbaren Gegenſtänden nach Herzensluſt unterhalten."

„Biſt du mir böſe, Richter?" fragte das Kind.

„Ganz und gar nicht, aber nun komm, ſonſt erhalte ich einen Rüffel Nummer zwei; ſie ſchauen immer noch nach dir."

Und ſo war es in der That, wenn ſich auch die erſte Tänzerin auf der andern Seite der Bühne befand und dort, ihrer Rolle nach, Blicke mit dem treuloſen Bräutigam hätte wechſeln müſſen, ſo ſchaute ſie doch häufig nach der erſten Couliſſe hinüber, nach der Stelle, wo der kleine Knabe geſeſſen, nun aber verſchwunden war.

Als Herr Richter wieder aus der Requiſitenkammer zurückkam — er hatte dort das Bübchen vor einen Haufen alter Schwerter hingeſetzt, die es eines nach dem andern nicht nur in die Hand nehmen, ſondern auch damit in der Luft herumfuchteln durfte — trat er zwiſchen die erſte und zweite Couliſſe und war höchlich erſtaunt, als er ſah, wie Fräulein Roſa, die ſich nach beendigtem Tanze in ihren Shawl gewickelt hatte, zu ihm hintrat und mit freundlichem Blick ſagte: „Nicht wahr, Sie waren es, welcher den kleinen Knaben, der vorhin hier ſaß, mit zur Probe gebracht? — Sie haben ihn

doch nicht allein nach Hauſe gehen laſſen," ſetzte ſie fragend, mit einem Anflug von Aengſtlichkeit in der Stimme hinzu — „ein ſo kleines Kind?"

„Gewiß nicht, Fräulein, das Kind iſt mir anvertraut worden, und es wäre von mir gewiſſenlos, ihn allein gehen zu laſſen; er iſt dort in der Requiſitenkammer und ſpielt mit alten Degen."

„Wo er ſich am Ende verletzen kann," ſetzte die Tänzerin wie mit ſich ſelbſt redend hinzu, doch ſo laut, daß Herr Richter zu erwidern ſich veranlaßt ſah: „O nein, das iſt ein geſcheiter Bube, der faßt ein Schwert an, wie ein erwachſener Menſch, auch würde ich ihm nicht erlauben, mit etwas zu ſpielen, woran er ſich verletzen könnte; dafür haben wir den kleinen Prinzen viel zu lieb."

„Wen?" fragte lächelnd die Tänzerin.

„Nun, Fräulein," antwortete heiter der Choriſt, „ich habe ſo Augenblicke, und Gott ſei Dank, nicht wenige, wo meine gute Laune durch die kühle und bittere Rinde dieſes Erdenlebens wacker hindurch ſchlägt, und dann nenne ich den kleinen, hübſchen Buben zuweilen Prinz oder Euer Gnaden; er lacht darüber und kann ſo herzlich lachen."

Die Tänzerin nickte mit dem Kopfe, als wollte ſie ſagen: Ja, das kann er! — „Aber," ſetzte ſie nach einer Pauſe ſtockend und langſam hinzu: „Wem gehört das Kind eigentlich?"

Der Choriſt zog ſeine Achſeln hoch empor und ſagte: „Das Kind iſt ein Pflegebefohlener unſeres Zimmernachbars und Miethsherrn, des Schneiders Schweizer, aus deſſen Verwandtſchaft es aber keineswegs ſtammt, ſo viel wiſſen wir;

etwas Näheres ſcheint Schweizer nicht mittheilen zu wollen, und deßhalb fanden wir uns auch nicht veranlaßt, weiter danach zu forſchen."

„Sie ſagen immer, wir," ſagte die Tänzerin mit einem Anflug heiterer Laune. „Sie ſprechen wohl von ſich ſelber, wie es fürſtliche Perſonen zu machen pflegen?"

„Nein, dieſes Mal nicht, das Wir iſt ganz reel zu verſtehen, es betrifft meine Wenigkeit und einen Zimmer-Kameraden, Herrn Bander, deſſen Sie ſich wohl erinnern werden, Fräulein Roſa, Sidi-ben-Aben-Hamet —"

„Ach ja," ſagte die Tänzerin, ſinnend vor ſich niederblickend.

„Eine traurige Erinnerung," entgegnete Herr Richter, trüb lächelnd, „der arme Kerl!" Dann ſang er leiſe:

„Der Muſti uns befohlen hat,
Zu melden dem Kalifen." —

„aber ſeine Meldung fiel ſchlecht aus und er glänzend durch, woran auch Sie ein wenig ſchuld hatten, Fräulein Roſa," ſetzte er mit einem pfiffigen Lächeln und kopfnickend hinzu.

„Wie ſo, ich?"

„Es war, wie immer, wenn Sie auftreten; Sie kamen, ſahen, oder vielmehr wurden geſehen, und ſiegten, und mein armer Freund Banderi, wie er ſich genannt haben würde, wenn er ein großer Sänger geworden wäre, Carlo Banderi nach meinem Rathe, verlor bei Ihrem Anblick ſo vollſtändig ſeine Faſſung und Stimme, daß er die letztere noch nicht wieder gefunden hat, das heißt, er iſt entſchloſſen, nie mehr auf dieſen falſchen Brettern hier zu ſingen — — ach, mein Fräulein, ich zitterte für ihn und ſagte es ihm auch voraus, er würde Ihren Blick nicht aushalten können."

„Bitte, reden wir keinen Unſinn, Herr Richter," er-

widerte die Tänzerin in einem Tone, der ſehr ernſt klingen ſollte.

„Ja, Unſinn iſt es allerdings,“ fuhr der unermüdliche Freund Carlo Banderi's fort, „das habe ich ihm ſchon tauſend Mal geſagt, ich habe ihm auch vorgeſungen, wie der große Saraſtro in der Zauberflöte ſingt:

„Zur Liebe kann man ſie nicht zwingen!“ —

„'s hat aber alles nichts geholfen, und ich muß es einmal gerade heraus ſagen, — wenn Sie auf der Scene waren, Fräulein Roſa, ſei es bei der Probe oder der Vorſtellung, da ſtand er hinter der Couliſſe, und ich dachte, wie wahr es iſt, wenn der Dichter ſingt:

„Mit deinen ſchönen Augen
Haſt du mich zu — — — —“

„Bitte, bitte, Herr Richter,“ unterbrach ihn die Tänzerin, „ich kenne den Vers ſehr wohl.“

„Zu Grunde gerichtet,“ murmelte der Choriſt in tiefem Baſſe und mit einer tiefen Verbeugung.

„'s iſt wahrhaftig ein Jammer,“ verſetzte lachend die Tänzerin, „daß es ſo ſchwer hält, hier hinter den Couliſſen ein vernünftiges Wort zu reden; Ihr Freund wurde an demſelben Abend von einem vorüber rollenden Wagen niedergeworfen und ſchwer verletzt?“

„So iſt es.“

„Wie geht es ihm?“

„Danke für Ihre gütige Nachfrage, ſo ziemlich. Er hat viel Blut verloren, und damit, wie ich hoffe, auch etwas von ſeiner thörichten Leidenſchaft,“ ſagte der unverbeſſerliche Choriſt.

„Weiß er, welcher Wagen es geweſen iſt, der ſo unvorſichtig war, ihn zu überfahren?“

„Er ſprach darüber nie Vermuthungen aus; wie ſollte er's auch wiſſen, in finſterer Nacht, wo keine Sterne leuchten?“

„Sagen Sie ihm,“ ſprach die Tänzerin nach einer Pauſe, doch ſtockte ſie einen Augenblick, fuhr aber dann raſch fort: „ja, ſagen Sie ihm, ſein Unfall hätte mir ſehr leid gethan, und wenn ich bei der Intendanz für irgend einen Wunſch, den er hat, ein gutes Wort einlegen kann, will ich es recht gern thun.“

„Verzeihen Sie mir,“ gab Herr Richter kopfſchüttelnd und in ſehr ernſtem Tone zur Antwort, „das werde ich ſo frei ſein, ihm nicht zu ſagen; er fängt an, mit ſeinem unruhigen Herzen ein wenig ins Gleichgewicht zu kommen — ich hoffe, mein Fräulein, daß ruhige Ebbe bei ihm eintritt, um mich poetiſch auszudrücken. Warum alſo durch ein unvorſichtiges Wort eine wilde Springflut erregen, die alle Dämme einreißen würde, welche unſere beiderſeitige Vernunft aufgebaut hat?“

Die Tänzerin that, als hätte ſie dieſe Bemerkung nicht gehört; ſie zog ihren Shawl feſter in die Taille und ſprach nach einer kleinen Pauſe: „Der kleine närriſche Knabe, warum hat er vorhin mein Kleid berührt?“

„Wollte ich Unſinn ſprechen, ſo würde ich ſagen —“

„Bitte, keinen Unſinn!“

„Nun denn, der Kleine behauptete, Sie, mein Fräulein, ſähen einer Verwandten von ihm außerordentlich ähnlich,“ erwiderte Herr Richter völlig unbefangen, „ſeiner Tante Roſa; der Name allerdings würde zu

„Aber auch nur der Name,“ [illegible] heiter lächelnd die Tänzerin. — „Doch warten Sie einmal,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, während ſie ihr Geſicht mit der Hand

verdeckte, — „es iſt mir gerade, als hätte ich von einer ſolchen Aehnlichkeit ſchon einmal gehört.“

„Wirklich, Fräulein Roſa?“

„Ja, man ſprach mir davon, es ſei eine Näherin oder Putzmacherin, die mir wahrhaft auffallend ähnlich ſehen ſoll, Geſicht und Geſtalt.“

„Der Unſinn würde ſprechen: das muß ein wunderſchönes Mädchen ſein!“

„Ich hatte mir ſchon längſt vorgenommen, die Bekanntſchaft dieſer Mademoiſelle Roſa zu machen, es würde mich ſehr anſprechen, mein Ebenbild zu ſehen. Ja,“ ſetzte ſie nachſinnend hinzu, „dieſe Aehnlichkeit ſoll ganz außerordentlich ſein, ſogar in Gang, Haltung und Sprache.“

„Nur wahrſcheinlich in der göttlichen Kunſt nicht,“ meinte Herr Richter. —

In dieſem Augenblicke flüſterte der Inſpicient, der näher getreten war: „Wenn es Ihnen gefällig wäre, Fräulein Roſa, Ihre Muſik muß gleich beginnen.“

„Ja, ich muß ſie kennen lernen,“ ſetzte die Tänzerin, ihren Shawl abwerfend, hinzu.

„Und auch ich werde mich bemühen, die Bekanntſchaft der Tante unſeres kleinen Prinzen zu machen.“

„Warum Sie?“

„Im Intereſſe meines Freundes,“ erwiderte der Cheriſt mit einer eleganten Verbeugung.

„Wie beliebt, Herr Richter?“

„Nun, vielleicht als Gegengift wider Sie, mein Fräulein.“

Statt aller Antwort zuckte die Tänzerin mit ihren ſchönen Schultern und umſpannte darauf mit den Händen ihre Taille, um das rothſeidene Mieder tiefer auf ihre Hüften

hinabzudrücken, und trat dann auf die Bühne mit ihrem ſo ſtolzen, ſo eleganten und ſo elaſtiſch weichen Schritt.

„Wenn es mir auch Ernſt wäre mit dem Gegengift,“ ſeufzte Herr Richter mit einem Blick auf die wegſchwebende herrliche Geſtalt, „ſo würde es mir wahrſcheinlich wenig nützen. Da hinan wird Tante Roſa ſchwerlich reichen.“

Hierauf ſteckte er die Hände in die Taſchen ſeiner Beinkleider, und während er um die Couliſſen herum nach dem Hintergrunde tänzelte, ſang er halblaut vor ſich hin:

„Er kann nicht von ihr laſſen, nein,
Nicht laſſen, nein, nicht laſſen, nein,
Er kann nicht von ihr laſſen!“

„Dann hat ſie mich nie geliebt.“

„Das kann ich wieder nicht einſehen,“ ſagte Alfons, „du warſt auch ſelbſt früher anderer Meinung.“

„Und dieſe Anſicht,“ entgegnete Alfred, „hat mir zwölf Jahre meines Lebens verbittert! glaube ja nicht, daß wenn ich heute erführe, daß ſie mich beide betrogen, mein Herz dadurch ſchmerzlicher berührt würde; für den Augenblick vielleicht, ja, dann aber würde ich ruhiger ſein, eine noch ſo traurige Gewißheit wäre doch eine Gewißheit und ſie würde die dunklen Schatten bannen und vertreiben, die jener einzige helle Sonnenblick zwiſchen ſchwarzen drohenden Wolken über mein Leben geworfen, aber ſo kämpfe ich mit ewigen Zweifeln. — — — — — — Doch ich glaube, wir kommen ſchon nach Zirl.“

Hiemit wurde das Geſpräch abgebrochen, der Wagen rollte den ſteilen Berg hinab, der nach Zirl hineinführt, dort wurde umgeſpannt und man hatte die letzte Station nach Insbruck.

Bald lag auch das herrliche Innthal vor den Reiſenden, weit, breit und ſonnig. Aecker und Wieſen, welche mit einander abwechſelten, mit Kanälen durchzogen und mit Obſtbäumen eingehegt. Dazwiſchen weiße Wohnhäuſer, Kirchen im Thal und auf den Mittelbergen. Links ließen ſie die Martinswand, wo Kaiſer Max bei der Gemsjagd jenes bekannte Abenteuer beſtand. Dann lag in einem weiten Thalkeſſel die Stadt Insbruck vor ihren Blicken und bald hatten ſie dieſelbe erreicht.

Den andern Tag, kaum war die Morgendämmerung angebrochen, fuhren ſie den Schönberg, dann den Brenner hinauf, in eine wilde öde Felſennatur hinein, und rollten, auf der Höhe angekommen, unaufhaltſam dem ſchönen Italien zu. Neben ihnen brauste die Eiſack und begleitete ſie in tollen Sprüngen

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Françoiſe und Roſa.

Die Probe nahm nun in Ruhe und Ordnung ihren Fortgang, und das Sujet des Ballets ſtellte ſich jetzt bei der halben Dunkelheit, ſo wie bei dem Mangel an Coſtumen noch viel verworrener dar, als dies bei der wirklichen Vorſtellung ſtatt findet. Es war, wie alle romantiſch-tragiſchen Ballets, eine alte Geſchichte, die immer neu bleibt: ſie liebt ihn, er liebt ſie nicht, ſondern eine Andere, die ihn auch wieder liebt, und da es nicht minder unheilvoll iſt, wenn zwei junge Damen Ein Männerherz zu beſitzen wünſchen, als wenn, wie es in dem alten Liede heißt: zwei Buben Ein Mädchen lieb haben, ſo entwickelten ſich hier die furchtbarſten Scenen der Liebe, der Rache, der Eiferſucht. Dazwiſchen erſcheint der augenverdrehende Menter als ein wahrer Teufel, der ſeine Luſt daran findet, dem Vater des oppoſitionellen Königſohnes alles mögliche Herzeleid anzuthun, und als dieſer endlich am Schluſſe, wo ſich das Herz des eben erwähnten Königs und Höchſtſeiner Gemahlin erweicht hat und Beide

in die Verbindung ihres Sohnes mit jener Zigeunerin, die ja ein geraubtes fürstliches Kind sein könnte, willigen, ein kleines, wahrscheinlich erlogenes Einverständniß derselben mit einem hübschen Zigeunerbengel aufdeckt, tritt der unglückliche Bräutigam in das Stadium der Raserei und tanzt mit der verlassenen Braut ein wahnsinniges Pas de deux, wonach die entrüstete Zigeunerin stolz entsagend von dannen zieht, indem sie in den schönsten Pantomimen und einem wunderbaren Tanze nicht undeutlich zu verstehen gibt, es würde ihr nicht im Schlafe einfallen, sich mit einer solchen verrückten Familie zu verbinden.

Während hierauf unten auf der Scene der Bräutigam sich erdolcht, nachdem die Braut in ein Asil für Geistesschwache abgeführt worden ist, erscheint die Zigeunerin noch einmal hoch im Hintergrunde, im Begriffe, sich in die Wälder zurückzuziehen, gibt den vor Schrecken erstarrten Gruppen ihren Segen und dem Publikum die Lehre mit nach Hause, daß alle unnatürlichen Verbindungen zu keinem guten Ende, höchstens zu einem erträglichen Balletschlusse führen können. —

Herr Richter, der nun der Requisitenkammer zuging, wunderte sich hierauf höchlich, daß die erste Tänzerin, statt augenblicklich in ihrer Garderobe zu verschwinden, wie sie sonst immer zu thun pflegte, ihm nochmals in den Weg trat und freundlich zu ihm sagte: „Jetzt werden sie wahrscheinlich mit Ihrem kleinen Freunde nach Hause gehen; lassen Sie ihn aber künftig von der Probe weg, damit Sie mit der Intendanz keine Verdrießlichkeiten bekommen."

Der Chorist verneigte sich schweigend, und als sie ihn hierauf verlassen, sprach er zu sich selbst: Das ist auch neu, daß sich unsere erste Tänzerin um die möglichen Verdrießlichkeiten eines

armen Chorſängers mit der hohen Intendanz zu bekümmern ſcheint — Zeichen und Wunder," murmelte er kopfſchüttelnd, „doch darf ich wahrhaftig meinem verrückten Carlo Banderi davon nichts mittheilen, ſonſt bildet ſich der arme Kerl ein, Fräulein Roſa nehme Antheil an mir, weil er mein Freund iſt."

Der kleine Bube war noch immer in der Requiſitenkammer und mochte ſich auch jetzt noch ſchwer von all den Herrlichkeiten trennen, die hier um ihn aufgehäuft waren und ſeine jugendliche Phantaſie erhitzten. Um ihn zu tröſten, ſagte Richter: „Wenn du zu Hauſe recht artig biſt, ſo werde ich dir ſelbſt ein ſolches Ritterſchwert anfertigen, von Holz, die ſind leichter und angenehmer. — Aber jetzt komm, wir gehen nach Hauſe."

Damit gingen ſie die dunkle ſchmale Treppe hinab, die jetzt wieder ganz einſam war, denn alle Collegen und Colleginnen, die bei der Probe beſchäftigt waren, hatten nach dem letzten Geigenſtrich eilfertig das Haus verlaſſen, wobei Madame Schelle der Madame Pauke anvertraute, ſie habe Hammelfleiſch mit weißen Rüben und ſei in furchtbarer Sorge darüber, ob ihr kleines, unbehülfliches Laufmädchen das erſtere nicht habe verbrennen und die letzteren nicht habe verſchmoren laſſen; worauf die Pauke wehmüthig ſeufzend entgegnete: „Ja, und das alles wegen einer ſo lumpigen Balletprobe — nein, es iſt wahrhaftig nichts mehr bei dem Theater."

Herr Richter ließ, unten an der Treppe angekommen, ſeinen Schützling einen Augenblick von der Hand los, um ſein eigenes dünnes Mäntelchen oben zuzuhaken, worauf der wilde Knabe zur Thür hinausſprang, und faſt ein Unglück gehabt hätte, denn wie er vor das Gebäude hüpfte, fuhr ein elegantes Coupé ſo raſch vor, daß der Kleine um ein Haar

unter die Pferde gekommen wäre, die, scharf parirend, ihn über und über mit Straßenschmutz bespritzten.

„He, mein Freund," rief der Chorist, der eilfertig hinzugesprungen war und das Kind zurückriß, in großer Entrüstung dem Kutscher zu, „ist es auch eine Art, so toll zuzufahren, daß die Leute fast gerädert werden? Meint Er vielleicht, Seinesgleichen sei alles erlaubt?"

Der Bediente, der neben dem Kutscher saß und eilfertig herabsprang, um den Wagenschlag zu öffnen, war schon im Begriffe, eine barsche, derbe Antwort zu geben, als an dem Fenster des Coupé's der Kopf einer Dame sichtbar wurde, deren schöne Züge plötzlich die tiefe Röthe eines heftigen Erschreckens zeigten, und welche hastig und mit bewegter Stimme sagte: „Der Herr hat ganz Recht, und Ihr seid zu unvorsichtig; ich kann dieses rasche Fahren an Gebäuden nicht leiden; zwingt mich nicht, es dem Grafen zu sagen."

Der Lakai hatte demüthig seinen Hut abgenommen und murmelte mit tief gesenktem Haupte etwas, wie: er wolle es dem Kutscher mittheilen und es solle gewiß nicht mehr vorkommen.

„Gehen Sie jetzt hinauf und sagen meiner Schwester, ich sei da und wolle sie nach Hause führen."

Herr Richter, der von der seltenen Schönheit der Dame und von den milden, weichen Zügen ihres Gesichts überrascht war, hatte seinen Hut abgenommen und sagte: „Es hat in diesem Falle wohl nichts zu sagen, die paar Spritzen bürsten wir schon hinweg; aber es hätte leicht ein Unglück geschehen können, und, um die Wahrheit zu sagen, ich wäre lieber selbst unter die Pferde gekommen, als hier mein kleiner Freund."

Dabei blickte er die Dame an und mußte sich nur wun-

dern, daß das ſchöne große Auge derſelben ſo unverwandt auf dem Knaben ruhte, der aber auch ſeinerſeits die fremde vornehme Frau mit großer Verwunderung, aber freundlich lächelnd anſchaute. Er ſtieß ihn leicht mit dem Arme an und flüſterte ihm zu: „Nimm deinen Hut ab und mache deinen Gruß, daß wir weiter kommen.“

Eugen that, wie ihm geheißen, und als der ſcharfe Wind hierauf die blonden Locken des Knaben emporhob, rief die Dame aus ihrem Wagen faſt ängſtlich: „Setze dein Hütchen auf, mein liebes Kind, du wirſt dich erkälten.“

Der Choriſt machte eine abermalige Verbeugung, und als er den Knaben bei der Hand nahm und weiter ging, ſah er zu ſeinem Erſtaunen, daß ſich die Dame förmlich aus dem Wagen herausbog, um ihm mit ängſtlicher Miene nachzublicken; auch verminderte ſich ſein Erſtaunen durchaus nicht, als der Kleine, nachdem ſie ein paar Schritte entfernt waren, heiter zu ihm aufblickend, ſagte: „das iſt die Dame.“

„Welche Dame?“

„Nun, die andere Dame, die ich bei Tante Roſa ſchon geſehen habe.“

„Kerl, hör' auf,“ rief Herr Richter faſt ärgerlich; „ich glaube wahrhaftig, dir hat die Theaterluft den Kopf verrückt, wie das ſchon geſcheiteren Leuten paſſirt iſt.“

„Es iſt aber doch die Dame,“ ſagte das Kind hartnäckig.

„Welche Dame denn, beim Cid?“

„Die andere ſchöne Frau, die mich ſo gern hat, und die auch ich lieb habe; oft weint ſie, wenn ſie mich küßt.“

„Wenn ſie dich küßt? Die da?“ Er klopfte ungeduldig an ſeine Stirn, als wolle er damit anzeigen, wie ihm das Geplauder des Knaben vorkomme.

„Ja, es ist die Dame, ich habe sie wohl gekannt und sie mich auch; oft, wenn sie mich küßt, weint sie und sagt dann: „O, mein süßes Kind, mein lieber Eugen.“

Der Chorist war stehen geblieben und betrachtete kopfschüttelnd seinen kleinen Freund, welcher mit so zuversichtlicher Miene zu ihm aufblickte, daß er sich nicht enthalten konnte, zu ihm zu sagen: „So wahr mir Gott helfe, entweder, kleiner Schelm, du hast mich zum Besten, oder es ist das das seltsamste Abenteuer, welches man in dieser poesielosen Welt nur erleben kann.“ Gehen wir jetzt nach Hause, denken wir unterwegs nach, sprach er zu sich selber, was wir von diesen Räthseln unserem armen Carlo Banderi anvertrauen mögen; sein Kopf und Herz ist schwach und krank, er kann keine starke Medicin vertragen, nur Kühlendes — recht Kühlendes. Spreche ich ihm von dem Antheil, den die schöne und stolze Tänzerin an ihm zu nehmen schien, so regt das sein Blut auf — ja, ja, das geht nicht. Aber von Tante Rosa kann und will ich ihm erzählen — es wäre ja wahrhaftig möglich, wie ich im Scherze gesagt, daß ich in dieser wirklich ein Gegengift fände wider seine thörichte Leidenschaft zu dem glänzenden Phantom da oben, zu jenem strahlenden Irrlicht, das schon manchen armen Teufel von richtigen und vernünftigen Wegen abgebracht.

Unter diesen Betrachtungen erreichte Herr Richter seine Wohnung und war froh, seinen Schützling wieder wohlbehalten abliefern zu können. —

Der Wagen mit der schönen eleganten Dame hielt noch immer an dem kleinen Seitenportale des Hoftheaters, und als sie selbst den Knaben, dem sie unverwandt nachgeschaut, nicht mehr erblicken konnte, lehnte sich die Gräfin Lotus in

die Ecke des Coupé's zurück und erwartete ihre Schweſter, die auch wenige Augenblicke darauf erſchien. Ehe ſie einſtieg, ſagte die Gräfin: „Wenn es dir recht iſt, Roſa, ſo fahren wir zu dir," worauf die Tänzerin dem Lakaien einen hierauf bezüglichen Befehl gab.

Der Wagenſchlag wurde geſchloſſen, und der Wagen fuhr raſch davon.

„Was war denn das, Roſa," fragte Françoiſe haſtig, während ſie die Hand ihrer Schweſter ergriff, „Eugen im Theater? Um Gotteswillen, wie mich das erſchreckt hat! Wie kam er hieher? Wußteſt du, daß er oben war? War er bei dir?"

Roſa, welche dieſe Fragen ihrer Schweſter wohl erwartet hatte und ihre Aengſtlichkeit vorausſah, wenn ſie die volle Wahrheit gewußt hätte, ſagte ruhig: „Nun ja, Eugen war bei mir; das arme Kind hatte ſo ſehr gebeten, das Theater einmal zu ſehen, daß ich für beſſer hielt, ihn auf eine Probe kommen zu laſſen, ſtatt zu erlauben, daß er einer Vorſtellung beiwohne."

„Und iſt ſein Begleiter zuverläſſig?"

„So zuverläſſig als nur irgend jemand. Er iſt ein Angeſtellter des Theaters, wohnt porte-à-porte mit Schweizer und hat den freundlichen Knaben lieb."

„O mein Gott, wie wäre das auch anders möglich," ſagte die Gräfin mit einem innigen Tone der Stimme, während ſich ihre Augen mit Thränen füllten; „du mußt mich nicht auslachen, liebe Schweſter," ſetzte ſie wehmüthig lächelnd hinzu, „daß ich wieder ſo aufgeregt bin, aber glaube mir, in den letzten Tagen iſt viel auf mich eingeſtürmt."

Die Tänzerin drückte die Hand ihrer Schweſter und

ſchaute ſie mit einem ruhigen, aber herzlichen Blicke an. „Sieh nur keine Geſpenſter, Françoiſe,“ ſagte ſie, „und was meinen lieben, herzigen Eugen anbelangt, ſo denke nur, daß ich über ihn wache, wie eine Mutter nur über ihr eigenes Kind wachen kann.“

„Gott lohn es dir in deinem ganzen Leben, aber du biſt ja auch ſchon hier dafür belohnt. Welch namenloſes Glück, ein ſo liebes Kind warm ans Herz drücken zu können, ſein Lächeln zu ſehen, ſeine Stimme zu hören, von ihm mit ſüßen Schmeichelworten angeredet zu werden! — Was habe ich dagegen? Ein reiches, glänzendes, aber ödes Haus und einen Gatten,“ ſetzte ſie mit ganz leiſer Stimme flüſternd hinzu, „den ich anfange, zu fürchten.“

„Ah, Françoiſe, keine Uebertreibung.“

„Gott iſt mein Zeuge, daß ich nicht übertreibe; aber du wirſt hören und mir Recht geben.“

„Da ſind wir an meinem Hauſe, liebe Schweſter,“ verſetzte ruhig die Tänzerin; „laß deinen Schleier herab und zwinge dich, etwas mit heiterem Tone zu ſprechen, die Leute ſind gar zu neugierig. Schicke dann deinen Wagen fort.“

„Nein, nein, ich will ihn dalaſſen, ich will jeden Grund zu irgend welchem Argwohn vermeiden; hätte ich ſonſt nicht auch,“ rief ſie leidenſchaftlich aus, „mein liebes Kind in den Wagen genommen und ſeinen ſüßen Mund mit Küſſen bedeckt?“

„Ruhig, Françoiſe!“ —

Die Tänzerin wohnte im erſten Stock eines anſehnlichen Hauſes. Ihre Wohnung war bequem und elegant eingerichtet, ohne gerade ein beſonders koſtbares Ameublement zu zeigen; der Salon war behaglich, dunkle ſchwere Vorhänge und

dunkle Möbelſtoffe auf dunklem Eichenholze. Reizend war eine Epheulaube, die das einzige breite Fenſter des Gemachs umſpannte, wo ein paar kleine Fauteuils neben einem ſchönen Tiſchchen mit eingelegtem Marmor ſtanden, einem Geſchenk aus Florenz. Die gegenüber liegende Wand zierte das einfach aufgefaßte Portrait der Gräfin, von einem berühmten Künſtler gemalt. Der Hintergrund dieſes Bildes erinnerte an die Villa San Antonio; man ſah über der Terraſſen-Einfaſſung hinweg das tiefblaue Meer und in der Ferne die maleriſch zerklüftete Küſte von Sorrent in ihrer warmen hellröthlichen Färbung.

„Ich ſah dich geſtern nur einen Augenblick," ſagte Françoiſe, nachdem ſie ſich auf einen der kleinen Fauteuils niedergelaſſen.

„Ja, du ſagteſt mir von dem Medaillon, das du unter dein Kopfkiſſen gelegt und nicht wiedergefunden habeſt."

„Ich glaubte, es habe ſich doch irgendwo verloren und ich würde es wiederfinden."

„Nun?"

„O, ich fand es nicht wieder, da es vorher ſchon jemand gefunden hatte."

„Du erſchreckſt mich, Françoiſe."

„Da dich meine Worte erſchrecken, Roſa, ſo kannſt du dir meinen Zuſtand denken — der Graf hat es gefunden."

Die Tänzerin fuhr leicht zuſammen und ſchaute ihre Schweſter mit einem Laute des Schreckens an. „Oh—oh—oh—oh," machte ſie alsdann, „dieſes unglückſelige Medaillon! Hätteſt du es mir nur gegeben, wie ich dich ſo oft darum gebeten."

„Es war die einzige Erinnerung an jene glückliche Zeit,"

gab Françoiſe mit einer rührenden Innigkeit zur Antwort; „dir gab ich ja mein Kind, liebe Schweſter, ich konnte es nicht über's Herz bringen, auch das Bild ſeines Vaters wegzugeben — des unglücklichen Mannes,“ rief ſie in Schmerz ausbrechend, „der ja nicht ſchuldig iſt, wie wir erfuhren, — o, nicht ſchuldig, meine gute Roſa! Der vielleicht elend zu Grunde gegangen iſt, deſſen liebendes, treues Herz vielleicht im Schmerze brach, während wir ihn ſchuldig glaubten und ihm geflucht.“

Roſa hatte die Hände gefaltet und ſchüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Ja, ja,“ fuhr die Schweſter heftig fort, „wir haben ihm geflucht, ich wenigſtens in Nächten der Qual und des Jammers, ja, ich habe ſeiner nur in Verwünſchungen gedacht, des Vaters meines Kindes!“ —

„Das haſt du nicht gethan, Françoiſe,“ erwiderte die Tänzerin, indem ſie ſich gewaltſam zwang, ruhig zu erſcheinen. „Du hatteſt immer entſchuldigende Worte für ihn, du haſt ihn vertheidigt, wenn ich ihn ſchwer anklagte; wir ſind ſchwache Menſchen, und der Schein zeugte gegen ihn.“

„O, wenn ich nur Scherra ſehen könnte,“ klagte die Gräfin ſchluchzend, „meinen alten, ruhigen, würdigen Freund! Wenn er mir nur das Ende jener furchtbaren Geſchichte mittheilen wollte!“

„Ich hätte ihn aufgeſucht,“ ſagte Roſa, „aber es war noch nicht möglich, denn in leidenſchaftlichen Momenten, meine gute Schweſter, muß ich ruhig und kalt für dich denken. Wir dürfen kein Aufſehen erregen, um deiner und des Kindes willen. Glaube mir, ich ſuche baldigſt eine Gelegenheit, mit Herrn von Scherra zu ſprechen.“

bei Sterzing vorbei nach Botzen, wo der klare Felſenbach in die Etſch fließt, welch' letztere nun den Reiſenden faſt beſtändig zur Seite blieb und ſie begleitete über Trient, Roveredo nach Verona.

Von da wendeten ſie ſich nach Venedig und vier Wochen ſpäter rollte derſelbe Reiſewagen von Ferrara gegen Bologna an einem warmen Novembertage, wie es deren in Italien in guten Jahren viele gibt.

Die beiden Freunde, die ſich, je länger ſie reiſten, um ſo mehr an einander anſchloſſen, hatten in der Inſelſtadt einige ſehr angenehme Wochen verlebt und unterhielten ſich von dem Schönen, was ſie dort geſehen, von den kleinen Abenteuern, die ſie erlebt.

„So oft ich Venedig verlaſſe," ſagte der Graf, „kommt mir mein Aufenthalt dort wie ein ſchöner Traum vor, aus dem ich, auf dem feſten Lande wieder angekommen, plötzlich erwache. Die Ruhe, die über Venedig liegt, namentlich auf ſeinen Waſſerſtraßen, das melancholiſche Plätſchern der Ruderſchläge, Abends der Reflex der Lampen auf der zitternden Fluth, das Alles wiegt die Seele ein wie ein ſchönes Ammenmärchen, das nach dem jedesmaligen Refrain: ſchlaf mein Kindchen, ſchlaf! von alter Pracht und Herrlichkeit erzählt, von prächtigen Feſten, von vergoldeten Gondeln, deren buntfarbige Teppiche mit ihren Enden langſam auf dem Waſſer nachſchleifen, von ſeltſamen Schiffen, bemannt mit weißen und farbigen Menſchen, von Luſt und Freude, und von tiefem Kummer und herber Noth. Neben der Piazetta, wo ſich Tauſende von Menſchen an milden Sommerabenden in herrlichem Mondſchein ergötzen, wo Liebesintriguen aller Art angeſponnen werden, liegt der finſtere Dogenpalaſt mit ſeiner Seufzerbrücke, ſeinen Brunnen, ſeinen Bleidächern, und dort neben der bunt verzierten Gondel, wo auf ſchwellenden

„Auch ich halte das für ſehr nothwendig, denn ich fürchte, dieſe Geſchichte wird Folgen haben, wo wir die Hülfe dieſes bewährten Freundes dringend gebrauchen.“

„Laß das jetzt, du haſt mir Wichtigeres mitzutheilen.“

„O, mein armer Kopf, ich menge alles durcheinander! Doch ich will mich zwingen, dir zu ſagen, was du wiſſen mußt. — Der Graf fand das Medaillon; an jenem entſetzlichen Abend überfiel mich ein wohlthätiger und tiefer Schlaf, während er wie ſo oft ruhelos durch ſeine Zimmer ſchritt — o, er iſt ein armer unglücklicher Mann, und ihn ſo ſehen zu müſſen, auch das zerreißt mein Herz! — er nahm das Medaillon zu ſich, er hat es geöffnet und Gaetano's Bild geſehen.“

„Weiter, Françoiſe, weiter!“

„Vorgeſtern und geſtern ſprach er kein Wort darüber, aber ich ſah wohl, daß ihn etwas furchtbar quälte, ſeine Nächte waren faſt ganz ohne Schlaf, ſeine Züge bleich und abgeſpannt, wie nie, und wenn er mich mit den roth unterlaufenen Augen zuweilen lange anſtarrte, ſo merkte ich wohl an dem wechſelnden Ausdrucke ſeines Blickes, daß ſeine Gedanken ſich in die Weite verloren. Dann preßte er die Lippen heftig auf einander, ſein Mund zuckte krampfhaft und über ſein ſo ſtarres Geſicht flog es, als wenn er weinen wollte — o, meine Roſa, der Anblick hat mich entſetzlich erſchüttert.“

„Suche dich zu beruhigen, Françoiſe, o, du weißt wohl, wie ich mit dir fühle.“

„Geſtern Nacht,“ fuhr die Gräfin, nachdem ſie ſich etwas geſammelt, mit tonloſer Stimme fort, „war ich an ſeinem Bette aus Erſchöpfung eingeſchlummert, und wachte auf, als

ich fühlte, daß er seine kalte Hand auf meine Stirn legte. Ich regte mich nicht, denn ich hörte ihn halblaut zu sich selbst reden. — ‚Wenn er todt ist,‘ sagte er mit einer Stimme, wie ich sie nie vernommen, o, mit einer Stimme, die mir das Blut in den Adern erstarren machte, ‚wenn er todt ist, so habe ich nichts dagegen, daß sie sich seiner erinnert. Wenn er aber noch lebt und ich ihn auffände, dann soll Jussuf mir helfen‘ — — Ah—ah—ah—ah,“ machte die unglückliche Frau schaudernd.

Die Tänzerin hatte sinnend dagestanden, sie hatte wohl die Worte ihrer Schwester gehört, aber dazwischen schien sie auch an etwas Anderes gedacht zu haben. „Erinnerst du dich,“ sagte sie mit einem Male hastig, „wie du mir an jenem Abende von Gaetano sprachst, daß du überzeugt seiest, er sei gestorben, daß er im Grabe ruhe — erinnerst du dich?“

„O ja, ich werde dieser furchtbaren Nacht so wenig vergessen, wie der Worte, die ich gesprochen.“

„Du glaubtest, der Graf schliefe?“

„Gewiß, sah ich ihn doch eingeschlafen.“

„So war er erwacht und hörte aus dem Nebenzimmer unsere Unterredung, und wenn es so ist, wie ich überzeugt bin,“ setzte sie mit Entschlossenheit hinzu, „so ist es besser; es muß dir ein nothwendiges Geständniß erleichtern.“

„Du hast Recht, Rosa,“ gab die Gräfin, kaum vernehmbar, zur Antwort, „es hat es mir erleichtert.“

„So sprachst du mit ihm?“ fragte die Schwester erschreckt.

„Gestern Nacht.“

„Und gestandest du ihm alles — alles? Françoise, um Gottes willen, du hast dich unglücklich gemacht, dein Kind!“ —

„Ich habe ihm nur gesagt,“ versetzte die Gräfin, „daß

ich Gaetano geliebt, daß er meine erſte, aber heiße Liebe geweſen, daß ich ſeit Jahren nichts mehr von ihm gehört, daß er todt ſei.“

„Und der Graf?“

„Er antwortete, nachdem er mich lange mit ſtarren Augen betrachtet, in einem Tone, ſo entſetzlich kalt, ſo unheimlich: ‚Und wenn er vielleicht doch noch lebte? Madame —!‘ — O Roſa, Roſa,“ fuhr ſie nach einer Pauſe der furchtbarſten Aufregung fort, „ich muß dir ja alles ſagen, ich darf dir nichts verſchweigen! Dann ſprach der Graf unzuſammenhängende, aber ſchreckliche Worte, wobei er mich mit verwirrtem Blick betrachtete, und als ich hierauf ſeine Hand ergriff und flehend ſeinen Namen rief, ſagte er mit einem ſeltſamen Lächeln: ‚Sei ruhig, mein Kind, gewöhnlich kommen die Todten nicht wieder, wenn dem aber doch ſo wäre, ſo werden wir dich zu ſchützen wiſſen, ich und Juſſuf.‘“

„Françoiſe!“ rief Roſa entſetzt, „um des Himmels Willen, du glaubſt doch nicht —“

„Laß mich ausreden! Als das vorbei war, legte er ſich in tiefer Erſchöpfung nieder, und erſuchte mich, ihm ein Lied zu ſingen. O, meine Schweſter, ich mußte ſingen, ich hatte die Kraft, es zu thun. — ‚Es iſt ja nur ein böſer Traum, nicht wahr, mein Kind?‘ flüſterte er mehrere Male, bevor er einſchlief. Glücklicher Weiſe traf heute Morgens Scherra mit dem Arzte bei uns zuſammen; ich mußte dem Letzteren einige Andeutungen geben, doch beruhigte er mich; ‚es ſei,‘ ſagte er, ‚eine gewaltige Nervenaufregung, die er ſchon mehrere Male glücklich bewältigt.‘ Scherra blieb bei uns, und zwang mich, zu meiner Zerſtreuung, wie er ſagte, auszufahren.“

„Und wie iſt der Graf heute?“

„O, Gott ſei Dank, beſſer, faſt heiter; er ſcherzte mit

mir über dieſe furchtbare Geſchichte, und ſagte mit dem gutmüthigen Ausdrucke ſeines Geſichtes, den ich ſo ſehr an ihm liebe: ‚Das kommt davon, mein Kind, wenn man nicht zur rechten Zeit aufrichtig iſt, aber trotzdem biſt du mein gutes und treues Weib!‘ — Und,“ ſetzte die Gräfin mit gefalteten Händen und thränenfeuchtem Blick hinzu, „Gott im Himmel, der mein Herz kennt, weiß, daß ich das bin.“

Roſa war ein paarmal durch das Zimmer geſchritten, und ſagte nach einer Pauſe: „Du fährſt wieder zu dir zurück? Gut, ich begleite dich und bleibe heute bei Euch. Vielleicht kann ich dort Scherra einen Augenblick allein ſprechen, er iſt ein würdiger Mann und erprobter Freund, ich muß ihm Einiges vertrauen; ich wollte noch nach dem Knaben ſehen, aber beruhige dich, er iſt gut aufgehoben.“

„Wie glücklich bin ich, daß du mit mir gehſt,“ ſagte die Gräfin. „O, wenn du doch die Wohnung in unſerem Hauſe annehmen wollteſt, die dir der Graf ſchon ein paarmal angeboten!“

„Und dann?“ fragte achſelzuckend die Tänzerin, — „gewiſſermaßen gebunden ſein, und nicht mehr für ihn ſorgen können? Nein, nein, es iſt beſſer, wie es iſt! Wenn du mich brauchſt, bin ich zu deiner Hülfe da. — Nun komm!“

Sie ordnete ein klein wenig an ihrer Toilette, nahm ihren Shawl, und dann verließen die beiden Schweſtern das Haus.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Die Anſtalt des Dr. Henderkopp.

Es war einer jener herrlichen Tage im Spätherbſt, wo ſich die Natur noch einmal in all ihrer Pracht zeigt, in ſolchem Sonnenglanz, in ſolcher Wärme, als halte ſie es ſelbſt für unmöglich, daß vielleicht wenige Tage ſpäter kalter Wind und Regen, ja, vielleicht Schneegeſtöber die gelben und rothen Blätter, welche heute noch die Landſchaft ſo herrlich zieren, unbarmherzig von den Bäumen fegen würden.

Es war einer jener Tage, die wir mit dem Namen Altweiberſommer bezeichnen, wo die Wieſen nach vorhergegangenem Regen noch einmal aufleuchten in ſmaragdener Pracht, wo weiße Spinnenfäden mit den Sonnenſtrahlen buhlen und langſam durch die laue Luft ziehen. Die Raſenplätze, an denen Bäume ſtehen, erſcheinen durch die herabgefallenen Blätter wie prachtvolle Teppiche, wo auf grünem Grunde gelbe und rothe Puncte eingewirkt ſind, in deren Mitte ein leuchtendes Bouquet prangt von Aſtern und Dahlien in prächtigen Farben. Die alten mächtigen Stämme der Bäume

mit ihren gefärbten Laubmaſſen glänzen in der Zufriedenheit eines glücklichen Alters, ihre kahl gewordenen Häupter blicken ſo ergebungsvoll gen Himmel, als ſeien ſie jeden Augenblick des Schnees gewärtig, der ſie bedecken wird, und doch lächeln ſie aus den bunten Blätteraugen auf die Erde hinab, nach den ahnungsloſen Blumen, die nicht daran zu denken ſcheinen, daß vielleicht ſchon in der nächſten Nacht ein Reif auf ſie fallen wird, vor deſſen rauhem Gruße ſie ihre Köpfe verwelkt hangen laſſen werden, oder die alten Rieſen necken eine ſpät erblühte Roſe, indem ſie leicht ihre Aeſte ſchütteln und ein gelbes Blatt auf ſie hinabflattern laſſen.

Die Berge erſcheinen röthlich-violett, alle Schatten tiefblau, und kleine Schlöſſer, Kapellen und Landhäuſer glänzen ſo aus dem ſie umgebenden Grün hervor, als hätten alle, dieſem letzten Herbſttage zu Ehren, ein ganz beſonderes Feierkleid angezogen.

Und erſt der tiefblaue, gänzlich unbewölkte Himmel in ſo wunderbarer klarer Färbung, daß man dort auf der Anhöhe, wo die alten Linden ſtehen, jedes Zweiglein, jedes Blatt deutlich erkennt, wie es ſich ſcharf von der ſtrahlenden und doch ſo ruhigen Fläche abhebt. Er iſt

„So klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen ſich."

So ein Herbſttag iſt auch ein Tag des Herrn, und wenn es einmal geſchieden ſein muß von dieſer ſchönen Erde, ſo wäre ein ſolcher Tag wünſchenswerth, wo man auf ſo natürliche Art zugedeckt wird von herabflatternden Blumenblättern und von gelbem und rothem Laube, in dem der Fußtritt ſo freundlich raſchelt, wenn man hingeht, ein geliebtes Grab aufzuſuchen.

Wir wollen dieſen ſchönen Herbſttag dazu benutzen, um vor das Thor der Stadt zu gehen, nur eine Viertelſtunde weit, durch ein ſchmales Bergthal, deſſen Windungen bald die Häuſermaſſen hinter uns verdecken.

Droben auf der Höhe blicken wir in ein prachtvolles Panorama. Hinter Rebenlaub und niederen Gebüſchen ſtreben auf einer Seite die Kirchthürme der Stadt empor, während wir auf der anderen weit in das Land hinaus ſchauen auf grünende Wieſen, auf ſproſſende Winterſaaten, auf freundlich leuchtende Dörfer, auf den Fluß mit ſeinen lieblichen Krümmungen, auf die lang ſich hinziehende Eiſenbahnlinie mit dem rauchenden Dampfroß, und auf den weiten blauen Himmel, der ſich ſo gleichmäßig und glänzend blau rings umher auf unſern Horizont niederläßt, in ſo gänzlich wolkenloſer Fläche, welche nur dort gegen Süden leicht unterbrochen iſt durch eine langgeſtreckte Schaar von Zugvögeln, die das ſchöne Wetter zu ihrer Reiſe benutzen.

Noch einen langen Blick in die Gegend wollen wir thun, und dann treten wir durch eine Holzeinfriedigung auf einen kleinen Platz, der von mächtigen Linden beſchattet und ſo dicht mit herabgefallenen Blättern bedeckt iſt, daß wir kaum den Weg unterſcheiden können, der uns zu ſchweren, etwas unförmlichen Thorpfeilern führt und an ein verſchloſſenes, ſtarkes eiſernes Gitterthor.

Da wir nicht nöthig haben, die Oeffnung des Gitterthores zu erwarten, ſondern unſer Wunſch genügt, um uns hinter daſſelbe zu verſetzen, ſo befinden wir uns auch ſchon im nächſten Augenblicke in einem weiten Hofraum, der von verſchiedenartigen Gebäuden begrenzt iſt und durch eine tiefe

Stille, ſo wie durch wucherndes Gras zwiſchen dem Pflaſter etwas öde und trübſelig erſcheint.

Zur linken Hand haben wir eine kleine Kirche mit niederem viereckigem Glockenthurm, deren Außenwände leider mit hellgelber Kalkfarbe angeſtrichen ſind, was dem Gebäude wohl ein reinliches Anſehen gibt, aber alle Spuren der alten, nicht unkünſtleriſchen Architektur verwiſcht und, was hier für unſer Auge noch übrig geblieben iſt, das zierliche Maßwerk der hohen Bogenfenſter, ſo fremdartig und plump unter der dicken, ſtörenden Tünche erſcheinen läßt. Rechts haben wir, mit der Kirche gleichlaufend, ein Oekonomie-Gebäude, und wenn man die Kirche und dieſe Gebäude die Flügel des Hauſes nennen könnte, ſo iſt daſſelbe vor uns geſchloſſen durch ein langgeſtrecktes, zweiſtöckiges Bauwerk mit kleinen, ſehr gleichförmigen Fenſterreihen und der Idee eines Kreuzganges, der ſich mit ſeinen Ueberreſten und Bogen nach der Kirche zu hinzieht.

Dieſer Kreuzgang, ſo wie die Anſicht des eben erwähnten Landhauſes, laſſen uns leicht errathen, daß dies ehemals ein Kloſter war, und ſo iſt es auch. Benedictiner hatten ſich hier auf dieſer Anhöhe, von wo ſie einen wunderbaren Blick in die herrlichen Thäler hatten, angebaut, und die gelehrten Herren lebten und lehrten hier in ſtiller Beſchaulichkeit, bis auch ſie vom Sturme der Zeiten aus ihren ſtillen Räumen verjagt wurden, bis zum letzten Male das Kirchenglöcklein zur Frühmette klang und die weißen Geſtalten ſich in ihrem kleinen Chor verſammelten.

Auf einmal waren ſie ſpurlos verſchwunden, verweht wie der Klang eines ernſten Muſikſtücks, verblaßt wie die Geſtalten eines lebhaften Traumes, und nach ihnen nahmen

die Gräuel der Verwüſtung von Kloſter und Kirchlein Beſitz. An den Bogenfenſtern des letztern zertrümmerten muthwillige Hände die bunten Scheiben, und der Raum, wo ſich noch vor Kurzem die Andächtigen verſammelt, bot das traurige Bild eines Heu- und Stroh-Magazins. Auch das ging vorüber; das Stroh traten die im Hofe angebundenen Reiterpferde unter die Hufe, während ſie das Heu verſpeiſ'ten, und als darauf die kaiſerlichen Küraſſiere oder die ſchwediſchen Dragoner wieder von dannen gezogen waren, blieb es lange Zeit hindurch ſtill und öde in Kirche, Kloſter und Hof.

Darauf kamen wieder ordentliche Zeiten. Der Staat nahm ſich ſeines Beſitzthums an, ließ daſſelbe reſtauriren, übergab das Kirchlein der Gemeinde des naheliegenden Dorfes, das Oekonomie-Gebäude einem Cameralbeamten, und das ehemalige Kloſter wurde einem apanagirten Fürſten der königlichen Familie zum Sommerwohnſitz angewieſen.

Das waren wieder ſchönere Tage, da vernahm man in den bisher ſo ſtillen Hofräumen das Raſſeln der Equipagen, das Stampfen und Wiehern der Pferde, und hörte luſtige Hörner-Fanfaren, wenn der Fürſt an ſchönen Herbſttagen, wie der heutige, hinauszog auf das edle Waidwerk.

Doch auch das blieb nicht immer ſo. Der alte Fürſt kam zum Sterben, und ſeine Söhne, junge, lebensluſtige Prinzen, wußten Beſſeres zu thun, als ihre Sommertage in dem alten Schloſſe zuzubringen; der Eine diente hier, der Andere dort im Heere, und da ſie dergeſtalt auf den väterlichen Sommer-Aufenthalt verzichteten, ſo nahm der Staat denſelben wieder in ſeinen Beſitz und errichtete dort, verſuchsweiſe, eine landwirthſchaftliche Lehranſtalt. Da ſich aber die Wälder nach und nach auf allen Seiten ſchüchtern zurückgezogen hatten,

auch die Aecker, welche das Kloster umgaben, von keiner außerordentlichen Güte waren, so kam diese landwirthschaftliche Schule zu keinem rechten Gedeihen, und wieder kamen lange, öde Zeiten für das ehemalige Kloster. Freilich blieb die Kirche im Besitz der Gemeinde, auch zog in das Oekonomie-Gebäude der Cameral-Verwalter wieder ein, doch das lange Haus gewährte viele Jahre hindurch den trostlosen Anblick verschlossener Fensterläden.

Auf einmal las man in den Zeitungen, die wunderherrliche Lage des Klosters Wiesenbronn, die milde Luft, welche hier fächle, die außerordentliche, das Gemüth zusehens beruhigende Aussicht auf grüne Wälder, saftige Wiesen und friedliche Thäler haben den Unterzeichneten veranlaßt, dort ein Privat-Asil für Geisteskranke zu errichten und es sich zur Lebensaufgabe zu machen, die gestörten geistigen Fähigkeiten derselben durch sanfte Behandlung und liebevolle Pflege wieder herzustellen; der ergebenst Unterzeichnete, geschult und gebildet in den bedeutendsten europäischen Anstalten gleicher Art, wolle den Unglücklichen ein Vater sein, und nur die Liebe zur Wissenschaft veranlasse ihn, die Kranken, welche man ihm anvertrauen werde, zu den untenstehenden, ganz beispiellos billigen Bedingungen aufzunehmen.

Der Unterzeichnete hieß Dr. Heuderkopp, und wenn wir unsern geneigten Leser, bei unserm Eintritt in den Hof, nicht auf die große Messingplatte am Gitter mit seinem Namen aufmerksam machten, so geschah dies nur in der freundlichen Absicht, um ihm eine Ueberraschnng zu bereiten.

Das alte lange Haus glänzt in weißer neuer Farbe, die Läden sind geöffnet, aber bevor wir sein Inneres betreten, wollen wir durch einen weiten Thorbogen, der neben der

Atlaskiſſen üppige Mädchengeſtalten ruhen, wo Lachen erſchallt und der Klang der Mandoline, rauſcht eine ſchwarze Gondel vorbei, mit ſechs Rudern und finſter blickenden Männern — ein Staatsſchiff. Die Mandoline verſtummt, der Gondolier wendet ſcheu das Schiff um, wer weiß, wen die dort hinten ſoeben nach dem Lido ſchleppen. — Schlaf, mein Kindchen, ſchlaf! — Ich bin, wie geſagt, die ganze Zeit über wie ein Träumender umhergewandelt und komme jetzt erſt zum rechten Bewußtſein.“

„'S iſt eine herrliche, poetiſche Stadt,“ ſagte Alfred, „und ich bin gerne dort für vierzehn Tage, vier Wochen, aber da wohnen möchte ich nicht, oder vielleicht draußen bei den Armeniern, wenn ich mich einmal entſchloſſen hätte, die übrige Zeit meine Freunde und Bekannten nie wieder zu ſehen.“

Vor den beiden Freunden am Ende der breiten Straße, wo ſie ſich etwas rechts bog, rollte ein anderer Reiſewagen, der aber ſo langſam fuhr, daß ſie ihm bald näher kamen und auch in der nächſten, nicht fernen Station erreichten. Es war eine offene Kaleſche, ein ziemlich eleganter, obgleich nicht mehr neuer Pariſer Wagen. Doch hatte er keinen Bedienten hinten auf, auch wurde er ſtatt mit Poſtpferden von einem Vetturin geführt, der in langſamem Trabe die ſtaubige Chauſſée dahinfuhr. Auf der Station hielten beide Wagen, unſere Reiſenden, um umzuſpannen, der Vetturin, um ſeinen müden Pferden etwas Brod und Waſſer zu geben.

Der Graf ſprang aus dem Coupé, um ſich die Reiſenden in der Kaleſche anzuſehen. Es ſaßen zwei Damen darin: eine ältere, etwas corpulente Frau, die ſehr laut und ohne Scheu mit dem Vetturin zankte und ein aufgedunſenes, ziemlich gemeines Geſicht hatte. Dieß Alles zuſammengenommen mit der reichen Toilette, einem buntfarbenen ſeidenen Kleide, einer Atlas-

Kirche gerade vor uns liegt und unter dem langen Hauſe hin wegführt, in den großen Garten gehen. Wenn auch alle Umwandlungen des Kloſters, deren wir oben erwähnt, an dieſem nicht ſpurlos vorüber gegangen waren, ſo war er doch in ſeinem Charakter noch gut erhalten, denn die Baumgruppen und Alleen, welche die ehrwürdigen Benedictiner gepflanzt, von ihren Nachfolgern ziemlich geſchont, waren nun zu mächtigen Stämmen herangewachſen, die mit weit ausgebreiteten Aeſten ſchattige Plätze in Menge darboten. Nebenbei gaben ſie aber dem Garten etwas Düſteres und Melancholiſches, wozu noch kam, daß die Steintreppen und Terraſſenmauern nicht mehr ſorgfältig unterhalten und auch die Wege nicht ſo von Unkraut und Gras gereinigt waren, wie es wohl wünſchenswerth geweſen wäre. Am trübſeligſten zeigte ſich ein ziemlich tief liegendes Parterre, welches mit Roſen umpflanzt war, deren hohe Stämme und lange Ranken ſehr den Schnitt eines verſtändigen Gärtners vermiſſen ließen. Daß einige der Kranken ſehr unregelmäßige landwirthſchaftliche Verſuche anſtellten, dort ein Stück Land umgruben, hier einen neuen Weg anzulegen verſuchten, ohne dabei auf Zweckmäßigkeit oder Symmetrie die geringſte Rückſicht zu nehmen, machte den Platz für das Auge nicht erfreulicher. Dieſes Parterre mußte man durchſchreiten, um nach dem gegenüber liegenden höhern Theil des Gartens zu gelangen, wo es jetzt im Spätherbſte, da die Bäume ſchon viel Laub verloren hatten, welches in gelben Maſſen den Boden bedeckte, etwas freundlicher ausſah, ohne daß ſelbſt hier eigentlich ein Aufenthalt geweſen wäre, genügend heiter, um ein umdüſtertes Gemüth wieder aufleben zu laſſen.

Zur Unterhaltung der Kranken ſah man hier eine Kegel-

bahn, eine Schaukel, ſo wie Tiſche und Bänke, roh aus Holz gezimmert, letztere namentlich zahlreich um ein kleines Waſſerbecken, welches durch einen Strahl geſpeiſ't wurde, der, in einen Stein gefaßt, aus dem weit geöffneten Munde eines grotesken menſchlichen Antlitzes hervorſprang. Dr. Henderkopp war der Anſicht, daß dieſes gleichförmige Plätſchern des Waſſers beruhigend auf die Kranken einwirke, und war dies vielleicht eine richtige, jedenfalls wohlfeile Einrichtung. Hier hingen auch an langer eiſerner Kette zwei hölzerne Becher zum beliebigen Gebrauche.

Rings um den Garten herum liefen die noch gut erhaltenen Mauern des ehemaligen Kloſters, um einem etwaigen Entweichungs-Verſuche der Penſionäre vorzubeugen, und zu gleichem Zwecke, ſo wie auch um etwaige Differenzen zu ſchlichten, befand ſich ein handfeſter Wärter im Garten, der übrigens von ſeiner Amtsgewalt ſelten oder nie Gebrauch zu machen genöthigt war, denn da ſich Dr. Henderkopp nur mit leicht zu behandelnden Kranken abgab, ſo befand ſich hier eine ziemlich ruhige und harmloſe Geſellſchaft.

Dieſe dem geneigten Leſer flüchtig zu ſkizziren, halten wir dem Verlaufe der Geſchichte gemäß für nothwendig.

An dem eben erwähnten Waſſerbecken ſaß ein kräftig gebauter Mann in vorgerückten Jahren in grauer Juppe mit grünem Kragen, eine einfache Jagdmütze von gleicher Farbe auf dem ſchon etwas ergrauten, ſtarken und buſchigen Haare. Er blickte zu einer prachtvollen Buche empor und ſagte in ruhigem, ganz leidenſchaftsloſem Tone zu dem Wärter, der neben ihm ſtand: „Ich habe es ja ſchon vor vier Wochen geſagt, daß ich fürchte, dieſer ſchöne Baum werde abſterben; ich, ein alter und erfahrener Förſter, muß das wiſſen. Steh

dort oben, wie die Zweige nicht gleichförmig kahl werden, ſondern zwei der ſtärkſten Aeſte durch die Laubmaſſen hindurch bis auf den Hauptſtamm ihre Blätter verloren haben, die werden dürr oder ſind es jetzt ſchon und greifen das Mark des Stammes an."

Der Wärter, welcher die Hände in ſeinen Hoſentaſchen ſtecken hatte, blickte gleichgültig in die Höhe und erwiderte: „Sie mögen Recht haben, wenn man die Erlaubniß bekäme, ſollte man ihn umhauen; das gäbe Luſt und ein gutes Quantum Brennholz."

Der Förſter ſenkte den Kopf ein wenig auf die Seite, maß den Stamm mit prüfendem Blick und meinte: „Ich werde mich nicht um zwei Scheite verrechnen, wenn ich Euch ſage, daß der Stamm ſeine ſechs Klafter gibt, aber das Herz im Leibe thut einem weh, wenn man ſo einen Rieſen umhauen läßt."

„Na, etwas mehr Luft und Licht könnten wir hier ſchon gebrauchen."

„Habt Ihr meine Baumpflanzung geſehen?" fuhr der Andere nach einer Pauſe fort; „es iſt eine Freude, zu ſchauen, wie geſund die Stämmchen dieſes Jahr ſtehen, das Laub will gar nicht von den Zweigen fallen, ſo kräftig war es herausgewachſen."

Raſchelnde eilige Fußtritte hörte man, und der Förſter, der raſch auf die Seite blickte, machte ein finſteres und dabei unruhiges Geſicht. Es näherte ſich ein langer, hagerer Mann, mehr hüpfend als gehend, gut gekleidet, den dunkeln Rock bis unter das Kinn zugeknöpft, die Hände hinten in die Rocktaſchen geſteckt, aus welchen eine große Menge gedruckten Papiers hervorſah. Er lächelte auf eine freundliche

Art, und als er ſo tänzelnd neben den Beiden angekommen war, begrüßte er ſie freundlich durch zweimaliges Kopfnicken, blieb dann auf einmal gerade vor dem waſſerſpeienden Steinkopfe ſtehen, zog vor dieſem den Hut ab und ſagte, nachdem er ſich faſt bis zur Erde verneigt: „Ich werde mir ſpäter die Freiheit nehmen, die Fortſetzung Ihrer wunderbaren Vorleſung zu hören, jetzt ſind wir leider nicht allein. Ich habe die Ehre, Sie unterthänigſt zu grüßen.“ Nach einer abermaligen tiefen Verbeugung hüpfte er eben ſo tänzelnd, wie er gekommen, davon.

„Der Narr!“ ſprach der Förſter mit finſtern Blicken, in denen jetzt ein unheimliches Feuer loderte; „Ihr werdet ſehen, Gevatter, daß ich Recht habe, vollkommen Recht, wie ich Euch ſchon oft geſagt, er iſt gerade der Teufel, den ich mit aller Gewalt nicht hinunter ſchlucken kann, und im Schlucken von Teufeln habe ich was geleiſtet, das müßt Ihr mir zugeben.“

Der Wärter, der dem Kranken in die Augen blickte, zog raſch ſeine Hände aus den Hoſentaſchen und klopfte ihm freundlich auf die Schulter. „Ach was,“ ſagte er in munterem Tone, „denken wir nicht an ſo 'was. Kommen Sie, zeigen Sie mir Ihre Baumpflanzungen! Alſo die Blätter wollen nicht herabfallen? Das müſſen ja merkwürdig geſunde Stämmchen ſein.“

Statt daß der Andere ſich aber erhob, um die Stämmchen zu beſehen, die er vorhin ſo gelobt, verzerrte er jetzt ſein Geſicht auf eine gräuliche Art, öffnete den Mund, ſchloß ihn wieder, ſchluckte unzählige Male mit großer Anſtrengung und drückte dabei die Hände vor ſeinen Leib. Zuweilen hielt er einen Augenblick inne, ſah nach dem Wärter, und wenn

er ihm alsdann zunickte, war ſein Blick etwas ruhiger. Auch murmelte er in ſolchen Zwiſchenmomenten: „Seht Ihr, wie hart es geht? Neunhundert Teufel habe ich bereits niedergeſchluckt.“

Dann aber fing das Schlucken und Würgen mit dem tollſten, faſt komiſchen Geſichtsverdrehen aufs neue an, und dazwiſchen ſtöhnte er nach längerer, angeſtrengter Arbeit: „Neunhundertneunzig — ein — zwei — drei — vierundneunzig — — achtundneunzig — — neunundneunzig — o mein Gott, es gelingt mir nicht, ich bringe den tauſendſten nicht hinab und muß deßhalb immer von vorn anfangen! Iſt das nicht ein grenzenloſer Jammer? Wenn ich einmal den tauſendſten hinabwürgen könnte, ſo hätte ich Ruhe, aber ſo muß ich immer wieder von vorn anfangen.“

Er hielt erſchöpft inne und ließ den Kopf betrübt auf die Bruſt hinabſinken.

„Na, laſſen Sie es gut ſein,“ meinte in ſeine Ideen eingehend der Wärter, welcher dieſen Anfällen häufig genug zugeſehen hatte, „nächſtens gelingt es doch einmal.“

Der Förſter ſchüttelte betrübt ſeinen Kopf, worauf er ſeufzte: „O, ich habe dieſes ſchon ſo unzählige Male verſucht, und kann es immer nicht zu Stande bringen; neunhundertneunundneunzig ſitzen hier unten, aber an dem tauſendſten mag ich ſchlucken, wie ich will, ich fühle, wie er mir widerſtrebt, wie ich ihn nicht feſt halten kann, und wie er hohnlachend davonflattert. Wißt Ihr auch,“ ſprach er nach einer Pauſe leiſer und flüſterte geheimnißvoll weiter, während er den Wärter an ſeine Seite zog, „wißt Ihr auch, wer der tauſendſte iſt? — Entweder der Narr da oder der Doktor ſelbſt. Glaubt einem ehrlichen Manne, der es genau weiß,

glaubt mir, aber ſprecht nicht darüber. Ich habe ſchon lange den Gedanken gehabt, den Doctor einmal vorzunehmen und mit Honig zu beſtreichen, erſtens, daß er ſüß werde — puh, er iſt ſo gallenbitter — und zweitens endlich, daß er glatt werde, damit ich ihn doch einmal hinabwürgen könnte."

Nach dieſen Reden blieb er eine Zeitlang ſtill in ſich gekehrt ſitzen, den Oberkörper vornüber gebeugt, die Hände gefaltet, wobei er den Kopf langſam hin und her ſchüttelte; dann zog er einen tiefen Seufzer, wie man zu ſagen pflegt, aus dem tiefſten Grunde ſeines Herzens und ſprach, langſam aufſtehend: „Da iſt nun einmal nichts zu machen; kommt, gehen wir nach der Baumſchule!"

Der Wärter wollte dieſer Aufforderung folgen und mit ihm nach dem anderen Ende des Gartens gehen, als ein neuer Patient ſchüchtern herangeſchlichen kam und auf einige Schritte Entfernung mit tief geſenktem Kopfe und faſt komiſch aufwärts gerichteten Augen mit einem bittenden Ausdruck in denſelben ſtehen blieb; auch hatte er ſeine Hände zuſammengelegt und bewegte ſie demüthig auf und ab, wie kleine Kinder zu thun pflegen, wenn ſie ein inniges Begehren ausdrücken wollen.

Der Wärter ſchüttelte ſeine Hand verneinend gegen ihn und rief ihm zu: „Nein, nein, es iſt noch zu früh, das telegraphiſche Bureau kann noch nicht geöffnet werden; auch iſt die Luft zu neblig, man ſieht in der Entfernung die Zeichen nicht."

„O ja, man ſieht ſie," verſetzte der Kranke heftig, „gewiß, man ſieht ſie, man wird ſie ganz deutlich ſehen, ſo deutlich, wie noch nie; und dann iſt es hohe Zeit, daß die Bureaux aufgemacht werden, denn eine ungeheure Menge wartet

draußen, um ihre Depeſchen aufzugeben. Natürlicher Weiſe gehen die Ihrigen vor," ſetzte er raſch hinzu, „ja, gewiß gehen ſie vor! Bitte, geben Sie mir Ihre Depeſche und laſſen Sie mich den Telegraphen in Bewegung ſetzen."

Der Förſter hatte etwas in den Bart gemurmelt von verrückten, unausſtehlichen Kerlen, und ging darauf, die Hände auf den Rücken gelegt, mit ſtrammen, feſten Schritten allein davon.

„Na," ſagte der Wärter nach einer Pauſe, indem der Andere in einem fort pantomimiſch ſprach und flehte, „ich will gern erlauben, daß die Bureaux geöffnet werden und auch ſelbſt eine wichtige Depeſche aufgeben; aber wollen Sie denn nie zu der Einſicht gelangen, daß der Zeichen-Telegraph eine veraltete Einrichtung iſt? Geben Sie doch dem Herrn Doctor ein gutes Wort, daß er Ihnen einen elektriſchen Telegraphen einrichten läßt."

Der Kranke, ohne ſeinen Kopf zu erheben, ſchüttelte denſelben raſch hin und her und ſagte dann mit einer Geſchwindigkeit und Zungenfertigkeit, die ſeine Worte kaum verſtehen ließen: „Der elektriſche Telegraph hat durchaus den Erwartungen nicht entſprochen, die man von ihm gehegt, er iſt dem Verderben ausgeſetzt, in der Erde durch Näſſe und Trockenheit, durch Regenwürmer und Eidechſen, durch Maulwürfe, die gern davon profitiren möchten, durch den Blitz, der noch tauſend Klafter tiefer hineinſchlägt, und durch andere natürliche und ſeltſame Umſtände, deren Herzählung Sie mir geſtatten mögen, zu unterlaſſen. In der Luft — hier ſchöpfte er heftig Athem — ſind die Vögel, fliegende Drachen, böſe Buben, Revolutionäre, Krieg, Feuer, Brand und Waſſer

höchſt gefährlich; was nun gar die unterſeeiſchen Telegraphen anbelangt, ſo —"

„So ſind wir darüber einverſtanden," ſagte ruhig der Wärter, während der Andere abermals heftig den Athem an ſich zog, „daß ſie nicht praktiſch ſind."

„Fiſche und Meerungeheuer, vor allem Klippen und Sandbänke —"

„Gewiß, gewiß," rief der Wärter; „alſo laſſen wir in Gottes Namen denn den optiſchen Telegraphen ſpielen. Hier iſt meine Depeſche — er zog ein ſchmieriges, graues Papier aus der Taſche — aber wenn dieſe Depeſche zu Ende iſt, wird geraſtet, haben Sie mich verſtanden? Sonſt ſchließe ich die Bureaux für immer zu."

Ein Strahl von Freude flog über die eingefallenen Züge des unglücklichen Telegraphiſten, eines Mannes, der beim Eingehen der optiſchen Telegraphen penſionirt und darauf gemüthskrank wurde. Er ergriff haſtig das Papier und eilte an eine Stelle der Gartenmauer, wo ſich ein Auftritt befand, vermittels deſſen man in die weite Landſchaft blicken konnte; dort ſtellte er ſich hin, legte die erhaltene Depeſche vor ſich auf die Mauer und telegraphirte mit den Armen und mit dem Kopfe, wobei er Verrenkungen zum Vorſchein brachte, die auf neue, bisher noch unbekannte Körpergelenke ſchließen ließen.

Der Wärter nahm eine große Schnupftabaks-Doſe aus der Taſche und ſchickte ſich an, einen Gang durch ſein Revier zu machen; doch hatte er kaum zwei Schritte gethan, als ein neuer Kranker zu ihm hintrat, ſeinen Schritt nach dem des Wärters regelte und ein Zeitungsblatt vorwies, das er in der linken Hand hielt, und worauf er mit der rechten wiederholt ſchlug, wie um Aufmerkſamkeit zu erregen. Er hatte ein

ernstes, vertrocknetes Gesicht, auf der großen knöchernen Nase eine schwere Brille, und da er die Augenbrauen hoch empor zog, so wie die Lippen fest zusammen preßte, so gab ihm dies das Aussehen eines Mannes, der nach langen Forschungen zu einem befriedigenden Resultat gelangt ist.

„Nun," fragte der Wärter, indem er langsam weiter ging, „sind noch Druckfehler zu finden?"

„Ich habe sie gefunden," erwiderte der Kranke mit einer tiefen Stimme, „obgleich das ganz unbegreiflich ist in einem stereotypirten Satze, von dem der gestrige Abzug correct und ohne Fehler war; Geist und Herz sind ganz in Ordnung, aber in der Publicität da fehlt es; da finde ich hartnäckige Druckfehler, und was das Eigenthümliche ist, wenn ich sie in diesem Augenblicke corrigirt habe, sind sie im nächsten schon wieder da — unbegreiflich — unerhört! Rathen Sie mir, was ich machen soll!"

„Da ist guter Rath allerdings theuer," meinte der Wärter, „aber zum Glück kommt da der Herr Dr. Henderkopp, der ist ein sehr gelehrter Herr und wird auch noch ein Mittel für Sie ausfinden."

Der Druckfehlerfänger machte bei Nennung dieses Namens ein sehr saures Gesicht, schüttelte heftig mit dem Kopfe, und als er sich hierauf langsam nach dem Hause umschaute, von wo der eben Erwähnte die Treppen hinabstieg, brachte er sein Zeitungsblatt dicht vor die Augen, und während er eifrig in demselben zu studiren schien, verlor er sich mit raschen Schritten zwischen die Bäume des Gartens.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Von den Kranken des Dr. Henderkopp.

In der That war es Dr. Henderkopp in eigener Perſon, welcher in Begleitung ſeiner Braut und ſeiner zukünftigen Schwiegermutter zu dem verwahrloſ'ten Roſenparterre hinabgeſtiegen war. Die letztere hatte ſich ſeit langen Jahren zum erſten Male zu einem modiſchen Hut entſchloſſen, welcher ihr aber unbequem zu ſitzen ſchien, denn ſie zog bald die rechte, bald die linke Schulter in die Höhe und auch häufig bald hier, bald da an dem ſteifen Hutrande. Sophie ſah ziemlich bleich aus und hatte trotz des neuen ſchwarzſeidenen Kleides, des ſchönen grünen Shawls und des weißen zierlichen Seidenhutes doch nicht die Haltung, die man berechtigt iſt, von einer glücklichen Braut zu verlangen; auch hing ſie, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, ziemlich locker am Arme ihres Bräutigams. Es ſchien kein rechter Zuſammenhang zwiſchen Beiden zu ſein, und ſtatt an den blauen, klaren Himmel hinauf zu blicken, betrachtete ſie eifrig das vergilbte Laub, welches unter ihren Füßen raſchelte.

mantille, an den Armen Braſſelets, ſowie eine goldene Uhr mit Kette und Chateleine am Gürtel, lauter Gegenſtände, die für die ſtaubige Chauſſée durchaus nicht paßten, zeigten deutlich, daß ſie kaum zur guten Geſellſchaft gehören mochte. Auch die Zuſammenſtellung der Equipage und des Gepäcks zeigte von wenig Geſchmack und wenig feinem Ton. Der Wagen, hellblau mit roth, ſchien friſch lakirt und hatte auf dem Schlage die Chiffre T. mit einer Krone. Hiezu beſtand das Gepäck aus abgeriebenen alten Koffern und Hutſchachteln, welche mit Stricken und Ketten hinten und oben aufgeſchnürt waren.

Neben der dicken alten Dame ſaß eine jüngere Dame, deren Aeußeres, ſoviel man davon ſehen konnte, ſchon ganz anders ausſah. Sie trug ein dunkelgraues, anliegendes Tuchkleid, hatte ſich feſt in einen eleganten Shwal gewickelt, zwiſchen dem eine kleine Hand mit perlfarbnen Glacé-Handſchuhen herausſchaute. Sie trug einen dunkelblauen Hut mit ebenſolchem Schleier, und was der Graf von dem Geſichte bemerkte, war ſo edel und ſchön geformt, daß er die Damen überraſcht begrüßte.

Die dicke Frau machte ihm eine heitere Verbeugung, die junge Dame nickte kaum merklich mit dem Kopf, ohne ihn weiter zu beachten. Letztere war, wie geſagt, eine vollkommen elegante Erſcheinung und ſchien ſo gar nicht zu ihrer Nachbarin und in dieſe Equipage hinein zu paſſen. Ihre zierlichen Füße hatte ſie auf das Kiſſen des Rückſitzes gelehnt und der Graf geſtand ſich, in letzter Zeit keine kleinere und niedlichere Chauſſure geſehen zu haben.

„Maledetto!“ ſagte die dicke Frau, nachdem ſie mit vielem Spektakel auf ihre Uhr geſehen, „es iſt vier Uhr und wir ſollten ja um dieſe Zeit ſchon in Bologna ſein. Verlaß' ſich Einer auf euch Italiener!“ Dieß ſagte ſie in ſehr ſchlechtem Italieniſch, ſetzte aber alsdann im ächteſten und reinſten Boulevard-Franzö-

„Das Gärtchen hier sieht ziemlich verwahrlos't aus," sagte die Wittwe Speiteler in gutmüthigem Tone, „es hat etwas Trauriges, was sich aber leicht ändern ließe; man müßte nur die Wege besser putzen, das Unkraut entfernen, auch die Rosen sollte man ziemlich zusammenschneiden. Ich will Ihnen was sagen, Herr Schwiegersohn," fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie eine der langen Ranken in die Höhe gehoben und kopfschüttelnd betrachtet, „nächstes Frühjahr zur Zeit des Rosenschnitts komme ich selbst hieher und werde das Geschäft besorgen, denn Sie können sich darauf verlassen, ich verstehe es aus dem Fundament, habe ich doch nicht umsonst den Garten meines Vaters unter Aufsicht gehabt."

Der Direktor der Privat-Irren-Anstalt hatte leicht seine Augen geschlossen und gab zur Antwort, nachdem er eine unerkennbare Melodie leise vor sich hin gepfiffen: „Meine liebe Madame, wenn es Ihnen recht ist, wollen wir das alles der Zukunft vorbehalten. Gewiß bin ich gern geneigt, freundliche Aenderungen zu treffen, doch müssen sich diese Aenderungen mit den Zwecken der Anstalt vereinbaren lassen. Hier zum Beispiel werden Sie bemerken, daß es den Kranken der Anstalt erlaubt ist, Gartenbeete umzugraben und Wege nach ihrem Gutdünken anzulegen."

„Das sehe ich wohl," erwiderte eifrig die Wittwe; „aber nehmen Sie mir nicht übel, Herr Schwiegersohn, man sollte die Narren anhalten" — sie sprach dieses Wort in ihrer gutmüthigen Weise, ohne etwas Böses dabei zu denken — „das Umgraben und Anlegen mit etwas Ordnung zu machen."

Dr. Henderkopp zog ein saures Gesicht und versetzte in scharfem, verdrießlichem Tone: „Diesen Namen, Madame, höre ich sehr ungern; man nennt diese Art von Kranken

wohl Gemüthskranke, aber nicht Narren; es soll dies hier kein Narrenhaus vorstellen."

Sophie, die schon längst unter dem Vorwande, eine späte, kümmerliche Rose zu pflücken, den Arm ihres Bräutigams losgelassen hatte, schauerte leicht zusammen und senkte ihren Kopf tief hinab auf diese Rose, deren halbverwelkte Blätter bei einer leichten Berührung ihrer Finger zu Boden flatterten.

„Ich habe damit nichts Unangenehmes sagen wollen," rief Frau Speiteler, die sich nicht leicht aus der Fassung bringen ließ, heiter aus; „aber in der Sache habe ich doch Recht. Nicht wahr, Sophie, wir wollen das schon arrangiren?" —

„Gewiß, Mutter." —

„Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir jetzt weiter gehen," sprach der Direktor der Anstalt, und bot seiner Braut den Arm, welche sich auch willenlos von ihm führen ließ.

Oben an der Treppe trat ihnen der Wärter entgegen und meldete dem Direktor, daß es nichts wesentlich Neues gäbe. „Der Förster," sagte er in gleichgültigem Tone, „hat wieder einmal einen Anfall gehabt, und der Telegraphist ist dort hinten in voller Arbeit."

Sophie folgte mit ihren Augen dem Finger des Wärters, und als sie oben an der Mauer einen Mann stehen sah, der auf so eigenthümliche und heftige Art die Arme und den Kopf verdrehte, trat sie dicht an ihre Mutter heran und blickte dieser fragend, ängstlich in die Augen; war doch selbst das Lächeln der unerschütterlichen Frau bei diesem Anblick ein gezwungenes, und klang es doch besorgt, als sie fragte: „Thut der Mann dort, der so heftig mit den Armen um sich schlägt, nie jemand etwas zu Leide?"

Sie hatte ihre Frage an den Wärter gerichtet, der ihr ruhig zur Antwort gab: „O nein, jetzt iſt er ziemlich ruhig geworden, und wenn er es gar zu toll treibt, ſtecken wir ihn einen Tag in die Zwangsjacke oder in die Tobzelle, da wird er gleich geſchmeidig.“

Der Direktor ſchüttelte mit finſterer Miene ſeinen Kopf und erwiderte: „Das ſollte überhaupt häufiger geſchehen; Ihr faßt mir den da viel zu gelinde an.“

Der Wärter zuckte die Achſeln und entgegnete: „Er bat ſo demüthig, daß ich nicht ſcharf mit ihm umgehen mochte; auch erlaubte ich ihm nur, eine einzige Depeſche zu telegraphiren, er muß gleich fertig ſein.“

„So laßt ihn endigen. — He da oben!“ rief der Doctor in ſo lautem und hartem Tone, daß der Telegraphiſt an der Mauer ſich umwandte, und als er die erhobene Hand des ſtrengen, gefürchteten Herrn erblickte, augenblicklich von ſeinem Steine herabſprang und, die Hände toll um den Kopf ſchwingend, mit großen Sätzen davonlief.

„Sie ſehen, meine liebe Sophie, wie ſchnell man mir hier gehorcht,“ wandte ſich der Direktor der Privat-Irren-Anſtalt mit dem ſüßeſten, wohlwollendſten Lächeln von der Welt an ſeine Braut; „ſo muß es aber auch ſein, wenn ich winke, müſſen ſie aus Furcht zuſammenfahren. — Was macht unſer widerſpänſtiger Graf?“ wandte er ſich an den Wärter; „hat ihn die dunkle Zelle ein wenig über ſeine Stellung hier im Hauſe aufgeklärt?“

„Es ſcheint ſo,“ gab der Wärter zur Antwort; „freilich ſprach er kein Wort mit mir, als ich ihn herausließ; er betrachtete mich nur, wie er ſo oft zu thun pflegt, mit ſeinen großen dunkeln Augen und ſchlich ſich in den Garten.“

„Und wo iſt er jetzt?“

„Wo er immer zu ſein pflegt, dort bei der Baumpflanzung des Förſters, da ſitzt er an dem vergitterten Mauerfenſter und ſtarrt in die Gegend hinaus.“

„Ich werde zu ihm gehen,“ verſetzte der Doctor in beſtimmtem Tone, „und den Verſuch machen, ihm zu beweiſen, daß Widerſetzlichkeiten hier im Hauſe nicht zuläſſig ſind und daß es mir durchaus nicht darauf ankommt, die dunkle Zelle durch alle Grade hindurch bis zur Zwangsjacke zu verſtärken; es iſt das ein bösartiger und verſtockter Kamerad, der angebliche Herr Graf. — Darf ich bitten, mich zu begleiten?“ wandte er ſich an die beiden Damen.

„Ich möchte lieber hier bleiben,“ flüſterte Sophie ihrer Mutter zu; doch verſetzte dieſe:

„Ei was, man muß ſich in der Welt an alles gewöhnen, und da es ſpäter zu deiner Lebensaufgabe gehört, mit dieſen — Herren umzugehen, ſo mußt du einen allenfallſigen Widerwillen zu überwinden ſuchen. Ueberdies bin ich ja auch da!“

„Aber du biſt nicht immer hier,“ flüſterte leiſe die Braut.

„Darf ich bitten?“ fragte Dr. Henderkopp, der ein paar Schritte vorausgegangen war und nun ſtehen bleibend ſich umſah.

Mutter und Tochter folgten denn auch dieſer Bitte; die erſtere ſchaute aufmerkſam nach allen Seiten hin und es erſchien ihr äußerſt ſonderbar, verſchiedene Geſtalten zwiſchen den Bäumen zu entdecken, die, ſo wie ſich der Direktor der Anſtalt zeigte, von ihren Sitzen auffuhren oder hinter dicke Stämme huſchten, um ſich zu verſtecken.

Die ſind gehörig im Reſpect, ſprach ſie zu ſich ſelber, und wenn ſie dabei an ihre Knechte dachte, welche ſie, eine

ſo reſolute Frau, ſo ſchwer in der Botmäßigkeit und Ehrfurcht erhalten konnte, ſo ſtieg ihre Achtung vor dem zukünftigen Schwiegerſohne bedeutend. Madame Speiteler aber dachte nicht daran, daß ſie in ihrem Hauſe in der Balkengaſſe weder Schläge noch Hunger, weder Dunkelarreſt noch Zwangsjacken anwenden durfte — Dinge, welche hier an der Tagesordnung waren und die armen Kranken ungefähr mit demſelben freundſchaftlichen Gefühle gegen den Doctor beſeelten, welches ein Thier in ſeinem Käfige empfindet, wenn es, durch ziemlich ähnliche Mittel überwältigt, in die vorgehaltenen Eiſenſtangen beißt.

Während die Drei ſo dahin ſchritten, floß der Mund des Direktors über von lehrreichen Bemerkungen über dieſen und jenen Kranken, ließ auch einen oder den anderen derſelben, der gerade in ſeine Nähe kam, durch den Wärter anhalten, ſo auch den armen Druckfehlerfänger, der ihn durch ſeine großen Brillengläſer erſchreckt anblickte und, haſtig auf ſein Zeitungsblatt ſchlagend, raſch die Worte hervorſtieß: „Sehr viel Druckfehler, ungeheuer viel Druckfehler, auch in Geiſt und Herz, nicht bloß in Publicität — erſtaunlich, ſchreiben letzteres vorn mit einem weichen, hinten mit einem harten B. — O, unverantwortlich — unverantwortlich. — Hm?“ machte er plötzlich fragend, indem er dem Doctor ſein Zeitungsblatt vor die Naſe hielt und ihm von unten herauf in die Augen ſchaute.

„Es iſt ſchon gut, mein Freund,“ bemühte ſich Herr Henderkopp in ſanftem Tone zu ſagen, „ſuchen Sie die Druckfehler nur auf und corrigiren Sie fleißig, Sie werden ſehen, daß Sie nach und nach immer weniger finden.“

Der Druckfehlerfänger entfloh eilig, als ihn der bleierne

Glanz der blauen Brille nicht mehr feſthielt, wie der Blick der Schlange das ſchüchterne Reh.

„Er macht ſich bedeutend beſſer,“ ſagte der Wärter lebhaft, „vor einer Stunde fand er nur noch Druckfehler in Publicität, ich glaube doch, wir kommen ſo weit, daß er keine mehr finden wird.“

„Es iſt der Factor einer großen Druckerei,“ erklärte der Doctor, „der bei ſeinem mühſeligen Geſchäft endlich ſo weit kam, überall Druckfehler zu ſehen. Dazu kam noch der täglich überwältigende Anblick des Kopfes ſeines Journals, was auch höchſt nachtheilig auf ſeinen Geiſt einwirkte, und ſo fing ſeine Krankheit damit an, daß er in dem ſtereotypirten Satze eines Werks Druckfehler ſuchte und zu finden glaubte.“

Bei dieſen Worten waren ſie weiter gegangen und hatten die Baumpflanzung erreicht, wo der Förſter emſig beſchäftigt war, den Boden um die Stämmchen zu lockern und den ſchwachen feſte Stützen zu geben. Zwiſchen dieſer Arbeit ſprach er mit einem andern Manne, der am Ende der Anpflanzung auf einer Bank ſaß und durch eine vergitterte Oeffnung in der Mauer auf die im Sonnenglanz ſchimmernde Landſchaft blickte. Obgleich der Sitzende dem Anderen den Rücken zukehrte, ſo ſchien er doch auf deſſen Worte zu lauſchen, denn zuweilen nickte er wie beiſtimmend mit dem Kopfe.

Als der Doctor mit den beiden Damen näher trat, zog der Förſter ſeine Mütze herunter, warf ſie hoch in die Luft unbekümmert darum, wo ſie niederfiel, und brummte dann mit finſterer Miene ſeinen Gruß, ohne weiter die Arbeit, die er vorhatte, zu unterbrechen.

Der Direktor nickte leicht mit dem Kopfe und ging zu dem, der an der Mauer ſaß, den er mit den Worten an-

redete: „Nun, wie ſteht's heute, mein Freund, ſind wir freundlich und gehorſam?“

Es erfolgte keine Antwort, und als dieſe auch bei einer zweiten ähnlichen Anſprache ausblieb, berührte der Doctor mit ſeinem Spazierſtocke leicht die Schulter des hartnäckig Schweigenden. Doch ſprang dieſer jetzt in die Höhe, wiſchte heftig mit der Hand über ſeine Schulter, drehte ſich raſch gegen den Fragenden um und beſchaute ihn mit blitzenden Augen von oben bis unten.

Es war dies eine eigenthümliche Geſtalt und ein noch eigenthümlicheres Geſicht. Sein Alter konnte man ſchwer auch nur annähernd ſchätzen; ein krauſer, ſchwarzer, voller Bart, ſo wie langes, gleichfalls ſchwarzes Haar hüllten ſeinen Kopf ſo vollſtändig ein, daß man außer der hohen, bleichen Stirn und der geraden, wohlgeformten Naſe nur einen kleinen Theil der Wangen ſah und von den blaſſen Lippen ſehr wenig, da er ſie feſt aufeinander gepreßt hielt. Wenn graue Streifen in ſeinem Haupthaar von reiferen Jahren zu zeugen ſchienen, ſo ſprach ſich dagegen in dem leuchtenden Glanz der Augen, ſo wie in der, wenngleich magern, doch ſchön gebauten und elaſtiſchen Körpergeſtalt die Kraft der Jugend aus. Sein Anzug ſchien verwahrloſ't und doch wieder gewählt: er trug Schuhe mit weißen Strümpfen, nachläſſig angezogene Sommerbeinkleider, einen grauen leinenen Rock, den er auf der Bruſt nicht zugeknöpft hatte, und ſeinen Hals umſchloß locker ein langes ſchwarzes ſeidenes Tuch, deſſen beide Enden vorn über ein rothes wollenes Hemd herabfielen. Als er ſaß, hielt er auf den Knieen einen Strohhut, den er jetzt langſam auf ſein langes, dichtes Haupthaar ſetzte und durch einen leichten Schlag dort feſtdrückte. Hierauf kreuzte er ruhig

ſeine Arme über die Bruſt und blickte dem Direktor der Privat-Irren-Anſtalt feſt in das Geſicht.

„Wir ſcheinen doch noch übel gelaunt zu ſein,“ wandte ſich dieſer an den Wärter, welcher achſelzuckend daneben ſtand; „wir ſcheinen unſere ſüdliche Tigerlaune zu haben, wir wollen wahrſcheinlich wieder eingeſperrt werden?“

Dieſe Worte ſprach Dr. Henderkopp mit einer boshaften Behaglichkeit, welche noch dadurch vermehrt wurde, daß er ſelbſtgefällig dabei lächelte. „Wie befinden ſich der Herr Graf?“

Auf dem Geſichte des alſo Angeredeten zeigte keine Spur von Bewegung an, daß er die Worte ſeines Quälers verſtanden, nachdem aber ſeine Augen, welche allein und ſehr deutlich ſprachen, noch ein paar Sekunden die blauen Brillen fixirt hatten, nahm der Kranke mit einer ſichern und zierlichen Handbewegung ſeinen Strohhut ab, wandte ſich gegen die beiden Damen und redete ſie mit tiefer, wohlklingender Stimme an: „Mesdames, j'ai l'honneur de vous saluer. Si Monsieur le Docteur avait eu seulement une idée de bienséance, il me vous aurait présenté.

„Laſſen wir das, mein Freund,“ unterbrach ihn raſch der Doctor. „Sie wiſſen, daß ich es Ihnen ein- für allemal verboten habe, Fremde, die meine Anſtalt beſuchen, mit Ihren fixen Ideen zu beläſtigen. Seien Sie folgſam, gehorſam, das allein iſt im Stande, Ihnen hier einen angenehmen Aufenthalt zu verſchaffen.

„Agréable — jamais, c'est l'enfer sur la terre, et vous Docteur, êtes —“

„Der letzte Teufel, den ich nicht niederſchlucken kann,“ brummte der Förſter in den Bart.

„Gebhard," rief der Doctor ſo laut und gebieteriſch dem Wärter zu, daß er die Bemerkung des ruhig Arbeitenden überhörte und auch der andere Kranke verſtummte, „ich ſehe, die dunkle Zelle hat noch keine Wirkung gethan, wir wollen die Douche ein wenig ſpielen laſſen. Ich will doch einmal ſehen, ob ich dieſen widerſpänſtigen Herrn nicht zum Gehorſam zwingen kann. Ja, ja, die Douche, Gebhard, und fortgefahren, bis ich ſelbſt komme und ſage: genug."

Ein paar Sekunden lang zuckte eine ungeheure Wuth über die Züge des Kranken, er fuhr mit ſeinen Armen auseinander und faßte mit ſeinen Fingern in die leere Luft, als ſuche er irgend eine Waffe zu erfaſſen und ſeinen Quäler damit zu Boden zu ſchlagen. Auch ſchien ihm der Förſter dabei behülflich ſein zu wollen, denn dieſer ſchleuderte die Hacke, mit welcher er gearbeitet, in ſeine Nähe, doch trat Gebhard mit ſeiner kräftigen breitſchultrigen Geſtalt dicht an ihn heran und hob drohend den Zeigefinger ſeiner ſchweren Fauſt in die Höhe.

Der Kranke bedeckte einen Augenblick ſein Geſicht mit beiden Händen, und als er dieſe wieder hinabſinken ließ, war er noch bleicher als vorher, ſeine Lippen zuckten und ſtießen abgebrochen und mühſam die Worte hervor: „O, meine Damen, bitten Sie für mich! Nicht Douche, um Gottes willen nicht Douche! — Sie macht wahnſinnig meinen armen Kopf! Ich will ruhig ſein — ſehr ruhig — bis —"

Ein ſeltſames Gefühl hatte ſelbſt die feſten Nerven der Wittwe Speiteler erſchüttert, und als ſich ſchon bei den erſten Worten der eben ſtatt gehabten Unterredung Sophie vom Arm ihrer Mutter losmachte, um leiſe den Weg, den ſie gekommen waren, zurückzukehren, mochte ſie ſie nicht zurückhal-

ten. Sie ſelbſt dagegen blieb ſtehen, ja, ſie ſtemmte unter der ungewohnten ſchwarz-ſeidenen Mantille ihre Arme in die Seite, wobei ſie unmuthig auf den Doctor blickte und feſt entſchloſſen war, wenn er eine Gewaltthätigkeit gegen den armen Kranken, für den ſie ſich intereſſirte, zur Ausführung bringen laſſen wollte, für den Letzteren recht energiſch Partei zu ergreifen.

Doch kam es dieſes Mal nicht ſo weit. Der Doctor ließ die blauen Brillengläſer eine Zeit lang feſt und unverwandt auf dem Geſichte ſeines Opfers ruhen, und begnügte ſich dann damit, dem Wärter zu ſagen: „Alſo laſſen wir's für jetzt gut ſein, aber bei der erſten Unart, bei der erſten noch ſo geringen Widerſetzlichkeit Douche und Drehſtuhl. Der Burſche da wäre im Stande, meine ganze Autorität in Frage zu ſtellen. — Wo iſt Sophie?“ ſetzte er fragend, indem er ſich umblickte, hinzu.

„Sie iſt dort hin gegangen,“ gab Madame Speiteler zur Antwort, „da ſitzt ſie auf der Bank unter den hohen Bäumen.“

„Wir wollen ſie aufſuchen,“ ſagte Herr Heuderkopp mißmuthig den Kopf ſchüttelnd, und während ſie dem bezeichneten Orte zuſchritten, fuhr er in erhöhtem ſcharfem Tone fort: „Es will mir das an Sophie durchaus nicht gefallen, daß ſie ſo gar keinen Antheil an meinen Schöpfungen zu nehmen ſcheint. Meine liebe Madame, Sie werden begreifen, daß man, um die Ehre zu haben, Direktorin einer ſo berühmten Anſtalt zu werden, das zimperliche ſchüchterne Weſen ablegen muß; meine Gattin muß gewiſſermaßen meine Stelle vertreten können, mich wenigſtens unterſtützen, ſo weit man es überhaupt von einer Frau verlangen kann.“

fiſch, zu ihrer Nachbarin gewandt, hinzu: „wir kommen wahrhaftig nicht vor acht Uhr nach der ver — — dammten Stadt!“ Da ſie bei dieſen Worten den Grafen, der vor dem Wagen ſtand, voll anſah, ſo hielt dieſer es für ſeine Schuldigkeit zu antworten und ſagte lächelnd:

„Wenn Ihr Kutſcher in demſelben Tempo, in welchem wir ihn überholt, fortfährt, ſo kommen Sie allerdings nicht vor acht bis neun Uhr nach Bologna.“

„Hörſt du es, Birbante?“ ſchrie die erboſte Dame dem Kutſcher zu, der ſich achſelzuckend und lächelnd mit ſeinen Pferden beſchäftigte.

„Wir reiſen ſonſt immer mit Extrapoſtpferden,“ fuhr die Dame heftig fort, „ließen uns aber in Ferrara von dieſem da beſchwatzen, mit ſeinen Pferden weiter zu fahren. Hat er nicht ein Maulwerk und verſprach er nicht hoch und theuer, wir kämen auf dieſe Art ſchneller hin, aber warte nur, Mandry Postillon, nicht einen Sou Trinkgeld ſollſt du bekommen! Ma pauvre fille,“ ſagte ſie hierauf zu der jungen Dame, „tu seras terriblement fatigue.“ Dabei warf ſie einen Blick auf dieſelbe und ſah den Grafen forſchend an.

Die halb und halb Angeredete hob ihren Kopf etwas in die Höhe und entgegnete, ohne die Alte anzuſehen: „ich bin nicht müde, nein — — Mama.“

„'S iſt ganz entſetzlich,“ fuhr Jene fort, „wenn man ſich dieß viele Geld koſten läßt und dann ſo fürchterlich betrogen wird. Fahren wir jetzt bald weiter, he?“

„Im Augenblick, Signora,“ entgegnete der Vetturin, der all' dem Lamentiren lächelnd und ſtumm zugelauſcht. Doch rückte er jetzt in der That den Futtertrog von den hungrigen Thieren hinweg, warf ihnen die Tremſe über und kletterte auf den Bock,

„Allerdings, mein lieber Herr Schwiegersohn," meinte Madame Speiteler, „soll sie sich bemühen, ihre Pflicht zu thun, aber eigentlich ist ihr Wirkungskreis doch nur im Wohnhause, in Küche und Keller; um auch anderswo in Ihrer Anstalt mit der so nothwendigen Energie aufzutreten, dazu werden Sie wohl schwerlich eine brauchbare Frau finden. Sehen Sie mich an, ich kann wahrhaftig schon einen Puff vertragen, aber einen armen Teufel, der seiner Sinne nicht recht mächtig ist, körperlich abstrafen zu sehen, dazu könnte selbst ich mich schwerlich verstehen."

„So, ein armer Teufel?" fragte der Director der Privat-Irrenanstalt mit Verwunderung. „Das ist ein verstockter Bursche, der gehört, unter uns gesagt, eher ins Zuchthaus als in eine respectable Anstalt wie die meine; er hat sich durch Schwindeleien aller Art, durch falsche Papiere und mit einer unerhörten Frechheit in den Besitz eines erlauchten Namens und unermeßlichen Vermögens setzen wollen, ungerechnet sonstige verbrecherische Absichten, mit denen er seinen Geburtsort verließ und auf Reisen ging. Seine Verwandten, die ihm folgten, fanden ihn hier in einem allerdings jämmerlichen Zustande und brachten ihn als einen tobend Wahnsinnigen zu mir. Meiner Kunst, Madame, gelang es, ihn so weit wieder herzustellen, daß es möglich war, ihn in meinem ruhigen und so überaus anständigen Hause zu behalten. Glauben Sie ja nicht, daß ich, wie er jetzt ist, Unmögliches von ihm verlange, wenn ich mich bestrebe, ihn von seiner fixen Idee abzubringen. Hat er doch Stunden, Tage, wo er mit größter Ueberlegung handelt und spricht, wo ich förmlich seine Absicht durchmerke, mir beweisen zu wollen, daß ich es mit einem vernünftigen Wesen zu thun habe. Stelle

ich mich aber einmal an, als gehe ich in ſeine Ideen ein, ſo kommt im Handumdrehen der ganze alte Wahnſinn wieder zu Tage: er verlangt Geld, um abreiſen zu können, und iſt ein vornehmer Herr, der von verbrecheriſchen Verwandten, die ihn um ſein Vermögen betrügen wollen, hier feſtgehalten wird."

„Und kennen Sie dieſe Verwandten?" fragte Madame Speiteler, die ſich von ihrer innigen Theilnahme für jenen Unglücklichen nicht ſo leicht abbringen ließ; „wäre es denn nicht vielleicht möglich, daß ihm ein großes Unrecht geſchehen?"

Herr Henderkopp nahm jene ſelbſtgefällige, lächelnde Miene an, welche ſagen zu wollen ſchien, ſo will ich mich denn herablaſſen, und dir den Beweis führen, daß zwei mal zwei vier iſt. „Das, meine liebe Madame," ſagte er hierauf, „iſt eine alte Geſchichte, die ſich in unſerer Praxis zu oft wiederholt hat, um einen Kenner zu täuſchen. Fragen Sie die meiſten meiner Penſionäre, wenn ſie ſich nicht gerade im Stadium der Tobſucht befinden, und ſie werden Ihnen zur Antwort geben, ſie ſeien die geſcheiteſten Menſchen der ganzen Welt und nur hieher gebracht worden, weil irgend jemand ein grauſames Vergnügen daran finde, ſie ihrer Freiheit zu berauben."

„Daß dies aber doch bisweilen der Fall ſein kann, lieſ't man in Büchern," verſetzte die Wittwe.

„O ja, in England ſoll dergleichen ſchon vorgekommen ſein, aber bei uns in Deutſchland, wo die väterliche Fürſorge des Staates nur erprobten Männern die Aufſicht über ſo wichtige Anſtalten, wie die meinige iſt, zu erlauben hat, iſt ein ſolcher Fall nicht denkbar, rein unmöglich." Der Doctor ſagte dieſe letzten Worte mit ſolcher Beſtimmtheit

und machte dabei eine ſo entſchiedene Bewegung mit der Hand, als wollte er dieſes Geſprächsthema ein- für allemal abgeſchnitten wiſſen, daß es die würdige Wittwe für beſſer hielt, nicht länger über eine Sache zu ſprechen, wo ihrerſeits weibliches Mitgefühl allein gegen langjährige Erfahrung und außerordentliche Kenntniſſe doch nur mangelhaft ſtritten.

„Sie müſſen das begreiflicher Weiſe beſſer wiſſen," ſagte ſie, während ſie langſam der Bank zugingen, auf der ſich Sophie niedergelaſſen hatte. „Wenn es Ihnen nun gefällig iſt, Herr Schwiegerſohn, ſo wollen wir jetzt den Theil des Hauſes noch einmal durchſehen, wo wir beſſer bekannt ſind und allenfalls ein Wort mitreden dürfen; nicht wahr, Sophie, das iſt dir auch lieber?"

„O gewiß, Mutter," verſetzte die gedrückte und bekümmerte Braut, und ſo ſchritten denn die Drei dem Hauſe zu, um dort Küche und Keller zu beſichtigen.

Wie es oft bei dem ſcheuen Wild im Walde vorkommt, daß es bei dem Rufe der Treiber und dem Knallen der Gewehre nach allen Richtungen auseinanderſtiebt, um ſich ſpäter wieder leiſe ſchleichend zuſammenzufinden, wenn die Jagd nicht mehr zu ſehen und zu hören iſt, ſo war es hier der gleiche Fall im Garten der Privat-Irren-Anſtalt des Herrn Dr. Henderkopp. Kaum war der Director und der Wärter aus dem Geſichtskreiſe der Kranken verſchwunden, ſo näherte ſich einer nach dem andern ſchüchtern der Bank, auf der der Mann mit dem Strohhute wieder Platz genommen hatte und ſich an einem Sonnenſtrahl zu erheitern ſchien, den das ſinkende Geſtirn des Tages durch die Mauerſpalte ſandte, ſo Stämme als Blätter mit dieſem letzten Kuſſe nochmals feſtlich vergoldend.

Der Förster, der sich noch einmal vergeblich bemüht hatte, den letzten Teufel niederzuschlucken, hatte seine Hacke auf die Bank gestellt und stützte sich mit beiden Armen darauf.

„Lasset es Euch nicht kümmern, wenn er auch mit Douche und Drehstuhl droht," sprach er mit einem pfiffigen Lächeln, „beide gehen nicht mehr, an der verfluchten Douche habe ich das Bleirohr zusammengebogen und in das Getriebe des Drehstuhls einen Stein gesteckt. Ha, ha, ha," lachte er, „diese dummen Kerle wollen klüger sein als wir."

Eine andere Gestalt, die wir bisher noch nicht gesehen, näherte sich mit festen Tritten, wobei dieselbe jedoch nicht unterließ, sich vorsichtig nach allen Seiten umzuschauen, zu welchem Zwecke sie alle paar Schritte stehen blieb. Es war dies ein großer und kräftig gewachsener Mann von militärischer Haltung, gut angezogen; seinen dunkelblauen Rock hatte er bis unter das Kinn zugeknöpft und in einem der Knopflöcher zeigte sich ein rothes Ordensband. Sein breites, knochiges Gesicht war durchfurcht, und namentlich auf der Stirn zeigten sich tiefe Falten. Unter buschigen Augenbrauen blickten stechende, graue Augen finster hervor, ein langer und starker Schnurrbart ließ von dem beständig unruhig zuckenden Munde wenig sehen. Er näherte sich ebenfalls der Bank, aber nicht in geradem Wege, vielmehr ging er in großen Kreisen immer näher und näher, wobei er zuweilen, wie um sich zu verbergen, hinter einen der dicken Baumstämme trat. Dies that er besonders, wenn sich einer der andern Kranken scheu und vorsichtig jenem Theile des Gartens näherte, wo sich der Mann mit dem Strohhute befand. Alle Pensionäre des Dr. Henderkopp waren mit auffallender Unruhe in Bewegung, mit Ausnahme des Telegraphisten, der sich ruhig an die Treppe

geſtellt hatte, welche zu dem tiefer gelegenen Roſengarten und von da ins Haus führte.

Der finſtere Mann mit dem Ordensbande war endlich neben dem Förſter angelangt; hier kreuzte er ſeine Arme auf der Bruſt und ſprach mit dem gedämpften Tone einer ſonſt ſtarken Stimme: „Ohne eine geregelte Verſchwörung geht es nun einmal nicht, und ich bin der Mann dazu, ſie zu leiten. Ah, welche Complotte ſind mir ſchon gelungen! — Denkt an die letzten Tage des Kaiſers Paul, denkt an die Höllenmaſchine, die leider zu früh explodirte, gedenkt vor allen Dingen meiner Beihülfe bei dem Tode des großen Cäſar, und geſteht, daß ich der Mann dazu bin, eine Verſchwörung zu leiten und dieſes kleinliche, ſchauderhafte Neſt hier in die Luft zu ſprengen.“

Der mit dem Strohhute wandte langſam ſein Geſicht herum und antwortete, wie wir es ſchon vorhin hörten, wieder auf Deutſch und mit großer Ruhe: „Alle Sachen da, die Ihr nennt, Signore Generale, paſſen nicht auf dieſe Verhältniſſe. Es iſt hier nicht Kaiſer Paul, nicht der große Napoleon, nicht der viel größere Cäſar, ſondern nur ein ganz miſerabler Menſchenquäler.“

„Aber ein Cäſar in ſeinem Reich,“ verſetzte der General, indem er den Zeigefinger hoch emporhob und die Augen weit aufriß, „ein mächtiger Cäſar. Er hat Prätorianer, er hat Ketten und Bande zu ſeiner Verfügung, nur eine gute Verſchwörung kann ihn ſtürzen.“

„Oder auch ein feſter Schlag mit dieſer Hacke auf ſeinen dicken Kopf,“ meinte der Förſter, und ſetzte dann mit einem unheimlichen Grinſen hinzu: „Dann würde ich dieſen tücki-

ſchen Teufel mit Honig überziehen, hinabſchlucken, und alle Qual hätte ein Ende."

Auch der Druckfehlerfänger hatte ſich genähert und ſtand da mit weit vorgeſtrecktem Halſe, wobei er ſeine Hände, die das Zeitungsblatt hielten, zuſammengelegt auf dem Rücken ruhen ließ.

Der mit dem Strohhute ſchüttelte langſam ſein Haupt und ſagte mit großer Ruhe: „Eine Verſchwörung, Signor Generale, iſt allerdings nothwendig, aber wir müſſen an eine neue, ganz beſondere denken, die eben erwähnten paſſen nicht hieher. Und Eure Hacke," wandte er ſich in entſchiedenem Tone an den Förſter, „darf dabei nicht zum Vorſchein kommen. O, das muß ſehr fein gemacht werden, wir wollen nicht Mörder und Todtſchläger ſein, wir ſind arme Gefangene, die ihre Freiheit wollen, nicht wahr?"

„O ja, o ja," ſeufzte der Förſter kopfnickend, „ich will zurück in meine ſchönen, großen Wälder, vielleicht daß mir da der tauſendſte Teufel ſo recht in den Schuß hineinläuft — prrrbauz, da liegt er!" Er hatte ſeine Hacke wie ein Gewehr angeſchlagen und ſcheinbar losgedrückt.

„Und ich werde auf den Marktplatz gehen," ſprach der General, „auf die Rednerbühne ſteigen, dort zum Volke ſprechen: Und Brutus war ein ehrenwerther Mann."

„Und ich," flüſterte der ehemalige Factor, „habe ein großes Engagement für Geiſt, Gemüth und Publicität; für jeden Druckfehler einen Gulden, macht vierzigtauſend Dukaten im Jahre; ich vertraue dabei ganz auf Ihre Hülfe, erlauchter Herr Graf."

„Das alles wird zu erreichen ſein," entgegnete dieſer, „nur müßten Sie, meine Herren, ſich gänzlich allen den

wichtigen Anordnungen fügen. Wissen Sie noch, Signor Generale, womit ich Sie beauftragt habe?"

Der General legte mit nachdenklicher Miene seine Hand an die Stirn, dann sagte er: „Nachdem die Hauswachen und Prätorianer in ihre Kasernen consignirt sind, begebe ich mich an das Hauptthor des Palastes und schlage einen jeden nieder, der aus demselben heraustreten will."

„Nicht niederschlagen, General," versetzte eifrig der Andere, „nur nicht hinauslassen."

„Richtig, richtig, wer sich aber widersetzt, wird niedergeschlagen, dazu bin ich der Mann."

„Gut," gab der mit dem Strohhute zur Antwort; „der Herr Förster hat die schwierigste Partie, auf ihn müssen wir uns unbedingt verlassen können."

„Und das könnt Ihr, bei Gott! — Hört, ob ich meine Rolle noch auswendig weiß: Wenn der Gebhard in seinem Zimmer ist, so schiebe ich von außen so leise als möglich den Riegel vor und drehe den Schlüssel im Schlosse zweimal herum. Der wird aufschauen, wenn er gefangen ist; zum Fenster hinaus kann er nicht, das hat verflucht dicke Eisenstangen. Dann gehe ich hin und schließe alle Eure Zimmer auf."

„Worauf ich allein ein Wort mit diesem verdammten Dottore reden werde," sprach der Mann mit dem Strohhute, wobei er seine rechte Faust ingrimmig ballte.

„Immer kommt es mir vor," warf der Factor hier schüchtern ein, „daß dieser Doctor, der uns unverantwortlich plagt, ein großer Druckfehler in der Schöpfung ist, den wir hinauscorrigiren müssen."

„Ja, das wollen wir," fuhr der Graf fort, „thue jeder nur seine Schuldigkeit. Herr Förster," wandte er sich noch-

mals an dieſen, „bedenkt, daß auf Euch alle unſere Hoffnungen ruhen und daß man Euch nicht einſchließt, Ihr dürft bei Tag und Nacht frei im Hauſe umher gehen; deßhalb thut mir den Gefallen, macht nicht zu viele Verſuche, Eure Teufel niederzuſchlucken. Denkt daran, wann Ihr frei werdet, könnt Ihr den tauſendſten Teufel nach Belieben aufſuchen.“

„O, ich werde nicht lange zu ſuchen brauchen,“ erwiderte eigenthümlich lachend der Angeredete, „den haben wir in der Nähe; ich brauche ihn nur noch mit Honig zu beſtreichen, er ſchmeckt mir ſchon im Voraus. Doch ruhig,“ unterbrach er ſich auf einmal in verändertem Tone, „dort der verrückte Telegraphiſt gibt uns eine Depeſche, der Gebhard kommt vom Hauſe herüber.“

„Trennen wir uns alſo für heute,“ ſprach der General finſter, aber mit Würde; „lebt wohl, edle Verſchworene, auf dem Marktplatz bei Cäſars blutiger Leiche ſehen wir uns wieder.“

Nach dieſen Worten huſchte der Druckfehlerfänger eilfertig ins Gebüſch, und man hörte ihn murmeln, daß es bei alledem ſchwer ſei und bleibe, die nöthigen Druckfehler zu finden, und daß nicht einmal mehr Verlaß ſei auf eine ſtereotypirte Ausgabe.

Der Wärter Gebhard, welcher in der That vom Hauſe herüber kam, verwies es dem Telegraphiſten, daß er ohne Erlaubniß arbeite; ſonſt bemerkte er durchaus nichts Ungebührliches an ſeinen Untergebenen. Hätte er freilich ſehen können, wie der General hinter jedem dicken Baume ein ſcharfes Meſſer hervorzog und die Spitze deſſelben ſorgfältig prüfte, oder hätte er die Geberden verſtanden, mit welchen der Förſter ſeine Hacke ſchwang und in den Boden hineinhieb, oder hätte er vor allen Dingen die Gedanken zu errathen vermocht,

welche in dem Gehirne des Mannes mit dem Strohhute tobten, so würde er nicht so sorglos seine kleine Pfeife in Brand gesetzt und nicht so behaglich an diesem wunderschönen, heitern Abend bläuliche Rauchwolken in die Luft hinaus geblasen haben.

Obgleich aber der Mann mit dem Strohhute, den die Anderen wohl nur im Scherze Herr Graf genannt, mit offenen Augen in die sonnenbeglänzte Landschaft hinausblickte, während er den Kopf auf den rechten Arm gestützt hielt, wobei sich seine Finger vergruben in die dichten, schwarzen Haare, waren seine Gedanken nicht bei diesem wunderbaren Wechsel von Schatten und Licht, ja, er starrte unverwandt noch immer die fernen Gebirge an, als diese schon ihre warme, violette Färbung verloren hatten und von tiefem Blau in kaltes Grau übergingen; und dabei zeigte nicht die leiseste Veränderung auf seinem Gesichte, kein Zucken der Lippen, kein Wechseln des Blicks, daß er es empfinde, die Sonne sei heute wieder einmal untergegangen und ihr folge finstere Nacht. Ja, als jetzt ein kalter Abendwind das welke Laub am Boden bewegte und durch seine dünne Sommerkleidung fröstelnd zog, schauerte sein Körper wohl zusammen, aber sein Blick blieb starr und unverwandt in die Ferne gerichtet. Innerhalb der Mauern eines Irrenhauses saß er und träumte. — —

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Im Salon der Gräfin Lotus.

Der kleine Salon der Gräfin Lotus nahm ſich nie reizender aus, als wenn im Kamin ein helles Feuer loderte und die Flamme deſſelben ohne jede weitere Beleuchtung den Raum wunderlieblich, faſt magiſch erhellte. Es war dann gerade, als kokettirten dieſe Flammen mit den Teppichen am Boden, mit den grünſeidenen Vorhängen, welche die hohen Spiegelſcheiben verdeckten, mit der kleinen Epheulaube in der Ecke des Zimmers, vor allem aber mit den zierlichen Marmorfiguren, welche das Dach dieſer Laube trugen.

Es war köſtlich anzuſehen, wie die Flammen des Kaminfeuers in ihrer beweglichen Weiſe bald dieſem, bald jenem der genannten Gegenſtände ihre warme, ja, glühende Aufmerkſamkeit ſchenkten. Jetzt ſchienen ſie es ein paar Augenblicke lang nur auf den dunkeln Smyrnaer Teppich zu ihren Füßen abgeſehen zu haben, und ſtrahlten eine ſolche Glut auf ihn hin, daß er in ſeiner Freude und Erregung ob dieſen heißen Küſſen ſchönere Farben und zierlichere Deſſins ſehen

nachdem er mit vieler Feierlichkeit dem Wirth die verlangten Bajocci bezahlt.

Die alte Dame legte ſich würdevoll in ihre Ecke, beantwortete den Gruß des Grafen ſehr vornehm, aber herablaſſend, und die junge Dame erhob ihren Kopf, unſern Reiſenden anſtändig grüßend, welcher hiedurch Gelegenheit bekam, für einen Augenblick ihr Geſicht zu ſehen. Daſſelbe war blaß, ein langes, edles Profil, feine Lippen, ſchwarze, etwas ſchmachtende Augen, überdeckt mit langen, feinen Wimpern, und dazu hatte ſie ſehr dunkelbraunes Haar. Es war eine jener Phyſiognomien mit leidendem Ausdruck, die ſo ſehr intereſſiren, ja die im Stande ſind, plötzlich zu feſſeln. Eine hohe, edel geformte Stirne, hinter welcher das Leben Erfahrungen aller Art aufgehäuft; und ein Mund, der zu ſprechen verſtand von vergangenen herben Tagen, aber auch gewiß ſüß zu lächeln, wenn er ſich vornahm, dieß zu thun.

Dahin rollte die Kaleſche und der Graf beſtieg kopfſchüttelnd das nun ebenfalls wieder beſpannte Coupé. „Ich habe da,“ ſagte er lächelnd zu ſeinem Freunde, „eine merkwürdige Bekanntſchaft gemacht: eine alte Hexe mit einem jungen Mädchen, das heißt, mit einem Mädchen in noch guten Jahren, ich ſchätze ſie ſo auf vier- bis ſechsundzwanzig, aber mit einer ganz anſtändigen Tournure und mit einem intereſſanten, vielverſprechenden Geſichte. Es wird ſich wahrhaftig der Mühe verlohnen, ſie näher kennen zu lernen. Sie gehen nach Bologna und ich glaube nach Florenz. Wir können da ſehen, wie die Alte auftritt und ſich gerirt.“

„Biſt du wieder einmal gefangen?“ lachte Alfred, „hat das Mädchen vielleicht blonde Haare oder ſo etwas Gewiſſes im Blick? Du biſt wahrhaftig unverbeſſerlich.“

„Dießmal iſt das Haar zufällig dunkelbraun,“ entgegnete

ließ, als ſelbſt am Tage; ja, man hätte glauben können, dieſe einzelnen Flocken bunter Wolle, aus denen er zuſammengeſetzt war, fingen an, ſich aufzublähen, und wollten eine Erzählung beginnen aus dem fernen Süden, von dem kleinen Dorfe, wo ſie erzeugt, wo ein ganzes emſiges Dorf die bunten Fäden zuſammengewoben und geſtickt, während herangezogene ernſthafte Beduinen, die in dem Dorfe Raſt halten wollten, die lange Pfeife im Munde, zuſchauten; während bei den Arbeitenden vorüberzogen die Kameele mit dem gravitätiſchen Schritt und dem nickenden Haupte, die edeln Pferde in muntern Sprüngen und der geduldige Eſel mit melancholiſchem Ohrenwackeln zum abſeits gelegenen Brunnen, wo eine hochgewachſene, ſchlanke Frauengeſtalt die Amphora heute noch eben ſo auf der Schulter hielt, wie Rebecca vor ſo viel Hundert Jahren. Darüber wiegten hohe, ernſthafte Palmen ihre ſchlanken, zierlichen Blätter und — —

Unmuthig verſtummten die erzählenden Farben, denn die flatterhaften Flammen brachen jetzt anderswo durch zwiſchen den kniſternden Holzblöcken und ließen, hoch aufſtrahlend, den grünen Fenſtervorhang wie durchſichtig erſcheinen. Es war, als ſeufze es tief aus der Seide, und mit dem Tone, der ſich hören läßt, wenn man mit der Hand über ſie ſtreicht, flüſterte ſie leiſe, wie der nächtliche Himmel draußen ſo klar ſei, wie die Sterne funkeln und wie ſich der junge Mond in einer weißglänzenden, haarſcharfen Sichel zeige. Kalt ſei es, ſehr kalt, die Scheiben beklagten ſich darüber, und aus den Thälern ſtiegen verrätheriſche Dünſte auf, die morgen früh als eiſiger Reif auf die noch übrigen Blumen und Blätter niederfallen würden. Gerade ſchienen ſie etwas Anziehenderes berichten zu wollen von einer weißen Mauer, die dort

von der Anhöhe herunter leuchtete, und von ſtarren, unbeweglichen Augen, als die boshaften Flammen triumphirend erwiderten: Ja, ſie iſt vorbei, die Zeit des Sommers, unſeres Nebenbuhlers, wir herrſchen wieder, unſer Reich beginnt! Damit ließen ſie die Fenſtervorhänge wieder im Dunkeln und ſchienen mit ganz beſonderer Liebe auf die Epheulaube und die Marmorfiguren.

Letztere ſchienen es übel genommen zu haben, daß die Glut des Feuers zuerſt mit dem Teppich und den Vorhängen gekoſ't, und blickten, als nun der volle Schein der Flammen auf ſie fiel, ſtarr und unbeweglich, wie bisher. Doch war es gerade die Kälte, welche die Begehrlichen ein ſo kokettes Spiel mit den bleichen, zurückhaltenden Marmorbildern treiben ließ, welche ſie veranlaßte, die Köpfe derſelben für einen Augenblick roſig zu beſtrahlen, ſich dann hinauf zu ſchwingen, um der dunkeln Blättermaſſe einen feurigen Kuß zu ſpenden und dann, wieder langſam hinabgleitend, mit den Gewändern der Statuen zu ſpielen; ein heiteres Spiel mit Licht und Schatten, dem ſelbſt der Stein auf die Länge nicht zu widerſtehen vermochte und ſich allmälig zu beleben und zu bewegen ſchien. War es doch, als erhielten die leeren Augenhöhlen Glanz und Verſtändniß, als öffneten ſich die feinen Lippen und als zeigten die langen Gewänder wechſelnde Falten. —

Dort, wo wir heimiſch ſind, klang es aus dem Stein, iſt es ſo unnennbar ſchön, daß uns in der Erinnerung an das glückliche Land ein tiefes Weh erfaßt, daß es ſchmerzhaft in uns wiederklingt, wenn der Mond aufgeht über dem weißen Marmorfelſen, der uns geboren. Dort ſind die linden, würzigen Lüfte, die unſere Jugend umſpielt, die, mit den

glänzenden Blättern der Orange koſend, deren duftende Blüthen auf uns niederwarfen. O, das göttliche tiefblaue Meer mit ſeinen roſig gefärbten Zauberinſeln! — — — — —

„Nichts iſt ſo im Stande, mich recht lebhaft nach dem herrlichen Neapel zurückzuverſetzen, als der Anblick jener Marmorfiguren, die dort auf unſerer Terraſſe ſtanden; erinnerſt du dich wohl, Roſa?“

Das ſprach eine klangvolle Stimme, vor deren Tone das ſchattenhafte Geplauder der lebloſen Gegenſtände plötzlich verſtummte; die beweglichen Flammen ſchienen zu erſchrecken und zogen ſich für einen Augenblick ſcheu in ſich zuſammen, um gleich darauf mit einer Veränderlichkeit ohne Gleichen ihre ganze Glut derjenigen zuzuwenden, welche die eben erwähnten Worte geſprochen.

Die Gräfin ſaß an der Seite ihres kleinen Kamins und beugte ſich etwas vor aus dem tiefen Fauteuil, ſo daß ihr bleiches Geſicht purpurn übergoſſen war von dem Scheine der ſpielenden Flammen.

„Noch mehr tritt mir das Bild Neapels vor die Seele,“ gab Roſa, die ihr gegenüber an dem Kamingeſims lehnte, zur Antwort, „wenn ich den Duft einer Orange oder deren Blüthe rieche. Da möchte ich die Augen ſchließen und um mich gaukeln laſſen den ſchönſten Golf der Welt mit ſeinen unſäglich ſchönen Formen, mit ſeiner blendenden und doch ſo harmoniſchen Färbung. Hat es dich nicht oft gedrängt, ihn wiederzuſehen?“

Françoiſe ſchüttelte leicht und melancholiſch ihr ſchönes Haupt.

„Was mich anbelangt,“ fuhr die lebhaftere Schweſter fort, „ſo regt ſich in mir in jedem Herbſte eine kaum zu be-

wältigende Luſt, nach dem Süden zu ziehen, und ich beneide aus tiefſtem Grunde meines Herzens die klugen Vögel, welche dem welken Laube, den traurigen Regen- und Schneetagen ausweichen und an ſchönen, lichten Herbſttagen aufbrechen und auf ihren Wanderungen nach ſchöneren, glücklicheren Ländern über uns dahinziehen. Wer mit ihnen ziehen könnte, ſo frei, ſo feſſellos, wie ſie! Glückliches Volk," ſetzte ſie launig hinzu, „ſie brauchen keine Eiſenbahn und kein Gepäck!"

„Und nehmen alles mit, was ſie lieben," bemerkte die Gräfin ſchwermüthig.

„Daß auch in uns die Sehnſucht nach wärmeren, ſüdlichen Ländern gelegt iſt, will ich mir nun einmal nicht abſtreiten laſſen. Im Frühling und Sommer wird es dir nicht einfallen, einem Zugvogel folgen zu wollen, aber im Herbſte beneide ich jeden, den ſein Geſchick dorthin führt, wo auch du einſtens ſo gern warſt, und ſo glücklich. Mein hochwohlgeborner Intendant hat nicht Unrecht, wenn er darüber klagt, daß ich im Spätherbſt unverträglich ſei. Es iſt wahr, er hat Recht, ich würde kein Wort darüber verlieren, wenn er mir um dieſe Zeit in oder ohne Gnaden meinen Abſchied bewilligte; ja, ich hätte ihm ſchon längſt an einem trüben Octobertage ſeinen Contract zurückgeſchickt, wenn —"

„Ich nicht da wäre," fiel ihr Françoiſe ſanft in die Rede, „nicht wahr, meine gute Roſa?"

„Nun, das verſteht ſich von ſelbſt; aber wir könnten ja zuſammen eine Luftveränderung verſuchen und für den Winter fortgehen."

„Alle?" fragte die Gräfin mit einem bedeutungsvollen Tone.

„Gewiß alle," fuhr Roſa in einem ſo muntern Tone

fort, daß derſelbe ihrer Schweſter auffallen mußte, und als dieſe fragend aufblickte, bemerkte ſie, wie die Augen Roſa's nach dem dunkeln Nebenzimmer blickten, und verſtand ſie vollkommen, als ſie hinzuſetzte: „Hat nicht der Arzt geſagt, daß meinem Schwager ein Winter in milderer Luft ſehr wohl thun würde?“

„Allerdings,“ verſetzte Françoiſe, „nur iſt er nicht dazu zu bewegen.“

„Was ich auch wieder begreiflich finde, wenn man in einer ſo wunderbar freundlichen und behaglichen Umgebung lebt, wie ſie dieſes kleine Haus bietet.“

Eine hohe, dunkle Geſtalt hatte ſich an der Thür des Nebenzimmers gezeigt und mit langſamen Schritten genähert, und da in dieſem Augenblicke die Flamme des Kamins, vielleicht aus Neugierde, vielleicht auch aus Theilnahme für ihren Herrn, der manche nächtliche Stunde hier geſeſſen und ſie genährt, hoch emporloderte, ſo erkannte man deutlich den Grafen Lotus mit ſeinem bleichen und ernſten, aber nicht unfreundlichen Geſichte.

„Meine liebe Schwägerin,“ ſagte er mit wohlwollendem Tone, „es iſt nicht allein das freundliche Haus, welches mich abhält, im Herbſte auch einmal mit den Zugvögeln von dannen zu ziehen. Das ließe ſich wohl erſetzen durch warmen Sonnenſchein und den Anblick immergrüner Bäume; nein, was mich zurückhält, iſt hauptſächlich, daß mein Inneres ſo geworden iſt, daß es beſſer zuſammenſtimmt mit einem trüben deutſchen Winter, als mit dem heitern Glanze eines ſüdlichen; auch ſchlafe ich beſſer bei Eis und bei Schnee, als bei lauer Luft.“

Bei den letzten Worten hatte er einen Fauteuil vor den

Kamin gerollt, ſich in der Nähe ſeiner Frau niedergelaſſen und mit einem herzlichen Ausdrucke ſeines Geſichtes ſeine Hand leicht auf ihren Arm gelegt.

„Ich brauche dir wohl nicht zu ſagen, lieber Schwager, wie ſehr mich die Mittheilung Françoiſe's gefreut, daß es in den letzten Tagen mit deinem Schlafen erträglich geht.“

„Erträglich, ja,“ gab er zur Antwort, „nur iſt der Begriff dieſes Wortes einer großen Ausdehnung fähig; ich habe in dem Puncte ſchon viel ertragen, aber ungerecht wäre es, wenn ich gerade jetzt klagen wollte. Ich ſchlief in den letzten Nächten mehrere Stunden ſanft und ruhig, und das iſt alles, was ich brauche; wahrhaftig, Roſa, ich könnte wieder anfangen, meine Exiſtenz eine behagliche zu nennen, wenn mich nicht etwas Anderes quälte.“

Er ſchwieg nach einem tiefen Seufzer; Françoiſe blickte ängſtlich zu ihrer Schweſter auf, die aber mit dem unbefangenſten Tone fortfuhr, zu ſprechen: „Was bekümmert dich denn ſo außerordentlich? Weißt du noch, wie du mich ein verſtändiges und energiſches Mädchen genannt und verſichert haſt, es ſei dir eine Beruhigung, mit mir über deine Verhältniſſe zu reden, mir anzuvertrauen, was dich quäle? Wenn du alſo deine Geſinnungen gegen mich nicht geändert haſt, was mir, nebenbei geſagt, ſchmerzlich wäre, ſo laß mich hören, ob dir nicht zu helfen iſt.“

Françoiſe drückte ihr Taſchentuch an den Mund und ſchaute mit beſorgtem Blick über daſſelbe hinweg auf das Geſicht des Grafen, der mit düſterem Sinnen in die Glut des Kaminfeuers ſtarrte und dann kopfſchüttelnd ſagte: „Zu helfen, liebe Roſa, wird mir ſchwerlich ſein, denn das Gefühl, welches mich drückt und quält, iſt ein alter Feind, der

mich nach jahrelanger Ruhe immer wieder tückiſch überfällt. Zum erſten Male," fuhr er nach einem tiefen Athemzuge mit dumpfer Stimme fort, „mußte ich unter ſeinen Angriffen leiden, als der Hieb jenes niederträchtigen Shiks meinen Kopf getroffen. Das war eine traurige Zeit, wo ich bei furchtbarer Hitze lange Tage und Nächte im halbdunkeln Zimmer lag, wo meine Augen alles doppelt ſahen, o, ſo ausgeſprochen doppelt, daß man es hätte komiſch nennen können. Ich erinnere mich ſehr gut, wie ich damals immer vier Arme und vier Hände vor mir auf der Bettdecke liegen ſah; dazu kam noch ein unerträgliches Gefühl, daß es mir nämlich bei dem eifrigſten Bemühen nicht möglich war, einen Gedanken nur kurze Zeit feſtzuhalten, er entſchlüpfte mir, wie der glatte Aal aus der Hand, und entflatterte in ſeltſamen Bildern und Farben in unerreichbare Weiten, und das Gefühl habe ich jetzt auch wieder zuweilen."

„Doch nicht das Doppeltſehen?" fragte Françoiſe beſorgt; „davon haſt du mir ja nichts geſagt."

„An dem Doppeltſehen leide ich allerdings nicht vollkommen ausgeſprochen, doch wenn ich zuweilen einen Gegenſtand feſt anſehe, ſo muß ich alle meine Sehkraft zuſammennehmen, daß er mir nicht zu zwei aus einander fließt, und dieſes Zuſammennehmen thut meinem Kopfe weh. Was aber das Entſchlüpfen meiner Gedanken anbelangt," fuhr er mit einem düſtern Blicke fort, „ſo habe ich ſehr darunter zu leiden, und ich bin überzeugt, es muß Euch das durch meine abſpringende Redeweiſe ſchon aufgefallen ſein."

„Wenn ich ehrlich ſein darf, Schwager," verſetzte Roſa in heiterem Tone —

„So wirſt du mir Recht geben," unterbrach ſie der Graf.

„Nein, nein, das wollte ich nicht ſagen," erwiderte die Tänzerin lebhaft, „ſo muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß du dich mit ſolchen Phantaſieen unnöthig plagſt und daß ſie bei dir zur fixen Idee werden. Glaube mir, ich habe auch Zeiten, wo mir vielerlei Gedanken wie Blitze durch den Kopf fahren, wo einer den andern verdrängt, wo ich vom Hundertſten ins Tauſendſte komme, und häufig nicht im Stande bin, den Anfang meiner oft lächerlichen Combinationen wiederzufinden."

„Du willſt mich beruhigen, liebe Roſa, du und die gute Françoiſe. Auch ſie hat mir ſchon in gleicher Weiſe Troſt geſpendet, aber ich weiß am beſten, daß mein Zuſtand ein ganz anderer iſt, denn ich ſelbſt fühle nur zu deutlich den Unterſchied zwiſchen meinen guten und ſchlimmen Tagen."

„Deine Nerven ſind zuweilen aufgeregt," ſprach die Gräfin mit ſanfter Stimme, „und darunter leideſt du, lieber Paul, und in ſolchen Augenblicken ſchließeſt du dich zu ſehr gegen die äußere Welt ab. Sei mittheilend, namentlich gegen uns, die wir dich ſo ſehr lieben; ſprich deine Gedanken aus, laß uns mit dir fühlen, mit dir leiden."

„Und wenn dir einmal ein Gedanke hartnäckig entſchlüpfen will," ſagte Roſa heiter, „ſo rufe mich zu Hülfe, und ich werde mich bemühen, die widerſpänſtigen wieder einfangen zu helfen."

Der Graf reichte ſeiner Schwägerin mit einem trüben Lächeln die Hand und entgegnete: „Ich kenne wohl Eure Freundſchaft und Liebe zu mir, und weiß ſie wahrhaftig auf's höchſte zu ſchätzen. Ja, es iſt mir oft zu Muthe, als wagten ſich die finſtern Geſtalten, die mich oft umdrängen, nicht in meine Nähe, wenn Eure guten, klaren Augen auf mir

ruhen. Und doch," ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu, „iſt nicht alles, wie es ſein ſollte, und ich hatte mir ſchon vorgenommen, mit einem erfahrenen Manne über meinen Zuſtand zu ſprechen."

„Mit wem denn, Paul?" fragte Françoiſe raſch.

Der Graf zuckte die Achſeln und erwiderte, während er nachdenklich in die Glut des Kamins blickte: „Mit meinem Arzte, das kann nichts nützen, ich habe dieſen Gegenſtand ſchon hundert Mal mit ihm beſprochen; er tröſtet mich, ſo gut er kann, und wenn ich ihn endlich mit meinen Fragen in die Enge treibe, ſo kommt er mit gelehrten Ausdrücken, die ich nicht verſtehen kann, und das will er gerade, wie ich ſchon bemerkte. — Man hat mir da von einem jungen Manne geſprochen," fuhr der Graf nach einer Pauſe fort, während welcher er zuerſt ſeine Frau und dann Roſa forſchend angeſehen, „der bei leichten Störungen des — wie ſoll ich's nur gerade nennen? — nun gerade heraus — des Denkvermögens ſchon außerordentliche Erfolge erzielt haben ſoll."

„Aber das iſt nicht dein Fall," warf die Tänzerin raſch ein.

„Bis jetzt wohl nicht, aber es könnte mein Fall werden, und um das zu verhüten, möchte ich den Rath jenes Mannes hören; es iſt ein Dr. Henderkopp, welcher einer Anſtalt für Erkrankte der eben geſchilderten Art, wie man mir verſichert, mit großem Geſchicke vorſteht."

„Ach, Paul," flüſterte die Gräfin mit einem ängſtlichen Blick auf ihre Schweſter, die ſie aber durch einen Wink mit ihren Augen zu ſchweigen bat und dann ſelbſt ruhig entgegnete: „Einen ſolchen geſchickten Mann zu Rathe zu ziehen,

darin ſehe ich durchaus nichts, was man dir abrathen könnte, im Gegentheil, ich finde, du haſt ganz Recht, das zu thun. Sprich mit ihm vertrauensvoll, und es wird dich beruhigen, wenn er dich von der völligen Grundloſigkeit deiner Befürchtungen überzeugt."

Der Graf nickte eine Zeit lang ſchweigend mit dem Kopfe, ehe er erwiderte: „Wenn ich einem ſolchen Manne zu gleicher Zeit mein vergangenes Leben mit ſeinen Leiden und Freuden offen und klar darlege, mache ich es ihm möglich, meinen Seelenzuſtand zu verſtehen, indem ich einem unbefangenen, unparteiiſchen Verſtande mit einem Male ein klares Bild meiner ſelbſt vorlege, wogegen unſer Arzt, der alles das ſchon kennt und unzählige Male mit mir beſprochen hat, nie geneigt war, auf Einzelheiten Gewicht zu legen, die mir wichtig genug vorkommen. Wenn ich mich ſo ausdrücken darf, er ſteht mir zu nah, er iſt zu ſehr mein Freund, um meinen ganzen Zuſtand ſcharf überblicken zu können."

„Ich habe den Namen dieſes Dr. Henderkopp nie gehört," ſagte Roſa, worauf der Graf lächelnd erwiderte: „Das glaube ich wohl, glückliche Künſtlerin, was ſollteſt du dich auch in der Blüthe deiner Jahre um Leute bekümmern, welche Anſtalten verſtehen, deren Name allein Euch Frauen ſchon erſchreckt? Namen, die allerdings in unſerem ernſten Deutſchen etwas abſtoßend klingen, für welches aber die leichtere franzöſiſche Sprache einen beſſer klingenden Ausdruck, maison de santé erfunden hat. Und dieſes maison de santé, von dem hier die Rede iſt, kannſt du hier von deinem Fenſter aus ſehen, Françoiſe; es liegt gerade vor dir auf dem Hügel nach Feltheim zu und zeigt deutlich ſeine lange, weiße Mauer. — Erinnerſt du dich?"

luſtig der Graf, „aber das Auge hat wirklich etwas unnennbar Angenehmes.“

„Da haben wir's! Jetzt wirſt du wieder in Bologna und Florenz ungenießbar ſein. Gott, wenn man dich einmal glücklich verheirathet hätte!“

„Nun, vom Heirathen iſt keine Rede, lieber Freund,“ antwortete der Graf, „die Alte ſieht mir einigermaßen verdächtig aus, es iſt eine Franzöſin und hat den Hut, den ſie trägt, auf alle Fälle ſelbſt gebaut, es wär' vielleicht ein Amuſement für ein paar Tage. Wenn ſie wirklich nach Florenz geht, ſo könnten wir die Tour zuſammen machen.“

„Ganz recht!“ lachte Alfred, „ich mache den Elephantenführer oder den Mephiſto, hinkend bin ich ohnedieß, und während ich mit der alten Martha luſtwandle, verführſt du, ein glücklicher Fauſt, das hübſche Gretchen.“

Jetzt hatten ſie die Kaleſche wieder eingeholt und der Graf beugte ſich hinaus, ſo weit er konnte, um die Damen nochmals feſt in's Auge zu faſſen.

Bald waren ſie weit vorausgeeilt und erreichten nach ein paar Stunden Bologna, ehe der nachkommende Wagen noch die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte. Sie kamen ſehr ſpät an die armen Damen mit ihrem Vetturin, und die beiden Freunde, nachdem ſie vorher noch eine Zeit lang durch die Straßen der alten ehrwürdigen Stadt gezogen und ſich wieder einmal die wahnſinnigen ſchiefen Thürme beſchaut, ſaßen eben beim Souper, als der Wagen der dicken Signora in den Hof fuhr.

Der Graf eilte an's Fenſter und ergötzte ſich ungemein an den heftigen Redensarten, mit der die Frau ihren Vetturin auch hier überſchüttete. Da ſtand ſie zwiſchen den Kellnern mit hoch erhobenen Lichtern und wandte ſich mit ihren Klagen und

„Ach ja," erwiderte die Gräfin beklommen, „ich habe es für einen Kirchhof gehalten."

„Das iſt es auch in gewiſſer Beziehung, meine Liebe. Glaube mir, hinter jenen weißen Mauern liegt manch' heiße Phantaſie, liegen manch' kühne Entwürfe begraben, dort wurde ſchon manches reiche Gemüth zur Ruhe gebracht. — Scherra ſprach mit mir davon, er lernte den Doctor auf ſeinen Reiſen kennen. — Oft, wenn ich hier an dieſem Fenſter ſtehe, blicke ich hinüber und freue mich, wie das Kirchlein, das man über die weiße Mauer hervorragen ſieht, ſo reizend mitten im Grün der Bäume liegt. Von dort kann man auch deine Fenſter ſehen, meine liebe Françoiſe, und das allein ſchon könnte mir einen Aufenthalt dort lieb und werth machen."

„O, ſprich nicht ſo, Paul," erwiderte die Gräfin tief ergriffen, „nein, du mußt nicht ſo ſprechen, es iſt Unrecht von dir, das zu ſagen."

„Selbſt im Scherze thut es uns weh," meinte Roſa.

„So ſeid Ihr Weiber nun einmal; ſelbſt die muthigſten, worunter ich dich, Roſa, rechne, haben doch nicht Muth genug, einem drohenden Feinde feſt ins Auge zu ſehen, und doch iſt es nothwendig, denn nur ſo iſt man im Stande, einen Schlag, der uns vernichten könnte, abzuwehren. Aber um Euch zu beruhigen, ſetze ich hinzu, daß das ja nur ſehr weit gezogene Vorausſetzungen ſind. Doch werdet Ihr wenigſtens gegen meine Abſicht nichts einwenden, mit jenem Arzte ein vernünftiges Wort zu reden. Oder hätte ich es heimlich thun ſollen, ohne mit Euch darüber zu ſprechen? Seht, wie Ihr Weiber ſeid! In jenem Augenblicke verlangt Ihr Offenheit, und wenn man offen mit Euch ſpricht, ſo macht Ihr

in dieſem Momente ſolche Einwendungen, daß man bereut, es gethan zu haben."

Die Thür des Salons war bei den letzten Worten des Grafen geöffnet worden, und der Kammerdiener, der auf der Schwelle erſchien, meldete den Herrn von Scherra, der ſich im Vorzimmer befände.

„Sehr willkommen," rief der Hausherr; „wenn man es dem guten Scherra nur einmal abgewöhnen könnte, ſich immer ſo förmlich anmelden zu laſſen! — Dann ſoll man auch Licht bringen, Scherra liebt das Licht, viel Licht." — Er war haſtig aufgeſtanden, um ſeinem Freunde entgegen zu gehen.

Françoiſe und ihre Schweſter, welche beide im Grunde ihres Herzens froh waren, daß das Geſpräch von eben, welches ihnen peinlich und ſchmerzlich war, unterbrochen wurde, wechſelten einen langen, bedeutungsvollen Blick bei dem letzten Aufleuchten der Flamme des Kaminfeuers, die nun bei dem hereinbrechenden hellen Licht ihre Kraft verlor und darüber unmuthig, wie vor Zorn roth erglühend, in ſich zuſammen zu ſinken ſchien.

„Guten Abend, meine Damen, guten Abend, Paul!" rief Herr von Scherra, der trotz ſeiner Wohlbeleibtheit raſch in das Gemach trat, mit ſeiner freundlich wohlwollenden Stimme, „bei dem froſtigen Herbſtabend draußen kenne ich keinen angenehmern Contraſt als das Flackern des Kaminfeuers und die freundlichen Augen meiner ſchönen Gönnerin. Du ſiehſt," wandte er ſich launig an den Hausherrn, nachdem er jeder der Damen eine ſeiner Hände gereicht, „du ſiehſt, daß wir das in der Jugend Gelernte und oft Geübte noch lange nicht vergeſſen haben."

„Das weiß Gott," lachte der Graf, „dir blüht im Aeußern wie im Innern ewige Jugend."

„Unter dem Schnee des Winters," verſetzte freundlich Herr von Scherra, indem er ſeine Rechte bedeutungsvoll auf ſein dickes, ſchneeweißes Haar legte; „aber nun genug der Complimente! Theure Gräfin, wie befinden Sie ſich? Hoffentlich haben Sie den klaren Tag zu einem Spaziergange benutzt?"

„Gewiß, ich war draußen; Roſa und ich ließen uns vor die Stadt fahren und ſpazierten dort eine Stunde in dem angenehmen Sonnenſchein."

„Und du, mein Freund?" wandte ſich Herr von Scherra an den Grafen, „du haſt wahrſcheinlich wieder einmal das Haus nicht verlaſſen. O, es iſt das eine leidige Gewohnheit, ſich ſo einzuſperren."

„Nicht wahr?" pflichtete ihm eifrig die Gräfin bei, „wir haben ſo gebeten, er möge mit uns fahren, oder möge hinaus reiten und uns draußen treffen, aber alles vergebens."

„In einem ſolchen Falle, meine Gnädigſte," ſagte Herr von Scherra, „müſſen Sie befehlen, aber nicht bitten. Der gute Paul iſt oft wie ein Kind, das lieber zu Hauſe ſpielt — er thut das mit ſeinen Erinnerungen — als ſich in Gottes herrlicher Natur ergeht; iſt er aber einmal draußen, dann thaut er auf und unterhält ſich beſtens, nicht wahr, mein Freund?"

„Ich glaube, daß du Recht haſt."

„O, ich bin davon überzeugt, und deßhalb, liebe Gräfin, müſſen Sie dieſem unartigen Kinde künftig befehlen."

„Darf ich das?" fragte Françoiſe ihren Gemahl mit freundlichem Lächeln, wobei ſie ihre Hand ſanft auf ſeine Schulter legte.

„O ja, Françoiſe, thue es einmal, ich möchte dabei auch ſehen, wie dir das Befehlen anſteht.“

„Nun, nach der Erlaubniß,“ rief Herr von Scherra luſtig, „hoffe ich, werden Sie künftig ein ſcharfes Regiment führen; armer Paul, du biſt verloren, unſere gute Gräfin mit ſo kräftiger und lieber Unterſtützung, — er verbeugte ſich gegen Roſa, — ſind eine Achtung gebietende Macht.“

Der Kammerdiener hatte unterdeſſen auf einem runden Tiſche, der in der Mitte des Zimmers ſtand, das Theeſervice aufgeſtellt, und nachdem er ſich überzeugt, daß das Waſſer in dem ſilbernen Keſſel leiſe zu ziſchen und zu ſingen anfing, den Salon wieder verlaſſen. Roſa war an den Tiſch getreten, um den Thee zu bereiten, wobei ihr Françoiſe half, indem ſie gefüllte Taſſen zuerſt Herrn von Scherra, dann ihrem Manne brachte, welche ſich beide vor dem Kamin niedergelaſſen hatten. Zu dem Erſtern ſagte ſie dabei: „Dieſe iſt für Sie nur zur Einleitung, Sie bekommen vortreffliche Trauben, ein Biscuit und ein paar Tropfen Marſala.“

„Ja, ja,“ ſprach der Graf heiter, „du biſt einmal das enfant gâté meiner Frau.“

„Nicht wahr? Und du findeſt es begreiflich, daß ich gern meine Abende bei Euch zubringe. So bei lieben Bekannten freundlich empfangen zu werden, iſt eine von den wenigen Süßigkeiten eines Junggeſellenlebens.“

„Wenn aber dieſer Junggeſelle ſelbſt heirathen könnte,“ meinte Françoiſe lächelnd, „um dann auch bei ſich einen heimlichen Kaminwinkel zu bilden —“

Herr von Scherra verſetzte, ſein Haupt ſchüttelnd: „Dieſes Junggeſellenleben führt uns zu leidigen Gewohnheiten, die wir ſchwer wieder ablegen können. Wenn der Abend

kommt, hält es mich nicht mehr zu Hause, und es treibt mich, liebe Freunde aufzusuchen, wo ich gern meine Abende verbringe. Ich verstehe vollkommen die Lage jenes alten Garçons, der eine geliebte Freundin, die er täglich besuchte, nur deßhalb nicht heirathete, weil er dann nicht mehr gewußt hätte, wo er seine Abende zubringen sollte."

Rosa hatte ein paar kleine Tischchen neben das Kaminfeuer gesetzt, um dort die Tassen aufzustellen. „Es ist schade," sagte sie, „daß Sie in diesem Punkte so unverbesserlich sind, ich glaubte, Sie hätten alle Eigenschaften, ein vortrefflicher Hausvater zu werden."

„Davon bin ich durchaus nicht überzeugt, Fräulein Rosa. Allerdings können mich Freunde und Gewohnheiten Jahre lang an einen Ort fesseln, aber wenn alle Welt glaubt, ich sei festgewurzelt, so treibt es mich auf einmal wieder fort in die Ferne, und es erwächst mächtig die alte Reiselust."

„Du hast doch im gegenwärtigen Augenblicke nicht dergleichen vor?" fragte der Hausherr in fast besorgtem Tone.

„Bestimmtes nicht," entgegnete Herr von Scherra, „doch wenn ich meine Tagebücher durchblättere, oder aus ihnen arbeite, wie ich auch heute mehrere Stunden gethan, so tauchen ferne Gegenden, wo ich gern verweilte, wieder so frisch und lebendig vor mir auf, daß ich an mich halten muß, um nicht auf der Stelle einen Befehl zum Einpacken zu geben."

„Ueber Aehnliches sprachen wir vorhin auch, aber nicht à cause der Tagebücher — leider haben wir keine solchen — sondern beim Erblicken glückseliger Zugvögel, die so frei und fesselos glücklichere Gefilde aufsuchen können."

„Was meinst du dazu?" wandte sich Herr von Scherra an den Hausherrn. „Hättest du nicht auch wieder einmal

Luſt, Zugvogel zu ſpielen, und noch einmal den Nil oder den heiligen Ganges zu beſuchen?“

„Dorthin zieht mich's eigentlich nicht,“ erwiderte der Graf, und Roſa ſetzte raſch hinzu: „Lieber Herr von Scherra, ich muß bitten, nicht ſo egoiſtiſch zu ſein, wenn Sie über Reiſen reden, und auch an uns zu denken.“

„Erwünſchteres könnte uns nichts kommen,“ verſetzte der Angeredete galant; „dann freilich wäre es nichts mit Nil und Ganges, aber wohin ſonſt? Italien? Neapel? Ich fürchte, der gute Veſuv hat ſeine beweglichen Landsleute angeſteckt und wir haben dort in nächſter Zeit einen Ausbruch zu erwarten, wie noch nie etwas Aehnliches dageweſen. Du haſt doch heute die Zeitung geleſen?“ wandte er ſich an ſeinen Freund, „Garibaldi iſt ausgeſegelt, und ich wette zehn gegen eins, er wird in Sicilien landen.“

Françoiſe, welche wohl wußte, daß ein Geſpräch über Politik höchſt aufregend auf den Grafen wirkte, neigte ſich gegen Herrn von Scherra und bemerkte lächelnd, „Sie ſollen mir nicht umſonſt geſagt haben, daß ich zuweilen befehlen möchte; ich mache jetzt davon den erſten Gebrauch und befehle, daß in meinem Salon nicht über Politik geſprochen wird.“

„Da haben wir's,“ rief Scherra mit komiſchem Ernſt, „aber im Grunde hat die Gräfin Recht. Man ſoll am freundlichen Kaminfeuer, bei einer guten Taſſe Thee, in Gegenwart von liebenswürdigen Damen, mit Freunden, die noch dazu entgegengeſetzter Meinung, wie wir, ſind,“ ſetzte er mit einem leichten Augenblinzeln gegen den Grafen hinzu, „nicht politiſiren, es iſt das ein unfruchtbares Geſchäft. Und es iſt dies wahrhaftig auch nicht meine Abſicht; nur um in den Augen der liebenswürdigen Fräulein Roſa nicht als Egoiſt

zu erſcheinen, wollte ich die Frage an dieſelbe ſtellen, ob man, trotz einer Umwälzung in Italien, als Fremder dort ungehindert auftreten könnte?"

„Wie ich die Italiener kennen lernte," verſetzte der Graf, „bin ich der Anſicht, man würde nicht beläſtigt werden, auch glaube ich an keine dauernde Umwälzung. Worauf begründet ſich auch das Recht der piemonteſiſchen Regierung," ſetzte er eifrig hinzu, während ſich ſeine Augen belebten, „die Lombarden, Toscaner, Römer und Neapolitaner auf ihre Art glücklich zu machen, und durch unrechtmäßiges Vertreiben ihrer angeſtammten Fürſten zu einem Ganzen verſchmelzen zu wollen, was doch nie zuſammenhalten kann und wird? Dieſe piemonteſiſche Regierung," fuhr er heftiger fort, „die —"

„Halt, halt!" rief Herr von Scherra in komiſchem Ernſte. „Sind wir ſchon wieder mitten drinn, und ſoll ich jetzt den alten Streit erneuern, indem ich dir aus einander zu ſetzen verſuche, daß die Italiener wohl ein Recht haben, eine große und freie Nation zu bilden, und daß es dir ſelbſt, um von etwas Praktiſchem zu reden," ſetzte er lachend hinzu, „außerordentlich angenehm ſein würde, wenn du ſpäter einmal vom Lago Maggiore nach Sicilien reiſen kannſt, ohne alle paar Quadratmeilen genöthigt zu ſein, deinen Paß zu zeigen und theure Sporteln zu zahlen, damit dich irgend ein italieniſcher Beamter, der dich gar nicht kennt, für einen unbeſcholtenen und ehrlichen Mann erklärt? Meine Damen, ich muß dieſem ſtrengen Verfechter alles Beſtehenden die Erinnerung an einen Morgen in Livorno zurückrufen, auf deſſen Rhede wir Morgens um 4 Uhr ankamen, um nach zehn Stunden gänzlich unmotivirten Wartens endlich ans Land gelaſſen zu werden. Hat dieſer gute Graf damals nicht das Lob der kleinen ita-

lieniſchen Regierungen in den verſchiedenſten Sprachen der Welt geſungen, leider auch auf italieniſch, weßhalb es uns auch faſt begegnet wäre, daß man uns, endlich in der Stadt Livorno angekommen, ohne viele Umſtände eingeſteckt hätte?"

„Ich will wahrlich dieſen Chicanen und elenden Neckereien nicht das Wort reden, aber das ſind Mißbräuche, die ſich abſtellen laſſen."

„Die man aber nicht abſtellen wird; man hatte wahrhaftig lange genug Zeit, das zu thun."

Roſa ſchüttelte unmuthig ihren Kopf; ſie ſah voraus, daß es bei der reizbaren Gemüthsverfaſſung des Grafen in der nächſten Minute zu heftigen Worten kommen werde; ſie blickte Françoiſe fragend an, die es aber nicht wagen durfte, den Herrn von Scherra, der ſich auch noch obendrein etwas von ihr abgewandt hatte, durch einen Wink zu bitten, daß er das Geſpräch abbrechen möge. Glücklicher Weiſe öffnete der Kammerdiener in dieſem Augenblicke die Thür und ließ Arthur von Marlott eintreten, der mit ſo geräuſchvollem und ſelbſtgefälligem Behagen erſchien, daß auch die lauteſte Unterhaltung unterbrochen werden mußte.

Dreißigſtes Kapitel.

Die Thugs oder indiſchen Mörderorden.

„Das heiße ich einmal Ahnungs-Vermögen entwickeln und Glück haben!“ rief der Huſaren-Offizier, während er nach allen Seiten ſein Compliment machte, mit großer Luſtigkeit, „Ahnungs-Vermögen, weil ich mir halb und halb dachte, ich würde hier einen warmen Kamin und ein kleines, vernünftiges Souper finden, und Glück, daß ich mich nicht getäuſcht.

„Sie erlauben doch, ſchöne Couſine,“ wandte er ſich an die Gräfin, „daß ich mich in Ihrem angenehm durchwärmten Salon häuslich niederlaſſe? Es iſt draußen verdammt kalt,“ ſetzte er fröſtelnd hinzu.

Wir können hier unmöglich verſchweigen, daß der Huſaren-Offizier ſich ziemlich lange in der Straße vor dem Hauſe aufgehalten hatte.

„Man kann doch,“ fuhr er heiter fort, „nicht jetzt ſchon im dicken Paletot herumlaufen.“

„Wenn es einen friert, warum nicht?“ meinte Herr von Scherra trocken.

Der junge Offizier machte gegen den Sprecher eine Bewegung mit den Schultern, als könne er nicht umhin, ihn wegen ſeiner hausbackenen Anſichten zu bemitleiden; dann rollte er mit vielem Geräuſch einen Fauteuil herbei, ließ ſich hineinfallen, und erſt nach längerem Händereiben, während er mehrmals verſichert, daß es in der That verflucht kalt ſei, wandte er ſich an Roſa, um ihr auf ſeine Ehre die Verſicherung zu geben, daß für die morgende Theater-Vorſtellung jetzt ſchon kein einziger Platz mehr zu bekommen ſei. „Der Intendant,“ fuhr er geſchwätzig fort, „hat geſtern Abends im Club verſichert, daß Ihre Vorſtellung für morgen Abends, ſchöne Grauſame, entſchieden Ihre beſte ſei.“

„Ich bitte Sie, Herr von Marlott, verſchonen Sie mich,“ ſagte unmuthig die Tänzerin.

„O,“ verſetzte er ſeufzend mit einer Miene, die ernſthaft ſein ſollte, wobei er mit der rechten Hand von ſich abwehrte, „der Himmel ſoll mich bewahren, zu Ihnen dergleichen zu reden, edle, aber grauſame Couſine; aber Ihrer liebenswürdigen Schweſter, unſerer theuren Gräfin, werden Sie mir nicht verbieten wollen, mitzutheilen, daß in der geſtrigen Theaterprobe das ganze Theaterperſonal außer ſich geweſen iſt über die Auffaſſung Ihrer Rolle. Ja,“ wiederholte er, ſich ernſt umſchauend, „bei unſerer großen Tänzerin, Fräulein Roſa, kann man von Auffaſſung einer Rolle ſprechen, und daß ſie in ihrem Zigeuneranzuge wunderbar ausgeſehen, bedarf eigentlich gar keiner Erwähnung.“

„Wenn Sie ſo fortfahren,“ erwiderte Roſa gereizt und verdrießlich, „ſo zwingen Sie mich wahrhaftig, nach Hauſe

Betheurungen von Einem zum Andern. Vom Trinkgeld ſollte natürlich keine Rede ſein, und auch von dem bedungenen Preis wollte ſie ein Erkleckliches abziehen, worüber der Vetturin endlich die Geduld verlor und es ihr praktiſch bewies, daß eine italieniſche Zunge noch geläufiger ſein kann, wie eine franzöſiſche.

Die junge Dame ſtand daneben, eine Zeit lang theilnahmlos in den Hof blickend, als gienge ſie die Geſchichte gar nichts an, doch hatte ſie die Lippen auf einander gebiſſen und warf hie und da einen ruhigen, aber finſteren Blick auf die bewegliche Mama. Endlich aber wandte ſie ihr und dem Vetturin entſchieden den Rücken, warf ihren Kopf in die Höhe und verlangte ſo gebieteriſch nach ihren Zimmern, daß mehrere Kellner zugleich vor ihr her und die Treppen hinanſtürzten.

Der Graf droben am Fenſter hatte bei dem Vorleuchten der Geſchäftigen drunten noch einmal Zeit, das Geſicht der Fremden zu ſehen. Es waren ſchmerzvolle Züge: vielleicht unangenehm erregt von der Scene im Hofe hatte dieß Geſicht etwas Finſteres, Bitteres, etwas wie Haß gegen die ganze Welt angenommen.

Das war aber auch Alles, was der Graf während ſeines Aufenthalts in dieſer älteſten Stadt Italiens von der Unbekannten zu ſehen bekam. Sie ſchien es zu vermeiden, einem der beiden Freunde auf den Treppen und Gängen des gemeinſchaftlichen Gaſthofes zu begegnen, denn dieß kam nicht ein einziges Mal vor. Es ſchien, als wüßten beide Damen auf's Allergenaueſte, wann und wohin die beiden Herrn in dieſer oder jener Stunde ihre Schritte lenkten. Madame allein begegnete der Graf in dem Hauſe häufig und er konnte ſich alsdann über Mangel an Freundlichkeit in Wort und Blick nicht beklagen: ſie grüßte ihn herablaſſend, auch erfuhr er von ihr, daß ſie in einigen Tagen nach Florenz giengen, um dort vielleicht den Winter zuzubringen, weiter aber auch nichts. Die Alte lud den Grafen nie ein, ſie

zu gehen oder wenigſtens den Schutz des Hausherrn anzurufen.“

„Der wird auch nicht auf ſich warten laſſen,“ ſagte der Graf; „ſei doch geſcheut, Arthur, ſprich lieber von deinen Kameraden und Pferden, was doch auch ein ſchon oft dageweſenes Kapitel iſt.“

„Es iſt traurig, daß Ihr es nicht ertragen könnt, wenn ich meiner ſchönen Couſine die aufrichtigen Gefühle meines Herzens darlege,“ meinte der Huſaren-Offizier, wobei er mit der heiterſten Miene von der Welt die Anweſenden der Reihe nach anſah; „aber wenn es Euch gefällig iſt, kann ich auch von etwas Anderem reden, nur nicht von meinen Kameraden, die ſind langweilig; auch nicht von meinen Pferden, von denen leider im gegenwärtigen Augenblicke nicht viel Rühmens zu machen iſt.“

„Darf man ſich denn auch darnach erkundigen, wo du herkommſt?“

„Das iſt vielleicht eine Gewiſſensfrage,“ warf Herr von Scherra ein.

„Ganz und gar nicht,“ ſagte Athur von Marlott, „ich komme direct von der Straße — ja, von der Straße,“ ſetzte er mit einem ſehr behaglichen Geſichtsausdrucke hinzu, „es war da recht froſtig; vorher aber war ich auf unſerem Jockeiclub und ſah dem Spielen zu.“

Die Tänzerin hatte ſich ihrer Schweſter genähert und ſprach, auf den Rand ihres Fauteuils gelehnt, angelegentlich mit ihr.

„Es wurde ſehr hoch geſpielt,“ fuhr der junge Offizier fort, „verdammt hoch, und Lieutenant von Bennet gewann, wie gewöhnlich.“

„Und du spielteſt nicht?“ fragte der Graf.

„Nie gegen Bonnet, dieſer Kerl hat ein zu unverſchämtes Glück, und ich habe keine Luſt, mit meinem Wenigen ſeine Einkünfte zu vermehren. — Apropos, lieber Herr von Scherra, ich habe Sie ſpäter um einen rechten Freundſchaftsdienſt zu bitten.“

„So laſſen Sie hören, was ich mit meinen ſchwachen Kräften für Sie thun kann.“

„Später, ſpäter,“ verſetzte luſtig der Huſaren-Offizier, „jetzt muß ich meine theure Couſine Roſa noch um eine Taſſe Thee bemühen, wenn nicht etwas Solideres da iſt,“ ſetzte er, um ſich ſchauend, hinzu.

„Scherra bekommt ein Glas Marſala,“ ſagte der Graf; „ich glaube, wenn du dich gut aufführſt, wird für dich auch was da ſein; iſt's nicht ſo, Roſa?“

Die Tänzerin war an den Tiſch gegangen und gab von dort her lachend zur Antwort: „Wenn das von der guten Aufführung unſeres theuern und verehrten Couſins abhängt, ſo glaube ich, daß ſein Souper ſehr ſchmal ausfallen dürfte, denn er ſcheint mir in der Laune zu ſein, wo ſeine Aufführung mir nicht gefallen kann.“

Der Huſaren-Offizier hatte ſchmunzelnd ſeine feinen Stiefel betrachtet, wobei er ſeine Sporenräder leiſe zuſammenklingen ließ. Gerade wollte er irgend etwas Unüberlegtes entgegnen, als ſein Blick auf den Aermel ſeines Attila fiel und er dort auf dem dunkeln Tuch einen kleinen rothen, wollenen Faden bemerkte. Er nahm ihn raſch zwiſchen ſeine Finger, betrachtete ihn ein paar Sekunden, behaglich lächelnd, und ließ ihn alsdann auf den Teppich niederfallen, nachdem er ihn zuvor zu einem kleinen Kügelchen zuſammengedreht.

Dieſer rothe, wollene Faden ſchien auf ſeinen Ideengang einzuwirken, denn nachdem er einen Augenblick über irgend etwas nachgedacht, erhob er ſich raſch von ſeinem Sitze und trat an den Tiſch, wo Roſa eben für Herrn von Scherra einen Kelch mit dem edlen, goldgelben ſicilianiſchen Weine füllte. Hier überflog ſein Auge raſch die anmuthige Geſtalt des jungen Mädchens, und darüber wurde ſein Blick ernſt; er berührte mit ſeiner Hand leiſe ihren Arm und ſagte: „Geben Sie mir immerhin auch ein paar Tropfen, Roſa, ich werde ſie nachträglich durch eine muſterhafte Aufführung verdienen.“

Das junge Mädchen ſah ihn forſchend an, und als ſie bemerkte, daß von ſeinem Geſichte jene Luſtigkeit verſchwunden war, deren etwas roher Ausdruck ſie beſtändig verletzte, ſagte ſie in freundlicherem Tone: „Gut denn, ſo will ich Ihnen wieder einmal trauen. Sie ſehen, wie verſöhnlich ich bin, und daß ich viel mehr auf Sie halte, als ich eigentlich thun ſollte; aber jetzt ſeien Sie auch vernünftig.“

„Nach Möglichkeit, ſchöne Couſine. Gott, wenn Sie wüßten, daß es nur an Ihnen läge, mich zu einem vollkommen vernünftigen Menſchen zu machen, ſo würden Sie ſich einmal recht viel Mühe mit meiner Erziehung geben.“

„Glaub' ihm nicht,“ rief der Graf, „mit der Erziehung wäre keine Ehre einzulegen.“

Der Huſaren-Offizier hatte ſich einen Stuhl an den Tiſch gezogen, ſo nahe als möglich dem ſchönen Mädchen, und während er ein Biscuit in den Marſala tauchte, verſetzte er kopfſchüttelnd: „Ihr thut mir alle Unrecht. Weiß der Himmel, woher es kommt, daß ich ein ſo zweideutiges Re-

nommee habe; aber ich tröſte mich mit der hochſeligen Königin von Schottland: auch ich bin beſſer, als mein Ruf."

Françoiſe hatte ſich ebenfalls erhoben und war auch an den Tiſch getreten, wo ſie ihren Arm um den Hals ihrer Schweſter legte und dem Geplauder des jungen Offiziers zuhörte, der behaglich ſpeiſ'te und in der That etwas vernünftiger geworden zu ſein ſchien, denn er berichtete von einer Gemälde-Ausſtellung, wo er heute geweſen, und von dieſem oder jenem Bilde, welches ihm beſonders gefallen.

Herr von Scherra war am Kamin ſitzen geblieben, trank Tropfen für Tropfen ſeinen Marſala und ſchien ſich eben ſo ſehr, wie an dem Geſchmack deſſelben, an der Farbe des edeln Weines zu erfreuen, der bei der Glut des Kaminfeuers wie flüſſiges Gold funkelte. „Ich las neulich wieder," ſagte er, zu dem Grafen gewandt, „Nachrichten über die Thugs oder indiſchen Mörderorden. Es iſt mir das ſehr intereſſant, und es wäre mir wichtig, über Einiges, das mir unklar geblieben, belehrt zu werden. Sollte ich den Juſſuf," ſetzte er flüſternd hinzu, „nicht einmal in dieſer Richtung befragen dürfen?"

Der Graf ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und blickte eine Zeit lang in die glühenden Kohlen, ehe er zur Antwort gab: „du würdeſt ihn ohne Nutzen befragen, ſein Mund wäre gegen dich ſtumm wie das Grab, verlaß dich darauf."

„Würde er auch dir eine Auskunft verweigern?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht; er ſpricht nicht gern von ſeiner Vergangenheit."

„Es iſt ſchade," meinte Herr von Scherra; „aber du ſelbſt," fuhr er nach einer Pauſe fort, „der du zugegen warſt und betheiligt bei der Unterſuchung gegen die indiſchen Mörder-

orden, könnteſt mir Einiges ſagen, was mir in jenen Berichten undeutlich bleibt."

„Aufrichtig geſagt," verſetzte der Graf mit einem ſeltſamen Lächeln, „geht es mir faſt, wie Juſſuf, auch ich ſpreche nicht gern über jene Geſchichten."

„Das heißt, du magſt Neugierigen nicht gern darüber mittheilen, und darin haſt du vollkommen Recht; aber mir würdeſt du es nicht abſchlagen, mich in meinen Forſchungen zu unterſtützen."

Der Graf hatte ſich gegen das Kaminfeuer gebeugt und ſtieß mit der Zange zu wiederholten Malen in die brennenden Holzſtöße, ſo daß Myriaden von Funken leuchtend aufflogen. „Von ihren Geheimniſſen," ſagte er alsdann, „weiß ich auch nicht viel; ſollte ich dir aber etwas Intereſſantes mitzutheilen im Stande ſein, ſo würde ich dir gern einige Fragen beantworten, im Falle ich das nämlich zu thun vermag."

„Ich möchte aber nicht, daß es unangenehme Erinnerungen in dir hervorriefe."

„Was du mich fragen wirſt, wird wohl keine unangenehmen Erinnerungen in mir erwecken. Du biſt auf dieſem Welttheil wohl der einzige Menſch, der Kenntniß davon hat, was Juſſuf war, und haſt auch die Gründe gebilligt, warum ich den Indier in meine Dienſte nahm." Er ſagte das, wie in halber Zerſtreuung, mit gedankenvollen Blicken, welche er in die Glut des Feuers verſenkte.

„Gibt es noch von dieſen Mörderorden in Indien?" fragte Herr von Scherra nach einer Pauſe.

„O ja, es gibt deren noch, aber lange nicht mehr ſo zahlreich, wie damals, wo ſie mit vollem Rechte eine grauen-

haſte Plage genannt werden konnten; geſtanden doch manche der eingefangenen Mörder, daß ſie das Handwerk 25 bis 30 Jahre getrieben, jährlich ihren Raubzug zurückgelegt und an manchen Tagen 10 bis 20 Perſonen ermordet hätten.“ —

„Wie man hört, meine Damen,“ ſagte drüben am Theetiſche der Huſaren-Offizier in lautem, ſehr wichtigem Tone, „ſo ſoll die diesjährige Saiſon außerordentlich glänzend werden, man wird bei Hofe Comödie ſpielen und tanzen.“ —

„Dabei ſind aber keine Fälle bekannt, daß ſie Blut vergoſſen?“ forſchte Herr von Scherra weiter.

„Nein,“ erwiderte der Graf, „hatten doch die eigentlichen Mörder auch den Beinamen „Buttoat“ oder Erwürger, welche das Palu, ſo heißt das Tuch zum Erdroſſeln, drei Fuß lang und leicht zuſammen gedreht mit einem Knoten am Ende am Gürtel trugen. Der Buttoat folgte der Perſon, die ermordet werden ſollte, warf ihr das Tuch über den Hals und kreuzte dann mit außerordentlicher Kraft die Arme, worauf alles vorüber war. Die entſetzliche Geſchicklichkeit dieſer Leute war ſo groß, daß, ehe das Opfer noch zu Boden fiel, das Leben erloſchen war.“ —

„Mit Hof-Concerten,“ lachte Arthur, „bitte ich, mich zu verſchonen; es kommt auch dieſe Ehre ſelten an mich, denn ich kann nicht umhin, dort ein ſolches Bild von Langeweile zu geben, daß es, wie mir ſeine Excellenz der Oberhofmeiſter verſicherte, förmlich anſteckend ſein ſoll und ſchon Veranlaſſung gegeben zu einem Allerhöchſten Gähnen.“

„Und doch haben Sie oft verſichert,“ meinte Roſa, „daß die Muſik Ihnen Vergnügen macht.“

„Doch nur die Tanzmuſik, nicht wahr, Arthur?“ ſagte lächelnd die Gräfin.

„Allerdings kann ich mich in der Branche von Tanzmuſik und Tanz unbedingt für einen Kenner ausgeben. Fragen Sie die grauſame Roſa, ob ich nicht bei jedem Ballete von Anfang bis Ende nur Auge und Ohr bin.“

„Wie kann ich das wiſſen? Sie werden doch nicht ſo eitel ſein, vorauszuſetzen, daß ich nach Ihnen ſehe, um Ihre Aufmerkſamkeit zu beurtheilen?“

„Nicht immer, begreiflicher Weiſe, ſchöne Couſine, aber zuweilen erhalte ich doch meinen Blick, ach, ſo einen kleinen Blick der Freundſchaft, mit Liebe verbrämt!“ —

Die beiden Schweſtern lachten, und Roſa ſagte: „Er iſt unverbeſſerlich, es hilft wahrhaftig nichts, wenn man ſich die Mühe gibt, ihm Vernunft zu predigen. Geſtehen Sie, Herr von Marlott,“ fuhr ſie fort, nachdem ihre Blicke plötzlich den Ausdruck des freundlichen Lächelns verloren hatten, „daß Sie den ganzen lieben Tag nie an etwas Ernſtes denken und immer nur überlegen, wie Sie ſich in der nächſten Stunde am beſten amuſiren wollen.“

„Das Letztere zugeſtanden, thun Sie mir im Erſten Unrecht; ich denke oft an etwas Ernſtes, und zwar an Sie, ſchöne Roſa, ohne daß mich aber dieſes Denken je etwas genützt. Sie haben nun einmal eine ſchlechte Meinung von mir und wollen nicht davon ablaſſen.“

„Trotzdem er alles thut,“ warf die Gräfin heiter ein, „um dich in deiner Meinung zu beſtärken. Du haſt Recht, er iſt unverbeſſerlich.“ —

„Etwas möchte ich noch wiſſen,“ ſprach Herr von Scherra nach einer längeren Pauſe, „ob die Thugs nämlich ſich von Andern gebrauchen ließen, um eine bezeichnete Perſon aus der Welt zu ſchaffen?“

Der Graf blickte mit einem Ausdrucke zu ſeinem Freunde auf, als habe er die Frage nicht recht verſtanden.

„Ich meine,“ fuhr dieſer fort, „ob ſie ſich in der Art gebrauchen ließen, etwa wie die italieniſchen Bravi — ob ſie auf Beſtellung und für Geld mordeten?“

Der Graf fuhr langſam mit ſeiner Hand über die Augen, ehe er mit leiſer Stimme zur Antwort gab: „Das Letztere thaten ſie wohl niemals, und was das Andere anbelangt, ſo weiß ich dir auch darüber keine genaue Auskunft zu geben. So viel iſt ſicher, daß ſie bei ihrem entſetzlichen Gewerbe vorgaben, nur dem Rufe ihrer finſteren Göttin Kalee zu folgen. Dieſer Ruf oder die Vorzeichen waren verſchiedener Art, z. B. das Geſchrei des Wolfes, der Eule, auch das Zuſammenſchlagen von Stein und Eiſen, ſobald dies auf ihrer rechten Seite ertönte. War ihre Aufmerkſamkeit dadurch erregt, ſo überließen ſie ſich allerdings dem Einfluß ihrer Vorgeſetzten oder auch vielleicht dem von Perſonen, die ſie hoch verehrten.“

Bei dieſen letzten Worten ſtieß der Graf die Holzblöcke im Kamin zuſammen und ſprach ſo leiſe, daß Herr von Scherra Mühe hatte, ihn zu verſtehen. Da dieſer auch hieraus abzunehmen ſchien, daß die Fortſetzung dieſes Geſpräches ſeinem Freunde nicht angenehm ſei, ſo lehnte er ſich in ſeinen Fauteuil zurück und blickte nach den beiden Damen, denen es Spaß zu machen ſchien, den jungen Offizier bei ſeinem Souper wechſelweiſe zu bedienen.

„Da ſieht man es wieder einmal,“ rief er mit komiſchem Ernſte, „welchen Vorzug die Jugend hat — dieſer undankbare Offizier wird von ſchönen Händen gefüttert, während ich vergeblich nach einem Tropfen Marſala ſchmachte.“

„Falſch, Herr von Scherra,“ lachte Arthur. „Nur aus Discretion, um Ihr ernſtes und gewiß ſehr intereſſantes Geſpräch mit Paul nicht zu ſtören, zogen wir uns hieher zurück, und ich wurde, wie ſchon oft, das Opfer meiner Gefälligkeit, denn ich habe allerdings ſtark ſoupirt.“

„Sie nennen das ein Opfer, was andere, minder begünſtigte Sterbliche vollkommen glücklich machen würde. Ich werde mich auch, um in Ihrer Redeweiſe fortzufahren, ein wenig opfern,“ ſprach Herr von Scherra, aufſtehend.

„Im Falle nämlich Arthur noch etwas übrig gelaſſen hat,“ ſagte der Graf, indem er dem Beiſpiele ſeines Freundes folgte, ſich ebenfalls von ſeinem Fauteuil erhob und an den Tiſch trat.

„Mit dieſer Aeußerung, beſter Paul,“ verſetzte Arthur, „machſt du allein deiner hochverehrten Frau, unſerer liebenswürdigen Wirthin, ein ſchlechtes Compliment. Daß du mich als ein Muſter von Unerſättlichkeit hinſtellſt, will ich dir verzeihen, und wie ſehr du der vortrefflichen Gräfin Unrecht gethan, davon magſt du dich durch den Augenſchein überzeugen. Rücken wir alſo zuſammen, und fahren wir in unſerem höchſt angenehmen Geſchäfte fort.“

„So wär es eigentlich nicht gemeint,“ lachte Herr von Scherra, und ſetzte, nachdem er auf ſeine Uhr geſehen, bei: „es iſt ſpät genug, um einen kleinen Abſchiedstrunk zu thun, und ich bitte zu dieſem Behufe Fräulein Roſa noch um ein Glas Marſala.“

„Es iſt traurig,“ meinte der Huſaren-Offizier, „daß dieſer gute Herr von Scherra nie die ächte und gerechte Ruhe hat.“

„Beim Souper, wollen Sie ſagen?“

„Da und auch ſonſt.“

„Nun erlauben Sie, lieber Herr von Marlott,“ verſetzte der alte Herr, „es gibt Gelegenheiten, wo ich ſchon beweiſe, daß es mir an der nöthigen Ruhe nicht fehlt; aber wenn es elf Uhr vorüber iſt, ſo iſt es wohl nicht zu früh, an's Nachhauſegehen zu denken, beſonders da Paul vor Mitternacht zur Ruhe gehen ſoll und muß.“

„Ja, daran habe ich nicht gedacht,“ gab der Huſaren-Offizier zur Antwort und ſetzte, zu dem Hausherrn gewandt, nachdem er ſeinen Bart ſorgfältig mit der Serviette abgewiſcht hatte, hinzu: „Wie geht es dir jetzt eigentlich mit dem Schlafen, ich denke beſſer, nicht wahr? Das freut mich ganz außerordentlich, wahrhaftig, ganz außerordentlich, obgleich ich mir eigentlich von den Leiden der Schlafloſigkeit keinen rechten Begriff machen kann.“

„Denk dir einmal, Arthur,“ erwiderte der Graf gut gelaunt, „du ſeiſt ſo recht hungrig und durſtig; dieſe Gefühle kennſt du doch?“

„O, was das anbetrifft, ſo kenne ich auch andere,“ antwortete der Huſaren-Offizier etwas piquirt.

„Alſo du ſeiſt hungrig und durſtig, hätteſt die beſten Speiſen und Getränke um dich ſtehen, und unſichtbare Hände verhinderten dich, zuzulangen.“

„Das wäre allerdings entſetzlich.“

„So iſt es mit meiner Schlafloſigkeit,“ ſprach der Hausherr ſehr ernſt; „ich bin ſchläfrig zum Umſinken, die Augen fallen mir faſt zu, der Schlaf, der alle Geſchöpfe erquickt, umgaukelt mich, daß ich ihn faſt glaube mit den Händen ergreifen zu können, und wenn ich die Augen ſo recht müde ſchließe und denke, er ſenke ſich ſanft auf mich nieder, ſo

und die Tochter zu beſuchen, oder einen gemeinſchaftlichen Gang in die Stadt mit ihnen zu machen, und allen Anſpielungen ſetzte ſie huldvollſt die Verſicherung entgegen: in Florenz, ſo hoffe ſie, werde ſie die Ehre haben, den Herrn Grafen — ſie wußte ſeinen Namen — häufiger bei ſich zu ſehen. Madame de Saint Auville würde für einige Tage im Hotel Schobinger abſteigen und dann eine Privatwohnung beziehen.

Bald hatten unſere Reiſenden alles Schöne und Merkwürdige von Bologna, das ſie ſchon früher geſehen, in ihrem Gedächtniß wieder aufgefriſcht, namentlich die herrlichen Bilder in der academia Clementina, viel und lange Raphael's Meiſterwerk: die heilige Cäcilie, betrachtet und verließen nun die Stadt an einem dunklen, windigen Herbſtabend, um die Apenninen zu paſſiren und den andern Tag Florenz zu erreichen. Beide hatten den wildromantiſchen Weg ſchon öfter gemacht und wünſchten die Hauptſtadt von Toskana am Tage zu erreichen, weßhalb ſie während der Nacht fuhren.

Es war ein unfreundliches Wetter, die Nacht finſter und unheimlich und die Bedienten hinten auf dem Wagen, welche ſich mit Hirſchfängern und Piſtolen reichlich verſehen hatten, riefen ſich die zahlreich vernommenen Räubergeſchichten, ſo paſſirt waren auf dem Weg, den ſie heute Nacht fuhren, in's Gedächtniß zurück; die Poſtillone, für je zwei Pferde einer, wie es hier in Italien Mode iſt, verſicherten dagegen, die Straße ſei vollkommen ſicher, und fuhren mit lautem Peitſchengeknall und viel unnöthigem Geſchrei das Gebirge hinan.

Bald ließ der Wagen die letzten Häuſer der Vorſtadt hinter ſich und rollte noch zuletzt bei einem einſamen Marienbilde vorbei, vor welchem eine kleine Lampe, vom Winde bewegt, ächzend hin und her ſchwankte. Man hätte bei dieſem beweglichen Licht glauben können, die Madonna wiege ihren Kopf über dem Kinde

flattert er wie hohnlachend davon in alle Weiten — doch reden wir nicht davon," ſchloß der Graf mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Das iſt auch meine Meinung," ſagte Herr von Scherra, „ich kenne auch ähnliche Zuſtände und habe mich immer bemüht, Abends auf andere Gedanken zu kommen und ſo die Furcht zu überwinden, die man vor ſeinem eigenen Bette hat."

Der Graf hatte ſeine eine Hand ſanft unter den Arm ſeines Freundes geſchoben, und ſagte, ihn etwas bei Seite ziehend, mit leiſer Stimme: „Haſt du dich nochmals nach jenem Arzte erkundigt? Räthſt du mir, ihn zu einer Conſultation zu beſuchen?"

„Warum nicht, es wird dich beruhigen. — Dr. Henderkopp — bei dieſem Namen wandte ſich der Huſaren-Offizier raſch gegen Herrn von Scherra, wobei er für ſich ſelbſt mit dem Kopfe nickte, wie jemand, der ſich auf etwas beſinnt — war Aſſiſtenz-Arzt bei einem meiner wertheſten Freunde," ſetzte Herr von Scherra ſeine Rede ruhig fort, ohne die Bewegung Arthurs zu ſehen, „welcher ſeine Kenntniſſe lobte und mit ſeinen eifrigen Studien zufrieden war. Die Anſtalt, die Dr. Henderkopp jetzt ſelbſt führt, habe ich allerdings nur flüchtig geſehen, doch was ich ſah, hat mir nicht mißfallen. Wenn du willſt, begleite ich dich hin."

„Nein, nein, ich danke dir," entgegnete der Graf raſch, faſt ängſtlich, „das mache ich lieber allein ab; nicht, daß ich's heimlich thun wollte, im Gegentheil, ich werde dir genau referiren, was er mir geſagt."

„Wie du willſt, mein guter Paul. Und nun," er reichte ihm die Hand, „ſchlaf' wohl, — es iſt das bei mir keine Redensart, ſondern ein Wunſch, der von Herzen kommt. —

Gehen Sie mit, junger Weltenſtürmer?“ wandte er ſich an Herrn von Marlott.

„Gewiß,“ entgegnete dieſer; „doch, ehe ich es vergeſſe, darf ich Sie wohl fragen, ob Sie nicht eben den Namen des Dr. Henderkopp nannten?“

„Allerdings; aber wie kommen Sie auf dieſen Namen?“

„O,“ machte lachend der junge Offizier, „in Betreff dieſes Wortes habe ich Sie ſpäter um eine Gefälligkeit zu erſuchen.“

„Darauf wäre ich begierig,“ verſetzte lächelnd der alte Herr; „ich wüßte nicht, was mehr aus einander ginge, als Dr. Henderkopp und Sie.“

„Zugeſtanden, und doch haben auch die verſchiedenartigſten Menſchen gemeinſchaftliche Annäherungspuncte,“ meinte Herr von Marlott, und ſetzte gegen die Damen gewandt hinzu: „Meine ſchönen Couſinen, ich habe die Ehre, Ihnen eine gute Nacht zu wünſchen.“ Françoiſe reichte ihm freundlich die Hand, die er bedächtig an ſeine Lippen führte, dabei aber zu Roſa hinüberſchielte und dann ſagte: „Françoiſe hat doch ein gutes und verſöhnliches Gemüth und läßt mich ſelten ohne ein Zeichen ihrer Güte ſcheiden, aber Sie —“

„Schon gut, Herr von Marlott,“ lachte die Tänzerin, „ich bin um Ihren ruhigen Schlaf beſorgt. Wie oft haben Sie mir ſchon verſichert, daß ich Ihnen mitternächtige qualvolle Stunden verurſacht.“

„Und auf Ehre, das iſt wahr! Selbſt im Traume noch umſchwebt mich dein Bild! ſingt jener glückſelige junge Menſch in der Nachtwandlerin, indem er, ach, mit ganz anderen Gefühlen ſcheidet, als ich. Gute Nacht dann, Paul! Ich wünſche dir von Grund meines Herzens einen feſten Schlaf.“

„Gute Nacht, meine Damen,“ ſagte Herr von Scherra,

und damit verließen Beide das Gemach, während der Hausherr an der Glocke zog, die neben dem Kamin hing.

Draußen im Veſtibul ſtand der Kammerdiener des Grafen Lotus und präſentirte den beiden Herren Cigarren auf einem ſilbernen Teller, während einer der Lakaien ein brennendes Wachslicht bereit hielt. Ein anderer der Bedienten half Herrn von Scherra ſeinen Ueberrock anziehen, und bot alsdann auch dem Huſaren-Offizier den ſeinigen, welchen deſſen Reitknecht gebracht.

„Das iſt wunderbar," meinte Herr von Marlott, „daß mein theurer George ſich um ſolche Kleinigkeiten, wie meinen Paletot, bekümmert; ich fürchte, er hat wieder allerlei Streiche gemacht, weßhalb er ſich bemüht, mich bei guter Laune zu erhalten, es iſt mir das immer verdächtig." Er brannte ſeine Cigarre an und folgte dem alten Herrn, der ſchon die Treppe hinabgegangen war. —

Es war eine kalte, ſternenklare Nacht. Der Offizier ſchaute an den Himmel empor und heftete dann ſeine Blicke auf das gegenüber liegende Haus, wo aber kein Lichtſchimmer mehr zu ſehen war.

„Sie ſchläft und träumt von mir,"

trillerte er nach einer bekannten Weiſe, worauf er dem alten Herrn freundlich ſeinen Arm bot.

Nachdem ſie ein paar Schritte gegangen waren, ſagte Herr von Marlott: „Ich habe Sie in der That um eine kleine Gefälligkeit zu bitten, welche, was Ihnen allerdings ſonderbar vorkommen wird, jenen Dr. Henderkopp betrifft. Sie kennen ihn, wie ich weiß, und könnten etwas für mich thun."

„Ich muß wiederholen, daß ich begierig bin, auf welche

Art ich Ihnen bei dem Director der Privat-Irren-Anstalt nützlich sein kann."

„Nun, in dieser Eigenschaft freilich nicht," lachte der Husar, „Gott soll mich in Gnaden bewahren; aber wie ich ganz genau weiß, wird sich der Doctor in den nächsten Tagen verheirathen."

„So ist es; wenn ich aber hinzusetze, daß seine Braut ein ganz unbescholtenes Mädchen ist, die sehr eingezogen lebt, und, wie ich glaube, keine militärischen Bekanntschaften hat, so —"

„Machen Sie mir mit dieser Aeußerung durchaus kein Compliment, sprechen vielmehr eine Befürchtung aus, die ich aber dadurch zu entkräften vermag, daß ich Ihnen mein Ehrenwort darauf gebe, daß ich die Braut des Doctors in meinem Leben nicht gesehen habe, und auch kein besonderes Verlangen darnach trage, ihre Bekanntschaft zu machen."

„Gut denn; aber meine Bemerkung können Sie mir nicht übel nehmen, denn ich weiß, um was es sich bei Euch jungen Leuten gewöhnlich handelt."

„Haben auch dieses Mal nicht Unrecht, verehrter Herr und Freund. Ich will ehrlich sein; es betrifft in der That so eine kleine, liebenswürdige Bekanntschaft, die ich gemacht habe und zu cultiviren gedenke."

„Und dazu soll ich die Hand bieten?"

„O, unbesorgt," sagte der Husar mit einem affectirten Seufzer, „es ist eine reine, unschuldige Liebe."

„Das glaube Ihnen der Henker, aber was wollen Sie denn eigentlich?"

Statt auf diese Frage sogleich eine Antwort zu geben, zog Herr von Marlott seinen Begleiter etwas auf die Seite,

um eine raſch daherrollende Equipage vorüber zu laſſen. „Es iſt der Wagen des Grafen," ſprach er nach einer Pauſe, ihm nachſchauend, „Roſa fährt nach Hauſe. Nicht wahr, das iſt doch eine prächtige Erſcheinung? — — Aber um wieder auf meine Bitte zu kommen, ſo iſt ſie im Grunde nur eine Kleinigkeit, die Ihnen nicht ſchwer wird, mir zu erfüllen, eine Einladung zu jener Hochzeits-Feierlichkeit — laſſen Sie mich ausreden, Verehrteſter, ehe Sie, wie ich an Ihrem Kopfſchütteln merke, mit Gründen gegen mein Verlangen aufmarſchiren. Dieſer Dr. Henderkopp," fuhr er eifrig fort, „den ich perſönlich zu kennen nicht das Vergnügen habe, ſpricht, wie ich erfahren, gern von ſeinen vornehmen Verwandtſchaften und Bekanntſchaften, und es iſt ihm und auch der verehrlichen Schwiegermama alles daran gelegen, daß die Geſchichte mit gehörigem Pompe vor ſich geht. Dazu will ich nun mein Scherflein beitragen, und Sie werden mir zugeben, verehrteſter Herr und Freund, daß es keinen geringen Schlagſchatten hinwerfen wird, wenn ich zur kirchlichen Trauung in meinem Wagen vorfahre und mich in meiner Uniform zwiſchen den ſchwarzen Fräcken präſentire. Daß der Doctor nur einige Plätze für Leute von Diſtinction reſervirt hat, habe ich ebenfalls erfahren, und —"

„Aber ſagen Sie mir ums Himmels Willen," fragte heiter der alte Herr, „woher erfahren Sie denn eigentlich alles das?"

„Soll ich ehrlich gegen Sie ſein?"

„Nun, ich hoffe."

„Ich habe alles das von einer der Brautjungfern, o, ich ſage Ihnen, von einem liebenswürdigen, kleinen, friſchen, runden Geſchöpfe, die mir außerordentlich zugethan iſt."

„Aha, in reiner, unſchuldsvoller Liebe?"

„So iſt es, auf Taille! Und nachdem ich ſo ehrlich und offen war,“ ſetzte er ſchmeichelnd hinzu, „bin ich feſt überzeugt, bei meinem lieben und bewährten Freunde Scherra keine Fehlbitte gethan zu haben, nicht wahr, alter Freund? Du lieber Himmel, Sie waren ja auch jung und haben auch Ihre kleinen Geſchichtchen gehabt! Bitte, ſchlagen Sie mir die Kleinigkeit nicht ab.“

„Was kann ich denn eigentlich für Sie thun? Den Dr. Henderkopp um eine Einladung für Sie bitten? Wenn er es mir aber abſchlägt?“

„O, o,“ rief der Huſaren-Offizier erfreut, „er ſchlägt es Ihnen nicht ab! Alſo Sie wollen?“

„Meinetwegen denn, aber unter Bedingungen.“

„Nur keine zu harten.“

„Daß ich die junge Dame unter meinen Schutz nehmen darf, und daß Sie ſich nicht einfallen laſſen, ſie nach der Feſtlichkeit in Ihrem Wagen nach Hauſe bringen zu wollen.“

„Mir ſcheint,“ ſagte der Huſaren-Offizier, pfiffig lächelnd, „daß Sie auch ſchon kleine Verhältniſſe mit Brautjungfern hatten — es iſt hart, aber es ſei. Sie bitten alſo für mich?“

„Ich werde mit dem Dr. Henderkopp ſprechen.“

„Bitten!“

„Nun ja, aber Sie verſprechen mir, ſich vernünftig aufzuführen?“

„Wie immer.“

„Nein, nicht wie immer, ſondern wie es ſich für meinen Schützling geziemt.“

„Der Ihnen von ganzem Herzen dankbar iſt.“

„Wer weiß, ob Sie dazu Urſache haben.“

„Gewiß, denn ich verdanke Ihnen einige frohe, lichtvolle Stunden.“

„Licht gibt Schatten, mein junger Freund, und wenn uns der Schatten beſchattet, ſind wir nicht ſelten geneigt, das vorausgegangene Licht zu verwünſchen.“

„Aber mit Unrecht,“ ſagte der Huſar in leichtfertigem Uebermuthe, „wer kann immer Sonnenſchein verlangen? Ihm folgt naturgemäß der Regen. Soll ich die hellen Augenblicke haſſen, weil auf ſie vielleicht eine dunkle Stunde folgt?“

„Möge Ihre Philoſophie Sie nie im Stiche laſſen,“ bemerkte etwas ernſt Herr von Scherra. „Und nun gute Nacht, denn hier bin ich an meiner Wohnung.“

„Ich darf alſo auf Sie zählen?“

„Wie auf eine dunkle Stunde.“

„Meinetwegen auch, ich trotze ihr.“

„Gute Nacht denn!“

Damit ſchieden die Beiden.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Eine nächtliche Unterredung.

Während Herr von Scherra die Klingel an ſeinem Hauſe zog, blickte er ſeinem jungen Freunde nach und ſprach lächelnd zu ſich ſelber: „Da geht er hin und iſt glücklich bei ſeinem Leichtſinn, und ſein Leichtſinn verzeihlich bei ſeiner Jugend; für ihn hat der Tag faſt vierundzwanzig Stunden des Genuſſes. Iſt es uns früher zeitweiſe nicht auch ſo ergangen? Jetzt ſucht er vielleicht noch ein Kartenſpiel auf, oder — bei dieſen Worten trat Herr von Scherra in die mittlerweile geöffnete Hausthür — wenn er nach Hauſe kommt, meldet ihm ſein Bedienter —“

„Es iſt drinnen eine Dame, die Sie zu ſprechen wünſcht,“ ſagte der Kammerdiener des Herrn von Scherra, und traf damit zufälliger Weiſe, aber ſo genau den Gedankenſtrom ſeines Herrn, daß dieſer lächelnd zur Antwort gab: „Ja, ſo dachte ich, leichtſinniges Volk!“

„Ob die Dame unter die leichtſinnigen zu zählen iſt,

gnädiger Herr, das weiß ich nicht ſo genau, aber da iſt ſie einmal und —"

„Wer iſt da?" fragte der alte Herr faſt beſtürzt.

„Eine junge Dame, die ſo eben kam und im Zimmer auf Sie wartet, da dieſelbe Sie, gnädiger Herr, ſprechen will und muß, wie ſie ſagte."

„Bin ich denn hier in meiner Wohnung?" fragte kopfſchüttelnd Herr von Scherra. „Was ſchauſt du mich ſo ſonderbar lächelnd an? Ich hoffe nicht, daß du irgend einen Spaß mit deinem Herrn vor haſt. Wer iſt in meinem Zimmer?"

„Eine junge Dame."

„Und fragte nach —?"

„Nach Ihnen, nach dem Herrn von Scherra."

„Da ſieht man," meinte der alte Herr kopfſchüttelnd, „daß man nie nach dem Scheine urtheilen ſoll! Was ich bei Arthur als natürlich vorausſetzte, geſchieht bei mir, und doch gewiß nur im allerunſchuldigſten Zuſammenhange. — Sehen wir, wer die Dame iſt."

Er trat in ſein Wohnzimmer und ſah dort bei der ſchwachen Beleuchtung einer mit einem Schirm bedeckten Lampe eine weibliche Geſtalt, welche raſch auf ihn zutrat, und die, als er ſie mit einem ernſten, ſchüchternen und zugleich fragenden „Mein Fräulein" anredete, heiter erwiderte: „Ich bin es, lieber Freund, Roſa. Daß ich Ihnen unerwartet komme, glaube ich, hoffentlich aber zürnen Sie über mein Kommen nicht, ich muß mit Ihnen reden."

„Hätte ich gewußt, daß mir das Glück zu Theil werden ſoll, Sie, mein verehrtes Fräulein, bei mir zu ſehen, ſo würde ich gewiß nur ein freudiges Erſtaunen haben blicken laſſen,

und das will ich jetzt nachholen und Ihnen zum herzlichen Empfang ſtatt einer Hand meine beiden reichen. So, und nun bitte ich Sie, ſich zu ſetzen."

Roſa ließ ſich auf dem kleinen Sopha des alten Herrn ganz ungezwungen nieder und nahm Capuze und Schleier von ihrem Kopfe.

Herr von Scherra ſetzte ſich vor ihr auf einen Stuhl, legte ſeine Hände auf die Kniee und betrachtete mit wohlwollendem Lächeln die ſchöne Erſcheinung.

„Und nun zur Sache," ſagte die Tänzerin, „die Zeit iſt ſo vorgerückt, daß ich mir und Ihnen jedes einleitende Wort erſparen muß."

Um ſie nicht zu unterbrechen, nickte der alte Herr mit dem Kopfe und nahm alsdann einen aufmerkſamen Ausdruck an.

„Vor ein paar Tagen," fuhr ſie fort, „war ein kleines Diner bei meinem Schwager. Sie waren dort, Herr von Marlott, Profeſſor Spanger; ich konnte nicht da bleiben, da ich nothwendig im Theater zu thun hatte."

„Was wir alle ſehr bedauerten," ſagte der galante Zuhörer.

„Während des Diners ſprach man von Reiſen, von fernen Ländern, Sie erwähnten Neapels und erzählten eine Geſchichte, die ſich während Ihres Aufenthaltes dort zugetragen, und welche Sie, da Sie die Handelnden genau gekannt, ſchmerzlich berührt."

„So iſt es, mein Fräulein," entgegnete Herr von Scherra, deſſen Aufmerkſamkeit, welche bisher nur der liebenswürdigen Perſönlichkeit ſeines Gaſtes zugeſchrieben werden konnte, ſich mit einem Male ſteigerte. „Ich erzählte von einem jungen

in ihrem Schooße hin und her. Dann wurde Alles finſter und ſtill. Die Laternen warfen einen zitternden Schein auf die Straße, die Pferde zogen den ſchweren Wagen langſam bergan, die Poſtillone waren abgeſtiegen, klatſchten mit ihren Peitſchen und ſangen italieniſche Schelmenlieder.

Es wäre jetzt eine herrliche Gelegenheit, von einem kleinen Räuberanfalle zu erzählen, und wir bedauern in der That, dieß nicht thun zu dürfen; doch haben wir uns einmal feſt vorgenommen, bei dieſen namenloſen Geſchichten ſtreng der Wahrheit getreu zu bleiben, und können deßhalb nur berichten, was ſich in Wirklichkeit begeben. Wohl ſahen die Bedienten auf dem Wagen, welche ängſtlich umherſpähten, ſeltſame Geſtalten auf der Straße, breit und unförmlich, von weißer Geſtalt, die ihnen entgegen kamen — vielleicht Banditen in weißen Mänteln. Doch wenn dieſe Geſtalten näher kamen, ſo zeigte es ſich, daß es harmloſe Zugochſen waren, die zum Vorſpann gebraucht wurden und jetzt nach Hauſe zurückkehrten. Die Treiber wechſelten mit den Poſtillonen einige Worte und wünſchten dann eine glückſelige Nacht und verſchwanden in dem Dunkel. Der heftige Wind war die einzige unangenehme Begegnung, welche die Reiſenden im Gebirge hatten, namentlich aber am andern Morgen in der Früh auf den Höhen der Apenninen.

Im Uebrigen legten ſie, mit Ausnahme einer zahlreichen Schaar Bettler auf jeder Station, ihren Weg unangefochten zurück und fuhren am andern Mittag zwiſchen prachtvollen Villen, uralten Cypreſſen-Alleen, dichtem Lorbeer- und Oleander-Gebüſch das ſchöne Thal hinab, in welchem der Arno fließt und Firenze la bella liegt.

„Eine herrliche göttliche Stadt!“ rief der Graf entzückt aus und Alfred ſprach leiſe vor ſich hin die Worte Arioſto's, des großen Italieners, mit welchen er ſo ſchön und treffend die ſchöne

Manne, deſſen Vater ich gekannt und geliebt, und der mir ſelbſt ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften wegen werth und theuer war — von dem jungen Marcheſe Gaetano Fontana."

Roſa nickte mit dem Kopfe und dabei preßte ſie ihre Lippen heftig aufeinander, ja, ihr Geſicht nahm einen ſo ſchmerzlichen Ausdruck an, daß Herr von Scherra ſie mit dem größten Erſtaunen betrachtete. Er fuhr mit ſeiner Hand über die Augen, er blickte das junge Mädchen ſtarr an. — „Bei Gott," murmelte er, ſo leiſe, daß ſie es kaum verſtand, „ſollte denn meine Erzählung die Frau Gräfin näher intereſſirt haben, als ich gedacht? Sie war ja auch in Neapel, um des Himmels Willen, ſollte —"

Die Tänzerin hatte ſich geſammelt und verſetzte nach einem tiefen Athemzuge: „Wie ich vorhin ſchon ſagte, wir haben keine Zeit zu einleitenden oder vorbereitenden Worten. Ihre Erzählung enthielt Thatſachen aus dem Leben meiner armen Schweſter."

Herr von Scherra ſprang raſch in die Höhe und blickte entſetzt auf das junge Mädchen. „Das iſt ja ein fürchterlicher Zufall," rief er aus, „und Françoiſe, unſere gute, liebe, unſchuldige Françoiſe mußte das mit anhören! Ach, jetzt erinnere ich mich, bemerkt zu haben, daß ihr meine Erzählung nicht behaglich erſchien; ich glaube auch, daß ich dieſer Bemerkung Worte lieh und vorſchlug, meine traurige Geſchichte ein andermal beendigen zu dürfen, ſie aber lehnte es ab."

„Weil ſie einen Vorwand fand, ſich zu entfernen, und weil ſie das Furchtbarſte aus Ihrer Geſchichte, die Gewißheit, daß Gaetano damals nicht verheirathet geweſen, bereits

erfahren. Sie können ſich die Lage meiner armen Schweſter denken; ich brauche Ihnen, dem vertrauten Freunde unſeres Hauſes, kein Geheimniß daraus zu machen, daß das Verhältniß Françoiſe's mit Gaetano ein inniges geweſen, daß ihre ganze Seele an ihm hing, und daß es ihr nur dadurch möglich wurde, im Verlaufe der Zeit etwas Ruhe und Troſt zu finden, daß ſie in Gaetano einen treuloſen, unwürdigen Verräther ſah."

„O, mein Gott, das war er nicht! Mit Beiden wurde ein furchtbares Spiel getrieben, wie ich jetzt vollkommen begreife. Was iſt zu thun, Fräulein, wie kann ich Ihnen in dieſer entſetzlichen Angelegenheit nützlich ſein?"

Das junge Mädchen zuckte mit den Achſeln. „Zu thun wird darin wohl nichts mehr ſein," ſagte ſie mit einer erſchreckenden Ruhe. „Alles, was Françoiſe und ich von Ihnen, unſerem Freunde, wünſchen, beſteht darin, uns mittheilen zu wollen, ob in dem, was Sie damals erzählten, als meine Schweſter fortgegangen war, noch etwas Wichtiges enthalten war, und ob," ſetzte ſie ſtockend hinzu, „Ihnen etwas über das fernere Schickſal Gaetano's bekannt wurde. Ich, für meine Perſon," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „ſtellte, nachdem wir Neapel verlaſſen, und auch ſpäter noch Nachforſchungen an, ohne je etwas von ihm zu erfahren."

„Ich kann Ihnen nichts Beſſeres ſagen," gab Herr von Scherra nach einem längern Stillſchweigen zur Antwort. „Nachdem jene, mir damals unbekannte Künſtlerin, meine arme Freundin Françoiſe, Neapel verlaſſen, verſchwand auch der unglückliche junge Mann. Daß ich ſchon ſeiner Mutter zu Liebe alles aufbot, um Spuren von ihm zu entdecken, werden Sie mir glauben. Auf San Antonio war er noch

geſehen worden, da aber ging jede weitere Spur von ihm verloren, und ſo viel ich mir auch auf meinen vielen Reiſen durch Italien, Deutſchland und Frankreich Mühe gab, etwas von ihm zu erfahren, waren doch alle meine Schritte vergeblich, eben ſo wie die ſeiner armen Mutter, welche bis zu ihrem Tode begreiflicher Weiſe nie die Hoffnung aufgab, ihren einzigen Sohn wieder zu ſehen." —

„Die Marcheſa ſtarb?"

„Vor anderthalb Jahren, und bis zu ihrem Tode ſtand ich mit ihr in Correſpondenz. Sie zeigte mir ihre erfolgloſen Schritte an, ich ihr die meinigen; wir beklagten Beide in Gaetano einen Verſtorbenen, und ſo wird es auch ſein," ſetzte er mit ſchmerzerfülltem Tone hinzu, „ein Herz wie das ſeinige, das ſo innig und heiß geliebt, mußte brechen bei dem ungeheuren Verluſte. Aber eines, Roſa," rief er leidenſchaftlich aus, „iſt mir unklar, unbegreiflich, wie Sie, mit Ihrem ruhigen Verſtande, an die furchtbare Schuld jenes unglücklichen jungen Mannes glauben konnten, wie Sie, bekannt mit dem italieniſchen Charakter, Einflüſterungen, Verdächtigungen Gehör geben konnten, da Sie doch ahnen mußten, daß dieſe Verdächtigungen von einer ſtolzen, unerbittlichen Mutter herrührten!"

„Sie machen mir Vorwürfe, lieber Freund," erwiderte Roſa trübe lächelnd, „die jetzt, aber in viel ſtärkerem Maße mein Gewiſſen belaſten, jetzt, wo die Verhältniſſe anfangen, furchtbar klar zu werden. Damals aber hätten Sie gewiß nicht anders gefühlt und gehandelt, wie wir. Lange, lange widerſtanden wir, ſelbſt ich, jenen Verdächtigungen und Einflüſterungen, bis jener entſetzliche Abend kam, wo, ich will das nicht leugnen, alles zur Flucht meiner Schweſter mit

Gaetano vorbereitet war, zu einer Flucht, wozu ſich Françoiſe lange nicht verſtehen wollte, wozu ſie nur endlich zaghaft ihre Zuſtimmung gab, da ſie nicht länger im Stande war, ſeinen wilden, leidenſchaftlichen Bitten zu widerſtehen, und da ich mich an ihrer Seite befand. Gerade am Abend, der dieſem Tage voranging, wurden wir, anſcheinend von einer Seite, welche durchaus kein Intereſſe an einer derartigen Verdächtigung haben konnte, aufs beſtimmteſte davon unterrichtet, daß der Marcheſe Gaetano Fontana verheirathet ſei, auch wurde der Name ſeiner Frau genannt, eine Fürſtin Pallavicini aus Palermo."

Herr von Scherra ſchüttelte traurig lächelnd mit dem Kopfe.

„Meine Schweſter zweifelte; was mich anbetrifft, ſo geſtehe ich offenherzig, ich hielt ihn eines ſolchen Frevels fähig — möge es mir Gott verzeihen — ich liebe die Italiener nicht. Nun kam er, und ſtatt wie er früher gethan, auf die Abreiſe zu bringen, ſprach er von Verſprechungen, die er ſeiner Mutter gegeben — Verſprechungen," wiederholte Roſa, indem ein leuchtender Blick aus ihren Augen ſchoß, „Verſprechungen ſeiner Mutter, als ob er nicht gegen meine arme Françoiſe frühere und heiligere zu halten gehabt hätte."

„Er gab dieſe Verſprechungen, ich weiß das ganz genau, aber erſt, nachdem die Mutter ihm feierlich gelobt, ſich der von ihm erflehten Verbindung nicht länger widerſetzen zu wollen."

„Der Verbindung ihres Sohnes, des Marcheſe Gaetano Fontana mit einer fremden Sängerin von gar keiner Familie?" verſetzte Roſa in ſcharfem Tone; „und glauben Sie,

die ſtolze Dame, welche ihre Abkunft von ſicilianiſchen Königen herleitete, würde ihr Gelöbniß gehalten haben?"

„Sie vielleicht nicht, aber Er hätte ſein Wort gehalten, liebe Roſa; ich kannte Gaetano, ich blickte in ſein liebendes und treues Herz. Glauben Sie mir, mit ihm iſt viel zerſtört worden, ich darf wohl ſagen, ich liebte ihn, wie einen Sohn."

„Schrecklich für mich, daß Sie das ſagen können, und entſetzlich für meine arme Schweſter!" rief Roſa in tiefem Schmerze aus. „Welch' unſeliges Verhängniß, das ein Band zerreißen mußte, welches das Glück Beider gegründet hätte! — Doch Sie müſſen mich zu Ende hören, ich muß vor Ihnen, der Gaetano geliebt, wenigſtens eine Entſchuldigung verſuchen. Der Nachricht, daß der Marcheſe verheirathet ſei, wurde hinzugefügt, die Fürſtin Pallavicini, ſeine Gemahlin, ſähe mir ähnlich — und das war nicht zu leugnen," ſetzte ſie nach einer Pauſe mit bebender Stimme hinzu, „denn in ſeinem Wagen, der unten in der Straße hielt, während er droben bei meiner Schweſter war, in dem Wagen des Marcheſe Fontana — o, ich kannte das Wappen genau, — ſah ich ſelbſt jene Dame, ihn erwartend, die mit mir allerdings eine flüchtige Aehnlichkeit hatte."

„In ſeinem Wagen?" rief Herr von Scherra, indem er, gewaltſam erregt, raſch aufſtand.

„In ſeinem Wagen, eine junge, und ich bin gezwungen, hinzuzuſetzen, ſchöne Dame, die ihn ſehnlichſt erwartete."

„O, da iſt ein entſetzliches Spiel getrieben worden! Gott verzeihe es denen, welche die Hand dazu boten!"

„Dazu ſage ich Amen," erwiderte Roſa in kaltem Tone.

Der alte Herr hatte die Hände zuſammengefaltet und ging mit raſchen Schritten ein paarmal im Zimmer auf und ab.

„Laſſen wir die Vergangenheit," ſagte Roſa nach einem peinlichen Stillſchweigen, „kann doch keine Klage, keine Reue das Geſchehene ungeſchehen machen. Beſchäftigen wir uns mit der Gegenwart, und ſeien Sie uns darin, wie immer, ein treuer, wohlmeinender Freund."

„Unſeliges Geſchick, unſeliges Geſchick!"

Die Tänzerin nickte mit dem Kopfe, dann fuhr ſie fort: „Und den Umfang dieſes unſeligen Geſchickes kennen Sie noch nicht einmal. Sie wiſſen, welche treue und aufopfernde Gattin meine Schweſter dem Grafen iſt. Sie hatte ihr Gefühl für ihre heiße erſte Liebe in ſich zurückgekämpft, nur zuweilen und ſehr ſelten trat das düſtere Bild Gaetano's wie ein Blitz in einer Sturmnacht vor ihre Seele und ließ ſie erſchreckt zuſammenbeben. Jetzt aber, wo ſie erfahren, daß Gaetano unſchuldig war, daß ſein Herz nur für ſie ſchlug, und wo ſie überzeugt iſt, daß dieſes treue Herz aufhörte, zu ſchlagen — jetzt, o mein Gott, jetzt —"

„Ich verſtehe, ich verſtehe!" rief der alte Herr mit einer abwehrenden Handbewegung. „Unglückliche Frau!"

„Ja," ſagte die Tänzerin, tief erſchüttert und dem Weinen nahe, „um ſo unglücklicher, da mir der Friede ihres Hauſes zerſtört ſcheint — der Graf weiß um alles."

„Sagen Sie das nicht, Roſa, um des Himmels willen, ſagen Sie das nicht! Woher kann er es wiſſen? Doch nicht durch meine Erzählung? Ich hätte keine Ruhe mehr."

„Nicht unmittelbar durch Ihre Erzählung, aber durch die Mittheilung derſelben, welche meine Schweſter mir machte, und welche der Graf, ohne daß wir es wußten, mit anhörte. — Sie ſehen mich vorwurfsvoll an; ich weiß wohl, daß Sie ſagen wollen, dieſe Mittheilung hätte an einem geeigneteren

Orte ſtatt finden können. Es war nach jenem Diner, ich traf Françoiſe in furchtbarer Aufregung, der Graf hatte ſich zu Bette begeben und ſchlief, wie meine Schweſter ſagte, ein Wort gab das andere, und er, der erwacht war, hörte vom Nebenzimmer zu."

„Und woher wiſſen Sie, daß er alles gehört?"

„Françoiſe hatte vor einigen Tagen mit ihrem Gatten eine Unterredung, worin er ſie um Aufrichtigkeit bat. — Sie kennen ihr weiches Gemüth, ſie ſagte ihm alles."

Herr von Scherra ging haſtig im Zimmer auf und ab, er legte zuweilen ſeine Hand an die Stirn, er focht mit den Armen, er ſchüttelte mit dem Kopfe, er ſtieß Worte hervor, wie: „das iſt arg, das iſt entſetzlich! Für Beide gleich entſetzlich! Ich weiß, wie der Graf Ihre Schweſter liebt, ich weiß, wie ſie ſein Alles iſt — ſein Stern in finſterer Nacht — ſein Arm — ſein Schutz — ſein Troſt — alles, alles — o mein Gott, ich kenne ſein zerſtörtes Gemüth, das iſt ja, um mit ihm wahnſinnig zu werden!"

Roſa ſchaute mit ihren großen, klaren Augen ſcheinbar ruhig zu ihm empor, obgleich ſchwere Thränentropfen, haſtig einander jagend, über ihre Wangen hinabrollten.

„Der Graf wird mit mir reden," fuhr der alte Herr fort, „was ſoll ich ihm ſagen, welchen Troſt ſoll ich ihm geben?"

„Sagen Sie ihm die Wahrheit, und einen ſchrecklichen Troſt wird er Ihnen ſelbſt entgegen bringen: Gaetano iſt todt, ſo ſagt er, ſoll todt ſein, muß todt ſein — und dieſer Gedanke, ſo furchtbar er auch iſt, iſt doch der einzige, der uns vor Verzweiflung bewahren kann."

Herr von Scherra ſeufzte aus tiefer Bruſt, und als er ſich wieder auf dem Stuhle vor der Tänzerin niederließ,

drückte er während einiger Sekunden ſein Taſchentuch vor die Augen.

„Ich habe nicht geglaubt," ſagte er alsdann, ſchmerzlich lächelnd, „daß dieſer Abend mir noch ſo Trauriges brächte; ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, meine theure Roſa. Wer kennt wohl das treue, ehrliche Gemüth Ihrer Schweſter beſſer, als ich! Laſſen Sie mich ruhig überlegen, was zu thun iſt, laſſen Sie mich erwarten, ob der Graf mit mir ſpricht und was er mir ſagen wird. Seien Sie überzeugt, liebes Kind, daß ich mit aller Umſicht eines väterlichen Freundes, der ich Ihnen ja bin, mit mir zu Rathe gehen werde, was geſchehen kann. Sollte etwas vorfallen, was mir zu erfahren nützlich iſt, ſo laſſen Sie es mich wiſſen."

„Und wenn Gaetano noch lebte?"

„Roſa, Roſa," gab er erſchreckt zur Antwort, „rufen Sie dieſes Geſpenſt nicht aus ſeinem Grabe!"

Sie erhob ſich raſch, trat einen Augenblick ans Fenſter und blickte in die Nacht hinaus. — „Es iſt ſpät geworden," ſagte ſie alsdann, „ich habe Sie um ein paar koſtbare Stunden Ihres Schlafes gebracht, verzeihen Sie mir auch das, wie ſo vieles Andere."

Er war ihr langſam gefolgt, legte ſeine Hände auf ihre Schultern, und nachdem er ſie langſam herumgewandt, was ſie willenlos geſchehen ließ, küßte er ſie langſam auf die Stirn und ſprach: „Ich bewundere Sie, Roſa, und habe Sie herzlich lieb; Sie ſind ſo gut, ſo aufopfernd, ſo treu und —"

„So unglücklich," unterbrach ſie ihn raſch. Dann drückte ſie haſtig ſeine beiden Hände, nahm ihren Schleier vom Sopha und wollte das Zimmer verlaſſen.

„Halt, mein Kind," rief Herr von Scherra, „in dieſer

nächtlichen Stunde wollen Sie doch nicht allein gehen — erlauben Sie mir, meinen Hut zu nehmen, ich werde Sie selbst begleiten."

„Nein, nein," sagte sie, mit dem Kopfe schüttelnd, „das werde ich nimmer geschehen lassen, gewiß nicht! — Sie kennen meinen Eigensinn," setzte sie, unter Thränen lächelnd, hinzu.

„So darf wenigstens mein Bedienter mit Ihnen gehen, ich sehe schon, Sie wollen einen alten Mann, wie ich bin, schonen."

„Auch der nicht," gab sie rasch zur Antwort; „ich danke Ihnen herzlich für Ihre Fürsorge, ich werde allein gehen; was hätte ich auch zu befürchten? Habe ich doch einige traurige Gesellen bei mir, die mich schützen, begleiten und alles von mir abwehren — meinen Kummer und meine Thränen. Gute Nacht, lieber Freund!"

„Ich muß Sie ziehen lassen," sagte Herr von Scherra achselzuckend. „Gute Nacht denn, liebe Rosa, und Gott geleite Sie!"

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Tante Roſa.

Wir erfuhren bereits, daß Herr Karl Bander und der Choriſt Herr Richter neuerdings ein gemeinſchaftliches Wohnzimmer hatten, in welchem der Erſtere ſchlief, und da ſich der geneigte Leſer wohl denken kann, daß bei demſelben nothwendiger Weiſe auch ein Gelaß ſein mußte, wo der Letztere ſein Haupt niederlegen konnte, ſo nehmen wir keinen Anſtand, dieſes Gelaß in ſeiner ganzen Unbedeutenheit dem Leſer vorzuführen — es ſtieß nämlich an beſagtes Wohnzimmer und war nichts als ein Raum unter der ſchiefen Neigung des Daches, wo ſich für das Bett des Herrn Richter nothdürftig Platz fand. Es erforderte jedoch von Seiten des Beſitzers dieſer Bettſtelle einige Geſchicklichkeit, um ſein Lager zu gewinnen, ohne dabei den Kopf an die Sparren und Platten des Daches zu ſtoßen, und es war dies dem Herrn Richter ſogar ein paarmal bei unruhigen Träumen paſſirt. Er war daher auf die ſinnreiche Idee gekommen, ein altes geſtreiftes Stück Zeug, das er in einem Winkel der Dachkammer gefunden, zeltartig

Stadt mit ihrer lieblichen Umgebung, den zahlloſen Kirchen, Klöſtern und Villen bezeichnet:

A veder pien di tante ville i colli
Par che'l terren ve le germogli, come
Vermene, e germogliar suol' i rampolli.
Se dentro un mur, sotto un medesmo nome
Fosser raccolti i tuoi palazzi sparsi,
Non ti sarian da pareggiar due Rome.

über sein Lager auszuspannen, einestheils, um bei vorkommenden Gelegenheiten durch Anstoßen an diese weiche Decke erinnert zu werden, daß sich hinter derselben harte und kantige Gegenstände befänden; anderntheils aber auch, um wenn er morgens wachend von den Mühen des Schlafes ausruhte, seiner Phantasie einen Spielraum zu gönnen und sich eine Zeltwand vorzustellen, hinter der sich schlanke Palmen und duftende Orangen erhöben, wo Sklaven und Sklavinnen harrten und erwartungsvoll auf das dreimalige Händeklatschen des erhabenen Gebieters lauschten.

„Sidi-ben-Aben-Hamet ist müde, müde, müde!
Sidi-ben-Aben-Hamet wünscht noch nicht aufzustehen!"

sang er dann vielleicht und träumte von fernen, sonnenbeglänzten Wunderländern.

Konnte er in solchen Augenblicken seinen Freund Carlo Banderi veranlassen, ihm die Pfeifenspitze zwischen die Lippen zu stecken und Feuer auf den Tabak zu legen, so kannte seine Wonne keine Grenzen, und für einen solchen Beweis von Freundschaft verpflichtete er sich gern, einige Stunden Dictando an dem unsterblichen Lustspiele zu schreiben.

Daß sich bei heftigem Nordwestwinde zuweilen Regentropfen oder Schnee unter die Dachplatten geschlichen und die Zeltwand fleckig gefärbt, machte ihm keinen Kummer, ja, er behauptete an solchen Tagen, wenn das trübe Licht sich in der Dachkammer kaum bemerklich machen konnte, wenn die Dachbedeckung unter der Gewalt des über sie dahinfahrenden Windes klapperte und ächzte, wenn das Sausen des Sturmes förmlich fühlbar wurde, daß alles dies nicht im Stande sei, seine Phantasie niederzudrücken; es ging dann ein anderes Bild durch seinen Traum, und er malte sich deut-

lich die brandenden Wogen aus, die tückisch an den Fundamenten des Leuchtthurmes rüttelten, dessen Wächter zu sein er die Ehre hatte.

„Warum verkürzen diese glückliche Zeit?“ erwiderte er auf die Ermahnungen seines Freundes, endlich aufzustehen.

Zu Anfang dieses Kapitels unserer wahrhaftigen Geschichte war übrigens jene glückliche Zeit schon vorüber, und wenn sich Herr Richter in seinem Schlafcabinet befand, so träumte er nicht von Palmenwäldern oder brandenden Wogen, sondern man vernahm, wie er auf Holz klopfte und Bretter zusammenbrach, wobei er seinem Freunde, der im Wohnzimmer auf- und abschritt, zurief: „Als jener tapfere Spanier, jenen noch tapferen Krieger des Alterthums nachahmend, an der mexicanischen Küste seine Schiffe verbrannte, hatte er nicht einmal den Nutzen, sich an ihrem Feuer die Pfoten wärmen zu können, einen Vortheil, den ich vor ihm voraus habe.“

„Wenn ich auch an deine blühende Phantasie gewöhnt bin,“ erwiderte der ehemalige Sänger, „so möchte ich doch wissen, wie du eine alte, wurmstichige Kiste mit jenen Schiffen zu vergleichen gesonnen bist?“

„Sehr einfach, indem ich diese Kiste, welche einst meine Habseligkeiten barg, verbrenne, schneide auch ich mir gewissermaßen den Rückzug ab, und ich kann nicht von dannen gehen, wie ich gekommen. Entweder also ich muß mich zu einem anständigen Koffer aufschwingen, oder ich muß heimwärts ziehen, ein Hemd in meiner Rocktasche, einen Gott im Herzen und einen Reck auf dem Leibe.“

„Ich fürchte das Letztere.“

„Ich auch,“ hallte es aus der Bodenkammer zurück, „das

soll uns aber nicht verhindern, uns mit dem Holz der alten Kiste einen warmen Nachmittag zu machen. Probe und Vorstellung gibt's heute nicht, der Nebel, der gestern in die Höhe stieg, kommt heute als ein feiner Regen nieder,

„Drum laß uns still genießen,
Was unser Haus beschert,
Genießen, ja, genießen,
Was uns das Haus gewährt."

Nach diesen Worten erschien der Sänger, auf dem einen Arm etwas klein gemachtes Holz und unter dem andern eine Wasserflasche tragend. Glücklicher Weise war die Menge des Holzes in nicht zu großem Mißverhältniß mit dem winzigen Ofen, und der Chorist bemerkte richtig: „wenn wir sparsam mit unserem Holze umgehen, so können wir wenigstens sechs Mal nachlegen, schließen hierauf die Ofenklappe

„Und wollen froh genießen,
Was uns das Haus beschert."

Vander schritt noch immer im Zimmer auf und ab, und seine trübe Miene erheiterte sich auf Augenblicke bei dem Frohsinne seines Freundes. Wenn er dann aber wieder an das Fenster trat und auf den hartnäckig herabrieselnden Regen blickte, so schüttelte er mißmuthig den Kopf und sagte: „Ich könnte mich selbst ausschelten, daß das Wetter einen solchen Einfluß auf mein Gemüth ausübt."

„Vielmehr auf deinen Kopf," meinte Herr Richter, „und der Arzt fand das bei deiner schweren Verwundung ganz natürlich; nebenbei betrachtest du jeden Regentropfen als einen Riegel, welcher unser Haus zuschließt und keinen Besuch einläßt."

„Ich erwarte keine Besuche; wer sollte mich auch besuchen?"

„Du erwarteſt keine, aber du hoffſt auf welche. Haben wir nicht die Kühnheit gehabt und die zwei erſten Acte unſeres unſterblichen Luſtſpieles dem hochgeborenen Herrn Hoftheater-Intendanten geſchickt, und erwarteſt du nicht das Rollen einer Equipage, das Anklopfen an die Stubenthür und das langweilige Geſicht eines Bedienten, der ſich bei dir erkundigt, ob du geneigt ſeieſt, deinen verehrten Gönner zu empfangen?“

„Unſinn!“ —

„So, mein Feuer brennt, der Kaffeetopf iſt bei der Hand, der Mokka gemahlen und —“

Bander hatte ſich gegen das Fenſter gelehnt und unterbrach, den Kopf wendend, den Redefluß ſeines Freundes mit der Frage: „Biſt du vielleicht geſtimmt, ein vernünftiges Wort zu reden?“

„Dazu bin ich immer geſtimmt; ob aber dein vernünftiges Wort vernünftig ſein wird, iſt eine andere Frage. Ich fürchte, nicht ganz, wenn dieſes vernünftige Wort dasſelbe iſt, um welches ſich ſeit zwei Tagen alle deine Reden drehen.“

„Du kannſt ja nicht wiſſen, was ich ſagen will.“

„Hm, das zu wiſſen iſt nicht zu ſchwer; ſoll ich dir ſagen, wie deine Rede beginnen wird?“ Der Choriſt richtete ſich neben dem Ofen in die Höhe, und indem er ſich bemühte, die ernſtere Sprechweiſe ſeines Freundes zu carikiren, fuhr er fort: „Richter, wirſt du zu mir ſprechen, wie iſt es möglich, daß ſich zwei Weſen ſo ähnlich ſehen können? — Sei ehrlich,“ ſetzte er mit einem gewöhnlichen Tone hinzu, „wollteſt du das nicht ſagen?“

Der Andere zuckte mit den Achſeln und ſchwieg einen

Augenblick, ehe er zur Antwort gab: „Und wenn ich das in der That sagen wollte, wäre es unvernünftig? Habe ich nicht Recht, diese Frage unzählige Male aufzuwerfen, und gerade dir gegenüber, der du mir bewiesen hast, daß ein solches merkwürdiges Spiel der Natur allerdings möglich ist.“

„Ja, ich habe es dir bewiesen,“ versetzte der Chorist trocken, indem er sich niederbeugte, den Kaffeetopf vom Boden aufnahm und aus der Flasche, die er aus der Schlafkammer mitgebracht, auffüllte.

„Und du bist fest überzeugt, daß du dich nicht geirrt?“

„Fest überzeugt. Die Tante unseres kleinen Prinzen war ja, wie du selbst weißt, hier im Hause, als ich fort ging, und wenige Straßen von hier sah ich unsere erste Tänzerin im Wagen vorbeifahren.“

„Du kannst dich dennoch geirrt haben.“

„Na, erlaube mir, ich werde doch meine verehrte Collegin kennen; und obendrein nickte sie mir freundlich zu, denn sie erinnerte sich wahrscheinlich unseres Gesprächs hinter den Coulissen.“

Herr Vander drückte seine rechte Hand vor die Augen, wie um seine Gedanken zu sammeln, und blieb so ein paar Minuten stehen, dann sagte er: „Aber zugeben mußt du mir, daß eine solche Aehnlichkeit unerhört ist.“

„Sie ist allerdings groß, aber nicht so, wie du sie dir ausmalst. Wahrhaftig, lieber Junge,“ fuhr er in seinem gewöhnlichen lustigen Tone fort, „unser kleiner Prinz ist gescheiter, wie du; er war auf einen Augenblick überrascht, als er unsere prima ballerina sah, aber nur einen Augenblick, alsdann sagte er: ‚Nein, das ist doch nicht Tante Rosa!‘ Ich

wollte nur, du könntest Beide einmal neben einander sehen oder auch nur kurz nach einander, wie ich neulich, da springt der Unterschied schon in die Augen. Tante Rosa ist etwas stärker und auch um die Idee kleiner, der Klang ihrer Stimme ist viel tiefer, auch tritt sie mit dem linken Fuße etwas schwer auf, was du vielleicht mit deinen verliebten Augen nicht bemerkt hast."

„Das könnte Verstellung sein," meinte der Andere nachdenklich.

„Na, du bildest dir nichts Geringes ein," erwiderte Herr Richter lachend; „du denkst wohl, eine Fee komme verkleidet zu dir, dem kranken Königssohne, um dein Herz zu gewinnen, das wäre vielleicht der Anfang zu einem pikanten Märchen, aber im wirklichen Leben kommt so etwas nicht vor — Teufel, da habe ich mir die Finger verbrannt! Dieser Ofen entwickelt eine Hitze, welche man einem so armseligen Möbel nicht zutrauen sollte. Willst du nicht so gut sein und auch ein bischen mit helfen bei Bereitung unseres famosen Kaffee's? Dort auf dem Tische liegt der Mokka — die blaue Düte, in der gelben ist Zucker — nein, nein, beruhige dich, die Aehnlichkeit zwischen Beiden ist nicht so ungeheuer, auch hat Tante Rosa ganz andere, derbere Ausdrücke."

„Das muß ich mir ausbitten," sagte Herr Vander, indem er die verlangte blaue Düte brachte, „gerade in ihrer Redeweise liegt etwas so Verständiges, Sinniges, Edles und Wohlthuendes —"

„Hör' auf, hör' auf!" —

„Was ich selbst bei der großen Künstlerin nicht in dem Maße fand."

„Also doch ein Unterschied, — nun, siehst du wohl?

Glaube mir, theuerſter Carle, wenn die Beiden hier neben einander ſtänden, da würdeſt du, was die Aehnlichkeit anbelangt, über dich ſelbſt lachen. Aber, alle Wetter," rief er zurückfahrend, „hol mich der — unſer Kaffeetopf hat ein Loch! Das iſt eine ſaubere Beſcherung! Reich' mir das Handtuch — o weh — o weh, das halte, wer kann!"

Dieſe Aeußerungen galten einem Waſſerſtrahle, der zuerſt tropfenweiſe, dann aber immer ſtärker aus dem verroſteten Gefäße herausſpritzte, ſich über den heißen Ofen ergoß und dieſen dadurch in eine förmliche Dampfwolke einhüllte.

„Das iſt ein elendes Geſchirr," rief Herr Richter entrüſtet und ſteckte ſeinen abermals verbrannten Daumen in den Mund. „Aber du ſtehſt auch dabei," wandte er ſich ärgerlich an ſeinen Freund, „wie der Prinz in der Komödie; jetzt fehlte nichts, als die gütige Fee, die ſtatt unſeres zerbrochenen Kaffeetopfes uns ein ‚Kaffeetiſchchen deck dich' beſcherte."

„Da iſt ſie ſchon," ſprach Bander leiſe, aber in einem ſo plötzlich veränderten Tone, daß ſich der Choriſt mitten in ſeiner Bemühung, den immerfort ausſprudelnden Kaffeetopf zu entfernen, umwenden mußte und in der geöffneten Thür das junge Mädchen ſtehen ſah, von dem ſo eben die Rede geweſen war. Sie hielt den kleinen Knaben an der Hand und bemühte ſich vergeblich, deſſen lautem und luſtigem Lachen Einhalt zu thun.

„O, Richter, was machſt du?" rief Eugen; „willſt du deinen Ofen auslöſchen? Sieh, Tante Roſa, er hat Waſſer darauf gegoſſen, wie das dumm iſt!"

„Pfui, Eugen," ſagte das junge Mädchen mit einer ſehr

tiefen und wohlklingenden Stimme, „ſo ſpricht man nicht, und vor allen Dingen nicht mit Freunden.“

„Ja, wenn der kleine Unfug ſo fortmacht, ſo iſt es nächſtens mit unſerer Freundſchaft am Ende,“ erwiderte Herr Richter, halb lachend, halb ärgerlich.

„Ich will das Fenſter öffnen,“ ſagte Bander haſtig, „der Dampf wird Ihnen beſchwerlich ſein, mein Fräulein.“

„Ich wäre dafür, das Fenſter nicht zu öffnen,“ brummte Herr Richter, „Waſſerdämpfe beläſtigen niemand, im Gegentheil, ſie machen eine angenehme, dunſtige Wärme.“

„Der Anſicht bin ich auch,“ ſprach das junge Mädchen, die einen Schritt näher getreten war, während Eugen die Thür ſchloß.

„So, Richter,“ ſagte dieſer alsdann, „ich habe deine Thür zugemacht, jetzt biſt du wieder zufrieden, denke ich.“

„Es iſt ein bischen Hexerei dabei,“ meinte der Choriſt, indem er den Kaffeetopf, der nun ausgelaufen war, mit umwickelter Hand vom Ofen nahm und ſorgfältig betrachtete, „da ſchaue ich mir die Augen aus und ſehe kaum einen kleinen Riß, während doch das Waſſer in Strömen herausgefloſſen iſt und einen Dampf verurſachte, der noch im Zimmer umherirrt.“

„Du riefſt die Geiſter an,“ verſetzte Carlo vergnügt, „und ſie erſcheinen immer in Wolken und Nebel, ſogar die gütigen Feen.“

„Damit kann ich nicht gemeint ſein,“ ſagte Tante Roſa, „für eine Fee bin ich ein bischen unbeholfen und ſchwer; auch iſt es ein gar zu materieller Grund, wegen deſſen ich mir die Freiheit nahm, Sie zu ſtören. Eugen, der, wie es zuweilen vorkommt, Langeweile hatte, verlangte von mir, ich

solle ihm einen zerbrochenen Nußknacker wieder herstellen, und da ich ihm meine Unfähigkeit, dies zu thun, erklärte, so bat er mich, ich solle Herrn Richter darum ersuchen."

Das junge, blühende Mädchen, an der Hand den lächelnden Knaben, der nun seinen Nußknacker hoch emporhielt, stand so unbefangen und freundlich lächelnd vor den beiden jungen Leuten, daß es wahrhaftig ein Vergnügen war, sie nur sehen zu dürfen; dabei hatte sie etwas Schüchternes, was ihr außerordentlich gut stand, etwas Weiches im Blick ihrer glänzenden Augen, einen so gutmüthigen Zug um den frischen Mund, daß Carlo, der sie entzückt betrachtete, sich gestehen mußte, allerdings sei die Aehnlichkeit zwischen ihr und der Tänzerin groß, aber der Ausdruck des Gesichtes, der bei Fräulein Rosa immer etwas Kaltes, Strenges und Abstoßendes hatte, doch ein ganz anderer. Und mit der Figur war es wahrhaftig der gleiche Fall; so schlank und elegant, wie die der Tänzerin erschien, war die des jungen Mädchens hier allerdings nicht. Richter hatte Recht, Tante Rosa war etwas stärker und kleiner; freilich hielt sie sich nicht so aufrecht, wie die Andere, aber dadurch erhielt die Gestalt eine wohlthuende und angenehme Rundung, es war etwas Weiches und Hingebendes darin; vor jener wich man bewundernd zurück, diese zog unwiderstehlich an. O, wie gern hätte sich der ehemalige Sänger anziehen lassen, näher und näher, wie gern wäre er dem fast unwiderstehlichen Zuge seines Herzens gefolgt, wäre vor ihr niedergekniet, hätte ihre kleine, feine Hand mit unzähligen Küssen bedeckt, hätte ihr in das schöne, klare Auge geschaut, und wäre vor Seligkeit vergangen, wenn sie, sich abwendend, ihre andere Hand leicht auf seinen Kopf gelegt, als er ihr zugeflüstert: ‚ich liebe dich.'

Träume, die davon flatterten, wie die Wasserdämpfe des zersprungenen Topfes! Im nächsten Augenblicke war die Luft im Zimmer wieder rein und klar, und die Gedanken im Kopfe des Herrn Bander wieder ruhig und besonnen.

„Während Richter an seinem Nußknacker flickt, werden Sie wohl die Güte haben, Fräulein, sich ein wenig bei uns niederzulassen, hier auf dem Sopha, wenn ich bitten darf.“ Er räumte eilfertig Bücher, Musikalien, Schreibpapier und sonstige Gegenstände auf die Seite, um einen genügenden Platz für seinen schönen Gast zu machen.

Als sich Tante Rosa, ohne viel Umstände zu machen, dem angebotenen Sitze näherte, schaute er ihrem Gehen zu und mußte sich eingestehen, daß sie allerdings mit dem linken Fuße etwas schwer auftrat; ungraziös erschien dies aber durchaus nicht, im Gegentheil, es verlieh ihrer ganzen Erscheinung etwas Pikantes.

Als das schöne Mädchen nun auf dem ärmlichen Sopha saß — dasselbe beliebte in allen Fugen zu krachen, wenn sich jemand desselben bediente — als sie nun offenen Auges um sich her blickte und dieses Ideal einer verwahrlos'ten Junggesellen-Wirthschaft sah, da konnte sie sich nicht enthalten, so herzlich zu lachen, daß man ein paar Sekunden lang ihre schneeweißen Zähne sah.

Herr Bander, der neben dem Tische stand und mit Entzücken seinen Gast betrachtete, rieb sich vergnügt die Hände und lachte ebenfalls. Das Gleiche that auch Herr Richter, der über den zerbrochenen Nußknacker hinweg die Beiden betrachtete und dabei seine eigenen Gedanken hatte, und als endlich das Bübchen diesen allgemeinen Ausbruch des Ver-

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Genua.

Das Dampfboot Ferdinando Primo, von Neapel kommend, näherte ſich in den erſten Stunden eines jungen Oktobertages dem Hafen von Genua. Die beiden Leuchtthürme zu den Seiten der ſchmalen Einfahrt in denſelben leuchteten mit ihrem beſtändig wechſelnden Lichte. Jetzt ſank daſſelbe zu einem kleinen Punkte zuſammen, dann flammte es wieder hell auf und warf ſeine zitternden Strahlen auf das dunkle, ruhige Meer, welches leiſe gegen den mächtigen Hafendamm wogte, wie unwillig, daß ihm derſelbe den Eintritt in den reizenden Meerbuſen, in welchem die Stadt liegt, ſtreitig machte.

Das Dampfboot verminderte die Kraft ſeiner Maſchinen, der Kapitän ſtand auf dem Radkaſten und der Steuermann bohrte ſeine Blicke in das Dunkel vor der Spitze des Bootes, um die ſchwierige Einfahrt nicht zu verfehlen. Die Paſſagiere unten im Schiffe in ihren kleinen Betten wachten auf, da nun die vorwärts ſtrebende Bewegung des Schiffes aufgehört und es auf dem ſpiegelglatten Hafenwaſſer nur noch leicht und unmerklich

gnügens bemerkte, ſchrie es vor Lachen laut auf und mußte in ſeine Hände klopfen, um ſich ſelbſt zu beruhigen.

„Es iſt nicht recht, daß Sie ſo lachen," meinte Tante Roſa, nachdem ſie ſelbſt wieder ernſt geworden war, „es muß Ihrem Kopfe weh thun."

„O, jetzt thut mir gar nichts mehr weh," rief Carlo mit einem glückſeligen Blicke; „ich glaube, jetzt könnte kommen, was da wollte, nichts wäre im Stande, mich trübe zu ſtimmen, Eines allerdings ausgenommen, und das wird leider auch geſchehen, wenn Sie nämlich wieder fortgehen, Fräulein."

„Darin hat er Recht," miſchte ſich Herr Richter ins Geſpräch; „es macht einen Effect an dieſem trüben Herbſttage, als ſei die Sonne nicht nur durch die Wolken gebrochen, ſondern als ſtehe ſie gerade vor unſerem Fenſter und lache freundlich zu uns herein."

Das junge Mädchen ſchüttelte lächelnd ihren Kopf und entgegnete: „Darüber müßte ich mir eigentlich eine Erklärung ausbitten, aber ich will es nicht thun," ſetzte ſie raſch mit einer abwehrenden Handbewegung gegen Herrn Bander hinzu, da ſie bemerkte, wie dieſer ſich anſchickte, ihr haſtig etwas zu erwidern. „Sagen Sie mir lieber, wie es mit Ihrer Verwundung ſteht oder ſtand, ehe ich kam," ſetzte ſie heiter lächelnd hinzu.

„Es geht im Allgemeinen ſehr gut," gab Carlo zur Antwort, „ehe Sie nämlich kamen, Fräulein; jetzt iſt mir Kopf und Herz wahrhaftig ſo voll, daß ich über meinen Zuſtand nichts Genaues zu ſagen im Stande bin."

„Ja, ja," meinte Herr Richter, der ſich mit Wiederherſtellung des Nußknackers beſchäftigte, „wir können im Allge-

meinen nur das variiren, was ich eben ſagte, nämlich daß es für uns unausſprechlich behaglich iſt, ein ſo liebenswürdiges weibliches Weſen in unſeren vier Wänden verehren zu dürfen."

„Woher wiſſen Sie, daß ich liebenswürdig ſein kann?"

„Das verräth ſchon Ihr Aeußeres," verſetzte Herr Richter, „und darin trügt der Schein nicht. Auch hat der kleine Prinz ſchon ſo viel Schönes und Liebes von Ihnen erzählt, daß wir Sie ſchätzen mußten, ehe wir Sie noch geſehen. Sehen Sie," fuhr der Choriſt fort, nachdem er den Zopf des Nußknackers mit einigen tüchtigen Schlägen wieder eingerichtet, „wenn Sie eine vornehme Dame wären, ſo wäre es unbeſchreiblich fade, Sie ſo Ihr Lob hören zu laſſen; da Sie aber unſeres Gleichen ſind, ſo haben wir vielleicht ein Recht, unſere Herzensmeinung ohne alle Nebenabſichten auszuſprechen."

„Ja, unſeres Gleichen," wiederholte Carlo mit leiſer Stimme, wobei ſeine Augen vor Vergnügen leuchteten.

„Ihres Gleichen? — Nicht ſo ganz," lachte Tante Roſa, „Sie ſind Künſtler, und ich nur eine arme Näherin."

„Na, was die Künſtlerſchaft anbelangt, ſo hat das für uns auch ſo ſeine Haken; ein Choriſt, wie ich, wird von der Couliſſen-Ariſtokratie nicht dazu gerechnet, und Freund Bander, der bei ſeinem erſten künſtleriſchen Verſuche verunglückt iſt, wird erſt zeigen, ob es ihm beim zweiten gelingt."

„Und dieſer zweite Verſuch," fragte das junge Mädchen, „ſoll ebenfalls auf dem Theater gemacht werden?"

„O nein, o nein!" rief Carlo mit einer entſchiedenen Kopfbewegung; „die Bretter haben mir nichts Gutes gebracht;

ich bin, um ehrlich zu reden, ſo durchgefallen, wie es nur irgend möglich iſt.“

„Und bei dieſem Durchfall brach ſein Herz,“ warf der Choriſt mit einem raſchen Blick auf Tante Roſa leicht ein.

„Schwätzer,“ ſagte Carlo unmuthig, „hören Sie nicht auf ihn, es paſſirt ihm häufig, allerlei Zeug zu fabeln, — es iſt beſſer, wenn du ſchweigſt.“

Herr Richter mochte es aber gerade unter den gegenwärtigen Verhältniſſen für beſſer finden, nicht zu ſchweigen; denn als ihn das junge Mädchen mit großen Augen forſchend anſah, fuhr er mit ungewöhnlicher Ruhe fort: „Ja, es brach ſein Herz, denn er fiel durch vor den Augen einer Dame, die er liebte.“

„Richter, das iſt perfid,“ rief Bander empört.

„Aber die Wahrheit,“ fuhr ſein unerſchütterlicher Stubengenoſſe hartnäckig fort; „warum ein Geheimniß daraus machen? Ja, ich ſetze noch hinzu, die Dame, die er liebte, ſieht Ihnen, mein Fräulein, außerordentlich ähnlich; ja, ſo ähnlich, wie eine blühende Roſe vom gleichen Strauche der anderen.“

„Laſſen Sie ihn doch,“ ſagte begütigend das junge Mädchen zu Herrn Bander, als ſie bemerkte, wie dieſer ſich über die Aeußerung ſeines Freundes kaum zu faſſen vermochte; „es iſt ja nichts Beleidigendes für mich, und,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „wohl nicht ohne allen Grund.“

„Aber eine Sache, die weit hinter mir liegt.“

„In der unendlichen Weite von zehn Tagen,“ warf Herr Richter ein, „und ſehr nachwirkend, wie wir ſehen.“ Nachdem er dies geſagt, ließ er mit einem äußerſt pfiffigen Lächeln die Kinnladen des Nußknackers ein paarmal zuſammenklappen.

Tante Rosa spielte mit einer Feder, die neben ihr auf dem Tische lag, und sprach dabei, aber ohne aufzublicken: „Die Dame, von der die Rede ist, glaube ich zu kennen; ich hörte schon oft von einer großen Aehnlichkeit zwischen mir und ihr."

„Eine Aehnlichkeit," rief Carlo rasch, „die in der That erstaunlich ist, bei der Sie aber offenbar gewinnen, mein Fräulein. Verzeihen Sie diese Worte, sie kommen aus meinem Herzen und sind aufrichtig gemeint."

„Denken Sie, was das heißen will, mein Fräulein," meinte trocken der Chorist, „er zieht Sie der Dame vor, die er liebte! In den glücklichen Jahren meiner Jugend hätte es einen famosen Kettensatz gegeben, über dessen Resultat ich mich nicht näher auslassen will."

„Spare dir diese Mühe," entgegnete Carlo, und fuhr dann, gegen das junge Mädchen gewandt, fort: „Aber diese Aehnlichkeit ist in der That überraschend; je mehr ich Sie betrachte, finde ich das; abgesehen von einigen Verschiedenheiten, von denen ich mir aber selbst keine Rechenschaft geben kann, glaube ich nicht, daß sich Zwillingsschwestern ähnlicher sehen könnten."

„Leider bin ich keine Zwillingsschwester der vornehmen Tänzerin, sonst hätte ich vielleicht einen andern Lebenspfad betreten."

„O, wünschen Sie sich nicht jenen anscheinend so glänzenden, der nur auf Schein und falschem Schimmer beruht, der die Sinne betäubt und das beste Herz langsam zu Grunde richtet."

„Diese Reden sollte ich mir eigentlich verbitten," sagte Herr Richter.

„Ja, der das Gemüth verbittert und der uns so gern die falsche Welt jener Bretter ins wirkliche Leben hinübertragen läßt," sprach Carlo aufgeregt. „Mir sind diese Orte furchtbar verhaßt geworden mit ihren falschen Thränen und falschen Brillanten."

„Sie haben dort bittere Erfahrungen gemacht?" fragte Tante Rosa in sanftem Tone.

„Mein Fräulein," konnte sich Herr Richter nicht enthalten, mit einem gewissen Pathos einzufallen, „es war seine erste Liebe!" —

„Nun ja denn, Schwätzer, es war meine erste Liebe; es war der Glanz eines mitternächtigen glutsprühenden Nordlichtes, den ich anbetete, da ich ihn in meiner Verblendung mit der rosigen Morgendämmerung verwechselte. Ach, mein Fräulein, jener heiße, sinnbethörende Traum liegt hinter mir, und es ist mir jetzt gerade zu Muthe, als fühlte ich das erfrischende Wehen einer stärkenden Morgenluft."

Herr Richter hatte gute Lust, wieder eine höchst unpassende Bemerkung einzuwerfen, doch als er sah, wie sein Freund das offene, strahlende Auge mit einem so glückseligen Ausdruck auf das junge Mädchen heftete, und wie diese mit einem seltsamen Zucken um den Mund angelegentlich sich die Feder in der Hand betrachtete, so verschluckte er seine Bemerkung und begnügte sich, dem kleinen Knaben, der ihn aufmerksam betrachtete, zu sagen: „Träume sind Schäume, mein Sohn, aber Morgenluft erfrischt das Herz, wenn man gut geschlafen hat."

„Ihren Aeußerungen nach scheinen Sie also keine Lust mehr zu haben, Ihre Laufbahn am Theater zu verfolgen," begann Tante Rosa nach einer kleinen Pause, augenscheinlich

in der Abſicht, das Geſprächsthema zu ändern; „welche Plane haben Sie nun für die Zukunft gemacht?“

„Ich habe einen alten Plan, den ich nie hätte verlaſſen ſollen, wieder aufgenommen und mich der Schriftſtellerei zugewandt, wozu ich große Neigung habe; ob auch ein Talent, iſt eine andere Frage.“

„Er hat, er hat,“ ſprach Herr Richter.

„Sie werden ſich vielleicht wundern,“ fuhr das junge Mädchen in herzlich natürlichem und freimüthigem Tone fort, „daß ich mich ſo gerade heraus nach Sachen erkundige, die man ſonſt nur mit vertrauten Bekannten beſpricht; da Sie aber meinen kleinen Freund dort ſchon früher und auch mich ſo freundlich aufgenommen, und da Sie auch vorhin ausſprachen, die gleiche Lebensſtellung erlaube uns ſchon, unſere Herzensmeinung frei auszuſprechen, ſo werden Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich meine Frage gethan.“

„Im Gegentheil,“ bemerkte Herr Bander vergnügt, „Ihre Frage verräth eine Theilnahme, die mich ſehr glücklich macht; ja, ich will den Verſuch machen, ob ich in der That Talent zur Schriftſtellerei habe, und ſchreibe deßhalb an einem Luſtſpiele. Sie ſehen, wer einmal in die Nähe jener glänzenden Flamme, Theater genannt, als arme Mücke gerathen iſt und ſich ſogar ein wenig die Flügel verbrannt hat, kann es doch nicht laſſen, um das trügeriſche Licht herum zu flattern.“

„Ein Luſtſpiel?“ entgegnete nachdenklich das junge Mädchen; „ich glaube, Sie haben ſich da keine leichte Arbeit ausgeſucht, denn wie man mir ſagte, gibt es nichts Schwereres, als ein gutes Luſtſpiel zu ſchreiben.“

„Aber wir werden ein gutes Luſtſpiel ſchreiben,“ ſagte Herr Richter in ſehr beſtimmtem Tone. Er hatte ſich auf

einen Stuhl niedergelaſſen, den kleinen Knaben zwiſchen die Kniee genommen und probirte das wieder hergeſtellte Maul des Nußknackers, indem er daſſelbe auf eine wirklich erſchreckende Art aufriß und dann ſcharf wieder zuknacken ließ.

Carlo blickte lächelnd zu ſeinem Freunde hinüber und ſagte: „Ja, wir ſchreiben ein Luſtſpiel, denn erſtens iſt Richter die Hand, welche niederſchreibt, während ich dictire, und dann verdanke ich auch manche glückliche Wendung ſeinen verſtändigen Andeutungen.“

„Alſo dictiren Sie Ihre Arbeiten?“

„Ich mache den Verſuch, und namentlich für einen Dialog ſcheint es mir leichter, als wenn ich die Worte ſelbſt niederſchreiben müßte. Während ich auf und ab gehe, bin ich im Stande, mir die Perſon, mit der ich ſpreche, ſo lebhaft zu vergegenwärtigen, daß es mir gerade iſt, als ſpräche ich wirklich mit ihr, und ich glaube, daß dadurch die Unterhaltung natürlicher und ungekünſtelter wird. Auch gibt mir Richter zuweilen eine Antwort, die mich, wie ſchon eben bemerkt, auf neue Ideen bringt.“

„Da könnte man ja gleich,“ meinte Tante Roſa, „einen Dialog niederſchreiben, den zwei Perſonen in den betreffenden Verhältniſſen mit einander hielten.“

„Allerdings,“ warf Herr Richter kopfnickend ein, „wenn die Perſonen danach wären und wenn ſie es über ſich vermöchten, ſich in der nothwendigen Kürze zu faſſen, ſonſt gnade Gott dem armen Schreiber und dem armen Publikum.“

Vander's Augen leuchteten vor Vergnügen, als er hierauf zur Antwort gab: „Wir ſollten einen Verſuch machen, wie ihn Fräulein Roſa vorgeſchlagen; Sie, mein Fräulein,

müſſen aber die Unterhaltung mit mir führen und Richter müßte ſie niederſchreiben."

„Und was ſoll denn ich thun?" ſprach dann raſch der Knabe, der ſich einigermaßen zu langweilen ſchien.

„Du läſſeſt deinen Nußknacker Nüſſe aufknacken, ich habe noch eine Hand voll in meinem Vermögen."

Das junge Mädchen ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und erwiderte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „Sie ſagten vorhin, Perſonen und Verhältniſſe müßten paſſend erſcheinen, das iſt aber hier gewiß nicht der Fall."

„O doch, o doch," rief der junge Schriftſteller eifrig, „es handelt ſich in meinem dritten Acte um eine Dame, die ſich gegenüber einem jungen Manne, der ſie liebt, nicht zu erkennen geben will, die aber in einer Verkleidung unter ihrem Stande erſcheint."

Eine plötzliche Röthe flog über das Geſicht der Tante Roſa; ſie nahm die Spitzen der Federfahne zwiſchen ihre weißen Zähne und bemühte ſich, ſo unbefangen als möglich aufzublicken, als ſie entgegnete: „Die Verhältniſſe paſſen überhaupt ſchon ganz und gar nicht."

„Zugegeben, aber je beſſer die Dame ihre Verkleidung zu wahren weiß, um ſo pikanter iſt es für unſern Dialog. O, mein Fräulein," ſetzte er bittend hinzu, „es wäre gar zu unterhaltend und lehrreich, einen ſolchen Verſuch zu machen."

„Wo denken Sie hin! Wie ſollte ich dazu kommen, einen verſtändigen Dialog zu führen?"

„Im Gegentheil, davon bin ich überzeugt," erwiderte haſtig Herr Bander, „ſo wie auch von Ihrem warmen, gefühlvollen Herzen — ja, eine Innigkeit des Gefühls ſtrahlt

aus Ihren Augen, Herzlichkeit und Geiſt! O, es müßte ein ſprühender Dialog werden!“

„Es iſt nun einmal ſeine Grille,“ meinte Herr Richter; „laſſen Sie ihm dieſe Grille, o, ſie iſt ſo ſüß, dieſe Grille!“

„Richter ſchreibt und wir Beide reden zuſammen; o, ich ſpreche ſo gern mit Ihnen, mein Fräulein!“

War es die Neuheit der Situation, oder war es ein natürliches Verlangen, ihre glänzende, elegante Art, ſich auszudrücken, einem hohen Stande angehörig, durch die unſcheinbare Hülle ihres jetzigen Anzuges durchbrechen zu laſſen, was das junge Mädchen vermochte, nichts mehr gegen den Vorſchlag zu erwidern, obgleich ihr leichtes Kopfſchütteln zeigte, daß ſie nicht ganz damit einverſtanden war?

Herr Richter hatte ſich vor ſein Schreibheft an ſeinen Tiſch geſetzt, nachdem er vorher dem Knaben die verſprochene Hand voll Nüſſe und damit für einige Zeit Beſchäftigung gegeben.

Tante Roſa hatte ſich von dem Sopha erhoben und ſagte, während eine leichte Röthe ihr Geſicht überflog: „Aber dabei ruhig ſitzen zu bleiben, iſt mir unmöglich; auch dürfen Sie mir nicht ſo forſchend ins Geſicht ſehen, das würde ja auch auf dem Theater nicht ſo angehen — ich weiß es nicht, aber ich meine ſo.“

„Das hängt von der Situation ab,“ ſprach Herr Richter in belehrendem Tone; „man betrachtet ſich, man wendet die Blicke ab, man nähert ſich ſehr ſtark, man wendet ſich vielleicht wieder ab, bis man zu einem glücklichen Reſultate gelangt — meine Feder iſt eingetunkt, mein Papier liegt bereit, es kann losgehen.“

„Nein, es geht wahrhaftig nicht,“ ſagte Tante Roſa noch

einmal, „ich wüßte in der That nicht, was ich Ihnen antworten ſollte, es bringt mich in Verlegenheit.“

„Ganz der Situation angemeſſen,“ trug Herr Richter pathetiſch vor. „Sie, mein Fräulein, die junge Gräfin von St. Alban, haben ein Rendezvous bewilligt, und jener junge Menſch dort, ein beſcheidener Legations-Secretär, Vicomte de Neufville, der Sie anbetet, tritt Ihnen in den Weg, um Sie von einem übereilten Schritte abzuhalten; alſo: erſte Scene, der Vicomte raſch auftretend.“

Herr Bander that ſo, wie er als Vicomte de Neufville thun mußte, trat bis auf ein paar Schritte vor die junge Dame hin, die ſich verlegen abwandte, und ſagte mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Verzeihung, Gräfin, daß ich Ihnen gefolgt, ſchenken Sie mir einige Augenblicke, hören Sie mit Ihrem Herzen, was ich Ihnen zu ſagen habe, und Sie werden nicht mehr im Stande ſein, Ihre Hand ſo drohend, ſo kalt gegen mich auszuſtrecken — o, dieſe Hand, wenn ich ſie faſſen und an meine Lippen drücken dürfte!“

Herr Richter warf in ruhigem Tone ein: „Das Letzte muß er unbedingt bei Seite ſprechen, und was Sie anbetrifft, Fräulein Roſa, ſo kann ich Ihnen verſichern, daß ich etwas darum gäbe, wenn ich die wunderbare Art, mit der Sie Ihre Hand gegen ihn ausſtreckten, ja, Ihre ganze Haltung zu Papier bringen könnte. Daraus könnten unſere jungen Schauſpielerinnen 'was lernen.“

„Unterbrich uns nicht immer.“

„Nur ſo viel, als nöthig; jetzt weiter.“

„Wenn ich Ihnen verwegen erſcheine,“ fuhr Herr Bander fort, „ſo iſt die Lage ſchuld daran, in der ich mich befinde. Ich ſehe den Abgrund zu Ihren Füßen, ich muß Sie

ſchaukelte. Die Leute mit einem feſteren Schlafe wurden bald darauf gewaltſamer erweckt, denn die Ankerkette raſſelte hinab, rollend und ziſchend, der Anker ſchlug auf das Waſſer, dann verſank er rauſchend, griff in dem Sande auf dem Grunde feſt ein, das Schiff erlitt einen ganz leichten, leiſen Stoß, die neugierigen Wellen kamen, durch das Einfahren des Schiffes in Bewegung gebracht, von allen Seiten murmelnd heran, plätſcherten eine Weile um die Seiten des Schiffes und kehrten dann in weiten Kreiſen an das Ufer zurück, um demſelben geſchwätzig zu erzählen, daß der Ferdinando Primo angekommen ſei.

Dieß war aber auch das einzige Leben, das man für jetzt noch an dem Hafen wahrnahm. Dicht an den Quai's lagen zahlloſe Schiffe, ein ganzer Maſtenwald, faſt Alles finſter und ohne Bewegung; nur hie und da bemerkte man durch die Kajütenfenſter einen Lichtſchein oder hörte einen Eimer herabfallen, der Waſſer heraufholte, vielleicht für die Morgentoilette eines ſehr frühzeitigen Schiffsjungen.

Wer aber ſo noch vor der Morgendämmerung den Hafen von Genua erreicht, der begebe ſich ja auf das Verdeck und es wird ihn nicht gereuen, ſich einige Stunden am Schlafe abgebrochen zu haben. Mit offenem Auge ſchaue er um ſich, denn majeſtätiſcher, lieblicher und großartiger, wie hier vor der herrlichen Stadt der Paläſte, wird er den jungen Tag wohl an keinem Punkte der Welt aufſteigen ſehen. Unmerklich, kaum ſichtbar, verwandelt ſich die ganze Dekoration vor ſeinen Augen. Bald nimmt der Himmel im Oſten über der Villa Monte Negro eine lichtere Färbung an, das Feuer auf den Leuchtthürmen fängt an zu verbleichen, in demſelben Maße, wie das grüne Waſſer des Hafens in der weiten See draußen heller und durchſichtiger wird. Hier ſcheint das Licht nicht von einem einzigen Punkte der aufſteigenden Sonne auszuſtrömen, nein, auch der Ozean ſcheint ſeine eigene Sonne zu haben; denn wie drüben auf den Bergen

zurückreißen mit Gewalt der Ueberredung, ich muß es thun auf die Gefahr hin, von Ihnen als ein Ueberläſtiger geſcholten zu werden; ich bin ein verzweifelnder Spieler, der ſein ganzes Vermögen auf eine einzige, letzte Karte ſetzt."

Herr Richter hatte Recht; hätte jemand auf der Bühne durch Haltung und Geſichtsausdruck ſo wunderbar den Kampf auszudrücken vermocht, wie es hier dieſes junge Mädchen that, ehe das erſte Wort über ihre Lippen kam, er wäre mit einem rauſchenden Beifallsſturm belohnt worden; und nun dazu der ruhige Blick, mit dem ſie ihn anſchaute, der kalte Ton, in dem ſie ſprach: „Sie irren, mein Herr, ich habe nicht das Glück, Sie zu kennen, und wenn ich Ihnen die eigenthümliche Art, eine Dame anzureden, verzeihen ſoll, ſo könnte es nur dann geſchehen, wenn Sie ſich augenblicklich entfernten."

„Ich Sie nicht kennen, ich, der Ihr Bild in ſeinem Herzen trägt, ich, an dem der Schatten Ihrer Geſtalt nicht unerkannt vorbeiſchlüpfen würde! — Glauben Sie nicht, daß dieſe ärmliche Kleidung, daß dieſer dunkle Schleier Sie vor meinem Auge verbirgt! Ja, und wäre die neidiſche Hülle, die Sie um ſich geworfen, noch tauſend Mal undurchdringlicher, ich würde es an dem Stocken meines Athems, an dem Klopfen meines Herzens fühlen, daß ich in Ihrer Nähe bin."

„Nicht ganz ſchlecht," meinte Herr Richter, während er eifrig ſchrieb.

Das junge Mädchen hatte ſich hoch emporgerichtet; ſie ſchien einige Zolle gewachſen zu ſein, ihr Auge flammte, die herausfordernde Haltung ihres edeln Körpers war hinreißend ſchön.

„Und wenn Sie mich erkannt, wenn es wirklich ſo iſt, daß die Gräfin von St. Alban vor Ihnen ſteht, wer gibt Ihnen ein Recht, meine Schritte zu erſpähen und mir in den Weg zu treten?“

„Das Recht, mein Fräulein, — ja, nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht, die ich jedem Unglücklichen zuwenden müßte, den ich mit geſchloſſenen Augen einem Abgrunde zueilen ſähe, ja, die Pflicht, die mich zwingt, einem Verzweifelnden den Giftbecher aus der Hand zu reißen, einen Lebensmüden vom Ufer des Fluſſes zurückzuziehen! O, Gräfin, Sie fragen, wer mir ein Recht gibt, Ihre Schritte zu erſpähen, Ihnen in den Weg zu treten? Dieſes Recht gibt mir vor allen Dingen meine Liebe zu Ihnen, ja, meine hingebende, heiße, uneigennützige Liebe. Treten Sie nicht von mir zurück, ſchauen Sie mich nicht ſo verwundert an, ich kann nicht mehr zurück, das Wort iſt ausgeſprochen: ja, ich liebe Sie mit aller Leidenſchaft, mit aller Luſt, mit aller Qual eines jugendlichen warmen Herzens!“

„Ei, Herr Bander,“ meinte Tante Roſa lächelnd, „Sie ſagen das mit einem ſolch' lebhaften Ausdruck, als wollten Sie nicht nur dictiren, ſondern ſelbſt Komödie ſpielen.“

„Noch mehr,“ murmelte der junge Schriftſteller, „ich fühle, was ich geſagt, und es iſt,“ ſetzte er mit einem trüben Lächeln hinzu, „wenigſtens in meinem Stücke nothwendig, daß die ſtolze Gräfin von St. Alban von meinen Worten erſchüttert wird: ſie ſieht ein, daß ſie in ihrem Herzen eine Liebe genährt, deren Gegenſtand ihrer unwürdig iſt.“

„In der That, ſie ſieht das ein,“ gab das junge Mädchen mit einem gänzlich veränderten Geſichtsausdruck zur Antwort, „o, ſie ſieht das ein.“

„Daß dieſer Gegenſtand, ein ſchöner und eleganter Mann, ihr gleichſtehend in geſellſchaftlichem Range, dieſe Neigung nicht verdient.“

„Das ſieht ſie alles ein, alles, alles — und was wird ſie thun?“

„O, ſie wird fühlen,“ rief Carlo enthuſiaſtiſch, „wie ſich an der edleren Leidenſchaft, die ihr entgegenflammt, auch ihre Liebe entzündet, ſie wird dankbar dafür ſein, daß er ſie gewarnt, ſie wird dem jungen Manne, der ihr zu Füßen fällt, die Hand entgegenſtrecken und ihm erlauben, dieſelbe zu küſſen.“

„Aber das iſt kein Dialog mehr,“ rief Richter faſt unmuthig, „das könnte man höchſtens flüchtig ſkizziren nennen, aber,“ ſetzte er mit einem Seitenblick auf die Beiden lächelnd hinzu, „wie ich ſehe, eine Skizze mit Illuſtrationen.“

Carlo hatte nämlich im Feuer ſeiner Auseinanderſetzungen die Hand des Mädchens ergriffen, dieſelbe feurig geküßt, worauf ihm Tante Roſa ihre Finger lachend entzog. —

„Laſſen wir die Scene auf ſich beruhen,“ ſagte ſie heiter, „ich bin der Anſicht, daß ein derartiges Zuſammenarbeiten des Dialogs doch nicht das Richtige iſt; ich habe es ja vorher geſagt,“ fuhr ſie gutmüthig fort, „auch werden Sie einſehen, daß ich nicht im Stande bin, Ihre Reden ſo zu beantworten, wie es nothwendig iſt. Wenn Sie mir aber etwas Urtheil zutrauen, ſo geben Sie mir das fertige Manuſcript und ich will Ihnen meine Meinung, die Meinung eines einfachen Mädchens darüber ſagen.“

„Zwei Acte dieſer Arbeit, welche bereits fertig ſind,“ verſetzte Herr Richter, „legten wir dem Herrn Hoftheater-Intendanten zur vorläufigen Beurtheilung zu Füßen.“

„Das hätte ich nicht gethan,“ meinte Tante Roſa, „man muß eine derartige unfertige Arbeit nicht aus der Hand geben.“

„Ein Daniel, gewiß ein Daniel!“ rief der Choriſt. „Das Gleiche habe ich auch geſagt, und dieſe Ihre weiſe Anſicht allein müßte uns veranlaſſen, Ihnen das Manuſcript, ſobald es fertig iſt, vorzuleſen.“

„Gut, wenn Sie ein ſolches Vertrauen in mich ſetzen, ſo will ich es nach beſten Kräften zu rechtfertigen ſuchen.“

„Ich will mich beeilen,“ ſagte Carlo in herzlichem Tone, „daß wir bald fertig werden. O, die Belohnung, Sie wieder zu ſehen, um Ihnen meine Arbeit vorleſen zu dürfen, iſt ſo groß, daß ſie mich zur äußerſten Anſtrengung antreiben muß.“ —

„So, meine Nüſſe ſind alle gegeſſen,“ miſchte ſich der Knabe auf ſeine Art in die Unterhaltung, und damit legte er die Ueberbleibſel auf das Schreibheft ſeines Freundes Richter.

„Eugen, du biſt nicht artig,“ ſagte Tante Roſa, „macht man es ſo ſeinen Freunden, die uns Wohlthaten erzeigen?“

„Es iſt der Lauf der Welt,“ meinte lachend Herr Richter; „der Kerl hat die ſüßen Kerne gegeſſen und gibt mir die leeren Hülſen zurück; ich bin nur froh, daß er ſie nicht auf den Boden geworfen hat.“

„Und mir ſcheint, Sie verziehen das Kind,“ ſagte das junge Mädchen, „Eugen aber weiß, was ſich ſchickt,“ wandte ſie ſich ernſt an den Knaben, „und wird die Schalen in den Ofen werfen.“

Der Kleine ſchaute ehrfurchtsvoll auf den ſtrengen Blick des jungen Mädchens, und that augenblicklich, wie ihm geheißen.

„Jetzt laß uns gehen,“ ſagte ſie hierauf, indem ſie ihm die Hand entgegenſtreckte, „wir haben die beiden Herren lange

genug aufgehalten. Man muß nie," ſetzte ſie lächelnd, aber doch im Tone einer mütterlichen Ermahnerin hinzu, „irgendwo zu lange bleiben, ſonſt wird es nicht gerne geſehen, daß man wiederkommt."

„O, mein Fräulein," rief eifrig Herr Richter, der aufgeſtanden war und eine tiefe Verbeugung machte, „glauben Sie mir, hier bei uns iſt ein düſteres, nebelbedecktes Land, dem eine glänzende Sonne aufgeht, wenn Sie erſcheinen."

„So meine ich auch," ſagte Carlo in ernſtem Tone, „nur möchte ich's mit andern Worten ausdrücken: Wenn Sie uns erſcheinen wie eine gütige Fee, ſo meine ich, das Leben habe wieder einen rechten Werth für mich, und wenn ich mit aller Kraft meines Geiſtes arbeite, ſo habe dieſe Arbeit einen ſchönen und edlen Zweck."

„Darauf weiß ich nichts Paſſendes zu erwidern," verſetzte heiter das junge Mädchen, und kann Ihnen nur ſagen, daß ich mit meinem kleinen Pflegling hier gern wiederkommen werde, und daß wir, wenn es Ihnen recht iſt, alle miteinander gute Nachbarſchaft halten wollen."

Sie ſagte das ſo freundlich grüßend, während ſie mitten im Zimmer ſtand, in ihrem unſcheinbaren dunkeln Kleide, mit der Haltung und dem Anſtand einer Königin; als ſie aber hierauf das Zimmer verließ, war ihre Figur etwas gebückt, ihr Gang war etwas ſchwankend, als mache es ihr Mühe, mit dem linken Fuße feſt aufzutreten. —

„Eine Fee," rief Herr Richter, als ſich die Thür hinter ihr geſchloſſen, „gewiß eine Fee, die uns Glück und Segen bringt! Es ſollte mich gar nicht wundern, wenn die Feder, die ſie in ihrer ſchönen Hand gehalten, ſich in Gold ver-

wandelt, wenn unter ihrem Blicke unſer armer Geraniumſtock dort am Fenſter neue Blüthen getrieben hätte.“

Carlo hatte ſeine Augen mit der Hand bedeckt, und als er ſie wieder niederſinken ließ, blickte er lange ſinnend vor ſich nieder, ehe er zur Antwort gab: „Der Druck ihrer Hand müßte meine armen Gedanken in goldene, ſtrahlende verwandeln, ja, müßte Wunder thun, wie ihr Blick ſchon gethan, der in meinem Herzen eine unausſprechlich ſchöne Blüthe getrieben.“

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Herr Moſes Goldſtein.

Das Arbeitscabinet des Dr. Henderkopp, Directors der Privat-Irren-Anſtalt, war an der hintern Seite des weiß angeſtrichenen Haupthauſes ſo gelegen, daß man von den Fenſtern deſſelben das vertiefte Roſenparterre, ſo wie den dahinter liegenden Garten überſehen konnte.

In der Jahreszeit, von der wir gerade reden, war dieſes Ueberſehen dadurch ſehr erleichtert, daß ein tüchtiger Reif, der Berg und Thal, Gras und Laub mit einer feinen, zierlichen, weißen Rinde überzogen hatte, den Blattſtielen ihre letzte Lebenskraft geraubt, und daß die Blätter an dem betreffenden Tage beim leiſeſten Wehen des Windes maſſenhaft auf den Boden niederflatterten. Dadurch war es denn möglich, daß man den ziemlich geräumigen Garten in ſeiner ganzen Ausdehnung überſchauen konnte, ſogar bis zu jener vergitterten Mauerlücke hin, an welcher der vorgebliche Graf meiſtens zu ſitzen pflegte, um in die Gegend hinauszuſtarren.

Dr. Henderkopp ſtand an einem Fenſter ſeines eben

erwähnten Arbeitscabinets und blickte hinaus, aber nicht nach dem Garten, wo die meiſten ſeiner Kranken oder Penſionäre, wie er lieber zu ſagen pflegte, von ihrem unſteten Weſen getrieben, eilfertig an einander vorüberhuſchten und das Terrain nach allen Richtungen durchſchritten, ſondern ſah an den Himmel empor, wo trübe Wolken, Ueberbleibſel des geſtern emporgeſtiegenen Nebels, eilfertig gegen Oſten zogen. Der Himmel ſah regneriſch aus, es war froſtiges, windiges Herbſtwetter, und die alten Bäume drüben im Garten ſchüttelten mißmuthig ihre Häupter.

Nachdem der Doctor eine Zeit lang den trüben Himmel betrachtet, welcher ſich in ſeiner trüben, verdrießlichen Miene wiederzuſpiegeln ſchien, legte er die Hände auf dem Rücken zuſammen und ſchritt geſenkten Hauptes in dem Zimmer auf und ab.

Er dachte nach, er ſtellte Betrachtungen an über ſeine Vergangenheit und Zukunft, und dazu hatte er heute mehr Veranlaſſung als an jedem andern Tage, denn es war heute ſein Hochzeitstag. Er wollte in jene große Gemeinſchaft derer eintreten, die mit vor Liebe oder aus anderen minder edlen Urſachen geblendeten Augen in die große Spielurne greifen, um ſich eines von den Looſen heraus zu ziehen, die äußerlich alle gleich ausſehen, aber unter trügeriſcher Decke eine Niete eben ſo gut wie einen Gewinn enthalten können, und wenn man zufällig eine Niete zieht, ſo muß man ſie behalten und mit ihr wandeln ein ganzes langes Leben hindurch.

So dachte auch Dr. Henderkopp, und wenn er ſo dachte, ſo preßte er ſeine Lippen feſt aufeinander, daß ſie kaum ſo viel Raum ließen, um einen dicken Seufzer durch zu laſſen. Zuweilen zuckte er die Achſeln, als wollte er ſagen, da iſt

nun einmal nichts zu machen, nehmen wir die Sache vom philoſophiſchen Standpuncte und ſuchen wir ihr eine gute Seite abzugewinnen. Dieſer Gedanke war im Stande, ihn etwas aus ſeinem Trübſinne aufzumuntern, ja, er verſtieg ſich bis zu einem leiſen Pfeifen, doch war es bezeichnender Weiſe ein Moll-Tonart, die ſeinen Lippen entſchlüpfte.

„Wie dem auch ſei," ſprach er halblaut vor ſich hin, „wenn es auch eine bittere Pille iſt, ſo präſentirt ſie ſich mir doch ſtark vergoldet, und ich bin in gewiſſer Beziehung ſo krank, daß ich nach einem bittern Kern nicht fragen darf."

Er war bei dieſen letzten Worten, vielleicht zufällig, vielleicht abſichtlich, in die Nähe ſeines Schreibtiſches gegangen, auf den er nun die rechte Hand ſtützte und auf ein Blatt Papier blickte, welches bedeutſame Zahlenreihen zeigte.

Nachdem er ſich daran ſatt geſehen, — ſein Geſicht zeigte eine überdrüſſige Miene, — zog er an einer Klingel, die über dem Schreibtiſche hing, worauf nach ein paar Augenblicken der Wärter Gebhard ins Zimmer trat.

Der Doctor hatte ſeinen Spaziergang im Zimmer wieder aufgenommen und ſagte ohne aufzublicken: „Nichts Neues im Hauſe?"

Der Wärter ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: „Im Hauſe iſt alles beim Alten; die Herren ſind ruhig und gehen ihren Beſchäftigungen nach, der Förſter hat ſchon ſeit zwei Tagen keinen Anfall mehr gehabt und benimmt ſich überhaupt ſo ruhig und anſtellig, daß ich ihn zu kleinen Dienſtleiſtungen verwenden kann, die er auch bereitwillig übernimmt und glücklich ausführt."

„Und der Italiener?"

„Hat ſich geſtern in der Dunkelzelle ruhig verhalten, und

ich glaube, man könnte ihn wohl an dem heutigen feſtlichen Tage," dies ſprach der Wärter mit einer tiefen Verbeugung, „zu den Andern laſſen."

Bei dem Worte ‚feſtlichen Tage' ſchien ſich wieder ein Sandkorn zwiſchen den Zähnen des Doctors zu befinden. „Dieſer Italiener," fuhr er barſch heraus, „iſt ein widerſpänſtiges, bösartiges Geſchöpf, ein Subject, das nun einmal nicht einſehen will, daß es verrückt iſt. Wahrhaftig, wenn ich nicht ſo gut für ihn bezahlt würde, ich hätte ſchon lange ſeine Verwandten erſucht, mich von ihm zu befreien, denn Ihr werdet ſehen, Gebhard, er bringt uns noch in Ungelegenheiten."

„Was der Herr Doctor da ſagen, iſt vollkommen richtig, doch an dem heutigen Tage," bat der Wärter, „könnten wir wohl eine Ausnahme machen. Gefährlich iſt er eigentlich doch nicht, und der Förſter hat mir verſprochen, ihn nicht aus den Augen zu verlieren."

„Meinetwegen denn, aber ſeid beſorgt dafür, daß er mit dem General nicht zuviel zuſammen kommt, deſſen fixe Idee, ſich zu verſchwören, ihn anſtecken könnte. Wer ſteht uns dafür, daß die beiden Narren, wenn ſie auch ſonſt nichts ausführen können, nicht einmal den Verſuch machen, das Haus in Brand zu ſtecken? Dem Italiener traue ich alles zu."

„Heute werden ſie auf ihre Art vergnügt ſein," gab Gebhard beſänftigend zur Antwort. „Des Herrn Doctors Frau Schwiegermutter haben der Köchin aufgetragen, ein ganz beſonders gutes Mittagsmahl zu machen und haben dazu ſchöne Sachen geſchickt, auch ein ganzes Deſſert von Obſt. Wir müſſen doch auch dieſen ſchönen Tag nach Kräften feiern," ſetzte er ſchmunzelnd hinzu.

der gelbe glänzende Schein mehr und mehr an dem dunklen Himmel aufschießt, so scheint sich das Wasser vom Meeresgrunde auf zu erleuchten.

Bis jetzt schien es dunkelgrau, ja farblos und hat nun schon eine dunkelgrüne Färbung angenommen, aber immer heller leuchtet und strahlt es von unten herauf, immer heller, immer durchsichtiger wird die Farbe des Wassers, vom Dunkelgrün zum Hellgrünen, dann glüht es wie aufgelöste Smaragden. Es hat sich bereit gemacht, den ersten Kuß der Morgensonne glänzend herausgeputzt zu empfangen, und nun, wenn dieser erste leuchtende Gruß weit hinaus auf das Meer fällt, wie glänzt und strahlt und spiegelt es ringsum in der seligsten Wonne? Die Seele vernimmt ein freudiges Ah! einen Ausruf des Glücks und des Entzückens, das Wasser theilt seine Lust und seine Freude den bunten Schiffen, den schlanken Masten, den lustigen Wimpeln mit. Jedes nasse Tau nimmt Theil an der allgemeinen Lust und sprüht statt der Wassertropfen mit der größten Freigebigkeit funkelnde Brillanten von sich. — Und erst die weite Wasserfläche des Hafen, vom Morgenwinde und den einströmenden Wellen sanft auf und ab bewegt! Ist die ganze Fläche nicht, wie mit Myriaden von Spiegelchen bedeckt, hier in großen Haufen, dort in einzelnen Stückchen, jetzt in dem grünen Wasser verschwindend, jetzt wieder glänzend zum Vorschein kommend?

Langsam erwacht die Stadt aus ihrem Morgentraum, eine gewaltige, finstere Schönheit ruht sie am Busen des Meeres und sieht ernst auf das Spiel der Fluth, auf das lustige Schwanken und Gaukeln der Schiffe und Nachen, und kein freundliches Lächeln überfliegt ihre harten, marmornen Züge. Wie mit starkem Arm hält ihren Rücken die Bergwand umschlungen, und umsonst lebt und webt dort oben auf den Höhen Alles in Lust und Sonnenschein; umsonst glänzen die weißen Landhäuser freundlich herüber, umsonst stehen die schwarzen Linien an dem

„Feiert ihn meinetwegen, wie Ihr wollt,“ erwiderte der Doctor mit zuſammengezogenen Augenbrauen, „aber ich mache Euch verantwortlich, Gebhard, daß alles in Ordnung vor ſich geht. Was mich anbetrifft,“ fuhr er mit einem Seufzer fort, „ſo habe ich einen harten Tag vor mir, die Geſchichte in der Kirche, dann ein langes und wahrſcheinlich langweiliges Diner; ich ſehe es ſchon voraus, daß ich vor ſinkender Nacht nicht zurück ſein werde — wenn ich nur ſchon vier Wochen älter wäre!“ ſetzte er halblaut hinzu.

Ein leiſes Klopfen an der Thür unterbrach die Rede des Doctors, und als er ärgerlich dorthin blickte, meinte der Wärter: „es wird die Köchin ſein.“

„Herein denn!“

Die Thür öffnete ſich langſam, aber es war nicht die Köchin, die hineinſchaute, es war jemand, bei deſſen Anblick Dr. Henderkopp ein Geſicht machte, als habe er zwiſchen jedem Zahn ein Sandkorn, und ſei gezwungen, herzhaft darauf zu beißen.

Dieſer Jemand war ein Mann, von dem man ſagen konnte, er ſtehe in der Blüthe der Jahre. Auf einer unterſetzten, kräftigen Geſtalt erblickte man einen dicken Kopf, mit etwas wulſtigen rothen Lippen, mit Wangen, die in einer Röthe prangten, als ſeien ſie eben erſt geſchminkt worden, mit einer ſcharf gebogenen Naſe, verſchmitzten leuchtenden Augen, hochgeſchwungenen, tief dunkeln Augenbrauen, und einem ſtarken, kohlſchwarzen, lockigen Haare; alle Linien an dieſem ausgezeichneten Kopfe waren rund oder doch wenigſtens ſtark gerundet. Die lebhafte Farbenzuſammenſtellung deſſelben in Roth und Schwarz zeigte ſich auch in ſeinem Anzuge, denn er trug ſchwarze Beinkleider, eine korinthen-

farbene Sammtweſte, auf welcher eine dicke goldene Kette glänzte, und einen ſchwarzen Frack; auf dem Arme hatte er dagegen einen Paletot von hellgrauem Tuche; den Hut hielt er in der Hand.

Wenn auch dieſe Geſtalt gebückt und ſchleichend ins Zimmer trat, ſo zeigte das ſelbſtgefällige und behagliche Lächeln auf ſeinem Geſichte, daß er ſich durchaus nicht in Verlegenheit befand; und der Ton, mit dem er ſprach, beſtärkte letztere Vermuthung.

„Da bin ich denn, verehrteſter Herr Doctor,“ ſagte er mit einem leichten Anſtoßen der Zunge, „zu gehöriger Zeit, und angethan, wie man es nur hätte erwarten können von einem Hochzeitsgaſt.“

Was Dr. Henderkopp zur Antwort gab, war nicht genau zu verſtehen; eben ſo wohl aber als ein freundlicher Gegengruß hätte es heißen können: Hol' Sie der Teufel! Auch ſprach für das Letztere die barſche Art, mit welcher er ſich hierauf an den Wärter wandte und ihm ſagte: „Laßt uns allein!“

Als ſich die Thür hinter dieſem geſchloſſen, warf der vorhin Eingetretene ziemlich ungenirt ſeinen Paletot auf einen Stuhl, ſetzte den Hut daneben und ging auf den Doctor zu, während er freundlich lächelnd ſagte: „Soll ich nochmals gratuliren zu dem frohen, feſtlichen Tage, froh und feſtlich für uns alle, auch für mich, ja, ganz beſonders für mich, denn nun kommt doch einmal ins Reine das ſchwebende Geſchäftchen, ſo wir mit einander gemacht ſchon ſeit geraumer Zeit.“

„Ihre Gratulationen können Sie ſich ſparen,“ verſetzte unmuthig der Director der Irren-Anſtalt, „und was die Hoff-

nung anbelangt, ſo theile ich Sie wahrhaftig mit Ihnen, und mit den gleichen Gefühlen, die einen Verdammten beſeelen, wenn er einſtens Hoffnung auf Erlöſung hat."

„A—a—a—ah, verehrteſter Herr Doctor," erwiderte der Andere mit einer ſchalkhaften Neigung des Kopfes auf die linke Seite, „bin ich denn anzuſehen als ein Quälgeiſt, der gekommen iſt, Sie zu plagen, oder bin ich nicht immer erſchienen wie ein guter Freund, wie ein Engel in der Noth, der kam genau zur rechten Zeit, Ihnen vorzuſtrecken klingende Gelder, wenn Sie nicht mehr haben gewußt weder aus noch ein?"

„Das weiß Gott," ſeufzte der Doctor, „die rechte Zeit, wann Sie kommen mußten, um mir das Meſſer an die Kehle zu ſetzen, daß ich Ihnen Zinſen und Commiſſion bewilligen mußte, die Sie niemals vor Gott verantworten können!"

Herr Moſes Goldſtein zog ſeine Schultern ſo hoch in die Höhe, wie es ihm nur immer möglich war, und erwiderte, einige Augenblicke in dieſer Stellung verharrend: „Was werde ich nicht können verantworten vor Gott? Habe ich an Ihnen gehandelt als ein Wucherer oder habe ich mit Ihnen gethan als werther Geſchäftsmann, der da gezwungen iſt, zu nehmen Zinſe von ſeine Zinſe, wenn ihm dieſe Zinſe nicht werden bezahlt? Haben der Herr Doctor wohl einmal eingehalten Ihre Verſprechungen, mich zu bezahlen, Capital oder Zinſen? Niemals, ſo wahr mir Gott helfe, und ſo iſt aufgelaufen das Capital zu der Höhe, wie es jetzt da ſteht auf der Abrechnung." Er zeigte mit dem Finger auf die Zahlenreihen des Papiers, welches auf dem Schreibtiſche lag.

„Ja, aufgelaufen," erwiderte der Doctor mit zuſammen

gebiſſenen Zähnen, „achttauſend Gulden auf zwanzigtauſend Gulden in anderthalb Jahren.“

„Nicht in anderthalb Jahren,“ gab Herr Goldſtein eifrig zur Antwort, „in faſt zwei Jahren, von dem Tage an gerechnet, wo unſere Verhandlung begann.“

„Deſſen zu erwähnen, ſollten Sie ſich doch wahrhaftig ſchämen. Sie unterhandeln mit mir ein halbes Jahr lang, ehe ich Geld erhalte, und laſſen mich dann von jener Zeit die Zinſen zahlen.“

„Soll der Geſchäftsmann nicht haben für ſein Riſico einen Gewinn? Wie ſähe es aus mit meiner Schuldforderung, wenn Sie nicht machten dieſe reiche Heirath? Wäre ich doch ein ruinirter Mann. So aber haben Sie den Profit, Geld und eine ſchöne Frau.“

Der Doctor ſchaute mit einem troſtloſen Blick an den grauen Herbſthimmel und verſetzte mit einer abwehrenden Handbewegung: „Wozu dieſes Gerede? Sie halten mich umklammert mit gültigen Documenten — — — — Sie werden Ihr Geld haben, heute noch — — wenn es mir eingehändigt wird,“ ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Ich rechne darauf heute,“ entgegnete Herr Goldſtein lebhaft. „Werden Sie doch erhalten die Mitgift von Ihrer Frau, zwanzigtauſend Gulden — er ſagte das mit einem Ausdrucke, als verſpeiſe er eine ſaftige Pfirſiche — in guten Staatspapieren, viereinhalbprocentigen, ſo gut wie baares, klingendes Geld, ſo daß wir nichts haben zu thun,“ ſetzte er mit einem pfiffigen Blicke hinzu, „als zu berechnen die kleine Coursdifferenz, die ſein wird zu meinem Schaden, trotz der fälligen Zinscoupons. Weiß ich doch ganz genau,“ fuhr er geſchwätzig fort, „daß die Frau Wittwe Speiteler Sie nach

dem Diner wird laſſen kommen in ihr gelbes Zimmer, wo ſteht ihre Geldſchatulle, und daß Sie Ihnen einhändigen wird die zwanzigtauſend Gulden, was macht gerade Ihre Schuld an mich, wenn man noch hinzuzieht die Bagatelle von wegen der Coursdifferenz."

Wir müſſen hier bemerken, daß der Director der Privat-Irren-Anſtalt ſeine Brille mit den blauen Gläſern, welche ſeinem Blicke etwas Farbloſes, Unheimliches verliehen, nicht aufgeſetzt hatte, und man deßhalb ſehen konnte, wie ſein Auge flammte.

„Herr Moſes Goldſtein," rief er mit einer vor Zorn zitternden Stimme, „ich will Ihnen jetzt mein letztes Wort ſagen: Sie erhalten die bewußten zwanzigtauſend Gulden, aber das ſchwöre ich Ihnen zu, daß, wenn Sie noch eine Silbe verlieren über Coursdifferenz oder ähnliche Schindereien, ſo erkläre ich vor dem Altar, daß ich Sie als bankerott, für gewiſſenlos halte, mich zu verheirathen."

Der Jude ſtreckte ſeine Hände von ſich ab, als ſähe er plötzlich vor ſich etwas Entſetzliches erſcheinen, und erwiderte darauf im Tone des höchſten Schreckens: „Würden Sie ſein im Stand, ſo etwas zu thun? O nein, Sie würden nicht, o nein, Sie werden nicht, o nein, Sie können nicht! Wie, werden Sie wollen gehen in das kalte Schuldgefängniß, ſtatt in das warme Brautgemach?"

„Erbärmlicher Kerl!" begnügte ſich der Doctor zu ſagen, und fuhr nach einem tiefen Athemzuge fort: „Warum mich über Ihresgleichen ereifern? Mich däucht, Herr Moſes Goldſtein, unſere Rechnung iſt abgeſchloſſen, Sie erhalten Ihr Geld, dort iſt die Thür!"

Der alſo Angeredete legte ſeine Hände zuſammen, bemühte

ſich, bewegt auszuſchauen, und ſagte mit ſanfter Stimme: „Handelt man ſo mit Leuten, die einem gezeigt haben, daß ſie ſind geſinnt gut und freundſchaftlich — — und billig — — wahrhaftig, Herr Doctor! — billig? — Wären Sie gefallen in andere Hände, ſo würden nicht ausreichen die armen zwanzigtauſend Gulden, auch nicht mit der Coursdifferenz, die ich in Gottes Namen verlieren will. Sie haben mir gewieſen die Thür, aber ich werde nicht gehen, ich werde nicht können gehen, denn Sie wiſſen, daß wir ſtipulirt haben, ich ſei ein Hochzeitsgaſt, ſo gut wie jeder Andere, und darum habe ich mich auch ſo feſtlich angezogen. Haben wir das nicht ſtipulirt?“

„Sie haben allerdings das zubringliche Verlangen an mich geſtellt.“

„Zubringlich nicht,“ lächelte vergnügt und ſelbſtgefällig Herr Goldſtein, „nur eine bittere Nothwendigkeit, denn ich bin Geſchäftsmann und muß gehen ſicher mit meinem Gelde. Klar und deutlich haben mer's ſtipulirt: ich bin bei der Hochzeit als gern geſehener Gaſt und Freund, ich dinire mit an der großen Tafel und werde ausbringen meinen Toaſt ſo gut wie jeder Andere; im Hauſe werde ich bleiben bis zu dem wichtigen Augenblicke, wo Ihnen Frau Wittwe Speiteler wird übergeben die Mitgift von ihre Tochter, dann begleite ich Sie hieher, verſteht ſich von ſelbſt, in einem eigenen Wagen, den ich mir werde laſſen kommen auf meine Koſten, und wenn wir wieder hieher werden zurückgekommen ſein, übernehme ich hier in dieſem Zimmer die zwanzigtauſend Gulden, während ich Ihnen behändige Ihren Schuldſchein, den ich hier trage in meiner Bruſttaſche, nachdem ich denſelben vor Ihren Augen quittirt.“

Herr Dr. Henderkopp ſchaute den Sprecher an, wie jemand, der mit ſeinen Gedanken ganz wo anders iſt; plötzlich aber ſchien er ſich über die Gegenwart zu beſinnen, und nachdem er die letzten Sätze ſeines Geſchäftsfreundes mit großer Ruhe angehört, erwiderte er: „Wozu wiederholen, was mir leider bekannt iſt! Sie haben Ihr Mißtrauen gegen mich ſo weit getrieben, dieſe erniedrigenden Bedingungen gegen mich zu ſtellen; ich bin in Ihrer Hand, wenn ich nicht vielleicht vorziehe, einen Scandal zu machen," ſetzte er mit einem Aufflammen ſeines Blickes hinzu.

„Sie werden nicht," warf Herr Goldſtein ein.

„Aber," fuhr der Andere fort, „wenn ich dieſer meiner Schuld gegen Sie vollkommen quitt und ledig bin, ſo kann ich als Gegengefälligkeit vielleicht erwarten, daß —"

„Ich wieder bereit ſein werde, Ihnen zu dienen. Gott der Gerechte, warum das nicht, gegen gute Zinſen und Proviſion!"

„Laſſen Sie mich ausreden — daß Sie ſich nie mehr bei mir ſehen laſſen, und ſo iſt der Wunſch meines Herzens, vergeſſen Sie ihn nicht."

„Ich werde ihn aber vergeſſen," rief Herr Goldſtein jovial; „was ſollte ich behalten in meinem Gedächtniß, was Ihnen doch kein Ernſt iſt? Sie werden wieder brauchen den Goldſtein, Sie werden rufen nach Goldſtein, und Goldſtein wird ſich beeilen, zu erſcheinen mit offenen Händen, die er immer hat für ſeine Freunde — aber nun machen Sie mir nicht mehr ſo traurige Geſichter — die Sache wird ſein abgemacht in zehn Stunden oder zwölf, Sie werden einziehen in dieſe hübſche Wohnung, frei von Schulden mit Ihrem Weibchen, in dieſe wahrhaftig nette Wohnung," fuhr er fort,

während er ſchmunzelnd ſich rings umſah. „Es hat ſich hier auf Ehre ſchon recht gemacht, mit werthvollen Mobilien, angeſchafft von der Frau Schwiegermutter, eine brave Frau das! Hier iſt das Arbeits-Cabinet von dem Herrn Director, und gleich da neben an — darf ich wohl hineinſchauen gleich da neben an?“

Der Doctor ſchien ſich am heutigen feſtlichen Tage vollkommen als Schlachtopfer anzuſehen und mit Reſignation über ſich ergehen laſſen zu wollen, was das Schickſal über ihn verhängen werde. Er zuckte die Achſeln, that einen tiefen Athemzug und wandte ſich, ohne den Herrn Goldſtein einer Antwort zu würdigen, wieder dem Fenſter zu.

Dieſer aber ſchien das Stillſchweigen für die Erlaubniß anzunehmen, das Nebengemach beſehen zu dürfen, denn er öffnete ohne Weiteres die Thür deſſelben und verſchwand in dieſer, um erſt nach einigen Minuten, welche der Zurückgebliebene in tiefem Nachſinnen vollbracht, wieder zu erſcheinen.

„Alles in Ordnung,“ rief der Geſchäftsmann mit fröhlicher Miene, „ein Aufenthalt für glückliche Menſchen; da gleich neben an das Eßzimmer, dann der Salon für die Frau Gemahlin, und gleich daneben das Schlafzimmer, heimlich und verſchwiegen — Doctor, Sie ſind auf Ehre ein glücklicher Mann. Schöne Betten, ganz neu von polirtem Nußbaumholz, und ſeidene Kuwerter, 's iſt wahrhaft fürſtlich! — Aber, Gott der Gerechte,“ unterbrach er ſich plötzlich, nachdem er ſich umgeſchaut, „ſchon zehn Uhr und Sie erſt halb zum feſtlichen Tage angezogen? Machen Sie, Verehrteſter, daß Sie hineinkommen in Ihren Frack, und dann fahren wir in der Stadt.“

„Wir?“ fragte der Doctor gereizt.

„Nun, Sie werden doch mitnehmen Ihren Geſchäftsfreund, wenigſtens bis ans Stadtthor? — Laſſen Sie Ihren Groll fahren; warum Groll haben auf mich, mein lieber Henderkopp? Werden Sie doch noch oft brauchen Ihren treuen Goldſtein. Ziehen Sie ſich an, ich werde unten am Thore auf Sie warten, nachdem ich vorher einen Blick in den Garten gethan und geſchaut, ob ich nicht kann ſehen einen oder den anderen von Ihren ſpaßigen Herren Penſionären; es macht mir immer Vergnügen, mit ſo einem Verrückten zu reden.“

„Bekümmern Sie ſich nicht um meine Kranken,“ verſetzte der Doctor barſch, „und laſſen Sie mich jetzt allein, damit ich mich anziehen kann.“

„Gerade, wie ich Ihnen geſagt,“ gab der unverwüſtliche Geſchäftsmann zur Antwort, „ich werde hinunter ans Thor gehen und auf Sie warten.“

Er nahm bei dieſen Worten ſeinen langen Paletot vom Stuhle, und als er ihn bedächtig anzog, verſchwand unter dieſer grauen, unſcheinbaren Hülle der glänzende Kern des Herrn Goldſtein, nur die rothen Wangen und glänzenden Augen blieben noch übrig, deren Schimmer er vor der Thür dadurch milderte, daß er ſeinen Hut tief in die niedrige Stirn drückte. Seine Hände verſenkte er in die weiten Taſchen des Ueberrocks und ging darauf, ſorgfältig nach allen Seiten blickend, die Treppen hinab in den Hof, dann durch den Thorbogen gegen das Roſenparterre, wo er an der Treppe, die zu dieſem hinabführte, lächelnd ſtehen blieb, da er bemerkte, daß der General ihm entgegen kam.

Dieſer blieb einen Augenblick mit finſterem Geſichte vor ihm ſtehen, maß ihn von oben bis unten, und als er vorübergehen wollte, ſagte Herr Goldſtein, der ſich behaglich von einem ſeiner geſpreizten Beine auf das andere wiegte: „Nun, wie ſteht's, Herr General, was machen die Verſchwörungen, werden wir nächſtens was erfahren, wie umgekommen iſt der große Cäſar, oder wie Sie haben ſprengen wollen das engliſche Parlament? Wenn Sie mich einmal brauchen können, ſo ſagen Sie's frei heraus, auf Ehre, ich helf' bei 'ner Verſchwörung."

„Sehen Sie lieber zu," gab ihm der finſtere Mann zur Antwort, „daß Sie nicht mit in die Luft fliegen, Vogelſcheuche."

„Vogelſcheuche hat er geſagt?" rief der Andere luſtig, „ſehe ich aus, wie 'ne Vogelſcheuche? Gott der Gerechte, er iſt ſehr verwirrt, der arme General!"

Dieſer aber trat bei der Aeußerung des Herrn Goldſtein ſo dicht auf ihn zu, daß ſich letzterer gern einen Schritt zurückgezogen haben würde, wenn ihn nicht zu gleicher Zeit die derbe Fauſt des großen und ſtarken Mannes feſt an einem ſeiner Handgelenke gepackt hätte; auch öffnete er ſchon den Mund, um nach Hülfe zu rufen.

Der General brachte ſein Geſicht ſo nahe an das des Andern, daß zwiſchen beiden Naſen kaum ein Blatt Papier Platz gehabt hätte, betrachtete ihn ein paar Sekunden lang mit ſtechendem Blick und murmelte dann, während er den gefaßten Arm los ließ und von ſich wegſchleuderte, kopfnickend und mit dumpfer Stimme: „Wir ſehen uns wieder."

Dann ſchritt er langſam an ihm vorüber.

Morgenhimmel, wie auf Goldgrund gemalt, da, die Stadt bleibt finſter und grau, — im Gegentheil: je heiterer Alles ringsum ſtrahlt und glänzt, je düſterer und ernſter geſtalten ſich in tiefen Schatten ihre Züge. Sie kann es nicht vergeſſen, daß man ſie hier hingebaut und ſo gelegt, daß der Strahl der Sonne zuletzt in ihr Angeſicht fällt — die ſtolze Schöne —, ſie bleibt deßhalb mürriſch und verdrießlich, bis Nachmittags der warme Strahl in ihr Inneres dringt und ſie nun nicht mehr umhin kann, eine freundliche Miene anzunehmen. —

Mit dem erſten Licht des Tages erwacht nun auch das Leben auf den Quai's und Schiffen. Zahlreiche Menſchen ſtrömen an den Hafen, Karren fahren hin und her, Fäſſer werden gerollt, ſchwere Ballen gewälzt und bald bedecken zahlloſe Boote und Fahrzeuge aller Art das grüne Hafenwaſſer. Aus den kleinen Ofenröhren auf den Schiffen ſteigt blauer Rauch in die Höhe, aus den Lucken klettern Leute aller Art, Matroſen in Hemdärmeln und der Schiffpatron, und Alle ſchauen auf das angekommene Dampfboot, das jetzt den Dampf ausſtrömen läßt und auf welchem allmählig ebenfalls Alles in Bewegung geräth.

Es iſt da oben ein Durcheinander von verſchlafenen Geſichtern, von den verſchiedenartigſten Toiletten und von Gepäckſtücken in unglaublicher Anzahl und allen nur erdenklichen Formen und Größen. Jeder ordnet das, was ihm zugehört, und Alle blicken mit Sehnſucht der Polizeibarke entgegen, die nun endlich langſam und ſchwerfällig von dem Ufer abſtößt und auf das Schiff zurudert.

Ein junger Mann, die Enden des weiten ſchwarzen Mantels über die linke Schulter geworfen, ſtand ſchon ſeit lange, wie es ſchien, theilnahmlos an den Radkaſten gelehnt. Er war ſchon da vor Tagesanbruch, als das Schiff in den Hafen einfuhr, er ſtand da, während die Sonne aufgieng, doch ſchien ihn das herrliche Schauſpiel, das wir zu beſchreiben verſuchten, nicht im

Den Herrn Goldſtein überflog ein ſo unheimliches Gefühl, daß er nicht mehr daran dachte, ſich noch ferner in dem Garten nach den anderen Penſionären des Dr. Henderkopp umzuſchauen; auch ſah er dieſen ſo eben im Hofe erſcheinen, und beeilte ſich, um ſeinen Platz im Wagen nicht zu verlieren, der ſo eben am Gitterthor vorfuhr.

Als der Director der Privat-Irren-Anſtalt ſeinen Geſchäftsfreund auf ſich zukommen ſah, hatte er einen eigenthümlichen Gedanken. „Wäre es nicht erſprießlich und komiſch zugleich und dabei ein Act der Gerechtigkeit, wenn ich Gebhard einen Wink gäbe, er ſolle dieſen zudringlichen Kerl, deſſen Geiſteskräfte mir etwas geſtört erſcheinen, unter irgend einem Vorwande ſanft auf die Seite ziehen und in die Tobzelle einſperren? Gäbe man ihm von vorn herein eine kräftige Douche, ſo könnte das bis morgen früh auf ſeinen moraliſchen Zuſtand ſo eingewirkt haben, zugleich mit dem ahnenden Verluſte ſeines Geldes, daß der erſte Irrenarzt der Welt, ja, eine ganze Facultät von Irrenärzten ſeinen Zuſtand als ſehr gefährlich finden würden, wenn ich ihnen dieſen jungen Mann da mit der rothen Sammtweſte als einen gewiſſen Moſes Goldſtein vorſtellte, der die fixe Idee hat, ich ſei ihm zwanzigtauſend Gulden ſchuldig — es wäre ein koloſſaler Spaß und vielleicht heute Abend ausführbar, wenn mein guter Freund die Schuldurkunde quittirt hat.“

Dieſe angenehmen Betrachtungen, denen ſich der Doctor überließ, während ſich der Andere Schritt für Schritt näherte, berührten ſein verfinſtertes Gemüth ſo wohlthuend, daß ſich auf ſeine Züge ein leiſes Lächeln ſtahl, welches ſich

bis zu einem freundlichen Kopfnicken gegen Herrn Goldſtein ſteigerte.

Dieſer ſah die Umſtimmung zu ſeinen Gunſten und verfehlte als praktiſcher Mann nicht, den Verſuch zu machen, einigen Nutzen daraus zu ziehen. „Habe ich doch gewußt,“ ſagte er heiter, „daß der Zorn auf den armen Goldſtein nicht kann ſein ein anhaltender, daß Sie überhaupt nicht können haben einen Groll an dem feſtlichen Tage und auf Ihren ergebenen Freund. Steigen Sie ein, Doctor, ſteigen Sie ein, 's iſt auf Ehre die höchſte Zeit; freue mich auch für die Braut auf Ihr freundliches Geſicht, und für mich, es ſind beſſere Gedanken, die Sie haben gefaßt gegen Goldſtein, gegen Ihren treuen Goldſtein.“

„Ich dachte wirklich an Sie,“ erwiderte der Doctor gütig, nachdem ſich Beide im Wagen niedergelaſſen, und indem er die blauen Brillengläſer auf ihn richtete, fuhr er fort: „Ich ſah Sie im Geiſte ſo recht lebhaft vor mir, wie Sie ſich abmühen und abwinden, und dachte dabei an Ihre Zukunft; ich glaube und hoffe, Sie werden eine feſte und geſicherte haben.“

„Denken wir nicht an die Zukunft, denken wir an die Gegenwart. Was werd' ich haben für eine große Zukunft? Mit Mühe und Noth werd' ich mir verdienen einen armſeligen Kreuzer Geld, um vielleicht etwas zu haben in meinem Alter; jetzt bin ich noch ſo arm, wie Hiob;“ damit ſpielte er mit einer ſchweren goldenen Kette.

„Als ein ſo praktiſcher Geſchäftsmann kann es Ihnen unmöglich fehlen, und wenn Ihnen meine Kundſchaft etwas eintragen kann,“ ſagte der Doctor milde lächelnd, „ſo wird

ſie Ihnen erhalten bleiben." — Die Todzelle, dachte er bei ſich, liegt nach dem kleinen Hofe hinaus, und kann man ihn da mit voller Sicherheit ſchon ein paar Tage ſpectakeln laſſen. — „Vergeſſen Sie," fuhr er lauter fort, „die heftigen Worte von vorhin, man iſt nicht immer gut aufgelegt, ſelbſt unter Freunden."

„Sie ſehen mich entzückt, Doctorchen, von Ihren herzlichen Geſinnungen. So iſt es recht am heutigen feſtlichen Tage. Laſſen wir ihn froh beginnen und fröhlich endigen."

„So wollen wir," gab der Doctor mit ruhiger Stimme zur Antwort; „was das Geſchäftliche anbelangt, ſo bleibt es bei der Verabredung: Sie erhalten heute Abends Ihr Geld und übergeben mir dagegen meinen Wechſel quittirt. Dabei hätte ich aber noch eine Bitte."

„Laſſen Sie hören, Doctorchen; im Voraus bewilligt, wenn es nicht betrifft Abzüge."

„Gewiß nicht, nur eine kleine Discretion, die ich von Ihnen erwarte. Wenn man erfährt, daß Sie heute Morgens bei mir waren und daß Sie heute Abends wieder zu mir hinauskommen, ſo könnte man ſich allerlei zuſammenſtellen, was der unangenehmen Wahrheit ziemlich nahe käme. Deßhalb bitte ich Sie, nach dem Diner zu ein paar Leuten zu ſagen, Sie beabſichtigten heute Abend eine kleine Reiſe gerade in entgegengeſetzter Richtung, als zu mir hinaus; Sie verſtehen mich, lieber Goldſtein, nur um keine Vermuthungen aufkommen zu laſſen; um acht Uhr ſind Sie alsdann bei mir draußen, Sie nehmen bei meiner Frau eine Taſſe Thee und wir machen in meinem Arbeitszimmer unſere Geſchäfte ab."

„Wenn es nichts weiter iſt, beſter Doctor, ſo können Sie ſich auch darin auf den Goldſtein verlaſſen; es iſt das ein Stein, wie von Gold, ein Herz, wie von Diamant, überhaupt um zu ſagen, ohne Unredlichkeit, ein koſtbarer Kerl.“

Der Sprecher rieb ſich heiter die Hände und blickte ſeinen Nachbar an, der ruhig vor ſich hin ſummend und dabei milde lächelnd zum Wagenfeſter hinaus auf die verſchleierte Landſchaft ſah. Durch eine Biegung des Weges war es dem Doctor möglich, rechts neben ſich auf der Höhe die hohen, weißen Mauern ſeiner Anſtalt zu erblicken. „Ein Gefängniß,“ murmelte er mißmuthig zwiſchen den Zähnen, „ein Kerker, und ich von heute an in doppelten Banden!“ Seine Augen blickten von dem Hügel hinab und folgten einem Wagenzuge, der ſchon in ziemlicher Ferne mit dampfender Locomotive gegen Süden fuhr und eben im Begriffe war, zwiſchen einer durchſchnittenen Hügelkette zu verſchwinden. „Es würde gar keinen Verdacht erregen,“ fuhr er in ſeinen Gedanken fort, „wenn ich morgen ſchon die Papiere zu Geld machte und dann ein bischen in die Welt hinausreiſ'te.“

Es iſt ein behagliches Gefühl, an eine Vergnügungsreiſe zu denken, man läßt dieſes behagliche Gefühl gern nach außen dringen, woher es auch wohl kam, daß das Geſumme des Dr. Henderkopp in eine verſtändliche Melodie überging, und er pfiff die Weiſe des Liedes:

„Es kann ja nicht immer ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond.“

bis die Hufe der Pferde auf dem Pflaſter klapperten und er mit ſeinem Wagen am Eingange der Stadt hielt. Hierverabſchiedete ſich Herr Goldſtein dem Vertrage gemäß, mit dem feſten Verſprechen, ſich pünctlich zu Anfang des Hochzeits-Diners einſtellen zu wollen.

Die dunkle Stunde.

Dritter Band.

Die

Dunkle Stunde

von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Geringſten zu intereſſiren. Auf derſelben Stelle ſtand er ſeit mehreren Stunden, den Arm auf den Radkaſten geſtützt, und blickte gedankenvoll auf die dunkle Stadt. Zuweilen wandte er ſich unruhig und haſtig ab, that ein paar Schritte auf dem Verdeck hin und her, um gleich wieder an ſeinen früheren Platz zurückzukehren. Er ſchien ein Haus mit ſeinen Augen zu ſuchen, und als es endlich heller wurde, ſo daß man die Umriſſe der einzelnen Gebäude erkennen konnte, hatte er wohl gefunden, was er geſucht, und dann ſeufzte er tief auf, drückte die rechte Hand auf die Bruſt und blickte feſt und unverwandt nach derſelben Richtung. Das einzige Zeichen von Theilnahme, das er dem Getümmel auf dem Schiffe zuwandte, war der Augenblick, wo die Polizeibarke anlegte. Da winkte er dem Kapitän des Ferdinando mit der Hand einen Abſchiedsgruß, ſagte einem Diener, der in ſeine Nähe trat, einige Worte und eilte die Schiffstreppe hinab in jenes Boot, wo er dem Beamten, der die Päſſe ſämmtlicher Reiſenden in Empfang nahm, einige Worte ſagte. Der Polizeimann griff an ſeinen Hut, indem er ſagte: ah, il Signore Comte! und nahm ihn alsdann mit ſich in die Stadt, alle andern Paſſagiere an Bord zurücklaſſend, bis ihre Papiere auf der Douane gehörig unterſucht und für unverdächtig befunden.

Bei dem Quai angekommen dankte der junge Mann dem Beamten, ſprang gewandt die ſteinernen Treppen, die zum Ufer führten, hinauf und ſchritt eilig durch das Hafenthor in die Stadt. Hier eilte er durch die engen ſchmutzigen Straßen hinan bis zur Strada Balbi, die er mit ſchnellen Schritten hinaufeilte. Doch verminderte er bald dieſe Eile, gieng immer langſamer und ſchlich zuletzt nur noch an den Häuſern dahin, offenbar mit tiefen Gedanken kämpfend. Einmal blieb er ganz ſtehen, heftig mit ſich ſelber ſprechend, ein anderes Mal zog er die Mantelenden von der linken Schulter und warf ſie haſtig und unruhig über die rechte.

Inhalt.

Vierunddreißigſtes Kapitel. Seite

Dunkle Stunden 1

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Nach der Hochzeit 31

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Der Ausbruch einer Verſchwörung 60

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Eine ärztliche Conſultation 90

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Bei dem Theater-Friſeur 122

Neununddreißigſtes Kapitel.

Aufklärungen 140

Vierzigſtes Kapitel.

Gaetano 165

Einundvierzigſtes Kapitel.

Moſes Goldſtein's dunkle Stunde 191

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Familienrath 213

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Nachwirkung dunkler Stunden 237

Die dunkle Stunde.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Dunkle Stunden.

Der freundliche Leſer wird ſich vielleicht noch erinnern, daß der Laden der Frau Wittwe Speiteler in der Zeit, welche dem heute ſtatt findenden Hochzeitsfeſte vorausging, auf die ausgezeichnetſte Art geſchmückt erſchien, ja, der Geſchmack der neu angenommenen Ladenjungfer traf noch obendrein häufig kleine Anordnungen, um ſelbſt eine allenfallſige Monotonie in dieſer wunderbaren Ausſtellung durch tägliche, an ſich unbedeutende Nuancirungen zu verwiſchen. Sie wechſelte mit den Blumen, ſie ließ zwiſchen harmloſen geräucherten Bratwürſten feine Erzeugniſſe der Metzgerkunſt, als Würſte in ſilbernen Schalen, oder vergoldete Ferkelfüßchen durchſchimmern; ſie beleuchtete Gläſer mit gefärbtem Waſſer Abends von hinten und brachte dadurch unerhörte Effecte zuwege; ſie hörte mit großer Freude die Ausrufungen des Entzückens der vor dem Laden ſtehen bleibenden Straßenjungen, und geſtand ſich aber dagegen am Tage vor der Hochzeit mit

Schrecken, daß eine Steigerung für morgen rein unmöglich sei. Darin hatte sie Recht: es konnte in diesem Genre nichts Reizenderes und Lieblicheres geschaffen werden, und deßhalb war der Beschluß der Frau Wittwe Speiteler, da eine Steigerung unmöglich sei, für heute, den festlichen Tag, gar nichts sehen zu lassen, der allergescheiteste. Deßhalb sah denn auch die Straßenjugend schon am heutigen frühen Morgen grüne Vorhänge vor den Fenstern herabgelassen, und statt der Herrlichkeit, die gestern noch hier zu schauen war, nur eine Reihe von Porzellanvasen voll blühender Blumen. Auch für die täglichen Kunden war dies ein Wink, heute nicht den Versuch zu machen, um die Hochzeitsfeier zu stören, denn wie vorn die Fenster durch Vorhänge maskirt, so blieb zur Seite auch der Laden geschlossen, und der Lehrjunge, der in sauberer, blauer Jacke, rother Weste und schneeweißer Schürze am Eingange stand — er hatte später die Obliegenheit, mit Hülfe eines der Knechte den Wein aus dem Keller herauf zu fördern — machte eine entschieden mißbilligende und verneinende stumme Geberde, wenn es trotzdem jemand wagen wollte, sich der verschlossenen Ladenthür zu nähern.

Von dem hinteren Theile der Hausflur her, wo alle die schaurigen Requisiten der ehrsamen Metzgerzunft, der mächtige Hackblock mit dem breiten Beil, die blinkenden Klingen der langen und spitzen Messer, blutige Kübel und auch die weißen Leichname der gemordeten Schweine sorgfältig entfernt worden waren, drang ein angenehmer feiner Duft hervor, zwischen dem der wohlriechende Brodem der Gans und geschmorter Aepfeln vorherrschend war. Drang man weiter in jenes Heiligthum und warf einen Blick in die große und schöne Küche, so sah man hier alles in unerhörter Thätigkeit, so

bemerkte man die gewöhnlich unumschränkte Herrscherin dieser Räume mit Kartoffelschälen beschäftigt, und sah andere fremde weibliche Gestalten die höheren geheimen Mysterien besorgen, das Ganze aber kommandirt von einer Kochfrau ersten Ranges, die mit hochrothem Gesichte in alle Töpfe schaute, hier Zucker und dort Salz beifügte, alle Saucen versuchte, links in einem Topf rührte, rechts eine Casserolle vom Feuer wegschob, und zwischen diesen verschiedenen Beschäftigungen jedes Mal an den Anrichttisch zurückkehrte, wo sie einer Flasche Wein zusprach, von dem sie jetzt ein Glas trank, um gleich darauf ein anderes mit seinem Zwieback auszutunken. Auf einem Nebentische sah man eine ganze Batterie von Porzellantellern und Geschirren aller Art aufgepflanzt, deren Masse sich aber zusehens verringerte, da jeden Augenblick Dienstmädchen in weißen Schürzen erschienen, welche das Service in die Speisezimmer des ersten Stockes trugen. Hier sah man einen Freund des Hauses, der zugleich königlicher Tafeldecker war, beschäftigt, ein Werk herzurichten, das seinen Meister loben mußte; wenn man die selbstgefällige Miene des Herrn betrachtete, mit der er die wohl und zierlich geordneten Reihen von Porzellan, Krystall und Silber betrachtete, so konnte man wohl überzeugt sein, daß ein Kenner damit zufrieden sein mußte. In den übrigen Zimmern war es still und leer, denn die näher Betheiligten, so wie die Hochzeitsgäste waren in der Kirche versammelt, um die Hauptfeier dieses außerordentlichen Tages zu begehen.

Was den Anzug der Braut betraf, so war es selbstredend, daß der Schneider Schweizer etwas Außerordentliches geliefert hatte, aus Kunst that er, was er konnte, und war sehr erfreut, als seine zeitweilige Gehülfin, Mamsell

Roſa, ſich angeboten hatte, beim Anziehen der Braut gegenwärtig zu ſein. Letzterer war dies auch doppelt angenehm, denn erſtens kannte ſie die kundige Hand der Gehülfin, und zweitens liebte ſie deren Perſönlichkeit, ihr offenes energiſches Weſen, ihre vernünftige Art, Sachen und Verhältniſſe anzuſchauen. Hatte doch Sophie ihre Mutter dringend gebeten, die Roſa mit zur Hochzeit einladen zu dürfen, hatte ſie ihr doch vorgeſtellt, Roſa würde ſich gewiß gut anziehen, ſie ſei ein ſo hübſches Mädchen und wüßte ſich ſo gut zu benehmen. Dazu aber wollte ſich die würdige Wittwe nicht verſtehen und antwortete: „Man muß in der Welt Unterſchiede zu machen wiſſen, und wenn es mir auch nicht unlieb war, daß du mit Roſa ſprachſt, als ſei ſie deines Gleichen, ſo haben wir doch an deinem Hochzeitstage Gäſte, die es dir mit Recht übel nehmen würden, wenn du eine Nähterin mit ihnen an den gleichen Tiſch ſetzen würdeſt.“

Hatte nun Sophie geglaubt, die Roſa würde erwarten, von ihr eingeladen zu werden, genug, ſie ſagte ihr während des Anziehens ein paar Worte, welche wie eine Entſchuldigung klangen, doch küßte die Gehülfin des Schneiders die Braut darauf heiter auf die Stirn und gab ihr zur Antwort, daß es ihr unmöglich ſein würde, dem Hochzeitsfeſte beizuwohnen, ſelbſt wenn ſie eine Einladung erhielte. „Es freut mich,“ ſetzte ſie hinzu, „Sie heute Morgens noch geſehen zu haben, um Ihnen etwas helfen zu können. Wahrhaftig,“ fuhr ſie freundlich lächelnd fort, „Sie ſehen ſehr hübſch aus, Sophie. Mit dem Bewußtſein gehe ich fort, und bitte Sie noch einmal, meinen herzlichen Glückwunſch annehmen zu wollen.“ Dabei hatte ſie ihr beide Hände gereicht, welche die Braut nicht nur haſtig ergriff, ſondern ſich

auch mit einer raſchen Bewegung in die Arme des jungen Mädchens warf, ihren Kopf an deren Bruſt drückte, ſogar auf die Gefahr hin, den ſchönen Myrtenkranz zu zerknittern, und laut anfing zu weinen.

„Nicht ſo," bat Roſa ſanft, „ich habe ſchon von manchen Bräuten gehört, daß ſie am Hochzeitstage ein eigenthümlich ſchmerzliches Gefühl bewegt hätte, aber Thränen dürfen nicht geſehen werden."

„O, es ſieht ſie auch niemand als Sie, Roſa, und Sie werden mich verſtehen, ja, Sie müſſen es verſtehen, wie entſetzlich unglücklich ich bin."

„Ihre Thränen ſprechen mir davon, und auch wohl früher Ihre ernſte, kummervolle Miene. Aber ſehen Sie nicht zu ſchwarz, Sophie. Gewiß, Ihr Bräutigam liebt Sie, und ich bin feſt überzeugt, daß dieſe Thränen für lange Zeit Ihre letzten ſein werden. Aber faſſen Sie ſich!"

„O, laſſen Sie mich weinen, ich werde mich alsdann zu faſſen wiſſen, ſehe ich doch Thränen in Ihren Augen. O, Roſa, warum haben wir uns früher nicht näher gekannt, Sie mit Ihrem feſten Sinn hätten mir geholfen."

„Ich höre ſich jemand dem Zimmer nähern," gab die Gehülfin des Kleidermachers zur Antwort; „blicken Sie auf, trocknen Sie Ihre feuchten Augen, blicken Sie heiter in das Leben, gewiß, Sie können es. Und nun, Sophie, wünſche ich Ihnen frohe Stunden, Sonnenſchein auf Regen," ſetzte ſie lächelnd hinzu; „in ein paar Tagen ſehe ich nach Ihnen, wenn es mir möglich iſt."

„Nicht in ein paar Tagen, Roſa, ſehen Sie heute noch einen Augenblick nach mir, ich bitte Sie herzlich darum.

Kommen Sie nach Tiſche, ehe ich das Haus verlaſſe; nicht wahr, Sie kommen?“

„Wenn es mir möglich iſt, ich will ſehen.“

„Warum ſollte es Ihnen nicht möglich ſein? Es iſt Ihnen möglich; nicht wahr, Sie verſprechen mir, zu kommen?“

„Ich verſpreche es Ihnen,“ erwiderte die Andere mit einem ruhigen Nicken des Kopfes, und verließ langſam das Zimmer.

Sophie blickte ihr nach, und während ſie mühſam nach Faſſung rang, ſprach ſie zu ſich ſelber: „O, wie glücklich iſt dieſes arme Mädchen! Wenn ſie einmal liebt, ſo wird der, den ſie liebt, ihrer werth ſein, und ſie muß glücklich werden. O, nähme ſie dieſen Myrtenkranz und dieſen Schleier, und gäbe ſie mir ihr unſcheinbares Kleid und ihre Freiheit, und ließe mich in das Leben hinausgehen, um mein Brod mühſam mit meiner Hände Arbeit zu verdienen.“

Dann war Frau Speiteler erſchienen und hatte die Braut ins Nebenzimmer geführt, wo ſich Brautjungfern und Bräutigam befanden.

Eine Viertelſtunde nachher waren alle in der Kirche. —

„Wie die Zeit vergeht, du lieber Gott,“ ſagte etwas ſpäter die Kochfrau in der Küche, nachdem ſie auf die ſchwarzwälder Uhr geblickt, die luſtig hin und her pendelnd ſchon ein Uhr zeigte, „ſollte man nicht meinen, ſo ein Ding lieſe abſichtlich geſchwinder, wenn man viel zu thun hat? Eilt ein wenig, Liſette, Babette! So, die Suppe näher ans Feuer, gebt den Klöschenteig herüber, ich muß wahrhaftig daran denken, daß es bald losgehen kann; freilich ſoll das Eſſen erſt um zwei Uhr beginnen, aber das hängt alles davon ab, ob es in der Kirche langſam oder geſchwind geht, und das

Jetzt hatte er das obere Ende der Strada Balbi erreicht, wo ſie in einen weiten Platz mündet, auf welchem eine Menge kleiner zierlicher Häuſer ſtehen, theils auf dem Platze ſelbſt, theils auf kleinen Anhöhen, mit Gärten beſetzt, an die Bergwand gebaut, in welchen die niedlichſten Wohnungen ſtehen. An der Mündung der Straße blieb der junge Mann ſtehen und zögerte, auf den Platz zu treten. Bald gieng er einen Schritt vorwärts, dann wandte er ſich plötzlich wieder um und eilte die lange Straße hinab, die er ſoeben heraufgeſtiegen war, und nachher blieb er, ſich beſinnend, wieder ſtehen, wandte ſich abermals haſtig um und ſagte zu ſich ſelber: „haſt du denn bei Gott gar keinen Muth, es muß ja einmal ſein, ich muß es ihr ſagen, wie unſere Sachen ſtehen, ich muß es ihr auseinander ſetzen!“ Bei dieſen Worten ſchien ihn etwas tief zu erſchüttern, doch gieng er feſten Schrittes die Straße wieder hinauf, beſtändig vor ſich hin murmelnd: „ich hab' es ihm verſprochen, dieß Verhältniß zu löſen — was kommt auch dabei heraus? — O verdammt! daß ich damals nicht ihren eigenen Worten folgte! Sie hatte Recht, vollkommen Recht, die Aermſte!“

Jetzt war er wieder an der Ecke des Platzes angekommen und zögerte abermals. „Nein!“ ſagte er und ſtampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden, „bei Gott, ich kann nicht mit ihr ſprechen, nicht offen mit ihr ſprechen! Ja, wenn ſie eine Italienerin wäre, wenn ſie heftig gegen mich würde, mich mit Klagen, mit Vorwürfen beſchüttete, wüthend würde, ſo daß ſich an ihrem Zorn der meine entflammen könnte! — Aber das wird ſie nicht, geduldig wird ſie mich anhören und wird mir ſagen: „„thu' immerhin, wie du es denen ſchuldig biſt, die Vater- und Mutterſtelle an dir vertreten. Aber vergiß mich nicht, gedenke mein, ich will geduldig hoffen und harren.““ O dieſe Deutſchen!“

Es war gut, daß die Strada Balbi in der todten Herrlichkeit ihrer gewaltigen Paläſte von ſo wenig Menſchen betreten

hängt wieder davon ab, ob der Pfarrer Hunger hat oder nicht, und ich vermuthe ſtark das Erſtere. — Reich' mir das Salz daher! — Nun, Herr Tafeldecker," wandte ſich die unermüdlich hin und her ſchießende Frau an dieſen würdigen Beamten, „ſind wir oben fertig?"

„Alles in Ordnung bis auf den Wein, den ſollte man jetzt aufſtellen."

„Natürlicher Weiſe," rief die Kochfrau faſt erſchrocken, „ich kann nicht alles auf einmal behalten! Ruft mir einmal den Philipp her, und der Ludwig ſoll die Körbe richten, und da, Katharine, ſind die Schlüſſel; geh' Sie mit hinab und laſſe Sie vom rothen und weißen, er ſteht abgeſondert im Vorkeller, von jedem dreißig Flaſchen bringen. Zähl' Sie auch den Champagner noch einmal nach," ſetzte ſie leiſe hinzu, „er ſteht in Eis in dem großen Waſchkübel, es müſſen 24 Flaſchen ſein, eigentlich 25," ſagte ſie noch leiſer, „aber es gelten nur 24. Madame Speiteler hat es ſo befohlen, die hat doch auch ein Einſehen, und weiß, wie ſich eine arme Kochfrau plagen muß."

„Soll ich die 25. gleich mit hinaufbringen?" fragte Katharine.

„Gott bewahre, drück' Sie ſie noch recht feſt ins Eis; nach dem Anrichten muß man einen recht kühlen Trunk thun können, es iſt jetzt ſchon hier zum Verbraten, jetzt ſpute Sie ſich, Katharine."

Und damit raſ'te Katharine von dannen, mit den Schlüſſeln klappernd und ſo raſch, als es ihre alten Beine erlaubten. Hinter ihr drein verſchwanden in der dunkeln Kelleröffnung Philipp der Knecht und Ludwig der Lehrjunge, mit großen Körben bewaffnet, die ſie wenige Augenblicke nachher

gefüllt wieder hinauftrugen in den erſten Stock, wo der Herr Tafeldecker die Flaſchen in Empfang nahm und mit einer bewunderungswürdigen Sorgfalt auf dem Tiſche rangirte. Dann rückte er auch noch hie und da an den Couverts und den blumengefüllten Vaſen, welche die Aufſätze vertraten, ließ noch einen Feldherrnblick über die Schlachtreihen gleiten und ſagte alsdann: „ſodele!“ was als Beweis gelten konnte, daß er mit ſeinem Werke vollkommen zufrieden war.

Drunten in der Küche pendelte die Uhr indeſſen immer haſtig fort und fort; Teller und Caſſerolle klapperten, die Suppe brodelte, die heiße Butter in der Pfanne ziſchte und die Kochfrau ſtand befehlend am Heerde und glänzte in ſchwitzender Selbſtwonne beſſer als ihr ſchönſter Feſtbraten.

Da vernahm man draußen das Raſſeln von Rädern, und Ludwig, der ſeinen dicken Kopf zur Küchenthür hereinſtreckte, rief: „Sie kommen, ſie kommen!“ Und wirklich hielt die erſte Equipage vor der Thür, in der ſich aber noch nicht die Hauptperſonen befanden, die, wie bei allen feſtlichen Aufzügen, faſt zuletzt erſcheinen mußten. Der Lohnbediente, im ſchwarzen Frack, mit weißen baumwollenen Handſchuhen, riß den Schlag auf, und aus demſelben quoll eine Wolke von Gaze und Spitzen, zwiſchen denen ein paar Füße ſichtbar wurden, welche den Wagentritt ſuchten, auch glücklich fanden und ſich ſo nach und nach zur ganzen zierlichen Geſtalt von einer der Brautjungfern entwickelten. Dann erſchien eine zweite, dann eine dritte, und zuletzt wurden ein paar beſpornte Stiefel ſichtbar, eine Uniformshoſe und über derſelben der glänzende Attila eines Huſaren.

„Schade darum, daß wir ſchon da ſind,“ bemerkte lächelnd Herr von Marlott; „wir ſaßen ſo hübſch bei ein-

ander, daß ich gewünſcht hätte, es wäre noch eine Stunde ſo fortgegangen."

„Wir aber nicht," verſetzte eine der Brautjungfern, „nicht wahr, Eugenie? Was meinſt du, Emma?"

Emma ſagte nicht ja und nicht nein, denn ſie empfing eben aus den Händen des Huſaren-Offiziers ihr Blumenbouquet, was eine ziemliche Zeit dauerte und ein ſchwieriges Geſchäft zu ſein ſchien.

Eugenie und die Andere waren übrigens zu discret, um darauf zu achten, auch hatten ſie genug mit ihrer Toilette zu thun; ſie faßten ihre Röcke hinten an und ſchüttelten ſie kräftig aus, um ſie wieder gehörig bauſchig zu machen, ſie drückten die Taille ihres Leibchens etwas herab und ſahen nach den Handſchuhen und Armbändern, was ſich durch die Fahrt allerdings alles ein wenig verſchoben hatte. Dabei lachten ſie vergnügt über gar nichts, warfen hier und da einen ſchelmiſch ſein ſollenden Blick auf Emma, wunderten ſich, daß dieſe gar nicht fertig werden wollte, und ſtiegen endlich die Treppe hinauf, eine nach der anderen, jede mit ihrem Reifrocke die ganze Breite einnehmend, und gefolgt vom Huſaren-Offizier, welcher ſich ſo dicht als möglich hinter Emma hielt und das junge Mädchen im Aufſteigen freundlich unterſtützte, indem er ſeine Hand an ihre Taille legte.

Nun erſchien unten ein zweiter Wagen — der erſte war, was die Pferde laufen konnten, weggefahren, um weitere Gäſte zu holen — welcher Madame Speiteler enthielt, ſo wie ein paar entfernte Verwandte der Familie, den Herrn Kanzleirath Sporer mit Gattin. Dieſe beiden wurden in den oberen Stock beordert, um dort die Honneurs zu machen, während ſich die Hochzeitsmutter ſelbſt in die Küche begab,

um nach dem Wichtigſten zu ſchauen. Jetzt folgte Wagen auf Wagen raſch hinter einander. Der Herr Pfarrer mit der Frau Pfarrerin und der älteſten Tochter, einer Freundin der Braut; dann Verwandte und Freunde des Hauſes, Freunde und Bekannte des Bräutigams, unter letzteren auch Herr von Scherra mit einer Hauptmanns-Wittwe und ihren beiden ſehr erwachſenen Töchtern, welche alle drei ſich den einzeln ſtehenden und wohl bekannten alten Herrn zum Opfer auserleſen hatten. Endlich kam auch das neuvermählte Paar, Herr Henderkopp in weißer Halsbinde, dito Weſte und ſchwarzem Fracke. Aus dem Knopfloche des letzteren dehnte ſich ſo lang und breit als möglich das bunte Band der Medaille heraus.

Der Director der Irren-Anſtalt ſah ernſt, würdevoll, ja, gerührt aus; er hielt ſeine junge Frau bei der Hand, hatte ſeinen Mund geſpitzt, und um ſeine Lippen ſpielte ein ſo wohlwollendes Lächeln, daß es ſelbſt dann nicht ganz erloſch, als ſich ihm die Hochzeitsmutter raſch näherte, ihn herzlich auf beide Backen küßte und ihn ihren lieben Sohn nannte. Ja, er nickte dazu gnädig mit dem Kopfe, und ſeine Miene umdüſterte ſich nicht einmal, als nun in der Hausflur, die zur Küche führte, die Kochfrau erſchien mit ihren ſämmtlichen Gehülfinnen, die alte Katharine natürlich laut weinend, und als alle der Braut die Hände reichten oder den Arm erfaßten oder auch den Zipfel ihres Shawls und daran ſchüttelten und drückten, um die Freude ihres Herzens auszudrücken, während ſie ihre Glückwünſche ſtammelten. Auch Ludwig erſchien und Philipp, und von der Straße herein ein paar Nachbarn und vorübergehende tägliche Kunden, und alle freuten ſich über den ſchönen, glücklichen Tag und prophezeiten eine ganze Kette eben ſo glücklicher Jahre, und ſchwatzten

und lachten ſo lange durch einander, daß ſich endlich Frau Speiteler genöthigt ſah, ihre Tochter ſelbſt am Arme die Treppe hinauf zu führen, um die oben verſammelten Gäſte nicht zu lange auf die Hauptperſonen warten zu laſſen.

Droben mußte die arme junge Frau einen neuen Sturm von Küſſen und Glückwünſchen aushalten: die Brautjungfern drängten ſich um ſie, und jede ſagte ihr erröthend etwas Schönes, der Huſaren-Offizier ſchlug ſeine Sporen klirrend zuſammen, ehe er ſich verbeugte und ihr die Hand küßte, worauf er alsdann bemerkte, ein ſolcher Anblick könne ihn auf Ehre vermögen, bald ans Heirathen zu denken. Dann machte alles vor dem neuvermählten Paare Platz, weil ſich der Herr Pfarrer näherte, eine ſtark beleibte Perſönlichkeit mit einem runden, wohlwollenden Geſichte, der in gutmüthiger, ſalbungsvoller Weiſe ein paar Worte des Segens ſprach über den Eintritt des jungen Paares ins elterliche Haus. Die Pfarrerin ſagte ungefähr daſſelbe ins Mütterliche überſetzt, und Hermine, die etwas ältliche Tochter dieſes würdigen Paares, begnügte ſich mit einem leichten Aufſchluchzen und einer ſehr bezeichnenden Thräne.

Dr. Henderkopp überſchlug alsdann mit ſchneller Berechnung die Anzahl ſeiner Gäſte und theilte ſeine Wünſche dem Kanzleirath Sporer mit in Betreff derjenigen, welche an den Tiſch des Nebenzimmers zu ſetzen ſeien, wo der Kanzleirath den Vorſitz führen ſollte.

Wenn auch im Ganzen eine hübſche Anzahl recht reſpectabler Gäſte bei der Hochzeit zugegen war, ſo ſchien ſich doch das Auge des Doctors zu umwölken, und gewiß nur, weil er daran dachte, welchen Glanz es dieſen Zimmern verliehen hätte, wenn der holländiſche Admiral van Henderkopp oder

sein Neffe, der Vice-Staats-Secretär von Batavia, oder wenigstens der Banquier Henderkopp von Rotterdam erschienen wäre; aber merkwürdiger Weise mußten diese drei Ehrenmänner das Einladungsschreiben des Doctors nicht erhalten haben, denn keiner hatte auch nur mit einer Silbe seinen Glückwunsch gespendet oder sich entschuldigt, daß große Staatsgeschäfte ihn abhielten, bei der Vermählung zu erscheinen. Vielleicht war aber auch der Grund, warum sich plötzlich sein Auge verdüsterte, der Anblick einer korinthenfarbenen Sammtweste, die bald hier, bald da im Hintergrunde des Zimmers aufleuchtete; zuweilen bemerkte man auch in einer Lücke das rothe, lächelnde Gesicht des Herrn Goldstein. Ja, er war erschienen, wie Banko's Geist, ein so unheimliches Gefühl in das Herz der Hauptperson dieses Festes träufelnd, daß sich dieser veranlaßt sah, den Kanzleirath Sporer nochmals mit dem Ersuchen auf die Seite zu nehmen, dem Manne mit der rothen Weste doch im Nebenzimmer seinen Platz anzuweisen, daß er von der Haupttafel aus so wenig als möglich gesehen würde.

Endlich waren die nöthigen Glückwünsche und Complimente gewechselt; fast alle Gäste hatten der Reihe nach schon die Versicherung abgegeben, daß sie einer erhebenderen kirchlichen Feier noch nie beigewohnt, daß der Herr Pfarrer außerordentlich schön gesprochen, daß die Kirche bei einer ähnlichen Veranlassung noch nie so voll gewesen, und daß alle Welt, welche der Trauung beigewohnt, offenbar ergriffen und gerührt gewesen sei.

Frau Wittwe Speiteler führte den Pfarrer an den Ehrenplatz des Tisches, und obgleich sie sich darauf demüthig zurückziehen wollte, so mußte sie doch nothgedrungen an seiner

Linken Platz nehmen, während die junge Frau zu seiner Rechten gesetzt wurde. Dann folgte alles in bunter und lieblicher Reihe, arrangirt von der Kanzleiräthin Sporer, all die Verwandten, Freunde und Bekannten. Die verwittwete Hauptmännin und ihre älteste Tochter wichen nicht von der Seite des Herrn von Scherra; wir glauben fast annehmen zu dürfen, daß die Hauptmännin selbst heimlicher Weise einen seiner Frackschöße gefaßt hatte, — und so kamen alle Drei neben einander zu sitzen.

Gegenüber den Neuverheiratheten befanden sich die Brautjungfern und zwischen zweien derselben war der glückliche Husaren-Offizier eingekeilt. Ehe sich nun alle niedersetzten, wurden noch vergebliche freundschaftliche Versuche gemacht, diesem oder jenem, der im gesellschaftlichen Range vielleicht etwas höher stand, den besseren Platz abzutreten; auch vernahm man Bemerkungen, daß man sich auf ein außerordentliches Diner gefaßt machen dürfe, daß die Weine voraussichtlich excellent wären und daß man noch niemals ein solches Arrangement an einer Tafel gesehen hätte — nein, niemals. Dann wurde mit den Stühlen gerückt, mit den Füßen gescharrt hier und im Nebenzimmer, die Teller klapperten gelinde, als man sich der künstlich zusammen gelegten Servietten bediente, worauf mit einem Male eine plötzliche Stille eintrat, als sich nämlich der Herr Pfarrer erhob, um das Tischgebet zu sprechen. Kaum war dieses vorüber, so hob ein Dienstmädchen den Deckel von der riesenmäßigen Suppenschüssel, und mit dem Dampfe, der sanft gekräuselt emporstieg, erhob sich auch rings an beiden Tischen eine gemeinschaftliche und heitere Conversation.

Wo war Herr Goldstein?

Goldſtein war bei dem Verſuche, ſich neben eine der Brautjungfern zu ſetzen, glücklicher Weiſe von dem Kanzleirath Sporer abgefangen und ins Nebenzimmer geführt worden, wo er zwiſchen der redſeligen Wittwe eines ſeligen Steuerbeamten und einer plauderhaften Clavierlehrerin, einer entfernten Verwandten des Hauſes, untergebracht und im Laufe des Diners von Beiden mit Reden und Fragen förmlich zugedeckt wurde.

Die Kochfrau hatte ſich mit Ruhm überladen, und ein Meiſterſtück ihrer Kochkunſt nach dem andern erſchien auf den Tiſchen, um dort nach beſten Kräften berückſichtigt zu werden. Was den Wein anbetraf, ſo war es zweifelhaft, ob der rothe Affenthaler oder der weiße Markgräfler beſſer ſei; beide aber waren ganz ausgezeichnet, und zwiſchen denſelben wurde von den Kennern lange hin und her probirt, ehe jeder die wichtige Frage entſchieden hatte, am welchem Weine er ſich nun feſt zu halten habe. Da aber die Damen, wie in den meiſten derartigen Fällen, trotz der Ermahnung ihrer freundlichen Nachbarn und trotz dem wohlwollenden Zunicken der Gaſtgeberin nur zaghaft nippten, ſo ließ dieſe rückſichtsvolle Frau ſchon beim Gemüſe die Champagnerflaſchen aufſtellen und erklärte mit lauter, fröhlicher Stimme, jetzt gar keine Ausreden mehr annehmen zu wollen, und jede Dame müſſe ſich entſchließen, ihr Glas des ſchäumenden Weins auch auszutrinken. Das gab nun allerdings Demonſtrationen aller Art, Erſchrecken und Erröthen; namentlich verſicherten die jüngeren Damen, es ſei ihnen rein unmöglich, ein ganzes Glas Champagner zu trinken, gewiß, rein unmöglich, ein paar Tropfen wären genug, ſie zu echauffiren. Da mußte dann kräftig genöthigt und zugeſprochen werden, und in dem Puncte

leiſtete Herr von Marlott, der auch ſelbſt mit gutem Beiſpiele voranging, das Unglaubliche. Seinen beiden ſchönen Nachbarinnen hielt er eine gehaltvolle Rede, wobei er ſich namentlich an die liebenswürdige Emma wandte, und bewies ihnen, daß, wie in allen Dingen, ſo auch namentlich im Champagnertrinken der erſte Schritt einige Mühe mache, daß der zweite ſchon viel leichter ginge, und daß, wenn man nur erſt einmal gehen gelernt, das Laufen ganz von ſelbſt käme.

Wir müſſen geſtehen, daß ſein Zureden nicht ohne Wirkung blieb, und wenn die jungen Damen nach dem erſten ausgetrunkenen Glaſe ſchon thaten, als müßten ſie hinter ihren Taſchentüchern oder Servietten vor Huſten erſticken, ſo machten ſie doch bei dem zweiten Glaſe, welches ihnen eingeſchenkt wurde, ſchon viel weniger Schwierigkeiten; überhaupt belebte das Knallen der Champagnerpfropfen, wie überall, ſo auch hier, die Heiterkeit der Unterhaltung, ja, ſelbſt den Stillen und Zurückhaltenden ſchien ein Pfropfen aufgeflogen zu ſein, und ſolche, die früher nur ein ſchüchternes Wort zur Unterhaltung beigetragen, ſprudelten jetzt förmlich über vor luſtigen Einfällen und Bemerkungen.

Da ſchlug Herr von Scherra mit dem Rücken des Meſſers an ſein Glas, und es trat jene bezeichnende Stille ein, wo man erwartungsvoll aufhorcht, wo man, den Inhalt des Trinkſpruches, der nun kommen wird, kennend, ſchon im Voraus beiſtimmend lächelt und dem, den er angeht, freundlich zunickt. Dieſer aber blickt entweder mit einer befangenen Miene auf den Teller oder er ſchaut ſich mit einer angenommenen Gleichgültigkeit rings um, als könne er ſich gar nicht einbilden, daß es nur möglich ſei, ihn zum Gegenſtand eines Toaſtes zu machen.

Herr von Scherra hatte ſich indeſſen langſam erhoben, ſtützte die rechte Hand auf den Tiſch und blickte rings im Kreiſe umher, ehe er begann: „Meine werthen Anweſenden, verehrte Herren und Damen! Die Veranlaſſung, welche uns zu dieſem frohen Feſte hier zuſammen führt, iſt ſo ſchöner Art, ſo Glück und Segen verheißend, daß es ſelbſt einem ſchlechten Redner, wie ich bin, nicht an Stoff fehlt, um ein paar gut gemeinte und herzliche Worte darüber zu ſagen. Wir feiern die Vermählung eines werthen Freundes mit der liebenswürdigen Tochter einer würdigen Mutter. Wir feiern dieſes Feſt, meine Herren und Damen, mit all' der frohen Zuverſicht auf eine ſchöne Zukunft, mit dem Wunſche und der vollen Ueberzeugung, daß die künftigen Tage, Monate und Jahre unſeres verehrten Paares eine Reihe eben ſo ſchöner Feſte wie glücklicher Tage ſein mögen. Meine verehrten Herren und Damen! Füllen Sie Ihre Gläſer, und ehe wir austrinken auf die Erfüllung der Wünſche, die ich vorhin ausgeſprochen, laſſet uns alle dieſe Wünſche in einem einzigen Wunſche zuſammenfaſſen, in dem Rufe: Das junge Paar lebe glücklich, heiter und froh, es lebe hoch! — — abermals hoch! — und zum dritten Male hoch!“

Man kann ſich denken, daß dieſer mit Wärme und auf ſo würdevolle Art vorgetragene Toaſt, wie ſie in dieſem Kreiſe vielleicht nur allein dem Herrn von Scherra eigen war, eine ungeheure Wirkung nicht verfehlte; beſonders machte Herr von Marlott den größtmöglichſten Spektakel, nachdem er vorher ſeine beiden Nachbarinnen gezwungen, ihre Gläſer bis zur Nagelprobe auszutrinken; dann füllte er ſein Glas wieder, trank es über den Tiſch hinüber mit einer eleganten Handbewegung dem Dr. Henderkopp zu, füllte es abermals,

wird, sonst hätte man den jungen Mann mit seinen heftigen Geberden beobachtet und ihn vielleicht für einen Verrückten gehalten; doch so konnte er auf der langen, menschenleeren Straße sein Selbstgespräch ruhig beendigen.

„Wenn ich sie nicht mehr liebte," fuhr er fort, „wenn ich sie gern von mir ließe, ah! das wäre was ganz Anderes! Und wenn es nicht mein heißester Wunsch wäre, sie öffentlich die Meine zu nennen, so würde es mir nicht schwer ankommen, den Schritt zu thun, wie ich mit meinem Worte gelobt! Ja!" rief er trotzig aus, „ich hab' es gelobt, ich habe mein Wort gegeben! Aber mit ihr offen darüber sprechen kann ich nicht!"

Bei diesen letzten Worten, die er lauter als die übrigen sprach, raffte er sich gewaltsam zusammen und schritt quer über den Platz auf ein kleines Haus zu, das sich freundlich aus grünen Orangen- und Citronenbüschen hervorhob.

Dieß kleine Haus hatte im untern Stock neben der Treppe Küche und Bedientenzimmer, oben war ein kleines Vorzimmer, zwei Schlafzimmer und ein Salon, von dessen Fenstern man die reizendste Aussicht hatte. Vor dem Hause dehnte sich der breite Platz aus, links lag das Haus des Columbus, rechts in der Tiefe der Palast Doria und zwischen diesen beiden Gebäuden hindurch erblickte man den belebten Quai mit seinem Mastenwalde, weiter hinaus den Molo mit dem Leuchtthurm und das Ganze schloß die gewaltige Meerfluth.

Die Fenster des Salons waren geöffnet, und da das Haus bei der frühen Morgenstunde im Schatten, Stadt, Hafen und Meer dagegen von der Sonne beleuchtet wurde, so war die Aussicht in diesem Augenblick hier oben entzückend schön. Eine junge Dame in blendend weißem Peignoir, der den eleganten schlanken Körperbau auf's Vortheilhafteste hervorhob, lehnte an dem Fenster und unterstützte den Kopf mit dem Arm, indem sie scharf nach dem Hafen hinunter blickte.

um darauf durch haſtiges Hinunterſtürzen des edlen Weines dem Herrn von Scherra einen Begriff zu geben, wie tief ihn deſſen Trinkſpruch ergriffen, und dann ließ er ſich nochmals einſchenken, um mit aller Herablaſſung, deren er fähig war, der würdigen Gaſtgeberin ſeine Ehrfurcht zu bezeigen. Wenn man dabei annimmt, daß die meiſten der Anweſenden faſt auf dieſelbe Art, wenn auch nicht mit ſo viel Geräuſch verfuhren, daß jeder Stuhl beim haſtigen Aufſpringen des Betreffenden ein paar Schritte zurückflog, daß Der oder Die verſchiedentliche Stellen des Trinkſpruches mit gerührter Stimme wiederholten, daß man ſogar Schluchzen vernahm, ſo wie auch herzliches Lachen, daß hie und da ein Stuhl von den Kleidern der Damen umgefegt wurde, daß Gläſer klingelten und Teller klapperten, ſo kann man ſich allenfalls einen Begriff machen von dem freudigen Lärmen, der noch mehrere Minuten nachher das Zimmer erfüllte. Auch aus dem Nebengemach eilten alle herbei unter Leitung des Kanzleiraths Sporer, der in Folge ſeiner Alleinherrſchaft und ſeines Gefühls für die Familie ſo voll Wein und Rührung war, daß er, bei dem jungen Paare angekommen, nur mit dem Kopfe zu nicken vermochte und froh war, von dem Nächſtfolgenden raſch auf die Seite befördert zu werden.

Dieſer Nächſtfolgende war Herr Goldſtein, noch gerötheter als ſonſt, und ſtrahlend vor Vergnügen, weil das Eſſen ſo ausgezeichnet und der Wein ſo wohlfeil war. Hatte er doch nie erlebt ein Hochzeitsfeſt, wie das heutige, und wußte er gar nicht zu ſagen, wie ſehr —

Da kam das Schickſal roh und kalt in der Geſtalt der redſeligen Wittwe des ſeligen Steuerbeamten und riß ihm

ſeine wahrſcheinlich ſehr geiſtreiche Schlußbemerkung vom Munde hinweg, worauf die Wittwe und die Clavierlehrerin aus hoch aufgezogener Mundſchleuſe mit der Kraft eines lang aufgeſtauten Baches eine unſagbare Flut von Redensarten auf das geduldig ſtill haltende Ehepaar ausgoſſen.

Es iſt mit dem Toaſtausbringen wie mit jeder andern anſteckenden Krankheit: kaum iſt der erſte Fall conſtatirt, ſo verbreitet ſie ſich mit raſender Schnelle, plötzlich hier und dort ausbrechend.

Ein alter Freund des Hauſes, der Oberreviſor Schwepping, bedachte die würdige Hochzeitsmutter und Gaſtgeberin, und erregte faſt einen eben ſo ſtarken Sturm von Beifallsbezeigungen und Glückwünſchen. Dann erhob ſich der Hausarzt und faßte den Dr. Henderkopp in ſeiner mediciniſchen Eigenſchaft und als Director der Privat-Irren-Anſtalt auf. Er ſprach ſehr lange, ſehr wiſſenſchaftlich und ſehr unverſtändlich. Schlagwörter, wie z. B. daß die Anſtalt ein Segen für die Menſchheit ſei, wurden ſehr häufig wiederholt und verfehlten unglücklicher Weiſe nie, ein Beifallsgemurmel hervorzurufen, denn nach jedem ſolchen Beifall fing der Hausarzt wieder von Neuem an und würde vielleicht bis in die Ewigkeit fortgeſprochen haben, wenn ſein Trinkſpruch nicht, wie auf eine Verabredung, in einem ſolchen Beifallsſturme erſtickt worden wäre. Wir glauben annehmen zu müſſen, daß es der junge Huſaren-Offizier war, welcher durch ein gänzlich unbegründetes Hoch dem Toaſte des Arztes förmlich den Todesſtoß verſetzte; Hoch und Hoch und wieder Hoch tönte es hinterdrein, und der Hausarzt, um ſeinen glänzenden Schluß betrogen, ſank mit gemiſchtem Gefühl auf ſeinen Stuhl zurück.

Es trat jetzt bei dem Hochzeitsmahle jene Periode ein, wo das, was die jungen Damen anfänglich gefürchtet, wirklich zu Tage kam, daß sie nämlich sehr echauffirt aussahen; auch lachten sie häufig ohne besondere Veranlassung, stießen unaufgefordert mit ihren Nachbarn an, und bei Emma kam es zuweilen vor, daß sie bei einer gewagten Bemerkung ihres Nachbars in der Verwirrung statt von diesem ab, gerade zu diesem sich hinwandte, wobei es der kühne Husar nie unterließ, mit einer beispiellos schnellen Bewegung seinen Arm um ihre Taille zu legen und sie herzhaft an sich zu drücken.

Es gab ältere Damen, die sich mit ihren Nebensitzenden über längst vergangene Zeiten unterhielten, und dabei bald auf dieses, bald auf jenes Ereigniß unaufhörlich anstießen und unaufhörlich austranken; es gab ältere Herren, deren an sich schon röthlicher Teint anfing, ins Violette überzugehen, und deren Augen etwas gemüthlich Starres hatten, Männer, deren sonst feste Hand einigermaßen beim Auffüllen des Glases zitterte, und die auf alle an sie gerichteten Fragen nur noch ein simpelhaftes Lächeln zur Antwort gaben.

Herr Dr. Henderkopp, der schon seit einiger Zeit auf seinem Stuhle unruhig hin und her rückte und schon ein paar Male die blaue Brille fester an die Nase gedrückt, ergriff jetzt das Messer, und nachdem er an sein Glas geklopft, daß es klingelnd tönte, erhob er sich rasch, steckte seine rechte Hand unter die Weste und räusperte sich eine Zeit lang, bis eine allgemeine Stille eingetreten war.

„Meine werthen Freunde und lieben Gäste," begann er alsdann mit lauter Stimme, „wenn ich sage, daß ich gerührt bin von der Feier dieses schönen und wichtigen Tages, so

ſpreche ich die Wahrheit, wenn ich hinzufüge, daß ich mich tief ergriffen fühle von der allgemeinen Theilnahme, von der allgemeinen herzlichen Liebe, ſo drücke ich die Gefühle meines Herzens aus, und wenn ich die Bemerkung ausſpreche, daß ich es für nicht leicht halte, die gediegenen Worte, die an mich gerichtet wurden, in gleicher Weiſe zu erwidern, ſo müſſen Sie mir beipflichten."

Hier ließ der Redner die Hand aus der Weſte heraus-gleiten und erfaßte die goldene Kette ſeiner Uhr, welche er begann zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger hin und her zu drehen.

„Ich verſtehe mich auf Trinkſprüche," flüſterte der Huſaren-Offizier ſeiner ſchönen Nachbarin zu, „der da wird lang werden;" mit ſich ſelbſt redend fügte er hinzu: „ſorgen wir daher für eine kleine Unterhaltung. Sein Lackſtiefel diente ſchon längſt zur Fußbank, jetzt ließ er geſchickter Weiſe die Serviette fallen, und als er ſie wieder aufhob, ergriff er mit großer Geſchicklichkeit die Hand des jungen Mädchens, die auf deren Schooße ruhte, und hielt ſie dort feſt. Emma ſchien dies übrigens kaum zu bemerken und nur Sinn für den Redner zu haben, dem ſie ſchwer athmend zulauſchte.

„Der liebenswürdigen Freundlichkeit, die man mir als Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft im Allgemeinen, und dieſer verehrten und geachteten hier," dabei wandten ſich die blauen Brillengläſer im ganzen Zimmer umher, „im Speciellen gezollt, vermag meine Beſcheidenheit nichts zu entgegnen, und bin ich nur im Stande, für die gewiß unverdiente Güte und Herzlichkeit meinen innigſten Dank abzuſtatten, aber," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „man erwähnte auch in dieſem geſelligen Kreiſe meines geringen

Wirkens als Arzt und Pfleger meiner Kranken auf so anerkennende Weiſe, daß ich mir ſchon erlauben muß, darüber ein paar Worte zu ſagen."

„Hört, hört!" rief der entzückte Huſaren-Offizier, und darauf flüſterte er ſeiner Nachbarin zu: „wenn er nur eine gute Stunde oder ſo etwas fortplaudern würde!"

„Es war von je her der glühende Wunſch meiner Seele, der leidenden Menſchheit zu helfen, und ich kann mit Stolz ſagen, daß ich meine ſchwachen Kräfte denen widmete und widme, die unſerer Hülfe am meiſten bedürfen. Dieſer Reſultate, die ich erzielt, kann ich mir wohl erlauben in dieſem Kreiſe von Freunden Erwähnung zu thun, und darf ohne Eigenlob geſtehen, daß es mir ſchon in den ſchwierigſten Fällen gelang, das Licht der Vernunft dort wieder aufleuchten zu laſſen, wo es zu erſticken drohte unter der todten Aſche der fixen Idee, des Wahnſinns, ja, der Tobſucht. Es gelang mir durch milde und zweckmäßige ſanfte Behandlung, Kranke, die mir in größter geiſtiger Verwilderung übergeben wurden, ſo weit wieder herzuſtellen, daß von ihrem traurigen Zuſtande höchſtens eine fixe Idee übrig blieb, die auch nach und nach verſchwinden wird und ſo dem Ausgeſtoßenen es ermöglicht, wieder als zurechnungsfähiges Mitglied in die menſchliche Geſellſchaft zurückzukehren.

„Manche der Anweſenden werden ſich noch des Generals v. S. erinnern, der in den wüthenden Anfällen ſeiner Raſerei mit jeder Waffe, deren er habhaft werden konnte, über ſeine Wärter herfiel, und den ich durch Ausdauer und Kunſt ſo weit herſtellte, daß von einem Wahnſinn nur noch die Idee übrig blieb, als ſei er dazu beſtimmt, Verſchwörungen anzuſtiften und auszuführen; eben ſo des Factors M., deſſen

Begriffe sich verwirrten durch das tagtägliche Erblicken des Titels seiner sonst so geachteten Zeitschrift: Zeitblüthen — Blätter für Geist, Herz und Publicität, so daß er in diesem stereotypirten Satze Druckfehler aufsuchen und finden zu müssen glaubte. Auch diesem braven Manne, welcher im schlimmsten Stadium seiner Krankheit tobsüchtig wurde, sobald er nur den Titel seines Blattes erblickte, kann dieser schon vor Augen gebracht werden, ohne daß er darüber außer sich geräth, gewiß ein großer Beweis beruhigter Nerven. — Der Förster B., der sich beständig von einer Legion Teufel umringt sah, hat diese alle glücklich beseitigt," fuhr der Doctor nach einer Pause mit behaglichem Lächeln fort, „und bemüht sich nur noch zuweilen, den letzten zu verschlucken, was ihm auch hoffentlich mit meiner Hülfe gelingen soll.

„Daß mich die Anerkennung, die ich außer diesem erlesenen Kreise hier nun fast allerwärts gefunden habe, dazu antreibt, mein bescheidenes Wirken zum Segen der Menschheit nach besten Kräften fortzusetzen, brauche ich eigentlich nicht zu sagen, muß aber hinzufügen, daß eben diese Anerkennung ein großer Sporn für mich ist, um rastlos zu wirken; ja, ich darf es mit einem wohlbegründeten Stolz aussprechen, daß der Ruf der Anstalt des Dr. Henderkopp sehr rühmlich in ferne Länder gedrungen ist; daß mir der würdige Vetter meines Hauses, der Admiral van Henderkopp, schon mehrere Male darüber Glück wünschte, ist selbstredend und gehört am Ende eben so wenig hieher, als das Gutachten, welches ich auf Verlangen eines zweiten Vetters, des Vice-Statthalters von Batavia, dorthin über eine ähnliche Anstalt sandte. Aber auch der nähere, und doch wieder fern gelegene Süden, das große und schöne Neapel, kennt meinen Namen. Auch von

dort beſitze ich einen Kranken in meiner Anſtalt, der mir im verwildertſten Zuſtande übergeben wurde, der nicht nur tobſüchtig, ſondern, was noch ſchlimmer iſt, faſt blödſinnig war, und den wieder herzuſtellen es meiner Kunſt gelang."

Herr von Scherra, welcher der Rede des Doctors mit Intereſſe gelauſcht, richtete ſich bei dieſen letzten Worten etwas in die Höhe und blickte den Sprecher ſchärfer an.

„Ja," fuhr dieſer fort, „ſo weit hergeſtellt, daß ihm von ſeiner Krankheit nur noch die fixe Idee übrig geblieben iſt, als gehöre er, der übrigens ganz braver Leute Kind ſein ſoll, einer vornehmen und mächtigen Adelsfamilie dorten an, als ſei er ein Graf oder Marcheſe Gaetano Fontana."

Hätte das Champagner-Glas vor dem Herrn von Scherra aus eigenem Antrieb einen Purzelbaum gemacht, oder wäre die Decke über ihm zuſammengeſtürzt, er hätte nicht erſtaunter oder erſchreckter zuſammenfahren können, als bei Nennung dieſes Namens in ſo unheimlichem Zuſammenhange. Selbſt dem Herrn von Marlott ſchien derſelbe bekannt ins Ohr zu klingen, denn er blickte raſch auf und wandte die fragenden Blicke auf ſeinen alten Freund. Glücklicher Weiſe war aber jetzt keine Zeit zu Erörterungen, wir ſagen glücklicher Weiſe, denn Herr von Scherra hätte um alles in der Welt nicht vor ſeinem unbeſonnenen jungen Freunde etwas in Betreff jenes Namens verlauten laſſen mögen, der im Hauſe des Grafen Lotus einen ſo furchtbaren Klang angenommen hatte. Hatte doch Roſa erſt vor Kurzem mit ihm über dieſe Angelegenheit geſprochen, und mußte auch er bei der bekannten Gemüthsart des Grafen erbeben, als ſich der Todtgeglaubte nun ſo plötzlich ſeinem innern Auge zeigte — der fröhliche, lebensfriſche, ſorgloſe junge Mann von damals, jetzt hier im

Irrenhause — entsetzlich! — „Arme Françoise," murmelte er in sich hinein, „wie wird sich diese schreckliche Geschichte lösen? Doch sie und Rosa sollen nicht umsonst ihr Vertrauen in mich gesetzt haben."

Dr. Henderkopp hatte seine Lippen mit etwas Wein angefeuchtet und fuhr alsdann fort: „Ja, meine verehrten Freunde und lieben Gäste dieses Hauses, was ich bis jetzt geleistet, war vom besten, segensreichsten Erfolge gekrönt und macht mir Muth, auch ferner auf dem gewiß sehr dornenvollen Pfade fortzuwandeln. Es erscheint Ihnen vielleicht nicht ganz passend, daß ich bei dieser heutigen festlichen Veranlassung mich so ins Einzelne gehend über meine Leistungen aussprach, aber Manchem der verehrten Anwesenden ist mein Wirken noch ziemlich unbekannt geblieben, und auch diese möcht' ich gewinnen, damit sie meine ferneren Bestrebungen unterstützen möchten mit gutem Wort und guter That."

„Was das Letztere anbelangt," meinte der Husaren-Offizier gegen die schöne Nachbarin gewandt, „müßten wir uns geradezu einsperren lassen, um ihm gefällig zu sein, und wahrhaftig, süße Emma, mit Ihnen ließe ich mich auch dazu geneigt finden."

„Wie sehr sich meine Bestrebungen diesem Zweige der Wissenschaft zugewandt, soll die Welt schon daraus erkennen, daß ich mich bemühen werde, in irgend einer passenden Stadt des deutschen Vaterlandes eine Versammlung der Vorsteher sämmtlicher in- und ausländischer Irren-Anstalten zu Stande zu bringen, und wir haben ebenso ein Recht und die Verpflichtung dazu, wie jede andere Corporation. Versammeln sich doch die deutschen Künstler, die deutschen Turner, die deutschen Sängervereine und Schützen, die deutschen Gerber,

die deutſchen Juriſten, ja, die deutſchen Scharfrichter. Zu unſerer Verſammlung würde ich vorſchlagen, daß jeder der Vorſteher der oben benannten Anſtalten einen beſonders ausgezeichneten Narren mitzubringen habe, um ſo durch Vergleichung und Austauſch der Ideen neue Fundamente für die Wiſſenſchaft zu gewinnen.

„Und nun," ſagte der Doctor mit einem neuen Aufſchwunge im Tone, „füllen Sie Ihre Gläſer und trinken Sie mit mir auf das Gedeihen aller Wiſſenſchaft als leuchtenden Lichtes in den dunkeln Irrgängen dieſer Welt, es gilt jeder Wiſſenſchaft und jeder wiſſenſchaftlichen Beſtrebung."

„Hoch!" ſchrie der gefällige Kanzleirath Sperer, der wie alle übrigen aus dem Nebenzimmer ſich hinter dem Stuhle des Sprechers aufgeſtellt hatte, „Hoch und abermals Hoch!" und da alle erfreut ſchienen, endlich von den Banden dieſer ſehr langen Rede erlöſ't zu ſein, ſo klang dieſes Hoch ſtürmiſcher als alle übrigen. Dabei iſt noch hinzuzufügen, daß während der Rede des Doctors Mancher im Stillen manches Glas getrunken oder ſich auch auf ſonſtige Art echauffirt hatte, und daß dadurch die Begeiſterung auf den Gipfel geſtiegen war. Faſt alles erhob ſich ſo geräuſchvoll als möglich von den Stühlen, ſtieß die Champagnerkelche zuſammen, ſchrie ſich unverſtändliche Worte in die Ohren, und niemand nahm es dabei übel, wenn der Andere ihn durchaus nicht verſtanden hatte.

In einer Ecke des Zimmers wurden mehrere Schmollis getrunken, auch dieſe Krankheit wirkt anſteckend wie das Toaſtausbringen; in einer andern verſöhnten ſich ein paar langjährige Feinde unter reichlichen Thränen und ſtarkem Vergießen des edlen Weines.

Daß der Doctor famos geſprochen, darüber waren auch die einig, welche nicht mehr im Stande geweſen, auch nur einen einzigen Satz dieſer Rede zu verſtehen, ja, dieſe hatten am meiſten Bravo gerufen und durch enthuſiaſtiſche Hört! Hört! den Redner ermuntert, fortzufahren. Hätte der Direktor der Privat-Irren-Anſtalt in dieſem Augenblicke zehn Hände, eben ſo viele Backen und Lippen gehabt, ſo wären ſie in den nächſten zehn Minuten alle beſetzt geweſen, und nicht nur das männliche Geſchlecht warf ſich an ſeine Bruſt, ſondern auch Manche des andern, ſchönern, gab auf die ſtürmiſchſte Art ihren Beifall zu erkennen.

Daß Herr Goldſtein in dieſem Augenblick nicht zurück blieb, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Er näherte ſich dem Doctor, als endlich um denſelben etwas Platz geworden war, haſtig von der einen Seite, während der junge Huſaren-Offizier, den ein ſehr ſtrenger, mißbilligender Blick des Herrn von Scherra vermocht hatte, endlich den Platz neben der erkorenen Brautjungfer zu verlaſſen, von der andern Seite herkam, um der Hauptperſon des Feſtes einen freundlichen Händedruck angedeihen zu laſſen. Unglücklicher Weiſe aber traf es ſich, daß dieſer im Augenblicke, als die Beiden ſich etwas ſchwankend, aber unaufhaltſam ihm näherten, von der verwittweten Hauptmännin, welche ebenfalls die Gefühle ihres Herzens nicht länger mehr zu unterdrücken vermochte, raſch rückwärts gezogen wurde, woher es kam, daß Herr Goldſtein den Huſaren-Offizier in Ermangelung eines Andern in ſeine Arme drückte. Dieſer betrachtete das fremde, ſüßlächelnde Geſicht erſtaunt eine halbe Sekunde, und da ihm die freundliche Miene deſſelben, die rothen Backen, die dicken, ſchmatzenden Lippen und die gebogene Naſe durchaus nicht

Das reizende gute Geſicht dieſer Dame brauchen wir dir, geneigter Leſer, nicht zu beſchreiben, du kennſt es, du wirſt dich deſſelben hoffentlich erinnern: du ſahſt es bei der Leiche ihrer armen Mutter, bei ihren kindlichen Spielen, bei ihrem Eintritt in die Welt. Das Geſicht der kleinen Marie hat ſich nicht viel verändert, die großen dunklen Augen haben noch immer denſelben ſchwärmeriſchen Ausdruck, nur hat ſich das ruhig Träumeriſche, mit dem das Kind die Gegenſtände um ſich betrachtete, in einen rührenden, unausſprechlichen Ausdruck verwandelt, nicht des Kummers, nicht des Schmerzes, aber eines Ausdrucks, bei dem man ihre Hand ergreifen möchte und ſie fragen: was fehlt dir?

Wenn wir einen Blick in den Salon werfen, ſo ſehen wir uns veranlaßt, die Gegenſtände, namentlich die Bilder und Bildchen an den Wänden, näher zu betrachten. Wir finden lauter gute alte Bekannte. Dort iſt eine Skizze des Hauſes unter der Mauer, von Meiſterhand in Aquarell gemalt: man ſieht in das dunkle Gewölbe hinein, es iſt Nacht; lieber Leſer, wir erblicken das erſte Kapitel unſerer wahrhaftigen Geſchichte. Die alten Straßenlaternen werden hin und her geweht, richtig! dort ſchreitet Frau Welſcher, an ihrer Hand ein kleines frierendes Mädchen. Neben dieſem Bildchen iſt ein ſprechend ähnliches Portrait der alten Kiliane und daneben nochmals die Frau Welſcher im Sonntagsſtaat mit harten hölzernen Zügen, unkünſtleriſch zwar, aber rührend in ſeiner Aehnlichkeit in dem prächtigen goldenen Rahmen. — Noch ein Bekannter. Ja, es iſt Dubelli's ehrliches, treuherziges Geſicht, im eleganten ſchwarzen Frack mit hohem weißem Kragen, das Aeußere freilich anders, wie wir es zu ſehen gewohnt, aber das Innere iſt daſſelbe geblieben, wie damals, wo er die alte Büglerin nach Hauſe begleitete. Unter dem Tänzer befindet ſich eine äußerſt elegante Zeichnung von der ehemaligen Collegin deſſelben, Mademoiſelle Eliſe, von großer Aehnlichkeit, die prachtvollen Formen ihres Körpers ſchön wieder gegeben. Sie

ſympathiſch vorkamen, ſo warf er ihn einfach auf die Seite, ſo daß Herr Goldſtein, einen Stuhl mit ſich umreißend, faſt auf den Boden niederzuſitzen kam und ſich vor einem gänzlichen Hinſtürzen nur dadurch bewahren konnte, daß er ſich an die dicken Röcke der verwittweten Hauptmännin feſtklammerte, welche aber, dieſes Attentat mißverſtehend, ihn dafür mit einer lautklatſchenden Ohrfeige belohnte.

Da nun bei gewiſſen Veranlaſſungen eine Ohrfeige eben ſo, wie Toaſt und Schmollis anſteckend zu wirken im Stande iſt, ſo hätte vielleicht großes Unheil entſtehen können, wenn ſich nicht der Kanzleirath Sporer, ein großer ſtarker Mann, in ſeiner Eigenſchaft als Feſtordner vollkommen berechtigt gefunden hätte, den Geſchäftsmann mit der korinthenfarbenen Weſte am Kragen zu nehmen und, ungeachtet dieſer heftig zappelte und geſticulirend demonſtrirte, in das Nebenzimmer abzuführen, wo er ihn ernſthaft ermahnte, ſich ruhig zu verhalten, indem ſonſt eine weitere Beförderung die Treppe hinab und von dort zur Hausthüre hinaus unzweifelhaft ſei.

Die klatſchende Ohrfeige hatte indeſſen auch im andern Zimmer die Wirkung hervorgebracht, daß Frau Wittwe Speiteler, um das feſtliche Gelage endlich zu beendigen, die aufwartenden Mädchen mit dem Kaffee erſcheinen ließ.

Warum wir der Braut bei der Beſchreibung dieſes Mahles ſo wenig gedachten, können wir nur damit entſchuldigen, daß ſie gar keine Veranlaſſung gab, von ſich reden zu machen; ſie aß faſt gar nicht, ſie nippte nur hier und da an ihrem Glaſe und ſprach ſo wenig als möglich, das heißt, ſie gab nur ſpärliche Antworten auf die Fragen, welche man an ſie geſtellt. Sie ſaß da, wie in ſich zurückgezogen und wie zuſammengedrückt von der Laſt ihres Myrtenkranzes und ihres

Brautschleiers. Von einer jungen Frau an diesem ersten Tage ihres Ehestandes läßt sich auch keine laute Fröhlichkeit erwarten und man findet es begreiflich, daß sie, mit ihren oft gewiß ernsten Gedanken beschäftigt, mit der Außenwelt so recht heiter nicht verkehren mag. Nach der langen Rede ihres Gatten war sie ohne Aufsehen verschwunden und hatte zwei der Brautjungfern mitgenommen, während die dritte mit dem jungen Husaren-Offizier noch in eifrigster Unterhaltung begriffen war. Doch mochte auch Emma endlich durch die Abwesenheit ihrer Colleginnen an ihren Dienst erinnert werden, beim Auskleiden der Braut behülflich zu sein, denn unter diesem triftigen Grunde wollte sie vorläufig den letzten innigen Händedruck mit dem jungen Manne wechseln, um alsdann den andern nachzueilen. Arthur aber ließ seine Beute nicht so bald fahren, er hielt es vielmehr für eine außerordentlich günstige Gelegenheit, dem jungen Mädchen nach in das leere Nebenzimmer zu schlüpfen, von wo aus eine Thür auf die Treppe und eine andere in das bisherige Schlafzimmer der Braut führte.

Herr von Scherra hatte in diesem Augenblicke den Dr. Henderkopp in eine Fensternische genommen, und was er dort ernsthaft mit ihm besprach, ist nicht schwer zu errathen, doch war er hiedurch nicht im Stande, auf seinen jungen leichtsinnigen Eingeführten so zu achten, wie er sich vorgenommen.

Daß Emma, als ihr der eben Genannte folgen wollte, versichert hatte, wenn er nicht zurück bliebe, so würde auch sie das Zimmer nicht verlassen, müssen wir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, eingestehen, leider aber waren die Verhältnisse für das erhitzte junge Mädchen zu stark, um ihrem Vorsatze getreu zu bleiben, und ehe sie sich dessen versah, be-

fand ſie ſich, von den Armen des jungen Offiziers umſchlungen, ſchon im Nebenzimmer.

Der kurze Herbſt-Nachmittag war raſch verfloſſen, und obendrein warfen die naheſtehenden Nebenhäuſer ſchon tiefe Schatten durch das einzige Fenſter in dieſes kleine Gemach. Gerade nach dieſem Fenſter aber, das eine tiefe Niſche hatte, über welche ein dunkler Vorhang herabfiel und wo ſich ein altmodiſches Sopha befand, zog Arthur das ſchwerathmende junge Mädchen.

„Es kommt jemand," ſagte ſie angſtvoll.

Doch um ſo inniger zog er ſie an ſich und preßte feſt ſeine Lippen auf ihren widerſtrebenden Mund. Was kümmerte es ihn, ob jemand kam, kannte ihn doch wohl niemand in der ganzen Geſellſchaft, Herrn von Scherra ausgenommen, und der war viel zu discret, um ihm nachzugehen.

Aber es trat in der That jemand ins Gemach, doch nicht vom Geſellſchaftszimmer her, ſondern von der Treppe, eine unbekannte Figur, die er nie geſehen, und die ihn deßhalb auch durchaus nichts kümmerte; es war eine weibliche Geſtalt, dunkel und unſcheinbar angezogen, deren Kopf mit einem rothen Tuche halb verhüllt war. Sie wandte ihr Geſicht einen Augenblick den Beiden zu, nur einen kleinen Augenblick, und es war ihm, als hätten ihn ein paar dunkle Augen angeſchaut, dann ſah ſie wieder gerade aus und ging ruhigen Schrittes der Thür des Schlafzimmers der Braut zu, hinter der ſie alsbald verſchwand.

„Sehen Sie wohl," ſagte Emma angſtvoll. „Wenn uns jemand erkannt hätte? Aber jetzt bitte ich Sie inſtändig, laſſen Sie mich gehen."

„Und wenn uns jemand erkannt hätte," gab er leicht-

ſinnig zur Antwort, „kann ich nicht ein Bräutigam ſein? Und jetzt,“ fuhr er dringender fort, „wollen Sie mich verlaſſen, jetzt, da gerade der Beſuch, welcher ſo eben kam, uns für ein paar kurze, ſüße Augenblicke ſicher macht? — O, gehen Sie meinetwegen,“ ſetzte er mit wohlberechnetem, ſchmerzlichem Tone hinzu, „Sie haben kein Gefühl für mich — o, gehen Sie, gewiß, es iſt beſſer, daß wir uns nie wiederſehen!“ Und abſichtlich ließ er ſie los, da er ſicher war, ſie würde ihm nicht entfliehen. —

Und ſie entfloh nicht, ſie entfloh ihm nicht, ſie entfloh nicht ihrer dunkeln Stunde. —

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Nach der Hochzeit.

Nachdem im Gesellschaftszimmer der Kaffee getrunken worden war, fingen viele der Gäste, von denen die meisten Uebermögliches geleistet hatten, an, zu verschwinden, und dann kam es gerade so, wie Herr Goldstein vorausgesagt: Frau Wittwe Speiteler faßte ihren Schwiegersohn sanft bei der Hand und ersuchte ihn, ihr in das gelbe Zimmer zu folgen.

Das gelbe Zimmer lag in entgegengesetzter Richtung von dem, wohin die junge Frau abgegangen war, und stieß an das Schlafzimmer der Hauseigenthümerin; es war ihr Schreib- und Wohnzimmer. Hier hingen in breiten goldenen Rahmen ihr eigenes Bildniß wie auch das des seligen Herrn Speiteler, Beide in ihrem Hochzeitsstaate gemalt. Dabei war es eigenthümlich, daß die Blicke des seligen Speiteler die seiner Frau zu suchen schienen, während sie unbekümmert aber fest, gerade vor sich hinaus in die Welt blickte, ein Bild des Lebens, das die Beiden geführt. Unter ihnen

in einem Ovalrahmen befand ſich eine Photographie von Sophie.

Die Kunſt, ein Portrait durch Oeffnen und Schließen einer Maſchine hervorzubringen, war damals, als die Bilder der Eltern gemalt wurden, noch nicht erfunden. Ob die Kunſt im Allgemeinen dabei gewonnen, iſt eine Frage, die wohl verneint werden kann, wogegen die Art, photographiſche Bilder aufzunehmen, ganz gemäß iſt unſerem jetzt ſich überſtürzenden Leben, denn ein Künſtler von denen, die nach der Elle malten, brauchte damals eine ganz unverhältnißmäßige Zeit, um eine Familie von einem halben Dutzend Mitgliedern zu liefern, wogegen ſich jetzt die Maſchine in ſo viel Sekunden öffnet und ſchließt und man während einiger Morgenſtunden im Stande iſt, ganze Generationen auf Glas und Papier zu fixiren. Es ſind dies aber meiſtens Aehnlichkeiten, aber keine richtige Abbildung, und der erſtaunte Blick, das hölzerne Lächeln, die möglichſt verdrehte Körperhaltung erinnern nur zu oft und zu ſtark an die Maſchine.

In dieſem gelben Zimmer trug Frau Wittwe Speiteler die Rechnungen in ihre Bücher, hier calculirte ſie und hier ſaß ſie manche Dämmerungsſtunde, um ſich ihrer fernen Tage zu erinnern. Hier hatte ſie auch den Entſchluß gefaßt, den Anträgen des Dr. Henderkopp, welche ihr durch die dritte Hand gemacht worden waren, ein günſtiges Gehör zu leihen, und hier hatte ſie auch nach ziemlich langer Unterredung ihre Tochter Sophie vermocht, die Bewerbungen des Doctors freundlich anzunehmen. Dabei hatte ſie gedacht: die Sophie paßt nicht für einen Geſchäftsmann, wo ſie ſelbſt mit ins Leben eingreifen muß, ſie iſt ganz wie der ſelige Speiteler, der auch eine Perſon brauchte, die ihm ſagen mußte, was er

zu thun habe. Dabei iſt das Kind anſtändig verſorgt, und es iſt mir doch lieber, wenn man ſie Frau Doctorin nennt und wenn ſie ſich dabei ruhig in ihrem Hausweſen beſchäftigen kann, als wenn ſie vielleicht einen Handwerker heirathet und ſich mit Mägden und Geſellen abgeben muß.

Hier in dieſem gelben Zimmer ſtand auch die Caſſette, von der Herr Goldſtein geſprochen, und Frau Wittwe Speiteler, nachdem ſie ihren Schwiegerſohn mit dem wohlberechtigten Stolze einer Frau, die das Ihrige redlich erworben, vor den Tiſch geführt, auf dem die Caſſette ſtand, öffnete nun dieſelbe und nahm ein Paket Staatspapiere, die Mitgift ihrer Tochter, heraus.

Herr Dr. Henderkopp, welcher ſich bemühte, ſo gleichgültig als möglich auszuſehen, verſicherte, wie er auch ſchon früher gethan, daß es ja mit dieſer Ueberreichung durchaus keine Eile habe, daß dieſelbe in guten Händen ſei, und was dergleichen Redensarten mehr waren.

Madame Speiteler aber ſchüttelte ruhig ihren Kopf und erſuchte ihn, die Staatspapiere zu zählen. Es waren zwanzig Stück zu tauſend Gulden, und ſomit die Rechnung im Augenblicke geſtellt. Den Antrag, eine Quittung darüber entgegen zu nehmen, wehrte die gute Frau mit Entſchiedenheit ab und bat nur ihren Schwiegerſohn, die Papiere ſo ſchnell als möglich in ſeine Taſche zu ſtecken, damit die Sache ein- für allemal abgemacht ſei.

Das that denn auch der Director der Privat-Irren-Anſtalt, wobei er dieſelbe gleichgültige Miene beibehielt und nur dann ſein gewöhnliches wohlwollendes Lächeln ſehen ließ, als er die Bemerkung machte, im Grunde wären die Papiere

eben ſo gut aufgehoben geweſen, wohl noch beſſer, dort in jener Caſſette — — bei den andern, wollte er hinzuſetzen, denn unter der blauen Brille hinweg hatte ſein ſcharfer Blick wohl geſehen, daß ſich dort noch mehrere der gleichen Art befanden; er unterdrückte aber dieſen Zuſatz als vielleicht nicht ganz paſſend, und litt es herablaſſend, daß die Schwiegermutter nun ſeine beiden Hände ergriff, ſie herzlich drückte und mit zitternder Stimme ſagte:

„Nicht wahr, Herr Schwiegerſohn, Sie machen meine Sophie glücklich? Sie iſt ein gutes und braves Kind und wird Ihnen eine gute, brave und getreue Hausfrau werden.“ — Mehr vermochte ſie in dieſem Augenblicke nicht zu ſprechen, denn ſie fühlte, wie ihr die Thränen aus den Augen ſtürzten und über die Wangen hinabliefen: es waren die erſten Thränen wieder, die ſie geweint ſeit dem Tode des ſeligen Speiteler.

Ein Anderer an der Stelle des Dr. Henderkopp, den die Rührung vielleicht übermannt, was bei ihm nicht ſo ſehr der Fall war, hätte auf dieſe kurze Rede auch nicht viel zu erwidern vermocht. Ihm verurſachte ſie ein unbehagliches Gefühl, und deßhalb vielleicht ſchwieg er und verbeugte ſich nur ſtumm, wobei er wenigſtens die Hände ſeiner Schwiegermutter leicht drückte.

„So,“ ſagte die Frau nach einer Pauſe, während welcher ſie an das Fenſter getreten war und in die Dunkelheit hinausgeblickt hatte, „jetzt wären wir mit den Geſchäftsſachen fertig, und da nun Sophie gewiß umgezogen ſein wird, ſo werde ich gehen und ſie her holen, auch nach dem Wagen ſehen, der Sie Beide nach Hauſe bringt. Ich kann mir denken,“ ſetzte die Frau gutmüthig lächelnd hinzu, „daß es für

Euch nach dem angeſtrengten, wenngleich ſchönen Tage doch angenehm ſein wird, endlich in Eure vier Pfähle zu kommen, und Gott ſegne dort Euren Eingang, wie hier Euren Ausgang!"

Sie verließ das Zimmer und ließ ihren Schwiegerſohn allein, der in Gedanken verſunken in dem Zimmer hin und her ſchritt. Zuweilen ſchüttelte er den Kopf, und mehr als einmal ſtahl ſich ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt.

„Das iſt in der That eine gute und brave Frau," ſprach er zu ſich ſelber, „ich hätte es wahrhaftig wagen können, ihr die ganze Troſtloſigkeit meiner Lage aus einander zu ſetzen — — — — aber damit hätte ich mir ſelbſt ein Fangſeil über den Nacken geworfen, woran mich die beiden Weiber wahrſcheinlich ſchön hin und her gezogen hätten, mich, den Dr. Henderkopp — nein, nie, nie! Halten wir den Kopf ſo hoch als möglich, eine harte Stirn kommt überall durch!"

Bei dem flackernden Scheine der beiden Lichter, die auf dem Tiſche ſtanden, ſah man deutlich, wie der ſelige Speiteler in ſeinem breiten Goldrahmen ſeine Frau beſorgt anblickte, als wollte er ſagen: wenn ich noch lebte oder überhaupt hätte mitſprechen können, ſo würde ich es vielleicht gewagt haben, Einwendungen zu machen gegen — gegen allerlei. — Seine Frau dagegen ſchien, wie gewöhnlich, zu antworten: Ach was, das iſt meine Sache; ich muß das beſſer wiſſen.

„Nie hätte ich mir ſo viel vergeben dürfen," fuhr der Schwiegerſohn des Hauſes in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, „und das, was ich gegen dieſe lumpigen zwanzigtauſend Gulden in die Wagſchale werfe, iſt auch nicht gering zu

achten: eine Feſſel für lebenslang, ein vielleicht freudenloſes Daſein.“

Er zuckte zuſammen, als wenn ihn fröre, oder that er es, weil er hörte, wie ſich langſam die Thür öffnete — nur ein wenig öffnete ſie ſich, und ohne daß er jemand ſah, hörte er eine bekannte Stimme ſagen: „Nun darf ich mir wohl erlauben, uns zu gratuliren? Habe ich nicht richtig vorher geſagt, wie alles müßte kommen, und iſt es nicht gekommen, wie ich geſagt? — Alſo auf Wiederſehen.“

Dr. Henderkopp biß die Zähne aufeinander und blickte ſich um, ob nicht etwas im Bereich ſeiner Hände ſei, tauglich, um es dem Geſchäftsfreunde an den Kopf zu werfen.

Doch hatte dieſer die Thür wieder hinter ſich zugezogen und war verſchwunden, ehe der Andere das Gewünſchte gefunden.

Wenn ſich auch, wie vorhin bemerkt, eine große Anzahl der Gäſte ſchon entfernt hatte, ſo vernahm man doch immer noch ein fröhliches Lachen ſo wie ein luſtig geſungenes Lied vom Geſellſchaftszimmer her, denn manche hatten ſich nach dem Kaffee wieder der Weinflaſche zugewandt und ſahen mit großem Behagen, daß der Keller ihrer Wirthin unerſchöpflich ſchien.

Herr von Scherra hatte ſich, nachdem er den Doctor verlaſſen, vergeblich nach ſeinem jungen Freunde umgeſehen, und verließ nun kopfſchüttelnd und verdrießlich allein das Zimmer. Wer weiß, dachte er, wo ſich dieſer leichtſinnige Menſch wieder herum treibt! Hoffentlich macht er mir keine unüberlegten Streiche. Nun, bei den Brautjungfern wird er glücklicher Weiſe nicht ſein, da dieſe, wie ich gehört, mit der Braut gegangen ſind.

iſt im Coſtüm, lehnt mit der einen Hand an der Couliſſe und wendet den Kopf rückwärts. Es iſt der Moment in einem Ballet, wo ihr neuer Pas kommt. — — „Denk' an mich!“ ſagte ſie in ſolchen Momenten zu der kleinen Marie, „denk' an mich, du gutes freundliches Herz und dann wird mir's draußen gut gehen.“ — Auch ein Portrait von ihr ſelber ſteht auf einem Ecktiſchchen und gegenüber ein anderes mit Epheu umgeben: das eines jungen Mannes, den wir ſchon geſehen, leider ſchon gehört. Wir gäben viel darum, hätten wir ſein Selbſtgeſpräch nicht belauſcht. Die Züge dieſes Geſichts ſind ſchön zu nennen, doch liegt im Auge etwas Weichliches, Charakterloſes, das der trotzig aufgeworfene Mund umſonſt zu verwiſchen ſucht.

Nach einer langen Pauſe, während welcher Maria aufmerkſam auf den Platz und den Hafen hinabſieht, öffnet ſich die Thüre des Nebenzimmers und von den Armen einer ſtämmigen Genueſerin gleitet zappelnd und lachend ein kleines, allerliebſtes Bübchen auf den Fußboden und trippelt auf die Mutter zu, welche ſich umwendet, das Kind zu ſich emporhebt und es mit Liebkoſen und glühenden Küſſen bedeckt.

In dieſem Augenblicke eilte der junge Mann aus der Strada Balbi über den Platz gegen das Haus.

„Signora,“ ſagte das Dienſtmädchen im Nebenzimmer, „man hat mir geſagt, daß der Ferdinando Primo heute früh von Neapel hier angekommen iſt.“

„Heute früh?“ forſchte die junge Dame, „alſo ſchon vor mehreren Stunden?“

„Allerdings ſchon vor mehreren Stunden,“ antwortete die Genueſerin, ſetzte aber lächelnd hinzu: „doch wiſſen Sie wohl, Signora, daß es den Paſſagieren nicht ſo bald erlaubt iſt, an das Land zu gehen.“

Jetzt hörte man auf der Treppe raſche Tritte, die ahnungsvolle Mutter drückte ihr Kind feſt an die Bruſt und ſtarrte

Er nahm im Vorzimmer ſeinen Hut und Paletot und ſtieg langſam die Treppe hinab, auf deren unterſter Stufe ihm zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen der Huſaren-Offizier in ziemlich aufgeregtem Zuſtande begegnete.

„Ah, famos!“ rief dieſer luſtig, „daß wir uns hier finden, ich wollte gerade nach Ihnen ſehen.“

„Nun, ich meine, um mich, der ich oben war, zu finden, hätten Sie nicht nothwendig gehabt, erſt die Treppe hinab zu ſteigen. Muß ich fürchten,“ ſetzte er in fragendem Tone hinzu, „daß Sie wieder Streiche gemacht?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Arthur heiter; „es iſt wahrhaftig traurig, daß man bei Ihnen immer in ſchlimmem Verdachte ſteht. Finden Sie es denn nicht natürlich, daß man ſich aus dem heißen Zimmer droben hinweg ſehnt, um ein bischen friſche Luft zu ſchöpfen? — Aber wie ich ſehe, wollen Sie ſchon nach Hauſe?“

„Schon? Nun, ich meine, man hätte lange genug geſchwelgt, ich wenigſtens, und unſerer Verabredung gemäß. junger Freund, gehen Sie mit mir und faſſen mir keine kühnen Gedanken, wie z. B. eine dieſer kleinen Brautjungfern in Ihrem Wagen nach Hauſe zu führen, dagegen habe ich Ihr Verſprechen.“

„Und werde es halten, wie alles, was ich gelobe,“ erwiderte der Huſaren-Offizier, wobei er vergnügt mit den Augen zwinkerte; „aber meinen Paletot werden Sie mir geſtatten, zu holen?“

„Gewiß, und werde gern unten auf Sie warten, aber engagiren Sie ſich da oben nicht wieder.“

„Unbeſorgt,“ lachte der leichtſinnige junge Mann, „dazu müßte mir etwas ganz Abſonderliches begegnen; ich habe der

Süßigkeiten genug genoſſen, nur irgend etwas Kräftiges, ganz außerordentliches Pikantes könnte mich vielleicht zum Umſchauen veranlaſſen."

Nach dieſen Worten ſprang er in großen Sätzen die Treppe hinauf. In einigen Augenblicken hörte ihn Herr von Scherra ſprechen, lachen, dann wieder einige Worte ſprechen, in ſo eindringlichem und bekannt ſüßem Tone, daß der alte Herr unten an der Treppe unwillig mit dem Kopfe ſchüttelte; dann nahm der droben plötzlich einen verdrießlichen Ton an und ſprach ziemlich laut: „Aber erlauben Sie mir, eine höfliche Frage iſt einer höflichen Antwort werth, wenn ich Sie nun nicht gehen laſſe — ah, das iſt ſtark!" rief er auf einmal entrüſtet.

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo eilte eine weibliche Geſtalt, faſt ohne die einzelnen Treppenſtufen zu berühren, ſo raſch hinab, daß Herr von Scherra kaum Zeit hatte, ſie nur mit einem ganz flüchtigen Blick zu betrachten. Offenbar gehörte ſie nicht zu den Hochzeitsgäſten und auch nicht zur Dienerſchaft des Hauſes. Sie war dunkel gekleidet, hatte ein buntes Tuch um den Kopf und etwas wie eine Art Shawl um ihre Schultern und um ihr Haupt geſchlungen, ſo daß man vom Geſichte nichts ſehen konnte. Sie flog mit ſolcher Gewalt an dem alten Herrn vorüber, daß ſie ihn wahrſcheinlich umgeriſſen hätte, wenn er mit ihr in Berührung gekommen wäre. Gleich hinter ihr drein ſtolperte auch Arthur die Treppen hinab, drohend, ſcheltend und fluchend.

„Auf Ehre, das iſt zu ſtark," rief er entrüſtet. „Wenn ich nur eine Idee hätte, wer dieſe wilde Katze wäre, oder wo ſie wohnte, ich hätte wahrhaftig gute Luſt, nochmals umzukehren und jeden im Hauſe nach dieſem brutalen Ge-

ſchöpfe zu fragen. So was iſt mir doch noch nie vorgekommen!“

„Wenn es etwas Unangenehmes war, das Ihnen bis jetzt zum erſten Male auf Ihre oft unmotivirten Angriffe begegnet iſt, ſo zeugt das von Ihrem guten Glücke. Aber ich bitte Sie, Arthur, machen Sie ſich mit Nachforſchungen nicht lächerlich. Kommen Sie, ich gebe Ihnen eine gute Cigarre, wonach ich ſchon lange ſchmachte, und wenn Sie wollen, erzählen Sie mir Ihr Abenteuer; ſo eine Mittheilung erleichtert das Herz.“

„Sie hätten ſie wohl aus Freundſchaft für mich aufhalten können.“

„Daß ich ein Narr wäre, wie andere Leute,“ gab Herr von Scherra lachend zur Antwort.

„So ein gemeines Geſchöpf,“ ſprudelte der Huſaren-Offizier im Zorne von ſich, „ſollte ſich eine Ehre daraus machen, wenn ein Cavalier ſich herabläßt, ihr ein freundliches Wort zu ſagen.“

„Es ſcheint mir aber, die hat ſich keine Ehre daraus gemacht.“

„Im Gegentheil, Gott verdamme ſie! — Aber kommen Sie, wir wollen gehen, ich will es Ihnen erzählen, und Sie werden entrüſtet ſein, wie weit die Frechheit dieſer Art Geſchöpfe geht.“

„Hier iſt die verſprochene Cigarre, das wird Sie einigermaßen beruhigen.“

„Denken Sie ſich,“ erzählte der Huſaren-Offizier, während ſie Arm in Arm die Straßen hinab gingen, „es war ſo eine Perſon aus dem Hauſe, ein Dienſtmädchen nicht, — ich ſchätze, eine Nähterin, eine Schneidermamſell, ich ſah ſie

ſchon einmal vor einer halben Stunde in das Zimmer gehen, wo die Brautjungfern die Braut umkleideten."

„Und von wo ſahen Sie das?" fragte der alte Herr mit einem lächelnden Seitenblick.

„Nu—n—n von der Treppe aus, wo ich gerade hinab ſteigen wollte, um friſche Luft zu ſchöpfen."

„Um friſche Luft zu ſchöpfen?"

„Allerdings, es war ſo heiß droben. Damals beachtete ich die Perſon aber nicht, ſo eben dagegen, als ich meinen Paletot anziehen will, ſehe ich ſie durch die Zimmer wieder daher kommen. Ich blicke nach ihr, und nun wiſſen Sie, lieber Scherra, ich bin Kenner und weiß zu beurtheilen, ob und welch' ſolider Kern ſich unter der unſcheinbaren Hülle verbergen mag; da war aber Kern, deſſen kann ich Sie verſichern, ich bemerkte das ſogleich an der leichten und freien Art, wie ſie den Oberkörper bewegte, wie ſie den Kopf trug, vor allem aber an der graziöſen Bewegung ihrer linken Hand, mit der ſie ihr Kleid etwas in die Höhe hob, und dabei hatte ſie einen Gang, weitſchreitend und dabei ſicher auftretend, — ah, ſo was trügt nie!"

„Das alles brauchte Sie aber weder zu kümmern, noch zu beunruhigen."

„Lieber Scherra, Sie ſprechen, wie man in Ihrem Alter ſpricht. Hätten Sie aber in Ihren zwanziger Jahren, wie ich heute, einem Hochzeitsfeſte beigewohnt, anſtändig gegeſſen und gut getrunken, und wären dabei Stunden lang zwiſchen zwei warmblutigen Brautjungfern eingekeilt geweſen, ſo hätten Sie —"

„Vielleicht einer der Brautjungfern ein wenig den Hof gemacht," unterbrach ihn Herr von Scherra.

„Seien Sie ruhig, das iſt geſchehen," fuhr der Andere fort; „aber ſo hätten Sie auch nachher die Geſtalt da ein bischen angeſchaut."

„Nun, wenn Sie ſie bloß angeſchaut haben, ſo weiß ich nicht, wie es möglich iſt, daß ſie ſo in Zorn gerieth."

„Zuerſt habe ich ſie allerdings nur angeſchaut, als ſie mir aber näher kam und, wie um ihr Geſicht vor mir zu verbergen, ihr Tuch, welches ſie um die Schultern trug, leicht um den Kopf warf, und mich dabei einen Wuchs ſehen ließ, der, das kann ich Ihnen auf Ehre verſichern, nicht ohne war, ſo ſpielte ich Fauſt: Mein ſchönes Fräulein, darf ich's wagen, mein' Arm und Geleit Ihr anzutragen?"

„Und als ſie ſich das verbat," bemerkte lachend Herr von Scherra, „ſo fielen Sie aus Ihrer Fauſtrolle und, anſtatt beſcheiden zurück zu treten, griffen Sie zu."

„Ja, ich faßte ſie um ihre Taille, und bin beinahe gutmüthig genug, trotz ihrer Entgegnung nicht zu bereuen, daß ich es gethan. Ich ſage Ihnen, Scherra, ein wunderbarer Wuchs!"

„Und was entgegnete ſie?"

„Gar nichts," erwiderte der Huſaren-Offizier, und ſetzte mit leiſer Stimme hinzu, indem er ſich langſam umſchaute, „ſie ſchlug mich ins Geſicht."

„Feſt?" fragte der alte Herr, laut lachend.

„Nun, deſſen kann ich Sie verſichern, ſo, daß mir das Feuer aus den Augen ſprang. — Es war ein ſeltſames Abenteuer, ſolch' eine wilde Katze iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen; ich möchte wiſſen, wo ſie wohnt."

„Seien Sie vor der Hand mit dem Andenken zufrieden, welches ſie Ihnen gelaſſen," gab Herr von Scherra immerfort

und ſo luſtig lachend zur Antwort, daß Arthur nun unwillkürlich mit einſtimmen mußte, und Beide hierauf äußerſt vergnügt ihren Weg fortſetzten. —

Kehren wir noch einen Augenblick nach dem Hauſe zurück, wo die laute Fröhlichkeit ſich nun aus dem erſten Stocke in die Küche hinab verpflanzt hatte und wo bei den Ueberbleibſeln des Diners und mancher dreiviertel oder ganz gefüllten Weinflaſche verſchiedene Hochs auf das Brautpaar und die Hochzeitsmutter ausgebracht wurden.

Was dieſe drei Letzten anbelangte, ſo ſchickten ſich Herr und Frau Dr. Henderkopp zur Heimreiſe an und ſtanden Abſchied nehmend vor der Mutter und Schwiegermutter, umringt von den drei Brautjungfern, welche verſchiedenartig ihre Gefühle bei dieſer erſten Trennung ausdrückten. Emma, deren etwas geröthete Augen voll Thränen ſtanden, ſchien es am ſchwerſten zu nehmen und warf ſich leidenſchaftlich in die Arme ihrer Freundin, wobei ſie wiederholt verſicherte, ſie werde ſie bald und oft beſuchen, um ſich an ihrem häuslichen Glücke, das ja jedem Mädchen wünſchenswerth ſein müſſe, zu erfreuen.

Frau Wittwe Speiteler hätte gern die vor dem Hauſe haltende Kutſche mit Proviant für ein ganzes Jahr beladen, doch verbat ſich das Herr Dr. Henderkopp freundlich, aber beſtimmt, mußte ſich jedoch dazu verſtehen, wenigſtens ein kleines Körbchen hineinſtellen zu laſſen, welches eine ſtraßburger Gänſeleber-Paſtete enthielt, ſo wie eine Flaſche Champagner, damit doch etwas zum Souper im Hauſe zu finden ſei — daß dort alle Vorrathskammern ohnehin ſchon auf ihre Anordnung angefüllt worden waren, ſchien die gute Frau vollkommen vergeſſen zu haben.

Nun kam eine ganze Reihe von wirklichen letzten und allerletzten Abſchieden, zuerſt oben auf dem Gange, dann auf der Treppe, dann unten im Hauſe, wo die Kochfrau mit ihren Gehülfinnen, auch die alte Katharine neben Philipp und Ludwig verſammelt waren und aus beſtem Herzen das Ihrige dazu beitrugen, um den Dr. Henderkopp ungeduldig, der jungen Frau aber das Herz ſo ſchwer als möglich zu machen. Es war, als trete dieſe eine Reiſe nach Indien an, und ſei dieſer Abſchied auf Nimmerwiederſehen, bei dem man ſich nothwendiger Weiſe bemühen muß, den letzten Augenblick ſo lange als möglich hinauszuſchieben. Die Kochfrau ſchluchzte, Katharine weinte, die Dienſtmädchen wollten nicht aufhören, ihre Hände darzureichen, und der Kutſcher auf dem Bocke mußte, um ſich vor der kalten Abendluft zu ſchützen, ein Glas Wein nach dem andern trinken, was er auch zur Ehre der Neuvermählten willig that.

Dann wurde die junge Frau in den Wagen gehoben, der Doctor ſetzte ſich an ihre Seite und zog den Schlag hinter ſich zu unter nochmaligem Sturm von Abſchiedsworten und Thränen, der Kutſcher ermunterte ſeine Pferde, und fort raſſelte die Kutſche auf dem Pflaſter.

Wäre Frau Wittwe Speiteler jetzt, wie es bei ähnlichen Veranlaſſungen ſchon geſchehen ſein ſoll, in Ohnmacht gefallen, ſo würde wahrſcheinlich die Flur des Hauſes im nächſten Augenblicke mit Kochfrauen, Katharinen, Dienſtmädchen und Brautjungfern überſäet geweſen ſein, und Philipp und Ludwig, um ebenfalls ihr Mitgefühl an den Tag zu legen, hätten vielleicht mit düſterem Blick irgend ein blinkendes Schlachtmeſſer oder ein ſcharfes Beil betrachtet. Da aber die Frau des Hauſes ſtarke Nerven hatte und, nachdem ſie

ſich von den Brautjungfern freundlich verabſchiedet, ruhig die Treppen hinanſtieg, ſo zog ſich das dienende Perſonal wieder geräuſchlos in die Küche zurück, um dort die halbvollen Flaſchen vollends zu leeren.

Madame Speiteler ging in ihr gelbes Zimmer hinauf, blieb dort einen Augenblick nachdenklich vor dem Bilde ihres verſtorbenen Gatten ſtehen und ſagte, als rede ſie dieſen an: „Ich habe nach beſtem Ermeſſen gehandelt, du würdeſt es wahrſcheinlich auch nicht anders gethan haben; Gott gebe ſeinen Segen dazu!“

Die Kutſche rumpelte unterdeſſen durch die Straßen der Stadt und endlich zum Thore hinaus, wobei ſich die Beiden, welche im Inneren ſaßen, jedes mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt, ſchweigend verhielten. Dabei hatte ſich die junge Frau wie ängſtlich ſo in ihre Ecke zurückgezogen, daß man ſcharf hinſehen mußte, um ſie zu erblicken.

Es war eigenthümlich, daß kurz nach dieſem Wagen eine einſpännige Droſchke durch daſſelbe Thor fuhr und genau denſelben Weg nahm. Wollten wir unſere wahrhaftige Geſchichte hier mit etwas düſterer Poeſie ausſchmücken, ſo würden wir ſagen: den Pfaden der Beiden, welche einem ungewiſſen Geſchicke, vielleicht einer dunkeln Stunde entgegen gingen, folgte ein hungriger Rabe, ſeinen Schnabel wetzend, der ſeiner Beute gewiß war.

Bald ſah Dr. Henderkopp vom Wagenfenſter aus den Hügel vor ſich liegen, auf dem ſich ſeine Anſtalt befand, und erſtaunte, als er über die Mauern derſelben hinweg eine Glut bemerkte, welche das Hauptgebäude röthlich anſtrahlte; er machte ſeine Frau auf dieſe eigenthümliche Beleuchtung aufmerkſam, die erſchreckt und mit zitternder Stimme auf

eine Feuersbrunst rieth; doch lächelte er im nächsten Augenblicke über diese Befürchtung und versicherte, es werde eine Empfangs-Feierlichkeit sein, die Gebhard veranstaltet. Und so war es auch in der That. Als sie sich dem Gitterthore näherten, bemerkten sie im Hofe der Anstalt zwei Pechpfannen aufgestellt, aus denen die röthlichen Flammen loderten; der Wärter selbst befand sich am Thore, das er eilfertig aufriß, um den Wagen seines Herrn einzulassen, so wie ebenfalls die einspännige Droschke, von der er natürlicher Weise nicht anders vermuthete, als sie enthalte noch ein paar der intimsten Freunde des Hauses; dann verschloß er sorgfältig das Thor.

Am Eingange zur Wohnung des Directors befanden sich das Dienstmädchen und der Hausknecht, so wie auch der Förster, welch' letzterer einen großen Blumenstrauß in der Hand hielt, den er der jungen Frau, nachdem sie ausgestiegen war, mit einer tiefen Verbeugung überreichte, und den sie mit einem freundlichen Worte annahm. Dr. Henderkopp dagegen warf einen mißbilligenden Blick auf seinen Patienten und sagte zu Gebhard: „Warum ist der da nicht auf seinem Zimmer? Ich mag es nicht leiden, wenn die Ordnung des Hauses gestört wird."

„Er ist so vollkommen ruhig," gab dieser flüsternd zur Antwort, „daß man ihn bei Tag und Nacht frei herumgehen lassen kann; ich habe bemerkt, daß er erst unruhig und aufgeregt wird, sobald man ihn einschließt."

„Sonst aber ist alles in Ordnung?" fragte der Doctor in trockenem, etwas scharfem Tone und betonte dieses sonst noch ausdrücklich.

Nachdem Gebhard mit einer ſchweigenden Verbeugung geantwortet, führte der Doctor ſeine Frau ins Haus.

Es war übrigens eine anerkennenswerthe Aufmerkſamkeit von dem Wärter, daß er den öden Hof der Anſtalt mit ſeiner ſtillen Capelle und den hohen lichtloſen Mauern der Gebäude durch die ſpielenden Flammen der Pechkränze einigermaßen freundlich belebt hatte, ſonſt wäre der Eindruck, den Frau Dr. Henderkopp von ihrer neuen Heimat erhielt, welche ſie heute zum erſten Male bei Nacht ſah, wahrſcheinlich ein noch troſtloſerer geweſen. Sie blickte jetzt ſchon verſchüchtert in die dunkeln Ecken des Hofes und dann im Hauſe die langen kalten, hallenden Gänge hinab, und fühlte ſich erſt dann nicht mehr gedrückt und wie neu geboren, als ſie in ihr Wohnzimmer trat, das ihr die ſorgliche Hand ihrer Mutter zum großen Theil mit bekannten Geräthſchaften freundlich ausgeſchmückt, und wo auf demſelben Tiſche, an dem ſie zu Hauſe ſo oft geſeſſen, auf derſelben Tiſchdecke dieſelbe Lampe brannte, in deren Licht ſie als Kind ſo oftmals ſinnend geblickt.

Faſt überſchlich ſie ein frohes Gefühl, nachdem ihr Gemahl mit dem Verſprechen, bald wieder zu kommen, ſie allein gelaſſen hatte und ſie ſich nun nach Belieben in dem angenehm durchwärmten und freundlich beleuchteten Zimmer unter den guten alten Bekannten umſchauen durfte. Alles dagegen, was von den Möbeln und Geräthſchaften nicht zu den guten alten Bekannten gehörte, betrachtete ſie mit einer gewiſſen ſcheuen Ehrfurcht, und wo ſie es trotz derſelben wagte, die Thür eines Schränkchens langſam zu öffnen, da durchſchauerte ſie der Gedanke, es müſſe dort irgend etwas Ungeheuerliches hervorſpringen. Und doch war dem nicht ſo; wo überhaupt ein leeres Plätzchen geweſen, um etwas aufzube-

erwartungsvoll nach der Thüre des Salons, die jetzt haſtig aufgeriſſen wurde und unter welcher der ſo ſehnlichſt Erwartete erſchien. Einen Augenblick blieb er zögernd am Eingange ſtehen, als wage er nicht, die Schwelle zu überſchreiten und ſein Mund warf ſich trotzig auf, wie wir es auf dem Bilde bemerkt. Das dauerte aber nur eine Sekunde, dann ſchlich ſich jener andere, weichliche Zug aus den Augen und über das Geſicht, er ſtürzte heftig Mutter und Kind entgegen, ſank vor erſterer auf die Knie, drückte heftige Küſſe auf ihre herabhängende Hand und rief „Maria! meine geliebte Maria!“

„Eugen!“ ſagte ſie und ihre Wimpern wurden feucht, „mein Eugen, biſt du da? Ich habe dich ſchon ſeit langen Wochen erwartet.“ Sie ließ das Kind auf den Boden herab, und der Kleine, als er die Eltern weinen ſah, verzog ebenfalls das Geſichtchen und konnte nur durch die herzlichſten Schmeichelworte des Vaters und durch die zärtlichen Küſſe der Mutter beruhigt werden.

Längere Zeit hielt der junge Mann darauf ihre beiden Hände in den ſeinigen feſt und ſah ihr lang und forſchend in die Augen. „Du warſt wieder recht unglücklich während meiner Abweſenheit?“ ſagte er innig und liebevoll, ſetzte aber etwas ungeduldig hinzu: „haſt wieder viel geweint und verſprachſt mir doch, dieß nicht zu thun.“

Sie nickte ſtumm mit dem Kopfe und drückte ihr Geſicht auf den Kopf des Kindes, damit er die reichlichen Thränen nicht ſehen ſolle, die ihren Augen entquollen.

„Du quälſt mich, Maria!“ ſagte er unmuthig, „du weißt ja, ich kann nicht immer bei dir ſein.“

„Leider!“ ſagte ſie.

„Freilich leider!“ entgegnete er, „aber was iſt da zu machen? Wir müſſen uns dem Schickſal fügen, Maria, wir können mit Gewalt nichts durchſetzen, wir müſſen ruhig und

wahren, dahin hatte ihre Mutter eine Kleinigkeit gesteckt, welche die junge Frau finden und sich daran erfreuen sollte.

Schon mehrere Male war diese an die Thür des Nebenzimmers getreten, hatte auch schon die Hand auf den Drücker des Schlosses gelegt, sie aber wieder scheu zurückgezogen, so daß sie endlich selbst anfing, sich über diese kindische Furcht Vorwürfe zu machen. „Ist es mir doch gerade zu Muth," sprach sie zu sich selbst, „als sei ich im Schlosse des Blaubarts, und bin ich doch kindisch genug, zu glauben, es verberge jene Thür etwas ganz absonderlich Entsetzliches.

„Wie man nur so thöricht sein kann!" sprach sie endlich rasch entschlossen zu sich selber, und öffnete die Thür, um hinein zu blicken. Da war denn auch in der That durchaus nichts Verdächtiges, es war ihr Schlafzimmer, und auch hier wieder fand sie die sorgsam waltende Hand ihrer Mutter. Sie trat ans Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Da standen die hohen Bäume des Gartens, von dem Monde beleuchtet, ruhig und schweigend waren ihre schwarzen Aeste mit den unzähligen kleinen Zweigen auf dem hellen nächtlichen Himmel deutlich sichtbar und doch wieder mit winterlichem Dufte umzogen. Es war gerade, als webe die Nacht riesenhafte Schleier um sie, unter denen Baum und Strauch, leicht erschauernd, zur Ruhe gehen wollten. Still war es genugsam rings umher, um schlummern zu können, und auch Sophie fühlte das Bedürfniß, nach dem angestrengten Tage ihre müden Augen zu schließen. —

Einige Fenster von denen ihres Wohnzimmers entfernt, leuchtete ebenfalls durch ein paar andere Licht in die Nacht hinaus. Dort war das Arbeitszimmer des Doctors, wo er selbst mit großen Schritten auf und nieder ging, aber nicht

mit einem behaglichen Gefühl der Müdigkeit, auch nicht in der ſanften Aufregung, die uns beherrſcht, wenn wir ein lang angeſtrebtes Ziel endlich erreicht. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und preßte die Finger feſt ineinander. Zuweilen warf er den Kopf heftig in die Höhe und ſchien einen Gedanken feſt halten zu wollen, der ihm aber immer wieder entſchlüpfte. Am Schreibtiſch auf einem Stuhle ſaß Herr Goldſtein, die Blicke auf ein mäßiges Paket Papiere gerichtet, die er auch zuweilen mit der Hand zu berühren ſtrebte, aber ſeine Finger immer wieder zurückzog, ſo oft ſich der Andere auf ſeinem raſtloſen Spaziergange umwandte.

„Warum ſich ereifern,“ ſagte er endlich, „über eine Sache, die wir haben genugſam beſprochen, und die iſt abgemacht worden endgültig? Die Zeit iſt gekommen, wo ich wieder erhalten ſoll mein Geld, die Wechſel habe ich quittirt in beſter Form, wie es ſich gehört, und ſo oft ich will ausſtrecken die Hand nach meinem Eigenthum, ſo oft fahren Sie mich an wie — wie — ja, Gott ſoll mir verzeihen den Vergleich — wie ein Hund, der dem andern nicht gönnen will den Brocken. Wollen Sie abmachen das Geſchäft, oder ſoll ich zurück nehmen meine Wechſel, um morgen anzutragen auf Haft für Sie, wie es ſich gehört?“

Auf ſeinem Hin- und Hergehen durchs Zimmer hatte ſich der Doctor mehrere Male der Schnur des Glockenzugs genähert, war aber eben ſo oft daran vorüber geſchritten; jetzt faßte er die Schnur und zog heftig daran.

„Warum wollen Sie klingeln nach jemand,“ fragte der Geſchäftsfreund ein wenig unruhig, „da wir beide doch vollkommen genug ſind, um zu reguliren das Geſchäft?“

„Gewiß,“ gab der Doctor in einem ſeltſamen Tone der

Stimme zur Antwort, „aber nachdem das Geſchäft vollbracht iſt, muß ich Ihnen doch die Treppe hinab leuchten laſſen.“

„Iſt nicht nothwendig,“ erwiderte haſtig der Andere, „durchaus nicht nothwendig. Kenne ich doch die Treppen und Gänge wie meine Taſche, und finde mich ſchon allein in den Hof zu meiner Droſchke, die mich koſtet einen Gulden und zwölf Kreuzer extra. O, ich verliere mein Geld bei dem Geſchäft.“

„Gebhard muß Ihnen aber doch das Gitterthor aufſchließen, und wenn ich ihm dazu keinen Befehl gebe, ſo läßt er Sie nicht hinaus.“

„Gott der Gerechte, er ließe mich nicht hinaus!“ rief faſt erſchrocken Herr Goldſtein, doch ſetzte er lächelnd hinzu: „ach gehen Sie, Herr Director, Sie machen einen Spaß mit mir! Der gute Gebhard weiß genau, daß ich nicht gehöre zu Ihren Patienten.“

„Man hat Beiſpiele,“ ſprach der Doctor wie zu ſich ſelber, „daß jemand, der vollkommen bei Verſtand war, plötzlich verrückt wird — und eingeſperrt werden muß,“ ſetzte er für den Andern unhörbar hinzu. — „Aber wo der Gebhard bleibt, er muß doch mein Klingeln gehört haben?“ Und damit ging er wieder an den Glockenzug und riß heftig daran.

Aber auch dieſes Mal erſchien der Wärter nicht, und nach einer längeren Pauſe ſagte Herr Goldſtein: „Wie können Sie heute verlangen den Dienſt ſo pünctlich wie ſonſt, heute an dem frohen, feſtlichen Tage, wo ſich auch die Dienerſchaft machen wird ihr kleines Privat-Vergnügen? Gott der Gerechte! Da ſitzen ſe unten drinn wo beiſammen und trinken auf das Glück und Wohlergehen des jungen Ehepaares.“

Der Doctor war an das Fenſter getreten, ſtützte ſeinen Arm gegen die Mauer und legte den Kopf darauf. „Ja, ja,“ ſprach er ſchmerzlich bewegt zu ſich ſelber, „dieſen Blutſauger zu beſtrafen, muß ja doch nur eine Phantaſie bleiben! Morgen, übermorgen, die nächſten Tage müßte ich ihn frei geben, und mein Ruf wäre für immer dahin, jeder müßte meiner Handlungsweiſe die richtigen Motive unterſchieben.“ — Er wandte ſich raſch gegen den Schreibtiſch, nahm die Wechſel in die Hand, und nachdem er die Unterſchriften genau geprüft, verſchloß er ſie in eine Schublade. „Dort iſt das Geld,“ ſagte er alsdann kurz; „zählen Sie die Papiere, und dann gute Nacht auf Nimmerwiederſehen.“

Die Augen des Herrn Goldſtein glänzten, und während er haſtig die Staatspapiere zu ſich nahm, erwiderte er mit einem freundlichen Grinſen: „Wie kann man nur ſo reden unter Freunden von Nimmerwiederſehen! Werde ich nicht bleiben mein Leben lang Ihr ganz ergebener Goldſtein, der ſtets ſein wird zu Ihren Dienſten — werden Se mer verbieten, mich zu erkundigen in den nächſten Tagen nach dem ſchätzbaren Wohlbefinden und nach dem Ihrer Frau Gemahlin? — Nein, Se werden es nicht verbieten dem Goldſtein, und wenn Se es verböten, ſo würde er doch kommen aus Anhänglichkeit, aus purer Anhänglichkeit!“ —

Während er ſo redete, und dabei jedes Wort langſam ausſprach, hatte er die Staatspapiere ſorgfältig gezählt und nach allen Seiten betrachtet, und er that das erſtaunlich ſicher und mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit — und dann fügte er hinzu: „Alles in Ordnung, alles richtig, bis auf die Coursdifferenz.“

„Gehen Sie!“ rief der Doctor barſch, wobei er nach der Thür zeigte.

„Wollte ich doch ſagen, bis auf die Coursdifferenz, die wir haben nachgelaſſen,“ verſetzte geſchmeidig der Andere. „Nun will ich aber gehen in aller Ruhe, Verehrteſter, da ich ſehe, daß Sie ſind ſchlecht gelaunt an Ihrem Hochzeitstage. — Aber auf Wiederſehen — auf baldiges Wiederſehen, denn ich laſſe mich nicht abſchrecken von Ihrem Zorn, der morgen ſein wird verraucht. Leben Se wohl und geſund! Gebhard werd' ich unten aufſuchen bei die Fröhlichen, daß er mir aufſchließt das Thor. Eine glückſelige Nacht denn.“

Damit verſchwand er, ſeine Papiere feſt in der Hand haltend, und erſt, als er draußen im halbdunkeln Gange war, ſchob er ſie ſorgfältig in die Bruſttaſche ſeines grauen Paletots, den er alsdann bis unter das Kinn zuknöpfte.

Es fand ſich, wie Herr Goldſtein geſagt; die Gänge und Treppen kannte er wie ſeine Taſche, und war bald im untern Gange, wo er horchend ſtehen blieb, ob er nicht etwa hinter einer Thür die fröhlichen Stimmen der Dienſtleute hörte, die dort beiſammen ſäßen, um den frohen, feſtlichen Tag ihres Herrn zu feiern.

Aber da war nicht das Geringſte zu hören, als der Wiederhall ſeiner eigenen Schritte. Wo werden ſe ſein? dachte er bei ſich ſelber; ah, wahrſcheinlich unten im Souterrain in der Küche, wo ich zu den Fenſtern im Hof kann hineinſchauen, und mir den Gebhard kann heraus rufen oder den Hausknecht, daß er mir das Thor aufſchließe.

Um dieſen Entſchluß auszuführen, ging er dem Ende des Ganges zu, wo dieſer in den Thorbogen mündete, der nach dem Hofe führte. Doch hatte er erſt ein paar Schritte ge-

macht, als ſich neben ihm aus einer dunkeln Fenſterniſche dieſes Ganges eine ſchattenhafte Geſtalt ablöſ'te und ihm in den Weg trat, während ſie ihm in feſtem Tone: „Halt! Werda?“ zurief.

Herr Goldſtein, heftig erſchrocken, fuhr eilig zurück, ſo weit, als es ihm der ausgeſtreckte Arm des Anrufers erlaubte, der ihn feſt am Kragen gepackt hatte und ſein Werda? etwas lauter wiederholte.

Glücklicher Weiſe erkannte Herr Goldſtein die Stimme des Förſters und dachte: Es iſt nur ein kleiner Spaß von dem guten, harmloſen Mann! Worauf er dieſem Gedanken Worte gab, indem er heiter ſagte: „Aha, der Herr Förſter thun gerade wie eine Schildwache — nun, ich weiß mich zu benehmen vis-à-vis von die Schildwachen! Schreit ſie mich an: Halt! Werda? — ſo antworte ich ihr: Gut Freund, und dann läßt ſie mich paſſiren. Alſo: Gut Freund, Herr Förſter.“

„Der Teufel iſt ſein guter Freund,“ gab dieſer barſch zur Antwort, „wohin will Er?“

„Erlauben Sie mir das zu nennen eine komiſche Frage, wo werd' ich wollen hin? Nach Hauſe will ich, nachdem ich habe gute Nacht geſagt dem Herrn Director. — Laſſen Sie mich vorbei, guter Freund!“

Der Förſter zog ſeine Hand zurück und erwiderte ruhig: „Dort oben links geht es in den Hof. Wenn Er aber Miene macht, rechts in den Garten gehen zu wollen, ſo ſchieße ich Ihm mit dieſer Büchſe eine Kugel durch den Kopf.“

Eine Büchſe? dachte Herr Goldſtein auf's höchſte erſchrocken, und während er ſich an die andere Seite des Ganges drückte, blickte er ſcheu nach dem Förſter hinüber, und der

Angſtſchweiß trat ihm plötzlich auf die Stirn, als er bemerkte, daß dieſer in der That das fürchterliche Gewehr im Arm trug.

Er vermochte es kaum, davon zu gehen, und that es zaghaft mit langſamen Schritten; er erinnerte ſich, von wilden Thieren geleſen zu haben, welche ihr Opfer nur dann ergreifen, wenn es eigentlich vor ihnen davon flieht. „Bin — ich — erſt — im — Hof,“ ſprach er zitternd zu ſich ſelber, „ſo will ich laufen an das Küchenfenſter und ſchreien nach dem Gebhard, und werd' ihm dann ſagen, was ein vernünftiger Menſch davon hat zu halten, wenn die Narren nächtlicher Weile frei mit geladenen Gewehren umherlaufen! Bei Gott dem Gerechten! Es iſt keine Ordnung in dem Hauſe, und es muß zurückgehen mit dem Mann da oben — daß ich nur paſſe auf und nicht links gehe; bin ich doch feſt überzeugt, der Kerl werd ſchießen auf mich — wenn ich nur in der Angſt nicht vergeſſe, was iſt links.

„Gelobt ſei Gott!“ murmelte er nach einigen qualvollen Minuten, als er glücklich den Hof erreicht hatte und die kalte Nachtluft ſeine Stirne kühlte, „das werd ich nicht vergeſſen mein Lebtag!“ — Doch ſollten dem unglücklichen Geſchäftsmanne noch bitterere Erinnerungen an den heutigen Abend verbleiben. Als er ſich nach den Fenſtern der Küche wenden wollte, trat ihm plötzlich eine zweite Geſtalt in den Weg, in der er mit noch größerem Erſchrecken den verrückten General erkannte, von dem er wohl wußte, daß es ein finſterer und gefürchteter Charakter war. Dieſer trat leiſe, aber ſehr dicht an ihn heran und murmelte: „Halt! 's Feldgeſchrei! Oder ich ſtech' dich nieder!“

Herr Goldſtein ſank entſetzt gegen die Mauer des Hauſes

und rief, während er mit den Armen von ſich abwehrte: „Welches Geſchrei iſt es, das man verlangt von mir? Wie ſoll ich anders ſchreien, als ich bin gewohnt? Aber thun will ich, was die Narren verlangen von mir!“ Und damit öffnete er den Mund und wollte anfangen zu brüllen, ſo laut er konnte; doch verſchloß ihm plötzlich eine ſtarke Hand den Mund, und als er die Augen gegen dieſen neuen Angreifer richtete, erkannte er den wahnſinnigen Italiener, welcher vor ihm ſtand, und während die Kniee ihm vor Schrecken zuſammenbrachen, murmelte er: „Ich bin verloren, das ganze Irrenhaus iſt losgelaſſen.“

„Er ſoll ſein Maul halten,“ bedeutete ihm der Italiener, und ſetzte, gegen den General gewandt, hinzu: „Wer iſt dieſer Menſch?“

„Keiner der Verſchworenen,“ verſetzte der Gefragte mit großer Wichtigkeit, „vielmehr ſcheint er mir ein Verräther zu ſein; er ſchlich ſich um die Mauern herum, wie das böſe Gewiſſen, und wollte wahrſcheinlich irgendwo hinaus, um uns die Truppen des Tyrannen auf den Hals zu hetzen.“

Herr Goldſtein wußte nicht, ob er lachen oder weinen ſollte; er hätte nach dem Sprichworte, daß man mit den Wölfen heulen müſſe, gern das Erſtere gethan; denn er zwang ſich zu der Annahme, die Patienten des Herrn Dr. Henderkopp machten ſich einen koloſſalen Spaß mit ihm; wenn er aber von ſeitwärts in das düſtere, glühende Auge des Generals blickte, welcher dicht vor ihm ſtand, ſo verdunkelten ſich unwillkürlich ſeine Augen.

„Bringen wir ihn dort zur Laterne,“ ſagte der Italiener, „damit wir ihn genauer anſchauen.“

Herr Goldſtein folgte wankenden Schrittes und ſchielte

dabei ängſtlich nach den Küchenfenſtern im Souterrain, wo aber auch alles eben ſo dunkel war, wie an den übrigen Fenſtern des Hauſes. Der Schein des vor Kurzem aufgegangenen Mondes drang noch nicht in den Hof, und dieſer wäre deßhalb finſter geweſen, wenn nicht noch einige glühende Pechkränze in den eiſernen Pfannen, welche Gebhard aufgeſtellt, etwas Helle verbreitet hätten. Hieher wurde nun der Aufgefangene geführt und dort von den Beiden ſorgfältig betrachtet, worauf der General laut ausrief: „Ah, es iſt die Vogelſcheuche von heute Morgen, ein gefährlicher Kerl, ſpionirte den ganzen Tag hier herum und hat gewiß eine Liſte ſämmtlicher Verſchworenen bei ſich; wir müſſen ihn unterſuchen. Richtig, dort ſteckt ſie," ſetzte er triumphirend hinzu, als er, mit der Hand die Bruſt des Herrn Goldſtein berührend, das Paket Papiere fühlte.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo dieſem, trotz der kalten Nacht, der Angſtſchweiß von der Stirne zu fließen begann. Hülflos in die Hände von Narren zu fallen, war an ſich ſchon fürchterlich; aber daß dieſe Narren auf die entſetzliche Idee kamen, Staatspapiere für eine Liſte von Geſchworenen anzuſehen, das war doch in der That ſchaudererregend. Und wie er auch um ſich her ſchielte, es war niemand im Hofe zu ſehen, an den er einen Hülferuf hätte richten können. Der Wagen des Doctors, ſo wie ſein Einſpänner waren verſchwunden, und wenn er auch bei dem dämmerigen Lichte der verglimmenden Pechkränze ein paar Geſtalten im Hofe hin- und hergehen ſah, ſo vermehrten dieſe doch nur ſeine Beſorgniſſe, denn ſie trugen Stangen auf den Schultern, die eben ſo gut Gewehre wie Lanzen ſein konnten. Gott mochte es wiſſen, was hier geſchehen war; aber ſo viel war ſicher, die

Narren waren aus ihren Zellen entwiſcht und ſpielten Herren und Meiſter im Hauſe.

„Wer ſind Sie?“ fragte der Italiener, und trotz der Barſchheit des Tones klang doch dem Aermſten dieſe Frage ſo vernünftig, daß er, einige Hoffnung ſchöpfend, ſogleich antwortete: „Wer ſoll ich ſein, verehrteſter Herr? Ich bin Goldſtein, Moſes Goldſtein, der gekommen iſt hieher, abzumachen mit dem Herrn Director ein kleines Geſchäft — ein armer Handelsmann, der ruhig ſeinen Weg nach Hauſe gehen wollte, als man ihn aufhielt und ihn erklärte unrechtmäßiger Weiſe für einen Spion. Gott der Gerechte, ich ein Spion!“

„Er iſt einer,“ ſagte der General mit dumpfer Stimme, „er hat die Liſte der Verſchworenen hier in ſeiner Taſche.“

„Bei meine Väter,“ entgegnete Herr Goldſtein geſchmeidig, „ich will erlahmen, wenn es was iſt von Spionirerei! Sind es doch nur Papiere, die ſich beziehen auf das Geſchäft, das ich habe abgemacht mit dem Herrn Director.“

„Zeigen Sie her,“ verſetzte der Italiener in ſo gebieteriſchem Tone, daß der Andere keine Widerrede mehr wagte, ſondern mit zitternden Fingern und wankenden Knieen anfing, den grauen Paletot aufzuknöpfen. Er brauchte dazu ziemlich lange, und dann war der General noch genöthigt, ihm mit einem raſchen Griffe die Papiere aus der Bruſttaſche zu nehmen und dem Herrn Grafen zu überreichen.

Goldſtein ſchien in dieſem Augenblicke ſaft- und kraftlos, wie eine ausgepreßte Citrone. Der Urquell ſeines Lebens war ihm entfloſſen, es blieb nichts übrig, als eine zuſammengequetſchte Schale. Er verwünſchte das Geſchäft, ſo er hatte gemacht mit dem Doctor, er verfluchte alle Narren der ganzen Welt, er war nahe daran, ſich den Tod zu wünſchen — gewiß,

geduldig abwarten.“ Er zuckte bei dieſen letzten Worten ungeduldig mit den Schultern. Da ſie ihn aber feſt und ruhig anſah, mit dem ſo unendlich liebevollen und rührenden Blick, ſo ſchlug er das ſeinige nieder, legte die Hand auf den Kopf des Kindes und ſagte: „freilich, freilich, Maria! ich weiß, wie geduldig du ausharrſt, wie zufrieden du in die Zukunft ſchauſt, es kann und wird aber Alles beſſer und angenehmer werden. Für jetzt bin ich gebunden, das weißt du ſo gut, wie ich. Ich bin nicht frei, leider, leider abhängig, ſehr abhängig. Du wirſt überzeugt ſein, Maria“ — dabei hob er wieder den Blick zu ihrem Auge empor, — „du wirſt mir glauben, daß wenn es mir möglich wäre, dich heute der Welt als meine Frau vorzuſtellen, daß ich's bei Gott dem Allmächtigen thun würde, gern thun würde; aber“ — er zog die Achſeln wieder in die Höhe, — „was kann ich machen? — Warten und warten.“

„Und dein Onkel,“ fragte ſie ſchüchtern, „iſt noch immer hart gegen mich? Er will nichts von mir wiſſen, von mir, deiner Frau? — und von dem armen Kinde da?“

„Härter als je!“ entgegnete der junge Mann und warf ſich in einen Fauteuil. „Er weiß viel ſchöne Geſchichten von ähnlichen Mißheirathen, ſo ſagt er, — verzeih' mir das Wort, Maria, — und die tiſcht er mir bei allen Gelegenheiten auf.“

„Das iſt ſehr traurig,“ ſagte ſie.

„Allerdings — ſehr traurig!“ entgegnete er und zog das Bübchen zwiſchen ſeine Knie. „Entſetzlich! es zerſtört mein ganzes Lebensglück.“ Er ſah dem Kind in das roſige Geſichtchen und verſank in tiefes, langes Nachdenken. Plötzlich ſchien er einen Gedanken zu faſſen und kämpfte wieder augenſcheinlich mit ſich ſelbſt, dieſem Gedanken gegen die Mutter Worte zu leihen. Er erhob nochmals den Blick, um ſie anzuſehen, brachte ihn aber nur bis zum Rande des Fauteuils, auf dem ihre gefalteten Hände auflagen. Am Mittelfinger ihrer linken Hand trug ſie

den kalten, grauſenhaften Tod; denn er mußte ſehen, wie der, den der Andere Herr Graf genannt, ſeine koſtbaren Papiere dicht an die Flamme hielt, und wie der verrückte General, gleich einer hungrigen Beſtie, nur auf die Erlaubniß zu lauern ſchien, ſie hineinzuwerfen und freſſen zu laſſen von dem Feuer.

Freſſen zu laſſen Staats-Obligationen, deren Nummern er noch nicht Zeit gehabt, einzutragen in ſein Notizbuch — zwanzigtauſend Gulden, ein Vermögen! Was war ihm da noch das Leben — eine Actie, die gefallen war neunzig Percent unter ihren Werth! —

„Es iſt keine Verſchworenen-Liſte," ſagte ruhig der Graf, nachdem er die Papiere durchgeſehen, und Goldſtein athmete wieder; „es ſind Staatspapiere von großem Werth — von ſo großem Werth," ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu, „daß es ſchon eine eigenthümliche Veranlaſſung ſein muß, welche ihn bewegen konnte, dieſe große Summe bei Nacht und Nebel hier aus dem Hauſe wegtragen zu wollen."

„Gott der Gerechte, ſo könnte man glauben, ich ſei ein Dieb, und könnte mir wollen nehmen meine Papiere, für die ich habe zurückgelaſſen gültige Wechſel? Man will mich berauben meines redlich erworbenen Geldes — ſo nehmen Sie mir denn auch mein armes Leben. Was ſoll ich thun mit mein Leben ohne Geld?"

„Wenn Sie Ihr Geſchrei nicht mäßigen," erwiderte der Italiener, nachdem er ſich vorſichtig ringsum geſchaut, „kann auch dazu Rath werden, alſo ſchweigen Sie. Sie ſollen Ihre Papiere wieder haben, wenn ſie Ihr Eigenthum ſind, und das ſoll genau unterſucht werden."

„O, verehrteſter Herr Graf, gnädigſter Herr Graf," wandte ſich Goldſtein jammernd und mit einiger Hoffnung an dieſen,

da in der tiefen Nacht ſeines Elends der Gedanke wie ein leuchtender Stern in ihm aufblitzte, er habe es hier mit keinem Verrückten zu thun; „ſchützen Sie mich und retten Sie mir mein bischen Habe, laſſen Sie mir nichts Schlimmes geſchehen von den Anderen da, und der allmächtige Gott wird es Ihnen lohnen. Schleppen Sie mich hinauf zu dem Director, und der ſoll Ihnen ſagen, daß Sie dort in Ihren Händen halten mein wohlerworbenes Eigenthum.“

„Ruhe jetzt!“ herrſchte der Andere ihn an, „das wird ſich alles finden; ich behalte dieſe Papiere und gebe ſie Ihnen zurück, ſobald Ihr Eigenthumsrecht erwieſen iſt. Ich muß dieſes Haus,“ ſetzte er mit eigenthümlich klingender Stimme hinzu, „welches ſein Dach, wenn auch als das Dach eines Kerkers, über mich ausbreitete, doch vor möglicher Beraubung ſchützen. Ich gehe jetzt hinauf, General, um ein ernſtes Wort mit dem Director dieſer Anſtalt zu reden. Sie übernehmen dieſen da, aber General, Sie haften mir dafür, daß kein Haar ſeines Hauptes gekrümmt wird.“

„Und glauben Sie, gnädigſter Graf,“ flüſterte Goldſtein dieſem mit vor Angſt zitternder Stimme zu, „daß er mir nicht ab wird ſchneiden die Gurgel, wenn Sie mich laſſen allein bei ihm — bei ihm, einem Wahnſinnigen? Sehen Sie, Gott der Gerechte, er hat ein Meſſer in ſeiner Hand, und er ſchaut mich wild an, wie der Metzger ſein Schlachtopfer, das ſchuldloſe Lamm.“

„Gehen Sie mit dem General, er wird mir in allem für Sie bürgen; nicht wahr, General, auf Ihr Ehrenwort?“

„Auf mein Ehrenwort,“ erwiderte dieſer mit dumpfer Stimme; „komm' mit, Unglücklicher!“

Und damit faßte er ihn am Arme und führte ihn hinter

einen der dicken Strebepfeiler der alten Kirche, wo ſich ein Kehrichtfaß mit einem Deckel befand. Dort ließ er ſeinen Gefangenen niederſitzen und ſchritt dann in einiger Entfernung mit über einander geſchlagenen Armen ſchweigend auf und nieder.

Herr Goldſtein ſank auf ſeinem Sitze zuſammen, ſo daß ſein Kinn die Bruſt berührte und ihm der Hut nothwendiger Weiſe hätte herunterfallen müſſen, wenn er nicht die Gewohnheit gehabt, dieſen etwas ſtark auf dem Hinterkopfe zu tragen.

„Komm, Unglücklicher! hat er geſagt," ſprach er zu ſich ſelber; „Unglücklicher hat er mich genannt, alſo werden ſie vorhaben mit mir grauſame Dinge, die Narren. Was werden ſie mir anthun? Werden ſie mir nehmen das Leben oder werden ſie mir ſogar nehmen mein Geld? O Nacht voll Pein, o Nacht voll Jammer, wärſt du hinweggezogen über mein unſchuldig Haupt! Stieg' doch empor die Dämmerung mit ihrem grauen Lichte und ſähe mich ſitzen fern von dieſem erſchreckenden Orte, meinetwegen fern und einſam an der Landſtraße, mit durchgelaufenen Sohlen, einen ungeſchälten Weidenſtock in der Hand! Und wenn ſie auch kommt, die Dämmerung, und läßt zurück ihren grauen Schimmer auf meinem Haupte, das weiß werden wird vor Angſt und Kummer!" — —

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Der Ausbruch einer Verſchwörung.

Nachdem Dr. Henderkepp droben in ſeinem Arbeitszimmer auf und ab geſchritten war, um ſeine aufgeregten Nerven zu beruhigen, ſuchte er ſeine junge Frau auf, die in ihrem Wohnzimmer ſaß und mit ruhigem, ergebenem Blicke in den Schein der Lampe ſchaute. Der Doctor trat leiſe in das Zimmer, ging zu Sophien hin und legte ſeine Hand auf ihre Schulter. „Du biſt nachdenkend," ſagte er in wohlwollendem Tone, „du denkſt an dein elterliches Haus, es erſcheint dir hier noch alles fremd, wenn nicht unbehaglich, nicht wahr? Meine liebe Sophie, ſprich mit mir gerade heraus, wie es dir ums Herz iſt; es iſt deine Schuldigkeit, ich kann das von dir verlangen, und wenn du das thuſt, ſo werde ich dir offen und ehrlich auf die herzlichſte Art antworten."

Sie ſchaute zu ihm empor und ſah ihm ein paar Sekunden lang feſt in die Augen, wobei ſich die ihrigen mit Thränen füllten.

„Gewiß, Sophie," fuhr er fort, „ich meine es gut und

ehrlich mit dir; wie ſollte ich auch anders," ſetzte er milde lächelnd hinzu, „bin ich nicht dein Mann? Biſt du nicht meine Frau? Sind wir nicht dazu beſtimmt, ein langes Leben in Eintracht zuſammen zu wandeln?"

„Ja, ein langes, langes Leben," hauchte ſie kaum vernehmlich.

„Du ſagſt das in keinem ermunternden Tone," meinte er kopfſchüttelnd; „ich weiß wohl, du denkſt nicht ganz ſo von mir und für mich, wie du wohl ſollteſt; aber das wird ſich geben, liebe Sophie, ich werde dir durch Thaten beweiſen," fügte er in einem etwas hochmüthigeren Tone hinzu, „daß, wenn du mir eine aufrichtig ergebene und folgſame Hausfrau biſt, ich dir ein Gatte ſein werde, der deine allenfallſigen Befürchtungen vollkommen zu Schanden machen wird. Deßhalb, mein Kind," fuhr er in weicherem Tone fort, wobei er ſeine Hand unter ihr Kinn legte und ſo ihr Geſicht etwas aufrichtete, „ſchau heiter in die Welt, denk' an eine freundliche Zukunft, und wenn du einen Wunſch haſt oder irgend etwas an meinem Benehmen auszuſetzen wüßteſt, ſo ſage es ohne Scheu gerade heraus, und ich werde mich genügend verantworten, vielleicht dir hier und da auch einmal Recht geben können. — Nicht wahr, Sophie, geſtehe es frei und offen, bis jetzt fehlt dir das rechte Vertrauen zu mir?"

Sie nickte leicht mit dem Kopfe und fuhr alsdann zuſammen, als habe ſie ſchon zu viel gethan.

„Und warum flöße ich dir kein Vertrauen ein, warum kannſt du nicht mit zutrauensvollem Herzen mit mir verkehren?" forſchte er weiter, wobei aus ſeinen Augen ein harter Blick ſprang, den ſie aber nicht ſah, da ſie vor ſich niederſchaute.

„Närrchen," ſagte er nach einer Pauſe ſchmeichelnd, „wenn jetzt der Augenblick nicht da iſt, um ſich gerade und offen auszuſprechen, ſo kommt auch keiner mehr. Was ſpricht in deinem kleinen Herzen gegen mich?"

Sie ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, und erſt als er mit ſeiner Frage wiederholt in ſie drang, gab ſie mit leiſer Stimme zur Antwort: „Sie thun ſo — ſo vornehm gegen uns, ſo großartig, daß wir immer meinen, zu tief unter Ihnen zu ſtehen, um je ſo recht vergnügt zuſammen leben zu können."

„Ei, ei," verſetzte er ſcherzend, während er ſich herabbeugte und ſie auf die Stirne küßte, „ſeit wann ſagt man denn zu ſeinem Manne ‚Sie'? Du, meine kleine Frau, ſtellſt dich vornehm gegen mich." — Gleich darauf richtete er ſich wieder in die Höhe und ſagte in einem Tone wie überſtrömend von Wohlwollen für die ganze Welt: „Ich thäte vornehm, ich thäte großartig?" — Er ſchüttelte, wie ſchmerzlich von dieſem Gedanken berührt, den Kopf. „Was, mein Kind, berechtigt Euch zu dieſem Gedanken? Daß ich mit Selbſtbewußtſein meine erworbene Stellung in der Welt feſtzuhalten mich bemühe, daß ich meines inneren Werthes mir bewußt bin, daß ich den würdigen Namen, den ich trage, mit ſo viel Glanz umgeben möchte, als ich es einer ehrenhaften, vornehmen und mächtigen Familie ſchuldig bin, die Henderkopp — warum ſiehſt du mich ſo ſonderbar an?" unterbrach er ſich ſelber; „verſtehſt du meine Worte nicht?"

„O, ich verſtehe ſie nur zu gut," verſetzte ſchüchtern die kleine Frau, „und gerade weil ich ſie verſtehe, thun ſie meinem Herzen weh."

„Gott ſei Dank, daß du endlich einmal ſprichſt," ſagte

er mit einem mitleidigen Lächeln. „Jetzt nenne mich auch nicht mehr Sie, und dann habe ich Hoffnung, das Eis deines Herzens zu brechen.“

„Wir werden uns ja gewiß bemühen, deine hohe Stellung in der Welt zu achten, und werden gewiß nichts thun, um deiner reichen und mächtigen Familie Schande zu machen; nur daß wir es gerade immer hören müſſen, wie tief wir unter dir ſtehen, und welches Opfer du uns eigentlich gebracht, das läßt, wenn ich es gerade heraus ſagen darf, nicht das rechte Vertrauen und die rechte Anhänglichkeit aufkommen.“

Er zuckte mit den Achſeln und machte einen Gang durch das Zimmer. „Du wirſt mir aber zugeben,“ ſagte er nach einer Pauſe, „daß ich auch für dich handle, wenn ich die einmal errungene Stellung in der Welt feſthalte und den Leuten zeige, woher ich ſtamme und was ich werth bin.“

„O, den Leuten,“ erwiderte ſie ermuthigter, „kannſt du das ja ſagen und zeigen, ſo oft und ſo viel du willſt, aber uns, oder jetzt vielmehr mir, deiner Frau, ſollteſt du zutrauen, daß ſie gewiß im Stande ſein wird, deinen Werth zu erkennen und zu ſchätzen.“

Er trat näher zu ihr hin und beugte ſich auf ſie herab, während er ſeinen Arm um ihre Schultern legte. „Ei, mein Kind,“ ſagte er heiter, „das werde ich dir auch zutrauen, um ſo mehr, da ich endlich einmal deine Wünſche aus deinem eigenen Munde vernommen. Gewiß, ich bin feſt überzeugt, du wirſt meinen Werth erkennen und das deinige dazu beitragen, um den Namen, den ich dir gegeben, würdig zu tragen.“

Sie zuckte leicht zuſammen, als er ſie hierbei wiederholt

auf die Stirn küßte und dann ſeinen Mund ihren Lippen näher brachte.

In dem Augenblicke vernahm man raſche Tritte, die ſich der Thüre näherten, und während der Doctor der Privat-Irren-Anſtalt ſich ſchnell emporrichtete, ſagte er in unmuthigem Tone: „Dieſer Schlingel von Gebhard, nach dem ich vor einer halben Stunde geläutet, beliebt es ihm endlich, zu kommen? Ich werde ein ernſtes Wort mit ihm reden!“

„Aber nicht am heutigen Tage!“ bat die kleine Frau.

Die Schritte hielten vor der Thür, dann wurde angeklopft, worauf Herr Dr. Henderkopp ein ziemlich barſches „Herein“ rief.

Doch wer beſchreibt ſein Erſtaunen, ja, ſein Erſchrecken, als nicht der Wärter hereintrat, ſondern die ihm beſonders unangenehme, ja, gewiſſermaßen von ihm gefürchtete Geſtalt des Italieners, dem der Förſter, ein Gewehr im Arme, folgte, jedoch auf der Schwelle ſtehen blieb.

Der Doctor rieb ſich die Augen, als hoffe er, aus einem unangenehmen Traume zu erwachen, doch war es nicht zu verkennende Wirklichkeit, was er vor ſich ſah.

Nach der erſten Ueberraſchung, ja, noch unter dem Einfluſſe eines nicht zu bewältigenden Schreckens, faßte er den einzig richtigen Entſchluß und verſuchte, mit der ganzen Strenge und Barſchheit des Directors aufzutreten. „Herr!“ rief er dem Eintretenden entgegen, „was ſoll dieſes Betragen? Wer gab Ihnen Erlaubniß, Ihr Zimmer zu verlaſſen und hieher zu kommen? — Und Sie,“ wandte er ſich an den Förſter, „was ſoll dieſe dumme Maskerade? Was thun Sie mit dem Gewehre dort? Iſt das der Dank, daß man milde gegen Sie iſt und Sie frei herumgehen läßt? Verfügen

Sie ſich augenblicklich hinunter und rufen Sie mir Gebhard, damit ich dieſem da zeige, ob er es wagen darf, mich ungeſtraft hier in meiner Wohnung zu überfallen.“

Auf dieſe Anrede hin ſchluckte der Förſter, als gäbe er ſich gewaltige Mühe, den letzten und widerſpenſtigſten Teufel zu bewältigen, blickte aber zu gleicher Zeit auf den Italiener, welcher ruhig und gemeſſen ſeine Hand gegen ihn ausſtreckte und alsdann einen Schritt vortrat, um, gegen die Dame gewandt, zu ſprechen.

„Madame,“ ſagte er ihr in einem verbindlichen Tone, „da ich von dem feſtlichen Ereigniſſe gehört, welches dieſem Hauſe eine Herrin geben ſoll, und Sie hier ſehe, ſo vermuthe ich, daß Sie das Glück haben, die Frau dieſes Mannes zu ſein. — O,“ wandte er ſich gegen dieſen, der eine zweite Einrede auf noch heftigere Art beginnen wollte, „laſſen Sie mich ſagen, was ich zu ſagen habe und was vorläufig nicht an Sie gerichtet iſt; ich bin es dieſer Dame, Ihrer Frau, ſchuldig, mich darüber zu erklären, warum ich, ohne gerufen zu ſein, hier erſcheine, und warum ich auch durchaus keine Veranlaſſung habe, mich weder durch Ihr heftiges Wort noch durch Ihr flammendes Auge beſtimmen zu laſſen, mich eher von hier zu entfernen, als bis ich das für gut finde.“

Der Doctor, dem Zorn und Wuth den Mund verſchloſſen, und der vergeblich zur Thür hinaus wollte, wo ihm der Förſter feſt und beſtimmt den Weg vertrat, riß nun an der Klingelſchnur, die hier im Zimmer hing, heftig und zu wiederholten Malen, worauf ihm der Italiener mit großer Kälte bemerkte:

„Sie werden ſich alle dieſe Verſuche, jemand herbei zu

rufen, erſparen, wenn ich Sie von dem Stande der Dinge in Ihrem eigenen Hauſe unterrichte: ich bin im Beſitze dieſes Hauſes, Ihre Dienerſchaft iſt drunten eingeſchloſſen und wird ſich ruhig verhalten, da keiner von ihnen Luſt hat, ſich Unannehmlichkeiten auszuſetzen und Ihnen zu helfen."

„Alſo ein Complott, eine Rebellion?" rief der Doctor, während er mühſam Athem holte.

„Nennen Sie das, wie Sie es wollen."

„Und Sie ſind der Anſtifter dieſer Schändlichkeit, dieſes Verbrechens?"

„Ja," rief der Italiener in lautem, entſchiedenem Tone, „um Ihnen endlich zu beweiſen, was ich Ihnen ſchon oft geſagt, daß ich nicht wahnſinnig bin, und um der Welt zu zeigen, daß man mich widerrechtlich wie in einem Gefängniſſe hier eingeſperrt hält. — Doch wollte ich dieſe Bemerkungen nicht an Sie richten," fuhr er mit einer heftigen Handbewegung gegen den Doctor fort, „ich wollte mich nur bei dieſer Dame rechtfertigen über das, was hier geſchehen muß, und warum ich nicht anders konnte, als ungerufen vor ihr zu erſcheinen."

Es wäre ſchwer zu ſagen, welche Empfindungen Sophien bei dieſem Auftritte bewegten. Sie hatte den Mann, der vor ſie hintrat, wohl ſchon geſehen, namentlich noch vor wenigen Tagen, und hatte ihn, durch die Bemerkung ihres jetzigen Gatten veranlaßt, für den gefährlichſten der Kranken dieſes Hauſes gehalten, obgleich ſchon damals ihr feines Gefühl ihr geſagt, daß der Unglückliche mindeſtens ſehr hart behandelt würde. Sie hatte ſich auch damals dieſer Scene, die ihr unerträglich war, entzogen; jetzt trat derſelbe Mann vor ſie hin, ſich allerdings feindlich gegen ihren Gatten zei-

einen einfachen goldenen Reif und über dieſen goldenen Reif konnte er nicht hinwegkommen. „Ich habe mir ſchon gedacht,“ ſagte er nach einer abermaligen Pauſe ſtockend, „daß es vielleicht möglich ſei, den Onkel günſtiger zu ſtimmen, wenn wir ihm den Kleinen da vorführten. — Was meinſt du, Maria? Er liebt die kleinen hübſchen Kinder leidenſchaftlich, obgleich oder weil er ſelbſt keine hat. Gib' mir den Knaben auf kurze Zeit, ich will ihn mit nach Neapel nehmen.“ — — — —

„Mein Kind?“ ſagte die Mutter, „mein kleines liebes Kind ſoll ich von mir laſſen? — O nein, Eugen, das kann dein Ernſt nicht ſein! — Ich ſoll allein hier zurückbleiben, allein in der kalten, fremden, prächtigen Stadt; o Eugen, wenn du wüßteſt, welchen Troſt mir mein Kind gewährt! Wie er mich verſteht, wenn ich hier am Fenſter ſitze und von dir, ſeinem Vater, ſpreche! Wie weiß er ſo gut, daß du dort über das große Waſſer fahren mußt, um zu uns zu kommen. Das böſe Waſſer! ſagt er, denn er hat dich lieb, ſehr lieb, mein Eugen, obgleich er dich ſo ſelten ſieht.“

Der junge Mann, der an der Heftigkeit, mit welcher ſie dieſe Worte ſprach und mit welcher ſie das Kind bei denſelben an ſich zog, wohl entnahm, daß es ihm nicht gelingen würde, den Knaben in ſeine Hände zu bekommen, entgegnete in gereiztem Ton: „immer Vorwürfe, du machſt mir beſtändige Vorwürfe, daß ich dich ſo wenig ſehe, aber bei Gott! ich kann ja nicht anders, und du verwickelſt unſere Sache immer mehr, indem du meinen vernünftigen Rathſchlägen kein Gehör gibſt.“

„Ich will Alles thun, was du willſt,“ ſagte ſie ernſt und beſtimmt, „aber mein Kind laß' ich nicht von mir. Laß' mich mit dem Kleinen allein nach Neapel, ich will zu deinem Onkel, ich will Alles thun, ich will ihm zu Füßen fallen, ich will ihn bitten für dich und für mich. Du ſagteſt ſonſt, er ſei nicht hartherzig, er habe ein gutes, liebevolles Gemüth. Er iſt kränk-

gend, dabei aber mit großer Ueberlegung ſprechend und gegen ſie die Form der Höflichkeit genau beobachtend. Damals in einem leinenen Anzuge, den Strohhut trotzig auf den Kopf gedrückt, mit finſterem, wildem Blicke, war er ihr unheimlich erſchienen, obgleich ſie ein inniges Mitleiden mit ihm fühlte; nun aber, wo er in einem einfachen, aber anſtändigen dunkeln Anzuge vor ihr erſchien, das Haar ſorgfältig aus der Stirn geſtrichen, den Hut in der Hand, betrachtete ſie ihn wohl erſchreckt, aber mit einer ihr faſt ſelbſt unerklärlichen Theilnahme, die dadurch nicht vermindert wurde, daß der Doctor ihn bleich, entſtellt und mit zuckenden Lippen betrachtete und ihm haſtig zurief:

„Wenn Sie überhaupt etwas zu reden haben, ſo wenden Sie ſich an mich und nicht an meine Frau. Was bezweckt dieſer Ueberfall? Was wollen Sie?“

„Madame,“ ſprach der Italiener, indem er that, als habe er die Worte des Doctors nicht vernommen, „Sie ſehen hier einen Mann vor ſich, den das Schickſal ſchon in der Jugend grauſam verfolgte, den es von der ſchwindelnden Höhe des Glückes hinab in das entſetzlichſte Elend warf, aus einer unabhängigen, glänzenden Stellung in die Hände dieſes Mannes, das Furchtbarſte, was überhaupt jemand treffen kann!“

Der Doctor ſuchte ſich zu faſſen und ſagte nach einigen tiefen Athemzügen mit erkünſtelter Ruhe zu ſeiner Frau: „Geh' auf dein Zimmer, Sophie, 's iſt beſſer, wenn ich mit dieſem da allein zu thun habe.“

„Wünſchen Sie ſich das nicht,“ rief der Andere mit flammendem Auge. „Danken Sie es der Rückſicht, welche mir die Gegenwart dieſer Dame auferlegt, daß ich mit Ihnen

ſo ruhig, ſo leidenſchaftlos verkehre! Bleiben Sie, Madame,“ wandte er ſich bittend an die Frau des Directors, „ich beſchwöre Sie darum! Nicht nur zu meinem Beſten, ſondern auch zu dem Ihrigen mögen Sie hören, was ich Ihnen zu ſagen habe, und ich werde mich bemühen, mich ſo kurz als möglich zu faſſen. Auch wünſchte ich vor allen Dingen,“ ſetzte er mit einem traurigen Lächeln hinzu, „daß Sie überzeugt würden, Sie hätten es mit keinem Wahnſinnigen zu thun.“

Sophie warf einen langen, prüfenden Blick auf den Gatten, und mochte es nun die Ueberzeugung ſein, daß ſie es in der That mit einem unglücklichen Verfolgten zu thun hätte, oder mochte ſie der gebieteriſche Wink des Doctors verletzen, mit dem er ſie nach dem Nebenzimmer wies, genug, ſie verleugnete zum erſten Male das Gemüth ihres Vaters und es regte ſich etwas in ihr vom Blute ihrer Mutter, als ſie ſagte: „Ich glaube hier auf meinem Platze zu ſein und will Sie hören.“

„Das lohne Ihnen Gott!“ rief der Italiener; dann fuhr er fort: „Sie werden es aus der Weiſe, wie ich Ihre Sprache rede,“ — der Graf ſprach indeſſen ein vortreffliches Deutſch, an dem nur ein ſehr geübtes Ohr vielleicht einen Ausländer errathen konnte, — „und auch ſonſt ſchon erfahren haben, daß ich ein Fremder bin. Weit entfernt im Süden iſt mein Vaterland, wo ich glückliche Tage verlebte, bis ein entſetzlicher Verluſt, an den ich nicht glauben konnte und wollte, mich veranlaßte, meinem entſchwundenen Glücke nachzueilen um es wieder zu finden. Ich fand es nicht, und hier in der Fremde überfiel mich eine wilde, tückiſche Krankheit, in deren Folge es allerdings den Anſchein hatte, und

auch vielleicht momentan ſo war, als ſei mit meiner körperlichen Kraft auch meine geiſtige gebrochen und zerſtört. Ich fand mich in dieſem Hauſe wieder, und erſt nach und nach, wie meine Beſinnung und meine ruhige Ueberlegung wiederkehrte, ſah ich die entſetzliche Lage ein, in der ich mich befand: ich wurde für wahnſinnig gehalten, und wenn ich von meiner Vergangenheit ſprach, meinen Rang und Namen nannte, ſo wandte man die furchtbarſten Mittel an, um dieſe fixe Idee zu zerſtören — ah, Mittel, Madame, wie ſie nur die raffinirteſte Grauſamkeit zu erdenken vermag, Mittel, die im Stande geweſen wären, mich in der That wahnſinnig zu machen, wenn ich nicht unter unſagbaren Seelenleiden und Kämpfen den Einen Gedanken feſtgehalten hätte, dort meinen feigen Peiniger eines Tages zu Schanden zu machen und ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten! — Der Tag iſt nun gekommen, und obgleich ich hier erſchien, um Rache zu nehmen für alles, was man mir gethan, ſo iſt doch der ſüße Gedanke, meine Freiheit wieder zu erlangen, ſo bewältigend für mich, daß ich an Anderes nicht mehr denken will."

Dr. Henderkopp hatte den Worten des Anderen, ohne weiter eine große Bewegung zu zeigen, zugehört; nur zuweilen zuckte er die Achſeln, lächelte mitleidig, und als der Italiener geendet, ſagte er mit einem Tone der Stimme, dem man einiges erheucheltes Wohlwollen nicht abſprechen konnte: „Ueber dieſen Ihren Wunſch habe ich ſchon längere Zeit mit Ihren Verwandten correſpondirt und dieſen mitgetheilt, daß ich bei Ihrem Widerwillen gegen meine Anſtalt es ſelbſt für beſſer halte, wenn man eine andere für Sie auffände, und daß ich weit entfernt wäre, Sie gegen den Willen Ihrer Verwandten hier zurück zu halten."

Ein ſchmerzlicher Zug zuckte um den Mund des Italieners, als er entgegnete: „Und wer ſind dieſe Verwandten? Ich kenne nur ein einziges theures und liebes Weſen, das ſich dieſes Namens gegen mich bedienen konnte, die Marcheſa, meine Mutter, und von ihr ſagten Sie mir einmal, um mich ganz zu zerſchmettern, ſie weile nicht mehr unter den Lebenden.“

„Und wie immer, ſagte ich Ihnen auch damals die Wahrheit,“ erwiderte der Doctor mit einer abſichtlichen Kälte; „die Dame, die Sie nannten, die Frau Marcheſa Fontana, ſtarb vor zwei Jahren.“

„Während ihr Sohn im Irrenhauſe feſtgehalten wurde und vergeblich nach ihr ſchmachtete!“ rief der Italiener mit ſo ſchmerzerfüllter Stimme und mit einer ſo bezeichnenden Handbewegung gegen den Director, daß Sophie entſetzt ihren Gatten anblickte und darauf ihr Geſicht in beide Hände verbarg.

„Sie erſehen aus meiner Aeußerung von vorhin,“ ſprach der Doctor nach einer Pauſe, während welcher der Andere wie von tiefem Weh niedergedrückt da ſtand, „daß ich es wahrhaftig nicht bin, der Sie hier zurückhält. Wozu alſo dieſes Attentat?“

„Wozu?“ fuhr der Italiener haſtig fragend empor, „wozu? Um von Ihrer Grauſamkeit nicht in der dunkeln Zelle feſtgehalten und nicht unter den verfluchten Waſſerſtrahl gebracht zu werden, wenn ich mit Ihnen, wie ich ſchon oft gethan, mit ruhigen Worten über meine Vergangenheit ſprach, o, mit Worten, die einen Stein hätten bewegen müſſen!“ —

„Und jetzt wollen Sie mich zwingen, Ihnen zu glauben?“ fragte der Director der Anſtalt höhniſch.

„Mir zu glauben? O nein, Ihr Glaube iſt mir vollkommen gleichgültig. Ich will nur dieſes entſetzliche Haus verlaſſen und vor der Thür deſſelben den Staub von meinen Füßen ſchütteln, ſogar ohne ihm und Ihnen zu fluchen.“

„So gehen Sie, da Sie, wie Sie ſagen, mir die Macht genommen, Sie zu halten.“

„Damit Sie mich morgen als entſprungenen Wahnſinnigen reclamiren?“ erwiderte der Italiener mit einem ſchrecklichen Lächeln. „Und wenn ich auch meine Rache nicht, wie ich mir feſt vorgenommen, im vollſten Umfange an Ihnen ausübe, ſo will ich doch, ehe ich dieſes Haus verlaſſe, von Ihnen ein offenes Schreiben, worin Sie ausſprechen, daß ich von einer langen, gefährlichen Krankheit vollkommen geneſen, daß Sie mich zwei Jahre feſtgehalten auf den Wunſch meiner Verwandten — und dieſe Verwandten werden Sie namentlich aufführen — in der irrigen Meinung, mein Geiſt ſei geſtört, daß Sie aber leider bekennen müßten, ſich vollſtändig geirrt zu haben. Und dabei ſollen Sie es bedauernd ausſprechen, daß ich eine ſo fürchterliche Zeit in Ihrer ſegensreichen Anſtalt zugebracht.“

„Nein, nein,“ rief der Doctor mit großer Entſchloſſenheit. „Vollführen Sie Ihr Attentat, thun Sie mit mir, was Sie wollen, aber glauben Sie nicht, daß ich mich zu irgend etwas werde zwingen laſſen, was eine unausſprechliche Schmach werfen müßte auf den Namen meiner Familie, einer Familie, deren Vergangenheit klar und glänzend iſt, wie die Scheibe der Sonne!“ —

„Auch die Sonne hat ihre Flecken,“ wandte der Italiener

ein, indem er einen eigenthümlichen Blick auf den Förſter warf, der ſein Gewehr bei Fuß genommen hatte und nun langſam aus dem Schatten der Thüröffnung näher trat, wobei er mit ſeiner tiefen Stimme ſagte: „Und erſt die Familie Hinderkopf aus dem Dorfe Wermersbach — es gehörte zu meinem Revier und ich kannte ſie genau, dieſe Familie.“

So furchtbar der Anblick des Italieners, als er ins Zimmer trat, auf den Doctor gewirkt hatte, ſo war dieſe Wirkung doch nicht zu vergleichen mit dem Eindruck, den dieſe einfachen Worte auf ihn hervorbrachten. Er fuhr zuſammen, warf einen ſcheuen Blick auf ſeine Frau, und als er bemerkte, daß dieſe die Augen auf ihren im Schooße gefalteten Händen ruhen ließ, erhob er ſeine Rechte zugleich drohend und abwehrend und ſchüttelte ſie alsdann wie verneinend gegen den Sprecher. — „Genug, genug,“ rief er nach einer Pauſe, „genug der Schändlichkeiten! Hier bin und hier ſtehe ich, macht mit mir, was Ihr wollt. Doch glaubt mir, daß, wenn ich auch heute in Eurer Gewalt bin, morgen die Stunde kommen wird, wo ich ſtrenge Vergeltung üben kann.“

„Und wofür Vergeltung?“ fragte der Italiener ruhig. „Dafür, daß Sie das gegen mich begangene Unrecht einſehen ſollen und es durch ein paar Worte wieder gut machen? Fügen Sie ſich dieſer beſcheidenen Forderung, und es wird von weiterer Gewalt nicht die Rede ſein.“

„Und was die Familie Hinderkopf aus Wermersbach anbelangt, Ihre Familie,“ ſagte der Förſter, „ſo wird das bischen Schmach und Schande eines freimüthigen Bekenntniſſes Ihrer Grauſamkeiten gegen uns dieſer Familie nicht

ſchaden, ſie iſt daran gewöhnt, die Familie Hinderkopf. Soll ich von Ihrem Bruder Stephan reden?“

„Was iſt es mit dieſer Familie?“ fragte Sophie mit entſchiedener, wenngleich tonloſer Stimme; „was hat ſie mit uns zu thun?“

Der Doctor trat raſch einen Schritt auf den Förſter zu, ihn feſt anſehend, wobei er den Verſuch machen zu wollen ſchien, ob ſein bekannter, ſonſt ſo gefürchteter Blick heute nicht auch einige Wirkung ausüben würde, doch ſah er wohl, daß derſelbe machtlos an dem unbeweglichen Geſichte ſeines Gegners abglitt, denn dieſer wandte ſich ruhig gegen die Fragende und erwiderte ihr: „Es iſt die Familie dieſes Mannes — eine Familie,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, wobei ein jähes, unheimliches Lachen ſein Geſicht momentan wie ein Blitz erhellte, „der ich leider meine beſondere Aufmerkſamkeit zuwenden muß, denn der letzte Teufel, den ich nicht hinunterſchlucken kann, ſtammt ja eben aus dieſer Familie. — O, es iſt traurig, dieſelbe langwierige Arbeit immer wieder von vorn beginnen zu müſſen!“ Und darauf fing er unter ſo furchtbaren Geſichtsverdrehungen zu ſchlucken an, daß die junge Frau, die ihn aufmerkſam angeſchaut, entſetzt ihre Hände vor das Geſicht ſchlug und der Thür des Nebenzimmers zueilte.

Doch vertrat ihr der Italiener raſch den Weg, indem er feſt, aber ehrerbietig ſagte: „Madame, es thut mir leid, aber ich muß Sie dringend bitten, uns nicht zu verlaſſen, es ſind noch einige Sachen aufzuklären, bei denen Ihre Gegenwart erforderlich iſt. Was jenen unglücklichen Mann anbelangt,“ dabei deutete er auf den Förſter, „ſo iſt das einer

ſeiner uns wohlbekannten Anfälle, der bald vorüber ſein wird und Ihnen keine Beſorgniſſe einflößen darf."

Für den Doctor aber hätte nichts erwünſchter kommen können, als der Anfall gerade zu dieſer Stunde. Er ſchien um einige Zoll gewachſen zu ſein, während er aufrecht neben dem Tiſche ſtand, ſeine rechte Hand darauf ſtützte und die linke unter ſeiner Weſte verbarg. „Du ſiehſt jetzt wohl, Sophie," ſagte er, „mit wem wir es zu thun haben. Gott ſoll dem Gebhard ſeine Nachläſſigkeit verzeihen, ich war zu nachſichtig, zu gelinde! Es ſoll das aber für die Zukunft nicht mehr vorkommen."

„Ihre Worte," erwiderte ihm raſch der Italiener, „ſind in den Wind geſprochen und machen keine Wirkung auf uns; die Zeit verrinnt, und ich muß zu Ende kommen. Das Verlangen, welches ich an Sie ſtellte, iſt die billigſte Genugthuung für alle Leiden, welche Sie mich erdulden ließen, und nur wenn ich es den übrigen unglücklichen Bewohnern dieſes Hauſes zeige und ihnen dabei ſage, Sie hätten mein Verlangen erfüllt und ihre Zukunft würde ſich jetzt anders und freundlicher geſtalten, bin ich im Stande, es zu verhüten, daß deren Haß gegen Sie zum Ausbruch kommt."

„Ich trotze dieſem Haſſe ſo wie Ihren Drohungen, und werde niemals das Verlangte ſchreiben!"

„Gut, ſo zwingen Sie mich, Sie in Gewahrſam zu nehmen, in der Hoffnung, Sie vielleicht bis morgen früh meinen billigen Wünſchen geneigter zu finden. Vorerſt aber habe ich Ihnen hier einige Papiere vorzulegen, welche ich drunten einem Manne abnahm, der mir gerade im Beſitz dieſer Papiere verdächtig erſchien."

Schlag auf Schlag traf das Haupt des Directors der

Irren-Anſtalt, und kaum ſchien er einer Gefahr entronnen, ſo fiel eine andere wieder um ſo grauſamer über ihn her.

„Der Mann,“ ſtotterte er mit einem flüchtigen Seitenblick auf ſeine Frau, „iſt vollkommen in ſeinem Rechte. Jene Papiere — ich will ſie nicht ſehen,“ ſetzte er raſch mit einer ungeduldigen Bewegung hinzu.

„Sie ſind von großem Geldeswerth,“ ſprach gelaſſen der Italiener; „es mußte mir verdächtig erſcheinen, daß er ſich in dunkler Nacht damit entfernen wollte.“

„Wer iſt dieſer Mann?“ fragte Sophie, nachdem ſie einen raſchen Blick auf die Papiere geworfen, welche der Italiener trotz des Widerſtrebens des Doctors auf den Tiſch gelegt und dort ausgebreitet hatte. „O,“ fuhr ſie mit einer heftigen Erregung fort, „ich glaube dieſe Papiere zu kennen und bin überzeugt, daß ſie jenem Manne nicht rechtmäßiger Weiſe angehören können — oder doch?“ fügte ſie mit einem Tone hinzu, der den Zuhörern tief ins Herz ſchnitt.

„Das ſind Angelegenheiten,“ flüſterte der Doctor mit unſicherer Stimme, „die nicht hieher gehören, mein Kind; glaube mir, Sophie, ich will dir das alles morgen genügend erklären.“

„Madame kennt dieſe Papiere?“ fragte der Italiener aber trotzdem.

„Sie ſind mein Eigenthum.“

„Ah, ich dachte es mir, ich hatte alſo Recht, jenen Menſchen feſt zu halten! Und da ſie Ihnen gehören, ſo ſtelle ich ſie Ihnen wieder zurück.“

„Und werden mir wohl noch eine zweite Bitte erfüllen?“ fragte haſtig die unglückliche junge Frau. „Sie werden mir

erlauben, mich in Begleitung meines Dienstmädchens zu meiner Mutter zurück zu begeben."

„Ich bin untröstlich," versetzte der Italiener auf die ehrerbietigste Art, „Ihnen diesen Wunsch nicht erfüllen zu können; wenn ich auch wollte, es steht nicht mehr in meiner Macht. Das Thor unten wird von einem Manne gehütet, über den ich nur bedingungsweise einige Gewalt habe, dem ich das Wort abnahm, niemand, es sei, wer es wolle, heute Nacht sich aus dem Hause entfernen zu lassen. Seien Sie so freundlich, Madame, bis morgen von Ihrem Zimmer Besitz zu nehmen. Veranlassen Sie diesen Herrn da, mir mein billiges Verlangen zu erfüllen, und wir wollen alsdann zufrieden dieses traurige Haus verlassen."

„Ueber ihn habe ich keine Gewalt," gab sie wie schaudernd zur Antwort. „Gott soll mich auch bewahren, nur einen Versuch dazu zu machen; Ihrem Wunsche will ich mich aber fügen, denn ich bin in Ihrer Macht und überzeugt, daß ich es mit einem Ehrenmanne zu thun habe."

„Nehmen Sie meinen Dank für diesen Glauben, der mich glücklich macht," erwiderte der Italiener mit leuchtendem Blick; „er ist mir aus Ihrem Munde wie eine Bürgschaft zum Wiedereintritt in ein freies, wenn auch nicht glückliches Leben. Nehmen Sie aber diese Papiere zu sich," fügte er hinzu, als die junge Frau sich rasch umwandte, „ich möchte sie in keiner andern Hand wissen, als in der Ihrigen."

Im nächsten Augenblicke war sie verschwunden, und man hörte, wie sie den Schlüssel im Schlosse herumdrehte.

Dieser einfache Klang schien den Director der Irren-Anstalt aus seinem tiefen Nachsinnen aufzuschrecken; er strich hastig die Haare aus seiner Stirn und fragte, nachdem er

lich — ich will ihn pflegen, das Kind ſoll ihn erheitern, laß' mich zu ihm nach Neapel."

Sie hatte das mit Feuer und Ueberzeugung geſprochen, und einen Augenblick blickte er fragend und nachdenklich in ihr glänzendes Auge, als überlege er, ob dieſer Plan nicht gelingen könne, dann aber ſchüttelte er heftig den Kopf und ſagte hart: „du kennſt die Verhältniſſe nicht, Marie, das geht nun und nimmermehr! denk nur an die Frau meines Onkels, die kalte, herzloſe Italienerin." Er ſtand von ſeinem Sitze auf und ſchritt haſtig im Salon auf und ab. Plötzlich blieb er vor ihr ſtehen und fragte mit erzwungenem Lächeln: „wie iſt's mit deiner Kunſt, ſchöne Tänzerin? Haſt du keinen Verſuch mehr gemacht?"

„Wie kommſt du auf die Frage?" entgegnete ſie in einem leiſen ſchmerzlichen Tone.

„Ei!" ſagte er, „ich wollte nur das wirklich unangenehme Geſpräch von vorhin abbrechen."

Sie ſchüttelte leicht den Kopf, als er wieder durch das Zimmer dahinſchritt, und ihre Blicke folgten ihm ernſt und nachdenklich. „Wohl habe ich meine Kunſt wieder verſucht," ſagte ſie nach einer Weile, „und wenn Signora Marina jetzt erſt das Theater beträte, ſo würde ſie auch mit dem Bischen, was ihr von früher übrig geblieben, einigen Beifall erringen. Aber mein Fuß iſt und bleibt zu ſchwach, um Großes auszuführen. Alle, die mich früher geſehen, würden die Marina nicht mehr erkennen, mitleidig den Kopf ſchütteln und mich bedauern. — Deine Frage hat mir weh gethan, Eugen!" Sie wandte den Kopf nach dem Fenſter und weinte leiſe.

„Immer Thränen, Maria!" ſagte er mit ziemlich weicher Stimme, „o weine nicht, thu' es mir zu lieb, du kannſt ja noch ganz glücklich werden."

„Kann ich's wirklich, Eugen? — Glaubſt du daran? —

tief aufgeathmet: „Und wo iſt jener Mann, dem Sie die Papiere genommen?“

„Der General bewacht ihn.“

„Er thut ihm hoffentlich kein Leid?“

„Bis jetzt nicht,“ erwiderte der Italiener, indem er dieſes ‚bis jetzt‘ ausdrucksvoll betonte. „Auch ihm wird morgen früh die Thür offen ſtehen, ſobald Sie ſich entſchloſſen haben, mir das gewünſchte Zeugniß auszuſtellen. — Dieſes Zeugniß,“ fuhr er in ſehr entſchiedenem Tone fort, „ſoll nicht nur mir von Nutzen ſein, ſondern es ſoll auch die Behörde veranlaſſen, auf Ihre Anſtalt ein wachſameres Auge zu richten, wie bisher. Sie ſehen, ich bin offenherzig, und das ſollte Sie veranlaſſen, gegen mich billig und gerecht zu verfahren.“

Der Director ſchien kaum die Worte des Andern gehört zu haben. Seine finſteren Blicke hefteten ſich ſtarr auf den Fußboden, er entgegnete lange nichts, und wenn ſich auch ſeine Lippen krampfhaft öffneten und ſchloſſen, ſo thaten ſie das nur, um ſchwere Seufzer auszuſtoßen. Zuweilen nickte er mit ſeinem Kopfe vor ſich hin, und ein paarmal zuckten ſeine Augen empor, wobei ſich alsdann ſeine düſtere, verſchloſſene Miene etwas aufheiterte. Endlich ſprach er in ruhigem, kaltem Tone: „Ich werde das Verlangte ſchreiben, jetzt gleich auf der Stelle.“

„Das hängt von Ihrem Belieben ab, ich bewillige Ihnen zu dieſem Geſchäfte die ganze Nacht und muß nur ſo grauſam ſein, Sie in eine der Zellen drunten einzuſchließen, nur für wenige Stunden,“ ſetzte er mit einer Verbeugung hinzu. „Ich habe das gelobt, und Sie werden finden, daß es nur eine kleine Wiedervergeltung iſt für die unausſprechlich lange

und entsetzliche Zeit, die Sie mich zu Ihrem Vergnügen fest eingeschlossen hielten."

„Ich bin in Ihrer Macht und muß mich Ihrem Willen fügen."

„Endlich," sagte der Förster in mürrischem Tone, „geht die Sache einmal vorwärts; der General drunten wird hübsch ungeduldig geworden sein, aber eine Freude werden sie haben, daß alles so abgelaufen ist. Vorwärts also! Nummer 4 ist schon lange bereit."

Der Director der Irren-Anstalt schleuderte einen ingrimmigen Blick auf den Sprecher, dann wandte er sich an den Italiener, indem er sagte: „In Ihre Hand gebe ich mich also — und darf wohl die Hoffnung aussprechen, daß Sie über mich und mein Haus wachen?"

„Als wenn Sie es selbst thäten," erwiderte der Andere, und nachdem der Doctor noch einen finstern Blick auf das Nebenzimmer geworfen, verließ er das Gemach, von den Beiden gefolgt. Drunten wurde er in Nummer 4 eingeschlossen und der Förster schob extra noch beide Riegel vor.

Allerdings war der General im Hofe ungeduldig geworden. Zuerst hatte er den Versuch gemacht, Herrn Goldstein, den er für einen gefährlichen Spion ansah, ins Verhör zu nehmen und dessen Mitschuldige bei diesem offenbaren Verrathe heraus zu bringen, doch hatte ihn der zerknirschte Geschäftsmann längere Zeit angehört, ohne zu verstehen, was jener eigentlich wollte, und ihm nur zuweilen in kläglichem Tone geantwortet: „Gott der Gerechte, lassen Se mich zufrieden, haben Se mer doch genommen mein Geld! Was liegt mer ferner am Leben? Nehmen Se's auch und dann lassen Se mich in Ruh! O, Unglücksnacht, waih g'schrieen,

Unglücksnacht! Was hat gefrevelt gegen die Gebote Moſes Goldſtein, um beſtraft zu werden mit ſolcher Grauſamkeit? Waih geſchrieen!"

Dieſes Waih geſchrieen! betonte er glücklicher Weiſe ſehr leiſe, denn ſonſt hätte ſich der über dieſe Verſtocktheit aufgebrachte General vielleicht veranlaßt geſehen, ihn auf ſehr unangenehme Art zum Schweigen zu bringen. Als er dagegen ſah, daß mit dem Gefangenen nichts anzufangen ſei, ging er in einiger Entfernung mit übereinander geſchlagenen Armen und zuweilen ſich finſter nach ihm umſchauend, vor ihm auf und nieder, wobei er nicht verfehlte, von Zeit zu Zeit die Wache anzurufen, die er nahe beim Gitterthor aufgeſtellt hatte. Dies war der Factor, welcher ſich indeſſen bei dieſem ganzen Unternehmen nicht beſonders behaglich zu fühlen ſchien. Er ſchoß mit einer fledermausartigen Unſicherheit im Hofe hin und her, wobei er den alten Spieß, den man ihm zur Bewaffnung gegeben, wie einen Spazierſtock gebrauchte, mitunter auch an die Pechpfanne trat, deren Flamme der General zuweilen höchſt eigenhändig mit einigen Pechringen ſpeiſ'te, um hier alsdann bei der neu aufflackernden Glut einen raſchen Blick auf ſein geliebtes Zeitungsblatt zu werfen und ſich zu überzeugen, ob ſich nicht bei dieſen außerordentlichen Ereigniſſen ein paar tückiſche Druckfehler eingeſchlichen hätten. Das that er aber nur, ſobald der General auf ſeinem Spaziergange ihm den Rücken zugekehrt; ſo wie jener ſich umwandte, flatterte der Factor mit einem ſcheuen Blick in die tieferen Schatten des Hofes hinein.

Was den Telegraphiſten anbelangte, ſo war dieſer dicht an das Gitterthor geſtellt worden, um auf telegraphiſche Weiſe Meldung zu machen, ſobald ſich auf dem Wege drau-

ßen irgend etwas Verdächtiges zeige. Verſchiedene Male hatte er ſchon ſolches durch heftige Zeichen mitgetheilt, doch wenn der General, aufmerkſam geworden, näher trat, ſo zeigte ſich das Wichtige, das er geſehen haben wollte, vielleicht als der ſcheue Flug eines Nachtvogels oder als ein Licht, welches unten im Thale harmlos auf der Chauſſee vorüberzog. Jetzt aber mit einem Male wurden die Zeichen des Telegraphiſten ſo ertravagant und in ſo raſcher Reihenfolge gegeben, daß ſich unbedingt draußen etwas ganz Außerordentliches zutragen mußte. Der General wollte ſich ſchon zu einer Recognoscirung näher begeben, als in dieſem Augenblicke der Italiener und der Förſter im Hofe erſchienen, und Erſterer ſelbſt an das Gitterthor eilte. Da ſah er nun, daß ſich freilich etwas Außergewöhnliches der Anſtalt näherte; was es war, konnte er im erſten Augenblicke nicht deutlich erkennen; er bemerkte verſchiedene Männer, die langſam den Hügel herauf kamen, von denen einige Laternen trugen, andere aber Dinge in den Händen hatten, die im Scheine der Laternen metalliſch glänzten.

„Wir ſind verrathen!“ flüſterte der General, der ihm über die Schulter ſchaute, „unſere Verſchwörung iſt entdeckt, jetzt heißt es muthvoll ſterben.“

„Stille!“ ſagte der Andere in leiſem, aber gebieteriſchem Tone, „wer wird denn gleich den Muth verlieren? Wie kann unſere Verſchwörung entdeckt ſein? Es müßte ja ein Vogel die Botſchaft davon nach der Stadt gebracht haben. Ah!“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „jetzt ſehe ich, was es iſt; es ſind Muſicanten, welche den feſtlichen Tag des Directors mit einem Ständchen beſchließen wollen.“

„Sollte die Bande nicht eine Batterie maskiren, welche

gegen uns anzieht, um uns zu beſchießen? Es ſind ähnliche Sachen in der Kriegsgeſchichte ſchon vorgekommen, und wir haben einen ſchlauen und hartnäckigen Feind vor uns — dort glänzt wahrhaftig etwas wie ein Kanonenlauf."

„Glauben Sie meinen Verſprechungen," erwiderte der Italiener. „Was Sie da ſehen, iſt die Mündung einer Ophikleide; aber ziehen wir uns zurück, es könnte Verdacht erregen, wenn man uns hier draußen im Hofe ſähe.

Es waren in der That Muſicanten, die ſich langſam der Anſtalt näherten und welche von der Verwandtſchaft der Frau Wittwe Speiteler ausgeſandt waren, um den Director mit ſeiner jungen Frau in einen ſanften Schlummer zu wiegen. Philipp, der Knecht, war mit ihnen ausgeſandt worden, und neben ihnen ging Ludwig, welcher ebenfalls eine Laterne trug und die Sache als einen ungeheuren Spaß zu betrachten ſchien. Er näherte ſich raſch dem Thore und zog derb an der Glocke, daß der Klang derſelben laut im Hofe wiederhallte und Herrn Goldſtein auf ſeinem Kehrichtfaſſe heftig zuſammenſchrecken ließ. Doch war es ein freudiges Erſchrecken, welches ihn durchzuckte, als er nun, aufblickend, menſchliche Weſen ſah, ächte, vernünftige Menſchen, welche Einlaß begehrten. Ein lauter Ruf nach Hülfe lag ihm ſchon auf der Zunge, doch wurde er zurück gehalten aus Furcht vor dem langen Meſſer des Generals, welch' Letzterer ſich neben den Pfeilern des Thores verborgen hatte. Dagegen erhob ſich Herr Goldſtein, alles Geräuſch vermeidend, langſam in die Höhe.

Der erſte Zug an der Glocke blieb natürlicher Weiſe eben ſo erfolglos, wie der zweite und dritte, auch hatte der

laute Ruf nach Gebhard, den Ludwig ausſtieß, die gleiche Wirkung.

Betroffen ſchauten ſich die Muſicanten an, und einer von ihnen meinte, die da drinnen hätten jetzt ſchon einen feſten Schlaf, worauf ein anderer erwiderte, nach dem guten Abend, den ſie ſich gemacht, ſei das nicht zu verwundern.

„Dort iſt übrigens jemand," bemerkte ein Dritter, welcher den grauen Paletot des Herrn Goldſtein durch die Dunkelheit ſchimmern ſah. „Heda, guter Freund, will Er nicht ſo gut ſein, näher zu kommen, oder den Gebhard rufen, daß er uns das Thor aufmache?"

Nun mochte der Italiener nicht länger zögern, hinter einem der Pfeiler hervorzutreten: „Meine Herren," ſagte er mit ruhiger Stimme, „Gebhard iſt im Augenblicke nicht im Stande, hieher zu kommen, da er drinnen bei einem Kranken beſchäftigt iſt; darf ich mich wohl im Auftrage des Herrn Directors nach Ihren Wünſchen erkundigen?"

„Na, die ſind leicht zu errathen," gab einer der Muſicanten, welcher zuerſt geſprochen, zur Antwort; „wir ſind hinaus geſandt worden, um für den Doctor und ſeine Gemahlin eins aufzuſpielen, alſo machen Sie nur immerhin das Thor auf, daß wir hinein können."

„Das wird nicht gut angehen," erwiderte der Italiener, „denn ich habe keine Schlüſſel, und der Herr Director wünſcht auch nicht, daß im Hofe ſelbſt, dicht unter den Fenſtern ſeiner Kranken, laute Muſik ertöne. Wollen Sie alſo nicht lieber da draußen ſpielen, es klingt das auch viel angenehmer und feierlicher aus der Entfernung."

Ludwig und Philipp ſchauten einander verwundert an, doch meinte ein anderer der Muſicanten: „im Grunde hat er

nicht Unrecht, und uns kann es gleich ſein, alſo fangen wir meinethalben an. — Choral Nummer 6.“

Und Herr Goldſtein? Er athmete tief und ſchwer, er nahm ſeinen Hut vom Kopfe und wiſchte ſich mit der Hand den Schweiß von der Stirn, welchen ihm die tiefe Erregung ausgepreßt, er näherte ſich mit den kleinſten, ihm nur möglichen Schritten dem Gitterthore, mit der Abſicht, ſobald er nahe genug wäre, daſſelbe mit einem gewaltigen Sprunge zu erreichen und dann ſo laut um Hülfe zu rufen, als es ihm nur möglich ſei. Jetzt aber ſchon, ehe er dies nur ausführen konnte, bewegte er ſeine rechte Hand, mit derſelben Zeichen machend, ſo auffallend, als er nur konnte, gegen Philipp, den er beim Scheine einer Laterne erkannte. Es wurde ihm nicht ſchwer, dies auch ein paar Minuten lang zu thun, ohne daß es von den Andern im Hofe bemerkt wurde, denn mit den feierlichen Klängen des Chorals, welcher nun durch die ſtille Nacht erklang und das ſeit lange ſchlummernde Echo im Hofe wach rief, war auch eine feierliche Stimmung über ſämmtliche Verſchworene gekommen. Muſik hatten dieſe ohnehin lange nicht mehr gehört, und jedem rief ſie wehmuthsvolle oder heitere Bilder aus der Vergangenheit hervor.

Der Telegraphiſt, der in einem Winkel ſtand und ungeſehen fortfuhr, ſeine Zeichen zu machen, ließ zuerſt den rechten, dann den linken Arm ruhig herabhangen und faltete wenige Sekunden danach ſeine Hände zuſammen. Der General dachte an die letzte Kirchenparade, die er kommandirt, an die Auszeichnung, die er dabei empfangen, und es erſchien ihm eigentlich jammervoll, ein Verſchworener zu ſein und nie zum rechten Ziele gelangen zu können.

Der Förster hörte aus den ernsten, getragenen Tönen nur die Waldhörner herausklingen, und bedeckte seine Augen mit der Hand, da er sich durch die Erinnerung an den schönen grünen Wald aufs schmerzlichste bewegt fühlte. Sogar der Factor flatterte nicht mehr im Hofe umher, sondern hatte sein Zeitungsblatt verkehrt genommen, und sang die Worte des Chorals, den er wohl kannte, langsam vor sich hin.

Am tiefsten ergriffen war wohl der Italiener. Die harte narbige Rinde, welche sein Herz eingeengt und zusammengepreßt, schmolz vor den Klängen der Musik. Er drückte seine heiße Stirn gegen den kühlen Stein des Thorpfeilers, er schloß die Augen und sah die funkelnden Kreise, welche seine Thränen in ihnen hervorriefen. Auch ihm schienen jene Töne bekannt, er hatte sie gehört bei einem heiteren Feste, in seiner geliebten Vaterstadt, im schönen Neapel. Sie nahmen das tiefe Weh, den gewaltigen Schmerz, welche ihn fast vernichtet, von seinem Herzen, und träufelten dafür den Glauben an eine bessere, glücklichere Zeit in sein wundes Gemüth. Sah er doch die Freiheit vor sich, lag es doch jetzt schon in seiner Macht, das eiserne Thor zu öffnen und hinaus zu eilen — fort, immer fort, — weiter, immer weiter, über Berg und Thal, seiner glücklichen Heimat zu, wo er vielleicht nur anzuklopfen brauchte an die Thür eines geliebten Wesens, damit sie ihm öffne, nicht nur diese Thür, sondern auch ihre Arme. Das alles versprachen ihm die wogenden Töne, die seine Brust mit Entzücken schwellten und die ihm jauchzend immerfort wiederholten: Ja, du wirst frei sein, morgen schon, — und glücklich? — Vielleicht, vielleicht! —

Herr Goldstein fühlte sich durch jeden kleinen Schritt, mit dem er sich dem Thore näherte, ermuthigter, und fing

ſchon an, aus dem Chaos von Tönen eine einzelne klingende Stimme heraus zu hören. Es war die der Poſaune, die ihm zurief: Du wirſt ſie wieder haben, die zwanzigtauſend Gulden. Dir wieder geben wird man die zwanzigtauſend Gulden — ja, zwanzig — tauſend — Gulden.

Endlich ſchwieg die Muſik, und alle die Träumer erwachten aus ihren Phantaſieen, unſanft aber wurde Herr Goldſtein aus ihnen geweckt, denn als er eben zu einem verzweifelten Sprunge gegen das Gitter anſetzen wollte, fühlte er ſich plötzlich von einer eiſernen Fauſt gehalten, und ſah erſchreckt um ſich ſchauend in das düſter glühende Auge des Förſters, welcher ihm zuflüſterte: „Noch einen Schritt vorwärts, noch eine einzige auffallende Bewegung, und ich ſchlage dir den Schädel ein, mag daraus entſtehen, was da welle! Und ändere augenblicklich deine erſchreckte Fratze, — heiter ſollſt du ſcheinen, luſtig, wie wir! Ha, ha, ha,“ lachte er laut hinaus, „das war eine ſchöne Muſik, nicht wahr?“ Und damit ſtellte er ſich Geſicht gegen Geſicht vor den unglücklichen Geſchäftsmann, daß die am Gitterthore deſſen Jammermiene nicht mehr erblicken konnten.

Aber geſehen hatten ſie ihn ſchon; namentlich Philipp und Ludwig hatten ihn geſehen und erkannt, den Herrn Goldſtein, der ja auch auf der Hochzeit geweſen war. Aber da ſie wußten, daß er auch ſchon früher zu dem Dr. Henderkepp ins Haus gekommen war und dieſem genau bekannt ſei, ſo fanden ſie leider kein Arges darin, ihn hier im Hofe unter den Penſionären der Anſtalt zu ſehen; wir ſagen leider, und zwar im Intereſſe des Herrn Goldſtein, denn der Muſicant, welcher die Poſaune blies — er fungirte zugleich als Dirigent des Ganzen — hatte ſchon den Kopf geſchüttelt, als er die Narren,

wie er ſich gegen ſeinen Nebenmann ausdrückte, hier im Hofe frei umher gehen ſah. Wenn er der Wahrheit des hier Vorgefallenen auch nicht im entfernteſten nahe kam, ſo war es ihm doch ſonderbar erſchienen, daß die, welche eigentlich hinter Schloß und Riegel in ihren Zellen ſein ſollten, ſich ſo ſpät Abends hier noch im Hofe umhertrieben. Aber der Herr Goldſtein war ja dabei, ein Geſchäftsmann, über deſſen klare Verſtandeskräfte man durchaus keine Beſorgniſſe zu haben brauchte, das hatte er häufig bewieſen.

„Es macht's der Hochzeitstag," meinte Philipp; „nun, den armen Leuten kann man das wohl gönnen, daß ſie auch einmal ein bischen Freiheit haben und die Muſik in der Nähe hören dürfen."

„Ja, und ſie betragen ſich ſo ruhig," flüſterte Ludwig, welcher mit der gleichen Neugierde durch das Eiſengitter auf die Wahnſinnigen blickte, als ſchaue er in einen Käfig voll wilder Thiere hinein, es aber gar zu gern geſehen hätte, wenn ſie einiges tolles Zeug und Spectakel gemacht hätten.

„Achtung!" rief nun der Poſauniſt, die Polka Nummer 8."

Und darauf ging es los in einem lebhaften Takte, luſtig und heiter, klingend und ſpringend, wie nach dem alten, bekannten Leineweber-Lied:

„Fein oder grob, Geld gibt's doch.
Mir ein Viertel, dir ein Viertel,
Schrum, ſchrum, ſchrum!" —

Und ſo wirkte ſie auch auf die meiſten der Zuhörer im Hofe: der Telegraphiſt hob Arme und Beine nach dem Takte zuckend in die Höhe und telegraphirte eine unendlich lange Depeſche, die ſeinem Geſichtsausdrucke nach voll Humor und Freude ſein mußte. Der General marſchirte auf und nieder und

ſage mir die Wahrheit.“ Sie wandte ſich haſtig gegen ihn, umſchlang ſeinen Hals mit beiden Armen, und drückte einen innigen heißen Kuß auf ſeinen Mund. „Sage mir, ich ſoll geduldig warten, befiehl' mir, dich nie mehr zu fragen, aber laß' mir eine kleine Hoffnung. Bedenke, wie du über dieſen Punkt früher mit mir geſprochen! Denk' an die erſte Zeit unſerer Liebe in Neapel!“

„Ich denke daran,“ antwortete er ſchmerzlich bewegt.

„Damals,“ fuhr ſie fort, „hielteſt du es für ſo leicht, die Einwilligung deines Onkels zu erlangen. O Eugen, ich habe nicht leicht, nicht willig deinen Bitten nachgegeben, ich habe dir Alles ſo vorgeſtellt, ich habe ahnungsvoll geſehen, wie es nun wirklich gekommen iſt. Ich habe dich gewarnt, ich habe dir vorgeſtellt, wie deine mächtige Familie es dir nimmermehr erlauben würde, eine unbekannte, namenloſe, wenn auch damals große Künſtlerin in ihren Kreis aufzunehmen. Alles, Alles haben wir dir geſagt, ich und der getreue Dubelli. Damals aber ſahſt du klarer und heller in die Zukunft; — doch will ich dir keine Vorwürfe machen, nur ſprich offen und ehrlich mit mir. Ich will ja nur dein Glück, wenn auch mein Herz darüber brechen müßte.“

„Nicht dieſen Ton, Maria!“ ſagte er heftig, „es iſt leider wahr, ich habe dir Verſprechungen gemacht, die ich nicht halten konnte, ich habe dich einer glänzenden Carière entriſſen, die du aufgeben mußteſt, vielleicht mittelbar durch meine Schuld; du haſt das Recht, mir Vorwürfe zu machen — thu' es! ſchilt mich, klage mich heftig an, laß' mich deinen Zorn fühlen, aber nicht jenen Ton! Ich habe Unrecht, Gott, wie fühle ich das! Ah! ſei nicht immer ſo verzeihend, ſo geduldig, ſei zornig, ſei heftig! — dann kann ich es auch ſein,“ ſetzte er ganz leiſe hinzu.

Aber ſie wurde nicht heftig, ſie litt geduldig und ſtill. Sie nahm das Bübchen auf ihren Schooß und ließ ihn einzelne

öffnete zuweilen den Mund, als fände er es für nöthig, den vorbeiziehenden Truppen irgend einen Befehl zuzurufen. Sogar der arme Factor ſchien aus ſeiner gedrückten Stimmung heraus zu kommen, denn er nickte ordentlich vergnügt mit dem Kopfe.

Förmlich elektriſirt von der Muſik ſchien übrigens der Förſter zu ſein: ſeine Hände waren noch immer auf die Schultern des Herrn Goldſtein gelegt, — die Außenſtehenden konnten es freilich nicht bemerken, daß er deſſen Rockkragen feſt gepackt hielt. Nach dem Takte der Muſik hob er abwechſelnd ein Bein um das andere, ſchaute mit einem luſtigen Grinſen bald rechts, bald links, und ſeine Freude ſteigerte ſich ſo, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſeinem unglücklichen Gegenüber eindringlich zuzuflüſtern: „mit getanzt, mit getanzt, wir alle müſſen luſtig ſein, ſehr luſtig ſein, auch du, mein guter Freund!“ Und als der unglückliche Herr Goldſtein gar keine Veranlaſſung hierzu in ſich ſpürte, ſo ſtieß er ihn mit den Fäuſten auf die Schultern und mit den Ellbogen in die Rippen, ſo lange, bis ſich der Geſchäftsfreund des Dr. Henderkopp zu einigen ungraziöſen Sprüngen genöthigt ſah; doch hatte der Förſter an dieſen ſchwachen Verſuchen noch nicht genug, und als Herr Goldſtein einmal in Bewegung geſetzt war, ſo hob er ihn mit ſeiner rieſigen Kraft faſt in die Höhe und drehte ſich mit ihm im Kreiſe, ſo daß es ausſah, als führten die Beiden einen zierlichen Walzer auf, wobei der graue Paletot nach allen Richtungen emporflatterte. Dabei aber entfernten ſich Beide, trotz des Widerſtrebens des einen Theils, immer mehr von dem Gitterthore, und Herr Goldſtein ſah mit Schaudern ein, daß ſeine Partie verloren ſei; er ſah es ein und hörte es auch aus den Aeußerungen der Außenſtehenden.

„Seht den guten Herrn Goldſtein,“ ſagte Philipp ſo laut und vernehmlich, daß es durch die Muſik klang, „er freut ſich mit den armen Leuten, ich hätte das wahrhaftig nimmer von ihm gedacht!“ —

„Mir ein Viertel, dir ein Viertel,
Schrum, ſchrum, ſchrum,“

machte die Muſik immer noch luſtig in der gleichen Weiſe während der eben erwähnten Scene und als der Belobte ſchon wieder auf ſeinem Kehrichtfaſſe ſaß, wohin ihn der Förſter dirigirt, und wo er zuſammengeſunken war, förmlich zerknickt vor Angſt, Furcht und Entſetzen. In ſeinem Innern ſah es troſtlos aus — dort draußen Hülfe und Rettung, wenn er ſich hätte verſtändlich machen dürfen durch einen lauten Hülferuf, dort jenſeits des Gitters fühlende Menſchen, die zu ſeiner Befreiung herbei geeilt wären, die nun luſtig nach Hauſe zurückzogen, unter Scherzen und Lachen von einem gelungenen Abend erzählend, während er hier zurück bleiben mußte, — unter Larven die einzig fühlende Bruſt! Er kam ſich vor wie ein Schiffbrüchiger, der aufjubelnd Land geſehen oder ein rettendes Boot, das ſich aber unaufhaltſam wieder entfernte, ohne ihm Hülfe gebracht zu haben.

Ja, ſie entfernte ſich von ihm, die Rettung, denn als die Polka zu Ende war, packten die Muſiker ihre Inſtrumente zuſammen, Philipp und Ludwig wünſchten eine gute Nacht in den Hof hinein, und dann zog alles von dannen, lachend und plaudernd. Eine Zeitlang bemerkte man noch die wimmelnden ſchattenhaften Geſtalten und dazwiſchen das Blitzen der Lichter aus den Laternen, zuletzt ſah man nur noch einen ungewiſſen Schein, und dann herrſchte wieder die kalte, ſtille, erbarmungloſe Nacht.

Herr Goldſtein hörte kaum noch, daß der Italiener etwas zu den andern Verrückten ſprach, und daß dieſe alsdann die Pechpfanne umwarfen und das glimmende Feuer auf dem Boden auslöſchten. Er war ſo voll Jammer und Elend, daß er mechaniſch folgte, als man ihn dazu aufforderte, und daß er nur einen tiefen Seufzer ausſtieß, als er nach dem Hauſe geführt wurde und man ihn dort in eine finſtere Zelle ſchloß; ja, er fühlte ſich faſt etwas erleichtert, als nun die ſchwere Thür derſelben mit ihren Riegeln und Schlöſſern ihn von ſeinen Verfolgern trennte, — war doch jetzt wenigſtens ſein Leben geſichert, wenn auch vielleicht nur für eine kurze, arme Friſt.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Eine ärztliche Conſultation.

Die Nacht entſchwand und machte dem jungen Morgen Platz, der aber mit einem ſo verdrießlichen, verlebten Geſichte erſchien, daß man ihn eigentlich für einen alten Morgen hätte halten können, der als Stellvertreter eines beſſeren und friſcheren ſchon mehrere Male grämlich die Erde betrachtet. Der Anblick derſelben auf der ſonſt ſo geſegneten Stelle, wo unſere wahrhaftige Geſchichte ſpielt, war aber auch heute danach, daß man es dieſem Morgen nicht übel nehmen konnte, wenn er ſie mit einem verdrießlichen Geſichte begrüßte. In den Frühſtunden hatte es geregnet, und von den kahlen Aeſten der Bäume und Geſträuche fielen immer noch die ſchweren Tropfen herab, während es unterdeſſen kühler geworden war und ſich ein dichter Nebel erhoben hatte, der alles in ſeinen grauen, ſpinnwebenartigen Schleier hüllte. Es fröſtelte einen, wenn man nur zum Fenſter hinaus ſah. Drunten im Thale huſchte der Dampfwagen mit ſeinem Zuge vorüber, eine dunkle, graue Linie, eingehüllt in Rauch und Nebel; Wagen,

Reiter und Fußgänger, welche den Weg auf der Landſtraße verfolgten, nahmen, wenn ſie näher kamen, rieſenhafte Dimenſionen an, ſo wie der Haſe, welcher ſich dort am Abhange des Berges aufthut, wie ein mäßiger Metzgerhund ausſieht. Es war ein Morgen, bei welchem man allenfalls behaglich in guter Geſellſchaft am Kaffeetiſch ſitzen mag, oder der einem auch nicht unangenehm erſcheint, wenn man in den Wagen ſteigt, um im Süden Gegenden aufzuſuchen, wo Nebel und Regen ſelbſt während der Winterzeit Seltenheiten ſind.

Troſtlos aber über alle Beſchreibung iſt es, wenn man einen ſolchen Morgen aufdämmern ſieht durch das kleine, vergitterte Fenſter einer gefängnißartigen Zelle, obendrein mit dem ungewiſſen Gefühle für die nächſte Zukunft. So erging es in der Anſtalt des Dr. Henderkopp dem würdigen Vorſtande derſelben, ſo wie dem Herrn Moſes Goldſtein. Letzterer war obendrein noch in den Frühſtunden vor Erſchöpfung in einen tiefen Schlummer geſunken und hatte geträumt, daß er mit dem größten Gewinne in der Ziehung des öſterreichiſchen Lotterie-Anlehens herausgekommen ſei, mit baaren zweimalhundertvierzigtauſend Gulden, wofür er nicht einmal Papier zu nehmen brauchte, ſondern die ihm in neuen, glänzenden Guldenſtücken ausbezahlt wurden — ein reicher Traum, ein ſchöner Traum, ein Traum, welcher ihm Herz und Magen wärmte, denn an der Börſe, die er auch beſuchte, kamen die großen Banquiers, die ihn ſonſt keines Blickes gewürdigt, obgleich meiſtens ‚von unſere Leut,‘ um ihm jetzt zu drücken die Hand, und der große Rothſchild ſchickte jemand aparte daher, um ihn einzuladen zum Diner nach Frankfort am Main. — Dann kam die Reaction über ihn, ſchauerlich und

fröſtelnd, er erwachte und hatte, wie es dem Geſchäftsfreunde geziemt, augenblicklich ſeine fünf Sinne bei einander und jammerte: „Waih geſchrieen, ich habe nicht gewonnen das große Loos in die öſterreichiſchen, ſondern habe verloren zwanzigtauſend Gulden, die ich ſchon hatte in der Taſche in guten Papieren — waih geſchrieen! Ich bin ein verlorener Mann, ich bin ein ruinirter Mann! Beſſer wäre es geweſen, mein Vater und meine Mutter hätten ſich nicht gegeben ſo große Mühe, um mich eintreten zu laſſen in dieſe verdorbene Welt — waih geſchrieen!“

Was Herrn Dr. Henderkopp ſelbſt anbelangt, ſo ſah er ſchon gefaßter den trüben Morgen aufdämmern; er hatte wenig geſchlummert und war dafür deſto mehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt in ſeiner kleinen Zelle auf und ab gegangen. Ein tückiſches Geſchick hatte allerdings das Gebäude in die Luft geſprengt, das er mühſam aufgebaut und mit Lug und Trug zuſammengeleimt. Doch fühlte er ſelbſt ſich noch feſt auf ſeinen Füßen ſtehen und war überhaupt eine von den Naturen, welche nicht geneigt ſind, einem Unfalle ſchnell den Rücken zu kehren, ſondern die Trümmer, welche derſelbe hinterläßt, ſorgfältig und genau unterſuchen, um manchen unverletzten Stein und manchen noch brauchbaren Balken zu entdecken.

Er blickte in den Nebel hinaus und ſprach zu ſich ſelber nach einem längeren Nachdenken: „Wenn auch die Brücke, die ich in trügeriſcher Conſtruction aufgebaut, vor meinen Füßen zuſammengebrochen iſt, ſo ſind doch die Fundamente ſtehen geblieben, auf die ich ein neues und hoffentlich ſoliderres Bauwerk aufführen kann. Henderkopp oder Hinderkopf,“ fuhr er mit einer ſauern Miene fort, „muß allerdings

Einräumungen machen und alsdann sehen, wie er langsam die Zügel wieder zu ergreifen vermag, die seinen Fingern entschlüpft sind — ja, ja, es war eine bösartige Wunde, die ich allerdings künstlich bepflasterte, die aber niemals zur Gesundheit führen konnte, wenn man sie nicht, wie geschehen, zu einer Radicalcur gewaltsam aufriß. — Es that weh, verdammt weh, aber ein Tölpel, der verzagt, so lange er lebt und so lange ihm noch eine Möglichkeit bleibt, sich nach tiefem Falle wieder aufzurichten."

Darauf rieb er sich die Hände, vielleicht weil es ihn fröstelte, vielleicht aber auch wegen eines nicht ganz unbehaglichen Gefühls, welches die Fortsetzung seines Selbstgesprächs in ihm erweckte. „Möchte nur wissen," sprach er, „was sie mit meinem Freunde Goldstein angefangen, und wie es diesem armen Teufel geht. Im Ganzen haben sich die Narren besser benommen, als ich ihnen zugetraut, und wenn ich gegen mich selber nicht ungerecht sein will, so muß ich mir gestehen, daß ich sie ziemlich wieder zu Verstand gebracht; mit dem Herrn Marchese läßt sich wohl noch ein Wort reden, und wenn ich mich bereit zeige, in seine Wünsche zu willigen, so wird auch er, die künftige Beaufsichtigung meiner Anstalt betreffend, glimpflich verfahren. Daß er wahrhaftig wieder bei vollem Verstande ist, glaube ich annehmen zu können, und so mag er denn in Gottes Namen hinziehen, wohin es ihm beliebt."

Ein leises Klopfen an die Zellenthür unterbrach sein Selbstgespräch. Auch war der Director der Anstalt nicht wenig erstaunt, die Stimme Gebhards zu vernehmen, welcher ihm sagte: „Das ist eine merkwürdige Geschichte. Glauben Sie mir aber, Herr Doctor, daß es mir ganz unmöglich war,

mich zur Wehre zu ſetzen, als ſie mich einſchloſſen. — Ich war, an nichts Arges denkend, auf meinem Zimmer beſchäftigt."

„Und man hat Euch frei gelaſſen?"

„So eben, Herr Director, aber der Herr Förſter erzeigt mir die Aufmerkſamkeit, mich mit ſeinem Gewehr auf Schritt und Tritt zu begleiten."

„Und wie ſteht's im Hauſe? Was macht meine Frau?"

„Die Frau Director ſind noch auf ihrem Zimmer, und ſonſt geht alles ſo ſtill und ruhig, wie man es ſich nur wünſchen kann. Der Herr Marcheſe, ich muß ihn ſo nennen, da er es befohlen hat, ſchloß ſelbſt mein Zimmer auf und ſagte, ich ſolle nun meinen Geſchäften wie gewöhnlich nachgehen, auch dem Hausknecht und der Köchin die ihrigen anweiſen, es geſchehe das alles mit Ihrer Bewilligung. Als ich ihm entgegnete, es ſei doch ſonderbar, daß Sie ſich freiwillig einſchließen ließen, gab er mir zur Antwort, Sie wollten ein Studium über die Zellenhaft machen, und erſuchte mich darauf, nicht viel mehr zu fragen, ſondern zu thun, wie mir befohlen."

„So thut das und ſagt dem Herrn Marcheſe, ich laſſe ihn erſuchen, zu mir zu kommen."

„Der Herr General ſteht am Thore und hat den Schlüſſel zu demſelben; ich werde Ihnen gleich ihr Frühſtück bringen."

„Ja, auch mein Schreibzeug und Papier."

„Weiter haben der Herr Director für den Augenblick nichts zu befehlen?"

„Nein, man ſoll mir nur ſagen, was meine Frau macht, wenn ſie ihr Zimmer verläßt."

„Es ſoll nicht fehlen," erwiderte Gebhard, und damit

hörte man ſeine Schritte, ſo wie die des Förſters ſich von der Thür entfernen.

Der Marcheſe Gaetano Fontana hatte die Nacht in dem Arbeitszimmer des Doctors und in deſſen großem Lehnſtuhle zugebracht, zuweilen ein wenig geſchlummert, häufiger aber noch das Zimmer nach allen Richtungen durchmeſſen; auch ſtand er lange, lange an den Fenſtern des Gemachs, um in die Nacht hinaus zu blicken, und namentlich that er dies in den Frühſtunden, um den erſten Schimmer des anbrechenden Tages zu erhaſchen. Doch ſchlich dieſer an dem heutigen nebeligen Morgen langſam und faul empor, faſt ausgelöſcht von dem ſtrömenden Regen und dann wieder dicht verſchleiert von den aufſteigenden Dünſten.

„Soll das ein Bild meiner Zukunft ſein," ſprach der Italiener zu ſich ſelber, „oder zeigt ſich der traurige Norden, wo ich ſo viel gelitten, noch einmal in ſeiner ganzen Häßlichkeit, um mir zu ſagen, daß ich in ihm mein Glück nicht finden werde, um mich zu ermahnen, eilig nach dem Süden zu fliehen? — Unnöthige Mahnung! Jahre ſind verſtrichen, und ſtatt ſie zu finden, die mein Glück ausmacht, fand ich Schlimmeres als Krankheit und Tod. War ſie ein neckendes Gebild meiner Phantaſie? War ſie eines jener himmliſchen Weſen, von denen man ſagt, daß ſie zuweilen die Erde und arme Sterbliche mit ihrer Gegenwart beglücken, um alsdann wieder verſchwindend ihnen alles zu nehmen: Glaube, Liebe, Hoffnung?

„Mir geſchah es alſo, und wenn ich zurückkehre in meine ſchöne Heimat, ſo habe ich auch dort nach den Worten jenes Mannes alles verloren, was meinem Herzen nahe ſtand, und muß dagegen gute Freunde und Verwandte kennen lernen,

die ſich kein Gewiſſen daraus machten, mich zu einer ewigen Gefangenſchaft zu verdammen, mich auszulöſchen aus der Zahl der Lebenden, mich lebendig zu begraben, um mich bei Lebzeiten ſchon zu beerben. Ja, ich werde ſie kennen lernen, ich werde ein Wort mit ihnen reden," ſetzte er mit einem aufflammenden Blicke hinzu, „und dann — — — — und dann —! —"

Er verſank in ein tieferes Nachſinnen, während er den Kopf in ſeine Rechte ſinken ließ. „Und dann," wiederholte er nach einer längeren Pauſe, „werde ich den Ort aufſuchen, wo ſie gewohnt, die Thür, durch welche ſie verſchwand, und werde von da Schritt für Schritt nochmals den Verſuch machen, ſie wieder aufzufinden. Wie ein treuer Hund werde ich trachten, ihrer Spur zu folgen — ach, damals folgte ich ihr zu flüchtig, zu leidenſchaftlich! Ihr Bild, das mir vorleuchtete in trügeriſchem Schimmer, brachte mich auf Abwege und endlich hieher. — Ich kann von ihr nicht laſſen, ich kann nicht, und jetzt, wo ſich die Riegel dieſes traurigen Hauſes öffnen, fühle ich, wie meine heiße Liebe zu ihr wieder mein ganzes Selbſt überflutet. Finden muß ich die geliebte Spur, und wenn ſie mich auch zu ihrem Grabe führt!"

Es wurde leiſe an die Thür geklopft, und ehe der Marcheſe noch „Herein" rufen konnte, war ſie auch ſchon geöffnet, und der General trat in das Gemach, in ſeiner heute ausnahmsweiſe etwas vernachläßigten Kleidung, ſo wie in den leicht gerötheten Augen die Spuren einer durchwachten Nacht zeigend. „Ich komme zu melden," ſagte er, „daß ich einen Gang um die Außenwerke gethan habe und überall die Poſten wachſam und ſorgfältig auf ihrer Hut fand; auch ſchaute ich vom öſtlichen Thurme auf die Stadt herab, um mich zu

Worte ſagen, die er ſchwer auszuſprechen gelernt, und da kam Alles durch einander, Deutſch, Italieniſch und Franzöſiſch. Aber dieß unſchuldige Geplauder erweichte ſein Gemüth, er hörte dem Kinde zu, zuerſt ernſt, dann lächelnd, endlich nahm er es auf ſeinen Arm, küßte es unzählige Mal und tanzte ſingend und lachend im Zimmer auf und ab.

Unter dieſen Eindrücken hätte er auch Alles für Kind und Mutter gethan, was nur eine Menſchenſeele thun kann. Er hätte für ſie gelitten, gedarbt, ja gearbeitet — das Letzte wäre aber für ihn das Härteſte geweſen, denn er hatte es nie gethan. Doch ſo leicht ſeine guten Vorſätze kamen, eben ſo leicht verſchwanden ſie auch wieder. Bald ſetzte er das Kind auf den Boden und warf ſich in eine Sophaecke, nach gleichgültigen Dingen fragend.

„Apropos!“ ſagte er, „haſt du Nachrichten von Dubelli? Wie geht es ihm, was treibt er?“

„Von Paris hat er mir vor einiger Zeit geſchrieben. Er tanzt in der großen Oper, iſt gut bezahlt, ſparſam wie immer und legt das Seinige zurück, um ſpäter in der Heimath, in Deutſchland, ruhig leben zu können.“ Das Letzte ſagte ſie mit einem unterdrückten Seufzer.

Obgleich er die Bewegung in ihrer Stimme wahrnahm, ſo wollte er ſie doch nicht beachten, und fuhr fort: „wie iſt denn der Menſch, der dir nun ſeit zwei Jahren deine Geſchäfte beſorgt? Hältſt du ihn für treu und ergeben?“

„Ich glaube ſo,“ entgegnete Maria, „du weißt, wie wir ihn fanden und aufnahmen; wir können auf ſeine Dankbarkeit den gerechteſten Anſpruch machen.“

„Ja, das muß war ſein,“ lachte der Graf, „Gott, wenn ich je etwas Heruntergekommenes geſehen, ſo war es dieſer Deutſche. — Aber ein unangenehmeres, widerwärtigeres Ge-

überzeugen, daß ſich von dort kein Kriegsvolk nahe, welches in feindlicher Abſicht gegen uns ausgeſchickt. Dort aber iſt auch alles ruhig: die Schornſteine dampfen wie gewöhnlich, die Eiſenbahnzüge machen ihren Weg hin und her; es ſcheint, unſere Verſchwörung iſt gelungen, und der Feind hat ſeine Abſicht aufgegeben, dieſe für ihn ſo wichtige Poſition wieder zu gewinnen."

„So denke ich auch, mein verehrter General," erwiderte der Marcheſe und ſetzte nach einem flüchtigen Blicke auf ihn hinzu: „da ſich aber nach dem Geſetze der Natur auch die größten Kräfte abnutzen, wenn man ſie zu lange in Anſpannung erhält, und Sie heute Nacht das Uebermögliche geleiſtet haben, ſo werde ich, der ich mehrere Stunden geruht, nun wieder ſelbſt die Ueberwachung der Feſtung übernehmen, und indem ich Sie, Herr General, hiermit als abgelöſ't erkläre, erſuche ich Sie freundſchaftlichſt, ſich in Ihre Gemächer zurückziehen zu wollen, um dort für einige Stunden der Ihnen ſo nothwendigen Ruhe zu pflegen. Sie können ſich darauf verlaſſen, daß, ſo wie eine Gefahr droht, ich Sie augenblicklich ſelbſt davon benachrichtigen werde."

„Unter der Bedingung und da ich die Feſtung in der vortrefflichſten Hand weiß, ziehe ich mich gern für einige Stunden zurück, denn ich fühle mich ſehr abgeſpannt. Auf Wiederſehen denn, Herr Graf!"

„Bis nachher, mein lieber General!" ſagte der Marcheſe, indem er ihm die Hand reichte, und fügte, als jener zur Thür hinausging, noch hinzu: „Wenn Sie den Förſter ſehen, ſo ſchicken Sie ihn zu mir herauf."

Das war nun nicht nöthig, denn der Förſter trat in

das Zimmer gleich nachdem es der Andere verlaſſen; er ſchloß die Thür ſorgfältig hinter ſich zu, und ſeine Mienen zeigten an, daß er etwas Außergewöhnliches zu berichten habe, und ſo war es auch in der That. „Herr Graf,“ hob er an, „draußen am Gitter hält ein Wagen, eine herrſchaftliche Equipage mit Kutſcher und einem Bedienten, und in dem Wagen ſitzt ein Herr, welcher den Dr. Henderkopp zu ſprechen wünſcht.“

Der Marcheſe preßte die Lippen auf einander und murmelte nach einem Augenblicke: „So früh ſchon Beſuche, das iſt ungeſchickt! Ihn abweiſen, würde Verdacht erregen, ihn empfangen, iſt gefährlich, denn wenn er den Dr. Henderkopp perſönlich kennt, ſo müſſen wir den Fremden zu ihm führen, und unſer ganzes Spiel könnte verloren gehen.“

„Der Kutſcher dieſes Herrn,“ erwiderte der Förſter, „war noch nicht hier oben, und eben ſo wenig kannte der Bediente die Anſtalt, denn als er anfuhr, fragte letzterer, ob er richtig ſei, und darauf bog ſich der Herr aus dem Wagen und ſchaute mit neugierigen Blicken in den Hof hinein.“

„Was für ein Mann iſt das, alt oder jung?“

„Er ſcheint mir ziemlich bei Jahren zu ſein, hat ein langes, blaſſes Geſicht und ein düſteres, ſtechendes Auge, mit dem er mich ſcharf anſah, als ich mich am Gitter zeigte.“

Der Marcheſe machte einen Gang durch das Zimmer, dann blieb er vor dem Förſter ſtehen und ſagte kurz und entſchloſſen: „Man muß auf ſein Glück bauen, und ich habe ſo lange Unglück gehabt, daß ich wohl mit einigem Rechte einen gänzlichen Umſchwung annehmen kann. Oeffnen Sie das Gitter, laſſen Sie den Herrn allein in den Hof, Wagen und Bediente ſollen draußen bleiben, und bringen Sie ihn

zu mir; ſagen Sie ihm aber, Sie wüßten nicht genau, ob der Doctor ſchon zu ſprechen ſei. Sie könnten ja etwas von der geſtrigen Hochzeitsfeier fallen laſſen," ſetzte er lächelnd hinzu, „aber jedenfalls würde der Aſſiſtenz-Arzt eben ſein und den Doctor herbeirufen. — Noch eins," fuhr er nach einer Pauſe fort, „Sehen Sie nach den anderen Herren und ſorgen Sie dafür, daß ſie ſich in ihren Zimmern ausruhen; dem General habe ich daſſelbe bedeutet, und Sie können wohl ſo freundlich ſein, ſich zu überzeugen, ob er in ſeine Zelle gegangen iſt und ſich auf ſein Bett gelegt hat."

Als der Förſter die Thür hinter ſich zugezogen, ſprach der Marcheſe zu ſich ſelber: „Ich kann nicht anders, ich muß den Fremden verlaſſen, werde ja auch nach den erſten Worten ſehen, ob er mich für den Director nimmt oder nicht; eine kleine Aenderung meines Aeußern wird aber jedenfalls nichts ſchaden." Er nahm einen Morgenrock des Doctors, der auf einem Stuhle lag, und zog ihn an, trat dann vor den Spiegel, um nach ſeinem Haare und Barte zu ſehen, die ſich in guter Ordnung befanden, und nahm dann vom Schreibtiſche die blaue Brille des Directors, welche dieſer geſtern Abend dort liegen gelaſſen. Er ſetzte ſie auf und nickte zufrieden mit dem Kopfe, als ihm aus dem Spiegel eine ganz andere Phyſiognomie entgegenſah.

Er hatte eben dieſe Vorbereitungen beendigt, als der Förſter die Thür öffnete und den Fremden eintreten ließ. Es war dies ein großer, hagerer Mann von vornehmer Haltung, einfach aber elegant angezogen, und der Marcheſe bemerkte mit einigem Erſtaunen, daß ihm die linke Hand fehlte und der Aermel derſelben an einem Knopfe ſeines Rockes befeſtigt war. Auf der linken Seite des Kopfes, von der

Stirn bis zu den Augenbrauen, ſah er eine lange Narbe, die leicht geröthet war.

Der Fremde machte eine Verbeugung, trat ein paar Schritte näher und ſagte dann: „Ich habe wohl das Vergnügen, den Herrn Dr. Henderkopp, den Director dieſer Anſtalt, vor mir zu ſehen?“

Dieſe Frage, in ruhigem Tone ausgeſprochen, gab dem Andern völlig ſein Gleichgewicht wieder; er rückte einen Lehnſtuhl in die Nähe des Tiſches, erſuchte den Eingetretenen, ſich zu ſetzen, und erkundigte ſich, nachdem er ſelbſt Platz genommen, nach ſeinen Wünſchen.

„Sie erlauben mir zuerſt,“ gab jener zur Antwort, „daß ich mich Ihnen ſelbſt vorſtelle: ich bin der Graf Lotus. Daß Sie dieſen Namen ſchon nennen gehört,“ fuhr er mit einem verbindlichen Lächeln fort, „darauf kann ich keine Anſprüche machen. Die Zeit, wo ich etwas Weniges von mir reden machte, liegt lange hinter uns, und der Schauplatz meiner unbedeutenden Thaten ſo weit von uns entfernt, daß ich derſelben und dieſes Schauplatzes gewiß nicht erwähnen würde, wenn ich es nicht für nothwendig hielte, Sie, Herr Doctor, mit meiner Vergangenheit bekannt zu machen. Ich diente in Indien im engliſchen Heere, machte dort an der Spitze eines braven Reiter-Regimentes die Kriege gegen die Afghanen und Sikhs mit, — ein wild bewegtes Leben, das, wie Sie mir zugeben werden, wohl im Stande iſt, die Nerven zu zerſtören. Auch war ich damals ein lebhafter, junger Menſch, hatte heißes Blut und war gewiß keiner der Letzten, wenn nach angeſtrengtem Tagewerk Abends der Becher im Kreiſe umherging oder wenn wir jenen wunderbaren Tänzen zuſchauten, die, obgleich nur vom kalten Mondlicht beſchienen,

doch heißer auf unſere Sinne wirkten, als wenn wir alles das empfunden unter dem glühenden Strahle der Sonne. Kurz, ich lebte nicht beſſer und nicht ſchlechter, als ein junger Offizier zu thun pflegt, der ſich nicht zu geniren braucht, das Gold mit vollen Händen weg zu werfen, und der den feſten Glauben hat, ſeine Geſundheit ſei unzerſtörbar.

„Letztere war aber eher erſchöpft, als meine Kaſſe, und als mich bei einem jener wilden Gemetzel der Säbel eines heimtückiſchen Sikhs ſchwer auf den Kopf traf — Sie werden hier das Merkzeichen ſehen, welches dieſer Hieb hinterlaſſen —, ſo fühlte ich, nach langem Krankenlager endlich wieder aufgeſtanden, daß es Zeit ſei, auf dem betretenen Wege einzuhalten; auch konnte ich das heiße Klima nicht mehr vertragen, litt periodiſch an furchtbaren Kopfſchmerzen, die ſich zu einer Heftigkeit ſteigerten, daß ich zuweilen bewußtlos niederfiel, zuweilen aber auch Stunden und Tage förmlich tobend zubrachte. Auch ſtellte ſich in Augenblicken, wo die Schmerzen minder heftig waren, das verdächtige Symptom des Doppelſehens bei mir ein, und es wurde mir oftmals ſehr ſchwer, irgend einen beſtimmten Gedanken feſtzuhalten oder ihm zu folgen. — Ich verließ Indien, kehrte nach Europa zurück und lebte Jahre lang in der friſchen, ſtärkenden Luft der Schweiz, wo meine Kopfſchmerzen nach und nach ſchwächer wurden und mich am Ende in ſo weit ganz verließen, daß ſie ſich hie und da nur noch einſtellten als eine heftige Migraine, womit auch andere Sterbliche geplagt ſind. Was das Doppelſehen und die Schwäche meiner Gedanken anbelangte, ſo verminderte ſich das ebenfalls, wogegen aber ein anderes Leiden bei mir auftrat, das der Schlafloſigkeit nämlich, zuweilen Monate lang anhaltend,

zuweilen, in beſſeren Zeiten, nur eine Nacht um die andere erſcheinend. O," ſetzte der Graf ſeufzend hinzu, „das furchtbarſte Leiden, wogegen alle anderen Krankheiten und Schmerzen gar nicht zu rechnen ſind!"

Der Marcheſe, der dem Grafen ſchweigend zugehört, nickte mit dem Kopfe und ſagte dann: „Dieſes Leiden habe auch ich erfahren und kenne wohl die ewig langen Nächte, wo man ſich auf ſeinem Lager ruhelos von einer Seite auf die andere wirft und vergeblich den Schlaf, der, ein flatterndes Band, um uns her zu gaukeln ſcheint, zu erhaſchen ſtrebt. Wenn Sie, Herr Graf, für dieſes Leiden die Kunſt des Arztes in Anſpruch nehmen wollen, ſo bin ich leider nicht im Stande, Ihnen große Hoffnungen auf Erfolg zu machen."

„Das weiß ich wohl," verſetzte der Andere, „und habe darin auch ſchon zu viele fehlgeſchlagene Verſuche gemacht, um dieſe auf dem gewöhnlichen Wege zu erneuern. Wenn es aber doch möglich wäre, daß ein Arzt, wie Sie, der ja bei der Ausübung ſeiner Kunſt auch die Krankheiten der Seele ins Auge faſſen muß, doch durch dieſelbe auf den Körper mehr einzuwirken vermöchte, als das mit anderen Heilmitteln möglich iſt, ſo iſt es doch nicht meine Schlafloſigkeit, weßhalb ich Ihren Rath und Ihre Hülfe verlange. Hoffentlich," ſetzte er mit einer verbindlichen Neigung des Kopfes hinzu, „haben Sie noch von Ihrer koſtbaren Zeit übrig, um mich vollſtändig anzuhören, ſonſt würde ich auch dafür dankbar ſein, wenn Sie die Güte hätten, mir ſpäter eine Stunde zu beſtimmen."

„Gewiß nicht, Herr Graf," erwiderte der Marcheſe; „meine Zeit iſt den Leidenden gewidmet, und wenn Sie nicht

selbst Ursache hätten, eine andere Zeit zu bestimmen, so bitte ich ungenirt über die meinige zu verfügen; nur in dem Falle, oder wenn Sie es vielleicht vorzögen, mich in Ihre Wohnung zu berufen, so —"

„Nein, nein," unterbrach ihn der Andere mit einer hastigen Handbewegung, „ich bin verheirathet, wie ich Ihnen vielleicht noch nicht sagte, und meine Frau, welche begreiflicher Weise den innigsten Antheil an meinen Leiden nimmt, würde beunruhigt sein, wenn sie von einer Consultation erführe — — gerade mit Ihnen, Herr Doctor — — ja, mit Ihnen, zu dem ich nun einmal unbedingtes Vertrauen gefaßt habe. Sie sehen mich erstaunt an, und dieses Erstaunen zeugt mir von Ihrer Bescheidenheit. Neben dem guten Rufe aber, den Ihre Anstalt hat, und neben den glänzenden Resultaten, welche Sie schon erzielt, ist es auch noch ganz besonders die anerkennende Weise, mit der ein gemeinschaftlicher Freund, den wir Beide haben, von Ihnen sprach."

Der Marchese blickte auf und seine Lippen bewegten sich wie zu einer Frage.

„Ja, ein gemeinschaftlicher Freund," fuhr der Graf fort, der Sie schon in früheren Jahren kannte, und dessen Lob — er lobt selten — mich veranlaßt, zu Ihnen zu gehen und Ihnen mit der Offenheit, die man einem Arzte schuldig ist, meine Verhältnisse, meinen Zustand, meine Befürchtungen darzulegen."

„Ein gemeinschaftlicher Freund?" wiederholte der Marchese, wobei in dem Klange seiner Stimme eine Unruhe unverkennbar war, die aber dem Anderen, welcher in diesem Augenblicke auf den Boden blickte, entging. „Darf ich um den Namen dieses gemeinschaftlichen Freundes bitten?"

„Gewiß; er bot ſich an, mich ſelbſt hieher zu geleiten, um uns mit einander bekannt zu machen; doch da ich mir gänzliche Offenherzigkeit, wobei mich vielleicht ſelbſt die Anweſenheit meines vertrauten Freundes genirt hätte, zur Pflicht machte, ſo zog ich es vor, allein zu kommen — Sie werden ſich aber dieſes Freundes, des Herrn von Scherra, ohne Zweifel erinnern.“

Es war gut, daß der Marcheſe die blaue Brille des Dr. Henderkopp vorgenommen und daß dieſe ſchützend ſeine Augen verhüllte und ſein Gegenüber nicht den Blick des grenzenloſen Erſtaunens, ja, des Schreckens erkennen ließen. Der falſche Director der Irren-Anſtalt, dem der Name des Herrn von Scherra wie ein plötzlicher, gellender Ruf aus jener glücklichen Zeit aus Neapel erklang, und der ſich von ſeinem Beſuche nun als Marcheſe Fontana mit jenem Namen in Zuſammenhang gebracht glaubte, mußte im erſten Augenblicke denken, daß er erkannt ſei; ja, er war ſchon entſchloſſen, ſich an die Großmuth des Fremden zu wenden, ihm in raſchen Worten ſeine Lage zu enthüllen und um ſeinen Schutz zu bitten, als der Graf ihm glücklicher Weiſe mit ruhiger, leidenſchaftsloſer Stimme die Bemerkung machte: „Sie ſcheinen ſich dieſes Freundes nicht mehr ſo genau zu erinnern, als Herr von Scherra ſich wohl gedacht? Geſtern noch ſprach er mir von Ihnen und erzählte mir unter Anderem, er habe Ihre Bekanntſchaft gemacht in der Anſtalt des Dr. Hausberg in W., wo Sie damals Aſſiſtenz-Arzt waren.“

„A—a—a—ah!“ murmelte der Marcheſe, „dieſer Herr von Scherra war ein Freund des Dr. Hausberg — iſt es derſelbe, den ich damals in Neapel ſah?“ Darauf nickte er mit dem Kopfe und ſagte laut: „Ah, ich erinnere mich, wie

kann man auch ſo vergeßlich ſein!“ Er holte einen tiefen Athemzug und fuhr dann haſtig fort: „Herr von Scherra muß jetzt ein Mann von etwa Sechszig ſein, eine freundlich liebenswürdige Perſönlichkeit, ein offenes und ehrliches Geſicht und ein eben ſolches Herz.“

„So iſt es; mir iſt er ein treuer und bewährter Freund.“

„Mir war er das auch; o, wie ſein Bild jetzt mit einem Male wieder lebendig vor meine Seele tritt! Wenn ich nicht irre,“ ſetzte er zögernd hinzu, „kam Herr von Scherra damals von weiten Reiſen zurück.“

„Vor Jahren ſah ich ihn in Indien, dann blieb er eine Zeit lang in Aegypten und hielt ſich ſpäter ein paar Jahre in Neapel auf.“

„Ja, in Italien — ich — glaube — er — war — in — Neapel.“

„Häufig, er hielt ſich gern in der ſchönen Stadt auf und betrachtete ſie als eine Art Standquartier, von wo aus er größere und kleinere Ausflüge machte.“

„Ja, in Neapel!“ O, wie gern hätte der Marcheſe leidenſchaftlich ausgerufen: Und Scherra, der Freund meines Hauſes, mein väterlicher Freund war mir ſo nahe und konnte mich nicht erlöſen aus dieſer ſchmählichen Gefangenſchaft, konnte mir nicht helfen, ſie aufzuſuchen, ſie zu finden, und ſo vielleicht noch glücklich zu werden! Faſt überwältigt von dieſen Gedanken war er abermals im Begriff, den ihm gegenüber ſitzenden Fremden, der ihm ein Edelmann in der guten Bedeutung des Wortes zu ſein ſchien, zum Vertrauten ſeiner ſchrecklichen Lage zu machen, und ihn vor allen Dingen um Nachricht zu bitten, wo es ihm möglich ſei, Herrn von Scherra aufzufinden. Er erhob ſchon ſeine Hand nach der blauen

Brille des Doctors, um ſie von ſeinen Augen wegzunehmen und ſo ſein eigentliches Geſicht zu zeigen, als eine Bemerkung des Grafen ihn plötzlich daran verhinderte.

Dieſer hatte einige Minuten ſchweigend da geſeſſen und düſter auf die Finger ſeiner rechten Hand geſchaut, mit welcher er leiſe auf den Tiſch trommelte. „Ja, ja," bemerkte er wie zu ſich ſelber, doch verſtand es der Marcheſe deutlich, „Scherra war oft und viel in Neapel, und was er einſtens dort erlebt, greift hart in mein Leben." Dann richtete er ſich plötzlich wie aus einem Traume auf, rieb mit der Hand über die Stirn und ſagte mit einem trüben Lächeln: „Ich war da ganz in andere Regionen hinein gerathen und im Begriffe, ohne Zuſammenhang von etwas zu reden, was ich Ihnen doch ganz folgerecht mittheilen muß. Doch ehe ich fortfahre, erlauben Sie mir eine Frage, die ſich mir ſchon zu Anfang unſerer Unterhaltung aufdrängte: Sie ſind kein Deutſcher, ich höre das, obgleich Sie unſere deutſche Sprache für einen Ausländer außerordentlich gut accentuiren."

„Sie haben Recht, Herr Graf," erwiderte ihm der Marcheſe mit einer höflichen Verbeugung. „Wie Ihnen ſchon mein Name Henderkopp anzeigen wird, bin ich ein Holländer. Meine Mutter," ſetzte er raſch hinzu, „war eine Italienerin, weßhalb ich dieſer Sprache mächtiger bin als der deutſchen, und man ſagte mir oft, ein Accent des Italieniſchen dringe ſogar durch meine holländiſche Ausſprache — vielleicht iſt es Ihnen aber lieber, wenn wir franzöſiſch reden."

„Ich war nicht lange genug in Italien, um das mit Sicherheit beurtheilen zu können; aber Sie entſchuldigen meine Bemerkung von vorhin, und wir wollen, wenn es

ſicht ſah ich nie. — Und du glaubſt wirklich, daß er uns ergeben und anhänglich iſt?“ ſagte er nach einigem Nachſinnen.

„Er hat mir nie Urſache zu einer Klage gegeben; er iſt ſorgſam für das Hausweſen, hat das Bübchen gern und beſorgt meine kleinen Geſchäfte gewandt und pünktlich.“

„So, ſo,“ entgegnete der junge Mann. Doch wäre bei der ganzen letzten Unterredung für jeden Unbefangenen eine peinliche Spannung bemerkbar geweſen, die ihn nicht verließ. Er holte tiefer Athem als nothwendig und blickte zerſtreut im Zimmer umher. „Wo iſt dein Hund? ich ſehe ihn nicht — dein kleiner Engländer?

„Er iſt geſtorben,“ antwortete ſie, „es hat mir ſehr leid gethan.“

„Ei, ei! — So? — Und das kleine Bübchen,“ fuhr er gezwungen lachend fort, „willſt du mir nicht mitgeben nach Neapel? Es wäre wirklich beſſer.“

„Gehſt du denn ſo bald wieder zurück?“ fragte ſie erſchreckt, „ich glaubte, du bliebeſt eine Zeit lang hier. Iſt es dir nicht möglich, einige Wochen da zu bleiben? kleiner Eugen, bitte den Papa, er ſoll uns nicht ſo bald wieder verlaſſen.“

„Quäle mich nicht, Maria!“ ſagte er ungeduldig, „du weißt, ich bleibe, ſo lange ich kann, ich habe mich nur von Neapel weggeſtohlen, um dich eine kleine Weile zu ſehen“ — er war aufgeſprungen und ans Fenſter getreten. „Adieu Maria,“ brachte er mühſam hervor, „ich muß einige Geſchäfte beſorgen, ſeh' dich aber nachher wieder.

Sie reichte ihm die Hand und blickte ihn feſt und innig, aber aufmerkſam an. Seine Hand zitterte heftig in der ihrigen, ſein Geſicht war bleich, aller Trotz um den Mund verſchwunden, ſeine Augenlider zuckten und immer heftiger, bis plötzlich ein Strom von Thränen über ſeine Wangen herabkam. „Adieu Maria!“ wiederholte er mit gebrochener Stimme, und ſetzte

Ihnen recht iſt, unſere Unterredung in deutſcher Sprache fortſetzen."

Der Doctor nickte zum Zeichen ſeines Einverſtändniſſes mit dem Kopfe und der Andere fuhr, den Blick gegen den Boden geſenkt, fort: „Man iſt einem Arzte dieſelbe Wahrheit ſchuldig, wie einem Beichtvater, Ihnen aber doppelt, da Sie gewiſſermaßen beides mit einander vereinigen. — — Nachdem ſich, wie ich Ihnen ſchon vorher ſagte, meine Geſundheit wieder befeſtigt hatte, heirathete ich eine junge Dame, deren Geiſt, Herz und Gemüth nicht allein mir alles bot, was uns ein weibliches Weſen nur zu bieten vermag, ſondern die auch eine große Künſtlerin war, eine vortreffliche, berühmte Sängerin, deren gutes, liebes, ja, reizend ſchönes Aeußere mit dem Adel ihrer Seele harmonirte, kurz, ein vollkommenes Weſen, das mich denn auch namenlos glücklich machte. Sie iſt eine Deutſche, wie ich, und wenn ſie auch, wie wir Anderen uns oft auszudrücken belieben, nicht von Familie war, ſo wurde ſie doch in kurzer Zeit durch ihre liebenswürdige Perſönlichkeit, durch ihre Güte und auch durch ihre Kunſt das enfant gâté der ſogenannten vornehmen Geſellſchaft."

Der Marcheſe hatte, beim Wiederbeginn dieſer Eröffnungen des Grafen aufmerkſam zuhörend, das Kinn auf ſeine linke Hand gelegt, doch war ſein Geſicht nach und nach durch die Finger durchgeglitten, ſo daß dieſelben jetzt ſeine Stirn unterſtützten. Dabei war es eigenthümlich, daß ſeine Fingerſpitzen ſich zuſammenkrümmten und ſein dichtes, ſchwarzes Haar faßten.

„Nach alle dem," fuhr der Graf fort, „brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß wir ein unſäglich glückliches Leben

führten. Leider war unſere Ehe nicht durch Kinder geſegnet, doch verſchmerzten wir die Abweſenheit dieſer koſtbaren Güter des Lebens, weil man ihre Koſtbarkeit in ihrem ganzen Umfange nicht zu würdigen verſteht, wenn man ſie nicht beſitzt. Auch geſtehe ich Ihnen," ſetzte er lächelnd hinzu, „daß der Unterſchied des Alters zwiſchen mir und meiner Frau ſo bedeutend iſt, daß es mir nicht ſchwer wird, die Zärtlichkeit des Gatten mit dem väterlichen Wohlwollen für eine liebenswürdige Tochter zu verbinden, und das macht mich noch glücklicher, denn auf dieſe Art darf ich Françoiſe doppelt lieben."

Die zuckenden Finger des Marcheſe gruben ſich feſter in ſein dichtes Haar ein, ſeiner Bruſt entrang ſich ein ſchmerzlicher Seufzer, der wie das Echo des eben ausgeſprochenen Namens klang. Ja, er wiederholte dieſen Namen gleich darauf ſo deutlich, daß ihn der Andere verſtand, und ſetzte hinzu: „Franceſca, ſo hieß ſie!"

„Nach und nach beruhigten ſich meine Nerven auf eine wunderbare Art," ſprach der Graf weiter. „In dem Ihnen ſcherzweiſe angedeuteten Verhältniſſe zwiſchen Vater und Tochter ſpielte auch ich häufig die andere Rolle, und wenn mich der Schlaf floh, ſo ſaß ſie an meinem Bette und ſang mir mit ihrer lieblichen Stimme ſanfte Weiſen, wie man es einem Kinde macht, um es einzuſchläfern. Da — da —" fuhr er mit bewegter Stimme fort, „ſchien ein tückiſches Schickſal wieder finſter eingreifen zu wollen in mein Leben, das ſich ſo freundlich geſtaltet."

„Franceſca verſchwand," ſprach der Andere halblaut vor ſich hin, „ja, ſie verſchwand, und als Sie eines Abends nach Hauſe zurückkehrten, fanden Sie ſie nicht mehr."

„Sagte ich etwas Aehnliches?“ fragte der Graf, indem er die Hand an ſeine Stirn legte und erſtaunt aufblickte.

Doch hatte ſich ſein Gegenüber raſch den wilden, ſchmerzlichen Träumereien entriſſen, die ihn eben beſchäftigt; er hob das Haupt in die Höhe, ſtrich ſeine Haare aus der Stirn und ſagte, wie wenn er über ſich ſelbſt den Kopf ſchüttelte: „Verzeihen Sie mir, Herr Graf, es geht mir bisweilen ſo, daß, wenn ich mich innig, wie eben geſchehen, in die mir intereſſante Erzählung eines Anderen vertiefe, ich mir plötzlich Umſtände ausmale, die hätten geſchehen ſein können. Es iſt das, wie ich wohl weiß, eine recht fatale Art von Phantaſieen, doch mögen ſie Ihnen dagegen beweiſen, wie ſehr ich mich bemühte, mich in Ihre Lage zu finden. Nochmals Verzeihung, und indem ich Sie bitte, fortzufahren, verſpreche ich Ihnen, meine Aufmerkſamkeit nur noch auf das zu richten, was Sie mir freundlichſt mittheilen wollen.“

„Dafür werde ich Ihnen ſehr dankbar ſein,“ erwiderte der Graf in einem ſo freundlichen Tone, als wolle er dem Director der Privat-Irren-Anſtalt ausdrücken, daß er ſeine Worte vollkommen begreiflich finde. — „Unſer gemeinſchaftlicher Freund, Herr von Scherra, dinirte neulich bei uns und erzählte von Neapel, von werthen Bekannten, die er dort gehabt, unter Anderem von dem Hauſe einer Marcheſa Fontana, wo er bei ſeinem Aufenthalte dort als genauer Bekannter des Hauſes zu wohnen pflegte. Die Marcheſa hatte einen einzigen Sohn, Gaetano.“

Der Doctor hatte ſein Kinn abermals mit der Hand gefaßt, und man ſah deutlich, daß er es krampfhaft feſthielt, um es nicht wieder entgleiten zu laſſen und vielleicht abermals wieder laut zu träumen. Er preßte ſeine Lippen feſt

auf einander, ſo daß man es nicht bemerkte, wie er ſeine Zähne in dieſelben hineinbiß. — „Ruhe, Ruhe und Gelaſſenheit!“ ſprach er zu ſich ſelber; „ich bin da wahrſcheinlich im Begriff, etwas Furchtbares zu hören, ein entſetzliches Bild der Vergangenheit zu ſchauen, das davonflattern wird, ſobald nur ein Zucken meines Geſichtes verräth, daß ich dem, was ich hören werde, eine größere Aufmerkſamkeit ſchenke, wie meine Stellung als Arzt mir erlaubt.“

Und auf ſeinem bleichen Geſichte zuckte keine Miene. Glücklicher Weiſe war ſein flammendes Auge durch die blaue Brille maskirt. Daß er ſeine rechte Hand langſam unter den Rock ſchob und feſt auf die Stelle preßte, wo er ſein Herz gewaltſam ſchlagen fühlte, daß ſeine Zähne ſich immer tiefer in ſeine Lippen einbiſſen, konnte ſein Gegenüber, welcher unbefangen in ſeiner Erzählung fortfuhr, um ſo weniger bemerken, da der Erzähler ſelbſt tief ergriffen ſchien und mit bebender Stimme ſprach.

„Damals machte in Neapel eine deutſche Sängerin ungewöhnliches Aufſehen — eine große Künſtlerin, verband ſie mit einer wunderbaren Stimme alle Vorzüge des Geiſtes und des Körpers, welche ein weibliches Weſen nur zu ſchmücken im Stande ſind.“

„Das war ſie,“ ziſchte es zwiſchen den Zähnen des falſchen Doctors hervor.

Der Graf nickte leicht mit dem Kopfe, während er fortfuhr: „Und der Sohn der Marcheſa, jener Gaetano Fontana, liebte die deutſche Sängerin und wurde von ihr wiedergeliebt. Die Mutter war gegen eine Verbindung und wußte es dahin zu bringen, daß die deutſche Sängerin, überzeugt von der Untreue ihres Geliebten, ſpurlos von Neapel verſchwand.“

„Man hatte ihn verleumdet, man hatte gesagt, er —“

„Sei bereits verheirathet,“ fuhr der Graf fort.

„Ah!“ machte der Marchese; aber neben diesem Ausrufe, dessen Ton einem aufmerksameren Beobachter, als sein Gegenüber in diesem Augenblicke war, entsetzlich geklungen hätte, zuckte in dem unbeweglichen Gesichte immer noch keine Miene, und die blauen Gläser der Brille starrten mit einer unbeschreiblich kalten Gleichgültigkeit dem Erzähler in das Angesicht.

„Auf welche Art man die deutsche Sängerin von der Untreue ihres Geliebten überzeugte, weiß ich nicht; es ist genug, sie verschwand damals von Neapel, trat nie mehr öffentlich auf und war bald vergessen.“

„Sie verbarg sich wahrscheinlich irgendwo vor den Nachstellungen jenes ungetreuen Gaetano?“

„So war es; sie lebte mit ihrer Schwester.“

„Ah, sie hatte eine Schwester?“

„In einem kleinen Dorfe,“ fuhr der Graf kopfnickend fort, „in der Nähe von Zürich, wenig abseits von der großen Straße nach Italien.“

„Und damals,“ sprach der Marchese mit dumpfer Stimme, „zog ich auch auf dieser Straße, langsam, sehr langsam.“

„Sie, Herr Doctor?“

„O ja, ich, Dr. Henderkopp; ich machte zu meinem Vergnügen eine kleine Schweizerreise und erinnere mich ganz genau, daß ich gerade die Umgebung von Zürich aufs genaueste betrachtete. Es wäre doch sonderbar, wenn ich vielleicht damals, auf der großen Straße wandelnd, die Fenster des Hauses gesehen hätte, flimmernd im Abendsonnenstrahl, wo jene Dame gewohnt.“

„Ich war ſo glücklich, jene Fenſter zu ſehen und Eintritt zu erlangen in ihre verborgene Einſamkeit.“

„Ah, Sie waren ſo glücklich!“

„Ja,“ ſagte der Graf nach einem tiefen Athemzuge, „ich ſah Françoiſe, ich war entzückt von ihrer liebenswürdigen Perſönlichkeit, ihre Stimme erklang mir wie die Melodie der Engel, welche im Stande ſind, ſelbſt die wilden Dämonen der Tiefe zu bändigen. — Laſſen Sie mich kurz über jene glückſelige Zeit hinweggehen. — Nach langem Widerſtreben, ich geſtehe es offenherzig, nahm ſie meine Hand, und ich glaube ſagen zu können, ſie lernte mich lieben.“

„Gewiß, gewiß!“

„Wir gingen hieher zurück und unſer Leben war, wie ich es Ihnen vorher geſchildert, bis mit einem Male vor ganz kurzer Zeit —“

„Von jenem Gaetano Kunde kam?“ fragte der Marcheſe bebend, — „bis man erfuhr, daß er noch lebe?“

„Das wolle Gott nicht!“ rief erſchreckt der Graf aus; „o nein, Gaetano iſt todt, er muß todt ſein! Möge er ſtill in ſeinem Grabe ruhen, möge ihm die ewige Seligkeit zu Theil geworden ſein, aber todt iſt er und todt muß er bleiben!“

Beide ſchienen die Rollen gewechſelt zu haben. Der Graf war leidenſchaftlich erregt, ſeine Augen braunten in düſterem Feuer, auf ſeiner Stirn zeigte ſich die Narbe dunkelroth, ſeine Hand erhob ſich wie beſchwörend in die Höhe, während die des Marcheſe, welche bisher deſſen Kinn unterſtützt, ſchwer auf den Tiſch niederfiel und ſich zuſammenballte, während die blauen Brillengläſer gleich kalt und unbeweglich ſtarrten, während noch immer keine Muskel in

dem bleichen Geſichte zuckte, während der vermeintliche Director der Privat-Irren-Anſtalt nur den Oberkörper etwas zurückgebogen und den Kopf ein klein wenig erhoben hatte.

„Alſo man erfuhr nicht, daß jener Gaetano noch lebe; und was erfuhr man denn, wenn ich fragen darf?“

„O,“ rief der Graf ſchmerzlich bewegt aus, „ich erfuhr noch genug, um zu fühlen, daß meine alten Leiden wieder mit neuer Kraft auszubrechen drohten, um mich fürchten zu laſſen,“ ſetzte er in ſchneidendem, wehklagendem Tone hinzu, „daß der Wahnſinn, der ſchon vor Jahren bei mir anklopfte, jetzt mich ſtürmiſch zu überfallen droht — ah, entſetzlich! — Und deßhalb bin ich hier und will um Ihren Rath und Ihre Hülfe bitten.“

Der Marcheſe machte ein beiſtimmendes Zeichen mit dem Kopfe, worauf er in ruhigem und gemeſſenem Tone ſagte: „Mein lieber und verehrter Herr Graf, wenn Ihnen dieſe meine Hülfe von einigem Nutzen ſein ſoll, ſo müſſen Sie vor allen Dingen verſuchen, die nothwendige Faſſung zu erringen und Ihrer Aufregung Meiſter zu werden.“

„O, ich empfinde es und ich weiß, daß Sie darin Recht haben,“ entgegnete der Andere leidenſchaftlicher; „fühle ich doch, wie mir das Blut gewaltſam gegen die Adern des Kopfes ſtrömt, ſie zu zerſprengen droht oder mein Gehirn überfluten will. Erlauben Sie mir, einen Gang durch das Zimmer zu thun und ſo den Verſuch zu machen, ruhiger zu werden.“

„Thun Sie das,“ verſetzte der vermeintliche Doctor der Irren-Anſtalt mit jener unerſchütterlichen Ruhe und Gelaſſenheit, die man an einem Arzte ſo hoch ſchätzt. Ja, der Mar-

ceſe war ruhig geworden, kalt und gelaſſen, er hatte gewaltſam niedergekämpft, was ihn in einem anderen Augenblicke vielleicht zur Raſerei gebracht hätte; er hätte lächeln können, ſo ſehr fühlte er ſich auf der Höhe der Situation; ſie lebte ja, Franceſca lebte, ſie lebte in ſeiner Nähe — — ſie liebte ihn noch, das hatte er gefühlt bei dem wahnſinnig eiferſüchtigen Ausbruch ihres Gatten, der dort aufs Höchſte erregt auf und ab ging. — Ja, Franceſca lebte, es gehörte nicht in das Reich der Unmöglichkeit, ſie wieder zu ſehen — ah, der Gedanke allein hätte ihm ſeine erkünſtelte Ruhe rauben können, und wenn er ihn verfolgte und ſich ein Wiederſehen ausmalte, ſo fühlte auch er ſein Herz gewaltſamer klopfen; es war ein Glück für ihn, daß ihm Dr. Henderkopp während der Zeit ſeines Aufenthaltes hier Veranlaſſung gegeben hatte, die Kunſt der Verſtellung zu erlernen.

Der Graf hatte ſich unterdeß ſichtlich beruhigt und ſagte, nachdem er ſich tief aufathmend wiederum in ſeinen Lehnſtuhl geſetzt hatte: „Wir blieben bei jener Kataſtrophe ſtehen, die mir meine Ruhe raubte. Es war kein eigentliches Ereigniß, ſondern, wie ich Ihnen früher ſagte, durch die Erzählung unſeres gemeinſchaftlichen Freundes erfuhr ich Françoiſens und Gaetano's Geſchichte, und bei einer Unterredung meiner Frau mit ihrer Schweſter hörte ich, daß Françoiſe und Franceſca eine und dieſelbe Perſon wären."

Der Marcheſe nickte mit dem Kopfe.

„Früher hatte ich Eiferſucht nicht gekannt, ich begriff ſie nicht," ſagte ſtolz der Graf, „jetzt aber erfüllt ſie mich mit allen Qualen der Hölle. Sie zerreißt mein Herz, ſie martert mein Gehirn, ſie läßt mich nicht ſchlafen, ſie treibt

mich auch am Tage ruhelos umher, kurz, ſie erweckt alle Leiden wieder, von denen ich mich für immer befreit glaubte."

„Nicht die Eiferſucht," verſetzte der Andere; „wie kann man auf einen Verſchollenen, auf einen Todten eiferſüchtig ſein? Es iſt die momentane Aufregung, welche Ihr Blut in Wallung brachte, welche Ihre Nerven aufreizte."

„Mag es denn ſein, was es will," gab der Graf nach einem tiefen Seufzer zur Antwort, „ich leide fürchterlich, ich leide durch die Gedanken an die Vergangenheit, durch die Qualen der Gegenwart, durch eine gänzliche Hoffnungsloſigkeit für die Zukunft. Ich ſehe ein Geſpenſt mich umſchweben, das zuweilen bald hinter mir drein ſchleicht, um mich tückiſch von hinten zu überfallen, das mir bald zur Seite ſchreitet, mich hohnlachend betrachtet und mir zuzuflüſtern ſcheint: Du entgehſt mir nicht! Das zuweilen vorauseilt und das ich dann plötzlich wieder erblicke, am Wege ſitzend, auf mich wartend und mich freundlich neben ſich zur Ruhe einladend — o, es iſt das Geſpenſt des Wahnſinns, das mich überallhin verfolgt.

„Doch warum ſoll ich Ihnen erzählen von dieſen Ausgeburten einer erhitzten Phantaſie?" ſetzte er nach einer längeren Pauſe hinzu; „ich muß Ihnen, dem Arzte, Reelleres bieten, obgleich ich Ihnen verſichern kann, daß mir die Geſtalt, von der ich Ihnen eben ſprach, oft entſetzlich körperhaft erſcheint, aber nur in unruhigem Schlummer, in halbwachem Zuſtande, dann allerdings am häufigſten. Aber wenn ich meine Augen ſchließe, ſo bin ich im Stande, ſie zu jeder Zeit hervorzurufen, und wenn ich mich alsdann anſtrenge, das Phantom zu verbannen und andere, freundlichere Bilder hervorzurufen, ſo martern mich die unerträg-

lichſten Kopfſchmerzen, die nach ein paar Stunden unerträglicher Pein wieder verſchwinden, um dem quälenden Gefühle des Doppelſehens Platz zu machen. — Das iſt mein Zuſtand; ich habe Ihnen alle Symptome deſſelben geſchildert, ich habe Ihnen offen und wahr die Quellen meiner Leiden angegeben, und ich erwarte jetzt den Ausſpruch von Ihnen, ob Sie glauben, daß mir zu helfen iſt oder nicht."

Für den Marcheſe war jetzt der ſchwierigſte Augenblick gekommen, um die angenommene Rolle glücklich durchzuführen. Dabei kam es ihm aber ſehr zu Statten, daß er ſelbſt mit dem Director der Irren-Anſtalt, wenn ſie beide einmal in gutem Einverſtändniſſe waren, häufig ähnliche Geſpräche geführt, wo ſich der Dr. Henderkopp alsdann gern mit allgemeinen Redensarten behalf und beſonders hervorhob, daß zur Herſtellung eines geſtörten Denkvermögens die erſte Hauptbedingung Ruhe des Geiſtes und des Körpers ſei, daß der Arzt nur nach längerer Beobachtung im Stande ſei, glücklich auf den geſtörten Organismus einzuwirken.

Der Marcheſe war, während er ſich daran erinnerte aufgeſtanden und an das Fenſter getreten, wo er in die trübe Winterlandſchaft hinausſchaute und nur von Zeit zu Zeit nach dem Grafen umblickend in abgeriſſenen Sätzen das wiedergab, was er, wie eben angedeutet, von Dr. Henderkopp gelernt.

Wer erwartet überhaupt nach einer erſten Unterredung ſelbſt mit dem berühmteſten und ſogar mit dem weiſeſten Arzte, wenn es ſich nicht gerade um die Unterſuchung eines deutlich ausgeſprochenen körperlichen Leidens handelt, mehr als allgemeine Redensarten, mit der angenehmen Verſiche-

hinzu: „ſieh dich jetzt nicht um nach mir, blick mir nicht nach, um Gottes Barmherzigkeit willen, leb wohl, leb wohl!“ Haſtig wandte er ſich und eilte zur Thüre des Salons hinaus, die Treppen hinab.

Unten angekommen, biß er die Zähne heftig in ſeine Lippen, wiſchte ſich mit der Hand die Thränen aus dem Geſicht, ſetzte den Hut auf und trat anſcheinend gefaßter auf die Straße hinaus.

Hier an der Hausthüre lehnte jene Perſon, von der Beide vorhin droben geſprochen. „Joſeph,“ ſagte der Graf, ohne den Mann anzuſehen, „ich wohne Croce di Malta, komm' in einer Stunde zu mir, aber ohne droben was zu ſagen. — Verſtanden?“

Damit wandte er ſich von dem Hauſe links, eine kleine Bergſtraße hinauf; es war ihm unmöglich, über den Platz zu gehen, wo er wußte, daß ſie ihm nachſah, — ſie und das kleine liebe Kind.

Der Mann an der Hausthüre, den er Joſeph genannt, blickte ihm kopfſchüttelnd und häßlich lachend nach und ſagte: „hm! hm! — endlich!“

Bayerische Staatsbibliothek München

rung gemiſcht, daß die Kunſt zu helfen wiſſen werde, daß man den Zuſtand des Kranken reiflich überlegen werde und daß man hoffe, bei einer nächſten Unterredung eine tiefere Einſicht über den eigentlichen Sitz des Leidens gewonnen zu haben?

So auch der falſche Director der Privat-Irren-Anſtalt, und da es ebenfalls eine bekannte Thatſache iſt, daß ein Leidender ſich ſchon nach ausführlicher Schilderung ſeiner Krankheit gegenüber einem Arzte, zu dem er Vertrauen hat, erleichtert fühlt, ſo erhob ſich auch Graf Lotus mit einem erſichtlichen Gefühle der Beruhigung und mit dem Ausſprechen des Wunſches, vielleicht ſchon morgen eine zweite Unterredung mit ihm, dem Dr. Henderkopp, haben zu können.

„Morgen," entgegnete dieſer mit großer Geiſtesgegenwart, „wäre doch noch etwas zu früh, um mich genügend ausſprechen zu können. Wenn ich Sie nicht in der Stadt aufſuchen ſoll," ſetzte er mit einer verbindlichen Verbeugung hinzu, „ſo erzeigen Sie mir vielleicht die Ehre, mich von heute in drei Tagen, alſo am nächſten Samstage, um dieſelbe Stunde hier aufzuſuchen."

„Sie haben Recht," erwiderte der Graf, welcher ſich ebenfalls erhoben hatte und auf den Marcheſe zutrat, „ich werde gewiß nicht fehlen; nehmen Sie aber vorläufig meinen herzlichſten Dank für Ihre freundliche Aufnahme." Er reichte dem vermeintlichen Doctor ſeine Hand, doch zögerte dieſer eine Sekunde, die ſeinige hineinzulegen, und als er es doch endlich nothgedrungen that, durchzuckte es ihn auf eine eigenthümliche Art. War doch jene Hand, welche jetzt die ſeinige drückte, dieſelbe, die ſich vorhin drohend erhoben, als

der Mund des Grafen die furchtbaren Worte ausgeſprochen, Gaetano müſſe todt ſein, Gaetano dürfe nicht leben!

Doch behielt der Marcheſe auch jetzt ſeine Ruhe bei, ja, er vermochte es über ſich, freundlich zu lächeln, als er nun den Grafen bis an die Treppe begleitete, wo ihn der Förſter in Empfang nahm und durch den Hof an ſeinen Wagen führte. Der Marcheſe blieb an einem Fenſter des Corridors ſtehen, bis die Equipage ſich gegen die Stadt zu entfernt, dann trat er haſtig in das Schreibzimmer des Directors zurück, preßte beide Hände vor das Geſicht und rief in einem Tone, in dem ſich ſeine ganze, ſo lange mühſam zurückgehaltene Leidenſchaft ausſprach: „Sie lebt, ſie war glücklich an der Seite dieſes Mannes!“

Darauf ſchaute er mit einem wirren Blicke um ſich her und ſchien ſich mit einiger Anſtrengung deſſen zu erinnern, was geſtern und heute hier vorgefallen; dann blickte er entſetzt auf die Eiſenſtangen des Fenſters, auf den trübſeligen Garten der Anſtalt, wo die ſchweren Regentropfen langſam von den dürren Aeſten herabfielen; hierauf erinnerte er ſich mit einem Male der furchtbaren Zeit, die er hier zugebracht, und es tönte in ihm: Fort, fort, damit nicht ein unglücklicher Zufall die Riegel meines Gefängniſſes, die ich mir ſo mühſam geöffnet, wieder vorſchiebe! Fort, fort, — ſie lebt — in meiner Nähe und Scherra iſt hier! O mein Gott, wie dank' ich dir für dieſes Glück! Fort, fort!

Und bei dem, was er jetzt noch hier zu thun hatte, benahm er ſich in fieberhafter Haſt; ſo bei Entgegennahme jenes Documentes, das ihm die Freiheit ſichern ſollte und welches der wirkliche Director der Irren-Anſtalt aufs bereitwilligſte geſchrieben; ſo bei Freilaſſung des Herrn Gold-

ſtein, den er mit ſeinen erſchütternden Klagen um die verlorenen Papiere an den Dr. Henderkopp wies; ſo bei dem Beſuche, den er der unglücklichen Gattin deſſelben nothgedrungen abſtatten mußte. Die arme Frau hatte begreiflicher Weiſe ihre Hochzeitsnacht in Jammer und unter Thränen zugebracht und pries ſich dabei noch glücklich, daß alles ſo abgelaufen ſei. Sie war im Begriffe, ſich in Begleitung ihres Dienſtmädchens nach ihrem elterlichen Hauſe zurück zu verfügen. Dem Marcheſe war es unmöglich, ihr ſeine Begleitung anzutragen; er mußte allein ſein, allein mit ſich und ſeinen Gedanken, wenn er zum erſten Male wieder die entzückende Luft der Freiheit in ſeine lechzende Bruſt einſog.

Von dem Director der Anſtalt nahm er einen ruhigen und förmlichen Abſchied. Der General ſchlief nach dem anſtrengenden Dienſte der Nacht und träumte gewiß von einer neuen Verſchwörung.

Der Förſter, der ihn bis zum Gitterthore des Hofes begleitete und dem er verſprach, bald Genügendes von ſich hören zu laſſen, ſah ihn ohne Neid ſcheiden. Wohin ſollte auch er, der Förſter, in dieſer kalten Winterzeit ſich wenden? Ja, wenn der Frühling wieder erſcheinen würde, Blätter und Knospen zu ſproſſen anfingen, wenn der Kukuk im Gehölze ſänge, dann wolle auch er wieder hinausziehen in die ſtille, heilige Waldespracht. Bis dahin hatte er noch einige Monate Zeit, um mit ſich darüber ins Reine zu kommen, ob es auch ganz ſicher ſei, daß er den letzten, hartnäckigſten der Teufel wirklich hinabgeſchluckt.

Als ſich das Gitterthor hinter dem Marcheſe wieder geſchloſſen, blieb dieſer noch einen Augenblick davor ſtehen

und legte ſeine Hand wie prüfend an die feſten eiſernen Stangen. „Jetzt bin ich ausgeſchloſſen,“ ſprach er zu ſich ſelber, „und wenn ich wieder hinein wollte, hätte ich vielleicht die gleichen Schwierigkeiten zu überwinden, die ich bekämpfen mußte, um hieher zu gelangen. Wach' ich denn, oder träume ich? Liegen nicht Jahre zwiſchen jenem Tage, wo man mich hiehergebracht, und heute, wo ich mich ſelbſt befreit? Jahre, in denen ſo viel Furchtbares geſchehen, Jahre, die ich dort an der Mauer ſitzend und in die Ferne ſtarrend auf ſo entſetzliche Weiſe verträumt? — Nun habe ich meine Freiheit wieder, nun weiß ich, daß ſie lebt, daß ſie glücklich iſt! O mein Gott, wäre es nicht beſſer, daß ich zurückkehrte hinter jenes traurige Gitter, um mich lebendig begraben zu laſſen? Was kann mir ferner das Leben bieten?“

Und es war gerade ſo, als hielte ihn eine unſichtbare Gewalt an den Eiſenſtangen feſt; er umſpannte dieſelben immer noch mit ſeinen Fingern, ja, er legte ſeine Stirn daran und empfand wohlthuend die Kälte des Metalls.

„Aber warum ſoll ich nicht leben,“ rief er alsdann aus, „warum nicht kämpfen bis zum Siege oder bis zum Untergange? Sie lebt — ſie iſt das Weib eines Anderen, aber ſie iſt es widerſtrebend geworden, hat ſie mich doch todt geglaubt und liebt mich ja noch! — Ja, ſie lebt und ſie liebt mich, ſie lebt, an einen Mann gefeſſelt, der vielleicht ihre Qual iſt, an ihn, der meinen Tod verlangt und wünſcht! Wohlan, ich nehme die Herausforderung an, kämpfen wir denn für ein verlorenes Leben, für eine untergegangene Liebe!“ —

Damit wandte er ſich ab, und als er die Eiſenſtangen

verlassen und das Thor und hinter demselben die stillen, traurigen Gebäude der Anstalt nicht mehr sehen konnte, da ließ auch die unsichtbare Macht, die Macht jahrelanger Gewohnheit, ihre Beute fahren, und er flog rasch den Hügel hinab der großen Straße zu, die zur Stadt führte. Die Bäume rechts und links an seinem Wege waren gerade so wie im Garten der Irren-Anstalt, und doch wieder ganz anders, und doch betrachtete er sie mit entzücktem Blicke, denn es waren freie Bäume, frei wie er, frei wie die Regentropfen, die sein Haupt netzten — denn er trug den Hut in der Hand — die sein Gesicht kühlten! — Freier däuchte ihm auch der Wind, der um seine Schläfe spielte, frei war er ja selbst, wie die Leute, die ihm begegneten und auf seinen Gruß freundlich dankten.

Ja, er war frei; er hätte nicht nach der Stadt zu gehen brauchen, deren erste Häuser sich nun dicht vor ihm erhoben; er hätte auch einen andern Weg nehmen können und dorthin, nach Süden wandern, den fernen Bergen zu, und dann immer weiter und weiter, bis sich statt der kahlen Aeste der Bäume wieder tiefgrünes, saftiges Laub zeige, bis sich der glänzende Spiegel des heimatlichen Meeres vor seinen entzückten Blicken aufthue.

Geduld, Geduld, wild klopfendes Herz! Auch der Tag wird kommen, auch ihn werde ich mit Freudenthränen begrüßen! Jetzt aber zieht es mich hinab zur Stadt, wo sie lebt, wo sie weint, wo sie athmet, die meiner gedenkt!

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Bei dem Theater-Friſeur.

Herr Karl Bander war in Folge ſeines Stuben-Arreſtes, den ihm der Arzt wegen ſeiner Verwundung auferlegt, etwas blaß geworden — intereſſant, pflegte ſein Freund, der Choriſt Richter, zu ſagen, ſchmachtend, ungeheuer verführeriſch für jede Dame von Gemüth.

Endlich war ihm erlaubt worden, auf dem uns bekannten Gange, welcher das Hintergebäude mit dem Vorderhauſe verband, luſtwandelnd etwas friſche Luft zu ſchöpfen, und ein paar Tage nachher, als gerade eine freundliche Winterſonne am Himmel glänzte, durfte der Patient in Begleitung ſeines Freundes während der warmen Tagesſtunden, wie man zu ſagen pflegt, einen kleinen Spaziergang verſuchen.

Herr Richter hatte dem Freunde in edler Selbſtaufopferung von ſeinen eigenen ſpärlichen Gewändern angezogen und umgehängt, damit jener ſich ja nicht erkälten ſolle, und begnügte ſich für ſeine eigene Perſon mit dem dünnen, roth

ausgeſchlagenen Mäntelchen, einem merkwürdigen Stück Garderobe, das ſchon häufig auf den berühmten Brettern geglänzt hatte. Ehe Herr Richter Choriſt wurde, war er ſchon im Beſitze dieſes Mäntelchens, zu gleicher Zeit ſelbſtſtändig ausübender Künſtler bei herumziehenden Truppen und mimte dort von Don Carlos bis herab zu einem Botſchaft bringenden Knappen alles, was ihm in den Wurf kam.

Die Beiden gingen alſo mit einander fort. Das Bübchen im Vorderhauſe, welches ſie bis zur Treppe begleitete, wäre gar zu gern mitgezogen, doch hatte Meiſter Schweizer durch den Advocaten Berger nach dem neulichen Vorfalle auf der Probe ein für alle Mal die ſtrenge Weiſung erhalten, das Kind nur dann ausgehen zu laſſen, wenn er ſich vorher mit Tante Roſa darüber beſprochen.

In das finſtere Treppenhaus hatte ſich durch eine Häuſerlücke auf der andern Seite ein kleiner Sonnenſtrahl geſchlichen, den Richter, abwärts ſteigend, mit den muntern Worten begrüßte:

„Muntere Frühlingslüfte wehen,
Und die Sonne ſcheint ſo ſchöne,
Scheint ſo ſchöne, ſcheint ſo ſchöne
Bei dem Weh'n der Frühlingslüfte."

„Bis dahin dauert es noch eine Zeitlang," meinte Bander, „zu lange für meine Sehnſucht. Ich weiß nicht, ich gäbe gerade jetzt viel um eine keimende Knospe, um ein friſches grünes Blatt."

„Frühlingsſehnſucht, wie der Dichter ſagt!" gab ſein Freund zur Antwort, und dann blieb dieſer plötzlich ſtehen, ſie waren gerade auf dem erſten Stockwerke angekommen, wo ſich die Wohnung der Hauseigenthümerin befand, und hier

ſagte Herr Richter flüſternd: „Weißt du auch ſchon, daß wir wieder da ſind?“

„Wen meinſt du?“

„Nun, unſere Braut oder vielmehr unſere Neuvermählte, die Frau des Doctors und Directors Henderkopp.“

„Sie wird zum Beſuche da ſein.“

„Hat ſich nichts zum Beſuche; andere, ernſthafte Verhältniſſe, kam am Tage nach der Hochzeit, alſo geſtern Morgen ſchon zurück, fiel ſchluchzend in die Arme ihrer Mutter, und wenn ich als Chor dabei geſtanden hätte, würde ich geſungen haben:

„Ungeheures iſt geſchehen,
Oder nichts geſchehn, was ſchlimmer,
Denn geſchah es, kam ſie nimmer
In das Haus zurück der Mutter.

„So hätte ich mich ausgedrückt, vielleicht nicht ſingend, aber declamirend, in ſpaniſcher Romanzenform, wenn die Sache im Lande der Donnas paſſirt wäre.“

„Woher weißt du denn das?“

„Ich habe ſo meine Fühlhörner im Hauſe herum, doch kam mir die Sache nicht unerwartet; dieſem ſchleichenden Privat-Irren-Anſtalts-Director habe ich nie beſonders viel zugetraut.“

„Und was kann denn geſchehen ſein?“

„Das weiß ich begreiflicher Weiſe noch nicht ganz genau, Factum aber iſt, ſie kam am Tage nach ihrer Hochzeit in aller Morgenfrühe ſchon zurück. Frau Wittwe Speiteler wüthete etwas Weniges, und eine Stunde darauf erſchien ein Bekannter des Hauſes, Herr Moſes Goldſtein, und dann ging erſt ein rechtes Gezeter an — es müſſen da draußen

merkwürdige Dinge paſſirt ſein. Die Alte ließ den Advocaten Berger kommen, und da der häufig bei Schweizers oben erſcheint, ſo hoffe ich ſchon etwas Näheres zu erfahren."

„Wie mir die friſche Luft wohl thut," ſagte Bander, als ſie vor dem Hauſe angekommen waren.

„Und erſt der Sonnenſchein, wenn wir aus dieſer finſtern Gaſſe in eine breitere, mittäglich gerichtete Straße kommen. Was meinſt du, lieber Freund, wenn wir unſere Schritte nach dem Theater lenkten? Dort iſt ein famoſer Sonnenſchein, und während ich einen Augenblick in das Haus gehe, — ich ließ dort meine Stimme liegen, — kannſt du dir einige Augenblicke die Ecke anſchauen, wo du durch die vorüberraſſelnde Equipage ſo unſanft hingeſtreckt wurdeſt."

„Ja, ja, das wollen wir."

Und damit gingen ſie den bekannten Weg, und es kam dem ehemaligen Sänger vor, als ſei er hier ſeit Jahren nicht mehr geweſen. Dort war der Platz vor dem Theater und das Gebäude ſelbſt mit dem kleinen Nebenausgange, wo er an jenem Abende ſo ſchmerzlich bewegt gewartet.

Dahin gingen die Beiden, und während der Choriſt in das Haus ging, blieb Bander unten ſtehen und verſenkte ſich lebhaft in die Ereigniſſe jenes Abends.

Dort hatte ihr Wagen gehalten, da war der junge Offizier zu ihr eingeſtiegen, und während darauf die Equipage durch einen rechten Winkel auf dem Pflaſterwege drüben die Straße gewann, war er quer über den kleinen Platz gegangen bis dort an jene Hausecke.

Und während er ſo dachte, ſchritt er mechaniſch wieder dorthin und ſtand gleich darauf auf derſelben Stelle, wo er damals in ſeinem Blute gelegen, und wo die mildthätige Fee,

für ihn unſichtbar, zu ſeiner Hülfe erſchienen war. Er faßte unwillkürlich an ſeine Bruſt, wo er das kleine Battiſttuch verborgen hatte, das er nie von ſich ließ: das feine Gewebe, welches in einer Ecke ein zierliches R zeigte, mit einem Roſengewinde umgeben.

Wer war die Fee geweſen? Warum, da ſie nicht nur an jenem Abend ſo freundlich in ſein Geſchick eingegriffen hatte, ſondern ihm auch Zeichen gab, daß ſie ihres Schützlings nicht vergeſſen, warum, dachte er unzählige Male, verſchmäht ſie, dir ein Lebenszeichen zu geben und dir zu erlauben, ihr deinen tiefgefühlten, innigen Dank auszuſprechen? — Es iſt das ſo die Art der Feen, hatte Herr Richter ihm häufig auf ähnliche Fragen lachend zur Antwort gegeben, ſie greifen in unſer Leben ein, und dann bleiben ſie gewöhnlich unſichtbar bis zum Schluſſe des Ballets, wo ſie wieder erſcheinen, hoch auf ihrem Wolkenwagen vorüberſchwebend im Glanze bengaliſchen Feuers, wenn er und ſie ſich unten am Altare die Hand reichen. So wird ſie dir auch einmal erſcheinen, hatte er hinzugeſetzt, bei deiner Vermählung mit irgend einer verwunſchenen Prinzeſſin, oder dir vielleicht den Lorberkranz reichend, wenn dein Name einſtens glänzt unter den dramatiſchen Dichtern unſeres Jahrtauſends.

Solche Phantaſieen bewegten ihn, als er an der verhängnißvollen Ecke ſtand, und er wünſchte faſt, wenn ihm die gute Fee wieder einmal erſchiene, ſo möge es in einem Augenblicke ſein, wo ihn ſein Talent über die Reihen der gewöhnlichen Sterblichen emporgehoben.

„So, da bin ich wieder.“ Mit dieſen Worten weckte ihn Herr Richter aus ſeinen tiefen Träumereien. „Hab' ich mir doch gedacht,“ ſetzte er launig hinzu, „daß ich dich an

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Genua.

In dem Gaſthofe angekommen, wurde Il Signor Comte von dem Wirth auf's Ehrerbietigſte empfangen und in die Zimmer eingeführt, die für ihn beſtellt waren. Dort befahl er, daß man ihn allein laſſe, und gieng haſtigen Schrittes auf und ab, ſich in die Erinnerung vergangener Zeiten verſenkend.

Der Graf war kein ſchlechter Menſch, aber entſetzlich weich und wankelmüthig. Er beſaß jene Energie, die raſtlos, ohne nachzulaſſen, einem einmal vorgeſetzten Ziele nachſtrebt, es mit allen Kräften zu erreichen ſucht, ſo lange Andere demſelben Ziele nachjagen und ſo lange man ihn um die Fortſchritte, die er gemacht, beneidet, und dadurch ſeine Zuſtimmung zu dem, was er unternimmt, kund gibt. Dann ſcheute er keine Zeit, keine Kräfte, und er mußte durchſetzen, was er ſich vorgenommen. War er aber in den Beſitz des Erſehnten gelangt, ſo freute es ihn nur dann, wenn ſeine Bekannten fortfuhren ihn darum zu beneiden. Das Gegentheil aber konnte er nicht ertragen, und

dieſer denkwürdigen Ecke finden würde; es geht allen bedeutenden Menſchen ſo, daß ſie gern den Schauplatz ihrer Thaten wieder aufſuchen. Aber was meinſt du, wenn wir hier einen Faden fänden, der uns glücklich zu ihr brächte, zur Dame mit der Schärpe und dem Taſchentuche?"

„Die Fee'n hinterlaſſen keine ſichtbaren Spuren, denen wir arme Sterbliche zu folgen im Stande wären, nur ein glücklicher Zufall, nur ein wunderbares Ungefähr kann uns wieder in ihre beglückende Nähe führen."

„Oder zum Ende vom Liede," meinte lachend Herr Richter; „aber nun komm, es iſt gerade nicht nothwendig, daß du an dieſer zugigen Ecke ſtehen bleibſt, wir wollen noch eine halbe Stunde in Gottes freier Natur luſtwandeln, und dann ſchlage ich dir vor, wollen wir bei unſerem Theater-Friſeur einſprechen, um unſern etwas verwahrloſ'ten äußern Menſchen mit ſeinem ſchönen Innern in harmoniſchen Einklang zu bringen. Ich habe dem Herrn Harper, der da droben das lockige Haar eines nürnberger Zunftmeiſters für heute Abend herrichtet, unſern Beſuch zugeſagt; du weißt, alle Großen belieben ihre Ankunft dem niedern Volke anzeigen zu laſſen, um eines guten Empfanges gewiß zu ſein, alſo wenn es dir recht iſt —"

„Dein Vorſchlag iſt annehmbar," entgegnete Bander, „denn ich fühle wohl, daß mein Haar und Bart nach dem langen Zuhauſebleiben einer ſorgfältigen Nachhülfe bedarf; alſo gehen wir noch etwas ſpazieren und dann zu Herrn Harper."

Da nun auf dem Spaziergange der Beiden durchaus nichts vorfiel, was einer Aufzeichnung im Intereſſe unſerer wahrhaftigen Geſchichte werth geweſen wäre, ſo wollen wir

den Beiden voraus eilen nach dem Etabliſſement des Herrn Harper, das ſchon von Weitem kenntlich war an einem eleganten Schaufenſter, durch eine einzige koloſſale Scheibe gebildet, hinter der ſich die vielerlei unnützen Nothwendigkeiten befanden, welche uns unentbehrlich geworden ſind, und die uns als ganz überflüſſig erſcheinen, ſobald wir ſie nicht mehr haben können.

Der Theater-Friſeur Herr Harper hatte die beſte und ausgebreitetſte Kundſchaft und verdiente dies auch in jeder Beziehung, nicht als ob er und ſeine Gehülfen das Haar beſſer geſchnitten und friſirt hätten, als manche ſeiner Collegen, nicht als ob ſeine Parfümerieen, Kämme und Bürſten ächter und ſolider geweſen wären, ſondern Herr Harper hatte von der Natur alle Talente empfangen, die nothwendig ſind, um ein großer und bedeutender Friſeur zu werden: ſeine Hand war ſicher und leicht, ſein Auge unparteiiſch und gerecht, und ſeine Zunge das Vorzüglichſte, was unter Zungen nur gefunden werden konnte. Dieſelbe unterſtützte ſeine Talente in kräftiger Weiſe, und eine Friſur, die bei einem Andern ſcheußlich geweſen wäre, wußte er als ein Meiſterſtück darzuſtellen. Dabei erfreute ſich Herr Harper eines außerordentlich guten Gedächtniſſes und einer großen Erfindungsgabe, und bei den Unterhaltungen, welche er mit ſeinen Kunden führte, wurden die eben genannten Eigenſchaften auf ſolch' ausgiebige Art benutzt, daß eine die andere ergänzte und verſtärkte, daß der unter dem Puder-Mantel ſich auf's beſte unterhalten fühlte, daß er eine Menge Neuigkeiten erfuhr, ohne die Grenzlinie zwiſchen Wahrheit und Dichtung erkennen zu können. Dabei hütete ſich Herr Harper wohl, irgend einer Sache als etwas zu erwähnen, das er ſelbſt

gehört und das von ihm weiter berichtet wurde; er half sich mit dem bequemen ‚man sagt' oder pflegte auch gern des Gerüchtes zu erwähnen, welches diese oder jene Thatsache unter das Publikum gebracht.

Sein Etablissement war auf's eleganteste nach der uns bekannten Art eingerichtet: unter großen Spiegeln befanden sich schmale Marmortischchen mit den verschiedenen Tagesblättern, und davor standen runde Lehnstühle, über deren Lehne der weiße Puder-Mantel lag. Die hintere Seite des Ateliers wurde von einem großen Vorhange mit einem Stoff in türkischem Geschmack gebildet, und wenn man hinter denselben blickte, so sah man, daß dieser orientalische Anklang zu dem ganzen Gemache paßte, welches ein wenig in maurischem Stile gehalten war, einen Divan hatte, ja, sogar einen kleinen Springbrunnen — der Wasserstrahl war freilich nur von der Dicke einer Stricknadel — und bemerkte ferner an den herumliegenden Utensilien, daß hier die Mysterien des Rasirens verwaltet wurden.

Daß der Herr Harper Theater-Friseur war und mit diesem Amte die Ober-Aufsicht sowohl über die Herren- als auch über die Damen-Garderoben verband, war für seine jungen männlichen Bekannten aus der Stadt ein Anziehungsmittel mehr für sein Etablissement, nicht als ob er zwischen diesen seinen Kunden etwas das Theater Betreffende freundlichst vermittelt hätte, Gott bewahre uns vor einem solchen Gedanken, er würde ihn mit Entrüstung zurückgewiesen haben. Indessen, mit allen Verhältnissen der Theater-Angehörigen auf's genaueste vertraut, ließ er darüber wohl zuweilen Bemerkungen fallen und machte Mittheilungen, die aber auch

eine gewisse Grenze, namentlich für die nicht überschritten, welche, um uns eines bekannten Ausdrucks zu bedienen, bei Herrn Harper nicht zwischen den Zeilen zu lesen verstanden.

So eben aus der Theater-Garderobe zurückgekehrt, nahm Herr Harper mit eigener Hand Kamm und Eisen aus der Hand seines ersten Gehülfen, um einen jungen Dragoner-Offizier selbst zu bedienen, was in diesem Falle immer als ein ganz besonderes Wohlwollen von Seiten des Herrn Harper anzusehen war. Der Offizier hatte seine Beine weit von sich abgestreckt und erwiderte die Artigkeit des Principals mit einem gnädigen Kopfnicken und auch sonst noch dadurch, daß er ein Mode-Journal, welches er aus Langerweile ergriffen, wieder vor sich auf den Toilette-Tisch legte.

Herr Harper, welcher das starke, lockige Haar seines Kunden leicht mit den Fingerspitzen der rechten Hand berührte, während er den Oberkörper scharf zurückbog, um aus der Entfernung mit freierem Auge urtheilen zu können, that nach ein paar Sekunden in gemessenem Tone den Ausspruch, daß heute ein paar Schnitte mit der Scheere unumgänglich nothwendig wären. „Ich weiß wohl," setzte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „daß der Herr Graf schwer dazu zu bringen sind, sich unter die Scheere zu beugen, aber was nothwendig ist, ist nothwendig, und ich kann Sie wahrhaftig dieses Mal aus meinem Atelier nicht entlassen," fügte er würdevoll bei, „ohne auf der rechten Seite und etwas nach hinten ein paar Schnitte angebracht zu haben."

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können," erwiderte trocken der Dragoner-Offizier, „aber bedenken Sie, daß ich kein Pudel bin und daß es Winter ist."

Herr Harper zog die Augenbrauen in die Höhe, spitzte

den Mund und ſchien durch ein leichtes Achſelzucken auszudrücken zu wollen: wem ſagt man ſo etwas, mir, dem Herrn Harper? Dabei hatte er aber auch ſchon das eben angedeutete Inſtrument ergriffen, und nachdem er die Scheere einmal klirrend um den Daumen hatte herumfliegen laſſen, wie ein Rad um ſeine Achſe, ließ das Eiſen in ſeiner Hand jenen eigenthümlich klingenden Ton vernehmen, wodurch ſich die Schärfe ſeiner Schneide zeigt, dann ſetzte er das Inſtrument weich auf und that ein paar raſche Schnitte, nicht ohne zwiſchen jedem derſelben ziſchend die Luft zerſchnitten zu haben, während welcher Zeit er dann jedes Mal das angefangene Werk aus der Entfernung wohlgefällig betrachtete.

„Nun, wie ſieht's drüben aus?“ fragte der junge Dragoner-Offizier, „bleibt's ausnahmsweiſe bei der auf heute Abend angekündigten Vorſtellung?“

„Wer kann das behaupten, Herr Graf, ohne ſich zu compromitiren? So lange die erſte Scene nicht beginnt, kann man nie wiſſen, ob nicht noch eine Aenderung beliebt wird.“

„Es iſt aber wirklich unerträglich mit dieſen ewigen, unaufhörlichen Aenderungen; freut man ſich einmal auf irgend ein claſſiſches Stück oder auf ein beliebtes Ballet, ſo hat der Teufel ſeine Hand im Spiele, und man bekommt ſtatt ‚Robert der Teufel‘ das ewige Nachtlager zu hören.“

„Namentlich im Winter, Herr Graf. Man muß aber auch gerecht ſein; denken Sie an ſich ſelber, wie oft ſind Sie enrhümirt oder heiſer und würden nicht ſpielen oder ſingen können, wenn Sie ein Künſtler geworden wären.“

„Zum Henker, das iſt auch ganz was andres! Ich habe keine Verpflichtung, mich in Acht zu nehmen, aber wer heißt

einen erſten Tenor auf die Jagd gehen, oder wer gibt einer Sängerin das Recht, Soiréen und Bälle zu beſuchen? Die Leute ſollen ſich ſchonen, dafür ſind ſie bezahlt."

„Der Herr Graf haben allerdings ganz Recht, aber —"

„Wenn ich mich zufällig einmal krank melde," unterbrach ihn der Offizier, „ſo muß ich mit der Naſe zu Hauſe bleiben; aber ſehen Sie einmal unſere Madame Darabinsky. Sie leſen, ſie ſei krank, auf dem Zettel, und ſehen ſie wohlgemuth Abends in ihrer Loge ſitzen und mit dem Publikum kokettiren, daß es nur ſo kracht. Nein, nein, mein Lieber, es iſt kein Dienſt bei dem Theater, keine Zucht von oben; die Einzigen, die noch etwas von Zucht und Dienſt verſtehen, ſind immer noch die vom Ballet-Corps, obgleich da auch Aenderungen genug vorkommen."

„Das macht der militäriſche Umgang," erlaubte ſich Herr Harper lächelnd zur Antwort zu geben, worauf der Herr Graf wohlgefällig ſchmunzelte und die Gegenbemerkung machte: „Daran iſt was Wahres — aber Scherz bei Seite, eine vernünftige Anſprache thut ſchon viel, und die Intendanz ſollte uns eigentlich dankbar ſein, daß wir uns bemühen, in das kleine leichtſinnige Volk ſo viel Subordination zu bringen, es koſtet das Zeit und Mühe. Apropos," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „wie ſteht's denn mit der kleinen Marietta? Herr Harper, ſeien Sie ehrlich; ſie iſt meine Vorgeſetzte geworden, zur Excellenz avancirt, da wird ſich der arme Wildlingen eines ſeiner wenigen Haare ausreißen — nun, wie ſteht's damit? So ſprechen Sie doch!"

Herr Harper zuckte mit den Achſeln und nahm dabei

einen Geſichts-Ausdruck an, aus dem man heraus buchſtabiren konnte, daß er nicht alles ſagen könne, was er wiſſe.

„Es iſt aber ein gutes Avancement für die Kleine, vom Adjutanten zum General! — Nun ſeien Sie kein Kind und laſſen Sie mich was hören; Ihr verzweifelt pfiffiges Geſicht macht mich ganz neugierig. Hat der Wildlingen ſie aufgegeben oder hat ſie den Wildlingen verlaſſen?“

„Sie werden mir zugeben, Herr Graf,“ erwiderte der diplomatiſche Friſeur, „daß ein Adjutant ſeinem General in vielen Dingen zu Dienſten ſein muß, und daß eine ſolche Ergebenheit ſich belohnt. Ich weiß nur, daß das Gerücht ſagt, Mademoiſelle Marietta habe jetzt ein größeres, ſtandesgemäßes Quartier genommen, und empfange bei ihren kleinen Thees ohne Anſehen der Perſon und des Standes.“

Der Dragoner-Offizier lachte ſo erſchütternd, daß Herr Harper erſchrocken mit dem heißen Brenneiſen, das er ſo eben aus der Hand ſeines jüngſten Gehülfen ergriffen, in die Höhe fuhr. „Ich gäbe was darum,“ fuhr der Dragoner-Offizier nach einer Pauſe fort, „wenn ich die Drei, den guten Wildlingen, die Excellenz und die kleine Marietta zuſammen Thee trinken ſehen könnte.“

„So etwas habe ich nicht angedeutet,“ verſetzte Herr Harper mit abſichtlich angenommenem ſehr ernſtem Tone.

Der Dragoner-Offizier wollte gerade etwas in ſehr großer Heiterkeit entgegnen, als er ſich plötzlich ſelbſt unterbrach, durch das Fenſter auf die Straße deutete und haſtig rief: „Dort geht Marlott! thun Sie mir den Gefallen und laſſen Sie ihn einen Augenblick herein citiren.“

Der Friſeur gab ſeinem Gehülfen einen Wink und dieſer ſchoß augenblicklich auf die Straße.

„Ich bitte aber recht ſehr, Herr Graf,“ ſagte der Principal, „daß Sie dieſe Geſchichte nicht hier in meinem Beiſein weiter erzählen.“

„Die mit der Excellenz? Gewiß nicht, das habe ich beinahe ſchon vergeſſen, es wird mir auf der Parade ſchon wieder einfallen; nein, nein, ich muß Marlott etwas mittheilen.“

Jetzt erſchien der Gerufene unter der Thür des Ateliers, und da er wie gewöhnlich nichts Wichtiges zu thun hatte, ſo ließ er ſich ohne Weiteres auf einen Lehnſtuhl nieder, den ihm der jüngſte Gehülfe geſchäftig hinſchob, worauf er lächelnd fragte: „Biſt du von Harper angeſtellt, Kunden herein zu rufen? Thut mir leid, ich bin heute ſchon bedient worden.“

„Das ſieht man auf tauſend Schritte,“ verſetzte der Dragoner. „Wer hat dich überhaupt je unfriſirt auf der Straße geſehen, dich, den Schrecken aller Väter und Ehemänner? Was gibt's denn Neues, Don Juan unter den Huſaren?“

„Du ſcheinſt nicht viel zu wiſſen,“ erwiderte Arthur von Marlott, „ſonſt würdeſt du nicht ſo mit deinen alten Witzen aufräumen und dieſe verlegene Waare noch tief unter dem Werthe anzubringen ſuchen, denn ich gäbe keinen Pfifferling darum.“

„Sei nicht verdrießlich, ich meine im Ernſte, ob du nichts Neues weißt.“

„Und ich meine alles Ernſtes, du haſt mich herein citirt, um dich bei deinen Verſchönerungsverſuchen unterhalten zu laſſen. Das iſt kein Compliment für Harper.“

„Nun, mit ihm wirſt du es doch aufnehmen?“ entgegnete luſtig der Dragoner, indem er gegen den Friſeur ein Auge zublinzelte.

„Harper,“ ſagte der Huſar, welcher dieſe Aeußerung nicht

gehört zu haben schien, „Sie haben mir Eau Bouquet geschickt, und ich verlangte doch etwas Neues, the Madeira Bouquet; man muß mit der Zeit vorwärts schreiten.“

„Ja, und häufig wechseln,“ gab der Dragoner zur Antwort, „man verräth sich zu leicht, wenn man immer ein und dasselbe Parfüm gebraucht; ich weiß davon schreckliche Beispiele.“

„Du?“ entgegnete Herr von Marlott mit einem deutlich ausgesprochenen Tone der Geringschätzung. „Du kannst dich noch Jahre lang mit Eau de mille fleurs behelfen, deine Bekanntschaften werden nichts Außergewöhnliches darin finden.“

„Lieber Freund, du bist bitter,“ antwortete der Dragoner, „und ich nehme dir das eigentlich nicht übel; ja, ja, es ist nicht angenehm, wenn man lange Zeit überall wie ein Aal durchgeschlüpft ist, dann aber mit einem Male merkt, daß man mit Netzen umgeben ist.“

„Was willst du damit sagen?“ warf Herr von Marlott gleichgültig hin, und setzte hinzu, als er bemerkte, daß der Andere den Friseur anblickte; „genire dich um Gotteswillen nicht vor unserem Freunde Harper, der weiß eben so gut wie ich, was er von deinen Reden zu halten hat; wie gesagt, genire dich ganz und gar nicht.“

„Das würde mir auch schon die Freundespflicht verbieten; denn du kennst meine Discretion und kennst mich, daß ich nie Namen nenne.“

„Besonders wenn du keine weißt. Auf denn, erfülle deine Freundespflicht.“

„Nun denn, nur um dich zu warnen, — du machst irgendwo deine kleine Cour, doch bei dir, dem das so vielfach vorkommt,“ setzte der Dragoner-Offizier lachend hinzu,

„muß man sich deutlicher ausdrücken. Nicht weit von einem Hause, welches du häufig besuchst, — das heißt die Cour machst du nicht im Hause selbst, da hast du noch keinen Zutritt, sondern auf einsamen Spaziergängen Abends auf der Straße nach dem Theater, oder bei Familien-Festen, wo du zufällig eingeladen bist. Du siehst, ich bin gut unterrichtet, und eben so entdecke ich an deiner Miene, daß wir uns vollständig verstehen."

„Und wenn dem so wäre, was weiter?"

„Von jenem Familien-Feste," fuhr der Dragoner in sehr langsamem und etwas boshaftem Tone fort, „erzählt die Fama, daß es in seinen Folgen auch für dich zu einem Familien-Feste werden könnte. Das hätte nun an und für sich nichts zu bedeuten, aber deine Geliebte hat einen Vater, der in Dingen, welche uns sehr spaßig vorkommen, durchaus keinen Scherz versteht, und obendrein hat das Mädchen einen Bruder, welcher eben die Hochschule verlassen hat und schwindelhafte Begriffe von Ehre und Gleichstellung aller Stände cultivirt. Dem Vater ist etwas gesteckt worden von deinem kleinen Verhältniß, und wie ich aus guter Quelle weiß, hat er sich irgendwo erkundigt, wie deine Vermögensumstände seien und ob du ein freier Mann wärest."

„Pah, Unsinn!"

„Unsinn allerdings, von dem Alten nämlich, aber du wirst mir zugeben, daß es von mir ein Freundschaftsdienst ist, dir einen Stein in deinem Wege zu zeigen, an dem du wenigstens straucheln könntest, wenn du auch nicht über ihn fallen würdest. — Höchsten Ortes —"

„Na, jetzt laß mich in Ruhe," unterbrach ihn ärgerlich

wenn Leute, auf deren Ausſpruch er Gewicht legte, anfiengen, an das, was er errungen, einen kritiſchen Maßſtab zu legen, ſo hatte er nicht feſten Willen genug, dieſen Urtheilen entgegen zu treten, ſondern er war der Erſte, der das mühſam aufgerichtete Gebäude einzureißen begann. —

So war es mit ſeinem Verhältniß zu der Tänzerin. Er hatte ſie unausſprechlich geliebt, er war ſtolz darauf, überglücklich, daß er ihre Gegenliebe errungen, und aller Neid, alle Mißgunſt, die er in dieſer Sache erfahren, hatten nur dazu beigetragen, ſein Verhältniß zu ihr inniger zu machen.

Das gieng ſo lange gut, bis er alle andern Bewerber verdrängt, bis er durch eine heimliche Ehe in den ungeſtörten Beſitz der Geliebten getreten war. Da blickte er zurück und begann nachzudenken. Jedes leichte, ſpöttiſche Wort ſeiner Freunde, ein Achſelzucken, eine Bemerkung: „ja, wenn man gleich heirathen will, läßt ſich viel erreichen!“ verletzten ihn tief und kränkten ſeinen Stolz auf's Empfindlichſte.

Sein Vater, der zweite Sohn ſeines Großvaters, hatte ihm wenig hinterlaſſen, dagegen aber hatte ihn ſein Onkel, der Erbe ſämmtlicher Güter, an Kindesſtatt angenommen und dieſer Onkel ſah die ganze Geſchichte mit der Tänzerin für etwas Vorübergehendes an. Er hatte ihm früher zu ſeiner Eroberung lächelnd Glück gewünſcht, ihm gern die größten Summen bewilligt, um den Aufwand hiezu zu beſtreiten, war aber alsdann, nachdem der Neffe von einer dauernden Verbindung mit der unbekannten Deutſchen geſprochen, auf einmal ganz anders geworden und hatte ihm zuerſt lächelnd, dann ernſthaft die unangenehmen Folgen einer ſolchen Verbindung zergliedert, und der Onkel, ein Lebemann, der die Welt kannte, wie wenige, der ähnliche Verhältniſſe in Liebe, Angſt und Kummer genugſam durchgemacht, verſtand es meiſterhaft, die Schattenſeiten derſelben darzuſtellen.

der Husar; „was wird man sich höchsten Ortes um dergleichen Geschichten kümmern!“

„Das kommt alles auf den Vortrag an. Schiller sagt irgendwo:

„Der Vortrag macht des Redners Glück,“

und du weißt, daß dein Schwiegervater in spo höchsten Ortes nicht selten zum Vortrage kommt.“

„Ach, laß mich zufrieden,“ rief Herr von Marlott verdrießlich. „Du bist ein langweiliger Kerl, und ich ein Narr, wenn ich mir deine Worte nur im Geringsten zu Herzen nehme! — So, dein Zweck scheint mir, ist erreicht, deine wunderbare Frisur ist fertig und du hast dabei meine Unterhaltung genossen. Bist du zufrieden?“

„Mit meiner Frisur? Ja,“ erwiderte der Dragoner-Offizier, indem er ruhig aufstand, einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel warf und dabei seinen Waffenrock mit beiden Händen fest in die schlanke Taille hinabdrückte; „Harper hat wie immer ein Meisterstück gemacht, eigentlich ist es kein Meisterstück zu nennen, denn aus dem Kopfe müßte auch ein Stümper etwas Außerordentliches machen. Dennoch danke ich Ihnen, Herr Harper.“

„Und das ist wohl die einzige Belohnung, die Sie von ihm erhalten?“ meinte lachend Herr von Marlott. — „Aber nun komm, Adonis, und mache Glückliche und Unglückliche.“

Der Husaren-Offizier ging voraus zur Thüre hinaus, doch schien sich sein Freund nicht so leicht von dem Spiegelglase trennen zu können. Er setzte vor demselben seinen Helm auf, nahm den Säbel unter den Arm, und ging alsdann, um das Bild seines schönen Selbst so lange als möglich zu genießen, halb rückwärts nach der Thür zu, wodurch es denn

kam, daß er dort mit einem Herrn zuſammenſtieß, der gerade zufällig hereintrat und der ebenfalls rückwärts blickte, als er auf der Schwelle ſtand.

„Je vous demande mille fois pardon, Monsieur,“ ſagte der Eintretende auf eine ſehr höfliche und verbindliche Weiſe, wogegen der Dragoner ſein: „Il n'y a pas de quoi, M'sieur,“ mit einem finſtern Ausdrucke ſagte, ungefähr ſo, als wollte er damit zu verſtehen geben: hole Sie der Teufel! worauf der Fremde ihn mit einem feſten Blicke betrachtete, dann aber ruhig in das Etabliſſement des Herrn Harper trat, während der Dragoner auf die Straße ſchritt.

„Es gibt doch ſchrecklich ungeſchickte Menſchen,“ ſprach dieſer zu ſeinem Freunde, „wie kann man nur zu einer Thür herein kommen, während man ſich umſchaut?“

„Ja, oder wie kann man zur Thür hinaus gehen, während man rückwärts in den Spiegel ſchaut — da drehe ich die Hand nicht um, wer von Euch der Ungeſchicktere war. Aber,“ fuhr Herr von Marlott nach einer Pauſe, ſtehen bleibend, fort, „haſt du das Geſicht des Mannes betrachtet, mit dem du ſo unſanft carambolirt?“

„Nein, ich ſah nur im Vorübergehen ein paar ſchwarze Augen.“

„Und ich ſah lange nicht einen ſo merkwürdig wilden und ſo ſtarken Bart, das muß ein wahres Freſſen für die Scheerer ſein, wenn er die Abſicht hat, ihn drinnen abnehmen zu laſſen, und unter dem Hute ſtarrt eine wahre Welt von dichten und ſchwarzen Haaren.“

„Die wohl deinen Neid erregt haben?“ meinte der Dragoner lächelnd. „Ja, lieber Freund, ich ſage dir, das iſt doch eines Mannes ſchönſte Zierde, und es muß ein unge-

heurer Reiz darin liegen, wenn ſich eine kleine niedliche Hand darin vergraben kann."

„Wie kann das meinen Neid erregen, was ich ſelber habe? Und ich bin mit meinen blonden wohl zufrieden."

„Steig' auf den Hügel, Druidenſchar,
Sieh' ob der Tag ſich neige,
Neuer Mond ſich zeige!"

ſang der Dragoner-Offizier, eine weniger grundloſe als boshafte Anſpielung, welche indeſſen von Herrn von Marlott mit einem verächtlichen Achſelzucken erwidert wurde, was übrigens dem guten Einvernehmen der beiden Offiziere durchaus keinen Eintrag that, denn wenige Schritte weiter ſah man ſie Arm in Arm lachend ihres Weges dahin ziehen.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Aufklärungen.

Der in das Etabliſſement des Herrn Harper eingetretene Fremde nahm dort höflich ſeinen Hut ab und wandte ſich mit der Frage an den Principal, ob er Zeit habe, ſein Haar und ſeinen Bart in Ordnung zu bringen.

Herr Harper, der ſchon manchen tüchtigen und ausgezeichneten Haarwuchs geſehen, war doch erſtaunt über die Fülle, die ihm hier entgegenquoll. Ja, nachdem er den Fremden auf ehrerbietige Art zum Niederſitzen bewogen und ihm den weißen Pudermantel umgehängt, konnte er es nicht unterlaſſen, durch einen leichten Huſten die Aufmerkſamkeit ſeines erſten Gehülfen zu erregen und dann denſelben durch einen dem Fremden unbekannten Wink herbeizurufen. Er hätte es für gewiſſenlos gehalten, dieſe außerordentliche Fülle anzugreifen, ehe er ſeinen jungen Leuten den Anblick derſelben gegönnt; der zweite Gehülfe, welcher dem Principal aſſiſtirte, ſtand überhaupt ſchon ſprachlos vor Erſtaunen da.

Herr Harper hatte ſich mit Kamm und Scheere be-

waffnet und that nach einem einleitenden Räuspern die Frage: „Euer Gnaden befehlen alſo?“

„Ich wünſche mir das Haar zu einer gewöhnlichen Friſur verſchnitten, nicht zu kurz, wie man es jetzt ohne auffallend zu ſein trägt. Laſſen Sie Ihr Journal ſehen,“ ſetzte er gleichgültig hinzu.

Der Gehülfe bot das Journal hin, worauf der Fremde auf eine Figur deutete und das Blatt alsdann, während er ſich in den Stuhl lehnte, mit den Worten zurückgab: „So wünſche ich es.“

„Und den Bart ebenfalls ſo?“ fragte Herr Harper faſt erſchreckt, denn auf dem Kopfe der Figurine ſah man Wangen und Kinn glatt raſirt und nur einen kleinen Schnurrbart ſtehen geblieben.

„Gerade ſo!“

Der Principal ließ mit einem unterdrückten Seufzer die Scheere um den Daumen herumfliegen, und als er hierauf ſeine Arbeit begann, geſchah dies mit einem ſolchen Eifer, ja, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, mit einer Wildheit als wolle er dieſes für ihn unangenehme Geſchäft ſo ſchnell als möglich beendigen. Nach rechts und nach links flogen die ſchwarzen Locken auf den Boden, und der zweite Gehülfe konnte ſich nicht enthalten, hinter dem Rücken des Fremden das wirklich prachtvolle Haar auf einen Haufen zuſammen zu legen.

Da der Principal mit Aufbietung ſeiner ganzen Kunſt und Geſchicklichkeit arbeitete, ſo ſchälte ſich bald die Friſur, wie ſie der Fremde gewünſcht, aus dem Wald von Haaren heraus, was er mit einem wohlgefälligen Lächeln zu bemerken ſchien, und als nun das Werk ſo weit vorgeſchritten

war, daß der Kopf in seinem neuen Umriß hervortrat, klärte sich sogar die bis dahin unzufriedene Miene des Herrn Harper sichtbarlich auf, denn das Gesicht des Fremden, mit seinen feinen und flachen Schläfen, der hohen und edlen Stirn, dem malerisch schönen Haaransatze, trat unverkennbar auf's vortheilhafteste hervor. Zufriedener ging hierauf Herr Harper an das Abschneiden des Bartes, indem er hoffte, diesen, wenn auch kürzer, doch in seiner krausen Dichte um Kinn und Wangen erhalten zu können. Diese Hoffnung sprach er auch in belobenden Worten aus, doch schüttelte der Fremde den Kopf und erwiderte mit demselben ruhigen Tone: „Ich wünsche den Bart gerade auch so, wie auf der Figurine."

Der Friseur legte achselzuckend die Scheere weg, nahm behutsam den Pudermantel von den Schultern des Kunden und sagte in einem Tone getäuschter Erwartung: „So muß ich mir erlauben, Euer Gnaden in das anstoßende Gemach zu begleiten, wo das Uebrige, wenn es nun einmal so sein soll, geschehen wird; aber," setzte er mit einem bewundernden Blicke hinzu, „ich versichere Euer Gnaden, daß Ihr Kopf jetzt ein Ensemble darbietet, wie es später nicht mehr erreicht werden wird."

„Das wächst wieder, wenn ich es so verlange," gab der Fremde zur Antwort; „ich liebe die Abwechslung und möchte mich mit einem Male ohne den großen Bart sehen lassen, den ich lange genug getragen habe," setzte er mit einem Seufzer hinzu.

„So darf ich mir erlauben, Sie ins Nebenzimmer zu führen?"

In diesem Nebenzimmer, welches, wie der geneigte Leser sich erinnern wird, in orientalischem Geschmacke eingerichtet

war und worin der kleine Springbrunnen plätſcherte, befand ſich ein anderer Gehülfe des Herrn Harper und war gerade mit der nothwendigen Arbeit beſchäftigt, ſein Meſſer auf einem großen Streichriemen abzuziehen. Er befand ſich hier nicht allein, doch ſchien der Kunde, welcher auf dem Divan in der Ecke des Gemaches ſaß, bereits bedient worden zu ſein, und blieb vielleicht noch da, um mit dem Gehülfen zu plaudern oder, was er gerade that, gedankenvoll den kleinen Waſſerſtrahl anzublicken, der ſich ein paar Fuß hoch erhob, dann oben aus einander ſtäubte und in einzelnen dicken Tropfen wieder herabfiel. Dieſer Mann hatte einen Fuß in die Höhe gezogen und nach der Art der Orientalen unter den andern geſchoben, was hier in dem türkiſchen Gemache ganz paſſend erſchien; überhaupt bildete derſelbe mit der phantaſtiſchen Umgebung eine ganz gelungene Staffage. Sein ziemlich weites Beinkleid von blauem Tuche war mit ſchwarzen Schnüren beſetzt, die Jacke ebenfalls morgenländiſch geſchnitten, vom ſelben Stoffe und der gleichen Farbe. Um den Hals hatte er leicht ein gelbſeidenes Tuch geſchlungen, welches über die rothe Weſte herabfiel, und auf dem Kopfe trug er ein kleines Käppchen von einem Zeuge wie perſiſcher Shawl; um den Leib war eine Schärpe von dunkelrother Seide gewickelt. Vollkommen paßte zu dieſem Anzuge ſein Geſicht; es hatte einen ins Olivenfarbige ſpielenden gelben Teint, aus dem die großen ſchwarzen Augen mit einem merkwürdigen Glanze hervorleuchteten; ſonſt war das ganze Geſicht unbeweglich wie ein Marmorbild, eben ſo die ganze Figur ſcheinbar ohne Leben, wie man ſie ſo in der Ecke des Divans ſitzen ſah. Zwiſchen den Händen hielt er eine Schnur von ſchwarzen Perlen, welche er in langen Zwiſchenräumen

durch ſeine Finger gleiten ließ; neben ihm auf dem Divan lag ein brauner Burnus mit ſchwarzen Quaſten und ein dunkler Filzhut mit breiter Krempe.

Juſſuf, der indiſche Diener des Grafen Lotus, liebte dieſes Gemach ganz außerordentlich: es erinnerte ihn in ſeiner phantaſtiſchen Ausſchmückung an ſein Heimatland. Auch war er hier als vertrauter Diener ſeines Herrn, ſo wie auch als fleißiger Kunde und noch beſonders dadurch gern geſehen, daß ſeine fremdartige Erſcheinung für Manchen, der hier eintrat, etwas Anziehendes und Feſſelndes hatte.

Für den Fremden, den Herr Harper in dieſem Augenblicke ſelbſt einführte, ſchien dies indeſſen nicht der Fall zu ſein, denn er warf nur einen ganz flüchtigen Blick auf den Inder und ſetzte ſich alsdann ohne Weiteres und ohne durch irgend eine Veränderung ſeiner Mienen das mindeſte Intereſſe an dieſem zu verrathen, auf den ihm angewieſenen Sitz. Juſſuf ließ ſeine Augen unbeweglich auf dem kleinen Waſſerſtrahle der Fontaine haften und ſchob langſam wieder eines der ſchwarzen Kügelchen durch ſeine Finger.

Der Fremde hatte ſich ſo geſetzt, daß ſein Geſicht von dem Inder nur in dem daneben hangenden Spiegel geſehen werden konnte.

Nachdem Herr Harper ſeinem hier ſtationirten Gehülfen, nicht ohne nochmals ſein Bedauern dabei ausgedrückt zu haben, die Weiſung gegeben hatte, wie der Bart des Fremden nach deſſen ausdrücklichem Befehl zu behandeln ſei, trat er einen Augenblick vor Juſſuf und ſagte ihm flüſternd: „Schade für den prachtvollen Bart, Sie hätten ihn ſich anſehen ſollen, er würde Ihnen ganz beſonders gefallen haben.“ —

Dieſe Aeußerung ſchien den Inder zum erſten Male zu

bewegen, ſeine ſcharfen Blicke auf den Spiegel zu werfen, welcher ihm das Bild des Fremden deutlich zeigte. Dieſe Blicke aber, ſo gleichgültig ſie im erſten Augenblicke dieſes Bild aufſuchten, verſchärften ſich in der nächſten Sekunde auf eine ganz eigenthümliche, ja, auffallende Art; dann fuhr Juſſuf mit der rechten Hand langſam über ſeine geſchloſſenen Augen und ſein Geſicht herab, wie man zu thun pflegt, wenn man ſeine Erinnerung ſchärfen will; doch ſchien ihm das nicht genügend zu gelingen, denn in dem Blicke, welchen er danach abermals auf den Fremden warf, las man etwas Zweifelhaftes, Unbeſtimmtes; doch unterließ er es nicht einen Moment, ihn unter ſeinen geſenkten Augenwimpern hervor forſchend anzublicken. Sein Geſicht hatte dabei einen finſtern Ausdruck, welcher ſich aber nun plötzlich mit einem Male veränderte, als der Gehülfe drüben ſein Geſchäft beendigt hatte. Der Fremde war jetzt um Kinn und Wangen glatt raſirt und nur auf der Oberlippe war ein feiner, ſchwarzer Bart ſtehen geblieben. Damit hatte ſich auch ſeine ganze Phyſiognomie verändert und dieſelbe erſchien mit einem Male jünger und edler.

Die Veränderung in den Blicken des Juders, welche ſich momentan gezeigt, war einem blitzähnlichen Aufflammen der Ueberraſchung, ja, des Haſſes ähnlich, verſchwand aber ebenfalls wie der Blitz, kaum geſehen wieder, um dem früheren unbeweglichen Geſichtsausdrucke Platz zu machen. Das Einzige, was man, als ſich der Fremde gegen ihn wandte, hätte bemerken können, war ein leichtes Zucken in den Mundwinkeln und ein etwas ſtärkerer Athemzug, als ſeine gewöhnlichen. Dabei hatte er den Daumen ſeiner rechten Hand unter die

rothſeidene Schärpe geſteckt, während er mit der linken die Schnur ſchwarzer Perlen geräuſchlos in die Taſche ſeines weiten Kleides gleiten ließ.

Der Fremde beſchenkte den Gehülfen des Herrn Harper, und gewiß auf eine ſehr freigebige Art, was man an den tiefen Bücklingen deſſelben deutlich wahrnehmen konnte. Der Menſch eilte ſogar geſchäftig mit in das erſte Zimmer, wo er ſich des Paletots bemächtigte, während der andere Gehülfe den Hut des Fremden und der jüngſte Gehülfe den Stock deſſelben hielt. Herr Harper ſelbſt ſtand, als jener nun hinaus ging, an der Thür ſeines Etabliſſements, rieb ſich leicht die Hände und machte, während er um fernere Kundſchaft bat, eine ehrfurchtsvolle, aber doch gemeſſene Verbeugung.

Der jüngſte Gehülfe hob eine Handvoll des ſchwarzen Haares vom Boden auf und konnte nicht aufhören, deſſelben rühmend zu erwähnen, ein Lob, welchem ſich der Principal um ſo mehr gedrängt fühlte beizupflichten, als der Gehülfe des mauriſchen Gemaches die reiche Gabe des Fremden in dieſem Augenblicke auf den Ladentiſch legte.

Daß Juſſuf ſo eben das Etabliſſement geräuſchlos, wie er immer zu thun pflegte, verlaſſen, wurde von den Anweſenden um ſo weniger bemerkt, als in dieſem Augenblicke die Herren Richter und Vander, von ihrem Spaziergange zurückgekehrt, in das Atelier traten.

Herr Harper, welcher im Benehmen gegen ſeine Kunden Nuancen anzubringen wohl verſtand, behandelte die beiden eben Eingetretenen mit einer familiären Herablaſſung, beſonders Herrn Richter, welchen er dem Eifer des jüngſten Gehülfen anvertraute, während der andere Gehülfe ſich auf

Der Onkel, ein Mann in den Fünfzigen, bedeutend von der Gicht geplagt, hatte vor zwanzig Jahren wahrſcheinlich anders geſprochen. Er, ein franzöſiſcher Graf, hatte eine italieniſche Herzogin geheirathet, ohne in dieſer Ehe das Glück zu finden, auf das er ſehnlich gehofft. Die Italienerin, wie ſie der Neffe richtig genannt, eine kalte herzloſe Perſon, um vieles jünger wie der Graf, bewegte ſich in der großen glänzenden Welt, ſo lange das angieng, mit dem Gemahl; als aber denſelben ſeine Kränklichkeit zu Hauſe hielt, nach italieniſcher Sitte mit einem Hausfreund. Kinder waren keine da, man erwartete auch keine mehr, ja das eheliche Verhältniß der Beiden wurde in dieſem Punkte ſo troſtlos, daß der Graf ſeiner Gemahlin erklärte, er füge ſich, ſo lange er in Italien lebe, italieniſcher Sitte, um kein Ridicul auf ſich zu laden, gebe ihr aber ſein Wort, daß eine augenblickliche Eheſcheidung erfolgen würde, ſobald unter dem Schirm ſeiner Grafenkrone gewiſſe kleine Umſtände eintreten würden, die er nicht näher bezeichnen wolle.

Von dieſem Augenblicke an begann der Oheim das Verhältniß ſeines Neffen zur deutſchen Tänzerin mit andern Augen anzuſehen. Er wünſchte demſelben nämlich eine Frau aus guter Familie, die ihm, dem Kranken, in langen, einſamen Stunden zur Unterhaltung dienen ſolle, die ihn freundlich und liebreich pflegen, die in ſeinem großen Hauſe die Honneurs machen und mit der er den böſen Launen der Gemahlin begegnen könne, denn der alte Graf liebte Geſellſchaft und Unterhaltung und haßte die finſteren Säle ſeines großen Palaſtes, in denen der freundliche Geiſt einer liebenswürdigen Dame des Hauſes vollſtändig fehlte.

Nachdem längere freundſchaftliche Ermahnungen, ja Bitten, mit denen er ſeinen Neffen beehrt, durchaus fruchtlos geblieben waren, hatte er ihm eines Tages ernſt und beſtimmt geſagt: „mein lieber Freund! du biſt freilich der Sohn meines Bruders

ſeinen Wink mit dem allerdings etwas verwahrloſ'ten Haar des Herrn Bander beſchäftigte. Er ſelbſt, Herr Harper, Chef der Kunſt-Anſtalt, legte ſich ſeitwärts an das kleine Tiſchchen vor dem Spiegel, wobei er ſeine Arme über einander ſchlug und dem ehemaligen Sänger gnädig zunickte, welcher ihm ſagte: „Ja, Herr Harper, dieſes Mal iſt es ſcharf an mir vorüber gegangen, und ein Gedanke mehr, ſo hätte ich nimmer das Glück gehabt, hier bei Ihnen hergeſtriegelt zu werden.“

„Ja, man ſieht's noch deutlich,“ warf der erſte Gehülfe ein, welcher ſich bei dieſem Kunden ſchon eine Bemerkung erlauben konnte.

Herr Richter wandte ſeinen Kopf ſo weit herum, als es ihm das drohend ſchwirrende Eiſen erlaubte, und gab die Bemerkung von ſich, daß Carlo Banderi an jenem Abend eigentlich zu einem Räthſel geworden ſei, denn zweimal durchgefallen, ſei er doch wie ein Prinz nach Hauſe geführt worden.

„Davon habe ich begreiflicher Weiſe gehört,“ entgegnete der Principal, „und es war auch das Wenigſte, was man Ihnen nach jenem Unfalle thun konnte; zuerſt fährt man Sie an der Straßenecke um und läßt Sie dann in dem gleichen Wagen nach Hauſe führen.“

„Sie glauben,“ verſetzte Herr Bander raſch, „daß derſelbe Wagen, der mich unglücklich ſtreifte, mich ſpäter nach Hauſe zurückgeführt hätte, und daß dieſelbe Dame —?“ — Hier unterbrach er ſelbſt ſeine Frage, aber der geſpannte Blick, welchen er auf Herrn Harper richtete, zeigte deutlich das hohe Intereſſe, mit dem er die Antwort erwartete.

„Von einer Dame weiß ich vor der Hand noch nichts,“

erwiderte der diplomatiſche Friſeur, „ſogar daß der Wagen Ihres Unglücks derſelbe geweſen ſei, welcher Sie nach Hauſe geführt, iſt bei mir bloße Vermuthung.“

„O nein,“ ſprach der Andere dringend, „es iſt keine Vermuthung von Ihnen, Sie ſagten es vorhin zu beſtimmt; ſeien Sie nicht verſchloſſen gegen mich, mein lieber Herr Harper, denken Sie doch nur, wie ſehr es mich drängt, dem gütigen Weſen meinen Dank auszuſprechen, das mich vielleicht vom Tode errettete.“

„Nachdem es Sie dem Tode nahe gebracht, — ich meine das wäre eine Rechnung, die ſich ausgliche.“

„Nicht ſo ganz, Herr Harper, nicht ſo ganz,“ erwiderte der ehemalige Sänger erregt; „daß mich der Wagen ſtreifte, war ein Unglück, vielleicht eine Ungeſchicklichkeit des Kutſchers, vielleicht meine eigene. Daß ſich aber der Beſitzer des Wagens meiner erbarmte, mich von der kalten Straße aus dem ſtrömenden Regen hinweg nach Hauſe bringen ließ, iſt eine Theilnahme, die meine ganze Erkenntlichkeit hervorruft.“

„Namentlich, wenn der mildthätige Samariter eine Dame war.“

„Bitte, Herr Harper, ſagen Sie mir die Wahrheit,“ bat der Andere dringend; „daß Sie bei Ihrer ausgebreiteten Bekanntſchaft die Details der für mich ſo wichtigen Angelegenheit auf's genaueſte erfahren, kann ich mir wohl denken. Seien Sie auch überzeugt, daß ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen und Sie gewiß durch Plaudereien nicht in Ungelegenheiten bringen werde.“

„Ei, mein lieber Herr Bander,“ verſetzte der Principal mit Würde, „glauben Sie denn, daß, wenn mir in dieſer

Sache etwas anvertraut worden wäre, irgend eine Gewalt im Stande ſein würde, mich zum Reden zu zwingen? Ah, Sie ſcheinen Harper ſchlecht zu kennen! — Verſchwiegenheit gehört zu den Tugenden, auf die ich mir beſonders etwas einbilde."

„Wer weiß das nicht? Aber ich verlange auch von Ihnen keinen Namen; ich wünſche nur zu wiſſen, ob derſelbe Wagen, der mich nieder geworfen, mich auch nach Hauſe gebracht? Bitte, ſagen Sie mir darüber Ihre Anſicht."

„Ich vermuthe, es war derſelbe," gab Herr Harper mit einem freundlichen Blicke zur Antwort.

„O, Ihre Vermuthung iſt für mich Wahrheit," rief der ehemalige Sänger; „wahrhaftig," wandte er ſich an Richter, „dieſer Gedanke iſt mir ſchon öfters gekommen."

„Mir auch," erwiderte trocken der Choriſt. „Da ich es im Grunde für ſehr gleichgültig anſah, wer auf ſolche Samariter-Weiſe die Rechnung mit dir ausgeglichen — ich gebrauche hier abſichtlich den Ausdruck des Herrn Harper — ſo ſchwieg ich darüber; du lieber Gott, man ſah dich ſtürzen, ein bischen Gefühl wohnt in jedes Menſchen Bruſt, und da man dich ſpäter noch da liegen ſah, ſo ließ man es darauf ankommen, mit deinem Blute die koſtbaren Kiſſen des Wagens beſudeln zu laſſen."

„Nein, nein," warf Herr Harper ein, „ſo muß man nicht urtheilen; ich bin überzeugt, dieſer Unfall muß der Dame außerordentlich zu Herzen gegangen ſein."

„So könnte ſie es alſo geweſen ſein!" ſagte Vander ſo leiſe, daß keiner der Umſtehenden ſeine Worte vernahm. „So wäre es ihre Schärpe, ſo wäre es ihr Tuch, das ich hier wie ein Heiligthum auf meiner Bruſt verwahre! Ja, ſie ſah

mich in jener Nacht, ſie erkannte mich, ſie wußte, welches Gefühl mich zu dem wahnſinnigen Beginnen trieb — und darauf hin kehrt ſie zu mir zurück, knieet neben mich hin, wie ich erfuhr — ſie knieend auf dem naſſen Straßenpflaſter! — und drückt ihr Tuch auf mein blutiges Haupt — o Räthſel in der Bruſt eines Weibes!“

„Dieſe Dame,“ ſagte Herr Harper, und ſetzte gleich darauf hinzu, „Sie werden mir verzeihen, daß ich keinen Namen nenne, — intereſſirt ſich überhaupt für Sie.“

„Was zu erfahren für uns durchaus von keinem Intereſſe iſt,“ warf der Choriſt ein,

„Falſche Sirene, heuchelndes Bild,“

„ſingt Lionel — nicht der ſelige Lionel.“

„Sie erlauben mir, Ihnen zu bemerken, Herr Richter,“ meinte Herr Harper in etwas ſpitzigem Tone, „daß es verſchiedene Arten von Intereſſe gibt, eins, das dem Künſtler gilt, und ein anderes, das man dem Menſchen zuwendet.“

„O armer Sidi-ben-Aben-Hamet!“ lachte der unverbeſſerliche Chorſänger; „damals konnte man es ihr doch wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn ſie kein Intereſſe an dir genommen, du warſt nahe daran, ihr eine ganze Scene zu verderben!“ —

Herr Harper, welcher that, als hätte er dieſe Aeußerung gar nicht vernommen, fuhr in ernſtem Tone fort: „Sie wiſſen, daß man ſich in Gegenwart eines Künſtlers meiner Art durchaus nicht genirt, beſonders wenn man von der Discretion deſſelben überzeugt iſt. Du mein Gott, ich hör: ſo Manches, was eigentlich nur für die Wände oder für den Spiegel beſtimmt iſt.“

„Die Dame alſo," fragte Bander, „wendet mir ihr Intereſſe zu?"

„Dem Künſtler, ja, dem Schriftſteller."

„Das läßt ſich allenfalls hören," meinte Herr Richter.

„Was weiß ſie denn von meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit?"

„Die Dame weiß darum," verſetzte Herr Harper in ſehr beſtimmtem Tone, „und ſprach darüber mit dem Intendanten; ſie erwähnte des Luſtſpiels, welches Sie im Begriffe ſeien zu vollenden, und von dem ſie nicht genug Lobenswerthes ſagen konnte."

Herr Bander wandte raſch den Kopf nach ſeinem Freunde um, worauf dieſer, der den Blick auffing und verſtand, achſelzuckend ſagte: „Ich weiß nichts davon, wie eine Dame, von der wir weiter nichts wiſſen, als daß ſie uns in den Schmutz gefahren, Kenntniß von unſerer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit erhalten hat."

„Es wäre denn," unterbrach ihn Bander, „daß du mit deiner bekannten Neigung, Andern etwas mitzutheilen, auf irgend einer Probe davon erzählt hätteſt."

„Beim Anubis! Alſo that ich nicht," erwiderte feierlichſt der Chorſänger, wobei er ſeine rechte Hand unter dem Puder-Mantel in die Höhe ſtreckte, was von großer Wirkung war.

„Wenn eine ſolche Dame," fuhr der Principal fort, „ſich dringend für ein Luſtſpiel intereſſirt und dieſes Intereſſe dem Hoftheater-Intendanten im geeigneten Augenblicke kund thut, ſo iſt das eine Sache von großer Wichtigkeit. Ich möchte, was den vorliegenden Fall betrifft, faſt behaupten, daß, wenn Ihr Stück, woran ich nicht zweifle, wirklich gut

iſt, es ſogleich angenommen und aufgeführt wird. — Sind wir ſo weit," ſetzte er lächelnd und mit einer Protections-Miene hinzu, „ſo glauben Sie mir, daß ich von dieſem beſcheidenen Schauplatze aus beſſer für Ihr Luſtſpiel werde zu wirken verſtehen, als ein Dutzend vorläufiger Zeitungs-Annoncen."

„Das iſt ein Wort zu ſeiner Zeit an Deutſchlands Fürſten und Volk, und wie die Valentine ſingt, ſo ſinge auch du, mein Freund:

„Feſt an dich klamm're ich mich."

„Gewiß, Herr Harper," ſagte der ehemalige Sänger nach einer Pauſe, „ich bin Ihnen ſehr dankbar für Ihre Freundlichkeit und für die Nachricht, die Sie mir gegeben. Sollte es ſich, ohne auffallend zu erſcheinen, thun laſſen, daß Sie jener Dame —"

„Solche Aufträge nimmt Herr Harper nicht an," fiel ihm Herr Richter raſch ins Wort, „wozu ihn auch bemühen? Du wirſt gemerkt haben, daß Hochdieſelbe nur im Dunkeln und Geheimen für dich zu wirken beſtrebt iſt; laß ihr dieſe Grille, ſie iſt ihr vielleicht ſüß, dieſe Grille. — So," wandte er ſich hierauf an den Gehülfen, der ihn bedient, indem er mit einer theatraliſchen Bewegung den Puder-Mantel abwarf und ſich ſtolz erhob, „junger Menſch, Sie haben in der Blüthe Ihres Alters ein Meiſterſtück gemacht, fahren Sie ſo fort, und unſere Huld und Gnade wird Ihnen niemals fehlen." Er reichte ihm mit einer Geberde, die eines Kaiſers würdig geweſen wäre, die Hand wie zum Kuſſe dar, was der überraſchte Gehülfe aber falſch verſtand und ſich bemühte, mit einer raſch ergriffenen Bürſte einen Flecken vom Aermel des Chorſängers zu vertilgen, den er zufällig dort bemerkt.

Herr Vander, deſſen Friſur ebenfalls beendigt war, machte eine deutliche Bewegung nach ſeinem Geldtäſchchen, worauf Herr Harper ihn mit einem grazioſen Lächeln durch eine nicht zu verkennende Pantomime erſuchte, ſein Schuldner zu bleiben, ja, dieſer große Mann ſetzte verbindlich hinzu: „Bei der erſten Aufführung Ihres Luſtſpiels werde ich kommen, um Sie gleichfalls um eine Gefälligkeit zu bitten.“

Die beiden Freunde gingen mit einander fort, und nachdem ſie eine kleine Strecke weit gekommen waren, ſtieß Herr Richter ſeinen Freund mit dem Ellbogen an und ſagte: „Hat dich die Vermuthung des Herrn Harper überraſcht, daß dieſelbe Dame, deren Wagen dich überfahren, zurückgekehrt ſei, um nach dir zu ſehen? Wahrhaftig, ich vermuthe, es beſchäftigt dies ſehr deine Phantaſie, denn du biſt merkwürdig einſilbig geworden. He, mein Freund, iſt es dieſes Factum allein, oder weißt du vielleicht, wer die Dame geweſen?“

„Und wenn ich es wüßte?“ entgegnete Herr Vander, wie aus einem Traume auffahrend.

„Nun, dann meine ich, würde es durchaus nichts geſchadet haben, wenn du mir eine Mittheilung darüber gemacht.“

„Ueber etwas Gewiſſes würde ich das auch nicht unterlaſſen haben. Es war mir zu unglaublich, daß ſie, die ſich meiner ſo freundlich annahm, dieſelbe geweſen ſein könnte.“

„Aha, eine, die dir vorher nicht freundlich begegnet! Es fängt an, mir ſchwach aufzudämmern: gerade heraus, es war Fräulein Roſa, unſere erſte Tänzerin.“

„Und wenn dem ſo wäre, — begreifſt du, warum ſie zu mir zurückkehrte, um mir zu helfen?“

„Das finde ich an ſich nicht ſo unbegreiflich. Sie ſah

dich ſtürzen, ſie konnte wahrhaftig nicht weniger thun, als nachſehen, was für ein Unglück ſie eigentlich angerichtet."

„Ja, ja," ſagte Bander in bitterem Tone, „ſie würde ſich auch vielleicht nach einem Hunde umſchauen, welcher unter die Räder des Wagens gekommen wäre. Es ſchmerzt mich tief, daß ſie es war. Ach, es war mir bisher ein ſo wohlthuendes Gefühl, ihr Tuch auf meiner Bruſt zu wiſſen! Nun werde ich zu Hauſe daſſelbe ablegen, es iſt mir ziemlich gleichgültig geworden."

„Daran thäteſt du nicht unrecht; was ſollen dir auch dieſe Gedanken für eine bisher Unbekannte, da du ſie mit deiner Gewiſſenhaftigkeit in ähnlichen Dingen doch einen Raub an deiner neuen Liebe nennen müßteſt?"

„Laß das bleiben, Richter, darüber verſtehe ich keinen Scherz, und am allerwenigſten von dir, dem ich mein Herz ſo rückhaltlos geöffnet."

„Sie verdient es auch, daß man ihr gut iſt. Könnte ich doch für ſie durchs Feuer gehen, obgleich ich weder Liebe noch Leidenſchaft für ſie empfinde."

„Gewiß," entgegnete Bander nach einem längeren Stillſchweigen, „ſeit ich ſie kennen gelernt, erfaſſe ich das Leben wieder mit voller Kraft, ſeit ſie freundlich ermuthigend zu mir ſpricht, ſcheint mir kein Ziel zu hoch, zu ſchwierig zu erreichen. Ich wünſche mir eine tüchtige Brandung, um, mit Gewalt hindurchkämpfend, ein feſtes, glückliches Eiland zu erreichen. — — Wenn nur eines nicht wäre — — eines, das ich doch vielleicht wieder nicht miſſen könnte."

„Und das wäre?" fragte Herr Richter lauernd.

„Die Aehnlichkeit zwiſchen den Beiden, die furchtbare und doch ſo ſüße Aehnlichkeit."

„Bah,“ verſetzte der Andere in nachläſſigem Tone, „ſie iſt wohl groß, aber wenn man Beide neben einander ſähe, ſo würde man doch einen gewaltigen Unterſchied finden.“

„Seit ich die Eine geſehen, iſt mir die Erinnerung an die Andere faſt gänzlich verſchwunden.“

„Dazu kann man dir nur Glück wünſchen.“

„Ich bin nur froh,“ meinte Bander, nachdem ſie eine Zeitlang ſtillſchweigend dahingegangen, „daß die Zeit der Wunder und Märchen vorüber iſt, jene Zeit, wo ſich argliſtige Zauberinnen ein Vergnügen daraus machten, die Herzen armer Erdenkinder zu verderben. Denk dir einmal, Richter, wenn ich mich unterſtände, ihre Hand zu faſſen, vor ihr nieder zu ſinken, ihr meine Liebe zu geſtehen, und ſie würde mich plötzlich höhniſch anlachen, ihr Auge würde glänzen in jenem hochmüthigen ſtolzen Schimmer, mit welchem die Andere auf uns nieder zu blicken pflegte, ihre Lippen würden ſich mit jenem uns ſo bekannten Trotze öffnen und ſie ſpräche: ‚Ich habe nur ſehen wollen, wie weit der Wahnſinn eines Verliebten geht!‘ — Ach, das wäre entſetzlich! Doch nein, nein, das Auge des Mädchens, das ich ſo heiß und innig liebe, kann nicht lügen, ihre weichen Lippen ſind nicht geſchaffen, ein hartes Wort zu ſprechen, ſie — —“

Mit einem Male verſtummte er und blieb plötzlich ſtehen, ſeinen Freund am Arm zurückhaltend, welcher ihn verwundert anblickte. Doch löſ'te ſich die verwunderungsvolle Miene des Herrn Richter im nächſten Augenblicke in ein eigenthümliches Lächeln auf und er konnte ſich nicht enthalten, zu ſagen: „Das iſt doch wahrhaftig wie der Wolf in der Fabel, wenn der Vergleich nicht ſo gar hinkend wäre.“

Auf demſelben Trottoir, wo die beiden Freunde gingen,

kamen ihnen zwei Damen entgegen, in einfacher aber ſehr eleganter Kleidung, deren ſchwere Seidenſtoffe rauſchend die Steinplatten fegten. Die eine, bei deren Anblick der ehemalige Sänger unwillkürlich zuſammenfuhr und einen Moment ſtehen blieb, ſprach lebhaft mit der andern, welche mit ruhiger Freundlichkeit zuhörte.

Herr Richter zog ſeinen Freund faſt gewaltſam mit fort, wobei er vor ſich hinbrummte: „alberne Kindereien! Keck aufgeſchaut und einfach gegrüßt, wie es ſich für einen ehemaligen Collegen geziemt.“

Jetzt waren die beiden Damen nahe gekommen, und die, welche ſo lebhaft geſprochen, blickte auf, ſah die begegnenden beiden Männer, welche grüßten, mit einem ruhigen, kalten Blicke an und neigte leicht ihr Haupt.

In der nächſten Sekunde waren ſie ſchon vorüber gerauſcht, und Bander konnte ſich nicht enthalten, abermals ſtehen zu bleiben und den beiden prächtigen Geſtalten einen Blick nachzuſenden.

„Bei Gott, ſie iſt doch ſchön,“ ſprach er leiſe, worauf Herr Richter, der dieſes Wort verſtanden hatte, beifügte: „ja, ſchön und kalt, ein Bild ohne Gnade, wie man im gewöhnlichen Leben zu ſagen pflegt.“

„Ohne Gnade?“ ſprach der ehemalige Sänger, und während er hierbei lächelte, zeigte ſich doch ein ſchmerzlicher Zug um ſeinen Mund. „O, ich kann dir verſichern, ſie verſteht es auch, Gnaden auszutheilen — und von ihr begnadigt zu ſein, müßte trotz alledem doch zu den höchſten Wonnen in dieſem Erdenleben gehören.“

„Arme Tante Roſa!“ ſagte Herr Richter kopfſchüttelnd. „Da ſieht man, was eine allerdings tadelloſe Figur, eine

und von mir an Kindesſtatt angenommen, doch läßt ſich dergleichen füglich lösen, ſobald wir einander nicht mehr conveniren, und mir ſcheint, auf dem Punkte ſind wir angekommen. Ich habe, wie du weißt, um deinetwillen die Familie meiner Schweſter außerordentlich vernachläßigt, ich habe dir und deinen Launen beſtändig die Zügel ſchießen laſſen, habe nie gezürnt, wenn ich das dir ausgeſetzte Geld verdoppeln, ja verdreifachen mußte, ja ich erlaubte dir, auf meinen Banquier zu ziehen, ſo viel du gewollt. Ich will auch gerade nicht behaupten, daß du dieſe Erlaubniß gemißbraucht — nein — aber für Alles das verlange ich jetzt eine Kleinigkeit, daß du nämlich jenes bewußte Verhältniß abbrichſt und mir dafür eine Frau in's Haus ſchaffſt, die ich kann ſehen laſſen."

„Das nennen Sie eine Kleinigkeit, lieber Oheim?" hatte der junge Mann ſchmerzlich lächelnd gefragt. „Sie haben das Mädchen nie geſehen!" worauf Jener erwiderte: daß ihn darnach auch durchaus nicht verlange.

„Wir ſetzen ihr," fuhr er ruhig fort, „ein Jahrgehalt aus, wovon ſie anſtändig leben kann, unter der Bedingung, daß ſie das Kind — ich glaube, du haſt mir einmal geſagt, es ſei ein Knabe — daß ſie dir alſo das Kind übergibt, welches wir alsdann nach Paris ſchicken und es auf's Sorgfältigſte und Beſte erziehen laſſen. Das ſind wir ihm ſchuldig, da es doch einmal von dir iſt, nicht wahr?"

Darauf hatte der junge Mann als Letztes, und wie er glaubte, Wirkſamſtes angegeben, daß das Mädchen nicht eher habe die Seine werden wollen, bis er ſich mit ihr habe trauen laſſen. Doch machte dieß auf den Herrn Onkel durchaus nicht die erwartete Wirkung. — „Eine Kapuziner-Ehe!" ſagte er, „ohne die nöthigen Papiere, ohne Legitimation von der Familie. Ich kenne das und werde es arrangiren." — — — —

graziöſe Haltung und ſo und ſo viel Ellen krachenden Seidenſtoffes und krachenden Sammts nicht alles hervor zu bringen im Stande ſind. Schade, daß du nicht auf den Höhen des Lebens geboren biſt und zu den Spitzen der ſogenannten guten Geſellſchaft gehörſt, wie jene beiden Offiziere, ſiehſt du, die ſich jenen Damen ſo zuverſichtlich nähern."

„Ich ſehe ſie wohl," verſetzte Vander, „und kenne den einen von ihnen ganz genau."

„Wer kennt den nicht?" erwiderte lachend der Chorſänger. „Frage doch bei unſern Colleginnen von der Oper und dem Ballet, frage ſonſt wo herum, wo ein verehrtes Kind in Hut und Schleier beim Dämmerſchein des Abends wandelt."

„Und ſie weiß das alles nicht?"

„Und wenn ſie auch etwas davon weiß, ſo findet ſie das vielleicht ſelbſtverſtändlich als zum guten Ton gehörig.

„Liebe iſt die zarte Blüthe,"

„ſingt Fauſt, nicht der von Goethe, und die nennen alles Liebe, was ſich in ihnen regt. — Aber komm, es iſt langweilig, da zuzuſchauen."

„Noch einen Augenblick, ich bitte dich!" —

„Um die Art ihrer Begrüßung zu ſehen, du willſt etwas dabei lernen?"

„Um mein Herz zu ſtählen, wenn ich die Händedrücke anſehen muß, und die herzliche Begrüßung; doch ſchau hin, das ſieht nicht ſo aus, als ſollte es zu einer der letzteren kommen."

Auf dem breiten Trottoir, welches längs der Straße hinlief, waren die Offiziere, welche wir unlängſt geſehen, der Don Juan von den Huſaren und der Adonis von den Dra-

gonern, den beiden Damen entgegen geſchritten. Zu den erſteren hatte ſich Graf Lotus geſellt, welcher auch bei dem heitern Sonnenſchein einen Spaziergang gemacht. Jetzt waren ſie einander ganz nahe gekommen, und man ſah deutlich, wie die Tänzerin ihrem Schwager die Hand reichte, bemerkte aber eben ſo genau, wie ſie den verbindlichen Gruß der beiden Offiziere — der Handſchuh des Dragoners war wie feſt genagelt an ſeinem Helm, während Arthur's Begrüßung kürzer und intimer war — mit einem kurzen Kopfnicken erwiderte, dann ihrer Schweſter und dem Grafen ein paar Worte ſagte, ſich hierauf raſch umwandte, um allein denſelben Weg zurückzulegen, den ſie gekommen.

Da aber dieſer Weg der gleiche der beiden Freunde war, die bis jetzt ſtehen geblieben, ſo unterließ Herr Richter nicht, ſeinen Freund durch ein kurzes „ſo komm doch!“ an das Weitergehen zu mahnen, ja, er ſetzte hinzu: „es würde ganz eigenthümlich ausſehen, wenn wir da ſtehen blieben, um anzugaffen, wohin eine Dame, die uns eigentlich gleichgültig ſein muß, ihre Schritte lenkt. Komm aber ein bischen ſchneller, wenn ich bitten darf, denn du ſchleichſt wie eine Schnecke, und ſie mit ihrem energiſchen Gang,

„Leichtſchreitend wie ein Reh“

ſagt der Dichter, wird uns ſonſt ein- und überholen.“

„Ich wandle wie im Traume,“ erwiderte der ehemalige Sänger nach einem tiefen Athemzuge; „ich möchte raſch davon und kann doch kaum von der Stelle kommen. Das iſt der Zauber, der von dieſem wunderbaren Weſen ausſtrömt.“

„Ja, ein Zauber ſcheint es allerdings zu ſein,“ gab Herr Richter mit einem Seitenblick auf ſeinen Gefährten zur Ant-

wort, „vor ihm ſchmelzen alle guten und feſten Entſchlüſſe, wie Schnee vor der Sonne. Rette dich und komm! Haſt du aber Luſt, mit dem Lichte wieder in gefährliche Berührung zu kommen, arme Mücke, ſo thue das in Gottes Namen, ich bin in dieſem Augenblicke ganz Staberl; wenn ein Opfer fallen ſoll, ſo falle du — ich entfliehe.“

Dabei ſchwenkte er ſeinen Hut und bog unter einem rechten Winkel von dem Trottoir ab; es war aber auch um zu entfliehen die höchſte Zeit, denn ſchon vernahm man das Rauſchen des ſchweren Seidenkleides in nächſter Nähe, und gleich darauf die Frage der ſchönen Tänzerin, welche ſie mit feſtem Tone ihrer tiefen und wohlklingenden Stimme that: „war das nicht Herr Richter, der da eben ſo eilig von Ihnen ging?“

Jetzt durfte und mußte Vander ſtehen bleiben, er mußte ihr in das ſchöne Antlitz ſchauen, er mußte die Glut ihres großen dunkeln Auges aushalten, und er that das alles mit wahrem Heldenmuth und mit dem feſten Vorſatze, ſie nicht ſchön zu finden, nicht bezaubernd, nicht hinreißend; ja, er that noch mehr, denn er wußte wohl, er ging an ihrer Seite, da ſie ihm, nachdem er ihre Frage bejaht, freundlich ſagte: „Wenn es Sie nicht in Ihren Geſchäften aufhält, ſo begleiten Sie mich ein paar Straßen, ich muß nach Hauſe.“

Dann ging er an ihrer Seite, und da ihr Kleid von ſehr weitem Umfange war, ſo ſtreifte es ihn zuweilen, was ihm jedes Mal ein Gefühl verurſachte, als müſſe er ſich von dem Trottoir hinunter auf das Pflaſter retten. Das that er aber doch nicht, denn es fiel ihm glücklicher Weiſe ein, daß ein ſolches Benehmen gar zu komiſch geweſen wäre.

Herr Richter war ſchon weit, weit davon geeilt, ſchon

drüben an einer entfernten Straßenecke, wo er ſich umwandte und dann mit beiden Händen eine gar ſeltſame Pantomime machte.

Die Tänzerin, welche ihren raſchen Schritt gemäßigt hatte und nun ziemlich langſam neben Herrn Bander herging, ſagte ihm nach einer längeren Pauſe: „Ich hoffe, daß Herr Richter Ihnen mein inniges Bedauern über Ihren Unfall ausgedrückt, ein Unfall, den ich zufällig erfahren," ſetzte ſie in ſehr beſtimmtem Tone hinzu. „Sie ſind vollkommen wieder hergeſtellt?" fragte ſie hierauf raſch.

„Ja, mein Fräulein," entgegnete Bander; „der Arzt erlaubte mir heute zum erſten Male, auszugehen, und ich fühle durchaus keine unangenehmen Nachwirkungen davon." Er hätte gern hinzugeſetzt: Ich befinde mich in dieſem Augenblicke außerordentlich wohl, faſt glücklich! — wenn ihm nicht im Geiſte das höhniſche Geſicht des Herrn Richter vorgeſchwebt hätte.

„So freut es mich um ſo mehr, Sie gerade heute zu ſehen, und Ihnen ſo meinen Glückwunſch ſagen zu können zu Ihrem erſten Ausgange und," fuhr ſie lächelnd fort, „zu Ihrem Entſchluſſe, das Theater, wo Sie kein Glück gehabt, für immer zu verlaſſen. Hat es Sie geſchmerzt, Ihre Carriere aufzugeben? Ich hoffe nicht!"

„Die Veranlaſſung war mir unangenehm," gab er mit großer Offenheit zur Antwort und ſetzte mit Beziehung hinzu: „Ja, es ſchmerzte mich, den Unfall vor Ihren Augen zu erleben."

„Ah, den Unfall auf dem Theater! Seien Sie froh darüber, es erſpart Ihnen jahrelange, fruchtloſe Mühe. Und wie ich höre, haben Sie Ihr ſchönes Talent einem anderen,

gewiß nicht minder würdigen Felde zugewandt. Sie ſchreiben ein Luſtſpiel?“

„Gewöhnlich pflegt man aus einer ſolchen Arbeit ein Geheimniß zu machen. Doch da ich ſchon erfahren, daß Sie um meine Beſtrebungen wiſſen, ſo will ich dieſelben vor Ihnen auch nicht in Abrede ſtellen.“

„Was mich recht ſehr freut,“ erwiderte ſie in einem Tone voll Wärme, daß Bander ſich nicht enthalten konnte, in ihr Geſicht zu ſehen und faſt erſchrak über den ſeelenvollen Ausdruck ihres Auges, ein Ausdruck, den er ſonſt ſo wenig an ihr gewohnt war, ein Ausdruck, der ihm ein anderes Augenpaar ſo lebhaft ins Gedächtniß rief, daß er unwillkürlich ſeinen Blick wie zur Vergleichung über ihre ganze Geſtalt hinabgleiten ließ. Ja, außerordentlich war die Aehnlichkeit, namentlich jetzt, wo das Geſicht der Tänzerin einen ſo lieben, gewinnenden Ausdruck angenommen hatte, wo der Ton ihrer Stimme ſo weich klang, faſt gerade ſo zu Herzen gehend, als der Ton der anderen Stimme. Wenn aber auch ſein Auge keinen ſo großen Unterſchied zwiſchen Beiden entdecken konnte, ſo fühlte er doch in ſeinem Herzen jetzt noch ein anderes, fremdes Gefühl gegen das ſchöne Mädchen an ſeiner Seite, ein Gefühl, das ihm eine gewiſſe Scheu, eine Zurückhaltung auflegte, die er bei der anderen lange, lange nicht in dem Grade empfand. Tante Roſa, obgleich auch in ihrem Benehmen etwas ächt Weibliches lag, etwas Achtunggebietendes, ſo daß er auch ihre Hand nur mit einer gewiſſen Ehrfurcht zu berühren wagte, Tante Roſa erregte in ihm das Gefühl der Möglichkeit einer gegenſeitigen Anziehung. Wenn er auch zu ihr aufſchaute, wie zu einem ſchönen Sterne,

so erschien sie ihm doch wie ein leuchtendes Bild, dessen sanfte Strahlen einstens Einfluß auf sein ganzes Leben haben würden. Die Andere dagegen glänzte ihm aus unerreichbarer Ferne entgegen, in schwindelndem Laufe dahinfahrend, ein glühendes, strahlendes Meteor, das, wenn es sich seinem Kreise nahe, nur im Stande wäre, ihm Verderben zu bringen.

Während er so denkend neben ihr dahinschritt, vernahm wohl sein Ohr, daß sie von seinem Stücke sprach. Woher sie Kenntniß desselben hatte, sagte sie nicht, und so sehr er auch erstaunte über die Einzelheiten, die sie ihm mittheilte, so hielt er es doch nicht für passend, sie zu fragen. Er beantwortete überhaupt fast nur ihre Anreden, wobei er sie höchst selten anschaute, denn wenn er das that, wenn er die schwere Seide ihres Kleides, den Sammt ihres Mantels, die Federn ihres Hutes betrachtete, wenn er sich klar machte, wer neben ihm wandle, so entschwand ihm plötzlich das liebe Bild wieder, welches der Ton ihrer Stimme, ja, zuweilen der Ausdruck ihres Auges so lebendig in ihm wach gerufen, ja, so lebendig, daß er manchmal nachsinnend leicht mit dem Kopfe schüttelte, wenn er sich gestehen mußte, eine solche Aehnlichkeit zwischen zwei weiblichen Wesen sei fast undenkbar. Denn Unglück für ihn, wenn es sich anders verhielt, wenn sie, die er liebte, nur eine Phantasie war, nur ein Spiegelbild jener Andern, vielleicht diese selbst! —

Doch nein, nein, fort mit diesen thörichten Gedanken! Sie, die er liebte und die wohl dieses Gefühl in seiner Brust erkannt, hatte ihm erlaubt, ihre Hand zu ergreifen, hatte dieselbe nicht zurückgezogen, als er sie leicht an seine Lippen gebracht, ja, es hatte ihn durchzuckt, wie ein leichter, sanfter Gegendruck! — Warum sollte sie in sein Leben getreten sein,

um alsdann, wieder verſchwindend, vielleicht nichts zurückzulaſſen als den kalten Schein, den er ſo oft in den Augen der Andern bemerkt? — Warum, warum? O, wir fragen ſo oft, warum, ohne im Stande zu ſein, uns hierauf eine genügende Antwort zu geben! —

Je freundlicher die ſchöne Tänzerin trotz ſeiner ſpärlichen Antworten mit dem jungen Manne ſprach, um ſo mehr und beängſtigender floſſen die beiden Bilder aus einander, und er konnte ſich nicht enthalten, ſeufzend zu denken: O, wenn ich doch meinem Freunde gefolgt und fern geblieben wäre dieſer wunderbaren Sirene! —

„Hier ſcheiden ſich unſere Wege," ſagte ſie jetzt; „es freut mich, Sie geſprochen zu haben, und ich hoffe, es ſoll das nicht das letzte Mal geweſen ſein. Denken Sie an mich wie an jemand, der gern bereit iſt, Ihnen nützlich zu ſein. Wohl weiß ich," ſetzte ſie verbindlich lächelnd hinzu, „daß Ihr Werk ſich ſelbſt Bahn brechen wird, aber vielleicht bedarf es doch einer kleinen Hülfe, um auf dieſe Bahn zu gelangen, und in dem Falle ſeien Sie nicht zu ſtolz, ſich meiner zu erinnern. Um mich praktiſch auszudrücken, ſagen Sie es mir, ſobald Sie Ihr Stück dem Intendanten eingereicht haben. Wenn ich nicht viel über ihn vermag, ſo vermag ich vielleicht doch wenigſtens ſeine Entſchließung zu beſchleunigen, und das iſt immerhin etwas."

Er dankte ihr mit beredteren Worten, als er es ſelbſt für möglich gehalten hatte; er dankte ihr, halb, wie er der großen Künſtlerin, ſeiner mächtigen Beſchützerin gedankt haben würde, halb, wie er vielleicht in ähnlichem Falle zu Tante Roſa geſprochen hätte, und das erſchien dann ſo warm und herzlich, daß ſie ihm nicht nur freundlich zulächelte — o, mit

einem bekannten Lächeln, welches ihm faſt das Herz zerriß! — ſondern daß ſie auch zum Abſchiede ihre kleine Hand in ſeine Rechte legte und daß ſie ſie nicht kalt zurückzog, als er ſie feſt in ſeine zitternden Finger einſchloß.

Sie war verſchwunden, und er auf ſeinem Zimmer angekommen, verwirrt, betäubt, ohne ſich klar bewußt zu ſein, daß er die hohen und ſteilen Treppen bis zu ſeiner Dachkammer wirklich erſtiegen. Es war ihm, als habe ihn ein unnennbar ſüßes Gefühl emporgetragen.

Vierzigſtes Kapitel.

Gaetano.

Herr von Scherra war eine jener wohl geordneten, harmoniſchen Naturen, welche ſich ſelbſt und alles, was ſie thun und treiben, in ein feſtes Syſtem gebracht haben, ein Syſtem, welches dazu beſtimmt war, die Beſchäftigung ihres Tagewerkes zu regeln. Obgleich er durch dieſe glückliche Eintheilung und durch die hiedurch herbeigeführte Ordnung viel Zeit gewann, ſo war er doch mit dieſem Zeitcapital außerordentlich geizig, und wenn ihn etwas verdrießlich machen konnte, ſo wurde dies am leichteſten durch ein unvorhergeſehenes Ereigniß bewerkſtelligt, welches ſeine Zeiteintheilung auf irgend eine Art durchkreuzte.

Dies mochte am geſtrigen Abend geſchehen ſein, denn als er von dem Hochzeitsfeſte bei der Frau Wittwe Speiteler nach Hauſe zurückkehrte, reichte er ſeinem Diener den Hut mit einer verdrießlichen Miene, warf ſeinen Paletot ab und eilte an den Schreibtiſch, wo er ſeinem Freunde, dem Grafen Lotus, mit ein paar Worten ſchrieb, es ſei ihm unmöglich,

heute noch auszugehen. Damit ſandte er ſeinen Diener fort und ſchritt dann einige Male nachdenkend im Zimmer auf und ab, ehe er ſich wieder am Schreibtiſche niederließ, um dem Präſidenten irgend einer gelehrten Geſellſchaft anzuzeigen, daß es ihm unmöglich ſei, der auf morgen anberaumten Sitzung beizuwohnen.

„Wer hat da Sinn für etwas Anderes!“ rief er mit einem tiefen Seufzer aus, während er ſeine Feder wegwarf; „wie könnte ich zu Lotus gehen mit der Gewißheit im Herzen, daß jener Unglückliche, der wie ein finſteres Geſpenſt in das Leben meiner Freunde treten wird, in nächſter Nähe iſt, er ſelbſt ein Freund, der Sohn eines lieberen und wertheren Freundes! — O mein Gott, wie gräßlich greift oft das unerbittliche Schickſal ins menſchliche Leben ein!

„Wäre ein Irrthum möglich? Er ſprach von einem Unglücklichen, der auf dem Wege der Beſſerung ſei und nur noch die fixe Idee habe, er ſei der Marcheſe Gaetano Fontana. Pah, man kann die fixe Idee haben, ein Kaiſer oder König zu ſein, aber wenn man ſich einen beſtimmten Namen aneignet, ſo muß man doch mit dieſem in irgend einem Zuſammenhange ſtehen. Wäre da ein Irrthum möglich?“ wiederholte er; „möglich, aber nicht denkbar! Jedenfalls muß ich mir morgen Aufklärung verſchaffen, ich muß hinaus zu Henderkopp, ich muß den Sohn meines Freundes im Irrenhauſe aufſuchen —

„Und dann?

„Und wenn er es iſt, wenn ich ihn in der That gefunden, ihn, von dem der Arzt geſagt, daß er auf dem beſten Wege ſei, das Glück der Vernunft wieder zu erhalten, wenn ich ihn hergeſtellt fände, wenn ich ihn, was meine Pflicht iſt,

Dieſe Unterredung, dieſer feſt ausgeſprochene Wille erreichte bei dem ſchwachen, jungen Menſchen vollkommen ſeinen Zweck. Er begann das Drückende ſeines Verhältniſſes zu fühlen, und wenn er es auch früher für den ſeligſten Augenblick gehalten hatte, wo er im Stande geweſen, ſie, die Geliebte, die an edlem Sinn, Tugend, Schönheit, ja Bildung allen Damen ſeiner Bekanntſchaft gleich zu ſtellen war, feierlich in ſein Haus zu führen, ſie öffentlich die Seine zu nennen, ſo fieng er jetzt an, dieſe Pläne für unausführbar zu halten und malte ſich die Hinderniſſe, die zwiſchen denſelben und ihrer Ausführung lagen, als unüberſteiglich.

Mit dieſen Gedanken war er denn, ein gehorſamer Neffe, von Neapel abgereiſt und nach Genua gekommen. Doch was der Onkel von ihm verlangt, mit dem unglücklichen Mädchen offen und ehrlich zu ſprechen, und was er auch anfänglich für leicht gehalten, das war er, wie wir geſehen haben, nicht zu thun im Stande.

Deßhalb warf er ſich nun auf ſeinem Zimmer im Gaſthofe an ſeinen Schreibtiſch, um ihr nach Art treuloſer und dabei feiger Seelen den Dolch unverſehens in das argloſe Herz zu ſtoßen. Er ſchrieb lange und viel, und den Kellner, der nach Ablauf von einer Stunde eine Meldung machen wollte, winkte er mit der Hand zurück, und ſo verfloſſen drei Stunden, bis er den Brief an ſie beendigt hatte und ihren Diener Joſeph vorließ.

Der Menſch blieb demüthig an der Thüre ſtehen, doch als er bemerkte, wie der Graf am Fenſter ihm den Rücken zuwandte, hob er ſeine Augen in die Höhe und ließ ſie tückiſch lächelnd durch das Zimmer ſchweifen. Er hatte in der That eine widerwärtige Phyſiognomie, dieſer Menſch. Ein vergangenes wildes Leben mußte dieſe Züge verzerrt, das Haar gebleicht, ſo tiefe Furchen auf Stirn und Wangen geſchnitten haben. Dabei ſchielte

augenblicklich jenem traurigen Aufenthalte entriſſe, wenn er erfährt, und das kann ein Zufall herbeiführen, daß ſie, die er ſo heiß geliebt, ſie, um die er ſo Unſägliches gelitten, ſie, die er wahrſcheinlich lange Zeit vergeblich geſucht, in ſeiner Nähe iſt, von mir gekannt — o — o," rief er aus, „das iſt ein Chaos, welches zu entwirren mehr als eine menſchliche Kraft erfordert! Dabei kann ich nicht ſagen," fuhr er nach einer Pauſe fort, während er mehrmals ſein Zimmer durchmeſſen, „daß mir ein ſolcher Ausgang dieſer furchtbaren Geſchichte nicht vorgeſchwebt hätte, wenn ich an jene Zeit dachte und wenn ich die Spur jenes Unglücklichen träumend verfolgte.

„Hätte ich doch dieſen Henderkopp heute Abend für mich haben können — unmöglich! Wie kann man verlangen, daß ſich jemand an ſeinem Hochzeitstage in Beſprechungen einlaſſen ſoll, von denen ich ihm nicht einmal ſagen kann, wie nahe und ſchmerzlich das Ziel derſelben mein Herz berührt, die ich gleichgültig auffaſſen mußte, wie ich auch gethan!

„Arme Françoiſe!

„Ja, ein Wort, eine Bemerkung durch den Zufall in die Unterhaltung geſchleudert, kann ihr alles entdecken, kann ihm ſagen, daß ſein gefährlichſter Feind, den er in ſeiner entſetzlichen Aufgeregtheit mit grimmigem Haß verfolgt, nicht im Grabe ruht, daß er für ſeine Hand erreichbar iſt! —

„Wenn ich auch glaube überzeugt zu ſein, daß beim Eintritt des Unvermeiblichen die Vernunft des Grafen ſtark genug ſein wird, um ihn nicht zu unüberlegten Schritten hinzureißen, ſo bin ich dagegen nicht überzeugt, ob dieſe Vernunft ſelbſt einem ſo fürchterlichen Anprall wird widerſtehen können.

„An wen könnte ich mich in Neapel wenden, um auf telegraphiſchem Wege etwas über die dort lebenden Verwandten Gaetano's zu hören und zu erfahren, in weſſen Händen ſich die Verwaltung ſeiner Güter, ſeines Vermögens befindet? — Doch wozu könnte es nützen, mich dort mit jemand in Verbindung zu ſetzen, in einem Augenblicke einer ſo furchtbaren Kriſis jenes unglücklichen Landes, wo der heutige Beſitzer nicht weiß, ob er es morgen noch ſein wird, wo alle beſtehenden Bande aus einander zu fallen drohen, wo mit dem Throne des Königs alle deſſen Anhänger wanken und fallen!“

In dieſem Augenblicke brachte der Diener eine Antwort des Grafen Lotus, worin ihm derſelbe ſein Bedauern ausſprach, ſeinen Freund heute Abend nicht mehr zu ſehen. ‚Für morgen Abend,‘ ſchloß das Billet, ‚wirſt du hoffentlich ſicher zu uns kommen, vielleicht habe ich dir bis dahin Einiges mitzutheilen; Françoiſe grüßt beſtens.‘“

Als Herr von Scherra geleſen hatte, bemerkte er aufblickend ſeinen alten Diener, der im Zimmer ſtehen geblieben war und ihn wie jemand anſchaute, der noch eine Mittheilung zu machen hat.

„Gab man dir vielleicht noch einen mündlichen Auftrag, oder fragte er dich etwas?“

„Die Herrſchaft nicht — aber der Kutſcher traf mit mir unten an der Treppe zuſammen und erkundigte ſich nach dem Wege zu der Anſtalt eines Dr. Henderkopp, der von Ew. Gnaden gekannt ſei.“

„Nun, und?“

„Zufällig kannte auch ich dieſen Weg und gab ihn dem

Kutſcher an; er müſſe morgen früh um neun Uhr dorthin fahren, ſagte er."

„Ich danke; es iſt gut."

Herr von Scherra nahm ſeinen Spaziergang durch das Zimmer kopfſchüttelnd wieder auf und ſagte alsdann in verdrießlichem Tone: „Warum er auch gerade morgen dahin muß, und ſo früh! Mich nochmals zu einer Begleitung antragen, kann ich nicht wohl thun, und unnütz, ja, gefährlich für meine Nachforſchungen wäre es, wenn ich zufällig dort mit ihm zuſammenträfe. Ich muß alſo warten, er fährt um neun Uhr hinaus, braucht etwa zwanzig Minuten, bleibt eine Stunde dort, — rechnete er für ſich nach, — alſo kann ich vor elf Uhr nicht hinaus. Nun in Gottes Namen, da Jahre vergangen ſind, werden auch einige Stunden mehr oder weniger an dieſer Sache nichts zu ändern vermögen!"

Herr von Scherra klingelte, und als der Diener eintrat, befahl er einen Wagen für den Vormittag auf elf Uhr.

Der Schlaf, welcher gewöhnlich der treue Freund des gelehrten alten Herrn war, nahm ihn in dieſer Nacht nicht ſo bereitwillig und ſanft in ſeine Arme, wie ſonſt; nur leicht überſchüttete er ihn mit ſpärlichen Mohnkörnern und ließ ihn ſchwere und wilde Träume durchmachen, ſo daß Herr von Scherra nicht ſo friſch und geſtärkt wie ſonſt erwachte. Auch trug die Erinnerung an die Erlebniſſe des geſtrigen Tages nicht dazu bei, ihn aufzuheitern, und ſo kam es denn, daß er ſeinen Spaziergang durch das Zimmer von geſtern mit ernſter und kummervoller Miene da wieder aufnahm, wo er ihn geſtern beendigt. Spät war es auch geworden, und nachdem er in der bewußten Angelegenheit noch Hunderterlei für und wider ſo erſchöpfend als möglich erwogen, ohne zu einem

Reſultate zu gelangen, ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſuchte Tagebücher hervor aus der Zeit jenes neapolitaniſchen Aufenthaltes, ſo wie Briefe von der Marcheſa Fontana.

Der Bediente des Herrn von Scherra war ausgegangen, um nach dem beſtellten Wagen zu ſchauen und Sorge dafür zu tragen, daß derſelbe nicht ſpäter als zur befohlenen Stunde käme.

Ins Leſen jener Briefe vertieft, überhörte der alte Herr ein Klopfen an ſeiner Thür, und rief erſt gegen ſeine Gewohnheit: „Herein!“ als ſich dieſes Klopfen ſtärker wiederholte.

Nachdem das Wort ſeinem Munde entfahren, bereute er es auch, denn er liebte es nicht, in ſeinen Arbeiten geſtört zu werden, ſah überhaupt nicht gern Fremde, die ihm nicht vorher angemeldet waren und denen er nicht eine Stunde beſtimmt hatte.

Als ſich nun die Thür öffnete, blickte er von den Briefen, in denen er las, kaum auf und murmelte, etwas ſeitwärts blickend, in verdrießlichem Tone: „Bedaure, außerordentlich beſchäftigt zu ſein und bitte, ſich mit einem Anliegen —“ Dabei hatte er den Kopf langſam ganz herumgewandt und ſah ſich durch den eigenthümlichen Anblick des Mannes, der in ſein Zimmer getreten war, veranlaßt, nicht nur ſeine Rede zu unterbrechen, ſondern ſich auch mit überraſchtem Geſichtsausdrucke langſam von ſeinem Sitze zu erheben.

Wenn Herr von Scherra auch keine Furcht kannte, ſo war doch die Erſcheinung ſo ſonderbarer Art, daß er nach dem Aufſtehen unwillkürlich ſeinen Stuhl zwiſchen ſich und den Fremden brachte.

Dem freundlichen Leſer, der unſerer wahrhaftigen Ge-

ſchichte aufmerkſam gefolgt iſt, brauchen wir wohl nicht zu ſagen, wer der Mann mit dem ſtarken Haar und Barte war, doch wird es ihm nicht außerordentlich erſcheinen, daß Herr von Scherra mit Erſtaunen, ja, mit einigem Schrecken auf dieſe ſonderbare Erſcheinung blickte. Wenn ihm auch gerade nicht die Geſchichten von einzelnen älteren Herren in den Sinn kamen, die in ihrer Wohnung unvermuthet überfallen und umgebracht worden waren, ſo war es doch wahrſcheinlich, daß er einer Zudringlichkeit anderer Art nicht entgehen werde, und während er in ſeinem Innern bitter auf die Nachläſſigkeit ſeines Bedienten ſchalt, daß dieſer die äußere Thür ſeiner Wohnung nicht geſchloſſen, verſenkte er ſeine rechte Hand langſam in die Taſche ſeines Beinkleides, um einer Forderung, die, wie er nicht anders erwartete, an ihn geſtellt werden würde, ſo ſchnell als möglich nachkommen zu können.

Der Fremde hatte ſich unterdeſſen mit der Verbeugung und dem Benehmen eines anſtändigen Mannes ihm genähert und richtete ohne etwas zu ſprechen ſein dunkles, blitzendes Auge feſt auf den alten Herrn; er that das mit einem ſo unverkennbar fragenden Ausdrucke, daß Herr von Scherra, ihn ebenfalls feſt anſchauend, in allen Winkeln ſeines großen Gedächtniſſes herumſuchte, um die Beantwortung der ſtummen Frage zu finden, die offenbar heißen ſollte: Erinnere dich, du haſt mich ſchon irgendwo geſehen.

Aber es tauchte kein Geſicht vor ſeinem inneren Auge auf, das er mit dieſem in Einklang hätte bringen können; es war eine ſüdliche Phyſiognomie, und der große Reiſende fuhr ſchneller als der Telegraph durch Syrien, Aegypten nach Indien, ja, ſchwang ſich von dort nach Süd-Amerika hinüber,

ohne daß ihm ein Bild erſchienen wäre, welches auf dieſe Erſcheinung gepaßt hätte.

Er verneigte ſich deßhalb auf höfliche Art und ſagte in einem ziemlich kühlen Tone: „Wenn ich vielleicht ſchon das Vergnügen gehabt habe, Sie, mein Herr, irgendwo zu ſehen, ſo muß ich freundlich bitten, meinem Gedächtniſſe nachhelfen zu wollen — dem Gedächtniſſe eines alten Mannes.“

Worauf der Fremde mit einem ausdrucksvollen Blicke im reinſten Italieniſch zur Antwort gab: „Der aber unverändert gerade noch ſo vor mir ſteht, wie ich ihn vor nicht vielen Jahren zum letzten Male ſah.“

„Ihrer Sprache nach ſcheint das in Italien geweſen zu ſein,“ entgegnete Herr von Scherra mit erhöhter Aufmerkſamkeit, denn er war offenbar betroffen von dem Tone dieſer Stimme, vielleicht weil derſelbe ſo weich und wohlklingend war, vielleicht aber auch, weil er mit einem bekannten Klange an ſein Ohr ſchlug. Das Letztere mußte offenbar der Fall ſein, denn Herr von Scherra trat neben ſeinem Stuhle hervor, näherte ſich dem Eingetretenen einen Schritt und blickte ihn forſchend, wie bisher, an, ja, er ſchien geſpannt auf die Beantwortung ſeiner Frage.

„Allerdings, in Italien,“ ſagte der Fremde.

„In Neapel?“

„In Neapel.“

„In der Stadt ſelbſt oder —?“

„Auf dem Landſitze der Marcheſa Fontana,“ ſprach der Fremde mit bebender Stimme, wobei er dem alten Herrn ſeine beiden Hände entgegenſtreckte, dieſelben aber, als dieſer einen Augenblick zauderte, ſie zu ergreifen, zuſammenlegte und mit ſchmerzlichem Tone ausrief: „O, ich muß mich ſehr

verändert haben! So finden Sie denn in meinen zerſtörten Zügen keine Spur mehr von Gaetano?“

„Ah, Gaetano — — Gaetano!“

Dieſer Ausruf klang wie ein Schrei der Freude und wiederholte ſich zum zweiten Male mit dem Ausdrucke des Schreckens.

Wie trat Gaetano vor ihn hin — als ein dem Irrenhauſe Entſprungener? Freigelaſſen konnte er wohl nicht ſein, denn das würde Henderkopp, mit dem Herr von Scherra geſtern jene flüchtige Unterhaltung über den Unglücklichen hatte, nicht verſchwiegen haben; ja, er mußte entflohen ſein! Sein flammendes Auge ſprach dafür, das lange Haar, der wirre Bart, der ängſtliche, ja, ſcheue Blick, mit dem er die Mienen des alten Herrn bewachte.

Dieſe Mienen drückten aber auch eben ſo viel Schrecken als Freude aus, und erſt nachdem er ſich geſammelt, trat er näher an den Fremden hin und vermochte es über ſich, ihm die Hand zu reichen, während er fragte: „Und es iſt in der That Gaetano, mein armer, unglücklicher Freund Gaetano?“

„Er iſt es,“ entgegnete dieſer mit dem Ausdrucke tiefen Schmerzes, „und um ſo ärmer, um ſo unglücklicher, da er aus den Worten ſeines alten Freundes entnimmt, dieſer habe Kenntniß gehabt von ſeinem entſetzlichen Schickſale und doch nichts gethan, um ihn zu retten — ihn, den Sohn Ihres Freundes, und ſelbſt ein Freund, wie Sie ihm oft geſagt!“ —

„Wenn ich Kenntniß hatte von dem Aufenthalte Gaetano's hier in der Nähe,“ erwiderte der alte Herr in gefliſſentlicher Haſt, „ſo erhielt ich dieſe erſt geſtern Abend durch einen Zufall auf dem Hochzeitsfeſte des Dr. Henderkopp.“

„Ah ja, er feierte geſtern ſeine Hochzeit.“

„Und noch in dieser Stunde wollte ich hinausfahren — im Augenblick wird der Wagen kommen — um mich nach dem traurigen Schicksale eines jungen Mannes zu erkundigen, der mir sehr am Herzen liegt und der, wie Dr. Henderkopp sagte, der Marchese Gaetano Fontana zu sein vorgebe."

„Und wenn ich, der hier vor Ihnen steht," erwiderte der Andere in ruhigem Tone seiner tiefen, wohlklingenden Stimme, „den Beweis zu führen vermag, daß ich wirklich Gaetano Fontana bin, werden Sie mir dann glauben? Wenn ich Ihnen sage, daß diese fixe Idee nur in dem Kopfe jenes Mannes liegt, der an mir unverantwortlich gehandelt, der mich auf Antrieb habgieriger Verwandten in jahrelanger Gefangenschaft hielt, der mich quälte und marterte, wenn ich fest vor ihn hintrat und ihn zur Verantwortung ziehen wollte, wenn ich ihn fragte, wie er mich, einen vollkommen gesunden und geistesklaren Menschen, unter dem Vorwande des Wahnsinns in Gewahrsam halten könne?"

„O mein Gott," rief entsetzt Herr von Scherra, „so läge hier wieder einer jener Fälle vor, die wir so leicht geneigt sind, für Fabeln zu halten! — Aber wenn dem so ist, wie kamen Sie in jene Anstalt?"

„In Ihrer Frage," erwiderte der Marchese, „klingt immer noch ein mir nicht unbegreifliches Mißtrauen. Wie ich aber dahin kam, das sollte Ihnen, der meine Vergangenheit kennt, doch nicht so gar schwer sein, zu verstehen. Sie wissen, was ich verlor, Sie wissen, was ich gelitten, trotzdem ich damals immer noch hoffte, sie wieder zu finden. Wie sich aber meine Leiden steigerten, als ich trotz unermüdlichen Suchens — und ich suchte mit der Unverdrossenheit der Liebe und zugleich mit

der Gründlichkeit des Hasses — keine Spur von ihr fand, das vermag ich nicht mit Worten auszudrücken, das vermöchte auch kein Anderer zu fassen; vielleicht," setzte er traurig lächelnd hinzu, „ist das, was ich litt, aus dem entsetzlichen Resultate meines Suchens und Forschens einigermaßen zu erkennen: es bestand in einer furchtbaren, nervenzerstörenden Krankheit, die mich befiel und die in ihren Nachwirkungen mein Denkvermögen allerdings so geschwächt hatte, daß ich damals wohl für einen Wahnsinnigen gelten konnte. — Doch lassen Sie mich das in seinen Einzelheiten nicht einem Fremden erzählen, — und der sind Sie mir, ich sehe das an dem immer noch zweifelhaften Ausdrucke Ihres Auges, — so lange Sie mir nicht erlaubt, Ihnen den Beweis über die Richtigkeit meiner Person zu führen. Aber das kann ich nicht mit Documenten belegen, diesen Beweis kann ich Ihnen nur führen in der Sprache meines Herzens, wenn ich dem Freunde zurückführen darf jene unglückliche Zeit in Neapel, wenn er mir erlaubt, ihm an sich geringfügige Dinge zu berichten, die ihm aber außer allem Zweifel stellen müssen, wer ich bin. Doch das vermag ich nur einem Freunde," setzte er mit umflortem Blicke hinzu, „und noch stehe ich als ein Fremder vor Ihnen."

Abermals streckte er seine beiden Hände aus, und jetzt ergriff sie der alte Herr zitternd, hastig; er zog den jungen Mann an sich, er machte dann seine Rechte los und strich ihm das dichte Haar weit zurück aus der Stirn, er versenkte den Blick in seine Augen, wobei seine Lippen zuckten und lange suchten, ehe sie Worte fanden zu dem herzlichen Ausrufe der Rührung und Freude: „O Gaetano, o Sohn

meines lieben Freundes, mir ſo theuer wie ein eigener Sohn, ja du biſt es, du biſt es!“

Er riß ihn ſtürmiſch an ſeine Bruſt, und mit den herabſtürzenden Thränen des jungen Mannes miſchten ſich ſeine eigenen, die reichlich floſſen in langer, inniger Umarmung, und die ſich immer wieder erneuerten, ſo oft der alte Herr das Geſicht erhob, um die wohlbekannten, lieben Züge aufs neue wieder zu ſtudiren und in ihnen das Bild des Verlorengegangenen und Langvermißten endlich wiederzufinden.

Als Herr von Scherra nun aufs innigſte überzeugt war, daß es Gaetano, der Sohn ſeines Freundes war, deſſen Hände er drückte, deſſen Haar er berührte, den er mit einem Aufſchluchzen der Rührung in ſeine Arme ſchloß, und als ihm dieſer zwiſchen dieſen Freundſchaftsbezeigungen in abgeriſſenen Worten und doch ſo überzeugend Einzelheiten ſeines früheren Lebens mitgetheilt, ihm Dinge in Erinnerung gebracht, welche nur ſie Beide allein wiſſen konnten, ihm Worte wiederholt, welche ſie zuſammen gewechſelt, ihm das Zimmer mit allen Kleinigkeiten beſchrieben, wo Herr von Scherra in Gaetano's väterlichem Hauſe gewohnt, da leuchtete es immer freudiger und glücklicher auf in dem Auge des alten Herrn, und nachdem er ſeinen Gaſt zu einem Lehnſtuhle geführt und ihn durch Auflegung beider Hände auf die Schultern faſt mit Gewalt hineingedrückt, ging er händereibend und mit ſo glückſeliger Miene und in ſo raſchen Bewegungen durch das Zimmer, daß man jeden Augenblick hätte erwarten können, der alte Herr hebe ſeine Füße in immer raſcherem Tempo, und es werde ein förmlicher Freudentanz daraus.

Jetzt aber blieb er auf einmal ſtehen, legte die Hand an die Stirn, und als er ſich hierauf raſch gegen Gaetano

er, wie nicht leicht ein anderer Sterblicher und die Sehwinkel ſeiner Augen kreuzten ſich ſo ſonderbar, daß der Anblick derſelben komiſch geweſen wäre, wenn der Blick dieſes Auges ſelbſt nicht ſo etwas offenbar Bösartiges an ſich gehabt hätte.

Jetzt wandte ſich der Graf um, und obgleich er das Geſicht oft geſehen, ſo erſtaunte er doch heute wieder ob dieſem unangenehmen Ausdruck.

„Erinnerſt du dich noch," ſagte er nach einer Pauſe, „auf welche Art du in die Dienſte der Signora Marina getreten, oder vielmehr in meine Dienſte? Es kann nicht ſchaden, wenn du mir das nochmals erzählſt."

„Es mögen jetzt drei Jahre ſein," ſagte Joſeph geſchmeidig und willfährig, „da kam ich hieher nach Genua, um Arbeit, ein Unterkommen zu finden. Ich fand weder das Eine noch das Andere; mein Geſicht," ſagte er ſeltſam lächelnd, „war den Leuten nicht angenehm genug und da ich auf dieſe Art weder Obdach noch Nahrung hatte, ſo wurde ich krank, ſehr krank. Ich wohnte in einem elenden Hauſe hinter dem Freihafen; es war vielmehr ein Stall, und die alte Frau, die mich in meinem brennenden Fieber mit einer Citronenſchnitte erquickte, oder mir, wenn ich jämmerlich fror, eine alte Pferdedecke überwarf, ſagte mir eines Tages, es ſei eine reiche Dame angekommen, ebenfalls eine Deutſche, und, wie ſie glaube, aus demſelben Lande, aus dem ich ſei. Sie hatte das von ihrer Schweſter, einer Wäſcherin, erfahren, die hier in dieſem Gaſthofe, wo auch die deutſche Dame wohnte, beſchäftigt war."

Der Graf nickte mit dem Kopfe und ſagte ſehr leiſe: „ja, ja, es war derſelbe Gaſthof, ich glaube ſogar, dieſelben Zimmer!"

„Die deutſche Dame nun," fuhr der Diener fort, „ſchickte mir Geld und kam eines Tages, nach dem Landsmanne zu ſehen. Sie erſchrack, wie ſie meinen Zuſtand, mein Lager ſah, — — —

umwandte, hatte ſein Geſicht einen ernſten, kummervollen Ausdruck angenommen.

„Ich Thor,“ ſagte er, langſam auf ſeinen Freund zuſchreitend, „ich Thor, der ich mich gleich einem jungen Menſchen von einem Augenblicke des Glücks hinreißen ließ und darob vergaß, wie ſehr unſer Leben aus Licht und Schatten gemiſcht iſt, und nicht einmal zu gleichen Theilen, viel mehr Schatten, o, viel mehr! Und ich ſehe mächtig ſchwarze über uns hereinbrechen, nachdem eben erſt das Licht der Freude unſere Augen erleuchtet! — O, das iſt ſchrecklich!“ ſchloß er mit einem tiefen Seufzer.

Gaetano hatte der plötzlichen Aenderung in den Mienen ſeines Freundes einen kurzen Moment verwundert zugeſchaut, dann aber ſchien er völlig bewußt in deſſen Ideengang einzulenken, worauf er mit dem Kopfe nickte und langſam ſagte: „Ich weiß alles!“

„Was wiſſen Sie?“ fragte erſchrocken Herr von Scherra.

„Alles; daß ſie, die ich geſucht, hier in unſerer Nähe weilt, daß Franceſca die Frau eines Andern iſt, und wohl glücklich verheirathet.“

„O mein Gott!“

„Iſt ſie nicht glücklich verheirathet?“ fragte haſtig Gaetano.

Herr von Scherra hätte um alles in der Welt dieſe Frage nicht bejahen wollen; er umging dieſe Frage, indem er haſtig ausrief: „Was wiſſen Sie von Françoiſe? Um des Himmels willen, haben Sie ſie geſehen, weiß ſie von Ihnen?“

„O nein,“ verſetzte Gaetano mit Bitterkeit lächelnd, „wie

ſollte ich dazu kommen, mir das Recht zu nehmen, die Gräfin Lotus aufzuſuchen?"

„Aber Sie wiſſen ihren Namen?" —

„O, ich weiß noch mehr, und nach dem, was ich weiß, kann ich mir wohl denken, daß ich ihr keine willkommene Erſcheinung ſein würde."

„Es ſind Jahre ſeit jener Zeit dahin gegangen," erwiderte tief aufſeufzend der alte Herr mit leiſer Stimme, als ſpräche er zu ſich ſelber.

„Ja, Jahre des Glücks!" rief Gaetano mit einem flammenden Blicke, während er die linke Hand gen Himmel erhob; „und Jahre der Verzweiflung!" ſetzte er hinzu, während er die Rechte auf ſein Herz drückte.

„Gaetano, mein Freund," ſprach bewegt Herr von Scherra, „mein Sohn, möchte ich noch lieber ſagen, — laſſen Sie die ſchrecklichen Erinnerungen an vergangene Zeiten in Ihrer Bruſt ſchlummern, rufen Sie nicht hervor jene Bilder des Glücks und des Leidens, kämpfen Sie nieder alle Empfindungen, alle Wünſche und Hoffnungen, ſuchen Sie Ihr Herz zu beruhigen, denn was Sie hören werden und hören müſſen, dazu bedarf es eines ruhigen Herzens und kalten Blutes."

„Um Beides zu haben," gab der Andere mit leidenſchaftsloſer Stimme zur Antwort, „machte ich eine gute Schule durch. Dr. Heuberkopp, der beſtändig fand, daß meine Nerven zu erregt ſeien, daß mein Blut zu heiß wallte, goß kaltes Waſſer darauf, ja, kaltes Waſſer genug, und nicht nur figürlich geſprochen; auch hatte er ein prächtiges Mittel, um allzu üppige Bilder meiner Phantaſie zu verwiſchen und unklar zu machen — die dunkle Zelle."

„Armer Gaetano!“

„Es war eine harte Schule, aber ich lernte in ihr ſo vortrefflich, daß ich heute Morgen kaum mit einer Wimper zuckte, als ich plötzlich erfuhr, Franceſca, welche ich durch halb Europa geſucht, ſei hier —“

„Durch wen erfuhren Sie das?“

„Lebe hier glücklich auf den Höhen des Lebens, während ich in der Tiefe des menſchlichen Daſeins, in der finſtern, kalten Todzelle ſaß —“

„Gaetano, wer ſprach Ihnen davon?“

„Sie ſei verheirathet,“ fuhr er mit einer abwehrenden Handbewegung fort, „aber ihr Gemahl, ein vornehmer Herr, ſei nicht glücklich; ihn ängſtigen böſe Träume in ſchlafloſen Nächten, ſeine Nerven ſind aufgeregt, ſeine Gedanken verwirren ſich zuweilen, er hat Viſionen, er fühlt irgend ein unglückliches Ereigniß wie ein Geſpenſt um ſich herſchleichen, die unerbittliche Hand eines finſtern Schickſals nach ſich greifen, ja, er glaubt den kalten Finger deſſelben zu fühlen, wie er im Begriff iſt, ihn zu faſſen, er fürchtet, ein Todtgeſagter, ein Begrabener werde wieder auferſtehen und ſich drohend vor ihm ſehen laſſen — ja, er fürchtet, Gaetano lebe noch. Gaetano werde vor ihm erſcheinen, um das Herz jener Frau zurück zu verlangen, die jener nicht glücklich machen konnte, die aber meiner in Liebe gedenkt.“

Er hatte die Sätze mit ſteigender Heftigkeit geſprochen, und während er die letzten Worte in haſtiger Erregung ausſtieß, war er aufgeſprungen, und als er nun ſeine Rechte wie beſchwörend gen Himmel hob, ſetzte er mit flammendem Auge hinzu: „ja, ſie hat mich nicht vergeſſen, ſie liebt mich noch, ich muß ſie wiederſehen!“ —

Herr von Scherra hatte bei dieſem Ausbruche der Leidenſchaft ſeine Hände gefaltet und ein tiefer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt. Dann ſagte er kopfſchüttelnd: „Bei alledem ſcheint mir, Gaetano, die harte Schule, von der Sie eben ſprachen, iſt doch nicht im Stande geweſen, Ihr wildes Blut abzukühlen. Sie wiſſen alſo, wie die Verhältniſſe hier ſtehen. Ich gebe Ihnen zu, es iſt vieles davon gerade ſo, wie Sie ſagten, — nun gut, glauben Sie denn, daß es möglich ſei, dieſe eigenthümlichen, verwickelten Verhältniſſe mit einem geraden, gewaltigen Schritte zu durchkreuzen?“

„Nein, das glaube ich nicht,“ erwiderte Gaetano nach einer längeren Pauſe, während welcher er an das Fenſter getreten war und an den Himmel hinaufgeſchaut hatte, „aber ich darf Sie wohl dagegen fragen, finden Sie es unbegreiflich, wenn mein lange zurückgedrängtes Gefühl auf Augenblicke alle Bande ſprengt und ſich, wie hier dem Freunde gegenüber, zu äußern wagt? Laſſen Sie mich meine Aeußerung von vorhin wiederholen und glauben Sie mir, ich habe ſchwere Lehrjahre durchgemacht und in ihnen gelernt, ruhig zu ſcheinen, wenn auch das empörte Blut das Herz zu überfluten droht. Ich hoffe,“ ſetzte er in ruhigem, kaltem Tone hinzu, „Ihnen davon Beweiſe geben zu können.“

„Ich glaube Ihnen, Gaetano, aber geben Sie mir vor allen Dingen Beweiſe Ihres Vertrauens, indem Sie mir ſagen, wer Ihnen die Mittheilung über Françoiſe's Leben gemacht.“

„Das iſt eine eigenthümliche Geſchichte,“ verſetzte Gaetano mit einem Anflug von Heiterkeit in ſeinen Mienen, „ich werde es Ihnen erzählen, aber thun Sie mir den Gefallen, verehrter Freund, und ſetzen Sie ſich mir gegenüber nieder.

Ich bleibe ruhiger, als wenn ich auf- und abgehe und nach der leidigen Gewohnheit des Neapolitaners meinen Bericht durch Pantomimen illuſtrire und ergänze. Zu gleicher Zeit werden Sie auch erfahren, wie ich, der angeblich Wahnſinnige, mich ſelbſt aus der Irren-Anſtalt entließ und hier vor Ihnen als ein paſſabel vernünftiger Menſch ſitze."

Das Rollen eines Wagens auf dem Pflaſter veranlaßte Herrn von Scherra, an die Thür zu eilen, wo er ſeinem Bedienten die ſtrenge Weiſung ertheilte, niemand, wer es auch ſei, herein zu laſſen. Gütiger Gott, ſprach er zu ſich ſelber, dieſer arme unglückliche Graf könnte die Idee haben, mich nach ſeiner Conſultation mit dem Doctor ſprechen zu wollen! — „Ehe ich mich aber zu Ihnen niederſetze," wandte er ſich an Gaetano, „muß ich eine Frage an Sie richten, die ich ſchon lange hätte thun ſollen: Haben Sie, ein Entflohener, wie Sie ſelbſt ſagen, nicht den Wunſch nach einem ſoliden Frühſtück oder dergleichen? Wenn man franzöſiſchen Abſchied nimmt, hat man gewöhnlich nicht Zeit, vorher an ſolche Sachen zu denken."

„Was meinen Abſchied anbelangt," gab Gaetano lächelnd zur Antwort, „ſo war er, obgleich erzwungen, doch freiwillig, und ich hatte Gelegenheit, wenn ich mich auch auf heimliche Weiſe entfernte, dies doch öffentlich vor aller Augen thun zu können, ſo daß ich mich deßhalb auch nicht zu ſcheuen brauchte, vorher ſo viel zu frühſtücken, als dies mein allerdings etwas aufgeregter Gemüthszuſtand erlaubte. Ich ſpreche vielleicht in Räthſeln, doch werde ich dieſe Ihnen leichter zu löſen im Stande ſein, als es wohl mit dem großen Räthſel meines Lebens wird geſchehen können. Für einen andern Genuß aber, den Sie mir verſchaffen können und den ich

lange entbehrt, würde ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet ſein, für den Genuß einer guten Cigarre. Es iſt dies auch zugleich ein Ableiter für meine Heftigkeit, wenn ſich dieſe im Verlauf meiner Erzählung wieder bei mir einſtellen ſollte — Sie rauchen ja ſelbſt wohl auch?"

„Sehr wenig, aber für Freunde bin ich immer mit dem Nöthigen verſehen und freue mich jetzt doppelt darüber. Darf ich Ihnen etwas geben, was Sie an die Heimat erinnert?"

Der alte Herr war bei dieſen Worten aufgeſtanden und brachte von einem Nebentiſchchen ein Kiſtchen, in dem ſich ziemlich lange, dünne und ſehr dunkel gefärbte Cigarren befanden. „Nehmen Sie davon," ſagte er alsdann, „ſie iſt nicht ſchlecht, eine Cavour."

„Cavour? Welch' eigenthümlicher Name, was iſt das, Cavour?"

Auf dieſe Frage blickte Herr von Scherra ſeinen Gaſt mit großem Erſtaunen an. „Sie wiſſen nicht, wer Cavour iſt?"

„Ich höre dieſen Namen heute zum erſten Male."

„Ah, mein Gott, ja!" rief Herr von Scherra ſich beſinnend. „Zeitungen ließ Dr. Henderkopp in ſeiner Anſtalt wohl nicht zu?"

„Wenigſtens keine politiſchen Blätter, indem er fürchtete, ein allzu reges Intereſſe, das man an den Zeitverhältniſſen nehme, könne der Heilung ſchaden."

„Er hat nicht ganz Unrecht, aber es iſt eigentlich ein ſchrecklicher Gedanke."

„Was denn?"

„Nun, daß Sie Jahre lang in einer ſolchen Zurück-

gezogenheit gelebt und von den Ereigniſſen, welche die Welt umzuwälzen drohen, nichts gehört haben."

„Ereigniſſe ſo wichtiger Art? Wo denn? O, erzählen Sie mir das."

„Nein, nein," rief abwehrend Herr von Scherra, „damit will ich Ihren Kopf jetzt nicht anfüllen und verwirren, davon ſpäter. Zuerſt ſind Sie mir Ihre Mittheilung ſchuldig, die für mich wichtiger iſt als alle Umwälzungen der ganzen Welt."

„Richtig, ich erzählte Ihnen noch nicht, auf welche Art ich Dr. Henderkopp und ſeine Anſtalt verließ. O, es iſt das eine Geſchichte, welche komiſch genannt werden könnte, wenn ſie für mich nicht von ſo ernſten und wichtigen Folgen wäre!"

„Ja, ja, ich bin begierig darauf, das zu hören, aber vor allen Dingen möchte ich wiſſen, auf welche Art und Weiſe Sie Kenntniß von Françoiſe erhielten, von deren Gatten und ihrer Stellung in der Welt."

„So hören Sie denn, wie ſich Eines ganz naturgemäß aus dem Andern ergab." — Und nun erzählte Gaetano ſeinem Freunde die Erlebniſſe des geſtrigen Abends und des heutigen Morgens, und als er mit ſeiner Erzählung geendigt, ſchloß er mit den Worten: „Und nun ſagen Sie ſelbſt, ob es nicht ein Wink des Himmels iſt, der mir gerade dieſen Mann entgegengeführt, ob ich nicht dadurch zu dem Glauben berechtigt bin, daß das Schickſal aufhören wolle, mich zu verfolgen, daß ich in nicht zu ferner Zeit in einen ruhigen, friedlichen Hafen einlaufen werde?" —

Der alte Herr war aufgeſtanden und durchmaß wieder das Zimmer nach allen Richtungen, wobei man an ſeinen

Geberden, die er durch lebhafte Handbewegungen verſtärkte, deutlich ſah, wie ſehr ihn das eben Gehörte beſchäftige.

Auf die Frage Gaetano's blieb er mit einem plötzlichen Halt vor dieſem ſtehen und ſagte, indem er die Rechte gegen ihn ſchüttelte: „Ja, Ruhe und Frieden werden Sie finden, mein armer Freund, wenn Sie es vermögen, die Erinnerung an vergangene Dinge gänzlich zu verwiſchen und ein neues Leben zu beginnen — nur in dem Sinne, gewiß, mein theurer Gaetano, nur in dem Sinne! — Franceſca und Françoiſe ſind zwei ganz verſchiedene Perſonen; jene wird dem verſtorbenen Freunde eine Thräne der Erinnerung gewiß nicht verſagen, dieſe aber niemals den früheren Geliebten wieder erkennen. Nicht nur die Jahre allein, welche zwiſchen jenen Tagen und heute liegen, haben das Band zerriſſen, ſondern die Pflicht des Weibes gegen ihren Gatten ſteht drohend zwiſchen Euch und ſpricht ihr unerbittliches: Scheidet! — Mag es Ihr Herz zerreißen, Gaetano, wenn ich Ihnen ſage, Françoiſe wird dieſer Pflicht gehorſam ſein, ich muß es thun, ich muß durch dieſe ausgeſprochene Gewißheit Ihnen jede Hoffnung ein- für allemal benehmen.“

Gaetano hatte ſeinen Kopf in beide Hände verſenkt, und als er wieder aufblickte, ſagte er mit einem ſchmerzlichen Lächeln: „Aus Ihnen ſpricht der Freund jenes Mannes, aus Ihnen ſpricht der kalte Norden! Freund Scherra in Neapel dachte anders.“

„Ich weiß nicht, ob der jüngere Scherra damals anders dachte,“ gab er mit einem leichten Anflug von Humor zur Antwort; „und wenn dem ſo wäre, ſo müßte ich Ihnen vielleicht erwidern: ländlich, ſittlich! Aber im vorliegenden Falle

kann und muß ich Ihnen alles Ernſtes verſichern: Françoiſe iſt eine Deutſche, und eine der beſten und edelſten."

„Weiß ich das nicht?" verſetzte der junge Mann mit dumpfer Stimme, „ſuchte ich ſie deßhalb nicht vor allen Andern auf und liebte ſie — bis zum Wahnſinn? Ich habe wahrlich das Recht, ſo zu ſprechen," ſetzte er mit einem furchtbaren Lächeln hinzu.

Herr von Scherra trat nahe an ihn heran und legte ihm ſeine Hand aufs Haupt. „Da Sie ſie kannten," ſagte er mit großer Wärme, „und ſie ſo unendlich liebten, ſo kann und muß Ihnen auch die Ruhe des armen Weibes, das nicht weniger gelitten als Sie, heilig ſein."

„O," fuhr Gaetano mit bitterem Ausrufe in die Höhe, „ihre Leiden waren in der That zu ertragen! Sie vergaß mich in den Armen eines Andern, während ich in unerſchütterlicher Treue nur an ſie dachte. Sie lebte in Pracht und Ueberfluß, während ich im Elende war und manche Tage und Nächte in Qual und Marter zubringen mußte. Und doch," fuhr er mit einem ſchmerzlichen Ausdruck in der Stimme fort, „ſollen Sie ſich in mir nicht getäuſcht haben. Francesca's Ruhe ſoll mir heilig ſein, aber ſehen will ich ſie noch einmal, ſie ſehen und ſprechen, und wenn Sie mir Ihre Hülfe dazu nicht leihen wollen, ſo werde ich nicht anders können, als dem Grafen Lotus unter der Maske des Dr. Henderkopp einen Beſuch zu machen."

„Den Teufel auch!" rief halb entrüſtet, halb ängſtlich der alte Herr, „dazu wären Sie vielleicht im Stande! Aber glauben Sie, daß ich ſo etwas dulden würde? Nicht aus den Augen werde ich Sie laſſen, nehmen Sie ſich in Acht! Es

könnte Ihnen bei einem ſolchen Beſuche Schlimmeres begegnen, als Sie ſich denken."

„Der Graf war ſo freundlich," fuhr Gaetano mit großer Ruhe fort, „mich darüber nicht im Unklaren zu laſſen, wie ſehr ihm meine Perſon verhaßt iſt, und bei Gott, Offenheit um Offenheit, — ich halte es für billig, daß auch er durch meinen Mund erfährt, wie wenig ich ihn liebe."

„Um die Stellung dieſer armen Frau unmöglich zu machen?"

„Ich biete ihr eine andere," rief der junge Mann heftig, „indem ich mein Eigenthum fordere, denn Franceſca iſt mein vor Gott und Menſchen! Uns verknüpfen die heiligſten Bande."

„Aufgeregt, wie Sie ſind, Gaetano, kann, darf und will ich dieſes Geſpräch mit Ihnen jetzt nicht fortſetzen; laſſen Sie uns Dinge bereden, die uns für heute näher liegen und wichtiger ſind. Sie ſind allerdings Ihrem furchtbaren Gefängniß entronnen, und meine Sorge ſoll es ſein, darüber ernſtlich mit Dr. Henderkopp zu verkehren, in Ihrem Intereſſe, ſo wie in dem der Zurückgebliebenen; gut, das überlaſſen Sie mir. In erſter Linie aber muß für Sie geſorgt werden, Sie müſſen auch dem Aeußern nach Ihrem Stande gemäß nach Neapel zurückkehren, wohin es Sie doch gewiß drängt, um dort Ihre Angelegenheiten zu ordnen, die mir nach Andeutungen in keiner guten Lage zu ſein ſcheinen."

„Das iſt allerdings mein Wunſch, aber in zweiter Linie; in erſter muß ich erſt hier ins Reine kommen. Bei Gott, ich will nicht jahrelang gelitten haben, wie ein Hund, um nach Neapel zurückzukehren, dort nach San Antonio zu pilgern, um in Jammer und Thränen auf der Schwelle ihres Landhauſes niederſitzend mein Haupt mit Aſche zu beſtreuen!

darauf kamen der Herr Graf und ließen mich aus dem Stalle fortbringen, in ein gutes Haus, und ließen mich pflegen, vollſtändig heilen und thaten viel an mir.“

„Und als du geſund wurdeſt,“ unterbrach ihn der junge Mann, „und mir ſagteſt, du wiſſeſt in der Welt nicht aus noch ein, nahm dich Signora Marina in ihre Dienſte und verſchaffte dir auf dieſe Weiſe ein angenehmes, behagliches Leben. — Iſt's nicht ſo?“

„Ja, Herr Graf!“

„Vergiß das nie, ſei an deine Gebieterin anhänglich und man wird für dich ſorgen.“

„Das bin ich gewiß, Herr Graf,“ ſagte Joſeph, „wie könnte ich je vergeſſen, was man an mir gethan, wie könnte ich je undankbar ſein gegen die Retterin meines Lebens?“ Er verſuchte bei dieſen Worten, einen ſanften Geſichtsausdruck anzunehmen, was ihm aber nicht gelingen wollte, ebenſowenig als ſeine beiden Augen in einen anſtändigen, menſchlichen Sehwinkel zu bringen. Das Eine blickte angelegentlich nach der Decke, während das Andere die Schiffe im Hafen zu betrachten ſchien. Doch bemerkte er trotz allem dem, daß auf dem Geſichte des Grafen eine ſeltſame Spannung lag, daß er unruhig hin und her gieng, bald ihn feſt anblickte, bald wieder zum Fenſter hinaus ſah.

Der junge Herr ſchien mit ſich ſelbſt zu kämpfen, ob es räthlich ſei, ihren Diener zu ſeinem Vertrauten zu machen. Doch blieb ihm keine andere Wahl. Zuerſt war derſelbe der einzig ſichere Weg, um das bewußte Schreiben ſicher in ihre Hände gelangen zu laſſen, und da ſie ihm vertraute, wie ſie geſagt, ſo konnte es nicht fehlen, daß er auch bald von dem Inhalt dieſes Schreibens einige Kenntniß erlangen würde. Ueberhaupt war es ja nicht möglich, die ganze traurige Geſchichte geheim zu halten, und dann brauchte auch der Graf, da Dubelli leider fern

Ich will Francesca ſehen und ſprechen, um von dieſer Unterredung meine weiteren Schritte abhängig zu machen. Könnten Sie," fuhr er mit weicher Stimme fort, „der treue Freund meines Hauſes, ja, mein eigener, dem ich vor jenem furchtbaren Abend mein Herz öffnete und den ich erkennen ließ, wie treu und ehrlich ich es mit Francesca meinte, — könnten Sie wirklich ſo grauſam ſein und mir mit kalter Ruhe den Rath geben, ſie zu verlaſſen, ehe ich ihr geſagt, was ich um ſie gelitten, daß ich ſie nie vergeſſen, daß ich ſie heute noch eben ſo heiß und innig liebe, wie damals?"

„Was ſoll ich Ihnen zur Antwort geben?" ſagte Herr von Scherra, indem er ſeine Hände zuſammenſchlug und darauf ſeine Finger krampfhaft in einander faltete. „Fühlen Sie denn nicht, daß auch mein Herz ſchmerzerfüllt iſt und zerriſſen, wie das Ihrige, daß ich, der ich Sie liebe, der ich über Ihr Wiederfinden glücklich bin wie ein Vater, dem man einen verlorenen Sohn zurückgebracht, mich nur mit Gewalt würde zurückhalten können, um ihr, die mir ſo unendlich theuer iſt, nicht mit einem Ausrufe der Freude zu verrathen, was ſie nimmer erfahren ſollte?"

„Weil ſie mich noch liebt!" rief der junge Mann mit funkelndem Auge. „O, ich habe dieſe ſüße Gewißheit heute Morgen aus den Klagen jenes Mannes vernommen, ich höre ſie jetzt aus Ihren Worten in mein Herz tönen, in mein Herz, das dieſelben Worte im Wiederhall jauchzend zurückgibt!" —

„Wollen Sie mich um meinen Verſtand bringen?" rief der alte Herr in faſt komiſcher Verzweiflung. „Wollen Sie mir eine unheilvolle Gewißheit aufdrängen, die ich mir nicht aufdrängen laſſen will? Wollen Sie die Freude des Wieder-

ſehens dadurch verbittern, nein, gänzlich zerſtören, daß Sie in Verhältniſſe hineinfahren, die, an ſich ſchon verwickelt und traurig genug, durch Ihre Erſcheinung aber unglücklich und unerträglich werden müſſen? Gaetano, mein Freund, ſeien Sie verſtändig, ſeien Sie ein Mann! Zeigen Sie, daß Sie in der allerdings harten Schule des Lebens etwas gelernt haben, und vor allen Dingen vertrauen Sie meiner Freundſchaft," ſetzte er mit überſtrömendem Gefühle hinzu, indem er dem jungen Manne beide Hände reichte, „und ſeien Sie überzeugt, daß ich gegenüber der unglücklichen Frau für Sie thun werde, was in meinen Kräften ſteht, — das heißt, was mir mein Gewiſſen erlaubt." —

Gaetano riß den alten Herrn nach dieſen Worten ſtürmiſch in ſeine Arme, und als er gleich darauf eben ſo haſtig von ihm wegging, trat er ans Fenſter, um ſeine feuchten Augen zu verbergen. „Ja, eine unglückliche Frau," murmelte er mit kaum vernehmlicher Stimme; „aber ſie liebt m[illegible] ſie liebt mich immer noch, und da ich ſie auch liebe, können wir vielleicht doch noch glücklich werden!" —

„Wollen Sie jetzt vernünftig mit mir über Ihre Gegenwart reden?" fragte Herr von Scherra nun in beinahe ärgerlichem Tone.

„So vernünftig, als es mir in meiner Lage möglich iſt, meinetwegen ſogar recht proſaiſch."

„Gott ſei Dank, wenn wir dazu kommen! Wie ich Ihrem Aeußern anſehe," meinte der alte Herr, nachdem er ihn von oben bis unten aufmerkſam betrachtet, „hat Dr. Henderkopp auch was Ihren Anzug anbelangt, Ihrer fixen Idee durchaus nicht gehuldigt."

„Gewiß," erwiderte Gaetano lächelnd; „er mochte mich nicht mehr ſcheinen laſſen, als wofür er mich hielt."

„Und daß das geändert wird, dafür werde ich ſogleich Sorge tragen," entgegnete Herr von Scherra. „Der Wagen, der ſchon lange drunten auf mich wartet, ſoll mich zu einem berühmten Kleiderkünſtler führen, einem Manne, der auch alles ſonſt dazu Gehörige zu beſchaffen verſteht."

„Und ſoll ich Sie begleiten?"

„Im Gegentheil, ich bitte ſehr, daß Sie hier bleiben; damit Sie aber keine Langeweile haben und auch Ihren gefährlichen Phantaſieen nicht allzu ſehr nachhangen, will ich ein genügendes Material an Büchern, Broſchüren und Zeitſchriften um Sie herum anhäufen, woraus Sie mit Erſtaunen ſehen werden, was ſich in der Welt begibt, furchtbare Dinge, die gerade Ihre Heimat betreffen, und woraus Sie denn auch lernen werden, warum man die Cigarre, die ich Ihnen vorhin gegeben und die Sie in Ihrer Exaltation ſchon lange bei Seite geworfen, ‚Cavour' zu nennen beliebt. O, es iſt das eine merkwürdige Geſchichte," fuhr er wie mit ſich ſelbſt ſprechend fort, und als er darauf in ſein Nebenzimmer ging, um Bücher und Zeitungen herbeizuholen, dachte er bei ſich: wenn das nicht ſeinem Sinne eine vollkommen andere Richtung gibt, ſo ſieht es traurig bei ihm aus. Doch nein, nein, ich kenne Gaetano's gutes und edles Herz und baue darauf, er wird dem Vaterlande ſeine Liebe zuwenden! —

Darauf hatte Herr von Scherra ſeine kurze Toilette beendigt, und als der Wagen unten mit ihm davon rollte, ſaß Gaetano droben im Zimmer bereits vertieft in das Leſen der ihm übergebenen Schriften, die von Zeile zu Zeile ſein Intereſſe ſo in Anſpruch nahmen, daß er, den Kopf in die

Hand geſtützt, da ſaß, die Finger in ſein dichtes Haar vergrabend, raſtlos ſeine Augen über die Buchſtaben jagen ließ, ſtundenlang, ohne aufzublicken, — äußerlich ruhig, aber im Innern gewaltſam bewegt von den Wogen der Weltgeſchichte, die mit einem Male brauſend und tobend gegen die einſame Inſel brandeten, wo er jahrelang müßig geruht, ſcheinbar von ſpiegelglatter See umgeben.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Moſes Goldſtein's dunkle Stunde.

Das gelbe Zimmer der Frau Wittwe Speiteler ward nicht nur benutzt bei feſtlichen, freudigen Veranlaſſungen, ſondern auch bei ernſten Angelegenheiten; wenn zum Beiſpiel ein Familienrath abgehalten oder wenn über etwas Außerordentliches mit Geſchäftsfreunden Berathung gepflogen wurde, ſo pflegte die Wittwe das beſagte Zimmer vorzuziehen, da es ſo gelegen war, daß wißbegierige Nachbarn nicht hineinblicken und lauſchende Dienſtboten mit Leichtigkeit ertappt werden konnten, ehe es ihnen möglich war, ihr Ohr an irgend ein Schlüſſelloch zu legen.

Daß es etwas überaus Wichtiges war, was Madame Speiteler wenige Tage nach den oben erzählten Vorfällen in dieſem Zimmer beſchäftigte, brauchen wir dem geneigten Leſer, welcher hoffentlich unſerer Erzählung mit Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, wohl nicht zu ſagen.

Die würdige Dame ſelbſt ſaß an dem Tiſche, welcher in der Mitte des Gemaches ſtand, hatte ihre ſchwere Hand

dort zuſammengeballt aufgelegt, und wenn ſie ſie im Eifer des Geſpräches aufhob und wieder niederfallen ließ, ſo gab das ein artiges Getöſe, welches aber vollkommen zu ihren Worten paßte. Auch bewegte ſie ihren Kopf ſo heftig hin und her, daß der breite Strich ihrer Haube zornig auf und ab wallte, als ſei dieſe Haube ein ſelbſtſtändig fühlendes Weſen, welches den innigſten Antheil nehme an der Schmach, die dem Hauſe Speiteler zugefügt worden ſei.

Der Wittwe gegenüber, an der anderen Seite des Tiſches, ſaß ein Herr, den wir als Advocaten Berger vorſtellen müſſen, ein Name, den ſich der geneigte Leſer am Anfange unſerer wahrhaftigen Geſchichte bereits gehört zu haben vielleicht erinnern wird. Der Advocat war ein kleines Männchen mit einem feinen, ſchlauen Geſichte, freundlichen Augen und einem Munde, welcher ſich leicht und gern zu einem Lächeln verzog; er war mit Sorgfalt, faſt elegant angezogen, und da er unter der vornehmen Welt ſeine meiſten Kunden hatte, trug er immer eine weiße Halsbinde, um ſtets gehörig gerüſtet zu ſein, wenn er zu irgend einer hohen Perſon gerufen wurde. Zwiſchen ſeinen Händen hielt er einen Stock mit goldenem Knopfe, den er langſam unter ſeinem Kinn drehte, während er den Kopf herabgeſenkt hielt und die Wittwe nur zuweilen vermittelſt eines leichten Augenaufſchlags betrachtete.

An dem Fenſter des Gemaches ſtand Sophie, und die vierte Perſon, welche ſich im Zimmer befand und neben der Thür auf einem Stuhle ſaß, war Herr Moſes Goldſtein. Aber es war nicht mehr der glänzende, fröhliche Goldſtein, in ſeinem Aeußern ſo würdig ſeines Namens, wie wir ihn geſehen bei der Hochzeits-Feierlichkeit, heiter, mittheilend, beweglich. Verſchwunden war die rothſammtne Weſte und die

goldene Kette, verſteckt vielleicht unter dem grauen Paletot, den er bis unter das Kinn zugeknöpft hatte. Er ſaß da zuſammengeknickt, wie Buße thuend in Sack und Aſche; ja, wenn man ſein graues Gewand vielleicht näher betrachtete, ſo war es nicht ganz unmöglich, in dieſem einen Riß von oben bis unten zu entdecken, den er ſich ſelbſt zugefügt im Uebermaß des Schmerzes; und wenn man ſein Geſicht betrachtete mit dem kläglichen Ausdrucke, vermißte man mit Verwunderung auf ſeinem pechſchwarzen Haare die Aſche, womit er ſein Haupt beſtreut. Zuweilen wollte er reden und dann öffnete er wie ſchnappend ſeinen Mund, doch ſchaute ihn in ſolchen Augenblicken Herr Dr. Berger freundlich lächelnd, aber auch feſt und beſtimmt an und machte zugleich eine bezeichnende Handbewegung, ſo daß Herr Goldſtein es nie weiter brachte, als bis zum Oeffnen des Mundes.

„Wie ich ſchon vorhin geſagt," ſprach die Wittwe Speiteler mit großer Entſchiedenheit, „mein Mann, Gott habe ihn ſelig, war ein lammfrommes Gemüth, aber wenn er dieſe Geſchichte erlebt hätte, ſo wäre ſelbſt er mit gleichen Füßen in die Höhe geſprungen. Ja, wenn ich ihn mir ſo anſchaue," ſetzte ſie mit dem nothwendigen Blicke und einem leichten Anfluge von Rührung hinzu, „ſo iſt es mir gerade, als müſſe er dort im Bilde ſeine Hand erheben und mir durch Zunicken verſtändlich machen, die Sache ſolle mit einem Male und raſch zu Ende geführt werden. Und da dies auch meine Meinung iſt, ſo wollen wir denn in Gottes Namen das Gerede der Leute auf uns nehmen und die Scheidung einleiten."

Der Advocat ſchüttelte ſanft mit dem Kopfe, blickte ihr

mit großer Ruhe und lächelnd ins Gesicht, wie jemand, der überzeugt ist, daß seine eigene Meinung, die mit der eines Anderen nicht übereinstimmt, doch noch die Oberhand gewinnen werde.

„Meine liebe Madame," entgegnete er, „ich habe Ihnen schon vorher offen gestanden, daß ich principiel gegen jede Scheidung bin, und habe Ihnen schon gesagt, daß Sie bedenken sollen, ob es rathsam wäre, mich unter diesem ehrlich ausgesprochenen Grundsatze mit Ihrem Vertrauen zu beehren. Was bezweckt eine Scheidung, was nutzt eine Scheidung? Mit einer Scheidung zerreißen wir gewaltsam ein Band, das uns allerdings drückend erscheinen mag, welches uns aber vielleicht bei ruhiger Ueberlegung nicht so ganz als unerträgliche Kette erschienen wäre, wie wir beim ersten Anblicke geglaubt. Und während wir dieses Band zerreißen, verursachen wir einen Scandal — ich muß die Sache beim wahren Namen nennen — unter dessen Folgen beide Theile zu leiden haben; eine geschiedene Frau, mag sie auch noch so sehr in ihrem Rechte sein, wird, mit wenigen Ausnahmen, doch immer mit einigem Mißtrauen betrachtet."

„Aber erlauben Sie mir, Herr Doctor," entgegnete Madame Speiteler in gewichtigem Tone, „der vorliegende Fall ist so klar, daß ein Kind einsehen muß, wie das ganze Unrecht allein auf der Seite jenes Mannes ist; man braucht nur ohne Redensarten diese Geschichte zu erzählen, wie sie ist, glattweg, und jeder sieht, daß wir es mit einem Schur —"

„Bitte, Madame Speiteler, keine derartigen Benennungen!" unterbrach sie der Advocat mit einem Seitenblicke auf Herrn Goldstein; „warum sich in die Hitze hineinsteigern?"

„Nun, meinetwegen; wie die Sache vorliegt, sieht jeder, mit wem wir es zu thun haben."

Herr Dr. Berger nickte dreimal bedeutſam mit dem Kopfe, ehe er zur Antwort gab: „Allerdings mußte jeder Unbefangene einſehen, weß Geiſtes Kind der Herr Dr. Henderkopp iſt; aber da es ſo leicht wird, dies einzuſehen, ſo wird man ſich fragen: wie kam eine kluge Frau, wie die Frau Wittwe Speiteler, dazu, einen ſolchen Schwiegerſohn zu wählen, und wie vermochte ſie es über ſich, die Heirath geſchehen zu laſſen, um dann gleich nach der Hochzeit der ganzen Welt zu ſagen: ſeht, wen ich mir da für meine Tochter auserwählt?"

Sophie hatte ſich bei dieſen Worten herumgewandt, und während ſie ihre Lippen feſt auf einander preßte, augenſcheinlich um ihre Thränen zu unterdrücken, neigte ſie mehrmals zuſtimmend ihren Kopf.

„Damit will ich aber nicht ſagen," fuhr der Advocat ſo raſch fort, daß er eine heftige Gegenrede der Frau Wittwe Speiteler ſchnell abſchnitt, „daß ſich die Umſtände nicht als ſolche erweiſen können, wo eine Scheidung vielleicht geboten wäre. Ehe wir aber zu dieſem letzten verzweifelten Mittel unſere Zuflucht nehmen, werden Sie mir ſpäter Dank dafür wiſſen, Ihnen den Rath gegeben zu haben, die Angelegenheit aufs gründlichſte in alle Einzelheiten zu zerlegen und aufs ausführlichſte zu beſprechen."

„So zerlegen Sie denn in Gottes Namen," rief die Wittwe ungeduldig, „betrachten Sie die Sache von hinten und von vorn, und Sie werden doch am Ende meiner Meinung ſein."

Der Advocat machte eine Miene des Zweifels und dann ſagte er mit einer Handbewegung gegen Herrn Goldſtein: „Wir haben da eine andere Sache, die zu erledigen wichtiger

iſt und die vorher abgemacht werden muß, um klares Terrain zu gewinnen."

„Ach du mein Gott, ja," ſeufzte Herr Goldſtein, „denke Se an mich, Herr Advocat-Anwalt Dr. Berger! Se werde ſich doch annehme eines armen Geſchäftsmannes, den ſeine Reellität und Gutmüthigkeit gebracht hat in ſchweres Unglück!"

Das Lächeln, mit dem der Angeredete dieſe Rede zu beantworten ſchien, konnte auf verſchiedene Art gedeutet werden, nicht ſo aber die Entgegnung der Frau Wittwe Speiteler.

„Was Sie anbelangt," rief ſie heftig aus und wandte dabei den Kopf ſo raſch herum, daß ſich ihre Haube auf die oben angedeutete Art als völlig mitfühlend zeigte, „ſo kann ich Ihnen nur das Sprichwort meiner ſeligen Mutter wiederholen: Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich!"

„Pſt, meine liebe Madame Speiteler," ermahnte der Advocat.

„Ach, laſſe Se unſere verehrte Madame Speiteler doch ſagen," bat demüthig Herr Goldſtein, wobei aber ein eigenthümlicher Blitz aus ſeinen Augen leuchtete; „es wird ſe beruhigen, wenn ſe kann ausſchütten ihr Gemüth, und wenn ſe mich auch Pack nennt, wie ſe es eben gethan."

„Das hat ſie aber nicht gethan," unterbrach ihn raſch der Advocat, „ſie ſprach nur im Allgemeinen."

„Und wenn ſe's auch auf mich bezogen hätte, wenn ſe auch ſpricht noch Schlimmeres über mich, werde ich es doch verzeihen dem Schmerze, welcher tobt in ihrem Herzen."

„Madame Speiteler wird durchaus nicht Derartiges ſagen," erwiderte der Advocat mit großer Entſchiedenheit; „wir behandeln hier Geſchäftsſachen ruhig und kalt, und da

war, einer Mittelsperſon, um ihre Schritte ferner beobachten zu können, um je öfter je lieber Nachrichten von ihr und dem Kinde zu erhalten.

Schon mehrere Mal hatte der junge Mann den Mund geöffnet, um zu dem Diener zu ſprechen, doch jedes Mal, wenn er in dieß unangenehme Geſicht blickte, ſo war es ihm nicht möglich, nur ihren Namen auszuſprechen. Aber was geſchehen ſollte, mußte bald geſchehen. Der Graf konnte und wollte ſich nicht länger in Genua aufhalten, er fürchtete, ſie noch einmal zu ſehen, es jagte ihn hinweg von dem Platz, wo ſie athmete. Unwillkührlich fühlte er ſich zu ihrem Hauſe hingezogen und wußte ſicher, daß er bei einer zweiten Unterredung mit ihr unterliegen würde.

Jetzt warf er ſich in einen Seſſel an dem Fenſter, blickte an den Himmel hinauf und ſagte: „ich habe dir noch etwas mitzutheilen, Joſeph, wodurch ich dir einen Beweis gebe, wie gut deine Gebieterin dich mir empfohlen und wie ſehr ich dir vertraue. Höre mich an.

Verhältniſſe nöthigen mich, eine Zeit lang nicht hieher zu kommen, deine Gebieterin nicht zu ſehen. Ich habe ſchon mit ihr darüber geſprochen und das Nähere findet ſie in dieſem Schreiben, welches du ihr heute Abend übergeben wirſt, aber nicht eher, bis der Ferdinando Primo, den du dort unten ſiehſt, den Hafen verlaſſen hat. Deine Gebieterin wird," — ſagte er mit ganz leiſer Stimme, — „über den Inhalt dieſes Schreibens, trotzdem, daß ſie Manches davon weiß, doch ungehalten, verdrießlich, ja traurig ſein; trauriger, wie nothwendig iſt, und wie weit dieſe Traurigkeit geht, möchte ich in einem Schreiben, das du mir morgen zu ſenden haſt, von dir auf's Genaueſte erfahren, um alle Maßregeln treffen zu können, ihre Traurigkeit zu vermindern. — Damit fangen die Dienſte an, die du mir

muß alle Leidenſchaft ſchweigen. Wenn es der Madame Speiteler recht iſt, ſo kommen Sie ein bischen näher zum Tiſche, daß wir Ihre Papiere mit den Angaben des Dr. Henderkopp vergleichen."

„Se haben alſo geſprochen den Herr Doctor?" fragte Moſes Goldſtein mißtrauiſch. „Se werden doch nicht Glauben ſchenken den Angaben dieſes gewaltthätigen Mannes? Und wenn auch," fuhr er fort, indem er ſich raſch dem Tiſche näherte, „kann etwas klarer ſein als die Rechnung zwiſchen dem Doctor und mir? Hat er nicht erhalten zwanzigtauſend Gulden, wie die acceptirten und leider auch quittirten Wechſel ausſagen, die ich da ſehe in Ihr Portefeuille, und die ich eigentlich ſollte wieder haben, wenn es die Großmuth der Frau Wittwe Speiteler nicht vorzieht, mir einzuhändigen die zwanzigtauſend Gulden in Staats-Obligationen, die ſchon einmal waren in meinem Beſitze und die mir haben weggenommen mit Gewalt die Narren draußen?"

Da der Advocat ſein Portefeuille herausgezogen hatte, welchem er außer den eben erwähnten Wechſeln auch noch andere Papiere entnahm, in welche er ſchaute, ſtatt dem Geſchäftsmanne eine Antwort zu geben, ſo fuhr dieſer, dem es eine Erleichterung zu ſein ſchien, doch wenigſtens reden zu dürfen, fort: „Die verehrte Frau Speiteler wird Gerechtigkeit üben und wird um alles in der Welt nicht laſſen wollen zu Schaden kommen einen armen Geſchäftsmann, der riskirt hat ſein ſauer erworbenes bischen Geld um ein paar elende Percent."

„Hm, hm!" machte der Advocat, wobei er lächelnd einen Blick auf Herrn Goldſtein that.

„Ja, ich bin überzeugt," fuhr dieſer mit Emphaſe fort,

„möchte ich doch darauf legen die Hand aufs Herz, möchte ich doch ſagen aller Welt, daß ich ſo gewiß bin der Großmuth der würdigen Frau Speiteler, als daß jetzt ſcheint der Tag, und daß ich ſelbſt leibhaftig hier ſtehe, ein armer, gedrückter, jammervoller Mann! Sprechen Se's aus, verehrteſte Frau," fuhr er fort, nachdem er haſtig nach Athem geſchnappt hatte, „ſprechen Se's aus, würdiger Herr Doctor, daß ich ſoll wieder haben meine ſauer erworbenen zwanzigtauſend Gulden — oder ſoll ich ſe vielleicht nicht wieder haben? — Gott der Gerechte, will man mich zwingen, mein Recht zu ſuchen vor das Gericht, indem man mir zurückgibt die acceptirten und verfallenen Wechſel? Gott der Gerechte, ſind ſe doch ſchon verfallen um mehrere Tage und werden mer machen Mühe und Noth, wenn ich ſe laſſen will proteſtiren und darauf hin ausfertigen einen Haftbefehl!"

Herr Dr. Berger ſchaute freundlich auf ſein Blatt, bedeckt mit einer Menge von Zahlen, und trommelte leicht mit den Fingern auf die auseinander geſchlagenen Papiere, welche vor ihm auf dem Tiſche lagen.

„Ach, Herr Doctor," nahm der Geſchäftsmann wieder das Wort, wobei er eine verzweifelte Heiterkeit affectirte, „ich ſehe es an dem wohlwollenden Lächeln, welches ſpielt um Ihre Lippen, daß Se ſagen werden zur würdigen Madame Speiteler: Geben Se ihm wieder ſein Eigenthum, dem armen Goldſtein! Und dann werden Se zu mir ſprechen und werden mer machen Vorwürfe über meine Leichtgläubigkeit und werden mer geben den Rath, mich künftig beſſer vorzuſehen, ehe ich unternehme Geſchäfte mit Leuten, die nicht ſind reell und welche können in Gefahr bringen einen armen Geſchäftsmann. Gott der Gerechte," ſetzte er mit einem nach oben

gewandten Blicke hinzu, „ich hätte es mir können denken, man hat mer gewarnt von verſchiedenen Seiten! Doch war es möglich, nicht zu trauen der nobeln Außenſeite des Dr. Henderkopp, nicht zu glauben ſeinen ſchönen Worten, ihm nicht Vertrauen zu ſchenken, großes, koſtbares Vertrauen?"

„Ja, ſehen Sie," unterbrach die alte Frau trocken den Redeſtrom des Herrn Goldſtein, „daß er den da auch hat beſtechen und anführen können, iſt mir ein wahrer Troſt, den da, ſo eine ſchlaue, abgeriebene Seele."

„Der Vergleich zwiſchen ihm und Ihnen iſt nicht ganz richtig," meinte kopfſchüttelnd der Advocat, „er ſchenkte ihm eigentlich kein Vertrauen, denn für mehr, als was er ihm gegeben, hatte er gute, gültige, acceptirte Wechſel in der Hand."

„Hatte er?" fragte Herr Goldſtein mit einem ſpitzigen Blicke auf die Hand des Herrn Berger, unter der die koſtbaren Papiere lagen — „hatte er? Sagen mer doch lieber wie es wahr iſt und richtig, hat er, gewiß hat er! Sind ſe doch da vor meine Augen die koſtbare Papiercher, ja, wie Se haben geſagt, Herr Doctor, gut, gültig und acceptirt; ſehe ich ſe doch vor mich dort unter Ihre Hand, das Eigenthum des armen Goldſtein, und er iſt ſo überzeugt als daß der Tag ſcheint, daß man ſe ihm wiedergeben wird ſogleich, wenn man ihm nicht ausbezahlt ſeine zwanzigtauſend Gulden, und daß man dabei ſprechen wird zu ihm: Hier haſt du deine Wechſel, jetzt gehe hin und drangſale mir den Dr. Henderkopp und plage ihn und zwieble ihn, bis er anſieht den Himmel für eine Baßgeige!" —

Dr. Berger ſah den Redſeligen mit einem ſo eigenthümlichen Blicke an, daß dieſer etwas kleinlaut fortfuhr: „und

ſo bitte ich alſo, werther Herr Advocat-Anwalt und würdige Madame Speiteler, daß Se mer verhelfen möchten zu mein Eigenthum auf die eine oder auf die andere Art — ach ja, Herr Doctor, nicht wahr, mein hochverehrter Herr Doctor?"

„Allerdings," entgegnete dieſer ruhig, „Ihr Recht ſoll Ihnen werden, damit wird auch Frau Wittwe Speiteler einverſtanden ſein. Ehe wir aber die Sache zu einem endgültigen Reſultate brachten, war es nicht mehr als billig, auch die andere Partei zu hören."

„So haben Se alſo auch gehört den Doctor? Warum haben Se gehört den Doctor? Was ſoll das nützen zu hören den Doctor? Er hat eine glatte Zunge und iſt im Stande, dem Geſcheiteſten zu machen ein X vor ein U."

„Was das Letztere anbelangt," erwiderte der Advocat lächelnd, „ſo kann ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung ſagen, daß Dr. Henderkopp gar nicht den Verſuch gemacht hat, ſeine allerdings etwas troſtloſe Sache anders darzuſtellen, als ſie ſich wirklich verhält. Er hat mir nur über das Geldgeſchäft mit Ihnen einige Thatſachen mitgetheilt, die ich nicht ermangeln werde, Ihnen vorzulegen."

Herr Goldſtein ſperrte ſeine beiden Hände auseinander und von ſich ab und verſetzte mit einer Miene der Geringſchätzung: „Thatſachen? Was kann er Ihnen haben angegeben vor Thatſachen? Die Thatſachen, welche vorausgegangen, liegen dort in meinen gültigen Wechſeln, und daneben liegen die zwanzigtauſend Gulden, welche ſchon einmal waren in meinem Beſitz, und welche mer haben weggenommen die Narren, Gott möge ſie dafür verderben! — Ach, Herr Doctor," rief er darauf in einem Tone, in dem ſich Furcht und Entrüſtung ausprägten, „kommen Se mer nicht mit

Thatſachen! Was werden ihm nützen vor das Gericht andere Thatſachen, als die ſo klar vorliegen, daß ein Kind darüber kann entſcheiden und man wahrhaftig nicht braucht zu appelliren an den Urtheilsſpruch eines Salomo oder Daniel! Wird man ſich vor das Gericht bekümmern um Thatſachen? O nein, o nein, man wird einfach betrachten die Wechſel, und Kenner werden ſagen, die Unterſchrift iſt richtig, und bezahlen muß er oder eingeſteckt wird er."

„Ja, vor Gericht könnte es ſo heißen, mein lieber Herr Goldſtein," gab der Advocat mit ſeiner ſanften Stimme zur Antwort, „aber hier ſind wir nicht vor Gericht, hier ſind wir zuſammengetreten, um eine Uebereinkunft zu berathen."

„Eine Uebereinkunft?" rief Herr Goldſtein erſchreckt, „was ſoll mir für Nutzen bringen eine Uebereinkunft? Was könnte das ſein für eine Uebereinkunft? Ich verſtehe nur das Eine: entweder Se geben mer, weil Se Gerechtigkeitsſinn in Ihrem Herzen haben," ſetzte er in ſchmeichelndem Tone hinzu, „meine zwanzigtauſend Gulden wieder, die ich ſchon einmal habe gehabt, oder wenigſtens die Wechſel, und dann laſſen Se mich gehen und laſſen mich Aſche auf mein Haupt ſtreuen und abſchütteln auf die Schwelle den Staub von meinen Füßen. Nur ſo kann es geſchehen, aber nichts kann das ſein von Thatſachen oder Uebereinkunft. Gott der Gerechte, ich bin ein geſchlagener Mann!"

„Und wenn Sie ſich noch ſo ſehr dagegen ſträuben, mein werther Herr Goldſtein, ſo müſſen Sie doch zuerſt meine Thatſachen anhören, und würde ich Ihnen rathen, dazu einen Stuhl zu nehmen, damit Ihnen bei Anhörung dieſer Thatſachen das Stehen nicht gar zu ſauer fällt."

„Laſſen Se mich immerhin ſtehen," erwiderte der Ge-

schäftsmann unruhig mit einer entschieden abwehrenden Handbewegung. „Was Sie mer zu sagen haben, kann ich auch stehend anhören, und wenn ich soll aus der Haut fahren bei den Thatsachen des Doctors, die nicht werth sein werden eine faule Bohne, so habe ich das bequemer, als wenn ich sitze."

„Ganz nach Ihrem Belieben," gab der Advocat zur Antwort, „und nun ersuche ich die Damen um gute Aufmerksamkeit."

Herr Goldstein hob seine Schultern so hoch und heftig in die Höhe, als wolle er sie gar nicht mehr an ihren Platz bringen, wohin sie von der Natur aus gehörten, und als er dies am Ende doch thun mußte, preßte es ihm einen tiefen Seufzer aus, der mit den dumpf gemurmelten Worten schloß: „So muß ich denn anhören die Thatsachen, kann ich doch nicht anders!" —

Herr Dr. Berger hatte von den Papieren eines hervorgezogen, welches er dergestalt vor seine Augen hielt, daß ihm Herr Goldstein trotz seinen Bemühungen nicht hineinschauen konnte. In dieses Papier blickend sagte er nun: „Es war gegen Anfang April vorigen Jahres, als Herr Dr. Henderkopp, Vorsteher einer Privat-Irren-Anstalt, mit Ihnen, Herr Moses Goldstein, in Unterhandlungen trat, um eine Anleihe zu erhalten, welche er brauchte, um die etwas verwahrlos'ten Gebäude seiner Anstalt zu seinen Zwecken wieder herrichten zu lassen. Diese Anleihe kam aber erst am 23. Mai zu Stande."

„Weiter, weiter," murmelte der Geschäftsmann ungeduldig. „Was thue ich mit der Vorrede?"

„Es handelte ſich um die Summe von achttauſend Gulden.“

„Was ſollen mer achttauſend Gulden?“ rief Herr Goldſtein mit einem gutgeſpielten Erſtaunen. „Wo iſt irgend ein Document, welches beſagt, daß ich dem Doctor gegeben habe achttauſend Gulden? Wollen Se mich machen zum ſchlechten Manne, wollen Se mich ruiniren, indem Se ausſprechen, der Dr. Henderkopp ſei mer nicht ſchuldig geworden zwanzigtauſend Gulden? — Zwanzigtauſend Gulden,“ ſetzte er mit gefalteten Händen hinzu, „ein ganzes Vermögen.“

Der Advocat ſah den Juden mit einem leichten Stirnrunzeln an, doch gleich darauf glättete ſich ſein Geſicht wieder unter dem uns bekannten gütigen Lächeln, mit dem er auch die Worte ausſprach: „Allerdings ſind es zwanzigtauſend Gulden geworden, allerdings ein nettes Vermögen! Aber Herr Goldſtein,“ ſetzte er mit einer ſolchen Entſchiedenheit im Tone hinzu, daß dieſem eine neue Einrede auf den Lippen erſtarb, „Sie hören meiner Auseinanderſetzung ruhig zu, Sie unterlaſſen Ihre ewigen Einreden, welche doch zu nichts nutzen, als daß ſie die Damen und mich langweilen, oder ich packe meine Papiere zuſammen, darunter die acceptirten Wechſel, Madame Speiteler verſchließt ihre zwanzigtauſend Gulden, und dann ſehen wir uns vor dem Gerichte wieder, wo ich für den Dr. Henderkopp plaidiren werde.“

„Was hör' ich?“ rief Herr Goldſtein mit ſchmerzlich bewegter Affectation. „Sie, ein Mann von dem Namen, von die anerkannte Redlichkeit wollen plaidiren für dieſe ſchlechte Sache, wollten ihr dadurch ſchon geben einen Schimmer von Gerechtigkeit? Wie wird mer denn? Hab' ich gehört

recht, Herr Advocat-Anwalt Dr. Berger für Henderkopp gegen Moſes Goldſtein? Für den Doctor, der nicht finden ſollte geneigt für ſeine faule Sache den geringſten Ferkelſtecher — verzeih' mer Gott die Sünd', daß ich genommen habe in den Mund ein ſo ſchmutziges Wort, aber wahr iſt es, was ich geſagt, und es muß machen Aufſehen vor das Gericht: Dr. Berger für Dr. Henderkopp gegen Moſes Goldſtein! —

„So," fuhr er nach einer Pauſe fort, während er aufathmete, wie jemand, dem ein Stein von der Bruſt genommen iſt, als er bemerkte, daß der Doctor wirklich Miene machte, ſeine Papiere zuſammenzupacken, „jetzt habe ich geſprochen, wie ich gemußt, und nun werde ich ſchweigen, gewiß, ich werde ſchweigen, und ſollte ich hören das Gräßlichſte, was hören kann ein armer Geſchäftsmann, dem man will rauben ſein ſauer erworbenes Gut."

„Es handelt ſich alſo," ſagte Dr. Berger in ruhigem, geſchäftsmäßigem Tone, „um achttauſend Gulden, welche Dr. Henderkopp dem Moſes Goldſtein abverlangte und welche ihm letzterer auch bewilligte."

„Ohne Pfand, Gott iſt mein Zeuge, ohne Pfand, zwanzigtauſend Gulden ohne Pfand, denn die lumpige Nachhypothek iſt nicht werth einen Kreuzer, elendes, ſchlechtes Druckpapier, man kann nicht daraus machen einen Fidibus."

„Achttauſend Gulden, welche berechnet wurden mit fünfzehn Procent."

„Mit fünf Percent, ſo wahr mir Gott helfe, habe ich es anders gegeben von mir ſchriftlich?" fragte Herr Goldſtein lauernd.

„Ja, mit fünf Procent, aber per Monat, was freilich in keinem Schein aufgeführt iſt, thut für drei Monate, für

welche Zeit Sie überhaupt nur die Schuld contrahiren laſſen wollten, fünfzehn Procent oder jährlich ſechszig Procent. Sie ſehen, ich kann auch rechnen, und werde Ihnen gleich noch glänzendere Beweiſe davon geben. Dieſe achttauſend Gulden zu fünf Procent auf drei Monate thun tauſend zweihundert Gulden Zinſen, hierzu kommt dann noch eine kleine Proviſion von fünf Procent mit vierhundert Gulden, macht im Ganzen ſechszehnhundert Gulden, welche der Empfänger des Darlehens baar liegen laſſen mußte."

„Wie konnte er liegen laſſen etwas in Baarem, da er beſaß keinen Kreuzer?"

„Dieſes Mal haben Sie Recht; für die empfangenen achttauſend Gulden mußte er einen Wechſel von neuntauſend ſechshundert Gulden acceptiren, zahlbar in drei Monaten."

Frau Wittwe Speiteler hob bei Anhörung dieſer Art, Geſchäfte zu machen, ihre Hände empor und rief mit großer Entrüſtung: „Das iſt ja ein entſetzlicher —"

Sie wollte ſagen Wucher, doch ſchnitt ihr der Advocat dieſes Wort vom Munde, indem er raſch einwarf: „Eine merkwürdige Art, Zinſen zu berechnen, wollten Sie ſagen. Ja, es iſt allerdings ein bischen ſtark, aber wie Sie ſehen werden, iſt dieſes Verfahren mit Conſequenz durchgeführt."

„Wollten Se nicht ſein ſo gütig, werther Herr Dr. Berger," ſagte Herr Goldſtein mit gelaſſenem Tone, aber einem eigenthümlichen Funkeln ſeiner Augen, „mir ſehen zu laſſen ob dieſe Berechnung geſchrieben iſt von meiner Hand oder anerkannt durch meine Unterſchrift?"

„Das bin ich allerdings nicht im Stande," verſetzte achſelzuckend der Advocat; „würde auch ein ſchlauer und umſichtiger Geſchäftsmann wie Sie, eine ſolche Berechnung

auf- oder unterschreiben? O," setzte er lächelnd mit aufgehobenem Zeigefinger hinzu, „wir sind keine harmlosen Kinder, mein lieber Herr Goldstein, Sie nicht, ich aber auch nicht! —

„Dieser Wechsel von neuntausend sechshundert Gulden," fuhr Herr Dr. Berger nach einer kleinen Pause im Tone seiner gewöhnlichen Auseinandersetzung fort, „wurde nun nach drei Monaten präsentirt, und da er begreiflicher Weise nicht bezahlt werden konnte, mußte ein neuer Wechsel den alten vertreten, ebenfalls wieder nach der oben angeführten billigen Berechnung: Fünfzehn Procent aus neuntausend sechshundert Gulden, macht vierzehnhundertvierzig Gulden, dazu fünf Procent Provision gleich vierhundertachtzig Gulden, zusammen tausend neunhundertzwanzig Gulden, welche wieder liegen gelassen werden mußten, das heißt, da hierzu kein Geld vorhanden war, dem neuen Wechsel wieder zugeschrieben wurden, und sich dieser also nunmehr mit der hübschen Summe von eilftausend fünfhundertzwanzig Gulden präsentirte."

Sophie war mit unhörbaren Schritten hinter ihre Mutter getreten, legte leicht ihre Hand auf deren Schulter, und fragte, während sie sich hinabbeugte, flüsternd: „Ist denn wirklich so, Mutter? Kann man auf so furchtbare Art in Schulden hinein gerathen? O, das könnte mein Mitleid für ihn erregen!" —

Es war gerade, als beantworte Dr. Berger diese Frage, ohne sie jedoch gehört zu haben. „Ja," sagte er, „da kann man wohl sagen: Gott bewahre uns vor dem ersten Schritt! Der Doctor erhielt also achttausend Gulden, und sah nach Ablauf von nicht ganz zwei Jahren eine Schuldenmasse von

zu leiſten haſt und für welche ich dich fürſtlich belohnen will. Wer," fuhr er fort und ſah den Diener nach längerer Zeit wieder an, „wer beſorgt das Hausweſen, die Rechnung, wer hat das Amt Dubelli's übernommen?"

„Anfänglich, als ich in ihre Dienſte trat, verſah es die Signora ſelbſt," ſagte der Getreueſte aller Diener mit gefalteten Händen und liſpelnder Stimme, „doch als ſie bemerkte, ich ſei werth, daß man mir einiges Zutrauen ſchenke, ungefähr nachdem ich ein Vierteljahr im Hauſe war, legte ſie Alles in meine Hand."

„Gut, gut!" ſagte der Graf, „ſo ſoll's denn auch in Zukunft bleiben, du wirſt von Zeit zu Zeit an deine Adreſſe auf der Poſt Alles finden, was du empfangen und wiſſen ſollſt und du verſprichſt mir, Alles, was man dir aufträgt, getreu und pünktlich zu erfüllen und ebenſo von allen Schritten, die hier geſchehen, mir augenblicklich Bericht zu geben. Das iſt Alles. Jetzt ſind wir fertig!"

So ſagte und dachte der Graf, aber der ſchlaue Diener dachte anders. Obgleich er Vermuthungen hatte, wo Alles das hinaus lief, ſo war es ihm doch von Intereſſe, in manchen Dingen klarer zu ſehen.

„Und werden der Herr Graf," ſagte er, ſich tief verbeugend, „längere Zeit, wie es bisher geſchah, nicht nach Genua kommen, oder vielleicht nur in den nächſten Wochen nicht?"

„Längere Zeit? was fragſt du?" entgegnete der junge Herr. „Natürlich längere Zeit nicht! Sei nicht neugierig, Joſeph, thu', was man dir ſagt und damit genug."

„Verzeihen Sie, Herr Graf," entgegnete der Diener, „es iſt ja keine Neugierde, ich frage nur aus Anhänglichkeit an meine Gebieterin, ich frage nur, um Ihnen beſſer dienen zu können. Doch beſcheide ich mich gern," ſetzte er hinzu, indem er ſich ehr-

zwanzigtauſend Gulden auf ſeinen Schultern liegen; hätte er in der That dieſe zwanzigtauſend Gulden von einem — andern Geſchäftsmanne zu billigen Zinſen erhalten, ſo hätte er ſich aus ſeinen Verlegenheiten reißen können und ihm und Anderen wäre Manches erſpart geblieben."

„Aber beweiſen Se mer," ſagte Herr Goldſtein trotzig, „daß er nicht erhalten hat zwanzigtauſend Gulden."

„Er erhielt achttauſend Gulden," fuhr Herr Berger in ſehr beſtimmtem Tone fort, „und wie er mir aus ſeinen Büchern bewies, gebrauchte er dieſe mäßige Summe zur Einrichtung ſeiner Anſtalt und für die laufenden Betriebskoſten. Daß dieſer Betrieb in den letzten zwei Jahren ſo günſtig war, um die Anſtalt fortbeſtehen zu laſſen, ſpricht nicht gerade gegen Dr. Henderkopp, wenn ich auch in manchen anderen Dingen nicht gewillt bin, ſeine Partei zu ergreifen. Aber wir ſchweifen ab, und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, Madame Speiteler, in Gegenwart des Herrn Goldſtein das Anwachſen dieſer ungeheuerlichen Schuld mit Zahlen zu belegen.

„Der dritte Wechſel nach der eben angeführten Berechnung betrug ſchon dreizehntauſend achthundert vierundzwanzig Gulden, der vierte am 23. Mai dieſes Jahres, alſo nach Ablauf von zwölf Monaten fällig mit Zugrundelegung eines Capitals von nur achttauſend Gulden — wir wollen das in der Erinnerung behalten," ſetzte Dr. Berger in verſchärftem Tone hinzu, — „beträgt ſchon ſechszehntauſend fünfhundertachtundachtzig Gulden achtundvierzig Kreuzer, alſo mehr wie noch einmal ſo viel, als das urſprüngliche Darlehen. Was meinen Sie dazu, Herr Moſes Goldſtein?"

„Wie kann ich ausſprechen eine Meinung," entgegnete

der Gefragte im Tone gekränkter Unschuld, „wenn man nicht hören will meine Betheurungen, wenn man nur hört meinen Feind, den Doctor, einen gewissenlosen Mann, der mich hat gebracht ins Unglück? Legen Se mer doch vor, wie ich vorher schon gesagt, die Berechnungen, mit denen Sie da kränken wollen mein gutes Gewissen, geschrieben von meiner Hand, oder irgend einen Schein, ein Document, das da besagt, daß ich dem Doctor hätte geliehen achttausend Gulden, statt zwanzigtausend! Sehen Se meine Unschuld in meine Augen und in mein Betragen, denn wenn ich wäre derart, wie Sie versuchen mich zu schildern vor diese respectable Frauenzimmer, so würde ich einfach sprechen: Frau Wittwe Speiteler und Frau Tochter, seien Se Zeugen vor das Gericht, daß man mich hat wollen darstellen als einen Erzwucherer! Aber das werde ich nicht thun im Gefühle von meine Unschuld, sondern werde nochmals wiederholen meine Bitte: geben Se mer die zwanzigtausend Gulden oder wenigstens meine Wechsel und lassen Se mich gehen in Frieden."

„Wir kommen jetzt zum zweiten Jahre," fuhr Herr Berger fort, ohne die Rede Goldstein's einer Erwiderung zu würdigen; „da stellt sich der fünfte Wechsel auf neunzehntausend neunhundertundsechs Gulden vierundzwanzig Kreuzer, und wie ich von Dr. Henderkopp erfuhr, machte sein Geschäftsmann Schwierigkeiten, ihn für diese Summe auszustellen, und entschloß sich erst zu einer Verlängerung auf die gewünschten drei Monate, als sich der Schuldner bereit erklärte, den betreffenden Wechsel in vier Abschnitten von je fünftausend Gulden auf die runde Summe von zwanzigtausend Gulden auszustellen. So sind wir binnen anderthalb Jahr von achttausend auf zwanzigtausend Gulden gestiegen. Was sagen

Sie dazu, meine Damen? Verdient nicht ein Mann wie Dr. Henderkopp, wenn er auch grobe Fehler begangen hat, ſchon deßwegen unſer Mitleiden, weil er in ſolche Hände fiel?" —

Frau Wittwe Speiteler hatte ihre beiden Fäuſte vor ſich auf den Tiſch gedrückt. Wir ſind nicht im Stande, dieſen Ausdruck zu mäßigen, denn ihre zuſammengeballten Finger könnte man mit keinem andern Namen benennen. Auch war im Ausdruck ihrer Augen, die ſie feſt auf Herrn Goldſtein gerichtet hielt, etwas ſo Zorniges und Herausforderndes, daß leicht gebogene oder flach aufgelegte Hände durchaus nicht gepaßt hätten. „Unerhört," rief ſie, „das nennt man ja im gewöhnlichen Leben dieſer —"

„Dieſer Herren," ſchaltete der Advocat raſch und gewandt ein, „Geſchäftsroutine, — wir kennen das! — Wenn es Ihnen aber gefällig iſt," wandte er ſich hierauf an die Frau vom Hauſe, welche leiſe, aber ſehr eifrig mit ihrer Tochter ſprach, daß ihre Haubenbänder mitfühlend auf und ab nickten, „ſo wollen wir, um dieſe Angelegenheit nach Recht und Billigkeit zu ordnen, dem Herrn Goldſtein einen annehmbaren Vorſchlag machen."

„Was wird ſein für mich ein annehmbarer Vorſchlag," erwiderte dieſer gereizt, „als daß Se mer ausbezahlen meine zwanzigtauſend Gulden oder zurückgeben die Wechſel, damit ich kann einſperren laſſen den ſchlechten Mann ohne Treu und Glauben und ihn kann ſitzen laſſen bis er verkrummt oder erlahmt?"

„Weder das Eine, noch das Andere," gab der Advocat mit großer Ruhe und in ſo beſtimmtem Tone zur Antwort,

daß Herr Moses Goldstein erschrocken zurückfuhr und mit einem fatalen, zweifelhaften Lächeln der Reihe nach alle Anwesenden anschaute. Als er aber reden wollte, winkte ihm der Advocat mit der Hand und fuhr fort: „Sie müssen sich nun einmal entschließen, die Sachen zu nehmen, wie sie sind: weder Frau Wittwe Speiteler, noch ihre Frau Tochter ist Ihnen das Geringste schuldig; da aber Letztere den Namen des Mannes trägt, mit dem Sie in Geschäftsverbindung gestanden, so ist man, ganz freiwillig, nicht abgeneigt, ein Opfer zu bringen, um diese Angelegenheit beizulegen; vergessen Sie nicht, ganz freiwillig, denn wie der Ehecontract lautet, ist kein Gericht der Welt im Stande, die Frau des Dr. Henderkopp haftbar zu machen für die vor der Verheirathung contrahirten Schulden ihres Mannes."

„Wenn Se so ansehen die Sachen," erwiderte der Geschäftsmann in angenommenem Tone der Entschlossenheit, den er in den Augen der Anwesenden noch dadurch zu verstärken suchte, daß er die rechte Hand zwischen zwei Knöpfe seines Paletots zwängte, „so habe ich nichts mehr zu sagen hier vor Ihnen und auch nichts mehr zu hören in dieser Angelegenheit. Geben Se mer denn in Gottes Namen meine Wechsel und lassen Se mer ziehen."

„Welche Wechsel?" fragte freundlich der Advocat; „habe ich mit Ihnen Wechselgeschäfte, oder hat Ihnen Frau Wittwe Speiteler welche ausgestellt?"

„Wie kommen Se mer vor?" rief Herr Goldstein zornig; „werden Se doch wissen, daß es sich handelt um die bewußten Wechsel von Dr. Henderkopp, die Se da haben unter Ihre Papiere!"

„Was ich allenfalls unter meinen Papieren habe, kann

Sie nicht kümmern, mein lieber Herr Moſes Goldſtein. Das ſind Privatgeſchäfte, die ich mit Herrn Dr. Henderkopp habe, und an den auch Sie ſich gefälligſt halten wollen, da Sie, wie ich höre, nicht geſonnen ſind, unſeren vernünftigen Anerbietungen Gehör zu ſchenken." Nach dieſen Worten faltete er ſeine Papiere und machte Miene, ſie in die Taſche zu ſtecken.

„Was," rief Herr Goldſtein erſchreckt, „Se wollten mer gewiß und wahrhaftig nicht wiedergeben meine Wechſel? Se wollten dazu die Hand bieten, daß mich auf ſo unverantwortliche Art beraubt jener ſchlechte Mann?"

„Nennen Sie das, wie Sie es wollen, ich habe nichts mit Ihnen zu thun, als Ihnen im Namen der Frau Wittwe Speiteler einen annehmbaren Vorſchlag zu machen."

Herr Goldſtein fuhr mit ſeinen Fingern nach dem Kopfe, als wollte er ſich die Haare ausraufen, doch begnügte er ſich damit, ſein Haupt zwiſchen beide Hände zu nehmen und haſtig im Zimmer auf und ab zu rennen.

„Bin ich denn gefallen," rief er mit kläglicher Stimme, „in die Hände von Räuber? Will man mir nehmen mein bischen ſauer Erworbenes und mich hinausſtoßen in die ſchlimme Welt nackt und hülflos? Habe ich nicht ſchon leiden müſſen genug von jenen ſchlechten Mann und ſeine verfluchten Narren? Soll ich hier noch anhören Vorſchläge, die ſo ſein werden, daß ſe mer nicht laſſen mein bischen Verdienſt? Ach, Herr Doctor," wandte er ſich an den Advocaten, indem er vor ihm ſtehen blieb, „Se ſind ein Anwalt des Rechts und wollen ſo unrecht handeln an Moſes Goldſtein? Gott der Gerechte, was werden ſein Ihre Vorſchläge? Se werden mer wollen geben für meine guten zwanzigtauſend vielleicht gar nur neunzehntauſend Gulden?"

Der Advocat ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe.

„Ich bin ein geſchlagener Mann, nicht einmal neunzehntauſend, vielleicht achtzehntauſend fünfhundert? Auch das nicht, Herr Advocat-Anwalt? Haben Se ſich vorgenommen, mer zu ruiniren? Sagen Se's gerade heraus, Se wollen mich machen zum Bettler und bieten mer am Ende achtzehntauſend Gulden — waih geſchrieen! Ja, verehrter Herr Dr. Berger," ſetzte er haſtig mit vor Unruhe zitternder Stimme hinzu, „mit achtzehntauſend Gulden, die Se mer geben wollen, wäre ich gemacht zum Bettler, denn ich habe das Geſchäft nicht gemacht allein, und ich müßte denen, die mir vorgeſchoſſen haben, die Capitalien erſetzen, die vollen zwanzigtauſend Gulden!" —

Der Advocat ſah den Andern mit einem ſo lächelnden, humoriſtiſchen Blicke an, daß dieſer, der den Ausdruck wohl verſtand, ſein Geſicht mit beiden Händen bedeckte und nach einem tiefen Seufzer verſtummte.

„Sparen Sie ſich die Mühe," ſagte Herr Berger, „mit mir auf den Abſtreich zu unterhandeln, und hören Sie, welchen Vorſchlag Ihnen Frau Wittwe Speiteler durch mich machen läßt. Glauben Sie mir aber auch, daß uns keine Macht der Erde veranlaſſen kann, Ihnen noch einen Kreuzer mehr zu bewilligen, denn was wir Ihnen bieten, iſt gerecht und billig und vor jedermann zu verantworten."

Herr Goldſtein hatte ein gelbſeidenes Taſchentuch hervorgezogen, und nachdem er ſich den Schweiß von der Stirn gewiſcht, legte er die Hände über einander und ſchickte ſich nach einem ſteifen Kopfnicken zu hören an, mit einer Miene, wie ſich uns das Geſicht eines Delinquenten zeigt, der vollkommen überzeugt iſt, ſein Todesurtheil zu hören, und ſich

allenfalls nur noch im Zweifel befindet, ob er gehenkt oder von unten auf gerädert werden ſoll.

„Ich höre, ich höre," ſagte er in gurgelndem Tone.

„Frau Wittwe Speiteler erklärt ſich bereit, Ihnen das Darlehen von achttauſend Gulden in baarem Gelde zu erſetzen, zuzüglich ein Drittel Procent Proviſion, wie das gebräuchlich iſt, und mit Zinſen von ſechs Procent bis heute gerechnet, damit Sie auch dafür entſchädigt ſind, daß Ihr Schuldner die ſonſt üblichen Zinſen von fünf Procent nicht zur rechten Zeit bezahlte."

Der Delinquent knickte ſchaudernd zuſammen, ja, in dem Urtheilsſpruche lag, daß er nicht bloß kurzweg gehenkt, ſondern von unten herauf gerädert werden ſollte, und dabei müſſen wir eingeſtehen, daß Herr Goldſtein zu ſehr Geſchäftsmann und rechtskundig war, um nicht zu wiſſen, daß von dieſem Urtheil keine Appellation möglich war. Ja, alle Juriſten der Erde hätten einen Proceß für ihn nicht einmal zu dieſem Reſultate bringen können. Hatte er doch keine Beweismittel mehr in Händen, weder Schuldſchein noch Wechſel, nicht einmal mehr die urſprüngliche Schuldverſchreibung über achttauſend Gulden. Das Einzige, was ihm blieb, war die erwähnte Nachhypothek, die aber, wie er ganz richtig geſagt, nicht einmal zu Fidibus zu gebrauchen war.

„So berechnet," fuhr der unerſchütterliche Advocat fort, „macht das an Capital, Proviſion und Zinſen achttauſend fünfhundertundſechs Gulden zweiundvierzig Kreuzer; da Sie aber die runden Summen lieben und Frau Wittwe Speiteler freundlich für Sie geſinnt iſt, ſo bietet man Ihnen netto neuntauſend Gulden, die Sie gleich in Baar empfangen können und wofür Sie dieſes Document unterſchreiben, in wel-

chem geſagt iſt, daß der Dr. Henderkopp jeder Verbindlichkeit gegen Sie quitt und ledig iſt."

Das war ein kleiner Sonnenblick, welcher Moſes Goldſtein in dieſer dunkeln Stunde leuchtete, nur ein kleiner, ganz unbedeutender, aber doch war es ein Sonnenblick. Um aber die Anweſenden nicht ſehen zu laſſen, daß der Wiederſchein deſſelben ſeine düſtern Züge berührte, preßte er ſeine rechte Hand mit ſeinem gelbſeidenen Schnupftuche vor ſeine Augen und verharrte in dumpfem Schweigen.

Madame Speiteler, die, der zunehmenden Beweglichkeit ihrer Mienen nach, ſchon lange gern hätte ſprechen wollen, klopfte, ehe ſie dies that, entſchieden mit ihrer Fauſt auf den Tiſch und ſagte alsdann in einem ſo beſtimmten Tone, daß er den Betreffenden ordentlich anfröſtelte: „So ſoll es ſein, keinen rothen Heller mehr, und keine guten Worte ſollen Sie ihm geben, das anzunehmen. Einfach ſoll er ſagen ja oder nein. Ich habe des Gefaſels ſatt, und wenn er nein ſagt, wie ich faſt hoffe, ſo ſoll er meinetwegen zum Teufel gehen, wohin er gehört!"

Herr Goldſtein ließ Hand und Schnupftuch niederſinken und zeigte den Anweſenden eine entſchloſſene Miene, dann ging er, obgleich etwas wankenden Schrittes, doch ziemlich direct nach dem Stuhle zu, wo er ſeinen Hut gelaſſen, nahm dieſen in die Hand, trat wieder vor den Tiſch hin und ſprach in einem Tone, der feſt klingen ſollte, durch den aber eine tiefe Bewegung zitterte: „Einfach will ich alſo reden, wie es Madame gewünſcht, und einfach will ich ſagen, ich nehme das Anerbieten nicht an, der Gott meiner Väter ſoll mer helfen!"

Damit wandte er ſich um und ging nach der Thür.

Die Frau des Hauſes blickte einigermaßen erſtaunt in die Höhe, wogegen der Advocat mit einem zuverſichtlichen Lächeln ſeine Uhr hervorzog und zu dem Abgehenden ſagte: „Ich habe noch eine halbe Stunde hier zu thun. Kommen Sie bis dahin nicht wieder, um Ihr Geld in Empfang zu nehmen und das Document zu unterſchreiben, ſo iſt unſer Geſchäft ein- für allemal abgebrochen.“

„Ich werde aber nicht wieder kommen,“ gab Herr Goldſtein, der die Thürklinke in der Hand hatte, mit dumpfem Tone zur Antwort. „Aber etwas ſollen Se mer nicht vergeſſen, Herr Dr. Berger und die Damen, die hier anweſend ſind, — wiederkommen werde ich nicht, aber wiederſehen ſollen Se mich, wiederſehen als Leiche, wenn man mer haben wird gezogen aus dem Waſſer, wohin mich treibt die unverantwortlich grauſame Behandlung. Und wenn Se es verantworten wollen jenſeits vor dem großen Richter, ein Menſchenleben ausgelöſcht zu haben um ein paar Tauſend lumpige Gulden, ſo kann es dem armen Goldſtein recht ſein. Hätten Se mer nicht bieten müſſen nach Recht und Billigkeit fünfzehntauſend Gulden oder wenigſtens zwölftauſend Gulden, um mich zu erretten vom Tode, oder zehntauſend Gulden, daß mer etwas blieb, um wieder anzufangen ein ganz kleines miſerabliges Geſchäft? Se wollen mer nicht geben zehntauſend Gulden? Gut denn, Gott, der gerechte Richter,“ fügte er mit ſchrecklicher Reſignation hinzu, „ſoll jenſeits abrechnen mit Ihnen! — — — — Se wollen mer nicht geben die zehntauſend Gulden?“

„Nein, nein!“ rief der Advocat ungeduldig.

„So leben Se wohl!“

Herr Goldſtein zog die Thür haſtig hinter ſich zu, und

hierauf war es den beiden Damen auffallend, daß der Advocat mit weit ſtärkerer Stimme, als er gewöhnlich zu ſprechen pflegte, ihnen ſagte: „Seien wir froh, daß er unſere Bedingung nicht angenommen hat, wir haben neuntauſend Gulden gewonnen, und er wird früh genug einſehen, daß er dieſe neuntauſend Gulden ins Waſſer geworfen; mag er klagen, wo er will, er wird kein Recht bekommen.“

„Und nicht wollen Se mer geben neuntauſend fünfhundert Gulden?“ vernahm man noch einmal die Stimme des unglücklichen Geſchäftsmannes, welcher ſeinen Kopf zur Thür hereinſtreckte und in kläglichem Tone wiederholte: „Bei Gott, nicht einmal neuntauſend fünfhundert Gulden?“

Herr Berger zog in ſehr langſamem Tempo ſeine Uhr heraus und meinte, nachdem er einen prüfenden Blick auf das Zifferblatt geworfen: „Von der Ihnen bewilligten halben Stunde ſind ſchon zehn Minuten verfloſſen; Sie haben gerade ſo viel Zeit, um ſich unſer Anerbieten draußen vor dem Hauſe in der friſchen Luft noch einmal zu überlegen. Sind aber die dreißig Minuten vorüber, ſo könnten Sie ſich anbieten, das jetzt noch gewünſchte Document um neunhundert Gulden zu unterſchreiben, und ich würde es Ihnen im Namen der Frau Wittwe Speiteler verweigern.“ —

„Nicht einmal neuntauſend und einige Hundert?“ ſchluchzte der Geſchäftsmann, indem er ſich zu der halb geöffneten Thürſpalte hereinwand. „So will man mich denn treten wie einen armen Hund und hält mir dazu einen ärmlichen Brocken vor das Maul, nach dem er ſchnappen muß, weil ſeine Eingeweide ausgedörrt ſind vor Hunger! Was kann er machen, der arme Goldſtein?“

„Schweigen, das Geld nehmen und unterſchreiben!“

erbietig nach der Thüre zog, „es wäre aber gewiß beſſer, wenn der Herr Graf mir mehr vertrauten, ich kenne die Signora. Sie iſt eine Deutſche, Herr Graf.“

„Wie ſo? Was willſt du damit ſagen?“ entgegnete der junge Mann und ſtand haſtig von ſeinem Stuhle auf. „Wenn ich um deiner Gebieterin willen Alles, was ſie wiſſen ſoll, in dem Schreiben mitgetheilt, was brauche ich dich dann in's Vertrauen zu ziehen? he! mehr, wie ich ſchon gethan?“

„Es wär' für alle Fälle,“ ſagte der unerſchütterliche Joſeph, „und mein Beſtreben iſt ja, dem Herrn Grafen ſo gut und getreu zu dienen wie möglich, und ich bin im Stande, dem Herrn Grafen große Dienſte zu leiſten — aber wie kann ich ſicher meinen Weg gehen, wenn man mir die Richtung nach dem Ziel nicht genauer angibt? — — — — Der Herr Graf werden wohl nicht mehr zu uns zurückkehren?“

Dieß ſagte der Menſch mit einem recht fatalen Lächeln und trat einen Schritt näher auf ſeinen Gebieter zu.

Dieſer blieb auf ſeinem haſtigen Spaziergang durch's Zimmer erſtaunt ſtehen und ſah den unberufenen Sprecher mit großen Augen an. „Maledetto!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, „was wagſt du mir zu ſagen?“

„Wenn ich zuviel geſagt, bitte ich um Verzeihung, aber ich habe mir nur die Frage erlaubt, ob der Herr Graf nicht mehr zu uns zurückkehren würden — ich muß das wahrhaftig wiſſen, gnädiger Herr, um in Ihrem Intereſſe richtig wirken zu können. — Glauben Sie, daß Signora Marina mir von dem Inhalt dieſes Schreibens mittheilen wird? — Gewiß nicht, Herr Graf. Sie wird Niemand etwas davon mittheilen, ſie wird ihre Entſchlüſſe allein faſſen. Sie wird ihre Pläne nach ihrem eigenen Kopf machen; ſie iſt eine Deutſche, Herr Graf, und an einem ſchönen Morgen wird Ihr getreuer Diener nicht mehr in der Lage

erwiderte der Advocat. „Hier ſind neuntauſend Gulden in wohlgezählten Caſſenbillets und da das Document.“

Herr Goldſtein ſchob ſich langſam und in einer Schlangenlinie gegen den Tiſch hin, wobei er den Kopf bald auf dieſe, bald auf jene Seite hinneigte und ſeine Hände tief in die Taſchen ſeiner Beinkleider vergraben hielt, um dieſe zu zwingen, daß ſie ja nicht zu voreilig nach den winkenden Caſſenſcheinen griffen. Endlich war er dem Advocaten ſo nahe gekommen, daß er ſeinen Entſchluß, das dargebotene Geld zu nehmen, kund thun mußte und dies auch that, indem er mit der Rechten die Feder ergriff, während er die ausgebreitete Linke raſch auf die Caſſenſcheine legte; dann durchflog er das Document mit geübtem Auge, ſeufzte tief auf und unterſchrieb raſch ſeinen Namen.

Mit einer nicht mindern Gewandtheit überzählte er raſch die koſtbaren Papiere, und ehe man wußte, wie das geſchehen, waren ſie ſchon in der weiten Bruſttaſche des grauen Paletots verſchwunden.

Der Advocat hatte die Unterſchrift des Herrn Goldſtein auf dem Documente mit den Unterſchriften auf den Wechſeln prüfend verglichen und faltete dann das erſtere gelaſſen zuſammen, um es zwiſchen ſeine Papiere zu legen.

Was die Wechſel anbelangte, ſo betrachtete ſie der Geſchäftsmann des Dr. Henderkopp mit lüſternem Blicke und ſagte nach einer kleinen Pauſe, während er ſeinen Kopf ſtark auf die linke Schulter neigte: „So ſind ſe jetzt geworden gänzlich unnütz, dieſe ſchönen, gültigen Wechſel, nur noch eine Rarität für den Liebhaber! Würden Se ſe mer nicht ſchenken als Rarität, um ſe einzukleben in mein Album, um mich zu erinnern an eine Zeit, die mir hat gemacht vielen Kummer?“

Der Advocat blickte ſeinen Clienten lächelnd an und verſetzte: „Lieber Herr Moſes Goldſtein, auch wir ſind Liebhaber von Raritäten, und ich bin überzeugt, Dr. Henderkopp wird dieſe Papiere in Erinnerung an Sie ebenfalls ſorgfältig aufheben.“ Dabei machte er eine nicht zu mißkennende Handbewegung, begleitet von einer Neigung des Kopfes, die denn auch Herr Goldſtein verſtand und ſich langſam gegen die Thür zurückzog, nicht aber ohne vorher noch zu ſagen: „Die verehrten Anweſenden, denen ich mich aufs allerbeſte empfehle, werden mer zugeben müſſen, daß ich kullant (coulant) gehandelt habe, wie nur handeln kann ein Geſchäftsmann von Umſicht, der nicht bloß auf die Vergangenheit ſieht, ſondern auch ins Auge faßt die Zukunft. Und wenn in dieſer Zukunft, die für uns alle glücklich ſein möge, die Dienſte des gehorſamſten Goldſtein gewünſcht werden ſollten, ſo wird er ſich bemühen, in anerkannter Brauchbarkeit und Redlichkeit zu wahren das Intereſſe ſeiner Kunden. Leben Se wohl!“

Damit war er verſchwunden.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Familienrath.

Als ſich die Thür hinter Herrn Goldſtein geſchloſſen, ſchlug Frau Wittwe Speiteler ihre Hände zuſammen und rief aus: „Ich habe in der That nicht gewußt, daß es ſolche Menſchen gibt. Wenn ich auch hier und da von ihnen hörte, ſo glaubte ich, das ſei Uebertreibung oder es wäre wenigſtens niemand dumm genug, ſich auf dieſe Weiſe in den Abgrund locken zu laſſen.“

„Daß dies auch geſcheiten Leuten geſchehen kann, davon hat uns im vorliegenden Falle Dr. Henderkopp ein genügendes Beiſpiel gegeben. Aber was wollen Sie, meine liebe Madame? Es iſt das wie der Strohhalm, nach dem der Ertrinkende greift, und nehmen Sie die Sache hier, wie ſie vorliegt, ſo müſſen Sie zugeben, daß ohne das Eintreten der verſchiedenen Zufälligkeiten dem Doctor ſo wie dem Andern das Geſchäft gelungen wäre. Nehmen Sie an, Henderkopp hätte Sie und Ihre Frau Tochter nicht durch ſein abſtoßendes Weſen verletzt und es wäre nicht ſchon ſo bald zu Auf-

klärungen gekommen, wie hätte sich alsdann die Sache gestaltet? Sie übergaben das Heirathsgut Ihrer Tochter, zwanzigtausend Gulden, vertrauensvoll in seine Hände, er bezahlte damit seine allerdings ungeheuerlich angewachsene Schuld und hatte sich von dem Augenblicke an wieder vollständig herausgerissen — dessen kann ich Sie versichern," betheuerte der Advocat auf einen Blick des Zweifels und ein Achselzucken der Wittwe, — „seine übrigen Passiva sind nicht der Rede werth, und seine Anstalt, der allerdings in einzelnen Theilen noch nachzuhelfen wäre, und wozu er auch den besten Willen hatte, versprach einen guten Aufschwung zu nehmen, gewiß, meine liebe Madame Speiteler. Ich sprach darüber mit Leuten, die das ganz genau verstehen, und nachdem ich Einsicht in seine Bücher genommen, würde ich, ein gewiß vorsichtiger Geschäftsmann, durchaus keinen Anstand nehmen, ihm eine nothwendige Summe zu verschaffen."

Frau Wittwe Speiteler schüttelte langsam und bedächtig ihren Kopf und sagte alsdann: „Ihren Worten glaube ich, aber es ist nicht diese Geldangelegenheit, welche mich veranlaßt, meine Tochter bei mir zu behalten; pah, was wäre es auch gewesen, wenn man die zwanzigtausend Gulden vollständig verloren hätte! Sophie ist mein einziges Kind und hat mehr als das Doppelte von dem zu erwarten, was ich ihr als Heirathsgut bestimmte. Glauben Sie mir, ich habe mit dem Manne gesprochen, wie es eine Mutter ja nur mit ihrem eigenen Sohne vermag; ich habe es ihm nahe gelegt, mir zu sagen, daß er vielleicht Schulden habe und daß ihm ein kleines Capitälchen wohl sehr dienlich sein könnte, alte Schäden zu heilen. Sehen Sie, lieber Herr Doctor," fuhr die Frau mit bewegter Stimme fort, „wenn man seine

Schwiegermutter anzuſehen beliebt, wie es ſein ſollte, ſo muß man es doch für keine Schande halten, ihr die Hand zu drücken und zu ſagen: da und da fehlt es, helfen Sie mir, denn was Sie an Ihrem Schwiegerſohn thun, kommt an Ihrer Tochter und an Ihren Enkeln wieder herein. — Aber da ſteckte der Knoten," ſagte Madame Speiteler, wärmer werdend, in lauterem Tone, „da ſtellte er ſeinen Hochmuth gegen uns hin, kalt, glatt und undurchdringlich wie ſeine blauen Brillengläſer; dann lächelte er, und dieſes Lächeln gab mir jedes Mal einen Stich ins Herz."

„Ja, ja, Mutter, mir auch," ſeufzte Sophie.

„Dann lächelte er und machte dazu ein Maul, als wollte er ſagen: ich bedauere, ſolche Anträge von Ihnen hören zu müſſen; dann hob er ſeine Naſe empor, zehn Procent über die Möglichkeit, und ſprach von der reichen und berühmten Familie Henderkopp. Du mein Himmel und meine Güte, ich könnte mir alle Haare herausreißen, daß ich mich von ſo einem Menſchen hinter das Licht führen ließ! Wiſſen Sie, Doctor, wo er herſtammt?"

„Ich weiß das, liebe Frau," erwiderte der Advocat beſchwichtigend, „und Sie haben auch Recht in allen Dingen, und ich kann nur allenfalls zu ſeinen Gunſten hinzufügen, da er leider einmal A geſagt hatte, ſo mußte er im Alphabete fortfahren, wobei es denn ſehr natürlich war, daß, wenn er Gelder brauchte, er ſich zuerſt an den reichen Banquier Henderkopp in Amſterdam, glaube ich, oder Rotterdam, wandte. Hochmuth kommt vor dem Falle, iſt ein wahres Sprichwort, und eben Hochmuth und Eitelkeit ſind die ſchlimmſten Fehler Henderkopp's."

Frau Wittwe Speiteler hatte ihre Hände zuſammen-

gefaltet in den Schooß gelegt und blickte mit etwas umflortem Auge zu dem Portrait ihres seligen Mannes empor. „Die Geschichte," sagte sie, „bringt mich um alle Reputation; seit Sophie zurück ist, wage ich gar nicht mehr, auszugehen, nicht einmal in die Kirche, denn das Gefrage, was ich schon hier im Hause anhören muß, und das Mitleidigthun von all den Weibsbildern, aus deren Augen ich doch deutlich lese, daß sie mir sagen möchten: dir ist dein Recht geschehen, ist nicht zu ertragen. Aber sagen Sie mir, Doctor," fuhr sie nach einer Pause lebhaft fort, „warum ist die Welt ganz anders geworden und warum werden die Menschen täglich schlechter?"

„Das kann ich Ihnen Beides nicht zugeben," erwiderte freundlich der Advocat; „unter gleichen Umständen hat man wohl vor achtzig Jahren gerade so gehandelt wie jetzt."

„Nein, nein," unterbrach ihn eifrig die Wittwe, „dagegen kann ich Ihnen ein lebendiges Beispiel anführen. Der selige Speiteler, Gott möge ihm Frieden schenken, stand vormals in gleichem Verhältnisse zu meinen Eltern, wie der Andere jetzt zu mir; ich, ein junges, naseweises Mädchen, horchte an der Thür, als der Speiteler mit meinem Vater eine Unterredung hatte, nachdem ich meinen Eltern erklärt, wenn sie mir den Speiteler nicht gäben, so nähme ich gewiß und wahrhaftig keinen Andern."

Der Doctor hob lächelnd seinen Zeigefinger in die Höhe, womit er sagen wollte: darin sind die Verhältnisse schon nicht ganz die gleichen.

„Mein Vater nun," fuhr die Frau vom Hause fort, deren Augen in Erinnerung an diese glückliche Zeit förmlich leuchteten, „hatte den Speiteler, wie er mir später selbst

erzählte, lächelnd am Kragen gefaßt, ihn ein wenig geschüttelt und sprach zu ihm: ‚Er Sappermenter hat meiner Rieke den Kopf verrückt, Er, ein armer Knecht, der Tochter seines Meisters. Weiß Er wohl, daß ich Ihm jetzt von Rechts wegen sein Wanderbuch sollte nach Regensburg visiren lassen, wo Er her ist und wohin man Ihn auf dem Schube bringen müßte?‘ — Schon wollte ich in meiner Angst die Thür öffnen und dazwischen fahren, da hörte ich aber, wie der Speiteler, er sprach sonst nie viel, dieses Mal wundersame Courage zum Reden hatte und meinem Vater dies und das von unserer Liebe, von gegenseitigem Versprechen und was weiß ich alles vorschwätzte, und wie er am Schlusse sagte: ‚Ja, es ist wahr, haben thu ich nichts, als meine beiden geschickten Hände und in meinem Herzen eine ungeheure Liebe zu der Rieke, von der ich auch nun und nimmermehr lassen werde.‘ Und darauf rief mein Vater lachend: ‚Und sonst hat Er gewiß auch noch was, was ich zuerst wissen muß, ehe ich mich auf ein weiteres Wort einlasse, Schulden hat Er wahrscheinlich auch noch einige?‘ Nun sehen Sie, Herr Doctor, hätte der Speiteler, Gott habe ihn selig, damals auch so ein geziertes Maul gemacht und zu meinem Vater gesagt: mein lieber Herr, das sind meine Angelegenheiten, mit denen ich Ihnen gewiß nicht zur Last fallen werde, — ja, ich glaube wahrhaftig, er wäre ernsthaft am Kragen genommen worden und vor die Thür gekommen, ehe er sich dessen nur versehen hätte — vor die Thür, wo ich stand, und da wäre es noch die große Frage gewesen, ob ich ihn in meinen Armen aufgefangen hätte, oder ihn nicht lieber, da er doch einmal im Schuß war, gleich die Treppe hinab befördert. Aber der selige Speiteler sprach anders, er nannte auf Heller und Pfennig die kleine Summe,

die er ſchuldig war, und das habe ich Ihnen nur ſagen wollen — ſo waren dazumal die Zeiten."

Frau Speiteler ſchwieg mit einem Blicke großen Selbſtbewußtſeins, wobei ſie mit ihren beiden Händen die Schürze auf ihrem Schooße glatt ſtrich.

Dr. Berger nickte ihr nach dieſer Erzählung wohl beiſtimmend zu, aber ohne die Antwort zurückzuhalten: „Das war alles recht ſchön und ehrlich und gut, aber Sie werden mir zugeben, daß die Verhältniſſe zwiſchen dem Schwiegerſohne Ihres Vaters und Ihrem eigenen auch nicht annähernd die gleichen ſind. Gewiß bin ich nicht blind für die großen Fehler Henderkopp's, doch muß ich wiederholen, daß die meiſten derſelben aus einem allerdings unbegründeten Hochmuthe entſprangen und aus der Sucht, mehr ſcheinen zu wollen, als er wirklich iſt."

„O nein, das iſt es nicht allein," miſchte ſich Sophie ſchüchtern in das Geſpräch; „er hat ein grauſames und ſchlechtes Herz, und als ich das erfahren, habe ich mich ſo von ihm abgewandt gefühlt, daß es mich ſchaudert, wenn ich ſeinen Namen nur ausſprechen höre, daß ich ihn jetzt haſſe, was ich früher nie gethan!"

„Hören Sie, hören Sie," gab der Advocat mit aufgehobenem Zeigefinger zur Antwort, „man iſt zu leicht geneigt, nur nach dem Scheine oder nach dem erſten Eindrucke zu urtheilen, beſonders über jemand, gegen den man ſchon vorweg eingenommen iſt, und das ſcheint mir leider — leider, für den Doctor nämlich, bei Ihnen der Fall zu ſein."

„Was braucht man nach dem Scheine zu urtheilen, wo Thatſachen ſprechen!" erwiderte die unglückliche junge Frau in ſo entſchiedenem Tone, wie man bisher nicht an ihr gewohnt

geweſen; „kann er die Grauſamkeit und Herzloſigkeit ableugnen, mit der er im Allgemeinen ſeine Kranken behandelt und mit der er ſich insbeſondere gegen jenen unglücklichen Italiener benommen?“

„Ah, verzeihen Sie, mein —“ erwiderte der Doctor, und ſetzte gleich darauf lächelnd hinzu: „faſt hätte ich geſagt, mein Fräulein, das iſt ein Kapitel, bei deſſen Unterſuchung wir ſo tief ins Wiſſenſchaftliche hineingerathen könnten, daß uns bald der Boden fehlen würde. Die Gelehrten ſind noch nicht darüber einig, neigen ſich aber ſehr der Anſicht zu, daß die Behandlung einer gewiſſen Claſſe von Wahnſinnigen mit einer Feſtigkeit des Willens durchgeführt werden ſoll, die an Härte ſtreift, ſo wie mit einer Energie, welche ein Dritter, der in die Verhältniſſe nicht vollkommen eingeweiht iſt, wohl für Grauſamkeit halten könnte. Glauben Sie mir,“ ſetzte er ernſt hinzu, „es iſt keine kleine Aufgabe, der Vorſtand einer Irren-Anſtalt zu ſein, und es kann dieſem oft ergehen wie uns ſelbſt bei der Erziehung geliebter Kinder, deren Unarten wir lange mit Milde gerügt und die wir uns endlich doch genöthigt ſehen, tüchtig zu beſtrafen. Was aber dem Doctor bis jetzt in ſeiner Anſtalt fehlte, das war eine ſanfte, ausgleichende, weibliche Hand, die er auch gefunden zu haben glaubte, und auch wirklich fand, als das Unglück über ihn hereinbrach. — Er iſt bei all ſeinen Fehlern doch in der That zu beklagen!“

Sophie blickte dem Redner frei und offen in das Geſicht, als ſie ihm erwiderte: „Mir dort einen Wirkungskreis zu gründen, dieſer Gedanke allein hätte mich wieder aufrichten können, nach all dem Niederdrückenden, das über mich hereinbrach.“

„Es wäre in der That ſo übel nicht geweſen,“ meinte Frau Wittwe Speiteler nachdenklich, „und mir ſelbſt hätte es in meinen alten Tagen Vergnügen gemacht, draußen in dem Garten zu ſitzen, deſſen Verwilderung mit wenig Mühe abzuhelfen geweſen wäre, und den ſonderbaren Käuzen auf ihre komiſchen Grillen tüchtig zu antworten; ich wollte ihm ein Dutzend Wärter erſpart haben.“

„Auch daran hat er vielleicht gedacht,“ ſagte der Advocat geſchmeidig, „doch, wie geſagt, ſein lächerlicher Hochmuth hat alles das und damit ſeine ganze Zukunft zerſchlagen. Da wir das gründlich einſehen,“ fuhr er in einem entſchiedenen Tone fort, „ſo kommen wir alſo, wie Sie ſo dringend gewünſcht, auf das Geſchäftliche der Scheidung.“

„Gewiß,“ erwiderte Sophie, doch nicht in ſo beſtimmtem Tone, als ſie vorher geſprochen. „Ehe Sie aber darüber reden,“ fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, „muß ich mir erlauben, die Anklage gegen ihn wegen Härte und Grauſamkeit im vollſten Umfange aufrecht zu erhalten; Sie ſcheinen nicht zu wiſſen, Herr Doctor, wie er jenen armen Italiener behandelte?“

„Auch das weiß ich, leider weiß ich es, Verehrteſte, doch muß ich nochmals wiederholen, der Schein trügt, und auch für die Behandlung Henderkopp's gegenüber dem eben Erwähnten läßt ſich eine Entſchuldigung finden. Doch iſt das eine kleine Geſchichte, die ich Ihnen erzählen müßte.“

„Henderkopp hat in Ihnen einen vortrefflichen Anwalt gefunden,“ verſetzte Sophie ſpitzig, „es iſt vielleicht gefährlich, ſie zu hören.“

„Ah was,“ ſagte ihre Mutter, „der Doctor iſt der langjährige Freund unſeres Hauſes, und ich habe ſolche Beweiſe,

ſein, Ihnen Bericht machen zu können. Wenn ich Ihnen gut dienen ſoll, Herr Graf," ſetzte er feſt und beſtimmt hinzu, „ſo müſſen Sie offen gegen mich ſein. — Sie werden nicht mehr zu uns zurückkehren, Herr Graf!"

Der ſchwache junge Mann war an das Fenſter getreten, zuckte mit den Achſeln, ſeufzte tief auf und ſagte endlich mit ganz leiſer, unſicherer Stimme: „du haſt eigentlich Recht, Joſeph, 's iſt beſſer, daß ich offen gegen dich bin, ich brauche Jemand, auf den ich mich ganz verlaſſen kann. O ich bin entſetzlich bedrängt und unglücklich!"

Er warf ſich abermals in den Lehnſtuhl und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

„Ja, ja," ſagte er nach einer Pauſe, „ich kann nicht anders, bei Gott, ich bin gezwungen, aber ich werde nicht mehr hieher zurückkehren. Ich werde ſie nicht wieder ſehen und das Kind nicht, wenigſtens nicht in den nächſten Jahren."

„Das habe ich mir gedacht," ſagte ruhig der Diener und jenes fatale Lächeln flog abermals über ſeine Züge. „Sie folgen den Befehlen Ihres gnädigen Herrn Onkels, Sie löſen Ihr Verhältniß auf, Sie werden ſich wieder verheirathen."

„Nie! nie!" rief der junge Mann.

„Ganz recht, Herr Graf. Verzeihen Sie mir, ich dachte, ich wäre zu Haus, in Deutſchland, wo man bei uns Proteſtanten eine Ehe löſen kann, um eine andere einzugehen. Aber das geht ja hier nicht." Er ſagte das anſcheinend vollkommen überzeugt von ſeiner eigenen Meinung. Doch hätte ein aufmerkſamer Beobachter bemerken können, wie der Sehwinkel ſeiner Augen ſehr ſcharf wurde und ſich ſeine Blicke auf der Naſenſpitze kreuzten. Ja, ja," fuhr er ruhig fort, „unter den Verhältniſſen kann freilich von einer neuen Ehe keine Rede ſein."

daß er's gut mit uns meint, daß ich an ihn glaube faſt wie an das Evangelium. Nicht wahr, Doctor, Sie meinen es gut mit uns?"

Sie reichte ihm ihre breite Hand über den Tiſch hin, und während er ſeine feinen Finger hineinlegte, erwiderte er beinahe mit gerührter Stimme: „Zwietracht ſäen und Haß vergrößern iſt außerordentlich leicht, aber nicht das Geſchäft eines braven Mannes, und es freut mich, wenn ich Ihnen als ein ſolcher bekannt bin. Was nun den Italiener anbelangt," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen in ſeinem gewöhnlichen Tone fort, „ſo habe ich das Wahre an dieſer Geſchichte nicht allein von Henderkopp, ſondern auch von andern ſehr glaubwürdigen Freunden. Dieſer Italiener, der ſich Marcheſe Gaetano Fontana nannte, erſchien in hieſiger Stadt vor ein paar Jahren in ganz eigenthümlichen, traurigen Verhältniſſen, und zwar in Begleitung eines andern Fremden, der ſich ſeinen Freund nannte, und mit ihm, der damals ſehr krank und elend war, in einem kleinen Gaſthof der Vorſtadt abſtieg. Statt aber zu dem Kranken einen der gewöhnlichen Aerzte zu rufen, erſchien dieſer angebliche Freund bei Dr. Henderkopp und erſuchte ihn, den Andern in ſeine Anſtalt aufzunehmen, von dem er ausſagte, derſelbe leide an periodiſchem Wahnſinn, der zuweilen in Tobſucht ausbräche, ſich in ruhigen Zeiten aber in der fixen Idee äußere, als ſei der Kranke der Marcheſe Gaetano Fontana. Natürlicher Weiſe erklärte ſich der Doctor bereit, ihn bei ſich aufzunehmen, und ließ ihn mit aller Sorgfalt zu ſich bringen. Hier zeigte es ſich nun, daß der Kranke ein gefährliches nervöſes Fieber hatte, das ihn Monate lang ans Lager feſſelte und von welchem er ſo geſchwächt erſtand, daß es nach ſeiner

Genesung lange Zeit brauchte, ehe man ihn dazu bringen konnte, Mittheilungen aus seiner Vergangenheit in Betreff seines früheren Lebens zu machen; sobald er aber anfing, dieses zu thun, trat auch sogleich die fixe Idee, deren jener Freund, welcher ihn gebracht, erwähnt hatte, daß er der Marchese Gaetano Fontana sei, zu Tage. Was nun jenen Freund betrifft —"

„Der mir ein schlechter Kerl gewesen zu sein scheint," konnte sich Madame Speiteler, die mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, nicht enthalten einzufügen.

Kopfnickend fuhr der Advocat fort: „Was Jenen anbelangt, so hatte er eine Summe zurückgelassen, welche mehr als ausreichend war, um die Kosten für das erste Jahr seines Aufenthaltes zu bestreiten, und die Versicherung gegeben, daß nach Ablauf desselben die künftigen, genügenden Zahlungen pünktlich geleistet werden würden. Das geschah denn auch, und zwar kamen sie von Neapel her, eingesandt von einem Collegen von mir, dem Advocaten Bertucci, welcher dabei aus der Vergangenheit des Unglücklichen berichtete, derselbe sei aus einer ganz ordentlichen Familie, habe aber die fixe Idee, er sei der Marchese Gaetano Fontana. Diese fixe Idee, fügte er hinzu, hätte den Kranken so wie die Mitglieder dieser hochachtbaren und vornehmen Familie schon in große Verdrießlichkeiten gebracht, weßhalb man den Dr. Henderkopp, den Vorsteher der eben so bekannten als berühmten Irren-Anstalt bäte, den Kranken vorläufig bei sich zu behalten und alle Versuche zu machen, ob seine gänzliche Wiederherstellung nicht möglich sei. Dabei wurde Dr. Henderkopp noch ganz besonders darauf aufmerksam gemacht, daß Monate vergehen könnten, ehe die unglückliche fixe Idee bei ihm zum Vorschein

käme, und daß man sich nicht täuschen möge, wenn er in dieser Zeit so ruhig und besonnen spräche, wie man es nur von dem vernünftigsten Menschen verlangen könne."

„Das ist allerdings seltsam," meinte Frau Wittwe Speiteler, „und da wahrscheinlich die Gelder für den Unglücklichen regelmäßig einliefen, so mochte sich der Doctor vielleicht keine große Mühe geben, einen so guten Pensionär zu verlieren."

„Gewiß, und um so weniger," sagte Herr Berger, „da mir Dr. Henderkopp versicherte, er habe bisher nie daran gezweifelt, daß jener Kranke wirklich an periodischen Geistesstörungen gelitten habe."

„Und jetzt zweifelt er nicht mehr daran?"

„Seitdem ihm von der glaubwürdigsten Seite die Beweise zugegangen sind, daß jener Kranke wirklich der Marchese Gaetano Fontana ist, hat er, und ich muß hinzusetzen, zu seinem nicht geringen Schrecken eingesehen, daß sich hier einer jener Fälle wiederholt hat, wo selbst die tüchtigsten Aerzte nicht im Stande waren, die Wahrheit von einem entsetzlichen Irrthum zu unterscheiden, Fälle, deren Anzahl leider groß ist, von denen mir selbst in meiner Praxis einige vorgekommen, unter anderen, wo ich von jemand vor Zeugen ein gültiges Testament aufnahm, worin der Testator, der so arm wie eine Kirchenmaus war, über Hunderttausende verfügte."

„Ja, ja," sagte die Frau nachdenkend, „ich habe in der Komödie einmal was Aehnliches gesehen, wo Einer, der selbst nicht recht bei Troste ist, seine Frau für wahnsinnig ausgibt, und wo ihm alle Welt und auch ich unbedingt glaubte. Weißt du wohl, Sophie, wie lange es der Freund deines Vaters,

der Kaufmann Eckeberg getrieben, und daß er beinahe ſein ganzes Vermögen verſchleudert hatte, ehe man auf die richtige Idee kam, daß er ins Narrenhaus gehöre?"

„Aber Er mit ſeiner klaren Ueberſicht, mit ſeinem Wiſſen, deſſen er ſich ſo oft gegen uns gerühmt," verſetzte Sophie, „er, der Jahre lang mit Jenem zuſammenlebte, er hätte in dieſem Falle das Wahre vom Falſchen unterſchieden, wenn es ihm nur darum zu thun geweſen wäre."

Der Advocat zuckte leicht mit den Achſeln. „Ich will Ihnen zugeben," ſagte er alsdann, „daß man, dieſe Sache mit großer Strenge genommen, allerdings dem Doctor den Vorwurf machen könnte, als habe er einer andern Perſon zu viel Glauben geſchenkt. Dagegen läßt ſich aber wieder anführen, daß er von der Krankheit des Marcheſe vollkommen überzeugt zu ſein glaubte, und daß, wenn allenfalls leichte Zweifel in ihm darüber aufſtiegen, dieſe wieder verwiſcht wurden durch das heftige, rückſichtsloſe Auftreten des Kranken, durch deſſen Zorn, der ſich häufig bis zur Wuth ſteigerte, und dem alsdann jedes Mal eine Abſpannung folgte, wo er unzugänglich für jedermann wochenlang jede Geſellſchaft, jede Unterhaltung mied, und Tage lang an einer der vergitterten Oeffnungen der Gartenmauer ſitzen konnte, um hinaus ins Weite zu ſchauen."

„Der arme Mann," ſprach Sophie, indem ſie nachdenkend vor ſich niederblickte, „was mag er gelitten haben!"

„Und wo iſt er jetzt?" fragte Madame Speiteler.

„Bei einem meiner Clienten, der auch Ihnen bekannt iſt, bei dem Herrn von Scherra; ich glaube, er war geſtern bei der Feſtlichkeit anweſend."

Die Frau vom Hauſe nickte ſtumm mit dem Kopfe.

Der Advocat hatte ſich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt und bewegte die Fahne einer Feder, die er in der Hand hielt, leicht vor ſeiner Naſe hin und her. „So ſtehen nun die Sachen," bemerkte er alsdann; „als ein Geſchäftsmann, der es mit ſeinen Parteien gut meint, habe ich Ihnen nach beſtem Gewiſſen das Für und Wider dargelegt und bin nun bereit, Ihre Aufträge Behufs einer Scheidung entgegen zu nehmen. Daß dieſe Scheidung ein unangenehmes Aufſehen erregen wird, brauche ich Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen."

„Wir haben eine Probe davon," gab Madame Speiteler verbittert zur Antwort, „und größer als der Scandal ſchon iſt, kann er nicht leicht werden."

„O doch, meine liebe Madame," entgegnete ſanft Herr Berger. „Man flüſtert ſich allerdings hie und da zu, Ihre Tochter ſei am Tage nach der Hochzeit zu Ihnen zurückgekehrt, zugleich aber erzählt man ſich, daß es draußen aus Anlaß der Feſtlichkeiten, wobei man auch den armen Kranken einige Freiheit gegönnt, zu tumultuariſchen Auftritten gekommen ſei, in Folge deren die junge Frau heftig erſchreckt für einige Tage die Anſtalt verlaſſen, nur für einige Tage, bis dort unter der feſten Hand des Doctors alles wieder ins Reine gebracht ſei; eine Lesart," ſetzte der Advocat mit einem vielſagenden Lächeln hinzu, „die ich nach beſten Kräften unterſtützte."

„Und warum das?" fragte die Wittwe.

„Weil man ſeine Brücken nie gänzlich hinter ſich abbrechen ſoll, weil der Act der Scheidung ein ſehr ernſter Act [illegible] Handerkopp ſeine Verirrungen aufrichtig bedauert."

„Der etwas aufrichtig bedauern, was er gegen uns gethan? Gegen eine Familie, die ſo tief unter der reichen Sipp-

ſchaft von Amſterdam und Rotterdam ſteht? Es wäre zum lachen, wenn man nicht lieber darüber weinen möchte. Hat er vielleicht abermals Luſt, mit meinem Gelde ſeine übrigen Schulden zu bezahlen?“

„Ich glaube das nicht,“ erwiderte Herr Berger, „denn er iſt, wenn auch mit Bedauern, doch ſo vollkommen überzeugt, Sie und Ihre Tochter aufs gröblichſte verletzt zu haben, daß an eine Ausgleichung in der Art, wie die durch Ihre Antwort angedeutete, wohl nicht zu denken iſt.“

„Mit Bedauern?“ warf Sophie in einem ſpöttiſchen Tone ein.

„Daß er allerdings darauf gerechnet hat,“ fuhr der Advocat fort, „ſeine Anſtalt mit dem Vermögen, das ihm ſeine Frau zubrachte, emporzubringen, leugnet er durchaus nicht, und da das jetzt vielleicht aus und vorbei iſt, ſo ſcheint er mir geſonnen, irgend einem Andern die ganze Geſchichte zu übergeben und die Stadt zu verlaſſen, die für ihn ſo unangenehme Erinnerungen hat. Aus dieſem Grunde iſt er auch bereit, in eine Scheidung zu willigen, ja, um Ihrer Tochter die Unannehmlichkeiten des Rechtsganges zu erſparen und auf ſich zu nehmen, will er mit Ihrer Einwilligung gern der klagende Theil ſein.“

„Hätte er ſich um unſere Wünſche früher etwas bekümmert und den vernünftigen Rathſchlägen einer Frau, die es gut mit ihm gemeint, Gehör gegeben, ſo ſtände es jetzt ganz anders.“

„Ich ſehe wohl,“ ſagte der Advocat in freundlichem Tone, „daß Frau Sophie meine Bemühungen, dieſe Verbindung nicht gleich total zu zerreißen, mit finſteren Blicken belohnt, doch ertrage ich jetzt lieber dieſe finſteren, ungerechten

Blicke, als spätere Klagen und gerechte Vorwürfe. Es ist mir nämlich Aehnliches in meiner Praxis schon vorgekommen, denn nachdem die erste Leidenschaft verraucht ist, sieht man häufig ein, welch' unangenehmer Stand der einer geschiedenen Frau ist; haben wir doch in der Geschäftssprache dafür den fatalen Ausdruck ‚Deserta', was die Lage einer solchen Frau außerordentlich gut kennzeichnet."

Frau Wittwe Speiteler hatte nachdenklich vor sich niedergeblickt, während Sophie wieder an das Fenster getreten war, dann sagte die Erstere: „Ihren Reden nach, Doctor, dünkt es mich, als sprächen Sie mehr für die Gegenpartei, als für uns."

„Das nicht, nur hielt und halte ich es für meine Pflicht, Ihnen die Lage genau auseinander zu setzen. Daß ich diese Ehe nicht mit Freuden zerreißen helfe, daraus brauche ich Ihnen nach alle dem, was ich Ihnen gesagt, wohl kein Hehl zu machen, eben so wenig als ich Ihnen auch nicht verschweigen darf, daß im vorliegenden Falle eine gesetzliche Scheidung auf große, wenn nicht unübersteigliche Hindernisse stößt. Gott sei Dank, man geht bei einem solchen Acte nicht leichtfertig zu Werk und verlangt genügende Gründe, die nicht immer beizubringen sind — o," fuhr er fort, indem er seine Hand gegen die Wittwe Speiteler erhob, welche sprechen wollte, „ich weiß schon, was Sie sagen wollen, aber was Ihnen als vollkommen genügend erscheint, ist es doch nicht immer vor dem Gesetze." Er hatte die Feder, die er in der Hand hielt, weggelegt, zog seine Uhr hervor und meinte: „wollen aber darüber nicht streiten, die Zeit vergeht, und ich erwarte in einer Viertelstunde einen Clienten, der mich dringend zu sprechen verlangte und," setzte er in sehr gedehn-

tem Tone hinzu, „dem in Ihrem Hause ein Stelldichein zu bewilligen ich mir erlaubte.“

„So—o—o—o?“ machte die Wittwe, indem sie den Advocaten mißtrauisch ansah.

„Ja,“ erwiderte dieser lächelnd.

„Hoffentlich doch nicht —“

Der Advocat zuckte die Achseln.

„Den Sie gewiß herbestellt?“ fragte Wittwe Speiteler mit leiser Stimme.

„Im Gegentheil,“ antwortete der Advocat eben so. „Ich rieth ihm davon ab, als er mir mit Ueberzeugung sagte, er fühle wohl, daß er, möge auch die Sache gehen, wie sie wolle, eine persönliche Rechtfertigung seines Benehmens gegen Sie nicht unterlassen könne.“

„Eine Rechtfertigung? Ja, das hätte er wohl nöthig, aber ich kann ihn nicht sehen.“

„Wenn ich Ihnen aber dringend dazu rathe?“

Frau Wittwe Speiteler warf einen bezeichnenden Blick auf ihre Tochter.

„Sie können mir glauben,“ fuhr der Advocat flüsternd fort, „er ist seit jener Katastrophe ein ganz anderer Mensch, seine Verhältnisse lasteten wie ein Alp auf ihm, machten ihn unleidlich und nöthigten ihm, ich möchte mich so ausdrücken, eine lächerliche Maske auf, ein Benehmen von Arroganz und Hochmuth, wodurch er vor der Welt das Terrain zu behaupten glaubte, das ihm langsam unter den Füßen entglitt. Die Luftschlösser seiner Eitelkeit sind vollständig zusammengestürzt, und er ist nicht einmal unglücklich darüber, im Gegentheil, er athmet auf, da er nun einen festeren Boden unter sich zu fühlen glaubt, denn —“

„Wenn?“

„Nun kurz und gut,“ sagte Herr Berger mit so leiser Stimme, daß es Madame Speiteler nur verstand, weil sie sich über den Tisch hinüber stark gegen ihn beugte, „wenn diese Scheidung nicht zu Stande käme.“

„Bin ich seine Frau?“ fragte Madame Speiteler nach einer längeren Pause.

„Nein,“ gab der Advocat zur Antwort, „aber eine tüchtige Schwiegermutter, wie sie sein soll, das sieht er auch trotz alledem ein. Und wenn er nun käme und Ihnen selbst seine Entschuldigungen machte, Ihnen in jeder Beziehung klaren Wein einschenkte und Sie bäte, die Angelegenheit als eine verständige, praktische Frau anzusehen, ihm mit Rath und That behülflich zu sein und mit Gottes Hülfe da wieder etwas Neues und Solides aufzubauen, auf dem Terrain, das man im andern Falle umpflügen und mit Salz bestreuen müßte — nun, Madame Speiteler, würden Sie seine Hand zurückstoßen?“

„Wenn auch ich vielleicht nicht,“ meinte diese nachdenklich, „aber Sophie.“

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Sie haben ihr vor der Heirath den Willen der Mutter gezeigt, wo das vielleicht weniger ersprießlich war. Warum sie jetzt nicht gütlich überreden, wo ich Ihnen die Versicherung geben zu können glaube, daß es ein größeres Glück für sie sein wird, als wenn sie als geschiedene Frau vegetirt?“

„Das sagen Sie mir als ehrlicher und rechtschaffener Mann?“

„Gewiß.“

„Als Freund des seligen Speiteler, der von dort auf uns herniedersieht?“

„Als solcher, und dabei kann ich Sie frei anschauen.“

„Sie haben mich überrascht, Doctor. Und glauben Sie wirklich, daß er kommt, daß er in mein Haus kommt?“

„Zuversichtlich,“ erwiderte der Advocat mit einem Blicke nach der Thür, „er wird kommen — da ist er schon.“

Dr. Henderkopp trat in das Gemach, und Sophie, welche sich bei dem Geräusch der geöffneten Thür umgewandt, floh mit einem leichten Schrei in das Nebenzimmer.

„Was faſelſt du? was ſprichſt du da von Verhältniſſen?“ entgegnete finſter der Graf. „Nun ja, es wird von einer Ehe bei mir keine Rede ſein, weil ich ſie nie, nie vergeſſen werde; ſonſt aber —“ ſetzte er trotzig hinzu.

„Sonſt aber?“ wiederholte Joſeph.

„Nun, ſonſt,“ ſagte ungeduldig der Graf, „würde mich nichts hindern.“

„Ganz richtig,“ entgegnete ſchlau der Diener, „ich war ja im Irrthum, verzeihen Sie, Herr Graf, ich wollte nur ſagen — in dem Falle nämlich — wenn Sie mit meiner Gebieterin wirklich verheirathet geweſen wären, und das ſind Sie ja nicht, ohne allen Zweifel, das ſind Sie ja nicht, — wenigſtens nicht in den nöthigen Formen!“ —

„Und wer ſagt das?“ fuhr der Graf heftig auf.

„Meiner Gebieterin dieſer Brief,“ lächelte Joſeph, „und mir hat es freilich Niemand geſagt. — — — — Und doch iſt es ſo.“

„Du wirſt zudringlich, Burſche!“ entgegnete der junge Mann, der wieder an's Fenſter getreten war. „Du fragſt nach Sachen, die dich nichts angehen.“

„Um Ihnen deſto beſſer dienen zu können,“ entgegnete Joſeph, ſich tief verbeugend und die Hand auf ſein Herz legend. „Gewiß nur in dieſer Abſicht, Herr Graf.“

„Es mag dir ſo hingehen,“ ſagte dieſer nach einer Pauſe, „ich brauche dich, ich muß dich brauchen. Aber diene mir gut, ſei getreu, denn im andern Fall, mein guter Freund, ſind wir in Italien und ich bin kein Deutſcher, der geneigt wäre, dir großmüthig zu vergeben.“ Bei den letzten Worten nahm er den Brief vom Tiſche, ſowie ein anderes Papier, das darunter lag. „Hier iſt das Schreiben, ſagte er mit einem Seufzer, „und hier ein

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Nachwirkung dunkler Stunden.

Da wir überzeugt ſind, daß manche unſerer geneigten Leſerinnen, welche dieſer wahrhaftigen Geſchichte mit einigem Intereſſe gefolgt iſt, ebenfalls einen Ausruf des Mißmuthes beim Auftreten dieſes Mannes kaum wird unterdrücken können, und wir weit entfernt ſind, einen ſolchen Ausruf für ungerechtfertigt zu halten, ſo erklären wir feierlich, daß wir nur, um der Wahrheit unſerer Geſchichte keinen Abbruch zu thun, erzählen mußten, daß ſich Dr. Henderkopp wirklich in das Haus ſeiner Schwiegermutter begab, um derſelben einige Worte der Rechtfertigung zu ſagen, und daß wir bei dieſer Scene nur deßhalb mit kurzen Worten verweilen wollen, weil ſie unumgänglich nothwendig iſt zum Verſtändniß des Nachfolgenden, ohne ſie jedoch mit demſelben ſchriftſtelleriſchen Behagen weiter auszuführen, mit dem wir uns bemühen, dem geliebten Leſer von ihm angenehmeren Charakteren zu berichten.

Um jedoch der Wahrheit die Ehre zu geben, müſſen wir

sagen, daß in der Erscheinung des Dr. Henderkopp in diesem Augenblicke etwas lag, was zu seinem Vortheile sprach, nicht als ob er sich in demuthsvoller Haltung mit der zerknirschten Miene eines Sünders genähert hätte, im Gegentheile, er trug seinen Kopf nicht weniger aufrecht als früher, doch nahm man an diesem Kopfe selbst eine angenehme Veränderung wahr: vor allen Dingen hatte er seine blaue Brille nicht aufgesetzt, welche mit ihren undurchdringlichen Gläsern seinem Gesichte so etwas unheimlich Starres verlieh. Was sein ziemlich langes Haar anbelangte, welches früher so tadellos glatt über seine Ohren herabgestrichen war, daß man sich der Vermuthung nicht erwehren konnte, an dieser Glätte müsse jedes vernünftige und eindringliche Wort abgleiten, so fiel dasselbe heute mit einer angenehmen Zufälligkeit zu beiden Seiten seines Scheitels herab. Seine sonst hoch und künstlich emporgezogenen Augenbrauen hätten heute ihren gewöhnlichen Platz eingenommen, und da er seinen Mund heute nicht ebenfalls affectirt zusammenzog, wie er ehedem zu thun pflegte, so war auch aus seiner Physiognomie das unnatürlich Steife verschwunden, und diese zeigte sich als ein gewöhnliches, nicht unangenehmes Gesicht, das den Eindruck machte, als sei es empfänglich für eine einfache, gewöhnliche Besprechung.

Wir müssen gestehen, daß sich beim Eintritt des Doctors die Frau vom Hause etwas steif aufrichtete, und ihre Finger, die auf dem Tische ruhten, langsam zusammenballte, so daß sie den Gruß des Eingetretenen mit einem kaum bemerklichen Kopfnicken beantwortete.

Dieser aber trat mit ein paar Schritten rasch an den Tisch, blickte aus seinen Augen, natürlich ohne jenes bekannte

übergroße Wohlwollen, auf die Schwiegermutter nieder und sagte alsdann in ruhigem, fast warmem Tone: „Der hier vor Ihnen steht und Ihnen ein gutes Wort sagen möchte, ist nicht der Dr. Henderkopp, der Neffe der berühmten Amsterdamer Familie, sondern einfach der Dr. Hinderkopf aus Wermersbach, der, ehe er seine leidigen Angelegenheiten mit Ihnen in Ordnung bringen will, darüber Gewißheit erlangen möchte, ob Sie geneigt sind, an ihn ohne Groll zurückzudenken?“

Diese Ansprache kam der Mutter Sophiens so völlig unerwartet, daß sie, statt augenblicklich eine Antwort zu geben, auf ihren Geschäftsmann blickte, welcher aber kluger Weise diesen Blick vermied und nach dem Fenster hinschaute, während er mit den Fingern seiner rechten Hand leicht auf die vor ihm liegenden Papiere trommelte.

Daß aber Frau Wittwe Speiteler endlich doch etwas antwortete, und daß sie eine viel zu gute Frau war, um einem aufrichtigen und vernünftig vorgetragenen Wunsche der Versöhnung zu widerstreben, glauben wir dem geneigten Leser eben so wenig vorenthalten zu müssen, als daß ein paar Minuten darauf Dr. Hinderkopf einen Stuhl zum Tische zog, um sich mit seiner Schwiegermutter und dem Advocaten zu einer längeren Besprechung niederzulassen.

Sophie, welche beim Anblick des Doctors mit einer Aufwallung des Hasses das Gemach verlassen, hatte sich rasch in ihr Zimmer begeben, mit der Absicht, dort in eine Sophaecke gedrückt ihr trauriges Loos zu beweinen; doch kam sie nicht sogleich zu diesem beruhigenden Mittel, denn als sie die Schwelle ihres Schlafgemachs überschritten, sah sie ihre Freundin und Brautjungfer Emma vor sich, welche sie etwas

affectirt in die Arme ſchloß und mit thränenerfüllten Augen anſchaute.

„Du mußt mir verzeihen,“ ſagte die treue Freundin, „daß ich nicht ſchon vor einigen Tagen kam, aber die Nachricht, welche wir von dir erhielten, mit der Erinnerung an jenen unglückſeligen Hochzeitstag, hat uns alle, namentlich mich, ſo tief erſchüttert, daß ich's nicht über's Herz bringen konnte, vor dir, meine arme Sophie, zu erſcheinen.“

Die junge Frau des Dr. Henderkopp hätte nun ihre Freundin krampfhaft ans Herz drücken und unter einem Strom von Thränen furchtbare Mittheilungen machen können über das, was nach dem Hochzeitsfeſte im Verlauf der darauf folgenden Nacht geſchehen, und ſo erwartete es auch Emma, welche bereit war, mit einem gleich ſtarken Erguß von Thränen das Entſetzlichſte anzuhören, denn Emma war ſehr zu Thränen geneigt.

Merkwürdiger Weiſe aber ſchien Sophie keine derartigen Mittheilungen machen zu können, ſie blickte verwundert in die thränenden Augen der Andern, ja, ſie lächelte ein klein wenig, als ſie kopfſchüttelnd erwiderte: „mein liebes Herz, es iſt da gar nichts ſo Furchtbares vorgefallen, als du dir zu denken ſcheinſt.“

Emma hätte nach dieſen Worten ihre Freundin wohl erſtaunt angeblickt, wenn nicht die Bläſſe auf dem Geſichte der jungen Frau ſo wie deren verweinte Augen ihr deutlich geſagt haben würden, Sophie ſpräche anders, als ſie dächte, und man müſſe ihr Zeit laſſen und ihr eingeſchüchtertes Herz mit ſüßem Wort erwärmen, damit es ſeinen Kummer ausgöſſe an dem mitfühlenden Buſen der Freundin.

„Komm, ſetzen wir uns,“ ſagte dieſe und zog Sophie

ſanft neben ſich auf das Sopha. Hier drückte ſie ſie nochmals an ihr Herz, ſtrich ihr das Haar ein wenig aus der Stirn, küßte ſie herzlich auf den Mund und fing dann auf's neue an zu weinen.

„Du ſcheinſt mir trauriger geſtimmt als ich," ſprach die junge Frau mit einiger Verwunderung; „iſt bei dir etwas vorgefallen, das du mir mittheilen möchteſt?"

„Bei mir? O mein Gott, nein — was ſollte auch bei mir vorgefallen ſein? Ich habe mich nur mit dir beſchäftigt, meine arme Sophie, ich habe immer an die tröſtenden Worte gedacht, welche ich zu dir ſprechen wollte, und das hat mein Gemüth erſchüttert und mich weich gemacht. Wenn du aber den herzlichen Zuſpruch einer Freundin nicht brauchſt, o mein Gott, ſo iſt mir das ja tauſend Mal lieber."

Sie zog ihren kleinen Mund etwas affectirt zuſammen und lächelte unter Thränen. „Vielleicht auch," fügte ſie ein wenig ſpitzig hinzu, „hältſt du mich deines Vertrauens nicht werth oder denkſt dir einen zu großen Unterſchied zwiſchen einer verheiratheten Frau und einem unverheiratheten Mädchen. Aber mit Unrecht, Sophie, gewiß mit Unrecht, glaube mir! Ich bin wie Wenige im Stande, dein ganzes Unglück mitzufühlen."

Um die Lippen der jungen Frau zuckte es ſchmerzlich, und ſie mußte ſich alle Gewalt anthun, um nicht der Freundin unter herabſtürzenden Thränen ihre ganze jammervolle Lage zu entdecken; und doch that ſie es nicht, ſie preßte ihren Mund zuſammen, ſie drückte ihre rechte Hand feſt auf ihr Herz, aber ihr Auge blieb trocken, und nach einer kleinen Pauſe erſchien abermals ein ſtilles Lächeln auf ihren Zügen.

Sie hatte ſich Einiges aus den Worten des Doctors gemerkt, und ein richtiger Takt bewog ſie dazu, ſchmerzliche Enthüllungen, die ihr Herz allerdings ſehr erleichtert hätten, gewaltſam zu unterdrücken.

„Ich weiß, worauf du anſpielſt, liebe Emma,“ ſagte ſie, nachdem ſie ſich vollkommen wieder gefaßt; „doch brauche ich dir wohl nicht zu wiederholen, wie ſehr ſich hier die Leute bemühen, in den unſchuldigſten Dingen nur das Gehäſſigſte zu ſehen. Es war allerdings ein unangenehmes Zuſammentreffen, welches mich veranlaßte, am Tage nach der Hochzeit — die Nacht blieb ich draußen, wie du wohl erfahren haſt, — wieder für einige Zeit hieher zurückzukehren.“

„So, nur für einige Zeit? O, wie mich das freut!“ rief Emma.

„Gewiß, nur für wenige Tage; es iſt draußen im Spätherbſt gebaut worden und da konnte man nicht alles ſo fertig machen, wie es — Henderkopp gewünſcht. Auch paſſirte draußen eine unangenehme Geſchichte, die ich dir, der Freundin, wohl mittheilen darf.“

„Kennen wir uns nicht ſchon ſo lange, liebe Sophie, und wirſt du je an mir zweifeln?“

„Gewiß nicht, auch ſoll die Sache im Grunde kein Geheimniß bleiben. Im Gegentheil, es iſt uns allen ſehr recht, wenn du denen, die danach fragen, die reine Wahrheit mittheilen wirſt.“

„O, erzähle mir das genau, Sophie,“ ſagte das junge Mädchen eifrig; „ich habe mich überhaupt ſo ſehr darauf gefreut, dich nach deiner Verheirathung zu ſprechen. Ihr fuhrt alſo von hier direct hinaus —“

„Das thaten wir, und draußen waren allerlei Feſtlich-

Blick ihrer Freundin feſt aushalten, „daß man die unangenehmſten Dinge geſagt, daß man ſchon von einer Scheidung geſprochen, und was dergleichen Unſinn mehr iſt.“

Emma nickte mit dem Kopfe, als ſie erwiderte: „Ja, man iſt hier gleich bereit, von allem das Böſe hervorzuheben; ach Gott, Sophie, und mit welchem Schein von Wahrheit die Leute das ſagen, ich verſichere dir, wenn du hätteſt hören können, wie man es auf das genaueſte wußte, daß du deinen Mann nach einer heftigen Scene, die noch am Abend eures Hochzeitstages ſtatt gefunden, verlaſſen, dich in ein Zimmer eingeſchloſſen und darauf am andern Morgen hieher zurückgekehrt wäreſt, ihn nicht mehr geſehen hätteſt und auch nicht mehr ſehen würdeſt, bis vor Gericht, wo man eure Scheidung ausſpräche, — ach,“ ſetzte ſie mit niedergeſchlagenen Augen hinzu, „und es ſeien ſchreckliche Urſachen geweſen!“

„Ja, ſiehſt du, Närrchen,“ erwiderte die junge Frau — junge Frauen brauchen gern gegen Mädchen, wenn ſie auch ſelbſt nicht viel älter ſind, als dieſe, dergleichen Diminutive, — „das wäre noch das Glaublichſte von allen dieſen Lügen; wenn wir ſolche entſetzliche Scenen gehabt hätten, ſo müßten doch auch ſchreckliche Urſachen vorhanden geweſen ſein. Aber glaube mir, das iſt nicht der Fall; ich weiß nichts von ſolchen Urſachen, noch von ſolchen Scenen, und das kannſt du mir nacherzählen.“

„Gewiß, Sophie?“

„Gewiß, Emma, in vollem Ernſt!“

„Und du biſt nicht zu deiner Mutter zurückgekehrt, um deinen Mann nicht wieder zu ſehen, um dich ſcheiden zu laſſen?“

„Lächerlich!“ verſetzte die junge Frau, und nachdem ſie

ſich einen Augenblick mühſam geſammelt, fuhr ſie fort, ohne aber dieſes Mal ihre Freundin anzuſchauen: „Und was ihn, meinen Mann, anbelangt, ſo habe ich ihn noch vor wenigen Minuten geſehen, er iſt drüben bei der Mutter.“

„Gewiß, Sophie?“

„Närrchen, warum ſollte ich ſo etwas ſagen, wenn es ſich anders verhielte? Aber auch nur mit dir ſpreche ich darüber,“ fuhr ſie ernſthaft fort, „indem ich will, daß du die Wahrheit erfährſt und damit du ſie den Klatſchmäulern mittheilen kannſt. Hoffentlich kommſt du jetzt auch bald zu mir hinaus,“ ſetzte ſie in leichtem Tone hinzu, „wenn nämlich die Baulichkeiten beendigt ſind, und bleibſt ein paar Tage bei mir, damit du dich überzeugen kannſt, daß es in unſerem Hausweſen in jeder Beziehung vortrefflich geht.“

„Wie die Menſchen ſo ſchlecht ſind,“ ſagte Emma mit einem tiefen Seufzer, während ſie ihr Köpfchen hin und her wiegte. „Es iſt wahrhaftig wahr, man kann ſich noch ſo ſehr in Acht nehmen, und doch entgeht man den ſchlimmſten Nachreden nicht.“

„Du, du!“ erwiderte die junge Frau, während ſie dabei freundlich drohend ihren Zeigefinger emporhob; „etwas zu ſehr haſt du dir doch den Hof machen laſſen von deinem Huſaren-Offizier!“

„Von meinem Huſaren-Offizier?“ verſetzte Emma, indem ſie das Fürwort etwas ſcharf und fragend betonte; „o, dergleichen Herren,“ ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu, „ſind nicht allein bunt wie ein Schmetterling, ſondern auch eben ſo flatterhaft — ich habe ihn ſeit jenem Abende nicht mehr geſehen.“

„Dazu kann ich dir eigentlich nur Glück wünſchen,“

erwiderte die junge Frau, welche froh war, das andere Thema glücklich überwunden zu haben, in einem mütterlich klingenden Tone, „denn glaube mir, mein Kind, bei dergleichen Geſchichten kommt nie viel Geſcheites heraus.“

Emma biß ſich auf die Lippen und nickte ſchweigend mit dem Kopfe. Nach einer Pauſe aber rief ſie mit einer etwas affectirten Luſtigkeit: „Laſſen wir ihn und alle Offiziere der ganzen Welt; ich bin nur froh, liebe Sophie, daß ich nun im Stande bin, in deiner Angelegenheit den Leuten ſcharf entgegen zu treten, und wie es mich freut, daß alles das ſchändliche Erfindungen und Lügen ſind! Nun ſage mir aber auch,“ fuhr ſie ſchmeichelnd fort, indem ſie einen Arm um den Hals ihrer Freundin legte und ſie ſanft an ſich hindrückte, „nun geſtehe mir aber auch ein klein wenig davon, ob es denn wirklich ein ſo wonniges Gefühl iſt, eine junge Frau zu heißen und einen Mann zu haben, der uns nun mit einem Male ſo recht ſelbſtſtändig macht.“

„Eigentlich weiß ich nicht, was du damit meinſt, Närrchen,“ gab die junge Frau erröthend zur Antwort; „nun ja, man verheirathet ſich, wie du das ja alles ſelbſt mit angeſehen und erlebt haſt.“

„Ach ja,“ flüſterte Emma träumeriſch.

„Und dann iſt man eine Frau und hat ſein Hausweſen, und wenn man das einmal gewohnt iſt, ſo glaube ich nicht, daß man einen großen Unterſchied gegen früher merkt.“

„Ach, du biſt glücklich, alles das in rechter Art überſtanden und einen Mann zu haben in angenehmen Verhältniſſen, der doch zu den deinigen paßt.“

„Dafür bin ich aber auch keine gnädige Frau,“ ſagte

Creditbrief auf deinen Namen für eine beträchtliche Summe, lautend auf euren bisherigen Banquier. Da nimm Beides. Adieu, morgen erwarte ich deinen erſten Bericht.“ — — — —

Mit den Papieren erfaßte der Diener die Hand des Grafen, die er mehrere Male inbrünſtig küßte. Auch zwinkerte er vergeblich mit den Augen, um eine Thräne herauszudrücken. Dann zog er ſich rückwärts nach der Thüre und verſchwand mit einem tiefen Seufzer.

Der Graf ſtützte die Arme gegen das Fenſter und drückte das Geſicht an die kalten Scheiben. — — — —

Er blieb ſo eine Zeit lang ſtehen und als er ſich endlich umwandte, war die Fenſterſcheibe feucht. — —

Wir wiſſen nicht genau, ob von ſeinen Thränen oder dem Hauch ſeines Mundes, der unzählige Male Maria! Maria! rief. — — — — — — — — — — — —

Der getreue Diener Joſeph war unterdeſſen die Treppen hinabgeeilt, und als er das Haus verließ, glänzten ſeine Augen hämiſch und boshaft vor Freude. Er drückte die Hand an ſeine Bruſttaſche, wo er die beiden Papiere verwahrt, und gieng raſchen Schrittes durch die Straßen, anfänglich in der Richtung nach Hauſe, dann aber ſchlug er eine enge Straße ein, die hinauf in die obere Stadt führte, und nach einer halben Stunde raſchen und mühſamen Steigens erreichte er die letzten Häuſer und eine kleine Schenkwirthſchaft, in einem Garten mit einer offenen Laube, welche eine Ausſicht auf die ganze Stadt Genua und auf den Hafen gewährte.

In dieſe Laube ließ er ſich eine Foglietta Aſti bringen, legte die wichtigen Papiere neben ſich auf den Tiſch, um ſich an deren Anblick zu erfreuen, und verſank in tiefes Nachſinnen, während er ein Glas des ſprudelnden Weins um das andere leerte. Er machte Pläne für die Zukunft, heitere, angenehme Pläne und

Sophie lächelnd, „wie du einmal wirst, wenn du deinen Husaren-Offizier heiratheſt.“

„Ach, ſcherze nicht ſo grauſam,“ entgegnete Emma mit einem ſchmerzlichen Seufzer; „glaube mir, liebe Sophie, ich habe wegen dieſer Geſchichte ſchon viel Unangenehmes erfahren müſſen; er war ſo unüberlegt und nahm alles ſo leichtfertig. Mein Vater hat davon erfahren, und mein Bruder, der ſich überhaupt gern in Sachen miſcht, die ihn nichts angehen, und der nun einmal, wie ſo viele Studenten, die Offiziere nicht leiden kann, — ach, Sophie,“ fuhr ſie mit gefalteten Händen und mit einem traurigen Blicke nach oben fort, „mit Ferdinand hatte ich darüber eine furchtbare Scene, ſo daß ich ganz unglücklich bin!“

„Und was will denn dein Bruder eigentlich?“

„Er hat mir gedroht, wenn ich dieſer lächerlichen Courmacherei, wie er es nennt, nicht ein- für allemal ein Ende mache, ſo werde er dem Herrn von Marlott einen Beſuch machen, ihm einige paſſende Worte ſagen und ſich mit demſelben auf gehörige Art aus einander ſetzen.“

„Nun, und dann?“

„Um Gottes willen, das wäre ja ein Scandal!“

„Aber du erfährſt dann doch, ob er ehrliche Abſichten auf dich hat.“

Emma ſchüttelte mit tief betrübter Miene den Kopf und dann ſagte ſie ſehr leiſe: „So 'was darf man aber nicht forciren; wenn Ferdinand in ſeiner übermüthigen Art barſch mit ihm redet, ſo gibt ein Wort das andere, und ich muß unter der Unbeſonnenheit meines Bruders leiden; o mein Gott, ich bin recht, recht unglücklich!“

Sie lehnte den Kopf an den Busen ihrer Freundin und weinte bitterlich.

„Tröste dich, mein liebes Herz," sprach diese in ihrer sanften Weise; „wie kann man dich im schlimmsten Falle für die Unbesonnenheiten deines Bruders verantwortlich machen, wenn du nur selbst keine begehst? Und dann, um ernsthaft mit dir zu reden, Emma, wäre es wahrhaftig besser, du ließest diese Geschichte ein- für allemal fallen; so viel ich erfahren, ohne daß ich darum gefragt, soll dieser Herr von Marlott in der That sehr leichtfertiger Natur sein."

„Ach, du hast gut rathen, du bist in sicherem Hafen, du bist glücklich!"

„Wenn du das jetzt sagst, liebe Emma, so haben sich seit Kurzem deine Ansichten gewaltig geändert; weißt du noch, wie du mir nicht lange vor meiner Hochzeit voll Schwärmerei sprachst vom Glücke einer romantischen Liebe, wo sich Schwierigkeiten aller Art aufthürmen, und von der Seligkeit, diese durch treue Liebe und Hingebung zu beseitigen, und wie du mich fast bedauertest, daß ich ein Bündniß knüpfen müsse so nach gewöhnlicher Art, ja, ohne alle Poesie?"

„O, ich hatte Unrecht, Sophie! Was wir in thörichter Leidenschaft für Poesie halten, verwandelt sich oft unter unsern Händen in herbe Prosa; in unserer Verblendung ahnen wir nicht den rauhen Wind, der so leicht unserer Liebe duftige Blüthen abstreift — gewiß, du bist glücklich, Sophie! Dr. Henderkopp ist ein ruhiger, besonnener Mann, der es gewiß gut mit dir meint und dir eine ehrenvolle Stellung in der Welt gibt."

„Auch darin scheinen sich deine Ansichten geändert zu haben; weißt du noch, Närrchen, wie du die kalten, blauen

Brillengläſer mit den feurigen Augen Arthur's vergliche und wie du des Doctors Manieren und ſeine Art, zu ſprechen, kalt, hochmüthig und hölzern nannteſt?"

„O, ich hatte Unrecht, gewiß, ich ſehe mein Unrecht ein, und bei der erſten Gelegenheit werde ich es nicht unterlaſſen können, deinem Manne feierlich Abbitte zu thun. — — — — Was nützt mir ein feuriges Auge," fuhr ſie ſchmerzlich bewegt fort, „wenn es mir nicht allein ſtrahlt, was helfen mir die eleganteſte Tournure, die ſüßeſten Worte, wenn ich ſie mit Andern theilen muß?"

„Haſt du Erfahrungen gemacht?"

„Das wohl nicht," ſagte Emma ausweichend, „und ich wollte auch eigentlich nur ſagen: was nützen mir alle dieſe glänzenden Eigenſchaften, wenn ſie mit einer entſetzlichen Flatterhaftigkeit verbunden ſind? Gewiß, Sophie, ich beneide dein Loos, obgleich ich dir alles Gute und Liebe wünſche, hoffe aber dabei, daß in deinem glückerfüllten Herzen doch noch ein kleines Plätzchen bleibt für deine unglückliche Freundin."

Und bei dieſen Worten neigte ſie abermals ihr Haupt auf die Schultern der jungen Frau und ihre Thränen floſſen reichlicher, als früher.

Sanft hob Sophie das an ſie angelehnte Köpfchen empor, ſchaute ihr in die verweinten Augen und ſagte dann nach einer Pauſe: „An mir und meiner Freundſchaft wirſt du hoffentlich nicht zweifeln; aber ich ſehe dich mit Erſtaunen ſo tief bewegt und bemerke mit Schmerz, daß deine Wangen blaß ſind und deine Lippen krampfhaft zittern; nimm dir das doch nicht ſo zu Herzen, Kind, was ſchadet auch die kleine Tourmacherei? Das vergißt ſich und wird ſpurlos an meiner fröhlichen Emma abgleiten."

„O, es vergißt ſich nicht alles und es gleitet auch nicht alles ſpurlos an uns ab! Gewiß, liebe Sophie, es hat mich tief getroffen!“

„Nun ja, aber deßhalb darfſt du deinen Muth nicht ſinken laſſen, wenn du einmal die Wahrheit erkannt haſt, und mich freut es, daß du ſie erkannt; ſo gehe ihm ernſtlich aus dem Wege und ſetze allen ſeinen Annäherungsverſuchen deinen weiblichen Stolz entgegen. Du wirſt ſehen, Kind, in ein paar Monaten lachen wir herzlich über dieſes Verhältniß, das dir jetzt ſo traurig erſcheint.“

Emma ſchüttelte in tiefer Bewegung den Kopf und flüſterte ſo leiſe, daß es ihre Freundin kaum verſtand: „Wir werden nicht lachen!“

„Auch möglich,“ erwiderte die junge Frau, welche plötzlich ernſt geworden war, da ſie an ihr eigenes Schickſal dachte; „dann werden wir wenigſtens als treue Freundinnen zuſammen weinen.“

„Ja, du über mich, und mir ſoll es dann immer noch ein Troſt ſein, dich zufrieden und glücklich zu wiſſen.“

Sophie nickte mit dem Kopfe, dann horchte ſie mit einem Male und ſagte: „Ich höre im Nebenzimmer meine Mutter, ſie wird mich ſuchen; verzeihe, wenn ich dich einen Augenblick allein laſſe, um nach ihr zu ſehen, bald werde ich wieder hier ſein.“

Darauf verließ ſie das Schlafgemach, und man hörte ſie auch die Thür des angrenzenden Zimmers hinter ſich zumachen. —

Emma, in tiefe, ſchmerzliche Gedanken verſunken, hatte ſich ebenfalls erhoben und betrat nach einigem Zaudern das Vorgemach, wo ſie ſich auf ein Sopha niederließ, welches

dort in einer Fensternische stand, wo sie die Rückkunft der Freundin erwartete, das Herz voll banger Betrachtungen und beschäftigt mit dem so wahren Worte, daß die Stunden sich folgen, aber nicht einander gleichen. —

Um nicht dem Verlaufe unserer wahrhaftigen Geschichte unziemlicher Weise vorzugreifen, müssen wir uns vorläufig enthalten, das Endresultat der Unterredung zwischen der Wittwe Speiteler, ihrem Schwiegersohne und dem Dr. Berger hier mitzutheilen. Daß dies aber für Dr. Henderkopp kein ganz ungünstiges war, können wir aus den Worten des Advocaten allenfalls ahnen lassen, denn als er seine Papiere zusammenpackte und in die Brusttasche schob, sagte er: „Sie werden mir kaum glauben, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ein gütlicher Vergleich, wie er bei uns in Aussicht steht, mir weit lieber ist, als die Aussicht auf einige fette juridische Verhandlungen; und doch, setze ich hinzu, es ist so, und ich bin allemal recht froh, wenn ich quasi als Friedensrichter agirt habe und von meinen Clienten mit dem Bewußtsein scheide, daß sie mir mit angenehmen Gesinnungen nachblicken. Heute habe ich darin in Ihrem Hause einen ganz besonders guten Tag," fuhr er sanft lächelnd fort, „denn ich muß mich noch ein paar Treppen höher verfügen, zu einem gewissen Herrn Bander, dem ich ebenfalls eine angenehme Eröffnung zu machen habe."

„Führt der auch Processe?" fragte die Wittwe.

„Nicht, daß ich wüßte," entgegnete der Advocat; „es handelt sich hier um etwas Angenehmeres, um eine kleine Erbschaft, die ihm zugefallen ist, und die ich ihm in Raten, wie sie ihm gefällig sind, anweisen lassen darf."

„Das freut mich für ihn," sagte die Frau vom Hause.

„Herr Vander iſt ein ordentlicher Menſch, und wenn er ſich ſo ein bischen frei bewegen kann, ſo wird es ihm auch leichter werden, ſeine Scripturen zu beſorgen.“

„En passant,“ fuhr Herr Berger fort, „werde ich auch dem Herrn Schweizer einen Beſuch machen, wo meine Erſcheinung auch nicht ungern geſehen wird, und ſo habe ich denn heute ein paar angenehme Stunden, die mich entſchädigen für manches Widerwärtige, das mir ſonſt in der Praxis vorkommt. Alſo Gott befohlen und auf fröhliches Wiederſehen!“

Im Verlage von Adolph Krabbe in Stuttgart sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Edmund Hoefer:

Aus dem Volk.

Elegant geheftet 1 Thlr. 22½ Sgr. oder 3 fl. Rhein.

Aus alter und neuer Zeit.

Eleg. geh. 1 Thlr. 24 Sgr. oder 3 fl. Rhein.

Schwanwiek.

Skizzenbuch aus Norddeutschland.

Eleg. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein.

Bewegtes Leben.

Eleg. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein.

Erzählungen eines alten Tambours.

Eleg. geh. 12 Sgr. oder 42 kr. Rhein.

Norien.

Erinnerungen einer alten Frau.

2 Bände geh. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr. Rhein.

Auf deutscher Erde.

2 Bände geh. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr. Rhein.

Aus der weiten Welt.

2 Bände geh. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr. Rhein.

Die Honoratiorentochter.

Eine Erzählung.

Geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein.

Lorelei.

Eine Schloß- und Wald-Geschichte.

Geh. 24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr. Rhein.

Die Alten von Rukneck.

Eine Erzählung aus älterer Zeit.

Geh. 24 Sgr. oder 1 fl. 24 kr. Rhein.

Ausgewählte Gesellschaft.

Geschichten und Erinnerungen.

8. Geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein.

Die dunkle Stunde.

Vierter Band.

353 D

da es dem Verlauf unſerer Geſchichte von Nutzen ſein kann, dieſe Pläne, für deren richtige Ausführung der gute Joſeph der Mann war, zu erfahren, ſo wollen wir uns einen Augenblick an ſeiner Seite niederlaſſen.

„Das hat nothwendiger Weiſe ſo kommen müſſen,“ ſprach er zu ſich ſelber beim ſechsten Glaſe, „aber daß es ſo ſchnell käme, hätte ich mir nicht gedacht. So! ſo! ei! ei! — Alſo wir wollen unſer bisheriges Verhältniß löſen und der gute Joſeph, der getreue Joſeph, iſt der Mann, dazu die hülfreiche Hand zu leiſten. — Vortrefflich! Und verheirathet in Form Rechtens ſind wir auch nicht. Ich habe mir das lange gedacht. Er fährt, ſo denkt er, heute Abend ruhig nach Neapel, ich übergebe den Brief in dem Augenblick, wo das Schiff zwiſchen den Leuchtthürmen dahin dampft; ſie wird weinen, verzweifeln wollen und morgen ſchon ruhiger ſein. So hofft und ſo wünſcht er, daß mein Bericht laute.

Aha! Alſo wenn das Schiff da unten abfährt, biſt du ein freier Mann, edler Graf, ſo denkſt du, und ſo wird es ſein, wenn wir hier oben wollen. Wir ſind ein kleines Stück Vorſehung und haben eure Geſchicke in der Hand, wollen aber einen Augenblick überlegen, ob es für uns von größerem Nutzen iſt, wenn du frei und ledig von dannen ziehſt, oder ob es uns mehr einträgt, wenn ich jetzt nach Hauſe eile, den Brief überreiche und dir vor der Abreiſe noch eine angenehme Unterredung verſchaffte. Schön wär' es allerdings, miſerabler Edelmann, ſchön, aber ſehr dumm, Gevatter. Dein ſchöner Creditbrief wär' beim Teufel, ihr würde es weiter nichts nützen; was heute nicht geſchähe, geſchähe morgen und der einzige Unterſchied wäre, daß ein anderer in's Rohr geſetzt würde, um die Pfeifen zu ſchneiden, die ſchon ſo gut, wie in deiner Hand ſind. — Ein anderes Bild, Gevatter! Ehrlichkeit! — Treue! Soll ich euch auf meine Fahne malen, ſoll ich euch, die ihr beſtaubt im verborgenſten Winkel

Die

Dunkle Stunde

von

F. W. Hackländer.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schnellpressendruck der J. G. Brandt'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Vierundvierzigſtes Kapitel. Seite

Eine juridiſche Conſultation 1

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Ein unſichtbarer Beſchützer 17

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Laute Roſa und Roſa die Tänzerin 40

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Auf der Hoftheater-Bibliothek 59

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Eine Leſeprobe 71

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Dunkle Stunden wirken nach 91

Fünfzigſtes Kapitel.

Ein Opfer dem Schickſal 131

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Vor dem Luſtſpiele 162

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Nach dem Luſtſpiel — ein Trauerſpiel 166

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Roſa's dunkle Stunde 183

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Es will Frühling werden 191

Fünfundfünfzigſtes Kapitel.

Nach Neapel 210

Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Eine diplomatiſche Sendung 215

Siebenundfünfzigſtes Kapitel.

Die Maſſeria di Fontana 250

Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Marietta 262

Die dunkle Stunde.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Eine juridiſche Conſultation.

Ein paar Stockwerke höher als das gelbe Zimmer der Frau Wittwe Speiteler ſaß der Damenkleidermacher Daniel Schweizer, wie immer, und beſonders um dieſe Jahreszeit, auf ſeinem Arbeitstiſche, phantaſtiſch umgeben von buntem, ſchwellendem Seidenſtoffe, Spitzen, Bändern und Blumen, aus welchen die kleine, gebrechliche Geſtalt des alten Schweizer mit den hagern Wangen und den roth unterlaufenen Augen eigenthümlich genug hervorſtieg; der Winter mit ſeinen Soiréen und Bällen war die Zeit ſeiner Ernte, und da galt es fleißig zu ſein, um über die knappere Sommer- und Herbſtzeit gut hinüber zu kommen.

An einem Ende des langen und breiten Tiſches, aber etwas entfernt von demſelben, befand ſich Frau Schweizer, welche Kartoffeln ſchälte, und an einer entgegengeſetzten Ecke ſaß Tante Roſa, welche den kleinen Eugen auf ihrem Schooße

hatte und ihn die Buchstaben wiederholen ließ, welche ihm sein Lehrer zu lernen aufgegeben.

Eine Zeitlang vernahm man nichts als dann und wann das Klappern des Bügeleisens, das leise Hüsteln der alten Frau, und sonderbar ausgesprochene Buchstaben, die sich der Kleine anstrengte, zu barbarischen Silben zusammenzusetzen, welche offenbar einer bisher noch unbekannten Sprache angehörten, und die sich Tante Rosa meistens vergeblich bemühte, in gutes Deutsch zu verwandeln.

„Wenn der so früh anfängt und tapfer fort macht," sagte der Schneider nach einer Pause, „so muß es ein Gelehrter werden, ein Pfarrer oder dergleichen, wenn er nicht vorzieht, mein Handwerk zu erlernen. Was meinst du?" setzte der alte Mann hinzu, indem er freundlich nach ihm hin blinzelte.

„Nein, das mag ich nicht," erwiderte das Kind, „aber auch kein Pfarrer werden; ich will werden, was mein Freund Richter ist, auf das Theater gehen, dort schöne Kleider anziehen und mit Schwertern und Pistolen spielen."

„Behüt' uns Gott davor," sagte die Frau des Kleidermachers. „Unser Handwerk ist auch nicht viel, aber doch noch besser, als sich da jeden Tag zur Schau stellen."

„Wenn Eugen größer ist," mischte sich Tante Rosa in das Gespräch, „so soll er vor allen Dingen etwas Rechtes lernen, und dann kann er werden, was er will."

„Auch Soldat?" fragte das Kind.

„Offizier, warum nicht?"

„Oder Kutscher, das wäre mir noch lieber."

„Haben wir Euch schon gesagt," nahm der Schneider nach einem längeren Stillschweigen wieder das Wort, indem

er ſich an das Mädchen wandte, „daß der Herr Dr. Berger vor ein paar Tagen hier war und davon ſprach, die Angehörigen Eugens beabſichtigten, das Kind von uns fortzunehmen und ganz zu einem Lehrer zu thun?“

„Bis jetzt ſprachst Ihr mir nicht davon,“ erwiderte das Mädchen in unbefangenem Tone, „doch hat er wohl ſo Unrecht nicht.“

„Was iſt das, meine Angehörigen?“ fragte Eugen; „biſt du das nicht, Vater Schweizer, und die Mutter und Tante Roſa?“

„O ja, wir gehören auch dazu,“ verſetzte die Letztere, indem ſie einen Blick auf den alten Mann warf, „doch auch noch Andere, wie du ſpäter erfahren wirſt.“

„Mir thut es einestheils recht leid,“ fuhr der Damenkleidermacher fort, „während wir anderntheils einer großen Verantwortung, die auf uns ruht, los werden. Mich ſoll es nur wundern,“ ſetzte er leiſer gegen ſeine Frau gewandt hinzu, „ob wir nicht ſpäter etwas Näheres über ihn erfahren werden.“

„Jetzt gib Achtung, Eugen,“ ſagte Tante Roſa, um die Aufmerkſamkeit des Buben von den Worten des alten Mannes abzuwenden, indem ſie mit einem ihrer Finger einen Buchſtaben bezeichnete, „das heißt M, und U dahinter heißt: Mu.“

„Mu macht die Kuh,“ wiederholte Eugen.

„Euch, Fräulein Roſa, wird es auch leid thun, wenn er einmal nicht mehr hier iſt; Ihr habt Euch ſo an das Kind gewöhnt und er ſich an Euch, daß das für uns eine große Erleichterung war.“

„Ich will aber gar nicht von hier fort,“ ſagte der

Knabe, indem er alle Drei der Reihe nach ſcharf anblickte; „aber wenn ich fortgehe, ſo ſollt ihr alle drei mit, beſonders du, Roſa.“

„Ich hoffe wohl, wenn das möglich iſt,“ erwiderte lachend das junge Mädchen; „aber denke nur, wenn du einmal größer wirſt, da kann ich doch nicht immer bei dir ſein.“

„Aber noch bin ich nicht groß und will auch gewiß lieber klein bleiben, wenn du mir verſprichſt, daß du dann nicht von mir gehſt.“

„Haſt du mich denn ſo lieb?“

„O, das weißt du wohl, meine gute Tante, ſo lieb, ſo viel lieb, daß ich es dir gar nicht ſagen kann! Und auch du haſt mich lieb, das weiß ich, nicht wahr, recht arg lieb? Und weil du mich ſo lieb haſt, brauche ich jetzt auch keine Buchſtaben mehr zu lernen. Du erzählſt mir etwas,“ fuhr er lachend fort, wobei er das Buch zuſchlug, „oder weißt du, was noch beſſer wäre, laß uns einen Augenblick zu Vander hinübergehen.“

„Nein, nein,“ gab das junge Mädchen raſch zur Antwort, „da ſtörſt du, Herr Vander arbeitet.“

„O, es ſtört ihn nicht, wenn ich da bin. Ich gehe hinter ihm im Zimmer auf und ab, wenn er dem Richter ſo allerlei komiſche Sachen ſagt, die der alsdann aufſchreibt; vielleicht arbeiten ſie aber auch nicht mehr. Wenn du willſt, gehe ich an die Thür und höre.“

Während er dies mit großem Eifer ſagte, hatte er ſich von dem Schooße des jungen Mädchens herabgleiten laſſen und ſchon ein paar Schritte gegen die Zimmerthür zu gemacht, als er mit einem Male ſtehen blieb, weil dort leiſe angeklopft wurde.

meines Herzens ruht, an's Licht der Sonne hervorziehen und fürder mit euch wandeln, Hand in Hand auf dem rauhen Pfade der Tugend? — Es wär' ein komiſches Bild — hier der Gevatter, links die Ehrlichkeit, rechts die Tugend; und wenn mich der hochſelige Steinmann ſo ſehen könnte, er würde Thränen der Rührung weinen, oder ſich im Grabe umdrehen. — Pfui! nichts von Steinmann! — Alſo Ehrlichkeit und Treue! — Ich bleibe meiner Herrin ergebener Diener, ſorge für ſie, wirthſchafte für ſie, ſpare für ſie und begnüge mich am Ende mit der Belohnung, die mir der Herr Graf verſprochen. — Aber der Herr Graf hat ſchon Manches verſprochen und es nicht gehalten, zum Beiſpiel, meiner Gebieterin, wie Figura zeigt, und wo er es anfänglich gewiß ehrlicher gemeint hat, wie heute mit mir. — — Weg mit der Ehrlichkeit! Sie iſt nicht vortheilhaft! — Und wenn ich das Schickſal meiner Gebieterin in's Auge faſſe — der ich allerdings vielleicht einigen Dank ſchuldig bin — vielleicht — ſie ſchickte mir Geld, als ich krank lag, ſie ließ mich heilen; was war das weiter? Die Koſten, die ich ihr verurſacht; ſind für das, was ſie beſaß, nicht der Rede werth und wahrhaftig nicht zu theuer erkauft durch das Bewußtſein, eine gute That gethan, einem Menſchen das Leben gerettet zu haben, und welchem Menſchen? — Parbleu!“ — —

Der Gevatter ſtach die zweite Flaſche Aſti an.

„Alſo weg mit der Dankbarkeit! Dann bin ich mir auch ſelbſt der Nächſte, und wenn es mir gut geht, ſo kann es den Andern ſchon ein wenig ſchlechter gehen. Wozu hat auch ſie ein Recht, die Herrin ſpielen zu wollen? — Die Tochter einer miſerablen Mutter, ſo zu ſagen geboren auf der Straße, aus Mitleid erzogen von einer armen Wäſcherin? Was braucht ſie in die Welt hinaus, ſtatt im Lande zu bleiben und ſich redlich zu nähren? Ihr geſchieht ſchon ihr Recht, ihr vollkommenes und ſolides Recht. Ha! ich war lange genug der arme Teufel,

„Es wird der Herr Dr. Berger ſein," ſprach der Damenkleidermacher mit leiſer Stimme, und ſetzte dann zu Roſa gewandt flüſternd hinzu: „Thun Sie mir den Gefallen und laſſen Sie ihn zu Bander hinüber. Der Bube iſt ſo geſcheit, daß er mehr begreift, als nothwendig iſt."

Bevor dieſe Worte geendet waren und ehe der, welcher angeklopft hatte, noch eintreten konnte, hatte ſich das junge Mädchen raſcher als gerade nothwendig geweſen wäre, erhoben, den Kleinen bei der Hand genommen und war mit ihm zur Thür hinausgeeilt.

Es war in der That der Advocat, der draußen auf dem Gange ſtand und nun bei dem Anblicke Roſa's, welche die Stubenthür hinter ſich zugemacht hatte, freundlich lächelnd und ehrerbietig grüßend ſeinen Hut zog.

„So, jetzt ſpring' hinüber," ſagte Roſa zu dem Knaben, der ſich raſch von ihrer Hand losmachte und nach dem Hintergebäude lief.

„Es iſt wirklich rührend," ſprach der Advocat, nachdem er dem jungen Mädchen die Hand, welche ſie ihm dargereicht, herzlich gedrückt, „wie man Sie immer ſo als mütterliche Freundin auf Ihrem Poſten findet!"

„Iſt dieſes arme Kind nicht das höchſte Gut, welches wir auf der Welt haben? Ich betrachte es wenigſtens ſo, und da ich ſo glücklich bin, viel um ihn ſein zu dürfen, ſo iſt er mir unwillkürlich ſo zu eigen geworden, als hätte ich noch heiligere Rechte auf ihn, als dies der Fall iſt. — Doch Sie wollen zu Schweizer," unterbrach ſie ſich raſch, „um ihm anzuzeigen, daß Sie beauftragt ſind, das Kind nun bei einem Lehrer unterzubringen, und daß Sie eine paſſende Wahl getroffen?"

„So iſt es, mein Fräulein.“

„Und dann,“ fuhr ſie lächelnd fort, „wollen Sie dort hinüber?“

„Gewiß, doch iſt mir der Gedanke gekommen, ob es nicht vielleicht beſſer wäre, die Sache als Erbſchafts-Angelegenheit zu betrachten. Was ich von dem jungen Manne erfahren habe, ſo —“

„Nun, was erfuhren Sie von ihm?“ unterbrach ſie ihn raſch.

„O, im Allgemeinen und Speciellen nur Gutes,“ verſetzte der Advocat; „er iſt von einer braven, wenn auch mittelloſen Familie, dabei ein junger Menſch von vielem Talent, und dem noch obendrein zu ſeinem Glücke durch ſein trauriges Debut die Augen geöffnet worden ſind, daß es nicht jedem gelingt, auf dieſen gefährlichen Brettern zu glänzen.“ Er machte bei den letzten Worten eine kleine Verbeugung gegen das junge Mädchen, welches dieſelbe aber nicht zu bemerken ſchien, da ſie im gleichen Augenblicke wie ängſtlich nach der Thür des Kleidermachers ſah.

„Ich habe noch Einiges mit Ihnen zu reden,“ ſagte ſie alsdann raſch, „und kann nicht gut warten, da ich noch zu thun habe. Schweizer weiß, daß Sie angeklopft haben, und es könnte ihm eigenthümlich erſcheinen, daß ich hier mit Ihnen rede. Sagen Sie ihm mit ein paar Worten, Sie hätten noch im Hauſe zu thun und würden ihn gleich beſuchen; fragen Sie auch nach mir, daß er glaubt, ich ſei mit dem Kleinen gegangen.“

Herr Berger nickte mit dem Kopfe, und während er that, wie Roſa ihm geſagt, verlor ſich dieſe im Halbdunkel des Vorplatzes, ſeine Zurückkunft erwartend. —

„Es ſchien ihm recht geſchickt zu ſein,“ ſagte der Advocat, als er nach ein paar Minuten wieder zu ihr trat. „daß ich jetzt keine Unterredung mit ihm beginnen wolle; er ſetzte Bandſchleifen auf ein Kleid, das ihm zu ſchaffen machte. Die Frau wollte, wie immer, redſelig werden, doch vertröſtete ich ſie auf die nächſte Viertelſtunde, und hier bin ich nun.“

„Sie meinten vorhin, das da drüben mit dem jungen Manne als Erbſchafts-Angelegenheit zu betrachten?“

„Das iſt meine Anſicht, und ich wollte hinzuſetzen, junge Leute, wie er, würden es mit den dazu gehörigen Documenten nicht ſo genau nehmen; oder meinen Sie anders?“

„Ja, ich glaube, es wäre rathſamer, es bei unſerer erſten Abſprache zu laſſen. Ich habe dazu meine Gründe.“

„Die ich jedenfalls achte, auch ohne ſie zu kennen,“ erwiderte der Advocat verbindlich; „es iſt leicht, mit Ihnen zu arbeiten, Fräulein Roſa, und ſchade, daß an Ihnen ein vortrefflicher Geſchäftsmann verloren gegangen iſt.“

„Ich danke Ihnen für das Compliment; ich hoffe auch als Mädchen meine Intereſſen ſo ziemlich wahren zu können. Doch jetzt das Wichtigere,“ ſetzte ſie raſch hinzu, indem ſie ſich vorſichtig umſchaute; „Sie haben ihn geſehen?“

„Allerdings; Herr von Scherra ließ mich rufen und ſtellte mich ihm vor.“

„Nun?“ rief Roſa ungeduldig.

Der Advocat zuckte leicht mit den Achſeln und zog die Augenbrauen etwas in die Höhe, während er ſagte: „Jedenfalls ein vornehmer Herr, und über die Identität kann ohnehin kein Zweifel herrſchen, da unſer bewährter Freund, Herr

von Scherra, ihn nicht nur anerkennt, sondern mit einem fast väterlichen Wohlwollen betrachtet."

„Weiter, weiter!"

„Wir besprachen Geschäfts-Angelegenheiten, über das Verfahren, wie er in Neapel, dessen Gesetze er nicht so genau kenne, gegen seine angenehmen Verwandten aufzutreten habe."

„Und auf hiesige Verhältnisse kam nicht die Rede?"

„Nur im Allgemeinen; es wurde begreiflicher Weise kein Name genannt, doch that er ein paarmal leidenschaftliche Aeußerungen gegen Herrn von Scherra, worauf dieser ihm besänftigend erwiderte."

„Er kam Ihnen also leidenschaftlich, energisch vor?"

„Ein ächter Italiener, von gutem Blute."

„Sie wissen, wie sehr wir Ihnen unser ganzes Vertrauen geschenkt," sagte das junge Mädchen nach einer Pause, indem sie ihre Hand auf den Arm des Advocaten legte. „Sie kennen auch die entsetzlichen Verhältnisse, Klippen rechts, Klippen links, so daß ein Scheitern kaum zu vermeiden. Wie sehr ich auch Scherra achte und ehre, so ist er doch zu sehr Partei, als daß wir uns schmeicheln könnten, ihn ganz auf unserer Seite zu haben. — Was nun meine arme Schwester anbelangt, so haben Sie sie ja gesprochen und wissen wohl, ihre Seelenleiden sind der Art, daß sie in dieser Angelegenheit keiner selbstständigen Gedanken fähig ist und ich sie leiten und führen muß."

„So ist es," sagte bekümmert der Advocat; „da ich aber auch den Herrn Grafen sah, dessen Zustand auch anfängt, mir Besorgnisse einzuflößen, so fühle ich genau, daß die gute Gräfin sich in keiner beneidenswerthen Lage befindet."

„In einer entſetzlichen, obgleich ſie die Wahrheit ahnt, aber nicht weiß.“

„Sie ſprachen mit ihr nicht darüber?“

„Ich hatte bis jetzt nicht den Muth dazu, ich fürchte ihr weiches Gemüth. So lange ſie von nichts weiß, wird ſie dem Grafen gegenüber, der ſie mit finſterem Argwohn betrachtet, unbefangen erſcheinen; wenn ſie aber etwas erfährt, ſo könnte ſie ſich in einem unbewachten Augenblicke ſelbſt verrathen. Und doch muß ich mit ihr reden, muß ihr ſagen, daß er da iſt. Rathen Sie mir, was ſoll ich thun?“

„Wie kann ich Ihnen rathen, Ihnen, deren Energie, deren richtiger Takt mich ſchon ſo oft entzückt?“

„Er muß durch Scherra alles erfahren haben, es iſt nicht anders möglich. Und da ich ſeine Leidenſchaftlichkeit kenne, ſo ſind wir nicht ſicher, daß er nicht plötzlich erſcheint und alles mit einem brüsken Schritte zerreißt.“

„Und um das zu verhüten, wäre die Frau Gräfin vielleicht geneigt, ihn ein einziges Mal zu ſehen, um ihm klar zu machen, daß für ihn nicht das Geringſte zu hoffen ſei?“

Roſa legte ihre Rechte an die Augen und ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe. „Wenn Françoiſe auch ihre Pflicht kennt, ſo iſt ſie doch ein Weib, wie wir andern auch, und dabei darf ich Ihnen wohl geſtehen, daß ſie ihn nie vergeſſen hat, und daß ſie ſich ſelbſt ſchaudernd neulich eingeſtehen mußte, als Scherra mit ſeiner unglückſeligen Erzählung den verhüllten Schleier zerriß, daß ſie ihn noch liebe, ja — ihn, der der an ihr gefrevelt — inniger als je liebe — ihn, den Vater ihres Kindes. O, es iſt furchtbar —! — Und glauben Sie,“ fuhr ſie nach einer Pauſe mit zitternder Stimme fort, „daß ich, die ruhiger und feſter bin als meine Schweſter,

ich, welche keine Liebe für ihn fühlte, ihm mit kalter Entschlossenheit gegenüber treten könnte, daß ich nicht nach den ersten Worten, die er zu mir spräche, mit ihm weinen würde?"

„Gut denn," erwiderte der Advocat in ruhigem Tone, „so sehen Sie ihn und weinen Sie mit ihm, sagen Sie ihm alles, was Sie ihm sagen können, aber die Wahrheit vor allem. Decken Sie ihm schonungslos alle Verhältnisse auf. Sagen Sie ihm, er könne ihre Schwester nicht wiedersehen, aber führen Sie das Kind zu ihm und sagen Sie zu ihm: Hier ist dein Sohn."

„Das rathen Sie mir?" fragte Rosa erschrocken.

„Und würde er es nicht an sein Herz reißen, in seine Arme nehmen?"

„Das hoffe ich — aber auch nicht wieder von sich lassen, unsern lieben, kleinen, süßen Eugen! Und Sie glauben," fuhr das junge Mädchen mit funkelnden Augen fort, „ich würde mir das Kind nehmen lassen? Nie — nie — nimmermehr!"

„Wie ich die Sachen ansehe, wird er ein so thörichtes Verlangen nicht an Sie stellen. Verzeihen Sie mir übrigens, meine gute Fräulein Rosa, wenn auch mein Herz gewiß warm für Sie fühlt und ich auch aller Romantik noch nicht ganz fremd geworden bin, so kann ich doch den Geschäftsmann nicht ganz unterdrücken, und dessen Rath muß es sein, das Kind seinem Vater zuzuführen, daß er es sehe, anerkenne, adoptire."

„Das ist freilich geschäftsmäßig gesprochen," entgegnete das junge Mädchen in einem Tone, der kalt, ja, fast verächtlich klang. „Glauben Sie denn, ich wolle seine Adoption? Uns gehört das Kind, mir und meiner Schwester, und ich allein wäre schon im Stande, seine Zukunft sicher zu stellen."

„Daran zweifle ich nicht im Geringſten, doch wird es nur noch ein paar Jahre angehen, daß man das Kind ſo leichthin den kleinen Eugen benennt.“

„Und wenn ich ihn ſelbſt adoptire?“ fragte ſie mit einem trotzigen Anflug der Stimme.

„Dazu wären Sie im Stande,“ gab er lächelnd zur Antwort — „aber —“ er betonte dieſes Aber ſo ausdrucksvoll, als es ihm nur möglich war.

„Ich hätte Ihr Aber verſtanden, auch ohne den Ton, in dem Sie es ausſprachen. Doch kennen Sie mich genugſam, daß es ſchwer iſt, mich von einem feſt gefaßten Vorſatze abzubringen.“

„Da ich das weiß,“ erwiderte er mit einer tiefen Verbeugung, „ſo darf ich wohl die Hoffnung ausſprechen, daß Sie dieſen Vorſatz noch nicht feſt gefaßt haben, und daß Sie meiner Bitte nachgeben, welche für jetzt darin beſteht, meine Rathſchläge von ſo eben ruhig zu prüfen und mit Herrn von Scherra zu beſprechen — bitte, Fräulein Roſa, laſſen Sie mich ausreden und glauben Sie meinen Worten. Scherra nimmt nicht Partei gegen Sie, das weiß ich ganz genau.“

„Ihm das Kind zuführen,“ ſprach das junge Mädchen nach einem längeren Nachſinnen, „hieße uns förmlich in ſeine Hand geben.“

„Nein, es hieße nur verſuchen, etwas wieder gut zu machen, was man, mag man die Sachen anſehen, wie man will, doch an ihm verſchuldet hat.“

„Darüber mag er mit ſeiner Mutter rechten, nicht mit uns.“

„Ihnen gegenüber, Fräulein Roſa, muß ich gerade ſo entſchieden reden, wie Sie es ſelbſt zu thun pflegen, um nicht

zu ſehr im Nachtheile zu ſein. Deßhalb ſage ich, er konnte von Ihnen Vertrauen erwarten, da er ſich deſſelben nicht unwürdig gezeigt, — nicht als ob ich Ihnen über das, was vorgegangen, irgend einen Vorwurf machen will, Gott ſoll mich bewahren! Ein unglückliches Zuſammentreffen von Umſtänden trägt allein die Schuld, aber da Sie wiſſen, was er in den verfloſſenen Jahren gelitten, ſo bin ich der Anſicht, man ſolle ihn ſo rückſichtsvoll und ſo ſchonend als möglich behandeln, und das iſt, wie ich überzeugt bin, auch Ihre eigene Anſicht."

Roſa blickte mit einem ſchmerzlichen Ausdruck in die Höhe, und während ſie ihre Lippen auf einander preßte, drückte ſie ihre Finger krampfhaft zuſammen. „Das ſollten Sie mir nicht ſagen," rief ſie alsdann, und ihre Worte klangen wie ein Weheruf; „fühle ich denn nicht ſein Unglück, ſo tief es nur jemand fühlen kann? Darf ich handeln, wie ich will? Muß ich nicht bei allem, was ich thue, die Lage meiner unglücklichen Schweſter im Auge behalten, und muß ich Ihnen nicht, um ganz rückſichtslos, ehrlich und aufrichtig zu ſein, erklären, daß Sie Recht haben, ja, mehr noch als das, muß ich nicht zugeſtehen, daß, wenn er das Verlangen an mich ſtellte, ſein Kind behalten zu wollen, ich ihm dagegen keine vernünftigen Gründe anzugeben wüßte?"

„O, Fräulein Roſa," gab der Advocat im Tone der Bewunderung zur Antwort, „Sie ſind ein prachtvoller Charakter! Bei aller Weisheit des Weibes fehlen Ihnen die Schwächen Ihres Geſchlechtes, und deßhalb iſt es mir eine Luſt, eine Sache mit Ihnen zu überlegen."

Sie that einen tiefen Athemzug, worauf ſie entgegnete: „So müßte es ſich abwickeln, wenn ich das Kind vor ihn

führte. — Wenn ihm aber deſſen Exiſtenz ein Geheimniß bliebe?“ fragte ſie nach einer Pauſe in leiſem Tone.

„Nach dem, was ich von ihm gehört, ſcheint er entſchloſſen, die Verhältniſſe der Perſonen, welche ihm ſo theuer ſind, aufs genaueſte zu unterſuchen. Daß er noch keine Schritte gethan, Sie zu ſehen, liegt allein darin, weil ihm Herr von Scherra das Ehrenwort abgenommen, auch dieſen Schritt nicht ohne ſeine Zuſtimmung zu thun, eine Zuſtimmung, die er ihm aber nicht lange wird verweigern können. Dann werden Sie ihn bei ſich ſehen.“

„Ich zittere vor dem Augenblicke!“

„Sie werden alſo mit ihm reden, wie Sie vorhin angedeutet. Sie nehmen ihm jede Hoffnung, ohne ihm irgend einen Erſatz zu bieten — wird er ſich damit begnügen? Gewiß nicht; er wird anfangen, Ihnen zu mißtrauen, er wird verſuchen, die Gräfin zu ſehen, er wird ſich an Ihre Spur heften, vielleicht ohne zu wiſſen, warum, ſagen wir: ahnungsvoll; er wird, und ſei es auch durch einen Zufall, von der Exiſtenz des Knaben erfahren, den Sie ſo häufig beſuchen, er wird die Wahrheit fühlen, er wird Sie darüber zur Rede ſtellen!“

Roſa lächelte ſchmerzlich, während ſie fragend erwiderte: „Und dann?“

„Nun, alsdann wird er Ihnen das Geheimniß, mit deſſen Enthüllung Sie ihn hätten beſchwichtigen können, mit vollem Rechte zum Vorwurfe machen.“

„Das Geheimniß dieſes Kindes — meines Kindes?“ — —

Der Advocat trat erſtaunt einen Schritt zurück. „Wahrhaftig,“ rief er alsdann, „Sie wären im Stande, ſich dazu zu bekennen?“

„Und warum nicht," erwiderte sie mit einem verächtlichen Aufwerfen ihrer Unterlippe. „Glauben Sie, ich würde mich vor dem fürchten, was man Welt nennt? O, fragen Sie doch diese wohlwollende Welt, wie oft sie mir schon tausendmal Schlimmeres zugetraut, wie oft sie schon achselzuckend von mir gesagt: eine Tänzerin! Und es sollte mir schwer werden, an dieser miserablen Welt die kleine Bosheit auszuüben, daß sie glaubt ein Recht zu haben, von mir achselzuckend zu reden, während ich mir doch selbst bewußt bin, so unendlich erhaben über Tausenden und wieder Tausenden dieses Gesindels zu stehen? — Ah, ich verachte das ganze Getriebe gründlich, und wenn sie mir Abends zujauchzen, wenn sie mich mit ihren lachenden Augen anschauen, so gäbe ich etwas darum, wenn ich ihnen manche meiner Pantomimen mit Worten verdeutlichen könnte; wenn ich mich auch kurz abwendend, was jedes Mal einen rasenden Beifall hervorruft, ihnen ins Gesicht schleudern könnte, was ich über sie denke! Nein," fuhr sie in sanfterem Tone fort, „wenn eine solche Nachricht unter ihre guten, lieben Herzen führe, welche Wonne über das alberne Gefrage, das entstehen müßte, über ihre faden Vermuthungen, über ihre moralische Entrüstung!"

„Das ist alles recht schön und gut," meinte Herr Berger, „aber es gibt auch Leute genug, die sich für Sie anders interessiren, und diesen wären Sie doch wenigstens einige Rücksicht schuldig. Denken Sie nur an das Haus Ihres Schwagers, ja, denken Sie an die gesellschaftliche Stellung Ihrer Schwester!"

„O, daß man an alles das denken muß," versetzte die Tänzerin düster, „daß man sich einfangen ließ in goldene Käfige, sie und ich, daß wir nicht davonfliegen können nach

den man aus Mitleid aufgenommen, das elende Thier, das man aus Gnade beibehielt, und dann — was hab' ich davon, wenn ich von nun an bei ihr bliebe, ihre ewigen Klagen anhörte? — Ein ehrliches mäßiges Einkommen und ein geachtetes Leben. Hei!" rief er luſtig, „das iſt beſſer, frei ſein mit dieſer honetten, lieben Sonne!" Dabei ſchlug er das Papier auseinander und las mit gierigem Blick und zitternder Hand: „zweitauſend Collonati, das ſind über fünftauſend Gulden! — So was kommt in dieſem Leben nicht wieder, den Brief will ich übergeben, auch morgen einen Bericht machen, dazu noch eine tüchtige Summe verlangen für eine Reiſe nach Deutſchland, die wir mit gebrochenem Herzen und tiefem Gram zu unternehmen Willens ſind, dann aber, adieu Partie!"

Er trank noch einige Gläſer Aſti, ſtützte alsdann den Kopf in die Hände und verſank abermals in tiefes Nachſinnen. Er mußte einige unangenehme Gedanken haben, denn er ſchüttelte zuweilen mit dem Kopfe, ſtierte auch von Zeit zu Zeit an den Himmel hinauf und ſtrich ſeine wenigen Haare mit der Hand. „Der Menſch macht zuweilen dumme Streiche," ſeufzte er alsdann, „und ich kann mir den größten, den ich je gemacht, nicht verzeihen. Das war damals vor vier Jahren, als ich in Mailand in äußerſter Noth dem verfluchten Advokaten für das Schandengeld von hundert Thalern jenes Päckchen Papiere übergab, die ich mit wirklicher Kunſt und großer Gefahr aus den Händen der alten Kiliane befreite. Sie hatten freilich ſchon Einiges eingetragen, jene Papiere, und hätten mir noch mehr gebracht, wenn mich der lumpige Steinmann nicht ſo ſchmählich übervortheilt! — Ah! es war ſo ein ſchöner Todtenſchein dabei von Mutter und Kind, hätte ich nur dem Papa ſelbſt das Päckchen Papiere überbracht; — aber Noth kennt kein Gebot. Auch iſt's am Ende beſſer ſo. Auf alle Fälle ſind geſchehene Dinge nicht zu ändern."

unſerem eigenen Willen, freie Zugvögel, ein beſſeres Klima aufſuchend!“ —

„Es wäre ſchlimm,“ meinte der Advocat lächelnd, „wenn alle Welt auf ſolche Art ihre Reiſegelüſte befriedigen dürfte Nein, nein,“ ſetzte er, ſie bei der Hand faſſend, gutmüthig hinzu, „bleiben wir vorläufig hier, und jetzt noch ein paar Minuten bei unſerer Sache; thun Sie mir den Gefallen, mein verehrtes Fräulein Roſa, und überdenken Sie den Rath, welchen ich Ihnen gegeben, noch einmal ganz genau, ehe Sie einen Entſchluß faſſen; laſſen Sie Scherra zu ſich kommen. Er iſt und bleibt doch Ihr treueſter und bewährteſter Freund.“

„Ja, ja, ſo wird es kommen,“ gab ſie nach einer Pauſe des Nachdenkens mit einem tiefen Seufzer zur Antwort; „ſtatt eines einzigen, geraden und energiſchen Schrittes hundert Winkelzüge, um dafür vielleicht ein viel ſchlechteres Ziel zu erreichen — nun, wie Gott will! Aber etwas muß in nächſter Zeit geſchehen, dieſen fieberhaften Zuſtand der Erwartung ertrage ich nicht länger! Sie gehen jetzt zu Schweizers,“ fuhr ſie in ruhigem Tone fort, „und dann hinüber, um die andere Angelegenheit zu ordnen. Ich fühle mich tief in Ihrer Schuld wegen der vielen Mühe, die wir Ihnen verurſachen! — Noch eines,“ fügte ſie bei, während der Advocat, nachdem er ihre Hand geküßt, ſich zum Weggehen anſchickte, „wenn Sie mich drüben zufällig ſehen ſollten, und es läßt ſich im Geſpräch machen, ſo thun Sie mir den Gefallen und wundern ſich recht über die Aehnlichkeit mit mir ſelbſt. — Sie verſtehen mich doch?“

„Ich denke ſo,“ verſetzte Herr Berger heiter: „Sie ſind hier incognito, und mein Zeugniß ſoll dazu dienen, daſſelbe

zu verschärfen. O, Sie sollen sehen, ob ich mich auf dergleichen Fälschungen verstehe!"

„Daran habe ich nie gezweifelt. Vielleicht sehe ich Sie morgen bei mir?"

„Ich werde die Ehre haben, nach Ihnen zu sehen."

Nach diesen Worten und einer ehrfurchtsvollen Verbeugung wandte sich der Advocat nach den Zimmern des Damenkleidermachers, klopfte dort an und war im nächsten Augenblicke hinter der Thür verschwunden.

Rosa ging mit langsamen Schritten nach der Gallerie, welche zum Hinterhause führte, und blieb dort an das Geländer gelehnt eine Zeitlang stehen, wobei sie auf das geschäftige Treiben in den tiefen Höfen vor sich hinabblickte.

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Ein unſichtbarer Beſchützer.

Es iſt eigenthümlich, wie ſich in einer ungeordneten Junggeſellen-Wirthſchaft eine ſchaffende weibliche Hand in ſo kurzer Zeit bemerklich macht. In dem Zimmer Karl Vander's war dies ſo augenſcheinlich als nur möglich der Fall: die Wände mit ihren Lithographieen, die kleinen Fenſter, der nicht ſehr glatte Fußboden, die alten Möbel waren dieſelben geblieben, doch wenn man hereintrat, mußte auch ein gänzlich unbefangenes Auge hier eine gewaltige Veränderung wahrnehmen. Früher erſchien hier alles Grau in Grau gefärbt, lauter Schatten ohne freundliche Lichter, Unordnung in allen Ecken, kein Stuhl an ſeinem gehörigen Platze, keiner dazu benutzt, wozu er eigentlich geſchaffen war, ſondern jeder in möglichſter Verwirrung irgend einen durchaus nicht auf ihn paſſenden Gegenſtand tragend: Kleider, Wäſche, Schuhe, Strümpfe. Und um dieſes ſo unmaleriſch, als es ſich nur thun ließ, dort aufbewahren zu können, hatte

man andere Sachen, welche früher diese Plätze innegehabt, Bücher, Musicalien, Papiere aller Art, einfach auf den Boden gestreift und dort liegen lassen.

Die Geräthschaften, deren sich Herr Richter zum Kaffeemachen bediente: ein blecherner Topf, eine Flasche Weingeist, die mit einem Papierstöpsel zugemacht war, gemahlener Kaffee und etwas Zucker in Papier, befanden sich wie zur Schau gestellt auf einem der Fenstergesimse, und man konnte eigentlich noch froh sein, daß diese Utensilien die Blicke ablenkten von den kleinen, vergilbten, staubigen Fenstervorhängen, an denen man obendrein Merkmale sah, daß sie bei den Schreibereien des Herrn Richter als Dintenwischer gedient.

An ein Waschen der Kattunüberzüge der Stuhlsitze war nie auch nur im entferntesten gedacht worden, und würde eine solche Bevorzugung vom Stubenboden und den schillernd angelaufenen Fensterscheiben wohl übel bemerkt worden sein. Was Herr Richter zur Reinigung der staubigen und in ihrem Unmuth verdrießlich krachenden Dielen des Fußbodens allenfalls that, war sein Bemühen, alle vierzehn Tage einmal mit einem alten, defecten Besen einen solchen Staub aufzuwirbeln, daß sich in einem Zeitraum von einer halben Stunde niemand dieser also geschwängerten Atmosphäre nähern durfte, ohne einen furchtbaren Husten zu riskiren.

Herr Richter meinte aber, in dieser malerischen Unordnung sei Poesie zu finden, und wenn er sich dieselbe mit väterlichem Wohlwollen betrachtete, so pflegte er zu sagen: „So muß es bei dem großen Faust ausgesehen haben, und wenn ich mich mit all dem Firlefanz plagen wollte, der ihm im Kopfe gesteckt, so sollte es mir nicht schwer geworden sein,

in dieſe poetiſchen Räume einen paſſenderen Teufel zu citiren, als ſein hinkender Mephiſto war.“

Da trat aber eines Tages an dieſe Poeſie der Unordnung das vernichtende Schickſal, nicht drohend kalt, ſondern vielmehr friſch und lebenswarm in der Geſtalt Roſa's, welche mit zwei Beſen führenden alten Schickſalsſchweſtern erſchien, als die beiden Bewohner einmal für längere Zeit ausgegangen waren, um dieſem wüſten Chaos ein Ende zu machen, was ihr auch nicht ohne großen Aufwand von Waſſer und Seife gelang.

Je größer und ſchwerer die Arbeit der Putzerinnen war, um ſo augenfälliger und glänzender ſchälte ſich aber aus der trüben und ſchmutzigen Schale ein heller und glänzender Kern hervor, und als der Boden in reinlicher Helle prangte, als die Fenſterſcheiben freundlich blinkten und dann noch mit friſchen und weißen Vorhängen geſchmückt wurden, die, von beiden Seiten etwas kokett zurückgeſchoben, ſchalkhaft den Glanz des Glaſes durchblicken ließen, als die Wände abgeſtaubt und abgerieben waren, und als die Sitze des Sopha's und der Stühle, um das ganze Werk zu krönen, mit neuen Kattunüberzügen, welche Roſa hatte machen laſſen und die in lebhaften Farben prangten, überzogen wurden, da ſtellte ſich das Ganze als ſo wohl gelungen, behaglich und wohnlich dar, daß ſich das junge Mädchen nicht enthalten konnte, in der Sophaecke ſitzend ihr Werk mit großer Befriedigung zu betrachten.

Herr Richter war es, welcher, nach dieſer feenhaften Verwandlung zuerſt nach Hauſe zurückkehrend, erſtaunt in der geöffneten Thür ſtehen blieb und einen Augenblick des Glaubens war, er ſei fehl gegangen; ja, wenn das Haus

auf dieſer Seite noch mehr Zimmer gehabt hätte, ſo würde er wahrſcheinlich mit einer Verbeugung gegen den unſichtbaren Bewohner und einer leiſe gemurmelten Bitte um Entſchuldigung zurückgetreten ſein; ſo aber riß er ſeine Augen weit auf, trat kopfſchüttelnd in das Gemach, und als er in der Mitte deſſelben angelangt war, blieb er mit abgenommenem Hute, was gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit war, ſtehen und betrachtete alles rings umher mit großem Erſtaunen.

„Unbekannte, fremde Räume
Bieten ſich dem Blicke dar,
Ja, dem Blicke bieten ſich
Unbekannte, fremde Räume,
Fremde Räume, fremde Räume —

„würde der Chor in einer hieher paſſenden Oper ſingen,“ murmelte er alsdann und näherte ſich mit einiger Scheu dem glänzenden Kattunüberzuge des Sopha's, den er neugierig betaſtete. Auf einmal kam ihm die Idee an ſeine eigene Schlafhöhle, und er näherte ſich der Thür zu derſelben nicht ohne einige Beſorgniß, was dort aus verſchiedenen Gegenſtänden wohl geworden ſein könnte, die ihrem Ausſehen nach dem alles vertilgenden Weſen hätten verfallen ſein dürfen, an die ſich aber für ihn Erinnerungen heſteten, welche ihm ſelbſt alte Lumpen und Trümmer werth machten. Deßhalb war er denn auch froh, zu ſehen, daß die alles verwandelnde Fee nicht unter jenen Dachwinkel gedrungen war: hier herrſchte die blühendſte Unordnung, wie zuvor, wodurch der Bewohner dieſes Winkels auf die richtige Vermuthung kam, daß die Umgeſtaltung des anderen Zimmers perſönlich ſeinem Freunde gelte, und er ſchöpfte hieraus die für ihn be-

ruhigende Gewißheit, daß Feenhände ſich nicht um ſeine, die Herrn Richter's, Angelegenheiten bekümmerten.

Als Bander ſpäter nach Hauſe kam, war er hoch erfreut über die Umwandlung, welche er hier ſah, doch weniger erſtaunt, als ſein Freund, da er im erſten Augenblicke den Zuſammenhang ahnte und deßhalb jede Spur ihrer Hand mit Entzücken betrachtete.

Die Sorgfalt derſelben hatte ſich aber auch bis auf die kleinſten Details erſtreckt, und ſo fand der angehende Schriftſteller ſeine Papiere in einer zierlichen Mappe geſammelt, ja, es war noch weißes Papier beigefügt, und neben derſelben ſtand auf dem Tiſche ein hübſches Schreibzeug ſtatt des Dintenfaſſes von der allergewöhnlichſten Form, eines ſogenannten Stechers nämlich, womit die Beiden ſich bisher beholfen.

„Findeſt du dieſe Umwandlung nicht köſtlich," fragte Bander ſeinen Freund, „weht dir nicht aus alle dem ihr heiterer, freundlicher Geiſt entgegen?"

„Ja, ſie wird es wohl geweſen ſein," entgegnete der Choriſt, „und daß du deßhalb dieſe Metamorphoſe mit doppelter Seligkeit betrachteſt, finde ich außerordentlich begreiflich; wenn es nur ihr eigenes Zimmer wäre, ihr eigener Dunſtkreis, in dem du dich wohlbehagen könnteſt! Wer weiß, ob ihre eigenen Apartements nicht die unſeren bedeutend an Wohnlichkeit und Eleganz übertreffen; ſo einer Fee iſt alles möglich."

„Laß' deine erborgten Anſpielungen," erwiderte der Andere; „ich liebe faſt das Räthſelhafte in ihrem Weſen, ihre wohlthuende, beglückende Erſcheinung, die kommt und verſchwindet, ohne daß ich weiß, woher und wohin, die mich in

ſüße Träume des Glückes wiegt, welche vielleicht in nichts zerfließen, wenn es mir vergönnt wäre, den Schleier ihres Geheimniſſes zu lüften."

„Du ſprichſt wunderlich," meinte Richter, indem er ſeinen Freund erſtaunt anſchaute; „daß ihr Poeten es nicht über euch gewinnen könnt, das Gewöhnliche auch als etwas Gewöhnliches zu nehmen, und daß ihr immer etwas hinter dem Berge annehmen müßt, wo wir anderen armen Sterblichen uns mit der Gegenwart begnügen!"

„O, dieſe Gegenwart wäre ſchön," ſagte Bander nachdenkend, „wenn ſie bleibend wäre! Aber die Stunden und Tage rollen vorüber und jede Minute bringt uns ein wechſelndes Bild — ſagte ich dir doch," unterbrach er auf einmal ſelbſt den Strom ſeiner Gedanken, „daß ich neulich die große Ehre hatte, mit der Anderen gehen zu dürfen."

„Du haſt mir freilich davon erzählt," erwiderte der Choriſt, „doch ſah ich dich Glücklichen ja auch, als ich, entfliehend, an der Straßenecke mich umwandte. Für dich würde es auch beſſer geweſen ſein, wenn du mit mir geflohen wäreſt."

„Ich glaube, du haſt Recht," ſprach Bander in bekümmertem Tone.

„Nicht wahr, ſie that dir weh durch ihr gewöhnliches abſtoßendes Benehmen?" fragte Herr Richter lauernd.

„Damit hätte ſie mir nicht ſehr wehe gethan, im Gegentheil, ſie war herzlich und freundlich, wie nie; ſie ſprach von meinen Angelegenheiten, ſie bot mir ihre Verwendung beim Intendanten an, ſie reichte mir ihre Hand —"

„Das iſt viel auf einmal, und du kamſt berauſcht hier oben an."

„Ich eilte zu unſerem Nachbar und fragte dort nach Roſa. O, es hätte mir in dem Augenblicke ſo wohl gethan, ſie dort zu ſehen, aber ſie war nicht da.“

Herr Richter nickte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Als ſie mir das nächſte Mal wieder erſchien, gab ich mir alle erdenkliche Mühe, die beiden Bilder aus einander zu halten; es wollte mir ſchwer gelingen, und heute noch, wenn ich an jene Begegnung denke, verfließen zu meinem größten Schmerze beide Bilder in einander.“

„Roſa die Tänzerin und Tante Roſa,“ ſagte der Choriſt, „ich kenne aber auch nichts Aehnlicheres, als dieſe Beiden.“

„Wenn du ſagſt: dieſe Beiden,“ fuhr Vander nach einer Pauſe mit Wärme fort, „ſo biſt du nicht falſch gegen mich — nicht wahr, Richter, wozu auch? Die Wahrheit müßte ja doch an den Tag kommen, eine Wahrheit, die mich unausſprechlich elend machen müßte!“

„Schlag' dir dieſe Gedanken aus dem Kopfe,“ hatte hierauf der Andere geantwortet; „überhaupt wäre es für unſere Arbeit, die ſich jetzt ihrem Ende nähert, weit erſprießlicher, wenn du dich mehr mit den Bildern deines Luſtſpieles als denen deiner Phantaſie beſchäftigen wollteſt. Deſſen kann ich dich verſichern, mein guter Kerl,“ ſetzte er mit großer Heiterkeit hinzu, „die Verpflichtungen, welche du mir ſchuldeſt, ſind ungeheuer; nicht nur, daß ich deine Dialoge niederſchreiben muß, ſo wirſt du mir auch noch zugeben, daß ich dich häufig bei denſelben aufs günſtigſte inſpirire und daß auch etwas von Richter's Geiſt in deinem unſterblichen Werke lebt. Aber jetzt Scherz bei Seite, laß uns die edle Zeit nicht vertröbeln, und wenn der jetzt ſo zierliche und behagliche Anblick unſeres Apartements künſtlich auf dich

einwirkt, so schraube dich noch einige Stufen höher und laß uns eintreten in das Cabinet des Gesandten, dritter Act, vierte Scene."

Der Chorist hatte sich bei diesen Worten an den Tisch gesetzt, die Mappe aufgeschlagen und die Papiere zurecht gelegt.

Was das neue Dintenzeug anbelangte, so konnte er sich nicht enthalten, es bei Seite zu schieben und den alten Dintenstecher hervor zu suchen, den er auch glücklich in einer Schublade entdeckte; er stieß ihn in den Tisch, schraubte den Hornbeckel ab und sagte: „Bei alle dem würde es mir sündhaft erscheinen, dieses treue Möbel, das uns bisher gedient, so mir nichts dir nichts bei Seite zu schieben; jedes Werk, das wir schaffen, soll, wie man sagt, aus einem Gusse sein, und darunter können wir hier nur die Dinte verstehen.

„Nur auf, du muntere Jugend,
Das Schifflein ist bereitet,
Zum frommen Werke schreitet,
Ein frischer Ostwind weht!

„singe ich als junger Edelmann in Zampa, und das sind Worte, die auch hieher passen können, in einem Chorgesange darf man es so genau nicht nehmen." —

Dergleichen Unterredungen wie die eben angeführte, hielten die beiden Freunde öfters mit einander, und man muß das Verdienst des Herrn Richter, welches darin bestand, den angehenden Schriftsteller von seinen Phantasieen ab und der Arbeit zuzuwenden, gebührend anerkennen. Diese gedieh denn auch so rasch als möglich, und an dem Tage, ja, in derselben Minute, als draußen auf dem Gange Tante Rosa

Unter dieſen Gedanken ſaß der würdige Mann noch mehrere Stunden bei einigem Aſti, und ſaß da, bis die Sonne ſich langſam dem Meer zuzuneigen begann.

Er hätte eigentlich ſchon früher nach Hauſe gemußt, Zubereitungen zum kleinen Diner zu treffen, welches Maria dem Vater ihres Kindes ſo freundlich und liebevoll zubereiten ließ.

Seine Geſchäfte halten ihn in der Stadt, dachte ſie, er wird nicht vor ſechs Uhr kommen! — Und doch blickte ſie jeden Augenblick über den Platz hin.

Der Gevatter aber dachte ironiſch lächelnd: „wozu auch ein Diner, wozu den Tiſch beſorgen? Wenn ich mit meinem Schreiben komme, wird ſie doch keinen Appetit mehr haben, und dann beſitze ich auch ein ſo ſchwaches Gemüth, könnte mich vielleicht verrathen, wenn ich früher hingienge. Trinken wir noch einige Gläſer Aſti!“

Und er trank noch verſchiedene Gläſer Wein, bis die Sonne in der erglühenden See unterſank — ein herrlicher Anblick von der Veranda hier oben.

Wie ein ſchwarzer Wald lagen die Maſten der Schiffe da unten, ſcharf abgezeichnet von der glänzenden See und dem goldenen Horizont. Der Ferdinando Primo, deſſen Maſchinen ſchon vor einer Stunde geheizt wurden, ſchien aus dem ſchwarzen Schornſteine lange Feuerwellen zu ſpeien, denn ſo erſchien der dichte Rauch, beglänzt von den Strahlen der untergehenden Sonne. Jetzt krachte vom Bord des Dampfers der erſte Schuß, — dann der zweite, dann der dritte. Die kleinen Boote, welche Paſſagiere gebracht und das rieſenhafte Schiff umſchaukelten, zogen ſich eilig zurück, wie kleine Waſſervögel vor dem majeſtätiſchen Schwan auf ſtillem Teich, wenn er anfängt, ſeine Schwingen zu regen. Nun begannen die Räder, ſich umzu-

mit dem Advocaten ſprach, ſchrieb Herr Richter drinnen im Zimmer die letzten Worte des Luſtſpiels nieder.

„So,“ ſagte er wohlgefällig, „das habe ich mir immer einmal gewünſcht, ein unſterbliches Werk zu vollenden, und mit der regen Phantaſie, die ich beſitze, konnte ich mich in die Lage eines Autors verſetzen, der die letzte Zeile eines unbändigen Romans niederſchreibt; ich habe das ſchon bei gedruckten Werken anderer großen Männer gethan, um mich in die Wonne einer ſolchen Situation zu verſetzen.“

„Und glaubſt du wirklich, daß unſere Arbeit gelungen iſt?“ fragte Herr Bander; „mir kommt alles das, was wir geſchrieben,“ ſetzte er traurig hinzu, „ſo unbeſchreiblich intereſſelos, ja, fade vor.“

„Ich bin ſehr erfreut von deiner Beſcheidenheit; es iſt beſſer, als wenn du dein eigenes Werk für etwas Großes hielteſt; beruhige dich aber. Wenn du auch meinem Urtheile nicht viel zutrauſt, ſo habe ich doch den erſten und zweiten Act einem ſcharfen Kritiker zur Durchſicht gegeben und den Mann dabei ahnen laſſen, das Ganze ſei Bearbeitung nach einem berühmten franzöſiſchen Schriftſteller, und das hat ihn einigermaßen mit der Vortrefflichkeit unſerer Arbeit ausgeſöhnt und ihn veranlaßt, dieſelbe unparteiiſch zu beurtheilen; er meinte, wenn ſich der dritte Act nicht ungeheuer abſchwäche, ſo würde das ein Luſtſpiel, wie lange keines mehr dageweſen.“

„Und du glaubſt dieſem Urtheile?“

„Warum nicht? Wie ich meinen Mann kenne, würde er eher zu wenig als zu viel ſagen, und meine vollkommene Zufriedenheit kannſt du auch zu etwas anſchlagen.“

Bander ſchritt ein paarmal im Zimmer auf und ab,

dann blieb er an dem kleinen Fenster stehen, lehnte den Arm an die Mauer daneben, stützte den Kopf auf denselben und erwiderte: „Gott gebe, daß du Recht hast, daß das Stück gefällt, angenommen wird und Ehre und Geld einträgt.“

„Viel auf einmal, aber Eines entspringt folgerecht aus dem Andern.“

„Meine Baarschaft ist ziemlich zusammengeschmolzen, und wenn auch dies fehlschlagen würde, so wäre ich am Ende meiner Hoffnungen.“

„Nur nicht kleinmüthig! Du, der im Umschwunge begriffen ist, kannst schon etwas wagen auf die Dauer besserer Tage; bis zu Sidi-ben-Aben-Hamet ging es stark mit dir abwärts, aber mit dieser unsterblichen Leistung befandest du dich auf der Thalsohle deines Unglücks, und allerlei Zufälligkeiten fingen an dich emporzuheben. Dazu rechne ich vor allen Dingen meine glorioſe Hartnäckigkeit, welche dich bestimmte und drängte, das berühmte Lustspiel anzufangen: dann ist aber auch für deine glückliche Zukunft eben so wichtig das Eingreifen der guten Fee in dein Leben. Du hängst einmal an Aeußerlichkeiten, guter Kerl, und dich besticht der angenehme Glanz, mit dem nun unsere bisher so ärmliche Spelunke prangt; nimm auch das denn für eine Bürgschaft besserer Tage und sei überzeugt, daß dein Stück gefallen wird, und daß auch sonst noch etwas geschieht, was dich über dem Wasser hält. Wahrhaftig, mich sollte es gar nicht wundern, wenn der Postbote käme und dir einen Sack mit tausend Louisd'or brächte, welche ein Verehrer deiner zukünftigen Muse dir schon anticipando in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu Füßen legte — horch, es hat geklopft, wer weiß, ob ich nicht Recht habe.“

„Nein, den Schritt kenne ich,“ rief Bander mit glänzendem Auge, und eilte die Thür zu öffnen und die Nachbarin einzulaſſen, die mit freundlichem Lächeln und unbefangen wie immer in die Stube trat.

„Ganz Unrecht habe ich doch nicht,“ meinte lachend der Chorist, „und wer weiß, ob Tante Roſa auf der Treppe nicht ein Couvert gefunden hat mit den bewußten tauſend Louisd'or in Papier.“

„Du biſt ein unerträglicher Schwätzer,“ erwiderte Bander in verdrießlichem Tone.

„Was hat er denn?“ fragte Roſa.

„O, nichts Reelles,“ gab der Schriftſteller zur Antwort, „eine ſeiner kindiſchen Phantaſieen! Aber hier iſt vielleicht etwas Beſſeres,“ fügte er hinzu, indem er das junge Mädchen an den Tiſch führte und ihr das fertig gewordene Manuſcript zeigte; „wir ſchrieben ſo eben die letzte Scene.“

„Und ich wünſche Ihnen dazu alles Glück,“ ſagte Tante Roſa mit Herzlichkeit.

Bander, der ihr gegenüber am Tiſche ſtand, und wie in tiefe Gedanken verſunken in die großen, ſchönen Augen des jungen Mädchens blickte, ſagte nach einer Pauſe: „ich komme mir vor wie ein Spieler, der alles, was er beſitzt, all ſeine Hoffnung, ſeine ganze Zukunft auf eine einzige Karte ſetzen muß; ſchlägt es mir auch dieſes Mal fehl —“

„Dann gute Nacht Herrendienſt,“ ſchaltete Herr Richter kopfnickend ein.

„Dann habe ich alles verloren.“

„Und wenn es gelingt,“ ſagte Roſa mit leiſer Stimme, „auch vielleicht alles gewonnen.“

Bei dieſen Worten leuchtete es eigenthümlich auf in den

Blicken Vander's; haſtig wollte er eine Frage thun, doch hatte ſich Roſa raſch umgewandt und ging nach der Ecke des Zimmers, wo Eugen beſchäftigt war, kleine Bleiſoldaten, die er von ſeinen zwei Freunden zum Geſchenk erhalten hatte, aufzuſtellen; er war die ganze Zeit über faſt unbemerkt geblieben, denn als er vorhin die Thür leiſe geöffnet und Richter mit Schreiben beſchäftigt ſah, ſchlich er ſich zu ſeinen Spielſachen, um, wie ihm ſchon früher angedeutet, in jener Arbeit nicht zu ſtören. Auch war die Erſcheinung der Tante Roſa hier kein ſo außergewöhnliches Ereigniß mehr, daß ſie ihn veranlaßt hätte, ſeine Aufſtellungen zu unterbrechen.

Als das junge Mädchen zu ihm hintrat, blickte er auf und ſagte: „ſo, Tante Roſa, jetzt ſetze dich zu mir her und ſieh meine ſchönen Soldaten. Wenn du Achtung geben willſt, ſo laſſe ich ſie marſchiren, oder du kannſt mir helfen — da, die Huſaren ſind für dich.“

„Warum gibſt du denn die Huſaren gerade deiner Tante?“ fragte Vander, der gefolgt war.

„Weil ſie am ſchönſten ſind und ſo luſtig ausſehen.“

„Aber deine Tante liebt ja nicht das Luſtige, ſie ſieht meiſtens ernſt aus.“

„Das kannſt du doch nicht ſagen; hier iſt die Tante immer vergnügt, und nur wenn ſie bei der andern ſchönen Frau iſt, dann macht ſie gern ernſte Geſichter — weißt du, Tante, die andere ſchöne Frau, die mich küßt und mir ſchöne Sachen gibt! Ja, ſie hat blonde Haare,“ fuhr er wie mit ſich ſelbſt ſprechend fort, indem er mit ſeinen kleinen Fingern den Kopf eines zinnernen Pferdes gerade bog.

„Du ſprichſt wieder einmal merkwürdiges Zeug durch-

einander," ſagte das junge Mädchen, wobei ſie ſich herabbückend den Kleinen auf ſeine Stirn küßte.

„Wen meint er denn eigentlich mit der blonden, ſchönen Dame?" fragte Bander.

„Genau weiß ich es nicht, vielleicht eine meiner Kunden, die ich zuweilen beſuche und wo ich ihn mit hinnehme." Sie ſagte das in einem unbefangenen Tone, der aber nicht ganz im Einklange ſtand mit der tiefen Röthe, die nun auf einmal ihr Geſicht überflog.

Bander fühlte ſich unbehaglich berührt, was ihm jedes Mal geſchah, wenn er, wie es oft vorkam, bei Roſa auf etwas derartig Räthſelhaftes ſtieß, doch ließ ſie ihm keine Zeit, darüber nachzudenken. Sie umfaßte mit ihren beiden Händen den Kopf des Knaben, drückte ihr Geſicht auf ſein blondes, lockiges Haar und ſagte freundlich: „Ja, ich habe noch etwas Zeit und will dir helfen, die Soldaten aufzuſtellen, aber die Huſaren mag ich nicht," ſetzte ſie ſchalkhaft lächelnd hinzu, „die kannſt du für dich behalten. Damit knieete ſie leicht und elaſtiſch, wie alle ihre Bewegungen mit Ausnahme des Gehens waren, auf den Boden nieder und fing an, die ihr in einem unordentlichen Haufen übergebene Infanterie nach den Regeln der Kriegskunſt aufzuſtellen. Bander wollte ebenfalls dabei helfen, indem er auf das Glück hoffte, beim Ausleſen der verſchiedenen Waffengattungen hier und da ihre kleinen Finger berühren zu können.

Doch hatte er ſich kaum niedergebückt, als er durch ein lautes Herein! des Herrn Richter geſtört wurde, und nun ſich aufrichtend unter der Thür einen Herrn ſtehen ſah, welcher ihm unbekannt war und der mit einer verbindlichen Neigung des Kopfes ſämmtliche Anweſende auf einmal grüßte.

Der Choriſt, welcher an dem Tiſche ſitzen geblieben war, um in dem Manuſcripte noch etwas nachzuſehen, nahm ſeine Feder quer in den Mund und blickte erwartungsvoll nach dem Fremden hin. Dergleichen unbekannte Geſichter, beſonders mit einer ernſten, geſchäftsmäßigen Phyſiognomie, obendrein wenn ſie, wie dieſer da, Papiere unter dem Arm trugen, erregten in ihm immer ein unbehagliches Gefühl von Mahnungsverſuchen, die leider faſt immer vergeblich waren, oder von Vorladungen, denen es meiſtens ſehr ſchwer war, den Gehorſam zu verſagen.

Bander war dem Unbekannten entgegengetreten und dieſer hatte ſich ihm mit den Worten genähert: „Wenn ich die Ehre habe, Herrn Bander vor mir zu ſehen, ſo erlaube ich mir, mich Ihnen als den Advocaten Dr. Berger bekannt zu machen.“

Obgleich der ehemalige Sänger in der eben angedeuteten Richtung ein beſſeres Gewiſſen als ſein Freund Richter hatte, ſo war doch ſeine Verbeugung, mit der er ſich zu ſeinem Namen bekannte, nicht ohne einige Verlegenheit, denn Advocaten, die ſo ungerufen vor uns erſcheinen, haben immer etwas Unheimliches, Myſteriöſes, und wir ſind gern geneigt, mit ihnen unter vier Augen zu verhandeln, da man nicht immer genau wiſſen kann, welche Botſchaft ein ſolcher Vermittler des gewöhnlichen Lebens und der ewig lauernden Gerechtigkeit uns vorzutragen hat.

Da Bander nun, wie wir wiſſen, außer der Schlafhöhle ſeines Freundes Richter kein anderes Gemach zur Verfügung hatte, als das, in dem er ſich gerade befand, ſo erſuchte er den Advocaten durch eine gefällige Handbewegung und einen

Blick auf Roſa und den Kleinen, in die von dieſen entgegengeſetzte Ecke des Gemaches zu treten.

Statt ſich aber auf dieſe Art zu einem heimlichen Zwiegeſpräch anzuſchicken, ſagte der Advocat mit freundlicher, obgleich lauter Stimme: „Wenn die verehrlichen Anweſenden, wie ich nicht anders vermuthen kann, Freunde von Ihnen ſind, ſo wird es ihnen gewiß nicht unangenehm ſein, die kleine Botſchaft erfreulicher Art, welche ich für Sie, Herr Bander, habe, mit anzuhören.“

Dem Choriſten rollte bei dieſer angenehmen Aeußerung eine Centnerlaſt vom Herzen, er warf ſeine Feder raſch hin, ſprang auf und trug den Stuhl, auf dem er ſelbſt geſeſſen, mit großer Behendigkeit an die andere Seite des Tiſches, wo er alsdann mit einer freundlichen Bitte den Advocaten einlud, Platz zu nehmen.

So eifrig auch Roſa den kleinen Knaben anzuhalten verſuchte, die Aufſtellung der Soldaten nicht zu unterbrechen, ſo hatte Eugen doch beim Eintritt des Fremden ſeinen Kopf erhoben und ſagte, als dieſer auf dem ihm von Herrn Richter dargebotenen Stuhle Platz genommen, mit lauter Stimme: „Guten Tag, Herr Berger, wie geht es dir? Ich habe dich lange nicht mehr geſehen.“

„Ah, mein Bürſchlein,“ entgegnete der freundliche Advocat, ohne irgend ein Erſtaunen an den Tag zu legen, „du biſt auch da? Dir geht es gut? Freue mich, dich zu ſehen, mir geht es auch nicht ſchlecht, danke für die gütige Nachfrage. — Und nun alſo, Herr Bander,“ wandte er ſich an dieſen, „ich bin gekommen, um Ihnen, wie ſchon angedeutet, eine erfreuliche Mittheilung zu machen.“

„Siehst du?“ flüsterte der Chorist, der dicht hinter seinem Freunde stand, diesem zu, „wir steigen aufwärts.“

„Sie haben einen Beschützer,“ fuhr Herr Berger fort, „jemand, der sich für Sie interessirt, und der es Ihnen leicht machen möchte, Ihr Talent als Schriftsteller, worauf er große Stücke hält, zur Geltung zu bringen.

„Der soll dein Lustspiel protegiren,“ meinte Herr Richter launig.

„Das wird er gewiß nach besten Kräften thun,“ fuhr der Advocat fort, „doch handelt es sich um mehr.“

„Bei Gott, wir steigen,“ flüsterte der Chorist.

„Ehe ich mich weiter erkläre, muß ich vorausschicken, daß Ihr Beschützer nie von Ihnen genannt sein will und wird, und bitte ich mir deßhalb das Versprechen zu geben, alle Nachforschungen nach ihm, die doch fruchtlos sein würden, zu unterlassen.“

„Darf ich nicht vorher wissen,“ unterbrach ihn der Schriftsteller, „in welcher Art sich der Beschützer, von dem Sie reden, für mich zu interessiren gedenkt?“

„O ja, und ich werde mich dabei der nothwendigen geschäftsmäßigen Kürze bedienen, da ich hier alle Vorreden und Einleitungen für überflüssig halte. Ihr Beschützer hat mich beauftragt, Ihnen jährlich tausend Gulden auszahlen zu lassen, und zwar so lange, bis ich, Dr. Berger, die vollkommene Ueberzeugung habe, daß für Ihr sehr gesteigertes, schriftstellerisches Einkommen eine solche Unterstützung von keinem Belange mehr ist.“

„Das sind tausend Gulden auf Lebenszeit,“ rief der Chorist mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens. „Sehen Sie mir fest ins Gesicht, Herr Dr. Berger,“ fuhr er darauf

ängſtlich fort, „und geſtehen Sie mir, daß Sie Ihren Spaß mit meinem Freunde treiben.“

„Ich würde mich deſſen nicht unterſtehen,“ erwiderte der Advocat kopfſchüttelnd und mit großer Ruhe; „es wäre wahrlich ein undankbares Geſchäft, jemand Unbekanntes in ſeiner Wohnung aufzuſuchen und einen ſolchen Scherz mit ihm zu treiben.“

Vander ſtand im erſten Augenblick ſprachlos da; auch ihm drängte ſich derſelbe Gedanke auf, man habe ihn hier zum Beſten. — Dieſe Eröffnung in unſerem proſaiſchen Zeitalter war gar zu ausſchweifend, ja, bei Entwerfung einer Novelle könnten Einem allenfalls ſolche phantaſtiſche Anerbietungen in den Sinn kommen, und dann ſchriebe man ſie noch auf die Gefahr hin nieder, vom guten Glauben des Leſers im Stiche gelaſſen zu werden. Aber daß jemand in der Wirklichkeit erſchien, um einem jungen Schriftſteller zur Entfaltung ſeines Talentes ein Jahrgehalt von tauſend Gulden zu bieten, ſo etwas war noch nie da geweſen! — Vander blickte deßhalb auch, ohne etwas ſprechen zu können, den Advocaten zweifelnd an, und das ruhige, ehrbare Ausſehen deſſelben, deſſen jetzt ernſte Miene, auf der nicht eine Spur eines humoriſtiſchen Anflugs zu ſehen war, an der ſeine erſtaunten Blicke ohne eine Wirkung abglitten, veranlaßten ihn, ſich wie um Rath bittend nach Roſa umzuſchauen, welche aber ſo vertieft in die Aufſtellung der Soldaten war, als habe ſie von der ganzen Unterredung nichts gehört, oder als wolle ſie es abſichtlich vermeiden, in dieſen eigenthümlichen Angelegenheiten irgend eine Aeußerung zu thun.

Als der junge Schriftſteller ſich endlich ſo weit geſam-

melt hatte, um mit Ueberlegung antworten zu können, ſagte er achſelzuckend: „Meine grenzenloſe Ueberraſchung wird Ihnen nicht unerwartet kommen, und da ich ſie offen und ehrlich gegen Sie äußere, ſo bezeuge ich Ihnen damit, daß ich Ihren Worten vollkommen Glauben ſchenken will. Da Sie aber jedenfalls an mich Bedingungen zu ſtellen haben, ſo möchte ich dieſe zuerſt hören, ehe ich mich dieſem unbekannten Beſchützer auf Gnade oder Ungnade übergebe.“

Der Advocat ſann einen Augenblick nach, dann ſagte er mit demſelben ruhigen und ehrlichen Geſichtsausdrucke, wie bisher: „Bedingungen wüßte ich keine, die Ihnen geſtellt würden. Sie empfangen die Ihnen ausgeſetzten Gelder in Raten, wie Sie ſie wünſchen, und quittiren einfach dafür; dabei ſind Sie nicht einmal an die hieſige Stadt gebunden, und wenn es Ihnen morgen beliebt, eine Reiſe anzutreten, ſo haben Sie mich nur anzuweiſen, an welchem Orte Ihnen die künftigen Zahlungen geleiſtet werden ſollen.“

„Das iſt faſt zu feenhaft, um daran zu glauben!“ rief Herr Richter, der ſich noch immer nicht faſſen konnte; „ich komme mir vor, wie in der Komödie, und da hat es ſelbſt der große Scribe in ſeinem ‚Glas Waſſer‘ nur einmal verſtanden, dem Publikum einen ſolchen Beſchützer glaubwürdig erſcheinen zu laſſen — ah, das bringt mich auf einen Gedanken: wäre am Ende der Beſchützer auch hier eine Beſchützerin?“

Ein leichtes Lächeln flog über die Züge des Advocaten, dann ſagte er: „Ich muß wiederholen, daß die einzige Bedingung, welche ich zu ſtellen habe, die iſt, auch nicht einmal den fruchtloſen Verſuch zu machen, Ihren Beſchützer zu ermitteln.“

ſchwingen, das Schiff verließ den Hafen und ſteuerte zwiſchen den Leuchtthürmen in die ruhige See hinaus. — — — —

An ſeinem Bord war Einer, der den Kopf in die Hände vergrub, ein ſchwacher, wankelmüthiger Menſch, der heiße Thränen weinte über eine That, die er jetzt, wo es zu ſpät war, um Alles in der Welt gern ungeſchehen gemacht hätte. —

Der Gevatter ſchob ſeine Papiere in die Taſche, trank ſein letztes Glas Aſti und gieng bedächtig nach Hauſe.

„Natürlich, ſeinen Willen muß man ehren,“ meinte Herr Richter, „und wenn er gar keine Bedingungen ſtellt, ſo haben wir gerade dadurch ſchon ſo viel erfahren, daß es in der That ein Beſchützer und keine Beſchützerin iſt; dieſe Gewißheit iſt ſchon wichtig.“

„Und woher haſt du dieſe Gewißheit?“ fragte Bander.

„Nun, weil eine Beſchützerin, wie im ‚Glaſe Waſſer,‘ Eine Bedingung auf alle Fälle ſtellen würde.“

„Und welche, wenn ich fragen darf?“ meinte Dr. Berger.

„Nun, die Bedingung, ſich nicht zu verheirathen; wird dieſe gemacht oder nicht?“

Der Advocat lächelte, doch war ſein Lächeln nicht mehr ganz ſo frei und ungezwungen, wie vorher; er huſtete leicht hinter der vorgehaltenen Hand, und da in dieſem Augenblicke Richter durch eine ſehr triumphirende Haltung und Miene, wodurch er ſich ſelbſt Lob ſpendete für ſeinen geſcheiten Einfall, die Aufmerkſamkeit ſeines Freundes faſt gewaltſam auf ſich zog, ſo benutzte Dr. Berger dieſen Moment, um raſch nach dem jungen Mädchen hinzublicken, die jetzt ihren Kopf erhoben hatte und durch ausdrucksvolles Schütteln deſſelben eine verneinende Geberde machte.

„Wenn ich ſagte: ohne alle Bedingung,“ fuhr hierauf der Rechts-Anwalt fort, „ſo bitte ich das in ſeinem vollen Umfange zu verſtehen. Das Anerbieten des Jahrgehaltes wird dem Herrn Bander aus den edelſten Gründen gemacht, ohne allen Rückhalt, ohne jede Bedingung. Ja, ich glaube,“ ſetzte er heiter hinzu, „wenn es Ihnen in den Sinn kommen ſollte, ſich in der nächſten Zeit zu verheirathen, daß der Beſchützer Ihnen den beſten Glückwunſch dazu ſpenden laſſen würde.“

„Ja, ja, es iſt ein Beſchützer!“ meinte Herr Richter, indem er ſich mit einer Miene der Enttäuſchung am Kopfe kratzte. Ihm wäre es viel poetiſcher und romantiſcher vorgekommen, wenn es eine Beſchützerin geweſen wäre, die ſich ſeines Freundes angenommen, irgend eine Gräfin, eine Prinzeſſin, mindeſtens ein reiches Edelfräulein, die alsdann nothwendiger Weiſe eine Freundin haben mußte, welche im Laufe der Begebenheit nicht ſchwer zu überzeugen ſein würde von den großen, wenngleich noch verborgenen Eigenſchaften Richter's und ihm gelegentlich ihre Hand und ihr unermeßliches Vermögen reichte. Pah, das war ſo unmöglich nicht! — Der Choriſt warf einen Blick in den kleinen Spiegel und nahm die Haltung an, mit der er in der Oper die Edelleute darzuſtellen pflegte.

„Noch immer erwarte ich Ihre Antwort,“ ſagte indeſſen Herr Berger zu dem jungen Schriftſteller, welcher nachſinnend am Tiſche ſtand und aufmerkſam ſeine Fingerſpitzen betrachtete, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man ſehr unſchlüſſig iſt.

„Bei meinen Vorfahren,“ rief Herr Richter mit Emphaſe, „welche gewiß außerordentliche Leute waren, er bedenkt ſich nur deßhalb, um die Annahme dieſes herrlichen Vorſchlages in die gehörigen Worte des Dankes zu kleiden!

„Des Dankes, ja, des Dankes,
Der auf'm Bruſt durchzieht,
Des Dankes, ja, des Dankes,
Dem unſer Herz erglüht.“

„So würden wir ungefähr in der Oper uns ausdrücken, wenn wir zu einem Gaſtmahle geführt werden, wo in leeren Bechern gemalter Wein blinkt und hölzerne Hühner mit pappdeckelnen Torten abwechſeln.“

Roſa hatte ihren Kopf erhoben und ſchaute nach Bander hin; er fing dieſen Blick auf und ſich raſch gegen das Mädchen umwendend ſagte er: „In Ihre Hände will ich meine Zukunft legen, ſagen Sie für mich Ja oder Nein.“

Tante Roſa, auf dieſe Art gewaltſam in den Kreis der Unterhaltung gezogen, erhob ſich aus ihrer knieenden Stellung, und als ſie hierauf genöthigt war, dem Advocaten voll in das Geſicht zu blicken, konnte dieſer ihrem Wunſche von vorhin nicht beſſer begegnen, als daß er ausrief: „Welch' überraſchende Aehnlichkeit!“ Und dies that er mit ſolcher Wahrheit des Ausdrucks, daß Bander, alles Andere für den Augenblick vergeſſend, ihm erwiderte: „So kennen Sie die Dame genau, welcher ſie ſo ähnlich ſieht?“

„So genau, wie jeder Verehrer der großen Künſtlerin ſie kennt,“ gab der Advocat verbindlich zur Antwort, worauf er nach einer Pauſe hinzuſetzte: „Gewiß, dieſe Aehnlichkeit iſt ganz außerordentlich, und nur wenn man dieſe junge Dame ganz genau betrachtet, ſo möchte man glauben, einige kleine Verſchiedenheiten zu bemerken; ich gäb' was d'rum, ſie neben einander ſehen zu können.“

„Das iſt ſchon lange mein ſehnlichſter Wunſch,“ ſagte Bander mit einem herzlichen Blicke auf Roſa. „Es würde mir eine Gewißheit geben, die mich glücklicher machte, als das großmüthige Anerbieten meines geheimnißvollen Beſchützers.“

„Ueber das wir aber endlich ins Reine kommen müſſen,“ fügte der Advocat hinzu, indem er die Uhr hervorzog; „verzeihen Sie dem Geſchäftsmanne, welcher genöthigt iſt, ſeine Stunden zu zählen.“

„Ich bitte, Fräulein Roſa, entſcheiden Sie über meine Zukunft,“ ſprach der junge Schriftſteller mit einer Innigkeit

im Tone seiner Stimme, die so mächtig in dem Herzen des jungen Mädchens wiederklang, daß sie ihre Augen niederschlug.

„Wenn ich Ihr Schweigen richtig deute," fuhr er nach einer Pause fort, „und ich bin überzeugt, daß Sie fühlen, wie ich, so rathen Sie mir nicht dazu, ein Anerbieten anzunehmen, welches mir gerade durch diese Annahme Verpflichtungen auferlegt, die ich vielleicht doch nicht zu erfüllen im Stande bin. Mißdeuten Sie meine Worte nicht," wandte er sich mit einer bittenden Geberde an den Advocaten, „und glauben Sie mir, daß ich das großmüthige Anerbieten in seinem ganzen Umfange zu würdigen weiß, aber lassen Sie mich Ihnen offen gestehen, daß ich im Augenblicke nicht im Stande bin, dasselbe anzunehmen; nicht, als wenn ich es gänzlich ablehnen wollte, aber ich wünsche nur, daß Sie mir Zeit vergönnen, es in kurze Ueberlegung zu ziehen."

Herr Richter, welcher sich voll Unwillen über den Leichtsinn seines Freundes, wie er das Benehmen desselben nannte, mit einer theatralischen Geberde in die Haare fuhr, war so überzeugt, daß der Advocat diese lächerliche Vornehmthuerei mit scharfen Worten rügen werde, daß er dies selbst zu thun demnach für überflüssig hielt und sich damit begnügte, den rechten Fuß auffallend vorzusetzen und darauf die Arme langsam über einander zu schlagen, während er mit finster zusammengezogenen Augenbrauen in das Gesicht des Advocaten schaute.

Dieser aber hatte einen Blick des jungen Mädchens aufgefangen und sagte nun mit einem leichten Achselzucken: „Es ist gewiß nicht die Absicht Ihres Beschützers und noch weniger die meinige, Sie zu einem schnellen Entschlusse zu drängen, indem ich Ihnen sagen würde: entschließen Sie sich,

oder wir brechen die Unterhandlung ab. Im Gegentheil, wer ſollte nicht einſehen, daß ehrenhafte Gründe Sie zu einer näheren Ueberlegung veranlaſſen? Thun Sie alſo ganz nach Ihrem Belieben, faſſen Sie einen Entſchluß, wann Sie wollen, heute, morgen, über acht Tage, und laſſen Sie mich alsdann denſelben wiſſen. Hier iſt meine Karte mit Hausnummer und Angabe der Stunden, wann ich zu ſprechen bin, wobei ich mir erlauben muß, Ihnen zu ſagen, daß es mir am liebſten wäre, wenn Sie mir zu Ihnen gelegener Zeit perſönliche Mittheilung über die angeregte Sache machen wollten."

„Was ich gewiß nicht ermangeln werde, zu thun," erwiderte mit froher Stimme der Schriftſteller, dem es bei der freundlichen Art des Geſchäftsmannes, ſeine Weigerung entgegen zu nehmen, wie ein Alp von der Bruſt fiel.

„Und ich habe bis dahin die Ehre, mich beſtens zu empfehlen," erwiderte der Advocat auf die höflichſte Art von der Welt, indem er eine Verbeugung machte und das Zimmer verließ.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Tante Rosa und Rosa die Tänzerin.

„Ha—ha—ha!“ lachte Herr Richter aus voller Brust, als die Thür sich wieder geschlossen, und zwar so affectirt und laut, daß Bander ihm einen mißbilligenden Blick zuwarf und der Knabe bei seinen Bleisoldaten förmlich zusammenschrak; „ha—ha—ha!“ wiederholte er dieses dramatische Lachen, ohne sich durch die Miene seines Freundes im geringsten stören zu lassen; „sagen Sie mir, Fräulein Rosa, ob in diesem Wahnsinn Methode ist? Sagen Sie mir oder vielmehr diesem großen Herrn da, daß Sie sein Betragen eben so hochmüthig als lächerlich finden!“

„Wenn ich dich bitten darf,“ sagte Bander unmuthig, „so laß deine Phrasen. Ich weiß selbst, was ich zu thun habe.“

„Nein, das weißt du nicht, und das ist es gerade, was dir deine Freunde klar machen müssen: Fräulein Rosa und ich. Sehen Sie, wie er da steht in seiner ganzen Größe; sollte man nicht glauben, er brauche nur dem ersten Banquier der Stadt seine Geschäfts-Unterschrift zu schicken? Sollte

man nicht glauben, in ſeiner Taſche oder in der Schublade ſeines Schreibtiſches ſei klingende Münze genügend vorhanden? Ja, man ſollte es glauben, und doch kennt niemand beſſer als ich den troſtloſen Zuſtand unſerer Finanzen!“

Vander, der wohl wußte, daß im jetzigen Augenblicke keine noch ſo vernünftige Vorſtellung im Stande ſein würde, den Redeſtrom des Choriſten zu hemmen, ging ruhig nach der Ecke, wo der Knabe und Roſa waren, Beide immer noch beſchäftigt, die Bleiſoldaten zu ordnen. Dort lehnte er ſich mit dem Arme an die Wand, ſtützte den Kopf darauf und blickte auf die Beiden herab.

„Spielſt du vielleicht Komödie,“ fuhr der unverbeſſerliche Richter fort, „und ſoll dieſer ehrenhafte Rechts-Anwalt, ein Mann von ſo humanem Aeußern, wie ich nie etwas Aehnliches geſehen, dich mit der erhabenen Meinung verlaſſen, als mache es für dich keinen Unterſchied, tauſend Gulden mehr oder weniger jährlich zu beſitzen, ſo muß ich dir ſagen, daß du dich durchaus nicht auf der Höhe der Situation befindeſt, und daß dieſer Ehrenmann keiner von denen iſt, die ſich etwas weiß machen laſſen. Schau um dich her; allerdings ſieht es bei uns in letzter Zeit behaglich und ſauber aus, das iſt aber auch alles, und unſer ganzes Apartement im vierten Stock mit ſeinen wackeligen Stühlen, defectem Tiſche, ruinirtem Fußboden und Wänden, ja, mit ſeiner ganzen Armſeligkeit ſpricht deutlich dafür, daß hier Schmalhans Küchenmeiſter iſt.“

Nachdem er einen finſtern Blick auf die Gruppe in der Ecke des Zimmers geworfen, fuhr er in einem Tone fort, der wie Hohn klang: „Vielleicht haſt du dich aber auch geſchent, unſerer verehrten Nachbarin gegenüber zu thun, als

seien tausend Gulden jährlich für dich kein Gegenstand der Beachtung, und dabei hast du, glaube ich, ganz besonders falsch gerechnet, denn ich halte Fräulein Rosa für ein viel zu verständiges Mädchen, als daß sie deine Handlungsweise nicht vollständig absurd fände. Doch wozu mich ereifern?" fuhr er mit großer Würde fort; „ich will lieber meinen Hut nehmen und ein bischen frische Luft schöpfen, vielleicht vergesse ich dabei, daß es so viel Unsinn in der Welt gibt!"

Er fuhr hastig in seine Schlafhöhle hinein.

Bander, der sich durch die Worte seines Freundes peinlich berührt fühlte, verharrte trotzdem ruhig in seiner Stellung an der Wand, wobei er sich aber nicht enthalten konnte, einen tiefen, hörbaren Athemzug zu thun.

Rosa, welche wieder neben dem Knaben auf dem Boden kniete, erhob langsam ihren Kopf, aber so langsam, als überlege sie dabei, ob es rathsam sei, ihm in die Augen zu blicken.

Weßhalb er während dieser Sekunden sein Herz schneller schlagen fühlte, wußte er sich selbst nicht zu erklären, aber es war so, und er zitterte fast vor dem Momente, wo sie ihn ansehen würde. Endlich war er da, dieser Augenblick. Sie hatte langsam ihren Kopf erhoben und schaute ihn voll an. Ihre dunkeln, glänzenden Augensterne brannten fast in die seinigen, während ein unaussprechlich liebes Lächeln um ihren schönen Mund spielte.

Wie ihm dabei der Gedanke kam, daß seine Lippen von den ihrigen nur durch eine Spanne Entfernung getrennt seien, vermochte er sich nicht genau anzugeben, aber dieser Gedanke jagte sein Blut in fieberhafter Hast durch seine Adern. Warum wagte er es nicht, sich diesen süßen Lippen

zu nähern? Eine unerklärliche Scheu hielt ihn davon ab, und dabei mußte er ſeine Zähne feſt auf einander preſſen, um einen lauten Ausruf der Liebe, des Glückes, der Seligkeit zu unterdrücken — ſo gewalttig hatte ihn der Blick ihres Auges getroffen. O, es war ein unbeſchreiblicher, aber kurzer Blick, denn in der nächſten Sekunde ſchon ſenkte ſich ihr Haupt wieder zu dem ſpielenden Knaben hinab, aber dafür erhob ſie ihre kleine, rechte Hand, die er raſch faßte und mit unzähligen, ſüßen Küſſen bedeckte.

Es war vielleicht gut, daß man in dieſem Augenblicke das zornige Schnauben des Herrn Richter vernahm, als er ſich anſchickte, ſein Schlafgemach zu verlaſſen. Es klang gerade ſo, als wenn der Oger, menſchenfreſſeriſchen Angedenkens, ſeine Höhle verläßt.

Hand und Mund trennten ſich aber, ehe der Oger vollſtändig zum Vorſchein kam. Dieſer hatte ſein kurzes Mäntelchen mit dem rothen Futter umgeworfen und trug es mit Oſtentation auf ſpaniſche Art drapirt; in der Hand hatte er ein langes Meerrohr, und wenn man ihn ſo, den Hut in die Stirn gedrückt, mit feierlichen Schritten, majeſtätiſchem Stirnrunzeln und zuſammengekniffenen Lippen daher kommen ſah, ſo konnte er einem erſcheinen wie ein edler Hidalgo, wie der Chef eines vornehmen alten Geſchlechts, deſſen Haupt der Gram über die Schande irgend eines Gliedes dieſer Familie tief gebeugt hatte.

„Trauernd tief ſchien Don Diego,
Wohl war Keiner je ſo traurig;
Gramvoll dacht' er Tag und Nächte
Nur an ſeines Hauſes Fall."

Auch der Ton der Stimme Don Diego-Richter's paßte vortrefflich zu seinem schmerzdurchwühlten Gesichte.

„Es ist Zeit," sagte er im tiefsten Basse, „daß ich mich nach anderen Freunden umsehe, Freunden, die es gewissenhaft mit sich selbst meinen und die sich selbst und Anderen zum Schaden nicht vom Teufel des Hochmuths geritten werden. Zuerst aber werde ich meine Suppe essen und die gewöhnlich sehr fade Brühe mit meinen Thränen würzen. Komm' Knabe," wandte er sich an den Kleinen, „auch du wirst Hunger haben, ich werde dich zu deinem Pflegevater bringen, denn die Zeit ist da, wo alle vernünftigen Menschen zu essen pflegen. Es gibt freilich gewisse Wesen," setzte er mit einem grimmigen Seitenblick auf Bander hinzu, „welche es verstehen, von himmlischem Thau oder von Nektar und Ambrosia zu leben, die sonst keine schnöden Bedürfnisse haben und alles, was daran erinnert, mit Hohn von der Hand weisen."

Während Bander lächelnd den Kopf schüttelte, war der Knabe rasch aufgestanden und sagte: „Auch ich habe Hunger und gehe mit dir, Richter, wenn du noch mehr so dummes Zeug sprechen willst, wie eben; das höre ich gar zu gern."

„Dieses Mal ist es kein Scherz, sondern blutiger Ernst," entgegnete der Chorist; „reiche mir die Hand, o Knabe, und führe mich durch die Gassen Stambuls! Ich komme mir vor, wie der selige Belisar, und möchte in Sack und Asche trauern."

„So ist's schön," rief Eugen lachend, und als er sich hierauf an die Hand seines Freundes Richter hing, blickte er ihm erwartungsvoll in das Gesicht, hoffend, daß er noch mehr so komische Sachen zu hören bekommen werde; doch

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Florenz.

Florenz war in diesem Jahre glänzender und zahlreicher besucht, wie seit langer Zeit. Zur Winter- und Hauptsaison der schönen toskanischen Hauptstadt fand man schon zu Anfang des Herbstes fast keine eleganten Wohnungen mehr. Alles war bereits vermiethet an die vielen Fremden, aus allen größern Städten der Welt, die aus alter Gewohnheit hieher kamen, um sich noch einmal recht lustig zu machen, ehe sie die ernstere Zeit in Rom zubrachten.

Die florentinische Saison beginnt zu Anfang Oktober und dauert bis zum neuen Jahr, wo alsdann die Weltstadt und ihre beginnenden Carnevalsfreuden die Fremden dorthin zu ziehen beginnt.

Es ist etwas Eigenthümliches um die Saison von Florenz. In dieser Zeit geben die großen und reichen Familien der Stadt mit wenig Ausnahmen ihre Herrschaft, was gesellschaftliche Vergnügungen anbelangt, an Fremde ab und ziehen sich in ihre

begnügte ſich Richter damit, auf der Schwelle nochmals zurückzuſchauen und mit dumpfer Stimme zu ſagen: „Ganz Beliſar — komm', Knabe!“

Roſa hatte eine Bewegung gemacht, als wollte ſie dem Kleinen folgen, doch hielt ſie ein bittender Blick des jungen Schriftſtellers zurück. „Ich muß mich Ihnen gegenüber erklären,“ ſagte er, „obgleich ich wohl nicht zu befürchten brauche, daß Sie meiner Weigerung ähnliche Gründe unterſchieben, wie Richter es gethan, und obwohl ich überzeugt bin, daß Sie nicht von mir glauben, ich wünſche meine Verhältniſſe glänzender von Ihnen angeſehen, als ſie wirklich ſind. Das heißt, meine materiellen Verhältniſſe, wenn mir auch ſonſt begreiflicher Weiſe alles daran liegt, vor Ihnen, theure Roſa, im günſtigſten Lichte zu erſcheinen.“

„Ihre Weigerung verſtand ich auch vollkommen, ohne daß Sie mir beſondere Gründe dazu angeben; aber wenn ich ehrlich ſein darf, ſo muß ich doch hinzufügen, daß vielleicht gerade meine Anweſenheit Ihre Weigerung unterſtützte.“

„Ihr Schweigen, als ich Sie befragte, gab vielleicht den Ausſchlag.“

„O, in dem Falle,“ gab ſie raſch zur Antwort, „müßte ich wahrhaftig bedauern, dageweſen zu ſein.“

„So würden Sie mir alſo doch zur Annahme deſſen rathen, was mir, ich muß geſtehen, auf ſo uneigennützige und großmüthige Art geboten wird? Mir widerſtrebt es faſt.“ Er ſprach das mit einem ernſten, faſt traurigen Geſichtsausdrucke. „O, ich möchte mich ſo gern gänzlich durch eigene Kraft emporbringen, denn ich fühle dieſe Kraft in mir!“

Tante Roſa hatte ſich vom Boden erhoben und ſtellte

die Schachtel mit den nun wohlverpackten Zinnsoldaten auf den Tisch, wohin er ihr mit langsamen Schritten folgte. Sie schien es zu vermeiden, den jungen Mann anzublicken, ja, es schien ihr schwer zu werden, ihm auf die gleiche ernste Art, wie er mit ihr sprach, zu antworten.

„Sie nehmen alles das zu tragisch," sagte sie nach einem augenblicklichen Stillschweigen, während sie ihre Hand auf den Tisch stützte und ihre Augen auf die Etiquette der Zinnsoldaten heftete.

„O, könnte ich alles leichter nehmen, alles, was mein Herz zusammendrückt und beunruhigt, ich wäre vielleicht glücklicher!"

„So versuchen Sie es mit etwas leichterem Sinne! Sie sind jung, haben Talent, Ihnen steht die Welt offen, greifen Sie hinein ins volle Menschenleben, ohne viel zu prüfen und zu wählen, werfen Sie von sich, was Sie drückt, die Erinnerungen an vergangene bittere Stunden, an eine verfehlte Existenz — — wer ist so glücklich, in diesem Leben nicht ein paarmal von vorn anfangen zu müssen?"

Seine Augen ruhten leuchtend auf ihrer Gestalt, seine Brust hob sich unter schweren Athemzügen, seine Lippen preßten sich mit einem schmerzlichen Ausdrucke auf einander, während sie so in tändelndem Tone mit ihm sprach. Endlich erwiderte er mit leiser, weicher Stimme: „O Rosa, alles das, dessen Sie erwähnen, ist es ja nicht, was mich wie mit eisernen Banden am Boden festhält, was mich so glücklich und wieder so unglücklich macht, was im Stande wäre, mich hinauf zu tragen auf die schwindelndsten Spitzen dieses Lebens, was aber wahrscheinlich schuld sein wird, daß ich unbekannt in der Tiefe bleibe."

„Ihr Talent, Ihre Kunſt?“ gab ſie zur Antwort.

„Nicht das, nicht das,“ erwiderte er eifrig, „ſondern ein glänzendes Ziel, die köſtlichſte Belohnung, wie ich ſie nur in meinen kühnſten Träumen denke und wonach ich mit meinem Talente, wenn ich ſolches habe, ringen und ſtreben möchte, die Hoffnung auf —“

Sie wandte ſich ſo raſch herum und ſchaute ihm mit einem Male ſo feſt in das Geſicht, daß er nicht im Stande war, jetzt den angefangenen Satz zu vollenden.

„Die Hoffnung auf einen großen und berühmten Namen, nach dem Sie ringen und ſtreben werden, das iſt Ihr Ziel!“ Dabei glänzte ihr Auge, die feinen Lippen blieben noch, als ſie die eben erwähnten Worte ausgeſprochen, von einander entfernt und ließen die weißen Zähne durchſchimmern, ihre Geſtalt hatte ſich um einige Zoll erhoben, und das eben noch ſo einfache und anſpruchsloſe Mädchen ſtand vor ihm mit der Haltung einer Königin, deren Mund und flammendes Auge zum Siege ausruft.

„A—a—a—ah!“ machte er zurückfahrend, indem er ſeine beiden Hände von ſich abſtreckte. „So könnte ſie zu mir ſprechen, deren obgleich ſchöner, doch kalter Blick das Blut gefrieren läßt, das wunderbare, entzückende Phantom, welches Wunden ſchlägt, die niemals heilen! — Entſetzlich, Roſa — — — — wenn ſich auf dieſe Weiſe das für mich ſo furchtbare Räthſel löſen ſollte!“

Sie that einen tiefen Athemzug, dann fuhr ſie leicht mit der Hand über ihre Augen und ſagte mit ihrem früheren weichen Lächeln, und neben ihm am Tiſche wieder zu ihrer früheren Stellung zuſammenſinkend: „Sehen Sie, wie ich mich zu begeiſtern vermag, wenn ich an Ihre Zukunft

denke! Entnehmen Sie daraus mein innigſtes Intereſſe für Sie."

„Nur ein Intereſſe?" gab er raſch zur Antwort. „Nach Ihrem Blicke von vorhin, an deſſen Seligkeit ich mein Leben lang zehren werde, nach der Glut Ihres Auges, die mich gewaltig traf, nach dem Druck Ihrer Hand, der mich für einen Augenblick zum Glücklichſten der Welt machte, — o, ſeien Sie ehrlich und wahr gegen mich, wie ich es gegen Sie bin! — Nach alle dem, für deſſen Wahrheit ich in den Tod gehen würde, doch nur Intereſſe? O nein, Roſa, das iſt unmöglich — das muß unmöglich ſein! — Woher ſonſt das Zittern Ihrer Hand? Woher ſonſt das Beben Ihres Körpers? — O, ich fühle es mit ganzer Seligkeit, und laſſe Sie nicht, bis ich Wahrheit von Ihren Lippen höre!"

Er hatte den rechten Arm um ihren ſchlanken Leib geſchlungen, er hielt mit ſeiner linken Hand ihre zitternden Finger, er drückte ſie mit voller männlicher Kraft an ſich. Nur in ihre Augen konnte er nicht blicken, nur von ihren Lippen konnte er nicht leſen, da ſie von dieſem Augenblicke erſchreckt und überraſcht ihr Haupt tief auf ſeine Bruſt niederſinken ließ. — —

Wie lebendiges Feuer ſtrömte es aus der weichen vollen Form ihres Körpers in ſeine Adern über, und in geheimnißvoller aber doch ſo natürlicher Wechſelwirkung erwärmte ſich auch das junge Mädchen in ſeinen umſchlingenden Armen und an ſeinem wildklopfenden Herzen. Sie ſchauerte und bebte an ſeiner Bruſt, ihr Körper ſchien an dem ſeinigen niedergleiten zu wollen, und wenn er ſie alsdann kräftig aufrecht hielt und an ſich drückte, ſo war es ihm, als halte er

eine wilde, aufflackernde, seine Sinne verzehrende Glut in seinen Armen.

Rasch und energisch, nicht langsam wie vorhin erhob sie ihren Kopf, ihre schwimmenden Augen waren halb geschlossen von den wie müde niedersinkenden Lidern, ihre durch ein unbeschreibliches Lächeln geöffneten Lippen ließen die weißen glänzenden Zähne durchschimmern, und dabei flüsterte sie: „Küsse mich, küsse deine Braut!“ — —

Nach diesem Ausruf, der für Bander alle Seligkeiten des Himmels in sich schloß, erlaubte sie nur eine Sekunde lang, daß seine fieberhaft brennenden Lippen auf den ihrigen ruhten, dann riß sie sich gewaltsam aus seinen Armen los und sagte mit tiefer Stimme, während sie ihm ihre Hand darreichte: „Und nun, Karl, laß mich gehen, wir sehen uns wieder, wenn wir beide ruhig sind.“

„O, nur jetzt verlaß mich nicht,“ bat er flehend, „du hast mich so groß, so glücklich gemacht, daß ich eine solche wunderbare Ruhe in mir fühle, wie ich sie nie für möglich gehalten. Du hast mir ja ein Geschenk gegeben, an dessen Seligkeit und Größe ich Jahre lang zehren könnte, ohne mehr zu verlangen, bei dessen Erinnerung ich dir ruhig gegenüber sitzen will, in dein liebes Auge schauend, selbst ohne zu reden, und doch dabei unter deinem Blicke vor Entzücken schauernd! — O Rosa, gehe nicht so von mir, schenke mir dein Vertrauen, und bleibe noch!“ —

„Ja, du hast Recht,“ sagte sie mit einem milden Lächeln, „ich kann dir und mir vertrauen! Ja, du hast Recht! Warum auch Augenblicke, die in dieser Gestalt nie wieder-

kehren, so gewaltsam zerreißen? Setze dich mir gegenüber und laß uns über deine Zukunft plaudern."

„Ueber unsere Zukunft," erwiderte er, während sie sich auf das Sopha niederließ und er neben demselben stehen blieb. Minutenlang blickte er ihr in das dunkle Auge, ehe er fortfuhr: „Jetzt, nachdem du mich so reich beschenkt, wirst du mir auch nicht mehr rathen, jenes Anerbieten anzunehmen."

„Um darüber jetzt ruhig und vernünftig zu reden," gab sie zur Antwort, „sind unsere Herzen zu voll."

„Bei Gott, du hast Recht," rief er mit jubelnder Stimme, „laß uns jetzt zusammen plaudern wie ein paar glückliche Kinder, die sich unverhofft in einem wilden, großen Walde gefunden, die Hand in Hand neben einander sitzen und sich ihre Schicksale erzählen!"

„Kinder," versetzte sie lachend, „haben meistens noch keine großen Schicksale erlebt, und das Gleiche wird auch mit uns der Fall sein. Was mich anbetrifft, so bin ich wenigstens nicht im Stande, dir Seltsames und Ungeheuerliches zu erzählen, was ich später vielleicht in einer deiner Novellen gedruckt wiederfinden könnte; auch deine Vergangenheit kenne ich so ziemlich genau."

„O, plaudern wir doch darüber," gab er im Tone eines vollkommen glücklichen Menschen zur Antwort. „Von deinen Lippen klingt alles das so schön; laß mich dir von meiner Vergangenheit erzählen, was du noch nicht weißt."

Sie sah ihn fragend und lächelnd an.

„Von jener dunkeln Stunde, wo ich glaubte, ganz unglücklich zu sein, wo jene schimmernde, trügerische Welt auf der Bühne mich ausstieß, mich, dem die Weihe zu jener

Kunſt fehlte! Hätteſt du mich damals geſehen — o nein,“ ſetzte er haſtig hinzu, „ich bin froh, daß du mich nicht geſehen haſt! Aber dein Spiegelbild ſah mich, jene, die mit dir die räthſelhafte Aehnlichkeit hat, ſie blickte mich an mit ihren großen dunkeln Augen, halb erſchrocken, halb ſpöttiſch.“

„O, ſpöttiſch gewiß nicht,“ erwiderte Roſa, indem ſie vor ſich niederblickte, „darin thuſt du ihr gewiß Unrecht.“

„Und wenn ſie es that, kann ich es ihr im Grunde nicht übel nehmen, was war ich in ihren Augen? Ein unbedeutender, talentloſer Dilettant, deſſen Lächerlichkeit ſie zudeckte, als ſie nun nach ſeinem Falle ſo ſiegesgewiß vor das Publikum trat, ein blendendes Irrlicht, das ſie immer iſt — o, ſie iſt ſchön in ſolchen Augenblicken!“

Roſa hatte ihren Arm auf den Tiſch geſtützt und den Kopf darauf gelegt. „Carlo,“ ſagte ſie, und fuhr nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „du mußt mir ſchon verzeihen, daß ich deinen Namen mit der weicheren italieniſchen Endung ausſpreche — ja, was wollte ich dir denn nur ſagen? Ich glaube faſt, du wirſt die ſchöne Tänzerin doch nie vergeſſen können, und ich bin nur das Spiegelbild deiner Liebe. Wenn ſie ſich dir heute näherte, mit dem gefährlichen Tone ihrer Stimme — ich gebrauche deine eigenen Ausdrücke — mit ihren großen, dunkeln, glänzenden Augen, wie du ſelber ſagſt, wenn es dieſes trügeriſche Irrlicht darauf abgeſehen hätte, dich zu verlocken, ich bin überzeugt, du würdeſt ihr folgen, ohne nach mir umzuſchauen!“ —

Er blickte nachſinnend vor ſich nieder, und es verging eine kleine Weile, ehe er zur Antwort gab: „Sie könnte mir gefährlich werden, weil ſie dir gleicht, ja, ſo unausſprechlich gleicht, wie ich und Andere, du haſt das ja ſelbſt gehört, nie

etwas Aehnliches gesehen. Und doch ist sie wieder so ganz anders, wie du."

„So erkläre mir den Unterschied," versetzte sie lächelnd, „daß ich mich bei dieser großen Aehnlichkeit in Acht nehmen kann, ihr vollkommen ähnlich zu werden."

„O nein," entgegnete er froh gestimmt, „dein weiches Gemüth, dein herzliches, liebevolles Wesen hat kein Talent dazu, so zu sein; sie ist glänzender, prächtiger und gerade darum abstoßend. Kenntest du sie genauer, würdest du mir Recht geben. O, ihre wirklich herrliche Haltung ist unnachahmlich."

„Du machst mir Lust, den Versuch zu wagen, ihr zu gleichen," sagte Rosa, indem sie aufblickte.

„Und dann der Ausdruck ihres Gesichts so ähnlich dem deinigen und doch so verschieden — sage mir, Rosa," unterbrach er sich plötzlich, „hast du nie nachgeforscht, ob Ihr nicht doch am Ende noch aus einer Familie stammt? Du weißt, Enkel und Urenkel gleichen oft auf merkwürdige Art gemeinschaftlichen Ahnherren."

Sie schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „nein, nein, Carlo, zwischen uns kann von einer Verwandtschaft nicht die Rede sein. Wenn ich in meiner Unbedeutendheit auch von Ahnen in gewissem Sinne nicht reden darf, so kennt doch — meine Mutter unsere Familie rückwärts genau genug, um zu wissen, daß dergleichen Abzweigungen mit so berühmter und glänzender Spitze nicht existiren. — Aber ich glaube, du wolltest mir noch etwas über ihr Gesicht sagen, über den Ausdruck desselben?" —

„Ah ja," erwiderte er gedankenvoll, „dieser energische, kühne, und vielleicht eben darum so abstoßende Ausdruck —

— wenn das Auge, wie man sagt, der Spiegel der Seele ist, so muß in ihr eine gewaltige Seele, ein fester, unbeugsamer Wille wohnen."

„Und doch sind Verhältnisse im Stande, ihn zu beugen, diesen Willen," sprach sie wie zu sich selber. Dann hob sie ihren Kopf empor, strich sich mit der rechten Hand hastig über ihre Stirn und fuhr mit heiterer Stimme fort, indem sie sich erhob: „ich möchte doch einmal versuchen, ihr ähnlich zu sehen, und wenn meine Nachahmung dir vielleicht gefiele, so würde ich dich öfter mit meinem glänzenden Spiegelbild erfreuen."

Er blickte sie mit ernstem Gesichtsausdrucke an, und als er schwieg, fuhr sie fort: „Du hast mir, freilich bedingungsweise, Talent für's Theater zugesprochen, das heißt, du hast in deinem Lustspiele von den Dialogen niederschreiben lassen, die ich mit dir gehalten, als Herzogin oder Gesandtin, was weiß ich. So laß mich's einmal praktisch versuchen, und sage mir dann ehrlich deine Meinung, wie ich mich wohl auf der Bühne ausnehmen könnte."

„Wozu das?" entgegnete er mit einem unbehaglichen Gefühle. „Die Zeit liegt hinter mir, und ich möchte sie auch nicht einmal im Scherze zurückrufen."

„Aber ich will," versetzte sie in plötzlich verändertem, energischem Tone, wobei sie ihren Kopf in die Höhe warf, wobei ihre Augen leuchteten und wobei sie ihre Lippen trotzig öffnete, so daß man ihre weißen Zähne durchschimmern sah.

„A—a—a—ah," machte er mit einem Ausdrucke des Schreckens, und trat ein paar Schritte von ihr zurück.

Ihre Gestalt war förmlich wie durch Zauber verwandelt,

ihr etwas gebeugter Nacken hatte ſich ſtolz aufgerichtet und trug den Kopf edel und frei, ihre eingebogenen Schultern, welche zu ihrer nachläſſigen Haltung und ihrem ſchleppenden Gange ſo vortrefflich paßten, bogen ſich auseinander und ließen die prächtig gewölbte Bruſt ſehen. — — Als ſie nun dabei mit ihren Händen die Taille umſpannte, ſchien dieſe ſich um einige Zoll zu verlängern und förmlich aus den Hüften heraus zu wachſen. — „So trat ſie wohl vor dich hin, das glänzende Irrlicht?“ ſagte ſie mit tiefer, wohlklingender Stimme, „ſo wäre ſie im Stande, dich zu verlocken? — Und nun ſage mir,“ fuhr ſie in dem gewöhnlichen Tone fort, „war ich in meiner Darſtellung meinem glänzenden Spiegelbilde ähnlich?“

„Zum Erſchrecken,“ rief er mit beklommenem Tone, dann hob er raſch ſeine Rechte empor und ſtreckte ſie ihr wie abwehrend entgegen. „Iſt es Täuſchung oder Wahrheit? Biſt du dieſelbe, die ich wähnte vorhin in meinen Armen zu halten, oder biſt du ein furchtbares Räthſel, deſſen Auflöſung mich unglücklich machen müßte?“

„Ich bin dieſelbe, welche ich vorhin war,“ erwiderte ſie mit ihrem früheren weichen Lächeln, und als ſie darauf mit dem milden Blick ihrer Augen und dem ſchwankenden Gange auf ihn zutrat, verwandelte ſich ihre Geſtalt abermals, und ganz nah vor ihn hintretend, legte ſie ihm ihre beiden Hände auf die Schultern, blickte ihn mit herzlicher Liebe an und ſagte innig: „ich bin deine Roſa.“

Er ſchaute über ihre Schulter hinweg mit faſt ängſtlichem Geſichtsausdrucke nach der Stelle, wo ſie ſo eben geſtanden; es war ihm, als müſſe die Andere dort auch noch ſichtbar

Paläſte und Villen zurück, wenig Theil an dem einigermaßen wilden Treiben nehmend, das nun beginnt. Von allen Seiten rollt herbei, was ſich zu amuſiren gedenkt: Franzoſen, Engländer, Deutſche, Ruſſen, Spanier, und ebenſo wieder Franzöſinnen, Engländerinnen, Ruſſinnen, Spanierinnen. Man gibt ſich hier Rendezvous, man ſetzt angefangene Liebes-Intriguen fort, man entſchädigt ſich für ein ſtrenges, eingezogenes Leben zu Haus, kurz, man bricht alle menſchlichen Feſſeln und ſchwimmt in einem Meer von Freuden jeglicher Art. Hiezu gehören aber Empfehlungen an einige der Haupttonangeber, um in kleine pikante Salons eingeführt zu werden, ferner gute und gewichtige Creditbriefe, ſehr elegante Toiletten und, wer das nicht mitzubringen vermag, wenigſtens ein ſehr angenehmes Aeußere, und bei den Damen Schönheit und Liebenswürdigkeit.

So trifft nun zu Anfang September ſchon eine Unzahl von Fremden in Florenz ein. Einzelne Herrn und einzelne Damen, in eleganten vierſpännigen Coupé's, andere in beſcheidenen Equipagen, wieder andere nur in Eilwagen, ja mit Vetturinen, und es rollt und raſſelt durch die Straßen der Stadt. Hier fährt man mit Prätenſion vor den erſten Hotels an, dort ſchleicht man, den Laſtträger mit gewaltigen Koffern hinter ſich, in eine abgelegene Privatwohnung, und man wird ja keinen Garçon, der in guter Toilette auftritt und in gute Häuſer eintritt, fragen, wo er wohnt.

Daß ſich hier Abenteurer aller Art einfinden: Spieler, Spekulanten und Spekulantinnen auf anderer Leute Kaſſen, kann man ſich leicht denken. Wenn ſich in der Florentiner Geſellſchaft auch Elemente genug bewegen, die anderwärts als Leute vom feinſten Ton gelten, ſo kann man doch durch die zweideutigen Geſtalten, die hier herumwandeln, von eben dieſer Verſammlung nicht ſagen, ſie ſei vollkommen das, was man unter ganz guter Geſellſchaft verſteht. Man nimmt es hier nicht ſo genau mit

sein, ihn streng und fest anblickend und sich alsdann mit spöttischer Miene wegwendend.

„Schaue nicht so düster," bat das junge Mädchen, „und nimm sie dir nicht zu Herzen, meine unschuldige Spielerei; mich freut es nur, in deinen Bewegungen gefunden zu haben, daß du Talent in mir entdeckst. Glaubst du denn, ich hätte mich für deine schöne Tänzerin nicht interessirt? Ich wäre nicht häufig in das Theater gegangen, um ihre Haltung zu studiren? Siehst du, Carlo, du hast später nur zu befehlen, und ich trete in der That als Fee auf, wie du mich so oft genannt, um dir vielleicht einen heiteren Augenblick zu machen."

„Thue das nie, niemals wieder!" versetzte er dringend. „Glaube nicht, Rosa, daß du mir dadurch eine glückliche Minute verschafft, — gewiß nicht — versprich mir, zu bleiben, wie du bist! — Ah," murmelte er in sich hinein, „es wird mir so schon schwer genug, die Andere zu vergessen!" —

„Etwas habe ich doch erreicht," sagte sie schalkhaft lächelnd, indem sie ihre Hand von seiner Schulter herabgleiten ließ, seine Hände rasch ergriff und herzlich drückte: „wir scheiden für heute ruhiger als wenn ich dich vor einer Viertelstunde verlassen hätte."

Ruhiger wohl, aber nicht glücklicher, dachte Bander, doch konnte er ihren freundlich bittenden Blicken nicht widerstehen, und hob ihre Finger an seine Lippen, um dieselben herzlich zu küssen.

„Morgen erscheine ich wieder," sagte sie in glücklichem Tone, „hoffentlich als deine gute Fee, und wenn ich dich vor der Hand noch um Stillschweigen bitte über das, was hier vorgefallen, so tröste doch den edeln Belisar, indem du ihm

sagst, du wolleſt jenes Anerbieten deines mächtigen Beſchützers ſorgfältig überlegen. Adieu Carlo!“

„Lebe wohl, Roſa!“

Er brachte ſie bis an die Thür, und als ſie mit einem freundlichen Gruße über die Gallerie davon eilte, blieb er ſtehen und ſah ihr mit umflortem Auge nach.

„Das war ſeltſam,“ ſprach er alsdann zu ſich ſelber. „Mir ſchwindelt der Kopf, wenn ich verſuche, mir dieſe Scene wieder lebhaft zurückzurufen — nein, nein, das iſt ja nicht möglich, und doch — o mein Gott, und doch! — Aber was ſollte ſie veranlaſſen, ein ſolch' entſetzliches Spiel mit mir zu treiben? — Bloße Weiberlaune? — Vielleicht Rache, daß ich damals mich erkühnt, ſie mit Jenem zu belauſchen, als wenn ich durch mein zerriſſenes Herz und durch jenen Fall, der mich dem Tode nahe brachte, nicht ſchon genug beſtraft worden wäre? — — — — Ah, ich muß Gewißheit haben, Gewißheit um jeden Preis! Sollte es mir denn ſo unmöglich ſein, ſie und ihr Spiegelbild zu vergeſſen? Und wenn ich auch bei dem Verſuche zu Grunde gehe, Gewißheit muß ich haben!“

Raſch verließ er die geöffnete Thür, unter welcher er bisher verweilt, und ging an ein Käſtchen, wo er neben den wenigen werthvollen Sachen, die er beſaß, auch jenes Batiſttuch verwahrte, das ihm die Unbekannte in jener Nacht auf ſeinem blutenden Haupte befeſtigt. Bis zu jenem Tage, wo er die Gewißheit erhalten, welche Hand es geweſen, die ihn zuerſt niedergeworfen und dann wieder aufgerichtet, hatte er es wie eine Reliquie auf ſeinem Herzen getragen, ſobald er aber Roſa näher kennen gelernt, war es ihm gleichgültiger

geworden. Dieses Tuch ergriff er und eilte damit über die Gallerie auf den Vorplatz vor die Wohnung Schweizer's, um Rosa noch anzutreffen, die, ehe sie das Haus verließ, doch noch nach dem Knaben gesehen hatte.

Lange brauchte er nicht zu warten, ehe sie kam. Mit ihrem groben wollenen Shawl, den sie gewöhnlich trug, war ihre ganze Gestalt verhüllt, um den Kopf hatte sie ein rothes Tuch, dessen Ende an der rechten Seite ihres Gesichts herabhing. Als sie Bander bemerkte, schien sie erfreut und reichte ihm mit einem raschen Blicke auf die Thür hinter sich die Hand.

„Ich wollte dich noch einen Augenblick sehen, ehe du fortgingst," sagte er, mühsam Athem holend, mit kaum vernehmbarer Stimme, „auch hast du dein Taschentuch bei mir liegen lassen, — hier ist es."

Sie nahm das Tuch in ihre Hand. Er hatte es so zusammengelegt, daß die Bezeichnung desselben ihr sogleich in die Augen fallen mußte.

„Es ist doch das deinige?" —

Flüchtig blickte sie es an, und gab dann in heiterem Tone zur Antwort: „ja, es ist das meinige, ich danke dir für deine Freundlichkeit — also bis morgen."

Es war auf dem Vorplatz zu dunkel, als daß sie hätte sehen können, wie furchtbar sich seine Gesichtszüge veränderten, wie bleich sie wurden bei diesen einfachen Worten. Sie war schon längst die Treppen hinabgeeilt, als er noch oben am Geländer stand, in das düstere Haus hinabblickend und auf den Schein des rothen Kopftuches starrend, bis auch dieses seinem Auge entschwunden war.

„Einem Irrlichte gleich!“ sprach er mit einem Tone, der wie ein Weheruf klang. —

Dann ging er langsamen Schrittes über die Gallerie in sein Zimmer zurück, setzte sich dort auf dieselbe Stelle, wo sie so eben noch gesessen, und vergrub sein Gesicht in beide Hände.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Auf der Hoftheater-Bibliothek.

Herr Richter war noch durch einige Straßen, ganz finſterer Spanier, gewandelt mit affectirt drapirtem Mäntelchen, ſeinen einfachen bürgerlichen Hut mehr auf das rechte Ohr gedrückt als gerade nothwendig war, und das ſpaniſche Rohr ſo weit als es ihm möglich war, von ſich abſtreckend. Nach und nach ſiegte aber ſein innerer gutmüthiger Kern über die durch den vorher erwähnten betrübenden äußeren Einfluß gehärtete Schale, und da er ſah, wie um dieſe Stunde ſo viele andere Gottesgeſchöpfe ihr tägliches Futter ſuchten, ſo gedachte er auch nicht mehr ſo ausſchließlich der jüngſten Vergangenheit, ſondern wandte ſich der duftenden Zukunft entgegen, und ſein friedlicher, vergleichender Sinn würde wahrſcheinlich wieder vollkommen heiter geſtimmt worden ſein, wenn es nicht in dem Koſthauſe, das er zu beſuchen pflegte, ſchon wieder ſaure Nieren und weiße Rüben gegeben hätte — ſchon wieder! Daſſelbe war erſt vor drei Tagen gereicht

worden, und nun ſchon wieder daſſelbe, und obendrein ſaure Nieren!

Wie wahr es iſt, daß äußere Einflüſſe den Menſchen ſo leicht beſtimmen, und daß große Wirkungen durch kleine Urſachen herbeigeführt werden, ſo auch hier: hätte dem guten Richter nach allebem, was er erlebt, vielleicht Ochſenbraten und Kartoffel-Gemüſe gelächelt, ſo würden die Wogen ſeines Unmuths ſich nach und nach gelegt haben und wären vielleicht in das ſanfte Plätſchern übergegangen, welches der Genuß eines ſich heute ausnahmsweiſe erlaubten Schoppen Weines verurſachte — aber ſaure Nieren, ſie erbittern das Gemüth, ſie laſſen keine heitere Stimmung aufkommen, und weiße Rüben, im Winter ein ſo fades, unſchmackhaftes Eſſen! —

Herr Richter aß, weil er Hunger hatte, aber er ſpeiſ'te nicht mit dem rechten Appetit. Er conſumirte mehr Brod als nothwendig war, und als er ſich nach dem Mittageſſen noch ein Stück Käſe auf das Ausnahmsconto und einen Schoppen Wein geben ließ, geſchah dieſes nicht unter der Wirkung des beruhigenden Gefühles, wohl geſpeiſ't zu haben, ſondern es geſchah in der Idee, auch hier wieder bitter getäuſcht worden zu ſein — ſaure Nieren!

Er kam ſich vor, als ſei ſein Inneres von der Säure des ganzen großen Keſſels durchdrungen, der für ein paar Dutzend Koſtgänger ausgereicht hatte, und als er ſo in ſäuerlichem Nachgeſchmack da ſaß, da gedachte er mit Bitterkeit des Auftrittes von vorhin zu Hauſe, und während er die Arme übereinander ſchlug und finſteren Blickes zum Fenſter hinaus auf die ſchwarze Brandmauer eines gegenüberliegenden Hauſes blickte, da murmelte er ingrimmig in ſich hinein:

Kommſt du mir ſo, ſo komme ich dir ſo, ſchlägſt du meinen Juden, ſo ſchlage ich deinen Juden, wie der Lateiner im ähnlichen Falle ſo treffend ſagt: aut Caesar, aut Stiefelknecht! — Treibſt du die Komödie ſo weit, daß du meinen Freund veranlaſſen willſt, tauſend Gulden jährlichen Gehaltes, die ein großmüthiger und edeldenkender Beſchützer ſeinem Talente ausſetzt, für nichts zu achten und zu ſchweigen, wenn er dich um deine Meinung fragt, ſtatt ihm zu ſagen: greif' zu, mein Freund und ſei nicht blöde! — ſo ſpiele auch ich meine kleine Scene, und will ihm ſchon zur rechten Zeit die Augen öffnen.

Was hat er auch von der ganzen Wirthſchaft? Es iſt nichts Solides und nichts Reelles! Hatte ich doch geglaubt, ſie ſolle einen guten Einfluß auf ihn ausüben, und zum erſten Male, wo ſie das könnte, beſtärkt ſie ihn noch in ſeinem unmotivirten Hochmuthe. Ich traue überhaupt der ganzen Geſchichte nicht. Was bedeutet die Mauſchelei mit dem Schweizer? Und in welchen Verhältniſſen ſteht ſie eigentlich zu dem Bürſchlein, das an ſich ein ganz guter Kerl iſt, nur nicht als eine kleine Beigabe zu einem ernſtlichen Verhältniſſe —

Und daß es zu einem ſolchen ernſtlichen Verhältniſſe vor der Hand nicht kommen ſoll, dazu will ich das meinige beitragen und will auf Schritt und Tritt bei ihm bleiben, mich lieber krank melden, als die Beiden mit einander allein laſſen. Kann ich ſie aber unter vier Augen zu ſprechen kriegen, ſo werde ich mir kein Gewiſſen daraus machen, ihr tüchtig meine Meinung zu ſagen.

Unter dieſen und ähnlichen Gedanken ſchlürfte er ſeinen Wein aus und ging alsdann ſeiner Wege, auf welchem es

ein glückliches Ungefähr wollte, daß er mit ſeinem Freunde Bander zuſammentraf, welcher ihm ſchon auf einige Schritte Entfernung zurief, er habe ſo eben von dem Intendanten des Hoftheaters die höchſt erfreuliche und ehrenvolle Aufforderung erhalten, ſein Luſtſpiel einzureichen. „Und das zu thun, bin ich gerade im Begriffe,“ ſetzte er hinzu.

Sie gingen mit einander fort, und die ſchönen Hoffnungen, welche der junge Schriftſteller für ſein Werk hatte und ausſprach, beſtärkten Herrn Richter in ſeinem ſo eben gefaßten Vorſatze.

„Eigentlich ſollteſt du bei dieſer Nachricht vergnügt ausſehen,“ meinte er, indem er ſeinen Freund ſcharf anblickte, „aber du machſt ein Geſicht, wie der ſelige Sidi-ben-Aben-Hamet, als er nach jenem denkwürdigen Vorfalle in die Garderobe ſtürzte.“

„Es iſt ein wichtiger Gang, den ich thue,“ gab Bander zur Antwort, „ein Gang, entſcheidend wahrſcheinlich für mein ganzes Leben, und das läßt mich vielleicht ernſter ausſehen, als gewöhnlich.“

„Ich denke, iſt nicht ein wenig Reue dabei?“ fragte der Choriſt lauernd, „Reue über das vorhin Vorgefallene?“

„Auch das vielleicht,“ erwiderte der Andere ſeufzend, „wenigſtens war es ein bedeutender und ſchwerer Moment meines Lebens.“

„Nun denn, ſo ſei in des Himmels Namen vernünftig und nimm das Angebotene an.“

„Das will, wie ich dir ſchon einmal ſagte, überlegt ſein, eine Uebereilung wäre nie wieder gut zu machen.“

„Du biſt unverbeſſerlich.“

„Ich fürchte das fast selbst — doch hier bin ich am Ziele — bis nachher.“

„Ich werde zu Hause auf dich warten; du kannst dir denken, wie begierig ich bin, zu erfahren, wie dich der Herr Intendant aufgenommen.“ —

Diese Aufnahme von Seiten des hochgebietenden Theatercheſs war nun ſo günſtig und vielverſprechend als möglich, darüber konnte der angehende dramatiſche Schriftſteller ſchon bei den erſten Worten, mit denen er empfangen wurde, nicht im Geringſten in Zweifel ſein.

Es iſt überhaupt eigenthümlich, daß man nirgends in der Welt ſogleich ſo au fait geſetzt wird, wie mit wenigen Ausnahmen von dem Chef eines großen oder kleinen Theaters. Dieſe Herren haben für die angenehmen und für die nicht angenehmen Vorfälle ihres Geſchäftslebens, ja, für beſtimmt ausgeſprochene Kategorieen von Leuten, mit denen ſie zu thun haben, zwei ganz verſchiedene Phyſiognomieen, mit denen man empfangen wird, wenn man ſich als zu dieſer oder jener Claſſe gehörend melden läßt.

Kommſt du als junger, angehender Schriftſteller mit unbekanntem Namen, ſo kannſt du überzeugt ſein, daß du beim Eintritt in das Zimmer des Theatercheſs dieſen finden wirſt in einem Fauteuil ſitzend, die brennende Cigarre in der Hand, wie er vor ſich auf dem Tiſche eine Menge Manuſcripte, ſo wie als Manuſcript gedruckte neue Werke berühmter und unberühmter Verfaſſer liegen hat. In einem wird er leſen und wird dich über die Blätter hinweg mit einer gleichgültigen oder gar verdrießlichen Miene anſchauen.

‚Ah, Herr Bittermann, Sie bemühen ſich ſelbſt, mir das angekündigte Luſtſpiel zu bringen? Ehe Sie es mir aber

überreichen, bitte ich Sie, sich nicht der Hoffnung hinzugeben, daß es mir oder meinem Regisseur möglich sein wird, Ihr Manuscript vor Ablauf einiger Monate zu durchblättern. Bemerken Sie gefälligst,' setzt er mit einer anmuthigen Handbewegung hinzu, ‚daß ich hier an Nummer zweihundert und vierzig bin, und daß die letzte eingelaufene dramatische Arbeit die Nummer achthundert und zwanzig trägt. Ermessen Sie danach selbst, wann an Sie die Reihe kommt.'

Vielleicht kopelst du, den Hut demüthig auf den Bauch gedrückt, etwas von möglicher, freundlicher Berücksichtigung, worauf sich das Gesicht des Theaterchefs in ernstere Falten legen wird, und du zur Antwort erhältst: ‚wenn es Ihnen so außerordentlich eilt, so würde ich Sie doch bitten, es zuerst bei einem andern Theater zu versuchen.'

‚O nein, gewiß nicht,' stotterst du. Du bist überzeugt, daß dein Manuscript hier in den besten Händen ist, du willst nur noch ganz gehorsamst bitten, einen jungen Autor, dessen ganze Zukunft vom Gelingen seines Werkes abhängt — diese Phrase wird nämlich unter hundert Fällen neun und neunzig Mal gebraucht — möglicher Weise zu protegiren; darauf bedeutet dir ein gnädiges Kopfnicken, daß du dich zurückziehen kannst. Vielleicht hast du das Glück, während du deinen Rückzug im Taumel der Verlegenheit bewerkstelligst, noch einen Stuhl umzurennen, oder dem Wachtelhund des Theaterchefs hinter dir auf die Pfote zu treten; auch kann dir die Thür aus Unvorsichtigkeit schallend zuschlagen, alles Dinge, die indessen deinem Stücke weder hinderlich noch fördernd sein werden.

Ist es ein wirkliches Manuscript, so wird es der Chef dort liegen lassen, wo du es hingelegt, später bekommt es

dem früheren Leben einer Dame oder eines Herrn und drückt schon beide Augen zu, wenn man die gesellschaftlichen Formen achtet und namentlich einen bekannten Namen führt.

Was zum Kern der Gesellschaft gehört, sieht man selten im Laufe des Tages, Vormittags nie, und begegnet man nicht im Palazzo degli Ufficy ebensowenig, wie in der Gallerie Pitti. Für sie gibt es nur nächtliche Vergnügungen, und die einzigen Stunden des Tages, welche sie benützen und in welchen sie sich der freien Luft und des Sonnenscheins auf ihre Art freuen, ist die nachmittägliche Spazierfahrt in den Cascinen. Bis zu dieser Zeit, Nachmittags vier Uhr, währt bei den eleganteren Damen und Herrn Nacht- und Morgendämmerung. Man erhebt sich gegen Mittag und dejeunirt, nimmt in seinem Boudoir vertraute Besuche an, man erzählt sich da kleine Abenteuer und lustige Geschichten, die gestern Nacht vorgefallen, macht alsdann eine kleine Toilette und fährt nach den Cascinen hinaus.

Diese Cascinen, vor der Porta del Prado gelegen, sind reizende Spaziergänge an den Ufern des Arno für die Fußgänger, dicht bei dem klaren Wasser vorbei, für die Reiter und Fahrenden mit diesem parallel laufend in einer breiten, dicht belaubten Allee.

Es ist ein schöner Herbsttag, an dem tiefblauen Himmel schweben in malerischen Formen weiße, durchsichtige, langgestreckte Wolken, welche die Gegend durch ihre Schatten noch lebendiger und interessanter machen. Der Fußweg für die Spazierenden ist stellenweise mit großen Steineichen besetzt, deren dunkelgrünes Laub, sowie das der Orangen- und Citronengebüsche, auch den Winter über dauert. Dazwischen glänzen in gelb, roth und violett die herbstlich gefärbten Blätter anderer Bäume und Sträuche, und daneben sieht man hohe Stämme Buchen und Kastanien, die ihr Laub verloren haben und dafür mit

dann vielleicht von dem Secretär die Nummer achthundert und einundzwanzig und verschwindet vor der Hand spurlos. Möglich, daß du eine zweite Abschrift deines Werkes einem andern Theater eingereicht, wo es durch irgend einen Zufall in Betrachtung gezogen, für gut befunden und gegeben wurde, daß desselben alsdann in den Zeitungen-Lobend erwähnt wird, und daß sich vielleicht in Folge davon der Theaterchef der Nummer achthundert und einundzwanzig erinnert und sie unter vergilbten Papieren hervorsuchen läßt; doch sind das Ausnahmen, auf die man nicht rechnen darf. Hast du aber dein Werk gedruckt eingereicht, so nimmt es der Chef dann wohl in die Hand, lies't den Titel, und dieses ist der große Augenblick, welcher vielleicht über deine Zukunft entscheidet. Klingt er pikant oder anregend, so wäre eine Möglichkeit vorhanden, daß der Leser die erste Scene flüchtig überfliegt, und auch dort durch irgend etwas gefesselt, das ganze Heft durchsieht oder es wenigstens einem seiner Regisseure zur Durchsicht zutheilt; spricht aber von all' den eben angeführten mildernden Umständen keiner für dein unglückliches Manuscript, so ergeht es ihm wie seinem geschriebenen Bruder: es erhält die unvermeidliche Nummer und taucht eben dort vielleicht auf ewig ins Meer der Vergessenheit.

Jemand, der bei Einreichung von Theater-Manuscripten schon sehr viel Unglück gehabt und immer unverdienter Weise, wie er mir feierlich versichert, erzählte mir einmal, es ginge ganz eigenthümlich zu beim Durchsehen und Aussuchen neuer Theater-Manuscripte unbekannter Autoren. Da setzt sich der Theaterchef mit den Regisseuren zusammen, sie nehmen einen Würfelbecher mit drei Würfeln und legen dazu drei Dutzend

neue Stücke auf den Tisch, numerirt von eins bis sechsundzwanzig; jeder wirft einen Pasch und nimmt sich analog der geworfenen Augen das betreffende Manuscript zur Durchsicht. — Das ist aber Verleumdung, und ich kann aus Erfahrung versichern, daß dem nicht so ist. Der Theaterchef theilt jedem seiner Regisseure eine Partie Stücke zu, und dieser wird nun daraus die Werke zur Aufführung empfehlen, worin er selbst oder seine guten Freunde eine bedeutende, effectvolle Rolle haben, versteht sich von selbst, wenn das Stück nicht unwürdig ist.

In einzelnen Fällen, wo der Autor bekannt ist oder sein Werk schon anderswo mit Erfolg gegeben, lies't auch der Theaterchef höchstselbst das Manuscript durch und bestimmt die Vertheilung der Rollen, ein Fall, wie er im Verlauf unserer wahrhaftigen Geschichte vorliegt und auf den wir zurückkommen.

Der Intendant des Hoftheaters empfing den jungen Schriftsteller, wie wir bereits bemerkten, auf eine zuvorkommende und deßhalb möglichst viel versprechende Art. Wir brauchten Letzteres eigentlich gar nicht anzuführen, weil es eine zu bekannte Thatsache ist, daß, wenn ein Theaterchef einen Dichter oder Künstler auf eine zuvorkommende Art empfängt, er seines Erfolges sicher sein kann.

„Setzen Sie sich, Herr Vander," sagte der Chef des Hoftheaters, und obgleich er selbst stand und stehen blieb, so hatte der junge Schriftsteller schon so viel Lebensart, um sich, dem erhaltenen Befehle gemäß, ohne weitere Complimente auf dem ihm angedeuteten Stuhle niederzulassen. Darauf setzte sich der Chef ebenfalls in seinen Fauteuil, nahm ein Lineal in die Hand, mit dem er gern zu spielen pflegte,

und ſprach es auf die wohlwollendſte Art aus, daß er von competenter Seite aus ſehr für das Luſtſpiel eingenommen ſei, und daß er deßhalb Herrn Bander habe kommen laſſen, um es ſelbſt aus ſeiner Hand zu übernehmen. „Für Ihren verunglückten Verſuch bei der Oper," fuhr er in einem gewinnenden Tone fort, „bin ich ohnedies gern bereit, Ihnen Veranlaſſung zu einer glänzenden Revanche zu geben, und es ſoll mich freuen, Ihren Namen dieſes Mal am Kopfe des Zettels zu leſen."

Wenn der Intendant eines Hoftheaters ſo mit einem angehenden Dichter ſpricht, ſo muß dieſer Dichter ein koloſſales Talent ſein oder außerordentlich protegirt, und nebenbei iſt ſoviel gewiß, daß er verpflichtet iſt, für eine ſolche Aufnahme ſeinen tiefgefühlten Dank zu ſtammeln.

Das that denn auch Herr Bander, und als er hierauf ſein Manuſcript hervorzog und der große Augenblick kam, wo er es in die Hände des Mannes legte, der ihm die Pforten zum Tempel des Ruhmes öffnen wollte, da ſprach er lebhaft ſein Bedauern aus, daß ſein Manuſcript nicht gedruckt ſei, ja, daß er in der Geſchwindigkeit, mit der er herbefohlen, nicht einmal für eine ſaubere Abſchrift habe ſorgen können.

Der Intendant war ſo gütig, darüber lächelnd hinwegzugehen, und als er das Heft durchblätterte, ſagte er: „Für die nothwendigen Abſchriften und das Ausſchreiben der Rollen werde ich noch acht Tage geſtatten, alſo können wir, wenn es Ihnen genehm iſt, auf nächſten Donnerſtag eine Leſeprobe anſetzen. In der Zwiſchenzeit werde ich Sie noch einmal zu mir bitten, um Ihre Anſicht über die Beſetzung der Rollen zu vernehmen."

Bander war gerührt, überwältigt, geblendet von all dieſer

Freundlichkeit; er, der heut Morgen kaum daran gedacht hatte, daß sein Stück angenommen werden könnte, sah diese Hoffnung jetzt auf so glänzende Art erfüllt, daß die Leseprobe seines Stückes schon in ganz kurzer Zeit angesetzt und daß der Intendant in seiner Freundlichkeit so weit gegangen war, sein Urtheil in Betreff der Besetzung der Rollen zu hören.

Er wußte nicht, auf welche Art er sich nach all dem Glücke bei dem Chef des Theaters, der sich nun von seinem Fauteuil erhoben hatte, verabschiedete, ob er seine Gedanken gehörig ausgesprochen oder nicht. Er fand sich mit einem Male vor der Thür des Appartements stehend, während er schwindelnd nach Athem schnappte. Er eilte wie berauscht nach Hause, um seinem Freunde diese glückliche Nachricht mitzutheilen, ja, er war von derselben so total eingenommen, daß er erst dann wieder an die Ereignisse des heutigen Morgens und an Rosa dachte, als sein Blick zufällig auf das Kästchen fiel, woraus er vor einer Stunde das bewußte Tuch genommen.

Der Intendant hatte sich, sobald ihn der junge Mann verlassen, an seinen Schreibtisch gesetzt und folgendes Billet geschrieben:

„Mein hochverehrtes Fräulein!

„Als genügende Antwort auf Ihre liebenswürdigen Zeilen von so eben, brauche ich Ihnen wohl nur zu sagen, daß ich das bewußte Manuscript in meinen Händen habe, daß ich es flüchtig, aber doch mit einer gewissen Genugthuung durchblättert und auf nächsten Donnerstag eine Leseprobe davon angesetzt. Ist es möglich, Ihren Wünschen entschiedener und rascher nachzukommen, und darf ich das Gleiche in Betreff

unſeres neuen, großen Ballets hoffen? — Gewiß, denn ich kenne Ihre freundliche Bereitwilligkeit, was den Dienſt anbelangt. Empfehlen Sie mich der Gräfin Lotus und laſſen Sie mich die Hoffnung ausſprechen, Sie bei dem morgenden kleinen Diner dort zu ſehen.

„Ihr ganz ergebener ꝛc.“

Wir können dem geneigten Leſer ſagen, daß während der anberaumten acht Tage die Rollen des neuen Stückes pünktlich abgeſchrieben wurden, daß der junge Dichter noch einige Unterredungen mit dem Chef des Theaters hatte und daß während dieſer Zeit Herr Richter ſeinen Vorſatz ausführte, den er damals bei ſeinem Diner gefaßt, — es nämlich zu verhüten, daß es zwiſchen Vander und Tante Roſa zu irgend einer Erklärung komme, was er einfach dadurch bewirkte, daß er ſeinen Freund nicht aus den Augen ließ und das Zimmer hütete, wenn das junge Mädchen, was noch einige Male geſchah, mit dem Knaben ſich einfand.

Vander hätte einer ſolchen Vormundſchaft allenfalls entgehen können, doch bebte er zurück vor dem Augenblicke, wo es zwiſchen ihm und Roſa zu einer Erklärung kommen mußte, und war glücklich, dieſen für ihn erſchreckenden Moment hinausſchieben zu können. Wenn auch ſeine unglückliche und, trotz allebem, was zwiſchen ihnen vorgefallen war, hoffnungsloſe Liebe zu ihr nicht ſchwächer geworden, war es ihm doch momentan bei der Aufregung, welche ihn glücklicher Weiſe durch ſein Stück beherrſchte, möglich, ſich ſelbſt einzureden, das Bild des geliebten Mädchens ſei zurückgetreten, ſei verblichen, wobei er hoffte, daß ein glänzender Erfolg es ihm vielleicht ermöglichen könnte, ſich ganz von ihr loszureißen. Freilich kamen dazwiſchen auch wieder Augenblicke, wo ihr

Bild so lieblich und glänzend, so mild und hingebend vor seinem inneren Auge erschien, daß er wohl fühlte, er werde es nicht vergessen können, daß seine Lippen auf den ihrigen geruht, daß sie ihm gesagt: ‚Küsse mich, küsse deine Braut!‘ Daran knüpfte er wohl hastig die kühnsten Hoffnungen mit flatternden, glänzenden Fäden seiner Phantasie, die aber alle wieder zerrissen und davonflogen vor einem einzigen nüchternen Gedanken der Wirklichkeit — Rosa die Tänzerin und er! Doch war es eben wieder ein solcher erkältender Gedanke, der ihn seine Hand ingrimmig zusammenballen ließ, der ihm aus dem Innersten seines Herzens die Worte auspreßte: „Fahre hin, falsches Bild, das ein frevelhaftes Spiel mit meinem Herzen getrieben! Hattest du eine Lust daran, mich zu quälen, so werde ich auch wohl die Kraft finden, dich zu vergessen!“

Wir könnten nun ferner im Verlauf unserer wahrhaftigen Geschichte dem geneigten Leser ganz einfach sagen, die Leseprobe fand statt und — doch haben wir schon oft den Vorwurf ertragen müssen, als liebten wir zuweilen die nicht motivirten Abkürzungen, und glauben deßhalb doppelt im Interesse dieses freundlichen Lesers zu handeln, wenn wir ihm, der uns schon so oft muthig durch die Dämmerung wie durch den Glanz des Theaters gefolgt ist, auch einen Blick gewähren in die Mysterien einer Leseprobe.

Das Gemach, welches hierzu benutzt wird, liegt der Bühne entgegengesetzt am anderen Theile des weitläufigen Gebäudes und stößt an die Theater-Bibliothek, einen stillen und friedlichen Raum, wo auf langen Regalen hinter grünen Merino-Vorhängen all die Ausgaben der dramatischen Werke stehen, welche vor langen Jahren auf der Bühne geglänzt,

heute vergessen und verschollen sind, neben anderen, aus deren Reihe die kundige Hand des Bibliothekars jetzt noch dann und wann eines hervorsucht, um es dem Chef vorzulegen, damit bei der Armuth an neueren guten Stücken trotz der achthundertundeinundzwanzig Nummern mit einem älteren und renommirten Stücke ein neuer Versuch gemacht werde.

Der Bibliothekar ist ein alter Mann, der einen grauen Rock trägt, mit einem dunkeln Schreibärmel am rechten Arm, in Filzschuhen einherschleicht und der alle Minuten einmal hinter der vorgehaltenen Hand hüstelt.

Sobald die Theaterkanzlei geöffnet wird, bis zum Abend, wo man sie wieder schließt, ist er hier zu finden und beschäftigt, seine Bücher einzutragen und zu ordnen, so wie Schreibereien zu besorgen, die auf das Einlaufen und Zurücksenden von Manuscripten Bezug haben. Zu viel hat der alte Mann eigentlich nicht zu thun und es ist sein Amt eine Art Ruheposten, zu dem er von der Verwaltung der Herren-Garderobe hinweg befördert wurde. Um sich auch trotz seiner vielen Freistunden den Anstrich großer Geschäftigkeit zu geben, sieht man ihn nie auf einem Stuhle sitzen, sondern wenn er ein Buch nimmt, und dies enthält dann gewöhnlich ein altes, längst vergessenes Stück, worin seine Freunde oder Freundinnen eine Rolle spielten, so hockt er auf der Treppe, die zum Herabholen der Bücher bestimmt ist, um sich dadurch den Anschein zu geben, als lese er nur so im Vorübergehen.

Auf dieser Treppe ertheilt er auch den andern Beamten dieses großen Hauses Audienz, und da der Bibliothekar, Herr Zimmer, ein Mann ist, der viel gesehen und erfahren, so sind diese Audienzen zahlreich und betreffen nicht nur den Dienst

allein, ſondern ſein koſtbarer Rath wird auch bei Vorkommniſſen des Privatlebens gern in Anſpruch genommen.

Der neue Garderobe-Verwalter, der ihn abgelöſ't, übrigens auch ſchon ein alter Knabe, gibt ſich immer noch gern das Anſehen, als betrachte er den Bibliothekar als ſeinen obern Chef, als ein Orakel, und darin hat er gewiſſermaßen Recht, denn das Gedächtniß des Herrn Limmer iſt wie ein Lagerbuch, und er weiß noch ganz genau anzugeben, wie der Pontifex maximus bei der erſten Aufführung der Veſtalin angezogen war, was doch ſchon geraume Zeit her iſt, und erinnert ſich, daß dazumal der Wagen Saraſtro's von ein paar ſehr künſtlich hergeſtellten Löwen gezogen wurde.

Klagen des Garderobe-Verwalters über die ſtets ſteigenden Forderungen der jüngeren Künſtler, ja, der Choriſten, nimmt er achſelzuckend entgegen, und tröſtet vielleicht ſeinen Nachfolger, wenn dieſer ihm einen ganz beſonderen Fall von Uebermuth erzählt, indem er ſagt: „Das alles iſt bei mir auch ſchon vorgekommen; ſehen Sie, Lieber, wenn ſo Einer vom Leben zu uns hereingeſchneit wurde, ſo Einer, der ſich einer guten Familie rühmt, der vielleicht vom Schreibtiſch weglief oder von der Hochſchule, und der die Lippen ſpöttiſch aufzog, wenn ſeinem, freilich uns noch unbekannten Verdienſte gegenüber die Coſtumes nicht von Sammt und Seide waren, wenn die Tricots für ihn nicht eben aus der Fabrik kamen, oder wenn er nicht an jedem Abend ſein friſches Schminktuch erhielt, da ließ ich mich in gar keine unnöthigen Erörterungen ein, ſondern dachte nur, laſſen Sie ihn nur ſeine Hörner abſtoßen, den werden mer och noch kurz kriegen! und ich kann Se verſichern, mer hawen ſe noch alle kurz gekriegt.“

Dabei ſaß der alte Limmer, während er ſo ſprach, auf

ſeiner Treppe, hatte ſein ſpitzes Kinn in die Hände gestützt und wiederholte kopfnickend: „Alle hawen mer se noch kurz gekriegt, ſind mer doch ſchon verſchiedene Generationen durch die Finger gegangen. Ich ſage Euch, mein lieber Freund Weltenſtürmer, nur ſo dem Dutzend nach, ſahen ſich in der Garderobe um, wann ſie kamen, die Oberlippe verächtlich aufgezogen, und verlangten immer was Beſſeres, erkundigten ſich nach der Gage des erſten Tenors und meinten achſelzuckend: wann ich einmal ſo weit bin, werde ich andere Forderungen ſtellen — und alle hawen mer noch kurz gekriegt; — fragten auch wohl, ob nicht für ganz beſondere Talente vielleicht die Stelle eines Ober-Regiſſeurs beſetzt würde — aber alle hawen mer se kurz gekriegt; — oder meinten, bei ganz was Beſonderem ſollte die verehrliche Hoftheater-Intendanz auch Plätze auf der erſten Gallerie bewilligen — hawen ſe alle kurz gekriegt; — und wenn ſie einmal ein Jahr oder zwei Jahre da waren, da nahmen ſie gern mit alten Tricots fürlieb und mit den Lumpen, wie ſie unſere ſchöne Garderobe zu nennen beliebten, und aßen ihr Stück Wurſt aus der Hand und gingen geduldig im Regen nach Haus, ohne rückwärts zu ſchauen. — Ja, ja, mein Lieber, dieſes Haus iſt dazu gemacht, um jemand kurz zu kriegen, das verzehrt, das conſumirt, das frißt Jugendkraft und Schönheit — iſt es uns vielleicht anders gegangen?

„Als ich daher kam, war ich ein ganz verflucht hübſcher Kerl und hatte dichte, krauſe, blonde Locken, wie man ſie heute ſelten mehr zu ſehen kriegt, und dachte mir auch: ſo in ein paar Jährchen, dann biſt du oben drauf, ziehſt dich mit einem tüchtigen Erſparten ins Privatleben zurück und lachſt, wenn du bei dem düſtern Hauſe vorbeigehſt.“

Herr Limmer schüttelte mit dem Kopfe, als er fortfuhr: „Und es hat mich auch nicht losgelassen, es hat mich auch kurz gekriegt, und läßt mich nicht mehr fahren. Ja, wenn ich Abends nach Hause schleiche, da muß ich immer vom Platze drunten zurückblicken auf die dunkeln Fenster meiner Bibliothek, und es ist mir gerade, als riefen sie mir zu: Gute Nacht, Limmer, vergiß nicht, morgen früh wieder zu kommen! Wahrhaftig, ich fühle oft an meinen Fuß, ob ich da nicht einen Faden habe, der mich nur so weit flattern läßt, als er lang ist, und dessen kann ich Euch versichern," sagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln zum Garderobe-Verwalter, „wenn der Faden einmal reißt und der alte Limmer am andern Morgen nicht mehr kommt, da möchte ich das curiose Blinzeln von den Fenstern hier sehen und möchte wohl hören, wie es dort hinter den alten Merinovorhängen zischelt. Aber wie ich gesagt, bleibt es wahr: Kurz gekriegt werden wer alle!" — —

rieſenhaftem Epheu, wie mit grünen, wehenden Schleiern bedeckt ſind.

Der breite Fußweg am Arno, auf's Beſte unterhalten, mit dem feinſten Sande bedeckt, bietet in eleganten Seſſeln und Marmorbänken die angenehmſten Plätze zum Ausruhen. Die Allee für die Wagen öffnet ſich an verſchiedenen Stellen und bietet breite Plätze, die mit jenen Fußwegen in Verbindung ſtehen und wodurch es den Spaziergängern möglich iſt, ohne ihren Weg zu verlaſſen, die eleganten Reiter und glänzenden Equipagen bei ſich vorüberziehen zu ſehen.

Es iſt ſo Sitte in den Caſcinen, die Allee einmal hinab zu fahren, dann den Wagen am Eingange ſtehen zu laſſen und den Fußweg zu betreten.

Hier begegnen wir den feinſten Toiletten, fein im Begriff der Jahreszeit, eleganten Männern, ſchönen Frauen — einem buntfarbigen reichen Gewimmel. Was dem Anblick dieſer Spaziergänger, ja dem Anblick der ganzen Promenade etwas beſonders Reizendes und Liebliches gibt, ſind die Tauſende von Bouquets der ſeltenſten und ſchönſten Blumen, die von niedlichen Mädchen auf dem ganzen Wege feil geboten werden und ohne welche eine Dame von gutem Ton nicht die Caſcinen betritt. Die Herrn tragen eine aufgeblühte Roſe, auch wohl ebenfalls ein kleines Bouquet in der Hand, um es irgend einer Dame ihrer Bekanntſchaft zu überreichen.

So rauſcht nun der Strom der Spaziergänger in zwei langen Reihen an einander vorbei — wirkliche ächte und unächte Elegants; vornehme Damen im einfachen Seidenkleid, in ihren Shwal gewickelt, vor und hinter ihnen in bunter auffallender Robe mit hochrothen Atlasmantillen, neu Angekommene, deren Cavaliere, jetzt um fünf Uhr ſchon im Frack mit ſchreiend gelben oder hyacinthfarbnen Handſchuhen. Dort wandelt lachend eine Schaar junger Herrn von guten Häuſern in einfachen dunklen

Achtundvierzigstes Kapitel.

Eine Leseprobe.

In dem Zimmer neben der Bibliothek, wo die Leseproben gehalten werden, steht ein großer Tisch mit grünem Tuche behängt, an dessen oberem Ende sich ein Lehnstuhl befindet, und vor diesem ein Schreibzeug, der Sitz des präsidirenden Regisseurs; vor allen andern Stühlen, die zahlreich um den Tisch herum stehen, liegen auf demselben weißes Papier und zu jedem ein Bleistift, damit die Lesenden Notizen und Bemerkungen machen können.

Der Vorsitzende bei der heutigen Leseprobe unseres Freundes Bander ist Herr Regisseur Schmelzer, ein ernst, fast finster aussehender Mann in den besten Jahren; es ist dies freilich hier ein sehr dehnbarer Begriff, denn dramatische Künstler befinden sich immer in den besten Jahren, da jedes der verschiedenen Rollenfächer eine andere Altersclasse bedingt. Herr Schmelzer, der Helden und Väter spielt, behauptet, zwischen Vierzig und Fünfzig zu sein; er hat ein tiefes, etwas polterndes Organ, ist aber in Wirklichkeit nicht so bärbeißig,

wie er dem Charakter seiner Rollen gemäß sich angewöhnt hat, zu scheinen.

„Junger Mann," sagte er zu dem dramatischen Schriftsteller, „ich habe mit Bedauern Ihrem Mißgeschick neulich angewohnt und kann Ihnen versichern, daß, wenn meine Collegen von der Oper redlicher gegen Sie verfahren wären, Ihnen dieser Unfall nicht zugestoßen sein würde; man hätte Ihnen sagen sollen, daß Ihre Stimme nicht ausreichte, um sich von der Bühne herab hören zu lassen; im Zimmer ein Lied vorzutragen, das ist was ganz Anderes, aber — aber — Nun, gehen wir darüber hinweg. Glauben Sie mir, junger Freund — bei diesen Worten faßte er die Hand Vanber's mit einer Heimlichkeit, als sei er das Haupt irgend einer Verschwörung und wolle sich einem Andern, ohne daß es der Tyrann auf seinem Throne sähe, zu erkennen geben —, glauben Sie mir — während er das sagt, rollt sein Auge finster und seine Stimme klingt tief und ausdrucksvoll — Sie haben den besseren Theil erwählt, es ist da oben doch nichts mehr. Die wahre Kunst vermag nicht durchzudringen, nur Intriguen gelingen und Protection muß das wahre Talent ersetzen, oh — schauderhaft!"

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Regisseur, für Ihre dankenswerthe Aufrichtigkeit," erwiderte der junge Schriftsteller, „und da ich überzeugt bin, daß Sie mir dieselbe auch bei meinen neuen Leistungen nicht vorenthalten werden, so bitte ich Sie dringend, mir ein aufrichtiges Wort zu sagen über das Stück, das Sie ja gelesen haben, Herr Regisseur."

Herr Schmelzer nickte dreimal mit dem Kopfe, ehe er sagte: „Gelesen, und ich mache mir ein Vergnügen daraus,

es in Scene zu ſetzen. Das, junger Mann, aus meinem Munde zu hören, könnte Ihnen ſchon genügend ſein, doch ſetze ich gern hinzu, das Stück iſt gut und wird aller Vorausſicht nach Erfolg haben."

Bander, in überwallendem, freudigem Gefühl, dies aus competentem Munde zu hören, faßte mit beiden Händen die Rechte des Herrn Schmelzer und drückte ſie innig, worauf dieſer große Mime, gerührt von dieſen Beweiſen des Dankes, ſeinen linken Arm um die Achſel Banders legte und ſein Haupt eine Sekunde lang auf deſſen Schulter hinabneigte und ihm auf dieſe Weiſe durch Applicirung des Theaterkuſſes ſein ächtes und gerechtes Wohlgefallen aufs deutlichſte zu erkennen gab.

Als Herr Schmelzer aus dieſer Attitude ſeine gewöhnliche Stellung wieder eingenommen, ſagte er: „Ich habe noch mehr für Sie gethan, als Ihr Werk durchgeleſen, ich habe ein paar nothwendige Striche angebracht, mir ein paar Kürzungen erlaubt und einige Sachen mit Notabene's verſehen, ja, etwas, das Ihnen vielleicht kleinlich erſcheinen wird, durch Ausradiren aus bereits abgeſchriebenen Rollen verſchwinden laſſen. Letzteres war aber von höchſter Wichtigkeit."

„Habe ich mir vielleicht einen unziemlichen Ausdruck erlaubt?" fragte der junge Schriftſteller erſchrocken; „jedenfalls aber," ſetzte er mit einer Verbeugung hinzu, „bin ich Ihnen für alle Aenderungen, die von Ihrer Hand nur Verbeſſerungen ſein können, ſehr dankbar."

„Sie ſind ein verſtändiger junger Mann," erwiderte der große Mime geſchmeichelt, „und ich bin feſt überzeugt, Sie werden Ihren Weg machen. Um Ihnen aber zu beweiſen,

daß ich nicht nur denkender Künſtler, ſondern auch ſehr denkender Regiſſeur bin, ſo will ich Sie auf meine Aenderungen aufmerkſam machen, deren Richtigkeit Ihnen in die Augen ſpringen muß. Die Geſandtin in Ihrem Stücke iſt die Rolle unſerer erſten Liebhaberin, eine vortrefflich gezeichnete Weltdame, jung, ſchön, eroberungsſüchtig, hat noch ihre kleinen Verhältniſſe, was alles außerordentlich wahr und gut geſchildert iſt. Aber, mein junger Freund, Sie laſſen im zweiten Act, ich glaube in der dritten Scene, die Herzogin erzählen, ſie, die Geſandtin, habe ihre Tochter beſucht, welche ſich in der Penſion befinde. Nun erlauben Sie mir, eine Tochter in einer Penſion iſt doch mindeſtens zwölf bis vierzehn Jahre alt, da nun aber eine erſte Liebhaberin auf dem Theater nie aus den Zwanzigen herauskommt, ſo iſt dieſes mütterliche Verhältniß zu einer vierzehnjährigen Tochter eine Unmöglichkeit. Deßhalb änderte ich das im Intereſſe Ihres Stückes ſo ab, daß die Geſandtin erzählt, ſie habe ihr Töchterchen beſucht, welches ſich zur Erholung auf dem Lande befinde; das Töchterchen kann nun fünf bis ſechs Jahre alt ſein, und die Dehors ſind gerettet — Stichfeld-Holzelfinger würde es abſurd finden, ihr eine Tochter von vierzehn Jahren zuzumuthen."

„Aber in der Wirklichkeit —" erlaubte ſich Herr Bander zu ſagen, worauf ihn Herr Schmelzer haſtig unterbrach: „Lieber junger Freund, die Bretter, welche die Welt bedeuten, ſind aber für die meiſten unſerer Damen und Herren kein Spiel der Wirklichkeit, ſondern eine Vergnügungs- und Verſchönerungs-Anſtalt."

In dieſem Augenblicke rauſchte ein ſchwerer ſeidener Stoff ins Zimmer, welcher eine hübſche junge Dame umgab, die

ihren blonden Kopf, ſo wie ſie der beiden Herren anſichtig wurde, etwas in die Höhe hob und affectirt in das vorgehaltene Schnupftuch huſtete.

„Fräulein Sprudelich,“ ſagte der Regiſſeur mit großer Würde, „erlauben Sie mir, Ihnen Herrn Bander vorzuſtellen, — Herr Bander, der ſich glücklich ſchätzt, eine bedeutende Rolle ſeines Stückes in Ihren Händen zu wiſſen.“

Die Künſtlerin nickte etwas ſteif mit dem Kopfe, worauf ſie eine Sekunde ihre Augen ſchloß, dieſelben hierauf wieder öffnete und ſpöttiſch lächelnd fragte: „Eine bedeutende Rolle des Stückes wäre mir zugetheilt worden? Ich bin überzeugt, Herr Bander, den ich ſchon früher das Vergnügen hatte, zu ſehen, war es nicht, der mir dieſe bedeutende Rolle zutheilte, darin erkenne ich meinen Feind, den Lord. Gewiß ſind in dieſem, wie man ſagt, ſehr guten Stücke andere Rollen, die mir beſſer gepaßt hätten; die Blech hat eine Herzogin erhalten — ja natürlich, zu einer ſolchen Rolle muß man ein vornehmes, edles Weſen haben.“

„Geſtatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, Fräulein Sprudelich,“ entgegnete der Regiſſeur, „daß die Herzogin, welche man der Fräulein Blech allerdings zugetheilt hat, eine Frau von mindeſtens vierundzwanzig Jahren iſt — eine Mutter.“

„O, es gibt auch Mütter von achtzehn Jahren.“

„Daß dieſe hier älter ſein muß, dafür müſſen Sie mit dem Verfaſſer rechten; ich bin nicht im Stande, ſie jünger zu machen, natürlicher Weiſe ſie mit einem kleinen ſ geſchrieben.“

Fräulein Sprudelich zuckte mit den Achſeln und ſprach nach einem neuen Huſten-Anfalle: „Jede Andere würde bei

meinem Katarrh nicht zur Probe kommen, aber ich kann es nun einmal nicht laſſen, auf das umfaſſendſte meine Pflicht zu thun; auch jetzt wieder," ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihre Uhr hervorzog, „ich war Punkt zehn Uhr da. Natürlicher Weiſe kommen die Künſtler und Künſtlerinnen erſten Ranges eine Viertelſtunde ſpäter: man läßt ſich gern erwarten. Apropos," ſagte ſie nach einer Pauſe, während ſie den Regiſſeur ans Fenſter zog, „ich möchte gern in meiner Rolle ein paar Kleinigkeiten ändern; ein junges Mädchen kann doch nicht ſagen: er hat mich geküßt."

„Wenn es aber die Wahrheit iſt?" meinte der verſtändige Regiſſeur. „O, liebenswürdige Clementine," ſetzte er mit einem höchſt freundlichen Blick hinzu, „es wird doch wohl wahr ſein!"

„Sie ſind ein unausſtehlicher Menſch!" —

„Leider in Ihren Augen!"

„Dann heißt es auch einmal," fuhr ſie flüſternd fort: „Mein Buſen wallt; das werde ich mir ändern, was meinen Sie? — Wenn Sie lachen, ſo ſpreche ich keine Silbe mehr mit Ihnen."

„Ich bin ernſt, wie ein Philoſoph, und ſage Ihnen, wie Sie wiſſen, immer die Wahrheit; auch das können Sie ſagen, denn es iſt die Wahrheit."

Unterdeſſen waren noch mehrere Andere ins Zimmer getreten, Herren und Damen, aber leider von untergeordnetem Range, denn ſie hielten ſich in der Nähe der Thür auf, und nur eine hübſche Choriſtin, welche ſich zuweilen bis zur Kammerjungfer verſtieg und Meldungen von drei bis vier Worten zu machen hatte, wagte ſich ein paar Schritte ins Zimmer herein.

Richter's lange Geſtalt war ebenfalls unter der Thür zu erblicken, denn er hatte es durchgeſetzt, daß er als Bedienter im Hauſe der Gräfin melden durfte: es ſei ſervirt. Er nickte Bander freundlich zu, der alsbald zu ihm hintrat.

Endlich kamen auch die Künſtler erſten Ranges, Madame Stichfeld-Holzelfinger mit dem Herrn Süder und Herrn Norder, zwei Künſtlern, die ſich, wie das zuweilen vorkommt, nicht beſonders ausſtehen konnten. Alle dieſe Herrſchaften ſtellte der Regiſſeur dem jungen Schriftſteller vor, und es nahm die erſte Liebhaberin eine tiefe Verbeugung mit einem gnädigen Kopfnicken hin, Herr Norder that ebenfalls nicht viel mehr in der Begrüßung, und da Herr Süder dies ſah, ſo ergriff er die Rechte Bander's, ſchüttelte ſie ſo heftig wie möglich und ſagte ihm, er freue ſich ſehr, den Verfaſſer dieſes höchſt geiſtreichen Stückes kennen zu lernen.

Fräulein Sprudelich, welche mit der Madame Stichfeld-Holzelfinger in keinem beſſeren Verhältniſſe zu ſtehen ſchien, als die beiden obengenannten Collegen, hatte ſich ans Fenſter geſtellt und blickte auf den Platz hinaus, worauf die Andere auf eine nicht laut ausgeſprochene Bemerkung Norders: es ſcheine ihm, der Verfaſſer habe den Ton, der unter vornehmen Leuten herrſche, nicht beſonders getroffen, die ſehr an den Haaren herbeigezogene Bemerkung machte: um überhaupt zu wiſſen, was guter Ton und Lebensart ſei, müſſe man ſich in anſtändiger Geſellſchaft bewegen, was aber Manchem und Mancher unmöglich ſei.

Auch Fräulein Blech erſchien, und da Fräulein Sprudelich doch jemand haben mußte, mit der ſie ſich angelegentlich unterhalten konnte, ging ſie ihr freundlich entgegen, führte

ſie raſch ans Fenſter und zeigte ihr auf dem Platze irgend etwas ganz Gleichgültiges, was aber in ihrer Pantomime als etwas beſonders Merkwürdiges behandelt wurde. „Wenn wir ſie gar nicht anſehen," damit meinte Fräulein Sprudelich ihre Collegin, „ſo ärgert ſie ſich verdienter Maßen; hat ſie doch neulich ausgeſprochen, es komme mir zu, ihr einen guten Morgen zu ſagen, und dann werde ſie ſchon ſehen, was ſie darauf zu erwidern habe."

„Haben Sie in dem Stücke eine gute Rolle?" fragte Fräulein Blech, „meine Herzogin iſt nicht ſo übel."

„Was werde ich haben," erwiderte die Andere in nachläſſigem Tone, „ein junges Mädchen, Rollen, die man mir immer zutheilt, eine Liebesintrigue ohne alles tiefere Intereſſe! Ich kann Ihnen verſichern, liebe Blech," ſetzte ſie affectirt hinzu, „ich freue mich wirklich darauf, wenn ich ein paar Jahre älter ſein werde, um dann auch etwas Pikanteres zu bekommen."

Das Lächeln, mit welchem die Herzogin dieſe Bemerkung beantwortete, war nicht ganz ohne herbe Beimiſchung, auch wollte ſie etwas erwidern, doch Fräulein Sprudelich fuhr raſch fort: „auf meiner Rolle ſteht Clementine D'Albert, Nichte der Geſandtin, und paſſen Sie auf, wie ich mich verſprechen werde."

„Wenn es den Herrſchaften gefällig iſt," ſagte nun der Regiſſeur mit lauter Stimme, „ſo können wir anfangen. Es iſt ſchon ein Viertel nach zehn Uhr, — ſetzen wir uns!"

Er ſelbſt nahm am Ende des Tiſches auf dem Lehnſeſſel Platz, ihm zur Rechten und Linken ſetzten ſich die Künſtler und Künſtlerinnen erſten Ranges, wie Fräulein Sprudelich geſagt hatte, und dieſe ſelbſt begab ſich an das untere Ende

des Tiſches, wo ſie auf die Frage des Herrn Süder über den Grund ihrer ungeheuren Beſcheidenheit lachend zur Antwort gab: „Erlauben Sie mir, darin finde ich gar keine Beſcheidenheit, denn wo ich mich befinde, bilde ich mir ein, daß es das obere Ende des Tiſches iſt.“

Ein ältlicher, etwas ſtarker College, mit rundem freundlichem Geſichte, ſo wie ein anderer, welcher lang und dürr war, und deſſen finſterer Geſichtsausdruck ſich nicht einmal aufklärte, als ihn alle Anweſenden mit großer Ehrerbietung grüßten, waren ſpäter eingetreten. Der ſtarke Mann hatte ſich neben dem Herrn Süder niedergelaſſen und ſagte: „Bruder, ich halte nicht viel von dem Stück, ich habe eine ganz erbärmlich kleine Rolle, nur vier Bogen — die Schriftſteller von heut zu Tage verſtehen ihren Vortheil nicht.“

Der hagere, finſtere Mann ſchob ſich einen Stuhl neben den Regiſſeur, ſo daß er außer der Linie der Uebrigen ſaß. Er hatte ſeine Rolle aus der Taſche gezogen und tippte damit leicht auf die Schulter des Regiſſeurs, der hierauf mit lauter Stimme rief: „Alſo, meine Herrſchaften, fangen wir an! Oder hat irgend jemand vor der Hand noch etwas zu befehlen, damit wir nachher nicht geſtört ſind?“

„Ich finde es ſehr warm hier,“ meinte Herr Norder.

„Im Gegentheil,“ ſagte Herr Süder, „ich finde es faſt froſtig da,“ worauf die beiden Herren einen Blick austauſchten, der gerade nicht freundſchaftlich genannt werden konnte.

Ein paar jüngere Schauſpieler, der Attachè des Geſandten, ſo wie deſſen Freund hatten ſich in der Nähe von Fräulein Sprudelich niedergelaſſen und unterhielten ſich mit leiſer Stimme über einige pikante Stadtneuigkeiten, bis die

junge Dame ſagte: „Nun iſt's genug, der große Mime hat ſchon einige Male einen finſtern Blick auf uns geworfen.“

„Er ſieht überhaupt nicht roſenfarben aus.“

„Gerade ſo als ob er Mäuſe gefrühſtückt hätte.“ —

In einer Ecke des Gemachs am Fenſter ſaß Herr Bander mit einer Abſchrift ſeines Werkes in der einen und einem Bleiſtift in der andern Hand. Herr Schmelzer hatte ihm das angerathen, um ſich allenfallſige gute Bemerkungen der Künſtler aufſchreiben zu können.

Draußen im andern Zimmer hockte Herr Bibliothekar Limmer auf ſeiner Treppe und ſchickte ſich an, das Stück ebenfalls zu hören, wobei er leiſe vor ſich hinſagte: „Ich bin doch neugierig darauf, ob die den Schriftſteller nicht och kurz kriegen?“

Herr Richter lehnte in der Thür und hielt ſeine Rolle von einem Viertelsbogen mit großer Wichtigkeit in der Hand.

„Des Teufels Diener,“ las der Regiſſeur, „Luſtſpiel in drei Acten.“

„Eine Künſtlerkomödie erſten Ranges,“ flüſterte Fräulein Sprudelich ihrem Nachbar, dem Attachè zu, „denn es ſpielt alles mit, was gut und theuer iſt.“

„Perſonen,“ fuhr Herr Schmelzer fort.

„Der Geſandte,“ ſagte Herr Norber.

„Die Geſandtin,“ flüſterte Madame Stichfeld-Holzelfinger.

„Der Marquis — hier,“ ſagte der finſtere Mann mit einer Grabesſtimme.

„Der Herzog von Albufera“ — Süder.

„Die Herzogin“ — Fräulein Blech.

„Clementine, die Tochter der Geſandtin,“ rief Fräulein Sprudelich mit lauter Stimme, worauf die erſte Liebhaberin

Paletots und lederfarbnen Handschuhen; dort schreiten zwei ältliche Herrn mit verwitterten Gesichtern, den Schnurrbart hinaufgedreht, und erregen einige Aufmerksamkeit, weil sie unter dem offenen Ueberrock einen blauen Frack mit Metallknöpfen und an demselben ein rothes Ordensband sehen lassen.

Vor ihnen wandeln zwei Damen in feinster anständiger Toilette, schöne üppige Gestalten; sie sind ohne männliche Begleitung und als sie bei jenen jungen Herrn vorbei kommen, sieht man ein paar derselben freundlich lächeln, die Damen drücken ihren Blumenstrauß vor das Gesicht und gehen vorüber.

An den Plätzen, welche die Allee mit dem Fußweg verbindet, hält eine Reihe von Equipagen und eine der schönsten Frauen, nachlässig in die Kissen geschmiegt, empfängt herablassend die Huldigungen einer Schaar gut berittener Herrn und eleganter Fußgänger, die sich um ihren Wagen drängen. Ein paar der Bekanntesten und Vertrautesten haben ihre Hand auf den Schlag gestützt und lachen und plaudern mit der Dame, während sich andere nur hie und da eine schüchterne Bemerkung erlauben. Andere minder reiche Equipagen mit minder schönen Frauen rollen vorüber, weil kein Platz mehr ist, daß auch sie halten können, und manches glänzende Augenpaar verbirgt sich erstaunt und zornig unter dem Fächer, da die Besitzerin desselben bemerkt, wie sie so unbeachtet vorüberfahren muß.

Auf dem Fußwege versammelt sich um eine der gefeiertsten Schönheiten, die an dem Arm ihres ältlichen Gemahls erschienen, ebenfalls eine ganze Schaar bekannter Herrn und Damen; Erstere um einiges süße Geplauder anzubringen, Letztere weniger um ihre Huldigungen an den Tag zu legen, als um die Toilette jener Dame im Geheimen zu bekritteln, oder um einige Worte aufzufangen, aus der sich vielleicht eine kleine niedliche Erzählung verarbeiten läßt. — Hier freut man sich auf ein gemein-

empor fuhr, der Collegin einen zornigen Blick zuwarf und sich darauf mit den Worten: „Erlauben Sie, das muß doch wohl ein Irrthum sein?“ an Herrn Schmelzer wandte.

„Gewiß,“ sagte dieser, „es heißt ja deutlich: Clementine, Nichte der Gesandtin; bitte, mein Fräulein, wir wollen ruhig fortfahren.“

„Auch das ist immer noch ein albernes Verhältniß,“ warf die Gesandtin in einem gereizten Tone ein — „doch meinetwegen.“

Es kann nun durchaus nicht unsere Absicht sein, dem geneigten Leser ein Stück zu verrathen, das er wahrscheinlich im Laufe der Zeit zu sehen bekommen wird, es würde sein Interesse abschwächen, ohne für unsere wahrhaftige Geschichte zweckdienlich zu sein; wir können nur im Interesse derselben und besonders in dem unseres jungen Freundes sagen, daß sich die Lesenden nach und nach animirten, daß eine gehobene, heitere Stimmung immer mehr zu Tage trat, und daß diese Symptome des Gefallens seines Stückes den jungen Schriftsteller, welcher klopfenden Herzens auf jedes Wort lauschte, unendlich glücklich machten.

Als der erste Act beendigt war, ergingen sich die Anwesenden in recht beifälligen Aeußerungen, was immer ein sehr gutes Zeichen ist, und der Regisseur sagte zu dem finstern Manne: „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen jetzt den jungen Schriftsteller vorstelle,“ worauf der finstere Mann ernst und würdig die ehrfurchtsvolle Begrüßung Bander's erwiderte und ihm sagte: „Ihr Stück ist nicht übel angelegt, und wenn wir es recht in die Hand nehmen, so möchte ich demselben fast ein Gelingen voraussagen.“

Der zweite Act begann und steigerte die Stimmung. Hier

kam nichts Bemerkenswerthes vor, als daß Herr Richter mit ſeiner Meldung: Es iſt ſervirt, aufzutreten hatte. Dieſe drei Worte aber ſprach er mit ſo unerhörtem Pathos und ſo dröhnender Stimme, daß Herr Schmelzer ihm ſagte: „Bitte, Herr Richter, brüllen Sie Ihre Worte nicht ſo furchtbar, Sie thun ja gerade, als hätten Sie zu melden, daß das Haus brenne.“

„Ich möchte gern gehört werden,“ gab der Choriſt zur Antwort, „doch werde ich mich bemühen, mein Organ zu mäßigen.“

„Thun Sie das,“ erwiderte der Regiſſeur, „in einem vornehmen Hauſe ſpricht die Dienerſchaft ſehr leiſe; wenn das Publikum Sie erſcheinen ſieht, ſo weiß es ohnedies ſchon, was Sie wollen; alſo es iſt ſervirt, der Geſandte bietet der Herzogin den Arm — alle ab — der Vorhang fällt.“

Bei der Pauſe zwiſchen dem zweiten und dritten Act geſchah das Unerhörte, daß der Bibliothekar Herr Limmer langſam von ſeiner Treppe herabkroch und dem jungen Schriftſteller winkte, zu ihm heraus zu kommen. „Was die draußen über Ihr Stück ſagen,“ meinte er alsdann kopfnickend, „iſt alles ſchön und gut, aber ſie thun es nur, weil ihre Rollen brillant ſind; ich aber, der ohne alle Nebenabſicht iſt, gebe Ihnen jetzt ſchon, nachdem ich den zweiten Act gehört, die Verſicherung, daß Sie ein hübſches Stück geſchrieben haben. Fällt aber der dritte Act nicht ab, und wiſſen Sie das Intereſſe des Publikums zu feſſeln und zu ſteigern, ſo werden Sie mit Ihrem Luſtſpiel einen großen Erfolg haben; denken Sie an mich, Sie werden das Publikum kurz kriegen.“

Vander ergriff gerührt die Hände des alten Mannes und drückte ſie herzlich, worauf ſich dieſer wieder zurückzog, und der dritte Act begann.

Was dieſen anbetraf, ſo ſchien er alle Erwartungen des Bibliothekars zu erfüllen, denn Bander bemerkte mit Entzücken, wie ihm dieſer bei jeder neuen Scene zuwinkte.

Auch alle die leſenden Künſtler und Künſtlerinnen ſchienen wirklich getragen von dem vortrefflichen Werke und laſen in ſo erregter Stimmung, daß manche Scene gerade ſo ging, als würde ſie auf der Bühne geſpielt. Am Schluſſe des Ganzen murmelte ſelbſt der finſtere Künſtler ſein Bravo, Herr Schmelzer ſchüttelte dem jungen Schriftſteller kräftig die Hand, und ſelbſt Madame Stichfeld-Holzelfinger reichte ihm die ihrige zum Kuſſe dar.

Der dicke Schauſpieler, mit dem runden vergnügten Geſichte, legte ihm ſeine rechte, gewichtige Hand derb auf die Schulter, ſah ihn mit einem freundlichen Blicke an und ſagte: „Es iſt wahrhaftig ein gutes Stück, nur hätte ich gewünſcht, junger Mann, daß Sie mir in meiner Scene des zweiten Actes nach dem Dialog mit dem Geſandten vor meinem Abgange einen kleinen Monolog eingelegt hätten, verſtehen Sie mich, nur wenig, vielleicht zwei Seiten.“

„Wenn Ihnen viel daran gelegen iſt, ſo kann ich das ja immer noch thun,“ erwiderte Bander, der in ſeinem Entzücken jedem einzelnen Wunſche der betreffenden Künſtler und Künſtlerinnen gern Rechnung getragen hätte.

„Nein, nein, laſſen wir es jetzt nur,“ gab der dicke Schauſpieler zur Antwort, „doch erfüllen Sie mir eine andere kleine Bitte,“ fuhr er fort, nachdem er ſeine Rolle aufgeſchlagen, etwas darin geſucht und gefunden hatte. „Hier! Da ſage ich zum Geſandten: Euer Excellenz verdanke ich wohl die mir gewordene Auszeichnung? Würde es Ihnen was verſchlagen, wenn wir dieſe Auszeichnung näher beſtimm-

ten, wenn ich zum Beispiel sagte: Euer Excellenz verdanke ich wohl das mir gewordene Großkreuz? Verstehen Sie mich recht, junger Mann, dieses Wort gibt mir alsdann Veranlassung, einen schönen Stern auf dem Fracke zu tragen, und so ein Stern ziert den Mann und die Rolle; man fühlt sich schon gehobener, wenn man würdig decorirt auftritt. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?"

„Ich gewiß nicht — wenn es Ihnen Vergnügen macht," erwiderte Bander rasch.

„Vergnügen gerade nicht," versetzte der Andere ernst und würdevoll, „es geschieht nur, um Ihr Stück so schön als möglich auszuschmücken."

„Wofür ich Ihnen unendlich dankbar bin."

„So werde ich mich der Mühe dieser Aenderung unterziehen."

Eiliger, als sie gekommen waren, hatten alle Anwesenden das Zimmer nun verlassen, und in kurzer Zeit war Bander mit seinem Freunde Richter allein.

„Was meinst du, guter Kerl," sagte der lange Choriſt, „du hast jetzt doch ein anderes Gefühl im Busen, als es nach der letzten Probe Sidi-ben-Aben-Hamet hatte?

„Der Mufti uns befohlen hat,
Befohlen hat, befohlen hat,
Zu melden dem Kalifen.

„Dein Stück wird gefallen und muß gefallen; wenn ich auch auf das Urtheil von allen denen da nicht besonders viel gebe — der alte Limmer hat Recht, jeder schätzt das Stück nach seiner Rolle — so ist es doch schon wichtig, daß sie alle von dem Lustspiel befriedigt sind. Wenn es auch im Theatergesetz vorgeschrieben ist, man solle über ein neues Stück kein

nachtheiliges Gerede ins Publikum bringen, ſo iſt doch niemand verboten, ein ſolches über den Schellenkönig zu loben, und das werden ſie alle thun, denn ſie ſpielen Geſandte und Herzoge, haben Sterne, Ordensbänder, und die Damen drei bis vier Paar Toiletten — mein Liebchen, was willſt du noch mehr? Obendrein protegirt der Intendant dein Stück, und du kannſt verſichert ſein, daß wir in den nächſten Tagen von allen Seiten hören, dem Publikum ſtehe ein großer Kunſtgenuß bevor: das neue Stück des talentvollen Schriftſtellers Bander habe in der Leſeprobe ſo ſehr gefallen, daß man eines ausgezeichneten Erfolges ſicher ſein dürfe."

„Gebe Gott, daß man ein Recht hätte, ſo zu ſprechen!"

„Und dann?" fragte lauernd der Choriſt. — „Ich habe einen Mann gekannt," fuhr er fort, als der Andere ſchwieg, „der ſich nach einem großen Erfolge auf dem Theater nur deßhalb mit aller Kraft ſeiner Seele ſehnte, um einen Blick aus ihrem dunkeln Auge zu erhaſchen — iſt der Mann nicht geſcheiter geworden?"

„Alles um uns herum ändert ſich," erwiderte Bander mit einem ſchmerzlichen Ausdruck, „warum ſoll ſich unſer Herz allein in ſeinem Fühlen und Denken gleich bleiben?"

„Gebe Gott, daß du zur Erkenntniß kommſt und zu Dr. Berger gelangſt — aber nun laß uns gehen, es iſt zwölf Uhr durch, und Herr Limmer draußen, der ſeinen Ueberrock bereits angezogen hat, wird ungeduldig."

„Was meinen Sie," wandte ſich der Choriſt zu dem Bibliothekar, „werden wir den hier och noch kurz kriegen?"

„Das bleibt Keinem aus," erwiderte der alte Mann kopfnickend, „Ihnen hab' ich doch wenigſtens richtig prophezeit?"

„Beim Cid!" gab Herr Richter lachend zur Antwort,

„das muß wahr sein! Denn als ich in dieses verdammte Gebäude kam, da war ich des festen Glaubens, in einem Jahre hier zu glänzen als primo Basso assoluto, in eigener Equipage zu fahren und schöne Diners zu geben — was ist mir von diesen schönen Träumen geblieben?“ —

Da niemand auf diese Frage eine Antwort gab, setzte der Chorist mit einem festen Rucke seinen Hut auf den Kopf und sang im Abgehen:

„Aus dem Leben mit Schlachten verkettet,
Aus dem Kampfe mit Lorber umlaubt,
Hab' ich nichts, hab' ich gar nichts gerettet
Als die Ehr' und dies alternde Haupt.“

Neunundvierzigstes Kapitel.

Dunkle Stunden wirken nach.

Nicht immer zeigte ſich das Kaminfeuer im Salon des Grafen Lotus geneigt, freundliche Bilder zu zeigen oder durch Schatten und Licht Geſchichten angenehmer Stimmung darzuſtellen. Häufig glühten die verkohlten Holzblöcke in finſterer Glut ohne milbernden, hellflackernden Schein und blickten umher mit düſtern Augen, die zuweilen trotzige Blitze von ſich ſprühten, um dann wieder ſtill und mißvergnügt fortzuträumen.

Zu ſolcher Zeit harmonirten ſie vollkommen mit dem Wetter draußen, wenn der Wind dicke Regentropfen an die Fenſter warf und zuweilen heulend durch den Kamin hinabfuhr, den Verſuch machend, das träge Feuer aus ſeiner mißmuthigen Ruhe aufzuſcheuchen.

Es war Abend, die grünen Vorhänge vor den Fenſtern hatte man herabgelaſſen, und eine Lampe auf dem Tiſche, deren weiße Kugel mit einem Schirm verdeckt war, gewährte nur ein zweifelhaftes, mattes Licht. An dem Kamine ſaß

der Graf auf einem niedrigen Fauteuil; vornüber gebeugt, hatte er den Kopf in seine Hand gesenkt und sprach zuweilen leiser, zuweilen lauter mit sich selbst oder auch mit einem Andern, welcher sich im Zimmer befand, doch alsdann in so allgemeinen Ausdrücken, daß dieser selten und dann meistens nur kurze Worte erwiderte.

Dieser Andere war Jussuf, der in seiner gewöhnlichen aufrechten Haltung neben dem Tische stand, mit seiner ganzen Figur im Schatten der verhüllten Lampe, wobei es übrigens eigenthümlich aussah, daß ein Lichtblick, welcher sich oben zwischen den künstlichen Blumen des Schirmes hervorstahl, auf seine Augen fiel und diese grell beleuchtete.

„Wenn ich auch annehmen will," murmelte der Graf, „daß man da draußen am Ende selbst mit zum Narren werden kann, so wäre es doch lächerlich, diesem Doctor nicht zu glauben, das heißt dem ächten, der heute bei mir war; und dabei sprach er so vernünftig, als ein gescheiter Mann nur sprechen kann. Was hätte er auch für eine Ursache, mir ein Märchen aufzubinden? Habe ich ihn nach jenem verfluchten Gespenste gefragt? — Nein, nein, aus freien Stücken erzählte er mir, wen ich an jenem Morgen da draußen gesprochen — o, meine Ahnung, die so furchtbar wahr geworden! — Er lebt — er lebt, und ich fühle in meinem armen Kopfe nicht mehr die Kraft, all dem Entsetzlichen kräftig zu begegnen, das über mich und auch über sie hereinbrechen muß!

„Ah," fuhr er nach einer Pause fort, nach welcher er sich aufrichtete und rasch mit der Hand über die Stirn fuhr, „wenn ich noch der von damals wäre, schnell im Denken, rasch im Handeln, ah, Jussuf, damals, als wir den Tiger

jagten und es mir eine Luſt war, in die Gefahr hinein zu ſtürzen mit kaltem Blute, feſtem Auge und ſtarker Hand!“

Die Augen des Inders leuchteten auf, doch verrieth ſonſt keine Bewegung der Figur im Schatten, daß er ſeinen Herrn gehörig verſtanden habe.

„Jetzt iſt alles anders, das Blut überflutet mein Gehirn in raſchen, wilden Strömen, dann flimmert es mir vor den Augen und meine Hand zittert, ſelbſt mein Wille iſt ſchwach geworden, er hat keine Ausdauer mehr, und wenn ich mich in dieſer Sekunde gern noch einmal ins bewegte Leben ſtürzen möchte, ſo ſehne ich mich in der nächſten nach Ruhe — Ruhe — Ruhe!

„Und ich war ſo ruhig, ſo ſtill und glücklich, mein Leben erſchien mir wie ein heiterer Sommerabend mit melodiſchem Glockengeläute unter dem ſanften Kuſſe einer alles belebenden warmen Sonne, — das war ſie, meine Françoiſe, — und ſo hoffte ich einzuſchlummern, und hätte ihr dann ja die volle Freiheit gegeben.

„Warum denn mußte dieſes finſtere Gewölk aufſteigen, eine graue, trübe Fläche, die mir ein verzerrtes Menſchenantlitz zeigt, das ich glühend und tödtlich haſſe?

„Ja, ich haſſe ihn, Juſſuf, und wenn ich dir tauſend Mal dieſes Wort: ich haſſe ihn, ausſpreche, ſo wirſt du mit mir fühlen und ihn ebenfalls haſſen!“

„So iſt es,“ gab der Inder mit tonloſer Stimme zur Antwort, „ich haſſe ihn, den mein Herr haßt!“

„Bis zum Tode, Juſſuf?“

„Bis zum Tode!“ gab der Andere zur Antwort, und dabei hob er langſam ſeine Rechte in die Höhe und legte ſie einen Augenblick flach auf ſeinen Kopf. Als er ſie hierauf

wieder hinabſinken ließ, ſtand er wie früher, wie ein Schattenbild, nur ſeine Augen glänzten unheimlich im Widerſchein der Lampe.

„Du machſt ein erſchreckendes Zeichen,“ ſagte der Graf nach einem momentanen Stillſchweigen, wobei er ſeltſam lächelte; „wären wir noch in Indien, ſo würde ich für das Leben desjenigen, an welchen du dabei gedacht, keinen Kauri geben.“

„In Indien wie hier bin ich der Sklave meines Herrn,“ murmelte Juſſuf, und ſetzte mit kaum vernehmlicher Stimme hinzu: „es iſt mir ſchon ſeit einigen Nächten, als vernähme ich ein Zeichen der finſtern Göttin Kalee.“

„Ja, ja, ich ſehe, du trägſt das Palum um deine Hüften! Was nutzt es dich gegen ein körperloſes Weſen — für dich körperlos —? Und mich wird Gott nicht ſo verlaſſen, ihm Geſtaltung zu geben, ich gewiß nicht.“

Jetzt fuhr ein Lächeln wie ein ſcharfer Blitz über die dunkeln Züge des Inders und leuchtete in ſeinen Augen nach. „Die große Göttin,“ ſagte er, „zeigte ihrem Eingeweihten auch ohne Worte den Pfad, welchen er zu wandeln hat; ich haſſe den, Herr, den du haſſeſt, und ich kenne ihn.“

„Das wäre entſetzlich,“ erwiderte der Graf in dumpfem Tone, „wenn es wahr wäre, und noch furchtbarer, wenn die finſtere Göttin dich auf eine falſche Fährte geleitet hätte!“

„Juſſuf hat ſein Auge offen, und wo er nicht ſieht, da fühlt ſein Herz!“

Es entſtand eine lange Pauſe, während welcher man nichts vernahm als das leiſe Picken der Uhr auf dem Kamin und draußen das Heulen des Windes. Zuweilen ſchien es, als fahre das zuſammengeſunkene Feuer wie aus einem Halb-

ſchaftliches Diner, auf den Ball dieſes Abends, belächelt und beſpricht geſtern Vorgefallenes und freut ſich auf morgen.

Immer neue Geſtalten erſcheinen, immer neue Toiletten, und je mehr ſich die Sonne dem Horizont zuneigt, je mehr füllt ſich die Promenade. Es iſt nicht vornehm, ſo früh zu kommen, und die Helden und Heldinnen des Tages oder der Nacht erſcheinen ſo ſpät als möglich. Complimente und Geſpräche in faſt allen bekannten Sprachen erfüllen die Luft.

Der Engländer ſpricht engliſch und ungenirt mit ſeinen Bekannten, der Franzoſe franzöſiſch und behandelt die unbedeutendſte Geſchichte mit einer wahren Wortverſchwendung. Aus dem Munde der Italienerinnen ertönt, erklingt die weiche, liebliche, toskaniſche Mundart, das reinſte und angenehmſte Italieniſch, das irgendwo geſprochen wird.

Die beiden jungen Deutſchen, die ſich dort eben einer erſt angekommenen Landsmännin vorſtellen laſſen, unterhalten ſich mit derſelben in franzöſiſcher Sprache und alle vier, der Gemahl, die Dame und die beiden Deutſchen fangen jetzt wie auf Commando an, engliſch zu ſprechen, als ein langer, dürrer Britte ſich gähnend erkundigt, wie es ihnen geht. — — — —
— — — — — — — — — — — —

Unſere beiden Freunde, die wir Angeſichts der Stadt verlaſſen, hatten in einem Gaſthof am Arno die beſtellten Zimmer gefunden und befanden ſich als Leute von gutem Ton ebenfalls in den Caſcinen. Sie hatten ſich auf einer Marmorbank ungefähr in der Mitte des Fußwegs niedergelaſſen, und die vielen Grüße von Herrn und Damen, mancher Blick aus ſchönen Augen und manche freundliche Handbewegung zeigten deutlich, wie bekannt und wohlgelitten ſie ſind.

„So ſchön die Caſcinen an und für ſich ſind,“ ſagte Alfred, „und ſo gern ich ſie beſuchte an einem ſchönen Morgen, oder vor

ſchlummer empor und zeigte alsdann auf den Kohlenüberreſten kleine, tanzende blaue Flämmchen.

Der Graf war wieder in ſich ſelbſt zuſammengeſunken, hatte ſein Geſicht abermals mit der Hand bedeckt und ſprach jetzt zu ſich ſelber: „Ich glaube, ich habe geſchlafen und geträumt; wie man nur ſo lebhaft träumen kann! Sprach ich mit dir, Juſſuf?“ fragte er den Inder.

„Nein,“ erwiderte dieſer in entſchiedenem Tone.

„Welche Zeit iſt es?“

„Neun Uhr vorüber.“

„Meine Frau bleibt lange aus, meine ich.“

„In dem Theater wird es bis zehn Uhr dauern,“ gab der Inder zur Antwort, „und dann,“ ſetzte er in einem Tone hinzu, der faſt wie ein Vorwurf klang, „die gnädige Gräfin wollte ja nicht ausgehen, du, Herr, haſt es ja verlangt, daß ſie dich verlaſſen ſollte.“

„Und ſie iſt im Theater?“

„Ja, Herr, dein Diener Friedrich hat ſie hingeleitet und mußte auf ihren Wunſch dort bleiben.“

„Ich zittere, wenn ich ſie anſehe,“ murmelte der Graf ſo leiſe, daß ſelbſt Juſſuf's feines Ohr dieſe Worte nicht verſtehen konnte. „Ich zittere, wenn ich in ihr offenes Auge ſchaue, immer fürchtend, es ſei umflort, getrübt, es leuchte mir nicht mehr entgegen, wie bisher, in voller Unbefangenheit. Sie weiß noch nichts von dem Geſpenſte, das ihren Pfad umſchleicht, gewiß, ſie hat keine Ahnung davon; das könnte mich beruhigen, wenn ich nicht die gerechte Befürchtung hätte, heute, morgen müßte dieſer wilde, finſtere Geiſt ihr in den Weg treten, ihre Ruhe vernichten, mein Daſein

vergiften. Fort muß er, fort aus meinen Augen, fort aus der Welt!"

Seine Stimme hatte sich bei diesen Gedanken unwillkürlich gesteigert und damit seine Leidenschaftlichkeit, die ihn aus seinem Fauteuil auffahren und in schnellen Schritten durch das Gemach gehen ließ. Als er bei Jussuf vorüberkam, blieb er vor ihm stehen, legte die rechte Hand auf dessen Schulter und sagte nach einer längeren Pause mit weicher Stimme: „Wir haben doch glückliche Zeiten zusammen verlebt, du, mein Freund, und ich und wir alle mit einander, damals, als wir noch auf der Höhe des Lebens standen; jetzt sind wir abwärts gegangen, und ich bin schon sehr nahe dem stillen, ruhigen Thale."

„Im Thale wohnt sich's auch gut," gab der Inder ruhig zur Antwort, „und wenn trübe Schatten unsere Augen verdüstern, so müssen wir hoffen, daß auch diese wieder vorüberziehen."

„Nie, nie werden sie vorüberziehen! Es hat sich ein finsterer Geist an meine Fersen geheftet, er wandelt hinter mir, und ich fühle wohl, daß ich ihn einmal, mich plötzlich umwendend, in seiner ganzen schrecklichen Gestalt vor mir erblicken werde."

„Willst du mir nicht deinen Feind nennen?" fragte der Inder lauernd, wobei er langsam das rothseidene Tuch, welches er um seinen Leib geschlungen hatte, mit der linken Hand anfaßte.

„Nie, nie!" rief der Graf entsetzt, „ich fürchte deine Treue!"

„Also hältst du mich doch für treu und ergeben, Herr?" fragte der Inder mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Dafür habe ich ſo große Beweiſe, daß ich keine Belohnung weiß, um dieſen Beweiſen gerecht zu werden.“

„Und doch wüßte ich eine Belohnung, die du mir auch ſchon verſprochen, die du mir anboteſt, die ich aber mehrere Male zurückwies; jetzt, Herr, möchte ich ſie annehmen.“

„Welche iſt das?“

„Laß mich in meine Heimat zurückkehren. Deine Großmuth hat mich für meine geringen Dienſte reich belohnt, du gabſt mir die Mittel, um dort drüben ſorgenfrei und vielleicht auch glücklich zu leben. Sieh mich nicht ſo verwundert an, Herr; ich verſtehe wohl deinen fragenden Blick, warum ich das jetzt ausführen will, was du mir zum Oeftern angeboten und ich zum Oeftern verweigert; gewiß, Herr, ich bitte dich, laſſe mich in meine Heimat zurückkehren.“

Der Graf war einen Schritt zurückgetreten und betrachtete ſeinen Diener allerdings mit Erſtaunen, doch miſchte ſich im nächſten Augenblicke in ſeine Züge ein wohlwollendes, freundliches Lächeln, und er ſagte raſch: „Ja, ich bot dir mehrmals die Heimreiſe an, und wie ich damals deine Weigerung achtete, ohne die Angabe eines beſonderen Grundes dafür zu verlangen, ſo kann und will ich auch jetzt nicht anders, als deiner Bitte willfahren; kenne ich doch deinen unbeugſamen Charakter und weiß wohl, daß du mir doch nicht bleiben würdeſt, wenn ich dich auch zurückhalten wollte.“

„Sage das nicht, Herr,“ erwiderte Juſſuf, „mein Wille iſt dem deinigen unterthan, und ich würde bleiben, wenn du ernſtlich wollteſt, das heißt in dem Falle würdeſt du mir ſagen: Juſſuf, ich gebrauche deine Dienſte. Das iſt aber nicht der Fall, und Juſſuf, wenn auch im Hauſe nicht ungern

geſehen, iſt doch dir und den Deinigen nutzlos. Ja," ſetzte er mit langſamer und ausdrucksvoller Stimme hinzu, „es könnte die Zeit kommen, wo Juſſuf dir hinderlich wäre, gewiß, Herr, dieſe Zeit wird kommen, wo du wenigſtens denken wirſt: Hätte ich ihn doch damals in ſeine Heimat entlaſſen! Glaube dem Worte des treueſten deiner Diener, dir ſo treu und anhänglich, daß er dich nur dann verlaſſen wird, wenn er ſelbſt überzeugt iſt, er könne dir durch ſein Bleiben nur Nachtheil bringen, könne dir aber nützen, wenn er ſeine Schritte gegen Oſten wende."

„Ich habe ſo viel Vertrauen zu dir, Juſſuf, daß ich es auf letztere Bedingung hin wagen kann, dir die Erlaubniß zu ertheilen, in deine Heimat zurückzukehren."

„Die ich benutzen darf, ſobald es mir gut dünkt?" fragte der Inder.

„Nicht ſo ganz; ſobald du mit deiner erprobten Treue und Anhänglichkeit, von der ich durchdrungen bin, überzeugt biſt, daß dein Weggehen mir nützlich iſt; der Fall wird aber ſchwerlich eintreten."

„Er iſt nicht ſo unmöglich, Herr. Denke einmal nach, du wollteſt dieſe Stadt verlaſſen, um vielleicht unerkannt irgendwo zu leben, — wäre dir in dem Falle Juſſuf nicht hinderlich? Würde nicht jeder, der dich gekannt, ſobald man mich ſähe, ſagen: ſein Herr, der Graf Lotus, iſt nicht fern? Ich weiß nicht, ob du die Abſicht haſt, deinen Wohnort zu wechſeln, um unerkannt irgendwo zu leben, aber es könnte ja doch einmal ſo geſchehen."

Bei dieſer letzten Rede des Inders war der Graf an den Kamin getreten, blickte in die düſtere Glut des Feuers und konnte ſich nicht enthalten, ſeinem Diener Recht zu geben.

„Es könnte allerdings die Zeit kommen," sprach er zu sich selber, „wo es mir nöthig wäre, Nachforschungen zu entgehen, und dabei müßte mich allerdings die Gegenwart Juſſuf's verrathen."

„Herr," sprach der Inder nach einer längeren Pauſe, „du gabſt mir Erlaubniß, in meine Heimat zurückzukehren?" —

„Unter Bedingungen," ſagte der Graf, aus ſeinen Träumereien auffahrend, „nur unter Bedingungen, Juſſuf, wie vorhin ſchon geſagt. Nur dann gebe ich dir dieſe Erlaubniß, wenn du überzeugt biſt, daß dein Weggehen nothwendig, daß es von Nutzen für mich und mein Haus iſt — darauf kann ich es ankommen laſſen, eine ſolche Nothwendigkeit wird nie eintreten."

Drunten hörte man einen Wagen rollen und vor dem Hauſe halten, dann wurde die Thür geöffnet und geſchloſſen, und gleich darauf vernahm man im Vorzimmer den leichten Schritt eines Damenfußes und das Rauſchen ſeidener Gewänder.

Der Graf behielt ſeine Stellung am Kamin bei und wandte nur ſein Geſicht den Eintretenden entgegen.

Es waren Françoiſe und Roſa. Die Gräfin ſchritt auf ihren Gemahl zu, legte ihre Hand auf ſeine Schulter und ſagte mit ihrer weichen, lieben Stimme: „Es war wahrhaftig nicht der Mühe werth, Paul, daß du mich ins Theater geſchickt, ich hätte mich hier in deiner Geſellſchaft gewiß beſſer unterhalten; es war ein langweiliges Stück und wurde auch nicht eben kurzweilig geſpielt."

„Du ſahſt doch vergnügte Geſichter," erwiderte der Graf, „und Lichterglanz, hier iſt es ſtill und düſter."

„Das weiß Gott,“ rief Roſa, die nun auch hinzutrat und ihrem Schwager freundlich die Hand ſchüttelte. „Nimm mir nicht übel, es iſt hier troſtlos dunkel, ich glaube, du unterhielteſt dich mit deinem zuſammengeſunkenen Kaminfeuer. Lieber Graf, wie kann man ſich aber auch ſo in ſich ſelbſt zurückziehen und in ſo melancholiſchem Dunkel den Abend ganz allein zubringen? Hätte ich das gewußt, ſo würde auch ich bei dir geblieben ſein, wir hatten wahrhaftig beide keine Luſt, ins Theater zu gehen.“

Der Graf blickte im Zimmer umher. „Bin ich denn allein?“ fragte er leiſe — die hellen Augen des Inders waren neben der Lampe auf dem Tiſche nicht mehr zu erblicken, er war verſchwunden, ohne daß jemand der Eintretenden ſeine Anweſenheit oder ſein Weggehen bemerkt hätte.

„Wenn du nun erlaubſt,“ ſagte Roſa heiter, während ſie ihren Hut und Shawl auf einen Divan in der Ecke legte, „ſo werde ich mich bemühen, deinem Salon ein wohnlicheres Anſehen zu geben; ich würde wahrhaftig traurig, wenn ich hier ſo im Dunkeln ſitzen ſollte.“

„Thue, was du willſt, liebe Roſa,“ erwiderte der Herr des Hauſes, „dein Element iſt Heiterkeit und Licht. Von beiden bringſt du ſogar immer etwas mit, und wenn du eintrittſt, fühlt man ſich ohne Weiteres ſchon beſſer aufgelegt.“

„Danke für das Compliment, ich will verſuchen, es zur Wahrheit zu machen.“ Sie klatſchte in ihre Hände, und als einer der Lakaien eintrat, befahl ſie Lichter und feingeſpaltenes Holz. Bis beides kam, nahm ſie den verhüllenden Schirm von der Lampe und ſagte, als ſich hierauf der Schein des Lichtes rings umher vertheilte, nach einem abſichtlich außerordentlich tiefen Athemzuge: „ſo, jetzt iſt mir's ſchon

wohler. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber ſo ein Halbdunkel bedrückt mir die Bruſt."

Die Gräfin war ins Nebenzimmer gegangen, und als ſie gleich darauf wieder erſchien, ſetzte ſie ſich ihrem Gatten gegenüber an das Kaminfeuer, und beide ſahen lächelnd zu, wie die ſchöne Tänzerin auf den Teppich niederknieend ſich nun bemühte, mit einer eleganten Geſchicklichkeit das Kaminfeuer ſelbſt zu behandeln.

„Selbſt die Glut hier iſt mißmuthig geworden über die Vernachläſſigung, die ſie erfahren," meinte ſie lächelnd; „gebt Achtung, was wir hier gleich für freundliche Geſichter ſehen werden. — Friedrich, den Blaſebalg!

„So," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „bei guter Behandlung gebe ich den letzten Funken noch nicht verloren, er wird und muß ſich vergrößern, wie hier der Augenſchein lehrt; ſeht, wie er ſeine bereits verloren geglaubten Brüder animirt, und wie man ordentlich merkt, daß alle froh ſind, wieder in ihr warmes gemüthliches Daſein zurückzukehren — noch etwas Holz, Friedrich! — Ah, ſeht her, da flackert ſchon die Flamme."

Bei der nun in der That neu aufflackernden Glut warf Roſa einen raſchen Blick auf das Geſicht ihres Schwagers, der ſeinerſeits ſeine Augen forſchend auf dem Antlitz der Gräfin ruhen ließ. Françoiſe aber ſah lächelnd auf das Kaminfeuer und auf die Schweſter zu ihren Füßen, und ſagte ihr nach einer kleinen Pauſe: „Paul hat Recht, wo du biſt, wo du handelſt und wirthſchafteſt, da kann Kummer und Sorge nicht aufkommen — o, wie du glücklich biſt, Roſa!"

„Und fühlſt du dich unglücklich?" fragte der Graf mit einem forſchenden Blicke auf ſeine Frau.

Sie ſchaute ihn mit ihren offenen, herzlichen, unbefangenen Augen an, während ſie zur Antwort gab: „Ich für meine Perſon fühle mich durchaus nicht unglücklich, und wollte das auch nicht mit meiner Aeußerung von ſo eben geſagt haben. Ich beneidete nur Roſa um ihr Talent, Andere heiter zu ſtimmen, das fehlt mir gänzlich.“

„Nein, nein,“ verſetzte der Graf in gutmüthigem Tone, „darin muß ich dir widerſprechen; gewiß, meine liebe Françoiſe, du thuſt dir ſelbſt Unrecht. Haſt du mir nicht manche düſtere Stunde erhellt? Haſt du mir nicht manchen qualvollen Augenblick erträglich gemacht? Glaube mir, ich vergeſſe das nie, und wenn auch Roſa ein heiteres, ſprühendes, glänzendes Licht iſt, eine ſtrahlende Sonne, ſo biſt du wie der milde, ſüße Mond, der beruhigende Wehmuth in ein krankes Herz zu träufeln verſteht.“

„Denkſt du in der That ſo von mir, Paul,“ rief die Gräfin freudig mit einem leuchtenden Blick ihrer Augen, „ſo will ich mein Wort von vorhin gern zurücknehmen, denn dich heiter und glücklich zu ſtimmen iſt ja mein innigſtes Beſtreben — biſt du doch mein Gemahl, meine Welt!“ —

„So iſt's recht!“ rief Roſa. „Solche Aeußerungen entzücken mich, und Ihr müßt mir zugeben, daß ich die unmittelbare Urſache derſelben bin, das heißt, mein Verlangen nach Feuer und Licht hat dieſe angenehme Wirkung hervorgebracht. Glaube mir, Paul, wenn man, wie du vorhin, in düſterem Zimmer ſitzt, am verglimmenden Kaminfeuer, da ſchleichen ſich ſchwere und unheimliche Kobolde an unſer Herz und flüſtern uns allerlei zu mit trauriger häßlicher Melodie, da ſehen wir Schatten unſer Leben verfinſtern, die alle verſchwinden beim heiteren Strahl des Lichts. Schaue um dich,

iſt es jetzt nicht hier im Salon total anders wie vor einer halben Stunde? Du ſelbſt blickſt heiter, die Augen meiner guten Françoiſe ſtrahlen, und deine ſchöne Schwägerin, das bin ich nämlich, ſitzt hier als glückſeliges Edelfräulein zu den Füßen des heiteren königlichen Paares. Und der Platz hier, den ich mir ausgeſucht, hat noch ganz beſondere Vortheile: ich ſehe ſo recht in die Glut, in das praſſelnde Feuer, und könnte Euch die wunderſchönſten Flammenmärchen erzählen."

„So erzähle, leuchtende Fee," ſagte der Graf, der mit Wohlgefallen auf das von der Kaminglut roſig beſtrahlte Antlitz des ſchönen Mädchens blickte.

„Fee höre ich mich gern nennen," ſagte dieſe nachdenkend.

„Doch haſt du eben ſo ſehr etwas vom Salamander an dir, von dem fabelhaften nämlich, wie ihn die Märchen beſchreiben," ſagte der Graf.

„Wie ſo?" fragte Roſa.

„Du hältſt in jedem Feuer aus, es iſt keine Glut verzehrend genug, um dein diamant-hartes Herz anzugreifen."

„Wer weiß!" entgegnete die Tänzerin, wobei ſie mit weit geöffneten, dunkeln, glänzenden Augen in die Glut des Feuers blickte.

„Wenn dieſes wer weiß ernſtlich zu nehmen wäre, ſo ſollte es mich unbeſchreiblich freuen; ein angenehmer Schwager würde unſern Familienkreis auf unterhaltende Art erweitern. Meinſt du nicht auch, Françoiſe?"

„Gewiß, und ich habe es Roſa ſchon hundert Mal geſagt."

„Halt da!" rief dieſe launig. „Die Feen, wozu Ihr mich rechnet, ſind ganz eigenthümliche Geſchöpfe, geiſtige Weſen, die nicht immer gleich an eine materielle Verbindung denken, ſobald ihr diamantenes Herz einmal getroffen wird.

Ach, dieſe Feen ſind unglückliche Geſchöpfe," ſetzte ſie kopfſchüttelnd hinzu, „die oft von den Eigenſchaften eines geringen Sterblichen heftig berührt werden und Verbindungen ſchließen, die bei den ſtreng geordneten Rangclaſſen des Geiſterreichs nicht immer Billigung finden."

„Das ſind aber alsdann Sterbliche," ſagte der Graf, „die, wenn auch von geringem Stande, durch große geiſtige Vorzüge ſich auszeichnen, und für meine liebe Roſa, ja, auch für uns wäre mir eine ſolche Verbindung lieber, als wo Helmſchmuck und Wappen einen hohlen Schädel mitleidig verdecken."

Françoiſe beugte ſich zu ihrer Schweſter herab und ſprach, während ſie mit einem Finger leicht deren Schulter berührte: „ich glaube, du biſt jetzt ſchon im beſten Zuge, uns ein Märchen zu erzählen. Paul hat Recht, dein verſchloſſenes Herz, fürchte ich, wird nie einem Gefühle der Liebe den Eingang öffnen."

„Du kennſt mich ſchlecht, Frau Schweſter," lachte die Tänzerin, „ſage lieber, ich prüfe etwas lange, ehe ich mir geſtehe, das Richtige gefunden zu haben, und der Schwager hat vollkommen Recht in dem, was er vorhin ſagte. Was nützen mir Stand und Rang? Ich möchte mich mit keinem hohlen Kopfe verbinden, wenn er ſelbſt die neunzackige Krone tragen dürfte! Doch ſind wir ja für ein Märchen etwas ernſt geworden," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, „und ich möchte Euch gern ein luſtiges erzählen, wenn ich nicht fürchten müßte, im beſten Zuge unterbrochen zu werden."

„Wovon und durch wen?" ſagte der Graf.

„Von Scherra," entgegnete Roſa, und fuhr fort, indem ſie ihre Augen auf die Schweſter richtete; „er kam heute in

der allgemeinen Spazierfahrt, ſo langweilig wird mir dieſes ewige Hin- und Herrennen.“

„Wenn man keinen Zweck dabei hat,“ ſagte Alfons, „ſo gebe ich dir vollkommen Recht. Aber für die Meiſten, die du hier hin und her gehen ſiehſt, ſind die Caseinen ſo angenehm, wie ein gutes Diner, ſo nothwendig, wie der Schlaf. Wo willſt du die Zeit herbringen, um mit den vielen Bekannten in Relation zu bleiben, ihnen jeden Tag das ſo nothwendige Unnöthige zu ſagen?“

„Ja, ja, in dem Fall haſt du Recht.“

„Und dann die vielen Beſtellungen, die hier gemacht werden. Die angenehme Fortſetzung eines Geſprächs, das der geſtrige Cotillon unterbrochen. Auch muß man gerecht ſein und dieſen armen geplagten Geſchöpfen das Bischen friſche Luft gönnen, das ſie jetzt wieder für vierundzwanzig Stunden zu ſich nehmen. Die Zeit des Spazierengehens fliegt ſo ſchnell dahin, es iſt wahrhaftig ſchon halb ſechs und Alles wogt ſchon nach der Stadt zurück.“

„So laß' uns gehen!“ ſagte Alfred, „ich freue mich auf unſer Diner.“

„Noch einen Augenblick!“ bat der Graf. „Vielleicht kommt unſere alte dicke Signora mit ihrer liebenswürdigen Tochter hieher.“

„Die Alte vielleicht wohl,“ lachte Alfred, „aber die Tochter nicht; ich möchte eigentlich doch wiſſen, weßhalb ſie das Mädchen ſo verſteckt bei ſich hält. Es ſcheint mir das eigentlich für den Zweck, der ſie doch wohl hieher geführt, nicht wohl zu paſſen.“

„Mir auch nicht!“ ſagte lachend der Graf, „und in dem Punkt iſt mir die Alte ein Räthſel.“

„Oder hat ſie es auf eine beſtimmte Perſon abgeſehen, die noch nicht angekommen iſt,“ ſagte Alfred.

beine Loge, um dir zu ſagen, daß er ſpäter hieher kommen wolle."

„Gut, ſo ſoupiren wir zuſammen," meinte der Herr vom Hauſe. „Findeſt du nicht, Françoiſe," ſagte er zu ſeiner Frau, „daß ſich der gute Scherra in letzter Zeit etwas rar gemacht hat? Auch Arthur war in den vergangenen Tagen nicht da, — nun, das gibt mir weniger oder gar nicht zu denken. Wer weiß, wohin er ſeinen Lauf nimmt!"

„Ueberall anderswo hin iſt mir recht," ſagte Roſa, wobei ſich ihre Blicke ein klein wenig verfinſterten.

„Du biſt zu hart gegen ihn, und gewiß ohne alle Urſache," meinte die Gräfin. „Ich verhehle es nicht, daß es mich gefreut hätte, wenn du den Bewerbungen Arthur's freundlicher geneigt geweſen wäreſt."

Roſa warf ihrer Schweſter einen ſtrengen und zugleich fragenden Blick zu, worauf der Graf für ſeine Schwägerin zur Antwort gab: „Nein, nein, Roſa hat Recht, Feuer und Waſſer paſſen nicht zuſammen, und wenn Arthur auch ein ganz guter Reiter-Offizier ſein kann, ſo bin ich doch überzeugt, daß er ein ſchlechter Ehemann wird."

„Du hätteſt viel über ihn vermocht, Roſa," verſetzte die Gräfin.

„Du meinſt, ich hätte ihn zu etwas Ordentlichem heranziehen können?" fragte Roſa in einem ſpöttiſchen Tone. „Du lieber Gott, den Verſuch hätte ich ja gern gemacht, doch um irgend ein Gebilde hervorzubringen, muß wenigſtens ein kräftiger Stoff vorhanden ſein. Faſſe in die Luft und mache mir irgend etwas Weſenhaftes daraus; du wirſt die Unmöglichkeit einſehen."

„Aber dein zurückſtoßendes Weſen geht ihm nahe," meinte

Françoiſe; „er iſt in der letzten Zeit zuweilen ſo ſtill, ja, auffallend ernſt, es beſchäftigt ihn etwas.“

„Dieſes Etwas, liebe Schweſter, bin aber nicht ich, darauf kannſt du dich verlaſſen; glaube mir, über das, was du mein zurückſtoßendes Weſen nennſt, weiß er ſich vollkommen zu tröſten.“

„Der Wolf in der Fabel,“ rief laut der Graf, indem er gegen das Vorzimmer lauſchte, wo man Tritte und dazwiſchen das Klirren eines Säbels vernahm.

„Nun denn, Adieu Märchenwelt und ruhige Beſchaulichkeit!“ rief die Tänzerin in faſt unmuthigem Tone, während ſie mit einem leichten, eleganten Aufſchwung in der nächſten Sekunde auf ihren kleinen, zierlichen Füßen ſtand.

Herr von Scherra und Arthur traten in das Zimmer, letzterer nicht ohne noch unter der Thür ſtehend zu verſichern, daß er nur unter der Bedingung ganz in den Salon kommen werde, wenn ihm die liebenswürdigſte aller Gräfinnen und Couſinen eine tüchtige Strafpredigt halte für ſein unverzeihliches Wegbleiben in den letzten Tagen.

Hätte Françoiſe ſo boshaft ſein können, wie ihre Schweſter, ſo würde ſie die Frage ausgeſprochen haben, die jener ſchon auf den Lippen ſchwebte, — ob er, Herr von Marlott nämlich, in der That während der letzten Tage nicht dageweſen ſei.

Die Gräfin aber war zu gutmüthig und ſagte ihm: „Sie wiſſen wohl, Arthur, daß wir über Beſuche nicht abrechnen; wenn Sie kommen, freut es uns; wenn Sie Gründe haben, einmal eine Zeitlang wegzubleiben, ſo achten wir dieſe.“

„Ja, Gründe,“ ſeufzte der Offizier, mit einem düſtern Blick auf die Tänzerin, „Gründe genug! Aber wie jener dicke

Mann in der Komödie, ſo ſage ich auch, es ſoll mich kein Menſch zwingen, einen Grund anzugeben, denn Gründe entlockt man Keinem mit Gewalt.“

„Wir achten die Gründe deines Wegbleibens auch ohne ſie zu kennen,“ verſetzte heiter Graf Lotus, „und trotz alledem und alledem ladet dich meine Frau zu einem kleinen Souper ein.“

„Es kommt doch keine Geſellſchaft?“ fragte der Huſar.

„Mir ſcheint, er iſt ein Einſiedler geworden,“ nahm Herr von Scherra, der die Frau des Hauſes freundlich begrüßt hatte, jetzt das Wort, „oder er iſt ernſtlich verliebt, denn er hält ſich abſeits von den Genoſſen und ſtreift allein umher, als wollte er das Schönſte auf den Fluren ſuchen, wenn es nicht noch ſo gar öde wäre.“

Roſa hatte dem Couſin noch nichts geſagt, doch ließ ſie ihn ihre Hand nehmen, die er wie immer bedächtig an ſeine Lippen führte; dann ſagte ſie: „Ernſtlich verliebt iſt Arthur nie, das heißt, wenn ich es ernſtlich verliebt nennen darf, daß man ſeine Wünſche auf einen einzigen Gegenſtand richtet. Er iſt Philanthrop und liebt im Allgemeinen.“

Der junge Huſaren-Offizier zuckte auffallend hoch die Achſeln, worauf er ſagte: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen! Und, wenn es denn wahr wäre, daß ich im Allgemeinen umherſchweife, um mich für vergebliche Hoffnungen zu entſchädigen, ſollte das nicht Ihre Theilnahme und Mitleiden erregen? Antworten Sie mir, grauſamſtes aller Herzen.“

„Sie mißkennen mich, Herr von Marlott,“ erwiderte Roſa in ruhigem Tone. „Wenn Ihnen mein Mitleid oder

meine Theilnahme in irgend etwas dienen kann, ſo bin ich gern bereit, es an Sie zu verſchwenden."

„Dann wird es wahrſcheinlich zu ſpät ſein," ſeufzte Arthur, „überhaupt wird mich das Almoſen Ihres Mitleids nie entſchädigen können für die Gabe eines ſüßeren Gefühls, die Sie mir in Ihrer Grauſamkeit hartnäckig verweigern."

„Es iſt wahrhaftig Zeit, daß wir zum Souper gehen," ſagte Graf Lotus lachend. „Arthur ſpricht ſo entſchieden elegiſch, daß es am Ende anſteckend wäre für unſere gute Laune. — So kummervoll ſah ich ihn nie," wandte er ſich an Herrn von Scherra, „wir müſſen ihm Champagner und Troſt einflößen, damit er heiter und genießbar wird, denn ein melancholiſcher Huſaren-Offizier iſt das Unverdaulichſte, was es auf der Welt gibt."

„Darf ich mir erlauben, Sie in den Speiſeſaal zu führen?" ſprach Arthur zu der Frau des Hauſes, „denn da ich hier keine Vorbereitungen ſehe," fügte er, ſich umſchauend, hinzu, „ſo wird wohl drüben ſervirt ſein."

„So iſt es," antwortete Françoiſe, „doch bitte ich die Herren, allein vorauszugehen, ich werde mit Roſa ſpäter folgen, um unſere Taſſe Thee zu trinken."

„So komm denn, junger Unglücklicher, und begnüge dich mit mir!" Mit dieſen Worten nahm der Graf den Arm des jungen Offiziers und ging hinter Herrn von Scherra, den er ſanft vorgeſchoben hatte, aus dem Zimmer.

Die beiden Schweſtern blieben allein im Salon zurück, und während die Gräfin neben dem Fauteuil ſtand, von dem ſie ſich ſo eben erhoben, ging Roſa gegen die Thür, durch welche die Herren ſo eben verſchwunden, und blieb dort einen

Augenblick horchend stehen. „Die Thür des Speisezimmers schloß sich hinter ihnen," sagte sie alsdann, „wir haben einige Augenblicke für uns."

„Gewiß," sagte Françoise, „wenn der Graf mit Scherra und Arthur ist, und wenn er weiß, daß du bei mir bist, so bleiben wir ungestört — du hast mir was zu sagen?"

„Allerlei. Zuerst das Wichtigere, was dich betrifft."

„Eugen ist wohl?"

„Gott sei Dank, ja, wohl und so lebhaft wie möglich."

„Ich beneide immer dein Glück, ihn sehen zu können, seine liebe Stimme zu hören! Ach, wie unaussprechlich selig würde es mich machen, wenn ich ihn nur einmal so recht herzlich wieder in meine Arme drücken könnte — wird diese Zeit kommen?"

„Sie wird auch kommen, darauf kannst du dich verlassen, und dann sollst du durch die Güte und Liebe deines Kindes für alle Entbehrungen gewiß reich entschädigt werden."

„O, sprich mir von ihm, erzähle mir, ob du unsere Pläne ausgeführt."

„Ganz genau, so wie wir sie überlegt, und es ist besser so; dort wo er war, konnte er nicht mehr bleiben, und wo er jetzt ist, bei einem Lehrer in der Vorstadt, einem einfachen, guten und braven Manne, ist er vortrefflich aufgehoben und fühlt sich auch dort ganz heimisch. Die Wohnung dieses Lehrers hat einen großen Garten, und das hat dem lebhaften Knaben augenblicklich gefallen; er kann sich dort mit andern Kindern seines Alters herumtummeln und braucht nicht mehr vier Treppen hinauf zu steigen, um das lustige Treiben der Jugend aus der Vogelperspective betrachten zu müssen."

„Darin hat mich das arme Kind immer gedauert,“ ſagte die Gräfin nachdenkend und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „hat der Lehrer, bei dem er iſt, ein gutes, freundliches Geſicht, hat er ein heiteres Auge?“

„Wie du es dir nur wünſchen kannſt — nun, du wirſt ihn ja nächſtens ſehen. Auch für deine Beſuche hie und da iſt das Schulhaus in der Vorſtadt wie gemacht.“

„Hat der Lehrer mehrere Kinder?“

„Nein, er iſt kinderlos, und deßhalb bin ich überzeugt, daß er und namentlich ſeine Frau in kurzer Zeit mit voller Liebe an Eugen hangen werden.“

„Und die Frau war freundlich mit ihm?“

„Das kannſt du dir doch wohl denken; Eugen mit ſeinem offenen und ehrlichen Weſen nimmt jedermann für ſich ein. Wirſt du wohl glauben, daß er den Dr. Berger und mich ruhig in der Stube ließ und mit der Frau des Lehrers hinausging, um nach deſſen Tauben, Hühnern, Kaninchen und was weiß ich ſonſt noch, zu ſchauen, und als wir endlich fortgingen, waren alle drei ſchon dicke Freunde geworden.“

„Wie mich das freut, wie mich das glücklich macht! Und du glaubſt, daß ich nächſtens, ohne Aufſehen zu erregen, zu ihm hinausfahren kann?“

„Gewiß, es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich dich hierbei begleite, und dann kannſt du dir von Eugen den Garten zeigen laſſen, während ich mich mit dem Schullehrer und ſeiner Frau unterhalte.“

Françoiſe, die leicht auf den Sitz ihres Seſſels niedergekniet war, hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ſagte nach einer Pauſe: „Wenn ich nur wüßte, Roſa, was mir ſo

ſchwer und ſo traurig auf dem Herzen liegt! Früher konnte ich doch zuweilen fröhlich ſein, aber jetzt kann ich es nicht mehr; ich werde meine finſteren, drückenden Gedanken nicht los, es iſt mir immer, als ſchwebe etwas unnennbar Schreckliches um mich her, als müſſe mir einmal plötzlich etwas Furchtbares erſcheinen."

Roſa trat zu ihrer Schweſter hin und erwiderte, indem ſie mit der Hand ſanft über deren blondes Haar fuhr: „Deine Nerven ſind aufgeregt, arme Françoiſe, du haſt einen harten Winter gehabt, und dann finde ich es auch begreiflich, daß die traurigen Phantaſieen des Grafen ihre ſchwarzen Schatten auch über dein Gemüth werfen. Das wird aber vorübergehen oder doch beſſer werden. Der Frühling wird kommen, ach, auch ich erwarte ihn ſehnlichſt, du wirſt mehr hinaus kommen, wir werden vielleicht reiſen und dann glücklicher ſein."

„Du, Roſa, wirſt und ſollſt alles das haben," gab die Gräfin mit einem ſchmerzlichen Lächeln zur Antwort, „und du haſt das Beſte verdient in deiner liebevollen Sorge um mich. Dir lächelt der Frühling, dich freuen Blumen und Blätter, du ſchwärmſt hinaus in die erwachende Natur, in den friſch duftenden Wald, empfänglich für alles, da dein Herz noch für Glück und Freude offen iſt! Du wirſt reiſen zu deiner Erholung und bedarfſt deſſen. Aber Roſa, meine geliebte Schweſter," fuhr ſie plötzlich mit einem Tone des Schmerzes fort, „du mußt mich nicht auf lange verlaſſen, ich kann ohne dich nicht ſein! Du biſt es ja, an deren ſtarkem entſchloſſenem Weſen ich mich aufrecht halte."

Bei dieſen Worten hatte ſie ſich emporgerichtet und ihre Arme um den Hals ihrer Schweſter geſchlungen.

„Wie kommſt du auf ſolche Gedanken?“ fragte Roſa faſt verwundert; „haſt du je eine Aeußerung von mir gehört, als wollte ich dich verlaſſen?“

„Im Ernſte nicht, wohl aber im Scherze, und wenn du ſo etwas ausſprichſt, ſo haſt du deine Gedanken dabei.“

„Wann hätte ich ſo etwas ausgeſprochen?“

„Vorhin, liebe Roſa, als du dem Grafen ſagteſt: wer könne es wiſſen, ob nicht auch die Stunde käme, wo dein Herz ſich der Liebe öffnete! Das war der Sinn der Rede, wenn du auch andere Worte ſprachſt.“

„Ach ja, ich erinnere mich,“ ſagte die ſchöne Tänzerin nachdenkend, wobei ſie einen Moment ihre Augen mit der Hand verdeckte; „und das hat dich, liebe Françoiſe, erſchreckt?“

„Aufrichtig geſagt, ja, da mir ein geheimer Sinn aus deinem Worten herausklang.“

„Und welcher, liebe Schweſter?“

„Daß du dich bei einer einſtigen Wahl durch keine Convenienzen und Verhältniſſe binden laſſen würdeſt, daß es dir bei einer Wahl auf Rang und Stand durchaus nicht ankäme.“

„Und hätte ich Unrecht, ſo zu denken?“

„Wie kann ich das ſagen? Aber ich fühle tief, daß deine Wahl, danach ſie wäre, vielleicht einen Riß in unſer herzliches Zuſammenleben machen könnte.“

„Daß meine Wahl nie auf einen Unwürdigen fallen würde, brauche ich dir wohl nicht zu ſagen,“ erwiderte die Tänzerin mit einem etwas ernſten Blicke.

„Kennſt du mein Herz ſo wenig, liebe Roſa, um mich mit einer ſolchen Aeußerung zu verletzen? Kann deine Schweſter von Rang und Stand reden,“ ſetzte ſie leiſer hinzu,

„ſelbſt wenn ſie unter der neunzackigen Krone glücklicher geworden wäre? An mich dachte ich ja nicht, als ich ſagte, unſere Verhältniſſe könnten ſich ändern.“

„Glaube mir, ich verſtehe dich, meine gute Françoiſe! Du meinſt, der Graf würde eine Verbindung, die ich ſchließen könnte, nach dem dieſelbe wäre, nicht gern ſehen; unſer Verhältniß könnte erkalten, ſich ſogar löſen.“

„Und wenn ich ſo dächte,“ rief die Gräfin ſchmerzlich bewegt, „wenn zu all meinen Leiden auch noch ein ſolches Unglück über mich käme?“

„In dieſem Falle,“ erwiderte Roſa mit großer Heftigkeit, „würdeſt du deine Schweſter nicht verleugnen.“

„Aber dieſe Schweſter,“ rief Françoiſe mit dem Ausdrucke der Angſt in ihren Zügen, „könnte mir nicht mehr ſo nahe ſtehen, wie bisher; deine Liebe, die mich bisher aufrecht erhielt, dein Schutz, der mir und meinem armen Kinde ſo nothwendig iſt, würde mir fehlen. Du, bedingungsweiſe eine Fremde in dieſem Hauſe geworden, könnteſt nicht mehr thatkräftig eingreifen in mein Leben; ich, rathlos, ohne die Kraft, mir ſelber zu helfen, müßte der Wucht meines Schickſals erliegen. — — — — Aber was nützen mich meine Worte,“ ſetzte ſie in troſtloſem Tone hinzu, „wenn du mit deinem ſtarken, ſtarren, treuen Herzen liebſt!“

Sie hatte ihre Arme von dem Halſe ihrer Schweſter gelöſ't, und während ſie ihre Rechte auf der Schulter derſelben liegen ließ, blickte ſie ihr ängſtlich forſchend ins Geſicht.

Die Tänzerin that einen tiefen Athemzug, ehe ſie ſagte: „Wir ſind da durch Umwege auf ein Geſpräch gekommen, welches ich im Begriffe war, geradezu anzuknüpfen.“

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20787 / 053

„Das hab' ich mir auch ſchon gedacht!“ meinte der Graf; „du weißt ja, ich habe ſie neulich beſucht. Ich ſtellte mich der Alten vor und ſie präſentirte mich ihrer soit-disant Tochter, — ein liebenswürdiges Geſchöpf, gebildet, fein, ſehr anſtändig, weniger für eine kurze Bekanntſchaft gemacht, als um längere Zeit mit ihr in Verbindung zu bleiben. Ich verſicher' dich, ſie iſt ſo angenehm, daß ich mich augenblicklich mit ihr engagiren würde!“

„Ich merke wohl,“ lachte Alfred, „daß ich von hier allein weiter reiſen muß.“

„Ich glaube nicht,“ entgegnete der Graf. „Dieß Mädchen iſt in der That eine ganz eigenthümliche Erſcheinung. Mit der Alten würde ich ſchon fertig werden, aber als ich bei ihr anfieng, mich geſprächsweiſe zu nähern, wurde ſie kalt und glatt wie Eis. Sie parirte meine Worte ſo geſchickt, ich konnte nicht das Geringſte bei ihr anbringen. — Nein, nein,“ fuhr er fort, als er die lächelnde Miene des Freundes ſah, „ich weiß, was du ſagen willſt, es iſt nicht jene Kälte, die herausfordert oder herausfordern ſoll, es liegt etwas ſo Starres, Entſchloſſenes und Anſtändiges in dem Mädchen, daß ich es nicht wagen würde, ihr ſo leicht einen förmlichen Antrag zu machen.“

„Nun, wenn du es nicht wagſt,“ lachte Alfred, „dann haben wir uns doch vielleicht in Mutter und Tochter getäuſcht!“

„In der erſteren ſchwerlich. Doch gebe ich die Geſchichte noch nicht auf; Beharrlichkeit führt zum Ziel. Doch laß' uns gehen, ſie ſcheint auch heute nicht zu erſcheinen.“

„Oder kommt ſie vielleicht, wenn Alles fort iſt.“

„Das wäre ſchlimm für ſie,“ ſagte der Graf, „denn ſie kann von mir nicht verlangen, daß ich ihrethalben mein Diner aufſchiebe. — Gehen wir!“

Wenn der Graf dießmal der vorhabenden Eroberung zu Liebe ſein Diner eine halbe Stunde aufgeſchoben hätte, ſo würde

„O, ich fühlte das, Rosa, und da ich es in all seinen Consequenzen fühlte, hat es mein Herz mit Angst und Furcht erfüllt."

„Solltest du in allen diesen Consequenzen Recht haben?" fragte die Schwester, indem sie mit düsterem Blicke nachsinnend vor sich niederblickte; „Paul hält nichts auf Rang und Stand. Wie oft sagte er es zu mir, ja, und er bewies es mir auch, daß ihm der innere Werth eines Menschen gilt, nicht die mehr oder minder hohe Stufe, welche ihm der Zufall seiner Geburt angewiesen hat."

„Ja, bei Bekannten vielleicht, selbst bei Freunden; aber bei jemand, den er zu seiner engeren Familie zählen müßte, denkt er anders."

„Habe ich dir denn schon gesagt," versetzte Rosa in einem spottenden Tone, „ob mein Erwählter kein Prinz des Hauses ist? Und dann: sind wir von Rang und Stand? Sind wir," setzte sie verächtlich hinzu, „das, was man von Geburt nennt, haben wir blaues Blut in den Adern?"

„Du übertreibst, liebe Schwester," gab die Gräfin, wenn auch mit leiser Stimme, doch entschieden zur Antwort.

„Nein, ich übertreibe nicht, Françoise, und dann erlaube mir eine Frage: habe ich es je ausgesprochen, daß ich mich in die Familie deines Gemahls drängen will?"

„Leider wirst du das mit deinem starren Sinn nie aussprechen! Leider, Rosa, wirst du dich nicht bekümmern um die eben erwähnten Verhältnisse, leider für mich, für deine unglückliche Schwester, für mein armes Kind! Du wirst deine Bahn gehen, wie du dir es vorgenommen, du wirst mich verlassen, und ich kann es dir nicht einmal verargen! Aber ich, der du so oft betheuert, sie nicht verlassen zu wollen,

werde allein ſtehen, ſelbſt unſäglich unglücklich ſein und meine Umgebung, mein Kind mit in das Unglück hinabziehen."

Roſa ſchaute vor ſich nieder, und während ihre Augen finſter blickten, zuckte es wie unwillkürlich ſchmerzlich und wehmüthig um ihre Lippen. „Liebte ich ſo, wie man mich liebt," murmelte ſie nach einer Pauſe, ohne daß ihre Schweſter die Worte verſtehen konnte, „ſo würden alle Gegenreden fruchtlos an mir abgleiten — und doch fühle ich für ihn, tief, tief!" — Sie ſeufzte, und der ſchmerzliche Zug um ihren Mund gewann ſo ſtark die Oberhand, daß ſich ihre Augen mit Thränen füllten. „Und ich weiß," ſagte ſie alsdann, „daß auch ich ihn lieben würde, denn er iſt ſo gut und edel — — — —„ſo fahre denn hin, es war nur ein Traum, wie ein anderer!" — — — —

Den kleinen Speiſeſalon des Grafen kennen wir ſchon aus einem der früheren Kapitel. Die Oeffnung in das Nebenzimmer, wodurch er ſein Licht erhielt, war heute Abend mit Vorhängen bedeckt, und da man hier keine ſtörenden Fenſter ſah, ſo war das kleine Gemach um ſo heimiſcher. Die brennenden Kerzen auf ſilbernen Leuchtern, die auf dem Tiſche ſtanden, ſpiegelten ſich mit ſanftem Glanze in großen, glänzenden Blättern ſüdlicher Pflanzen wieder, welche Gruppen in der Ecke des Salons bildeten. Auf der Tafel befanden ſich, wie man zu einem kleinen, leichten Souper wünſchen konnte, wenige auserwählte Gerichte, meiſtens kalte Küche und Champagner in Eis.

Der Graf führte den Huſaren-Offizier lächelnd mit ausgeſuchter Ceremonie an den Tiſch, ließ ihn dort niederſitzen, worauf er und Herr von Scherra Platz nahmen. „Du ſiehſt, Arthur," ſagte er alsdann, „wir ſind ganz unter uns; das

habe ich aus Rückſicht für dich ſo arrangirt, deine umwölkte Stirn deutet auf irgend einen geheimen Kummer, den du uns hoffentlich mittheilen wirſt, ſobald der ſprudelnde Wein die Eisrinde deines Herzens geſprengt und deine Zunge gelöſ't hat. Aber laß es nicht gar zu traurig ſein, was du uns mitzutheilen haſt, denn ich möchte meine heitere Stimmung gern behalten."

Während Herr von Marlott auf dieſe Worte hin, ohne etwas darauf zu entgegnen, mit finſterer Miene eine der Flaſchen entkorkte, ſagte Herr von Scherra zu ſeinem Freunde: „Ich freue mich, dich ſo wohl und heiter zu ſehen, und hoffe, wir beiden Aelteren wollen dieſem jungen Menſchen zeigen, daß wir uns von kleinen Widerwärtigkeiten, die ja jeder im Leben durchzumachen hat, nicht niederdrücken laſſen."

„Das wäre alles ſchön und gut," meinte der Graf nachdenkend, „wenn ich es nur wieder einmal ſo weit bringen könnte, daß meine Heiterkeit nachhaltig wäre. Es iſt etwas Eigenes darum! Zuweilen fliegt ſie an mich hin, wie ein Sonnenſtrahl an einem trüben Tage plötzlich durch die Wolken bricht, und dann gibt es für mich momentan keine Schatten mehr, keine trüben Gedanken, mein Herz iſt angefüllt von Glückſeligkeit, und es iſt mir, als fühlte ich die Gewißheit, noch einmal recht glücklich zu werden."

„Dazu haſt du nicht weit hin," entgegnete Arthur mit einem ſehr ernſten Geſichtsausdrucke; „kann es eigentlich einen Menſchen geben in glücklicherer und angenehmerer Stellung, als du? Du haſt dein Leben redlich genoſſen, du haſt alle Jugendthorheiten hinter dir, und die liebenswürdigſte und beſte Frau der Welt läßt dir keinen Augenblick Zeit, an deine Vergangenheit in der oben angeregten Art zu denken. Par-

blen, ihr Beiden habt gut reden, auch Scherra mit dem weißen Haar und mit der unerschütterlichen Ruhe seines Gemüthes — ah, Ihr seid in der That zu beneiden!"

Nach den letzten Worten stürzte er ein Glas Champagner hinunter.

„Sollte man nicht glauben, mein junger Freund," sprach Herr von Scherra mit seinem feinen Lächeln, „als wäre in einer gewissen Nacht — o, sie wird Ihnen entfallen sein," setzte er auf einen fragenden Blick des Husaren hinzu, „denn es passirte dort gerade nichts Merkwürdiges — Sie verlangten meine Verwendung zu einer Einladung."

„Teufel, ja, ob ich mich erinnere!"

„Damals versprachen Sie sich einige frohe, lichtvolle Augenblicke, ich aber warnte Sie vor dunkeln Stunden. Hatte ich damals vielleicht Recht? Es sollte mir wahrhaftig leid thun."

Arthur von Marlott griff eine straßburger Gänseleber-Pastete mit einer Hast und Ausdauer an, als wollte er an ihr seinen versteckten Grimm auslassen, und erst nachdem er ein paar Minuten mit derselben beschäftigt, fand er die Zeit, darüber eine Antwort zu geben: „Ob davon etwas im Zusammenhange steht, bin ich wahrhaftig nicht indiscret genug, zu sagen. Auch soll mich der Teufel holen, wenn ich überhaupt weiß, ob hämische, spöttische Bemerkungen von rechts oder links mit irgend etwas in Zusammenhang gebracht werden können."

„Was dergleichen Bemerkungen anbelangt," meinte der Graf, „so warst du bis jetzt nicht der Mann, um dergleichen ruhig hinzunehmen, ohne dir eine Erklärung darüber auszubitten."

„Zum Henker, Vetter Lotus, das kommt sehr darauf an, wer solche Bemerkungen macht; ich hätte dich früher einmal sehen mögen, wenn du als Oberst einem jungen Lieutenant dergleichen Freundlichkeiten gesagt, und dieser hätte gegen dich ein Air annehmen wollen."

„Ja, in dem Falle sind Bemerkungen freilich sehr unangenehm."

„Das will ich glauben; oder wenn man von alten Damen, deren Töchtern man die Ehre erzeigt, mit ihnen zu tanzen, spitze Redensarten einstecken oder mitleidiges Lächeln ertragen muß."

„In alle dem scheinst du also Unglück gehabt zu haben?"

„Raffinirtes, berechnetes, ganz ungeheures Pech, Unglück à dessin!"

„Er kam, er sah, er siegte," meinte lächelnd Herr von Scherra, „und als er einen wunderbaren Vogel gefangen zu haben glaubte, sah er sich selbst mit einem hübschen Netz umgeben! Ich habe davon munkeln gehört."

„Da siehst du nun, Arthur," sagte der Graf, „wie zurückgezogen ich lebe. Nicht eine Silbe von dergleichen kam mir zu Ohren."

„Scherra ist wahrhaftig zu liebenswürdig," bemerkte verdrießlich der Husaren-Offizier; „wie er die Sache darstellt, müßte alle Welt davon reden, und doch ist es noch lange so arg nicht; oder hörten Sie etwas Bestimmtes über diese Angelegenheit?"

„Allerdings; man nannte mir im strengsten Vertrauen eine junge Dame, deren Eltern sehnlich wünschen, daß sie Frau von Marlott werde. Diese junge Dame hat einen strengen Vater, einen angesehenen Beamten, der nicht selten

das Ohr Seiner Majestät hat und nicht gewillt zu sein scheint, daß man seine Tochter, und sei es auch nur durch auffallende Courmacherei, compromittire."

„Ei der Tausend, Arthur," sagte der Graf, „willst du zur Vermehrung unserer Familie beitragen?"

„In allewege," sagte Herr von Scherra kopfnickend.

„Ich heiße das eine lächerliche Zumuthung," sprudelte der junge Offizier hervor, „daß man gleich ans Heirathen denken soll, wenn man mit einem Mädchen 'mal ein bischen auffallend spricht! Auch fällt es mir nicht ein, an so etwas nur zu denken. Wahrhaftig, wie man sich so etwas einbilden kann, ist mir rein unerklärlich."

„So was bildet man sich sehr leicht ein," meinte Herr von Scherra. „In dem Punkte haben die jungen Damen eine gewaltig üppige Phantasie."

„Zu ihrem eigenen Schaden," meinte Herr von Marlett mit Entschiedenheit, „und man muß solchen Thorheiten keine Nahrung geben!"

„Also der Chef war es," sprach der Graf, „der dir einige passende Worte über diese Geschichte sagte?"

„Höher hinauf," gab Arthur mürrisch zur Antwort. „Se. Excellenz der Herr Kriegs-Minister, unser allgewaltiger Chef, war so gütig, mir zu sagen, er habe von sehr achtbarer Seite etwas über mich vernommen, und man wünsche, die Geschichte möchte ohne Scandal geebnet werden."

„Dieses ‚man wünsche' klingt sehr verdächtig," meinte Herr von Scherra.

„Allerdings, aber wenn sie mich ärgern," gab der Husar zur Antwort, „so thue ich, was ich schon längst hätte thun sollen, und erkläre mich endlich frei und offen gegen meine

angebetete Roſa; ich fühle immer mehr, daß ich meine Leidenſchaft zu ihr doch nicht unterdrücken kann."

„Ob bei ihr aber der gleiche Fall vorherrſcht? Dieſe Frage kann man wohl aufwerfen," erwiderte der Graf mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln.

Arthur blickte mit einem nicht zu verkennenden, ſehr beruhigten Geſichtsausdruck über den Rand ſeines Glaſes hinweg den Zweifler an, und nachdem er den Kryſtallkelch wieder vor ſich niedergeſtellt, kräuſelte er leicht und gewandt ſeinen blonden Schnurrbart und verſetzte mit zufriedenem Lächeln: „Was das anbelangt, ſo irre ich mich nicht."

„Möglich vielleicht," gab der Graf mit einem gedankenvollen Blicke zur Anwort, „aber ſehr unwahrſcheinlich. Um mich eines trivialen Ausdrucks zu bedienen, mein guter Arthur, ſo haſt du die ſchöne Roſa zu lange ſchmachten laſſen, haſt es auch zuweilen verſäumt, ihr dein ſonſt ſo brillantes Inneres zu zeigen. Wahrhaftig, ich hörte ſchon Aeußerungen von ihr über glänzende Schalen mit nicht ganz ſicherem Kerne, die mich in deinem Intereſſe ſtutzig machten."

„Pah, Roſa liebt mich, ich weiß das ganz genau."

„Stolz wie ein Spanier," ſprach Herr von Scherra. „Aber Hochmuth kommt vor dem Falle, — dieſes Sprichwort muß man füglich gleich daneben anführen."

„Neckt mich nicht," erwiderte der Huſaren-Offizier mit blitzenden Augen, „ich bin in einer Stimmung, wo mich dergleichen Widerſpruch gerade dazu antreibt, Euch zu beweiſen, wie ſehr ich Recht habe — auf Parole, ich hätte wahrhaftig Luſt, Eure Zweifel niederzuſchlagen, und jetzt, wie ich da bin, zu den Damen zu gehen und Françoiſe vor ihrer Schweſter um ihre Fürſprache zu bitten."

„Das wäre so toll, daß es dir ähnlich sähe," meinte ernst der Graf.

„Was wäre darin so sonderbar Tolles?" versetzte Arthur sehr aufgeregt; „ich bin fest überzeugt, Rosa erwartet eine solche Erklärung schon lange, und in der Lage, wo ich bin, kann ich mir allein helfen, wenn ich solchergestalt die Brücke hinter mir abbreche."

Herr von Scherra blickte erstaunt auf den jungen Mann, der sich langsam erhoben hatte, seine Uniform scharf in die Taille zog und einen wie es schien sehr befriedigten Blick in den gegenüber hangenden Spiegel warf. „Ihr Beide habt mir von je her," sagte er alsdann, „stets und mit Unrecht eine richtige Combinationsgabe abgesprochen, und ich will Euch nun beweisen, wie sehr Ihr Euch getäuscht. Daß Vetter Lotus nichts dagegen einzuwenden hat, wenn seine Schwägerin mir ihre Hand gibt, davon bin ich nicht nur überzeugt, sondern ich weiß auch ganz genau, daß er in dem Falle morgen früh zu seinem Freunde, dem Kriegs-Minister, fahren wird, um ihm unsere Verlobung anzuzeigen. Wirst du das nicht für mich thun, Paul?"

„Wenn Rosa deinen Antrag annimmt," erwiderte der Graf, der sehr ernst geworden war, „so kannst du dich darauf verlassen, daß ich den Kriegs-Minister in deinem Interesse besuchen werde."

„So rufe ich Victoria," antwortete der Husaren-Offizier in ganz entschiedenem Tone, „denn das muß alsdann die andere unangenehme Geschichte augenblicklich niederschlagen. — Nun, habe ich richtig combinirt oder nicht?" Er schaute die beiden Herren mit einem triumphirenden Blicke an.

Herr von Scherra zuckte mit den Achseln, und der Graf

sagte mit einem eigenthümlichen Tone der Stimme: „Wenn du denn willst und nicht anders kannst, und wenn du mir nicht glauben magst, daß du im Begriffe bist, eine neue Thorheit zu begehen, so suche die Damen auf, nimm aber deinen Säbel und deine Mütze mit."

„Und wozu?" fragte Arthur mißtrauisch.

„Nun, es macht sich besser, wenn du ordonnanzmäßig auftrittst — folge mir, Arthur!"

„Damit du siehst, daß ich mich deinem Willen in allem Vernünftigen füge, so will ich es thun." Damit nahm er seinen Säbel und seine Mütze vom Divan, worauf er beide hingelegt, und verließ das Zimmer mit elastisch klingendem Schritte.

„Der begeht wieder einmal eine große Dummheit," bemerkte der Graf, ihm nachblickend, „aber er soll sich nur seine Hörner abrennen, es schadet ihm wahrhaftig nicht. Mir thut's nur leid um meinen guten Humor. Der ist dahin, unwiderbringlich dahin, kein Sonnenschein mehr, welcher mein Inneres erhellt! Rings um mich her trübe, finstere Wolken!" —

Die Züge des Grafen hatten sich, während er dies sprach, auf eine so eigenthümliche Art verändert, daß ihn Herr von Scherra mit Besorgniß anblickte; er preßte seine Lippen fest auf einander und seine Augenbrauen hatten sich so tief herabgedrückt, daß sie gänzlich seine Blicke beschatteten, und wenn zuweilen einer derselben zuckend zu seinem Freunde hinüberfuhr, so geschah dies mit einem so unheimlichen Ausdrucke, daß Herr von Scherra fast ängstlich nach einem passenden Gesprächsthema suchte, welches geeignet wäre, die beginnende Aufregung seines armen Freundes zu dämpfen.

Er kannte genau dieſen Zuſtand des Grafen, er wußte, wie ſchmerzlich es für ihn ſelbſt war und wie unangenehm für ſeine Umgebung, wenn ſo der finſtere Geiſt, wie er es nannte, über ihn kam. Die gute Gräfin hatte ſich auf einen heiteren Abend gefreut, und wenn ſie nun herüberkam, ſah ſie ihren Gatten da ſitzen, die zuckenden Finger vor ſich auf dem Tiſche zuſammengeballt, das Haupt tief herabgeſenkt, unter den zuſammengedrückten Augenbrauen finſtere Blicke hervorſchießend.

Was der Graf bei ähnlichen Anfällen wohl zu thun pflegte, ſich in ſein Zimmer zurückzuziehen, dazu ſchien er heute nicht Willens. „Er geht hinüber," ſagte er mit dumpfer Stimme, „und da ich ihn nicht für ſo dumm halte, gleich mit dem Wahnſinn zu beginnen, wird er einige Zeit brauchen, ehe er ſeinen lächerlichen Antrag ſtellt. Nun, Roſa's Antwort wird kurz ſein, aber Françoiſe in ihrer unergründlichen Milde wird ihm tauſend beruhigende Worte ſagen, und ſo gewinnen wir Zeit."

Er richtete ſich mit einem tiefen Seufzer auf und ſchaute Herrn von Scherra feſt an.

„Du wirſt dir wohl im Ernſte nicht deine gute Laune dadurch verderben laſſen," ſagte dieſer erprobte Freund, indem er ihm ſanft ſeine Hand auf die zuckenden Finger legte.

Der Graf ſchüttelte mit dem Kopfe und antwortete: „Gerade nicht dadurch; aber wenn man ſo roh in das Leben eingreift, das mich berührt, ſo iſt es doch wohl nicht zu verwundern, wenn ſich meine Stimmung trübt. Eigentlich aber muß ich dieſem unbeſonnenen jungen Menſchen Dank wiſſen, daß er meine heitere Laune zerriſſen, und mir ſo Veranlaſſung gibt, da wir allein ſind, ein ernſtes Wort mit dir zu reden,

er doch heute Einiges gewonnen haben. Denn kaum hatten mit ihm die Letzten der eleganten Welt die Caſcinen verlaſſen und waren nach allen Enden der Stadt gerollt zu ihren verſchiedenen Diners, ſo kam aus der Porta del Prado ein einfacher Wagen und rollte den Caſcinen zu — der einzige um dieſe Zeit. Am Anfang des Fußwegs hielt er und zwei Damen ſtiegen aus, zwei Damen, die unſern Leſern nicht unbekannt ſind, die wir vor einigen Tagen auf der Landſtraße zwiſchen Ferrara und Bologna geſehen — Madame de St. Auville mit ihrer Tochter.

Die dicke alte Dame hätte, wenn ſie eine Stunde früher gekommen wäre, auf alle Fälle die Aufmerkſamkeit des ganzen Corſo auf ſich gezogen. Sie gieng in einem ſeidenen Gewande, hellgrau mit Jamoiſtreifen, würdevoll, wie es ſich geziemte, den hoch erhobenen Kopf mit einem himmelblauen Federhute geſchmückt, außerordentlich beachtungswürdig dahin. An Schmuckwerk hatte ſie ein Uebriges gethan, und um nicht ganz gegen den guten Ton anzuſtoßen, welcher um dieſe Zeit des Tages den Shwal vorſchrieb, hatte ſie beſagtes Kleidungsſtück um ihre Schultern gehängt, wo es aber bis auf die Ellbogen herabſank, und trug den Shwal in der Art, wie vielleicht eine junge Schöne mit der brillanteſten Taille zu Haus eine kleine leichte Seidenmantille ungeſtraft tragen darf. Ihr ganzer Oberkörper hatte etwas Panzerartiges, und wie an einem ſolchen klirrten und raſſelten Hals- und andere Ketten, Lorgnette, Uhr und Braſſeletts, bei jedem Schritt, den ſie machte.

Ihre Tochter gieng an ihrer Seite, einen halben Schritt rückwärts, und ihre Kleidung bildete den größten Contraſt zu der Mutter. Ein einfaches, ſchwarzes Seidenkleid umſchloß die ſchlanke und doch volle Geſtalt. Den Shwal trug ſie feſt anliegend und elegant und ihr blaſſes, etwas dunkles Geſicht wurde hervorgehoben, es ſchien faſt weiß unter dem Hut von violetter Seide.

Scherra, das ich ſchon ſeit einiger Zeit auf dem Herzen habe, das aber bis heute nicht recht über meine Lippen wollte. Und doch muß es geſagt ſein."

Der alte Herr blickte den Sprecher einen Augenblick verwundert an, doch ſchien er in der nächſten Sekunde ſchon das Wort zu kennen, das jener an ihn richten würde, denn er neigte leicht ſein Haupt gegen ihn und ſagte: „So laß es mich hören, dein ernſtes Wort, ich habe es erwartet. Aber thue mir die Liebe und halte die Ueberzeugung feſt, daß ich in allem als dein treuer Freund und als treuer Freund deines Hauſes gehandelt habe und ſtets handeln werde."

„Erinnerſt du dich," fuhr der Graf nach einer Pauſe fort, „daß du vor längerer Zeit hier in dieſem ſelben Zimmer eine Geſchichte erzähltеſt, der ich damals, ſchon ohne die Perſonen zu kennen, mit Intereſſe folgte?"

„Ich erinnere mich deſſen genau."

„Was du damals nicht wußteſt, ich bin davon überzeugt, weißt du jetzt ſo gut, wie ich ſelber, daß die in jener Geſchichte handelnden Perſonen aufs innigſte mit mir verflochten ſind. Ich will keine Namen nennen," ſagte der Graf mit furchtbarer Anſtrengung, „ich darf keine Namen nennen, denn ſonſt würde mein Blut die künſtlichen Dämme überfluten, die ich ſeinem Andrange mühſam entgegenſtelle. O, dieſes Blut pocht wild hier an meinem Herzen und hier an meinen Schläfen! Ich muß mich bezwingen, um mit dir davon zu reden, als ſpräche ich über ganz gleichgültige Perſonen — das wirſt du verſtehen, denn du biſt mein Freund."

„Da ich dein Freund bin und da ich dich verſtehe, ſo laß mich dir ſagen, daß es unnütz iſt, eine furchtbare Ver-

gangenheit zurückzurufen. Ich kann dir die feierliche Versicherung geben, daß diese Vergangenheit nicht eingreifen soll weder in deine Gegenwart, noch in deine Zukunft."

„Das war die Hoffnung, die mich bei Verstand erhielt," erwiderte der Graf mit einem düstern, unstäten Blicke. „Ich dachte mir, was einmal tief in der Erde ruht, wird nicht sobald zum Vorschein kommen, und Phantome schrecken mich nicht, ich habe Bekanntschaften von ihresgleichen schon gemacht. — So dachte ich, so hoffte ich, aber es ist anders gekommen, wie du weißt —"

„Ja, wie ich weiß," sagte Herr von Scherra, da der Graf eine Antwort zu erwarten schien.

„Er ist erschienen, den ich todt geglaubt — ja, ich will nicht heucheln! — den ich todt gewünscht. — Er lebt, und wenn er sichtbar in mein Leben eintritt, so wird er mein ohnehin schon so unglückliches Dasein zerstören."

„Aber wenn ich dir die feierliche Versicherung gebe, daß er für dich und für eine Andere ein Schatten bleibt, eine allerdings furchtbare Erinnerung, aber wesenlos, daß er verschwinden wird, ohne dich ferner zu beunruhigen, — genügt dir das, und wirst du mir dagegen versprechen, ihn aus deinen Gedanken zu verbannen, und dir und ihr, die deinem Herzen am theuersten ist, nicht ferner das Leben mit finsterer und fruchtloser Phantasie zu vergiften?"

Als der Graf schweigend und gedankenvoll vor sich niederblickte, fuhr Herr von Scherra fort: „Er, dessen Name ich nicht aussprechen will, hat ein entsetzliches und schreckliches Dasein geführt. Wie jeder Andere mit berechtigten Ansprüchen an ein glückliches Leben, hat er nur die unglückliche Seite desselben kennen gelernt. Du und er, ihr ver-

folgtet das gleiche Ziel, du warſt glücklicher und ſollſt es bleiben. Gönne ihm wenigſtens Luft und Licht, er wird Beides fern von dir genießen; vergiß ihn wachend, und ſo wird er auch ſchlafend dich im Traume nicht mehr beunruhigen."

„Wird auch ſie ihn vergeſſen?" fragte der Graf nach einem längeren Stillſchweigen; „wird er mir nicht in ihrem kummervollen Blicke fort und fort erſcheinen?"

„Für ſie iſt er todt und ſoll es bleiben."

„Dieſe Gewißheit, wenn ich ſie hätte, ließe mich wieder aufathmen."

„Ich gebe ſie dir unter Verpfändung meines Wortes; laß ſie dir nicht rauben durch deine finſteren Phantaſieen. Daß meine unglückliche Erzählung von damals ſie aufs tiefſte erſchüttern mußte und in ihrem Herzen ſo furchtbare Erinnerungen wieder aufleben ließ, das wirſt und mußt du begreiflich finden, ſo wie auch daß damals ihr Auge getrübt erſchien, und daß du vielleicht auf ihrem bleichen Geſichte laſeſt, welch ſchweren Kampf es ſie koſtete, dieſe Vergangenheit, die ſich ihr nach meiner Erzählung plötzlich ganz anders geſtaltete, aus ihrem Gedächtniſſe zu verwiſchen. Sie rang und kämpfte heldenmüthig, wie es nur eben dieſes gute, große und edle Herz zu thun im Stande iſt."

„Das iſt alles wahr, alles wahr — aber ſchrecklich, daß ein Irrthum ſie um ein glückliches Leben bringen mußte — furchtbar, daß ich nun zwiſchen ihr und Jenem ſtehen muß, in meinem Daſein die Beiden trennend, die ſich gewiß noch lieben!" —

„Ich will das von ſeiner Seite nicht abſtreiten. Was aber ſie anbelangt, ſo gedenkt ſie ſeiner wie eines Verſtor-

benen, der er ja auch in Wahrheit für sie ist, und du wirst nicht so ausgesucht grausam sein, es ihr zu mißgönnen, daß sie durch Aufklärung jenes Irrthums jetzt vielleicht milder über ihn denkt, als sie früher gethan, daß sie vielleicht mit diesen Empfindungen sein Bild betrachtet."

Der Graf hatte sein Gesicht in die Hand versenkt und blieb so schweigend einige Minuten. Als er darauf seinen Freund wieder anblickte, hatten seine vorhin so harten und starren Züge eine rührende Weichheit angenommen. „Ich liebe sie so sehr," sagte er alsdann mit ernster Stimme, „so unaussprechlich, sie ist meinem armen Dasein so nothwendig, wie die Luft, die ich athme, ich kann ihrer Güte und Liebe nicht entbehren für die kurze Frist, die mir, wie ich wohl fühle, noch beschieden. Vielleicht erscheine ich dir in dieser unendlichen Liebe wie ein Kind, mein guter Scherra, denn du hattest nicht das Glück, ein solches Wesen zu besitzen. Aber du kennst sie ja, du siehst ihr sanftes, liebevolles Walten, du weißt, welchen Einfluß sie auf mich ausübt, auf mein trauriges Gemüth! Sie ist mein Glück — mein Heil — mein Licht — mein Alles!" —

„Amen," erwiderte Herr von Scherra tief erschüttert. „Laß mich mit meiner erprobten Freundschaft für deine Ruhe einstehen, laß mich wachen über dein und Françoise's Glück. Hier hast du meine Hand, ich werde wachen über dich und dein Haus."

Die beiden Männer reichten sich die Hände zu einem langen und festen Druck. — —

Draußen auf dem Corridor hörte man Schritte, einer der Lakaien öffnete die Thür und die Gräfin mit ihrer Schwester traten in den Speise-Salon. Françoise ging um

den Tisch herum nach dem Platze, wo sie gewöhnlich zu sitzen pflegte, und es war ihr sehr lieb, daß der Graf mit seinem aufmerksamen Blick seine Schwägerin betrachtete und so nicht ihre eigenen etwas gerötheten Augen sah.

Rosa, die ein wenig blaß erschien, sah scheinbar unbefangen wie immer aus und erwiderte das eigenthümliche Lächeln ihres Schwagers mit einem freundlichen Kopfnicken und der Bemerkung, daß sie und Françoise ein wenig lange ausgeblieben seien. „Doch weißt du ja vom Hörensagen," setzte sie launig hinzu, „daß Plaudereien zwischen zwei Damen, und noch dazu wenn diese Damen Schwestern sind, kaum ein Ende nehmen können."

„Besonders wenn man so wichtige Thema's hat," sagte der Graf Lotus mit Beziehung, worauf Rosa mit den Achseln zuckend entgegnete: „wichtig, wie man das nimmt. Was sich gern so darstellen möchte, ist oft gerade das Unbedeutendste."

„Sehr richtig bemerkt," sagte Herr von Scherra, „aber im vorliegenden Falle könnte mich fast das Unbedeutende dauern."

„Ja," meinte der Graf, „wenn man so Außerordentliches zu erringen glaubt, und muß sich mit gar nichts begnügen — aber wo ist Arthur geblieben?"

Rosa warf einen raschen Blick des Einverständnisses auf ihre Schwester, worauf die Gräfin antwortete: „Arthur war einen Augenblick bei uns, er schien rosig gelaunt zu sein, und als ich ihn aufforderte, mit uns wieder zu Euch herüber zu gehen, lehnte er es ab, und ist, wie ich glaube, nach Hause."

„In diesem Falle war es doch gut," meinte der Graf

lächelnd zu Herrn von Scherr, „daß ich ihm anempfahl, Säbel und Mütze mitzunehmen, und dir, Rosa, that es gewiß nicht weh, ihn ziehen zu lassen.“

„Ich fühle darüber keinen besonderen Schmerz, aber auch kein großes Wohlbehagen,“ gab die Tänzerin zur Antwort, während sie sich neben ihrer Schwester niederließ und sich eine Tasse Thee einschenkte; „Arthur hat zu extravagante Manieren, er kennt nur entweder — oder. Schade um sein gutes Herz, an welchem ich nie zweifelte, daß dasselbe von seinem Kopfe so wenig unterstützt wird.“

„Er schien niedergedrückt gestimmt,“ sagte die Gräfin, „es that mir leid, daß wir ihn ohne einen rechten Trost gehen lassen mußten.“

„Und mir würde es sehr leid gethan haben, wenn das anders wäre,“ erwiderte der Graf mit einem Blicke auf seine Schwägerin. „Bei allem, was mir theuer ist, — wenn eine solche Rose einmal gefaßt werden soll, so ist das Kostbarste dazu kaum gut genug, und so denkt sie selber ebenfalls.“

„Gewiß,“ sagte die Tänzerin ohne aufzuschauen; „vor der Hand aber ist mir die Freiheit lieber als jegliche Art von Fassung, möchte dieselbe auch noch so kostbar sein.“

Noch eine Zeitlang flog das Gespräch über diesen Gegenstand so wie über andere gleichgültige Dinge hin und her, doch war Rosa nicht so recht wie sonst bei der Unterhaltung. Häufig vor sich niederblickend, zeichnete sie mit der Spitze ihres Messers unsichtbare Figuren auf den Teller, gab hie und da spärliche Antworten, und wenn Françoise, wie sie häufiger als sonst that, ihre Hand sanft auf den Arm ihrer Schwester legte, so blickte diese sie wohl lächelnd an, doch war in diesem Lächeln ein weicher, fast schmerzlicher Ausdruck nicht zu verkennen.

Früher als gewöhnlich erhob sie sich auch, wobei sie über Müdigkeit klagte, und den Wunsch aussprach, nach Hause zu gehen.

„Sie werden mir erlauben," sagte hierauf Herr von Scherra, „daß ich Sie in meinem Wagen, der unten auf mich wartet, nach Hause bringe. Ein alter Freund wie ich darf sich so etwas schon erlauben, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie meine Begleitung annähmen."

Rosa nahm das Anerbieten, das sie auch schon früher mehrmals nicht abgelehnt hatte, so auffallend rasch an, daß der alte Herr sie fast verwundert anblickte.

Der Graf Lotus, der sich wie gewöhnlich Abends sehr abgespannt fühlte, hatte den Kopf in die Hand gestützt und träumte still vor sich hin, wogegen die Gräfin, die besonders heute Abend jede Miene ihrer Schwester genau beobachtete, erfreut schien, daß dieselbe so bereitwillig die Begleitung des treuesten Freundes des Hauses annahm.

Bald nachher lag das Speisezimmer einsam und still; das Vestibul war von einer schwachen Nachtlampe beleuchtet, und in dem Dämmerschein desselben, so wie in der Ruhe, welche rings umher herrschte, schien der bewegliche Wasserstrahl des Springbrunnens noch geschwätziger zu werden, als er am Tage zu sein pflegte; sein Plätschern erklang wie ein erzählendes Murmeln, und wir, die wir etwas von diesem Naturlaut verstehen, sind überzeugt, daß er Märchen berichtete, welche Bezug hatten auf die Erlebnisse des heutigen Abends, Märchen, von denen die Betreffenden selbst in ihrem Schlafe bald mit sanften Phantasieen, bald mit wilden Bildern umgaukelt wurden.

Fünfzigſtes Kapitel.

Ein Opfer dem Schickſal.

Roſa hatte ſich ſo tief in eine Ecke des Wagens gedrückt, daß Herr von Scherra in dem Glauben, ſie wolle eine Unterhaltung vermeiden, es auf ſeiner Seite eben ſo machte, und nachſinnend die Gaslaternen anblickte, welche mit ihrem hell blendenden Lichte ſcheinbar an den Wagenfenſtern vorüberhuſchten. Plötzlich aber legte die Tänzerin ihre Hand auf den Arm ihres Nachbars und ſagte mit dem feſten und ruhigen Tone ihrer Stimme: „Wie ich bemerke, fährt Ihr Wagen nach meiner Wohnung; laſſen Sie den Kutſcher die Richtung ändern und zu Ihnen fahren, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben; ich bin am heutigen Abend gerade dazu geneigt, dort jemand zu ſehen und zu ſprechen.“

„Brauche ich Ihnen wohl zu ſagen,“ erwiderte Herr von Scherra raſch, „daß mich Ihr Wunſch mit Freude erfüllt, daß er, den Sie dort ſehen und ſprechen wollen, dieſem Augenblicke ſchon längſt mit der größten Sehnſucht entgegenharrt?“

Er beugte sich rasch zum vordern Fenster des Wagens und gab dem Kutscher die nöthigen Befehle; dann sich wieder zurücklehnend, sagte er: „Sie werden mich selbstverständlich darin unterstützen, daß wir ihm die Unmöglichkeit vorstellen, Françoise im gegenwärtigen Augenblicke zu sehen; es ist das eine Unmöglichkeit, und daß es so ist, wurde mir heute Abend furchtbar klar."

„Der unglückliche Mann!" rief Rosa bewegt; „ja, er muß das Land verlassen, ohne meine Schwester gesehen zu haben! Zählen Sie ganz auf mich, ich bin von der Nothwendigkeit dieses harten Verlangens eben so innig überzeugt, wie Sie selbst."

Der Wagen hielt vor der Wohnung des Herrn von Scherra; er stieg mit der jungen Dame aus und Beide gingen langsam die Treppe hinauf. Ein paarmal blieb die Tänzerin stehen, legte ihre Hand auf das Geländer der Treppe und that einen tiefen Athemzug. Herr von Scherra, der dies bemerkte, sagte ihr ermuthigende Worte. „Fassen Sie sich," flüsterte er ihr zu; „glauben Sie mir, Sie werden ihn ruhiger finden, als Sie sich denken, wenn auch seine Erinnerung an damals frisch und lebendig geblieben ist. Der harte Druck der letzten Jahre hat ihn stiller gemacht, fügsamer."

„Das gebe Gott," sagte Rosa, „denn der Gaetano von damals würde mir eine furchtbare Stunde machen."

Oben in seiner Wohnung angekommen, sagte Herr von Scherra seinem Diener, nachdem er die Thür geöffnet, rasch einige Worte, worauf dieser davoneilte und der Herr des Hauses alsdann seinen lieben Gast bat, in sein Wohnzimmer zu treten.

Roſa warf raſch einen ſcheuen Blick rings umher und athmete leichter auf, als ſie das Zimmer leer fand.

Herr von Scherra trat an den Tiſch und nahm dort von der Kugel der Lampe den grünen, verhüllenden Schirm weg, ſo daß ſich das Zimmer augenblicklich mit hellem Lichte füllte; er mochte wohl überlegen, warum er das that, und Roſa nickte ihm ſchweigend beiſtimmend zu; ſie hätte ſich gefürchtet, Gaetano ſo auf einmal in dem noch eben hier herrſchenden Halbdunkel vor ſich zu ſehen.

Sie hatte ihre Hand auf die Lehne des Stuhles geſtützt und drückte ihre Finger krampfhaft zuſammen, als ſie jetzt hörte, wie die Thür, die in das Nebenzimmer führte, geöffnet wurde.

Gaetano ſtand vor ihr.

Sein ſonſt ſo helles Auge flimmerte umwölkt, ſeine Lippen zuckten krampfhaft, er verſuchte es im erſten Augenblicke dieſes Wiederſehens vergeblich, zu ſprechen.

Roſa faßte ſich gewaltſam und ſagte mit bebender Stimme: „So ſehen wir uns wieder!“ —

Er ſchüttelte das Haupt, drückte ein paar Sekunden lang die Rechte vor die Augen und antwortete alsdann: „Ja, ſo ſehen wir uns wieder, nach einem furchtbaren Zwiſchenraume von einigen Jahren, die aber in ihren Leiden für mich eine Ewigkeit geweſen ſind. — — — — Und iſt alles dies am Ende nicht gar ein Traum?“ rief er nach einer Pauſe leidenſchaftlich aus; „dort ſteht mein Freund Scherra, hier vor mir ſehe ich Ihre bekannten Züge, Roſa, und um mich herum ſehe ich die vier feſten Mauern eines Gemaches! Nirgend bemerke ich etwas von einem Chaos, nirgend etwas von einer eingeſtürzten Welt! Und doch ſoll alles das wirk-

„Es iſt kein Menſch mehr da,“ ſagte die Alte, nachdem ſie die Mitte des Spaziergangs erreicht hatte, „kein einziger ſterblicher Menſch mehr, als wir Beide auf den ganzen Cascinen. Wozu habe ich denn eigentlich Toilette gemacht, wozu ſind wir eigentlich noch hieher gefahren?“

„Nun, ich denke,“ ſagte das Mädchen, „um friſche Luft zu ſchöpfen, um den herrlichen Abend zu ſehen, um aus der dumpfigen Stadt heraus zu kommen.“

„Was geht mich der herrliche Abend und die friſche Luft an!“ entgegnete mürriſch die Alte, „ich habe elegante Damen ſehen wollen und uns ſehen laſſen von vornehmen Cavalieren. — — Wir können uns ſehen laſſen.“

„O ja, Mama!“ ſagte das Mädchen, doch nicht ohne einen bitteren, ſpöttiſchen Ton in der Stimme.

„Alſo das iſt die ſchönſte Zeit für die Cascinen, jetzt, wo die Sonne am Untergehen iſt und man nichts mehr hier ſieht wie lumpige Blumenverkäuferinnen und miſerable Fiaker, das iſt die Zeit, die Mademoiſelle zu unſerer Spazierfahrt ſich herausgeſucht? — Ich bin erſtaunt!“

Dabei blieb ſie in der Mitte des Weges ſtehen und ſtemmte beide Arme in die Seite.

„Es iſt allerdings wahr,“ ſagte die junge Dame, „daß man früher hinausfahren muß, um das Gewühl der eleganten Welt zu ſehen. Aber die Cascinen ſelbſt in ihrer Stille und Einſamkeit ſind unendlich reizend. Und was kümmert uns das Gewühl der Menſchen? — Mich ebenſowenig, wie Sie der herrliche Abend.“

„Was uns das Gewühl der Menſchen kümmert?“ ſagte erzürnt die dicke Frau und wandte ſich ſo ſchnell wie möglich nach ihrer Begleiterin um, die immer noch etwas zurückgeblieben war. „Ei! es kümmert mich ſehr viel, dieß Gewühl der Menſchen, ich begreife Sie nicht, Mademoiſelle. Ich kann es durchaus nicht

lich vorgefallen ſein, während auf dieſer Erde alles dies in ſeinem gewöhnlichen Kreislaufe blieb, während die Jahreszeiten ſich folgten, während das Meer unaufhörlich murmelnd an jenes Geſtade ſchlug, auf das wir von San Antonio hinabblickten — einſtens ſo glücklich! Während ich nirgends eine gewaltige Veränderung ſehe, wurde nur mein Herz allein von unſäglichem Weh betroffen, hat nur mein Herz allein einen entſetzlichen Verluſt zu beklagen!"

„Nicht Ihr Herz allein, Gaetano," entgegnete Roſa, „auch unſere Welt wurde zerſtört, auch unſere Zukunft zertrümmert!"

„Aber die Trümmer Eurer Welt," warf er haſtig ein, wobei ſeinem Auge ein ſcharfer Blitz entfuhr, „ſehen recht ſtattlich und glänzend aus; man könnte dieſe Trümmer für ein ganzes und prachtvolles Gebäude halten."

„Ich verſtehe den Vorwurf, der in dieſen Worten liegt, und vermag ihn nicht zu entkräften, da es mir nicht möglich iſt, Sie einen Blick in unſer Herz, namentlich in das meiner armen Schweſter thun zu laſſen."

„O Franceſca!" rief er in wildem, haſtigem Tone, wobei er ſeine zuſammengefalteten Hände gegen ſeine Stirn erhob, „ſie vermochte es, zu glauben, ich hätte treulos an ihr gehandelt, ſie verdammte mich, ohne mich zu hören, ſie entfloh mir, wo nur Ein Wort hingereicht hätte, uns allen und beſonders mir dieſes namenloſe Elend zu erſparen!"

„Den größten Theil dieſer Schuld, wenn unſere Handlungsweiſe dieſen Namen verdient, muß ich auf mich nehmen; ja, ehrlich und ohne Rückhalt geſprochen: ich war es, die nach alle dem, was ich geſehen und gehört, Françoiſe zu dem Schritte beſtimmte, den ſie gethan."

„Das möge Ihnen Gott verzeihen, Roſa!“ rief der Italiener mit leidenſchaftlicher Heftigkeit; „ich kann es Ihnen nicht vergeben, und wenn Ihnen meine Vergebung zum Glücke Ihres Lebens fehlte! O, ich wußte es damals ſchon, Franceſca's warmes Herz wurde durch Ihren kalten Verſtand beherrſcht. Sie combinirten richtig, und die deutſche Gräfin iſt heute gewiß glücklicher, als es die italieniſche Marcheſa vielleicht je geworden wäre, in Ihren Augen wenigſtens! Denn Sie, Roſa, haßten mich vom erſten Augenblicke an, wo wir uns kennen lernten.“

„Damals haßte ich Sie nicht,“ gab das ſchöne Mädchen in ruhigem Tone zur Antwort, „aber ich liebte Sie auch nicht; ich fühlte nicht ſo warm für Sie, wie ich jetzt für Sie fühle, nachdem ich Ihre Anhänglichkeit an uns, nachdem ich Ihr furchtbares Unglück erfahren.“

„Sie hielten mich für fähig, Ihre Schweſter, meine Franceſca, zu verrathen?“

„Ja!“ ſagte ſie kurz und beſtimmt.

„Aber erſt dann hielten Sie mich deſſen fähig,“ erwiderte er in flehendem Tone der Stimme, „als Sie das furchtbare Spiel, das man mit uns getrieben, die Beweiſe meiner Schuld deutlich vor Augen zu haben glaubten?“

„Dieſe Beweiſe beſtimmten allerdings meinen Glauben. O,“ ſetzte ſie in ſchmerzlichem Tone hinzu, „ſie waren ſo klar und unwiderlegbar, daß ſelbſt Françoiſe, welche Sie ſo unausſprechlich liebte, davon überzeugt werden mußte, wie viel mehr noch ich!“

„Ja, Sie, Roſa, die mich ohnedies haßte; doch ſprechen wir nicht mehr darüber,“ fuhr er mit einer abwehrenden Handbewegung fort, „reden Sie mir lieber von ihr, die mich

gewiß nicht vergaß, auch selbst dann nicht, wenn es ihr vielleicht gelang, glücklich zu werden."

„Ja, sie ist bedingungsweise glücklich," sagte die Tänzerin mit einem so bestimmten und dabei kalten Tone, daß Herr von Scherra, welcher, am Fenster stehend, diese Unterredung mit anhörte, sich umwandte und die Sprecherin erstaunt anblickte.

„Wenn ich auch in Ihren Augen kalt und herzlos erscheine," sagte diese nach einer kleinen Pause, „so werden Sie mir dagegen eine andere gute Eigenschaft nicht absprechen: die der Offenheit nämlich, einer wahrheitgetreuen Offenheit. Ja, Françoise ist jetzt bedingungsweise glücklich, nachdem sie lange elend und unglücklich war. Wie Sie von ihr geliebt wurden, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, auch nicht, wie das Herz meiner armen Schwester unter dem Gedanken litt, Sie falsch und treulos zu wissen. — Ob Herr von Scherra Ihnen davon erzählt, durch welches Ungefähr wir Kenntniß erhielten von Ihrer Unschuld, weiß ich nicht; o, es war ein Zufall, der so plötzlich und überwältigend vor meine Schwester trat, daß sie zusammenbrach! Das war ein Wendepunkt in ihrem sonst so düstern Leben. Wie vor Françoisens Augen Ihre Schuld verschwand, so stieg Ihr Bild in der Erinnerung wieder hell und glänzend auf, und mit dem zurückgekehrten Glauben an Sie, an Ihre Treue und Liebe, kam meine arme Schwester, obgleich zum Bewußtsein des furchtbaren Unglücks, welches sie betroffen, doch auch wieder zu der süßen Befriedigung, an Sie, Gaetano, mit der ganzen Kraft ihrer Liebe denken zu dürfen."

„Und so denkt sie meiner?" rief der Italiener heftig, indem er mit seinen beiden Händen die Rechte Rosa's ergriff. „O, wenn sie meiner wirklich so gedenkt," setzte er leiden-

ſchaftlich hinzu, „warum ſah ich ſie nicht ſchon längſt, warum hielt man mich ſo hartnäckig von ihr zurück?“ —

Er warf einen raſchen Blick auf Herrn von Scherra, dem jetzt der Augenblick gekommen zu ſein ſchien, um zu Roſa's Unterſtützung näher zu treten, was er denn auch that.

„Françoiſe iſt die Frau eines Andern,“ ſagte die Tänzerin nach einer Pauſe, „Françoiſe denkt an Sie, Gaetano, mit jener heiligen und reinen Liebe, wie man ſie nur für Abgeſchiedene im Herzen trägt. Und nur weil ſie ſo denkend im Stande iſt, Sie in ihr inniges Gebet einzuſchließen, deßhalb hat ſie Augenblicke, wo ſie glücklich iſt in der Erinnerung an vergangene Zeiten. Meine Schweſter,“ fuhr das Mädchen mit erhobener Stimme fort, „weiß nicht, daß Sie leben, daß Sie hier ſind, und wenn ſie in herzlicher Liebe Ihrer gedenkt, ſo gelten dieſe guten und reinen Gedanken einem geliebten Verſtorbenen.“

Gaetano hatte die Hände der Sprecherin losgelaſſen und ſtarrte ſie mit einem Ausdruck des Entſetzens an.

„Ah, ich bin todt,“ ſagte er mit dumpfer Stimme, „das Grab hat ſich über mir geſchloſſen, wie es der Herr Graf, ihr Gemahl, gewünſcht! Und glauben Sie vielleicht, Scherra,“ wandte er ſich an dieſen, „daß ich die Rolle eines Lebendigbegrabenen ſpielen werde, daß ich todt ſcheinen will dem einzigen Weſen gegenüber, von welchem träumend nur der Gedanke, daſſelbe einſtens noch heiß und lebendig in meine Arme zu ſchließen, mich in der That vor dem wirklichen Wahnſinn bewahrt hat? Halten Sie mich dieſer thörichten Entſagung für fähig?“

„Ja, dieſer Ergebung halte ich Sie für fähig,“ erwiderte Herr von Scherra, indem er ſeine Hand auf die Schulter

seines jüngeren Freundes legte; „ich kenne Gaetano's gutes und großes Herz, ich brauche ihm nur zu sagen, daß er durch sein plötzliches Hervortreten ein armes, so schon unglückliches Weib namenlos elend machen würde, und ich bin überzeugt, er wird unsern Bitten nachgeben."

„Aber sie ist nicht arm und elend!" rief der Italiener in schmerzlicher Bewegung. „Sie ist reich und glücklich, sie steht im Sonnenglanze des Lebens, und nur von mir verlangt man, daß ich mein Haupt demuthsvoll den wilden Stürmen darbieten, daß ich zurücktreten, entsagen soll, um einem anderen Beneidenswertheren den Platz abzutreten, der mir gebührt!" —

„Gaetano, Sie kennen mich so weit," gab ihm das junge Mädchen mit ruhiger Stimme und einem festen Blick zur Antwort, „daß Sie mich wohl nicht für fähig halten, Ihnen in diesem ernsten Augenblicke eine Unwahrheit zu sagen, und obendrein hebe ich noch meine Hand zum feierlichen Schwur auf, um zu bekräftigen, was ich jetzt gegen Sie aussprechen will."

Und sie that also.

„Françoise ist nicht glücklich, aber sie trägt das Unabänderliche mit Geduld und Ergebung; sie denkt an Sie mit jenem Gefühl, das ihr erlaubt ist, weil sie Sie nicht mehr unter den Lebenden wähnt. Aber seien Sie versichert, daß bei dem Pflichtgefühl meiner Schwester sich dieses Gefühl verwandeln müßte, so wie Sie lebend vor sie träten. Ja, glauben Sie mir, Gaetano, wie ich Ihnen schon so eben gesagt, — Françoise, die jetzt nur unglücklich leidet, würde von dem Augenblick an namenlos elend sein."

Der Marchese blickte düster vor sich auf den Boden und seine hastigen und tiefen Athemzüge zeigten seine gewaltige

Aufregung. „Ja, ja,“ murmelte er in beinahe unverſtändlichem Tone, „Sie mögen Recht haben. Vielleicht iſt Françoiſe unglücklich, ich glaube es faſt, nach dem, was ich gehört und geſehen. Und noch größeres Unglück droht über ſie hereinzubrechen. O, es iſt entſetzlich, an der Seite des Wahnſinns leben zu müſſen, wer weiß das beſſer als ich!“ — Er drückte ſeine Hände haſtig vor das Geſicht, wandte ſich um und trat ans Fenſter, wo er einige, für die andern Anweſenden bange Minuten regungslos ſtehen blieb.

Roſa glitt in den Seſſel hinab, neben welchem ſie ſtand, und verbarg das Geſicht in ihr Taſchentuch.

Als ſich nun Gaetano wieder umwandte und abermals zum Tiſche und in den hellen Schein der Lampe trat, zeigten ſeine Züge eine furchtbare Abſpannung, aber der Ausdruck ſeines Geſichtes war ruhig, ſeine Augen blickten ernſt und milde.

„So will ich Ihnen denn beweiſen, Roſa,“ ſagte er mit einem leichten Beben in der Stimme, „daß ich Françoiſe's Liebe werth war und dieſes unſchätzbaren Gutes auch werth geblieben bin. Ich werde thun, was Ihr verlangt, ich werde dieſes Land verlaſſen, ohne ſie wiedergeſehen zu haben, die ewig, einzig und heiß geliebt wird, für die ich ertrug, was kein Menſch ertragen. Aber,“ ſetzte er mit einem aufflammenden Blick hinzu, „ich will nicht plötzlich losgeriſſen ſein von Euch, es ſoll ein Faden zwiſchen uns beſtehen, ein Band, das ſie nicht beengen wird, das aber unzerreißbar iſt. Sie, Roſa, ſollen mir verſprechen, an der Seite Ihrer Schweſter zu bleiben und mir Nachricht zu geben vom Verlaufe ihrer Tage, mir zu ſagen, wenn ſie ruhiger geworden iſt, vielleicht auch glücklicher, oder wenn ein hartes Schickſal gewaltig über ſie hereinbricht. Wenn ich jetzt entſage,“ fuhr er mit feier-

lichem Tone fort, „ſo thue ich es nur, indem ich meine innig geliebte Françoiſe in Ihre Hand, Roſa, lege, und indem Sie mir die Erlaubniß bewilligen, mag ſich unſer Schickſal nun wenden, wie es will, Sie einſtens zu fragen: ſtanden Sie ihr treu ſchützend zur Seite, thaten Sie alles, um die Erinnerung an den Geweſenen in dem Herzen Ihrer Schweſter ungetrübt zu erhalten? — Verſprechen Sie mir, das zu thun?“

„So wahr mir Gott helfe, ich verſpreche es Ihnen,“ erwiderte Roſa, indem ſie ihre Hand erhob und ſie langſam in die dargebotene Rechte des jungen Mannes legte.

„Und dazu ſage ich Amen,“ ſprach Herr von Scherra, „und Sie ſollen es erfahren, daß ich als Ihr treuer Freund meiner armen Françoiſe und meiner guten Roſa ſchützend zur Seite ſtehen werde.“

„So habe ich denn mit meinem vergangenen Leben abgeſchloſſen,“ ſagte der Marcheſe mit einem traurigen Lächeln. „Die Liebe meiner Jugend, meine ſeligſten Erinnerungen ruhen unter ſchwarzen Schleiern, und ich will mich nun einer älteren Geliebten zuwenden, die auch ein heiliges Anrecht an mich hat, meinem unglücklichen, zerriſſenen Vaterlande, das meinen Kopf und meinen Arm verlangt. — Und ſomit endigen wir dieſe für uns alle ſchmerzliche Unterredung. Leben Sie wohl, Roſa!“

Er faßte die beiden Hände des jungen Mädchens, zog ſie haſtig an ſich und ſagte, nachdem er ſie auf die Stirn geküßt: „Dieſen Kuß überbringen Sie ihr. Wenn Sie einmal meiner, des Verſchwundenen, des Verlorenen gedenkt, ſo ſagen Sie ihr unter einem Kuſſe freundliche, tröſtende Worte, und flüſtern ihr zu: Gaetano, der dich heiß geliebt, der dich

nie vergeſſen, der dir treu bis zum Tode war, gedenkt deiner gewiß in herzlicher Liebe.“ —

Nach dieſen Worten, die er mit zitternder Stimme geſprochen, wandte er ſich um und verließ das Zimmer.

„O, welch' unſeliges Geſchick,“ rief Herr von Scherra aufs ſchmerzlichſte bewegt aus, „das ſich vernichtend an jene dunkle Stunde knüpft! Glauben Sie mir, Roſa, das Opfer, welches er ihr bringt, würde ein ſchwächeres Herz zerbrechen!“ —

„Ich weiß es,“ erwiderte ſie, träumeriſch vor ſich niederblickend, „aber opfern wir nicht alle dem unerbittlichen Schickſal? Feſt will ich es halten, mein ihm gegebenes Verſprechen, rathend und ſchützend werde ich, wie auch bisher, meiner Schweſter zur Seite ſtehen — — ihr fortan mein Leben weihend — — o, Scherra, o mein treueſter Freund,“ rief hierauf in wilden Schmerz ausbrechend, laut weinend das ſtarke Mädchen, „auch ich bringe dem Schickſal meine Opfer!“

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Vor dem Luſtſpiele.

Man ſagt, daß die größten Männer und berühmteſten dramatiſchen Schriftſteller ſich in unausſprechlicher Aufregung befanden, wenn ein neues Stück von ihnen zum erſten Male über die Bretter ging; manche waren gar nicht im Stande, einer ſolchen Aufführung beizuwohnen, hielten ſich verſteckt zu Hauſe oder irrten um das Theatergebäude herum, wie der große Leſſing, der ſich bei der erſten Vorſtellung ſeiner „Miß Sara Sampſon“ ängſtlich bei einer am Eingange des Theaters ſitzenden Obſtfrau erkundigte, ob ſie kein höhniſches Lachen gehört; andere ſchauten ihrem eigenen Werke wie im Traume zu, wie in halber Betäubung, Schweißtropfen auf der Stirn, oder verließen das Haus mit allen Zeichen der Angſt, ſobald ſich irgend einer der Mitwirkenden zum erſten Male verſprach, in der feſten Ueberzeugung, daß ein ſchallendes Gelächter des Publikums dabei ausbrechen würde, lachten auch wohl ſelbſt krampfhaft bei ganz unpaſſender Veranlaſſung, wobei ihnen dann das unwillige Ziſchen des

in ſeiner Aufmerkſamkeit geſtörten Publikums als tröſtender Balſam erſchien. Man ſagt von Cherubini, er habe bei der erſten Aufführung eines ſeiner Werke in ſeiner Loge ruhig den Takt markirt, während Auber in großer Aufregung ſein Taſchentuch, welches er in der Hand hielt, während der Vorſtellung in lauter kleine Stücke zerpflückte.

Wenn in einem Theater dunkle Hinterlogen ſind, ſo bilden dieſe gewöhnlich ein Aſil für den Schriftſteller, um ſein Stück zum erſten Male über die Bretter ſchweben zu ſehen. Sind ſolche nicht vorhanden, ſo geſtattet ein freundlicher Intendant oder Theater-Director ein Plätzchen auf der Bühne, gewöhnlich in der erſten Couliſſe bei dem Verſchlage, wo die Seile des Portalvorhanges auf- und ablaufen, wo der würdige Beamte, der dieſes Geſchäft zu verſehen hat, mancher Darſtellung zuſchaut, und wo ſich in dem rothen Harlequinsmantel kleine Löcher mit fettiger Einfaſſung befinden.

An dieſem unvergeßlichen Tage der erſten Vorſtellung hat der Dichter des neuen Stückes ſchon die erſte große Aufregung beim Erblicken des Theaterzettels: auf dieſem ſeinen Namen gedruckt zu ſehen, iſt ſchon etwas ganz Anderes, als dieſen Namen auf dem Titel eines Buches zu erblicken. Das Buch bringt langſam in die Leſerkreiſe ein, und es vergehen vielleicht Wochen, Monate, bis hier tauſend Augen unſern Namen leſen; auf dem Theaterzettel dagegen haften dieſe Tauſende von Augen faſt alle in der gleichen Morgenſtunde, und die zu dieſen Augen gehörigen Lippen murmeln deinen Namen mit freundlichem oder unfreundlichem Ausdrucke, je nachdem es kommt, und Abends bei der Vorſtellung wird dieſes Verhältniß zwiſchen Buch und

faſſen, was Ihnen durch Ihren Kopf fährt. So wie Sie jetzt ſind, habe ich Sie in Paris nicht gekannt."

„Ich habe mich allerdings in den letzten Tagen verändert," ſagte das junge Mädchen bitter lachend, „ich gebe das zu. Aber ich kann nicht anders, und wenn es ſo bleibt, müſſen wir Italien verlaſſen." Bei dieſen Worten gieng ſie auf eine Steinbank, ließ ſich darauf nieder und blickte in den glühenden Abendhimmel.

„Aber um aller Wunden willen," rief die Alte und warf ſich neben die Tochter, wobei der Panzer bedeutungsvoll krachte, „ſo iſt es alſo nicht blos eine Grille, eine vorübergehende Laune, weßhalb du Zimmer und Haus nicht verlaſſen, ſeit wir hier ſind? So könnten wir alſo auf dieſem ſo ergiebigen Feld nichts unternehmen?" ſetzte ſie wehmüthig hinzu, als ſie bemerkte, wie ihre Begleiterin den Kopf heftig ſchüttelte. „Und jener liebenswürdige, charmante Cavalier, Graf Alfons, ein ſo gutmüthiger, reicher und lieber Herr —"

Die junge Dame ſchüttelte bei Nennung dieſes Namens heftig mit der Hand, als wehre ſie etwas Unangenehmes von ſich ab.

„Sei doch vernünftig!" fuhr die Alte nach einer Pauſe fort, „oder ſage mir wenigſtens, was du vorhaſt, was dich auf einmal überkommen? So eine Reiſe von Paris nach Florenz iſt doch wahrhaftig keine Kleinigkeit, und wenn man das viele Geld dafür ausgegeben, um gleich wieder abzureiſen, da kann man doch fragen, aus welchem Grunde."

„Und mit welchem Recht können Sie ſo fragen, Madame?" ſagte ſtolz die junge Dame. „Auf weſſen Koſten bin ich gereist? Ich auf die Ihrigen oder Sie auf die meinigen?"

„Aber in meinem Wagen, Schätzchen!" ſagte die Alte. „Sei nicht eigenſinnig, mein liebes, gutes Kind, ſei folgſam, laß' uns unſer Glück verfolgen. — Der Graf —"

„Schweigt mir davon!" entgegnete heftig das Mädchen.

dramatiſcher Arbeit noch ſchärfer hervortreten: auf Hunderte, vielleicht auf Tauſende wirken in gleichem Augenblicke deine Worte, deine Gedanken anregend, zündend, dich glücklich machend, dich begeiſternd oder auch dich vernichtend, wenn dein Werk einen anderen Eindruck hervorgebracht, als du gedacht und gehofft.

Dir ſelbſt aber tritt daſſelbe auf der Bühne ſo ganz anders vor die Seele, als es dir erſcheint in den ſchwarzen, grauſamen Buchſtaben auf den glatten Seiten deines Buches. Das Theater zeigt dir deine Geſtalten verkörpert und wirft dir deine Gedanken in lebendiger Sprache entgegen. Bei richtigem Gefühl und bei nicht zu großer Einbildung von dir ſelbſt muß es dir hier bei deiner erſten Scene ſchon klar werden, ob du Weſen geſchaffen, die Lebensfähigkeit beſitzen, oder ob du vielleicht nur ſchattenhafte Figuren hervorgebracht haſt, die beim erſten Hahnenſchrei, hier bei Beleuchtung der Scene, unbeutlich werden und geſpenſterhaft verſchwinden.

Hat, wie oben erwähnt, der Dichter Erlaubniß, die Bühne zu betreten, ſo wird er vor Beginn ſeines Stückes ſchon in der Garderobe ſein, um hier im Aeußern die Bekanntſchaft der Perſonen ſeiner Schöpfung zu machen, und um jetzt ſchon zu ſehen, ob ſie mit ſeinen Vorſtellungen zuſammentreffen. Dabei kann er ſich vielleicht ein freundliches Wort erlauben, um hier eine Phyſiognomie etwas weniger markirt erſcheinen zu laſſen, dort einen Andern, der zu jugendlich ſein möchte, zu etwas graumelirtem Haar zu bewegen.

Unmittelbar vor der Vorſtellung iſt übrigens nicht viel zu machen, da alles daran liegt, die Künſtler bei guter

Laune zu erhalten, und da jeder von dieſen überzeugt iſt, ſchon aus eigenem Antriebe das vollkommen Richtige gewählt zu haben. —

Auch in der Bruſt unſeres Freundes Karl Vander wogten die eben geſchilderten Empfindungen aufs heftigſte und ließen ihn vor Aufregung und Unruhe kaum zu ſich ſelber kommen.

Herr Richter hatte in feierlicher Stimmung ſchon früh am Morgen einen ganz beſonders tüchtigen Kaffee gebraut und dazu von Weißbrod diejenige Sorte eigenhändig geholt, welche ſein Freund vorzüglich liebte. Nachbar Schweizer hatte ein prachtvolles Blumenbouquet gebracht, angeblich aus eigenem Antriebe, doch als es Vander in Empfang nahm und die zierlich zuſammengefügten Blüthen beſchaute, überſchlich ihn eine tiefe Wehmuth, da er die Geberin ahnte, und er ſetzte ſich, den Strauß betrachtend und wie mit den einzelnen Blumen redend, in die Ecke ſeines Sopha's.

Er hatte Roſa ſeit einigen Tagen nicht geſehen, und als ſie zum vorletzten und letzten Male hier war, blieb Richter in ſeiner Nähe, ſo daß er nur die gewöhnlichſten Dinge mit ihr ſprechen konnte; doch war ihm das lieb und er fürchtete den Augenblick kommen zu ſehen, wo ſein Freund ſich entfernen würde.

Roſa war unbefangen geweſen, ſie hatte von ſeinem Glücke geſprochen und ihm geſagt, daß man viel Gutes darüber gehört und daß ſie mit aller Welt eines glänzenden Erfolges ſicher ſei. Ernſter wie gewöhnlich war ſie ihm allerdings erſchienen, auch blieb ſie nicht lange, und es war ihm vorgekommen, als verwickle auch ſie abſichtlich ſeinen

Freund in das Gespräch, um diesen zu bewegen, sie nicht allein bei Vander zu lassen.

Daran dachte Vander heute wieder, als er sein Gesicht an die Blumen drückte und das Bild der Geberin wieder so lebendig vor seine Seele trat.

Diesen Gedanken lieh er Worte, worauf ihm Richter kurz angebunden sagte: „Wahrscheinlich ist sie gescheit genug, um einzusehen, daß sie dich in deinen künstlerischen Bestrebungen doch nur genirt; es wäre das allerdings zum Verwundern, da sie neulich nicht gescheit genug war, um dir in Betreff der bewußten tausend Gulden einen verständigen Rath zu geben. Nun, ich hoffe, wenn der heutige Abend so gut ausfällt, als wir es erwarten, dann wird auch bei dir die Klugheit zum Durchbruch kommen, und der gefeierte Schriftsteller alsdann im Gefühle seines Werthes den unbekannten Beschützer nicht verschmähen."

„Ich glaube das Gegentheil," erwiderte Vander; „ist es mir gelungen, was Gutes zu schaffen — und weiß Gott," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „ich glaube noch immer nicht an ein solches Glück — so werde ich wohl im Stande sein, auch ohne Beschützer meinen Weg zu gehen."

Herr Richter parodirte den Seufzer seines Freundes auf eine komische Art und sagte mit dessen Ausruf: „Weiß Gott, du bist ein unverbesserlicher Egoist, du denkst nur an dich selber und an dein persönliches Wohlergehen. — Junger Mensch," fuhr er fort, indem er seine Hand unter die Weste steckte und würdevoll vor seinen Freund hintrat, „bedenkst du nicht, daß ein Schriftsteller, wie du sein wirst, der aber trotz alles Geistes eine der unleserlichsten Pfoten schreibt, die mir vorgekommen, daß du eines anständigen Secretärs be-

nöthigt biſt, der mit tauſend Gulden jährlich nicht zu hoch ſalarirt wäre? Oder glaubſt du, der arme Choriſt Richter ſei nicht mehr werth, als für eine Gage von dreißig Gulden monatlich, die er vom königlichen Hoftheater erhält, noch nebenher bei dir Schreiberdienſte zu thun? Geh', Egoiſt!"

„Wahrhaftig, da haſt du Recht," rief Bander raſch aufſpringend, wobei er das koſtbare Bouquet auf den Tiſch warf, „mein guter, ehrlicher und treuer Freund! Deine ſcherzhaft gemeinten Worte greifen mir mit tiefem Ernſte ans Herz. Ja, ich war ein Egoiſt, ich dachte nur an mich ſelber, aber glaube mir, mein Herz wußte nichts von dieſem ſelbſtſüchtigen Gedanken."

„Davon bin ich überzeugt," ſagte Richter, indem er die Kaffeetaſſen auf den Tiſch ſtellte und ein Papier entfaltete, in welchem ſich der Zucker befand; „hätte ich nicht gewußt, daß dir ſogar ein Gefallen damit geſchähe, wenn ich dir meine Vorleſung über Egoismus hielt, ſo würde ich es haben bleiben laſſen. Es war auch wahrhaftig wegen meiner ſelbſt nicht ſo ernſthaft gemeint. Wenn auch meine Laufbahn beim Theater nicht den glänzenden Fortgang nahm, den ich Anfangs geträumt, wenn ſie mich auch kurz gekriegt haben, wie der alte Limmer ſagt, ſo bin ich doch der künſtleriſchen Tretmühle ſchon ſo gewöhnt, daß ich in derſelben faſt behaglich mit herumlaufe; auch nutzen mir ein paar Gulden mehr oder weniger nichts. — — Ja, es wäre was Anderes, wenn du einmal ein ganz gewaltiger Kerl würdeſt und das Mittel fändeſt, zu deiner Ausbildung auf Reiſen zu gehen; dabei würde mir ſchon die vorhin zart erwähnte Secretärsſtelle anſtehen. Aber jetzt laß uns den Kaffee trinken, ehe er kalt wird."

„Ja, das wollen wir," entgegnete Vander, „und dabei Projekte ſchmieden, die uns zerſtreuen und heiter ſtimmen."

Damit ſetzten ſich die beiden Freunde an den Tiſch nieder, und der Choriſt legte das Blumenbouquet ſorgfältig neben den Theaterzettel.

„Mit Blumen, ja, mit Blumen
Will ich dein Werk bekränzen,
Und zwiſchen dieſen Blüthen
Soll hell dein Name glänzen,

ſo würde ich als Chor in irgend einer Scene einer hierzu paſſenden Oper ſingen," ſagte Herr Richter, und ſetzte hinzu, indem er den Strauß aufmerkſam betrachtete: „du mußt dieſe koſtbaren Sachen nicht ſo roh umherwerfen, wie du es gethan. Sieh, das iſt etwas ganz Außergewöhnliches, weiße Camelien und Veilchen — Frühlingsahnung erweckend! Ach, wenn ich das rieche, ſo kommt mir immer jener Frühling in Erinnerung, wo ich zum erſten Male die kleine Stadt verließ, welche die Ehre hatte, mich in ihren alten, grauen Mauern geboren zu ſehen. Damals machte ich eine Fußtour von einigen Meilen, aber es war meine erſte Reiſe, und darum wird ſie mir unvergeßlich ſein. Kaum hatte ich die Stadt hinter mir, ſo lagerte ich mich im Schatten einer alten Eiche, deren Tauſende von friſchen, jungen Blättern mit der linden Luft buhlten, und freute mich, rückwärts ſchauend, meiner jungen Freiheit. Da duftete es ringsum nach Veilchen, und wenn ich auch ſpäter unter den verſchiedenſten Verhältniſſen den gleichen Geruch empfand, ſo denke ich doch heute noch bei Veilchenduft immer an jene Ruhe unter der alten Eiche."

„Du haſt da vorhin einen wunderbaren Gedanken an-

geregt," gab der junge Schriftſteller nachſinnend zur Antwort. „Ja, wer ſo reiſen könnte, weit in die Welt hinaus, immer Neues und Herrliches ſehend und ſich ſo im Schauen und Genießen am leichteſten bildend, der wäre wahrlich zu beneiden!" —

„Und warum ſollen wir das nicht können, alter Junge?" meinte Herr Richter mit einem behaglichen Ausdrucke, nachdem er langſam ſeinen Kaffee geſchlürft. „Laß mich einmal rechnen, und vor allen Dingen unterbrich mich nicht mit deinen engherzigen Bemerkungen — nicht wahr?" unterbrach er ſich aber ſelber, indem er mit einem fragenden Ton gegen ſeinen Freund fortfuhr: „Du läßt mir an deinem heutigen Feſttage ſchon 'mal das Vergnügen, meine Phantaſie tummeln zu können, ohne mich jeden Augenblick philiſtrös zu unterbrechen?"

Bander nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Wir haben alſo," fuhr der Choriſt fort, indem er an den Fingern herzählte, „zuerſt den Ertrag eines vortrefflichen Luſtſpiels."

„Das Fell des Bären, ehe man dieſen Bären noch gefangen hat."

Herr Richter zuckte mit einem lauten Zungenſchnalzen ſeine Achſeln, dann fuhr er fort: „Der Ertrag des vortrefflichen Luſtſpiels, für das dir Michaelsſohn in Berlin nach der erſten Vorſtellung hier etwas Erkleckliches in Bauſch und Bogen bieten wird. Wir haben ferner die tauſend Gulden unſeres großmüthigen Beſchützers — ja, dieſe tauſend Gulden," wiederholte der Choriſt hartnäckig, trotz des Kopfſchüttelns ſeines Freundes. „Ferner concipirſt du in den erſten Tagen unſerer Reiſe ein neues dramatiſches Werk,

welches wir auf der ersten mehrwöchentlichen Rast, die wir halten, etwa in irgend einer Stadt der Schweiz oder am Comer-See ausarbeiten. Ich, dein Secretär, versuche mich nebenbei aber auch selbstarbeitend; ich schreibe an die Redactionen der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der Kölnischen Zeitung, des Auslands, der Illustrirten Zeitung über Land und Meer und biete ihnen meine Dienste als reisender Correspondent an; ich führe mich mit einem kleinen, pikanten Artikel ein, drücke mich deutlich aus, in welcher Richtung ich für jedes der verschiedenen Blätter schreiben werde, und du wirst sehen, ich werde bald in den Stand gesetzt sein, etwas Ordentliches zu unseren Reisekosten beizutragen."

„Der Gedanke ist wahrhaftig nicht so ganz schlecht," meinte Herr Bauder träumerisch.

„Schlecht?" rief Herr Richter mit einem Aufwande von Pathos, indem er in die Höhe sprang, „nicht so ganz schlecht, hast du gesagt? O, er ist großartig, himmlisch, weltenstürmend. Mit diesem Gedanken ist mir mein armseliger Theater-Contract vor die Füße gerollt. O welche Wonne, zum letzten Male jene finsteren Räume betreten zu dürfen, wo alles unwahr ist: die Steine von Holz, die Bäume von Leinwand, das Sonnenlicht eine traurige Lampe, der erquickende Regen staubige Erbsen in einer blechernen Schale. Freilich kann ich nicht verlangen, mit einer großen Rolle abzutreten, aber glanzvoll auf meine Art möchte ich doch jene verwünschten Bretter verlassen. Denk' dir zum Beispiel in einer Anmelde-Rolle: Herr, dein Feind naht, Don Ramiro, der Tapfere! wo ich aber statt dessen sagen würde: Herr, bleibe ruhig in deinem Palaste, ich bringe dir sichere Nachricht, daß dein Feind, der tapfere Don Ramiro, so eben gestorben ist.

Damit wäre das Stück ſchon im erſten Acte zu Ende und Publikus könnte nach Hauſe gehen."

„Du biſt ein unverbeſſerlicher Kerl."

„Aber praktiſch, das wirſt du mir nicht abſprechen wollen, und dabei großartig, was ich dir auch empfehle zu ſein. Nimm nur einen herzhaften Anlauf, laß deine hausbackenen Ideen und deine ſüßen Schwärmereien hinter dir, verlaß mit mir dieſes düſtere Haus, die beengende Stadt, und du wirſt ſehen, wie weit und glücklich dein Herz wird, wenn uns einmal Gottes herrliche Natur umfängt und liebreich in ihre Arme nimmt. — Alſo kann ich auf dich zählen?" rief er enthuſiaſtiſch aus, indem er ihm die Hand reichte. — „So ſchlage ein!" —

Der junge Schriftſteller hatte das Bouquet in die Hand genommen und betrachtete die Blumen lange und innig, dann ſagte er: „Ehe ich mich dir auf Gnade oder Ungnade ergebe, muß ich zuerſt mit ihr im Reinen ſein."

„O weh, dann bleibe ich ewiger Choriſt! Sie hat dir einen Faden um den Fuß geſchlungen, an dem ſie dich flattern läßt und der dich zurückhält, wenn du hinaus ins Freie ziehen willſt."

„Auch ein ſolcher Faden iſt zerreißbar, und ich werde ihn zerreißen."

Statt gleich zu antworten, ſeufzte Herr Richter ſo tief und mit ſo viel Geräuſch als es ihm möglich war. Dann erſt ſagte er: „Hoffen wir — nicht auf deine Kraft im Zerreißen dieſes Fadens, ſondern auf einen großen und glücklichen Erfolg heute Abend, der dir zeigen ſoll und wird, was du eigentlich werth biſt, wahrhaftig tauſend Mal mehr als der Spielball zu ſein eines noch ſo ſchönen und liebens-

würdigen Weibes. — Ueber was von Claque ich allenfalls gebieten kann, werde ich auf die obere Gallerie befördern, bedenkend, daß jeder Applaus, jeder Hervorruf uns einem ſchönen Ziele näher bringt. Apropos," unterbrach er ſich ſelber in ſeinem pathetiſchen Tone, „um von Claque, Applaus und Hervorruf zu reden, haſt du Freibillete für heute Abend erhalten?"

„Ich habe keine verlangt, ich wüßte nicht für wen. Aber der Herr Intendant war ſo freundlich, mir ein Dutzend Parterre-Plätze zu ſchicken; dort in dem rothen Umſchlag werden ſie liegen."

„Die werde ich zu mir nehmen," entgegnete der Choriſt.

„Bis auf eines, ich möchte dem armen Schweizer gern eines zum Geſchenk machen."

„Geben wir ihm zwei, nämlich eines für ſeine Frau, oder vielleicht drei," ſetzte er mit einem lauernden Blick hinzu, „haſt du nicht auch an Tante Roſa gedacht?"

„O, ſie wird im Parterre keinen Platz nehmen," ſagte Bander mit einem trüben Lächeln.

„Woher weißt du das ſo genau?"

„Erlaß mir die Beantwortung dieſer Frage. Es wird eine Zeit kommen, wo ich dir, dem treuen, erprobten Freunde, denn das biſt du mir in der That, nichts vorenthalten werde."

„Ich verſtehe alles, wie ein Menſch," ſagte Herr Richter kopfnickend und in gutmüthigem Tone. „Nun, wenn ſich einmal das große Räthſel aufklären wird, ſo hoffe ich, biſt du Philoſoph genug, um dieſe Aufklärung ruhig zu ertragen."

„So nimm zwei Billete für Schweizers," ſagte der

Schriftſteller nach einer Pauſe, „und da fällt mir noch etwas ein. Wir müſſen an Herrn Theater-Friſeur Harper denken, er gab uns beim letzten Beſuche, den wir ihm machten, nicht undeutlich zu verſtehen —“

„Daß er für dein Stück wirken wolle, und bei Gott, das kann dieſer würdige Mann wie Keiner, wenn er es thun will. Ich werde ſelbſt zu ihm gehen und mich nach Befehlen erkundigen.“ —

Nach dieſer Unterredung und nach beendigtem Kaffee, wozu heute ausnahmsweiſe eine ganz vortreffliche Cigarre geraucht wurde, verließ Herr Richter die gemeinſchaftliche Wohnung, um noch einige und, wie er ſagte, ſehr wichtige Gänge zu thun.

Bander blieb allein zurück, hoffend und fürchtend, ſie werde kommen, aber Stunde um Stunde verging, ohne daß Roſa erſchien. Mit einem leichten Seufzer ſprach der junge Mann zu ſich ſelber: „es iſt beſſer ſo,“ und dann nahm auch er ſeinen Hut, um das Zimmer zu verlaſſen. Erſt nach beendigtem Theater hatte er ſich vorgenommen, hieher zurückzukehren, und als er ſo dachte, meinte er mit beklommenem Herzen: „dann werde ich wiſſen, ob ſich mein Leben glücklich gewandt.“

Den Blumenſtrauß ſtellte er ſorgfältig in ein Glas mit Waſſer, und nachdem er dieſes genau in die Mitte des Tiſches gerückt, betrachtete er es lange und dachte dabei: „welche Gedanken werden meine Bruſt bewegen, wenn ich euch, ihr Blumen, heute Abend wiederſehe?“

Auf der Gallerie, welche ſein Zimmer von dem Vorderhauſe trennte, blieb er lauſchend einen Augenblick ſtehen. Immer war es ihm, als vernähme er ihren elaſtiſchen

„Laßt Eure Ueberredungen und Eure Drohungen! Ich werde mich nicht ändern, bis wir Florenz verlaſſen, aber ſobald wie möglich.“

„Wir wollen nach Rom gehen; wozu das viele Geld hier verzehren?“

„Nicht ſogleich!“ ſagte die Andere mit leiſer Stimme nach einigem Nachdenken, „ich kann ſo ſchnell nicht von hier, ich muß noch eine Weile da bleiben.“

„Ein geheimes Geſchäft?“ verſetzte die Alte mit ſchlauem Lächeln, und, wie es ſchien, angenehm überraſcht.

„Allerdings ein geheimes Geſchäft!“ entgegnete das Mädchen und grub mit ihrem Sonnenſchirm allerlei Figuren in den feinen Kies zu ihren Füßen.

„Und nach Beendigung dieſes gewiß guten Geſchäfts,“ fuhr die Alte ſchmunzelnd fort, „biſt du fertig? — Wie, mein Engel?“ —

„Fertig und bereit!“ ſagte das Mädchen mit tiefer Betonung, indem es aufſtand, um den Fußweg hinabzuſchreiten. Die Alte folgte ihr trippelnd, denn nur ſo war ſie im Stande, mit der hohen gebietenden Geſtalt an ihrer Seite gleichen Schritt zu halten.

So erreichten ſie ihren Wagen, ſtiegen hinein und fuhren nach der Stadt zurück. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Die beiden Freunde hatten unterdeſſen ihr Diner beendigt, ein kleines, feines Diner zu Zweien, und ſaßen nun vor dem Kamin, worin das Holz alter Olivenbäume praſſelte, ein Holz, das wenig Wärme, aber eine dem Auge wohlthuende Flamme gibt.

Beide hatten bei ihrer Zurückkunft Schreiben vorgefunden, Alfred eines von ſeinem Freunde, dem Baron Carl, worin derſelbe ſeine Freude ausdrückte, daß er ihn in Florenz wiſſe und

Schritt. Auch im Veſtibul horchte er, um zu vernehmen, ob das junge Mädchen nicht die Treppen heraufkäme. Aber in dem weiten Hauſe war alles ſo ſtill, daß er den Meiſter Schweizer in ſeiner Werkſtätte deutlich huſten hörte. Dorthin ging er, nachdem er einen Augenblick gezaudert, gewiß nur in der Abſicht, mit dem alten Manne ein freundliches Wort zu ſprechen und ihm zu ſagen, daß Richter zu der heutigen Vorſtellung Karten bringen werde.

Wie es nun kam, daß er ſich in der Werkſtätte in allen den halbdunkeln Winkeln umſah, ob Tante Roſa nicht in einem derſelben ſäße, wußte er ſich ſelbſt nicht anzugeben, aber er that nicht nur das, ſondern er fragte auch nach ihr.

Der Damen-Kleidermacher hatte beim Eintritt des jungen Mannes ſeine ſchwere Scheere neben ſich auf den Tiſch gelegt. Jetzt nahm er ſeine Kneifbrille von den blöden Augen und ſagte kopfſchüttelnd mit einem trüben Lächeln: „ſeit der Kleine fort iſt, war ſie nur noch einmal da.“

„Aber ſie hat Euch nicht vergeſſen?“ fragte Vander raſch.

„Wie man das Vergeſſen nimmt,“ erwiderte der alte Mann. „Unſerer kleinen Dienſte, die wir dem guten Eugen vielleicht thaten, hat ſie, oder vielmehr der Advocat wohl nicht vergeſſen, denn er hat uns dafür auf's reichſte belohnt; vergeſſen dagegen hat ſie uns in ſo fern, als es uns jetzt gerade gefreut hätte, wenn ſie häufiger gekommen wäre, um uns von dem guten, lieben Kinde zu erzählen. Was mich betrifft,“ fuhr der arme, ſchwächliche Schneider mit angenommener Gleichgültigkeit fort, „ſo bin ich ſchon aus ſtärkerem und feſterem Stoffe, aber das alte Weib da heult mir die Ohren voll und thut gerade ſo, als wenn man ihr ihr Eigenes weg-

genommen hätte — thörichtes altes Weib!“ murmelte er in ſich hinein, und doch wiſchte er ſich mit der umgekehrten Hand über die naſſen Augen.

„Hätte man uns das Kind gelaſſen,“ ſagte die Frau, die nun ſchluchzend zum Vorſchein kam, „ſo hätten wir es ohne Koſtgeld behalten, es war uns ſo ans Herz gewachſen.“

„Das verſtehſt du nicht,“ erwiderte der Schneider in barſchem Tone, „der Knabe hat es jetzt beſſer, wohnt ſchöner, lernt alles, was nöthig iſt, und ſo mußte es kommen. — Am Sonntag machen wir uns ein Vergnügen,“ fuhr er zu der Frau gewandt fort, „da gehen wir hinaus, du Alte und ich, und beſuchen den Kleinen.“

„So wißt Ihr, wo man ihn untergebracht hat?“

„Allerdings wiſſen wir es, dürfen es aber niemand ſagen.“

„Ich glaube, ich laſſe dich allein gehen,“ ſagte betrübt die Frau; „denn wenn ich ſein liebes Geſichtchen ſehe, ſo thut es mir nur um ſo weher, wenn ich wieder von ihm ſcheiden ſoll.“

„Darin haben Sie Recht,“ meinte Karl Bander in ernſtem Tone. „Wenn man doch nicht bei einander bleiben kann, ſo iſt es beſſer, man ſieht ſich auch nicht wieder.“

Danach ſprachen die Drei eine Zeitlang kein Wort; der junge Mann blickte träumend auf den Stuhl, wo Tante Roſa ſo oft geſeſſen, die Frau des Kleidermachers war hinter ihrem dunkeln Vorhange verſchwunden, und Meiſter Schweizer ſelbſt hatte ſeine Scheere wieder zur Hand genommen. „Aber heute Abend,“ ſagte er nach einer längeren Pauſe, „gehe ich in die Komödie und ſehe, was Sie gemacht, und werde mei-

nen Nachbarn erzählen, daß wir auf Einem Boden wohnen und uns ganz genau kennen."

„Wenn mein Stück gefällt, werdet Ihr das thun."

„O, auch im anderen Falle, ich ſchäme mich meiner Freunde durchaus nicht."

„Nun, ſo wollen wir das Beſte hoffen! Adieu, Meiſter, auf Wiederſehen!"

Bander zog die Thür hinter ſich zu und ſchritt zögernd die Treppen hinab; immer glaubte er den Tritt ihres Fußes, das Rauſchen ihres Kleides vernehmen zu müſſen, und wenn er nichts dergleichen hörte, ſo freute er ſich, daß es ſo war. Jetzt war er unten im Hauſe, jetzt trat er über die Schwelle, und jetzt mit einem Male fiel es ihm doch ſchmerzlich auf die Seele, daß er ſie gerade am heutigen Tage nicht geſehen. War ihm doch, als flüſterte ihm eine innere Stimme zu: ſie wird dir in dieſen Räumen nie mehr begegnen.

Daß ihm die Zeit bis zum Anfange des Theaters langſam entſchwand und dann mit einer ihm unbegreiflichen Schnelligkeit fortrollte, wird jeder verſtehen, der ſich in ähnlicher Lage befunden. Als ehemaliges Mitglied der Bühne betrat er ſchon ſo früh als möglich die Herrengarderoben und wurde von den darſtellenden Künſtlern freundlich und ehrend empfangen. Ja, auch einige ſeiner ehemaligen hohen Collegen von der Oper kamen hieher, um ihm herzlich die Hand zu drücken, ſo der große Kalif Benzenberger, der ihm die Verſicherung gab, er habe von competenter Seite ein ganz außerordentlich gutes Urtheil über das heutige Stück erfahren. „Man wird Sie herausrufen," ſagte dieſer würdige Künſtler, indem er ernſthaft ſeine Stirn runzelte. „Bleiben Sie in dieſem Falle nicht an der Seitencouliſſe kleben,

ſondern beſtreben Sie ſich ſo viel als möglich, in die Mitte zu kommen — Sie haben doch einen Frack an?“

„Gewiß nicht,“ erwiderte der junge Schriftſteller faſt erſchrocken, „wie ſollte ich dazu kommen? Denke ich doch nicht im Entfernteſten daran, daß mir eine ſolche Ehre widerfahren wird, deren Sie eben erwähnt!“

„Sie werden herausgerufen,“ ſagte Herr Benzenberger mit großer Entſchiedenheit, „und, ohne mich dabei voranſtellen zu wollen, ſo hoffe ich, daß Sie bei einem Hervorruf meine nicht gerade ſchwache Stimme vernehmen ſollen.“

Jetzt kam die Zeit, wo ſich der Inſpicient, Herr Bärenſtecher, in und vor den Garderoben erkundigte, wie weit man mit dem Anziehen ſei. Im Vorbeigehen ſagte dieſer Beamte zu dem jungen Schriftſteller: „Schauen Sie durch den Portalvorhang, Sie werden erfreut ſein, zu ſehen, wie ſchön ſich das Haus füllt. Sie müſſen viele gute Freunde haben, und es freut mich für Sie. Ihr Werk verdient das.“

Die Bruſt des jungen Schriftſtellers erhob ſich, geſchwellt von freudigen Empfindungen; er fing an zu hoffen, daß ſein Stück in der That gefallen werde. An dem Portalvorhange traf er mit Richter zuſammen, der ſich ihm in ſeiner glänzenden Livree vorſtellte und freundlich lächelnd ſagte: „Siehſt du, mein Junge, dieſer Anzug freut mich heute. So von der Knechtſchaft zur völligen Freiheit, denn ich bin gewiß, wir reiſen in den nächſten Tagen — ach reiſen, die Welt ſehen, wie das Wort ſo wunderbar an mein Herz ſchlägt! — Und ſchau dir einmal das Publikum an,“ fuhr er, ſich ſelbſt unterbrechend, in ſeinem gewöhnlichen Tone fort, „lauter anſtändige Leute, ſogar der erſte Rang macht eine Aus-

nahme und iſt nicht ganz weg vor Entzücken, wie er es gewöhnlich bei einem neuen Stücke zu ſein pflegt."

„Ja, ja, ſie erwarten, daß der Vorhang aufgeht," erwiderte der junge Schriftſteller ſeufzend, „um mit wahrem Heißhunger über das Werk des unbekannten Autors herzufallen. Ich komme mir wahrhaftig vor, wie der Fechter in der Arena, und wer weiß, ob ich nicht in weniger als einer halben Stunde moraliſch todt hier auf dieſen Brettern ausgeſtreckt liege."

„Oder ob nicht der Lorberkranz für dich bereit iſt; du haſt vollgültig eingeſetzt, das Glücksrad fliegt herum, möge es dir einen tüchtigen Gewinn bringen! — — So — nun mit dieſer geiſtreichen Bemerkung will ich mich jetzt von dir verabſchieden. Dort ſchleicht der Regiſſeur Schmelzer heran, finſterer ausſehend, als gewöhnlich, und ich habe nicht Luſt, irgend eine pikante Frage von ihm an mich ſtellen zu laſſen. — Wo wirſt du ſein während der Vorſtellung?"

„Dort bei den Seilen des Portalvorhanges; man ſieht da vortrefflich, ohne ſelbſt geſehen zu werden."

„So begib dich dorthin," ſagte Herr Richter umſchauend, „ich bemerke eben, daß der Inſpicient ſein rothes Sacktuch in die Taſche ſchiebt und nach der Klingel greift — bei Philippi ſehen wir uns wieder."

Die Klingel des Herrn Bärenſtecher ertönte, die Muſik begann, und Bander hatte ſich mit klopfendem Herzen in den engen Winkel zurückgezogen, von dem [illegible] oben geſprochen.

Jetzt ſchloß die Muſik, der Vorhang rauſchte auf, und Publikum, das furchtbare Ungeheuer, huſtete und räuſperte aus hundert Mäulern, und [illegible] einige Sekunden lang mit

einigen hundert Fäßen, ehe dann tiefe, erwartungsvolle Stille eintrat.

Dieſe tiefe Stille hatte etwas Wohlthuendes, aber auch wieder etwas Beengendes für den lauſchenden Schriftſteller; er ſaß wie auf Kohlen, als der Legations-Secretär, Vicomte de Neufville, raſch aus dem Nebenzimmer tretend, eine Kunſtpauſe machte, ehe er begann; auch verſprach ſich dieſer unglückliche junge Menſch ſchon in der erſten Zeile, indem er ſtatt Salon Boudoir ſagte.

Bauber fürchtete ſchon, im Publikum ein Hohnlächeln zu vernehmen, weil er, der unſchuldige Neuling, noch nicht wußte, was man in ähnlichen Fällen dem Publikum alles zu bieten vermag. War es doch von all den Hunderten da drunten jedem vollkommen gleichgültig, ob der Vicomte de Neufville die Herzogin im Boudoir oder im Salon geſehen hatte.

Das aber iſt ja gerade die Qual eines zuhorchenden Autors, daß er ſein Stück auswendig weiß bis zu Komma's und Gedankenſtrichen, daß er in der Einbildung, ein Satz könne, müſſe und ſolle nur gerade ſo geſagt werden, wie er ihn niedergeſchrieben, ſein Haar ſich augenblicklich emporſträuben fühlt, wenn ihn der denkende Künſtler auf den Kopf ſtellt oder herumdreht.

Bei ſolchen Vorfällen, die häufig genug eintraten, lauſchte Bauber jedesmal athemlos ins Haus hinunter, ob ſich dort kein Ton des Mißfallens vernehmen laſſe, und beruhigte ſich erſt nach einigen Sekunden wieder, wenn er von unten herauf nichts vernahm, als das gewöhnliche und ſich immer wiederholende Geräuſch des großen Publikums: Huſten, das Schar-

ren eines Fußes, das Rücken eines Stuhles, das Klirren eines Säbels.

Endlich hatte er ſich daran gewöhnt und ertrug es geduldig, häufig andere Worte zu hören, als er dem Künſtler in den Mund gelegt. Jetzt aber drückte eine andere Qual ſchwer wie ein Alp auf ſeinem Herzen: da war gleich in der zweiten Scene eine heitere Wendung, ein paar witzige Worte, die unbedingt ein zuſtimmendes Lachen hervorrufen mußten. Als dieſe Stelle kam, lauſchte er mit angehaltenem Athem — umſonſt, drunten im Publikum vernahm man nichts Außergewöhnliches; die Stelle, von der er ſich ſo viel verſprochen, war ſpurlos vorübergegangen, und der arme Schriftſteller in ſeinem Winkel ſchien der Einzige geweſen zu ſein, der die witzige Bemerkung krampfhaft belächelt — o, dieſes Publikum! Wie möchte man es ermuntern und beleben, wie begreift man die Möglichkeit, daß es kalt bleiben kann bei einer Scene, die uns ſo heiter und glücklich angelegt ſchien, bei der wir ſelbſt lächelten, ſo oft wir ſie laſen! O, vermöchten wir, es aus ſeiner trägen Ruhe aufzurütteln, dieſes kalte, langweilige, phlegmatiſche Publikum! Sollte man nicht glauben, gerade der Schluß dieſer Scene müßte mit einem herzlichen Lachen, mit einem Ausdruck des Beifalls belohnt werden?

Auch eine zweite Stelle, von der wir uns Außerordentliches verſprachen, geht ſpurlos vorüber — o, dieſes Publikum!

In deiner Seelenangſt begreifſt du nicht, daß es dem neuen Namen und dem neuen Werke gegenüber mißtrauiſch iſt, daß vielleicht die von dir geſchilderten Situationen ihm neu ſind, daß deine Sprache fremd und ungewohnt klingt

und daß es ſchon ſehr viel gethan, da es deiner Expoſition und dem Anfange deines erſten Actes mit ungetheilter Aufmerkſamkeit zulauſcht.

Dieſer erſte Act naht ſich mit ſeiner pikanten, geiſtreichen Verwicklung ſeinem Schluſſe. Die Zuhörer ſind etwas erwärmt, horchen in dieſem Augenblicke geſpannt auf die Antwort eines ihrer Lieblings-Schauſpieler, die Antwort gefällt und klingt an. Wie eine kalte, ſpiegelglatte Waſſerfläche jetzt mit einem Male von einem leichten Luſthauche angenehm gekräuſelt erſcheint, ſo bewegt das bis jetzt ſtille Publikum ein leiſe dahinflatterndes Beifallsgemurmel.

Der Athem ſtockt dir in der Bruſt: wird die nächſte Rede zünden, wird ſich keine mitleidige Hand finden, welche für dich und dein Stück freundlich eintritt? —

Ein kurzes, kräftiges und herzliches Lachen ertönt. Der Schriftſteller holt einen tiefen Athemzug, wie jemand, der bei der Gefahr des Ertrinkens plötzlich feſtes Land unter ſeinen Füßen fühlt — man lacht lauter und anhaltender, man rückt unruhig auf ſeinen Plätzen hin und her, man zeigt vergnügte Augen und heitere Mienen, und jetzt, wo nach dem erſten Act der Vorhang niederfällt, zeigt ein lange dauernder und ſchallender Applaus, daß das Stück ſich Bahn gebrochen. —

„Gewonnen!“ ruft Herr Richter mit lauter, herzlicher Stimme ſeinem Freunde zu, der wie betäubt hinter dem Verſchlage ſitzen geblieben iſt, und erſt auf die Bühne zu treten wagt, nachdem der Regiſſeur, Herr Schmelzer, ihn mit einem freundlichen Glückwunſche hierzu aufgefordert hatte.

Die Decoration wird nun geändert; aber die Damen

ziehen ſich um, weßhalb ein längerer Zwiſchenact gemacht werden muß. Die Künſtler ſtehen auf der jetzt halbdunkeln Bühne beiſammen, und der Geſandte, Herr Norder, ſagte: „Bei der erſten Scene hatte ich wahrhaftig etwas Angſt, das Publikum nahm alles verflucht kühl auf.“

„Kühl kann man doch nicht ſagen,“ meinte der Herzog, Herr Süder, „im Gegentheil, ich habe ſie ſeit langer Zeit nicht ſo aufmerkſam geſehen, und wie pünktlich ſie da waren! Sogar von der erſten Gallerie wurde man nicht durch Auf- und Zuklappen der Sperrſitze geſtört.“

„Bis zur vierten Scene,“ miſchte ſich Herr Regiſſeur Schmelzer in das Geſpräch, „wußte ich nicht, was ich daraus machen ſollte. Lieber, junger Freund,“ wandte er ſich an den Schriftſteller, der ſchüchtern in einiger Entfernung ſtehen geblieben war, „bedanken Sie ſich noch ſpeciell bei Ihrem vortrefflichen Marquis. Als er ſagte: ‚nun, ſo werden es zwei Briefe mit der gleichen Adreſſe geweſen ſein,‘ da fuhr es wie ein zündender Funke in das Publikum hinein. — „Finden Sie nicht auch,“ fragte er Herrn Norder, „daß unſer verehrter College das mit einer wunderbaren Mimik geſagt?“

„Ausgezeichnet, wie immer,“ erwiderte der Geſandte, worauf der Herzog, Herr Süder, achſelzuckend ſagte: „Man muß aber dabei nicht vergeſſen, daß das Komiſche an dieſer Stelle eben in der Situation lag. Ich war zum Voraus überzeugt, das Publikum würde bei dieſer Stelle anfangen, warm zu werden.“

„Das Publikum will eben zu rechter Zeit gepackt ſein,“ ſprach ein langer und finſterer Mann mit einer tiefen, etwas näſelnden Stimme, „und es iſt die Kunſt des Schauſpielers,

das Publikum zur rechten Zeit und an der rechten Stelle zu faſſen. Freilich verſteht das nicht jeder, aber es zu thun, darin liegt gerade die Befähigung eines Künſtlers."

Der Intendant des Hoftheaters, welcher in dieſem Augenblicke erſchien, ließ den Kreis der Künſtler mit ehrfurchtsvollen Verbeugungen aus einander treten; der freundliche Chef näherte ſich dem jungen Manne und ſprach in wohlwollendem Tone: „Sie ſehen, daß ich mich nicht geirrt, als ich Ihnen ſagte, ſchon der erſte Act müſſe entſchieden durchſchlagen, und ich glaube, man kann Ihren Erfolg mit dieſem Stücke als einen vollkommen gelungenen bezeichnen, was mich herzlich freut. — Nur keine zu langen Entre-Acts, wenn ich bitten darf," wandte er ſich an Herrn Regiſſeur Schmelzer, welcher bei dieſen Worten von der Bühne eilte, um nach dem Inſpicienten zu ſehen, der nach der Damengarderobe gegangen war, um dort ein wenig zu treiben.

Endlich ertönte ſeine Klingel wieder. Die auf der Bühne Verſammelten traten hinter die Couliſſen, Herr Vander ſetzte ſich in ſeinen Verſchlag, und der zweite Act begann.

Wie wir uns ſchon bei der Leſeprobe erlaubt haben anzudeuten, ſo ſteigerte gleich die erſte Scene die Stimmung des erwärmten Publikums; von einem kleinen, ſporadiſch auftretenden Applaus war keine Rede mehr, und die Zuhörer, denen das Stück zuſehens immer beſſer und beſſer gefiel, gaben ihren Beifall in langen, rauſchenden Lagen kund.

Nach dem zweiten Acte war der Applaus ſo lang und anbauernd, daß es nur ein paar kräftiger Stimmen bedurft hätte, um ihn zu einem Hervorruf zu ſteigern; doch bemerkte Herr Benzenberger, welcher im Zwiſchenacte auf die Bühne kam, ſehr richtig, wenn ein Hervorruf glanzvoll ſein ſolle

bald im Stande ſein werde, ihn zu begrüßen. „Leider,“ ſagte er in dieſem Schreiben, „wird es mir nicht vergönnt ſein, dich, wie ich gehofft, in Florenz zu ſehen, du weißt, — freilich nur vom Hörenſagen, — daß ein Familienvater von allerlei Dingen abhängig iſt. Ein Unwohlſein meines jüngſten Kindes rief mich aus Mailand, als ich auf dem Wege zu Euch war, nach dem Comerſee zurück. Dort fand ich Geſchäfte, verdrießliche Briefſchaften und dergleichen mehr, die meine Anweſenheit in Genua und Livorno dringend erheiſchten. Unterdeſſen hat auch meine Frau ſich entſchloſſen, ebenfalls nach Neapel zu gehen, und jetzt kannſt du dir denken, wie ſehr ſich mein Reiſetrain, den ich auf eine einfache Kaleſche geſchätzt, vergrößern wird. Ich habe es denn auch aus dieſem Grunde vorgezogen (finde darin keinen Mangel an Freundſchaft für Euch), von Genua zur See nach Neapel zu gehen. Unſer Rendezvous, lieber Alfred, guter Alfons, wird deßhalb, ſtatt dort in Florenz, in Neapel ſtattfinden, nur etwa vierzehn Tage ſpäter. Offenherzig geſtanden, liebe ich auch den längeren Aufenthalt in Florenz zur ſogenannten glänzenden Saiſon nicht. Man kommt ſo mit allerhand Leuten zuſammen, die man gerne vermeiden möchte. Auch dir wird nicht viel daran gelegen ſein, Alfred. Aber ich fürchte, Alfons wird es ungern ſehen, wenn Ihr Euren Aufenthalt in Florenz abkürztet.“

„Danke ſchön für die gute Meinung!“ ſagte der Graf, welchem Alfred den Brief vorlas.

„Solltet Ihr jedoch,“ fuhr Jener fort, „unerwarteter, aber für mich angenehmer Weiſe Euren Aufenthalt in Florenz abkürzen wollen, ſo findet Ihr mich heute über acht Tage in Genua und wir gehen alsdann gemeinſchaftlich nach Neapel. Freilich wär's für Euch ein ziemlicher Umweg, von Florenz über Genua dorthin zu gehen, aber ſoviel ich mich erinnere, kennſt du ebenſowenig wie Alfons die herrlichſten aller Straßen zwiſchen den erſtgenannten Städten; am Meeresufer vorbei über Piſa, Lucca,

und von großer Wirkung, so müsse er nicht von ein paar schüchternen Schreiern hier und da ausgehen, sondern man müsse fühlen, daß dieser allgemeine Ruf aus dem Herzen des gesammten Publikums komme. Wenn man mich hervorruft," setzte er würdevoll hinzu, „so bin ich dessen nicht anders gewohnt, und Sie werden sehen," schloß er, indem er dem Schriftsteller auf die Schulter klopfte, „daß es am Schlusse Ihres Stückes gerade so sein wird. Nur nichts derart tropfenweise. Das muß hervorfluten, wie aus einer geöffneten Schleuse."

Und so war es denn auch am Schlusse des Lustspiels; man hätte sagen können: einstimmig jubelnd verlangte das Publikum den glücklichen Schriftsteller zu sehen. Und als der Regisseur, Herr Schmelzer, ihn aus seinem Verschlage hinter dem Portalvorhange abholte, dann hinten herum an die Mittelthür der Decoration führte, hielt es dieser wohlwollende und freundliche Beamte für nöthig, den so stürmisch Hervorgerufenen zu ermahnen, ja mit großer Ruhe geradeaus zu gehen, nicht rechts und nicht links nach der Coulisse hinzudrängen, denn Bander schien wie betäubt von seinem Glücke. Seine Augen blickten starr vor sich hin, er athmete schwer und mühsam und konnte sich kaum aufrecht erhalten. — Sonderbar, daß es ihm heute aus der ganz entgegengesetzten Ursache gerade so zu Muthe war, als wie er damals in der Rolle des Sidi-ben-Aben-Hamet vor die Lampen treten mußte.

Und diese sonst so fest stehenden Lampen tanzten auch jetzt wieder in Schlangenlinien vor seinen Augen, drunten die Lichter und das Publikum erschienen ihm wie ein wogendes Meer, das ihn zu verschlingen drohte. Und als ein

Lorberkranz, von freundlicher Hand geworfen, dicht vor ſeine Füße niederfiel, fuhr er faſt erſchrocken zurück und wäre vielleicht geflohen, wenn ſich der Portalvorhang nicht langſam und beruhigend zwiſchen ihn und ſeine Verehrer geſenkt.

Darauf that er einen tiefen Athemzug, blickte ſcheu um ſich und wußte jetzt erſt wieder ganz genau, daß er ſich auf der Bühne befand, daß ſein Stück gefallen und daß man ihn herausgerufen habe.

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Nach dem Luſtſpiel — ein Trauerſpiel.

Vander war immer noch wie im Traum, er hörte das Publikum brauſend abziehen, lachend und plaudernd, die unberechenbare Menge, die ihn vor Kurzem tief in den Staub geworfen, die ihn heute auf den Schild emporhob. Wie es eigentlich kam, daß ihm heute wieder jener unglückliche Abend ſo lebhaft vor die Seele trat, wußte er nicht, aber es war ſo, und trotzdem er heute erreicht, was er damals vergeblich angeſtrebt, fühlte er ſich kaum glücklich. Die Spannung ſeines Herzens hatte aufgehört, alle ſeine Gedanken zu erfüllen, die bis zum jetzigen Augenblick ſeiner Arbeit gegolten hatten, und wieder erſchien ihm ihr Bild in eben ſo weiter, unerreichbarer Ferne, als daſſelbe damals dem armen Sidi-ben-Aben-Hamet erſchienen war.

Ja, die Vorſtellung war zu Ende, heute wie damals. Die Künſtler und Künſtlerinnen verließen haſtig die Bühne, um in die Garderoben und in ihre gewöhnlichen Kleider zu

gelangen. Das Publikum hatte die weiten Räume verlaſſen, die Gaslichter fingen an zu erlöſchen, und er träumte immer noch wie damals denſelben Traum, und heute war er Wahrheit geworden. Der Intendant, der nach Hauſe ging, trat noch einmal zu ihm auf die Bühne und ſagte: „Vortrefflich gelungen, Herr Vander, beſuchen Sie mich morgen Mittag vor zwölf Uhr. Seine Majeſtät der König hat mir befohlen, Ihnen für Ihr gelungenes Werk eine außerordentliche Belohnung zu überreichen.“ —

Dabei hatte ſie freundlich gelächelt. Dieſes Mal nicht im Traume, ſondern in Wirklichkeit; ja, ſie ſtand neben dem Chef des Hoftheaters, der ſie ehrfurchtsvoll grüßte. Sie reichte dem jungen Schriftſteller ihre Hand aus dem dicht umhüllenden Shawl hervor; ſie ſagte: „Es war ſehr, ſehr ſchön, und ich fühlte mich glücklich für Sie!“ Ja, ſie lächelte, aber es war kein heiteres Lächeln, und nachdem der Intendant die Bühne verlaſſen, trat ſie dicht auf Vander zu und ſagte, wobei das Lächeln ganz von ihren Zügen verſchwunden war: „Sie ſind vielleicht ſo freundlich, mich morgen früh um zehn Uhr zu beſuchen, ich muß Sie dringend ſprechen.“

Er antwortete ihr mit einem leiſen: „Ja, ich werde kommen;“ worauf ſie ihn verließ — Roſa die Tänzerin und Tante Roſa. — — — .

„Und nun gute Nacht, Herrendienſt!“ rief eine luſtige Stimme hinter ihm, die ſeines Freundes Richter, der ſich raſch aus dem eleganten Lakaien in den ärmlichen Choriſten verwandelt. „Wenn du deine Lorbern nicht allein tragen kannſt,“ ſetzte er heiter hinzu, „ſo will ich dir helfen, wenigſtens den Kranz dort aufzuheben, der noch immer unbeachtet daliegt.“

„Ja, wir wollen ihn zur Erinnerung mitnehmen,“ entgegnete Bander, aus ſeinem Traume erwachend.

„Mitnehmen nicht,“ lachte der Choriſt, „aufheben will ich ihn bis morgen in der Garderobe. Es würde komiſch ausſehen, wenn wir ins Wirthshäuſel zögen mit einem Lorberkranze auf dem Kopfe, und dahin zieht's meine Seele ſtark. Komm, mein Freund! Im Vertrauen geſagt, ſo habe ich, deine Sorgloſigkeit kennend, für den heutigen Abend einige Gulden zuſammengeſpart, denn ich möchte heute unſer gewöhnliches Koſthaus vermeiden, ſchon der ſauren Nieren wegen, und dann auch um keinem Bekannten zu begegnen. Ich weiß ein vortreffliches kleines Wirthshaus mit einem Erker, wo ein Tiſch mit zwei Stühlen Platz hat — dahin, dahin will ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn! —

„Gute Nacht, ihr dunkeln Räume,“ declamirte er hierauf mit Pathos, „lebt wohl, ihr erlöſchenden Gasflammen, auch du, alter ſtaubiger Vorhang, den ich ſeufzend ſo oft emporſtiegen ſah und deſſen Niederrauſchen ich ſtets mit Wonne begrüßte! Lebt wohl, ihr hölzernen Berge — alle und ihr gemalten Waſſerfälle, auch ihr Bäume mit ewig trockenem Laube und ihr Blumen ohne Duft! Ein unbeſtimmtes Gefühl ſagt mir, als ſollte ich euch alle, ihr reizenden Gegenſtände, nicht wiederſehen. Komm, mein Freund! Dort zieht ſchon die nächtliche Runde auf, und der Wächter wird uns wegweiſen.

„Zieht, ihr Krieger, zieht von dannen
In die ruhigen Kabanen,
Und des holden Friedens Glück
Kehre nun mit euch zurück!“

ſang er mit volltönender Stimme, während Beide das Haus verließen. —

Auf dem Platze draußen blieb der Choriſt einen Augenblick ſtehen und ſagte zurückſchauend: „Ich möchte wiſſen, ob die dunkeln Fenſter dort oben mir auch, wie dem alten Zimmer, zurufen möchten: Vergiß nicht, morgen früh wieder zu kommen. Ja, wenn ſie es thäten, müßte ich mir doch erlauben, dieſem Wunſche nicht Folge zu leiſten, da ich gewiß bin, daß du, wenn du morgen zu dem Intendanten gehſt, dem geſtrengen Herrn ſagen wirſt: Da ich und mein Freund Richter uns entſchloſſen haben, ein wenig die Welt zu ſehen, ſo werden Euer Hochwohlgeboren wohl nichts dagegen zu erinnern wiſſen, dieſem vortrefflichen Chorſänger den Abſchied zu bewilligen.“

Das Erkerzimmer, deſſen Herr Richter erwähnt, war wirklich ein behagliches Plätzchen, zum Ausruhen und zum Plaudern wie geſchaffen. Doch plauderte Richter eigentlich ganz allein, er recapitulirte das ganze Stück, lobte es im Ganzen und Einzelnen und war dabei der feſten Ueberzeugung, daß nach einem ſo glänzenden Anfang ein eben ſolcher Fortgang von ſelbſt kommen müßte.

Was Eſſen und Trinken anbelangte, ſo wurde das auch nicht vergeſſen, namentlich nicht von Seiten des Choriſten, wenn auch Bander zu ſehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt war, um es ſeinem Freunde gleich zu thun. Er freute ſich, Roſa morgen wieder ſehen zu dürfen, und doch bangte ihm vor dieſer Unterredung. Was konnte ihm Roſa die Tänzerin ſagen, was er nicht viel lieber von Tante Roſa gehört hätte? War es wohl denkbar, daß ein verwandelndes Schickſal ſo mit einem Male alle Glücksgüter auf ihn häufen würde, Ruhm und Liebe? Konnte er glauben, Roſa die Tänzerin

werde das ſüße Verſprechen erfüllen, welches ihm Tante Roſa gegeben?

„Stoße wenigſtens mit mir an, wenn du auch nicht trinken willſt," ſagte Richter luſtig, „unſer Herr Förſter ſoll leben! Das Wohl des Dienſtherrn wirſt du wohl trinken?"

Bander benetzte ſeine Lippen, und in dem gold-glänzenden Weine, der im Widerſchein der Gasflamme leuchtete, glaubte er momentan eine leuchtende, auch von der Liebe beſtrahlte Zukunft zu erblicken — wenn ſie jenes Verſprechen doch erfüllte, wenn ſie ihm ſchüchtern entgegenträte, nicht mit jenen trotzigen, aufgeworfenen Lippen, die ſeine Luſt und ſeine Qual waren, wann er ſie auf der Bühne geſehen; wenn ſie ihm die Hände reichte und zu ihm ſpräche: Ich habe genug an jenem glänzenden und gehaltloſen Leben, ich habe deinen liebenden Sinn, dein treues Herz erkannt, Roſa die Tänzerin ſoll zurückbleiben, Tante Roſa will dir folgen und will mit dir theilen ein Leben reich an Glück und an Liebe! — O, wenn ſie ſo ſpräche, wenn ſie ihm alsdann erlaubte, trunken vor Seligkeit und Liebe zu ihren Füßen niederzuſinken und alsdann jauchzend aufſpringend, ſie an ſein Herz zu drücken!

„Jungfer Agathe ſoll leben!" ſagte der unermüdliche Richter, deſſen Augen luſtig funkelten. „Auf das Wohl deiner Braut wirſt du doch trinken!" —

Küſſe mich, küſſe deine Braut, hatte ſie geſagt, aber noch jetzt brannte ſeine Lippen jener erſte Kuß — der erſte — hoffentlich nicht der letzte; halten wir ihn feſt, dieſen glückſeligen Gedanken! — Haſtig trank er ſein Glas aus und leerte es abermals, da es ihm ſein geſchäftiger Freund raſch auffüllte.

„So gefällſt du mir,“ rief dieſer; „lange genug hat es gedauert, ehe es endlich bei dir zum Durchbruch kam. So laß uns denn anſtoßen auf eine heitere, glückliche Zukunft.“

„Auf eine heitere, glückliche Zukunft!“ wiederholte Bander.

„Und auf unſer Vorhaben, die Welt zu ſehen.“

„Alles, alles, was du willſt und was uns glücklich macht!“

„Da du ein ſo guter Kerl biſt, ſo will ich auch ernſtlich an ſie denken, die doch feſt mit deinem Herzen verwachſen — an Tante Roſa.“ —

„Ja, auf ihr Wohl und auch auf das von Roſa der ſchönen Tänzerin.“

„Meinetwegen ein volles Glas!“ —

„Selbſt wenn beide eine und dieſelbe wären?“

„Meinetwegen auch dann,“ lallte Richter. —

„Und nun wollen wir nach Hauſe gehen,“ ſagte Bander, indem er die Neige des Weins in das Glas ſeines Freundes goß, „ich fühle mich müde und abgeſpannt und ſehne mich nach Ruhe.“

„Der Ruhe könnte ich allenfalls entbehren, doch folge ich der eiſernen Nothwendigkeit unſeres leeren Geldbeutels. Sagen wir: Fortſetzung folgt, denn ich muß wenigſtens drei Abende haben, um deinen Erfolg würdig feiern zu können.“ —

Es war ſpät geworden, als ſie nach Hauſe gingen, und die Straßen lagen einſam und ſtill. Um zu ihrer Wohnung zu gelangen, mußten ſie einen wenig belebten Stadttheil durchſchreiten, der an eine öffentliche Promenade ſtieß, an deren einer Seite ein paar der ſchönſten Straßen der Stadt mündeten.

„Wahrſcheinlich findet der hochweiſe Stadtrath in ſeinem

Privat-Kalender heute Mondſchein verzeichnet," brummte Herr Richter, als ſie unter die Bäume traten, wo es allerdings ziemlich dunkel war; „es iſt hier ſo finſter, wie in einer Kuh."

„Dieſer Vergleich iſt kein Compliment für dich," entgegnete Bander. „Man könnte dich fragen: woher kommt dir dieſe Wiſſenſchaft — aber halt!" unterbrach er plötzlich den heiteren Ton ſeiner Entgegnung, „hörteſt du nichts?"

„Nichts, als das Murmeln eines Springbrunnens, der die Langeweile der Nacht damit verbringt, ſich ſelbſt Geſchichten zu erzählen."

„Nein, nein," rief der Andere im Tone des Schreckens, „es iſt etwas Anderes! Ich beſchwöre dich, bleibe einen Augenblick ruhig ſtehen — nun, hörſt du noch nichts?"

„Beim Himmel, und etwas recht Verdächtiges, dort zu unſerer Rechten, und zwar nicht weit von der Fontaine!"

„Raſch dorthin, du von rechts, ich von links, das iſt ja ein entſetzlicher Klang, gerade, als erwürge man einen Menſchen!"

Damit flogen die beiden jungen Leute in der angegebenen Richtung fort, und Richter war noch nicht weit gekommen, als er aus dem Dunkel eine Geſtalt ſich ablöſen ſah, die eilig an ihm vorüber huſchte. Er machte einen verzweifelten Sprung, um ſich auf ſie zu werfen, erreichte auch mit den Fingern der ausgeſtreckten Hand das tuchene Kleid des Davonſtürzenden, doch wandte ſich dieſer mit einer ſchlangenartigen Behendigkeit. Richter ſah während einer Sekunde die Klinge des langen Meſſers vor ſeinen Augen funkeln, hatte aber, gleich zurückfahrend, doch die Geiſtesgegenwart, den nach ihm geführten Stoß mit dem Stocke abzuwehren

und dann denſelben ſauſend über den Davoneilenden zu ſchwingen, wobei er fühlte, daß der Stock krachend auf deſſen Kopf niederfiel.

Dann war alles verſchwunden, und er hörte nur noch raſche, eilende Fußtritte.

Vander war von der anderen Seite nach der Fontaine geeilt, und als der Choriſt nun auch dort ankam, fand er ſeinen Freund auf einer Bank ſitzend, in ſeinen Armen einen Mann haltend, der nach ſekundenlangem, ſchwerem, tiefem Athemholen langſam ſeine Rechte erhob und damit über ſein Geſicht fuhr.

„Schöpfe mit der Hand etwas Waſſer, daß wir ihm das Geſicht waſchen, das wird ihn raſcher wieder zu ſich bringen. Biſt du mit dem Anderen zuſammengetroffen?“

„Ich ſchlug ihn über ſeinen harten Schädel, und wenn er auch nicht zuſammenfiel, ſo wird er doch eine ordentliche Schramme davontragen.“

„Begreifſt du dieſe Geſchichte?“

„O, die iſt ſehr einfach,“ entgegnete Richter, indem er zurückkam und die Stirn und die Lippen des fremden Mannes mit dem kalten Waſſer netzte. „Das war ein kleiner, netter Mordanfall, der wahrſcheinlich ohne uns gelungen wäre. Da ſiehſt du, wie ſegensreich es iſt, wenn man lange im Wirthshauſe bleibt!“

„Laß dieſe Bemerkungen jetzt, die Sache hier iſt zu ernſt; er erholt ſich ſehr langſam.“

„Aber er erholt ſich,“ gab Richter, der ſich auf den Gefallenen niedergebeugt hatte, zur Antwort. „Er ſeufzt tief auf, ſeine Augenlider beginnen zu zucken, er wird ſie nächſtens aufſchlagen.“

Massa — die reizendste Tour in der ganzen Welt. Rede mit dem guten Alfons, sage ihm Einiges über die Luccheserinnen; er wird nicht leicht schönere Gestalten und glühendere Augen zu sehen bekommen. Ueberlegt Euch das wohl und denkt vor Allem, daß ich, wo es auch sei, auf Euch warte mit freudigem Herzen und weit geöffneten Armen. Tausend Grüße von Pauline." —

Graf Alfons hatte Briefe von Haus, von Amadäus, von seiner Schwester Clara, unbedeutenden Inhalts.

„Was denkst du von dem Vorschlage?" sagte nach einer längeren Pause Alfred, während welcher er sinnend in das Kaminfeuer geblickt.

Der Graf stellte seine beiden Füße auf den Schirm, hinter welchem das Feuer brannte, steckte seine Hände in die Taschen des Rocks und machte lächelnd ein spitzes Maul, gab aber vorderhand keine Antwort.

„Leider Gottes," fuhr Alfred nach einer Pause lachend fort, „bist du hier einigermaßen gefesselt und kannst über den Vorschlag Karl's kein unparteiisches Ja oder Nein abgeben. Ich meinestheils wäre schon dafür eingenommen. Florenz ist schön, prachtvoll im Frühjahr und Vorherbst, aber wenn es einmal anfängt, kühl zu werden, sind diese hohen Zimmer, die Steinpflaster, das Flämmchen da im Herde nicht gemacht, um eine Kälte, wie sie hier zuweilen herrscht, vergessen zu machen, und was das gesellschaftliche Leben anbelangt, so geht es mir wie Karl — und — ich habe jetzt schon genug. — Nun, was sagst du dazu? — sprich dich aus!" —

„Florenz," sagte der Graf nach einer Weile, „hält mich auch eigentlich nicht zurück, aber — aber — ich verschwöre dich," fuhr er sehr lebhaft fort, „hättest du jenes Mädchen gesehen und obendrein gesprochen, wie ich, nun, du bliebest gern noch einige Zeit hier." Er stieß mit der Feuerzange an die brennenden Holz-

Und ſo war es in der That. Der Fremde öffnete ſeine Augen, und als er die beiden ihm unbekannten Menſchen ſah, zuckte er, vielleicht einen zweiten mörderiſchen Streich erwartend, unwillkürlich zuſammen.

„Unbeſorgt, mein lieber Herr,“ rief Richter, welcher dieſe Bewegung verſtand, mit freundlicher Stimme; „danken Sie Gott, daß wir zufällig hier vorüberkamen, leider jedoch um einige Sekunden zu ſpät, denn ſonſt würde es mir vielleicht doch gelungen ſein, dieſem Gaudieb ſeinen Dickſchädel einzuſchlagen.“

Der Fremde richtete ſich mit der Beihülfe Bander's ſo weit auf, daß er auf die Bank zu ſitzen kam; dann blickte er verwundert um ſich und ſagte, nachdem er ein paarmal vergeblich zu ſprechen verſucht: „Das kam wie ein Blitzſtrahl aus heiterem Himmel. Wo bin ich denn eigentlich?“

„Auf der Steinthor-Promenade, wenn Ihnen dieſer Name bekannt iſt,“ antwortete Richter.

„O ja, und auch der Ort; dort iſt ja die Fontaine, es iſt mein gewöhnlicher Spaziergang, weil ich das Murmeln des Waſſers ſo ſehr liebe.“

„Ein Spaziergang, der Ihnen heute Abend hätte ſchlecht bekommen können,“ meinte Herr Richter.

„A—a—a—ah, ich habe nicht geglaubt, daß dergleichen in dem ruhigen Deutſchland vorfällt!“

„Das iſt aber auch der erſte Fall, von dem ich gehört,“ ſagte Bander; „und wie kam es denn? Wurden Sie plötzlich überfallen, wollte man Sie vielleicht berauben?“

„Das weiß ich nicht genau anzugeben. Die Sache verhält ſich ſo: Ich wohne in einer der benachbarten Straßen, und da ich am Tage nicht gern ausgehe, ſo benutze ich die

Stunden der Nacht, um friſche Luft zu ſchöpfen. Schon einige Male kam es mir dabei vor, als folge mir jemand; da ich aber in der hieſigen Stadt wenig Bekanntſchaften habe, ſo ſchien mir eine ſolche Verfolgung unabſichtlich zu ſein, und ich kümmerte mich weiter nicht darum. Heute Abend war ich nun mehrere Male unter den Bäumen hin und her gegangen, und ſetzte mich alsdann auf die Bank hier, um dem geſchäftigen Plaudern des Waſſerſtrahles zuzulauſchen. Ich verſank dabei in tiefes Nachſinnen, was mich auch wohl das Heranſchleichen jenes Elenden überhören ließ. Plötzlich fühlte ich meinen Hals wie mit einer Schlinge umgeben, ich faßte ſie, ſuchte meinen Hals mit aller Kraft von dem, was ihn umgab, zu befreien, verlor aber dabei die Beſinnung und muß zu Boden geſtürzt ſein."

„Das war der Augenblick, wo wir herbeiſprangen," erläuterte Herr Richter, „und ſo glücklich waren, die Ausführung jenes Bubenſtücks zu verhindern."

„Die Schlinge, welche er mir um den Hals geworfen, hielt ich krampfhaft feſt," ſagte der Fremde, indem er ſeine linke Hand erhob, „hier iſt ſie; ein eigenthümlicher Laſſo, ſehen Sie, er hat eine gute Länge, vielleicht drei Fuß, und iſt von Seide."

„Es ſieht eher aus wie eine Schärpe," meinte Herr Richter, nachdem er es genau betrachtet. „Das müſſen wir vor allen Dingen gut aufheben, es könnte zur Entdeckung und Beſtrafung des Verbrechers führen."

„Vor allen Dingen," ſagte Bander, „muß man die Polizei davon benachrichtigen, und wir ſind natürlicher Weiſe gern bereit, Ihnen als Zeugen zu dienen. Zuerſt aber werden Sie uns erlauben, Sie nach Ihrer Wohnung zu geleiten;

Ihr Arm zittert, und es könnte Sie eine abermalige Schwäche überfallen."

„Ihr Anerbieten nehme ich dankbar an, da ich mich in der That von dem Vorfalle noch abgeſpannt fühle. Sie erlauben mir vielleicht, mich auf Ihren Arm zu ſtützen, während Sie mich nach Hauſe begleiten. Ich werde dann dort ſo glücklich ſein, meine Herren, Ihre Namen zu erfahren."

Der Fremde erhob ſich bei dieſen Worten etwas mühſam und ſtützte ſich auf den Arm Vander's, während Richter an der andern Seite ging und die zuſammengewickelte Schärpe trug. Bald hatten ſie die Promenade hinter ſich, bogen in eine der Straßen, die hier mündeten, ein, und nach wenigen Minuten blieb der Fremde vor einem Hauſe ſtehen, wollte aber durchaus nicht dulden, daß ſich die Beiden, wie es ihre Abſicht war, hier entfernten. „Ich bitte Sie dringend," ſagte er, „einen Augenblick mit mir hinauf zu gehen; mein Freund, bei dem ich wohne, wird ſich ebenfalls glücklich ſchätzen, Sie zu ſehen."

Schon war die Thür des Hauſes durch den Bedienten des Herrn von Scherra geöffnet worden, welcher ziemlich erſtaunt drein ſchaute, daß die beiden ihm Unbekannten ſo ſpät in der Nacht den Marcheſe begleiteten.

„Ihr Herr iſt noch nicht zu Bette?" fragte dieſer, und als der Diener die Antwort gab, er ſitze noch bei ſeinen Büchern, ſchritten alle Drei die Treppen hinauf.

Herr von Scherra, der in ſeinem Schreibzimmer war, ſah mit nicht geringer Verwunderung die Begleitung ſeines Gaſtes, und dieſe Verwunderung ſteigerte ſich zum Ausbruche des Schreckens, da ihm der Marcheſe den Vorfall

von vorhin mittheilte. Förmlich entſetzt aber blickte er auf die Schärpe, welche ihm Herr Richter darreichte, als er in derſelben Juſſuf's Palu erkannte. Gewaltſam drängte er einen Ausruf zurück und mußte die Lehne ſeines Seſſels faſſen, ſo furchtbar wirkte dieſes Ereigniß auf ihn.

„Wir haben den Herrn auf ſeine Bitte begleitet," ſagte Bander, „und wiederholen, daß wir gern bereit ſind, ihm nöthigenfalls als Zeugen zu dienen."

Herr von Scherra wehrte mit der Hand ängſtlich von ſich ab; er hatte völlig das Gleichgewicht verloren, was ihm ſonſt nie vorkam. Er brauchte einige Minuten, um ſich zu ſammeln, und dann zitterte ſeine Stimme immer noch vor innerer Aufregung, als er ſagte: „Das iſt ein entſetzlicher und förmlich räthſelhafter Vorfall; wird es nützlich ſein, die öffentliche Aufmerkſamkeit darauf zu lenken?"

„Daran habe auch ich ſchon gedacht," erwiderte der Marcheſe, „und da ich geneigt bin, dieſes Verbrechen für einen ganz gewöhnlichen Raubanfall anzuſehen, ſo möchte ich, im Begriffe, das Land für immer zu verlaſſen, lieber mit allen gerichtlichen Weitläufigkeiten verſchont bleiben."

„Da ich ſo glücklich war," ſagte Herr Richter, „dieſem elenden Kerl tüchtig eins über den Kopf zu hauen, ſo könnte das leicht zu einer Entdeckung führen, denn ich bin überzeugt, ihm eine ordentliche Schmarre beigebracht zu haben."

„Eine derartige Unterſuchung," erwiderte Herr von Scherra haſtig, „würde Sie allerdings daran hindern, abzureiſen, und wenn ich die Sache genau überlege, ſo muß auch ich mich zu der Anſicht bekennen, daß es ein gewöhn-

licher Raubanfall war, bei dem Ihre Perſon gar nicht in Betracht kam."

Der Marcheſe blickte gedankenvoll in das Geſicht ſeines alten Freundes, und da er einen leichten Wink in den Augen deſſelben zu verſtehen ſchien, ſo wandte er ſich an die beiden Herren, die ihn herbegleitet, mit der höflichen Bitte, ihm ihre Namen nicht vorzuenthalten.

Als Bander den ſeinigen mit einer leichten Verbeugung genannt, blickte Herr von Scherra auf und ſagte mit einem etwas erzwungenen Lächeln: „So habe ich wohl das Vergnügen, den Verfaſſer des heutigen Stückes vor mir zu ſehen? Ich freue mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen, wenn ich auch wünſchen möchte, daß es durch eine andere angenehmere Urſache geſchehen wäre."

„Und mir erlauben wohl die beiden Herren," antwortete der Marcheſe mit Wärme, „Ihnen jetzt nochmals meinen herzlichſten Dank auszuſprechen. Werden Sie mir wohl geſtatten, Sie, meine Lebensretter, morgen aufzuſuchen, nur in der Abſicht," ſetzte er verbindlich hinzu, „um Ihnen vielleicht ſagen zu können, daß bei mir keine Spur von dieſem Ueberfalle zurückgeblieben und daß Ihr ſchönes und edles Werk vollkommen gelungen iſt?"

Die vier Männer ſchüttelten ſich herzlich die Hände, was von Seiten des Herrn Richter mit großer Gravität geſchah; dann verließ er mit Bander Zimmer und Haus und ſagte auf der Straße zu ſeinem Freunde: „Wenn das nicht ein glorreicher Abend war, würdig, daß er in den Annalen der Häuſer Richter und Bander mit goldenen Buchſtaben verzeichnet ſteht, ſo will ich wahrlich ein Kameel ſein."

Der Marcheſe, abgeſpannt und ermüdet, hatte ſich in ſein Zimmer zurückgezogen, wogegen Herr von Scherra noch lange an ſeinem Schreibtiſche ſitzen blieb, vor ſich das roth-ſeidene Palu und beſchäftigt mit der furchtbaren Frage, ob Juſſuf's Hand hier allein im Spiele geweſen?

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Roſa's dunkle Stunde.

Roſa hatte in der Frühe des anderen Morgens einige Zeilen an Herrn von Scherra zu ſchreiben verſucht; doch warf ſie die Feder weg, da ſie ihre Gedanken mit den Worten, die nun auf dem Papier ſtanden, nicht in Einklang bringen konnte. Sie nahm ein Buch, aber ſtatt zu leſen, blickte ſie über die Blätter hinweg an die Epheulaube ihres Fenſters, vor welchem ſie ſaß, und von dieſer glitten ihre Blicke an den blauen Himmel empor, der klar und voll Sonnenſchein in das Gemach blickte. Sie war in demſelben nicht allein; ihr gegenüber auf einem Schemel ſaß Eugen, welcher beſchäftigt war, einen Bilderbogen zu zerſchneiden.

„Da du nicht ſchreiben willſt," ſagte der aufmerkſame Knabe, „auch nicht leſen, denn ich ſehe, das Buch iſt in deinen Schooß gefallen, ſo wäre es am beſten, wenn du mir etwas erzähleſt."

„Wenigſtens will ich mit dir plaudern," entgegnete

raſch die Tänzerin; „es iſt wahrhaftig beſſer, als ſich mit ſeinen unfruchtbaren Gedanken herumzuſchlagen.“

„Erzähle mir lieber etwas.“

„Und wovon?“

„O, mir iſt alles recht: vom Müller, der mit ſeinen Thieren auszog, oder vom Rieſen, der den kleinen Däumling freſſen wollte; kurz, alles iſt mir recht.“

„Muß es denn gerade ein Märchen ſein?“

„Du kannſt mir auch eine wahre Geſchichte erzählen; zum Beiſpiel,“ fuhr das Kind fort, indem es die Scheere auf ſeinen Knieen ruhen ließ und aufblickte, „von der ſchönen Frau da oben, die aus ihrem goldenen Rahmen ſo freundlich herausſieht und die ich wohl kenne.“

„Weil ſie dir ſchöne Spielſachen und Zuckerzeug gegeben hat?“

„Und weil ſie mich küßt und zu mir ſagt: mein lieber, guter Eugen, mein einziges, ſüßes Kind! Warum ſagt ſie eigentlich ſo?“

„Weil ſie dich lieb hat.“

„Aber du haſt mich auch lieb und haſt noch nie geſagt, ich ſei dein einziges Kind!“

„O doch, das habe ich auch ſchon geſagt und werde es noch häufiger ſagen, wenn es dir recht iſt; jetzt aber will ich dir etwas Anderes erzählen.“

„Von der ſchönen Frau da oben?“

„Nein, aber von jemand, den du auch recht lieb haſt — von Herrn Bander.“

„Richter iſt mir lieber,“ gab das Kind mit großer Entſchiedenheit zur Antwort, „von dem ſollſt du mir auch erzählen!“

„Das ſoll auch geſchehen; aber von Bander wollte ich dir nur ſagen, daß er hieher kommt und mich beſucht und daß du auch ein wenig mit ihm plaudern darfſt. Du haſt ihn doch gern?“

„O ja, recht gern, aber Richter iſt mir lieber, weil er ſo luſtig iſt und immer lacht. Bander iſt ernſthaft und weiß nicht ſo ſchöne Spiele.“

In dieſem Augenblicke trat die Kammerfrau Roſa's ein, um einen Fremden anzumelden.

Die Tänzerin nickte ſchweigend mit dem Kopfe, indem ſie ihre Lippen auf einander preßte, und dann dem Knaben mit leiſer Stimme die Weiſung gab, näher zu ihr zu kommen. Eugen ſtand augenblicklich auf und ging mit ſeiner Scheere und ſeinem Bilderbogen zu Roſa hin, die ihn mit dem rechten Arm umſchlang und leicht an ſich drückte.

Bander trat in das Zimmer und ſchien im erſten Augenblick überraſcht, ſeinen kleinen Freund hier zu ſehen.

Roſa lächelte ihm freundlich entgegen, wobei ſie ſagte: „Sie ſehen, ich habe alles gethan, was möglich iſt, damit Sie hier bei mir von bekannten Geſichtern empfangen werden.“

Der junge Mann verbeugte ſich ſchweigend und nahm auf den Wink Roſa's in einem kleinen Lehnſtuhle Platz, den die mit ihm eingetretene Kammerfrau für ihn hingeſtellt.

Es ſchien für Beide ſchwer, einen paſſenden Anknüpfungspunkt zur weiteren Unterhaltung zu finden, und ſo war Bander froh, als ihm Eugen mit der Frage zu Hülfe kam: „Was macht Richter, warum haſt du ihn nicht mitgebracht?“

„Richter befindet ſich wohl und hat noch heute Morgen

von dir geſprochen; auch läßt dich Meiſter Schweizer grüßen, der mir geſagt, es ſei jetzt ſo ſehr ſtill in ſeiner Werkſtatt, da du nicht mehr dort ſängeſt, keine Stühle umwürfeſt und nicht mehr mit der Scheere klapperteſt."

„Haben Sie die alten Leute beſucht?" fragte Roſa.

„Ich war geſtern dort und muß geſtehen, es kam auch mir bei ihnen recht ſtill und einſam vor."

„Auch Sie vermißten Eugen?"

„Ja ihn — und Anderes," ſetzte der junge Mann ſtockend hinzu. — „Auch Schweizer fand das, er ſprach von Tante Roſa und ſagte, wie leid es ihm thue, ſie nicht mehr zu ſehen."

„O, er wird ſie wiederſehen," erwiderte raſch die Tänzerin. „Sie hat ſeiner nicht vergeſſen, wie ſie überhaupt ein gutes Gedächtniß für alles hat, was ihr lieb und werth iſt."

Der junge Mann hatte einen Augenblick ſchweigend vor ſich niedergeblickt, dann ſchaute er Roſa an und ſagte: „Und doch bedingt manche Veränderung Vergeſſen, wenigſtens in ſo weit, daß wir nach dieſer Veränderung nicht mehr ganz ſo fühlen, wie vorher."

„Ich nicht," erwiderte ſie haſtig, „wenn Sie nämlich von einer äußerlichen Veränderung reden, die das Innere unberührt läßt!"

„Dieſes Wort könnte mich glücklich machen, wenn —"

„Nun, wenn — reden Sie aus."

„Nun, wenn es auch mir gegenüber ſeine Anwendung fände."

Statt zu antworten, beugte ſich die Tänzerin auf den Knaben hinab, küßte ihn auf die Stirn und ſprach zu ihm:

ſtücke, daß Myriaden von Feuerfunken in die Höhe ſtoben. — „Was geht mich Lucca an?“ ſagte er laut lachend nach einer Pauſe, „was kümmern mich die Lucceſerinnen?“

„Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Schöne liegt ſo nah.“

„Uebrigens werde ich dem Ehemann über verſchiedene Stellen ſeines Briefs bedeutend den Text leſen, und nach Umſtänden in Beiſein ſeiner Frau.“

„Bleiben wir alſo noch die vierzehn Tage hier, wie wir uns vorgenommen,“ ſagte lächelnd Alfred, „aber keine Stunde länger, nicht wahr, das verſprichſt du mir? Wenn du bis dahin nicht reuſirt, ſo laß' das Abenteuer fallen oder überrede deine namenloſe Unbekannte, dir nach Neapel zu folgen.“

„Mehr Reſpekt!“ ſagte mit komiſchem Ernſte der Graf, „die Tochter der hochanſtändigen und ſehr achtbaren Marquiſin von St. Auville iſt keine namenloſe Unbekannte.“

Beide Freunde ſchlugen ein herzliches und lautes Gelächter auf.

„Aber Scherz bei Seite,“ ſagte Alfred, nachdem das Lachen eine Zeit lang gedauert, „nach vierzehn Tagen reiſeſt du mit mir ab — nicht wahr?“

„Allerdings!“ verſetzte der Graf, indem er aufſtand und ſich vor dem Kaminſpiegel Halsbinde und Kragen in die Höhe zog, auch unternehmend durch das Haar fuhr. „Selbſt, wenn ich bis dahin nicht geſiegt hätte.“

„In dem Fall,“ lachte Alfred, „tröſte dich mit jenem Huſaren, der zwei Jahre bei einem ſchönen Mädchen im Quartier lag und zum Ziel gekommen wäre“ —

„Wenn er noch vierundzwanzig Stunden hätte bleiben

„So, mein Kind, du haſt den Herrn Vander jetzt geſehen und darfſt ihm ſagen, daß du ihn in den nächſten Tagen beſuchen wirſt, ihn und Herrn Richter, und bitteſt ihn ſchön, dem guten, alten Herrn Schweizer und ſeiner Frau deine Grüße zu ſagen — willſt du?“

„Gewiß will ich das,“ erwiderte der Knabe mit ſeiner gewöhnlichen Entſchloſſenheit, und darauf ging er zu Vander hin, reichte ihm ſeine Rechte und wiederholte faſt die gleichen Worte, welche ihm Tante Roſa vorgeſagt.

„Das werde ich alles ausrichten,“ ſagte der junge Mann mit herzlicher Stimme, und dann beugte auch er ſich auf das Kind hinab und küßte es ebenfalls auf die Stirn, genau auf dieſelbe Stelle, wo Roſa's Lippen einen Augenblick vorher geruht.

„Jetzt darfſt du hinaus zu Margarethe gehen, ſie ſoll mit dir ſpielen, ich rufe dich dann ſchon wieder herein.“

Das Kind ſchlug noch einmal tüchtig in die dargebotene Hand Vander's, daß es klatſchte, und verließ hierauf herzlich lachend das Zimmer.

Roſa erhob ſich lebhaft von ihrem Stuhle. Man ſah ihr an, daß ſie tief bewegt war. Sie machte einen Gang durch das Gemach und blieb dann neben Vander ſtehen, dem ſie ihre Rechte ſanft auf die Schulter legte. „Wo ſoll ich anfangen und wie ſoll ich anfangen,“ ſagte ſie mit weicher Stimme, „um nicht einen zu ſchroffen Gegenſatz zu jenem Augenblicke hervorzubringen, in welchem wir uns damals verließen?“

„Traurig für mich,“ gab er ihr zur Antwort, „wenn überhaupt zwiſchen damals und jetzt ein Gegenſatz ſtatt finden ſoll; aber ich ahne ſo etwas, und die Umgebung, in

welcher ich Sie heute wiederſehe, beſteht in dem böſen Traume, in den mich die Annahme Ihres Taſchentuchs verſetzte."

„Welches Taſchentuchs?" fragte ſie erſtaunt.

„O, eines Tuches," erwiderte er mit einem herzlichen und zugleich wehmüthigen Ausdruck in Stimme und Auge, „das mich einſtens reich gemacht, das ich wie einen Talisman auf meiner Bruſt verwahrte, ein Tuch, das in jener ſchlimmen Nacht meine blutige Stirn umwand, das ich, Sie verſuchend, Ihnen zurückgab, das Sie annahmen, das ſo an Ihnen zum Verräther wurde und mich alsdann zu meinem tiefen Schmerze erkennen ließ, in welcher Doppelgeſtalt Sie mir erſchienen."

Die Tänzerin gab einige Minuten lang keine Antwort; ſie hatte ſich dem Fenſter genähert, ihren Arm gegen die Wand geſtützt und ihren Kopf darauf gelegt. Man ſah an ihren ſchweren und doch haſtigen Athemzügen, daß ſie mit ſich ſelbſt kämpfte und daß es ihr nicht leicht werde, das auszuſprechen, was ſie ſagen wollte. — „Und wenn," ſagte ſie endlich, ſich umwendend, „dieſe Doppelgeſtalt von dem gleichen Gefühle beſeelt war?"

„O ja," erwiderte er mit Bitterkeit, „von den Gefühlen der Einen, die mir immer erſchien, wie ein ſchönes, leuchtendes Meteor — verzeihen Sie mir, wenn ich gerade heraus ſpreche — die mir vorkam, wie ein trügeriſches Irrlicht, das uns vom Wege ab und ins Verderben locken kann, wenn wir ihm rückſichtslos folgen, wenn wir uns ihm unbedingt ergeben! Es ſei fern von mir, Ihnen damit Vorwürfe machen zu wollen. Der glänzende Stern, als welcher Sie mir damals erſchienen, hatte ja wohl nichts weniger im

Sinne, als ſeinen Strahl auf mich, den unbedeutenden Menſchen fallen zu laſſen."

„Vielleicht, weil dieſer Stern wußte," verſetzte ſie, „um in Ihrer Bilderſprache fortzufahren, vielleicht, weil er fühlte, daß er in der eben geſchilderten Geſtalt für Sie etwas Abſtoßendes hatte, näherte ſich Ihnen das Weſen, welches Meteor, Phantom oder Stern vorſtellte, unter einer anderen Geſtalt."

„Wie es Götter und Göttinnen in alten Zeiten und gute und böſe Feen zu machen pflegten, wenn ſie ſich den armen Sterblichen nahten, um ſie zu berücken?" fragte der junge Mann. „O, Sie konnten das gefahrlos thun," ſetzte er mit einem traurigen Lächeln hinzu, „denn Sie wußten wohl, mit der Enthüllung ſank Glaube und Liebe zuſammen."

Roſa biß ſich auf die Lippen, und es flammte in ihren Augen eigenthümlich auf, als er ſo ſprach.

„So glauben Sie denn," erwiderte ſie, „das alles ſei nur ein Spiel geweſen, eine Laune, ein unwürdiger Zeitvertreib? O, ich bedauere Sie, wenn — wenn —, doch wozu der Umſchreibungen, des Rückhaltes," rief ſie raſch und entſchloſſen, während eine tiefe Röthe über ihr ſchönes Geſicht flog, „wenn ein Wort, das ich, vom Augenblick hingeriſſen, geſprochen, nicht mit der vollen Wahrheit ſeines Ausdrucks und Gefühls Ihr Herz traf!"

„O, es traf mein Herz," erwiderte er nach einem tiefen Athemzuge, „es traf mein Herz ſo gewaltig, daß dieſes Herz nie wieder von ſich laſſen kann und wird die Erinnerung an jenen ſeligen Augenblick. Glauben Sie mir, Roſa," ſagte er raſch ſich erhebend, „daß es nur die Erinnerung an jenen Augenblick war, welche mich vermochte, Sie heute wieder-

zuſehen, auch wenn ich gleich darauf bedachte, daß es nur die Gewalt eines unbewachten Momentes war, welche Sie, die kalte und ſtolze Künſtlerin, an meine Bruſt ſinken ließ."

„Glauben Sie das nicht," verſetzte ſie mit tiefer Bewegung. „Sie nannten mich ſtolz und kalt — gut; unter Vorausſetzungen bin ich beides, wie vielleicht wenige meines Geſchlechts. Und da ich dieſe Eigenſchaften zugleich mit der vollkommenſten Selbſtbeherrſchung beſitze, ſo mögen Sie überzeugt ſein, daß nicht die Gewalt eines ſchwachen Moments mich jetzt zu etwas vermögen könnte, was ich in der nächſten Sekunde bereue."

„So war es alſo ein trauriges Spiel, welches Sie mit mir getrieben? O, ein Spiel, für Sie ſo leicht, ſo ſicher zu gewinnen, da ich Ihnen mein Herz offen darlegte, da ich kein Hehl daraus machte, wie innig, wie heiß, wie grenzenlos ich Sie liebe!"

„Und zwiſchen den beiden genannten, gleich traurigen Extremen," entgegnete ſie mit bebenden Lippen, „finden Sie keinen vergleichenden Mittelpunkt, der im Stande wäre, Ihren Glauben an mich herzuſtellen und die Erinnerung Ihres Herzens zu einer glückſeligen zu machen?"

„O, ich wüßte wohl einen," antwortete er mit flammendem Auge, „und wie glücklich würde er mich machen! Jene Roſa, die wie ein guter Geiſt bei uns erſchien, wäre fähig, mir einen ſolchen wunderbaren, ſüßen und vergleichenden Weg zu zeigen —"

„Und jene Roſa iſt die wahre," fiel ihm das ſchöne Mädchen raſch, erregt ins Wort. „Jene Roſa könnte glücklich ſein, während die andere, das glänzende, leuchtende,

wandelnde Phantom, vielleicht dazu beſtimmt iſt, einſam und allein ihre excentriſchen Bahnen zu wandern."

Bander ſah ſie mit dem Ausdruck der Verwunderung an.

„Was hindert Sie denn," fragte er nach einer Pauſe, „die Rolle der andern aufzugeben und als jene Roſa, die ich ſo unausſprechlich liebe, glücklich zu ſein?"

„Was mich hindert?" rief die Tänzerin in ſchmerzlicher Erregung, „dasſelbe, was Sie vorhin ſchon als Unheil bezeichneten — daß die Doppelgeſtalt beider doch nur ein einziges, armes, unglückliches Weſen iſt, ſcheinbar unabhängig, ſcheinbar frei, aber doch von Verhältniſſen gefeſſelt, umſonſt ankämpfend gegen unzerreißbare Bande."

„Und das wird das Ende dieſer Unterredung ſein," ſagte der junge Mann in anſcheinend kaltem Tone, durch den aber tiefer Schmerz klang. „So werden wir uns trennen auf Nimmerwiederſehen."

Roſa zuckte zuſammen, ſie preßte die linke Hand feſt auf ihr Herz, ihre Lippen öffneten ſich leicht und ließen die feſt aufeinander gebiſſenen weißen Zähne ſehen. „Nein, nein," rief ſie alsdann mit dem Ausdruck eines herben Schmerzes, „ſo trennen wir uns nicht! Ich will nicht, daß Sie von mir gehen mit dem für mich unerträglichen Gefühl, als habe ich mit Ihnen ein grauſames Spiel getrieben, deſſen mein Herz gewiß nicht fähig iſt. Nein, nein, mein Carlo, ich liebe dich wahr und innig, und wenn ich mich auch jetzt wieder wie damals in deine Arme werfe, ſo thue ich es, indem ich dir zu gleicher Zeit zurufe: ich kann doch nicht die Deinige ſein!"

Und nach dieſen Worten that dieſes ſtarke, energiſche und willenskräftige Weſen, wie es geſagt; ſie warf ſich an

ſeine Bruſt, ſie umſchlang ihn mit ihren Armen, und während ihre Lippen heiß die ſeinigen ſuchten, fühlte er ihr Herz wild gegen ſeine Bruſt klopfen. —

„Danach komme meinetwegen der Tod," ſprach er nach einer langen Pauſe, als ſie ihre Arme vom ſeinem Halſe gelöſ't, als ſie ihre Hände vor das Geſicht preßte, und heftig weinend neben dem jungen Manne auf einen Fauteuil niederglitt; „ja, er komme," fuhr dieſer fort, „wenn du jetzt noch den Muth haſt, mir zu wiederholen, daß du nie die Meinige werden kannſt."

„Nie, nie!" rief ſie, daß es klang, wie ein lauter Weheruf. Dann faßte ſie leidenſchaftlich ſeine Rechte mit ihren beiden Händen und bat in flehendem Tone: „Höre mich an, Carlo. Wenn du mich wirklich ſo liebſt, wie du geſagt, ſo forſche nicht weiter. Sei genügſam wie ich und laß uns zehren von zwei glückſeligen Augenblicken! Dringe nicht in mich, ich kann nicht die Deinige ſein, ich kann dir nicht folgen. Mich halten ſtarke und unzerreißbare Bande fern von dir."

„Du haſt mir geſagt, daß du mich liebſt," entgegnete er mit leuchtendem Blick, „und ich habe die Wahrheit dieſer Worte gefühlt in deinem klopfenden Herzen, an dem Drucke deiner heißen Lippen. So nenne mir denn die Bande, die ſtark genug ſind, mich von dir fern zu halten. O, es gibt keine, die ich nicht zu zerreißen im Stande wäre! Glaube mir Roſa, das Glück macht ſtark, und ich fühle mich jetzt fähig, es mit einer ganzen Welt aufzunehmen, wenn es gilt, dich mein zu nennen."

Sie hatte ſeine Hand losgelaſſen, ſie blickte zu ihm auf, und er erſchrak, als er ihre bleichen, abgeſpannten, vom

furchtbaren Kampfe ihres Innern ſo gänzlich veränderten Züge ſah.

„Frage mich nicht,“ erwiderte ſie mit tonloſer Stimme, „die Antwort, die ich dir geben muß, ſtürzt dich aus all deinen Himmeln, ſie wird deine Liebe zu mir zerreißen, wie der Hauch des Mundes einen Sonnenfaden. Deßhalb frage nicht,“ bat ſie ängſtlich, „laß uns ſcheiden glücklich in der Erinnerung, daß uns auch fern von einander eine reine, heilige Liebe verbindet. — Forſche nicht, Carlo — laß uns ſcheiden!“

„Roſa, Roſa,“ rief er mit vor tiefer Bewegung zitternder Stimme aus, indem er ſeine Hand in die Höhe hob, „ſoll ich mich, ehe du ſprichſt, durch einen feierlichen Schwur binden, daß das, was du mir auch ſagen wirſt, mich nicht beſtimmen kann und wird, von dir zu laſſen?“

„Thue es nicht, um des Himmels Barmherzigkeit willen thue es nicht, und dringe nicht in mich! Denn wenn ich die Worte ausſpreche, die uns trennen müſſen, ſo würde ich es dir auch unmöglich machen, deinen Schwur zu halten.“

„Du ſprichſt mit ſo erſchreckender Wahrheit,“ murmelte er mit einem ſcheuen Blick, „daß mir der Athem in der Bruſt ſtockt und ich mich überzeuge, daß du kein frevelhaftes Spiel mit meiner Liebe und meinem treuen Herzen treibſt.“

„Deßhalb laß uns ſcheiden,“ bat ſie haſtig. „Denke mit Liebe an mich, wie ich deiner gedenken werde.“

„Nein, nein, ich kann nicht, lieber will ich das Furchtbarſte erfahren!“ —

Die Tänzerin erhob ſich mühſam von ihrem Sitze, ihre bleichen Züge zeigten eine furchtbare und rückſichtsloſe Entſchiedenheit. Während ſie ſagte: „Du haſt es gewollt

aber glaube mir, Carlo, es trennt uns für immer!“ vermied ſie es, den jungen Mann anzuſehen, und trat mit wankenden Schritten zum Tiſche, wo ſie eine Glocke erklingen ließ.

Der Ausdruck ihres Geſichts, ihr faſt kraftloſes Dahinſchleichen, ihre haſtigen und unregelmäßigen Athemzüge übten auf Bander einen ſo gewaltigen und beängſtigenden Eindruck, daß er im Begriffe war, auf ſie hinzuſtürzen und ſie zu bitten, die heutige Unterredung als beendigt anzuſehen; doch es war zu ſpät — zu ſpät! —

Kaum war der helle Ton der Glocke verklungen, als ſich die Thür öffnete und die Kammerfrau Margarethe auf der Schwelle erſchien, den kleinen Knaben an der Hand haltend, der nun ſogleich auf Roſa zueilte.

Während ſie ihm die rechte Hand auf ſein blondes, lockiges Haar legte, winkte ſie mit der andern ihrer Kammerfrau, ſie zu verlaſſen, worauf ſich die Thür des Gemachs augenblicklich wieder ſchloß.

Die Tänzerin hatte einen Moment ihre Augen geſchloſſen und ihre Lippen feſt aufeinander gepreßt, wie um ſich vollſtändig zu ſammeln. Dann wandte ſie ihre Blicke auf den jungen Mann und ſagte mit ruhiger, leidenſchaftsloſer Stimme, ohne auch nur durch das geringſte Zucken ihrer Augen die mindeſte Bewegung zu verrathen: — „Dies iſt mein Sohn!“ —

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Es will Frühling werden.

Im Verlaufe unſerer wahrhaftigen Geſchichte, bei welcher wir nicht viel Gelegenheit hatten, uns mit dem geneigten Leſer im Freien zu ergehen, iſt der Winter vergangen und dieſem der allbelebende Frühling gefolgt, Blumen und Blätter aus tiefem Schlummer erweckend und mit ſeinem wunderlieblichen Lächeln und ſeinen berauſchenden Düften arme Menſchenherzen tröſtend. —

Ja, es will Frühling werden! Dieſer Ruf dringt wie ein Jubelſchrei durch die ganze Natur und läßt alles, was da lebt, alles, was der Einwirkung erquickenden Regens und warmen Sonnenſcheins fähig iſt, friſch und hoffend aufathmen.

Blicken wir um uns her, und wir ſehen deutlich auch an ſcheinbar lebloſen Dingen die Kraft des Frühlings. Haucht nicht die friſch geackerte Erde einen ſo eigenthümlichen Duft aus, daß wir aus dieſem ſchon das Erwachen der Lebenskräfte fühlen würden, auch wenn wir nicht wüßten, in wel-

chem Monate wir uns gerade befänden? O, er hat etwas Berauſchendes, dieſer erſte, jungfräuliche Duft der Erde, er läßt uns eben ſo ſchwelgen in der Erinnerung an vergangene Tage, wie in der Hoffnung auf zukünftige! Sein Bouquet erzählt uns vorahnend vom Dufte der Veilchen, vom Aufſuchen dieſes beſcheidenen Blümchens, und von kleinen Spenden, mit welchen wir ſchon in manchem Frühjahre Herzen erfreuten. Er plaudert uns von friſcher, dunkler Waldeinſamkeit, von Maiblumen und deren gefährlichem Einſammeln, wenn unſer Haar, indem wir uns zu den Blumen niederbeugen, eine erhitzte Wange ſtreift, deren Beſitzerin gerade daſſelbe Blümlein mit uns pflücken wollte. Ja, der friſche Hauch der Erde, wenn wir ihn nachſinnend auf uns einwirken laſſen, ſpricht uns von den klaren Maitrank-Bowlen der kommenden Monate, und läßt uns jetzt ſchon ſitzen, vor den Sonnenſtrahlen geſchützt unter einer ſchattigen Rebenlaube, oder wenn es Abend werden will hoch auf des Berges Höhen, niederblicken auf die in Duft ſchwimmenden Thäler, auf aufleuchtende Fenſter freundlicher Häuſer, auf den ſilbernen Strom zu unſern Füßen.

Ja, es will Frühling werden! Aus dem verdorrten Raſen ſehen wir tauſend neue Halme ſprießen, die Gebüſche erſcheinen uns von fern geſehen wie mit Schleiern überzogen, wie mit feinen Fäden überſpannt, welche ſich netzartig von Zweig zu Zweig ſchlingen. Dieſe Schleier erſcheinen uns zuerſt in bräunlicher Farbe, dann werden ſie lichter, und wenn ſie heute einen feinen, grünlichen Schimmer angenommen haben, ſo ſind morgen ſchon, wie durch Zauberwort, die kleinen, zierlichen Blättchen hervorgeſprungen. Wenn in der Mittags-

können," ſetzte der Graf hinzu, indem er ſein Bild im Spiegel freundlich und holdſelig anlächelte.

Jetzt wurde leiſe die Thüre geöffnet und der Kammerdiener Alfred's überbrachte einen Brief, der ſoeben unten abgegeben worden ſei. „Es wartet Niemand auf Antwort," ſagte er und zog ſich zurück. Alfred nahm das Schreiben in die Hand, ein kleines, zierlich couvertirtes Briefchen, überſchrieben an ihn, Vor- und Zuname ganz richtig, geſiegelt mit einem unbekannten Wappen.

„Ei, ei!" ſagte Alfons, „trifft man dich auf Nebenwegen, Sittenprediger? Ich muß wahrhaftig geſtehen, ich bin beſſer, als mein Ruf, aber bei dir iſt dieſer beſcheidene Ausſpruch der ſchottiſchen Königin umgekehrt zu nehmen."

„Du ſiehſt mich überraſcht," ſagte Alfred und betrachtete das Siegel, „'s iſt eine Damenhand, aber ich weiß auf Ehre nicht, welches weibliche Weſen hier in Florenz an mich zu ſchreiben hätte."

„So öffne den Brief und laß' uns ſehen!" ſagte der Graf.

Alfred riß das Couvert ab und gieng mit dem Briefchen an den Tiſch. Es waren nur einige Zeilen auf dem Papier und kaum hatte er ſie überleſen, ſo brach er in ein lautes Lachen aus. „Wie heißt auch," fragte er den Freund, „die hochanſtändige Mutter deiner Angebeteten?"

„Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht!" ſang der Graf, ſetzte aber hinzu: „Madame la Baronne de St. Auville hatte die Gnade, mich zu empfangen."

„Richtig St. Auville!" fuhr Alfred lachend fort. „Lieber Freund, die ſchreibt ſoeben an mich."

„Par exemple! an dich?" rief der Graf und trat zum Tiſche.

— „Da lies!" —

ſtunde die warme Sonne ſcheint, ſo liegt auf der Erde ein feiner Duft von ganz anderer Farbe und Geſtalt, wie ſein herbſtlicher Zwillingsbruder, der, faul und ſchwer niederſinkend, uns durchnäßte und erkältete. Dieſer hier, ein Frühlingshauch, iſt leichter und lieblicher Art: er ſtrebt nicht nach der Erde, um auf ihr zu vergehen, ſondern ſchwingt ſich auf gen Himmel, wo er ſich wonnetrunken auflöſ't an dem tiefen Blau deſſelben, vielleicht kleine, weiße Wölkchen bildend oder gar keine Spur zurücklaſſend, wenn nicht vielleicht die ſchimmernden Sonnenfäden, welche durch die klare Luft ſchweben, verdichtete Frühlingsfäden ſind.

Ja, es wollte Frühling werden, voller, reicher, üppiger Frühling, und man ſah das wohl nirgends deutlicher, als in dem Garten der Privat-Irren-Anſtalt des Herrn Dr. Henderkopp, namentlich an dem Roſenparterre hinter dem Hauſe, welches wir kaum wiedererkennen in ſeiner veränderten, aufgeräumten und geputzten Geſtalt. Da hatte man von den ehemaligen Wegen, welche dieſes Parterre kunſtgerecht durchſchnitten, Moos und Gras entfernt, hatte die Erde um die vorhandenen Roſenſtöckchen ſauber aufgelockert, hatte die abgeſtorbenen durch jungen Nachwuchs erſetzt, überall weiße Stäbe geſteckt, an welche die Roſen feſtgebunden wurden, und ſo dem ganzen, bisher ſo melancholiſchen Parterre ein ſo freundliches Anſehen gegeben, daß es als zu augenfälliger Lichtpunkt in dem ganzen Garten faſt aufgefallen wäre, wenn man nicht auf dem ganzen Terrain die kundige, fleißige Hand geübter Gärtner erkannt hätte.

Da waren überall die Wege ebenfalls vom Unkraut gereinigt, und wo ſich große Steine auf denſelben befanden, hatte man dieſe entfernt und ſie zu Einfaſſungen verwandt.

Die Steintreppen und Terraſſen, welche wir im vergangenen Herbſte in ſehr verwahrloſ'tem Zuſtande geſehen, waren aufs ſorgfältigſte hergeſtellt worden und boten, namentlich die Terraſſen, jetzt ſcharfe, dem Auge wohlthuende Linien. Auch unter den mächtigen Bäumen des Gartens war mit Kunſt und Umſicht gelichtet worden und dadurch dem Ganzen der ſchwermüthige, peinliche und beengende Eindruck genommen. Kurz, das Ganze hatte ſich auf eine höchſt auffallende und ſo angenehme Art verändert, daß jemand, der das Etabliſſement lange nicht geſehen, zuerſt verwundert ſtehen blieb und dann mit aufrichtigem Wohlbehagen durch den Garten ſchritt, der jetzt ſo lachend und freundlich geworden war, daß er ordentlich zur Heiterkeit aufforderte. Dazu das erſte friſche und ſaftige Grün der Blätter, der Pflanzen und des Graſes, ſchräg hereinfallende, luſtig ſpielende Sonnenſtrahlen, heiteres Lachen von einem entfernteren Theile des Gartens: der Eingetretene, der früher ſchon hier war, fühlte ſich verſucht, an Zauberei zu glauben, um ſo mehr, da er auf der Meſſingplatte neben dem Gitterthore den Namen des Dr. Henderkopp geleſen.

Durchſchreiten wir das Roſenparterre, ſteigen die gegenüberliegende, jetzt bequeme Steintreppe hinan und laſſen dieſen Zuſtand des Gartens in ſeiner Ordnung und Wohlhabenheit angenehm auf uns einwirken.

Drüben unter den Baumgruppen ſehen wir auch die alten, roh gezimmerten Bänke und Tiſche entfernt und durch neue, hübſche eiſerne Gartenmöbel erſetzt. Sogar die Schaukel, die ſich hier befand, hatte eine neue, zweckmäßigere Geſtalt angenommen, und die ſchaffende Hand, deren freundliche Spuren wir hier überall erblicken, entfernte ſogar, und

gewiß mit Ueberlegung, das steinerne, groteske menschliche Antlitz, aus dessen steinernem Munde der klare Wasserstrahl in das davor befindliche Bassin floß. Statt dieses verzerrten Gesichtes, welches so manche erschreckende Nachahmung hier gefunden, sah man jetzt den ruhigen, verständigen Kopf eines Löwen, welcher nicht einmal einen gierigen Ausdruck zeigte, sondern dem es ein wahres Behagen zu sein schien, fort und fort das sprudelnde Wasser spenden zu können.

Folgen wir dem heitern Lachen, das uns fast bis zur Einfassungsmauer des Gartens führt, wo wir ein Rondel finden, eingefaßt mit blühenden Sträuchern, mit einem großen Tische in der Mitte, der rings umher von Bänken umgeben ist. Es ist dies die Stelle, wo Gaetano gern zu sitzen pflegte, um durch das vergitterte Fenster in der Mauer träumend in die weite Landschaft hinauszuschauen. Von denen aber, die jetzt um den Tisch sitzen, scheint keiner die mindeste Neigung zu haben, zu erfragen, was sich jenseits der Mauer begibt. Jeder unserer alten Bekannten hier ist vielmehr beschäftigt, das gewaltige Butterbrod zu verzehren, welches er vor sich hat, oder Milch aus seinem Glase zu trinken, welches ihm von der Frau Wittwe Speiteler, die hier wie eine Königin unter ihren Vasallen thront, eingeschenkt wird. Nur der General sitzt vom Tische abgewandt, nicht als ob er daran dächte, eine neue Verschwörung anzuzetteln, sondern vielmehr aufs friedlichste beschäftigt, indem er einen großen Strang Garn auf seinen Händen hält, welches Frau Dr. Henderkopp abwickelt.

Der Telegraphist war es, der eben so herzlich gelacht, da ihm der Factor, dem es allein erlaubt war, Zeitungen zu lesen, um dort noch etwaige Druckfehler zu finden, mit-

getheilt, wie es so merkwürdig sei, daß gar kein unterseeisches Telegraphen-Kabel halten wolle; hier und dort sei wieder eines zerrissen, und er hoffe es noch zu erleben, daß man wieder zu den optischen Zeichen seine Zuflucht nehmen müsse.

Mit freundlichem Lachen bewegte hierauf der ehemalige Telegraphen-Beamte, einen schüchternen Blick auf die gegenübersitzende Frau werfend, versuchsweise Arme und Beine. Doch sagte Madame Speiteler mit einem ruhigen, aber sehr entschiedenen Tone: „Mein lieber Freund, es ist wahrhaftig besser, wenn Sie diese unnöthigen Versuche vor der Hand bleiben lassen. Ist es so, wie der Herr Factor sagt, so wird bald die Zeit kommen, wo man Sie zum Director sämmtlicher optischen Telegraphen der Christenheit ernennen wird; dringt aber der Draht durch, so müssen Sie sich künftig auf einen anderen Erwerbszweig legen, und daran wollen wir mit der Zeit schon denken; habe ich Recht, Förster?"

„Das will ich meinen," erwiderte dieser, indem er mit so entschiedener Miene seine Hand auf den Tisch legte, als sei er bereit, jeden, der anderer Meinung sei, augenblicklich niederzuschlagen. „Die Narrheiten mit dem Telegraphiren müssen endlich einmal ganz aufhören. Könnte ich es Euch nur anschaulich machen, wie mir mein Brod schmeckt und wie leicht ich es hinunterbringe, da ich nicht mehr befürchten muß, daß ihm unterwegs der tausendste Teufel begegnet! Der Kerl ist beseitigt oder unschädlich gemacht — wie so mancher Andere," setzte er mit einem Seitenblicke auf Gebhard hinzu, welcher mit sehr geschmeidigem Wesen neben die Frau des Directors trat, um sich nach ihren Befehlen zu erkundigen.

Das Aussehen der jungen Frau hatte sich, wenn uns dieser Vergleich erlaubt ist, eben so vortheilhaft verändert, als das des ganzen Etablissements. Von ihrem Gesichte waren die gedrückten und kummervollen Züge verschwunden, sie blickte frei um sich her, sie schrak nicht mehr zusammen, wenn man ein Wort an sie richtete, am allerwenigsten, wenn der Sprecher ihr Gemahl war.

Dr. Henderkopp hatte gethan, wie er sich an jenem denkwürdigen Morgen, eingeschlossen in einer Zelle seiner eigenen Irren-Anstalt, vorgenommen: er hatte auf dem Fundament des alten, schadhaften und nun eingestürzten Gebäudes mit Hülfe seiner Schwiegermutter ein neues, solides errichtet, und als er die ersten harten Bissen niedergeschluckt, fühlte er sich selbst erleichtert und sah ein, daß man weiter komme mit nachgiebiger Offenheit und Ehrlichkeit, als mit Hinterlist und gänzlich unmotivirtem Hochmuthe. Dagegen schien aber auch Sophie, die wirklich eine vortreffliche Hausfrau war, alles Vergangene vollständig vergessen zu haben und auch nie den Versuch zu machen, die traurigen Erinnerungen ihres Hochzeitstages zu einer Kette zu gebrauchen, um ihren Herrn und Gemahl niederzuhalten oder um das Scepter des Hauses zu führen. Sie überließ dieses Geschäft ihrer Mutter, welche, wir müssen es gestehen, das Regiment des Hauses mit Umsicht und Kraft führte, wobei sich aber eben so wohl der Director der Anstalt selbst, als auch seine Kranken vortrefflich befanden.

Frau Wittwe Speiteler, die gänzlich hierher aufs Land gezogen war, hatte ihr Geschäft in der Stadt einem jungen, strebsamen Anverwandten übertragen, der den alten guten Ruf desselben nicht nur vortrefflich bewahrte, sondern auch

der Firma durch Erfindung einer neuen Wurstgattung neuen Glanz verlieh.

Um nochmals zu dem Tische im Garten zurückzukehren, können wir nicht verschweigen, daß neben der Frau des Doctors deren Freundin Emma saß, die häufig zum Besuche erschien, um sich an dem Gedeihen der jungen Wirthschaft, wie sie sagte, herzlich zu erfreuen. Die Freude drückte sich aber meistens in einem etwas melancholischen Lächeln aus, welches übrigens ganz zu den kummervollen Zügen ihres Gesichtes paßte; auch pflegte sie seufzend hinzuzufügen: „Ach, wie gut ist es dir ergangen! Wie Recht hattest du, liebe Sophie, einen ruhigen, gesetzten Mann zu nehmen, und so die Vernunft mit walten zu lassen, wo wir armen, leichtgläubigen Mädchen so oft nur das Herz sprechen lassen! Ach, mein armes Herz, wenn's doch nie gesprochen hätte!“

Die junge Frau kannte genug von den Verhältnissen ihrer Freundin, um ihre Trostesworte den Umständen gemäß in die allerzartesten Formen zu kleiden. Emma hatte allerdings in ihrer kurzen Liebe nicht das Glück gefunden, das sie und jede in gleichen Verhältnissen mit allzu großer Sicherheit erwartet. Wie konnte er, der ihr so heiße Liebe, so unwandelbare Treue geschworen, sich nur einen Augenblick bedenken, sie, nachdem sie einmal ihr Jawort gegeben, jauchzend im Uebermaße des Glücks vor den Altar zu führen? Und er hatte sich bedacht, dieses Ungeheuer in Husaren-Offiziers-Gestalt, er hatte ihr gegenüber zögernd gesprochen von einer vornehmen, adeligen Familie, von seiner Abhängigkeit gegenüber einem alten, adelsstolzen, reichen Oheim; er hatte Bedenken geäußert, ob eine Verbindung so rasch und überhaupt zu bewerkstelligen sei. Emma war dabei natürlicher

Weiſe in Ohnmacht gefallen, hoffend, er werde ſie durch Schmeichelworte wieder zum Bewußtſein zurückrufen, er werde flehend vor ihr niederknieen, worauf ſie ihm mit heißer Liebe dann alles verzeihen werde. Aber auch das kam anders, als es ſich ihr junges, gefühlvolles Herz gedacht. Er überließ ſie ihrer Ohnmacht und zwar verſchwunden, als ſie ihre Augen wieder geöffnet. Da kam über ſie ein finſterer, verzweiflungsvoller Moment, in welchem ſie ſich ihrem Bruder entdeckte, der nichts Eiligeres zu thun wußte, als das Unpaſſendſte, was unter ſolchen Umſtänden nur geſchehen kann, nämlich durch Drohungen zu erzwingen, was nicht einmal vernünftiger Ueberlegung gelungen wäre.

Herr von Marlott glaubte die Sache ungeheuer ridicul zu finden, und that dies auch, bis er eines ſchönen Morgens vom Oberſten ſeines Regiments die niederſchlagende Nachricht erhielt, daß er allerhöchſtem Befehle gemäß von den Huſaren der Garde zu einem obſcuren Grenz-Regimente verſetzt ſei, wobei ihm noch mündlich eröffnet wurde, Herr von Marlott habe ſich innerhalb acht Tagen in ſeiner neuen Garniſonsſtadt zu melden, wenn er nicht vielleicht vorzöge, um ſeinen Abſchied einzukommen.

Es gibt eine Art, jemand die Wahl zwiſchen zwei Dingen zu laſſen, und Einem zu gleicher Zeit die Freiheit des Wählens zu benehmen. So auch hier, weßhalb der Don Juan von den Huſaren ſeine ſchimmernde Uniform ablegte.

Einen Augenblick glaubte Emma ihren Wünſchen hiedurch näher gerückt zu ſein, doch mußte ſie ſich nur zu bald überzeugen, daß der Riß, welcher ſie von Arthur trennte, nun zu einer förmlichen Kluft geworden war.

Wir können nicht umhin, es hier lobend zu erwähnen,

daß ſich unter dieſen traurigen Verhältniſſen nicht nur Sophie ihrer Freundin aufs liebevollſte annahm, ſondern daß auch deren Mutter, ſie als ein Opfer der Schändlichkeit der Männerwelt betrachtend, ſie unter ihren ſpeciellen Schutz nahm, was für das arme junge Mädchen, gegenüber einem ſtrengen Vater und racheſchnaubenden Bruder, von großem Nutzen war.

Das Garn war abgewickelt, und als der General einen Dank dafür einnahm, daß er, ein ſo berühmter Krieger, es nicht verſchmähte, freundlich ſeine Hand zu reichen zu dieſen kleinen, häuslichen Verrichtungen, entgegnete er würdevoll, auch Hercules habe es nicht verſchmäht, nach Ausführung ſeiner großen Thaten den Spinnrocken zu ergreifen.

Die junge Frau hatte ſich erhoben und ging, den Arm ihrer Freundin in den ihrigen geſchlungen, durch den Garten dem Hauſe zu, wo ihnen in dem Roſen-Parterre der Director der Anſtalt mit Herrn von Scherra begegnete. Beide kamen von dem Hauſe her, Henderkopp erklärend und der alte Herr mit beifälliger Miene zuhorchend. Das Aeußere des Directors hatte ſich verändert, aber das nicht zu ſeinem Nachtheil: etwas Finſteres, Geſpanntes, ja, Zurückſtoßendes in ſeinem Geſichte war verſchwunden, und ſein Lächeln, das früher etwas Starres und Gezwungenes hatte, leuchtete jetzt auf eine aufrichtige, wohlwollende Art. Aber die größte und glücklichſte Veränderung ſeines Geſichts war die, daß er die Brille mit den blauen Gläſern abgelegt, den Schild, hinter dem er früher ſeine Blicke, ſo wie den wahren Ausdruck ſeiner Herzensmeinung zu verbergen ſtrebte.

Beim Anblicke des Herrn von Scherra erinnerte ſich Emma, ſie habe links im Bosquet eine Gruppe blühender Veilchen bemerkt, von denen ſie einige pflücken und mitnehmen

wolle; wenigstens ließ sie unter diesem Vorwand den Arm ihrer Freundin los und verschwand im Gebüsche. Sophie ging dem alten Herrn frei und ungezwungen entgegen und reichte ihm, ohne die Augen niederzuschlagen, wie sie sonst zu thun pflegte, ihre Hand.

„Sie werden es vielleicht nicht freundlich von mir finden," sagte Herr von Scherra, „daß ich eine ziemliche Zeit verstreichen ließ, ohne Ihnen einen Besuch zu machen."

„Woran ich die Schuld trage," fiel ihm der Director ins Wort, „indem ich meinen verehrten Freund bat, die Anstalt nicht eher zu besichtigen, bis segensreiche Früchte eines neuen, gemeinschaftlichen Wirkens zu sehen sein würden. Und nicht wahr, Sophie," fügte er lächelnd hinzu, indem er die kleine Frau an sich zog, „wir wirken jetzt gemeinschaftlich, du, ich und deine Mutter? Letztere führt eigentlich das Regiment in Haus, Küche, Keller und Garten, und wie Sie vorhin gesehen haben, gedeihen meine Pensionäre sichtlich unter ihrer Pflege."

„Zu einem solchen Wiederanfange," sagte der alte Herr gerührt, „gebe der Himmel seinen Segen und guten Fortgang; mich freut es in der That, lieber Henderkopp, daß ich erst jetzt zu Ihnen kam, um so glückliche Resultate zu sehen. Rechnen Sie auf meine Empfehlung Ihrer Anstalt. Jetzt kann ich Ihren Namen rückhaltlos aufs günstigste aussprechen."

Nach diesen Worten beurlaubte sich Herr von Scherra von dem Director und seiner Frau, die ihn bis zum Gitterthor der Anstalt begleiteten. Auch hier im Hofe sah alles pünktlicher und ordentlicher aus, hatte alles einen gewissen Anstrich von Wohlhabenheit; alle trümmerhaften Spuren

früherer Zeit waren verſchwunden, auch das Kehrichtfaß, auf welchem Herr Moſes Goldſtein in jener denkwürdigen Nacht geſeſſen und finſtere Bilder geſchaut — Herr Moſes Goldſtein, der übrigens ſo klug war, nie ſeines angeblichen Verluſtes zu erwähnen, ſondern der, wenn je jemand auf dieſe fatale Geſchichte zu ſprechen kam, mit ſchmunzelnder Miene und pfiffigem Lächeln die Pantomime des Einſeifens machte. —

Herr von Scherra ging ruhigen Schrittes nach der Stadt zurück, umgeben von Frühlingsluft und Frühlingsgrün, doch lebten ſeine Gedanken nicht in dieſer wunderbarſten aller Jahreszeiten, ſie beſchäftigten ſich vielmehr mit den verfloſſenen Tagen des Winters, ja, ſie waren ernſt und trüb geſtimmt. Er blickte das Thal hinab auf die Tauſende von blühenden Obſtbäumen und ſchaute faſt ſehnſüchtig der Rauchwolke zu, welche die dahineilende Locomotive dort in dem Bergeinſchnitt aufſteigen ließ.

„Wahrhaftig," ſprach er zu ſich ſelber, „ich ſehe nicht ein, was uns hier feſthält. Ich muß mit Paul reden, auch ihm würde es gut thun, andere Luft zu athmen, andere Geſichter zu ſehen."

Unter ähnlichen Gedanken hatte er die Stadt erreicht und bog eben in eine der belebteren Straßen ein, als er hier einem Bekannten begegnete, bei deſſen Anblick er ſich eines leichten Lächelns nicht erwehren konnte.

Es war Arthur von Marlott, der ehemalige Don Juan unter den Huſaren, der einſtens ſo glänzende und ſchöne Offizier, der aber, ſeit er die Uniform abgelegt, ſich durchaus nicht zu ſeinem Vortheile verändert hatte. Seine Civilkleidung war wohl gewählt und elegant, doch hatte er zu lange

„Meine Tochter,“ las der Graf, „wünſcht Sie, hochverehrter Herr, heute Abend nach eilf Uhr bei ſich zu ſehen. La Baronne de St. Auville.“ — Wahrhaftig und an dich überſchrieben, das iſt ſeltſam.“ Er nahm bei dieſen Worten das Couvert vom Boden auf und ſagte mit einem langen Geſicht: „ein Irrthum iſt rein unmöglich, es iſt dein Name deutlich und richtig.“

„Und doch ein Irrthum!“ ſagte Alfred luſtig, „glücklicher Alfons! der Brief, an dich gerichtet, iſt an mich überſchrieben. Das iſt klar, wie der Tag.“

„Wie ſo?“ —

„Nun, nichts klarer, als das,“ fuhr Alfred fort, „die Alte hat deine Karte verlegt, oder haſt du am Ende, als du unſere Viſiten machteſt, ſtatt deiner Karte die meinige dort hinterlaſſen.“

„Teufel, das wäre möglich!“

„Nun, ſiehſt du? Und im anderen Falle hat ſie, wie geſagt, deine Karte verloren, lieſt unſere Namen in der Fremdenliſte und ſchreibt zufälliger Weiſe an mich.“

„Meinſt du, daß dem ſo ſein könnte?“ fragte zweifelnd der Graf.

„Auf alle Fälle, glücklicher Sterblicher! Alſo nach eilf Uhr, Beneidenswerther!“

„Ich weiß doch nicht recht —“

„Zweifle nicht. Ich habe die Dame nicht geſehen und ſie mich ebenſowenig, und ſollte ſie — was rein unmöglich iſt — mit mir in irgend einem Zuſammenhange ſtehen, ſo übertrage ich auf dich feierlich meine Rechte.“

„Topp! es gilt, ich verſuche mein Glück! — Doch da iſt ja noch eine Nachſchrift auf der anderen Seite. — „So unerwartet Ihnen dieſe Einladung auch kommen mag, ſo bittet, beſchwört Sie meine Tochter, derſelben Folge zu leiſten und ich ſetze hinzu: es wird Sie nicht gereuen! Die Obige.“

Zeit nichts dergleichen getragen, um ſich bürgerlich ungezwungen darin bewegen zu können. Unter dem blauen Paletot behielt er noch immer die militäriſche Art des Gehens und Bewegens bei, und obgleich er keine Sporen mehr trug, ſo liebte er es doch, nach wie vor ſeine Abſätze ſo häufig als möglich aneinander zu ſchlagen — ach, und es klingelte nicht mehr! Auch klirrte kein Schwert mehr an ſeiner Linken; ſtatt des pelzbeſetzten Kragens mit den goldenen Schnüren hatte er ſich eine ſteife, ſchwere Halsbinde zugelegt, den Kolpak mit dem Reiherbuſch erſetzte ein höchſt proſaiſcher ſchwarzer Cylinder, und da er obendrein, um das Gefühl des Unrechts, das ihm geſchehen, recht deutlich hervorzuheben, ſeinen ſchönen militäriſchen Schnurrbart abgeſchnitten, ſo erſchien er jetzt wie — ein einſtens prachtvoller, glänzender Hahn, dem alle ſchönen Federn ausgegangen. Es war eigentlich ein recht trübſeliger Anblick, weßhalb auch das Lächeln auf dem Geſichte des wohlwollenden Scherra nur einen kleinen Augenblick dauerte, und er dem jungen Manne freundlich ſeinen Arm bot, den dieſer auch annahm, um ihn eine Strecke zu begleiten.

„Ich habe es wohl bemerkt,“ ſagte der ehemalige Huſaren-Offizier, „daß Sie bei meinem Anblick frappirt waren. Sie hatten mich in dieſem verd— Civil noch nicht geſehen. Es iſt allerdings ſo elegant wie möglich, aber die hieſigen bürgerlichen Schneider ſind Pfuſcher, keiner verſteht es, für einen gut gewachſenen Menſchen, wie ich bin, zu arbeiten. Alles das weite Zeug verdeckt meine Geſtalt, ich muß mir wahrhaftig Mühe geben, eine eigene Uniform für mich zu finden. Nun, ich gehe nächſtens nach Paris, da wird man meine Intentionen vielleicht verſtehen.“

„Also haben Sie sich wirklich entschlossen, uns zu verlassen?“ fragte der alte Herr. „Ich dachte immer noch, Sie würden Ihr Abschiedsgesuch nicht einreichen.“

„Unter uns im Vertrauen gesagt,“ entgegnete Arthur, „hätte ich es auch nicht gethan, wenn mein Herr Oberst sich nicht so verflucht bockbeinig benommen hätte, ja, bockbeinig,“ setzte er überlaut hinzu; „ich werde mich jetzt den Teufel darum scheren, die Dinge beim rechten Namen zu benennen, und wenn es einen Obersten oder General betrifft. Ja, verflucht bockbeinig, und das wegen einer solchen Bagatelle! Du lieber Himmel, wenn alle dergleichen Geschichten an die große Glocke gehängt würden, dann müßte sich Seine Majestät veranlaßt sehen, sämmtliche Reiter-Offiziere nach den Provinzen zu schicken — Sie werden mir zugeben, daß viel Unglück dabei ist.“

„Ja, viel Unglück,“ gab der alte Herr nachdenkend zur Antwort, „Unglück für Beide.“

Der ehemalige Husaren-Offizier sah ihm einen Augenblick zweifelhaft ins Gesicht, dann sagte er: „Ja so, ich verstehe Sie; nun erlauben Sie mir, diese beiden Unglücke sind doch kaum zusammen zu nennen. Ich gebe zu, daß ich gescheiter hätte sein sollen.“

„So, das geben Sie also wirklich zu? Also gestehen Sie Ihr Unrecht ein?“

Herr von Marlott zuckte die Achseln, dann erwiderte er in einem etwas ernsteren Tone: „Die glänzende Uniform hat etwas verflucht Leichtsinniges an sich. Ich habe anfänglich viel über die Geschichte gelacht, jetzt aber, wenn ich mich im blauen Paletot betrachte mit einem recht soliden bürgerlichen Aussehen, das können Sie mir nicht absprechen,

ſo fühle ich mich doch zuweilen ernſter geſtimmt und wünſchte, dieſe lamentable Geſchichte wäre mir nicht paſſirt."

„Wenn Sie alſo Ihr Unrecht einſehen, ſo machen Sie es wieder gut."

Der ehemalige Huſaren-Offizier blieb ſtehen, wobei er den alten Herrn erſtaunt anblickte und erſt nach einer längeren Pauſe kopfſchüttelnd ſagte: „Vor zwanzig Jahren hätten Sie anders geſprochen, und vielleicht ſchon nach zehn Jahren denke ich anders. Man hat einen Scandal gemacht und ich bin das Opfer davon geworden. Stellen Sie ſich in meine Lage, Scherra. Viel Neigung, die Hand zu küſſen, die uns züchtigt, habe ich ſchon als Kind nicht gehabt, und hätte jetzt gute Miene zum böſen Spiel machen ſollen, mich nach ſo einem verdammten Neſt verſetzen laſſen und all den Spott ertragen — ich bitte Sie, nach einem ſo miſerablen Grenzorte, wo außer den Kameraden vielleicht nicht ein halbes Dutzend Menſchen iſt, die man Sie anreden kann, wo es Luxus iſt, mehr als zwei Reitpferde zu halten, wo Makao und Landsknecht noch ſo ſtümperhaft geſpielt wird, und wo es kein Theater gibt, geſchweige ein Ballet? —

„Aber wie kann man ſo dumm ſein," unterbrach er ſeinen Redeſtrom, indem er abermals ſtehen blieb, ſeinen Arm aus dem ſeines Freundes zog und die Hände zuſammenſchlug: „Wie iſt es möglich, vom Beſten zuletzt zu reden, um von Künſtlerinnen im Allgemeinen und von der edlen Tanzkunſt im Speciellen zu ſprechen! Was macht meine charmante Couſine und deren ſtolze Schweſter?"

„Die Frau Gräfin befindet ſich ganz wohl," verſetzte ruhig und ſehr ernſt Herr von Scherra, „und hat ſchon zu

wiederholten Malen ihr Bedauern darüber ausgesprochen, daß Sie sich gar nicht mehr sehen lassen."

„Auf meine Ehre, das finde ich lustig," gab Arthur lachend zur Antwort, „nach einem Refüs, wie ich ihn, Gott sei Dank, erhielt, noch zu prätendiren, daß man nach wie vor Besuche macht und den ganz ergebensten Cousin spielt! — Aber sagen Sie mir ehrlich, Scherra, das heißt, wenn Sie bei mir nicht hinter dem Berge halten wollen, — was haben Sie zu dem Gerüchte gesagt, das langsam aber unaufhaltsam alle Schichten der Bevölkerung durchdringt?"

„Mein lieber Arthur," gab Herr von Scherra mit großer Ruhe zur Antwort, „sprechen wir nicht darüber. Sie wissen, ich habe in manchen Dingen meine feste Ansicht, von der ich selbst dann nicht abzubringen bin, wenn man mir das Gegentheil fast beweis't."

„Das heißt, Sie glauben an die Tugend eines weiblichen Wesens sogar dann noch, wenn dieses weibliche Wesen selbst nicht mehr daran glaubt — auch nicht bitter! Uns Anderen sind die Schuppen von den Augen gefallen, wir sehen jetzt vollständig klar."

„Ich bitte, verschonen Sie mich, Arthur!" —

„Sie hat es klug angefangen und wunderbar geheim gehalten; jeder kleine Prinz von —"

„Wenn Ihnen an meiner Freundschaft etwas gelegen ist, Arthur, so lassen Sie die Sache fallen, mich überzeugen Sie doch nicht."

„Meinetwegen, aber Sie werden mir erlauben, Ihnen mein Bedauern auszudrücken über dieses wunderbare Geschöpf, so schön, so elegant, so klug, und doch nicht klug genug! Ein Geheimniß, das so vortrefflich bewahrt ist, gibt man

nicht leichtſinnig Preis. Stellen Sie ſich vor, Roſa hätte meinen Antrag angenommen oder ſich mir auf eine vernünftige Art offenbart —"

„Nun?" fragte der alte Herr erſtaunt, „Sie wären zurückgetreten?"

Herr von Marlott zuckte mit den Achſeln, bewegte ſeine rechte Hand ſo und ſo hinüber und herüber und erwiderte: „Das iſt mein Geheimniß."

„Hier trennen ſich unſere Wege," ſagte Herr von Scherra in trockenem Tone, nicht ganz mit alleiniger Beziehung auf die Straße nach ſeiner Wohnung, zu welcher ſie eben gelangt waren. „Leben Sie wohl und —"

„Beſſern Sie ſich," ergänzte Arthur lachend, „ich ſehe dieſen Wunſch Ihrem Geſichte an — ſei es darum! Ich will ſehen, was zu machen iſt, und bitte Sie nur, nicht allen Glauben an mich zu verlieren. Bin ich doch noch jung, und wenn einmal nach Ihrer Theorie meine dunkle Stunde ſchlägt, ſo komme ich wahrſcheinlich auch noch zur Einſicht."

Herr von Scherra ſetzte ſeinen Weg nach Hauſe fort und ſagte mit einem leichten Seufzer: „Ein Anderer, Beſſerer glaubte zu leicht ihren furchtbaren Worten und trat zurück — — — — wie ſchade für zwei ſo gute und große Herzen!" —

In ſeinem Zimmer angekommen, ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb an ſie, mit welcher er ſich eben in Gedanken ſo lebhaft beſchäftigt:

„Meine liebe Roſa!

„Von Gaetano erhielt ich Briefe aus Mailand; er verweilt dort vor der Hand, um den rechten Pfad

aufzufinden in dem ihn umbrauſenden Meere von Ereigniſſen und Leidenſchaften. Aufs freundlichſte erwähnt er ſeiner beiden Begleiter, die er ſich ſelbſt gewählt, die ich ihm nach beſtem Gewiſſen empfohlen, und deren Geſellſchaft ihm ſchon jetzt unentbehrlich geworden ſei, Sie, meine liebe Roſa, läßt er aufs innigſte grüßen, wie eine Schweſter. Auch Bander ſchrieb mir vier Seiten lang, doch bin ich nicht im Stande, daraus einen Auszug zu machen; ich lege Ihnen das Schreiben bei, leſen Sie es durch, ich bitte Sie darum.

„In der Hoffnung, Sie heute Abend bei Paul und Ihrer Schweſter zu ſehen, bin ich wie immer unwandelbar

„Ihr treuer Freund Scherra.“

Fünfundfünfzigſtes Kapitel.

Nach Neapel.

In einer jener prachtvollen Nächte, wie man ſie in den Frühlings- und Sommer-Monaten an den Geſtaden des mittelländiſchen Meeres kennt, hatte der Dampfer ‚General Garibaldi‘ den Hafen von Civita-Vecchia verlaſſen und fuhr faſt ohne Bewegung, nur mit jenem eigenthümlichen Zittern, welches die ſtarken Maſchinen dem Schiffskörper mittheilten, über die im wahren Sinne des Wortes ſpiegelglatte See gegen Süden.

Ja, man konnte heute den Ausdruck: eine ſpiegelglatte See — in der That mit vollem Rechte anwenden, natürlicher Weiſe mit Ausnahme des leichten Aufſprudelns des Waſſers vor dem ſchlank zugeſpitzten Vordertheil des Schiffes und der leichten Schaummaſſen, welche die Räder hinter ſich aufwarfen. Dabei war das phosphoriſche Leuchten des Waſſers ſo ſtark, daß es ſchien, als ſchwimme das Schiff in leuchtenden Schleiern, deren Enden in funkelnde Spitzen aus-

liefen, und die hinter dem Dampfer eine lange, leicht bewegte, ſilberne Schleppe bildeten, welche folgte, ſo weit das Auge blicken konnte. Dazu war der volle Mond aufgegangen, beleuchtete rings umher alles faſt taghell und buhlte mit dem glänzenden Waſſer, ſo daß ſich die weiten, glatten Flächen in ſehnſüchtiger Aufregung langſam und gleichförmig wie erwartungsvoll athmend hoben und ſenkten.

Auf dem hell beglänzten Verdecke zeichneten ſich Maſten und Taue in ſcharfbegrenzten Schattenlinien, und der Dampfer lief ſo ruhig und ſo ohne alle Bewegung, daß dieſe Schatten in dem weißen Mondlicht kaum merklich ſich bewegten und ſich nur dann nach und nach verſchoben, wenn das Schiff in ſeinem Laufe eine kleine Aenderung machte.

In einer ſolchen Nacht iſt alles an Bord des Schiffes heiter und vergnügt: die Paſſagiere des oberen Deckes, welche ſich hier behaglich auf ausgebreiteten Decken und Mänteln eingerichtet haben, beneideten die der Cajüten nicht um ihre dumpfen Schlafcabinen und ſahen dieſe mit einer gerechtfertigten Schadenfreude ebenfalls das Verdeck beſteigen, um es ſich hier auf einer Kanone, auf einer Bank oder auch auf einem Tauringe ſo bequem als möglich zu machen; wenige von denen, die auf dem ‚Garibaldi‘ fuhren, blieben in dieſer Nacht im Schiffsraume. War das Wetter nicht wunderbar friſch und ſchön, die Nachtluft nach dem heißen Tage ſo erfriſchend, und erreichte man nicht ſchon vor anbrechendem Tage den Golf von Neapel, von deſſen Schönheit Jeder nicht das Geringſte verlieren mochte? Selbſt von den Matroſen ſuchten nur wenige die Coje auf, nachdem die Wache vorüber war, die meiſten blieben oben ſitzen, ließen den Tabak in ihren kleinen, irdenen Pfeifen erglühen und ſtimmten auch

wohl halblaut einen Geſang an, deſſen Worte von la bell' Italia handelten oder von Napoli la magnifica.

Der Kapitän des Schiffes, der ſich beſonders der ſchönen Nacht und der raſchen Fahrt zu freuen ſchien, ging in Begleitung eines der Paſſagiere mit ſo großen und eiligen Schritten auf dem Verdecke hin und her, daß man an dem einen Ende des Schiffes nothwendig glauben mußte, derſelbe habe an dem andern etwas ganz abſonderlich Wichtiges zu thun, was aber durchaus nicht der Fall war, denn wenn er an die Prora kam, ſo legte er einen Augenblick die Hand über die Augen und blickte vor dem Schiffe ſcharf ins Meer, und wenn er auf der Poppa umdrehte, lenkte er häufig mit ein paar Schritten auf das Compaßhäuschen zu, blickte nach dem Strich, in dem das Schiff fuhr, und ſagte bei dieſem Anhalten einmal zu dem Steuermanne: „Wenn der Tag aufdämmert, ſo halte ſo nahe gegen das Land wie möglich; bei der ruhigen See können wir auf Steinwurfweite um Iſchia herumfahren.“ Dabei rauchten er und ſein Begleiter beharrlich Cigarren, und dieſe zwei glühenden Punkte der beiden gleichförmig Daherſchreitenden ſahen von Weitem wie ein paar Feueraugen aus.

Von den meiſten Paſſagieren, die auf dem Schiffe waren, haben wir nicht Urſache, viel zu berichten: es war da die gewöhnliche Bevölkerung eines Paſſagierdampfers, wie ſie an dieſen Küſten iſt, dem Laufe der jetzigen Zeit nach etwas ſtark militäriſch gefärbt, Berſaglieri, die zum Erſatz ihrer Bataillone nach Neapel gingen, zurückkehrende Nationalgarden, die in Genua, Mailand, Brescia oder ſonſt wo geweſen waren und nun von ihrem erſten Kriegszuge voll erlebter oder erträumter Thaten nach Hauſe zurückkehrten und

die, ſchon im Voraus in der Seligkeit ſchwelgend, die ſchöne Heimat wiederzuſehen, den jungen Soldaten von der Linie die wunderbarſten Dinge von Campaniens prächtigen Gefilden erzählten.

Unterdeſſen lief das Schiff in ſeinem ſanften und ruhigen Gange dahin, leiſe ſchütternd, zuweilen ſchwarze Rauchwolken, auch hier und da Myriaden von Feuerfunken aus den berußten Schornſteinen blaſend; dann und wann erklang die Schiffsglocke in einzelnen Schlägen, und in regelmäßigen Zwiſchenräumen klirrte und raſſelte es aus dem Maſchinenraume hervor, wenn dort die unerſättlichen Oefen mit friſchen Kohlen geſpeiſ't wurden.

Am Fuße des Rauchfanges gegen das Hinterdeck zu ſaßen plaudernd drei Männer bei einander, die ſich auf der geſtrigen Fahrt von Genua her und heute in Civita-Vecchia zufällig zuſammen gefunden hatten. Zwei von ihnen waren in erſtgenannter Stadt, Jeder in einer beſonderen Barke, an Bord gekommen, hatten ſich bei der gemeinſamen Abendtafel anfänglich ohne gegenſeitige Mittheilung gegenüber geſeſſen, bis der Eine, zufällig ein deutſches Wort ausſprechend, von dem Anderen als Landsmann erkannt wurde. Darauf hatten ſich Beide einander genähert und waren dann, ihre Cigarren rauchend, bis zum Schlafengehen plaudernd auf dem Verdeck hin und her ſpaziert. Beide jungen Männer in den zwanziger Jahren ſind dem Leſer genugſam bekannt, und bleibt uns nur übrig, etwas über ihr verändertes Aeußeres zu ſagen: Bander war einfach in einen grauwollenen Reiſeanzug gekleidet, er trug eine leichte Mütze, Schuhe mit Gamaſchen und hatte ganz das Ausſehen eines Mannes aus guter Familie, der zu ſeinem Vergnügen die Welt durchſtreift; ſein

„Ich werde alſo hingehen!“ ſagte der Graf und ſteckte den Brief in die Taſche. „Doch beſuchen wir vorher ein paar Soiréen. Nicht wahr?“

„Warum nicht?“ entgegnete Alfred, „meinſt du, ich will mich hier langweilen, während du dem ſchönſten Abenteuer entgegen flatterſt?“

„So werde ich denn einige Toilette machen,“ ſagte der Graf, „ich bin gleich wieder da.“ Damit verließ er das Zimmer.

Alfred ſetzte ſich noch einen Augenblick vor das Kaminfeuer und lächelte über den erhaltenen Brief. Es gab eine Zeit, wo es ihm nicht im Traum eingefallen wäre, daß ein an ihn überſchriebener Brief einem Anderen gegolten hätte. — „Aber hier!“ ſprach er zu ſich ſelber; was hatte er mit der würdigen Tochter der Baronin von St. Auville zu ſchaffen?

blondes, lockiges Haar kräuſelte ſich ſorgfältig gepflegt unter ſeiner Kopfbedeckung hervor, und ſeinen Schnurrbart trug er einfach nach beiden Seiten der feinen Oberlippe hinausgeſtrichen.

Richter hatte nach ſeiner Art etwas mehr auf ſeine Perſönlichkeit gewandt: er trug hohe Stiefel von weichem Leder über einem Beinkleide von etwas auffallend carrirtem Stoffe, dazu eine Tyrolerjuppe ohne Weſte, und auf dem Kopfe hatte er einen ſogenannten Calabreſer von grauer Farbe keck gegen das rechte Ohr geſetzt. Sein etwas hageres Geſicht war von der heißen Sonne ziemlich gebräunt und gab ihm, verbunden mit dem ſchwarzen Schnurrbarte, deſſen Spitzen er ſcharf aufwärts gedreht trug, mit einem ziemlich langen Knebelbarte, einen ſüdlichen Anſtrich, ſo daß man ihn dem Ausſehen nach für einen Italiener hätte halten können, eine Täuſchung, die ihm gefiel und die er, wo es möglich war, dadurch ſorgfältig zu erhalten ſuchte, daß er nie den Mund zum Sprechen öffnete, denn wo er gezwungen wurde, dies doch einmal zu thun, gab er ein ſolches Gemengſel barbariſch lautender Worte von ſich, daß ſelbſt dem höflichſten Italiener ein leichtes Lächeln um die Mundwinkel zuckte. Bander hatte ihm ſchon oft den Rath gegeben, ſein bischen Latein, das noch von der Schule her hier und da in ſeinem Gedächtniſſe zerſtreut war, zuſammen zu leſen, um es mit einer anderen Endung als Italieniſch zu verwerthen.

Der dritte der Männer, die jetzt am Fuße des Rauchfanges bei einander ſaßen, hatte das Schiff im Hafen von Civita-Vecchia betreten: der Marcheſe Gaetano Fontana, welcher mit der Eiſenbahn von Rom gekommen war. Gae-

tano hatte sich auch in seinem Aeußern am wenigsten verändert; er war einfach schwarz gekleidet.

Auch er hatte sich um seine beiden Reisegefährten durchaus nicht bekümmert, ja, wenn man bemerkt hätte, mit welcher Gleichgültigkeit er sie ansah und an ihnen vorbeiging, so mußte man auf die Vermuthung kommen, es seien ihm gänzlich unbekannte Personen. Daß diesem Benehmen eine Absicht zu Grunde lag, brauchen wir wohl nicht zu sagen. Gaetano hatte sich auf dem Verdecke des Schiffes lange mit dem Kapitän unterhalten, hatte ihm von seinen trefflichen Cigarren angeboten und mit ihm über die Verhältnisse des Vaterlandes gesprochen. Zufällig war Richter in die Nähe gekommen und bat den Kapitän in einem furchtbaren Italienisch um Feuer, worauf dieser ihm lachend seine Cigarre bot und dann, seinen Spaziergang mit dem Marchese fortsetzend, diesem auf seine Frage antwortete: „Es ist ein Deutscher, der in Genua an Bord kam, ein Künstler, der nach Neapel will, um dort seine Studien zu machen; mich freut es nur," setzte er hinzu, „daß wieder Reisende anfangen, unsere Schiffe zu benutzen. Bei aller Liebe zu unserer guten Sache ist man doch auch Geschäftsmann und wünscht sich andere Fahrten, als so immer hin und her zu dampfen, alle Räume des Schiffes mit Militär angefüllt."

Als kurze Zeit nachher Gaetano wieder in die Nähe Richter's kam, redete er ihn vor dem Kapitän in deutscher Sprache an, und so auf ganz natürliche Weise wurden die Drei mit einander bekannt. Da der Marchese, wie er sagte, zu seiner Uebung gern Deutsch redete, so bedienten sie sich dieser Sprache und plauderten um so unbefangener mit einander, da Bander seine Ueberzeugung aussprach, daß

ſonſt niemand auf dem Schiffe ſei, der ihre Unterhaltung verſtände.

„Darin haben Sie nicht ſo ganz Recht,“ meinte der Marcheſe, „es iſt jemand auf dem Schiffe, der Deutſch verſteht, und zwar eine Perſon, von der Sie es am allerwenigſten erwarten; möglich aber, daß ſie Ihnen nicht zu Geſicht gekommen iſt, und von Letzterem bin ich überzeugt, denn ſie müßte Ihnen zum mindeſten aufgefallen ſein.“

„Iſt es eine Perſon männlichen oder weiblichen Geſchlechts, die meiner Aufmerkſamkeit entgangen wäre? Es ſollte mich wundern, denn in Genua war ich ſchon an Bord, ehe noch ein anderer Paſſagier das Schiff betrat, und in Civita-Vecchia verließ ich Abends den Schiffsrand nicht, bis der letzte Ballen eingeladen war; es iſt ja meine Schuldigkeit, alles zu beobachten und das Merkwürdige in mein Notizbuch einzutragen, daß ich dem Gedächtniß unſeres guten Vander bei ſpäterer Ausarbeitung kräftig nachhelfen kann; nicht wahr, lieber Freund,“ ſetzte er launig hinzu, „du haſt dich an mir nicht verkauft? Wie ſagt Muley Haſſan in Fiesco: es ſoll den Löwen nicht gereuen, daß er die Maus pardonnirte.“

„Ihr Citat paßt, Ihnen unbewußt, vollkommen hieher,“ erwiderte Gaetano; „die Perſon, von der ich vorhin ſprach, iſt ein Individuum, wie der Mohr von Genua, wenn auch kein Neger, ſo doch ein Mulatte oder ein Inder.“

„Und der ſollte meinem ſcharfen Blicke entgangen ſein?“ fragte Richter zweifelnd.

„Es muß ſo ſein, ſonſt würdeſt du dich ja erinnern,“ ſagte Vander; „ich habe auch kein derartiges Geſicht geſehen.“

„Und die Kleidung?“ fragte Richter.

„Nicht auffallend," gab der Marcheſe zur Antwort, „einfach und dunkel; auf dem Kopfe hat er einen dunkeln Hut mit breitem Rande, auf dem Arme trug er einen braunen Beduinenmantel."

„Ich könnte mich ärgern, daß mir das entgangen," ſprach Richter in komiſchem Zorne, „und will nur zu meiner Entſchuldigung ſagen, daß ich mit meinen beiden Augen vollauf zu ſehen hatte, um all das poetiſche Material zu bewältigen, das an der Schiffswand hinaufſtieg oder dort emporgezogen wurde."

„Aber woher vermuthen Sie, daß er Deutſch ſpricht?" forſchte Bander weiter.

„Es iſt das keine Vermuthung von mir, ſondern Gewißheit," ewiderte der Marcheſe; „in Rom ſuchte ich nach einem zuverläſſigen Diener, und der Wirth des Gaſthofes, wo ich wohnte, ſtellte mir dieſen Mann vor; doch wenn ich auch gegen farbiges Blut gerade nicht eingenommen bin, ſo hatte ich doch meine guten Gründe, mich mit dem ſonſt günſtig Empfohlenen nicht einzulaſſen, obgleich ſein Benehmen, ſeine Art zu ſprechen nicht ungünſtig war. Bei dieſer Gelegenheit entwickelte er mir auch ſeine Sprachkenntniſſe im Franzöſiſchen, Engliſchen und dann auch im Deutſchen; Italieniſch behauptet er nicht zu verſtehen, doch würde es ihm, meint er, nicht ſchwer werden, ſich auch darin in Kurzem verſtändlich zu machen. Vielleicht hätte ich ihn zu mir genommen, doch wiſſen Sie wohl, daß mir alles daran gelegen ſein muß, bei meinem Erſcheinen in Neapel jedes Aufſehen zu vermeiden. — Erfahrungen, die ich in Rom gemacht," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „haben mich in dieſem Vorſatze noch mehr beſtärkt; es thut mir ſehr leid, daß wir

in der erſten Zeit dort getrennt leben müſſen. Sie Beide haben mich wiederholt Ihrer Freundſchaft verſichert, und es kann daher wohl kommen, daß ich bei den verwickelten Verhältniſſen, die ich in meiner Heimat finden werde, Ihre freundliche Hülfe in Anſpruch nehmen muß. —

„Was ich gefürchtet," fuhr er flüſternd weiter, „und worüber ich in Mailand Andeutungen erhielt, wurde mir in Rom zur Gewißheit: man denuncirte mich als einen der gefährlichſten Anhänger des vertriebenen Königs, und ſo gelang es dem Geſchäftsmanne, auf den ich mein ganzes Vertrauen geſetzt, den größten Theil meines Vermögens in eine ſolche Verwaltung zu nehmen, die einer Beſchlagnahme vollkommen ähnlich ſieht. Doch nun offen aufzutreten und bei Gericht mein Recht in Anſpruch zu nehmen, hieße mein Spiel rettungslos verloren geben. — Beweiſe darüber, daß und ob ich im Intereſſe meines früheren Königs gehandelt, iſt freilich niemand im Stande, beizubringen, doch laſſen ſich Beweiſe machen, und man hat mir in dieſer Richtung furchtbare und abſchreckende Beiſpiele mitgetheilt. Sie wiſſen, mit welch' glühenden Wünſchen für die Wohlfahrt meines Vaterlandes ich den heimatlichen Boden betrat, Sie wiſſen, mit welcher Begeiſterung ich an ein einiges und großes Italien denke. Aber Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß eben ſo wenig als ich geſonnen bin, mich blindlings in einen Kampf für die mir allerdings theure Vergangenheit einzulaſſen, ich mich rückhaltlos der neuen Zeit in die Arme werfen möchte, die es geduldet, daß man mich ungehört verdächtigte, die meinen Anklägern Recht ſprach, ohne mir eine Vertheidigung zu erlauben. Doch hier iſt nicht der Ort, um dieſes näher zu erörtern," ſetzte er ſich umſchauend hinzu,

und fuhr dann mit einem freundlichen Lächeln fort: „Laſſen wir Vergangenheit und Zukunft für jetzt ruhen und uns nur mit der Gegenwart beſchäftigen. Dort im Oſten beginnt der Tag aufzudämmern, und wenn auch mein Herz bei dem Gedanken ſchneller ſchlägt, in wenigen Stunden das unvergleichlich ſchöne Stück Erde wieder zu betreten, die ich mit Stolz meine Vaterſtadt nenne, wenn auch mein Blut bei dem Gefühle, jene Orte wiederzuſehen, wo ich gelebt und gelitten, heftiger durch meine Adern ſtrömt, ſo bin ich doch gefaßt genug, um Ihnen, meinen lieben Freunden und werthen Reiſe-Geſellſchaftern, die Honneurs meines Landes zu machen.“

Das Boot hatte ſchon vor einer halben Stunde die Richtung ſcharf nach Süden eingeſchlagen und näherte ſich ſo viel als möglich dem Lande. Ja, der Morgen kam, man fühlte es an dem friſchen Lufthauche, man ſah es an dem langſamen Verſchwinden der Sterne, die allmälig erbleichten, undeutlich wurden und dann in den helleren Farbentönen des Himmels, die ſich langſam von Oſten aufſchwangen, vergingen. Man ſah es an dem Monde, der ſchon ſeit einiger Zeit die Kraft verloren hatte, Schatten zu erzeugen, deſſen Bild ſich in dem mehr und mehr erglänzenden Waſſer nicht mehr wiederſpiegelte, deſſen Licht ausgelöſcht ſchien und der nur noch am Himmel ſchwebte, anzuſehen wie ein rundgeformtes, weißes Wölkchen. Je heller der Himmel wurde, um ſo tiefblauer wurde die Farbe des Meeres, und wie vor dem werdenden Lichte Mond und Sterne verſchwanden, ſo drunten das Phosphorleuchten auf der langſam ſinkenden und ſteigenden Flut.

Die allgewaltige Herrſcherin des Tages duldete keinen

anderen Glanz neben ſich; goldige, purpurfarbene Strahlen, untermiſcht mit dem blitzenden Leuchten ihres Diadems, ſendete ſie voraus, um die ſchlummernde Erde durch den ſanften Schimmer der Morgen-Dämmerung auf ihr majeſtätiſches Kommen vorzubereiten.

Was wir auf unſerer linken Seite und weit vor dem Schiffe für einen Nebelſtreifen hielten, wird nun deutlicher, beſtimmter, zackiger, farbiger, es iſt die Küſte Neapels, es ſind die wunderbaren Formen der glücklichen Geſtade, welche mit ihren Felſenarmen liebend den ſchönſten Golf der Erde umfaſſen.

Dort vor uns über einer leichten Nebelſchicht, die nur ungern hinwegzuziehen ſcheint, leuchtet ein Bergkegel auf, wunderbar beſtrahlt — es iſt die Spitze des Epomeo, und in Kurzem treten die Formen der wunderbaren Inſel deutlich hervor.

„Iſchia," ſagte Gaetano, der ſich mit ſeinen Freunden vorn auf die Spitze des Schiffes begeben hatte und unverwandten Blickes vor ſich hinſtarrte, wie um der Erſte zu ſein, der die Einzelheiten ſeiner ſchönen Heimat erblickt.

„Iſchia," wiederholte er in tiefem Athemzuge.

In Morgenduft gehüllt, ſcheint ſie wie hingehaucht auf dem ſtillen Waſſer langſam vorüber zu ſchweben, während ſich die Felſenſpitzen ihrer Berge zierlich gezackt von dem blauen Morgenhimmel abheben. Ueber dem Epomeo ſchwebt eine leichte Wolke, von unten roth goldig beſtrahlt, einer Krone ähnlich, die das Haupt des Berg-Rieſen umgibt.

Iſchia trennt den Golf von Neapel von dem von Gaeta und iſt ſelbſt nur durch eine ſchmale Meerenge von Procida geſchieden. Zwiſchen dieſen beiden Felſen-Inſeln erſcheint das

Meer tief dunkel und ernſt, und um ſo heller leuchten deßhalb hier die weißen Segel der vielen Fiſcherboote, die Möven ähnlich raſch durch die ſtarke Strömung fliegen; Procida's dunkle Felſenmauern ſind mit Schaum umſäumt.

„Dieſes kleine Eiland," bemerkte der Marcheſe ſeinen beiden Freunden, „ſieht von hier aus ſo unwirthbar und finſter aus und iſt doch ſo unvergleichlich ſchön; ich brachte manche Stunde dort zu," fügte er tief aufſeuzend bei. Er verſank für einige Augenblicke in tiefes Nachſinnen, während er die rechte Hand vor ſeine Augen drückte und die Gedanken in ſeiner mit Luſt und Schmerz erfüllten Vergangenheit weilen ließ. Doch bald erinnerte er ſich wieder der Gegenwart und ſprach mit einem etwas erzwungenen Lächeln: „Wir haben nun die Ouverture dieſes großartigen Schauſpieles hinter uns und ich werde mich jetzt bemühen, meinem Amte als Cicerone alle Ehre zu machen. Sehen Sie, wie raſch und herrlich dieſe Rieſen-Decoration wechſelt, Ischia iſt ſchon in den Hintergrund getreten, wir ſind an Procida vorüber, und dort vor uns haben wir das Cap Miſeno mit ſeinen alten Ruinen, mit den elyſeiſchen Feldern und dem Maremorto. Sein Vorgebirge bezeichnet den Anfang des Golfes von Bajä. Dort iſt, wie Sie wiſſen, Schritt vor Schritt claſſiſcher Boden, es iſt dieſes keine gewöhnliche Erde, keine heitere, lachende Flur, dort ſind an einander gereiht die Ruinen einer großen Vergangenheit, jeder Felſen, jeder Vorſprung iſt der Schauplatz oft furchtbarer Thaten, die Stätte berühmter Männer."

Aus einem Nebelſtreifen rechts vor uns, deſſen untere Ränder in regelmäßiger Form nach und nach ſeltſam gezackt erſcheinen, bald beſtimmtere Formen annehmen und uns in

grauem Morgenlichte freilich noch ſehr undeutlich das Häuſermeer der gewaltigen Stadt zeigen, erhebt ſich nun die Sonne und beleuchtet mit zarten, unausſprechlich ſchönen Lichtern die Küſte, an der wir vorüberdampfen. Wir erkennen deutlich die Cento Camarelle, das Schloß von Bajä, die ſich als glänzend weiße Punkte von den grauen Felſen abheben. Dort im Hintergrunde die Stufa di Nerone, welche ſich als ſchwarze Punkte auf der helleren Wand abheben; hinter ihr liegt der Lago d'Averno, von dem ein niederer Landſtrich ſich bis nach Pozzuoli zieht, das als weit hervorragende Landzunge wieder einen engen Golf bildet, ſchön geformtes Hügelland, das wie eine reizende, immer fort wechſelnde, im Strahle der Morgenſonne funkelnde Kette uns begleitet, Pozzuoli thürmt ſich vor uns auf mit ſeinen unregelmäßig an einander gebauten Häuſern; hoch oben liegt ein Schloß, funkelnd und ſtrahlend im Sonnenlichte; das ganze Städtchen mit den leuchtenden Mauern ſeiner Häuſer ſo glühend angeſtrahlt, erſcheint uns wie ein kleines Juwel auf dunkelblauem Atlaß.

„Kann man etwas Schöneres ſehen," rief Vander mit Entzücken, „als das maleriſche Verſchieben der herrlichen Ufer, während ſich das Schiff langſam vorwärts bewegt!"

„Und eben dieſes Verſchieben macht die Landſchaft ſo herrlich und wechſelvoll," erwiderte der Marcheſe; „ſollte man, von hier aus geſehen, nicht glauben, die Spitze des Poſilippo, der langſam links aus der Bergwand hervortritt, rage dicht über Pozzuoli empor. — Sehen Sie dorthin links," ſetzte er nach einer Pauſe, dorthin blickend, hinzu, „neben Pozzuoli die Felsſtücke im Meere, Ponte di Caligula genannt."

„Aha," ſagte Richter, um doch auch etwas von ſeinen geſchichtlichen Kenntniſſen an den Mann zu bringen, „dort über jene Bucht wollte das wahnſinnige Stiefelchen eine Brücke bauen."

„Camalboli ragt dort hervor. O, welche tauſend ſüße und ſchmerzliche Erinnerungen erwecken jene Berge mit dem dichten Laubwerke in mir! — Sehen Sie dort links vom Poſilippo jene Stelle, wo Waſſernebel emporſteigen, welche zu verjagen oder niederzudrücken die Sonne noch nicht hinlänglich Kraft hat — der Lago d'Agnano."

Jetzt fuhr das Schiff an der äußerſten Spitze des Vorgebirges Poſilippo vorüber; hohe, majeſtätiſche Felſen erheben ſich ſteil vom Waſſer in die Höhe und ſind von mächtigen Grotten durchbrochen, hier ſich weit gegen das Meer öffnend, dort Gallerieen bildend, auch halb abgelöſ'te, drohende Felsſtücke zeigend, die gewiß noch ihr Grab in der ſchäumenden Meeresflut finden werden; hier und dort ragen ähnliche, abgelöſ'te Stücke aus dem Waſſer hervor, graues Geſtein, aus welchem die beſtändig anprallenden Wellen die ſeltſamſten Formen gebildet. Dicht vor den Füßen des mächtigen Poſilippo liegt das kleine, niedliche Miſida, wachſam ins weite Meer hinausſchauend, wie ein Hund zu den Füßen ſeines Herrn.

Vorbei! Vorbei! Dort ſind die Ruinen der Villa des Lucullus, an dem Punkte, wo der Sage nach die ſchaumgeborene Göttin dem Waſſer entſtiegen iſt; einen ſchöneren Punkt hätte ſie ſich allerdings nicht wählen können.

Neben dem langgeſtreckten Poſilippo dampft das Schiff dem inneren Golfe zu. Wer vermag aber ſo im Vorüberfliegen all die unausſprechlichen Schönheiten dieſes reizenden

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Florentinische Nächte.

Es mochte gegen eilf Uhr an dem Abend sein, an welchem unser voriges Kapitel schließt, da meldete der Kammerdiener den beiden Freunden, welche wieder vor dem Kamin Platz genommen, daß der Wagen vorgefahren sei.

Es war ein unangenehmer November-Abend, ein kalter Wind fegte durch die Straßen von Florenz; wenige Fenster waren zu dieser Zeit noch erleuchtet, und das Leben auf den Straßen beschränkte sich auf einige Kaffeehausgäste, die aus- und eingiengen, oder auf ein altes Weib, das noch so spät gebratene Kastanien an irgend einer Ecke feil hielt.

So sehr es der Italiener liebt, an warmen Sommernächten die halbe Nacht auf der Straße zuzubringen, ebenso sorgfältig zieht er sich vor der Kälte des Herbstes und Winters in seine hohen Zimmer mit Steinboden, vor sein schlechtes Kamin, vor seinen noch schlechteren Ofen und in Ermanglung Alles dessen vor ein einfaches Kohlenbecken zurück, um dort erbärmlich zu

Gebirges zu umfaſſen, dieſes maleriſchſten aller maleriſchen Küſtenpunkte Neapels?

Für unſere Freunde war es ſchwer, ſich hier zurechtzufinden, denn ihr Cicerone war verſtummt; er hatte den Vormaſt des Schiffes mit ſeinem Arme umſchlungen, ſeine Stirn auf den Arm gelegt und blickte unverwandt nach einem Punkte, der anfänglich unkenntlich weiß durch das Laubwerk ſchimmerte, ſich aber nach und nach zu einer Villa mit Terraſſen und Laubgängen verdeutlichte, San Antonio. —

Bander, der von Herrn von Scherra die Schickſale Gaetano's wußte, ließ ihn träumen, obgleich er ihm lieber die Hand ſanft auf die Schulter gelegt und ihm mit herzlichen Worten geſagt hätte, wie innig Gaetano's und ſeine eigene Vergangenheit ſich berührte. Wozu aber durch einen Austauſch ſchmerzlicher Gefühle alte, leicht vernarbte Wunden aufreißen? Warum von einer Vergangenheit reden, die in tiefe Trauer gehüllt hinter ihnen lag? Warum einer Zukunft gedenken, die ohne Hoffnung war?

Beſſer, er befolgte das Beiſpiel Richter's, der mit vollem Herzen der Gegenwart huldigte, der hinauf auf die Bank am Schiffsrande geſprungen war und der laut jauchzend den herrlichen Poſilippo ſcheinbar an ſich vorbeiziehen ließ, der ſich ſelbſt und Andere mit enthuſiaſtiſchen Ausrufungen auf all dieſe Schönheiten aufmerkſam machte.

Ruine reiht ſich hier an Ruine, Dörfer mit weißen Mauern, mit gelbbraunen Felſen von Cactus und Aloe umwuchert, von grünen Ranken eingeſponnen, dann wieder braune, wilde Tuff-Felſen, Citronen-Gärten, Tulpen-Bäume — Granaten — ſeltſam gebaute Landhäuſer mit offenen Veranden — dort ein größeres Dorf, Marochiana nennt es

der Kapitän, auf einem vorſpringenden Felſen liegend, von dem eine Straße auf kühn gewölbten Bogen nach einem anderen Felſen führt — Villen neben und über einander — dort ein kleines Schlößchen, eine niedliche Spielerei, mit mittelalterlichen Zinnen, zwiſchen denen Kanonen hervorblinken, Palmen, Cypreſſen, terraſſirte Gärten, Grotten, Treppen, hangende Brücken, hoch oben hell leuchtende Kloſtermauern unter dem ſchützenden Dache ſchwarzer, rieſenhafter Pinien.

„Il Vesuvio,“ ſagt der Kapitän, mit einem Ausdrucke von Rührung in ſeinem wettergebräunten Geſichte, und der ernſte, majeſtätiſche Berg, dunkel und doppelt gezackt, von dem wir ſo viel gehört, den wir uns ſchon lange zu ſchauen geſehnt, ſteht vor uns mit ſeiner weißen, unbeweglichen Rauchwolke, leuchtend im Glanze eines herrlichen Morgens. Das Meer iſt ſo ruhig und klar, die weißen Segel der zahlloſen Schifferboote ſchimmern in der Sonne, die Villen und Dörfer des Poſilippo erſcheinen immer dichter und gehen zuletzt in die compacten Häuſermaſſen der Stadt über, die hier mit der Mergelina beginnt. Links haben wir den Palaſt der Königin Johanna, eine ſchwermüthige, maleriſche Ruine, deren meerumſpülten Fuß das friſcheſte Gras und purpurfarbiges Moos überkleidet. Jetzt erſcheint uns die Villa Reale als eine lange Reihe von Bäumen, und das Schiff iſt nun in den eigentlichen Golf von Neapel eingelaufen. Vor uns liegt die majeſtätiſche Stadt, hinter ihr der Vomero, an deſſen ſteilem Abhange bis hoch hinauf ein Chaos von Gaſſen, Gäßchen und Häuſergruppen ſchwebt und deſſen Höhe mit dem Caſtell San Elmo und dem Klo-

ſter Martino, jenem fürſtlichen Bau der Benedictiner-Mönche, gekrönt iſt. Etwas mehr nach Capodimonte und rings um die Stadt herum ſehen wir Hunderte von Villen zwiſchen Reben, Pinien, Cypreſſen, mitten in ihren Gärten voll der üppigſten Fruchtbarkeit. Die weißen und gelben Kuppeln der Kirchen Neapels, die glatten Dächer der Häuſer mit ihren dunkelgrünen Granatbüſchen, die hohen Mauern der Villen, hier und da Palmen und andere Gewächſe des Südens, das alles gibt der Gegend ein ſo fremdes Ausſehen, daß man ſich in den Orient verſetzt glaubt.

Immer aber blicken wir mit Bewunderung zum Veſuv empor, welcher in ſeiner ganzen Größe in zarten Duft gehüllt vor uns ſteht. An ſeinem Fuße Portici, Reſina, Torre del Greco wie eine leuchtende Perlenſchnur, und davor das Meer ſo glatt und hell, daß ſich das ganze wunderbare Panorama in ihm wiederſpiegelt — und kein Ende all dieſer unſäglichen Schönheiten. Wie eine Kette von Laubwerk und goldenen Früchten, hier und da durch ein Stückchen Brillantſchmuck unterbrochen, ſchlingt ſich das Geſtade zu unſerer Rechten fort. Wir ſehen Caſtellamare dicht am Geſtade, dann das göttliche Sorrent hell leuchtend auf rothbraunen Felſenwänden, umgeben von Orangen- und Citronen-Gärten, dann Maſſa, weiterhin ſchroff abfallend das Cap der Minerva, endlich Capri, wie eine ſeltſam geſtaltete Wolke goldig violett gefärbt am Saume des Horizontes, und alles das umgibt ein leiſe zitterndes, von Sonnenſtrahlen blitzendes Meer, über dem der tiefblaue Himmel lacht.

Die drei Freunde ſtanden im Anſchauen verſunken auf der Spitze des Schiffes. Vander's Herz ſchlug gewaltig beim Anblicke dieſer von Minute zu Minute wechſelnden, un-

ausſprechlich ſchönen Landſchaft. Er fühlte ſich glücklich, er athmete aus tiefſter Bruſt — war es die höchſte Luſt, welche das Waſſer in ſeine Augen trieb, oder war es ein ſchmerzliches Gefühl, welches ihn trotz aller dieſer Herrlichkeit beim Anblicke Neapels durchzuckte, welches ihn berührte wie ein Hauch der Trauer, wie ein mahnender Ruf der Erinnerung an ſeine Vergangenheit?

Gaetano, welcher noch lange rückwärts geſchaut nach jener hellleuchtenden Villa des Poſilippo und der alsdann ſeine Blicke forſchend über das Ufer der Chiaja und Santa Lucia gleiten ließ, als müſſe er dort etwas ſehen, erwachte nun mit einem tiefen Seufzer aus ſeinen ſchmerzlichen Träumen und ſagte zu Bander: „Mir iſt zu Muthe, wie jemand, der nach langer Abweſenheit den Friedhof ſeiner Heimat betritt und dort zugleich die Stelle aufſucht, wo das Liebſte, was er beſeſſen, begraben liegt. Ich werde hier,“ ſetzte er traurig hinzu, „manchen Stein, manches Erinnerungsmal finden, wo ich mich ſtill niederlaſſen werde und wo mich keine Inſchrift zu mahnen braucht an das, was ich beſeſſen und verloren.“

Richter war von den Dreien der Einzige, der die glückliche, ſchöne Gegenwart friſch und heiter auf ſich einwirken ließ. Wie ergötzte er ſich an den beſtändig wechſelnden Bildern und Scenen, die nun immer näher und mannigfaltiger vor ihn hintraten; wie gefielen ihm dieſe eigenthümlichen Häuſer, die das ächte Bild einer ſüd-italieniſchen Stadt boten, mit ihren zahlreichen Balconen voll flatternder Wäſche, mit Menſchengeſichtern und Blumen beſetzt; wie imponirte ihm der Maſtenwald der unzähligen Schiffe, wie lachte er über das lärmende Leben des Hafens, in den ſie nun einge-

fahren waren! Der Marcheſe hatte den Arm Bander's erfaßt, und als er mit dieſem nach dem Hinterdecke des Schiffes ging, bat er auch Richter, ihm nach ſeiner Cabine zu folgen, die er ſich auf dem Verdecke hatte geben laſſen.

Dort angekommen, ſagte er, nachdem er die Thür geſchloſſen: „Wir haben nun das Ziel unſerer Reiſe erreicht und wollen ſehen, was uns die nächſte Zeit bringt; ich nehme eure Hülfe, meine lieben Freunde, in Anſpruch, und zu dieſem Zwecke iſt es nothwendig, daß wir uns, wie ich Ihnen ſchon in Mailand ſagte, für einige Zeit trennen, nicht aber, ohne in fortwährendem Rapport mit einander zu bleiben. Bander, der mit ſeinem engliſchen Paſſe am wenigſten zu befürchten hat und am ſicherſten und unbefangenſten auftreten kann, folgt mir ins Hotel de Rome, wo ich in den nächſten Tagen ganz zufällig, wie geſtern hier auf dem Schiffe geſchehen, ſeine Bekanntſchaft machen werde. Ihm werde ich von allen meinen Schritten genaueſte Rechenſchaft geben, um es ihm möglich zu machen," ſetzte er mit einem ſeltſamen Lächeln hinzu, „meine Spur zu verfolgen, wenn ich, was wohl vorkommen kann, eines Tages verſchwunden bin. Sie ſehen mich fragend an," fuhr er nach einer Pauſe fort, „glauben Sie mir, ich kenne den Charakter derjenigen meiner Landsleute, mit denen ich ſehr unangenehme Dinge zu verhandeln haben werde, ſo genau, daß ich überzeugt bin, ſie werden vor wenigen Mitteln zurückſchrecken, um ſich meiner zu entledigen und dieſen unangenehmen Verhandlungen zu entgehen — nicht wahr, Bander, ich kann auf Sie zählen?"

Dieſer reichte dem Freunde gerührt die Hand, und ſein

Blick ſprach mehr als es Worte zu thun im Stande geweſen wären.

„Daß ich auf Ihre Geſellſchaft, lieber Richter — ich hoffe aber, nicht auf lange — verzichten muß, ſchmerzt mich um ſo mehr, da mir Ihr glücklicher Humor, Ihre heitere Laune manche angenehme Stunde verſchafft. Ich habe lange mit mir überlegt, ob es rathſam iſt, Sie bei Ihrer wenigen Kenntniß der italieniſchen Sprache ſich gewiſſermaßen ſelbſt zu überlaſſen, doch kenne ich Ihre Entſchloſſenheit und ſah ſchon oft mit Beruhigung, wie Sie das Leben ſo praktiſch und ſicher erfaſſen, daß ich wohl keine Furcht zu haben brauche, es könnten Ihnen Dinge vorkommen, denen Sie nicht gewachſen wären. Zugleich bin ich überzeugt, daß Ihre freundliche, oft ausgeſprochene Bereitwilligkeit, mir einen Dienſt leiſten zu wollen, nicht bloß Redensart war, und da jetzt die Zeit gekommen, wo Sie mir Ihre Freundſchaft in dieſer Richtung beweiſen können, ſo werden Sie es leichter nehmen, ſich für wenige Zeit von uns Beiden zu trennen.“

Richter hatte ſich ſtramm aufgerichtet, wie er es ehemals im Theater zu thun pflegte, wenn er einen Rittersmann darſtellte, auf den der betreffende König oder ſonſtige Fürſt vor allen mit Vertrauen blickte, wenn ihm der ſchwarze Ritter der feindlich geſinnten Partei den Fehdehandſchuh vor die Füße warf. Während Richter den rechten Arm keck in die Seite ſtemmte, drehte er mit der linken Hand an ſeinem ſo ſchon genug aufwärts ſtrebenden Schnurrbarte und ſagte mit einem Tone voll ruhiger Würde: „Sie ſollen ſich in mir niemals getäuſcht haben, verehrter Herr und Freund. Richter wird ſein Herzblut verſpritzen für die gekränkte Un-

ſchuld jeglichen Geſchlechts, Richter wird entſchloſſen, klug und umſichtig handeln, und wenn Richter auch noch nicht allzu tief in die Geheimniſſe der italieniſchen Sprache eingedrungen iſt, ſo wird er ſich von dieſen Wälſchen nicht ſo leicht über den Löffel barbieren laſſen — hier ſeine Hand darauf, die Hand eines Mannes, welcher Feder und Schwert geführt hat, letzteres freilich nur in theatraliſcher Nachbildung."

Gaetano faßte lächelnd die Hand des ehemaligen Chorſängers und drückte ſie herzlich, indem er ſagte: „Ich baue feſt auf Sie und muß mir nur noch erlauben, Ihnen einige kleine Andeutungen über den Weg zu geben, den Sie verfolgen ſollen, ſo wie über Ihr Verhalten während der nächſten Zeit. Sie wiſſen, daß meine Mutter um Neapel herum große und reiche Güter beſaß, die auf mich, als auf ihren Erben, übergegangen ſind, jetzt aber, wie ich Ihnen ſchon früher ſagte, durch die Schlechtigkeit unſeres bisherigen Geſchäftsmannes, deſſelben Schurken, der mich im Verein mit Doctor Henderkopp Jahre lang in Deutſchland gefangen hielt, mit Beſchlag belegt worden ſind, indem er im Verein mit andern meiner Feinde vorgegeben, als agitire ich in Rom gegen die Einigkeit meines Vaterlandes, ich, der ja nichts ſehnlicher wünſcht, als daſſelbe groß, mächtig und frei zu ſehen. Wie viel ich dieſen Beſchuldigungen gegenüber gewagt habe, mich hier in Neapel ſehen zu laſſen, kann ich heute noch nicht beurtheilen, doch ſei es, wie es will, ich werde in den nächſten Tagen jenem Geſchäftsmann, dem Advocaten Brancaggio, wahrſcheinlich unvorbereitet vors Auge treten, um zu ſehen, was die freche Stirn eines Schurken gegenüber einem wahren Mannesworte zu beſtehen vermag. Habe

ich mich bei dieſer Veranlaſſung vielleicht zu weit vorgewagt, ſo rechne ich auf Sie, Bauber, der dann ſeine Schritte für mich thun wird. Was nun Sie, mein lieber Richter, anbelangt, ſo werde ich mir erlauben, Sie nach einer unſerer Beſitzungen zu dirigiren, deren Pachter uns von je her treu ergeben war; mit meiner geliebten Mutter brachte ich die erſten Jahre meiner Kindheit dort zu; es iſt das die Maſſeria di Fontana bei dem Dorfe Avenella in der Richtung des Caſtells San Elmo gelegen, das dort über die Straße hereinragt. Werden Sie dieſe Namen behalten?"

„Ich zweifle nicht daran," erwiderte Richter, „doch werde ich ſie mir auch für alle Fälle der Noth in mein Schreibbuch notiren."

Er nahm daſſelbe aus ſeiner Taſche und wollte eben den Bleiſtift herausziehen, als ihm der Marcheſe entgegnete: „Laſſen Sie das Aufſchreiben lieber bleiben, es iſt beſſer, wenn Sie im Taſchenbuche weder den Namen Avenella noch Fontana mit ſich herumtragen, Sie werden beide ſchon behalten."

„Gewiß, namentlich Avenella," entgegnete Richter, „brauche ich doch nur an die weiße Frau von Avenell zu denken, um ihn nicht zu vergeſſen."

„Ich rechne darauf," fuhr Gaetano fort. „Sobald Sie gleich nach uns das Schiff verlaſſen haben, nehmen Sie ein Carriozello und laſſen ſich nach der Sallita dell' Infrascata führen."

„Sallita dell' Infrascata," wiederholte Richter mehrere Male nach einander, um ſich dieſen Namen einzuprägen.

„Dort finden Sie Eſel zu vermiethen, von denen Sie einen beſteigen, um hinauf nach Antignano zu reiten."

„Antignano — Antignane,“ ſagte Herr Richter.

„Von dort aus gehen Sie zu Fuß nach Avenella und laſſen ſich, in dieſem Dorfe angekommen, eine höher gelegene ſchöne Ausſicht bezeichnen, worauf man Ihnen die Maſſeria di Fontana angeben wird. — Glauben Sie, um dorthin zu gelangen, Italieniſch genug ſprechen zu können?“

„Wir waren in der Schule Lateiner,“ ſagte Richter mit Stolz, „und wenn ich einem Worte dieſer Sprache a, o oder i anhänge, ſo glaube ich, man wird mich mit meiner weichen deutſchen Ausſprache mindeſtens für einen Toscaner halten.“

„Richter, Richter,“ ermahnte Bander ſeinen geſchwätzigen Freund, „laß' deine Phantaſieen und höre lieber zu. Wie ich aus dem Fenſter der Cabine bemerke, verlaſſen ſchon Paſſagiere das Schiff, und unſer Freund Gaetano wird nicht gerade der Letzte ſein wollen.“

„Ich bin gleich mit den wenigen Inſtructionen, die ich zu geben vermag, zu Ende,“ ſagte der Mara[illegible]e. „Bei der Maſſeria di Fontana angekommen, ſetzen Sie ſich vor den Garten hin und betrachten die Ausſicht.“

„Ich werde meine Mappe hervornehmen und anfangen zu zeichnen, denn ich reiſe als Landſchafts-Maler.“

„Wie ich die Gaſtfreundſchaft meiner Leute kenne, wird man Sie einladen, im Hauſe auszuruhen, und wenn der Abend kommt und Sie nach Hauſe zurückkehren wollen, ſo wird Raſaelo, der Pachter, Ihnen ein Nachtlager anbieten. Sollte beim Ernſte der Zeiten, in denen wir leben, der Pachter ſich übrigens nicht getrauen, Sie bei ſich aufzunehmen, ſo haben Sie hier etwas, das Ihnen helfen wird.“ Bei dieſen Worten zog Gaetano ein beſchriebenes, unſcheinbares und zerknittertes Papier aus der Taſche und fuhr

dann fort: „Wickeln Sie Ihre Cigarren hinein und werfen Sie es dort wie zufällig auf den Tiſch. Raſaelo kann genugſam leſen und wird Ihnen darauf ſein beſtes Zimmer zur Verfügung ſtellen. Sie nehmen das an und bleiben droben als Landſchafts-Maler, wie Sie eben ſelbſt ſagten, ſtreifen durch die Umgegend und erwarten irgend eine Botſchaft, die ich oder Bander Ihnen zukommen laſſe oder die Sie vielleicht von Raſaelo erhalten. Der kluge Neapolitaner wird beim Erblicken des Papiers ſogleich wiſſen, um was es ſich handelt. — Daß Sie, lieber Freund, da oben keine Langeweile haben," ſetzte der Marcheſe mit einem freundlichen Blicke hinzu, „dafür will ich Ihnen bürgen, denn unter den ſchönen Punkten von Neapel iſt die Maſſeria di Fontana einer der reizendſten — o, wie glücklich könnte man da oben ſein — in welchem Paradieſe könnte man leben! Auch wir," wandte er ſich mit einem tiefen Athemzuge an Bander, „werden hoffentlich in nicht gar zu ferner Zeit jene Orte beſuchen, wo ich als glückliches Kind von einer heiteren Zukunft träumte." Nach einer Pauſe reichte er Richter beide Hände und ſprach in bewegtem Tone: „So wüßte ich Ihnen denn nichts mehr zu ſagen, lieber Freund, und ſpreche nur noch den Wunſch aus, daß wir uns bald und ſo heiter, wie es uns das Schickſal erlaubt, wiederſehen mögen!"

„Wenn Sie alſo nichts mehr zu beſtimmen haben," ſagte Bander nach einer Pauſe, „ſo will ich mich mit Richter nach der großen Cajüte zurückziehen, um dort unſer Gepäck zu ordnen."

„Das iſt gleich geſchehen," ſagte der ehemalige Chorſänger; „du wirſt, wie wir es abgeredet, meine Siebenſachen mit dir nehmen, denn was ich an Wäſche für die nächſten

frieren. Man ſpürt aber auch in der That in Italien ſechs bis acht Grad Kälte weit mehr und leidet empfindlicher dabei, als wenn es bei uns zwölf bis ſechszehn Grad hat.

Auch die beiden Freunde in ihrem Wagen, die ſich bei einer gleichen Temperatur in Deutſchland mit einem Paletot begnügt hätten, wickelten ſich feſter in ihre Pelzmäntel, als der Wagen längs des Arno dahin fuhr und über die große Brücke, wohin ſie ihr Weg führte, um den Salon der Marquiſin P. zu erreichen, den ſie heute Abend zuerſt beſuchen wollten.

An dem großen finſteren Gebäude mit den ſtark vergitterten Fenſtern, wo der Wagen nun hielt, war nichts Freundliches und Einladendes zu ſehen, als allenfalls das rieſenhafte Thor, aus welchem heller Schein in die Nacht hinaus drang.

Die beiden eilten durch den Thorweg, wandten ſich links zu einer großen Glasthüre, welche bei ihrem Erſcheinen von dem Portier ehrerbietigſt geöffnet wurde.

Hier ſah es freundlicher aus und hier herrſchte eine angenehme wohlthuende Atmoſphäre. Die elegante marmorne Nebentreppe, welche zu den Gemächern der Marquiſin führte, endete hier unten auf einem kleinen Vorplatz, glänzend beleuchtet und angenehm erwärmt, wo auf langen Bänken an den Wänden eine Menge reich gallonirter Bedienten ſaßen, die Befehle ihrer Herrſchaft gewärtigend. Links war die Portierloge, abermals durch eine Glasthüre abgeſperrt, auf einem Tiſche die Lampe mit großem Schirm, daneben der ſo nothwendige, weich gepolſterte Lehnſtuhl.

Die Treppe ſelbſt, die Stufen von weißem cararíſchem Marmor, das Geländer vergoldetes Gitterwerk mit dem bunten ſchmalen Teppichſtreifen, reich mit Orangenbäumen und blühenden Blumen beſetzt, ſchlang ſich wie eine bunte Guirlande in den erſten Stock hinauf; oben Bediente des Hauſes, welche unhörbar herbeiſchlichen und geräuſchlos die Flügelthüren zu dem Vor-

Tage brauche, habe ich ſchon geſtern Abend in meine kleine Lebertaſche gepackt; wenn ich dieſe um die Schulter hänge, meine Mappe und meinen Feldſtuhl unter den Arm nehme, ſo möchte ich den ſehen, der mich nicht für einen ächten und gerechten Landſchafts-Maler nimmt; auch habe ich alles Ernſtes vor, das Talent zum Zeichnen, welches ich ſchon früher in mir entdeckte, nach Kräften auszubilden."

„Wenn dazu die Tradition des Ortes, nach dem Sie gehen," warf der Marcheſe ein, „etwas beizutragen vermag, ſo ſind Sie droben an der richtigen Stelle, denn bei Avenella, wo er geboren, und bei der Maſſeria di Fontana ſammelte Salvator Roſa Skizzen zu ſeinen prachtvollen Bildern."

„Ich will ihm nacheifern," lachte Richter, „vielleicht kann auch ich einſtens ſagen: anche io sono pittore, und damit Gott befohlen; vor der Thür der Cabine ſind wir einander vor der Hand drei ganz fremde Menſchen."

„So ſoll es ſein; laß uns gehen, Richter."

Die beiden Deutſchen verließen das kleine Gemach, ſchlenderten, die herrliche Stadt betrachtend, nach der großen Cajüte und trennten ſich dort nach einigen förmlichen Worten, die ſie in Gegenwart der Schiffskellner zu einander ſprachen.

Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Eine diplomatiſche Sendung.

Richter, der zuerſt wieder auf das Verdeck hinaufſtieg und ſich dort auf eine der Bänke am Schiffsrande, ſeine Ledertaſche, Wanderſtab und Feldſtuhl neben ſich, niederließ, war von ganz eigenthümlichen Gefühlen bewegt; wenn ihn auch die augenblickliche Trennung von ſeinen beiden Freunden etwas ſchmerzte, ſo tröſtete er ſich doch mit dem Gedanken, daß man ſich ja in Kurzem wiederſehen werde, und als den Gefühlen der Freundſchaft von ihm auf dieſe Art einmal ihr Recht angethan war, konnte er ſich nicht enthalten, es ganz unbeſchreiblich angenehm zu finden, hier auf dieſem ſchönſten Punkte von Gottes prachtvoller Erde für einige Zeit in voller Freiheit und ganz nach ſeinem Belieben herumſchwärmen zu dürfen. Wenn ihm die Geſellſchaft der Anderen auch gerade keine beengenden Feſſeln anlegte, ſo fühlte er ſich doch häufig durch den Ernſt Gaetano's unbehaglich, und Bander konnte es nun einmal nicht laſſen, gewiſſermaßen den Mentor ſeines Freundes ſpielen zu wollen.

Er lachte nun behaglich in sich hinein, als er das Gewimmel der bunt angestrichenen Boote erblickte und bei sich betrachtete, daß er unter den vielen nach Belieben wählen könne, um sich ans Land setzen zu lassen.

Als Gaetano bei ihm vorüberschritt und ihn freundlich, wenn auch fremd grüßte, erwiderte er seiner Rolle gemäß dessen Gruß mit einem steifen Kopfnicken und winkte Bander, als er diesen auf der Schiffstreppe stehen sah, recht herablassend einen Abschied mit der Hand zu.

Er verfolgte die Barke, welche Beide mit ihrem Gepäcke nach dem Ufer trug, bis sie in dem Menschengewühle am Ufer verschwunden waren; dann erhob er sich gravitätisch, warf die Ledertasche leicht über seine Schulter, nahm Stab und Feldstuhl unter den Arm und schritt langsam die Schiffstreppe hinab, wo er sich außerordentlich an einem Heere halbnackter Fischer mit rothen Mützen amusirte, die sich mit ihren Kähnen um das Dampfboot drängten, ‚una barca, Signore, una barca, Eccellenza!' aus heiseren Kehlen schreiend.

Richter gab einem von denen den Vorzug, die ihn mit Eccellenza angeredet, und bestieg den Nachen, der ihn mit wenigen Ruderschlägen an das Ufer brachte. Als er hier seinen Schiffer mit einer kleinen Silbermünze fürstlich belohnt zu haben glaubte, erlebte er den ersten leichten Schatten in dem glanzvollen Lichtbilde, das ihm Augen und Ohren einnahm. Der Schiffer legte mit verächtlicher Geberde das Geldstück auf die flache Hand und fragte in sehr bestimmtem Ausdrucke, ob das alles sei für seine große Mühe?

Richter's Herz war zu voll und glücklich, um diese unverschämte Frage zu beantworten, wie sie es verdiente. Warum, dachte er bei sich, diesen guten Kerl, der mich so rasch an

Neapels göttliches Ufer brachte, nicht zufrieden ſtellen? Er reichte ihm alſo noch ein Geldſtück und wunderte ſich dann doch ein wenig, als der Schiffer, ſtatt zu danken, mit den Achſeln zuckte und murmelte: „è poco per una Eccellenza.“

Gleich vergaß er aber dieſe Ungenügſamkeit; war er doch in Neapel, ſchaute er doch in das blaue, glänzende Meer hinaus, fühlte er doch die heiße italieniſche Sonne, roch er doch den Duft von Orangen und Citronen neben anderen Düften des Hafens, die ihm übrigens minder angenehm vorkamen. Er ſetzte ſich auf einen Stein und blickte unbekümmert um die ihn umgaffende Menge in das ſeltſame Leben rings um ihn her. Da lag der Maſtenwald der zahlloſen Schiffe vor ihm, da ſah er die rauchenden Schlote der Dampfboote; das, mit dem er angekommen, ließ ziſchend den weißen Dampf ausfahren. Dort fuhren roth und blau bemalte Barken, übervoll von Menſchen, die in die hellſten Farben gekleidet waren, und Geſang und Gelächter ſchallte über das Waſſer. Hier ſtößt ein Nachen voll ſchwarzer Prieſter vom Lande und dient zur Schattirung anderer Fahrzeuge, die mit bunt geſtreiften Zelten überſpannt ſind. Ein Kauffahrer ſteuert heran und ſenkt, da er nahe iſt, die Segel. Dort auf einem dunkeln, ſchlanken Kriegsſchiffe klettern die Matroſen an Tauen und Strickleitern der ſchief geſtellten Maſten auf und nieder, raſch gehorchend der gellenden Pfeife des Hochbootsmannes. Ganz nahe dem Ufer ſieht er auf dem Waſſer ein paar Schiffe umgelegt, ihre Rieſenleiber werden mit ſchwarzem Theer beſtrichen, nachdem ſie kalfatert ſind; auch treibt man Nägel in die Kupferbekleidung, und von den gewaltigen Hammerſchlägen gegen die hohlen Bäuche ſchallt der ganze Hafen wieder. Dort ſind die Verdecke anderer

Fahrzeuge mit weißer Wäſche und rothen Matroſenhemden wie mit einer bunten Guirlande umſäumt; da wird gekocht, man ſieht den grellen Feuerſchein unter der ſchwarzen Pfanne, aus welcher weißer Qualm aufſteigt. Hier ſitzen junge Leute in einer flachen Barke bei vollen Gläſern unter einem Zelte, indeſſen mit den bunten Franſen die laue Luft ſpielt. Neben den breiten Klängen des neapolitaniſchen Dialekts vernimmt man reineres Italieniſch aus den nördlichen Provinzen, und daneben flucht ein engliſcher Steuermann in ſeiner hier ſo barbariſch klingenden Sprache. Um die fremden Fahrzeuge herum ſchwimmen neapolitaniſche Knaben im Waſſer, wobei ſie Stunden lang mit ihren braunen Leibern in der warmen Flut bleiben; für einen Gran klettern ſie auf das Verdeck des Schiffes, ſtürzen ſich von dort oder vom Kai jubelnd hinab und ſchwimmen wie Tauchenten lange Strecken unter dem Waſſer davon.

Iſt aber das Waſſer vor dem Hafen durch alles dieſes ſchon belebt zu nennen, ſo iſt es um ſo mehr noch das Ufer des Molo ſelbſt, und Richter, der eine Zeitlang kopfſchüttelnd in das Getreibe blickte, brauchte eine ziemliche Zeit, ehe es ihm gelang, in dem unbeſchreiblichen Lärmen und Durcheinander einzelne beſtimmte Gruppen zu erfaſſen. Er hatte ſich auf ſeinem Steinſitze langſam herumgewandt, um alles rings umher wie ein Panorama an ſich vorüberziehen zu laſſen. Was trat ihm hier nicht alles vor Augen, welche fremde, phantaſtiſche, maleriſch bewegte und doch wieder ſo bekannte Welt! Wie oft hatte er von den bärtigen Capucinern geleſen, die im Freien ihre Predigten halten, wie oft hatte er dergleichen gemalt geſehen, — hier ſah er nun einen wirklichen, lebendigen vor ſich; dort, nicht weit von ihm,

ſtand er auf einem etwas erhöhten Punkte, eine breitſchultrige, herkuliſche Geſtalt, mit gewaltigem, braunem Stiernacken, mit einer Stimme, um die ihn jeder Volksredner beneidet haben würde. Neben dem Capuciner ſtand ein kleiner barfüßiger Bube, der wenig mehr als ein Paar zerriſſener Hoſen auf dem Leibe hatte. In ſeinen Händen hielt er ein großes hölzernes Kreuz, und man ſah ihm an, wie wichtig er ſich in ſeiner Stellung fühlte. Doch ein anderes Bild verdrängte dieſes: neben einem Tiſchchen, auf dem ein Todtenſchädel zwiſchen ungeheuren Medicinflaſchen liegt, ſteht ein Quackſalber und preiſ't ſeine Arzneien an und zeigt ſo dieſem faſt noch im Naturzuſtande befindlichen Volke aufs handgreiflichſte Leben und Tod neben einander.

„Dulcamara in höchſt eigener Perſon!“ lachte der ehemalige Chorſänger. Auch dieſer hatte, wie ſein Spiegelbild in der Oper, in welcher Herr Richter öfters mitgewirkt, eine ſchwefelgelbe Weſte unter einem bouteillengrünen Fracke. Hier erſt verſtand unſer Freund recht, wenn jener ſang:

„Ach, die Lieb' zum Vaterlande
Iſt mir tief ins Herz geprägt.“

Richter ſummte dieſe Melodie vor ſich hin, und wie es Einem ſo gehen kann, er brachte ſie ſo leicht nicht wieder aus dem Kopfe, und alles ſchien ſich ihm hier nach dieſem Rhythmus zu bewegen: dort der Pudel, den der in Ziegenfelle gekleidete Mann aus den Abruzzen tanzen ließ, neben ihm auf der Straße das Marſchiren eines Trupps Berſaglieri mit ihren breiten Hüten und ihren wehenden Hahnenfedern.

Was ihn aber unter all dieſem Getreibe am meiſten ergötzte, das waren die Puppen-Kaſten mit ihren langnaſigen,

grell geschmückten, schlottrigen Figuren, die er hier zum ersten Male unter freiem Himmel agiren sah, umringt von einem zahlreichen Volkshaufen jedes Alters und Geschlechtes. Und wie außerordentlich verstand es der Puppenspieler, hinter dem bunt gestreiften Leinwand-Vorhange seine Stimme zu verändern! Wie klang es jetzt so täuschend als das Keifen eines alten Weibes oder als die schnarrende Stimme Policinello's oder in süß flehenden Tönen der verfolgten Unschuld oder als das polternde Murren des Puppen-Satans! Letzterer besonders spielte mit einer haarsträubenden Natürlichkeit, und wenn er das auserkorene, unglückliche Schlachtopfer an dem Genick faßte, und mit ihm in die Unterwelt hinabfuhr, so war die Wirkung dieses vortrefflichen Spieles auf die Umstehenden so groß, daß sich die Nächsten ordentlich vor Angst niederdukten, wobei sie schüchtern nach dem alles verhüllenden Vorhange schauten, hinter dem man noch lange das durchdringende Jammergeschrei des zur Hölle Expedirten vernahm.

Richter, der in seiner früheren Carriere in der Oper ‚Die Stumme von Portici,' dritter Act, häufig selbst mit dem Puppen-Kasten agirt, trat dem Collegen näher und ergötzte sich ungemein an dem lebendigen Spiele der Marionetten; überhaupt konnte er es kaum über sich gewinnen, sich von diesem buntbewegten Straßenleben loszureißen, und nur der Gedanke, öfters hieher zurückzukehren, so wie auch die Befürchtung, der Weg nach Avenella und nach der Masseria di Fontana sei vielleicht zu weit, um bei noch längerem Zögern dort bei guter Zeit anzukommen, bewog ihn, weiter zu ziehen. Den Büchern, den Kupferstichen, die in großer Anzahl zum Verkaufe auf den Mauern der Kais ausgebreitet

waren, ſchenkte er nur einen flüchtigen Blick und ließ ſich, ohne vor der Hand nach dem Wege zu fragen, durch den immerwährenden Menſchenſtrom, der an ihm vorüberzog, nach der inneren Stadt zuführen. So toll und mannigfaltig, wie übrigens hier die bunteſten Bilder vor ſeinem Auge wechſelten, und ſo wild und geräuſchvoll ſich das Treiben des Volkes darſtellte, hatte er es ſich doch nicht gedacht. Wie oft gerieth er in Gefahr, von einem Laſtträger überrannt, von einem Kohlenwagen überfahren zu werden; kaum war er hier auf die Seite geſprungen, ſo hörte er dicht hinter ſich klappernde Pferdehufe auf den glatten Marmor-Platten, vernahm klingendes Schellengeſchirr und ein gellendes ‚guarda! guarda!‘ Indem er ſich an eines der Häuſer drückte, gelang es ihm, den großen Rädern des raſch daher kommenden Corricolo zu entgehen; dieſes zweirädrige Gefährt an ſich war ein ächt neapolitaniſches Bild, — von einem einzigen Pferde ſcharf im Trabe gezogen, trug es nicht weniger als zwölf Perſonen, die theils im eigentlichen Sitze oder auf der Gabel-Deichſel ſaßen, theils hinten aufſtanden, theils in einem Netze unter der Achſe lagen. Das Fuhrwerk wurde kutſchirt von einem dicken Mönche, der neben einer vollbuſigen Bäuerin auf der Sediola ſaß, während der Kutſcher, dem Wagen und Pferd gehörten, zu den Füßen des Geiſtlichen kauerte und das Thier mit lautem Geſchrei und Klatſchen der Peitſche anfeuerte. Vorbei — vorbei!

Richter warf ſich in einen neuen Menſchenſtrom, und wo ſich dieſer in mehrere Arme theilte, da folgte er dem ſtärkſten derſelben und hatte ſo das Glück, in nicht gar zu langer Zeit nach der Pulsader Neapels, nach der Hauptſtraße Toledo

zu kommen. Hier konnte er ſich aber nicht enthalten, lachend den Kopf zu ſchütteln und ſich eine ruhige Stelle unter dem Thorbogen irgend eines der koloſſalen, altersgrauen Paläſte zu ſuchen, um von dort aus das merkwürdige Treiben eine halbe Stunde lang zu betrachten. Zu alle dem kommt noch die Mannigfaltigkeit der Trachten: neben den Neapolitanern der beſſeren Claſſe, die meiſt in dunkeln Anzügen gehen, die rothen Mützen und Leibbinden der Fiſcher und Lazzaroni, die ſeidenen Kopftücher, die bunten Mieder und grellfarbigen Kleider der Weiber vom Lande; piemonteſiſche Soldaten mit rothen und gelben Epauletten, buntfarbige Nationalgarden, Berſaglieri mit wehendem Federbuſche, hochrothe Garibaldi-Hemden; dazwiſchen Mönche aller Orden, in braunen, weißen, ſchwarzen, blauen Kutten, buntſcheckige Domeſtiken, rieſenhafte Thürſteher in purpurfarbenem Anzuge — ein immer wechſelndes Kaleidoſkop.

Damit aber auch das Ohr nicht leer ausgehe, ſo bemüht ſich jeder der vorübergehenden und fahrenden, jeder der ſtabilen und umherwandernden Verkäufer, den größtmöglichen Lärm zu machen: ‚Oh che bella cosa! — pesci, pesci! — Oh che bella pizza! — gelati, Signori, gelati, un gran il bichiere! — galli, galli! belli porto galli!‘ tönt es vor und hinter uns, gellt es rechts und links. Dazwiſchen bietet uns ein Fiaker ſchreiend ſeinen Wagen an: ‚Carrozza, Eccellenza, carrozza!‘ oder brüllt, wenn er im Gedränge fährt: ‚guarda! guarda!‘ Neben uns ruft ein Bettler, dem wir zufällig einen Blick ſchenken, indem er die Hand erhebt: ‚Misericordia! muojo di fame.‘ Aus einem Volkshaufen heraus hören wir die quiekende Stimme Policinello's; in einer Seitenſtraße wird das Tambourin geſchlagen und Tarantella getanzt, doch

bringen von dieſer Muſik nur einzelne Töne zu uns herüber, denn Schloſſer, Kupfer- und Blechſchmiede hämmern, Eſel ſchreien, und zum Ueberfluſſe zieht auch noch eine Bande Militär mit Trommelgelärm und wilder Muſik an uns vorüber.

Richter fühlte ſich freilich betäubt von dieſem tollen Lärm und dachte jetzt erſt daran, den Rath Gaetano's zu befolgen und ſich in einem Carocello nach der Sallita del Infrascata führen zu laſſen. Der umſichtige Kutſcher, der unſerem Freunde gleich den Fremden anſah und mit dem dem Neapolitaner eigenen Scharfſinne vorausſetzte, daß derſelbe ſo eben von einem der anlangenden Dampfer komme und wahrſcheinlich Hunger habe, hielt nach einer ſtarken Viertelſtunde vor einem kleinen Gebäude, deſſen Eingang durch eine mit Rebenlaub umrankte Veranda geziert war, durch welche ein Blick in das Innere gedeckte Tiſche und dampfende Schüſſeln erkennen ließ. Richter folgte dieſer Fügung des Schickſals, wie er glaubte, belohnte den Kutſcher und ließ ſich, in das Innere des Hauſes tretend, an einem der Tiſche nieder, wo er durchaus nicht nöthig gehabt hätte, mit ſeiner angeborenen Würde das einzige Wort mangiaro auszuſprechen. Augenblicklich wurde er von einem eilig umherſchießenden, ziemlich ſchmierigen Kerl bedient und ſah in kurzer Zeit ſeinen Tiſch mit weißem Brode, friſchen Feigen und rohem Schinken beſetzt, dem ſich gleich darauf eine Schüſſel Maccaroni fritta und eine Flaſche dunkelrothen Weines zugeſellte.

Behaglich ſchmunzelnd verglich unſer Freund ſein ehemaliges deutſches Koſthaus mit dieſer neapolitaniſchen Garküche, welcher Vergleich zu Gunſten des Südens ausfiel.

zimmer öffneten, — ein großes Gemach mit dunklen Seitentapeten, einfachen Möbeln von Paliſander, ebenfalls dunkel bezogen, das Ganze durch eine ſchwache Beleuchtung dem Auge wohlthuend, welchem das blendende Licht des Treppenhauſes nach der finſteren Straße einigermaßen weh gethan.

An dieß erſte Vorzimmer ſchloß ſich ein zweites, etwas heller gehalten, etwas mehr erleuchtet, mit einem prachtvollen Kamin von weißem Marmor, in welchem freundliche Flammen ſpielten und die Vorübergehenden zu bitten ſchienen, ſeine Einſamkeit zu verſcheuchen und ihm Geſellſchaft zu leiſten.

Aus dieſem führten nun rechts und links halb verhängte Thüren in kleine Plauder-Cabinete, geradeaus aber weit geöffnete Portale in einen größern Salon, wo eine Menge Gäſte in glänzenden eleganten Toiletten verſammelt waren. Rechts und links grüßend giengen die beiden Freunde zwiſchen Bekannten, die ihnen freundliche Worte zuriefen, zwiſchen Fremden, die ihnen Platz machten, in einen zweiten Salon, wo ſich die Dame des Hauſes, umgeben von ihren Intimſten und Anbetern, befand.

Die Marquiſin P., eine Dame von etwas über dreißig Jahren, von der einſt alle Welt behauptet, daß ſie eine der ausgezeichnetſten Schönheiten von Florenz ſei, galt immer für eine brillante Erſcheinung. Sie hatte eine volle Geſtalt, einen auffallend. weißen Teint, den man namentlich bei Abend unbedingt bewundern mußte, nicht wiſſend, wo die Grenzlinie zwiſchen Natur und Kunſt war; dazu dunkle ſchwärmeriſche Augen und ein kohlſchwarzes Haar, welches ihre Geſichtsfarbe durchſichtig weiß, ja auffallend bleich erſcheinen ließ. Doch hätte die Marquiſin dieſem geſpenſterhaften Teint um Alles in der Welt nicht durch einiges Roth nachgeholfen: ſie hatte unglücklich geliebt, dann eine Convenienz-Heirath geſchloſſen, und die Bleiche ihres Geſichts machte ſich durch dieſe Erinnerungen doppelt intereſſant — es war ihre Haus-, ihre Herzensfarbe, die Farbe

Dort hatte er, obgleich Stammgast, nach ziemlich langem Warten mäßig warme saure Nieren bekommen, während ihm hier mit der Schnelligkeit des Gedankens famose, wunderbar duftende Maccaroni servirt wurden, dazu seine Leibspeise, roher Schinken und, wie er vermuthete, zum Nachtische frische Feigen. Daß diese süße Frucht in Neapel als eine Art Vorspeise zu dem gesalzenen Fleische gegessen wurde, was zusammen ganz delicat schmeckt, lernte er erst nach und nach kennen. Auch der Preis, den er nach beendigtem Mahle für dieses und die ausgetrunkene Flasche Wein zahlen mußte, war überraschend billig, und als hierauf Richter eine lange, schwarze, einheimische Cigarre angezündet, fühlte er sich aufs angenehmste gestärkt und trat mit dem Gefühle eines Mannes vor die Trattoria, der sich nun in der Stimmung befindet, es mit jedem beliebigen Abenteuer aufzunehmen. Also nach Avenella hinauf und zu der Masseria di Fontana, sprach er zu sich selber und hätte fast an Zauberei geglaubt, als er sich im nächsten Augenblicke von einem halben Dutzend jugendlicher Eseltreiber umringt sah, welche ihm ihre Thiere unter dem Geschrei: „Un cincio, Eccellenza, per andar a Antignano!“ anboten.

Mit Umsicht wählte er den stärksten Esel aus, der Cinciaro hielt den Steigbügel, und Richter schwang sich mit einer Leichtigkeit in den Sattel, welche ihre Wirkung auf den angenommenen Eseltreiber nicht verfehlte, denn derselbe riß grinsend sein Maul auf und nickte dem Reiter freundlich zu, dann versetzte er dem Esel einen tüchtigen Hieb auf das Hintertheil, was aber das Thier zu einem solchen Satze veranlaßte, daß der Reiter um ein Haar herabgefallen wäre. Richter öffnete schon den Mund, um sich diese unsanfte Hand-

lung ſeines Reitknechtes für die Zukunft zu verbitten, als dieſes der Eſel mit gräßlichem Geſchrei that und zugleich in einem ſehr lebhaften Trabe die Infrascata hinauf eilte. Faſt hätte der Reiter ſeine Cigarre aus dem Munde verloren, doch hielt er ſie glücklicher Weiſe mit den Zähnen feſt, und als er ſich erſt einmal an die ſtoßenden Bewegungen des Eſels gewöhnt, bemühte er ſich, eine Haltung anzunehmen, welche die ihm Begegnenden auf einen guten Reiter ſchließen laſſen ſollte; er klemmte ſeine Waden feſt an den Sattelgurt, und während ſeine Linke nachläſſig mit den Zügeln ſpielte, ſtemmte er ſeine Rechte würdevoll in die Seite. Da nun auch die Straße der Infrascata nach einigen hundert Schritten anfing, ziemlich ſteil aufwärts zu ſteigen und deßhalb von dem keuchenden Eſel kein Attentat mehr zu befürchten war, ſo fing der Reiter an, ſich wieder behaglicher zu fühlen und betrachtete mit Muße ſeine Umgebung.

Die Straße war ziemlich breit, die Häuſer ſehr hoch und dem Anſcheine nach von den mittleren und niederen Claſſen der Bürgerſchaft ſtark bevölkert. Ueberall ſah man die unentbehrlichen Balcone mit Blumen beſetzt, mit flatternder Wäſche behangen, mit rankenden Melonen verziert und meiſtens mit heruntergelaſſenen, ſchattengebenden Strohmatten verſehen. Vom unterſten Stockwerke bis hinauf zum oberſten bemerkte Richter an Thüren und Balconen viel Leben ſich öffentlich entwickeln. An der Straße ſitzen Gruppen von Mädchen und Weibern in weißen Röcken, die ſich gegenſeitig das lange, faſt blauſchwarze, meiſtens krauſe Haar kämmen und in breite Flechten ordnen; es iſt Samſtag Nachmittag, und da wird der Kopf ſchon zur Sonntags-Meſſe geputzt, eine Sitte, die für uns unverſtändlich iſt, da wir nicht gut

begreifen können, wie die Mädchen und Weiber ſchlafend ihre Friſur nicht verderben, auch iſt dieſes wohl nur bei dem hieſigen ſtarken, feſten und in derbe Flechten geordneten Haare möglich. Auf den Balconen ſieht man Frauen nähend und ſonſt ein häusliches Geſchäft betreibend oft in ſehr tiefem Negligé.

An Läden jeder Art fehlt es auf der Infrascata nicht, denn hier verſehen ſich die Landbewohner des Vomero mit den nöthigen Lebensmitteln. Botegaro, basticiero, spezajolo, herbajolo und frutajolo und wie die vielen jolos noch heißen mögen, die mit Eßwaaren, Gemüſen und Früchten handeln, haben ihre Läden ſo hübſch als möglich eingerichtet und in denſelben ihre Waaren ſo appetitlich, als es nur angeht, ausgebreitet. Sogar dort die dicke Kohlenhändlerin an der Ecke mit ihrem dichten, krauſen, aufs beſte friſirten Haare hat ihre Kohlenkörbe mit einer angenehmen Symmetrie aufgeſtellt, und wenn man auch ihre ſich im Staube der ſchwarzen Waare herumbalgenden Kinder füglich für kleine Neger halten könnte, ſo zeigt doch die Mutter ein buntes, ziemlich reinliches Kleid und glänzende Ringe an ihren dicken, nur etwas dunklen Händen. Neben ihr iſt ein Fleiſcher, der in das Fleiſch ſeiner aufgehäuften Kälber und Lämmer zierliche Figuren geſchnitten hat; vor einer Wein-Cantine, welcher die mit Reben umrankte Madonna mit der kleinen brennenden Ampel nicht fehlt, ſtehen kräftige Bauernburſche mit runden Wachstuch-Hütchen. Früher waren die Schweizer-Soldaten in ihren rothen Uniformen die beſten Kunden dieſer halbländlichen Cantine.

Nebenan ſitzt ein Schuſter an ſeinem Tiſchchen und klopft gewaltig darauf los; dort kommen wir bei einem ſehr ur-

ſprünglichen Kaffeehauſe vorbei: vier Stangen tragen ein Zeltdach, welches die darunter aufgeſtellten Tiſche vor der Sonnenglut ſchützt; weiter ſehen wir einen kleinen Marktplatz mit friſchem Gemüſe, Eiern und Geflügel, auf einer Seite grenzt an denſelben ein Militär-Spital, auf der anderen ein Nonnen-Kloſter, deſſen enge Fenſter nach der Straße zu mit Blenden verſehen ſind, vor dem ſich aber ein prachtvoll angelegter Garten mit Blumen, in den herrlichſten Farben prangend, ausdehnt. Wie lockend, wie ſchön hat ein Obſthändler die Straße weiter hinauf ſeine prachtvollen Früchte geordnet, Korb an Korb in den bunteſten Farben neben einander gereiht; ſeine einfache Bude iſt mit einer großen Tenta vor dem heißen Sonnenblicke geſchützt, ſeine ſchlanke, ſchwarzäugige Tochter, die ſo herausfordernd graziös auf der Straße ſteht, ruft unſern Reiter an, einen kleinen Halt zu machen, was Richter auch wohl nicht verſchmäht haben würde, hätte der Cincello trotz alles Reißens mit den Zügeln nicht die entſchiedenſte Abneigung an den Tag gelegt, ſich von der directen Verfolgung ſeines Weges zu entfernen.

Richter nahm dieſes als einen Wink des Schickſals und begnügte ſich damit, der intereſſanten Neapolitanerin mit der Hand einen freundlichen Gruß zuzuwerfen und ſie und ihre Früchte mit einem langen Anſchauen zu beglücken.

Es war aber auch der Mühe werth, deßhalb den Kopf umzuwenden: da ſah man die letzten rothen Kirſchen neben vollen Körben pyramidaliſch geordneter grüner Feigen, goldgelbe Aprikoſen von außerordentlicher Größe an der Seite röthlich ſchimmernder, wolliger Pfirſiche; dort peroschi,

fichi d'India, Nüsse, Mandeln, sogar schon Trauben und ganze Berge grüner und gelber Melonen.

So reich, lebendig abwechselnd geht die Straße fort, anfänglich dicht an einander gereihte himmelhohe Häuser zu beiden Seiten, dann treten Mauern dazwischen oder grüne Gärten, und wo die Straße nicht mehr ansteigt, sondern auf der Höhe des Berges fortgeht, werden der Häuser weniger, der Gärten mehr; Rebengewinde hangen über altersgrauen Mauern oder kunstlosen, aus Stangen bestehenden Veranden rechts und links am Wege herab, Feigenbäume wechseln mit Pappeln, und so kommt unser Reiter in einem guten Trabe des Esels, den schreienden und so das Thier beständig antreibenden Cinciaro hinter sich, nach Antignano, das ihm von Gaetano bezeichnete Dorf.

Es liegt auf dem Vomero-Hügel und besteht aus ein paar unbedeutenden Gassen, aus einem kleinen Platze, der meistens mit Müßiggängern aller Art, mit Bettlern, Carrocellen, Eseltreibern nebst ihren Thieren, Kindern, Hühnern und Schweinen dicht besetzt ist, und aus einer häßlichen Kirche.

Der Eseltreiber lenkte das Thier mit der Zunge schnalzend und indem er es am Schweife ergriff, wobei er denselben heftig kneipte, nach dem Kaffeehause an dem kleinen Platze, und durch diese anregende Behandlung so wie ein unerträgliches Gebrüll seinerseits, worein der Esel seine noch lauteren Klagetöne mischte, kamen die Drei in vollem Galopp dort an, mitten hinein zwischen eine Gruppe Villeggiant di Vomero, die sich hier dem für die Italiener so süßen Nichtsthun ergaben. Fast hätte der Esel mit der letzten verzweifelten Kraft-Anstrengung einen handfesten Bauern-

burſchen umgerannt, da aber dieſer, wie zur Abwehr, den Arm erhob, ſo machte der Cincello eine ſo plötzliche und heftige Schwenkung, daß Richter nothwendig das Gleichgewicht verlieren mußte und ſchneller auf den Boden kam, als er ſich noch vor einigen Augenblicken gedacht. Auch betrat er dieſen Boden mit einem anderen Theile des Körpers, als man gewöhnlich zu thun pflegt, was bei den Umſtehenden ein herzliches Lachen, vermiſcht mit einigen Evviva's, hervorbrachte.

Richter war zu groß und fühlte ſich auch zu glücklich, um ſich über dieſen Vorfall zu ärgern; er machte gute Miene zum böſen Spiele und lachte, als er wieder auf ſeinen Beinen ſtand, nicht minder herzlich, als die Gruppe der Leute, in die er hineingeprellt war. Selbſt nicht einmal den Eſeltreiber ließ er dieſes glanzloſe Ende ſeines Spazierrittes entgelten, er belohnte ihn reichlich, zündete ſeine erloſchene Cigarre wieder an und ließ ſich die Richtung nach Avenella bezeichnen, dann ſchritt er an der Kirche vorüber, über den kleinen Platz weg, innerlich erfreut, die lachende Gruppe hinter ſich zu haben.

Gleich hinter Antignano ſah er, wie man ihm in letzterer Stadt geſagt, eine ſchöne Villa vor ſich liegen, umgeben von einem großen Garten, der mit ſtattlichen Gittern eingefaßt war, die Villa Portiglione, bei der ſich die Straße nach Avenella abzweigt, nach welchem Dorfe der Weg zwiſchen Mauern auf der Höhe des Berges hinläuft.

Richter fragte einen Eſeltreiber, der ihm hier begegnete, nach der Maſſeria di Fontana — „oder nach irgend einer anderen Bella Viſta des Vomero Hügels," ſetzte er mit

angenommener Gleichgültigkeit hinzu, „wo er ſich ein wenig ausruhen könne, ehe er nach Neapel zurückkehre.“

„Dort iſt Avenella,“ erwiderte ihm der Eſeltreiber; „ehe Ihr in das Dorf kommt, nehmt Ihr die Straße zur Rechten, welche Euch direct nach der Maſſeria di Fontana führt.“

Richter dankte und verfolgte den ihm angegebenen Weg, der ſich anfänglich zwiſchen kleineren Maſſerien, Villen und offenen Feldern hinſchlängelte und ihn endlich in einen Hohlweg führte, deſſen hohe, faſt überhängende ſteile Erdwände mit üppig wuchernden Schlingpflanzen bedeckt waren, die als Guirlanden auf die Straße herabhingen, während oben Feigen und Maulbeerbäume mit rankenden Rebengewinden faſt eine Laube bildeten, aus der hohe, ſchlanke Pappeln emporwuchſen. Das üppige Grün gab der Landſchaft einen feſtlichen Charakter, während der Weg ſelbſt, der unter dem Laubdache dahinzog, etwas Ruhiges und Melancholiſches hatte; auch verliert der Weg bei dieſer Färbung nicht, denn er erſcheint etwas weiter oben vollſtändig zwiſchen Erdreich und Felſen eingezwängt. In letztern, an ſie gelehnt, ja, theilweiſe in ſie hineingebaut, ſtand eine alte Taverne, aus unbehauenen Sandſteinen gebaut, ein roher Steinhaufen, welchen der Rauch, die Feuchtigkeit der Erde, Regen und Schmutz dunkel gefärbt, während die von den Felſen herunterrankenden und auf dem flachen Dache langſam fortgekrochenen Pflanzen dieſem von oben ein etwas freundlicheres Anſehen gaben.

Da die große, breitgewölbte Thür weit offen ſtand, ſo ließ ſie den Spaziergänger einen Blick in das dunkle, rauchige Innere thun, doch konnte ſein Auge hier nur mit Mühe

etwas unterſcheiden und verweilte gern auf einem röthlich myſtiſchen Lichte, von einer trübe brennenden Lampe ausgehend, das vor dem Madonnenbilde brannte. Neben der Taverne ſtand ein großer ſteinerner Ziehbrunnen, deſſen vermürbte Stein-Einfaſſung ſo wie die Conſtruction des alten Rades Spuren hohen Alters zeigte.

Richter verfolgte langſam ſeinen Weg, der hinter der Taverne ziemlich ſteil aufwärts ſtieg. Auf der Höhe angekommen, blieb er mit einem Ausrufe des Entzückens ſtehen, denn hier hatte er ſo unerwartet, umgeben von rankenden Rebengewinden, eine Ausſicht auf ein Stückchen des tiefblauen Meeres mit der in Duft und Licht gehüllten wunderbaren Inſel Capri.

Gern hätte er ſich hier niedergelaſſen, um in dieſer unendlich ſchönen Fernſicht zu ſchwelgen oder auch zuweilen rückwärts zu blicken nach der wie verlaſſen daliegenden Taverne, die im Schatten der überhängenden Felſen jetzt von einem zarten Streiflichte der ſinkenden Sonne beleuchtet, ein ſo ganz anderes Bild gab, wenn er nicht bemerkt hätte, daß der Weg, auf dem er ſich befand, immer noch anſteigend nach einem großen Gebäude geführt haben würde, das ſich mit ſeinen mächtigen, maleriſchen Maſſen ſcharf von der hellen Luft abhob, und wenn ihm nicht eine innere Stimme geſagt hätte, er habe dort die Maſſeria di Fontana vor ſich und von der Höhe, auf welcher ſie lag, eine noch prachtvollere Ausſicht zu gewärtigen.

Nach jenem ſchloßähnlichen Hauſe führte ein breiter, ſteiler Aufgang, der an einem feſt verſchloſſenen, kunſtvoll gearbeiteten eiſernen Gitter endigte, welches eine Schwelle verſchloß, deren ſproſſendes Gras anzeigte, daß ſeit langer

Zeit kein Fuß über sie gewandelt. Ein mächtiges Portal, reich aus grauem Marmor gehauen, wölbte sich über diese verlassene Schwelle und zeigte oben an seinem schweren Schlußsteine das Wappen der Fontana. Auch an diesem Marmor hatte der Regen seine Spuren hinterlassen, und wuchernde Pflanzen, die von den Bogen herabhingen, bildeten ein zweites, natürliches Gitter, den, der sich nahte, ungastlich zurückweisend.

Zu diesem Eingange paßte das so finster und öde dastehende Gebäude; verschlossen sind die Läden, die Mauern scheinen vom Sturme beschädigt, die hohen Schornsteine blicken kalt und ungastlich herab, der Regen hat die steinernen Verzierungen an den Thüren und Balconen schwarz gefärbt und die feinen Eisenstangen der Balustraden mit dickem Roste belegt; üppiges Gras bedeckt das Steinpflaster zwischen dem Haupt-Portale und den Umfassungs-Gittern.

Kopfschüttelnd stand Richter vor diesem melancholischen, unheimlichen Anblicke und versprach sich nicht viel von einem Nachtlager in diesem allem Anscheine nach ungastlichen Hause. Seine anfängliche Absicht, sich vor demselben niederzusetzen und zu erwarten, daß ihn jemand hereinriefe, schien ihm bei der Oede, die ihn hier umgab, unausführbar. Glücklicher Weise kam er auf den Gedanken, sich das Schloß auch von der anderen Seite zu betrachten, und folgte deßhalb einer Mauer, die sich an das Umfassungs-Gitter anschloß. Sie war aus rothen Backsteinen erbaut, der Bewurf an den meisten Stellen zerbröckelt herabgefallen, zierliche Pflänzchen, Löwenzahn und Epheu umwuchsen ihren Fuß, während rothe Blüthen auf hohen Stängeln oben von der Mauer neben dürrem wucherndem Grase freundlich herabnickten; ein schlankes

Akazienbäumchen hatte zwiſchen Steinen Wurzel gefaßt und ſchien ſich mit ſeinen hellen, zarten Blättern unter den Schutz eines mächtigen Nußbaumes begeben zu haben, der mit ſeinen grauen Aeſten und kräftig grünen Blättern weit hinauf in die glänzende Abendluft reichte und leiſe rauſchend wohl gern von der glänzenden Vergangenheit des mächtigen Hauſes, das er beſchattet, hätte erzählen mögen.

Richter folgte nachdenklich dieſer Umfaſſungs-Mauer und kam in kurzer Zeit an ein anderes kleines Portal, deſſen hölzerne Thür, obwohl gebleicht und morſch, doch zu lebenden Weſen zu führen ſchien; denn hier war auf der Schwelle kein Gras zu ſehen und die dürren Blätter, welche noch vom vergangenen Herbſte her hier lagen, waren zu beiden Seiten des ſchmalen Weges aufgeſchichtet. Auch bemerkte er noch andere Spuren von Menſchenhand: die den Weg beſchattenden Lorberbüſche waren hier und da, wo ſie zu weit überhingen, beſchnitten, dazu entdeckte er auf dem Sande des Weges hier und da ein Strohhälmchen.

„Wenn ich der Chor irgend einer hierauf bezüglichen Oper wäre," ſprach Richter kopfſchüttelnd zu ſich ſelber, „würde ich vielleicht ſingen:

„Endlich fängt es an zu tagen,
Laßt uns froh den Eintritt wagen,
Feſt vertrauend unſ'rer Kraft!

und dann mit gezogenem Schwerte vorwärts! Oder ich bediente mich vielleicht auch des Terzettes des Fra Diavolo:

„Vorſichtig leiſe ſchleich' ich herbei!

„Hier aber halte ich es für paſſend, die richtige Mitte zu wählen, durch dieſe offene Pforte einzutreten und mich

ihres Gemüths. So ſollten Fremde und Uneingeweihte glauben, aber ihre Intimen wußten das ſchon anders.

Der Salon, in welchem ſie ſich huldigen ließ, und den ſie während der Soirée ſelten oder nie verließ, war ein herrliches, prächtiges und geſchmackvoll eingerichtetes Gemach. Die Möbel von vergoldeter Bronze, bezogen mit weißem, golddurchwirktem Atlas, waren nach Angabe berühmter Künſtler gefertigt. Dazwiſchen befanden ſich, eigenſinnig ihren unpaſſenden Platz behauptend, einzelne Prachtſtücke: Lehnſeſſel, kleine Tiſche, kunſtvoll aus ſchwarzem Holz geſchnitzt, oder auf Unterſätzen mit reichen Sammtdecken kleine niedliche Touchen von Elfenbein, Schildkrot und rothen und weißen Korallen. Merkwürdige ſeltſame Pflanzen mit einer einzigen Blüthe, der Triumph eines Gärtners, der ſie vielleicht Jahre lang bis zu dieſem Augenblick gehegt und gepflegt, verblühten hier in einer einzigen Nacht, oder wurden während eines Geſprächs von der Herrin gleichgültig abgezupft. Den Boden bedeckten die reichſten Smyrnateppiche und die bekannten dicken perſiſche Bodendecken, kleine reizende Stücke mit den ſonderbarſten Deſſins lagen unter Tiſchen, Seſſeln und Fauteuils, drei- und vierfach übereinander.

Die Marquiſin begrüßte die beiden Freunde auf eine außerordentlich gnädige und herablaſſende Art. Sie reichte Jedem die Hand zum Kuß, verabſchiedete mit einer Handbewegung ein paar junge Elegants, die ſich einige Minuten mit ihr unterhalten hatten und ſich nun ehrerbietig zurückgezogen, ihre Plätze den beiden Fremden überlaſſend.

„Ich bin wirklich erfreut, Graf Alfons,“ ſagte die Dame, „Sie bei uns zu ſehen; ein artiger Repräſentant Ihrer deutſchen Landsleute. Sie ſprechen unſere liebe Sprache wirklich erträglich; — hoffentlich bleiben Sie den Winter bei uns? die Saiſon wird brillant werden.“

dabei vorsichtig leise nach allen Seiten umzuschauen. „In diesem Italien soll eigentlich niemand recht zu trauen sein,“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, während er die Schwelle überschritt, „nirgends so, wie hier, lauscht die Schlange unter Rosen — auch möchte ich nicht gern mit einem jener wilden Schäferhunde anbinden, die, wie man sagt, hier auf den Maierhöfen gehalten werden und schlimmer als die Bestien des Waldes sein sollen.“

Er hatte seinen derben Knotenstock fest mit der Rechten gefaßt und hustete im Vorwärtsschreiten mit aller Kraft der Lungen, daß es weithin schallte.

Rings umher aber blieb alles ruhig, nur der Wind, der leicht über die Höhe strich, kos'te mit den Blättern der hohen Bäume zu seiner Rechten und wahrscheinlich erzählte er ihnen flüsternd allerlei verliebtes Zeug.

„Es ist doch sonderbar,“ dachte Richter, „wie man ein an sich so prachtvolles Gebäude, wie das Schloß dort, so gänzlich sich selbst zu überlassen vermag! Bei uns in Deutschland hätte es schon lange seine Bestimmung gefunden.“

Zu seiner Linken schaute er Theile des mächtigen Gebäudes hier und da zwischen Gebüschen hervorragen, und sah wohl, daß der Weg, auf dem er ging, in einem großen Bogen nach dem hinteren Theile des Schlosses führen würde, und so war es auch. Ueberrascht blieb er stehen, als er am Ende seines schmalen, geschlungenen Pfades nun mit einem Male auf einer großen Terrasse stand, welche rückwärts an das Gebäude stieß, aber noch traurigere Spuren der Oede und Verlassenheit zeigte, als das verschlossene Portal des vorderen Einganges. Das steinerne Geländer der Terrasse, von schöner Arbeit, war an den meisten Stellen

zerbrochen und mit Moos bedeckt; Vaſen von antiker Form, welche die Ecken und Treppen-Aufgänge ſchmückten, einſt reich mit Blumen geziert, ſtanden leer oder wucherndes Unkraut hatte ſich eingeniſtet, wo ehemals duftende Blüthe geprangt. Eine rieſenhafte Aloe war allein von der damaligen Zeit noch übrig geblieben und ihr bräunlich-grünes Blatt zeichnete ſich ſcharf auf dem gelben Stein der Mauer, vor dem ſie ſtand, ab. Die ſteinernen Sitze der Terraſſe waren zerbrochen oder von ihren Unterſätzen herabgeworfen, und aus jeder Steinfuge ſproßte dichtes Gras. Einen eigenthümlich troſtloſen Anblick gewährte die breite Marmortreppe, welche von hier aus in das erhöhte Parterre des Schloſſes führte: ſchattig gelegen, gaben ihre feuchten Fugen kleinen Geſträuchen und üppigem Unkraut Gelegenheit, ſich kräftig zu entwickeln, und es ſah aus, als hätten die wilden Pflanzen des Feldes dicht geſchart die Treppe betreten, um der brütenden Einſamkeit in dem verlaſſenen Hauſe einen nachbarlichen Beſuch zu machen.

Unten vor dieſer Treppe ſtanden im Kreiſe um eine Brunnenſchale Statuen aus Marmor, die jetzt geſchwärzt und verſtümmelt waren. Einem Amor, der früher den Bogen geſpannt, fehlen jetzt die Arme dazu; er wird keine verletzenden Pfeile mehr entſenden; das Haupt der Venus liegt neben ihrem ſchönen Körper am Boden; eine zierliche Eidechſe läuft behende um die Stirn der Göttin und hält jetzt ein paar Sekunden am Ohre, als wolle ſie ihr einen freundlichen Troſt zuflüſtern oder ſie warnen vor dem unverſchämten Volke der Ameiſen, welche den zierlichen, leicht geöffneten Mund des Marmorbildes umſchwärmen.

Auch hier tiefe Stille, ſo traurig zu all dieſen Bildern

der Vergangenheit paſſend; ein einziges Blumenparterre am Fuße der Terraſſe, welches durch ein zerbrochenes Dachrinnenrohr mitleidig mit herabrinnenden Regentropfen getränkt wird und ſich ſo kümmerlich erhält, bildet eine bunte, maleriſche Unordnung. Die Pflanzen ſind wild durch einander gewachſen: Fuchſien, Roſen, Goldlack, Levcoyen, dunkelblühende Geranien, und dazwiſchen auf hohen Stängeln rothe und weiße Malven, die anderen Pflanzen überragend.

Richter ſchritt ohne ſich aufzuhalten durch die Terraſſe hin. Zu jeder anderen Zeit hätte er ſich wahrſcheinlich bei dieſem maleriſchen Bilde der Zerſtörung aufgehalten, jetzt aber fühlten ſich die Blicke des einſam Wandelnden durch einen leichten Rauch angezogen, der vor ihm aus einem Lorberwäldchen emporſtieg, welches von der Terraſſe des Schloſſes durch breite Fruchtfelder getrennt war; er athmete förmlich erheitert auf und beeilte ſich, durch einen ſchmalen, geſchlängelten Weg, der durch hohe Mais- und Hanffelder führte, dorthin zu gelangen, wo er vermuthen konnte, menſchliche Weſen zu finden. Ueber ſeinem Haupte rankten ſchwer tragende Rebenguirlanden, die von Baum zu Baum gezogen waren, in nie geſehener Fruchtbarkeit. In kurzer Zeit hatte er das Lorberwäldchen erreicht und ſtand vor einem kunſtloſen Gitterthore, welches allerdings verſchloſſen war, doch ſchien eine inwendig hangende Klingel anzuzeigen, daß auf ihren Ruf gaſtlich geöffnet würde.

Wie wir aber bereits wiſſen, lag das nicht in der Abſicht Richter's, ſo ohne alle Umſtände einzudringen. Daß er hier die Maſſeria di Fontana vor ſich habe, deſſen war er ſicher, und um ſeine Rolle, wie er ſich vorgenommen, zu Ende zu ſpielen, beſchloß er, ſich auf einen breiten Stein zu

ſehen, der neben dem Eingange lag. Zuerſt aber ſchaute er aufmerkſam durch das Gitterthor und ſah, daß ein hoher, gewölbter, aus zierlich gebogenen Lorberbüſchen beſtehender Laubgang gerade auf das Haus zuführte, welches nicht allzu weit vom Eingange lag, von dem er aber, da es rings von Grün umgeben war, nur ein Stück gelblich leuchtender Mauer und einen geringen Theil eines Fenſters ſehen konnte.

Richter nahm die Ledertaſche von ſeiner Schulter, ſetzte ſich auf den vorhin bezeichneten Stein und beſchloß, mit Ruhe zu warten, bis irgend ein glücklicher Zufall ihn unter den ſchattigen Lorbergang führen werde. Das leiſe Knurren eines Hundes erſcholl zuweilen von daher, und er konnte ſich nicht verhehlen, daß dieſe Töne höchſt angenehm an ſein Ohr ſchlugen.

Siebenundfünfzigſtes Kapitel.

Die Maſſeria di Fontana.

Es iſt eigenthümlich, wie unſere heiterſte Stimmung ſich in eine gedrückte, angeſpannte, erwartungsvolle verwandeln kann, wenn wir fernab vom Geräuſche der Welt, beſonders in uns unbekannten Ländern, auf Stätten wandeln, wo man die Spur von Menſchen findet, die hier einſt wahrſcheinlich froh und heiter gewandelt, bis ſie vielleicht ein trauriges Geſchick ereilt, was uns die Trümmer der Denkmäler an einſt blühenden Wohnſitzen zu erzählen ſcheinen. Nicht die tiefe Stille des Waldes iſt im Stande, uns ſo zum Ernſte umzuſtimmen, wie ein verlaſſenes Haus, auf deſſen Schwelle Gras ſproßt und das mit geſchloſſenen Fenſterläden in einem traumreichen Schlummer da zu liegen ſcheint.

So war es Richter auch ergangen. Das Gefühl von Heiterkeit und Wohlbehagen, mit dem er die Infrascata hinaufgeritten und das ſich ſchon bei ſeinem Sturze etwas vermindert, war nach und nach einer geſpannten Erwartung gewichen und hatte ſich beim Anblicke des öden Schloſſes in

ein ſolches Gefühl der Verlaſſenheit verwandelt, daß er für die großartige, herrliche Natur, die ſich bei jedem Schritte, den er aufwärts gethan, immer prachtvoller um ihn her entwickelte, kein Auge mehr hatte, eine beklemmende Stimmung, die ihn faſt hatte aufjauchzen laſſen beim Anblicke der zwiſchen den Lorberbüſchen ſein emporkräuſelnden Rauchſäule und jetzt beim Klange des ihm ſo melodiſch vorkommenden Hundegebells.

Wir wollen damit durchaus nicht geſagt haben, als hätte Richter nur die mindeſte Furcht empfunden, gewiß nicht, und als er nun hier auf dem Steine ſaß, rings um ſich her die wunderbare Landſchaft und ſich der Nähe von Menſchen bewußt, hatte er in der Erinnerung an die zuletzt verlebte halbe Stunde ſich eine ähnliche Frage ſelbſt gethan und ſie mit den Worten aus der Oper ſingend beantwortet:

„Ich Furcht? Nein, nein,
Ich bin Marcell, ich bin Marcell!“

Er nahm ſeine Mappe hervor, legte ſie geöffnet auf ſeine Knie und nahm einen Bleiſtift heraus, als wollte er zu zeichnen anfangen. Wenn er aber dazu auch befähigter geweſen wäre, als er wirklich war, ſo hätte er doch beim erſten ruhigen Blicke den Muth verloren, um nur den Verſuch zu machen, etwas von dem, was er ſah, in kalten Bleiſtiftlinien aufs Papier zu werfen. Vor ihm, etwas zur Rechten, lag das verlaſſene Schloß der Fontana mit ſeiner Terraſſe, welche in der dort herrſchenden Zerſtörung allerdings einen unendlich maleriſchen Anblick gewährte. Die gezackten Formen des Gebäudes hoben ſich, von der Abendſonne röthlich angeſtrahlt, leuchtend ab von dem tiefdunkeln Himmel, bildeten aber trotz

ihrer Schönheit nur die eine Seite eines Rahmens, um einen Fernblick auf den Golf von Neapel mit dem rauchenden Veſuv, ſchimmernd im violett-roſigen Lichte des Abends, wo möglich noch zu erhöhen.

„Da würde ein viel beſſerer Mann, ein ächter und gerechter Künſtler Stift und Farbe ruhen laſſen," ſprach Herr Richter zu ſich ſelber, „wenn ihm vergönnt wäre, dieſes irdiſche, farbenglühende Paradies zum erſten Male zu ſchauen — glücklich, wer das ſehen darf — glücklich ich ſelber!"

Er verſchränkte die Arme auf ſeiner Mappe und ſchwelgte in dem, was er ſah.

Da lag vor ihm die glückſelige Ebene Campaniens, von den Bergen von Sarno bis zu den Apenninen wie ein unermeßliches Gartenland, ähnlich einem ungeheuren Parke, der von weißen Straßen durchſchnitten iſt, den Kirchen und Schlöſſer, Klöſter und Villen bedecken, aus dem hellblinkende Städte wie Inſeln aus einem ſaftig grünen Meere hervorleuchten, und neben all dieſem ſo wunderbar Schönen ruht dort der Veſuv in ſtiller Majeſtät mit der zarten Farbe ſeiner Aſche in bräunlichen und bläulichen milden Tönen, ſo großartig und doch ſo ſanft und weich, eingerahmt von der grünen Ebene, aus der Caſtanienwälder aufſtreben, ſich Guirlanden gleich in einzelnen Schluchten fortſetzen, und ſo die ſchönen Linien des Kegels maleriſch auf einer Seite einfaſſen, während auf der anderen die glänzende, blaue Meeresfläche wie leiſe athmend ruht und der ſegelbedeckte Golf am Horizont durch das unausſprechlich reizend geformte Eiland Capri mit ſo prächtiger Färbung begrenzt iſt. Immer aber kehrt der Blick zu dem dampfenden Veſuv zurück, der wie ein Dämon

der Zerſtörung dieſes irdiſche Paradies drohend und mahnend überragt.

Obgleich Richter tief verſunken im Anblick all des Schönen war, ſo hatte er doch leiſe Fußtritte gehört, die ſich aus dem Lorberhaine nach der Thür bewegten, neben welcher er ſaß, und hatte auch mit einem flüchtigen Blicke, den er hinüberwarf, das braune Geſicht eines Knaben bemerkt, der einen Moment ſeinen Kopf gegen die Gitterſtäbe drückte und den Fremden betrachtete. Darauf aber war er eben ſo leiſe wieder fortgeſchlichen, als er ſich genähert hatte.

Schon gut, dachte Richter, man weiß doch, daß jemand hier außen iſt, und wenn, woran ich nicht zweifle, Weiber in dem Hauſe ſind, ſo wird ſie die Neugierde ſchon hertreiben, um nach der unbekannten Erſcheinung zu ſchauen.

Darin hatte er ſich auch nicht geirrt. Kurze Zeit nachdem der Knabe verſchwunden, hörte er, wie ſich abermals Schritte näherten, und vernahm auch gleich darauf, daß das Gitterthor geöffnet wurde. Bei dieſem Geräuſche hatte er die vollkommenſte Berechtigung, ſich umzuſchauen, was er denn auch alsbald that, und neben dem Knaben, der, ſehr einfach gekleidet, mit bloßen Füßen da ſtand und ihn betrachtete, war eine ältere Frau mit einem ernſten, aber nicht unfreundlichen Geſichte, welche in der Tracht des Landes, aber mit einer in die Augen fallenden Wohlhabenheit gekleidet war. In der einen Hand hatte ſie den Spinnrocken, deſſen Ende in ihrem Gürtel ſtak, in der andern die Spindel, welche ſich luſtig drehte und den Faden aufrollte, den die Frau ſelbſt während des Gehens zu ſpinnen nicht aufhörte.

Richter hatte ſich umgewandt, nickte der Frau ſo freund-

lich zu, als es ihm möglich war, und ſagte, während er leicht den Hut lüftete „buon giorno!“

„Altrotanto, Signore!“ gab die Frau zur Antwort, wobei ſie ihn aber ſo aufmerkſam und fragend betrachtete, daß Richter ihr auf Italieniſch die Urſache ſeiner Anweſenheit ſo gut als es ihm möglich war erläuterte, indem er ihr ſagte, er ſei ein Fremder, den der ſchöne Abend zu einem Spaziergange ermuntert, der langſam hier heraufgeſtiegen ſei und ſich hier an dieſer prachtvollen Ausſicht niedergeſetzt. Dann zeigte er auf ſeine Mappe, wobei er pantomimiſch zu verſtehen gab, er habe verſuchen wollen, das weite Panorama aufzunehmen, und drückte durch Kopfſchütteln aus, er habe den Verſuch wieder aufgegeben.

„So ſeid Ihr ein Maler?“ erwiderte die Frau und ſetzte hinzu: „Ja, es kommen Viele hier herauf, um Zeichnungen zu machen.

Richter konnte hier nicht unterlaſſen, eine ihm ſehr geläufige italieniſche Phraſe anzubringen und ſagte deßhalb mit großer Würde: „Si, Signora, anche io sono pittore.“ Dann fragte er nach dem Namen des verlaſſenen Schloſſes, ſo wie nach dem Hauſe, das er in dem Lorberwäldchen bemerkt, woher, wie er hinzufügte, die Signora eben zu kommen ſchien.

„Allerdings,“ gab dieſe zur Antwort, „das iſt unſer Wohnhaus, die Maſſeria di Fontana, und das Schloß da drüben iſt eine der vielen Villen der ehemals ſo reichen und mächtigen Familie.“

„Es iſt eigentlich überflüſſig, daß Ihr ſagt: der ehemals reichen und mächtigen Familie, denn daß die Familie nicht mehr reich und mächtig iſt, ſieht man dem verlaſſenen Hauſe

wohl an. Es iſt ſchade darum, es muß da einſt prachtvoll geweſen ſein."

„Schade um das Haus, o ja," erwiderte die Frau, „aber noch trauriger iſt es, daß dieſe große und reiche Familie nicht mehr im Stande iſt, ihr Landhaus zu bewohnen, die Villa hier oben, wo ſie ſo gern wäre."

„So iſt die Familie aus dem Lande gezogen oder ausgeſtorben?" fragte Richter mit angenommener Gleichgültigkeit.

„Wer kann das wiſſen," gab die Frau achſelzuckend zur Antwort; „vielleicht Beides."

„Euch aber ſollte das nicht unbekannt ſein, denn wie Ihr mir vorher ſagtet, gehört ja Euer Haus zum Grund und Eigenthum Fontana's."

Die Frau nickte mit dem Kopfe und ſagte erſt nach einer Pauſe, während welcher ihre Spindel haſtig herumtanzte: „Und doch weiß ich es nicht; es iſt in letzter Zeit in dieſem Lande ſo Vieles und ſo raſch anders geworden, daß Einem förmlich der Kopf wirbelt und man ſeine fünf Sinne kaum zuſammenhalten kann, um ſich darum zu bekümmern, was Einem am nächſten liegt. — Wenn Ihr über den Vomero geht oder auch die Straße des Poſilippo, ſo findet Ihr viele prächtige Villen, die eben ſo verlaſſen ſtehen, wie dieſe da. Was kann man machen? Wir wohnen weit genug von der Stadt, um nur hier und da durch Trommellärmen und Schießen zu erfahren, daß ſich 'was Neues begeben hat; kümmern thut's uns nicht viel."

„Wenn die Familie Fontana," meinte Richter nachdenkend, „wieder einmal hier herauf ziehen wollte, ſo wäre das Schloß wohl bald wieder in Stand geſetzt, und die ſoliden Fenſter-

Der Graf verbeugte ſich geſchmeichelt und entgegnete: „für mich, Frau Marquiſin, hat die Saiſon in dieſem Augenblick ihren Höhepunkt erreicht. Ich finde mich jetzt in Florenz außerordentlich zufrieden, vollkommen beglückt.“

„Graf, Sie lernen gut!“ lachte die ſchöne Frau und dazu belohnte ſie ihn durch einen vollen Blick ihres feurigen Auges. „Haben Sie,“ fragte ſie mit bezauberndem Lächeln, „eine Loge in Percola oder werden Sie die meinige mit Ihrem Beſuch erfreuen?“

„Ich wollte mich morgen,“ entgegnete der Graf, „nach einem beſcheidenen Winkel in Ihrer Nähe umſehen, doch da Sie ſo außerordentlich liebenswürdig ſind und mir ein Glück in Ausſicht ſtellen, das ich zu hoffen nicht gewagt, ſo werde ich von Ihrer gütigen Erlaubniß den umfaſſendſten Gebrauch machen; an den Abenden dagegen, wo ich nicht kommen darf, werde ich bei mir zu Hauſe bleiben, um über all' das geſehene und erlebte Schöne in der Erinnerung zu ſchwelgen.“

„Laſſen Sie der letzten Abende nicht zu viel werden!“ lachte die Marquiſin, „Sie ſind mir in der That ſehr willkommen. Apropos,“ fuhr ſie fort, „man ſieht Sie ja wenig in den Caſcinen, höchſtens auf einige Augenblicke, wenn ſich ſchon Alles anſchickt, nach der Stadt zurückzukehren. Graf! Graf! Man will ſogar bemerkt haben, daß Sie zuweilen emſig etwas ſuchen, alle Wege aufmerkſam muſtern, in alle Nebenwege blicken.“ Sie drohte ihm ſchalkhaft mit dem Finger.

„Ich hatte noch nicht das Glück, gnädige Frau, Sie in den Caſcinen zu finden, ich hoffe, man wird mir morgen nicht mehr nachſagen können, daß ich dort etwas vergeblich geſucht, indem Ihre Geſundheit, wie ich mit Entzücken gehört, Ihnen morgen ſchon wieder geſtatten wird, dort die Huldigungen Ihrer Freunde anzunehmen.“

läden und die eiſernen Thore haben ſein Inneres wohl genügend beſchützt."

„O ja, das Innere iſt gut genug erhalten, und wir hätten auch das Aeußere ein bischen freundlicher hergeſtellt, wenn es uns erlaubt worden wäre."

„Wer kann denn etwas verbieten oder erlauben über das Eigenthum einer Familie, die nicht mehr vorhanden iſt?"

„Wenn man auch von der Familie im Augenblick nicht viel weiß, ſo doch deſto mehr von dem großen Reichthum derſelben; man hat ſich von drunten her — ſie machte bei dieſen Worten eine Bezeichnung mit dem Kopfe gegen Neapel — der Güter der Fontana aufs umſtändlichſte angenommen, und der ehemalige Geſchäftsmann des Hauſes hat alles in ſeiner Hand behalten."

„Wahrſcheinlich ein umſichtiger und ſehr braver Mann?"

Die Frau nickte mit dem Kopfe und ſagte: „Es iſt bei alle dem ein Glück zu nennen, daß es in ſeiner Hand geblieben iſt; hat doch die Marcheſa, Gott habe ſie ſelig und verleihe ihr einen ſchönen Stuhl im Himmel! — viel auf ihn gehalten, und eben ſo unſer junger Herr. Wo ſich dieſer aufhielt, ſo lange er noch am Leben war, wußte Jener auch allein."

„Alſo iſt der junge Herr todt?"

„Sie ſagen ſo; Gott mag wiſſen, ob es wahr iſt."

Der kleine barfüßige Knabe hatte ſich dicht bei der Frau gehalten und den Anzug des fremden Mannes mit großer Aufmerkſamkeit betrachtet. Jetzt wandte er ſich auf einmal um, deutete mit der Hand auf das Maisfeld und ſagte: „Raſajele."

Richter ſo wie auch die Frau wandten den Kopf dort-

hin und bemerkten zwiſchen den hohen Wälſchkornſtängeln einen Reiter auf einem Eſel, der, quer auf dem Thiere ſitzend, ſeine Pfeife rauchte und, der Ausſicht nach dem Meere den Rücken zuwendend, mit Wohlbehagen auf das ſaftig-grüne Maisfeld zu blicken ſchien.

„Es iſt mein Mann,“ ſagte die Frau, „der Colone Raſajele; er hat Einkäufe auf der Infrascata gemacht.“

Der Reiter war ſchon ganz nahe, ehe er ſeinen Kopf herumwandte, und als er des Fremden neben ſeiner Frau anſichtig wurde, flog ein leichtes, gemüthliches Lächeln über ſeine Züge; dann nickte er mit dem Kopfe und ſagte, als er den Eſel, der in ſchnellerem Schritte ſeinen Weg durch das Gitterthor fortſetzen wollte, durch einen tüchtigen Riß an dem Stricke, welcher ihm als Zaum diente, zum Stehen gebracht: „Da bin ich.“

Richter lüftete ſeinen Hut und ſagte: „Buona sera, Signore.“

„Buona sera,“ gab der Colone zur Antwort und ſetzte ſchalkhaft lächelnd hinzu: „Ich hätte nicht gedacht, daß wir uns ſo bald wieder ſehen.“

Auf dieſe Worte hin betrachtete Richter den Angekommenen etwas genauer, doch ſchüttelte er mit dem Kopfe, um anzudeuten, er erinnere ſich nicht, ihn ſchon geſehen zu haben.

Raſajele glitt von ſeinem Eſel herab, deſſen Halfterſtrick nun der kleine barfüßige Junge ergriff, mit der Behendigkeit einer Katze ſich zwiſchen die beiden Körbe ſchwang, die am Sattel befeſtigt waren, worauf der Eſel, durch einen ſchnalzenden Zungenſchlag angetrieben, mit ſeinem kleinen Reiter im Galopp dem Hauſe zurannte.

Der Maſſaro wandte ſich nun an ſeine Frau, indem er, auf den Fremden zeigend, lachend ſagte: „Ich ſtand vor der Oſteria in Antignano, als der Herr ankam und ſeinen Eſel ſchneller verlaſſen mußte, als er es nur gedacht. Ja, es ſind verfluchte Beſtien, die Thiere, und Ihr braucht Euch darüber nicht zu grauen, ich habe ſchon geſehen, wie ſie die beſten Reiter herunterwarfen.“

Richter war klug genug, über ſein Abenteuer herzlich mit zu lachen, worauf er anfing, mit großer Umſtändlichkeit Papier, Bleiſtift und Mappe zuſammen zu packen und an ſeiner Ledertaſche zu befeſtigen. Dann ſagte er: „Es wird ſpät, und ich brauche doch wohl eine gute Stunde, ehe ich nach Neapel hinunterkomme.“

Raſajele nickte mit dem Kopfe, dann meinte er: „Ihr ſeid ein Fremder, wie ich an Eurer Sprache höre; ſeid Ihr ſchon lange in Neapel, und wo habt Ihr Eure Wohnung aufgeſchlagen?“

Was die erſtere Frage anbelangte, ſo beantwortete ſie Richter der Wahrheit gemäß, und da er von dem Hotel de Rome hatte reden hören, ſo bezeichnete er dieſes als den Gaſthof, wo er eingekehrt.

„Ein gutes Haus, aber theuer,“ ſprach der Colone; „es wohnen dort meiſtens Franzoſen oder Engländer. Zu welcher von beiden Nationen gehört Ihr?“

„Zu keiner von beiden,“ gab Richter zur Antwort, „ich bin ein Deutſcher.“

„Hm,“ machte Raſajele kopfſchüttelnd, als wollte er damit andeuten, daß ihm dieſe Bezeichnung doch gar zu allgemein ſei.

„So ſeid Ihr ein Oeſterreicher?“ fragte er alsdann.

„Nein.“

„Oder ein Baier?“

„Auch das nicht.“

„Nun ſeht,“ ſagte Raſajele, „es freut mich, daß Ihr weder ein Oeſterreicher noch ein Baier ſeid, denn auf dieſe beiden Nationen iſt man da unten nicht gut zu ſprechen; es könnte Euch Ungelegenheiten machen — mir wäre es freilich einerlei. Aber,“ ſetzte er nach einer Pauſe mit einem lauernden Geſichtsausdrucke hinzu, „Ihr müßt doch eine Heimat haben?“

„Die habe ich auch,“ erwiderte Richter und ſetzte mit Stolz hinzu: „und eine ſehr ſchöne. Habt Ihr nie von einem Fluſſe gehört, der der Rhein heißt?“

„Nein, niemals,“ entgegnete der Neapolitaner.

„Das thut mir leid um Euch,“ antwortete Richter mit Humor, „ſo habt Ihr von dem Schönſten nicht gehört, was es in Deutſchland gibt, von einem Fluſſe, wo ſchöne Dörfer neben reichen Städten liegen, wo ſich die Schlöſſer ſo nahe ſtehen, daß man von einem zum andern hinüber guten Morgen rufen kann, wo ungeheuer viel Wein wächſ't — ein ſo koſtbarer Wein, daß die Flaſche auf einen Ducaten und darüber zu ſtehen kommt, und wo das liebenswürdigſte und gebildetſte Volk der ganzen Welt wohnt — da bin ich geboren.“

Bei den letzten Worten nahm Richter ſeinen Hut vom Kopfe, ſchwenkte ihn dreimal über ſich in der Luft, winkte dann mit demſelben irgendwo hin, wo er ſich einbildete, daß Deutſchland liegen müſſe, und begann, überwältigt von ſeinen Erinnerungen an die theure Heimat, mit ſeiner vollen, ſchönen Stimme ein bekanntes Lied zu ſingen:

„Mein Herz iſt am Rhein, in dem heimiſchen Land,
Mein Herz iſt am Rhein, wo die Wiege mir ſtand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freuden mir blüh'n,
Wo die Liebſte mein denket in wonnigem Glühn.

Und wo ich geſchwelget in Liebe und Wein:
Wo ich bin, wo ich geh',
Wo ich bin, wo ich geh',
Mein Herz iſt am Rhein, iſt am Rhein!"

Raſajele lauſchte mit ſichtlichem Wohlbehagen den friſchen Tönen dieſes deutſchen Liedes, und als der Sänger geendigt und wie zum Fortgehen bereit ſeine Ledertaſche auf ſeine Schulter nahm, ſagte er ihm gutmüthig: „Glaubt Ihr denn, Herr Deutſcher, daß ich Euch ſo von der Schwelle meines Hauſes weggehen laſſe, ohne Euch irgend einen Trunk oder ein Stück Brod vorgeſetzt zu haben? Terteifel!" rief er lachend und ſetzte hinzu: „Nicht wahr, Ihr ſeid erſtaunt, zu hören, daß ich Deutſch kann? Ja, als die Schweizer noch da waren, kamen ſie öfters hier herauf, und da war das dritte Wort immer: Terteifel! Davon hab' ich's gelernt."

„Wenn Ihr noch mehr lernen wollt, Signor Raſajele," meinte Richter, „ſo will ich Euch zum Danke für Eure freundliche Einladung, die ich übrigens annehme, etwas Beſſeres lehren, wie der Teufel!"

„Gut, wir wollen ſehen," erwiderte der Neapolitaner; „aber ehe wir hineingehen, müßt Ihr mir ſagen, wie Ihr heißt; muß ich Euch doch vor meinen Weibsleuten mit einem chriſtlichen Namen anreden können; ich heiße Raſajele und bin hier oben Pachter auf der ſchönen Maſſeria di Fontana, leider ohne zu wiſſen," ſetzte er mit einem Seufzer hinzu,

„wo eigentlich meine Herrſchaft — aber laſſen wir das; alſo, Euer Name?“

„Mein Name iſt Richter.“

„Ein ſeltſamer Name,“ gab Raſajele zur Antwort, und brachte, als er verſuchen wollte, ihn nachzuſprechen, etwas hervor, wie Rigde oder ſo etwas Aehnliches. „Aber Ihr habt doch auch einen chriſtlichen Vornamen?“ fragte er.

„Allerdings: Heinrich oder Enrico.“

„Ah, da nehmen wir lieber den Vornamen; ſo folgt mir denn ins Haus, Don Enrico!“

Dieſes ‚Don‘ klang unſerem Freunde nicht unangenehm; er erinnerte ſich einiger Dons, die er dargeſtellt, wenn er im Gefolge irgend eines ſpaniſchen Königs Gnadenketten überbracht oder arme Schlachtopfer zum Blutgerüſte begleitet — Don Enrico. Er fand, daß man in Italien außerordentlich höflich ſei.

Hinter Raſajele, der das Thor öffnend ihm voranſchritt, betrat er den Lorberhain und empfand hier unter deſſen Laubmaſſen gegen die Hitze draußen eine angenehme Kühle. Kein Sonnenſtrahl drang durch die dichte Wölbung über ſeinem Haupte, aber deſto heller leuchtete am Ende des Laubganges das Haus des Pachters hervor.

Dieſer hatte ſich, als er eben die Schwelle überſchritt, gegen ſeinen Gaſt umgewandt und faßte nun plötzlich mit einem Ausdrucke des Erſtaunens im Geſichte den Arm deſſelben, ihn ſo für den Augenblick zum Stillſtehen nöthigend. Gleich darauf ließ er ihn aber wieder los und ſagte: „Das war ganz eigenthümlich, Don Enrico; Ihr habt es nicht bemerkt, denn es ging raſch wie der Blitz; als Ihr mit dem rechten Fuße die Schwelle des Thores überſchrittet,

ſchoß dort am Boden zwiſchen den Stämmen des Lorbers hervor eine kleine, grünſchillernde Schlange; es iſt eine ganz ungefährliche Art, wir haben überhaupt keine giftigen hier, — die kam alſo dort hervor, wand ſich rings um Euren Fuß und verſchwand dann wieder im Grünen."

„Ich habe nichts bemerkt," ſagte Richter, „nicht einmal ein Raſcheln gehört."

„Das glaube ich wohl, ich würde auch nichts geſehen haben, hätte ich mein Auge nicht zufälliger Weiſe auf Euch gerichtet gehabt, um zu ſehen, mit welchem Fuße Ihr meine Schwelle zuerſt überſchrittet; es iſt das von Vorbedeutung und wichtig."

„So ſeid Ihr abergläubiſch?"

„So möchte ich es nicht nennen, aber es gibt im Thun und Treiben der Menſchen an ſich ganz gewöhnlich ſcheinende Dinge, die aber, wie ich ſicher glaube, einen Zuſammenhang haben mit der Stunde, die vor uns liegt, oder mit unſerer Zukunft."

„So hätte die Schlange, die ſich um meinen Fuß wand, auch eine Bedeutung?"

„Das will ich meinen," erwiderte Raſajele mit lachendem Geſichte, „und wohl kein unglückliches, denn die Schlange iſt ein heilbringendes und verehrtes Thier. Was es aber ſagen will, daß ſie Euch beim Ueberſchreiten meiner Schwelle begrüßte, darüber muß ich meine Frau befragen, die verſteht ſich auf dergleichen Dinge — ſeht, da iſt unſer Haus, angenehm und hübſch kühl gelegen."

Zwei alte, mächtige Maulbeerbäume, welche am Ende des Laubganges ſtanden, rahmten mit ihrem helleren Grün das Haus des Pachters ein und gaben ein reizendes Bild,

in welchem Licht und Schatten aufs anmuthigſte wechſelten. Die graugelben Sandſteine, aus welchen das Haus gebaut, waren noch hier und da mit weißem Mörtel beworfen, an verſchiedenen Stellen wie verwittert und bildeten ſo auf der Mauer eigenthümliche Schraffirungen und Zeichnungen. Eine alte, ſolide Treppe, ziemlich roh aus dunklen Steinen zuſammengefügt, führte von außen auf einen offenen Gang, der wie in den meiſten italieniſchen Landhäuſern dieſer Art um den oberen Stock herumlief und von welchem verſchiedene Thüren in das Innere des Gebäudes führten. Maleriſch war dieſer Gang verziert durch Guirlanden von gelben und dunkelrothen Wälſchkorn-Kolben, durch weiße Wäſche, welche über das Geländer herabhing, durch Haufen von grünem Hanf, durch Töpfe der verſchiedenſten Art, namentlich aber durch einen trefflichen Nelkenſtock, deſſen feurige Blumen auf die Stufen der alten Treppe herabnickten.

Der dem Ankommenden zugekehrte Theil des Parterres hatte zwei große gemauerte Bogen. Der eine derſelben war mit Strohmatten und Reiſern behangen und bildete eine Scheuer; hinter dem zweiten größeren war der Eingang ins Haus durch eine weite Thür und gewährte eine Art Vorhalle, in welcher ſich ein ſteinerner Waſchtrog befand; neben ihm war der Backofen angebaut, welcher die gewölbte Decke dunkel ſchwarzbraun gefärbt hatte.

Rechts vom Hauſe befand ſich ein alter Ziehbrunnen mit bemooſ'ten, verwitterten Steinen, maleriſch, wie man nur etwas ſehen kann. Daneben führte eine Thür in ein kleines Gebäude, welches als Stall benutzt wurde, vor welchem ſich ein großes Rondel, zum Dreſchen des Kornes beſtimmt, ausdehnte.

Der Platz vor dem Hauſe zwiſchen dieſem und den alten Maulbeerbäumen war mit feinem Graſe bedeckt und mitten hindurch führte ein breiter, reinlicher Sandweg von der Lorber-Laube zum Eingange des Hauſes, wo die Frau, die Richter zuerſt geſehen, ſpinnend auf einem Stuhle ſaß. Zu ihren Füßen lag ein mächtiger, zottiger Hund, der leiſe knurrend ſeinen Kopf erhob und dann, als er ſeinen Herrn erkannte, mit dem buſchigen Schweife den Boden ſchlug. Der Eſel graſte auf dem Platze vor der Scheuer, eine Schar Hühner ſuchte in dem ſteinernen Rondel nach übrig gebliebenen Körnern, und an der Mauer des Hauſes lehnten Garten-Geräthſchaften verſchiedenſter Art.

Nur hier und da drang ein glühender Strahl der ſinkenden Sonne durch die Laubmaſſen anderer rieſenhafter Maulbeerbäume und beleuchtete das Haus mit warmen Lichtern, neben welchen lange violette, ſich ſanft bewegende Baumſchatten ſo ſcharf und beſtimmt abſtachen. Die Strohmatten an der Scheuer ſchimmerten gelblich-roth im wärmſten Tone; die Gallerie über den tiefen, faſt ſchwarzen Schatten des Haus-Einganges ſtand in vollſtem Lichte, aus dem hervor die Blumen der Nelken wie glühende Kohlen leuchteten. Während die angebaute Treppe einen langen, gezackten Schatten auf die linke Seite des Platzes warf, glänzten rechts die herabfallenden Tropfen des aufgezogenen Waſſer-Eimers wie Brillanten im Sonnenlichte; hinter dem Hauſe erhob ſich eine rieſenhafte Pinie, welche ihre Krone ſchirmartig über das Dach ausbreitete und ſich wie mit Golddunſt überſtreut, prachtvoll von dem dunkelblauen Himmel abhob.

Alles das gab ein ſo ſchönes, harmoniſches, milde zu-

ſammenſtimmendes Bild der Ruhe und Glückſeligkeit, daß Richter überraſcht ſtehen blieb und unwillkürlich ausrief: „Lieblicheres hab ich noch nie geſehen!“

Raſajele führte ſeinen Gaſt an den Eingang des Hauſes, holte einen Stuhl und bat ihn, ſich ſeiner Sachen zu entledigen und Platz zu nehmen.

„Ich habe Don Enrico mitgebracht,“ wandte er ſich an ſeine Frau, „und du wirſt wohl ein paar Feigen und Salami für ihn haben, damit er etwas zu ſich nimmt, ehe er den langen Weg nach Neapel wieder antritt. Wo iſt Marietta?“

Die Frau hatte dem Gaſte freundlich zugenickt und ſagte dann ihrem Manne: „Marietta wird bei ihren Seidenraupen ſein, laß ſie nur dabei. Du weißt wohl, ſie hat es nicht gern, wenn man ſie in ihrer Arbeit ſtört; ich ſelbſt will für Don Enrico etwas holen.“ Darauf ging ſie ins Haus und brachte bald darauf mit Hülfe des barfüßigen Knaben, der mit ſeinen großen Augen den Fremden als etwas außerordentlich Wunderbares anſtarrte, ein kleines Tiſchchen heraus, welches ſie mit einem ſchneeweißen Tuche bedeckte und dann Feigen auftrug, weißes Brod, ſo wie in dünne Scheiben geſchnittene Salami. Raſajele war indeſſen auch verſchwunden und brachte eine zweihenklige Vaſe von terra cotta nach einer ſchönen, antiken Form, in welcher ſich ſchwarz-rother Wein befand.

„Kann jemand in ſchönerer Umgebung und trefflicher zu Nacht ſpeiſen, als ich?“ rief Richter enthuſiaſtiſch aus. „Ich hätte nicht gedacht, meinen Tag ſo glücklich beſchließen zu können, ein König würde mich beneiden.“

„Wollen Sie da hinaus!“ ſagte lachend die Dame des Hauſes, „ſchämen Sie ſich, Graf Alfons, Sie ſind ein unausſtehlicher Schmeichler!“ Ihr Zorn über dieſe Schmeicheleien war in der That nicht ſo außerordentlich groß. Sie ſchlug freilich die Augen nieder, aber nur, um einen Augenblick darnach das angeſammelte Feuer mit einem einzigen Strahl auf den unglücklichen Verbrecher zu entladen. Auch entzog ſie ihm ihre Hand nicht, die er, um Vergebung flehend, innigſt küßte. „Erlauben Sie jetzt,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „daß ich Sie meiner Couſine, der Gräfin N., vorſtelle, einer armen jungen Frau, deren Mann von ſeinen Geſchäften in Neapel nicht wegzubringen iſt.“

Der Graf erhob ſich und ließ ſich der armen jungen Frau vorſtellen. Eine reizende, blühende Erſcheinung. Sie lag neben ihrer Tante in einem weichen niedrigen Fauteuil und hatte beim Eintritt der beiden Deutſchen ihr ſtolzes Haupt nicht im Geringſten erhoben.

Die arme junge Frau mochte zwanzig Jahre alt ſein, und zeigte unter dem ſtraffen Atlaskleide die herrlichſten, üppigſten Formen, dazu weiße Schultern, einen ſchlanken ſtolzen Hals mit ſchön gewölbtem Nacken und eine Büſte, wie man ſie nur bei Römerinnen findet. Sie war von der heiligen Stadt, die entfernte Verwandte eines Cardinals, der es für gut fand, ſie außerordentlich auszuſteuern, und an einen etwas ältlichen neapolitaniſchen Nobili zu verheirathen. —

„Graf Alfons — Gräfin N. — ein ſehr artiger deutſcher Cavalier!“ ſetzte die Marquiſin lächelnd hinzu, und auf dieſe Empfehlung hin, wurde der Vorgeſtellte mit einem Blick beehrt; auch machte die junge Dame einen Verſuch ihren Fauteuil ein wenig gegen ihn zu drehen, was ihr aber wohl nicht gelungen wäre, wenn ſie bei dieſem ſchwierigen Geſchäfte nicht ein franzöſiſcher Geſandtſchaftsſekretär unterſtützt hätte, der hinter ihr ſtand

„Doch ist es mir lieb, daß der König keine Veranlassung dazu findet," entgegnete der Pachter in trockenem Tone, „wir sind hier besser unter uns; aber jetzt greift zu, Don Enrico, und seid versichert, daß alles das und noch mehr Euch von Herzen gegeben wird. Laßt Euch auch nicht stören, wenn ich mit meiner Frau von der Schlange spreche," setzte er lächelnd hinzu, und dann erzählte er, was sich auf der Schwelle des Gartens mit seinem Gaste begeben.

Die Frau hörte so aufmerksam zu, daß selbst die bis jetzt nie rastende Spindel bewegungslos in ihrem Schooße lag. „Ei, ei," sagte sie alsdann, während ein freundlicher Zug ihr sonst so ernstes, fast düsteres Gesicht für eine Sekunde beleuchtete, „das war eine schöne Begrüßung."

„Und was hat sie zu bedeuten?" fragte der junge Mann.

Die Frau zuckte mit den Achseln und wechselte einen Blick mit ihrem Manne, der sie eben so erwartungsvoll anschaute, wie Don Enrico, ehe sie langsam zur Antwort gab: „Die Bedeutung dieses Grußes verändert sich nach der Person desjenigen, an welche er gerichtet; für Euch, da Ihr uns in kurzer Zeit wieder verlaßt, heißt er so viel, als Ihr seid von uns gern gesehen und werdet noch später an dieses Haus zurückdenken."

„Darin hat mir die Schlange die Wahrheit verkündet, denn Ihr könnt versichert sein, daß ich des herzlichen Empfanges in diesem wunderbaren Paradiese mein Leben lang eingedenk sein werde."

Er hatte bei diesen Worten, die er in innigem Tone aussprach, seine Hand über den Tisch seiner Wirthin dargereicht, welche fast zögernd die ihrige hineinlegte und ihn

dabei mit den großen dunkeln, etwas umſtorten Augen forſchend betrachtete.

„Ich habe nicht gewußt,“ rief Naſojele lachend, „daß dem Einen ein ſolcher Gruß etwas Anderes bedeuten kann, als dem Anderen; aber habe ich Euch nicht geſagt, Don Enrico, daß das mit der Schlange ein gutes Vorzeichen wäre?“

„Mich freut's in der That,“ entgegnete Richter, „denn ich fühle mich ſo heimiſch bei Euch, als ſei ich ſchon lange hier oben geweſen.“

„Nun, ich hoffe, Ihr kommt noch öfters herauf. Apropos,“ ſetzte er launig hinzu, „dann geht aber zu Fuße, es iſt nicht zu weit, oder wenn wir uns einmal verabreden können, ſo laß ich Euch auf meinem Eſel reiten, das iſt ein beſſeres Thier, als die Beſtie von drunten.“

Richter, welcher in das wunderbare Spiel der dunklen Schatten und blitzenden Sonnenlichter der Laubmaſſen blickte und mit ſo behaglichem Gefühle den linden und erfriſchenden Hauch der Abendluft einathmete, welcher um ſeine Wange ſtreifte, bemerkte auf einmal eine ſchlanke Mädchengeſtalt, die aus dem Anbau jenſeits des Brunnens herkam, einen Augenblick ihren Kopf gegen die Gruppe vor der Thür wandte und dann hinter dem Hauſe mit ruhigen Schritten verſchwand.

„Marietta!“ rief der Pachter, worauf ihm ſeine Frau ein Zeichen mit den Augen machte, ſich erhob und ins Innere der Wohnung ging.

„Ihr trinkt aber gar nichts,“ wandte ſich hierauf der Pachter an ſeinen Gaſt, indem er ihm die irdene Vaſe

hinſchob, „gewöhnlich lieben doch die Deutſchen einen guten Trunk.“

„Ich kann das von mir eigentlich nicht ſagen; mein Durſt iſt bald gelöſcht, und dann mag ich keinen Wein mehr. Auch finde ich den, den man hier trinkt, zu feurig und ſtark, er läuft Einem wie flüſſiges Feuer durch die Adern. Wenn Ihr aber erlaubt, ſo zünde ich mir eine meiner Cigarren an.“

„Thut ſo,“ erwiderte der Pachter, „ich werde Euch mit meiner Pfeife Geſellſchaft leiſten.“

„Nehmt doch eine von meinen Cigarren, Ihr habt mich ſo trefflich bewirthet, daß Ihr nicht verſchmähen dürft, mit mir zu rauchen; ſie ſind nicht ſchlecht, ich brachte ſie von draußen mit.“

Richter wickelte die beiden letzten Cigarren, die er in dem bewußten Papiere bei ſich trug, aus demſelben und ließ es dann wie abſichtslos auf dem Tiſche liegen.

„Das iſt was Gutes,“ ſagte Rafajele, nachdem er ein paar Züge gethan; „Ihr habt den Vortheil, „draußen beſſere und wohlfeilere Cigarren rauchen zu können.“

„Aber Eure langen ſchwarzen Cigarren ſind auch nicht ſchlecht.“

„Ja, wenn man daran gewöhnt iſt, mir iſt meine Pfeife lieber.“

Von der Cigarre Richter's war etwas Aſche auf den Tiſch gefallen, und er blies dieſe ſo geſchickt hinweg, daß ſich das Stückchen Papier mit erhob und dann dicht vor ſeinem Wirth zu liegen kam.

Dieſer blickte es zuerſt mit großer Gleichgültigkeit an, auf einmal aber ſchien etwas von der Schrift auf demſelben

ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln; er nahm es in die Hand, ehe er es aber näher vor die Augen brachte, ſprach er zu Don Enrico: „Habt Ihr das da mitgebracht?“

Richter blickte flüchtig darauf hin, dann erwiderte er: „Es kann nichts Bedeutendes ſein, zerreißt es nur, es hat mir zum Cigarren-Einwickeln gedient.“

Die Frau war unterdeſſen auch wieder unter das Vordach des Hauſes getreten und hatte ſich an ihren Platz geſetzt. Ihr ſchob der Colone das Papier zu, wobei er ſie mit einem eigenthümlichen Blicke betrachtete, den ſie nach einem raſchen Blicke auf die geſchriebenen Zeilen durch ein leichtes Kopfnicken erwiderte, dann aber das Papier auf beiden Seiten aufmerkſam betrachtete.

Richter merkte von alle dem begreiflicher Weiſe nichts. Er hatte ſein Geſicht zu dem jetzt tiefblauen Abendhimmel erhoben und betrachtete mit großem Intereſſe einzelne leichte Wölkchen, die, von der ſinkenden Sonne beſtrahlt, jetzt wie in Goldſchimmer getaucht erſchienen.

„Man weiß nicht, was hier ſchöner iſt,“ wandte er ſich alsdann gegen ſeinen Wirth, „der Morgen oder der Abend, doch bin ich eigentlich für den Morgen, denn die jetzt eintretende dunkle Nacht wirft einen ſchwarzen Schleier über alle die Herrlichkeiten und gemahnt mich zum Aufbruche — ich brauche doch eine gute Stunde bis zur Stadt.“

„Gewiß,“ entgegnete der Pachter, „und da die Sonne ſchon hinter dem Rande des Poſilippo verſchwunden ſein muß, ſo haben wir in kurzer Zeit finſtere Nacht.“

„Ganz richtig,“ erwiderte der junge Mann, „was man bei uns Dämmerung nennt und was uns ſo angenehm hinüberleitet in die Nacht, kennt man hier nicht. Wie in ſo

vielen Dingen bildet auch hier wieder Licht und Schatten einen ſchroffen Contraſt.“

Bei dieſen Worten that Richter nicht, als ſähe er die Zeichen, vermittels deren ſich Raſajele mit ſeiner Frau angelegentlichſt unterhielt, ja, er that ſehr erſtaunt, als ſein Wirth ihm nun ſagte: „Wenn ich Euch rathen darf, Don Enrico, ſo würdet Ihr heute Abend nicht mehr nach der Stadt zurückkehren; die alten, guten Zeiten,“ ſetzte er etwas leiſer hinzu, „wo man mit einem Sack voll Zechinen ohne Gefahr von Salerno übers Gebirge nach Neapel gehen durfte, ſind nicht mehr, und wenn es auch in der letzten Zeit hier oben ruhig war, ſo kann doch der Teufel trauen, und ich würde es mir nie verzeihen, wenn ſie Euch im Hohlwege unten angefallen hätten.“

„Ja, er hat Recht,“ ſagte nun auch die Frau, „bleibt bei uns, Don Enrico. Ihr werdet ſehen, wir ſind im Stande, Euch auf eine ganz behagliche Art unterzubringen. Da Ihr ein Maler ſeid, werdet Ihr Euch ja doch mehr auf der Höhe herumtreiben, als unten in der Stadt. Gebt einmal Achtung, wie prachtvoll hier oben die Sonne aufgeht.“

Richter, welcher vorher ſchon langſam ſeine Ledertaſche an ſich genommen und ſeinen Stock erfaßt hatte, legte Beides wieder zögernd auf den Tiſch, wobei er ſagte: „Es überraſcht mich, Ihr braven Leute, daß Ihr mir, einem völlig Fremden, ſo bereitwillig ein Nachtlager anbietet; da es aber, wie ich bemerke, aus gutem Herzen kommt, ſo nehme ich es dankbar an.“

„Man kann einander fremd ſein und ſich gewiſſermaßen doch ſchon kennen,“ erwiderte Raſajele mit einem eigenthümlichen Lächeln, wobei ſein gewöhnlicher, ſchlauer, ja,

verſchmitzter Geſichtsausdruck ſcharf hervortrat; „nehmen wir an, Ihr hättet da draußen bei Euch einen guten Freund, der ſchon hier geweſen und über den wir uns nun angenehm unterhalten könnten — wäre das nicht genug, um Euch zu bitten, daß Ihr ein paar Tage dabliebet?“

„Darin iſt viel Wahres,“ entgegnete Don Enrico, und ſetzte mit einem vielſagenden Blicke auf den Pachter und ſeine Frau hinzu: „wenn ich mein Gedächtniß anſtrenge, ſo ſollte es mir faſt gelingen, mich an jemand meiner Bekanntſchaft zu erinnern, der früher hier war und oft und gern von Neapel ſprach.“

Raſajele warf einen Blick auf den kleinen Platz vor dem Hauſe, dann ſtreckte er die rechte Hand gegen ſeinen Gaſt aus, und als dieſer die ſeinige hineinlegte, drückte er ſie kräftig: „Ihr bleibt alſo bei uns, Freund Don Enrico, und morgen, wo wir einen kleinen Spaziergang zuſammen machen wollen, reden wir über Eure Bekannten in der Heimat.“

„Gebe Gott,“ ſagte die Frau mit leiſer Stimme, „daß es Angenehmes iſt, was wir über ihn hören werden; hätte ich einen einzigen Sohn, ich könnte ihn nicht lieber haben.“

„Das iſt alſo abgemacht,“ rief der Pachter händereibend aus, „jetzt kommt, daß ich Euch Euer Zimmer zeige, Ihr werdet müde ſein und ſollt, wie ich denke, prächtig ſchlafen.“

Die Frau des Pachters hatte eine brennende Ampel von der bekannten antiken Form aus dem Hauſe geholt, und als ſie dieſelbe ihrem Manne einhändigte, der voranſchritt, um dem Gaſte zu leuchten, ſagte ſie: „felicissima notte.“

Ueber die alte Steintreppe ſchritt der Colone ſeinem

Gaſte mit der Ampel leuchtend voran und führte ihn oben auf der Gallerie nach der hinteren Seite des Hauſes, wo er eine Thür öffnete, zuerſt hineintrat und dann das Licht hoch emporhebend mit wohlgefälligem Tone ſagte: „Nun, wie gefällt Euch das, läßt ſich hier nicht wohnen?“

Das Zimmer war auch in der That zierlicher eingerichtet, als es das Aeußere des Hauſes hätte vermuthen laſſen und als Richter trotz der Wohlhabenheit, die er bei ſeinen Wirthsleuten bemerkt, erwartet; der ſteinerne Fußboden war mit einer Matte bedeckt, am Fenſter neben der Thür ſtand ein Tiſch mit dem zur Toilette nöthigen Porcellan und Glas, vor welchem ſich ſogar ein ſtrohgeflochtener Armſeſſel befand. Das breite Bett im Hintergrunde war mit ſchneeweißer Leinwand überzogen und hatte grüne Zanzarieren, ein Luxus zum Schutze gegen die Mücken, den man ſelten auf dem Lande in derartigen Häuſern antrifft.

An der Wand fehlte ein Spiegel nicht und auf dem kleinen Tiſchchen in der Ecke befand ſich auf einem kleinen Leuchter ſogar eine Wachskerze. Richter fühlte ſich durch alles dieſes und beſonders noch durch die überall herrſchende Sauberkeit aufs behaglichſte angeſprochen, und nachdem er ſeine Ledertaſche, Feldſtuhl und Stock abgelegt, reichte er dem Wirthe beide Hände mit der Verſicherung, daß er ihm keinen größeren Gefallen habe erweiſen können, als ihm hier oben Quartier zu geben. „Was iſt drunten die Stadt mit ihrem Menſchengewühle, mit ihrem Staube, mit ihrer Hitze, mit ihrem unerträglichen Lärm gegen dieſe friſche, göttliche Einſamkeit hier oben!“ rief er enthuſiaſtiſch aus, worauf ihm Rafajele freundlich lächelnd eine gute Nacht wünſchte und ihn allein ließ.

Richter konnte ſich nicht enthalten, noch einmal auf die Gallerie hinauszutreten und etwas von dem herrlichen Dufte des Abends zu athmen. „Lorberbüſche und Orangenblüthen,“ — ſprach er zu ſich ſelber, „biſt du nicht ein glücklicher Kerl? So mit einem Male von gar nichts Bewohner einer himmliſchen Villa am Meerbuſen von Neapel geworden zu ſein! Es iſt jetzt neun Uhr, und wenn ſie dort, wo ich herkomme, heute Abend eine große Oper in der Arbeit haben, ſo ſingt jetzt vielleicht der Chor:

Zum Kampf! Er führet uns zum Sieg!
Nicht Zwietracht mehr! Hinaus zum Kampfe,
Zum Kampf! Er führet uns zum Sieg!

„Kerkerluft und paradieſiſche Seligkeit — ah, wie das ſchön iſt!“ Er verſchränkte die Arme, trat an die Brüſtung der Gallerie und ſchaute hinaus in die weite Ferne, wo er umrahmt von jetzt ſchwarz erſcheinenden, ſanft wehenden Rebenlauben ein Stückchen der mild erglänzenden See bemerkte.

Als er ſich ſpäter in ſein Zimmer zurückzog, waren ſeine Gedanken getheilt zwiſchen der Heimat und hier und beſchäftigten ſich eben ſo mit ſeinem vergangenen Leben, als mit der Gegenwart, wenn er ſang:

„O, ſenke ſüßer Schlaf dich nieder
Auf ihre müden Augenlider,
Und gieße Balſam in das arme Herz.“

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Marietta.

Als Richter am andern Morgen nach einem gesunden und festen Schlaf erwachte und auf die Gallerie vor seinem Zimmer trat, hätte er laut aufjauchzen mögen über die wunderbare Pracht des Morgens, der goldstrahlend und in Brillanten funkelnd über der Erde aufgegangen war. Drüben schimmerte das Meer im tiefsten Blau, während Capri jetzt in den hellsten Tönen den Hintergrund schloß. Der Himmel strahlte in nie gesehener Klarheit, von dem Garten herauf dufteten die Lorberbüsche, die Citronen- und Orangenblüthen, der Nelken- und Reseden-Flor mit einer fast betäubenden Kraft. Dabei waren Bäume und Büsche bedeckt mit Myriaden von Thautropfen, und über alles das, was Richter hier sah und empfand, hätte er fast außer sich kommen mögen vor Entzücken, es war förmlich eine feenhafte Welt für ihn: drunten lagen in Körben aufgeschichtet die farbigen Melonen und die zackigen Artischoken neben goldglänzenden Aprikosen; daneben stand der zottige Hund aus den Abruzzen und etwas weiter

entfernt graſ'te der Eſel auf einem großen Raſenplatze hinter dem Hauſe.

Don Enrico war raſch mit ſeinem Anzuge fertig, und die heutige Aenderung in demſelben war, daß er ſtatt der ſchweren Stiefel leichte Schuhe anzog und ſich im Vorbeigehen eine der dunkelglühenden Nelken brach, die er ſich auf den Calabreſer ſteckte; dann ging er die Treppe hinunter und wurde am Fuße derſelben von ſeinem Wirthe mit einem freundlichen guten Morgen begrüßt und mit der Bemerkung, er wundere ſich, ihn ſchon ſo früh auf zu ſehen, worauf ihm Richter in einem Recitativ erwiderte:

„Bei Hirten wird's früh Tag."

„Wie es mit Eurem Frühſtück ausſehen wird, Don Enrico," ſagte hierauf der Pachter, „das weiß ich noch nicht ganz genau; was Ihr gewohnt ſeid, Kaffee oder Thee, wiſſen meine Weibsleute nicht beſonders gut zuzubereiten, und da hat denn die Frau für Euch ein Glas Milch vorgeſchlagen; ſeid Ihr damit zufrieden?"

„Nur zufrieden?" rief Don Enrico in einem Tone, der eine gerechte Entrüſtung über dieſe Frage ausdrücken ſollte, „glückſelig bin ich darüber, ganz entzückt über ein ſo wunderbar ländliches Frühſtück, und das in dieſer prachtvollen Natur, lieber Freund Raſajele! Wer wie ich über zwanzig Jahre im Dampfe der Städte und Hauche der Grüfte gelebt hat, der wirft ſich, wenn er endlich Gelegenheit dazu bekommt, entzückt an das Herz der Mutter Natur und ſaugt Originalſtoff aus ihrer Bruſt."

Wir glauben nicht, daß der ehrliche Pachter dieſe Rede ſeines Gaſtes verſtanden, in der obendrein deutſche Worte

und den Stuhl ſanft drehte. Sie dankte für dieſe Hülfe, indem ſie den Kopf und Oberkörper rückwärts bog, und leicht ihr Auge öffnete und wieder ſchloß. Da hiedurch die Hand des jungen Diplomaten von ihrem Haar ſanft berührt wurde, ſo flammte eine Röthe auf ſeinem Geſicht auf, und er blickte das herrliche Weib eine Sekunde lang mit glühenden Blicken an.

„Es iſt mir ein unſchätzbares Glück,“ ſagte der Graf, „ſogleich bei meiner Ankunft ſo hoch gewürdigt und Ihnen vorgeſtellt zu werden. Ich weiß dieß Glück zu ſchätzen.“

Die Dame lächelte kaum merklich, doch ſagte ſie mit freundlichem Ausdruck: „ſie waren nie zur Saiſon in Florenz, überhaupt in Italien?“

„Sie verzeihen Gräfin, aber ich habe Ihr herrliches Land mehr wie einmal durchreist, das ſchöne, ernſte Rom, das göttliche Neapel, habe freilich noch keine Saiſon in Florenz mitgemacht, doch fühle ich mich dafür jetzt von meinem freundlichen Schickſal glänzend entſchädigt.“

Der Franzoſe ärgerte ſich ſichtlich über die Complimente und Zungengeläufigkeit des Deutſchen, die jener für ſeine Nation als Monopol zu betrachten ſchien. Doch ſchien ſein Stern für heute Abend hinter dieſem Fauteuil untergegangen, er wurde von der Gräfin nicht weiter beachtet, der Graf dagegen von Vielen ſchon mit neidiſchen Blicken angeſehen.

„Haben Sie den Marquis ſchon geſehen?“ fragte nun die Dame des Hauſes im gleichgültigſten Tone.

„Ich hatte noch nicht das Glück, Ihrem Herrn Gemahl meine Aufwartung machen zu dürfen, doch hoffe ich ſogleich“ —

„Laſſen Sie's gut ſein! Sie werden ihn ſchon ſpäter ſehen, er macht draußen eine Partie Whiſt.“

Alfred, der nicht in der Laune ſchien, den leichten glänzenden Ball der Converſation aufzufangen und ſpielend wieder wegzuſchleudern, machte neben dem Seſſel der Marquiſin einem

mit lateinischen und italienischen abwechselten; dagegen sah er in dem freudestrahlenden Angesichte desselben, wie gut es ihm hier oben gefiel, und führte ihn lächelnd an den Platz, auf welchem sie gestern Abend gesessen und wo die Pachterin beschäftigt war, das Frühstück auf den Tisch zu stellen. Für Richter war frische Milch da und weißes Brod; Rafajele zog eine große, saftige Zwiebel vor, zu der er etwas Speck und spanischen Pfeffer nahm, und die Pachterin hatte eine Schüssel Suppe vor sich stehen. Auch sie bot ihrem Gaste einen freundlichen guten Morgen, und dann ließen sich alle nieder im Schatten des Hauses und eines der riesenhaften Maulbeerbäume, während rings um sie her die jetzt schon heißen Sonnenstrahlen blendend leuchteten. Der große, zottige Hund war ebenfalls hinter seinem Herrn mit an den Tisch getreten, und als Richter das prachtvolle Thier bewunderte, sagte Rafajele: „Es ist das ein tüchtiger Wächter; ich möchte in der Nacht keinem Fremden rathen, über den Zaun zu steigen, er würde unfehlbar zerrissen; reicht ihm ein Stück Brod, Don Enrico, daß er Euch kennen lernt, und kraut ihm dabei furchtlos sein Fell.“

Richter that, wie ihm geheißen, und nachdem der Hund seinen Herrn einen Augenblick betrachtet, nahm er das Brod von dem Fremden und wedelte ein wenig mit seinem Schweife, als dieser ihn auf den breiten Kopf pätschelte.

„Wenn er Euch einmal genauer kennt, so begleitet er Euch in die Stadt,“ sagte der Pachter, „und dann können schon einige handfeste, unerschrockene Kerle kommen, wenn sie Euch was anhaben wollen.“

„Braucht es in der That jetzt hier in diesem schönen

Lande dergleichen Vorſichtsmaßregeln, wenn man Abends allein ausgeht?“

Raſaele zuckte mit den Achſeln und erwiderte: „Mir und uns hier oben iſt bis jetzt nichts paſſirt, doch kann man drunten alle Tage von Ueberfällen und Einbrüchen hören; natürlich wird auch übertrieben.“

„Bei uns lieſ't man in der Zeitung, es hätten ſich hier wieder förmliche Räuberbanden gebildet, die Brigantaggio, wie ſie es nennen.“

„Die bezeichnen alles mit dem Worte Brigantaggio, und doch iſt zwiſchen dieſem und jenen Halunken, welche dem Wanderer ſein Geld abnehmen und auch wohl ein bischen todtſchlagen, ein Unterſchied wie Tag und Nacht. Glaubt mir, Don Enrico, unter den Leuten, welche ſich in die Berge geworfen haben, um auf eigene Fauſt einen Krieg gegen die Piemonteſen zu führen, gibt es ganz achtungswerthe und tüchtige Männer.“

„Das weiß die Madonna,“ warf die Frau mit einem tiefen Seufzer hin.

„Es iſt ein grauſamer Krieg, den ſie mit einander führen,“ ſagte Raſaele; „wo ſie gegenſeitige Gefangene machen, da ſchießen ſie ſie ohne Gnade todt; ich möchte von dem unſchuldig vergoſſenen Blute nichts auf dem Gewiſſen haben. Hört 'mal unſere alten Leute darüber reden, wie es jetzt in dieſem geſegneten Lande zugeht: die Spanier ihrer Zeit trieben es toll genug, die Franzoſen ließen auch nicht mit ſich ſpaßen, doch hatten ſie in kurzer Zeit wenigſtens Ordnung geſchafft, mit den Oeſterreichern war auch nicht am beſten zu verkehren, aber jetzt — na, 's iſt beſſer, man ſpricht nicht darüber.“ — Er blickte bei dieſen Worten um ſich her, neigte

darauf den Kopf zu seinem Gaste und schloß mit leiser Stimme: „In dem Lande hier haben jetzt die Gebüsche Ohren; sprecht nie mit fremden Leuten über etwas dergleichen, denn wenn Ihr selbst sagt ‚Gott sei Dank,' so finden sich Zeugen genug, die dieses Wort in ‚O weh' verkehren."

Richter war nachdenkend geworden, denn jetzt erst bei den Worten seines Wirthes fiel ihm Gaetano wieder ein und der gefährliche Weg, den dieser zu gehen habe. Er selbst hatte in der herrlichen Umgebung fast vergessen, daß es hier schroff einander gegenüberstehende Parteien gab und daß auch er in den Fall kommen werde, sich für eine derselben zu erklären und vielleicht thatkräftig einzutreten. Mit seinem leichten Sinne dachte er aber gleich darauf: kommt Zeit, kommt Rath, und wollte eben mit seinem Wirthe ein anderes Gespräch beginnen, als er hinter sich das Rauschen eines Gewandes vernahm und aufblickend ein junges Mädchen gewahrte, das aus dem Hause getreten war und dessen Erscheinung ihn so überraschte, daß er unwillkürlich aufstand und, sich tief verbeugend, seinen Hut abzog.

„Das ist Marietta, meine Tochter," sagte die Pachterin und fügte nach einer Pause hinzu: „Und das ist Don Enrico, ein Maler, der gestern Abend gekommen ist und ein paar Tage bei uns bleiben wird."

Marietta nickte flüchtig mit dem Kopfe und setzte sich dann so an die Seite ihrer Mutter, daß sie den Gast etwas weniger als die linke Seite ihres Gesichtes sehen ließ.

Dieser, welcher sich auch wieder niedergelassen hatte, mußte sich gestehen, daß er in seinem Leben nichts Reizenderes erblickt; er hatte doch auch schon schöne Mädchenaugen gesehen und in den vortheilhaftesten Costumen, ja, viele in

demſelben, in welchem jetzt Marietta erſchien, darunter manche Tänzerin, die als Fenella aufgetreten war, von vollkommenſter Schönheit, vor der nicht nur er und ſeine Collegen vom Chor, ſondern ſelbſt das ganze Perſonal bis zu dem Intendanten hinauf bewundernd geſtaunt; aber alle, die er bis jetzt geſehen, reichten nicht im entfernteſten an dieſes junge Mädchen. — Und doch, eine Einzige trat jetzt blendend vor ſein inneres Auge — Roſa, die Tänzerin, ſie allein hätte den Vergleich mit Marietta ausgehalten.

Marietta war von ziemlich großem und ſchlankem Wuchſe, dabei fein und kräftig gebaut; zierlichere Hände und einen volleren Arm konnte man nicht ſehen, und nun erſt das rein griechiſche Profil ihres Geſichtes, die dunkeln, träumeriſchen Augen — nein, Aehnliches gab es nicht, dachte Richter. Wie waren dieſe Augenſterne ſo tief und ſchwarz, ſo anziehend, daß man nur immer in ſie hätte hineinſehen mögen, um in der dunkeln Nacht derſelben nach den wunderbaren Träumen eines ſolchen Mädchenauges zu forſchen! Hochgewölbte Brauen, beinahe etwas zu dicht und buſchig, und lange, ſeidene Wimpern erhöhten den Eindruck und die Macht des Blickes. Der etwas dunkle Teint ihres Geſichtes verſchwand vor der leichten Röthe ihrer Wangen, deren Schmelz bei jedem tieferen Athemzuge zu wechſeln ſchien. Ihr krauſes, blau-ſchwarzes Haar umhüllte halb aufgelöſ't in Locken und Flechten ihr Haupt, während eine ſilberne Nadel keck hineingeſteckt war und mild glänzte neben der feurigen Glut einer der tiefrothen Nelken. Marietta trug über einem rothen wollenen Rocke eine weiße geſtickte Schürze mit farbigem Bande, ihr ſchwarzes Sammtmieder, vorn leicht mit Gold verziert und eben nur ſo hoch, um den vollen runden Buſen

zu ſtützen, den aber ihr weißes, leinenes Hemd, welches über die Schultern in Falten gezogen war, nur ahnen ließ; um den entblößten Hals hatte ſie eine Korallenſchnur mit einem Hörnchen als Amulet, während ein gelbſeidenes Halstuch, vorn locker in einen Knoten geſchlungen, über den Nacken herabgeworfen war und dieſen nur leicht bedeckte.

Richter hätte gar zu gern ein Wort an ſie gerichtet, doch ſo ſehr er ſich auch Mühe gab, eine fehlerloſe italieniſche Phraſe zuſammenzuſetzen, ſo glaubte er doch keine zu finden, die ihm für das junge Mädchen elegant genug däuchte. Da auch ſie keine Luſt zu haben ſchien, den Fremden anzureden, ſo kam Don Enrico am heutigen Morgen nicht dazu, ihre Stimme zu vernehmen, denn nachdem ſie ihrer Mutter etwas zugeflüſtert, erhob ſie ſich wieder und ging quer über den Platz vor dem Hauſe nach dem nebenliegenden Anbau.

Richter konnte ſich nicht enthalten, ihr mit bewundernbem Erſtaunen nachzublicken und mußte ſich geſtehen, daß ihre Geſtalt, ſo dahin gehend, leicht ſchreitend wie ein Reh, noch mehr gewann. Jede ihrer Bewegungen war graziös, und ein gewiſſes Wiegen des ſchlanken Oberkörpers in den Hüften drückte jene verführeriſche Elaſticität aus, die man an den Spanierinnen ſo ſehr bewundert und welche auch manche Neapolitanerin mit ihren vielleicht ſtammverwandten Schweſtern gemein hat.

Dabei war alles an Marietta's Anzug ſo nett und gewählt, wie Richter nie etwas Aehnliches geſehen. Unwillkürlich fielen ihm immer wieder Vergleiche aus der Oper ein, aber auch da erinnerte er ſich bei Keiner, nicht einmal bei Roſa, dieſe Harmonie geſehen zu haben. Mit alten, ächten Spitzen waren Marietta's weiße Hemdärmel, die nur bis

zum Ellbogen reichten, beſetzt, kein häßlicher Reifrock verunſtaltete ihren Wuchs und der kurze rothe Rock zeigte die zierlichſten Füßchen in blendend weißen Strümpfen auf allerliebſten Holzpantoffeln mit hohen Abſätzen.

Jetzt war ſie in dem Anbau verſchwunden, und Richter hätte ſich gern darüber geſchämt, daß er dem Mädchen ſo unpaſſend ſtarr nachgeblickt, als ihm ſein Wirth lächelnd ſagte: „Nicht wahr, Marietta kann ſich ſehen laſſen?“

„Und ſie iſt ſo gut und brav, als ſchön,“ meinte die Mutter.

„Dabei luſtig und heiter, wie der Vogel auf dem Zweige,“ unterbrach ſie der Vater; „wenn ſie Euch erſt einige Tage geſehen hat und dann mit Euch überhaupt ſprechen will, ſo wird ſie Euch keine Antwort ſchuldig bleiben, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen, und ſingen thut ſie den ganzen Tag — hört nur, da fängt ſie ſchon an, und alles durch einander, wie es ihr gerade in den Kopf kommt.“

„Chi videro vo lo sciore,
Lo sbranore
De la loggia e de la zecca.
Chi vedere vo la vera
Primavera,
Lasse tutte e bega Cecca
Cecca mia,
Ca non dica la boscia.“

hörte man das junge Mädchen in einer heiteren Tanzweiſe ſingen mit etwas tiefer, aber doch ſehr wohlklingender Stimme.

„Klingt das nicht wie die Mandoline?“ ſagte lachend der Vater; „wahrhaftig, man brauchte nur mit den Taſtag-

netten einzufallen oder das Tambourin dazu zu ſchlagen, ſo könnte man die luſtigſte Tarantella tanzen."

„Und wie tanzt ſie die!" ſprach die Mutter mit einem viel ernſteren Blicke als nothwendig geweſen wäre. „Keine kann es ihr darin gleich thun!"

„Na, das lernt ſich alles von ſelbſt und will nicht viel bedeuten," erwiderte Raſajele; „aber auch in manchen anderen, nützlicheren Dingen iſt Marietta den meiſten ihres Alters voraus."

„Ja, ja," ſprach die Pachterin mit einem tiefen Seufzer, worauf ſich Raſajele heftig am Kopfe kratzte und mit einem verdrießlichen Geſichte ſagte: „Laß das gut ſein für jetzt und fange nicht wieder an, es iſt ja noch nicht aller Tage Abend; scioscials, cavola," fügte er achſelzuckend hinzu.

„Du wirſt ſo lange die gleichen Redensarten führen," murmelte die Frau mit finſterm Blicke, „bis er eines Morgens herauskommt und kurzweg befiehlt, uns den anderen Tag bereit zu halten."

„Oho, man befiehlt mir nur ſo! Ich möchte wenigſtens den ſehen, dem ich auf einen ſolchen Befehl Folge leiſtete, es ſei denn, daß unſer junger Padrone wiederkäme, und der würde, wie ich überzeugt bin, ſo was nicht befehlen."

„Bis unſer junger Padrone, den Gott und die heilige Jungfrau ſchützen mögen, aber wieder erſcheint, kann ſich genug begeben, was im Stande iſt, mir das Herz zu brechen; o Raſajele, wenn es wirklich deine Abſicht iſt, auf ſeine Vorſchläge nicht einzugehen, ſo ſage es ihm aber gerade heraus. Doch das thuſt du nie; von dir ſieht er nur die abgezogene Mütze, den abgezogenen Hut, und hört nur: o ja, wahrſcheinlich, es kann nicht fehlen, es wird ſich ſchon

machen, und dergleichen mehr. O über die Schwäche von euch Männern! Ließeſt du mich einmal mit ihm reden, ſo wüßte er bald, woran er wäre."

„O über die Klugheit von euch Weibern!" ſpottete der Pachter nach; „ſagten wir ihm ein Mal gerade heraus, was wir über ihn und jene Sache denken, ſo wüßten auch wir bald, woran wir wären, darauf kannſt du dich verlaſſen. Weißt du nicht, daß er faſt unumſchränkt die Verwaltung der reichen Güter der Familie Fontana in der Hand hat? Bedenkſt du nicht, daß er uns mit einem Federſtriche von Haus und Hof vertreiben kann, und haſt du es vergeſſen, daß er wohl weiß, wie dein Bruder heißt?"

Bei dieſen letzten Worten, welche Raſajele ausſprach, ſchrak die Frau zuſammen und warf einen ängſtlichen Blick nach ihrem Gaſte hinüber, der ſich aber als discreter Mann beim Beginn dieſes Zwiegeſprächs der Eheleute erhoben und ein paar Schritte in der Richtung nach dem Anbau gemacht hatte.

„Sei doch geſcheit," fuhr der Pachter nach einer Pauſe gutmüthig fort; „haben wir nicht ſeit geſtern gegründete Hoffnung auf eine mächtige Hülfe — o, wenn ich daran denke, könnte ich vor Freude hinausſchreien! — und ſollen wir kurz vor einer bevorſtehenden, ſo glücklichen Wendung jenem Kerl die Augen öffnen, daß er uns noch ſchnell zertritt, ehe wir vielleicht im Stande ſind, ihm Eins zu verſetzen? Im Gegentheil, Frau, wir wollen doppelt höflich gegen ihn ſein, ihm ſchmeicheln, und wenn er heute käme und verlangte, morgen ſolle die Hochzeit ſein, ſo ſage ich: gut. Dann kannſt du als Mutter und Frau ihm begreiflich machen, morgen ginge es nicht, aber in acht Tagen oder ſo.

— Wenn ich nur Marietta veranlassen könnte, etwas gelinder mit ihm zu verfahren; aber was hat ihm diese nicht schon für Redensarten an seinen dicken Kopf geworfen! — Gib dich zufrieden, so viel hört er in seinem ganzen Leben nicht mehr, als ihm deine Tochter gesagt — gegen den Stachel kann man nicht lecken," setzte er vertraulich hinzu, „und wer den Vesuv ausblasen wollte, der würde sich nur das Maul verbrennen.

„Ich sage dir," fuhr er flüsternd fort, „was diese Advocaten da unten für eine Macht haben, davon kannst du dir keinen Begriff machen; früher da ging es über unsere Geldbeutel her, und wenn sie sich in etwas Anderes mischen wollten, so wurden sie von oben herunter tüchtig aufs Maul geklopft; es ist kein Geheimniß, daß manche von ihnen lange Jahre hinter der Mauer der Vicaria oder im Wasserkessel des Castel dell' Uovo gesessen haben, und das geschah ihnen Recht, weil sie uns das Fell über die Ohren zogen, wo sie konnten. Aber heute, wo sie öffentlich reden können, was sie wollen, und in die Zeitungen drucken, was ihnen in den Sinn kommt, da fürchten sie sich sogar in Turin vor ihnen, thun ihnen schön und glauben alles, was sie sagen. Die Madonna mag's ändern, wenn es ihr möglich ist, aber wahr bleibt's! Hätte unser früherer König Geld genug, um die Advocaten zu kaufen, da könnten sie all das Gepuff und die Metzeleien in den Bergen bleiben lassen und viel schneller zum Ziele kommen."

Die Pachterin warf einen raschen Blick auf Don Enrico, der in gemessenen Schritten auf dem Platze herumschritt, auf welchem im Herbste das Getreide gedroschen wurde, dabei aber nicht unterließ, nach der offen stehenden Thür

des Anbaues zu ſchielen, von woher immer noch Marietta's luſtiger Geſang erſcholl, dann fragte ſie: „Trauſt du dem Fremden auch nicht zu viel? Seit Neapel eine Provinzſtadt geworden iſt, wird es denen da oben im Norden leicht, uns Spione aus aller Herren Länder zu ſchicken.“

„Haſt du nicht ſelbſt den Zettel geleſen, den er geſtern auf den Tiſch warf, und warſt du nicht eben ſo ſehr als ich überzeugt, daß er aus einer befreundeten, lange vermißten Hand kommt?“

„Allerdings, aber deßhalb vergiß doch nicht, vorſichtig zu ſein; du trauſt dem da unten eben ſo wenig als ich. Könnte er dir nicht auch eine Falle ſtellen, um uns unbedingt in die Hand zu bekommen, ſchon um Marietta's willen?“

Raſajele ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, ehe er erwiderte: „Don Enrico hat ſo wenig von einem Spione, wie ein Artiſchoke von einem Meeraal, überhaupt haben dieſe Deutſchen ſehr wenig Anlage zur Verſtellung; grob können ſie ſein, das haben wir an den Schweizern erlebt, aber dabei ſind ſie aufrichtig und ehrlich, und beſonders der da. — Gleich nachher werde ich mit ihm einen Spaziergang machen, und wenn wir zurückkommen, werde ich wiſſen, was ich zu wiſſen brauche. Sei du nur recht höflich mit ihm und nenne ihn Cavalliero, ich habe ſchon bemerkt, daß er das gern hört — ſchau, wie er dort hinblickt, wo deine Tochter iſt,“ ſetzte er lachend hinzu; „hoffentlich wird Marietta keine Abneigung gegen ihn faſſen, wie ſie ſonſt ſo gern zu thun pflegt.“

„Ich glaube nicht, wenn er artig und zurückhaltend gegen ſie iſt.“

Glücklicheren Platz und zog ſich in den erſten Salon zurück, hier einen Bekannten grüßend, dort ein paar Worte wechſelnd, dann trat er zu den Spieltiſchen.

Es war hier, wenn auch eine ebenſo vornehme und glänzende, doch weniger blühende und ſchöne Geſellſchaft bei einander. Nur die ältere Generation ſpielte, oder wettete auf die Spielenden, und was zuſah, waren unintereſſante, ſchüchterne junge Leute oder ebenfalls ältere Herrn, die zufällig keine Partie gefunden. Es wurde größtentheils Whiſt geſpielt, den Point um einen Napoleon, Wetten nach Belieben.

Da ſaßen Kammerherrn, Großwürdeträger der Höfe kleinerer Nachbarſtaaten, alte Generale fremder Nationen und einfache Leute in Civil aus guter Familie, aber ohne eigentlichen Charakter. Viel bleiche und gelbe Geſichter waren hier zu ſehen, kohlſchwarze Haare, die im Schimmer der Kerzen einen röthlichen Schein gaben, eben ſolche Augenbrauen, denen man ebenfalls künſtliche Nachhülfe anſah, dazwiſchen graues, feſtes Haar und eben ſolchen ſtarken Schnurrbart, weiße Halsbinden, blaue und ſchwarze Fräcke, magere Hände mit und ohne Manſchetten, und Ordensbänder in allen Farben: ein ganzes Firmament von Sternen. Dann ältliche Damen, welche ebenfalls mitſpielten, in der größten Toilette, alte Herzoginnen von unermeßlichem Vermögen, mit Blumen und mit hochfriſirten Haaren, andere mit Brillanten, und das rauſchte und funkelte, huſtete und räuſperte durch einander, und dazu hörte man Worte von faſt allen Zungen Europa's. Hier waren Italiener, Ruſſen, Franzoſen, Polen, Deutſche vertreten; Letzterer waren es nur wenige, auch ſchauten die meiſten derſelben zu, faſt Keiner wettete hoch.

Alfred ſtellte ſich an einen Tiſch zu einer Whiſtpartie, welche mit dem Strohmann arbeitete; ein alter ruſſiſcher General mit einem breiten rothen Geſicht und kurzen grauen Haaren hielt mit einer verlebten Oberſthofmeiſterin irgend eines benachbarten

„Das wird er sein, auf den Deutschen kann man sich in dieser Beziehung schon verlassen; ja, wenn es ein Franzose wäre!“

Die Pachterin nickte mit dem Kopfe, dann gab sie zur Antwort: „Wenn zwischen euch Beiden einmal die Rede auf Marietta kommt, so kannst du ihm wohl sagen, daß sie Braut ist und nächstens heirathen wird.“

Rafajele lächelte pfiffig, als er erwiderte: „Hoffentlich aber wird er nicht Zeuge sein, wie sie mit ihrem Bräutigam plaudert.“

„Das ist gerade ein Punkt, an den ich noch nicht gedacht und den du auch vergessen hast; was machen wir, wenn er in den nächsten Tagen zufällig heraufkommt?“

Der Pachter kratzte sich am Kopfe und sann einen Augenblick nach, ehe er versetzte: „Den Teufel auch, das ist wahr, daran habe ich wahrhaftig nicht gedacht!“

„Das Beste ist wohl,“ sagte die Frau, „ja, das Einzige, wir lassen ihn unsern Gast nicht sehen. Gepäck hat Don Enrico nicht viel, und wenn er ihn gar zu Gesicht bekommen sollte, so ist er halt ein Maler, wie sich viele hier herumtreiben, der in das Haus kam, um ein wenig auszuruhen. Was sein Zimmer droben anbelangt, so sage ich ihm einfach, Marietta hätte es sich ausgewählt, und da weiß er schon, daß er fern davon bleiben muß.“

„So ist's recht,“ antwortete Rafajele lachend, „darin wird er vielleicht eine Anhänglichkeit der Tochter an ihn sehen und sich zufrieden geben.“

„Besser aber ist's immer,“ meinte die Frau, indem sie ihren Kopf nachsinnend hin und her wiegte, „wenn er ihn nicht sieht.“

„Das kann ich auch mit ihm bereden," erwiderte der Pachter; „ich brauche ihm ja nur zu ſagen, der Bräutigam Marietta's ſei ganz entſetzlich eiferſüchtig; jetzt will ich aber gehen und einen Gang mit ihm machen."

Damit erhob er ſich und rief ſeinem Gaſte, der noch immer mit großer Aufmerkſamkeit die Umgebung des Hauſes betrachtete, ſich aber nun ſogleich auf ſein Zimmer begab, um dort ſeinen Hut und Stock zu holen. Droben konnte er's nicht unterlaſſen, ſich einen Augenblick vor den kleinen Spiegel zu ſtellen und vor demſelben ſeinen Calabreſer aufzuſetzen, ſo wie die Spitzen ſeines Schnurrbartes in die Höhe zu drehen. Auch ſchien er mit dem, was ihm der Spiegel gezeigt, nicht unzufrieden zu ſein, denn als er das Gemach wieder verließ und die Treppe hinabgeſtiegen, ſchwang er luſtig ſeinen Stock in der Rechten und ſang:

„Kommt ein ſchlanker Burſch gegangen,
Blond von Locken oder braun,
Ei, nach dem kann man wohl ſchau'n."

Auf den Spaziergang, den er hierauf mit ſeinem Wirthe machte, haben wir keine Veranlaſſung, ihm zu folgen oder das Geſpräch der Beiden wiederzugeben, da es ſich in demſelben nur um uns ſchon längſt bekannte Dinge handelte. Der ſchlaue Italiener hatte erfahren, was er wiſſen wollte, und begab ſich nach der Zurückkunft ſogleich in das Schlafzimmer zu ſeiner Frau, wo er mit derſelben eine lange Unterredung hatte, während Richter dieſen Augenblick benutzte, um eine kleine Entdeckungsreiſe rings um das Haus zu unternehmen und auch im Vorbeigehen ganz zufällig in jenen Anbau zu ſchauen, wohin vor ein paar Stunden das junge Mädchen gegangen war. Daß ſie jetzt wohl nicht mehr dort

ſein konnte, verſtand ſich von ſelbſt, was hätte ſie auch ſo lange dort machen ſollen? Die Thür des Anbaues war angelehnt, er öffnete ſie, und nachdem er hineingetreten, ſah er, daß das junge Mädchen allerdings nicht mehr da war, doch bemerkte er hier ihm bis jetzt ganz fremdartige Dinge, die ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch nahmen, daß er näher trat und mit Intereſſe hinblickte.

In dem mäßig erhellten, ſtallähnlichen Raume zeigten ſich Brettergeſtelle, mehrere über einander, auf einigen waren flache Körbe, in denen Tauſende von grauen Seidenwürmern auf jungen, grünen Maulbeerblättern herumkrochen und unaufhörlich fraßen, auf anderen ſah man Reiſigbüſchel, zwiſchen deren feinen Zweigen unzählige, mattglänzende, gelbe und weiße Cocons hingen. Es war eine Seidenzucht-Anſtalt, wie man ſie um Neapel in den meiſten Bauernhäuſern findet und ſomit hier etwas ganz Gewöhnliches, für den jungen Mann aber ſo neu, daß er ſich auf eine Holzbank vor den Brettergeſtellen niederließ und das Getreibe der kleinen Thierchen mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete. Es erſchien ihm ein mühſeliges und langweiliges Geſchäft, wenn er bedachte, wie viele Tauſende dieſer kleinen Spinner zu einigen Ellen Seidenzeug nöthig ſeien, über deſſen Urſprung man ſo ſelten nachdenkt. Das Freſſen dieſer Geſchöpfchen, ſo winzig ſie auch waren, verurſachte ein förmliches Geräuſch wie ein entferntes Summen, und wenn er davon wieder die Augen auf die Reiſigbüſchel wandte, ſo kamen ihm dieſe mit ihren fruchtähnlichen, glänzenden Geſpinnſten ſo appetitlich vor, daß er gern ſelbſt abgepflückt hätte und wohl begriff, wie ſich niedliche Finger mit dieſer Arbeit beſchäftigen konnten.

Ein leiſes Knurren hinter ihm ſtörte ihn in ſeinen Be-

trachtungen, und als er ſich raſch umwandte, ſah er unter der geöffneten Thür Marietta ſtehen, an ihrer Seite den zottigen Hofhund, welcher ihn mit einer bedenklichen Grimaſſe anſchaute; doch ſchlug ihn das junge Mädchen mit ihrer flachen Hand auf den breiten Kopf und ſagte mit befehlender Stimme: „Ruhig, Pluto!“ worauf ſich das gewaltige Thier dicht an ſie ſchmiegte, während er mit einem leichten Wedeln des Schweifes nach ihr aufblickte.

Richter hatte ſich erhoben, nahm ſeinen Hut mit einer zierlichen Handbewegung vom Kopfe und ſagte, während er ſich tief verbeugte: „Verzeiht mir, Donna Marietta, daß ich mir erlaubte, hier hereinzutreten.“

Die Tochter des Pachters hielt mit der linken Hand einen Korb voll grüner Maulbeerblätter, den ſie graziös auf ihre Hüfte aufgeſetzt trug. Sie blickte dem Fremden ein paar Augenblicke forſchend ins Geſicht, dann aber öffnete ſie lächelnd ihre feinen Lippen und erwiderte, indem ſie ihre ſchneeweißen Zähne ſehen ließ: „Was habe ich zu verzeihen? Ihr ſeid der Gaſt meines Vaters, und der wird gewiß nichts dagegen haben, wenn Ihr unſere Seidenwürmer anſchaut. Aber warum ſeht Ihr mir ſo ſtarr ins Geſicht?“

Der junge Mann, der eine Antwort auf die letztere Frage ſchuldig blieb, fuhr mit der Hand über die Augen, als wolle er auf dieſe Art ſeinen Augen eine andere Richtung geben, dann entgegnete er: „Es iſt möglich, daß Euer Herr Vater nichts dagegen hat, wenn ich mir die Seidenwürmer betrachte, was mit großem Intereſſe geſchehen iſt, doch möchte ich auch mit ſeiner Erlaubniß nichts thun, was Euch perſönlich unangenehm wäre, Donna Marietta!“

Das ſchöne junge Mädchen ſchüttelte mit dem Kopfe.

Wir zweifeln, ob sie Richter's Phrase vollkommen verstanden, denn trotzdem er sich bemüht, dieselbe so italienisch als möglich zu geben, waren ihm doch einige lateinische Wörter mit untergelaufen, die ihr gewiß unverständlich waren. Dann ging sie ein paar Schritte vorwärts, und als sie dicht vor den Gestellen stand, sagte sie, sich umschauend: „Bei Euch zu Lande habt Ihr wohl keine Seidenwürmer, Don Enrico?"

„Es gibt wohl auch dergleichen bei uns, wie ich in den Zeitungen gelesen," versetzte Richter, indem er sanft seinen Schnurrbart kräuselte; „gesehen habe ich noch keine, es ist wohl auch nicht der Rede werth; denn wenn man dort von der Seiden-Ernte irgend eines Dilettanten, der sich damit abgibt, hört, so ist ein halbes Dutzend Pfund schon was Unglaubliches; es ist bei uns nicht warm genug für die Seidenraupen-Zucht."

„Ja, es muß bei Euch recht kalt sein, wie ich schon gehört," erwiderte Marietta; „nicht wahr, Ihr habt das ganze Jahr Eisberge und Schnee? Da möchte ich nicht leben."

„Nun, so arg ist es gerade auch nicht, obgleich es hier viel schöner ist; wir haben Monate lang eine Hitze, die der von Neapel nicht nachsteht."

„Ei, seht doch!" rief das junge Mädchen.

„Und Wein haben wir auch die Hülle und Fülle."

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!"

sang Richter lachend, und übersetzte darauf, was er gesungen, wobei er hinzusetzte: „Der Rhein ist ein großer Strom, an dem ich geboren bin."

„Und jetzt seid Ihr hieher gekommen, um allerlei Dinge bei uns abzuzeichnen? Könnt Ihr mich nicht auch einmal zeichnen?"

„Das wird ſchwer gehen," verſetzte Don Enrico nach einem augenblicklichen Stillſchweigen etwas kleinlaut; „ich male nur Landſchaften, Häuſer, Bäume, höchſtens Blumen; freilich als eine liebliche Blüthe könnte ich —"

„Es iſt ſchade," unterbrach ihn das junge Mädchen raſch, „daß Ihr mich nicht malen könnt!" Dann fügte ſie mit einem ſchalkhaften Lächeln hinzu: „Ich glaube, ich wäre im Stande geweſen und hätte Euch erlaubt, mich zu malen. Ihr müßt nämlich wiſſen," ſetzte ſie mit hoch erhobenem Kopfe hinzu, „daß ich es noch nie jemand erlaubt habe, ein Bild von mir zu machen."

„O, wie ärgerlich," ſeufzte der arme Landſchaftler in ſich hinein, „daß ich nicht den Muth habe, ſie beim Worte zu nehmen! Wie könnte ich ſo ungeſtört vor ſie hinſitzen und ihr in die brennenden Augen ſchauen! Vielleicht aber iſt es auch ſo beſſer."

„Nun, wenn Ihr mich nicht malen könnt," ſprach das junge Mädchen, während ſie ſich bemühte, die Raupen mit Futter zu verſehen, „ſo könnt Ihr mir wenigſtens helfen, indem Ihr mir den Korb haltet; da nehmt, und geht hinter mir drein und haltet mir ihn hübſch zur Seite, daß ich nicht ſo weit herumzulangen brauche."

„Wenn es Euch einerlei iſt, Donna Marietta," erwiderte Richter vergnügt, „ſo reiche ich Euch lieber die einzelnen Blätter hin, Ihr habt es dann noch bequemer." Dabei hatte er den verwegenen Nebengedanken, zuweilen ihre Finger oder gar ihren Arm leicht berühren zu können. Das Geſchäft ging in der Art auch ganz hübſch vor ſich. Don Enrico folgte dem jungen, ſchönen Mädchen mit dem Körbchen, und zwar ging er ſo nahe hinter ihr, daß, wenn ſie ſich einmal

etwas haſtig umdrehte, ſie ſeinen Arm mit der Hand berührte. Dazu ſang ſie luſtige Tanzweiſen, wie er auch heute Morgen ſchon vernommen, und endlich ſagte ſie: „Da Ihr ein Deutſcher ſeid, ſo will ich beſonders etwas für Euch ſingen.“ Dann begann ſie:

„Commo abballano bello ste dojo sore,
Una à Tudesca e n'auta Taliana
Una tene lo zuccaro,
E n'auta porta li bellize n'mano.
Una leva l'ommo da la forca
E n'auta la jostizia fa tremmare.“

Umſonſt gab ſich Don Enrico Mühe, das, was ſie ſang, zu verſtehen, theils ſprudelte die muntere Tanzweiſe ſo raſch und flüchtig aus ihrem Munde, daß er die Worte faſt nicht unterſcheiden konnte, und wenn er auch einmal eines deutlich verſtand, ſo war daſſelbe ſo in neapolitaniſchem Dialekte, daß er den Sinn deſſelben nicht faſſen konnte.

Als ſie geendigt, fragte er deßhalb: „Warum habt Ihr geſagt, Donna Marietta, daß Ihr dieſes Lied für mich ſingen wollet?“

„So habt Ihr die Worte nicht verſtanden?“

„Keine Silbe.“

„Sonderbar,“ entgegnete ſie mit einer wegwerfenden Kopfbewegung. „Andere verſtehen mich außerordentlich gut, denen brauch ich nur zu winken, ja, nur die Augen aufzuſchlagen.“

„Das zu verſtehen, würde mir am Ende auch ſchon gelingen, aber vergeßt nicht, Donna Marietta, daß ich kein Neapolitaner bin und es mir ſchon große Mühe macht, nur das Italieniſch zu verſtehen, wie man es aus Büchern lieſ't;

wenn Ihr aufrichtig ſein wollt, müßt Ihr mir geſtehen, daß ich auch dieſes ſchlecht genug ſpreche."

„Ich bin immer aufrichtig," ſagte ſie lachend, „und muß Euch Recht geben; wäre ich keine Neapolitanerin," ſetzte ſie etwas hochmüthig hinzu, „ſo würde ich, wenn Ihr zu mir ſprecht, nicht wiſſen, was Ihr mir ſagen wollt, aber ich merke ſchon an dem Tone Eurer Worte, was Ihr mir gern verſtändlich machen möchtet; ſchade übrigens, daß Ihr mein Liedchen nicht verſtanden habt."

„Das bedaure ich auch, und Ihr könnt wohl ſo gut ſein, es mir in andern Worten deutlich vorzuſagen; es iſt auch ſchade, wenn ich es nicht verſtehen ſoll, da Ihr es für mich geſungen."

„So paßt auf," gab das ſchöne Mädchen luſtig zur Antwort; „ich ſang vorhin: Wie ſchön tanzen dieſe beiden Schweſtern, die eine iſt eine Deutſche, die andere eine Italienerin; eine hat Zucker im Munde, die andere trägt alle Schönheiten in der Hand; jene erlöſ't den Menſchen vom Galgen, dieſe macht ſelbſt die Gerechtigkeit zittern."

Als ſie das Lied, welches ſie nur gewohnt war, in neapolitaniſchem Dialekte ſchnell und luſtig zu ſingen, jetzt in anderem Italieniſch langſam vortragen mußte, ſchien ſie etwas befangen, denn ihre Wangen hatten ſich mit einer dunkeln Röthe bedeckt und ihre Augen leuchteten, ſo daß ſich der junge Mann nicht enthalten konnte, ſo tief wie möglich in dieſe gefährlichen Sterne zu blicken.

„Ich danke Euch," ſagte Don Enrico raſch aufathmend, „daß Ihr mir ein Lied geſungen, in welchem einer Landsmännin von mir ſo freundlich gedacht iſt; es hat eine hübſche

Weise, und wenn Ihr mir sie noch ein oder zwei Mal vorsingt, so lerne ich sie auswendig."

„Das will ich recht gern thun," gab das junge Mädchen zur Antwort, „aber nicht jetzt, es langweilt mich, immer dasselbe zu singen, ein anderes Mal. Aber sagt mir doch, Don Enrico," fuhr sie nach einer Pause fort, während sie den rechten Arm auf die Hüfte stemmte und ihm in das Gesicht sah, „warum schaut Ihr mich immer so starr an? Merkt Ihr an mir etwas, was Euch nicht gefällt?"

„Im Gegentheile!" rief er entzückt aus; „ich sehe Euch deßhalb an, weil Ihr so wunderbar schön seid, ja, so schön, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen, so schön, daß —"

Hier stockte Herr Richter, denn er fürchtete zu viel gesagt zu haben, und ihm bangte davor, daß sie sich jetzt vielleicht schmollend abwenden und ihm, wenn auch affectirt, ärgerlich sagen würde: Ach, gehen Sie mir weg; meinen Sie vielleicht, ich würde Ihnen glauben? Doch sagte Marietta nichts dergleichen, auch war in ihrem Gesichte nicht eine Spur zu lesen, als habe sie etwas ihr Ungewöhnliches gehört und sei erstaunt darüber; nein, sie blickte ihn vielmehr mit derselben Ruhe an, wie bisher, als sie erwiderte: „Ich weiß, daß ich schön bin, das hat man mir schon oft genug gesagt und ich sehe es in meinem Spiegel, wenn ich mich darin betrachte. Nur möchte ich wissen, Don Enrico, warum auch Ihr mich schön findet? Ich habe immer geglaubt, die Deutschen zögen die blonden Mädchen vor. Da müßt Ihr nach Mailand gehen und nach Venedig, man spricht viel von den blonden Lombardinnen."

„Wo kann man prachtvolleres Haar sehen, als das Eurige, Donna Marietta?" rief der junge Mann enthusia-

ſtiſch aus; „gerade dieſe wunderbare Farbe, völlig blauſchwarz, iſt es, die mir unendlich gefällt! Und dann nicht nur das Haar allein, alles, alles an Euch iſt ſo ohne allen Vergleich ſchön, daß man nicht ſatt werden kann, Euch zu betrachten: die Form Eures edlen Geſichtes, Euer dunkler, weicher Teint, Euer — Wuchs, Eure kleinen Hände und zierlichen Füße.“

„Das iſt wahr,“ gab ſie mit der größten Ruhe zur Antwort, indem ſie ihre niedlichen Fingerchen betrachtete, „meine Hände und Füße ſind auffallend klein, es iſt das ein Erbtheil meiner Großmutter, die eine Spanierin war.“

„Ah, eine Spanierin!“ rief Don Enrico wie im Tone der Begeiſterung.

„Deßhalb habe ich auch einen Fehler an mir,“ fuhr das junge Mädchen mit völliger Unbefangenheit fort, als Don Enrico ſie mit einem unverkennbaren Ausdruck des Erſtaunens betrachtete; „ich werde zu ſtark, wie ſie ſagen.“ Bei dieſen Worten umſpannte ſie mit beiden Händen ihre Taille und that einen ſo tiefen Athemzug, daß der junge Mann ſie völlig verblüfft anſchaute und nur ein langgezogenes „A—a—a—ah“ zur Antwort geben konnte.

„So,“ ſagte ſie hierauf, indem ſie der Thür zuſchritt, „jetzt haben die ihr Mittageſſen und wir können an das unſrige gehen.“ Dann nahm ſie den flachen Korb wie ein Tambourin hoch in die linke Hand, ſchüttelte ihn und ſang, indem ſie mit der rechten Hand gegen den Korb ſchlug:

„Vorria che fos'io ciaola, e che volasse
A sta fenosta, a dirte na parola.
Ma non che me metisse a na gajola!“

Singend und tanzend war ſie vorausgeſprungen, und

Staates die Partie gegen einen beweglichen Franzoſen, der außerordentlich ruhig, aber ebenſo unglücklich ſpielte. Er war ſo eben groß Schlemm geworden und gab nun, milde lächelnd, die Karten aus. Ihm gegenüber auf dem Platze des Strohmanns ſaß ein jugendlich ausſehender Italiener mit ſtark gefärbter Perücke, auch hatte er etwas Roth aufgetragen, und ſah freundlich und zufrieden dem Spiele zu.

„Soll ich die Karten des Strohmanns aufdecken?“ fragte er mit leiſer Stimme, „was meinen Sie, Vicomte? Vielleicht ſchlägt ihm dadurch das Glück zu.“

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, beſte Excellenz!“ lächelte der Franzoſe, „rühren Sie meine Karte nicht an, das würde mir entſetzliches Unglück bringen! Ich habe einmal den Aberglauben.“

„Ich auch!“ ſagte der ruſſiſche General, und warf einen zufriedenen Blick in ſeine Karten, nachdem Pique zu atout gemacht war, von welcher Farbe er die Hand voll hatte.

„Ueberhaupt,“ ſagte freundlich der Franzoſe, „koſten mich Euer Excellenz eine ſchöne Summe, denn abgeſehen von den Wetten, die ich gegen Sie verloren, bringen Sie mir als Zuſchauer die ſchlechteſten Karten.“

Alles lachte. —

„Da ſehen Sie nur! Kein Trique im Blinden, zwei kleine atout, gar keine Handkarten. — Ich bin ein ruinirter Mann.“

Das Spiel begann und der Strohmann entgieng mit Mühe einem abermaligen Schlemm. Er zahlte auf die freundlichſte und liebenswürdigſte Art rechts und links ſeine Wetten, dann ſtand er auf, um ſeinem Nachfolger, dem ruſſiſchen General, Platz zu machen. Dieſen erſetzte ein Anderer.

„Ich ſollte Ihnen, General,“ ſagte er lachend, „nicht zu noch größerem Glück behülflich ſein, aber ich will es doch thun,

als ſie faſt das Haus erreicht hatten, wandte ſie ſich lachend um und ſagte: „Das habt Ihr auch wieder nicht verſtanden, Don Enrico, ich wette, was Euch gefällig iſt! Wollt Ihr vielleicht auch wiſſen, was das heißt?“

„Wie gern!“ rief ihr der junge Mann zu.

„Nein, nein,“ gab ſie luſtig zur Antwort, „es paßt nicht für Euch, wie das Andere, es kam mir nur ſo in den Sinn.“

„Wenn es auch nicht für mich paßt, ſo könnt Ihr mir doch ſagen, was es bedeutet, ich lerne gern etwas Neues.“

„Nun, meinetwegen denn! Es heißt: ich wollte, daß ich ein Vöglein wäre und flöge an dein Fenſter, dir ein Wörtchen zu ſagen, aber du dürfteſt mich nicht in einen Käfig ſtecken.“

„Leider wird das für mich nicht paſſen,“ ſeufzte Don Enrico; „und doch wieder, ich fürchte ſehr, daß ich ans Fenſter geflogen bin und in einen Käfig geſteckt werde. Sei es, wie es ſei, ich könnte es mir ſchon gefallen laſſen; das iſt eines der wunderlichſten Weſen, die ich in meinem Leben geſehen.“

Die dunkle Stunde.

Fünfter Band.

Die

Dunkle Stunde

von

F. W. Hackländer.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. B. Cyrandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Neunundfünfzigſtes Kapitel. Seite

Im Hotel de Rome 1

Sechzigſtes Kapitel.

Der Advocat und ſein Client 21

Einundſechzigſtes Kapitel.

Juſſuf 53

Zweiundſechzigſtes Kapitel.

Die Braut des Advocaten 66

Dreiundſechzigſtes Kapitel.

In der goldenen Zwiebel 97

Vierundſechzigſtes Kapitel.

Der maniſche Garten 121

Fünfundſechzigſtes Kapitel.

Der Thurm von Conca 142

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Ein Gefecht in den Bergen 169

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Die Nacht des Gefangenen 191

Achtundsechzigstes Kapitel.

In der Bicarla 220

Neunundsechzigstes Kapitel.

Meister Beppo's dunkle Stunde 239

Siebzigstes Kapitel.

Licht nach dunkeln Stunden 258

Die dunkle Stunde.

Neunundfünfzigſtes Kapitel.

Im Hotel de Rome.

Die Barke, welche an jenem Morgen Gaetano und Bander an das Ufer gebracht, hatte auch noch einer Menge anderer Paſſagiere zur Fahrt dorthin gedient, und ſo kam es denn, daß man hier, in dem verhältnißmäßig kleinen Raume zuſammenſitzend, Geſichter bemerkte, welche man ſich während der vergangenen Tage an Bord nicht geſehen zu haben erinnerte. So erging es auch Bander, und zwar auf eine für ihn ſo überraſchende Art, daß er einen lauten Ruf des Erſtaunens kaum unterdrücken konnte. Als er ſchon im Boote ſaß und zufällig aufwärts blickte, ſah er einen Mann die Schiffstreppe herabkommen, der durch ſein eigenthümliches Aeußere mit keinem Anderen verwechſelt werden konnte und deſſen braune Geſichtsfarbe ſelbſt hier im Süden, wo es dunkel gefärbte Teints genug gab, ſogleich auffallen mußte. Auf dem Kopfe trug er einen breitkrämpigen Hut und hatte nachläſſig über die rechte Achſel einen braunen Beduinen-

indem ich unſere Excellenz da entführe. Der ſchaut Ihnen das größte Unglück in die Karten hinein. Kommen Sie, Excellenz, ich vergebe Ihnen. Aber thun Sie mir dafür den einzigen Gefallen und ſehen Sie mir niemals wieder in meinen Strohmann, ich bin auf Ehre nicht reich genug, Sie als Zuſchauer zu bezahlen.“

Lachend traten die Beiden, Arm in Arm, an einen andern Spieltiſch, wo drei Damen mit einem Herrn ein Partie l'hombre machten.

„Wie geht's Euer Durchlaucht?“ fragte der Franzoſe eine dicke italieniſche Prinzeſſin.

„Sehr ſchlecht den ganzen Abend,“ war die Antwort, „doch ich glaube, Sie bringen mir Glück, Vicomte. Sehen Sie, das ſcheint mir keine ſchlechte Karte, was glauben Sie, ich will ein Schlemm anſagen. Meinen Sie nicht auch?“

Der Vicomte durchflog die Karten. „Das habe ich mit einem ähnlichen Heil ſchon hundertmal gethan,“ ſagte er ruhig.

„In der That?“

„Allerdings!“

Ueber die Züge des Vicomte's flog ein leichtes, ſonderbares Lächeln, dann trat er mit der italieniſchen Excellenz in das Nebenzimmer, glitt gewandt zwiſchen den Umherſtehenden und den Seſſeln bis zur Dame des Hauſes — und man ſah an der Art, wie ihm alles Platz machte, daß er der Intime und Begünſtigte war — und flüſterte ihr einige Worte in die Ohren.

„Köſtlich!“ ſagte ſie und blickte forſchend in das Spielzimmer.

Dort huſtete und räuſperte es wie bisher und zuweilen hörte man eine Karte auf den Tiſch fallen. Plötzlich aber wurde die Stimme der Prinzipeſſa laut. „Das iſt ja erſchrecklich!“ ſagte ſie ärgerlich. „Vicomte! — wo iſt der Vicomte?“ —

Mantel mit ſchmaler, rother Einfaſſung geworfen. Kaum ſah Vander dieſes Geſicht, ſo erinnerte er ſich augenblicklich dieſer Geſichtszüge und wußte, daß er jenen Indier vor ſich habe, der in der kleinen deutſchen Reſidenz, von wo er herkam, Aufſehen genug erregt hatte und von dem jedes Kind wußte, daß er zum Haushalte des reichen Grafen Lotus gehöre.

Sollte dieſer ſelbſt auf dem Schiffe geweſen ſein, vielleicht mit der Gräfin, vielleicht ſogar mit Roſa?

Er war im erſten Augenblicke der Aufregung emporgeſprungen, um noch einmal auf das Verdeck zu blicken, doch bedurfte es nur einer kleinen Ueberlegung, um über ſich ſelbſt achſelzuckend zu lächeln. Wie hätte ihm eine ſolche Reiſe-Geſellſchaft während der zwei Tage, die er auf dem Schiffe zubrachte, entgehen können? Und dann erinnerte er ſich jetzt auch, daß der Marcheſe auf dem Schiffe von einem Mulatten oder Indier geſprochen, der ihm in Rom ſeine Dienſte angetragen; alſo hatte er das Haus des Grafen verlaſſen, da er ſich eine andere Herrſchaft geſucht. Wer dieſe Herrſchaft in Deutſchland aber geweſen, das dem Marcheſe mitzutheilen ſchien Vander wichtig genug.

Als die Barke das Ufer erreicht, beeilte er ſich deßhalb, zuerſt ans Land zu kommen, und ging dann raſch ein paar Schritte in die Straße hinein, wo er Gaetano erwartend ſtehen blieb. Hier näherte er ſich ihm mit den Formen einer gemeſſenen, freundlichen Höflichkeit, indem er mit lauter Stimme ihm in engliſcher Sprache guten Aufenthalt in Neapel wünſchte und dann, als Jener die dargereichte Hand nahm, raſch auf Deutſch hinzuſetzte: „Den Indier, von dem Sie ſprachen, habe ich erkannt, er diente im Hauſe des-

Grafen Lotus; vielleicht wäre es interessant, ihn nicht aus den Augen zu lassen."

So tief sich auch Gaetano von diesen Worten erregt fühlte, so verrieth doch nicht das geringste Zucken in seinem Gesichte, daß Bander etwas Anderes als das Allergewöhnlichste mit ihm gesprochen. Er nahm ruhig seinen Hut ab und erwiderte den Gruß des Davongehenden auf eine leichte, elegante und doch förmliche Art, dann wandte er sich dem Kai wieder zu, um wie alle Uebrigen auf die Gepäck-Barke zu warten, welche im Begriffe war, zu landen. Ohne nach der Seite hin zu schauen, wo der Indier stand, hörte Gaetano doch, wie dieser sich ihm näherte und, dicht herangekommen, in französischer Sprache sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich mich hier in Neapel nochmals an Sie wende; Sie hatten die Güte, mir in Rom zu sagen, wenn Sie keinen passenderen Diener fänden, würden Sie an mich denken. Mir scheint," fuhr er fort, indem er einen Blick rings umher warf, „Sie haben nicht gefunden, was Sie suchten. Würden Sie es deßhalb mit mir nicht versuchsweise wagen? Was ich zu leisten im Stande bin, sagte ich Ihnen schon damals in Rom."

Der Marchese blickte den Anderen, während er sprach, mit prüfendem Blicke an und mußte sich eingestehen, wie er auch schon in Rom gedacht, daß er es mit einem Gesichte zu thun habe, dessen Züge durchaus nichts Abstoßendes hatten; das schwarze Auge glänzte fast milde, und der Klang der Stimme war wie bei den Indiern gewöhnlich sanft und schmeichelnd.

„Sie sind ein Indier?"

„Ja, mein Herr, aus Singapore."

„Wie kamen Sie nach Europa?“

„Mit meinem Herrn, dem ich in Indien und nachher in Europa über vierzehn Jahre diente.“

„Wer war dieſer Herr?“

„Graf Lotus.“

„Ein Engländer?“

„Ja, mein Herr, der aber ſein Vaterland, nachdem er aus Indien heimgekehrt, nicht beſuchte.“

„Daß Sie ſo lange bei Einem Herrn gedient, ſpricht für Sie, obendrein, weil dieſer Herr ein Engländer war.“

„Wenn Sie mich näher kennen lernen, wird noch Manches für mich ſprechen; verſuchen Sie es mit mir.“

„Gut, es ſei ſo; über unſere Bedingungen werden wir wohl einig werden, ich nehme Sie in meine Dienſte.“

Der Marcheſe erhob ſeine rechte Hand, als wollte er ſie dem Indier darreichen, doch ſagte dieſer, einen Schritt zurücktretend:

„Verzeihen Sie mir, Sie ſind jetzt mein Herr und werden auch ohne das an mir einen unterwürfigen und gehorſamen Diener haben. Ich heiße Juſſuf, Herr.“

Bei dieſen Worten hatte er ſeinen Kopf einen Augenblick tief herabgeneigt und dann ſich eben ſo raſch wieder emporgerichtet, worauf er ſagte: „Wollen Sie mir Ihr Gepäck bezeichnen, Herr, und mir angeben, wohin es gebracht werden ſoll.“

„Kennen Sie Neapel?“

„Ziemlich, ich war kurze Zeit mit meinem früheren Herrn hier.“

„Gut, nehmen Sie dieſen Zettel, auf dem meine Ge-

päckstücke verzeichnet sind, und lassen sich mit denselben ins Hotel de Rome führen."

„Ich kenne es, es liegt am Meere."

„Bestellen Sie zwei gute Zimmer."

„Für?" fragte der Indier mit einem eigenthümlichen Aufleuchten in seinem Blicke.

„Für den Herrn von Saint-Alban; hier ist meine Karte."

„Gut, Herr, es wird geschehen, wie Sie befohlen."

Der Marchese grüßte leicht mit der Hand, wandte sich um und verschwand im nächsten Augenblick im Gedränge, welches den großen Molo bedeckte.

Jussuf blickte ihm ein paar Sekunden nach, und während er das that, zogen sich seine Augenbrauen finster zusammen und um seinen Mund zuckte ein Zug von Unbehaglichkeit. „Mißtrauisch ist er nicht," sprach er alsdann zu sich selber, „ich wollte fast, er wäre es etwas mehr gewesen; einem fremden Menschen, wie ich ihm bin, alles das anzuvertrauen, was hier auf dem Zettel steht! Um desto leichtere und gefahrlosere Arbeit werde ich haben."

Der Marchese Fontana oder vielmehr der Herr von Saint-Alban, für den er hier in Neapel angesehen sein wollte, schlenderte langsamen Schrittes durch das Gewühl von Menschen, Wagen und Thieren aller Art, welches den Hafen bedeckte, und wurde nicht selten von einem der ihm Begegnenden oder Vorüberstrebenden derb auf die Seite gestoßen, woran er aber selbst die Schuld trug, denn so lange er längs dem Meere ging, schweiften seine Blicke über die tiefblaue Flut, die er zur Linken hatte, nach dem Posilippo hinüber, wo von den zahlreichen Villen für ihn nur eine hell aus dem dunklen Grün hervorleuchtete. Mehrere Male blieb er stehen

und war im Begriffe, eine Barke zu besteigen, um nach der Mergelina zu fahren, doch zog er sich gewaltsam, wie es schien, von diesem Vorhaben ab, und als ihm endlich Castell dell' Uovo den Blick nach dem Vorgebirge des Posilippo entzog, warf er sich in einen Carrozello und befahl dem Kutscher, nach dem Largo di Castello zu fahren.

Dort angekommen, blieb er einen Augenblick stehen und warf seine Blicke rings umher.

Schon bei dem Fahren durch die Straßen hatte er bemerkt, daß es heute nicht mehr das alte, lustige Neapel war, wie er es vor ein paar Jahren verlassen; wenn sich auch das Straßenleben nicht eben vermindert hatte, so schien ihm doch, als sei dasselbe stiller geworden, weniger geräuschvoll wie damals, als rufe zum Beispiel der Wasser-Verkäufer sein erfrischendes Eiswasser mit weniger gellender Stimme aus und setze sogar das kleine Faß, worin er seine Waare hat, mit weniger Energie in Bewegung; war es ihm doch, als riefen die Verkäufer von Früchten die Namen derselben nicht mehr mit derselben durchdringenden Stimme, wie früher, als führen die Wagen in langsamerem Tempo, kurz, als pulsire das Leben der bewegten Stadt matter und schläfriger. Zwischen dem Gewühle der Menschen bemerkte er eine Menge für ihn fast unbekannter Uniformen, bei deren Anblick er sich erst erinnern mußte, daß es piemontesische oder eigentlich italienische waren: stattlich einherschreitende Bersaglieri, bequem flanirende Nationalgardisten und unzufrieden ausschauende Garibaldianer in ihren rothen Hemden. Nicht nur an Gebäuden, wo früher die weiße bourbonische Flagge gestattert, sondern auch an einer Menge anderer sah Gaetano jetzt die italienische Tricolore; er warf seinen Blick auf den

königlichen Palaſt, und die Verödung deſſelben, die geſchloſſenen Fenſterläden, die Spuren von Stroh und Gras unter den Einfahrtsthoren wollten ihm faſt traurig erſcheinen — das jetzige Neapel war ſein Neapel nicht mehr. Wie hatte es ſich für ihn verändert, wie war alles daraus verſchwunden, was ihm lieb und theuer war, was das Leben reizend und begehrungswerth machte! Man konnte es ihm nicht verargen, daß er die Stimmung ſeines Innern auf das öffentliche Leben und Treiben übertrug und daß, wo er dort Trauer und Schmerz empfand, er hier nicht im Stande war, heitere, fröhliche Bilder zu erblicken.

Er ging langſam Toledo hinauf, er betrachtete die Häuſer, wo befreundete Familien gewohnt; über den rieſenhaften Thor-Portalen ſchaute er vergeblich nach den bekannten Wappen, ſie waren meiſtens verſchwunden, und wo nicht eine kleine dreifarbige Fahne flatterte, ſah er auf unverſtändliche Inſchriften oder auf ihm gänzlich unbekannte Zeichen.

An anderen Häuſern zeigten die zugeſperrten Thore und verſchloſſenen Fenſterläden, daß ſie von ihren ehemaligen Eigenthümern nicht mehr bewohnt ſeien und in troſtloſer Einſamkeit vielleicht von ihrer glänzenden Vergangenheit träumten. Andere hatten ihre einſtige Beſtimmung auffallend verändert. Dort, wo ſich Gaetano des rieſenhaften Thürſtehers wohl erinnerte, der ernſthaft ſeinen ſilbernen Stock auf das Pflaſter ſtieß, wenn der junge Marcheſe eintrat, lehnten jetzt Soldaten unter lautem Lachen und derben Scherzen an den Thor-Einfaſſungen, während oben zu den Fenſtern andere ihrer Kameraden herausſchauten und mit den Vorübergehenden allerlei Kurzweil trieben.

Gaetano wandte ſich endlich wieder um und ging zum

Hotel de Rome, an deſſen Thür er Juſſuf traf, ſo wie den Wirth ſelbſt, welcher mit vielen Bücklingen den Herrn von Saint-Alban in ſeinem Hauſe willkommen hieß; er wies ihm Zimmer an im erſten Stockwerk des Hauſes mit der Ausſicht auf den Golf, und nachdem Gaetano den Gaſthofs-Beſitzer ſie ſeinen Diener entlaſſen, warf er ſich in einen Lehnſtuhl und träumte, nach dem Poſilippo hinüberblickend, mit offenen Augen den gleichen, traurigen Traum, der ſeine Seele ſchlafend und wachend beſchäftigte.

Es war ihm nicht unlieb, daß nach dem Verlaufe einer guten Stunde Juſſuf ihn aus ſeinen Phantaſieen riß, indem er ihm einen Herrn meldete, der, auf dem gleichen Schiffe mit ihm angekommen, um die Erlaubniß bäte, die dort angeknüpfte Bekanntſchaft erneuern zu dürfen.

Auf einen Wink des Herrn von Saint-Alban trat Bander in das Zimmer, und als ſich Juſſuf hierauf wieder entfernte, erhob ſich Gaetano raſch und trat dem Freunde beide Hände reichend entgegen, während er ſagte: „Ich darf Sie wohl nicht fragen, lieber Carlo, wie Ihnen Neapel gefällt, es wird Ihnen ergehen, wie Jedem, der zum erſten Male hieherkommt, Sie werden überraſcht und geblendet ſein; ja, man muß zuerſt etwas abgeſtumpft werden für dieſe betäubende Menge von Licht und Glanz, man muß es über ſich vermögen, ſich in ſich ſelbſt zurückzuziehen, wie die Schnecke in ihr Haus, und erſt nach und nach die Fühlhörner wieder herausſtrecken. Wer ſich zu raſch und ohne Ueberlegung in dieſen wildſchäumenden Strom wirft, der wird, mag er auch ein noch ſo rüſtiger Schwimmer ſein, wohl mit der Flut fortgeriſſen, aber er erreicht die Inſel nicht, nach der er ge-

ſtrebt und von wo er ruhig um ſich blickend alles, was an ihm vorübertreibt, nach und nach in ſich aufnehmen kann.“

Er ſagte dies mit glänzenden Augen und einem erregten Tone der Stimme, den er aber im nächſten Augenblicke herabſtimmte und ruhig lächelnd fortfuhr: „Verzeihen Sie mir, lieber Freund, meine Nerven ſind etwas ſtark angeſpannt, und daher kam es auch wohl, daß ich ſtatt trocken und nüchtern, wie ein ächter Cicerone thun ſoll, ſo bilderreich und aufgeregt mit Ihnen ſprach.“

„Aber was Sie mir ſagten,“ entgegnete Bander, „habe ich ſelber ein wenig empfunden und fühle die Wahrheit des Geſagten; ich ließ mich nach Santa Lucia hinübertreiben und war in der That froh, mich endlich unter die ſtillen, grünen Bäume der Villa Reale retten zu können; wie iſt's auch dort ſo unſäglich ſchön, ja, überall, wohin das Auge blickt, blendend, hinreißend! An der Mergelina nahm ich mir eine Barke, und fuhr hieher zurück. Sie werden kopfſchüttelnd ſagen, lieber Gaetano, daß ich gleich im erſten Augenblicke mit zu vollen Zügen getrunken, und Sie haben Recht, ich bin betäubt, verwirrt.“

„So ſetzen Sie ſich her zu mir an das offene Fenſter und verſenken Ihre Augen in dieſe gewaltige, auf und ab wogende Flut, es hat das etwas Wohlthuendes und Beruhigendes, und laſſen Sie dann Ihre Blicke ſchweifen dort hinüber zum Poſilippo.“ —

„Ich habe dieſes herrliche Vorgebirge ſchon heute Morgen bei der Anfahrt bewundert und ſpäter bei meinem kleinen, einſamen Ausfluge auf dem Meere,“ ſagte Bander nach einem längeren Stillſchweigen; „es muß göttlich da oben ſein.“

„Unſäglich ſchön, wenn man glücklich iſt — aber blicken Sie dorthin nach jener Villa, deren Gebäude ſich ſo leuchtend aus dem tiefdunkeln Grün hervorheben; ſehen Sie dort, der aufſteigende Weg ſieht von Weitem dem Bogen einer Waſſerleitung ähnlich. Folgen Sie demſelben, und in der Verlängerung dieſes Weges ſehen Sie am Rande des abſchüſſigen Felſens einen kleinen Pavillon; haben Sie ihn gefunden?“

„Ich ſehe alles, was Sie mir ſagten.“

„Das Hauptgebäude ſteht in gleicher Linie mit dieſem Pavillon, etwas rückwärts, und iſt von zwei mächtigen Cypreſſen überragt; ſehen Sie auch dieſes?“

„Ganz deutlich,“ gab Bander zur Antwort.

„Es iſt die Villa San Antonio; dort lebten Franceſca und Roſa, brauche ich Ihnen mehr zu ſagen, theurer Freund, um auch Ihre Blicke zu veranlaſſen, daß ſie ſich voll Sehnſucht nach jenem kleinen Fleck Erde richten?“

Carlo reichte Gaetano ſtumm ſeine Hand, die dieſer herzlich drückte und dann mit einem tiefen Seufzer ſagte: „Ich fürchte mich, wieder dorthin zu gehen, und doch zieht es mich ſo mächtig hinauf, daß ich mich gewaltſam zwingen muß, um ruhig hier zu bleiben, um nicht an den Strand hinab zu eilen und auf einer Barke den gleichen Weg zu machen, den ich voll Glück und Seligkeit ſo oft zurückgelegt.“

„Es iſt wahr,“ erwiderte der Andere nach einem längeren Stillſchweigen, „die Vergangenheit hat für Sie furchtbare Erinnerungen, aber wer verbietet Ihnen, hoffend in die Zukunft zu ſchauen? Ihnen iſt noch zu helfen — mir nie,“ ſetzte er düſter hinzu; „das Weſen, welches von Ihnen angebetet wird, ſteht nicht nur klar da und engelrein, ſon-

dern liebt Sie noch wie damals. — Bei mir iſt das ganz anders, ich müßte ein Thor ſein, wenn ich hoffend in die Zukunft blicken wollte — Roſa liebt mich nicht und wird mich nie lieben."

Konnte man es ihm verdenken, daß er ſelbſt dem Freunde, deſſen Schickſal ſo innig mit dem ſeinigen verknüpft ſchien und vor dem er kein Geheimniß hatte, den wahren Grund ſeiner ewigen Trennung von Roſa nicht mittheilen wollte?

„Einen eigenthümlicheren und doch ſo herrlichen, feſten Charakter, wie den jenes Mädchens, ſah ich nie," ſprach Gaetano kopfnickend, „doch ſtieß mich oft ihre faſt rauhe Energie beinahe zurück, während Franceſca's unendliche Weichheit mich ſo wunderbar anzog, ſo unauflöslich feſſelte."

„Sie hätten nicht dieſe Zimmer wählen ſollen," ſagte Bander nach einer längeren Pauſe; „warum jene Orte beſtändig vor Augen haben und ſo in Ihrem Schmerze wühlen?"

„Es war nicht meine Wahl; Juſſuf, den ich mit meinem Gepäcke hieher vorausſchickte, ließ ſich dieſe Zimmer gefallen, und ſo bin ich da. Sie wohnen nach der Straße zu?"

„Ja, ich habe das luſtige Getreibe von Santa Lucia vor mir."

„Nun, ich denke, wir bewohnen beide Quartiere gewiſſermaßen gemeinſchaftlich, und wenn mich der ſtille Ort dort drüben gar zu mächtig anzieht, ſo komme ich zu Ihnen und laſſe mich von dem Straßenlärm betäuben."

„Ich vergaß nach dem Indier zu fragen; Sie haben ihn alſo in Ihre Dienſte genommen?"

Es wurde draußen ein Stuhl gerückt, und die Marquiſin ſagte lachend zu dem Franzoſen: „ich bitte Sie um Gotteswillen, gehen Sie hinaus, ſonſt macht Sie wahrhaftig hier eine Scene!“ Er eilte geräuſchlos in das Spielzimmer zurück.

„Aber das ſind ſchöne Geſchichten!“ rief ihm die Fürſtin entgegen und ihr Geſicht erſchien ſanft geröthet. „Ich ſage meinen Schlemm an, ich wette auf meine Karten ganz entſetzlich, und mache keinen Stich. Und das Alles auf Ihren Rath, auf den Rath eines der vorzüglichſten Spieler.“

„Ich wüßte doch nicht!“ ſagte unbefangen der Vicomte, „daß ich Euer Durchlaucht eigentlich dazu gerathen hätte!“

„Aber habe ich Sie nicht gefragt, Vicomte, ob ich auf dieſe Karten nicht einen Schlemm anſagen könne.“

„Allerdings!“

„Und haben Sie mir nicht geſagt, daß Sie das mit ähnlichen Karten hundertmal gethan?“

„Allerdings!“

„Und doch habe ich die ganze Partie verloren, keinen Trique gemacht. O das war ein ſchlechter Rath!“

„Verzeihen mir Euer Durchlaucht, ich habe mir nur zu ſagen erlaubt: daß ich mit ähnlichen Karten ſchon hundertmal daſſelbe Spiel geſpielt; aber Spielen und Gewinnen iſt zweierlei: auch ich habe es alle hundertmal verloren.“

„Pfui, Vicomte, Sie ſind ein Jeſuit!“ ſagten die andern Damen und die Prinzipeſſa miſchte erzürnt ihre Karten. Aber an allen Tiſchen wurde über dieſe Geſchichte beifällig gelächelt, denn die Prinzipeſſa war als ungeheuer geizig bekannt.

An einem dritten Spieltiſche in demſelben Zimmer, in einer heimlichen Ecke des Gemachs, wo ein junger Bachus, das Meiſterwerk Teneromi's aus cararíſchem Marmor, halbverſteckt zwiſchen grünen Geſträuchen ſtand, ſpielten zwei intereſſante jüngere Damen mit zweien Dienern der hohen Kirche: einem

„Wie konnte ich anders nach dem, was Sie mir von ihm geſagt. Beglückt mich nicht ſchon der Gedanke, jemand um mich zu wiſſen, der in ihrer Nähe weilen durfte? O, ich habe es mir ſchon überlegt," fuhr er faſt heiter fort, „wie ich mir nächſtens ſo ganz zufällig von Juſſuf erzählen laſſen werde vom Hauſe ſeines früheren Herrn, von dieſem ſelbſt, und dann auch von ſeiner Herrin; ich freue mich wie ein Kind darauf, wenn der Mund des Indiers, wie das ja nicht anders ſein kann, von ihrem Lobe überfließt, wenn ich die Rede auf ſie bringe; gewiß, lieber Carlo, auch damit, daß Sie mir den Indier empfahlen, haben Sie mir wie ſchon in ſo Vielem Ihre treue Anhänglichkeit bezeugt. Ueberhaupt vermag ich Ihnen meine Freude nicht genug darüber auszudrücken, daß ich Sie in meiner Geſellſchaft habe, daß es mir möglich iſt, über die Vergangenheit, über Franceſca zu reden. Denken Sie ſich, ich wäre allein hieher zurückgekehrt nach Neapel, — gäbe es einen unerträglicheren Zuſtand für mich? — Und nicht wahr, lieber Freund," ſetzte er mit einem leuchtenden Blicke hinzu, „Sie werden es nicht lächerlich finden, wenn ich häufig, ja, ſehr häufig von ihr mit Ihnen rede? Auch Roſa's möchte ich manchmal erwähnen, wenn ich ſicher bin, daß es Ihnen keinen Schmerz verurſacht."

„Gewiß nicht," gab Bander mit einem trüben Lächeln zur Antwort; „trotz alledem liebe ich dieſes einzige Mädchen und werde ſie ewig lieben. Glauben Sie mir, lieber Freund, es kann mir keinen Schmerz verurſachen, da ja auch Sie dieſem eigenthümlichen Charakter volles Recht widerfahren laſſen. — O, wie hätte Roſa einen Mann glücklich machen können — was ſage ich: glücklich machen können! Das Wort iſt zu wenig, überhaupt jede Sprache der Welt

zu arm, um das erſchütternde Gefühl auszudrücken, welches in dem Gedanken liegt, von dieſem wunderbaren Mädchen geliebt, mit ihr vereinigt zu werden!"

Bei dieſen letzten Worten hatte er ſich raſch erhoben und lehnte ſich an das Fenſter, von wo er auf die wogende Flut hinabblickte.

„Hoffen auch Sie," ſprach Gaetano mit inniger Stimme.

„Hoffen — worauf?" entgegnete Vander in ſchmerzlichem Tone; „der Himmel ſchenke ihr ein langes und glückliches Leben, doch wenn ich einſt erfahre, wo ihr Grab zu finden iſt, werde ich dort hineilen, um an ihrer Seite Ruhe zu finden — der Tod reinigt und einigt alles."

Im Geſpräche der Beiden entſtand eine längere Pauſe, und als Gaetano endlich annehmen durfte, daß die tiefe Aufregung ſeines Freundes ſich wieder gelegt, trat er zu ihm, legte ihm ſanft ſeine Hand auf die Schulter und ſagte: „Der Blick in dieſe glückſelige Gegend, in dieſes Gemälde voll Glut und Glanz beruhigt leider nicht, ich weiß es aus Erfahrung. Er erfüllt uns mit einer ſehnſuchtsvollen Wehmuth, es iſt ſo, wie ich vorhin andeutete; nur ein glückliches Menſchenherz vermag alle dieſe Schönheiten zu ertragen, wenn auch der Dichter ſo treffend ſagt: Es fiel ein Stück des Himmels auf dieſes Land. Aber der Himmel iſt nicht für jedermann, Sonnenglut und Meeresleuchten blendet, unſer Herz mit ſeinen irdiſchen Mängeln ſehnt ſich immer wieder nach ſchattiger Einſamkeit — auch ich bin nur zu geneigt," fuhr er nach einer Pauſe fort, „mich meinen Phantaſieen hinzugeben, und da das auch, wie ich ſehe, bei Ihnen der gleiche Fall iſt, ſo wollen wir uns gegenſeitig aus dieſem Traumleben erwecken und daſſelbe nicht zu

störend auf unsere eigentlichen Lebensverhältnisse einwirken lassen."

„Sie haben Recht," sagte Vander, „lassen Sie mich Ihnen helfen, wenn es Ihnen möglich, und während ich für Sie denke und handle, vergesse ich meinen eigenen und furchtbaren Schmerz."

„Gewiß baue ich auf Ihre Hülfe," erwiderte Gaetano, „doch können Sie mir leider nur sehr mittelbar helfen. Sie sind meine Reserve, die thatkräftig für mich eintritt, wenn ich vielleicht nicht im Stande bin, mir aus irgend einer Schlinge, die man mir legen wird, herauszuhelfen. Deßhalb ist es vor allen Dingen nothwendig, daß ich Sie von allen meinen Schritten in Kenntniß setze. Zuerst muß ich mich erkundigen, wer von den Freunden meines Hauses noch in Neapel ist, und wen unter diesen ich hoffen darf, unverändert wieder zu finden. Auch über mich selbst muß ich Auskunft erhalten," setzte er lächelnd hinzu, „ich muß erfahren, was man von dem Marchese Gaetano Fontana spricht, in wie weit er sich compromittirt hat und ob er es wagen darf, sich in seiner Heimat zu zeigen. Was das Letztere, die Erkundigungen über mich selber anbelangt, so hoffe ich darin am schnellsten und sichersten durch die Hülfe Richters zum Ziele zu gelangen. Auf den Massaro Rafaele kann ich mich unbedingt verlassen, und derselbe ist intelligent und schlau genug, es mit Brancaccio, der leider zu den besten Advocaten Neapels gehört, wenigstens an Vorsicht und Verschlagenheit aufzunehmen; Sie werden das schon bemerken an der Art, wie er sich mir nähern wird, ohne Aufsehen zu erregen."

Daß der Marchese in seiner Voraussetzung Recht hatte,

bewies ſich am folgenden Tage, wo die beiden Freunde ſich dieſes Mal in dem Zimmer Bander's zuſammen befanden und dort am Fenſter lehnend auf das Gewühl der Straße hinabblickten.

Alles zog da an ihnen vorüber, ohne daß ſich in dieſem bunten Getreibe längere Zeit etwas vorfand, was im Stande geweſen wäre, ihre beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Endlich ſtellte ſich ihnen gegenüber ein Mann in der gewöhnlichen Tracht der um Neapel wohnenden Landleute mit ſeinem Eſel auf, welcher von einem kleinen barfüßigen Buben an dem Halfterſtricke geführt wurde. Der Maſſaro, der ſeine rothe Mütze keck auf das rechte Ohr geſetzt hatte, bot mit lauter Stimme ſeine Orangen zum Verkaufe an, die er als von ganz außerordentlicher und beſonderer Güte anpries, weil ſie auf dem Vomero gewachſen ſeien, wo, wie ja der ganzen Welt bekannt, die ſüßeſten und ſaftigſten Früchte zu finden ſeien; — „auch billig," rief er mit gellender Stimme, „billiger als alles, was eine Chriſtenſeele bis jetzt gekauft! Oh che bella, che bellissima cosa!" Man ſollte nicht glauben, daß ſie um Neapel gewachſen wären, „ecco qui Palermo!" Womit er andeuten wollte, daß bei Palermo keine beſſere Frucht wachſe.

Dieſe Aufſchneiderei trug aber alsbald den gehörigen Lohn eines vorüberziehenden Concurrenten ein, welcher ihm zurief: „Maledetta anima d'orancio, meinſt du, Kürbiskopf, deine ſaueren Dinger vom Vomero ließen ſich mit den erſten Früchten der Welt, mit denen von Sorrent vergleichen? Hier, ſie ſind wohlfeiler als die deinigen, Orangen und Mandeln! Doch was ſage ich, lauter Zucker, es ſchmilzt Einem auf der Zunge!"

So zog dieſer vorbei, den Anderen an Stärke der Stimme und des Lobes ſeiner Artikel überbietend, doch blieb der Maſſaro mit der rothen Mütze lachend an ſeinem Platze ſtehen und rief ihm nur ein lautes „un cazzo matto“ nach, worauf er wieder luſtig umherſchaute, nach wie vor ſeine Früchte anpreiſend, indem er jetzt ſeine Augen zu den Fenſtern des Hotels de Rome erhob und launig hinzuſetzte: „Da ſehe ich ein paar fremde Cavalieri, die gewiß noch nie Orangen vom Vomero gegeſſen; die von Sorrent kann man überall haben, aber vom Vomero, das iſt 'was ganz Apartes, und noch obendrein vom ſchönſten Punkte des Vomero, aus der Gegend von Avenella, von der Maſſeria di Fontana — ſüß wie Zucker, und ſpottwohlfeil!“

„Rufen Sie ihm zu, näher zu kommen,“ ſagte Gaetano zu ſeinem Freunde, worauf dieſer dem Orangen-Verkäufer winkte, welcher laut zur Antwort gab: „Im Augenblicke ſollt Ihr bedient ſein, Eccellenza, ich will nur ein Dutzend der ſchönſten für Euch ausſuchen.“ Darauf ſtellte er ſich an den Korb, welcher die Waare enthielt, las die vorhin bezeichnete Anzahl heraus und händigte ſie dem Buben mit den Worten ein: „Da, überbringe ſie den fremden Eccellenzen droben — doch nein,“ rief er gleich darauf, als ob er ſich eines Beſſeren beſonnen hätte, „du weißt nicht, wie man mit Cavalieri umgeht, ich will das lieber ſelbſt beſorgen; bleib du unterdeſſen da ſtehen und gib auf den Eſel Achtung, daß er nicht davon läuft, darfſt auch die Waare ausrufen, ſo laut du kannſt, das übt deine Zunge und erweitert die Bruſt — luſtig geſchrieen!“

Während er noch die letzten Worte ſprach, hatte er ſich ſchon nach dem Thore des Gaſthofes umgewandt und ſagte

dem Kellner, der dort ſtand und Miene machte, ihn nicht eintreten laſſen zu wollen: „Seht mir einmal den an! Bin ich vielleicht Einer, der ungerufen kommt? Fragt die beiden Cavalieri da oben im Fenſter, ob ſie nicht von meiner Waare verlangt, Orangen vom Vomero, die beſten der Welt; Euren Hotels würde es auch gut anſtehen," ſetzte er launig hinzu, indem er gegen den Kellner ein Auge zukniff, „wenn Ihr zuweilen von meinen koſtbaren Früchten nähmet!" Dann ging er hinein und traf mit dem dieſem Volke eigenen Scharfſinne im erſten Stocke die richtige Zimmerthür, ohne zu fragen.

Vander hatte ſchon das Zimmer geöffnet und ließ den Maſſaro eintreten; dieſer aber blieb noch auf der Schwelle ſtehen, und als er einen Augenblick voll in das Geſicht des anderen Herrn geblickt, der ihm raſch ein paar Schritte entgegentrat, legte er die umgekehrte Hand, in welcher er die abgezogene Mütze hielt, ſo vor das Auge, als blende ihn die Sonne; in Wahrheit aber war ihm plötzlich das Waſſer in die Augen getreten, als er ſich ſeinem lieben Herrn gegenüber ſah.

„Maſajele," rief ihm dieſer entgegen, indem er ihm ſeine Rechte reichte, „ſehen wir uns endlich wieder?"

Ehe der vorſichtige Neapolitaner hierauf antwortete, blickte er nach Vander hinüber und hob ſeine linke Hand, um ihm die Orangen darzureichen, die er in ein kleines Tuch gebunden hatte.

Der Marcheſe, welcher Blick und Bewegung verſtand, beeilte ſich, ihm zu ſagen: „Es iſt das einer meiner beſten Freunde, vor dem ich kein Geheimniß habe; er weiß, wer ich bin, und auch, wer du biſt." Dann wiederholte er in

herzlichem Tone ſeine Frage von vorhin, worauf ihm Raſajele erwiderte: „Es iſt lange her, daß wir Euch nicht geſehen, faſt zu lange; haben doch Manche von denen, die gern von Euch ſprechen, gefürchtet, wir würden Euch gar nicht wiederſehen.“

„Alſo hat man mich hier noch in gutem Andenken?“

„Das will ich meinen! Und es gibt hier von Euren Leuten genug, welche Anderen, die nicht gut von Euch ſprächen, tüchtig den Schädel zerklopfen würden. Aber ſagt mir, lieber Herr,“ fuhr er nach einer Weile treuherzig fort, „bleibt Ihr jetzt wieder bei uns, übernehmt Ihr Eure Güter wieder und kann ich zu Eurem Empfang droben auf der Maſſeria di Fontana morgen ein fettes Lamm ſchlachten laſſen?“

„Wohl werde ich hier bleiben, lieber Raſajele, doch muß das Lamm noch ein wenig fetter werden; ich habe mit dir darüber reden wollen, da ich deine Treue kenne und auch überzeugt bin, daß du mein Intereſſe gewahrt haſt, daß deine Augen und Ohren beſtändig offen waren und daß du mir frei heraus ſagen wirſt, was ich wiſſen möchte. Setze dich, Raſajele!“

„Laßt mich beſſer ſtehen, lieber Herr,“ entgegnete der Pachter; „ich bin ſo voll Freude, Euch wiederzuſehen, daß meine Beine ordentlich zucken und ich es auf keinem Stuhle aushalten könnte. Wenn Ihr wüßtet, wie wir uns ſo unausſprechlich gefreut, auch die Frau, als der Maler, den Ihr zu uns geſchickt, den Zettel auf den Tiſch legte, und als ich erſt heute Morgen von ihm erfahren, daß Ihr da ſeid und wo ich Euch finden kann.“

„Aha, unſer Freund Richter hat geplaudert?“

„Eigentlich nicht,“ erwiderte der Neapolitaner mit einem

pfiffigen Gesichtsausdrucke, „er redete nicht von sich selbst, aber ich habe ihn reden machen; cospetto di Dio! Es war dies eigentlich kein mühseliges Geschäft, aber die Freude, Herr! Nein, seid Ihr es denn wirklich ganz und wie ehemals? Santissima Madonna! Haben wir doch fast gefürchtet, Euch niemals wieder zu sehen."

„Ja, guter Rafajele, es sind einige Jahre, daß ich abwesend war, besinnst du dich noch auf jene Zeit? Was sagte man damals über mein Verschwinden?"

Der Massaro kratzte sich etwas auffallend am Kopfe und verzog das Gesicht, ehe er zur Antwort gab: „Nun, man schwatzte so Allerlei, Diese das, Jene jenes, ich kann es nicht alles sagen, denn Manches würde gegen den Respect sein."

„Und meine gute Mutter?" rief Gaetano schmerzlich bewegt aus, indem er die Hand vor die Augen legte.

„Ja, das war traurig," antwortete der Pachter mit einiger Bewegung; die gute, gnädige Marchesa verließ San Antonio und zog für eine Zeit lang nach Fontana hinauf, dort aber, sagte sie, wären ihre Erinnerungen noch trauriger; wenn sie meine Marietta sah — ihrer erinnert Ihr Euch wohl noch, Herr, die Euch damals, ein kleines Ding, nicht von der Seite ging — so weinte sie immer und zog auch bald nach Neapel hinunter, dort —"

„Ich weiß, ich weiß," unterbrach ihn Gaetano rasch, indem er heftig mit der Hand winkte, „laß uns für heute darüber hinweggehen, mein guter Rafajele. Was geschah denn," setzte er zögernd hinzu, „als meine gute Mutter nicht mehr in Neapel wohnte?"

„Was da geschah?" erwiderte der Andere achselzuckend. „Dann kam eine tolle, bewegte Zeit, von der Ihr draußen auch wohl gehört habt."

„Aber vorher, ſo lange es noch ruhig war, was geſchah denn auf den Gütern?“

„Wie ſie ſagten, hatte die gnädige Marcheſa ihren Geſchäftsmann, den Advocaten Signor Brancaccio, mit großen Vollmachten verſehen, um nach Euch ſuchen zu laſſen und das Vermögen in Eurer Abweſenheit zu verwalten; pel sangue d'un can cattivo, verzeiht mir, Herr, aber die gnädige Frau Mutter hatte, glaube ich, ſchon Geſcheiteres gethan. Was wird auf den Gütern geſchehen ſein? Der Advocat beſuchte uns alle der Reihe nach, las uns die erhaltene Vollmacht vor, woraus wir erkennen ſollten, daß wir nun den eigentlichen Herrn vor uns hätten, und cospetto, er handelte danach! Die meiſten Pachter wurden entlaſſen oder abgefunden.“

„So iſt auch Antonio nicht mehr auf San Giorgio?“

„Gewiß nicht! Es blieb Keiner, von dem er nicht wußte, daß er mit ihm in Ein Horn blaſen würde.“

„Aber du?“ fragte Gaetano und ſetzte mit einem freundlichen Lächeln hinzu, „du wirſt mich ſo weit kennen, daß dieſe Frage kein Mißtrauen bedeutet.“

„Ja, bei mir hat es einen anderen Haken. Ehrlich geſagt, Don Brancaccio hat, der Madonna ſei es geklagt, Gefallen an meiner Marietta gefunden und will ſie heirathen. Als ich darin klar ſah, gnädiger Herr, zuckte es mir in der Hand, ihn zum Fenſter hinauszuwerfen, doch war die Frau, Ihr erinnert Euch ihrer wohl noch, dieſes Mal klüger, als ich, und da ich einſah, daß ſie Recht hatte, mußte ich mich zum Heucheln bequemen.“

„Gewiß hatte ſie Recht,“ ſagte Gaetano eifrig, „ich hoffte auf dich und deine Treue; wenn auch du entfernt wurdeſt, ſo wäre ja niemand mehr da geweſen, der mit

verſtändigem Auge über mein ſchönſtes und größtes Gut gewacht hätte; die Frau hatte Recht, Raſaſele. Marietta iſt wohl groß und hübſch geworden?"

„Man ſagt, ſie ſei ſehr ſchön," erwiderte der Maſſaro, „und ich glaube faſt, daß dem ſo ſein kann; was aber noch beſſer iſt, ſie benimmt ſich klug, wie ihre Mutter, und haßt den Advocaten wie den Teufel."

„Und was ſagte dieſer von mir?"

„Er ſagte, in dem fremden Lande, wohin Ihr gegangen, hätte Euch eine ſchwere Krankheit befallen, Euren Sinn verwirrt und man müßte Euren Tod fürchten. So ſprach er anfänglich; vor einiger Zeit aber, als ich ihn nach Euch befragte — und Ihr könnt mir glauben, ich that das oft, obgleich er dabei jedes Mal ein Geſicht macht, als beiße er in eine ſaure Melone — da meinte er, wenn Ihr auch nicht geſtorben wäret, ſo würde es doch beſſer für Euch ſein, wenn Ihr nicht ſo bald dächtet, hieher zurückzukehren; Ihr hättet Euch in Correſpondenzen eingelaſſen mit denen, die jetzt fort ſind, und wenn Ihr trotz alledem doch erſchienet, ſo könnte es Euch ſchlimm ergehen."

Der Marcheſe wechſelte mit ſeinem Freunde einen raſchen Blick des Einverſtändniſſes und verſetzte darauf: „Ich brauche dir wohl nicht zu ſagen, daß er, was Beides anbelangt, gelogen hat."

„Das Lügen iſt begreiflich," ſagte der Pachter. „Daraufhin gab uns der Advocat einen guten Rath, welcher darin beſtand, Euren Namen gegen niemand zu nennen, um uns nicht ſelbſt verdächtig zu machen. Das war nun freilich bei der armen Frau das beſte Mittel, ſie einzuſchüchtern."

eleganten neapolitaniſchen Abbate, und einem römiſchen Monſignore eine Partie a quatre. Das Spiel war gering. Die Wetten dabei die Hauptſache. Es ſtand viel Gold auf dem Tiſche, welches, wie natürlich in guter Geſellſchaft, ohne irgend eine Bewegung zu verurſachen, bald auf dieſe, bald auf jene Seite rollte. Die eine der Spielerinnen, eine Spanierin mit wachsgelbem Teint, pechſchwarzen Augen und Haaren, ſah ziemlich fatigirt aus und ſpielte und wettete mit großem Glück. Der neapolitaniſche Abbate verlor gegen ſie und ſchob ihr die größten Gewinnſte mit einer außerordentlichen Freundlichkeit zu.

Der Vicomte, der mit Alfred, den er ſchon von früher kannte, hinter die Spielenden getreten war, flüſterte dieſem zu: „ſehen Sie nur, wie glücklich es den guten Neapolitaner macht, auf ſolch' geſchickte Weiſe ſein Geld anzubringen. Jetzt hat er wahrhaftig ſogar das Doppelte von dem gezahlt, was er ſchuldete.“

„Sie wird es nicht gemerkt haben,“ entgegnete Alfred.

„Ich glaube faſt!“ fuhr der Vicomte fort, „unter anderen Verhältniſſen könnte man faſt glauben, ſie ſpielten aus und in eine gemeinſchaftliche Kaſſe. Le pauvre abbé! — Aber er iſt unermeßlich reich.“

„Und wer iſt die Dame?“ fragte Alfred.

Der Vicomte zuckte mit den Achſeln. „Aus einem unbekannten ſpaniſchen Hauſe!“ ſagte er eigenthümlich lachend, „und jene italieniſche Excellenz, mit der ich vorhin von dem Spieltiſche weggieng, nennt ſie ſeine Gemahlin. — Aber es iſt erſtaunlich, wie der junge hübſche Menſch da ſein Geld wegwirft! — Der geſunde blühende Monſignore da verſteht es ſchon anders. Sein Goldhaufen vermehrt ſich zuſehends und es iſt wahrhaftig zum Lachen, mit welch' freudigem Geſicht ihm die deutſche Baroneſſe das Geld zuſchiebt. — O Welt! o Welt!“

„Wie so?“ fragte Gaetano, welcher die letzte Aeußerung des Anderen nicht recht verstanden hatte.

„Eine traurige Geschichte, von der auch ich nicht gern rede, obgleich ich nicht gerade furchtsam bin; aber Ihr müßt es doch einmal erfahren, und da ist es besser, durch mich. Ihr erinnert Euch wohl noch meines Schwagers, Don Alonzo. Er war früher Sergeant bei den königlichen Carabinieri, und was für ein Sergeant! Daraufhin wurde er Forst-Schutzwächter in Sora, dem Geburtsorte der Frau; hätte es vor einem Jahre, als es hier los ging, in dem Heere nur noch einige Dutzend solcher Sergeanten gegeben, wie er war, so hätten sie es den rothen Hemden schon ein bischen sauer gemacht. Was wollt Ihr aber thun, wenn Ihr ein noch so braver Soldat seid, wenn Eure Mannschaft, statt zu feuern, die Gewehre wegwirft, davon läuft oder gar zum Feinde übergeht? Corpo di Bacco! Obgleich mich die Sache eigentlich nichts anging, so habe ich mich doch geschämt, wie ein Conte. Nun, eine Hand voll braver Leute, die wie Don Alonzo dachten, warfen sich in die Berge, nach und nach kamen noch andere dazu, die das Herz auf dem rechten Flecke hatten, und da sie den Krieg nicht im Großen fortsetzen konnten, so betrieben sie ihn im Kleinen und treiben ihn noch so — brave, tüchtige Leute, und eine der besten Banden befehligt Don Alonzo; freilich schämen sich die Anderen nicht, sie Briganti zu nennen, aber zwischen Denen und einem Brigante ist gerade ein solcher Unterschied, wie zwischen einer süßen Orange und einer faulen Feige.“

„Und dem Advocaten ist es bekannt, daß dein Schwager in den Bergen ist?“

„Auf ein Haar, Eccellenza, und das hat auch wieder

ſein Gutes," ſetzte er mit einem launigen Geſichtsausdrucke hinzu; „weiß der Teufel, auf welche Art Don Alonzo ſeine Verbindungen mit Neapel unterhält, unterhalten thut er ſie, aber nicht durch mich und die Frau, darauf kann ich zehn körperliche Eide ſchwören. Nun ſoll er dem Advocaten eines Tages den freundſchaftlichen Rath haben zugehen laſſen, uns glimpflich zu behandeln, ſonſt wolle er ihm ein ſichtbares Zeichen hinterlaſſen. Don Alonzo ſpaßt nicht, wie ganz Neapel weiß, und daß er ſich nicht vor denen da unten fürchtet, hat er dem Advocaten auch bewieſen, denn als dieſer einſt allein in ſeiner Schreibſtube ſaß, ging die Thür auf und Don Alonzo ſelbſt, ſo erzählen ſie, ſei bei ihm eingetreten und habe ſich auf die höflichſte Art bei ihm bedankt für den mächtigen Schutz, den er uns gewährt. Freilich ſoll der Advocat ſeit jener Zeit immer einen Nationalgardiſten bei ſich einquartiert haben, doch weiß ich das nicht ſo genau; was ich aber weiß, iſt, daß er ſich, wenn er zu uns reitet, bis an den Gartenzaun begleiten läßt. Ich glaube, er würde ſogar ſeine bewaffnete Begleitung an unſerer Zimmerthür Wache ſtehen laſſen, wenn ihm nicht Marietta geſagt, ſie könnte und möchte mit ſolchen Leuten nie unter Einem Dache ſein, und wenn Jene einzögen, dann zöge ſie aus."

„Don Alonzo läßt ſich bei Euch nie ſehen?"

„Niemals, Herr; ich kann auf einen heiligen Eid ſchwören, daß wir nicht einmal genau wiſſen, wo er ſich aufhält; wenn ſie uns auf die Folter legen wollten, wir könnten den Aufenthalt doch nicht angeben. Es iſt eigentlich ſchade um den Alonzo, daß er zuweilen wie ein wildes Thier gehetzt wird."

Gaetano, der den fragenden Blick ſeines Freundes be-

merkte, wandte ſich gegen ihn und ſagte: „Es iſt Don Alonzo Chiavone.“

„A—a—a—ah,“ machte Vander mit einem Ausdrucke der Verwunderung.

„So viel wir wiſſen,“ fuhr der Maſſaro nach einer Pauſe fort, „hält er ſich häufig und gerade in letzter Zeit zwiſchen Campinotta und Monte Albino auf, ſo erzählen ſie ſich drunten am Molo.“

„So könnte ich ja in ſeine Nähe kommen, wenn ich mich nach meiner Herrſchaft bei Ravello begäbe. Wie ſieht's denn dort aus, Raſajele?“

Der Angeredete zuckte auffallend hoch mit den Achſeln und erwiderte, indem er ſeine Augenbrauen gewaltig emporhob: „Der ſchönen Herrſchaft hat der Advocat, wie man es auch begreiflich findet, ſeine ganze Liebe und Sorgfalt zugewandt. Zum Verwalter hat er dahin einen ſeiner Nepoten geſetzt, und wenn ich Sie verſichere, er hat nur mit einem halben Dutzend Nachbarn Proceſſe angefangen, ſo ſage ich kaum die Wahrheit.“

„Dieſer Hund von einem Advocaten!“

„Mit dem einen der Nachbarn proceſſiren ſie um einen Weg, mit dem anderen um ein Stück Land, hier um Waſſerkraft, dort um eine mangelhafte Grenze, und wenn Ihr nicht bald im Stande ſeid, Einhalt zu thun, ſo proceſſirt er Euch das ſchöne Gut zuſammen wie eine Schneekugel, die einen halben Tag an der Sonne gelegen.“

„Sie hören verwundert zu, lieber Freund,“ ſagte Gaetano zu Vander, „aber was mir der Maſſaro ſo eben ſagt, iſt leider gegründet in den Fehlern unſerer Geſetzgebung; wir haben kein beſtimmtes Recht, kein beſtimmtes Geſetz-

buch, unſere beſtehenden Verordnungen ſind ein Netz, in welches der geſchickte Advocat im Stande iſt, ſeinen Clienten ſo zu verwickeln, daß er am Ende froh iſt, nur von einem angefangenen Proceſſe wieder los zu kommen. Sie haben bei uns alle Ausſicht, ſelbſt die ſchlechteſte Sache zu gewinnen oder lange Jahre ſo hinauszuziehen, daß dieſer Verzug ſchon Gewinn iſt — ich kenne das," unterbrach er den heftigen Ton ſeiner Stimme und ſprach darauf gemäßigter fort: „habe ich doch ſelbſt das ſtudirt, was man hier und in anderen Ländern das Recht nennt, kenne ich doch den ungeheuren Vorrath, aus welchem die neapolitaniſchen Advocaten ihre Beweiſe ſchöpfen: canoniſches Recht, Feudalrecht, Conſtitutionen der normänniſchen, ſchwäbiſchen und arragoniſchen Könige, Pragmatiken der Fürſten und ihrer Vicekönige, Particular-Statuten einzelner Städte, Gebräuche verſchiedener Gerichtshöfe, deren Beſchlüſſe, Entſcheidungen der vier Ruota's, eine Flut von Befehlen, eine Menge von Commentatoren, Erklärern und Gloſſatoren. Glauben Sie mir, lieber Freund, es iſt bei uns leicht möglich, das ſchönſte Vermögen durch Proceſſe zu Grunde zu richten, und ich kenne Advocaten, welche durch die ungeheuerlichſten Proceßkoſten in den Stand geſetzt wurden, die ſchönſten Ländereien ſelbſt zu kaufen, über deren Beſitzſtreit zwei hartnäckige Menſchen verhandeln."

„Auf die Herrſchaft bei Ravello hat Signor Brancaccio ſein Augenmerk in der Art geworfen," ſagte der Maſſaro, „wie der Herr Marcheſe eben andeutete, und dazu kommt noch, daß der Nepote Vergleiche vorſchlägt, über welche Einem die Haare zu Berge ſtehen."

„Wird die neue Regierung dieſes Landes dieſen gräulichen Wuſt zu regeln im Stande ſein?“

„Hoffentlich wird ſie es verſuchen, und wenn ſie es thut, ſich dadurch allein ſchon feſte Anhänger gewinnen.“

„Gebe es der Himmel,“ antwortete Vander, „daß dieſes ſchöne Land auch in dieſer Beziehung einig und ſtark wird!“

„Wenn's aber wahr iſt,“ miſchte ſich Raſajele mit einem pfiffigen Lächeln in das Geſpräch, „daß es meiſtens Advocaten ſind, welche dort oben in Turin die neuen Geſetze fabriciren, ſo halte ich ſie für viel zu ſchlau, um ſich ſelbſt in die Augen zu ſchlagen. — Bei uns droben in Fontana hat der Advocat auch angefangen, mit den Nachbarn Händel zu ſuchen, doch war ich immer bei der Hand und ſagte zu Dieſem und Jenem: Seid doch nicht ſo dumm, Gevatter, und laßt Euch in Sachen ein, die Euch das gute Geld aus der Taſche locken; würdet Ihr auch um einer ſolchen Lumperei willen Proceſſe führen mit dem gnädigen Herrn Marcheſe, wenn er da wäre? Das ſahen auch die Meiſten ein, und ſo blieb bei uns denn im Grunde alles beim Alten, mit Ausnahme einiger kleinen lumpigen Geſchichten, die nicht der Rede werth ſind. Aber jetzt, Herr,“ ſetzte er in treuherzigem Tone hinzu, „denke ich, daß Ihr auftreten werdet, wie es ſich gehört, und wenn nicht unſere Liebe zu Euch ſchon allein Urſache genug geweſen wäre, auf Eure Rückkunft zu hoffen, ſo iſt es die Freude, die wir haben werden, wenn Ihr dieſem Advocatengeſindel auf die Finger klopft, daß wir Euch ſehnlichſt erwarteten, come l'uovo di Pasqua!“

Mit dieſem ächt neapolitaniſchen Ausdrucke ſchloß der

brave Pachter und ſetzte nach einer Pauſe mit einer Verbeugung hinzu: „Jetzt muß ich nach meinem Eſel ſehen, um nicht zu lange hier zu bleiben und den Maulaffen da unten einen Grund zu Vermuthungen und zum Geſchwätze zu geben; der Advocat, den Ihr wahrſcheinlich in den nächſten Tagen ſehen werdet, braucht ja nicht zu wiſſen, daß ich ſchon bei Euch war.“

„Darin haſt du mich richtig verſtanden, braver Naſajele!“ erwiderte ihm der Marcheſe, „und ich ſah das ſchon an der klugen Art, wie du mich aufgeſucht. Verſtehe mich recht, ich traue dem Advocaten in keiner Richtung; er hat in dem fremden Lande, wo ich war, ſchlecht an mir gehandelt, und wird nicht verfehlen, hier mit allen Mitteln meine Plane zu durchkreuzen. Ich bin überzeugt, daß er mich bei der neuen Regierung verdächtigen wird, und wenn ich auch ein gutes Gewiſſen habe, ſo erfuhr ich doch von den gegenwärtigen Zuſtänden genug, um mich ſo viel als möglich ſicher zu ſtellen. Freilich habe ich Freunde, die im Nothfalle für mich handeln werden, worunter ich auch dich rechne, aber dieſe Freunde können nur für mich handeln, indem ſie ſo lange unabhängig von einander bleiben, bis ein gemeinſchaftliches Zuſammenwirken nöthig iſt; ſo wie, glaube mir, Brancaccio erfährt, daß ich hier bin, wird er jeden meiner Schritte beobachten laſſen, weßhalb es nothwendig iſt, daß du mich vor der Hand hier nicht mehr aufſuchſt. So wie ich deinen Rath und deine Hülfe brauche, erhältſt du Botſchaft, entweder durch den Herrn, der oben bei dir iſt und der häufig in die Stadt kommen wird, oder auch durch meinen Freund hier, deſſen Worten du eben ſo zu

folgen haſt, als ſpräche ich ſelbſt zu dir. — Haſt du mich verſtanden, Raſajele?“

„Auf's genaueſte,“ erwiderte der Maſſaro, „ja, Herr, noch beſſer, als Ihr Euch einbildet; ſagte ich doch neulich zu der Frau: Haſt du gehört, was der Advocat über unſern Herrn ſprach? Gewiß weiß Don Brancaccio, daß er, nämlich Ihr, Herr, wieder zu uns zurückkommt, und in dem Falle hängt er ihm Eins auf, daß ſie ihn, nämlich Euch, Herr, augenblicklich wieder aus dem Lande ſchicken oder ein Quartier in der Vicaria geben, wenn ſie es nicht gar vorzögen, Euch einzuweichen. — So werde ich mich denn, Eurem kleinſten Winke lauſchend, ruhig zu Hauſe verhalten, und dabei glaube ich Euch nicht ſagen zu brauchen, daß Ihr auf den Raſajele in jeder Hinſicht rechnen dürft.“

„Nein, das brauchſt du mir nicht zu ſagen,“ rief Gaetano mit herzlichem Tone der Stimme, wobei er dem Maſſaro ſeine beiden Hände darreichte — „und jetzt lebe wohl, nimm meinen Dank für deine treue Anhänglichkeit.“

„Und unſer Landſchafts-Maler bleibt droben bei uns?“ fragte der Maſſaro.

„Noch für einige Tage, wenn es dir recht iſt — du kannſt ihm unbedingt vertrauen, er gehört zu meinen Freunden.“

„So nehme Euch die Madonna in ihren Schutz, und laßt bald was Gutes von Euch hören.“

Als ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen, fragte Bander ſeinen Freund: „Was wollte er mit dem Worte einweichen ſagen?“

„Mete annamuollo, gut italieniſch: mettere a mollo, oder einweichen iſt der Ausdruck des Volkes, um jemand in

die Kerker des Caſtells dell' Uovo zu ſehen. Es ſind dies in Felſen gehauene, unter dem Spiegel des Meeres gelegene Löcher, die, wie man ſagt, früher zu Gefängniſſen benutzt wurden; übrigens Barbareien einer früheren Zeit, die jetzt aufgehört haben."

„Und die Vicaria?"

„Iſt der große Gerichtshof Neapels, ehemals ein Palaſt der normänniſchen Könige, der Ort, wo Proceſſe verwirrt und geſchlichtet werden, zugleich das Hauptgefängniß der großen Stadt. Wenn Don Brancaccio gut manövrirt, ſo wäre es immerhin möglich, daß mir dort ein Quartier angewieſen würde; er braucht mich nur mit einiger Glaubwürdigkeit politiſcher Umtriebe zu Gunſten der vertriebenen Königsfamilie zu verdächtigen, doch wird er es kaum wagen, da ihm jeder gültige Beweis mangelt."

„Lieber Freund," antwortete Bander, nicht ohne einige Beſorgniß im Tone der Stimme zu verrathen, „ich will nicht indiscret ſein, Sie über Ihren Aufenthalt in Rom zu befragen, denn ich weiß, wie ſehr Sie für das Glück und die Größe Ihres Vaterlandes ſchwärmen, aber waren Sie dort auch vorſichtig im Umgange mit Bekannten?"

„Ich will nicht läugnen," erwiderte der Marcheſe, „daß ich dort Freunde meines Hauſes traf, deren Anſichten über die Zuſtände Italiens den meinigen ſo ſchroff entgegenſtanden, daß ich nach der erſten Unterredung die Unmöglichkeit einer Ausgleichung mit ihnen einſah. Wollte man aber wörtlich hieher mittheilen, was ich dort geſprochen, ſo bin ich gern bereit, für jede Aeußerung Rede zu ſtehen."

„Für jede Aeußerung, die man unverfälſcht wiederholte," antwortete Bander, das verletzte Wort betonend;

„ſchon daß Sie über Rom hieherkamen, iſt im Stande, Argwohn zu erregen.“

„Darin haben Sie nicht Unrecht; doch wenn wir auch Manches gehört von ziemlich willkürlichem Verfahren, ſo halte ich das für Uebertreibung. Jene Zeiten ſind vorbei, wo man auf Verdacht hin eingeſperrt und Jahre lang feſtgehalten wurde. Daß ihm mein Hierſein im höchſten Grade unangenehm iſt und daß ich ihm bei der erſten Unterredung meine Abſicht, ihn zur Rechenſchaft zu ziehen, nicht verheimlichen werde, verſteht ſich eben ſo von ſelbſt, als ich überzeugt bin, daß er alle Minen gegen mich ſpringen laſſen wird. Bin ich aber nicht auch gerüſtet, darf ich nicht auf Ihre Hülfe rechnen, wenn es ihm je gelingen ſollte, mir einen Platz zwiſchen vier feſten Mauern zu verſchaffen? — Unbeſorgt! — Anfänglich war es allerdings meine Abſicht, hier zuerſt im Verborgenen gegen ihn zu wirken, doch nun habe ich mich feſt entſchloſſen, ihm geradezu auf den Leib zu gehen, ihm Stirn gegen Stirn entgegen zu treten, und Sie werden ſehen, das Recht ſiegt.“

„Rechnen Sie auf mich, lieber Gaetano,“ ſagte Vander mit Wärme; „ſuchen Sie Ihren Advocaten auf; ich werde unterdeſſen meinen Paß bei der engliſchen Geſandtſchaft deponiren.“

„Morgen oder übermorgen,“ erwiderte ihm der Marcheſe, „den heutigen Tag ſoll kein Mißton ſtören; ich habe eine heilige Pflicht zu erfüllen; laſſen Sie uns einen Wagen nehmen und folgen Sie mir hinaus zum Campo Santo, ans Grab meiner unvergeßlichen Mutter.“

Sechszigſtes Kapitel.

Der Advocat und ſein Client.

Der Advocat Signor Nicola Brancaccio oder Don Nicola, wie man in der dritten Perſon von ihm ſprach, bewohnte das erſte Stockwerk eines ziemlich anſehnlichen Hauſes in der Straba della Porta Capuana, welches ſein Eigenthum war. Seine Wohnung war nicht übermäßig groß, doch wohl gelegen in der Nähe der Vicaria, und auch mit verſchiedenen, ihm ſehr nothwendig und bequem dünkenden Einrichtungen verſehen; ſo mit einer eiſernen Thür, vermittels welcher man auf die Haupttreppe des Hauſes gelangen konnte, dann aber noch mit einer Nebentreppe, welche direct in den erſten Stock führte und von manchem Clienten der eben erwähnten Haupttreppe vorgezogen wurde. Sämmtliche Fenſter waren mit ſtarken, kunſtreich gearbeiteten Gittern verſehen. Dabei lag das Haus auf der Schattenſeite der Straße, hatte hohe, gewölbte Zimmerräume und konnte der ganzen Einrichtung nach für äußerſt wohnlich, ja, behaglich gelten.

Er that einen Schritt zurück und zog Alfred mit ſich bis hinter die grünen Geſträuche, wo ſie, auf einem Sopha Platz nehmend, die Spielgeſellſchaft im Auge behielten.

Man könnte von Jedem und von Jeder der Spielenden dort einen nicht unintereſſanten Roman ſchreiben, man brauchte dabei nicht viel zu erfinden, ſondern ſich ganz einfach an ihr vergangenes Leben halten und es mit ſeinen kleinen und großen Vorfällen, ſeinen Intriguen, ſeiner Freude und ſeinem Jammer, ſeinen Hoffnungen und Täuſchungen niederſchreiben.

Es war aber auch in der That eine äußerſt merkwürdige Gruppe intereſſanter Geſichter dort um den Spieltiſch verſammelt. Namentlich aber feſſelte eine Dame die Aufmerkſamkeit Alfreds in hohem Grade. Dieſelbe ſaß auf der anderen Seite des Gebüſches, in welchem der Bachus ſtand, vielmehr lag ſie da in einem niederen Fauteuil, faſt zu den Füßen des Gottes, eine erhitzte, liebeglühende, ermattete Bachantin.

Ein prachtvolleres Haar, dunkel gefärbt, welches das glühende Geſicht umgab, konnte man nicht ſehen. An der Fülle und dichten Maſſe deſſelben war alle Kunſt vergeblich und der Friſeur war nicht im Stande, etwas Zierlicheres daraus zu formen, als einen Kranz von dicken Flechten, welche den Hinterkopf umgaben, und zwei glänzende Bandeaux von übermäßiger Breite, welche die friſchen, blühenden Wangen in einer ſanften Wellenlinie einrahmten. Dichte Augenbrauen wölbten ſich über einem herrlich geformten Auge, deſſen tiefe Gluth und lodernder Brand glücklich durch auffallend lange Wimpern bedeckt und gemildert wurden. Dazu hatte die Dame friſche, etwas trotzig aufgeworfene Lippen, weiße Zähne, und Alles an ihr war Natur: hier eine große Sektenheit. Wie voll und weiß war ihr entblößter Arm, ebenſo die Schultern, welche von letzteren durch einen unbedeutenden Theil des Oberkleides getrennt waren. Um ihren Nacken und die Bruſt lief eine breite Reihe der koſtbarſten

Der Luxus an koſtbaren Geräthen, Teppichen und ſo weiter war aufs ſorgfältigſte vermieden; die erſteren beſtanden meiſt aus ſoliden, alten Erbſtücken, und von den aus rothen, lackirten Ziegeln beſtehenden Fußböden waren im Winter nur einige mit Strohmatten bedeckt. Statt dieſer mangelnden äußerlichen Koſtbarkeiten beſaß aber der Advocat in einem kleinen, ſehr feſt bewahrten Zimmer eine große eiſerne Kiſte, angeblich, wie er ſelbſt zu ſagen pflegte, zum Aufbewahrungsorte werthvoller, ihm anvertrauter Documente beſtimmt, nach dem Glauben der Leute aber angefüllt mit Gold und Silber. Doch iſt dieſes eine Anſicht, deren Richtigkeit wir nicht zu bemeſſen im Stande ſind, denn Signor Brancaccio, welcher genau wußte, wie hoch ein Zinsfuß hier getrieben werden durfte, ehe er Wucher genannt wurde, war ein viel zu vorſichtiger und ſchlauer Geſchäftsmann, um Gold und Silber unbenützt in eiſernen Kaſſen verſchloſſen zu halten.

Daß Don Nicola nicht verheirathet war, haben wir bereits erfahren; ſein Hausweſen beſorgte ſein alter Diener Michele, welcher aber, da ſein Herr meiſtens außer dem Hauſe aß, nicht viel zu thun hatte und daher, faſt den ganzen Tag Tabak rauchend, auf der oberſten Stufe der Haupttreppe ſaß, um Unbekannte, die ſich nicht vorher eine Audienz bei dem vielbeſchäftigten Advocaten verſchafft, abzuweiſen und den bekannten Clienten die Thür zu öffnen.

Die kleine Treppe führte direct in das Arbeitszimmer Don Nicola's, war ebenfalls mit einer eiſernen Thür verſchloſſen und hatte eine Oeffnung, durch welche ſich der Advocat jeden Anklopfenden genau betrachtete und nur die ihm wohlbekannten Geſichter einließ. Ein kleines Gemach,

in welchem ſich der Secretär des Rechtsgelehrten befand, lag zwiſchen dem eben erwähnten Schreib-Cabinette deſſelben und einem größeren Zimmer, wo gewöhnlich drei oder vier Schreiber emſig beſchäftigt waren.

Don Nicola war ſo eben aus einer Gerichtsſitzung von der Vicaria zurückgekommen, und während er ſeinem erſten Schreiber, Don Giovanni, einem alten, kümmerlich ausſehenden, gebückten Männchen, einige dringende Aufträge gab, legte er ſein Advocaten-Gewand, den ſchwarzen, weiten Ueberwurf, einen Mantel von derſelben Farbe und die Perrücke ab, ohne welches er vor dem Tribunale nicht erſcheinen durfte, machte es ſich in einem abgetragenen Hausrocke bequem und überreichte alsdann ſeinem erſten Schreiber verſchiedene Papiere, wobei er zu den zu beſorgenden Ausfertigungen die nothwendigen Erläuterungen angab.

Signor Brancaccio war ein Mann, der offenbar das fünfzigſte Jahr überſchritten hatte und den man nicht ſchön nennen konnte. Seine Geſtalt war etwas über Mittelgröße und hager; er hatte ein gelbes, blattriges Geſicht, düſtere, ſchwarze Augen, welche unruhig forſchend unter den dichten Augenbrauen hervorblickten. Seiner hohen, ſtark zurückfallenden Stirn ſchloß ſich eine leichte Glatze an, welche er aber durch das ſorgfältig vom Hinterhaupte nach vorn gekämmte ſchwarze Haar zu verbergen ſuchte. Die Unruhe ſeines lauernden Blickes theilte ſich auch allen ſeinen Bewegungen mit; ſo ſchien es ihm zum Beiſpiel unbehaglich, auf einem Platze ruhig zu ſtehen, und er drehte ſich bald nach dieſer, bald nach jener Seite, ſtützte auch in raſcher Abwechſelung ſeinen Körper bald auf den rechten, bald auf den linken

Fuß, wobei seine Hände in einer immerwährenden Bewegung waren. Bald strich er mit der rechten, bald mit der linken sein Haar gegen die Stirn vor, bald legte er beide Hände auf dem Rücken zusammen, und dann brachte er seine Finger vor das Gesicht, um aufmerksam seine Nägel zu betrachten. Er sprach viel und gewandt und seine Stimme war laut und gellend, eine Angewöhnung von den vielen Reden her, die er vor dem Tribunale zu halten pflegte.

„In dem Processe Zappi," sagte er zu seinem Schreiber, „ist mir eine außerordentliche Nuance gelungen; statt mir die Mühe zu machen und selbst den Beweis zu führen, daß der streitige Weg auf unserem Eigenthume ist, gelang es mir, das Tribunal zu veranlassen, daß es ihm aufgab, das Gegentheil zu beweisen. Da haben Sie die Acten, lassen Sie es beruhen, bis er beweis't, was er nicht beweisen kann. Zanetti in Ravello scheint sich zu einem Vergleiche herbeilassen zu wollen; er wird die von mir verlangten sechstausend Ducati zahlen, und wenn er dann die fragliche Wasserkraft benutzen zu können glaubt, so wird ihm der Müller in Sanfrese einen neuen Proceß an den Hals werfen. Leider steht die gute Signora Mattei im Begriffe, ihren Erbschafts-Proceß zu verlieren" — er sagte das mit einem freundlichen Lächeln, welches offenbar sein Bedauern Lügen strafte — „die gute Dame ist aber auch so noch reich genug und gegen mich, ihren Rechts-Anwalt, so knickerig, daß es eine Schande ist; es ist eigenthümlich, daß sich bei den Acten das fragliche Document nicht wieder gefunden hat. Nicht wahr, Don Giovanni, wir haben es am Suchen nicht fehlen lassen?"

Der alte Schreiber, der seine Blicke gewöhnlich auf das

Papier in seiner Hand geheftet hielt, nickte jetzt seinem Chef mit einem Ausdrucke von Schlauheit zu und erwiderte: „Bei uns kann es nicht sein; haben wir ja auch den Empfang dieses so wichtigen Actenstückes nicht bescheinigt, was sicher geschehen wäre, wenn wir es in die Hand bekommen hätten."

„Gewiß," gab Don Nicola zur Antwort, während er sich ans Fenster stellte, aber anstatt hinauszuschauen seine Nägel betrachtete. „Die Mattei verliert achtzehntausend achthundert Ducaten, welche ihre Gegner gewinnen; ja, ja," setzte er zu sich selbst sprechend hinzu, „das Document ist seine zehntausend Ducaten unter Brüdern werth. — Apropos, Don Giovanni," wandte er sich nach einem längeren Stillschweigen gegen seinen Schreiber um, „habt Ihr je von einem Namen gehört wie Saint-Alban? Mir ist hier in Neapel keine solche Familie bekannt."

„Mir auch nicht," erwiderte der Schreiber kopfschüttelnd.

„Es muß ein Fremder sein," sagte der Advocat in gleichgültigem Tone; „Einer des Namens verlangt schriftlich von mir eine Unterredung; er wird in der nächsten Zeit kommen, Michele soll ihn in Euer Cabinet führen, und dann kommt und sagt mir, was für eine Art von Mann es ist."

Der erste Schreiber entfernte sich stillschweigend mit seinen Papieren und Don Nicola ließ sich in einem großen, mit Leder überpolsterten Stuhle nieder, auf dessen Lehne er die Hände legte und, an den Himmel hinaufschauend, in Gedanken versank; doch war auch hierbei keine Ruhe auf seinem Gesichte zu lesen; seine Mundwinkel zuckten nach rechts und nach links, er nickte zuweilen mit dem Kopfe,

und wenn er dabei lächelte, ſo ſchloß er eine Sekunde lang ſeine Augen und ſeine Finger trommelten auf der Lehne des Stuhles.

„Der Herr von Saint-Alban iſt draußen," meldete nach einer Weile der erſte Schreiber.

„Wie ſieht er aus? Kennen Sie ihn?"

„Ich habe ihn nie geſehen, es iſt ein junger, ſchöner Mann, ruhig in ſeinen Bewegungen, von vornehmem Aeußern, er kam mit der Equipage des Hotels de Rome."

Don Nicola nickte befriedigt mit dem Kopfe und deutete darauf, während er ſich erhob, durch eine Handbewegung an, der Fremde möge eintreten. Wenn der Advocat irgend einen ihm Unbekannten empfing, pflegte er das am Fenſter ſtehend zu thun und ſich erſt auf die Anrede des Eintretenden herumzuwenden.

„Habe ich das Vergnügen, den Herrn Advocaten Brancaccio zu ſehen?" ſagte eine tiefe, wohlklingende Stimme, deren Ton dem Rechtsgelehrten ſo bekannt vorkam, daß er ſich raſcher herumwandte, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war. Mit der rechten Hand hatte er die Fenſterbank erfaßt, und es war gut, daß er im Augenblicke, als er den Fremden anſtarrte, ſich auch mit ſeiner linken Hand ſtützte, denn ſonſt hätte es ihm geſchehen können, daß er trotz ſeiner bekannten Geiſtesgegenwart ein wenig in die Kniee geſunken wäre.

Vor ihm ſtand der Marcheſe Gaetano Fontana.

„A—a—a—ah!" rief der Advocat, nachdem er ſich von ſeinem erſten Schrecken ein wenig erholt und nicht nur eine verzweifelte Anſtrengung machte, freudig zu lächeln, ſondern

auch dem ruhig Daſtehenden mit vorgeſtreckten Händen entgegen zu gehen.

Gaetano machte eine abwehrende Handbewegung und ſagte mit ruhiger Stimme: „Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſetzen wir uns, das Stehen während unſerer wahrſcheinlich nicht ganz kurzen Unterredung könnte Ihnen ſauer werden.“

„Bei der Madonna und allen Heiligen!“ rief der Advocat, „ſind Sie's denn wirklich, oder iſt's Ihr Geiſt?“

„Ich bin es ſelber, und noch obendrein mit meinem vollſtändigen Geiſte, Signor Brancaccio — aber, wie geſagt, ſetzen wir uns.“ Er ſtieß die letzten Worte etwas heftig hervor und wandte ſich raſch nach einem Stuhle, um einem Attentate des Rechtsgelehrten zu entgehen, welches in nichts Geringerem beſtand, als in dem allerdings ſchwachen Verſuche, den jungen Mann mit einer wohlgeſpielten Rührung in ſeine Arme zu ſchließen, wobei Don Nicola mit ſchluchzender Stimme hervorſtieß: „Der Herr Marcheſe, der verloren geglaubte Sohn eines Vaters, der mich ſeinen Freund nannte!“

Gaetano hatte die Lehne ſeines Stuhles mit der linken Hand erfaßt und begnügte ſich, die freche Rede des Advocaten mit einem flammenden Blicke zu beantworten, dann wiederholte er mit ſtrenger Stimme: „Setzen wir uns!“

Der Advocat, deſſen Gemüthsbewegung ſich in vermehrter Unruhe des ganzen Körpers deutlich ausdrückte, nahm dem jungen Manne gegenüber Platz und ſchnappte einige Male wie ein Fiſch auf trockenem Sande nach Athem.

„Wiſſen Sie, woher ich komme?“ begann der Marcheſe ſeine Unterredung, wobei er ſo ruhig ſprach, daß es den Anderen fröſtelnd überlief.

„Wie iſt es mir möglich, Herr Marcheſe, das ſo genau zu wiſſen? Gott ſei gelobt, daß Sie überhaupt da ſind.“

„Ich komme aus Deutſchland, aus einer Stadt, in der Sie würdige Freunde beſitzen — ich war dort in einem Irrenhauſe — denken Sie ſich, iſt das nicht komiſch? Ich, der ich vor Ihnen ſitze und der ich gewiß ſo wenig ein Narr bin wie Sie ſelber, war ein paar Jahre im Irrenhauſe!“

„Unglaublich!“ ſtöhnte der Advocat.

„Gewiß unglaublich! O, das habe ich gewiß hundert Mal, tauſend Mal gedacht, wenn ich an den eiſernen Gittern meiner Zelle rüttelte oder wenn ich meinen Kopf gegen die Thür meines Kerkers rannte, dieſen Kopf hier, der verrückt ſein ſollte und doch klug genug war, um zu ſehen, daß er das Opfer einer furchtbaren Schurkerei war.“

„Un—glaub—lich!“

„Ich wäre vielleicht noch in dieſem Irrenhauſe eingeſperrt, wie die übrigen Narren,“ fuhr der Marcheſe mit einer entſetzlichen Kälte fort, „wenn es mir nicht gelungen wäre, mich ſelbſt zu befreien.“

„Gott ſei Dank!“ wagte der Advocat zu ſagen.

„Wenn man jemand ins Irrenhaus ſperrt, ſo ſind zwei Fälle denkbar: daß man den Eingeſperrten nämlich für einen Narren hält, eine große Dummheit, wenn derſelbe kein Narr iſt, — oder daß man den Eingeſperrten ſeiner Freiheit beraubt hat, um ihn im Kerker zu halten oder um ihn vielleicht langſam zum Narren zu machen, was eine Schurkerei und Schlechtigkeit iſt, gegen welche ein einfacher Mord zu entſchuldigen wäre.“

Der Ausdruck ‚auf glühenden Kohlen ſitzen‘ war für

den Zustand, in dem sich Don Nicola befand, viel zu gelinde; er zog mühsam den Athem an sich, er blickte auffallend rechts und auffallend links, um nicht in die unheimlich starren, auf ihn gerichteten Augen seines Gegners sehen zu müssen. Daß er den Marchese Gaetano Fontana vor sich habe, das unterlag nicht dem geringsten Zweifel; daß derselbe im Irrenhause gewesen und dort nach den Berichten des Dr. Henderkopp mit vollem Rechte als ein Wahnsinniger behandelt worden war, konnte nicht geläugnet werden; daß er mit Gewalt oder List entsprungen, hatte der Marchese selbst gesagt. Ob er, der vor ihm Sitzende, jetzt in der That bei vollem Verstande war, dies blieb vor der Hand noch ein Räthsel, welches sich aber vielleicht im nächsten Augenblicke auf die entsetzlichste Art für ihn, den Advocaten, auflösen konnte. Hatte er doch von Irrsinnigen gehört, welche eine Zeitlang ruhig, ja, gemüthlich sprachen und dann auf einmal den Hals des unglücklichen Opfers, welches sie sich erkoren, umklammerten, um es zu erwürgen, noch ehe Hülfe möglich war.

Bei diesen Gedanken fühlte er sein Haar sich lupfen und den Angstschweiß von der Stirn rinnen.

Und wenn auch der ihm gegenüber sitzende junge Mann mit dem starren Blicke kein Wahnsinniger war, so hatte er ihm doch so furchtbare Dinge mit der eisigsten Ruhe, wahrscheinlich als Einleitung zu einem gewaltthätigen Verfahren gesagt, daß man es dem Advocaten nicht übel nehmen konnte, daß er sich nach irgend einer Hülfe umschaute.

Was ihm aber so ganz den Boden zwischen den Füßen weggezogen hatte, war das zermalmende Gefühl seiner Schuld und Nichtswürdigkeit, so wie die unerhörte Ueberraschung,

den jungen Mann vor sich zu sehen, den er sich nicht anders als wohl verwahrt hinter Riegeln und Gittern denken konnte. Ein unbegreiflicher Zufall hatte sein künstlich aufgeführtes Gebäude umgeworfen. Wie hätte er annehmen können, daß der Marchese entfliehen würde, oder daß man ihn entließe, ohne ihn, den Advocaten, davon in Kenntniß zu setzen! Er knirschte mit den Zähnen, als er daran dachte, wie reich er den Dr. Henderkopp für die Pflege seines Gefangenen belohnt, und dieser hatte nicht einmal die Rücksicht gehabt, ihn von der Flucht des jungen Mannes in Kenntniß zu setzen. Wäre er nur vor ein paar Tagen benachrichtigt worden, er würde schon ein feines Netz angesponnen haben, um es dem wahrscheinlich arglos Ankommenden über den Kopf zu werfen.

Diese und ähnliche Gedanken durchfuhren wie Blitze das Gehirn des Advocaten, während sein Gegenüber aus der Tasche seines Ueberrockes ein Paket Briefe hervorzog und einen derselben dem Advocaten hinreichte, wobei er, ohne den ruhigen, kalten Ton seiner Stimme im Geringsten zu verändern, sagte: „Lesen Sie, Sie sind Geschäftsmann genug, um in diesem Papiere eine vollgültige Bestätigung Ihrer Schurkerei zu finden. Erkennen Sie die Schrift?“

Don Nicola, der einen scheuen Blick auf das Papier geworfen und zugleich einen seiner Briefe an Doctor Henderkopp erkannte, stotterte, statt bestimmt zu antworten: „Der Schein — allerdings — Herr Marchese — ist gegen Ihren ergebenen Geschäftsmann, die vielen Beweise jedoch von“ — Ergebenheit, Treue wagte er doch nicht zu sagen — „die ich in meinem langen Verkehre mit Ihrem Hause an den Tag legte, sollten Sie bestimmen —“

„Mit Ihnen in derselben Art abzurechnen, wie Sie Ihre Rechnung gegen mich gestellt," antwortete der junge Mann mit einem so furchtbaren Aufleuchten seiner Blicke, daß der Advocat erschrocken in die Höhe fuhr. Sein Gesicht erbleichte, seine blauen Lippen zitterten und er griff mit unsicherer Hand auf dem Tische herum, an dem er saß, um dort die Klingel zu ergreifen und durch ein Zeichen Hülfe herbeizurufen.

Ehe er dieses aber bewerkstelligen konnte, hatte der Marchese mit starker Hand seinen Arm ergriffen und warf ihn durch eine leichte Handbewegung in seinen Stuhl zurück, wo er ächzend zusammenknickte.

„Lassen Sie diese Kindereien!" herrschte er ihm zu, „bei unserer Abrechnung brauche ich keine Zeugen; ein Dutzend Ihrer Schreiber, wenn sie jetzt auf der Schwelle ständen, würde Ihnen doch keinen Schutz gewähren; Sie sind in meiner Hand, Elender, und wie Sie sehen," damit zog er einen blitzenden Dolch hervor, „ist diese Hand so bewaffnet und — glauben — Sie — mir — so stark und sicher, daß ich nur meinen Arm auszustrecken brauchte, und Sie hätten nicht mehr die Zeit, ein Vaterunser anzufangen. Doch beruhigen Sie sich," fuhr er nach einer Pause fort, während er den Dolch wieder in seine Brusttasche steckte, „der Marchese Gaetano Fontana steht zu hoch, um mit solch einem erbärmlichen Geschöpfe, wie da eines vor ihm sitzt, eine derartige Abrechnung zu halten. Freilich hatte ich auf der Hieherreise zuweilen andere Gedanken," fuhr er fort, indem er jedes Wort zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervorstieß; „wenn ich da an alles dachte, dessen Sie mich beraubt, an all das unsägliche Elend, welches Sie mich

und zierlichsten Spitzen, die sich bei jedem Luft- und Athemzuge hastig emporhoben und mehr den Blick anzogen, als daß sie ihn abgeleitet hätten.

Sie war sich aber auch ihrer vollen gefährlichen Schönheit wohl bewußt, und ihre Lage in dem Fauteuil eine ausgesucht verführerische.

Hinter demselben lehnte ein junger Mann, der für sich selbst und sie zu spielen schien. Er hielt eine kleine Börse in der Hand, aus welcher er seine und ihre verlorenen Wetten bezahlte, doch achtete er nicht sehr auf das Spiel, folgte aber mit vielsagendem Blick jeder Bewegung seiner Partnerin. Kaum warf sie den Kopf ein wenig empor, so beugte er den seinigen tief hinab, um ihre Befehle und Wünsche zu vernehmen.

Der junge Mann, welcher auf diese Art mit ihr spielte, mochte an die Dreißig sein; seine Kleidung, sein Benehmen zeigte an, daß er der guten Gesellschaft angehörte.

„Es ist ein Lucceſe," sagte der Vicomte, „der die fragenden Blicke Alfreds sah, „der eine der niedlichsten kleinen Frauen hat, die man sehen kann, und der sich hier um das ganze Glück seines Lebens spielt, ohne etwas davon zu haben."

„Verzeihen Sie mir, Vicomte," sagte Alfred, „Letzteres ist mir unwahrscheinlich, denn er scheint mir hier der Begünstigte zu sein."

„Es *scheint* nur so, lieber Baron. Das ist eines der merkwürdigsten Weiber und hat merkwürdige Sachen erlebt. — Die Drei da spielen heute aber wieder die merkwürdigste Komödie, welcher ich zuzuschauen je das Glück hatte."

„Welche drei?"

„Nun, die Dame, der Marquis hinter ihrem Stuhl und jener junge blühende Mensch, ein kleiner österreichischer Husarenoffizier, der dort anscheinend so unbefangen hie und da einen

jahrelang in der entsetzlichsten Kerkerhaft erdulden ließen, ja malte ich mir den Augenblick mit Wollust aus, wo ich mit meinen Händen Ihren Hals umklammern würde und Sie langsam, langsam erwürgen, — schade, daß eine solche genußreiche Arbeit nicht tagelang dauern könnte! Es wäre leider zu rasch abgemacht, ein solch gemeines Leben zu nehmen," schloß er achselzuckend.

Als der Advocat sah, daß das scharfe, blitzende Eisen vor seinen Blicken verschwunden war, und als er bemerkte, daß der Marchese, nachdem er wild ausbrechend das eben Gesagte ihm zugeschleudert, nun wieder sich selbst bezwingend mit verschränkten Armen vor ihm saß, schöpfte er aus tiefster Brust Athem, faltete alsdann die Hände und seine Lippen murmelten ein Dankgebet, daß dieser furchtbare Augenblick so glücklich vorübergegangen.

Um aber etwas zu erwidern, was der junge Mann, der ihn mit zusammengepreßten Lippen wieder anstarrte, zu erwarten schien, schluckte er mehrmals, hustete leicht und konnte doch nur mühsam einzelne Worte hervorbringen, da ihm die Kehle wie zugeschnürt war.

„Zu entschuldigen," sagte er, „ist allerdings meine Leichtgläubigkeit nicht, mit der ich dem Berichte über Sie, gnädigster Herr Marchese, Glauben schenkte. Wie kann ich armer Mann aber, hunderte von Meilen von jenem Orte entfernt, wissen, was dort geschah?"

„Reden Sie, reden Sie!" erwiderte der Marchese mit einem entsetzlichen Lächeln; „ich bin doch begierig, wie ein berühmter Advocat, wie Sie, sich vertheidigen wird."

„Nachdem Sie verschwunden, gnädigster Herr Marchese, und alle Nachforschungen nach Ihnen vergeblich waren, er-

wählte Ihre Mutter, die Frau Marchesa, Gott habe sie selig, einen zuverlässigen Mann, den sie Ihnen auf der schwachen Spur, die man endlich von Ihnen zu finden geglaubt, nachsandte."

„Wer war dieser Mann?"

„Das weiß ich in der That nicht," antwortete der Advocat so rasch und entschieden, daß Jener deutlich fühlen mußte, diese Antwort sei eine durchdachte und vorher überlegte.

Gaetano zuckte mit den Achseln und schaute ein paar Sekunden lang sein Gegenüber mit einem Lächeln an, welches füglich als Ausdruck der tiefsten Verachtung gelten konnte, dann zuckte er die Achseln und sagte, indem er sich zwang, ruhig zu bleiben: „Fahren Sie fort in Ihrer — Erzählung; der zuverlässige Mann also, den meine Mutter auf meine Spur sandte und den Sie, der Geschäftsmann meiner seligen Mutter, welcher sich sonst auch um das Geringste bekümmerte, nicht kannten —"

„Gewiß nicht, Herr Marchese, ich will darauf einen Schwur leisten."

„Was würde es Ihnen verschlagen, ob Sie einmal mehr oder weniger falsch schwören?"

„Sie behandeln mich härter, als ich es verdiene, Herr Marchese!"

„Lassen Sie ins Teufels Namen einmal Ihre unnützen Betheuerungen!" rief der Marchese unwillig. „Glauben Sie, ich hätte Lust, eine Conversation mit Ihnen zu machen? Ich bin hier zur Abrechnung, und wir wollen nur Thatsachen und Zahlen sprechen lassen."

Don Nicola schluckte heftig, während er seinen Kopf niederduckte, wie jemand, der dadurch anzeigen will, daß ihm

unverzeihliches Unrecht geschieht, dann fuhr er fort: „Jener Mann fand also endlich Ihre Spur und berichtete darüber an die Frau Marchesa, nicht an mich, Gott ist mein Zeuge!“ er hob rasch seine Rechte empor; „ob er wahr berichtet, wie konnte ich das wissen? Was er aber berichtete, war wohl dazu gemacht, das Herz der armen gnädigen Frau zu brechen.“

„Gefühlloses Ungeheuer!“ murmelte der junge Mann zwischen den Zähnen. „Und wenn ich fragen darf,“ sagte er in barschem Tone, „was berichtete jener zuverlässige Mann?“

„Man habe Sie, Herr Marchese, heftig erkrankt gefunden, und als die Kraft jener Krankheit endlich nachgelassen, habe es sich gezeigt —“

„Daß ich wahnsinnig sei?“

Der Advocat neigte mechanisch sein Haupt und streckte dabei seine Hände wie in stiller Ergebung von sich.

„Dann übergab man mich der Pflege eines gewissen Doctors Hen—der—kopp.“

„Hen—der—kopp, ja, so hieß er, welcher der Frau Marchesa als sehr tüchtig in seinem Fache gerühmt wurde.“

„Ah, als so außerordentlich tüchtig, einen Unglücklichen hinter Schloß und Riegel zu halten und ihn vielleicht langsam zum Narren zu machen! — Ah, als vollkommen befähigt, mit einem anderen schlechten Kerl unter Einer Decke zu spielen — ein Ehrenmann, dem es wohl auch nicht darauf angekommen wäre, seinem Kranken, wenn derselbe nun einmal durchaus kein Narr werden wollte, Gift zu reichen, um seinem würdigen Geschäftsfreunde gefällig zu sein! Hatten Sie denn nie daran gedacht, Dummkopf von einem Advocaten, daß ich doch eines Tages loskommen müßte und mich dann veranlaßt sehen könnte, vor Sie hinzutreten und Ihnen

ein Meſſer ins Herz zu ſtoßen, wie Sie es verdienen? Warum Ihre Schurkerei halb gethan, was doch ſonſt nicht Ihre Sache iſt? Warum nicht noch ein paar tauſend lumpige Ducaten mehr daran gewandt, um mich gänzlich verſtummen zu laſſen, nachdem Sie mir alles geraubt, was mich ſo glücklich hätte machen und was ich als ein Recht hätte beanſpruchen können, — o, dieſe troſtloſen Erinnerungen — fort, ſie könnten mich weich machen! Nur die eine Frage beantworte mir, Schurke, ehrlich und wahr, wenn es dir möglich iſt: warum dein Werk nur halb gethan?“

Der Advocat, welcher den höchſten Punkt des Erſchreckens hinter ſich hatte und wieder Muth ſchöpfte, nachdem er bemerkt, wie der Marcheſe ſeinen Dolch eingeſteckt, ſah ein, daß er es mit einem Manne zu thun habe, deſſen Heftigkeit, durch die Erinnerung an furchtbare Leiden erregt, ihm doch im Grunde nicht gefährlich werden könnte und der nichts gegen ihn zu unternehmen im Stande ſei, wenn dieſe erſte, allerdings ſehr peinliche Unterredung einmal glücklich vorübergegangen. Er war es ſich zu ſehr bewußt, in ſeinen Briefen an Henderkopp nichts ihn ſelbſt Compromittirendes geſchrieben zu haben, da er ſich immer nur als Mittelsperſon dargeſtellt. Daß ihn aber anderentheils das unerwartete Auftreten des Marcheſe mit ſeinen gerechten Anſprüchen völlig aus dem Gleichgewichte brachte, war nicht zu läugnen; hatte er doch darauf gehofft, daß der Erbe der Fontana'ſchen Güter wenigſtens noch einige Jahre in ſicherem Gewahrſam gehalten werde, und jetzt ſah er ſich demſelben allein gegenübergeſtellt. Mit einigen Anverwandten des Hauſes, die Anfangs gemeinſchaftliche Sache mit ihm gemacht, war er ohne viele Mühe fertig geworden, und obendrein hatte ſich einer derſelben, der

am meiſten Betheiligte, politiſch ſo bloßgeſtellt oder war, um die Wahrheit zu ſagen, von dem Advocaten ſo compromittirt worden, daß er ſein Vaterland flüchtig verlaſſen mußte und nicht daran denken konnte, zurückzukehren.

Während der Advocat raſch dergleichen Gedanken in ſeinem Kopfe formte, hatte er die rechte Hand vor das Geſicht gedrückt und ſaß abſichtlich zuſammengeſunken und wie zerknirſcht vor dem jungen Manne, mit ſeinen bleichen, zerſtörten Geſichtszügen ein Bild des Jammers, der Demuth und der Unterwerfung. Nach einer längeren Pauſe nahm er das Wort und ſprach mit leiſer, jedoch nicht unſicherer Stimme: „Sie haben da, Herr Marcheſe, Beſchuldigungen auf mich gehäuft und Sie ſehen, wie mich dieſelben niedergedrückt, — nicht im Gefühle einer ungeheuren Schuld, denn meine ganze Schuld beſteht darin, daß ich die gnädige Frau Marcheſa nicht veranlaſſen konnte, mich ſelbſt nach Deutſchland zu ſchicken, wo dann, das ſchwöre ich Ihnen bei der heiligen Jungfrau, alles anders gekommen wäre.“

Gaetano hatte vorhin, als der Advocat in Nachdenken verſank, die Briefe wieder hervorgezogen und durchflog einige raſch nach einander. „Gewiß,“ rief er jetzt aus, „wären Sie mir damals, wo ich noch nicht ſo ruhig war, als ich jetzt bin, vor die Augen getreten, es wäre anders gekommen! Denn ich, damals ein armer, eingeſperrter, namenloſer Wahnſinniger, ein unglücklicher, hülfloſer Menſch, hätte Sie unfehlbar zu Boden geſchlagen, während in dieſem Augenblicke,“ ſetzte er wieder mit vollkommener Ruhe und mit Hoheit in Blick und Stimme hinzu, „der Marcheſe Gaetano Fontana vor Ihnen ſteht, deſſen Hand zu rein iſt, um ſie durch die Berührung eines Menſchen Ihresgleichen zu beſudeln.“

„Gott ſei Dank!“ ſeufzte Don Nicola in ſich hinein; „dieſer Augenblick wird vorübergehen, und dann, Herr Marcheſe, ſprechen wir weiter mit einander.“

Während er dieſes dachte, leuchtete ein unheimlicher Blitz unter ſeinen Augenbrauen hervor, den aber der demüthige Ausdruck ſeiner Stimme verdeckte, mit welcher er ſagte: „Und dieſe Beſchuldigungen, welche Sie gegen mich ſchleudern, Herr Marcheſe, — eine allerdings entſetzliche Vergangenheit preßt ſie Ihnen aus, — begründen Sie auf die Ausſagen des Mannes, der Sie, Ihre Frau Mutter und mich betrogen!“

„Und dieſe Briefe?“ rief Gaetano.

„Dieſe Briefe kann und werde ich nicht abläugnen; legen Sie aber dieſelben jedem beliebigen Tribunale vor, und man wird aus ihnen erſehen, daß ich nur im Auftrage handelte und mit einem Manne verkehrte, der, wie ich ſchon vorhin ſagte, ein Betrüger war.“

Der Marcheſe biß die Lippen auf einander und faltete die Briefe abſichtlich ſo langſam und ruhig zuſammen, ehe er ſie wieder in ſeine Taſche ſteckte, um ſeine Herrſchaft über ſich nicht zu verlieren; dann erwiderte er: „Ich hätte allerdings bedenken ſollen, mit wem ich es zu thun habe; möglich, daß ich Ihnen vor einem Tribunale Ihre Schurkereien nicht beweiſen kann, denn die Antworten auf dieſe Schreiben werden natürlich nicht mehr exiſtiren?“

„So iſt es, Herr Marcheſe!“

„Ich war davon überzeugt. Laſſen Sie uns alſo den erſten Theil unſerer Unterredung endigen, indem ich Ihnen ſage, daß die Ueberzeugung Ihres ehrloſen, ſchurkiſchen Betragens mich veranlaſſen wird, aufs vorſichtigſte und behut-

ſamſte gegen Sie zu verfahren, wenn ich Sie zu einer genauen Rechnungs-Ablage nöthige. Leider kann ich Sie nicht mit den gleichen Waffen bekämpfen, die Sie gegen mich angewandt."

Don Nicola öffnete nach einem tiefen Athemzuge ſeine Augen, um den jungen Mann wie im Bewußtſein ſeiner gänzlichen Ehrlichkeit und Schuldloſigkeit frei anzublicken, worauf er zur Antwort gab: „Auf dieſem Terrain werden Sie mich finden."

„Sie werden einſehen," fuhr der Marcheſe fort, „daß ich nicht im Stande bin, die Rechnungs-Ablage über die Einkünfte meiner großen Güter perſönlich von Ihnen entgegen zu nehmen. Ich habe deßhalb die ausgedehnteſte Vollmacht in der eben bezeichneten Richtung dem Advocaten Cerboni übergeben."

„Meinem perſönlichen, bitteren Feinde?" erwiderte Don Nicola mit einem leichten Zucken ſeiner Mundwinkel.

„Demſelben, und er wird mit Ihnen verhandeln, als ob ich es in eigener Perſon wäre."

„Ich erwarte ihn."

Da der Marcheſe bei dieſen letzten Worten aufgeſtanden war, ſo folgte der Advocat dieſem Beiſpiele, faßte aber krampfhaft die Lehne ſeines Seſſels, an welcher er ſich hielt, und machte dabei faſt willenlos eine Neigung mit dem Kopfe, als der junge Mann, ohne ihn ferner eines Blickes zu würdigen, mit langſamen Schritten das Zimmer verließ.

Während der kurzen Zeit, wo Don Nicola Brancaccio an ſeinem Stuhle ſtand und horchend auf die hinter dem jungen Manne wieder geſchloſſene Thür blickte, hatten ſich ſeine Geſichtszüge furchtbar verändert; ein fahles Gelb ſtahl

ſich von der Stirn bis zum Kinn, die Augen leuchteten mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke des Haſſes und ſeine Zähne klapperten hörbar auf einander.

Er vernahm, wie die Thür der Schreibſtube draußen geſchloſſen wurde, hierauf ebenfalls die, welche zur Haupttreppe führte, und dann warf der Advocat ſeine rechte Fauſt mit ſolcher Gewalt weit von ſich ab, wobei ſich ſein Geſicht zu einem ſo dämoniſchen Ausdrucke verzerrte, daß man daraus deutlich entnahm, in ſeinem Innern rege ſich der Wunſch, mit dieſer wüthenden Bewegung ſeines Armes dem Marcheſe ein Meſſer in das Herz ſtoßen zu können.

„Abrechnung," ſtieß er keuchend hervor, „ja, Abrechnung ſollſt du haben!" Er klingelte haſtig, und als der alte Schreiber in das Gemach trat und ſich in ſeiner demüthigen Haltung, die Augen auf den Boden geheftet, vor ſeinen Chef hinſtellte, wandte ſich dieſer ab, um durch einen raſchen Gang durch das Zimmer ſo viel Gewalt über ſich zu erlangen, um wenigſtens ſcheinbar mit Ruhe reden zu können.

Als er ſich auf dieſe Art ziemlich geſammelt und vor ſeinen Schreiber hintrat, beſchaute er eine Zeitlang aufmerkſam die Nägel ſeiner rechten Hand, ehe er ſagte:

„Und wer glaubt Ihr wohl, Don Giovanni, hat mich ſo eben mit ſeinem Beſuche beehrt?"

Ohne aufzublicken, ja, ohne ſeine gebückte Haltung im Geringſten zu verändern, entgegnete der Gefragte: „Wer kann das wiſſen, Don Nicola? Vielleicht findet Ihr für gut, es mir zu ſagen; es war eine ſcharfe Unterredung."

„Vernahm man Worte?"

„Ich für meine Perſon einzelne."

„Und die Schreiber?“

„Waren fort. Ich gab ihnen Aufträge, da ich fürchtete, die Stimme des Besuchers möchte noch heftiger werden.“

„Daran thatet Ihr sehr wohl, denn die Reden, die er sich gegen mich erlaubt, brauchte niemand zu hören — der Marchese Gaetano Fontana.“

Diese Worte sprach der Advocat recht langsam, um den Eindruck derselben auf den unbeweglichen Schreiber zu verstärken. Dieser schien denn auch überrascht zu sein und zeigte dieses dadurch, daß er seine müden Blicke einen Moment starr auf das Gesicht seines Herrn richtete und dann leicht mit dem Kopfe schüttelte.

„Der Marchese Gaetano Fontana,“ wiederholte der Advocat.

„Kommt unerwartet und schnell,“ sagte der alte Schreiber, „man hätte uns davon in Kenntniß setzen sollen. Mir scheint, der deutsche Doctor ist kein besonderer Galantuomo.“

„Ein Schurke ist's,“ rief entrüstet Don Nicola, „und dabei ein feiger Hund, wie ich denke! Läßt mir da mir nichts dir nichts einen solchen Menschen entspringen, und wenn das Unglück einmal geschehen ist, setzt er sich nicht einmal hin und telegraphirt, was geschehen! Ist das eine Art, mit reellen Geschäftsleuten, wie wir sind, umzugehen?“

„Und obendrein wird er wohl noch wahnsinnig sein,“ meinte der Schreiber mit einem melancholischen Lächeln.

„Toll genug war er wenigstens mir gegenüber, bei San Gennaro! Hätte irgend ein Unbefangener seine Reden gehört, er müßte es mir bezeugen, daß dieser junge Mensch immer noch ins Tollhaus gehört.“

„Hm!“ machte der alte Schreiber, indem er einen Au-

genblick den Kopf bedächtig hin und her wiegte und dann für eine Sekunde aufſchaute.

Der Advocat hatte dieſen Blick, ſo kurz er war, doch vollſtändig verſtanden. „Nein, nein,“ ſagte er alsdann, „das geht nicht, daran könnten wir ſcheitern.“

„Und war es in der That der Marcheſe Gaetano Fontana?“

„Ich hätte ihn unter Tauſenden wieder erkannt, etwas älter geworden iſt er.“

„Und hat er ſich legitimirt?“

„Bah, wie ſollte er? Er iſt älter geworden,“ wiederholte der Advocat, „und ſcheint gute Rathgeber zu haben; er verlangt Rechnungs-Ablage und hat zu dieſem Zwecke unſeren Freund, den Advocaten Cerboni, mit Vollmachten verſehen.“

„Da muß man zuvorkommen.“

„Das iſt auch meine Anſicht, aber wie?“

„Ueberlegen wir es genau. Zuerſt muß man erfahren, an wen er ſich hält und wie er umgeben iſt — wo er wohnt, wiſſen wir ja, er kam mit der Equipage des Hotels de Rome.“

Der Advocat blickte nachdenkend an den blauen Himmel hinauf und ſchien zu überlegen.

„Da war der Vetter dieſes Herrn Marcheſe,“ fuhr der alte Schreiber fort, „der wollte uns auch Geſchichten machen, jetzt wird er wohl irgendwo in der weiten Welt ſitzen und ſich nach dem ſchönen Neapel ſehnen.“

„Ihr habt Recht, Don Giovanni,“ erwiderte der Advocat, „erkundigen wir uns genau, was er thut und treibt. Die Form der Höflichkeit, die man gegen niemand aus den Augen ſetzen ſollte, verlangt, daß ich ihm einen Gegenbeſuch mache; ich will ſchon dafür ſorgen, daß ich es heute oder ſpäteſtens morgen erfahre, wann er ausgeflogen iſt, denn

Napoleon gegen die Beiden hält. — Ich verſichere Sie, ein kleiner verfluchter Kerl!“

„Aber was hat er mit der Dame zu ſchaffen?“

„Außerordentlich viel. Doch weiß das ſo eigentlich Niemand wie ich, der ich mir ein Vergnügen daraus mache, zuweilen hier in dieſer Geſellſchaft den ſehr aufmerkſamen Beobachter zu machen;“ entgegnete der Vicomte. „Sie ſind ein discreter Menſch und werden das Geheimniß Ihres Landsmanns zu bewahren wiſſen. Der Huſar, ein bildhübſcher, junger Menſch, von gutem Hauſe, gewandter Reiter, hat das Herz jener Dame vollkommen eingenommen, und aus dem einfachen Grunde, weil man ihn zuvor vor ihr gewarnt hatte, er ſie anfänglich auf's Sorgfältigſte mied, und ſie deßhalb Alles daran ſetzte, ihn zu gewinnen. Das gelang ihr natürlicher Weiſe und da es ihr gelungen war, ſchämte ſich der junge Deutſche, ſeine Niederlage einzugeſtehen, und auch ſie findet dieſe Liebe ſo en secret, deliciös und —“

„Und der Luceſe?“ —

„Hat zu Haus, wie geſagt, eine charmante Frau, der bis jetzt nichts nachzuſagen iſt. Doch ſpielt hier eine etwas dunkle Geſchichte, die Sie für unglaublich halten, aber dennoch iſt ſie wahr. Ein früherer Liebhaber, jetzt Freund der ſchönen Dame da vor uns, hat ſich in die Frau des Luceſen auf's Heftigſte verliebt, und weil in dieſer Welt die eine Hand die andere wäſcht, ſo ſpannt hier die Freundin den Gemahl an ihren Triumphwagen und feſſelt ihn, damit der Freund in Lucca freie Hand bei den Bewerbungen um die kleine charmante Frau hat.“

„Aber das iſt ja unerhört!“ ſagte Alfred erſtaunt.

„Das möchte ich gerade nicht ſagen,“ bemerkte der Vicomte trocken, „aber wie geſagt, es können für den Luceſen die unangenehmſten Dinge daraus entſtehen.“

begreiflicher Weiſe mag ich ihm nicht ſogleich wieder begegnen. Mein Gevatter, der Beſitzer des Hotels, wird mir ſchon mit guter Auskunft an die Hand gehen."

Der alte Schreiber nickte mit dem Kopfe, dann ſagte er ſehr langſam: „Der Vetter dieſes Herrn Marcheſe wunderte ſich außerordentlich, als er in einer Nacht aufgehoben und fort transportirt wurde; ich hoffe, dieſer ſoll ſich auch verwundern."

„Gott wolle es! Aber wir müſſen umſichtig zu Werke gehen."

„Das wird nie verſäumt," verſetzte der alte Schreiber, und dann zog er ſich auf einen Wink des Advocaten langſam in ſeine Schreibſtube zurück.

Einundſechszigſtes Kapitel.

Juſſuf.

Der Herr von Saint-Alban war, wie er dem Wirthe des Hotels de Rome eines Tages geſprächsweiſe mitgetheilt, ſchon ſeit mehreren Jahren nicht mehr im ſchönen Neapel geweſen und freute ſich nun ſehr, alle dieſe Orte wieder zu ſehen, die er früher ſo reizend gefunden. Er machte es, wie die Mehrzahl der Fremden, die den Tag über wenig zu Hauſe ſind und bald zu Wagen, bald zu Schiffe die wunderbaren Umgebungen der herrlichſten Stadt der Erde beſuchen.

Ein junger Mann, der mit ihm auf demſelben Dampfer angekommen war, ſeinem Paſſe und auch ſeinem Ausſehen nach ein Engländer, hatte ſich nach Verlauf einiger Tage an ihn angeſchloſſen, und Beide machten nun die Ausflüge gemeinſchaftlich. Häufig waren ſie auf dem Poſilippo, fuhren zuweilen nach Reſina und Torre del Greco, ritten auch wohl auf den Vomero hinauf, um dort in Camaldoli die entzückende Ausſicht zu genießen. Wenn der Engländer allein ausging,

ſo begleitete ihn der Lohnbediente nach dem ehemaligen Museo borbonico, jetzt Museo nazionale, wo er eifrige Studien zu machen ſchien.

Der Herr von Saint-Alban lebte wie ein Mann, der über gute Mittel zu verfügen hat; er bewohnte ein paar der beſten Zimmer des Hotels, fuhr häufig in der Equipage des Hauſes, ſpeiſ'te öfters auf ſeinem Zimmer mit dem Engländer, alles Dinge, welche man beim offenen Italiener zum großen Luxus rechnen kann. Dabei verlangte er nach Ablauf der erſten acht Tage ſeine Rechnung und bezahlte, ohne dieſelbe beſonders genau in ihren Einzelheiten zu betrachten. Seine Dienerſchaft beſtand aus einem Kammerdiener, welcher dem Wirthe und den Kellnern intereſſanter erſchien, als der Herr ſelbſt.

Man hatte bald aus ihm herausgebracht, daß er ein Indier ſei, der Italieniſch ein wenig verſtand, obgleich nicht ſprach. In den erſten Tagen hätte man ihn für ſtumm gehalten, denn er behalf ſich mit Winken und Pantomimen, und es war ihm ein Leichtes, ſich darin der Dienerſchaft des Hauſes, welche faſt nur aus Neapolitanern beſtand, verſtändlich zu machen; denn kein Volk der Welt iſt ſo im Stande, einen Blick zu verſtehen, eine Geberde, einen Wink, wie das neapolitaniſche.

Als Juſſuf endlich anfing zu reden, machte er übrigens davon einen ſehr mäßigen Gebrauch, und er konnte ſtundenlang unter der Thür des Hotels ſtehen, ohne auf die vielen Fragen ſeiner redſeligen Collegen eine Antwort zu geben.

Der Ober-Kellner des Hotels, der ein gereiſ'ter Mann und ſogar ſchon in Rom geweſen war, verſicherte, der Indier habe jedenfalls in irgend einem Harem als Stummer gedient

und könne es ſich nun ſchwer angewöhnen, wieder wie andere ehrliche Menſchen zu reden, eine Vermuthung, die ihn übrigens noch intereſſanter machte und den Anderen zu vielen Fragen Veranlaſſung gab, die er aber meiſtens nur durch Kopfſchütteln und Achſelzucken beantwortete.

Seinem Herrn ſchien er unbedingt ergeben zu ſein und war von einer Sorgfalt und Pünktlichkeit, daß der Herr von Saint-Alban ſeinem jungen Freunde, dem Engländer, verſicherte, er habe nie einen beſſeren Diener gehabt.

Eigenthümlich war es dabei, daß er nur ungern, ja, mit Widerwillen das Haus verließ. Einige Male hatte ihn ſein Herr auf irgend einen kleinen Ausflug mitgenommen und war dabei ſo freundlich geweſen, ihn an einem kleinen ländlichen Mahle Theil nehmen laſſen zu wollen, was aber der Indier beharrlich verweigerte; und als man ihm endlich Wein und Brod aufgedrungen, indem man ihm befahl, es zu nehmen, hatte der Engländer bemerkt, wie er das Brod, als er ſich ungeſehen glaubte, weit von ſich warf und den Wein auf den Boden ſchüttete.

Bander legte übrigens keinen Werth auf dieſe Entdeckung, da ihm die Eigenthümlichkeiten der Indier in Betreff von Speiſe und Trank wohl bekannt waren und da auch Gaetano wiederholt verſicherte, er habe nie einen beſſeren und, wie er überzeugt ſei, anhänglicheren Diener gehabt, als dieſen. Dabei war auch Juſſuf nicht eigennützig, er hatte die mäßigſten Forderungen geſtellt, und da Geld und Koſtbarkeiten überhaupt keinen Werth für ihn zu haben ſchienen, ſo paßte er auch in dieſer Richtung vollkommen für den neuen Herrn; denn der Marcheſe vergaß faſt beſtändig ſeine Brieftaſche, die einen großen Werth in Banknoten enthielt,

einzuſchließen, oder ſeine Börſe, die voll Gold war, zu ſich zu nehmen, oder eine Schatulle, in der er wichtige Papiere hatte, aus den Augen ſeines Dieners zu entfernen, ja, der Schlüſſel zu dieſer Schatulle befand ſich meiſtens in ſeiner Börſe.

Nachdem wir alles dieſes und damit die Wahrheit zu Gunſten Juſſuf's geſagt, hätte es einem unbefangenen Beobachter allerdings ſeltſam erſcheinen müſſen, daß der Indier, als ſein Herr eines Morgens mit dem Engländer nach Pompeji gefahren war und abermals ſeine Börſe zurückgelaſſen hatte, vor dem Tiſche ſtand, auf welchem dieſe lag, und das Gold, welches zwiſchen dem ſeidenen Netzwerke hervorfunkelte, gierigen Auges betrachtete. Einen Moment bedeckte er ſeine Augen mit der rechten Hand, dann wandte er ſich nach den Thüren, welche das Zimmer hatte, und ſchloß alle nach einander zu, zuerſt die, welche zur Treppe führte, dann die ins Nebenzimmer und dann die dritte, welche auf den breiten Balcon vor dem Hauſe mündete, der über dem Meere gelegen war und von wo man eine entzückende Ausſicht auf den weiten Golf hatte. Letztere Thür, eine Glasthür, hatte eine bewegliche Fenſterſcheibe, die ſich nach außen zu öffnete und welche des Luftzuges wegen beſtändig offen ſtand, doch fiel von innen vor derſelben ein grüner Vorhang hinab, welcher jeden Unberufenen hinderte, in das Zimmer zu ſchauen.

Hierauf trat Juſſuf wieder an den Tiſch, nahm die Börſe ſeines Herrn in die Hand, zog den Ring auf der einen Seite zurück und nahm von dort, zwiſchen dem Golde hervor, den kleinen Schlüſſel zur Schatulle, öffnete dieſelbe und legte mit der größten Ruhe ein Papier um das andere,

welches er hier vorfand, auf die Seite, bis er ziemlich tief ein kleines goldenes Medaillon fand, das er herausnahm, die Feder deſſelben ſpielen ließ, und als der Deckel aufſprang, mit finſterem Blicke ein kleines Miniatur-Portrait betrachtete, welches ſich zeigte.

Lange heftete er ſeine Augen darauf und ſprach dann kopfnickend zu ſich ſelber: „Ja, ja, es iſt das Bild der Herrin, das er ſo oft anſchaut und an ſeine Lippen drückt. Verflucht ſeien dieſe Lippen, welche Kummer und Trauer in das Haus brachten, wo ich ſo glücklich und zufrieden war! Verflucht er ſelbſt, der das Herz des Weibes ſtahl, die meinem armen, unglücklichen Herrn alles iſt! Der jenes Licht auszulöſchen trachtete, welches ihm in der Nacht ſeiner Krankheit allein Troſt und Erquickung bot! Verflucht ſei er, und geſegnet das Gebot meines Herrn, welches mich wie die finſtere Göttin ſelbſt an ſeine Ferſen heftet!“

Nachdem er das Medaillon geſchloſſen und wieder an ſeine Stelle gelegt, ballte er ſeine linke Hand um das rothe Palu, welches ihm zum Gürtel diente: „Schande über mich,“ fuhr er dann in dumpfem, grollendem Tone fort, „daß ich mich benommen wie ein Sotah, ich, deſſen Hand bis jetzt nie gezittert! Die Göttin möge mir verzeihen und tödtlich treffen jene verruchte Fauſt, die mich an der Ausübung meiner heiligen Pflicht verhindert —

„— Ihn im Schlafe treffen darf ich nicht, und fern von dieſem Hauſe auf einſamen und engen Wegen, wo es mir ein Leichtes geweſen wäre, ihn zu treffen, bewacht ihn der Andere mit einer ſo ängſtlichen Sorgfalt, als ahne er, daß jenem Haupte Unheil drohe —

„Darum Geduld! Aus den Augen laſſe ich ihn nicht

mehr, und die Zeit wird schon kommen, wo ich ihn sicher verderben kann!"

Nach diesen Worten, die er halblaut vor sich hinsprach, deckte er die Papiere über das Medaillon, schloß die Schatulle zu und hatte auch eben den Schlüssel wieder in die Börse gesteckt, als er draußen auf dem breiten Balcone, der an dieser ganzen Seite des Hauses hinlief und auf den sich auch die Thüren der benachbarten Gemächer öffneten, Stimmen vernahm, welche sich dem Klange nach der Glasthür des Gemaches, in dem er sich befand, näherten.

Er blieb einen Augenblick horchend stehen, dann trat er mit leisen Schritten dicht neben jene Glasthür, um sie, wenn die Sprechenden sich entfernt hätten, wieder zu öffnen. Jetzt vernahm er die Stimme des Wirthes, welcher sagte: „Ihr habt Euch lange nicht bei uns sehen lassen, Gevatter Don Nicola," worauf eine andere Stimme antwortete:

„Geschäfte, Gevatter Don Francesco, eine Ueberhäufung von Geschäften."

„Die Euch wohl schmecken! Ihr habt nächstens die größte Praxis von Neapel; was müßt Ihr für ein Geld einnehmen!"

„Es geht so an, doch hat man auch auf allen Seiten Verluste und die Spesen sind beträchtlicher, als Ihr sie Euch nur denken könnt. Jeder, der für uns eine Hand rührt, will fürstlich belohnt sein; sie meinen, das Geld fiele bei uns zum Schornsteine herein."

„Ungefähr ist es auch so," erwiderte der Gastwirth lachend.

„Nun, ich klage auch nicht. Jeder muß in den jetzigen schweren Zeiten zufrieden sein, wenn er nur sein behagliches

Auskommen hat, und daran fehlt es Euch auch nicht, Gevatter Don Francesco; habt Ihr doch hier einen Palaſt mit einer Ausſicht, wie man ihn nicht zweimal in Neapel findet."

„Was thue ich mit dem Palaſte und der ſchönen Ausſicht! Das alles genießen andere Leute, und ich muß noch obendrein froh ſein, wenn es uns ſo wohl wird, daß wir uns mit ein paar kleinen Zimmern begnügen müſſen; denn wenn ich auf meinem Balcone ſitzen kann und dem Rauche des Veſuvs zuſchauen, dann raucht der Küchen-Schornſtein ſchlecht und die Ausſicht in meinen Geldbeutel iſt betrübender Art. Leider Gottes war es in den letzten Jahren nicht brillant."

„Euer Haus iſt nicht voll?" fragte die andere Stimme.

„Nicht zur Hälfte und wenig reiche Familien; ich habe viele einzelne Herren, die immer nach den wohlfeilſten Zimmern fragen und denen meine Reſtauration zu theuer iſt." Der Gaſtwirth ſchloß mit einem bezeichnenden Seufzer.

„Da fällt mir ein," ſagte der Andere nach einer Pauſe, „daß ich jetzt, wo ich gerade hier bin, einen Gegenbeſuch machen kann, dem Marcheſe Gaetano Fontana. Nun, das iſt doch keiner von denen, die wohlfeile Zimmer wollen und dem Eure Reſtauration zu theuer iſt?"

„Wie ſagtet Ihr, Don Nicola, wen wolltet Ihr bei mir beſuchen?"

„Nun, den Marcheſe Gaetano Fontana, den Sohn der verſtorbenen Marcheſa, welcher San Giorgio, Fontana und noch andere ſchöne Beſitzungen gehörten."

„Ah, deren Geſchäftsmann Ihr waret? Der wohnt nicht bei mir."

„Wie, der wohnt nicht bei Euch? Er war bei [illegible] und —"

„Sagte er, er wohne im Hotel de Rome?“

„Das gerade nicht, aber er kam in dem Wagen Eures Hotels, Don Francesco.“

„Das verſtehe ich nicht! Im Wagen des Hotels fahren allerdings nur Leute, die bei mir wohnen. Wie ſah er aus?“

„Ein junger, hübſcher Mann, elegant gekleidet, mit ſchwarzem Haar und Bart und etwas bleichen Geſichtszügen.“

„Wer könnte das ſein? — Ein junger Mann — laßt mich nachdenken, Don Nicola! Der Engländer auf Numero 14 iſt ſelbſtredend blond — und kam in meinem Wagen? Wann war das?“

„Letzten Mittwoch, Morgens um elf Uhr.“

„Letzten Mittwoch? Laßt mich nachdenken, wer in dem Wagen ausgeflogen iſt — ah, der Herr von Saint-Alban.“

Juſſuf, welcher noch immer an der Glasthüre ſtand, auf das Weggehen der Beiden wartend und dem das Geſpräch bis jetzt vollkommen gleichgültig geweſen war, horchte auf, als der Name ſeines Herrn genannt wurde.

„Herr von Saint-Alban?“ wiederholte die eine Stimme im Tone der Verwunderung. „Und das iſt ein ſchöner, junger Mann, elegant gekleidet?“

„Mit bleichen Geſichtszügen und ſchwarzem Haar und Bart,“ ergänzte ihn der Gaſtwirth; „ich erinnere mich, der fuhr am vergangenen Mittwoch gegen halb elf Uhr im Wagen des Hotels aus. Und das wäre der Marcheſe Gaetano Fontana?“

„Daran iſt eben ſo wenig ein Zweifel, als daß Ihr mein verehrter Gevatter Don Francesco ſeid, der Beſitzer des ſchönen Hotels de Rome.“

„Ei—ei—ei, Don Nicola, und weßhalb führt der junge Mann hier bei uns nicht ſeinen ſchönen Namen?“

„Darüber bin auch ich erſtaunt, wenn er nicht vielleicht Urſache hat, dieſen Namen zu verbergen, Gevatter; denket an die Zeit, in der wir leben. Wo kam er her?“

„Wie ich zufällig erfuhr, aus Deutſchland, doch war er auch im Rom.“

„Aha, er war in Rom, jetzt löſen ſich mir auf einmal alle Räthſel. Erinnert Ihr Euch noch des Don Giuſeppe di Fontana, der auch in Rom war, darauf hier ſein Weſen trieb und froh ſein mußte, daß er nur ausgewieſen und nicht erſchoſſen ward? Jener, der Don Giuſeppe nämlich, war ein ſanfter Charakter im Vergleiche zu dieſem; ich ſage Euch, Gevatter, das iſt ein rabiater Kopf, es ſollte mich wundern, wenn er nicht von hier aus direct in die Berge ginge und eine Bande um ſich verſammelte.“

„Jeſus Maria!“ rief der Gaſtwirth erſchrocken, „ſo 'was könnte mir fehlen! Habe ich nicht damals genug Aergerniß, Verdruß und Schaden gehabt, als ſie behaupten wollten, der Borges ſei ein paar Nächte in meinem Hauſe geweſen, und es war doch kein wahres Wort daran; der arme Teufel, den ſie ſo ſchmachvoll im Stiche ließen, hat nie daran gedacht, die Stadt zu beſuchen; auch nach dem General Chiavone haben ſie 'mal leiſe bei mir herumgefühlt.“

„Der hätte es ſchon eher gewagt, bequem an Eurer Tablo d'hôte Platz zu nehmen.“

„Wäre mir lieber, als alle die Anderen, aber ſo etwas, Don Nicola, bringt einem honnetten Gaſtwirthe nur Schaden; einige Familien zogen damals aus, und als ich mich

„Aber man ſollte ihn warnen!“ meinte Alfred.

„Da ſieht man den unbefangenen Deutſchen!“ lachte der Vicomte. „Als wenn Jeder nicht hier vollkommen genug mit ſich ſelbſt zu thun hätte! Ich verſichere Sie, beſter Baron, wenn man ſich einigermaßen in die hieſige Welt hineinlebt, kann man zu häufig gezwungen werden, Degen und Piſtolen für eigene Rechnung in die Hand zu nehmen, und man thut wahrhaftig beſſer, ſich nicht in anderer Leute Händel zu miſchen.“

„Aber wer iſt dieſe ſchreckliche Frau?“ fragte Alfred.

„Dieſe ſchöne ſchreckliche Frau,“ entgegnete der Vicomte, „iſt ein außerordentlich liebenswürdiges und ſehr gebildetes Weib — eine Polin. Sie ward durch ein ſeltſames Unglück, nachdem ſie wenige Tage mit ihrem Manne gelebt, eine jungfräuliche Wittwe.“

Alfred ſah den Vicomte erſtaunt und fragend an.

„Von einer habgierigen Mutter gezwungen,“ fuhr dieſer ruhig fort, „wurde ſie an einen ältlichen Sarmaten verheirathet, der ein unermeßliches Vermögen beſaß und ſtark gelebt hat. Es müſſen da ſeltſame, unerhörte Dinge geſchehen ſein, denn wenige Tage nach der Hochzeit ſtürzte der Pole eines Nachts aus dem Schlafgemach und — — erſchoß ſich im Nebenzimmer. Sie war damals ein junges, unerfahrenes, unſchuldiges Weſen von vielleicht achtzehn Jahren. — Nach dem Tod ihres Gemahls wurde ſie die Erbin ſeiner immenſen Güter und reist ſeit der Zeit zu ihrem Vergnügen in der Welt umher. — Aber jetzt, beſter Baron, achten Sie genau auf das intereſſante Spiel, das uns die Drei gratis aufführen. Sehen Sie, der junge Huſar ſcheint ſich um die ganze Geſellſchaft nicht zu bekümmern und nur auf ſein Spiel zu achten. Doch bemerken Sie wohl, wie er ſeinen Napoleon hie und da zu ſeltſamen Figuren zuſammenlegt, und dann einen ſcheinbar gleichgültigen Blick auf ſeine Gegnerin wirft.“

bei den Piemonteſen beſchwerte und Schadenerſatz verlangte, ſo lachten ſie mich aus, die —"

„Jt, Gevatter! So 'was kann man denken, aber man ſagt es nicht. Was jedoch unſeren jungen Herrn anbelangt, den hätten wir alſo gefunden; er nennt ſich hier Herr von Saint-Alban, war auch in Rom, ſchau — ſchau — und lebt auf einem ſehr anſtändigen Fuße?"

„Das thut er wohl, aber bei San Gennaro! Jch will ihn ausquartiren! Meint Jhr nicht auch, Gevatter Don Nicola?"

„Nur nichts übereilt! Verlaßt Euch auf mich! Haltet mich in Kenntniß von allem, was er thut und treibt, wohin er geht, welche Beſuche er macht oder empfängt, und Jhr könnt Euch darauf verlaſſen, Jhr ſollt frühzeitig genug erfahren, wann Jhr gegen ihn handeln müßt. Jſt er zu Hauſe?"

„Nein, er iſt nach Pompeji."

„Und ſeine Dienerſchaft?"

„Er hat nur einen einzigen Diener, einen Jndier glaube ich, einen Kerl mit gelbem Geſichte. Dort ſind die Zimmer, die der Herr Marcheſe bewohnt."

„Jſt der Bediente wohl zu Hauſe?"

„Jch glaube nicht. Nur wenn er ausgeht, ſchließt er dort die Glasthür; wenn Jhr wollt, klopfe ich einmal an."

„Thut das, Gevatter."

Darauf trat der Hausherr an die Glasthür, klopfte ein paar Mal laut an, und als drinnen alles ſtill blieb, ſchob er mit der Hand den grünen Vorhang etwas zurück und rief ſo laut, daß das ganze Zimmer ſchallte: „Signor Juſſuf, ſeid Jhr zu Hauſe?"

Es erfolgte keine Antwort, und darauf nahmen die

Beiden auf dem Balcone ihr Geſpräch wieder auf, welchem der Indier im Zimmer gleich nach den erſten Worten ein noch aufmerkſameres Ohr lieh, als es bisher geſchehen.

„Alſo er war bei Euch, Don Nicola?“ fragte der Gaſtwirth.

„Das verſteht ſich wohl von ſelbſt; bin ich doch der Geſchäftsmann der Frau Marcheſa, welche mir vor ihrem Tode ausgedehnte Vollmachten übergab. Dieſer junge Herr hat nichts von ſeiner Mutter, er iſt von einer Rohheit, einer Anmaßung, daß Einem die Haare zu Berge ſtehen; unter uns geſagt, hat er ſich in Deutſchland, wo er ein paar Jahre war, ſo aufgeführt, daß die Nachrichten über ihn viel zum Tode der Frau Marcheſa beigetragen haben.“

„Bei San Gennaro, ich bin froh, daß Ihr mir das ſagt!“

„Er bezahlt doch pünktlich?“

„O, daran fehlt's nicht! Er bezahlt, was wir ihm berechnen.“

„Draußen war er ein Verſchwender und jetzt wird er ebenfalls das Geld zum Fenſter hinauswerfen. Glaubt mir, Gevatter, ein gefährlicher junger Menſch! Denkt nur, über was für Mittel der zu verfügen hat! Wenn er heute eine Anweiſung von hunderttauſend Ducaten verlangt, ſo darf ich keinen Anſtand nehmen, ſie ihm auszufertigen. Der verſtorbene Marcheſe, ſein Vater, war ein genauer Freund König Ferdinand's. Dieſer kommt von Rom und tritt hier unter einem falſchen Namen auf; was iſt davon zu erwarten, he, Gevatter? Ich will es Euch ſagen, daß er hieher geſchickt iſt, um neue Unruhen anzuzetteln; die Madonna ſtehe uns bei, — als ob wir nicht ſchon an den alten genug hätten!“

„Wißt Ihr, was ich an Eurer Stelle thäte, Don Nicola?

Ich würde den jungen Herrn vornehmen, würde ihm meine Vermuthungen über ihn frei und offen mittheilen, würde ihm sagen, wie es hier steht, und daß er die Aussicht hat, bei dem geringsten Beweise mit Pulver und Blei tractirt zu werden. O, Gevatter, sie verstehen keinen Spaß, diese Piemontesen!"

„Wer weiß das besser, als ich? Haben sie doch neulich in Ravello den vierzehnjährigen Sohn des Wirthes zur Goldenen Zwiebel erschossen, weil er draußen mit einer Vogelflinte getroffen wurde."

„Wer kann da helfen? Sie sollen sich in Acht nehmen, wenn es Einem verboten ist, Waffen zu tragen; aber es wäre Christenpflicht, den jungen Marchese zu warnen."

„Den kennt Ihr schlecht, der würde Euch die schönsten Grobheiten sagen. Glaubt Ihr denn nicht, daß ich ihm ins Gewissen gesprochen habe, wie ein Vater? Aber einmal und nicht wieder! Ich wasche meine Hände, und wenn sie ihn festnehmen, so werde ich mich wahrhaftig nicht für ihn verwenden, wie ich es für seinen Vetter gethan. Meinetwegen können sie ihn erschießen, sobald sie wollen, das ist ein Taugenichts, der je eher je besser aus der Welt kommt." —

Der Indier, der diese Worte hörte und auch verstanden hatte, hielt sich unbeweglich aber mit leuchtenden Augen hinter der Glasthür und murmelte, als der draußen das eben Erwähnte gesagt: „Unser Ziel ist das Gleiche, mit dem Manne könnte ich einen und denselben Weg gehen; bin ich doch nicht mehr im Stande, das heilige Palu über ihn zu werfen, das mir an jenem verfluchten Abende die Göttin genommen."

„Was ich aber mit Euch redete, Don Francesco, bleibt unter uns, mischt Euch nicht hinein und seid dagegen versichert, daß ich Euch von allem Nothwendigen in Kenntniß

ſehen werde. Wenn der Herr von Saint-Alban zurückkommt," fügte er im Abgehen hinzu, „ſo ſagt ihm, ich habe ihm meinen Beſuch machen wollen. Dann noch Eines: Laßt es mich wiſſen, wenn ſein Diener einmal allein zu Hauſe iſt."

Eine Stunde nach dieſem Vorfalle begegnete Juſſuf dem Beſitzer des Hotels zufällig auf der großen Treppe des Hauſes; der Indier ſchien von draußen hereingekommen zu ſein und wollte grüßend vorübergehen, als ihm der Wirth ſagte: „Es war vorhin jemand da, welcher den Herrn von Saint-Alban ſprechen wollte; hier iſt ſeine Karte; Ihr habt wohl die Güte, ſie heute Abend zu übergeben."

Juſſuf nahm die Karte in die Hand und las: Nicola Brancaccio, worauf er den Wirth fragend anſah.

„Das iſt ein Advocat," erläuterte dieſer, „und wohnt nicht weit vom Mercato, ein kluger und ſehr gelehrter Mann, den ich Euch empfehle, Signor Juſſuf," ſetzte der Wirth freundlich lächelnd hinzu, „wenn Euch 'mal jemand einen Proceß an den Hals wirft, was hier in Neapel leicht geſchehen kann."

Der Indier dankte mit einer leichten Neigung des Kopfes und ſtieg alsdann langſam die Treppe hinauf nach den Zimmern ſeines Herrn.

Zweiundſechszigſtes Kapitel.

Die Braut des Advocaten.

Don Nicola ging von dem Hotel de Rome auf den Largo di Caſtello, nahm dort einen Carrocello und fuhr nach Hauſe. Statt aber die Treppe nach ſeiner Wohnung hinauf zu ſteigen, zog er drei Mal an der Glocke, worauf Michele herabkam, die brennende Pfeife in der Hand, die er aber beim Anblicke des Herrn in die Taſche ſteckte.

„Rufe Battiſta,“ ſagte dieſer, „und folgt mir nach Avenella hinauf, dort werde ich euch an dem gewöhnlichen Platze erwarten.“

Hierauf beſtieg der Advocat ſeinen kleinen Wagen wieder und fuhr nach der Sallita dell' Infrascata, wo er ſich auf einen Eſel ſetzte und gegen Antignano hinaufritt.

Don Nicola Brancaccio ſchien hier ein häufiger Kunde zu ſein, deſſen Gewohnheiten man kannte, denn der Eſeltreiber hatte ſich beeilt, beim Anblicke des Herrn ein ſtattliches Thier heran zu ziehen, ohne daß die Anderen Miene machten, ihm dieſe Beute zu beſtreiten. Anſtatt auch, wie

ſie gewöhnlich thaten, den Eſel durch einen lauten Zungenſchlag zum raſchen Laufe anzutreiben, hielt er ihn am Halfter zurück und veranlaßte ihn auf dieſe Art, langſam den Berg hinauf zu ſteigen. Der Advocat ſaß zuſammengekrümmt auf dem Sattel, die Kniee ſeiner langen Beine ziemlich hoch hinaufgezogen, und vertiefte ſich in ſeine Betrachtungen.

Dieſe waren nicht gerade zu angenehmer Art. Das ſo plötzliche Erſcheinen des jungen Marcheſe hatte auf ihn die gleiche Wirkung ausgeübt, wie ein Blitzſtrahl aus heiterer Luft, der glücklicher Weiſe hart an uns vorbeigefahren, dem aber noch gefährlichere folgen können — er verlangte Rechnungs-Ablage, das war leicht geſagt, aber ſchwer gethan. Zu einem ſolch rieſenhaften Geſchäfte wie eine Rechnungs-Ablage dieſer weitläufigen Güter mit ihren zahlloſen Proceſſen mußte man gehörig Zeit haben, und die ſchien der Marcheſe nicht bewilligen zu wollen; hatte er doch in dem Advocaten Cerboni, dem perſönlichen Feinde Don Nicola's, einen furchtbaren Treiber aufgeſtellt, der ihn gewiß nicht zu Athem kommen ließ. Ueberhaupt hatte ſich Signor Brancaccio eine ſolche Rechnungs-Ablage bisher nur gedacht gegenüber von lachenden Erben, die es vielleicht nicht ſo genau nahmen, oder im ſchlimmeren Falle vor dem Marcheſe, wenn dieſer, durch Jahre lange Kerkerhaft mürbe und geſchmeidig gemacht, dieſe Angelenheit vielleicht freundſchaftlich behandelt und ſeinen Namen ohne viel zu fragen dahin geſetzt hätte, wo es ihm der anerkannt tüchtige und redliche Geſchäftsmann des Hauſes — mit dieſem Prädicate ſchmeichelte ſich Don Nicola der Welt gegenüber — bezeichnet. Statt deſſen war ihm der Marcheſe auf den Leib gerückt.

in einer Art, die man füglich mit dem Ausdrucke bezeichnen konnte: jemand die Piſtole auf die Bruſt ſetzen, und hatte einen ſolchen Haß, eine ſolche Rachſucht an den Tag gelegt, daß der Advocat das Schlimmſte erwarten mußte. Wenn er aber auch vielleicht nicht beſorgte, daß ihm bei einer Rechnungs-Ablage Sachen nachgewieſen wurden, welche ihn in unangenehmen Conflict mit dem Criminal hätten bringen können, ſo konnte er doch zum ſchleunigen Erſatz großartiger Einkünfte, welche in ſeine Caſſe gefloſſen waren, angehalten werden, und auf alle Fälle ging das vortheilhafte Geſchäft auf einen Anderen über.

Grund genug, daß Don Nicola, während er langſam aufwärts ritt, grimmig ſeine linke Fauſt ballte und zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen Flüche und Verwünſchungen hervorſtieß gegen die Rückkunft des jungen Mannes, gegen dieſen ſelbſt und namentlich gegen Dr. Henderkopp, der ſich eine Beute, die ihm ja ſo nutzbringend war, hatte entgehen laſſen.

So ſehr auch der Advocat die Schritte, welche gethan werden mußten und konnten, von allen Seiten betrachtete und überlegte, um an einem Abgrunde, der ſich vor ihm geöffnet, vorbei zu ſchlüpfen, ſo kam er doch immer wieder zu dem Reſultate, daß ſeine einzige Rettung darin beſtände, wenn es möglich wäre, den Marcheſe verſchwinden zu laſſen. Mit Zeit gewonnen war hier ſchon viel gewonnen, aber wie? Das war eine Frage, die er mit Sicherheit noch nicht zu löſen im Stande war. Hätten ſeine Gedanken die Kraft zu tödten gehabt, ſo wäre der junge Mann ſchon lange eines zehnfachen Todes geſtorben; hatte er das doch ſchon allein durch die Art und Weiſe verdient, wie er gegen ihn

aufgetreten. Das Naheliegendſte war, ihn auf die gleiche Weiſe zu verderben, wie er Don Giuſeppe Fontana ins Verderben geſtürzt hatte, — dieſer hier aber ſchien umſichtiger, energiſcher, und traute dem Advocaten vor allen Dingen nicht; es war alſo ſchwerer, an ihn zu kommen. Wenn er ſich dieſe Schwierigkeiten auch nicht verhehlte, ſo kam er in ſeinen Gedanken doch immer wieder darauf zurück und wiederholte ſich die beiden ſchlagenden Gründe einer Verdächtigung: er war in Rom und trat hier unter einem anderen Namen auf, ſo daß dann nach Verlauf eines halbſtündigen tiefen und ernſten Nachdenkens Don Nicola zu der Anſicht gekommen war, es ſei für ihn das einzige Mittel, ſowohl einer allzu ſtrengen Rechnungs-Ablage zu entgehen, als auch um für die erlittene Beſchimpfung Rache zu erlangen, den jungen Marcheſe verſchwinden zu laſſen.

Dieſer endlich feſtſtehende Entſchluß, ſo wie das ſanfte Schaukeln auf dem Rücken des geduldigen Eſels beruhigten langſam die Nerven des Advocaten und erheiterten ſein Gemüth in gleichem Maße, wie er über das Häuſermeer der Stadt emporſtieg und nach und nach eine freiere Ausſicht gewann.

In Antignano machte der Eſel einen leichten Verſuch, bei ſeinen dort befindlichen Kameraden ſtehen zu bleiben, und als er durch einen tüchtigen Hieb ſeines Treibers daran verhindert wurde, ſtieß er im Weitergehen ein klägliches Geſchrei aus.

Bald hatte Don Nicola Avenella erreicht und ſah an dem Wege, welcher nach der Maſſeria di Fontana führte, Michele und Battiſta bereits ſitzen, die einen kürzeren Weg

eingeſchlagen hatten und ſo als rüſtige Fußgänger vorausgeeilt waren.

Der Herr wechſelte mit ſeinen Dienern nur einen leichten Blick des Einverſtändniſſes und ritt an ihnen vorüber. Hätte er ſich umgeſchaut, ſo würde er bemerkt haben, daß ſie ihm in einiger Entfernung folgten und ſich ſpäter bei dem verlaſſenen Schloſſe der Fontana ſo auf der Terraſſenmauer lagerten, daß ſie das Lorberwäldchen mit dem Hauſe des Pachters im Auge hatten. Bei der Unſicherheit, die ſich zuweilen in der nächſten Nähe von Neapel äußerte, war eine derartige Vorſicht dem Advocaten um ſo weniger übel zu nehmen, als er beſtändig in der Furcht lebte, der verwegene Alonzo möchte Veranlaſſung nehmen, ihn mit einem zweiten Beſuche zu erfreuen. Dabei können wir nicht unterlaſſen, einzugeſtehen, daß eben ſo viel die Leidenſchaft Don Nicola's für Marietta als auch die Furcht vor dem berühmten Parteigänger ihn bewogen, die Familie des Pachters wohlwollend, faſt freundſchaftlich zu behandeln.

Er ritt denn auch mit einer plötzlich angenommenen ſehr heitern Miene durch das Gitterthor an dem Lorberwalde, das ihm der barfüßige Junge eilfertig geöffnet, und als er die Frau des Raſajele wie gewöhnlich ſpinnend unter dem Vordache ſitzen ſah, ſpendete er der Padrona einen freundlichen Gruß und glitt ſo behende und leicht als es ihm möglich war von dem Eſel herab, denn er hatte droben auf der Gallerie die ſchöne Marietta bemerkt, welche es bei ähnlichen Gelegenheiten ſchon einige Mal nicht unterlaſſen hatte, ihm Vorſicht anzuempfehlen, daß er aus dem Sattel ſteigend keinen Schaden nehme. Auch heute nickte ſie ihm auffallend zu und rief in heiterm Tone hinab: „Piano,

Don Nicola, piano! Wenn man ſo ſcharf reitet, als Ihr gewöhnlich zu thun pflegt, da muß man vorſichtig abſitzen, damit das erhitzte Thier nicht ſcheu wird."

Raſajele war mit abgezogener Mütze näher getreten und ſagte, auf ſeine Tochter deutend: „Die wird nicht eher verſtändig, Don Nicola, als bis Ihr ſie einmal feſt in die Lehre nehmt, und dann werdet Ihr ſchon Mittel finden, dieſe übermüthige Zunge zum Schweigen zu bringen."

„Daran ſoll's nicht fehlen," erwiderte ſchmunzelnd der Advocat, indem er in die Höhe ſchauend ſeinen Blick mit ſichtlichem Wohlgefallen auf der ſchlanken und doch wieder ſo vollen Figur des jungen reizenden Mädchens ruhen ließ. „Mir ſcheint," fuhr er nach einer Pauſe fort, „Marietta hat eine Ahnung von meinem Kommen gehabt. Iſt's nicht ſo, Carina?"

„Gewiß, Don Nicola," gab das übermüthige Mädchen zur Antwort; „als ich heute Morgen vor das Haus trat, lief eine dicke, häßliche Spinne über meinen Weg, und wie Ihr wißt, bedeutet das jedes Mal einen Beſuch; auch hat heute Nacht der Hund geheult, daß es nicht zum Aushalten war."

„Ja, ja, Ihr habt Recht, Raſajele, man muß bald dazu thun, um ſie zu bändigen, und ich weiß ein prächtiges Mittel, das die tollſten Mädchen zahm gemacht hat."

„Wenn Ihr es anwenden wollt," rief Marietta höhniſch, „ſo wird die Kraft dieſes Mittels nicht ſehr groß ſein."

„Ich denke, du ſchweigſt jetzt ſtill," rief der Pachter zu ſeiner Tochter hinauf, „ſtatt deiner loſen Reden ſollteſt du

Alfred, ſo aufmerkſam gemacht, bemerkte nun in der That an kleinen Zeichen, Winken mit den Augen und dergleichen Kleinigkeiten, daß hier ein Einverſtändniß obwalte. Doch ſchien ſich die Dame nur mit dem Luceſen hinter ihrem Stuhle zu beſchäftigen. Jetzt wandte ſie das glühende Geſicht freundlich zu ihm empor, und als er ſich haſtig zu ihr hinabbeugte, flüſterte ſie ihm einige Worte zu, die ihn augenſcheinlich ſehr glücklich machten.

Der junge Huſarenoffizier blickte unterdeſſen unbefangen in die Karten von Monſignore und machte ihm einen ſcherzhaften Vorwurf, daß er zu ſparſam mit atout umgehe, und dadurch das Spiel und ſeine Wetten verlieren würde. Nachdem er dieß geſagt, legte er einen Napoleon bedeutſam vor ſich auf den Tiſch.

Der Vicomte ſagte mit leiſer Stimme: „Ein Uhr!“

Die Polin in ihrem Fauteuil nahm hierauf langſam ihr Blumenbouquet in die Höhe, das an einer kleinen goldenen Kette eines Braſſelets hieng, führte es einmal an ihre Lippen, und als ſie zum zweitenmal daran riechen wollte, hielt ſie auf halbem Wege inne und ließ die Blumen dann wieder neben ſich hinabfallen.

„Ein und ein halb,“ bemerkte der Vicomte lächeln, „oder halb Zwei, — glücklicher junger Menſch!“

Unterdeſſen gieng das Spiel ſeinen Gang fort; der Abbe verlor, Monſignore gewann, und die andern Drei ſpielten kleine Spiele und Alles ſchien befriedigt. So eben hatte die Polin eine Kleinigkeit gewonnen, und reichte die Goldſtücke mit einem ſüßen Lächeln ihrem Partner in die Höhe, der ſie mit ſtrahlendem Geſichte annahm. Dabei berührte ſeine Hand die ihrige, er zitterte und faßte die Napoleons etwas ungeſchickt. Eines der kleinen Stücke fiel wieder herab auf ihre weiße Schulter, doch da ſich das blanke Gold auf der kühlen glatten Fläche nicht

lieber herabkommen und für Don Nicola einige friſche Feigen bringen."

„Laßt ſie nur droben," entgegnete der Advocat mit einem ſüßlichen Geſichtsausdrucke; „will ich doch ſelbſt einen Augenblick hinaufſteigen und nach meinem Zimmer ſehen."

„Euer Zimmer?" rief Marietta, welche dieſe Worte gehört hatte; „mit Verlaub, Signor Brancaccio, ich habe ſeit einigen Tagen das Zimmer für mich ſelbſt in Beſchlag genommen; ich wohne jetzt da, und wenn Ihr darin nicht einen Beweis der Anhänglichkeit ſeht, ſo verdient Ihr nicht, daß ich Euch jemals wieder mit meinen Augen, die ſo ſchön ſein ſollen, wie alle Menſchen ſagen, anſehe."

„Birba!" gab der Advocat zur Antwort, indem er ihr mit dem Finger hinaufdrohte, doch ſah man ſeinen Mienen deutlich an, es ſei ihm lieb, daß Marietta ſein Zimmer zu dem ihrigen gemacht. „Gut, gut," ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, „man muß dieſem Trotzkopfe ſchon ſeinen Willen thun, doch will ich nachſehen, welche Art von Unordnung ſie in meinem Zimmer angeſtellt."

„Das wollt Ihr ſehen," ſagte das junge Mädchen mit leuchtenden Augen, indem ſie ſich leicht über die Brüſtung vorbeugte, „Ihr, Don Nicola Brancaccio, wollt in meinem Zimmer etwas ſehen? Da möcht' ich doch wiſſen, wie Ihr das anſtellen wollt, um hinein zu ſehen."

„Natürlich werde ich zuerſt hineingehen."

„Ihr wolltet in ein Zimmer gehen, welches ich bewohne? O, dies iſt Euer Scherz," ſagte Marietta in ſolch entſchloſſenem Tone, wobei ſie ſich hoch aufrichtete, daß der Advocat verwundert nach Raſajele blickte, der mit den Achſeln zuckte, worauf ſich die Frau des Pachters beeilte, zu ſagen: „Ihr

kennt ja ihre Grillen, es ſind freilich die Grillen eines jungen, übermüthigen Mädchens. Laßt ſie herabkommen — wie ich Marietta kenne," ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu, „ſo finge ſie die ſchönſten Händel an, wenn Ihr in ihr Zimmer bringen wolltet — die Mädchen ſind nun einmal ſo."

„Sangue di Dio!" rief jetzt Raſajele mit einem erkünſtelten Zorne ſeiner Tochter zu, „mache, daß du herunterkommſt und vernünftigere Reden angibſt, ſonſt —"

Marietta wandte ſich lachend um, ſchloß behutſam ihr Zimmer ab, worauf ſie den Schlüſſel deſſelben ſichtbar vor den Augen der Umſtehenden in ihr Mieder hineingleiten ließ, dann ſang ſie, die Treppe hinabſchlendernd, eines ihrer tollen Lieder:

Figliulo cu chi l'hai, cu chi l'hai
Cho quanno vido a mo to vruccolio?
La manco cosa cho to credarrai
Ca io moro po to: vai in pazzia
Vajo dicenno, ca lassata m'hai!
E chi to votta cho to raciulio?
Nzorato: cho to puozzo annegrossare,
Fatto lo fatto tuojo, lassa mo ire."

„Ich möchte doch wiſſen," ſagte der Advocat, indem er ſich neben der Frau des Pachters niederließ, in faſt ärgerlichem Tone, „wo das Mädchen nur alle dieſe Schelmenlieder her hat; hier herauf kommt doch niemand, der dergleichen ſingt; die Padrona iſt eine viel zu verſtändige Frau, um je dergleichen in ihrer Jugend gelernt zu haben, oder gibt vielleicht Raſajele ſeiner Tochter derartigen Unterricht?"

„Corpo di Diana," erwiderte der Maſſaro, „ich hätte Beſſeres zu thun, als ihr ſo was vorzuſingen; woher dergleichen aber die jungen Mädchen haben, das mag Gott

wissen! Ich glaube, Don Nicola, es liegt in der Luft, denn bevor einem unreifen Ding noch das Mieder zu eng wird, singt sie schon von Liebe und anderen Tollheiten."

„Dagegen wäre nichts einzuwenden," sagte der Advocat kopfschüttelnd, „aber die Tarantelle, welche das junge Mädchen singt, hört man ja kaum auf dem Molo und sind mir gegenüber ganz unpassend."

So Unrecht hatte er mit dieser Aeußerung nicht, denn was Marietta so eben gesungen, hieß frei übersetzt so viel als: „Sag' mir, schöner Junge, was willst du von mir? Was gibst du mir so zärtliche Liebesblicke, wenn du mir begegnest? Glaubst du vielleicht, daß ich dich liebe, daß ich sterbe für dich? Da bist du ein Thor. Du sagst, du hättest mich verlassen? Aber was berechtigt dich zu solchem Wahne? Heirathe immerhin, geh' zum Henker, bekümmere dich um dich und laß mich in Ruh!"

„Ich möchte Zehn gegen Eins wetten," meinte der Pachter, „sie weiß nicht, was sie singt; wenn die Schnitter aufkommen, da schnappt sie vielleicht hier und da einige Verse auf, aber ich will's ihr untersagen."

„Sie meint es gewiß nicht böse," sprach begütigend die Mutter und setzte dann gegen ihre Tochter gewandt, die langsam herankam, in nachdrücklichem Tone hinzu: „Jetzt sei ordentlich, Marietta, man sollte doch wahrhaftig meinen, du habest endlich einmal deine Kinderschuhe ausgetreten — reiche Don Nicola deine Hand."

Das junge Mädchen hob langsam ihre Hand in die Höhe, schüttelte dieselbe hoch in der Luft, so daß die weiten weißen Aermel von ihrem schönen vollen Arme herabfielen, doch legte sie ihre kleinen Finger sehr bedächtig, ohne dieselben

ben aber im Geringſten zu krümmen, auf die Handfläche des Advocaten. Dabei ſchaute ſie ihm von unten herauf mit dem Ausdrucke der unbeſchreiblichſten Schelmerei in die Augen und ſagte, ohne im Geringſten verlegen zu ſein: „Glaubt es nur, Don Nicola, was meine Kinderſchuhe anbelangt, ſo habe ich dieſelben längſt ausgetreten verlaſſen; auch fühle ich mich nächſtens ſo geſetzt, ſo ruhig und ſo alt, als Ihr es nur von mir verlangen könnt — wir werden prächtig zu einander paſſen.“

„So ſetze dich zu uns und ſei verſtändig.“

„Gewiß,“ gab ſie zur Antwort, und als ſie ſich hierauf niederließ, waren alle ihre Bewegungen ſo phlegmatiſch, ſo komiſch ernſt und gemeſſen, daß ihr Vater die Lippen auf einander beißen mußte, um nicht laut hinaus zu lachen.

So ſaßen die Vier eine Zeit lang ſchweigend bei einander; Marietta blickte auf den Boden, und nur zuweilen wetterleuchtete ein muthwilliges Lächeln auf ihrem Geſichte, wenn ſie ihren Bräutigam von der Seite anſah, der mit Behagen friſche Feigen und Salami verſpeiſ'te, auch zuweilen Wein mit Waſſer vermiſcht aus ſeinem Glaſe trank, welches ihm das junge Mädchen auffüllte und hinſchob, aber nur mit Widerſtreben und nachdem die Mutter ſie unter dem Tiſche am Rocke gezupft.

Der Advocat dachte nach, ob es gerathen ſei, von der Ankunft des jungen Marcheſe zu ſprechen; die Anhänglichkeit Raſajele's an ſeinen Herrn war ihm wohl bekannt, und wenn er auch von der Familie des Pachters überzeugt zu ſein glaubte, daß ſie das Glück einer Verbindung der Tochter mit ihm, dem reichen und angeſehenen Manne, wohl zu ſchätzen wußte, ſo konnte man doch nicht wiſſen, wie ſich der

Maſſaro zu ihm ſtellen würde, wenn er erführe, der Marcheſe ſei nicht nur nach Neapel zurückkehrt, ſondern habe ſogleich angefangen, ihn, den Geſchäftsmann der Familie, in einen Proceß zu verwickeln. Er beſchloß deßhalb, vor der Hand zu ſchweigen, dagegen aber den Termin ſeiner baldigen Verheirathung endlich einmal feſtzuſetzen. „Mag dann kommen, was da will," dachte er mit einem lüſternen Blicke auf das ſchöne junge Mädchen, „ſo iſt dieſe Sache doch abgemacht." Er war deßhalb eben im Begriffe, Marietta ihr nahes Glück zu verkündigen, als er aufblickend einen jungen Mann durch das Lorberwäldchen auf das Haus zukommen ſah, der ſo bekannt und ungezwungen that, als ſei er nicht zum erſten Male hier.

„Hm," hüſtelte Don Nicola ſo laut und vernehmlich, daß alle und auch Richter, der keine Ahnung von dem Gaſte hatte, aufblickten, und als er ihn jetzt bemerkte, plötzlich Miene machte, ſtehen zu bleiben.

Raſajele, der das Peinliche der Lage einſah, ſich aber ſogleich wieder faßte, rief dem Zögernden mit lauter Stimme zu, näher zu treten; dann ſagte er mit dem unbefangenſten Tone von der Welt gegen den Advocaten gewandt: „Es iſt das ein Landſchafts-Maler, ein Fremder, der zuweilen hier heraufkommt, um bald hier, bald da zu zeichnen; er wohnt in Neapel, und wenn es ihm gar zu heiß wird, da ſetzt er ſich zu uns unter die Veranda, und es iſt wahrhaft komiſch" — dies ſprach er mit lauterer Stimme — „wie er ſich Mühe gibt, ſich verſtändlich zu machen, denn er kann nur ein paar Worte Italieniſch."

Don Nicola blickte dem Ankommenden mißtrauiſch ent-

gegen, und als dieſer den Hut vor ihm abzog, nickte er ſchweigend mit dem Kopfe.

Wir wiſſen, daß Richter kein allzu großer Held im Italieniſchen war, doch die Art, wie er jetzt nicht ohne Abſicht ſagte, er danke ſehr, daß man ihm erlaubt, hier zuweilen im Schatten niederzuſitzen, und komme, Abſchied zu nehmen, da er von heute an geſonnen ſei, ſich den Poſilippo genauer anzuſehen, war in ſo furchtbar verdrehten und kaum verſtändlichen Worten geſetzt, daß ſelbſt der Ernſt des Geſchäftsmannes davor kaum Stich zu halten vermochte.

Ein Glas Wein, welches man ihm bot, nahm der Landſchafts-Maler dankend an, dann reichte er Raſajele die Hand, ſchwang ſeinen Hut leicht gegen die Padrona und Marietta, ſagte noch einmal Addio und ging ohne umzublicken den Weg zurück, den er gekommen war.

Es war ein Glück, daß der Pachter in dieſem Augenblicke ſeine Tochter ins Haus ſchickte, um friſches Waſſer zu holen, denn Marietta hatte eine Bewegung gemacht, als wolle ſie dem jungen Manne folgen, und als ſie in das Dunkel des Hauſes getreten war, ſandte ſie ihm einen Blick nach, welchen ihr Bräutigam glücklicher Weiſe nicht ſah. Als ſie mit dem friſchen Waſſer wieder herauskam, hatte ſie die Lippen feſt zuſammengepreßt und ihre dunkeln Augen ruhten einen Moment mit dem Ausdrucke des Haſſes auf dem Geſichte des Advocaten; plötzlich aber flog ein muthwilliges Lächeln über ihre ſchönen Züge, und während ſie ſich wieder niederließ, ſagte ſie: „Es iſt ſchade, daß der Maler nicht mehr herkommt, ich mochte ihn wohl leiden, auch ſang er ſo ſchöne Lieder.“

„Wovon du vielleicht Einiges gelernt haſt?“ fragte Don Nicola nicht ohne Bitterkeit im Tone.

„Wo denkt Ihr hin?“ antwortete Raſajele im Namen ſeiner Tochter, „wenn er geſungen hat, ſo war es in ſeiner barbariſchen Sprache, und auch das hat ſie nur von Weitem gehört.“

„Es iſt mir lieb, wenn ſie es nur von Weitem gehört hat,“ erwiderte der Advocat trocken, „ich für meine Perſon mag ſolche Herumſtreicher nicht leiden; mag der Henker wiſſen, wie ſich der hier heraufgefunden hat — kam er öfters?“

„Zwei oder drei Mal — auch habt Ihr ſelbſt gehört, Don Nicola, daß er jetzt nach dem Poſilippo hinüber will.“

Der Advocat nickte ein paarmal mit dem Kopfe, dachte über etwas nach und ſagte dann, indem er ſeine Nägel betrachtete: „Wenn es Euch recht iſt, Padrona, ſo wollen wir jetzt etwas Näheres beſtimmen über den Zeitpunkt unſerer Hochzeit. Marietta hat vorhin ſelbſt geſagt, daß ſie verſtändig genug für mich ſei, und damit ſie am Ende nicht gar zu verſtändig wird, iſt es beſſer, daß ich ſie ſo bald wie möglich in mein Haus führe.“

„Darin habt Ihr Recht, Signor Brancaccio,“ erwiderte das junge Mädchen, indem ſie höhniſch die Lippen aufzog und ihren rechten Arm herausfordernd in die Seite ſtemmte; „beſtimmt immerhin den Tag unſerer Hochzeit, aber vergeßt nicht, daß zu einer Heirath Zwei gehören und daß mir der Tag, den Ihr anſetzt, vollkommen conveniren muß; wann wäre denn ungefähr dieſer Tag, in zwei Jahren oder in drei?“

Ihre Mutter ſah ſie mit einem bittenden Geſichtsausdrucke an und ſagte, als die Tochter denſelben mit einer

ſchelmiſchen Geberde erwiderte: „Wir alle wiſſen, daß du nur Poſſen treibſt, Kind Marietta, und Signor Brancaccio weiß es auch, aber Poſſen, die man zu lange forttreibt, werden albern, und ein Mädchen wie du, die ans Heirathen denkt, ſoll nicht mehr albern ſein — ſei verſtändig.“

Bei den letzten Worten hatte ſie die Hand ihrer Tochter langſam von der Hüfte entfernt und drückte ſie innig und bezeichnend, ehe ſie dieſelbe wieder losließ; doch gab das wilde, trotzige Mädchen nicht ſobald nach, nicht einmal zum Schein, wie ſie wohl wußte.

„Will ich denn heirathen?“ fragte ſie, indem ſie den Kopf heftig aufwarf, „denke ich doch noch nicht einmal daran! Mich will man heirathen, ehe ich noch Ja dazu geſagt, und will einen Tag dazu beſtimmen, ohne mich darum zu fragen. Eilt doch nicht ſo, Don Nicola; wir ſind Beide eigentlich noch viel zu jung zum Heirathen, und über Nacht kann uns ein anderer Sinn kommen.“

Raſajele ſchüttelte mißmuthig mit dem Kopfe und ſagte gegen den Advocaten gewandt, der dem übermüthigen Mädchen finſter zuſchaute: „Laßt ſie nur ihre Narrenspoſſen machen, wir wiſſen am beſten, was dahinter ſteckt.“

„Nein, Ihr wißt's nicht, Vater,“ erwiderte Marietta mit komiſchem Ernſte, wobei ſie ihre Hand aufs Herz drückte; „Ihr wißt nicht, was dahinter ſteckt, Ihr wißt nicht, daß ich liebe.“

Die Frau des Pachters blickte erſchrocken zu ihrer Tochter auf, und ſelbſt der Vater ſah mit verwunderten Augen zu ihr hin; der Advocat fuhr in die Höhe, als habe ihn ein Scorpion geſtochen, und rief aus: „Was ſagt das tolle Mädchen, ſie liebe?“

„Daran ist doch nichts Arges," gab Marietta zur Antwort. „Wäre ich weniger aufrichtig, so würde ich sagen: soll eine Braut nicht ihren Bräutigam lieben, und obendrein einen Bräutigam wie Ihr, Don Nicola?"

„Nun denn bei der Madonna di Piedigrotta," sprach der Advocat mit einem unbehaglichen Gefühl, „so sage denn, wen du liebst."

„Wenn Ihr es durchaus wissen wollt, so sage ich es Euch," erwiderte muthwillig lachend das junge Mädchen und setzte hinzu, während sich ihre schönen Augen schwärmerisch zum Himmel erhoben, „ich liebe unsern König Francesco secundo, den sie uns leider vertrieben haben, woran auch Ihr schuld seid, Don Nicola; ja, den liebe ich und wollte lieber seine Frau sein, als Königin von ganz Italien."

Der Advocat hatte offenbar etwas Unangenehmeres zu hören erwartet und sein scharf zusammengezogener Mund öffnete sich jetzt zu einem leichten Lächeln.

„Seht Ihr, sie kann die Narrenspossen nicht lassen," sagte Rafajele; „aber jetzt mache, daß du hineinkommst," wandte er sich gegen seine Tochter; „bei ernsten Dingen, die wir zu verhandeln haben, kann man deinen Vorwitz nicht gebrauchen."

Marietta wandte sich lachend gegen das Haus und sagte noch im Abgehen: „Auch der General Garibaldi wäre mir anständig; doch hat er Unglück mit seinen Weibern, sie sagen, daß sie ihm wegsterben, wie er sie geheirathet hat, und sterben möchte ich doch nicht, dann noch eher als Eure Frau."

„Vorria, cho curduana arroventasse,
E n'mano a li scarpare mono jesse!

Jesse no masto e tutto me tagliasse,
Scarpetella de donna me faceso!"

ſang ſie mit ihrer hellklingenden, fröhlichen Stimme, während ſie im Hauſe verſchwand.

Don Nicola blickte ihr mit einem leichten Seufzer nach und meinte: „Sie wird ſchwer zu erziehen ſein, man muß ihr einen feſten Willen zeigen, worauf der Pachter zur Antwort gab: „Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die luſtigſten Mädchen die beſten und geſetzteſten Frauen werden, und was Marietta anbelangt, ſo iſt kein Falſch in ihr und ſie wird eine vortreffliche Frau ſein."

„Denken wir aber daran, ſie bald dazu zu machen," verſetzte der Advocat kopfſchüttelnd; „ſie fängt ſich zu ſehr an zu fühlen, und wenn auch ihr Herz, wie ich überzeugt bin, noch rein und unſchuldig iſt, ſo iſt doch die Verführung groß in der verdorbenen Welt."

Die Frau wollte eben etwas erwidern, doch ſchwieg ſie auf einen nur ihr bemerkbaren Blick Raſajele's, worauf dieſer ſagte: „Ihr wißt, Don Nicola, wie wir die Verbindung mit Euch uns zum Glück und zur Ehre ſchätzen, auch Marietta, deſſen kann ich Euch verſichern. Da wir nun auch überzeugt ſind, daß Ihr alles am beſten zu richten verſteht, ſo ſetzt einen Termin, welchen Ihr wollt, und wir werden damit einverſtanden ſein."

„Sagen wir heute über vierzehn Tagen," erwiderte der Advocat.

„Was meinſt du, Frau?"

Die Gefragte zuckte mit den Achſeln und meinte, nachdem ſie einen abermaligen Blick ihres Mannes deutlich ver-

zu halten vermochte, ſo rollte es weiter hinab und verſchwand mit Blitzesſchnelle zwiſchen Brillanten, Blumen und Spitzen. Die Dame ſchreckte durch dieſe Berührung kaum merklich zuſammen, und der Vicomte ſowie Alfred blickten aufmerkſam auf ihre Mienen. Einen Augenblick nachher, nachdem eine dunkle Röthe, die auf ihrem Geſicht aufflammte, wieder langſam verſchwunden war, blickte ſie holdſelig lächelnd in die Höhe und ihre Blicke trafen die des Lucceſen und verwirrten ihn augenſcheinlich dergeſtalt, daß er beinahe die ganze Börſe hätte fallen laſſen. Die Dame aber wandte ſich ruhig dem Spiel wieder zu und nahm nach einiger Zeit gelaſſen ihren Blumenſtrauß wieder in die Höhe, mit welchem ſie daſſelbe Manöver wie vorhin machte.

Der junge Offizier ſagte luſtig lachend: „Monſeigneur, dieß Spiel ſo eben mußten wir verlieren, coeur war atout:“ und der Vicomte nahm gelaſſen eine Priſe und bemerkte ruhig lächelnd zu Alfred: „welch ſüßer Lohn — verlierend zu gewinnen!“ —

ſtanden: „Wenn es noch in dieſem Sommer ſein ſoll, ſo kann ich als Mutter verlangen, daß die Hochzeit nicht vor ſechs Wochen ſtatt findet.“

„So bleibt's denn dabei,“ ſagte der Advocat, indem er aufſtand und den beiden Eltern Marietta's die Hand reichte, „von heute über ſechs Wochen.“

Unterdeſſen war das junge Mädchen auch wieder unter die Veranda getreten und hatte eine ganz veränderte, weit heiterere, ja, faſt glückliche Miene. Als Don Nicola jetzt auch ihr die Hand anbot, legte ſie die ihrige, ohne ſich eine Sekunde zu beſinnen, feſt hinein und ſagte in gutmüthigem Tone: „Nichts für ungut, Don Nicola, ich weiß wohl, daß ich ein dummes Ding bin, habe aber das Beſtreben, mich zu beſſern.“

„Wobei dich die Madonna in ihren Schutz nehme,“ ſagte der Advocat, während er ſich an ſeinen Eſel begab, welchen der Treiber auf einen Wink Raſajele's herbeigeführt; dann ſetzte er ſich auf und ritt in Begleitung des Maſſaro durch das Oliven-Wäldchen davon, nicht ohne ſich noch ein paarmal nach ſeiner Braut umzuſchauen, welche nur durch ein ernſtes Wort ihrer Mutter dazu vermocht werden konnte, ihm mit der Hand grüßend nachzuwinken.

Kaum aber war die letzte Spur von dem Reiter zwiſchen den Gebüſchen verſchwunden, ſo erhob ſie ihre linke Hand in die Höhe, als halte ſie ein Tambourin, ſchlug mit der rechten dagegen und drehte ſich blitzſchnell einige Male im Kreiſe herum, während ſie nach der Weiſe der Tarantella „pecora mia, broccolo mio“ und ähnliche Thorheiten ſang.

Die Mutter blickte beſorgt empor und ſagte kopfſchüttelnd: „Du haſt gut lachen und ſingen, du denkſt an gar

nichts. Wenn nun der Signor Brancaccio unterwegs Don Enrico findet, dem ich Unklugheit genug zutraue, so langsame Schritte als möglich zu machen, und ihn mit zur Stadt nach dessen Gasthof nehmen will?"

„O, liebe Mutter," lachte Marietta, „Don Enrico ist klüger, als Ihr glaubt; nachdem er vorn fortgegangen, ist er von hinten ins Haus zurückgekehrt. Kommt nur heraus," rief sie lustig in die Stube hinein, „alles ist fort, der Esel und der Advocat. Gott sei Dank, jetzt kann man endlich wieder frei aufathmen!" Und das that sie denn auch mit solcher Gewalt, daß sie ihr Mieder fast zu zersprengen drohte, während sie ihre leuchtenden Augen auf Richter wandte, der nun aus dem Hause hervortrat.

Bald kehrte auch Rafajele zurück, und als er sich wieder an dem Tische niederließ, sagte er mit einem sehr komischen Gesichtsausdrucke: „Also in sechs Wochen hast du einen Schwiegersohn, Signora Padrona," worauf die Frau achselzuckend sagte: „Ich kann das nicht so leicht nehmen, wie du; du weißt, wie gewaltthätig der Signor Brancaccio ist und wie viele Macht er hat."

„Aber auch wir sind mächtig, nicht wahr, Marietta?"

„Das will ich meinen!" rief lustig das Mädchen und setzte zu Richter gewandt hinzu, der sie mit einem ernsten, fast trüben Blicke betrachtete: „Sechs Wochen ist eine lange Zeit, da kann allerlei geschehen. Der Vesuv kann so arg toben, daß wir ausziehen müssen; der General Garibaldi kann mich zur Frau verlangen oder gar der Re Galantuomo, und da müßte sogar der Signor Brancaccio zurückstehen. Jetzt aber kommt zu unseren Seidenraupen, daß wir ihnen Futter geben, die werden ordentlich Hunger bekommen haben."

Nach dieſen Worten zog ſie Richter mit ſich fort, indem ſie ihn am Arme faßte, und als ſie einige Schritte gegangen waren, legte ſie ungezwungen ihre Hand auf ſeine Schulter und dann verſchwanden Beide im Anbau.

„Bleibt Don Enrico noch lange bei uns?“ fragte die Frau in einem Tone, der faſt beſorgt klang.

„Das hängt alles davon ab, daß unſer Herr, der Marcheſe, eines Tages herauſkommt und auch dieſes Gut wieder übernimmt, hoffentlich baldigſt. Frau, ich glaube, du verlierſt dann einen reichen Schwiegerſohn; was den da anbelangt,“ Rafajele winkte mit den Augen nach dem Anbau, „ſo mag ich ihn wohl leiden, und auch du wirſt nichts dagegen haben, wenn der Freund unſeres Herrn noch länger da bleibt.“

Daß Richter von dem gleichen Wunſche beſeelt war, brauchen wir dem geneigten Leſer wohl kaum zu ſagen; ſein Herz, welches in dieſer göttlichen Natur alle Feſſeln eines früheren eingeengten Lebens abgeſtreift, hatte hier ein neues Frühlingsdaſein begonnen. Wie oft ſprach er ſinnend das Wort des Dichters vor ſich hin von dem wunderſchönen Monat Mai, wo nicht nur alle Knospen ſprangen, ſondern wo auch in ſeinem Herzen die Liebe aufgegangen. Wie unendlich glücklich fühlte er ſich, wenn er in ihr wunderbares Auge blicken konnte, und daß ſie ihm das durchaus nicht verwehrte, ja, daß ſie ihn lächelnd betrachtete, wenn er ſeinen Blick in den ihrigen verſenkt, fachte ſeine Leidenſchaft nur noch heftiger an; daß ſie aber dabei ſo ganz unbefangen neben ihm lebte, daß ſie ihm ruhig ihre Hand ließ, daß ſie ſich auf ſeine Schultern ſtützte, daß ihr kühles Haar häufig ſeine heiße Wange ſtreifte, wenn ſie ſich raſch niederbeugte, um in

ſeine Zeichnungen zu ſehen, daß ſie Stunden lang bei ihm auf ſeinem Zimmer ſitzen konnte und daß er ſie dort häufig ſchlummernd in dem großen Lehnſtuhle traf, wenn ſie in den heißen Stunden Sieſta hielt, das alles nahm er für ein unbedingtes Vertrauen in ſeine Redlichkeit, was es denn auch in der That war, und er hatte in ſeinem Herzen voll romantiſcher Poeſie feſt beſchloſſen, dieſes Vertrauen und mit ihm das Kind ſeines Wirthes, ſo wie die Braut eines Anderen zu achten und zu ehren. Wenn er oft ſeufzend vor ſich hin ſang:

„Ihr Blick mir zugewendet, war Blitz und Schlag zugleich."

ſo vergaß er nie, in wehmüthigem Tone hinzuzufügen:

„Ich muß ſie einem Andern laſſen,
Mir blühet dieſe Roſe nicht!"

Zuweilen nahm Don Enrico einen gewaltigen Anlauf, um ſich der gefährlichen Nachbarſchaft wenigſtens zeitweiſe zu entziehen, und dann ging er nach Neapel hinunter, beſuchte die Freunde dort, machte auch wohl mit beiden einen kleinen Ausflug oder ließ ſich von Bander in die reichen Kunſtſchätze der Stadt einweihen. Doch ließ es ihn nie lange drunten, und eine einzige Nacht, die er nach einer Theater-Vorſtellung im Hotel de Rome zugebracht, wurde ihm faſt zur Ewigkeit, und er konnte ſich nicht enthalten, ſie dadurch abzukürzen, daß er, um den prachtvollen Sonnen-Aufgang nicht zu verlieren, ſchon vor vier Uhr den Vomero hinanſtieg und dann auch glücklicher Weiſe ſo früh nach Fontana kam, daß er den erſten Blick aus den glänzenden Augen Marietta's erhielt, als ſie, ihr Zimmer verlaſſend, ſich bei ſeinem endlichen Erſcheinen ſchmollend abwandte.

So vergingen Tage und Wochen, ohne daß ſich weder

im Hotel de Rome noch auf der Höhe des Vomero ſonderlich Merkwürdiges begab. Gaetano hatte häufig Verhandlungen mit Cerboni, welcher allerdings ſchmunzelnd und die Hände reibend ſeine feſte Ueberzeugung ausſprach, daß es möglich ſein werde, dem Collegen Brancaccio hart an den Leib zu gehen. „Doch," ſetzte er hinzu, „wir haben es mit einem gar ſchlauen Fuchſe zu thun, der es verſuchen wird, uns zu entſchlüpfen, wo wir es am wenigſten erwarten. Vor allen Dingen will er Zeit gewinnen; das ſieht man ſchon daraus, daß er eine Friſt von vier Wochen verlangt, um alle nöthigen Papiere zur Rechnungs-Ablage herbeizubringen, eine Friſt, welche ihm das Tribunal nicht verweigern konnte. Wie er ſich aber auch ſträubt," ſagte Cerboni, „heran muß er, und wenn ich ihn einmal feſt gepackt habe, ſo will ich ihn ſchütteln, daß er nach San Gennaro ſchreien ſoll."

Bander war meiſtens in der Geſellſchaft ſeines Freundes, und wenn dieſer ſeinen Geſchäften nachgehen mußte, ſo holte er ihn gewöhnlich an dem Orte ab, wo Jener zu thun hatte; auch waren Beide viel zu Hauſe, wo ſie von dem Wirthe, welcher das Incognito des Herrn von Saint-Alban zu achten ſchien, mit einer ausgezeichneten Höflichkeit behandelt wurden. — Was Juſſuf anbelangte, ſo lebte er ſtill und in ſich gekehrt, wie bisher, verließ ſelten das Haus, und wenn dies ja hier und da geſchah, wahrſcheinlich nur in Geſchäften ſeines Herrn. Denn wie der Lohnbediente des Hotels, der eine Art geheimer Polizei ausübte, dem Wirthe verſicherte, ſehe man den Indier nirgendwo als manchmal aus dem Hauſe des Advocaten Brancaccio kommen, was auch ganz natürlich war, da er gewiß Botſchaften ſeines Herrn dem Geſchäftsmanne überbringen mußte.

Eines Abends ſaßen vor dem Hauſe der Maſſeria di Fontana Raſajele, ſeine Frau und Tochter, wie auch Don Enrico bei einem einfachen Nachteſſen, welches aber durch Frohſinn und Heiterkeit gewürzt war, als der kleine barfüßige Junge, der nebenan auf einem Baumſtumpfe kauerte und ſein Brod verzehrte, plötzlich ſeinen Kopf erhob, gegen die Straße horchte und dann zu dem Pachter ſagte: „Padrone, es kommt ein Reiter über das Feld in vollem Galopp, und ich höre deutlich, daß es kein Eſel iſt, auf dem er ſitzt.“

„Er hat Recht,“ ſagte Richter horchend, „es klingt wie der Hufſchlag eines Pferdes.“

„So gehe raſch und öffne das Gitterthor.“

„Auch wenn es ein Fremder iſt?“ fragte raſch der Knabe.

„Auch dann; wenn er allein iſt, ſo wird er uns ſchlimmſten Falles nicht viel ſchaden, folgen ihm aber mehrere, ſo können wir doch nichts machen.“

Der Knabe rannte nach dem Thore und kam gleich darauf an der Seite des Reiters zurück; es war Vander, der ſehr bleich ausſah und deſſen erregte Züge nicht viel Gutes verſprachen.

Raſajele trat beſorgt hinzu, und als er ihm Zügel und Steigbügel hielt, fragte er leiſe: „Was hat es Schlimmes da unten gegeben?“

Vander forſchte einen Augenblick um ſich her und winkte mit dem Kopfe nach jenem barfüßigen Knaben hin, der nach einer Weiſung des Pachters augenblicklich in den Anbau verſchwand. „Gaetano,“ ſagte er alsdann mit vor Aufregung zitternder Stimme, „iſt heute Mittag verhaftet worden.“

„Santiſſima Madonna!“ rief der Maſſaro. „Um der Wunden Chriſti willen, was hat's denn gegeben?“

„Rede um Gottes willen, Bander!“ ſagte Richter in höchſter Beſtürzung und Spannung.

„Was iſt viel darüber zu ſagen! Gaetano war wie häufig Vormittags in Geſchäften bei ſeinem Advocaten, wo ich ihn, aus dem Museo nazionale kommend, abholte; wir kehren ins Hotel zurück; vor demſelben hält ein verſchloſſener Wagen, und als wir ins Haus treten, ſehen wir die verſtörten Geſichter der Diener, welche bei unſerem Anblicke aus einander ſtieben, als hätten ſie Geſpenſter geſehen — aber niemand, der uns ein Wort ſagt, niemand, der uns eine Warnung zuflüſtert. Wir gehen die Treppe hinauf, ich begleite den Marcheſe auf ſein Zimmer. Wie wir hineintreten, bemerken wir einen Beamten der Polizei und Soldaten.

„Kaum ſind wir im Zimmer, ſo ſchließt einer der letzteren die Thür; der Beamte zeigte dem Marcheſe einen Verhaftsbefehl vor. Beſtürzt wie wir waren, ſtand ich ſprachlos da, Gaetano aber faßte ſich raſch und ſagte zu mir: ‚Der Befehl iſt in beſter Form ausgefertigt, und da wir unter einer Regierung leben, die ſich mit Willkür nicht befaſſen wird, ſo folge ich getroſt.‘

„Der Beamte der Polizei, welcher die Caſſette des Marcheſe unter dem Arme hatte, deutete mit einer höflichen Handbewegung auf die Thür; Gaetano nimmt einen Mantel und ich begleite ihn an den Wagen. Drunten ſteht der Wirth des Gaſthofes und ſpricht mit bekümmertem Geſichte die Hoffnung aus, daß die Sache nichts auf ſich haben möge, worauf der Marcheſe ihn lächelnd verſichert, er

wünſche nur, daß alle Leute mit ſo gutem Gewiſſen ins Gefängniß gingen, wie er, noch hinzuſetzt: ‚Auf baldiges Wiederſehen!‘ und in den Wagen ſteigt, der mit ihm davon fährt.“

„Wohin?“ fragte Raſajele haſtig.

„Nach der Vicaria,“ entgegnete Vander.

„Und wo war Juſſuf?“ fragte Richter.

„Im erſten Augenblicke dachten wir Beide nicht an ihn, als ich aber, allein zurückgeblieben, nach ihm fragte, ſagte mir der Wirth, auch er ſei verhaftet worden, dann winkte er mir in ſein Schreibzimmer, und als er die Thür hinter ſich zugeſchloſſen, ſchlug er wie entſetzt die Hände zuſammen und ſagte in kläglichem Tone: ‚O, Signor Vander, wer hätte das denken können!‘“

„Und was denn?“ rief Richter in höchſter Spannung.

„Das war auch meine Frage, worauf mir der Wirth zur Antwort gab, der Polizei-Beamte ſei im Hauſe erſchienen und habe ihm befohlen, ihn auf das Zimmer des Marcheſe Gaetano Fontana, der ſich Herr von Saint-Alban nenne, zu begleiten. Nachdem dieſes geſchehen, habe der Beamte die Caſſette, welche er unter dem Arme mit ſich fortgetragen, bezeichnet und ſie von einem Manne, den er bei ſich hatte, öffnen laſſen. Nach kurzem Durchſuchen unwichtiger Papiere ſei man endlich auf ein Paket geſtoßen, welches der Beamte geöffnet und in dem ſich des Marcheſe Correſpondenz mit Rom, Proclamationen des Königs Francesco secundo, Befehle an die Häupter des Briganteggio, Ausweiſe über die Stärke und Hülfsmittel derſelben und Aehnliches gefunden.“

„Unmöglich!“ rief Richter.

Raſajele war gelb geworden wie eine unreife Citrone. „O, das iſt ſchlimm,“ ſagte er, „das iſt ſehr ſchlimm! War der Herr Marcheſe in Rom?“

„Allerdings war er dort,“ erwiderte Bander; „aber unmöglich iſt es, daß er ſich dort in Verbindungen eingelaſſen.“

„Und man fand dieſe Papiere wirklich in ſeiner Caſſette?“

„Das iſt nicht zu läugnen. Ihr könnt Euch denken, daß ich nicht müßig war; ich eilte auf die engliſche Geſandtſchaft, ich erzählte den Fall, man zuckte mit den Achſeln und verſicherte, das ſei ein ſchlimmer Fall; ich ging auf die Geſandtſchaft Frankreichs — Gaetano hatte einen franzöſiſchen Paß; dort rieth man mir, mich um dieſe Sache nicht allzu ſehr zu bekümmern, um nicht ſelbſt in Unannehmlichkeiten zu kommen. Ich ſuchte den Advocaten Cerboni auf und erzählte ihm das Vorgefallene ſo ausführlich, als ich konnte, ich verlangte ſeine Hülfe, ſeinen Rath — er überlegte nicht lange, um mir zu ſagen, daß dieſes ein höchſt gefährlicher Handel ſei; ‚daß der Marcheſe in Rom war,‘ ſagte er, ‚zeigt das Viſa ſeines Paſſes; daß er unter einem falſchen Namen mit einem fremden Paſſe hier erſchien, macht ihn verdächtig; daß man dieſe compromittirenden Briefe bei ihm gefunden, bringt die Behörde hier zur Gewißheit, daß ſie es mit einem höchſt gefährlichen Emmiſſär zu thun hat, — die Fontana's ſind ohnehin in Turin nicht gut angeſchrieben. Glauben Sie mir,‘ ſagte er in beſorgtem Tone, ‚die Sache kann einen übeln Ausgang nehmen.‘

„Sie glauben doch nicht, erwiderte ich dem Advocaten, daß der Marcheſe, deſſen Geſinnungen für ſein Vaterland Sie gewiß eben ſo gut kennen, wie ich, unabhängig, wie er

iſt, reich, hiehergekommen, um die wichtigſten Angelegenheiten zu ordnen, die Unklugheit haben würde, ſich zu ſo etwas gebrauchen zu laſſen?

„Er ſchüttelte mit dem Kopfe; ‚ich glaube ſo wenig daran, als Sie; aber wer iſt im Stande, die vorliegenden gravirenden Beweiſe hinweg zu disputiren?‘

„Aber dieſe Beweiſe ſind falſch! rief ich entrüſtet.

„‚Zugeſtanden, mit vollkommener Ueberzeugung; aber woher wollen Sie beweiſen, daß ſie falſch ſind? Glauben Sie mir,‘ fuhr der Advocat zutraulich fort, ‚ich durchſchaue die ganze Geſchichte beſſer als Sie. Wie ſehr zur unrechten Zeit für gewiſſe Leute der Herr Marcheſe hier auftrat, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen, und man hat es gut angefangen, ihn zu verderben; aber bei San Gennaro, wie kann man ſo unklug ſein, auf ſeinem Tiſche ſeine Caſſette ſtehen zu haben, deren Inhalt man nicht wenigſtens einmal jeden Tag unterſucht!‘“

„Der junge Herr kennt Land und Leute nicht mehr,“ ſagte Raſajele mit tiefem Schmerze.

„Und was rieth der Cerboni?“ frug Richter.

„Er wiederholte mir nur, was er, wie er behauptet, dem Marcheſe häufig gerathen, Neapel ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen und ſeinen Proceß von irgend einem beliebigen Orte aus durch mich führen zu laſſen.“

„Ein vortrefflicher Rath, wenn man in der Vicaria ſitzt,“ ſagte Raſajele achſelzuckend.

„Und gäbe es keine Möglichkeit, die Pforten ſeines Kerkers zu öffnen?“

„Das wäre früher vielleicht angegangen, aber die Verhältniſſe haben ſich da unten bedeutend geändert.“

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Florentiniſche Nächte.

In den andern Theilen des Appartements der Marquiſin ſpielten kleine Intriguen ähnlicher Art; doch da wir zu den wenigſten einen Schlüſſel beſitzen und wir uns vor Allem der Wahrheit und Genauigkeit zu befleißigen die größte Mühe geben, ſo muß ſich der geneigte Leſer mit dem begnügen, was wir im Stande ſind, ihm mitzutheilen.

Graf Alfons hatte unterdeſſen bedeutende Fortſchritte in der Gunſt ſowohl der Marquiſin, namentlich aber in der der armen jungen Frau aus Neapel gemacht. Obgleich es bereits eilf Uhr vorbei war, ſo ſchien er nicht an das ihm gegebene Rendez-vous zu denken. Er plauderte und lachte, erzählte luſtige Geſchichten und ließ ſich ähnliche wieder erzählen, wurde allen anweſenden Damen vorgeſtellt, gefiel außerordentlich, erregte den Neid ſämmtlicher Herrn und amuſirte ſich durch Alles dieſes unbeſchreiblich.

Der Vicomte und Alfred machten eine Parthie Billard, und obgleich Erſterer ein großer Meiſter darin war, verlor er

„Aber etwas muß geſchehen.“

„Wer ſieht das nicht ein?“ erwiderte Maſaniello nach einem langen Nachdenken; „ſie verſtehen keinen Spaß und machen gern kurzen Proceß.“

„Ich bin rathlos und fürchte das Schlimmſte,“ ſagte Vander; „die Verhältniſſe dieſes Landes kenne ich zu ungenau, und was mir Leute, denen ich vertrauen kann, über ähnliche Fälle ſagten, hat mich aufs tiefſte erſchüttert. Wir haben unſerem Freunde verſprochen, ihm zu helfen, wir dürfen die Hände nicht müßig in den Schooß legen.“

„Pel sangue d'un can cattivo!“ rief Maſaniello; „auf Eure Art helfen zu wollen, iſt gerade, als wenn man das Feuer eines brennenden Hauſes ausblaſen wollte, man würde nur ſein eigenes Maul verbrennen! Gewiß werden ſie kurzen Proceß machen, freilich nicht ſo, als wenn ſie einen armen Teufel draußen auf der Landſtraße mit einer Vogelflinte antreffen, wo es heißt: ‚eins — zwei — drei,‘ und todt liegt er. Sie werden bei dem Namen des Gefangenen das Ding großartiger und pünktlicher betreiben, aber bei San Gennaro! das Ende wird daſſelbe ſein. Denke nur, Frau,“ wandte er ſich gegen die Pachterin, welche die Spindel ruhen ließ und die Hände zuſammengefaltet in ihren Schooß gelegt hatte, „an den Conte di San Severino. Da war in acht Tagen alles vorbei.“

„Aber helfen müſſen wir ihm!“ rief Richter außer ſich; „ja, helfen oder mit ihm zu Grunde gehen; wäre es nicht eine Schmach, den Freund, der uns alles war, in der Noth zu verlaſſen?“

„Und wenn Ihr Euren Kopf am Thore der Vicaria

einſtießet, ſo würde ihm das doch nicht viel helfen," meinte der Pachter.

„So nennt Ihr ein Mittel zur Hülfe," ſagte Bander dringend; „Ihr, der die Verhältniſſe ſo genau kennt und Eurem Herrn ſo ergeben ſeid."

„Weiß die Madonna, daß ich's bin! Und ehe wir es dulden, daß ſie ihm den Proceß machen, müſſen wir freilich alles verſuchen. Früher wäre es nicht ſo ſchwierig geweſen, jemand aus der Vicaria zu holen, aber jetzt —" bei den letzten Worten ſchaute er ſeine Frau feſt an, welche ihm ſeinen Blick zurückgab. Dabei dachte er über etwas nach, nickte ein paarmal mit dem Kopfe, zuckte auffallend hoch die Achſeln und ſagte dann: „Per Bacco! Verſuchen muß man's immerhin."

„Und was, und was?" fragten Richter und Bander.

„Ihn herauszuholen und fortzuſchaffen; meinſt du nicht auch, Padrona?"

Die Frau nickte ihm haſtig zu, worauf er fortfuhr: „Wenn das jemand glücklich durchführt, ſo thut es nur der Alonzo; aber wie ſo ſchnell an ihn kommen und ihn dann vermögen, daß er den Kopf in die Schlinge ſteckt? — — Und doch muß es verſucht werden, nicht wahr, Padrona?"

„Gewiß," ſagte eifrig die Frau, „verſuchen muß man's, dem Alonzo alles erzählen, und dann wird er ſchon ſagen, ob es möglich iſt und ob er etwas thun kann."

„Wie aber zu ihm kommen? Ihm eine ſchriftliche Botſchaft ſchicken, iſt zu gefährlich, und da du dir denken kannſt, daß Brancaccio ein feſtes Auge auf mich hat, ſo iſt es unmöglich, daß ich ſelbſt gehe."

„Aber einer von uns?" frug Richter.

„Noch unmöglicher! Der nächſte Gensd'armerie-Poſten,

ja, die erſte Patrouille der Nationalgarde, die Euch in jenen Bergen begegnete, brächte Euch zurück, wenn ſie Euch nicht ein bischen piemonteſiſches Blei zu koſten gäben. — — Du darfſt auch das Haus nicht verlaſſen — aber was meinſt du, wenn wir Marietta nach Ravello zu deiner Schweſter ſchicken würden?"

„Marietta allein?" fragte Richter beſorgt. „Das würde Keiner von uns zugeben."

„O, der geſchieht kein Leid!" gab Raſajele ruhig zur Antwort; „es iſt auch nichts natürlicher, als daß ſie vor ihrer Hochzeit nochmals ihre Verwandten beſucht; das ſagt man ihm, wenn er erfährt, daß ſie nach Ravello iſt, und kommt's dann auch meinetwegen zu einer Erklärung mit deinem Schwiegerſohn, in Gottes Namen denn. Was kann es überhaupt noch Schlimmeres geben, als daß ſie uns den guten Marcheſe in die Vicaria geſteckt haben! — — Dabei bleibt's," ſchloß der Pachter mit Entſchiedenheit, als er bemerkte, daß ſeine Frau unruhige Blicke auf ihr Kind warf. „Oder haſt du Angſt, Marietta?"

„Ich?" fragte das junge Mädchen mit einem geringſchätzenden Tone; „wovor ſollte ich mich fürchten? Beppo nimmt mich in ſeiner Barke mit nach Amalfi, von da gehe ich in Begleitung der Marktweiber über Atrani nach Ravello."

„Deiner Zia Tereſina kannſt du dich unbedingt anvertrauen, ſie wird ſchon jemand haben, der Alonzo zu finden weiß, ihm das Nöthige mittheilt und dir ſeine Entſcheidung zurückbringt."

„Gewiß," gab Marietta nachdenklich zur Antwort; „aber wenn's möglich iſt, ſuche ich meinen Zio Alonzo ſelbſt auf, ich habe ihn lange nicht mehr geſehen."

„Du wäreſt im Stande dazu," ſagte der Pachter lachend, indem er das kecke Mädchen mit Wohlgefallen betrachtete; „ſei unbeſorgt," wandte er ſich hierauf an ſeine Frau, die ihn mit unruhigen Blicken betrachtete, „deine Schweſter Teresina wird ſchon wiſſen, was geſchehen ſoll."

„Und wann ſoll ich gehen?" frug Marietta.

„Gleich morgen, wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Und glaubt Ihr denn, Don Raſajele," ſagte nun plötzlich Richter, indem er an den Maſſaro herantrat und ſeine Arme faßte, „daß wir es dulden werden, daß Marietta ſich für uns in irgend eine Gefahr begebe, während wir vom ſicheren Orte ruhig zuſchauen? Ich meines Theiles bin entſchloſſen, es nicht zu thun, komme es auch, wie es kommen mag."

Er hatte dabei etwas von der Haltung angenommen, wie ſie in irgend einer Oper einem beliebigen Rittersmanne wohl anſtand, der im Begriffe iſt, ſein gutes Schwert zu ziehen für Ehre und Recht.

„Es geht nicht," ſagte in dieſem Augenblicke auch Bander, „wir können Marietta's Aufopferung nicht annehmen."

„Gewiß nicht," rief Richter, „und wenn ſie gehen will, um für unſern Freund zu handeln, ſo will ich ſie begleiten."

„Cospetto di Dio!" rief der Maſſaro launig, „in dieſer Begleitung läge vielleicht allein das Gefährliche der ganzen Geſchichte."

„Auch darin ſehe ich keine Gefahr," meinte das junge Mädchen mit einem heitern Blicke; „Don Enrico iſt Galantuomo und ich bin Marietta."

„Laßt mich ſie begleiten, Don Raſajele," rief Richter; „nicht als ob ich auf Schritt und Tritt hinter ihr drein laufen wollte, nur in ihrer Nähe möchte ich ſein, um ſie, wenn es

Noth thäte, zu ſchützen; ich ginge morgen früh zu Lande und träfe ſie in Amalfi. — Auffallendes kann einmal gewiß nichts darin liegen, daß ein Landſchafts-Maler wie ich die herrliche Gegend von Atrani und Ravello betrachten will."

„Im Grunde hat Don Enrico nicht ſo Unrecht," ſagte der Maſſaro nach einer Pauſe; „um keinen Verdacht zu erregen, müßte Marietta doch ein paar Tage bei ihrer Zia bleiben, und er könnte dann ſogleich mit dem Eiſenwege zurückkehren, um uns einen Beſcheid zu bringen — was meinſt du, Frau?"

„Unſer Vorhaben iſt ſo gut, daß man wohl alle Mittel dazu anwenden muß. Marietta hat Recht, Don Enrico iſt ein Galantuomo, und ich bin gewiß nicht unruhiger, wenn ich ſie unter ſeinem Schutze weiß."

„Marietta ſelbſt ſoll entſcheiden," ſagte Richter, indem er ſie mit einem innigen Blicke betrachtete.

„Das habe ich ſchon gethan," erwiderte das junge Mädchen mit leuchtenden Augen, „als ich Euch für einen ehrlichen Mann erklärte; und in dem Glauben reiche ich Euch meine Hand und ſage: wir gehen mit einander."

Bander hatte das ſchöne Mädchen mit inniger Theilnahme betrachtet, und als ſie eine kleine Weile nach den eben geſprochenen Worten ihre Hand langſam aus der Richter's gleiten ließ, nahm er dieſelbe, drückte ſie ſanft und ſagte: „Nehmen Sie noch obendrein die Bürgſchaft eines Ihnen allerdings Fremden für ſeinen Freund; er hat ein ehrliches und treues Gemüth, Sie können ihm unbedingtes Vertrauen ſchenken."

Dreiundſechszigſtes Kapitel.

In der goldenen Zwiebel.

Am andern Morgen, noch ehe die Sonne ſich blicken ließ, war Marietta ſchon reiſefertig; ſie ſtand mit einem kleinen Bündelchen unten an der Treppe, die zum obern Stocke hinaufführte, und rief Richter einen freundlichen Abſchied zu, welchen er dadurch beantwortete, daß er eilig hinabſtieg und ſich ihr wenigſtens bis Avenella zur Begleitung anbot. Da der Maſſaro, welcher ſeine Tochter auch bis dahin brachte, von wo ſie mit einer bekannten Frau nach Neapel hinunter zu gehen hatte, nichts dagegen einwandte, ſo gingen ſie nach einem herzlichen Abſchiede von der Padrona mit einander fort.

Die Kirche von Camaldoli und das Schloß Capodimonte glänzten ſchon im erſten Strahle der aufgehenden Sonne; Raſajele ging voraus, ſich in ſeinen Feldern umſchauend, und Marietta folgte plaudernd mit Don Enrico. Schade, daß der Weg ſo kurz war, denn er hatte ſo viel

zu fragen, besonders über die Marine von Amalfi, wo er sie heute Nachmittag wiedersehen sollte, über die Fahrt dorthin, über Beppo, der das Glück hatte, sie begleiten zu dürfen, so wie über eine Menge anderer Dinge, und sie hatte bei der Antwort auf diese vielen Fragen wieder Gegenfragen zu thun und dem Buben Rathschläge zu ertheilen, so daß sie Avenella dicht vor sich sahen, ehe sie es nur gedacht.

Der Abschied, den sie hier nahmen, war kurz und herzlich; sie reichte ihm ihre beiden Hände, und als sie dabei ihr Bündelchen fallen ließ und sich alsdann Beide zu gleicher Zeit bückten, um es wieder aufzuheben, streiften ganz zufällig seine Lippen ihre Haare, was ihm ein ganz sonderbares Gefühl verursachte. Marietta rief Addio und eilte ihrem Vater nach, und als Don Enrico hierauf langsam zurückging, blieb er alle paar Schritte stehen, um — in die Gegend hinaus zu schauen, die jetzt in einer wahren Verschwendung von Sonnenlicht glänzte; von Marietta sah er schon längst nichts mehr, denn die neidischen Rebengewinde, welche an der Straße hingen, hatten bei der ersten Biegung derselben ihr weißes Kopftuch und ihr rothes Röckchen verschlungen. Langsam ging er wieder aufwärts, und der Pfad, den er so eben noch so wunderbar schön gefunden, kam ihm jetzt öde und langweilig vor; er hatte fast wieder dasselbe Gefühl des Alleinseins, wie an jenem Tage, als er das verlassene Schloß der Fontana zum ersten Male gesehen. Obgleich die Sonne hell und prachtvoll herüberglänzte, rings umher ein herrliches Farbenspiel entzündend, so kam ihm doch heute die Beleuchtung matter vor, als gewöhnlich, und die Bergformen nicht so schön und malerisch. Am liebsten

betrachtete er von der Höhe aus das dunkle Meer und ſuchte dann mit den Augen die Richtung von Neapel nach Amalfi.

Als er endlich vor dem Hauſe des Pachters wieder ankam, ſaß dort die Frau an ihrem gewöhnlichen Platze und ſpann; ihre Geſichtszüge waren ernſt, faſt traurig, und als ſich Don Enrico neben ſie ſetzte, ließ ſie die Spindel in ihrem Schooße ruhen und ſprach von Marietta, was ſie ſonſt eigentlich nie that. Ihre Tochter fehle ihr überall, ſagte die Mutter, was wohl lächerlich ſei, da ſie ja erſt vor einer halben Stunde fortgegangen und ja auch ſonſt oft Stunden-lang draußen im Wäldchen oder bei ihren Seidenraupen geweſen ſei.

Dieſe fütterte Don Enrico heute Morgen allein, und als er ihnen die Maulbeerblätter hinſtreute, ſo horchte er unwillkürlich gegen das Haus hin, ob ſich dort kein munterer Geſang vernehmen laſſe, oder blickte nach der Thür, zwiſchen der Marietta's ſchlanke Geſtalt und ihr liebes, ſchönes Geſicht nicht erſchien. Er hätte gern den barfüßigen braunen Jungen zum Plaudern bei ſich gehabt, doch war dieſer ſchon vor einer Stunde nach Antignano gelaufen, um dort einen Brief in Empfang zu nehmen, den Bander heraufſchicken wollte und in welchem ein amtlicher Ausweis für Richter's Ausflug ſein ſollte, damit ſich derſelbe vorkommenden Falles beſtens legitimiren könne.

Es war Don Enrico eigentlich unangenehm, daß er auf dieſen Brief warten mußte, denn er hätte gern ſo ſchnell als möglich den jetzt für ihn ſo einſamen Ort verlaſſen, und malte es ſich dagegen reizend aus, an der Marine von Amalfi ſitzen und dort jeder ankommenden Barke zuſchauen

zu können, und endlich in einer derselben Marietta zu erblicken. Lange brauchte er sich indessen nicht zu gedulden, denn es mochten kaum ein paar Stunden vergangen sein, so kam Rafajele in Begleitung des barfüßigen Jungen zurück. Letzterer hatte den Brief, und Richter machte sich sogleich reisefertig.

Der Pachter erzählte der fast ängstlich forschenden Frau, daß er Marietta einer guten Bekannten, die nach Neapel herunterging, empfohlen, und daß dieselbe jetzt schon fast drunten sein müsse. „Was Euch anbelangt, Don Enrico," wandte er sich an seinen Gast, „so gebe ich Euch den Jungen da mit, der Euch über Capodimonte bei Ponti Rossi vorbei um die Stadt herum nach Ponte della Maddalena bringt, wo Ihr Euch auf die Eisenbahn begebt und von Castellamare aus auf einem guten Pferde in einigen Stunden Amalfi erreichen könnt. Es ist besser, als wenn Ihr heute Morgen in der Stadt gesehen werdet, und dann macht Ihr auch einen Weg, so schön, wie Ihr nie etwas Aehnliches gesehen."

Richter nahm sich kaum Zeit, ein Stück Brod und einen guten Schluck Wein zu nehmen, dann warf er seine Tasche über die Schulter, ergriff den Stock und trennte sich nach einem herzlichen Händedrucke von beiden Leuten.

„Wenn Ihr nach Ravello kommt," rief ihm der Massaro nach, „so geht Ihr in die ‚goldene Zwiebel', ein sehr anständiges Gasthaus, und wenn die Wirthin Schwierigkeiten macht, Euch aufzunehmen — sie ist ein bischen eigener Art — so sagt nur, Ihr seid mit den Mastaf in Ravello bekannt — es ist Marietta's Tante." Darauf verließ Don Enrico den Garten.

Der barfüßige Junge eilte voran, und ihm folgte Richter gegen Capodimonte. Er hatte sich vorgenommen, heute, um seinen Marsch nicht aufzuhalten, so wenig als möglich seine Blicke in das prachtvolle Rundgemälde zu versenken, welches sich hier bei jedem Schritte mehr und mehr vor ihm aufthat; doch wer, dessen Gemüth für landschaftliche Schönheiten empfänglich ist, vermag in diesem Paradiese zu wandeln, ohne unwillkürlich stehen zu bleiben, gefesselt von immer neuen, überraschenden Erscheinungen? Und erst auf diesem Wege, welcher der reizenden Abwechslungen so viele bot: bald sah er den großen, gewaltigen Meerbusen mit allen seinen Schönheiten, ein Bild von betäubendem Glanze, so daß er ordentlich froh war, jetzt eine schattige Schlucht zu erreichen, durch die es hinabging und wo er seine Augen wieder beruhigen konnte an der üppigsten Flora, an den herrlichsten Blumen, die sich ihm abwechselnd mit majestätischen, dicht belaubten Castanienwäldern zeigten — Feuerlilien und Nelken, purpurne Antirrhinen, duftende Valeriana wechselten neben seinem Pfade mit einander ab.

Dann ging's wieder aufwärts, und ein neues unsäglich schönes Bild fesselte seine Schritte: dort vor ihm strebte neben dem rauchenden Vesuv prachtvoll die Somma empor mit ihrem breiten malerischen Gipfel, aus steilen, gezackten, schwarzen Lavawänden bestehend, die sich in einer wunderbaren Linie an grüne Waldungen schlossen, mit denen der Berg allmälig in die Ebene Campaniens niedersinkt. Hier auf der Höhe war ein Kloster; er hätte unter anderen Verhältnissen unbedingt hier verweilt — wie zauberisch leuchteten aus einem Hain von Fruchtbäumen die luftigen Hallen hervor, und welch herrlichen Blick hatte man von hier aus

doch beſtändig, denn er ſchien außerordentlich zerſtreut und beobachtete mehr die Aus- und Eingehenden, als den Gang des Spieles. Plötzlich legte er das Queu nieder, faßte Alfred am Arm und ſagte mit leiſer Stimme, aber haſtig: „kommen Sie, beſter Baron, mir ſcheint, wir erleben zu der Komödie von vorhin einen letzten, aber ernſten Akt. — Die Weiber ſind doch ein unbeſonnenes Geſchlecht und wir Männer entſetzlich leichtſinnig. Es iſt traurig, in einer ſolchen Welt leben zu müſſen.“

„Aber was haben Sie, beſter Vicomte?“ ſagte Alfred erſtaunt, „ich bemerke nichts Außergewöhnliches — lachend, flüſternd in den Spielzimmern, wie bisher, laute Converſation im Salon; ich glaube wahrhaftig, Sie ſehen Geſpenſter.“

„Zuweilen,“ ſagte ernſt der Vicomte, „aber mich bekümmert die Geſchichte mit dem Lucceſen. Erſtens nehme ich Antheil an dem Schickſal ſeiner Frau, ohne ſie zu kennen, und dann bin ich ferner ſo lange unſichtbarer Zuſchauer geweſen, daß mich jede neue Scene außerordentlich intereſſirt.“

„Wie das?“ —

„Sie bemerkten im Eifer des Spiels nicht, beſter Baron, wie unſere Polin ſo eben anſcheinend ganz abſichtslos durch das Billardzimmer dem kleinen Plauder-Cabinette zuſchritt, das ſo reizend verſteckt am Ende des Appartements liegt. Aus dem Spielzimmer drüben ſah ich den deutſchen Offizier ebenfalls dahineilen, nachdem er ſich vorher überzeugt, daß der Lucceſe mit der alten Prinzipeſſa dort drüben in ein eifriges Geſpräch verwickelt ſcheint, und ſie iſt bekannt dafür, Jemand, den ſie einmal feſt hat, nicht ſobald wieder los zu laſſen. Aber obſchon der Italiener angelegentlich ſpricht, hat er ebenſo gut bemerkt, wie ich, wohin die Angebetete ihre Schritte lenkte, und er wird, ahnungslos auf ein ſüßes Geplauder rechnend, ſogleich ebenfalls dorthin eilen. — Kommen Sie, Baron.“

nieder in die Ebene, die einem unermeßlichen Fruchtgarten glich! Wälder von Pappeln, Ulmen, um welche die Rebe Guirlanden wand, dazu Mais und Weizen in Fülle, die ihn faſt wehmüthig an die deutſche Heimat erinnerten, und dicht daneben wieder die glänzende Citrone des Südens, die glühende Granatblüthe — überall und überall, wohin der Blick ſich wandte, ein Meer von Laub, Weinranken, Blumen und Sonnenglanz!

Neben ihm aus dem Häuſermeere der großen Stadt drang das Geräuſch des täglichen Lebens wie das Murmeln einer fernen Brandung an das Ohr des Wanderers, und wenn ſein Blick über die Häuſermaſſe hinſchweifte, ſo gedachte er jenes armen Freundes, der nicht wie er in Luft und Sonnenglanz wandeln durfte, dem heute Abend kein freundliches Wiederſehen bevorſtand — und dann beſchleunigte er ſeine Schritte. Bald hatte er denn auch Ponti Roſſi erreicht, und da er nun eine gerade Straße nach Ponte della Maddalena hatte, ſo entließ er den barfüßigen Jungen mit einem herzlichen Gruße an Raſajele und die Frau.

In kurzer Zeit erreichte er die Eiſenbahnſtation und brauchte nicht lange zu warten, bis ihn der brauſende Dampfwagen gegen Caſtellamare führte. Es würde die Grenze dieſer Blätter überſchreiten, wollten wir auch nur annähernd all der Schönheiten erwähnen, welche Richter hier auf dem Wege nach Amalfi ſah; es genügt uns zu wiſſen, daß Don Enrico in der erſten Nachmittagsſtunde auf dem Sattel eines tüchtigen Pferdchens gegen Amalfi hinritt, wobei ſein Blick über die bräunlichen Bergkuppen und über die von anmuthigen Ortſchaften bedeckten Thäler hinſchweifte auf das hohe Meer; wir müſſen aber geſtehen, daß er eben ſo

ſcharf nach den Barken mit den weißen Segeln ſchaute, die ein günſtiger Wind in der Richtung von Neapel hiehertrieb, als auf die See von Päſtum und die zackigen Berge Calabriens.

Nachdem er, unten am Landungsplatze angelangt, ſeinen Führer ſo fürſtlich belohnt, daß dieſer gegen alle Gewohnheit nicht noch ein Trinkgeld verlangte, erkundigte ſich Don Enrico nach der Ankunft der Barken von Neapel, die am Morgen von dort abgefahren, und erfuhr, daß die ſchnellſegelndſte nicht vor Ablauf einer Stunde zu erwarten ſei. Da er ſich unterwegs weder Raſt noch Erquickung gegönnt, ſo folgte er bereitwillig der Verlockung einer zierlichen, buntbemalten Schenke dicht am Meere, deren Veranda, mit einem geſtreiften Segeltuche bedeckt und von Weinreben überwuchert, ihm ein ſchattiges Plätzchen bot.

Da ſaß er, unter einem wohlthuenden, behaglichen Gefühle der Ruhe ſeiner Müdigkeit vergeſſend. Unter ihm lag der weiße Strand der Marine mit ſeinen Segelkähnen, die, ſich ſanft auf den ſmaragdgrünen Wellen wiegend, wie in ätherklarer Luft zu ſchweben ſchienen. Vor ihm auf dem Tiſche, der aus ſchwarzer Lava geſchnitten war, dampfte eine Schüſſel Maccaroni, hier in Amalfi die beſten des ganzen Königreiches. Und dann brachte der Wirth einen Nachtiſch, wie man es bei uns nur an fürſtlichen Tafeln kennt: tiefrothen Lacrymä Chriſti, ſaftig dunkle Feigen und goldene Orangen — wie ſollte er ſich da nicht in glückſeliger Erwartung zurücklehnen und wachend träumen! Draußen flimmerte die Sonne ſo warm, Luft, Stille, das leiſe Athmen des Meeres, der eintönige Geſang eines Fi-

ſchers und die Fülle des duftigen Laubes machte ihn ſchlaftrunken.

Ihm träumte, er ſei in der Oper und habe wunderbar geſungen — Ricteri, primo tenore assoluto —, nach wenigſtens ſechsmaligem Hervorrufen ſei der Portalvorhang endlich zur Ruhe gekommen. Es war eine Oper, deren erſter Act auf einer wonneſamen Inſel in irgend einem Meere ſpielte, wo er, der Fürſt dieſer Inſel, unter blühenden Orangenbäumen, die geliebte Prinzeſſin Braut erwartend, entſchlummerte. So ſchloß der erſte Act; aber wehe, der zweite Act bildete keine Fortſetzung dieſes fürſtlich idylliſchen Stilllebens! Schon im Zwiſchenacte, als Einleitung des erſten Actes in den zweiten, hörte man entfernte Kanonenſchüſſe, Trommeln und Pfeifen, kriegeriſche Muſik. Der Fürſt auf der einſamen Inſel, Ricteri oder Don Enrico, öffnet nach tiefem Schlummer die Augen und blickt ſchlaftrunken um ſich. Wie hat ſich die Decoration geändert! Iſt das derſelbe ſtille Landungsplatz, auf deſſen durchſichtigen Wellen ſo eben nur noch einzelne Fiſcherkähne ſchaukelten? Iſt er, welcher jetzt erſtaunt um ſich blickt, der Fürſt der Oper? Träumt er von Seeräubern, die das glückliche Eiland überfallen wollen, oder iſt er in der That nur Don Enrico, der nach Amalfi gekommen, um dort ein ſchönes junges Mädchen zu erwarten, für welches ſein Herz in Liebe ſchlägt? —

Nein, er träumte nicht mehr; er ſprang raſch auf ſeine Füße, er rieb ſich die Augen, er betrachtete die Veranda der Schenke, wo er ſich niedergelaſſen hatte und eingeſchlummert war, dann warf er ſeine erſtaunten Blicke wieder auf das Meer. Da ſah er eine große Menge Barken, theils

ſchon mit nackten Maſten am Ufer liegend, theils noch mit vollen Segeln ſich dem Strande nähernd; in denſelben Fiſcher mit rothen Mützen und Mädchen und Weiber mit weißen Kopftüchern. — War Marietta unter ihnen, oder hatte er ihre Ankunft verſchlafen? Statt aber augenblicklich an den Strand hinab zu eilen, blieb er ſtehen, gefeſſelt von einem andern Schauſpiele, das er vor ſeinen Augen ſah. Da lag kaum ein paar Büchſenſchüſſe vom Lande entfernt ein langer, ſchwarzer Dampfer, neben deſſen kurzem, dickem, ſchiefgeſtelltem Schornſteine praſſelnder weißer Giſcht herausſpritzte. Am Hauptmaſte und am Hintertheile flatterte die italieniſche Tricolore, und das Verdeck des gewaltigen Schiffes war mit Soldaten bedeckt, welche theils über Bord ſchauten, theils im Begriffe waren, an den Wänden hinab zu ſteigen und ſich in dem Boote niederzulaſſen, welches ſie ans Land brachte; ein paar dieſer Boote waren ſo eben gelandet, einige ſchwammen noch gegen das Ufer, während andere eben vom Schiffe abſtießen. Auf dem Verdecke des Dampfers ſpielte eine Muſikbande, und die Zurückbleibenden riefen ihren Kameraden laute Evviva's nach.

Don Enrico ſchüttelte mit dem Kopfe, und bei dieſer ſo plötzlich veränderten Decoration war es ihm wohl nicht übel zu nehmen, daß er alles das anfänglich für einen Traum gehalten; jetzt aber, da er ſich von ſeinem Erwachen überzeugt und auf dem Strande das bunte Durcheinander ſah von Einwohnern aus Amalfi jedes Standes und jedes Alters, von den halbnackten Kindern an bis zu den alten Fiſchern, welche erſtaunt die fremden Uniformen und die bunten Farben des neuen Italiens zu betrachten ſchienen; dann das belebte Treiben der Soldaten, die ihre Gewehre

zuſammenſtellten, ſich auch wohl in dem weißen Sande lagerten, die aber beſonders die Weiber und Mädchen umſtanden, welche den Barken entſtiegen — da regte ſich in dem Herzen Richter's ein Gefühl der Eiferſucht, und nachdem er ſeine Zeche bezahlt, nahm er Stock und Taſche und eilte nach dem Strande, indem er ängſtlich nach Marietta ſpähte, ohne ſich aber den Barken allzu ſehr zu nähern.

Am Ufer war ſie noch nicht, er hätte ſie augenblicklich herausgefunden; auch ſah er ſie nicht in den Fahrzeugen, die bereits angelegt hatten. Dort aber, einige tauſend Schritte in der See, ſchoß eine Barke daher, das weiße lateiniſche Segel vom Winde ſcharf gegen das Waſſer gedrückt: da ſtand die ſchlanke Mädchengeſtalt, mit der einen Hand hatte ſie den Maſt erfaßt, mit der andern bedeckte ſie die Augen, um ſchärfer nach dem ſonnenbeglänzten Ufer hinüberſchauen zu können — vielleicht nach ihm; ſein Herz that ſchnellere Schläge, er konnte ſich nicht enthalten, ſein Taſchentuch hervorzuziehen und ſich etwas auffallend die Stirn zu wiſchen. Ja, ſie hatte ihn bemerkt, ſie machte ihm ein leichtes Zeichen mit der Hand. Jetzt flog die Barke, deren Segel raſch niedergelaſſen worden waren, bei einem der mit Soldaten angefüllten Boote vorüber, und das laute Evviva, mit welchem dieſe das auffallend ſchöne Mädchen begrüßten, ließ einigen Haß gegen die piemonteſiſche Uniform im Gemüthe Richter's aufſteigen.

Beide Boote landeten faſt zu gleicher Zeit, doch das mit den Soldaten um ſo viel früher, daß einige raſch hinausſpringen konnten, um die ſchöne Neapolitanerin in der Nähe zu betrachten.

Eine Deutſche, dachte Richter bei ſich, würde verſchämt

die Augen niederſchlagen, während Marietta ſtolz wie eine Königin mit erhobenem Haupte und lächelnd zwiſchen den Soldaten hindurchſchritt. Es war ihm noch ein Troſt, daß ein paar handfeſte Weiber und auch der Steuermann der Barke, der genannte Signor Beppo, dicht hinter ihr wie eine Ehrenwache ſchritten. Als ſie in ſeine Nähe kam und ihn Marietta mit einem nur ihm verſtändlichen Blicke gegrüßt, hörte er den Schiffer zu einem am Wege ſtehenden Buben ſagen: „Spring hinein in den Ort und hole den beſten Eſel, den du finden kannſt, er iſt für meine Nichte, die nach Ravello will; am Thore gegen Atrani finden wir dich.“ Der Bube ſchoß wie ein Pfeil davon und das Mädchen ſchritt mit ihrer Begleitung langſam vorüber.

Da ihr Don Enrico nicht ſo raſch folgen durfte, ſo betrachtete er ſich noch eine Zeitlang das militäriſche Getreibe am Landungsplatze; es mochte eine Kompagnie piemonteſiſcher Infanterie ſein, ſo wie einige zwanzig Mann Berſaglieri, die man von dem Dampfer ausgeſchifft hatte und die ſich nun raſch formirten und dann unter Trommelſchlag nach Amalfi abmarſchirten.

Das Kriegsſchiff draußen auf dem Meere ließ jetzt ſtatt weißen Dampfes ſchwarze Rauchwolken aufſteigen, auch vernahm man deutlich das einförmige Oho—i, während ſie den Anker aufwanden. Das war bald geſchehen, und dann fing der ſchwarze Koloß mit ſeinen Schaufel-Rädern zu ſchlagen an, daß der weiße Schaum rückwärts flog, und ſetzte ſich gegen Salerno zu in Bewegung.

Jetzt ſchritt auch Richter langſam dem Städtchen zu und hatte in Kurzem das Thor, welches gegen Atrani führt, erreicht. Von Marietta und ihrer Begleitung war hier nichts

mehr zu ſehen, da der Weg hoch am Geſtade hin von einem kleinen Theile der piemonteſiſchen Infanterie bedeckt war, während der größere Theil in Amalfi geblieben war. Richter ſchritt tüchtig zu und kam faſt zu gleicher Zeit mit den Soldaten nach Atrani. Dieſe hielten ſich nur einen Augenblick auf und wandten ſich dann, zur unangenehmen Ueberraſchung Richter's, ebenfalls in die Berge hinein, auf deren Höhe, wie man ihm geſagt, Ravello lag.

In Gedanken mit Marietta beſchäftigt, die, wie er hoffte, auf ihrem Eſel ſchon weit voraus war, beachtete er kaum die großartige und prachtvolle Lage von Atrani. Die eigenthümliche, ans Mauriſche erinnernde Bauart der Häuſer mit ihren offenen Loggien, alle in weißer Farbe, wirkte hier ſo maleriſch auf dem ſchwarzen Grunde der Felſen. Dieſe ſind vielfach geſpalten, und zwiſchen ihren gigantiſchen Maſſen ſieht man ſchmale, tiefgrüne Thäler, deren Ränder mit alten Thürmen und Caſtellen gekrönt ſind.

Durch eine tiefe Schlucht, vom Waſſer durchbrauſ't, welches Mühlen trieb, ging der Weg aufwärts, und dieſer war ſo ſchmal, daß die Soldaten ihre Glieder auflöſen mußten und häufig nur zu Zweien, häufig aber auch nur Einer hinter dem Anderen mit größter Langſamkeit gehen konnten. Daher kam es auch, daß Richter, den es aus bekannten Gründen raſcher vorwärts trieb, bald mitten unter ihnen war und ſich dann beeilte, die Spitze der kleinen Colonne zu erreichen. Daß er dabei den Neckereien der Soldaten nicht entging, iſt ſelbſtredend; auch fand er es bei den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen wohl begreiflich, daß, als er bei einem finſter blickenden Offizier, deſſen kohlſchwarzer Bart drohend zu beiden Seiten des Geſichtes hinausſtand und der

in der Mitte der Colonne marſchirte, vorüberkam, dieſer ihn durch einen Corporal nach dem Ziele ſeiner Reiſe und nach ſeinen Papieren fragen ließ.

Wir wiſſen bereits, daß ſich Richter auf's beſte legitimiren konnte, und ſo ließ man ihn denn auch ungehindert weiter ziehen; auch beeilte er ſich um ſo mehr, den Soldaten voranzukommen, da er ſchon einige Male droben in der Schlucht das rothe Kleid Marietta's zu ſehen geglaubt hatte.

Die Piemonteſen, welche mit ſehr wenig Gepäck verſehen waren, marſchirten nach ihrer Bequemlichkeit, ſingend, lachend oder plaudernd, und mit ziemlicher Sorgloſigkeit, da man Berſaglieri rechts und links auf den Höhen der Schlucht, ſo wie vor und hinter der Abtheilung ſah. Zwei Tamboure gingen an der Spitze derſelben und ihnen um einige Schritte voraus ſah man einen Offizier, der merkwürdiger Weiſe auf einem Eſel ritt. Er ſaß quer auf dem Sattel, hatte ſeinen Säbel auf den Knieen liegen und ſchien der großartigen Landſchaft um ihn her keinen Blick zu gönnen. Der Treiber, dem der Eſel gehörte, lief hinten drein und hatte ſeinen rechten Arm auf die Kruppe des Thieres gelegt.

Richter hatte die Beiden eben erreicht und wollte grüßend vorübergehen, als der Eſel einen Fehltritt that, ſo daß der ſorglos Sitzende beinahe heruntergefallen wäre. „Corpus di Dieu!“ rief dieſer in zornigem Tone und ſetzte zum höchſten Erſtaunen Richter's in beſtem Deutſch hinzu: „Nimm dich in Acht, verdammter Schlingel, daß ich auf dieſem elenden Wege nicht noch den Hals breche! Corpus di Dieu! Das wäre mir ein ſauberes Ende!“

Richter blickte ihn an, und es war ihm, als habe

er das Geſicht früher ſchon geſehen. Keinesfalls war er ein Italiener, und er hätte darauf ſchwören mögen, der piemonteſiſche Offizier ſei ſo wie er jenſeits der Alpen zu Hauſe. Das kam nur auf einen Verſuch an, und Richter zog ſeinen Hut und grüßte mit einem deutſchen Worte.

Einen Augenblick betrachtete ihn der Offizier mit unverkennbarem Erſtaunen, dann aber, als er den Gruß zurückgab und hinzuſetzte: „Ich glaube, ich habe einen Landsmann vor mir," flog ein wehmüthiger Zug über ſein nicht unſchönes Geſicht.

Richter bejahte dieſes, und nachdem er dem Anderen zuerſt, wie er es für höflich hielt, ſich als Landſchafts-Maler und das maleriſch gelegene Ravello als ſein heutiges Reiſeziel bezeichnet, gab der Offizier zur Antwort: „Nach dieſem elenden Neſte gehen wir auch," und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „Sie werden ſich wundern, einen Deutſchen in dieſer Uniform zu finden. Leider bin ich auch nicht der Einzige, ſondern es iſt eine Menge da, die es für erſprießlicher hielten, ihr Vaterland zu verlaſſen und hier den Krieg mitzumachen. Aber was für ein Krieg iſt das?" fuhr er mit einem Seufzer fort; „da kriechen wir jetzt ſchon monatelang in dieſen Schluchten hin und her und haben es mit Kerls zu thun, die Räubern ſo ähnlich ſehen, wie ein faules Ei dem andern. Vorgeſtern kamen wir nach Neapel, und da hoffte ich einmal, ein paar Wochen bleiben zu können — kein Gedanke daran! Geſtern kommt der Befehl, ſich auf einem dieſer rauchigen Dampfer einzuſchiffen und die Küſte bis Salerno zu durchſtreifen, wo ſich wieder einer ihrer Hauptkerle mit ſeiner Bande zeigen ſoll."

Da der Offizier weder ſeinen Namen nannte, noch ſeine

Heimat, ſo fand auch Richter keine Veranlaſſung, danach zu fragen, und erwiderte, daß es allerdings hier eine eigene Art von Kriegsführung ſein müſſe. „Für mich, der ich ein Maler bin," ſetzte er hinzu, „hätte dieſes Leben ſchon etwas ungemein Anziehendes."

„Das danke Ihnen der Teufel!" unterbrach ihn der Andere; „Sie füllen Ihre Mappe mit dem Schönſten, was Sie finden, und dann ſetzen Sie ſich auf ein Dampfboot und fahren nach Hauſe, wenn es Ihnen hier nicht mehr gefällt. O, es iſt ſchön da draußen!" ſeufzte er. „Was habe ich hier von dieſen ſogenannten romantiſchen Schluchten, von den Häuſern mit ihren Veranden, von den Orangen und dem blauen Meere? Die Schluchten klettere ich mühſelig auf und ab, immer erwartend, daß eine Kugel hinter einem Felsſtück hervor mir den letzten Troſt gibt; die Häuſer, von außen ſo ſchön, ſind innen finſter und unreinlich; die Orangen machen mir Leibſchmerzen, und wenn ich das blaue Meer ſehe, ſo forſche ich nur nach einem Dampfer, der mich mitnehmen könnte. Sie werden erſtaunt ſein," fuhr er nach einer Pauſe gutmüthig fort, „daß ich ſo mit Ihnen plaudere, aber ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie glücklich ich bin, einen Galantuomo, wie ſie's hier nennen, zu finden, mit dem man ein vernünftiges Wort reden kann. Von der Sprache des Landes habe ich leider nicht allzu viel profitirt; ich mag mir keine Mühe damit geben, da ich das Leben hier nicht weiter treiben will, als bis nach dem Schluſſe irgend eines Feldzuges, wenn man das hier Feldzug nennen kann. Sie gehen alſo auch nach Ravello?"

„Für heute, ja, und bleibe auch morgen wohl in der Umgegend."

„Ei, ei, Vicomte,“ ſagte Alfred lachend, „Sie ſagten mir doch vorhin, man ſolle ſich nicht in ſolche Geſchichten einmiſchen.“

„Ma foi!“ entgegnete dieſer ungeduldig, „das iſt was ganz Anderes, ſo und ſo, wir wollen kein rencontre zu Stande bringen, aber vielleicht eines verhüten. Treten wir zugleich mit Ihrem unbeſonnenen Landsmanne, der noch nicht zu wiſſen ſcheint, daß es gefährlich iſt, einen verliebten Italiener zu necken, in jenes Kabinet, ſo wird er unbefangen mit der Dame plaudern, im anderen Falle aber — — Doch kommen Sie, der Luceſe ſcheint gelangweilt und hat ſchon ein paar Mal um ſich geblickt.“

Das Plauder-Cabinet in den Appartements der Marquiſin war in der That zu heimlich gelegen und ein allerliebſtes reizendes Gemach. Es war eigentlich ein kleines Glashaus am Ende der Zimmer neben einer Teraſſe, die in den Garten hinabführte. Ein allerliebſter Wintergarten, der den Vortheil hatte, daß man Abends von den finſteren Scheiben nichts bemerkte, indem die Teraſſe, welche ihn umgab, dicht mit Orangen und Citronen beſetzt war, die ſich an das Glashaus lehnten, und, vom Nachtwinde bewegt, mit ihren grünen Blättern und gelben Früchten freundlich durch die Scheiben nickten.

In dieſem Wintergarten befanden ſich die ſchönſten und reich blühendſten Blumen, aufs Geſchmackvollſte arrangirt, und kleine Ruheplätze mit ſchwellenden Divans und niedrigen Fauteuils, abgeſonderte Winkelchen bildend, die es möglich machten, daß ſich mehrere Parthieen hier ungeſehen aufhalten konnten. In der Mitte plätſcherte ein aus einem weißen Marmorbecken ſpringendes Waſſer und murmelte und koſte ſo laut mit den hereinnickenden Blumen, daß die Plauderer ihre Stimme ziemlich laut erheben konnten, ohne ſich den Nebenſitzenden zu verrathen.

„Nun, da hoffe ich ſehr, Sie machen mir heute Abend das Vergnügen auf eine Bottiglia lacrymus Christo. Der Wein und die Weiber iſt das einzige Gute, was ſie hier haben, aber die letzteren ſind wie die wilden Katzen. Da ritt noch ſo eben vor mir ein derartiges Exemplar, ſie mußte mit ihrem Eſel ziemlich nahe an dem meinigen vorbei, und da ich dabei den Verſuch machte, ihre Taille ein wenig zu unterſuchen, ſo hätte ich faſt die ſchönſte Ohrfeige geerntet. Da lobe ich mir unſere guten deutſchen Mädchen — das heißt, ich lobte ſie mir früher — doch kann man auch bei denen bittere Erfahrungen machen! Aber hübſch war die Italienerin, Sie müſſen ſie auch geſehen haben.“

Richter konnte ſich nicht entſinnen, doch hatte er auch viel von dieſem heftigen Charakter der Italienerinnen gehört und erzählte ein paar ſchauerliche Beiſpiele, wo ſie gegen den Angreifer von den ſilbernen Pfeilen ihres Haares oder gar von einem Meſſer Gebrauch gemacht.

„Passons-là-dessus,“ gab der Offizier gleichgültig zur Antwort; „es iſt hier ein ſchlechtes Terrain für Unſereins, namentlich in den Bergen; die Garibaldianer mit ihren rothen Hemden waren beſſer daran. Alſo heute Abend ſehen wir uns und plaudern von Deutſchland?“

„Gewiß,“ erwiderte Richter, „und es wird mir wohl gelingen, den Herrn Major aufzufinden.“ Die beiden ſilbernen Franſen an den Epauletten des Offiziers brachten Richter darauf, ihn mit dieſem Titel anzureden.

Doch lachte der Andere und ſagte: „Mit dem Major hat's gute Wege! Ich bin einfacher Oberlieutenant und werde es auch wohl nicht viel weiter bringen; nicht als ob ich meinen Dienſt vernachläſſigte oder nicht einer der Erſten

wäre, wenn es um uns her knallt; aber sie können's nicht vertragen, daß ich gern Geld ausgebe und es mir bequem mache. Daß ich jetzt zum Beispiel diesen steilen Weg auf einem Esel hinaufreite, hat meinem schwarzen Kompagnie-Chef schon einen bittern Augenblick gemacht, doch ich kann ihm nicht helfen! Aber wir müssen uns doch verabreden, wo wir uns heute Abend finden. He, Luigi!" rief er rückwärts gewandt: „Quanto siciamus questo ventura dovo sono in quartiero? — He, Luigi?" wiederholte er, als sein Diener mit der Antwort einen Augenblick zögerte.

Doch rief gleich darauf eine rauhe, etwas verfeffene Stimme aus der Abtheilung auf Deutsch heraus: „Was haben Sie wissen wollen, Herr Oberlieutenant? Luigi ist noch zurück."

„Das ist auch ein Landsmann," sagte der Offizier lachend, „ein Schwabe, diente früher bei den Schweizern und ist nun Sergeant in unserer Kompagnie. Wie mein Quartier in dem Neste da oben heißt?" rief er ihm zu.

„Die ‚goldene Zwiebel', Herr Oberlieutenant."

„Cipolla d'oro," wiederholte der Offizier achselzuckend; „das ist eines von den wenigen Worten, die mit einer anständigen Sprache Aehnlichkeit haben, unter Zibela kann man sich allenfalls Zwiebel denken, und d'oro ist wie das französische or. Suchen Sie mich dort also auf, wenn es Ihnen gefällig ist; ich freue mich sehr, ein paar Stunden mit Ihnen zu verplaudern, und ich will Ihnen auch meine Karte geben, daß Sie mit meinem Namen nach mir fragen können."

Bei diesen Worten nahm er eine kleine Geldtasche, die

an ſeiner Seite hing, vor ſich an den Sattel des Eſels, ſchloß auf und reichte unſerem Wanderer die erwähnte Viſiten-Karte.

„Leider kann ich keine andere dagegen auswechſeln,“ ſagte Richter; „ein einfacher Maler, wie ich, hat nothwendigere Papiere mit ſich zu führen; doch heiße ich Richter und werde von der Erlaubniß Gebrauch machen, Sie aufzuſuchen.“

Da er jetzt deutlich in der Höhe vor ſich das rothe Kleid durch die grünen Büſche ſchimmern ſah, ſo nahm er Abſchied von dem Offizier, deſſen Eſel ſehr langſam ging, und eilte raſch bergan, um früher als das Militär Ravello zu erreichen, hauptſächlich aber um noch einen Blick aus Marietta's dunklem Auge zu erhaſchen. Ehe er die Viſiten-Karte, welche ihm der Andere gegeben, in die Taſche ſchob, las er den Namen auf derſelben, den er ſich erinnerte, ſchon gehört zu haben, eben ſo, wie es ihm immer klarer wurde, daß er das Geſicht des Offiziers ſchon geſehen.

Arthur von Marlott — der Adonis von den Huſaren, einer der glänzendſten Reiter-Offiziere der Reſidenz, der von allen Cirkeln Geſuchte, jetzt piemonteſiſcher Infanterie-Offizier, auf einem Eſel die Höhe gegen Ravello hinaufreitend — — ſo wechſeln Zeiten und Verhältniſſe! —

Beim raſchen Aufwärtsſteigen war Don Enrico in kurzer Zeit der kleinen Karawane vor ſich ſo nahe gekommen, daß er ſeine Schritte verkürzen mußte, um Marietta nicht jetzt ſchon zu überholen; er that das, indem er ſich nun einen Blick gönnte auf den prachtvoll, maleriſchen Weg, den er ſchon zurückgelegt hatte und den er noch vor ſich ſah. Ueber Felsgeſtein und durch bedeckte Gallerieen hindurch wand ſich der ſchwierige Pfad, bald durch Thalwände eingeengt, bald

rechts und links bekränzt von Weingärten mit Johannisbrod-Bäumen und Kaſtanien. Und als er ſich umwandte, welch entzückender Blick auf das Meer! Ueber braune, mit Thürmen gekrönte Felſen ſchaute er auf die blaue See hinunter, die in unendlich reizender Klarheit, ſcheinbar von maleriſchen Bergkuppen eingeengt, hinter dem Grün des Vordergrundes förmlich aufleuchtete.

Wieder langſam emporſteigend, ſah er vor ſich ein verlaſſenes Kloſter, Kreuzgang und Fenſteröffnungen in reizendſtem mauriſchem Bogen-Stile, und drüben als Gegenſatz eine wohlerhaltene, in Oleander und Roſen vergrabene Villa.

Noch eine Strecke weiter, dann ſah er einſam in der grünen Bergöde das alte Ravello liegen und blickte erſtaunt hin, als er eine völlig arabiſche Stadt, Thürme, Häuſer, in den phantaſtiſchen mauriſchen Arabesken gebaut, vor ſich hatte. Nach einigen ſchnelleren Schritten ging Don Enrico an dem ſchönen Mädchen vorüber und erhaſchte jetzt in der That einen Blick aus ihren Augen, der ihn mit Seligkeit erfüllte. Als er vorbeiſchritt, hörte er ſie fragen: „ob das Haus Maſtaſi weit hinein in die Stadt läge?“ Das Wort Maſtaſi hatte ſie ſcharf betont.

Ohne ſich umzuſchauen ſchritt er nun rüſtig der Stadt zu und hatte die alterthümlichen Thore derſelben bald erreicht; mit Marietta durfte er nicht einziehen, und in Begleitung der Soldaten mochte er ſich auch nicht ſehen laſſen, um ſo mehr, als ſich ſchon am Thore eine Menge Einwohner verſammelt hatte, namentlich Kinder und Weiber, um die Soldaten, deren Trommelſchlag man bereits durch die Schlucht herauftönen hörte, einziehen zu ſehen. Nach einigen Fragen hatte er die ‚goldene Zwiebel‘ erreicht, ein

altes, großes, mauriſches Haus aus ſchwarzen Tuffen gebaut und maleriſch mit Arabesken geſchmückt, von denen aber ein großer Theil verwittert und herabgefallen war. Oberhalb des edel geformten Eingangsthors dieſes ehemaligen Palaſtes, der einſt beſſere Tage geſehen, hing das Wirthshausſchild, eine koloſſale vergoldete Zwiebel, und unter derſelben hatte ſich der Hausherr aufgepflanzt, eine breite, fette Geſtalt, der mit neugierigem Geſichte gegen das Thor ſchaute. Außer Kniehoſen, farbigen Strümpfen und Schuhen beſtand die Bekleidung ſeines Körpers nur aus einem Hemde, das auf der Bruſt offen und über die Arme zurückgeſchlagen war; der dicke Kopf mit dem ſtruppigen Haar war mit einer rothen Mütze bedeckt. Der Wirth warf einen prüfenden Blick auf den Wanderer und beantwortete deſſen Frage, ob er für die Nacht ein Zimmer haben könnte, mit kurzem Achſelzucken und den Worten: „Geht hinein und erkundigt Euch bei der Padrona.“

Don Enrico trat in das Haus, und nachdem er hinter dem Thorwege durch einen kleinen, von arabiſchen Säulen getragenen Hof gegangen, kam er in eine hohe, geräumige Halle, in deren Hintergrunde auf dem Boden ein mächtiges Feuer brannte und wo eine finſter blickende Frau beſchäftigt war, einen brodelnden Keſſel zu überwachen. Auf der Bank neben dem Feuer ſaßen ein paar ältere Männer, von denen der eine, in Hemd-Aermeln wie der Wirth, das Feuer nährte, indem er zuweilen Reiſig-Stengel hineinſchob, während der Andere gemüthlich zuſchauend, trotz der Hitze der Küche und des Tages, in Mantel und Hut daſaß. Eine dritte Perſon lehnte an der Wand und hielt eine jener zweihenkligen, mit

Wein gefüllten Vaſen aus gebrannter Erde in der Hand, aus der er zuweilen einen tüchtigen Schluck that.

Beim Eintritt Richter's verſtummte das Geſpräch, welches lebhaft geführt worden war, und als er ſich gegen die Frau am Herdfeuer wandte — daß ſie die Padrona des Hauſes war, zeigte ihre ganze Geſtalt, ſo wie die gebieteriſche Art, mit der ſie den Kochlöffel ſchwang — und um ein Nachtlager bat, erhielt er die kurze Antwort: „Wie kann ich wiſſen, ob ein Zimmer für Euch bleibt, da, wie ſie ſagen, Piemonteſen anrücken?“

„Und wo die ‚Goldene Zwiebel‘ nicht vergeſſen wird,“ ſagte der mit dem Hut und dem Mantel.

Draußen in der Nähe hörte man ſchon den Trommelſchlag, worauf ſich die Frau von dem Feuer erhob und an den Eingang der Halle trat, wo Richter ſtand. Sie mochte in den Dreißigen ſein, wohl auch jünger, wenn vielleicht Kummer und Sorgen die tiefen Furchen in ihr ſonſt nicht unſchönes Geſicht gegraben. Die dunklen Augen leuchteten mit einem unheimlichen, ja, etwas wilden Ausdrucke, und die dünnen Lippen preßten ſich feſt auf einander. „Ja, ja,“ ſagte ſie, gegen das Innere der Halle gewandt, „Don Ceſare, das iſt derſelbe verfluchte Klang ihrer Trommeln, und wenn ich ihn höre, dann dreht ſich mir das Herz im Leibe herum. A—a—a—ah!“ ſie ſchrie förmlich auf und bedeckte dann ihre Ohren mit beiden Händen.

„Laßt's gut ſein, Padrona, was iſt daran zu ändern? Seid eine ſtarke, muthige Frau, wie Ihr ja immer wart.“

Sie ließ ihre Arme wie gelähmt an beiden Seiten des Körpers wieder niederfallen und ſagte im Tone der Erſchöpfung, wie nach einem furchtbaren Schmerze, der ſie ge-

waltig erſchüttert: „Habt wohl Recht, Don Ceſare, aber ich bin die Mutter, ich habe ihn geboren und erzogen, und wofür? Santissima Madonna, für ihre vermaledeiten Kugeln! Ein armer Bube von vierzehn Jahren," ſetzte ſie laut weinend hinzu, „der keinem Thiere je etwas zu Leide gethan!" Dann nach einer längeren Pauſe trocknete ſie haſtig ihre Thränen mit der Schürze: „Ja, Don Ceſare, ich will ruhig ſein und ſtark, aber der Klang dieſer Trommeln macht mich wahnſinnig! Möge Gott ſie verdammen!" murmelte ſie zwiſchen den Zähnen.

Richter war beſtürzt von dieſer Heftigkeit in den kleinen Hof hinausgetreten und wollte eben ſachte davongehen, als ihn die Frau mit rauher Stimme anrief: „Und Ihr, ſeid Ihr auch mit denen da gekommen, vielleicht ein Schreiber oder ſo etwas, den ſie nothwendig haben, um irgend einem armen Teufel das Todes-Urtheil zu verfaſſen?"

„Ihr irrt Euch, Signora," gab Richter ruhig zur Antwort; „mich gehen die da draußen nicht im Geringſten an; ich bin ein Maler, wie häufig welche hieherkommen. Daß ich Euch gerade in übler Laune treffe, thut mir leid, ich muß alſo wohl gehen, um mich nach einem anderen Nachtlager umzuſchauen; vielleicht ſeid Ihr ſo gut, mir zu ſagen, in welcher Straße ich die Caſa Maſtaſi finde."

„Was wollt Ihr dort?" fragte die Frau barſch, indem ſie ihn von oben bis unten betrachtete.

„Nun, einfach Signora Tereſa bitten, mir ein anderes Gaſthaus zu bezeichnen, wo man den Fremden beſſer empfängt."

„So kennt Ihr die Maſtaſi's?"

„Ich hoffe ſie morgen kennen zu lernen, aber der Schwager der Signora Tereſa, Don Raſaele auf der Maſſeria

Fontana bei Neapel, hat mir Euer Haus bezeichnet und gesagt, ich sollte Euch nur den Namen seiner Schwägerin nennen, um bei Euch gut empfangen zu werden. Er hat sich geirrt und ich gehe schon."

„Bleibt!" sagte die Frau, und als sie ihren Mann zum Hofe hereinkommen sah, der sich von Weitem schmunzelnd die Hände rieb, dann aber eine ernste Miene annahm, als er den finsteren Blick der Padrona bemerkte, rief sie diesem zu: „Der Herr möchte ein Zimmer haben, bringe ihn auf Numero 4."

„Aber Donna Ritta, die Piemontesen!"

„Aber Don Cuorno," erwiderte die Frau höhnisch lachend, „was gehen dich und mich die Piemontesen an? Wer ist die Padrona dieses Hauses, ich oder il Rè Galantuomo?"

„Vielleicht geben wir ihm Numero 16, auch ein schönes Gemach," sagte der Wirth, indem er langsam seine rothe Mütze abnahm; doch antwortete ihm die Frau: „Geht, geht, und macht mich nicht böse! Numero 4, wie ich gesagt, und daß du mir höflich mit diesem Herrn bist," worauf sie zu Richter gewandt hinzusetzte: „Kehrt Euch nicht an die dummen Reden dieses Mannes. Wenn der Sirocco weht, weiß er überhaupt nicht, was er sagt."

Damit kehrte sie zu ihrem Küchenfeuer zurück. —

Richter befand sich kurze Zeit darauf in einem heiteren Gemache, das nach dem Garten zu lag und einen Blick auf dicht belaubte Orangen- und Limonenbäume bot, deren entzückender Duft zu dem offen stehenden, zierlich geformten maurischen Fenster hereindrang. Hier hätte er wochenlang weilen mögen, natürlicher Weise vorausgesetzt, daß auch Marietta in Ravello blieb.

Der Gedanke an das junge Mädchen ließ ihn nicht lange im Hause verweilen, und es traf sich glücklicher Weise, daß er im kleinen Hofe die Padrona fand, die mit finsteren Blicken dem Einzuge der piemontesischen Offiziere und einer Anzahl Soldaten in ihr Haus zusah. Bereitwillig bezeichnete sie ihm die Richtung der Straße, in der das Haus Mastasi lag, so wie dieses selbst aufs genaueste, und sagte ihm noch: „Wenn die vordere Thür verschlossen ist, so umgeht das Haus, und dann findet Ihr an der hinteren Seite desselben zwischen Oleander versteckt eine kleine Thür, die meistens offen steht."

Don Enrico beschloß, diese kleine Thür aufzusuchen, und malte sich mit seiner lebhaften Einbildungskraft den glückseligen Zustand aus, in dem er sich aber noch nicht befand: ein glücklich Liebender, der von der Geliebten erwartet wird und heimlich zu ihr schleicht, wobei er sich in die romantische Situation versetzte, an einer maurischen Eingangs-Pforte zu warten, deren zierliche Arabesken von Rosen und Orangen und Oleanderbüschen eingerahmt seien.

Vierundſechszigſtes Kapitel.

Der mauriſche Garten.

Nach der genauen Beſchreibung der Wirthin zur ‚goldenen Zwiebel' hatte Richter denn auch, nachdem er eine Zeitlang durch die Straßen Ravello's flanirt war, das Haus Maſtaſi endlich entdeckt, und indem er deſſen mauriſche Architektur mit Kennerblicken zu muſtern ſchien, ſpähte er nach den dicht verhängten Fenſtern, ob ſich dort keine winkende Hand ſehen laſſe.

Lange war ſein Forſchen vergeblich, und erſt, als er eben gehen wollte, in der Abſicht, ſpäter vorbeizukommen, ſah er den weißen Vorhang ſich bewegen und entdeckte da das Geſicht Marietta's, welche ihm mit den Augen einen Wink gab, den er unmöglich mißverſtehen konnte. Er wanderte gleichgültig am Hauſe vorbei, bog dann links in eine ſchmale Seitengaſſe, die von hohen, dunklen Mauern gebildet wurde, über welcher man die glänzend grünen Blätter von Orangen- und Limonenbäumen hervorblicken ſah.

Er folgte der Mauer, die zum Hauſe Maſtaſi gehörte,

Dieſe Einrichtung war außerordentlich ſinnreich, ebenſo die Beleuchtung: kein aufdringlich flammendes Licht zerſtreute hier die Phantaſie, die Helle fiel von oben durch die Glasſcheiben und durch ein Netz von Schlingpflanzen gedämpft ſo anmuthig, ja heimlich herein, daß man glaubte, in einer dichten Laube zu ſitzen, die, vom ſanften Strahl des Mondes erhellt, das Schöne nur ahnen, aber nicht deutlich ſehen läßt.

Die Polin betrat dieſes Gemach und ſtützte ihre Hand auf den Marmorbrunnen, gedankenvoll in das klare ſprühende Waſſer niederblickend. Der junge Offizier, der ihr raſch gefolgt war, trat zu ihr hin, legte ſeine Hand auf ihren vollen Arm und ſagte leiſe und haſtig: „Eleonore, ich bin zu glücklich, mein Herz iſt zu voll, ich vermag es nicht, länger ſo kalt an Dir vorüberzugehen, mit Dir zu ſprechen im gewöhnlichen Tone; ſage mir ein einziges, liebendes, ein einziges freundliches Wort, nur ein einziges aus Deiner vollen blühenden Seele; gib mir nur einen Blick, ich will daran zehren, bis —“

„Entſetzliche Ungeduld!“ lachte das ſchöne Weib, und ein unendlich inniger und verlangender Blick brach aus ihren Augen, doch ſetzte ſie hinzu, indem ſie forſchend um ſich blickte: „mein ſüßer Arthur, Du biſt wieder einmal ſehr unbeſonnen, man braucht in dieſen Appartements nicht gerade in ein Glashaus zu treten, wie hier, um von der ganzen Welt beobachtet und geſehen zu werden. — Sei ruhig, mein Herz.“

„Nun, ich muß doch geſtehen,“ entgegnete luſtig der junge Offizier, „daß ich es an Ruhe heute Abend nicht fehlen ließ. Dir, meine geliebte Eleonore, ſo ſtundenlang gegenüber zu ſitzen, Deinen entſetzlichen Tändeleien zuzuſchauen, und dabei vollkommen ruhig und gleichgültig zu erſcheinen, ſich mit keinem Blick zu verrathen, das kann nur —

„Ein Deutſcher!“ lachte die Polin, „allerdings! — Und

und wo sie endete, bog er abermals links und kam dann an die beschriebene kleine Pforte. Sie befand sich unter einem noch wohlerhaltenen, reich verzierten maurischen Thurme, der im ersten Stocke ein gekuppeltes Fenster hatte, dessen beide hufeisenförmige Bogen durch eine schlanke Säule getrennt waren. Der Thurm war ebenfalls aus fast schwarzem Tuffstein gebaut und hätte sich ernsthaft, fast feindlich ausgenommen, wenn ihn nicht grüne Weinranken umsponnen, Oleander und Rosenzweige freundlich bekränzt hätten, und wenn in diesem Augenblicke, als Don Enrico davor stand, in dem zierlichen Fenster droben nicht Marietta in ihrer ganzen wunderbaren Schönheit erschienen wäre und nach ihm herausgeschaut hätte.

Er kam sich vor, wie einer jener fahrenden Ritter des poetischen Maurenlandes, wie einer der tapferen Abencerragen, der vor dem Kiosk seiner Dame erschien, um ihr in einer gefühlvollen Serenade seine heiße Liebe zu gestehen; er hätte ihr auch wahrscheinlich etwas dergleichen gesungen, wenn nicht das Mädchen eben so rasch, als sie erschienen, verschwunden wäre, um ihm unten die kleine Thür zu öffnen. Als er im Garten war, schob sie den Riegel wieder vor.

Don Enrico staunte über die Wunder wie aus 1001 Nacht, die er sich nicht hätte träumen lassen hinter diesen alten, schwarzen Mauern zu finden. Es war ein maurischer Garten aus der besten Zeit, mit jenem sinnigen Geschmacke angelegt, der den arabischen Baumeistern der alten Zeit so eigen war, der sich zur Aufgabe stellte, die Sinne zu umstricken, eine tiefe Ruhe und Behaglichkeit auf das menschliche Herz einwirken zu lassen und dasselbe durch tausend bunt erglänzende phantastische Linien wie in einem Zaubernetze ge-

fangen zu halten, um es in einem wonneſamen Traumleben die Seligkeit des Paradieſes fühlen zu laſſen.

Von dem Thore, durch welches Don Enrico eingetreten, durch den ganzen Garten hindurch bis zu dem vorderen Hauſe führte ein breiter Gang, den eine rieſenhafte Lorberlaube überwölbte und wo ſich zahlreiche Sitze aus weißem Marmor befanden, die zur beſchaulichen Ruhe einluden, zu ſüßen Träumereien, denen man ſich ſo gern hingibt, wenn der Blick auf leicht fließendem, ſanft murmelndem Waſſer ruht. Und ſo war es hier. Drüben am Hauſe ſtieß die Laube an eine offene Halle, in deren Mitte ein kleiner Springbrunnen klares Waſſer überſprudeln ließ, das dann auf dem Boden der Lorberlaube über bunte, zierlich eingelegte Steine abfloß, wunderſam ſpiegelnd, wo ein Sonnenſtrahl durch das dichte Laub brach, und geſchwätzig murmelnd, als wolle es dem lauſchenden Ohre von geheimnißvoller Märchenwelt erzählen.

Rechts und links von der großen Laube ſchienen die Orangen-, Limonen-, Roſen- und Oleander-Gebüſche eine ungepflegte Wildniß zu bilden, doch war dem nicht ſo. Wenn man den mittleren Weg verließ und ſich rechts und links in das grüne Blättermeer verlor, ſo betrat der Fuß wohlerhaltene, gut geebnete Wege, die zu irgend einem Verſtecke, einem Rondel, einer kleinen Laube und dergleichen führten.

Marietta weidete ſich mit kindlicher Freude an dem Erſtaunen ihres Freundes und ging mit ihm langſam am Hauſe entlang, wo er die mauriſche Halle bewunderte, in der edelſten Form erbaut und geſchmückt mit der noch unverwiſchten prachtvollen, bunten Ornamentik, welche ihr der arabiſche Baumeiſter gegeben. Hier rauſchten die Waſſer ſo ſtark, daß es kaum möglich war, ein leiſe geſprochenes Wort

zu verſtehen; hier war alles auf ein träumeriſches Nachdenken berechnet. Deßhalb verließ das junge Mädchen auch die Halle bald wieder und führte Don Enrico auf einem der kleinen Seitenpfade vor eine Laube, wo ſie ſich an ſeiner Seite niederließ, die Hände in ihrem Schooße zuſammenlegte und ihn lächelnd mit ihrem kindlich leuchtenden Blicke betrachtete.

„Der Erlebniſſe des heutigen Tages," ſagte er endlich nach einer kleinen Pauſe, „ſind zu viele, um ſie wohlgeordnet bei ſich unterbringen zu können; ich fühle mich von Wundern und Räthſeln umgeben, zu deren Löſung Ihr mir behülflich ſein müßt. Vor allen Dingen aber, was denken die Maſtaſi zu unſerem Unternehmen?"

„Die Zia iſt eine kluge Frau," erwiderte das junge Mädchen, „gerade wie meine Mutter auch, nur noch entſchloſſener, und da ſie mit meinem Oheim häufig verkehrt, ſo hält ſie es nicht für ſchwer, denſelben aufzuſuchen und mit ihm über die Sache zu reden. Doch habt Ihr wohl gehört, daß die Piemonteſen angekommen ſind, und das erſchwert einigermaßen die Sache, da ſie es darauf abgeſehen haben, Don Alonzo zu fangen oder wenigſtens zu verjagen."

„So iſt er in der Nähe?"

„Er iſt nicht weit von hier. Wenn man des Morgens früh ausgeht, kann man des Abends bei ihm ſein."

„Und was meint die Signora Tereſa, auf welche Art ſollen wir ihn benachrichtigen, wer ſoll ihn aufſuchen?"

„Darin liegt eben die Schwierigkeit," erwiderte Marietta; „denn wer von den Einwohnern Ravello's die Stadt verläßt, wird mit argwöhniſchen Blicken betrachtet werden."

„So will ich ihn aufſuchen," ſagte Don Enrico raſch

entſchloſſen; „als Landſchafts-Maler habe ich wohl das Recht, weiter in die Berge vorzudringen, um dort ſchöne Anſichten für meine Mappe zu ſammeln.“

Marietta ſchüttelte mit dem Kopfe, dann erwiderte ſie: „Allein könnt auch Ihr nicht gehen, Ihr würdet den Weg nicht finden, und wenn Ihr ihn fändet und zum Ziele kämet, ſo könnte es Euch Gefahr bringen, von den Leuten Don Alonzo's angehalten und vor ihn ſelbſt gebracht zu werden; er kennt Euch nicht und würde Euch mißtrauen. Deßhalb meint die Zia, die nicht ſo ängſtlich iſt, wie meine Mutter, ich ſolle mit einer Frau von Corſano, die zufällig hier iſt, morgen früh in die Berge gehen, und dieſe Frau würde mich ſchon an den rechten Ort bringen.“

„Das wolltet Ihr unternehmen, Marietta?“ fragte Richter faſt erſchrocken. „Und allein mit jener Frau? Nimmermehr!“

„Glaubt Ihr, ich fürchte mich?“ fragte das junge Mädchen, indem ſie ſtolz ihr Haupt erhob; „was könnte mir geſchehen, wenn ich einmal Ravello hinter mir habe? Jeder in den Bergen, der mir begegnete und dem ich von meinem Vorhaben ſagte, würde ſich bemühen, mir den rechten Weg zu zeigen, denn man verehrt und liebt den Don Alonzo. Hier iſt Keiner, der ihn verrathen würde, deßhalb wird es den Piemonteſen auch ſchwer werden, wenn ſie ihm etwas anhaben wollen.“

Richter ſchüttelte nachdenkend mit dem Kopfe, dann ſagte er: „Es iſt möglich, daß die Gefahr nicht mehr ſo groß wäre, wenn Ihr Ravello hinter Euch hättet, das iſt aber nicht ſo leicht, wie Ihr Euch denkt. Die Piemonteſen werden heute Abend ihre Vorpoſtenkette um die Stadt ziehen,

und von denen werdet Ihr morgen früh unbedingt zurückgewieſen werden."

„Wäre das möglich?" fragte Marietta mit einem finſteren Blicke; „ſollte ich, der ja niemand etwas zu befehlen hat, mit einer anderen Frau nicht nach Corſano gehen dürfen? Wer gäbe ihnen ein Recht, mich aufzuhalten?"

„Die unruhigen Zeiten, in denen wir uns befinden, der Kriegszuſtand, welcher über dieſe Provinz verhängt iſt."

Marietta ſah ihn fragend an, ſie ſchien ihn nicht genau zu verſtehen, denn ſie ſchüttelte leicht mit dem Kopfe.

Er fuhr fort: „Ich wüßte vielleicht ein Mittel, um von hier in die Berge zu kommen, aber ich weiß nicht, ob es Euch genehm iſt, denn in dem Falle könntet Ihr mit jener Frau aus Corſano nicht allein gehen, ſondern müßtet mich mitnehmen."

Ein freudiges Lächeln zog bei dieſen Worten über die ſchönen Züge des jungen Mädchens. „Ihr wolltet mich wirklich begleiten, Don Enrico?" fragte ſie mit leuchtenden Augen.

„Dieſe Frage kommt nicht aus Eurem Herzen," gab er mit weicher Stimme zur Antwort; „Ihr wißt wohl, daß ich Euch nicht allein ließe, und wenn uns dort, wo Ihr hinwollt, wirklich Gefahr drohte; denkt nur, wie feige es von mir wäre, Euch allein gehen zu laſſen! Für wen wollt Ihr die Hülfe Eures Oheims nachſuchen? Für meinen Freund!"

„Ach ſo, deßhalb wollt Ihr mich begleiten!" erwiderte ſie mit einer enttäuſchten Miene.

„O, nicht deßhalb, bei Gott, nicht deßhalb! Ich will Euch nicht verlaſſen, weil ich ſo unendlich gern bei Euch bin.

O, Ihr wißt das wohl, ich will mit Euch gehen, weil ich, ohne Euch zu ſehen, doch keine Ruhe hätte, weil —"

Zu guter Zeit fiel ihm noch plötzlich ein, daß er die Braut eines Anderen vor ſich habe, und er war ehrenhaft genug, ihr ſtatt einer glühenden Liebeserklärung, die ihm auf der Zunge ſaß, zu ſagen: — „weil ich allein das Mittel habe, Euch durch die piemonteſiſchen Vorpoſten zu bringen."

Marietta hatte ihre Augen niedergeſchlagen, dann ſagte ſie: „So, Ihr wißt ein Mittel? Welches iſt es?" Sie erhob ihre dunkeln, ſchwimmenden Augen nach einem tiefen Athemzuge in die Höhe und ſchaute ihn durchdringend an.

Er mußte an ſich halten, um dieſes wunderbar ſchöne Mädchen nicht an ſein Herz zu reißen; ſie, die ſonſt ſo luſtig, ſo übermüthig, ſo trotzig ſein konnte, ſaß mit einem Male ſtill und in ſich gekehrt neben ihm wie zuſammenſchauernd vor Erwartung; tiefe, haſtige Athemzüge hoben ihre Bruſt; dabei rauſchten die Waſſer ſo geheimnißvoll und die Orangenblüthen dufteten faſt betäubend.

„Einer der angekommenen Offiziere," ſprach Richter mit gepreßter Stimme, „iſt ein Deutſcher, wie ich, und wird wohl ſo gefällig ſein, mir einen Ausweis zu geben, daß ich in die Berge kann."

„Aber ich?"

„Wenn ich ein Italiener wäre, ſo würde ich ihm ſagen, ich wollte eine Schweſter, eine Verwandte begleiten; ſo aber muß ich ihm geſtehen, daß ich einem jungen Mädchen folgen wolle, das mein Herz mächtig an ſich zieht —"

„Ich würde die Wahrheit ſprechen —"

„Das iſt die Wahrheit, Marietta, und wenn Ihr

allein gehen wolltet, ich folgte Euch doch nach; könnte ich zurückbleiben?"

„Könnte ich allein gehen?" rief ſie mit einem glänzenden Blicke — — — „laßt mich Euch's ſagen, Don Enrico, da aus Eurem Munde das Wort nicht hervor will, daß ich Euch liebe, und daß auch Ihr mich liebt, daß ich Euch geliebt habe, als ich Euch zum erſten Male ſah, daß ich da ſchon deine Marietta geweſen wäre, wenn du kalter, herzloſer Deutſcher es gewollt hätteſt! — Ja, ich liebe, liebe dich!"

Dieſe Worte ſprach ſie mit einer ſolchen Innigkeit, mit ſolch wilder Hingebung, daß es ihn mit der Wonne höchſter Seligkeit durchzuckte; er ſchlang ſeine Arme heftig um ſie, und als ſie nun erzitternd an ſeine Bruſt ſank, hob ſie den lieblichen, ſanft geöffneten Mund, wie ihn zum Kuſſe einladend, in die Höhe; lange ruhten ſeine Lippen auf den ihrigen, während ſich ſeine Blicke in ihre glänzenden Augenſterne verſenkten.

Mit einem ſeligen Tiefaufathmen wand ſich das junge Mädchen endlich aus ſeinen Armen, doch blieb ihr Haupt an ſeine Bruſt gelehnt, und als er ſie lächelnd fragte: „Nicht wahr, Marietta, wir gehen morgen mit einander?" erwiderte ſie mit ſüdlicher Leidenſchaft: „Nicht nur morgen, ſondern immer, immerfort mit einander durch das ganze Leben hindurch!"

„So liebſt du mich wirklich? Sage es noch einmal!"

„Tauſendmal, wenn du es hören willſt; ich möchte es dir Stunden lang wiederholen, daß ich dich liebe, und glaubte doch am Ende, ich hätte es dir noch gar nicht geſagt und müſſe es dir noch einmal wiederholen."

„Aber was liebſt du an mir, Marietta? Ich glaube nicht, daß ich ſchön bin.“

„Ob du ſchön biſt, Enrico, weiß ich nicht, auch nicht, was ich an dir liebe, aber ſo viel fühle ich, daß fortan in dir mein ganzes Lebensglück ruht. Sage mir, ich ſoll dir folgen und meine Eltern, meine Heimat verlaſſen, ich werde es gern thun, ich werde mit dir gehen, wohin du willſt! Stoße mich elfmal von dir, ich komme das zwölfte Mal wieder, winke mir mit der Hand, und ich ſinke wie jetzt an dein Herz. Und das iſt nicht wenig,“ fuhr ſie zu ihm aufblickend fort, wobei es aus ihren ſchwimmenden Augen leuchtete und ſtrahlte; „ich habe manchen Wink geſehen und manches ſüße Wort gehört, dem ich hätte folgen ſollen, aber ich habe darüber gelacht, ich habe darüber geſpottet, ich habe manches Herz betrübt — aber dafür hat es mich jetzt auch. O, mein Enrico, könnte ich dir meine Liebe in einem Worte anſchaulich machen — ich liebe dich ſo, daß ich alles Blut meines Herzens tropfenweiſe auf brennende Lorber- und Cypreſſenreiſer träufeln laſſen könnte!“

Er wollte ſie heftiger, inniger, ungeſtümer an ſich drücken, doch entwand ſie ſich ſeinen Armen wie ein Aal, ſprang raſch in die Höhe, legte ihm ihre beiden Hände auf die Schulter, und ſo hatte das ſtarke Mädchen es in ſeiner Gewalt, ihn von ſich zu halten oder ihn an ſich zu ziehen nach ſeinem Belieben, was es wiederholt that; und wenn es daſſelbe that, küßte es ihn jedes Mal herzlich.

Die Orangenblüthen dufteten betäubender und das Waſſer murmelte durch die Stille, welche ringsum herrſchte, noch geſchwätziger als früher; die Nacht wollte kommen, hier im Süden ohne Uebergang, ohne Dämmerung.

„Jetzt iſt es genug, Enrico,“ ſagte das junge Mädchen und trat einen Schritt zurück.

„Nur noch einen einzigen Kuß!“ bat er.

„Keinen mehr — heute nicht und morgen nicht und übermorgen nicht, ja, nicht eher, als bis wir auf Fontana ſtehen vor den Eltern. Morgen ſuchen wir den Zio auf, wir Beide als Bruder und Schweſter, haſt du mich verſtanden, Enrico? Kein Wort der Liebe, keine Tändelei, bis wir in Neapel zurück ſind — das verſprichſt du mir auf deine Ehre!“

„Ich muß es dir wohl verſprechen, liebe Marietta,“ ſagte er nach einer Pauſe, „aber für dieſes Verſprechen ſollſt du mir noch einen einzigen Kuß zur guten Nacht geben, nur einen einzigen, ich verlange nicht mehr.“

Faſt ſchmollend bot ſie ihm ihre Lippen hin, und er hatte dieſelben kaum berührt, als ſie ſich losriß und ihm voran dem kleinen Thore zueilte; ſie öffnete den Riegel und drückte ihn ſanft, aber haſtig hinaus.

„Aber du jagſt mich fort, Marietta,“ ſagte er, „ohne daß wir für morgen genau abgeredet.“

„Ich dächte, das braucht es bei Eurem Scharfſinne nicht, Don Enrico, wenn Ihr das Glück habt, mich ſuchen zu dürfen,“ antwortete ſie ſchalkhaft lächelnd im Gefühle ihrer Sicherheit, da jetzt Thor und Riegel zwiſchen ihnen Beiden war und ſie mit ihm durch die kleine, vergitterte Oeffnung ſprach. „Ihr befindet Euch bei Tagesanbruch vor dem Thore, ehe wir zu den häßlichen Verpoſten kommen; da ſetzt Ihr Euch am Wege nieder und wartet auf mich und auf das Almoſen eines meiner Blicke, vielleicht nehm' ich Euch mit, wie ich gerade gelaunt bin; doch nun geht mit Gott.“

„Gute Nacht, Marietta.“

„Gute Nacht, mein Enrico.“

Der ſüße Ton ihrer Stimme verwiſchte ihre Neckerei von eben, die ihn faſt verletzt hätte; ſie verſchwand, und er ging wie ein Betrunkener durch die dunkle Straße davon.

Es kam ihm vor, als habe er alles das nur geträumt; es war ihm, als wenn er nach irgend einer phantaſtiſchen Oper des Guten etwas zu viel gethan hätte und alsdann wilde Träume ſein Blut beunruhigten. War es doch eine förmliche Märchenwelt, die ihn umgab: der unvergleichlich ſchöne mauriſche Garten, das reizende Mädchen darin, welches ihn liebte und ihm das unter heißen Küſſen unzählige Male wiederholte! — Wahrhaftig, Richter fürchtete, er werde plötzlich erwachen unter dem Zelte ſeiner ehemaligen Dachwohnung im Hauſe der Frau Wittwe Speiteler.

Aber er erwachte nicht, ſo viel er ſich auch ſeine Augen rieb und ſo aufmerkſam er auch um ſich ſchaute. Ueber ſeinem Auge ſpannte ſich jetzt der tiefdunkle Nachthimmel glänzend in unſäglich ſchöner Sternenpracht. Er hatte die belebteren Straßen des Städtchens wieder erreicht und ſah wieder Lichtſchimmer und plaudernde, lachende Menſchen; auch tönte wohl von fern her ein Lied, von einer ſchönen Stimme vorgetragen und belauſcht von glänzenden Mädchenaugen, die aus den Fenſtern herausſchauten; piemonteſiſche Soldaten ſchritten paarweiſe durch die Straßen, der Kühle nach dem heißen Marſchtage genießend; andere ſaßen unter der Veranda eines Gartenhauſes und ließen die Foglietta mit rothem Weine häufig hin und her gehen, wobei ſie der Heimat gedachten, vielleicht auch zur Erinnerung an dieſelbe einen Vers anſtimmten, während aus weiter Ferne deutlich hörbar in

wie liebe ich Dich dafür! Aber noch einmal: ſei vorſichtig, laſſe meine Hand. — — Aber was thuſt Du, mein kleines Herz?"

„Nun, Deinen Arm will ich küſſen, hier einmal in der mißgünſtigen, neidiſchen Welt, vor allen Augen und doch heimlich, nur einen einzigen, innigen, warmen Kuß!"

Er beugte ſich ſchnell auf ihren Arm nieder, und als ſie ſeiner Tändelei zuſah, berührten ihre rothen friſchen Lippen ſchnell wie der Blitz ſein blondes Haar, und ſie ſagte leiſe flüſternd: „laß' gut ſein, Arthur, ich kenne Deine Küſſe. Sie laſſen flammende Spuren zurück. Spare ſie auf, mein Kind, man beobachtet uns hier." — — — —

„So iſt's, Signora!" ſagte eine tiefe Stimme mit zitterndem Tone, und als die Donna erſchrocken aufblickte, ſah ſie den Lucceſen vor ſich ſtehen, der hinter einem Gebüſch aufgetaucht war und ſie mit einem entſetzlichen Blick anſtarrte.

Ihre erſte Bewegung war, mit ihrem einen Arme das Haupt des jungen Offiziers zu decken, als drohe demſelben etwas Fürchterliches. —

„So iſt's Madame!" wiederholte der Italiener, „man beobachtet Sie in der That, und man hat ein Recht dazu."

„Ein Recht?" ſagte die Dame, und der junge Offizier, der ſich raſch emporrichtete und auf den Lucceſen zutrat, ſagte ebenfalls mit heftigem Tone: „ein Recht, mein Herr?"

„Entweder habe ich ein Recht, Signora, und dann iſt dieſer junge Herr ein Unbeſcheidener, ein Zudringlicher, den ich werde zu beſtrafen wiſſen, — oder," ſetzte er hinzu, mit den Zähnen knirſchend, „habe ich kein Recht, und dann ſollen Sie mir Rede ſtehen, Madame, für das — Spiel, das Sie mit mir getrieben, und Jener ſoll es auch, bei Gott! —"

Die Dame wollte antworten, doch der junge Offizier winkte ihr mit der Hand und ſagte, indem er noch einen Schritt vortrat: „ich bitte Sie, Madame, ſagen Sie kein Wort, es iſt

der stillen Nacht die klingende Mandoline und der rasselnde Ton eines Tambourins herüberschallten.

Don Enrico hatte bald seinen Gasthof erreicht, wo er den dicken Wirth wieder an der Thür fand, der, jetzt sehr höflich geworden, ihm nach seinem Zimmer leuchten wollte, doch ließ er sich das Gemach des piemontesischen Offiziers, der ihm seine Karte gegeben, zeigen, und als er dort eintrat, fand er den Herrn von Marlott, der, wie er sagte, ihn schon lange erwartet hatte.

„Ihr seid eine merkwürdige Art von Menschen, Ihr Künstler; wenn ich nach einem Marschtage ins Quartier komme, namentlich bei dieser Viehhitze, so mache ich es mir bequem, und wenn nicht einmal unglückseliger Weise die Trommel erschallt oder das Lärmhorn, so brächten mich keine zehn Pferde aus meinen Mauern. Machen Sie es sich bequem und dann wollen wir Eins plaudern; sehen Sie, dort ist noch ein ganz behaglicher Lehnstuhl; überhaupt findet man in diesen kleinen italienischen Nestern mehr Comfort, als man erwartet. Haben Sie schon zu Nacht gegessen? Ich empfehle Ihnen Rosti de Lammfleisch, ganz famos, mit saftigen Limonen; man bekam es bei uns nicht besser, auf Ehre!“ setzte er mit einem Seufzer hinzu; „dazu haben wir hier einen capitalen Lacrymus, wie sie's nennen, den ich mir mit Eis kühle, und das ist ein Luxus, den man, bei Sanct Januarius, in einer kleinen Stadt bei uns vergeblich suchen würde — und doch ist es ein wahres Hundeleben, das wir hier führen. Glauben Sie mir, lieber Herr, es geht mir wie dem Ritter, der das Liedchen von der Reue sang; kaum hatte er es zu Ende gebracht, so fing er es gleich wieder von vorn an zu singen. He, Luigi!“ schrie er, und als der Gerufene kam,

befahl er: „Rosti do Lammfleisch und noch eine Bottiglia Lacrymus!“

Arthur von Marlott hatte sich seinen großen Lehnstuhl mit dem Kopfkissen des Bettes ausgepolstert und saß so behaglich als möglich, wobei er jedes seiner Beine auf einem anderen Stuhle ruhen ließ; die Uniform hatte er abgeworfen und dafür ein leichtes graues Sommer-Röckchen angezogen.

Nachdem Richter gegessen und noch einen tüchtigen Schluck aus seinem Glase gethan, bot ihm der Offizier eine treffliche Cigarre. „Havanna,“ sagte er, „ich kann die Rattenschwänzelei nicht leiden;“ und dann sprach er: „Jetzt sagen Sie mir auch, verehrtester Herr, aus welchem Theile unseres gesegneten Deutschlands Sie eigentlich sind.“

Richter nannte mit Betonung den Namen der Residenz und freute sich, als er die mächtige Wirkung gewahrte, welche derselbe auf sein Gegenüber hervorbrachte.

Herr von Marlott richtete sich hastig in seinem Stuhle auf, nahm die Cigarre aus seinem Munde, welcher ein paar Sekunden vor Erstaunen offen blieb. Dann rief er: „Bei Jupiter, so wären wir sogar die speciellsten Landsleute? Wie ist Ihr Name, lieber Herr? So sehr ich mein Gedächtniß auch abmartere, erinnere ich mich nicht, Sie jemals gesehen zu haben.“

„Ich aber,“ erwiderte Richter lächelnd, „erinnere mich jetzt wohl wieder des eleganten Husaren-Offiziers.

„O, stille davon!“ bat der Andere in einem fast wehmüthigen Tone; „der Unterschied zwischen damals und jetzt ist zu groß, als daß ich mich der Vergangenheit mit Freuden erinnern könnte.“ Das sagte er mit einem tiefen Seufzer.

„Wie kommt es aber," fuhr er nach einer Pauſe fort, „daß ich Sie nie geſehen?"

„Geſehen haben Sie mich vielleicht häufig, aber nicht beachtet; ich wirkte mit auf jenen Brettern, welche die Welt bedeuten ſollen, was aber eigentlich kein Compliment für die Welt iſt."

„Sie waren am Theater? Bei der Oper oder beim Ballet?"

„Ich war ein kleiner Sänger, mein Name iſt Richter."

„Da iſt es möglich, daß ich mich Ihrer nicht erinnere. Wären Sie beim Ballette geweſen," ſagte der junge Offizier mit einem Seufzer, „ſo würde ich Sie wahrſcheinlich erkannt haben; ich wandte dem Ballette große Aufmerkſamkeit zu — o, es war eine ſchöne Zeit! — Aber wie kam es, daß Sie die Heimat verließen?"

„Ich begleitete einen Freund, einen Schriftſteller von großem Talente; man gab ein Stück von ihm, welches ſich gerechten und großen Beifall errang."

„Wie hieß das Stück?"

„Des Teufels Diener; der Name des Schriftſtellers iſt Bander."

„Ah, ich erinnere mich, doch ziemlich undeutlich, es fiel für mich in eine etwas verdrießlich bewegte Zeit. Apropos," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, nachdem er ſich an etwas erinnert zu haben ſchien, „Bander heißt Ihr Freund, Sie heißen Richter? Waren Sie nicht in einer eigenthümlichen Angelegenheit bei einem meiner Bekannten, einem Herrn von Scherra?"

„So iſt es, Herr von Marlott."

„Ich habe nie recht erfahren, wie sich die Sache eigentlich verhielt; war sie von Bedeutung?“

„Durchaus nicht,“ sagte Richter nach einer kleinen Pause. Er hielt es für besser, Gaetano's nicht zu erwähnen und so fernere Fragen abzuschneiden. „Vander hatte eine Empfehlung an Herrn von Scherra; Sie wissen, ein junger Schriftsteller, auch wenn er Talent hat, kann heutigen Tages mächtige Protectionen nur zu gut brauchen.“

Der Offizier nickte mit dem Kopfe und fragte dann: „Hatten Sie Bekannte beim Ballette?“

„Ich kannte wohl das ganze Personal mehr oder weniger.“

„O, es ist doch ein vortreffliches Ballet, ausgezeichnete Tänzer und Tänzerinnen!“

„Von den letzteren kannte ich nur eine, welche dieses Prädicat wirklich verdiente.“

„Fräulein Rosa!“

Beide sprachen diesen Namen zu gleicher Zeit aus und Herr von Marlott setzte seufzend hinzu: „O, sie war eine einzige Erscheinung, ich kannte sie und ich —“

Er warf sich heftig in seinen Lehnstuhl zurück, bedeckte seine Augen eine Sekunde mit der Hand und rief dann mit einem erzwungen lustigen Tone: „Passons-là-dessus! Was hilft es, sich mit der glänzendsten Vergangenheit eine traurige Gegenwart vollends zu vergiften!“ Dann sang er:

„Als ich noch Prinz war von Arkadien!“

Doch unterbrach er diesen Gesang sogleich wieder und setzte hinzu: „Dieser Kerl hat gar kein Recht, sich zu beklagen, denn es ist ihm möglich, Lethe zu saufen, so viel er

mag, und so alles Unangenehme zu vergessen. O, wenn auch mir jeden Tag eine Flasche Lethe zu Gebote stände! — Doch in Ermanglung derselben halten wir uns an den Lacrymus; in reichlicher Quantität genossen, übt er auch zuweilen lethische Wirkung aus. Stoßen wir an auf die Heimat und was wir dort Freundliches und Liebes zurückgelassen!"

Beide tranken und darauf fuhr der Offizier fort: „Den Gesang haben Sie also gänzlich an den Nagel gehängt und wollen einer anderen und besseren Kunst leben? Es ist das gescheit von Ihnen. Sie sind Landschafts-Maler?"

„Ich bemühe mich, es zu werden."

„Ein glückliches Loos," sagte Herr von Marlott nach einer Pause, während er sein Gesicht aufwärts zur Decke erhob und den blauen Dampf der Cigarre in die Höhe steigen ließ; „ein beneidenswerthes Loos! Sie gehen, wohin es Ihnen beliebt, Sie bleiben, so lange Sie wollen, Sie eignen sich zu, was Sie schön finden, und wenn es Ihnen hier nicht mehr gefällt, so kaufen Sie sich einen Platz auf dem Dampfer und reisen nach Hause zurück. — Sehen Sie mich dagegen an: wie Sie vorhin sagten, erinnern Sie sich meiner von früher her — als ich noch Prinz war von Arkadien," wiederholte er mit einem schmerzlichen Blicke — „als Arthur von Marlott, wie man sagte, das Bild eines Husaren-Offiziers war, Tonangeber unter der Garde-Reiterei, die letzte und höchste Instanz bei allen möglichen Sports und sonstigen Vorkommnissen des Junggesellen-Lebens, Don-Juan zu Pferde, Habitué des Hoftheaters vor und hinter den Coulissen, privilegirter Tänzer der höchsten und allerhöchsten Prinzessinnen, und alles das verloren in Folge einer einzigen dunklen Stunde!

„Die Sache ſelbſt wird Sie nicht intereſſiren, ſie war, auf Ehre, nicht der Mühe werth, und ein Anderer, der mehr Glück gehabt hätte, wäre mit einem blauen Auge durchgerutſcht, mich aber hielten ſie teufelmäßig beim Eſſen und ich mußte die Zeche mit Wucherzinſen bezahlen. Es handelte ſich natürlicher Weiſe um ein Mädchen, der ich — Sie verſtehen mich ſchon, die mich liebte und in Folge davon Frau von Marlott werden wollte. Wer weiß, ob ich nicht beſſer gefahren wäre, wie mancher Andere, aber man muß doch etwas auf ſeine alte Familie halten, und wenn man einmal einen Faux pas der Art macht, ſo möchte ich doch wenigſtens die Entſchuldigung jenes alten franzöſiſchen Marquis acceptiren, der eine reiche Bürgerliche heirathete pour fumer ses terres. Wie geſagt, die Sache ging ſchief, was ich um das junge Mädchen eigentlich nicht verdient hatte, denn ich fühlte mehr als gewöhnliche Leidenſchaft für ſie, und ich kann nicht läugnen, ſie verdiente es. Doch passons-là-dessus! Man ſtellte mir die Alternative, meinen Abſchied zu nehmen oder mich zu einem Reiter-Regimente in der Provinz verſetzen zu laſſen. Wer aber bei den Garde-Huſaren diente, geht nicht gern in die Provinz; ich nahm alſo meinen Abſchied mit dem Entſchluſſe, zu meinem Vergnügen zu reiſen, aber dazu hatte ich kein Talent und nicht genug Geld; ich ging nach Paris, wurde dort in guten Häuſern empfangen, ſah aber wohl ein, daß ich mit meinen Mitteln nur eine kleine Rolle ſpielen konnte.

„Da es nun bei den jungen Leuten in der Hauptſtadt Frankreichs Mode war, für oder wider den Papſt nach Italien zu gehen, ſo ließ ich mich auch dazu beſtimmen. In einer luſtigen Abendgeſellſchaft würfelten wir auf Rom und

Neapel, und da mich das Loos traf, unter der Fahne des Rè Galantuomo zu dienen, ſo ging ich mit guten Empfehlungen nach Turin und wurde als Oberlieutenant hieher in den Süden geſchickt. Wie ſind wir aber ſchon herumgehetzt worden! Krieg führen kann man dieſe ganze Geſchichte nicht nennen, die anſtrengendſten Märſche, ſchlechte Verpflegung, eine Kugel aus dem Hinterhalte oder fuſilirt werden, wenn man gefangen wird — auf Ehre, ich habe die Geſchichte ſo dick wie möglich, und wenn es anſtändig wäre, während eines Feldzugs den Abſchied zu nehmen, ſo würde ich ſo bald als möglich nach dem Norden zurückkehren! In Ravello iſt es noch ganz erträglich, aber wie oft haben wir unter freiem Himmel die Nacht zugebracht, nach einem Marſche in der Gluthitze, wie oft fanden wir nur ſchlechtes Waſſer und mußten ein Stück Brod eſſen, das wir zufällig mitgenommen! — Endlich gedachte ich, einmal eine Zeitlang in Neapel bleiben zu können. Gott bewahre, da geht der Tanz hier in den Bergen wieder los, und nun ſollen wir Jagd machen auf den verfluchten Chiavone, der im Grunde ein ganz ordentlicher Kerl ſein ſoll. Nun, man thut ſeine Schuldigkeit, doch kann ich Ihnen wohl ſagen, daß es mir wahrhaftig leid thäte, wenn ich ihn erwiſchte und todtſchießen laſſen müßte. Der Major mit dem Bataillon bleibt in Amalfi, unſere Kompagnie wurde hieher nach Ravello geſchickt, und wahrſcheinlich brechen wir morgen Abend gegen die Berge auf, Montalbinus, glaube ich, nennen ſie es; da ſind eine Menge Klöſter, kleine Ortſchaften, ein Terrain voll Schluchten und Engpäſſen, wo ſich die Herren Räuber befinden ſollen.

„Doch trinken wir einmal, ich habe Ihnen nun Vieles

erzählt, und wahrſcheinlich für Sie ſehr langweiliges Zeug, ſo daß mir die Zunge am Gaumen klebt."

Richter leerte auf dieſe Aufforderung ſein Glas, und dann dehnte ſich Herr von Marlott gähnend in ſeinem Lehnſeſſel, wobei er ſagte: „Ich habe meinen Capitano auch auf ein Glas Wein eingeladen; es iſt gerade kein angenehmer Geſellſchafter, finſter und ſchweigſam, aber eben mein Vorgeſetzter, dienſtfertig wie ein junger Lieutenant. Ehe er ſich Ruhe gönnt und einen ſoliden Trunk, muß er ſich vorher überzeugen, wie ſeine Kompagnie untergebracht iſt; nun, von ſeinem Standpunkte aus hat er Recht, will er doch ſeine Carriere machen," ſetzte er laut gähnend hinzu.

„So erlauben Sie mir wohl, ehe der Hauptmann kommt," ſagte Richter nach einigem Beſinnen, „Ihnen eine Bitte vorzutragen, deren Erfüllung von Ihnen vielleicht abhangen mag. Ich möchte morgen auch in die Berge, und der Landſchaftsmaler," fügte er mit einem bezeichnenden Lächeln hinzu, „hat noch ſeine Nebenabſichten. Zufälliger Weiſe habe ich die Bekanntſchaft eines ſehr hübſchen jungen Mädchens gemacht, das morgen mit einer älteren Frau nach Corſano zu Verwandten geht; da nun auch mein Weg dahin geht —"

„Ah, von wegen des hübſchen jungen Mädchens?" lachte Herr von Marlott.

„So habe ich ihr meine Begleitung und meinen Schutz angetragen," fuhr Richter kopfnickend fort.

„Und da wollen Sie von uns eine Escorte? Marſchiren Sie lieber mit der ganzen Kompagnie."

„Zu viel Ehre für mich," lachte Richter, „dieſe Begleitung wäre doch zu zahlreich und könnte mir hinderlich ſein, ſtatt mir zu nützen; meine Bitte aber geht dahin, mir ein

paar Worte zu geben, die mich morgen früh mit Tagesanbruch die Vorposten passiren ließen."

„Sie haben doch einen Paß bei sich?" fragte der Offizier in gleichgültigem Tone; „mir wäre das natürlich ganz egal, aber der Capitano examinirt gern die Leute, die ihm unterwegs begegnen."

„So that er auch heute Nachmittag schon mit mir, und mein Legitimationspapier, das ich ihm einhändigte, schien vollkommen zu genügen."

„Dann wird die Sache keine Schwierigkeiten haben, zumal ich für Sie, den Landsmann, gern ein verbürgendes Zeugniß ausstelle."

Luigi öffnete die Thür, und der Offizier mit dem schwarzen Barte und der finstern Miene, von welchem Richter heute Nachmittag angehalten worden war, trat mit einem kurzen Gruße in das Zimmer.

Herr von Marlott erhob sich trotz des Winkens seines Vorgesetzten aus seiner bequemen Lage und stellte Richter als seinen Landsmann, einen anerkannt tüchtigen Maler, vor, der gekommen sei, um dem Signor Commandante eine Bitte vorzutragen.

Der Hauptmann ließ sich auf dem ihm bestimmten Platze nieder, und nachdem er den Inhalt der Bitte erfahren, blickte er den Bittsteller scharf und prüfend an.

„Der Herr Kommandant," sagte Richter nach einer Pause, „hat bereits Einsicht von meinem Passe genommen."

„Und ich bin bereit, für meinen Landsmann jede Bürgschaft zu übernehmen — es ist eine kleine Herzens-Angelegenheit im Spiele," flüsterte Marlott seinem Vorgesetzten dabei lächelnd zu.

„Haben Sie Ihrem Bekannten auch mitgetheilt," fragte der Hauptmann, „daß er in den Bergen, wohin er sich begeben will, auf Briganti stoßen kann, ja, wahrscheinlicher Weise stoßen wird?"

„Was werden sie von einem harmlosen Wanderer wollen?"

„Der uns um einige Stunden vorausgeht und ein Fremder ist," erwiderte der Hauptmann kopfschüttelnd; „das könnte Ihnen gefährlich werden, doch das ist nicht meine Sache."

„Verliebte haben Glück," sagte Herr von Marlott in leichtsinnigem Tone.

„Geben Sie mir ein Papier, und ich will ihm einige Zeilen schreiben," entschied der Hauptmann, worauf Luigi Schreibmaterial brachte und dann das Gewünschte ausgefertigt wurde, welches Richter sorgfältig in seiner Brusttasche bewahrte.

Herr von Marlott schien froh zu sein, als dieses Geschäft nun beendigt war und er sich wieder ganz dem Vergnügen hingeben konnte; Luigi mußte noch einige Feglietten holen, der finstere Hauptmann ließ sich eine Puro des Oberlieutenants gefallen und kam trotz seines ernsten Gesichtsausdrucks nach einiger Zeit mit Hülfe des starken Weines so weit in die Fröhlichkeit hinein, daß er bei dem furchtbaren Italienisch seines Untergebenen herablassend lächelte und später sogar mit Wohlbehagen den deutschen Liedern zuhörte, welche Herr von Marlott und Richter theilweise mit wehmüthigem Gefühle sangen.

dieß eine Sache, die mich allein angeht, die ich herbeigeführt, die ich allein und mit Freuden ausfechten will.“

„Vorderhand, Signor,“ entgegnete der Italiener, „wünſchte ich von der Dame ſelbſt eine Antwort, und dann erſt werde ich mich an Sie wenden. — Hat dieſer Herr,“ fuhr er mit einer leiſen, aber fürchterlich erregten Stimme fort, „ein Recht, das Recht — ſich zu Ihrem Vertheidiger aufzuwerfen? Ich beſchwöre Sie, antworten Sie mir!“ — — — —

„Ja!“ ſagte die Dame nach einer Pauſe.

Das Geſicht des Luccheſen nahm bei dieſem einzigen Worte einen fürchterlichen Ausdruck an. Die gelbe Farbe deſſelben ſpielte ins Aſchfarbene, und ſeine Augen, roth unterlaufen, vergrößerten ſich auf eine entſetzliche Art und nahmen einen wilden Ausdruck an. „Ha malebetto!“ brach er nach einer kurzen, peinlichen Pauſe los und mit einem ſo ſchrillen Tone, daß man es in dem anſtoßenden Zimmer hören mußte. Er ballte die Fauſt, und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Vicomte mit Alfred in das Glas-Cabinet getreten wären und ſich Erſterer, als beſonnener kluger Mann, raſch zwiſchen die Streitenden geworfen hätte. „Meine Herrn,“ ſagte er mit leiſer, eindringlicher Stimme, „Sie ſind beide Männer von Ehre, von gutem Ton. Ich bitte, ich beſchwöre Sie, keinen Scandal, kein öffentliches Aergerniß! Geben Sie ſich nicht fremden Augen und Ohren Preis!“

„Ah, Vicomte!“ hauchte der Luccheſe hervor, und man ſah ihm an, daß er ein gewaltiges Weh kräftig niederzudrücken verſuchte; „ah, Vicomte, mir iſt Entſetzliches geſchehen!“ Er faßte krampfhaft die Hand des ihm nicht unbekannten Franzoſen, und zwei Thränen floſſen über ſein eingefallenes Geſicht herab.

Alfred hatte ſich unterdeſſen mit dem jungen Offizier beſchäftigt und bat die Dame in dem ehrerbietigſten und höflichſten Tone, für einen Augenblick das Cabinet zu verlaſſen. Er beglei-

Fünfundſechszigſtes Kapitel.

Der Thurm von Conca.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch verließ Richter den Gaſthof, von deſſen Bewohnern noch niemand ſichtbar war, als die Wirthin ſelbſt, die aus der Halle hinter dem Hofe hervortrat und ihm das Thor nach der Straße öffnete. Wenn auch ihr Geſicht heute eben ſo ernſt und traurig wie geſtern ausſah, ſo blickten doch ihre Augen nicht feindſelig und der Ausdruck ihrer Stimme hatte ſogar etwas Wohlwollendes, als ſie ſagte: „Ihr geht in die Berge? Möge Euch die Mutter Gottes gute Wege führen, da hat es keine Gefahr für Euch; wenn Ihr denen da drüben begegnet, ſo ſagt, Ihr habet in der ‚goldenen Zwiebel‘ gewohnt und das Blut des San Pantaleo flöſſe immer noch nicht. Fragen ſie nach den Piemonteſen,“ ſetzte ſie flüſternd hinzu, „ſo erwidert nur, es ſeien ihrer genug und in Amalfi noch mehr. Ich ſehe Euch doch wieder?“

Richter verſprach, wenn es ihm möglich ſei, die ‚goldene Zwiebel‘ wieder aufzuſuchen, und nachdem er in einem

neben dem Hauſe liegenden kleinen Kaffeehauſe eine gute Taſſe Kaffee getrunken, ſchritt er durch die dämmerigen Straßen dem Thore zu. Seine Beſorgniß, hier ſchon einen militäriſchen Poſten zu finden, beſtätigte ſich glücklicher Weiſe nicht, ſonſt hätte er innerhalb der Stadt ſchon auf Marietta warten müſſen. So kam er unangefochten ins Freie und wählte ſich auf gut Glück einen Weg, der nach der Höhe führte, ſtatt eines anderen, der abwärts ging. Droben angekommen, wo er die Stadt überſehen konnte, ſetzte er ſich auf einen Stein, um auf Marietta zu warten. Sie blieb nicht lange aus und ſchon in kurzer Zeit ſah er ſie mit ihrer Begleiterin vor dem Thore erſcheinen und denſelben Weg einſchlagen, den er gegangen war.

Als ſie ihn erreicht und freundlich begrüßt hatte, ſagte ſie zu der älteren Frau, die bei ihr war: „Das iſt Don Enrico, von dem ich Euch geſagt, der im Hauſe meiner Eltern wohnt und mit mir gehen wird.“

Die Begleiterin Marietta's blickte ihn einen Augenblick forſchend an, dann lächelte ſie freundlich und erwiderte: „Da haſt du dir eine ſchmucke Begleitung gewählt, Kind! Wenn es in ſeinem Innern ſo ehrlich ausſieht, wie ſeine Miene verſpricht, wirſt du dich wohl auf ihn verlaſſen können; und nun laßt uns gehen, wir haben einen ziemlich weiten und beſchwerlichen Weg. Dort,“ fuhr ſie fort, „kann Don Enrico die Kraft ſeines Schutzes gleich beweiſen; ich ſehe Piemonteſen, die Luſt zu haben ſcheinen, uns den Pfad zu verlegen.“

Sie hatte Recht, denn von einem Doppel-Poſten Berſaglieri näherte ſich einer der ſchmalen Straße und rief den Wanderern ein lautes Halt! zu.

Richter ging ihm entgegen, zeigte das Papier, welches ihm der Hauptmann geſchrieben, worauf der Soldat ſeine Büchſe über die Schulter warf und die Reiſenden erſuchte, ruhig ihres Weges zu gehen.

Darauf ſchritt die Alte voraus und Richter und Marietta folgten ihr. Freilich wechſelten ſie nur gleichgültige Worte mit einander, ſie zeigte ihm eine ihm unbekannte Blume oder ein ſeltſam gefärbtes Moos, er machte ſie auf die dunklen mauriſchen Thürme aufmerkſam, welche hier und da trotzig auf den Höhen ſtanden, und erzählte ihr dann von den Arabern, jenen Morgenländern, die lange Zeit hier gehauſ't und an den zierlichen Bauwerken ſo ſchöne Spuren ihres Wirkens zurückgelaſſen. Doch leuchtete zwiſchen dieſen einfachen Reden zuweilen ein Blick zu ihm herüber, der wie verſtohlen an den geſtrigen Abend erinnerte. Das war aber auch alles, denn wenn er verſuchte, ſanft ihre Hand zu ergreifen, ſo flatterte ſie ihm davon, wie ein ſcheuer Vogel, und ging dann wohl in langem Geſpräche neben der Alten hin.

Der Weg führte bald aufwärts, bald abwärts, doch ſtiegen ſie im Laufe des Vormittags trotzdem bedeutend in die Höhe; gegen Mittag erreichten ſie den Rücken einer ſich weithin fortziehenden Ebene, an deren Abhang ſich ihr Pfad fortſchlängelte. Marietta, die zuerſt oben war, brach, um ſich herſchauend, in einen Ausruf des Erſtaunens aus, denn die Berge, welche bisher die Fernſicht beſchränkten, hatten ſie nun unter ſich gelaſſen und ſahen rückwärts blickend über Felſen und Bäume hinweg tief unten in weiter Ferne das blitzende Meer. Dahinter erhob ſich traumhaft verſchwommen die Küſte Calabriens mit ihren leuchtenden Bergſpitzen, die

majeſtätiſch emporragende Punta di Conca und das maleriſche Capo Dorſo bei Maggiori.

Die Alte, welche von einer ſchönen Ausſicht nicht viel zu halten ſchien, deutete ins Land hinein und ſagte: „Dort, wo Ihr den ſchwarzen Berg ſeht, der wie ein Zuckerhut ausſieht, werdet Ihr finden, was Ihr ſucht; wir ſteigen jetzt hinab in das Valle di Tramonte, und da wollen wir bei einer Bekannten eine Stunde ausruhen.“

Nach einem beſchwerlichen Marſche in der heißen Sonne war es den Beiden nicht unangenehm, als ihnen die Alte bald darauf tief unter ihrem Wege das Dach einer Pachter-Wohnung zeigte, wo ihre Bekannte wohne und wo ſie in jeder Beziehung gern geſehen ſein würden. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde hatten ſie das Haus erreicht und folgten der Frau, die ſchon oft hier geweſen zu ſein ſchien, durch einen kleinen eingehegten Gemüſegarten nach der Hausthür, die unverſchloſſen war und wo ſie in die Hausflur traten, welche nach der Sitte des Landes zu Küche und Wohnzimmer diente und rückwärts gegen einen Olivengarten offen war. Mitten in dieſem Raume ſaß eine ſchöne junge Frau auf einem niedrigen Stuhle und ſpann von dem Rocken, der in ihrem Gürtel ſteckte. Ein kleines Kind lag nackt vor ihr in einem Korbe auf der Erde und ſpielte mit einer großen Katze, die mit ihren Pfoten nach dem Kinde langte und behaglich ſchnurrte, wenn daſſelbe ſie an ihrem weichen Felle zupfte.

„Da ſeid Ihr ſchon wieder zurück?“ ſagte die junge Frau; „Ihr habt ſchnell gemacht.“

„Ich wollte nach Amalfi,“ erwiderte die alte Frau, „fand

es aber beſſer, meinen Weg dorthin ein anderes Mal zu nehmen; in Ravello und drunten hin bis ans Meer iſt alles voll Piemonteſen."

„Sanctissima Madonna!" rief erſchrocken die junge Frau, und wollte haſtig etwas hinzu ſetzen, doch verſtummte ſie mit einem Blick auf Richter und Marietta.

„Ihr könnt frei heraus ſprechen," ſagte die Alte, „das junge Mädchen iſt vom Hauſe Maſtaſi und hat eine Botſchaft nach dem Thurme von Conca."

„Gott lohne es ihr, wenn die Botſchaft einen guten Erfolg hat und irgend einem Hülfsbedürftigen zum Nutzen gereicht; es ſieht nicht zum beſten aus da in den Bergen."

„Wie ſo?" fragte die Alte. „Ihr erſchreckt mich, iſt etwas geſchehen?"

Statt ſogleich zu antworten, wandte ſich die junge Frau mit der Frage an Marietta, wer denn ihr Begleiter ſei, und als ihr die Alte ſchmunzelnd ein Zeichen machte, fuhr ſie fort: „es iſt wohl dein Bräutigam?"

„Noch nicht," gab Marietta zur Antwort, indem ſie lachend den Kopf ſchüttelte, „aber was noch nicht iſt, kann werden. Jedenfalls braucht Ihr Euch aber vor Don Enrico eben ſo wenig in Acht zu nehmen, wie vor mir; wir haben das gleiche Ziel und hoffen es zuſammen zu erreichen."

Richter nickte dem jungen Mädchen bei dieſen Worten, in denen er einen Doppelſinn ahnte, herzlich zu, worauf die junge Frau ſichtlich beruhigt fortfuhr: „Er kann ſich auf einen Theil der Leute nicht ſo verlaſſen, wie es nothwendig wäre; es iſt freilich viel Geſindel, was hinzuläuft, aber beſſer wäre es, wenn ſie ganz weg blieben, und daher kommt es auch, daß er ſich ſchwer zu einem Angriff entſchließen wird."

„Dazu werden ſie ihm auch keine Zeit laſſen,“ entgegnete die alte Frau; „wie ich Euch vorhin ſagte, ſind ſie in Ravello und Amalfi und jetzt wahrſcheinlich auch in Salerno, wohin ſie mit einem ihrer Rauchſchiffe gefahren ſind.“

„Wenn ſie nur die Marine von Vietri nicht ſcharf beſetzen, ſo hat's nichts zu ſagen, denn das bleibt immer noch der Ausweg zur See; aber ich fürchte, es wird bald zu Ende gehen.“ Sie ließ ihre Hände im Schooße ruhen und ſchüttelte traurig mit dem Kopfe. „Doch ich vergaß,“ fuhr ſie nach einigen Augenblicken aus tiefem Nachdenken auf, „daß Ihr wahrſcheinlich hungrig und durſtig ſeid; da, junges Mädchen, gebt ein wenig auf meinen Kleinen Achtung — das kann Euch auch für Eure Zukunft nicht ſchaden — ich hole ein Töpfchen Milch von der Ziege und ein friſch gebackenes Brod; ſetzt Euch und macht's Euch bequem.“

Sie erhob ſich, nahm einen blanken zinnernen Topf von dem Geſims über dem Kamine herunter und beugte ſich alsdann auf das Kind herab, dem ſie mit einem innigen Blicke der Liebe ſagte: „Und du wirſt fein artig ſein, Petruccio, damit ich keine Klagen über dich höre.“

In wenigen Augenblicken kehrte ſie mit Milch und Brod zurück und ſetzte Beides ihren Gäſten vor: es war eine nicht zu verachtende Erfriſchung, und als nach derſelben die junge Frau Marietta einlud, ſich in einen Winkel zu ſetzen und ein wenig auszuruhen, ſo folgte dieſelbe dieſer Aufforderung, während ſich Don Enrico hinter das Haus begab und ſich dort im Schatten eines breitäſtigen Olivenbaumes niederlegte.

Die beiden Frauen, welche ſich unterdeſſen eifrig beſprachen, gönnten den jungen Leuten dieſe Sieſta, und die Alte

erweckte ſie erſt nach einer Stunde aus dem tiefen Schlummer, in den Beide verſunken.

„Wir müſſen weiter,“ ſagte ſie, „um nicht zu ſpät in den Abend hineinzukommen;“ dann nahmen alle Drei herzlichen Abſchied von ihrer freundlichen Wirthin.

Der Weg war nicht mehr ſo beſchwerlich, wie am Vormittage, die tiefer ſtehende Sonne beläſtigte ſie nicht mehr ſo ſehr und das Thal von Tramonte, das ſie jetzt aufwärts ſtiegen, war durch das friſche, murmelnde Bergwaſſer angenehm und kühlend. Als ſie eine Stunde lang fortgeſchritten waren, die alte Frau ſpähend voraus, die Beiden plaudernd hinter drein, blieb die erſtere ſtehen, als ſie an einen ſchmalen Pfad kamen, der rechts die Thalwand hinaufführte, und ſagte: „Hier müſſen wir ſcheiden; weiter darf ich Euch nicht begleiten, um nicht in Verdacht zu kommen, als machte ich mit Euch gemeinſchaftliche Sache. Ihr habt ungefähr eine kleine Stunde zu gehen, dann führt Euch das Thal, in dem wir uns befinden, nach dem Dorfe von Conca; es ſind nur ein paar Häuſer, welche um das Kloſter San Antonio liegen. Dort braucht Ihr Euch aber nicht aufzuhalten und auch nicht viel zu fragen, denn den Frati im Kloſter iſt nicht recht zu trauen. Deßhalb kann ich auch nicht mit Euch gehen, um keinen Verdacht auf mich zu laden. Bis jetzt gehe ich als unverdächtig hin und her und kann ſo meinen Freunden dienen; ſähe man mich aber mit Euch und erführe ſpäter, wo ich geweſen, ſo gäbe es Gerede, was ich ſcheuen muß. Bei dem Kloſter San Antonio geht Ihr an der Kirche vorüber und kommt an eine Schlucht, der Ihr abwärts folgt. Sollte Euch da jemand Bewaffnetes begegnen und Euch anhalten wollen, ſo ſagt nur, Ihr wolltet zum Thurme von

Conca. Was Euch anbetrifft, Don Enrico, ſo zeigt nur ſogleich, daß Ihr unbewaffnet ſeid, und laßt Euch gutes Muthes begleiten, vergeßt aber vor allen Dingen nicht, das Papier zu zerreißen, welches Ihr heute Morgen dem Verſaglieri gezeigt; da in den Bergen könnte es Euch Unannehmlichkeiten machen. Und nun lebt wohl und möge Euch San Pantaleo in ſeinen Schutz nehmen."

„Habt Dank für Eure freundliche Begleitung," rief Richter der alten Frau nach, die alsdann eilig die Thalwand hinanſtieg und bald hinter den Felſen ſpurlos verſchwunden war.

Die beiden jungen Leute ſchritten eine Weile ſtumm neben einander dahin; endlich ſagte Don Enrico: „Jetzt ſind wir allein, Marietta, in dieſem einſamen Thale, ſo allein, als wenn es ſonſt niemand mehr auf der Welt gäbe, und ich freue mich darüber, denn die Gegenwart einer Dritten hat mich doch ein wenig in dem ſtillen Glücke geſtört, an deiner Seite gehen zu dürfen — gib mir deine Hand."

„Die Schweſter dem Bruder," erwiderte das junge Mädchen und legte vertrauensvoll ihre kleinen Finger in ſeine Rechte; dann gingen ſie wieder ſtumm neben einander hin, und es war, als ſpräche die leiſe Berührung ihrer Hände mehr, als es tauſend Worte vermochten.

Sie fanden es ſo, wie die alte Frau ihnen geſagt. Nachdem ſie noch eine kleine Stunde fortgewandert, hatten ſie die Höhe des Thales erreicht und ſahen das Kloſter San Antonio vor ſich liegen. Dort am Wege war die Kirche, und, wie von gleichem Gefühle getrieben, traten Beide, Hand in Hand, dort hinein. Richter bemerkte nicht, daß ihn Ma-

rietta ſcharf beobachtete und daß ein freudiges Lächeln über ihre ſchönen Züge flog, als ſie ſah, daß er von dem geweihten Waſſer neben der Thür nahm und ſich alsdann vor dem Muttergottesbilde tief verneigte. Die Kirche war leer, bis auf einen der Mönche, der langſam durch den mittleren Gang ſchritt und die Beiden flüchtig betrachtete.

Den Ermahnungen der alten Frau folgend, fragten ſie nicht nach dem Wege, den ſie noch zu machen hatten, ſondern als ſie die Kirche wieder verlaſſen, gingen ſie die Schlucht hinab, welche ihnen ihre Führerin bezeichnet.

Unterdeſſen war es ſchon ſpät geworden. Rückwärts blickend, ſahen ſie nur noch, wie ein letzter Strahl der Sonne das goldene Kreuz des Kloſters beleuchtete, und der enge Weg, den ſie hinabſtiegen, füllte ſich raſch mit den tiefen Schatten der Dämmerung.

„Bald wird es Nacht werden," ſagte Richter in einigermaßen beſorgtem Tone, „und wenn wir auch einen alten Thurm finden, ſo möchte ich doch, daß wir jemand begegneten, der uns ſagte, ob es gerade der Thurm iſt, den wir ſuchen; eine nähere Bezeichnung hätte uns die Begleiterin wohl zukommen laſſen können."

„Ich vertraue ganz ihrer Umſicht," erwiderte das junge Mädchen, „und da ſie uns keine nähere Erklärung gab, ſo bin ich überzeugt, daß wir auch keine gebrauchen."

„Dein unbedingtes Vertrauen entzückt mich," ſagte Don Enrico; „es zeugt für dein offenes und ehrliches Herz; vertraue mir aber auch und ſtütze dich auf meinen Arm, daß dir die ſpitzen Steine nicht wehe thun, die du bei der Dunkelheit kaum mehr vermeiden kannſt — ſo Marietta, lehne dich feſt an mich. O, wenn du wüßteſt, welch ſüßes Gefühl mich

durchzuckt, da du mir erlaubſt, dich zu unterſtützen und zu führen!"

Wieder gingen ſie eine Zeitlang dahin, Eines dicht ans Andere geſchmiegt, und es war ihm, als fühle er das Herz des jungen Mädchens heftiger, faſt ängſtlich ſchlagen. Die Nacht war jetzt hereingebrochen, und die Schlucht vor ihnen mit ihren ſteilen Felſenwänden und die überhangenden Zweige mächtiger Kaſtanienbäume bildeten mit dem Wege, auf dem ſie gingen, häufig eine einzige ſchwarze Maſſe; nur hier und da unterſchieden ſie über ſich den Himmel durch das Funkeln einzelner Sterne.

„Es wäre doch unangenehm, wenn wir den Thurm nicht fänden," ſagte Don Enrico nach einer längeren Pauſe, „und auf irgend einem Steine die Nacht bis zur Morgendämmerung zubringen müßten, — es iſt ja nur ein Scherz, Marietta," fuhr er haſtig fort, als er fühlte, wie ſich das junge Mädchen bei dieſen Worten von ihm loswand; „doch iſt es nöthig, daß ich den Verſuch mache, einen freieren Ueberblick zu gewinnen. Bleibe einen Augenblick ſtehen, ich will die Thalwand hinaufklettern und verſuchen, ob ich droben etwas ſehen kann."

„Das würde ſchwer halten bei der Finſterniß!" hörten ſie plötzlich eine rauhe Stimme neben ſich ſagen.

Marietta zuckte heftig zuſammen, und Richter, welcher ſeinen Stock wie zur Abwehr erhob, blickte zur Seite und ſah neben ſich an der Wand der Schlucht die Geſtalt eines Mannes, in einen weiten Mantel gehüllt, welcher auf dem Kopfe einen Hut mit breitem Rande hatte, der das Geſicht vollſtändig verbarg.

„Allerdings iſt die Nacht zu finſter, um etwas zu ſehen,"

tete ſie bis an die Thüre deſſelben, und ſie entfernte ſich, obgleich widerſtrebend.

Glücklicher Weiſe hatten ſich die Spieler in den innern Salon zurückgezogen und deßhalb nichts von dem Wortwechſel vernommen.

„Sie erlauben mir,“ ſagte in dem Glas-Cabinet der Vicomte, „Ihnen, meine Herrn, hier meinen genauen Bekannten, den Baron Alfred von C., vorzuſtellen, der ſich ein Vergnügen daraus machen wird, ſeinem Landsmanne zur Seite zu ſtehen, während ich mit Ihnen,“ — er wandte ſich an den Lucceſen — „darüber ſprechen will, wie ſich dieſe unangenehme Geſchichte vielleicht ausgleichen läßt.“

Bei dem Worte „ausgleichen“ ſchüttelte der Italiener heftig die Hand gegen den deutſchen Officier, ließ ſich aber von dem Franzoſen in eine Ecke des Cabinets führen, wo ſie lang und eifrig mit einander ſprachen. Doch ſchien alle Ueberredungskunſt des Vicomte nicht das gewünſchte günſtige Reſultat zu erzielen. Er ſtand nach einer Viertelſtunde auf, näherte ſich dem jungen Offizier und bat ihn, auf Morgen mit Tagesanbruch Zeit und Ort zu beſtimmen, ſowie die Waffen zu wählen. Der Deutſche aber verſicherte, dieß nicht thun zu können, ſondern ſämmtliche Arrangements ſeinem Gegner überlaſſen zu müſſen.

Nach einer kurzen Unterredung war dieß der Lucceſe zufrieden und willigte ſogar in den Vorſchlag des Vicomte, den Sekundanten ſeines Gegners, Alfred von C., mit ſich nach Hauſe zu nehmen. Der vorſichtige Franzoſe, ein vollkommener Ehrenmann, fühlte, da er namentlich die Verhältniſſe kannte, das große Unrecht, das dem Italiener geſchehen, und hatte ſich vorgenommen, während der Zeit, welche ſein Gegen-Sekundant bei demſelben zubrachte, den jungen Offizier um Manches aufzuklären, was dieſer nicht gewußt.

Der Lucceſe, der in einem Zuſtand vollkommener Abſpan-

erwiderte Richter in entſchloſſenem Tone, „und deßhalb wäre es ſehr freundlich von Euch, wenn Ihr die Güte hättet, uns, da wir in der Gegend fremd ſind, eine kleine Auskunft zu ertheilen.“

„Ihr ſcheint mir nicht nur in der hieſigen Gegend unbekannt zu ſein, ſondern auch in der übrigen Welt, und verflucht wenig von deren Gebräuchen zu wiſſen,“ entgegnete der Mann im Mantel mit einem Anfluge von Spott in ſeiner Stimme; „denn ſonſt wüßtet Ihr wahrſcheinlich, daß hier in dieſen Bergen etwas Krieg getrieben wird.“

„Und wenn wir doch davon wüßten?“ fragte Richter.

„So ſeid Ihr ſehr unklug, Euch bei Nacht und Nebel in eine Gegend zu wagen, wo Ihr auf jemand ſtoßen könntet, der ein Loſungswort verlangte; bedankt Euch bei San Pantaleo, daß Ihr gerade auf mich geſtoßen ſeid, einen ruhigen, beſonnenen Veteranen. Wäret Ihr einem Recruten in die Hände gelaufen, ſo hättet Ihr jetzt vielleicht Euer Gehirn mit Blei ausgefüttert, und das wenigſtens wäre ſchade für die Signora, die Ihr da am Arm habt. Daß ſie jung und flink iſt, entnahm ich vorhin aus ihrer Bewegung; denn auf meine Anſprache fuhr ſie zuſammen wie ein Reh, das dicht neben ſich die Schweißhunde anſchlagen hört — doch genug der Reden, wo hinaus wollt Ihr?“

„Wir ſuchen den Thurm von Conca.“

„Alle Teufel!“ ſagte der Fremde lachend, „was habt Ihr überhaupt und beſonders in der Nacht im Thurm von Conca zu ſuchen? Meint Ihr vielleicht, es wäre ein Gaſthof, wo ein junges reiſendes Paar vortreffliche Betten findet?“

„Was wir im Thurme von Conca wollen, iſt unſer Geheimniß, und habe ich keine Luſt, es hier auf der Straße

jemand anzuvertrauen; wollt Ihr uns hinbegleiten, ſo erfahrt Ihr vielleicht, daß wir dort gewiß keinen guten Gaſthof ſuchen."

„O, mein Lieber, es iſt ſchon ziemlich ſchwer, nur unangefochten in die Nähe des Thurmes zu kommen; hinein bringen aber nur wenige Leute, und das nur von ganz beſonderer Art."

„So ſeid wenigſtens ſo freundlich, Herr, uns den Weg dorthin zu zeigen, ich bitte Euch herzlich darum," bat Marietta.

„So einer Bitte iſt ſchwer zu widerſtehen; Eure angenehme Stimme paßt ſo viel verheißend zu Eurer flinken Bewegung von vorhin, daß ich, der gerade auf dem Wege nach dem Thurme iſt, Euch dorthin begleiten will. Aber folgt mir jetzt, es wird immer dunkler zwiſchen den Bergen, und wir wollen keine Zeit verlieren; in einer Viertelſtunde könnt Ihr dort ſein, wenn Ihr Glück habt, auch in den Thurm bringen; ob Ihr aber wieder herauskommt, iſt eine andere Frage, geht mich auch nichts an."

Damit warf der Fremde ſeinen Mantel von der linken auf die rechte Schulter, hing die Büchſe, die er ſchußgerecht in der Hand gehalten, über die Achſel und ſchritt dann mit raſchen, feſten Schritten vorwärts, ohne ſich umzuſchauen, aber wie jemand, der überzeugt iſt, daß ſeinem Worte Folge geleiſtet wird.

„Da hilft nun kein Zaudern mehr," ſagte Don Enrico leiſe zu dem jungen Mädchen, das ſich ängſtlich an ihn ſchmiegte. —

„Dort iſt der Thurm von Conca," ſagte der Fremde, nachdem ſie eine ſchwache halbe Stunde auf einem vielfach

gewundenen, kaum bemerkbaren Pfade an der rechten Seite der Schlucht empor gegangen waren und, nun wieder hinabſteigend, in einen engen Thalkeſſel kamen, der durch wild auf einander gehäufte Felstrümmer gebildet war, über welchen ſich nur hier und da noch in zackigen Gräten höhere Spitzen des Gebirges dunkel-ſchwarz von der helleren Nachtluft abhoben; kein Baum, kein Strauch, ja, kein Grashalm war hier zu entdecken.

„Seht Ihr den Thurm?“ fragte der Fremde, „ich wette, nein, und doch iſt er uns ſo nahe, daß ihn eine matte Büchſenkugel erreichen könnte.“

Richter ſtrengte vergebens ſeine ſcharfen Augen an, um hier eine Spur von Menſchen und Menſchenwohnungen zu entdecken, und erſt als der Fremde ihm ganz genau mit dem Finger die Stelle bezeichnet, unterſchied er in der Tiefe des Keſſels eine regelmäßige, viereckige Maſſe. In dieſem Augenblicke erhob ſich vom Thurme ein wildes Hundegebell, eigentlich ein in grimmiger Wuth bis zum heiſeren Heulen geſteigertes Bellen, wie von wilden Beſtien, die mit Mühe zurückgehalten werden, um auf eine Beute, die ſie wittern, loszuſtürzen. Der Fremde that einen gellenden Pfiff, und alsbald hörte das Bellen und Heulen auf; dann ſagte er zu den Wanderern, die ihm erwartungsvoll folgten: „Bleibt einen Augenblick da ſtehen, ich muß unterſuchen, ob da unten die Luft rein genug iſt für ſo unerwarteten Beſuch. Wenn Euch jemand anruft, ehe ich wiederkomme, ſo antwortet nur: ‚Vietri.‘“

Damit verſchwand er raſchen Schrittes in der Nacht und ließ die Beiden in einer keineswegs ſehr behaglichen Stimmung zurück.

Es war Richter ſchon mehrmals vorgekommen, während ſie dahin ſchritten, als habe er in der Entfernung den Klang von Schritten, ſo wie das Klirren von Waffen gehört, und jetzt, als der Fremde fortgegangen war, vernahm er dieſe Töne wieder und raſch ſich nähern. Es waren auch nur wenige Minuten vergangen, ſo ſahen ſie ſich mit einem Male von einigen wild ausſehenden, bewaffneten Männern umgeben, die nicht wenig erſtaunt zu ſein ſchienen, hier zwei Fremde zu finden.

„Werda?“ rief der Erſte, der näher trat, und ein Anderer ſetzte hinzu: „Die Loſung, oder ihr habt keine Zeit mehr zu einem Nachtgebet!“ Dabei hörte Richter das Knacken eines Gewehrhahns und beeilte ſich, das Wort Pietri auszuſprechen; auch Marietta, deren bis jetzt ſo ruhige Haltung anfing in Furcht überzugehen, ſprach dieſes Wort ebenfalls mit lauter Stimme.

„Ei, ei,“ ſagte einer der Männer, während er dicht herantrat, „was haben wir da für ein feines Stimmchen? Schaut doch her, eine allerliebſte kleine Pfeife, bei der es ſich wohl der Mühe verlohnt, den Verſuch zu machen, ob man darauf ſpielen kann.“

„He, braver Junge,“ ſagte ein Anderer, „das iſt vom Himmel gefallen wie eine wilde Mandel! Paßt auf, was ich mir aus der Schale für einen ſchneeweißen Kern ſchäle!“

Er hatte ſeine Hand nach Marietta ausgeſtreckt, allein noch ehe Richter's aufgehobener Stock auf die verwegenen Finger niederfallen konnte, klatſchte auf ſeiner Wange eine gewaltig ſchallende Ohrfeige, welche ihm Marietta, die über

der Beleidigung ihres jungfräulichen Stolzes aller möglichen Folgen vergaß, versetzt hatte.

Wer weiß auch, was geschehen wäre, denn der Getroffene, den das Gelächter seiner Kameraden in Wuth versetzte, zog sein Messer und war eben im Begriffe, auf das junge Mädchen loszustürzen, als die Stimme des Fremden plötzlich sagte: „Was sind das für Dummheiten? Schickt man Streifwachen aus, daß sie sich an Wanderern vergreifen, die das Losungswort kennen? Fort, sage ich euch!“ Und da der Andere einen Augenblick zögerte und sein blitzendes Messer nicht gleich einschob, so packte ihn der, welcher so eben gesprochen, mit einer Hand am Kragen und warf ihn seitwärts zwischen die Felsen.

„Wenn die Ohrfeige, die du erhalten hast, auch stark war, denn ihr Klang war ächt,“ fuhr der Fremde ruhig fort, „so solltest du doch wissen, daß Frauenhände nicht beleidigen können; also macht, daß ihr hineinkommt, sonst sprechen wir noch ein ernsteres Wort zusammen.“

Die Streifwache zog ihrer Wege, worauf der Fremde zu Marietta gewandt fortfuhr: „Ihr aber, Signora, könntet auch was Gescheiteres thun, als gleich zuschlagen. Opfert dem San Pantaleo eine Kerze, daß ich zur rechten Zeit dazwischen kam. He, was starrt Ihr mich so trotzig an? Ich glaube, Ihr möchtet auch mit mir Händel anfangen, wenn ich meine Finger nach Euch ausstreckte! Aber so gefallt Ihr mir, ich mag trotzige Weiber wohl leiden — doch jetzt kommt, ihr seid an eurem Ziele.“

Richter konnte sich der peinlichsten Empfindungen nicht erwehren: seine Zuversicht, ja, seine gänzlich furchtlose Stimmung war von ihm gewichen und hatte sich seit der rohen

Behandlung, die jener freche Geſelle ſich gegen Marietta zu Schulden kommen ließ, in Zaghaftigkeit, ja, in Furcht verwandelt. Wenn ſie jenen Mann, den ſie ſuchten, nicht trafen, wenn ihr Beſchützer von ſo eben auch am Ende Wohlgefallen an dem ſchönen Mädchen fand, wie ſollte er ſie vor roher Behandlung ſchützen, auch wenn er zehn Leben, wenn er ſie hätte, für ſie hingäbe? Marietta's zuverſichtlicher Muth hatte ihn zu einem Abenteuer verleitet, das er ſich jetzt in ſeinen Folgen nur auf das entſetzlichſte und ſchmerzlichſte ausmalen konnte. Daß dieſe Parteigänger der vertriebenen Königsfamilie zügelloſe Banden waren und daß ihre Art, Krieg zu führen, ſtark an das Räuberhandwerk ſtreifte, hatte er zu oft gehört, um es nicht am Ende zu glauben; wie aber Frauen hier ſchon behandelt worden waren, daran konnte er nur mit Schauder denken.

Das junge Mädchen ſchien ſeine Gedanken zu verſtehen, denn ſie drückte feſt ſeinen Arm und flüſterte ihm zu: „Unbeſorgt, Enrico, ich habe eine Ahnung, daß alles gut geht.“ —

„Da wären wir,“ ſagte der Fremde, „hier iſt der Thurm von Conca; dahin habt ihr gewollt, und wenn es euch jetzt reut, ſo iſt's zu ſpät; was eingeſchenkt iſt, muß auch ausgetrunken werden, und wer nicht verlieren will, der ſpiele nicht.“

Er pfiff leiſe, daß es klang wie das Ziſchen einer Schlange, und gleich darauf kam an der Mauer des Thurmes eine Leiter herunter, welche nach einer Oeffnung führte, die ungefähr im dritten Theile des Thurmes angebracht war. Der Fremde ſtellte den Fuß derſelben unten feſt und befahl den Beiden, dort hinauf zu ſteigen, und zwar mit

einer so gebieterischen Geberde, daß eine Weigerung unmöglich war.

Richter stieg zuerst hinauf, und als er und Marietta und einige Zeit nachher auch der Fremde durch die eben erwähnte Oeffnung in ein Gewölbe gelangt waren, zog Letzterer die Leiter nach sich und schloß die Oeffnung, indem er einen schweren Quaderstein mit einem Hebeeisen hineinhob. Dann stiegen alle Drei eine steile, enge, in der Dicke der Mauer angebrachte Treppe hinauf. Diese mündete auf eine eiserne Thür und führte in ein rundes Gewölbe, welches, den ganzen inneren Raum einnehmend, von einem dicken Pfeiler in der Mitte getragen wurde; in eisernen Haken an den Wänden steckten flammende Kienfackeln.

Die tiefe Dunkelheit draußen hatte die Augen der beiden Wanderer so verwöhnt, daß sie, so plötzlich in die Helle eintretend, einige Augenblicke brauchten, ehe sie im Stande waren, sich im Gewölbe umzuschauen; was sie aber alsdann sahen, war auch gerade nicht geeignet, ihnen große Beruhigung einzuflößen: rings umher starrten alle Wände von Waffen; Gewehre, Säbel, Pistolen, Messer waren überall aufgehängt und angelehnt, und eine große Anzahl Männer lagerten, in ihre Mäntel gehüllt, theils schlafend, theils leise mit einander plaudernd, am Boden. Einige wandten die Köpfe beim Eintritt der Fremden und schauten sie mit finstern Blicken an; ein leiser Fluch oder eine spöttische Bemerkung über Marietta schien unterdrückt zu werden durch die Gegenwart des Fremden, der hier so sicher auftrat, daß man wohl fühlte, er spiele in dieser Umgebung keine untergeordnete Rolle.

Das dachte auch Marietta, und nachdem sie beim Ein-

treten einige ſcheue, raſche Blicke rings umher geworfen, heftete ſie jetzt ihr glänzendes Auge auf den Fremden, deſſen Geſtalt und Züge ſie bis jetzt noch gar nicht hatte betrachten können, da er in ſeinen Mantel gehüllt war und auch die draußen herrſchende große Dunkelheit verbot, irgend etwas zu unterſcheiden; jetzt aber, als er in das grelle Licht der Fackeln trat, zeigten ſich ſeine Geſtalt und ſeine Züge um ſo ſchärfer und ausdrucksvoller. Er war von ausgezeichnet kräftigem Wuchſe, mehr als mittlerer Größe, aber von ſchlanker, eleganter Figur. Seine Geſichtszüge waren ſchön und edel; unter den buſchigen Augenbrauen begegneten ein paar große, glänzend ſchwarze Augen mit einem Ausdrucke von neugierigem Wohlwollen dem forſchenden, unruhigen Blicke Marietta's; die feinen Lippen waren von einem dichten, krauſen Barte umgeben, der das ganze untere Geſicht bedeckte; ſeine Kleidung beſtand aus einer Blouſe von braunem Tuche, die um den Leib durch einen ſtarken Ledergürtel zuſammengehalten war, an dem links ein Säbel, rechts eine Drehpiſtole von ausgezeichneter Arbeit hing; um den weißen Hemdkragen hatte er loſe ein rothſeidenes Tuch geſchlungen; ſeine weiten Beinkleider beſtanden aus ſchwarzem Sammt, welche in Stiefeln von weichem Leder ſtaken, die bis an die Kniee gingen und mit Sporen verſehen waren.

Dabei hatte ſeine ganze Erſcheinung etwas ſo Gebietendes und doch zugleich wieder Vertrauen Erweckendes, daß ſelbſt Don Enrico wieder freier aufathmete und ſich bemühte, dem jungen Mädchen durch einen leiſen Druck der Hand Zuverſicht einzuflößen, was aber nicht nothwendig war, denn dieſe, welche den langen Blick des Fremden nicht nur ruhig ertragen, ſondern ihm denſelben eben ſo forſchend wieder

zurückgegeben, preßte jetzt ihre Lippen auf einander, als wollte ſie ein Lächeln nicht zum Ausbruche kommen laſſen, welches in ihren Augen aufblitzte.

Der Fremde hatte ſich jetzt raſch gewändt, und nach dem anderen Ende des Gewölbes ſchreitend, ſagte er: „Damit man endlich erfährt, was euch zum Thurme von Conca geführt, folgt mir ins Nebengemach, hier iſt kein Aufenthalt für euch und keine Gelegenheit zur Erörterung.“

Dieſes Nebengemach war ein erkerartiger Anbau an dem Thurme, von dem eben beſchriebenen Gewölbe durch einen ſchweren wollenen Vorhang getrennt, den der Fremde hinter den Beiden zufallen ließ. Neben einem kleinen Tiſche, der ſich hier befand, blieb er ſtehen, ſtützte die Rechte feſt auf und ſagte in ernſtem, faſt drohendem Tone: „Und nun redet, wenn es euch gefällig iſt; wen ſuchet ihr und was wollt ihr?“

Ehe noch Richter etwas erwidern konnte, hatte ſich das junge Mädchen dem Fremden raſch einen Schritt genähert, blickte ihn feſt an und ſagte kurz und beſtimmt: „Euch ſuchen wir, Don Alonzo Chiavone; ich bin Marietta, die Tochter Eurer Schweſter bei Neapel, und bin gekommen, Euch den Wunſch meines Vaters und meiner Mutter mit den herzlichſten Grüßen auszurichten.“

Der Fremde hatte keine Miene verzogen, als das junge Mädchen ſo ſprach, doch trat er ihr jetzt einen Schritt näher, faßte ihre rechte Hand, während er mit ſeiner linken ſanft ihr Kinn aufhob, um ihr ins Geſicht zu ſchauen. Das that er aber mit einem Ausdrucke von durchdringendem Scharfſinne, ja, mit furchtbarem Ernſte, und erſt als Marietta ſeinen Blick zuverſichtlich und feſt aushielt, mil-

derte ſich der Ernſt ſeiner Züge und aus ſeinen finſteren Augen brach ein milderer Strahl hervor. Er warf noch einen langen, prüfenden Blick auf Don Enrico, der, ahnend, was ſich hier begeben würde, neben dem Vorhange ſtehen geblieben war, und rief dann mit lauter, fröhlicher Stimme: „Ich bin Alonzo und, bei San Pantaleo, du biſt die Tochter meiner guten Schweſter Annina! Das iſt unverkennbar der Schnitt ihres Geſichtes und in demſelben der ſchelmiſche Blick der heiteren Augen meines Schwagers Raſaele. Aber biſt du ein hübſches Mädchen geworden! Freilich, verſprochen haſt du immer etwas, als du noch in den Windeln lagſt mit deinem trotzigen Mäulchen und deinen hellen Augen! Ja, ja, bei San Pantaleo, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, und deßhalb haſt du auch das Herz auf dem rechten Flecke! Der Beweis dafür iſt, daß du es gewagt haſt, den Thurm von Conca aufzuſuchen, den Männer, und noch dazu muthige Männer, gern in einem Kreiſe von ein paar Miglien umgehen, daß du gekommen biſt bei Nacht und Nebel, Don Alonzo aufzuſuchen — und ſo ganz allein — — eigentlich nicht ſo ganz allein," fuhr er langſamer fort, indem er einen zweiten, noch prüfenderen Blick auf den jungen Mann warf — „nicht allein, aber ſage mir, Kind Marietta, wen haſt du da eigentlich bei dir, ich werde nicht recht klug daraus? Daß es kein Italiener iſt, das ſieht ein Halbblinder auf tauſend Schritte; iſt es vielleicht ein Bavareſe, der bei uns eintreten will? Da kommt er gerade nicht zu guter Zeit, denn ich ſtehe im gegenwärtigen Augenblicke nur noch mit einem Fuße hier und muß in den nächſten Tagen daran denken, mich hinüberzuſchwingen

nung war, blieb mit gefalteten Händen in ſeinem Winkel ſitzen, und indeſſen eilte Alfred in den Salon hinaus, um den Grafen Alfons mit wenig Worten von der vorgefallenen unangenehmen Geſchichte in Kenntniß zu ſetzen.

Glücklicherweiſe kam ihm dieſer ſchon unter der Thüre des Spielzimmers eilfertig entgegen; er hatte gerade ſeine Uhr eingeſteckt und ſagte lachend: „ich habe mich leichtſinniger und unverantwortlicher Weiſe über die Zeit verſpätet, es iſt ſchon halb Zwölf. Was wird die ſchöne Tochter der ſehr noblen Marquiſin von St. Auville von mir denken! — Aber Du machſt ja ein merkwürdiges Geſicht, Alfred — was iſt Dir begegnet? — Bereuteſt Du vielleicht, daß ich unter Deiner Firma zu dem Rendez-vous gehe? — In dem Fall trete ich Dir zu Liebe gerne zurück.“ —

Der Graf war nicht wenig überraſcht, als er von der Geſchichte erfuhr, worin ſein Freund ſo unvermuthet verwickelt worden. — „Eine Nacht, reich an Vorfällen,“ ſagte er nachdenkend, „ich möchte wohl lieber nicht dahin gehen.“

„Warum?“ entgegnete Alfred, „Du kannſt mir und der Sache nichts nützen, und es iſt wahrhaftig beſſer, daß ich vielleicht morgen beim Austauſch unſerer Erlebniſſe etwas Fröhliches, Heiteres erfahre.“

„Eigentlich haſt Du Recht,“ ſagte der Graf. „Alfons! kann ich den Wagen nehmen, oder brauchſt Du ihn ſelber?“

„Nimm' ihn auf alle Fälle,“ antwortete Alfred, „ich muß ja doch mit dem Lucceſen fahren. — Alſo auf Wiederſehen morgen früh!“

Der Graf warf im Vorzimmer, ein Liedchen ſummend, ſeinen Mantel um und eilte die glänzende Marmortreppe hinab, während Alfred in den Salon trat, um noch hie und da unbedeutende Worte zu ſprechen, und ſich alsdann unbefangener und ohne Aufſehen zu erregen entfernen zu können.

auf die andere Seite. Bei San Pantaleo und bei San Gennaro, den Schutzpatronen alles fließenden Blutes, ſie laſſen Einem nächſtens gar keine Ruhe mehr!“ —

„Gut, daß du mich daran erinnerſt, Zio Alonzo, aber ich hätte es auch ſo nicht vergeſſen; geſtern ſind ſie nach Amalfi und Salerno gefahren, ein ganzes großes Schiff voll, und haben überall Soldaten ans Land geſetzt.“

„Ich weiß das alles ſchon, liebes Kind,“ gab Chiavone zur Antwort und ſetzte hinzu, ohne ſeinen durchdringenden Blick von dem Begleiter des jungen Mädchens zu laſſen: „Aber ſtelle mir den Fremden da vor; bei unſerer guten Sache, ich muß doch wiſſen, wen ich in meinen Mauern habe; darüber gehſt du ſo leichtſinnig hinweg, wie es überhaupt die Weiber zu machen pflegen.“

„Verzeihe, Zio,“ gab Marietta zur Antwort, „daß ich dir nicht gleich ſagte, dieſes iſt Don Enrico, der bei uns im Hauſe wohnt, ein Freund meines Vaters und auch ein Freund unſeres guten Herrn, des Marcheſe Gaetano Fontana, der nach Neapel zurückgekommen iſt, nachdem er in Rom geweſen war, und den ſie nun in die Vicaria geſetzt haben. Don Enrico hat mich aus freien Stücken begleitet und hat es ſehr gern gethan, und that es, weil jeder Andere, der mich begleitet haben würde, Verdacht erregt hätte, und weil es mir auch viel lieber war, daß mich Don Enrico begleitete, als jeder Andere.“

„Hollaho,“ rief Chiavone lachend, „das geht ja im Galopp! Wenn es nur nicht durchgeht mit dir, Kind Marietta! Bei San Pantaleo, läuft da die Dirne mit einem fremden Menſchen im Lande herum, meine Nichte, die Nichte des Generals Chiavone! Gott und alle Heiligen mögen es

deiner Mutter verzeihen! Die kennt den Blick deiner Augen ſchlecht, ſonſt hätte ſie dir einen alten Capuciner mitgegeben. Was ſind das für Geſchichten? Und obendrein biſt du ja Braut, wie ich gehört habe —"

Das junge Mädchen zuckte unmuthig zuſammen.

„Braut des ganz vortrefflichen Don Nicola Brancaccio, eines elenden Hundes, den Gott verdammen möge! Willſt du dieſen Kerl wirklich heirathen, Kind?"

„Eher in den Veſuv ſpringen!" rief Marietta leidenſchaftlich.

„Aha, ich merke ſchon!" ſagte Chiavone lachend; „da haſt du deine Pilgerfahrt unternommen, um dich ſelbſt ins Gerede zu bringen und die Heirath unmöglich zu machen? Nicht ſo unklug, bei San Pantaleo!

„Nun," wandte er ſich mit einem freundlichen Kopfnicken an Richter, „da das Mädchen ſo für Euch gut ſpricht, ſo ſeid mir willkommen im Thurme von Conca! Hereingekommen wäret Ihr glücklich, aber wie Ihr wieder hinauskommt, das iſt eine andere Frage; hoffentlich habt Ihr Muth und es wird Euch nicht darauf ankommen, für ein ſolches Mädchen, wie meine Nichte, etwas zu wagen, die ſich nichts daraus macht, mit Euch ins Gerede zu kommen; bei meinem Leben, wenn Ihr ein ſolches Glück verdient, dann müßt Ihr ein ganzer Kerl ſein!"

„Hoffentlich würde ich es verdienen, General," erwiderte Richter, „wenn ſich die Sache wirklich ſo verhielte, wie Ihr geglaubt! Signorina Marietta iſt nicht mit mir von Neapel weggegangen, um mit mir ins Gerede zu kommen, ſondern um das zu vermeiden, haben wir uns erſt in Ravello getroffen; ein wichtiger Grund führt uns zu

Euch. Es gilt, meinen lieben und verehrten Freund, den Marcheſe Gaetano Fontana zu retten, der nach Neapel kam, um ſein Vermögen und ſeine Güter den räuberiſchen Händen des Advocaten Brancaccio zu entreißen, und den ſie in die Vicaria geſetzt haben, weil er in Rom war und weil ſie ihn für einen Anhänger des vertriebenen Königs halten."

„So ſagte das Mädchen vorhin," entgegnete Don Alonzo nachdenkend; „die Vicaria iſt ein feſter Ort, und wenn ſie etwas auf ihn bringen können, ſo kann's ihm ſchlecht ergehen."

„Das ſollt und müßt Ihr gerade verhüten, Zio Alonzo, deßhalb ſind wir ja hier, um Euch zu bitten, dem Marcheſe zu helfen."

„Bin ich denn Gouverneur von Neapel?" erwiderte Chiavone mit einem kurzen Lachen, „oder habe ich über Millionen zu verfügen, um ihn loszukaufen? Allerdings ſollte man ihm helfen, wenn ſie ihn wegen der guten Sache eingeſteckt haben."

„Niemand als Ihr kann das," verſetzte entſchloſſen das junge Mädchen; „ſo ſagt mein Vater und auch die Mutter, Ihr hättet Bekanntſchaften überall in Neapel und vor Eurem mächtigen Willen ſprängen auch die Thore der Vicaria auf."

„Oho!" machte Chiavone, indem er den Kopf aufwarf und dabei ſeine Rechte in den krauſen Bart vergrub. „Es iſt da drunten nicht mehr wie früher," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „und das iſt eine Sache, die überlegt ſein will. Laßt uns vor allen Dingen etwas zu Nacht ſpeiſen, guter Rath kommt über Tiſch, und darin hat dein Vater und deine Mutter ſchon Recht, wenn General Chiavone

etwas für eine gute Sache thun kann, so unterläßt er es gewiß nicht, müßte er auch seine eigene Haut zu Markte tragen."

Nach diesen Worten klatschte er in die Hände und es dauerte nicht lange, so wurde der Vorhang an der Thür aufgehoben und einer der Leute, die sich in dem Nebengemache befanden, trat herein."

„Aha, es ist mir recht, daß gerade du kommst, Carlino," sagte Don Alonzo; „schau dir dieses junge Mädchen an, nach der du deine unsauberen Finger ausgestreckt, und wenn ich dir alsdann sage, daß es meine Nichte Marietta ist, so wirst du deinem Schutzpatron, wenn du überhaupt einen hast, eine pfündige Kerze geloben und das Gelöbniß auch halten, weil du noch im Stande bist, mit ganzem Schädel einherzugehen. Jetzt hole einige Flaschen Wein und siehe, was man zu essen hat."

Der Angeredete grinst'e, was aber bei ihm ein freundliches Lächeln vorstellen sollte, und zog sich rückwärts zur Thür hinaus.

„Es ist sonst ein guter Kerl, wie die Uebrigen, die ich hier um mich habe, ein bischen rauh von Manieren und so tappig wie ein Bär, wenn er Honig wittert; aber was kann man da machen, jede Sau hat ihren Martinstag! Doch jetzt setzt euch bequem, Stühle hat's hier allerdings nicht, doch werdet ihr müde genug sein, um auch diese Holzbänke angenehm zu finden."

Alle Drei ließen sich darauf an dem grob gezimmerten Tische nieder, der von Carlino nach kurzer Zeit mit ein paar Flaschen Wein, Brod und Salami besetzt wurde.

Dabei war es fast komisch anzusehen, wie Carlino sich

bemühte, der Signora Padrona alle möglichen kleinen Aufmerksamkeiten zu erzeigen, so zwar, daß, als er hinausgegangen war, Chiavone sagte: „Der Schlag, den du ihm ertheiltest, hat ihn dir vollständig zum Sklaven gemacht."

Sie aßen und tranken mit vollem Appetit, und nachdem hierauf der General und Don Enrico ihre Cigarren angezündet, verfiel der Erstere in tiefes Nachsinnen, wobei er es nicht zu bemerken schien, daß Richter die kleine Hand Marietta's ergriff und sie so verstohlen als möglich küßte."

Nach einiger Zeit blickte Don Alonzo auf und sagte: „Ich habe mir Eure Angelegenheit ein bischen überlegt. Schwer wird es zu machen sein, aber es ist vielleicht nicht gerade unmöglich. Der Marchese kam also von Rom und war wohl früher im Auslande? Hat er einen fremden Paß?"

„Ja, einen französischen," gab Richter zur Antwort.

„Das ist schon gut. Auf der Rhede von Neapel liegt eine französische Corvette. Im Falle man ihn nun aus der Vicaria erlös'te, müßte er sich an Bord dieses Schiffes flüchten; herausgeben werden sie ihn nicht so leicht, und was seine Angelegenheit betrifft, wegen der er nach Neapel kam, so könnte er auch vom Auslande her sein Recht verfolgen. Wie Ihr da vorhin sagtet, sind die Piemontesen in Amalfi?"

„Und in Ravello."

„Infanterie oder Nationalgarden?"

„Infanterie und Bersaglieri."

Chiavone schüttelte unmuthig mit dem Kopfe. „Die

Berſaglieri ſind mir die unliebſten, weil es die bravſte Truppe iſt; wie viel können es ihrer wohl ſein?“

„Im Ganzen, wie ich hörte, ein Bataillon Infanterie und eine Kompagnie Berſaglieri.“

Chiavone blickte nachdenkend vor ſich hin und ſagte nach einer längeren Pauſe: „Ich werde mich ſchwerlich hier halten können, und es wäre Unſinn, ſo der Uebermacht trotzen zu wollen.“

„So viel ich hörte, wird eine Kompagnie Infanterie und einige zwanzig Mann Berſaglieri, die in Ravello liegen, heute gegen hier ausgerückt ſein.“

„Allerdings ſind ſie das, ich habe genaue Kundſchaft, und es ſollte mich gar nicht wundern, wenn es morgen mit dem Früheſten hier in der Umgegend losginge. Erſchrick nicht, Marietta, du wäreſt im königlichen Schloſſe zu Neapel nicht ſicherer als im Thurme von Conca; den haben die Piemonteſen ſchon oft geſucht,“ fügte er lachend hinzu, „und nie gefunden, was ſie zu finden hofften; auch dieſes Mal ſollen ſie, denke ich, das Nachſehen haben. Den größten Theil meiner Leute habe ich nach Vietri dirigirt, wo ich mich ſelbſt mit ihnen einſchiffen wollte; da ich aber noch einen Beſuch in Neapel zu machen habe,“ ſetzte er freundlich lächelnd hinzu, „ſo werde ich wahrſcheinlich über Ravello und Amalfi dorthin gehen.“

„Das wagtet Ihr, General?“

„Es wäre nicht das erſte Mal und wird auch hoffentlich nicht das letzte Mal ſein; aber Kinder, es iſt ſpät geworden, legt euch zur Ruhe, wir können morgen früh wieder einen harten Tag haben. Don Enrico bleibt hier, dort in dem Winkel ſind Schaffelle, auf denen er eben ſo ſanft liegen

wird, wie der Papst im Vatican; für dich, mein Kind, habe ich auf der anderen Seite ein kleines Kämmerchen mit einem guten Riegel, wie ihr Mädchen es gern habt; nun komm!"

Ehe Marietta dieser Aufforderung Folge leistete, reichte sie Don Enrico ihre beiden Hände, die dieser hastig ergriff und an seine Lippen führte; dann folgte sie dem General Chiavone, der schon vorausgegangen war und sie nach einem kleinen Erkerzimmer auf der anderen Seite des Gewölbes brachte, wo sich am Boden ein Strohsack mit einigen Schafsellen befand und auch die Thür mit dem versprochenen Riegel. Es war dies das eigene Schlafzimmer des Generals.

Ehe er von dem jungen Mädchen Abschied nahm, küßte er herzlich ihre beiden Augen, Marietta verriegelte ihre Thür und legte sich alsdann auf das einfache Lager, wo sie, von der Müdigkeit überwältigt, fast entschlummert war, ehe sie nur ihr Ave Maria beendigt.

Sechsundsechszigstes Kapitel.

Ein Gefecht in den Bergen.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, ehe ihre Strahlen die enge Schlucht, den finſteren Thurm, den Erker und das Lager mit glänzendem Lichte trafen, wo Marietta von den Anſtrengungen und Aufregungen des verfloſſenen Tages ausruhte. Sie ſprang auf, und es bedurfte einiger Minuten, ehe ſie ihre Erinnerungen geſammelt und ſich in ihrer eigenthümlichen, fremdartigen Umgebung hier zurecht gefunden hatte.

Nachdem ſie ſich aber aller Einzelheiten des vergangenen Tages erinnert, ſich auch vollkommen bewußt geworden, wo ſie war, und ihren Anzug einigermaßen geordnet hatte, horchte ſie an der Thür.

Alles im nebenan liegenden Gewölbe war ſtill, ehe ſie aber öffnete, blickte ſie durch das enge Gitterfenſter hinaus, durch welches die Sonne ihre Strahlen hereinwarf; auch hier ſah ſie kein lebendes Weſen, auch hier hörte ſie keinen Laut. Die Umgebung, ſo weit ſie dieſelbe überblicken konnte,

bestand aus kahlen Steinmassen, durch einander geworfenen Felsentrümmern, über denen der tief dunkelblaue Himmel eines heißen Tages lag.

Sie schob den Riegel ihrer Thür zurück und trat vorsichtig in das Gewölbe; auch hier war alles leer und still, von den Bewaffneten, die gestern diese Räume erfüllten, war nirgends mehr eine Spur zu sehen. Auf der anderen Seite bemerkte sie den Vorhang, hinter dem sie gestern mit ihrem Oheim und Don Enrico gesessen; dorthin wandte sie ihre Schritte, und als sie ihn aufhob, sah sie Richter vor sich, der beim Geräusche ihrer Schritte von seinem Lager aufgesprungen war und sich auch im Augenblicke der Gegenwart nicht recht erinnern zu können schien, dann aber, als Marietta nach einem freundlichen Morgengruße ihn auf die auffallende Ruhe und Stille des ganzen Gebäudes aufmerksam machte, mit ihr beschloß, den Ort, wo sie sich befanden, näher zu untersuchen. Im ganzen Thurme war übrigens, außer den Beiden, niemand zu sehen noch zu hören; sie fanden den Eingang, durch den sie am Abend vorher hereingeführt worden waren, verschlossen, stiegen dann mehrere enge Treppen auf und ab, die in der Dicke der Mauer nach einigen dunklen Ecken und Gewölben führten, denen ähnlich, wo sie die Nacht zugebracht hatten.

Bei einer derartigen Untersuchung fanden sie an den Wänden des runden Gewölbes, wo sie zuerst eingetreten waren, Spuren maurischer Verzierung, und unten an den Mauern noch hier und da glasirte Ziegel, deren durch einander laufende, farbige Linien ehemals eine bunte, phantastische arabische Zeichnung gebildet hatten. Auch was sie von der Bauart der Fenster und Schießscharten sahen, zeigte

ſich in arabiſchem Bauſtil, und ſo war denn kein Zweifel daran, daß ſie ſich in einem von den Sarazenen erbauten Thurme befanden. Nach langem Suchen fand Richter eine kleine Treppe, welche ihn und Marietta oben auf die Zinnen des Thurmes führte. Damit hatten ſie nun zwar das helle Tageslicht und den blauen Himmel, ſo wie einen Ueberblick der unwirthbaren Schlucht erlangt, aber weiter nichts; alles war öde und kein lebendes Weſen zu ſehen; nur ein paar Raubvögel zogen ihre Kreiſe in der dunkelblauen Luft, bald höher, bald tiefer, und wenn ſie ſich dem Rande des Felſenkeſſels näherten, ſo trafen einzelne unheimliche Töne das Ohr der ängſtlich Lauſchenden und unterbrachen die Todtenſtille.

Als ſie von oben herabſahen, bemerkten ſie, daß der Thurm früher zu einem größeren Gebäude gehört haben mußte, doch war dieſes bis auf ein paar ſtehengebliebene Säulen, die durch einen zierlichen Bogen in Hufeiſen-Form zuſammengehalten waren, und wenige Mauerreſte in Trümmer geſunken, wahrſcheinlich mit Gewalt zerſtört worden, bei welcher Gelegenheit man den Thurm vielleicht als Warte erhalten hatte.

An einer Seite ſtand derſelbe ſo nahe an der Felſenwand der Schlucht, daß Richter bemerkte, wenn es gälte, zu entkommen, würde es am Ende wohl möglich ſein, vom Mauerkranze hier oben auf einen der Abſätze zu ſpringen, der ſich der Wand des Thurmes am meiſten näherte. Hier befand ſich ein kleines Erkerthürmchen, das wie ein Schwalbenneſt zwiſchen die Zinnen hineingeklebt ſchien und an dem eine Vorrichtung angebracht war, welche einer ſchmalen Zugbrücke glich, um vermittels ihrer die gegenüberliegenden

Die Polin saß da, im vollen Glanze ihrer Schönheit, neben der armen jungen Frau aus Neapel, lachte und plauderte mit einigen jungen Herrn, und man sah es ihr durchaus nicht an, daß sie noch vor Kurzem Ursache geworden, daß ein paar hier sehr wohlbekannte Männer nach ein paar Stunden im Begriff waren, ihr Blut, vielleicht gegenseitig, für sie zu vergießen. —

Alfred bestieg mit dem Luccesen dessen Wagen und Beide fuhren nach einem entfernteren Stadttheile, wo Letzterer seine Wohnung hatte, ein mächtiges, finsteres Gebäude mit fünf Stockwerken, die nach der Straße zu öde und todt erschienen; nur im Hofe bemerkte man in den verschiedenen Etagen hie und da noch ein Licht.

Der Luccese wohnte im zweiten Stock, ein alter Diener öffnete schweigend die Vorthüre und geleitete nach einem tiefen Bücklinge den Herrn und seinen Gast nach einem großen Zimmer, schwach erhellt und durch ein kleines Feuer im Kamin mäßig erwärmt. Die Einrichtung dieses Gemachs war nicht ärmlich, aber auch nichts weniger als comfortable. Es war den bescheidenen Ansprüchen gemäß, welche ein Italiener im Winter an sein Zimmer, namentlich an ein Zimmer in der Fremde, das er für kurze Zeit bewohnt, zu machen pflegt. Den Steinboden bedeckte vor dem Sopha und dem Tische ein nicht sehr großes und dünnes Stückchen Teppich, die Vorhänge, welche sonst an den Fenstern waren, hatte man hinweggenommen, denn es war in dieser Jahreszeit ja nicht nothwendig, der Sonne den Eintritt zu verwehren. Daß Einen dagegen die schwarzen Scheiben bei Nacht unfreundlich und unheimlich anblicken, solche Kleinigkeiten fühlen die Italiener im Allgemeinen nicht.

Der alte Diener stellte ein paar Kerzen auf den Tisch, welche das große Zimmer nur spärlich beleuchteten; von Erleuchtung war keine Rede, und die Finsterniß, aus der Nähe

Felsen zu erreichen. Als Richter in der Hoffnung, etwas zu finden, um diese Zugbrücke bewegen zu können, das Thürmchen umschritt, sah er auf der anderen Seite in eine Mauerecke geschmiegt, und zwar so, daß seine Beine über den Mauerrand herabhingen, Carlino sitzen, der beschäftigt war, ein Stück Brod und Speck zu frühstücken und ihn pfiffig lächelnd von der Seite anblickte; seine Büchse hatte er auf den Knieen liegen und ein paar Pistolen im Gürtel stecken.

Marietta, die ebenfalls herbeikam, sagte: „Du hättest auch wohl zum Vorschein kommen können, als du uns auf der anderen Seite sprechen gehört," worauf Carlino langsam seinen Kopf schüttelte und nach einiger Ueberlegung sagte: „Dazu hatte ich keinen Befehl, und mehr zu thun, als mir befohlen, könnte mich mit dem Sir Generalo in Unannehmlichkeiten bringen, die man gern vermeidet."

„Und was ist dir befohlen?" fragte Richter.

„Hier zu sitzen und dort drüben auf die Felsenspitze zu sehen; von da erhalte ich ein Zeichen, ob ich die Brücke herablassen soll oder nicht."

„Und was wurde dir wegen uns befohlen?"

„Wenig auf eure Fragen zu antworten und euch zu ersuchen, wenn ihr Hunger und Durst hättet, von dem Weine zu trinken und von dem Brode zu essen, das drunten auf dem Tische steht."

„Wer kann in der Frühe Wein trinken?" sagte Marietta verächtlich; „kannst du mir irgend ein Glas Wasser verschaffen? Dort drüben in dem Felsen hat's eine wunderbare Quelle, laß die Zugbrücke herab, daß wir hingehen können."

„Geht nicht an, ich käme in ſchöne Geſchichten!“

„So gehe du und hole mir friſches Waſſer, ich will es bei meinem Oheim verantworten.“

„Es geht nicht an, die Verantwortung könnte zu ſpät kommen, um mir 'was zu nutzen; doch geduldet euch nur, ich erhalte ſicherlich mein Zeichen und wahrſcheinlich von ihm ſelber, dann könnt ihr mit ihm reden, ob ihr hinaus dürft. Doch horch! Habt ihr nichts gehört?“

Richter hatte wohl etwas vernommen wie den ſchwachen Ton eines Hornes, und gleich darauf etwas wie einen weit entfernten, dumpf klingenden Trommelwirbel.

„Aha,“ meinte Carlino, „es wird früher losgehen, als wir es uns gedacht.“

„Und was wird geſchehen?“ fragte das junge Mädchen ängſtlich.

„Nun, ein bischen auf einander ſchießen, zum Handgemenge wird er es wohl ſchwerlich kommen laſſen, denn das Ganze iſt nichts wie ein Scheingefecht, um den Unſrigen einen ruhigen Abzug zu gewähren; an dem Thurme hier werden ſie ſich ihre Schädel einrennen.“

„So werden wir hier eine Belagerung aushalten?“ fragte Richter mit flammendem Blicke, doch ſetzte er hinzu, als er das Erſchrecken und den vorwurfsvollen Blick des jungen Mädchens ſah: „Ich wünſche das gerade nicht, liebe Marietta, aber wenn es ſo käme, würde ich mich freuen, beinem Oheim zur Seite ſtehen zu können.“

„Und was würde bei einer Belagerung aus uns?“ fragte Marietta den Soldaten.

„Dafür laßt nur den Sir Generalo ſorgen; den Thurm von Conca können ſie belagern und nehmen, aber dabei

werden sie von uns nicht viel zu sehen kriegen. Doch schaut dort nach der Felsenspitze, da ist er selbst."

Richter blickte nach der Richtung hin, die Carlino bezeichnete, und sah jetzt eine Art Fußpfad, der in vielen Windungen, an manchen Stellen auf in den Felsen gehauenen Stufen sich an der Steinwand hinaufzog, und jetzt erschien oben am Rande derselben jemand und rief mit dem Hute winkend einen Gruß hinunter.

„Es ist Don Alonzo," rief Marietta, „er kommt zu uns!"

Und so war es auch. Sie sah Chiavone eilig den Pfad herabsteigen, und bald stand er ihnen gegenüber auf dem Vorsprunge und rief: „Gewiß hast du schon tüchtig auf mich gescholten, Kind Marietta, daß ich mich heute früh davon machte, ohne dir guten Morgen gesagt zu haben, aber es ging nicht anders, ich muß überall sein, um nachzusehen. Dieses Mal," fuhr er lachend fort, „haben sie mir alle Wege abgeschnitten und handeln jetzt wahrscheinlich schon um das Fell des Bären, aber, bei San Pantaleo! Sie sollen meine Tatzen fühlen und dann doch noch das leere Nachsehen haben. Hast du schon gefrühstückt, Kind?" fuhr er fort.

„Carlino bot mir Wein an, aber dazu konnte ich mich nicht entschließen."

„Ja, Signorina, Kaffee und Chocolade gibt es bei uns nicht."

„Aber doch wohl frisches Wasser dort oben von jener kleinen Quelle, die man hier rauschen hört?"

„Ah, dort willst du deinen Durst und deine Neugierde löschen? Möchtest wohl ein bischen ins Thal hinabschauen?

Meinetwegen! Da ich weiß, daß du muthig und folgsam bist, so will ich dich mit deinem Begleiter ein wenig hinauslassen."

Er winkte Carlino, und dieser sprang auf, zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete das Schloß, welches die Kette hielt, an der jenes zugbrückähnliche Gerüst befestigt war, ließ dieses nieder und zeigte grinsend auf die schwankende Brücke, während Chiavone sie aufforderte, rasch herüberzukommen.

Marietta stand einen Augenblick unschlüssig, die jähe Tiefe und den schwankenden Steg betrachtend.

„Was, Kind Marietta, bist du am Ende doch furchtsam? Laß doch sehen, ob dein Füßchen so sicher und fest auftritt, als dein weißes Händchen zuschlägt! Oder soll ich dich herübertragen? Warte!"

Ehe er aber noch ausgeredet hatte, war das junge Mädchen leicht und rasch über den Steg geeilt und sagte lächelnd: „Ich glaube, daß mancher Mann sich beim ersten Male eine Sekunde bedächte."

„Bei San Pantaleo, du hast Recht und bist eine wackere Dirne; ich habe manchen beherzten Burschen gesehen, der hier stutzte, und nicht nur zum ersten Male, ja, es gibt manche, die eben so gern ins tollste Feuer zurückkehren, als den Lustsprung machen; doch schau, dein Begleiter macht dir alle Ehre!"

Richter, der dem Zwiegespräche zugehört, betrat festen und langsamen Schrittes die gefährliche Brücke und schaute in die furchtbare Tiefe, über die er hinschritt.

„Mich freut Euer Wort, General," sagte er, „und es käme jetzt nur auf Euch an, mich mit einer Büchse zu be-

waffnen und mitgehen zu laſſen, ich glaube, ich würde Euch keine Schande machen."

„Davon bin ich überzeugt," gab Don Alonzo mit einem herzlichen Blicke auf das junge Mädchen zur Antwort, „ich kenne das Blut der Chiavone; Marietta würde Euch nicht gewählt haben, wenn es anders wäre. Doch um hier zu fechten, muß man alle Schleichwege ganz genau kennen; wir, die hier auf jedem Pfad und in jeder Schlucht zu Hauſe ſind, werfen uns zehnmal auf ihre langen, anrückenden Colonnen, und kehren eben ſo oft, ohne daß ſie uns erreichen können, in das ſichere Verſteck zurück. Aber jetzt kommt! Dort droben iſt die Quelle und etwas höher ſollt ihr auch einen Blick in das Valle di Tramonte werfen, von wo ſie heranziehen."

Don Alonzo folgend, der ihnen auf dem mühſamen Pfade raſch voranſchritt, erreichten ſie den Rand des Felſenkeſſels und gingen dann noch einige Minuten in einer höher liegenden Schlucht fort bis an eine Stelle, wo ſie ſich etwas erweiterte und wo eine Quelle zwiſchen Felſen hervorquoll und Moos und Gras ringsum ernährte.

„Da, trinkt!" ſagte Chiavone raſch, dann richtete er ſich in die Höhe und horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit. „Bei San Pantaleo," rief er, „es geht wahrhaftig ſchon los!" Denn drunten aus dem Thale herauf klangen die Hörner lauter, hörte man den Trommelwirbel beſſer und einige Schüſſe deutlicher.

„Jetzt hört mich an," rief Chiavone, „und befolgt meine Worte wie ein Evangelium, denn ſonſt würde es Unglück geben. Da vor uns ſeht ihr eine Felſenſpitze, bis dahin dürft ihr gehen und hinabſchauen; bleibt aber nur ſo lange,

bis die Schüſſe näher klingen, oder noch beſſer, bis ich euch einen von meinen Leuten hinaufſchicke. Ihr, Don Enrico,“ wandte er ſich an den jungen Mann, „haftet mir für Marietta; ſie ſoll hinter der Felſenſpitze bleiben, und auch Ihr thut wohl daran, wenn Ihr Euch nicht oben hinauf als Zielſcheibe ſtellen wollt; ich habe Urſache, unſeren Freunden von San Antonio zu mißtrauen, ſie könnten auf Pfaden, die nur Einheimiſchen bekannt ſind, ein Dutzend Berſaglieri da drüben in die Schlucht führen, und dieſe Kerle ſchießen wie die jungen Teufel. Alſo auf Wiederſehen — doch, bei San Pantaleo!“ rief er, ſich nochmals umwendend, „es wäre beſſer, wenn Ihr in den Thurm zurückgingt, ich fühle einen Druck auf dem Herzen, der mir nichts Gutes weiſſagt; gehe hinein, Marietta, und ſei nicht kindiſch.“

„Nur einen Augenblick laß uns dort hinauf, Zio Alonzo,“ bat das junge Mädchen. „Haſt du nicht ſelbſt geſagt, in mir wäre das Blut der Chiavone? Eigentlich ſollte ich von dir ein Gewehr verlangen, daß ich mitziehen könnte.“

Ihre Augen leuchteten, als ſie das ſagte, und der trotzig geöffnete Mund zeigte die ſchneeweißen Zähne.

„Du biſt eine tolle Dirne — San Pantaleo ſtehe dir bei!“ ſagte Chiavone, indem er davoneilte. „Aber bleibt nicht zu lange da oben, denn ſie dringen raſch vor,“ rief er, während er in der Schlucht verſchwand, noch einmal zurück.

Marietta konnte ſich nicht verhehlen, daß ihr Herz heftiger klopfte, als ſie mit Richter an die bezeichnete Felſenſpitze trat. Welch auffallenden Gegenſatz bildete das, was ſie hier ſah, mit der beſchränkten Stille, Einſamkeit und Ver-

borgenheit des kleinen Thales, in dem die Quelle rauschte und von welchem sie sich nur wenige Schritte entfernt hatten! Zu ihren Füßen öffnete sich das Valle di Tramente, ein üppiges Thal mit dichtbelaubten Kastanienbäumen, immergrünen Eichen, die Ränder der anfänglich steil abfallenden Schlucht mit riesigen Aloestauden bedeckt, deren stachliche Blätter von bläulich-grüner Farbe hell abstachen zwischen den dichten Gebüschen von Ginster, Myrthen, Lorber und Rosmarin; die Felsen, welche von hier terrassenförmig abfielen, waren mit verfallenen Thürmen und Castellen gekrönt und lagen schwarz auf den grauen Steinwänden, zwischen deren Spalten üppiges Grün hervorwucherte und ihnen eine malerische Färbung verlieh. Auch Klöster und Ortschaften sah man auf steilen Höhen in wilder Felseneinsamkeit weiß hervorleuchten aus üppigem Weinwuchse und schattigen Kastanienhainen, und weit von ihnen war alles das begrenzt durch den blitzenden, schimmernden Gürtel des unendlichen Meeres.

Zu einer andern Zeit hätte Richter entzückt dieses Panorama betrachtet, jetzt aber blickte er ernst, fast besorgt hinab; denn wie Chiavone schon gesagt hatte, näherte sich das Schießen auffallend rasch und folgte beinahe ununterbrochen auf einander; auch bemerkte man zwischen dem Grün des Thales hin und her eilende Gestalten und sah das Blitzen von Waffen im Sonnenlicht; der Rauch der Flintenschüsse, der die Stellungen der fechtenden Parteien anzeigte, stieg gerade in die Höhe und bildete einen förmlichen Nebel über der Blättermasse.

Richter konnte sich nicht enthalten, auch an Herrn von Marlott zu denken, mit dem er getrunken und geplaudert

und der ihm nun feindlich gegenüber ſtand. Wie ſehnlich hätte er ein Gewehr gewünſcht, um mit hinabeilen zu können, denn das Tönen der Hörner, das Knallen der Gewehre und wildes Geſchrei, das man zuweilen von drunten vernahm, regten ſein Blut auf und erhitzten ſeine Phantaſie. Wenn er auch, der Mahnung Chiavone's eingedenk, nicht auf die äußerſte Felſenſpitze trat, ſo ſtrebte er doch an ihrer Spitze ſo weit vorwärts, wie es ihm möglich war, und ſtand nun dicht an einem Abhange, der, aus leichtem Gerölle beſtehend, vielleicht fünfzig bis ſechszig Fuß ziemlich ſteil hinabführte auf eine von Felſen gebildete Terraſſe, welche ſeitswärts das Valle di Tramonte überhing.

Näher und näher kamen die Schüſſe und der Lärm, und man erkannte jetzt deutlich die Leute Chiavone's, die, nachdem ſie, hinter Steinen und Bäumen gedeckt, auf die vordringenden Piemonteſen geſchoſſen, den Befehlen ihres Anführers gehorchend, langſam gegen die Anhöhe zurückwichen; heller blinkten die rothen Epauletten der Piemonteſen zwiſchen dem grünen Laube hervor, und rechts und links ſah man der Infanterie um hundert Schritte voraus die flatternden Federbüſche der Berſaglieri.

Richter hatte mit der linken Hand den Felſen erfaßt, um ſich an dem jähen Abhange, den er betreten, halten zu können, nachdem er Marietta zugerufen, er hielte es jetzt an der Zeit, ſich nach dem Thurme zurückzuziehen. Vorher hatte er kein Wort mehr mit dem Mädchen gewechſelt, ſo ſehr war er in Anſpruch genommen von der Kampfſcene, die ſich zu ſeinen Füßen entwickelte, und wer je in gleichem Falle war, wird es begreiflich finden, daß er mit hoch-

klopfendem Herzen, mit leuchtendem Blicke schwer athmend hinunterschaute.

In diesem Augenblicke eilten einige Leute Chiavone's die Schlucht herauf und winkten schon von fern den Beiden zu, sich nach dem Thurme zurückzuziehen, andere folgten ihnen, Einer mit verbundenem Arme, ein Anderer mit blutigem Kopfe.

„Bei San Gennaro, es ist heiß hergegangen!" rief dieser, indem er sich das Blut von der Stirne wischte; „aber wir sind ihnen nichts schuldig geblieben."

Wieder Andere eilten die Anhöhe herauf, und Einer, der sein Gewehr in der linken Hand trug, sagte: „Es ist nur gut, daß ich meinen Streifschuß nicht ans Bein bekommen habe, sonst würde mir unsere Brücke Mühe machen."

„Komm, Enrico!" sagte jetzt Marietta in ängstlichem Tone, „es ist Zeit, daß wir diesen Ort verlassen;" sie wandte sich etwas um den Felsen herum, neben dem Richter stand; ehe dieser aber ein Wort gehört zu haben schien und eine Antwort gab, stieß das junge Mädchen einen gellenden Schrei aus und war eben im Begriffe, vorwärts gegen den Abhang hinzustürzen, als sie sich von einer kräftigen Faust erfaßt fühlte und die rauhe Stimme Carlino's erkannte, der ihr zurief: „Zurück, Signorina, wenn Euch Euer Leben lieb ist!"

„Laß mich, laß mich!" rief das junge Mädchen in verzweiflungsvollem Tone.

„Nur keine Kindereien!" fuhr der Soldat fort, indem er sie mit starker Hand zurückzog; „da drüben ist es nicht mehr geheuer, seht Ihr dort den Dampf, keine hundert Schritte mehr von hier, und da — habt Ihr je eine Büch-

ſenkugel ſo nahe aufſchlagen ſehen, wie dieſe? Die ging keinen Schuh breit von Eurem Kopfe weg. Da drüben haben ſich Berſaglieri hingeſchlichen, und wir haben, bei San Gennaro, keinen Augenblick mehr zu verlieren. Kommt, ſage ich! Bei San Gennaro, ich muß Gewalt brauchen, und wenn Ihr auch wieder zuſchlagt, wie geſtern."

Damit faßte er das ſich heftig ſträubende und laut weinende Mädchen gewaltſam am Arme feſt und riß ſie hinter den Felſen.

Und wohl keine Sekunde zu früh, denn in der nächſten flogen zwei Büchſenkugeln nach der Stelle hin, wo die Beiden eben noch geſtanden. Es war, wie Carlino geſagt: nur durch eine ſteile, obgleich nicht ſehr tiefe Schlucht getrennt ſah man drüben die Berſaglieri herumklettern, ſich hier und da hinter einem Baume oder einem Steine verbergen, um herüber zu ſchießen auf die einzelnen davon eilenden Leute Chiavone's, die eilig dem Thurme zuſprangen.

Jetzt hörte man auch die gewaltige Stimme Don Alonzo's ſelbſt, der mit einer Leichtigkeit den Abhang heraufſprang, als habe er ebenen Boden unter den Füßen, und dabei jeden Baumſtamm, jeden Steinblock zur Deckung benutzte.

„Bei San Pantaleo!" rief er, „was macht ihr hier noch außen? Steht es ſo um meine Befehle?"

„O, Sir Generalo," rief Carlino, „ich habe ſie nur mit Anwendung aller meiner Kraft hinter den Felſen gebracht, wo ſie vor der Hand ſicher iſt."

„Und warum das, Signorina?" fragte Chiavone in ſtrengem Tone; „wer bei mir iſt, muß gehorchen!"

„Dort, dort!" rief Marietta in verzweiflungsvoller Angſt; „dort iſt er hinabgeſtürzt!"

des Tiſches vertrieben, ſchmiegte ſich in die fernen Ecken des großen Gemaches, breitete ſich am Boden aus und fuhr hoch an die dunkle holzgetäfelte Decke empor.

Der Lucceſe hatte ſich in einen Stuhl neben dem Sopha geworfen, auf welchem Alfred Platz genommen. —

„Briefe, Signor!“ ſagte der alte Diener, und legte zwei Schreiben auf den Tiſch. „Das eine ſcheint mir ein Geſchäftsbrief; — das andere iſt von Haus,“ ſetzte er leiſer hinzu.

„Gut!“ ſagte der Lucceſe und ſpielte mit dem letzten Schreiben; „Du kannſt gehen.“ —

„Ich bin ſo neugierig!“ ſprach der alte Mann, „verzeihen Sie mir, aber ich wäre gewiß wahrhaftig nicht ſo neugierig, ich möchte ja nur fragen, wie es zu Haus ſteht.“

Der Italiener warf ſeinem Diener einen ſonderbaren Blick zu, dann riß er das Couvert ab und reichte den Inhalt deſſelben ſeinem Diener hin, der das Blatt ſeufzend entfaltete. Der Lucceſe ſtützte den Kopf auf beide Arme und verſank in tiefes Nachſinnen, das noch fortdauerte, nachdem der Diener den Brief ſchon lange geleſen und erſt aufhörte, als er das Blatt auf den Tiſch niederlegte, wodurch ein kleines Geräuſch entſtand. Der Italiener fuhr empor und blickte fragend in die Höhe.

„Alles wohl!“ ſagte der alte Mann. — „Sonſt aber —“

„Die alten Geſchichten!“ fiel ihm der Lucceſe finſter in's Wort, „ich ſoll zurückkommen, ein gehorſamer, fügſamer Gatte, ein ſuperber Schwiegerſohn ſein.“

„Die Schwiegermamma ſind nach Nizza abgereiſt,“ ſagte leiſe der alte Diener.

„So? — Ei das wäre? — — Pah! — Mir gleich viel! — leider gleich viel! — Hätte ſie das vor vier Wochen gethan, — ſo wäre ich vielleicht — aber geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern! — — Ja, ja, vor vier Wochen, vor vierzehn Tagen, vor acht Tagen, ja vor zwei Stunden fühlte ich noch

„Wer denn?“

„Don Enrico; er trat zu weit vor, um besser sehen zu können.“

„Der Narr, das ist seine eigene Schuld!“ sagte heftig Don Alonzo; „warum folgte er dem nicht, was ich ihm befahl — traf ihn eine Kugel?“ .

„Ich weiß es nicht,“ jammerte das junge Mädchen; „als ich ihn zurückrufen wollte, sah ich ihn taumeln und dann hinter dem Abhange verschwinden.“

Chiavone bog sich um den Felsen herum und warf einen raschen Blick auf die gegenüberliegende Schlucht, wo man die Versaglieri langsam die Thalwand hinabklettern sah; dann winkte er Carlino, der nun den Arm Marietta's los ließ und behende und unhörbar wie eine Schlange um das Felsstück herumkroch, der Stelle zu, wo Richter gestanden.

Nach ein paar Sekunden kam er zurück und sagte mit leiser Stimme: „Da ist nichts zu machen.“

„Sie haben ihn erschossen?“ fragte Don Alonzo, während Marietta, mit starrem Blicke die Antwort erwartend, neben Carlino in die Kniee sank.

„Nicht erschossen, aber mir scheint, sie trafen ihn an die Schulter, und durch die Gewalt des Schusses verlor er das Gleichgewicht und rollte hinunter — verdammt ungeschickt, er fiel gerade zwischen die Piemontesen hinein, und sie haben ihn; es möchte ihm schon gleich schlimm ergangen sein, wenn ihn nicht zufälliger Weise ein Offizier beschützt hätte.“

„Verflucht!“ rief Chiavone; doch wie um sich selbst gefühllos zu machen bei dem Jammer des jungen Mädchens, setzte er in rauhem Tone hinzu: „Meine Schuld ist es nicht, bei allen Heiligen! Wer heißt ihn auch, sich da draußen hin-

ſtellen und ſich ganz gegen meine Befehle zur Zielſcheibe machen? Doch iſt jetzt hier keine Zeit zu klagen und zu weinen, ſehen wir, daß wir unſere eigene Haut retten. Sei vernünftig, Marietta, noch iſt nicht alles verloren. Iſt er doch unbewaffnet und kann doch jedes Kind ſehen, daß er nicht zu uns gehört. Fort jetzt, ehe die da drüben näher kommen!“

Es war die höchſte Zeit, denn einzelne der Berſaglieri ſah man ſchon an der diesſeitigen Thalwand der Schlucht emporklettern. Chiavone beugte ſich raſch nieder, hob das mit gefalteten Händen am Boden knieende Mädchen in die Höhe, nahm ſie mit Rieſenkraft in ſeine Arme und trug ſie eilenden Laufes dem Thurme zu. Dort am Rande der Felsſchlucht ſtreckten ſich ihm die Hände mehrerer ſeiner Leute entgegen, um ihn mit ſeiner Laſt zu unterſtützen, und ſo gelangte er feſten Schrittes über die ſchwankende Brücke, hinter ihm Carlino, der den leichten Steg emporriß und diesſeits an ſeine Ketten befeſtigte.

Marietta blickte mit ſtarrem Auge düſter vor ſich hin, ſchluchzte zuweilen tief auf, folgte aber, ohne ein Wort zu ſagen, wie willenlos, als Chiavone befahl, ſie hinab in das untere Gewölbe zu bringen.

Laut erſchallten jetzt die Hörner und Trommeln rings um den Thurm, und bald erſchienen die Piemonteſen von allen Seiten, voran die Berſaglieri, oben auf der Höhe, um, wie ſie hofften, zugleich mit den Parteigängern des vertriebenen Königs in den Thurm bringen zu können. Doch ſtutzten ſie an der jähen Tiefe und auch an dem Gewehrfeuer, welches die Leute Chiavone's hinter den Zinnen des Thurmes

und aus den Schießscharten unterhielten, und wichen zurück, um hinter Steinen und Bäumen Deckung zu finden.

Der General selbst war von der Plattform des Thurmes verschwunden, und jetzt erschien einer seiner Leute, neben der Zugbrücke einen weißen Lappen hin- und herschwingend, der als Parlamentär-Fahne dienen sollte.

Da auch in diesem Augenblicke das Feuer aus dem Thurme aufhörte, so verstanden die Piemontesen sogleich, daß die Besatzung zu unterhandeln wünschte, und ein Offizier der Versaglieri trat furchtlos bis an den Rand der Schlucht. Der mit der weißen Fahne rief hinüber: „Wie Ihr seht, sind wir hier in diesem Thurme eingeschlossen, unser dreißig, die Meisten unverwundet, aber gut mit Waffen und Schießbedarf versehen; will man uns mit Zurücklassung der letzteren freien Abzug bewilligen, so wollen wir die Zugbrücke niederlassen und Euch den Thurm übergeben."

„Ich habe darüber nicht zu bestimmen," rief der Offizier der Versaglieri herüber; „unten bei der Infanterie kommandirt ein höherer Offizier, doch will ich einen meiner Leute hinabschicken und Befehle einholen lassen, obgleich ich euch zum Voraus sagen kann, daß nur eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade angenommen werden wird. Haltet euch aber so lange ruhig."

„Daran soll's nicht fehlen," erwiderte der im Thurme, indem er den Stock mit dem weißen Lappen neben sich lehnte. „Aber sprecht ein gutes Wort für unseren Vorschlag, der nicht gemacht worden wäre, wenn der General da wäre."

„So ist Chiavone nicht in Thurme?"

„Leider nein! Er fiel drunten im Thale zu Anfang des Gefechtes. Wenn Ihr Euch dort umsehen wollt, so müßt

Ihr ihn finden bei einem Muttergottesbilde, das zwiſchen drei alten Kaſtanienbäumen ſteht."

Der Offizier der Berſaglieri ſprach hierauf emſig mit zweien ſeiner Leute, die darauf ſeitwärts auf einem ſchmalen, halsbrechenden Pfade in die Schlucht hinabkletterten.

Während ſich dies oben begab, hatte Chiavone in dem unteren großen Gewölbe Marietta mit freundlichen Worten aufzurichten geſucht und ihr tröſtend geſagt, wie er der Anſicht ſei, daß ihrem Begleiter nichts beſonders Schlimmes zuſtoßen würde, obgleich er im Inneren dieſer Anſicht nicht war. „Sie werden ihn ſcharf ins Verhör nehmen," fuhr er fort, „und nach Neapel ſchicken, wo ſeine Freunde ſchon ſeine Unſchuld beweiſen werden. Deßhalb ſei muthig, Marietta, kämpfe deinen Schmerz nieder und folge mir; wir haben noch einen ziemlich beſchwerlichen Weg vor uns, um aus den Händen der Piemonteſen zu kommen, die uns ſchon als gute Beute betrachten, welche ſie nur zu ergreifen brauchen. Komm, ſei vernünftig, Kind!"

Sie nickte ſchweigend mit dem Kopfe, ohne ſich aber von der hölzernen Bank zu rühren, auf welche ſie niedergeſunken war. Dort ſaß ſie, die Hände in ihrem Schooße gefaltet, den Körper vorn übergebeugt, faſt als wolle ſie den Thränen zuſchauen, die langſam aus ihren Augen tropften.

„Komm, Marietta!"

„Er iſt mir zu Liebe in ſein Unglück gegangen," flüſterte ſie, „ja, ja, in ſein Unglück, denn wenn ſie ihn noch nicht erſchoſſen haben, ſo werden ſie's nächſtens thun — vier— und—zwan—zig — Stunden — geben — ſie — Friſt — ſo — hat man — mir — geſagt — und — ſelbſt — der König — könne nicht — begnadigen — ſelbſt — wenn —

er wollte, — und warum sollte er wollen — was geh' ich ihn an — und Don — Enrico?

„O, Zio Alonzo," fuhr sie laut jammernd fort, indem sie ihre gefalteten Hände emporhob, „das ist ein großes, großes, großes Unglück, und ich kann es mir nie vergeben, daß ich schuld daran war! Was wird der Vater dazu sagen und die Mutter, und was sein Freund, unser armer Herr!"

Chiavone war mit sichtbaren Zeichen der Ungeduld an die Schießscharte, welche zum Fenster diente, getreten, schaute aufmerksam hinaus und sagte alsdann zurücktretend: „Kind, sei vernünftig und höre mich ruhig an; ich habe mich gestern nicht geweigert, dem gefangenen Marchese zu helfen, der mich im Grunde sehr wenig angeht; glaubst du denn, daß ich für deinen Begleiter, der leider deinem Herzen näher steht, als gerade nothwendig ist, nicht auch thun werde, was in meinen Kräften? Aber um helfen zu können, muß man handeln, und wenn du hier sitzen bleiben willst, statt mir zu folgen, und unnütze Thränen vergießen, statt mich anzuhören, wie es einem muthvollen Mädchen geziemt, so muß ich eben die Sache gehen lassen, wie sie geht."

„O, Zio Alonzo, bei der Madonna del Carmine beschwöre ich dich, ist denn noch Hülfe möglich? Sage mir die Wahrheit."

„Warum sollte sie nicht möglich sein? Bei San Pantaleo, ich will thun, was in meinen Kräften steht, aber du mußt meine Faust nicht lähmen; fasse Muth, Marietta, und folge mir! Ich muß dich und diese braven Leute hier in Sicherheit bringen, denn das wirst du doch einsehen, wenn wir hier wie in einer Mäusefalle gefangen sitzen bleiben, so

bin ich nicht im Stande, weder für den Marcheſe noch für den Anderen etwas zu thun — —“

Dies war der Augenblick, wo das Schießen plötzlich aufhörte, und alle Bewaffnete, welche ſich im Thurme befanden, kamen die enge Treppe herunter und verſammelten ſich im Gewölbe um ihren Anführer.

„Pietro hat es ihnen geſagt,“ wandte ſich Carlino an den General, „wie alles, was Ihr befohlen; Ihr läget drunten erſchoſſen in der Schlucht und wir verlangten freien Abzug ohne Waffen.“

„Den ſie nicht bewilligen werden,“ antwortete Chiavone, „worauf ich rechne. Hört mich an: Unſere Leute unter Scaretti und Mobelo ſind in Sicherheit, und auch wir werden es bald ſein; eure Waffen leget drunten am bekannten Orte ab, Pietro wird die vorhandenen Gelder unter euch vertheilen. Zerſtreut euch in die Berge und harrt für unſere gute Sache aus, bis ihr wieder von mir hört. Vergeſſet aber nicht, ſo viel als möglich auszubreiten, daß Chiavone erſchoſſen ſei, Einer oder der Andere muß ſagen, er habe mich ſelbſt geſehen; du, Franceſco, nimmſt hier meinen Säbel und läßt ihn morgen oder übermorgen bei den bezeichneten drei Kaſtanien zufällig finden. Ihr alle,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „werdet mir das Zeugniß geben, daß ich für euch gethan, was in meinen Kräften ſtand, und daß ich mein Leben hundert Mal Preis gab, um das eure zu beſchützen. Glaubt auch eurem Führer, daß ich mich nach dem Augenblick ſehne, der uns wieder vereinigen ſoll; San Pantaleo und Conca ſoll die Loſung ſein, unter der wir uns wieder finden werden. Und nun lebt wohl!“

Er reichte den Nächſtſtehenden ſeine Hände, und auch

die Uebrigen drängten sich herzu, um wenigstens sein Kleid zu berühren, ehe sie auf der Fortsetzung der Treppe, die in der Mauerlücke von oben herabkam, abwärts in der Tiefe des Thurmes verschwanden.

Nach einigen Minuten war Chiavone mit dem jungen Mädchen allein, die sich nun erhob, ihr schwarzes Haar aus dem bleichen Gesichte strich und sich bereit erklärte, folgen zu wollen, wohin man sie führe.

„Etwas tief in die Erde hinab," sagte freundlich lächelnd Don Alonzo, „dann aber wieder ans Tageslicht. Doch was war das?"

Eine bedeutende Gewehrfeuer-Salve krachte von allen Seiten gegen den Thurm, man hörte die Kugeln gegen die Steine anschlagen, und eine, welche durch die enge Schießscharte des Gewölbes gedrungen war, prallte an der Wand ab und drang tief in die Bank, auf der Marietta eben gesessen.

„Was ist das, Pietro?" rief Chiavone dem Manne entgegen, der früher auf der Plattform gewesen und nun eilig in das Gemach trat.

„Sie begrüßen die Fahne von Francesco secundo," sagte dieser lachend; „es war ein Hauptspaß. Da Ihr, Sir Generale, erschossen seid, so bot ich die Uebergabe des Thurmes unter Bedingungen an, welche aber der kommandirende Offizier drunten nicht für gut fand anzunehmen. Auf Gnade oder Ungnade, hieß es, und wir wissen, was das zu bedeuten hat; vierundzwanzig Stunden Zeit, und dann neun Mann vorgerückt! 's eilt aber noch nicht. Auf diese tröstliche Antwort rief ich ihm ein paar Worte zu, die ihm nicht schmecken mochten, und zog, als ich sicher hinter den Steinen war, die

Flagge unſeres Königs auf. Danach ſchießen ſie nun nach Herzensluſt, laufen auch um den Thurm herum, wie Jagdhunde um ein Stachelſchwein."

„Gut, Pietro," ſagte Chiavone ruhig; „gehe voran und führe die Signorina, welche dir folgt; ich beſchließe den Zug, um meine Wohnung zu ſichern."

Pietro ging voran auf der gewundenen Steintreppe, welche tief hinabführte und ihr Licht durch hier und da angebrachte ſchmale Schießſcharten erhielt, zu deren einer Marietta hinausſchauend bemerkte, daß ſie faſt den Boden der Schlucht erreicht hatten, wo am geſtrigen Abend die Leiter niedergelaſſen worden war. Sie befanden ſich jetzt in einem Gewölbe, ähnlich dem, in welchem ſie die Nacht zugebracht, und von hier führte eine andere Treppe in einen, wie es ſchien, in den Felſen gehauenen Keller, deſſen Wölbung von einem rieſenhaften Steinpfeiler getragen zu werden ſchien. Wir ſagen getragen zu werden ſchien, weil dieſer Pfeiler in Wirklichkeit in der Luft ſchwebte, indem der untere Quader deſſelben auf die Seite geſchoben war und im Boden ein rundes Loch frei ließ, in welches Pietro, nachdem er eine kleine Laterne angezündet, hinabſtieg, das junge Mädchen behutſam führend, indem er ihr die Hand reichte.

„Folge getroſt, Marietta," hörte ſie die Stimme Alonzo's, der hinzuſetzte: „Ich komme im Augenblicke nach."

Die Leiter, auf der ſie niedergeſtiegen waren, endete mit vielleicht dreißig Sproſſen, und dann ſah Marietta beim Scheine der Blendlaterne, welche Pietro trug, daß ſie ſich in einer kleinen Felſenhöhle befanden. Von oben vernahm man jetzt ein eigenthümliches Geräuſch wie von knarrendem Räderwerke, das in Bewegung geſetzt wurde. Chiavone, der

vermittels eines großen eisernen Hebels dieses Räderwerk spielen ließ, brachte auf diese Art den weggerückten riesenhaften Quader wieder an seinen Ort und folgte dann den Beiden. Bei Marietta angekommen, reichte er ihr die Hand, Pietro schritt mit seiner Laterne voraus und alle Drei verschwanden in einer Felsenspalte, die seitwärts in der Höhle mündete.

Siebenundſechszigſtes Kapitel.

Die Nacht des Gefangenen.

Carlino hatte den Unfall, welcher Richter betroffen, richtig geahnt; der unglückliche Begleiter des jungen Mädchens hatte ſich auf dem jähen Abhange neben dem Felſenſtücke, um beſſer ſehen zu können, ſo weit vorgewagt, daß er ſich vor dem Herabrutſchen nur dadurch zu bewahren vermochte, daß er ſich mit der Hand an den Felſen hielt. Da ſtreifte eine Kugel ſeinen Oberarm, und bei dem Schmerze zuſammenfahrend, verlor er ſeinen Halt und rutſchte unaufhaltſam den Abhang hinab zwiſchen die vordringenden Piemonteſen, wo ihn nur ein Wunder von dem Tode errettete, indem ein raſch herbeiſpringender Offizier ihn vor den Bayonnetten der auf ihn eindringenden Soldaten ſchützte. Richter wurde gefangen genommen, ihm die Hände gebunden und alsdann von einer Patrouille abwärts transportirt. Vergebens ſchaute er ſich nach Herrn von Marlott um, von dem er, wenn auch keine Hülfe, doch eine beſſere Behandlung erwartete, als die, welche ihm von den Soldaten zu Theil wurde.

anders — träumte ich ſüß und angenehm; aber es war eigentlich ein wüſter, wilder Traum. — — Giuſeppe, leuchte mir in's Schlafzimmer, ich bin entſetzlich abgeſpannt." —

Bei dieſen Worten richtete er ſich in die Höhe und ſah erſtaunt auf ſeinen Gaſt. Er hatte ihn vollkommen vergeſſen.

Alfred hatte da geſeſſen in unangenehmer Spannung und erinnerte jetzt den Italiener, gezwungen lächelnd, an ihre Bekanntſchaft von heute Abend und an einige ernſte Geſchäfte, die ſie abzumachen hätten.

Der alte Diener ſah ihn beſtürzt und fragend an.

„Verzeihen Sie mir, Herr Baron, ich war einigermaßen geiſtesabweſend; Sie verſtehen wohl, Briefe aus der Heimath, die Einem manches Neue ſagen, — Briefe von meiner Frau."

„Briefe von Ihrer Frau?" wiederholte Alfred abſichtlich und gedehnt, und der alte Diener nickte heftig und haſtig mit dem Kopfe.

Der Lucceſe blickte in dem weiten Gemach umher und ſagte, anſcheinend ruhig lächelnd: „ja, ja, Sie haben das hier für eine Junggeſellen-Wirthſchaft gehalten und nicht mit Unrecht; ein unheimliches, kaltes Gemach — Friert Sie's auch? — Aber, um wieder auf den Brief zu kommen: eigentlich bin ich verheirathet, in Lucca verheirathet, meine Frau iſt eine ſehr brave Frau."

„Schön und liebenswürdig!" ſagte der alte Mann.

„Kinder habe ich keine," fuhr der Italiener fort, „es iſt immer ſchade, wenn man keine Kinder hat, die kleinen Weſen ſind eine ſo liebenswürdige Kette, die einen an das Haus, an den eigenen Herd feſſeln, — ja, es iſt ſehr ſchade, wenn man keine Kinder hat."

Der alte Diener ſchob bei dieſen Worten den Brief vor ſeinen Gebieter hin, und ſeine Hand zitterte ſo, daß es dieſem auffiel. Er blickte, wie fragend, in die Höhe und bemerkte kopf-

des geliebten Mädchens, ſo wie die furchtbare Vermuthung, die ſich ihm, durch das Geſpräch der Soldaten hier und da veranlaßt, aufdringen mußte. Chiavone ſei erſchoſſen worden, hörte er ſagen, und der Thurm von Conca eingenommen. Was war aus Marietta geworden? Wehe, wenn das junge Mädchen in die Hände dieſer vom Gefechte aufgeregten Soldaten gefallen war! Er konnte die entſetzliche Gedankenreihe, welche dieſe Vermuthung in ihm erzeugte, kaum ertragen, und fühlte häufig, wie ſeine Augen feucht wurden.

Seinen Hut hatte er verloren, die ſengende Sonne eines heißen italieniſchen Sommertages brannte auf ſeinem Kopfe und wühlte förmlich in der Wunde ſeines Armes. Doch all dieſe körperlichen Schmerzen hätte er gern ertragen, wenn nur ſein Seelenzuſtand nicht ein ſo furchtbarer geweſen wäre.

Glücklicher Weiſe drückte gegen Mittag die Sonnenglut ſo heftig auf ihn, daß er förmlich betäubt wurde und daß er wankend wie ein Träumender zwiſchen den Soldaten einherſchritt. Ja, ein paarmal war ihm plötzlich, als umgebe ihn ſtatt des hellen Sonnenlichtes finſtere Nacht, ſeine Augenlider ſchloſſen ſich erſchöpft, und wenn er alsdann wieder wie aus tiefem Schlummer erwachte, ſo fand er ſich von den Fäuſten der Soldaten erfaßt, die den halb Ohnmächtigen in die Höhe zogen und derb ſchüttelnd wieder zum Bewußtſein brachten.

Ein einziges freundliches und doch wieder ſo ſchmerzliches Bild trat bei dieſer Wanderung vor ſeine Seele, das war der Anblick jener Pachter-Wohnung, wo er mit Marietta geruht und wo, als die Truppen einen Augenblick Halt machten, ihm vergönnt wurde, im Schatten eines Baumes vor der Hausthür niederzuſinken.

Die junge, ſchöne Frau trat mit ihrem Säuglinge auf dem Arme unter das Haus, und aus dem plötzlichen Starrwerden ihres Blickes erſah Richter wohl, daß ſie ihn erkannt. Ohne aber weiter dergleichen zu thun, ſetzte ſie das Kind raſch auf den Boden nieder und brachte ein Gefäß friſchen Waſſers aus dem Hauſe, womit ſie den Gefangenen erquickte. Die Soldaten ließen dies unter rohen Scherzen geſchehen, doch als die Frau auch ſeine Verwundung unterſuchen wollte, ſagte der die Abtheilung befehligende Sergeant: „Laßt das gut ſein, Gevatterin, in der Lage ſchadet eine Wunde nichts, die wird ihm morgen um dieſe Zeit nicht mehr wehe thun.“

Es war gegen Abend, als die Truppen und mit ihnen Richter Ravello wieder erreichten. Er war kaum noch im Stande, ſich auf ſeinen Füßen aufrecht zu erhalten, und als er das Thor wieder vor ſich ſah, durch welches er gewandelt, um Marietta zu erwarten, ja, als er in jene Seitenſtraße blickte, wo ſich der Garten befand, in dem er ſo glücklich geweſen, kam ihm alles das vor wie traumhafte Bilder einer längſt vergangenen, glücklichen Zeit, und als er hierauf wieder unter den Thorbogen des Gaſthofes trat, ſah er nur noch, wie ihm die Wirthin mit unverhohlenen Zeichen des Entſetzens entgegentrat, und dann ſank er zuſammen, indem eine wohlthätige Ohnmacht ſeine Sinne umfing.

Als er wieder zu ſich kam, fand er ſich in jener Halle, wo er am erſten Abend eingetreten und wo auch heute wieder das große Feuer brannte, hinter dem die Wirthin mit ihren Kochtöpfen beſchäftigt war. Er ſelbſt ſaß auf einer Bank, ſein Kopf lehnte an der Wand, und neben ihm ſtand ein Mann, der ihm die Stirn mit ſcharfen Eſſenzen gerieben. Als er die Augen aufſchlug und tief dabei ſeufzte, hörte er die

Wirthin ſagen: „Das iſt gar kein Wunder, bei dieſer Hitze und dem Blutverluſte, und da Ihr einmal mit dem armen Menſchen beſchäftigt ſeid, ſo ſeht auch die Verwundung ſeines Armes an und legt ihm ein Pflaſter und einen Verband darauf, ich zahle es; wer hat nun etwas dagegen einzuwenden?“ Sie blickte mit einem fragenden Ausdrucke in den finſteren Augen trotzig um ſich her, wobei ſie die rechte Hand mit dem Kochlöffel in die Seite ſtemmte.

„Da das gerade nicht verboten iſt,“ ſagte ein Sergeant der Piemonteſen, der am Feuer ſaß und mit dem Inhalte der Kochtöpfe kokettirte, „ſo will ich nichts dagegen einwenden, obgleich es nach meiner Anſicht eigentlich von keinem Nutzen iſt.“

Nach einem energiſchen Winke der Frau machte ſich der Mann neben Richter, der ein Barbier war, daran, die Aermel von deſſen Rocke aufzuſchneiden und nach der Verwundung zu ſehen. Dieſe war allerdings nur eine tüchtige Fleiſchwunde, die nicht einmal die Knochenhaut geritzt, und als der Betreffende ſie ausgewaſchen, ein gutes Pflaſter darauf gelegt und daſſelbe mit einer Binde befeſtigt, ſagte er: „Das könnte unter anderen Umſtänden in acht Tagen wieder vollſtändig geheilt ſein.“

Glücklicher Weiſe erfaßte Richter den furchtbaren Sinn dieſer Worte nicht, da er gerade begann, mit gierigen Zügen ein Glas Waſſer mit Wein auszutrinken, welches ihm die Wirthin ſo wie auch etwas zu eſſen darreichte.

Nachdem er ſich alſo geſtärkt, blickte er in der Halle umher und ſah, daß er auf's ſorgfältigſte bewacht wurde. Außer dem Sergeanten, der am Feuer ſaß, befanden ſich in der Halle, und zwar unmittelbar neben ihm auf der Bank

ſitzend, zwei Infanteriſten, die ihre Flinten zwiſchen den Knieen hielten, während ein Dritter vor der Halle mit geſchultertem Gewehr auf- und abging. Man ſah ihn deutlich, wenn er aus der Dunkelheit der Nacht in den Lichtſchein trat, welchen die Heerdflamme bis vor die Thür warf. Seine Bande hatte man Richter abgenommen, und als er gegeſſen und getrunken, durchſtrömte ihn ein behagliches Gefühl, welches ihn aber gleich darauf das ganze Schreckliche ſeiner Lage um ſo genauer erkennen ließ.

Die Wirthin unterhielt ſich mit dem Sergeanten über die Vorfälle des Tages, und ſo erfuhr Richter, daß Chiavone zu Anfang des Gefechtes erſchoſſen worden ſei, daß man ſeine Leiche bei drei Kaſtanienbäumen, welche ein Muttergottesbild umſtanden, gefunden hatte; daß ferner der Thurm von Conca vermittels einer Nothbrücke, die man vom Rande des Felſenkeſſels auf die Zinne deſſelben geſchlagen, genommen worden ſei; daß man aber räthſelhafter Weiſe von den Räubern die ſich in den Thurm geflüchtet, keinen einzigen gefunden, „trotzdem," ſetzte der Sergeant hinzu, „daß wir alle Gemächer des Thurmes bis hinunter in den Kellerraum auf's genaueſte durchſuchten. Wir haben eine Beſatzung dort gelaſſen, und es iſt wohl möglich, daß ſie nach ein paar Tagen der Hunger aus ihren unauffindbaren Verſtecken heraustreiben wird."

„Ich glaube, es iſt Hexerei im Spiele," ſagte die Wirthin, wobei ſie den Kopf bedächtig hin und her wiegte; „es iſt ſchon einmal vorgekommen, daß eine Truppe dieſer Räuber verfolgt wurde und daß man ebenfalls keine Spur mehr von ihnen fand. Man ſagt, den Thurm von Conca habe einmal ein arabiſcher Zauberer gebaut, und wer in demſelben das

richtige Wort ausspräche, dem öffneten sich die Felsen, worauf der Thurm gebaut ist."

„Daran kann ich nicht glauben," erwiderte der Sergeant, „obgleich Keiner von uns auch nur eine Idee hatte, wie man aus diesem Gebäude mit seinen sechs Fuß dicken Mauern, das wir rings umstellt hatten, entkommen könne; nun, wir wollen sehen! Hoffentlich sprengen wir das Ganze in die Luft, und da wird man auch ihre Schlupfwinkel finden."

Richter hörte mit einem innigen Gefühle des Dankes, daß die Leute Chiavone's entkommen seien, vermuthlich also auch Marietta mit ihnen. Hätte er nur darüber Gewißheit gehabt, so würde er seinem Schicksale ruhiger entgegengesehen haben.

Worin dieses Schicksal bestand, darüber konnte er nach den Aeußerungen des Sergeanten nicht im Zweifel sein. „Der Capitano," sagte dieser im Verlaufe seines Gespräches mit der Wirthin, welche ihm nicht ohne Absicht immer neue Fragen stellte und dabei beständig das Glas auffüllte, welches er in der Hand hielt, „ist selbst zur Meldung nach Amalfi hinunter, und wahrscheinlich kommt der Major mit Tagesanbruch selbst zum Standrechte herauf; sie machen ein bischen mehr Umstände mit dem da, weil er ein Bavarese ist."

„Und dann?" fragte die Wirthin.

„Und dann? — Folgt sich alles so einfach und natürlich, wie das Klingeln einer Messe; er ist im Gefechte gefangen genommen worden und weiß ganz genau selbst, was er zu erwarten hat."

In diesem Augenblicke trat Luigi in die Halle und über-

brachte dem Sergeanten den Befehl des Lieutenants, den Gefangenen zu ihm zu bringen. Die Soldaten neben Richter erhoben ſich, der Sergeant, nachdem er ſeinen Czako aufgeſetzt, ging voraus, und als alle Vier die Halle verlaſſen hatten, ſchloß ſich die Schildwache im Hofe ihnen an.

Kaum waren ſie unter der Thür des Vorderhauſes verſchwunden, als der dicke Wirth der ‚Goldenen Zwiebel‘ ſich in die Halle ſchlich, ſeiner Frau ſich gegenüberſetzte, und nachdem er vorſichtig rings herum geſchaut, mit leiſer Stimme und beſorgtem Tone ſagte: „Der Carlino und der Pietro ſind da.“

„Und was weiter?“ fragte die Wirthin.

„Ich traue der Geſchichte nicht, ſie haben ‘was vor.“

„Und wenn ſie ‘was vorhaben, was geht’s dich an? Nicht wahr, Schwachkopf, wenn die Piemonteſen ‘was vorhaben, da reibſt du deine Hände, öffneſt ihnen Thür und Thor,‘ — aber ich ſage dir,“ fuhr ſie in leiſem, aber ſo eindringlichem Tone fort, daß es nur wie ein Ziſchen klang, „nimm dich zuſammen und ſei, was du immer warſt, ein Nichts von einem Manne; ſchaue nicht rechts und nicht links, ſondern blicke nur in meine Augen und folge meinen Winken mit einer Gewiſſenhaftigkeit, als ſtände deine Seligkeit auf dem Spiele. Ach,“ fuhr ſie nach einer Pauſe in klagendem Tone fort, während ſie ihren Kopf zwiſchen beide Hände nahm und tief herabſenkte, „den ganzen Tag klang es mir in den Ohren, wie damals, und wenn ich den armen jungen Menſchen anſehe, ſo iſt es mir gerade, als ſähe ich mein unglückliches Kind wieder auf derſelben Bank ſitzen! Hätte ich damals einen rechten Mann gehabt, ſo wäre er vielleicht noch zu retten geweſen!“

„Du bist wahnsinnig, Frau," entgegnete der Wirth, „was geht dich auch der Fremde an? Ueberlaß ihn seinem Schicksale; willst du dir unnöthig deine Finger verbrennen? Ich gebe mich dazu nicht her."

„O, das weiß ich," gab sie verächtlich zur Antwort; „was verlangt man auch von dir? Nichts sollst du thun, dein Geschäft, das du den ganzen Tag treibst. Wo ist der Carlino?"

„Er lehnt draußen am Thore, raucht und betrachtet sich die Soldaten, als wenn er niemals aus Ravello hinausgekommen wäre."

„Das ist ein Bursche, der das Herz auf dem rechten Flecke hat."

„Vorhin war auch die Mastasi da und lamentirte über das Mädchen; was geht das uns an, was hat es auch da draußen zu schaffen?"

Die Frau sah ihren Mann mit einem gehässigen Blicke an, dann nickte sie mit dem Kopfe und stierte vor sich hin, wie jemand, der über etwas nachdenkt. Nach einer längeren Pause sagte sie: „Pietro und Carlino sollen hieher in die Küche kommen; es haben viel geringere Menschen hier ihr Nachtessen genommen, und ich will doch einmal sehen, ob man mir verbieten kann, die Gäste zu empfangen, wie ich will. Rufe sie! Hast du mich verstanden?"

Der Wirth erhob sich achselzuckend und verließ die Halle, um gleich darauf mit den bezeichneten zwei Männern zurückzukehren.

„Dort in dem Winkel setzt euch an den Tisch," sagte die Frau in sehr entschiedenem Tone, „ihr sollt gleich euer Nachtessen haben; wie sieht's in meinem Weinberge aus?"

„O, nicht so ganz schlecht," gab Carlino zur Antwort,

indem er grinsend seine Zähne zeigte; „es hat ein Hagelwetter gedroht, aber es ist noch gnädig vorübergegangen."

„Wir kamen etwas früher herein," unterbrach ihn die derbe Stimme Pietro's, „da wir nicht wußten, ob es vielleicht hier im Hause etwas für uns zu arbeiten gibt; sagt's nur, Padrona, wenn Ihr 'was habt, wir sind zu allem bereit."

„Es kann wohl sein, daß man euch noch braucht. Haltet euch vor der Hand ruhig, eßt und trinkt und dann begebt euch später auf die Strohmatte, welche dort zusammengerollt im Winkel liegt."

„Wird man uns aber heute Nacht hier lassen, wo der Gefangene, den sie eben abführten, verwahrt wird?"

„Ist hier nicht Platz genug für alle, für den Gefangenen, für mich, für euch? Wenn sie Einem alle Zimmer des Hauses besetzen, so werden sie uns doch noch Platz in unserer eigenen Küche gönnen!"

„Hoffentlich, Padrona," sagte Pietro; „auf alle Fälle gehen wir nicht eher, als bis Ihr uns verabschiedet."

Richter war unterdessen mit seiner Escorte in das Zimmer geführt worden, wo er den vorgestrigen Abend mit Herrn von Marlott zugebracht. Auch jetzt war dieser wieder anwesend, lag auch wieder auf ein paar Stühlen, sah aber ermüdet und verdrießlich aus. Seine rechte Hand ruhte neben ihm auf dem Tische und war verbunden.

„Laßt die Leute draußen," sagte er zu dem Sergeanten, „und setzt Euch dort in die Ecke auf jenen Stuhl. Da könnt Ihr den Gefangenen im Auge behalten."

„Das sind schöne Geschichten!" wandte er sich darauf an diesen in deutscher Sprache; „auf ein Haar hätten Sie

mich tüchtig bloßgestellt; sagen Sie mir, werther Landsmann, plagt Sie denn der Teufel, um durch piemonteſiſche Truppen hindurch zu den Räubern zu gehen? Vor allen Dingen ſetzen Sie ſich und laſſen Sie mich Ihre Antwort hören."

„Hoffentlich halten Sie mich nicht einer ſolchen Tollheit und Undankbarkeit fähig," erwiderte Richter, indem er ſich langſam niederließ. „Es iſt traurig genug, daß die Situation, in der ich mich befand, gegen mich ſpricht. Ich kann Ihnen aber mein Ehrenwort geben, daß ich nicht im entfernteſten daran gedacht, mit jenen Leuten, bei denen ich gefangen genommen wurde, Partei gegen Sie zu nehmen."

„Aber man hat Sie mit den Waffen in der Hand ergriffen, heißt es im Bericht."

„So ſagt dieſer Bericht eine Lüge, die, wie ich weiß, mich das Leben koſten kann. Auf meinen Streifereien gerieth ich in die Gegend eines höchſt maleriſchen Thurmes aus der arabiſchen Zeit, wurde dort von Leuten, die ich nicht kannte, in jenen Thurm gebracht und war am anderen Morgen unklug genug, von einem gefährdeten Standpunkte aus dem Gefechte zuzuſchauen; dort erhielt ich einen Streifſchuß an den Oberarm, der Schmerz ließ mich das Gleichgewicht verlieren, der Sturz raubte mir die Beſinnung, und als ich wieder zu mir kam, hatten mich Ihre Leute ergriffen."

Herr von Marlott ſchüttelte mit einem ungläubigen Lächeln den Kopf, dann ſagte er: „Wenn ich vorausſchickte, daß es mir in der Seele leid thut, einen Landsmann ſo furchtbar in der Patſche ſitzen zu ſehen, darf ich wohl hinzufügen, daß Sie mit dieſer Erzählung vor keinem Stand-

ſchüttelnd, daß über die Wangen des alten Mannes dicke Thränen herabliefen. Er nahm den Brief in die Hand und entfaltete ihn langſam.

„Es iſt ſchade,“ ſagte er während deſſen verbindlich zu Alfred, „daß ich Ihnen nicht zu Lucca, und beſſer, die Honneurs meines Hauſes machen kann, daß ich jetzt nicht im Stande bin, Sie meiner Frau vorzuſtellen.“

Der alte Mann huſtete bedeutſam, und als ſein Herr aufblickte, ſagte er: „bitte, geben Sie mir den kleinen Schlüſſel!“

„Wozu das?“

„O der gnädige Herr wollen mir freundlichſt erlauben, das Bildchen herauszunehmen, vielleicht es dem Herrn Freunde dort zu zeigen, dann möchte ich auch einmal nachſehen, ob Alles in Ordnung iſt. — Bitte, geben Sie mir den Schlüſſel!“

Der Lucceſe zuckte die Achſel, warf einen Schlüſſel auf den Tiſch und ſagte lächelnd zu Alfred: „ſehen Sie, Baron, ſo ſind die alten Diener. Es tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein, man muß ihnen gehorchen.“

Unterdeſſen hatte Giuſeppe eilfertig ein Käſtchen herbeigetragen, es geöffnet, ein kleines Maroquin-Etui herausgenommen, welches er feierlich aufſtellte, vermittelſt einer Stütze, die hinten angebracht war. Dann öffnete er das Etui langſam, wie einen kleinen Schrank, wie ein Altarblatt, rückte die Kerzen davor und Alfred erblickte das ſchön ausgeführte und reizende Bild einer jungen Frau, die mit unendlicher Sanftmuth im Auge freundlich und gutmüthig herausblickte. Es war ein liebes Geſichtchen, heiter und ohne Falſch, die ehrlichſte und zutraulichſte Phyſiognomie, die man nur ſehen konnte. Freilich hatte es nichts von der krankhaften, aber intereſſanten Bläſſe der Marquiſin, noch viel weniger von der wilden Schönheit der Polin, aber es war ohne allen Vergleich weit wohlthuender, weit angenehmer,

rechte der ganzen Welt durchkommen; verzeihen Sie mir, wenn ich nach Befund der Umstände urtheile. Angenommen, Sie hätten sich zum Thurme von Conca verirrt, Sie wären dort von den Briganten gefangen genommen worden, so wäre es sehr die Frage gewesen, ob man Sie in Anbetracht, daß Sie von einer Gegend herkamen, in der wir uns befinden, nicht augenblicklich erschossen hätte. Gefangen gehalten hätte man Sie jedenfalls, und kein Parteigänger, am wenigsten der schlaue Chiavone, würde Ihnen erlaubt haben, gemüthlich dem Gefechte zuzusehen. Das werden Sie begreifen."

„Leider sehe ich das ein, muß aber doch auf meiner Aussage beharren."

„Dazu haben Sie wahrscheinlich Ihre Gründe, die ich achten muß; wenn Sie aber dem Rathe eines Mannes folgen wollen, der Antheil an Ihnen nimmt, weil Sie ein Landsmann und anständiger Mensch sind, so thun Sie sich selbst den Gefallen und erfinden Sie morgen vor dem Standrechte eine andere Geschichte; doch wird Ihnen selbst die glaubwürdigste nichts nutzen, denn dem Berichte nach will man gesehen haben, daß Ihnen die Waffe entfiel, sobald Sie der Schuß getroffen."

„Diese Waffe war ein harmloser Stock," versetzte Richter; „doch wenn ich Ihnen auch für Ihren freundlichen Rath zu Dank verpflichtet bin, so kann ich doch nicht anders sagen, als wie ich eben gethan."

„Sie wollen nicht? Gut denn, so machen Sie das mit sich selber aus; ich achte natürlicher Weise Ihr Geheimniß, vergessen Sie aber nicht, daß Ihr Leben auf dem Spiele steht."

Richter zuckte mit den Achseln und blickte finster vor sich nieder.

„Was ich für Sie thun kann, soll geschehen," fuhr Herr von Marlott fort, „aber 's ist blutwenig; sie sind hier verteufelt expedit bei diesen Veranlassungen. Haben Sie denn gar keine Enthüllungen zu machen, welche das Standrecht veranlassen könnten, Sie nach Neapel zu schicken? Haben Sie dort keine Freunde?"

„Ich habe keine," sagte Richter nach einem augenblicklichen Besinnen; er bedachte wohl, daß er die Angelegenheit des Marchese verschlimmern würde, wenn er in seiner bedenklichen Lage dessen Namen ausspräche.

„Der Hauptmann ist nach Amalfi," sagte Herr von Marlott nach einer Pause, „und ich übertrete schon meine Verhaltungsbefehle, indem ich mich mit Ihnen unterhalte, doch ist mir das gleichviel; meines Bleibens wird ohnehin nicht mehr zu lange sein. Ich habe da einen artigen Hieb über die rechte Hand bekommen und werde wohl ein paar steife Finger von diesem glorreichen Feldzuge davon tragen. Doch sagten sie noch obendrein, ich hätte Glück bei dieser sauberen Affaire gehabt, denn der riesenhafte Kerl, mit dem ich mich herumschlug und der mir unterlag, da es mir gelang, von meiner Drehpistole Gebrauch zu machen, sei Chiavone selbst gewesen. Dem sei nun, wie ihm wolle, es kann mir niemand absprechen, daß ich mich tüchtig gerauft und meinem Namen Ehre gemacht; vielleicht verleihen sie mir irgend eine Tapferkeits-Medaille und lassen mich nach Hause gehen."

„So ändert sich unser Schicksal," sagte Richter mit trübem Blicke; „vorgestern noch beneideten Sie mich darum,

daß es mir frei ſtände, meinen Weg zu nehmen, wohin ich wollte, heute ſteht Ihnen die Rückkehr in die Heimat offen, während mich ein ewiges Hierbleiben erwartet."

„Was mich in der Seele dauert," ſagte der gutmüthige Offizier; „und wenn ich Ihnen auch hier nicht mehr nützlich ſein kann, ſo haben Sie doch vielleicht in Deutſchland Freunde, denen ich Ihre Grüße überbringen will."

„Ich glaube nicht, daß ſich auch dort jemand beſonders für mein Schickſal intereſſiren wird, deßhalb laſſen Sie mich lieber ſpurlos verſchwunden ſein. Sie werden nie in die Lage kommen, nach mir gefragt zu werden."

Richter hatte ſich bei dieſen letzten Worten erhoben, denn er fühlte wohl, daß es Unrecht ſein würde, den freundlichen Offizier durch ſeine längere Gegenwart in ein falſches Licht zu bringen.

„Muth, mein Freund!" ſagte dieſer, indem er ihm die linke Hand reichte; „morgen in der Frühe ſehen wir uns wieder, und was ich zu Ihren Gunſten ſprechen kann, das ſoll gewiß geſchehen." Nachdem er hierauf dem Sergeanten, ſo gut er ſich im Italieniſchen ausdrücken konnte, den Gefangenen empfohlen und beſonders eingeſchärft hatte, es ihm nicht an Eſſen und Trinken und einem guten Lager fehlen zu laſſen, winkte er ihm nochmals freundlich zu, und Beide ſchieden.

In die Halle zurückgekehrt, ſah Richter, daß die Bank, auf der er bis jetzt geſeſſen, von zwei Männern eingenommen war, die ihre kurzen Pfeifen rauchten und mit der Wirthin plauderten; dabei hatten ſie ihre Köpfe ſo tief herabgeſenkt, daß man ihre Geſichter nicht ſehen konnte.

„Ihr werdet wohl nichts dagegen haben, Herr Sergeant,"

wandte ſich die Frau des Hauſes an dieſen, „daß meine beiden Knechte dort im Winkel die Nacht zubringen? Wie Ihr wiſſet, iſt das ganze Haus voll wie ein Ei, und wenn man den Tag über im Felde gearbeitet hat, ſo will man doch irgendwo ſein Haupt niederlegen können. Was Euren Gefangenen anbelangt, ſo habe ich dort einen Strohſack für ihn hingelegt, und da hinten an der Wand iſt eine Bank, wo ſich Eure beiden Leute niederlaſſen können. Wenn Ihr ruhen wollt, ſo iſt dort ſeitwärts vom Gefangenen eine Matte für Euch.“

„Für mich braucht's nichts dergleichen,“ erwiderte der Sergeant, nachdem er einen forſchenden, faſt mißtrauiſchen Blick durch die ganze Halle hatte ſchweifen laſſen; „ich werde auf- und ab gehen, bis ich und meine beiden Leute hier abgelöſ't werden.“

„Ganz nach Eurem Belieben,“ gab die Wirthin zur Antwort; „und ihr,“ wandte ſie ſich an die beiden Soldaten, „macht's euch dort auf der Bank ſo bequem als möglich. Wenn der Herr Sergeant euch einen Tropfen Wein zum Anfeuchten der Kehle erlaubt, ſo trinkt ein Glas, es iſt gern gegeben, und ihr habt es bei dem heißen Tage wohl verdient; reich' ihnen die Flaſche, Pietro.“

Obgleich der Sergeant davon nichts wiſſen wollte, erhob ſich doch Pietro von ſeinem Sitze und trug eine große, mit Stroh umflochtene volle Flaſche Wein zu den Soldaten hin, und als dieſe ſie achſelzuckend, aber mit wenig Energie von ſich wieſen, ſetzte er ſie neben der Bank auf den Boden nieder und ging dann wieder zum Feuer.

Richter, der in der That ermüdet war, folgte einem

Winke aus den finſteren Augen der Wirthin und warf ſich auf das Lager, welches ihm dieſelbe anwies.

„Ihr habt einen harten Dienſt, Herr Sergeant, nach einem ſo heißen Tagewerke,“ ſprach ſie darauf; „wie lange müßt Ihr die Wache thun?“

Der Sergeant gab keine Antwort. —

Der Gefangene hatte ſich noch nicht lange niedergelegt, als ſeine tiefen, regelmäßigen Athemzüge anzeigten, daß er feſt entſchlafen war, wenigſtens that er ſo.

„Poverino,“ ſagte die Frau mit einem Blicke auf ihn, „der arme Teufel iſt ſo erſchöpft und müde, daß ihn ein Kind bewachen könnte; ich bin überzeugt, der ſchläft bis zum hellen Morgen; ich möchte auch wohl vor meiner ſchlimmen Stunde ein ſo gutes Gewiſſen haben.“

Der Sergeant ging in einem großen Kreiſe durch die Halle, und ſo zwar, daß er zuweilen an der Eingangsthür den Poſten im Hofe beobachten konnte und daß er anderntheils auch den Gefangenen und deſſen beide Wächter, die hinter ihm ſaßen, im Auge behielt.

Letztere hatten es ſich ſo bequem gemacht, als es ihr Dienſt erlaubte; ſie ſaßen auf der Bank und lehnten ſich mit dem Rücken an die Wand der Halle, deren unterer Theil rings umher aus zuſammengefügtem Eichenholze beſtand, während ſich oben nur ein paar kleine, ſtark vergitterte Fenſter befanden. Auch hatten ſie die Weinflaſche, die Pietro in ihrer Nähe gelaſſen, langſam an ſich gezogen, als der ſtrenge Sergeant einmal mit der Schildwache im Hofe ſprach, und brachten ſie abwechſelnd an ihren Mund, ſo oft er ihnen den Rücken kehrte. Daß nach geſtilltem Durſte einer nach dem anderen zuweilen einnickte, wobei er ſich, was die

Wachſamkeit anbelangte, auf ſeinen Kameraden verließ, war nach dem heutigen Tagewerke wohl erklärlich, und wenn der Sergeant, daran denkend, ihre blinzelnden Augen ſah und darauf den ruhig ſchlafenden Gefangenen betrachtete, ſo gönnte er den armen Teufeln die paar Minuten Ruhe.

Einmal ſtöhnte Richter im Schlafe; wahrſcheinlich that ihm ſein verwundeter Arm weh, und in dieſem Augenblicke eilte die Wirthin mit Carlino an ſein Lager, um, mitleidig, wie ſie waren, nach ihm zu ſehen. Letzterer hielt die Lampe, und zwar ſo, daß ſie ſein eigenes Geſicht beleuchtete; als die Frau ſich auf den Gefangenen niederbückte, um die Hand an ſeinen Verband zu legen, flüſterte ſie ihm zu: „Schweigt und rührt Euch nicht, es könnte Eurer Wunde ſchaden," ſetzte ſie freilich hinzu, aber Richter hatte bei einem Blicke in ihre lebhaften, ausdrucksvollen Augen den richtigen Sinn wohl verſtanden.

Es war auch gut, daß ſie ihn ermahnt, ſich ruhig zu verhalten, ſonſt hätte er einen Ausruf der Ueberraſchung wohl nicht unterdrücken können, als er jetzt in Carlino's freundlich grinſendes Geſicht ſah.

„Was gibt's?" fragte der Sergeant.

„Ihr werdet doch wohl nichts dagegen haben, daß ich nach der Verwundung des armen Teufels ſehe, der ſo kläglich im Schlafe geſtöhnt; ſetzt Euch einen Augenblick aufrecht," wandte ſie ſich hierauf an den Gefangenen, „daß ich nach Eurem Verbande ſehe. Euer Arm thut Euch wohl recht weh?"

„Sehr!" gab Richter zur Antwort; er ſchien das Kopfnicken der Frau zu verſtehen.

„Es iſt beſſer, wenn Ihr Euren Rock ganz auszieht,

der Aermel drückt Eure Wunde. Pietro," wandte ſie ſich an dieſen, „gib die wollene Decke her, die kann er über ſich ziehen, wenn es ihn gegen Morgen friert. Und nun haltet einen Augenblick ſtill, daß ich nach Eurer Verwundung ſehe. — So, ſtreckt den Arm aus und wendet Euren Kopf ein klein wenig. Carlino, komm' mit der Lampe etwas näher."

Letzterer that, wie ihm geheißen, und da er, um beſſer leuchten zu können, auf das Strohlager des Gefangenen knieete, war es vielleicht zufällig, daß er ſeinen Mund deſſen Ohr ganz nahe brachte.

Der Sergeant war wieder an die Thür der Halle gegangen und blickte in den nächtigen Hof, die Soldaten an der Wand ſahen mit ſchlaftrunkenen Augen auf ihren Gefangenen — 's war ſo warm in der Halle, denn die Wirthin hatte in einem fort das Feuer unterhalten.

Da flüſterte Carlino dem Gefangenen in einem Tone zu, daß es wie ein Räuſpern und Huſten klang: „Schaut auf die Bank vor Euch bei der Ablöſung."

Pietro hatte ſich reckend und gähnend das Zimmer verlaſſen, um nach dem Hunde auf der hinteren Seite des Hauſes zu ſehen, der ſchon einige Mal außergewöhnlich laut angeſchlagen hatte. Als er zurückkam, war die Wirthin mit Erneuerung des Verbandes fertig geworden und fragte: „Warum bellt der Hund?" worauf Pietro mit einem bezeichnenden Blicke achſelzuckend antwortete: „Zur Vorſicht haben ſie auch dort noch einen Poſten aufgeſtellt, und ſo oft er in die Nähe des Thieres kommt, fährt es wie toll in ſeine Kette."

Man bemerkte auf dem Geſichte der Frau den Ausdruck unangenehmer Ueberraſchung. —

„Wenn er aber seine Kette durchreißt," sprach sie nach einer längeren Pause, „so könnte dem Soldaten, der draußen steht, sein Gewehr verflucht wenig nutzen; sieh nach, Pietro, ob die Kette gut eingehängt ist. Wie viel Uhr ist es?"

„Vicino a mezzanotte," erwiderte Pietro.

„So ist es recht, geh hinaus; und du, Carlino," wandte sie sich an diesen, „du kannst frisches Wasser holen, das in dem Kruge hier ist ganz warm geworden."

So kam die Mitternachtsstunde heran, und Richter, der wohl begriff, daß Carlino, den er augenblicklich erkannt, nicht ohne Absicht mit ihm gesprochen und daß derselbe wahrscheinlich seine Befreiung versuchen wolle, fühlte sein Herz heftig und unruhig schlagen. Er hatte sich der erhaltenen Weisung zufolge nicht nur so gelegt, daß er die Bank, auf der die beiden Soldaten saßen, im Auge behielt, sondern er zog auch sein rechtes Bein so über das linke, wobei er den rechten Arm aufstützte, daß er im Stande war, bei irgend einer Veranlassung rasch aufzuspringen.

Jetzt hörte er, wie der Posten draußen im Hofe abgelöst wurde und dann erschien der Sergeant am Eingange der Halle mit den beiden Soldaten, welche bestimmt waren, die bisherigen Wächter des Gefangenen zu ersetzen.

Diese, augenscheinlich erfreut, daß es ihnen vergönnt war, ihre Waffen abzulegen und sich in der Wachtstube, welche neben dem Thore eingerichtet war, auszustrecken, erhoben sich rasch und gingen nach dem Eingange der Halle, wo der Sergeant den neu Aufziehenden ihre Instruction ertheilte.

In dieſem Augenblicke vernahm Richter, der faſt athemlos lauſchte, daß die Stelle der Holzwand, gegen welche die Soldaten bisher gelehnt, leiſe krachte, und bemerkte jetzt, daß ſich dort in dem Getäfel eine Fallthür befand, die ſich langſam öffnete. Glücklicher Weiſe ſetzten die Soldaten in dieſem Augenblicke die Kolben ihrer Gewehre auf den Steinboden und der Sergeant war zu ſehr in die Ertheilung ſeiner Inſtructionen vertieft, um das Geräuſch der leicht knarrenden Thür zu hören.

Die Wirthin, welche noch eine Sekunde vorher mit ſtarren Augen auf den Gefangenen geblickt, warf jetzt raſch einen gewaltigen Arm voll feuchten Reiſigs mit Stroh vermiſcht auf das Heerdfeuer, ſo daß ſich ein dicker Qualm entwickelte, über den ſich der Sergeant huſtend beklagte.

Richter war emporgeſprungen und hatte noch nicht die Bank erreicht, als er ſich von den kräftigen Armen Carlino's gefaßt fühlte, der ihn hinaus in ein ſtallähnliches Gelaß riß. Draußen hörte er einen Hund wie wüthend anſchlagen, einen Schuß fallen und dann den lauten Schrei eines Menſchen. Jetzt krachte es auch hinter ihm drein, er hörte ein paar Kugeln pfeifend in die Wand ſchlagen, aber alles das nur in dem Zeitraum einer Sekunde.

„Fort, fort!“ rief Carlino, „es gilt unſer Leben, und lieber den Hals gebrochen, als in ihre Hände zurückfallen.“

Das Gelaß, in dem ſie ſich befanden, führte ins Freie und dort auf eine ſteile Rampe, welche Carlino in zwei Sätzen hinabflog, dabei Richter feſt an der Schulter haltend. Unten erreichten ſie eine Terraſſe, über deren Mauerrand ſich Carlino hinabſchwang, indem er ſeinem Begleiter zurief: „Mir nach, und im Namen der Madonna zugeſprungen!“

Es war begreiflich, daß ſich Richter, wenn auch nur einen Augenblick, bedachte, in eine unbekannte Tiefe zu ſpringen. Doch hörte er droben das Rufen von Stimmen, bemerkte den Glanz von Lichtern, und ſo ließ er in Gottes Namen ſeine rechte Hand los, mit der er die Mauer hielt, und ſtürzte hinab. Unten fiel er in Geſträuch und auf weichen Boden, und als er wieder aufſprang, um Carlino zu folgen, rief dieſer mit gedämpfter Stimme: „Bei der Madonna del Carmine! Ihr habt Urſache, ihr eine tüchtige Kerze zu geloben, daß wir mit ungebrochenen Gliedmaßen die Mauer hinter uns haben. Fort, fort! Folgt mir dicht auf den Ferſen, und wenn ich ſpringe, ſo ſpringt Ihr auch.“

Die Mauer, von der ſie ſo eben herabgeſprungen waren, wurde jetzt von einem helllodernden Feuer beleuchtet, und darauf knallten abermals Schüſſe in die finſtere Nacht hinaus. Glücklicher Weiſe aber war es ſo dunkel, daß an ein Zielen nicht zu denken war. Dem Gefangenen voraus ſprang Carlino über Mauerſtücke, Gräben und Hecken und wechſelte dabei häufig die Richtung, indem er bald rechts, bald links flog. Daß es dabei nicht ohne leichtes Anſchrammen, ohne ſchmerzhaftes Straucheln und Stoßen abging, verſtand ſich von ſelbſt; doch biß Richter die Zähne zuſammen und achtete in dieſer furchtbaren Lage nicht auf die Schmerzen ſeiner Wunde, deren Verband ſich gelöſ't.

„Es kommt Waſſer, aber nicht tief, nur mir nach!“ rief Carlino, indem er über eine kleine Mauer hinabſetzte und man darauf deutlich das Plätſchern des naſſen Elementes hörte.

Ohne ſich zu beſinnen folgte Richter auch hier und

Alfred drückte ſeine Bewunderung, ſeine aufrichtige Freude über den Anblick des Bildes aus; auch der Luceſe, der es lange und ſchweigend angeſehen, ſchien über den freundlichen Anblick deſſelben tief gerührt und ergriffen.

„Leſen Sie den Brief!“ bat der alte Diener, und Alfred, der wohl fühlte, daß er in dieſem Augenblicke an dem Tiſche ein überflüſſiger Zuſchauer ſei, ſtand leiſe auf und trat an's Fenſter.

Da lag die Straße, öde und leer, nur wenige ſpäte Wandler giengen vorbei, je nach ihrer Laune ſtumm und eilfertig oder langſam und ſchlendernd, eine Arie laut vor ſich hintrillernd.

In der Nähe des Hauſes hielt eine Kutſche, die augenſcheinlich ſchon eine geraume Zeit wartete. Die Pferde ſtanden unter einer wollenen Decke mit geſenkten Köpfen, und der Kutſcher lag auf dem Bocke, mit dem Kopfe auf dem Verdeck des Wagens, und war ſanft entſchlummert. Es mußte ſpät in der Nacht oder vielmehr früh am Tage ſein; die Sterne fiengen an zu verbleichen, und der Himmel nahm gegen Oſten, freilich kaum merklich, aber doch ſchon ſichtbar, eine hellere Färbung an.

Es war kalt, ebenſowohl im Freien, wie auch hier im Zimmer; das Kaminfeuer war erloſchen. Alfred zog ſeinen Mantel feſter um ſich, indem er bemerkte, wie der Kutſcher draußen auf dem Wagen jetzt aufzuwachen ſchien, zuſammenſchauerte und alsdann eine wollene Decke, die auf ſeinen Füßen lag, feſter um den Leib zog.

Jetzt mochte der Luceſe mit dem Leſen ſeines Briefs fertig ſein; Alfred ſah ſich um, und wie er bemerkte, daß er mit dem Kopfe auf dem Tiſche lag, und daß der alte Mann mit tiefbekümmertem Geſichte neben ihm ſtand, trat er an den Tiſch zurück, und der Italiener, als er die Schritte hörte, fuhr in die Höhe. Sein Geſicht war mit tiefer Bläſſe überzogen und ſeine Augen hatten einen troſtloſen Ausdruck.

steckte bald knietief in einem Graben, der übrigens mehr Schlamm als Wasser enthielt.

„Es ist ein überwölbter Canal," flüsterte sein Begleiter, „der unter Wall und Mauern durchführt; wenn wir ihn hinter uns haben, können wir neuen Athem schöpfen."

Langsam wateten sie hindurch, um hier kein unnöthiges Geräusch zu machen, und erreichten nach kurzer Zeit das Ende des Canals und damit die Umgrenzung der Stadt. Hier stürzte das schlammige Wasser in eine Schlucht hinab, der Carlino eben im Begriffe war zu folgen, als er mit einem Male den Gefangenen am Arme packte, mit Riesenkraft zu sich niederriß in den tieferen Schatten der steil emporsteigenden Mauer und ihn hier gewaltsam festhielt. Richter begriff das eigenthümliche Verfahren im nächsten Augenblicke, denn auf einem schmalen Wege, der sich längs der Mauer hinzog und in einem Brückenbogen dicht über ihren Häuptern vorüberführte, sah und hörte er eine piemontesische Patrouille herankommen, deren Mannschaft zuweilen still stand, um zu horchen.

„Das Schießen droben," sagte der Führer derselben, „hat was zu bedeuten, und es war mir so eben, als hörte ich vor uns in der Tiefe etwas im Wasser plätschern. Schaut scharf aus, ob wir nichts sehen."

Die Beiden in der Oeffnung des Canals bemerkten jetzt deutlich, wie sich die Soldaten um den Rand der Brücke beugten. Sollten sie zurück und sich abermals durch das Geräusch des Wassers verrathen, sollten sie an der Wand des Canals gebückt stehen bleiben und auf die Finsterniß der Nacht bauen?

„Es iſt mir gerade ſo, als ſähe ich dort drunten etwas,“ meinte einer der Soldaten.

„So nimm dein Ziel und ſchieße, nachdem ich angerufen,“ bemerkte der Führer der Patrouille, und dann rief er mit lauter Stimme: „Chi va là? Wenn du auch vielleicht nichts triffſt, ſo hört man uns doch droben und ſchickt vielleicht draußen herum eine Streifwache.“

Als auf den Anruf natürlicher Weiſe keine Antwort erfolgte, knallte ein Schuß, das Blei ſchlug dicht an den Köpfen der Beiden in das Mauerwerk, und Carlino flüſterte, den Mund an das Ohr ſeines Gefährten gedrückt: „Das war der Knall einer Büchſe, es ſind Berſaglieri — verdammt — doch da iſt nichts zu machen! So weit gekommen, ginge ich um alle Seligkeit nicht mehr zurück. Vorwärts, in die Schlucht hinab! Aber es kann Hals und Beine koſten.“

Nach dieſen Worten wollte Carlino hinabſpringen, als einer der Soldaten droben ſagte: „Es war nichts, der Teufel wäre ruhig ſitzen geblieben, wenn ſo eine Kugel neben ihm einſchlüge. Ich habe ein ſcharfes Auge.“

„So wollen wir vorwärts gehen,“ ſagte der Führer der Streifwache; „dort führt der Weg abwärts, und wir können näher an das Waſſer kommen.“

Die Beiden im Canale hörten die Patrouille über die Brücke weiter ziehen, und erſt nach einiger Zeit ſagte Carlino: „Ich weiß einen weit näheren Weg aufwärts, von dem dieſe Bettler keine Ahnung haben, ſonſt wären ſie gerade über unſeren Köpfen hinabgeſtiegen; den wollen wir einſchlagen und darin dem ſchlauen Thiere, dem Fuchſe nachahmen, deſſen Bekanntſchaft ich häufig in den Abruzzen gemacht, der auf ſeiner Fährte umkehrt, wenn er von allen

Seiten umſtellt iſt. Unterhalb des Weges, über den die Berſaglieri eben daher kamen, führt ein ſchmaler, aber ebener Fußpfad, auf dem wir unſere Beine gebrauchen können. Sollten wir von oben angerufen oder ſogar auf uns geſchoſſen werden, ſo ſchlagen wir uns links in die Schlucht und ſehen, wie wir an den Felswänden hinabkommen; denn Ihr werdet mit mir einverſtanden ſein, Signor Straniero, daß wir lieber alles wagen, als unter den gegebenen Umſtänden in die Küche der ‚goldenen Zwiebel' zurückkehren."

„Gewiß bin ich damit einverſtanden," flüſterte Richter zurück, „und ſage Euch meinen heißen Dank für Eure aufopfernde Begleitung; glücklicher Weiſe bin ich nicht am Fuße verwundet, denn wenn ich den Arm zum Laufen brauchen müßte, würde es nicht beſonders gehen."

„Thut er Euch weh?"

„So ziemlich."

„Kann mir's denken," ſagte Carlino, „und gerade deshalb möchte ich den Weg durch die Schlucht vermeiden, wo Ihr in den Fall kommen könntet, Euren Arm tüchtig zu gebrauchen." Er horchte in die Nacht hinaus und fuhr dann fort: „So jetzt ſind ſie weit genug, um uns nicht mehr zu hören, wenn auch unter unſeren Füßen ein Stein abbröckeln ſollte. Gebt mir Eure rechte Hand und folgt mir."

Vorſichtig ſich umſchauend, verließen Beide hierauf den Canal, und Carlino, Richter hinter ſich dreinziehend, ſtieg die Trümmer einer kleinen Treppe empor, welche von unten auf die oben erwähnte Brücke führte. Neben derſelben ſpaltete ſich der Weg in zwei, in einen breiteren, auf dem die Patrouille herabgekommen, und in einen ſchmalen Fußpfad,

ziemlich eben, wie Carlino gesagt, den nun Beide in raschem Laufe einschlugen.

Ohne sich Rast zu gönnen oder auch nur ihren Lauf zu vermindern, ging es so eine halbe Stunde fort, zuerst ziemlich steil, dann abwärts. Rückwärts blickend, bemerkte Richter, daß die Häusermassen Ravello's jetzt ziemlich weit hinter ihnen lagen. Was ihn allein beunruhigte, war das Lärmen der Trompeten und das Wirbeln der Trommeln, deren Töne durch die Stille der Nacht deutlich zu ihnen drangen. Begreiflicher Weise brachten diese Signale die ganze Umgegend in Allarm und machten ihren Weg unsicher. Diese Ansicht sprach er auch gegen Carlino aus, als dieser endlich an einer abschüssigen Stelle, wo sich der Weg zwischen Felsen und Gebüschen verlor, athmend stehen blieb.

„Daran ist nicht zu zweifeln," gab dieser zur Antwort, „und wenn sie ihr Handwerk einigermaßen verstehen, so sind auch jetzt schon Boten unterwegs nach Amalfi, Atrani und Minuri, um die Küste zu besetzen; doch macht mir das keine Sorge. Wir verlassen jetzt diesen Weg und ich führe Euch einen Ziegenpfad hinab, der auf keiner ihrer Karten steht und den auch keiner der Führer, die sie haben, weiß. Vorher aber laßt mich noch einmal nach Eurem Verbande sehen und dann werde ich Euch einen dicken Stock abschneiden, auf den Ihr Euch stützen könnt."

Nachdem er also gethan, die Binden fester angezogen und Richter einen tüchtigen Stab in die Hand gegeben, wandten sie sich unter einem scharfen rechten Winkel vom bisherigen Wege ab, und nach einigem Suchen hatte Carlino den Ziegenpfad aufgefunden, der allerdings mühsam und steil

abwärts ging, vielleicht auch halsbrechend und gefährlich, doch war die Nacht immer noch ſo dunkel, daß Richter kaum den nächſten Gegenſtand unterſcheiden konnte und nichts Beſſeres zu thun wußte, als, dem Rathe ſeines Begleiters folgend, ſo dicht hinter ihm zu bleiben, daß Carlino's breite Figur ihm beim Hinabrutſchen häufig als Stützpunkt diente. Dabei ſchritt dieſer mit einer Sicherheit hinab, die unbedingtes Vertrauen einflößen mußte, obgleich ſein ſchweres Athmen zuweilen verrieth, welche Anſtrengungen er machen mußte, um ſich und die Laſt im Rücken vor dem Hinabſtürzen zu bewahren.

Schon ſeit einiger Zeit hatten ſie das ſelbſt durch die Nacht leuchtende Meer vor ſich geſehen und erblickten daſſelbe jetzt ſo dicht vor ihren Füßen, daß es war, als ſeien ſie auf einer mehrere Hundert Fuß hohen Mauer angekommen, welche ſenkrecht in die Tiefe führte.

„Rechts haben wir Atrani, links Minuri," ſagte Carlino, „und wenn wir noch eine halbe Stunde tüchtig gegangen ſind, ſo können wir uns in Sicherheit betrachten, doch iſt dieſer Weg nicht gerade zu den angenehmſten zu zählen; er führt durch eine höhlenartige Schlucht abwärts, wo uns ſelbſt das bischen Licht fehlen wird, welches wir hier noch haben. Doch werdet Ihr geſehen haben, daß Ihr Euch auf mich verlaſſen könnt; gebt mir jetzt Euren Stock und faßt meinen Gürtel. Abgründe haben wir keine zu befürchten, doch könnte es eine Rutſchpartie geben, die aber dann das Gute hat, daß ſie uns nur ſchneller abwärts führt. — Kommt jetzt, wenn Ihr nicht zu ſehr ermüdet ſeid."

„Die Ermüdung wird ſpäter kommen," meinte Richter, „jetzt fühle ich nichts davon, da meine Nerven zu aufgeregt ſind."

Sie setzten hierauf ihren Weg fort, der sie, wie Carlino gesagt, in eine Höhle brachte und dann allerdings auf Sand und leichtem Geröll sehr steil abwärts führte. Auch die Rutschpartie kam vor, von der Carlino gesprochen, und Richter mußte dabei die Riesenkraft und Gewandtheit seines Begleiters bewundern, der ihn um den Leib faßte und ihn, während er selbst hinabglitt, aufrecht erhielt, wobei er die Richtung in der Finsterniß, die sie umgab, nur durch das Gefühl finden konnte.

Endlich dämmerte es schwach von unten herauf, und zugleich hörte man das schwache Rauschen der Meeresflut, welches wie Musik in den Ohren des Flüchtlings klang.

„Hier bleibt einen Augenblick stehen," sagte Carlino, „damit ich sehe, ob drunten alles in Ordnung ist; gegen das, was wir geleistet haben," setzte er lachend hinzu, „sind die paar Schritte hinab Kinderspiel, und wenn ich Euch rufe, so folgt mir."

Bald erfolgte auch dieser Ruf, und Richter kletterte allerdings mit etwas wankenden Schritten den Felsenpfad vollends hinab, welcher unten in eine nach dem Meere zu offene geräumige Höhle mündete, die von den leise plätschernden Fluten angefüllt war.

Hier lag eine Barke und in derselben stand Carlino, beschäftigt, Ruder und Maste an ihren Platz zu bringen. „Die Madonna ist uns günstig," sagte er, „wir haben einen frischen Landwind, der uns wie mit Dampf in den Golf hinaustreiben wird. Steigt ein, damit ich das Boot flott machen kann — so, setzt Euch am Steuerruder nieder und haltet es gerade so, wie es jetzt steht."

Unter diesen Worten hatte er seine Jacke abgeworfen,

die Ruder ergriffen und die Barke mit ein paar tüchtigen Ruderſchlägen in das Meer hinausgetrieben. Richter fühlte ein unnennbar wohlthuendes Gefühl ſeine Bruſt durchziehen, als die friſche Seeluft ihn umſpielte und als ſein Begleiter ihm verſicherte, daß ſeine Verfolger jetzt das Nachſehen haben würden — und wenn ihrer ein Dutzend von Atrani und Minuri ausfahren möchten. „Mein Boot kenne ich, und mit dem Winde, den wir haben, bliese uns San Pantaleo bis nach Sicilien hinüber.“

Nachdem ſie etwa hundert Ellen vom Ufer entfernt waren, richtete er den Maſt auf, zog das Segel in die Höhe, und alsbald legte ſich der ſcharfe, vom Lande kommende Nordoſtwind hinein, ſo daß ſich das leichte Schiffchen anmuthig auf die Seite neigte und wie ein Pfeil durch das Waſſer ſchoß, während die Wellen rauſchend vor dem Kiele aufſchäumten.

„So, Signor Straniero, jetzt können wir unſer Nachtgebet ſprechen und uns bei der heiligen Jungfrau bedanken. Es war keine Kleinigkeit, und da Ihr an ſo 'was nicht gewöhnt, auch vom Blutverluſte erſchöpft ſeid, ich aber die Augen offen behalten muß, um das Schiff jetzt zu ſteuern, ſo legt Euch ins Boot hinein, da auf die Strohmatte, und ſchließt getroſt Eure Augen.“

Richter, der jetzt anfing, ſeine furchtbare Ermüdung zu fühlen, folgte dieſem Rathe, worauf ihn Carlino ſorgfältig mit einem Mantel zudeckte; dann wollte er ſich gerade am Steuerruder niederlaſſen, als er ſich auf einmal vor die Stirn ſchlug und ſagte: „Jetzt hätte ich das Beſte bald vergeſſen, ich habe einen Gruß an Euch von der ſchönen Signorina, die mir ſo ſanft die Backe patſchelte.“

„Wo iſt ſie?“ rief Richter, der eben aufſpringen wollte, doch drückte ihn ſein Begleiter ſanft mit der Hand nieder, indem er ſagte: „Sie iſt in Sicherheit, wie Ihr; auf dieſe gute Nachricht legt Euch jetzt nieder, deckt Euch mit dem Gruße zu, ſchlaft und träumt.“ —

Ob er ſchlief und träumte? —

Achtundſechszigſtes Kapitel.

In der Vicaria.

Wer nach Neapel kommt, vergeſſe ja nicht, jenes Viertel der Stadt aufzuſuchen, welches La Vicaria heißt und in welchem der gleichnamige Gerichtshof, der zugleich als Gefängniß dient, liegt. Es war dies vor alten Zeiten ein ariſtokratiſches Stadtviertel, und noch heute ſieht man dort die ſchönſten, maleriſchſten und finſterſten Paläſte des ehemaligen Neapel. Freilich ſind von den in Stein gehauenen Wappen über den Thorbogen — italieniſche, ſpaniſche, deutſche — viele unſerer jetzigen Zeit unbekannt, denn von den Geſchlechtern, welche ſie führten, ſind manche ausgeſtorben, während andere das Land verließen, wenn die Herrſcher gewechſelt, zu deren Hofhaltung ſie gehörten. Bei dem Umfange des jetzigen Neapel iſt dieſes Viertel ganz dem Mittelpunkte der Stadt entrückt, denn es liegt an der Porta Capuana, und es iſt auch nicht mehr das Quartier vornehmer Leute. Vor den alten Paläſten halten keine eleganten Equipagen mehr, und an den Fenſtern und auf den Balconen,

wo ſich früher neben damaſtenen Vorhängen ſchöne, vornehme Neapolitanerinnen dem Volke zeigten, ſieht man jetzt Leute aus dem Volke, verkümmerte Geranien und Granaten und flatternde Wäſche.

Der Gerichtshof La Vicaria, von Wilhelm dem Erſten, dem Normannen, zu ſeinem Palaſte erbaut, liegt auf einem mäßigen freien Platze, ſo daß man das feſte, trotzige Gebäude rings umgehen kann. Seine grauen, aus Quadern erbauten Mauern zeugen deutlich für das hohe Alter des Gebäudes; an einer Seite deſſelben, die auf den Platz geht, wo ehemals die Hinrichtungen ſtattfanden, bemerkt man an der Mauer weiße, verwitterte Kalkſtreifen, hinter denen ſich die blutigen Ueberbleibſel aus früherer Zeit verbergen; über ihnen hangen eiſerne Körbe, worin die Schädel großer Verbrecher aufbewahrt wurden. Im erſten Stockwerke ſind die Gefängniſſe, und hinter den ſtark vergitterten Fenſtern ſehen wir bleiche, eingefallene Geſichter mit verwahrloſ'ten Bärten, und hier und da kommt eine magere Hand zum Vorſchein, welche ein Körbchen an einer Schnur herabläßt, um auf dieſe Art ein Almoſen zu erflehen.

Zum zweiten Stockwerke führen rechts und links vom Eingange breite Treppen, welche am Gerichtstage mit einer Menge Volkes bedeckt ſind, das emſig auf und ab ſteigt, denn dort oben werden die Gerichtsverhandlungen abgehalten. Dort ſind große Säle, der Tummelplatz der Advocaten mit den Notaren und Schreibern, welche ſich gewöhnlich an der Wand aufhalten und dort auch ihre hölzernen Sitze haben. Der übrige Raum wird von den Clienten ausgefüllt, und der Lärm von den Tauſenden von Stimmen, die hier durch einander ſchreien, iſt ſo betäubend, daß man dieſen Ort

„Sie waren am heutigen Abend der Zeuge einer Scene, die für mich ſehr peinlich, ja erniedrigend war und nur das einzige Gute hatte, daß ſie mir die Ehre Ihrer Bekanntſchaft verſchaffte. Ich halte Sie für einen vollkommenen Ehrenmann, für einen Mann von Takt und Gefühl, — leſen Sie“ — er reichte ihm den Brief, den er in der Hand hielt, — „was ich im Begriff war, jenem Weib Alles zu opfern, — leſen Sie, ich bitte darum!“

Alfred nahm das Schreiben und las es. Es war von der Frau des Lucceſen und die Worte ſo lieb, ſo freundlich, ſo ergreifend, wie der Ausdruck des Geſichts auf dem kleinen Bilde. Sie beſchwor ihn, zurückzukommen, ſie verſprach, es ſolle von ihrer Seite Alles geſchehen, damit der Frieden ihres Hauſes nie wieder geſtört würde, ſie habe freilich in Manchem Unrecht, — das war gewiß die einzige Unwahrheit, die in dem Briefe ſtand, — ihre Mutter, ſo ſagte ſie, habe eingeſehen, daß es beſſer ſei, wenn ſie ihren Aufenthalt für einige Zeit anderswo nehme, und ſei nach Nizza gegangen. — — Zum Schluſſe, und das las Alfred mit einem leiſen Schauer, vertraute ſie ihrem Manne ein rührendes Geheimniß, ein inniges, ſeliges Geheimniß an, und man bemerkte an den zitternden Schriftzügen, wie ihre Hand, während ſie das niederſchrieb, vor unausſprechlicher Wonne und Freude gezittert. „Komm' zurück!“ ſagte ſie ſchließlich, „komm' bald zurück. Du ſiehſt, die Madonna iſt uns gnädig und will uns das Schönſte bewilligen, was es für ein Weib auf Erden gibt, will uns ganz glückſelig machen!“ — —

Alfred legte den Brief tieferſchüttert auf den Tiſch, und war nicht im Stande, ein Geſpräch zu eröffnen.

„Jetzt zu Geſchäftsſachen!“ ſagte der Lucceſe gefaßt und mit ruhiger Stimme. „Ich ſtehe jetzt vollkommen zu Befehl und bin bereit, mit Ihnen zu unterhandeln, über das, was heute früh geſchehen ſoll. Der Vicomte iſt in mich gedrungen, Zeit,

gewohnt sein muß, um im Stande zu sein, mit seinem nächsten Nachbar eine Unterhaltung zu führen. Dazwischen rufen Verkäufer mit gellender Stimme alle Arten von Waaren aus, und da es ihnen trotz ihrer gewaltigen neapolitanischen Lungen doch oft nicht möglich ist, die Billigkeit und Vortrefflichkeit der Artikel, welche sie verkaufen wollen, anzupreisen, so heben sie dieselben, an große Stöcke gebunden, hoch über die Köpfe der Menge empor und zeigen, so wie sich ein Kauflustiger blicken läßt, pantomimisch die Größe der Kaufsumme.

Aus den eben erwähnten Räumen, welche dem eigentlichen Gerichtssaale als Vorzimmer dienen, flüchtet man sich gern in diesen, wo man sich bei den Verhandlungen wieder etwas erholen kann und zu gleicher Zeit, wenn man der Sprache des Landes kundig ist, die glänzende Beredsamkeit, die trügerische Sophistik der neapolitanischen Advocaten bewundern darf.

Da es aber nicht im Interesse unserer Geschichte liegt, dem geneigten Leser eine Schilderung dieser Gerichtsverhandlungen zu entwerfen, so begnügen wir uns damit, ihn rasch in die eben geschilderten Räume geführt zu haben, und bringen ihn nun durch den Gerichtssaal nach der Haupttreppe zurück, wo wir in einer Fensternische zwei Männer mit einander reden sehen. Der Eine betrachtete gerade seine Nägel und blickte mit finster zusammen gezogenen Augenbrauen auf die Straße, während der Andere, der dicht vor ihm stand, seine Augen nicht von den Steinen des Fußbodens erhob.

„So weit ständen die Sachen gut," sagte der Letztere; „der Gerichtshof hat entschieden, daß die Verrechnung mit

dem Marcheſe und die Uebergabe der Güter in andere Hände erſt zu geſchehen habe, nachdem der Proceß, wegen welches Jener ins Gefängniß geſetzt worden, beendet iſt."

„Meinetwegen," ſagte der Advocat Don Nicola Brancaccio mit ſo ungeduldigem Ausdrucke der Stimme, daß ſein erſter Schreiber beinahe unwillkürlich einen Moment die Augen zu ihm aufſchlug, wobei ſich auf ſeinen Zügen der leiſe Schein einer Verwunderung zeigte.

„Was dieſen Proceß ſelbſt anbelangt, ſo habe ich aus beſter Quelle erfahren, daß er für den Marcheſe ein gar ſchlimmes Ende nehmen wird, denn obgleich man ſchon ſo Viele der hohen Ariſtokratie in beinahe ähnlichen Fällen mit einem blauen Auge hat durchſchlüpfen laſſen, ſo finden ſich doch immer Narren, die ihr Vermögen und Leben wagen, und man wird an dieſem ein Beiſpiel ſtatuiren."

Der Advocat that einen tiefen Seufzer und murmelte alsdann zwiſchen den feſt verſchloſſenen Zähnen: „Hätte ihn der Teufel geholt, ehe er einen Fuß hier ans Land ſetzte! Maledetta anima della cucuzza! Was nützt es mir, wenn ich ihn auf dem Mercato ſehe, nachdem er mir den Dolch ins Herz geſtoßen, denn das könnt Ihr mir glauben, Don Giovanni, er und ſeine Helfer ſind ſchuld daran, daß das Mädchen verſchwunden iſt."

Jetzt blickte der alte Schreiber in der That zu ſeinem Herrn auf, und ſogar mit einem verwunderungsvollen Lächeln auf dem Geſichte.

„Das begreift Ihr nicht," fuhr Don Nicola heftig fort, „ſie war mir an meine Seele gewachſen und ich liebte ſie, wie das Licht meiner Augen. Sei er verdammt für ſeine Ränke! Bei der Madonna del Carmine! Hätte ich

gewußt, daß er mir so ins Leben greifen würde, ich wäre glimpflicher mit ihm verfahren. Was nützen mir hunderttausend Ducaten, wenn ich vor Wuth und Eifersucht berste!"

„Aber was sind ein paar Mädchenaugen gegen hunderttausend Ducaten?"

„Darüber wollen wir nicht streiten," entgegnete Don Nicola mit einem tiefen Seufzer, „aber was mich am allertollsten bei der Geschichte macht, ist, daß ich niemand dafür anfassen kann."

„Als ihn."

„Ja, als ihn — als ihn — als ihn!" erwiderte der Advocat, indem er die geballte Faust erhob, „und wenn es mich mein halbes Vermögen kosten sollte, so will ihn verderben!"

Mit dem Strome der Menge, die ab und zu aus dem Gerichtssaale wogte, kam jetzt ein Mann, dem Viele, die ihn kannten, ehrerbietig Platz machten, und dem einige Stimmen nachflüsterten: „Das ist Don Ercole Cerboni, unser bester Advocat und ein sehr braver Mann."

Bei seinem Anblicke wandte sich der in der Fensternische Stehende hastig um, worauf Don Ercole, welcher die Beiden wohl bemerkt, mit einem sarkastischen Lächeln vorüberschritt. Dieses Lächeln aber verschwand wieder, als er die Treppe hinabging; seine Miene nahm einen ernsten Ausdruck an und er schaute fast düster, als er das Stockwerk erreicht hatte, wo sich die Gefängnisse befanden. Hier blieb er einen Augenblick vor einer verschlossenen, schweren, eisernen Thür stehen, hinter der man ein paar Schildwachen auf und ab wandeln sah, dann zog er an einer Klingel, die hell durch den langen Gang tönte und einen der Carcerieri herbeirief,

welcher von einem Zimmer aus der Ecke des Ganges kam. Obgleich dieſer Anfangs langſam der Thür zuging, ſo beſchleunigte er doch ſeine Schritte, als er den Einlaß Begehrenden erkannte, und ſagte am Gitter angekommen mit freundlicher Miene: „Ah, Don Ercole, Ihr wollt nach Eurem Clienten ſehen. Obſchon ich wohl weiß, daß Ihr als ſein Rechtsbeiſtand die Erlaubniß dazu habt, ſo muß ich Euch doch des ſtrengen Befehles wegen bitten, mir Eure Einlaßkarte zu zeigen.“

„Laßt mich nur erſt eintreten,“ gab der Advocat zur Antwort, worauf der Schließer aufmachte und die Beiden alsdann durch den Gang hinabwandelten.

Als ſie aus dem Bereiche der Schildwachen waren, griff der Advocat lächelnd in ſeine Weſtentaſche, ſuchte dort etwas hervor, das er in die geöffnete Hand des Carcerieri gleiten ließ, und ſagte: „Mein Lieber, ich hatte heute meinen Kopf ſo voll, daß ich das Papier wahrhaftig vergaß, wenn ich aber wiederkomme, ſo zeige ich es Euch zweimal nach einander, das wird alsdann wohl den gleichen Dienſt thun.“

„Gewiß, Don Ercole,“ gab der Schließer geſchmeidig zur Antwort, indem er ſich verbeugte, alsdann ſein Schlüſſelbund nahm und dem Advocaten voranſchritt.

Nachdem er an mehreren Thüren vorbeigegangen war, ſchob er an einer die ſchweren Riegel zurück, öffnete alsdann das Schloß und ſagte, als der Advocat eingetreten: „Ich weiß, Don Ercole, Ihr zieht es vor, mit dem Gefangenen ohne Zeugen zu reden, und laſſet Euch deßhalb gern gefallen, daß ich hinter Euch zuſchließe. Wann ſoll ich wiederkommen, um Euch abzuholen?“

„In einer halben Stunde, denke ich.“

Die Riegel wurden zugeschoben, der Schlüssel im Schlosse drehte sich knirschend herum, und der Advocat befand sich in einem kleinen Zimmer, dem Marchese Gaetano Fontana gegenüber, der sich rasch und mit freundlicher Miene von seinem Stuhle erhob, der am Fenster stand.

Dieses Fenster ging auf den inneren Hof der Vicaria, der von den vier Flügeln des mächtigen Gebäudes gebildet wurde. Aussicht hatte der Gefangene hier nicht viel; wohin er seine Blicke erhob, sah er die hohen, grauen Mauern des Gefängnisses mit vergitterten Fenstern, die häufig noch mit Holzblenden versehen waren, welche dem dort Eingeschlossenen nur gestatteten, ein kleines Stück des tief blauen Himmels zu sehen.

In der Mitte des Hofes lag auf einer kleinen Erhöhung der bekannte Löwe aus weißem Marmor, der hier symbolisch die gleichen Maße und Gewichte bewacht, auf denen er ruht. Die sehr ärmliche Ausstattung des Gefängnisses bestand aus einem einfachen Bett, welches eine Wollen-Matratze mit Decke enthielt, ferner aus zwei Stühlen und einem Tische, auf dem sich einige Bücher befanden, letztere eine Wohlthat, welche der Advocat seinem Clienten verschafft.

„Ich muß nach Ihnen sehen, Signor Marchese, obgleich ich Ihnen über das, was unsere beiden Processe anbelangt, keine tröstliche Aenderung zu sagen weiß. Sie haben die Ausfertigung des Tribunals erhalten, wonach es die Abrechnung mit Brancaccio und die Uebergabe der Güter bis zur Beendigung Ihres anderen Processes aufschiebt.

Das ist eine verfluchte Finte, die abzuwehren ich nicht im Stande war."

„Sie sind mir auch ohne gute Nachrichten willkommen, Don Ercole," gab ihm Gaetano zur Antwort, „und heute um so mehr, als ich aus Ihren Bewegungen und nach der Brusttasche schließen darf, daß Sie Briefe für mich haben."

„Ich bin so glücklich und hoffe nur, daß die Nachrichten, welche er enthält, erfreulich für Sie sein mögen, doch zweifle ich fast daran, denn das Schreiben, welches ich für Sie habe, ist schwarz gesiegelt."

„Immerhin," gab der Marchese mit einem trüben Lächeln zur Antwort; „das Schicksal ist mit mir so schlimm verfahren und hat mir so viel genommen, daß ich selbst einem neuen Verluste mit Fassung entgegenzutreten vermag. Der Brief ist doch aus dem Auslande?" fragte er hastig, denn er dachte an seine beiden Freunde Vander und Richter. — „Mein Gott, von Scherra und schwarz gesiegelt!" rief er hierauf laut unter der Einwirkung eines eigenthümlichen Gefühles, — — — „doch wie bin ich kindisch, die Aufschrift ist ja von seiner Hand, also kann ja ihm, meinem edlen, väterlichen Freunde nichts zugestoßen sein! Sie verzeihen, Don Ercole," fügte er bei, indem er den Umschlag abriß.

„Lesen Sie ruhig, Signor Marchese," entgegnete der Advocat, indem er sich auf den Stuhl am Fenster niederließ; „beachten Sie übrigens, daß dieses Schreiben schon vier Wochen alt sein muß; es kam über Paris per Einschlag an mich, Sie befahlen selbst, daß es mit den Briefen so gehalten werden sollte — — jetzt aber thun Sie, als ob ich gar nicht da wäre, ich werde mir unterdessen den Löwen da unten

betrachten; ſeine Wagſchale mit den Gewichten gibt mir allerlei zu denken."

Gaetano las nicht, wie man gewöhnlich zu leſen pflegt, nein, ſeine Augen flogen von Zeile zu Zeile über die Buchſtaben hinweg mit einer unbegreiflichen Geſchwindigkeit, und als er das lange Schreiben geleſen, las er es zum zweiten Male wieder und auch zum dritten Male, dann ſprang er von dem Bette auf, auf das er ſich geſetzt hatte, eilte im Zimmer auf und ab und ſtieß, während er zuweilen in den Brief ſah, aus tiefſter Bruſt wiederholt die Worte aus: „O mein Gott, o mein Gott!"

Der Advocat war zu ſehr Geſchäftsmann, um nur die Spur einer Neugierde blicken zu laſſen, ja, er ſchaute nicht einmal von dem Löwen im Hofe weg, und erſt als ihm der Marcheſe haſtig ſeine Hand auf die Schulter legte, wandte er den Kopf mit ruhigem Blicke herum.

„Das iſt ein Brief von höchſter Wichtigkeit für mich!" rief Gaetano, wobei er ſo ſchwer athmete, daß er die Worte nur mühſam hervorbrachte, „ein unſchätzbarer Brief, ein Brief, der plötzlich ein helles Licht ſtrahlen läßt in der finſteren Nacht meines Herzens! O mein Gott, ein Brief, der mich wahnſinnig machen könnte vor Glück, wenn ich nicht von den Mauern des Gefängniſſes umſchloſſen wäre."

„Halt, mein lieber Freund und verehrter Marcheſe," erwiderte Don Ercole in ruhigem und langſamem Tone; „wenn dem wirklich ſo iſt, ſo müſſen wir es alſo für ein Glück halten, daß die Mauer des Gefängniſſes Sie einſchließt."

„Ja, eines Gefängniſſes," gab Gaetano mit faſt tonloſer Stimme zur Antwort, indem er vor ſich auf den Boden ſtarrte, „das ſich für mich vielleicht noch lange nicht

öffnet, das mich mit eisernen Banden festhält," setzte er zähneknirschend hinzu, „während sie — sie frei geworden ist von Fesseln, die gewöhnlich härter und fester binden, als Gitter und Ketten! O, diese Mauern, diese Riegel und Schlösser, die es mir verwehren, jubelnd hinaus und zu ihr zu eilen, diese furchtbaren Riegel, die sich vielleicht erst dann für mich öffnen werden, wenn mein letzter Tag anbricht, wenn mein Leben endigt, nachdem sich noch alles gut und herrlich gestalten konnte! — Verzeihen Sie mir," fuhr er nach einer langen Pause mit einem traurigen Lächeln fort, während er sich mit der Hand über die Stirn wischte, „daß ich Ihnen von meinen trostlosen Gefühlen rede, statt Sie mit dem Inhalte dieses Schreibens bekannt zu machen."

„So weit es unsere Angelegenheiten betrifft," antwortete der discrete Advocat. „Fassen Sie sich vor allen Dingen, lieber Marchese, bemeistern Sie Ihre Aufregung und theilen Sie mir ohne Leidenschaft mit, wie ich Sie ohne Leidenschaft, wenngleich tief mitfühlend, anhören werde. Setzen Sie sich, lieber Freund, ich bitte Sie darum."

Gaetano ließ sich widerstrebend auf einem Stuhle seinem Rechtsfreunde gegenüber nieder, und nachdem er einen tiefen Athemzug gethan hatte, sagte er: „Dieser Brief ist von einem Herrn von Scherra, meinem väterlichen Freunde, einem Manne, dem ich viel verdanke; er war der Freund meines Vaters und meine Mutter schätzte ihn hoch."

„Er war hier in Neapel und kennt Ihre Verhältnisse?" fragte der Advocat.

„Ganz genau; doch fand ich ihn in Deutschland wieder, als ich nach jener gräßlichen Zeit, die Sie kennen, meine

Freiheit erlangte. Ich ſprach Ihnen von einer Dame, die ich liebte — —"

„Deren wir hier uns noch alle mit Entzücken erinnern."

„Einer edlen, tugendhaften Frau, die, mich treulos wähnend, ihre Hand einem Manne gab, den ſie achtete und dem ſie eine aufopfernde, pflichttreue Gattin war."

„Dieſer Mann iſt todt?"

„Ja, Graf Lotus iſt geſtorben, wie mir Scherra meldet — Franceſca iſt frei — — und ich —! —" Dieſe letzten Worte ſagte er unter dem Eindrucke eines Schmerzes, der ſo ungeheuer war, daß er ihm den Schluß ſeines Satzes einige Sekunden verſagte. — „Und ich," fuhr er dann fort, „ſitze hinter feſten Mauern, und wenn ich auch meinen Kopf an dieſen Steinen zerſtieße, ſie würden mich doch nicht hinauslaſſen, um zu ihr zu eilen und ihr zu Füßen fallen zu können."

Der Advocat hatte die Arme über einander geſchlagen und nickte einige Male mit dem Kopfe, ehe er zur Antwort gab: „Das iſt allerdings eine furchtbare Verwicklung. Armer Marcheſe, hoffen Sie — es iſt das freilich unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ein trivialer Troſt, aber ich weiß keinen beſſeren, — ja, hoffen Sie, mein lieber Freund, das Schickſal wird doch endlich müde werden, Sie zu verfolgen. Herzlich bitte ich Sie, faſſen Sie ſich," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort und reichte Gaetano ſeine Hand, als er bemerkte, wie dieſer die Lippen mit einer zitternden Bewegung zuſammenbiß und wie deſſen Augen feucht wurden. „Sie haben gezeigt, daß Sie ein Mann ſind, der Ungeheures zu ertragen vermag, blicken Sie auch jetzt wieder als ſolcher den drohenden Ereigniſſen muthig entgegen, laſſen

Sie uns unſere Ruhe bewahren, ſie iſt nothwendig, um wirkſam zu überlegen."

Gaetano nickte mit dem Kopfe, dann hob er den Brief empor und ſprach ruhig, doch mit bewegter Stimme: „Scherra ſchreibt mir alſo, Graf Lotus ſei geſtorben, und zwar in Gegenwart ſeines älteren Bruders, der von England herübergekommen ſei, um bei dem Ende ſeines Bruders gegenwärtig zu ſein. Scherra, der ſich auch hier wieder als edlen Freund bewies, übernahm es, die Angelegenheiten des Verſtorbenen zu ordnen, und ermöglichte es ſo der Gräfin, daß ſie die Stadt und ein Haus, welches nur traurige Erinnerungen in ihr hervorrief, alsbald verlaſſen konnte; ſie ging mit ihrem Schwager nach England."

„Die Familie Lotus ſtammt wohl von daher?"

„So iſt es; der Verſtorbene, der Graf Paul Lotus, war der jüngere Bruder und diente lange Jahre in Indien, wo er ſein ererbtes Vermögen bedeutend vergrößerte. Da er indeſſen in Zwiſtigkeiten gerathen war mit den Directoren der oſtindiſchen Compagnie, ſo hatte er keine Luſt, ſeinen Aufenthalt in England zu nehmen, reiſ'te und ließ ſich dann in Deutſchland nieder. Sein älterer Bruder, Lord William Cliſton, der Inhaber der Familiengüter, war lange zur See und lebt jetzt unverheirathet auf einem ſeiner Schlöſſer, Lotushall, nach ſeinem Bruder, den er innig liebte, ſo geheißen."

„Dieſe Nachricht, mein lieber Marcheſe," ſagte der Advocat nach einem längeren Nachſinnen, „iſt in ſo fern von Wichtigkeit für mich, als ich jetzt meine Bemühungen verdoppeln muß, wenn das nämlich möglich iſt, um Ihren Proceß zu beſchleunigen — o, wäre dieſe Nachricht vor ein paar Monaten gekommen, und hätten Sie vermocht, ſchleunig

Ort und Waffen zu beſtimmen. Ich denke, wir machen die Sache ab, ſobald der neue Tag uns ſo viel Licht gibt, als nothwendig. Hier," ſagte er zu dem alten Diener, indem er einen andern Schlüſſel auf den Tiſch warf und bitter lachte, „hol' ein anderes Käſtchen!"

„Die Piſtolen, Signor?" rief der Alte erſchrocken und ſah bald ſeinen Herrn, bald den Fremden wie um Auskunft bittend an.

Alfred nickte ſchweigend mit dem Kopfe und der Lucceſe ſagte: „natürlich die Piſtolen, Giuſeppe, ich habe eine kleine Sache abzumachen; nicht mit dieſem Herrn da, Gott bewahre! ſondern mit einem Anderen, eine Ehrenſache, die keinen Aufſchub leidet." — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

wieder abzureiſen! Alsdann Ihre Angelegenheiten hier zu ordnen und unſern gemeinſchaftlichen Freund etwas derb zu rütteln, wäre die Arbeit eines Kindes geweſen! Was aber Ihren zweiten Proceß anbelangt —"

„So finde ich ein paar Notizen im Briefe," unterbrach ihn Gaetano raſch, „die vielleicht für uns nicht ohne Nutzen ſind; ich beachtete ſie bis jetzt nicht, da nur die eine Nachricht für mich von großer Wichtigkeit war. Scherra ſchreibt mir: ‚Der Tod des Grafen Lotus erlaubt mir, auch Ihnen eine Mittheilung zu machen, von der es jedoch zweifelhaft iſt, ob Sie ihr ein Intereſſe abgewinnen können. Sie erinnern ſich des Indiers Juſſuf, des Kammerdieners und, man könnte ſagen: Vertrauten des Grafen, einer eigenthümlichen Perſönlichkeit, die ich, da ich ſeine Vergangenheit kannte, häufig mit einem unheimlichen Gefühle betrachtete. In ſeinem aufgeregten Zuſtande, vielleicht im Traume — der Indier ſaß, wie ich weiß, Nächte lang am Bette ſeines Herrn — ließ der Kranke wahrſcheinlich Aeußerungen fallen, aus denen Haß gegen Sie, mein lieber Gaetano, hervorleuchtete; vielleicht hielt er Sie, und gewiß mit vollem Unrecht, für ein Hinderniß ſeines vollkommenen Glückes, für einen finſteren Schatten auf ſeinem Lebenswege, der hinweg geräumt werden müſſe, und der Indier, der dieſe Andeutung auf ſeine Art auffaßte und ſich für verpflichtet hielt, die Hand zur Erfüllung zu bieten, war es, der in jener Nacht den Mordanfall auf Sie ausübte, deſſen Ausführung von Ihren Freunden verhindert wurde.'"

„Ah," rief der Advocat freudig aus, wobei ſeine Augen leuchteten, „das iſt derſelbe Menſch, der Ihnen in Rom und hier ſeine Dienſte ſo dringend anbot?"

„Derſelbe."

„Der verſchiedene Male aus dem Hauſe meines verehrten Collegen kommend geſehen wurde, ohne daß er je in Ihrem Auftrage dort geweſen wäre?"

„Derſelbe — bei Gott, da iſt ein Zuſammenhang!"

„Den wir benutzen müſſen. Wie Sie wiſſen, wurde der Indier am gleichen Tage mit Ihnen verhaftet, doch auf Ihre Verwendung wieder freigegeben und blieb von da an in Ihrem Gaſthofe — Sie wollten es ſo. — Laſſen Sie mich überlegen, was da zu thun iſt. Ihn auf dieſen Brief hin aufs neue feſtnehmen zu laſſen, geht nicht gut an, es wäre dazu eine gerichtlich beglaubigte Erklärung Ihres Freundes nothwendig — es iſt nicht mehr das alte Neapel," ſetzte er lächelnd hinzu. — „Doch hätte es auch gar keinen Nutzen, ihn feſtzunehmen, da ihn Brancaccio ſicher dazu beſtimmen wird, bis zum Ende des Proceſſes zu bleiben. Niemand als dieſer Indier hat die verdächtigen Papiere in die Caſſette gethan."

„Der Anſicht bin ich auch; aber glauben Sie nicht, daß es nothwendig wäre, die gerichtlich beglaubigte Erklärung meines Freundes Scherra ſobald als möglich kommen zu laſſen?"

Don Ercole hatte ſeine Stirn in die Hand geſtützt und ſagte nach einem längeren Beſinnen: „Ich werde an ihn ſchreiben, doch finde ich vielleicht einen kürzeren Weg, um dieſem Indier ein feſtes Quartier anweiſen zu laſſen. Wenn wir nur viel dadurch gewinnen, denn wie werden wir im Stande ſein, den Beweis zu führen, daß der, welcher Sie ermorden wollte, auch die Papiere unterſchob? Daß ich ſo gut wie Sie überzeugt bin, daß er das wirklich gethan,

bedarf keiner Erklärung, aber das Gericht kann anderer Ansicht sein wollen. Sie waren in Rom, Sie haben dort mit sehr compromittirten Leuten verkehrt, Sie kamen mit einem fremden Passe unter fremdem Namen hier an. Das sind Anhaltspunkte, die man mit großem Vergnügen festhalten wird; ich sage: mit großem Vergnügen, und darf Ihnen nicht verhehlen, daß Ihr Proceß gerade deßhalb nicht gut steht, weil man eine Schuld gegen Sie auffinden will und weil man gern Einen der hohen Aristokratie, zu der Sie ja gehören, für alle Uebrigen möchte leiden lassen."

Gaetano war aufgestanden und ging mit trüben Blicken auf und ab. „Ich hatte mich fast an diese Mauern gewöhnt, ich sah ruhig und ohne Ungeduld dem Ende meines Processes entgegen, ob ich hier war oder anderswo; ja, hätte man mir ein Gemach angewiesen, meinetwegen in Castel dell' Uovo mit einer Aussicht auf meinen geliebten Golf, ich hätte mich fast glücklich fühlen können, aber nun — o, ich kann Ihnen nicht sagen, Don Ercole, wie die vier Mauern mein Gehirn drücken! — Wenn ich später allein bin, werde ich verzweiflungsvoll rütteln an den Gitterstäben dieses Fensters, die ich bis jetzt lächelnd betrachtete — die fast glückliche Ruhe meines Herzens ist verdrängt worden durch einen einzigen ungestümen Gedanken, durch einen einzigen Wunsch, den ich mit Wildheit ausspreche: Freiheit — Freiheit — — Freiheit, um zu ihr eilen zu können!

„Sagten Sie mir nicht," fuhr er in bittendem Tone fort, indem er neben dem Advocaten stehen blieb, „daß Sie einen Versuch machen wollten, ob es nicht durch Bestechung möglich sein würde, meinen Kerker zu öffnen?"

Don Ercole schüttelte mit dem Kopfe. „Wenn ich das

wirklich gesagt habe," erwiderte er, „so versprach ich zu viel; ich wiederhole Ihnen: es ist nicht mehr das alte Neapel. So leicht es ist, Ihnen für Geld jede Erleichterung zu verschaffen, so unmöglich ist es, jemand, der die Macht hat, selbst durch eine große Summe zu veranlassen, Ihnen bei einem Fluchtversuche behülflich zu sein. Ihr Schließer kennt mich; es wird ihm nicht einfallen, mich zu untersuchen; ich könnte Ihnen also auf die leichteste Art Feilen zustecken, um die doppelten Gitter Ihres Fensters zu durchschneiden. Was hülfe das aber? Sie würden in den Hof gelangen, wo zahlreiche Wachen herumgehen und wo jede der hohen Mauern des Gebäudes Ihres Entkommens spottet."

„Bieten Sie dem Schließer eine Summe an, die ihn glücklich macht."

„Ihre Schließer sind ächte Neapolitaner, keiner will seine schöne Stadt verlassen, und wenn er nach einem solchen Vorfalle hier bliebe, würde man ihm sicher eine feste Wohnung anweisen und obendrein die gemachte Beute wegnehmen."

„Also kein Ausweg, keine Rettung?"

„Aber auch keine Verzweiflung, wenn ich bitten darf, bester Marchese; lassen Sie die Sonnenstrahlen, die Ihnen das Schreiben Ihres Freundes gebracht hat, nicht dazu dienen, daß sie Ihnen die Finsterniß Ihres Gemüthes noch schwärzer ausmalen, lassen Sie dieselben wie Strahlen der Hoffnung auf Ihr Herz wirken — vertrauen Sie Ihren Freunden. — Sehen Sie, wie ich vergeßlich bin," fuhr er nach einer Pause fort, „Signor Vander, der trotz aller meiner Bemühungen keine Erlaubniß zum Besuche der Vicaria erhalten konnte, läßt Sie aufs herzlichste und innigste

grüßen; ebenſo Signor Richter, wie mir Jener ſagte. Was den Letzteren anbelangt, ſo ſei er ſeit einigen Tagen nicht nach Neapel gekommen. Die Anweiſung auf Ihren Banquier übermachte ich, wie Sie befahlen, dem Signor Bander."

Gaetano nickte dankend mit dem Kopfe, und man ſah, daß er ſich Gewalt anthat, um Faſſung zu erringen. Nach einem längeren Stillſchweigen ſagte er: „Lieber Don Ercole, bleiben Sie ſo viel es Ihnen möglich iſt in Verbindung mit meinen beiden Freunden; es ſind gute, brave Menſchen, und mir herzlich zugethan."

„Zweifeln Sie nicht daran, ſchon deßhalb, weil dieſe Freunde auch die meinigen ſind. Und wenn ich mich jetzt entfernen muß — ich höre den Schließer nahen —, ſo laſſen Sie mich in dem Glauben ſcheiden, daß Sie feſtes Vertrauen zu mir haben, und ſeien Sie ebenſo überzeugt, daß ich mich raſtlos bemühen werde, wie ich überzeugt bin, daß meine Bemühungen nicht fruchtlos ſind."

In dieſem Augenblicke öffnete der Carceriere die Thür und machte das Zeichen mit dem Kopfe, dem der Advocat, dem alles daran gelegen ſein mußte, des Schließers gute Laune zu erhalten, augenblicklich Folge leiſtete. Nach einem herzlichen Händedrucke ſchied er von dem Marcheſe, der Carceriere ſchloß die Thür ſorgfältig wieder, und als ſie mit einander den Gang entlang ſchritten, ſagte Don Ercole: „Da in Nummer vierzig habt Ihr einen Unſchuldigen, Meiſter Beppo, und es wird nicht lange dauern, bis das auch betreffenden Ortes klar wird."

„Das ſoll mich recht freuen," erwiderte der Schließer, „denn der Marcheſe iſt trotz alle dem ein Galantuomo. Aber," ſagte er mit einem pfiffigen Lächeln, „die Anderen

meinen, es sei nicht so gewiß mit seiner Unschuld, im Gegentheil hieß es, dieses Mal hätten sie den Richtigen gefangen; ich habe jedoch darin keine Meinung und thue nur, was mir befohlen."

„Wer sind denn die Anderen, die so gegen den Marchese reden?"

„O Der und Der," antwortete Meister Beppo, „Dieser und Jener, ich weiß die Namen wahrhaftig nicht mehr."

Beim Weitergehen dachte der Advocat: „Es soll mich gar nicht wundern, wenn man hier nicht schon etwas Hübsches gespendet hat, damit der Marchese recht sicher gehalten wird. Es sähe das meinem Collegen schon ähnlich, und da dies wahrscheinlich so ist, so wäre es unnütz, sich durch ein Angebot verdächtig zu machen. — „Addio, Meister Beppo," sagte er, als sich das schwere Gitter hinter ihm schloß, „thut in Betreff meines Clienten, was Ihr mit Eurem Gewissen vereinigen könnt, und wenn er etwas wünscht, was Ihr ihm gewähren dürft, so thut es und rechnet auf meine besondere Dankbarkeit."

„Ihr wißt, Don Ercole, daß ich stets zu Euren Diensten bin," gab der Schließer zur Antwort, und dann ging er den Weg zurück, den er gekommen, wobei er leise mit seinem Schlüsselbunde klirrte und ein so behagliches Gesicht machte, als höre er mit Vergnügen diese eigenthümliche Musik.

Das Zimmer Meister Beppo's befand sich in der Ecke des Gebäudes und war ein weit geräumigeres Gemach als die Zelle, in die wir so eben den geneigten Leser geführt. Es hatte freilich nur ein einziges Fenster, welches aber auf den freien Platz führte, an dem die Vicaria liegt, und wo

der Schließer in seinen Mußestunden zu sitzen pflegte, um sich am Straßenleben zu ergötzen, auch mit diesem Bekannten ein paar Worte zu wechseln, einem anderen freundlich zuzunicken. Neben diesem Zimmer befand sich ein Alcoven, wo sein Bett stand.

In Kraft unserer Allwissenheit müssen wir dem geneigten Leser gestehen, daß die Vermuthung Don Ercole's, als habe der Gefängnißwärter von dem Collegen des Advocaten ein hübsches Geschenk erhalten, vollkommen richtig war, ja, es war ihm nach beendigtem Processe desselben noch ein reicheres versprochen worden, und da es den Amtspflichten des Schließers nicht entgegenlief, so hatte er es nicht nur angenommen, sondern sogar beschlossen, der Thür des gefangenen Marchese und deren Riegeln und Schlössern alle nur mögliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu widmen.

Neunundsechszigstes Kapitel.

Meister Beppo's dunkle Stunde.

Wenige Tage nach dem so eben geschilderten Besuche Don Ercole's kam Meister Beppo von einer Besichtigung der ihm anvertrauten Gefängnißzellen zurück, wobei er, wie er immer zu thun pflegte, in dem Zimmer Nummer vierzig stärker als in jedem anderen gegen die Stäbe der Fenstergitter schlug, um sich durch den Klang zu überzeugen, daß hier nirgends eine durchfeilte Stelle sei. Dabei aber müssen wir sagen, daß er sich der größten Höflichkeit gegen seinen Gefangenen befliß und ihm auch billige Wünsche, als Bücher, häufiges Wechseln der Bettwäsche, frisches Eiswasser und dergleichen mehr, selbstverständlich gegen gute Bezahlung, bereitwilligst erfüllte. Als er hierauf Schloß und Riegel verschloß und dem letzteren, wie er hier nie unterließ, noch einen kleinen Nachdruck gab, rief er der Schildwache, die schläfrig auf und ab schlenderte, ein ermunterndes: „Sentinella allerta!“ zu, den gegenseitigen Anruf der Schildwachen bei Nacht. Dann ging er in sein Zimmer zurück und setzte

ſich an das vorerwähnte Fenſter, um den Reſt einer guten Bottiglia Wein auszutrinken.

Doch kam er nicht ſo leicht damit zu Stande, denn der Poſten eines Carceriere in der Vicaria zu Neapel iſt kein Ruheposten: die Vielen, welche hier in leichter oder ſchwerer Haft ſitzen, haben mancherlei Bedürfniſſe, und da es ihnen nicht ſchwer gemacht wird, dieſelben zu befriedigen, ſo war die Klingel an der großen Gitterthür in häufiger Bewegung. Dem Einen wurden Lebensmittel gebracht, dem Anderen Kleidungsſtücke, Der hat nach dem Arzt verlangt, Jener nach dem Beichtvater.

So hatte denn auch Meiſter Beppo an dem eben erwähnten Tage, es war in ſpäter Nachmittagsſtunde, kaum zwei Gläſer von ſeiner Flaſche getrunken, als ihn der Ton der Klingel ſchon wieder an die Gitterthür rief. Er ſah draußen einen Capucinermönch ſtehen, welcher ihm ohne ein Wort zu ſprechen ſeinen Erlaubnißſchein zum Betreten der Gefängniſſe der Vicaria durch das Gitter in die Hand drückte und dann, als der Schließer dieſes öffnete, mit langſamen Schritten eintrat.

„Zu wem wollt Ihr, ehrwürdiger Bruder?“ fragte er, verdrießlich darüber, daß ihn jemand von ſeiner Flaſche abgerufen, von dem auch nicht ein halber Carlino zu erwarten war.

„Mich ſenden Verwandte eines jungen Mannes hieher, des Luigi Spinelli,“ gab der Capuciner zur Antwort. „Wie Ihr wiſſet, Meiſter Beppo, iſt er wegen Schulden in Haft, und ehe man ihn aus derſelben erlöſen will, bin ich beauftragt, ihm vorher tüchtig ins Gemüth zu reden.“

„So — ſo,“ erwiderte der Schließer, indem er den

Capuciner mißtrauiſch von der Seite anſah; „bei dem werden Eure Ermahnungen auch nicht viel fruchten, mir kann es aber gleichgültig ſein; Ihr habt die Erlaubniß zum Eintritt in die Gefängniſſe und demgemäß will ich Euch eine Viertelſtunde bei dem Spinelli einſchließen.“

„Eine Viertelſtunde iſt zu meinem Zwecke eine ſehr kurze Zeit, doch wird mir die Madonna beiſtehen.“

„Die Hülfe der Madonna braucht Ihr allerdings, um dem ins Gewiſſen zu reden, und wenn Ihr einen ganzen Tag Zeit hättet. Doch geht nur voran, ich folge Euch auf dem Fuße.“

Woher es kam, daß Meiſter Beppo dem Capuciner nicht das Vertrauen ſchenkte, welches deſſen ehrwürdiges Gewand beanſpruchen konnte, wiſſen wir nicht, doch mußte dem ſo ſein, denn der Schließer forderte mit einem leichten Winke ſeiner Augen eine der Wachen auf, ihm zu folgen.

Der Capuciner, der nichts davon zu merken ſchien, ſchritt der erhaltenen Anweiſung gemäß voran, der Schließer war dicht hinter ihm, und in einer Entfernung von vielleicht zehn Schritten folgte langſam die Schildwache.

Als der Erſtere in der Ecke angekommen war, wo ſich die Wohnung Meiſter Beppo's befand, blieb er ſtehen und ſagte: „Um dem Verlangen der Verwandten des jungen Spinelli beſſer genügen zu können, wäret Ihr, Meiſter Beppo, vielleicht geneigt, mir über deſſen Betragen in der Vicaria ein paar aufrichtige Worte zu ſagen; die Familie,“ ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „hat mich beauftragt, Euch dafür erkenntlich zu ſein. Ihr kennet dieſe Familie, wie ich hörte, ziemlich genau.“

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Florentiniſche Nächte.

In dieſem Augenblicke tönte aus dem untern Stock ein Weheruf, zwar gedämpft durch die Entfernung, aber immer noch ſo ſchneidend und entſetzlich, daß der Lucceſe von ſeinem Sitz in die Höhe ſprang und Alfred und der alte Diener erſchrocken lauſchten. Aber es folgte dieſem erſten unbeſchreiblichen Rufe, in welchem Jammer, Wuth, geiſtiger und körperlicher Schmerz, kurz, eine Hölle lag, kein zweiter, nur eine Thüre hörte man unten heftig aufreißen und zuwerfen, dann einige Schritte auf der Treppe nach dem Hausthore zu. Alfred eilte an's Fenſter, das auf die Straße gieng, er ſah bei der ſchwachen Morgendämmerung einen Mann dem Hauſe enteilen, deſſen Aeußeres ihm bekannt ſchien; doch war es noch zu dunkel, um ihn zu erkennen. — — — — Gott im Himmel! war es ſein Freund, Graf Alfons? Er glaubte es faſt, ehe er aber in einer unbegreiflichen, gewaltigen Angſt das Fenſter aufreißen und hinausrufen konnte, hatte der da unten breits den Wagen erreicht, ſich hineingeworfen, und dieſer verſchwand ſo eben um die Straßenecke.

„O ja, ich kenne einige von ihnen.“

„Wäret Ihr nicht mit dieſer Familie, wenn auch in ziemlich entferntem Grade, verwandt? Ich meine, es wurde mir ſo geſagt.“

„Ich glaube, ja; wir hangen durch eine kleine, ſehr weitläufige Vetterſchaft zuſammen; die Familie zählt auch ſehr anſtändige Mitglieder unter ſich.“

„Gerade dieſe haben mich hieher geſandt,“ ſagte der Capuciner, indem er ſeinen Mund dem Ohre des Schließers vertraulich näherte.

„An mich?“

„Hauptſächlich an Euch, nebenbei aber auch an Luigi.“

„So tretet ein, ich folge Euch.“

Der Capuciner ging voran in das Gemach und blieb in beſcheidener Haltung an der Thür ſtehen, welche der Schließer dadurch offen erhielt, daß er ſich, als geſchähe dies ohne beſondere Abſicht, mit dem Rücken gegen die Schneide der Thür lehnte und mit derſelben langſam hin und her balancirte.

„Iſt's gefällig, Euch zu ſetzen?“ ſagte er zu dem Capuciner, der ſich, dieſer Weiſung Folge gebend, auf einem Schemel in der Nähe der Thür niederließ.

Draußen hörte man die Schildwache in gemeſſenen Schritten auf und ab gehen.

Der Capuciner hatte ſeine gefalteten Hände zwiſchen die Kniee niedergelegt, und den Oberkörper ſtark vorn übergebeugt, ſagte er nach einer ziemlich langen Pauſe: „Wie Ihr vorhin andeutetet, Meiſter Beppo, und wie es auch in der That iſt, ſo hat dieſer junge Luigi Spinelli recht tolle Streiche gemacht.“

„Und dafür ſitzt er jetzt auch mit Recht.“

„Ja, aber er kann nicht ſein ganzes Leben ſitzen bleiben,“ gab der Pater mit milder Stimme zur Antwort; „man muß doch auch etwas thun für die Beſſerung dieſes Menſchen, damit ſeine Seele nicht verloren gehe und damit er vielleicht noch ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft werde.“

„Das geht mich eigentlich nichts an; ich bin Carceriere der Vicaria, und da dieſes keine Beſſerungs-Anſtalt iſt, ſo habe ich auch keine Verpflichtung, über ſo etwas nachzudenken.“

„Als Carceriere der Vicaria allerdings nicht, aber als Chriſt, als Menſch, ja, als Verwandter des jungen Mannes, der um ſo tiefer hinabſinkt, je länger er ſich hier in ſchlechter Geſellſchaft aufhält.“

Meiſter Beppo machte eine ungeduldige Bewegung; was der Capuciner ſagte, war ihm gerade kein anziehendes Geſpräch, und dann ſprach dieſer auch ſo langſam, als begänne er eine Predigt.

„Daß ich mich alſo kurz erkläre,“ ſagte Letzterer, „die Familie, von der ich geſchickt bin, hofft auf Eure Mitwirkung; ſie iſt geſonnen, die Schulden des Luigi Spinelli zu bezahlen, wenn dieſer dagegen Verzicht leiſtet auf die Erbſchaft ſeiner Großmutter.“

„Aha!“ machte Meiſter Beppo, indem ein pfiffiges Lächeln über ſeine Lippen flog und er anfing zu begreifen, was die ehrenwerthen Mitglieder der Familie Spinelli eigentlich wollten. Er trat einen Schritt von der Thür hinweg in das Zimmer hinein und meinte, indem er ſich am Kinn kratzte: „So viel ich weiß, beträgt die Erbſchaft das Vier-

ſache der Schuldenmaſſe; o Padre, Ihr ſeid eigentlich ein Advocat!“

Der Angeredete ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und entgegnete in ſanftem Tone: „Wie und was die Erbſchaft iſt, weiß ich nicht, und ich ſehe nur darin, daß man den jungen Menſchen aus ſeiner Haft befreit, ein Mittel, ihn zu beſſern und wieder fähig zu machen, unter ſeinen Mitbürgern anſtändig zu leben — und, wie ſchon vorhin bemerkt, dazu wünſcht die Familie Eure Mitwirkung.“

„Hm,“ machte der Schließer, „das wäre allerdings das Beſte für Luigi, und wenn man auf eine vernünftige Art mit ihm redete, ich glaube, er ergriffe den Vorſchlag.“

„Wenn Ihr ſo mit ihm redet, gewiß,“ ſprach der Capuciner, indem er auf das Ihr einen ganz beſonderen Nachdruck legte, „die Familie Spinelli erwartet es von Euch und, ich wiederhole es, wird erkenntlich ſein.“

„Wird erkenntlich ſein,“ erwiderte Meiſter Beppo achſelzuckend, „wir kennen das!“

Der Capuciner hatte langſam ſeine Hand unter die Kutte geſteckt und zog gleich darauf ein ziemlich ſchmieriges rothes Taſchentuch hervor, das zu einem mehr als fauſtdicken Knoten zuſammengebunden war und das er auf der Hand wiegend dem Schließer entgegenhielt, wobei er ſagte: „Einen Abſchlag auf dieſe Erkenntlichkeit — fünfzig Ducati, es ſollen aber hundert werden, wenn Luigi den gemachten Vorſchlag annimmt.“

Der Schließer ſchüttelte auf eine eigenthümliche Art den Kopf, indem er bald dem Capuciner ins Geſicht ſah, bald auf ſeine Hand, worauf das ſehr verſprechende Taſchentuch

zuſammengewickelt lag. „So was will überlegt ſein," erwiderte er nach einer Pauſe.

„Dazu ſehe ich keinen Grund," verſetzte der Capuciner; „will man Euch denn zu etwas Unrechtem verleiten, will man Euch durch dieſes Geld beſtechen, etwas zu thun, das Eurem Amte zuwiderläuft? Seht mein Kleid an und ſchaut mir ins Geſicht, ich wäre wahrlich der Letzte, dazu meine Hand zu bieten. Kommt, Meiſter Beppo," ſetzte er hinzu, indem er ſich langſam erhob und an den Tiſch trat, der am Fenſter ſtand, „laßt die Familie Spinelli nicht umſonſt ihr Vertrauen in Euch geſetzt haben und laßt mich keinen vergeblichen Gang machen."

Er ließ das Sacktuch auf der Tiſchplatte niederfallen, wobei ſich ein angenehmer Klang hören ließ, und dann begann er langſam den Knoten zu löſen. Da er aber zufällig auf die Seite des Tiſches gekommen war, wo ihn der offen ſtehende Fenſterflügel hinderte, ſo ſchloß er dieſen mit einer langſamen Handbewegung.

Meiſter Beppo war noch immer unſchlüſſig, er ſchien mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen, doch als ihm jetzt aus dem geöffneten Tuche das Gold entgegen blinkte, trat er raſch näher und fragte in beſtimmtem Tone: „Und Ihr verlangt ſonſt nichts von mir?"

„Nichts als Luigi nachher einen Augenblick ſehen zu dürfen."

„Dazu habt Ihr die Erlaubniß des Capo Carceriere, und folglich könnte ich, auch wenn ich wollte, nichts dagegen einwenden."

Der Capuciner war eben im Begriffe, das Geld von dem Tuche auf die Tiſchplatte zu ſtreifen, als er mit einem

Male horchend innehielt und zu dem Schließer sagte: „Wenn ich nicht irre, klingelt es draußen an der Gitterthür, nehmt das Geld, ehe wir gestört werden.“

In der That hörte man draußen das Knirschen eines Schlüssels im großen Schlosse und den seufzenden Ton der trockenen Angeln, als ob die Thür sich drehte. Der Schließer warf einen Blick auf die lustig pendelnde Uhr, die neben dem Alcoven hing, und sagte dann: „Es ist nichts, der Caporale von der Wache wechselt die Posten.“

„So nehmt das Geld, daß wir fertig werden,“ sagte der Capuciner, wobei der Ton seiner Stimme etwas dumpfer klang, als vorhin.

Meister Beppo, der sich noch einige Augenblicke unschlüssig hinter den Ohren kratzte, auch mit dem Kopfe schüttelte und die Achseln zuckte, that endlich, wie ihm geheißen, er nahm das Geld vom Tische und schloß es in eine Commode, die neben dem Fenster stand, während er halblaut murmelte: „Ich kann es schon thun, ich kann mit dem Luigi reden, daß er so klug ist und den Vorschlag annimmt, der ihn aus der Vicaria entläßt. Wenn er einmal draußen ist, müssen sich die Verwandten doch seiner annehmen.“ Dabei aber unterließ er nicht, häufig rückwärts nach dem Capuciner zu schauen, der aber ruhig neben dem Tische stand, die linke Hand darauf gestützt und den Daumen der rechten in seinen Gürtel gesteckt hatte.

Jetzt wandte sich Meister Beppo wieder um, trat nahe an den Pater hin und sagte mit einem freundlichen Gesichte: „Ich weiß, daß ich kein klingendes Gegengeschenk machen darf, aber einen Schluck Wein werdet Ihr nehmen und eine Salami nicht verschmähen, die so lang ist, daß sie kaum in

Eurem Kutten-Aermel Platz hat, und was für eine Sorte Salami!" Dabei brachte er den Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand vor den Mund und bezeichnete die vortreffliche Qualität der Wurst durch ein heftiges Schmatzen.

Wenn man das runde, wohlgenährte Gesicht des Schließers sah, so konnte man ihm eine Kennerschaft in solchen Dingen wohl zutrauen; er hatte überhaupt den Grundsatz, so gut zu leben und sich es so bequem zu machen, als ihm nur möglich war; darum gab er sich auch bei der gegenwärtigen Hitze nicht mit Hosenträgern ab, wie seine offenstehende Sammtjacke deutlich zeigte; um den Hals hatte er ein gelbes seidenes Tuch durch einen Knoten vorn zusammengebunden, daß es seinen fetten Hals durchaus nicht genirte.

„Und nun, ehrwürdiger Padre," sagte er, „wenn es Euch gefällig ist, wollen wir zu Luigi gehen, nachdem wir einen Schluck Wein getrunken."

Es bleibt immer eine weise Einrichtung, obgleich sie Diesen Schaden, Jenen Nutzen bringt, daß der Mensch nie weiß, was ihm im nächsten Augenblicke bevorsteht, und nicht immer etwas, was mit seinen Wünschen übereinstimmt; es ist das oft ein bedeutender Contrast. So bei dem Schließer, der schon den Geschmack des Weines in seinem Halse spürte und dem dieser Hals selbst in der nächsten Sekunde so zugedreht wurde, indem der Capuciner seine gewaltige Faust mit Blitzesschnelle unter das gelbe Halstuch brachte und dann herumdrehte, daß nur ein leise röchelnder Laut seiner Kehle entfuhr. Dabei war die Capuze des Mönches zurückgefallen, und statt der Tonsur bemerkte man ein volles, buschiges Haupthaar, eine hohe, gebietende Stirn, und unter der-

selben leuchteten die eben noch so sanften Augen in einem wilden Glanze.

„Hört mich an," sprach der vermeintliche Capuziner mit geflügelter Eile, „und nehmt jedes meiner Worte zu Herzen; ich bin hieher gekommen, um den Marchese Fontana mit Eurer Hülfe aus dem Gefängnisse zu befreien; — ich weiß, was ich wage, bin aber auf alles gefaßt. Seht hier dieses Messer," bei diesen Worten zog er mit der linken Hand eine gewaltig blitzende Klinge hervor, „und überlegt rasch, wie Ihr handeln wollt. Daß Ihr jetzt nicht schreien könnt, weiß ich, seid aber versichert, daß Euch dieses Messer bei dem ersten lauten, verdächtigen Worte, das Ihr ausstoßt, wenn ich Euren Hals loslasse, das zweite Wort ersparen wird. Habt Ihr mich verstanden?"

Der Schließer, dessen dunkelrothe Gesichtsfarbe anfing, ins Bläuliche überzugehen, nickte mit dem Kopfe, worauf der Capuciner das Halstuch etwas lockerte und sein Opfer gegen die Thür hinzog, die er darauf langsam mit der linken Hand zudrückte und den innen befindlichen Riegel vorschob; dann ließ er den Hals Meister Beppo's los, dessen Körper ein solches Zittern überflog, daß seine Kniee wankend zusammenschlugen. Der Mönch lehnte mit dem Rücken gegen die Thür und betrachtete ihn ein paar Augenblicke mit einem kalten Lächeln, ehe er fortfuhr: „Ihr wißt nun, wie wir Beiden mit einander stehen, und ich dagegen weiß eben so genau, daß, wenn Ihr trotz meiner Drohung draußen im Gange einen Hülferuf ausstoßt, mich die Wache augenblicklich ergreifen wird und hinwegführen — von Eurer Leiche."

Meister Peppo schauderte bei diesem Worte abermals

zuſammen, indem er das blitzende Meſſer und dabei den furchtbaren Ernſt in dem Geſichte ſeines Gegenübers betrachtete.

„Thut nun, was Ihr nicht laſſen könnt, nehmt Euren Schlüſſel und kommt, aber raſch, denn ich habe Eile.“

Mit wankenden Schritten, zuſammenſchlagenden Zähnen nahm der Schließer den Schlüſſelbund von der Wand und trat wieder an die Thür.

„Wenn ich jetzt bitten darf,“ ſagte der Capuciner, „ſo geht Ihr dicht an meiner rechten Seite, und um Euch das zu erleichtern, werde ich Euren linken Arm faſſen, — er that das mit einem eiſernen Griffe — zeigt aber kein ſo jammervolles Geſicht, denn bei San Pantaleo, Meiſter Beppo, deſſen Blut eben ſo leicht fließt, wie das San Gennaro's, wenn mir ein Wink von Euch, eine verdächtige Miene die Schildwache draußen auf den Hals zieht, ſo ſeid Ihr ein Kind des Todes, das ſchwöre ich Euch, ſo wahr ich Chiavone heiße!“

Bei Nennung dieſes gefürchteten Namens und nach einem ſcheuen Blicke auf den Träger deſſelben ſank der Schließer mit einem tiefen Seufzer ein paar Zoll in ſich zuſammen.

„Kommt, kommt, keine Umſtände!“ ſagte der Andere mit rauher Stimme; „haltet Euch dicht an mich, Meiſter Beppo, machet ein freundliches Geſicht oder, bei San Pantaleo, ich erdroſſele Euch auf der Stelle und beendige mein Geſchäft ohne Eure Hülfe.“

Wäre die Lage nicht ſo furchtbar ernſt geweſen, ſo hätte die verzweifelte Anſtrengung des Schließers, ſein entſetztes Geſicht in freundlichere Falten zu legen, komiſch erſcheinen können, aber er that es, er that es um ſo bereitwilliger,

als er bei einer zufälligen Berührung des Aermels seines Nachbars das häßliche kalte Eisen fühlte.

Sie traten zur Thür hinaus, der Mönch mit der wieder vorgeschlagenen Capuze, der Schließer so aufrecht, als es ihm nur möglich war, Seite an Seite, in gleichem Schritt, unbeachtet von den Schildwachen, denen es eine gewöhnliche Erscheinung war, den Schließer mit einem Capuciner gehen zu sehen.

Bei der Thür Nummer vierzig blieben sie stehen, Meister Beppo öffnete mit zitternden Fingern und wollte dann den Capuciner vorangehen lassen, was dieser aber mit einem freundlichen Lächeln ablehnte, ihn dagegen ersuchte, den Schlüssel aus dem Schlosse zu ziehen.

In der Zelle angekommen, schloß der Capuziner alsdann die Thür, nahm den Schlüsselbund in die Hand und wandte sich hierauf gegen den Marchese, der ihm mit erstaunter Miene entgegentrat.

„Wundert Euch nicht lange, Signor Marchese, einen Mönch zu sehen, den Ihr nicht verlangt, der auch weder gekommen ist, Eure Beichte zu hören, noch Euch zum Tode vorzubereiten. Freunde, die Ihr habt, bestimmten mich, Eure Rettung zu versuchen, und hier bin ich und hoffe, bei San Pantaleo, sie soll gelingen. Wenn es Euch gefällig wäre, Meister Beppo," wandte er sich an diesen, „so legt Euer gelbes Halstuch ab und Eure Sammtjacke, und Ihr, Signor Marchese, costumirt Euch damit, um diesem Manne so ähnlich als immer möglich zu sehen."

Der Marchese wußte nicht, wie ihm geschah, und blickte die Eingetretenen zweifelnd nach einander an, ob die Worte des Einen im Ernste gemeint seien oder ob man eine Komödie

mit ihm ſpielen wolle. Als er aber in das feſt blickende Auge des Capuciners ſah und die Jammergeſtalt Meiſter Beppo's bemerkte, welcher ſich, unfähig, länger ſtehen zu bleiben, auf das Bett des Gefangenen niedergelaſſen hatte, während er mit zitternder Hand ſeine Halsbinde lö'ſte und die Sammtjacke von ſeinen Schultern fallen ließ, ſo rief er aus: „Da Ihr, den ich nicht kenne, zu wiſſen ſcheint, wie ich mich nach meiner Freiheit ſehne, ſo will ich keinen Augenblick länger ſäumen, Euch zu folgen; was kann mir Schlimmeres geſchehen, als in dieſen Kerker zurückgebracht zu werden!"

„Thut ſo," gab der Capuciner zur Antwort, „und beeilt Euch ſo viel als möglich; in Kurzem fängt es an zu dämmern, und da möchte ich aus dem Hauſe kommen. — So, Signor Marcheſe, das gelbe Tuch iſt richtig umgebunden, die Jacke aber müßt Ihr ein wenig über die Schulter herabwerfen und die Arme mehr auf dem Rücken halten, es iſt ſo Gebrauch bei Meiſter Beppo; auch rathe ich Euch, die Hoſenträger etwas zu verlängern, denn Eure ſtrammen Beinkleider könnten Verdacht erregen — ganz gut ſo! Nun ein bischen mit krummen Knieen gegangen und ſeine Frau wird Euch in einiger Entfernung für ihn ſelber halten."

Der Schließer ſtieß einen tiefen Seufzer aus, augenſcheinlich hatten die ſo furchtbar auf ihn hereinſtürmenden Ereigniſſe ſein an ſich nicht ſtarkes Faſſungsvermögen etwas erſchüttert; er machte gar keinen Verſuch mehr, irgend etwas zu entgegnen, ja, als der Capuciner nun einen Strick unter ſeiner Kutte hervorzog, um ihm damit die Hände zu binden und dieſe alsdann an das Bett zu befeſtigen, hielt er ſo geduldig beide Fäuſte hin, daß Jener nicht umhin konnte, ihm

„Wer wohnt unten im Hauſe?“ fragte er haſtig den Italiener.

Dieſer zuckte mit den Achſeln, doch der alte Diener entgegnete: „ſo viel ich weiß, ſind im untern Stock zwei Damen, Fremde, die vor vielleicht acht Tagen hier eingezogen; ihre Namen aber weiß ich nicht, mir ſcheint, Mutter und Tochter.“

„Das iſt eine unheimliche Nacht!“ ſagte Alfred zu ſich ſelber und ſtrengte ſich an, etwas aus dem unteren Stocke zu vernehmen. Doch, obgleich er einige Mal ein tiefes Seufzen zu hören glaubte, ſo war doch der Ton zu unbeſtimmt und ſchwach, ſo daß er ſich leicht überredete, ſein Ohr habe ihn getäuſcht. Aber jetzt vernahm er einen anderen Ton, den Schall von Tritten auf der Treppe, die ſich von dem untern Stock her nach oben näherten. Jetzt wurde an der äußeren Thüre geläutet, und der alte Diener, der hinaus eilte, ließ den Vicomte eintreten.

„Charmant, daß ich Sie noch finde,“ ſagte er zu Alfred, „ich hatte in der That gefürchtet, Sie hätten ſich nach Hauſe begeben, um noch einige Stunden Schlaf zu genießen. — Ich komme ſo eben von Ihrem Gegner,“ wandte er ſich an den Luceſen, „doch wie die Sache vorliegt, ſcheint mir durchaus kein hinreichender Grund, um auf Leben und Tod übereinander herzufallen. Meinen Sie nicht auch, Baron?“

Der Italiener machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ah!“ ſagte der Vicomte lächelnd, „ich ſehe, Sie verlangen nach dem Blute Ihres Feindes, Ihr Herz dürſtet nach Rache. Ja, das iſt was Anderes, Sie ſind der angegriffene, beleidigte Theil, wenn auch nicht beleidigt nach unſeren Geſetzen der Ehre, ſo doch in den heiligſten Gefühlen, und dieſe Beleidigung wollen Sie nicht vergeben.“

Der Italiener ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte nach einer Pauſe: „wir wollen uns nicht mißverſtehen; ich verlange wahr-

im Tone der Entſchuldigung zu ſagen: „Es iſt das für unſere Sicherheit nothwendig; ich kann mich nicht der Gefahr ausſetzen, daß Ihr ans Fenſter eilt und von dort die Wache alarmirt. Auch werdet Ihr mir erlauben, Euch mit einem kleinen gelinden Knebel zu verſehen, wogegen Ihr mein Ehrenwort habt, das Wort eines vollkommenen Galantuomo, daß ich Eure Schlüſſel noch vor Nacht hieher zurückſchicken werde. Gebt alſo den Umſtänden nach und haltet Euch ruhig.“

„Und mir könnt Ihr es nicht übel nehmen,“ ſagte der Marcheſe, indem er zu ihm trat, „daß ich Euer Mißgeſchick zu meinen Gunſten ausbeute. Hört mich aber an und behaltet meine Worte: Mag die Sache für Euch auslaufen, wie ſie will, einmal werden die Verdrießlichkeiten, die Ihr wegen meiner erleiden müßt, zu Ende gehen, und dann begebt Euch zum Advocaten Don Ercole Cerboni, wo Ihr erfahren werdet, wie ſehr ich Euch erkenntlich bin.“

„Und nun fort!“ drängte Chiavone. „Dies hier iſt der Schlüſſel, dreht langſam und bedächtig auf und draußen ohne Uebereilung wieder zu — ich begreife, daß Eure Hand zittert.“

Der Schließer hatte alles mit ſich geſchehen laſſen; jetzt ſchloß ſich die Thür des Gefängniſſes hinter ihm, und während der Capuciner anſcheinend theilnahmlos am Ende des Ganges ſtehen blieb, drehte der Marcheſe den Schlüſſel herum und ſchob die Riegel vor, ſo langſam, als ihm das nur möglich war. Dann ſchritten Beide, dicht neben einander gehend, den Gang hinab, wandten ſich an der Thür Meiſter Beppo's links, und hier flüſterte der Capuciner ſeinem Begleiter zu: „Der ſtärkſte Schlüſſel iſt der zur Gitterthür. Dort laßt Ihr mich hinaus, und wenn ich zwei Stufen hinab bin,

ruft Ihr mir nach, als hättet Ihr mir noch etwas zu ſagen, verſchließt das Gitter und ſchlendert mit mir langſam die Treppe hinab."

Gaetano brachte aus ſeiner wild athmenden Bruſt ein kaum vernehmliches „Ja" hervor. Die Schildwachen, an denen ſie vorbeikamen, ſchritten, ohne ſie zu beachten, vorüber, nur die letzte am Gitterthor hatte ihr Gewehr bei Fuß genommen und ſchien den Carceriere aufmerkſam anzublicken. Kaum vermochte dieſer den Schlüſſel in das Loch zu ſtecken, und als der Mönch nach einem frommen Gruße langſam hinausging, mußte ſich Gaetano einen Augenblick an den eiſernen Stäben halten und brauchte ein paar Sekunden, ehe ihm ſeine wie zugeſchnürte Kehle erlaubte, die Worte hervorzuſtoßen: „Wartet einen Augenblick, ehrwürdiger Vater, ich möchte Euch noch ein Wort ſagen." Dann trat er vor das Gitter, ſchloß es hinter ſich ab, und während er darauf an der Seite des Capuciners mit dieſem ſprechend die Treppe hinabging, klirrte der Schlüſſelbund auffallend in ſeiner Hand.

Drunten ſtanden die Soldaten der Wache vor dem Eingange der Vicaria, um die kühle Luft des Abends zu genießen. Glücklicher Weiſe war die Dämmerung ſchon eingetreten und man ſah alles rings umher nur noch in unbeſtimmten Umriſſen.

„Ei, Signor Carceriere," ſagte der kommandirende Sergeant, als die Beiden an ihm vorübergingen, „wollt Ihr mit dem frommen Vater noch einen Spaziergang machen? Bleibt nur nicht zu lange aus, damit wir zur Zeit unſere Runde machen können."

„Unbeſorgt," brachte der Marcheſe mühſam hervor.

„Wie wird er auch lange ausbleiben,“ bemerkte ein anderer der Soldaten, „er hat nicht einmal eine Mütze auf.“

Bei dieſen Worten ſchaute ihm der Sergeant ſcharf nach, aber glücklicher Weiſe fiel ihm erſt ein paar Sekunden ſpäter ein, daß Meiſter Beppo, mit dem er noch an dieſem Nachmittage eine Stunde geplaudert, damals kein ſo ſtarkes Haar hatte.

Aber ein paar Sekunden ſind für den, der ſie zu benutzen verſteht, eine Ewigkeit. Der Capuciner hatte den Arm ſeines Begleiters gefaßt, zog ihn haſtig um die nahe befindliche Ecke des Gebäudes, ſprang dort mit ihm in einen offenen zweiſpännigen Wagen, deſſen Kutſcher alsdann augenblicklich in vollem Trabe der Pferde davon fuhr. Rückwärts blickend, ſagte Chiavone: „Das ſo eben war die letzte und fürchterlichſte Klippe. Dort an der Ecke ſteht der Maulwurf von Sergeant und ſchaut uns nach; wir werden früher einen Alarm haben, als ich vorher dachte, doch mögen ſie kommen!“ Er rief dem Kutſcher ein Wort zu, welcher links um die Ecke bog, dann rechts um eine andere, hierauf eine lange Straße hinabfuhr, dann wieder rechts, dann links bog, und endlich ſo dicht an einem Hauſe hielt, daß Beide hineinſpringen konnten, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Hierauf verſchwand der Wagen im raſchen Laufe der Pferde.

Der Capuciner öffnete eine Thür im Erdgeſchoſſe, zog ſeinen Begleiter in ein kleines Gemach, worauf er eilfertig ſeine Kutte abwarf, unter der er die Kleidung eines wohlhabenden Landmannes aus der Umgegend der Stadt anhatte. „Werft Eure Jacke und Euer Halstuch ab und nehmt dieſen Paletot, der Euch paſſen wird, dort iſt auch ein Hut, wie er ſich für Euren Anzug eignet, und folgt mir ohne Säumniß.“

Sie verließen das Haus durch eine Hinterthür, die auf eine enge Straße führte und von der sie durch ein Labyrinth von Gäßchen bald an den großen Molo gelangten, wo Chiavone, ohne sich durch die Dunkelheit beirren zu lassen, auf eine kleine steinerne Treppe losging, die zum Wasser hinabführte. Hier that er einen leisen Pfiff, der augenblicklich auf gleiche Weise von einem Schiffer in einer Barke drunten beantwortet wurde.

„Hier trennen wir uns, Signor Marchese," sagte er alsdann zu diesem; „möge Euch San Pantaleo ferner in seinen Schutz nehmen, und damit wird er jetzt keine schwere Arbeit mehr haben."

„Wie soll ich Euch danken, mein edler Retter, dessen Name ich nicht einmal weiß!" rief der Marchese, indem er mit beiden Händen die Rechte seines Befreiers ergriff und herzlich drückte.

„Namen thun nichts zur Sache, und was den Dank anbelangt, so seid Ihr ihn Euren Freunden schuldig, von denen der Eine, ohne daß es meine Schuld war, ein bischen Todesangst ausgestanden. Laßt Euch von denen erzählen — und nun lebt wohl!"

Damit machte er seine Hand los, wandte sich um und war rasch in der Dunkelheit verschwunden. —

„Wenn es Euch gefällig ist, Herr, so kommt," sagte der Schiffer in der Barke.

Der Marchese stieg ein und fragte: „Wohin fahren wir?"

„Ich habe den Befehl, Euch auf die französische Corvette Espérance zu bringen."

„Aber wird man mich dort aufnehmen?"

„Dafür laßt den sorgen, der Euch hiehergebracht."

Nach dieſen Worten tauchte er ſeine Ruder ins Waſſer, legte ſich ſcharf hinein und das Boot flog wie ein Pfeil über das dunkle Waſſer hin; eine Strecke vom Ufer wandte es um, damit der Ruderer die Richtung, in der er fahren mußte, ſehen konnte.

„Weiß die Madonna!“ brummte dieſer nach Verlauf einiger Minuten, „dort gerade vor uns lag doch die franzöſiſche Corvette mit einem rothen Lichte an ihrem Hauptmaſte nach dem Eintritte der Dämmerung; jetzt führt ſie eine blaue Laterne und ſcheint dem Molo näher zu liegen.“ Er beugte ſich tief hinab, um den dunklen Rumpf des Schiffes gegen den helleren Himmel beſſer unterſcheiden zu können.

„Es iſt die Figur der Corvette,“ ſagte er alsdann, „obgleich mir der Bord ein bischen niedriger vorkommt. Wenn ich nur wüßte, warum ſie ihre Laterne gewechſelt hat.“

„Fahrt in die Nähe,“ ſagte Gaetano, „und dann werdet Ihr ſchon erfahren, ob es das Schiff iſt, welches wir ſuchen.“

„Könnte aber auch gegen einen piemonteſiſchen Kreuzer fahren,“ meinte Carlino, denn dieſer war der Schiffer, „der uns ein Examen beſtehen ließe, woher wir kämen und was wir Beide in dunkler Nacht auf dem Golfe machten; ſie ſind in letzter Zeit hier verflucht neugierig geworden. — Nachmittags lag drüben am Poſilippo ein anderer fremder Dampfer, der heute Morgen angekommen iſt, vielleicht hat dieſer ſich hieher gelegt und der Franzoſe iſt weiter in den Golf gegangen.“

„Fahrt in Gottes Namen gegen die blaue Laterne.“

„Auf Eure Verantwortlichkeit, Herr,“ entgegnete Carlino; „das heißt, Ihr müßt es mir ausdrücklich befehlen.“

„Gut, ich befehle es!“

„Soll bald gethan ſein," ſagte launig der Schiffer, worauf das Boot raſch ſeinen Weg wieder fortſetzte und in weniger als einer Viertelſtunde dem Dampfer mit der blauen Laterne ſo nahe gekommen war, daß man deutlich die Stimme eines Wachthabenden an Bord vernahm, welcher der Barke zurief: „Boot ahoy, wohin? Wen bringt Ihr?"

„Das ſind Engländer," ſagte Carlino; „bleiben wir in unſerem Cours oder ſuchen wir den Franzoſen auf?"

Gaetano hatte ſich von ſeinem Sitze erhoben und fragte in engliſcher Sprache: „Wenn es Euch gefällig iſt, Sir, ſo ſagt uns, welches Schiff wir vor uns haben. Wir ſuchen die franzöſiſche Corvette Espérance."

„Der Franzoſe liegt um ein paar Striche mehr öſtlich. Dort könnt Ihr ſeine rothe Laterne ſehen; dies hier iſt die engliſche Dampf-Yacht ‚Der Lotus.'"

Gaetano entblößte unwillkürlich ſein Haupt und blickte wie fragend zu den Sternen auf, deren mildes Licht ſein Herz mit ſolchen Hoffnungsſtrahlen erfüllte, daß er freudig gerührt ausrief: „Es will Tag werden nach der tiefen Nacht meiner Leiden!" Dann ſetzte er zu dem Schiffer gewandt hinzu: „Bringt mich an Bord."

Siebzigſtes Kapitel.

Licht nach dunkeln Stunden.

Wir bitten den geneigten Leſer, der uns ſchon ſo oft freundlich gefolgt iſt, uns auch jetzt an Bord der Dampf-Yacht ‚Der Lotus' zu begleiten, und führen ihn direct in den Damenſalon des Schiffes, der mit einem Reichthum und einer Eleganz ausgeſtattet war, wie man ihn nur auf dieſen Fahrzeugen, dem Eigenthum reicher engliſcher Familien, findet. Koſtbare Holzarten, Bronzen, werthvolle Gemälde, Spiegel in reicher Vergoldung, ſchwellende Teppiche, Möbel von gediegener Pracht und ausgeſuchter Bequemlichkeit erfüllten den über alle Beſchreibung zierlichen Raum. In der Mitte deſſelben befand ſich ein ovaler Tiſch, der mit den verſchiedenen nöthigen und unnöthigen Beſtandtheilen eines Theeſervices, alle Stücke in getriebenem Silber gearbeitet, beſetzt war. Das Waſſer ziſchte mit jenem freundlichen Tone, welcher uns willkommen zu heißen ſcheint, wenn wir die dunkle Nacht draußen mit dem hell erleuchteten, behaglich eingerichteten Zimmer vertauſchen.

Möge dieſes Gefühl auch die Herzen unſerer freundlichen Leſer durchziehen, und möge es ihnen, nachdem ſie die Cajüte des „Lotus“ betreten haben, zu Muthe ſein, als ſeien ſie unter lauter guten Freunden.

Denn in der That iſt es ſo, und wir preiſen den glücklichen Zufall, der es uns möglich machte, hier faſt am Schluſſe unſerer wahrhaftigen Geſchichte, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun, Perſonen wie durch ein Wunder zuſammenführen zu können, die wir Hunderte von Meilen von einander entfernt glauben ſollten; und doch iſt dieſe Sache nicht ſo wunderbar, als ſie uns vielleicht erſcheint, was zu erklären wir in unſerer Geſchichte um einige Wochen zurückgehen müſſen.

Wie der geneigte Leſer durch Herrn von Scherra's Brief bereits erfahren, begleitete die Gräfin Lotus nach dem Tode ihres Gemahls den Bruder deſſelben nach England, wo ſie auf Lotushall, dem herrlichen Landſitze deſſelben, ein paar Wochen in ſtiller Erinnerung verbrachte. Hier in der reizenden Umgebung und ländlichen Stille war es ihr möglich, ihrer letzten traurigen Vergangenheit mit mildem Schmerze zu gedenken; ja, hier konnte ſie ihrem Herzen nicht verbieten, zuweilen weniger düſter in die Zukunft zu blicken, und wenn ſie auch den Verſuch machte, ihre Gefühle gewiſſenhaft niederzukämpfen, ſo wollte ihr dies doch nicht gelingen, denn ihn, an den ſie ſo mächtige Bande feſſelten, liebte ſie noch immer mit der ganzen Kraft ihrer Seele.

Ihre Schweſter Roſa hatte ſie begleitet, und daß auch Eugen nicht zurückblieb, bedarf wohl keiner Erwähnung. Roſa hatte es vor ihrer Abreiſe nach England nicht unterlaſſen, den Schwager ihrer Schweſter von der Vergangen-

heit derselben in allen ihren Einzelheiten in Kenntniß zu setzen, wobei es sie glücklich machte, in dem Herrn von Lotushall einen so vorurtheilsfreien Beurtheiler der Lage ihrer Schwester zu finden, daß sie vollkommen überzeugt war, ihm in jeder Beziehung fest vertrauen zu können. Er war um viele Jahre älter als sein Bruder und konnte sich nach einiger Zeit schon erlauben, den beiden Schwestern sein scherzhaftes Bedauern auszudrücken, daß es ihm sein Alter und seine Unliebenswürdigkeit nicht gestatte, die Erbschaft seines Bruders in vollem Umfange anzutreten.

Da kam eines Tages ein Brief von Scherra an Rosa, worin der bewährte Freund des Hauses schrieb, er habe von Bander die Mittheilung über das Unglück Gaetano's erhalten, und anfragte, ob sie es nicht für zweckmäßig hielte, daß er selbst augenblicklich nach Neapel reise. Rosa setzte natürlicher Weise den Schwager ihrer Schwester von diesem Schreiben sogleich in Kenntniß, und dieser praktische Mann, der alle Verhältnisse richtig ansah und zu beurtheilen im Stande war, machte mit der ihm eigenen Energie ohne viele Ueberlegung einen anderen Vorschlag, in Folge dessen die Gräfin auf die schonendste Weise von der Welt durch Rosa von dem, was sich begeben, in Kenntniß gesetzt wurde, worauf in einigen Tagen die Meldung einlief, daß die Dampf-Yacht Sr. Herrlichkeit zur Abfahrt bereit liege. Ein prachtvolles Wetter begünstigte die Fahrt, und so kam es denn, daß der ‚Lotus' am Morgen eines wunderschönen, klaren Tages in den Golf von Neapel einlief.

Zur gleichen Stunde, als dies geschah, saß auf der Terrasse des Hotels de Rome, die aufs Meer hinausging, ein junger Mann, der in einen bequemen Schlafrock gehüllt

war und ſich behaglich in einem weichen Lehnſtuhle dehnte, während ſeine Füße auf einem niedern Tabouret ſtanden und er mit der linken Hand eine vortreffliche Havannah-Cigarre hielt.

Der geneigte Leſer wird mir das Berichten dieſer Einzelheiten als der vollen Wahrheit gemäß verzeihen, denn ein junger Mann, der ein Raucher iſt, wird ſich nach ſeinem Frühſtücke ohne eine gute Havannah-Cigarre ſchwerlich auf der Terraſſe des Hotels de Rome aufhalten, und daß er die Cigarre mit der linken Hand hielt, kam daher, weil ſeine rechte, die er in einer Schlinge trug, verbunden war. Er intereſſirte ſich außerordentlich für das Ein- und Auslaufen der Schiffe, und um deren Nationalität beſſer unterſcheiden zu können, hatte er auf einem Stuhle neben ſich einen ſogenannten militäriſchen Feldſtecher liegen, den er bei dieſer Gelegenheit ſogleich vors Auge nahm, um das eingelaufene Schiff genau zu betrachten.

Als er eine Zeit lang hingeſchaut, mußte er an dem kleinen, zierlichen Dampfer etwas Außerordentliches bemerken, denn ſein Geſicht nahm einen Ausdruck ganz beſonderer Aufmerkſamkeit, ja, des Erſtaunens an. Er brachte ſein vortreffliches Glas ein paarmal vor die Augen, ſchüttelte mit dem Kopfe, worauf er zu ſich ſelber ſprach: „Das wäre ja ein wunderbares und glückliches Zuſammentreffen, beim Anubis! So was pflegt gewöhnlich nur in Märchen vorzukommen — nun, wir ſind ja hier im Lande der Wunder — he, Juſſuf!“

Der geneigte Leſer mag füglich erſtaunen, den Indier nach dieſem Rufe ſogleich auf der Terraſſe erſcheinen zu ſehen; doch wenn er ſich erinnert, daß Juſſuf dem Herrn

haftig nicht nach dem Blute meines Gegners, eines jungen, liebenswürdigen, und, wie ich überzeugt bin, ſehr ehrenhaften Cavaliers. Er hat am Ende nicht mehr und nicht weniger gethan, als Jeder von uns an ſeiner Stelle. Wenn er auch meine ſchmachvollen Bewerbungen mit anſah, ja, wenn er auch wußte, wie es die Signora mit mir gemeint, ſo iſt es am Ende für Jeden ſüß, im Geheimen über einen ſcheinbar vor der Welt begünſtigten Nebenbuhler zu triumphiren. Laſſen wir deßhalb die Sache, wie ſie iſt, beſter Vicomte. Stellen wir uns heute früh einander gegenüber, — es ſoll eine Art Gottesgericht ſein," ſagte er mit düſterer Stimme, „und wenn ich falle, nun gut, ſo habe ich meine Schulden abgebüßt, bleibe ich dagegen am Leben, ſo ſehe ich das als ein Zeichen an, daß man mir Zeit geben will, ein anderes und beſſeres Leben anzufangen, wie bisher."

„Amen!" ſagte der alte Diener, und der Vicomte, der lange in die lieblichen Züge des Bildes geblickt, welches auf dem Tiſche ſtand, drückte dem Luccheſen innig die Hand. — — —

Und abermals ließ ſich von unten herauf jener Angſtruf vernehmen, der die drei Männer vorhin zittern gemacht. Auch der Vicomte ſtand erſtarrt, und über ſeine gleichmüthigen, ruhigen Züge flog der Ausdruck eines unwillkührlichen Schauders. „Wer iſt da unten?" ſagte er nach einer kleinen Pauſe, „das iſt die Stimme eines Weibes, einer Leidenden, ja, ich ſollte meinen, einer Sterbenden. Wär' vielleicht unſere Hülfe da unten willkommen?"

„Es ſind zwei Damen," wiederholte der alte Diener, „wie ich ſchon vorhin ſagte, Mutter und Tochter, ſo denke ich. Etwas Aehnliches habe ich nie da unten gehört, doch glaube ich, wenn ſie unſerer Hülfe bedürften, ſo würde die Mutter ſchon heraufkommen; ſchon öfters war ich in dem Fall, ihr kleine Gefälligkeiten zu erzeigen."

von Marlott genau bekannt war und daß dieſer den ehemaligen Diener des Grafen Lotus ohne Herrn im Hotel fand, ſo wird er es begreiflich finden, daß der verwundete Offizier ſich die Dienſte des Indiers gefallen ließ, welche dieſer aus Anhänglichkeit an ſeinen alten Herrn aufs angelegentlichſte anbot. — Von dem Herrn von Saint-Alban, der mit der Regierung in Mißhelligkeiten gekommen, war nur vorübergehend die Rede geweſen, da der vermeintliche Franzoſe dem Herrn von Marlott vollkommen gleichgültig war.

„Juſſuf," ſagte dieſer, „ſchau aufs Meer hinaus; dorthin neben den Poſilippo hat ſich ein Dampfer hingelegt, der eben eingelaufen iſt und deſſen Pavillon ein Wappen zeigt, das mir außerordentlich bekannt iſt und deſſen auch du dich erinnern wirſt — nimm mein Glas, wenn du es brauchen kannſt."

„Ohne Glas ſehe ich beſſer, Herr," gab der Indier zur Antwort, deſſen Geſicht, indem er nach der bezeichneten Richtung blickte, ebenfalls einen Ausdruck des Erſtaunens, ja, der Freude zeigte. — „Ob ich dieſes Wappen kenne, Herr! Iſt es nicht die Lotusblume?"

„Ganz richtig, und ſie zeigt ſich auch zwiſchen goldenen Blättern an der Spitze des Fahrzeuges."

„Dieſes Fahrzeug, Herr, iſt ein Engländer und wird wohl dem Bruder des Grafen gehören."

„Darüber müſſen wir Gewißheit haben, Juſſuf, ſo bald als möglich; ſtößt dort nicht ein Boot von dem Schiffe?" .

„Eine neapolitaniſche Barke, Herr; es werden Beamte der Hafenbehörde ſein."

„Bei Gott, ich ſehe Leute an Bord," ſagte Arthur von Marlott nach einer Pauſe, während welcher er verſucht hatte, ſeinem Fernrohr durch eine leichte Drehung noch etwas mehr Schärfe zu geben. — „Damen, beim Anubis! — ſchwarz gekleidet, das gibt mir zu denken, Juſſuf."

„Es iſt eigenthümlich, Herr."

„Gewiß, höchſt ſeltſam. Ehe wir aber unſere Zeit mit Vermuthungen erſchöpfen, eile hinab, nimm eine Barke und fahre an Bord des Dampfers. Frage, wer auf dem Schiffe iſt, und wenn es — doch nein, das iſt ja nicht möglich," ſetzte er achſelzuckend hinzu; „frage alſo, wer ſich auf dem Schiffe befindet, und wenn ſie wiſſen wollen, wer dich ſchickt, ſo gib ihnen meine Karte — du weißt ſie in meinem Schreibtiſche zu finden, nimm aber von den Karten in dem rothen Etuis" — auf dieſen war Herr von Marlott nämlich noch als Huſaren-Offizier aufgeführt —, „mit der anderen Herrlichkeit iſt's ja doch, Gott ſei Dank, vorbei. — Eile, Juſſuf!"

Der Indier verſchwand augenblicklich, und bald darauf ſah man ihn in einer Barke mit zwei tüchtigen Ruderern auf dem Golfe; in vielleicht zehn Minuten hatte er den Dampfer erreicht, und Arthur von Marlott, der ihm mit größter Anſtrengung nachblickte, bemerkte, wie er an Bord ſtieg und wie ihm die beiden ſchwarzgekleideten Damen augenblicklich und raſch entgegentraten.

„Bei meiner Ehre, ſie ſind's!" rief Herr von Marlott aus, und als er noch einmal hingeblickt, ſetzte er freudig hinzu: „Ja, es iſt kein Zweifel mehr, ſie blicken hieher und der Dampfer grüßt mich!"

In demſelben Augenblicke fuhr nämlich eine kleine weiße

Flagge rasch an dem Maste hinauf und entfaltete sich droben in dem frischen Lufthauche.

Er war von seinem Lehnsessel aufgesprungen, eilte in sein Zimmer und kleidete sich so rasch an, als ihm sein verwundeter Arm erlaubte. Daß er einen dunkeln, bürgerlichen Ueberrock nahm und nicht die italienische Uniform, trotzdem dieselbe mit der Tapferkeits-Medaille geschmückt war, wird man begreiflich finden. Eine starke Viertelstunde später halfen ihm ein paar Matrosen ebenfalls an Bord, da es ihm schwer wurde, mit seiner verwundeten Hand die Treppe allein hinaufzusteigen.

Welches Wiedersehen!

Der geneigte Leser wird uns die Einzelheiten desselben erlassen, da es im Interesse unserer Geschichte liegt, ihn selbst erst später, wie wir oben angedeutet, an Bord zu führen. Nur sei es uns noch erlaubt, mitzutheilen, daß die eine der schwarzgekleideten Damen mit Jussuf eine lange Unterredung hatte, der auch Se. Herrlichkeit der Lord William Clifton anwohnte, und in Folge deren das Gigg des Schiffs-Kommandeurs, des Flotten-Offiziers Lieutenant Seymour, in See gelassen wurde, mit sauber gekleideten Matrosen bemannt, und daß dieses alsdann wie ein Vogel dem Lande zuflog. In den Sternschoten des kleinen Fahrzeuges befanden sich Se. Herrlichkeit selbst, so wie der Kommandeur der Dampf-Yacht. Vorn an der Spitze des Bootes saß Jussuf mit einem heiteren Gesichtsausdrucke, als man seit lange an ihm gesehen.

Am Lande angekommen, verfügten sich die drei eben Genannten auf die englische Gesandtschaft und fuhren von dort in dem Wagen der Gesandtschaft zum Gouverneur der

Stadt, den ſie aber nicht trafen, da er von einem Ausfluge erſt ſpät Abends zurückerwartet wurde, wo Se. Herrlichkeit den Beſuch dann wiederholte und derſelbe, wie wir ſpäter hören werden, von einem vollkommenen Erfolge gekrönt war.

Kehren wir nach dieſer kurzen, nothwendigen Abſchweifung an Bord des „Lotus“ zurück und begeben uns in die früher erwähnte kleine Cajüte, wo wir die beiden ſchwarzgekleideten Damen finden, die wir heute Morgen auf dem Verdecke bemerkt und welche eben im Begriffe ſind, ſich von Herrn von Marlott ſeine wunderbaren Erlebniſſe zu Waſſer und zu Lande erzählen zu laſſen.

Die Gräfin Lotus ſaß am Tiſche und beſchattete mit der Hand ihr Geſicht, die guten, lieben, freundlichen Züge, die wir dem geneigten Leſer früher geſchildert, welche ſich in ihrer Schönheit und in ihrem herzlichen Ausdrucke gleich geblieben waren und nur etwas bleicher erſchienen, als damals, wo wir ſie zum letzten Male ſahen. Sie ſchien nur zerſtreut den Erzählungen ihres Vetters zu lauſchen, ihr Herz war voll und ſie athmete ſchwerer als gewöhnlich. Zuweilen glitt ihre Hand von der Stirn herab, ſie erhob den Kopf und blickte wie horchend um ſich; doch ſenkten ſich ihre Blicke jedes Mal wieder mit dem Ausdrucke getäuſchter Erwartung.

Herr von Marlott ſchien ſo eben mit ſeiner Erzählung zu Ende gekommen zu ſein, denn indem er ſich in die weichen Kiſſen des Sopha's zurücklehnte, ſagte er mit einem affectirten Seufzer: „Und damit, ſchöne Couſine, ſcheint meine militäriſche Laufbahn auch hier beendet zu ſein. Hoffentlich wird Ihr Herz, grauſame Roſa,“ wandte er ſich

an dieſe, „jetzt endlich einmal eine ſtille Regung für mich fühlen.“

„Des Mitleids, gewiß, Herr von Marlott, und daran habe ich es ja auch früher nie fehlen laſſen.“

„So iſt es mir ein Troſt, daß Sie mich wenigſtens damals ſchon für bemitleidenswerth hielten, und ich war es in der That. Was verlor ich nicht alles mit einem Male: für die Ausſicht auf eine glänzende Zukunft tauſchte ich ein gebrochenes Herz ein!“ —

Françoiſe lächelte und ſagte dann mit ihrer ſüßen Stimme: „Aber dieſes Herz, Arthur, hat ſich wieder erholt; von dornigen Roſen zerriſſen, heilten Sie es mit den Lorbern des Sieges.“

„Schön geſagt und tief empfunden,“ gab Herr von Marlott zur Antwort, „wie alles, was von Ihnen kommt! — O, hätte Roſa nur einen kleinen Theil Ihres weichen Herzens!“

„Danken Sie Gott, daß dem nicht ſo iſt,“ ſagte das ſchöne junge Mädchen, wobei ſie den Sprecher mit ihren leuchtenden Augen ernſt anblickte; „mein weiches Herz, wenn ich ein ſolches gehabt hätte — und Ihr — leichter Sinn hätten für uns Beide zu einem traurigen Reſultate geführt.“

Arthur wollte verletzt etwas darauf erwidern, doch bemerkte die Gräfin, ihn unterbrechend: „Roſa hat nicht ganz Unrecht, lieber Vetter; kaum ſeht ihr euch nach ziemlicher Zeit wieder, ſo tauſcht ihr gleich beißende Redensarten aus.“

„Ei, ſchöne Couſine,“ antwortete der ehemalige Huſaren-Offizier, „ich möchte den ſehen, der ſich wie ich ſo unbändig darauf gefreut, ſeine leidensvollen Erlebniſſe erzählen zu können und dafür einen Blick der Theilnahme und —“ ſtatt

noch ein weiteres Wort auszusprechen, hustete er finger Weise hinter der vorgehaltenen Hand und fuhr dann fort: „— zu finden, und der unverlebt bliebe, wenn er nun erfahren muß, daß ihm ein schwacher Augenblick nie verziehen wird. Doch gleichviel," setzte er mit seinem angebornen Leichtsinne hinzu, „legen wir diese getäuschte Hoffnung zu andern getäuschten Hoffnungen. Ich hatte es mir so schön ausgemalt, vor der reizenden Rosa zu sitzen, ein zweiter Othello, und durch Erzählungen meiner Kriegsthaten ihr felsenhartes Herz zu rühren."

„Schön gesagt," erwiderte das junge Mädchen freundlich lächelnd, „aber Gott bewahre mich vor Othello und dem Ende der Desdemona."

„Ein Ende wie ein anderes," sagte Arthur übermüthig, „sie starb, wie ich es mir nur wünschen könnte, auf dem Felde der Ehre."

„Horch," sagte die Gräfin, „sie rufen ein Boot an."

Nach diesen Worten erhob sie sich, that einen tiefen Athemzug und wischte ihre weiße Stirn mit dem Taschentuche, während sie der Cajütenthür zuschritt, die sich nach einigen Augenblicken öffnete, worauf ein hochgewachsener ältlicher Herr eintrat. Er glich zu sehr dem verstorbenen Grafen Lotus, als daß jemand, der diesen gekannt und Jenen sah, nur den mindesten Zweifel hegen konnte, er habe den Bruder desselben vor sich. Se. Herrlichkeit, obgleich viel älter, sah übrigens kräftiger und gesunder aus, und wenn auch sein Haupt mit weißen Haaren bedeckt war, so glänzten doch seine freundlichen Augen wie die eines jüngeren Mannes.

„Allein?“ rief die Gräfin mit einem Tone des Schreckens.

„Ganz allein, was den Erwarteten anbelangt,“ ſagte Se. Herrlichkeit achſelzuckend: „es iſt in der That eine ganz merkwürdige Geſchichte, die ich Ihnen ſo raſch und ſo kurz als möglich mittheilen will. Von dem Gouverneur bei meinem zweiten Beſuche aufs freundlichſte aufgenommen, gelang es mir ohne viele Mühe, auf Juſſuf's Zeugniß geſtützt, den ganzen ſchlechten Handel des Advocaten Brancaccio und die Unſchuld des Marcheſe zu beweiſen, worauf Se. Excellenz, über deſſen Benehmen und Gerechtigkeitsgefühl ich nur Rühmendes ſagen kann, zwei Befehle ausfertigte. Die Beſorgung des einen wurde mir anvertraut, und ich ſäumte nicht, mich ſo raſch als die Pferde laufen konnten, in das berühmte und berüchtigte Gefängniß der Vicaria zu begeben. Dabei war ich ſo glücklich, in dem Bureau deſſelben den Capo Carceriere zu finden, an den der Befehl Sr. Excellenz lautete. Dieſer Herr befand ſich übrigens in einer ganz außerordentlichen Aufregung und war beſchäftigt, die Wache ſo wie die Jammergeſtalt eines Schließers zu vernehmen, daß ich eine Zeitlang warten mußte, ehe er mir Gehör ſchenkte. Kaum aber hatte er einen Blick in mein Papier geworfen, als er verſchiedene Madonnen und Heilige anrief und mir nach allerlei ſonſtigen Ausrufungen, deren Sinn ich nicht verſtand, die Auskunft gab, der Gefangene, Marcheſe Fontana, habe ſich vor einer Stunde ſelbſt —“

„Um Gottes willen, was?“ rief die Gräfin angſtvoll.

„Selbſt befreit, unter Umſtänden, wie in keinem Gefängniſſe der Welt je etwas Aehnliches vorgekommen, und zwar mit Hülfe des bekannten Bandenchefs Chiavone.“

„O—o—o—oh,“ machte Herr von Mariott in ungläubigem Tone; „erlauben mir Eure Herrlichkeit, Chiavone iſt wohl nicht mehr im Stande, jemand zum Entkommen aus dem Gefängniſſe behülflich zu ſein, denn bei dem Gefechte vor ein paar Tagen tödtete ich ihn, wie ſchon früher bemerkt.“

„In dem Falle ergeht es mir wie dem Capo Carceriere: mein Verſtand ſteht mir ſtill, ich weiß nicht, was ich denken ſoll.“

„Und der Marcheſe?“ fragte die Gräfin.

„Beruhigen Sie ſich, theure Schwägerin; glücklich aus dem Gefängniſſe entkommen, wird ihm hoffentlich nichts Schlimmes zugeſtoßen ſein!“

„Aber er wird mit dem, der ihn befreit, Neapel verlaſſen haben und in die Berge geflohen ſein.“

„Mit Chiavone ſicherlich nicht,“ ſagte Herr von Mariott, und wandte ſich dann flüſternd zu Roſa, welche aber ſeinen Worten keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken ſchien.

„Sie führten mich in die Zelle des Gefangenen, ſie zeigten mir verſchiedene Gegenſtände, die er zurückgelaſſen, Kleider, Bücher, das abgeriſſene Couvert eines Briefes, auf dem ſein Name ſtand, und der Schließer, dem das Unglück geſchehen war, erzählte mir und ſeinem Chef den Vorfall nochmals aufs allergenaueſte. Ich konnte nichts thun, als das Gefängniß verlaſſen, erlebte aber an der Thür deſſelben noch etwas, was die Wachmannſchaft und ſämmtliche Schließer aufs neue in Aufregung brachte: ein kleiner barfüßiger Junge nämlich, ein Kind aus der Nachbarſchaft, hatte einen gewaltigen Bund Schlüſſel gebracht und dem Sergeanten

der Wache mit einer freundlichen Empfehlung des Generals Chiavone übergeben."

„Das iſt bei alle dem etwas ſtark!" rief Herr von Marlett entrüſtet; „es freut mich in der That, daß der Marcheſe entkommen iſt, und es mag ein braver Kerl geweſen ſein, der ihm dabei geholfen, aber unverſchämt finde ich es doch von dieſem, ſich den Namen eines Mannes beizulegen, der nicht mehr exiſtirt, eines Mannes, der von meiner Hand gefallen, und für welche That ich decorirt wurde. Aber ſo ſind die Italiener, ſie können die Großſprecherei nicht laſſen, ſelbſt dann, wenn ſie dadurch in Gefahr kämen, erſchoſſen zu werden! — Chiavone leben, den ich todt vor mir liegen ſah!" ſetzte er in verächtlichem Tone mit ſehr ausdrucksvollem Achſelzucken hinzu.

Se. Herrlichkeit hatte die Gräfin an ihren Platz zurückgeführt, wobei er leiſe und freundlich mit ihr ſprach und ihr dann den Umſchlag des Briefes gab, den man in des Gefangenen Zelle gefunden.

„Es iſt Scherra's Hand," ſagte Françoiſe zu ihrer Schweſter, die ſtumm mit dem Kopfe nickte. —

Das war der Augenblick, wo vom Bord des Dampfers die Barke Carlino's angerufen wurde. —

Es gibt Situationen, geneigter Leſer, die man unmöglich beſchreiben kann, die ſo gewaltig und ergreifend ſind, daß jede Schilderung derſelben unangenehm, langweilig und matt erſcheinen muß; wer kann den flammenden Blitz malen oder die leuchtende Sonne, ja, wer iſt ſogar nur im Stande, dir das ſanfte Flimmern der Meeresflut anſchaulich zu machen, wenn du es nicht ſchon geſehen, oder den ſüßen Geruch der Roſe, wenn du ihren Duft nicht ſchon genoſſen?

Haſt du aber Aehnliches, was der Erzähler dir zu ſchildern unternimmt, ſchon erlebt und gefühlt, ſo male ſie in dir aus, die Seligkeit einer ſolchen hellen Stunde, eines ſolchen Augenblickes des Glückes, wie ihn nach jahrelanger Trennung Gaetano und Franceſca erlebten. — —

Se. Herrlichkeit hatte mit leiſen Schritten die Cajüte verlaſſen, ihm war Herr von Marlott nach einigem Widerſtreben und Achſelzucken gefolgt, nur Roſa blieb auf ihrem Lehnſeſſel ſitzen und betrachtete, den Kopf in die Hände geſtützt, mit freundlich leuchtenden Augen die Beiden. Zuweilen, als Gaetano von ſeinen Schickſalen erzählte und wie ihn alle Hoffnung verlaſſen, trübte ſich für Sekunden ihr Blick, doch nur durch den Schleier herabrollender Thränen, wobei es eigenthümlich ausſah, daß trotz dieſes Ausdruckes der Wehmuth doch ein glückliches Lächeln um ihre Lippen ſpielte.

Sie hatte mit den Andern das kleine Gemach verlaſſen wollen, doch war ſie auf Franceſca's Wunſch geblieben; hatte doch die Schweſter kein Geheimniß vor ihr, wohl aber hatten die beiden Schweſtern ein Geheimniß vor Gaetano, ein ſüßes, beſeligendes Geheimniß, über deſſen Offenbarung ſie lange und emſig nachgedacht, ein beglückendes Geheimniß, das ſich jetzt mit einem Male von ſelbſt löſ'te, als Eugen in die Cajüte trat, ſich in die Arme der Gräfin ſchmiegte, und als er ihre feuchten Augen ſah, die Frage an ſie richtete: „Warum haſt du geweint, liebe Mutter?“

Es bedurfte nur eines Blickes in das ſchöne, offene Geſicht des Knaben und auf die niedergeſenkten Augen der Mutter, über deren bleiches Geſicht eine tiefe Röthe flammte, um Gaetano zu veranlaſſen, den Knaben heftig an ſich zu

„Seltſam!“ ſagte der Vicomte, „es war nur ein einziger Schrei, jetzt ſcheint Alles wieder ſtille geworden zu ſein.“

„Gerade ſo war es vorhin,“ entgegnete Alfred, der in horchender Stellung daſtand und jetzt auf einmal zur Thüre eilte, die er weit öffnete. „So viel ich höre,“ ſagte er nach einer Weile, „kommt Jemand eilig die Treppen herauf.“

Jetzt wurde an der äußern Thüre des Appartements, die auf den Corridor führte, heftig geklingelt, der alte Diener eilte hinaus, um zu öffnen, und kaum hatte er die Riegel weggeſchoben, ſo ſtürzte die Marquiſin von St. Auville mit verſtörtem Geſicht, Todesbläſſe auf den Wangen und verwirrtem, herabfallendem Haar hinein.

Das war nicht mehr dieſelbe Frau, wie wir ſie vor einigen Tagen geſehen, das runde, behagliche, blühende Geſicht mit glänzenden Augen: es war, als habe man ihre Lebenskraft zerriſſen, den Faden zerſtört, der Seele und Körper zuſammenhält und verbindet. Ihre aſchgrauen Wangen hiengen ſchlotternd herab, das Auge war tief in ſeine Höhle zurückgeſunken, und ihr Körper machte allerlei zuckende und ſeltſame Bewegungen. „Ah!“ ſagte ſie, — „ich ſterbe!“ und obgleich Giuſeppe und der Baron hinzueilten, um ſie zu unterſtützen, ſo glitt ſie doch, halt- und kraftlos, zwiſchen ihren Armen durch und ſank in die Knie. Mit Mühe brachten Beide ſie in's Zimmer, ſetzten ſie in einen Lehnſtuhl und warteten, bis die Frau im Stande ſein würde, zu ſprechen. Sie war durchaus nicht ohnmächtig, aber die Zunge verſagte ihr den Dienſt, ſie konnte keine Worte finden; doch während ſie ſo ſtumm daſaß, belebten ſich ihre Augen wieder und verſuchten, hin- und herfahrend, blitzend und rollend, ſich verſtändlich zu machen.

Alle ſtanden in geſpannter Erwartung um ſie herum, am meiſten aber Alfred, der mit einer ertödtenden Ungeduld dieſem

ziehen, ihm haſtig die Haare aus der Stirn zu ſtreichen, ſeine Züge zu betrachten und dann laut weinend ſein Haupt auf das des Knaben zu drücken.

Von dieſem Anblicke überwältigt, hatte Roſa die Cajüte verlaſſen und ſich auf das Verdeck begeben, wo ſie ſich niederſetzte, und heitere, ſo wie traurige Bilder der Vergangenheit um ihr inneres Auge gaukeln ließ.

Nicht lange nachher betrat Gaetano mit Franceſca und Eugen das Verdeck des Dampfers, und Franceſca ſuchte die Schweſter auf, zog ſie an ihr heftig klopfendes Herz und hielt ſie ſo lange innig umſchlungen, bis der Marcheſe ihre Hand ergriff und ihre Blicke durch ein einziges Wort auf die Felswand des Poſilippo lenkte, die in unbeſtimmten nächtigen Umriſſen nur durch helle Punkte erkennen ließ, wo ſich Häuſer und Villen befanden. Doch verbarg ſie nach einem flüchtigen Hinſchauen ſchaudernd ihr Geſicht an Roſa's Schulter, wobei ſie leiſe ſagte: „So glücklich ich auch vielleicht noch werden kann, ſo bin ich doch nicht im Stande, die ſchrecklichen Erinnerungen zu vergeſſen, die für mich an jenen Orten haften.“

„Du ſprichſt mir aus der Seele,“ gab der Marcheſe zur Antwort; „Neapel erſcheint mir nach allem, was wir hier gelitten, nicht mehr als meine Heimat. Ich fühle mich hier einſam und verlaſſen, wir müſſen uns in einem anderen Lande eine neue, ungetrübte Exiſtenz ſchaffen.“

Wir könnten eigentlich hier unſere wahrhaftige Geſchichte für beendigt anſehen, doch wollen wir nicht wieder den Vorwurf auf uns laden, als ſuchten wir den freundlichen und vielgeliebten Leſer für Perſonen zu intereſſiren, um dieſe alsdann

plötzlich verſchwinden zu laſſen, ohne uns um ihre weiteren Schickſale zu bekümmern, und müſſen demnach der Wahrheit gemäß berichten, daß am anderen Tage nach dieſem denkwürdigen Abende zwei Perſonen den Bord des Schiffes betraten, welche von Eugen, der ſich gerade mit Fiſchen beſchäftigte, unter gewaltigem Jubelrufe empfangen wurden. Waren es doch ſeine beiden alten Freunde Bander und Richter, die von der Maſſeria di Fontana herbeigeeilt waren, wohin ihnen der Marcheſe bei Tagesanbruch Botſchaft geſandt.

Das Erſcheinen Richter's, der, wenn auch mit verbundenem Arme, ſonſt übrigens wohlbehalten erſchien, erlaubt uns, die Zeit des geneigten Leſers zu ſchonen, indem es ſich nun von ſelbſt verſteht, daß Don Enrico, nachdem ihn Carlino vor einigen Tagen glücklich nach Neapel gebracht, ohne weitere Abenteuer die Wohnung Raſajele's wieder erreicht hatte, wo er Marietta fand, die bei ſeinem Anblicke ihre Freude mit ſüdlicher Glut ſo unverhohlen und heftig äußerte, daß der Maſſaro ſo wie ſeine Frau über ihre Tochter durchaus nicht im Unklaren bleiben konnten und ſie lächelnd gewähren ließen.

Was Bander anbelangte, ſo hatte er ſeinen Freund augenblicklich aufgeſucht, ſobald er durch Raſajele deſſen Ankunft erfahren, und war auf Anrathen dieſes Letzteren einige Tage droben geblieben, um durch ſeine Anweſenheit in Neapel als Freund des Marcheſe keinen neuen Argwohn zu erregen und ſo vielleicht den Plänen zu deſſen Befreiung hinderlich zu ſein.

Eugen hatte die Hand Richter's ergriffen und zog dieſen

unter freudigen Ausrufungen die Treppe hinab nach der Cajüte, wo ſich Franceſca und Roſa befanden.

Letztere erbleichte ſichtlich beim Anblicke Richter's, und indem ſie die Anweſenheit eines Anderen ahnte, der ihrem Herzen ſo nahe ſtand, konnte ſich das ſonſt ſo ſtarke Mädchen einer Erſchütterung nicht erwehren, die ſo heftig und gewaltig war, daß ſie mit einem flehenden Blicke auf ihre Schweſter, und nachdem ſie Richter ihre Hand gereicht, die dieſer bewegt an ſeine Lippen drückte, das kleine Gemach verließ.

Als Vander hierauf in Begleitung Gaetano's ebenfalls erſchien, blieb er, unfähig, ein Wort zu ſprechen, an der Thür der Cajüte ſtehen, und ſeine Sinne verwirrten ſich faſt, als ihn der Marcheſe ſanft vor Franceſca ſchob und mit bewegter Stimme ſagte: „Die Wittwe des Grafen Lotus iſt erfreut, Sie endlich kennen zu lernen, Sie, meinen lieben, theuren Freund und Beſchützer unſeres Kindes!“

Vander fühlte, überwältigt von dieſem Augenblicke, den innigſten Wunſch, der ſchönen Frau mit den weichen, lieben Zügen, mit den guten, feuchten Augen zu Füßen zu ſinken, und wir glauben auch, er führte dieſen Wunſch aus, denn nachdem er ihre beiden Hände ergriffen und dieſe innig geküßt, ſchlang er ſeinen Arm um Eugen und fand ſich in der That knieend auf dem Teppiche des Bodens.

Da hörte er leiſe neben ſich ſeinen Namen ausſprechen, und als er, ergriffen von dem tiefen, bekannten Klange der Stimme, raſch emporſprang, befand er ſich Roſa gegenüber. Dieſe blickte die Anweſenden mit ihren dunkeln, leuchtenden Augen, aus denen das reinſte Entzücken, die höchſte Seligkeit ſtrahlte, ſo ruhig als möglich der Reihe nach an, als

wollte ſie ſagen: Was ich thue, das geſchieht mit Ueberlegung; eure Augen, ja, die der ganzen Welt dürfen es ſehen! — Darauf ſank ſie erröthend an die Bruſt des geliebten Mannes.

Die Thür der Cajüte war in dieſem Augenblicke durch Arthur von Marlott leiſe geöffnet und beim Anblicke dieſer Gruppe mit einem ſehr erſtaunten Geſichte eben ſo leiſe wieder geſchloſſen worden, da er wahrhaftig im erſten Augenblicke nicht wußte, wie er ſich dieſer Thatſache gegenüber benehmen ſollte. Se. Herrlichkeit, welche gerade die Cajüte verließ, half ihm indeſſen über dieſe quälenden Zweifel hinweg, indem er ihn am Arme nahm und auf das Verdeck führte, wobei er ſagte: „Ein ſolcher Anblick, mein lieber Vetter, hat etwas Peinigendes für einen alten Mann, wie ich bin, ſo wie für einen jungen Krieger, wie Sie ſind, dem der Lorber des Krieges nicht geſtatten will, die ſüßen Blüthen eines friedlichen Lebens um ſein Haupt zu ſchlingen. Kommen Sie mit mir ans Land, ich will noch einige Geſchäfte ſelbſt beſorgen, damit der ‚Lotus‘ ſo bald als möglich wieder nordwärts dampfen kann.“

„Was den Lorber des Sieges anbelangt,“ entgegnete Arthur in verdrießlichem Tone, indem er ſeine verwundete Hand zeigte, „ſo wird es wahrſcheinlich bei den paar ärmlichen Blättern bleiben, die ich das Glück hatte, mir zu erringen. Peſt und alle Teufel!“ fluchte er plötzlich in ſich hinein, „ſo können dieſe Weiber ſich verſtellen — o—o—o! Ich fürchte faſt, das einzige Herz, welches mich verſtanden und das mich wahrhaft geliebt, beſeſſen und wieder verloren zu haben.“

„Und ist Ihre Verwundung in der That so bedeutend?“ fragte Lord Cliston mitleidig.

„Sie wird mir zwei steife Finger hinterlassen, und da sie meine rechte Hand betroffen hat, so werde ich den Säbel nicht mehr führen können. Pah, was ist da zu machen,“ fuhr er in einem leichten Tone fort, „grämen werde ich mich darüber nicht, indem ich die Geschichte hier so satt hatte, als man nur etwas haben kann!“

„Das begreife ich vollkommen; dieser eigenthümliche Krieg sieht sich aus der Ferne anders an, als er in der Wirklichkeit ist.“

„Ganz richtig, und da das wohl niemand so fühlen kann, als ich, so verschaffte ich mir einen mehrmonatlichen Urlaub, den ich in einen Abschied zu verwandeln gedenke. — Was sind unsere Pläne!“ setzte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit einem so ernsten Gesichte hinzu, als man selten an ihm gewohnt war; „als ich gestern Morgen das Zeichen des ‚Lotus‘ sah, war mein Herz vor Freude bewegt, und als ich hierauf alle die wiederfand, welche ich so rasch und unüberlegt verlassen, da malte ich es mir mit den entzückendsten Farben aus, Eurer Herrlichkeit Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen und mit Ihnen über England nach Hause zurückzukehren.“

„Und was hindert Sie daran? Seien Sie versichert, Ihre Gesellschaft, lieber Vetter, wird uns allen herzlich willkommen sein.“

„Was mich daran hindert?“ gab Arthur mit einem bitteren Lachen zur Antwort; „nun, die süßen Blüthen eines friedlichen Lebens, die ich nicht im Stande bin, um meine Stirn zu schlingen.“

„Aha, ich verstehe, lieber Arthur! Doch so viel ich über die Geschichte hörte, hätten Sie darauf vorbereitet sein können."

„Den Teufel auch! Mir zeigte sie beständig ein so felsenhartes Herz, daß ich eher an meinen Tod geglaubt hätte, als an das Wunder, das sich hier begeben zu haben scheint."

„Vor einem Wunder muß man sich beugen, lieber Arthur, wie überhaupt vor so manchem, was das Schicksal über uns verhängt. Seien Sie vernünftig, und wenn Sie wirklich die Absicht haben, dieses Land zu verlassen, so bietet sich Ihnen doch wahrhaftig keine bessere Gelegenheit, als mit uns zu fahren."

„Eine herrliche, eine entzückende Gelegenheit," seufzte Arthur, „das ist nur zu wahr! Herzlichen Dank für Ihr freundliches Anerbieten, ich will es mir überlegen. Wann denken Sie Neapel zu verlassen?"

„Hoffentlich heute Abend noch; Gaetano versprach mir bis dahin mit seinen Geschäften vollends im Reinen zu sein."

Der Marchese erschien jetzt mit Richter und dem Knaben; Letzterer hatte die Hand seines Freundes erfaßt und sein dankbares Gemüth forschte bei Richter nach Nachrichten von allen ihren ehemaligen gemeinschaftlichen Bekannten, doch wußte ihm dieser natürlicher Weise wenig Auskunft zu geben, da er die Heimat früher verlassen.

Arthur von Marlott, der nachdenkend über das Meer hinweggeschaut, wandte sich jetzt um, und sein Erstaunen kannte keine Grenzen, als er mit einem Male und so ganz unerwartet den Flüchtling von Ravello vor sich sah.

„Das ist wahrhaftig ein Tag der Wunder!" rief er aus;

„sagen Sie mir um des Himmels willen, wie kommen Sie hieher, und so wohlbehalten? Nach den Berichten unserer Leute sind Sie zehnmal erschossen worden, und Ihre Gebeine sollten von Rechts wegen in irgend einer unzugänglichen Schlucht bleichen. Sind Sie's denn in der That?"

„Gewiß, Herr von Marlott, ich bin es, wohlbehalten bis auf die kleine Verwundung, die ich aber damals schon hatte, als Sie mich so freundlich und theilnehmend behandelten."

„Hole der Henker diese Theilnahme! Ich hätte Sie wahrhaftig vor dem Erschießen nicht retten können! Ja, wenn mein Hauptmann nicht eine so giftige Feuerzange gewesen wäre! Aber glauben Sie mir," setzte er vertraulich hinzu, „es war kein Mensch glückseliger, als ich, als mir Ihr Entkommen gemeldet wurde, und erst die Wuth und der Jammer des Capitano! Ich hätte mich todtlachen können, mußte aber ein ernstes Gesicht machen, denn mein würdiger Chef hatte mich so in Verdacht, Ihnen ein bischen behülflich gewesen zu sein."

„Kam die Wirthin des Hauses durch meine Flucht in Ungelegenheit?" fragte Richter angelegentlich.

„Es ging bei ihr allerdings scharf am Eingestecktwerden vorbei, doch war der Major so vernünftig, zu erklären, daß man mit Weibern keinen Krieg führe, und sonst konnte man niemand etwas beweisen; der dicke Wirth zur ‚goldenen Zwiebel' wurde schlafend in seinem Bette gefunden und die beiden Kerle, die Ihnen geholfen haben, waren mit Ihnen spurlos verschwunden. Was endlich den Hund unseres Wirthes anbelangte, der einen unserer Soldaten tüchtig an der Kehle packte, so entging er einer Kugel nur dadurch,

daß er ſich nach dem erſten Schuſſe ſchleunig aus dem Staube machte; daß Sie aber nicht in Stücke geſchoſſen wurden, iſt mir wahrhaftig ein Räthſel, das Sie mir aufklären müſſen."

„Darüber weiß ich in der That keine Aufklärung zu geben; ich verdanke meine glückliche Rettung, als deren unumſtößlichen Beweis ich hier vor Ihnen ſtehe, nur der Gewandtheit meines Führers."

„Einer von Chiavone's Leuten, wir haben das ſpäter erfahren. Unter uns," fuhr er in einem vertraulichen Tone fort, indem er Richter an einem Knopfe ſeines Rockes näher zog, „Sie haben doch ein wenig gegen uns conſpirirt?"

„Gewiß nicht, auf mein Ehrenwort! Ich ging allerdings gegen Conca, aber nur aus der Ihnen bekannten Urſache; auf dem Wege dahin wurden wir von Leuten Chiavone's ergriffen und vor dieſen gebracht."

„Sie ſahen ihn alſo, das iſt mir ſehr intereſſant," ſagte Herr von Marlott in geſpannter Erwartung. „Nicht wahr, er war ein großer, ſchwerer Mann, mit einem von den Blattern zerriſſenen Geſichte und brennend rothem Haare?"

Richter, der von Marietta wußte, daß der Bandenführer ſeinen Tod abſichtlich verbreitet, bejahte eifrig die Frage des Herrn von Marlott, worauf dieſer den Kopf bedeutend erhob und mit vieler Würde ſagte: „Ich kann Sie verſichern, mein Lieber, es war ein tapferer Kerl, und ich hatte Mühe, mit ihm fertig zu werden."

„So haben Sie ihn beſiegt?" fragte Richter mit einem eigenthümlichen Lächeln, worauf der Andere zur Antwort gab: „Ich war ſo glücklich, und kann auch deßhalb mit Ehre meinen Abſchied nehmen, wozu ich, unter uns geſagt,

feſt entſchloſſen bin. Aber ich weiß immer noch nicht," fuhr er nach einer Pauſe mit einem mißtrauiſchen Blicke fort, „wie Sie nach all Ihren Heldenthaten auf dieſes Schiff kommen."

Die Frage wurde im nächſten Augenblicke durch den Marcheſe gelöſ't, welcher Richter dem Herrn von Marlott mit den Worten vorſtellte: „Dies iſt einer meiner lieben Freunde, die für meine Befreiung ſehr thätig waren und denen ich zeitlebens dankbar ſein werde."

Da unterdeſſen eines der größeren Boote des Schiffes ins Waſſer herabgelaſſen worden und zum Abſtoßen fertig war, ſo begab ſich Lord Cliſton, der Marcheſe, ſo wie Herr von Marlott und Richter in daſſelbe und fuhren ans Land.

Hier gelang es nun dem Einfluſſe Sr. Herrlichkeit leicht, daß die Geſchäfte, welche noch zu beſorgen waren, raſch erledigt werden konnten. Zu dieſen gehörte ganz beſonders, daß Don Enrico von dem Verdachte, als habe er mit den Leuten Chiavone's gegen die königlichen Truppen gefochten, vollkommen gereinigt werde. Dieſes war um ſo nothwendiger, als Richter in einer vertraulichen Unterredung gegen den Marcheſe ſeines Verhältniſſes zu Marietta erwähnte und den ſehnlichen Wunſch ausſprach, in Neapel bleiben zu dürfen. Daß dieſes den vollen Beifall Gaetano's fand, glauben wir deßhalb ſagen zu müſſen, da es ihm ſehr erwünſcht war, eine vertraute, ihm ergebene Perſon bei der Uebergabe der Güter an Don Ercole Cerboni gegenwärtig zu wiſſen. Don Enrico wurde in dieſer Richtung nicht nur mit ausgedehnten Vollmachten verſehen, ſondern der Marcheſe gab auch ſeinem Geſchäftsmanne die genaueſte Anweiſung, wie für eine mehr

als behagliche Existenz des jungen Paares droben auf dem Schlosse der Fontana gesorgt werden solle.

So war denn der Abend gekommen, und am Bord des ‚Lotus' vernahm man unter dem taktmäßigen Gesange der Matrosen das Klirren der sich langsam aufwindenden Ankerkette; aus dem Schornsteine stiegen dunkle Rauchwolken in die klare Abendluft empor, und alle unsere Bekannten befanden sich auf dem Halbdecke des Schiffes, mit gemischten Empfindungen die malerische Wand des Posilippo betrachtend, die, jetzt in tiefe, ernste Schatten gehüllt, zu der Stimmung manches der erregt klopfenden Herzen zu passen schien. Dort oben lag die Villa San Antonio, heller hervorleuchtend aus dem dunkeln Grunde der Orangen, Citronen, des Lorbers und der schwarz aufsteigenden, majestätischen Cypressen.

In dem Lichte des Abends wehte es von dem Orte, wo Francesca so sehr geliebt und so sehr gelitten, wie ein Hauch der Trauer auf sie herab und ließ sie gern ihren Blick in die Höhe erheben, wo über dem alten Kloster auf der Spitze des Berges, hoch über den riesigen, dunkeln Pinien ein weißes Gewölk am Himmel schwamm, welches, die letzten Strahlen der sinkenden Abendsonne empfangend, nun wie eine prachtvolle Feuerrose aufblühte, im Widerschein weithin den Golf entzündete und vergoldete und ihr wie die Bürgschaft für eine lichte, glückliche Zukunft erschien.

Der kleine Dampfer schwankte jetzt, seiner Kette ledig, auf der wogenden Flut kaum merklich hin und her; der Schiffs-Kommandant trat mit einer Frage vor Se. Herrlichkeit hin, welche dieser bejahte, worauf Richter, der sich ver-

Kampfe zuſah und überzeugt war, er vernehme etwas Entſetzliches, das auf den zitternden Lippen der Frau ruhte, die für etwas Fürchterliches, was da unten geſchehen, nicht im Stande war, Worte zu finden. — Hatte nicht Graf Alfons, ſein Freund, da unten die Zimmer vor Kurzem verlaſſen, und hatten nicht die Drei hier oben kaum vorher zum Erſtenmal jenen fürchterlichen Schrei gehört? — Was konnte da geſchehen ſein? Welches Wort würde die Frau in der nächſten Sekunde ausſprechen? — —
— — — — — — — — — — — —

„Gift!!!“ rief ſie nach der für ſie und die Umſtehenden ſo qualvollen Pauſe. — „Gift! — Gift! — Sie hat ſich vergiftet!“

„Sie?“ wiederholte Alfred, ſichtlich erleichtert, obgleich wie die Uebrigen tief ſchaudernd bei dieſem entſetzlichen Worte. — „Sie? — Sie? — Und was iſt mit dem Grafen?“ fuhr er haſtig fort, „wo iſt Graf Alfons?“

Dieſer Name hier oben von ſcheinbar fremden Menſchen ausgeſprochen, ſchien der Marquiſin plötzlich die verlorene Kraft wieder zu geben. Sie riß ihre Augen weit auf, faßte krampfhaft die Lehne des Seſſels und wiederholte ebenſo haſtig: „der Graf Alfons? — Sie — Sie — kennen ihn?“

„Sprechen Sie um Gotteswillen!“ rief Alfred, „hat er Theil an jenem ſchrecklichen Vorfalle da unten? — hat er? — O gewiß nicht! — So ſprechen Sie doch!“ —

„Sie — Sie kennen ihn? — Sie wußten, daß er hier im Hauſe war?“ ſagte die Frau mit ſteigerndem Tone, indem ſie ihn mit fürchterlicher Aufmerkſamkeit anſah; „Sie wußten darum? — Sie ſind Alfred von C.?“

„Ja!“ antwortete der Baron und trat unwillkührlich einen Schritt zurück, „ſo heiße ich!“

gebens bemühte, ein ernstes, man möchte sagen: gleichgültiges Gesicht zu machen, heftig anfing, mit den Augen zu zwinkern, und höchst sonderbare Grimassen schnitt, um die Gefühle zu verbergen, welche nun plötzlich und mit aller Macht über ihn herfielen. Hätte er in diesem Augenblicke zwei Dutzend Hände gehabt, so würden sie doch nicht ausgereicht haben. Von den Männern schob ihn einer dem anderen zu, und nachdem Vander ihn mit feuchten Blicken lange in den Armen gehalten, schlang Eugen seine Arme auch weinend um den Hals seines Freundes und konnte nur dadurch einigermaßen beruhigt werden, daß Richter das feierliche Versprechen gab, ihn noch im Laufe des Jahres zu besuchen.

Gaetano legte dann die Rechte auf seine Schulter und führte ihn sanft an den Bord des Schiffes. Hier sagte der Marchese: „Sie werden sich erinnern, mein lieber Freund, daß es Ihr eigener dringender Wunsch war, hier bleiben zu dürfen, und ich bitte daher nicht zu vergessen, daß mein Haus stets, wo ich mich auch aufhalten mag, für Sie — und noch sonst jemand offen ist, und daß ich das Versprechen, welches Sie Eugen gaben, als eine Verpflichtung betrachte, die Sie auch gegen uns erfüllen müssen. — Und nun behüte Sie Gott, mein lieber, guter, theurer Freund, Seien Sie glücklich und lassen Sie uns an Ihrem Glücke Theil nehmen, indem Sie uns bald und umständlich darüber berichten. — Adieu Richter!“ —

Wie Don Enrico in seine Barke gekommen war, wußte er selbst nicht ganz genau, aber jetzt stand er aufrecht in derselben und wurde aus seinen tiefen Träumereien geweckt

durch die heftig ſchwankende Bewegung des kleinen Bootes, das ſich nach rechts und nach links neigte, indem der davon dampfende ‚Lotus‘ das Waſſer mit ſeinen Schaufelrädern aufwühlte. Richter blickte mit offenen, ſtarren Augen dem davon eilenden Fahrzeuge nach, von deſſen Bord weiße Tücher ihm nochmals einen herzlichen Abſchied zuwinkten; aus ſeinen Augen tropften dicke Thränen, und er wußte ſelbſt nicht, wie er dazu kam, leiſe vor ſich hin zu ſingen nach einer Weiſe, die ihm plötzlich durch den Kopf ſummte:

„Sidi-ben-Aben-Hamet
Entflieht auf leichtem Kiel,
Auf leichtem Kiel entfliehet
Sidi-ben-Aben-Hamet.“

Wir könnten jetzt noch viele Einzelheiten darüber hinzufügen, wie Richter eine Stunde ſpäter gedankenvoll durch die Schlucht hinter Avenella hinaufſtieg, und wie ſich ſein ernſtes Gemüth erheiterte, als er dort am Wege Marietta ſitzend fand, die mit einem lauten Aufſchrei des Entzückens an ſeinen Hals flog, dann ihren Arm in den ſeinigen ſchob, ſich innig an ihn ſchmiegte und ihm luſtig plaudernd mittheilte, wie ihr Herz geſchlagen, als ſie von oben geſehen, wie der Dampfer den Golf verlaſſen.

„Du zweifelteſt doch nicht an mir?“ fragte er ſie.

„An dir nicht, mein Enrico,“ gab das Mädchen mit einem leuchtenden Blicke zur Antwort, „aber deine Freunde haben gewiß den Verſuch gemacht, dich zu überreden, mit ihnen zu gehen.“

„Nein, gewiß nicht,“ gab Richter lachend zur Antwort; „ſie wiſſen mich in guten Händen.“

„Und was glaubſt du darüber?“

„Daſſelbe, meine ſüße Marietta.“

„O mein lieber Enrico!“ —

Doch wollen wir uns mit Vorſtehendem und dem Zuſatze begnügen, daß auf Anordnung des Marcheſe und unter Don Enrico's Oberleitung das Schloß der Fontana raſch in wohnlichen Stand verſetzt wurde und daß nach einigen Monaten Herr und Frau Richter auf dem Balcon deſſelben ſaßen, und wenn ſie nach Amalfi hinüberblickten, ſich gern jener Tage erinnerten.

Don Ercole Cerboni war ein inniger Freund des jungen Paares geworden und hatte die Verwaltung der Güter der Familie Fontana übernommen und in Richter's Hände übergeben.

Da ſich bei der Abrechnung einige bedeutende Differenzen herausſtellten, auch ſonſt Dinge zur Sprache kamen, die etwas zweideutiger Natur waren, ſo verlängerte ſich der Aufenthalt Don Nicola Brancaccio's in der Vicaria auf eine für dieſen ſehr unangenehme Weiſe.

Der ‚Lotus‘ hatte unterdeſſen ſeine Fahrt nach England fortgeſetzt und war dort glücklich in dem Hafen von Plymouth vor Anker gegangen, von wo die Reiſenden alsbald nach Lotushall aufbrachen, in deſſen Nähe der Marcheſe und Bander ein kleines Cottage bezogen und ſelbſtredend tägliche Gäſte auf dem Schloſſe bei Sr. Herrlichkeit, bei Franceſca und Roſa waren. Dieſes Cottage, welches Gaetano angekauft, lag bei dem kleinen Dorfe, das zu Lotushall gehörte, und in der kleinen, reizenden Kirche deſſelben wurden nach Verlauf der geeigneten Zeit an Einem Tage, ja, in Einer

Stunde zwei glückliche Brautpaare getraut, welchen der Pfarrer eine sehr schöne Rede hielt, worin er unter Anderm die Hoffnung aussprach, daß diese beiden Paare, deren Vergangenheit eine ernste und leidvolle gewesen sei, künftig vor dunkeln Stunden bewahrt bleiben möchten, wozu wir aus vollem Herzen Amen sagen.

Arthur von Marlott, der aus seinem italienischen Feldzuge neben der Tapferkeits-Medaille für Erlegung Chiavone's eine steife Hand davongetragen hatte, war nach Deutschland zurückgekehrt, um sich seinem alten, reichen Onkel, den er zu beerben hoffte, in günstige Erinnerung zu bringen. Dieser hatte unglücklicher Weise aber wieder geheirathet, was den ehemaligen glänzenden Husaren-Offizier so tief verletzte, daß er die Residenz verließ und die Stelle eines Steuereinnehmers annahm, für die er von alten Bekannten protegirt wurde.

Unsere letzten Nachrichten über ihn lauten, daß er auf Besuch bei Henderkopp's gewesen, dessen Anstalt sich zu einer nie geahnten Höhe erhoben hatte, und daß Herr von Marlott bei dieser Gelegenheit von einer kleinen, blonden Frau begleitet gewesen sei, welche die Frau des Doctors Henderkopp freudig erregt in ihre Arme schloß, worauf Beide nach einigen Thränen zu der Ansicht kamen, daß der Himmel ihre Geschicke gütig und freudig gewendet habe. — Auch dazu sagen wir im Geiste Amen, wie es Frau Wittwe Speiteler in Wirklichkeit that, die als eine rüstige und umsichtige Frau ihren Schwiegersohn kräftig in der Lenkung mancher ziemlich unbeugsamer Charaktere der Anstalt unterstützte.

Was nun endlich Juſſuf anbelangt, für deſſen Schickſal ſich mehrere meiner verehrten Leſerinnen, wie ich das durch Schriftſtücke beweiſen kann, angelegentlich intereſſirt, ſo kehrte derſelbe, im Teſtamente ſeines verſtorbenen Herrn reichlich bedacht, nach Indien zurück, wo er, dem Glauben ſeiner Väter getreu, vielleicht in dieſem Augenblicke vor einer Lotusblume knieet und ſich dabei wahrſcheinlich ſeiner edeln und gütigen Herrin erinnert. —

Fürſt und Kavalier.

Von

F. W. Hackländer.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1865.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Der Hof war auf dem Lande; es gab in der Reſidenz keine Geſellſchaft mehr.

Dieſe an ſich ſo einfachen aber wahren Sätze, Bemerkungen oder Thatſachen, wie man es nennen will, ſcheinen gewiß manchem unſerer Leſer von keiner großen Bedeutung zu ſein, und nur in dem betreffenden Kreiſe Eingeweihter wußte man, was es zu ſagen hatte: der Hof iſt auf dem Lande, und in Folge dieſes großen Ereigniſſes gab es in der Reſidenz keine Geſellſchaft mehr.

Wir bitten, hier das Wort Geſellſchaft nicht leichtſinniger Weiſe mit Geſellſchaften zu verwechſeln. An letzteren fehlte es allerdings auch jetzt nicht: in allen Schichten der Einwohnerſchaft gab es genug geſellige Vereinigungen jeder Art mit und ohne Muſik, in Häuſern, in Gärten, auf dem Lande, im Walde, aber das, was in der Reſidenz das ausſchließliche Recht hatte oder wenigſtens zu haben glaubte, ſich die „Geſellſchaft" zu nennen, das war mit dem Hofe ſpurlos verſchwunden.

Ja der Hof war auf dem Lande, und wenn man in die Nähe des Reſidenzſchloſſes kam, ſo ſah man das augenblicklich an dem unverkennbaren Stempel der Verlaſſenheit, welcher den weitläufigen Gebäuden aufgedrückt war: die Fenſter mit ihren herabgelaſſenen Jalouſieen ſahen ſo ungemein ſchläfrig aus, die beiden Glasthüren der Haupt- und Nebeneingänge hatten in ihrer Verſchloſſenheit ein ſo trotziges und mißmuthiges Ausſehen, ſchienen ſo geärgert über Alles, was drinnen und draußen vorging, weil Alles das nicht die geringſte Notiz von ihnen nahm. Dachte doch Niemand von den zurückgebliebenen Leuten des Dienſtes daran, irgend einen dieſer Haupteingänge zu benützen,

Convulſiviſch flog die Marquiſin bei dieſem Worte von ihrem Seſſel in die Höhe, griff nach ſeinem Arm, den ſie krampfhaft feſthielt und ſchrie: „um aller Heiligen und Gottes Barmherzigkeit willen, ſo kommen Sie mit mir! — Auf der Stelle kommen Sie mit! — Ich bitte, ich beſchwöre Sie! ich flehe Sie an! — Ich will es! — Kommen Sie! kommen Sie!“

„Aber wohin?“ fragte Alfred.

„Wohin?“ rief die Frau, — „zu ihr! nur zu einer Sterbenden! mein koſtbarer Herr, 's iſt nichts zu befürchten, ſie wünſcht Sie zu ſehen. Sie werden ihr und mir doch nicht wieder dieſe Bitte abſchlagen, wie Sie es heute Abend gethan?“

„So war jener Brief an mich?“ ſagte der Baron tief erſchüttert.

„Wenn Sie Alfred von C. ſind,“ ſagte die Frau mit gellender Stimme, „ſo war der Brief für Sie, und ſo kommen Sie jetzt hinab, es iſt keine Minute zu verlieren — o die Unglückliche!“

Sie ließ ſeinen Arm nicht los und zog ihn mit ſich nach der Thüre, die Treppen hinab; doch ſo eilig ſie anfangs gieng, ſo ſehr zögerte ſie nach den erſten Schritten und ſchlich Stufe um Stufe hinab, angſtvoll lauſchend.

In den Zimmern unten war es todtenſtill, nur zuweilen hörte man ein leiſes Schluchzen und ein Geliſpel von Stimmen, die ſich durch die inneren Zimmer dem Corridor zu nähern ſchienen. Es ſchien eine männliche und eine weibliche Stimme.

Alfred, deſſen Erwartung auf's Höchſte geſpannt war, drängte jetzt ſeinerſeits, raſcher hinab zu kommen, doch die alte Frau hielt ihn kräftigſt zurück und ſagte mit leiſer zitternder Stimme: „bſt! bſt! mir ſcheint, der Arzt iſt gekommen, er ſpricht mit meiner Kammerfrau; laſſen Sie uns hören, was er ſagt. Ich habe vorher nicht den Muth, in das Zimmer zu ihr

sondern alle begnügten sich mit schmalen Hinterthüren an der Rückseite des Schlosses, — alle bis auf eine unverschämte Spinne, die es gewagt hatte, ihre langweiligen Fäden kreuz und quer um das Schloß der Haupteingangsthüre zu ziehen — ein Majestätsverbrechen, ein Beweis, wie leicht das Volk zu frevelhaften Uebergriffen geneigt ist, wenn der Stock des Portiers nur für kurze Zeit ruht, und der grimme Staubbesen außer Thätigkeit gesetzt ist, — ja diese Uebergriffe, bemerkte man sie doch auch schon hie und da an vorwitzigem Grase, das sich erkühnte, zwischen den Pflastersteinen emporzusprießen, kaum daß die letzten Donner allerhöchster, höchster und hoher Räder verklungen waren.

Wenn man sich die Tauben und Sperlinge an den Hauptgesimsen und an den Dächern betrachtete, so sah man auch an diesen, wie die Einförmigkeit und Stille, die auf dem Schlosse ruhte, ihr sonst so heiteres Naturell einigermaßen verändert hatte; war doch von einem munteren Fluge der ersteren um die Gebäudecke über die Höfe hinweg an irgend ein offenes Fenster, wo eine zarte Damenhand zuweilen Futter streute, keine Rede mehr, und hatte das neckische Spiel der Letzteren, das Aufsuchen irgend eines nährenden Körnchens selbst bis zwischen die Hufe der Pferde und die Räder der Equipagen gänzlich aufgehört. Verdrossen schienen selbst die glänzenden Sonnenstrahlen auf die öden Thürme und Fenster zu blicken und schmerzlich zu empfinden die Abwesenheit glänzender Epauletten, blanker Säbel, schimmernder Roben und strahlender Edelsteine — unterbrach doch nichts den langen, glänzenden Lichtstreifen dort neben dem dunkeln Schatten, nicht einmal die Gestalt der Schildwache, die schläfrig ihr Schilderhäuschen nur um wenige Fuß umkreiste, wo sie sonst so gerne ihre Spaziergänge bis in die Mitte des Schloßhofes ausgedehnt hatte.

Ja der Hof war auf dem Lande, und obendrein drang in die breiten Straßen und Plätzchen um das Schloß eine drückende Julisonne, Oede und Stille herrschte hier in diesem bevorzugten Quartier, denn, wie oben gesagt, es gab keine Gesellschaft mehr in der Residenz.

Waren doch auch sie, die Träger und Bestandtheile dieser Gesellschaft, aus der Stadt verschwunden, wenigstens aus den Straßen derselben, und wenn je noch einer dieser Exklusiven zurückgeblieben war, sei es aus Mangel eines passenden Landaufenthaltes, aus Mangel eines

Urlaube oder wegen Mangels von noch Wichtigerem, ſo ſchämte er ſich doch, ſichtbar zu ſein, und hielt ſich im Schatten ſeiner vier Wände, wie der ſtolze Hirſch im Dickicht des Waldes, wenn er im Frühjahr ſein Geweih abgeworfen. Ja ſolche Macht übte die Geſellſchaft auf ihre Mitglieder aus, daß ſie den gezwungen Zurückbleibenden befahl, ihre Lebensweiſe gänzlich zu ändern, wenn ſie ſelbſt, die Geſellſchaft, es für gut fand, nicht mehr in der Reſidenz anweſend zu ſein.

Und jetzt war die Geſellſchaft verſchwunden, verödet ihre Geſellſchafts- und Vergnügungslokale, unbeſucht ihre Reſtaurants und Cafés, und dort, wo man noch vor Kurzem das Klappern der Kugeln auf den faſhionablen Billards gehört, ſowie das Klirren der Sporen und Säbel auf den Marmorplatten des Bodens, wo glänzende Toiletten die Räume füllten, war jetzt Alles trübſelig und leer, und der elegante Kellner im ſchwarzen Fracke und der weißen Halsbinde ſtand lungernd an der Thüre der Räume dieſer Auserwählten der Menſchheit und hielt es kaum der Mühe werth, einen Eintretenden geringſchätzend von der Seite zu betrachten.

Die großen Häuſer in der Straße, welche das Schloß umgaben, ſchienen ſelbſtredend ebenſo verödet wie dieſes; nichts Lebendiges war hier ſichtbar, als der betreffende Portier unter dem Einfahrtthore, durch deſſen Haltung und Treiben allerlei Nüancen gemacht wurden; denn während derſelbe dort in vollem Koſtüme ſich befand, mit dem galonirten Hute auf dem Kopfe, den ſilberbeſchlagenen Stab in der Hand, um ſo anzuzeigen, daß die Würde des Hauſes dieſelbe bleibe, ſei die Herrſchaft nun anweſend oder nicht, lehnte ſein Kollege gegenüber ſo einfach gekleidet, wie nur immer möglich, neben der verſchloſſenen Thüre, harmlos einige hungrige Sperlinge fütternd, um durch dieſes beſcheidene Auftreten anzuzeigen, daß mit dem Gebieter des Palaſtes auch der Glanz und Schimmer deſſelben davongegangen ſei.

Es war, wie ſchon bemerkt, an einem heißen Julitage, und zwar um die Mittagsſtunde deſſelben, als ein Schnellzug der Eiſenbahn die Reſidenz erreichte und die ſtaubigen und müden Reiſenden die Wägen eilig verließen, um bei den Gepäckwägen mühſam ihrer Koffer habhaft zu werden. Da ſtanden ſie um die aufgerichteten Schranken, ihre Gepäckſcheine in der Hand, mit ungeduldigen Blicken nach dem weitgeöffneten

Wagen ſchauend, und jetzt durch einen raſchen Blick oder ein Zeichen der Ungeduld verrathend, daß ihr Eigenthum ſoeben herausgeworfen worden war. Es iſt das bei ſolchen Veranlaſſungen ein höchſt unangenehmes Gedränge, und wer nicht gerade ſehr eilig hat, thut zur Schonung ſeiner Rippen und Hühneraugen beſſer daran, in Geduld zu warten, bis die Reihe endlich an ihn kommt.

So machte es auch ein junger Mann, der in einfachem, aber elegantem Reiſeanzug nicht nur ſelbſt vom Gewühle entfernt blieb, ſondern auch ſeinen Diener, der, einiges Handgepäck haltend, neben ihm ſtand, mit den Worten: „Warten wir einen Augenblick!“ davon abhielt, ſich in das Gedränge zu ſtürzen.

Und das war ſehr menſchenfreundlich von ihm und klug, denn dröhnend fielen aus dem Gepäckwagen die rieſenhaften Koffer, wurden von den Laſtträgern unſanft bei Seite geſchoben, und kamen ſomit nicht ſelten in unſanfte Berührung mit den umſtehenden Reiſenden.

„Erlauben Sie,“ rief eine tiefe Stimme aus dem Haufen, „man könnte wahrhaftig mit unſeren Sachen etwas ſchonender umgehen, Sie zerquetſchen mir ja förmlich meinen Koffer, dort ſteht er, und hier iſt meine Nummer.“

Der Beamte nahm achſelzuckend das Stückchen Papier, worauf der, welcher ſoeben geſprochen, ſeinen kleinen Koffer anfaßte und mit einem tüchtigen Rucke zwiſchen den andern Gepäckſtücken hervorholte. Es war dieß ebenfalls ein junger Mann in einem beſcheidenen grauen Reiſeanzuge, welcher ſich nun mit ſeinem Koffer, einem kleinen Nachtſacke, einer Hutſchachtel und einem Regenſchirmfutteral beladen durch die Reihen drängte, und erſt, als er ſich aus der Menſchenmenge herausgearbeitet hatte, ſeine Reiſeeffekten bis auf den Nachtſack, den er in der Hand behielt, einem Packträger einhändigte.

„In welchen Gaſthof ſoll ich die Sachen bringen?“ worauf der Andere kurz zur Antwort gab: „Ich brauche keinen Gaſthof, da ich in Kurzem weiterreiſe.“

„Mit der Eiſenbahn?“

„Nein, mit der Poſt oder mit ſonſt einer Gelegenheit. Führen Sie mich in eine Reſtauration in der Nähe des Schloſſes, wo ich zu Mittag eſſen kann.“

Darauf gingen die Beiden mit einander fort und trafen bald in jener Restauration ein, von der wir oben gesprochen, wo der Kellner im schwarzen Fracke mit der weißen Halsbinde an der Thüre lungerte und jetzt mit sichtbarem Widerwillen den Fremden in das Lokal führte, um ihm die verlangte Speisekarte vorzulegen.

Der Fremde sah ziemlich verdrießlich aus und schaute in dem hübsch eingerichteten Restaurationszimmer ein paar Sekunden umher, ehe er einen kühlen Platz in irgend einer Ecke passend zu finden schien, wo er sich niederließ und darauf die Beine behaglich von sich streckte. Den Gepäckträger ließ er mit seinen Sachen draußen warten, dann durchflog er flüchtig die Speisekarte und bestellte sich ein Beefsteak mit Kartoffeln, sowie eine halbe Flasche gewöhnlichen Tischweins, ein Auftrag, den der Kellner mit keiner großen Befriedigung entgegenzunehmen schien, vielmehr zuckte ein verächtliches Lächeln über seine Züge, als er die Speisekarte mit einer leichten Handbewegung auf den Tisch warf, den Kopf hoch erhob, und hierauf äußerst langsam aber sehr geziert gehend das Lokal verließ.

Dem Fremden war dieß übrigens nicht entgangen, und er steckte seine Hände in die Taschen seiner Beinkleider, vor sich hinbrummend: „Ekelhafte Geschöpfe, diese Kellner: thut so ein Kerl nicht, als begehrte ich ein Almosen von ihm."

Mochte es nun eine Fortsetzung dieses Gedankens sein, was ihn veranlaßte, die Blicke an seiner Gestalt hinunterlaufen zu lassen, und mochte er mit dem, was er sah, nicht gänzlich zufrieden sein, genug, er strich seufzend mit der rechten Hand über seine hohe Stirne und vergrub darauf die Finger in sein dichtes dunkles Haar, wo er sie einen Augenblick ruhen ließ.

Wir haben schon früher gesagt, daß dieser Reisende bescheiden in einen grauen Anzug gekleidet war, und allerdings war dieser Anzug sehr bescheiden zu nennen; er bestand aus einem dünnen leinenen Stoffe, war schon etwas abgetragen und hatte auch nichts mehr von der Frische des Wasch- und Bügelzimmers. Doch wer nimmt das so genau auf der Reise und an einem heißen Julitage. Seine Reisemütze war ebenfalls alt und abgeschaben; von Wäsche sah man nicht viel, da er den Rock unter dem Halse zugeknöpft trug, und wenn dieß Alles nicht gerade

zum Vortheil ſeines Aeußern ſpricht, ſo müſſen wir dagegen ſagen, daß ſeine Handſchuhe, die er jetzt auszog und in die Mütze warf, wohl alt, aber ſonſt ohne Tadel waren, und daß der Schnitt ſeiner Halbſtiefel ſogar auf Eleganz Anſpruch machen konnte, zwei wichtige Theile ſeines Anzugs, die uns, zuſammengenommen mit der Haltung des Fremden, ſowie mit ſeinem ernſten, durchaus nicht gewöhnlichen Geſichte zu dem Schluſſe berechtigen, daß wir es mit einem vornehmen, aber etwas heruntergekommenen Manne zu thun haben.

In Erwartung des Beefſteaks und der halben Flaſche Tiſchwein hatte ſich der Fremde in ſeinen Stuhl zurückgelehnt und machte die Bewegungen des Zahnſtocherns, wobei er jedoch nicht weiter kam, als daß er mit dem betreffenden Federkiel die Haare ſeines langen Schnurrbartes auseinanderſtrich.

Jetzt trat der andere Fremde, den wir auf der Eiſenbahn mit ſeinem Bedienten geſehen, in das Lokal, eine ebenfalls hochgewachſene, dabei ſehr vornehme Geſtalt mit angenehmem, ja freundlichem Geſichtsausdruck, gleichfalls dunklem Haar wie der zuerſt Angekommene, ſowie Schnurrbart von demſelben Schnitte; überhaupt hatten die beiden Männer in ihrer ganzen Haltung, in ihrer Geſtalt, in ihrem Auftreten eine Aehnlichkeit miteinander, welche übrigens verſchwand, wenn man Beide genauer und im Einzelnen betrachtete.

Das Aeußere des zuletzt Angekommenen unterſchied ſich dagegen durch ſeine Kleidung auffallend gegen das des Andern: dieſelbe war elegant, faſt zierlich; er trug einen Anzug von feinſtem perſifarbenem Wollenſtoff, blendend weiße Wäſche, die er an ſeinem Halſe, ſeinen Handgelenken und ſeiner Bruſt deutlich ſehen ließ, und die auch von der Eiſenbahnfahrt nicht im Mindeſten gelitten zu haben ſchien; ſeine Stiefel waren von einem untadelhaften Schnitt, und ſeine Handſchuhe ſahen ſo ungemein friſch aus, daß man hätte glauben können, er habe zu dem kurzen Wege von der Eiſenbahn hieher ein Paar neue angezogen. Sein Diener, der hinter ihm an der Thüre ſtehen blieb, trug die dunkle, einfache Reiſelivree eines vornehmen Hauſes. Nach dieſem wandte ſich der Fremde jetzt um und ſagte halblaut: „Sieh' nach, ob er für mich zu ſprechen iſt, aber nur er; wenn Du ein fremdes Geſicht treffen ſollteſt, ſo thue, als hätteſt Du Dich in der Wohnung geirrt, und kehre zu mir zurück.“

„Soll ich Euer — Ihren Namen nennen, wenn ich ihn treffe?"

„Nein, Du ſollſt ihm nur ſagen, ein Bekannter wünſche ihn zu ſehen; aber ehe Du gehſt rufe den Kellner."

Der Diener, um dieſem Befehle Folge zu leiſten, näherte ſich der Klingelſchnur; doch hatte er ſie kaum angefaßt, als der, den er rufen wollte, in das Lokal trat, ſeine Schüſſel mit Beefſteak und Kartoffeln mit ſolcher Gleichgültigkeit in der Hand balancirend, daß es ein Wunder war, Beides nicht auf dem Boden anſtatt auf dem Tiſche ſervirt zu ſehen. Auch konnte man das Hinſchieben vor den Gaſt kein Serviren nennen, ja der Kellner mit der weißen Halsbinde, als er nun noch die verlangte halbe Flaſche Wein aufſtellte, hatte den Mund geſpitzt, und ſchien große Luſt zu haben, irgend eine Lieblingsarie zu pfeifen.

Der Diener des zuletzt angekommenen Fremden machte eine Handbewegung gegen ſeinen Herrn, worauf der Kellner dieſen nur eine Sekunde betrachtet hatte, um ſein ſpitzes Maul in breite, vergnügte Falten zu legen; ja, er rieb ſich die Hände und machte ſogar den Anfang einer Verbeugung, während er ſich nach den Befehlen des neuen Gaſtes erkundigte.

„Ich möchte ein kleines Frühſtück zu mir nehmen," ſagte dieſer, „eine leichte Platte Fiſch, irgend einen Braten, etwas Geflügel und Salat; laſſen Sie mir dazu eine Flaſche Champagner in Eis ſtellen; ich gebe Ihnen etwa eine Stunde Zeit."

Die Verbeugung des Kellners vervollſtändigte ſich zu einem tiefen Bückling, worauf er hinauseilte, nicht ohne noch einen geringſchätzenden Blick auf den zuerſt angekommenen Fremden geworfen zu haben, welcher trotz ſeiner vortrefflichen Zähne einige Mühe mit dem Beefſteak zu haben ſchien.

Der Diener war verſchwunden, nachdem er ſeinem Herrn einen leichten Spazierſtock ehrerbietig überreicht; Letzterer folgte mit langſamen Schritten, anſcheinend ohne große Eile; er ſchlenderte einige Male unter der Kolonnade vor dem Reſtaurationslokale auf und ab, betrat den weiten Platz, welcher dieſes von dem Schloſſe trennte, und während er ſich dieſem näherte, betrachtete er aufmerkſam die Gebüſchgruppen, Statuen und Springbrunnen, womit der ziemlich große Platz beſetzt war.

Dieſes mochte ihn eine halbe Viertelſtunde in Anſpruch genommen

haben, worauf sich der Fremde, der häufig nach einem Seiteneingang des Schlosses geblickt, nun in rascheren Schritt versetzte, als er seinen Diener dort herauskommen sah. Einen Augenblick blieb dieser vor seinem Herrn stehen, worauf er ihm sagte: „Er ist zu Hause und wohnt noch in dem Euer — bekannten Zimmer."

„Danke, laß Dir in der Restauration zu essen geben, ich komme in einer starken halben Stunde."

Nach diesen Worten schritt er dem Schlosse zu und verschwand in dem oben erwähnten Seiteneingang.

Hier saß ein alter Portier in bequemer Jacke und Mütze in einem schattigen Winkel und las eine Zeitung; er fuhr mit der Hand grüßend in die Höhe, als der elegante, vornehm aussehende Fremde ihm einen Namen nannte, und wies dann kopfnickend auf einen Korridor. Diesem folgte der Eingetretene, und so leicht und elastisch er auch auftrat, so hallte es doch gewaltig in dem leeren Gange wieder, und als er zufällig einmal hustete, war es gerade, als litte das ganze Schloß an einem heftigen Katarrh, denn aus zahlreichen Winkeln und Ecken husteten vernehmlich die Echos.

Der Fremde stieg eine Treppe hinauf, dann noch eine, wandte sich oben links, dann rechts mit einer Sicherheit, der man es ansah, daß er nicht zum ersten Male diese Räume betrete, dann hielt er vor einer Thüre und klopfte, nachdem er die Karte an derselben einen Augenblick betrachtet; es erscholl ein ziemlich lautes „Herein!" und gleich darauf stand der Fremde im Zimmer einem alten Manne gegenüber, der in sehr bequemer Kleidung auf einem Lehnstuhle saß. Auf dem Kopfe hatte er ein schwarzes Sammetkäppchen, unter dem schneeweiße Haare hervorblickten; er erhob sich halb und schaute den Eintretenden mit jenem zweifelhaften Lächeln an, welches uns deutlich sagt, daß wir nicht erkannt werden.

Einen Augenblick blieb der Fremde an der Thüre stehen, und man las in seinen Gesichtszügen, daß er sich offenbar auf die Ueberraschung freute, welche sein Erkanntwerden bei dem alten Herrn verursachen würde.

Und so war es auch, als er nun näher trat, den alten Herrn sanft auf seinen Sessel niederdrückte und ihm sagte: „Habe ich mich denn so verändert, daß mich mein guter, lieber Freund nicht wieder erkennt?"

Jetzt wäre aber der alſo Angeredete in der That ganz in die Höhe gefahren, wenn ihn die Hand des Anderen nicht auf jenem Stuhle niedergehalten hätte.

„Eure Hoheit,“ ſtotterte er, „dieſe Ueberraſchung.“

„Still, Alter! Hier iſt von keiner Hoheit die Rede, hier kommt ein guter Freund zum andern, um in aller Kürze über etwas Vergangenheit und Zukunft zu plaudern. Du hatteſt keine Ahnung davon, daß ich es wäre, der ſich bei Dir anmelden ließ?“

Der alte Mann in dem Lehnſtuhle hatte ein ſehr gerſchentes Geſicht mit ſehr klugen Augen, die er jetzt mit einem lächelnden Ausdrucke gegen den Eingetretenen wandte und hierauf ſagte: „Wenn Sie mich mit aller Gewalt auf meinem Stuhle feſthalten wollen, ſo erlauben Sie mir wenigſtens, vorher einen andern Stuhl herbeizuziehen: denn Sie ſtehend, ich ſitzend, das benimmt mir in der That alle Ungezwungenheit, die Sie ja immer von mir verlangt haben.“

„Gut alſo, ſetzen wir uns. Und nun, was haſt Du über den Inhalt meines Briefes gedacht?“

„Soll ich ehrlich und aufrichtig reden?“

„Ehrlich und aufrichtig, wie ich es ſtets an Dir gewohnt war.“

„Nun denn, der Inhalt des Briefes hat mich beziehungsweiſe recht gefreut: er kam aus einem vollen, warmen Herzen; er zeigte mir, daß dieſes Herz, Ihr Herz, gnädiger Herr, ein anderes gefunden hat.“

„Bei Gott! Du haſt wie immer prächtig zwiſchen den Zeilen geleſen. Ich, ich glaube ein Herz gefunden zu haben, das im Stande iſt, mich vollkommen glücklich zu machen, das Herz eines jungen, reizenden Mädchens, die alle geiſtigen und körperlichen Vorzüge zu beſitzen ſcheint, welche man in einem einzigen Weſen zu finden nur je hoffen kann.“

„Wir gehen im Galopp, gnädiger Herr,“ ſagte der alte Mann mit einem feinen Lächeln auf den Lippen.

„Natürlich gehen wir ſo, wenn wir erregt ſind — nun höre, wo ich ſie ſah, die dieſes Herz ſo gewaltig berührt, und welche ich mein nennen muß.“

„Darf ich mir vorher die Frage erlauben, wie dieſes ‚mein‘ zu verſtehen iſt?“

„Auf die loyalste Art von der Welt; man will ja, ich solle mich verheiraten; nun gut, ich bin entschlossen dazu.“

„Ei der Tausend,“ gab der alte Mann zur Antwort, indem er bedächtig sein Haupt hin und her wiegte, „so wären wir also einer Prinzessin begegnet?“

„So ist's, alter Freund,“ rief der Andere jubelnd aus, „und unter uns gesagt, ich war selbst auf's Höchste überrascht, daß eine Prinzessin mit diesen Vorzügen des Geistes und Körpers eine solche Natürlichkeit, eine solche Wärme und Herzlichkeit vereinigen kann — o, es ist ein Juwel von einer Prinzessin.“

„Kenne ich doch alle Damen unserer regierenden Häuser so genau, daß ich sie mit Vor- und Zunamen, mit dem Datum ihrer Geburt, ja ich kann wohl sagen, mit all' ihren guten und schlimmen Eigenschaften an den Fingern herzählen kann, und habe doch keine Ahnung davon, welche Sie, geehrter Herr, eigentlich meinen mögen.“

„Sieh', darüber kann ich mich kindisch freuen,“ rief der Andere mit leuchtenden Augen, „daß Du, der freilich Alles in dieser Richtung und in noch viel anderer Richtung weiß, keine Ahnung davon haben willst; denn wenn ich Dir den Namen nenne, so springst Du in die Höhe, schlägst die Hände zusammen und wirst ausrufen: ‚Warum ist mir das nicht sogleich eingefallen?‘ Aber,“ setzte er leiser hinzu, „es ist ein wahres Sprüchwort, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt, und daß uns etwas, das wir besitzen, nicht immer begehrenswerth erscheint.“

Der alte Mann schien die letzten Worte nicht gehört zu haben; er hatte sein Käppchen etwas auf die Seite geschoben und dachte nach, dann sagte er achselzuckend: „In dieser Geschichte kann ich mich unmöglich zurechtfinden, und wenn ich alle Damen, die hieher gehören könnten, an den Fingern abzähle, so bin ich doch nicht im Stande, die zu finden, auf welche Ihre Schilderung, gnädiger Herr, nur annähernd passen dürfte.“

Der junge Mann hatte sich rittlings auf einen Stuhl gesetzt, die Arme auf eine Lehne desselben gelegt, und stützte vergnügt lächelnd das Kinn auf seine Hände, offenbar sehr erheitert durch den Gedanken, daß der alte Herr vergeblich mit großer Mühe suchte, was er doch mit etwas Ueberlegung oder mit einem ganz kleinen Fingerzeig auf den richtigen

Weg im Augenblicke finden mußte. — „So will ich Dir denn erzählen, wo ich ſie fand.“

„Warum nicht lieber gleich den Namen ſagen?“

„Ich will mich an Deiner grenzenloſen Ueberraſchung weiden, Du würdiger Herr,“ ſagte der junge Mann lachend, „secrétaire intime meines hochſeligen Herrn Vaters, Du, ein Geſchäftsmann, der es verſtand, die leiſeſte Andeutung zu einem feſten, haltbaren Stricke zuſammenzuknüpfen — und nun ſo rathlos — höre alſo, es war in Rom.“

„Wo?“ fragte der Andere, ſo raſch aufmerkſam werdend, als habe er nicht recht gehört.

„In Rom, im letzten Winter.“

„O—o—o—oh, das iſt doch nicht gut möglich.“

„Ich ſage Dir, es war in Rom im letzten Winter, wir hatten den Karneval genoſſen und uns auf einer Unzahl von Bällen herrlich amüſirt.“

„Alſo doch in Rom,“ ſagte der alte Herr kopfſchüttelnd mit beſorgter Miene, „was daraus werden ſoll, darauf bin ich begierig.“

„Ich hörte ſchon öfter von Standesgenoſſen, die ſich ebenfalls in Rom aufhielten, von ein paar Mitgliedern einer deutſchen fürſtlichen Familie, und Du kannſt Dir denken, daß ich gerade nicht Luſt hatte, das im Auslande wiederzufinden, was ich zu Hauſe verlaſſen — Formen und Etikette. Wer ich war, wußte Niemand, hatte ich mir doch durch meinen beſtändigen Umgang mit den verſchiedenſten Künſtlern, und indem ich ſelbſt als ſolcher auftrat, ein vortreffliches Inkognito geſchaffen — Arthur von Saleck war ein junger Landſchafter mit den beſten Empfehlungsbriefen, mit einem großen Kredit auf Torlonia, und wegen alles deſſen, und ich darf wohl mit einigem Stolze hinzuſetzen, auch wegen ſeiner Perſönlichkeit in allen Kreiſen der Geſellſchaft gerne geſehen — o, das war eine glückliche Zeit,“ ſetzte er tiefaufathmend hinzu, „ſolch' ein freies, ungebundenes Leben, ferne von allem Zwang, nur mit geſcheuten Leuten umgehen zu dürfen, denn mit anderen ließ ich mich gar nicht ein, und dabei der göttlichen Kunſt zu leben — ja vollkommen zu leben, denn denke Dir, alter Freund,“ ſetzte er lachend

zurück zu kehren; ſo oder ſo, nur Gewißheit, Herr Gott im Himmel, nur Gewißheit!“ Sie ſank auf der Treppe in die Knie und betete leiſe.

Die Stimmen unten näherten ſich der Treppe, die des Arztes ſagte: „wenn ihr mich auch früher gerufen hättet, ſo wär' doch keine Hülfe möglich geweſen, wer die Pillen gemacht hat, von welchen die unglückliche Frau verſchluckt, weiß ich nicht, das geht mich auch nichts an, aber eine davon war genug, um zehn Leben auszulöſchen, ich bin wirklich froh, daß ſie todt iſt.“

„Todt!“ wiederholte die alte Frau mit tonloſer Stimme und blickte in die Höhe, und dieß einfache Wort ſchmetterte trotz den dunkeln Räthſeln, die es umgaben, den Baron ſo darnieder, daß es ihm dunkel vor den Augen ſchwamm und er ſich an der Treppenlehne halten mußte, um auf ſeinen Füßen zu bleiben.

„Todt!“ wiederholte die Frau nochmals, „todt alſo! Gott ſei ihrer Seele gnädig und mir auch! Auch Sie,“ ſagte ſie mit feſter Stimme, indem ſie ſich an Alfred wandte, „bedürfen vielleicht ſeiner Gnade. Kommen Sie!“

Wunderbar gefaßt erhob ſie ſich und gieng mit feſtem Schritt die Treppen vollends hinab. Laut weinend warf ſich ihr die Kammerfrau in den Weg, doch drückte ihr die Marquiſin, ohne ein Wort zu ſprechen, einfach die Hand und ſagte: „ſchließe das innere Zimmer, Suſanne!“

Dem Baron, der ihr wie betäubt folgte, öffnete ſie ein kleines Cabinet und bat ihn einzutreten. Sie winkte ihm, auf einem Fauteuil Platz zu nehmen, und ließ ſich auf einem anderen ihm gegenüber nieder. Er wollte ſprechen, er wollte ſie beſchwören, ihm wo möglich mit einem einzigen Worte dieß dunkle Räthſel zu löſen, doch bat ſie ihn mit einer Handbewegung, ihr zuzuhören, und ſagte:

hinzu, „daß ich nicht nur Aquarelle malte, sondern auch welche verkaufte; ich glaube, wenn ich fleißiger gewesen wäre, so hätte ich davon leben können.“

Bei diesen Worten zeigte sich ein eigenthümliches Lächeln auf den Zügen des alten Herrn, doch verschwand es gleich wieder unter einem forschenden Blicke, mit dem er sagte: „Und dann?“

„Ah, Du fängst an neugierig zu werden; es ist aber auch der Mühe werth — sehr interessant, wenn auch nicht gerade ungewöhnlich: mich ereilte mein Schicksal im Vatikan. Es war eine der vielen Stunden, die ich in Rom während meines Aufenthaltes in den herrlichen, unvergleichlichen Kunstsammlungen desselben verbrachte; ich stand einmal wieder in tiefem Anschauen versunken vor Raphael's Transfiguration, als ich neben mir eine weibliche Stimme in deutscher Sprache sagen hörte: „Ach, wer so glücklich wäre, ein solches Bild zu besitzen.“ So viel man nun in Rom in deutscher Sprache um sich herum reden hört, so wendet man sich doch jedesmal unwillkürlich um, sobald ein solcher Laut unserer Heimat unser Ohr trifft, auch muß ich gestehen, daß es mich angenehm berührte, einen solchen Wunsch aussprechen zu hören, und zwar mit einem so herzlichen Tone, welcher unverkennbar anzeigte, daß dieser Wunsch aus tiefster Seele kam.

„Ich schaute also um, und da die Sprecherin ziemlich in meiner Nähe stand, auch ihre Blicke gewiß unwillkürlich meine Augen trafen, so zog ich selbstredend meinen Hut und grüßte die Fremde, dabei will ich Dir nicht verhehlen, alter Freund, daß mich der Blick aus diesen tiefdunkeln Augen wunderbar traf.“

„Ja, tiefdunkle Augen,“ sprach der Andere wie vor sich hin, wobei er eigenthümlich lächelnd mit dem Kopfe nickte, und wie mit sich selbst redend fortfuhr: „Und dazu das reiche hellblonde Haar, ein seltener Kontrast, aber auffallend schön.“

„Habe ich das gesagt?“ fuhr der junge Mann erstaunt auf.

„Nein, ich habe es mir nur gedacht — o, ich sehe die junge Dame deutlich vor mir, der es gelang, Ihr Herz zu bewegen; sie war begleitet von einer ältlichen, ziemlich starken Dame, und einem großen Herrn mit struppigem, grauem Haar, und einem fast drohend auseinander gestrichenen Schnurrbart.“

Der junge Mann hatte diese Worte mit dem höchsten Erstaunen vernommen und sagte im Tone ungewöhnlicher Ueberraschung: „Was soll das, alter Freund? Ich will Dir ein Geheimniß erzählen, und Du berichtest mir darüber, als seist Du schon im vollkommenen Besitze desselben."

„So ist es auch," entgegnete der Andere mit größter Ruhe, „aber ich hätte eher an mein plötzliches Ende gedacht, als daß es so kommen würde — aber wollen Sie nicht in Ihrer Erzählung fortfahren, gnädiger Herr?"

„Daß ich ein Narr wäre, nicht eine Silbe sollst Du mehr erfahren, bis ich weiß, wer Dir mein Geheimniß verrathen. — Sollte noch Jemand Anders darum wissen?" setzte er nach einer Pause rasch aufstehend hinzu, „o, das wäre sehr unangenehm — sehr, sehr unangenehm."

Er machte einen Gang durch das Zimmer, und als er darauf wieder vor dem alten Herrn stehen blieb, fuhr er fort: „O ich hatte mich so darauf gefreut, unbekannt vor sie hinzutreten, sie näher kennen zu lernen, mit Empfehlungen von Dir, die mir bei Hofe den besten Eingang verschafft haben würden, vielleicht ihre Theilnahme zu erwecken, und dann, — aber es ist jetzt Alles vorbei," rief er mißmuthig aus, „wenn man weiß, wer ich bin, wenn man bei Hofe eine Ahnung von meinen Absichten hat — wahrhaftig ich hätte mich lächerlich machen können, wenn ich mich als Maler Saleck hätte vorstellen lassen. — Aber sage mir um's Himmels willen, wie war es denn möglich, daß das hier schon bekannt sein konnte?"

„Ich habe Sie ausreden lassen, gnädiger Herr," gab der alte Mann mit einem ruhigen Lächeln zur Antwort, „weil es gegen den Respekt wäre, Sie zu unterbrechen, aber die Sache ist ganz anders, wie Sie denken; glauben Sie den Worten eines ehemaligen und treuen Dieners Ihres Vaters: hier bei uns weiß Niemand etwas über das Zusammentreffen, von dem Sie mir soeben erzählten — o — o — o — oh", fuhr er kopfschüttelnd fort, „also das ist die junge Dame mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers, voll Herz und Gemüth — o — o — o — oh, sie hätte ich allerdings nicht gerathen!"

„Räthſel auf Räthſel," rief der junge Mann ungeduldig, „wollen wir uns vielleicht ruhig verſtändigen, denn auf mein Wort, ich verſtehe Deine Ausrufungen nicht, noch viel weniger aber den Ton des Bedauerns, mit dem Du ſie vorbringſt. Du kennſt alſo die Dame, die ich meine?"

„Gewiß, gnädiger Herr; ſowie Sie von Ihrem Zuſammentreffen in Rom ſprachen, nachdem Sie vorher geſagt, es handle ſich um eine deutſche fürſtliche Familie, die dort den Winter zugebracht, beſonders aber, als Sie von den dunkeln, allerdings ſehr ſchönen Augen ſprachen."

„Weiter denn! weiter!"

„Verzeihen Sie mir, gnädiger Herr," erwiederte der alte Mann mit einem betrübten Geſichtsausdrucke, „wie hätte ich bei Ihrer begeiſterten Schilderung eines weiblichen Weſens, das ſo alle Vorzüge in ſich vereinigen ſollte, an Prinzeſſin Helene denken ſollen, an unſere Prinzeſſin Helene, die ich allerdings genau kenne, ſo genau kenne, daß ſie mir am allerwenigſten bei dem entworfenen Bilde eingefallen wäre."

„Und warum? wenn ich fragen darf," frug der Andere in etwas ſcharfem Tone, während eine tiefe Röthe ihm über ſeine plötzlich ſehr ernſt gewordenen Züge flog.

„O gnädiger Herr, es iſt ſehr peinlich für mich, Ihnen darauf mit der Ehrlichkeit und Offenheit, die Sie an mir gewohnt ſind, antworten zu müſſen."

„Ich wünſche es aber und werde Dir Dank dafür wiſſen."

Der alte Mann hatte ſich aus ſeinem Stuhle erhoben, ohne daß es der Andere, wie er früher gethan, gehindert hätte, vielmehr war der Letztere einen Schritt zurückgetreten und hatte wie erwartungsvoll ſeine Arme über einander geſchlagen.

„Ja, ja, es iſt Prinzeſſin Helene, die Sie geſehen, die einzige Tochter unſeres regierenden Herrn; ſie hat es durchgeſetzt, im vergangenen Winter ein paar Monate in Rom zubringen zu dürfen, unter dem Schutze ihrer Tante, der Herzogin Sophie, und begleitet von ihrem Oberſthofmeiſter und ihrer Oberſthofmeiſterin, dem Grafen und der Gräfin Sporbach — ja ſie hatte es durchgeſetzt," wiederholte er und legte einen ſtarken Nachdruck auf das letzte Wort.

„Wie ſo durchgeſetzt?" frug der junge Mann ungeduldig.

„Es iſt in dieſer Beziehung das richtige Wort, denn als die Prinzeſſin zum erſten Mal den Wunſch ausſprach, Italien zu ſehen ..."

„Den ich außerordentlich gerechtfertigt finde."

„Gewiß, doch meinte Seine Hoheit, unſer regierender Herr, es hätte damit noch Zeit bis zu einer paſſenderen Gelegenheit — ein Einwurf, den aber die Prinzeſſin ſehr übel vermerkte und es trotz alledem durchſetzte, die Reiſe im vergangenen Jahre zu machen. O — o — o — oh, ſie ſetzt viel durch, die Prinzeſſin Helene."

„Ah, ich fange an zu verſtehen," gab der junge Mann mit finſterem Blicke zur Antwort und kaute an ſeinem Barte, den er zwiſchen die Lippen genommen, „Du willſt damit ſagen, ſie hat ihren eigenen Willen und pflegt dieſen durchzuſetzen?"

„Mit allen Mitteln."

„Hm, mit allen Mitteln? Doch nicht mit Mitteln, die ſich für eine junge Dame ihres Standes nicht geziemen?"

Der alte Mann hatte ſich unterdeſſen dem Andern genähert und faßte mit einem milden und weichen Geſichtsausdruck mit ſeinen beiden Händen deſſen Rechte, wobei er verſuchte, ihm herzlich und innig in die Augen zu ſchauen; doch wandte Jener ſeine Blicke unmuthig ab, wobei er ſagte: „Du haſt mich tief in's Herz getroffen, hinter Deinen Worten, ja ich muß ſagen, hinter Deinen Anſchuldigungen ſteckt noch mehr, als Du ſagen willſt."

„Sie thun mir unrecht, gnädiger Herr; ich werde Alles ſagen, denn wie könnte ich eine Zurückhaltung rechtfertigen, wo es ſich um Ihr ganzes Lebensglück handelt?"

„Iſt die Prinzeſſin nicht ſchön, geiſtreich, liebenswürdig?" fuhr der Andere heftig auf.

„Das iſt ſie, doch das Letztere nur, wenn ſie ſich vorgenommen hat, zu irgend einem Zwecke ihre brillante Seite zu zeigen, von Herzen iſt ſie es nicht; überhaupt, um ehrlich zu ſein, das, was wir Herz, was wir Gemüth nennen, hat ſie nicht, und würde es ſogar lächerlich finden, wenn man dieſe ſchönen Eigenſchaften bei ihr vorausſetzen würde. Glauben Sie mir, gnädiger Herr, bei der Treue und Anhänglichkeit, die ich ſtets für Sie und Ihr Haus bewahrt, eine Verbindung mit Prinzeſſin Helene wäre nicht im Stande, das Glück Ihres Lebens zu begründen."

„Du zertrümmerſt mit kecker Hand meine Hoffnungen," erwiederte der junge Mann in düſterem Tone, „Du wirfſt ein glänzendes Gebäude nieder, an dem ich monatelang liebend und beglückt gebaut, das ich mit einer bisher unbekannten Seligkeit wachſen ſah, das ſich ſtolz und herrlich vor mir erhob, und das ich nun mit wenigen Schritten zu erreichen hoffte — ſollte mein glücklicher Traum nun wirklich ſein Ende erreicht haben? Nein, nein, ich kann es nicht glauben, Du biſt alt geworden, mein lieber guter Freund, grämlich, verdrießlich, Du verſtehſt ihn nicht mehr, den ſprudelnden, vielleicht muthwilligen Geiſt junger Leute, Du haſt ihr Unrecht gethan, Deiner ſchönen Prinzeſſin — ſieh' mir in die Augen und geſtehe mir das," er hatte ſeine beiden Hände auf die Schulter des alten Mannes gelegt und blickte ihn forſchend und treuherzig an; „ihr lebhaftes Weſen hat Dich, den ernſten Mann, durch irgend etwas gekränkt, verletzt — ſchüttle nicht mit dem Kopfe — ſage mir ein gutes und freundliches Wort über ſie, ich bitte Dich herzlich darum — denn, um ehrlich zu reden," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, währenddeſſen er die Hände von den Schultern des alten Mannes herabgleiten ließ und von ſich abſtreckte, „ich bin einmal ſo weit gekommen, nur das Gute von jenem Weſen glauben zu wollen, das ich mit aller Kraft meines Herzens liebe."

„O wäre es mir möglich, dazu Amen zu ſagen," gab der alte Mann mit einem ernſten Blicke zur Antwort.

„Sag' es friſch heraus," rief der Andere mit einer offenbar erzwungenen Heiterkeit, „ſage Amen zu meinem Vorſatze, zu dem Vorſatze nämlich, ſie wenigſtens wiederzuſehen und mit ſcharfem Blicke zu unterſuchen, ob und was an Deinen Anklagen wahr iſt."

Der alte Mann hatte tief aufſeufzend zugehorcht, dann ſagte er: „Das iſt vielleicht ein gefährliches Spiel, vielleicht auch nicht; mein verehrteſter, gnädiger Herr, wenn Sie meinen Worten nicht glauben, ſo folgen Sie wenigſtens meinem Rathe, erlauben mir aber vorher eine Frage: wollen Sie dort die Rolle jenes Künſtlers ſpielen, als der Sie in Rom mit der Prinzeſſin bekannt geworden ſind? Ich ſetze nämlich voraus," fuhr er mit einem [illegible] Lächeln fort, „daß ſich Arthur von Saleck nach jenem Zuſammen[illegible]m Vatikan der Prinzeſſin vorſtellen ließ, ſie auch ſpäter häufig ja[illegible] ich auch wohl annehmen darf, daß

die kunſtſinnige Dame im Beſitze einiger Zeichnungen jenes talentvollen jungen Künſtlers iſt."

„Du biſt ein arger Spötter und hinterliſtiger Menſch, aber ich muß geſtehen, daß dem ſo iſt wie Du geſagt. O, ich ſah ſie nur zu oft, wenn ich Deinen harten Worten glauben muß, und häufig genug und bei vielerlei Gelegenheiten, wo ſie ſich ſo natürlich und offen gab, daß ich doch noch des Glaubens bin, Du ſeieſt ein Verleumder oder wenigſtens ein arger Uebertreiber geweſen."

„O wäre dem ſo, ich wollte nie mit größerer Luſt Unrecht gehabt haben, als gerade jetzt, aber Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet, unter welcher Geſtalt gedenken Eure Hoheit aufzutreten?"

„Unter keiner, welche Dir das Recht gibt, dieſen Titel zu gebrauchen, den ich mir ſchon einmal verbeten. Ich ſtelle es mir ſo reizend vor, jene Rolle aus Rom fortzuſpielen und mich hier wie dort als enthuſiaſtiſchen Bewunderer der ſchönen Prinzeſſin einzuführen — vielleicht," ſetzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „daß ſie ihr Verſprechen erfüllt und mir erlaubt, ihr Zeichnungsunterricht zu geben — o, Zeichnungsunterricht zu ertheilen iſt eine ſchöne und gefährliche Sache."

„Sie wollen vielleicht eine kleine, etwas veränderte Taſſokomödie ſpielen, aber mit ſchlimmerem Ausgange, dafür ſtehe ich Ihnen ein."

„Und wenn ich das wollte?" erwiederte der junge Mann mit leuchtenden Blicken, „müßte der Ausgang nicht befriedigender ſein, würde ſie mich nicht verſtehen, wenn ich ihr am Schluſſe der geſpielten Komödie meine Liebe geſtände und zu ihr ſpräche: Das habe ich gethan, um Sie kennen zu lernen, und jetzt, wo ich Sie kennen gelernt, warte ich nur auf Ihr Wort, das mich zum glücklichſten aller Menſchen machen ſoll."

„Und Sie glauben, darauf hin würde ſie ſich beeilen, dieß Wort zu ſprechen?"

„Davon bin ich überzeugt."

„Ich nicht, gnädiger Herr, vielmehr hege ich die Befürchtung, ſie möchte ſich mit einer ſehr zeremoniöſen Verbeugung von Ihnen abwenden und vielleicht ſagen: Saleck war mir lieber, leben Sie wohl und glücklich."

„Das wäre ein förmlicher Korb."

„Und nicht der erſte, den die Prinzeſſin austheilt."

„Aber was bezweckt ſie damit?“

„Das weiß ſie vielleicht ſelber nicht, ſie handelt wie ein verzogenes Kind nach der Eingebung des Augenblicks, nach ihren Launen, die vielleicht hundertmal im Tage wechſeln. Haben Sie denn dergleichen nie bemerkt?“

Der junge Mann war an's Fenſter getreten und blickte nachdenklich hinaus. Nach einer ziemlich langen Pauſe ſagte er kopfſchüttelnd: „Mein Blick ihr gegenüber iſt wohl nicht frei genug geweſen, um Derartiges zu bemerken, auch habe ich vielleicht kleine Launen für liebenswürdigen Muthwillen gehalten — raſch wechſelnde Stimmungen für Beweglichkeit ihres Geiſtes. — Hätteſt Du in meiner Lage und in meinen Jahren,“ wandte er ſich raſch fragend in's Zimmer hinein, „vielleicht ſchärfer geſehen und mehr entdeckt?“

„Ich glaube kaum,“ ſagte der Andere in ernſtem Tone, „aber ich hätte es einem alten Freunde Dank gewußt, wenn er mir die Augen geöffnet.“

„Und meinſt Du, ich danke Dir nicht von Herzen, meinſt Du nicht, ich würde jedes Deiner Worte ſorgfältig behalten, um dadurch ſo vortrefflich gerüſtet draußen erſcheinen zu können, daß ich mit friſchem Herzen und offenem Auge einen Kampf wohl wagen kann, einen Kampf, bei dem es ja meine ganze Exiſtenz gilt; — laß mich mit mir darüber einig werden, wie ich mich einführen will. Hiebei, meine ich, ſollte der Augenblick den Ausſchlag geben. Und nun will ich Dich verlaſſen, alter Freund, ohne weiter zu forſchen und zu fragen, denn ich fürchte wahrhaftig, wenn Du mich noch längere Zeit bearbeiteſt, ſo kehre ich am Ende mit tief verletztem Herzen nach Hauſe zurück und werde ein Menſchenfeind, wozu ich bis jetzt noch nicht die geringſte Anlage hatte.“

„Es wäre am Ende das Beſte, gnädiger Herr; die Zeit lindert Alles.“

„Weißt Du wohl, daß Du ein ſchlechter Diener Deines Hauſes biſt?“ rief der junge Mann mit komiſchem Ernſte, indem er die beiden Hände ſeines alten Freundes ergriff und derb ſchüttelte, „Du ſollteſt beſſer für Deine Prinzeſſin ſorgen, denn es gibt wenig ſo gute Partieen als ich bin.“

„Gerade deßhalb, und weil ich vor allen Dingen Ihr Glück begründen möchte, ſprach ich wie ich that, aber im Grunde, gnädiger Herr,

haben Sie Recht, ſelbſt zu ſehen und ſelbſt zu prüfen; gebe Gott, daß man ſich Ihnen in ſeiner ganzen liebenswürdigen Natürlichkeit zeigt."

„Ja, ja, ich will hin und ſogleich, für alle Fälle bin ich ſelbſtredend mit gewichtigen Schreiben an die bedeutendſten Perſonen verſehen; — wie weit habe ich von hier noch zu fahren?"

„Sie könnten noch eine kleine Strecke die Eiſenbahn benützen, aber Sie würden nicht viel Zeit gewinnen und fänden dort, wo Sie die Bahn verlaſſen müßten, nur ſehr mangelhafte Gelegenheit, weiter zu kommen, deßhalb rathe ich Ihnen, von hier Extrapoſt zu nehmen. Haben Eure Hoheit Dienerſchaft bei ſich?"

„Einen einzigen Diener."

„Das iſt ſchon genug für einen armen Maler," ſagte lächelnd der alte Herr, „würde das nicht Argwohn erregen?"

„Gewiß nicht, denn ich ſpielte in Rom nicht die Rolle des armen Künſtlers, ich war ein Mann von ziemlichen Mitteln, der zu ſeinem Vergnügen Italien bereiste."

„Alſo Sie fahren von hier nach Warneck und werden mir wohl erlauben, daß ich Ihnen dazu eine leichte Kaleſche offerire; auch das wird Ihrem Inkognito keinen Eintrag thun, — man fährt äußerſt ſchlecht mit den Poſtgelegenheiten."

„Das nehme ich mit großem Vergnügen an."

„Sowie zwei Zeilen an eine anſcheinend unbedeutende Perſönlichkeit, die Ihnen aber von großem Nutzen ſein könnte."

„Wer iſt die Dame?" frug der junge Mann lachend.

„Sagte ich, daß es eine Dame ſei?"

„Nein, aber ich denke es mir."

„Getroffen, gnädiger Herr, ich ſchreibe nur wenige Zeilen an die Kammerfrau der Prinzeſſin."

„Allen Reſpekt vor dieſem Empfehlungsſchreiben, ſolch' gewichtiges beſitze ich freilich noch nicht."

Während ſich der alte Herr an den Schreibtiſch ſetzte und raſch einige Zeilen auf's Papier warf, trat der Andere wieder an's Fenſter und blickte in einen kleinen, ſtillen Hof hinab, wo helles Licht der brütenden Sonne und tiefdunkler Schatten ſtill und unbeweglich neben einander ruhten.

„So, hier ist mein Schreiben — und wohin darf ich Ihnen den Wagen schicken?“

„Mein Diener wartet auf mich in der Restauration neben dem Schlosse, ich habe mir dort ein kleines Diner bestellt, bei dem Du wohl mithalten könntest, alter Freund.“

„Um dort gesehen zu werden, und so aller Welt zu sagen, daß Sie mit mir verkehrt, ehe Sie nach Warneck abreisten? Bleiben Sie mir dieß kleine Diner schuldig bis zu Ihrer Rückkunft, und erlauben Sie mir dann für Ihre Aufheiterung das Nöthige beizutragen.“

„Du bist unverbesserlich, ein förmlicher Unglücksrabe; aber gut, das Diner bleibe ich Dir schuldig und hoffe zu Gott, daß Du alsdann so ehrlich sein wirst, Dein begangenes Unrecht einzusehen — und nun lebe wohl!“

„Geleite Sie der Himmel, gnädiger Herr, und das gute Glück Ihres Hauses!“

In der Restauration war der Fremde in dem grauen leinenen Anzuge unterdessen sehr rasch mit seinem Beefsteak fertig geworden, doch schien dieses kein Meisterstück der Kochkunst gewesen zu sein, denn er murmelte ein paarmal halblaut und verdrießlich vor sich hin, und als er später dem Kellner aus einer ziemlich mageren Börse die ziemlich starke Rechnung bezahlte, sagte er ihm in scharfem Tone: „ich finde, daß das eine fast lächerliche Forderung ist für ein Stückchen gebratenes Sohlenleder und für einen Schoppen Essig, dem Sie die Keckheit haben den Namen Wein beizulegen,“ worauf der Kellner mit der weißen Halsbinde nur ein gemüthliches Lächeln zur Antwort gab und sich rasch dem Tische zuwandte, wo sehr elegante Vorbereitungen zu dem von dem Andern bestellten kleinen Diner getroffen wurden.

Auch der Fremde, ehe er hinausging, blickte nach jenem Tische hin, und es war, als stiege ein leichter Seufzer in seiner Brust auf. Dann setzte er seine Reisemütze auf und verließ das Lokal, vor dem er den Packträger, den er von der Eisenbahn mitgenommen, schlafend auf seinem Koffer fand.

„He, mein Freund!“ rief er ihn an, „wollen wir jetzt so gut sein aufzuwachen, und dann möchte ich mit Ihnen überlegen, auf welche Weise ich weiter komme.“

„Und wohin?“ fragte der Packträger, der augenblicklich aufgesprungen war.

„Nach einem Luſtſchloſſe, wo ſich der Hof gegenwärtig aufhält,“ ſagte der Fremde langſam und mit vieler Würde, wobei er mit ſeinem Zahnſtocher ſo ausgiebige Bewegungen machte, als habe er das kleine Diner verzehrt, welches auf den Andern, der mit ihm von der Eiſenbahn gekommen war, wartete.

„Nach Warneck,“ gab der Packträger zur Antwort, „haben Sie vier gute Stunden zu fahren, und die Poſt geht von hier um zwei Uhr ab, doch würde ich Euer Gnaden rathen, bei der Hitze lieber Extrapoſt zu nehmen: der Eilwagen iſt gewöhnlich ſehr überfüllt, und mit guten Trinkgeldern können Sie bequem in drei und einer halben Stunde nach Warneck gelangen.“

Der Fremde ſchien zu überlegen und bei ſich die Vortheile wie die Nachtheile des Eilwagens gegen die Extrapoſt abzuwägen, dann frug er: „Findet man keine ſonſtige Gelegenheit?“

„Es gibt auch Lohnkutſcher,“ meinte der Packträger achſelzuckend, „aber theuer und langſam; ich würde zu einer Extrapoſt rathen, bedenken Sie nur bei der Hitze.“

Ein eigenthümliches Lächeln flog über die Züge des Fremden, worauf er raſch entſchloſſen ſagte: „Ich liebe das Alleinfahren nicht, habe gerne Geſellſchaft; bringen Sie meine Sachen nach der Poſt und warten Sie dort auf mich, ich finde meinen Weg ſchon allein dorthin — Sie haben Numero ſechzehn.“

„Numero ſechzehn,“ wiederholte der Packträger, indem er mit der Rechten, ſowohl um die Nummer zu zeigen, wie um zu grüßen, an ſeinen Kappenſchild fuhr.

„Gut, ich komme gleich nach — geben Sie mir insbeſondere auf meinen Nachtſack Achtung.“

Als der Fremde hierauf dem Schloſſe zuging und erſt wenige Schritte gemacht hatte, begegnete er dem andern Herrn, der ſo eben von dort zurückkam, um ſich zu ſeinem kleinen Diner zu begeben. Eigenthümlicher Weiſe machte er den ganz gleichen Weg wie Jener gethan, und ſchritt durch dieſelbe kleine Seitenpforte des Schloſſes, hinter welcher der alte Portier noch immer auf ſeinem Stuhle ſaß und in ſeiner

„Ich bin eine Franzöſin, eine Pariſerin. Mein früheres vergangenes Leben kann Sie nicht intereſſiren, und Sie werden aus dem, was ich Ihnen mitzutheilen habe, ſchon genugſam erfahren, worin meine Vergangenheit beſtand. Vor acht Jahren ungefähr lernte ich durch Zufall jene Unglückliche kennen, die ſoeben geendigt. Sie war eine Landsmännin und kam in den dürftigſten Umſtänden aus England —“

„Ah! vor acht Jahren!“ —

„Ich hatte damals ein Geſchäft, einen Handel mit künſtlichen Blumen und verkehrte viel mit vornehmen Damen und vornehmen Herrn. Sie bat mich um Arbeit; ſie vertraute mir einen Theil ihrer Geſchichte, aus welchem ich erſah, daß ſie vor einem Manne floh, der ſie emſig ſuchen würde, einem Manne, den ſie liebte, dem ſie aber niemals angehören könne, weil irgend eine Schmach auf ihrem Namen ruhe. Umſonſt ſtellte ich ihr das Thörichte dieſes Benehmens vor, umſonſt bat ich ſie, dem Manne zu ſchreiben, ihm ihren Aufenthalt anzuzeigen, ſich mit ihm zu vereinigen. — Umſonſt! Alles Andere wollte ſie thun, ſie wollte arbeiten, ſie wollte entbehren, um ſich zu erhalten, ſich und, wohl verſtanden, ihren Vater, der ſich ebenfalls im Elende herumtrieb. Aber, mein Gott, wie iſt es möglich, daß eine junge Dame, die bisher gewohnt war, eine Menge Hände für ſich in Bewegung zu ſetzen, nun im Stande ſein ſollte, mit ihren eigenen Händen für ſich eine Exiſtenz zu verſchaffen, eine junge Dame,“ ſetzte ſie höhniſch und grimmig lachend hinzu, „die ſchön, elegant, fein, gebildet in *mein* Haus kam?“ —

Alfred ſchauerte.

„Sie war fleißig,“ fuhr die Frau fort, „aber was nützte mich ihr Fleiß? Ich dachte natürlich zuerſt an mich und mein Geſchäft; was nützten mich die paar Franken, die ich durch ihrer Hände Arbeit gewonnen? In welchem Verhältniß ſtanden ſie

Zeitung las; doch glauben wir annehmen zu dürfen, daß er bei diesem Geschäfte zuweilen einnickte, um dann immer wieder von vornen anzufangen.

„He da, mein Freund!“ rief ihn der Eingetretene an, „können Sie mir nicht sagen, wo ich auf dem kürzesten Wege zu dem Herrn Schloßhauptmann von Werner gelange?“

„Dort rechts über die kleine Treppe zweiter Stock die Thüre rechts; an der Thüre links finden Sie Namen und Glockenzug der Dienerschaft.“

Wir wollen dem geneigten Leser nur kurz andeuten, daß auch von hier der zweite Fremde genau denselben Weg einschlug, den der erste genommen, nur daß er, statt direkt an die Thüre des Wohnzimmers zu klopfen, den Klingelzug in Bewegung setzte und dann einem Diener, der erschien, seine Karte übergab, um sich auf diese Art anmelden zu lassen. Gleich darauf wurde die Thüre des Zimmers, in welchem wir so eben noch waren, geöffnet und der Fremde trat ein.

So verschieden das Aeußere der beiden Leute auch war, die hier nach einander ihren Besuch machten, so verschieden war auch die Aufnahme, welche Beide fanden.

„Ah, Herr von Felsing,“ sagte der alte Herr, indem er sein Sammetkäppchen wie grüßend von einer Seite auf die andere schob, „Sie kommen doch noch hieher? Hat Sie denn der Inhalt meines Schreibens nicht entmuthigt?“

„Erlauben Sie mir vorher, Ihnen meinen besten Dank dafür zu sagen, daß Sie meinen Brief überhaupt beantworteten,“ gab der Fremde mit einer wohl tiefen aber nicht gerade sehr zeremoniösen Verbeugung zur Antwort, „gekommen bin ich trotzdem aber, wie Sie sehen,“ setzte er achselzuckend mit hoch emporgezogenen Augenbrauen hinzu, „was wollen Sie? der Ertrinkende greift nach einem Strohhalm, und ein paar Wendungen in Ihrem verehrlichen Schreiben schienen mir mehr als ein Strohhalm zu sein.“

„Ich wünschte, Sie hätten denselben keine solche Auslegung gegeben, denn ich versichere Sie, Herr von Felsing, es wird bei uns sehr schwer, ja unmöglich etwas für Sie zu machen sein.“

„Das wäre sehr traurig; ich bin mit meinem Latein so zu sagen am Ende, und auch noch mit manchem Andern. Sie kennen ja meine

Fähigkeiten und meine bescheidenen Ansprüche — sollte sich denn gar nichts finden lassen?" Er drückte seine Reisemütze mit den Fingern zusammen und blickte mit ziemlich trostlosem Ausdrucke auf den Schloßhauptmann, welcher die Hände auf den Rücken gelegt hatte und wie es schien nachdenkend im Zimmer auf und ab ging — „wäre in der That denn gar nichts zu finden, auch nicht das Kleinste und Bescheidenste?"

Der alte Herr blieb in seinem Spaziergange plötzlich stehen, und der Blick, mit dem er Herrn von Felsing betrachtete, schien diesem einen Hoffnungsschimmer einzuflößen, denn er wandte sich rasch, wobei er dringend fortfuhr: „Gewiß, verehrtester Herr, wenn Sie wollen, so finden Sie etwas für mich, ich weiß es ja, wie weit Ihre Hand reicht, wie viel Sie vermögen bei Ihrer scheinbaren Zurückgezogenheit, bei dem behaglichen Stillleben, welches Sie führen."

„Mein lieber Herr von Felsing," gab der Andere kopfschüttelnd zur Antwort, „Sie überschätzen meinen Einfluß um tausend Prozent, eigentlich habe ich gar keinen, ich beobachte nur so den Lauf der Dinge, kombinire, was kommen könnte, zusammen, und habe dadurch manchmal richtige Vermuthungen, das ist Alles. — Aber um von Ihnen selbst zu reden, so kenne ich allerdings Ihre Fähigkeiten, Ihren ehrenhaften Charakter, und würde auch gewiß jedes Wort für Sie einlegen, wenn ich nur eine Stelle wüßte, auf der man Sie unterbringen könnte; das schrieb ich Ihnen ja auch und hatte gewiß recht, wenn ich Ihnen sagte, es sei mir unmöglich, für Sie selbst die kleinste Stelle zu schaffen. — Trotzdem wollen Sie nach Warneck?" fuhr er nach einer kleinen Pause fort.

„Unter der Voraussetzung," fiel Herr von Felsing rasch ein, „daß Sie soviel für mich thun wollen, um mir durch einen gewichtigen Brief wenigstens Eingang zu verschaffen."

„An wen, mein lieber Felsing? Ich wüßte wahrhaftig nicht an wen. Die Empfehlung, welche ich Ihnen damals an den Oberſthofmeister Seiner Durchlaucht gab, ist noch in Ihren Händen und empfiehlt Sie dringend genug."

„Gewiß — aber es ist — verstehen Sie mich nicht falsch, Herr Schloßhauptmann, der gewisse Strohhalm gaukelt immer um mich herum,

an dem ich mich halten möchte, um nicht unterzusinken: jener Brief ist eine Empfehlung für's Vorzimmer; man kommt mit demselben nicht weiter, — o Sie kennen das besser wie ich, man wird empfangen, man erhält ein paar gnädige Worte, dann das gewisse sehr bezeichnende Kopfnicken, und ist wieder draußen vor der Thüre, ehe man sich dessen versieht."

Der alte Herr hatte diese Worte lächelnd angehört und dann mit gesenktem Kopfe, und denselben auf eine eigenthümliche Art hin und her schüttelnd seinen Spaziergang wieder begonnen, doch unterbrach er ihn nach einiger Zeit ebenso rasch wie vorher, blieb vor Herrn von Felsing stehen und sagte, indem er ihn mit dem Zeigefinger leicht auf die Brust stieß: „Gut, Sie sollen sehen, daß ich für Sie thue, was in meinen Kräften steht, vielleicht mehr als ich sollte. Dieses Wort gilt nicht Ihnen, Herr von Felsing, denn wenn ich nicht von Ihrer Loyalität fest überzeugt wäre, hätte ich mich ja damit begnügt, Ihre Karte in Empfang zu nehmen."

„Der Himmel lohne es Ihnen, wenn Sie sich meiner annehmen."

„Ich werde Ihnen einen Brief geben, den ich sogleich schreibe; diesen Brief lassen Sie erst alsdann an seine Adresse gelangen, das heißt übergeben ihn selbst der bezeichneten Person, wenn es Ihnen im Vorzimmer Seiner Excellenz so ergangen ist, wie Sie vorhin angedeutet — doch warten Sie einen Augenblick," sagte er nachdenkend, wobei er seine rechte Hand vor die Augen legte, „hat der Oberſthofmeister Sie je gesehen?"

„Ich glaube nicht, denn, wie Sie wissen, kam ich vor einem halben Jahre mit gescheiterten Hoffnungen aus Texas; damals gaben Sie mir das bewußte Schreiben, worauf ich Seine Excellenz schriftlich befragte, wann ich mich ihm vorstellen dürfe; die Antwort war: gelegentlich — nun Sie wissen, was es in dem Falle heißt: gelegentlich."

„Haben Sie das Schreiben bei sich?"

„Gewiß, Herr Schloßhauptmann, hier ist es." Herr von Felsing nahm das Schreiben aus seiner Brieftasche und überreichte es dem alten Herrn, welcher es entfaltete, aufmerksam durchlas und dann mit dem Kopfe nickte, worauf er sagte: „Es ist ganz gut so, in allgemeinem und, wie Sie mir zugeben müssen, ganz günstigem Ausdrucke abgefaßt; es gilt

heute wie damals. Gut denn: Sie übergeben das Schreiben, aber hören Sie mich an, Sie übergeben es nicht in der Art des unterthänigen Bittſtellers, ſondern mit dem gewiſſen Selbſtgefühl, das, wie ich weiß, Sie zu zeigen verſtehen, wenn Sie wollen, nicht wahr, Herr von Felſing?"

„O, unbeſorgt," gab dieſer lächelnd zur Antwort, indem er wie mit einem einzigen Rucke als ein ganz anderer Mann daſtand: er hatte den rechten Fuß vorgeſetzt, drückte ſeine Bruſt heraus und nahm den Kopf ſehr in die Höhe, wobei er noch zum Ueberfluß ſeinen langen Schnurrbart in die Höhe ſtrich, um plötzlich ſo unternehmend auszuſchauen, daß ſich der alte Herr mit zuſammengelegten Händen lächelnd vor ihm verbeugte, wobei er ſagte: „So iſt's recht, Sie haben das Ausſehen, Gnaden zu ertheilen ſtatt zu empfangen."

„Und will alſo in Gottesnamen auf Ihren Befehl dieſe Haltung annehmen und beibehalten, möge dabei herauskommen, was will," ſetzte er mit einem Seufzer hinzu.

Der Schloßhauptmann hatte ſich indeſſen an ſeinem Schreibtiſche niedergelaſſen und warf raſch wenige Zeilen auf's Papier, welche er dem Andern zum Durchleſen übergab, wobei er ſagte, „damit Sie ſehen, daß es kein Uriasbrief iſt."

„Laſſen wir das, Herr Schloßhauptmann," ſagte Herr von Felſing mit einer abwehrenden Handbewegung, „Sie kennen das grenzenloſe Zutrauen, das ich für Sie hege."

„Nein, nein, ich bitte, leſen Sie laut."

„Der Ueberbringer dieſer Zeilen iſt Herr von Felſing, ein Bekannter von mir, für den ich vollkommene Gewähr übernehme" —

„Vollkommene Gewähr," unterbrach der alte Herr den Leſer mit erhobenem Zeigefinger, worauf Jener ſich begnügte, die rechte Hand auf die Bruſt zu legen, und dann geſchmeichelt fortfuhr zu leſen: „ein Kavalier im beſten Sinne des Wortes, gewandt, anhänglich, verſchwiegen. Näheres wird er Ihnen ſelbſt mittheilen."

„Sind Sie damit zufrieden?" frug der Schloßhauptmann.

„Ich bin davon entzückt," erwiederte der Andere, „und wenn die Adreſſe dieſes Briefes meinen Hoffnungen entſpricht, ſo kann es mir nicht fehlen."

„Ja, ja, die Adreſſe," meinte lächelnd der alte Herr, indem er ſtill

vergnügt ein Couvert überſchrieb und das zurückgenommene Schreiben hineinſteckte, „ich nahm mir Ihre Anſpielung von vorher, das Vorzimmer betreffend, zu Herzen, und darum denke ich, wir wollen es mit einer andern Thüre verſuchen — da nehmen Sie.“

„Herr von Felſing griff haſtig nach dem Briefe, doch als er die Adreſſe auf demſelben geleſen, flog etwas wie getäuſchte Erwartung über ſeine Züge: „an Herrn Maler von Saleck, aufzuſuchen in Warneck“.

„Das iſt die Adreſſe?“ frug er alsdann etwas kleinlaut.

„Die ganze Adreſſe ohne Titel und ꝛc. ꝛc., aber ich hoffe, Herr von Felſing, Sie haben zu mir altem, bewährten Freunde einiges Zutrauen — freilich zeigt Ihre Miene das Gegentheil, doch das findet ſich.“

„Und dieſer Maler Saleck?“

„Wird leicht aufzufinden ſein; ſoviel ich mich erinnere, gibt es in Warneck nur einen einzigen faſhionablen Gaſthof, zur Roſe oder Anker, wo Jener wohnen wird, und wo auch Sie wohl einkehren werden.“

„Hm, hm,“ ſagte Herr von Felſing nach einer Pauſe, während welcher er wiederholt die Adreſſe geleſen zu haben ſchien, „ich ſage Ihnen meinen herzlichſten Dank, Herr Schloßhauptmann, denn von Ihrer Freundlichkeit für mich, ſowie von Ihrer Umſicht bin ich überzeugt, hier einen ganz gewichtigen Empfehlungsbrief zu haben.“

„Mein Wille und der Wunſch, Ihnen zu dienen, iſt der allerbeſte, Herr von Felſing, aber Sie wiſſen, eine mächtige Hand habe ich nicht, ich kann Sie nur empfehlen, und das habe ich ja nach beſten Kräften gethan. Glänzende Folgen kann dieſe Empfehlung haben, das können Sie mir glauben, ob ſie aber glänzende Folgen hat, dafür müſſen Sie Ihren Glücksſtern, ſowie das günſtige Zuſammentreffen von Zeit und Umſtänden verantwortlich machen. Eines hätte ich beinahe vergeſſen: es könnte ſein, daß Herr von Saleck Urſache hätte, unter einem andern Namen in Warneck aufzutreten; in dem Falle haben Sie nichts zu thun, als ſich bei dem Kellner, am beſten ziemlich laut, nach einem Herrn von Saleck zu erkundigen, der in den nächſten Tagen ankommen ſolle. — Und nun, Herr von Felſing, behüte Sie der Himmel, und erlauben Sie mir, daß ich Sie um eine kleine Gefälligkeit bitte, nämlich mir zu ſchreiben, wie Sie Herrn von Saleck getroffen, wie er Sie aufgenommen, und ob er geneigt ſcheint, etwas für Sie zu thun.“

„Also wenn er will, kann er etwas für mich thun?“

„Dieser Zweifel könnte mich beleidigen; Herr von Saleck ist, obgleich Künstler und ohne Rang und Titel, doch ein Mann von großem Einfluß.“

„So nehmen Sie nochmals meinen besten Dank entgegen, und gebe der Himmel, daß ich Ihnen bald Günstiges melden kann.“

Nach diesen Worten reichte Herr von Felsing dem alten Manne seine Rechte, welche dieser freundlich schüttelte und dann Jenen bis an die Thüre begleitete, wo sich Herr von Felsing empfahl.

Als sich dieser anschickte, die Treppen des Schlosses hinabzusteigen, drückte er die Reisemütze in etwas heftiger Art auf seinen Kopf, zu welcher Bewegung des Unmuths auch der verdrießliche Ausdruck seines Gesichtes vollkommen paßte. „Soll mich der Teufel holen,“ brummte er vor sich hin, „wenn es mir nicht beinahe vorkommt, als habe er sich auf eine pfiffige, aber sehr verständige Weise meiner entledigt; o Felsing, dein Glaube ist immer noch zu gut für diese verdorbene Welt. Ja wahrhaftig, wenn ich mir diese Geschichte ruhig überlege, so kann ich keinen Sinn darin finden, mich einem einfachen Maler zu empfehlen, als Kavalier zu empfehlen und dabei zu sagen, er könne sich überzeugt halten von meiner Brauchbarkeit und Anhänglichkeit, sonderbar und räthselhaft. Aber was konnte ich anders thun, als den Brief nehmen und mich dafür bedanken. Der Alte droben ist eigentlich nicht als ein Spaßvogel bekannt und sollte mich genugsam kennen, um zu wissen, daß ich nicht der bin, mit dem man ungestraft seinen Scherz treibt — ein Maler von großem Einfluß — möglich in dieser verkehrten Welt, wo die Geburt nächstens gar nichts mehr gelten wird.“

Er hatte während des Selbstgesprächs das Schloß verlassen und ging der Post zu, nachdem er sich den Weg dorthin von dem alten Portier, der immer noch in seiner Zeitung las, hatte erklären lassen. Dort fand er sein Gepäck bei Numero sechzehn, die er belohnte und sich darauf einen Platz nach Warneck geben ließ. Leider mußte er sich mit einem Innenplatze rückwärts begnügen, da alle übrigen schon genommen waren, und fand sich nicht ohne Seufzen in diese unangenehme Lage.

Der geneigte Leser wird wahrscheinlich wissen, was es zu sagen hat, an einem heißen Sommertage auf staubiger Landstraße rückwärts

in vollgepfropftem Eilwagen zu ſitzen: wer hat nicht das Gefühl kennen gelernt, mit dem wir namentlich in den erſten zehn Minuten von vier langen, langen Stunden verſuchten, es uns ſo erträglich als möglich zu machen, oft mit ſehr ſchlechtem Erfolge, wenn unſer Gegenüber und unſer Nachbar Leute von wenig Rückſicht ſind, und es namentlich nicht verſtehen wollen, ſich im wahren Sinne des Wortes ihrem Reiſegefährten anzuſchmiegen.

Auch die Cigarre, ein bedeutender Troſt des Reiſenden, war Herrn von Felſing verſagt; denn als er ſein Etuis hervorzog und fragend um ſich ſchaute, verſicherte ihn eine alte Dame in der andern Ecke, ſie hätte eigentlich durchaus nichts dagegen, wenn er eine Cigarre anſteckte, nur müſſe ſie ihm die Verſicherung geben, daß ſie bei der Ahnung von Tabaksdampf unfehlbar in Ohnmacht fallen würde. Darauf verſuchte er es, die Augen zu ſchließen und ſich mit ſeinen Gedanken zu beſchäftigen, doch waren dieſe ſo wenig erfreulicher Art, daß er auch das, kurz und tief ſeufzend, wieder aufgab. Darauf unternahm er es, die winzigen Stückchen der Gegend, welche an dem engen Wagenfenſter eilfertig vorüberhuſchten, intereſſant zu finden, doch hatte er noch nicht lange im Anblicke langweiliger Pappeln geſchwelgt, die hinter einem dicken Staubſchleier ſcheinbar vorüberzogen, als die Dame, welche den Tabaksrauch nicht ertragen konnte, ſich ebenſo energiſch gegen den eindringenden Staub verwahrte und das Schließen des Fenſters verlangte, worauf aber ihr Gegenüber, ein dicker Herr, der zum Schaden ſeiner Mitreiſenden über zwei Drittel des Sitzes für ſich in Anſpruch nahm, nicht weniger energiſch erklärte, er habe keine Luſt zu erſticken oder ſich im Schweiße aufzulöſen. So blieb denn allerdings das Fenſter offen, dafür aber auch die Gegend ſo ohne alles Intereſſe, daß es Herr von Felſing mit Schlafen verſuchte, was ihm auch gelang, wenn man jenen Zuſtand voll prickelnder Ungeduld, beunruhigt von lächerlichen Traumbildern, die jeden Augenblick durch das Gefühl, hin und her geworfen zu werden, unterbrochen ſind, ja wenn man jenen qualvollen Zuſtand ſchlafen nennen kann, wo wir jedes Geſpräch unſerer Mitreiſenden, jedes Klirren der Wagenketten, jedes Schnauben der Pferde deutlich aber ohne allen Zuſammenhang vernehmen, uns aber dabei des Gedankens, als ſollten wir lebendig begraben werden in einer immer dichter werdenden Staub-

wolke, ſo daß uns von all' dieſen Schreckniſſen der Schweiß ſtromweiſe von der Stirne rinnt, nicht entſchlagen können.

Obendrein überfällt uns noch bei ſolch' ruheloſem Schlummer eine bekannte, meiſtens ſehr triviale Melodie, der wir nicht los werden können, und in deren ſich hundert- und aber hundertmal wiederholender Weiſe wir alles andere Geräuſch, das wir hören, ſo zu ſagen rhythmiſch hineinſtopfen. Auf dieſe unerträgliche, bekannte Weiſe paßt dann das Rollen der Räder, das Klappern der Hufe, das Klirren der Ketten, das Geſpräch unſerer Mitreiſenden, das Flüſtern des Windes, wenn ſich welcher vernehmlich macht, kurz Alles, Alles iſt getränkt, geſättigt, erfüllt von der unausſtehlichen, unverwiſchbaren Weiſe:

„Schier dreißig Jahre biſt Du alt,
Haſt manchen Sturm erlebt,
Haſt mich wie ein Bruder beſchützet,
Und wenn die Geſchütze geblitzet,
Wir Beid' haben niemals gebebt."

Endlich hörte der Wagen auf ſo raſch zu rollen, als ein Poſtwagen zu rollen pflegt, und es ging bergan, und wie es ſchien auf weichem, ſandigem Boden; man hörte kein Klappern der Hufe mehr, auch klirrten die Ketten ſtill und beſcheiden, und der Kaſten des Wagens, ſtatt wie bisher zu ſtoßen, wiegte ſich leichter und angenehmer auf ſeinem Riemenwerke, welches dadurch leiſe knarrende Töne von ſich gab, und alles dieß zuſammengenommen brachte bei Herrn von Felſing, ſtatt des leichten, unruhigen Halbſchlummers, einen feſten, ruhigen Schlaf hervor. Wenigſtens flatterte die Melodie zerriſſen in die Luft hinaus und ſummte immer ſchwächer, bis ſie ſich endlich ganz verlor. Dann träumte ihm Verſchiedenes von Warneck, wo ein ungeſchlachter Rieſe ihm hohnlachend das Thor vor der Naſe zuwarf, das aber gleich darauf wieder krachend aufflog, als er es mit dem Empfehlungsbriefe des Schloßverwalters berührte. Doch was war das für eine ſonderbare Geſellſchaft, die er im Schloßhofe beiſammen ſah: ein Turnier, ein wirkliches Turnier, nur hatten die Ritter ſtatt der Schilde Paletten, und ihre Lanzen waren rieſenmäßige Pinſel, mit denen ſie ſich durch und durch ſtachen, ohne ſich übrigens im Geringſten zu verletzen, denn die ſo eben erſt Durchbohrten galoppirten gleich darauf wieder auf langen Maleriſtöcken davon.

„Wer mag das wohl sein?“ hörte er eine Stimme fragen, und Aller Blicke richteten sich nicht nur auf ihn, sondern das ganze lebhafte Gewimmel stand nun mit einem Male stille wie zu Stein erstarrt, nur die Gesichter zogen sich in die Länge und Breite und verwandelten sich jeden Augenblick in etwas Anderes, ja wurden zuletzt zu farbigen Blumen, zwischen denen er, der Träumende, in einem eleganten Wagen ruhend hindurchfuhr, huldvollst nach allen Seiten grüßend.

„Es ist eine Extrapost,“ hörte er jetzt deutlich wieder eine Stimme sagen, dann schmetterte eine lustige Hornfanfare in sein Ohr, und er erwachte.

Ja, es war in der That eine Extrapost, aber er fuhr nicht darin, vielmehr fuhr sie in raschem Trabe der Pferde bei dem langsam schleichenden Eilwagen vorbei, ein leichter, eleganter Wagen mit einem einzigen Herrn darin, der sich in die weichen Kissen zurücklehnte und behaglich den Duft einer Cigarre einsog. Vorne auf dem Bocke neben dem Postknecht saß ein Diener, der aus einem kleinen Weidenkörbchen die immer noch delizidsen Reste verschiedener saftigen Früchte verspeiste.

„So reiste auch ich einst,“ dachte Herr von Felsing nicht ohne Neid. „Ja, die Tage folgen sich wohl, aber sie gleichen sich nicht.“ Er zog mit einer krampfhaften Anstrengung sein Schnupftuch aus der Tasche, um sich den herabtriefenden Schweiß von der Stirne abzutrocknen.

Jetzt hatte die Extrapost den Eilwagen erreicht, und Herr von Felsing erkannte in dem Herrn, der sich mit gleichgültigem Blicke den rasch zurückbleibenden Eilwagen betrachtete, jenen Mann, den er auf dem Bahnhofe gesehen, der sich dann das kleine, feine Diner bestellt mit Champagner in Eis, der darauf wahrscheinlich vortrefflichen Kaffe getrunken, sich eine echte Havanna angebrannt, um alsdann, im eleganten Wagen ausgestreckt, auf die komfortabelste Art der Welt denselben Weg zurückzulegen, den er im Schweiße seines Angesichts machen mußte. — So verschieden sind die Loose der Menschen.

„Gott sei Dank!“ sagte jetzt der dicke Herr in der andern Ecke, „da kommt eine Station, von dort haben wir doch wenigstens Wald und Schatten.“ Der Postknecht stieß in sein Horn, die Pferde ermannten sich noch einmal zu einem schläfrigen Trabe und hielten dann vor

einem einsamen Posthause, worauf die zusammengepferchten Reisenden so eilig als möglich den dumpfigen Wagenkasten verließen, um dann zugleich den Versuch zu machen, ob ihre steif gewordenen Glieder durch allerlei kunstvolle Bewegungen wieder gelenkig zu machen seien.

„Noch eine Viertelstunde," sagte die gegen Tabaksrauch und Straßenstaub so empfindliche Dame, „und ich wäre gewiß in Ohnmacht gefallen."

Das Posthaus lag am Rande des Waldes, dessen der dicke Herr von hier ab als schattenspendend erwähnte, und wenn man vor demselben stand und rückwärts blickte, so sah man eine ziemlich geneigte, sandige Ebene, an deren scheinbarem Ende die Residenz mit ihren zahlreichen Thürmen lag, die wir vor ungefähr einer halben Stunde verlassen haben. Neben dem Posthause befand sich eine mit Weinlaub bedeckte, roh gezimmerte Veranda, wo sich die Passagiere an einem Tische niederließen, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen: einen schlechten Kaffe, einen sauren Wein oder schales Bier.

Der Herr in der Extrapost, der hier ebenfalls frische Pferde bekam, verschmähte wohlweislich diese Genüsse und schritt dagegen, eine Cigarre rauchend, wie in tiefes Nachdenken versunken neben seiner Kalesche auf und ab. Auch Herr von Felsing fing gierig an zu rauchen, und hatte dabei den klugen Einfall, dem Kondukteur des Eilwagens ebenfalls eine Cigarre anzubieten, wobei er sagte: „Da drinnen im Wagen ist's fürchterlich."

„Allerdings bei der Hitze und rückwärts," entgegnete der Beamte und setzte nach einem kurzen Stillschweigen, währenddessen er seinen Passagier flüchtig betrachtete, hinzu: „Wenn Sie vielleicht Lust haben, meinen Platz neben dem Postillon einzunehmen, so kann ich mich schon hinten auf dem Wagen behelfen."

Herr von Felsing nahm dieß Anerbieten bereitwillig an, und als sich nun die Karawane wieder in Bewegung setzte, fand er es auf seinem luftigen Sitze neben dem Postillon unter dem Bewußtsein, hier eine Cigarre rauchen zu können, ohne daß Damen ihm gegenüber in Ohnmacht fielen, unvergleichlich angenehm. Auch Schatten gab es, wie der dicke Herr prophezeit. Die Sonne, sich abwärts neigend, zitterte schon mit ihren glühenden Strahlen hinter den Wipfeln der hohen Bäume,

zu dem Kapital, das mir die junge Dame ſelbſt war und das ich auszubeuten verſtand.“ —

„Ah, Madame! — Schändlich! — infam!“ —

„Ja, ſchändlich und infam, mein Herr! Das ſind die bezeichnenden Worte meiner Handlungsweiſe. O ich fühle das ſehr gut, namentlich in dieſem Falle, der für mich ſchwieriger war, wie je ein anderer.“ — —

Hatte je ein Mann entſetzliche Seelenleiden ausgehalten, ſo war es der Baron in dieſem Augenblick. Unbeſchreiblich war der Schmerz, die Qual, die ſein Herz durchwühlten. Wie lange hatte er nach ihr geforſcht, nach dem Mädchen, das er geliebt mit der erſten Kraft ſeiner Jugend, das er einzig geliebt, das er nie vergeſſen! Und jetzt riß ſo plötzlich der Schleier, der ihm ihr vergangenes Leben bisher bedeckt, ſo auf einmal, und eine ganze Hölle zuckte darunter hervor und zeigte ihm ihr zerriſſenes Herz, ihre fürchterlichen Leiden in einem Abgrund von Schlechtigkeit! — Er ſprang von ſeinem Fauteuil in die Höhe; — was konnte er einer Frau gegenüber thun, wie konnte er ſie beſtrafen für ein Verbrechen an ihm, das er, hätte es ein Mann gegen ihn begangen, mit Wolluſt durch deſſen oder den eigenen Tod gerächt haben würde?

„Sie müſſen weiter hören,“ ſagte die Frau gelaſſen, „und dann erſt häufen Sie die ganze Wucht Ihrer Vorwürfe, Ihrer Flüche, Ihrer Verwünſchungen auf mein ſchuldiges Haupt.“

Er ließ ſich abermals auf ſeinen Seſſel nieder.

„Nach einigen Jahren,“ fuhr die Frau fort, „hatte das arme Weib nur noch einen Gedanken, den ſie ſich glühend ausmalte und dem ſie beſtändig nachhieng, — den Mann, — Sie, Herr Baron, — den ſie früher geflohen, nur noch ein einziges Mal wieder zu ſehen. — „Unſere Wege haben ſich ja unwiderruflich getrennt, eine tiefe Kluft liegt zwiſchen mir und ihm,“

denen man jetzt entgegenfuhr; Alles erschien frischer, behaglicher; statt des tiefen Sandes rollte der Wagen jetzt auf härterem Boden, und die Frische des Waldes erlaubte dem Staub nicht, so zudringlich zu werden, wie vorher auf der baumlosen Ebene. Jetzt rollte auch die Extrapost wieder an ihm vorbei, doch betrachtete sie Herr von Felsing nicht mehr mit demselben Mißbehagen wie früher; er gönnte dem Herrn, der darin saß, die halbe Stunde, die er früher ankommen würde, und war fest überzeugt, daß Jenem sein feines Souper, das er wahrscheinlich bestellte, nicht besser munden würde, als das bescheidenere, das er sich zuzulegen gedachte.

Viel rascher schien auch die Zeit dahin zu fliegen, und kaum hatte Herr von Felsing seine zweite Cigarre zur Hälfte geraucht, so zeigte der Postknecht mit der Peitsche vor sich hin, wo sich am Horizonte nicht allzufern über einer mit dichtem Wald bewachsenen Anhöhe graues Gemäuer erhob, von dessen hohem Thurme eine Fahne flatterte.

„Warneck — nämlich das alte Schloß, das neue, wo der Hof wohnt, liegt am Fuße jener Anhöhe, und können wir es, der Bäume wegen, noch nicht sehen, doch gehören die Waldungen rechts und links schon zum Park — o, es ist viel Wild darin," fuhr der Postknecht fort, „schöne Hirsche — sehen Sie dort?" In der That sah der Reisende eines dieser edlen Thiere auf einer grünen Waldlichtung stehen mit stolz erhobenem Kopfe, den vorbeirollenden Wagen betrachtend, während seine Gefährten ruhig weiter ästen.

Hier war Alles vortrefflich unterhalten — die Straßen sehr breit, glatt und eben, so daß der Wagen wie von sich selbst dahinrollte; rechts und links befanden sich Gräben, dahinter Verhaue, um den Park zu schützen. Zuweilen sah man in der Entfernung das rothe Ziegeldach einer Meierei, oder die graue und zackige Giebelwand eines Försterhauses, die andere Spitze mit einem riesigen Geweih verziert, selbst fast wie ein vorsündflutliches Riesenthier über das Gebüsch hervorschauend.

Nach einer leichten Biegung des Weges sah der Reisende in einiger Entfernung vor sich ein gewaltiges Steinthor, aus einem mittleren weiten Thorbogen und zwei kleineren Eingangspforten bestehend, an welche rechts und links zwei im mittelalterlichen Style erbaute Wächterhäuschen angebaut waren. Alle drei Thoreingänge waren mit schweren eisernen

Gittern verſchloſſen, und hinter denſelben lief der breite Weg noch ſehr weit bis zu einer Gruppe ungeheurer Eichen, durch deren Laubwerk man die dahinter liegenden gelben Mauern des Schloſſes hervorſchimmern ſah.

Vor dem Eingangsthore zum Schloß Warneck bog die Fahrſtraße unter einem ſtumpfen Winkel rechts ab, zog ſich an der Grenze des Parks hin, und kurze Zeit darauf ſah der Reiſende das Dörfchen Warneck vor ſich liegen, deſſen wunderſchöne Lage ihn entzückte. Seine Häuſer ſpiegelten ſich in dem klaren Waſſer des hier ziemlich ſtarken Fluſſes, über den eine breite, ſteinerne Brücke führte. Man ſah an der reichen Konſtruktion derſelben, ſowie an Allem, daß hier mit großen Mitteln gebaut worden und immer noch verſchönert wurde.

Warneck war allerdings ein Dorf, aber mit allen Bequemlichkeiten einer Stadt; ſeine breiten Straßen hatten Trottoirs, ja ſogar Gasbeleuchtung; die Häuſer waren meiſtens von Stein in einem hübſchen Styl erbaut, auch ſah man hier zahlreiche und elegante Läden; die Ufer des Fluſſes waren ſorgfältig unterhalten, hatten freundliche Fußwege mit ſchattigen Baumgängen, auch eine Menge Landungsplätze für kleine Boote, die in den verſchiedenartigſten Geſtalten und Größen, von der gewöhnlichen Barke bis zur zierlichen Gondel, Ruder- und Segelboote aller Art, hier lagen.

Im Grunde genommen war es nach alle dieſem eine Koketterie von Warneck, ſich Dorf zu nennen, wie ja auch ein reizendes Landmädchen lieber als ſolches angeſchaut werden mag, anſtatt unter der Maſſe ſtädtiſcher Kolleginnen zu verſchwinden.

In der Nähe des Ortes Warneck befand ſich eine kleine Badeanſtalt — wo befindet ſich jetzt nichts Derartiges? — und die Gäſte derſelben pflegten ſich hier zahlreich zu ihrer Zerſtreuung und Erholung einzufinden. Da auch der Hof ſeit langen Jahren den Frühling und Sommer hier zubrachte, ſo zog der Aufenthalt deſſelben um ſo mehr viele Fremde hieher, weil man bei Hofe gaſtfreundlich war, und manche ſtrenge Frage der Etikette, die in der Reſidenz in's Gewicht fiel, hier eher beſeitigt werden konnte.

Unterdeſſen war der Eilwagen über die Brücke gerollt, und ehe er das andere Ufer erreichte, ſetzte der Poſtknecht ſein Horn an den Mund, um ſeine Ankunft vor dem Poſtgebäude kund zu thun. Dieß lag an

einem kleinen Platze gegenüber dem Gasthofe zur Rose und Anker, einem stattlichen Hause, vor dessen Eingangsthor Herr von Felsing die bereits ausgespannte Extrapostchaise bemerkte; dort standen auch gierige Kellner mit weißen Servietten auf dem Arme, und der Portier hatte mit einem starren Blick auf die Passagiere des Eilwagens bereits den Strang der großen Glocke erfaßt und fing an, dieselbe heftig zu läuten, als Herr von Felsing mit ruhigen Schritten näher kam.

Auf die Frage, ob ein Zimmer zu haben sei und wo möglich nicht zu hoch und nach dem Flusse zu, betrachtete der Portier den Zimmerkellner, dieser den Oberkellner, der sich alsdann herkömmlicher Maßen die Hände rieb und mit einer leichten Verbeugung sagte: der Gasthof sei allerdings stark besetzt, doch erinnere er sich eines leeren Zimmers, zwar im zweiten Stocke, doch nach dem Flusse zu, was ja der wunderschönen Aussicht wegen doch die Hauptsache sei.

Nachdem Herr von Felsing das mit einem stummen Kopfnicken angenommen hatte, ließ er sich in das ihm angewiesene Zimmer führen, und als er hierbei über den Korridor des ersten Stockwerks ging, bemerkte er den Bedienten des Herrn in der Extrapostchaise, der einen riesenhaften Koffer geöffnet hatte und den Inhalt desselben in ein offenstehendes, sehr reich möblirtes Schlafzimmer trug. Wenn auch eine Treppe höher, so war Herr von Felsing doch so untergebracht, daß er zufrieden sein konnte. Er hatte ein geräumiges Zimmer, welches, da sich das Bett in einem verschließbaren Alkoven befand, für einen Salon gelten konnte. Der Kellner, der ihn herauf begleitet, und der nun hastig das Fenster öffnete, machte den Fremden auf die in der That entzückende Aussicht aufmerksam, wobei er seine weiße Serviette schwenkte, als sei sie ein Zauberstab, mit dem er all' die schönen Bilder hervorbringe. „Dort," sagte er, „unserem Gasthofe fast gegenüber, ist Park und Schloß Warneck; die flatternde Fahne auf dem Thurme zeigt an, daß sich der allerhöchste Hof dort befindet. Der allerhöchste Hof ist gewöhnlich hier von Anfangs Mai bis Ende September; der innere Park hat einen Flächeninhalt von einer halben Quadratstunde, der äußere von einer halben Quadratmeile, ist prachtvoll angelegt und erhalten, mit zahlreichem Hochwild versehen, wie Euer Gnaden auf Ihrer Hieherfahrt zu bemerken Gelegenheit hatte. Das Schloß ist natürlicher

Weiſe fürſtlich eingerichtet, und der allerhöchſte Hof erlaubt gerne ſeine innere Einrichtung zu ſehen, verſteht ſich von ſelbſt mit Ausſchluß der Räumlichkeiten, die die allerhöchſten Herrſchaften bewohnen. — Dort unten am Fluſſe," hier ſchwenkte er abermals ſeine Serviette, als beabſichtige er, Jemand draußen ein Zeichen zu geben, „befindet ſich der Landungsplatz für Boote und Gondeln der allerhöchſten Herrſchaften, welche häufig von denſelben benützt werden; gegenüber von demſelben — wollen Euer Gnaden gefälligſt hier herausſchauen," dabei bog er ſich mit halbem Leibe zum Fenſter hinaus und ſchwenkte abermals ſeine Serviette, „iſt das alte Schloß Warneck, allerdings eine Ruine, doch mit einer gut erhaltenen großen Halle, wo der allerhöchſte Hof zuweilen dinirt oder goutirt. Alles das kann der Fremde ſehen, und ſind Karten zum Beſichtigen der Ruine, ſowie zum Beſuch des allerhöchſten Schloſſes und Partes beim Portier drunten gratis zu haben, ganz gratis; auch iſt auf dieſen Karten bemerkt, daß der allerhöchſte Hof den Fremden erſucht, die Dienerſchaft in Schloß und Park nicht mit Trinkgeldern in Verſuchung zu führen — — wenn Euer Gnaden ſonſt noch Befehle haben, bitte ich es zu ſagen," fuhr der Kellner nach einer Pauſe fort, während welcher er ſich in die Mitte des Zimmers zurückgezogen, wobei er ſeine Serviette, weil er vorderhand nichts mehr zu zeigen hatte, beruhigt unter den Arm nahm — „Diner iſt um fünf Uhr, ſoupirt wird nach der Karte, Boote zum Spazierenfahren ſind jeder Zeit zu haben, und in dem Garten des Hotels nach dem Fluſſe zu iſt eine vortreffliche Kegelbahn, welche häufig benützt wird von den Herren aus dem Gefolge der allerhöchſten Herrſchaften."

Nachdem der Kellner auf dieſe Art die Vorzüge des Gaſthofes dem Fremden mit großer Gewandtheit angeprieſen, wartete er ſchweigend noch einen Augenblick, und da kein Befehl erfolgte, verließ er das Zimmer mit jener unnachahmlichen Grazie, welche nur einem Zimmerkellner eigen iſt.

Es war eigenthümlich, daß die beiden Fremden, denen wir bis hieher gefolgt, in der erſten Zeit, nachdem ſie angekommen, ſich beinahe den gleichen Beſchäftigungen hingaben; daß der Zimmerkellner des erſten Stockes, gleichfalls unter Schwenkung ſeiner Serviette, den Angekommenen auf die Schönheiten der Gegend aufmerkſam gemacht habe, glauben

wir annehmen zu dürfen, und können wir, ohne indiskret zu ſein, hinzuſetzen, daß der Bewohner des erſten Stockes darauf ein ſehr ſcharfes Glas hervorzog und damit aufmerkſam die Theile des Schloſſes beſichtigte, welche zwiſchen den dichtbelaubten Bäumen ſichtbar waren. Viel war er übrigens nicht im Stande zu ſehen: oben etwas von der Krönung des weitläufigen Gebäudes, hie und da Theile von Erkern oder Terraſſen, ſowie die undeutlichen Umriſſe hoher Bogenfenſter. Doch ſagte er während des Beſchauens zu ſich ſelber, und es klang das wie ein Seufzer: „Ein reizender, wunderbarer Ort, wie gemacht zu angenehmem Hin- und Herſchlendern, zu ſüßer Schwärmerei. Und was für Baumſchlag in dem weitläufigen Park zu finden ſein muß, welch' köſtliche Bäume, aus üppigem Moos hervorwachſend, wie geſchaffen, um unter ihnen auszuruhen Hand in Hand mit einem geliebten Weſen."

Der im zweiten Stocke hatte ſich ebenfalls, nachdem der Kellner das Zimmer verlaſſen, mit einem Binocle, dem man anſah, daß es ſchon viel erlebt, Schloß und Park angeſchaut, doch war er hauptſächlich mit ſeinem Blick über die prachtvollen Bäume hinweggefahren, um ſo gut als thunlich die weitläufigen Grenzen dieſes reichen Reviers beſtimmen zu können, dann ſagte er gleichfalls mit einem leichten Seufzer: „Ach, wer ſo glücklich wäre, in dieſen herrlichen Forſten Beſchäftigung zu finden, oder meinetwegen auch im Stalldepartement, oder, wenn es ſein müßte, auch im inneren Dienſte — Du würdeſt überall deine Figur machen, Felſing, und überall deine Stelle ausfüllen; 's iſt ſchon ein Troſt, wenn man das von ſich ſagen kann." Darauf hatte er das Fenſter verlaſſen, ſeinen Koffer aufgeſchloſſen und eine einfache Schreibmappe hervorgenommen, faſt zu gleicher Zeit, als dem unten im erſten Stocke von dem Diener ebenfalls eine Schreibmappe auf den Tiſch gelegt wurde, letztere aber von Schildkrotſchale, reich mit Gold und Silber eingelegt, mit edlen Steinen beſetzt, und auf dem Deckel derſelben befand ſich ein Schild mit einer Fürſtenkrone — dann ſchrieben Beide, und eigenthümlicher Weiſe an dieſelbe Perſon.

„Euer Excellenz!" ſchrieb der im zweiten Stockwerke an den Grafen von Sporbach, Oberſthofmeiſter der Prinzeſſin Anna, „der ergebenſt Unterzeichnete hat Euer Excellenz ein Schreiben zu übergeben, und bittet Euer Excellenz bringend, dieſes in eigener Perſon thun zu dürfen, um

Euer Excellenz zugleich mündlich wiederholen zu können, wie ſehr er mit der Verſicherung ausgezeichnetſter Hochachtung iſt und ſein wird, Euer Excellenz ganz gehorſamer Diener von Felſing."

Der Brief des Fremden im erſten Stocke lautete dagegen: „Euer Excellenz! Bei Ihren vielfachen und wichtigen Geſchäften, bei Ihrer ſo ſehr in Anſpruch genommenen Zeit und bei dem gänzlichen Wechſel der Szenerie zwiſchen heute und jener Zeit, wo ich das Glück hatte, von Euer Excellenz in Rom gekannt zu ſein, werden Sie ſich kaum noch meines Namens erinnern; doch wage ich es immerhin, mich Euer Excellenz in Erinnerung zu bringen, und bitte Sie, geſtützt auf die Freundlichkeit, die Sie mir damals zu Theil werden ließen, um Erlaubniß, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen.

„Sollte es Euer Excellenz für geeignet halten, Ihro Hoheit der Prinzeſſin Helene von meiner unbedeutenden Anweſenheit tief ergebenſte Meldung machen zu dürfen, ſo würde zu ganz außerordentlichem Danke verpflichtet ſein, Euer Excellenz ganz gehorſamer Diener Maler von Saleck."

Beide Schreiben wurden geſiegelt, das vom erſten Stocke durch den Diener des Betreffenden auf die Poſt befördert, während das andere per Hausknecht denſelben Weg ging, doch hatte ſowohl dieſer als auch der ſerviettenwedelnde Kellner des zweiten Stockes und der Portier die Adreſſe geleſen, wodurch der Fremde in der Achtung dieſer drei wichtigen Perſonen um mehrere Prozente geſtiegen war, was ihm bei verſchiedenen Angelegenheiten des Gaſthofslebens immerhin nützlich und von einigem Belang ſein konnte.

Nach dem Briefſchreiben wurde Toilette gemacht unten ſowie oben, und wenn auch die Behälter, aus welchen die Toilettegegenſtände herausgenommen wurden, ziemlich ungleich waren, ſo hatte doch der Anzug beider Herren ſelbſt in ſoweit eine Aehnlichkeit, daß Beide einfach aber elegant gekleidet waren, worauf Beide noch einen Blick in ihre Spiegel warfen, Beide ſich noch einmal mit der Bürſte durch das Haar fuhren, auch dem Schnurrbarte einige Aufmerkſamkeit widmeten, deſſen Erfolg ſich im erſten Stocke daran zeigte, daß der Bart des Bewohners hier in zwei ſcharfen Spitzen nach beiden Seiten auslief, während der des Mannes im zweiten Stocke etwas drohend in die Höhe ſtand. Als nun

Beide ihre Hüte genommen, Handſchuhe angezogen und die Treppe hinab nach dem kleinen Garten des Hotels gingen, mußte jeder von ihnen von irgend welchem Kenner für einen ganz vollendeten Kavalier gehalten werden, wobei jedoch dem Fremden vom erſten Stocke ein vornehmeres Cachet nicht abgeſprochen werden konnte.

II.

In dem kleinen Garten des Gaſthofs war eine hübſche große Terraſſe, welche auf den Fluß hinausging, wo breitäſtige Kaſtanien Schatten gaben, und die nebenbei auch, da deren Stämme ſehr hoch waren, eine reizende Ausſicht auf das durch kleine Fahrzeuge aller Art belebte Waſſer, ſowie auf die gegenüber liegenden ernſten Bäume des fürſtlichen Parkes gewährte. Von dem Schloſſe ſelbſt ſah man nur den oberen, mit Zinnen verſehenen Theil des Thurmes mit ſeiner flatternden Fahne. Auf der Mauer des Gartens, welche nach dem Fluſſe zu die Terraſſe bildete, ſtand ungefähr in der Mitte das Zeichen des Gaſthofs, plaſtiſch dargeſtellt durch einen eiſernen Anker, den eine wirkliche Roſenguirlande zierlich umſchlang, Roſe und Anker oder auch Hoffnung und Liebe.

Der Herr aus dem zweiten Stocke nahm dieſes Sinnbild gewiß in der erſteren Auslegung auf, ſoliden Ankergrund hoffend, der ihn hier in dem ſchönen Hafen ſicher und feſt halten möge, während der vom erſten Stocke wohl mehr die andere Bedeutung in's Auge gefaßt hatte; denn an der Terraſſenmauer ſtehend, lehnte ſich dieſer in Wirklichkeit an die Hoffnung, während er das Sinnbild der Liebe, eine friſche, eben aufgeblühte Roſe ſanft durch ſeine Finger gleiten ließ und dazu einen ſehr bezeichnenden Blick über das ſchimmernde Waſſer nach dem Schloſſe warf. Hier im Garten dicht am Hauſe befand ſich jene famoſe Kegelbahn, von der der ſervietten ſchwenkende Kellner des zweiten Stockes geſprochen, und war dieß auch in der That eine ſehr elegante Einrichtung, nicht zu verwechſeln mit jenen plebejiſchen Anſtalten, wo die Kugel

auf feſtgeſtampftem Lehm rollt, wo ein nothdürftiges Dach kaum vor Wind und Regen ſchützt, und wo ſich Waſchbecken und Handtuch ſehr im Urzuſtande befindet — nein, hier war Alles fein und zierlich, würdig der Gäſte, die, wie der Kellner geſagt, nach des Tages Laſt und Hitze hier in harmloſem Kegelſpiele von wichtigen Staatsgeſchäften ausruhten und den Ernſt ihres Dienſtes mit leichter Unterhaltung vertauſchten. Hier rollten ſchwere Kugeln von Eiſenholz auf glatten Marmorplatten; hier ſah man an der Wand bequeme Sitze, da war die Gasflamme zum Anzünden der Cigarren, und das Ganze bildete eine von ſchlanken Säulen getragene Gallerie, die gegen Sonne, Wind und Regen durch Marquiſen oder große Glasſcheiben gedeckt werden konnte. Heute war natürlicher Weiſe Alles geöffnet, um die erfriſchende Abendkühle einzulaſſen, die nach dem heißen Tage ſo wohlthuend war. An dem Theile der Kegelbahn, von wo die Kugeln geſchoben wurden, befand ſich ein Kellner im ſchwarzen Fracke mit weißer Halsbinde, beſchäftigt, Gläſer verſchiedenen Kalibers ſymmetriſch aufzupflanzen, während dort, wo die Kegel ſtanden, ein ſauber gekleideter, ſchon ziemlich erwachſener Burſche aus dem Dorfe den Kegelbuben vorſtellte, mit ſtolzem Selbſtgefühl den Augenblick erwartend, wo er die von Excellenzen umgeworfenen Kegel aufzurichten habe.

Die erſten Gäſte, welche erſchienen, waren zwei junge Männer, von denen man dem Einen, wenn er ſich auch in Civilkleidung befand, in der Haltung den Offizier augenblicklich anſah: es war dieß ein ſchöner Mann von vielleicht ſechsundzwanzig Jahren, mit blondem, gekräuſeltem Barte und ſtarkem, lockigem Haare, welches er, mit dem Hute in der Hand nun an der Terraſſe ſtehend, aus der breiten, ſchön geformten Stirne ſtrich, während er dazu in einem tiefen Athemzuge die kühlende Luft des Fluſſes einſog. — „Ah, wie das wohl thut," ſagte er, indem er ſeine Bruſt ausdehnte, und dazu ſeinen leichten Rock aufknöpfte und rechts und links zurückwarf, „ſo köſtlich erfriſchend nach der Zimmerluft, die ich faſt den ganzen Tag eingeathmet."

„Sie waren heute im Dienſt?" frug der Andere, der ſich unterdeſſen auf den Rand der Terraſſenmauer geſetzt, mit dem Rücken gegen den Fluß und den Garten, und die Rückſeite des Gaſthofs betrachtete.

„So iſt es, im Dienſt von neun bis ſechs Uhr, und ziemlich

angeſtrengten; Seine Hoheit halten darauf, daß Ihre Adjutanten vom Dienſte den ganzen Tag im Vorzimmer bleiben in Uniform und Schärpe, ſelbſt hier auf dem Lande, und ich kann Sie verſichern, lieber Wilden, daß ich allemal Dienſt habe, ſo oft irgend eine deliciöſe Landpartie in Ausſicht ſteht, heute auch wieder: eine Tour nach dem alten Kreuze mitten im Walde habe ich wieder verſäumt, dort ein ländliches Diner auf duftigem Raſen im kühlen Schatten, während ich dafür en petit comité mit den älteren Herrſchaften ſpeiſen mußte."

„Ja, in der That, Sie haben es ſehr ſchlimm, Herr Graf," ſagte der andere junge Mann lachend.

„Bedingungsweiſe gewiß; glauben Sie mir, ich hätte gerne während drei Regentagen nach einander Dienſt gethan, wenn ich heute bei der Partie nach dem alten Kreuze hätte ſein dürfen; o ich liebe dieſen Platz unendlich." Dieß Letztere ſagte er mit einem ſchwärmeriſchen Blick.

„Hm, hm," machte der Andere, hinter der vorgehaltenen Hand leicht haſtend.

„Wie ſteht's mit Ihrer Zeichnung von jenem Platze, die Sie mir ſchon ſeit acht Tagen verſprochen? mir ſcheint, lieber Wilden, Warned iſt ein Capua für Sie, Ihr früherer Fleiß iſt ganz verſchwunden."

„Acht Tage iſt auch eine gewaltig lange Zeit, wenn man, Gott ſei es gedankt, ſo mit Aufträgen überhäuft iſt wie ich."

„Die Pflicht der Dankbarkeit ſollte meine Zeichnung allen andern vorgehen laſſen."

„Das thut ſie auch, aber der bezeichnete Platz iſt ſo ſchön, und der Auftrag für mich ſo ehrenvoll und anſpornend, daß es etwas ganz Außerordentliches geben muß — man ſoll ſehen, daß mit Liebe daran gemalt wurde."

„Was nützt es mich," ſagte der Andere achſelzuckend, „ob Sie mit Liebe daran malen, ja wenn ich es ſelbſt gethan hätte..."

„Man muß in meiner Arbeit den Wunſch des Beſtellers ſehen, etwas ganz Außerordentliches erſchaffen zu laſſen, und dazu werde ich alle meine Kräfte anſtrengen."

„Aber in den nächſten Tagen werden Sie fertig?"

„Gewiß, Herr Graf."

Daß der, welcher zuletzt ſprach, ein Künſtler war, brauchen wir

dem geneigten Leſer kaum zu ſagen. Es war ebenfalls noch ein junger Mann; er trug einen leichten Sommeranzug und hatte ſeinen Strohhut neben ſich auf die Mauer gelegt. „Sehen Sie," fuhr er nach einer Pauſe fort, während er immer noch das Haus betrachtete, „welche kleine, reizende Partie ſich dort bildet, wo Epheu und Schlingroſen das breite Fenſter einrahmen; wenn wir da hinein eine hübſche Mädchengeſtalt bringen, ſo haben wir eine allerliebſte Kompoſition."

„A propos," ſagte der Adjutant des Fürſten nach einer längeren Pauſe, ohne ſich aber nach dem Hauſe umzuſchauen, „was für einen Auftrag hat Ihnen der junge Herzog gegeben? Sie zeichnen ja etwas für ihn."

„Verzeihen Sie, wertheſter Herr Graf und Gönner, das iſt ein Staatsgeheimniß."

„Pah, mir gegenüber!"

„Denken Sie, der Herzog verlange zu wiſſen, was ich für Sie male!"

„Hat er darnach gefragt?"

„Nein, ich würde es ihm auch nicht ſagen."

„Ich danke für die Lektion," erwiederte der junge Adjutant lachend, „aber ich will Ihnen ungefähr ſagen, was Sie für ihn zeichnen: einen Theil des kleinen Pavillons nach dem Park zu; Sie wiſſen doch, welchen Pavillon ich meine? den, wo die Damen der Prinzeſſin Helene wohnen."

„Den Pavillon kenne ich allerdings; es iſt ein kleines reizendes Haus."

„Ja — a — a — ah," gab der Andere zur Antwort, doch klang dieß lang gezogene Wort wie ein Seufzer.

Der junge Maler hatte jetzt ſeinen Blick auf den Fluß geworfen und ſagte, wie um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben: „Mir ſcheint, die Herrſchaften kommen dort von der Landpartie zurück: es iſt das Boot der Prinzeſſin; Ihro Hoheit ſitzen wie gewöhnlich am Steuer."

„Ja, Sie haben Recht, Ihro Hoheit lieben es, zu ſteuern."

„Und ſie verſteht's, ſehen Sie, mit welch' zierlichem Bogen das Schiff die Landungstreppe gewinnt."

„Wilden, Sie ſehen ſchärfer als ich, wer führt die Ruder?"

ſo ſagte ſie ſchmerzlich lächelnd: „jetzt kann ich ihn wiederſehen, und wenn er mich freudig empfangen würde, und alles Frühere vergeſſen, alle Schmach, die in früheren glücklichen Tagen auf unſerm Namen ruhte, ſo brauchte ich ihm nur ein einziges Wort zu ſagen und er würde vor mir zurückſchaudern, aber ich hätte ihn doch wieder geſehen, einen einzigen, kurzen, aber ſeligen Augenblick, einen Moment, der mich bezahlt machen würde für mein ganzes vergangenes, verlorenes Leben, — — und dann — ſterben!“ — Sie war eine Schwärmerin, Herr Baron, ſie wollte Sie wiederſehen, Ihnen zuerſt unbekannt und dann Ihnen ſagen: „ich bin es geweſen, die an deiner Bruſt geruht, die ſich dieß einzige, unnennbare Glück geſtohlen, die, nachdem ſie ſo viel gethan, an dir zur Diebin geworden, und die du, mit ſo viel Schmach beladen, ſchaudernd wirſt dahinziehen laſſen, ihren dunklen Weg, — um zu ſterben.“ Das Letztere aber hat ſie mir nicht anvertraut, denn ſie war mir werth, die Unglückliche, ich liebte ſie, wie meine Tochter. O mein Herr,“ ſetzte ſie unter ausbrechenden Thränen hinzu, „ſagen Sie mir, was Sie wollen, machen Sie mir die entſetzlichſten Vorwürfe, Ihre Worte werden mir matt und gelinde erſcheinen gegen das, was laut hier in meinem Herzen ſpricht.“

Alfred gab ihr keine Antwort, ſein Kopf war tief auf die Bruſt hinabgeſunken, er athmete ſchwer und mühſam.

„Wir kamen nach Italien,“ fuhr die Frau fort, „wir ſahen Sie in Bologna, wir erfuhren durch Ihren Freund, den Grafen, der uns in Florenz beſuchte, daß Sie in den nächſten Tagen nach Genua und Neapel gehen würden. Da ſchrieb ich Ihnen im Namen der Unglücklichen, da bat ich Sie um eine Zuſammenkunft. Sie ſagten zu und zum erſten Male ſeit langen Jahren verlebte ich einen glücklichen Abend voll angenehmer Erwartung. Sie mußte lange warten. — — — — Endlich kamen Sie.“

„Wenn ich nicht irre, der Herr Herzog und Graf Sporbach.“

„Sehen Sie auch die Damen der Prinzessin?“

„Ja, sie sind im selben Boote.“

„Hätte ich nur ein scharfes Glas bei mir.“

Eine andere Person im Garten hatte wohl ein scharfes Glas bei sich und benützte dieses Glas so eifrig, daß er es wohl um keinen Preis an Jemand Anderes abgetreten hätte: es war der Fremde vom ersten Stocke, der sich nach der andern Seite des Gartens zu gezogen hatte und mit seinem Glase unverwandt das kleine Boot betrachtete.

„Sie steigen aus,“ sagte der Adjutant.

„Ja, die Prinzessin zuerst — Herr v. Sporbach ist an ihrer Seite.“

„Und der Herzog?“

„Er reicht dem Fräulein v. St. Aubin die Hand.“

„Hol' ihn der Teufel!“ murmelte der Adjutant, jedoch so leise, daß nicht einmal sein Nachbar ihn verstehen konnte.

„Es ist gut,“ sagte der Maler nach einer Pause, „daß das Boot, in welchem dort der Oberstkammerherr kommt, schon die Mitte des Flusses erreicht hat, ehe das Fahrzeug der Prinzessin am Ufer war, sonst würde er es sich nicht haben nehmen lassen, sie nach dem Schlosse zurückzubegleiten; jetzt begnügt er sich damit, die Ruderer beilegen zu lassen und seinen Hut in der Hand zu behalten, bis die höchsten Herrschaften verschwunden sind.“

„Wenn Sie nicht so eilig gewesen wären, hieher zu kommen,“ sagte der Adjutant in einem Tone des Vorwurfs zum jungen Maler, „so wären wir jetzt auch erst in der Mitte des Flusses.“

„Das ist wahr, und hätten ebenfalls das Glück gehabt, Grüße wechseln zu dürfen, doch ist das nun einmal durch meine Schuld vorbei, und wir müssen uns mit der allerdings traurigen Wahrheit trösten, daß keine Reue im Stande ist, eine verlorene Minute zurückzurufen.“

„Ich wollte, ich hätte Ihren Humor.“

„Er fehlt Ihnen nicht, — aber...“

„Dort kommt der Oberststallmeister,“ entgegnete der Adjutant, den Maler absichtlich unterbrechend, „Seine Excellenz verbindet das Angenehme mit dem Nützlichen, und nimmt als Ziel seiner Spazierfahrt Anker und Rose.“

In der That ſah man in dieſem Augenblicke einen Wagen auf die Brücke einbiegen, welchen vier prachtvolle Rappen zogen, die förmlich in ihren Geſchirren tanzten, in die Zügel ſchäumten und offenbar nur durch eine feſte und ſehr geſchickte Hand in ihrem geſtreckten Trab erhalten werden konnten. Jetzt bog die Equipage von der Brücke auf die Straße und gelangte ſo raſch auf den Platz, an dem der Gaſthof lag; doch wurden ſie hier von dem Herrn, der ſo feſt und ſicher die Zügel führte, ſtatt gerade aus in einem leichten Bogen um dieſen Platz herumgelenkt, um alsdann mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit vor dem Thore des Gaſthofs ſo präzis angehalten zu werden, daß der Mittelpunkt des Wagens mit dem Mittelpunkte des Thores zuſammentraf. Von dem Sitze hinten hatten ſich raſch die Bedienten herabgeworfen, von denen ſich der Eine ſchnell vor die Vorläufer ſtellte, während der Andere Seiner Excellenz herabſteigen half, was dieſer langſam und bedächtig that, nachdem er Zügel und Peitſche dem neben ihm ſitzenden Oberkutſcher übergeben.

„Es iſt nicht ſchlecht gegangen," ſagte der Oberſtſtallmeiſter, während er um das ſchöne Geſpann herumging und dem einen der Thiere auf den Hals, dem andern auf die Croupe klopfte, „nehmen Sie im Nachhauſefahren den Weg nochmals an der Mühle vorbei, wo der rechte Vorläufer bei dem ſchäumenden Rade etwas zu auffallend die Ohren ſpitzte, laſſen Sie ihn ſo dicht wie möglich hinangehen, er muß ſich daran gewöhnen; nun ich denke, wir können Seine Hoheit nächſtens mit dem Zuge fahren laſſen."

Der, zu dem er alſo geſprochen, grüßte ehrerbietig mit der Peitſche und fuhr im Schritt davon, während ſich die beiden Lakaien von rechts und links wieder auf ihre Sitze ſchwangen.

Seine Excellenz trat darauf in den Garten, wo unterdeſſen das Boot des Oberſtkammerherrn, der mit einigen Begleitern gekommen war, gelandet hatte.

Der Oberſtſtallmeiſter war ein ziemlich großer ſchlanker Mann, mit einem angenehmen, etwas ernſten Geſichte, wogegen der Oberſtkammerherr, klein und unterſetzt, mit einer ſo außerordentlichen Freundlichkeit um ſich ſchaute, daß ein angenehmes Lächeln ſelten von ſeinen Zügen wich. Er reichte den Anweſenden ſeine beiden Hände hin und that dieß

offenbar mit einem Ausdruck des Bedauerns, nicht über noch mehr Hände zu verfügen zu haben, um Alle auf einmal glücklich machen zu können. „Jetzt ſind wir da," ſagte er luſtig, „und wollen uns ganz dem harmloſen Vergnügen des Kegelſpiels hingeben; he, Georg!" rief er dem Kellner zu, „bekommen wir ein recht kaltes und friſches Bier? ich ſchmachte darnach. Bei uns bringe ich es nicht ſoweit, daß, wenn einmal eine Probe des edlen Gerſtenſaftes ſervirt wird, derſelbe nicht warm und faſt ſchal iſt; ich habe es dem Grafen Sporbach oft genug geſagt, aber da er ſelbſt keines trinkt, ſo gönnt er auch uns Anderen dieſes Vergnügen nicht rein und ungetrübt."

Oberſtkammerherr von Spiegel ſchien die Seele des Kegelſpiels zu ſein. Er bat die Anweſenden, nun nicht länger zu warten, trieb den Kellner an, das kühlſte Bier herbeizubringen, drohte dem Kegelbuben von weitem mit aufgehobenem Zeigefinger, um ihn zu veranlaſſen, ſeine Sache gut zu machen, und ließ Roth und Schwarz ziehen, um die Partie gleichmäßig zu regeln: es wurde nämlich gepartelt, ein unterhaltendes Kegelſpiel, wo die Spieler in zwei Partieen getheilt ſind, und es eine Menge feiner Nüancen gibt, bei denen ein guter Spieler ſeine Kunſt zu zeigen vermag.

Es war nach dem heißen Tage ein prächtiger Abend geworden, die ſinkende Sonne warf einen Goldſchimmer auf das langſam fließende Waſſer und ließ die mächtigen Bäume des Parkes wie mit einem glühenden Duft überzogen erſcheinen, während eine angenehm erfriſchende Kühle ſo wohlthuend nach der heißen Sonnenglut wirkte.

Von unſeren beiden Fremden hatte ſich Felſing an ein kleines Tiſchchen neben der Terraſſenmauer geſetzt, während der Herr vom erſten Stocke der Länge des Gartens nach auf und ab ſpazierte. Er that das anſcheinend, ohne ſich um die Kegelſpieler zu bekümmern, doch wer ihn genau beobachtete, merkte wohl, daß er von Zeit zu Zeit, wenn er in die Nähe des Pavillons kam, einen raſchen Blick dorthin zu werfen ſchien. Und ſo war es auch in der That: er betrachtete die Anweſenden ſo genau als thunlich, denn es wäre ja möglich geweſen, daß er einen von ihnen damals in Rom geſehen.

„Es iſt eigentlich gar nicht amüſant mit Ihnen zu ſpielen," ſagte der Oberſtkammerherr zu dem Maler Wilden, der, mit dem Rücken gegen

den Garten gekehrt, etwas in ſein Buch zeichnete, „wenn wir hier auf der Kegelbahn ſind, muß man die Geſchäfte zu Hauſe laſſen; ſehen Sie, ſogar unſer Freund, der Oberſtſtallmeiſter, denkt in dieſem Augenblicke nicht mehr an ſein vierbeiniges Departement und lächelt ſogar, weil er die eine Seite des Kegelvierecks ſo famos weggeputzt hat.“

„Seien Sie froh an Wilden,“ meinte der junge Adjutant, „er iſt doch bei der Sache, wenn er ſich auch in der Zwiſchenzeit mit etwas Anderem beſchäftigt.“

„Ja,“ ſagte der Maler lachend, „und ich möchte mir die Bemerkung erlauben, daß es undankbar von Seiner Excellenz iſt, mir einen Vorwurf zu machen, denn ich ſkizzire noch Einiges zu dem kleinen Kegelbahnbilde, das ich zu liefern verſprochen.“

„Ah, wenn das iſt, ſo bleiben Sie ruhig an Ihrer Arbeit,“ entgegnete Baron Spiegel, „laſſen Sie ſich gar nicht unterbrechen, im Nothfalle thue ich ſelbſt einen Wurf für Sie.“

„Dabei aber käme Deine Partie zu Schaden,“ ſagte trocken der Oberſtſtallmeiſter, „denn Wilden iſt ein feiner Stecher, während es bei Dir kaum noch in's Volle langt.“

„Nun, das wollen wir einmal ſehen,“ gab der Oberſtkammerherr animirt zur Antwort; „gibt es einen Kegel, der ſchwerer zu machen iſt als der, welcher dort auf der linken Seite noch ſteht? Gebt jetzt einmal Achtung!“ Bei dieſen Worten wiegte er die Kugel ziemlich lange in der Hand und — warf vorbei.

„Das nennt man einen Pudel,“ ſagte der Oberſtſtallmeiſter.

„Im Gegentheil,“ rief Baron Spiegel, „das war nur zu fein geſchnitten; ich möchte jede Wette machen, daß zwiſchen der Kugel und dem Kegel nicht ein Blatt Poſtpapier Platz gehabt hätte.“

„Alſo denn noch einmal.“

Der Oberſtkammerherr warf ſeine zweite Kugel; auch dieſe flog vorbei und bandirte noch obendrein.

„Nun, Spiegel, wie nennſt Du das?“ frug der Oberſtſtallmeiſter.

„Die Kugel fiel mir aus der Hand, das kann Jedem vorkommen — Georg, reich' mir mein Glas herüber!“ wandte er ſich an den Kellner.

„Also Sie, Wilden,“ sagte der Adjutant, worauf der Maler sein Skizzenbuch hinlegte, die Kugel hinaussausen ließ und den Kegel so gewaltig traf, daß er, wie man zu sagen pflegt, in der Luft ein Rad schlug.

„Hat er ihn gemacht?“ frug der Oberstkammerherr, da er in diesem Augenblick abgewandt sein Bier trank.

„Und wie!“ gab der Oberststallmeister zur Antwort; „ja, lieber Spiegel, das macht die Jugend, ein scharfes Auge, eine sichere Hand, man muß wie wir in der Uebung bleiben — und im Vorzimmer rostet man ein.“

„Nun, was Deine Jugend anbelangt, so beunruhigt sie Dich auch nicht mehr besonders; ich habe gesagt, das ist der schwerste Kegel, den es gibt.“

„Und ich mache ihn doch,“ sagte ruhig der Oberststallmeister; „gilt es eine Wette?“

„Warum nicht, wie hoch?“

„Zehn Louisd'or, doch habe ich drei Würfe.“

„Das ist zu viel, zwei will ich Dir zugestehen.“

„Sei's d'rum,“ versetzte der Oberststallmeister und wandte sich mit den Worten an die Uebrigen: „Ihr werdet erlauben, daß wir das Spiel eine Sekunde unterbrechen.“ Der Kegel wurde wieder aufgesetzt, der Oberststallmeister nahm die Kugel, zielte einen Augenblick und warf alsdann den Kegel fast eben so gut, wie vorhin der junge Maler.

„Famos,“ rief der junge Adjutant, „ich mache Euer Excellenz mein Kompliment;“ worauf der Oberstkammerherr hinzusetzte: „Ja, dieser gute Rodenberg hat immer Glück.“

„Verkleinere mein Verdienst nicht,“ gab der Sieger lächelnd zur Antwort, „es thut's das sichere Auge und die feste Hand; das Herumtreiben in freier Luft, Reiten und Jagen konservirt die Jugend; ich finde wahrhaftig, guter Spiegel, daß Du bedeutend alterst, seitdem Du nicht mehr mit uns auf die Jagd ziehst.“

„Darin hast Du nicht so ganz unrecht,“ erwiederte der Andere achselzuckend, „aber ich halte nun einmal einen jagenden Oberstkammerherrn für eine Abnormität.“

„Du siehst wahrscheinlich vor gejagt zu werden.“

„O,“ gab Baron Spiegel zur Antwort, „diesen schlechten Witz möchte ich in Deiner hohen Stellung nicht um eine Million gemacht haben; da sieht man doch, lieber Rodenberg, daß die Beschäftigung immer ein wenig auf den Menschen einwirkt — Einfluß Deines Departements.“

„Ich wollte gar keinen Witz machen, sondern sprach nur ein Wort, das man häufig von Dir hören muß: wie oft sagst Du nicht: ‚Ach, dieses Gehetze, dieses Gejage!‘“

„Allerdings, weil ich für euch Alle arbeiten muß; gewiß, Kinder,“ setzte er jovial lächelnd hinzu, „ihr wißt nicht, wie viel Dank ihr mir schuldig seid, wie oft ihr mir eure Frühstunden zu danken habt, wenn Seine Hoheit zuweilen verdrießlich sind, und ich nur zu sagen brauchte: Würde Eure Hoheit nicht eine Partie Billard beehren, oder ein kleines Pistolenschießen? Rodenberg würde glücklich sein.“

„Das fehlte mir allerdings noch,“ meinte der Oberststallmeister trocken.

„Aber in solchen Fällen,“ fuhr Baron Spiegel fort, „trete ich für euch ein und unterhalte Seine Hoheit — — — — seht dort,“ fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er sich umschaute, „jetzt muß man diesen Wilden schon wieder rufen. Sie müssen werfen,“ rief er dem Maler zu, der aus dem Pavillon getreten war und mit besonderer Aufmerksamkeit den immer noch auf- und abwandelnden Fremden aus dem ersten Stocke betrachtete.

„Da bin ich schon,“ rief der Maler, doch sah man deutlich, daß er nicht ganz bei der Sache war; er hatte einen Wurf in's Volle, doch brach die Kugel so unglücklich durch, daß in der Mitte eine Lücke entstand, aber die Kegel auf beiden Seiten stehen blieben.

„Oi, oi,“ sagte der Oberstkammerherr, „einen solchen Wurf können wir am Ende des Spiels gerade brauchen, wir bleiben drin, die Partie wird verloren sein.“

Auch die zweite Kugel, welche Wilden warf, fiel nicht glücklich aus, worauf er achselzuckend sagte: „Ich muß um Entschuldigung bitten, ich bin zerstreut; als ich eben hinaus trat, bemerkte ich einen Herrn, der mir außerordentlich bekannt vorkam, und den ich sehr genau kenne, wenn er es wirklich ist.“ Nach diesen Worten eilte er rasch in den Garten

hinaus und hatte kaum in das Geſicht des Fremden geſehen, welcher ſich jetzt gerade gegen ihn wandte, als er zu ihm hineilte und ihm mit dem Ausrufe: „Sind Sie es wirklich, Saleck?“ die Hand entgegenſtreckte.

„Allerdings bin ich es,“ gab der Angeredete zur Antwort, „und freue mich außerordentlich, Sie hier zu finden, Wilden.“

„Ich dachte, Sie wären noch in Rom?“

„Ich glaubte Sie in Norwegen, wohin Sie ja gehen wollten.“

„Dazu kam ich gar nicht; ich blieb in der Reſidenz hängen, erhielt Aufträge die Hülle und Fülle, und ſah mich veranlaßt, den Hof hieher nach Warneck zu begleiten.“

„So hat man wohl zum Hofmaler Glück zu wünſchen?“

„Das weniger, ich glaube kaum, daß ich Luſt habe, mich jetzt ſchon irgendwo feſtzuſetzen, auch athme ich ſchwer in der Hofluft und ſehne mich nach Wald und Haide — aber Sie, Saleck, der ſich in hohen Kreiſen ſo angenehm, gerne und leicht bewegt, Sie, der, wie ich mich noch wohl erinnere, in Rom von der Prinzeſſin Helene protegirt wurde, Sie finden hier ein geeignetes Terrain.“

„Wer weiß, lieber Freund, man wird ſo bald vergeſſen, wer denkt hier noch an mich — hörten Sie je von mir ſprechen?“

„Graf Sporbach nannte neulich Ihren Namen, es war, glaube ich, als ich hier das Album der Prinzeſſin Helene anſehen durfte; ‚das iſt eine Handzeichnung von Saleck‘, ſagten Seine Excellenz, ‚kennen Sie ihn?‘“

„Worauf Sie mich doch nicht verleugneten?“

„Im Gegentheil, ich freute mich ſehr eine Ihrer Arbeiten zu ſehen, und ſagte das auch.“

„War die Prinzeſſin zugegen?“

„Sie ging zufällig durch den Salon, und da Graf Sporbach ſie bat, unſere Freiheit, ihr Album anzuſehen, entſchuldigen zu wollen, warf ſie einen Blick auf das Blatt und ging kopfnickend vorüber.“

„Sagte ſie vielleicht etwas über meine Arbeit?“

„Nein, — — ich erinnere mich nicht,“ doch hatte er einen kurzen Augenblick mit der Antwort gezaudert.

„Sehen Sie die Prinzeſſin zuweilen?“ fragte Saleck nach einer Pauſe.

„Sehr selten, nur wenn ich mit hinausgenommen werde, um etwas zu zeichnen — — unter uns, man ist ungeheuer vornehm an diesem Hofe.“

„Davon müssen Sie mir später Ausführliches erzählen,“ erwiederte Zaleck — — „zeichnet die Prinzessin auch noch?“ frug er nach einem kurzen Stillschweigen.

„Ich glaube kaum, ich habe davon nie etwas gesehen oder gehört.“

„Wohnen Sie auf dem Schlosse, lieber Wilden?“

„Nein, hier im Gasthofe.“

„Das trifft sich herrlich; auch ich habe hier Zimmer genommen, ich kam heute Nachmittag hier an, und freue mich doppelt, diesen Ausflug gemacht zu haben, da ich Sie hier finde; ich hoffe, wir wollen viel beisammen sein, und wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie in der reizenden Umgebung meinen Führer machen möchten.“

„Mit Vergnügen, Sie können mir glauben, daß ich entzückt bin Sie zu sehen und mit Ihnen von Rom plaudern zu können.“

„Spricht die Prinzessin noch zuweilen von Rom?“

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, ich gehe meinen Malereien nach und bekümmere mich sonst um die ganze Geschichte nichts.“

„Daran sehe ich in der That,“ sagte Zaleck lachend, „daß Sie am Hofe keine Carrière zu machen gedenken; im Grunde haben Sie recht bei Ihrer Kunst und bei Ihrem Namen.“

„Wilden!“ hörte man jetzt den Oberstkammerherrn rufen, „Sie sind wahrhaftig heute gar nicht zu gebrauchen.“

„Man ruft Sie,“ sagte Zaleck, „lassen Sie sich nicht stören; ich spaziere hier auf und ab, und wenn Sie fertig sind, rauchen wir gemüthlich eine Cigarre zusammen. — Wer sind denn die Herren?“ frug er noch, während sie Beide dem Pavillon zuschritten.

„Sie sind vom Hofe, soll ich Sie vorstellen?“

„Wenn man das nicht für zudringlich hält — sprechen Sie darüber.“

„Gewiß.“ Damit eilte der junge Mann auf die Kegelbahn zurück, wo er den Oberstkammerherrn in ziemlicher Aufregung fand, während die Spieler der andern Partie freundliche Miene machten.

„Seine Excellenz haben es vorausgesagt,“ meinte der Adjutant, „ihr habt eure Partie verloren.“

„Das heißt," fiel Baron Spiegel eifrig ein, „nur ein Wunder kann uns retten; zwei Würfe, wie sie aber nicht alle Tage nach einander vorkommen; auf den einzigen jämmerlichen Kegel, der noch steht, habe ich zwei Kugeln verloren."

„Zwei so kostbare Kugeln," wiederholte der Oberststallmeister.

„Den Kegel müssen Sie machen," fuhr der Oberstkammerherr, zu dem Eintretenden gewandt, fort, ohne in diesem wichtigen Augenblicke die Neckereien seines Freundes zu beachten.

Die Kugel sauste und der Kegel fiel.

„A — a — a — ah," machte Baron Spiegel nach einem tiefen Athemzuge.

„Und was wünschen Eure Excellenz jetzt noch?" frug lachend der Maler.

„Einen Kranz, junger Mann — ein Kranz dort bei den Kegeln ist unser Siegeskranz; ich bitte Sie inständig, nehmen Sie sich zusammen — welche Aufregung," fuhr er in komischem Ernste fort, als Wilden seine Kugel in der Hand wiegte, „ich muß mich wahrhaftig abwenden, bis ich die Kegel klappern höre."

„Kranz!" rief draußen der Kegelbube, worauf der Oberstkammerherr auf den Maler zuschritt und ihm mit den Worten die Hand schüttelte: „noch einen solchen Schuß, junger Schütze, und Dein Glück ist gemacht!"

„Aber ist das erhört!" rief der Oberststallmeister, „wie kann man ein solches Glück haben! Spiegel, Spiegel, ich an Deiner Stelle hätte wahrhaftig Angst für meine Zukunft — die Partie, bei der Du bist, hat immer zu viel Glück — denke an den Ring des Polykrates und opfere den Göttern."

„Das werde ich auch thun in dem stolzen Gefühle, euch besiegt zu haben — komm' her, Georg!"

Bei diesen Worten holte der Oberstkammerherr ein nagelneues Halbguldenstück aus seiner Westentasche und gab es dem Kellner.

„Das große Ergebniß des Sieges ist," sagte der junge Adjutant, welcher an der Tafel zusammenrechnete, „daß Sie ein einziges Holz mehr als wir haben."

„Tant de bruit pour une omelette!" meinte der Oberststallmeister,

indem er ſich auf die Bank ſetzte und an einer Gasflamme ſeine Cigarre anzündete, „ein ſolcher Sieg iſt eigentlich gar keiner zu nennen, und wem habt ihr Andern überhaupt es zu verdanken, daß wir euch nicht gänzlich auf's Haupt geſchlagen haben, als unſerem jungen Freunde da — à propos Wilden, wer war denn der Fremde, mit dem Sie vorhin ſprachen?“

„Es iſt ein Maler, den ich in Rom kennen lernte, ein Herr von Saleck, ein Mann von ſehr guter Familie, und, was das Angenehmſte für einen Künſtler iſt, ſehr reich.“

„So, ſo, Saleck,“ ſagte der Oberſtkammerherr, „der in Rom das Glück hatte, den allerhöchſten Herrſchaften vorgeſtellt zu werden, ein hübſcher Mann, ſieht ſehr anſtändig aus.“

„Du hörſt ja, daß er von guter Familie iſt,“ ſprach Graf Rodenberg, „und reich, — das iſt nicht zu verachten.“

„So, ſo, das iſt der Saleck,“ warf der Adjutant ein, indem er dem Dahinwandelnden mit Intereſſe nachſchaute, „über den Ihro Hoheit ſo gerne ihre kleinen pikanten Bemerkungen macht.“

„Ei?“ frug der Oberſtſtallmeiſter, „Sporbach ſagte mir, er wäre in Rom ſehr in Gnaden geweſen.“

„Man hat Beiſpiele, daß das raſch wechſelt,“ meinte Baron Spiegel mit einem feinen Lächeln — „neulich noch, Sie waren ja dabei,“ wandte ſich der Baron an Wilden, „als Graf Sporbach Ihnen das Album der Prinzeſſin zeigte und Ihre Hoheit zufällig vorüberkam — was ſagte ſie doch, als man Saleck's Namen nannte? richtig, ſie ſagte: ‚eine langweilige Zeichnung, ſo geleckt und nichtsſagend, wie der, der ſie gemacht‘ — erinnern Sie ſich, Wilden?“

„Ja, ja, ich erinnere mich,“ fügte dieſer lachend hinzu, „auch ſagte Ihre Hoheit noch, ‚ich kann die Künſtler nicht leiden, die mit hellen Glacéhandſchuhen zeichnen,‘ eine Bemerkung, der ich getroſt in die Augen zu ſehen vermochte, denn mir kann man eine Verſchwendung an Handſchuhen nicht vorwerfen.“

„Wogegen ich Ihnen doch wieder nicht rathen möchte, ſich bei der Prinzeſſin ohne helle, tadelloſe Glacés ſehen zu laſſen, wenn Sie zu einer Audienz befohlen würden.“

„Du lieber Gott,“ warf der Oberſtkammerherr ein, „das kommt

„Ich?“ rief Alfred wild.

„Endlich kamen Sie,“ ſagte die Frau ruhig, „und das Mädchen empfieng ſie ſchweigend, dort, wo Sie jetzt liegt, im verdunkelten Zimmer.“

„Mich?“ ſchrie der Baron und fuhr wie wahnſinnig in die Höhe, „mich? — entſetzliches Blendwerk!“

„Nein, nicht Sie!“ antwortete laut weinend die Frau, „nicht Sie, der Andere kam an Ihrer Stelle, und als das Mädchen das ſchaudernd bemerkte — war es zu ſpät!“

„Zu ſpät! — zu ſpät!“ rief Alfred, „ja, zu ſpät!“ — und die Hand, mit welcher er ſeine Augen bedeckte, zitterte heftig.

„Das Uebrige wiſſen Sie,“ ſchloß die Frau mit matter Stimme und erhob ſich mühſam von ihrem Stuhle. Auch Alfred ſtand auf, und als ſei das zwiſchen den Beiden ſo verabredet, giengen ſie langſam nach der Thüre des Nebenzimmers, die von der weinenden Kammerfrau geräuſchlos geöffnet wurde.

Es war ein großes Gemach, mit einem Bett im Hintergrunde, auf welchem unter einem weißen Tuche etwas lag, in den bekannten ſchauerlichen Formen, und unter dem herabwallenden weißen Zeuge doch wieder ſo entſetzlich formlos. Der heranbrechende Tag blickte trüb durch die niedergelaſſenen Vorhänge und ſtritt ſich mit den herabgebrannten roth flackernden Kerzen, und mit dunklen, geſpenſterartigen Schatten, welche das erſterbende Licht in ſeltſamen Formen auf die Wände warf, um die Herrſchaft in dieſem Zimmer des Todes.

Alfred trat mit feſtem Schritte an das Lager, hob mit ſicherer Hand die Decke von dem Geſichte der Todten, welches wachsbleich, aber unverzerrt ſo ſchöne, bekannte, geliebte, unvergeßliche Züge trug. Er ſank vor dem Bett auf die Knie, und nachdem er ihre kalte herabhängende Hand unzählige Mal geküßt, löste ſich ſein wilder Schmerz in ſanftes Weinen auf, aus

Alles auf Zeit und Launen an, vielleicht nähme es Ihre Hoheit nicht einmal übel, wenn ſie Sie mit weißen Glacéhandſchuhen zeichnen ſände — — haben wir nicht Alles das und noch viel mehr erlebt?"

„Gedenkt dieſer Herr von Saleck länger hier zu bleiben?" frug der Adjutant, „will er die römiſche Bekanntſchaft erneuern, und zu welchem Zwecke, da er reich iſt? An Aufträgen wird ihm ja nichts liegen."

„Ich für meine Perſon wünſche ſehr; er bliebe eine Zeit lang hier, und Saleck hätte das Glück, Ihre Bekanntſchaft machen zu dürfen, Sie würden einen ausgezeichneten und liebenswürdigen jungen Mann an ihm finden; ja ich bin überzeugt, er würde Ihnen in jeder Hinſicht gefallen — ich gedachte ſchon vorhin, Sie um die Erlaubniß zu bitten, Ihnen meinen Freund vorſtellen zu dürfen."

Der Oberſtkammerherr ſchaute den Oberſtſtallmeiſter an, worauf er ſeine Augbrauen und Schultern außerordentlich hoch emporzog, und die alte und ſehr vorſichtige Excellenz ſagte: „Sie, lieber Wilden, ſind uns Allen ein charmanter Freund, wir — wir behandeln Sie als unſer — es — ich wollte ſagen, wir behandeln Sie, wie man einen Künſtler Ihres Namens behandeln muß, wir Alle, die wir hier ſind; auch würde ich für meine Perſon durchaus nichts dawider haben, die Bekanntſchaft des Herrn von Saleck zu machen, aber wohl verſtanden, in der Reſidenz, wo Alles weiter und größer iſt, wogegen man hier beim Eingehen neuer Bekanntſchaften nicht vorſichtig genug ſein kann; wiſſen Sie, lieber Freund, hier auf dem Lande, wo man mit den allerhöchſten Herrſchaften, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mehr ohne die gewiſſen herkömmlichen Schranken lebt, man könnte ſich erlauben, zu ſagen, mehr en famille, da hat es ſeine Inkonvenienzen, fremde Leute kennen zu lernen — habe ich nicht recht, Rodenberg?"

„Du biſt als ein vorſichtiger Mann bekannt und magſt auch wohl in Deiner Stellung als Oberſtkammerherr recht haben: ſchon Dich als ſolchen zu kennen, öffnet unwillkürlich eine Thüre bei Hofe, wenn auch vielleicht nur eine Hinterthüre; bei mir iſt das ſchon was Anderes; und wenn ich Ihrem Freunde," wandte er ſich an den jungen Maler, „in irgend etwas dienlich ſein kann, ſo laſſen Sie mich immerhin gelegentlich ſeine Bekanntſchaft machen."

„Das ſage ich auch, Wilden," ſetzte der Adjutant hinzu, „mir gefällt dieſer Herr von Saleck; er hat in ſeinem Ausſehen und in ſeiner Haltung etwas Gewinnendes, Diſtinguirtes; ſehen Sie nur, wie leicht und elegant er dahinſchreitet, und dann muß man eingeſtehen, daß ich ſelten etwas mehr comme il faut geſehen habe wie ſeinen Anzug; vielleicht ſehen wir uns morgen irgendwo, und dann bitte ich, laſſen Sie mich ſeine Bekanntſchaft machen."

„Es wird mir und ihm die größte Ehre ſein," erwiederte der Maler, „und was Seine Excellenz anbelangt," dabei wandte er ſich an den Oberſtkammerherrn, „ſo bin ich überzeugt, Sie auch noch freundlich für meinen Bekannten geſtimmt zu ſehen."

„Daran zweifle ich nicht im Geringſten," gab der alte Herr heiter zur Antwort, indem er ſich die Hände an einem im Pavillon hängenden Handtuche abtrocknete, „nur nicht gelegentlich, mein Lieber, darin weiche ich von der Anſicht meines theuren Freundes Rodenberg ab; gelegentlich, das wäre zum Beiſpiel im gegenwärtigen Augenblicke hier auf der Kegelbahn, und würde man doch dadurch mit einem gänzlich Fremden zu ſchnell und zu genau bekannt — ich laſſe mich im Negligé nur vor ganz genauen Freunden ſehen — aber in den nächſten Tagen einmal im Schloſſe in beſter Form, da ſtehe ich ganz zu Ihren Dienſten."

„Wir machen keine Partie mehr?" fragte ihn Rodenberg, worauf jener erwiederte, „'s iſt ſchon zu ſpät, ich muß nach Hauſe, um noch ein paar Briefe zu ſchreiben; wir werden in den nächſten Tagen Beſuch haben."

„Darf man nicht wiſſen wen?"

„Vor der Hand noch Staatsgeheimniß," verſetzte Baron Spiegel mit wichtiger Miene, „ſehr Staatsgeheimniß — wer geht mit?"

„Nun ich denke wir Alle."

„Will Jemand mit mir in meinem Boote fahren?"

„Ich für meine Perſon danke," ſagte der Oberſtſtallmeiſter, „ich ſchlendere bei dem prachtvollen Abend lieber zu Fuß nach dem Schloſſe; gehen Sie mit mir, Graf Helder?" fragte er den jungen Adjutanten.

„Mit großem Vergnügen, Excellenz."

„Alſo auf Wiederſehen!"

Damit trennten ſich die Herren, und während der Oberſtkammerherr mit Einigen in ſein Boot ſtieg, gingen die Anderen, worunter der Oberſtſtallmeiſter und Graf Helder, zu Fuß nach Hauſe.

„So," ſagte Wilden, als er Saleck wieder erreicht hatte und ſeinen Arm unter den des Freundes ſchob, „auch das Geſchäft wäre wieder abgemacht — gute Nacht Herrendienſt, jetzt wollen wir uns unſerer Freiheit freuen — à propos, die Herren ſehen Ihrer Bekanntſchaft gerne entgegen, es ſind charmante Leute, mit denen ſogar unſer Einer ſtellenweiſe behaglich leben kann, und bei manchem von ihnen ſtößt man auf einen guten Kern, wenn man ſich durch Uniform, Frack, Sterne und Bänder einmal durchgearbeitet hat."

„Der Oberſthofmeiſter der Prinzeſſin, den ich damals in Rom ſah, war nicht bei ihnen?"

„Zuweilen kommt er auch, aber ſelten, er iſt von ſeinem Dienſte zu ſehr in Anſpruch genommen."

„Darüber müſſen Sie mir etwas erzählen," ſagte Saleck ſcheinbar in ſehr gleichgültigem Tone, „man muß doch ſein Terrain kennen lernen; denn um gegen Sie aufrichtig zu ſein, habe ich allerdings im Sinne, wenn es thunlich iſt, den Verſuch zu machen, ob der in Rom protegirte Künſtler auch hier noch in angenehme Erinnerung gebracht werden kann."

„Was ich von dieſen Verhältniſſen weiß, werde ich Ihnen gewiß nicht vorenthalten, doch wie wäre es, wenn wir bei dem herrlichen Abend einen Spaziergang machten? wir haben ſpäter Vollmond, und ich könnte Ihnen Park und Schloß in der herrlichſten Beleuchtung zeigen."

„Darf man auch bei Nacht ſo ohne Weiteres durch die Gärten?"

„Unſer Einer ſchon," gab Wilden lachend zur Antwort; „unter den vielen Aufträgen, die ich von den verſchiedenartigſten Perſonen des Hofes habe, ſind auch Mondſcheinbeleuchtungen. Wie Sie wiſſen, Saleck, gibt es Zeiten in unſerem Leben, wo wir es lieben, ein Fenſter im wunderbaren Dämmerſchein des Mondlichtes anzuſchauen, und wo man Alles darum gibt, einen ſolchen Augenblick auf dem Papier feſtgehalten zu ſehen; es iſt das für ſpätere Schwärmerei ſo geeignet."

„Gut, machen wir alſo eine Mondſcheinſtudie im Park; rauchen Sie eine Cigarre?"

„Mit großem Vergnügen; ich weiß Ihre Gabe zu würdigen."

Hierauf zündeten die beiden jungen Leute ihre Cigarren an und verließen den Garten, um über den Postplatz hinweg und vermittelst der Brücke das andere Ufer zu gewinnen.

Was den Fremden vom zweiten Stocke anbelangte, so war auch dieser schon vor länger als einer halben Stunde spazieren gegangen.

Gen Westen zu, wo hinaus die Residenz lag, berührte die glühend rothe Sonne schon fast den Horizont, als die beiden Fremden sich jenem Thore des innern Parkes näherten, an dem vorhin der Eilwagen vorübergefahren war. Wilden, der hier sehr bekannt schien, nickte dem Portier freundlich zu, und Beide wurden ohne alle Umstände eingelassen. Der Weg von hier zum Schlosse bildete eine prachtvolle großartige Avenue; an die breite, schön erhaltene Fahrstraße stießen rechts und links über hundert Fuß breite Rasenstreifen, die mit majestätischen uralten Eichen besetzt waren. Es lag etwas so Ueberwältigendes in diesen riesigen Dimensionen, daß ein paar Wanderer, ja sogar eine Equipage oder ein Reiter wie ein Boot im Meere förmlich zu verschwinden schienen. Man konnte sich diesen Weg nur allenfalls belebt denken durch eine gewaltige bunte Reitermasse, mit wehenden Fahnen, fliegenden Federn, blitzenden Waffen, vergoldete Sänften eskortirend, oder altmodische schwere Equipagen in langer Reihe mit sechs oder acht Schimmeln bespannt, von deren Köpfen rothe Federbüsche nickten, Alles das gefolgt von zahlreichem Dienertroß. Oder noch besser wäre diese Avenue auszufüllen gewesen durch einen heimkehrenden Jagdzug, Kavaliere und Damen in buntem Gemisch, Jäger zu Roß und zu Fuß, langsam dahinziehende zahlreiche Meuten, den erlegten Hirsch mit Tannenzweigen zugedeckt, auf den Schultern starker Knechte getragen, und das Alles umgeben von Reitern, Fackeln in den Händen tragend, deren düstere rothe Glut den buntfarbigen Zug in grellen Streiflichtern beleuchtet, aber nicht im Stande ist, die weite Ausdehnung des Baumganges zu zeigen.

Mit ähnlichen Bildern ihrer Phantasie bevölkerten die beiden Freunde den Park, während sie rechts von der Straße auf dem weichen Grasboden dahingingen.

„Für mich hat diese Avenue," sagte Wilden, „etwas ungemein Melancholisches und Leeres, und es geht fast Allen so, die im Schlosse wohnen, nur Seiner Hoheit beliebt es, hier seine Spazierfahrten zu

halten, und manchmal auch der Prinzessin Helene, aber Letzterer nur in dem Falle, wenn sie sich vorgenommen hat ihr Gefolge gründlich zu langweilen — dort auf unserer Rechten führt ein anderer Weg aus dem inneren Park auf die Straße des äußeren Parks, der an sich wohl länger ist, aber mit solchen Abwechslungen angelegt, daß er Einem doch nicht so lange vorkommt wie dieser: jetzt gehen wir schon fast eine halbe Stunde und haben kaum zwei Drittel des Weges zurückgelegt. — Sehen Sie vor uns die Gruppen alter Eichen?"

„Ich bemerkte sie im Hereinfahren schon von der Straße aus, sie schließen scheinbar die Avenue."

„Sie umgeben einen Springbrunnen mit herrlichem Wasser, der aus einer alten einfachen Schale in der edelsten Form besteht, ein glücklicher Gedanke in dieser Umgebung: die Schale ist, wie Sie sehen, ohne weitere Verzierung aber von so großem Durchmesser, daß der über zwanzig Fuß hohe Strahl selbst bei starkem Winde selten den Rand erreicht. Der Großvater des jetzigen Herrn ließ den Springbrunnen aufstellen und die Bäume darum pflanzen in dem ganz richtigen Gefühle, die Oede des breiten Baumganges dadurch vom Schlosse zu trennen."

„Sehr richtig," entgegnete Saleck, „denn ich kann mir denken, daß der Blick von den Fenstern des Schlosses auf diesen riesenhaften Waldweg ermüdend und langweilig sein muß."

„Besonders bei Regenwetter," gab Wilden lachend zur Antwort; „ich kann Sie versichern, wenn man so einen Tag lang zuschaut, wie die schräg herabfallenden Tropfen hier Alles so gleichförmig und langweilig schraffiren, da könnte der heiterste Mensch schwermüthig werden."

„In solchem Wetter wird es wohl auch Niemanden einfallen, diese Allee zum Aufenthalte zu wählen?"

„Bis auf Seine Hoheit, der auch bei dem gründlichsten Regenwetter hier, natürlicher Weise in geschlossenem Wagen, spazieren fährt; auch zuweilen die Prinzessin mit ihren Damen, wenn sie die Behauptung aufstellt, es lade nichts so dazu ein, sich ernsthaft mit der Vergangenheit oder der Zukunft zu beschäftigen, als im strömenden Regen spazieren zu fahren."

„Wie ich erfuhr, iſt Seine Hoheit etwas hypochondriſcher Natur, und ſo begreife ich das," erwiederte Saleck und ſetzte alsdann, ſtehen bleibend, mit einem ſehr ernſten Blicke hinzu, „wie aber eine junge, lebensluſtige Dame Vergnügen daran finden kann, iſt mir ein Räthſel."

„Und doch iſt es ſo; ich habe die Prinzeſſin ſelbſt geſehen in ihrem ungeheuer großen Landau; dazu gingen die Pferde im Schritte, und während ſie im Fond zurückgelehnt lag, mußte eine ihrer Damen irgend etwas aus einem ernſten Buche vorleſen."

„A — a — a — ah!" machte Saleck, „das ſind ja eigenthümliche Launen; als ich in Rom die Ehre hatte, der Prinzeſſin vorgeſtellt zu werden und häufig mit ihr zu ſprechen, fand ich nie etwas in ihrem Weſen, was auf eine ſolche ernſte oder trübe Richtung hätte hindeuten können."

„Eine ſolche Richtung hat ſie auch gar nicht, es ſind das nur Eingebungen des Augenblicks, wie ſie auch ein anderes Mal bei einigen zwanzig Grad Hitze, wo ſich jedes vernünftige Geſchöpf nach kühlem Schatten ſehnt, zu Pferde ſteigt und in der glühenden Sonnenhitze einen Ritt macht, daß ſelbſt ihre männlichen Begleiter ganz aufgelöst und halbtodt nach Hauſe kommen."

„Alſo Launen?"

„Ich weiß nicht, ob man das bei einer Prinzeſſin auch Launen zu nennen wagen darf; wenn das aber bei uns gewöhnlichen Leuten vorkäme, würde man allerdings ſagen Launen, und obendrein Launen, die an Verrücktheit ſtreifen. Sie ſehen, lieber Saleck, ich bin offen, wie immer, gegen Sie, ich weiß, daß ich Ihnen trauen kann."

„Gewiß, und ich danke Ihnen ſehr für Ihre Offenheit. Und wagt es Niemand, der Prinzeſſin Vorſtellungen über dergleichen zu machen?"

„Vorſtellungen? der einzigen Tochter des regierenden Herrn, ſeinem Liebling? ich wüßte nicht, wer Luſt dazu hätte — der Oberſthofmeiſter der Prinzeſſin, Graf Sporbach, Sie erinnern ſich ſeiner von Rom her —"

„Allerdings, ein ſehr braver Mann."

„— Wagt es, hie und da eine gelinde Einwendung zu machen, die aber immer das Gegentheil von dem bewirkt, was er haben will."

Saleck schwieg und schritt, wie in tiefe Gedanken versunken, neben seinem Freunde hin. Sie hatten jetzt den Springbrunnen umgangen und sahen im Dämmerschein des Abends die Schloßgebäude vor sich liegen, weitläufige, großartige Bauten im italienischen Style, sehr lebendig gehalten durch ein- und ausspringende Winkel, Bogengänge, Terrassen und große Balkone mit Glasthüren.

„Gerade vor uns wohnt Seine Hoheit; er zieht den ernsten Park der heitern Flußseite vor, wo sich die Gemächer der Prinzessin befinden. Weiter wollen wir hier jetzt nicht hereindringen, denn der Fürst sieht es nicht gerne, wenn man, ohne etwas Besonderes zu thun zu haben, hier im Dunkeln herumgeht. Sie sehen dort den Graben, der sein Wasser vom Flusse erhält und der das Schloß auf zwei Seiten, wo sich die Gemächer Seiner Hoheit befinden, umschließt, dort auch die Brücke, an der Wachen aufgestellt sind; es ist hier ein wenig einsam und öde, ganz so, wie es Seine Hoheit wünscht."

„Mir scheint, daß der Fürst sehr ernst geworden ist."

„Seine Gesundheit ist angegriffen, wie ich gehört, besonders seine Nerven; Sie wissen, daß er eine ausgezeichnete klassische Bildung besitzt, eine Menge Sprachen spricht und in der deutschen und fremdländischen Literatur bewandert ist wie selten Jemand. In seiner Bibliothek zu sein und dort zu ordnen ist eine seiner liebsten Beschäftigungen. Er ist ein fürstlicher Gelehrter, der, wenn es einmal nicht anders ginge, sein Brod als Professor der alten Sprachen verdienen könnte. So ruhig und still, wie jetzt hier in der Dämmerstunde, ist es Tag und Nacht auf dieser Seite des Schlosses — wie sagt man doch in Wallenstein's Lager von dem großen Herzog von Friedland?

„Muß Alles mausstill um ihn sein,
„Den Befehl haben alle Wachen,
„Denn er denkt gar zu tiefe Sache.

„Doch wenden wir uns rechts um den vorspringenden Flügel, und so werden wir in Kurzem auf die lichte Seite des Schlosses gelangen."

Nach diesen Worten gingen sie weiter, und als sie ein paar hundert Schritte gemacht hatten, sagte Saleck, stehenbleibend: „der Pavillon, welcher den Vorsprung, von dem Sie eben sprachen, bildet, ist allerliebst; es müßte reizend sein, da zu wohnen."

„Das hat ſchon Mancher geſagt," erwiederte Wilden in einem eigenthümlichen trockenen Tone.

„Wie ſo? — iſt etwas Beſonderes dabei?"

„O, wie man's nimmt, es wohnen hier die Hofdamen der Prinzeſſin Helene."

„Ah, ich verſtehe, ſie ſind wahrſcheinlich jung und ſchön?"

„O ja, beide jung, beide ſchön, beſonders Fräulein Viktorine von Saint-Aubin."

„Eine Franzöſin?"

„Ich glaube, der Großvater wanderte aus dem mittäglichen Frankreich ein, ihr Vater, hier geboren, ſtarb als General; Fräulein von Saint-Aubin übrigens verleugnet durchaus nicht ihre ſüdliche Abſtammung; Jeder, der ſie ſieht, hält ſie für eine Franzöſin, wenn nicht für eine Spanierin — ach, ſie iſt ſehr ſchön; ich habe ſchon häufig bedauert, daß ich nicht Porträtmaler bin."

„Wilden — Wilden," meinte Saleck lächelnd, mit aufgehobenem Zeigefinger.

„O unbeſorgt, ich verſtehe es, bei ſolchen Veranlaſſungen, wenn es nöthig ſein ſollte, mein Herz feſt zu verriegeln — was wollen Sie, ein armer Maler und eine Hofdame, ich hätte keine Luſt, eine ſchwache Kopie des Taſſo darzuſtellen, auch ſind ganz andere Leute da, die denſelben Geſchmack haben —"

„Leute — in der Mehrzahl?"

„Wenn man, wie ich, als völlig neutrale Perſon ſich ſo zwiſchen den verſchiedenen Parteien bewegt, wenn man es verſteht, mit richtigem Ohr zu hören, und wenn man zuweilen von ſeinem Skizzenbuch aufblickt, ohne gerade die Gegend feſt zu betrachten, ſo erfährt und bemerkt man ſo allerlei."

„Laſſen Sie mich von Ihren koſtbaren Erfahrungen etwas hören, Wilden," ſagte der Andere, während er ſeinen Arm wiederholt unter den des Freundes ſchob, und wobei der Ausdruck, mit dem er ſprach, große Theilnahme verrieth.

„Recht gerne," erwiederte Wilden, „was ich weiß, ſoll Ihnen nicht vorenthalten bleiben, doch ſtehen wir jetzt gerade hier," ſetzte er lachend hinzu, „und ſtarren nach den Fenſtern des Fräuleins von Saint-Aubin,

als wenn wir auch zu der gewiſſen Mehrzahl gehörten; ich wollte Sie zuerſt den Weg hier um das Schloß fortſetzen laſſen, um unſere nächtliche Wanderung bei dem ſchönſten Theile des Schloſſes, wo Ihre Hoheit, unſere allmächtig und faſt alleingebietende Prinzeſſin Helene wohnt, zu beſchließen; doch liebt ſie es, zuweilen an ſchönen Abenden, wie der heutige, in der Dämmerung Höchſtſelbſt mit einer kleinen erleſenen Geſellſchaft einen Spaziergang nach dem Fluſſe zu machen, wogegen ſie es aber durchaus nicht liebt, wenn ihr auf dieſen Spaziergängen Unberufene begegnen. Kommen Sie deßhalb, lieber Saleck, dort hinein in den Park, wo eines meiner Lieblingsplätzchen iſt; Sie können ſich denken, daß ich jeden ſchönen Baum in der Umgebung auswendig kenne; dort, wohin ich Sie führe, iſt eine prachtvolle Eiche, mit ſchwellendem Mooſſitze, würde der Dichter ſagen, wo wir uns lagern können, nicht um die Eiche zu bewundern, denn dazu iſt es nachgerade zu dunkel geworden, aber von meinem Lieblingsplatze aus ſollen Sie ſehen, wie ſich jenſeits des Fluſſes neben dem alten Schloſſe, ſcheinbar aus den ſchwarzen Tannen hervor, der Mond erhebt, und welch' prachtvolles Bild uns alsdann die hellen Schloßgebäude in dem dunkeln Laubwerk, ſowie der ſanft beglänzte Fluß geben wird — kommen Sie, Saleck, es wird Sie zu einem Bilde begeiſtern."

Arm in Arm gingen die Beiden dem bezeichneten Punkte zu, den ſie nach einer Viertelſtunde langſamen Schlenderns erreichten. Von der maleriſchen Eiche war natürlich nicht viel zu ſehen, doch bot der Stamm mit ſeinen mächtigen austretenden Wurzeln, die ſich unter dem weichen Mooſe verloren, einen höchſt behaglichen Ruheplatz: die Luft war warm und duftig, von Feuchtigkeit, die der Abend ſonſt wohl mit ſich bringt, keine Spur, und der erfriſchende Luftzug, welcher vom Fluſſe her kam, gerade kühl genug, um nach der großen Hitze des Tages eine angenehme Abwechslung zu bieten. Hie und da zeigten ſich Leuchtkäfer, theils im weichen Mooſe ſittſam wartend, theils durch das Laub auf Abenteuern umherſtreichend. Die Beiden hatten den größten Theil der Schloßgebäude vor ſich, etwas näher den Pavillon, vor dem ſie vorhin ſtanden, etwas weiter, unmittelbar am Fluſſe, den Schloßflügel, worin die Prinzeſſin wohnte. Am andern Ufer des Fluſſes erhob ſich der Berg mit der Ruine, und neben derſelben begann der Himmel heller

zu werden, ja ſo hell, daß man die rieſigen ſchwarzen Tannen deutlich auf dem glänzenden Hintergrunde ſah.

„In der That prachtvoll," meinte Saleck, „es iſt mir gerade, als ſäßen wir vor einem großartigen Schauſpiele, und als begänne eben die Ouverture."

„Ich habe manchen Abend hier geſeſſen," erwiederte der Andere, „und mir Alles zu einem großen Bilde ſkizzirt: geben Sie Achtung, wie dort die maſſigen Gebäude, wo die Prinzeſſin wohnt, bei den erſten Strahlen des Mondes, der über den Berg ſchießt, ſo feierlich, ja geiſterhaft hervortreten werden."

„Es iſt das dort, wo der Lichtſchimmer das breite Bogenfenſter erleuchtet?"

„Ja, wir werden ſpäter dort unten vorbei nach dem Fluſſe gehen und die Prinzeſſin ſehen, was Sie vielleicht intereſſirt, 's iſt dort vor dem hellen Fenſter ein Altan, wo ſie in kleiner Geſellſchaft gern ihre Abende zuzubringen pflegt."

„Seit jener Zeit, wo ich das Glück hatte ſie in Rom zu ſehen, wird ſie ſich wohl nicht verändert haben?"

„Man ſagt, ſie ſei wo möglich noch ſchöner geworden."

„Ah, ſie war damals ſchon recht ſchön, ſie wird wohl von ihrer Umgebung ſehr geliebt?"

„Hm," machte Wilden, „das kommt darauf an, was man unter Umgebung verſteht: ihre Umgebung in weiterem Sinne iſt allerdings entzückt von ihrem liebenswürdigen Aeußern, denn ſie kann ſehr liebenswürdig erſcheinen, wenn ſie will."

„Und das iſt ſie für ihre nähere Umgebung weniger?"

„Man ſagt ſo und man klagt ſo," erwiederte lachend der junge Maler; „ſie ſoll unerträgliche Launen haben, was ich eines Theils wohl begreife und ihr auf der andern Seite auch nicht übel nehme: iſt ſie doch die einzige geliebte und deßhalb ſehr verwöhnte Tochter eines regierenden Herrn, eines Herrn, der wohl ſeine Staatsgeſchäfte ſelbſt beſorgt, aber ſich um das, was den Hof anbelangt, ſo wenig wie nur möglich bekümmert. Und wie ſollte die Prinzeſſin ihre Umgebung nicht ſchlecht behandeln, da ſie von den Meiſten hiezu gründlich aufgefordert wird. Sie iſt eine geiſtreiche junge Dame, daran iſt nicht zu zweifeln, dabei

welchem hervor man nichts hörte als ihren Namen: „Mathilde! meine Mathilde!“ — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Das Duell am heutigen Morgen zwiſchen dem Lucceſen und dem deutſchen Offizier fand wirklich ſtatt. Alfred hatte die Kraft, dabei zu ſecundiren, doch lief dieſer Zweikampf außerordentlich glücklich ab: der Lucceſe, welcher den erſten Schuß hatte, ſchoß ſein Piſtol in die Luft ab, und der junge Offizier machte es gerade ſo, dann reichten ſich Beide die Hände, und der Italiener ſagte: „wenn Sie einmal nach Lucca kommen, ſo ſind Sie mir willkommen!“ und der Deutſche verſicherte: er hoffe ſeinem Gegner einſt in Wien die Honneurs der Vaterſtadt machen zu können.

Auf dem Kampfplatz befanden ſich zwei beſpannte Reiſewagen, um bei einem unglücklichen Ausgange des Kampfes ſogleich benützt werden zu können. Doch auch jetzt bei dem glücklichen Ende deſſelben machten die Betreffenden Gebrauch davon, denn Beiden, ſowohl dem Italiener als dem Deutſchen, war der Aufenthalt in Florenz äußerſt unangenehm geworden. Erſterer eilte nach Lucca zurück, der Andere, dem der Vicomte in vergangener Nacht merkwürdige Aufklärungen gegeben, beſchloß, die ſchöne Polin nicht wieder zu ſehen, und wandte ſich mit dem Franzoſen, der ihn lieb gewonnen, gegen Rom.

Mit welchen Gefühlen Alfred nach dieſer Nacht in ſein Hotel zurückkehrte, und ſeinen Freund, den Grafen, wieder ſah, iſt ſchwer zu beſchreiben. Nur die wirklich innige und lang beſtandene Freundſchaft zwiſchen Beiden vermochte ſie nach längerer Ueberlegung dazu, ihre Reiſe gemeinſchaftlich fortzuſetzen. Natürlich wurde der vergangenen Nacht und was in derſelben geſchehen nie in ihrem ganzen künftigen Leben mit einer Sylbe erwähnt.

Die beiden Freunde blieben noch ein paar Tage in Florenz;

lebhaft, gewandt, witzig, und die Meisten ihrer Umgebung weit überschauend. Und was nun diese Umgebung anbelangt, wie Wenige derselben erlauben es sich, eine eigene Meinung zu haben, und wagen es noch viel weniger, dieselbe geltend zu machen. Dabei hat die Prinzessin, wie man mir im Vertrauen sagt — denn zur selbstständigen Beobachtung stehe ich ihr nicht nahe genug — einen unglaublichen Hang zum Intriguiren: ein klares, ruhiges Verhältniß, eine Sache, die sich leicht von selbst abwickelt, soll ihr verhaßt sein; wo sie glatte Fäden verwirren kann, unterläßt sie es nicht, und da sie eine große Geschicklichkeit besitzen soll, dergleichen Fäden zu verwirren, so können Sie sich denken, auf welche Art sie die Leute aneinander hetzt."

„Von diesen Talenten erfuhr ich in Rom nie etwas."

„Natürlich, weil die Prinzessin bei ihrem dortigen kurzen Aufenthalte das Terrain nicht genug studiren konnte, dort auch weniger Leute fand wie der selige Polonius."

Saleck hatte sich gegen den Stamm zurückgelehnt, die Arme übereinander geschlagen, und schaute ernst nachsinnend in den hellen Mondschein, der jetzt hinter den schwarzen Tannen in gelbrothem Glanze aufzuleuchten begann.

„Wenn ich hier des Nachts saß," sprach Wilden, der ebenfalls an den nächtlichen Himmel emporsah, „so habe ich mir über das prachtvolle Schauspiel dort häufig Bilder zusammengestellt, die ich in Verse bringen würde, wenn ich ein Dichter wäre. Sehen die majestätischen Bäume mit ihren ausgebreiteten Aesten jetzt nicht gerade so aus wie riesenhafte Gestalten, die soeben im Begriffe sind, mit in einander geschlungenen Händen einen wilden Rundtanz um ein ungeheures Feuer zu machen, ein Feuer, das nun rasch immer höher und höher strahlt, und sich jetzt wie durch Zauberei zu einer riesigen Kugel zusammenballt, ganz nach dem Sinne jener schwarzen, rußigen Cyclopen da oben? Scheinen sie doch selbst hervorgebracht zu haben jenen Klumpen glühenden Metalls, den sie nun lachend umstehen, und den sie nun mit starken Armen wie einen Spielball hoch über ihre Köpfe emporwerfen."

„Das ist allerdings ein passendes Bild," erwiederte Saleck, nachdem er lange in den Mond geschaut, „aber nur passend, so lange der

Mond in röthlicher Glut noch die Gipfel der Bäume berührt; jetzt aber entschwebt er ihren Armen, heller und heller werdend."

„Ja, ja, die Cyclopen haben ein besseres Werk geschaffen, als sie selbst geglaubt: ihr Spielball hat sich belebt, und wie er nun in glänzender Klarheit emporsteigt, sinken jene Gestalten in Nacht und Nichts zusammen."

„Ein Bild unserer Wünsche und unserer Hoffnungen, die wir mit gutem Muthe geformt, mit denen wir gespielt, die unser Werk schienen, die wir beherrschen zu können glaubten, und die nun auf einmal hoch über uns dahin fliegen, kalt und glänzend, immer schöner werdend, aber für uns immer unerreichbarer."

„Das Gedicht wäre fertig," sagte Wilden heiter, „wenn wir es nur in Reime hätten gießen können."

Abermals saßen die Beiden eine Weile stumm neben einander, dann fragte Saleck: „nicht wahr, die Herzogin Sophie, welche die Prinzessin damals nach Rom begleitete, lebt auch hier am Hofe?"

„Gewiß, sie ist das Haupt der einen Partei, während der regierende Herr oder vielmehr die Prinzessin Helene das Haupt der andern ist."

„Feindliche Parteien?"

„Zuweilen, wie man sagt — Sie wissen, da der Fürst keinen männlichen Erben hat, so fällt nach dem Hausgesetz die Regierungsfolge an seine einzige Tochter, die Prinzessin Helene, oder an deren künftigen Gemahl."

„Hat sich da vielleicht schon etwas arrangirt?" fragte der Andere hastiger, als es vielleicht in seiner Absicht stand.

„Von Seiten der Prinzessin glaube ich nicht: wie man mich versichert, haßt sie die Männer und soll schon ihren Entschluß kund gethan haben, in Beziehung einer Verbindung zweimal vorsichtig sein zu wollen, da sie vielleicht ganz richtig denkt, daß manche Bewerbung mehr dem Fürstenthum in ihrer Hand, als dieser Hand selbst gelten werde."

„Ein trauriger Gedanke."

„Der aber nicht ohne Grund ist; nehmen wir es doch auch einem reichen Mädchen in unseren Verhältnissen in vielen Fällen nicht übel, wenn sie außerordentlich vorsichtig bei der Wahl ihres Gatten ist: ich

für meine Perſon glaube, daß ich im gleichen Falle als reiches Mädchen ledig bleiben würde."

Saleck blickte nachſinnend in den Mond und ſchien dieſe letzten Worte nicht gehört zu haben, denn er knüpfte an eine frühere Bemerkung Wilden's an, indem er ſagte: „Was haben denn dieſe Parteien mit der Verheiratung der Prinzeſſin zu thun?"

„Nun, die eine Partei iſt ja die Prinzeſſin ſelbſt, und die andere die der Frau Herzogin, welche, wie man allgemein ſagt, Hoffnung nährt für ihren Sohn, den Herzog."

„Ah, das iſt ſtark," rief Saleck faſt leidenſchaftlich, indem er ſich haſtig emporrichtete, „dieſe Frau konnte die verwegene Idee haben, ihrem Sohne die Hand der Prinzeſſin und vielleicht die Erbfolge zu verſchaffen — ihrem Sohne — eben ſo übermüthigen Geiſtes, wie verwahrlosten Körpers?"

„In dieſen beiden Eigenſchaften, die der Herzog allerdings beſitzt, ſehe ich gerade nichts Außerordentliches; wie oft zeigte ſich ein reger, ſtarker Geiſt in einem verwachſenen Körper?"

„Es iſt lächerlich, nur an ſo 'was zu denken — Wahnſinn, darüber zu ſprechen."

Wilden blickte ſeinen Freund verwundert an, dann ſagte er: „Sie meinen wohl, wenn die Betheiligten darüber ſprächen, wogegen es für uns doch nur ein Thema der Unterhaltung iſt, wie jedes andere."

„Und glauben Sie im Ernſt, daß der Herzog ſo hochfliegende Pläne hat, ſo übertrieben — ſchwindelhaft?"

„Von ſeinen Plänen weiß ich nichts, was aber die Frau Herzogin betrifft, ſo weiß Jeder am Hofe, der es wiſſen will, daß ſie ſich auf's Allereifrigſte mit dieſer Verbindung beſchäftigt."

„Und die Prinzeſſin weiß darum?"

„Wie ſollte ſie nicht? ſie, die Alles weiß, was hier vorgeht; ich erfuhr zufälliger Weiſe eine Aeußerung, welche ſie über dieſe Angelegenheit gethan."

„Darauf bin ich begierig," rief Saleck haſtig.

„Sie ſoll ſich lächelnd ausgeſprochen haben, auf dieſe Art bliebe die Erbfolge in engſter Familie, ſowie hinzugeſetzt, und welch' wunderbares

Paar würden wir geben, ich könnte für mich keine beſſere Folie wünſchen als die Geſtalt des Herzogs."

„Wenn ſie das ernſtlich geſagt, ſo ſpräche das nicht ſehr für ihr Herz."

„Für ihr Herz — man glaubt nicht, daß ſie viel dergleichen hat," gab Wilden mit großer Ruhe zur Antwort.

„Aber glaubt man in der That, daß die Herzogin mit ihren Plänen Ausſicht hat?"

„An Eifer für dieſelben läßt ſie es nicht fehlen, ich habe darüber meine guten Nachrichten."

„Sie ſind überhaupt verflucht gut unterrichtet, theuerſter Wilden," bemerkte Saleck mit einem mißtrauiſchen Blick auf ſeinen Nachbar, „ich möchte wohl Ihre Quelle kennen."

„Daraus will ich Ihnen, den ich gerne habe, kein Geheimniß machen, und man muß ſich gegenſeitig ſchon etwas zu Gefallen thun. Sie können mir glauben, lieber Saleck, ich bin ein vortrefflicher Kamerad, auch durchaus nicht eigennützig: ich kenne eine der Kammerfrauen der Prinzeſſin Helene."

„Fräulein Miré?"

„Dieſelbe," gab Wilden zur Antwort, indem er Saleck erſtaunt anblickte. „Sie ſind erſt ſeit heute hier und kennen ſchon ihren Namen?"

„Wenn ich nicht irre, war ſie mit der Prinzeſſin in Rom," gab Saleck in nachläſſigem Tone zur Antwort.

„Bitte ſehr um Entſchuldigung, die erſte Kammerfrau der Prinzeſſin, welche mit derſelben in Italien war, erhielt nach der Rückkehr einen Dienſt bei der Frau Herzogin, welcher ſie, wie man ſagt, in Rom ſchon größere Dienſte geleiſtet, als ihrer jungen Gebieterin, auch geſchah dieſer Wechſel auf den beſonderen Wunſch der Prinzeſſin."

„Alſo eine gefallene Größe der Garderobe."

„Total gefallen, und auch nur aus einem kleinen Reſt von Dankbarkeit bei der Herzogin behalten; doch, mögen Sie nun den Namen des Fräuleins Miré erfahren haben, wo Sie wollen, das iſt mir am Ende gleichgültig und ändert durchaus nichts in meinem Anerbieten."

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, lieber Wilden, daß ich den Namen dieſer Dame heute zum erſten Male gehört und ſie weder geſehen

noch geſprochen habe, auch verſpreche ich Ihnen feierlich, Ihnen die unverdächtige Quelle, von der ich den Namen habe, in Kurzem zu nennen, für heute kann ich es noch nicht. — Glauben Sie nicht," fuhr er in einem herzlichen Tone fort, „daß ich Ihre Offenheit durch Mißtrauen belohnen will — im Gegentheil, Sie ſollen mich als einen treuen Freund kennen, der das, was er an Vertrauen empfängt, reichlich zu erſetzen Willens iſt — aufrichtig geſagt, ich werde Ihre Freundſchaft, Ihre Hülfe für mich in Anſpruch nehmen."

„Womit ich nur eine Pflicht der Dankbarkeit erfülle, denn ich werde nie der freundlichen Dienſte vergeſſen, die Sie mir in Rom geleiſtet."

„So erlauben Sie mir noch eine Frage: Weiß der Herzog von den Plänen ſeiner Mutter, und billigt er ſie? Doch das verſteht ſich bei einem ſo wunderbaren Ziele wohl von ſelbſt."

„Allerdings kennt der Herzog die Abſichten, welche ſeine Mutter hat, billigt ſie auch begreiflicher Maßen, ohne dabei aber allzuthätige Hülfe zu leiſten."

„Ah, Sie ſcherzen?"

„Der Herzog iſt verliebt."

„Natürlich in die Prinzeſſin, um ſo ſonderbarer iſt's, was Sie mir ſagen."

„Nicht in die Prinzeſſin, der Herzog liebt eine andere Dame des Hofes leidenſchaftlich, hartnäckig."

„Und wird wieder geliebt?"

„Das glaube ich kaum, und daher rührt wohl ſeine leidenſchaftliche Hartnäckigkeit."

Saleck hatte ſich, von begreiflicher Unruhe getrieben, raſch erhoben und ſtand nun neben ſeinem behaglich ruhenden Freunde, wobei er ſeinen Arm an den Stamm des Baumes lehnte und den Kopf darauf ſtützte. „Das iſt ja hier ein merkwürdiges Terrain," ſagte er, nachdem er eine Zeit lang geſchwiegen, „wer ſollte dergleichen gegeneinander wirkende Strömungen in dieſer ländlichen Abgeſchiedenheit vermuthen, hier, wo Alles unter den Flügeln eines ungetrübten Friedens zu ruhen ſcheint."

„Ja, ja, dieſe Ruhe täuſcht ſogar den, welcher im Stande iſt, ſchärfer hineinzublicken; es iſt ein ewiges Getreibe, ein beſtändiges In-

triguiren, ein steter Kampf auf dem Grunde dieses tiefen Hochwassers, dessen glatte Oberfläche fast gänzlich davon unberührt bleibt."

„Ueberall die gleiche Geschichte. Ach, wie selig, wie wonnig könnte man hier leben, wenn der Friede, der über dieser wunderbaren, nächtlich schönen Landschaft ruht, auch in unseren Herzen zu finden wäre — — — schauen Sie um sich, Wilden, es ist eine entzückende Nacht."

„Ich habe hier an diesem Stamme schon manche dergleichen erlebt und förmlich darin geschwelgt — wie das Mondlicht so glänzend hie und da durch die Laubmassen bricht, den Boden mit silbernen Punkten und Streifen besäend."

„Und die weiße Masse des Schlosses, die fast taghell hervortritt und doch wieder so weich, gemildert durch den Duft der Nacht: es ist eigenthümlich, der Mond scheint so hell, daß das Licht des Pavillons vor uns kaum zur Geltung gelangen kann."

Wilden hatte, um schärfer zu sehen, seine rechte Hand über die Augen gelegt, dann sagte er: „Ja, weil das Licht hinter einem Vorhange leuchtet, vor Kurzem bemerkte ich es noch nicht."

„Wie weich und linde die Luft ist, man glaubt im Süden zu sein; denken Sie noch an unsere Nächte in Rom?"

„O gewiß, sie sind mir unvergeßlich, doch was ich an einer Nacht in der Heimat, wie an der heutigen, vorziehe, ist der herrliche Duft unserer Wälder, dieser unbestimmte, würzige Hauch."

„Wie ihn sich die Leuchtkäfer zu Nutze machen, man glaubt, sie schwärmen dahin wie von Blätter- und Blumenduft getragen."

„Ja, es ist eigenthümlich," meinte Wilden mit leiserer Stimme nach einer Pause, während welcher er scharf vor sich hingeblickt — — „sehen Sie doch," fuhr er alsdann in ganz gedämpftem Tone fort, „sind das auch Leuchtkäfer dort, die beiden dunkler glühenden Punkte, der eine rechts von dem erhellten Pavillon, der andere links, bald verschwinden sie, bald flammen sie heller auf — bemerken Sie die Punkte?"

„Allerdings."

„Bitte, sprechen Sie leiser, wie ich glaube, sind wir nicht mehr allein, was ich da sehe, halte ich für keine Leuchtkäfer, vielmehr für glimmende Cigarren."

„Wahrhaftig, Sie haben Recht, wir ſind nicht mehr allein, da es im Allgemeinen nicht zu geſchehen pflegt, daß brennende Cigarren allein im Walde umherſpazieren.“

„Bſt! Bitte nicht ſo laut, das kann ganz intereſſant werden; ich ſehe die zu den Cigarren gehörenden Geſtalten, zwar undeutlich, aber ich ſehe, leichtſinniges Volk, das nicht einmal eine Cigarre weglegt, wenn es ſolcher Art auf dem Anſtande iſt. Das Beſte an der Sache iſt das, daß Keiner eine Ahnung von dem Andern hat, denn da Jeder hinter ſeinem dicken Baume vor einem Blick aus dem Pavillon gedeckt iſt, ſo können ſie ſich auch gegenſeitig nicht ſehen, wir aber erblicken Beide — das kann in der That höchſt unterhaltend werden.“

Saleck hatte ſich vorſichtig am Stamme der alten Eiche niedergleiten laſſen und ſaß nun wieder neben ſeinem Freunde, dem er in's Ohr flüſterte: „Haben Sie eine Idee, wer es ſein könnte?“

„Allerdings habe ich die; ſehen Sie, eine Cigarre brennt offenbar höher vom Boden wie die andere, das iſt der Adjutant Seiner Hoheit, Graf Helder; die andere zeigt einen kleineren, aber wichtigeren Mann an, den Herzog.“

„Und das erleuchtete Fenſter gehört, wie Sie mir vorhin ſagten, zur Wohnung des Fräuleins von Saint-Aubin?“

„Ja,“ hauchte der Andere ſo leiſe als möglich und ſetzte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen hinzu: „Aber ſie hat keine Ahnung von dieſer Art von Hofmacherei, würde das auch nicht geſtatten und noch viel weniger irgend eine Antwort darauf geben — doch was iſt das?“

Man ſah jetzt, wie einer der weißen Vorhänge an dem beleuchteten Fenſter auf die Seite geſchoben wurde, wie alsdann eine weibliche Geſtalt ſich am Fenſter zeigte, einen Flügel öffnete und etwas herauszuwerfen ſchien.

Augenblicklich bemerkte man hierauf, daß die beiden eben noch ſtark glimmenden Cigarren verſchwanden; eine fiel gerade auf den Boden nieder in das Moos, die andere in einem weiten Bogen in die Gebüſche, und zugleich ſah man, wie ſich zwei Geſtalten dem Pavillon näherten, dabei immer noch einzelne Bäume, bei denen ſie vorüber mußten, als Deckung gebrauchend.

„Das gibt das wunderbarſte Zuſammentreffen," ſagte Wilden, mühſam ſein Lachen verbeißend, „o, wenn ſie ſich nur nicht eher bemerken, als bis ſie einander ſo nahe gekommen ſind, um nicht mehr ausweichen zu können — 's gibt ganz gewiß eine Szene."

„Welche aber dem Fräulein, von deſſen Charakter Sie ſo Gutes ſagten, höchſt unangenehm ſein muß," meinte der bedächtigere Saleck.

„Nun, was den Einen von den Beiden anbelangt," entgegnete der junge Maler, „ſo traue ich ihm ſo viel Diskretion und Ueberlegung zu, daß er in der nächſten Umgebung des Schloſſes keinen Wortwechſel aufnimmt — aber kommen Sie, wir wollen uns langſam nähern, ſind wir doch harmloſe Spaziergänger und brauchen uns den Teufel darum zu kümmern, wem wir hier begegnen."

„Sie wohl, aber ich?" gab Saleck zur Antwort.

„Für Sie gebe ich jede Bürgſchaft, kommen Sie nur; hoffentlich ſind die Schatten, welche das Schloß jetzt dorthinwirft, auch in der Nähe ſo dunkel, daß ſie ſich erſt erkennen, wenn ſie einander ganz nahe ſind; ſehen Sie die Beiden," ſetzte er leiſe voranſchreitend hinzu, „zuweilen in den Lücken der dichtſtehenden Bäume? Jetzt aber müſſen ſie auf den kleinen Raſenplatz hinauskommen, der ſich vor dem Pavillon ausbreitet — da ſind ſie ſchon und einander ſo nahe, daß Jeder es für eine Schande halten würde, zurückzutreten — — — — aber was Teufels iſt das? Unter dem Fenſter bemerke ich ja noch eine dritte Geſtalt — ſehen Sie doch, Saleck, täuſche ich mich denn?"

„Nein, Sie haben Recht, dort ſteht noch Jemand, der, wie mir ſcheint, die beiden ſich Nähernden nun ebenfalls ſieht und ſie ruhig erwartet."

„Das iſt das Geſcheidteſte, was er thun kann, denn von den Beiden würde ihn Keiner entwiſchen laſſen, darauf können Sie ſich verlaſſen — — — — jetzt müſſen ſie ſich alle drei ſehen — der Knoten iſt geſchürzt, eilen wir, um nicht zu ſpät zur Löſung zu kommen."

Es mußte in der That ein eigenthümliches Gefühl ſein, welches die drei Männer erfüllte, die ſich ſo plötzlich unter den vorhin geſchilderten Verhältniſſen einander gegenüberſahen. Die Zwei, welche ſich dem Dritten genähert und, wie ſie aus dem Dickicht der Bäume hinweg auf den Raſenplatz traten, einander augenblicklich erkannten, ſtanden eine Sekunde

lang unwillkürlich still und hatten nun trotz des gegenseitigen Hasses doch begreiflicher Weise stillschweigend die Uebereinkunft getroffen, auf den dritten, gänzlich Unbefugten, loszugehen, was sie denn auch nach dem ersten Momente der Ueberraschung thaten.

Wie Wilden vorhin richtig gesagt, waren es die beiden Personen, deren er erwähnt: der Adjutant des Fürsten, den wir im Garten des Gasthofs kennen gelernt, sowie der Neffe des Fürsten, eine kleine, etwas verwachsene Gestalt, die aber trotzdem einige Augenblicke früher vor dem fremden Eindringlinge stand als sein schlanker Nebenbuhler.

„Wer sind Sie und was machen Sie hier?" fragte der Herzog den Unbekannten, welcher mit übereinander geschlagenen Armen an der Mauer des Pavillons lehnte, sich aber sogleich aufrecht hinstellte, als er diese in sehr barschem Tone an ihn gerichtete Frage vernahm.

„Wenn die Herren," gab der Angeredete nach einer kleinen Pause zur Antwort, „zur Polizei des Schlosses gehören, so muß ich allerdings wohl selbst auf eine mit so wenig Anstand gethane Frage antworten."

„Zu dieser Frage hat zwar Jeder das Recht, der zum Schlosse gehörig und so dicht an den Mauern Leute herumspionirend und lauschend bemerkt, die ihm verdächtig erscheinen," sprudelte der kleine Herzog zornig heraus, „doch ist es besser, wir lassen diesen Monsieur mit jenen Beamten Bekanntschaft machen, die er vorhin nannte und die er zu fürchten alle Ursache hat — ah, Sie sind es in der That, Graf Helder?" wandte er sich in einem eigenthümlichen, spöttischen Tone an diesen, welcher mit ihm zusammengetroffen war — wollen Sie die Güte haben, diesen Monsieur da auf die Wache zu begleiten, wohin ich Ihnen folgen werde."

„Vor allen Dingen, gnädiger Herr," gab der Adjutant des Fürsten mit leiser Stimme zur Antwort, „wollen wir uns, wenn es Eurer Durchlaucht gefällig ist, aus der Hörweite dieses Pavillons begeben; man könnte es unliebsam vermerken, wenn unsere Stimmen erkannt würden."

„Ich habe mich nie gescheut, die meinige hören zu lassen, sei es wo es wolle — doch, wie ich Ihnen schon gesagt, nehmen wir diesen da mit und entfernen uns."

So leiſe auch Graf Helder dieſe Worte geſprochen, ſo hatte doch der Fremde genug davon verſtanden, um mit ziemlich lauter Stimme zu ſagen: „Und wenn nun dieſe Perſon nicht Luſt hätte, Ihnen zu folgen, auf welche Weiſe wollten Sie ſie dazu zwingen? — Pah, gehen Sie mir mit Ihrer Art, Fremde zu behandeln — wie kann ich wiſſen, daß es hier verboten iſt, in einen offen ſtehenden Park zu treten und ſich an die Mauer eines Pavillons zu lehnen, um von da den Mondſchein zu betrachten?"

„Gut, mein Herr," erwiederte der Adjutant mit leiſer, aber etwas ängſtlicher Stimme, und ſetzte mit einiger Höflichkeit hinzu: „Sie werden ſich aber unſerem Wunſche fügen müſſen, die Mauer dieſes Pavillons zu verlaſſen, um uns in einiger Entfernung zu ſagen, wer Sie ſind —"

„Und welche Gründe Sie bewogen," fiel der Herzog dem Sprecher raſch in das Wort, „gerade von dieſem Pavillon aus Ihre Mondbetrachtungen anzuſtellen."

„Auf ein höfliches Wort findet man mich zu Allem bereit," verſetzte der Fremde, wobei er es übrigens ſorgfältig vermied, ſeine Worte an den kleinen verwachſenen Mann zu richten, vielmehr dem andern folgte, der ihn mit einer Handbewegung dazu einlud.

Da nun alle drei den Pavillon verließen, um mit raſchen Schritten das Dickicht des Parkes zu gewinnen, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie hier auf Wilden und Saleck ſtießen, welche kein Wort von der Unterredung verloren und gerade ſo thaten, als ſeien ſie durch die laut gewechſelten Reden herbeigezogen worden.

„Wen haben wir nun da ſchon wieder?" rief ärgerlich der Herzog, welcher Ausdruck ſeiner Worte ſich auch durchaus nicht milderte, als er den jungen Maler erkannte — „weiß der Teufel," fuhr er unmuthig fort, „was alle Welt auf dieſe Seite des Schloſſes zieht; es ſind doch Spaziergänge genug da — man kann nicht einmal mehr ungeſtört friſche Luft ſchöpfen."

„Euer Durchlaucht werden mir verzeihen," gab Wilden zur Antwort, „es gehört nun einmal mit zu meinem Handwerk, der Nacht und dem Mondſchein nachzulaufen, und finde ich gerade den Pavillon vor uns mit ſeinen tiefen Schatten ſo reizend auf dem hellen Nachthimmel hervortretend —"

Alfred hatte heilige Pflichten zu erfüllen, welchen er auf das Umfassendste und Edelste nachkam.

Den einzigen reellen Nutzen von all' dem Schrecklichen jener Nacht hatte die Kammerfrau jener polnischen Dame, denn als sie am Mittag darauf ihrer Gebieterin das Peignoir darreichte, fand sie auf dem Teppich vor dem Bette einen Napoleon, den die Dame hastig und verächtlich mit dem Fuße von sich stieß.

„Hol' der Henker Ihre tiefen Schatten — die könnten Sie am Tage auch ſtudiren, wenn es Ihnen um's Studiren zu thun wäre — doch laſſen wir das; wer iſt da bei Ihnen?"

„Einer meiner Bekannten aus Rom, gnädigſter Herr, den ich heute Abend in Warneck traf, ebenfalls nur ein geringer Maler, wie ich ſelbſt, Arthur von Saleck — darf ich mir erlauben, ihn Euer Durchlaucht vorzuſtellen?"

„Eine ſchlecht gewählte Zeit, auf mein Wort," gab der Herzog in immer noch ärgerlichem Tone zur Antwort, und nun wandte er ſich an den Fremden, der ziemlich theilnahmlos dageſtanden und nur bei dem Namen Saleck einen Augenblick nach dem alſo Genannten hingeſchaut, was haben Sie hier zu ſuchen? — kennen Sie dieſen Monſieur vielleicht auch?" fragte er Wilden.

„Ich habe nicht die Ehre," entgegnete dieſer, worauf der Adjutant, welcher den ihm ſehr unnöthig vorkommenden Reden ungeduldig zuzuhören ſchien, das Wort nahm und immer noch mit leiſerer Stimme, als die Anderen ſprachen, bemerkte: „Das Beſte wird ſein, wir begleiten dieſen ſchweigſamen Herrn an den Ausgang des Parkes nach der Flußſeite hin und übergeben ihn dort der Wache."

Dieſes Auskunftsmittel veranlaßte indeſſen den Herzog, nicht nur unmuthig den Kopf zu ſchütteln, ſondern auch den Adjutanten bei Seite zu ziehen und ihm zuzuflüſtern: „wie können Sie im Ernſte die Abſicht haben, dieſen Menſchen der Wache zu übergeben?"

„Und warum nicht? gnädiger Herr," frug der Andere in einem anſcheinend unbefangenen Tone, „das iſt wohl der richtigſte Ausweg."

„Nun, der Himmel gebe Ihnen Umſicht," verſetzte unmuthig der Herzog, „und laſſe uns ehrlich gegen einander ſein; Sie ſo wenig wie ich befanden ſich zufällig dort, wo Sie vor einer Viertelſtunde waren; wir Beide eilten auch nicht abſichtslos gegen den Pavillon, als — als — dort aus dem Fenſter, vielleicht ganz zufällig, etwas herausfiel."

„Fiel in der That etwas heraus?" frug der Adjutant, „Euer Durchlaucht wiſſen, daß ich ſehr ſchlechte Augen habe."

„Allerdings fiel etwas heraus, mein Beſter, was es war, konnte ich freilich nicht ſehen, doch ſchien es mir etwas Weißes zu ſein."

„Ein Papier vielleicht?"

„Möglich — und an der Stelle, wo es hinfiel, fanden wir jenen unverschämten Eindringling, und er und sonst Niemand hat das erhalten, was für Jemand Andern bestimmt war; ich finde das über alle Beschreibung unangenehm."

„„In der That höchst fatal, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet — —"

„Sehen Sie endlich ein, daß es nichts mit der Wachtstube ist? hoffentlich begreifen Sie das jetzt?"

Der ziemlich scharfe Ton, mit dem der Herzog dieses sprach, veranlaßte den Adjutanten zu der Entgegnung: „allerdings, gnädiger Herr, aber eben so wenig ist hier etwas zu machen mit einem barschen, herausfordernden und beleidigenden Wesen."

Während sich die Beiden auf der einen Seite also unterredeten, hatte sich der Fremde den andern jungen Leuten genähert und sagte, indem er höflich seinen Hut abnahm: „ehe ich ein anderes Wort an Sie richte, meine Herren, sehe ich mich veranlaßt, Sie auf mein Ehrenwort zu versichern, auf das Wort eines Kavaliers, daß ich als ein ganz harmloser Spaziergänger — ich bin fremd und kam erst heute Nachmittag hier an — in den Park gerieth, bei dem herrlichen Abend absichtslos umherschlenderte und so jenen Pavillon erreichte, von dem ich in der That nicht weiß, zu welchem Theil des Schlosses er gehört und von wem er bewohnt ist. Nach dieser Einleitung darf ich mir vielleicht die Frage erlauben," wandte er sich an Wilden, „ob ich recht gehört, als Sie vorhin diesen Herrn mit dem Namen Saleck anredeten?"

„So ist es, den Namen nannte ich."

„So verzeihen Sie mir," fuhr der Fremde fort, indem er seine Worte gegen Saleck richtete, „daß ich durch das unangenehme Zusammentreffen mit jenen beiden Herren dort, welche zu kennen ich durchaus nicht die Ehre habe, genöthigt bin, Sie hier mit einem Schreiben zu belästigen, das ich Ihnen allerdings passender morgen früh bei einem Besuche auf Ihrem Zimmer übergeben haben würde, doch muß mich die eigenthümliche Lage, in der ich mich augenblicklich befinde, entschuldigen — dürfte ich Sie bitten, Herr von Saleck, einen Augenblick mit mir auf die Seite zu treten?"

Der Angeredete willfahrte dieser Bitte, zwar nach einer ernsten,

gemeſſenen Verbeugung, die man ihm dem Fremden gegenüber bei der eigenthümlichen Art, ſich vorzuſtellen, nicht verübeln konnte. „Allerdings iſt Saleck mein Name," ſagte er hierauf, „doch da ich mich nicht erinnere, je das Vergnügen gehabt zu haben, Sie zu ſehen, ſo könnte vielleicht doch ein Irrthum ſtattfinden, es gibt viele Saleck in der Welt."

„Gewiß," erwiederte der Andere mit leiſer Stimme, „doch glaube ich, ſo glücklich zu ſein, den gefunden zu haben, für den dieſer Brief beſtimmt iſt — mein Name iſt von Felſing, und mir wurde dieſes Schreiben heute Nachmittag in der Reſidenz anvertraut — von dem Herrn Schloßhauptmann von Werner."

Saleck hörte dieſen Namen mit einer ſichtlichen Ueberraſchung: er trat dem Fremden raſch einen Schritt näher, und obgleich ſie weit genug von den Uebrigen entfernt waren, um von dieſen nicht verſtanden zu werden, ſo faßte er ihn doch am Arme, um ihn noch ein paar Schritte ſeitwärts unter die Bäume zu führen. „Sie haben ein Schreiben an mich von dem Schloßhauptmann von Werner, ein Schreiben, worin er einen Wunſch ausſpricht, oder mir eine Nachricht mittheilt?"

„Ein Schreiben, worin er die Güte hat, mich Ihnen, dem Herrn von Saleck, zu empfehlen, ich darf hinzuſetzen, dringend zu empfehlen."

„Eigenthümlich," gab der Andere zur Antwort, indem er den Brief aus der Hand des Herrn von Felſing entgegennahm und ſich bemühte, wenigſtens die Schriftzüge der Adreſſe zu erkennen: „wenn der Herr Schloßhauptmann Sie dringend empfiehlt, ſo kann ich Ihnen nur ſagen, daß Sie mir willkommen ſind, und daß ich für Sie thun werde, was in meinen ſchwachen Kräften ſteht."

„In dem Falle ſehe ich mich veranlaßt, Sie um die Gefälligkeit zu erſuchen, jenen Herren, die Ihnen wahrſcheinlich bekannt ſind, zu ſagen, daß Sie es mit einem anſtändigen Menſchen, mit einem Edelmann zu thun haben, der ſich leider veranlaßt ſehen müßte, nach dieſer Ihrer freundlichen Erklärung für jedes fernere unangenehme Wort genügende Rechenſchaft zu fordern — man hat mich ja förmlich überfallen, als wenn ich bei einem Diebſtahl ertappt worden wäre."

„So gerne ich Ihnen dienen möchte," entgegnete Saleck, „ſo bin ich im gleichen Falle, wie Sie: ebenfalls heute Nachmittag hier angekommen, überredete mich mein Freund zu einem Spaziergang in den Park:

doch ist derselbe wohl genugsam hier bekannt, um Sie aus Ihrer Verlegenheit zu reißen — kommen Sie, daß ich Sie zu diesem Zwecke mit ihm bekannt mache. — Was diesen Brief anbelangt, so habe ich wohl morgen früh das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?"

„Gewiß, Herr von Saleck, ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft auf einem andern Terrain fortzusetzen."

Damit traten sie zu Wilden zurück: „Herr von Felsing — mein Freund, der Maler Wilden. Herr von Felsing," fuhr Saleck fort, nachdem Beide sich begrüßt, „ist mir von guter Hand dringend empfohlen und wendet sich nun durch mich an Sie, zu seinen Gunsten bei jenen kriegsbereiten Mächten zu interveniren."

„Mit Vergnügen," antwortete Wilden, „will ich darin thun, was in meinen Kräften steht."

Er begab sich hierauf zu den beiden Andern hin, die ihre Unterredung beendet hatten und sich langsam näherten. Auch schienen sich sowohl der Herzog als sein Adjutant zur freundlichen Behandlung der Angelegenheit geeinigt zu haben; denn wenn auch der Erstere es nicht unterlassen konnte, dem Maler zu sagen: „weiß der Henker, was Sie in aller Welt für Bekanntschaften haben," so nahm er doch die Bürgschaft desselben für Herrn von Felsing an und entfernte sich mit leichtem Gruße, nicht ohne dem Adjutanten vorher noch zuzuflüstern: „es bleibt, wie wir abgeredet, — ehrlich Spiel — lassen Sie den Monsieur nicht aus den Augen, sehen Sie, wo er wohnt, und mit wem er sonst umgeht."

Hierauf wandte sich Graf Helder gegen den Fremden und sagte ihm mit einem auffallend wohlwollenden Tone: „ich habe mich bei Ihnen zu entschuldigen, daß ich mich Ihnen vorhin etwas rasch genähert, doch sind die Befehle in Betreff dieses Parkes sehr streng. Um dieß aber einigermaßen wieder gut zu machen, werde ich mir erlauben, Ihnen den nächsten Weg aus dem Parke zu zeigen, damit Ihnen nicht noch weitere Unannehmlichkeiten zustoßen — Sie wohnen in Warneck?"

„So ist es, in der Rose und Anker, mein Name ist von Felsing — wem habe ich die Ehre, für freundliche Begleitung dankbar zu sein?"

„Graf Helder, Adjutant Seiner Hoheit des Fürſten,“ gab dieſer zur Antwort, indem er ſich dem Fremden mit einer leichten Verbeugung vorſtellte.

So endigte denn dieſer Auftritt, der auf ſo unangenehme Art begonnen, freundlicher, als jeder der dabei Betheiligten wohl erwartet. Die Anweſenden, mit Ausnahme des Herzogs, der ſich mit ſeiner eigenthümlichen Art zu gehen, wobei er die rechte Schulter etwas raſch in die Höhe ſchob, eilig entfernt hatte, ſetzten ſich nach der Flußſeite des Schloſſes zu in Bewegung, der Adjutant des Fürſten mit dem Fremden voraus, die beiden Anderen folgten, abſichtlich ſo langſam wie möglich, beſonders Saleck, der Wilden am Arme zurückhielt, wenn dieſer raſcher gehen wollte.

„Laſſen wir die da vornen ziehen,“ ſagte er, als die beiden Anderen weit genug voraus waren, um ſeine Worte nicht mehr hören zu können, „Sie verſprachen mir, mich auch noch mit dieſem Theile des Schloſſes bekannt zu machen; was können wir auch an dieſem herrlichen Abend Beſſeres thun, als noch eine halbe Stunde umherzuſchlendern, vorausgeſetzt,“ ſagte er, ſtehen bleibend, „daß ich Sie von nichts Beſſerem abhalte — ſo indiskret möchte ich nicht ſein.“

„Unbeſorgt,“ erwiederte der Maler lachend, „unſereiner, der ſich nur mit ſeiner Kunſt beſchäftigt, hat hier ſehr viele freie Abende, ſchlendern wir alſo langſam weiter; ſowie wir jene Ecke vor uns umſchifft haben, kommen wir in bewohntere, lichtere, freundlichere Regionen. Um nun in meinen Erklärungen fortzufahren, ſo wiſſen Sie, daß jener Pavillon, wo wir eben zu Fünfen ein Abenteuer erlebten, von den Damen der Prinzeſſin Helene bewohnt wird: ein kleines, reizendes Haus, wenn es nur eine angenehmere Verbindung mit dem Flügel vor uns hätte, wo die Fürſtin ſelber wohnt; aber um dorthin zu gelangen, müſſen die armen Hofdamen durch den mächtigen Ahnenſaal des Schloſſes gehen, zu dem die hohen und düſteren Fenſter gehören, bei denen wir jetzt ſchon eine Zeit lang vorüberſchreiten: das iſt ein gewölbter, unter jedem Fußtritt hallender Raum, Abends ſpärlich erleuchtet, mit den Bildern längſt verſtorbener Herrſchaften geſchmückt, die bei dem Dämmerlichte ſo geſpenſtig ernſt aus ihren Rahmen herabblicken. Es iſt wahrhaftig unheimlich, wenn man allein hindurchgeht und ordentlich

fühlt, wie man von einem halben Hundert allerhöchster sehr starrer Augen angesehen und verfolgt wird; ein ängstliches Gemüth liebt diesen Spaziergang nicht, und die meisten Damen scheuen ihn gewaltig, weshalb auch Ihre Hoheit," setzte er leiser hinzu, „häufig die Gelegenheit ergreift, ihre Hofdamen zu einem abendlichen Spaziergang durch den Ahnensaal zu veranlassen. — So, jetzt haben wir ihn wie eine düstere Vergangenheit hinter uns und wenden uns hier der helleren Gegenwart zu — sehen Sie, wie schön dort der Fluß hingleitet, hell bestrahlt vom Lichte des Mondes, welches schmeichelnd, zitternd, leuchtend auf den Wellen zu schwimmen scheint?"

„Das ist allerdings sehr schön und muß am Tage entzückend sein."

„Gewiß — hier beginnen die Gemächer der Prinzessin, da ist auch Licht und Leben; wenn wir, statt dem breiten Wege rechts zu folgen, dort in jenen schmalen Weg links einbiegen, so kommen wir so nahe an jener erhellten Terrasse vorüber, daß wir die Stimmen der darauf Befindlichen unterscheiden können. Hier pflegt die Fürstin gerne ihre Abende zuzubringen mit Plauderei und Musik."

„Sie scheinen um diese Zeit häufig hier gewesen zu sein, lieber Wilden," meinte Saleck lächelnd, „um zu erfahren, aus welcher Tonart droben musizirt wird?"

„Warum sollte ich's thun? ich für meine Person hatte kein Interesse dabei, doch hören Sie, hier sind wir gerade in der rechten Entfernung und können sehen ohne gesehen zu werden, und hören ohne daß man uns vernimmt — a — a — a — ah, es gibt doch nichts Schöneres, als solch' eine glänzend erhellte Terrasse, wenn die Dunkelheit rings umher brütet, und darauf schöne Frauengestalten, leuchtend in ihren hellen Roben, als wenn das Licht, dessen Flamme man nicht sieht, von ihnen selbst ausginge — sehen Sie, wie herrlich die fast durchsichtig glänzenden Blätter der auf- und abwiegenden Palmen und schlanken Dracaenen erscheinen, während seltsame Wunderblumen aller Art mit förmlich aufleuchtenden Kelchen in das Dunkel hinausschauen, und dazwischen der schwermüthig ergreifende Ton einer Harfe — — ein Stück tausend und einer Nacht — ach, wer das auf dem Papier festhalten könnte!"

Saleck schien ganz der Ansicht seines Freundes zu sein; er hatte sich an einen Baum gelehnt und stand mit übereinander geschlagenen

Armen, die Blicke in das reizende Bild vor ihm verſenkend; — mit halbwegs guten Augen konnte man die Damen droben unterſcheiden, und die beiden jungen Künſtler ſahen vortrefflich.

„Das iſt die Prinzeſſin," ſagte Wilden mit etwas leiſerer Stimme, „ſie tritt an die Brüſtung der Terraſſe und blickt gen Himmel empor."

„Ja, ja, ſie iſt es."

„Hinter ihr wird die kleine Gräfin Eller ſichtbar, ihre jüngſte Hofdame, die ſo vortrefflich die Harfe ſpielt; — aber wo iſt denn Fräulein von Saint-Aubin, die ſtolzeſte und ernſteſte unſerer Damen? Ah, ſehen Sie, dort tritt ſie aus dem Hintergrunde, ein Buch in der Hand, welches ſie der Prinzeſſin übergibt; gewiß hat ſie einen Spaziergang durch den alten Ahnenſaal gemacht; die Fürſtin liebt es, ihren Damen durch fleißige Uebung die Furcht zu benehmen. — Ah, Fräulein von Saint-Aubin war alſo in der Nähe des Pavillons, wo wir eben ſo viel Lärmen um Nichts aufführten. — Erkennen Sie die Prinzeſſin wieder?" frug der junge Maler ſeinen ſtummen Gefährten, welcher keinen Blick von der Terraſſe verwandte.

„O ja, ich erkenne ſie."

„Ich danke," hörte man durch die Stille der Nacht die Prinzeſſin deutlich zu ihrer Hofdame ſagen, „legen Sie das Buch dorthin, ich will die Stelle gleich nachſehen, und dann wird die Gräfin Eller es wieder hinüber bringen."

„Aber nicht ohne große Begleitung, Hoheit," gab die kleinere der Damen mit einer hellklingenden Stimme zur Antwort, „mir wäre es unmöglich, allein bei Nacht durch den finſtern Saal zu gehen. — Viktorine," wandte ſie ſich an das Fräulein von Saint-Aubin, wie um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, „erinnert ſich gewiß der Weiſe, welche ich vorhin vergeblich auf meiner Harfe ſuchte!"

„Welche Weiſe?" frug die andere Hofdame.

„Ein italieniſches Volkslied; — Ihre Hoheit glaubte ſich von Rom her zu erinnern, und auch mir iſt es recht bekannt, aber ich kann die Melodie nicht wieder finden, verſuchen Sie es einmal, Viktorine; bei Ihrem muſikaliſchen Gedächtniß wird es Ihnen nicht ſchwer werden."

„Es iſt eigentlich ganz gleichgültig," ſagte die Prinzeſſin langſam und gedehnt, während ſie ſich auf einen kleinen Fauteuil niederließ und

das Buch in die Hand nahm, um darin zu blättern: „es ging mir nur ſo durch den Kopf.“

Fräulein von Saint-Aubin war von der Terraſſe verſchwunden, und gleich darauf hörte man die vollen, mächtigen Akkorde eines prachtvollen Flügels, deſſen Taſten von einer Meiſterhand regiert wurden, durch die ſtille Nacht hallen.

Es war ſo ſtill, daß man die feinſten Nüancen vernahm. Läufe und Modulationen, die vom Nachthauch ſelbſt hervorgebracht zu ſein ſchienen, indem er leiſe flüſternd durch die Saiten ſtrich, und dann wieder Akkorde mit einer Kraft angeſchlagen und ausgehalten, daß ſie mächtig brauſend um das Herz der Zuhörer wogten.

„Ich bin begierig,“ hörte man die Prinzeſſin in kaltem Tone ſagen, „wie Sie durch dieſen Aufwand von Tönen glücklich zu jener Weiſe gelangen wollen, die wir geſucht,“ auf welche Bemerkung die Töne des Flügels mit einem H-Akkord ſchloſſen, in den ſich etwas wie eine Diſſonanz miſchte, die aber gleich darauf weich und glücklich gelöst wurde, um alsdann in Moll übergehend eine jener bekannten ſüdlichen melancholiſchen Weiſen zu intoniren.

„Ich glaube nicht, daß das die Melodie iſt, an welche die Fürſtin gedacht,“ bemerkte Saleck leiſe zu ſeinem Nachbar, und gleich darauf hörte man die Prinzeſſin ſagen: „Nein, nein, Viktorine, das meinte ich nicht.“

Eine andere Weiſe, welche Fräulein von Saint-Aubin ſpielte, wurde von keinem beſſeren Erfolge belohnt, und nun vernahm man die Prinzeſſin mit leichter Stimme verſuchen, die Melodie ſelbſt aufzufinden.

„Ich weiß, was ſie meint,“ ſprach Saleck mit einer eigenthümlich gepreßten Stimme, „ich glaube das Lied zu kennen, nach dem ſie ſucht, — ſchade, daß jene Zeit vorüber iſt, wo die irrenden Ritter nächtlicher Weile vor den Fenſtern der Schönen harrten und ſich unterſtehen durften, ihre Gefühle bei den Klängen der Mandoline laut werden zu laſſen.“

„Pah,“ gab Wilden heiter zur Antwort, „mit oder ohne Mandoline, das Singen iſt hier nächtlicher Weile nicht verboten; machen wir uns einen Spaß, das heißt, Sie, nicht ich, und ſingen vorübergehend jenes Lied, nach deſſen Weiſe die Damen droben ſo eifrig ſuchen.“

„Singe, wem Geſang gegeben," erwiederte Saleck, „und Sie wiſſen wohl, lieber Freund, daß das Singen meine ſtarke Seite nicht iſt, wogegen Sie bei nächtlichen Serenaden Luſt und Schmerz in ihrem Munde hatten. — Sie werden ſich des Liedes erinnern, wenn ich Ihnen die erſten Worte ſage."

„Nein, nein, ich danke, es iſt das Nichts für mich; meine Stimme könnte ihnen bekannt ſein, und man kann nicht wiſſen, ob Ihre Hoheit gerade gut oder ſchlecht gelaunt ſind."

„Es käme gar zu komiſch heraus, ſich hier ſingend vor einem Fenſter aufzuſtellen, und doch drängt mich etwas, nur ganz leiſe die Weiſe anklingen zu laſſen."

„Da hilft man ſich auf eine andere Art; gehen wir ein paar Schritte zurück; Jedermann hat das Recht, bei Tag und Nacht auf dieſem Wege zu wandeln, iſt er doch, wie Sie ſehen, durch einen kleinen Graben vom Schloſſe getrennt; ſchlendern wir alſo ſchon von weitem laut und unbefangen plaudernd heran, und flechten Sie die Melodie in das Geſpräch. Ohne Ihnen ein Kompliment zurückgeben zu wollen, wiſſen Sie ſelbſt am beſten, welch' guten Klang Ihre Stimme hat; — kommen Sie, es iſt ein Scherz, und man muß gegen Damen gefällig ſein. Damit zog er ſeinen Freund faſt widerſtrebend zurück, und beide wandten erſt wieder um, als ſie eine ziemliche Strecke von der Terraſſe entfernt waren und nur noch die Töne des Flügels wie leiſe verklingend hörten. Darauf näherten ſich die Beiden, abermals Arm in Arm, luſtig plaudernd; auch ſummte Saleck, als ſie näher kamen, mit den Tönen des Inſtrumentes droben, um durch keine andere Tonart eine Disharmonie hervorzubringen, und ſetzte in der That, unter der Terraſſe angekommen, feſt und ſicher in eine Melodie ein, die er mit den Worten begleitete:

Sul mare luccica l'astro d'argento
placida e l'onda, prospero il vento
venite all' agile barchetta mia
Santa Lucia, Santa Lucia etc.

War es nun, daß Fräulein von Saint-Aubin droben in dieſem Augenblicke von ſelbſt die gleiche Weiſe gefunden, oder daß der Sänger unten ſie darauf hingeleitet, genug, ſie glitt wie unbewußt in die

Melodie hinein, und dieſelbe hierauf variirend, erklangen die Töne ſchmeichelnd unter ihrer Hand.

„Das iſt es, Viktorine,“ hörte man die Prinzeſſin ſagen, wobei ſie raſch aufſtand und einen Blick auf den dunkeln Park hinab warf; — „wurde das Lied nicht eben unten geſungen?“ frug ſie raſch.

„Ich habe es nicht gehört,“ gab die Gräfin Eller zur Antwort, welche an der Thüre des Salons geſtanden, von wo ſie dem Spiele der andern Hofdame zugehorcht hatte.

„Gewiß, ich hörte die Melodie deutlich! — Seltſam,“ ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu, „weiß ich doch hier Niemand, der ſich dieſes Liedes erinnert hätte, und es gibt doch ſo viele gefällige Seelen hier, die nicht unterlaſſen haben würden, es mir bis zum Ueberdruß vorzuſingen oder vorzuſpielen, wenn ſie eine Ahnung gehabt hätten, daß es zu meinen Lieblingsliedern gehöre, — das heißt,“ dachte ſie, ohne eine Sylbe weiter zu ſprechen, indem ſie ſich über die Brüſtung lehnte, „es kommt dabei ſehr darauf an, von wem das Lied geſungen würde; — fort — fort mit dieſen unfruchtbaren Erinnerungen,“ ſchloß ſie, den Kopf aufwerfend, ihre Gedankenreihe und trat alsdann raſch zu der jungen Dame am Klavier, der ſie mißmuthig ſagte: „'s thut mir leid, Viktorine, daß ich Ihnen Veranlaſſung gab, die Weiſe jenes Liedes zu finden, denn ich fürchte, wir werden es jetzt zum Ueberdruß zu hören bekommen.“

„Von mir gewiß nicht, Hoheit,“ gab Fräulein von Saint-Aubin zur Antwort, indem ſie raſch ihr Spiel ſchloß und ſich erhob.

„O doch, ich weiß, ich weiß,“ fuhr die Prinzeſſin unmuthig fort, „die Gräfin Eller hat dieſe dumme italieniſche Weiſe auch ſchon in ſich aufgenommen und wiederholt ſie im Stillen vor ſich hin, ich ſehe es daran, wie ſie ihre Lippen bewegt; — habe ich recht oder unrecht, Gräfin?“

„Ich kann es nicht leugnen,“ erwiederte die ſo haſtig Gefragte, wobei ſie ſich bemühte, eine ernſte Miene anzunehmen, die aber von ihren außerordentlich munteren Augen Lügen geſtraft wurde.

„Ich bitte Sie aber dringend, dieſe Weiſe eben ſo raſch und gründlich wieder zu vergeſſen, wie Sie ſie gelernt haben; ich wünſche es, und Sie werden mir einen großen Gefallen dadurch erzeigen.“

Fünfzigſtes Kapitel.

Genua.

In den Straßen von Genua ſchlenderten zwei Männer umher, denen man es auf den erſten Blick anſah, daß ſie fremde Reiſende waren. Sie gafften angelegentlich die großen Paläſte an, blieben bewundernd vor den rieſenhaften Thorwegen ſtehen, befühlten gelegentlich die großen Marmor-Quadern an den Gebäuden, um ſich zu überzeugen, ob es wirklich Stein ſei, ſowie die künſtlich verſchlungenen zierlichen Eiſengitter vor den Fenſtern und an den Geländern, zweifelnd, ob die Dinge wirklich von Metall ſeien. Auch baten ſie hie und da einen Vorübergehenden in einem barbariſchen Gemengſel von Deutſch, Italieniſch und Franzöſiſch um einige ſehr nothwendige Aufklärungen und machten während allem dem beſtändig Vergleiche zwiſchen dieſem und jenem Platz, dieſer und jener Straße, die ſie beſucht, und der Eine meinte, die Strada Balbi in Genua habe eine große Aehnlichkeit mit der Königsſtraße in Stuttgart.

Der eine dieſer Fremden, eine große Geſtalt mit ſtarkem pechſchwarzem Bart, war Niemand anders als unſer Freund,

„Die Wünsche Ihrer Hoheit sind mir jederzeit Befehl," erwiederte die Gräfin, indem sie ohne aufzuschauen eine tiefe Verbeugung machte, wobei die fest zusammengepreßten Lippen ihre Anstrengung zeigten, sich ireventlich nicht zu einem lustigen Lachen zu verirren. Die Prinzessin sah das übrigens nicht, denn sie hatte sich abgewandt, während sie eine Bewegung mit der rechten Hand durch die Worte begleitete: „Gute Nacht, meine Damen".

Die beiden Hofdamen zogen sich zurück, und bis in's zweite Vorzimmer bezwang die Gräfin ihre furchtbar erregte Lachlust, dann blieb sie stehen, blickte um sich, ob sie mit ihrer Freundin allein sei, und brach dann in ein so lustiges Lachen aus, wie diese Mauern mit ihren ernsten, fast düsteren Gobelins selten zu hören bekamen.

„Du bist und bleibst ein unvorsichtiges Kind," sagte das Fräulein von Saint-Aubin, „was hast Du für eine Veranlassung zu lachen, und wie kannst Du so leichtsinnig sein, das mit solchem Lärmen vor der Thüre Ihrer Hoheit zu thun?"

„Wir haben zwei Thüren hinter uns," erwiederte die kleine Dame immer noch lachend, „und was dort im Nebenzimmer unsern dicken Kammerdiener vom Dienst anbelangt, so ist er so taub, daß er nicht unterscheiden kann, ob ich lache oder weine. Ja, Viktorine, ich mußte lachen, und hätte es im Zimmer der Prinzessin gethan, wenn sie uns nicht in allergnädigster Weise entlassen hätte. — Was gäbe ich um Dein ernstes und ruhiges Gemüth!"

„So bezwinge Dich wenigstens, bis wir den großen Saal erreicht haben, und dann magst Du meinetwegen lachen, wenn Du keine Angst hast, daß das dort von den Herrschaften an den Wänden nicht mit einem gespenstischen Kopfnicken bestraft wird."

„Pfui, Viktorine, Du verstehst es wie Niemand, meine gute Laune plötzlich zu zerreißen; ich hätte wahrhaftig nicht den Muth, in dem Saale dort zu lachen."

„Auch wenn Du in meiner Gesellschaft bist?"

„Nicht einmal dann; — wir nehmen doch einen Lakaien mit?"

„Wozu das, närrisches Kind? Der Mond scheint hell, und Du mußt mir unterwegs erzählen, worüber Du eigentlich gelacht hast; — halb kann ich es mir freilich denken."

Vor dem Eingang zum großen Saale ſtand einer der Lakaien mit einem ſilbernen Armleuchter bereit, um den beiden Damen nach ihrem Pavillon zu leuchten, doch dankte ihm Fräulein von Saint-Aubin und mußte jetzt ſelbſt lächeln, als ſie bemerkte, wie ängſtlich die Gräfin Eller den Arm um ihre Taille legte und ſich feſt an ſie drückte.

„Wenn ich auch keine Furcht kenne," ſagte die Erſtere, während beide dahinſchritten, „ſo ziehe ich es doch vor, beim Dämmerlichte des Abends oder wie jetzt im Mondſchein durch dieſen Saal zu gehen, als bei ein paar flackernden Lichtern, die hie und da das Geſicht Eines der Herrſchaften an den Wänden, oder eine weiße Statue plötzlich ſo grell beleuchten, während alles Uebrige im geheimnißvollen Dunkel bleibt."

„Das mag ſchon wahr ſein," gab die kleine Dame mit gepreßter Stimme zur Antwort, „aber wenn mir Lichter vorausgehen, ſo iſt doch Jemand da, der dieſe Lichter trägt, und wenn etwas vorfällt, ſo bin ich in zweiter Linie."

„Was ſoll Dir denn hier begegnen, mein Kind? In dieſem alten, ehrwürdigen Saale iſt es bei Nacht gerade ſo wie am Tage; dort hängen die alten Bilder, dazwiſchen ſtehen die Statuen, und vor uns leuchtet unbeſtimmt im Mondlichte der alte Thronſeſſel."

„Der macht mir am meiſten Angſt," gab die Gräfin Eller zur Antwort, indem ſie ſich feſt an ihre Gefährtin ſchmiegte, „ich kann es nie vergeſſen, was Seine Hoheit erzählte, daß er einmal um Mitternacht durch dieſen Saal gegangen ſei und habe auf dem Thronſeſſel eine Geſtalt ruhen ſehen in rothem Gewande, reich mit Gold beſetzt, wie früher bei Krönungs-Feierlichkeiten die Mäntel getragen wurden."

„Ganz richtig, aber er ſetzte auch hinzu, wer dieſe geheimnißvolle Geſtalt geweſen: ein ſchlafender Portier des Schloſſes in ſeinem rothen mit Gold beſetzten Ueberwurf."

„Ich wäre des Todes geweſen, ich hätte meine Augen geſchloſſen und wäre ſchreiend davon gerannt."

„Bei ſolchen Gelegenheiten ſoll man aber ſeine Augen nicht ſchließen, ſondern ſie hübſch offen behalten," ſagte Fräulein von Saint-Aubin, und ſetzte nach einer Pauſe lächelnd hinzu, „aber mir ſcheint, daß ich tauben Ohren predige, denn trotz meiner Geſellſchaft wandelſt Du aus Furcht mit geſchloſſenen Augen: — warte, ich laſſe Dich hier ſtehen

und gehe allein fort; — sei nicht so kindisch, schau um Dich; sieh', wie das Mondlicht den Saal fast taghell erleuchtet; — nun, willst Du die Augen öffnen?"

Die kleine Gräfin hatte gethan, wie ihr die Andere, wenn auch scherzend, doch dringend empfohlen hatte; sie öffnete ihre Augen, um sie gleich darauf mit einem leisen Schrei wieder zu schließen, wobei sie einen Augenblick ihre rechte Hand von sich abstreckte und dann sagte: „Da schau hin, Viktorine!"

Dieser Ausruf des Schreckens war so ungekünstelt und wahr, daß Fräulein von Saint-Aubin stehen blieb und nach der bezeichneten Richtung schaute; „ich sehe da nichts," sagte sie alsdann, „gar nichts, als was immer dort zu sehen ist: die weiße Marmorfigur dort hell im Mondschein glänzend und ihr Schatten dahinter auf der Wand abgebildet."

„Aber ein Schatten, der sich so eben bewegte," sprach schaudernd die kleine Gräfin, „ein Schatten, der an der Wand vorbeihuschte."

„Thorheit; — komm', wir wollen das näher untersuchen."

„Ich nicht um alle Schätze der Welt."

„So werde ich allein gehen; — bleibe Du hier einen Augenblick stehen."

„Es ist nicht recht von Dir, Viktorine, mich hier zu verlassen; ich sterbe vor Angst."

Ohne ein Wort zu erwiedern, schritt Fräulein von Saint-Aubin auf die Statue zu, betrachtete diese von allen Seiten, blickte auch an die Wand hinter derselben, fand aber begreiflicher Weise nichts Verdächtiges, als eine kleine Thüre, die vom großen Saale auf einen schmalen Gang und von da auf eine geheime Treppe führte, unverschlossen, halb offen stehend, so daß der in dem schmalen gewundenen Gang herrschende Zugwind sein Spiel mit der Thüre treiben konnte, woher wohl der vorüberhuschende Schatten entstanden, den die kleine Gräfin gesehen zu haben glaubte.

Diese Erklärung vernahm die Geängstigte mit einem tiefen Athemzuge, aber, wie es schien, nicht ganz gläubig, wenigstens zog sie ihre Gefährtin hastig mit sich fort und sprach nicht eher wieder ein Wort, als bis sie das Ende des Saales erreicht hatten und die schwere

Ausgangsthüre desselben hinter ihnen in's Schloß gefallen war. Hiermit wollte sie sich übrigens noch nicht begnügen, sondern sie ersuchte ihre Freundin, den Schlüssel umzudrehen, was diese endlich auch mit großem Geräusch zu thun schien — wir sagen schien, denn in Wirklichkeit drehte sie den Schlüssel mit einer raschen Handbewegung wieder zurück, wodurch die Verbindungsthüre zwischen dem großen Saale und dem Pavillon der Hofdamen unverschlossen blieb.

„So, das wäre einmal glücklich überstanden," sagte die kleine Gräfin, als sie aus den weiten, finsteren Räumen nun in das kleine, hellerleuchtete Vestibule traten, welches die Wohnungen der beiden Damen von einander trennte; „in Zukunft gehe ich nie mehr ohne einen Lakaien durch diesen unheimlichen Saal," und wenn ich kann, nehme ich zwei mit. Unsere schöne, liebenswürdige Wohnung konnte mir ganz entleidet werden durch diese häßliche, finstere Nachbarschaft; ich verwünsche Tich, Viktorine, aus dem Grunde allein sehne ich mich nach der Stadt zurück. Hat mich das vorhin angegriffen, ich sage Dir, ich habe vorhin deutlich einen Schatten gesehen, der an den Wänden vorüberhuschte; schlafen kann ich noch nicht, meine Nerven sind zu aufgeregt; Du mußt mir eine Tasse Thee geben, Viktorine, und mich noch ein wenig mit Dir plaudern lassen, das heißt, ich werde plaudern, und wenn Du nicht willst, brauchst Du mir gar keine Antwort zu geben — o ich kenne Deine Neigungen gut."

„Komm' nur," sagte ruhig Fräulein von Saint-Aubin, „Du sollst eine Tasse Thee haben und darfst eine Stunde plaudern."

„Gleich bin ich da, ich will mir's nur ein wenig bequem machen."

Die beiden Damen betraten jede ihr kleines Gemach, wo sich die kleine Gräfin von ihrer Kammerfrau ein leichtes Peignoir geben ließ, welches sie statt des Kleides über ihren gelockerten Anzug warf und alsdann durch eine seidene Schnur um ihre Taille zusammenzog. Hierauf vertauschte sie ihre kleinen Stiefelchen mit bequemen gestickten Sammetpantoffeln, verbarg auch nach Entfernung von Kämmen und Nadeln ihr volles blondes Haar unter einem zierlichen Häubchen und warf alsdann mehr aus Gewohnheit, als weil das gerade nöthig, einen prüfenden Blick in den Spiegel. Dann ging sie zu ihrer Freundin hinüber, blieb aber erstaunt an der Thüre des kleinen Salons stehen, als sie

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20788 / 054

bemerkte, daß Viktorine am Fenſter lehnte, in die Nacht hinaus blickend, immer noch ſo in ihren Shawl gehüllt, wie Beide noch vor Kurzem die Gemächer der Prinzeſſin verlaſſen.

„Du biſt heute recht ungemüthlich,“ ſagte die kleine Gräfin, „da ſieh mich an, ich hab' es mir recht behaglich und bequem gemacht, um nach des Tages Laſt und Hitze, die mir redlich getragen, noch eine Stunde in voller Freiheit genießen zu können, und Du ſtehſt gerade noch ſo da, als erwarteſt Du jeden Augenblick, wieder zu irgend einem Dienſte gerufen zu werden. — Haſt Du vielleicht eine Ahnung, daß es Ihrer Hoheit allenfalls in den Sinn kommen könnte, an Schlafloſigkeit zu leiden, und daß Hochdieſelbe eine von uns zum Vorleſen befehlen würde? — Höre, das wäre gräßlich,“ ſetzte ſie mit gefalteten Händen hinzu, „ich würde dieſer Schlafloſigkeit die furchtbarſte Migräne entgegenſetzen, — helf, was helfen mag.“

Viktorine hatte ſich auf die Anrede ihrer Freundin raſch herumgewandt, ließ ihren Shawl auf einen Fauteuil an ihrer Seite niedergleiten und trat mit einem etwas erzwungenen Lächeln in den Lichtkreis der auf dem Tiſche ſtehenden Lampe.

„Mach' es Dir doch bequem,“ bat die kleine Gräfin, die ſich ſo ungezwungen als möglich in einen Lehnſtuhl geworfen und die kleinen Füße auf einen Schemel geſtellt hatte, „man plaudert ſo behaglicher; — ſoll ich Deine Kammerfrau vorſtellen und den Verſuch machen, Dein wildes Haar in ein Häubchen zu zwängen? Komm', laß die Nadeln aus Deinem Haare ziehen, damit Deine ſchweren Flechten herabfallen; Du haſt ſie heute lange genug aufgeſteckt getragen, — ach, wer ſo prächtiges Haar hätte.“ Sie war aufgeſtanden und hatte mit ihren kleinen Händen die allerdings faſt übermäßig dicke Friſur ihrer Freundin zu umſpannen verſucht, doch als ſie ihr die Nadeln ausziehen wollte, wehrte dieſe ihrem Beginnen und ſagte: „Laß nur gut ſein, Eliſe, das genirt mich durchaus nicht, ich fühle mich überhaupt in meinem Anzuge nicht unbequem.“

„Ich kann das Gekrach der Seide nicht leiden, wenn ich daheim bin; es ſtört meine Ruhe; aber wie Du willſt, Viktorine, ich bin Dein Gaſt und nehme an, Du habeſt für mich zuweilen égards, um mich nicht im Negligé zu empfangen.“

„Bin ich nicht in meinem Anzuge ſo einfach, daß er wohl für Negligé gelten könnte?"

„Ja, aber Deine Einfachheit," lachte die kleine Gräfin, „iſt ſo kokett als möglich; alle Welt weiß, daß Du nichts Auffallendes, nichts Geſuchtes, ja nicht den geringſten Schmuck an Dir ſehen läſſeſt, aber die Nelke oder die Granate, die Du in Dein Haar oder an Deine Bruſt ſteckſt, ſchlägt alle Brillanten der übrigen Damen; — laß das gut ſein," fuhr ſie fort, als das Fräulein von Saint-Aubin etwas zur Antwort geben wollte, „wie oft habe ich mit meinen eigenen Ohren nach Dir fragen hören: wer iſt das? — Welche denn? — die in Weiß und Roth? — Gott, nein. — Oder die in Gelb mit den ſchwarzen Spitzen? — Pas du tout, ſondern jene ſchlanke große Dame, die durch ihre Einfachheit auffällt. — Die in jener Robe von marderweißer Seide? — Ah, Fräulein von Saint-Aubin, unſere ſchöne Viktorine."

„Pfui, Elije, Du kannſt in der That recht boshaft ſein, — gebe ich Veranlaſſung zu ſolchen Geſprächen, kann man zurückhaltender ſein, als ich's beſtändig bin? Und was die Einfachheit meines Anzuges anbelangt, ſo bin ich nicht die reiche Gräfin Eller, ſondern die Tochter eines armen penſionirten Generals, und habe vielleicht die gute Eigenſchaft, mich nach meinen Verhältniſſen richten zu können."

„Zugeſtanden meinetwegen, daß die elegante Einfachheit Deines Aeußeren keine Koketterie iſt, wie ich das bei Deinem offenen, einfachen Weſen und bei Deinem guten, freundlichen Herzen allenfalls unterſchreiben würde, ſo iſt doch der Effekt derſelbe, und Du überbieteſt uns Alle mit Deinem Weiß, Schwarz oder Grau, oder mit Deinen Granaten und Nelken; — glaubſt Du, die Prinzeſſin habe nicht ſchon Bemerkungen darüber gemacht?"

„Die Du gehört, kleine Lauſcherin?"

„Nun, dazu braucht man gerade keine Lauſcherin zu ſein; wenn Ihre Hoheit etwas Pikantes über Jemand ſagt, was zuweilen vorkommen ſoll, ſo genirt ſie ſich nicht, dieß ſo laut als möglich zu thun."

„Und was ſagte ſie denn, und wann?"

„Erſt heute Nachmittag. — Du ſtandeſt an einen Baum gelehnt und blickteſt angelegentlich in die Gegend hinaus, dorthin, wo ſie gerade die neue Eiſenbahnbrücke bauen. Da ſagte der Maler Wilden: ‚Fräulein

von Saint-Aubin gäbe in ihrer Einfachheit ein reizendes Bild,' worauf die Prinzessin sagte: „Ja, sie weiß es aber auch, wie sie sich durch diese Einfachheit auszeichnet', und ich wiederhole, sie hat Recht."

„Nun, so laßt mir diese wohlfeile Auszeichnung, habe ich doch sonst nichts, um mich bemerkbar zu machen, wenn ich wirklich Lust hätte, dieß zu thun; nicht Deine elegante Beweglichkeit, nicht Dein liebenswürdiges Talent zum Plaudern, welches wie Champagner berauscht — — — sagt — —"

„Du nanntest mich boshaft, Viktorine, und bist es doch selbst im höchsten Grade, — sagt, sagt, — sprich es nur aus, wer es sagt, ich habe meine guten Gründe, mich nicht so viel —" damit warf sie ihre kleine rechte Hand mit zusammengeschnippten Fingern von sich ab — „um die Worte eines Herrn Herzogs zu bekümmern; — bei Gott, Viktorine, darin treibst Du ein gefährliches Spiel."

„Ah, das ist über den Scherz, Elise," erwiederte Fräulein von Saint-Aubin, indem sie sich rasch über dem Fauteuil aufrichtete, „nicht wahr, so was denkst Du nicht einmal im Ernste?"

„Ich nicht, aber Andere."

„Aber Niemand, der mich kennt; — o, es wäre entsetzlich, — sage mir ehrlich, ich weiß, Du bist es gegen mich, hast Du mich je eine Veranlassung zu solchem Gerede geben hören?"

„Nein, nie, und doch ist das Gerede da, und wächst und wächst lawinenartig; — sie sind gar so unbesonnen und unvorsichtig, diese Männer, ich muß Dir ernstlich sagen, Liebe, ich würde es mir in der That verbitten."

Fräulein von Saint-Aubin hatte sich hastig erhoben und war bei der letzten Rede ihrer kleinen Freundin an's Fenster getreten. Als sie zurückkehrte, sagte sie nach einem tiefen und schmerzlichen Athemzuge: „was kann ich mir verbitten, ohne zuzugestehen, daß ich Worte und Blicke verstehe, die ich nun einmal nicht verstehen will und darf?"

„Was den Herzog anbelangt, so gebe ich Dir nicht Unrecht, aber Graf Helder, meine Liebe, ist eine sehr angenehme Persönlichkeit, reich, deßhalb unabhängig, und hat, auch abgesehen davon, bei Hof eine Zukunft, warum solltest Du seine Worte und Blicke nicht verstehen wollen und können?"

Fräulein von Saint-Aubin war neben die kleine Gräfin getreten und, während ſie ihr einige ihrer blonden Locken, die ihr unter dem Häubchen hervorquollen, wieder unter daſſelbe zurückdrückte, ſagte ſie in ſcherzhaftem Tone: „Wenn auch Deine Variationen richtig ſind, ſo hat doch Dein Thema einen Fehler: wie könnte ich einige ſchöne Worte und Artigkeiten, hervorgerufen durch die Langeweile des Landlebens, für Ernſt nehmen? — Du mit Deinen vier bis fünf Jahren weniger ſiehſt das freilich mit anderen Augen an.

„Ja, ja, ich ſehe ſcharf und richtig, und mein Thema, um in Deine Bilderſprache einzugehen, hat ebenſowenig einen Fehler, wie meine Variation."

„Sei es darum," erwiederte die Andere in ernſtem Tone, „ſo muß ich Dir denn zur Antwort geben: dieſes Thema und dieſe Variation klingen in meinem Innern nicht harmoniſch an."

„Mit andern Worten, Du liebſt ihn nicht?"

„Ich liebe Niemand."

„Pah, ſo hätteſt Du wirklich ein kaltes Herz, oder glüht es vielleicht tief verſteckt, unbemerkt, zugedeckt durch des Lebens kalte Formen, durch langweilige Konvenienzen?"

„Du biſt ja eine wahre Inquiſitorin, Eliſe, doch hoffe ich, daß Du mich aus eigenem Antrieb in's Verhör genommen."

„Nun, darauf kannſt Du Dich verlaſſen," erwiederte einigermaßen verlegen die kleine Gräfin, „nimm mein Geplauder für das, was es iſt; — darf ich Dich noch um eine Taſſe Thee bitten?"

„Mit Vergnügen bediene ich Dich, wie wenn Du eine regierende Kaiſerin wäreſt," gab Fräulein von Saint-Aubin mit herzlichem Tone zur Antwort und that nach ihren Worten, wobei ſie fortfuhr: ſo behaglich ruhend biſt Du ganz an Deinem Platze, ſo, lege Deine kleinen Füßchen über einander und ſchließe Deine muthwilligen Augen, Deine Lippen dagegen möchte ich um Alles in der Welt nicht verſiegeln, denn Dein anmuthiges Geplauder hat für mich etwas Nervenberuhigendes."

„Ich wünſchte, daß Ihre Hoheit der gleichen Anſicht wäre, aber das iſt leider nicht der Fall, denn wenn ich mich einmal ein bischen gehen laſſe und anmuthig plaudere, um Deine Worte zu gebrauchen, liebe Viktorine, ſo habe ich mit meinen ſcharfen Augen ſchon oft ein

höchſtes Achſelzucken bemerkt, das auf meinen Humor eine Wirkung hat, wie kaltes Waſſer auf meinen warmen Körper; — à propos," unterbrach ſie ſogleich ihren Gedankengang, wobei ſie ihr Köpfchen herumwandte, „ich glaube, Du treibſt neben anderen Wiſſenſchaften auch Architektur; — was haſt Du da für große unbehülfliche Pläne? 's iſt doch ſo etwas?"

„Allerdings ſind es Pläne, die ich mir aus der Bibliothek geben ließ," erwiederte Fräulein von Saint-Aubin, doch hatten ihre Augen bei dieſen Worten ihren ſonſt ſo offenen und unbefangenen Ausdruck verloren; ja ſie erröthete und bückte ſich wohl aus dieſem Grunde auf die Pläne herab, um ſie auf ein entferntes Tiſchchen zu legen.

„O, laß mich das einen Augenblick anſehen," bat die kleine Gräfin, „ich habe keine Idee davon, wie Jemand aus dieſen ſchwarzen und rothen Linien klug werden kann, verſtehſt Du was davon?"

„Mein ſeliger Vater hatte viel dergleichen in ſeinen Mappen, und zuweilen nahm er einen Plan vor und erklärte ihn mir, als ich noch ein Kind war."

„So betrachte mich auch als Kind und überliefere dieſe Erklärungen an mich."

„Das wäre langweilig, liebe Eliſe, auch geht das nicht ſo geſchwind."

„Sind es die Pläne des ganzen Schloſſes?"

„Des ganzen Schloſſes."

„So laß mich unſern Pavillon hier ſehen, ſowie den großen häßlichen Saal; der muß ſich auf dem Papier ebenfalls recht öde und leer ausnehmen."

„Dieſer Plan iſt gerade nicht hier, man muß vergeſſen haben ihn beizufügen," verſetzte Fräulein von Saint-Aubin, wobei ſie ſich abwandte, ſo daß ihre Freundin nicht im Stande war zu ſehen, welche tiefe Röthe ihre Stirne bedeckte.

„Ein andermal denn," ſprach die Gräfin mit einem leichten Gähnen, worauf ſie mit einem Blick auf die Uhr über dem Kamin hinzuſetzte: „ich wäre auch heute Abend nicht mehr recht fähig für die Belehrung. Die Landpartie hat mich ermüdet, und dann muß ich Dir auch geſtehen, daß mich unſere muſikaliſche Soirée ſchläfrig gemacht

der Jäger Lukas, der andere der Kammerdiener des Baron Carl. Sie giengen langſamen Schrittes die Strada Balbi hinab.

„Es iſt doch ſchade,“ ſagte der Kammerdiener, „daß keiner von uns Beiden gründlich Italieniſch verſteht, es geht einem ſo Manches verloren, man muß viel Angenehmes entbehren, wenn man ſich nicht recht verſtändlich machen kann. Ah! ich verſichere Sie, Herr Lukas, ich habe auf die ſchönſten Liebeshändel verzichten müſſen, weil ich nicht im Stande war, mich auf feine und eindringliche Weiſe verſtändlich zu machen.“

Lukas lächelte und erwiderte: „was das anbelangt, da ſollte man einen Mangel an Sprachkenntniß nicht vermiſſen, denn die Liebe hat eine allgemeine Sprache, eine Zeichenſprache, die überall gleichbedeutend iſt. Ein Händedruck beſagt hier das Gleiche, wie in Deutſchland, und ein Blinzeln mit dem Auge wird in Italien ebenſo gut verſtanden, wie dort.“

„Aber ehe man zu Beidem kommt, Herr Lukas! Die Vorbereitungen ſind entſetzlich ſchwierig, das erſte Anbandeln faſt unmöglich, wenn man nicht mehr weiß, als daß Brod, Kaffee, Zucker, Wein ſo und ſo heißt. Aber ich weiß,“ ſetzte er ſchlau lächelnd hinzu, „Ihnen macht das nichts aus, Sie wollen nichts von der Liebe wiſſen und halten ſich fern von den Italienerinnen.“

„Allerdings!“ ſagte der Jäger, „doch fühle ich nicht weniger, wie ſehr mir abgeht, daß ich der Landesſprache nicht mächtig bin. Dieſe ſchönen Straßen, die weiten Plätze, die prächtigen Paläſte ſtehen für uns da, ſtumm und unverſtändlich. Ah! und wenn man ſich dagegen kann erzählen laſſen, was hier Alles geſchehen iſt, ſo erfährt man wunderſame und ſchauerliche Hiſtorien, daß Einem das Herz aufgeht. Wenn ich auch leider kein Italieniſch kann, ſo finde ich doch immer noch einiges Franzöſiſch und erinnere mich verſchiedener Brocken Latein, die mir gute Dienſte leiſten.“

„Jägerlatein!“ lachte der Kammerdiener.

hat. — Sage mir doch," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, indem ſie ſich in ihrem Fauteuil gegen ihre Freundin herumwarf, „was wollte denn die Prinzeſſin eigentlich mit ihrem italieniſchen Liede? mit der Weiſe, welche ſie ſo eifrig geſucht, und die Du plötzlich gefunden? worauf ſie mich frug, ob die Melodie nicht Jemand drunten im Parke geſungen hätte. — Wer ſoll drunten italieniſche Weiſen ſingen, — hörteſt Du etwas?"

„Ich kann Dir in Wahrheit nicht ſagen, ob ich etwas gehört, doch war es mir faſt ſo, und glaubte ich, die Prinzeſſin ſelbſt habe dieſe Weiſe intonirt."

„Pas du tout, ſie hatte ihre Lippen feſt auf einander gepreßt, aber ſchaute nachher aufmerkſam in den Park hinab. Sollte es in der That Jemand gewagt haben, vor dem Fenſter Erinnerungen an Italien in ihr erwecken zu wollen, das würde mir ein unglaubliches Vergnügen verurſachen."

Fräulein von Saint-Aubin hatte die Rechte auf die Lehne des Stuhles geſtützt, auf dem ihre Freundin ſaß, und ſagte nach einem kleinen Augenblick des Nachdenkens: „ich glaube überhaupt nicht, daß Erinnerungen einen Eindruck auf die Prinzeſſin machen."

„Zugeſtanden, weder Erinnerungen noch ſonſt Etwas; darin ſtimmſt Du mit der Gnädigſten vollkommen überein. Eure Herzen haben den gleichen Wärmegrad oder flammen tief in der Bruſt unter kaum zu durchdringender Umhüllung, — nicht wahr, Viktorine, bei der Prinzeſſin hat ſich nie eine Neigung geoffenbart?"

„Nicht, daß ich wüßte, wie ſollte ſie auch dazu kommen? Um zu lieben, muß doch auch ein würdiger Gegenſtand da ſein, — oder glaubſt Du vielleicht, der Herzog wäre im Stande, in ihr Gefühle zu erwecken?"

„Das mußt Du beſſer wiſſen als ich."

„Unſinn, Eliſe."

„Meinetwegen, — aber daß ſich bei den glänzenden Verhältniſſen, in denen die Prinzeſſin vor ſo vielen Fürſtentöchtern, man könnte ſagen, leuchtet, nicht würdige Bewerber in Maſſe zeigen, das iſt mir ein Räthſel. Was man doch ſo von ihr ſieht und weiß, iſt ja ſo brillant als möglich; ſie iſt ſchön, geiſtreich, unermeßlich reich."

„Alles das, und sie kennt auch wohl diese ihre glänzenden Eigenschaften zur Genüge; man sagt, sie habe auf diplomatischem Wege schon manchen Korb ertheilt."

„Aber worauf wartet sie denn?"

„Vielleicht auf den Rechten," meinte Fräulein von Saint-Aubin mit einem stillen Lächeln.

„Pah, wie kann eine Prinzessin auf den Rechten warten? etwas müssen wir doch voraus haben."

„Glaubst Du denn, Ihre Hoheit würde sich für eine konventionelle Idee opfern? wie ich sie kenne, erwarte ich das nicht von ihr."

„Nun denn, so soll sie ein bischen Roman spielen und einen ihrer Unterthanen mit Herz und Hand beglücken; sieh', Viktorine, das wäre prächtig, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich bei einem solchen Abenteuer mitwirken könnte; es wäre eine reizende Abwechslung in der tödtlichen Langeweile hier, — ach, eine Langeweile, die Geist und Körper müde macht; jetzt ist es kaum neun Uhr vorbei, und ich bin schon so ermattet, als wenn ich in der Stadt Morgens früh von einer Ballnacht nach Hause gekommen bin. Verzeihe mir, meine Augen fallen mir zu, ich ziehe mich in meine Gemächer zurück und hoffe in einem süßen Schlafe alle Annehmlichkeiten zu vergessen, die das Leben einer Hofdame mit sich bringt, — gute Nacht mein Herz!"

Sie hatte sich bei diesen Worten langsam von ihrem Stuhle erhoben und fuhr nun fort, indem sie beide Hände ihrer Freundin ergriff und sie aufmerksam anschaute: „Du scheinst noch nicht müde, Deine Augen glänzen noch so klar und ruhig wie — wie — nun wie Deine Augen; ich weiß für dieselben keinen passenden Vergleich anzustellen, denn sie sind einzig in ihrer Art, das muß Dir selbst der Neid Deiner Kolleginnen lassen, — gute Nacht, Viktorine!"

„Gute Nacht, Elise!"

Damit trennten sich die Beiden; die kleine Gräfin verließ das Zimmer in langsamen Schritten mit etwas affektirten Zeichen der Schläfrigkeit, von ihrer Freundin bis an die Thüre begleitet, unter welcher diese noch stehen blieb, bis jene am Ende des Korridors, wo ihre Wohnung lag, verschwunden war.

Dann kehrte Fräulein von Saint-Aubin in ihren Salon zurück,

warf haſtig einen Blick auf die Uhr über dem Kamin und blieb einige Sekunden in der Mitte des Gemaches ſtehen, während ſie ihre Lippen aui einander preßte und ihre linke Hand feſt auf das Herz drückte; fühlte ſie dort einen Schmerz oder wollte ſie einen Verſuch machen, das heftige Schlagen deſſelben zu mäßigen? Da dieſes aber nicht zu gelingen ſchien, ſo machte ſie raſch einen Gang durch das Zimmer und ſagte: „o, wie ich kindiſch bin, er wird nicht kommen; er findet keine Zeit dazu, — und wenn er ſie doch fände, — wenn er doch käme, — nun gut, dann plaudern wir eine Stunde über die gleichgültigſten Dinge, und das einzige Eigenthümliche, vielleicht Aufregende iſt dieſe Stunde, die er wählen muß, um mich zu ſehen."

Dieſe Worte ſprach ſie halblaut vor ſich hin, wie abſichtlich langſam und mit großer Ruhe, um ihre eigene Erregung damit zu beſchwichtigen. Doch ſchien ihr das weder dadurch noch durch ihr haſtiges Durchſchreiten des Zimmers zu gelingen, denn ſie warf ſich gleich darauf mit allen Zeichen der Ungeduld, ja einer nicht zu bewältigenden Unruhe in ihren kleinen Fauteuil, den ſie mit einem leichten Drucke des Fußes ſo herumwandte, daß ſie nach der Thüre ſehen konnte, wobei das volle Licht der Lampe auf ihr Geſicht fiel.

Viktorine von Saint-Aubin war vierundzwanzig Jahre alt, ein in der That ausgezeichnet ſchönes Mädchen, und nicht nur, wie die Gräfin Eller vorhin geſagt, durch die Einfachheit ihres Aeußern, ſondern auch durch ihre auffallend ſchöne, elegante Figur im feinſten Ebenmaße mit vollen und doch ſchlanken Formen, einer ausgezeichneten Haltung und Tournure, mit einem edlen Geſichte von wohlthuender Schönheit; ihr Teint war fein und blaß, ihr volles Haar tief ſchwarz; die Brauen unter ihrer hohen Stirn ſcharf gezeichnet und kühn geſchwungen, wie die einer Spanierin, bildeten in ihrer Schwärze einen eigenthümlich pikanten Kontraſt mit ihren Augen ſelbſt, welche tief blau waren und in einem ſeltenen Glanze ſtrahlten. Der ganze Ausdruck ihres Geſichtes hatte etwas Ernſtes, faſt Melancholiſches, konnte ſich aber wunderbar aufklären bei einem innigen Lächeln, was ihr ſo recht aus dem Herzen kam, wobei dann ihre Züge wie vom Sonnenglanz verklärt ausſahen. Doch erſchien dieſes Lächeln höchſt ſelten und war vielleicht während der Stunden ihres Dienſtes in den Appartements der Fürſtin noch nie zu

Tage getreten. Auf wem aber dieſe wunderbaren Augen ſo glücklich lächelnd einmal geruht, der vergaß das nicht ſo leicht wieder. Auf den flüchtigen Beſchauer oder wer nie Veranlaſſung hatte, ein animirtes Geſpräch mit ihr zu führen, machte Fräulein von Saint-Aubin den Eindruck der Gleichgültigkeit und Kälte, ein Eindruck, der, wenn ſie lebhaft ſprach, nur durch die weiche, liebenswürdige Form ihrer etwas ſtarken Lippen gemäßigt wurde, die alsdann von einem leichten Lächeln umſpielt waren, und zwiſchen denen man die weißen Zähne durchſchimmern ſah.

Leichtes Geräuſch draußen auf dem Gange ließ die Hofdame erſchreckt zuſammenfahren, und in der nächſten Sekunde ſtand ſie hoch aufgerichtet neben ihrem Fauteuil, den Kopf erhoben, die Lippen feſt zuſammengepreßt, bleicher als gewöhnlich. Nur mühſam ſchien ſie den Athem in ihre Bruſt ziehen zu können, als ſich nun die Thüre ziemlich raſch öffnete, und ein Mann eintrat, von deſſen Erſcheinen ſie offenbar in Kenntniß geſetzt war, und den ſie doch nicht erwarten zu dürfen hoffte oder glaubte.

Der Eingetretene hatte die Thüre hinter ſich in's Schloß gedrückt und ſagte dann mit einer wohlklingenden tiefen Stimme und einer Unbefangenheit, welche den Sinn deſſen, was er ſprach, Lügen ſtrafte, indem er an der Thüre ſtehen blieb: „da bin ich nun, weiß aber in der That nicht, wie ich mich in dieſem ganz abnormen Falle zu benehmen habe, zu ſpäter Abendzeit auf Schleichwegen in ein fürſtliches Schloß gelangend und gar in's Zimmer einer Hofdame, — ich erwarte Ihre Befehle, gnädiges Fräulein, was thut man in ſolchen Fällen? iſt man vor jeder Ueberraſchung, die Ihnen unangenehm ſein könnte, durch Form und Herkommen ſicher, oder dreht man den Schlüſſel in dieſem kleinen Schloſſe herum?“

Fräulein von Saint-Aubin hatte bei dieſer Anrede wie in einer ſie plötzlich überwältigenden Angſt beide Hände vor die Augen gedrückt; man ſah, daß ſie tief und ſchwer aufathmete, und dann ſagte ſie mit kaum vernehmlicher Stimme: „es iſt das erſte Mal, daß ich Ihnen, überhaupt irgend Jemanden, auf gleiche Art gegenüberſtehe“.

„Nun denn,“ entgegnete der Andere mit kecker Laune, „ſo folge ich meinem gewiß richtigen Gefühle und ſchließe die Thüre.“

Der Schlüssel knarrte im Schlosse, und bei diesem Tone fuhr die junge Dame erschreckt zusammen, dann blickte sie, ohne ein Wort zu sprechen, auf einen Stuhl, ziemlich weit von dem kleinen Fauteuil, an dem sie selbst stand, und als sie sich rasch dort hineinwarf, sah man ihre Hände in zitternder Bewegung.

Der Mann an der Thüre war indessen mit ein paar raschen Schritten näher getreten, und da er sich nun im Lichtkreise der hellen Lampe befindet, so halten wir es für unsere Schuldigkeit, sein besonders in dieser Umgebung etwas eigenthümliches Aeußeres flüchtig zu skizziren: Er war von ziemlich großer, wohlgewachsener und kräftiger Statur, etwa 33 bis 36 Jahre alt, hatte krauses, blondes Haar, dazu helle, leuchtende Augen, eine frische, gesunde Gesichtsfarbe, glänzende Zähne, die man um so deutlicher hervorschimmern sah, da er rings um Mund und Kinn einen vollen, eigenthümlicher Weise dunkleren Bart trug, als sein Haupthaar war; seine Stirne war breit und hervortretend, seine Nase edel geformt, und der ganze Kopf hatte einen angenehmen, wohlthuenden, freien Ausdruck. Das Gesicht trug ebensowohl den Stempel der Heiterkeit und Gutmüthigkeit, wie die Züge desselben nebenbei eine hohe geistige Kraft und Entschlossenheit deutlich verriethen. Die Eigenthümlichkeit seiner Erscheinung, von der wir so eben sprachen, war aber hauptsächlich durch seinen Anzug bedingt, denn er trug, um von unten anzufangen, bis über das Knie reichende, allerdings seine Reitstiefel mit Sporen, deren Räder freilich abgeschraubt waren, ein eng anliegendes Beinkleid, eine einfache Weste, sowie eine sogenannte Juppe von grauem Stoffe mit grünem Kragen, auch war sein schwarzseidenes Halstuch bloß locker um den Hals geknüpft und der feine, weiße Hemdkragen ziemlich ungenirt umgeschlagen. Seine Kopfbedeckung, einen weichen, grauen Filzhut, hielt er in der Hand, warf ihn aber gleich darauf auf das Sopha, indem er der jungen Dame beide Hände entgegenstreckte, als er sich dem Tische näherte.

Fräulein von Saint-Aubin erhob nur leicht ihre Rechte, die er dann faßte und sie rasch an seine Lippen führte, worauf er in einem heiteren Tone sagte: „aber warum erlauben Sie mir nicht, Ihre beiden Hände, wie früher, gnädiges Fräulein? — o ich halte sehr darauf, daß mir von meinen Errungenschaften nichts verloren geht."

Die Sicherheit, mit der er ſprach und handelte, ſchien einen wohlthuenden Eindruck auf das Herz der jungen Dame zu machen, ein leichtes Lächeln flog über ihre Züge, und ſie reichte ihm nun auch, wenngleich zögernd, ihre linke Hand, die er mit einer komiſchen Grandezza langſam und feierlich küßte. Mit eigenthümlichem Tone ſagte er, indem er ihre beiden Hände einen Augenblick feſthielt: „o, es liegt darin etwas Eigenthümliches, es iſt die Verbindung zu einem geheimnißvollen Kreiſe, wobei ſich der Pulsſchlag des einen Theils unwillkürlich nach dem des andern Theils regelt, und Sie wiſſen, gnädiges Fräulein, der Pulsſchlag geht vom Herzen aus.“

Er ſagte das ſo heiter lachend und unbefangen, daß ihn Fräulein von Saint-Aubin nun ebenfalls mit dem gleichen Ausdruck anſchaute und freundlich zur Antwort gab: „ach ja, ich kenne dieſe Redensarten, laſſen Sie's aber jetzt gut ſein und ſprechen Sie ganz ruhig und ganz vernünftig, denn das kann ich wahrhaftig verlangen zum Lohne dafür, daß ich Ihnen erlaubt, mich zu dieſer ganz ungewöhnlichen Zeit zu beſuchen, — zuerſt aber ſetzen Sie ſich dorthin.“

Er that nach einer leichten Verbeugung, wie ihm befohlen, dann ſagte er achſelzuckend: „ſo ändern ſich die Zeiten; früher im Hauſe Ihres hochverehrten Herrn Vaters war das durchaus keine ungewöhnliche Stunde.“

„Allerdings ändern ſich die Zeiten; damals —“

„Zeichnete ich an Plänen für Seine Excellenz, und da ich das ſo ziemlich zur Zufriedenheit meines hochverehrten Chefs beſorgte, ſo hatte er die Güte, wenn er das Bureau verließ, zu ſagen: ‚im Falle Sie nichts Beſſeres zu thun wiſſen, Ferdinand, — vergeſſen Sie nicht, daß er mich Ferdinand nannte, — bleiben Sie heute Abend bei uns, es wird meiner Frau angenehm ſein.‘ Und da blieb ich denn, und wir ſaßen zuſammen, ich aß mit zu Nacht, ſpielte nachher eine Partie Ecarté mit Papa allein oder Whiſt à trois mit Ihnen und Ihrer Frau Mutter, — o, das waren recht ſchöne Zeiten.“

„Ja, ja, und ſie änderten ſich ſo raſch und plötzlich.“

„Leider zu raſch für dieß freundliche Verhältniß; aber ich muß hinzuſetzen, zum Glück für mich: ich wurde aus dem Bureau Ihres Herrn Vaters auf's Neue in's alltägliche Leben hinausgeworfen, um mit den

Anderen meinen gewöhnlichen Dienſt zu thun, aber das ſchmeckte mir nicht mehr; ich fühlte, daß Beſſeres in mir ſtecke als alte Wälle zu beaufſichtigen, die keiner Verbeſſerung fähig waren, und neue Feſtungslinien zu traciren, die doch nie ausgeführt wurden."

„Ja, Sie verließen Ihre Heimat und vergaßen Ihre Freunde," ſagte Fräulein von Saint-Aubin mit einem eigenthümlichen Ausdrucke der Stimme.

„Das Letztere gewiß nicht; allerdings verblaßten die kleinen Verhältniſſe meiner Vergangenheit ein wenig in dem großartigen Treiben, wie dasjenige, in welches ich mich geworfen und wo ich mich bald recht heimiſch und zu Hauſe fühlte, — Sie verſtehen mich, gnädiges Fräulein, wenn ich Ihnen ſage, wie das die Bruſt erweitert und das Herz ſicher und glücklicher ſchlagen läßt, wenn man wie mit eiſerner Rieſenfauſt die glatten Linien der Civiliſation durch Berge reißt, über Thäler wölbt, wenn man ſo frei und unabhängig Gewaltiges ſchafft und nun glaubt, es ſei die eigene Körperkraft, die uns dahin treibt, wenn man auf der brauſenden Lokomotive zum erſten Male durch Berge hindurch und über Abgründe hinwegfliegt." Sein Auge leuchtete, als er ſo ſprach, und ſeine breite Bruſt hob ſich gewaltig unter tiefen Athemzügen.

„Sie ſind glücklich —"

„In ſolchen Augenblicken, ja. — — Doch was ſpreche ich da immer von mir," warf er raſch ein, indem er den erhobenen Ton ſeiner Stimme änderte, „bin ich doch hieher gekommen, um Sie zu ſehen und zu hören, wie es Ihnen geht; ſind es doch über acht Jahre, daß ich Sie zum letzten Male ſah, daß ich das Glück hatte, mit Ihnen plaudern zu dürfen."

„Wiſſen Sie auch wohl, wann das war?"

„Gewiß, gewiß," ſagte er raſch, ſchien ſich aber doch einen Augenblick beſinnen zu müſſen, denn er machte eine kleine Pauſe, ehe er fortfuhr: „nach dem Tode Ihres hochverehrten Herrn Vaters fielen Sie in eine ſchwere Krankheit."

Sie nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Ich hatte den Dienſt verlaſſen, — ſehr zum Kummer meiner armen Mutter, die es ſich nicht ausreden laſſen wollte, daß, wer einmal Ingenieur-Offizier geworden, nun für ſein ganzes Leben geborgen

ſei, — und arbeitete auf dem Bureau eines unſerer ausgezeichnetſten Baumeiſter, — o, mit Luſt und Leidenſchaft, — ſah aber dabei wohl ein, wie viel ich noch lernen mußte, denn, — — doch da komme ich wieder auf eine andere Bahn," unterbrach er ſich ſelbſt wieder unmuthig, — „gewiß, mein gnädiges Fräulein, Sie ſollen ſich genau überzeugen, daß ich noch weiß, wann wir uns zuletzt geſehen. Ihre Frau Mutter hatte mir erlaubt, ihr Haus nach wie vor beſuchen zu dürfen, und das that ich gerne, denn die Generalin war ſo lieb und gut gegen mich, und Sie, mein gnädiges Fräulein, ein ſo kränkliches, unglückliches Kind, daß ich das innigſte Mitleiden mit Ihnen fühlte."

Fräulein von Saint-Aubin blickte tief nachſinnend vor ſich nieder.

„Da kam Ihre ſchwere Krankheit, deren Tragweite ſich noch nicht bemeſſen ließ, und es machte mich glücklich, Ihrer Frau Mutter und beziehungsweiſe auch Ihnen raſtlos meine kleinen Dienſte weihen zu können, — o, ich werde den für mich ſo ſchmerzlichen Augenblick nie vergeſſen, als ich Sie nach recht langer Zeit, es waren wenigſtens ein paar Wochen vergangen, während welcher Tage und Nächte lang Ihr Leben einem erſterbenden Flämmchen glich, nun zum erſten Male im Nebenzimmer verborgen ſehen durfte. Ihre gute Mutter hielt mich an der Hand und weinte heftig, denn der Arzt hatte achſelzuckend geſagt, er könne kaum hoffen; wenn auch die Krankheit gebrochen wäre, ſo ſeien Sie doch ſo ſchwach, daß man Ihre gänzliche Erholung der Gnade Gottes anheimſtellen müſſe, — o, ich vergeſſe nie Ihr blaſſes, eingefallenes Geſicht und den eigenthümlichen Glanz Ihrer großen blauen Augen, die Sie plötzlich auf mich richteten."

„Ich erkannte Sie."

„So ſagte die Generalin, und um Ihre bleichen Lippen flog etwas wie ein leichtes Lächeln, ein melancholiſches Aufflackern Ihrer Lebensgeiſter."

„Ja, ich hatte Sie erkannt und freute mich ſehr, Sie zu ſehen, — — — — ich wußte nicht, in der That nicht, warum," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, und ſagte auch das Nachfolgende mit unſicherer Stimme, „es beſchlich mich ein unausſprechliches Gefühl der Behaglichkeit wie eine Vorahnung der Geneſung."

„Ah, ich verſtehe," warf er leichthin dazwiſchen, „bekannte Züge riefen in Ihnen Bilder des Lebens zurück."

„Es iſt möglich, daß es ſich ſo verhielt," gab ſie mit dem Kopfe nickend, ohne aufzublicken, zur Antwort.

„Und Sie hatten Recht mit Ihrer Ahnung, denn von dem Tage an ging es mit Ihrer Geneſung zum Erſtaunen des Arztes und zu unſerem großen, großen Vergnügen mit wahren Rieſenſchritten vorwärts, vierzehn Tage nachher durfte ich Sie wiederſehen und ein paar Worte mit Ihnen ſprechen."

„Sie erſchraken, als Sie mich ſahen, und es war auch wahrhaftig kein Wunder; ehe Sie kamen, hatte ich mir mit Liſt einen Spiegel zu verſchaffen gewußt und hineingeſchaut, — ach, ich erkannte mich ſelbſt kaum wieder und ſchämte mich ordentlich Sie zu empfangen."

„Sehr mit Unrecht, mein gnädiges Fräulein. Ich hatte ein ſo inniges Mitleiden mit Ihnen."

„Mitleiden iſt ein ſchönes Gefühl," ſagte Fräulein von Saint-Aubin mit ganz leiſer Stimme.

„Allerdings mußte ich mir Mühe geben, Ihre früheren heiteren, lieben und guten Züge wieder zu finden, das werden Sie bemerkt haben; nun das beſſerte ſich raſch unter der ſorgfältigen Pflege Ihrer vortrefflichen Mutter."

„Und auch Ihnen," warf Viktorine raſch ein, „bin ich heute noch zu vielem Dank verpflichtet, — o, es war ſo freundlich, daß Sie jeden Morgen kamen und ſich draußen nach meinem Befinden erkundigten, immer um die gleiche Stunde."

„Ehe ich auf mein Bureau ging."

Die Hofdame nickte lächelnd mit dem Kopfe, „ja etwas vor neun Uhr, und ich hatte mich ſo daran gewöhnt, Sie im Gange draußen fragen zu hören, daß ich jedesmal vorher, ſelbſt aus dem tiefſten Schlafe, erwachte, und ich ſchlief ſo gut und ſo ſüß nach meiner Krankheit, aber gewiß nicht ein einziges Mal verſäumte ich Ihre Frage zu hören und freute mich immer herzlich darüber, — — — — auch Abends, wenn Sie kamen, wenn Sie mir erzählten von Ihren Arbeiten, oder mir vorlaſen, ach, ich denke ſo gerne daran; ich ſaß in dem großen Lehnſtuhle hinter dem Tiſche verborgen im Schatten des grünen, großen Lichtſchirms."

„Gerade ſo wie heute, ſagte er lachend, „Sie ſcheinen das gerne zu thun, gnädiges Fräulein."

„Damals thaten mir meine Augen weh," fuhr Fräulein von Saint-Aubin fort, ohne auf ſeine Anſpielung etwas zu erwiedern, „und dann war ich auch zu eitel, um mich Ihnen gerne in meinem kläglichen Zuſtande zu zeigen."

„Aber heute, mein gnädiges Fräulein," ſagte er, indem er ſich vorbeugte, wie um ihre Züge beſſer zu ſehen, — „wiſſen Sie auch wohl, daß ich Sie noch gar nicht genau geſehen habe, und daß ich Sie kaum erkannte, als ich neulich draußen bei meiner Brücke in der Nähe des Fürſten ſtand, und Sie ſich wie abſichtlich ſo ferne als möglich im Hintergrunde hielten?"

„Meiner Stellung gemäß," gab Fräulein von Saint-Aubin mit einem kalten Lächeln zur Antwort.

„Aber heute, mein gnädiges Fräulein, als ich kam, ſtanden Sie im tiefen Schatten Ihrer Lampe und ſetzten ſich mir ſo gegenüber, daß es mir wahrhaftig noch nicht möglich war, die bekannten lieben Züge wieder zu erkennen, — ich bitte um die Erlaubniß, dieſe Lampe um ein paar Zoll verrücken zu dürfen."

Sie ließ es geſchehen, daß er nach ſeinen Worten that, und als nun der volle Schein des Lichtes auf ihr ſchönes, edles Geſicht fiel, ſchaute er ſie ein paar Sekunden ſprachlos mit unverkennbarem Erſtaunen an, — „ja, ja," ſagte er darauf, „ich finde nach und nach die bekannten lieben Züge wieder, aber Sie haben ſich ſehr verändert, mein gnädiges Fräulein, Sie ſind ſehr ſchön geworden."

„Wiſſen Sie wohl," gab ſie nach kurzem Stillſchweigen zur Antwort, während welchem ſie ſich in ihrem Fauteuil ſo weit als möglich zurücklehnte, „daß Sie mir meine Frage von vorhin noch nicht beantwortet haben?"

„Welche Frage?"

„Wann wir uns zuletzt ſahen; — Sie wiſſen es nicht mehr."

„O doch, ich muß mich nur einen Augenblick beſinnen, — halten Sie mich deßhalb nicht für vergeßlich, aber ſeit jener Zeit habe ich ſo viele Länder und Menſchen geſehen, hat es ſo vielfach vor meinen Augen geflimmert, durch meinen Kopf geſauſt und geraſſelt, daß ich zuweilen wahrhaftig nachdenken muß, um gewiß zu ſein, ob die Nadel des Kompaſſes nach Norden weiſt; — aber ich weiß es doch, wornach

„Freilich Jägerlatein,“ ſagte Lukas, „doch iſt es bei manchen Gelegenheiten ſchon beſſer, wie gar keins.“

„Ja, 's iſt recht betrübt,“ antwortete der Kammerdiener, „ſehen Sie, da geht wieder ſo ein prachtvolles Exemplar von einer Genueſerin in der ſchönen dunklen Tracht, mit dem ſchwarzen Schleier über dem Kopf. — Gott! welche Augen! — Geſtern iſt mir ein lächerlicher Streich paſſirt; ich ſchlendere ſo hin und her, über den Aquä Solo —

„Aqua Sola!“ verbeſſerte der Jäger.

„Dann über die große Brücke dahinten, komme in ſehr ſteile Bergſtraßen und klettere immer höher. Ich war müde, hungrig und durſtig geworden, da ſah ich endlich vor mir ein großes Gebäude mit der Aufſchrift: „Albergo di Poveri“, und denke bei mir: Albergo, das heißt Wirthshaus, di Poveri iſt der Name des Wirths, und trete kühn hinein, um mir einen Schoppen Wein geben zu laſſen. Doch kaum bin ich durch das Hofthor getreten und wende mich an einen alten Kerl, der dort in einer verblichenen Uniform herumſchlendert, ſo ſehe ich ſchon meinen Irrthum ein: ich war in's Armenhaus gerathen und der Spaß koſtete mich nach unſerem Gelde vierundzwanzig Kreuzer, denn als ich mich ſogleich wieder entfernen wollte, kam die alte Uniform auf mich zu und zwang mich faſt mit Gewalt, in das Haus zu folgen. Je mehr ich ihm auf Deutſch aus einander ſetzte, ich habe gemeint: Albergo — Wirthshaus, um einen Schoppino Vino zu trinken, um ſo mehr ſchwätzte er mir auf Italieniſch allerlei unverſtändliches Zeug vor, Poveri und immer Poveri, und wieder Poveri und ſchien mir ſagen zu wollen, daß ſich die Poveri außerordentlich nach meiner perſönlichen Bekanntſchaft ſehnten.“

„Oder nach denen Ihrer vierundzwanzig Kreuzer!“ ſagte lachend der Jäger.

Sie mich gefragt," ſetzte er faſt triumphirend hinzu, „ich habe Sie zuletzt in dem kleinen Garten Ihrer Tante vor dem Thore geſehen, Sie waren faſt ganz wiederhergeſtellt und gingen dort ſo gerne umher."

„Ja, ja," fügte ſie nachſinnend bei, „in dem Garten ſahen wir uns zuletzt; wiſſen Sie es noch, der Garten ſtieß an den Alexandersplatz, und gegenüber dem kleinen Garten bauten Sie Ihr erſtes Haus!"

„Wie könnte ich das vergeſſen? war es mir doch ſo angenehm, wenn ich zwiſchen den Bäumen Ihre Geſtalt ſah im hellen Anzuge und wenn ich zuweilen zu Ihnen hinüberlief, um im Gartenhäuschen einem meiner Pläne nachzuhelfen oder etwas nachzumeſſen. Darauf mußte ich die Stadt verlaſſen, und in dem kleinen Garten war es, wo ich Sie zuletzt erblickte. — Sehen Sie nun, mein gnädiges Fräulein, daß ich mich noch ganz genau erinnere?"

Sie ſah ihn mit ihren glänzenden Augen eine Sekunde wie erwartend an, daß er weiter erzählen würde, doch als er das nicht that, ſpielte ein leichtes aber trauriges Lächeln um ihre Lippen, dann ſagte ſie ruhig aber mit etwas bewegter Stimme: „es war an einem Sonntag Morgen, es war am 16. Juli, Sie hatten Tags vorher ſchon Abſchied von Mama und mir genommen, und Ihr Weg führte Sie am Garten vorbei, als Sie auf die Poſt gingen, — das wußte ich, und als Sie nun in Reiſekleidern vorüber kamen, — Sie trugen eine kleine grüne Taſche um die Schulter gehängt und hielten in Ihrer Hand einen Veilchenſtrauß, den Ihnen Jemand zum Abſchied gegeben — da ſahen Sie mich an der Hecke ſtehen, ließen Ihre Begleitung zurück und kamen quer über die Straße gegen mich gelaufen; — — jetzt muß ich wirklich fort, ſagten Sie, und ſetzten hinzu: wie freue ich mich, Sie noch einmal zu ſehen."

„Ja, ja," ſagte er tief nachſinnend, „ſo war es —"

„Das bringt mir Glück für meine Zukunft. — — Und nun leben Sie wohl, und ich darf vielleicht bitten, meiner nicht ganz zu vergeſſen. Damit reichten Sie mir Ihre beiden Hände über die grüne Hecke zum Abſchied herüber, und als ich Ihnen die meinigen entgegenſtreckte, gaben Sie mir den Veilchenſtrauß und ſagten, es wäre Ihnen lieb, wenn ich die kleinen Blumen zum Andenken an Sie behalten könnte, aber ſie würden raſch verwelken."

„So iſt es, ich erinnere mich ganz genau.“

„Ich hatte es nie vergeſſen,“ ſagte Fräulein von Saint-Aubin mit leiſer Stimme, ſetzte aber gleich darauf mit einer erkünſtelten Heiterkeit hinzu: „Sie hatten Recht, die Veilchen verwelkten ſo raſch.“

Es war ihm ſo eigen zu Muthe bei den Worten der jungen Dame, er blickte ſtill lächelnd vor ſich nieder, und die vergangene Zeit trat ſo lebendig, ſo anregend vor ihn hin, daß es ihm gerade war, wie damals, und er ſich nicht enthalten konnte, raſch aufzuſtehen und der jungen Dame ſeine beiden Hände entgegenzuſtrecken, worauf ſie nach einigem Zögern die ihrigen hineinlegte, ſie aber gleich darauf wieder raſch zurückzog, indem ſie ruhig, jedoch nicht unfreundlich ſagte: „acht lange Jahre ſind ſeitdem verfloſſen; Sie haben viel gewirkt und geſchaffen, Ihr Name iſt bekannt geworden, und auch ſonſt,“ ſetzte ſie kopfſchüttelnd hinzu, „hat ſich Vieles, ſo gar Vieles verändert.“

„Unſer Inneres aber nicht,“ gab er raſch mit einem innigen Tone der Stimme und einem treuherzigen Blicke zur Antwort, „wir ſind uns doch gleich geblieben, ich wenigſtens, mein gnädiges Fräulein.“

„Ja, Sie ſind es, und ich auch.“

„O, wenn Sie wüßten, wie aufrichtig und herzlich ich mich gefreut habe, als ich mich davon überzeugt, daß Sie es wären, der ich neulich gegenüberſtand, der guten kleinen Viktorine von damals, — das müſſen Sie auch aus meinen Zeilen erſehen haben, die ich mir erlaubt, am anderen Tage an Sie zu richten.“

„Ich bemerkte es, und es war einer mit von den Gründen, warum ich mich raſch zurückzog.“

„Ja, ja, ich ſah Sie gleich darauf nicht mehr.“

„Ich dachte, man würde Sie dem Fürſten vorſtellen, oder haben Sie ihn früher ſchon geſehen?“

„Ich ſah ihn wohl; aber wenn Seine Hoheit auch meinen Namen kennt, ſo hatte er doch bisher nie die Gnade, von meiner Perſon Notiz zu nehmen, — er kennt mich nicht. Wenn ich mich in meiner Stellung ihm gegenüber ſo ausdrücken darf, ſo leben wir auf einem geſpannten Fuße,“ ſetzte er lachend hinzu.

„Wie ſo das?“

„Als Oberingenieur des Nachbarſtaates gibt man mir die Schuld,

die Bahnlinie ſo projektirt zu haben, daß ſie die zu Warneck gehörenden Waldungen auf einer Stelle durchſchneidet, die dem Fürſten ihrer allerdings herrlichen Bäume wegen beſonders am Herzen liegt. Wäre der Hof neulich nicht ſo ganz unverhofft bei unſerem Brückenbau erſchienen, ſo hätte ich mich ſchon früher zurückgezogen, leider, muß ich jetzt hinzuſetzen, denn ich wäre des Glücks beraubt worden, Sie wiederzuſehen. — Waren Sie mir böſe," fuhr er nähertretend fort, indem er ſeine linke Hand auf die Lehne ihres Fauteuils ſtützte und mit einem offenen, freundlichen Blicke auf ſie niederſah, „daß ich Ihnen ſo geradezu ſchrieb, ich möchte Sie gar zu gerne wiederſehen, aber ohne die weitläufigen Zeremonieen und Anmeldungen, die bei Hofe gebräuchlich, ja nöthig ſind, und die ich nicht kenne, und daß ich Sie bat, mir den Weg zu Ihrer Wohnung genau zu bezeichnen und mir eine außergewöhnliche Stunde zu beſtimmen?"

„Erfüllte ich nicht Ihren Wunſch auf's Genaueſte und Bereitwilligſte, ja ſo umfaſſend," ſagte ſie mit einem faſt ängſtlichen Blick auf die Uhr über dem Kamin, „daß es mir Unannehmlichkeiten machen könnte?"

„Meinen herzlichen, herzlichen Dank dafür, aber ich kann Sie verſichern, liebe Viktorine, unſere Vergangenheit trat mir plötzlich ſo lebendig vor Augen, als Sie mir den Plan des Schloſſes ſchickten, die Eingangsthüre im Parke mit einem rothen Punkte bezeichneten, ſowie die Thüre Ihrer Wohnung, — — wiſſen Sie noch, wie Sie damals ſo gerne mit Ihren kleinen Fingern die ſchwarzen und rothen Linien auf den Plänen verfolgten, die ich dem Herrn General vorlegte?"

„Ich weiß es."

„Hier gebe ich Ihnen nun dankend das vergilbte Dokument zurück," ſprach er lachend, indem er den Plan des Schloſſes aus ſeiner Taſche zog und ihn, an den Tiſch zurücktretend, dort ausbreitete, „ich würde meinen Weg jetzt in noch tieferem Dunkel finden, und fand ihn auch ohne Anſtoß, obgleich ein Fehler in dem Plan iſt: hier der ſchmale Gang neben dem großen Saale iſt auf dieſer Stelle zugemauert, und um nach dieſem Pavillon zu gelangen, mußte ich einen ziemlichen Umweg machen."

„Welchen Umweg?" frug Fräulein von Saint-Aubin erſchrocken.

„Sehen Sie ſelbſt: hier ſollte der ſchmale Gang auf den Vorplatz zu Ihrer Wohnung münden."

„Nun ja, das thut er ja auch."

„Möglich; aber dieſe Mündung ſteht in keiner Verbindung mit dem Gange hinter dem großen Saal, durch welchen ich kam; — hier," — er zeigte mit dem Finger auf die Karte, „iſt dieſer Gang vermauert."

„Und wie kamen Sie hieher?"

„Indem ich vom Plane her wußte," ſagte er mit großer Ruhe, „daß dieſe Enfilade von Zimmern hier, die man an jener Stelle betreten kann, wo der Gang zugemauert iſt, allerdings auf einem Umwege ebenfalls hieher führt."

„Um Gotteswillen, und Sie betraten jene Zimmer?"

„Gewiß," ſagte er mit einigem Erſtaunen, da er ihren ängſtlichen Blick bemerkte, „was iſt Schlimmes dabei?"

„Und es ſah Sie Niemand?"

„Niemand, ſo wenig, als ich Jemand ſah, — was iſt es denn mit jener Zimmerreihe?"

„Was es damit iſt? Sie ſehen, wie ich erſchrecke; ſie gehören zur Wohnung Seiner Hoheit des Fürſten und ſind jetzt nach neun Uhr ringsum abgeſchloſſen."

„Ah, das wäre, — — ſo bin ich hier von meinem Rückzuge abgeſchnitten."

„Gott ſteh' mir bei," rief Fräulein von Saint-Aubin raſch aufſpringend, „daran iſt kein Zweifel, — was fangen wir an?"

„Ruhig, gnädiges Fräulein, ruhig; es wird ja noch einen andern Ausweg von dieſem Platze geben, im Nothfall irgend ein Fenſter nicht gar zu hoch vom Boden; — hier haben wir ja einen Plan, laſſen Sie mich ſtudiren."

Während er ſich auf denſelben niederbeugte, ſchritt die Dame mit allen Zeichen der Erregtheit im Zimmer auf und ab, zuweilen wand ſie ihre Hände feſt um einander, zuweilen ſtrich ſie mit der Rechten über ihre Stirne. — „O," brachte ſie alsdann mühſam mit beklommener Stimme hervor, „ich glaube, einen recht thörichten Streich gemacht zu haben," doch ſprach ſie das ſo leiſe, daß es ihr Beſuch nicht verſtand.

„Hier iſt ja eine kleine Treppe verzeichnet," ſagte dieſer, „welche von hier dicht in der Nähe hinabführt und wahrſcheinlich in den Park mündet; bin ich einmal da, ſo finde ich meinen Weg ſchon."

„Dieſe Thüre iſt verſchloſſen, wurde vielleicht ſeit Jahren nicht geöffnet, auch habe ich keinen Schlüſſel dazu."

„Das iſt allerdings fatal: — ich ſehe," ſetzte er lächelnd hinzu, „daß ich da in ein ganz unterhaltendes Abenteuer verwickelt bin, — aber Sie ſehen ſo erſchreckt aus, gnädiges Fräulein; ach, verzeihen Sie mir die Lage, in die ich Sie gebracht habe; ja, ja, Sie haben Recht ich begreife jetzt wohl, wie äußerſt unangenehm Ihnen das ſein muß."

„Gewiß, gewiß, aber daran ſind Sie ja unſchuldig."

„Das heißt, Ihre Güte will alle Schuld auf ſich nehmen."

„Sie thaten, warum ich Sie bat."

„Auf's Genaueſte," gab er zur Antwort, und dabei zeigte ſich wieder ein humoriſtiſcher Ausdruck auf ſeinen Zügen, — nur eine Sekunde lang, dann fuhr er fort: „Ich handelte ganz nach Ihren Befehlen; ich war zur bezeichneten Stunde unter Ihrem Fenſter und fand das mir angegebene Zeichen, einen kleinen Stein, um den ein weißes Papier gewickelt war."

„Meine Kammerfrau ließ ihn auf meinen Befehl zum Fenſter hinausfallen — — —"

„Aber ich war nicht allein da unten."

„Sie erſchrecken mich auf's Neue, — — wen ſahen Sie da?"

„Wen? Das weiß ich in der That nicht; von Sehen war überhaupt keine Rede, dazu war es zu dunkel; als ich aber eben den kleinen Stein aufgehoben hatte und wieder von dannen ging, bemerkte ich, daß an der Mauer des Pavillons ein Mann lehnte im Schatten eines Vorſprungs, der mit über einander geſchlagenen Armen in die Nacht hinausblickte."

„Gerechter Gott, wer konnte das ſein?"

„Es war, als hätte ſich dort Jemand ein Stelldichein gegeben: denn kaum war ich einige Schritte entfernt und befand mich im tiefen Schatten des Pavillons, als ſich von zwei Seiten zwei andere Perſonen mit raſchen Schritten näherten, und ſich alsdann ein kleiner Wortwechſel erhob."

„Um Gotteswillen, was ſoll das bedeuten?“

Sie hatte ſich dem Tiſche genähert, die rechte Hand aufgeſtützt, und blickte ihn mit ihren großen Augen forſchend an, während eine tiefe Bläſſe ihre ſchönen Züge bedeckte.

„Ich bin noch nicht zu Ende,“ fuhr er fort; „denn als dieſe Herren, und einer von ihnen recht laut und heftig, mit einander redeten, erſchienen noch zwei weitere, die vielleicht der Wortwechſel herangezogen, denn ſie blieben in einiger Entfernung ſtehen und ſchienen an der Unterredung keinen beſonderen Antheil zu nehmen.“

Ein ſchmerzlicher Zug zeigte ſich auf dem Geſichte der ſchönen Hofdame. „Was denken Sie von allem Dem, mein lieber Freund?“ ſagte ſie; „o könnte ich die Zeilen ungeſchrieben machen, die ich Ihnen geſandt; nur der innige Wunſch, mit Ihnen eine Stunde über die Vergangenheit ſprechen zu können, ließ ſie entſtehen, und ich bin ſchrecklich geſtraft dafür.“

„Verſtehe ich Sie recht?“ erwiederte er mit einem erſtaunten Blick, der aber einen innigen Ausdruck annahm, als ſie ſo feſt und offen ihre ſchönen Augen auf ihn richtete, „Sie denken wohl gar, ich könnte die Zuſammenkunft da unten mit Ihnen in irgend welche Berührung bringen? O, Fräulein Viktorine, wenn mir das Jemand Anders ſagte, würde ich es als eine Beleidigung aufnehmen und demgemäß handeln.“ Er reichte ihr treuherzig ſeine beiden Hände hin, in welche ſie zögernd ihre Rechte legte, worauf er fortfuhr: „Habe ich doch Ihr gutes und reines Herz, als Sie noch ein Kind waren, erkannt, und an Ihrem Bilde, wie es ſich mir damals eingeprägt, hat ſich nichts verändert, nur daß Sie viel ſchöner geworden ſind;“ dann ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu: — „glauben Sie einem Manne, der in der ſchönſten Bedeutung des Wortes Ihr Freund iſt! Während der Zeit, in der wir uns nicht mehr geſehen, habe ich wenig oder gar nicht mit Damen verkehrt, meine Arbeiten nahmen alle meine Zeit in Anſpruch, und wenn ich je ein weibliches Weſen kennen lernte, die einen freundlichen Eindruck auf mich machte, ſo konnte ich mich nie eines Vergleiches enthalten, eines Vergleiches zwiſchen Ihnen und ihm, und da fand ich denn ſogleich, daß keines ſo gute, offene, — ſo liebe Augen hatte.“

Sie hatte ihm haſtig ihre Hand entzogen und ſagte, indem ſie ſich

raſch abwandte und an das Fenſter trat: „Sie können ſich denken, daß ich mich hier in einer eigenthümlichen Lage befinde; eine Hofdame, wenn ſie in ihrer Perſönlichkeit noch ſo unbedeutend iſt, wird auf's Strengſte überwacht, — nicht aus Theilnahme oder Wohlwollen, — gewiß nicht, nur um Stoff zu finden zu pikanten Plaudereien, — o, und der Stoff des heutigen Abends wäre für ein ganzes Jahr ausreichend."

„Das thut mir wahrhaftig in der Seele weh," gab er zur Antwort, „aber überlegen wir ruhig; es wird doch wohl im wahren Sinne des Wortes ein unverdächtiger Ausweg für mich gefunden werden können; ängſtlich bin ich gerade nicht, und ich kann wohl ſagen, daß ich mich ſchon in einer ſchwierigeren Lage des Lebens, wenn auch freilich ganz anderer Art, mit kaltem Blute durchgewunden, — wie geſagt, ſuchen wir ein Mittel zu finden, wo natürlicher Weiſe im ſchlimmſten Falle alle Schuld auf mich fällt. Niemand weiß, daß ich das Glück habe, Sie zu kennen; wie wäre es, wenn ich durch die Appartements zurückginge, welche Sie vorhin als die Vorzimmer des Fürſten bezeichneten, und dort zu irgend einem Fenſter hinausſpränge; hoch kann es nicht ſein; ich ſchätze vom erſten Stock auf den Boden kaum zwanzig Fuß; unten iſt Raſen; vielleicht fände ich auch einen hülfreichen Blitzableiter."

„Nie, nie werde ich das zugeben," erwiederte Fräulein von Saint-Aubin, die haſtig auf- und abſchreitend in heftiger Erregung ihr feines Taſchentuch faſt mit den Händen zerriß; „lieber führe ich Sie ſelbſt durch den großen Saal auf die Haupttreppe und verabſchiede Sie dort vor aller Dienerſchaft ſo offen als möglich."

„Und Sie glauben, daß ich in einen ſolchen Schritt willigen würde? Nimmermehr, da weiß ich einen beſſeren Ausweg; wie mir der Plan hier zeigt, führt die Treppe dieſes Pavillons in die Souterrains des Schloſſes; da werde ich wohl in irgend einem Winkel ein Plätzchen finden für eine kurze Sommernacht."

„Während ich hier oben eine lange Stunde um die andere Sie in der Gefahr wiſſen ſollte, auf unangenehme Art entdeckt zu werden? — Nein, nein, kommen Sie, ich führe Sie zur Haupttreppe." Sie blickte nach ihrem Shawl, um ihn über ihre Schultern zu werfen. Er aber faßte raſch ihre Hände und ſagte in ſehr ernſtem Tone: „Laſſen Sie

das, Viktorine; ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich keine Hülfe annehme, die Sie auch nur im Geringſten bloßſtellen könnte; und wenn man mich fände und mich anhielte, was wäre daran gelegen? Es würde mir ja durchaus nicht ſchwer werden, mich auszuweiſen, entweder bei der Dienerſchaft oder in irgend einer Wachtſtube. Laſſen Sie mich meinen Weg durch die Vorzimmer Seiner Hoheit zurücknehmen. Statt dem Hofe Stoff zu gehäſſigen Bemerkungen über Sie zu geben, glaube ich dadurch Stoff zu ſammeln zu einer heiteren Unterredung zwiſchen uns Beiden, wenn Sie mir das Glück gönnen, Sie ſpäter wieder zu ſehen. Was iſt dabei zu fürchten? Als Mann von Fach habe ich das Schloß ſehen wollen."

„Bei dunkler Nacht?"

„Ich habe mich verirrt, ſuche ſchon ſtundenlang einen Ausweg und bitte höflich, aber feſt, ihn mir zu gewähren. Das wäre für den ſchlimmſten Fall, im andern, und ſo wird es kommen, gewinne ich die breite Treppe, — die hier," er zeigte auf den Plan, „welche vom Vorzimmer Seiner Hoheit hinunterführt, und das können Sie mir glauben, wenn ich einmal eine Thürklinke in der Hand habe, hält mich ſo leicht Niemand auf. Nur um eine kleine Erklärung bitte ich noch: von Ihrem Korridor nehme ich meinen Weg zurück, den ich gekommen; und hier iſt das erſte Zimmer des fürſtlichen Appartements?"

Sie beugte ſich zu ihm nieder, und er fühlte, wie ihr raſcher, warmer Athem ſeine Wangen berührte, was ihm ein ganz eigenthümliches, unerklärlich ſüßes Gefühl verurſachte, ſo daß er ſich nicht beeilte, das Vorzimmer zu finden, das er ein paar Augenblicke vorher ohne allen Aufenthalt mit den Fingern berührt hatte. Endlich aber mußte er es doch gefunden haben, und ging alsdann ſo langſam als möglich zum zweiten und dritten über.

„Hier in dieſem," ſagte Fräulein von Saint-Aubin, „finden Sie unbedingt Jemand von der Dienerſchaft, — nein, nein, Sie können es nicht wagen, hindurch zu gehen."

„Bah, irgend ein ſchlaftrunkener Lakai; — ehe er mich fragt, wer ich bin, habe ich die Treppe gewonnen, — machen Sie mir keine Einwendungen mehr, mein theures, werthes Fräulein, das iſt nun einmal bei mir beſchloſſen, davon gehe ich nicht ab, ich bin ſehr eigenſinnig; nur

eines bitte ich mir noch genau hier zu zeigen: rechts alſo geht's zum Appartement des Fürſten, links zur Treppe —"

Er ſah das auch ohne Erklärung auf dem Plane ganz genau, doch vermochte er es nicht, ſich aus ihrer Nähe loszureißen. Endlich aber mußte es doch ſein; zwar zögerte er immer noch, Abſchied zu nehmen, und hörte die dringlichen Worte des jungen Mädchens, welche bittend mit gefalteten Händen vor ihm ſtand und ihn abhalten wollte, dieſen Weg zu nehmen, nicht nur ruhig lächelnd an, ſondern veranlaßte ſie auch durch kleine Einwürfe zu immer neuen Worten; der Ton ihrer Stimme klang ihm ſo unbeſchreiblich weich und angenehm, ſo zu Herzen gehend, wie er bisher nie etwas vernommen.

„So iſt denn dieſe Stunde wie ein Augenblick vorübergeflogen," ſagte er; „dabei habe ich Sie geängſtigt und ſo viel koſtbare Zeit damit verloren, in der Sie mir beſſer von Ihrem Leben und Treiben hätten erzählen können, — doch ich darf wiederkommen, nicht wahr?" ſetzte er mit einem leuchtenden Blicke hinzu.

„Vielleicht, wenn Alles glücklich geht, aber dann zu einer andern Stunde, — o, ich verſtehe mich ſelbſt nicht, wie ich das wagen konnte."

„Sie haben es für mich gewagt, Viktorine, für Ihren Jugendfreund, für Ihren Bruder, und ich werde Ihre Güte feſt in mein Herz ſchließen und ſie nie vergeſſen; — aber muß ich denn wirklich ſchon fort?" rief er unmuthig.

„Gewiß, gewiß," gab ſie raſch und ängſtlich zur Antwort, „jede Viertelſtunde erſchwert Ihr glückliches Entkommen."

„Nicht einmal dieſen kleinen freundlichen Salon, Ihre Umgebung, habe ich genau anſehen können, und ich möchte doch ſo gerne ein Bild davon in mich aufnehmen, um zu wiſſen, wo Sie ſich befinden, — nicht wahr, dort am Fenſter ſitzen Sie häufig?"

„Ja, ja, — zuweilen."

„Und dort iſt Ihr Flügel? Sie müſſen wundervoll ſpielen, wenn Sie nur im Geringſten noch Fortſchritte gemacht haben. Erinnern Sie ſich wohl noch, daß Sie damals ſo freundlich waren, mir zuweilen meine Lieblingslieder zu ſpielen?"

„O ja, ich erinnere mich, aber —"

„Ah," rief er aus, indem er an das Kamin trat, wo rechts und links neben der Uhr auf zierlichen aus Holz geschnitzten Staffeleien Aquarellskizzen standen, „Sie zeichnen noch und haben rechte Fortschritte gemacht; ist das nicht aus dem kleinen Garten, wo ich Sie damals zuletzt sah? — Gewiß, es ist die Laube, wo Ihre Frau Mutter, Sie und auch ich zuweilen saßen, — ach, — wie — mich — diese — Erinnerung — freut."

Anstatt aber bei diesen Worten die Zeichnung zu betrachten, suchte er seine Augen in die ihrigen zu versenken, was ihm aber nicht gelang, da sie mit niedergeschlagenem Blicke neben ihm stand; doch litt sie es, daß er sanft ihre rechte Hand nahm, daß er sie einen Augenblick an seine Lippen führte, daß er ihre kleinen Finger ein paar Sekunden lang zwischen den seinigen hielt, — nur ein paar Sekunden lang, doch däuchte ihm das viel länger zu sein, als es wirklich war, denn er fühlte die Wärme ihrer Hand wie einen elektrischen Schlag in sein Herz hineinzucken.

Er wollte darauf das Aquarell näher betrachten, doch litt sie es durchaus nicht, daß er es von der kleinen Staffelei herunternahm, und hielt ihn mit einer Hast und Aengstlichkeit davon ab, die ihm in einem ruhigeren Augenblicke hätte auffallen müssen, dann sagte sie:

„Und nun?" —

„Zum Fürsten," rief er heiter aus, denn er fühlte sich so glücklich bewegt, „oder soll ich lieber in's Souterrain hinuntersteigen?"

„Eines ist so schlimm als das Andere, — gehen Sie mit Gott; ich werde qualvolle Stunden verleben, bis ich Sie in Sicherheit weiß."

„Ah, das hätte ich beinahe vergessen," sagte er, von der Thüre nochmals zurückkommend; „ich will nicht, daß Sie die geringste Sorge um mich haben sollen; glauben Sie mir, ich komme ungefährdet durch, und zum Zeichen, daß dieß der Fall ist, werde ich in den Park gehen, Ihnen aus der Entfernung, freilich für Sie unhörbar, eine gute Nacht wünschen und ein Zündhölzchen aufflammen lassen, blicken Sie nicht so ernst; — fortes fortuna adjuvat, lehrte man uns in der Schule, frei übersetzt: wer muthig ist und nicht lange überlegt, kommt überall durch."

„Ich lasse Sie nur ziehen, weil ich hoffe, daß die Vorzimmer leer sind, wie das zuweilen Abends der Fall ist."

„Die haben ſie,“ verſetzte der Andere, „und ich war wirklich froh, als ich die düſtern Mauern endlich hinter mir hatte.“

So kamen die Beiden auf den großen Platz am Ende der Strada Balbi, wo das Haus des Columbus ſteht, welches Lukas ſeinem Begleiter auf's Gründlichſte erklärte. „Ich hatte immer geglaubt,“ ſagte der Letztere, nachdem er das Haus aufmerkſam von allen Seiten betrachtet, „daß hier außen irgendwo die Ketten aufgehängt, die man dem Columbus angezogen, nachdem er Amerika entdeckt.“

„Ich habe auch davon gehört,“ ſagte der Jäger, „doch glaube ich, hat man ſie auf ſein Grab gelegt. Sie verwechſeln das mit der großen Kette, die am Wiener Zeughaus hängt.“

„Das kann ſchon ſein!“ antwortete der Kammerdiener. „Aber das iſt hier in der That ein merkwürdig ſchöner Platz, die hübſchen Häuſer rings herum und die weite Ausſicht auf's Meer — ganz prächtig!“

„Hier muß auch weit angenehmer zu wohnen ſein,“ meinte Lukas; „ich haſſe die unangenehmen engen Straßen mit dem ewigen eklen Fettgeruch, wo man nichts ſieht als zwei unendlich hohe Mauern und nur ein ſchmales Streifchen blauen Himmels.“

„Ja, ja, hier möchte ich auch wohnen. Sehen Sie dort das kleine nette Haus, das gerade gegen uns ſteht, mit dem breiten Fenſter im erſten Stock, das muß eine wirklich angenehme Ausſicht haben.“

„Es ſcheint unbewohnt,“ ſagte der Jäger, „die Läden ſind rings herum verſchloſſen und ebenſo die Hausthüre.“

„Ja, ja, man bemerkt auch, daß hier vor Kurzem ein Auszug ſtattfand; ſehen Sie das Stroh, das ſich aus dem Thorweg in die Straße hinaus verweht hat, zerſtückelte Brettchen, Reſte von Kiſten, und da liegt Zeitungspapier, das man wahrſcheinlich zum Einwickeln gebraucht.“

Er reichte ihr seine beiden Hände, in welche sie zögernd die ihrigen legte. — „Auf Wiedersehen, auf fröhliches Wiedersehen," sagte er alsdann, „ich hoffe, Ihnen allerlei Heiteres von meiner nächtlichen Fahrt erzählen zu können; Gott schütze Sie, mein theures Fräulein, und vor allen Dingen bitte ich dringend, keinen Groll auf mich zu werfen, daß ich Sie durch mein Erscheinen in Verlegenheit gebracht."

Gute Nacht, mein Freund, — ich darf dieß Wort gegen Sie gebrauchen, da ich Sie dafür halte."

„Gewiß, ein treuer und anhänglicher Freund."

Er öffnete die Thüre, verließ das Gemach und zog sie hinter sich wieder leise in's Schloß, worauf er auf den dicken Strohmatten, mit denen der Korridor bedeckt war, geräuschlos denselben Weg zurückging, den er hergekommen, — so geräuschlos als möglich, aber nicht geräuschlos genug, daß seine Schritte nicht von den Ohren zweier Kammerfrauen gehört worden wären, die bei einer Tasse Thee ihre Gefühle austauschend plötzlich zusammenschraken bei dem hier zu dieser Stunde so ungewohnten Klange eines männlichen Trittes. — Geräuschloser als er zu gehen im Stande war, warf sich eine dieser Damen in schneller Entschlossenheit gegen die Thüre, um einen kleinen Spalt derselben zu öffnen und hinauszuschauen — entsetzlich; die Gestalt eines Mannes hier zu dieser Zeit und an ihrer eigenen Thüre vorübergehend. In einem Nonnenkloster der strengsten Regel hätte diese Erscheinung keine größere und gerechtere Entrüstung hervorbringen können, und leider war er verschwunden, ehe die Lauscherin im Stande gewesen war, seine Gestalt zu erkennen.

„A — a — a — ah!"

III.

Der Mann, dem der vorhin gehörte Ausruf tugendhafter Entrüstung galt, schritt unterdessen so unbesorgt seines Weges dahin, als dieß in seiner Lage nur möglich war; allerdings hatte er die Wahrschein-

lichkeit, ja faſt die Gewißheit, auf unangenehme Hinderniſſe zu ſtoßen, und wenn er ſich dieſe Idee lebhaft vergegenwärtigte, was wohl nicht anders möglich war, ſo folgte dieſer Vorſtellung ein leichtes Achſelzucken, begleitet von einer neuen Umſchreibung des lateiniſchen Sprüchwortes, das er vorhin dem Fräulein von Saint-Aubin zitirt.

Jetzt hatte er das Ende des Ganges erreicht; dort war die Thüre, durch welche er in das erſte Vorzimmer eintreten mußte. Daß er ſie geräuſchlos öffnete, war ihm wohl nicht übel zu nehmen, auch daß er ſich vermittelſt der Beleuchtung des Korridors einen Augenblick in dem dunkeln Gemach umſchaute, wobei es ihm aber nicht unlieb war, zu bemerken, daß hier die größte Ruhe und Stille herrſchte, daß Niemand ſichtbar war. Das Zimmer hatte drei Thüren, doch hatte er ſeinen Plan ſo genau im Kopfe, daß er wußte, welche in das zweite Zimmer führte; auch hier keine Seele; nur zeigte eine brennende Carcell-Lampe unter einem Spiegel an, daß er ſich bewohnteren Räumen näherte, ſich alſo auch die Gefahr vergrößerte.

Das dritte Zimmer, ſchon beſſer beleuchtet, war ebenfalls leer, doch blieb er in der Mitte deſſelben einen Augenblick horchend ſtehen, denn es war ihm, als ob er in dem nun folgenden, wo ſich der Weg zur Treppe oder zum Appartement des regierenden Herrn theilte, Stimmen vernehme; als er aber nichts mehr hörte, beſchloß er, ſeinen Weg fortzuſetzen. Was konnte ihn auch ein Zaudern nützen; je ſpäter es wurde, deſto mehr mußte ſein Erſcheinen hier, die Erſcheinung eines fremden Menſchen auffallen, und zurückgekehrt, um ihr auch nur die geringſte Verlegenheit zu bereiten, wäre er um keinen Preis. Das einzige, was er während des Dahinſchreitens that, war, von der geraden Linie abzuweichen und ſich dem Fenſter zu nähern; aus einem tüchtigen Sprunge hätte er ſich nichts gemacht, doch überzeugte er ſich bald, daß ihm auch dieſer Weg abgeſchnitten ſei; bis unter die Fenſter dieſes Theiles des Schloſſes ſtieß nicht der Raſen des Parks, wie er geglaubt, ſondern hier war ein Waſſergraben von hübſcher Tiefe und Breite.

„Alſo vorwärts!“

Er öffnete die letzte Thüre und trat in ein hellerleuchtetes Gemach. Das wäre an und für ſich nicht ſo übel geweſen, ſondern hätte ihm die Ausgangsthüre, die von Glas war und auf die rettende Treppe

führte, beſſer gezeigt, doch ſah er auch bei dem Lichte in dieſem Zimmer, daß ſich Perſonen hier befanden, ein Lakai in Livrée, der an der Thüre rechts ſtand, wo es zu den Zimmern des Fürſten ging, und ein anderer Herr im ſchwarzen Fracke mit weißer Halsbinde, ein ſchon älterer Mann, der durch das Geräuſch der ſich ſo unverhofft öffnenden Thüre, zu welcher der Fremde hereingetreten, aufmerkſam geworden und im Auf- und Abgehen ſtehen geblieben war, und zwar unglücklicher Weiſe gerade in der Nähe der Glasthüre. Hier war weder Gewalt noch Ueberraſchung möglich, denn draußen im Veſtibule bemerkte man zwei Schildwachen, die den Säbel im Arm ruhig auf- und abſpazierten.

Der alte Mann mit der weißen Halsbinde hatte gerade eine Priſe genommen und vergaß nun vor gerechtfertigter Ueberraſchung ein paar Sekunden lang den Deckel ſeiner Doſe zu ſchließen.

Der Eingedrungene that das Beſte, was er in ſeiner Lage thun konnte, ſchloß behutſam die Thüre hinter ſich und ging dann mit feſten, wenn auch langſamen Schritten vorwärts bis dicht vor den alten Herrn, in deſſen Nähe er mit einer leichten Verbeugung ſtehen blieb, worauf Jener in höflichem Tone frug: „darf ich mich vielleicht erkundigen, welcher Weg Sie hieher führt?“

Der Ingenieur, um Zeit zu gewinnen, blickte mit der raſchen Entſchloſſenheit, die er nicht umſonſt von ſich gerühmt, rings um ſich her, und ſagte dann mit außerordentlich ruhigem Tone und ohne irgend welche Ueberraſchung zu verrathen: „es ſcheint mir in der That, ich habe den richtigen Weg verfehlt, ich hätte wohl am beſten durch jene Glasthüre gelangen können.“

„So lag es in Ihrer Abſicht, hieher zu kommen?“

„Gewiß; — daran iſt kein Zweifel.“

„Ah,“ machte der alte Herr, wobei er einen einigermaßen mißtrauiſchen Blick auf den Anzug des Fremden warf: „Sie ſind alſo Der, welcher zu einer Audienz befohlen wurde?“

„So iſt es; — ich wurde hieher befohlen und bin nun da.“

„Sie kamen heute nach Warneck?“

„Ja wohl, heute.“

„Und wohnen in der Roſe und Anker?“

„So iſt es.“ Bis jetzt hatte der Gefragte mit keiner Sylbe die

Unwahrheit geſprochen, denn er war in der That erſt heute Nachmittag gekommen und hatte in der Roſe und Anker ſein Pferd eingeſtellt.

Abermals betrachtete der alte Herr den eigenthümlichen Anzug des Fremden, der allerdings zu dieſen Umgebungen nicht ganz paſſend erſchien, und frug alsdann: „und man ſagte Ihnen nicht, wer Sie hier zu ſprechen gewünſcht?“

„Nicht in deutlichen Worten, man lud mich nur ein, mich um dieſe Zeit einzufinden, und da ich als Fremder mit den verſchiedenen Eingängen des Schloſſes nicht genau bekannt bin, ſo betrat ich daſſelbe durch die Thüre auf der Flußſeite und hatte, ich geſtehe es, einige Mühe, mich bis hieher durchzufinden.“

Ein ſchlaues Lächeln flog über die Züge des alten Herrn, und er trat ganz nahe an den Fremden heran, ehe er ihm ſagte: „Sie können mir, dem erſten Kammerdiener Seiner Hoheit, Vertrauen ſchenken; es lag allerdings in der Abſicht Seiner Hoheit, Sie ohne alles Aufſehen zu ſprechen.“

Bei dieſer Bezeichnung des Fürſten wäre der Ingenieur bei aller ſeiner Faſſung beinahe einen Schritt zurückgefahren.

„Mir können Sie's indeſſen in meiner Stellung nicht übel nehmen,“ fuhr der alte Herr fort, „daß ich die paar Fragen an Sie richtete; jetzt verſtehe ich auch Ihren unſcheinbaren Anzug, und Sie haben vollkommen in der Intention Seiner Hoheit gehandelt, nicht die Haupttreppe zu nehmen und ſo von den Portiers und Wachen ungeſehen hieher zu gelangen; — ganz richtig gehandelt, anerkennenswerth, wie man handeln muß,“ ſetzte er mit einem Blick auf den Lakaien hinzu, „wenn man um dieſe Stunde zu einer Privataudienz befohlen wird und ſich des Allerhöchſten Vertrauens würdig zu machen gedenkt.“

„Auf alle Fälle, — ganz meine Anſicht,“ gab der Ingenieur zur Antwort, doch ſetzte er in Gedanken hinzu: „ſoll mich der Teufel holen, wenn es mir nicht recht unbehaglich iſt, vor Seine Hoheit gebracht zu werden und dort am Ende meinen Namen nennen zu müſſen, der keinen guten Klang in den Allerhöchſten Ohren hat; — ſtatt mit einigen paſſenden Redensarten hinausbefördert zu werden, ſcheine ich willkommen: — ſehen wir in Gottesnamen zu, wie es weiter geht; was man ſich einbrockt, muß man auseſſen.“

„Gewöhnliches wird der Herr nicht von Ihnen wollen," fuhr der alte Kammerdiener mit freundlicher Geſchmeidigkeit fort; „es iſt ſchon gar nicht ſeine Art, um dieſe Stunde Audienz zu ertheilen; — nun folgen Sie mir, wenn ich bitten darf, Sie werden das ſchon gleich ſelbſt erfahren."

Als bei dieſen Worten der alte Herr gegen die innere Thüre zuſchritt, warf der Ingenieur einen ſehnſüchtigen Blick auf die Glasthüre, die auf die Treppe führte und von dort in's Freie. Aber an einen gewaltſamen Verſuch dorthin zu gelangen, war nicht zu denken; es ſchien, als hätten ſich die beiden Schildwachen mit ihren großen Säbeln dort gerade das Wort gegeben, ihre Schritte ſo vor der Thüre zu kreuzen, daß Niemand hinaus noch hinein könne, wem ſie nicht Luſt hätten den Ein- oder Ausgang zu geſtatten. Er folgte alſo dem Kammerdiener in das anſtoßende Gemach, und als der dienſtfertige Lakai die Thüre hinter ihm in's Schloß zog, kam er ſich wie in einer artigen Falle vor.

Obgleich er überzeugt war, daß ſeine Perſon betreffend hier ein Mißverſtändniß vorlag, ſo ſchien es ihm anderntheils wieder ſo pikant, wenn es am Ende dem Fürſten in den Sinn gekommen, ihn hier in ſeinem eigenen Schloſſe abfangen und vor ſich bringen zu laſſen, um vielleicht eine Unterredung mit den huldreichen Worten zu beginnen: „Ihnen alſo verdanke ich es, daß mein Park an ſeiner ſchönſten Stelle in zwei Hälften geſchnitten wurde, — Sie ſoll der Teufel holen!" oder einem ähnlichen paſſenden Wunſch in gleichem Sinne, wie er allenfalls bei Hof gebräuchlich iſt.

Wenn der Boden auch hier mit dicken Teppichen belegt war, ſchritt doch der Kammerdiener auf den Fußſpitzen einher, als nähere man ſich einem Gemache, wo ſich ein ſchwer Kranker befindet. Auch manches Andere hier machte einen ernſten, faſt traurigen Eindruck: die zugezogenen Fenſtervorhänge, die auch nicht den kleinſten Strahl des Mondes hereinließen, dazu ein paar düſter brennende Wachskerzen im Hintergrunde des koloſſalen Zimmers, rings umher die tiefe Ruhe und Stille; es war alles Dieſes nicht dazu gemacht, um den Fremden in ſeinen eigenthümlichen Verhältniſſen zu ermuntern.

So ging es durch zwei große Zimmer fort, welche in ihrem Däm-

merlicht und feierlicher Stille einander ganz gleich waren und ſich nur dadurch unterſchieden, daß im zweiten alle Wände bis unter die Decke mit Bücherſchränken verſtellt waren, und daß hier in der Mitte ein großer Tiſch ſtand, auf dem ſich neben Karten und Plänen phyſikaliſche Inſtrumente aller Art befanden.

Als Beide auch dieſes Zimmer geräuſchlos durchſchritten, machte der Kammerdiener ſeinem Begleiter ein Zeichen mit der Hand, ruhig auf ſeinem Platze ſtehen zu bleiben, und verſchwand alsdann hinter den Portieren, welche die Thüre eines anſtoßenden Gemaches verdeckten.

Der Ingenieur, der wohl einſah, daß er ſich in's Unvermeidliche fügen müſſe, hatte während der Wanderung hieher ein kleines Selbſtgeſpräch geführt, welches von dem ganz richtigen Grundſatze ausging, daß auf alle Fälle Jemand Anders hier erwartet werde, deſſen Stelle einzunehmen ihn die Umſtände zwangen. „Niemand iſt unfehlbar," dachte er, „nicht einmal ein Schloßlakai, und da ich annehmen will, daß ich, oder vielmehr Der, den ich vorſtelle, einen mündlichen Befehl erhalten hat, ſo kann der gewiſſe Schloßlakai ſeinen Auftrag, der ja, wie ich erfahren, einem Fremden galt, einem unrechten Fremden, alſo mir, ausgerichtet haben; — Vogue la galère! Bei den ungnädigen Geſinnungen, von denen Seine Hoheit gegen mich, den armen Ingenieur, erfüllt iſt, muß ich mir durchzuhelfen ſuchen, ſo gut als möglich. Ah, da bewegt ſich die Portiere, jetzt werde ich doch hoffentlich nächſtens erfahren, wer ich denn eigentlich bin."

Der alte Kammerdiener kam noch ſchleichender und behutſamer auftretend zurück, als er hineingegangen war. Schon von Weitem hob er den Zeigefinger in die Höhe, und ſeine Mienen trugen das Gepräge großer Wichtigkeit. Nahe gekommen, faßte er das Handgelenk des Fremden, führte ihn ein paar Schritte rückwärts und ſagte dann mit einer flüſternden Stimme, die ſo leiſe wie ein Hauch klang: „es iſt ein Miß—ver—ſtänd—niß vorge—fallen, eine unbegreifliche — Nachläſſigkeit des dienſtthuenden — Kammerlakaien. Seine Hoheit hatten Sie allerdings zu ſehen gewünſcht, auch den Befehl gegeben, ihn aber eine halbe Stunde nachher widerrufen, und das iſt leichtſinniger Weiſe vergeſſen worden auszurichten."

„Gott ſei Dank," dachte der Ingenieur, und neben der Ausſicht

auf so gute Art durchzuschlüpfen, gedachte er auch seiner Jugendfreundin, des Fräuleins von Saint-Aubin, welche gewiß mit unaussprechlicher Angst das verabredete Zeichen erwartete.

„Mir unbegreiflich," fuhr der alte Herr fort, „und ich werde die strengste Untersuchung darüber anstellen."

„Thun Sie das ja nicht, bitte sehr darum," sagte der Andere mit erleichtertem Herzen; — „so kann ich also das Schloß verlassen?"

„Nicht doch," entgegnete der Kammerdiener, wobei seine Mienen eine außerordentliche Freundlichkeit zeigten; „unter uns gesagt, ich gelte etwas bei dem Herrn und erlaubte mir durchschimmern zu lassen, daß, wenn Jemand zu so ungewöhnlicher Stunde befohlen sei — vielleicht doch — wenn nicht vielleicht andere sehr wichtige Rücksichten — nun Sie verstehen mich."

„Ah," machte der Ingenieur, unangenehm enttäuscht, da er das Folgende ahnte.

„Und so befahlen denn Seine Hoheit, Sie einzuführen. Auch über Ihren unscheinbaren Anzug ließ ich ein unterthäniges Wort fallen, was Seine Hoheit nicht übel aufzunehmen schienen; — kommen Sie!"

„So wollte ich doch, daß in diese unberufene Dienstfertigkeit gleich ein Stern — Kreuz — — —" murmelte der Ingenieur ingrimmig in sich hinein, denn er hatte schon im Geiste gesehen, wie sich die Glasthüre ungefährdet vor ihm öffnen würde, und wie er seinen Austritt frei, ja mit einer gewissen Wichtigkeit würde nehmen können.

„Kommen Sie doch!"

Die Portiere erhob sich und fiel hinter ihm wieder zusammen; sie waren in einem kleinen Vorzimmer, das ebenfalls mit Bücherschränken angefüllt war, und durch dessen im Hintergrunde weit geöffnete Flügelthüren man in ein großes, ziemlich hell erleuchtetes Zimmer trat, wo der regierende Herr des Landes in einem einfachen grauen Ueberrock an einem kleinen Tische saß, aufmerksam in einem Buche lesend, welches auf einem kleinen Pulte vor ihm aufgeschlagen stand, — er selbst saß mit dem Rücken gegen die Thüre gewendet.

„Nun komme, was will!" dachte unmuthig der Ingenieur, wenigstens hoffe ich doch durch die Anmeldung zu erfahren, wen vorzustellen ich das Glück habe."

Der alte Kammerdiener war an die Eingangsthüre zum großen Salon getreten und meldete: „Herr von Saleck."

„Gut, gut," gab Seine Hoheit zur Antwort, indem er ohne umzuſchauen eine leichte Handbewegung gegen die Thüre machte.

„Treten Sie ein!" flüſterte ihm der alte Kammerdiener in's Ohr, „machen Sie wenigſtens ſechs Schritte vorwärts und bleiben Sie dann ſtehen. Sollte Seine Hoheit Sie zu lange nicht anreden, ſo räuſpern Sie ſich gelinde: — Seine Hoheit iſt oft ſehr mit Ihren Büchern beſchäftigt." Nach dieſen Worten ſchlich er wie eine Katze in's Vorzimmer und der Ingenieur machte die befohlenen ſechs Schritte.

Da ſtand er nun, und nachdem er ſeine erſte Erregtheit niedergekämpft, warf er einen Blick in dem Gemach umher: auch hier Bücher und Bücher, wohin ſein Auge traf; Bücher auf dem Tiſche, Bücher auf den Stühlen, nur da und dort mit Karten abwechſelnd.

Wenn auch der Fürſt bei Nennung des Namens Saleck eine Bewegung machte, als wolle er ſich raſch erheben, ſo blieb er doch in ſeinen Fauteuil geſchmiegt ſitzen und ſchien ein angefangenes Kapitel nothwendiger Weiſe beendigen zu müſſen.

Da dem Eingetretenen das Warten noch peinlicher erſchien, als eine ſchnelle Aufklärung, ſo befolgte er den Rath des Kammerdieners und räuſperte ſich leiſe. So beſcheiden er dieſes aber auch that, ſo ſchallte es doch vernehmlich durch das hohe Gemach.

„Ah, Sie ſind ſchon da?" ſagte der Fürſt ohne aufzublicken, „geſtatten Sie mir, nur dieſen Satz zu vollenden — — — — ſo, und nun zu Ihnen! Sie ſind der Herr von Saleck?" frug der Fürſt immer noch ohne aufzuſehen.

Da der Ingenieur nicht wagte, dieſer Frage mit Worten zuzuſtimmen, ſo wartete er mit einer ſtummen Verbeugung auf den nächſten entſcheidenden Augenblick, denn Seine Hoheit hatte ſich bedächtig erhoben, legte ein Zeichen in das Buch und wandte ſich langſam um, nachdem er die Hängelampe über ſeinem Tiſche etwas in die Höhe geſchoben hatte, ſo daß der volle Schein des Lichtes auf die Züge des Eingetretenen fiel. Der Fürſt trat ihm mit außerordentlicher Freundlichkeit näher, blickte ihn mit einem einnehmenden Lächeln an und wiederholte ſeine Frage

von vorhin, wobei dieſes Lächeln einen ſchönen Ausdruck annahm, — „ah, Sie ſind alſo Herr von Saleck?“

Jetzt wäre alſo der Augenblick da geweſen, wo der Ingenieur mit dürren Worten hätte ſagen müſſen: „Verzeihen mir Eure Hoheit, es iſt ein Mißverſtändniß, und ich bin nicht dieſer Herr von Saleck;“ doch war es ihm trotz ſeiner Entſchloſſenheit nicht möglich, dieß ſo geradeaus zu thun, wogegen er es aber für ſeine Schuldigkeit hielt, etwas Aehnliches mit umſchreibenden Worten zu entgegnen, weßhalb er ſagte: „Eure Hoheit wollen gnädigſt verzeihen, aber es wird mir ſchwer Eurer Hoheit gegenüber dieſe Frage bejahend zu beantworten; ich möchte nicht gerne eine Verwechslung hervorrufen und es nicht wagen, vor Eurer Hoheit unter einem Namen zu erſcheinen, der —“

„Schon gut,“ gab der Fürſt zur Antwort, ohne die Freundlichkeit in ſeinen Zügen nur im Mindeſten zu verändern, vielmehr faßte er die Hand des auf's Höchſte Ueberraſchten und ſchüttelte ſie herzlich und kräftig, wobei er ſagte: „laſſen wir das gut ſein und nehmen wir an, Sie ſeien in der That Herr von Saleck.“

„Und wenn dem nicht ſo wäre, würde mir Eure Hoheit nicht ſpäter einen ſchweren Vorwurf darüber machen, dieſen Namen Ihnen gegenüber beibehalten zu haben?“

„Gewiß nicht, mein Lieber, ich achte Ihre Intentionen und nehme an, Sie ſeien Herr von Saleck, — kommen Sie, ſetzen Sie ſich zu mir, ich freue mich in der That, Sie zu ſehen. Es iſt eigenthümlich,“ ſetzte er hinzu, nachdem Beide Platz genommen, „daß der Menſch nicht im Stande iſt, ſeinem Schickſale zu entgehen; uns, zum Beiſpiel, hat es heute Abend trotz meines Widerſtrebens zuſammengeführt.“

Der Ingenieur dachte: „auch trotz des meinigen, denn ich befinde mich hier ſehr gegen meinen Willen.“

„Alſo Sie kamen heute Nachmittag nach Warned?“ fuhr der Fürſt fort.

„Ja wohl, Eure Hoheit, heute Nachmittag.“

„Und ſahen Sie ſchon Etwas von der Umgebung und dem Parke meines Schloſſes? Nicht wahr, es iſt reizend gelegen? Nun ich hoffe, daß Sie einige Zeit bei uns bleiben, und wir Gelegenheit haben, die ſchönſten Partieen der weiteren Umgebung, und es gibt deren zahlreiche

und bemerkenswerthe, zuſammen zu ſehen; — wir haben ja prächtige Waldungen, Berg und Thal, Waſſer im Ueberfluß, überhaupt eine Menge maleriſcher Punkte, und da Sie Künſtler ſind," er neigte mit einem abermaligen feinen Lächeln den Kopf etwas gegen ſeinen Gaſt, „ſo werden Sie Geſchmack an unſeren landſchaftlichen Schönheiten finden; — wenn ich nicht irre, ſind Sie Landſchafter?"

„Ich habe mich allerdings viel mit der Landſchaft beſchäftigt, doch dabei die Architektur nicht außer Acht gelaſſen." Der Ingenieur dachte, ich muß etwas Derartiges ſagen, auf daß ich mich im Nothfalle ſpäter darauf berufen kann, um zu beweiſen, daß es nicht in meiner Abſicht lag, ihn zu täuſchen.

Der Fürſt hatte währenddem einen Brief an ſich gezogen, welcher neben ihm auf dem Tiſche lag und einen raſchen Blick hineingeworfen, worauf er ungezwungen die Frage that: „Sie waren kürzlich in L.?"

„In den letzten Tagen nicht," gab der Andere zur Antwort.

„Aber Sie kennen die kleine, charmante Reſidenz. Zu meiner Zeit, als ich dort war — laſſen Sie mich einmal nachrechnen, das ſind nun ſchon fünfundzwanzig Jahre — war es ſchon eine hübſche, angenehme Stadt, und ſeitdem ſoll von dem regierenden Fürſten viel geſchehen ſein, ſie zu heben; — — — — den Herrn Vater kannte ich genau," ſagte der Fürſt, indem er mit einem wohlwollenden Lächeln für ein paar Sekunden ſeine Augen ſchloß, „und hoffe die Bekanntſchaft des Sohnes, des jetzigen regierenden Herrn ebenfalls zu machen."

Bei dieſen Worten, deren Abſichtlichkeit zu klar am Tage lag, und durch die die Verwicklung eine höchſt unangenehme, ja gefährliche zu werden drohte, war es dem Ingenieur zu Muthe, als ſäße er auf einer Pulvermine, die man im Begriffe ſei anzuzünden, und doch vermochte er es nicht über ſich zu gewinnen, aufzuſtehen und mit klaren Worten zu ſagen, daß ihn ein Mißverſtändniß hieher geführt, verſprach ſich aber hoch und theuer, die nächſte ähnliche Rede des Fürſten mit einem kecken und offenen Geſtändniß zu pariren.

„Als Sie im vergangenen Jahre in Rom waren —"

Der eben erwähnte Augenblick ſchien gekommen, und der Ingenieur ſagte deßhalb ruhig und beſtimmt: „Eure Hoheit wollen mir verzeihen, aber ich war im vergangenen Jahre nicht in Rom."

Er hob ein Stückchen davon in die Höhe und reichte es dem Jäger dar.

„Merkwürdig!“ rief dieſer erſtaunt aus und ſchüttelte den Kopf mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Das iſt ein Zeitungsblatt aus der Heimath, ein ſehr altes, faſt vor zehn Jahren gedruckt. Wir müſſen das durchſtudiren. Gott! ich habe in der Stadt, wo das herkommt — es mögen auch jetzt zehn Jahre hin — merkwürdige Dinge erlebt. — Das intereſſirt mich gewaltig. So eine alte Zeitung iſt wie ein Brief von damals, und für mich iſt nichts ſo im Stande, mir Geſtalten, Geſichter, Ereigniſſe lebendiger zu vergegenwärtigen, als wenn ich wieder aus den alten Anzeigen leſe, was die Leute, die ich gekannt, damals getrieben, was ſie ankündigten, was ſie verſprochen, worüber ſie klagten. — — Hier iſt mein alter Tabackshändler, J. H. Steinbrecher & Comp., „direct importirte Cigarren, treffliche Blätter, feinſten Varinas.“ Ich habe manches Pfund bei ihm gekauft. — Da iſt ein Wachtelhund verloren gegangen; ich erinnere mich der Dame, die ihn verlor, hier ſteht ihr Name, — dort iſt ein Geldbeutel gefunden worden, und hier — und hier, — o das iſt wirklich komiſch! — armer Doktor Stechmaier! Neues Journal, „die Leuchte“; ſie hat nicht lange gebrannt, deine Leuchte, und Gott mag wiſſen, welch' trübſeliges Licht jetzt an deinem, wahrſcheinlich ärmlichen, Lager brennt? — — Wie ſehne ich mich, wieder einmal die alten grauen Thürme zu ſehen, hinein zu fahren in den grünen Thalgrund, wo die kleine Reſidenz liegt, in der ich wahrlich manche angenehme Stunde, aber auch manche traurige verlebt!“ — —

„Ich leſe auch gern in den alten Zeitungen,“ ſagte der Kammerdiener, „aber namentlich, wenn es wieder nach Hauſe zu geht, um zu ſehen, wer noch lebt, wer noch durch die Zeitung mit mir ſpricht, wer verſtorben und wer verdorben iſt. — Aber hier in dem Häuschen müſſen offenbar Deutſche gewohnt haben.“

Man ſah den Fürſten einen Augenblick leicht zurückfahren, doch zeigte ſich gleich darauf wieder das feine Lächeln auf ſeinem Geſichte, als er ſagte: „nun ja, ich bemerkte Ihnen ſchon früher, daß ich Ihre Intentionen ehre, obgleich es mir lieber wäre, wenn ich Sie, verehrteſter Freund, geneigt fände, offen mit mir zu reden: — gut denn, Sie waren alſo nicht in Rom, aber daß Herr von Saleck dort war, werden Sie nicht leugnen."

Der Ingenieur hatte nicht den Muth, dieſe Bemerkung anders als mit einer ſtummen Verbeugung zu beantworten.

„Herr von Saleck," fuhr Seine Hoheit fort, „verkehrte dort mit der höheren Geſellſchaft, und es war mir nicht unlieb zu erfahren, daß er ſich dort meiner Tochter, der Prinzeſſin Helene, vorſtellen ließ: — das werden Sie mir doch zugeben, verehrteſter Freund, daß Sie die Prinzeſſin in Rom geſehen haben?"

„Ich nicht, Eure Hoheit; erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß ich nicht das Glück hatte, Ihrer Hoheit vorgeſtellt zu werden."

„Aber Herr von Saleck," fiel ihm der Fürſt raſch in's Wort, „Sie ſehen, ich gehe vollkommen in Ihre Grille ein; behandeln wir dieſen Gegenſtand wie eine mathematiſche Formel; nehmen wir an die X Größe, um die es ſich handelt, heiße Herr von Saleck, und geben Sie mir ſtillſchweigend zu, daß Ihnen der Gehalt dieſer Größe ebenſo genau bekannt ſei wie mir, aber trotzdem achte ich Ihre Intentionen und will Eure Hoheit wie eine dritte Perſon behandeln, was auch ſein Angenehmes hat, indem wir alsdann freier und ungezwungener reden können."

Jetzt hielt es der Ingenieur für ſeine Pflicht, aufzuſtehen und dem Fürſten nach einer tiefen Verbeugung zu ſagen: „Eure Hoheit ſind in der That, was meine Perſon anbelangt, im Irrthum, und ich wünſchte, Eure Hoheit hätten die außerordentliche Gnade gehabt, mir ſchon das erſte Mal, als ich dieſes ausſprach, Glauben zu ſchenken: ein fortgeſetztes Mißverſtändniß könnte mir in den Augen Eurer Hoheit ſchaden, und ich halte es für dringend nothwendig, Eurer Hoheit die bündigſte Verſicherung zu geben, daß ich nicht die Perſon bin, welche Eure Hoheit in mir zu ſehen glauben."

Der Fürſt hatte den Sprecher bei dieſen Worten einen Augenblick

ruhig angeſchaut, dann aber, ohne im Mindeſten ein Zeichen von Ueberraſchung oder Erſtaunen zu geben, ſeine Augen auf den Brief geworfen, den er noch immer in der Hand hielt, und denſelben bis zu Ende geleſen, worauf er nach der hiedurch entſtandenen Pauſe erwiederte: „laſſen wir das gut ſein, ich habe Ihnen ſchon vorher erklärt, daß ich Sie für eine vollkommen neutrale Perſon nehme, zu der ich aber das höchſte Zutrauen habe, und die ich nur bitte, mich ebenſo anzuſehen, und dabei meiner Verſicherung zu glauben, daß Sie es mit einem Mann zu thun haben, der Ihnen geneigt iſt und der offen und redlich für Sie fühlt. — Ich bin von meinem Geſandten," unterbrach er zugleich den Ingenieur, welcher reden wollte, „zu gut unterrichtet, um nicht zu wiſſen, wen ich in der Perſon des Herrn von Saleck vor mir habe."

„Ich bin aber nicht Herr von Saleck," ſagte der Andere mit einer gelinden Verzweiflung, da es ihm nicht möglich war, die Identität ſeiner Perſon feſtzuſtellen, „ich bin —"

„Laſſen wir das, mein Lieber; wie geſagt, ich bin zu gut unterrichtet; die Ankunft des Herrn von Saleck war mir ſchon vor einigen Tagen annoncirt: ebenſo erfuhr ich auf der Stelle, daß Sie heute hier angekommen ſind; — iſt dem nicht ſo?"

„Allerdings kam ich heute hier an, aber —"

„Nun gut," unterbrach ihn abermals der Fürſt, indem er ihn bei der Hand nahm und ihn ſanft auf ſeinen Stuhl niederzog; „ſo laſſen Sie mich denn ſagen, was ich ſehr wünſche, daß es Herr von Saleck vernehme: — hören Sie mich an!"

„Nicht eher," verſetzte der Ingenieur raſch, indem er ſeine Hände mit einer faſt ſtehenden Geberde zuſammenpreßte, „bis Eure Hoheit mich verſichern, daß Sie auch ſpäter nicht vergeſſen wollen, daß ich Ihnen offen erklärt, ich ſei nicht die Perſon, für welche Sie mich halten."

„Gewiß, und denken auch Sie, mein Lieber, ich ſei nicht der Fürſt, ſondern ein beliebiger Herr Müller oder Maier."

„In Gottes Namen denn."

Der Fürſt hatte ſich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, den Kopf in die rechte Hand geſtützt und ſagte, während er mit der Linken, in welcher er den Brief hielt, zuweilen taktmäßige Bewegungen machte: „Daß ein Herr von Saleck ſich damals meiner Tochter vorſtellen ließ, erfuhr ich

natürlicher Weiſe ſchon zu jener Zeit; ein junger Landſchaftsmaler, von angenehmem Aeußeren und den Manieren eines feinen Mannes, — ich habe mich von der Wahrheit des Geſagten überzeugt. — Er galt für einen Künſtler und wurde als ſolcher, ſowie auch als angenehmer Geſellſchafter von meiner Tochter, die ſonſt ziemlich exkluſiv iſt, nicht ungern in ihrer Nähe geduldet; er gab ihr Unterricht, wenn ich nicht irre, machte in Geſellſchaft der Prinzeſſin, ſowie der Frau Herzogin kleine Ausflüge, und auch meine Tochter ſchrieb mir einmal über ihn, daß ſie in Rom einen angenehmen Deutſchen kennen gelernt, deſſen Geſellſchaft für manche andere langweilige und fade Bekanntſchaft entſchädige. Daß mir damals dieſer Herr von Saleck ſehr gleichgültig war, darf ich Sie wohl verſichern, denn ich wußte zu jener Zeit noch nicht, was ich jetzt weiß. Als ich aber Kenntniß erhielt, wer es geweſen, der meine Tochter damals in Rom geſehen, fing die Sache an, mich auf's Höchſte zu intereſſiren, — lebhaft zu intereſſiren, — angenehm zu intereſſiren."

Da der Fürſt bei dieſen letzten Worten eine ſo überaus freundliche Miene annahm und dieſelbe mit einer ſo gar verbindlichen Handbewegung gegen den armen Ingenieur begleitete, ſo konnte dieſer, wollte er nicht als wirklich taktlos erſcheinen, nicht anders, als dieſe ſo ſcharf ausgedrückten Beweiſe allerhöchſter Huld und Gnade mit einer ſtummen Verbeugung für Rechnung des Herrn von Saleck zu erwiedern.

„Gewiß auf's Angenehmſte, — und da ich es nun einmal mit einer ſo unzugänglichen und hartnäckigen Mittelsperſon zu thun habe, deren verſchloſſene Miene jedes Zugeſtändniß von vornherein abſchneidet, ſo kann ich dieſelbe nur bitten, ſelbſt zu glauben, oder auch dem Herrn von Saleck mitzutheilen, daß ich, wie geſagt, genau davon unterrichtet bin, in welcher Abſicht eine gewiſſe Perſon hieher gekommen iſt, daß mich dieſe Abſicht freut, ja glücklich macht, und daß ich derſelben gutes Gelingen wünſche. Wollen Sie das der gewiſſen Perſon mittheilen?"

Auf dieſe Frage konnte der Ingenieur mit gutem Gewiſſen eine zuſtimmende Antwort geben, denn er hatte ſich feſt vorgenommen, ſobald als möglich dieſen Herrn von Saleck, der ja exiſtiren mußte, aufzuſuchen, und ihm offen und ehrlich die ſtattgehabte Unterredung mitzutheilen.

„Was zu dieſem Gelingen meinerſeits gethan werden kann, ſoll gewiß geſchehen," fuhr der Fürſt nach einigen Augenblicken fort, „und

beweise ich Ihnen mein Wohlwollen an dieser Verbindung durch diese offene und rückhaltslose Unterredung, die ich Ihnen schuldig zu sein glaube, da ich den Charakter meiner Tochter genau kenne. Sie hat ein gutes Herz, einen klaren Verstand, ist aber durch ihre gesellschaftliche Stellung, — als mein einziges Kind, — durch große Rücksichten aller Art und durch Schmeicheleien auf ein zu hohes Piedestal gestellt worden und hat einen starken Willen, der es liebt, sich nicht nur eigene Bahnen vorzuzeichnen, sondern dieselben auch etwas zu hartnäckig, ja man könnte sagen eigensinnig zu verfolgen; sie liebt das Ungewöhnliche, und deßhalb ist es mir angenehm, daß sich Herr von Saleck ihr in Rom als Künstler vorstellen ließ, und daß ihr deßhalb alle seine Aufmerksamkeiten als nur ihrer Person geltend und ohne alle Nebenabsichten erscheinen mußten, — verstehen Sie mich?"

„Gewiß, ich glaube Eure Hoheit zu verstehen."

„Gut denn, mein verehrtester Freund. Doch wünsche ich auch noch, daß Sie vollständig begreifen würden, warum ich Ihnen so rückhaltslos sage, daß eine Verbindung meines Hauses mit dem Ihrigen —"

„Mit dem des Herrn von Saleck —"

„Ja, ja, — mir vollkommen erwünscht wäre. Die Frau Herzogin, meine vielgeliebte Schwester, begünstigt eine andere Verbindung meiner Tochter, und zwar eine Verbindung, mit der ich durchaus nicht einverstanden bin; aber ehrlich gesagt, wir sind alle schwache und lenkbare Menschen; Tropfen höhlen bald einen Stein aus, und der Fürstenmantel schützt uns nicht vor menschlichen Schwächen. Ich habe in der Welt viel erfahren, viel gesehen und darf Ihnen wohl gestehen, daß das Gewühl und Getreibe dieses Lebens mich abstößt. Ich lebe soviel, als es mir die Geschäfte erlauben, gerne für mich in Ruhe hier unter meinen Freunden," — er zeigte mit einer Handbewegung auf seine Bücher, „und habe in Staatsangelegenheiten unangenehme Dinge genug zu besorgen, daß ich wohl wünschen darf, mit Intriguen aller Art, welche mir unliebsame Zwecke verfolgen, in Frieden gelassen zu werden. — So, mein Freund, jetzt habe ich Sie einen Blick hinter die Wälle der Festung thun lassen, gewissermaßen in's feindliche Lager, denn ich kann Sie versichern, daß Sie nicht bloß Freunde hier finden werden, sondern auch feindliche Elemente genug zu bekämpfen haben; aber Ihr Angriffs-

plan iſt ganz richtig: man wird ſich des Herrn von Saleck erinnern, ſo glaube und hoffe ich wenigſtens, obgleich Weiberlaunen nicht zu berechnen ſind, — laſſen Sie ſich morgen offiziell beim Oberhofmeiſter meiner Tochter melden; bewahren Sie vorderhand ſtrengſtens Ihr Inkognito, und ſeien Sie verſichert, daß Sie an mir einen wohlgeneigten Bundesgenoſſen haben."

Er reichte dem Ingenieur mit heiterem Blicke ſeine Rechte, und da dieſer durch das Gefühl ſeiner Schuld gedrückt ſich darauf niederbeugen wollte, um ſie zu küſſen, ſo machte er die Sache hiedurch noch viel ſchlimmer, denn der freundlich erregte Fürſt zog ihn mit einer raſchen Bewegung an ſich und drückte ihn ein paar Sekunden lang in ſeine Arme.

Wie er darauf in's Vorzimmer gekommen, wußte er ſelbſt nicht ganz genau, doch eilte er haſtiger und aufgeregter hinaus, als er hineingegangen. In dem Gemache vor dem an der Treppe traf er den alten Kammerdiener, der etwas zur Seite ſtand und ihn mit einer ſo auffallend tiefen Verbeugung vorbeigehen ließ, daß der Ingenieur auf die Vermuthung kommen mußte, Jener habe ein wenig an der Thüre gelauſcht oder ſogar die Abſchiedsumarmung geſehen. Ja ein freundliches Abſchiedswort beantwortete der alte Herr mit einer ſtummen noch ehrfurchtsvolleren Verbeugung und eilte ſo raſch als möglich an die Thüre, deren beide Flügel aber bei der leiſeſten Berührung von dem außen ſtehenden Lakaien aufgeriſſen wurden, worauf dieſer es mit der Glasthüre ebenſo machte, ja durch einen Wink die beiden Schildwachen draußen veranlaßte, mit angezogenem Säbel gerichtet zu ſtehen.

Der Ingenieur hatte noch einen raſchen Blick auf die Seitenthüre geworfen, durch welche er vor einer Stunde ſo ſchüchtern eingetreten, und würde jetzt das ihm damals ſo verhängnißvoll erſchienene Veſtibule mit einem triumphirenden Blicke und frei athmend verlaſſen haben, wenn ihm nicht das Bild ſeiner Jugendfreundin, des Fräuleins von Saint-Aubin, plötzlich in Erinnerung gekommen wäre, die gewiß in großer Angſt ſchon zu lange an ihrem Fenſter auf das Zeichen ſeiner glücklichen Errettung geharrt. Dieſer Gedanke machte, daß er raſch die Treppen hinabeilte und durch die noch offen ſtehende untere Thüre den Park betrat. Er hatte den Plan des Schloſſes ſo gut im Kopfe, daß

er nur kurzer Zeit bedurfte, um ſich zu orientiren, worauf er haſtig in der Dunkelheit verſchwand.

Wenn wir uns erlauben dürften, den geneigten Leſer einen kleinen Zeitraum zurückzuführen, ſo möchten wir das bis zu jenem Augenblicke thun, wo der Ingenieur das Zimmer des Fräuleins von Saint-Aubin verlaſſen. Sie war tief aufgeregt und ängſtlich in der Mitte des kleinen Salons ſtehen geblieben und lauſchte den verhallenden Schritten, wobei ſie ihre Hand auf das Herz preßte, damit deſſen Schlag nicht jenes leichte und verſchwindende Geräuſch übertöne. Endlich hörte ſie nichts mehr davon, doch war es ihr gleich darauf, als werde auf dem Korridor draußen eine Thüre langſam geſchloſſen, welches Geräuſch ſie begreiflicher Weiſe unausſprechlich erſchreckte; — hatte man vielleicht ſein Weggehen belauſcht; hatten vielleicht neugierige Augen geſehen — und es gab deren in ihrer Nachbarſchaft —, daß ein Mann ihr Zimmer um dieſe Stunde verlaſſen? O, ſchon bei dieſem Gedanken empörte ſich ihr Stolz, — ſie, deren Leben und Wandel rein und klar wie Kryſtall vor Aller Augen dalag; ſie, die nie, weder durch ein Wort, noch durch einen Blick Veranlaſſung zu einer pikanten Bemerkung gegeben hatte; ſie, die von jungen Männern umſchwärmt war, welche ihr eifrig den Hof machten, und doch keinem auch nur durch den geringſten Vorzug erlaubte, ſich ihr auffallend vor den anderen zu nähern; ſie, von der ihre Verehrer ſcherzend, aber ernſtlich meinend ſagten, ſie habe gar kein Herz, oder ein ſo kaltes, daß jede ſich demſelben nähernde Leidenſchaft erlöſchen müſſe; ſie ſollte es erleben, daß man ſie eines ſolchen Stelldicheins beſchuldigte, und daß man mit dieſer Beſchuldigung die Wahrheit ſpräche? O, der Gedanke war fürchterlich, und ſie hatte ja ſo ohne alle ſchlimm zu deutende Abſicht gehandelt, wenn auch mit etwas zu wenig Ueberlegung. Ihr offenes und ehrliches Gemüth, das mit Vertrauen zu allen Menſchen erfüllt war, hatte anfänglich nicht an die vorgerückte Stunde gedacht, und daß es möglich ſei, dem Beſuch ihres Jugendfreundes eine andere Deutung zu geben, — ihres Jugendfreundes, den ſie ſich nach jahrelanger Abweſenheit in der Erinnerung viel älter gedacht, und deſſen Anblick ſie nun ſelbſt einigermaßen verwirrt hatte. War ſie doch im Verlaufe dieſer Jahre aus einem ſpielenden Kinde ein Mädchen geworden, welches das Leben nicht nur zuweilen ſehr

ernſt, ſondern auch ſogar ſehr trübe anſah: erſchien ſie ſich ſelbſt doch ſchon zuweilen ſo alt, ſo erfahren. —

Aber mit jenen Gedanken, welche brennend und ſchmerzend durch ihren Kopf fuhren, während ſie am Fenſter ſtand und in den Park hinabſchaute, um das verabredete Zeichen nicht zu vergeſſen, rückte der Zeiger ihrer Uhr unaufhaltſam vor, und jede Minute, welche in die Vergangenheit zurückfiel, vermehrte ihre Angſt. Es mußte Etwas geſchehen ſein.

Schon über eine halbe Stunde war verfloſſen, ſeit er ſie verlaſſen, wogegen er nur wenige Minuten gebraucht hätte, wenn es ihm gelungen wäre, das Schloß ungehindert zu verlaſſen. — „Oder iſt er vielleicht doch ſchon längſt in Sicherheit," dachte ſie mit einem ſchmerzlichen Lächeln, „und denkt nicht mehr an mich und an das, was er mir verſprochen? — Gewiß, ſo iſt es. Wenn er ſich auch vorhin der kleinen Viktorine von damals nicht ungerne zu erinnern ſchien, ſo war es doch ſo, wie man ſich eines bequemen Spielzeugs erinnert, bei deſſen ſpäterem Betrachten man vielleicht fragt: alſo dafür habe ich mich früher wirklich intereſſiren können? Wie ſich die Zeiten ändern, — o ja, ſie verändern ſich, auch wir ändern uns, aber nicht immer ſo, wie wir es wohl wünſchen. Wie liebte ich ihn ſchon damals ſo herzlich und innig, wie war ich glücklich, wenn ſein klares Auge warm auf mir ruhte, wie lag das unbekannte Leben lichtvoll angeſtrahlt vor mir, wenn er mit leuchtendem Blicke von ſeiner Zukunft ſprach und ſcherzend den Wunſch darein verwebte, daß wir uns nahe ſein möchten und häufig ſähen. Wer hätte es damals ahnen können, daß die Jahre eine ſolche Kluft zwiſchen uns reißen würden, daß er als gereifter Mann, welcher in der Welt Schönes und Großes geleiſtet, mein glänzendes und doch ſo armes Leben als eine Scheidewand betrachten würde, als eine Schranke, die ihn auf ewig von ſeiner Jugendgeſpielin ſcheide?"

„Ja, ja," fuhr ſie nach einem tiefen Athemzuge heftiger fort, „ſo betrachtet er unſere beiderſeitige Stellung, und wenn auch aus ſeinen Augen zuweilen ein bekannter freundlicher Strahl blitzte, wenn auch ſein Mund zuweilen noch Herzliches ausſprach, was mich an die alte, bekannte Zeit erinnerte und dadurch faſt glücklich machte, ſo konnte oder mochte er es doch nicht vergeſſen, daß das gnädige Fräulein von

Saint-Aubin vor ihm gestanden, — und ich blieb mir doch so vollkommen gleich: — o, mit welch' herzlicher Zuneigung dachte und denke ich der vergangenen Zeiten!"

Bei diesen Worten trat sie an das Kamin und nahm die kleine Zeichnung in die Hand, welche sie ihm vorhin nicht erlaubt hatte, von der Staffelei zu nehmen. Und sie wußte wohl warum. Denn als sie nun das Blatt langsam umwandte, fielen ihre Blicke auf einen verwelkten Veilchenstrauß, der dort befestigt war.

„Ja, verwelkt sind diese Blumen und vergilbt," dachte sie, „vertrocknet, unscheinbar geworden, wie für ihn die Vergangenheit."

Leider war dieß aber gerade der Augenblick, wo der Ingenieur, dem Schlosse glücklich entronnen, in einiger Entfernung vom Pavillon stehend, das verabredete Zeichen gab, nicht nur mit einem Zündhölzchen, sondern mit dreien nach einander, die auch in der warmen, unbewegten Nachtluft so hell und lustig brannten, daß er selbst eine Freude daran hatte, worauf er seinem Versprechen gemäß leise und innig sagte: „Gute Nacht, meine kleine, liebe Viktorine!" Dann verließ er den Park und eilte dem Dorfe Warneck zu, nicht ganz unzufrieden mit der Art, wie er seinen Abend zugebracht.

IV.

Als der Ingenieur das Gasthaus zur Rose und Anker erreicht hatte, sah er unter dem Thore desselben den serviettenschwenkenden Kellner stehen, welcher sich nach des Tages Last und Hitze wie die meisten anderen Geschöpfe der kühlen Abendluft freute. Dieser, nachdem er den Eintretenden, der wegen der Eisenbahnbauten in der Nachbarschaft im vergangenen Winter längere Zeit im Hause gewohnt, erkannt hatte, nahm seine Serviette mit einem raschen Schwung unter den linken Arm und schien den Befehl zu erwarten, daß das Pferd des Fremden vorgeführt werde. Statt dessen aber verlangte der Ingenieur ein Zimmer für die Nacht. Als nun beide die Treppen des Hauses hinaufstiegen, verwickelte

er den redſeligen Kellner mit leichter Mühe in ein mittheilſames Geſpräch. Oben in einem Zimmer des zweiten Stockes angekommen, wußte er bereits, daß viele Fremde im Hauſe ſeien, welche von der reizenden Lage des Gaſthofs angelockt wohl längere Zeit dableiben würden, ſowie auch, daß heute Nachmittag zwei Fremde gekommen ſeien, der eine mit Extrapoſt, der andere mit dem Eilwagen, die ihm, dem Kellner, einigermaßen bemerkenswerth erſchienen, namentlich der eine, ſagte er. „Beide ſind Leute, die ſich in guter Geſellſchaft bewegt. Unſer Einer ſieht das an der Art, wie ein Fremder ſein Zimmer verlangt und es betrachtet, auch an der Geſtalt ſeiner Reiſeeffekten, an ſeinen kleinen Bedürfniſſen im erſten Augenblick, ob er viel oder wenig Waſſer verlangt und dergleichen, und wie geſagt, beide ſind Leute comme il faut."

„Ich habe ſchon oft Ihr Talent bewundert, mein lieber Franz, das ſogleich zu erkennen," warf der Ingenieur leicht hin, „und wäre es mir in dieſem ſpeziellen Falle ſehr erwünſcht, etwas Näheres über beide Herren von Ihnen zu erfahren, da ich einen Bekannten erwarte, den ich ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr geſehen, und es einer von den Beiden wohl ſein könnte."

„Ich kann Ihnen die Namen derſelben ſagen," erwiederte der gewandte Kellner, indem er mit ſeiner Serviette eine Bewegung machte, als wolle er dieſe Namen auf irgend eine unſichtbare Tafel ſchreiben, „der Eine, der mit dem Eilwagen gekommen iſt, iſt ein Herr von Felſing, der Andere ein Herr von Saleck. Dieſer —"

„Halt, mein Freund, den erwarte ich; — iſt er wohl noch zu ſprechen?"

„Ich glaube kaum; er kam vor einer Viertelſtunde von einem längeren Spaziergange zurück, und einen Augenblick vorher, ehe Sie in's Haus traten, ſtieg der Kammerdiener mit dem Anzuge ſeines Herrn die Treppe hinab; — alſo iſt er ſchon ausgekleidet."

„Das iſt mir fatal; — nun, ich muß eben bis morgen früh warten, — alſo dieſer Herr von Saleck erſchien Ihnen auch als eine Perſon von Diſtinktion? Sie verſtehen ſich darauf, lieber Franz."

Nachdem ſich der Kellner geſchmeichelt verbeugt, warf er leicht hin: „Bei einer langen Praxis, wie die meinige, irrt man ſich ſelten. Dieſer Herr von Saleck ſcheint in der That etwas Außergewöhnliches zu ſein,

woran übrigens nicht zu zweifeln, Herr Oberingenieur, — als einem Bekannten von Ihnen."

„Ich danke, lieber Franz; erzählen Sie mir etwas von Saleck, ich habe ihn schon lange nicht mehr gesehen."

„Ah, ein hübscher, vornehmer Herr; er hat etwas in seinem Aeußern, besonders in seinem Blicke, was man nicht alle Tage sieht; kaum angekommen, schrieb er sogleich an den Oberstthofmeister der Prinzessin Helene und wurde eine Stunde später — zu sonst sehr ungewöhnlicher Zeit — in's Schloß befohlen." Der Kellner sagte dieß flüsternd, indem er seine Serviette an den Mund hielt, wie um seine Worte noch mehr zu dämpfen.

„So kam er wohl so eben vom Schlosse zurück?"

„Nein: etwas an dieser Geschichte ist mir auffallend: als der Befehl vom Schlosse kam, war er nicht zu Hause, und wenn er ihm auch im andern Falle hätte ausgerichtet werden können, so würde er wahrscheinlich doch nicht hingegangen sein, denn gleich darauf kam ein Gegenbefehl, und zwar in der Form, es sei ein Mißverständniß gewesen, man hoffe Herrn von Saleck in den nächsten Tagen zu sehen. Als ich bei seiner Rückkunft nicht ermangelte, demselben beide Botschaften auszurichten, schien er nicht unangenehm davon berührt und stieg, eine mir unbekannte Weise pfeifend, die Treppe hinauf."

„Er ist allerdings ein Mann von großen Bekanntschaften," warf der Ingenieur leicht hin, „freue mich, ihn wiederzusehen, doch ich muß eben damit warten bis morgen früh."

„So werde ich den Herrn Oberingenieur, sowie ich morgen früh den Kaffe servire, anmelden?"

„Nein, nein, lassen Sie das nur bleiben, lieber Franz, ich liebe die Ueberraschungen und bin sehr begierig, was mein Freund Saleck sagen wird, wenn er mich so plötzlich vor sich sieht, — haben Sie mich verstanden?"

„O, vollkommen, Herr Oberingenieur, wie Keiner in der Welt würde ich Ihren Namen nicht nennen." Er drückte wie betheuernd seine Serviette auf die Gegend der Brust, wo er sein Herz vermuthete, und flüsterte alsdann mit jenem unnachahmlichen graziösen Kellnertone: „Und weiter haben Euer Gnaden nichts mehr zu befehlen?"

„Möglich!“ ſagte der Jäger und ſchaute zu dem Fenſter empor, „doch können auch durchreiſende Fremde dieß Zeitungspapier aus der Heimath mitgenommen haben. Die Deutſchen reiſen nicht ſo viel, man findet nicht ſo häufig ihre Fußſtapfen, namentlich hier in Genua ſind faſt gar keine unſerer Landsleute; ich will nicht von Bekannten ſprechen,“ ſetzte er traurig hinzu, „die zu verfehlen ich ein eigenes Unglück habe. — Wie hatte ich mich auf Genua gefreut, ſeit drei Jahren gefreut! Sie müſſen wiſſen, Freund, daß ich hier in Genua eine Bekannte zu finden hoffte, freilich jetzt eine reiche vornehme Dame, aber die mir am Herzen liegt, als ſei ſie mein eigenes Kind; denn ich habe ſie gekannt ſeit den erſten Tagen ihrer Jugend, wo ſie arm und hülflos von einer unbekannten Frau aufgenommen und erzogen wurde. O es ſchlug ein gutes, liebes Herz in dem kleinen Mädchen.“

„Die Tänzerin, von der Sie mir oft erzählt?“

„Dieſelbe. Sie lebte in den letzten Jahren hier, weßhalb, habe ich nie recht erfahren können, ſie ſchrieb mir nie genau, wie es ihr gehe, und zuweilen — ja zuweilen, ich habe es wohl bemerkt, — ſprach eine tiefe Traurigkeit aus den fröhlich ſein ſollenden Geſchichten, die ſie mir in ihrem Briefe erzählte. Der Baron, der ſich ebenfalls ſehr für ſie intereſſirte, ließ ſich durch ſeinen Banquier oftmals nach ihr erkundigen, ohne je eine genügende Antwort zu erhalten. Einigemal hieß es, ſie ſei da, man habe Gelder an ſie bezahlt oder von ihr erhalten, ein andermal war ſie abgereist und was das Seltſamſte an der Geſchichte iſt, Briefe, die wir direct an ſie ſchrieben, ſchien ſie nie erhalten zu haben, denn ſie erwähnte derſelben trotz unſerer Anfragen nie auch nur mit einer Sylbe.“

„Das iſt ganz ſonderbar,“ meinte der Kammerdiener, „wer weiß, ob ſie nicht gerade in dem Hauſe gewohnt hat, vor dem wir ſoeben ſtehen? Hier iſt vor einiger Zeit augenſcheinlich

„Ich danke, lieber Franz, und bitte nur, meinen Kaffe auf morgen früh acht Uhr notiren zu laſſen. Und dann noch eine Frage auf Ihr Gewiſſen: iſt mein Pferd gut verſorgt worden? Empfehlen Sie's noch einmal dem Hausknecht; ich möchte nicht gerne, daß ich mich veranlaßt ſähe, morgen früh Einem aus dieſem ganz vortrefflichen Gaſthof ein paar unangenehme Worte zu ſagen."

„Der Herr Oberingenieur werden wie mit Allem, ſo auch mit der Behandlung Ihres Pferdes zufrieden ſein."

Als der Fremde nun allein war, öffnete er das Fenſter und warf noch einen Blick auf Schloß und Park Warneck, und eigenthümlicher Weiſe thaten das im gleichen Augenblicke noch zwei andere Paar menſchlicher Augen, der Herr vom erſten Stock und der Herr vom zweiten Stock; alle drei rauchten auch dazu eine Cigarre, alle drei ſeufzten etwas weniges, und alle drei begaben ſich zur Ruhe, um bis zum folgenden Morgen zu ſchlafen.

Am andern Morgen hatte ſich Herr von Felſing einfach aber ſorgfältig angezogen, und als es nicht mehr zu früh war, um paſſender Weiſe einen Beſuch zu machen, aber auch noch früh genug, um ſeinen Eifer zu zeigen, die geſtern angeknüpfte Bekanntſchaft ſo bald als möglich fortzuſetzen, eine Karte zu dem Herrn im erſten Stocke hinuntergeſandt und darauf die Antwort erhalten, er werde willkommen ſein.

Nach den erſten Begrüßungen, und als Herr von Saleck verſichert, daß er im möglichen Falle gerne bereit ſei, irgend einen Wunſch des Mannes zu erfüllen, der ihm einen ſo empfehlenden Brief ſeines Freundes, des Schloßhauptmanns von Werner gebracht, ſetzte er lächelnd hinzu: „Es war doch ein eigenthümliches Zuſammentreffen geſtern Abend vor dem Pavillon, und Sie würden mich zu einigem Danke verpflichten, wenn Sie im Stande wären, ohne eine Indiskretion zu begehen, darüber Aufklärungen zu geben, ich ſage abſichtlich, ohne eine Indiskretion zu begehen, denn Sie wiſſen wahrſcheinlich ſo gut wie ich, daß der Pavillon, vor dem man Sie wartend fand, von Damen bewohnt iſt."

„Meiner Treu, das wußte ich nicht, und erfahre es jetzt erſt aus Ihrem Munde."

„So hätten Sie ohne alle Abſicht dort Ihren Platz genommen?

„Ohne alle Abſicht, auf mein Wort," verſicherte Herr von Felſing in einem Tone der Betheuerung: „ich kam geſtern Nachmittag mit dem Eilwagen hierher, an dem Sie mit Ihrer Extrapoſt vorbeieilten; ich kleidete mich ein wenig um, dinirte, hielt mich eine Zeitlang auf der Terraſſe des Gaſthofs auf und ſchlenderte alsdann ohne Zweck umher, zuerſt in dem kleinen Städtchen, dann an den Ufern des Fluſſes, über deſſen Brücke ich auf den Weg zum Parke gelangte, von wo ich dieſen, da er offen ſtand, betrat.

„Ich hielt mich in den ſchönen Anlagen hier und dort auf, mit meinen Gedanken beſchäftigt, meiſtens ſehr ernſten Gedanken, gewiß, Herr von Saleck, ja ſo ernſt und trübe, daß es mir gewiß nicht in den Sinn gekommen wäre, etwas wie ein Abenteuer aufzuſuchen. Auch hatte ich, als es dunkel geworden war, meinen Weg verfehlt, und ſuchte irgend einen Pfad, am Fuße des Gebäudes herumgehend, zu finden. Da hörte ich, wie ſich über mir ein Fenſter öffnete, und ich ſah, daß etwas Weißes, wie ein Papier, das man um einen Stein gewickelt, herausgeworfen wurde."

„Das ſahen wir auch aus der Entfernung, und das hoben Sie auf?"

„Ich nicht, ſondern Jemand, der plötzlich neben mir aus dem tiefen Schatten auftauchte, ſich raſch vor mir niederbückte, das Papier nahm und damit ſo raſch wieder verſchwand, als er erſchienen war."

„Pa—a—a—ah," machte Herr von Saleck, „da hätten wir ſchon wieder jemand Anders, der ſich um den Pavillon zu ſchaffen machte, — die Gegend ſcheint ſehr beſucht zu ſein."

„Das dachte ich auch, denn als Jener verſchwunden war, erſchienen die beiden Herren, gegen die Sie endlich ſo freundlich waren, mich in Schutz zu nehmen."

„Und von dem, der das Papier zu ſich nahm, ſahen und hörten Sie nichts mehr?"

„Nicht das Geringſte, er war ſpurlos verſchwunden."

„Am Ende iſt mir das ſehr gleichgültig," warf der Andere leicht hin; „gehen wir alſo nach Ihrer Erklärung, der ich den vollſten Glauben ſchenke, auf Ihre eigenen Angelegenheiten über — Sie kennen den Inhalt des Schreibens, welches Sie mir überbracht?"

„Der Herr Schloßhauptmann war so gütig, mich davon in Kenntniß zu ſetzen; ich geſtehe Ihnen das, obgleich er meiner allzu lobend erwähnte, im Ganzen aber die Wahrheit ſprach," ſetzte er treuherzig hinzu; „ich erlaube mir dieſe Verſicherung, da ich dringend wünſche, daß dieſe Zeilen freundlich für mich ſprechen möchten."

„Das thun ſie allerdings; aber ſagen Sie mir aufrichtig, hat Sie die Adreſſe dieſes Briefes nicht einigermaßen enttäuſcht, — was kann ein unbedeutender Maler für Sie thun?"

„Aufrichtig geſagt, war ich allerdings überraſcht, doch iſt mir dieſer Brief wie ein Wechſel, und wenn der Bezogene ſo gut iſt, wie der Ausſteller, woran ich nicht zweifle, ſo dürfte ich bei der Einlöſung nicht zu kurz kommen."

„Ich danke Ihnen für das Zutrauen, doch müßte ich erſt Ihre Wünſche kennen — nehmen Sie Platz und laſſen Sie mich etwas darüber hören."

Herr von Felſing gab nun dem aufmerkſam Zuhorchenden einen Abriß ſeiner Lebensgeſchichte, in der eine getäuſchte Hoffnung auf die andere gefolgt war. Der Erzähler, von guter Familie, wie er nachwies, war Offizier geweſen, und obgleich er mit Auszeichnung gedient, hatte er doch in dem kleinen Staate, dem er angehörte, nicht weiter vorrücken können. Er hatte darauf in einem andern Welttheil ſein Glück verſucht, ohne dort aber etwas Anderes zu finden als herbe Täuſchung, und ſo war er dann in die Heimat zurückgekehrt mit dem kleinen Reſte eines an ſich ſchon unbedeutenden Vermögens.

„So kam ich nach der Reſidenz," ſchloß Herr von Felſing ſeine Erzählung, „wandte mich dort an meinen Bekannten, den Herrn Schloßhauptmann von Werner, um vielleicht durch deſſen Empfehlung in irgend einer Branche bei Hofe angeſtellt zu werden, — vergebliche Hoffnung. Herr von Werner, an deſſen Güte für mich ich nicht zweifeln darf, zeigte mir die Unmöglichkeit, meinen Wunſch zu erfüllen, gab mir aber das bewußte Schreiben, nicht ohne durch ein freundliches Wort meinen geſunkenen Muth wieder zu beleben."

„Werner iſt ſonſt ein ſo vorſichtiger Mann," erwiederte der Andere kopfſchüttelnd, „ich fürchte, er hat ſich dießmal durch ſeine Güte für Sie hinreißen laſſen; was kann ich, ein unbedeutender Maler, für Sie thun?"

„Darüber muß ich Ihnen in der That die Antwort ſchuldig bleiben; aber wie Sie eben ſelbſt ſagten, iſt Herr von Werner allerdings ein ſo vorſichtiger Mann, daß ich überzeugt ſein muß, er wiſſe, daß ich vielleicht im Stande ſei, Ihnen Dienſte zu leiſten, wogegen —"

„Ich es übernehmen müßte, unterbrach ihn Saleck raſch mit einem freundlichen Lächeln, „Sie an irgend einen bedeutenden Bekannten, den ich vielleicht haben könnte, zu empfehlen."

„So iſt es, und ich darf Ihnen die heiligſte Verſicherung geben, daß ich Ihrer Empfehlung alle Ehre machen werde."

In dieſem Augenblicke öffnete ſich geräuſchlos die Zimmerthüre und der Diener Saleck's trat ein, einen fürſtlichen Lakaien anmeldend, der ein Schreiben zu überbringen habe, und begreiflicher Weiſe raſch vorgelaſſen wurde. Dieſer hatte aber zwei Briefe in der Hand, und als Saleck den ſeinigen entgegen genommen und damit an das Fenſter getreten war, um ihn zu leſen, folgte Felſing dem Lakaien an die Thüre. Er nannte demſelben mit einer bezüglichen Frage ſeinen Namen, worauf ihm ebenfalls ein Schreiben zugeſtellt wurde, welches er mit einem Blick auf Saleck, ohne es zu öffnen, in der Hand behielt."

Dieſer hatte den Umſchlag abgeriſſen, das einliegende Blatt auseinander gefaltet und in wenigen Sekunden durchflogen, worauf er die rechte Hand, in welcher er es hielt, langſam niederſinken ließ, um mit aufgeſtütztem linkem Arme gedankenvoll in die Landſchaft hinaus zu ſtarren.

Nicht ohne innere Bewegung machte es Felſing nun gerade ſo, wie es der Andere gethan, und las folgende Zeilen: „Euer Hochwohlgeboren gefällige Zeilen von geſtern habe ich erhalten, und muß es Ihnen überlaſſen, ob Sie vielleicht geneigt ſind, das in demſelben erwähnte Schreiben an mich einſchicken zu wollen, da es Grundſatz der unterzeichneten Stelle iſt, einen derartigen Geſchäftsweg einzuhalten — Hochachtungsvoll — das Oberſthofmeiſteramt Ihrer Hoheit der Prinzeſſin Helene, Graf von Sporbach."

Dieſe ziemlich kalten und wenig ermuthigenden Zeilen hätten auch Felſing veranlaßt, wie es der Andere gethan, mit ernſter Miene in die Landſchaft hinauszuſchauen, wenn er, wie Jener, zufällig am Fenſter geſtanden wäre, ſo jedoch begnügte er ſich mit einem tiefen Athemzuge,

welcher aber ſo ſehr einem Seufzer glich, daß ſich Saleck umwandte und ihm ſagte: „Ah, auch Sie haben Briefe erhalten, und wie mir ſcheint, wenig erbaulichen Inhalts?“

„So iſt es, und wie mir ſcheint, kamen unſere beiderſeitigen Schreiben aus der gleichen Quelle, dem Oberſthofmeiſteramt der Prinzeſſin Helene.“

Saleck nickte mit dem Kopfe und durchlas das ſeinige abermals, von deſſen Inhalte wir dem geneigten Leſer kein Geheimniß machen dürfen. Daſſelbe lautete: „Euer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben von geſtern habe ich erhalten und nicht verfehlt, Ihre Hoheit die Prinzeſſin Helene davon geziemend in Kenntniß zu ſetzen, bedaure jedoch, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Hochdieſelbe Ihre in dem erwähnten Schreiben von geſtern angeregten Erinnerungen an Rom nicht für wichtig genug erachtet, um Euer Hochwohlgeboren zu veranlaſſen, Ihre Weiterreiſe zu unterbrechen, was ich in hohem Auftrage nicht verfehle, Euer Hochwohlgeboren mitzutheilen. Hochachtungsvoll ꝛc. ꝛc.“

Dieſer Brief hatte indeſſen eine Einlage ganz von der Hand des Grafen Sporbach geſchrieben, während er das dienſtliche Schreiben nur unterzeichnet hatte. Dieſe Einlage lautete: „Euer Hochwohlgeboren kann ich nicht umhin, bei Ueberſendung des Beigeſchloſſenen in zwei privaten Worten zu verſichern, daß ich mich perſönlich unſerer Begegnung in Rom recht gerne erinnere, und im andern Falle gerne bereit wäre, Ihnen für Ihre mir dort bewieſene Freundlichkeit bezeigen zu können, wie ſehr ich bin Ihr aufrichtig ergebener Sporbach.“ — — — — — — —

„Darf ich mir wohl erlauben, Sie zu bitten,“ ſagte Felſing nach einer längeren Pauſe, indem er dem Andern ſeinen Brief darreichte, „dieſen Zeilen einen Blick zu ſchenken und mir zuzugeſtehen, daß ich jetzt um ſo mehr auf die empfehlenden Zeilen des Herrn Schloßhauptmanns von Werner angewieſen bin.“

„Und darf ich Sie wohl erſuchen, mein Schreiben zu leſen, um ſich dann ſelbſt zu ſagen, welche Hoffnung ein alſo kurz Abgewieſener Ihnen noch zu bieten vermag.“

„Dieſe Schreiben gleichen ſich allerdings wie ein unſauberes Ei dem andern, obgleich die bedauernden Zeilen des Privatmannes offenbar beſtimmt ſind, das Herbe des dienſtlichen Schreibens zu verſüßen.“

„Aber gewiß nicht in allerhöchstem Auftrage;“ worauf der Andere nach einem langen gedankenvollen Blick in die Gegend hinausſagte: „Aber trotz alledem habe ich ein ſo unbegrenztes Vertrauen zu meinem Gönner, dem Herrn Schloßhauptmann, daß ich nicht umhin kann, Ihnen nochmals meine geringen Dienſte anzubieten.“

Saleck ſchien dieſe Worte nicht gehört zu haben, denn er ging mit großen Schritten auf und ab, und ballte während dieſes ſchwer erregten Spazierganges das wieder zurückgenommene Schreiben zu einer kleinen Papierkugel zuſammen, die er alsdann verächtlich in eine Ecke des Gemachs warf, wobei ſein Auge flammte und er ſeine Oberlippe trotzig aufwarf. Auch ſtieß er abgebrochene Sätze hervor: „Kann ich mich eigentlich über dieſen Ausgang wundern? — Gewiß nicht, — es iſt mir ſchon recht geſchehen; — auf einen freundlichen Blick, — auf ein gnädiges Wort bauend, — des Glaubens zu ſein, als erinnere man ſich eines unbedeutenden Malers, — der das Glück hatte, Ihrer Hoheit damals gefällig ſein zu dürfen. — Ah, dazwiſchen liegen ja ſchon Monate, und Monate iſt eine lange Zeit, um von unſersgleichen vergeſſen zu werden — leider — leider aber iſt es ſo. — Unſinn, den ich begangen, hier den Schlußakt einer Komödie aufführen zu wollen, deren Anfang man total vergeſſen, und deren erſte Szenen man an ſich vorübergehen ließ, weil man gerade nichts Beſſeres zu thun wußte, — oder ſollte Werner recht haben, als er mir ein ſo wenig erfreuliches Bild von ihrem Gemüthe, von ihrem Herzen entwarf? — Weiß Gott, es wäre beſſer geweſen, hieher zu kommen und gerade aufzutreten und zu ſagen, da bin ich — das wünſche ich — das hoffe ich — ich, der damals als Maler Saleck eines freundlichen Blickes gewürdigt wurde, — eines Blickes, der Hoffnungen in mir erregte.“

Der Andere hatte dieſem lauten Selbſtgeſpräch mit einigem Erſtaunen zugehört, und ein aufmerkſamer Beſchauer hätte aus dem gemüthlichen Lächeln, welches auf Felſing's Zügen erſchien, entnehmen können, daß er ſich aus jenen abgeriſſenen Worten etwas Zuſammenhängendes bildete, das der Wahrheit ziemlich nahe kam. So trat kein gewöhnlicher Maler auf, der einen ähnlichen Abweis erhalten, ſo pflegte ſich nur Jemand auszudrücken, der vielleicht fordern, befehlen konnte, wo er gewünſcht, gebeten.

„Und was hindert mich," fuhr Jener fort, „heute noch zu thun, was ich gestern versäumt? — vor sie hinzutreten und zu sagen: da bin ich — ich bitte um ein gnädiges Ja oder Nein. — — — — Und wenn ich ein Nein zur Antwort erhielte? — Verdammt! — Nach Werner's Aeußerungen wäre alle Hoffnung dazu vorhanden, und ich mit meiner Saleckrolle hätte wahrhaftig alle Aussicht, mich vor der Prinzessin lächerlich zu machen — was wohl bei ihr das Schlimmste ist, was einem geschehen könnte. — — Handeln muß ich," sagte er nach einer längeren Pause am Fenster stehen bleibend, „aber mit Ueberlegung. — Herr von Felsing," wandte er sich hierauf rasch an diesen, „ich nehme Ihre Dienste an."

„Wofür ich Ihnen sehr dankbar sein werde, gnädiger Herr, und Ihnen wohl die Versicherung geben darf, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen schenken werden."

„Dieses Papier ist mir Bürge dafür," entgegnete Saleck, auf den Brief des Schloßhauptmanns zeigend, welchen er vorhin auf den Tisch gelegt hatte und jetzt wieder in die Hand nahm. „Also gegenseitiges vollkommenes Vertrauen, dann Ueberlegung und hierauf Handeln — setzen Sie sich. — Ich bin der Fürst von —, reiste vor einem halben Jahre im strengsten Incognito in Italien, aber im wirklichen Incognito, daran brauche ich nicht zu zweifeln, denn der Maler Saleck, als welcher ich in Rom auftrat und mich der Prinzessin Helene vorstellen ließ, wurde als solcher empfangen, und ich darf wohl sagen, mit so ausgezeichneter Freundlichkeit behandelt, daß er nicht erwarten durfte," setzte er mit einem schmerzlichen Ton der Stimme hinzu, „hier in kurzer Zeit gänzlich vergessen zu sein, daß es ihm, wie Sie ja selbst gelesen haben, in so dürren Worten abgeschlagen wurde, diese Bekanntschaft in der allerehrerbietigsten Weise fortsetzen zu dürfen — ach, und ich hatte so schöne Hoffnungen daran geknüpft, denn um Ihnen meine ganze Lage klar zu machen, ich liebte die Prinzessin vom ersten Augenblicke an, wo ich sie sah, ich war bezaubert von ihrem Geiste, ihrer Schönheit, ihrer Liebenswürdigkeit und hatte es mir so süß ausgemalt, hier zu ihren Füßen meine Maske abzuwerfen und um ihre Hand zu bitten — das liegt nun Alles hinter mir."

Bei diesen letzten Worten sprang er erregt von seinem Stuhle auf

und machte einen raſchen Gang durch das Zimmer, währenddeſſen Felſing in ſehr ruhigem Tone zur Antwort gab: „das war allerdings eine ſehr romantiſche und hübſche Idee, gnädiger Herr, auf deren Verwirklichung ich übrigens nicht ſehr gebaut hätte.“

„Wie ſo, Herr von Felſing?“

„Ihre Hoheit, die Prinzeſſin Helene, befand ſich damals in Rom nicht ſtreng umgeben und eingeengt von der Etiquette eines ſehr vornehmen Hofes, als welches der hieſige bekannt iſt; Sie nahmen in Ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit alle Eindrücke jenes wunderbaren Landes mit ſeinem herrlichen Klima und ſeinen berauſchenden Kunſtſchätzen in ſich auf, — wer unter Orangen und Palmen wandelt,“ ſagte er mit einem feinen Lächeln, „denkt und fühlt anders als es gewöhnlich unſer ernſtes und ſtrenges Klima erlaubt.“

„Ja, ja, das iſt gewiß.“

„Ich bin erfreut, daß Eure Hoheit mir zuſtimmen, und das gibt mir den Muth, ohne Rückhalt fortzufahren. — Dort in Rom unter duftenden Orangen, bei den Kunſtſchätzen des Vatikans in dem überwältigenden Eindruck der herrlichen Stadt, war die Erſcheinung eines ſolchen Malers Saleck — ohne mir erlauben zu wollen, Eurer Hoheit ein Kompliment zu machen, — eine ganz andere, als ſie hier hätte ſein können. Sie ſelbſt traten dort unter Ihrer Maske und im Bewußtſein deſſen, was Sie waren, freier und ungezwungener auf und wurden ſo empfangen, und ich kann es mir wohl denken, daß das warme Intereſſe, welches Sie an der Prinzeſſin nahmen, von dieſer auch bis zu einem gewiſſen Grade erwiedert wurde, erwiedert werden durfte.“

„Gewiß, — gewiß, ſie zeigte mir ein Intereſſe, das mich zu ſchönen Hoffnungen berechtigte.“

„Dort, — gnädiger Herr; hier aber verſchwand das mit dem Zauber des italieniſchen Lebens, und in die Alltäglichkeit des unſrigen zurückgekehrt, verlor der Maler Saleck gar viel, wenn auch nicht Alles, von jenem Nimbus, mit dem ihn dort ſeine unabhängige Stellung umgeben hatte.“

„Wahr — ſehr wahr, und ich hätte damals meine Zeit beſſer nützen ſollen, — o, hätte ich doch damals, meine Maske abwerfend, eine Erklärung herbeigeführt.“

„Vielleicht wäre ſie von einem glücklichen Reſultate gekrönt worden, vielleicht auch nicht. Ich habe Verſchiedenes über den eigenthümlichen Charakter der Prinzeſſin gehört, und demnach wäre es möglich geweſen, daß Sie ſchon Rom mit geſcheiterten Hoffnungen verlaſſen hätten."

„Ja, ja, es war die Ungewißheit, welche mich damals abhielt, ihr, mich nennend, meine Liebe zu erklären, — o, ich hätte Gelegenheit genug dazu gehabt."

„Darf ich ganz offen reden, gnädiger Herr?"

„Gewiß. Sie ſehen, daß ich auf Ihre Idee eingehe."

„Nun gut; Sie kamen hieher, um die abgeriſſene Rolle des Malers Saleck fortzuſpielen. Verzeihen mir Eure Hoheit, das war bei all Ihrer Liebenswürdigkeit eine etwas vermeſſene Idee. Geſetzten Falls, Maler Saleck wäre von der Prinzeſſin nicht ohne Intereſſe betrachtet worden, ſo mußte ſich dieſes Intereſſe, wenn es noch ſo warm geweſen wäre, in unſerer hieſigen Umgebung und bei kälterer Ueberlegung nothwendiger Weiſe verwiſchen, ja, wenn dieſes Intereſſe in der That tief bei ihr eindrang, ſo ſah ſie ſich jetzt bei Ihrem Wiedererſcheinen ihrer Stellung gegenüber veranlaßt, ſich dieſes Antheils zu ſchämen — verzeihen Sie mir dieſes harte Wort, aber ich kann kein anderes gebrauchen, und da die Prinzeſſin Sie total verleugnet, wie es dieſer Brief deutlich beweiſt, ſo muß ſie ein warmes Intereſſe an Ihnen genommen haben."

„Sie legen einen vortrefflichen Balſam auf die Wunde, die ich empfangen," rief der Andere vergnügt, ja ſie kann mich vergeſſen wollen, aber vergeſſen kann ſie mich doch nicht. — Aber weiter, entwickeln Sie mir Ihre Anſicht über mein ferneres Auftreten hier; Sie werden zweifelhaft ſein, was ich nun beginnen ſoll."

„Ganz und gar nicht, gnädiger Herr, Sie als Saleck haben ſich allerdings für die nächſte Zeit unmöglich gemacht, das heißt, wenn es uns nicht gelingt, bei der Prinzeſſin ein neues und regeres Intereſſe für Saleck zu erwecken."

„Schwerlich, wenn es dieſem unglücklichen Saleck nicht vergönnt iſt, ihr unter die Augen zu treten, — o, dieſe Abweiſung iſt die Klippe, an der ich ſcheitern muß."

„Man muß an nichts verzweifeln, gnädiger Herr, und wenn ich mir erlauben dürfte, eine kühne Idee zu entwickeln, und Sie dieſe Idee

annehmen, ſo glaube ich ſo viel erreichen zu können, um wirklich ein neues Intereſſe für Saleck zu erregen; ob Eure Hoheit dabei die Partie gewinnt, das iſt freilich eine andere Frage."

„Laſſen Sie hören."

„Ich bin unbekannt hier und ſelbſt dem Oberſthofmeiſter der Prinzeſſin iſt Herr von Felſing eine völlig fremde Perſon: er würde ihn nicht kennen und wenn er zehnmal dicht an ihm vorüberginge, — gut alſo, Herr von Felſing verſchwindet, reist ab, und Ihr ganz ergebener Diener, welchen Sie ſo freundlich waren bei ſich aufzunehmen, erſcheint als einer Ihrer Kavaliere und unter beliebigem Namen am Hofe des Fürſten mit einem vertraulichen eigenhändigen Schreiben Eurer Hoheit, worin Sie geradezu um die Hand der Prinzeſſin anhalten."

„Um mir einen allerliebſten Korb zu holen — einen ſolchen zu erhalten ſoll nie ein angenehmes Gefühl verurſachen, aber in meiner Stellung wäre das doppelt unangenehm."

„Verzeihen mir Eure Hoheit, Ihr Unterhändler müßte ſich ſehr ungeſchickt benehmen, wenn er es bis zu einem wirklichen Korbe kommen ließe: man ſtellt ſich Seiner Excellenz dem Herrn Oberſthofmeiſter vor, nicht mehr als demüthiger Felſing, ſondern als intimer Geſandter Euer Hoheit mit großem Selbſtbewußtſein, das ich zu entwickeln verſtehen werde; man läßt merken, daß man einen koſtbaren Brief beſitzt, man läßt ſogar etwas von deſſen Inhalte durchſchimmern, man unterhandelt und thut vor allen Dingen keinen Schritt in ein unbekanntes Waſſer, ehe man überzeugt iſt, daß man auch Grund unter ſeinen Füßen behält."

„Sehr gut, Herr Geſandter; wenn man aber ſtatt eines ausgeſprochenen Korbes eine verblümte Abweiſung erhält, ſo iſt der Effekt wohl derſelbe."

Herr von Felſing hatte ſich förmlich erhoben und ſagte mit einer tiefen Verbeugung und feierlich ernſtem Tone: „vor Allem danke ich Euer Hoheit für den mir beigelegten Titel — und was nun eine allenfallſige Abweiſung anbelangt," ſetzte er, ſich wieder niederlaſſend, in ſeiner gewöhnlichen zwangloſen Sprachweiſe hinzu, „ſo läßt man ſich auch nicht einmal eine ſolche geben, ſondern zieht vorſichtig ſeine Fühlhörner zurück, ſobald man auf etwas Verdächtiges ſtößt."

Jemand ausgezogen, und das Zeitungsblatt aus Ihrer Stadt ſpricht wohl für meine Vermuthung.“

Der Jäger zuckte mit den Achſeln und ſagte: „allerdings können wir uns erkundigen, doch was hilft's, wenn wir im glücklichſten Falle wirklich erführen, daß ſie, die ich ſuche, hier gewohnt? Sie iſt abgereist, wer weiß, wohin?“

„Aber fragen wollen wir doch,“ ſagte der eifrige Kammerdiener. „Das Haus iſt leider ringsum verſchloſſen und ſteht vollkommen vereinzelt da; ſonſt könnte man die Nachbarn fragen. Oder wiſſen Sie was, da Sie etwas Italieniſch ſprechen, ſo gehen Sie in das erſte Haus auf der anderen Seite und erkundigen Sie ſich da, ich warte hier auf Sie.“

Während Lukas dem Rathe ſeines Begleiters folgte, zog dieſer eine Cigarrendoſe aus der Taſche, nahm eine Cigarre heraus, bemerkte aber, daß er ſein Feuerzeug zu Hauſe gelaſſen. Vergeblich ſah er ſich nach einem freundlichen Raucher um, der ihm hätte aushelfen können: der Platz lag öde und leer, wie gewöhnlich. Doch jetzt ſtieg die Straße, welche hinter dem bezeichneten Hauſe hervorkam, ein elegant gekleideter Herr herab, die brennende Cigarre im Munde, und an dieſen wandte ſich der Kammerdiener, ihn in gutem Deutſch um einiges Feuer bittend.

Der Fremde reichte ihm die Cigarre bereitwillig dar. Nachdem ſich der Kammerdiener verſehen, gab er ſie mit den Worten zurück: „ich danke recht ſchön!“ worauf der Fremde erwiderte: „gar keine Urſache!“

„Sieh da! ſieh da!“ rief der Kammerdiener freudig aus, „ein Landsmann, ein Deutſcher! Ich bin außerordentlich erfreut!“

Der Angeredete ſchien aber nicht in gleichem Maaße erfreut zu ſein. Wenigſtens drückte ſich auf ſeinem Geſichte nichts dergleichen aus. Dieß Geſicht war überhaupt kein angenehmes zu nennen. Er brummte etwas in den Bart, griff an ſeinen Hut und wollte ſich entfernen. Doch ſo leicht ließ der Kammerdiener

„Nehmen wir aber an, wir hätten dieſe Abweiſung, an der ich bei dem Charakter der Prinzeſſin, wie er mir geſchildert, wohl nicht zweifeln darf, — was dann weiter?“

„In dem Falle gälte es alsdann, durch ein leichtes, wenn auch nicht ganz ungeſchicktes Manöver die Prinzeſſin für Saleck auf's Neue zu intereſſiren.“

„Und wie das anfangen?“

„Auf die leichteſte Art von der Welt, wenn mir Eure Hoheit freie Hand laſſen wollen. Wir ſind alſo auf dem Punkte angekommen, wo wir unſere Fühlhörner, da wir auf etwas Unangenehmes ſtoßen, zurückziehen, und wir nehmen dieſen Rückzug auf die ruhigſte und ehrenhafteſte Art von der Welt: wir drücken obenhin unſer Bedauern aus, daß Pläne, deren erſte Keime vielleicht in der Zeiten Hintergrunde ſchlummern könnten, nicht im Stande wären, ſich zu verwirklichen; wir erlauben uns aber dem höchſten Hofe die Fortdauer unſerer intimen Freundſchaft zu verſichern, wir hoffen Gelegenheit zu finden, dieß zu beweiſen; wir ſind zu allen Gegendienſten bereit und bitten ſchließlich um eine ganz unbedeutende Kleinigkeit.“

„Nun, auf Ihre Kleinigkeit wäre ich begierig.“

— — — „Es gibt eine Perſon,“ fuhr Herr von Felſing nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, während er einen zurückhaltenden Ton annahm, ſo als ſpräche er mit einem Dritten, „es gibt eine Perſon, die ſich Saleck nennt, — Euer Excellenz,“ würde ich ſagen, „haben vielleicht dieſen Namen nie gehört, — ein zweideutiger Menſch, der bald unter der Maske eines reichen Touriſten, bald unter der eines Künſtlers umher reist, ſich an fürſtliche Perſonen drängt, der allerdings ausgezeichnet durch Bildung und einnehmendes Weſen in vornehmen Zirkeln Zutritt erhält, und den man intimer Berichte an Gott weiß welchen Hof für fähig halten muß.“ —

„Bei Gott, Sie laſſen mich eine ſchöne Rolle ſpielen, aber ich ahne, wo Sie hinaus wollen; nur könnte man ſtatt der intimen Berichte, deren Sie dieſen armen Saleck verdächtigen, ein anderes Motiv unterſchieben.“

„Gewiß, gnädiger Herr, und ich bin überzeugt, daß mir im Augenblicke der Ausführung unſeres Planes ein anderes Motiv einfällt; kurz es iſt nothwendig, das Verlangen zu ſtellen, dieſen Saleck, der auch

hier erſcheinen wird, in kurzer Zeit, binnen wenigen Tagen, ja in vierundzwanzig Stunden zu entfernen; — man iſt zu allen Gegendienſten bereit."

„Gut, — und Sie glauben wirklich, die Prinzeſſin würde Ihre Rancunes gegen einen unbequemen und abgewieſenen Bewerber ſo weit treiben, um den armen, verleumdeten Saleck in Schutz zu nehmen?"

„Hieran zweifle ich keinen Augenblick, da Eure Hoheit in Rom mit einem ſo regen Intereſſe betrachtet wurde."

„Gewiß, mein lieber Felſing," gab der Fürſt nach einer Pauſe zur Antwort, während welcher er ſeine Augen mit der Hand bedeckt hatte, „man zeigte mir ein warmes Intereſſe, und als ich Abſchied nahm — o, das war ein Augenblick, der mich in der That betäubt hätte, wenn ich wirklich der Maler Saleck geweſen wäre; — — glauben Sie denn, daß ich ohne einige Hoffnung dieſes Spiel überhaupt begonnen hätte? Doch Ihr Plan gefällt mir," ſetzte er nach einiger Ueberlegung hinzu, „und um Ihnen zu zeigen, welches Vertrauen ich in Sie ſetze, wollen wir ihn augenblicklich zur Vollziehung bringen. — — — — Sind Sie, mein lieber Felſing, — Sie entſchuldigen meine Frage, — nach Ihren vielen Irrfahrten mit allem nöthigen Aeußern genügend verſehen, um mich in einer ſo delikaten Angelegenheit würdig vertreten zu können?"

Felſing verbeugte ſich lächelnd, wobei er ſagte: „ich bin ſo durchdrungen von dem wahren Worte: Kleider machen Leute, daß ich mich mit Aufbietung meiner letzten Mittel in den Stand ſetzte, um im glücklichen Falle, der aber nicht eingetreten iſt, hier bei Hofe erſcheinen zu können."

„So wollen wir ohne Verzug an's Werk ſchreiten," erwiederte der Fürſt, trat an den Schreibtiſch, der im Zimmer ſtand, öffnete eine kleine Kaſſette, und nahm ein verſiegeltes Schreiben heraus, welches er Herrn von Felſing überreichte. „Nehmen Sie das," ſagte er, „laſſen Sie ſich beim Oberſthofmeiſter, Grafen von Sporbach, melden, und ſeien Sie verſichert, er wird Ihnen wenigſtens äußerlich einen vortrefflichen Empfang zu Theil werden laſſen."

„Und welchen Namen wollen Eure Hoheit mir beilegen?"

„Den Namen, deſſen ſich der Spion Saleck bediente, ehe er nach Rom kam, — hier ſind ſeine Viſitenkarten." Er übergab ihm ein kleines Packet derſelben."

„Baron Hauke," las Felsing, — „ich hoffe, dem Namen, den Eure Hoheit geführt, keine Schande zu machen."

Der Kammerdiener des Fürsten war einige Augenblicke vorher in das Gemach getreten und an der Thüre stehen geblieben, erwartend, daß ein Blick seines Herrn auf ihn fallen würde. Als dieß aber nicht sogleich geschah, erlaubte er sich hinter der vorgehaltenen Hand leise zu husten, worauf Jener umschaute und auf eine bezeichnende Bewegung des Andern zu ihm hintrat.

„Es ist ein Herr draußen, der Euer — der Sie dringend zu sprechen wünscht."

„Wer ist es?"

„Hier ist seine Karte."

„Oberingenieur Ferdinand Ramberg; ich habe diesen Namen noch nie gehört; — was sollte ich auch hier mit Architekten und Ingenieuren zu schaffen haben; — nannte er meinen Namen?"

„Gewiß, gnädiger Herr, er verlangte dringend in einer wichtigen Angelegenheit mit Herrn von Saleck zu sprechen."

„Nun so lass' ihn eintreten," sagte der Fürst achselzuckend und wandte sich darauf mit den Worten an Felsing: „mein lieber Baron Hauke, was Sie anbelangt, so rüsten Sie sich zu Ihrer schwierigen Fahrt, kommen aber noch auf einen Augenblick zu mir, ehe Sie dieselbe antreten."

Der also Angeredete verbeugte sich lächelnd und verließ das Zimmer, welches der Oberingenieur nur kurze Zeit darauf betrat.

V.

Wir würden uns zu Wiederholungen genöthigt sehen, wenn wir dem geneigten Leser die Unterredung zwischen den beiden falschen Saleck mittheilen wollten, und müssen uns gerade bei dieser auf so einfachen wenn gleich wahren Begebenheiten basirten Geschichte vor einer solchen Sünde in Acht nehmen. Soviel dürfen wir jedoch sagen, daß die Unterredung eine sehr lebhafte war, daß sich am Schlusse derselben

beide Saleck die Hände ſchüttelten, und daß der Oberingenieur hierauf ſein Pferd ſatteln ließ und hinausritt, wo die Vollendung eines höchſt ſchwierigen Brückenbaus ſeine volle Thätigkeit in Anſpruch nahm. Daß er übrigens auf dem geraden Wege dorthin ritt, können wir nicht behaupten; er hätte nicht mehr das andere Flußufer zu betreten nothwendig gehabt, um an den Ort ſeiner Beſtimmung zu gelangen, und von ihm, der mit ſeiner Zeit ziemlich geizte, war es auffallend, daß er nicht nur um den fürſtlichen Park herumritt, ſondern dieſen ſogar bei dem Eingangsthore, welches auf die breite Avenue führte, nach erhaltener Erlaubniß betrat und dort ſcharf austrabend ſoweit hineinritt, bis er die freilich zwiſchen den Bäumen verſteckten Gebäude des Schloſſes, namentlich einen vorgeſchobenen Pavillon zu bewundern vermochte. Er blieb auch hier eine Zeitlang bewundernd ſtehen, bis er endlich mit dem Ausdruck getäuſchter Erwartung auf dem Geſichte ſein Pferd herumwandte und alsdann in gedehntem Jagdgalopp die Landſtraße wieder gewann, von wo er die Grenze des Parks verfolgte, um eine Stunde oberhalb Warneck den Fluß zu überſchreiten, und in den waldigen Bergen zu verſchwinden.

Herr von Felſing hatte hierauf im Laufe des Vormittags noch eine Unterredung mit Saleck, wobei dieſer ihm Mittheilungen nicht unangenehmer Art über das zu machen ſchien, was er von dem Oberingenieur erfahren, und worauf der Beſchluß gefaßt wurde, Seine Excellenz, den Herrn Oberſthofmeiſter Grafen von Sporbach beſtimmter mit den Hoffnungen und Wünſchen Seiner Hoheit bekannt zu machen, ja vielleicht ſogar deſſen Brief zu übergeben, denn Felſing meinte ganz richtig: „wenn uns die Prinzeſſin einen vollſtändig determinirten und nicht zu mißdeutenden Refus gibt, ſo wird ſie um ſo eher entſchloſſen ſein, ſich für den verfolgten Saleck zu intereſſiren.“

Im Uebrigen hatte Felſing, „Baron Hauke“, ganz das Aeußere eines vornehmen Unterhändlers und nahm ſich in der Equipage des Gaſthofs — neben dem Kutſcher ſaß der Kammerdiener des Fürſten in einer einfachen Hausliverce — ſtattlich genug aus.

Während er nach dem Schloſſe fuhr, beſtieg Herr von Saleck einen leichten, gemietheten Jagdwagen, um eine mehrſtündige Exkurſion in die Umgegend zu machen.

Laſſen wir dem Samen, der heute ausgeſtreut wurde, während einer kurzen aber duftigen Sommernacht Zeit, aufzuſprießen, um ſeine Blüten, vielleicht Giftblumen zu treiben. Was auch während der vorüberſchwebenden Nacht geſagt und gedacht worden war, welche Stürme vielleicht dieſe oder jene Bruſt freudig oder ſchmerzlich bewegt; der anbrechende friſche Sommermorgen ließ nichts mehr übrig von nächtlichen Schatten in der Landſchaft, noch von tieferen Schattenzügen, die vielleicht für Augenblicke, für Stunden heitere Mienen gefurcht; Alles das verglich ſich wieder unter den goldenen Strahlen der aufflammenden Sonne. Ach wie lag ſie ſo lauernd auf der dichten Laubmaſſe des Parkes, hie und da eindringend durch die neidiſchen Zweige und dem Boden mit ſeinen Gräſern und Blumen raſche, glühende Küſſe aufdrückend, wo ſich eine Lücke darbot. Wie koſte ſie dort ſo ohne alle Scheu mit dem dahinflutenden Waſſer und umarmte die glänzende Fläche in ſo inniger Verbindung, daß man nicht mehr wußte, ſah man mehr Sonnenſchein oder mehr Waſſer. Wie blitzte ſie in den Thautropfen der Gräſer, wie färbte ſie den Himmel ſtrahlend blau, licht und durchſichtig. Auch den kleinen Pavillon, in welchem die beiden jungen Damen wohnten, hielten ihre Strahlen umſchlungen und ſchienen ſich nicht wenig darüber zu ärgern, daß dichte, tief herabgelaſſene Vorhänge ſie dort am Eindringen hinderten.

Die Gräfin Eller befand ſich abermals bei ihrer Freundin, und hatten Beide in ſo fern gegen vorgeſtern Abend ihre Rollen getauſcht, als Fräulein von Saint-Aubin in leichtem Morgenanzuge in ihrem Fauteuil ruhte, während die kleine Gräfin in einfacher aber vollſtändiger Toilette vor ihr ſtand. „Läugne es mir nicht," ſagte ſie, indem ſie ihre Lippen in komiſch affektirtem Unmuthe aufwarf, „daß Du wieder einmal großes Glück haſt. Wie hat es geſtern Abend da drüben geſtürmt, und Fräulein Viktorine war nicht zum Vorleſen befohlen."

„Eine beginnende Ungnade."

„Pah! wenn Alles dergleichen beginnende Ungnaden wären, ſo wäre ſchon lange bei Hofe Niemand mehr wohl gelitten, aber laſſ' mich fortfahren in meiner Schilderung Deines Glückes: geſtern Abend kein Vorleſen, keine Geſichter, keine widerwärtigen Bemerkungen — für Dich nämlich. Ich allein war das Opferlamm: — o, wenn ich Sünden

begangen hätte, ich würde ſie alle abgebüßt haben: ſprach ich von dem deliziöſen Abend, ſo fand man es unerträglich heiß; klagte ich, eingehend in Ihrer Hoheit Gedanken ebenfalls über dumpfe Schwüle, ſo mußte ich hören, daß mir Nichts recht zu machen ſei; wollte ich weiter leſen, ſo fand man meine Lektüre unerträglich langweilig; ſchwieg ich ſtill, ſo ward Gräfin Eller ſo launenhaft, wie es nur ein verzogenes Kind ſein kann, — als ob man uns bei Hofe verzogene Kinder nennen könnte. Ach," ſetzte ſie mit einem tiefen Seufzer hinzu, „wer wenigſtens heute Morgen wüßte, wie Ihre Hoheit geſchlafen, ob Höchſtdieſelbe die Gnade gehabt hat, in der Nacht ein- oder zweimal aufzuwachen, denn darnach muß ich Aermſte meine Frage einrichten, wenn ich gleich hinübergehe, während Du Glückliche hier ſitzen bleiben darfſt. — Ja das iſt heute keine Kleinigkeit, und Du, die erſt zum Diner zu erſcheinen braucht, haſt gut lachen."

„Im Falle keine Spazierfahrt befohlen wird; — davor ſind wir noch nicht ſicher."

„Ich glaube das nicht, wenigſtens nichts Größeres, und wenn Ihre Hoheit ausfährt, ſo habe ich allein das Glück, ſie begleiten zu dürfen."

„Was iſt denn eigentlich drüben vorgefallen?" frug Fräulein von Saint-Aubin nach einer Pauſe; „Du, die mit aller Welt auf dem beſten Fuße ſteht, wirſt doch wohl etwas darüber erfahren haben?"

„Das habe ich auch," gab die Gräfin Eller näher tretend mit leiſerer Stimme zur Antwort, „das heißt, was ich erfahren habe, gründet ſich auf Vermuthungen."

„Und auf Mittheilungen Deiner ſpeziellen Gönnerin, Fräulein Miré, deßhalb wartete ich auch geſtern Abend mit dem Thee vergeblich auf Dich."

„Ich war allerdings bei der Miré," gab die kleine Gräfin in anſcheinend gleichgültigem Tone zur Antwort, „aber mehr, um ſie um eine Begleitung zu bitten durch den alten häßlichen Saal, vor dem ich mich abſcheulich fürchte; auch waren keine Lakaien mehr im Vorzimmer, denn eine halbe Stunde, ehe mich die Prinzeſſin entließ, ſagte ſie ihrem Kammerdiener, ſie brauche nichts mehr, und darauf fliegen ſie davon nach allen Richtungen."

„Du brauchſt Dich gar nicht zu entſchuldigen," lächelte Viktorine, „es iſt im Gegentheil ſehr angenehm, zuweilen aus der beſten Quelle etwas zu erfahren; — alſo die Miré wußte Einiges?"

„Mehr als ſie mir ſagte, darauf kannſt Du Dich verlaſſen."

„Nun, und was ſagte ſie? — ſieh' wie neugierig ich bin."

„Graf Sporbach hatte geſtern in der Frühe einen Vortrag bei der Prinzeſſin, in welchem es ſich um Anderes als den gewöhnlichen Dienſt handelte, es ſoll ein Fremder hier angekommen ſein, den Ihre Hoheit in Rom geſehen, — häu—fig — ge—ſehen; — verſtehſt Du? und der ſich die Gnade ausbat, auf ſeiner Durchreiſe hier Ihrer Hoheit aufwarten zu dürfen."

„Nun, was weiter?"

„Die Prinzeſſin ſei bei dieſer Nachricht ziemlich erregt geweſen, habe ſehr laut mit Sporbach geſprochen und in ihrem entſchloſſenen Tone geſagt: ich brauche ihn nicht zu ſehen, ich will ihn nicht ſehen, es gäbe der Audienzen kein Ende, wenn Jeder, der uns hier oder dort einmal begegnet, das Recht hätte, eine ſolche zu verlangen."

„Der ſich melden ließ, wird der Maler Saled geweſen ſein; die Prinzeſſin ſah ihn häufig in Rom, hat auch Zeichnungen von ihm in ihrem Album und behandelte ihn damals ausgezeichnet gut."

„Kennſt Du ihn?"

„Ich nicht; ich habe das von Wilden, der ihn kennt und der auch damals in Rom war."

„Richtig, Wilden könnte uns Auskunft geben," ſagte die kleine Gräfin ſehr entſchloſſen und ſetzte nach einiger Ueberlegung hinzu: „ich will ihn mir kommen laſſen, er hat ſchon lange ein Aquarell für mich in Arbeit, das gar nicht fertig werden will. — Aber laſſ' Dir jetzt erzählen, was ich ferner weiß: Geſtern kurz vor der Tafel verlangte Sporbach nochmals eine Unterredung mit der Prinzeſſin, und dieſe," fuhr ſie kopfnickend fort, „ſoll ſehr animirt geweſen ſein, wenn auch kurz, da Seine Hoheit der Fürſt jeden Augenblick erwartet wurde. Die Prinzeſſin gab heftige Antworten und ſagte unter Anderem, wobei ſie den Titel des armen Sporbach ſcharf betonte, wie ſie immer zu thun pflegt, wenn ſie ſehr ſchlecht gelaunt iſt: ‚Euer Excellenz hätten mir das erſparen ſollen, — Euer Excellenz kennen meine Grundſätze und wiſſen,

daß ich weit davon entfernt bin, mich wie eine Waare verhandeln zu laſſen'."

„A—a—a—ah!"

„Mich wie eine Waare verhandeln zu laſſen; — verſtehſt Du?"

„Vollkommen; — doch dieſe Aeußerung haſt Du nicht von der Mirè."

„Nein," gab die Gräfin mit einiger Verlegenheit zur Antwort, „aber aus einer andern ebenſo guten Quelle — passons là-dessus! Die Sache iſt ſo, wie ich Dir ſage, und ſchon als wir zur Tafel gingen, fing es an zu wetterleuchten; ich weiß nicht mehr ganz genau, ob ich gerade ſehr heiter geſtimmt war, oder ob ſich das auf meinem Geſichte ausdrückte, genug, als Ihre Hoheit an mir vorüberging, um zum Speiſeſaal zu gelangen, ſchauten mich Hochdieſelben mit einem ernſten Blicke an und geruhten zu ſagen: ‚Ich muß ſchon geſtehen, Gräfin Eller, daß Ihre Manier, Alles heiter zu finden, zuweilen etwas ſehr Unangenehmes hat.' Du kennſt mich genugſam, um zu wiſſen, daß ich mir nicht viel aus dieſer Anrede machte; hätte ich z. B. etwas ernſt ausgeſehen, ſo würde ſie meine finſtere Miene unerträglich gefunden haben. Aber ſo ging es den ganzen Abend fort — haſt Du nicht auch bemerkt, daß ſie Dir bei der Tafel hie und da einen finſtern Blick zuwarf und oft eigenthümlich lächelte, wenn ihr Auge das des Herzogs traf?"

„Was geht mich der Herzog an?"

„Gewiß gar nichts; — davon iſt Niemand beſſer überzeugt als ich; doch vergiß nicht, daß er eben ſo klein und häßlich als boshaft iſt und für manches pikante Wort, das Du ihm gegönnt, fühlt er ſich in Deiner Schuld."

„Ich weiß, — ich weiß," ſagte Viktorine nachdenkend.

„Nun ich will nicht weiter reden," fuhr die Gräfin fort, „über die Qual Ihrer Hoheit in ſolcher Laune vorleſen zu müſſen; bald ſchrie ich, ſo behauptete ſie nämlich, daß es über den Anſtand ging, bald frug ſie mich ironiſch, ob ich Hals- oder Bruſtſchmerzen hätte, und daß ich ihr nichts erwiederte als ‚ja' oder ‚nein, Hoheit', verbeſſerte durchaus nicht ihre Laune. So ſchieden wir geſtern Abend äußerſt förmlich, und Du wirſt begreifen und es gerecht finden, daß ich Dich glücklich preiſe, hier in Deinem behaglichen Winkel bleiben zu können, während ich hinaus muß," ſetzte ſie pathetiſch hinzu, „in den Kampf des Lebens".

„Nimm es ernſthaft, liebe Eliſe, — ſei ſo freundlich als möglich; aus dem, was Du mir mitgetheilt, ſchließe ich auf eine ernſtliche Verſtimmung und deßhalb bin ich wirklich recht dankbar, heute hier bleiben zu können; Dir ſagt ſie aufbrauſend ein ſcharfes Wort, wogegen ſie mich in ähnlichen Fällen mit kalten, tiefſchneidenden Worten zu mißhandeln verſucht."

„Auf denn in den Kampf!" rief lachend die kleine Gräfin, „und wenn ich nach dem Dejeuner nicht wiederkomme, ſo laſſ' ein bischen nachſuchen in einem der tiefſten Schloßkeller." Damit nahm ſie ihren leichten Shawl über ihre Schultern, hüllte ſich feſt hinein und ging mit ſehr erhobenem Kopfe nach den Gemächern der Prinzeſſin. Dort im Vorzimmer war der taube Kammerdiener beſchäftigt, einen Blumentiſch zu ordnen, und als er die Hofdame eintreten ſah, trat er ehrerbietig auf ſie zu, hob die Hand an ſeinen Mund, als ob er ihr etwas zuflüſtern wolle, ſagte aber in Wahrheit ſo laut, daß man es hätte im anſtoßenden Zimmer hören können: „Seine Excellenz, der Herr Oberſthofmeiſter, ſind ſchon um dieſe Stunde wieder bei Ihrer Hoheit."

„So werde ich hier warten; — laſſen Sie es mir gleich melden, wenn der Graf Sporbach fortgeht." — Die Hofdame ſetzte ſich in einen Fauteuil, nahm vom Tiſche ein Buch und fing an zu leſen.

Begeben wir uns einen Augenblick auf die vor dem Zimmer der Prinzeſſin befindliche Terraſſe, welche, ſelbſt noch im Schatten liegend, einen herrlichen Blick gewährte in die von der Morgenſonne prachtvoll beleuchtete Landſchaft. Die Prinzeſſin hatte in einem Schaukelſtuhle geruht und geleſen, ehe man ihr den Grafen Sporbach gemeldet, das heißt, ſie hatte ein Buch in ihrer Hand gehalten und zuweilen einen Blick hineingeworfen, der aber über die glatten Blätter hinwegfliegend ſich in der weiten herrlichen Ausſicht verlor, dort umherſchweifte, bald einen Augenblick auf den wie vergoldet ausſehenden Laubmaſſen ruhend, bald auf dem leuchtenden Waſſer des Fluſſes, ſich jetzt in das Dunkel des Parks verſenkte, dann hinaufflog zur alten Ruine Warneck und dort lange ruhen blieb, bis ihn ein leichter Seufzer zurückrief und ein paar Sekunden an das Buch feſſelte, um ihn darauf daſſelbe Spiel auf's Neue beginnen zu laſſen. Zuweilen auch warf die Prinzeſſin dieſes Buch ganz auf die Seite und heftete ihre Augen mit tiefem Nach-

druck auf die bunte Strohmatte zu ihren Füßen, worauf ſie alsdann haſtig in die Höhe ſprang, an den Rand der Terraſſe trat und hinabſchaute.

„Ja, ja," ſprach ſie alsdann zu ſich ſelber, „es iſt ſo, es war keine Täuſchung, als ich von da unten das Lied klingen hörte, aber daß er es ſei, wer hätte es denken können. Und doch iſt es immerhin noch möglich, daß auch ein Anderer dieſe Melodie wußte; — warum denn gerade er?" ſetzte ſie mit trotzig aufgeworfenen Lippen und achſelzuckend hinzu; — „was gäbe ihm den Muth? — wie könnte er ſich herausnehmen, ſich auf ſolche Art bemerklich zu machen? Und wenn auch, was geht's mich an? — fort mit ihm, fort mit dieſen Gedanken!"

In dieſem Augenblicke war der Oberſthofmeiſter gemeldet worden; die Prinzeſſin hatte eilig ihre Terraſſe verlaſſen und ſich in ihr Kabinet zurückgezogen, wo ſie den Grafen Sporbach empfing.

Mit ſehr gleichgültiger Miene und viel Ruhe heuchelnd hatte ſich Ihre Hoheit auf ein kleines Sopha niedergelaſſen, das in einer Ecke zwiſchen Blumen ſtand, und von wo ſie Vorträge und Berichte entgegenzunehmen pflegte. Doch war Graf Sporbach ein viel zu erfahrener Hofmann, um ſich durch dieſe Maske der Gleichgültigkeit täuſchen zu laſſen, als die Prinzeſſin mit einem Anfluge von Langeweile ſagte: „nun ſo laſſen Sie denn ausführlich Ihre große Geſchichte hören, obgleich es in der That beſſer geweſen wäre, Sie hätten die Sache ohne mich abgemacht. — Sie haben ja oft für mich gehandelt, lieber Graf Sporbach, und immer mit Umſicht und großem Takt; — warum wollen Sie mich jetzt zwingen, in dieſer unangenehmen und für mich langweiligen Angelegenheit handelnd aufzutreten?"

„Weil dieſe Angelegenheit von der allergrößten Wichtigkeit iſt, und ich mir um Alles in der Welt nicht erlauben würde, darin eigenmächtig auch nur das Geringſte zu thun."

„Was, Graf Sporbach, Sie nennen eine Sache wichtig, die ſo ohne alle Folgen ſein wird und ſein muß?"

Der Oberſthofmeiſter verneigte ſich tief, ehe er zur Antwort gab: „Dieſe Angelegenheit iſt zu bedeutſam für die Zukunft Eurer Hoheit."

„Was geht Sie meine Zukunft an?" rief die Prinzeſſin in gereiztem Tone, „ich denke, dieſe habe ich allein zu verantworten."

dieſen Fremden, dem erſten ſeit längerer Zeit, mit dem er Deutſch plaudern konnte, nicht fahren.

„Sie werden doch für einen Landsmann eine Minute Zeit übrig haben?“ ſagte er. „Zum Teufel! ich bin wirklich erfreut, wieder einmal von einem fremden Geſichte Deutſch reden zu hören.“

„Was geht Sie mein Geſicht an? Laſſen Sie mich, ich habe Eile!“

„Ihr Geſicht nichts, Freundchen, aber Ihre Zunge. Ich laſſe Sie wahrhaftig nicht eher los, Freundchen, bis Sie mir einige Auskunft gegeben.“

„Es ſind ſonderbare Manieren, fremde Leute ſo auf der Straße anzuhalten.“

„Allerdings; aber hundert Meilen von der Heimath kann man ſich dergleichen von einem Landsmann ſchon gefallen laſſen.“

„Nun, was wollen Sie denn eigentlich?“

„Kennen Sie dieſes Haus, das verſchloſſene da, mit den großen Fenſtern im erſten Stock?“

„Nein, ich kenne es nicht.“

„Daß wir uns recht verſtehen; dieſes da, wo Heu, Stroh, Papier umherliegt. Es müſſen da kürzlich Leute ausgezogen ſein.“

„Kann wohl ſein, aber ich weiß nichts davon.“

„Auch nichts von den Leuten, die dort gewohnt haben?“

„Ebenſowenig.“

„Schade, da müſſen wir uns anderswo erkundigen; dann bedaure ich ſehr, Sie aufgehalten zu haben, mein Herr Landsmann. Nehmen Sie es mir nur nicht übel.“ Er lüpfte ſeinen Hut und machte dem Fremden eine Verbeugung.“

Dieſer aber gieng nicht davon, ſondern blieb jetzt ſeinerſeits freiwillig ſtehen, bald das Haus, bald den Kammerdiener eifrig betrachtend.

„Gewiß, und aus dieſem Grunde möchte ich auch nicht das Geringſte thun, ohne von Euer Hoheit mit dem beſtimmteſten Befehl verſehen zu ſein.“ Er erlaubte ſich ein ganz unbedeutendes Lächeln, um der Prinzeſſin anzuzeigen, daß ſie ſich in ihren eigenen Worten gefangen, und dieſes Lächeln hatte zur Folge, daß die Prinzeſſin haſtig aufſprang, ihre Lippen feſt aufeinanderpreßte und mit einem leuchtenden Blick ſagte: „nun gut denn, ſo laſſen Sie mich die langweiligen Details dieſer großen Miſſion hören.“

„Eure Hoheit wollen mir nicht zürnen, daß ich handle wie ich muß; auch ſind der Details ſo wenige, daß ſie unmöglich langweilig ſein können, auch wenn der Gegenſtand ein minder intereſſanter wäre.“

„Intereſſant? — für Sie vielleicht, für mich nicht.“

„Intereſſant für Eure Hoheit,“ erwiederte Graf Sporbach mit Wärme, „ein treuer Diener Ihres Hauſes muß ſich erlauben, auf die Gefahr der Ungnade hin, dieſe ſeine Meinung zu wiederholen: der regierende Herr eines benachbarten großen Hauſes — nach Schilderungen, die ich über ihn erhalten, ein junger Mann voll Geiſt, von einer liebenswürdigen Perſönlichkeit —“

„Man gab Ihnen doch ſein Porträt, um es mir zu zeigen?“ frug die Prinzeſſin Helene mit einem vornehmen Lächeln.

„Man hielt wahrſcheinlich eine ſolche Komödie Euer Hoheit gegenüber für unnöthig und würde es ſich zum größten Vergnügen, ja zur großen Ehre gereichen laſſen, auf eine artige Einladung hin, ſogleich hier zu erſcheinen.“

„Weiß Papa ſchon um dieſe Geſchichte?“

„Durch mich nicht, doch kann ſie ihm unmöglich verſchwiegen bleiben.“

„Gut, ſo werde ich ſie ihm ſelbſt ſagen und werde hinzufügen,“ ſetzte ſie heftig hinzu, „daß ich mich nicht bewogen fühle, dem regierenden Herrn von angenehmem Aeußern meine Hand zu reichen; ich bin Gott ſei Dank noch jung genug, um warten zu können; — oder erſcheine ich Euer Excellenz ſchon ſo, daß man dringend darauf bedacht ſein muß, mir eine gute, ſorgenfreie Zukunft zu ſichern? — pah, welche Zukunft! — ihr Männer ſeid Alle von dem gleichen Hochmuth beſeelt; — ich halte es durchaus für keine Zukunft, ſich an irgend einen Mann zu

feſſeln und Launen Anderer zu ertragen, wo man das nicht nöthig hat, — und ich habe es nicht nöthig: — ich werde mich wahrſcheinlich nie verheiraten; — ich könnte ja katholiſch werden, ein Kloſter gründen und meine Tage als Aebtiſſin deſſelben zubringen."

„Gewiß," verſetzte der Graf Sporbach lächelnd, „und Eure Hoheit würden damit Ihrem vielgeliebten Herrn Vetter, dem Herrn Herzog, ein artiges Geſchenk machen."

„Und wenn mein Herr Vater beföhle, ich ſollte heirathen, was hindert mich, eben dieſen Herrn Herzog zum Manne zu nehmen?"

„Eure Hoheit ſind ſo humoriſtiſch gelaunt, daß ich überzeugt bin, den Baron Hauke nicht mit einem ſo harten Beſcheide entlaſſen zu müſſen, ihm wenigſtens gegründete Hoffnung zu einer Audienz bei Euer Hoheit zu bringen."

„Gewiß nicht, — wenn ich in dieſer Sache humoriſtiſch gelaunt bin, ſo rührt dieß einfach daher, daß ich die mir gemachte Propoſition auf die ſcherzhafteſte Weiſe von der Welt aufnehme. Ich bedaure Ihren unangenehmen Auftrag, aber thun Sie mir die Liebe, dieſe Angelegenheit ganz unter der Hand mit dem erwähnten Baron Hauke abzumachen; ſagen Sie ihm meinetwegen, daß ich bedaure, durchaus nicht im Stande zu ſein, eine andere Antwort zu geben, ſagen Sie ihm Gründe, welche Sie wollen, überhaupt was Ihnen gut dünkt; und ſetzen Sie nur hinzu, daß meine vollkommene Gleichgültigkeit gegen ſeinen hohen Auftraggeber ſich nur in dem Falle in vollkommenen Widerwillen verwandeln könne, wenn der Baron Hauke Schritte thut, um Papa für die Sache zu intereſſiren. — Vergeſſen Sie das nicht, lieber Graf Sporbach, und fügen Sie aus eigenem Antrieb noch bei, daß Ihnen Beiſpiele bekannt ſeien, wie ein von mir einmal gefaßter Widerwille durch Nichts in der Welt umzuſtimmen ſei."

„Letzteres allerdings könnte ich mit beſtem Gewiſſen bezeugen; doch was Euer Hoheit Forderung, unſern gnädigſten Herrn betreffend, anbelangt, ſo fürchte ich, daß ſie den Baron Hauke, ſeinen Inſtruktionen gemäß, in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzen wird, Ihnen ungehorſam zu ſein."

„Sei es darum; — auch meinem Vater gegenüber werde ich mir erlauben, in dem, was meine Perſon ſo innig betrifft, meinen Willen

aufrecht zu erhalten, — und da Euer Excellenz weiter nichts für mich haben, ſo wünſche ich Ihnen einen guten Morgen."

„Alſo Nichts iſt im Stande, Eure Hoheit für das Wort eines getreuen Mannes zugänglich zu machen," ſagte der Oberſthofmeiſter mit bekümmertem Tone.

„Was dieſe Angelegenheit betrifft," erwiederte die Prinzeſſin mit ſcharfer Stimme, „ſo nehme ich es für die größte Treue und Anhänglichkeit, wenn derſelben gar nicht mehr erwähnt wird. — Hat Papa für heute etwas befohlen, oder hat die Frau Herzogin irgend einen Wunſch?"

Der Oberſthofmeiſter ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und ſprach alsdann achſelzuckend: „Da Eure Hoheit ſo unerbittlich ſind gegen die großen Wünſche, die ich mir erlaubte, Ihnen vorzutragen, ſo ſind Sie vielleicht geneigter, ein kleines Anliegen des Barons Hauke zu unterſtützen, welches derſelbe mich beauftragt vor unſeren gnädigſten Herrn zu bringen."

„Sie irren, lieber Graf Sporbach; ich bin durchaus nicht geneigt, irgend ein Anliegen dieſes Barons Hauke, ſei es welcher Art es wolle, zu unterſtützen, und dann, ſeit wann miſche ich mich in Angelegenheiten, die Papa ſpeziell angehen?"

Ein leichtes Lächeln auf dem Geſichte der alten Excellenz ſchien ſich im Gegenſatze mit der Behauptung der Prinzeſſin zu befinden; er verbeugte ſich ſtumm und ſagte erſt nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, und nachdem die Prinzeſſin Miene machte ſich abzuwenden und ihn ſo zu verabſchieden: „nach dem großen Refus, den ich erhalten, würde ich mich wahrhaftig dem kleineren nicht ausgeſetzt haben, wenn es nicht eine Perſon beträfe, für die Eure Hoheit früher ein wenngleich ſchwaches Intereſſe gezeigt; es betrifft nämlich den Maler Saleck, von dem ich die Ehre hatte, Eurer Hoheit geſtern Morgen ein Schreiben vorzulegen."

Da, wie wir eben angedeutet, die Prinzeſſin im Begriffe geweſen war, ſich abzuwenden, ſo führte ſie auch dieſe Wendung vollſtändig aus, und ſagte erſt nach einigen Sekunden, als ſie ihr vollkommen ruhiges Geſicht dem Grafen wieder zugekehrt: „Was iſt's denn ſchon wieder mit dieſem Maler Saleck? Ich glaube mich zu erinnern, daß ich Euer Excellenz gebeten, demſelben ſo deutlich wie möglich zu ſagen, daß wir hier keine Verwendung für ihn hätten."

„Dieß geſchah auch in den angemeſſenſten Ausdrücken, ohne gerade verletzend zu ſein, was auch gewiß nicht der Wille Eurer Hoheit war, denn Euer Hoheit Anſichten über Herrn von Saleck mögen ſich noch ſo ſehr geändert haben, ſo muß man ihm doch laſſen, daß er ſich beſtändig wie ein Mann von Welt benahm, liebenswürdig und gefällig, wie man ſich es nur zu wünſchen vermag."

„Ach, ich erinnere mich, Sie waren immer ſein großer Gönner."

„Ja, ich läugne das nicht, ich war ſein Gönner, ſo lange Eure Hoheit ihm Ihre gnädige Aufmerkſamkeit zuwandten, und ich blieb es auch dann," fügte er in feſtem Tone hinzu, „als es unangenehm auffiel, wenn man den Namen dieſes Herrn von Saleck hier ausſprach."

„Wann wäre das geweſen, Herr Graf?" frug die Prinzeſſin raſch und ſcharf, „doch wozu darüber reden?" ſetzte ſie mit einer ungeduldigen Handbewegung hinzu — „was will dieſer Baron Hauke, damit wir einmal mit dieſer Angelegenheit zu Ende kommen?"

„Seine Wünſche treffen mit denen Eurer Hoheit dießmal zuſammen. Ich weiß nicht, was dem Abgeſandten des Fürſten Georg, ſowie dem Letzteren ſelbſt an Herrn von Saleck mißfällt, aber der Abgeſandte erſucht mich, unſern gnädigſten Herrn beſtimmen zu wollen, daß dieſem Saleck, der ſich ja gerade hier befindet, der Aufenthalt in Warneck verboten werde."

„Und warum das?" frug die Prinzeſſin, indem ſie ihren Kopf in die Höhe hob; — „dieſer Baron Hauke muß doch Gründe angeben?"

„Es ſcheint hauptſächlich eine Antipathie zu ſein, die ja auch andere hohe Perſonen gegen dieſen an ſich ſo unbedeutenden Maler Saleck haben," verſetzte der Oberſthofmeiſter mit einem feinen Lächeln, „die Gründe, die er angibt, kann ich von meinem Standpunkte aus nicht theilen; Baron Hauke nannte ihn zudringlich, eine Eigenſchaft, die er bei Gott nicht hat, und ſagte ferner, Saleck bemühe ſich auf eine auffallende Art, mit Perſonen in hohen Stellungen bekannt zu werden, um dieſe Bekanntſchaften alsdann zu irgend einem Zwecke auszubeuten. Auch das ſind wir — bin ich," verbeſſerte er ſich, „nicht im Stande, ihm nachzuſagen, denn bei Allem dem werden mir Eure Hoheit zugeben, daß dieſer Saleck weder aufdringlich war, noch irgend welche für ihn nutzbringende Zwecke zu verfolgen ſchien."

Die Prinzeſſin hatte ſich während dieſer letzten Worte langſam gegen das Fenſter gewandt, ſtützte ihre rechte Hand auf die Sophalehne und blickte angelegentlich in die Landſchaft hinaus, ohne eine Antwort zu geben.

„Ich hielt es nur für meine Pflicht," fuhr Graf Sporbach nach einer längeren Pauſe fort, „Sie auch von dieſem Wunſche des Barons Hauke in Kenntniß zu ſetzen, aufrichtig geſagt, um denſelben nicht zu erfüllen, im Falle Eure Hoheit mit mir der gleichen Anſicht wären — — — — Sollte die Abneigung Euer Hoheit gegen dieſen Saleck aber ſo weit gehen, ebenfalls deſſen zwangsweiſe Entfernung zu verlangen, ſo würde ich allerdings Seiner Hoheit, Ihrem Herrn Vater, darüber meinen Vortrag machen."

Die Prinzeſſin that einen tiefen Athemzug, und erſt, als ſie nach demſelben noch ein paar Minuten gezaudert, wandte ſie ſich raſch um und erwiederte, während eine leichte Röthe über ihre ſchönen Züge flog: „man muß nicht unhöflich ſein."

„Gegen Saleck, meinen Eure Hoheit doch?" warf der Oberſthofmeiſter raſch und fragend ein.

„Laſſen Sie dieſen Saleck," verſetzte die Prinzeſſin ungeduldig, „gegen den Fürſten Georg, meine ich, und da man ihn mit ſeinem bewußten großen Wunſche abweiſt, ſo könnte man ihm wohl ſeinen kleinen bewilligen."

„Alſo wir ſollen die gewaltſame Entfernung des armen Malers bewerkſtelligen?"

„Meinetwegen ja; — Papa hat darüber zu entſcheiden."

„So habe ich weiter Euer Hoheit nichts mehr vorzutragen," ſagte Graf Sporbach ſichtlich verſtimmt, „und erwarte nur Ihre Befehle für den heutigen Tag."

„Es iſt wohl ſehr heiß draußen?" frug die Prinzeſſin mit großer Gleichgültigkeit.

„Nicht ſo ganz wie geſtern, da heute eine erfriſchende Luft weht."

„So will ich um drei Uhr ausfahren, — laſſen Sie meine Ponies in den kleinen Wagen ſpannen, mit dem ich gewöhnlich in die Berge fahre."

„Und ein Vorreiter, der Eure Hoheit begleitet?"

„Ich brauche Niemand, die kleinen Pferde ſind ſicher.“

„Und weiter hätten Sie keine Befehle für mich?“ frug der Oberſthofmeiſter mit beſonderer Betonung.

„Keinen, — nun danke ich Ihnen beſtens für Ihren freundlichen, unparteiiſchen Bericht, — guten Morgen lieber Graf.“

Als ſich der Oberſthofmeiſter mit einer tiefen Verbeugung zurückgezogen, verwandelte ſich mit einem Male das ganze, eben noch ſo gleichgültig ſcheinende Weſen der jungen Dame. Sie wandte ſich raſch um, ſie athmete tief und haſtig, ſie fuhr mit ihrer rechten Hand über ihr weiches, hellblondes, lockiges Haar und ſchritt dann mit allen Zeichen der Ungeduld in dem kleinen Gemache auf und ab, wobei ſich der Kampf in ihrem Innern deutlich in ihren erregten Geſichtszügen kundgab. —

„Wer iſt dieſer Saleck eigentlich,“ frug ſie ſich ſelbſt, „daß man ſich ſo um ihn bekümmert? In welcher Beziehung ſteht er zu dem Fürſten Georg? Sollte man dort wiſſen, daß ich ihn in Rom geſehen, und ſollte man mich für wahnſinnig genug halten — — — — Und wäre es denn ſo unerhört, wenn es mir wirklich in den Sinn käme, eine damals nicht unangenehme Bekanntſchaft hier fortſetzen zu wollen? Sollte meine Tante auch hier die Hand im Spiele haben? Ah, ich erinnere mich wohl, daß ſie mir zuweilen lächelnde Bemerkungen machte, wenn er an unſern kleinen Particen Theil nahm. — Und kann man ſagen, daß er uns je durch ein Wort, durch eine Miene ſeine Geſellſchaft aufnöthigte?“ fuhr ſie mit weicherer Stimme fort — „nein — nein — er war ſo freundlich als beſcheiden, und wenn ich je an ihm etwas Anderes gewünſcht, ſo wäre es etwas von jenen Fehlern, die man ihm ungerechter Weiſe zur Laſt legt. — Ja ich würde mich mit Vergnügen an ein aufdringliches, an ein unbeſcheidenes, an ein taktloſes Wort erinnern, um daſſelbe ſeinen vielen guten Eigenſchaften gegenüber ſtellen zu können — — — — um ihn leichter zu vergeſſen.“ Das Letztere klang wie ein Seufzer, und dabei drückte ſie ihre beiden Hände vor das Geſicht, wie um ſelbſt die ſtummen Wände nicht ihre Züge ſehen zu laſſen.

— — „Und ich will nicht, daß man ihn ſo fortſchickt; wenn es mir auch nicht vergönnt iſt, ihn wiederzuſehen,“ ſetzte ſie in ſchmerzlichem Tone hinzu, „ſo will ich ihm doch eine unſichtbare Beſchützerin

ſein und will ihm, wenn er verfolgt iſt, ein Aſyl gewähren, das ſeine — und meine Feinde reſpektiren ſollen."

Sie machte noch ein paar raſche Gänge durch das Kabinet, warf darauf einen flüchtigen Blick in den Spiegel und trat auf die Terraſſe, wo ſie einen Augenblick die dem Park entſteigende würzige Morgenluft einathmete, dann ging ſie in den Salon, wo der Flügel ſtand, an dem wir Fräulein von Saint-Aubin ſpielen hörten, und gelangte durch ihr Schreibkabinet und ihren gewöhnlichen Empfangsſalon in das Vorzimmer, wo die Gräfin Eller noch immer leſend ſaß, jedoch beim Erſcheinen der Prinzeſſin ihr Buch niederlegte und ſich nach einer tiefen Verbeugung nach dem Befinden ihrer Herrin erkundigte.

Die Prinzeſſin hatte auf dem Wege hieher eine freundliche heitere Miene angenommen, was die Hofdame mit einigem Erſtaunen bemerkte. Ja das Erſtaunen ward faſt ſichtbar, als die Prinzeſſin ihr die Hand reichte und in herzlichem Tone ſagte: „ich danke, liebes Kind, ich wünſche Ihnen dieſelbe vortreffliche Nacht, wie ich ſie gehabt, doch iſt bei Ihrem heiteren, zufriedenen Temperament daran kein Zweifel; — möge es Ihnen der Himmel erhalten. — Für Ihre Dienſte heute Morgen danke ich Ihnen; ich habe zu ſchreiben, bin auch ſonſt beſchäftigt, frühſtücken Sie auf Ihrem Zimmer und kommen Sie um 3 Uhr; — ich will ausfahren." —

Die kleine Gräfin zog ſich zurück, wobei ſie ſich Mühe gab, ein recht ernſtes Geſicht zu zeigen; kaum aber hatte ſie die Thüre hinter ſich, ſo flog ſie wie ein Reh durch den großen Saal dem Pavillon zu, um ihre Freundin ſo bald als möglich von dem guten Wetter und der ſchönen Sonne, von der ſie beſchienen worden war, in Kenntniß zu ſetzen, während die Prinzeſſin im Vorzimmer ſtehen blieb und dort anſcheinend gleichgültig zum Fenſter hinausſchaute, wobei ſie aber gedankenvoll vor ſich hinſprach: „ich muß mit der Miré reden, ſie iſt mir treu ergeben."

Hier müſſen wir uns erlauben, in unſerer Geſchichte ein paar Stunden zurückzugehen und zwar bis zu jenem Augenblick, wo Baron Hauke-Felſing ſeinen Bericht erſtattet über die kühle und zweifelhafte, eigentlich zweifelloſe Aufnahme, die ihm von Seiner Excellenz dem Grafen Sporbach zu Theil geworden.

„Und nicht einmal meinen Brief wollte er aus Ihren Händen nehmen?“

„Seine Excellenz glaubten das nicht thun zu können, ohne von der Prinzessin ermächtigt zu sein.“

„Im Grunde hat er Recht,“ sagte der Fürst in bitterem Tone; „die Annahme meines Briefes hätte sie jedenfalls zu einer schriftlichen Erwiederung genöthigt.“

„Und wie ging es mit Saleck's Ausweisung?“

„Von Seiten des Oberſthofmeisters nicht so ganz, wie wir gewünscht: er wand sich hin und her, als ich ihm Ihr Verlangen recht dringend stellte, und sprach viel zu Ihren Gunsten, gnädiger Herr; — Sie haben einen besseren Freund an dem Grafen Sporbach als Sie glauben.“

„Ich wollte, er wäre dießmal mein Feind.“

„Und wenn wir nur in diesem Punkte auf die Prinzessin hoffen dürften, aber die Excellenz sagte mir, und in etwas ärgerlichem Tone, daß erwähnter Maler Saleck von Ihrer Hoheit häufig gesehen worden wäre, und daß er ihm auch dießmal zu einer Audienz verholfen hätte, wenn das nicht dem Willen der Prinzessin gerade entgegengelaufen wäre.“

„Sie machen mir wenig Hoffnung, lieber Felsing.“

„Worüber ich untröstlich bin und Eure Hoheit zu glauben bitte, daß ich über diesen Saleck so viel Unangenehmes und Anzügliches gesagt, als mir nur immer möglich war.“

„So muß ich meine letzte Karte ausspielen.“

„Glücklich, wenn man noch einen guten Trumpf in petto hat, und kann ich im Ausspielen desselben Euer Hoheit behülflich sein?“

„Direkt nicht,“ antwortete der Fürst, und bei diesen Worten reichte er Herrn von Felsing mit gewinnendem Lächeln die Hand, „bitte, läuten Sie meinem Kammerdiener.“

Der Gerufene erschien sogleich und wurde von seinem Herrn gefragt: „nun wie ist's, Nikolaus, hast Du mit der Dienerschaft im Hotel Bekanntschaft gemacht, und ist Niemand darunter, der uns kennen könnte?“

„Niemand, gnädiger Herr; — so ein windiger Kellner ist allerdings da, der aussieht, als wolle er mit seiner Serviette die ganze Welt

abſtäuben, und der ſich gerne erinnert hätte, mich irgendwo geſehen zu haben; — ich benahm ihm jedoch ſeinen Irrthum."

„Iſt ein anſtändiger Lohnbedienter da?"

„Einer von ihnen iſt ein geſcheidter Menſch: er glaubte, die Reiſekaleſche, welche Euer Gnaden hieher gebracht, ſchon irgendwo geſehen zu haben; — auch dem habe ich ſeinen Irrthum benommen."

„Gut, ſo ſchicke mir dieſen geſcheidten Lohnbedienten herauf; ich wünſche ihn aber in einem ſehr anſtändigen Anzuge zu ſehen. Du kannſt ihm das ſagen und ihm Raſchheit und Pünktlichkeit in meinen Aufträgen anempfehlen, indem Du hinzuſetzeſt, wenn Dein Herr auch keine hohe Perſon ſei, ſo pflege er doch nie an Trinkgeldern zu ſparen."

Der Kammerdiener trat ab, und der Fürſt nahm aus der oben ſchon erwähnten Kaſſette ein kleines Schmuckétuis, mit dem er ſich an's Fenſter ſtellte.

Kurze Zeit darauf erſchien der Lohnbediente, ein noch junger Mann mit ſchlauem, glattraſirtem Geſichte in weißer Halsbinde und ſchwarzem Fracke.

„Euer Gnaden haben befohlen?"

„Gibt es hier im Orte einen anſtändigen Juwelier?"

„Gewiß, Euer Gnaden. So lange der Hof in Warneck bleibt, hält der Hofjuwelier aus der Reſidenz eine Filiale hier."

„So zeigen Sie ihm dieſen Ring und erſuchen ihn nachzuſehen, ob der Stein in demſelben nicht etwas loſe geworden ſei: mir ſcheint es ſo, und wenn ich Recht habe, ſo laſſen Sie den Stein wieder feſtſtellen, zahlen ihm auch, was er dafür anrechnet."

Der Fürſt gab dem Lohnbedienten das offene Etuis, und dieſer ſchien ordentlich zu erſchrecken vor der Größe des Solitärs, der ihm entgegenblitzte. „Hier haben Sie auch einen Brief und meine Karte. Wiſſen Sie, wo die Dame wohnt, an die er gerichtet iſt?"

„O gnädiger Herr," erwiederte der Lohnbediente lächelnd, „Fräulein Miré, die erſte Kammerfrau Ihrer Hoheit der Prinzeſſin iſt mir ſehr wohl bekannt."

„Gut, ſo fragen Sie Fräulein Miré, ob ich ihr vielleicht in einer Stunde meine Aufwartung machen dürfe; — nehmen Sie einen Wagen, damit Sie raſch zurückkommen."

„Und nun, lieber Felsing," wandte sich der Fürst an diesen, „thun Sie mir wohl den Gefallen, mir einige Sekretärsdienste zu leisten. Es sind mir da einige artige Packete nachgesandt worden, deren Inhalt Sie wohl so freundlich sind durchzulesen, um mir, wenn ich später zurückkomme, in kurzem Auszuge zu sagen, was sie enthalten. Ich mache ein wenig Toilette und gehe dann aus, um meine letzte Karte auszuspielen, es hat auf alle Fälle damit Eile. — Nehmen Sie aber die Papiere mit sich auf Ihr Zimmer; ich möchte nicht, daß der gescheidte Lohnbediente Sie hier bei mir arbeiten sähe; — also bis nachher."

VI.

Eine Stunde später rollte der eleganteste Wagen des Hotels mit dem elegantesten und gescheidtesten Lohnbedienten desselben über die Brücke und an der Flußseite hinab, bei dem Hauptportale des Schlosses vorbei, um an einer kleinen Nebenthüre still zu halten. Saleck stieg aus und betrat hinter dem Lohnbedienten, welcher ihm mit abgezogenem Hute den Weg zeigte, das Schloß. Auf einer kleinen Nebentreppe gelangten sie in den ersten Stock hinauf, wo der Diener flüsternd sagte: „hier sind die Appartements Ihrer Hoheit der Prinzessin Helene." Von da in den zweiten Stock war die schmale Treppe mit dicken Teppichen belegt und mündete oben an einer Thüre, die, auf beiden Seiten mit grünem Tuche beschlagen, sich so weich in ihren Angeln drehte, daß man nicht das geringste Geräusch vernahm, als der Lohnbediente sie öffnete. Man gelangte hier in ein kleines Vestibule, ebenfalls mit Teppichen belegt, auf das mehrere Thüren mündeten, sowie eine zweite kleine Treppe, die abwärts führte, wahrscheinlich direkt in die Gemächer der Prinzessin, und die mit brennenden Lampen erhellt war.

Ein Lakai, der in dem Vestibule neben einem kleinen Tischchen saß, stand beim Erscheinen des Fremden augenblicklich auf und verschwand in einer der Thüren, kehrte aber gleich darauf wieder zurück und lud Herrn von Saleck mit den Worten: „wenn's gefällig ist", ein, ihm zu

Man konnte eigentlich nicht beſtimmen, was er genau betrachtete, denn er ſchielte ganz entſetzlich.

„Haben Sie,“ ſagte er nach einer Pauſe, „irgend einen Zweck dabei, ſich nach den Leuten, die in jenem Hauſe gewohnt, zu erkundigen?“

„Ja und nein,“ entgegnete der Kammerdiener. „Wir vermutheten nach einer deutſchen Zeitung, die wir am Boden fanden, daß die dort Ausgezogenen Landsleute geweſen ſeien.“

„Deutſche?“

„Allerdings Deutſche.“

„Darüber kann ich Sie aufklären,“ ſagte zuverſichtlich der Fremde, „Deutſche ſind's nicht geweſen. Es haben hier auf dem ganzen Platz ſeit mehreren Jahren keine Deutſche gewohnt. Die Wohnungen hier ſind ſehr theuer und die deutſchen Reiſenden haben gewöhnlich nicht viel Geld. Auch erinnere ich mich, vor einiger Zeit zufällig gehört zu haben — eben fällt mir's ein — daß dort in dem bezeichneten Hauſe ein alter Franzoſe mit ſeinem erwachſenen Sohn gewohnt, die ſich vordem längere Zeit in Deutſchland aufgehalten.“

„Ah ſo?“

„Und dann habe ich das Vergnügen, Ihnen einen guten Tag zu wünſchen.“

„Nehmen Sie meinen beſten Dank!“ entgegnete der höfliche Kammerdiener; „aber würden Sie nicht vielleicht noch einen Augenblick warten, dort kommt eben mein Freund, der ſich vielleicht ebenſo wie ich eine Ehre daraus machen wird, die Bekanntſchaft eines Landsmannes zu machen. Vielleicht trinken wir eine Foglietta zuſammen.“

Der Fremde ſchielte über den Platz hin und fuhr faſt unmerklich zuſammen, als er die hohe Geſtalt des Jäger Lukas auf ſich zuſchreiten ſah. „Unmöglich!“ ſagte er und ſetzte haſtig

folgen. Dieſer durchſchritt ein Vorzimmer und gelangte von da in ein kleines Kabinet, wo ein junges Mädchen in einfachem aber elegantem Morgenkleide beſchäftigt war, Etwas in einem großen Schmuckſchranke zu ordnen, doch ſchloß ſie beim Erſcheinen des Fremden ſogleich die Thüre dieſes Schrankes und erſuchte ihn, ihr zu folgen, da es Fräulein Miré ein beſonderes Vergnügen gewähre, ihn bei ſich zu empfangen.

Der Fürſt, welcher aus eigener Erfahrung und aus Vorgängen bei der Hofhaltung ſeiner Mutter genau wußte, was eine erſte Kammerfrau zu bedeuten hat, folgte, wenn auch gerade nicht beklommen, doch erwartungsvoll ſeiner niedlichen Führerin durch noch ein großes, hübſch möblirtes Gemach, um alsdann mit den Worten: „hier iſt Herr von Saleck“, in das Allerintimſte der prinzeßlichen Hofhaltung eingelaſſen zu werden.

Fräulein Miré war eine tiefbrünette, etwas verblaßte Schönheit, übrigens von einnehmenden Geſichtszügen, ziemlich groß und ſchlank, dem Anſcheine nach in den dreißiger Jahren. Sie war ſehr einfach aber dabei höchſt ſorgfältig gekleidet und bot dem Eingetretenen, der ſich verneigte, einen kleinen Lehnſtuhl an gegenüber einem Sopha, auf welchem ſie ſelbſt Platz nahm.

„Sie waren ſo freundlich,“ ſagte Fräulein Miré, „mir das werthe Schreiben eines lieben Bekannten aus der Reſidenz zuſtellen zu laſſen, der mir in ſo warmen Worten Ihren Namen nennt, daß es mir ſchon deßhalb ein Vergnügen ſein mußte, Ihre Bekanntſchaft zu machen.“

„Wofür ich Ihnen ſehr dankbar bin, mein Fräulein, beſonders aber meinem Freunde Werner, der mir ſo Veranlaſſung gibt, vielleicht ſelbſt zu erfahren, in wie weit Ihre liebenswürdige Perſönlichkeit über ſeine Schilderung hinausreicht. — Ich bat um dieſe Zeilen, mein Fräulein, da mir Alles daran gelegen war,“ ſetzte er mit Betonung hinzu, „für hier einen wichtigen Empfehlungsbrief zu haben.“

Die erſte Kammerfrau Ihrer Hoheit lächelte geſchmeichelt, ſetzte aber mit affektirter Beſcheidenheit hinzu, „was das anbelangt, ſo hätte Sie der Herr Schloßhauptmann anderen, wichtigeren Perſonen empfehlen ſollen, doch ſeien Sie verſichert, daß ich mich glücklich ſchätzen werde, Ihnen in meinem unbedeutenden Wirkungskreiſe nützen zu können.“

„Ich wünſche nichts Beſſeres und ſage Ihnen zum Voraus meinen aufrichtigen Dank.“

„Sie beſuchen Warneck zum erſten Male?“

„Es iſt das erſte Mal, mein Fräulein, und ich bin entzückt von der wunderbaren Gegend, habe auch alle Veranlaſſung dazu, da ich in dieſer herrlichen Umgebung Stoffe für mannigfaltige Studien zu finden hoffe.“

„Sie ſind Künſtler?“ frug die erſte Kammerfrau mit einem zweifelhaften Blick und einem vielſagenden Lächeln.

Saleck entnahm aus dieſem Blick und dieſem Lächeln, daß der Lohnbediente, wie er gewünſcht, geplaudert hatte und ihn und ſein Auftreten im Gaſthof gehörig geſchildert.

„Ob ich mir den ſtolzen Namen eines Künſtlers beilegen darf, wage ich nicht zu behaupten, doch beſchäftige ich mich in ähnlicher Weiſe, wenn auch nur als Dilettant, zu meinem Vergnügen.“

„Ich erinnere mich, in dieſer Richtung Ihren Namen ſchon gehört zu haben.“

„Und wo war das, wenn ich fragen darf?“ ſagte der Fürſt mit großer Unbefangenheit.

„Sie waren doch in Rom im letzten Winter — oder gäbe es mehrere Saleck, die auf Ihre Art als ſo ausgezeichnete Dilettanten,“ ſetzte ſie mit einer artigen Verbeugung hinzu, „reiſen und ſtudiren?“

„Sie machen mich ſtolz durch dieſe Aeußerung, und muß ich mich faſt ſchämen einzugeſtehen, daß ich allerdings derſelbe Saleck bin, der im vergangenen Winter in Rom war, und welcher dort das außerordentliche Glück hatte, Ihrer Hoheit der Prinzeſſin Helene, dieſer in jeder Beziehung ausgezeichneten, geiſtreichen und liebenswürdigen Dame vorgeſtellt zu werden. Unmöglich aber kann ich glauben, daß Ihre Hoheit ſelbſt die Gnade gehabt haben ſollten, ſich meiner freundlichſt zu erinnern.“

Die erſte Kammerfrau führte ihr Taſchentuch ſanft an die Lippen, huſtete ein paarmal hinein und betrachtete hierauf ihre ſorgfältig gepflegten Nägel, ehe ſie mit leiſer Stimme, aber angenehm klingendem Tone zur Antwort gab: „ich erinnere mich wohl, daß die Prinzeſſin, als ich nach der Rückkunft aus Italien in ihre Dienſte berufen wurde,

bei Erzählungen über dieſe Reiſe unter anderen auch Ihren Namen ausſprach."

„Unter anderen," wiederholte Herr von Saleck mit faſt ſchmerzlicher Betonung, „doch wäre ich Ihrer Hoheit zu innigem Danke verpflichtet, wenn ſie ſich meiner unter anderen auch vielleicht ſpäter noch erinnert hätte, aber wir" — er wollte ſagen wir fürſtlichen Perſonen haben leider für ſo Manches ein ſchwaches Gedächtniß — doch verbeſſerte er ſich zur rechten Zeit und gab zur Antwort, „müſſen hoffend erwarten, vielleicht durch irgend einen geeigneten Zufall wieder in Erinnerung zurückgebracht zu werden, und für ſolch' einen glücklichen Zufall, mein Fräulein, wage und hoffe ich es, Sie anſehen zu dürfen."

„Das iſt ein ſchwieriger Auftrag, Herr von Saleck," erwiederte die erſte Kammerfrau lächelnd, „meine Prinzeſſin hat die leidige Gewohnheit, ſich durchaus nicht an etwas erinnern zu laſſen, wenn ſie nicht daran erinnert ſein will."

„Ich würde nicht ſo frei ſein, eine derartige Anſpielung gewagt zu haben, wenn mich nicht Freund Werner verſichert hätte, am hieſigen Hofe ſei es nur Ihnen, mein Fräulein, möglich, ſelbſt eine ſolche Erinnerung bei Ihrer Hoheit aufzufriſchen, und für einen ſolchen Beweis der Güte und Protektion ſehen Sie einen Mann vor ſich, der Ihnen zum unendlichſten Danke ſich verpflichtet fühlen würde."

„Ohne etwas zu verſprechen, will ich mir die Sache überlegen."

„Sie ſind die Liebenswürdigkeit ſelbſt," ſagte Saleck galant, indem er mit einer ausgezeichnet eleganten Bewegung die Hand der erſten Kammerfrau ergriff und an ſeine Lippen führte.

„Ah," ſagte dieſe, freundlich lächelnd, „Sie ſuchen mich im Voraus zu belohnen, um meiner Dienſte gewiß zu ſein, aber ehe ich etwas für Sie thun darf, wenn ich überhaupt etwas thun kann, beantworten Sie mir eine Frage: was wünſchen Sie von der Prinzeſſin, was ſuchen Sie hier am Hofe? Der Schloßhauptmann ſprach ſich in ſeinen Zeilen nicht darüber aus."

„Wenn Sie, mein Fräulein, den Ausdruck Suchen im Sinne des Erlangens nehmen, ſo verkennen Sie meine Abſicht: ich bin vollkommen unabhängig, bemittelt, ich könnte ſagen reich, ich treibe meine Kunſt aus Liebhaberei und habe durch dieſelbe noch nie eine Einnahme geſucht

und erhalten, auch sonst bin ich nicht ehrgeizig, ich trachte nicht nach Titeln oder Orden, ich habe nicht die lächerliche Sucht, mich in vornehme Gesellschaften drängen zu wollen — also sehen Sie, daß ich von allem Dem, was man gewöhnlich durch Verdienst oder Protektion an einem Hofe zu erlangen strebt, nichts suche, und doch werden Sie überzeugt sein, daß ich nicht absichtslos hieher gekommen, daß ich nicht umsonst Ihre kostbare Protektion angestrebt."

„Sie sind ein eigenthümlicher Bittsteller," entgegnete Fräulein Miré, wobei sie den jungen schönen Mann nicht ohne Wohlwollen betrachtete, „in der That, ich möchte Ihre Wünsche kennen."

„O sie sind unbedeutend und wieder riesengroß. Ich erlaubte mir schon, Ihnen zu sagen, daß ich das Glück hatte, Ihre liebenswürdige Prinzessin in Rom zuweilen sehen zu dürfen — o sie war so wohlwollend, so gnädig gegen den unbedeutenden Künstler, dabei so geistreich und belebend in ihrer Unterhaltung, so voll Würde und Anmuth, daß ich damals mit meinem Leben hätte abschließen mögen, um nicht wieder der kalten nüchternen Alltäglichkeit zu verfallen. Und doch verfiel ich ihr, ja ich fiel so hoch hinab aus allen meinen Himmeln, daß es mir kaum gelang, mich selbst wieder zu finden. — — Doch Sie sehen mich lächelnd an und haben Recht: ich ließ mich hinreißen, Ihnen einen Zustand zu schildern, den man allenfalls einem Poeten verzeihen kann, und ich bin etwas Poet, mein Fräulein, wenigstens in meinen Phantasieen: ich war so glücklich, ein hohes leuchtendes Ideal gefunden zu haben, zu dem ich aus der Tiefe aufblicken konnte und dem ich in meinem Herzen einen förmlichen Bilderdienst errichtete."

„Halten Sie ein mit Ihren Phantasieen," sprach Fräulein Miré lächelnd, „Ihre Augen glänzen und Ihre Miene ist so erregt, daß man wahrhaftig Ihre künstlerischen Träume für Wahrheit halten könnte, und doch sagen Sie das Alles nur, um auf einem poetischen Umwege zu der Bitte zu gelangen, Ihnen eine Audienz bei der Prinzessin zu verschaffen."

„Sie verstehen vortrefflich in meinem Herzen zu lesen, und ich bitte Sie herzlich, bemühen Sie sich für mich, und gebe der Himmel, daß diese Bemühungen von Erfolg gekrönt sind."

„Sie thaten schon andere Schritte, um zur Prinzessin zu gelangen?"

frug die erſte Kammerfrau mit einem etwas lauernden Ausdrucke auf ihren Zügen.

„Ehrlich geſtanden, ja — ich wandte mich an den Oberſthofmeiſter, Grafen Sporbach, der ſich in Rom ſehr freundlich gegen mich bewieſen.“

„Und der Ihnen hier keine Audienz verſchaffen konnte — ich ſagte Ihnen früher ſchon, daß meine Prinzeſſin ſehr ſchwer umzuſtimmen iſt.“

„So wäre ich alſo bei ihr in totaler Ungnade,“ rief Saleck in ſchmerzlichem Tone aus, „ohne zu wiſſen, womit ich das verſchuldet habe?“

„Ich glaube gerade nicht, daß Sie in Ungnade ſind, Herr von Saleck,“ ſagte Fräulein Miré in ruhigem Tone, „doch hat die Prinzeſſin gewiß triftige Gründe, Sie nicht wiederſehen zu wollen — Gründe, gegen die auch ich gewiß ſchwer etwas thun kann.“

„Sie können Alles, was Sie wollen, wie mir Werner ſagte, und wovon ich jetzt vollkommen überzeugt bin, nachdem ich das Glück hatte, Sie zu ſehen und zu ſprechen.“

Die Kammerfrau blickte den jungen Mann, der ſo eindringlich zu ihr ſprach, mit einem langen, prüfenden Blicke an und ſagte alsdann achſelzuckend, „und wenn es mir gelänge, eine Audienz bei der Prinzeſſin für Sie zu erwirken, wozu könnte das führen, da Sie Ihrer Hoheit, wie Sie ſelbſt ſagten, doch keinen beſonderen Wunſch vorzutragen haben?“

„Ah, ſchon die Prinzeſſin wiederzuſehen, würde ich für ein großes Glück halten, vielleicht dürfte ich mir auch erlauben, ihr zu ſagen —“

„So reden Sie denn, wenn Sie mir etwas ſo Wichtiges mitzutheilen haben.“

Der Klang dieſer Stimme, welche die ſo eben erwähnten Worte in ruhigem gemeſſenem Tone ſprach, ließ Saleck faſt erſchreckt auffahren, während ſich die Kammerfrau raſch erhob und mit einer tiefen Verbeugung hinter die Prinzeſſin Helene zurückglitt, die unbemerkt in das Zimmer getreten war.

Man wird es gewiß erklärlich finden, daß Saleck augenblicklich nicht im Stande war, die Worte zu finden, die er gegen die Prinzeſſin ausſprechen wollte, und welche ihm gegenüber der Kammerfrau ſehr geläufig geweſen wären: eine dunkle Röthe flammte auf ſeinem Geſichte auf, ſein Auge leuchtete, und er ſchien im Begriffe, einen raſchen Schritt

gegen die hohe Dame zu thun, doch bezwang er ſich, athmete haſtig auf und ſagte mit einer tiefen aber anmuthigen Verbeugung: „wie ſoll ich Euer Hoheit danken. Verzeihen Sie mir, daß ich zu bewegt bin, um ſogleich das befohlene Wort gegen Sie auszuſprechen.“

Auch die Prinzeſſin ſchien nicht unbewegt, obgleich auf ihrem jetzt etwas bleichen Geſichte vollkommene Ruhe zu liegen ſchien, welche wohl im Stande war, Saleck über ihren Gemüthszuſtand zu täuſchen, nicht aber die aufmerkſam betrachtende Kammerfrau. Prinzeſſin Helene hatte ihre feinen Lippen feſt zuſammengepreßt und ihre Augen ſchimmerten in einem eigenthümlichen Glanze.

Fräulein Miré zog ſich mit einer ſo tiefen Verbeugung zurück, daß das Rauſchen ihres Kleides die Prinzeſſin veranlaſſen mußte, umzuſchauen, doch machte ſie keine Bemerkung dagegen, daß ſich ihre Kammerfrau entfernte. Dieſe betrat lächelnd und kopfſchüttelnd das Nebenzimmer, blickte einen Augenblick zum Fenſter hinaus, ſetzte ſich dann raſch an ihren Schreibtiſch, wo ſie an den Schloßhauptmann Werner folgende Zeilen ſchrieb: „Ihren Schützling habe ich beſtens aufgenommen, werde auch für ihn thun, was in meinen Kräften ſteht, vorausgeſetzt, daß ich von Ihnen umgehend erfahre, wer dieſer angebliche Maler Saleck iſt.“

P.S. „Sie kennen mich — ohne genügende Antwort werde ich gar nichts thun.“

— — Die Prinzeſſin Helene ſtand neben dem Sopha, welches ihre Kammerfrau ſo eben verlaſſen; ſie hatte ihre rechte Hand auf die Lehne deſſelben geſtützt, und wenn ſie auch vollkommen ruhig und unbewegt erſchien, ſo verrieth doch ein leichtes Zucken der Finger ihrer aufgeſtützten Hand etwas vom Gegentheil. Saleck ſtand vor ihr in ehrerbietiger Entfernung, ſeine leuchtenden Blicke auf ihrem ſchönen Geſichte ruhen laſſend, bewegter als die junge Dame: wenigſtens gab er ſich keine Mühe oder vermochte es auch wohl nicht, dieſe Bewegung zu verbergen.

In der erſten Minute nach dieſer großen und ſeligen Ueberraſchung flog ſein Athem, als habe er nach langem, haſtigem Laufe ein Ziel erreicht und doch fühlte er wohl, daß er von einem ſo ſchönen, glänzenden Ziele vielleicht weiter als je entfernt war.

Was mir vorhin bemerkt, daß ſich nämlich die Hand der Prinzeſſin eigenthümlich bewegte, ſah er bei der eigenen Aufregung nicht; haften doch ſeine Augen nur auf ihrem Geſichte, das eben ſo ſchön als kalt erſchien, auf ihren, an ſich ſo glanzvollen Augen, in denen aber im gegenwärtigen Augenblicke auch nicht die leiſeſte Spur eines Gefühls aufblitzte. Dazu hatte ſie ihre feinen Lippen feſt mit einem faſt höhniſchen Ausdrucke zuſammengezogen, und doch war ſie ebenfalls tief bewegt und doch vergrub ſie nicht umſonſt ihre kleine Hand faſt krampfhaft in die weichen Polſter des Sophas.

„So reden Sie, Herr von Saleck — ich bin gekommen, um Sie zu hören.“ Der Ton ihrer Stimme klang eiſig kalt und flog auch ſo an ſein weiches, zitterndes Herz. O, wenn er in dieſem Augenblick hätte reden können und dürfen, wie er es ſich ſo tauſendmal, wenn er allein war, ausgedacht, nur mit ihrem geliebten Bilde beſchäftigt, wenn er im Stande geweſen wäre, nur ein kleines Wort mit demjenigen Tone gegen ſie auszuſprechen, wie er es that, wenn er, an ſie denkend, lange, lange Stunden zubrachte. Alsdann wußte er eine nicht zu widerſtehende Glut in ſeine Worte zu legen, dann hatte er die Ueberzeugung auf den Lippen, und jetzt, wie kam es ihm ſo kalt, ſo nüchtern vor, als er ihr nach ziemlich langer Pauſe antwortete: „Verzeihen mir Eure Hoheit den Schritt, den ich gethan, aber es war mir nicht möglich, dieſen Ort zu verlaſſen, ohne Sie wieder geſehen zu haben.“

„Ach ja, ich erinnere mich,“ gab die Prinzeſſin zögernd nach einigen Sekunden zur Antwort, „ich ſah Sie in Rom, und haben Sie deshalb Italiens ſchönen Himmel verlaſſen, um hieher zu kommen und mir zu ſagen, daß Sie nicht wieder abreiſen können, ohne mich geſehen zu haben?“

„Das nicht, Hoheit, — ich verließ Italien, ſobald Italiens Himmel mir anfing farblos und gewöhnlich zu erſcheinen.“

„Und in welcher Jahreszeit war das, wenn ich fragen darf?“

„Es war im Frühjahr,“ ſagte Herr von Saleck mit einer tiefen Verbeugung und einem beſtimmteren Tone der Stimme, dem man es deutlich anhörte, daß ſich der Sprecher von ſeiner Ueberraſchung erholt; daß er ſich gefaßt, daß er ſich im Stande fühlte, der Prinzeſſin auf dieſelbe Art, wie ſie ihn fragte, zu antworten, „ja, wenn Eure Hoheit

mir erlauben," ſetzte er lächelnd hinzu, „ſo würde ich mir getrauen, Tag und Stunde anzugeben, ſobald der italieniſche Himmel für mich grau und alltäglich wurde."

„Laſſen wir das, ich möchte um Alles in der Welt Ihr Gedächtniß nicht auf dieſe Probe ſtellen, — aber reden Sie, — Sie wollten mir etwas ſagen, Sie verlangten zu dieſem Zwecke eine Audienz bei meinem Oberſthofmeiſter, die ich mich nicht veranlaßt ſah, Ihnen zu bewilligen, Sie benutzten darauf eine Seitenthüre, und ich will trotzdem ſo freundlich ſein, zwei Minuten für Sie übrig zu haben, — alſo reden Sie."

„Alles, was ich zu ſagen habe, in zwei Minuten? — o, Eure Hoheit gehen hart mit mir um, ich wünſche faſt, Italien mit ſeinem Himmel wäre mir ſympathiſcher geblieben."

„Darin treffen ſich unſere Wünſche, doch ſind geſchehene Dinge nicht zu ändern."

„Gewiß nicht, eben ſo wenig als wir im Voraus wiſſen, was die nächſte Zeit bringt, — o, eine ſolche Wiſſenſchaft wäre in der That unbezahlbar."

„Wenden Sie dieſen Satz auf den gegenwärtigen Augenblick an?"

„Ja, Hoheit," erwiederte er raſch, „hätte ich gewußt, daß es Ihnen, die damals ſo gnädig, ja ſo freundlich gegen mich geſinnt war, ſo höchſt unangenehm wäre, nur zwei Minuten für mich übrig zu haben, ſo hätte ich weder den Verſuch gemacht, mich durch die große Pforte, noch durch die kleine Seitenthüre ſo rückſichtslos Eurer Hoheit zu nähern." Er wagte es bei dieſen letzten Worten eine tiefe Verbeugung zu machen, und blickte ſie darnach geſpannt und forſchend an, indem er fürchtete, durch eine Handbewegung entlaſſen zu werden. Doch geſchah von dem gerade das Gegentheil: die Prinzeſſin ſetzte ſich langſam auf das Sopha nieder und ſagte lächelnd, — aber es war immer noch ein ſehr kaltes Lächeln: „Nun denn, um gegen damals nicht inkonſequent zu erſcheinen, will ich die zwei Minuten auf unbeſtimmte Zeit verlängern."

„Das war ein entzückender Anklang an jenen Ton der Güte, mit dem Eure Hoheit mich damals zu behandeln pflegte."

„Reden Sie doch nicht immer von damals, ich weiß noch immer nicht, was Sie mir eigentlich zu ſagen haben."

„Es iſt wahr, Hoheit, ich habe die leidige Gewohnheit, für jene Zeit mit aller Kraft meines Herzens zu ſchwärmen, — ſollte das aber nicht verzeihlich ſein? — Haben Eure Hoheit nicht vielleicht auch Zeiten, deren ſie ſich ausnahmsweiſe gerne erinnern?"

„Nein, — ich wüßte keine," gab ſie mit einem ſcharfen Tone der Bitterkeit zur Antwort, „wie wäre das auch in meiner Stellung möglich, — mir, der jeder Tag in gleicher Luſt und Freude vorüberfließt?"

„Alſo nur Licht und keine Schatten, — da würde ich mich doch zuweilen nach einiger Abwechslung ſehnen."

„Sehnen Sie ſich doch ein wenig hier im kalten Norden nach dem glühenden italieniſchen Himmel, — glauben Sie, er werde alsbald über Ihnen lachen?"

„Ich verlange ihn nicht mehr, dieſen ſüdlichen Himmel," erlaubte er ſich in innigem Tone der Stimme zu ſagen, „mir genügt die Gegenwart, um glücklich zu ſein."

„Das haben Sie in Ihrer Stellung vor uns voraus," ſagte die Prinzeſſin nach einer Pauſe leicht bewegt; „überhaupt," fuhr ſie, raſch auffaſſend, gleich darauf, wie um dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, fort, „haben unabhängige Menſchen, wie Sie, beſonders Künſtler, das glückliche Loos, von dem Leben nur das zu nehmen und in ſich zu behalten, was ihnen gefällt. — — Was macht denn Ihre Kunſt? Haben Sie ſeit jener Zeit viel gearbeitet?"

„Leider nein. — Doch brauche ich mir darüber keine Vorwürfe zu machen, denn an den Eindrücken, welche ich in Italien empfing, habe ich mein ganzes Leben zu zehren."

„Und warum kamen Sie hieher? Wenn Sie mir dieſe Frage beantworten, ſo erfahre ich vielleicht auch das Wichtige, was Sie mir mitzutheilen haben."

„Da Eure Hoheit die Gnade hatten, mir ſtatt der kargen zwei Minuten eine längere Zeit freundlich zu bewilligen, ſo werde ich vielleicht, ohne damit unbeſcheiden zu erſcheinen, im Stande ſein, das zu ſagen: Warneck wurde mir ſo reizend geſchildert, daß ich das innigſte Verlangen trug, dieſen herrlichen Ort zu ſehen — ein Terrain für Künſtler, wie nicht leicht ein zweites aufzufinden; die maleriſche Abwechslung von Berg und Thal, der Fluß mit ſeinem ſpielenden Lichte,

die prachtvollen Baumgruppen — gewiß, Hoheit, ich hatte mir viel vorgestellt, aber die Wirklichkeit überflügelt meine kühnste Phantasie."

„In zwei Tagen? Sie sehen rasch, Herr von Saleck."

„O, um einen unvergeßlichen Eindruck zu erhalten, braucht man nicht zwei Tage, dazu genügen zwei Minuten."

„Warnecks Park und Umgebung," erwiederte die Prinzessin, während sie vor sich niederblickend mit den Quasten ihres Morgenanzuges spielte, „ist für Jedermann offen, und dazu brauchen auch Sie durchaus keiner Erlaubniß."

„Eure Hoheit werden mir gestatten, dem zu widersprechen, es ist nicht Jedermann so glücklich hier verweilen zu dürfen, und damit komme ich auf das, was ich mir erlauben wollte, Ihnen zu sagen: für mich steht vor diesem Paradiese Warneck ein Engel mit flammendem Schwert in Gestalt eines unversöhnlichen Feindes, der die Lust hat, mich von hier zu entfernen, und dem es auch an Einfluß nicht fehlen dürfte."

„Sie machen mich neugierig."

„Ich danke dem Himmel, wenn es mir gelingen sollte, Eure Hoheit für einen armen Künstler zu interessiren; es ist so, wie ich gesagt: man wird Schritte thun, um mir einen harmlosen Aufenthalt in der Umgebung von Warneck zu erschweren."

Bei dem Worte harmlos blickte die Prinzessin lächelnd auf und sagte alsdann in freundlicherem Tone wie bisher, „und gegen Ihren unversöhnlichen Feind wünschen Sie meinen Schutz? — Sie verlangen viel. — Sagen Sie mir, welchen Beweggrund ich haben sollte, einen Beweggrund, den die Welt anerkennt, Sie, einen mir fast Fremden, so auffallend zu beschützen?"

„Die Erinnerung, gnädige Prinzessin, — ja, ich darf es wohl aussprechen, Sie gaben mir in manchem freundlichen Worte einen wahren Schatz von Erinnerungen, — Kleinodien, kostbarer als Gold und Perlen, und die für mich an Glanz zunahmen, je mehr ich mich von jener schönen Zeit entfernte. Was eine Fürstin schenkt, seien es Worte oder glänzende Steine, kann nicht falsch sein, soll und muß seinen Werth behalten, — Sie hielten mich manches guten, manches herzlichen Wortes werth, und darauf bauend, bitte ich um Ihren Schutz."

hinzu: „ich habe sehr dringende Geschäfte, wünsche guten Tag und glückliche Reise!“

Damit eilte er gegen die Strada Balbi und hielt sich sehr nahe auf der linken Seite des Platzes, wie es schien, in der Absicht, um nicht zu dicht bei dem Herrn Lukas vorbei zu kommen.

Dieser hatte den Fremden mit dem Kammerdiener sprechen sehen und zog höflich seinen Hut, um ihn zu begrüßen. Der Andere that mit halb abgewandtem Gesicht ein Gleiches, und man bemerkte in diesem Augenblick, wie der Jäger dem schnell Enteilenden mit einer Mischung von Ueberraschung, ja Erstaunen in den Zügen nachblickte. Ja, er schien einen Augenblick Willens zu sein, ihm zu folgen, doch er besann sich eines Besseren, fuhr mit der Hand über die Augen und trat zu dem Kammerdiener.

„Haben Sie etwas erfahren, Lukas?“ fragte dieser.

„Man sagte mir da drüben,“ entgegnete der Jäger, „es habe hier in dem Hause eine deutsche Signora mit ihrem Kinde gewohnt.“

„Eine deutsche Signora?“

„Die früher Tänzerin gewesen sei.“

„Also doch? — So hat mich unser Landsmann, der dort eben von uns gieng, ein wenig angelogen, indem er mir sagte, in dem Hause habe ein alter Franzose mit seinem Sohne gewohnt.“

„Ah, Canaille!“ sagte der Jäger grimmig, indem er die Faust ballte, „mich sollte nicht wundern, wenn er es war, wenn der Kerl hier nicht wieder eine Büberei ausgeführt hätte! — Wissen Sie, mit wem Sie soeben gesprochen?“

„Nein, Lukas, Sie erschrecken mich.“

„Nun,“ fuhr der Jäger bestimmt fort, „ich will nicht selig werden, wenn das da nicht der berüchtigte Gevatter war. Sie haben bei uns von dem Gevatter gehört?“

„Und wenn ich mich wirklich meiner Worte von damals erinnern wollte, deren ich Sie werth hielt, blieben Sie ihres Werthes würdig?"

„So wahr mir Gott helfe, in jeder Beziehung, und," setzte er mit leuchtendem Auge hinzu, „doppelt aber gegenüber meiner gnädigsten Fürstin."

Die Prinzessin war langsam aufgestanden. Sie schaute den jungen Mann, der so bittend vor ihr stand, mit einem langen Blicke an, sie erhob ihre Rechte, und als sie darauf mit weicher Stimme sprach: „Ja, ich will Sie schützen, Erinnerungen zu lieb, die aber alsdann verblassen müssen, wie nach Ihren Worten der Himmel Italiens," reichte sie ihm zögernd ihre Hand, die er mit seinen beiden Händen ergriff und stürmisch an seine Lippen drückte, während er, sich tief herabneigend, das Knie vor ihr bog.

„Hier in Warneck," fuhr sie nach einer ziemlichen Pause fort, an deren Ende sie ihm erst ihre Hand entzog, „kann ich freilich wenig für Sie thun, wünschen Sie aber zu Ihren Studien grünen Wald, rieselnde Quellen und auch eine prachtvolle Fernsicht, so will ich Ihnen den Aufenthalt auf meinem kleinen Gute Edelsheim, eine kleine Stunde von hier, für einige Zeit gerne gestatten, dort bin ich unumschränkte Herrin."

„Wie vermag ich Ihnen zu danken, für so viel —" rief er entzückt aus. Doch war es ihm nicht möglich, seinen Satz in ihrem Beisein zu vollenden, denn die Prinzessin hatte sich, nach einem kurzen Blicke auf ihn, rasch abgewandt und war durch die Tapetenthüre, durch die sie hereingetreten, verschwunden. — —

VII.

Es war Hoftafel im Terrassensaal.

Der Terrassensaal war der kleine Speisesaal des Schlosses, er lag im Parterrestock und hatte den Namen daher, weil seine drei Flügelthüren auf eine mächtige Terrasse nach der Flußseite zuführten, wo die große Orangerie aufgestellt war. Im Schatten derselben wurden vor

der Tafel die verſchiedenen Cercles gehalten, und nach der Tafel dienten die mächtigen Kübel mit ihren gewaltigen Stämmen dazu, eine kleine Schaar von Rauchern zu verbergen, die ſich beim Landaufenthalte des Hofes nach dem Beiſpiel des regierenden Herrn, nachdem die Damen ſich entfernt hatten, dieſes Verbrechen, aber immer noch halb verſteckt vor der Oberſthofmeiſterin, Gräfin von Sporbach, zu Schulden kommen ließen.

Da die fürſtliche Familie nicht allein ſpeiste, ſondern das Gefolge mit den höchſten Herrſchaften, ſo war keine Marſchallstafel und im Terraſſenſaal vielleicht dreißig Couverts aufgelegt.

Für diejenigen unſerer geneigten Leſer, welche dieß nicht wiſſen ſollten, erlauben wir uns zu bemerken, daß die Marſchallstafel bei Hofe jene Tafel iſt, wo das Gefolge der hohen und höchſten Herrſchaften zu ſpeiſen pflegt, wenn die fürſtliche Familie es vorzieht, in traulichem Kreiſe hie und da einmal allein zu ſpeiſen, um ſich, ungehört von fremden Perſonen, ihren verwandtſchaftlichen Gefühlen auf die herzlichſte Art hinzugeben. Die Marſchallstafel hat ihren Namen daher, daß dort der Hofmarſchall, Oberhofmarſchall oder Oberſthofmeiſter den Vorſitz führt. Dieſer hohe Beamte läßt ſich auf ſeinem Ehrenplatze meiſtens mit ſehr wohlwollender Miene nieder, grüßt verbindlich nach allen Seiten, ſich freuend, heitere Mienen zu ſehen, welche an der Marſchallstafel eben ſo häufig zu erſcheinen pflegen als an der Hoftafel, denn wenn auch dieſe in ihrer größeren Vornehmheit ein erhebenderes Gefühl in den Buſen der Betreffenden hervorbringt, ſo iſt jene dort in ihrer ſtillen Einfachheit gemüthlicher und wird mehr mit dem Gefühl einer munteren Kinderſchaar abgehalten, die dem Auge des liebenden Vaters entrückt iſt.

Es iſt alſo Hoftafel. — Da Alles im Schloſſe wohnt, findet natürlich keine Auffahrt ſtatt; das Gefolge erſcheint nach und nach, eine Viertelſtunde vor Anfang des Diners und in der Art, daß die weniger Vornehmen zuerſt kommen, ſich beſcheiden an irgend einer Wand aufſtellen, um dort zum Gegenſtand des vorläufigen Cercles einer höheren Rangklaſſe zu dienen, die dann ebenfalls wieder becercelt wird, bis nach dem Erſcheinen der Frau Herzogin oder der Prinzeſſin Helene mit ihren Damen du jour nach einer tiefen Verbeugung ziemlich allgemeine, erwartungsvolle Stille eintritt, auf den Moment hinleitend, wo die

Flügelthüren geöffnet werden, wo Seine Hoheit selbst erscheint und einen allgemeinen Cercle hält.

Wir finden mehrere Bekannte der Kegelpartie, aber dieselben sind hier ernster, gemessener und in jeder Beziehung zugeknöpfter als dort; doch sieht man während des fürstlichen Landaufenthaltes keine Uniform, Alles ist in Civil, sogar mit schwarzen Halsbinden ohne Orden, da der Fürst diese beiden Zuthaten zur großen Toilette nicht besonders liebt.

Es muß heute übrigens etwas in der Hofluft liegen, was die Gemüther erregt und bewegt, denn wie sich vor einem Gewitter die muntere Vögelschaar auffallend schüchtern, ja fast ängstlich benimmt, wie die Bäume vor dem herannahenden Sturmwinde tiefe, langanhaltende Verbeugungen machen, wie ein gewisser feierlicher Ernst in solchen Momenten über Wald und Flur liegt, so ist es, wie schon bemerkt, heute hier der Fall, ohne daß sich im Speziellen irgend eine besondere Aenderung in dem ganzen Wesen und Treiben des Hofstaates bemerklich macht: die Lakaien stehen bolzgerade an den Thüren, der Tafeldecker und der Kammerdiener vom Dienste lassen noch einen raschen Blick über die Tafel laufen, einige der letzteren treten noch einmal zusammen, zupfen leicht an ihrer weißen Halsbinde und flüstern sich irgend eine Bemerkung zu, die wahrscheinlich Bezug auf unsere eben erwähnten Erscheinungen am Himmel des Hofes hat. Es sind dieß ganz bevorzugte Leute, diese Kammerdiener, und wer von ihnen sein Amt mit Vorsicht, Umsicht, Nachsicht und vor allen Dingen mit Verstand betreibt, hatte schon lange wetterleuchten gesehen, während wir das Gewitter erst empfinden, nachdem es dicht vor uns eingeschlagen. Die jüngsten Adjutanten und Kammerherren behandeln heute ihre Lieblingsthemas nicht mit derselben Sorglosigkeit wie sonst wohl, und die unbefangensten Damen, oder die, welche am unbefangensten zu erscheinen lieben, blicken doch häufig nach der Thüre und husten leicht hinter ihrem vorgehaltenen Taschentuch, wenn eine der fürstlichen Personen erscheint.

Jetzt kommt die Frau Herzogin, eine stattliche Frau in den Fünfzigern, welche mit einem wohlwollenden Lächeln und einem eleganten Rundkomplimente den Hof begrüßt, der sich tief verneigt und so anmuthige Mienen annimmt, als es ihm möglich ist. Der Herr Herzog

geht neben ſeiner Mutter, und das helle Tageslicht, in dem wir ihn heute ſehen, verſchönert durchaus nicht ſeine äußere Erſcheinung: er iſt klein, ſchwächlich gebaut und hat eine ſo hohe rechte Schulter, daß man ihn in anderen Kreiſen verwachſen nennen würde, hier aber nur von einem etwas mangelhaften Wuchſe ſpricht; im Gehen ſchleppt er den rechten Fuß etwas nach, und ſein Hals iſt ſo dünn, daß man auf die Vermuthung kommt, derſelbe könne den etwas ſtarken Kopf nicht aufrecht tragen, weßhalb er ihn gegen die hohe Schulter neige, um ihn dort gelegentlich anzulehnen. Dieſer Kopf aber wäre es ſchon werth, auf einem wohlgewachſenen Körper zu ſtehen; er iſt wohlgeformt, die Züge deſſelben, namentlich aber die Augen, haben einen geiſtreichen Ausdruck, und der feine Mund könnte ſchön genannt werden, wenn um denſelben nicht beſtändig ein ſarkaſtiſcher, ja zuweilen boshafter Zug ſpielte. So mangelhaft demnach die ganze Erſcheinung des Herzogs iſt, ſo iſt er in ſeinen Bewegungen doch nicht ohne Leichtigkeit und Grazie, und man kann deßhalb nicht ſagen, daß ſein Anblick einen unangenehmen Eindruck machte. Kaum auf der Terraſſe erſchienen, verließ er ſeine Mutter mit einer leichten Neigung des Kopfes und eilte den Grafen Helder aufzuſuchen, der dicht neben einem der großen Orangekübel ſtand und dieſe Annäherung erwartet zu haben ſchien.

„Nun, mein lieber Helder," ſagte der Herzog, „was machen unſere gemeinſchaftlichen Geſchäfte? Haben Sie Neues erfahren? — Bei dem Eifer, mit dem Sie ſchon in Ihrem eigenen Intereſſe ſich dieſer Sache jedenfalls angenommen haben, hoffe ich, daß Sie mir zweifelsohne Intereſſantes zu berichten haben."

„Leider nein," gab der Gefragte achſelzuckend zur Antwort; „Mühe gab ich mir allerdings, um Ihren Wunſch zu erfüllen, gnädiger Herr," ſetzte er mit beſonderer Betonung hinzu.

„Aber der Betreffende iſt immer noch vorhanden?" ſagte der Herzog faſt ungeduldig, — „er kann nicht verſchwunden ſein wie ein körperloſes Weſen."

„Verſchwunden nicht, aber ſcheint ſich verwandelt zu haben, wie ich Sie ſchon geſtern zu verſichern die Ehre hatte. Der Fremde, den wir im Parke trafen, nannte ſich dort Felſing, — nun gut, dieſe Perſon iſt allerdings noch vorhanden, aber heißt jetzt Baron Hauke, iſt als

ſolcher im Gaſthof bekannt und ſcheint, obgleich er beſcheiden mit dem Eilwagen ankam, jetzt einen ziemlich großen Train zu führen'—"

„Ich weiß, ich weiß."

„Damit iſt meine Wiſſenſchaft zu Ende."

„Und was werden Sie ſagen, lieber Helder," fuhr der Herzog nach einer kleinen Pauſe mit aufleuchtendem Blicke fort, wenn ich Ihnen ganz Merkwürdiges, ja Unerhörtes zu ſagen habe, hier, wo Ihre Wiſſenſchaft aufhört, — ja ganz Abnormes, noch nie Dageweſenes?"

„Ich bin ganz erſtaunt, gnädiger Herr."

„Und fürchte, lieber Graf, daß ſich Ihr Erſtaunen in Schmerz verwandeln wird, denn ich habe Ihnen Dinge mitzutheilen, die Ihr Herz, und das auf eine ſehr unangenehme Weiſe berühren werden, — dieſer Felſing, mag er nun ſo heißen oder Baron Hauke, oder wie er will, war allerdings nur ein ganz harmloſer Spaziergänger, wir haben dem Manne Unrecht gethan, er befand ſich wirklich ohne alle Urſache vor dem Pavillon —"

„A—a—a—ah," machte der Adjutant, nachdem er einen erleichternden Athemzug gethan, welcher, ſo unmerklich dieß auch geſchah, dem ſcharfen Auge und Ohre des Herzogs nicht entging, der boshaft lächelnd fortfuhr: „Dieſes Ah der Befriedigung wird ſich in ein Oh ſehr getäuſchter Erwartung verwandeln, wenn ich Ihnen ſage, daß vor dieſem Felſing ein anderer Mann, ein junger Mann, lieber Graf, nicht nur unter demſelben Pavillon ſich befand, dort eine Zeitlang wartete und das gewiſſe Etwas vom Boden aufhob, welches wir mit unſeren beiden Augen aus dem Fenſter einer gewiſſen Dame herausfliegen ſahen."

Nach dieſer Mittheilung, die der Herzog dem Adjutanten ſo langſam und deutlich, als es ihm nur möglich war, machte, konnte jener allerdings mit dem Ausdruck zufrieden ſein, der ſich auf dem Geſichte des Grafen zeigte: ſeine Züge überflog eine flüchtige Röthe, er preßte die Lippen zuſammen und ſtieß mühſam hervor: „Woher aber, gnädiger Herr —?"

„Ich das weiß? — Ja ſehen Sie, lieber Graf, dieß iſt mein Geheimniß; glauben Sie mir, ich bin ein zu geſchickter Vogelſteller, als daß ich mich mit einem Netze begnüge."

„Ohne übrigens immer etwas zu fangen," konnte ſich der Adjutant

nicht enthalten, dem Andern, der ihn ſo triumphirend lächelnd anſchaute, zu erwiedern, „oder,“ ſetzte er, ſich mühſam zurückhaltend, hinzu, „Eure Hoheit müßte jenen jungen Mann ſelbſt beauftragt haben.“

„Pah, — Unſinn, ich beſorge dergleichen Geſchäfte ſelbſt, — aber geben Sie Achtung, Helder,“ ſetzte er mit zornig auflodernden Blicken hinzu, nachdem er dieſe gegen den Eingang der Terraſſe gewandt, — „man kommt:

Schön wie der Mond, der einſam wallt,
So ſchön biſt Du, doch auch ſo kalt!

wie der Dichter ſingt, was aber durchaus nicht auf unſere Diana paßt. — Da iſt ſie, dieſe ſtolze und kalte Viktorine, — ſehen Sie dieſes ſchöne und anſcheinend ſo theilnahmloſe Auge, ſelbſt ihren ſchwellenden, Glut verrathenden Lippen weiß ſie den Ausdruck der Kälte und Geringſchätzung zu geben, — Geringſchätzung gegen Alles, was Mann heißt, — a—a—a—ah, wie ſchön ſie iſt!“ Er ballte die Finger ſeiner rechten Hand krampfhaft zuſammen und ſtemmte ſie auf ſeine hohe Hüfte, wobei ſeine Augen einen heißen, wilden Strahl ſehen ließen. „Sollte man glauben, daß dieſes Marmorbild Zeichen wechſelt, bei dunkler Nacht, — ja, daß ſie —“ er ſchwieg plötzlich und wandte ſein Auge auf den Grafen mit beſorgtem Ausdrucke, als hätte er ſchon zu viel geſagt. Doch hatte dieſer das letzte Wort des Herzogs nicht gehört, ſeine Augen hingen ebenfalls, wenn auch nicht mit gehäſſigem Ausdrucke, wie die des Andern, an dem ſchönen Mädchen, die, obgleich der Fürſtin nachgehend, ſelbſt wie eine Königin erſchien.

„Wie ſie bleich ausſieht,“ dachte der Adjutant tief bewegt, „ſollte es wahr ſein, was der Herzog geſagt? Sollte ſie ſich durch irgend eine Leidenſchaft haben hinreißen laſſen? — Traurig für ſie, wenn es dem Herzog wirklich gelungen wäre, ihre Geheimniſſe zu erlauſchen, denn ich fürchte faſt, es iſt ſo, und er hat ſchon Zeit gehabt, ſein Gift gegen ſie zu ſchleudern: die Prinzeſſin ſieht ſo triumphirend aus, — und wie ſie der Eller ſo überaus freundlich ihre Hand reicht, wie ſie ihr über die Stirne ſtreicht, — ja, ſie weiß etwas, — welche liebenswürdige Miene ſie für alle Welt hat gegenüber dieſem drohenden, kalten Blicke, den ſie jetzt auf die arme Viktorine wirft, — — wenn ſie wirklich

gefehlt hat, wenn ſie auch dadurch mein Herz tief verwundet, ſo bedaure ich ſie doch auf's Innigſte."

Der Herzog hatte ſich nach den letzten Worten, die er mit ihm geſprochen, raſch entfernt und machte ſeinen kleinen Cercle mit außergewöhnlicher Lebhaftigkeit und ſichtlichem Wohlbehagen. Jetzt ſtand er vor dem Fräulein von Saint-Aubin, die er durch ein animirtes Geſpräch zu feſſeln ſchien, zu feſſeln im wahren Sinne des Wortes, denn wenn das junge Mädchen mit einem Blick auf die Prinzeſſin mit einer leichten Verbeugung zurücktreten wollte, ſo folgte er ihr mit einer neuen Bemerkung, die er ziemlich augenſcheinlich lachend von ſich gab. Daß er dabei ſehr gleichgültige Dinge ſprach, ſah man an den unveränderten Geſichtszügen des Fräuleins von Saint-Aubin. Eine allgemeine Bewegung, die jetzt unter den Herren und Damen entſtand, erlöste Viktorine endlich von dem Herzog.

„Der Fürſt."

Seine Hoheit betraten die Terraſſe und ſchienen ſehr guter Laune zu ſein, was nicht immer der Fall war, weßhalb denn auch die heutige frohe und heitere Miene des Herrn einen wahren Zauber von Liebenswürdigkeit auf den Geſichtern Derer hervorrief, die er anſprach, oder an denen er freundlich grüßend vorüberſchritt. Bei dem Oberſtſtallmeiſter blieb er ſtehen und ſagte: „Lieber Rodenberg, wenn die vier neuen Rappen, deren Sicherheit Sie mir nicht genug rühmen konnten, wirklich ſo vertraut ſind, ſo wollen wir nach dem Diner eine kleine Spazierfahrt machen, doch werden Sie ſo gut ſein, ſelbſt zu kutſchiren; vielleicht können wir auch unſern guten Baron Spiegel mitnehmen," wandte er ſich lächelnd an dieſen, „wenn er keine zu große Scheu vor jungen Pferden hat."

Der Angeredete verbeugte ſich tief und gab alsdann zur Antwort: „beſtens dankend für Euer Hoheit freundliche Einladung, die ich mir zur ganz beſondern Ehre anrechne, möchte ich mir in der That erlauben, Eure Hoheit darüber aufzuklären, daß es nicht Aengſtlichkeit von mir iſt, wenn ich jetzt ſo ſelten im Sattel oder ſelbſt kutſchirend geſehen werde. In meiner Stellung —"

„Ah, ich weiß — ich weiß, ein Oberſtkammerherr gehört zur Infanterie des Hofes, ich eigentlich auch, mein lieber Spiegel," ſetzte er

leicht ſeufzend hinzu, „die Tage des Sattels und der Zügel ſind für uns vorbei; — alſo gegen ſechs Uhr, lieber Rodenberg.“

Schon bei den letzten Worten, die er wie zerſtreut ſprach, hatte er ſich im Kreiſe des Hofes umgeſehen und ſchritt nun quer durch den Halbzirkel, den dieſer bildete, auf den Grafen Sporbach zu, den er vertraut unter dem Arme nahm und ein Paar Schritte ſeitwärts führte, dann ſtellte er ſich vor ihn hin, rieb ſich heiter lachend die Hände und ſagte: „dieſe Geſchichte iſt nicht mit Gold zu bezahlen; ich hoffe, daß mein Befehl ſtreng befolgt iſt, und daß man dieſen Miſſethäter von Saleck veranlaßt hat, Warneck augenblicklich zu verlaſſen? — er wird ſich trotzdem nicht zu weit entfernen,“ flüſterte er hinter der vorgehaltenen Hand, ſichtbar in der heiterſten Laune von der Welt, dem Oberſthofmeiſter zu, der ſich durch dieſe eigenthümlichen Aeußerungen veranlaßt ſah, zu fragen: „ſo wiſſen Euer Hoheit etwas Näheres von dieſem Saleck?“

„Ich?“ frug dieſer lachend, — „Gott ſoll mich bewahren, daß ich mich um Leute bekümmere, die von meiner löblichen Polizei ausgewieſen werden, — nein, nein, mit der habe ich ſelbſt nicht gerne zu thun.“

Einer der dienſtthuenden Kammerdiener flüſterte dem Hofmarſchall zu, daß ſervirt ſei, worauf dieſer, einige Schritte gegen den Fürſten machend, dieſes Zauberwort wiederholte.

„Gut, ſo gehen wir,“ ſagten Seine Hoheit und traten an der Seite des Grafen Sporbach, mit dem er fortwährend plauderte, von der Terraſſe in den Speiſeſaal.

Der Hof wäre augenblicklich dem Fürſten und der Frau Herzogin gefolgt, wenn man nicht noch auf die Prinzeſſin gewartet hätte, welche in der entfernteſten Ecke der Terraſſe mit dem Herzog in lebhaftem Geſpräche ſtand.

„Was Sie mir da ſagen,“ ſprach ſie in erregtem Tone, „kann ich unmöglich glauben; — Etwas das aus dem Fenſter geworfen wird, beweiſt im Grunde noch Nichts, oder erkannten Sie die Saint-Aubin mit eigenen Augen?“

„Ich? — wie ſollte ich dazu kommen?“ gab der Herzog in einem anſcheinend verwunderten Tone zur Antwort, „wie ich Ihnen ſchon ſagte, kam ich ganz zufällig dazu, angelockt durch ein Paar laute Worte, die

Graf Helder mit dem Unbekannten ſprach, und Helder verſicherte mich auch, es ſei etwas aus dem Fenſter geworfen worden."

„Nun gut, das glaube ich ja," erwiederte die Prinzeſſin ungeduldig," aber Sie wollten mir Anderes mittheilen, Wichtigeres, Schlimmeres — was weiß ich — ſo reden Sie denn."

„Dazu iſt es jetzt zu ſpät," ſagte der Herzog nach einem Blick auf den wartenden Hof, „der Fürſt hat ſchon die Terraſſe verlaſſen; — wollen Sie meinen Arm nehmen?"

Die Prinzeſſin legte leicht ihre Hand in den Arm des Herzogs, und während ſie in den Speiſeſaal gingen, ſagte ſie: „Die Sache intereſſirt mich; ich werde nach dem Diner hier zurückbleiben und wünſche alsdann zu erfahren, was Sie mir zu ſagen haben."

Das Diner ging unter ſo harmloſem Geplauder über kleine Tagesbegebenheiten, über an ſich unbedeutende Vorfälle, über Briefe aus der Reſidenz, die Dieſer oder Jener empfangen, über Wetterbeobachtungen und dergleichen und mit ſo freundlichen Mienen vor ſich, daß man hätte glauben ſollen, von allen Denen, die hier um die Tafel vereinigt waren, fühle ſich Keiner tiefer bewegt, als jene leichtſpielende Unterhaltung andeutete. Freilich flog ein Paar Mal, von Niemanden bemerkt, ein düſterer Blick des Herzogs über die Tafel hinüber, und ein aufmerkſamer Beobachter hätte vielleicht auch entdecken können, daß die Luſtigkeit des Grafen Helder etwas Erkünſteltes hatte. Am unbefangenſten in ſeiner Heiterkeit war übrigens der Fürſt, der eine Menge guter Einfälle zum Beſten gab, ein Paar Mal über Warnecks herrliche Tage ſprach, ſich dabei freuend, daß es von Fremden mit Vorliebe zu mehrtägigem Aufenthalte gewählt werde. Man ſah indeſſen, daß er etwas Angenehmes auf dem Herzen hatte, worüber er gerne geſprochen; er nickte ſeiner Tochter häufig und ohne beſondere Veranlaſſung freundlich zu, frug den Herzog nach ſeinen Pferden und Hunden, was ſonſt höchſt ſelten geſchah, und als er ſich endlich von der Tafel erhob, trat er an die Thüre der Terraſſe, blickte heiteren Auges in die lachende Gegend hinaus, und der Oberſtkammerherr, Baron von Spiegel, der ihm am nächſten ſtand, behauptete ſpäter, deutlich gehört zu haben, Seine Hoheit hätten die Melodie des Jungfernkranzes unverkennbar und ſogar ausdrucksvoll vor ſich hingepfiffen, — ein nicht unwichtiges

Ereigniß bei Hofe, das zu verschiedenartigen tiefen Kombinationen Veranlassung gab.

Nachdem sich Seine Hoheit nach einem abermaligen und heute ziemlich langen und animirten Cercle entfernt, sich auch die Frau Herzogin zurückgezogen, stob der Hof nach allen Richtungen eilfertig auseinander, Jeder und Jede mit kleinen Privatinteressen beschäftigt, denen man jetzt eben wieder eine nicht gerade zu amüsante Stunde geraubt. Die Prinzessin Helene hatte ihre beiden Damen beurlaubt und war bei diesem Abschiede sehr ungleich verfahren: während sie der Gräfin Eller freundlich die Hand reichte und mein liebes Kind zu ihr sagte, hatte sie für Fräulein von Saint-Aubin nur ein kaltes Kopfnicken und ein sehr frostiges Adieu. Auch murmelte sie zwischen den zusammengepreßten Lippen, als sich die Hofdame trotz dieser augenscheinlichen Beweise von Ungnade mit sehr aufrecht getragenem Haupte entfernte: „Geduld, meine Liebe, man kann seinen Dienst vortrefflich versehen und doch unleidlich sein, — schade drum; dieses Mädchen hätte mir eine Freundin sein können, wenn sie weicher und nachgiebiger wäre, — weicher und nachgiebiger," wiederholte sie mit einem aufblitzenden Lächeln, — ah, sie soll es ja sein trotz ihrer kalten Außenseite; — hören wir den Herzog.

Dieser hatte sich an der Thüre der Terrasse mit Helder unterhalten und entließ diesen nun, um sich auf seine eigenthümliche Art zu gehen, schleichend und in Schlangenlinien der Prinzessin zu nähern, welche an die Balustrade getreten war und ihn erwartete.

„Wäre es Ihnen nicht lieber," sagte diese nach einer Pause, „mich in mein Zimmer hinauf zu begleiten? Auf meiner Terrasse sollen Sie einen bequemen Fauteuil haben und dürfen sogar eine Cigarre rauchen."

„Allerdings eine köstliche Aussicht," versetzte der Herzog mit einem Lächeln, in dem irgend ein Rückhalt verborgen war, „aber wenn es Ihnen gleich ist, theuerste Cousine, so schenken Sie mir hier einen Augenblick Gehör, man ist hier ungestörter."

„Wie so; — wer wird uns droben stören?"

„Niemand Sichtbares, aber die Wände im Schlosse haben Ohren, was Ihnen," sagte er mit einer eleganten Verbeugung, „bei Ihrem offenen, rückhaltslosen Wesen gleichgültig ist, mir aber nicht ganz, denn

„Na, ob —?“ ſagte erſtaunt der Kammerdiener. „Den ſie in Deutſchland mehrmal einfiengen und der immer wieder ausbrach.“

„Derſelbe. Doch gehen wir nach Hauſe, ich muß dem Baron mittheilen, was wir hier geſehen und erfahren, vielleicht, daß ſich etwas auffinden ließe.“

Sie giengen mit einander fort, die Strada Balbi hinab und bogen unten in die ſchmalen Gaſſen ein, die nach dem Hafen führten, wo ihr Hotel, Croce di Malta, lag. Unterwegs kamen ſie an einem Trödlerladen vorbei, vor welchem der Jäger einen Augenblick ſtehen blieb, durch die Fenſterſcheiben etwas genau anſah und dann ſchnell hinein eilte. Der Kammerdiener folgte ihm.

Da ſtand altes Möbelwerk, Krüge, Gläſer, Hellebarden, roſtige Schwerter, und auf einem ſchwarzen Schrank zwiſchen den ſchlechten Copien eines alten Genueſer Nobili und eines graubärtigen Heiligen ein kleines Bild, einen Mann in ſchwarzem Frack vorſtellend.

Der Jäger nahm das Bild haſtig herunter und betrachtete es lange. Der Kammerdiener ſah es ebenfalls erſtaunt an. „Iſt das nicht Dubelli, der Tänzer?“ rief er aus, „den wir in Paris geſehen.“

Der Jäger nickte mit dem Kopfe.

„Wie mag das hieher kommen? Fragt doch den alten Kerl da. He! bonus amica!“

„Laßt's gut ſein!“ ſagte der Jäger, „ich will verſuchen, mich ihm verſtändlich zu machen. „Woher iſt dieſes Bild?“ fragte er den Händler, ebenfalls in ſchlechtem Italieniſch. Doch verſtand ihn der pfiffige Genueſer vollkommen.

„Dieſes Bild?“ entgegnete er, „von einem außerordentlich guten deutſchen Maler, ein vorzügliches Stück — es ſtellt, wie ich glaube, einen deutſchen Prinzen vor —“

man kann im vertraulichen Geſpräche Manches ſagen, was man doch nicht wünſcht, daß es die ganze Welt höre."

„Gewiß, aber man darf auch im vertraulichen Geſpräche nie von der Wahrheit abweichen."

„Nehmen Sie mein Ehrenwort, daß ich mir in dem, was ich Ihnen jetzt zu ſagen habe, auch nicht den kleinſten derartigen Seitenſprung erlauben werde."

„So laſſen Sie hören." Die Prinzeſſin lehnte ſich auf die Baluſtrade und ſah ſcheinbar gleichgültig auf den Fluß hinaus.

„Sie wiſſen," ſprach der Herzog mit großer Ruhe, „daß vor einigen Abenden der Theil des Parkes vor dem Pavillon, in welchem Ihre Hofdamen wohnen, auf eine eigenthümliche Weiſe belebt war."

„Sie ſagten mir das, und ich hätte ſchon mit der Gräfin Eller darüber geredet, wenn Sie mir nicht nähere Mittheilungen verſprochen."

„Mit der Gräfin Eller!" meinte der Herzog achſelzuckend und mit einer ſehr bezeichnenden Geberde — „doch gehen wir weiter: Helder und ich befanden uns zufällig auch in jener Gegend des Parkes."

„Zufällig?"

„Ganz zufällig; — es war eine deliciöſe Nacht, wir rauchten unſere Cigarren und wurden aufmerkſam, als wir einen Mann regungslos, wie eine Bildſäule, längere Zeit vor dem Pavillon ſtehen ſahen, — ja vor einem Fenſter dieſes Pavillons, aus welchem kurze Zeit vorher irgend Etwas hinausgeworfen worden war."

„Um welche Zeit konnte das geweſen ſein?"

„Nach halb neun Uhr, denke ich."

Die Prinzeſſin nickte mit dem Kopfe, wobei ſie zu ſich ſelber ſprach: „um dieſe Zeit waren beide Damen bei mir, doch kann man ein derartiges Zeichen auch durch eine Kammerfrau beſorgen laſſen."

Es war gerade, als hätte der Herzog ihren Ideengang geahnt, denn er fuhr fort, „unmöglich wäre es mir, zu ſagen, wer dieſes Etwas aus dem Fenſter geworfen, und fern ſei es von mir, eine Ihrer Damen zu beſchuldigen, die ja Beide, wenn ich nicht irre," ſetzte er mit einem lauernden Blicke hinzu, „um dieſe Zeit bei Ihnen waren."

„Ja, ja."

„Und um welche Zeit," frug der Herzog raſch, „entließen Sie dieſelben an jenem Abend?"

„Es mochte vielleicht neun Uhr ſein."

„Ah," machte der Herzog mit einem triumphirenden Lächeln, „alſo hören Sie weiter: Helder redete mit jenem Unbekannten unter dem Pavillon, der ſich für einen Fremden ausgab, welcher am gleichen Tage angekommen, auch irgend einen Namen angab und dann nach Warneck zurückging, wo er in der Roſe und Anker wohnt, — ſo viel erfuhr ich am gleichen Abend. — Jetzt aber," fuhr der Herzog nach einer längeren Pauſe fort, „weiß ich, daß ſich jener Fremde nicht ſo ganz harmlos dort befand, wie er uns glauben machen wollte, — daß auch jenes aus dem Fenſter geworfene Etwas in der That ein Zeichen war, daß dieſes Zeichen demſelben Manne ungefähr ſagte," fügte der Sprecher in geſteigertem Tone bei, „ich bin zur beſtimmten Zeit zu Hauſe, ich erwarte Deinen Beſuch."

„Unmöglich; — ſie könnte ſich einer ſolchen Zeichenſprache bedienen? — ſie könnte Beſuche annehmen, die ſich vor den Augen der Welt verbergen müſſen?"

„Ah, ich ſehe," rief der Herzog mit zuſammengebiſſenen Zähnen aus, „daß Sie denſelben Gedanken haben, den auch ich im erſten Augenblicke hatte, — den richtigen Gedanken! — Ja, ſie wagte es, dieſes Zeichen zu geben oder geben zu laſſen, und ſie wagte es, Beſuche zu empfangen, die von Niemand geſehen werden ſollten."

„Ich nannte keinen Namen," ſagte die Prinzeſſin.

„Aber ich mache mir Nichts daraus, ihn zu nennen," rief der Herzog mit ausbrechender Heftigkeit, „es iſt eine ſtolze und kalte Schönheit, welche ſich in der Dämmerung dergleichen kleine Privatvergnügen erlaubt, — eine unnahbare Dame mit kaltem Blicke für Alle, ein Weſen ſcheinbar ohne Gefühl und Herz, — — Fräulein von Saint-Aubin." Er ſtieß dieſen Namen leiſe und doch mit einer Gewalt hervor, ſo daß die Prinzeſſin faſt zurückfuhr vor dem Ausdrucke des Haſſes, der wie ein Blitz aus den Augen des Herzogs leuchtete.

— — Doch ſchüttelte ſie leicht ihr Haupt und ſagte dann nach einer Pauſe nicht ohne einen Anflug von Ungläubigkeit und Bosheit: „allen Reſpekt vor Ihrem Nachforſchungstalent, welches außerordentlich

groß iſt, wie ich ſelbſt ſchon Gelegenheit zu erfahren hatte, doch möchte ich ihr keine ſolche Unklugheit zutrauen."

„Der Leidenſchaft iſt Alles möglich, — und was meine ſo genauen Nachforſchungen anbelangt, ſo muß ich allerdings geſtehen, daß ich Etwas zu meiner Verfügung habe, welches man geheime Polizei nennen könnte, und daß ich vortrefflich bedient bin."

„Sie ſind ein gefährlicher Menſch, und was hat man Ihnen weiter berichtet?"

„Man hat mir weiter berichtet, daß an demſelben Abend nach neun Uhr, alſo zu der Zeit, wo Sie Ihre Damen entlaſſen hatten, jener fremde Mann in den Pavillon gekommen iſt, daß er ſich im Zimmer des Fräuleins von Saint-Aubin ſehr lange Zeit aufhielt, und daß er dieſes Zimmer oder vielmehr den Korridor vor demſelben nicht auf dem gewöhnlichen Wege verließ, ſondern durch das Vorzimmer Seiner Hoheit, was ein Beweis iſt, daß er dieſen ungewöhnlichen Weg, den er ſo ſicher fand, nicht zum erſten Male gemacht hat; — ferner hat dieſer Mann das Schloß erſt um elf Uhr verlaſſen, und ich weiß ſeinen Namen."

„Wohl höchſt gleichgültig für uns; — die Thatſache allein iſt wichtig."

„Es war mir von hohem Intereſſe ihn kennen zu lernen," ſagte der Herzog mit mühſam verhaltenem Grimme, „obgleich auch mir die Thatſache genügt."

„Und dieſer Name?"

„Ich nehme keinen Anſtand, ihn zu nennen; — doch muß ich Sie bitten, ihn im gegenwärtigen Augenblicke vor Niemand zu wiederholen; — die Perſon, durch welche ich ihn erfuhr, bedingte ausdrücklich, daß er Geheimniß bleiben müſſe."

„Nun?"

Der Herzog biß ein Paar Sekunden lang die Lippen aufeinander, dann ſagte er in dumpfem, drohendem Tone: „der Geliebte des Fräuleins von Saint-Aubin heißt Saleck."

Wäre ein Blitzſtrahl von dem heiteren blauen Himmel, der über der lachenden, von der Abendſonne beglänzten Landſchaft ausgeſpannt ruhte, zu den Füßen der Prinzeſſin niedergeſchlagen, es hätte ihr kaum eine gränzenloſere und ſchmerzlichere Ueberraſchung bereiten können, als

die Nennung gerade dieſes Namens im Zuſammenhange mit der eben erwähnten Begebenheit, beſonders aber ausgeſprochen von dem Manne, der mit einem eigenthümlichen, ſonderbaren Geſichtsausdrucke faſt hohnlächelnd vor ihr ſtand und dieſes Erſchrecken ſah, denn trotz ihrer Gewalt über ſich ſelbſt, war ſie doch nicht im Stande es zu verbergen, — vor dem Manne, der namentlich im gegenwärtigen Augenblicke nicht diskret und zartfühlend genug war, ſich mit der verurſachten Ueberraſchung zu begnügen, dem es im Gegentheile Freude machte, durch weitere bezügliche Fragen die Prinzeſſin, welche, wir müſſen es geſtehen, ſchon oft in ähnlicher Weiſe mit ihm verfahren, nun ſeinerſeits zu quälen.

„Ah, theure Couſine," ſagte er mit ſtechendem Blick, „es iſt dieß alſo doch derſelbe Saleck, den Sie, wie mir Mama häufig erzählt, in Rom geſehen, und der in Ihrem ſtrengen Herzen ein Intereſſe erweckte, das auch jetzt noch durchaus nicht erloſchen ſcheint. Es iſt in der That ein eigenthümliches Zuſammentreffen," ſetzte er mit überlegter Bosheit hinzu, „daß Herrin und Dame zu gleicher Zeit —"

Die Prinzeſſin ließ ihn nicht ausreden, ihr Auge flammte, ihr Mund zog ſich zornig zuſammen, und als kluge Fechterin im Wortſpiel traf ſie den Herzog feſt und ſicher in der Blöße, die er ſich durch ſein allerdings indiskretes Wort gegeben; „Herzog," ſagte ſie in einem Tone der Verachtung, welcher ihr außerordentlich gelang, „Sie ſind ebenſo verläumderiſch als taktlos, ich weiß, was ich von Ihrer Geſchichte zu halten habe, da ich Ihre Motive genau kenne, — o, laſſen Sie mich ausreden, — Jedem ſein Recht: ich weiß, Sie haſſen die Saint-Aubin, und der Grund, weßhalb Sie ſie haſſen, kann ſie mir nur lieb und werth machen. Auch habe ich nie vergeſſen, in welch' allerliebſten Bonmots Sie ſich ſeit meiner Rückkehr von Rom über jenen unbedeutenden Menſchen, den ich allerdings in Rom einige Male ſah, luſtig machten; nehme ich dazu Ihre bekannte Sucht und Ihr großes Talent, alle Welt an einander zu hetzen, ſo weiß ich die Wahrheit Ihrer Erzählung zu würdigen."

Der Herzog hatte dieſen mit Leidenſchaft hervorgeſtoßenen Worten kalt zugehört und nur ſeine Schultern langſam in die Höhe gezogen mit einer Miene, als fühle er inniges Bedauern, dann erwiederte er langſam

und jedes Wort betonend, „denken Sie über meine Gefühle und meine Bonmots wie Sie wollen, nehmen Sie aber meine Versicherung, daß sich die Sache so verhält, wie ich Ihnen gesagt: jener Maler, Herr von Saleck, befand sich an dem bezeichneten Abend bei Ihrer Hofdame, dem Fräulein von Saint-Aubin, und blieb dort bis nach elf Uhr Nachts, allerdings eine passende Stunde für eine junge Dame, um einen jungen Mann zu empfangen, — oder wäre vielleicht jener junge Mann von Ihrer Hofdame auf Ihren Befehl empfangen worden?"

Die Prinzessin hatte gute Lust, ihm auf diese brutale Frage ein trotziges Ja entgegenzuschleudern, doch besann sie sich eines Andern, vielleicht eines Bessern, indem sie sich gewaltsam zwang, ihre tiefe Aufregung niederzukämpfen, und ihm fast lächelnd zu sagen: „man muß Ihrer Leidenschaft in der That viel zu gut halten, Vetter, und das thue ich auch, ja ich fühle inniges Bedauern mit Ihnen; — es ist allerdings hart, einen so unermüdlichen Aufpasser zu machen, um zu so unangenehmen Entdeckungen zu gelangen. Doch trösten Sie sich; ich hätte Ihnen Alles das voraussagen können; — Fräulein von Saint-Aubin hat nun einmal keine Sympathieen für Sie, und dafür —"

„Lieben Sie sie ganz besonders," unterbrach sie der Herzog rasch, „o, ich kenne Ihre liebenswürdige Gesinnung für mich." Er nahm bei diesen Worten eine heitere Miene an und ging so in das Spiel der Prinzessin ein, — „aber Sie thun Unrecht, theure Cousine, wir sollten fest zusammenhalten, gegen einander aufrichtig und ehrlich sein, — doch wie Sie wollen; ich bereue das, was ich Ihnen gesagt habe, nicht, ja ich werde noch mehr thun, ich werde meine Nachforschungen fortsetzen; ich hoffe noch allerliebste Details zu erfahren, die ich Ihnen," setzte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, „gewiß nicht vorenthalten werde, da ich mit Vergnügen gesehen, welchen angenehmen Eindruck meine kleine Geschichte auf Sie gemacht."

„Gewiß, lieber Vetter, und durch meine Dankbarkeit halte ich mich zu ähnlichen Gegendiensten verpflichtet."

Damit trennten sich die beiden Verwandten, und wenn auch der Herzog, leise vor sich hinpfeifend, die Terrasse in anscheinend vortrefflicher Laune verließ, so hatte er doch seine Hände, die er unter seinen Frackschößen verborgen hielt, krampfhaft zusammengeballt und begleitete

die heitere Melodie, welche er pfiff, in Gedanken mit ſehr wenig heiteren Verwünſchungen.

Auch die Prinzeſſin betrat ihre Gemächer anſcheinend in der beſten Laune von der Welt, ihr Auge leuchtete wie triumphirend, und wenn ſie auch etwas tiefer wie gewöhnlich athmete, ſo ſpielte doch um ihre feinen Lippen das angenehme Lächeln der Zufriedenheit.

VIII.

Der Maler Saleck hatte in dem Gaſthofe zur „Roſe und Anker" noch am Abende deſſelben Tages, an dem er im Schloſſe geweſen war, ſeine Rechnung bezahlt, da er am andern Morgen Exkurſionen in der Umgegend machen wollte. Von all' ſeinem Gepäcke nahm er nur eine kleine Reiſetaſche mit, die er um die Schulter hing, und in welcher ſich auch eine Zeichenmappe befand, und einen dicken Stock, der ihm zugleich als Zeichenſtuhl diente. So als Landſchaftsmaler ausgerüſtet, einen leichten, weichen Hut auf dem Kopfe, verließ er den Tag darauf am frühen Morgen Warneck und ſchlenderte die Berge hinauf, welche auf dem dieſſeitigen Ufer gegenüber dem Schloſſe und Parke ſanft anſtiegen. Beſondere Eile ſchien er nicht zu haben, oder war es die reizende Gegend, die ſich immer weiter um ihn ausbreitete, je höher er ſtieg, welche ihn veranlaßte, in den kürzeſten Zwiſchenräumen Halt zu machen, ſich jetzt an einen Baum zu lehnen oder auf ein Felsſtück niederzulaſſen, um mit unterſchlagenen Armen tief nachſinnend auf Schloß Warneck hinabzuſchauen. Dieſes lag jetzt, im Halbkreiſe von dem großen Park umgeben, wie auf einer Landkarte gezeichnet vor ihm und gewährte ihm einen deutlichen Blick auf die verſchiedenen Gebäude, ja auf die inneren Höfe, welche von dieſen gebildet wurden. Von dieſer ganzen weitläufigen Maſſe war es übrigens nur ein kleiner Punkt, auf den ſeine Augen geheftet blieben: die Terraſſe vor den Zimmern der Prinzeſſin mit dem gelb und weißen Sonnendach, welches wie ein glänzender Punkt zwiſchen dem Grau der Gebäude und dem Grün der Laubmaſſen hervorleuchtete,

welches, obgleich er höher hinaufſtieg, immer deutlich ſichtbar blieb und, ſeine Blicke gleichſam anziehend, zu ſagen ſchien: hier iſt doch für dich das Koſtbarſte verborgen, was dir der ganze, weite, ſchöne Umkreis dieſer maleriſch ſchönen Gegend zu bieten vermag; — was kümmert dich Fluß, Berg, Wald und Thal, ich, der kleine, leuchtende, gelbe Punkt bin doch der Magnet, der dir Herz und Sinne ſo gewaltſam anzieht, daß du dich kaum von mir loszureißen vermagſt.

Und ſo war es in der That. Jetzt hatte er die Höhe des Berges erreicht, auf dem die Ruinen des alten Schloſſes Warneck lagen, die er aber kaum betrachtete, da er, ſich an das alte Gemäuer lehnend, immer wieder in's Thal hinabſchaute, und als er ſich endlich ſeufzend umwandte, um die Ueberreſte des Schloſſes näher zu betrachten, ja ſogar einen ſtehen gebliebenen Wartthurm erkletterte, um von dort die weite Ausſicht zu genießen, reduzirte ſich doch Alles, was er hier ſah, wieder auf denſelben kleinen, leuchtenden, gelben Punkt. Er war faſt ärgerlich auf ſich ſelber, ſetzte ſich oben auf die von Epheu umrankten Mauerreſte hin und nahm ſeine Mappe hervor, um das neue Warneck zu zeichnen. Doch kam er nicht einmal zu den einleitenden Strichen: er ſaß, den Kopf auf die Hand geſtützt, nachdenkend da, und als er endlich aus ſeinen Träumereien auffuhr, beſtand Alles, was ſein Bleiſtift hervorgebracht hatte, in einem zierlichen H, das mit einem Kranze von Arabesken umgeben war.

Raſch aufſpringend riß er ſich nun von dem Zauber los, der ihn hier umfangen hielt, kletterte den Thurm wieder hinab und eilte in den rückwärts liegenden dunkeln Wald, nachdem er mit einem langen Blick von Schloß Warneck Abſchied genommen. In der würzigen Luft, welche der Waldboden und die Blättermaſſen aushauchten, folgte er, jetzt wieder raſcher und freier aufathmend, auf's Geradewohl einem Fußwege, der einem Bergkamme entlang lief, und ihn allmälig auf der andern Seite deſſelben abwärts führte. Wohin es ging, und ob er auf dem geraden Wege nach Edelsheim war, war ihm vorderhand gleichgültig. Daß die kleine Beſitzung der Prinzeſſin ungefähr dort hinaus lag, wußte er, und raſch hinzukommen drängte es ihn nicht beſonders. Was ſollte er ſich auch beeilen, dort einzutreffen, wo ſie ſicher nicht zu finden war, wo aber gewiß ſo viele Zeichen ihres Schaffens und Wirkens an die

Entfernte erinnern mußten; — es ſchien ihm genügend, dort mit der ſinkenden Sonne anzulangen.

Daneben that ihm dieſe gänzliche Ungebundenheit ſo wohl; der Gedanke, völlig frei zu ſein, nirgends erwartet zu werden, keinen kalten, förmlichen Empfang durchmachen zu müſſen, und wenn auch nur für kurze Zeit enthoben zu ſein jeder läſtigen Etikette, deren Feſſel er ſelbſt drunten in Warneck immer noch hatte leiſe klirren hören, wenn ſein alter treuer Diener ihn, wie das immer geſchah, mehrmals des Tages mit einem freilich halbverſchluckten verbotenen Titel anredete.

So ſchlenderte er dahin, dem Geſange der Vögel lauſchend, deren Ruf ihm heute merkwürdiger Weiſe eine oft nachſpottende Aehnlichkeit mit einem Namen hatte, den er gar nicht aus dem Gedächtniß bringen konnte, obgleich er ſich in der That häufig genug die ernſtlichſte und redlichſte Mühe gab, ihn zu vergeſſen.

Er war ſchon ein Paar Stunden fortgewandert, als der Wald, durch den er abwärts dahinſchritt, ſich zu lichten begann: die großen, mächtigen Bäume hatten ſchon lange jüngerem Nachwuchſe Platz gemacht, und dieſer verlor ſich allmälig in einzelnen ſchwachen Stämmen und neuen Kulturen, über welche hinweg er nun einen freien Blick in das vorliegende Thal hatte. Da ſah er endlich ein Ziel, nach welchem er raſch entſchloſſen ſeine Schritte lenkte: zwiſchen dem tiefen Einſchnitte eines Höhenzuges zur Rechten führte der Damm einer neuen Eiſenbahnlinie in einer leichten Schwingung dem Berggelände entlang, um gerade vor ihm in kühn geſchwungenen Brückenbogen das Thal zu überſetzen, aus dem hervor ein munteres Bächlein rieſelte. Zahlreiche Arbeiter waren dort unten mit der Emſigkeit eines Ameiſenhaufens beſchäftigt, Gerüſte zu entfernen und die eben gelegten Schienen zu verteilen. Andere richteten Stangen auf und verſahen die ſchon in die Luft emporragenden mit bunten Wimpeln. Offenbar wurden dort Vorbereitungen zu einem Feſte getroffen, um den vollendeten Brückenbau einzuweihen.

In einer kleinen halben Stunde war unſer Wanderer dieſem Punkte ſo nahe gekommen, daß er die Geſtalten der dort Beſchäftigten genau unterſcheiden konnte und auch ſofort den Oberingenieur Ramberg erkannte, der auf einem Gerüſtbalken ſtand und Befehle zu ertheilen ſchien.

Dieſer war des Herbeikommenden nicht ſo bald anſichtig geworden und hatte ihn einen Augenblick ſcharf betrachtet, als er von ſeinem hohen Standpunkte gewandt herabſprang und ihm ſchnell entgegeneilte, dabei auch ſchon in einiger Entfernung ſeinen Hut ehrfurchtsvoll abzog und erſt durch ein dringendes Zeichen des Andern veranlaßt wurde, ihn wieder aufzuſetzen.

„Ich freue mich ſehr," ſagte Saleck, „Sie durch einen glücklichen Zufall hier zu finden, und werde mir erlauben, Ihr ſchönes Werk zu betrachten. Ein Spaziergang führte mich über die Höhe droben hinweg, und als ich Sie hier in voller Thätigkeit ſah, konnte ich es nicht unterlaſſen, näher zu kommen."

„Ein Zufall, dem ich ſehr zu Dank verpflichtet bin," erwiederte der Oberingenieur, „und wenn Euer — —" Ein Wink des Andern ließ ihn die förmliche Anrede nicht vollenden, ſondern er ſagte, „und Sie kommen gerade zum Termin der Vollendung eines allerdings ſchwierigen Werkes, welches in den nächſten Tagen beim Tragen eines ſchweren Eiſenbahnzuges ſeine erſte Feuerprobe beſtehen ſoll."

„Vorausſichtlich mit gutem Erfolge, wenn man dieſe ſchweren Steinpfeiler und die mächtigen Eiſengitter betrachtet; — ah, ich beneide Sie um die Conception und Ausführung eines ſolchen Werkes; Ihr Künſtler ſeid ein glückliches Volk."

„Wir Künſtler, wollten Sie ſagen," gab der Oberingenieur lächelnd zur Antwort, „denn nebenbei, daß Sie ja auch ſpeziell einen Zweig der Kunſt betreiben, ſind Sie ein größerer Baumeiſter und Ingenieur als wir, denn wie viele Werke werden nicht noch beſtimmt ſein, unter Ihrer Hand hervorzugehen."

„Ja, aber in ganz anderer Weiſe, als in Ihrer lebendigen und anregenden. Ich kann auf dem Papier wohl einen Entwurf gutheißen, mich hie und da an dem Fortgang eines Baues erfreuen, ihn auch feſtlich geſchmückt, wie jenen da, übernehmen, wenn er vollendet iſt, aber die mühevolle und doch ſo ſüße Qual des Schaffens, die Hoffnung des Gelingens und endlich das hohe befriedigende Glück, — mein Werk daſtehen zu ſehen — das muß ich Ihnen überlaſſen, und das iſt auch der ſchönſte Lohn für alle Studien und alle Anſtrengungen."

Während dieſer Worte waren Beide der Brücke zugegangen und hatten das in der That ſchöne Werk in Augenſchein genommen, wobei ſich der Fürſt in ſeinen Fragen und gelegentlichen Bemerkungen als ein ſo einſichtiger, gediegener Beſchauer, ja als Kenner bewies, daß ein ſpäter unverholen ausgeſprochenes Lob dem Ingenieur zur höchſten Befriedigung gereichte.

„Und dieſe feſtlichen Anſtalten," ſagte der Fürſt im Verlaufe des Geſprächs, „ſind wohl beſtimmt bei einer feierlichen Einweihung zu dienen?"

„Allerdings," gab Ramberg zur Antwort, „und zu dieſer iſt von unſerer Seite der regierende Herr und der Hof in Warneck pflichtſchuldigſt eingeladen worden, ob er aber kommen wird, iſt eine andere Frage."

„Wie ſo; — warum ſollte man nicht kommen?"

„Aus verſchiedenen Gründen: für Eiſenbahnen im Allgemeinen iſt Seine Hoheit nicht beſonders eingenommen, und beſonders dieſe hier iſt ihm ein Horreur, mit welchem Worte er ſchon einige Male ſeine Gefühle für mein ſchönes Werk ausgedrückt."

„Ah, ich erinnere mich," ſagte lächelnd der Fürſt, „Sie fuhren ihm etwas ſchonungslos durch eine prachtvolle Waldung, der Sie, wie man ſagt, hätten ausweichen können."

„Allerdings," gab der Oberingenieur in ſehr ernſtem Tone zur Antwort, „ich hätte ausweichen können um den kleinen Preis einer Million, mochte es aber nicht auf mein Gewiſſen nehmen, weder einen ſolchen Vorſchlag zu thun, noch ihn zu unterſtützen oder gar auszuführen. Schonungslos nannten Sie mein Verfahren: ſchonungslos ſind wir bei unſeren Tracirungen allerdings und fahren unbarmherzig durch Güter und Gärten, hier einen großen Komplex entzwei ſchneidend, dort eine Lieblingsſchöpfung zerſtörend. Aber dabei habe ich es mir zur feſten Richtſchnur gemacht, das Verfahren ohne Rückſicht bei Hoch und Niedrig anzuwenden, und ich glaube, daß dieß ein ganz gerechter und deßhalb richtiger Grundſatz iſt."

„Gewiß, und derſelbe läßt Sie in meiner Achtung ſteigen, auch glaube ich überzeugt ſein zu dürfen, daß man in Warneck nach dem erſten Unmuth Ihre Verfahrungsart nicht mehr verdammen kann, um

„Aber woher habt Ihr das Bild?“

„Dieß Bild — nun laßt mich nachdenken — richtig! richtig! bei der Auktion, wo die Sachen der Signora Marina, der großen Tänzerin, verkauft wurden.“ —

„Sie war eine Deutſche.“ —

„Man ſagte ſo,“ entgegnete wegwerfend lächelnd der Genueſer, „aber ich glaube es nicht, denn ſie tanzte viel zu gut, viel zu graziös für eine Deutſche.“

„Und weßhalb wurden ihre Sachen verkauft? — War ſie dabei zugegen?“

„O nein, ſie war ſchon längere Zeit fort, ſo ſagte man. Einige meinten, ſie ſei geſtorben, Andere wollten wiſſen, ſie wäre nach Deutſchland zurückgekehrt.“

„Und wann war die Auktion?“

„Vor ungefähr vier Wochen.“

„Wer beſorgte dieſelbe?“

„Ihr Geſchäftsmann.“

„Kennen Sie ihn?“

„Nur dem Aeußern nach,“ ſagte der Italiener.

„Und dieſes Aeußere iſt nicht ſchön,“ fuhr der Jäger fort, „ein häßlicher Mann?“

„Ein ſchlechtes Geſicht!“

„Er iſt's!“ ſagte der Jäger zu dem Kammerdiener, und ſchüttelte traurig den Kopf. „Wie ſie an den Menſchen gekommen, iſt mir ein Räthſel. — Was ſoll dieß Bild koſten?“

„Es iſt von einem ausgezeichneten Meiſter, Herr,“ verſetzte der Italiener, und betrachtete das Portrait angelegentlichſt mit Kennerblicken. „Man hat mir auch ſchon zehn Scudi dafür geboten, blos weil es aus der Sammlung der Signora Marina iſt.“

„Ich geb' Euch fünfzehn dafür.“

ſo mehr," ſetzte der Fürſt lächelnd hinzu, „als Sie ja vor Kurzem auf die intimſte Weiſe die Bekanntſchaft des regierenden Herrn machten."

„Ich werde jenen Abend nicht vergeſſen," ſagte der Ingenieur, indem er nachſinnend vor ſich niederblickte, „es war ein eigenthümliches, mir liebes Abenteuer, auf deſſen Fortſetzung und Entwicklung ich ſo begierig bin, daß ich mir wohl erlauben darf, Sie, gnädiger Herr, um weitere Nachrichten zu bitten. — — Da ich aus Ihren früheren Aeußerungen entnehmen zu können glaube, daß Sie über die Berge zu Fuße von Warneck kamen, alſo ſchon einige Stunden unterwegs ſind, ſo dürfte ich mir vielleicht erlauben, Sie zur Theilnahme an meinem beſcheidenen Frühſtücke einzuladen; — es iſt dort unter der alten Eiche eine ſchattige Stelle, wo ich Sie bitte, neben mir Platz zu nehmen."

„Mit großem Vergnügen, — gehen wir."

Die beiden Männer ließen ſich unter der bezeichneten Eiche nieder, wohin einer der Arbeiter einen kleinen Korb brachte, in welchem ſich Brod, kaltes Fleiſch und eine Flaſche Wein befand.

„Das iſt die würdigſte Fortſetzung meiner Irrfahrt, die ich heute Morgen angetreten; jetzt fehlte es noch, daß man heute Abend in Edelsheim dem fahrenden Künſtler irgend einen Heuboden zum Schlafen anbietet, und meine Erfahrungen wären auf eine intereſſante Art bereichert."

„Sie gehen nach Edelsheim?" frug der Ingenieur, während er die Flaſche entkorkte.

„Kennen Sie es?"

„Ich ritt einige Male hinüber, es iſt ein kleines allerliebſtes Jagdſchlößchen, welches die Prinzeſſin wieder herſtellen und mit einem reizenden Parke umgeben ließ: es hat Alles, was man von einem Sommeraufenthalt verlangen kann; am Bergabhange gelegen, gewährt es einen prachtvollen Blick gegen Süden, während es gegen Norden und Weſten durch mächtige Bäume geſchützt iſt. Dabei hat es zur Seite ein klares Bergwaſſer, welches von der Anhöhe herab durch den Park ſtrömend auf ſehr geſchickte Art zu einem ſtattlichen Springbrunnen verwandt wird. Dieſem ſchönen Landſitze fehlt nur etwas, nämlich Bewohner, denn wenn auch die Prinzeſſin zuweilen auf Stunden hinausfährt, ſo

hat ſie doch nie einen längeren Aufenthalt dort genommen, ja aus begreiflichen Gründen nehmen können; — alſo Sie, gnädiger Herr, gehen dorthin?"

„Ja, und ich finde es begreiflich, daß Sie dieſe Frage im Tone der Verwunderung an mich ſtellen; eine Aufklärung bin ich Ihnen ſchuldig: — — Sie ſehen in mir einen Mann vor ſich, den man, wenn er nicht freiwillig gegangen wäre, wahrſcheinlich von Warneck, wie man das ſo zu nennen pflegt, ausgewieſen hätte."

„Iſt das möglich?" rief der Andere höchſt erſtaunt; — „Saleck, deſſen Rolle ich, wie ich mir ſchmeichle, auf eine nicht unliebenswürdige und höchſt wirkſame Art geſpielt, wäre ausgewieſen worden?"

„Dieſer ſelbe Saleck, doch glaube ich, daß mir dieſe Ausweiſung höchſt nützlich war, denn ſie verſchaffte mir die Erlaubniß der Prinzeſſin, eine kurze Zeit in Edelsheim bleiben zu dürfen und die Reize der dortigen Landſchaft zu ſtudiren."

„A—a—a—ah," machte der Oberingenieur, „ich gratulire."

„So weit ſind wir leider noch lange nicht; man hat mich freilich vor einer Ausweiſung gerettet, um mir wahrſcheinlich in den nächſten Tagen eine andere zu diktiren."

„Und dieſe Ausweiſung," frug der Andere immer noch erſtaunt, „hätte geſchehen ſollen mit Wiſſen und Willen Seiner Hoheit, der mich als Saleck freundlich aufnahm und der ſo liebreich verſprach, meine Pläne, das heißt die Ihrigen, gnädiger Herr, zu unterſtützen? ſo hätte ich meine Rolle doch ſchlecht geſpielt."

„Im Gegentheil, Sie haben ſein Herz in ſo hohem Grade erobert, daß ich faſt eine Enttäuſchung fürchten muß, wenn ich mich ſpäter als Der ausweiſe, den Sie vorgeſtellt haben, eine Enttäuſchung, oder wenn Sie wollen Aufklärung, der ich mit um ſo größerer Sorge entgegenſehe, da ſie ja in den nächſten Tagen ſtattfinden muß."

„Wie ſo, gnädiger Herr?"

„Es iſt doch ſehr klar und einfach, in dem Falle nämlich, daß man in Warneck die Einladung zur Einweihung Ihrer Brücke annimmt, woran ich nicht im Geringſten zweifle; — haben Sie nicht daran gedacht?"

„O doch, aber bei der Abneigung Seiner Hoheit vor meinem Werke glaubte und glaube ich feſt überzeugt ſein zu dürfen, er werde unſere

Einladung ablehnen, käme er aber in der That, so wäre ich wirklich in großer Verlegenheit, ob und auf welche Art ich meine Rolle fortspielen könnte."

„Der Zufall ist uns günstiger, als wir gedacht," gab der Fürst nach längerer Ueberlegung zur Antwort, „lassen Sie mich dafür sorgen, daß der Fürst erfährt, Saleck, der halb und halb Ausgewiesene, befinde sich in der Nähe von Warneck, also in der Nähe der Prinzessin, und bäte nun Seine Hoheit dringend, im Falle er seiner ansichtig würde, dessen Inkognito gnädigst zu schonen. Auf das hin wird er nicht verfehlen, der Einweihung mit dem ganzen Hofe beizuwohnen, und ich habe das Glück, wenn auch selbst unentdeckt, die Prinzessin wieder sehen zu dürfen."

„So glauben Sie, gnädiger Herr, der ganze Hof würde dieser unbedeutenden Sache wegen hier erscheinen?"

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken," erwiederte der Fürst heiter, „erstens, daß Ihr Werk keine unbedeutende Angelegenheit ist, und zweitens, daß man bei einem monatelangen Landaufenthalte begierig nach Allem greift, was einer Festlichkeit nur im Entferntesten ähnlich sieht; — ich hoffe sehr, daß die Prinzessin mit ihren Damen erscheint, und darauf wollen wir von Ihrem Weine trinken." Er nahm das gefüllte Glas aus den Händen des Ingenieurs und leerte es, nachdem er gesagt: „Auf das Gelingen unserer guten und schönen Pläne". Als ihm Ramberg Bescheid gethan, fuhr er mit einem zutraulichen Lächeln fort: „auch Ihnen, mein lieber Freund, kann es ja nur in hohem Grade angenehm sein, wenn sich der Hof bei der Einweihung einfindet, und wenn unter tausend Blicken, die Ihr schönes Werk anstaunen und bewundern, wenigstens ein einziges Augenpaar ist, das durch einen warmen Ausdruck eine ganz besondere Anerkennung ausspricht, die einzige, die zu Herzen geht, mehr als Orden und als Belobungen."

„Gewiß," sagte der Oberingenieur vor sich niederblickend, „aber ehrlich gesagt, rechne ich auf keinen solchen Blick."

„Verzeihen Sie mir," erwiederte der Fürst, „daß ich diese Sache berührte, doch gaben Sie mir selbst ein Recht dazu, indem Sie mir vertrauensvoll die Veranlassung erzählten, welche Sie an jenem Abend nach Schloß Warneck geführt."

„Und die ich gegen Sie zu verſchweigen nicht für nothwendig erachtete. Sie verſtanden es vollkommen, gnädiger Herr, als ich Ihnen ſagte, es ſei mir ein Bedürfniß geweſen, eine liebe Jugendgefährtin wieder zu ſehen, ſo wieder zu ſehen, wie ich gethan, nicht angemeldet durch galonirte Bediente, nicht meinen Beſuch als Audienz behandelt, wo ich im Vorzimmer warten muß, bis endlich eine ſeidene Robe hereinrauſcht, und eine Stimme mir in kühlem Tone ſagt, daß der Kern dieſer ſeidenen Robe ſich freue, mich wieder zu ſehen. Fräulein von Saint-Aubin war ſo gut, mich zu verſtehen. Was wir zuſammen geſprochen, hätte die ganze Welt hören können, und wenn ich ſie auf die gleiche Art wieder ſehen könnte, würde es mich innig freuen — ah," ſagte er mit einem leichten Seufzer, „an jenem Abende war ſie wie damals, die Erinnerung drang warm zu ihrem Herzen, doch vielleicht nur für Augenblicke, denn wie der Dichter ſagt:

Vorüber iſt die Roſenzeit,
Und Lilien ſtehen im Felde.

— — — — Erlauben Sie mir, gnädiger Herr, Ihnen die gewiß richtige Bemerkung zu machen, daß die Hofluft etwas Kaltes, Staubiges mit ſich führt, daß das beſte und kräftigſte Herz in ihr ſeinen lebendigen, warmen Schlag verliert, daß der natürliche Glanz des Auges, der herzliche Ausdruck eines frohen Lächelns durch einen ſtereotypen Ausdruck erſetzt wird, der daſſelbe ſagen ſoll, ſich aber ungefähr ſo dazu verhält, wie der natürliche Pfirſich mit ſeinem entzückenden, roſigen Duft zur nachgemachten Wachsfrucht."

Der Fürſt lachte laut und heiter auf und gab dann zur Antwort, während er ſeinem Gegenüber die Hand reichte: „Sie ſind ein köſtliches Exemplar von einem Menſchen; verſprechen Sie mir, wenn Sie Ihre Bahnlinie beendigt haben, zu mir zu kommen, um ſich in meinem kleinen Reiche irgend einen Wirkungskreis auszuſuchen, der Ihrem Geſchmack und Ihrer Neigung zuſagt. Nur zum Hofmarſchall kann ich Sie nicht machen, das werden Sie mir zugeben; — — — — und doch begehen Sie ein Unrecht, wenn Sie behaupten, daß die eben erwähnten Eigenſchaften der Hofluft alle Herzen erkälte oder beſtaube; — glauben Sie mir, es gibt auch bei uns welche, die friſch und lebendig fühlen."

„Für Augenblicke, ja, gnädiger Herr, ausnahmsweise, und das erkannte ich ja auch dankbarlichſt an der Art, wie Fräulein von Saint-Aubin ihren Jugendfreund empfangen."

„Gerade ſie ſoll eine ausgezeichnete junge Dame ſein, mit einer liebenswürdigen Natürlichkeit und ausgezeichneten Eigenſchaften."

„Gewiß, gnädiger Herr," rief der Oberingenieur mit einem aufleuchtenden Blicke, „aber auch ſie iſt von der Hofluft ſchon ſo durchdrungen, daß ſich ihre liebenswürdige Natürlichkeit nur mühſam an die Oberfläche emporarbeitet; ich bemerkte das geſtern in der Art und Weiſe, wie ſie mich — nicht wieder zu erkennen ſchien."

„So ſahen Sie die Damen geſtern?"

„Ich begegnete ihnen vor dem Parke von Warneck, als ich nach dem Städtchen ritt."

„Sie reiten oft dorthin?" frug der Fürſt mit einem eigenthümlichen Ausdruck.

„Hie und da," erwiederte der Oberingenieur anſcheinend ſehr gleichgültig, „außer geſtern war ich an dem bewußten Abende dort, das war aber ſeit einigen Wochen zum erſten Mal."

„Und Sie begegneten den Damen?"

„Mit der Prinzeſſin Helene zu Wagen; ich parirte mein Pferd und ſtellte mich an der Straße auf, mit abgezogenem Hute ehrfurchtsvoll grüßend. Die Prinzeſſin dankte freundlich, die eine ihrer Begleiterinnen, eine kleinere Dame, nickte ebenfalls lebhaft und anmuthig, aber Fräulein von Saint-Aubin blickte mit unbeweglichen Zügen dorthin, wo ich ſtand, als ſei gar nichts dageweſen als leere Luft."

„Sie ſind köſtlich unbefangen," lachte der Fürſt, „das hätte mich an Ihrer Stelle gefreut: es war ein Zeichen, daß man Sie wohl wieder erkannte, aber nicht wieder erkennen wollte."

„Ein eigenthümliches Zeichen, Jemanden ſein Wohlwollen auszudrücken. Weit entfernt davon, auf irgend ein lebhaftes Wiedererkennen Anſpruch zu machen, wäre mir die geringſte, vielleicht unabſichtliche Bewegung ihrer Hand, eine leichte Wendung des Kopfes ein liebes Zeichen geweſen, daß ſie mich wieder erkannt, daß ſie ſich vielleicht gefreut mich zu ſehen. O, wenn man ein ſolches Zeichen zu ſehen wünſcht, entgeht es einem nicht, mag es auch noch ſo verſteckt gegeben werden.

Ich befand mich in so froher Laune bis zu jenem Augenblicke, und als ich nach jener Begegnung davon jagte, hätte ich meinen Weg in toller Laune über Gräben und Hecken nehmen mögen."

„Das sind bedenkliche Symptome Ihres Seelenzustandes," gab der Fürst zur Antwort, „und Sie sind glücklich zu nennen, wenn diese Symptome drüben ebenso anklingen."

„Ich kann keinen solchen Anklang erwarten; — wohin sollte er auch führen?"

„Zu einer beglückenden Harmonie, die ich mit meinen besten Wünschen begleiten werde."

Der Oberingenieur hatte ohne zu antworten einen langen Blick auf seine Brücke geworfen, die sich nach und nach aus dem verhüllenden Gerüstholze elegant und doch gewaltig herausschälte; jetzt zeigte er mit der Hand dorthin und sagte: „Das Geräusch, welches Sie dort vernehmen, gnädiger Herr, das Tönen der Hämmer, das Klingen des Eisens auf einander, das Rollen der Steine und vor Allem das Brausen der Lokomotive, welche morgen über diese Schienen gleiten wird, ist die Harmonie, zu der mein vergangenes rastloses Leben paßt. Wie ich mir, wenn ich in den Bergen meine Linien tracire, hie und da bunte Feldblumen pflücke, um sie auf meinen Hut zu stecken, so fürchte ich auch, nur im Stande zu sein, ein freundliches Wort, einen raschen Händedruck flüchtig im Vorbeigehen erwiedern zu können; — der dahinbrausende Bahnzug mit seinem rastlosen Lauf, dem wir die Wege gebahnt, hat es uns angethan und macht es uns schwer, einen festen Wohnsitz zu wählen; wir müssen ihm folgen, ihm vorauseilen, unaufhaltsam immer zu."

„Sollten das nicht Phantasieen sein, die, in's Praktische übersetzt, eine andere Richtung nehmen, sobald ein tieferes, ich möchte sagen, schöneres Gefühl sie gewaltsam an die Scholle fesselt?"

„Allerdings, wenn wir ein solches Gefühl in uns aufkommen lassen, dasselbe aber zu bekämpfen ist die Aufgabe des Mannes meiner Art, der nun einmal den Drang in sich fühlt, rastlos vorwärts zu streben."

„Ich bewundere Sie, wenn Sie die Kraft dazu haben; — es ist nicht Jedem gegeben."

„Dem möchte ich widersprechen, gnädiger Herr: wer allerdings so thöricht ist, sich von der Liebe zu einem weiblichen Wesen plötzlich

überfallen zu laſſen, wird unterliegen; wer aber auf ähnliche Fälle gerüſtet, mit offenem Auge der Gefahr entgegenſieht, kann wie ein geſchickter Fechter auch den Blitz aus dem Auge eines ſchönen Weibes, der wie der Stahl nach ſeinem Herzen zielt, pariren."

„Und Sie wären ſo gerüſtet?" frug der Fürſt mit einem zweifelhaften Lächeln.

„Ich glaubte es wenigſtens zu ſein, und wenn auch meine Abwehr nicht vollkommen gelang, ſo ging doch die Wunde nicht ſo tief, um unheilbar zu ſein. Doch ſind wir dabei auf ein ſo kränkliches Kapitel gerathen, gnädiger Herr, daß es in der That durchaus nicht recht paſſen will zu dieſer friſchen, lachenden Umgebung — ſchauen Sie um ſich — iſt dieß nicht ein prachtvoller Blick von Gottes Erde? ſollte man nicht glauben, die Sonne ruhe auf ihm mit ganz beſonderer Liebe? Und darüber geſpannt der klare blaue Himmel mit einzelnen gen Weſten ſchwimmenden Wölkchen; ſollte man nicht Luſt bekommen, ſich aufzuſchwingen und mit ihnen zu ziehen; — ah," ſetzte er aufſpringend hinzu, „dort kommt auch ſchon mein Schlachtroß geſattelt und gepanzert, — ſehen Sie, gnädiger Herr, der Anblick erheitert meine Bruſt."

Er deutete mit der Hand auf eine Lokomotive, die in dem oben erwähnten Thaleinſchnitte erſchien und ſich brauſend und ziſchend näherte.

„Es gilt hier eine erſte Probefahrt," ſetzte der Oberingenieur luſtig hinzu, „und wenn Sie von dieſer trefflichen Gelegenheit Gebrauch machen wollen, um das ſchnaubende Dampfroß zu beſteigen, ſtatt ſich, wie ſo oft, von ihm ziehen zu laſſen, ſo glaube ich nicht, daß es Sie gereuen wird."

„Mit Vergnügen," erwiederte der Fürſt, „man muß ſeine Kenntniſſe auf jede Art zu erweitern ſtreben, wer weiß, ob ich ſpäter noch einmal dazu komme."

„Zu gleicher Zeit fördert es bedeutend Ihren Weg; — eine kleine Stunde von hier, in der Richtung zu, in der wir fahren, liegt Edelsheim, — dort vor uns, wo die Hügel zur Linken mit einem wahren Blättermeere bedeckt ſind — prachtvolle Waldungen — jener ſtreitige Punkt, von dem ich Ihnen früher ſchon ſprach — ich werde an einer Stelle halten laſſen, von wo wir nach einer ſtarken Viertelſtunde aufwärts ſteigend das kleine Schlößchen erreichen können."

„Gehen wir also; — eine so treffliche Gelegenheit, in so angenehmer Gesellschaft eine Lokomotivfahrt zu machen, wird mir wohl sobald nicht wieder geboten."

Da hielt das Feuerroß vor ihnen auf den Schienen, und obgleich der überflüssige Dampf zischend entwich, zitterte es ordentlich vor Kraft und Aufregung. Beide stiegen auf, die Ventile wurden geöffnet, und langsam anlaufend bewegte sich die Lokomotive vorwärts, allmälig aber immer rascher ihre Kolben bewegend, immer geschwinder ihre Räder herumdrehend. Wie köstlich, fast berauschend war das Gefühl, so dahinzufliegen, so unabhängig von einem schwerfälligen Bahnzuge sich so ganz als Reiter des eisernen Rosses fühlen zu können.

Als es eine tüchtige Strecke durchlaufen hatte, ging es langsamer, hielt dann still und lief hierauf den zurückgelegten Weg wieder zurück, dann etwas langsamer über die Brücke, wo es von den Arbeitern mit einem lauten, lang anhaltenden Hurrah, mit Schwenken von Hüten und Mützen begrüßt wurde; hastig aufleuchend ging es dann wieder in seinen wilden Lauf über, und bald rauschten neben ihnen die Wipfel der alten prachtvollen Bäume, von denen der Ingenieur vorhin gesprochen, wo die Lokomotive ihren Lauf mäßigte, dann hielt, und Beide abstiegen, um auf einem schmalen Fußpfade aufwärts den Wald zu erreichen.

Wie der Ingenieur gesagt, erreichten sie Edelsheim in einer schwachen halben Stunde, und fand der Fürst das kleine Jagdschlößchen so, wie es ihm sein Begleiter beschrieben; nur hatte er sich selbst in Etwas geirrt, das war nämlich in der Aufnahme, die er hier oben fand: er hatte sich diese in seinen Gedanken etwas kühl ausgemalt, ja von einem sehr ländlichen Lager in duftigem Heu geschwärmt, und war deßhalb ganz angenehm überrascht, als er fand, daß man von seiner Ankunft hier oben schon benachrichtigt war, und daß man ihn mit aller Berücksichtigung eines werthen Gastes empfing. Ein alter Kastellan mit weißen Haaren, ein langjähriger treuer Diener des fürstlichen Hauses, der hier einen verdienten Ruheposten gefunden, trat ihm gleich am Parkthore entgegen und sagte ihm mit der Geschwätzigkeit des Alters, daß man schon Vormittags auf seine Ankunft gehofft, ja daß die für ihn befohlenen Zimmer schon seit gestern auf ganz besonderen Befehl für ihn in Bereitschaft gesetzt worden wären. Den Oberingenieur schien der Kastellan zu kennen

und ſagte ihm mit einem leichten Seufzer, man habe hier oben deutlich das Brauſen der Lokomotive gehört, und es ſei in der That Schade, daß die angenehme Stille und Einſamkeit des Waldſchlößchens auf ſolche Art für ewig verloren gegangen ſei, worauf ihm Ramberg entgegnete, er müſſe ein kleines Uebel der großen Wohlthat des raſchen Verkehrs gegenüber ſtellen: „denken Sie ſich nur," ſagte der Ingenieur, „der Weg nach Warneck, zu dem Sie früher mit dem Wagen zwei Stunden brauchten, iſt jetzt mit der Eiſenbahn zu einer Länge von zwanzig Minuten zuſammengeſchrumpft, wie angenehm für Alle, welche hier zu thun haben, und auch für Sie, alter Herr, deſſen Einſamkeit jetzt durch zahlreichere Beſuche gemildert werden wird."

„Ob das gerade ein großer Vortheil für uns iſt," meinte der Kaſtellan mit einem pfiffigen Lächeln, „wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen, aber das iſt nun einmal ſo geworden, wie es hat werden ſollen, und man muß mit Allem zufrieden ſein, ſogar mit einer Eiſenbahn, die ich für meine Perſon gewiß nicht viel benützen werde, wenn es nicht gerade höchſten Orts befohlen wird."

Das Zimmer, welches Saleck angewieſen wurde, befand ſich im zweiten Stocke des kleinen Schloſſes. Sein Wohnzimmer hatte ein breites und hohes Fenſter nach Norden gelegen, über das ein ächter Maler vor Freude außer ſich gekommen wäre, und vor dem ſich die Landſchaft mit einer entzückenden Fernſicht ausbreitete; er aber zog das Fenſter ſeines Schlafzimmers vor, welches nach Oſten ging, wohinaus Warneck lag, wie ihm der Kaſtellan umſtändlich erklärte, und deſſen Beſchreibung er auf's Bereitwilligſte lauſchte. Dort hinaus ſah Saleck auch die Berghöhe, welche er überſchritten, ja zwiſchen dem Grün der dort ſpärlich wachſenden Bäume entdeckte er die grauen Ruinen des alten Schloſſes Warneck. Hätte er dort oben gewußt, wo Edelsheim lag, ſo würde er von der Thurmruine aus den ſpitzen Giebel des Schlößchens entdeckt haben.

Die Zwiſchenſtation zwiſchen hier und dem Orte, wo ſeine Gedanken weilten, war unausſprechlich angenehm, denn es wurde ihm ſo leicht, in Gedanken wieder auf dem alten Thurme zu ſein und in das Thal hinabzublicken, wie er heute Morgen ſo lange gethan.

Als die Drei oben am Fenſter ſtanden, ſagte der Kaſtellan, der ſich rückwärts befand, zu Ramberg: „Sie haben mir auch verſprochen,

Herr Oberingenieur, bei Ihrer ersten Hieherkunft die Zeichnung mitzubringen, welche Sie von Edelsheim gemacht; es würde mich außerordentlich freuen, zu sehen, wie sich unser kleines Schlößchen auf dem Papiere ausnimmt."

„Ein Versprechen, das ich gewiß halten werde, doch können Sie meine heutige Hieherkunft nicht rechnen, es geschah das so unvorbereitet, daß ich nicht im Stande war, etwas mitzunehmen; doch dieser Herr da," mit diesen Worten zeigte er auf Saleck, „ist ein Landschaftsmaler und wird es sich gewiß angelegen sein lassen, verschiedene Ansichten des Schlosses zu zeichnen, die auch mehr Werth für Sie haben werden, als meine nüchternen architektonischen Aufrisse."

„Aber für mich werden dieselben unschätzbar sein," wandte sich Saleck an Ramberg, „und ich könnte wohl in den Fall kommen, Sie später um Ihre Mappe zu bitten."

Der Ingenieur verbeugte sich, und dann gingen sie mit einander hinunter in den Park, wo Saleck eine Menge der hübschesten Punkte fand, die ihm für einige Tage Arbeit genug gaben, um seiner Rolle als Landschaftsmaler vorderhand getreu zu bleiben.

Ramberg verließ Edelsheim nach einiger Zeit, um auf der Lokomotive, die unten im Thale hin und her fuhr, nach seinem Brückenbau zurückzukehren, während Saleck mit anerkennenswerther Thätigkeit sogleich eine Arbeit vornahm; doch zeichnete er merkwürdiger Weise nichts von den Außenseiten des Schlößchens, auch nichts von der reizenden Fernsicht, die er vom Fenster aus hatte, vielmehr skizzirte er Schloß und Park Warneck, wie er es heute Morgen von dem alten Thurme gesehen.

IX.

Während Saleck in seiner Einsamkeit aus Linien und Strichen Schloß und Park Warneck konstruirte, dabei mit besonderer Vorliebe die Terrasse anlegte, von der er an jenem Abend zum ersten Male

„Nun meinetwegen!“ verſetzte der Italiener pfiffig lächelnd und ſehr erfreut über den guten Verkauf, denn es hatte ihn vielleicht ein paar Carolin gekoſtet.

Als die Beiden mit dem Portrait in den Hof des Croce di Malta kamen, war dort eben ein Reiſewagen angefahren, — ein elegantes Coupé; der Poſtillon ſchob zufrieden lächelnd ſein Trinkgeld in die Taſche und ſpannte die dampfenden Pferde aus. Zwei Bediente in dunklen Reiſelivreen waren beſchäftigt, die ſchweren Koffer loszuſchrauben und die Vache herabzunehmen. Lukas und der Kammerdiener fanden alte Bekannte. Sie ſchüttelten ihren Collegen freundlich die Hände und giengen ihnen mit Rath und That beim Unterbringen der Effekten und ihrer werthen Perſonen an die Hand. —

Oben in dem Salon des erſten Stockes, den wir vor einiger Zeit beſuchten, mit der reizenden Ausſicht über den Hafen und das Meer, war ein eleganter Frühſtücktiſch ſervirt. Eine hohe ſchöne Frau mit edlen Geſichtszügen, aber etwas bleich, die Baroneſſe von C. bereitete den Thee.

Sie hatte ſich nicht viel verändert, unſere liebenswürdige Bekannte, nur ſo viel, wie ein, obgleich glücklicher und ſorgenfreier Eheſtand von zehn Jahren bedingt. Sie war ſchlank und graziös, wie damals, ein braunſeidener Morgenüberrock zeigte ihre eleganten angenehmen Formen, und die edle Stirn wurde hervorgehoben durch ein ſchwarzes Schleierkuch, unter welchem ſie ihr dichtes, braunes Haar verſteckt hatte.

Ihr Gemahl, der Baron Carl, hatte ſich ebenfalls wenig verändert, nur war er etwas ſtärker geworden. Er ſtand an dem Fenſter mit ſeinen beiden Freunden, dem Grafen Alfons und Alfred, die eben von Florenz angekommen.

„Ihr ſeht mich einigermaßen überraſcht,“ ſagte er, „das heißt freudig überraſcht, Euch ſo ſchnell hier in Genua zu ſehen. Nicht wahr, Pauline, wir hatten ſie ſo bald nicht erwartet?“

wieder die Stimme der Prinzeſſin gehört, und während er in ſeine Arbeit die herzlichſten und innigſten Gedanken für ihre Bewohnerin verflocht, beſchäftigte ſich dieſe Bewohnerin ebenfalls in ihren Gedanken mit ihm, aber nicht in der gleichen anmuthigen und freundlichen Weiſe.

Wir wiſſen, daß die Prinzeſſin Helene ſich von der Tafel in ihre Gemächer begab, auch daß ſie die Vorzimmer derſelben, wo ſich ihre Dienerſchaft befand, mit einer freundlichen, ungetrübten Miene durchſchritten hatte und dieſe auch ſo lange beibehielt, bis ſich die letzte Thüre hinter ihr geſchloſſen, und ſie ſich in dem uns wohlbekannten Eckkabinet allein befand. Da mit einemmale veränderte ſich der Ausdruck ihres Geſichtes; ſie preßte ihre Lippen feſt aufeinander und drückte zu gleicher Zeit ihre linke Hand auf ihr Herz, als wolle ſie das heftige und ſchmerzliche Klopfen darin zur Ruhe bringen; ihre Augen hatten allen Glanz der Freude und des Glücks verloren, und ſchimmerten trübe und unbeſtimmt durch hervorgequollene Thränen. Dieſer Ausdruck tiefen Schmerzes dauerte übrigens nicht lange; ſie trat haſtig an's Fenſter, blickte hinaus, trat mit dem Fuße ſcharf auf den Boden und ſprach mit einem trotzigen Blicke: „Ich will nicht — es ſoll mir gleichgültig und Alles vergeſſen ſein, nachdem ich geſagt, was ich ſagen muß und will.“ Dann griff ſie mit der Hand nach der Klingelſchnur neben ihrem Schreibtiſch und zog heftig daran, dreimal nach einander als Zeichen für ihre erſte Kammerfrau, daß dieſer der Ruf gelte. — Fräulein Miré erſchien auch alsbald durch eine Tapetenthüre mit einer etwas affektirten Eile und Beſorgniß, denn der ſchrille Ton der Klingel hatte ſie auf etwas nicht ganz Gewöhnliches vorbereitet.

„Ich fürchtete ſchon, Sie wären nicht zu Hauſe,“ ſagte die Prinzeſſin, ohne ſich umzuſehen, in etwas ſcharfem Tone, ſetzte aber ſogleich milde hinzu: „Das ſoll kein Vorwurf ſein, liebe Miré, da ich ja weiß, wie ſelten Sie ausgehen, wenn ich's nicht ſelbſt ausdrücklich befehle, damit Sie ſich die nöthige Bewegung machen; — aber jetzt freue ich mich recht ſehr, daß Sie nicht ausgegangen ſind.“

„Eure Hoheit ſind aufgeregt, Eure Hoheit haben Unangenehmes gehabt?“

„Unangenehmes gehabt? Ganz und gar nicht, meine Liebe,“ erwiederte die Prinzeſſin, indem ſie ſich raſch und mit einer angenommenen

Heiterkeit herumwandte, „aufgeregt bin ich auch nicht, ich habe mich nur ein klein wenig geärgert."

„Was ich von ganzem Herzen bedaure, Eure Hoheit — wer hätte es gewagt —?"

„Das sollst Du erfahren, weil ich von Deiner Anhänglichkeit an mich überzeugt bin und weiß, daß Du Vertrauen verdienst."

Statt aller Antwort faltete die erste Kammerfrau ihre Hände und machte mit einem unaussprechlichen Ausdruck ihres Gesichtes eine leichte Verbeugung.

„Du weißt," stieß die Prinzessin nach einer längeren Pause hervor, während welcher sie eine halbe Wendung gegen das Fenster gemacht und so zur Seite mit ihrer Vertrauten sprach, „daß ich Niemand quäle und plage, daß ich Niemand beenge und einschränke, Du weißt, wie bequem sich jeder Dienst bei mir thun läßt, und wie wenig ich mich um Das bekümmere, was meine Damen in ihren Freistunden treiben, —"

Bei diesen letzten Worten wußte Fräulein Mirè genau, wohin ihre Herrin ziele, und konnte sich eines leichten, kaum hörbaren Seufzers nicht enthalten.

„Da ich voraussetzte," fuhr die Prinzessin erregter fort, „daß meine Damen sich in ihren Freistunden nur auf eine Art beschäftigten, die ihrer Stellung vollkommen würdig sei."

„Daran kann wohl kein Zweifel sein," erlaubte sich die erste Kammerfrau zu sagen.

„Sagst Du das im Ernste, oder willst Du mich nur beschwichtigen? Gewiß das Letztere, denn ich weiß nur zu genau, wie sehr Du Dich bemühst, mir alles Unangenehme zu verschweigen."

„Das habe ich mir allerdings zuweilen zu thun erlaubt, besonders bei Sachen, die durchaus nicht in meinen Wirkungskreis gehören."

„Dein Wirkungskreis ist aber, mir zu sagen, was im Schlosse vorgeht," fuhr die Prinzessin heftiger fort; — „o, keine Ausrede, keine Betheuerung; — Du erfährst Alles, wie ich ganz genau weiß, aber Du überlegst viel zu lange, ob Du mir etwas mittheilen sollst, und bist dabei klug und verständig genug, um zu wissen, was mich interessirt."

„Dießmal weiß ich in der That nicht, was Eure Hoheit meinen."

„Nicht? in der That nicht? und doch kann ich nicht anders, als Dich mit einer Angelegenheit in Verbindung bringen, die mich sehr empört."

„Mich, Eure Hoheit? — ich bitte flehentlich, sich deutlicher zu erklären."

„Du hast diesen Herrn Saleck protegirt," sagte die Prinzessin, indem sich ihr Gesicht jetzt ganz dem Fenster zuwandte, „Du hast ihn bei Dir empfangen, Du hast mich in eine Falle gelockt, denn ich kam, wie immer, arglos in Dein Zimmer hinauf und mußte dort mit jenem Manne sprechen, dem ich für gut befunden, eine Audienz zu versagen."

„Eure Hoheit sehen mich bestürzt und unfähig, etwas darauf zu erwiedern; ich würde in der That höchst unglücklich sein, wenn ich fürchten müßte, Eure Hoheit würden glauben, ich hätte in dieser Sache mit Ueberlegung für jenen Herrn gehandelt."

„Wie kam er zu Dir?"

„Er brachte mir einen Empfehlungsbrief des Schloßhauptmanns Werner in sehr wenigen aber dringenden Zeilen."

„Ah, Herr Werner spielt auch in dieser Geschichte, ich hätte es mir denken können."

„Eure Hoheit wissen am Besten," fuhr die Kammerfrau in einem weichen, fast flehenden Tone fort, „daß ich nicht erwarten konnte, Eure Hoheit erscheinen zu sehen."

„Ich gebe das zu, aber anstatt mich mit jenem Herrn so bereitwillig allein zu lassen, hättest Du dableiben und ihn verabschieden sollen."

„Gewiß, das hätte ich thun sollen,". sagte Fräulein Miré mit großer Unterwürfigkeit, „und ich werde mir bei einem ähnlichen Falle ein solches Vergehen gewiß nicht wieder zu Schulden kommen lassen."

„Ah, bei einem ähnlichen Falle," rief die Prinzessin unmuthig, „ein solcher ähnlicher Fall wird wohl nie mehr vorkommen, ich hoffe besonders, diesem Herrn nicht mehr zu begegnen, — obgleich es immer noch möglich wäre; denn dieser Herr von Saleck, Dein Protégé, scheint es sich zur Aufgabe zu machen, zu allen Stunden des Tages und des Abends hier im Schlosse zu sein."

„Unmöglich, Eure Hoheit; — was sollte er hier im Schlosse zu suchen haben?"

„Du biſt komiſch, was ein junger Mann hier im Schloſſe zu ſuchen hat, das zu errathen wird Dir nicht ſchwer werden, wenn ich Dir ſage, wo dieſer Herr unter Anderem geſehen wurde."

„Ich bitte Eure Hoheit dringend, mir das zu ſagen."

„Zu einer Stunde, wo man ſich ſonſt, ohne eingeladen zu ſein, im Schloſſe nicht ſehen läßt, Abends zwiſchen neun und eilf Uhr."

„Eure Hoheit ſehen, wie ich erſchrecke, doch darf ich mir wohl die Vermuthung erlauben, daß dieſer Mann, wenn er auch um jene Zeit im Schloſſe geſehen wurde, bei einem der Herren Seiner Hoheit war."

„Im Gegentheil," gab die Prinzeſſin merkwürdig ruhig und trocken zur Antwort, „er war vielmehr zwiſchen neun und eilf Uhr bei einer der Damen Meiner Hoheit."

„Unmöglich — rein unmöglich."

„Gute Miré, wir halten viel für unmöglich, was doch geſchieht: — ich weiß poſitiv, daß es ſo war, wie ich Dir geſagt, — ſoll mich das nicht aufregen?"

„Wenn dem ſo iſt," erwiederte die erſte Kammerfrau mit groſſer Entſchiedenheit, „ſo bin ich erſtaunt, Eure Hoheit noch ſo ruhig zu ſehen."

„Es iſt meine Pflicht, ruhig zu ſein, um keine Ungerechtigkeit zu begehen," gab die Prinzeſſin zur Antwort, nachdem ſie einen Gang durch ihr Kabinet gemacht. „Die Sache iſt, wie ich Dir geſagt: jener Herr war Abends von neun bis eilf Uhr im Pavillon meiner Hofdamen; doch um zu erfahren, wem ſein Beſuch dort gegolten, werde ich die beiden Damen ſelbſt befragen; wer es wagt, ſolche Beſuche anzunehmen, wird auch den Muth haben, dieſes zu geſtehen; — ſende ſogleich einen Lakaien hinüber und laß die Gräfin Eller und Fräulein von Saint-Aubin bitten, hieherzukommen."

„Soll ich's nicht vielleicht ſelbſt?"

„Nein, meine liebe Miré, ich brauche Dich ſpäter wieder, — haſt Du das Schreiben des Schloßhauptmanns noch?"

„Es wird noch droben zu finden ſein."

„So bring' es mir ſpäter, nachdem Du meinen Auftrag ausgerichtet: — ich möchte ſehen, wie dieſe Zeilen abgefaßt ſind."

Die Kammerfrau verließ das Kabinet, um einen Lakaien in den Pavillon zu ſenden, und ging dann ſogleich in ihr Zimmer hinauf, von wo ſie das verlangte Billet bald nachher brachte. Die Prinzeſſin nahm es und entließ ihre Kammerfrau mit einem freundlichen „bis ſpäter", dann warf ſie ſich in ihr Sopha, nahm das kleine Billet vor und las es bedächtig, zuerſt die Aufſchrift, dann den Inhalt, doch ſchienen ihr die wenigen Zeilen keine weitere, vielleicht ſehnlichſt gewünſchte Auskunft zu geben: die Hand mit dem Papiere ſank in ihren Schooß hinab, und ſie blickte, allmälig in tiefe Träumereien verſinkend, ſtarr vor ſich nieder.

Das Oeffnen der Thüre durch den Kammerdiener ſchreckte ſie aus ihren Phantaſieen auf, und ſie nahm mit dem äußeren Anſchein großer Ruhe die Meldung entgegen, daß die Damen Ihrer Hoheit ſich draußen befänden.

„Ich laſſe ſie bitten, hereinzukommen."

Gleich darauf erſchien Fräulein von Saint-Aubin und die Gräfin Eller, beide in einer einigermaßen geſpannten Erwartung, zu ſo ungewohnter Stunde berufen zu ſein, namentlich konnte ſich die kleine Gräfin nicht enthalten, einen Anflug von Verwunderung zur Schau zu tragen, während Fräulein von Saint-Aubin ernſt und ruhig wie immer erſchien, heute jedoch nicht ohne eine kleine Anſtrengung, denn eine Ahnung ſagte ihr, um was es ſich handle.

Die Prinzeſſin hatte während ihrer Träumereien von vorhin überlegt, ob ſie die Angelegenheit, um welche es ſich handelte, ſogleich ohne beſondere Einleitung in Angriff nehmen ſolle, oder ob es beſſer ſei, über ein anderes Geſprächsthema allmälig dahin zu gelangen. Letzteres Verfahren war milder, und ſie hatte ſich nach einigem Kampfe dafür entſchloſſen. Als ſie nun aber Viktorine von Saint-Aubin vor ſich ſah, dieſes ſchöne, ruhige und klare Auge erblickte, in welchem keine Spur von irgend einer Erwartung, irgend einer Verwirrung zu leſen war, als ſie ihre zuverſichtliche, entſchloſſene Haltung bemerkte, da vergaß ſie ihres Vorſatzes, ja ſie konnte ſich nicht enthalten, etwas haſtig aufzuſtehen, und während ſie mit der rechten Hand feſt in die gepolſterte Lehne des Sophas griff, mit einigermaßen erregtem Tone zu ſagen: „ich erfahre angenehme Geſchichten, meine Damen, Dinge, über die ich gezwungen bin, mir eine Erklärung auszubitten". Eigenthümlicher Weiſe wandte ſie ſich bei dieſer

Anrede direkt an die Gräfin Eller, deren Verwunderung in förmliches Erſchrecken überging, und die mit einem fragenden Blicke jetzt die Prinzeſſin, dann ihre Freundin anſchaute.

„Gewiß, meine Damen," fuhr die Erſtere fort, „ich war auf's Unangenehmſte überraſcht, und wenn ich auch noch zweifeln möchte, daß es ſich ſo verhalte, wie man mir gemeldet, ſo wurden mir doch jene Thatſachen in ſo beſtimmter Weiſe mitgetheilt, daß ein Zweifel kaum möglich iſt. Sie wiſſen," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während der ſie ſich gewaltſam zwang, mit großer Ruhe zu ſprechen „daß ich Ihnen nie verwehrte, Beſuche Ihrer Bekannten zu empfangen: Sie haben in Ihrer Stellung das Recht dazu, doch wiſſen Sie auch ebenſo genau, daß für gewiſſe Beſuche Stunden vorgeſchrieben ſind, welche die Etikette, ja die Schicklichkeit beſtimmte, und von denen in gewiſſen Fällen nicht abgegangen werden ſollte."

„Eure Hoheit ſehen mich auf's Höchſte erſtaunt," ſagte die kleine Gräfin, während es um die Lippen des Fräuleins von Saint-Aubin leiſe, faſt unmerklich zuckte, und ſie im Begriffe war, einen Schritt vorwärts zu thun, doch wandte ſich die Prinzeſſin in dieſem Augenblicke wieder ſo entſchieden gegen die Gräfin Eller, daß Viktorine gefeſſelt ſtehen blieb.

„Ah, Sie ſind erſtaunt, Gräfin? ich war es nicht minder, als ich erfahren mußte, daß vor einigen Tagen, es war am Dienstag Abend um neun Uhr, ein Herr bei Ihnen zum Beſuche zugelaſſen wurde, der bis nach elf Uhr blieb; — — — — habe ich Unrecht, darüber erſtaunt zu ſein?"

„Bei mir, Hoheit?"

„In dem Pavillon, den Sie bewohnen."

Fräulein von Saint-Aubin that einen tiefen Athemzug und ſagte dann vortretend mit großer Ruhe, ohne jetzt irgend ein Zeichen der Verwirrung zu verrathen, „von dem Beſuche, den Eure Hoheit andeuten, iſt der Gräfin Eller nichts bekannt".

„Aber Ihnen, nicht wahr?" wandte ſich die Prinzeſſin nun raſch mit einem leuchtenden Blicke an Viktorine.

„Ja, Hoheit, mir iſt dieſer Beſuch bekannt, denn er galt mir und wurde von mir empfangen."

„Ein junger Mann, Abends nach neun Uhr, der bis nach elf Uhr bei Ihnen blieb, — ah, das iſt delicids. — Es wird wohl Ihr Bruder geweſen ſein, Fräulein von Saint-Aubin, — ich wußte in der That nicht, daß Sie einen Bruder hätten."

„Ich bin auch nicht ſo glücklich, einen ſolchen zu beſitzen," gab ſie zur Antwort, — „es war ein Jugendfreund von mir, der einzige Menſch, der ſich freundlich um mich bekümmert, den ich ſeit vielen Jahren nicht geſehen, und der allerdings die nicht ganz paſſende Zeit wählte, um mir einen Beſuch abzuſtatten."

„Warum, mein Fräulein, fanden Sie damals jene Zeit nicht unpaſſend und verweigerten es, ihn zu empfangen, ja warum erlaubten Sie ihm, Sie zu jener Zeit zu beſuchen? — Und Sie haben ihm das erlaubt, denn es wurde von Ihrem Fenſter ein Zeichen gegeben, daß er kommen dürfe, und er kam."

Die kleine Gräfin blickte bei dieſer furchtbaren Anklage ihre Freundin mit einem unverkennbaren Ausdruck des tiefſten Schreckens an; — ihre Viktorine, welche ſie ſo ſehr liebte und verehrte, ließ ſich eine ſolche Anklage gefallen, nicht nur ohne ſie widerlegen zu können oder zu wollen, ſondern ſogar ohne von derſelben erſchüttert zu ſcheinen.

„Ich erlaubte mir ſchon, Euer Hoheit zu ſagen, daß jener Herr, um den es ſich handelt, mein Jugendfreund iſt, daß er im Hauſe meiner Eltern von meinem ſtrengen Vater und von meiner Mutter, die in Betreff der Schicklichkeit ſcharf zu unterſcheiden verſtanden, wie das Kind des Hauſes betrachtet wurde, daß er mich dringend bat, mich um dieſe Stunde ſehen zu dürfen, und dabei," ſetzte ſie ſtolz hinzu, „will ich ſogar hinzufügen, daß ſowohl Eure Hoheit, als die ganze Welt unſerer Unterredung hätten anwohnen können."

„Einer Unterredung, die bis nach elf Uhr dauerte?" ſagte die Prinzeſſin, mit einem ſpöttiſchen Lächeln.

„Dieſes iſt der einzige Punkt, den ich mir zu beſtreiten erlauben muß; — jener Beſuch kam vor neun Uhr an und verließ mich vor zehn Uhr wieder."

„Ah," machte die Prinzeſſin mit einer ungeduldigen Bewegung, — „es iſt mir intereſſant, Ihnen, die mit ſo großer Ruhe, faſt mit

dem Ausdruck des Wohlgefallens dieſes Betragen zugibt, eine Unwahrheit nachweiſen zu können."

„Ich habe nie eine Unwahrheit geſagt," erwiederte Fräulein von Saint-Aubin, wobei es zum erſten Male bei dieſer Unterredung in ihrem Auge eigenthümlich aufblitzte.

„Gut, mein Fräulein," antwortete die Prinzeſſin, mühſam an ſich haltend, „ich finde es begreiflich, daß Sie den ſchwerſten Theil der Anklage von ſich abzuwälzen ſuchen, — reden wir heute nicht mehr darüber. — Daß ich ſo freundlich war, Sie ſelbſt ohne andere Zeugen, als die Gräfin Eller, welche bei dieſer Unterredung nothwendig war, zu befragen, hat ſeinen Grund darin, daß ich Ihnen eine öffentliche Beſchämung erſparen wollte, und hätte es vielleicht dabei ſein Bewenden haben können, wenn Sie mir den Sachverhalt dieſer unangenehmen Angelegenheit ohne Rückhalt mitgetheilt hätten; — Sie haben für gut befunden, dieß nicht zu thun, weßhalb ich mich veranlaßt ſehen muß, meiner Oberſthofmeiſterin, Gräfin Sporbach, dieſen eigenthümlichen Fall mitzutheilen; bis dieſe ſich darüber ausgeſprochen haben wird, erſuche ich Sie, die Gräfin Eller allein den Dienſt bei mir verſehen zu laſſen."

Noch einen kleinen Augenblick blieb Fräulein von Saint-Aubin aufrechten Hauptes vor ihrer Gebieterin ſtehen, und erſt als dieſe ſich raſch von ihr ab gegen das Fenſter zu wandte, verließ ſie nach einer tiefen Verbeugung das Gemach.

Nicht ſo leicht nahm übrigens die kleine Gräfin dieſen für ihre Freundin ſo niederſchlagenden Ausgang; ja, als Viktorine das Kabinet verlaſſen hatte, zuckte ſie heftig zuſammen und machte eine Miene, als ob ſie ihr folgen wollte, doch beſann ſie ſich eines Andern, eilte auf die Prinzeſſin zu, ergriff ihre Hand, die ſie an ihre Lippen drückte, was übrigens jene nicht ohne Widerſtreben geſchehen ließ und nur lächelnd duldete, als ſie bemerkte, wie ſich das Auge der Gräfin mit Thränen füllte, und dieſelbe mit bebender Stimme ſagte: „O, Eure Hoheit ſind in der That zu hart verfahren mit meiner guten, lieben Viktorine; es muß in allem Dem ein großes Mißverſtändniß obwalten; ſie kann nichts gegen die Schicklichkeit oder gegen die Etikette begangen haben, gewiß nicht."

„Es ſcheint mir," ſagte die Prinzeſſin, indem ſie etwas pikirt ihre Hand zurückzog, „Fräulein von Saint-Aubin hat in allen Kreiſen große Eroberungen gemacht."

„Und mit Recht, Hoheit; ich liebe ſie mehr als eine Schweſter, — o, Sie ſollten es kennen, dieſes reiche Gemüth, dieſes edle Herz, das tiefe Gefühl, mit der ſie jede Sache zu veredeln weiß, mit dem ſie lebt, liebt und leidet."

„Ich kenne nur ihre kalte Außenſeite, — alſo dieß Marmorbild verſtände in der That zu lieben?"

„Ja, Hoheit, ſie liebt mich hingebend und aufopfernd; ob ſie ſonſt Jemand liebt, weiß ich nicht."

„Närriſches Kind," gab die Prinzeſſin nach einigem Nachdenken zur Antwort, während ſie nicht ohne Wohlwollen die erhitzten Wangen der kleinen Gräfin betrachtete, „glauben Sie denn, ein ſolch' verſchloſſenes Herz, wie das des Fräuleins von Saint-Aubin, gewährte Ihnen, der Freundin, einen Blick in ſeine Tiefen? — — Glauben Sie," fuhr ſie in härterem Tone fort, „was ich ihr gegenüber geſagt, weiß ich aus der beſten Quelle; es würde mir nie eingefallen ſein, ſie anzuklagen, wenn ich nicht vollkommen unterrichtet geweſen wäre; — — ah, ſehen Sie, Eliſe, ob Ihre treue Freundin aufrichtig gegen Sie geweſen iſt, — — hat ſie Ihnen etwas von jenem Beſuche geſagt?"

„Ja, ſie ſprach mit mir darüber, aber allerdings ohne die Nebenumſtände, welche jenen Beſuch in den Augen Eurer Hoheit zu einem Fehler gemacht; ſie erzählte mir von ihrem Jugendfreunde, den ſie ſeit lange nicht geſehen."

„Ah, ſie erzählte Ihnen doch davon, und wahrſcheinlich mit großer Wärme und Innigkeit?"

„Ich ſehe keinen Grund, dieſes zu leugnen, — Viktorine ſprach mit mir über dieſes Ereigniß bewegter, als ich ſie je geſehen."

„Und nannte ſie den Namen dieſes Jugendfreundes? Iſt er in einer Stellung, um Fräulein von Saint-Aubin eine Zukunft bieten zu können?"

„Seinen Namen nannte ſie nicht, und begreiflicher Weiſe forſchte ich auch nicht darnach; es freute mich, Viktorine, die meiſtens ſehr ernſt iſt, freundlich erregt zu ſehen; ſie erzählte mir im Allgemeinen von

dieſem Vorfall, und wir plauderten darüber, wie eben Mädchen in einem ſolchen Falle zu plaudern pflegen."

„Und bei dieſem Geplauder erfuhren Sie, daß Fräulein von Saint-Aubin ihren Jugendfreund liebt und von ihm wiedergeliebt wird?"

„Poſitiv erfuhr ich das durch keine Aeußerung; aber, um aufrichtig zu ſein, denke ich mir, es iſt ſo, wie Eure Hoheit geſagt, und das," fuhr ſie in einem bittenden Tone fort, „bitte ich flehend, werden Eure Hoheit der armen, guten Viktorine doch nicht für einen zu großen Fehler anrechnen?"

Die Prinzeſſin hatte ſich abermals dem Fenſter zugewandt und ſagte erſt nach einem längeren Stillſchweigen ungeduldig: „Sie vermengen die Thatſachen mit den Umſtänden, welche dieſe begleiten. Habe ich nicht mit großer Ruhe zu Fräulein von Saint-Aubin geſprochen? — War ich vielleicht heftig? — Gewiß nicht. Glauben Sie nicht, daß ich jedes Wort vorher überlegt, welches ich zu ihr ſprach? Auch wüßte ich keine Gründe, mehr hinter dieſer Sache zu ſuchen, als dieſelbe darſtellt; — welche Gründe ſollten mich auch bewegen? — keine — keine."

„Alſo darf ich vielleicht Viktorine ſagen, Eurer Hoheit Zorn habe ſich nach genauer Ueberlegung vermindert, Eure Hoheit würden nichts dagegen haben, ſie morgen wieder zu ſehen?"

„Nein, bei Gott, das ſollen Sie nicht ſagen, Gräfin Eller, das wäre offenbar Komödie geſpielt; — ich will dieſe mir ſehr unangenehme Angelegenheit in der That reiflich überlegen, und dann wollen wir ſehen, — Adieu, Gräfin, ich ſehe Sie ſpäter noch."

So verabſchiedet konnte die Gräfin nichts thun, als ſich nach einer tiefen Verbeugung zurückziehen, was ſie alsbald that, worauf ſie mit ſo ruhigem Gange, als es ihr möglich war, die Appartements der Prinzeſſin durchſchritt. Kaum aber hatte ſie die letzte Thüre derſelben hinter ſich und betrat den großen Saal, ſo flog ſie durch denſelben wie ein gejagtes Reh und eilte in das Zimmer ihrer Freundin, die am Fenſter ſaß und in die von der Abendſonne beleuchtete Landſchaft hinausblickte. Neben dem Fauteuil ihrer Freundin warf ſich die kleine Gräfin nieder, verbarg ihr Geſicht in deren Schooß und weinte laut und bitterlich.

Auch in Viktorinens Augen, die bisher ruhig und glanzvoll wie immer geſchaut, zeigten ſich jetzt ein paar ſchimmernde Thränen; ſie

Die Baroneſſe lächelte.

„Ich muß mich gegen deine Vorausſetzungen ernſtlich verwahren,“ ſagte Alfons lachend. „Ich verſichere Sie, Madame, ich begreife nicht, aus welchem Grunde Karl zu den ſonderbaren Vermuthungen über mich kommt, ich habe ihm wahrhaftig nie Anlaß dazu gegeben.“

„O, erinnern Sie ſich, Graf Alfons,“ entgegnete die Dame, „das Wahre an der Sache iſt, daß er ſich auf ſeiner einſamen Campagne am Comerſee gewaltig nach ſeinen Freunden und auch wohl ein wenig nach der unvergeßlichen Florentiner Saiſon geſehnt.“

„Aber, Pauline, du mußt nicht aus der Schule ſprechen!“

„Und ich,“ ſagte Alfons, „bin der gnädigen Frau ſehr verbunden, daß ſie Parthei für uns nimmt. Der Baron iſt ein entſetzlicher Sittenprediger geworden.“

„Für mich iſt das Wahre an der Sache,“ ſagte der Baron luſtig, „daß ich außerordentlich erfreut bin, Euch endlich hier zu haben. Wie wollen wir von alten Zeiten ſprechen! in meinem kleinen Hauſe vor der Stadt die damalige Geſellſchaft durchhecheln, kurz uns amuſiren, ſo gut es geht! — Aber Alfred, du biſt entſetzlich ernſt geworden, eigentlich ſollte ich ſagen, nicht munterer; denn ich erinnere mich ganz wohl, du warſt damals gerade ſo, als du uns in Brüſſel in den Wagen hobſt. Erinnerſt du dich noch, Pauline?“

„O ja!“ lachte die ſchöne Frau, „es war meine erſte, meine glücklichſte Reiſe. Doch kommen Sie her zu mir, Alfred,“ ſagte ſie, plötzlich ernſt werdend, „ſetzen Sie ſich hier neben mich, Sie müſſen mir erzählen, wie es Ihnen in den letzten zehn Jahren ergangen.“

„Recht gern!“ ſagte Alfred mit freundlichem Blick in Ton und Stimme, „und es wird mich unendlich glücklich machen,

beugte ſich langſam herab und drückte ihre Lippen feſt und innig auf das blonde Haar ihrer Freundin, dann hob ſie ihr ſanft das Haupt empor und ſagte: „Meine gute Eliſe, es iſt ja gerade, als hätten wir die Rollen getauſcht, und als ſeieſt Du ausgeſcholten worden und nicht ich.“

„O wäre ich's, der man dieſe harten Worte geſagt,“ erwiederte die Gräfin mit ſchluchzender Stimme, „ich hätte vielleicht mit weniger Schmerz geweint als jetzt; es hätte mich wahrſcheinlich auch betrübt, nur nicht ſo tief und anhaltend, wie Dich; morgen hätte ich vielleicht über die ganze Geſchichte gelacht und ſogar der Oberhofmeiſterin bewieſen, daß nicht immer etwas Unrechtes dabei ſein muß, wenn man einen Jugendfreund auch einmal nach neun Uhr Abends empfängt — im Sommer und auf dem Lande. Sie hätte meine Gründe einſehen müſſen, und in drei Tagen wäre die ganze Geſchichte vergeſſen geweſen, — aber Du wirſt nichts vergeſſen.“

„Nein, ich werde das nicht vergeſſen.“

„Siehſt Du, deßhalb habe ich vollkommen Grund, betrübt zu ſein, — gewiß, Du wirſt nicht vergeſſen, Du wirſt mit keinem milden und freundlichen Worte einlenken, Du wirſt es bis zum Aeußerſten treiben, und das ertrage ich nicht.“

„Was nennſt Du das Aeußerſte?“

„Eine Trennung von Dir, o, ich kenne Deinen unbeugſamen Charakter, Du wirſt es der Prinzeſſin unmöglich machen, daß ſie Dir ein freundliches, verſöhnendes Wort ſagt.“

„Und wozu ſollte das auch führen, da ſie mich meines Dienſtes entlaſſen hat?“

„Das iſt nicht der Fall,“ ſagte haſtig die kleine Gräfin, indem ſie ſich raſch aufrichtete, „das hat ſie nicht gethan; um Gotteswillen, Viktorine, ſo wirſt Du doch ihre Worte nicht aufgenommen haben, das wäre ja entſetzlich; ſie hat nur geſagt, ſie wünſche, daß Du ſo lange keinen Dienſt thäteſt, bis ſie mit der Oberſthofmeiſterin über dieſen Gegenſtand geſprochen.“

„Ganz recht, das waren ihre Worte,“ gab Fräulein von Saint-Aubin allerdings mit großer Ruhe zur Antwort, doch verriethen ihre bebenden Lippen den Sturm ihres Innern; „aber ſie hat das geſagt

in Folge eines Ereigniſſes, von dem ich wenig wegzuſtreiten vermag und will; ſie hat mich dieſes Ereigniſſes wegen nicht mehr für würdig gehalten, meinen Dienſt zu thun, und da dieſes Ereigniß feſtbeſtehen bleibt, ſo bleibt ſich auch meine Unwürdigkeit gleich."

„Sei nicht ſo hart, Viktorine, ſie und alle Welt wird das morgen mit andern Augen anſehen."

„Da kennſt Du die Welt ſchlecht," erwiederte Fräulein von Saint-Aubin in bitterem Tone, „ſie wird ſich freuen, daß ich mich endlich gezeigt, wie ich ſchon lange geweſen; Jeder wird ſich bemühen, einen Stein auf mich zu werfen, und die eklatanteſte Genugthuung, wenn eine ſolche nöthig wäre, würde mich nicht vor mitleidigem Achſelzucken ſchützen, und das ertrüge ich nicht."

„Es wird es auch Niemand wagen, man kennt Dich zu genau."

„Man wird es wagen, gerade weil man mich jetzt kennt, oder glaubſt Du, es könnte mir einfallen, jene Zuſammenkunft leugnen zu wollen, — jene Zuſammenkunft," ſetzte ſie mit aufwärts gerichtetem Blicke hinzu, „ſo würdig und unſchuldig vor dem Allwiſſenden, wie unwürdig und ſchuldig vor den Augen der Welt; — ſei es darum; Du weißt es am Beſten, wie ich von jeher dieſe Welt geachtet und geliebt."

„Und an mich denkſt Du gar nicht," ſagte die kleine Gräfin nach längerem Stillſchweigen, während ſie mit gefalteten Händen vor ihr ſtand und ſie mit ſchimmernden Augen anblickte, — „mich würdeſt Du ohne Bedenken allein hier zurücklaſſen, Deine arme, kleine Eliſe, die Deiner ſo nothwendig bedarf, und welche Dich ſo ſehr liebt." Sie wandte ſich nach dieſen Worten ab, ließ ſich aber ohne viel Widerſtreben von Viktorine, welche ihre beiden Hände ergriffen hatte, an ſich ziehen, und es that jetzt auch Viktorinen ſo innig wohl, ihrem zuſammengepreßten Herzen durch einen Strom wohlthätiger Thränen Luft zu machen.

Nach einer ſchönen Sage gibt es Thränen, deren Tropfen nicht auf den Boden rollen, ſondern welche von den Lüften gierig aufgezehrt werden, davon getragen oft in weite, weite Fernen, und von denen ein Atom, ein Hauch genügt, im Herzen eines Andern eine ſüße Luſt oder einen tiefen Schmerz zu erzeugen. Die Thränen, welche hier geweint

wurden, waren von dieſer ſo reinen und flüchtigen Art, und wir ſind überzeugt, daß dieſelben auf jene wunderbare Art wohl im Stande geweſen wären, in irgend Jemanden einen ſtechenden Schmerz zu erregen; doch wollte das Schickſal noch ſicherer gehen und bediente ſich, um dieſe Abſicht zu erreichen, eines körperlicheren Mittels in Geſtalt des Fräulein Miré, welche, wie wir leider geſtehen müſſen, nach ihrer Unterredung mit der Prinzeſſin die geheime Treppe zu ihrem Zimmer nicht vollſtändig emporgeſtiegen war, wenigſtens nicht ohne die allerlängſten Pauſen. In einer dieſer Pauſen nun, wo ſie, vielleicht zufällig horchend, ſtehen blieb, vernahm ſie die ganze Unterredung der Prinzeſſin mit ihren Damen, wobei ſie in ihrem Herzen begreiflicher Weiſe Partei für letztere nahm; konnte es doch jeder Dame im Schloſſe paſſiren, daß ſie in einem dringenden Falle auch nach neun Uhr noch genöthigt geweſen wäre, einen derartigen Beſuch bei ſich zu empfangen. So ſprach es in ihrem Innern für Fräulein von Saint-Aubin, wobei ihr übrigens die Handlungsweiſe Saleck's in einem zweideutigen Lichte erſchien, und ſie auch in der Rückſicht ihrer Gebieterin nicht vollſtändig Unrecht zu geben vermochte; — auch ihr erſchien dieſer Menſch jetzt räthſelhaft, unbegreiflich, denn was konnte ihn vermögen, ſo zu handeln? warum ſuchte er ſo leidenſchaftlich um eine Audienz bei der Prinzeſſin nach? wollte er durch dieſe auf Fräulein von Saint-Aubin wirken oder umgekehrt durch die Hofdame auf die Gebieterin?

In ihrem Zimmer angekommen ging die erſte Kammerfrau Ihrer Hoheit ziemlich aufgeregt hin und her und winkte ſelbſt ihrem Stubenmädchen, welche ihr eine Meldung machen wollte, haſtig, zurückzubleiben und ſie nicht in ihren Gedanken zu ſtören, doch mochte dieſe ihre Botſchaft für wichtig genug halten, eine ſolche Unterbrechung immerhin zu wagen, denn ſie ſtellte ſich der haſtig auf und ab Wandelnden in den Weg und hielt einen Brief empor mit den Worten: „Aus der Reſidenz".

Vielleicht traf in dieſem Augenblick der Ideengang des Fräulein Miré mit der Meldung zuſammen, denn ſie blieb ſtehen, griff haſtig nach dem Schreiben und, nachdem ſie die Aufſchrift geleſen und das Siegel betrachtet, trat ſie mit allen Zeichen höchſter Erregung an das Fenſter, riß den Umſchlag ab und hatte nicht ſobald den Inhalt des Schreibens durchflogen, als ihre Hand mit einem leichten Aufſchrei die Lehne eines

Stuhles ſuchte, wie um ſich daran zu halten, — ja dabei drückten die Mienen der erſten Kammerfrau eine ſolche Beſtürzung aus, daß die Ueberbringerin des Briefes, welche ſtaunend vor ihr ſtand, herbeieilte, um irgend eine, ihr bis jetzt ſelbſt noch unbekannte Hülfe zu leiſten, doch winkte Fräulein Miré ſo energiſch nach der Thüre zu, daß das Stubenmädchen haſtig aber nicht ohne leichtes Kopfſchütteln das Zimmer verließ.

Der Brief, den die erſte Kammerfrau der Prinzeſſin Helene erhalten, lautete folgendermaßen: „Verehrtes Fräulein! Mit dem beſten Danke, daß Sie, wie ich aus Ihren Zeilen erſah, meinen Empfohlenen freundlich bei ſich aufgenommen, beeile ich mich, Ihnen dieſelben zu erwiedern, muß aber, indem ich Ihre Frage, welche mir gewiſſermaßen die Piſtole auf die Bruſt ſetzt, kurz und bündig beantworte, ein paar nothwendige Worte anfügen, welche ich dringend bitte, ihrem Sinn und Inhalte nach nicht zu überſehen.

„Herr von Saleck, der Ueberbringer meiner Zeilen, iſt der Fürſt Georg von — — — —“

Dieß war die Stelle, bei welcher die Kammerfrau beinahe in Ohnmacht gefallen wäre, und welche ſie auch beim zweiten Durchleſen ſo verwirrt machte, daß ſie kaum im Stande war, der eben erhaltenen Aufforderung des Schloßhauptmanns ſogleich Folge zu leiſten, — ja ſie verlor ſich in Folgerungen und Kombinationen angenehmer und unangenehmer Art und mußte ſich erſt gewaltſam von dieſen Gedanken losreißen, um das wichtige Schreiben zu Ende zu leſen.

„Vertrauen um Vertrauen,“ hieß es darin, „eine Bedingung, die ich Ihnen gegenüber eigentlich nicht auszuſprechen brauchte, da es ja nicht das erſte Mal iſt, daß ich das Glück habe, irgend einen delikaten Gegenſtand mit Ihnen verhandeln zu dürfen, doch ſchadet eine ſolche Auffriſchung auch bei den gewiegteſten Geſchäftsleuten nie. Sie haben mich oft einen Verräther genannt, da ich Ihrer Anſicht nach mit allzufeſten Banden an jenem Lande hing, wo ich lange Jahre wirkte, ehe ich hieher kam, und es iſt wahr, ein Theil meines Herzens blieb dort zurück, mich immer noch auf's Innigſte mit Perſonen dort zuſammenhaltend, die mir über alle Beſchreibung theuer ſind. Dazu gehört vor allen Dingen der junge Fürſt, den Sie kennen gelernt, ein vortrefflicher, tüchtiger Mann im wahren Sinne dieſes vielſagenden Wortes. Er beſuchte

mich vor einigen Tagen und überraſchte mich eben ſo ſehr durch ſein Geſtändniß, er liebe Prinzeſſin Helene, als durch die Erzählung, auf welche Art und Weiſe er ihre Bekanntſchaft gemacht. Es war das in Italien, angeregt von der Glut des ſüdlichen Himmels, in gefährlicher Schwärmerei zweier gleichgeſinnter Seelen, wo ſich der Fürſt unter dem Namen eines Herrn von Saleck vorſtellen ließ, eine an ſich unſchuldige Täuſchung, welche aber die Prinzeſſin, wie wir ſie kennen, kaum verziehen haben würde, wenn ſie ihr ohne Vorbereitung mitgetheilt worden wäre, und ſich ohne eine ſolche Vorbereitung zu präſentiren, dazu ſchien mir der Fürſt Georg entſchloſſen. Dieſes aber zu verhindern und ihn zur Vorſicht zu zwingen, mußte ich zu dem allerdings gewagten Mittel greifen, den Charakter unſerer Prinzeſſin als etwas extravagant zu ſchildern, eigentlich doch nicht ſo ganz unwahr, wie Sie mir im Vertrauen zugeben werden, wenn wir bedenken, wie ſich die ſonſt ſo liebenswürdige und vortreffliche Dame ſeit ihrer Rückkehr aus Italien verändert hat. Doch gerade dieſe Aenderung, deren Grund nicht zu verkennen iſt, ließ mich für meinen geliebten Fürſten hoffen.

„Haben Sie nun die Güte, mein verehrtes Fräulein, und verhehlen Sie mir nicht, wenn ſich etwas Wichtiges dort zuträgt. Dabei ſuche ich eben nach einem plauſiblen Grund, um zu Ihnen nach Warneck zu kommen; vielleicht gelingt es mir, dazu einen Befehl zu erlangen, und in dieſem Falle wird nicht ermangeln ſobald als möglich bei Ihnen zu erſcheinen Ihr aufrichtig und treuergebener Werner.“

Fräulein Miré las dieſen Brief verſchiedene Male durch, ehe ſie ſich an ihren Schreibtiſch ſetzte, und auch dann noch legte ſie die eingetauchte Feder einigemale wieder hin und ſtützte ihr Haupt nachdenklich in die Hand, dann aber ſchrieb ſie: „Eure Hoheit werden es mir zu Gnaden halten, daß ich mir erlauben muß, Ihr Inkognito für einige Augenblicke zu vergeſſen, und werden Sie überzeugt ſein, daß dazu ein dringender Grund vorliegt. Dieſer Grund aber entſpringt einem Ereigniß, welches die Betreffenden in die größte Aufregung verſetzt hat, und welches darin beſteht, daß — Herr von Saleck, alſo Sie, gnädiger Herr, zu einer nicht ganz richtig gewählten Stunde bei einer der Damen Ihrer Hoheit der Prinzeſſin Helene einen auffallend langen Beſuch abſtatteten.

„Sollten Eure Hoheit geneigt sein, Ihrer ganz ergebensten Dienerin in Euer Hoheit eigenem Interesse hierüber eine Aufklärung zukommen zu lassen, so würde ich nicht ermangeln, dieselbe weiter befördernd mit allen Kräften und bestens, wie bisher immer geschehen, für Sie zu handeln. Klara Miré."

Daß diesem Schreiben noch das bei Damen unerläßliche Postskriptum angefügt wurde, wird man hier begreiflich finden, denn diese Nachschrift hieß: „Ich gebe Herrn von Saleck die heilige Versicherung, daß sein wirklicher Name vorderhand hier nur mir bekannt ist und als ein theures Geheimniß bewahrt bleiben wird."

Diesen Brief siegelte Fräulein Miré, überschrieb ihn an Herrn von Saleck auf Schloß Edelsheim und sandte ihn durch einen vertrauten Reitknecht der Prinzessin an seine Adresse.

X.

Es ist eigenthümlich, wie rasch sich das, was man eine Szene nennt, bei Hof zu verbreiten pflegt. In diesem Falle scheint es, als hätten die Wände nicht nur Ohren, sondern auch Zungen, als seien auch die Thüren im Stande, jedes gehörte Wort den Steinen des Korridors draußen wieder zu erzählen, und als hätten diese nichts Eiligeres zu thun, als für die Verbreitung im ganzen Schlosse durch alle Gänge, Trepp' auf und Trepp' ab eilfertig zu sorgen. Es ist das wie ein Dunst, wie ein Rauch, welcher sich vermittelst der kleinsten Spalte ausbreitet und schon nach wenigen Augenblicken in entfernten Räumen bemerklich werden kann. Liegt nun gar irgend eine Schwüle in der Luft, hat man ein heranziehendes Gewitter bemerkt, ist man solchergestalt, wie es heute hier der Fall war, schon gewissermaßen auf eine Szene vorbereitet, so werden Augen und Ohren schon vorher auf die unbegreiflichste Art angespannt, um die Windrichtung zu errathen, damit man zuvor schon berechnen kann, auf welches arme, stille und oft unschuldige Thal sich

dießmal das hohe, höchſte oder allerhöchſte Unwetter ausgießen wird. Wer längere Zeit bei Hofe lebt, mit Feinheit zu ſehen und zu hören verſteht, erlangt eine unbegreifliche Fertigkeit, ein armes Schlachtopfer, durch ein Wort, durch einen Wink zu erkennen und den Vertrauten durch eine kleine Nüance in der Behandlung deſſelben in vorſichtiger Weiſe kenntlich zu machen. Eine Ungnade bei Hofe kommt ſelten ganz plötzlich, es geht ein kühler Wind vorher, eine erwartungsvolle Stille wie vor jedem Gewitter, ja eine unbegreifliche, aber meiſtens ſehr richtige Ideenverbindung kennzeichnet das Betreffende und erlaubt es dem Klugen, dem Untergehenden vorſichtig aus dem Fahrwaſſer zu bleiben, um nicht das eigene Schiff beim Sinken des andern Bootes zu gefährden; denn wie ein ſo entſtandener Strudel auf dem Meere, ſo reißt eine Ungnade bei Hofe leicht noch Andere mit hinab, die es nicht ſchon früher verſtanden, ihren Kiel raſch bei Seite zu lenken.

Ein eigenes, vergnügliches Studium iſt es, auf dem Barometer, den ſo viele vom Gefolge des Fürſten im Geſichte tragen, zu entdecken, ob und wie man in der Gunſt der höheren Regionen ſteigt oder fällt; heute ſiehſt Du Dich noch auf der glänzenden Sonnenhöhe höchſter Gunſt, und nur die höher gehobene Naſe irgend eines erfahrenen Hofmannes zeigt Dir, wenn Du es verſtehſt, an, daß Dein Barometer ſchon um einen kleinen Strich gewichen iſt. Iſt dieſer Fall nicht nur eine augenblickliche Schwankung der Luft, ſo kann es Dir unausſprechlich Vergnügen gewähren, wie es auf all' den Geſichtern, denen Du Dich noch ebenſo vertrauungsvoll wie geſtern zuwendeſt, von freundſchaftlicher Wärme zu verletzendem Froſt hinabklettert: man reicht Dir keine Hand mehr, höchſtens noch die Spitzen eines Zeigefingers und dieſe aus ſo weiter Entfernung, daß Du ſie, auch wenn Du wollteſt, mit dem beſten Willen nicht zu erfaſſen vermagſt; man vergaß vollkommen der hübſchen Partie und der animirten Spiele, welche man geſtern mit Dir gemacht, und wenn man ſich doch noch daran erinnert, ſo geſchieht es mit zerſtreuten Mienen, unter dem Hin- und Herzucken ängſtlicher Blicke, ja mit einem gelinden Angſtſchweiße auf der Stirne, wenn irgend eine hohe Perſon zufällig herüberblickt. Gute Bekannte, die auf der Straße oder im Salon Dir nie begegneten, ohne mit einem freundlichen Worte ein paar Sekunden bei Dir ſtehen zu bleiben, eilen jetzt haſtig an Dir

vorüber, und was ſie allenfalls noch für Dich übrig haben, iſt ein eigenthümliches, freundlich ſein ſollendes Grüßen.

Glücklich der, dem das Fallen ſeines Hofbarometers und deſſen Folgen keinen größeren Kummer verurſachen, der ein doch noch mögliches Steigen deſſelben mit Ruhe erwarten kann, oder der ſogar bei einem gänzlichen Einfrieren ſeines Wetterglaſes die Inſchrift von Dantes Höllenthor noch nicht über den Eingang ſeiner Wohnung zu ſchreiben braucht.

Daß das Gerücht von der Ungnade der Prinzeſſin gegen ihre Hofdame auf's Allereiligſte ſeinen Weg durch das Schloß fand, konnte um ſo weniger auffallen, als der Herzog ſich durchaus nicht genirt hatte, das Terrain zur Aufnahme dieſes Gerüchtes ſo gut wie möglich vorzubereiten. Es war gut, daß die arme Viktorine heute nicht mehr gezwungen war, ſich öffentlich zu zeigen, man würde ſie ſonſt auf die gröbſte und auf die feinſte Art alle ihre glänzenden Eigenſchaften des Geiſtes und des Körpers haben entgelten laſſen, die ſie ſchon ſo oft zu Neid und Bewunderung hingeriſſen. Seine Hoheit der Fürſt, welcher ſich im Allgemeinen wenig um die kleinen Intriguen, Piquanterieen und Facheux in den Damengemächern des Schloſſes bekümmerte, ließ ſich doch im gegenwärtigen Augenblicke aus begreiflichen Gründen au fait halten, und erfuhr dann auch, wie alle übrigen Schloßbewohner, daß es eine kleine Szene gegeben habe zwiſchen ſeiner Tochter und der Hofdame, dem Fräulein von Saint-Aubin; ja da er ſelbſtverſtändlich gut bedient war, erfuhr er ſogar Details über dieſe unangenehme Geſchichte. Daß es ſich nämlich um den Beſuch eines jungen Mannes handle, und zwar um einen Beſuch an demſelben Abende und faſt zu derſelben Stunde, wo er ſelbſt durch einen ſolchen überraſcht und erfreut worden war; daß mit ſeinem Beſuch und jenem des Fräuleins von Saint-Aubin ein Zuſammenhang ſtattfinde, hielt er für außerordentlich begreiflich und zweifelte nicht im Geringſten, daß Fürſt Georg ſich ein vertrauliches Empfehlungsſchreiben an eine der Hofdamen ſeiner Tochter verſchafft, wodurch dann Fräulein von Saint-Aubin, die er überhaupt ihres ruhigen und höchſt angenehmen Charakters wegen ſchätzte, noch ganz beſonders in ſeiner Achtung ſtieg. Um ſo unangenehmer war es ihm denn auch, daß eine Szene ſtattgefunden, und er faßte den Entſchluß, ſeine Tochter

zu einem Spaziergange abzuholen, um während deſſelben etwas Näheres über dieſe Angelegenheit zu erfahren, doch kam ſein Kammerdiener, den er hinübergeſandt, mit der Antwort zurück, Ihre Hoheit die Prinzeſſin ſei vor Kurzem, begleitet von der Gräfin Eller„ in ihrer Pony-Equipage ausgefahren.

Dieß war denn auch wirklich der Fall, die Prinzeſſin hatte nach ihrer Hofdame geſandt, Kopfweh vorgeſchützt und nahm es höchſt gnädig auf, als ihr die kleine Gräfin anrieth, bei dem herrlichen Abend und der milden Luft eine Spazierfahrt zu machen. In kurzer Zeit ſtand der kleine Phaeton der Prinzeſſin, beſpannt mit allerliebſten Ponies, vortrefflich eingefahrenen und ganz vertrauten Thieren, bereit: die beiden Damen ſtiegen ein, und als die Prinzeſſin die Zügel ergriffen, ſagte ſie: „Weil ich Ihnen vorhin etwas hart und auch wohl eigenſinnig erſchienen bin, ſo will ich mich jetzt dafür ganz Ihrer Leitung unterwerfen, — beſtimmen Sie, wohin ich Sie führen ſoll."

„Eure Hoheit ſind zu liebenswürdig," gab die kleine Gräfin zur Antwort, „doch wage ich es nicht, dieſem Wunſche Folge zu leiſten."

„Sie ſollen aber; — glauben Sie mir, liebe Eliſe, es iſt oft ſo langweilig, immer über ſich und Andere beſtimmen zu müſſen, daß es ordentlich wohl thut, ſich auch einmal leiten zu laſſen, — alſo ich erwarte Ihre Befehle."

Da die Prinzeſſin die ungeduldigen Pferdchen ſcharf im Zügel hielt und in der That Miene machte, nicht ohne Anweiſung fortzufahren, ſo ſagte Gräfin Eller lächelnd: „Nun denn, ſo ſchlage ich den Lieblingsweg Euer Hoheit vor, am Flußufer hinauf durch Warneck auf der Straße gegen Edelsheim."

Während die Prinzeſſin auf dieſes Wort hin ihre kleinen, flinken Pferdchen raſch vorwärts ſchießen ließ, warf ſie einen Blick mit ganz eigenthümlichem Ausdrucke auf ihre Nachbarin, ohne übrigens längere Zeit ein Wort zu erwiedern. So eilten ſie über die uns bekannte Brücke hinweg an dem Gaſthof zur Roſe und Anker vorüber, dann quer über den Poſtplatz, und hatten in Kurzem die breite und ſchöne Straße nach Edelsheim erreicht, welche durch das Thal längs der Eiſenbahnlinie lief, und wohin außerdem, wie wir bereits wiſſen, nur der Fußweg über das alte Schloß führte.

„Mir iſt es durchaus nicht angenehm," ſagte die Prinzeſſin, indem ſie mit ihrer Peitſche auf den Eiſenbahndamm wies, daß mein kleines Edelsheim durch die Verbindung mit den Schienen aus ſeiner ſtillen und trauten Einſamkeit geriſſen wird, wobei wir noch obendrein die Bäume eines ſo friedlichen Waldthales opfern mußten. Wenn ich auch dieſe Sache gerade nicht mit dem gleichen Widerwillen wie Papa betrachte, ſo verdrießt es mich doch, daß nun den Blicken ſo vieler Tauſende neugieriger Reiſender alle unſere landſchaftlichen Schönheiten aufgedeckt ſind, — ah," unterbrach ſie ſich nach einer Pauſe, während die Pferdchen in munterem Uebermuthe auf der Straße dahingaloppirten, „ich hätte nicht gedacht, daß die Arbeiten ſchon ſo weit vorgeſchritten wären: dort ſteht die große Brücke vollendet da, und wenn ich nicht irre, dampft dort vor uns durch den Thaleinſchnitt ſchon eine Lokomotive heran. Horchen Sie, Eliſe, wie das ſchon von weitem herſchnaubt und brauſt, — wahrhaftig, der Frieden unſerer ſchönen Thäler iſt dahin."

Aber nicht nur die Prinzeſſin und ihre Hofdame hörten es heranſchnauben, brauſend und keuchend, und ſahen das formloſe Ungeheuer mit der grauen Rauchfahne ſo hochmüthig daherziehen, auch die Ponies bemerkten etwas von einem ihnen bis jetzt unbekannten, gefährlich ſcheinenden Gegenſtande, denn ſie ſchüttelten heftig ihre Köpfe, ſchnaubten und brauſten ebenfalls, und die kleinen Hände der Prinzeſſin mußten ſich ſichtlich anſtrengen, um ihren Lauf zu mäßigen.

„Den Pferden ſcheint der Anblick nicht angenehm zu ſein, Hoheit," meinte beſorgt die kleine Gräfin, „wäre es nicht beſſer, wenn Eure Hoheit umkehrten?"

„Ich glaube kaum, daß das nöthig iſt," erwiederte die Prinzeſſin, „die Ponies ſind ſo folgſam und vertraut; wenn ſie auch ein paar Sprünge machen, ſo wird mich das nicht erſchrecken und Sie hoffentlich auch nicht, Eliſe?"

„Ich habe nur an Eure Hoheit gedacht," ſagte dieſe, doch war ſie etwas blaß geworden und preßte ihre Lippen ſcharf aufeinander.

Die muthige Wagenlenkerin hatte übrigens ihre Peitſche neben ſich in den Peitſchenſtiefel geſteckt und die Zügel mit beiden Händen ergriffen; denn ſo ruhig die beiden Thiere gewöhnlich auch waren, ſo machten

Ihrem fühlenden Herzen von meinen kleinen Erlebniſſen mittheilen zu können.“

„Nur nicht ſentimental, Alfred!“ rief der Baron lachend, „wirf' die Vergangenheit hinter Dich, ſchau' der Zukunft froh und heiter entgegen. — — Mamma,“ fuhr er fort, indem er durch's Fenſter blickte, „dort kommen die Kinder; dürfen Sie einen Augenblick herein?“

„Allerdings!“ entgegnete die Baronin mit außerordentlich altkluger Miene; „wir müſſen ſie doch unſern Gäſten vorſtellen!“

Einen Augenblick darauf öffnete der Baron die Thüre und drei allerliebſte kleine Weſen kamen in verſchiedenen Gangarten in's Zimmer. Das Aelteſte, ein Mädchen, gieng mit zierlichen Schritten auf den Papa los, gab ihm einen Kuß und den beiden Freunden die Hand, worauf es ſich zur Mutter an den Sopha begab. Das Zweite, ein Knabe, der während des Eintretens im Begriff war, eine ſehr laute Rede zu halten, verſtummte plötzlich beim Anblick der Fremden und flüchtete ſich ſchüchtern an die Hand des Papa's. Das Kleinſte, ebenfalls ein Knabe, wankte mit ſehr unſicheren Schritten durch das Zimmer und eilte, ohne ſich um Jemand zu bekümmern, nach einer Ecke deſſelben, wo der Spazierſtock des Vaters lehnte, ſein willkommenſtes Spielzeug.

Jetzt war die Familie beiſammen, der Baron ſtrahlte als Vater und die Baronin war nicht unempfänglich für die anerkennenden Worte, die ihren wirklich allerliebſten Kindern von den beiden Freunden geſpendet wurden.

Doch jeder der beiden Freunde benahm ſich auf andere Art: Alfred zog die Kinder an ſich mit einer unendlichen Liebe, einer rührenden Herzlichkeit, wie ein Glück, das man gern mit Anderen genießt und theilt, um das man ſie aber nicht beneidet, weil man weiß, daß man ſelbſt darauf verzichtet, das Gleiche zu erringen. Der Graf dagegen ſah die Kinder freundlich und gütig

ſie doch, als die Lokomotive nun näher und näher heranbrauste, ganz auffallende Sprünge und Bewegungen; jetzt ſuchten ſie vorwärts zu ſchießen und drängten gleich darauf nach dem hier ſehr tiefen Straßengraben. Die Gräfin hatte ſich ſchon lange krampfhaft an ihren Sitz angeklammert, und als ſich die kleinen Pferde immer toller geberdeten, ja kaum mehr zu halten waren, maß auch die Prinzeſſin mit beſorgtem Blicke die kurze Strecke, welche ſie noch von der heranſtürmenden Lokomotive trennte, als dieſe ihren Lauf plötzlich verminderte und ſo raſch als möglich hielt. Im gleichen Augenblicke ſprang Jemand von der Maſchine herab, eilte über den Eiſenbahndamm auf die Landſtraße und näherte ſich ſchnellſtens der kleinen Equipage mit den beiden Damen, von denen die eine ſehr blaß, die andere ſehr roth und erhitzt ausſah vor Anſtrengung, die immer toller werdenden Pferdchen im Zügel zu halten. Wer weiß auch, was im nächſten Augenblicke geſchehen wäre, denn die Ponies legten eine entſchiedene Neigung an den Tag, vermittelſt einer Flucht durch den Straßengraben dem allerdings nun ruhig daſtehenden, aber immer noch Rauch auswerfenden Ungeheuer zu entgehen, wenn nicht ein paar kräftige Hände die Köpfe der Pferde erfaßt und gewaltig feſtgehalten hätten.

Es war dieß unſer Freund, der Oberingenieur Ramberg, welcher die Noth der beiden Damen geſehen und ihnen ſo ganz zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen war. Er ſuchte zuerſt die Thiere zu beſänftigen, indem er freundliche Worte zu ihnen ſprach, ſich dicht vor ſie hinſtellte und ihnen dabei auf die ſchlanken Hälſe klopfte, dann führte er ſie ruhig einige Schritte vorwärts, um ſie hierauf wieder halten zu laſſen, und erſt als dieſes Manöver ein paar Mal wiederholt und die Thiere dadurch augenſcheinlich ruhiger geworden waren, trat er neben den kleinen Wagen, nahm ſeinen Hut ab und empfing den herzlichen Dank der Prinzeſſin.

„Es ſind das ſonſt ſo vertraute Thiere," ſagte dieſe, „und ich hatte keine Ahnung davon, daß auf der allerdings ſchon fertigen Bahn bereits heute Probefahrten abgehalten würden," worauf die kleine Gräfin hinzuſetzte: „es hätte gewiß ein Unglück gegeben, wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie uns ausgeholfen."

„Das wäre in allen Fällen die Schuldigkeit jedes Mannes geweſen,

in dieſem fühlte ich mich aber noch beſonders dazu verpflichtet, da ich dieſe Probefahrt leitete und das in Warned eigentlich hätte bekannt machen ſollen, um zu beſonderer Vorſicht mit den Pferden aufzufordern, — ich habe alſo ſehr um Entſchuldigung zu bitten!"

Der junge Mann ſagte das mit ſo gewinnenden Mienen, hatte überhaupt in ſeinem Weſen etwas ſo durchaus Anſtändiges, ja Einnehmendes, daß die Prinzeſſin gegen ihre ſonſtige Gewohnheit außerordentlich freundlich, ja mit der Idee eines leichten Lächelns zur Antwort gab: „es wäre das doch zu viel verlangt, wenn man bei Eröffnung einer Eiſenbahn auch in dieſem Falle zur Vorſicht ermahnen ſollte, ich hätte mich erkundigen ſollen und danke Ihnen nochmals für den großen Dienſt, den Sie uns geleiſtet; — darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Ingenieur Ramberg," erwiederte dieſer und ſetzte hinzu, „welcher ſich glücklich ſchätzen würde, wenn die Damen ihm erlaubten, ſie eine kleine Strecke zu begleiten, um zu ſehen, ob die allerliebſten Thiere noch Zeichen von Unruhe geben, wenn man ſie langſam an der Lokomotive vorbeiführt." Verbindlich ſich verneigend fuhr er fort: „es gäbe keine günſtigere Gelegenheit, um den Pferden vielleicht ein für allemal ihre Angſt vor meinem rauchenden Ungethüm zu benehmen."

„Da ich mir vorgenommen hatte noch weiter zu fahren," gab die Prinzeſſin zur Antwort, „ſo werde ich Ihnen ſogar dankbar ſein, wenn Sie mich eine Strecke begleiten."

Der Oberingenieur trat auf die Seite, die Pferde zogen an, und er ging neben her. Allerdings drängten die Ponies noch in die Zügel, wandten auch ihre Köpfe ängſtlich nach dem Bahndamme zu, betrugen ſich aber im Allgemeinen ſogar ſehr manierlich, als ſich die Lokomotive auf ein Zeichen des jungen Mannes, nach zuvor eingeholter Erlaubniß bei den Damen, langſam wieder in Bewegung ſetzte.

„Es ſind das in der That liebenswürdige, gute Thiere," ſagte Ramberg, während er dem Sattelpferd auf das glänzende Kreuz klopfte, „ich glaube, man hat es jetzt mit ihnen gewonnen, und ſie werden ſich bei einer zweiten Begegnung mit einer Lokomotive ſehr vernünftig aufführen."

„Weßhalb wir Ihre gewiß ſehr koſtbare Zeit nicht länger in Anſpruch nehmen wollen," ſagte die Prinzeſſin, „ich möchte noch bis zu

der Waldung dort vor uns fahren und dann nach Warneck zurückkehren; — nochmals meinen beſten Dank."

Ramberg trat auf das hin einen Schritt zur Seite, grüßte die Damen ſehr ehrfurchtsvoll mit abgezogenem Hute und ſah ihnen lange nach, während die Pferdchen munter laufend dahin eilten.

Er hatte die Prinzeſſin, der er, wie wir wiſſen, vor einigen Tagen bei Warneck begegnet war, mit ſeinem ſcharfen Auge ſchon von der Lokomotive aus erkannt, und die Hoffnung, Fräulein von Saint-Aubin ſei in ihrer Begleitung, hatte ihn, wie er ſich ſchon geſtehen mußte, zu raſcherem Laufe angefeuert. — — „Hätte ich nicht," ſagte er, ärgerlich mit dem Fuße ſtampfend, „das Glück haben können, auch ihr dieſen kleinen Dienſt zu erweiſen? — — ah, in dem Falle hätte ſie mich anſehen, ja ſogar freundlich grüßen müſſen, wenn es ihr auch vielleicht ſchwer gefallen wäre; — wenigſtens von ihr gänzlich unbemerkt, wie vor einigen Tagen, hätte ich heute nicht bleiben können." — Langſam und in tiefen Gedanken dem Wagen folgend, ſprach er nach einigen Minuten zu ſich ſelber: „Es gibt doch nichts Räthſelhafteres, als das Herz eines Weibes; — wie ſchien ſie damals erfreut, mich wiederzuſehen, wie freundlich, wie herzlich blickte ſie mich an, wie warm war der Ton ihrer Stimme, — wie ſehr zum Herzen gehend Alles, was ſie mir ſagte, — — natürlich, es ſchauten ihr nur die ſtummen Wände zu, es hörte uns Niemand, — wenn ich das bedenke, ſo kann ich mir am Ende noch Glück wünſchen, daß ſie mir heute nicht begegnet iſt, um vielleicht mit gnädigem Kopfnicken dem Unbekannten, — Unbedeutenden zu danken."

Während er ſich ſo mit dem gehabten Abenteuer beſchäftigte, ſprachen auch ihrerſeits die beiden Damen darüber, und wir müſſen ſchon geſtehen, in wohlwollenderen und freundlicheren Ausdrücken. Der junge Mann in ſeiner, wenn gleich unbefangenen, doch dabei gewählten Art ſich zu benehmen, hatte auf Beide einen ſehr günſtigen Eindruck gemacht, ſo daß ſich ſogar die kleine Gräfin nach überſtandener Angſt zu der Bemerkung hinreißen ließ, es ſei ihr gerade geweſen wie in jener alten Zeit, von der man in Büchern leſe, wo ſich zwei Damen, von ihrem Gefolge verlaſſen, in Gefahr befunden, um von einem eben ſo tapferen als galanten und hübſchen Ritter befreit zu werden.

Die Prinzeſſin lachte darüber und gab im Weiterfahren nach einigen Augenblicken ſcherzend zur Antwort: „Wer weiß, Eliſe, ob ich hier nicht einem abgekarteten Spiele auf die Spur komme; — Sie haben den Weg nach Edelsheim vorgeſchlagen, davon war der unbekannte Ritter unterrichtet, und er brachte uns durch ſeine Lokomotive abſichtlich in Gefahr, um uns nachher auf ſo chevalereske Art retten zu können.“

„Gott ſoll mich vor einem ſolchen Spiele bewahren,“ erwiederte die Gräfin, wobei es komiſch ausſah, daß ſie ſich bemühte, Ernſt, ja Schrecken auf ihrem Geſichte zu zeigen, — „das könnte gefährlich werden, Hoheit, — denken Sie nur, was ich dabei rislirte; ſolche Ritter verwandeln ſich gerne in Troubadours, die nächtlicher Weile vor den Fenſtern ihrer Schönen zu ſingen pflegen und dabei demüthig um einige Wörtchen Unterhaltung flehen, — — und wenn ſo etwas die Gräfin Sporbach erführe,“ ſetzte ſie mit einem lauernden Blicke auf die Prinzeſſin hinzu.

„Eliſe — Eliſe,“ ſprach dieſe warnend, „ich hätte nicht gedacht, daß Sie ſo boshaft ſein könnten.“

„O Hoheit, ich bin gewiß nicht boshaft, aber ich kann nun einmal des Gedankens an meine arme, gute Viktorine nicht los werden; wer weiß, ob es nicht auch ſolch' ein fahrender Ritter war, der ſie irgendwo gerettet, und dem ſie aus reinſtem Dankgefühl eine Unterredung nicht abſchlagen mochte.“

„Laſſen wir jetzt das,“ verſetzte die Prinzeſſin in etwas ernſtem Tone, — „ſchauen Sie lieber um ſich, wie prachtvoll die Abendſonne Berg und Thal vergoldet; es iſt doch reizend hier in der Umgebung von Warneck, man kann weit reiſen, um eine ſo ſchöne Abwechslung, um einen ſo prächtigen Baumſchlag und ſo anmuthig geſchwungene Berglinien zu finden, — ſehen Sie, hier beginnt der Wald, wovon wir einen Theil opfern mußten, und wodurch Papa die ganze Bahnlinie ſo verhaßt iſt, — mir thut es in der That leid, daß auch unſer ſo angenehmer Erretter darunter büßen muß; Papa wird ſich ſchwerlich entſchließen, der Einweihung jener Brücke, deren Bau, wie ich ſehe, nun ganz beendigt iſt, und wodurch ſich an der Grenze unſeres Landes die beiden großen Bahnlinien zuſammenſchließen, morgen anzuwohnen.“

„Wie ſchade," gab die kleine Gräfin lächelnd zur Antwort, „welch' ſchöne Gelegenheit wäre das geweſen, unſern liebenswürdigen Kavalier wiederzuſehen."

„Wen haben wir denn da vor uns?" frug die Prinzeſſin ſtatt aller Antwort, wobei ſie ihre Pferdchen raſcher antrieb.

Um aber dieſe Frage beantworten zu können, müſſen wir in unſerer Geſchichte um eine gute Stunde, und zwar bis zu jenem Augenblick zurückgehen, wo der Reitknecht mit dem Schreiben des Fräuleins Miré vom Schloſſe wegritt. Er hatte das Schreiben betrachtet, und da er das Siegel der Prinzeſſin nicht darauf fand, ſo beſchloß er, die erhaltene Weiſung, raſch zu reiten, nicht zu befolgen, ſondern an dem heißen Tage in gemüthlicher Langſamkeit ſeines Weges zu traben. Dazu kam noch, daß er, durch Warneck reitend, einige ſeiner Kollegen vor einem Bierhauſe ſitzend fand und der Verführung, hier ebenfalls einen kühlen Trunk zu thun, unmöglich widerſtehen konnte. Auch nahm er an der Unterhaltung eine gute halbe Stunde Theil und ritt alsdann erſt behaglich ſeines Weges. Vielleicht war er auch mit wichtigen Gedanken beſchäftigt, die ihm nicht erlaubten, an irgend einer Biegung des Weges rückwärts zu ſchauen, und ſo kam es denn, daß er dieß zum erſten Male that, als er plötzlich hinter ſich das Raſſeln eines Wagens vernahm, und es nun zu ſpät war, durch raſcheres Reiten den flinken Ponies der Prinzeſſin zu entgehen, ja er that das Geſcheidteſte, was er in ſeiner Lage thun konnte, er wandte den Kopf ſeines Pferdes gegen die kleine Equipage, um mit abgezogenem Hute zu warten, bis dieſe vorbei wäre.

Aber die Prinzeſſin hielt ebenfalls an, wobei ſie frug: „Wohin reiten Sie?"

„Nach Edelsheim, Euer Hoheit unterthänigſt zu melden."

„Wer ſchickt Sie dorthin?"

„Fräulein Miré."

„Mit mündlichem Auftrage?"

„Nein, Hoheit, mit einem Briefe." Zu gleicher Zeit hatte er auch das Schreiben hervorgezogen, um es, ſich verbeugend, der Prinzeſſin zu überreichen.

Dieſe hatte nicht ſobald die Adreſſe des Malers Saleck geleſen, als

ſie ihre Lippen zuſammenbiß, ein paar Augenblicke nachdachte, und dann den Brief mit der Spitze ihrer Reitpeitſche gleichgültig zurückweiſend, ſagte: „Es iſt gut, beſorgen Sie Ihren Auftrag. Da ich aber ebenfalls nach Edelsheim will, ſo können Sie bei meinem Wagen bleiben, — die Pferde ſind etwas unruhig, da ſie zum erſten Male eine Lokomotive geſehen haben.“

Der Reitknecht hielt ſich auf dieſen Befehl etwas rückwärts von dem kleinen Wagen, der nun raſch wieder fortrollte, in kurzer Zeit links abbiegend, wo es durch den dichten Wald nach Edelsheim hinauf ging.

Die Prinzeſſin war plötzlich ſo ernſt und ſchweigſam geworden, daß es ihrer Hofdame auffallen mußte, und umſonſt verſuchte dieſe es, wieder ein Geſpräch in Gang zu bringen. Aber auf Alles, was ſie ſagte, gab jene nur die kürzeſten Antworten oder begnügte ſich mit einem einfachen Kopfnicken. Hätte Gräfin Eller übrigens in das Innere der Nachbarin zu blicken vermocht, ſo würde ſie dieſe Umwandlung vollkommen begreiflich gefunden haben. — — — —

Was konnte die Miré, welche ja von dem Vorgefallenen durch ihre Gebieterin unterrichtet worden war, nach dieſer vertraulichen Mittheilung an Saleck zu ſchreiben haben? — — — Jedenfalls ging hier etwas vor ſich, was ihr, der Prinzeſſin verſchwiegen bleiben ſollte, ihr alſo verdächtig, wenigſtens räthſelhaft erſcheinen mußte. Es hatte anfänglich kaum in der Abſicht derſelben gelegen, bis nach Edelsheim hinauszufahren, und wenn ſie auch in der erſten Aufwallung den Gedanken gefaßt, ſo war ſie von ſich ſelber überzeugt, daß ihr unterwegs andere kommen würden, jetzt aber war ſie entſchloſſen, Edelsheim zu betreten, ihn zu ſehen, ihn zu ſprechen, nachdem er in ihrem Beiſein jenen Brief in Empfang genommen.

Nahe bei dem kleinen Parke, der nun dicht vor ihnen lag, hielt ſie ihre Pferde an, ſtieg mit ihrer Begleiterin aus und befahl dem Reitknechte, der ebenfalls abgeſtiegen war, ihre Equipage an das Schlößchen zu führen und ſie dann im Parke aufzuſuchen.

Die Prinzeſſin fühlte mit Schrecken, wie bang und heftig ihr das Herz klopfte, als ſie nun unter den tiefen Schatten der hohen Bäume trat und auf's Gerathewohl einen der geſchlungenen Wege betrat, der aber zu einem ihrer Lieblingsplätze führte. Es war das eine beſonders

hochgelegene Stelle, wo man auf einer Seite durch Entfernung der Bäume eine entzückende Fernsicht in ein reizendes Seitenthal geschaffen.

Als sich die beiden Damen diesem Orte näherten, sagte die Gräfin Eller, fast unwillkürlich stehen bleibend: „Dort ist Gesellschaft."

Die Prinzessin hatte bei diesen Worten nicht nöthig die Ueberraschte zu spielen, denn ihre innere Aufregung, welche sie schwer und mühsam athmen ließ, zeigte sich deutlich auf ihren sonst so ruhigen Zügen. „Es werden Fremde sein, denen man erlaubt den Park zu sehen; — kommen Sie, sie werden hoffentlich so bescheiden sein weiter zu gehen, wenn sie uns kommen sehen."

„Einen jener Herren kenne ich," sagte die Gräfin, nachdem sie sich einige Schritte genähert, „wenn ich nicht irre, zeichnet er wahrscheinlich jene Ansicht, welche Eure Hoheit ihm befohlen."

— — — — „Desto besser, wenn wir einen Bekannten finden; — — — — wer mögen die beiden Anderen sein?"

Diese beiden Anderen, von denen die Prinzessin einen ganz genau erkannte, waren so in das Lesen von Briefschaften vertieft, daß sie die, wenngleich leisen, doch immerhin hörbaren Schritte der beiden Damen nicht zu bemerken schienen. Wilden dagegen blickte jetzt von seinem Papier in die Höhe, und da sein scharfes Auge sogleich die Herrin von Edelsheim erkannte, so sprang er rasch empor und riß die beiden Anderen aus ihrer Beschäftigung, indem er ihnen halblaut zurief: „Ihre Hoheit, die Prinzessin Helene."

Im nächsten Augenblicke stand diese mit ihrer Begleiterin am Eingange zu dem kleinen, freien Platze und beantwortete die tiefen Verbeugungen der drei Herren mit einem leichten Kopfnicken. Gräfin Eller war erstaunt, als sie die Prinzessin, die ja sonst so gewandt verstand, unter allen Verhältnissen ein Gespräch anzuknüpfen, fast wie befangen, ja fast wie verlegen sah, weßhalb sie nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Zeichnung aus den Händen Wildens zu nehmen, um sie der Prinzessin zu zeigen, wobei sie dem Maler hastig zuflüsterte: „Bitten Sie doch, Ihre beiden Freunde vorstellen zu dürfen."

Der erste Moment peinlicher, ja aufregender Ueberraschung ging durch diesen guten Rath denn auch rasch vorüber: Wilden, der nicht ohne Gewandtheit war, näherte sich seiner Gönnerin, der Prinzessin,

mit der ehrfurchtsvollen Bitte, die beiden Herren vorstellen zu dürfen. Da Ihre Hoheit hierauf weder ja noch nein sagte, so geschah denn auch diese Vorstellung, indem Wilden so taktvoll war, den Herrn von Felsing als Freund des Malers Saleck, der Ihrer Hoheit ohnedieß bekannt sein werde, zu präsentiren.

Felsing hatte an dem Blicke des Fürsten sogleich bemerkt, wer die Dame sei, auch ehe er noch derselben vorgestellt wurde, und als gewandtem Geschäftsmann mußte ihm Alles daran liegen, mit Wilden, und wo möglich auch mit der Hofdame der Prinzessin vom Schauplatze zu verschwinden. Was die Letztere betraf, so war dieß übrigens nicht so ganz leicht zu arrangiren, doch wählte er das beste Mittel, das er wohl konnte, nachdem er auch der Gräfin Eller vorgestellt war, die Zeichnung Wildens nämlich, welche dieser der Prinzessin zeigte, die aber nur einen leeren Blick dafür zu haben schien, da ihre Gedanken offenbar ganz anderswo beschäftigt waren. Um so mehr freute sich die kleine Gräfin über die in der That schöne Zeichnung, wobei denn Herr von Felsing so klug war, dem Maler zu sagen: „Die Aussicht, die Sie hier gewählt, ist allerdings prachtvoll, aber wollen Sie nicht so freundlich sein, der gnädigen Gräfin meine Ansicht vorzutragen, die auch Saleck theilte?"

„Die beiden Herren waren nämlich der Ansicht," sagte der Landschaftsmaler, „ich hätte statt des Standpunktes hier einen andern, etwas mehr dort drüben wählen sollen, wobei nämlich auf der rechten Seite die spitzen Dächer des Schlößchens zwischen den Bäumen hervorgetreten wären und so die Ansicht besser eingerahmt hätten."

„Wenn sich vielleicht die gnädige Gräfin davon überzeugen will," sagte Felsing, „so kostet es ja nur ein paar Schritte."

„Ich bitte darum," sagte auch Wilden, „doch muß ich bemerken, daß es mir hauptsächlich um den vollständigen Blick in das kleine, reizende Seitenthal vor uns zu thun war."

Die kleine Gräfin blickte auf ihre Herrin, und als diese ihr mit einem etwas erkünstelten Lächeln sagte: „So thun Sie Wilden den Gefallen und machen Sie die Schiedsrichterin," entfernte sie sich mit den beiden Herren.

Saleck stand der Prinzessin mit leuchtenden Blicken gegenüber, doch fühlte er sich etwas ängstlich bewegt, da er auf dem Gesichte der Fürstin,

namentlich aber in ihren Augen einen Ausdruck des Ernſtes, ja der Härte bemerkte.

„Darf ich mir erlauben," ſagte der Fürſt nach einem faſt minutenlangen Stillſchweigen, „Ihnen meinen verbindlichſten Dank auszuſprechen für dieſes wunderbare Aſyl, welches mir Eure Hoheit gewährt, und um deſſen Schutz ich dringend noch für einige Tage bitten möchte."

„Sie geniren ſich durchaus nicht in Ihren Bitten," gab die Prinzeſſin mit einem ſo kalten Tone zur Antwort, daß es ihn unwillkürlich froſtig überrieſelte, „ich erinnere mich, daß Herr von Saleck vor einigen Tagen um die Vergünſtigung bat, mir zwei Worte ſagen zu dürfen, aus welcher Bitte endlich das Geſuch wurde, Ihnen eine Freiſtätte zu geben, was ich bewilligte." —

„Und damit eine Gunſt gewährten," rief er mit inniger Bewegung aus, „die mich unendlich glücklich gemacht, und die Sie gewiß an keinen Unwürdigen verſchwendet."

„Ah, Herr von Saleck," gab ſie mit einem faſt höhniſchen Lächeln zur Antwort, „iſt Ihnen in Ihrem Leben Jemand vorgekommen, welcher die Beſcheidenheit oder Selbſtkenntniß ſo weit getrieben, ſich ſelbſt einen Unwürdigen zu nennen? — — — man muß eine ſolche Benennung Anderen überlaſſen."

„Um Gotteswillen, Eure Hoheit," erwiederte er im Tone offenbaren Erſchreckens, „Sie wenden doch dieſes Wort nicht auf mich an?"

„Wie ſollte ich das," antwortete ſie mit großem Stolze, faſt mit hochmüthiger Härte; „ich wüßte nicht, wie es mir geſchehen könnte, Ihnen, einem mir gänzlich Fremden überhaupt eine Benennung beizulegen; — — — — vergeſſen Sie nicht, daß ich einem demüthig Bittenden freundlich den Aufenthalt hier geſtattet, und daß ich dieſe Erlaubniß auch heute noch nicht zurücknehmen will."

„Ich verſtehe Eure Hoheit nicht," betheuerte er mit großer Aufregung, „aber mir klingt aus dieſen harten Worten etwas Räthſelhaftes, etwas Unheilvolles."

„Sie nennen das harte Worte? — Und wenn dem ſo wäre, welche Veranlaſſung hätte ich, andere gegen Sie zu gebrauchen? — — O, ich weiß, was Sie ſagen wollen," fuhr ſie heftiger fort, als er ſprechen wollte, „erinnern Sie mich nicht an eine Zeit, wo ich vielleicht

den richtigen Grundſatz vergaß; man kann im Benehmen gegen Fremde nie zu wähleriſch, nie zu vorſichtig ſein. — — — — Sie, Herr von Saleck, können es ſich zuſchreiben, wenn ich künftig nicht nur wähleriſch, nicht nur vorſichtig, ſondern ſogar rückſichtslos und hart ſein werde."

„Es gibt Beiſpiele," gab er mit ruhiger und leiſer Stimme zur Antwort, „daß ſich Eure Hoheit dieſer Eigenſchaften bedienen, wenn Sie dieſelben auch in Wahrheit nicht beſitzen."

„O, gewiß nicht," entgegnete ſie raſch mit einer entſchiedenen Handbewegung, „wie ich mich gebe, ſo bin ich auch, ich ſpiele nie eine doppelte und zweideutige Rolle — ich bin wahr, ich rede ohne Rückhalt; — erlauben Sie mir deßhalb zu ſagen, was ich über Sie denke."

„O, dafür wäre ich Ihnen zu unendlichem Danke verpflichtet." —

„Nun, ich denke, daß es wenigſtens unvorſichtig iſt, hier in unſerem kleinen, ländlichen Hofleben eine doppelte und zweideutige Rolle ſpielen zu wollen, die Ihnen auf einem größeren Terrain vielleicht beſſer gelingen könnte."

„Sie ſollten wiſſen, Prinzeſſin," rief er ſchmerzlich überraſcht, „und mich dennoch verdammen, da Sie meine Beweggründe kennen?"

„Ja, ich weiß Alles, obgleich ich Ihre Beweggründe nicht kenne, auch nicht gerade begierig bin, dieſelben zu erfahren."

„O, Sie kennen das Gefühl, welches mich hieher zog," rief er leidenſchaftlich aus, „und da Sie denn nun einmal die doppelte Rolle, die man mich zu ſpielen zwang, durchſchauten, ſo will ich Ihnen auch geſtehen, Prinzeſſin, daß ich, trotz alledem mit ſeliger Hoffnung hieherkommend, dieſen Ort mit zerriſſenem Herzen verlaſſen werde."

In den Augen der Prinzeſſin loderte es zornig auf, als ſie ihn ſo ohne allen Rückhalt ſprechen hörte, als ſie den Moment erſcheinen ſah, wo Herr von Saleck ihr ſeine Liebe für ihre Hofdame erklären würde; ſie wandte ſich raſch wie zum Fortgehen ab, als ſie in ziemlicher Entfernung hinter ſich den Reitknecht bemerkte, welchen ſie in den letzten Augenblicken der Aufregung beinahe vergeſſen hätte; — — — „man hat einen Auftrag an Sie, Herr von Saleck," ſagte ſie in einem ſo kalten Tone, als ihr möglich war, und ſetzte ſchärfer hinzu: „Sie korreſpondiren mit meinen Leuten," worauf ſie dem Lakaien winkte näher

an, wie etwas, was er ebenfalls haben würde, ſobald es ihm nur beliebte. Dabei blickte er in den Spiegel, fuhr mit der Hand durch das Haar und bemerkte mit Vergnügen, daß er ſich in den letzten zehn Jahren auffallend gut conſervirt habe.

In Genua nun verlebte der Baron mit ſeiner Familie und den beiden Freunden einige recht heitere und glückliche Tage.

Lukas hatte das Bild des Signor Dubelli noch am ſelben Tage vorgeſtellt und das Erfahrene mitgetheilt. Doch ſo ſehr ſich der Baron Karl und Alfons bemühten, eine Spur von der Verſchwundenen aufzufinden, ſo waren doch alle Schritte, die ſie gethan, vergeblich, und ebenſowenig gelang es Lukas, trotzdem er die Hülfe der Polizei in Anſpruch nahm, den Aufenthalt des Gevatters zu entdecken, oder denſelben wieder zu ſehen. —

Es war gegen Ende Dezember, als ſie ſammt und ſonders die Stadt verließen und auf dem Ferdinando Primo nach Neapel abreisten.

---

zu treten, welcher ſich auch beeilte, ſeinen Brief in die Hände des jungen Mannes zu übergeben.

Während Saleck das Schreiben in Empfang nahm, wandte er ſich mit einem flehenden Ausdruck gegen die Prinzeſſin, indem er ſie nur noch um einen Augenblick bat, um ihr vielleicht ein Räthſel löſen zu können, „denn," ſetzte er leidenſchaftlich erregt hinzu, „die Handſchrift dieſes Briefes iſt mir gänzlich unbekannt."

Haſtig riß er nun den Umſchlag ab, durchflog den Inhalt des Schreibens, worauf er es, ohne große Ueberraſchung zu zeigen, der Prinzeſſin mit der in innigem Tone ausgeſprochenen Bitte darreichte, es durchſehen zu wollen und ihm darauf einige Worte der Aufklärung zu geſtatten. Ihn konnte der Inhalt jener Zeilen ja nicht befremden; was ihm allein auffiel, war die Anrede der Schreiberin; doch ſchien ihm auch dieſes erklärlich, da die Prinzeſſin, wie er aus ihren Worten entnehmen mußte, ebenfalls ſeine Doppelrolle zu kennen ſchien.

Nicht wenig befremdete es ihn deßhalb, auf dem Geſichte der hohen Dame, welches er aufmerkſam betrachtete, einen ſolchen Ausdruck der höchſten Ueberraſchung zu ſehen, welcher einen lauten Aufſchrei gerechtfertigt hätte; doch bemerkte er, wie die Prinzeſſin ihre Lippen feſt aufeinander preßte, und dabei eine erſchreckende Bläſſe ihre Züge überflog, ja, ihre Hand zitterte, obgleich faſt unmerklich, und als ſie gleich darauf ihre Lippen wieder öffnete, ſchien ſie jedes Wort, welches ſie las, tief aufathmend und in fliegender Haſt auszuſtoßen.

Endlich hatte ſie den Brief durchleſen, ließ ihre linke Hand, in der ſie ihn hielt, langſam herabſinken und erhob die rechte, um damit ihre Augen zu bedecken.

„Und nun geſtatten Sie mir meine Rechtfertigung oder vielmehr Aufklärung," ſprach der Fürſt in bittendem Tone, „indem ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß ich nur einmal im Schloſſe zu Warneck war und zwar zu jener Tagesſtunde, wo ich von Fräulein Miré empfangen wurde und das Glück hatte, Sie zu ſehen, — ja, Prinzeſſin," fuhr er leidenſchaftlich fort, „das hohe Glück, — das höchſte Glück, ohne welches ich hätte von dannen ziehen müſſen als ein armer Verlaſſener, als ein Unglücklicher — wollen Sie mich dazu verdammen, wollen Sie, daß ich dieſes reizende Thal, welches Sie geſchaffen, verlaſſe, ohne Ihre Verzeihung

erhalten zu haben? — mehr als ihre Verzeihung, — Ihre Liebe, — dieſelbe austauſchend gegen eine grenzenloſe Leidenſchaft."

Bei dieſen letzten Worten kniete er zu ihren Füßen nieder und faßte ihre Hand, welche ſie ihm allerdings zu entziehen verſuchte, aber nicht kräftig genug, daß es ihm nicht gelungen wäre, ſie an ſeine Lippen zu drücken und mit ſtürmiſch heißen Küſſen zu bedecken — —

— — Dieß war aber gerade der Augenblick, wo die andere Geſellſchaft ihre verſchiedenen Anſichten über die aufzunehmende Landſchaft dahin geeinigt hatte, daß der von Wilden gewählte Standpunkt allerdings der richtige ſei, und zurückkam, um dieſen, ſoweit es die Dämmerung des Abends erlaubte, nochmals in's Geſicht zu faſſen. Die Gräfin Eller, welche zuerſt den Platz betrat und hier einen ſo überraſchend anderen Anblick hatte, als ſie erwartete, konnte ſich nicht enthalten, einen ziemlich lauten Schrei auszuſtoßen, der wie ein grenzenloſes Erſtaunen, aber auch wie eine Art Vorwurf klang. Dabei fuhr der Gedanke wie ein Blitz durch den Kopf der kleinen Hofdame: „Ach, wenn Viktorine jetzt an meiner Stelle wäre." Was ſie dabei aber am meiſten empörte, war, daß der ſo ungenirt Knieende ſich durchaus nicht ſo ſchnell beeilte, aufzuſtehen, und daß die Prinzeſſin nicht mit dem Ausdrucke des erſchreckten Ueberraſchtwordenſeins zurücktrat. —

„Ah, ſo ändern ſich die Zeiten."

Von den Herren ſchaute auch Wilden ziemlich verblüfft darein, wogegen ein aufmerkſamer Beſchauer auf dem Geſichte Felſing's den Ausdruck eines behaglichen Lächelns hätte erblicken können.

Ein dritter Mann trat indeſſen noch hinter der Gruppe aus dem Gebüſche, der Oberingenieur Ramberg, in deſſen großem, klarem Auge unverkennbares Vergnügen blitzte, und der wahrſcheinlich irgend ein Bravo gerufen hätte, wenn ihm dieſes glücklicher Weiſe nicht noch rechtzeitig als unpaſſend erſchienen wäre.

Es iſt uns unmöglich, zu ſchildern, welche Menge widerſtreitender Gefühle das Herz der Prinzeſſin bewegten von dem Augenblick an, wo ſie die erſten Zeilen des Briefes geleſen, bis zu jenem, wo ihr der Mann, deſſen Bild aus leicht begreiflichen Gründen die Ruhe ihrer Stunden getrübt, ſeine Liebe geſtand und zwar unter Verhältniſſen, welche ihr erlaubten, dieſe Liebe anzunehmen und zu erwiedern. Dieß that ſie

denn auch, und von jeher gewohnt, auf eigene Art ihren Weg zu gehen und ſich für ihre Perſon ſo wenig als möglich unter oft lächerlichem Herkommen und beengender Etikette zu beugen, ließ ſie ihre Hand dem jungen Manne und nannte ſeinen Namen mit einem angenehmen Lächeln ihrer Umgebung:

„Fürſt Georg.“

Ohne heftigen Kampf in ihrem Innern war dieſes jedoch nicht vorübergegangen, und hätte der ehemalige Herr von Saleck gewußt, daß ſein Lebens-, eigentlich Liebesſchiff, welches jetzt mit vollen Wimpeln einem ſchönen Hafen zuzuſteuern ſchien, einer gefährlichen Klippe mühſam entgangen ſei, ſo hätte er mit noch tieferem Athemzuge die Glückwünſche ſeiner Freunde entgegen genommen.

Dieſe Klippe war nämlich ein Augenblick geweſen, in welchem die Prinzeſſin geſchwankt hatte, ob ſie nicht ihre Hand heftig der ſeinigen entreißen und ihm, wenn auch vielleicht mit zerriſſenem Herzen, eine beleidigende Ver...kung zuſchleudern ſolle. Glücklicher Weiſe aber hatte ihr beſſerer Sinn, wir könnten ſagen ihre Liebe, geſiegt, und nun war ſie glücklich darüber und ſtand jetzt hochaufathmend, dann tief zuſammenſchauernd neben ihm, dem ſie ſchon ſeit lange ihr Herz geſchenkt. Dabei blickte ſie heiter lächelnd im Kreiſe umher, und als ihre Augen jetzt auf die kleine Gräfin fielen, reichte ſie ihr haſtig beide Hände, zog ſie an ihre Bruſt und küßte ſie wiederholt und innig auf die Stirne.

Der Fürſt hatte Ramberg die Hand gereicht, ihn zu ſich hergezogen, um ihn der Prinzeſſin vorzuſtellen, doch erkannte dieſe ihren Retter ſogleich und lachte laut und glücklich, als ihr der Fürſt nun leiſe ſagte: „Dieß iſt der Uebelthäter, der ſich nicht nur an der ſtrengen Etikette des Hofes verging, ſondern der auch als Saleck eine Audienz bei Seiner Hoheit hatte, aus der ich aber mit Entzücken erfuhr, wie ſehr der Fürſt geneigt iſt, meinen heißen Wünſchen entgegenzukommen.“

Nicht leicht vereinigte ein ſo kleiner Platz, wie das Rondell im Parke von Edelsheim, eine Gruppe ſo heiterer und froher Menſchen. Leider mahnten ein paar durch die Baumzweige an dem dunkler werdenden Himmel hervorblitzende Sterne, daß es Zeit zum Aufbruch ſei.

„Ich wollte, wir wären ſchon zurück in Warneck,“ ſagte Prinzeſſin Helene, und fuhr mit komiſchem Ernſte fort: „Wenn die Oberſthofmeiſterin

Gräfin Sporbach meine Aufführung erfährt, ſo falle ich ebenſo in Ungnade wie Fräulein von Saint-Aubin, — — ſei ruhig, mein Kind," ſetzte ſie auf einen bittenden Blick der kleinen Gräfin hinzu, „das wieder gut zu machen betrifft mich allein und ſei meine heiligſte Sorge, — gewiß, Eliſe, Sie ſollen zufrieden ſein, — nun aber, meine Herren, nach Hauſe; es iſt ſo ſpät geworden, daß man wahrhaftig in Sorge um uns ſein wird."

„Sie werden uns doch erlauben, daß wir Sie nach Warneck begleiten, natürlich hinter Ihrer Equipage in anſtändiger Entfernung," fragte der Fürſt.

„Wozu ich meinen Wagen anbiete," ſprach Ramberg; ein Vorſchlag, der bereitwillig angenommen wurde.

Ehe man aber das Rondell verließ, ſprach die Prinzeſſin den Wunſch aus, ihr die Mittheilung über das hier Vorgefallene zu überlaſſen, worauf ſämmtliche Anweſende den Wagen beſtiegen, um nach Warneck zurückzukehren. Der Lakai ritt voraus, dann folgte die Pony-Equipage, den Beſchluß machte des Oberingenieurs Wagen mit den vier Herren, wobei der Fürſt Gelegenheit hatte, Ramberg zu ſagen, in welch' große Verlegenheit er Fräulein von Saint-Aubin durch ſeinen Beſuch gebracht.

In der Nähe von Warneck angekommen, ließ auf den Wunſch des Fürſten der Ingenieur ſeine raſchen Pferde, die er kaum hinter dem langſamen Gange der Ponies zu zügeln vermochte, etwas vorwärts ſchießen, ſo daß beide Wagen zu gleicher Zeit auf den Poſtplatz gelangten, ja der Ramberg's an der Straßenecke, wo es zur Brücke einbog, einen Vorſprung gewann, den der Fürſt dazu benützte, hinauszuſpringen, um ſich für heute Abend bei den Damen zu verabſchieden. Dieſer Abſchied dauerte aber ziemlich lange; denn da die Prinzeſſin ihre Pferde im Schritt gehen ließ, geſtattete ſie hiedurch ſtillſchweigend ſeine Begleitung, welche der Fürſt nicht nur bis zum Parke Warneck, ſondern durch denſelben ſo weit ausdehnte, bis man dicht bei dem verhängnißvollen Pavillon angekommen war, wofür er auch noch dadurch belohnt wurde, daß die Prinzeſſin, Zügel und Peitſche mit der Hand faſſend, ihm die rechte zu einem ſehr langen und ſehr feurigen Kuſſe erlaubte.

Dazu rauſchten die Wipfel der alten Bäume zur geheimnißvollen

Zuſtimmung, dazu plätſcherte das Waſſer des großen Springbrunnens irgend eine bekannte zum Herzen gehende Weiſe, und dazu blitzten von dem dunklen Nachthimmel herab all' die Tauſende und aber Tauſende leuchtender Sterne, und ſtrahlten in ſeinem Herzen wieder wie ein ganzes Meer von Glückſeligkeit. — Wie erinnerte er ſich des Abends, an welchem er dieſelbe Avenue zum erſten Male gewandelt: und ſo lange und öde ſie ihm damals vorgekommen war, ſo kurz erſchien ſie ihm heute, und war dabei bevölkert mit hellen, freundlichen Zukunftsbildern.

In Kurzem hatte er Warneck erreicht und den Gaſthof zur Roſe und Anker, deſſen Schild und Name ihm heute wie eine glückliche Erfüllung ſeiner heißeſten Wünſche erſchien. An der Thüre wurde er von ſeinem Diener erwartet, welcher ihn in ſein Zimmer begleitete, wo eine neue und gleichfalls nicht unangenehme Ueberraſchung ſeiner harrte: er fand in ſeinem Salon Alles zu einem Souper arrangirt und neben der reich beſetzten Tafel ſeinen alten Freund aus der Reſidenz, den Schloßhauptmann Werner, der ihm nach einem herzlichen Willkommen mit angenommenem Ernſte ſagte: „Ich muß Euer Hoheit ſchon geſtehen, es hat ſich, wie ich vernommen, Alles ſo glücklich geendet, daß von einem Diner in der Stadt, um Eure Hoheit zu tröſten, nun nicht mehr die Rede ſein kann, weßhalb ich hieher gekommen bin, um ein kleines Nachteſſen bittend, und damit mir Gelegenheit gegeben werde, mit einem guten Glaſe Wein auf eine ebenſo unverhoffte als glückliche Aenderung zu trinken."

„So hat mich Felſing verrathen?"

„Erſt, nachdem ich ihm moraliſche Daumenſchrauben angelegt und vom Schloſſe kommend, wo ich Fräulein Miré beſuchte, Felſing einige Andeutungen zu geben vermochte, daß Ihr Inkognito, gnädiger Herr, doch nicht lange mehr haltbar ſei."

„Statt eines guten Soupers," gab der Fürſt mit Laune zur Antwort, „ſollte ich Dir, einem ſo alten, durchtriebenen Verräther, viel eher Waſſer und Brod diktiren; doch will ich unter der Bedingung Gnade für Recht ergehen laſſen, daß Du mir ausführliche und richtige Gründe Deiner Handlungsweiſe angibſt."

„Gewiß, gnädiger Herr," ſagte lächelnd der Schloßhauptmann, „doch, wenn ich bitten darf, erſt nach dem Souper; ich bin bei einer

Hitze von zwanzig Grad und dazu gehörigem Staube heute Nachmittag hieher gefahren und kann die feierliche Versicherung ablegen, daß ich außer einer Tasse Kaffe heute Nachmittag nichts zu mir genommen, — wäre es dabei nicht unmenschlich, wichtige und triftige Gründe zu verlangen, auch wenn dieselben, um mit Fallstaff zu reden, so gemein wie Brombeeren wären?"

„Nun gut, ich will Dich mit dem allerdings gefährlichen Sprichwort entschuldigen: der Zweck heiligt die Mittel — und nun zu Tische, Felsing, zu Tische, Wilden und Ramberg, und möge Glück und Freude in Person unsere Becher füllen."

XI.

Die Einladung, welche von der benachbarten Landesregierung an den Hof von Warneck gegangen war und welche es sich als eine große Ehre erbat, wenn der fürstliche Hof die Feier der Befahrung der neuen, großartig erbauten Brücke und zugleich der Einweihung zweier nun vereinigter Bahnlinien mit seiner Gegenwart verherrlichen wolle, war in Warneck angelangt und machte in den weiteren und engeren Kreisen ziemlich viel von sich reden, nicht als ob dieses Ereigniß gerade ein sehr bedeutendes gewesen wäre: es erhielt einigermaßen nur dadurch seine Wichtigkeit, daß sich Seine Hoheit aus uns schon bekannten, allerdings egoistischen Gründen auf's Schärfste gegen die Erbauung dieser Bahnlinie ausgesprochen hatte, und daß dieser Ausspruch nun in allen Gesprächen des Hofzirkels nachklang.

Dieses Thema war auch am verflossenen Abend auf der Kegelbahn des Gasthofs zur „Rose und Anker" gründlich verhandelt worden, und zwar vor einer zahlreicheren Gesellschaft als gewöhnlich; hatte es doch auch der Herzog für gut befunden, dieselbe mit seiner Gegenwart zu verherrlichen. Wie beim Parteln im Kegelspiel selbst, so schied anderntheils die Tagesfrage die Anwesenden so genau in zwei Theile, daß der Oberststallmeister vorgeschlagen hatte, eben so gegen einander zu spielen

und Gewinnen oder Verlieren als einen Orakelſpruch für morgen gelten zu laſſen.

Der Oberſtſtallmeiſter war am Entſchiedenſten auf der Seite Derjenigen, welche meinten, ein ſo kleinlicher Grund, wie das Verlieren eines Halbhunderts ſchöner Bäume, dürfte Seine Hoheit nicht abhalten, mit Freuden die Vollendung eines Werkes zu begrüßen, welches Nord und Süd feſt aneinander ſchloß; ſein entſchiedenſter Gegner war hierin der Hofmarſchall Baron Spiegel, welcher ſeine Anſicht feſthielt, daß Seine Hoheit allerdings einen ſolchen Egard für höchſtdero Wälder hätte erwarten können, daß man die Eiſenbahn den Umweg von einer unbedeutenden kleinen Stunde hätte machen laſſen.

„Ja, mein Lieber," hatte hierauf der Oberſtſtallmeiſter entgegnet, „einen unbedeutenden Umweg, der das Land vielleicht eine kleine Million mehr gekoſtet hätte."

„Gleichviel," erwiederte hierauf Baron Spiegel, „ſobald von drüben alle Rückſichten und Formen ſo mir nichts dir nichts bei Seite geſetzt werden, ſo ſehe ich gar nicht ein, warum wir dieſſeits rückſichtsvoller verfahren ſollen. Und dann, worin beſteht der große Nutzen der Eiſenbahnen? — Daß Leute, die weit klüger daran thäten, auf ihrer Scholle zu bleiben, ohne große Mühe und Koſten zu allen möglichen Zwecken in der Welt herumkutſchiren können!" Dann ſetzte er mit ſehr ernſtem Tone hinzu: „und obendrein, meine Herren, finde ich es durchaus nicht angenehm, von einem Durchreiſenden hören zu müſſen: ich habe geſtern auch Ihr Ländchen paſſirt, — es war das, wenn ich nicht irre, zwiſchen zwei und drei Uhr; früher konnte man das ſelbſt mit einer guten Extrapoſt nicht unter ſechs bis acht Stunden leiſten, — Alles hat ſeine Grenze."

Wie aber im Leben, ſo ſiegte auch hier beim Kegeln die Fortſchrittspartei und zwar ſo eminent, daß die finſtere Reaktion, wie ſich der Oberſtſtallmeiſter ausdrückte, genöthigt war, das Maximum zu bezahlen.

Baron Spiegel konnte ſich nicht enthalten, dieſe Niederlage den Würfen des Herzogs zuzuſchreiben, der allerdings keinem Kegel etwas zu Leide gethan, und ſo oft die Reihe an ihn kam, zu verſchiedenen Malen aufgefordert werden mußte, da er mit dem Adjutanten, Grafen Helder, ſehr animirte Geſpräche führte.

„Ich weiß es gewiß," ſagte der Letztere, „die Prinzeſſin iſt vor einer guten Stunde mit der Gräfin Eller gegen Edelsheim gefahren. Zufällig kam ein Reitknecht mit meinem Pferde aus jener Gegend zurück und hat die Pony-Equipage geſehen, ſchon jenſeits der neuen Brücke, wo es durch den Wald nach dem kleinen Schloſſe geht."

„Wenn ſie ſich in ihrer Aufregung hat fortreißen laſſen," rief der Herzog, indem er ſich vergnügt die Hände rieb, „ſo können Sie verſichert ſein, daß ſie dieſem unverſchämten Monſieur eine recht artige und wohlverdiente Szene ſpielt."

„Könnte das aber nicht zu Erörterungen führen, die Ihrer Hoheit ſelbſt vor Zeugen unangenehm wären?"

„Bah, was man einbrockt muß man auseſſen, und ſie hat uns ſchon ſo oft mit einer tüchtig geſalzenen Suppe regalirt, daß ich ihr auch einen guten Löffel von etwas Aehnlichem wünſche, doch wird es leider nicht ſo weit kommen; denn wenn ſich meine theure Couſine auf's hohe Pferd ſetzt, ſo hat ſie eine ganz verwünſchte Art, ſelbſt ſolche Leute abzukanzeln, die ſonſt gerade nicht auf's Maul gefallen ſind."

Der Adjutant verbeugte ſich lächelnd und verſchluckte kluger Weiſe ſeine Frage, ob der Herzog aus eigener Erfahrung ſpreche.

„Es iſt mir gerade ſo," fuhr dieſer fort, „als ſähe ich dieſen Herrn von Saleck vor mir mit einem höchſt albernen Geſichte, davon ziehend wie ein begoſſener Pudel."

— — — — Das war aber gerade der Augenblick, in dem die Prinzeſſin in Edelsheim den Brief geleſen hatte, worauf, wie wir wiſſen, ganz Anderes geſchah, als ſich der gute Herzog dachte.

Nachdem Baron Spiegel mit ſehr ſaurem Geſichte ſeine verlorene Partie bezahlt, wobei er erklärte, für heute genug zu haben, ſagte ihm lachend der Oberſtſtallmeiſter: „Für einen ſo gewiegten Hofmann, wie Sie, verſtehen Sie es noch ſchlecht, gute Miene zum böſen Spiele zu machen, und in dem ſpeziellen Falle, worüber ſich unſer Kegelorakel ausgeſprochen, haben Sie doppelt Unrecht; es wird da drüben bei der neuen Brücke eine ganz hübſche Feſtlichkeit werden: ſie dekoriren und ſchlagen Zelte auf, wie ich mir habe ſagen laſſen. Nimmt Seine Hoheit die Einladung an, ſo wird unſer durchlauchtigſter Nachbar ſeinen Erbprinzen ſchicken —"

„Sie ſcheinen gut unterrichtet?“ frug mißtrauiſch der Hofmarſchall.

„Dieſer Erbprinz,“ fuhr Graf Rodenberg fort, ohne auf die Bemerkung Spiegels zu achten, „wird natürlicher Weiſe bei uns zum Diner eingeladen, und auf weſſen Bruſt, mein lieber Hofmarſchall, wird dann ein neuer Orden aufflammen?“

„Ach, gehen Sie mir, ich habe Sterne genug.“

„Falſch, lieber Spiegel, darin ſind wir wie die Geizigen,“ ſagte der Oberſtſtallmeiſter mit einem ironiſchen Lächeln, „wir können nie genug bekommen von dieſen ſchimmernden Zeichen unſerer großen Verdienſte.“

Hierauf hatte ſich die Kegelpartie getrennt und zwar ſo frühzeitig, daß Keiner derſelben die beiden Wagen anfahren ſah, deren wir im vorigen Kapitel gedacht.

Der folgende Morgen brach in ganz beſonderer Pracht und Herrlichkeit an: es war an Bäumen, Sträuchern und auf dem Graſe eine ſolche Verſchwendung von Brillanten zu ſehen, daß man hätte glauben ſollen, die Natur habe ſich zu einem ganz beſonderen Feſte geſchmückt; dazu duſteten die Wälder mit den Blumen um die Wette, der Himmel glänzte in tiefem, prachtvollem Blau und ruhte wie ein ſchimmernder Baldachin über der ſonnebeglänzten Erde.

Seine Hoheit der Fürſt hatte in der Frühe des Morgens mit ſeinem Oberſtſtallmeiſter einen Spazierritt gemacht und kehrte um zehn Uhr, langſam durch die ſchattige Partie des Parkes reitend, zurück: die beiden Reiter bogen von einem ſchmalen Seitenwege auf die breite Avenue ein, die ſich, wie wir wiſſen, von dem Portierhäuschen in großer Länge nach dem Schloſſe zu ausdehnte. Ehe ſie dieſelbe aber erreicht, bemerkten ſie einen leichten Wagen an ſich vorüberfahren, deſſen raſche und elegante Pferde mit leichtem ungariſchem Geſchirr ſogleich die Aufmerkſamkeit des Oberſtſtallmeiſters ſo ſehr feſſelten, daß er auf die Frage des Fürſten, wer dieß ſein könne, ſein Pferd antrieb und ſo eigentlich gegen die Etikette Seine Hoheit veranlaßte, ebenfalls ſchneller zu reiten.

„Dieſes Geſpann ſehe ich hier zum erſten Male,“ ſagte Graf Rodenberg, „es ſind ungariſche Geſtütspferde von ganz beſonderer Güte, und möchte in der That wiſſen, wem dieſelben gehören.“

„Der Beſitzer derſelben,“ meinte der Fürſt, „ſcheint ſich durchaus

nicht zu geniren, in meinem Parke ſpazieren zu fahren, — haben wir nicht Beſtimmungen hierüber erlaſſen?"

„Es iſt allerdings den Fremden unterſagt, dieſen Weg nach dem Schloſſe zu nehmen, doch wurde er Perſonen, welche Beſuche im Schloſſe machen, ſtillſchweigend geſtattet."

„So ſcheint jener Herr, deſſen Equipage Sie alſo nicht kennen, Rodenberg, einen Beſuch bei uns machen zu wollen, und es wäre mir faſt intereſſant, zu erfahren, wer es iſt, und wem — ſein Beſuch gilt."

„Wollen mir Eure Hoheit vielleicht befehlen, dem Wagen nachzueilen; ſo vortrefflich ſeine Pferde auch ſind, ſo hoffe ich, ihn doch in Kurzem einzuholen."

„Ah, mein lieber Rodenberg," gab der Fürſt, der gut gelaunt war, freundlich zur Antwort, „Sie ſcheinen mich gar nicht in Anſchlag zu bringen, doch glaube ich, daß dieſer Reiter" — er zeigte auf ſich ſelber — „und dieſes Pferd das Gleiche zu leiſten vermögen."

„Gewiß, Eure Hoheit," erwiederte der Oberſtſtallmeiſter eifrig, „doch — — — —"

„Meinen Sie vielleicht ſo ein kleines Wettrennen hinter einer unbekannten Perſon her würde nicht grade das ſein, was Baron Spiegel von mir zu ſehen wünſchte? — Im Grunde haben Sie recht, laſſen Sie denn ſehen, was Ihr Pferd gegenüber den beiden Ungarn vermag, die ſchon einen tüchtigen Vorſprung haben."

Der Oberſtſtallmeiſter griff an ſeinen Hut, und im nächſten Augenblicke flog ſein vortreffliches engliſches Jagdpferd ſo raſch in die Avenue hinein, daß der Fürſt einige Mühe hatte, das ſeinige zurückzuhalten, doch ſchaute er lächelnd dem Reiter nach und bemerkte bald, daß ſich die Entfernung zwiſchen dieſem und dem davoneilenden Wagen verminderte. In wenigen Minuten hatte er ihn eingeholt, parirte ſein Pferd und ſchien mit dem Fremden im Wagen zu reden, worauf dieſer nicht nur anhielt, ſondern ſogar augenblicklich aus ſeiner Equipage ſprang.

„Ich hoffe nicht," dachte der Fürſt, „daß Rodenberg ſtrenge Polizei üben will, — ſehen wir ſelber." Damit näherte er ſich in einem raſchen Jagdgalopp dem Wagen, und deſſen Beſitzer ſah den Reiter nicht ſobald näher kommen, als er ihn mit abgezogenem Hute ehrfurchtsvoll grüßte.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Der Graf von St. Alban.

Wer war in Neapel und erinnerte sich nicht mit Vergnügen der herrlichen Strada Toledo, jener Pulsader der gewaltigen Stadt, die sie ihrer ganzen Länge nach durchströmt und alles Leben durch sie hinaus der neapolitanischen Campagna nach dem schönsten Meerbusen der Welt leitet? Wer erinnerte sich nicht des herrlichen Anblicks dieser Straße, ihrer Freuden, bei Tag und Nacht?

In der heißen Zeit des Tages berührt kaum ein Sonnenstrahl ihr breites Lava-Pflaster, welches, vom Nachtthau benetzt, erquickende Kühle aushaucht.

Dicht an den gewaltigen Palästen, aus welchen der größte Theil von Toledo besteht, unter den Vorsprüngen riesenhafter Balkons und Thore haben sich Obstverkäufer und Blumenhändlerinnen eingenistet, in den glänzendsten, mannigfaltigsten Farben liegen die lockenden Früchte aller Zonen dort beisammen,

Wer beſchreibt aber das Erſtaunen des Oberſtſtallmeiſters, als der Fürſt den Fremden, den Rodenberg ſich nicht erinnerte, je geſehen zu haben, nicht nur mit der freundlichſten Handbewegung grüßte, ſondern ihm auch ſchon auf einige Schritte Entfernung zurief: „Ah, Sie ſind es? freut mich ſehr, Sie wieder zu ſehen," und als er nun zu Rodenberg gewandt und auf den Fremden zeigend hinzuſetzte: „Das iſt ein ganz beſonders lieber Freund, dem ich mit großem Vergnügen erlaube, durch meine Alleen zu fahren."

Er, von dem in ſolchen übergnädigen Ausdrücken die Rede war, ſchien dadurch in keine kleine Verlegenheit geſetzt zu werden und ließ ſich erſt einigemale freundlich bedeuten, ſich zu bedecken, ehe er ſeinen Hut aufſetzte.

„Sie waren wohl auf dem Wege nach dem Schloſſe?" frug der Fürſt und ſetzte ſehr freundlich hinzu: „hätte ich Sie von Weitem erkannt, ſo würden wir Sie nicht angehalten haben, ich muß wahrhaftig um Entſchuldigung bitten."

Rodenberg betrachtete den Fremden mit immer größerem Erſtaunen, das ſich auch durchaus nicht verminderte, als Seine Hoheit abſtiegen und wohlwollend ſagten: „Es ſind nur noch wenige Schritte bis zum Schloſſe; wenn es Ihnen genehm iſt, gehen wir zu Fuß dorthin. — Lieber Rodenberg," wandte er ſich wieder an dieſen, „Sie thäten mir einen großen Gefallen, wenn Sie vorausreiten wollten und einen der Stallleute hieherſchicken, der mir mein Pferd abnimmt."

„Wenn Eure Hoheit in der That von hier zu Fuße gehen wollen," erwiederte der Oberſtſtallmeiſter, „ſo würde ich recht ſehr bitten, mir das Pferd die kleine Strecke zu erlauben, dort nähern ſich auch ſchon von den Leuten."

„In einem Ausnahmsfalle, wie dieſem, darf ich vielleicht dieſen unpaſſenden Dienſt von Ihnen annehmen," gab der Fürſt zur Antwort, worauf ſich der Oberſtſtallmeiſter mit einem ehrfurchtsvollen Gruße gegen die beiden Zurückbleibenden kopfſchüttelnd entfernte. So 'was war ihm bei den überaus durchſichtigen Verhältniſſen des hieſigen Hofes noch nie vorgekommen, und er hätte gewünſcht, dem Hofmarſchall zu begegnen, um mit ihm über dieſen ganz außerordentlichen Fall zu ſprechen.

War auf dieſe Art der Oberſtſtallmeiſter überraſcht, ſo befand ſich

seiner Seits der Oberingenieur Ramberg, denn er war der Fremde, in noch größerer Verlegenheit als an jenem Abend, wo er so unverhofft vor den Fürsten getreten war. Damals hatte ihm das eigenthümliche Zusammentreffen gewissermaßen die Zunge gelähmt, und es fügte sich so glücklich für ihn, daß seine wahren Betheuerungen kein williges Ohr fanden, auch kam an jenem Abende das Halbdunkel des Zimmers, selbst die Ueberraschung des Fürsten dazu, um es ihm zu erleichtern, eine falsche Rolle gezwungener Weise fortzuspielen; heute aber an einem klaren Sommermorgen, im blendenden Lichte, in Gottes freier Natur in derselben Komödie mitzuspielen und nicht stehen zu bleiben, und mit etwas nothwendiger Derbheit zu sagen: halten mir Eure Hoheit zu Gnaden, aber die Sache verhält sich so und nicht anders, ich bin der und nicht jener Andere, das erschien ihm rein unmöglich, und wie auch damals nahm er sich fest vor, den Fürsten, sobald er wieder dasselbe Thema berühre, zu enttäuschen, möge für ihn daraus erfolgen was da wolle.

Seine Hoheit hatte indessen seinen Arm in den Ramberg's geschoben und sagte nach einer Pause: „Ich habe Ihr Schreiben erhalten und muß Ihnen gestehen, Sie haben das ganz vortrefflich gemacht."

„Mein Schreiben?" frug der Oberingenieur erstaunt, denn er erinnerte sich nicht sogleich, daß ihm Saleck gesagt, er werde dem Fürsten anzeigen, daß und wo er sich in der Nähe befinde.

„Allerdings Ihr Schreiben oder wenn Sie wollen das mit Saleck unterzeichnete Schreiben, — wir verstehen einander ja vollkommen. Wie gesagt, Sie hätten sich für Ihren, für unsern Zweck, lieber Freund, nicht besser placiren können, als dort bei den Beamten des Eisenbahnbaues, — eine ganz ingenieuse Idee, und um so brillanter, als sie uns Allen heute Gelegenheit gibt, Sie dort zu sehen; denn im Vertrauen gesagt, ich habe mich nur aus dem Grunde entschlossen, die Einladung zu der Brückeneinweihung anzunehmen, weil wir Sie dort zu sehen hoffen, — eine köstliche Idee."

Jetzt blieb der Andere in der That gefaßt stehen, ließ auch mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung den Arm des Fürsten aus dem seinigen gleiten und sagte in sehr bestimmtem Tone: „Ich gab Euer Hoheit schon damals die Versicherung, daß ich nicht Saleck bin, und —"

„Ganz recht, was ich Ihnen vollkommen glaubte, da ich ſchon damals beſſer unterrichtet war."

„So glauben mir Eure Hoheit nur dießmal, wenn ich Sie jetzt auf's Heiligſte verſichere, daß ich eben ſo wenig Saleck, als jene Perſon, welche Eure Hoheit unter mir vermuthen, ſondern daß ich der Oberingenieur Ramberg bin."

„Sie avanciren raſch," ſagte der Fürſt fröhlich lachend, „und ich begreife vollkommen, daß Sie beim Eiſenbahnperſonal mit keiner untergeordneten Stellung vorlieb nehmen mochten, — doch laſſen wir das jetzt, ſagen Sie mir lieber, welchen entſcheidenden Schritt Sie in der nächſten Zeit zu thun gedenken, und auf welche Weiſe ich Sie dabei unterſtützen kann, — gewiß aus allen Kräften und von Herzen," fuhr der alte Herr mit Wärme fort, indem er die beiden Hände des Andern ergriff und ſie freundſchaftlich ſchüttelte, ehe ſie wieder zuſammen ihren Weg fortſetzten, — „vertrauen Sie mir, wir verfolgen ja ſo zu ſagen ein Ziel."

Ramberg hatte bei dem entſchiedenen Ablehnen ſeines offenen, wahren Geſtändniſſes anfänglich etwas verblüfft drein geſchaut und war ſchon im Begriffe, dieſes Geſtändniß etwas derber und eindringlicher zu wiederholen, als ihm auf einmal die Idee wie ein zündender Funke durch den Kopf fuhr, er ſolle in der Rolle, die ihm ſolcher Art aufgenöthigt wurde, dem Fürſten Georg dienen, und er myſtifizire ſeinen freundlichen Nachbarn nicht ſowohl, als dieſer die Andern durch ihn ſelbſt myſtifizire, wozu jener gewiß ſeine guten Gründe hätte, die er denn in Gottes Namen zu achten beſchloß.

Nachdem er ſo ſein Gewiſſen beruhigt, nahm er denn ſelbſt das Geſpräch wieder freier auf und ſagte: „Alles, was ich, ohne indiskret zu ſein, Euer Hoheit zu ſagen vermag, iſt, daß in der bewußten Angelegenheit ein wichtiger Schritt geſchehen, daß man auf weniger Schwierigkeiten geſtoßen als man gedacht, ja daß ein günſtiger Ausgang entſchieden zu hoffen iſt."

„Das gebe der Himmel," erwiederte der Fürſt, indem er einen Augenblick ſtehen blieb und ſeine Hände in einander legte, „Details verlange ich nicht," fuhr er flüſternd fort, „ich ehre Ihre Diskretion und darf Sie nur verſichern, daß mich Ihre Mittheilung glücklich gemacht

hat. Sie werden auch ſehen, daß ich meinerſeits, wenn auch von Weitem und ohne Aufſehen einlenkende Schritte thue und deßhalb auch die Einladung zur Einweihung der Brücke nicht ablehnen werde, wobei ja der Herr Oberingenieur," ſetzte er mit einer lächelnden Verbeugung hinzu, „nicht fehlen wird."

„So können wir alſo hoffen, Eure Hoheit bei der Brückeneinweihung zu ſehen?"

„Gewiß, ich habe mich dazu entſchloſſen, habe geſtern Abend ſchon nach drüben telegraphiren laſſen und Befehl gegeben, daß wir um zwei Uhr von hier wegfahren, — unter uns geſagt, bin ich Ihnen auch dafür zu Dank verpflichtet, da ich durch dieſen raſchen Entſchluß eine kleine Spannung mit dem Nachbarhofe aufhebe. — Im Grunde, Herr Oberingenieur," fuhr er mit komiſchem Ernſte und drohend aufgehobenem Zeigefinger fort, „ſollte ich dieſe Einweihungsgeſchichte dazu benützen, Ihnen tüchtig den Text zu leſen, daß Ihre Eiſenbahnlinie mich einen ſchönen Theil meiner Waldungen koſtet, Waldungen, die ihresgleichen ſuchen, und die Sie mir mitten auseinander geſchnitten haben."

Ramberg pries ſich glücklich ſo eine Veranlaſſung zu finden, um ſein Verfahren, die Bahnlinie ſo und nicht anders tracirt zu haben, zu rechtfertigen, was er aber dann auch mit ſolcher Sachkenntniß und Ueberzeugung that, daß der Fürſt, der anfänglich kopfſchüttelnd zugehört, leicht mit ſeinem Haupte zu nicken begann, zuletzt ſtehen blieb und erſtaunt ſagte: „Mein lieber, ſchätzbarer junger Freund, ich bin in der That überraſcht, auch in dieſem Felde ſo enorme und tiefgehende Kenntniſſe bei Ihnen zu finden. Ich belehre mich auch gerne über die Fortſchritte unſeres Jahrhunderts, verwende auch ſehr viel Zeit darauf, muß aber geſtehen, daß ich nicht im Stande wäre, ſo überzeugend zu reden und einen Andern zu meiner Anſicht zu bekehren; ich danke Ihnen dafür, denn nun kann ich doch mit leichterem Herzen und ohne Heuchelei denen da drüben einige anerkennende, verdiente Worte über Ihren in der That ſchönen Brückenbau ſagen, — ah, Sie bleiben vortrefflich in ihrer Rolle," ſetzte der Fürſt heiter lachend hinzu, als ſich Ramberg geſchmeichelt verbeugte, „aber Sie haben Recht, — und nun, da wir am Schloſſe angekommen ſind, darf ich wohl fragen, wohin Sie Ihre Schritte lenken, und ob es Sie nicht kompromittirt, mit mir geſehen zu werden?"

„Eure Hoheit ſetzen mich durch Ihre Güte wahrhaftig in die größte Verlegenheit, und ich weiß nicht, wie eine ſo große Güte gegenüber einer ſo unbedeutenden Perſönlichkeit wie die meinige zu rechtfertigen iſt.“ Er ſchaute in ziemlicher Verlegenheit vor ſich hin, wo die Stallleute mit abgezogenen Hüten ſtanden, und wo auch der Oberſtſtallmeiſter, Graf Sporbach, erwartungsvoll auf die Beiden ſchaute, die ſich Arm in Arm näherten.

„Wenn Sie hier unerkannt und unbeachtet irgend einen Beſuch machen wollen, ſo bedaure ich in der That, Ihnen begegnet zu ſein,“ flüſterte ihm der Fürſt zu, „doch iſt das ſogleich wieder gut zu machen: wir verabſchieden uns gleich hier, und Alles, was da vornen uns erwartend ſteht, ſchließt ſich an mich an und läßt Sie ungenirt Ihres Weges ziehen.“

„Es führt mich durchaus nichts Geheimes her, Eure Hoheit, im Gegentheil, ich beabſichtige einen Beſuch zu machen, dem ich nicht ohne Urſache die größtmögliche Oeffentlichkeit zu geben wünſche, bei Fräulein von Saint-Aubin, der Hofdame Ihrer Hoheit der Prinzeſſin Helene.“

„Ah, ſiehe da, — ſiehe da,“ ſagte der Fürſt ſtehen bleibend, — richtig, Sie waren der Miſſethäter, welcher die arme Saint-Aubin neulich Abends etwas verſtohlen beſuchte und ihr dadurch eine unangenehme Szene mit meiner Tochter verſchaffte?“

„Leider, Eure Hoheit, ich bin untröſtlich darüber.“

„Laſſen Sie's gut ſein, das gleicht ſich raſch wieder aus; Helene kann das nicht ſo ſchlimm gemeint haben, denn ſie kennt Fräulein von Saint-Aubin ſo gut wie ich und wie Alle, die dieſes vortreffliche Mädchen kennen wollen, und weiß ebenfalls wie wir Alle, daß die gute Viktorine nicht im Stande iſt, irgend etwas Unpaſſendes nur zu denken, geſchweige denn zu thun.“

„Dieſes Wort aus dem Munde Eurer Hoheit entzückt mich, und ich mache meinen Beſuch mit leichterem Herzen.“

„Die Saint-Aubin iſt ein verſtändiges Mädchen,“ erwiederte der Fürſt leiſe, „verſchwiegen und meiner Tochter anhänglich, Sie können ihr unbedingt vertrauen, und da Sie aus Ihrem Beſuche kein Geheimniß machen, was ich recht in der Ordnung finde, ja da Sie dieſem Beſuche die größte Oeffentlichkeit geben möchten, ſo will ich Sie ſelbſt hinbegleiten,

dann wird der letztere Zweck," setzte er lächelnd hinzu, „vollkommen erreicht sein, — heda!" rief er einem der Piqueurs zu, „sehen Sie, ob Fräulein von Saint-Aubin auf ihrem Zimmer ist und Besuche annimmt."

Während der Beauftragte auf dem geraden Wege fortstürzte, um den ihm ertheilten Auftrag zu vollziehen, verloren sich ein paar wißbegierige Lakaien, die sich ebenfalls an dem Parkeingange des Schlosses gezeigt, um an betreffender Stelle zu erzählen, daß Seine Hoheit der Fürst so eben einen jungen Herrn nach der Wohnung des Fräuleins von Saint-Aubin führe.

Diese beiden Letztgedachten erstiegen indessen langsam die Treppen, die zu den Gemächern des Fürsten führten, und welche der falsche Saleck an jenem denkwürdigen Abend mit ziemlicher Hast hinabgeeilt war. Oben befanden sich wie damals die Wachen und ein paar Lakaien im Vorsaale, und als der Fürst mit seinem Begleiter eintrat, öffnete der alte Kammerdiener die Thüre zu den inneren Gemächern und sah mit einigem Befremden, daß Seine Hoheit mit dem fremden Herrn von damals, statt einzutreten den Weg einschlug, welchen jener damals hergekommen. Allerdings versuchte es Ramberg gelinde, gegen diese an sich ehrenvolle Begleitung zu protestiren, doch entgegnete ihm der Fürst: „Lassen wir das gut sein, mein Lieber, gegenüber den vielen spitzigen Zungen, die sich eifrig mit dem Vorfall von neulich Abends beschäftigen, verdient Fräulein von Saint-Aubin wohl eine öffentliche ellatante Reparation."

Da waren sie denn nach den nächsten Minuten auf dem kleinen Vestibule, welches Ramberg in seinen Einzelnheiten unvergeßlich war. Hätte er daran gedacht, schärfer auf die Thüren zu blicken, die von andern Zimmern auf diesen kleinen Vorplatz führten, so müßte er bemerkt haben, daß diese ein wenig geöffnet und mit neugierigen Augen besetzt waren.

Der Piqueur hatte seine Schuldigkeit gethan, und obgleich er selbst hier nicht wieder zum Vorschein kam, so stand doch die Kammerjungfer der jungen Hofdame an der betreffenden Thüre, die sie mit einer tiefen Verneigung öffnete.

Der Fürst blieb indessen auf der Schwelle stehen, und nachdem er seinen Begleiter leise gefragt, ob er hier als Saleck oder Ramberg

auftrete, ſagte er laut zu der erröthend daſtehenden jungen Dame: „Mein liebes Fräulein, Herr Oberingenieur Ramberg, ein Bekannter von Ihnen, wünſcht Ihnen einen Beſuch zu machen, und ich möchte es nicht unterlaſſen, dieſen trefflichen jungen Mann ſelbſt zu Ihnen zu führen. — So, hier iſt meine Miſſion zu Ende," wandte er ſich an ſeinen Begleiter, „aber Sie laſſe ich dießmal ſo raſch nicht wieder verſchwinden, es wird um zwölf Uhr gefrühſtückt, und dabei wünſche ich Sie zu ſehen."

Ramberg verbeugte ſich und that dabei einen bezeichnenden Blick auf ſeinen Oberrock, worauf der Fürſt freundlich erwiederte: „Kommen Sie nur, wie Sie ſind, Sie finden uns auch nicht anders, und obendrein will ich Sie bei meinem Oberſthofmeiſter entſchuldigen." Er winkte freundlich mit der Hand in das Zimmer hinein und ging in ſeine Gemächer zurück.

Ramberg blieb unter der Thüre ſtehen und ſchaute einen Augenblick dem Davongehenden nach, worauf er ſeine Blicke auf die junge Dame wandte.

„So angemeldet und eingeführt," ſagte Fräulein von Saint-Aubin mit einer etwas zeremoniöſen Verbeugung, darf ich Sie keine Sekunde an der Thüre ſtehen laſſen, — bitte treten Sie näher und nehmen Sie Platz." Sie zeigte auf einen kleinen Fauteuil vor ihrem Sopha und ſetzte ſich ſelbſt in eine Ecke des letzteren.

„Dieſe an ſich ſo ehrenvolle Begleitung," ſagte der Oberingenieur achſelzuckend, „iſt mir ohne mein Zuthun geworden, darauf können Sie ſich verlaſſen; ſo oft ich mich überhaupt in dieſen Räumen ſehen laſſe, ſcheint etwas Außerordentliches mit mir vorzugehen. — Wahrhaftig, mein gnädiges Fräulein, Erinnerungen aus der Kinderzeit werden in mir lebendig von Zauberſchlöſſern und dergleichen, bevölkert durch gute und böſe Feen."

„Gewöhnlich wohnen dieſe beiden Arten nicht beiſammen."

„So drückte ich mich falſch aus; ich wollte ſagen, von Feen, die uns jetzt ein liebefreundliches Geſicht zeigen, wie Sie mir vor einigen Tagen, und die uns dann ernſt und grollend anſchauen, wie Sie im gegenwärtigen Augenblick."

Letzteres war in der That ſo wie er ſagte. Fräulein von Saint-

Aubin ſah ſehr bleich aus, um ihren feinen Mund zeigte ſich ein ernſter, faſt ſchmerzlicher Zug, und ihre großen, ſchönen Augen blickten faſt düſter.

„Sagen Sie mir um Gotteswillen," fuhr er haſtig fort, „iſt Ihnen denn in der That ſo Unangenehmes begegnet, habe ich Ihnen durch meinen Beſuch wirklich einen ſo tiefen Schmerz bereitet, daß mich Ihr gutes Auge grollend anblickt?"

„Ich ſehe Sie nicht grollend an, ich will es wenigſtens nicht," erwiederte ſie mit ſanfter Stimme, „obgleich Sie durch Ihren Beſuch allerdings die Urſache ſind, daß mich tief Verletzendes getroffen."

„Ich hörte es, deßhalb kam ich hieher."

„Wer ſagte es Ihnen?"

„Jener Mann, der ſich Saleck nennt, und für den ich an jenem Abend gehalten wurde, — aber hat ſich das Alles nicht hier ſchon aufgeklärt? — Sie wiſſen doch, wer jener Saleck iſt?"

„Ich weiß es," gab ſie mit weicher Stimme zur Antwort; „doch ſind alle Aufklärungen nicht im Stande, mich der Kränkungen vergeſſen zu laſſen, die man mir zugefügt."

„Ah, Sie ſind unverſöhnlich, Fräulein von Saint-Aubin — unverſöhnlich und kennen die verzeihlichen Motive, welche die Prinzeſſin bewegten, als ſie jene traurige Unterredung mit Ihnen hatte."

„Ich trage ihr keinen Groll nach, obgleich ſie rückſichtsvoller mit mir hätte verfahren ſollen, — Sie liebt; wie mich das freut, daß ſie liebt, — in dieſen Worten liegt freilich ihre ganze Entſchuldigung, aber ſie hätte nicht zu ſehr Prinzeſſin ſein ſollen, mir gegenüber nicht, deren Charakter ſie vollkommen kennt."

„Aber wird ſie nicht Alles thun, um ihren zu raſchen Schritt wieder gut zu machen? — O glauben Sie, Fräulein von Saint-Aubin, ich bin überzeugt, ſie bereut ihre Worte auf's Innigſte und wird Ihnen jede Genugthuung geben."

„Ah, Herr Ramberg," ſagte die Hofdame mit einem leichten Aufblitzen ihrer Augen, „Sie finden ſich raſch und glücklich in Ihre Rolle, als vertrauter Freund zweier Fürſten, als ihr Rathgeber und ihr Entſchuldiger."

„Ei, mein Fräulein," verſetzte er kopfſchüttelnd und mit einem beſorgten Blick auf das junge Mädchen, „ich bin weder der Freund

dieſer Fürſten, noch ihr Rathgeber, noch viel weniger aber will ich entſchuldigen, was man Ihnen zugefügt; wenn es mir geſtattet iſt, hier Partei zu nehmen, ſo nehme ich die Ihrige, Viktorine, aus vollem Herzen, mit meinen beſten Kräften, — vermögen Sie daran zu zweifeln? — o gewiß nicht."

Er hatte das mit einem ſolchen Tone der Ueberzeugung ausgeſprochen, ſie auch dabei mit einem ſo feſten und Vertrauen erregenden Blicke angeſchaut, daß ſie unwillkürlich ihre Augen niederſchlug, worauf er mit Innigkeit fortfuhr: „Sie wiſſen, was mich vor einigen Tagen hieher führte; Sie bemerkten wohl, wie herzlich ich mich freute, Sie wieder zu ſehen, und Sie, die vollendete Dame ſelbſt glänzender zu finden, als das kleine Mädchen zu werden verſprach, wie es mich aber dabei entzückte, Ihr gutes, ja ich darf ſagen treues Herz wie damals wieder ſympathiſch anklingen zu hören, ein Herz, das ſich, wenn auch nur für Augenblicke, zu dem Jugendfreunde wieder hingezogen fühlte."

„Und warum nur für Augenblicke?" frug ſie, indem ſie ihn feſt anblickte, „glauben Sie, mein Herz ſei ſo wankelmüthig, daß es morgen das verleugne, wozu es ſich heute bekennt?"

„Man hat Beiſpiele davon," erwiederte er lächelnd.

„Und welche?" frug ſie haſtig.

„O, reden wir nicht darüber, Viktorine, ich bin in gewiſſen Dingen ein Kind: ich war ein übermüthiger Menſch und des Glaubens, eine ſtundenlange Unterredung könne unſer inniges, freundſchaftliches Verhältniß aus der Jugendzeit vollkommen wieder herſtellen, aber — Sie belehrten mich eines Andern."

„Und wann hätte ich das gethan? ſprach ich Sie doch nicht mehr ſeit jenem Abend."

„O nein, Sie ſprachen mich nicht mehr, ſahen mich auch nicht, trotzdem ich ehrfurchtsvoll grüßend vor Ihnen ſtand und viel — ſehr viel darum gegeben hätte, wenn ein freundlicher Blick Ihres Auges mich getroffen."

„Ah," machte das ſchöne Mädchen, und ihre Blicke leuchteten jetzt freundlicher auf, wie bisher, „ich erinnere mich deſſen, was Sie meinen: Sie grüßten Ihre Hoheit die Prinzeſſin, und wie hätten wir, die armen

Hofdamen durch freundlichen Gegengruß eine ſolche Verehrung für uns in Anſpruch nehmen können?"

„Und doch ſaß eine andere Dame Ihnen gegenüber, die mir freundlich dankte."

„Sie war unbefangener als ich, mein lieber Freund," ſagte Fräulein von Saint-Aubin mit leiſer Stimme, „ich erſchrak, als ich Sie ſah, — es war mir, als hätte ich ein böſes Gewiſſen, — ich hatte vielleicht eine Ahnung von dem, was kam."

„Nein, nein," erwiederte er haſtig, „es lag in Ihrer Abſicht, mich nicht zu grüßen, — o, ich hätte etwas darum gegeben, wenn ich auf Ihrem Geſichte eine Ueberraſchung, ein Erſchrecken bemerkt haben würde, aber nichts wie Kälte und Gleichgültigkeit. — Sie wollten mir zeigen, wie ſehr es Sie gereue, mich an jenem Abend mit dem ſüßen Gefühle freundſchaftlicher Jugenderinnerungen empfangen zu haben."

„Gehen Sie nicht ſo hart mit mir um," gab das ſchöne Mädchen mit einem freundlichen Lächeln zur Antwort, „nehmen Sie meine Hand und zugleich die Verſicherung, daß ich nicht die Abſicht hatte, Ihnen wehe zu thun, — aus welchem Grunde auch? Glauben Sie," ſetzte ſie mit bitterem Tone hinzu, „ich ſei ſo reich an Freunden, daß ich einen, der ſich mir erprobt, durch lächerliche Koketterie von mir weiſen könnte?"

Er hatte die ihm dargebotene Rechte mit beiden Händen ergriffen, küßte ſie warm und innig, und als er ihr nun auch mit einem bittenden Blicke ſeine rechte Hand entgegenſtreckte, legte ſie für einen Augenblick ihre Linke hinein, ſo daß er eine kurze Zeit ihre beiden Hände hielt und eine nach der andern an ſeinen Mund drückte. Doch duldete ſie dieſes Spiel nicht lange und entzog ihm ſanft ihre Hände, wobei ſie ſagte: „Wollen Sie nun überzeugt ſein, daß ich heute gegen Sie bin, für Sie denke und fühle, wie an jenem Abend, nur daß ich mich ſelbſt in einer ernſteren Stimmung befinde, wozu ich gewiß meine triftigen Urſachen habe?"

„Gewiß, Viktorine, ich verſtehe das. — O könnte ich Ihnen den Schmerz ausdrücken, den ich empfand, als mir Saleck Mittheilung über die vorgefallene Szene machte. Ich konnte nichts thun, als hieherkommen, nicht wie damals am Abend, ſondern heute am Tage, ſo öffentlich

feuchte Blätter, mit denen ſie bedeckt werden, erhalten ſie in der angenehmſten Friſche. Man kann nichts Reizenderes ſehen als ſolch' einen wohlgeordneten Fruchtſtand: prächtige Melonen, Trauben, Orangen, Citronen und Granatäpfel zwiſchen dem grünen Laub, die ſo fein verſteckt und halb verhüllt ſind, um den Vorüberwandelnden noch ſtärker zu reizen. Dazu ſpendet der Blumenſtand auf der anderen Seite in ſeiner noch mannigfaltigeren Pracht den feinſten Duft, und das glüht und ſchillert, blendet und duftet durch einander ſo entzückend und bezaubernd, daß man nicht weiß, wohin man ſich zuerſt wenden ſoll.

Aber noch andere Genüſſe winken dem Umherſtreifenden. Dort iſt die große Eisbude geöffnet und die Karte, welche davor hängt, zeigt eine ziemliche Auswahl. Der Limonaden-Verkäufer ſchwingt ſein Faß, vor dem Cigarrenladen werden die feinſten Sorten ausgepackt, die Conditoreien mit allen möglichen Süßigkeiten ſind ebenfalls geöffnet, da zugleich mit den Tauſenden der verſchiedenartigſten Augen, worunter recht ſchwarze und glühende, die Blicke kreuzen und an den Herrlichkeiten rings umher mit dem gleichen Entzücken, wie du, hängen bleiben, da die Träger dieſer verſchiedenen Augen wieder ebenſo verſchieden in Tracht und Alter bei dir vorbeigehen, eilen, laufen, plaudern, lachen und ſingen, dich hierhin drückend, dich dorthin ſtoßend, da bald die breite Straße obendrein noch mit Karren und eleganten Equipagen angefüllt und vollgepropft iſt, da namentlich die Letzteren in dem entſetzlich ſchnellen Tempo, womit ſie dahin eilen, nur durch die wunderbare Geſchicklichkeit ihrer Kutſcher von unangenehmen Zuſammenſtößen mit anderen Equipagen bewahrt werden können, da Alles ſo um dich herum immer und immer fort ohne einen Augenblick Ruhe zu geben, rauſcht, raſſelt, dröhnt, plaudert, lacht, glänzt, ſo tritt bei Zeiten an den oben erwähnten Blumenſtand, laß' dir für wenig Geld den prachtvollſten Strauß geben und drück' dein Geſicht da hinein, um das brauſende Getümmel

wie nur möglich, — ein Zufall, vielleicht ein glücklicher, fügte es, daß mein Beſuch bei Ihnen zu einem förmlichen Ereigniß wurde."

„Ein ſchroffer Gegenſatz," erwiederte ſie lächelnd, „der mir vielleicht ebenfalls wieder ſchaden könnte, wenn nicht überhaupt Alles für mich hier zu Ende wäre."

„Wie ſoll ich das verſtehen?" rief er erſchrocken, „wäre die Beleidigung, die man Ihnen zugefügt, ſo tief, daß keine Genugthuung möglich wäre?"

„Keine, auch ſcheint man drüben von dem mir zugefügten Unrecht nicht ſehr überzeugt zu ſein; man hat ſich wenigſtens nicht beeilt, es durch irgend Etwas wieder gut zu machen, und ſo ſah ich mich denn heute Morgen veranlaßt, um meine Entlaſſung zu bitten."

„Das hätten Sie gethan, Viktorine," rief er aufſpringend, „und ohne erſt mit mir, Ihrem Freunde, darüber zu Rathe gegangen ſein? — o ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie es mich freut, daß Sie dieſen Schritt gethan, und wie es mich dagegen ſchmerzt, daß Sie ihn gethan, ohne ſich um meinen Rath zu bekümmern."

„Ich verſtehe dieſen Widerſpruch nicht."

„Wie geſagt, Ihr Entſchluß entzückt mich, zieht mich zu Ihren Füßen hin, während Ihre kalte Selbſtſtändigkeit mich wieder zurückſtößt. — Sie wollen in die Welt hinaustreten, — Sie dürfen in die Welt hinaustreten, frei, reich, unabhängig, wenn Sie mir erlauben, Ihr Führer zu ſein."

Statt zu antworten, preßte ſie ihre beiden Hände mit einem tiefen Athemzuge vor ihr Geſicht, und ſo kam es denn auch wohl, daß ſie es nicht bemerkte, wie er leiſe zu ihren Füßen niederglitt, und ihn erſt erſchreckend dort ſah, als er ſanft ihre beiden Hände entfernte und ſie ebenſo innig als ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen drückte. „Viktorine," bat er, „verzeihen Sie mir das raſche Wort, das ich vorhin ſo ohne Weiteres gegen Sie ausſprach, ich konnte meinem Herzen nicht gebieten, ich mußte Ihnen gerade herausſagen, wie ich für Sie denke und fühle, und dieß Gefühl iſt ein ſo ſeliges, daß ich es Ihnen tauſendmal wiederholen möchte, indem ich Ihnen ſage, daß ich jetzt erſt deutlich empfinde, wie ich das kleine Mädchen von damals, meine Jugendgefährtin, geliebt, und wie dieſe Liebe nur geſchlummert hat, um jetzt mit der vollen Kraft

des Mannes in mir emporzulodern; — — zürnen Sie mir, daß ich so offen mit Ihnen geredet, oder gestehen Sie mir nun vielleicht das Recht zu, daß ich tief bedauernd Ihren Entschluß vorhin vernahm? einen Entschluß, der mich, ich wiederhole es, sonst zum glücklichsten Menschen machen würde; — zürnen Sie mir, meine geliebte Viktorine?"

Trotzdem sich ihr Blick einen Moment verschleierte, trotzdem sich ihre Augen mit Thränen füllten, konnte er doch nicht lange zweifelhaft bleiben, daß sie ihm nicht zürne, denn aus ihrem umflorten Auge brach unverkennbar jener glänzende Strahl, jenes Aufleuchten der Liebe hervor, den bis jetzt noch kein Sterblicher in diesen Augen gesehen, und der gerade in diesem glänzenden Blicke so wunderbar, so beseligend, so berauschend wirkte. — Sie beugte sich auf ihn herab und küßte ihn sanft auf die Stirne, worauf sie leicht ihre Hände aus den seinigen löste und ihn bat, aufzustehen. Sie erhob sich mit ihm ohne an seiner Seite stehen zu bleiben, vielmehr trat sie an's Fenster und blickte in die Landschaft hinaus.

Es war dieß ein feierlicher, ja heiliger Augenblick: er stand tief erschüttert da, wunderbar durchbebt von dem unsäglichen Glücke, das ihm zu Theil geworden, sie zitternd vor jeder weiteren Annäherung, ja vor jedem weiteren Worte.

Und so kam es ganz natürlich, daß er sich vor ihr verneigte und zu ihr sagte: „Auf baldiges Wiedersehen, Viktorine," und sie ihm antwortete: „Ja, auf baldiges Wiedersehen."

Damit trennten sie sich, und als er die Thüre ihres Zimmers hinter sich geschlossen, fühlte er sich wie berauscht und hätte laut aufjauchzen oder laut aufweinen können. Sein Schritt war nie so elastisch gewesen, wie heute, er hätte wahrscheinlich fliegen können, wenn er es versucht hätte. Mit welch' ganz anderen Gefühlen durchschritt er heute die Zimmer des Schlosses als an jenem Abend: heute hätte ihm die ganze Welt begegnen können, und er wäre um eine passende Antwort nicht verlegen gewesen. Er schritt mit einer solchen Sicherheit durch das Vorzimmer mit den Glasthüren, daß der dort befindliche Lakai bei seinem Nahen schon die Thüre zu den fürstlichen Gemächern öffnen wollte, doch winkte ihm Ramberg lächelnd und sagte: „für dießmal nicht, mein Lieber;" heute erfreute er sich an der martialischen Haltung der beiden

Wachen, und auf der zweiten Hälfte der Treppe konnte er ſich nicht enthalten, leiſe vor ſich hinzupfeifen. Jetzt war er im Freien, ſein Fuß betrat den weichen Boden, und der Sand unter ſeinen Füßen knirſchte förmlich eine heitere Weiſe, über ihm rauſchten die Wipfel der alten Bäume: es war, als tönten auch dieſe ein altes bekanntes Lied.

Es war in der That außerordentlich, daß er ſich bei den ſeligen Träumen, in die er verſunken war, noch der Zeit und des Dejeuners erinnerte, zu dem man ihn befohlen, weßhalb er denn um den gewiſſen Pavillon herum der Flußſeite des Schloſſes zuſchritt, wo ſich — er wußte dieß aus den Plänen des Schloſſes — der Speiſeſaal befand. Dort war die Terraſſe mit der Orangerie, wo er bei ſeinen Beſuchen in Warneck die Herrſchaften nach der Tafel häufig geſehen: wenn er ſich den Weg dorthin zeigen ließ, ſo konnte er nicht fehlen.

Der erſte Portier, an den er ſich mit einer beßfallſigen Frage wandte, blickte das fremde Geſicht etwas mißtrauiſch an und ſagte ihm dann kopfſchüttelnd: „Mein lieber Freund, die Orangenterraſſe darf man nur mit beſonderer Erlaubniß betreten und nur zu gewiſſen Stunden, jetzt aber iſt der Zutritt zur Terraſſe für jeden Fremden verboten, denn der Hof verſammelt ſich dort ſogleich zum Frühſtück.“

„Das iſt gerade mein Fall,“ erwiederte heiter der Oberingenieur, „ich bin zum Frühſtück eingeladen.“

„So haben Sie wohl eine Einladungskarte?“ frug der Portier mit noch mißtrauiſcherem Blicke.

„Eine ſolche habe ich nicht, da mich Seine Hoheit der Fürſt perſönlich eingeladen.“

Trotz der Unbefangenheit, mit der er dieß ſagte, würde ihn der Portier doch nicht eingelaſſen haben, wenn nicht zufällig einer der Lakaien erſchienen wäre, der den Fremden mit dem Fürſten Arm in Arm die Avenue hatte herauſkommen ſehen, und erſt auf dieſe Mittheilung trat der Portier zurück, worauf ſich der Andere dem Fremden als Führer anbot und ihn in Kurzem auf die Terraſſe brachte.

Hier war noch Niemand als einer der dienſtthuenden Kammerdiener, der auf einem Thermometer die Wärmegrade ablas, um in dieſer Richtung ſogleich die gehörigen Antworten geben zu können.

Ramberg ſpazierte auf und nieder und betrachtete ſich die reizende Gegend.

Der Erſte, welcher zum Frühſtück erſchien, war natürlicher Weiſe der Hofmarſchall, Baron Spiegel: er erſchien unter der Thüre des Speiſeſaals, neben ſich jenen Lakaien, welcher den Oberingenieur hieher gewieſen, und der nun ſeinem Oberen zuflüſterte: „Ich habe ſelbſt geſehen, wie Seine Hoheit Arm in Arm mit dieſem Herrn durch den Park kamen, — ſehr intim, ich kann Euer Excellenz verſichern, ſehr intim.“

Der geneigte Leſer wird ſich erinnern, daß Baron Spiegel ſchon vor einigen Tagen von wichtigen Ereigniſſen ſprach, die eintreten könnten von bedeutenden Perſonen, die, ohne gerade angemeldet zu ſein, in nächſter Zeit erſcheinen würden. Er hatte dieſe Vermuthung allerdings nicht ganz aus der Luft gegriffen, war aber ſichtlich überraſcht, von ſeinen Kombinationen überholt zu werden; eine Ueberraſchung aber nicht merken zu laſſen, iſt die erſte Bedingung eines vollendeten Hofmannes. Deßhalb nickte er mit allen Zeichen der Befriedigung und ſagte: „Ich weiß ſchon,“ durch welchen Ausſpruch aus dem Munde des Hofmarſchalls der Fremde nun in den Augen der Dienerſchaft als vollkommen legitimirt erſchien.

Ramberg, welcher auf der andern Seite der Terraſſe hinter den großen Orangenkübeln auf- und abging, fand ſich, wenn auch nicht gerade in Verlegenheit, doch in einer nicht ganz behaglichen Stimmung: von dem ganzen Hofkreiſe war er gewiß Niemanden bekannt als den höchſten Perſonen ſelbſt und mußte alſo warten, bis jene ſpäter erſcheinen würden und es denſelben gefällig wäre, ihn dem Hofe vorzuſtellen. Wenn er auch ſchon viel mit hohen, beſonders aber mit ausgezeichneten, geſcheidten und geiſtreichen Perſonen verkehrt hatte und er ſich bei Konferenzen und Berichten ſehr ungenirt zwiſchen Ordensbändern und ganzen Firmamenten von Sternen bewegt hatte, ſo war ihm doch die Etikette bei Hofe nicht ſo geläufig, daß er es nicht vorgezogen haben würde, auf irgend einem Baumſtumpf bei einer neutracirten Eiſenbahnlinie ſein beſcheidenes Frühſtück einzunehmen.

Hier trat Alles ſo leiſe und geräuſchlos auf, faſt Jeder ſchien den Andern in ſeinem Leben zum erſten Male zu ſehen und ihm doch ſogleich ein großes Geheimniß anvertrauen zu müſſen, denn ſo ernſt und

feierlich ſprachen die Meiſten zuſammen mit emporgezogenen Augbrauen und flüſternder Stimme. Freilich machten Einige hievon eine Ausnahme, ſo der Herzog und Graf Helder, die zuſammen auf der Terraſſe erſchienen, der eine mit ſehr lauter Stimme ſprechend:

„Das geht über die Möglichkeit," ſagte er, „wenigſtens kann ich mir keinen Begriff davon machen, wie man ſich heute am Bart zupfen läßt und morgen den Charmanten macht und ſeine Hand hinſtreckt. — Da gehen die von drüben zuerſt her und veranlaſſen irgend einen unwiſſenden Ingenieur, die Eiſenbahnlinie aus reinem Uebermuthe durch unſere ſchönſten Waldungen zu führen und laden uns nachher ein, dieſe Zerſtörung feierlich in Augenſchein zu nehmen; — wiſſen Sie aber auch ſicher, Helder, daß es ſich ſo verhält?"

„Daran iſt nicht zu zweifeln; ich erfuhr es aus dem Kabinet; man hat zuſtimmend telegraphirt, und wie ich auf meinem Morgenſpazierritt ſah, iſt bei der Brücke drüben ganz Außerordentliches geſchehen in Flaggenſchmuck, Zelten und Laubgewinden, Alles in deutſchen und beiderſeitigen Farben; auch ſind auf ein Uhr die Wagen beſtellt."

„Alſo Seine Hoheit überraſchen uns mit dieſen vortrefflichen Arrangements; ich möchte nur den kennen, der den Herrn umzuſtimmen vermochte; — glauben Sie mir, Helder, es ſind fremde Agenten hier."

Der Adjutant huſtete ziemlich deutlich hinter der vorgehaltenen Hand, denn wie er ſich beim Auf- und Abgehen umwandte, ſah er in das Geſicht des ihm ganz fremden Mannes, der mit gleichgültigem Ausdruck, aber gänzlich unbefangen an einem der Orangenkübel lehnte und auf den Fluß hinausſah.

„Dieſe Saleck's, Felſing's, Hauke's und wie die Kerls Alle heißen mögen, hol' ſie der Teufel mit einander, ich glaube es war ihr mindeſtes Verbrechen, daß wir ſie neulich im Park ſo angenehm beſchäftigt antrafen; — haben Sie noch keine Spur, wo dieſer Monſieur, dieſer Saleck hingerathen iſt?"

„Keine Idee, Hoh-it, doch daß er nicht weit entfernt iſt, möchte ich daraus ſchließen, daß der Bediente, mit dem er kam, ruhig drüben im Gaſthof wohnen bleibt."

„Es iſt eigentlich empörend, ſo was nicht zu erfahren, — ich habe mir 'was d'rauf eingebildet, gut bedient zu ſein."

„Was kann man machen, gnädiger Herr, wenn Seine Hoheit der Fürſt Fremde, Unbekannte ſo in die Intimität zieht: — ſehen Sie dort jenen Herrn, ich habe das Geſicht nie geſehen, er wartet ganz ungenirt, und wenn er nicht hieher befohlen wäre, würde ſich Baron Spiegel ſchon lange mit ihm beſchäftigt haben.“

„In der That, das iſt auffallend, aber ich werde mir erlauben, den Hofmarſchall zu erſuchen, daß er mir jenen Monſieur vorſtellt.“

Nach dieſen Worten wandte er ſich gegen den Speiſeſaal, um den Hofmarſchall aufzuſuchen, doch trat ihm dieſer auf der Terraſſe ſchon entgegen, angenehm lächelnd mit wichtiger Miene, denn hinter ihm erſchien der Fürſt im Geſpräche mit dem Schloßhauptmann von Werner. Seine Hoheit ſchien äußerſt gut gelaunt zu ſein: er rieb ſich behaglich die Hände und ſagte mit leiſer Stimme und einem leichten Kopfnicken: „Laſſen wir's jetzt gut ſein, lieber Werner, ich danke Ihnen für Ihre guten Nachrichten, beſonders aber für die treffliche Charakterzeichnung, die Sie mir von dem Betreffenden gemacht. — Ein herrlicher Tag,“ fuhr der Fürſt nach einer Pauſe zu den umſtehenden Herren fort, „wie beſonders beſtellt zu einem größeren Ausfluge, den wir nach dem Frühſtück machen wollen, — wir werden gen Edelsheim hinausfahren.“

„Da könnten Eure Hoheit,“ erlaubte ſich der Herzog wie ſpottend zu ſagen, „die neue Eiſenbahnbrücke en passant ſehen, die ja heute eingeweiht werden ſoll.“

„Warum en passant, mein lieber Vetter? es wäre pikanter einen Augenblick anzuhalten.“

„Gewiß, Hoheit, um unſeren übermüthigen Nachbarn ein paſſendes Wort zu ſagen.“

Dieſes Wort ſchien wie aus der Seele der Umſtehenden geſprochen, denn man ſah nicht nur die unzweideutigſten Mienen der Beipflichtung, ſondern einige von ihnen ſprachen ihre Meinung deutlich aus, ſo der Hofjägermeiſter, welcher bemerkte: „In dieſem außerordentlichen Falle möchte er Seine Hoheit unterthänigſt um einige ſehr ſtarke Worte gebeten haben, denn es ſei ja noch nie dageweſen, ein ſo herrliches Jagdrevier auf ſo leichtſinnige und rückſichtsloſe Weiſe zu zerſchneiden, ja zu zerſtören.“

Baron Spiegel meinte, auch käme hiebei noch eine Frage der Courtoiſie in Betracht, da Seine Hoheit ſich herabgelaſſen, Allerhöchſt Ihren Wunſch auszuſprechen, daß die betreffende Eiſenbahnlinie in einem Bogen um das fürſtliche Jagdrevier herumgeführt würde —, eine Kleinigkeit, die man unhöflicher Weiſe gar nicht berückſichtigt hätte.

Hiezu klang als Chorus von den übrigen Herren des Hofes manches mißbilligende Wort, und es erſchien manchen in der That wünſchenswerth, ein ſolches Ungeheuer wie den betreffenden Ingenieur von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.

Seine Hoheit hatte ſtilllächelnd geſchwiegen und unterbrach erſt nach einer längeren Pauſe den Sturm all' dieſer verdammenden Redensarten, indem er ſagte: „ich will geſtehen, daß die Zerſtückelung meines ſchönen Reviers auch auf mich einen unangenehmen Eindruck machte, jedoch" — dieſes „Jedoch" hemmte wie eine plötzlich niederfallende Schleuſe um ſo mehr den Strom anzüglicher Redensarten, als Seine Hoheit nach dieſem Worte einen Augenblick innehielt und dann ſich wiederholend fortfuhr: „jedoch hat auch dieſes, wie Alles in der Welt ſeine zwei Seiten, und ehe man ſo ſtreng aburtheilt, muß man beide nicht nur gehörig betrachten, ſondern auch reiflich erwägen. Ich habe das gethan, meine Herren, und kann Sie verſichern, daß ich mir jetzt ſo ganz anderer Anſicht zu ſein erlaube, daß ich mich ſogar entſchloſſen habe, mit freundlicher Anerkennung der Einweihung dieſes in der That ſchönen Brückenbaues beizuwohnen."

Dieſe Schwankung des Seiles war zu heftig, als daß auch der geſchickteſte Equilibriſt im ſelben Augenblicke das Gleichgewicht wieder gefunden hätte: man vernahm einige leiſe Ah und Oh, ein verlegenes Huſten und Räuſpern, man ſah in die Länge gezogene, ſehr erſtaunte Geſichter: es gab eine Kunſtpauſe von erſchreckender Dauer, ehe ſelbſt der erſte Künſtler in ſeinem Fache, Baron Spiegel, im Stande war, mit einer ſeltenen Geiſtesgegenwart zu ſagen: „Es iſt allerdings von Eurer Hoheit groß gedacht, in einer Frage von ſolcher Wichtigkeit Ihr perſönliches Intereſſe unterzuordnen." — „Wahrhaftig groß, erſtaunenswerth," hörte man einige flüſternde Stimmen, und ein alter Kammerherr faßte ſich ſo raſch, daß er zu ſagen vermochte: „Seine Hoheit geben das glänzendſte Beiſpiel von Selbſtverleugnung, — magnifique."

Nur der Herzog zog ſich mit einem nicht undeutlichen Murren aus dem Cercle zurück und konnte ſich nicht enthalten, im Vorbeigehen zum Grafen Helder zu ſagen: „Das iſt doch zu arg, geben Sie Acht, wir erleben noch ganz andere Dinge.“

Und ſo war es auch. Der Fürſt ſchaute ſich heiter im Kreiſe um und ſagte alsdann nicht ohne einen Anflug von Ironie, der ihm zuweilen eigen war: „Es freut mich in der That, daß unſere Gedanken ſo zuſammengehen, und da ich davon in der betreffenden Angelegenheit, deren Nutzen und hohe Wichtigkeit Jeder von Ihnen einſehen muß, im Voraus überzeugt war, ſo weiß ich, daß ich Ihnen ein Vergnügen damit mache, indem ich Ihnen den Erbauer des ſchönen Brückenwerks, den Oberingenieur Ramberg, meinen lieben Gaſt, vorſtelle.“

Dieſe zweite Schwankung des Seiles war faſt noch ſtärker als die erſte, und Mancher mußte, natürlich im Geiſte, ſekundenlang auf einem Beine balanciren, ehe er es zu einem freundlichen Gruße nach der Gegend hin brachte, wo jetzt Ramberg zwiſchen den Orangenkübeln erſchien und ſich mit einer tiefen Verbeugung dem Fürſten näherte.

„Mich freut es nur zu ſehen,“ ſagte der Herzog ingrimmig zum Adjutanten, mit dem er bei Seite getreten war, „wie dieſe Bombe ihnen auf ihre Köpfe gefahren; — ſehen Sie unſern Freund Spiegel an, er vibrirt förmlich wie eine Wetterfahne, die ſich neunundzwanzigmal herumgedreht hat. — Hatte ich nicht Recht, als ich vorhin von geheimen Agenten ſprach, die ſich hier umhertreiben, und denen es gelungen, den Sinn Seiner Hoheit zu wenden? Ich glaube wahrhaftig, Helder, ich handelte ſehr unklug in meiner Rache gegenüber der armen Viktorine. Dieſe Meſſieurs verfolgten tiefere Zwecke, als es uns an jenem Abend bei dem Pavillon erſchien.“

„Allerdings, man hätte die Sache überlegen ſollen,“ gab der Adjutant ſeufzend zur Antwort, „es wäre in jeder Hinſicht erſprießlicher geweſen.“

„Ja, ich muß mir dieſes thörichte, zu ſchnelle Handeln abgewöhnen,“ ſagte der Herzog und ſetzte boshaft lächelnd hinzu, „Sie haben recht, lieber Helder, — wer weiß, wie dankbar Ihnen Fräulein von Saint-Aubin geweſen wäre, hätte das Schickſal Ihnen geſtattet, ſie auf innige freundſchaftliche Art zu warnen; aber da iſt nun nichts mehr zu machen; — Sie haben doch ſchon gehört,“ fuhr er lauernd fort, „von

der ausgesprochenen Ungnade meiner theuern Cousine gegen ihre Hofdame, und daß Letztere in ihrem Uebermuthe und unmotivirten Stolze um ihre Entlassung gebeten hat?"

„A—a—a—ah," rief der Adjutant, und dieser Ruf des Staunens und der Ueberraschung war von einem so seltsamen Blicke nach dem Eingang der Terrasse begleitet, daß sich der Herzog unwillkürlich dorthin wandte, um sogleich, wenn auch gemäßigter, in den Ruf des Grafen Helder einzustimmen.

Am Eingang der Terrasse erschien die Prinzessin Helene, die in Ungnade gefallene Hofdame, Fräulein von Saint-Aubin an der Hand führend, ein so unverhoffter Anblick, der so gewaltig auf die ohnehin erschütterten Hofgemüther wirkte, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn wir von Schwindel und Ohnmachten berichteten. Mit starrem Erstaunen sah man die Prinzessin sich ihrem Vater nähern, ohne im Geringsten zu thun, als bemerke sie links oder rechts die allgemeine Verwunderung, und hörte sie mit lauter Stimme sagen: „Ich muß Sie um Verzeihung bitten, Papa, daß wir ein paar Minuten zu spät kommen, die Schuld hieran aber trägt diese ungehorsame Viktorine, sie wollte meinem Befehle, hieher zu kommen, nicht Folge leisten, und so mußte ich selbst hingehen, um sie zu holen und um ihr dadurch zu zeigen, wie lieb ich sie habe, und," setzte sie mit sehr lauter Stimme hinzu, „um den Beweis zu führen, wie gerne ich Alles aufbiete, um ein Unrecht, das ich begangen, so viel als in meinen Kräften steht wieder gut zu machen."

Bombe auf Bombe fiel auf den jetzt förmlich bestürzten Hof, das Seil war dem Zerspringen nahe, und Manche blickten gen Himmel, ob dort nicht unter dem Vortritt einer kohlschwarzen Wolke irgend ein furchtbares Ereigniß heranziehen würde. Viktorine, tief bewegt, beugte sich auf die Hand der Prinzessin herab, doch diese zog sie in ihre Arme, küßte sie herzlich und wiederholt auf die Stirne, während sie ihr zuflüsterte: „Nicht wahr, Viktorine, Du vergibst mir, — o, ich hoffe, wir werden Alle glücklich sein."

Die letzte Hoffnung Einiger des Hofes, besonders der Partei des Herzogs, und vor Allem dieses selbst, beruhte darauf, daß die Prinzessin dem Ingenieur, der ihr nun vorgestellt werden würde, ein paar scharfe, passende Worte nicht vorenthalten würde; doch riß auch dieser Noth-

anker: der Fürſt ſelbſt führte den jungen Mann ſeiner Tochter mit dem freundlichſten Lächeln entgegen, ſtellte ihn derſelben vor und rieb ſich anhaltend und ſehr vergnügt die Hände, als die Prinzeſſin ihn nicht nur auf das Wohlwollendſte bewillkommte, ja ihm ihre Rechte reichte und dazu mit einem graziöſen Lächeln ſagte: „o, wir ſind alte Bekannte, ich freue mich ſehr, Sie bei uns zu ſehen.“

„Es iſt ſervirt!“

Während der Fürſt nun nach dem Speiſeſaal ging, winkte er den alten Werner auf's Gnädigſte zu ſich heran und ſagte ihm mit leiſer Stimme: „Sie haben Recht, es iſt Alles in Ordnung.“

XII.

Das Frühſtück war vorüber.

Die höchſten Herrſchaften und der Hof hatten ſich für einen Augenblick zurückgezogen und verſammelten ſich jetzt, zur Abfahrt bereit, in einem kleinen Garten, der unter der Orangenterraſſe unmittelbar an die Straße ſtieß. Die Wagen ſtanden im Stallhofe bereit und warteten nur auf den Befehl des Oberſtſtallmeiſters zum Vorfahren. Die leichte Equipage des Oberingenieurs befand ſich allein ſeitwärts von der Straße, da er um die Vergünſtigung gebeten hatte, vorausfahren zu dürfen. Die Prinzeſſin Helene, welche mit Viktorine und der Gräfin Eller, deren heitere Augen heute vor Vergnügen ſtrahlten, plaudernd etwas abſeits ſtand, winkte jetzt den Oberſtſtallmeiſter zu ſich und ſagte ihm: „Lieber Rodenberg, thun Sie mir einen Gefallen — haben Sie vierſitzige Kaleſchen beſtellt?“

„Nein, nur zweiſpännige Wagen.“

„Gut, ſo ſagen Sie der Oberſthofmeiſterin, aber ſo, daß ich es hören kann, Sie hätten auf Fräulein von Saint-Aubin für die Ausfahrt nicht mehr gerechnet und einen Wagen zu wenig beſtellt.

Darauf plauderten die drei Damen wieder auf's Neue zuſammen, bis ſich gleich nachher, folgſam dem erhaltenen Winke, die lautklingende Stimme des Oberſtſtallmeiſters vernehmen ließ, der zur Gräfin Spor-

um dich her einen Augenblick zu vergeſſen: daſſelbe iſt wahrhaftig nicht lange zu ertragen.

Einen ſolchen Anblick, wie wir ihn mit unſeren ſchwachen Kräften verſuchten wiederzugeben, bietet die Strada Toledo in Neapel an allen ſchönen Tagen jeder Jahreszeit. Und dergleichen ſchöne Tage hat die glückliche Stadt, gering gezählt, jährlich über dreihundert. Es gibt aber dagegen auch Zeiten, wo der Anblick von Toledo ein ganz anderer, ein minder erfreulicher iſt.

Solche Zeiten ſind zur Winterſaiſon an einem neblichten und regneriſchen Tage, im Monat Januar. Den Italiener, welcher die Kälte, obgleich er ſie ſehr gut ertragen kann, außerordentlich fürchtet und ſcheut, treibt ein unfreundlicher Seewind, der von Santa Lucia zuweilen in die offene Straße hereinpfeift, gleich von derſelben hinweg in ſeine Wohnung oder in das Kaffeehaus. An ſolchen Tagen eilt er, in ſeinen Mantel gehüllt, ſo daß man vom Geſicht faſt gar nichts mehr ſieht, im Geſchwindſchritt vorüber, und man hört nur das Wort: freddo! freddo! das Einer dem Andern zähneklappernd zuruft.

Die breite gewaltige Straße liegt dann, namentlich Abends, wie ausgeſtorben, öde und leer da. Die Beleuchtung auf derſelben reicht kaum hin, um einen ſchwachen Begriff von der coloſſalen Front der Paläſte zu geben, oder ein paar rieſenhafte Cariatiden zu beleuchten, die ihren ſchweren Balkon mißmuthig zu tragen ſcheinen.

Da die meiſten dieſer großen Paläſte noch wie in der guten alten Zeit von einer einzigen edlen Familie bewohnt werden, dieſe Familie aber nicht mehr, wie es in jener alten guten Zeit Mode war, das Haus mit Gefolge und Dienerſchaft vollſtändig anfüllt, ſondern jetzt nur noch eine Reihe Zimmer im erſten Stock zum eigenen Gebrauche benutzt, und dieſe nicht einmal mehr gaſtlich jeden Abend den Verwandten und Freunden des Hauſes öffnet, ſo gewährt an ſolchen Abenden, wo der Menſchen-

bach ſagte: „Ich muß noch einen Wagen beſtellen, ich hatte auf Fräulein von Saint-Aubin nicht mehr gerechnet.“ Auf das hin näherte ſich die Prinzeſſin, indem ſie ſprach: „Machen Sie keine Umſtände wegen meiner guten Viktorine, wir behelfen uns in meinem vierſitzigen Wagen.“

„Eure Hoheit verzeihen, ich habe des ſchönen Wetters wegen nur Phaetons und Viktorias einſpannen laſſen.“

„So weiß ich einen andern Ausweg,“ gab die Prinzeſſin zur Antwort, nachdem ſie ſich ſcheinbar einen Augenblick beſonnen, einen Ausweg, wogegen meine gute Oberſthofmeiſterin für dieſes eine Mal wohl nichts einzuwenden haben wird, ich habe meine Gründe dabei: laſſen wir Viktorine und die Gräfin Eller mit dem von Papa jetzt ſo ſehr protegirten Oberingenieur vorausfahren.“

„Aber Hoheit,“ ſagte die Oberſthofmeiſterin mit ſehr ernſtem Geſichte, „zwei junge Damen mit einem faſt fremden Manne, ſollte das nicht unpaſſend ſein?“

„Das iſt er aber durchaus nicht, liebe Sporbach, es iſt auch durchaus nicht unpaſſend,“ gab die Prinzeſſin lebhaft zur Antwort und flüſterte ihr darauf neckiſch in's Ohr, „und doch noch ſchrecklicher: dieſer junge Mann denkt daran, eine meiner Hofdamen für immer zu entführen.“

„Ah,“ machte die Oberſthofmeiſterin mit einer ziemlich erſtaunten Miene, „Ihre Wünſche, Prinzeſſin, ſind mir Befehle, doch was wird Seine Hoheit zu dieſem Arrangement ſagen?“

„Geben Sie Acht, ob er es nicht wohlwollend aufnimmt.“ Sie näherte ſich lachend dem Fürſten, der ſo eben den Ingenieur auf die wohlwollendſte Art mit einem herzlichen Druck der Hand entließ, dann ſagte ſie, halb zu dieſem, halb zu jenem gewandt: „Papa, würden Sie etwas dagegen einwenden, wenn ich den Herrn Ramberg um eine Gefälligkeit bäte?“

„Im Gegentheil, mein Kind, es würde mich recht freuen.“

„Sie wiſſen, Papa,“ fuhr ſie ſchelmiſch lächelnd fort, „daß der Herr Oberingenieur und Fräulein von Saint-Aubin alte Bekannte ſind, die ſich vielleicht Einiges mitzutheilen haben, und da bei der heutigen Fahrt auf Viktorine nicht gerechnet wurde, ſo möchte ich den Herrn Oberingenieur bitten, ſie mit hinauszunehmen; — ſie nicht allein, Papa, Gott ſoll mich bewahren, ich könnte das vor der Gräfin Sporbach nicht

entſchuldigen, und deßhalb ſoll meine kleine Ellen ſie begleiten, — hätten Sie etwas dagegen einzuwenden, Papa?"

„Ganz und gar nicht; nur erſuche ich Sie, etwas raſch zu fahren," wandte er ſich an Ramberg, „da wir bald hinter Ihnen drein ſein werden."

„So gehen Sie denn mit Gott," ſagte die Prinzeſſin, plötzlich ernſt werdend, „und ich wünſche Ihnen alles, alles Glück. — — — — Etwas der Art war ich Dir ſchuldig, liebe Viktorine," ſagte ſie mit mildem Tone zu der jungen Dame, nachdem ſie dieſelbe von dem getroffenen Arrangement in Kenntniß geſetzt, — „und nun fort, ich werde ein wenig zögern und trödeln, damit wir nicht zu raſch nachkommen."

Ramberg winkte ſeinem Wagen heran, und während ſein Kutſcher die Pferde hielt, half er den beiden Damen auf den inneren Sitz und nahm, auf den Vorderſitz ſich ſchwingend, die Zügel, — ein leichter Zungenſchlag, und die Pferde flogen mit dem Wagen in faſt ſchwindelndem Laufe davon.

Mit ſehr getheilten Gefühlen ſahen die Zurückbleibenden den Davoneilenden nach: der Fürſt mit großer Heiterkeit, indem er ſeiner Tochter lächelnd und ſo eigenthümlich zuwinkte, als wiſſe er ganz genau um den glücklichen Ausgang dieſer an ſich ſo verwickelten Geſchichte; der Hofmarſchall, Baron Spiegel, mit gerechtfertigtem Erſtaunen, die Oberſthofmeiſterin mit reſignirten Mienen, aber doch mit einem gelinden Achſelzucken, und der arme Graf Helder mit tiefem Schmerz. — —

Der Herzog blickte ihnen nicht nach, aus dem einfachen Grunde, weil er ſich nicht in dem kleinen Garten vor dem Schloſſe befand: er war auf ſeinem Zimmer und hatte ſo eben ein Schreiben an Seine Hoheit den Fürſten beendigt, worin er um einen Urlaub bat, da ihn dringende Geſchäfte nach der Stadt zurückriefen.

An der Brücke mäßigte Ramberg auf den Wunſch der Damen ein wenig den Lauf ſeiner Pferde; nach dem Verſprechen der Prinzeſſin konnte er überzeugt ſein, daß ihn der Hof nicht ſobald einholen würde, auch plauderte es ſich ſeitwärts ſitzend beim langſamen Fahren ſo außerordentlich angenehm. — Da war der Poſtplatz und der Gaſthof „zur Roſe und Anker", wo er gewöhnlich ſein Pferd einzuſtellen pflegte; — aber mit welch' ſeligen Gefühlen er dieß das letzte Mal gethan, konnte er ſich nicht enthalten, ſeinen aufmerkſamen Zuhörerinnen mitzutheilen.

Jetzt hatten ſie das Städtchen hinter ſich, und die beiden edlen ungariſchen Pferde trabten mit dem leichten Wagen ſo anmuthig und geſetzt, ſo luſtig mit dem Kopfe ſchüttelnd dahin, als ob ſie ordentlich fühlten, welch' koſtbare Laſt ihnen heute zu ziehen geſtattet ſei.

„Wie ich mich frei und glücklich fühle," rief die kleine Gräfin, deren Geſicht allerdings vor Vergnügen ſtrahlte, „iſt mir doch gerade zu Muthe, wie einem Vogel, der ſeinem Käfig entflogen."

„Aber es iſt doch ein ſo ſchöner, goldener Käfig," meinte Ramberg lächelnd, „nicht wahr, mein Fräulein?" wandte er ſich an Vittorine, „man kehrt trotz alledem gerne wieder dorthin zurück."

„Wer die Freiheit nie gefühlt, kann auch den Verluſt derſelben nie begreifen," erwiederte ſie. Mir kommt es faſt ängſtlich vor, wenn ich denken ſollte, zwiſchen mir und der weiten, weiten Welt befände ſich gar keine Schranke mehr, es wäre mir, als ſtände ich ohne Schutzwehr vor einem tiefen Abgrunde."

„Es gibt vielerlei Arten von Schutzwehren und Schranken, mein Fräulein," entgegnete Ramberg, „und irgend eine würde ſich immer zu Ihrem Troſte und zu Ihrer Hülfe finden, eine Schutzwehr, eine ſtarke Hand, die Sie ſanft durch's Leben führte."

„O ſchweigt jetzt mit Euren Gedanken von Schranken, Schutzwehren und Käfigen, ſelbſt wenn Alles das von Gold wäre," lachte die Gräfin Eller, „ich will nicht daran denken, was ich zurückließ, ich will nur hinausſchauen über Hügel und Thäler hinweg, fort über die grünen Wellen jener Waldungen, weit, weit in die Ferne, und wo mir dort die tiefblauen Berge ein neidiſches Halt gebieten wollen, laſſe ich mir doch nichts befehlen und ſchicke meine geiſtigen Blicke immer weiter, — ah, wie köſtlich die Luft iſt, die ich hier in vollen Zügen einathme, wie fühle ich mich ſo unglaublich glücklich, daß ich jubiliren und ſingen darf, ohne die Begegnung eines ſtrengen Blickes fürchten zu müſſen, der mir ſagt, mein Fräulein, das ſchickt ſich nicht.

„Sie möchten wohl Ihr freies Leben, Ihr raſtloſes, künſtleriſch ſchönes Schaffen mit keiner Beſchäftigung vertauſchen, die Sie an irgend einen beſtimmten Ort bannte?" frug Fräulein von Saint-Aubin.

„In der That, ich möchte mich jetzt noch nicht ſo feſſeln laſſen, obgleich auch ich nicht gerade ohne alle Bande in der Welt bin, wie

Sie wohl denken mögen, — ein ganz feſſelloſes und deßhalb auch zweckloſes Leben, ein Leben wie der Vogel auf dem Zweige, der bald hier bald dort ſein Neſt aufſchlägt, könnte mir doch nicht gefallen."

„Und was ſind das für Bande, die Sie irgendwo feſthalten?" frug neugierig die kleine Gräfin.

„Es iſt das ein kleines Beſitzthum in der Schweiz," gab Ramberg zur Antwort, „ein Schlößchen in einer reizenden Gegend, mit Feld und Wald, einem kleinen See mit herrlichem Waſſer und mit einem wunderbaren Blick auf die Hochalpen, das ich mir erworben, als ich dort in der Nähe mit der Anlage der Eiſenbahn beſchäftigt war."

Da es gerade bergauf ging, ließ er ſeine Pferde langſam ſchreiten und erzählte, ſeitwärts ſitzend, ſo behaglich als möglich: „Außerdem, daß mir dieſes Gut ganz beſonders gefiel, und es mir, wie vorhin bemerkt, ſchon lange am Herzen lag, irgendwo einen feſten Anker zu ſenken, der ſpäter einmal mein Lebensſchiff halten würde, hatte ich noch einen andern Grund, der mich trieb, gerade dieſes Beſitzthum zu erwerben: es hatte nämlich einer Familie Ramberg gehört, die das gleiche Wappen führt, wie meine Voreltern, und obendrein wußte ich, daß vor langen Jahren ein Zweig unſerer Familie in die Schweiz ausgewandert war, — — die Damen kennen Edelsheim, — nun mein kleines Gut hat ſowohl in ſeiner Lage, als auch in der Bauart ſeines Hauptgebäudes eine große Aehnlichkeit mit der reizenden Beſitzung der Prinzeſſin."

„Dann muß es allerdings ſchön ſein," ſagte Fräulein von Saint-Aubin, „ich kenne nichts Lieblicheres als Edelsheim."

Sie hatte eben noch nachſinnend vor ſich niedergeſchaut, doch bei der Antwort, die ſie gab, ihr Auge erhoben und einen Moment in denen des jungen Mannes ruhen laſſen, — nur eine Sekunde, und doch mochte dieſer Blick ihm viel Köſtliches geſagt haben, denn er jauchzte förmlich auf, als er nun ſeine Pferde zu raſcherem Laufe antrieb und rief mit dem Ausdrucke des Glückes: „Ach und es lebt ſich dort im Süden an den Ufern der glänzenden Seen, im friſchen Grund der Wieſen unter den weißen, glänzenden Alpenhörnern ſo glücklich und frei, — Sie ſollten das einmal ſehen, gnädige Gräfin," wandte er ſich an die kleine, heiter lachende Hofdame, „da in der großen, gewaltigen Natur vergißt man alle Käfige und Gefängniſſe der ganzen Welt."

Es war als ſeien auch die beiden Pferde durch irgend etwas elektriſirt worden, denn ſie jagten förmlich toll und wild auf der Landſtraße dahin, wobei ſie aber ihr Führer ſo feſt im Zügel hatte, daß die beiden Damen ihr Gefühl der Sicherheit nicht einen Augenblick verloren. Jetzt fuhren ſie neben der Bahnlinie hin, und gerade brauste eine bekränzte und beflaggte Lokomotive an ihnen vorüber. Die Leute auf derſelben, als ſie den bekannten Wagen ſahen, ſchwenkten hurrahrufend ihre Hüte und ließen die Maſchine anhalten und gellend pfeifen. Die beiden edlen Ungarn vor dem leichten Gefährt ſcheuten durchaus nicht, ſondern courbettirten nur ein wenig und ſchüttelten, wie ſelbſtgefällig, ihre Köpfe.

Schon hinter Warneck erſchien die Landſtraße heute nicht mehr ſo einſam, wie ſie gewöhnlich war: feſtlich gekleidete Fußgänger, Reiter, Equipagen und Bauernwagen zogen in buntem Gemiſch alle dem gemeinſamen Ziele entgegen; rechts und links von den Höhen herab ſah man ebenfalls auf den verſchiedenen Fußwegen größere und kleinere Trupps, welche ſich dem Thale zu bewegten. Sehr häufig erkannte einer den Ingenieur, rief laut ſeinen Namen und ſchwenkte mit ſeinen Freunden jubelnd den bekränzten Hut, oder man rief ihm ein friſches Wort der Anerkennung nach.

Bei dieſen Beweiſen von Achtung und Verehrung glänzten Viktorinens Augen, während die kleine Gräfin ſtiller und ſtiller wurde, ja häufig wie forſchend um ſich blickte, und als ihre Freundin ſie um die Urſache frug, zur Antwort gab: „Ich fühle das goldene Gitter auf meinem Nacken; es iſt mir gerade, als führen wir dem Hofe dicht voraus, ſo erregen wir die Aufmerkſamkeit, ſo grüßen die Leute, nur — zuthunlicher und herzlicher.“

„Es iſt auch etwas Königliches um die Kunſt und Wiſſenſchaft,“ ſagte Fräulein von Saint-Aubin, indem ihre glänzenden Augen mit einem Ausdruck des Stolzes um ſich blickten, „und der, dem dieſe Verehrung gezollt wird, hat ſie nicht ererbt, ſondern erworben.“

— — — — Dort lag die neue Eiſenbahnbrücke vor ihnen, ihr neues Mauerwerk kaum ſichtbar hinter dem buntwehenden Schmuck der Flaggen und der um die Säulen gewundenen Laubkränze; daneben auf der ſanft anſteigenden Thalwand faſt an derſelben Stelle, wo Fürſt Georg und Ramberg vor einigen Tagen ihr einfaches Frühſtück eingenommen, erhob ſich ein Zelt; dort befand ſich auch eine Muſikbande,

und dort ſtanden die Förſter, Jäger und fürſtlichen Beamten. Rings umgab alles das eine buntgemiſchte zahlreiche Menſchenmenge und ſchien in geſpannter Erwartung des Augenblicks zu ſein, wo die feſtliche Einweihung vor ſich gehen würde, doch fehlten hiezu noch die allerhöchſten Herrſchaften der beiden Nachbarſtaaten, welch' letztere hier ſich die gewaltige Eiſenhand reichten.

Gegenüber der Eiſenbahnbrücke war eine kleine Tribüne errichtet, auf der man die breitſchulterige Geſtalt eines Steinhauermeiſters ſah, der durch Schwingen einer Fahne das Zeichen zum Anfang der Feierlichkeit zu geben und alsdann einen Werkſpruch zu halten hatte. Es war das ein ganz beſonderer Verehrer Ramberg's, und als er nun den Wagen deſſelben im raſchen Laufe der Pferde daherkommen, dieſe in einen Durchlaß des Eiſenbahndammes einbiegen und nun auf der andern Seite herauskommen ſah, überzog ein joviales Lächeln ſein wettergebräuntes Geſicht, und obgleich er wohl wußte, daß er noch eine gute halbe Stunde Zeit bis zum Beginn der Feierlichkeit vor ſich hatte, erhob er doch die Fahne und ſchwenkte ſie dreimal über ſeinem Kopfe. Das machte nun begreiflicher Weiſe die nämliche Wirkung, als ſeien die erwarteten allerhöchſten Gäſte bereits angekommen: die kleinen Kanonen auf dem alten Schloſſe Warneck, ſowie hie und da verſteckte Böller entluden ſich krachend und erweckten einen majeſtätiſchen Wiederhall in den Bergen; die Muſikbande, folgſam dem erhaltenen Programm, ſetzte die Inſtrumente an den Mund und blies die Landeshymne, unzählige Mützen und Hüte wurden geſchwenkt, und ein tauſendſtimmiges Hoch! durchſchnitt die Luft. Umſonſt winkte der Oberingenieur, was er konnte, zum Einhalten dieſes tollen und unzeitigen Lärmens, umſonſt verließ er den Wagen, nachdem er die Zügel einem ſeiner Arbeiter zugeworfen, umſonſt eilte er gegen die Tribüne: je eifriger, ja, je erzürnter er winkte, um ſo lebhafter ſchwenkte der alte Steinhauermeiſter ſeine Fahne und bedeutete dabei den unten ſtehenden Meiſtern und Geſellen der anderen Gewerke, ſich feſt um ſeine Tribüne zu ſchaaren. Dann legte er ſeine Fahne nieder und ſtreckte ſeine beiden Hände aus, um den Lärmen zu beſchwichtigen, was ihm auch nach einiger Anſtrengung gelang, und wandte ſich alsdann gegen den raſch herankommenden Oberingenieur, um mit lauter Stimme zu ſprechen:

„Hört mich, meine Freunde! Ich glaube nicht, daß Einer unter euch iſt, der mich für ſo dumm hält, als hätte ich ohne beſtimmte Abſicht beim Herannahen unſeres verehrten Oberingenieurs, Herrn Ramberg, meine Fahne geſchwenkt. Nein, meine Freunde, das iſt mit voller und guter Ueberlegung geſchehen: wir wollen hier unſere Brücke einweihen und die Vollendung einer Bahn, an der Ihr, ehrbare Meiſter und Geſellen, und auch Ihr, brave Handlanger und Taglöhner, lang und mühevoll gearbeitet. So groß und ſchön iſt unſer Werk, daß ſeine Vollendung die Veranlaſſung iſt zum Erſcheinen der Herren Fürſten des dieß- und jenſeitigen Landes. Angeordnet und befohlen war es demnach, die Feierlichkeit mit Muſik und Hoch zu beginnen, nachdem die Ebengenannten erſchienen wären. Doch will es mich vielmehr bedünken, meine Freunde, daß dem Manne die erſte Feierlichkeit gebührt, der das große Werk angefangen und vollendet hat, dem Manne, von dem wir mit Stolz ſagen können, daß er aus unſerer Mitte entſprungen iſt, der wie wir den Hammer geführt und die Axt, der mit uns und unter uns gelebt, der warm und menſchlich mit uns fühlend nicht nur unſer ſtrenger Aufſeher war, ſondern auch unſer aller Freund, nicht nur unſer Lehrer, ſondern auch Manchem ein Helfer in der Noth war."

Ein zuſtimmendes Gemurmel des Beifalls, das ſich auf allen Seiten erhob, ſteigerte augenſcheinlich die Redeluſt des Steinhauermeiſters; während er ſeine Linke feſt aufſtützte, ſtrich er mit der Rechten ſeinen vollen Bart, und ſein ſcharfes Auge blickte nach dem Wagen hin, an den ſich der Oberingenieur, unfähig, dem Allem Einhalt zu thun, zurückgezogen hatte, — dort ſtand Ramberg und feierte einen der ſeligſten Augenblicke ſeines Lebens, nicht ſowohl durch die anerkennenden Worte ſelbſt, als vielmehr durch den Wiederhall, den ſie in dem Herzen des von ihm ſo innig geliebten Weſens hervorriefen. Er legte ſeine Rechte unwillkürlich auf den Wagenſchlag, und Viktorine von Saint-Aubin, die mit ihren großen, glänzenden Augen unverwandt nach der Rednerbühne ſchaute, hatte ihre Hand leicht auf die ſeinige gelegt.

Dieß, ſo unbemerkt von der Menge es auch vor ſich ging, ſah doch das aufmerkſame Auge des Steinhauermeiſters und riß denſelben zu einer unerhörten Extemporation hin: „Ja, meine Freunde," fuhr er, ſo laut als es ihm möglich war, fort, „nach allem dem, was ich Euch

vorhin geſagt, werdet Ihr es erklärlich finden, daß ich das erſte Hoch ausbringe unſerem ſo hoch verehrten, unermüdlichen, tüchtigen, von uns Allen geliebten Oberingenieur Herrn Ramberg, — — ja, er und die, welche ihm lieb und theuer ſind und mit ihm gekommen, um dieſem ſchönen und feierlichen Augenblicke beizuwohnen, — leben hoch, hoch und abermals hoch!"

Ein unbeſchreiblicher Jubelruf aus tauſend kräftigen Kehlen zerriß nach dieſer Rede die Luft, und da die Muſik mit einem weithin ſchallenden Tuſche einfiel, ſo ſäumten auch die Leute an den Böllern und Kanonen nicht, abermals laut zu werden und wiederholt das Echo aus ſeiner Ruhe aufzuſchrecken.

Es war dieß aber gerade der Augenblick, wo auf der Straße gen Warneck zu der erſte Wagen des fürſtlichen Hofes ſichtbar wurde, und wo ſich nach der andern Seite zu der bekränzte Bahnzug zeigte, welcher den Stellvertreter des benachbarten Herzogs, einen jüngeren Prinzen des Hauſes, herbeiführte. Beide Theile nahmen dieſe ſchon bei ihrem Empfange dargebrachte Ovation höchſt wohlgefällig auf, und Baron Spiegel bemerkte dem Fürſten, „Oberingenieur Ramberg beweiſe ſich auch neben ſeiner ſonſtigen Tüchtigkeit als ein Mann, der ſich auf Empfangsfeierlichkeiten verſtände."

Um den Wagen des Oberingenieurs, neben welchem jetzt die beiden Damen ſtanden, hatte ſich unterdeſſen eine Gruppe ſeiner uns wohlbekannten Freunde gebildet: Saleck, Felſing und Maler Wilden, welche ihm beglückwünſchend die Hand ſchüttelten. Fürſt Georg fügte dieſen lauten Glückwünſchen noch einen heimlichen, herzlicheren hinzu, nachdem er den beiden Damen vorgeſtellt worden war und längere Zeit mit ihnen, namentlich mit Fräulein von Saint-Aubin, geſprochen hatte, bis der wiederholte Donner der Geſchütze dieſe Unterhaltung zerriß und Alles auf ſeinen Poſten rief.

Da die Seite, auf der man ſich gerade befand, und wo auch die Zelte zum feierlichen Empfange gebaut waren, zum benachbarten Herzogthume gehörten, ſo war es an dem ſtellvertretenden Prinzen, zuerſt dort zu ſein und den Fürſten zu empfangen. Die Lokomotive brauſte heran, hielt auf der Brücke, und die betreffenden Perſonen ſtiegen aus. Von ihnen iſt nicht viel zu ſagen, als daß ſie in ſehr ſchöne, ſteife Uniformen gezwängt waren, viele Bänder und Orden zeigten, und daß der Chef,

der stellvertretende Prinz, in seiner glänzenden Uniform, vortrefflich chaussirt und untadelhaft gantirt war, und daß er so durch und durch mit Würde und Selbstbewußtsein getränkt war, daß man hätte glauben können, wo er gehe und stehe müsse er feuchte Fußstapfen hinterlassen.

Der geneigte Leser wird es uns erlassen, hier wiederholt die Empfangsfeierlichkeiten zu schildern, oder ihm die zweite Rede des Steinhauermeisters niederzuschreiben, welche rhetorisch allerdings glänzender, aber ihrem Inhalte nach minder herzlich und gefühlvoll war. Darauf wurde unter dem Zelte vorgestellt, pro forma Wein und kalte Küche herumgereicht, und sich ebenfalls pro forma gefreut, daß die herrliche Vollendung dieses großen Werkes diesen schönen und unvergeßlichen Tag herbeigeführt. Die betreffenden Beamten warfen einen Blick auf die betreffenden Uniformen der betreffenden nachbarlichen Kollegen, um betreffend die nothwendigen Ordensaustheilungen die betreffenden Vorschläge machen zu können.

Der Fürst war während der ganzen Feierlichkeit von der allervortrefflichsten Laune: er war in einem Wagen mit seiner Tochter herausgefahren, und da dieser Wagen à la Daumont bespannt war, auch keine Bedienten-Rücksitze hatte, so war er im Stande gewesen, vertraulich mit der Prinzessin zu reden, wodurch er denn die Gewißheit erlangte, daß die von ihm so sehr gewünschte und so eifrig als möglich betriebene Angelegenheit in ein so günstiges Stadium getreten sei, als ein Vater nur immer wünschen kann, der das Wohl seines Kindes vor Augen hat. Nur hatte die Prinzessin lächelnd gesagt: „Mein lieber Papa, ich muß Sie dabei auf eine Enttäuschung vorbereiten, die Ihnen aber hoffentlich nicht unangenehm erscheinen wird."

Auf diese Enttäuschung gespannt und immer an dieselbe denkend, unterhielt sich nun Seine Hoheit auf's Huldreichste mit den Beamten des benachbarten Staates, welche ihm von dem stellvertretenden Prinzen vorgestellt worden waren, und unterließ dabei nicht, von Zeit zu Zeit dem Oberingenieur freundlich zuzunicken. Jetzt rief der Fürst den Hofmarschall, Baron Spiegel, zu sich, und sagte ihm lächelnd: „Was dort meinen Freund Ramberg anbelangt, der sich als Oberleiter der ganzen Geschichte vortrefflich ausnimmt, so glaube ich, es wäre kein schlechter Spaß, wenn wir ihm das Kommandeurkreuz meines Hausordens vorläufig geben würden."

„Eure Hoheit werden mir erlauben," erwiederte der Oberſthofmeiſter erſchrocken, „daß eine ſolche Auszeichnung für einen Ingenieur noch nie dageweſen iſt. Eure Hoheit ſollten die Gnade haben, ihn mit der Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft anfangen zu laſſen und ihn vielleicht ſpäter bei einer genügenden Veranlaſſung mit dem kleinen Orden beehren."

„Das iſt ganz vortrefflich," lachte der Fürſt laut und luſtig, „aber Sie haben nicht ganz unrecht; notiren Sie die große goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft, die er gewiß noch nicht hat; aber geben Sie ihm zu gleicher Zeit das Kommandeurkreuz meines Hausordens, — ich habe mir nun einmal vorgenommen, dieſen unſchuldigen Spaß zu machen; das Großkreuz kann in ein paar Tagen darauf nachfolgen."

Der Hofmarſchall prallte zurück, als habe ihn eine Natter gebiſſen, und da er nicht wußte, wie weit Seine Hoheit dieſes entſetzliche Vorhaben, das er einen unſchuldigen Spaß nannte, im gegenwärtigen Augenblicke zu treiben gelaunt ſei, ſo trat er mit einer tiefen Verbeugung zurück, und war um ſo mehr befugt, dieß zu thun, da ſich die Prinzeſſin in dieſem Augenblicke dem Fürſten näherte.

„Lieber Papa," ſagte dieſe mit ungewohnt weichem Tone der Stimme, „Sie wiſſen, daß ich alles Auffallende haſſe, und es müßte auffallen, wenn das, wovon bei der Herfahrt zwiſchen uns die Rede war, hier öffentlich behandelt würde, deßhalb will ich Ihnen auch den Fürſten Georg, der heute noch offiziell um meine Hand anhalten wird, nicht ſelbſt vorſtellen und habe ich den Schloßhauptmann Werner darum gebeten, der — der dort kommt," ſagte ſie raſch, „und nun, lieber Papa," ſetzte ſie lebhaft hinzu, indem ſie ihre Hand auf den Arm ihres Vaters legte, „machen Sie ſich auf die Enttäuſchung gefaßt."

Der alte Schloßhauptmann Werner trat mit einem heiter lächelnden Geſichte in Begleitung eines ſtattlichen jungen Mannes heran, den der Fürſt niemals geſehen, der ſich aber mit ſo freiem und ſchönem Anſtand näherte, daß Seine Hoheit mit einem faſt ängſtlichen Geſichtsausdrucke ſeine Tochter anſchaute. Dieſe aber blickte ihm von unten herauf ſchelmiſch lächelnd in die Augen und ſagte leiſe: „Dieß, lieber Papa, iſt Fürſt Georg von —"

„Eh!" rief der alte Herr faſt ſo laut, daß es beinahe ein Aufſehen gegeben hätte, — — — — „und der Andere?"

und Lebensstrom in Toledo ausgeflossen ist und nichts zurückgeblieben als die schwarzen hohen Häusermassen mit ihren todten Fensterreihen, die Straße ein ödes, erstorbenes Ansehen.

Hie und da rollt vielleicht eine Equipage, hie und da huschen einige Personen von einer Nebengasse in eine andere hinein, als fürchteten sie sich vor der langen Toledo, die heute Morgen noch so jugendlich frisch erschien, heute Abend so grau und todt daliegt. Ein seltener Limonaden-Verkäufer schwingt vielleicht in irgend einer Ecke wie zum Hohne sein Eiswasser, dasselbe vergeblich dem stillen Abend empfehlend, und neben ihm sitzt ein altes Mütterchen und erhält ihr kleines lohendes Feuer im Brand, theils um sich gegen die Kälte zu schützen, theils aber um immer die Kastanien warm zu halten. So sieht man auch in weiter Entfernung vielleicht ein paar ähnliche rothe Feuerchen brennen, kleine Punkte — das einzig übrig gebliebene Leben.

Geliebte Leser, wir befinden uns gerade vor einem der größten Paläste in Toledo, einem Gebäude, wie eine kleine Festung; hat auch vielleicht schon zu dergleichen Zwecken gedient. Der untere Stock, in rustico aus rauh behauenen Quadern aufgeführt, als haben ihn die Cyclopen zusammengetragen, befleißigt sich allein an dem Fenster und dem Thore einer einigermaßen freundlichen Idee, dies starre Mauerwerk dem Auge angenehm unterbrechend. Die schweren, reichen Gitter an den Fenstern passen zu dem wilden Felsenartigen des ganzen Stockes, als sei dort eisernes Gesträuch herausgewachsen, und die beiden Giganten, die an dem Thore stehen, vielleicht übrig gebliebene Trümmer der alten Riesengeschlechter, die bei dem Baue halfen, dann nicht abgelöst wurden und langsam erstarrten, und deren Blicke sich vor demselben kreuzen, scheinen hiedurch fragen zu wollen: „wird sich wohl Jemand dort hineinwagen?“

Die oberen Parthieen des Hauses wachsen schon etwas

„Iſt, wie er Ihnen ja ſelbſt geſagt, der Oberingenieur Ramberg, — Details folgen ſpäter, lieber, guter Papa; doch durchſchauten Sie ja gewiß dieſes ſo nothwendige Spiel.“

Nun war aber der Fürſt ein würdiger Zögling jener alten ſtaatsmänniſchen Schule, deren Schüler wohl eine Ueberraſchung empfinden, aber nicht ſichtbar werden laſſen durften. Er ſagte deßhalb: „Ei, ei, allerdings durchſchaute ich es und muß geſtehen, daß nicht ſchlecht geſpielt wurde.“

Nachdem die Feierlichkeiten dem Programm gemäß vorbeigerauſcht waren, fuhr der Hof ſowie die fremden Gäſte nach Warneck zurück. Selbſtredend war auch Ramberg und Felſing eingeladen, ſowie auch der Maler Wilden, den die Prinzeſſin gebeten, die ſchöne Stunde, die ſie hier außen verlebt, durch ein großes Gemälde für ſie bleibend zu machen.

Daß auf dem Rückwege der fremde junge Mann mit dem Fürſten in einem Wagen fuhr, hatte zu den verwegenſten Kombinationen geführt, in welche aber Baron Spiegel für ſeine vertrauten Freunde einige Klarheit brachte, indem er ihnen ſagte, er habe bemerkt, daß dieſer unbekannte junge Herr mit der Prinzeſſin Helene einen ganz abſonderlich intimen Blick gewechſelt, und der Fürſt beim Einſteigen zu ihm geſagt habe: „Wenn es Euer Hoheit nun gefällig iſt.“

„A—a—a—a—a—ah!“

Der Hofmarſchall hatte ſich auf's Furchtbarſte beeilt, um neben ſeinen Arrangements zur Tafel noch die Ausfertigung der Diplome zur Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft, ſowie des Kommandeurkreuzes möglich zu machen und beide dem Betreffenden, Oberingenieur Ramberg, ſogleich zuſtellen zu laſſen: er fürchtete Gefahr im Verzuge, wenn am Ende der Fürſt, ſein allergnädigſter Herr, nochmals auf die, gelinde geſagt, komiſche Idee des Großkreuzes zurückgekommen wäre, — das Großkreuz für einen Architekten, — undenkbar.

Die Hoftafel, die wir ſchon einmal in minder heiterer Laune vorübergehen ſahen, war heute von einem faſt allgemeinen Geiſte der Fröhlichkeit belebt: man fühlte ſich aufgeregt, erwartungsvoll geſtimmt, man ahnte das Ereigniß, welches kommen mußte, und als ſich nun endlich der Fürſt mit ſeinem Champagnerglaſe erhob und es ſtill bewegt verkündigte, da ſah man auf den Wangen ergrauter Staatsmänner den ſanften Glanz milder Rührung, und Thränen im Auge bejahrter Hofdamen.

Und wie vergnügt waren heute erſt die großen und kleinen Cercles: der junge Fürſt und ſein Kavalier wurden von dem geſammten Hofe von einer Liebenswürdigkeit befunden, welcher Befund im Stande wäre, den Neid des Verfaſſers dieſer Blätter zu erregen.

Ueberall aber glänzte die Prinzeſſin in munterem Worte und herzlicher Rede, und als ſie nun ſeitwärts eine kleine Gruppe ſtehen ſah, ihre beiden Hofdamen, Ramberg und den Grafen Helder, welch' letzterer mit anerkennenswerther Uneigennützigkeit ſeinen freundlichen Glückwunſch dargebracht, ſo führte ſie den Fürſten Georg und ihren Vater dorthin. Letzterer hatte ſich ſchon ſo mit ſeinem zukünftigen Schwiegerſohne befreundet, daß er dem Oberingenieur ohne allen Rückhalt freundlich die Hand reichte und deſſen Dank für die verliehenen Dekorationen mit den Worten annahm: „Bei Ihnen, mein lieber Freund, mußte ich Verdienſte verſchiedener Art belohnen; dem talentvollen Oberingenieur die Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft, dem nicht minder talentvollen Diplomaten das Kommandeurkreuz, und wie ich höre," ſetzte er mit einem lächelnden Blick auf Fräulein von Saint-Aubin hinzu, „haben Sie bei Ihrer Diplomatie auch nebenbei für ſich geerntet."

„Wenn Sie es erlauben, lieber Papa, und," fügte die Prinzeſſin in innigem Tone hinzu, „wenn Sie an meiner guten, armen Viktorine, die ja keine Anverwandten mehr hat, gewiſſermaßen Vaterſtelle vertreten wollen."

„Gewiß, mein Kind," erwiederte der Fürſt.

„In dieſem Herbſte," bat der geweſene Saleck mit einem Blick der Liebe auf die Prinzeſſin.

Ob ſeine hohe Braut dieſem kurzen Termine beigeſtimmt, ſind wir nicht im Stande, anzugeben, denn in dieſem Augenblicke erſcholl vor der Terraſſe rauſchende Muſik und ein herzliches und lange anhaltendes Hoch, wobei die Prinzeſſin tief bewegt ihre Freundin herzlich küßte und ihr zuflüſterte: „Gewiß, Viktorine, wir werden glücklich ſein."

Vom Haidehaus.

Das Loos der Wittwe. Der Blaubart. Knospenstudie.
Londoner Ausstellungsfahrt.

Von

F. W. Hackländer.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1865.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Dem geneigten Leſer glaube ich eine Erklärung ſchuldig zu ſein über den Titel dieſes Buches, der ihm ſonſt etwas zu willkürlich erſcheinen möchte.

Haidehaus iſt ein kleines Haus bei Stuttgart auf der Höhe der Berge gelegen, wo ich ſeit vielen Jahren die Sommermonate zuzubringen pflege, wo die vorliegenden Geſchichten größtentheils entſtanden, durchgeſehen und zuſammengeſtellt wurden.

Es iſt ein einfaches, ſchmuckloſes Haus von einer kaum denkbaren Unregelmäßigkeit, anmuthig verſteckt zwiſchen Reben und Epheu — eine beſcheidene Wohnung, aber mit einer wundervollen Ausſicht in das herrliche Neckarthal mit ſeinen üppigen Rebgeländen, mit ſeinen reichen Fruchtfeldern, ſeinen Schatten und Obſt ſpendenden Baumgruppen, und dazwiſchen lieblich zerſtreut mehr als ſechzehn Ortſchaften, die Zeugen des wohlhabenden, glücklichen Schwabenlandes, auf welches dort ſo

freundlich herabſchaut die Kapelle, in der mein edler König ruht — der erhabene, freiſinnige Fürſt, der wie ſein Ahn

Im Frieden gut und ſtark im Felde,

ein Mann war in der vollſten Bedeutung des Worts. Dankbar ruht mein Auge auf jenem rebenumſäumten Berge, von dem einſt der Württemberger Stammſchloß in das Neckarthal hinabſchaute, und der nun den edelſten Sohn dieſes Geſchlechts in ſeinem Schooße trägt.

Doppelter Zauber feſſelt mich jetzt an mein beſcheidenes Haidehaus, von dem ich hoffe, noch manches Blatt in die weite, weite Welt fliegen laſſen zu können, und das ich Dir widmen will, geneigter Leſer, wie die vorliegenden Blätter.

Haidehaus, am 28. Auguſt 1854.

F. W. Hackländer.

Das Loos der Wittwe.

ſchlanker und anmuthiger in die Höhe, die Wände ſind mit paſſenden Verzierungen verſehen, die Fenſter hoch und breit, und die Balkons zierlich und geſchmackvoll.

Das vordere Thor iſt weit geöffnet, wir treten unter den Bogen — ein ſtarkes eiſernes Gitter hemmt unſern Schritt. Die Schnur, welche das Schloß an demſelben aufzieht, ruht in der Hand jenes alten und feiſten Portiers, der mit goldbordirtem Rocke und Pelzüberwurf, mit geſchloſſenen Augen in einem mit Glas bedeckten Verſchlag an der Treppe ſitzt, eine ausgeſtopfte Seltenheit, hier allerdings eine ſolche, denn nur wenige der großen Familien treiben in ihren Paläſten noch den Luxus eines ſo wohlgenährten und gut coſtümirten Portiers. Aber was wir von dem Hauſe ſehen, in welches wir nun eintreten, — denn die Gitterthüre öffnet ſich unſerer Zaubermacht von ſelbſt — zeigt uns an, daß wir uns bei einer jener alten Familien befinden, die einen Stolz darin ſuchen, ihren Palaſt, wenn er auch für Feſte und Luſtbarkeiten nicht mehr geöffnet iſt, ſo im Stande zu erhalten, daß es nichts braucht, als einige Lichter mehr anzuzünden und die Flügelthüren aufzureißen, um eine ganze Geſellſchaft der eleganteſten und vornehmſten Leute auf's Beſte zu empfangen und zu bewirthen.

In dem großen Hofe, den wir vor uns ſehen, plätſchert ein einſamer Springbrunnen zwiſchen alten hochſtämmigen Orangebäumen, ein Koch mit weißer Jacke und Mütze ſpricht zum Fenſter der Küche hinaus mit dem Kutſcher eines ſehr niedrigen Broughams, der, mit einem ſtarken engliſchen Pferde beſpannt, dort hält und deſſen beide glänzende Laternen das Grün der Bäume ſanft beleuchten.

Im Hauſe aber iſt es todtenſtill. —

Die breite Marmortreppe, mit Teppichen bedeckt und ſanft erleuchtet, iſt öde und leer, auf den langen Corridors hört man kein Geräuſch, keinen Fußtritt, und nachdem wir drei bis vier

Das Loos der Wittwe.

Wer die Frau Steuerdirektor Scheppeler mit ihrem Gemahl, dem Herrn Steuerdirektor, auf der Straße sah und mit einiger Aufmerksamkeit den Gang und Wandel dieses würdigen Ehepaares betrachtete, der konnte nicht lange im Zweifel bleiben, welches von Beiden den Andern eigentlich spazieren führte.

Die Frau Steuerdirektorin war eine große, stattliche Frau mit rundem, etwas gerötheten Gesicht, ziemlich stark athmend, und sah, an der Seite ihres Gemahles, eines schmächtigen, dürren Mannes, — wenn wir uns eines solchen gewagten Vergleichs bedienen dürfen, — wie ein mit voller Kraft dahinfahrender Dampfer aus, der einen schwachen Nachen am Schlepptau hinter sich drein zieht, oder wie eine Sonne, der der dazu gehörige Trabant in anständiger Entfernung folgt, etwa wie der Mond, welcher freundlich die Erde umkreist. Doch hatte Herr Scheppeler nichts vom Monde an sich, er wechselte nie, hatte auch noch nie in seinem Gesicht das gezeigt, was man Vollmond nennt, sondern blieb immer im ersten Viertel, auch war seine Physiognomie nicht mürrisch, wie uns das Gesicht des Mondes erscheint, sondern lächelte beständig freundlich, namentlich wenn man ihn in Begleitung seiner Gattin sah, und was er allenfalls mit dem Monde gemein haben konnte, war, daß er die Steuerdirektorin fortwährend herzlich und forschend betrachtete, wie unser schönes leuchtendes Gestirn die ernste nächtliche Erde.

Dieses forschende Betrachten und die beständige Aufmerksamkeit auf seine Gattin hatten indessen ihre guten Gründe, denn Madame Scheppeler liebte es nicht, den Gemahl zweimal auf etwas aufmerksam zu machen

oder auf eine Antwort zu warten. Wenn ſie ſagte, Scheppeler, ſieh' einmal die Kaſtanienbäume an, ſo erwartete ſie die umgehende Erwiederung: wunderſchön, mit prächtigen Blüten; oder wenn ſie bemerkte: haſt Du wieder geſehen, Scheppeler, wie auffallend geputzt die Regierungsräthin war? ſo mußte die blitzesſchnelle Antwort kommen: unerhört, die Frau richtet ihren Mann zu Grund.

Dabei können wir aber nicht behaupten, daß bei Fragen des Steuerdirektors die Antwort in derſelben Art und Weiſe erfolgt wäre. Vielfach ſchien Madame Scheppeler eine ſolche Frage zu überhören, was man ihr nicht übel nehmen konnte, da ihr Gemahl eine gar zu dünne Stimme hatte. Häufig erfolgte die Antwort, wenn das Paar ſchon verſchiedene Schritte zurückgelegt hatte, und nie klang die Antwort beſtimmend.

Sagte zum Beiſpiel der Steuerdirektor, ſieh' einmal den ſchönen Kaſtanienbaum, ſo entgegnete ſie nach ziemlich langer Zögerung, ich ſehe dieſes Jahr nichts Außerordentliches daran, namentlich ſind die Blüten nicht der Rede werth. Sprach er von dem auffallenden Putze der Regierungsräthin, ſo entgegnete ſie mit einiger Bitterkeit: natürlicher Weiſe, wenn ſich eine anſtändige Frau gut anzieht, das könnt ihr nicht vertragen, Andere dürfen freilich thun, was ſie wollen.

Wer mit dieſen „Anderen“ eigentlich gemeint war, darüber kam der Herr Steuerdirektor nie in's Klare; meinte ſeine Gattin ſich ſelbſt oder vielleicht andere Damen, die keine Berechtigung hätten geputzt einherzugehen?

Madame Scheppeler ging auf dem Trottoir, deſſen größere Hälfte ſie einnahm, gerade aus, und überließ ihm, ohne ihren Schritt zu mäßigen, den Entgegenkommenden ſo geſchickt auszuweichen, daß er dabei doch nicht von ihrer Seite kam. Blieb er einmal etwas auffallend zurück, was ſie augenblicklich bemerkte, da ſie das Talent hatte rückwärts zu ſchauen, auch ohne den Kopf ſtark zu wenden, ſo mußte er die genaueſte Auskunft geben, mit wem er vielleicht geſprochen, oder nach wem er geſehen: „O, es war Doktor Knauſer, Du weißt, liebes Kind, der kann nie vorbeigehen, ohne ein paar Worte zu wechſeln.“

„Und lernt nie, daß es ſich nicht ſchickt, den Mann anzureden, ſo lange er mit ſeiner Frau ſpazieren geht.“

„Es iſt ein guter Kerl.“

„O ja in eurem Sinn, aber keine paſſende Bekanntſchaft für Dich der Erſte im Wirthshaus und der Letzte, der nach Hauſe geht; ich ſollt ſeine Frau ſein.“

„Nun, er iſt einmal nicht anders, aber ein wackerer Mann, de Abends zur Erholung ſeinen Wein trinkt, wenn er ſich den ganze Tag über geplagt hat.“

„Das nennſt Du alſo eine Erholung, Scheppeler, ſtundenlang in Wirthshaus ſitzen in dem furchtbaren Tabaksqualm, und das ſaue verdiente Geld ſo mit vollen Händen hinauszuwerfen, — eine ſchön Erholung. Da wäre es doch weit erholender nach Hauſe zu kommen Pantoffeln und Schlafrock anzuziehen, und ſich mit ſeinen Kindern z unterhalten. Wenn ich die Regierung wäre, ich verböte alle Wirthshäuſer.“

„Du weißt, ich liebe das Wirthshausleben auch nicht beſonders aber hie und da muß man doch nach ſeinen Freunden ſehen.“

„Mach' mir nichts weiß, Scheppeler, es iſt euch ſehr wenig daran gelegen, euch gegenſeitig zu ſehen, da ſind immer ganz andere Urſachen die euch in dieſes oder jenes Wirthshaus hinziehen.“

„Nun ja, wo der Wein gut iſt, und wo es angenehme Geſellſchaft gibt.“

„Ja, angenehme Geſellſchaft, das iſt das Richtige, die findeſt Du auch im Kreuz, wo Du ſo gerne hingehſt. Mir hat neulich die Rechnungsräthin erzählt, eine würdige, brave Frau, die ohne Grund Niemanden etwas Schlimmes nachſagt, ſie habe ihrem Mann das Kreuz verboten.“

Die Bemerkung, daß der arme Rechnungsrath dafür das Kreuz zu Haus doppelt finde, ſchwebte dem an ſich jovialen und munteren Steuerdirektor auf der Zunge, doch hätte er um Alles in der Welt nicht gewagt, ſie hier laut werden zu laſſen.

„Das Kreuz,“ fuhr Madame Scheppeler in ſehr ſtrengem Ton und mit einem bezeichnenden Seitenblick fort, „hat ſein Renommé nur durch höchſt leichtſinnige Kellnerinnen, das wirſt Du auch wohl wiſſen.“

„Ich?“ ſagte der Steuerdirektor faſt erſchrocken, „wie ſollte ich das wiſſen? es fällt mir nicht ein, nach den Kellnerinnen zu ſehen.“

Wir können hier die bestimmteste Versicherung geben, daß Herr Scheppeler nicht in Folge eines bösen Gewissens erschrak, da er in der That das Kreuz nur wegen des guten Weins und der angenehmen Gesellschaft liebte: er hätte es auch fern von seiner Gattin nicht gewagt, sein Auge zu einer hübschen Kellnerin zu erheben, sondern er erschrak, da er voraussah, daß das angenehme und behagliche Wirthshaus zum Kreuz in Folge der Aeußerung der Rechnungsräthin in Verruf gethan würde — ach, und er hatte in Folge ähnlicher vertrauter Mittheilungen schon so oft sein Weinhaus wechseln müssen.

„Das zieht euch an, und nicht der Wein," sagte Madame Scheppeler mit großer Entschiedenheit, und würde dieses Thema wahrscheinlich noch mit Bitterkeit eine Zeit lang variirt haben, wenn nicht einige säbelklirrende junge Offiziere gerade in ihren Weg getreten wären, und sie, die Hand an der Mütze, mit zusammengeschlagenen Absätzen, freundlich gegrüßt hätten.

Die Steuerdirektorin liebte es, kleine, hübsche Gesellschaften zu geben, wo man gut soupirte und wo nach dem Klavier getanzt wurde; sie hatte zwei unverheirathete Schwestern, welche sie auf diese Art in die Welt brachte und präsentirte.

„Gnädige Frau haben hoffentlich vortrefflich geschlafen," fragte der eine der Offiziere, worauf er süß lächelnd hinzusetzte, „wir haben uns gestern bei Ihnen göttlich amüsirt."

„Famos," sagte der Andere.

Auf die Versicherung der Frau Steuerdirektor, daß sie nach einem so angenehm verlebten Abend, wie der gestrige, selten schlecht schlafe, hoffte der Offizier, welcher zuerst gesprochen, die gnädige Frau heute Abend im Theater zu sehen. „Sie wissen," sagte er, „wir haben ein amüsantes Stück: ‚Der Goldbauer, von der Birch-Pfeiffer', eine gute Komödie."

„Superb," sagte der andere Offizier.

„Die kleine Schwarzmann spielt außerordentlich."

„Immense."

„Auch Herr Kramer ist nicht schlecht."

„Famos," meinte der Andere.

„Werden wir das Vergnügen haben, gnädige Frau, Sie im

Theater zu ſehen, vielleicht auch Ihre Fräulein Schweſter Klara, wäre recht liebenswürdig von Ihnen?"

„Ganz famos liebenswürdig."

„Schwerlich kann ich mir heute Abend das Theater erlauben entgegnete Madame Scheppeler mit einem freundlichen Seitenblick den ſchüchtern dabei ſtehenden Gemahl. Der gute Steuerdirektor wu ſich ſo gar nicht in die Konverſation dieſer jungen Welt zu finden; hatte ſich bei ähnlichen Veranlaſſungen, wenn er ſo gar nichts mit reden wußte, gefragt, bin ich dumm, oder ſind es die Andern? und er zu beſcheiden war, dieſe Frage raſch und richtig zu erledigen, ſchwieg er lieber ſtill.

„Mein Mann," ſagte ſeine Gattin, „iſt ziemlich ſtrenge, me Herren, und er ſieht es nicht gerne, wenn ich zu ſehr dem Vergnü nachgehe."

Hierauf ſchenkten die Offiziere dem Steuerdirektor einen klein lächelnden Blick, in welchem ſich ein gewiſſes Mitleid zeigte, wor ihn der erſte Offizier fragte: „Sollten Sie wirklich ſo grauſam ſein und der zweite hinzuſetzte: „So famos grauſam?"

„Meine Herren, Scherz bei Seite," ſchloß Madame Schepp das Geſpräch, „ich bin heute Abend wirklich verhindert, das Theater beſuchen; Haushaltungsgeſchäfte, Kindererziehung — wenn Sie ein älter ſind," ſetzte ſie ſchalkhaft lächelnd hinzu, „ſo werden Sie einſe daß eine Hausfrau nicht ſo dem Vergnügen nachgehen darf."

Sie neigte freundlich ihr Haupt, und da ſie hierauf ruhig we ſchritt, ſo ſetzte ſich auch der Steuerdirektor an ihrer Seite wieder Gang.

„Ich dachte," ſagte dieſer nach einer kurzen Weile ſchüchtern.

„Was dachteſt Du?" fragte ſie in ernſtem Tone.

„Nun ich dachte, Du hätteſt heute Abend Deinen Theekranz."

„Und wenn dem ſo wäre, was denkſt Du darüber?"

„Nun, es freut mich recht ſehr, ich dachte ſchon, er wäre ausge da Du vorhin von Haushaltungsgeſchäften ſprachſt, die Dich abhie in's Theater zu gehen."

Madame Scheppeler zuckte leicht mit den Achſeln, ehe ſie erwied „was braucht man denen da Alles auf die Naſe zu binden, und

ſo in's Gerede zu bringen, und es iſt wahrhaftig nichts leichter, als bei euch Männern in's Gerede zu kommen, ich kenne das; wenn eine arme Frau, die ſich Jahr aus Jahr ein, Tag aus Tag ein hart und ſchwer herumplagt, ſich auch nur hie und da einmal eine ganz kleine Erholung erlaubt, ſo heißt es gleich, ſie ſei vergnügungsſüchtig. Mit Recht kann man das freilich von mir nicht ſagen, denn Du lieber Gott, was habe ich auf der Welt, hie und da einmal ein Theater, ein ermüdendes Konzert, eine Spazierfahrt mit den Kindern, eine Geſellſchaft zu Haus, wo Klara und ich uns abplagen müſſen wie die Dienſtboten, und wöchentlich je einmal ein Kaffee- und ein Theekränzchen, oder die langweilige Silberburg, wo man nie einen Platz findet — das iſt Alles. Glaube mir, Scheppeler, ihr da bei eurem Wein habt wahrhaftig keine Idee davon, welches Leben eine Hausfrau führen muß, die nach dem Rechten zu ſehen hat und ſich beſtrebt, das Ihrige in Ordnung zu halten — nein, keine Idee — ah, guten Tag, Frau Rechnungsrath!"

„Guten Tag, liebe Steuerdirektor."

Es war die furchtbare Rechnungsräthin, welche das Kreuz verabſcheute: ihrem Anſehen nach mußte ſie auch ſonſt noch allerlei verabſcheuen. Sie ſah finſter und gallſüchtig aus, als hätte ſie etwas Unverdauliches im Magen, ihre ſpitze, ſcharf gebogene Naſe ſchien von der Natur dazu gemacht, die Leute in Schrecken zu verſetzen, und ihre grauen, ſtechenden Augen bohrten ſich unheimlich in die erſchreckte Seele, ihr Mund mit ſcharfen, großen Zähnen bewaffnet, konnte als Hauptorgan gelten und machte dieſem Platze alle Ehre.

„Grüß' Sie Gott, Frau Steuerdirektor," ſagte ſie mit eſſigſaurem Lächeln und einem ſtechenden Blick auf Herrn Scheppeler, „es thut Einem in der jetzigen verderbten Welt ordentlich wohl, wenn man einmal eine Frau mit ihrem Manne ſpazieren gehen ſieht, ich bin in dem Punkte eine vollkommene Wittwe, Sie haben es gut."

Die Steuerdirektorin machte unter leichtem Achſelzucken ein Geſicht als wollte ſie ſagen: wüßteſt Du, wie es in meinem Innern ausſieht, dann ſprach ſie in Wirklichkeit: „o liebe Rechnungsräthin, was das anbelangt, ſo kann ich mit Ihnen das gleiche Lied ſingen; daß ich und mein Mann ſpazieren gehen, iſt ein ſeltener Fall, und wenn es einmal

vorkommt, so führt er mich gewiß auf die Königsstraße, daß mich alle Welt sieht und ihn so für das Muster aller Ehemänner hält."

„Das kannst Du eigentlich nicht sagen," meinte Herr Scheppeler ernsthaft, „gehen wir nicht jeden Tag spazieren, wenn es das Wetter erlaubt, oder wenn ich nicht meinen Bericht für den Departementschef zu machen habe?"

Die beiden Frauen lächelten einander zu, — es war ein furchtbares Lächeln des Einverständnisses und hieß in's Menschliche übersetzt: „wir kennen diese Ausreden", worauf diese armen Schlachtopfer männlicher Grausamkeit die Achseln zuckten und zu einem andern Gesprächsthema übergingen. Da wurden Gefühle ausgetauscht über die Schlechtigkeit der Dienstboten, und wer trug die Schuld dieser Verderbniß? Die Männer, welche in diesem Punkte mit Allem zufrieden sind und nie durch kräftiges Auftreten die Autorität der Frau zu wahren wissen.

„Hat doch der Meine," sagte die Rechnungsräthin pikirt, „als ich heute Mittag mit vollem Rechte behauptete, daß die Suppe versalzen sei, die Bemerkung aufgestellt, er finde das durchaus nicht."

„Ich würde nie eine so junge und schöne Köchin bei mir dulden," sagte die Steuerdirektorin mit einem Tone, auf den selbst der Mund ihrer felsenharten Freundin sich empfindlich verzog, doch faßte sich diese gleich wieder und parirte den Hieb glücklich ab, indem sie mit großer Ruhe sagte, „liebe Steuerdirektor, alt oder jung ist in dem Falle gleichviel, Ihr Bäbele war auch nicht mehr in der ersten Jugendblüte, als sie so schnell aus dem Hause mußte, reden wir nicht mehr darüber."

Hätte sie nur diese letzten Worte nicht mit einem so ausdrucksvollen Blicke auf Herrn Scheppeler begleitet, der sich im Interesse der ganzen Männerwelt bei diesem Zungengefechte vorkam wie ein armes Stück Zeug zwischen der Schere.

„Es ist überhaupt nichts wie Qual und Noth in dem Leben," meinte die Rechnungsräthin, „wie muß man sich mit den Kindern abplagen; glauben Sie wohl, liebe Scheppeler, daß sich mein Mann darum bekümmert, wenn sie jeden Tag einen reinen Anzug schmutzig machen oder ihre Aufgabe nicht lernen?"

„Da siehst Du, Scheppeler," entgegnete die Steuerdirektorin in vorwurfsvollem Tone gegen ihren Mann gewandt, „was ich Dir so

oft ſage, aber ihr bekümmert euch um gar nichts, ihr denkt nur an euer Vergnügen — an das Wirthshaus."

„Ja, wenn das Kreuz nicht wäre," meinte hohnlachend die Rechnungsräthin; „ſieht der Herr Steuerdirektor," ſetzte ſie nach einer Pauſe boshaft hinzu, „dort auch nach den ſchönen Kellnerinnen?"

„O nein," antwortete für den Gefragten ſeine Frau, „Scheppeler geht nicht mehr in's Kreuz, die Wirthſchaft dort iſt ihm zu toll und unſolid."

Armer Steuerdirektor! Dieſer Ausſpruch, von dem keine Appellation mehr galt, ſchnitt ihm tief in die Seele. Er ging gerne in's Kreuz, weil es da angenehme Geſellſchaft und guten Wein gab, weil es ein kleines, niedriges, gemüthliches, ruhiges Lokal war, wo man an kühlen Abenden ſo warm beiſammen ſaß. Er hatte ſich wahrhaftig nie um Kellnerinnen bekümmert, ja es war ihm gleichviel, ob ihm ſein Schoppen vom Wirthe ſelbſt oder von der hübſchen Pauline gebracht wurde; er ſollte von nun an das Kreuz meiden. Was hatte ihm nun ſeine felſenfeſte Tugend geholfen, ihm, der es nie gewagt, beim Bezahlen der Zeche ihren kleinen Finger zu berühren, ja ihm, der erſchrocken war, wenn ein Anderer es gewagt, ſeinen Arm um ihre ſchlanke Taille zu legen.

„Adieu Rechnungsräthin," hatte Madame Scheppeler geſagt, „kommen Sie heute Abend nicht zu ſpät, die wenigen Stunden, die uns armen Frauen vergönnt ſind, fliegen ſo raſch vorüber."

„Das weiß Gott — bis heute Abend alſo."

Darauf ging das Ehepaar mit einander fort, und ſie ſagte nach einer kleinen Weile zu ihrem Manne, „ich habe wohl Dein Geſicht bemerkt, Scheppeler, als ich zur Rechnungsräthin ſagte, Du würdeſt das Kreuz nicht mehr beſuchen; nun ich denke doch wahrhaftig, Du brauchſt nicht gleich finſtere Mienen zu ziehen, wenn Du Deiner armen Frau einmal ein kleines Opfer bringen ſollſt. Nicht wahr, von mir verlangt man alle Opfer und will noch, daß ich dabei heiter ſei und lache — natürlich wir ſind zum Dulden auf der Welt, ihr ſeid die Herren der Schöpfung."

„Ich will ja nicht ſagen, liebes Kind," entgegnete Scheppeler nachgiebig, „daß es von mir gerade ein ungeheures Opfer wäre, das Kreuz nicht mehr zu beſuchen: aber was haſt Du denn eigentlich gegen dieſes vollkommen anſtändige Haus?

„Anständig? nun Du mutheſt mir viel zu, wenn ich das glauben ſoll: haſt Du nicht gehört, was die Rechnungsräthin ſagte? und die ganze Stadt ſpricht ſo, die ganze Stadt — wahrhaftig es iſt eine Schande, und die Polizei ſollte ſich darein miſchen. Weißt Du, Scheppeler," ſetzte ſie in ſehr ſtrengem Tone hinzu, „wenn man Frau und Kinder hat, muß man nicht in ſolche Häuſer gehen, wo ſich ſolche Frauenzimmer aufhalten; ja wenn man unverheirathet iſt, hat man freilich Niemand als ſich ſelbſt Rechenſchaft abzulegen, aber Du biſt verheirathet."

„Ja," ſeufzte Herr Scheppeler.

„Du haſt eine brave Frau, die Dir große Opfer gebracht hat."

Was dieſe letztere Redensart anbelangte, ſo hatte ſie der gute Steuerdirektor ſchon oft gehört, hatte tief darüber nachgedacht, und war ſo ſchlecht und undankbar, um es ſich ſelbſt nicht einmal einzugeſtehen zu wollen, welch' große Opfer ſeine Frau gebracht, als ſie ihm das Glück anthat, Madame Scheppeler zu werden. Sie war die älteſte Tochter eines verarmten Kaufmanns, als ſie dazumal den Steuerſekretär Scheppeler heirathete; außer ihrer Schönheit brachte ſie ihm nichts Nennenswerthes mit in die Ehe, während er ein kleines von den Eltern ererbtes Vermögen beſaß. Daß es den meiſten Mitgliedern ihrer Familie ſchlecht erging, war ein Unglück, für welches ſie ihren Mann gerne verantwortlich gemacht hätte, wenn das nicht gar zu widerſinnig geweſen wäre. Er war aber auch in dieſer Richtung ein Muſter des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit, und ertrug es ſogar geduldig, wenn ſich ſeine Gattin auf den Standpunkt ſtellte, als hätte ihr Vater, ſtatt Bankerott zu machen, eine hübſche Million erworben, oder als ſei ihr Bruder, der es im Heere nur bis zum Unteroffizier gebracht hatte, kommandirender General irgend eines Armeekorps geworden. Hatte er ſich ja einmal unterſtanden, hierin das Wenn und Aber zu erläutern, ſo wurde ihm Herzloſigkeit vorgeworfen, ja man ſetzte ſogar bei ihm ein ſtilles, heimliches Vergnügen voraus, daß es mit ihrer Familie ſo und nicht anders gekommen ſei, und doch war er an Allem dem ſo unſchuldig wie ein neugeborenes Kind.

Nach dieſer Schilderung der Frau Steuerdirektor Scheppeler könnte man die Vermuthung aufſtellen, dieſelbe ſei eine böſe, herzloſe Perſon geweſen, was aber eigentlich nicht der Fall war. Als älteſte Tochter

ihres Vaters hatte ſie den Wohlſtand deſſelben kennen gelernt, hatte nicht vergeſſen, daß ihre Eltern ein großes Haus geführt, Sommers ihre Badreiſe gemacht, ja ſogar eine Zeit lang Equipage gehalten. Die nachfolgende Zeit der Armuth war nicht im Stande, ſie von ihrem Standpunkte herunterzubringen, und als ſie den Kanzleiſekretär Scheppeler mit ihrer Hand beglückte, that ſie das mit dem Gefühl einer reichen Erbin.

Glücklicher Weiſe war Scheppeler einer der tüchtigſten Arbeiter ſeines Departements, der das vollkommene Vertrauen ſeines Chefs genoß, und ſo ziemlich raſch zu der Stellung eines Steuerdirektors emporſtieg, deſſen gutes Einkommen es der Familie möglich machte, mit ausgeſprochener Wohlhabenheit zu leben. Die Frau hatte Alles, was ſie ſich ihrem Stande nach nur wünſchen konnte, eine behagliche Wohnung, zwei hübſche Kinder, Vergnügungen aller Art, ein angenehmes Aeußere, kurz ihr fehlte nichts als nur Etwas, welches der, der es beſitzt, oft gering achtet, welches aber den, dem es fehlt, bei allen Glücksgütern dieſer Welt zum unglücklichen Menſchen macht — die innere Zufriedenheit.

Madame Scheppeler war weder mit ſich ſelbſt, noch mit der Welt, noch mit ihrem Manne zufrieden. Dadurch beneidete ſie Andere, und dieſer Neid erzeugte wieder eine Art von Gehäſſigkeit und ein Mißtrauen gegen alle Welt.

Der nachläſſige Gruß eines Bekannten konnte ſie verdrießlich machen; ſie ſah darin, ſtatt eine unſchuldige Urſache vorauszuſetzen, eine Mißachtung ihrer Perſon. In dem größeren Aufwand einer Bekannten erblickte ſie eine Kränkung, und ſtatt im erſten Falle den nachläſſigen Grüßer zu ignoriren, gebrauchte ſie einen ſolchen Vorfall zu einem nicht angenehmen Geſprächsthema mit Herrn Scheppeler, deſſen Refrain gewöhnlich war, „natürlich Scheppeler, wenn Deine guten Freunde ſehen, daß Du ſelbſt Deine Frau nicht achteſt und ſie kaum als Deine Gattin anſiehſt, ſo kann man es ihnen nicht übelnehmen, wenn ſie es gerade ſo machen.“ So etwas dem guten Scheppeler vorzuwerfen war die größte Ungerechtigkeit, welche man nur begehen konnte, denn es gab ſelten einen aufmerkſameren Gatten und liebevolleren Vater. Wo es ihm möglich war, genoß er Alles mit ſeiner Familie

hohe gewölbte Zimmer durchſchritten, alle reich meublirt, alle mit einigen Wachskerzen erhellt, deren Licht die Einſamkeit und Oede ringsum recht deutlich zeigt, hören wir hinter einer fünften hohen und weiten Flügelthüre ein leiſes Huſten.

In dieſem Zimmer iſt der Boden mit Teppichen bedeckt, daſſelbe iſt beſſer erleuchtet, im großen Kamin lodert ein Feuer, und zwei alte Bediente ſpielen an einem kleinen Tiſche eine Parthie Schach, während ein Dritter ſich huſtend und gähnend auf einem Lehnſtuhle dehnt.

Die Thüre zum Nebenzimmer iſt nur angelehnt; wieder Teppiche, Kaminfeuer, Lichter, aber keine menſchliche Seele; in dem darauf folgenden ebenſo, dann aber öffnet ſich die Thüre eines kleineren Kabinets und ein Kammerdiener in ſchwarzem Frack öffnet einem anderen, ebenfalls ſchwarz gekleideten alten Manne, der einen Stoß Papiere unter dem Arme trägt, die Thüre. Beide machen ſich eine freundliche Verbeugung, der Mann mit dem Papier, eine kleine Gerichtsperſon, mehr unterthänig, der Kammerdiener des großen Hauſes mehr herablaſſend, dann ſchließen ſich die Thüren wieder, und wir wagen es, durch das Kabinet in das dahinter liegende Zimmer einzutreten.

Ein hohes gewölbtes Gemach; dicke perſiſche Teppiche bedecken den Boden, die Wände mit dunkelbraunen, gepreßten Sammttapeten bedeckt, zeigen kleine ſchimmernde Goldſtreifen, ein Kronleuchter hängt von der Decke herab und beleuchtet eine Menge reichgeſchnitzter eleganter Möbel, ein paar koſtbare alte Bilder, einige kleine Marmorfiguren, Waffen und ſeltſame Gefäſſe auf kleinen Eckti[ſ]chen, in der Mitte auf einem großen, runden Tiſch ein Haufen Bücher, unordentlich durch einander geworfen, vor welchen ein Lehnſtuhl ſteht. Aus dem Kamin von außergewöhnlicher Höhe und Breite ſtrahlt eine luſtige, behagliche Gluth, und die bronzenen Feuerhunde, welche dieſelbe tragen, zeigen ganz erhitzte rothglühende Geſichter.

gemeinſchaftlich, und freute ſich aus vollem Herzen über jedes Vergnügen, welches ſeiner Frau zu Theil wurde, auch wenn es ihn ſelbſt nicht mitbetraf.

Gute Freundinnen, wie es deren ſo manche gibt, hatten durch ihren Umgang und ihre böſen Zungen an der Frau viel verſchuldet; man beneidete ſie um ihren Wohlſtand, um ihr behagliches Leben, und ſtatt den Grund hiezu in der Herzensgüte ihres Mannes zu ſuchen, ſagte man achſelzuckend, wenn das Geſpräch auf dieſes Thema kam, nun etwas müſſen die Männer uns armen Frauen doch wenigſtens gönnen, treiben ſie doch außer dem Hauſe was ſie wollen, und da ein ganz kleiner Reſt von Gewiſſen doch noch bei ihnen übrig geblieben iſt, ſo werfen ſie uns armen Weibern hie und da einen Brocken hin, daß wir zufrieden ſein ſollen und beide Augen zudrücken. Wer bändigte die Flut, wenn ſolchergeſtalt einmal die Schleuſe aufgezogen war?

Die Spaziergänge des Ehepaares, die wir ſoeben beſchrieben, waren in Zeiten der guten Laune oder einer gewiſſen Harmonie; kamen dagegen Tage, wo die arme Steuerdirektorin das ganze Gewicht ihres eingebildeten Unglücks fühlte, ſo wurde entweder gar nicht ſpazieren gegangen, oder die Konverſation in einer Schärfe und Biſſigkeit geführt, daß der gute Steuerdirektor häufig in den Fall kam, ſich wirklich als ein ſo vollkommen unwürdiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft zu betrachten, als ihn ſeine Gattin darſtellte.

„Ich weiß wohl," konnte ſie alsdann ſagen, „daß es Dir ein Gräuel iſt, mit Deiner armen Frau ſpazieren zu gehen, aber ich bin es der Welt und meinen Kindern ſchuldig, zu verhüten, daß unſer unglückliches Verhältniß von Jedermann erkannt werde. O, genire Dich gar nicht," ſetzte ſie vielleicht hinzu, „ſeufze nur unter der Qual mit mir gehen zu müſſen, ſchau' nur auf Deine Uhr, ob dieſe furchtbare Zeit bald abgelaufen iſt, oder blicke Dein armes Weib nur ſo finſter an, daß mein Unglück zum Skandal der ganzen Stadt von Jedermann geſehen wird, oder treibe die furchtbare Heuchelei noch obendrein ſo weit mich freundlich anzulächeln!"

Bleiben wir aber bei der roſenfarbenen Laune eines Tages, ach, wie bald folgt Regen auf Sonnenſchein. Sie wurde auf dem Spaziergange, den wir eben geſchildert, glücklicher Weiſe noch durch allerlei

Zufälligkeiten gesteigert. So begegnete dem Ehepaar des Departementchefs Excellenz, Herr Baron von Knittlingen, und grüßte nicht nur auf's Huldreichste, sondern blieb auch herablassend bei der Frau des Steuerdirektors stehen, wobei er sich nach ihrem Befinden erkundigte, sowie nach der Gesundheit der lieben Kleinen zu Haus, und dabei dem guten Steuerdirektor auf's Gnädigste mit halb eingekniffenem linken Auge zuwinkte — ja, nicht nur das erhob den guten Humor von dessen Gattin, sondern die Gräfin von Strohfeld-Wachtelhausen, die in ihrer Viktoria vorüberfuhr, winkte ihr mit der Hand, und hätte fast angehalten, wenn die Pferde nicht gar zu sehr im Laufe gewesen wären. Dieser Sonnenglanz hoher Gunst, so belohnend für das Herz und so erhebend für das Gemüth, reflektirte auch vom Gesichte seiner Gattin ein wenig auf Herrn Scheppeler über, so daß er, hiedurch freundlich bewegt, sich die Bemerkung erlauben zu können glaubte, „es thut mir doch wohl, wenn man es durch Kenntnisse und eigenen Fleiß so weit gebracht hat, unter seinen Mitmenschen geliebt und geehrt zu werden."

Madame Scheppeler, gut gelaunt, wie sie heute war, konnte es doch nicht unterlassen, etwas weniges ihre Schultern hinaufzuziehen und mit einem bezeichnenden Gesichtsausdrucke zu sagen, „lieber Schatz, ich will Deine Kenntnisse und Verdienste durchaus nicht zu gering anschlagen, aber sei versichert, daß man wohl weiß, wer meine Familie ist, und daß man sich meiner Eltern ganz genau erinnert."

Das war nun allerdings der Fall, doch erinnerte man sich ihrer Eltern nicht gerade so, wie es die Frau Steuerdirektorin gewünscht hätte.

„Du mußt nicht denken," setzte sie trotzdem mit großer Sicherheit hinzu, „daß es für den Stand und die Anerkennung eines Mannes gleichgültig ist, ob er seine Frau aus gutem Hause nimmt, und nicht vergessen, daß die Leute, wenn sie mich sehen, von Dir ungefähr denken, der Mann muß merkwürdig solide, unbekannte Eigenschaften haben, daß es ihm gelungen ist, gerade diese Frau zu bekommen, so denken sie, und wenn sie so denken, ist es die Wahrheit. Gewiß, Scheppeler, ich hätte Dich sehen mögen bei jeder andern, die nicht so fest wie ich auf Ordnung und Anstand hält, Du wärest schrecklich heruntergekommen; denn wenn auch Du in Deiner Kanzlei ein ganz tüchtiger Arbeiter bist, man sagt wenigstens so, so fehlt Dir doch sonst in vielen Dingen ein

gewiſſer Halt, den ein Mann haben ſoll; das kann man aber nicht lernen, das muß man ſchon bei der Geburt bekommen, und deßhalb, lieber Scheppeler, ſollteſt Du jeden Tag Gott danken, daß Du eine Frau bekommen, die einer ſo würdigen Familie angehört, wie die meinige iſt."

Bei ſolchen Aeußerungen kamen dem guten Scheppeler zuweilen revolutionäre Ideen, namentlich was die angeborene Haltung der Familie ſeiner Frau anbelangte, und bei beſonders muthiger Laune ſchwebte ihm wohl die Frage auf den Lippen, weßhalb ſich denn dieſes Glück der Geburt bei den übrigen Geſchwiſtern ſeiner Frau ſo mangelhaft gezeigt. Doch würgte er um des lieben Friedens willen ſolche Gedanken ſtets wieder hinunter, ohne übrigens deßhalb immer vor einer Fortſetzung der freundlichen Reden ſeiner Gattin geſichert zu ſein, indem ſie bei einem gar zu hartnäckigen Stillſchweigen häufig Gedanken vorausſetzte, welche, wir müſſen es geſtehen, nicht immer von der Wahrheit allzu entfernt waren.

Bei dieſen Spaziergängen konnte es aber auch vorkommen, daß an ſich geringfügige Umſtände ſich vereinigten, um das Gemüth der Steuerdirektorin zu erbittern: der etwas zu aufmerkſame Gruß, den Herr Scheppeler irgend einer, ihm gewiß ganz gleichgültigen Dame ſpendete, oder der gar zu kurze Dank auf ein Kompliment ſeiner Gattin von irgend einer Bekannten, oder wenn Jemand, der in's Haus kam, vielleicht vorübereilte, ohne, wie es ſich für einen höflichen Mann ſchickt, an ſeinen Hut zu greifen. Daß namentlich bei den letzten Fällen eine abſichtliche Beleidigung bezweckt wurde, verſtand ſich von ſelbſt, und davon war die Steuerdirektorin ſo überzeugt, wie von dem hell ſcheinenden Tage; aber die Urſache, warum man ſie ſo mit Vorbedacht beleidigte, vermochte ſie im erſten Augenblicke nicht immer zu ergründen. Habe ich der Frau je etwas zu Leide gethan, war eine Frage, die ſich Madame Scheppeler nie beantwortete, da es ſich von ſelbſt verſtand, daß ſie ihren Nebenmenſchen nie eine Beleidigung zuzufügen im Stande war. — „Haſt Du geſehen, wie der Herr Welzer vorüberrannte, ohne uns nur anzuſchauen? Einer von Deinen ſauberen Freunden. Natürlich, wenn ihr euch allein begegnet, da bleibt man bei einander ſtehen, und drückt ſich die Hände, und erinnert ſich an geſtern Abend im Wirths-

Zufälligkeiten gesteigert. So begegnete dem Ehepaar des Departementchefs Excellenz, Herr Baron von Knittlingen, und grüßte nicht nur auf's Huldreichste, sondern blieb auch herablassend bei der Frau des Steuerdirektors stehen, wobei er sich nach ihrem Befinden erkundigte, sowie nach der Gesundheit der lieben Kleinen zu Haus, und dabei dem guten Steuerdirektor auf's Gnädigste mit halb eingekniffenem linken Auge zuwinkte — ja, nicht nur das erhob den guten Humor von dessen Gattin, sondern die Gräfin von Strohfeld-Wachtelhausen, die in ihrer Viktoria vorüberfuhr, winkte ihr mit der Hand, und hätte fast angehalten, wenn die Pferde nicht gar zu sehr im Laufe gewesen wären. Dieser Sonnenglanz hoher Gunst, so belohnend für das Herz und so erhebend für das Gemüth, reflektirte auch vom Gesichte seiner Gattin ein wenig auf Herrn Scheppeler über, so daß er, hiedurch freundlich bewegt, sich die Bemerkung erlauben zu können glaubte, „es thut mir doch wohl, wenn man es durch Kenntnisse und eigenen Fleiß so weit gebracht hat, unter seinen Mitmenschen geliebt und geehrt zu werden."

Madame Scheppeler, gut gelaunt, wie sie heute war, konnte es doch nicht unterlassen, etwas weniges ihre Schultern hinaufzuziehen und mit einem bezeichnenden Gesichtsausdrucke zu sagen, „lieber Schatz, ich will Deine Kenntnisse und Verdienste durchaus nicht zu gering anschlagen, aber sei versichert, daß man wohl weiß, wer meine Familie ist, und daß man sich meiner Eltern ganz genau erinnert."

Das war nun allerdings der Fall, doch erinnerte man sich ihrer Eltern nicht gerade so, wie es die Frau Steuerdirektorin gewünscht hätte.

„Du mußt nicht denken," setzte sie trotzdem mit großer Sicherheit hinzu, „daß es für den Stand und die Anerkennung eines Mannes gleichgültig ist, ob er seine Frau aus gutem Hause nimmt, und nicht vergessen, daß die Leute, wenn sie mich sehen, von Dir ungefähr denken, der Mann muß merkwürdig solide, unbekannte Eigenschaften haben, daß es ihm gelungen ist, gerade diese Frau zu bekommen, so denken sie, und wenn sie so denken, ist es die Wahrheit. Gewiß, Scheppeler, ich hätte Dich sehen mögen bei jeder andern, die nicht so fest wie ich auf Ordnung und Anstand hält, Du wärest schrecklich heruntergekommen; denn wenn auch Du in Deiner Kanzlei ein ganz tüchtiger Arbeiter bist, man sagt wenigstens so, so fehlt Dir doch sonst in vielen Dingen ein

gewiſſer Halt, den ein Mann haben ſoll; das kann man aber nicht lernen, das muß man ſchon bei der Geburt bekommen, und deßhalb, lieber Scheppeler, ſollteſt Du jeden Tag Gott danken, daß Du eine Frau bekommen, die einer ſo würdigen Familie angehört, wie die meinige iſt."

Bei ſolchen Aeußerungen kamen dem guten Scheppeler zuweilen revolutionäre Ideen, namentlich was die angeborene Haltung der Familie ſeiner Frau anbelangte, und bei beſonders muthiger Laune ſchwebte ihm wohl die Frage auf den Lippen, weßhalb ſich denn dieſes Glück der Geburt bei den übrigen Geſchwiſtern ſeiner Frau ſo mangelhaft gezeigt. Doch würgte er um des lieben Friedens willen ſolche Gedanken ſtets wieder hinunter, ohne übrigens deßhalb immer vor einer Fortſetzung der freundlichen Reden ſeiner Gattin geſichert zu ſein, indem ſie bei einem gar zu hartnäckigen Stillſchweigen häufig Gedanken vorausſetzte, welche, wir müſſen es geſtehen, nicht immer von der Wahrheit allzu entfernt waren.

Bei dieſen Spaziergängen konnte es aber auch vorkommen, daß an ſich geringfügige Umſtände ſich vereinigten, um das Gemüth der Steuerdirektorin zu erbittern: der etwas zu aufmerkſame Gruß, den Herr Scheppeler irgend einer, ihm gewiß ganz gleichgültigen Dame ſpendete, oder der gar zu kurze Dank auf ein Kompliment ſeiner Gattin von irgend einer Bekannten, oder wenn Jemand, der in's Haus kam, vielleicht vorübereilte, ohne, wie es ſich für einen höflichen Mann ſchickt, an ſeinen Hut zu greifen. Daß namentlich bei den letzten Fällen eine abſichtliche Beleidigung bezweckt wurde, verſtand ſich von ſelbſt, und davon war die Steuerdirektorin ſo überzeugt, wie von dem hell ſcheinenden Tage; aber die Urſache, warum man ſie ſo mit Vorbedacht beleidigte, vermochte ſie im erſten Augenblicke nicht immer zu ergründen. Habe ich der Frau je etwas zu Leide gethan, war eine Frage, die ſich Madame Scheppeler nie beantwortete, da es ſich von ſelbſt verſtand, daß ſie ihren Nebenmenſchen nie eine Beleidigung zuzufügen im Stande war. — „Haſt Du geſehen, wie der Herr Welzer vorüberrannte, ohne uns nur anzuſchauen? Einer von Deinen ſauberen Freunden. Natürlich, wenn ihr euch allein begegnet, da bleibt man bei einander ſtehen, und drückt ſich die Hände, und erinnert ſich an geſtern Abend im Wirths-

haus vorgefallene und an andere noch viel ſchlimmere Geſchichten, was weiß ich, oder tauſcht Beſtellungen aus, oder beſpricht, wo man ſich heute und morgen wieder findet. Iſt aber die arme Frau dabei, dann rennt der gute Freund vorüber, ohne dieſelbe eines Grußes zu würdigen. Weißt Du, woher das kommt, Scheppeler?"

„Nein, ich weiß es wahrhaftig nicht, meine Liebe."

„Schön, ſo will ich es Dir ſagen. Das kommt daher, daß ihr eure Frau nicht achtet, weil das dritte Wort, wenn ihr unter euch ſeid, Klagen ſind über den Hausdrachen, über das Kreuz daheim, über die böſe Sieben — o, ich weiß das Alles — ſo werden wir leider genannt, denn die Frau, die auf Zucht und Ordnung hält, iſt euch ſauberen Herren ein Dorn im Auge; es iſt traurig, aber wahr, und wird auch nie beſſer werden, und dem Welzer da, ein ſo großer Flegel er auch iſt, kann ich es wahrhaftig nicht übel nehmen, daß er einen Drachen, ein Hauskreuz, eine böſe Sieben, wie Du mich ihm geſchildert haſt, nicht grüßen mag."

„Aber, liebes Kind, erlaube mir zu bemerken, daß Welzer uns gar nicht geſehen hat, er blickte gerade auf die andere Seite der Straße."

„Aha, dorthin, wo Du auch ſo gerne hinſchauſt, nach dem Laden da, wo eine anſtändige Frau nicht hineingehen mag, weil dort die Ladenjungfern den ganzen Tag unter der Thüre ſtehen, um die vorübergehenden Männer anzulachen, daß es ein Skandal und eine Schande iſt, dort kaufſt Du auch wohl gerne Deine Sachen ein?"

„Ich kaufe dort nie etwas, Du weißt überhaupt, daß ich keine Zeit habe, in den Läden herumzulaufen."

„Damit willſt Du wohl ſagen, Scheppeler, daß ich Zeit genug habe, um den ganzen Tag in den Läden herumzulaufen. Siehſt Du's wohl, wenn Du nur den Mund aufthuſt, kommt eine Bosheit gegen mich heraus."

„O, liebes Kind, laß das gut ſein, ich habe wahrhaftig nicht an Dich gedacht."

„Das glaube ich Dir auf's Wort, Du haſt nie etwas Wahreres geſprochen. Was ſollſt Du auch an mich denken, dazu haſt Du ja keine Zeit. Meinſt Du, ich ſehe es nicht, wie Du immer an Deiner

Uhrkette herumzupfst, nun sei nur zufrieden, die Stunde der Qual ist ja vorüber, es ist 3 Uhr, und da — sieh' nur hin, an der Thüre Deiner Kanzlei erwarten Dich schon einige Deiner guten Freunde; bei denen wirst Du sprechen können und erzählen, was sich hier und und da begeben, während Du bei Deiner Frau stumm bist wie ein Fisch. Nun ich muß sehen, wie ich Dein Benehmen gegen mich aushalte, habe ich doch das Elend eines jammervollen Lebens schon so lange ertragen, daß ich bald daran gewöhnt bin — wie Gott will," setzte sie tief aufseufzend hinzu. Dir ist es ja vollkommen gleichgültig, wie Deine Frau leidet, ob es ihr gut geht, ob es ihr schlecht geht, ob die Welt sie mit Verachtung ansieht; Du gehst Deinem Vergnügen nach, und bekümmerst Dich nicht um Dein unglückliches Weib, um Deine armen Würmer zu Hause, lebe nur so fort und Du wirst sehen, was für ein Ende das nimmt."

Herr Scheppeler hatte bei dieser letzten Rede seiner Gattin angefangen mit dem Kopfe zu schütteln und heftig zu schlucken, was ein Zeichen war, daß es mit seiner Geduld anfing zu Ende zu gehen.

„So sage mir doch aber nur," sprach er, ohne dabei den sanften Ton seiner Stimme zu ändern, „was ich denn eigentlich für ein Leben führe. Plage ich mich nicht wie ein Lastthier den ganzen Tag, und habe die Woche nur einmal das, was Du alle meine Vergnügungen nennst: den Besuch des Wirthshauses, um auf die solideste Art einen harmlosen Schoppen zu trinken. Ah, mein Kind, Du mußt nicht übertreiben, ich gönne Dir ja auch Deine Gesellschaften und Zerstreuungen."

Dieß war der Augenblick, wo sich Madame Scheppeler in ihrer ganzen Größe zeigte. Um ihren Mund zuckte es verbissen wehmüthig, sie preßte ihre Lippen ein paar Sekunden fest aufeinander, nickte dann einige Male mit dem Kopfe und sagte mit einer vor Schmerz zitternden Stimme, „das muß ich Alles von Dir ertragen, diese Vorwürfe, diese Grobheiten, so mißhandelst Du mich auf offener Straße; ich gönne Dir also nicht das Geringste, ich übertreibe, ich lebe nur meinen Gesellschaften und Zerstreuungen, thue sonst gar nichts, gar nichts, gar nichts auf der weiten Welt, bin also eine schlechte Hausfrau, eine elende, verabscheuungswürdige Mutter, und das Alles wirfst Du mir auf offener

Straße vor, — — — — aber es iſt gut, Scheppeler, Gott ſei Dank, daß ich zu wohl erzogen bin, um etwas Aehnliches zu erwiedern, namentlich auf offener Straße; ſchämen ſollteſt Du Dich, aber es iſt gut, geh' Du nur Deines Weges, ich gehe den meinigen, und wohin Dich der Deinige führt, iſt nicht ſchwer zu errathen — fühlſt Du nun mein Unglück, Scheppeler? nein, Du fühlſt es nicht. Haſt Du einen Begriff davon, was es mich koſtet, daß ich Dich, um vor den Vorübergehenden keinen Skandal zu machen, lächelnd anblicken muß, während mir das Herz faſt vor Kummer bricht? O nein, Du fühlſt es nicht, Du denkſt nur an Dein Amuſement, an Deine Kanzlei, wo Du gute Freunde findeſt, die Dich ſchon mit allen Neuigkeiten zu tröſten wiſſen werden, dann gehſt Du in's Wirthshaus, während ich —"

Sie wollte ſagen, traurig zu Hauſe ſitze und mich abkümmere, doch fiel ihr noch zur rechten Zeit ein, daß ſie ihr Theekränzchen hatte, weßhalb ſie ſagte, „während ich daheim, um die Ehre des Hauſes zu wahren, ein heiteres Geſicht machen muß, wogegen ich lieber bittere Thränen weinen möchte."

„Ich gehe auf meine Kanzlei," erwiederte Herr Scheppeler mit ruhigem Tone, „um dort zu arbeiten, um meine Pflicht zu erfüllen, dann komme ich nach Hauſe, um nach meinen Kindern zu ſehen, und ſpäter gehe ich in's Wirthshaus — ja, das thue ich, weil heute mein Wirthshaustag iſt, und weil Du doch Dein Kränzchen haſt, und ich deßhalb zu Hauſe überflüſſig bin — und damit Gott befohlen, und wenn Du mir nichts mehr zu ſagen haſt, ſo laß mich meiner Wege gehen."

Sie ſchüttelte anmuthig lächelnd ihr Haupt, da gerade ein Bekannter dicht vorüber ging, und ſo trennten ſich für jetzt die beiden Ehegatten, Madame ging nach Hauſe und Herr Scheppeler begab ſich nach ſeiner Kanzlei.

An der Thüre des Hauſes, wo ſich dieſe befand, ſtanden einige Kollegen des Steuerdirektors: der Regierungsrath Sperber und der Oberreviſor Schmirgel. Erſterer, der ein Junggeſelle war, ſagte, „lieber Scheppeler, Du biſt doch ein ganz verflucht glücklicher Kerl, ſo oft ich Deine Frau ſehe, beneide ich Dich; ich weiß nicht, wie ſie's anfängt, aber die Frau wird mit jedem Tage jünger und hübſcher."

„Das ſind nur die äußeren Eigenſchaften," bemerkte der Oberreviſor Schmirgel mit einer etwas heiſern Stimme, „aber die Steuerdirektorin iſt die gute Stunde ſelbſt, das ſieht man an ihrer ewig heiteren Phyſiognomie, in ihrem Lächeln zeigt ſich ſo etwas Wohlwollendes, ſo etwas außerordentlich Gemüthliches."

„Ja, wie ich ſagte," pflichtete der Regierungsrath bei, „Scheppeler iſt zu beneiden, die Frau iſt auch zu Hauſe von einer muſterhaften Liebenswürdigkeit."

„Ja—a—a—a allerdings," ſagte der glückliche Gatte, und griff dabei unwillkürlich an ſeine Halsbinde, die er mit dem Gefühl lüftete, als wäre es eine ſchwere eiſerne Kette.

„Andere Weiber," ſprach der Oberreviſor düſter, „ſchauen auf der Straße auch holdſelig aus wie die Engel, aber zu Hauſe knöcheln ſie den Mann, daß es zum Erbarmen iſt."

„Armer Kerl," meinte der Regierungsrath, „ich habe doch beſſer daran gethan nicht zu heirathen."

„Das weiß Gott," ſeufzte der Angeredete aus tiefſtem Herzen, und Herr Scheppeler ſeufzte in ſich hinein, unhörbar für die beiden Anderen, aber ſo gewaltig, daß es ihm faſt die Bruſt zerſprengte.

„Gehen wir hinauf?"

„Ja gehen wir hinauf."

Nachdem Herr Scheppeler ſeines Nachmittags Laſt und Hitze getragen, zog er ſeinen Kanzleirock aus, ſeinen Straßenfrack wieder an, nahm Hut und Stock und empfahl ſich mit freundlicher Handbewegung, wie er immer zu thun pflegte, ſeinen Kollegen, welche ſehnſüchtig auf das Verſchwinden ihres Chefs harrten, um darauf auch ihrerſeits die ausgetretenen Stufen der Kanzleitreppe hinunterzufliegen.

Drunten nahm der Kanzleiaufwärter demüthigſt ſeine Mütze ab, als Herr Scheppeler bei ihm vorüberwandelte, und wenige Schritte vor dem Kanzleigebäude erlebte er es, daß Jemand ſeinen Arm leicht unter den ſeinigen ſchob, und als er ſich umwandte, erkannte er mit freudigem Schauder ſeinen Departementschef, der eine halbe Straße mit ihm wandelte — vor aller Welt Augen, Arm in Arm, um nur einige nöthige Worte über eine dringende Angelegenheit mit ihm zu wechſeln — Arm in Arm und vor aller Welt Augen. Es war dem

guten Beamten nicht zu verargen, daß er, nachdem Seine Excellenz ihn verlassen, mit etwas erhobenerem Kopfe weiter schritt. Auch grüßte man ihn von allen Seiten so freundlich, so herablassend, so demüthig, je nach dem Stand des Grüßers; Bekannte und Freunde sagten ihm im Vorübergehen so manches anerkennende und freundliche Wort, freuten sich, ihn zu sehen, hofften, ihn heute Abend bei einem Glas Wein zu finden, daß er durchaus keine Veranlassung fand, seinen Kopf hängen zu lassen, bis — bis — er in die Straße einbog, wo sein Haus stand,

Bis das Fenster klang
Bis die Liebliche sich zeigte
Bis das holde Bild
Sich zu ihm herniederneigte
Ruhig, engelmild.

Da mit einem Male schien Herr Scheppeler außerordentliches Interesse an seinen Stiefeln zu nehmen, aber wir müssen, um sein verzeihendes, versöhnendes Herz in's beste Licht zu setzen, hinzufügen, erst nachdem er mit freundlichem Gruß nach ihrem Fenster hinaufgeschaut, von dem sie dann plötzlich verschwunden war, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Da war denn der gute Steuerdirektor auf einmal zu einem ganz Anderen umgewandelt; sein Kopf sank auf seine Brust herab, seine beiden Hände umklammerten auf dem Rücken den Spazierstock, und er ging langsamer als bisher — viel langsamer. Endlich erreichte er aber sein Haus, stieg die Treppe hinauf in den ersten Stock, wo er wohnte, ging bei der Küche vorbei, wo er ein Duett vernahm zwischen klappernden Tassen und der erregten Stimme seiner Gattin, und begab sich in das Hinterzimmer, wo sich sein Sohn und seine Tochter befand. Letztere, vier Jahre alt, spielte mit ihren Puppen, der junge Herr Scheppeler, welcher fast sieben zählte, bemühte sich, ein weißes Stück Papier mit Strichen zu verunreinigen, die aber Buchstaben sein sollten. Hier richtete sich das Haupt des Vaters und Hausherrn wieder empor; denn bei seinem Anblick verließen die beiden Kinder Puppe und Papier, sprangen ihm entgegen, an ihm empor, küßten ihn herzlich auf beide Backen, eines nach dem andern, daß es schmatzte, und wo dieser Ton nicht deutlich genug gehört wurde, da wurde ein neuer Versuch gemacht; dann unter-

In dem Gemach befinden ſich zwei Leute: ein älterer und ein jüngerer Mann. Der Aeltere, vielleicht an die Fünfzig, mit ſtark ergrautem Haar, ſitzt vor dem Kamin in einem Lehnſeſſel; er trägt einen braunen Ueberrock unter dem Kinn zugeknöpft, und hat ſeine Füße auf die meſſingne Kaminſtange geſtellt. Der junge Mann ſteht an der anderen Seite vor dem Kamin und hat die Stirne gegen das marmorne Geſims gedrückt.

Der alte Herr hält ein Papier in der Hand und ſchaut über daſſelbe hinweg in die Gluth des Feuers. Sein Kopf hat einen edlen, ruhigen Ausdruck, und die breite hervorragende Stirne und die blitzenden Augen zeigen ein lebhaftes Temperament und einen feſten Willen.

„Eh bien, Eugen,“ ſagte der alte Herr und wiegte das Papier in ſeiner Hand, „hier habe ich das wichtige Dokument, nach dem ich mich lange geſehnt, welches zu erhalten mir ſo viele Schwierigkeit gemacht und das ich jetzt — ich kann es leider nicht läugnen — wohlbehaglich in meiner Hand fühle. Wir ſind geſchieden, Madame la Duchesse und ich.“

„Es hat Sie aber Opfer genug gekoſtet,“ entgegnete der junge Mann, ohne ſeine Stellung zu verändern.

„Bah!“ ſagte der Andere, „ſehr kleine in Betreff meiner Freiheit, meiner häuslichen Ruhe, die ich nun wieder gewonnen. — Ach, wenn ich dieſe Freiheit und häusliche Ruhe auch nur recht benutzen, recht genießen könnte! Wenn du mir endlich dazu verhelfen wollteſt, Eugen!“ —

Es erfolgte keine Antwort.

„Sei ein Mann! Du haſt die Vergangenheit hinter dich geworfen, löſche ſie aus, alle Erinnerungen daran! — — Vorwärts! — — Ins Leben hinein!“

Der junge Mann machte eine ungeduldige Bewegung.

„Seit du von Genua zurück biſt, finde ich dich insupportable; du haſt meinen Willen erfüllt, du haſt reine Bank ge-

ſuchten ſie ſeine Taſchen, ob er etwas mitgebracht habe, natürlich etwas Eßbares, und nachdem dieſes gefunden und verzehrt war, berichtete Herr Scheppeler Sohn in richtiger Ideenverbindung, daß in der Küche zwei Kuchen ſeien und ein ganzer Korb voll Gebackenes für den Thee von Mama.

Während ſo Herr Scheppeler mit ſeinen Kindern ſpielte und lachte, bereitete man ſich im Nebenzimmer zur großen Theeſchlacht vor. Taſſen wurden gerückt, auch Stühle, die Köchin bekam verſchiedene Verweiſe von der Hausfrau, und wenn auch nur ein Viertel von dem Grund hatte, was die Schweſter der Madame Scheppeler, Klara, über das Stubenmädchen ausſagte, ſo mußte dieſe eine der verworfenſten Geſchöpfe auf Gottes Erdboden ſein. Dabei ſteigerten ſich die Stimmen der beiden Schweſtern zu ſo bedrohlicher Heftigkeit, aus der man Worte vernahm wie: „er, mein Mann, Dein Mann, empörend“, daß die erſchreckten Kinder ſich an ihren Vater ſchmiegten und ihn fragend anſchauten, worauf er ſie mit der Verſicherung beſchwichtigte, das ſei Alles nur ein Scherz und Mama ſo vergnügt, wie ſie nie geweſen.

Endlich trat im Nebenzimmer Ruhe ein, die Ruhe vor dem Sturme, denn bald begann die Schlacht, da die kämpfenden Theile nach und nach anrückten. Es kam Frau A., Frau B. und Frau D., es kam die Frau Regierungs- und Oberregierungsräthin, die Frau Rechnungsräthin, welche das Kreuz ſo ſehr haßte, die Frau Kanzlei- und Kriegsräthin, die Frau Majorin und die Frau Hauptmännin. Alle kamen und wurden einzeln begrüßt mit einem kleinen Scherz, freundlichem Lachen, mit einer gemüthlichen Anſpielung, und wurden genöthigt Platz zu nehmen und ſich um den Tiſch zu ſetzen in luſtiger Reihe.

Dann klapperten Teller und Taſſen, man hörte den Thee eingießen und Backwerk und Kuchen krachen, wenn es zerſchnitten und zerbrochen wurde, ſo dünn war die Thüre zwiſchen Salon und Kinderzimmer. Dann kam das Stubenmädchen mit einem Teller voll Süßem für die Kinder, damit ſie hübſch ruhig ſeien und keinen Lärm machten, und dieß hielt der Steuerdirektor für den geeigneten Augenblick, um ſein Haus zu verlaſſen, nachdem er ſeine Kinder nochmals herzlich geküßt und freundlich ermahnt. In ſeiner unergründlichen Gutmüthigkeit zauderte er draußen noch eine Weile auf der Flur, um vielleicht ſeine

Gattin noch zu ſehen und ihr ein freundliches Wort des Abſchieds zu ſagen; auch ſchien er in dieſer Angelegenheit Glück zu haben, denn die Thüre des Salons öffnete ſich, als er demüthig davor ſtand, und es rauſchte ein ſeidenes Kleid, doch war es dießmal nur ſeine Schwägerin Klara, die ihr Näschen ziemlich hoch erhob, und dem Hausherrn im Vorbeigehen ſagte: „Sie könnten endlich wahrhaftig mit Ihrer Frau Frieden halten, ſolche ewige unangenehme Szenen ſind wir in unſerer Familie nicht gewohnt.“

Nachdem ging er fort, aber mit zuſammengekniffenen Lippen und finſterem Auge, ja er hielt ſeinen Spazierſtock krampfhaft feſt geſchloſſen in der rechten Hand, und bewegte ihn auf der Straße, als er von dem Fenſter aus nicht mehr geſehen werden konnte, auf eine unzweideutige Art heftig auf und nieder.

An einer Ecke begegnete ihm der Rechnungsrath, der ebenfalls die Lippen auf einander preßte und ſeinen Stock ebenfalls heftig auf und ab bewegte.

„Wohin, lieber Freund, gehen wir zuſammen in's Kreuz?“

„Ja, gehen wir in's Kreuz,“ ſagte der Steuerdirektor mit der Entſchloſſenheit der Verzweiflung, „in's Kreuz, nirgends anders wohin als in's Kreuz.“

„Du biſt ſehr für das Kreuz.“

„Ich bin Homöopath.“

„Ich auch, alſo gehen wir in's Kreuz. Bei Dir iſt Theeabend.“

„Ja, bei mir iſt Theeabend, wie lange werden ſie wohl beiſammen bleiben?“

„O, ich ſchätze nicht lange genug, höchſtens bis zehn Uhr, aber dieß iſt vollkommen gleichgültig.“

„O, vollkommen gleichgültig,“ pflichtete Herr Scheppeler mit einem wahren Heldenmuthe bei, „wir gehen in's Kreuz.“

„Bis zur Polizeiſtunde.“

„Das verſteht ſich.“

Und während die beiden Arm in Arm ihrem Schickſal entgegenzogen, nahm der Theekranz der Steuerdirektorin ſeinen ungetrübten Fortgang, doch ſei es ferne von uns, darüber verletzende Details aufzuzeichnen. Es begab ſich auch nicht viel Beſonderes. Die Themas,

welche bei einer regelrechten Damenviſite vorkommen müſſen, wurden gründlich abgehandelt, theure Zeiten, nichtswürdige Mägde, furchtbare Begebenheiten in ſtillen Familien, und dann die Männer — o, durch die ganze Abhandlung hindurch, der deine, der meine, der ihre — o! die unſrigen, die eurigen, die ihrigen — o! wie viel Scheußlichkeiten kamen da zu Tage, welche Maſſe von Unglück erfüllte dieſe gemüthlichen Frauenbuſen, welchen Jammer erfuhr man, wie viele zerknickte Blüten gab es, wie viel getäuſchte Hoffnungen, wie viel namenlos unglückliche Opferlämmer.

Laſſen wir den Schleier fallen über dieſes dunkle Gemälde.

Im Kreuz ging es dagegen heiter, ja luſtig zu. Der Rechnungsrath und der Steuerdirektor tranken ausnahmsweiſe Fünfzehner, und Letzterer ſtatt eines Schoppens deren zwei und einen halben. Dabei hörte er begierig zu, wenn die Anderen kleine Schwänke erzählten, ja, gab ſelbſt hie und da eine Anekdote zum Beſten, von denen, die man „unter uns“ erzählt, trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch, ließ ſich ſogar gegen halb elf Uhr ein Sardellenbutterbrod geben, und hatte die Kühnheit, als er ſeinen letzten halben Schoppen verlangte, die Kellnerin von der Seite anzublinzeln, ſo daß ihm der Rechnungsrath zurief: „Scheppeier, Scheppeier, Du biſt ein verfluchter Kerl, wenn das Deine Frau geſehen hätte“.

Endlich kam die Polizeiſtunde, Punkt elf Uhr, und darauf blieben die Schlemmer ſogar noch eine Viertelſtunde bei einander ſitzen, bis der Steuerdirektor auf die Uhr ſchaute und erſchrocken bemerkte, jetzt ſei es faſt halb zwölf Uhr, und ſich dabei ſchaudernd erinnerte, daß ihm nach all' dieſer Freude jetzt wahrſcheinlich noch etwas Furchtbares bevorſtehe.

Der Rechnungsrath und der Steuerdirektor gingen am längſten mit einander, und als ſie ſich an der bewußten Straßenecke trennten, geſchah dieß faſt mit Wehmuth. — „Schlaf' wohl, Bruder,“ ſagte der Eine zum Andern, „und wenn — Dir was Menſchliches begegnet, ſo denke an mich, ich will es ebenſo machen“.

Damit ſchieden ſie unter den gleichen Gefühlen, wie jene alten, biderben Ritter, ehe ſie ſich auf ihr treues Schlachtroß ſchwangen, um den Drachen in ſeiner Höhle aufzuſuchen.

Dabei war es nicht zu verwundern, wie die Heiterkeit des guten

Steuerdirektors hinſchwand, je mehr er ſich ſeinem Hauſe näherte, und wie er endlich, tief und ſchwer athmend, ſeinen Hausſchlüſſel in's Schlüſſelloch ſteckte, ſo leiſe als möglich, um kein Geräuſch zu machen. Die Treppe in den erſten Stock kam ihm heute ſo außerordentlich hoch vor, und das Schloß zur Glasthüre knarrte auf eine unangenehme Art. Dabei war es ſo ſtill im Hauſe, ſo todesſtill, ja unangenehm ſtill. Er betrat das Schlafzimmer, nachdem er noch einmal tief Athem geſchöpft, und dann zwang er ſich zu einem heiteren Tone, als er mit leiſer Stimme in die Finſterniß hineinfragte, „ſchläfſt Du, mein Kind?“ Bei der dritten Wiederholung dieſer Frage wurde ihm ein tiefer und ſchwerer Seufzer zur Antwort. Langſam tappte er vorwärts, um zu ſeinem Tiſchchen zu gelangen, auf dem das Streichfeuerzeug ſtand. Er wollte Licht machen, die herrſchende Finſterniß laſtete ſchwer auf ihm, da ſtieß er an einen Stuhl, welcher gerade in ſeinem Wege ſtand und nun polternd zu Boden fiel. „Herrgott im Himmel,“ vernahm er die Stimme ſeiner Frau, „ſind Räuber oder Mörder in meinem Zimmer?“

„Nichts dergleichen, mein Kind,“ erwiederte er in ſanftem Tone, „nur ich bin es.“

„Gerechter Gott, Du biſt es, ſo ſpät in der Nacht oder vielmehr ſo früh am Morgen? Ich unglückliches Weib!“

„Liebes Kind, es iſt nicht früh am Morgen, es iſt elf Uhr vorüber.“

„Elf Uhr?“ erwiederte ſie mit einem krampfhaften Lachen.

„Du kannſt auf meine Uhr ſehen, wenn ich Licht gemacht habe.“

„Elf Uhr? ſehe ich nicht ſchon den Morgen dämmern? o, daß ich gerade das Alles erleben muß.“

Der Steuerdirektor hatte ſich unterdeſſen zu dem Tiſche hingetappt, hatte Licht gemacht, und trat nun vor das Bett ſeiner Frau, indem er, empört über die Behauptung, daß es ſchon Morgen ſei, ſeine Uhr aus der Taſche zog. Sie aber richtete ſich halb in die Höhe, ſchaute ihn kopfnickend mit einem feſten Blicke an und ſagte in einem furchtbar entſchiedenen Tone, „natürlich, Scheppeler, ich ſoll vielleicht Dir und Deiner Uhr glauben? Um wie viel Stunden haſt Du ſie zurückgerichtet, um mich auch darin zu betrügen?“

Er zuckte mit den Achſeln und faßte den beſten Entſchluß, den er faſſen konnte, nichts mehr zu entgegnen, doch ſiegte ſeine natürliche

Gutmüthigkeit und er ſagte, während er ſich langſam auszog, „wie ich vorhin bemerkte iſt es elf Uhr vorüber, vielleicht auch zwölf Uhr, wenn Du noch ein wenig warteſt, ſo kannſt Du den Nachtwächter Mitternacht rufen hören, und," ſetzte er Muth faſſend hinzu, „ich meine, für einen Mann in meiner Stellung und bekannter Solidität wäre es wahrhaftig kein Unglück, einmal in vielen Jahren um halb zwölf Uhr nach Hauſe zu kommen."

Da hatte ſie nun drei Punkte, an denen ſie anknüpfen konnte: das Faktum des Nachhauſekommens um halb zwölf Uhr ſelbſt, ſeine bekannte Solidität und den Nachtwächter. Sie wählte das Letztere als das Poſitivere und ſagte mit einem Anflug furchtbaren Humors: „auf den Nachtwächter willſt Du Dich berufen? Nun, wenn das nicht lächerlich iſt, ſo gibt es nichts Lächerliches mehr auf der Welt — auf den Nachtwächter. Als ob ich nicht wüßte, wie Subjekte Deinesgleichen den Nachtwächter zu beſtechen im Stande ſind, daß er vor den Fenſtern der armen Frau ſtatt drei Uhr Morgens zehn Uhr Abends ſchreit — mit dem Nachtwächter — ein unglückliches Weib, die mit einem Mann leben muß, wie Du biſt, mich leider Gottes in all' dergleichen ſchändliche Kniffe eingeweiht. Und auf Deine Uhr ſoll ich ſehen, die Du vor der Thüre um Gott weiß wie viele Stunden zurückgeſtellt haſt — o, ich Verlaſſene, ich Unglückliche!"

Wir glauben ſchon vorhin bemerkt zu haben, daß Herr Scheppeler ſtatt ſeines gewöhnlichen einen Schoppens heute Abend deren zwei und einen halben getrunken hatte, noch dazu ſtärkeren Wein wie gewöhnlich, und daß er ſich deßhalb in einem aufgeregten Zuſtand befand. Dabei war es übrigens merkwürdig, wie ſich dieſer aufgeregte Zuſtand bei dieſem gleichförmig ruhigen Gemüthe zeigte. Eigentlich hätte man es keinen aufgeregten Zuſtand nennen können, nur eine etwas gehobenere muthvolle Stimmung, wo es Einem gar nicht darauf ankommt, einem halben Dutzend Teufel zu trotzen, und das mit der größten Gemüthlichkeit und Behaglichkeit, nicht unter Aeußerung heftiger Worte oder wilder Geberden, nein, ſtill vergnügt lächelnd zu einem ſanften, melodiſchen Pfeifen geneigt.

Alſo that der Steuerdirektor, während ſeine Gattin den unglücklichen Nachtwächter zerriß, und war ſeine Ruhe gerade nicht dazu gemacht, ſie zu beruhigen.

„Scheppeler," ſprach ſie mit eindringlicher Stimme, „ich hoffe, Du hörſt mich, ich will annehmen, daß Dein Rauſch nicht ſo furchtbarer Art iſt, daß Du nicht einmal mehr im Stande wäreſt, den wohlgemeinten Ermahnungen Deines unglücklichen Weibes Gehör zu ſchenken. Du ſprachſt vorhin von Deiner bekannten Solidität — nun, Scheppeler, Gott ſoll mich bewahren, daß ich dem Geklatſche böſer Zungen nur im Geringſten Aufmerkſamkeit ſchenke, aber daß in dem Herzen einer armen Frau, wie ich bin, von all' dem Vielen, was wohlmeinende, gutmüthige Freundinnen über Dich ausſagen, etwas zurückbleibt, das kannſt Du mir wahrhaftig nicht übel nehmen — o, über Deine bekannte Solidität, Scheppeler — ich ſage Dir, dieſes Etwas iſt ſtark genug, daß Einem die Haare zu Berge ſteigen.

Zu anderen Zeiten hätte der Steuerdirektor wahrſcheinlich geſagt, aber, liebes Kind, wie kann man nur im Geringſten auf ſo müßiges Gerede der Leute gehen? Heute aber war er in Folge ſeines Fünfzehners ſo verſtockt, daß er nicht nur keine Antwort gab, ſondern ſogar ſtill in ſich hineinlächelte, ja, wenn der ſchwache Schimmer des Lächelns nicht täuſchte, ſo war er im Begriffe ſeine Lippen zum Pfeifen zu ſpitzen.

„Soll ich Dir vielleicht ſagen, Scheppeler, was die Leute über Dich ſagen? Du behandelſt Deine Frau ſchlecht, Du verachteſt ihre reſpektable Familie, es ſei Dir gleichgültig, ob wir nur das nackte Daſein hätten, wenn nur Du Dich im Wohlleben herumwälzeſt — o, ſchweige ſtill, entgegne mir nichts darauf. Willſt Du mir vielleicht vorwerfen, es ſei für eine Frau genug, wenn ſie ſich mit ihren armen Wärmern ſatt eſſen kann, willſt Du vielleicht ſagen, willſt Du mich glauben machen, ich hätte es gut in der Welt, während ich doch die Unglücklichſte unter allen Frauen bin, willſt Du das ſagen?"

Aber Herr Scheppeler ſchien gar nicht Luſt zu haben, überhaupt etwas zu ſagen, ja er ſpitzte nicht nur ſeinen Mund, er pfiff ſogar, freilich ſehr leiſe, aber die leichtſinnige und gewiſſenloſe Melodie des heiligen Auguſtin — unerhört!

„Es iſt ſchon gut, Scheppeler," ſagte ſeine Gattin nach mehreren tiefen und herzbrechenden Seufzern, „es iſt ſchon gut, Du thuſt, als ob Du mich nicht hörſt und willſt ſogar Dein böſes Gewiſſen durch Pfeifen übertäuben — ja, Dein böſes Gewiſſen — denn Du haſt ein ſchlechtes

Gewiſſen — Du haſt das ſchlechteſte Gewiſſen von allen Deinen ſauberen Freunden, die doch gegen Dich wahre Biedermänner ſind. Da ſpricht man über den Rechnungsrath, ja, was thut denn der Rechnungsrath ſo Schlimmes? daß er oft in's Wirthshaus geht — o, das könnte man ihm ſchon verzeihen — aber Du! da ſagt man von Deinem Freunde Welſer, er hätte jede Woche eine andere Liebſchaft, — und das geht ja Niemand was an; Welſer iſt ledig — aber Du! Daß der Sperber ein Verſchwender iſt, hat er nur bei ſich allein zu verantworten — aber Du haſt Frau und Kinder, und daß Dein lieber Oberreviſor Schmirgel, obgleich er auch in keinem guten Rufe ſteht, gewiß nicht ſo unverzeihlich an den Seinigen handelt, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren — o, ich unglückliches, o, ich armes Weib!"

Ein paar Mal ſchon hatte Herr Scheppeler ſeine Gattin unterbrechen wollen, und auch jetzt ſaß ihm die Frage auf der Zunge, worin denn eigentlich ihr großes Unglück beſtehe, doch hatte er dieſe Frage ſchon oft gethan und wußte die Antwort auswendig.

„Worin ich unglücklich bin, möchteſt Du gerne wiſſen, Du Heuchler, der doch am beſten weiß, daß mir Alles fehlt, was eine Frau beanſpruchen kann."

Der gute Steuerdirektor hatte ſein Ausziehen beendigt und aufgehört, die Romanze vom heiligen Auguſtin zu pfeifen; er ſtieg in ſein Bett, löſchte das Licht behende aus und dachte, jetzt noch eine halbe Viertelſtunde, dann ſchlafe ich hoffentlich; o, es ſchlummert ſich ſo leicht nach einem Gewitterregen.

So war Herr Scheppeler nie geweſen, er hatte ſich nie unterſtanden, nichts zu ſagen oder ſogar zu pfeifen, er hatte ſtets ſo lange begütigende Worte geſprochen, bis Madame ihm geſagt, nun, ſie wolle es denn für dießmal gut ſein laſſen. Was ſie aber gut ſein laſſen wollte, darüber war gewiß der liebe Gott im Himmel bei all' ſeiner Allwiſſenheit eben ſo ſehr im Unklaren als er ſelber.

„Ah," dachte ſie, „er will einſchlafen, um mich nicht mehr zu hören, und doch habe ich noch den dritten Punkt zu erörtern." — —

„So, Scheppeler, alſo ſo weit biſt Du gekommen, und ſo tief ſchon geſunken, daß Du ein Recht zu haben glaubſt, allnächtlich gegen Morgen nach Hauſe zu taumeln — ja, zu taumeln, denn wer einen

Rauſch hat, der taumelt, und Du haſt einen Rauſch — pfui, ſchäme Dich, ein Familienvater, ein Beamter, auf den ſein Chef etwas hält, wie er ſich einbildet — aber Du haſt ein Recht dazu, jede Nacht in dieſem Zuſtand nach Hauſe zu kommen, und Du, der ſich ſo beträgt, der ſo gar keine Schonung, keine Rückſicht kennt, der ſich aus Frau und Kindern nicht das Geringſte macht, willſt nicht einmal zugeſtehen, daß ich das unglücklichſte Weib auf der Erde bin, daß ich nichts mehr auf der Welt zu hoffen habe, und daß nur der Tod mir oder Dir Erlöſung bringt."

Bei dieſer Berufung auf das Ende der Tage zuckte der halbentſchlummerte Steuerdirektor unmuthig zuſammen; er liebte es nicht, wenn man vom Tode ſprach, und da dieſe Anführung immer als letzter Trumpf kam, entgegnete er mit ruhiger Stimme, „ſpreche nicht davon, rufe nicht jene dunkle Zeit aus ihren Schatten hervor, welche ohnehin früh genug kommt — Gott möge ſie noch lange Jahre ferne von Dir halten; und was Dich anbetrifft, ſo glaube mir, daß das Loos einer Wittwe kein beneidenswerthes iſt, ſelbſt wenn man ein ſolches Ungeheuer zum Manne hat, wie Du mich geſchildert."

Damit legte er ſich auf die andere Seite, und hörte im Einſchlafen wie fern verhallenden Donner noch abgebrochene Sätze, als: „Lieber gar nicht leben, als ein ſolches Leben — wozu bin ich auf dieſer traurigen Welt — keine Ruhe, keinen Frieden — ſchlimmer kann's nimmer werden."

Nach einer Anzahl Seufzer, die ſich immer ſchwächer und weniger herzbrechend anhörten, je mehr ſich Madame Scheppeler überzeugte, daß der Steuerdirektor wirklich ſanft eingeſchlafen war, ſchloß auch ſie die müden Augen, und ſchlief ebenfalls eine Minute darauf feſt und ruhig ein, wie nur ein ſo unterdrücktes, unſchuldiges und verkanntes Gemüth zu ſchlafen im Stande iſt. —

Als es nun wirklich Morgen geworden war, als der Tag graute, und mit fahlem Lichte in das Schlafzimmer drang, hatte die Steuerdirektorin einen böſen und finſteren Traum. Ihr träumte, ſie wäre erwacht und ſchaue noch voll des geſtern erlittenen Unrechtes hinüber zu ihrem Manne, und als ſie dieß gethan, ſchloß ſie haſtig ihre Augen wieder zu und rieb ſie heftig, um von dem gar zu traurigen Traume

zu erwachen, dann blickte ſie wieder hin auf das Lager des Herrn Scheppeler, und da ſah ſie ihn, nicht roſig angeſtrahlt, erquickt von geſundem Schlafe, ſondern aſchgrau anzuſehen, mit erloſchenen Augen, die aber weit aufſtanden und furchtbar unheimlich die Decke anſtarrten; ſeine weißen Hände ruhten auf der Decke, und die krampfhaft zuſammengezogenen Finger hatten ein Stück derſelben erfaßt. — — — —

„Scheppe — —," ſie wollte den Namen ihres Mannes rufen, aber das Wort erſtarb ihr im Munde, und obgleich ſie es zwei- bis dreimal verſuchte, brachte ſie doch keinen hörbaren Ton hervor.

Sie ſtrich ſich haſtig das Haar aus dem Geſichte, und dachte zuſammenſchauernd, „o, das iſt ein häßlicher Traum, aber ein Traum, Gott ſei Dank, ich habe mich geſtern Abend geärgert, ich war aufgeregt, und da träumt man immer ſo furchtbar und ſchwer."

Entſetzt richtete ſie ſich in ihrem Bette auf, und brachte kaum die Worte zwiſchen ihren Lippen hervor, „wenn — ich — nur — erwachen — wollte — aus dieſem Traume — — — —, gerechter Gott, es muß ja ein Traum ſein."

Da knarrte leiſe die Thüre und das Stubenmädchen trat herein, mit einer Flaſche friſchen Waſſers. Zu gleicher Zeit ſtahl ſich auch zwiſchen den Vorhängen hindurch ein freundlicher Strahl der Sonne in das Zimmer, und ſein helles Licht fiel gerade auf das Geſicht des Steuerdirectors.

Warum ließ das Stubenmädchen mit einem furchtbaren Schrei die Waſſerflaſche fallen, und warum erwachte Madame Scheppeler nicht aus ihrem Traume? — —

Weil ſie nicht träumte, ſondern weil das, was ſie ſah, furchtbare Wirklichkeit war, o, eine entſetzliche Wirklichkeit, die ſich in den nächſten Stunden von Augenblick zu Augenblick ſteigerte. Als ſie an das Lager ihres entſchlafenen Mannes ſtürzte, ſich über ihn hinwarf, und mit Schmeichelnamen rief, die ihrem Munde ganz ungewohnt geworden waren, als die Dienſtboten nun laut weinend das Bett umſtanden, und die Hände ihres Herrn küßten, der immer ſo gut und freundlich gegen ſie geweſen war — — — — und als nun die beiden Kinder, von dem Lärmen aus ihrem Bettchen aufgeſchreckt, halb angekleidet und zitternd unter der Thüre erſchienen, und, ohne die ganze Größe ihres

Unglücks gleich ermeſſen zu können, doch ahnten, daß hier etwas Erſchreckliches geſchehen ſein müſſe — die armen Kinder, die nicht begreifen konnten, daß der Vater ſo ruhig und ſtill daliege, daß er ſo blaß ſei und ſo kalt, und daß ſein Mund kein freundliches Wort für ſie habe.

Der Knabe begriff ſchon eher die Größe ſeines Verluſtes; aber das kleine Mädchen, dem die Mutter in herzzerreißenden Worten und Tönen, nachdem ſie es krampfhaft in ihre Arme gepreßt, zurief, daß der Vater geſtorben ſei, — todt — todt, fragte, ob er denn morgen nicht wieder mit ihr ſprechen würde oder doch wenigſtens übermorgen.

Daß er ſie nie mehr mit liebendem Blicke anſchauen würde, daß er ſie nie mehr lächelnd auf ihren friſchen Mund küſſen würde, daß ſeine ſtarren Finger nie mehr ihr weiches Haar glätten, ihre Wangen berühren würden, daß er todt ſei — todt — das konnte ſie nicht begreifen, und es war noch ein Glück zu nennen, daß ſie es nicht faſſen konnte.

O, die furchtbaren Stunden des Morgens waren von einer unbeſchreiblichen Langſamkeit; jede ſchien eine Ewigkeit dauern zu wollen, und jede der ſechzig Minuten vermehrte das Leiden, vergrößerte den Schmerz, und faſt jede dieſer Stunden und Minuten brachte irgend Jemand von den Verwandten oder aus der Nachbarſchaft, denen das unerhörte Ereigniß unter ſtets erneuertem Erguß von Thränen erzählt werden mußte.

Darauf kamen im Kreislauf des Tages die Stunden der Erinnerung, alle gleich düſter, alle gleich ſchmerzbringend: die Zeit, wo er geſtern ausgegangen war oder zurückgekommen, wo er dieß oder das geſagt, was man eine Ahnung hätte nennen können, wo er mit den Kindern geſpielt, und bei ihnen noch ſo vergnügt und heiter war, während im Theezimmer die Theetaſſen klapperten — wo er vor der Thüre ſtehend mit Fräulein Klara geſprochen, und wo ſie zu ihm geſagt, „Sie könnten endlich mit Ihrer Frau Frieden halten!“ — ach, und nun hielt er Frieden, der gute Steuerdirektor, langen, tiefen Frieden, — ewigen Frieden — o, wenn er lieber hätte zanken wollen.

Fräulein Klara geſtand es übrigens ſich und Anderen nicht ein, daß ſie ihn zum Friedenhalten aufgefordert, nein, nein — Gott be-

macht, aber jetzt laß die Schutthaufen deines ſogenannten früheren Glücks nicht zwiſchen deinen Füßen umher liegen, mach' Platz für ein neues Fundament, und laß' uns einen neuen tüchtigen, ſoliden Bau aufführen, mon garçon: dein Onkel wird dir getreulich helfen. — Allons! Courage!"

„Ich kann nicht!"

„Ah, du kannſt nicht?! — Immer daſſelbe Wort! — Der Menſch kann Alles, was er will, das heißt, wenn er etwas ernſtlich will; aber du mein Freund, willſt nichts ernſtlich, weil du keinen eigenen Willen haſt."

„Leider habe ich gegen Sie bewieſen mein Onkel, daß Sie Recht haben, ich habe meinen Willen unter den Ihrigen gebeugt, leider! leider! — O das arme Weib!"

„Mille tonnère!" rief der alte Herr heftig, „mach' mich nicht toll! Ich habe in deinem Intereſſe gerathen, du haſt in deinem Intereſſe gehandelt, und wenn du das bereuſt, ſo zeigſt du darin eine unverantwortliche Charakterſchwäche; ich würde heute gerade wieder ſo rathen, und über ein Jahr ſo und über zehn Jahre ſo und in alle Ewigkeit ſo."

„Weil Sie ſie nie geſehen haben, Onkel, ſie nicht und das Kind."

„Kann ſie mir ganz genau vorſtellen, brauche ſie nicht zu ſehen! — Aber meiner Treu, was ſoll die ganze Unterredung wieder? Biſt du ein Knabe oder biſt du ein erwachſener Menſch? Haſt du nicht mit freiem Willen jene Verbindung abgebrochen?" —

„Leider!"

„Ja leider, weil du — —"

„Nun, Onkel, weil ich —?" entgegnete der junge Mann und wandte dem alten Herrn haſtig das Geſicht zu.

wahre, das hatte sie nicht gethan, sie hatte nur gesagt, wann wird endlich in dem Hause einmal Frieden werden, und damit hatte sie mehr ihre Schwester als ihren Schwager gemeint — die Wahrheit mußte sie sagen: unter hundertmal war er es nicht gewesen, der den Streit so eigentlich angefangen — gewiß nicht.

Heute, als das Stubenmädchen den Tisch deckte, hätte sie um Alles in der Welt das Couvert für den Herrn nicht vergessen mögen; sie legte es an seinen gewöhnlichen Platz, auch das Serviettenband von Perlen, gestickt mit dem Namen Eberhard, und als das kleine Mädchen die Serviette sah, klatschte es in seine Hände, und sagte vergnügt, „seht ihr wohl, daß Papa zu Tische kommen wird?"

Auch die Nacht kam wieder und es wollte der verwittweten Steuerdirektorin fast unheimlich werden, als es nun zehn Uhr schlug, wo er gewöhnlich nach Hause zu kommen pflegte, wenn er ausnahmsweise Erlaubniß hatte in's Wirthshaus zu gehen, und da konnte sie sich nicht enthalten, immer auf den Gang vor der Glasthüre draußen zu lauschen, ob sie seine Schritte nicht vernehme, und ob er den Schlüssel nicht in's Schloß steckte. Er hatte eine eigene Art, den Schlüssel rasch herum zu drehen, und daran erkannte sie ihn, wenn er nach Hause kam. Vor der Thüre, ehe er in's Zimmer trat, pflegte er immer leicht zu husten, während er sich die Füße auf dem Strohboden abputzte, und wenn er in die Stube trat, so sagte er, „guten Abend, Kinder," und wenn seine Frau allein war, „guten Abend, mein Kind".

Ueber das Alles sprachen die beiden Schwestern unter Thränen und mit einer Aengstlichkeit, als seien es die wichtigsten Ereignisse gewesen — „o Gott, mein Gott!" rief schluchzend Madame Scheppeler, „wenn er doch wieder in's Zimmer treten wollte, und wieder sagen wollte, guten Abend, Kinder, wie würde ich ihm entgegeneilen, was ich so lange nicht gethan, wie würde ich ihm Hut und Stock abnehmen, was ich stets versäumt, wie würde ich ihn mit einem herzlichen und freundlichen Gesicht empfangen, statt mürrisch und verdrießlich sitzen zu bleiben, wie es meine Gewohnheit war."

Gegen Mitternacht fuhr die Wittwe bei jedem leisen Geräusche schreckhaft zusammen, und um das zu überwinden, setzte sie sich an das Bett, auf dem der Entschlafene lag, nahm seine kalte Hand und sprach

innig und herzlich mit ihm, wie ſie mit dem Lebenden lange nicht geſprochen. Erſt der anbrechende Tag brachte ihr etwas Schlaf, ja während ein paar Stunden einen ſo tiefen, feſten und geſunden Schlaf, daß ſie mit dem Gedanken erwachte, der geſtrige Tag habe ihr nur geträumt. Aber es war kein Traum, denn dem geſtrigen ſchweren Tage folgte heute ein noch ſchwererer. Es kamen nun jene Stunden, wo die geſchloſſenen Fenſterläden nur ein ſpärliches Licht durchlaſſen, wo der Geruch von Blumen das Zimmer durchduftet, wo Alles leiſe hin- und herſchleicht, als fürchte man ſich einen tief Schlafenden aufzuwecken, wo Handwerksleute aus- und einſchleichen, ſich in dem betreffenden Zimmer flüſternd unterreden und dort Unheimliches vornehmen.

Und wieder eine Nacht, der der ſchwerſte Tag folgt: der Blumenduft iſt durchdringender geworden, in dem betreffenden Zimmer herrſcht ein noch unheimlicheres Getreibe, man vernimmt einen Ton, wie wenn ſich Eiſen auf Eiſen bewegt, und dieſer Ton bringt der Wittwe tief in's Herz; die ſchwarzgekleideten Dienſtboten bringen ihre Taſchentücher gar nicht mehr von den Augen weg, die armen Kinder ſitzen zuſammengeſcheucht in einer Ecke ihrer Stube, der Knabe weint heftig, und umſchließt mit den Armen ſein Schweſterchen, das aus lauter unverſtandener Alteration ermüdet in Schlaf geſunken iſt — der feſte, gleichförmige Schritt von Männern, die etwas Schweres tragen, dröhnt durch die Zimmer und durch den Gang; von der Straße herauf hört man flüſternde Menſchenſtimmen und den ſummenden Lärm einer zahlreich verſammelten Menge; Pferdehufe klingen faul und ſchläfrig auf dem Pflaſter, und das dumpfe Rollen eines Wagens hört plötzlich vor dem Hauſe auf.

In der Wohnung füllen ſich die Zimmer mit leidtragenden Freunden und Bekannten; die genauen Freunde des Hauſes treten einen Augenblick zur Wittwe ein, reichen ihr ſtumm mit zuſammengepreßten Lippen die Hand, und jedes Wort des Troſtes, das ſie ihr ſagen, vermehrt ihren Schmerz. Da war der Oberregierungsrath und der Reviſor, da war Herr Weiſer und der Rechnungsrath. Die Wittwe faßte die Rechte des Letzteren mit ihren beiden Händen, und ſagte ihm mit vor Schluchzen erſtickter Stimme: „Sie waren der letzte ſeiner Freunde, der eine vergnügte Stunde mit ihm zugebracht, Sie gingen

mit ihm nach Hauſe, hier Ihre Hand empfing ſeinen letzten Händedruck — o Gott, auch Sie werden ihn nie wieder ſehen."

„Nie, nie," erwiederte der Rechnungsrath ſchmerzlich bewegt, indem ſeine Augen heftig zwinkerten, „nie werde ich ihn wieder ſehen, aber ich werde fühlen, wie ſehr er mir fehlt, ein ſo ehrliches, treues, ein ſo durch und durch braves Herz."

Mehr vermochte er nicht zu ſprechen, und eilte den Andern nach in das Nebenzimmer, deren Thüre er in ſeinem Schmerze halb geöffnet ließ. Sie ſank in die Ecke ihres Sophas zurück und drückte ihr Taſchentuch vor die Augen. In dieſem Nebenzimmer befand ſich unter Anderen auch der Departementschef, unter dem der ſelige Steuerdirektor gedient, und was die Herren dort zuſammenſprachen, konnte die Wittwe deutlich verſtehen, und trafen einzelne Aeußerungen ſchwer ihr Herz.

Alle lobten den Verſtorbenen als Menſchen und Geſchäftsmann, Jeder erwähnte einer neuen vortrefflichen Seite deſſelben.

Von ihr war nicht die Rede.

Wie er ſtets mehr als ſeine Pflicht gethan, davon ſprach Seine Excellenz der Departementschef, wie er häufig lange nach den Bureauſtunden gearbeitet, um ungeſtört eine ſchwierige Ausarbeitung zu machen, wie er das Muſter eines Beamten in jeder Richtung geweſen ſei, wie man ſchwer einen Erſatz für ihn finden könne. Und wie brachte er ſeine Freiſtunden zu, fuhr Seine Excellenz fort, meiſtens im Kreiſe ſeiner Familie, mit ſeiner Frau oder mit ſeinen Kindern ſpazieren gehend.

Von ihr war weiter nicht die Rede.

„Ich glaube," ſprach der Departementschef nach einer Pauſe, „in's Wirthshaus ging der gute Scheppeler wenig."

„Excellenz," entgegnete der Rechnungsrath, „ich weiß das genau, höchſtens die Woche einmal trank er in unſerer Geſellſchaft von halb neun bis zehn Uhr einen einzigen Schoppen — er war ein zuverläſſiger, vortrefflicher Freund."

„Ein Mann, auf den man ſich verlaſſen konnte."

„Die Redlichkeit ſelber."

„Solid und ſparſam."

„Ich glaube nicht, daß er je einen Kreuzer Schulden gemacht hat, und doch hatte er große Ausgaben, wie man ſagt."

„Ja, ja, in dieſem Hauſe wurde viel verbraucht, man lebte auf einem faſt mehr als anſtändigen Fuße.“

Von ihr war nicht geradezu die Rede.

„Der arme Scheppeler, er hat, wie man ſagt, nicht beſonders viel davon gehabt.“

„Tröſt' ihn Gott, er hatte ſeine Laſt, die er nun niedergelegt hat.“

„Er war in jener Richtung zu gut.“

„Und wurde nicht anerkannt.“

„Gewiß nicht, von jener Seite her.“

„Armer Scheppeler, armer Freund!“

Von ihr war nicht geradezu die Rede.

„Wird Vermögen da ſein?“ fragte Seine Excellenz.

„Nicht viel,“ erwiederte der Rechnungsrath.

„Mich dauern in dieſem Falle nur die armen Kinder.“

„Ja, die armen Kinder, er hatte ſie ſo lieb, der gute Scheppeler.“

Von ihr war noch immer nicht die Rede.

Ein furchtbarer, herzdurchzitternder Klang machte dieſer Unterhaltung im Nebenzimmer ein Ende und brachte die Wittwe einer Ohnmacht nahe: es waren die Glocken, die vom Kirchthurme herab ein Zwiegeſpräch begannen über ihre traurige Pflicht, wiederum einem braven Bürger ihr melodiſches Geleite geben zu müſſen. Wenn man ſo, erfüllt mit tiefem Schmerze, auf dieſe Klänge lauſcht, ſo hört man die guten Glocken, unſere treuen Freunde, welche uns in das Leben einführten, uns bei allen feierlichen Veranlaſſungen in demſelben treulich zur Seite ſtanden, tröſtend und ermunternd, förmlich zuſammenreden, und es iſt gerade ſo bei einer Veranlaſſung wie die heutige, als klagten ſie mit uns und ſängen das Loblied des Dahingeſchiedenen.

Daher mag es denn wohl auch kommen, daß dieſe Klänge ſo furchtbar unſer Herz ergreifen. Glauben wir doch in ſolchen Augenblicken, unſer Schmerz ſei keiner Steigerung fähig, und doch gibt es hier noch eine entſetzliche Steigerung, es iſt jener nie zu vergeſſende Moment, wo das dumpfe Rollen des Wagens vor dem Hauſe wieder beginnt, wo ſich die zurückbleibende Wittwe rückſichtslos an das Fenſter wirft, um einen letzten Blick zu ſchenken dem blumengeſchmückten

Wagen, der ihr das Theuerſte, was ſie beſaß, für immer und immer entführt. Unaufhaltſam ſchwankt der Wagen dahin, noch zwei Umdrehungen der Räder und er iſt ihrem Auge entſchwunden.

Fahre wohl! Fahre wohl!

Dieſem ſchrecklichen Tage folgte nun, was folgen mußte, aber es war gerade nicht ſo, wie es die Frau Scheppeler erwartete. Die Bekannten, die guten Freunde und Freundinnen bezeigten ihr allerdings das herkömmliche Beileid, aber durch ihre Reden wehte häufig ein verletzend kalter Hauch, unter ihre Troſtesworte war manches Tröpfchen Wehrmuth gemiſcht. „Ja," ſagte die Rechnungsräthin, „wie raſch uns ein ſolches Unglück treffen kann, wie ſehr würde ſich Manche bemühen, ihrem Manne das Leben angenehm zu machen, gewiß, werthe Scheppeler. Manche läßt ſich oft durch Kleinigkeiten hinreißen, und glaubt, durch Verdruß und böſe Worte das zu erreichen, was durch freundliches Entgegenkommen und gute Worte viel leichter zu erringen wäre; namentlich ſollten wir uns hüten, dem Gerede der Leute Glauben zu ſchenken, und das thut doch Manche, leider Gottes. Bei Ihnen hat das freilich wohl nie der Fall ſein können, denn war der ſelige Scheppeler nicht das Muſter eines Mannes? Wie oft hat mir der Rechnungsrath erzählt, daß er immer Punkt zehn Uhr nach Hauſe gegangen ſei, um Ihre Nachtruhe nicht zu ſtören. Ach ſo viel Liebe und Aufmerkſamkeit — nicht wahr, liebe Scheppeler, Sie haben ihm das während ſeines Lebens mit gleicher Liebe vergolten? Ach, es müßte für eine Wittwe eine fürchterliche Erinnerung ſein, wenn ſie ſich ſagen müßte, ſie habe ihren Mann nicht ſo behandelt, wie er es verdient. Sie ſehen die Thränen in meinen Augen, glauben Sie mir, ich fühle Ihr ganzes Unglück, o, das Loos der Wittwe, die einen guten, lieben und treuen Mann begraben hat, muß fürchterlich ſein. Und was machen die Kinder, die guten, lieben, armen Kinder? Wie hing der Steuerdirektor mit ganzer Seele an ihnen! Gewiß fühlen ſie ſich recht verlaſſen; o, ich kann mir's denken, ach, es wird ja mit den armen Kleinen ſo Manches anders werden müſſen, ich kann mir das lebhaft denken, und auch mit Ihnen, beſte Frau Scheppeler, eines folgt aus dem andern. — Iſt es wahr, haben Sie draußen in dem Birkengäßchen gemiethet? die Kriegsräthin hat es mir geſagt."

Madame Scheppeler ſchüttelte mit dem Kopfe, ehe ſie zur Antwort gab, „von mir kann die Kriegsräthin das nicht erfahren haben, ich habe ſie lange nicht geſehen.“

„Lange nicht geſehen? o, das iſt Unrecht von der Kriegsräthin, ſo muß man ſeine Freunde nicht vernachläſſigen — ja, ſie war es,“ fuhr die Sprecherin nachdenklich fort, „ſie hat es mir geſagt neulich im Theekranz — — Sie gehen wohl nirgends hin, liebe Scheppeler?“

Die Wittwe ſchüttelte ſtumm mit dem Kopfe, dann ſagte ſie, „nach den traurigen Erfahrungen, die ich gemacht, bleibe ich lieber für mich, es iſt beſſer ſo, finden Sie es nicht auch?“

„Im Grunde haben Sie Recht,“ entgegnete die Rechnungsräthin, „ich glaube, ich ziehe mich auch von der Geſellſchaft zurück, wenn Sie aber nächſtens eine Taſſe Kaffe ganz unter uns trinken wollen, ſo bitte ich, es mir ſagen zu laſſen.“

„Ich danke recht ſehr,“ erwiederte Madame Scheppeler in einem etwas trockenen Tone.

Ach, ſie hatte mit denen, die ſich ihre vertrauteſten Freundinnen früher nannten, ſchon bittere Erfahrungen gemacht, ſie hatte es ſchon ſchmerzlich empfunden, ſie fing an zu fühlen, was das Loos einer Wittwe ſei. Oft, wenn ſie wieder eine herbe Erfahrung machte, ſtützte ſie den Kopf in beide Hände, und ſaß ſtundenlang brütend ſo da, alsdann zogen langſam an ihr vorüber die Bilder vergangener Tage und Stunden, leider, leider in trüber Färbung, und zeigten ihr in finſtern, mißvergnügten Geſichtern meiſtens ihr eigenes Bild. Andere noch ſchlimmere Schatten legten ſich an ihr Ohr, und flüſterten ihr wie in hämiſcher Schadenfreude zu: „Biſt Du jetzt endlich zufrieden geworden? haſt Du das Glück gefunden, das Dich, wie Du damals behaupteteſt, ſo hartnäckig floh? ſind Dir die Menſchen jetzt recht, an denen Du in jener Zeit etwas auszuſetzen hatteſt? lebſt Du jetzt behaglich und glücklich, ſeit er Dich nicht mehr quält und plagt, er, der Dich ja, wie Du beſtändig klagteſt, auf alle Weiſe vernachläſſigte, er, der ſich um Dich nicht bekümmerte, der Dich nicht achtete, der Deine Familie verdammte, der in den Wirthshäuſern herumzog, ſtatt bei ſeinen Kindern zu bleiben, er, der trotz ſeiner angeſtrengten Arbeit nie genug thun konnte, um Dir das Leben leicht und angenehm zu machen, Dein

freudloſes, elendes Daſein, wie Du damals ſagteſt, Deine harte, verkümmerte Exiſtenz.“ —

Wenn die Erinnerung vergangener Tage ſo auf ſie einſtürmte, dann glitt ihr Haupt langſam auf den Tiſch nieder, an dem ſie ſaß, oder ſie ſprang empor und drückte ihre Kinder an ſich, als ſollten die armen, unſchuldigen Geſchöpfe ſie in Schutz nehmen vor jenen finſteren Gedanken, doch ließen ſich dieſe nicht ſo leicht verſcheuchen; o, es war furchtbar, ſie klangen ſchwer und zermalmend aus manchen Worten der Kinder hervor.

„Wir gehen gar nicht mehr in den ſchönen Garten, wo wir damals ſo oft waren, als mein lieber Vater noch da war,“ klagte das Mädchen.

„Und gefahren ſind wir auch ſeit jener Zeit nicht mehr,“ ſagte der Bube, „ich habe unſeren Wagen oft geſehen, aber es ſaßen andere Kinder darin, und wenn ich den Kutſcher grüßte, ſo hat er nicht, wie früher, freundlich mit dem Kopfe genickt und mir gewinkt, ich ſolle zu ihm auf den Bock ſteigen.“

„Und Steiner's Marie kommt auch nicht mehr zu mir; neulich waren die anderen Mädchen an ihrem Hauſe, mich hat ſie vergeſſen.“

„Ja, Herr Welzer, der immer ſo luſtig war, und der Herr Rechnungsrath und der Herr Sperber kommen auch nicht mehr zu uns, und Vaters Oberreviſor ſchien mich neulich auf der Straße gar nicht mehr zu kennen, denn als ich ihm die Hand reichen wollte, ſah er mich lange durch die Brillengläſer an, ehe er ſagte: ‚ah, Du biſt es, Kleiner.‘ Sonſt nahm er mich mit und ſchenkte mir einen Apfel oder einen Bindfaden.“

„Sei zufrieden,“ ſagte das Mädchen altklug, „ich weiß doch, daß der Vater wiederkommt, gewiß, ich weiß es ganz genau, und dann geht Alles wie früher, nicht wahr, Mama? dann gehen wir wieder in unſere Wohnung, dann ziehſt Du hübſchere Kleider an, dann kommt der Kutſcher wieder, dann laden mich die anderen Kinder wieder ein, und dann iſt Alles wieder gut — o, wie freue ich mich darauf, und auf den lieben Vater, wenn er wiederkommt.“

„O, das iſt furchtbar, unerträglich,“ ſeufzte in ſolchen Augenblicken die Wittwe, aber Alles, was die Kinder von ihrem kleinen Geſichts-

kreiſe aus, von ihrer jetzigen Lage merkten, das empfand ſie gerade ſo, nur ernſter, gehäſſiger und verletzender.

Wie waren die meiſten Freunde des ſeligen Scheppeler ſo verwandelt gegen ſie, wie kühl grüßte Seine Excellenz der Departementschef, wenn er ſie je einmal grüßte; gewöhnlich wandte er den Kopf zur Seite, wenn er an ihr vorüberging. Und ihre ehemaligen Freundinnen — o, nicht eine war ſich gleich geblieben, Alle ſchienen ſich kaum noch zu erinnern, daß es überhaupt einmal eine Steuerdirektorin Scheppeler gegeben. Was hatte man ihr nicht Alles erzählt, was einige von ihnen, namentlich die Rechnungsräthin, über ſie geſagt: „Wenn es Jemand Recht geſchehen iſt," ſprachen die guten Freundinnen unter ſich, „einmal zu fühlen, wie es nach ſolchem Uebermuthe thut, wenn man plötzlich tief und unten zu ſitzen kommt, ſo dieſer Scheppeler mit ihrer hochmüthigen Familie. War dieſer Frau etwas recht oder gut genug, hatte man nicht glauben ſollen, ſie ſei eine geborene Prinzeſſin, und laſſe ſich nur ſo allergnädigſt unſeren ſchlechten Umgang gefallen? Und wie hat ſie es dem guten Steuerdirektor gemacht? dieſem redlichen, braven Manne. O, einen beſſeren gab es nicht und wird es nie geben, wie hat ſie ihn geplagt und mißhandelt, ein wahrer Hausdrache," ſetzte die Rechnungsräthin entrüſtet hinzu, „ich könnte erzählen, wenn ich wollte; mir hat der Rechnungsrath anvertraut, an jenem Abend ſei der gute Scheppeler ganz zerſtört in's Kreuz geſchlichen, es iſt das eines der anſtändigſten Weinhäuſer, die es gibt, aber ſie gönnte es dem armen Manne nicht, dorthin zu gehen, dieſe böſe Sieben, und da mußte er's heimlich thun, Gott, und er kam ſo ſelten, höchſtens die Woche einmal. An jenem Abende nun ſei er in ſo gedrückter Stimmung geweſen, daß es Alle gejammert habe, er hätte viel geſeufzt, und da ſie zufällig von einem Bekannten geſprochen, der vor einigen Tagen geſtorben, ſo habe er geſagt: ‚Dem iſt wohl, was iſt das Leben? ein Jammerthal, der Tod muß uns willkommen ſein als Eden unſerer Leiden.'"

„Sagt," ſchloß die gefühlvolle Rechnungsräthin entrüſtet, „wie haben wir uns in der Frau getäuſcht!"

„Und ſie will gegen uns thun, als ſei nichts vorgefallen," meinte die Kriegsräthin, „aber ich habe ſie's fühlen laſſen; wenn man einen

ſo braven Mann hat, wie der Scheppeler war, ſo muß man ihn auch darnach behandeln; o, es iſt jammervoll."

„Herzbrechend, unerhört!" Mit einigen tiefen Seufzern wurde hierauf die Unterhaltung geſchloſſen.

Das Loos der Wittwe — — — — O, ſo herb es war, oft unerträglich, wenn die Erinnerung vergangener Tage oder Erfahrungen der neueren Zeit auf Madame Scheppeler einſtürmten, ſo war in ihrem Inneren doch etwas, was alles das Bittere, was ſie erleben mußte, gewiſſermaßen abſchwächte und weniger verletzend machte. Sie lebte, wie man im Traum zu leben pflegt; ſie ſchaute und empfand die Dinge um ſich her im Entfernteſten nicht mehr ſo ſcharf und beſtimmt wie früher. Vielleicht waren ihre ſonſt ſo hellen Augen von dem vielen Weinen geſchwächt und umflort, vielleicht hat ihr Herz durch tiefes Leid an ſeiner Kraft verloren; es war ihr, als ſeien die Menſchen um ſie her, ſowie alle übrigen Gegenſtände, ja, ihr ganzes Denken und Fühlen mit einem leichten Flor verhüllt. Nur etwas blieb bei Allem dem in einer Klarheit vor ihr ſtehen, die ſie häufig ſchaudern ließ, das waren die drei furchtbaren Tage nach dem Tode ihres Mannes, und wenn dieſe Erinnerung ſo recht grauſam über ſie hereinbrach, ſo fand ſie einen Troſt, einen Balſam für ihr wundes Herz, das war ein Beſuch auf ſeinem Grabe. Da ſaß ſie ſtundenlang auf einem einfachen Hügel, ordnete die Roſen, welche ſeine Freunde, als ihr Schmerz noch lebendig war, dorthin gepflanzt, oder legte einen beſcheidenen Blumenſtrauß auf den grünen Raſen. Die Kinder ſtanden eine Zeit lang bei ihr, blickten auf die Erde nieder, und ergingen ſich, wie Kinder zu thun pflegen, in herzzerreißenden Fragen, was wohl der Vater mache, wo er ſei, ob er ſie ſähe und an ſie denke.

Die Mutter ließ es gerne geſchehen, wenn ſie ſich darauf zwiſchen niedrigen Grabſteinen und Kreuzen verloren, um ſie mit ihren ſchmerzlichen Gedanken allein zu laſſen; ach, die Ruhe hier that ihr ſo wohl, das wehende, flüſternde Gras, der Geſang eines Vogels, der goldene Kuß der ſinkenden Sonne, das Alles löste den bitteren Schmerz, der ihre Seele erfüllte, ſanft und lindernd auf, und gewährte ihr in der Hoffnung auf eine Wiedervereinigung eine Ruhe, einen ſolchen Frieden, wie ſie ihn nirgends anderswo zu finden vermochte. Der Duft des

Grases und der Blumen betäubte sie, schläferte sie ein, und in einem solchen Augenblicke lehnte sie ihren Kopf an das schmucklose hölzerne Kreuz und entschlummerte.

Ja, niedergesunken auf das Kreuz war sie eingeschlafen, und während dieses Schlummers war es ihr, als spräche die ihr so wohlbekannte Stimme von dem Kreuze, daß es ein hübsches Kreuz sei, daß man sich seiner nicht zu schämen brauchte, daß eine Menge der anständigsten Leute unter keinem besseren schlummerten — daß das Kreuz einmal das Kreuz sei, daß Jedermann sein Kreuz habe, daß man dem Kreuze Unrecht thue, und daß es sehr zu wünschen wäre, wenn das Kreuz wieder recht zu Ehren käme. — — — —

Damit erwachte sie, fuhr empor und strich sich erschreckt, fast entsetzt ihr herabgesunkenes Haar aus dem Gesichte — sie war nicht auf dem Friedhofe, sie befand sich in ihrem Zimmer, sie kniete nicht am Grabe ihres Mannes, sie saß aufrecht in ihrem Bette; etwas nur blieb, wie es soeben gewesen, ihre gefalteten Hände, ihre strömenden Zähren. Dann erhob sie diese gefalteten Hände an ihre nassen Augen, und horchte zitternd und zagend der bekannten Stimme, die neben ihr sprach. O, wie fürchtete sie, sie möchte in der nächsten Sekunde den Klang der Stimme nicht mehr hören, wie blickte sie um sich her in fast wahnsinniger Angst, ihr vom freundlichen Strahl der Sonne beleuchtetes Zimmer würde sich mit einem Male verwandeln in den friedlichen aber so traurigen Ort, an dem sie im Geiste soeben gewesen. Aber es blieb wie es war: die Sonne schien durch die blauen Vorhänge, das Zimmer verwandelte sich nicht im Geringsten, und der Klang der bekannten Stimme blieb derselbe, als diese liebe, gute, so lange nicht mehr gehörte Stimme sprach: „Kind, Du hast einen schweren Traum gehabt, ich hätte Dich gerne geweckt, aber ich mochte das nicht thun, weil Du es nicht gerne hast."

„O, hättest Du mich geweckt," sagte sie mit vor Freude zitternder Stimme, und mit einem so herzlichen Ausdrucke derselben, wie er ihn lange nicht gehört, „hättest Du mich schon vor Stunden geweckt und mir lieber erzählt, wie Du Dich gestern amüsirt — ich glaube, ihr waret im Kreuz, nicht wahr, lieber Scheppeier?"

„O, laß das gut sein, liebes Kind," sagte er etwas befangen,

„Weil du ein ſchwacher Menſch biſt, ſchwach von der Fußſohle bis zum Scheitel, weil du kein eigenes Ja und Nein haſt, weil du —“

„O halten Sie ein! Gerade weil Ihre Vorwürfe ſo gerecht ſind, treffen Sie mich fürchterlich, gerade weil ich mir meiner Schwäche bewußt bin, muß ich mich ſelbſt verachten und bin beſtraft genug. O hätte ich damals vorgezogen, Ihre Ungnade, mein Onkel, und hätte dagegen behalten die Ruhe meines Lebens, mein Weib und mein Kind.“

„Dein Weib?“

„Ja, mein Weib, Onkel! und wenn Sie auch wegen einiger mangelnder Formalität die Ehe für nichtig erklären laſſen, wenn man das Ihnen, dem reichen und mächtigen Herrn, zu Gefallen thut, deßhalb iſt ſie vor Gott doch nicht gelöst, vor Gott nicht und nicht vor meinem Gewiſſen, das kann ich Sie verſichern.“

Es entſtand eine längere Pauſe, während welcher der junge Mann einigemal heftig in dem Gemach auf und ab ſchritt, der Andere aber mit dem polirten Eiſen in die Kohlen hineinſtieß, daß die Funken umher flogen.

„Eugen,“ ſagte er alsdann und wandte ſich ins Zimmer hinein, „Eugen,“ wiederholte er, „ſei verſtändig, laß' uns, die beiden einzigen und letzten Glieder dieſer großen und mächtigen Familie friedlich bei einander wohnen. Geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern, und wenn dieſe gewiſſen Dinge zu ändern wären, könnte ich doch nimmer zugeben, daß ſie geändert würden. — Du haſt A geſagt: ſei ſo vernünftig und buchſtabire durch bis zum Z.“

„Nein, Herr Onkel, ich komme über Ihr B wahrhaftig nicht hinaus!“

„Schon über mein B nicht? Darin liegt doch durchaus nichts Verfängliches, vielmehr etwas ſehr Reizendes

„Du weißt, der Rechnungsrath geht gerne dahin, der Rechnungsrath iſt mein guter Freund, wir plaudern ſo behaglich zuſammen, und der Rechnungsrath ſchwört hoch und theuer, das Kreuz ſei das anſtändigſte Wirthshaus, das er kenne."

„Und der Rechnungsrath hat Recht," ſagte ſie eifrig, „ich habe es aus ſehr guten Quellen erfahren, und wenn Du auch ein paarmal wöchentlich in's Kreuz gehſt, lieber Scheppeler —"

„Wöchentlich ein paarmal? Du irrſt, liebes Kind."

„Nun, ich meine nur ſo, es könnte ja ſein, und es würde mich wahrhaftig freuen; wenn Du alſo auch wöchentlich ein paarmal in's Kreuz gehſt, ſo ſollteſt Du doch darüber andere ſolide Wirthshäuſer, wo Du auch Freunde findeſt, nicht ſo ganz vernachläſſigen, man lobt ſehr den Hirſch und den ruſſiſchen Hof. Gewiß, lieber Scheppeler, ein Mann, der den ganzen Tag angeſtrengt arbeitet wie Du, der kann ſich Abends ſchon eine anſtändige Erholung gönnen."

Der gute Steuerdirektor wußte nicht wie ihm geſchah, er ſchaute ſeine Frau einigermaßen verlegen von der Seite an, doch bemerkte er in ihrem Geſichte nichts von dem bekannten ſtechenden Blicke, von den, bei ähnlichen Veranlaſſungen zuſammengekniffenen Lippen um den zuckenden Mund; ſie blickte ihn freundlich lächelnd, frei und offen an. Ja, als er faſt ſtotternd ſagte, „geſtern Abend war es ein bischen ſpät, aber man kann nicht immer, wie man will, man wird zuweilen aufgehalten," gab ſie freundlich zur Antwort, „wie ſpät wird es geweſen ſein, vielleicht zwölf Uhr vorüber, wenn Du nur heute Morgen keine Kopfſchmerzen haſt, ſo mußt Du Dir daraus nichts machen."

Kopfſchmerzen hatte er keine, aber das, was er hörte, ſauste ihm ſonderbar durch das Gehirn. Während er ſich ankleidete, blickte er einige Male verſtohlen und mißtrauiſch auf ſeine Gattin, ob ihm nicht ein höhniſches Lächeln anzeige, das Alles von vorhin ſei nur ein grauſamer Scherz geweſen.

Aber ſie lachte nicht höhniſch, ſie that alle ihre Geſchäfte mit einer unbekannten Milde und Freundlichkeit, es war kein Scherz geweſen — — — — mit der Frau mußte was ganz Abſonderliches vorgefallen ſein. Wie freute ſich der gute Steuerdirektor, wie heiterte ſich ſein ſorgenvolles Gemüth auf, wie war er glücklich und darum luſtig, wie

war er luſtig und darum einer der angenehmſten Ehemänner, die man ſich denken konnte.

Einmal während des Kaffetrinkens, als Madame Scheppeler zu bemerken glaubte, es fehle ein Stückchen Zucker in der Zuckerboſe, leuchtete es unheimlich auf in ihrem Auge, aber nur einen Moment, dann ſagte ſie in gutmüthigem Tone, „pah, was thut's auch, das ſoll uns die Laune nicht verderben".

Und Das und Aehnliches und Schlimmeres war fortan in der That nicht mehr im Stande, die gute Laune der Frau Scheppeler zu verderben, die Laune einer liebevollen, freundlichen und herzlichen Gattin, die ſie von da an ihrem Manne war und blieb.

Der Steuerdirektor erfuhr niemals, welche Veranlaſſung an dieſer plötzlichen und auffälligen Umwandlung ſchuld geweſen. Er war mit dem Reſultate zufrieden, das ihn zum glücklichſten Manne gemacht.

Knospenstudien.

Knospenstudien.

Er war ein Polytechniker von so angenehmem Aeußern, daß man hätte glauben sollen, die Natur, als sie ihn erschaffen, habe sich vorgenommen, etwas Hübsches zu Stande zu bringen: er war von mittlerer Größe, schlank ohne mager und rund ohne dick zu sein; er hatte lebhafte Augen, eine gut geformte Nase, einen frischen Mund mit weißen Zähnen, blondes, lockiges Haar und dazu einen feinen, weißen Teint, um den ihn manches Mädchen beneidete. Dabei hatte er achtzehn Jahre zurückgelegt, ein Alter, das uns auch noch sonstige Vorzüge verleiht, als da sind: fröhliche Anschauung an sich verwickelter Verhältnisse, einen guten Muth, Lebhaftigkeit des Geistes, praktische Ausführung des Sprichwortes: Wagen gewinnt, und dabei die Idee, daß es in der Welt nichts Schönes und Hohes gebe, was unerreichbar sei für Fleiß und Ausdauer. Seine polytechnischen Studien waren im Speziellen der Baukunst gewidmet; er entwarf und konstruirte mit leichter Hand und nicht ohne Geschmack; seine Zeichnungen und Pläne waren sauber wie gestochen, und er hatte auch schon die gefährlichste Klippe der Architektur, Voranschläge und Vorausberechnungen glücklich zu umschiffen angefangen, indem er für einen älteren Bekannten den Umbau eines Weinberghäuschens geleitet, wobei er den Voranschlag nicht bedeutend mehr als ein Drittel der ausgeworfenen Bausumme überschritt, an sich schon ein nicht ungünstiges Resultat, wenn man annimmt, wie leicht erfahrene Baumeister in diesem Punkte ohne Erfahrung sind.

Unser junger Polytechniker bereitete sich zum Staatsexamen vor, war aber immer noch mit Leib und Seele auch im Aeußern der Schule zugethan; so trug er nicht gerne eine andere Kopfbedeckung als die

Mütze mit den Farben irgend einer fabelhaften Verbindung, hatte eine eigene Scheu vor Halsbinden aller Art, trug einen kurzen Rock, bei zweifelhaftem Wetter die Beinkleider in die Stiefel gesteckt, und ging selten ohne einen grau karrirten Plaid aus, den er malerisch auf der linken Schulter zu balanciren wußte.

Er war der Sohn einer Wittwe, die einiges Vermögen besaß, und mit welcher er als ein guter, folgsamer Sohn zusammen wohnte. Allerdings war diese Wohnung bescheiden; in einer vom Mittelpunkte der Stadt ziemlich entlegenen Seitenstraße war ein altes Haus, neben dem ein breiter Thorweg in einen ziemlich verwilderten Garten führte, sowie zu einem großen Hinterhause, das von mehreren Familien bewohnt wurde, die, verschiedenen Ständen angehörend, wenig Verkehr mit einander unterhielten, was auch wohl daher kam, daß das Hinterhaus auch von der andern Seite her einen Eingang hatte, der von einem Theil der Bewohner benützt wurde.

Das jetzige Hinterhaus war in früherer Zeit einmal das Hauptwohnhaus gewesen und mitten in den Garten hineingesetzt, um recht angenehm vom Grün umgeben wohnen zu können; seine Nachkommen aber, weniger poetisch gestimmt und weniger empfänglich für die Natur, hatten an die Straße gebaut, das Haus im Garten allmälig vernachlässigt, und es endlich Fremden und weniger bemittelten Miethern überlassen.

Unser Polytechniker mit seiner Mutter wohnte im dritten und obersten Stocke dieses Hauses, zu dem eine besondere, allerdings etwas schmale Treppe hinaufführte, was aber auch wieder sein Angenehmes hatte, da man so mit den übrigen Hausbewohnern, die man, wie oben schon bemerkt, doch nicht kannte, in keine Berührung zu treten brauchte.

Dort oben in ziemlicher Höhe hatte man eine angenehme Aussicht über die Stadt und den rings umherliegenden Garten, aus welchem ein Paar alte Linden und Kastanien so hoch hinaufgewachsen waren, daß man die Spitzen ihrer Zweige von der Altane, welche diese Wohnung hatte, mit der Hand hätte erreichen können — ja eine Altane war vorhanden oder vielmehr ein Balkon oder eine Veranda, welche an der ganzen hintern Seite des Hauses hinlief, in der Mitte ihrer Länge aber durch einen breiten Holzverschlag in zwei Theile getheilt

war, von denen der eine Theil zur ſüdlichen Wohnung, der unſeres Polytechnikers, der andere zum nördlich gelegenen Theile dieſes Stockwerks gehörte. Wer da wohnte, wußte Mutter und Sohn nicht, es kümmerte ſie auch wenig; bekannte Leute waren es auch nicht, oder ſonſt Jemand, der einen nachbarlichen Verkehr gewünſcht, denn ſonſt hätten ja die Bewohner des nördlichen Theiles, die ſpäter eingezogen waren, einen Beſuch machen können. Dieß unterblieb jedoch, und Alles, was man von den Nachbarn erfuhr, war, daß es ſehr ſtille und zurückgezogene Leute ſein müßten, die ſelbſt im Frühling und Sommer, wenn die Knospen anſchwollen und aufplatzten, und die grünen Blätter hervordrangen, jetzt vor der Altane ein wonnig grünes Blättermeer bildend, oder auch ſpäter, wenn ſich die mächtigen Kaſtanienbäume mit ihren weißen und rothen Blüten ſchmückten, ſo daß ſie ausſahen wie rieſige Weihnachtsbäume — oder gar noch ſpäter, wenn die Linden namentlich in der ſtillen Nachtzeit ihren himmliſch ſüßen Duft aushauchten, nie auf der Altane hören oder ſehen ließen. Das Letztere wäre allerdings ſchwierig geweſen; denn der exiſtirende, vorhin erwähnte Bretterverſchlag, welcher die Terraſſe in zwei Theile trennte, war über Manneshöhe, ſo daß man nicht über ihn hinwegſehen konnte, und obendrein hatte die Mutter unſeres Polytechnikers ihre Seite mit einer lebendigen Hecke geſchmückt, beſtehend aus Epheu und Schlingroſen, die ſie wie leibliche Kinder hegte und pflegte. Die Frau hatte eine merkwürdige Leidenſchaft für Baumblätter, Blüten und Blumen, und dieſe Eigenſchaft war auch auf ihren Sohn, unſeren jungen Architekten, übergegangen. Schon als kleines Kind konnte er ſtundenlang daſitzen, den leiſe rauſchenden Blättern der alten mächtigen Bäume lauſchend und ſich ihres kräftigen Wachsthums erfreuend. Ja im Frühjahr trieb er förmliche Knospenſtudien, und alsdann war ſein erſter Gang an jedem Morgen auf die Terraſſe, um zu ſehen, welche Partie der langſam aber doch ſichtlich treibenden Bäume ſich zuerſt und ſchneller entfalte.

Das hat wirklich einen eigenen Reiz, und es iſt gerade ſo, als wenn man das langſame Sichentfalten kleiner, lieber Kinderweſen betrachtet. Wie dort, ſo iſt auch hier eine liebliche, ſtreng eingehaltene Reihenfolge. Betrachtet man die Zweige eines Baumes, wie ſie heute

noch nackt, kahl, gerade, ohne jede Regung des Lebens unter einem kalten Nord- oder Ostwinde erzittern, und wie sie kurze Zeit darauf, beim Hauche einer linden West- oder Südströmung leicht erschauernd, förmlich beginnen tief aufzuathmen, daß die Knospen langsam zu schwellen anfangen, wie die von warmen Trieben durchströmte wogende Brust eines jungen Mädchens, dann ist es gerade, als schäme sich der Baum seiner Entwicklung, und wenn man ihn von Weitem betrachtet, hat er sich wie mit einem duftigen Schleier umhüllt, dessen anfänglich trübdunkle Farbe sich nach wenigen Tagen lichter färbt, einen zarten röthlichen Schimmer annimmt und endlich in grüne Töne übergeht, wenn gewöhnlich nach einer einzigen Nacht, wo ein süßer, warmer Regen wie mit feuchten Lippen die Knospen berührt hat, alle die zarten Blättchen wie von zarter Sehnsucht getrieben jauchzend ihre Hülsen sprengen, und wie mit zarten Fingerchen die würzige Luft umarmen. Viel zu rasch entwachsen sie alsdann ihrer Kindheit und scheinen das mit Thränen zu beweinen, die Blätter entrollen sich fast sichtbar, erstarken, und unter ihrem Schutze treibt dann die würzige Blüte hervor.

Stundenlang konnte unser Polytechniker dem süßen Treiben und Drängen der Knospen zuschauen, und es war für ihn die liebste Zeit, wenn sich auf ihren Spitzen der erste rosige Schimmer zeigte; dann versank er in ahnungsvolle Gedanken, und da er Phantasie hatte, so war es ihm möglich, sich eine Vorstellung zu machen von den Gedanken irgend welcher Knospe, von den Hoffnungen, welche die Schlummernde erfüllen und von ihrer Enttäuschung, wenn sie nun, so rasch in's Leben eingetreten, von einem kalten Nachtwinde unsanft berührt wurde. Oft, wenn an einem heiteren Frühlingstage sich die Tausende von Knospenaugen, durch einen warmen Sonnenstrahl wachgeküßt, vertrauensvoll geöffnet hatten, und dann plötzlich aus dunkeln, frostigen Wolken, welche die versinkende Sonne rasch zu verdrängen schienen, eisiger Lufthauch über die Erde hinstrich, so fühlte er für sie wie für wirklich lebende Wesen und konnte sich lebhaft den Augenblick vorstellen, wo es ihm eine Seligkeit sein würde, eine menschliche, fühlende Herzensknospe, die sich ebenfalls rasch und warm erschlossen an seiner Brust, vor den Stürmen dieses Lebens zu beschützen. — Das blieb ihm freilich ziemlich

lange räthſelhaft und unerklärlich und er war, wie Eingangs bemerkt, achtzehn Jahre alt geworden, ohne zu irgend einer richtigen Erkenntniß gekommen zu ſein, daß es außer den Knospen an den Bäumen vor ſeiner Altane auch noch andere gäbe, deren Anſchwellen und Entfalten man mit einer unbeſchreiblichen Seligkeit geiſtig und leiblich zulauſchen könne.

In dem Miethvertrag, den ſeine Mutter mit dem Hausherrn geſchloſſen, war auch für ſie ausnahmsweiſe der Zutritt in den Garten geſtattet worden, eine Bedingung, von der übrigens die gute Frau den allermäßigſten Gebrauch machte; ſie zog es vor, auf ihrer Altane zu ſitzen, dort das Spinnrad ſchnurren zu laſſen, und über die ſich bildenden Fäden und das drehende Rad hinweg freundliche Blicke zu ſenden auf die grünen Laubmaſſen, auf die Blumen und Blüten.

Unſer junger Architekt dagegen nutzte den eben angeregten Paragraphen des Miethkontraktes ziemlich aus, und ſaß träumend und mit ſeinen Büchern beſchäftigt täglich ſtundenlang, ſoviel als ihm ſeine Zeit oder das Wetter erlaubte, in einer etwas verwilderten Geisblatt- oder Roſenlaube, die für ſeinen poetiſchen Sinn eben durch das luſtige Durcheinander der Ranken etwas Maleriſches hatte. Da konnte er ſich im Frühlinge, im ſo oft geprieſenen wunderbaren Wonnemonat, träumend zurücklehnen an die alte Holzbank, und hinaufſchauen in das Gewirr und anſcheinend regelloſe Netz- und Flechtwerk der phantaſtiſch geformten Zweige, die ſo ſtill und verſtohlen anfingen, ſich nach einer warmen Regennacht mit Trieben und Knospen auszuſchmücken. Bald hier bald da erſchienen die röthlichen und hellgrünen Punkte, und unter dem Gezwitſcher eines glücklichen Vogels, der heiter ſein Frühlingslied in die blaue würzige Luft hinaufſchmetterte, vollbrachten die glückſeligen Knospen ihre ſüße Wandelung: die kleinen Blättchen ſtrebten gegen einander hin, berührten ſich weich und innig, während ſie ſich langſam aufrollten, umſchlangen einander, tauſchten unter dem Wehen eines träumeriſchen Nachtwinds Kuß um Kuß, und waren vielleicht in ihrer Unſchuld ſelbſt verwundert, als nun kurze Zeit darauf aus ihrem geöffneten Herzen die wunderbar duftigen Blüten hervorbrachen. — Wer hätte das gedacht? Das war ſo leicht und ſtill vor ſich gegangen, und ſie hatten ſo gar nichts dazu gethan als gänzlich unwiſſend ein

wenig zuſammengekoſt, wovon eigentlich der Nachtwind die Haupturſache war; hatte er allein doch ihre Bekanntſchaft angeregt und vermittelt, war er es doch geweſen, der ihnen eigenthümliche Melodieen vorſummte, während ſie ſich ſchlaftrunken und träumend auf- und abwiegten.

Ja der Hauch einer Frühlingsnacht hat etwas wunderbar Ergreifendes für das Menſchenherz, namentlich wenn man den Blick verſenkt in friſchgrüne Blätter und aufſpringende Blütenknospen, beſonders aber, wenn dazu der Mond ſein ſilbernes Licht herabgießt, wenn er unſer Geſicht berührt mit ſeinem milden, Sehnſucht erweckenden Schein, wenn er Schatten und Lichter bildet, die uns ſo unbeſchreiblich anziehen, die unſere feuchten Lippen öffnen um Knospen und Blüten zu ſuchen.

Beſonders aber ergreift uns der Hauch einer Frühlingsnacht mit Mondſchein und ſchwellenden Knospen, wenn wir achtzehn Jahre alt ſind und es nicht verſchmähen, Blumenduft und Mondlicht auf unſer empfängliches Herz einwirken zu laſſen.

So erging es unſerem Polytechniker an einem gewiſſen Abend im Mai, und er erinnerte ſich noch nach Jahren des Datums und der Stunde. Eine verliebte Nachtigall hatte gerade ihr ſüßes buhleriſches Lied geſungen, und als ſie nach dem lockenden, lang anhaltenden Schlag mit einem jauchzenden, jubilirenden Schmettern ſchloß, war es dem Zuhörer nicht anders, als könne er noch einmal ſo tief als bisher aufathmen, und dabei hatte er ein wunderbares Gefühl, als müſſe ihm in der nächſten Zeit etwas Unerhörtes und ſehr Angenehmes begegnen.

Und das begegnete ihm auch wenige Tage nachher, als er gerade mit einem älteren Bekannten nach dem Schluß einer ſehr anregenden Vorleſung über Architektur durch die Straßen der Stadt ſpazieren ging. Der Profeſſor hatte docirt über den gothiſchen Bauſtyl und hatte ihn mit einem emporſtrebenden Pflanzenorganismus verglichen, deſſen kunſtvoll in einander verwobene Zweige oben in den Spitzen mit aufwärts blickenden, ſchwellenden Knospen und reichen Blumen endigten. Der ältere Bekannte unſeres jungen Freundes knüpfte an den eben gehörten Vortrag noch einige richtige Bemerkungen über Stein-

und Lockendes für jeden jungen Cavalier von Verstand und Lebensluſt.“

„Ich habe ja Beides nicht!“ murmelte zähneknirſchend der Neffe.

„Zum Teufel auch!“ fuhr der Onkel ſpöttiſch lachend fort, ohne jene Antwort gehört zu haben, „dieß mein erſtes Verlangen iſt natürlicher Weiſe ſehr ſchwer zu erfüllen! Du ſollſt dieſes Haus öffnen, meinetwegen in der erſten Zeit als garçon, ſollſt dir und deinen Bekannten kleine Feſte arrangiren, Diner's geben, den alten Steinhaufen lebendig machen, und mir erlauben, mich bei Euren Feſtivitäten meiner Jugend zu erinnern und mit froh und vergnügt zu ſein! — O mein Sohn,“ fuhr er weicher fort, „es iſt dieß gewiß ein billiges Verlangen. Sieh' mich an, wie ich hier ſitze, von meinem bitterſten Feinde, der Gicht, Monate lang in dieſen Stuhl geſchmiedet, und in dieſem weiten öden Zimmer, in dieſem ungeheuren Palaſt allein, ganz allein. Du weißt nicht, wie die Stunden ſchleichen, du haſt keine Idee davon, wie lang die jetzigen Abende dauern; welche Ewigkeit iſt es von dem Moment, wo man die Lichter hier in dieſem Zimmer anzündet, bis zu jenem, wo ich mich entkleiden laſſe, um einer noch zehnmal längeren Nacht ſchlaflos entgegen zu ſehen.“

Der junge Mann hatte ſich an den Lehnſtuhl geſtellt, und ſchaute mitleidig auf ſeinen Onkel hinab. „Ja,“ ſagte er alsdann mit leiſer Stimme, „wie ſchön wäre es für uns, wenn ſich die Flügelthüren dort öffneten, und ſie hereinträte mit dem kleinen Kinde an der Hand und wir Alle mit ihr plauderten und das kleine Kind mit uns lachte!“

Der alte Herr ſah gedankenvoll in die Kohlen und nickte mit dem Kopfe.

„O warum war das nicht möglich, mein Onkel?“ ſagte der junge Mann ſo leiſe, daß man ſeine Worte kaum verſtehen

und andere Knospen und ſchloß dieſelben, indem er vom Theoretiſchen in's Praktiſche überging und ſeinen Begleiter auf ein Paar junge Mädchen aufmerkſam machte, die in das Geſpräch vertieft ſo unbekümmert gerade ausgingen, daß unſere beiden jungen Leute ihnen Platz machen mußten, um einen Zuſammenſtoß zu vermeiden. So unvorhergeſehen war dieſe Begegnung, daß ſich das Erſchrecken des einen der jungen Mädchen durch eine aufflammende Röthe ſeines Geſichts kund gab, als es plötzlich aufblickend und faſt zurückprallend in das erſtaunte Geſicht unſeres jungen Freundes blickte, das andere half ſich damit, daß es ſeitwärts ſchauend raſcheren Schritts vorüberging.

„Ihr Blick Dir zugewendet
War Blitz und Schlag zugleich."

ſagte lachend der ältere Begleiter, indem er in das Geſicht ſeines Freundes blickte, der wie auf der Stelle feſtgebannt den Beiden nachſchaute.

„Hätte ich doch nie geglaubt," ſagte dieſer endlich nach einer langen Pauſe, „daß es in unſerer Stadt ein ſo reizendes Geſchöpf gäbe; wie mich das überraſcht und verwirrt hat. — Kennſt Du ſie?"

„Wer kann Alles das kennen?" entgegnete der Andere achſelzuckend, „dem Aeußern nach ſcheinen es mir ein Paar kleine Putzmacherinnen zu ſein, doch erinnere ich mich nicht, ſie je geſehen zu haben."

„Warum denn auch gleich ein Paar Putzmacherinnen?" entgegnete unſer junger Freund verdrießlich.

„Nun für ein Paar Gräfinnen wirſt Du ſie trotz all' Deiner Unſchuld doch auch nicht gehalten haben? ich rathe auf ein Geſchäft mit der Nadel und glaube nicht, daß ich mich darin täuſche. Töchter ſtiller Beamtenfamilien ſind es nicht, die wären ſchwerlich ſo unbefangen plaudernd über die Straße gegangen, hätten ein Paar beachtungswerthe Polytechniker wie wir ſchon früher bemerkt, und wären uns wahrſcheinlich in einem koketten Bogen ausgewichen."

„Deine Anſicht iſt nicht unrichtig und ſpricht zu Gunſten dieſer Beiden."

„Dem Theater gehören ſie auch nicht an. Die ſich dort Künſtlerinnen nennen, kenne ich ſo ziemlich; Geſangſchülerinnen gehen nie ohne

Notenhefte aus, und Tänzerinnen pflegen bei ihrem zierlichen Gange etwas mehr ihre Röcke zu bewegen, auch die Füße auffallend auswärts zu setzen, wären auch bei unserer Begegnung nicht erschrocken, ebensowenig auf die Seite gewichen, sondern hätten uns mit stolz erhobenem Haupte zu diesem Manöver genöthigt — es sind Putzmacherinnen," fügte der ältere Begleiter des jungen Polytechnikers mit großer Entschiedenheit bei.

„Warum können es nicht Bürgerstöchter sein?"

„Diese sind selten an Werktagen zwischen zwölf und ein Uhr sichtbar; als häusliche deutsche Jungfrauen beschäftigen sie sich stillgemüthlich um diese Zeit am Kochherde — mit Ausnahme von Sonn- und Festtagen, wo die Musik der Wachparade und glänzend anziehende und bezaubernde Lieutenants sie zu einer Promenade verlocken — ich wiederhole Dir, es waren das ein Paar Putzmacherinnen, aber in der That beachtenswerth."

„Meinetwegen denn, seien es Putzmacherinnen; aber ich kann Dir sagen, der Anblick der einen hat einen merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht."

„Ganz wie ich vorhin zitirte:

Ihr Blick Dir zugewendet
War Blitz und Schlag zugleich."

„War sie nicht auffallend schön? ja was noch mehr ist, von einer ergreifenden Lieblichkeit? Blick' dorthin und betrachte wenigstens ihren leichten, elastischen Gang — wie sie uns entschwebt gleich einem schönen Traum."

„Es ist doch die auf der linken Seite, die mit dem hellgrauen Kleide?"

„Natürlich ist es die," erwiederte der Andere entrüstet, „wie kann man nur die beiden Mädchen einen Augenblick verwechseln; die Andere tappt schwer und plump daher, während jene leicht wie auf Rosen schreitet; jene hat schon in ihrem Aeußeren etwas ganz Gewöhnliches, während sie, die ich meine, wie von einem leichten Schein der Verklärung umgeben ist."

„Wie alt bist Du eigentlich?"

„Achtzehn Jahre vorüber, doch das thut nichts zur Sache. Hast

Du den seelenvollen Blick ihres Auges bemerkt, sahest Du die unbeschreiblich duftige Röthe, welche über ihr Gesicht flammte, als sie fast anprallte an so ein Paar plumpe Gesellen wie wir sind?"

„Erlaube mir, dieses Prädikat weder für mich noch für Dich in Anspruch zu nehmen, Du bist doch ziemlich wohlgebaut, aber ich verzeihe Dir Deine Uebertreibung in jeder Richtung."

Unser junger Polytechniker blickte mit schwärmerischem Blicke die Straße hinab, an dessen Ende das halbgraue Kleid eben um die Ecke verschwunden war, dann senkte er nachsinnend seine Augen auf die Trottoirplatten, über die so eben ihre Füße gewandelt, und es hätte ihn gar nicht gewundert, wenn dort leuchtende Spuren derselben zurückgeblieben, oder wenn jeder ihrer Schritte von einem duftenden Rosenblatte bezeichnet gewesen wäre.

„Welch' himmlisch süße Knospe!"

„Zu Studien allerdings geeigneter," sagte lachend sein Begleiter, „als ihre steinernen Schwestern der gothischen Architektur, über die ich soeben das Glück hatte Dich unterhalten zu dürfen; aber nimm mir nicht übel, mein Freund, ich verstehe die jetzige jüngere Generation nicht mehr; dazumal, als ich achtzehn Jahr alt war, es ist freilich noch keine Ewigkeit her, hätte ich mich auf dem Absatze umgewandt, um wenigstens zu sehen, wo und wie meine Schöne wohne."

„Das wäre auffallend gewesen und deßhalb unzart, und ich kann Dich versichern, dieses Mädchen hat einen solch merkwürdigen Eindruck auf mich gemacht, daß ich vor dem Gedanken zurückbeben würde, in ihren Augen gemein und aufdringlich zu erscheinen — so eine herrliche Mädchenknospe. Gib mir wenigstens zu, Du prosaischer Mensch, daß sie auffallend schön war."

„Mir ist ihre Schönheit nur durch Deinen Enthusiasmus bemerklich geworden, sonst wäre sie mir wahrscheinlich entgangen, immerhin aber will ich nicht abstreiten, daß sie ein Engel sein kann. Doch sei zufrieden, daß der Geschmack verschieden ist. Was würde daraus erfolgen, wenn auch ich so begeistert durch ihren Anblick geworden wäre?"

„Vielleicht ein Zweikampf auf Leben und Tod," sagte der Andere in allem Ernste, doch setzte er stilllächelnd zu sich selbst redend hinzu, „jetzt weiß ich doch, warum ich lebe und träume."

Bald darauf trennten ſich die Beiden, und der ältere ſagte zu ſeinem jüngeren Freunde: „Du magſt immerhin ein Bischen ſchwärmen, das bringt Deiner Jugend keinen Schaden, nur vergiß mir über der lebenden Knospe der ſteinernen nicht, ſie hat auch ihre Schönheit.“

„O unbeſorgt, ich werde aller Knospen gedenken.“

Das that er denn auch, und als er am Abend wieder in ſeinem Garten ſaß in der Laube, und zu den wild durcheinander gewachſenen Ranken hinaufſchaute, betrachtete er die Knospen dort und die durchſchimmernden Blütenblätter ſchon mit viel beſſerer Erkenntniß, und da er bemerkte, daß anſchwellende Roſenknospen ausſahen wie verlangende Lippen, kam eine bisher unbekannte Klarheit in ſeine Träume und ſeine Phantaſieen geſtalteten ſich zu einem Syſtem.

Dieſem Syſtem, aus welchem er ſich einen feſten Plan bildete, folgend, befand er ſich am andern Tage genau um dieſelbe Stunde, in der er geſtern die beiden Mädchen geſehen, wieder an der gleichen Stelle, auf eine abermalige Begegnung hoffend, doch war ihm das Glück weder heute, noch morgen, noch übermorgen günſtig. Es erging ihm wie ſo manchem Andern, daß ſein emſiges Streben keine Früchte trug, ſondern daß er Alles dem Zufall verdanken ſollte, und nachdem er verſchiedene Tage nacheinander vergeblich ſtundenlang die Stelle auf- und abgetreten, wo er damals leuchtende Fußſtapfen und Roſenblätter zu ſehen geglaubt, geſchah es eines Morgens, daß er, an keine Begegnung denkend, dem Hörſaale zuſchritt, träumend den Blick auf den Boden geſenkt, mit einem Male, als er ſeine Augen zufällig erhob, das junge Mädchen, nach welchem er ſich ſo lange geſehnt, dicht vor ſich gehen ſah. Wie ſchlug ihm das Herz, ja ſo auffallend ſtark, daß es ihm faſt den Athem zerſetzte, und er einen Augenblick ſtehen blieb um ſich zu ſammeln und ſein Gefühl zu zügeln, das ihn zu raſcheren Schritten antreiben wollte, damit er, an ihr vorübergehend, ſeine Seele in ihr ſüßes Geſicht verſenke. Er hielt ſich gewaltſam zurück, da es ihm nicht ſchicklich erſchien an ihr vorüberzuſtürzen, und weil er ſeiner ſelbſt nicht ſicher genug war, um nicht die Befürchtung zu hegen, er bleibe auf einmal vor ihr ſtehen, irgend welche unpaſſende Worte ſtammelnd, was ihm doch hier auf offener Straße als unangemeſſen vorgekommen wäre, und doch mußte er ſie ſehen, langſam und mit Bedacht,

wozu er als das Paſſendſte erachtete, daß er, wie gleichgültig vorübergehend, einige Dutzend Schritte vor ihr ſeinen Plaid, den er maleriſch auf der Schulter trug, auch ſo maleriſch als möglich von der Schulter herabgleiten ließ, um, dieſen aufhebend, alsdann ſtehen zu bleiben und ihr in's Auge zu ſchauen. Vielleicht gedachte er auch jenes jungen Kavaliers aus der Zeit der Maiden-Queen, der an einer naſſen und feuchten Stelle ſeinen Mantel zu den Füßen der Königin fallen ließ, damit ſie, wie auf einem Teppich, darauf hinſchreite, was ihrer Majeſtät Herz ganz beſonders gerührt. Da es in der Nacht geregnet hatte, ſo war eine naſſe Stelle allenfalls aufzufinden, doch ſind wir nicht im Stande genau anzugeben, ob der Plaid gerade an einer ſolchen herabglitt. Daß er aber herabglitt iſt Thatſache, ebenſo daß unſer junger Architekt in dieſem Augenblicke ſtehen blieb, ſich umwandte, um zu ſehen, daß das junge Mädchen hinter ihm verſchwunden war — unergründliches Mißgeſchick! — Tücke des Schickſals, die wenigſtens das Gute für ihn hatte, daß er ſich feſt vornahm, bei einer nächſten Begegnung nicht wieder vorauszueilen, auch nicht wieder ſeinen Plaid maleriſch herabgleiten zu laſſen, ſondern das junge Mädchen feſt im Auge zu behalten, bis er einen Blick mit ihm getauſcht.

Am andern Morgen war ihm denn auch das Glück faſt auf der gleichen Stelle günſtig, und da er dießmal nicht wieder mit zu Boden geſchlagenen Augen einherging, ſondern eifrig vor ſich hinſpähte, ſo ſah er das junge Mädchen frühzeitig genug, um, ohne ſeine Schritte plötzlich zu beſchleunigen, unbefangen an ihr vorüberkommen, dann unbefangen vor einem Bilderladen halten und ebenſo unbefangen, während er dort ein Paar Kupferſtiche betrachtete, in ihr Antlitz ſchauen zu können, als ſie vorbeiging.

„Ach, wie ſchön ſie iſt!“ dachte er in der Tiefe ſeines Herzens bewegt, „ſchöner wie irgend ein Mädchen, das ich bis jetzt geſehen.“ Und daß ſie in der That ſchön war, müſſen wir eingeſtehen, ohne deßhalb eine Schilderung ihrer Schönheit zu verſuchen. Der geneigte Leſer kennt ſchon irgend ein weibliches Weſen, dem ſie hätte ähnlich ſehen können, und deßhalb wollen wir nur noch hinzufügen, daß ſie wie eine Knoſpe war, die eben im Begriffe iſt, ſich einem ſüßen Sonnenſtrahl zu erſchließen.

Bemerkt ſchien ſie ihn heute übrigens noch nicht zu haben, auch am folgenden und nächſtfolgenden Tage, wo er zur gleichen Stunde am Bilderladen ſtand, und dort irgend eine Landſchaft mit dem innigſten Intereſſe zu beobachten ſchien. Gleichmuthig blickte ſie vor ſich hin, als ob es weder Bilderläden gäbe, noch einen jungen, ſchlanken Polytechniker, der ſie mit innigem Blick herankommen, vorübergehen und um die nächſte Ecke verſchwinden ſah.

Endlich am fünften oder ſechsten Tage, wir wiſſen das nicht mehr ſo ganz genau, warf ſie einen gleichgültigen Blick auf die Kunſtſchätze des Bilderladens und blieb dann einen Moment ſtehen, um irgend eine kleine Photographie anzuſchauen, und zwar das Bild eines jungen Bauernmädchens, das mit einer Schürze voll Gras vom Felde heimkehrt, zur Seite eine ſchlanke Ziege, die lüſtern einen Grashalm entgegnet.

Als das junge Mädchen hierauf weiter gegangen war, heftete er ſein Auge mit einer Innigkeit auf die kleine Photographie, als habe jenes etwas von ſeinem ſeelenvollen Blick auf die junge Bäuerin übergeſtrahlt. Ja er fand ſogar eine Aehnlichkeit zwiſchen Beiden, weßhalb er das Bildchen augenblicklich kaufte mit der noch nicht ganz klaren Abſicht, es entweder für ſich zu behalten oder es ihr einſtens anzubieten.

Am ſelben Tage traf er ſeinen ältern Bekannten, der ihm das Studium der ſteinernen Knospen anempfohlen, und da er ſein übervolles Herz nicht verſchließen konnte, ſo erzählte er ſeine vergeblichen Verſuche, welche Mittheilung ihm die nicht ganz unwichtige Bemerkung eintrug, daß er ſich im Grunde ſehr ungeſchickt benommen, und daß er ſein überaus ſchüchternes Weſen in eine anſtändige Dreiſtigkeit verwandeln müſſe, um zu irgend einem Ziele zu gelangen.

Dieſen Rathſchlägen, ſo viel es ihm möglich war, folgend, kam er doch ſeinem erſehnten Ziele, mit dem jungen Mädchen auch nur ein Paar Worte zu wechſeln, nicht im Geringſten näher. Darin hatte ſein Freund recht gehabt, daß ſie eine Putzmacherin ſei: ſie arbeitete in einem großen und ſehr gut renommirten Geſchäfte, war aber nicht im Laden deſſelben beſchäftigt, was indeſſen für den jungen Polytechniker ſein Gutes hatte, da er ſo nicht in den Fall kam, durch häufige Be-

ſuche dieſes Ladens und daraus erfolgten Ankäufen von allerlei unnöthigen Dingen ſeinen Geldbeutel zu ruiniren.

Alle ſeine Verſuche, irgend eine Bekanntſchaft mit ihr anzuknüpfen, waren bis jetzt vergeblich geweſen. Daß ſie auf den hübſchen jungen Mann, der ſo unaufhörlich ihren Weg durchkreuzte, endlich aufmerkſam geworden war, iſt nicht zu läugnen, und ebenſowenig können wir annehmen, daß ſie ſeine Blicke nicht verſtanden, mit denen er ſie betrachtete, und die bald einen Ausdruck der innigſten Liebe ſtrahlten, bald zum Erſchrecken finſter und ſchwermüthig waren, ohne daß dagegen die ihrigen auch nur im Geringſten ein freundliches Einverſtändniß verriethen. Bei ſeiner übergroßen Schüchternheit hatte er das Uebermögliche gethan, ſie ein paarmal auf's Ehrerbietigſte mit abgezogener Mütze anzureden, ohne daß ſie ihm jedoch nur die geringſte Antwort gegeben hätte. Ja bei ſolchen Gelegenheiten blickte ſie ſo kalt und unbefangen neben ihn hinaus, als ſei er ein Schatten, ein weſenloſes Etwas oder dergleichen.

Daß dieſe Behandlung nicht dazu gemacht war, die Flamme ſeines Herzens zu erſticken, verſteht ſich von ſelbſt, und je weniger es ihm möglich war, von ihr ein Wort oder auch nur einen Blick zu erhaſchen, um ſo heißer und unbezwinglicher ward ſeine Liebe.

Daß er an den ſchönen Frühlingsabenden ſtundenlang auf dem Söller ſaß, und in den Mond blickend nur an ſie dachte, verſtand ſich ebenſo von ſelbſt, als daß er Liebeslieder dichtete und Lieder ohne Worte empfand, wenn er auch nicht im Stande war, die Erſteren niederzuſchreiben, die Letzteren zu komponiren. Ach wenn er die Tauſende von jungen Blättern und Trieben betrachtete, die ſich naturgemäß aus ihren Knospen entwickelten, ſo konnte und wollte er nicht begreifen, wie die heiße Liebe, die ſein Herz erfüllte, nicht im Stande ſein ſollte, auch ihre Gefühle knospenhaft anſchwellen zu laſſen.

Die Anſichten ſeines älteren Freundes, die etwas unpoetiſch waren und zu durchgreifenderen Maßregeln riethen, ließen ihn mit ſeinem zarteren Gefühle des Gegenſtands ſeiner Liebe nicht gerne gegen ihn erwähnen, und doch konnte er Anſpielungen auf verfehlte Hoffnung, auf zerſtörtes Lebensglück und ähnliche ſchauerliche Dinge zuweilen nicht unterlaſſen, die aber ſein älterer Freund trocken hinnahm, indem

er ihm achſelzuckend entgegnete, „wem nicht zu rathen iſt, dem iſt nicht zu helfen; Du biſt ein unpraktiſcher Schwärmer und willſt mir nicht glauben, daß unpraktiſche Schwärmerei bei den jungen Mädchen durchaus nicht beliebt iſt. Ich habe nichts dagegen, daß ein kleines Verhältniß ſo anfängt, als Ouverture, ehe ſich der Vorhang erhebt, dann aber muß es zu irgend einer Handlung kommen.“

„Ich habe gehandelt, wie es mir mein Herz eingab.“

„Du haſt ſchüchtern gefragt, ob es Dir nicht erlaubt ſei, die junge Dame ein Paar Schritte begleiten zu dürfen, oder Du warſt anſtändig genug, den Wunſch auszuſprechen, ſie im Hauſe ihrer Eltern beſuchen zu dürfen.“

„Ja, das that ich und erhielt keine Antwort, keinen Blick.“

„Schön, worauf Du mit verlegenem Blick Deine Mütze wieder aufſetzteſt — die Du doch abgezogen in der Hand hielteſt,“ fragte der ältere Freund mit einem Lächeln, „ſtehen bliebſt und ſie, ſchmerzlich bewegt und im Innerſten gekränkt, davon flattern ſahſt ohne ihr nachzueilen, und an ihrer Seite wandelnd Deine Bitte ein paar Dutzendmal zu wiederholen.“

„Das kann ich nicht — das widerſtreitet meinen Gefühlen, es würde ſie bloßſtellen und ihre Abneigung gegen mich noch vergrößern,“ ſetzte der junge Polytechniker ſeufzend hinzu.

„Das iſt wahr aber unpraktiſch — weißt Du, wo ſie wohnt?“

„Leider nein; in dem Hauſe, wo ſie arbeitet, konnte ich doch unmöglich darnach fragen, und daß ich ihr einigemale gefolgt bin, brachte mich meinem Zwecke nicht näher; bald verſchwand ſie mir in irgend einem Hauſe und kam auch nach ſtundenlangem Warten nicht mehr zum Vorſchein, bald ſchloß ſie ſich andern Mädchen an, die ihr begegneten, kehrte auch wohl lachend und plaudernd mit dieſen zurück, und ich wäre mir förmlich lächerlich vorgekommen, es ebenſo zu machen und ihr wiederum zu folgen. — Geſtern hoffte ich ſchon, es würde mir beſſer gehen, denn denke Dir meine Freude — ich folgte ihr ſehr von weitem und ſah ſie endlich in unſer eigenes Haus eintreten.“

„In das Vorderhaus?“

„Ja. Du kannſt Dir denken, mit welchen Schritten ich die Straße hinabflog.“

„Und als Du endlich bei Dir ſelbſt anlangteſt, war ſie hinten durch den Garten ſchon wieder entflogen?“

„So war es, und iſt das nicht troſtlos? O ſie wußte, daß dort ein Durchgang war, und wählte ihn um mir zu entgehen — alſo ſie flieht mich und Du wirſt mir zugeben, daß ich keine Hoffnung mehr habe.“

„Nun ſo denke an die Inſchrift an dem Eingang zur Hölle:

Laß alle Hoffnung hinter Dir.“
(Voi ch'entrate lasciate ogni speranza.)

„Das wäre allerdings für mich eine Hölle,“ erwiederte der junge Polytechniker mit einem tiefen ſchweren Seufzer und einem ſo troſtloſen Geſichtsausdruck, daß ihn der Andere kopfſchüttelnd betrachtete, und zum erſten Male anfing einiges Mitleid für ihn zu empfinden. „Ja,“ ſagte der Aeltere, „da iſt allerdings guter Rath theuer.“

„Nicht zu theuer für eine Million, wenn ich eine ſolche beſäße, aber denke nach, überlege, gib mir einen guten Rath um unſerer Freundſchaft willen.“

Der Andere ſchien in der That, während ſie ſo dahin gingen über dieſen verzweifelten Fall nachzudenken, er blickte auf den Boden nieder, er ſchüttelte ein paarmal mit dem Kopfe, er faßte an ſeine Stirne, wie man bei ſolchen Veranlaſſungen zu thun pflegt, dann ſtand er plötzlich ſtill und fragte: „Haſt Du einen Regenſchirm?“

„Laß Deine Poſſen, wozu die Frage?“

„Es ſind das keine Poſſen; ſage mir, haſt Du einen Regenſchirm oder haſt Du keinen, eine Frage, die ich mir übrigens ſelbſt beantworten könnte, denn bei Euch iſt der Plaid Mantel und Regenſchirm.“

„So iſt es — auch zuweilen Fußteppich,“ ſetzte er mit einem ſchwärmeriſchen Nachdenken hinzu.

„So kaufe Dir ein hübſches Inſtrument der oben erwähnten Art, einen anſtändigen Regenſchirm, und ſtelle Dich an einem regneriſchen Tage auf die Lauer, daß heißt, es ſollte ein Tag ſein, wie man ſie im Frühjahre zuweilen findet, wo ein impertinenter Regenguß wie ohne alle Vorrede plötzlich aus heiterem Himmel über uns hereinbricht. Haſt Du alsdann Glück, woran ich nicht zweifle, ſo wird ſie Dir erſcheinen, ängſtlich und unentſchloſſen auf die fallenden Regentropfen

blickend, und das iſt der Moment, wo Du Dich, eingewickelt in Deine ganz natürliche Liebenswürdigkeit, ihr zu nähern haſt, und ich wette alsdann zehn gegen eins, ſie läßt ſich von Dir nach Hauſe begleiten. Sorge übrigens dafür, daß Dein Regenſchirm ſelbſtredend von Seide aber nicht von auffallender Farbe iſt, auch einſchläfrig, wie man zu ſagen pflegt, damit Ihr dichter zuſammen gehen müßt. Du bieteſt ihr galant Deinen Arm, ſie nimmt ihn an —

Er ſeufzt Schönſte, ſie ſpricht Liebſter.
Bald heißt's Bräutigam und Braut.

Haſt Du mich verſtanden? haſt Du meine Idee in Dich aufgenommen?"

„Vollkommen," rief der junge Polytechniker erfreut, „nimm meinen herzlichen Dank dafür, ich bin überzeugt, ſo kann mir geholfen werden."

„Wie weit Dir damit geholfen iſt, weiß ich nicht," entgegnete der Andere in trockenem Tone, „probat iſt aber das Mittel, darauf kannſt Du Dich verlaſſen, doch da es Dir neu war, reut mich's faſt, es Dir mitgetheilt zu haben."

Damit trennten ſie ſich, und unſer junger Freund kaufte ſich noch am ſelben Tage einen ſeidenen Regenſchirm von dunkelgrüner Farbe, und blickte nun hoffend jeden Morgen auf den blauen Himmel und auf die Wetterfahnen, ob ſie nicht ſo freundlich ſein wollten etwas Weſtwind anzuzeigen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müſſen wir leider geſtehen, daß das Experiment mit dem Regenſchirm ſo günſtig von Statten ging, als er es ſich nur wünſchen konnte. Freilich hatte er manche Stunde an der Ecke gewartet, bis ſich der erſehnte Regenguß einſtellte, dann kam er aber auch ſo überwältigend und ſo plötzlich, daß das erſchrockene junge Mädchen nicht anders konnte, als das ſchützende Dach und ſeinen Arm anzunehmen. Glücklicher Weiſe wehte ihnen noch ein heftiger Wind gerade in's Geſicht, weßhalb er den Regenſchirm tief herabſenken mußte, und ſo die Beiden dicht aneinander geſchmiegt wie in einem kleinen, behaglich lauſchigen Stübchen zuſammen dahin gingen, unbekümmert um den Wind und die praſſelnden Regentropfen. Ach es war ein glückſeliges Wetter, um eine Bekanntſchaft ſo feſt anzuknüpfen, daß

konnte, doch der alte Herr verſtand ſie und ſagte feſt und beſtimmt: „unmöglich!“

„Glaubſt du,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „wir hätten mit unſerem Stande keine Pflichten übernommen, die wir erfüllen müſſen? glaubſt du, die hohen Schranken, welche uns von der übrigen Welt trennen, beſtänden nur ſo lange, als es uns convenirte, und wir brauchten ſie nicht mehr zu reſpektiren, ſo bald es uns amuſanter und beſſer dünkte, über ſie hinweg zu ſetzen? — Nein, mein Freund! Jene Schranken, die dich abgeſondert dahinſtellen, die Gränzen deines Standes ſollen dir heilig ſein, auch wenn ſie dich beengen, auch wenn ſie dich drücken. Willſt du ein Cavalier ſein, ſo ſei es ganz, willſt du das nicht, eh bien, ſo zerbrech' deine Grafenkrone, nenne dich Monſieur tel et tel, und du biſt unſtreitig etwas ganz Anderes — — — — vielleicht eben ſo gut, wie früher, — — wenn du alsdann das Neue ganz biſt.“

„Aber mein Sohn?“ entgegnete der junge Mann, „ſoll er büßen, was ich begangen?“

„Nein, gewiß nicht!“ entgegnete der alte Herr mit leuchtenden Augen, „nimm' ihn hieher, wenn du kannſt, er ſoll ſeinem Stande gemäß erzogen werden.“

„Seinem Stande gemäß? — Alſo ihn erkennen Sie einen Stand zu?“

„Allerdings, wenn er dein Sohn iſt.“

„Und ſie?“

Der Alte wehrte mit der Hand von ſich ab, und ſagte nach einer längeren Pauſe mit unſicherer Stimme: „jeder glaubt, auch du mein Freund, daß das Unglück, was ihn ſelbſt betrifft, mit ſolcher Kraft noch nie auf einen anderen Menſchen niedergefallen ſei, und doch iſt Alles ſchon da geweſen. Was du heute erlebſt, iſt mir vor zwanzig Jahren ebenfalls wiederfahren, viel-

der hierdurch entſtandene Knoten nicht leicht wieder zu löſen war — ein Wetter, wo man ſicher war vor jeder Beobachtung und vor dem Anſtarren neugieriger Augen; denn der Begegnende wie der ihnen Folgende hatte genug mit ſich ſelber zu thun, um auf unſer Pärchen Acht zu geben.

Er fühlte auf dieſem Gange, ſo dicht und warm an ihrer Seite, die Wahrheit des Sprichworts, daß nur der erſte Schritt auf irgend einer Bahn der iſt, welcher uns Mühe verurſacht; ſind wir erſt einmal im Geleiſe, ſo gehts munter vorwärts oder abwärts. Wagte er es doch ſchon in den erſten fünf Minuten, ihr die bitterſten und ſüßeſten Vorwürfe zu machen, daß ſie ſo grauſam geweſen ſei, und ihm weder einen Blick noch viel weniger ein Wort geſchenkt habe. Freilich gab ſie ihm im erſten Augenblick allerlei Ausweichendes zur Antwort, ungefähr ſo: „aber mein Herr, die Verlegenheit, in die mich das Regenwetter verſetzt, ſollte Ihnen kein Recht geben ſo mit mir zu reden," oder: „Ihr Schutz, den ich nun einmal gezwungen bin anzunehmen, braucht Sie nicht zu veranlaſſen, mir Dinge zu ſagen, auf die zu antworten ich nicht im Stande bin," oder: „Sie erwähnen da etwas, was ich durchaus nicht verſtehe und — nicht verſtehen darf."

„O Sie dürfen, Sie dürfen," rief er hierauf dringend, indem er es wagte, ihren Arm feſt an ſein klopfendes Herz zu drücken — er ging nämlich auf ihrer rechten Seite, um ſie beſſer vor dem Regen zu bewahren — „gewiß, Sie dürfen und Sie müſſen ſogar, da Sie gewiß der Verſicherung meiner heißen und innigen Liebe Glauben ſchenken werden, einer Liebe, die ſo gewaltig iſt wie dauernd, ſo heiß als rein, einer Liebe, die überglücklich wäre für einen kleinen, ſüßen Blick aus Ihren ſchönen Augen," — natürlicher Weiſe für den Anfang, dachte er bei ſich ſelbſt, denn wenn er ihre jetzt ſchalkhaft lächelnden, friſch rothen und ſchwellenden Lippen ſah, ſo kamen ihm andere noch ſüßere Wünſche, und ſein Blick verwirrte ſich momentan dergeſtalt, daß er ihre zierliche Hand, die ſo allerliebſt zwiſchen ſeinem Arme hervorblickte, faßte und ſanft drückte, als wenn das nothwendig geweſen wäre, um ſie auf die kleine Waſſerlache aufmerkſam zu machen, die ſich vor ihren Füßen befand, und doch tappte er in die nächſte dieſer Waſſerlachen mitten hinein. Das geſchah aber, als ſie ihm ſagte,

daß er ſchon lange nicht unbemerkt von ihr geblieben ſei, und daß ſie ihm gerne — nein, das ſagte ſie ihm gerade nicht, ſondern daß ſie hätte abwarten wollen, wie lange er dieſes komiſche Spiel forttreiben würde.

„An deſſen glücklicher Löſung ich beinahe verzweifelte," gab er ſeufzend zur Antwort, worauf ſie ſagte: „und deßhalb lauerten Sie mir mit einem Regenſchirm auf? Glauben Sie aber ja nicht, daß Sie Ihren Zweck erreicht hätten, wenn — —"

„Nun, wenn?" fragte er dringend, als ſie ſtockte.

„Nun, wenn ich nicht mit Ihnen hätte gehen wollen, lieber wäre ich durch und durch naß geworden."

„So hätte ich in ſtummer Verzweiflung die Regentropfen beneiden müſſen," erwiederte er, ohne ſich deſſen, was er ſagte, in ſeinem vollen Umfange bewußt zu ſein. Erſt ſpäter fiel ihm ſchauernd ein, welch' ein gefährliches Bild er gewagt, als er die Regentropfen beneidet, von denen ſie durch und durch genäßt worden wäre. Er mußte ſich das Bild einer Roſenknoſpe vergegenwärtigen, die, an einem heißen Gewittertage halb geöffnet aufwärts blickend wie in träumeriſcher Sehnſucht, den erſten fallenden Regentropfen aufnahm und in ſich hineinſaugte — ach und auch das junge Mädchen an ſeiner Seite, ſo reizend und friſch, ſo rund und warm, war ſo roſenknoſpenartig — glückſelige Regentropfen!

— „Wenn ich nicht gewollt hätte," hatte ſie geſagt. Dieſe Worte drangen in ſein Ohr und hallten ſo gewaltig in ſeinem Herzen wieder, daß es faſt ſeine Seele verwirrt und ihn zu unüberlegten Handlungen hingeriſſen hätte. Ja er beging ſogar eine unüberlegte Handlung, eine Handlung, die man übrigens unter dieſen Verhältniſſen ſelten thut, wenn man ſie vorher überlegt; denn als ſie an einen breiten mit Regenwaſſer gefüllten Rinnſtein kamen, ließ er ſanft ihren Arm los, faßte ſie leicht um die Taille und hob ſie hinüber — frei, ſchwebend in der Luft hob er ſie hinüber, weßhalb es begreiflich war, daß er ſie feſt an ſich drücken mußte, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. — Wie glücklich würde es ihn gemacht haben, hätte dieſer Rinnſtein die Breite eines mäßigen Fluſſes gehabt. — Auch ſonſt noch allerlei Wünſche ſtürmten durch ſeine Phantaſie, z. B. ſtatt des ebenen Pflaſters etwas Felsgegend mit rollenden Kieſeln und Dorngе-

ſtrüpp, durch welches er ſie auf ſeinen Armen wie ein kleines hülfloſes Kind getragen hätte, ganz Paul und Virginie — und da er einmal an Felsgegend und Dorngeſtrüpp war, auch der beiden ebengenannten liebenden Kinder gedachte, ſo verwandelte ſich das leicht in einen tropiſchen Urwald voll ſchwankender Palmen, duftender Blüten, wehender Schlingpflanzen, und da ſich die Beiden zufälliger Weiſe verirrt hatten, auch die Nacht raſch hereinbrach, ſo ſuchte er ein ſtilles Plätzchen, wo ſie ſich auf weichen Raſen niederließen und dort ruhten, Eines innig in des Andern Auge blickend.

Der Urwald mit ſeinen Palmen, Blüten und Schlingpflanzen war nun allerdings unter dem ſchützenden Regenſchirme nicht vorhanden, doch was bei dem nächſten ſehr proſaiſchen Windſtoße von ſeinen erotiſchen Träumereien übrig blieb war genug, daß er hätte laut aufjauchzen mögen: ein Blick aus ihrem ſchönen Auge, der tief in ſein Herz drang und ihn mit zitternden Lippen nach ihrem Vornamen fragen ließ, während er hinzuſetzte: „ich heiße Robert.“

„Und ich Frida,“ ſagte ſie mit niedergeſchlagenem Blick, ſetzte jedoch leiſe hinzu, „was kann's aber nützen, daß wir unſere Namen austauſchen?“

Dieſe Frage, welche aus dem Herzen kam, bezeugte ihr in der That unſchuldiges Gemüth, und daß ſie die Gefahren eines Austauſches der Vornamen nicht kannte; daß aber in einem ſolchen Austauſch Gefährliches liegt, wird uns Jeder, der ſich in einem ähnlichen Falle befindet, wohl bezeugen. Ein Gegenſtand unſerer Liebe, deſſen Namen wir noch nicht wiſſen, hat etwas Unbeſtimmtes, Körperloſes, etwas ohne Halt, etwas nicht Greifbares. Sie, zu der wir unſere heißen Wünſche erheben, auch wenn ſie in ihrem ſchönen harmoniſchen Ganzen lebhaft vor unſerem Auge ſteht, bleibt doch immer für uns gewiſſermaßen ein Phantaſiegebilde, ſo lange wir in Monologen, die an ſie gerichtet ſind, nicht ihren ſüßen Namen einſchalten können, ja ſogar unſere Hoffnungen erſtarken daran; denn ſo lange wir nicht unſerer ſüßen Frida gedenken können, vermögen wir uns auch nicht ſo recht lebhaft in die Süßigkeit des Gefühls zu verſetzen, mit der wir den Arm um ihre Taille legen, ſie ſanft an uns drücken und ihr ſchmeichelnd in's Ohr flüſtern „o meine Frida!“

Gerade ſo erging es auch unſerem jungen Polytechniker. All' die goldenen, flatternden Träume, all' die phantaſtiſchen Fäden und Ranken unbekannter Wunderblumen, mit denen er bis jetzt arabeskenhaft das Bild des geliebten, namenloſen und unbekannten Mädchens umſponnen, zogen ſich in feſte Gebilde zuſammen, in den Namen eines Weſens, das ſich Frida nannte, an welches er nun ſeine glühenden Empfindungen in Worten und Gedanken richtete.

Faſt unmerklich und ſich ſelbſt kaum bewußt, glitt er auch, nachdem er ihren Namen erfahren, über das förmliche Sie in's trauliche Du hinüber, und auch das iſt eine der Gefährlichkeiten, die aus der Nennung eines Vornamens entſtehen, beſonders wenn man bei Regen und Wind mit dem Gegenſtand ſeiner Neigung und unter einem Regenſchirm ſpazieren geht.

„O Frida," ſagte er dringend, „wenn ich nur einmal von Deinen ſüßen Lippen meinen Vornamen hören könnte," — ein Verlangen, das ſie anfänglich kopfſchüttelnd von ſich abwies und erſt nach langen Bitten ſo weit nachgab, daß ſie „Robert" flüſterte ohne ſonſt noch ein Wort vorzuſetzen.

Vielleicht hätte der ungeſtüme junge Menſch ihren feinen Lippen doch noch einen Artikel in dieſer Richtung ausgepreßt, wenn nicht der Weg, den ſie gemeinſchaftlich machten, am Hauſe des jungen Polytechnikers ſein Ende erreicht haben würde. Wie ſie ſich ohne Widerſtreben dort hinführen ließ, ſind wir im Augenblick nicht im Stande genau anzugeben, obgleich wir es von ſeiner Seite begreiflich finden, daß er die ihm ſo wohlbekannten Straßen einſchlug, indem er dabei gedacht, ſie werde ihm ſchon Zeichen geben, wenn ſie rechts oder links abbiegen wolle. Als ſie aber an der Thüre des Vorderhauſes ſtand, da ſchämte er ſich ordentlich, das geliebte Mädchen ohne eigentliche Abſicht hierher geführt zu haben, und wäre nicht im Stande geweſen ihr zu geſtehen, daß er in dieſem Hauſe wohne. Sie blickten ſich Beide zweifelnd an, worauf er jetzt erſt fragte, ob ſie ihm nicht erlauben würde, ſie nach ihrem Hauſe zu begleiten? Leider war das Unwetter, ein Frühlingsregenſchauer, vollſtändig vorübergegangen, und zwiſchen grauen zerriſſenen Wolken lachte der blaue Himmel ſo freundlich hervor, daß es ferner für unſer Paar ohne Aufſehen zu erregen unmöglich war, unter

dem kleinen Regenſchirm gemeinſchaftlich zu ſpazieren, weßhalb ſie auch ſeine Frage ablehnend beantwortete.

„Aber ich ſehe Sie wieder?“ bat er mit zärtlichem Tone. „Darf ich hoffen, morgen um dieſelbe Stunde — und auch ohne Regenwetter?“

Wir müſſen hiebei bemerken, daß, ſobald der ſchützende Schirm und der herabſtürzende Regen ſie nicht mehr traulich einhüllte, er es nicht ferner wagte, ſie mit Du anzureden, beſonders da ſie jetzt ihren Arm etwas haſtig aus dem ſeinigen zog.

Sie ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, indem ſie entgegnete, das würde auffallend ſein und ſie in's Gerede bringen.

„So darf ich Sie vielleicht morgen Abend erwarten, wenn Sie nach Hauſe gehen, um auch zu erfahren wo Sie wohnen?“

Ein eigenthümliches Lächeln flog über ihre Züge, während ſie ihn forſchend betrachtete und alsdann ſagte: „überlaſſen wir das dem Zufall, der uns vielleicht wieder zuſammenführt, wenn es nicht beſſer iſt, unſere kurze Bekanntſchaft hier zu ſchließen.“

„O wie grauſam Sie ſind, nur ſo etwas auszuſprechen,“ erwiederte er mit traurigem Blick, „alſo ſo leicht würde es Ihnen werden, mich nicht wieder zu ſehen?“

„Das habe ich nicht geſagt — doch ſchauen Sie um ſich,“ fuhr ſie mit ängſtlicher Stimme fort, „wie man nach dem warmen Regen überall die Fenſter öffnet; es wäre mir nicht lieb, wenn man uns hier beiſammen ſtehen ſähe. — Leben Sie wohl und glauben Sie meiner Verſicherung, daß ich auf den Zufall nicht böſe ſein werde, wenn er uns recht bald wieder zuſammenführt.“

Nach dieſen Worten, welche ſie leiſe ſprach, ſchlüpfte ſie in die offen ſtehende Hausthüre und wäre im nächſten Augenblicke in dem dunkeln Gange verſchwunden, wenn er nicht überraſcht gefragt hätte, „aber Eines ſagen Sie mir noch, wen beſuchen Sie in dieſem Hauſe?“

„O Niemand, der Sie intereſſiren könnte,“ gab ſie lachend zur Antwort, „ich gehe zu einer älteren Frau, die mich ſehr lieb hat und nach der ich häufig ſehe.“ Damit war ſie verſchwunden.

„Daß ſie dich liebt, begreife ich wohl,“ ſprach er zu ſich ſelber, indem er der nacheilenden ſchlanken Geſtalt mit innigen Blicken nach-

ſah, dann fuhr er fort, wie bei ſich ſelbſt erwägend, „wenn ich mein älterer Bekannter wäre, ſo würde ich ihr unbedingt folgen, um zu ſehen, wo die Frau wohnt, zu der ſie häufig geht und die ſie ſo lieb hat.“ — Einen Augenblick ſchwankte er, es ebenſo zu machen, wie es ſein älterer Bekannter thun würde, „doch nein,“ ſetzte er entſchloſſen hinzu, „das hieße ihr Vertrauen mißbrauchen; ſie hat mich auf den Zufall verwieſen, und auf ſeine Macht, die mir heute ſo günſtig war, will ich auch mein ferneres Glück bauen.“ Ja er war ſo zartfühlend, daß er nicht einmal den Weg durch das Vorderhaus nahm, um in den Garten zu gelangen, wie er häufig zu thun pflegte, vielmehr ging er um das ganze Häuſerquadrat herum und gelangte ſo in ſeine Wohnung, in deren engen und dumpfigen Zimmern er es mit ſeinem vollen Herzen nicht gut aushalten konnte, ſondern auf die Terraſſe hinaustrat, um den wunderbaren Duft einzuathmen, den nach dem erquickenden Regen alle Blätter, Blüten und Knospen aushauchten.

„Du warſt recht im Regen,“ ſagte die Mutter unſeres jungen Freundes, „Dein Schirm iſt durch und durch naß, und von Deinem Plaid laufen die dicken Tropfen hinab.“ Beſorgt; wie ſie immer um ihn und ſeine Sachen war, ſtellte ſie den Schirm aufgeſpannt auf die Terraſſe und warf ſeinen Plaid über die nachbarliche Scheidewand, dort ſollte er trocknen, und that das auch recht bald unter den warmen, jetzt wieder hervorgebrochenen Sonnenſtrahlen.

Nachdem er, am Rande der Altane ſtehend, heiße Grüße und Küſſe nach allen Richtungen der Windroſe hin verſandt hatte, ging er mit dem beruhigenden Gefühle, daß ſich wenigſtens einer dieſer ſtummen Zeugen ſeiner Liebe dorthin verloren haben müſſe, wo ſie weile, in ſein Zimmer zurück, um ſeufzend ſeine Bücher vorzunehmen, und trockene Konſtruktionen herzuſtellen und zu berechnen, wobei es ihm aber wiederfuhr, daß er im Spitzbogenſtyl viel mehr weiche Rundungen anbrachte als erlaubt ſind, daß die raſch entworfene ſteinerne Knospe eines Strebepfeilers gegen alle Regeln der Baukunſt ganz das Anſehen einer halbgeöffneten Roſe hatte, und daß die Zacken an eben dieſem Strebepfeiler wie eine zierlich verſchlungene Kette von lauter Z erſchienen.

Auf den Regen war ein heiterer Nachmittag gefolgt und dieſem

ein wunderſchöner Abend. Wie bezeugten Blumen und Blüten ihre Dankbarkeit für das erquickende Naß durch die lieblichſten Düfte, wie hauchten ſelbſt die Blätter Wohlgerüche aus, wie bemühten ſich ſogar alle noch unentwickelten Knospen, ihre Hüllen zu ſprengen und an dieſem wunderbaren Maiabende in's Leben zu treten.

Unſer Freund hatte ſeine Bücher zuſammengeworfen, als er glaubte annehmen zu können, daß es nächſtens im Zimmer zu dunkel werden würde, um ohne Gefahr für ſeine Augen weiter zu ſtudiren, und begab ſich auf die Altane. Er nahm einen Stuhl und ſetzte ſich an die nachbarliche Scheidewand, wobei er mit wahrer Wonne ſanft träumend dem Gewirr der Ranken zu folgen ſich beſtrebte, und ſeine Augen nur hie und da ruhen ließ, wenn ſie auf eine beſonders ſchön geformte Knospe fielen.

Die alte Frau, ſeine Mutter, war ausgegangen, doch ehe ſie das Zimmer verließ, hatte ſie ihn an ſeinen Plaid erinnert und ihn ermahnt, denſelben, da er nun vollſtändig getrocknet ſei, wieder herabzunehmen und hübſch ordentlich im Zimmer aufzubewahren. Daran dachte er jetzt, als er ſich mit dem Kopfe an die nachbarliche Scheidewand lehnte und ſein Haar den wollenen Stoff berührte. Er wandte den Blick aufwärts, um ihn ſanft zu ſich herabzuziehen. Da fühlte er einigen Widerſtand, was wohl daher kommen mochte, daß ſich die Franſen des Tuchs drüben in einen Nagel oder dergleichen verwickelt. Er zog etwas heftiger, ohne daß es etwas genützt hätte. Das Geſcheiteſte, was er deßhalb thun konnte, war, auf den Stuhl zu ſteigen, über die nachbarliche Scheidewand wegzuſchauen, um zu ſehen, wodurch das andere Ende ſeines Plaids zurückgehalten würde. Er konnte dabei auch nicht wohl fürchten gegen ſeine Nachbarn eine Indiskretion zu begehen, da anzunehmen war, es befinde ſich Niemand von dieſen auf der Terraſſe; wenigſtens hatte er keinen Laut vernommen, nicht den Tritt eines Fußes, noch ein geſprochenes Wort oder dergleichen — daneben müßten überhaupt Leute wohnen, die von der Annehmlichkeit einer ſolchen Terraſſe, von dem Schauen in das Blättermeer des Gartens, durchaus keinen Begriff hatten, da ſie ſo wenig Gebrauch davon machten.

Er rückte ſeinen Stuhl dicht an die Wand, er trat hinauf, beugte ſich über die Scheidewand, und fuhr im nächſten Augenblick verwirrt,

faſt erſchrocken zurück, da er ſah, daß die Terraſſe nicht, wie er vermuthet, leer war, ſondern ſo beſetzt, wie er es in ſeinen kühnſten Hoffnungen nicht gedacht. —

Heftiger ſchlug ihm das Herz, als er ſeinen Kopf vorſtreckte, um wieder hinüberzuſchauen. Drüben an der Scheidewand ſtand ebenfalls ein Stuhl, und zwiſchen der Lehne deſſelben und dem Holzwerk, an welches dieſelbe feſt angedrückt war, ſtak ſein Plaid. Auf dem Stuhle aber ſaß daſſelbe junge Mädchen, an die er unaufhörlich gedacht, welche ihm ſein Herz geraubt, die heute mit ihm unter dem Regenſchirm gewandelt war — da ſaß ſie, eine Knoſpe unter anderen Knoſpen. Sie hatte ihr Köpfchen rückwärts an die Scheidewand gelehnt und ſchlief. Dafür ſprachen nämlich ihre geſchloſſenen Augen, ihre regelmäßigen Athemzüge und das ſanfte Wogen ihres Körpers, welches er mit entzücktem Auge betrachtete — o dieſe Knoſpenſtudie! Er hätte ſtundenlang, tagelang da hinabſchauen mögen; zwar drängte es ihn gewaltig, ſie mit einem ſüßen Wort aufzuwecken, aber er fand das richtige nicht: jedes, welches er hätte ausſprechen mögen, erſchien ihm proſaiſch, unpaſſend, und doch konnte er nicht zurücktreten, ohne ihr ein Zeichen ſeiner Gegenwart gegeben zu haben ohne ihr zu ſagen, wie glücklich ihm abermals der Zufall geweſen, wie er ihre Wohnung gefunden, und wie er vor Glück ſich nicht zu faſſen wiſſe, daß nur eine armſelige Scheidewand ihn von ihr trenne. Das Alles wollte er ihr mit einem einzigen Blick ſagen und war überzeugt, daß ſie ihn verſtände.

Er brach eine Roſenknoſpe ab, und, nachdem er ſie geküßt, ließ er ſie auf die Schulter des jungen Mädchens hinabfallen.

Sie ſchrak zuſammen, blickte um ſich, und wäre vielleicht des Glaubens geblieben, die Knoſpe, welche zwiſchen den Falten ihres weiten Ueberrocks verſchwunden war, ſei zufällig auf ſie herabgefallen, wenn er ſich hätte enthalten können leiſe ihren Namen zu rufen.

Da aber mochte ihr Alles wie ein Traum erſcheinen, aber dem Ausdruck ihres Geſichtes nach wie ein ſüßer Traum. Sie ſprang raſch empor, ſie ſtrich lächelnd ihr Haar aus der Stirne, und als er gar ſo herzig und rührend bat, blickte ſie ihn nicht nur mit einem innigen Ausdrucke an, ſondern reichte ihm auch ihre beiden Hände, deren

Fingerſpitzen er mit ſeinen Lippen erreichen konnte, nachdem er ſich ſo weit vorn übergebeugt, daß er faſt über die neidiſche Scheidewand hinweg zu ihren Füßen geſtürzt wäre. Dabei flogen die Antworten raſch hin und her, und es däuchte den Beiden der köſtlichſte Zufall, daß ſie, ſchon lange nur durch eine Roſenhecke mit zahlloſen Knospen getrennt, neben einander gewohnt hätten, ohne zu wiſſen, daß ſie ſich ſo nahe — ſo erreichbar ſeien.

Und dabei können wir nicht verſchweigen, daß der ungeſtüme junge Menſch im Feuer des Geſprächs ihre Hände ſanft an ſich zog, und daß ſie, um ihn nicht in der That herabſtürzen zu ſehen, nachgeben und ſich ihm nähern mußte, was ſie bewerkſtelligte, indem ſie auf den Stuhl ſtieg und die Beiden alsdann — — zwei friſche verlangende Knospen, getrennt von unzähligen andern Knospen, über dieſen, welche ihnen halbgeöffnet im Dämmerſchein des Abends luſtig zuzulauſchen ſchienen, Mund auf Mund die wundervollſten Knospenſtudien machten.

leicht nicht ganz im selben Verhältniß, aber auch ich mußte ein Herz, das mich sehr geliebt, von mir stoßen, auch ich mußte ein Kind, mein eigenes Kind, zurücklassen, und der Unterschied zwischen mir und dir war, daß ich jenes Kind allen meinen Anstrengungen zum Trotz nicht wieder sehen konnte, nie wieder sehen kann, weil es — — — — wie seine Mutter — — in Kummer und Elend verstorben." —

„Dein Bube aber," fuhr der alte Herr nach einer langen Pause mit einem tiefen Seufzer fort, „lebt gesund und munter in Genua."

„So schreibt man mir wenigstens," entgegnete der Neffe.

„Gott erhalte ihn!" —

In diesem Augenblicke öffnete sich langsam die Flügelthüre und der Kammerdiener trat herein und übergab dem alten Grafen ein Schreiben. Dieser riß das Couvert ab, durchflog den Brief und nickte freundlich mit dem Kopfe. „Da lies," sagte er zu dem Neffen, und reichte ihm das Blatt in die Höhe. „So eben kommt mein alter Freund, mein alter lustiger Vicomte von Florenz hier an und wird mich gleich besuchen. Ich freue mich außerordentlich. Man bringe den Herrn, der gleich anfahren wird, augenblicklich zu mir herein!"

Der Kammerdiener verbeugte sich tief und gieng hinaus.

„Eh bien, Eugen, du bleibst noch einige Augenblicke hier, oder hast du was Dringendes vor?"

„Durchaus nichts, Onkel, ich wollte später ein paar Besuche machen, mein Wagen kann unten warten."

„Bon. — Ich freue mich sehr, den alten Knaben wieder zu sehen. So eben rollt eine Equipage unter das Thor; er wird es sein."

Der Blaubart.

Der Blaubart.

Es war einmal ein Kriegsrath und eine Kriegsräthin, die hatten drei Töchter und lebten in einer ſtillen Straße der Stadt, wo ſie im dritten Stocke eines beſcheidenen Hauſes ein für kleine Verhältniſſe anſtändiges Quartier hatten.

Der Kriegsrath war ein langer dürrer Mann, von dem man hätte glauben können, daß, als er ausgewachſen war, ſein Hals noch einen ganz beſonderen Schuß in die Höhe gethan habe; denn dieſer Körpertheil war zu einer unverhältnißmäßigen Länge gediehen, ſo daß ſein Kopf, obwohl er nicht unter der Größe eines gewöhnlichen Menſchenkopfes war, doch verhältnißmäßig wie etwas zu klein gerathen ausſah. — Die Kriegsräthin, obgleich nicht klein zu nennen, hatte mehr in die Breite zugeſetzt und war eine runde behagliche Frau, bei welcher Eſſen und Trinken, ſowie überhaupt alle Pflege, die ſie ſich angedeihen ließ, außerordentlich gut, ja ſichtbar anſchlug. Dazu trug wohl auch ihr Temperament Vieles bei, ihre beſtändige Gemüthsruhe, das heißt beſtändig in Frohſinn und Heiterkeit. Sie nahm die Welt wie ſie war, begnügte ſich mit dem was ſie hatte, ſagte nie Jemand etwas Böſes nach, ſuchte vor allen Dingen die heitere Seite und hatte das Glück, über die geringſten Kleinigkeiten herzlich lachen zu können. Da ſie nach dieſer wahren Schilderung eine ausgezeichnete Frau war, die ihren Mann aufmerkſam und ſanft behandelte, ſeinen kleinen Schwächen nachſah, denn ſelbſt eine Kriegsrath hat kleine Schwächen, ihre Kinder gut erzog, ihrem Hausweſen auf's Beſte vorſtand, ſo kann man ſich denken, daß dieſe Ehe gleichfalls eine vortreffliche genannt werden konnte.

Daß ſich der Kriegsrath und die Kriegsräthin in jeder Beziehung ſo gut verſtanden, lag auch ſchon in der Ungleichheit der beiden Charaktere, denn das Wort des Dichters:

Wo Starkes ſich und Mildes paaren,
Da gibt es einen guten Klang,

iſt ein durchaus wahres Wort. Der Kriegsrath war ſowohl in ſeinem Aeußern wie in ſeinem Innern das ſtrikte Gegentheil ſeiner Frau, und ernſt wie ſeine Geſtalt war auch ſein Charakter, man hätte ſagen können, eine trockene gediegene Maſſe, zuverläſſig und ernſt wie Felſen, der aber von keiner humoriſtiſchen Ader durchzogen war, und auf dem die rieſelnden Bäche des Frohſinns und der Laune nicht im Stande waren heiteres Moos und luſtige Ranken anzuſetzen. Seine Rede war kurz und beſtimmt und ging, abgeſehen von ſeinen nothwendigen Vorträgen im Kollegium, ſelten über das Allernothwendigſte hinaus. Dabei war er übrigens heiterer Geſellſchaft nicht abgeneigt, und wenn er auch zur Belebung derſelben aktiv nicht viel beitrug, ſo war er dagegen paſſiv ein höchſt dankbares Publikum, und wenn ſich bei einer pikanten Anekdote ſeine Mundwinkel etwas Weniges verzerrten, ſo war das für den Erzähler eine größere Belohnung, als wenn ein Anderer aus vollem Halſe lachte. Auch geſchah es hie und da, wenn er ganz beſonders angeregt war, daß er irgend eine wunderbare Bemerkung zum Beſten gab, wunderbar deßhalb, weil eine ſolche, aus des Kriegsraths Munde kommend, als etwas ganz Beſonderes angeſehen wurde, und gewöhnlich Stoff zu irgend einem dankbaren Geſprächsthema bot.

Der Kriegsrath liebte ſchwarze oder wenigſtens dunkle Kleider und trug dazu gerne eine weiße Halsbinde, was indeſſen die Höhe ſeines Halſes durchaus nicht verminderte. — Die Bedächtigkeit und Ruhe ſeines ganzen Weſens zeigte ſich auch am Alter ſeiner Kinder: dieſelben hatten nicht in ſtürmiſch raſcher Folge die Welt betreten, ſondern zwiſchen dem Erſcheinen derſelben lag eine gemeſſene Anzahl von Jahren, ſo daß die jüngſte Tochter Pauline noch mit ihren Puppen ſpielte, während die älteſte, Sophie, als reife Blume aus des Lebens Frühling in den Sommer des Lebens übergetreten war und anfing darüber zu philoſophiren, daß die Beſtimmung eines Mädchens nicht gerade die ſei, dem erſten Beſten, der ſich zeige, ſo gränzenloſes Vertrauen zu

ſchenken, als überhaupt dazu gehöre Jemand zu heirathen. Doch mochte dieſes wohl daher kommen, daß ſich vor einigen Jahren bei Sophie wohl der Erſte aber nicht der Beſte präſentirt hatte: ein ältlicher Oberlieutenant der Infanterie nämlich, der ein paar dutzend Dienſtjahre und Ballſaiſons hinter ſich hatte, und nach Ablauf der erſteren noch ſo furchtbar weit vom Avancement zum Hauptmann entfernt war, daß er dieſes Glück nach menſchlicher Berechnung nicht vor dem Eintritt in das Greiſenalter erreichen zu können hoffen durfte, und der nach der Verrauſchung einer gleichen Anzahl durchtanzter Winter keine Jungfrau bethört hatte, die im Stande geweſen wäre die geſetzliche Kaution zu erlegen, und ihn auf dieſe Art erheirathet hätte, zeigte ſich willfährig durch die Hand des Vaters zur Hand der Tochter zu gelangen, indem er den Wunſch ſeiner Seele ausſprach, durch die Bemühungen des Kriegsraths eine anſtändige Civilverſorgung zu erlangen, an welcher Sophie als ſeine Lebensgefährtin ihren Antheil haben ſolle.

Ueber die Zumuthung eines ſolchen Protektionsverfahrens hatte das Rechtsgefühl des Kriegsraths anfänglich geſchaudert, doch da die Stelle, auf welche der Oberlieutenant ſpekulirte, nicht im Departement des Kriegs zu vergeben war, und er alſo mit den Kollegen eines andern Departements auf die unverfänglichſte Art reden konnte, ihm auch hart zugeſetzt wurde, durch die feuchten, wehmüthigen Blicke ſeiner Tochter, durch ihre ſtillen Seufzer und lauten Bemerkungen, daß man natürlicher Weiſe ſtets bereit ſei für Andere etwas zu thun aber nie für die Seinigen, daß man für ihren Kummer weder Augen noch Herz habe, daß man dem jungen Sekretär, der neulich angeſtellt worden ſei, bereitwilligſt zu dieſer Anſtellung geholfen hätte, damit er ihre Feindin heirathen könne, jene naſeweiſe Perſon, die ſich unterſtanden, ihr neulich zu ſagen, die Schuld, keinen Mann zu finden, liege an den meiſten jungen Mädchen ſelbſt, ſo wurde er nach und nach mürbe gemacht und that ſeine Schritte für den ältlichen Oberlieutenant, der denn auch die Stelle erhielt.

Da begab ſich aber etwas Entſetzliches, das, ſo oft es auch ſchon vorgekommen ſein mag, doch noch nichts von ſeiner Ungeheuerlichkeit verloren hat. Der einſtige Oberlieutenant nahm die Stelle, aber nicht die Hand von Kriegsraths Sophie; er verſchwand ohne ſich wieder

blicken zu laſſen, ja er that noch mehr, er heirathete kurze Zeit darauf eine Metzgerstochter mit ein paar tauſend Gulden Vermögen.

Sophie — hatte das, wie ſie ſagte, nicht anders erwartet, und wenn es anders gekommen wäre, würde ſie ſich wohl bedacht haben, einem Manne ihre Hand zu reichen, der zu einem ſo unſchätzbaren Gute auf dem krummen Wege der Protektion gelangen wollte. — „Nie," ſagte ſie mit großer Entrüſtung und Entſchiedenheit, „hätte ich eingewilligt, das hat er wohl aus meinem Betragen entnehmen können, und deßhalb handelte er wie er that." Sophie, die viel vom Charakter ihres Vaters hatte, beſaß eine große Seele, und war nach kurzer Zeit im Stande, vor Leuten dieſer Geſchichte lachend zu erwähnen. Daß ſie aber, wenn ſie allein war, dieſe Angelegenheit anders auffaßte, war man berechtigt aus der Aeußerung der jüngſten Schweſter, die mit der älteſten in einem Zimmer zuſammenſchlief, zu entnehmen; denn das kleine Mädchen fragte in ſeiner Unbefangenheit zuweilen die Mutter, warum denn Sophie des Nachts ſo oft und ſo heftig weine. — Doch gingen auch die trüben Tage vorüber, die Regenwolken von Sophiens Stirne verſchwanden, und als man nach einiger Zeit erfuhr, der ältliche Oberlieutenant habe ſich dem ſtillen Trunke ergeben und führe keine glückliche Ehe mit der Metzgerstochter, da blickte ſie dankend gen Himmel, und hatte alles Recht zu ſagen, daß ein Mädchen nicht zu vorſichtig in der Wahl ihres Gatten ſein könne. Sie blieb denn auch vorſichtig, die Mutter Kriegsräthin nicht minder, deßgleichen der Kriegsrath, der ſich nach jenem Vorfalle leicht auf die Bruſt tippte, das Kinn bis zum Munde tief in ſeine weite Halsbinde vergrub, und dort, Protektionen betreffend, ein feierliches Gelübde that.

Die eben erwähnte traurige Geſchichte wurde dergeſtalt von guten Folgen für die ganze Familie, und nützte beſonders der zweiten Tochter Eliſe, von der wir noch nicht geſprochen haben. Wenn auch Sophie gerade nicht häßlich war, und das friſche, naſeweiſe Geſicht der Kleinen große Hoffnungen erweckte, ſo war die mittlere Tochter des Kriegsraths mit zwanzig Jahren ein auffallend ſchönes Mädchen, eine Blondine mit dem prachtvollen Teint der Mutter und den dunkeln verſtändigen Augen des Vaters, auch befand ſich in ihr eine glückliche Miſchung ſowohl von dem Charakter der beiden Eltern als auch von deren

Körpergestalt, denn während sie in ihrem hohen schlanken Wuchse dem ernsteren Vater ähnlich sah, hatte sie dabei die vollen runden Formen der ewig heiteren Mutter. So konnte es denn nicht fehlen, daß Elise von Bewerbern der verschiedensten Art umflattert war. Ob sich diese Bewerber um die Hand des jungen Mädchens bewarben, bleibt dahingestellt, doch müssen wir der Wahrheit gemäß versichern, daß sich junge Leute um sie bemühten, denen man keine Protektion angedeihen zu lassen brauchte, um sie in den Stand zu setzen einen eigenen Haushalt zu gründen.

Doch wie vorhin schon bemerkt, hatten der Kriegsrath und die Kriegsräthin durch die traurige Geschichte mit dem ältlichen Oberlieutenant Verschiedenes gelernt, und wenn Letztere auch schmunzelnd zusah, wie auf Bällen die jungen Leute förmlich Queue machten, um von der schönen Elise einen Tanz zu erhalten, so hatte sie ihre Tochter doch so vortrefflich eingeschult, daß, wenn sie derselben nach beendigter Tour die leichte Flormantille umlegte, die Unterhaltung mit dem Betreffenden abgebrochen wurde, und er sich durch die sehr frostige Miene Elisens genöthigt sah, nach einer tiefen Verbeugung krebsartig seinen Rückzug anzutreten. Daß unter solchen Umständen von den gewissen Besuchen am Tage nach dem Balle, wo man sich nach dem Befinden seiner liebenswürdigen Tänzerin erkundigt, oder vom Stehenbleiben auf der Straße zu gleichen Zwecken nicht die Rede sein konnte, versteht sich wohl von selbst, und der gestrenge Kriegsrath hatte feierlich erklärt, irgend ein Verhältniß mit einem jungen Manne solle nicht anders mehr als durch seine Vermittlung abgeschlossen werden, und einem Bewerber, sei es wer es wolle, nur nach geschehenem Heirathsantrag das Haus geöffnet sein.

Diese kriegsräthliche Sentenz war nun allerdings etwas scharf; doch glauben wir annehmen zu dürfen, daß die umsichtige und milder gestimmte Kriegsräthin dieses Ultimatum zu mäßigen verstand, und sie es möglich zu machen wußte, daß Elise einen jungen Mann von guter Familie und solidem Einkommen, der sich lebhaft für sie interessirte und sich auffallend um sie bewarb, irgendwo unter ihrer mütterlichen Aufsicht zu sehen vermochte, und so im Stande war, ein paar süße Worte auszutauschen, ehe er an das Schreibzimmer des gestrengen Vaters

klopfte, um dort in Form Rechtens um die Hand der zweiten Tochter anzuhalten.

So war das Faktum, welches alle Parteien zufrieden zu ſtellen ſchien: der Kriegsrath ſprach von der angenehmen Ehre, welche ihm und ſeiner Tochter durch dieſe Bewerbung wiederfühe, die Mutter lachte unter Thränen, und Eliſe reichte ihrem Verlobten mit etwas abgewandtem Geſicht die Hand, wobei ein tiefer Seufzer ihren Buſen ſchwellte, und ſie ſeinen zärtlichen Händedruck nicht minder herzlich erwiederte. Der Hochzeitstag wurde hierauf auf kürzeſte Friſt anberaumt, denn es war durchaus kein Grund zu längerem Warten vorhanden.

Eliſe befand ſich im ſchönen Alter von zwanzig Jahren, und der Bräutigam, Herr Bärenberg, etwas über zehn Jahre älter, hatte, wie oben erwähnt, ſein gutes Auskommen. Er war Direktor und Mitbetheiligter eines großen Hammer- und Schmiedewerks in einem reizenden Thale des Gebirgs, ſein Aeußeres empfehlend, und nur daß er Wittwer war, hätte ein junges Mädchen allenfalls an ihm ausſetzen können. Seine Wohnung, vielleicht zehn Stunden von der Reſidenz entfernt, befand ſich in einem kleinen, ehemaligen fürſtlichen Jagdſchloß, und die Erzählung von der romantiſchen Lage deſſelben — es war auf drei Seiten von dichtem Walde umgeben, während die vierte auf das Thal niederſah, durch das ſich ein klarer Fluß ſchlängelte und gegen die unabſehbare Ebene verlor — erfriſchte die Phantaſie, und erfreute die Herzen ſämmtlicher Mitglieder der kriegsräthlichen Familie. Herr Bärenberg hatte eine Photographie ſeines Schlößchens kommen laſſen, und da es jeder Bräutigam in der Gewohnheit hat, beſonders vor der Hochzeit und auch noch in der erſten Zeit nach derſelben, die ganze Familie ſeiner Braut dringend zum Beſuche einzuladen, ſo that auch er alſo, und es freute ihn, auf der Photographie die Fenſter bezeichnen zu können, wo Jedes wohnen ſolle.

Sophiens immer noch etwas niedergedrücktes Gemüth richtete ſich an dem Glücke ihrer Schweſter, welche ſie herzlich und innig liebte, zuſehends wieder auf, und obgleich zuweilen Thränen ihren Augen entſtrömten, wenn ſie die junge Braut in ihre Arme ſchloß, ſo waren es doch Thränen der Freude, und wenn ſich dabei ein düſterer Gedanke bemerklich machen wollte, ſo kämpfte ſie dieſen muthig in ihr Herz

zurück. „Ja," sagte sie, „wir wollen Dich häufig besuchen, meine gute Elise, und dann zusammen recht, recht glücklich sein." Bei der Vertheilung der Gastzimmer bestand sie aber gegen ihren zukünftigen Schwager darauf, das obere Gemach eines alten Thurmes bewohnen zu wollen, an welches sich das in späterer Zeit erbaute Jagdschloß lehnte, und der glückliche Bräutigam gab hiezu nicht nur lachend seine Einwilligung, sondern versicherte auch, das bis jetzt noch recht öde Thurmzimmer so komfortabel als möglich einrichten zu lassen. Das Zimmer für den Kriegsrath, wenn er Urlaub erhielte und zum Besuche kommen werde, bestimmte Herr Bärenberg neben der Bibliothek, wo sich eine Auswahl klassischer Werke, besonders der Kriegskunde, befände, und auch die neue Literatur stark vertreten sei. Die Mutter und die kleine Pauline sollten ihre Wohnung im Erdgeschoß haben, wo Erstere den Wirthschaftsräumen, sowie dem ansehnlichen Küchen- und Gemüsegarten nahe wäre, und wo Letztere über eine kleine Treppe in den stark bevölkerten Hühnerhof gelangen könne.

Auf diese Art schienen sich alle Wünsche der Familie wenigstens in der Phantasie verwirklichen zu wollen: Pauline klatschte vor Freuden in die Hände, und sah sich schon im Geiste, Futter streuend, in einem dicht gedrängten Kreise von stolzen Hähnen, naschhaften Hühnern, schreienden Gänsen und ernsthaft daherwackelnden Enten. Die Mutter Kriegsräthin hielt es für ihre Pflicht, gleich bei ihrem ersten Besuche sorgfältig nach der Wirthschaft der jungen Frau zu sehen; denn wenn sie dieselbe auch in Küche und Keller, beim Bügeln und Nähen nach besten Kräften eingeführt hatte, so wußte sie doch aus eigener Erfahrung, daß Praxis und Theorie zwei Schwestern von ganz verschiedenem Charakter sind.

Der Kriegsrath tauchte sein Kinn in die Halsbinde, wie er bei den verschiedenartigsten Gemüthsbewegungen zu thun pflegte, um seine Mundwinkel zuckte etwas wie Lächeln, und er meinte schmunzelnd, sich mit einem vortrefflichen Buche und einer guten Pfeife Tabak obendrein im Schlafrock ergehen zu dürfen, sei ein Körper- und Seelenzustand, nach dem er sich lange gesehnt.

— — Und Sophie? — — In ihrer Phantasie erging sie sich einsam und allein unter dem rauschenden Laube alter Buchen und

Eichen; ſie ruhte am Ufer des murmelnden Baches, wo ſie zierliche Feld- und Waldblumen zu einem Kranze wand. Vielleicht ließ ſie auch irgend eine Blüte in die Flut niedergleiten, und murmelte dabei wie die ſelige Thekla:

Du Himmliſche rufe dein Kind zurück,
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück:
Ich habe gelebt und geliebet.

Auch ſah ſie ſich wohl auf der Zinne des alten Wartthurms ſitzend, und verſetzte ſich träumend in jene Zeit zurück, wo das zarte Burgfräulein dort geharret tagelang, wochenlang, in die Ebene hinausſpähend, ob ſich im Morgenſonnenſtrahl nicht wehende Fahnen und das Blitzen auf Helm und Harniſch zeigen würde — ſtumm und trauernd ſaß ſie ſo, obgleich wohl wiſſend, daß der, den ihr Herz ſehnlich erwartete, niemals wiederkehren könne, da er im Kampf für das heilige Grab oder bei einer ſonſtigen Rauferei gefallen. „Doch würde ich nie da oben ſitzen," dachte Sophie, „ohne Geibel's Gedichte bei mir zu haben," dieſen Seelentroſt für junge und alte verliebte Mädchenherzen.

Es iſt an der Zeit, daß wir auch den Bräutigam Eliſens mit einigen Worten dem verehrten Leſer ſchildern. Daß er Wittwer war, haben wir vorher ſchon erwähnt, doch, da ſeine erſte Ehe ſehr kurz, und wie man ſagte, nicht glücklich geweſen war, ſie ihm auch weder Kinder noch Schwiegermutter zurückgelaſſen, denn erſtere waren nie dageweſen, und Letztere ihrer Tochter vorangegangen, ſo konnte er füglich als ledig betrachtet werden, und wurde es auch ſtillſchweigend, wenn er den Verwandten und Freunden der kriegsräthlichen Familie vorgeſtellt wurde. Wie manche Mädchen nämlich mochte auch Eliſe, ohne gerade zu wiſſen warum, nicht aller Welt ſagen, daß ſie ſich mit einem Wittwer verlobt. Die Idee, als zweite Frau in ein Haus zu kommen, wo eine andere vordem geherrſcht, ſoll zuweilen zu eigenen Ideenverbindungen führen. Man findet da auf Schritt und Tritt Erinnerungen an die Vorgängerin, und hat man dieſe zufälligerweiſe gekannt, ſo kann eine lebhafte Phantaſie ſich auch ſo weit hinreißen laſſen, um erſchreckend zu glauben, die Erſte trete jetzt dort hervor zwiſchen den wohlbekannten Portieren, laſſe ſich auf ihrem Lieblingsplatze nieder, oder ſtöre ſonſt irgendwo, um mit trauriger, ſchattenhafter

Es war wirklich der Vicomte, derſelbe, den wir in Florenz geſehen und der jetzt durch die langen Gänge dahinſchritt. Jedes Zimmer betrachtete er ſich im Vorbeigehen aufmerkſam und ſah nirgends etwas verändert, ebenſo wenig an dem alten Kammerdiener, den er ſchon vor langen Jahren gekannt. Jetzt öffneten die Lakaien die Flügelthüren und er trat eilig in das Gemach.

Der Graf war aufgeſtanden, kam ihm an der Thüre entgegen und umarmte ihn auf's Herzlichſte. Eugen ſchüttelte ihm die Hand.

„Da ſind wir!“ rief luſtig der Vicomte, „kaum vor dem Hotel angefahren, etwas umgekleidet und ſchon hier. Du ſiehſt, daß wir den Dienſt nicht verlernt. Ich ſage den Dienſt,“ wandte er ſich zu dem jungen Grafen, „weil Ihr Oheim ſchon damals Sekretär der Legation war, als ich, ein blutjunger Attaché, dort eintrat. — Wie geht es dir?“

Der Graf zuckte mit den Achſeln, als er ſeinen Freund an den Kaminwinkel führte und auf ſeinen Lehnſtuhl zeigte.

„Alſo immer noch im Kampf mit dem alten Feind?“ entgegnete der Vicomte, „das iſt ſchlimm, mein Freund. Es iſt aber auch wahrhaftig heute ein Wetter dazu draußen, beim heiligen Ludwig, gar auch nichts Neapolitaniſches, man könnte in Rußland ſein!“

„Und du kommſt direkt von Florenz?“ fragte der Graf.

„Allerdings, und bin ſogar durch Rom ohne Aufenthalt gefahren; es war troſtlos in Rom, ebenſo ſchlechtes Wetter. Apropos, Monſieur Eugen, Sie hätten nach Florenz kommen ſollen! Wir haben ein merkwürdiges Stück Saiſon erlebt, ich muß das gelegentlich ausführlicher erzählen, eine ganz verfluchte Epiſode, in deren Folge ein Duell und deßwegen bin ich eigentlich abgereist.“

„Du haſt dich geſchlagen, alter Roué?“

Miene irgend ein Recht in Anſpruch zu nehmen. Bei einer Wittwe dagegen, die ſich auf's Neue vermählt, kommen dergleichen Phantaſieen nicht ſo leicht zur Geltung, da der Wirkungskreis des Verſtorbenen größtentheils außer dem Hauſe war, und in den meiſten Fällen auch das ganze Hausweſen nebſt der Wohnung neugeſtaltet wird. Doch tritt dafür der erſte Mann zuweilen in anderer Weiſe ſtörend auf, da die wieder verheirathete Wittwe bei der geringſten Veranlaſſung uns die Vorzüge ihres lieben Seligen aufzählt, und der zweite im Vergleich zum erſten in ſehr vielen Fällen als eine Muſterkarte aller Untugenden und Fehler erſcheint.

Doch wollen wir nach dieſer kurzen Abſchweifung zu Herrn Bärenberg zurückkehren. Er war ein hübſcher und ſtattlicher Mann, ungefähr zehn Jahre älter als ſeine Braut, was nöthig iſt, um eine Ehe dauernd glücklich zu machen, und zeigte ſchon in Kleinigkeiten einen feſten Charakter, der annehmen ließ, daß er die Herrſchaft in ſeinem Hauſe behalten werde; ſein Geſicht war angenehm, nur etwas bleich, was dadurch beſonders ſcharf hervortrat, daß ſein Haar und Bart von einer ſelten geſehenen Schwärze war. Der Letztere beſchränkte ſich auf ſogenannte Favoris, welche aber nicht nach heutiger Mode zu faſt komiſchen Auswüchſen auf beiden Seiten des Halſes über Halsbinde und Weſte herabhingen, ſondern in einem feinen Streifen ſeine Wangen einrahmten, wobei ſie an den Rändern auf's Feinſte und Sorgfältigſte raſirt waren, ſo daß ſein Kinn bei der erwähnten Stärke und Schwärze ſeines Bartwuchſes ſtets einen bläulichen Schimmer hatte. Was nun an dieſem Geſichte allein nicht ganz angenehm erſchien, waren ſeine dunkeln etwas ſtechenden Augen, welche obendrein von dichten Brauen überſchattet waren, und ſeinem Kopfe, wenn er dieſe Brauen zuſammenzog, was er häufig zu thun pflegte, etwas Finſteres, ja Abſtoßendes gab. Dagegen umſpielte ſeine Lippen meiſtens ein angenehmes heiteres Lächeln, das nur zuweilen in's Sarkaſtiſche überging, und merkwürdiger Weiſe beſonders alsdann, wenn man ihm von dem Glücke ſprach, eine ſo reizende und liebenswürdige Braut gewonnen zu haben.

So kam nun der Hochzeitstag heran, und als am Morgen deſſelben die Mutter begann, ihre geliebte Tochter in den Brautſtaat zu

kleiden, mußte ſich die alte Frau Gewalt anthun und förmlich forcirte Späſſe machen, um nicht ihrer Tochter Sophie zu gleichen, welche an dieſem Tage aus lauter Mitgefühl ganz Thränenweide war. Dennoch flimmerten die Augen der Kriegsräthin, als nun Eliſe herrlich geſchmückt im Glanz ihrer Schönheit mit Myrthenkranz und Schleier fertig daſtand, und als der Bräutigam bleicher als gewöhnlich an der Hand des Vaters eintrat, um die Tochter für immer ihren Eltern zu entführen. Es iſt das ein höchſt ergreifender, feierlicher Moment, und hat für das Mutterherz Aehnlichkeit mit einer andern, allerdings viel traurigeren Ceremonie, denn in beiden gibt es gewiſſermaßen einen Abſchied für's ganze Leben, und in beiden weiß man nicht ganz genau, was die Zukunft bringt.

Vater Kriegsrath war ſchwarz mit weißen Flecken; Letztere wurden gebildet von ſeinen Handſchuhen, der weißen Halsbinde, der unter dem kurzen ſchwarzen Fracke hervorſtehenden weißen Weſte, und von dem aus der Taſche lugenden Zipfel ſeines Schnupftuches. Die Trauung ging in einer benachbarten Kirche vor ſich, worauf Herr und Frau Bärenberg im engſten Kreiſe der Familie, ſo hatte es der Bräutigam gewünſcht, ein kleines Diner zu ſich nahmen, um alsdann in eigenem Wagen nach Hauſe zu fahren. Der Abſchied war ergreifend, ſelbſt die Kriegsräthin wußte keinen Scherz mehr hervorzubringen, Sophie zerfloß in Thränen, und that gerade ſo als ob ſie es ſei, die einen Abſchied auf Nimmerwiederſehen nähme; auch Pauline ſchien von dem allgemeinen Schmerz angeſteckt zu ſein, hielt ſich aber ſo lange, bis ſie die feſten, ernſten Geſichtszüge ihres Vaters in eine zuckende Bewegung kommen ſah, worauf ſie ſich in die Arme ihrer Mutter flüchtete und reichlich weinte.

Endlich ſchien Alles überſtanden zu ſein, die junge Frau wurde von Mutter und Schweſtern nach dem Wagen geführt, und Herr Bärenberg ergriff noch einmal die Hand ſeines Schwiegervaters, der ſie ihm, wie es ſeine Gewohnheit war, mit ſteifem Arme entgegenſtreckte und ſchüttelnd auf- und abbewegen ließ. Ohne der Feierlichkeit des Augenblicks zu nahe zu treten, können wir uns doch nicht enthalten zu geſtehen, daß dieſes Auf- und Abbewegen des kriegsräthlichen Armes etwas von der Bewegung eines Pumpenſchwengels an ſich hatte, und

auch von gleicher Wirkung war; denn der Kopf des Kriegsraths tauchte dabei furchtbar tief in ſeine Halsbinde, und ein paar ſchwere Tropfen rollten aus ſeinen Augen.

„Machen Sie mein Kind glücklich," ſagte er alsdann mit einer Grabesſtimme, denn der Schmerz des Augenblicks hatte ihn aller höheren, milderen Töne beraubt.

„Gewiß," entgegnete der Schwiegerſohn in herzlichem Tone, und ſetzte hinzu, „hoffentlich werden Sie es bald mit eigenen Augen ſehen, wie glücklich wir ſind," dann wiſchte er ſich mit umgekehrter Hand über die Augen und eilte ſeiner jungen Frau nach, die ſtill weinend in der Wagenecke ſaß.

„Leb' wohl, Mama!"

„Adieu, Frau Schwiegermutter!"

„Gott ſegne Euch Beide, kommt glücklich nach Hauſe und laßt bald Gutes von Euch hören!"

„Auch mir mußt Du bald ſchreiben, wie es Dir oben geht, Eliſe," rief das kleine Mädchen, und dieſe und ähnliche Abſchiedsworte, Wünſche und Betheuerungen wurden noch ein paar dutzend Male ausgetauſcht, bis endlich die Pferde anzogen und der Wagen davonrollte.

Sophie allein hatte im letzten Stadium des Abſchieds keine Worte mehr gehabt, ſelbſt nicht einmal mehr Thränen. Sie drehte krampfhaft ihr Taſchentuch zwiſchen den Händen, blickte ſtumm gen Himmel, wobei ihre ganze Haltung etwas Niobe'ſches, Bildſäulenartiges hatte, eine ſchmerzliche Erſtarrung, aus der ſie erſt wieder geweckt wurde durch das Rollen der Räder; dann eilte ſie raſch in's Zimmer zurück, wo ſich der Kriegsrath noch immer befand in der gleichen Haltung, ja ſelbſt noch mit halbausgeſtrecktem Arm, als erwarte er ein nochmaliges Schütteln deſſelben, tief eingetaucht in die Halsbinde, ſonſt aber thränenlos, ſtill und bewegt. Vielleicht hätte er auch ſo einen glücklichen Uebergang in ſeine gewöhnliche ruhige Gemüthsſtimmung gefunden, wenn nicht ſein Vatergefühl durch die excentriſchen Deklamationen ſeiner älteſten Tochter auf's Neue wäre in Anſpruch genommen worden.

Dieſe ſchien über das ſtattgefundene ſchreckliche Ereigniß untröſtbar zu ſein, mochte ſie ſich nun überhaupt unter jeder Ehe etwas Entſetzliches vorſtellen, oder mochte es in dieſem ſpeziellen Falle die in

ihren Augen zweifelhafte Zukunft der geliebten Schweſter ſein, welche ihr hyſteriſches Gemüth ſo furchtbar aufregte, und ſie ſo finſter blicken ließ. Sie hatte Ahnungen und Vorgefühle, welche ſelbſt das Lächeln der nun wieder gefaßt eintretenden Kriegsräthin in der Geburt erſterben ließen, den Vater aber endlich ungeduldig machten, ſo daß er ſich zu den Worten hinreißen ließ, „nun, ſo arg wie Du thuſt, Sophie, kann ich die Sache doch nicht anſehen; es iſt nun einmal die Beſtimmung des Weibes, Vater und Mutter, und alſo auch ihre Schweſtern zu verlaſſen, um dem Manne, dem ſie angehört, zu folgen, und wenn ich es auch begreiflich finde, daß uns, die Zurückbleibenden, das ſchmerzlich berührt, ſo muß man doch in Allem Maß und Ziel halten, und jetzt, da der Augenblick der Trennung vorüber iſt, will ich an das Glück unſerer Eliſe glauben, und hoffe auf ihre heitere, gute Zukunft — ein wahres Glück iſt dabei zu nennen, daß Du, die das ſo furchtbar ſchwer nimmt, vorderhand noch nicht in den gleichen Fall kamſt."

So hart der unglücklichen Sophie, die ja auch, um bildlich zu reden, in Arkadien geboren war, und alſo Anſprüche an das Leben hatte wie jede Andere, dieſe Worte ihres Vaters klangen, ſo hatte doch dieſe bittere Mahnung auch wieder das Gute, daß ſie, ſich tief gekränkt fühlend und wie die Senſitive bei rauher Berührung zuſammenſchauernd, die Schleuſen ihrer Thränen ſtopfte, und ſich zu ſchmerzlichen Betrachtungen in ihr Zimmer zurückzog.

Daß das junge Paar nach Verlauf einiger Stunden glücklich zu Hauſe angekommen war, erfuhr man ſobald als möglich durch einen langen Brief Eliſens, von dem jede Zeile, jedes Wort als Ausdruck der höchſten Zufriedenheit hätte gelten können. — —

Der Winter war vorübergegangen, die Frühling war wieder eingekehrt, und da das kleine Jagdſchloß in der Nähe der Eiſen- und Hammerwerke wie im Schooße dichter Wälder lag, ſo hatte die junge Frau die keimenden Knospen, die ſproßenden Blätter, und alle die wunderbaren Erſcheinungen an Blatt und Blüten in dieſer köſtlichen Zeit, ſo zu ſagen aus erſter Hand, und freute ſich darüber, wie ein Kind ſich über ein neues Spielzeug freut. Ihr war ja auch dieſes wunderbare, jugendfriſche Waldleben gänzlich neu; denn die Bäume, und ſelbſt die Sträucher, die ſie in den Gärten um die Reſidenz

geſehen, hatten ſo etwas Verſtändiges und Ernſtes an ſich, etwas Langweiliges, da ſie vornehmer geworden ſchienen, als ihre Geſchwiſter draußen in Feld und Wald, und es deßhalb ihrem Range als Reſidenzbäume ſchuldig zu ſein glaubten, ein ennuirtes Ausſehen anzunehmen. Schien ihr doch ſelbſt das Grün der jungen Blätter hier viel friſcher zu ſein, und ſah ſie doch in den heiligen ſtillen Wald, wenn ſie Morgens ihre Augen öffnete, ſtatt daß ſie früher graue Mauern vor ſich hatte, verhängte Fenſter und zuweilen verdrießliche Geſichter, die ſich grämlich niederbeugten auf kränkliches Epheu und grämliche Geranien.

Und erſt die Morgenkonzerte hier außen; der vielſtimmige Geſang der luſtig gefiederten Waldſänger, das ſchmetternde Aufwirbeln der Lerche, das Pochen des Spechtes, das eitle Geſchrei eines frühen Kukuks — zwiſchen dieſen Harmonieen klang als Grundbaß das Rauſchen der Mühlwerke und das Klappern der Streckhämmer, und all' dieſen Konzerten konnte ſie ohne Toilette und ohne Eintrittsgeld beiwohnen.

Es waren Briefe der Glückſeligkeit, durch die die junge Frau im Rapport mit ihrem Elternhauſe blieb; ſie hatte ja nicht ſo viel zu thun, um nicht täglich ein paar Stunden mit ihren Angehörigen plaudern zu können, und dabei bekam jeder ſeine Epiſtel; es wurde Jedem geſchildert, was gerade für ihn paßte, und wenn dadurch die einzelnen Schreiben ſehr verſchiedenen Inhalts waren, ſo klangen ſie doch am Ende alle zuſammen aus derſelben Tonart: kommt nur, kommt, ſobald als möglich, da der Frühling jetzt da iſt; es wird Euch hier Alles gefallen, und es wird uns recht glücklich machen. Letzterer Satz wurde häufig durch ein paar herzliche Worte des Herrn Bärenberg bekräftigt, und man kann ſich denken, daß darauf hin die ganze kriegsräthliche Familie die ausſchweifendſten Reiſeprojekte machte, ja der alte Kriegsrath ſelber ſprach antieipando darüber mit ſeinem Departementschef, als er denſelben nach Erhaltung eines neuen Großkreuzes in beſonders guter Laune traf, über dieſen Gegenſtand und meinte, nach zwanzigjähriger urlaubloſer Dienſtzeit doch in dieſem Sommer einmal Anſpruch auf einige Wochen Freiheit von den Feſſeln ſeines Schreibtiſches machen zu können.

Daß auf die Briefe Eliſens eben ſo viele Antworten gegeben wurden, verſteht ſich von ſelbſt, beſonders war darin die Kriegsräthin

unermüdlich, und ließ es an Rathſchlägen und praktiſchen Anweiſungen nicht fehlen; auch ſandte ſie der jungen Haushaltung eine Menge Dinge, die in ihrer Wirthſchaft entbehrlich geworden waren, oder mit denen eine junge Haushaltung noch nicht recht verſehen iſt, eben weil ſie eine junge Haushaltung iſt, als zum Beiſpiel kleine Speiſekammervorräthe, an denen man im Frühjahr ſo froh iſt, Konſerven und Eingemachtes aller Art; doch wurden die Sendungen nur als Tauſchobjekte behandelt, und dafür kamen wilde Enten zurück, Schnepfen und Erzeugniſſe des Geflügelhofes, vom Ei an bis zum gemäſteten Huhn.

Die Briefe der jungen Frau kamen ſelbſtverſtändlich nach den erſten Monaten ihrer Ehe nicht mehr ſo zahlreich, wie früher, beſonders nicht an Vater und Geſchwiſter, denen ſie mit ein paar Worten ſchrieb, „ich kann Euch mein Glück nicht jedesmal wiederholen, aber kommt nur ſelbſt und ſeht;“ der Mutter dagegen ſchrieb ſie ſo häufig als früher, und wenn auch dieſe Briefe gleich herzlich blieben, ſo war doch die junge Frau ruhiger in ihrem Glücke geworden, und das ſprach ſich auch in ihren Zeilen aus: Ihr Mann, ſchrieb ſie, bleibe ſich gleich in ſeiner Liebe und Aufmerkſamkeit; natürlich könne ſie nicht verlangen, daß er den ganzen Tag mit ihr ſcherze und lache, dafür ſei er Geſchäftsmann, und ſeine Geſchäfte meiſtens ſehr ernſter, wichtiger, auch wohl verdrießlicher Natur. „Morgens nach unſerem Frühſtück verläßt er mich, geht in die Fabrikgebäude, und da iſt denn oft ſo viel zu thun, daß er nicht immer im Stande iſt unſere Eſſenszeit einzuhalten. Daran habe ich mich aber gewöhnt, und bin, Dank Deinen Ermahnungen, liebe Mutter, dann um ſo froher, wenn ich ihn aus dem Walde hervor auf unſer Haus zugehen ſehe.“

„Anfangs bat ich, ihn zuweilen an der Fabrik abholen zu dürfen, doch hat er das nicht gerne, und mit vollem Rechte, wie ich jetzt einſehe; es ſind da unten ſo viele rohe und wilde Geſellen. Häufig würde ich ihn auch gar nicht finden, da er zuweilen nach den Eiſengruben hinaus reitet, und an ſolchen Tagen geſchieht es dann wohl, daß unſere Suppe ſtatt um ein Uhr erſt um vier Uhr auf den Tiſch kommt. Das iſt für eine Hausfrau gerade nicht angenehm, aber man gewöhnt ſich auch daran.“

Ein andermal ſchrieb Eliſe an ihre Mutter: „Ich hätte doch jetzt

nach vier Monaten geglaubt, unſer Haus ganz genau zu kennen, denn Du kannſt Dir denken, daß es mir ein wahres Vergnügen macht, alle Räume zu durchſuchen und Alles auf's Genaueſte zu durchſtöbern, mein Mann forderte mich ja dazu auf, und gab mir alle Schlüſſel; doch war es mir bei der eigenthümlichen Bauart des kleinen Jagdſchloſſes mit ſeinen Thürmen und Vorſprüngen entgangen, daß ſich neben unſerem Schlafzimmer noch ein anderes Gemach befand. Im Geiſte ſehe ich Dich lachen, liebe Mutter, und höre Dich kopfſchüttelnd ſagen: das hätte ich in den erſten Tagen entdeckt; aber wenn Du einmal hierher kommſt, liebe Mutter, und Dir das ganze Haus anſiehſt, wirſt Du mir Recht geben. Dieſes Gemach befindet ſich nämlich in dem mittleren Stockwerke des alten, dicht am Hauſe ſtehenden Thurmes, und das große Fenſter, durch welches daſſelbe erhellt ſein muß, ſchien mir unabhängig von unſerer Wohnung in dem eben erwähnten Thurme zu ſein. In dem Thurme ſelbſt war ich bis jetzt noch nicht, da mein Mann die alte morſche Treppe dort neu machen läßt, um, wie er lachend ſagt, ein würdiges Söllergemach einzurichten für den Beſuch des Burgfräuleins Sophie.

„Aber höre, wie ich zur Entdeckung jenes Gemaches kam. In unſerem Schlafzimmer ſteht ein alter, ungeheuer großer Kleiderſchrank aus Eichenholz, in welchem ich neulich etwas ſuchte, was ich lange nicht finden konnte, weßhalb ich mit den Händen in allen Ecken des weitläufigen Möbels herumtaſtete, und ſo an der Rückwand deſſelben hinten in der Ecke an einen Knopf ſtieß und abſichtslos auf denſelben drückte. Denke Dir nun aber mein Erſchrecken, als der Schrank, nachdem ich kaum gedrückt, anfing, durch Federkraft ſich langſam zu drehen; ich kann Dich verſichern, liebe Mutter, ich war ſo erſchrocken, daß ich zurückfuhr und auf meinen Stuhl niederfiel. Die ganze Sache kam mir ſo geheimnißvoll, ja übernatürlich vor, und erſt, als der Schrank nach einer Viertelswendung wieder ruhig ſtand, wagte ich es, in weiten Bogen ſcheu um ihn herumzugehen und dann hinter ihn zu blicken —. Da entdeckte ich nun eine Thüre, die in ein Nebenzimmer führen mußte, und nicht nur feſt verſchloſſen war, ſondern von deſſen Schloſſe man auch noch die Griffe weggenommen, und die dadurch entſtandene Oeffnung ſorgfältig mit Holz verſtopft hatte. Obgleich ich nun, wie ich

Dir eben geſchrieben, ganz zufällig das Geheimniß dieſes Schrankes entdeckte, und man mir ganz gewiß nicht den Vorwurf der Neugierde machen konnte, ſo erſchrak ich doch, als in dieſem Augenblicke mein Mann in's Zimmer trat, und um ſo mehr, als er ſeine Augenbrauen finſter zuſammenzog und mich mit einem ſo barſchen Tone, wie ich ihn bisher noch nie an ihm gehört, fragte: ‚Was machſt Du da?' Ich erzählte ihm der Wahrheit gemäß den ganzen Hergang, worauf er lächelte, aber es war kein Lächeln heiter und offen, wie ich es bisher an ihm geſehen. ‚Ach ja,' ſagte er alsdann in gleichgültigem Tone, ‚ich hatte vergeſſen, Dir das zu ſagen: es iſt dort ein großes Thurmzimmer, das auch noch einen Eingang von drüben hat, und welches ich benutze, um Rumpelwerk, allerlei zerbrochene Geſchichten, beſonders aber Theile von Maſchinenmodellen aufzubewahren. — Du kannſt Dich aber beruhigen, liebes Kind, die Thüre hier iſt feſt verwahrt und lange nicht mehr geöffnet worden; auch hat der Schrank ſeit Jahren ſeinen Platz nicht mehr verlaſſen.'

„Die haſtige Art, mit der mein Mann gegen ſeine Gewohnheit mit mir ſprach und auch den Kleiderkaſten wieder an ſeine Stelle brachte, befremdete mich etwas, beſonders aber, daß er mir ſagte, die Thüre ſei ſeit Jahren nicht mehr geöffnet worden und der Schrank habe lange ſeinen Platz nicht verlaſſen; denn in dieſe Worte ſetze ich meinen Zweifel, und Du wirſt mir Recht geben, wenn ich Dir ſage, daß weder an der Thüre zum Nebenzimmer noch an der Rückſeite des Kleiderkaſtens Staub und Spinnengewebe und dergleichen zu ſehen waren, doch ich ſchlage mir das aus dem Sinne und will nicht mehr daran denken."

Die Kriegsräthin las dieſen Brief mit größter Ruhe durch und hatte anfänglich die Abſicht, denſelben ihrem Gemahl, wie ſie meiſtens, nicht gerade immer, zu thun pflegte, zur Durchſicht zu übergeben. Dießmal aber faltete ſie ihn ruhig zuſammen und ſprach kopfſchüttelnd und lächelnd ein von den meiſten Frauen beliebtes, großes Wort gelaſſen aus: „Die Männer brauchen nicht Alles zu wiſſen." „Mein Schwiegerſohn," ſetzte ſie nach einer Pauſe mit ſich ſelbſt redend fort, „braucht bei ſeinem großen Geſchäfte mehr als eine Rumpelkammer, und da er ſchon eine Zeitlang wieder als Junggeſelle gelebt hat, ſo

mag es darin wohl ſo unordentlich ausſehen, daß er ſich vor ſeiner Frau ſchämt — und wenn ich hinaufkomme, will ich mich des Gemaches annehmen und da Ordnung ſchaffen — eine Kleinigkeit das, faſt ein Vergnügen," ſagte ſie kopfaufwerfend und ſetzte nach einem längeren Nachſinnen hinzu, „aber mit meinem Kriegsrath davon zu reden, Gott ſoll mich bewahren; was der in dieſer einfachen Geſchichte für Geſpenſter ſehen würde: ein alter Kleiderſchrank, welcher ſich auf den Druck einer Feder bewegt, dahinter eine Thüre, die zu einem Gemache führt, das man jahrelang nicht mehr geöffnet — o, er wäre bei ſeiner Phantaſie im Stande, daraus eine förmliche Kriminalgeſchichte zuſammenzuſetzen — nein, nein, ich ſchweige darüber."

Und es war auch gut, daß ſie gegen den Kriegsrath ſchwieg, aber ſie hätte auch ihrer Tochter Sophie nichts davon ſagen ſollen, um nicht beunruhigt zu werden; denn dieſes empfindſame Mädchen wiegte ihr Haupt bedächtig hin und her, ſeufzte etwas Weniges und ſagte alsdann mit einer gepreßten Stimme, „das iſt doch ſeltſam, Mama; ſolche Geheimniſſe, meine ich, ſollte ein Mann nicht vor ſeiner Frau haben, und wenn Du es Dir genau überlegſt, ſo wirſt Du mir zugeben müſſen, es iſt das ein ſehr geheimnißvolles Geheimniß, ſo plötzlich neben ſeinem Schlafzimmer eine alte Rumpelkammer zu entdecken. — Gehört eine alte Rumpelkammer neben ein Schlafzimmer? Meiner Anſicht nach gewiß nicht. Und ſind wir auch ſicher, daß das verſchloſſene Gemach wirklich eine Rumpelkammer iſt?"

„Nun, was ſollte es ſonſt ſein? vielleicht eine Speiſekammer oder ein Tanzſaal?"

„Das wäre ebenſo unpaſſend," entgegnete Sophie mit großer Entſchiedenheit, „als neben dem Schlafzimmer eine Rumpelkammer zu haben, von der die Frau nichts weiß — mich ſoll man überhaupt nicht überreden, daß es eine Rumpelkammer iſt."

„Das wäre auch vergebliche Mühe, Dich zu etwas überreden zu wollen," antwortete die Mutter ungeduldig, die den harten Kopf ihrer Tochter kannte, „aber ſage mir um des Himmels willen, warum ſoll es nicht das ſein, was Dein Schwager ſagt."

Sophie zuckte auffallend hoch und lang mit den Achſeln, ehe ſie ſich herbeiließ eine Antwort zu geben, dann ſagte ſie: „warum es

meiner Schweſter verheimlichen, wenn es in der That nichts Anderes iſt? Ich an Eliſens Stelle hätte mir augenblicklich dieſes geheimnißvolle Thurmzimmer öffnen laſſen, um ſelber nachzuſehen — — ich fürchte," ſetzte ſie nach einem längeren Stillſchweigen hinzu, „Eliſe läßt ſich tyranniſiren."

„Sieht denn Dein Schwager aus wie Jemand der tyranniſiren will?"

„Das kommt auf die Augen an, mit denen man ihn betrachtet; Eliſe und auch Du freilich habt in ihm von Anfang an nur einen Ausbund aller vortrefflichen Eigenſchaften erblickt. Du lieber Gott, und Ihr mögt auch vielleicht recht haben, wie kann ich, ein unerfahrenes Mädchen, darüber entſcheiden; nur ſoviel darf ich mir vielleicht erlauben zu ſagen, daß ich zuweilen einen Ausdruck ſeiner Augen bemerkt habe, und ein höhniſches Lächeln, das mir kalt in's Herz ſchnitt — Du wirſt ſchon ſehen, Mama."

„Ich bitte Dich, Sophie," entgegnete die gute Frau ärgerlich, „laß mich aus mit Deinen düſteren Prophezeiungen, man ſollte faſt glauben, Du mißgönneſt Deiner Schweſter ihr Glück."

„Ich, meiner Schweſter etwas mißgönnen, und beſonders — das Glück? O, Mama, Du kennſt mich nicht." Sie blickte bei dieſen Worten gen Himmel oder vielmehr an die Zimmerdecke empor, während ein etwas verächtliches Lächeln um ihre Mundwinkel ſpielte.

Wir können es aber nicht läugnen, daß dieſe Unterredung ein bitteres Gefühl zurückließ in dem Herzen der ſonſt ſo argloſen Kriegsräthin, und daß ſie das Geſpräch mit ihrer Tochter, als ſie darauf allein in ihrem Wohnzimmer ſaß, mit ſich ſelbſt fortſetzte, und wir müſſen noch hinzufügen, daß ein Brief Eliſens, der ungefähr vierzehn Tage ſpäter einlief, ſie leider veranlaßte, ſich die Bemerkungen Sophiens lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen.

„Ach liebe Mutter," ſchrieb die junge Frau Bärenberg, „Du wirſt mich ausſchelten, wenn ich Dir ſage, daß ich meine Neugierde nicht unterdrücken konnte, um zu erfahren, ob das verſchloſſene Gemach neben unſerem Schlafzimmer in der That eine Rumpelkammer ſei; aber dieſe Neugierde war ſo unbezwinglich und mächtig, daß ſie mir Tag und Nacht keine Ruhe ließ: wo ich ging und ſtand, oder, wenn ich

„Ich mich eigentlich nicht, nur ſekundirt gegen einen jungen charmanten deutſchen Offizier, den ich mit hieher geſchleppt. Es war eine ganz fabelhafte Geſchichte. Doch das ein andermal. — Ich hätte Euch den jungen Deutſchen gleich hieher gebracht, aber ich wußte nicht, ob die Allergnädigſte — verzeih' mir, lieber Freund, daß ich mich nicht nach dem Befinden deiner hochedlen Duchesse erkundige.“

Der Graf lächelte ſarkaſtiſch gegen die Gluth. „Ich hoffe,“ ſagte er nach einer Weile, „daß ſie ſich wohl befindet, genau aber kann's ich wahrhaftig nicht ſagen?“

„Alſo immer noch dieſelbe Geſchichte?“

„Nicht ganz — wir ſind ſeit heute geſchieden.“

„Ah, da gratulir' ich!“ ſagte lachend der Vicomte. „Dieſe Ehe war für dich keine Roſenkette, und ich bin überzeugt, du wirſt im Ganzen genug haben und zu keiner anderen eine Diſpenſation nachſuchen. — Aber was geſchieht heute Abend bei Euch? — Gar nichts? — Du bleibſt zu Hauſe, und Eugen —?“

„Ich kann mich bei dem naſſen Wetter nicht auf die Straße wagen,“ ſagte der Graf „und du unſteter Geiſt, willſt du mit einem kleinen Souper à trois vorlieb nehmen, oder vielmehr à deux? Denn Eugen hat noch einige Beſuche zu fahren?“

„Verſteht ſich von ſelbſt!“ lachte der Vicomte, „ich mach' heute Abend den Krankenwärter, und wenn Eugen ſpäter, vielleicht um elf Uhr, ſo freundlich iſt, mir im Café de l'Europe ein Rendez-Vous zu geben, bin ich ihm ſehr dankbar dafür, denn ich kann unmöglich ſo früh zu Bette gehen. — Sie werden da auch,“ fuhr er zu dem jungen Grafen gewendet fort, „meinen jungen Offizier kennen lernen, und zwei andere Deutſche, die ich ebenfalls in Florenz ſah, ein Graf Alfons von B., und ein Baron von C., angenehme, charmante Leute. Der Eine war mein Gegenſekundant.“

allein in meinem Schlafzimmer ſaß, ja ſelbſt im Traume ſah ich eine verſchloſſene Thüre vor mir, und bemühte mich eine Oeffnung zu finden, wodurch ich in das Nebengemach gelangen konnte. Mehrmals ſprach ich auch mit meinem Mann darüber, doch gab er mir mit einem eigenthümlichen Lächeln immer ſehr kurze Antworten darauf, und ſagte: „Später einmal kannſt Du dort nach Belieben umherſtöbern, und ſo lange bleiben, wie Du willſt, für jetzt aber iſt es noch mein Geheimniß, und ich bin von Dir, meiner verſtändigen Frau, überzeugt, daß, wenn ich Dir die Schlüſſel zu dem Nebenzimmer geben würde, Du daſſelbe doch nicht gegen meinen Wunſch beträteſt.“ Nach einer ſolchen Unterredung ſah ich denn auch jedesmal ein, daß mein Verlangen recht kindiſch ſei und lachte über mich ſelber — — — — — — — — — aber, liebe Mutter, ich weiß nicht, woher es kommt, ich kann in der letzten Zeit nicht mehr ſo herzlich lachen wie früher, zuweilen überfällt mich ein unbeſtimmtes Gefühl von Unruhe, ja von Angſt, ſo daß ich an's offene Fenſter eilen muß, und es mir wohl thut, wenn ich dort die friſche Waldluft einathme. — —

„Aengſtige Dich aber nicht über meine Worte, ich bin nicht krank, nur ſind meine Nerven ſeltſam aufgeregt, aber nicht ſo, daß es mich gerade immer unglücklich macht; denn wenn ich auch jetzt, ohne zu wiſſen warum, traurig und verſtimmt bin, ſo durchzieht mich gleich darauf wieder ein ſolch' unnennbares Gefühl des höchſten Glückes, daß ich nicht im Stande wäre, es Dir zu beſchreiben, dann liegt eine Zukunft vor mir, ſo klar und ſonnenhell, ſo ohne jeden Schatten, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als daß ich die Thränen, die mir in die Augen treten, vor lauter Glück und Seligkeit reichlich über mein Geſicht hinabtropfen laſſe. — Iſt das nicht ſeltſam, liebe Mutter?

„Aber, um wieder auf meine unbezwingliche Neugierde zu kommen, und was daraus folgt, ſo muß ich Dir ſo gut als möglich mittheilen, was ich gethan: Es war am Morgen nach einer Nacht, in der ich einen garſtigen Traum hatte. Denke Dir nur, mir träumte das alte dumme Märchen vom Blaubart, und es war mein Mann, der, ehe er wegritt, mir einen goldenen Schlüſſel zum Nebenzimmer gab, aber ausdrücklich verbot, daſſelbe zu betreten; doch folgte ich ihm nicht, das heißt, Alles im Traum, liebe Mama, vielmehr hatte ich kaum gehört,

wie ſich der Hufſchlag ſeines Pferdes auf dem weichen Waldboden verloren, als ich raſch den goldenen Schlüſſel gebrauchte, die Thüre öffnete und hineintrat. Doch denke Dir mein Entſetzen, als ich im nächſten Augenblick keinen Boden mehr unter meinen Füßen fühle, ſondern tief, tief hinabſtürze in ein unheimliches finſteres und feuchtes Gewölbe. O, wie war ich ſo froh, als ich von dieſem Sturze erwachte und dann fühlte, daß ich nur geträumt habe. Zufälligerweiſe nun ritt mein Mann am andern Morgen in das benachbarte Städtchen, und kaum war ſein Pferd zwiſchen den Bäumen verſchwunden, ſo überfiel mich eine ſolche Unruhe, daß ich, um nicht augenblicklich ſich den Schrank wegdrehen zu laſſen, und nach einer Oeffnung in der verſchloſſenen Thüre zu ſuchen, mein Schlafzimmer verließ, es abſchloß und den Schlüſſel der Katharine gab. So, dachte ich, zwinge ich mich ſelber und zähme meine Neugierde — aber ſie war ſtärker als meine guten Vorſätze. Ich ging eine Stunde in den Garten ſpazieren, ſetzte mich dann mit einem Buche in der Hand auf die Moosbank unter den erſten Bäumen des Waldes, von denen aus man unſer Haus ſieht, verſuchte aber vergeblich zu leſen, denn die Buchſtaben tanzten vor meinen Blicken, und wenn ich die Augen ſchloß, ſah ich die geheimnißvolle Thüre. Es zog mich wie mit Gewalt in's Haus zurück, und wenn ich mich auch zurückhalten wollte, ſo flüſterte mir eine Stimme zu, ſieh' doch nach, damit endlich einmal Deine quälende Unruhe aufhört: wie wirſt Du ſo glücklich ſein, wenn es wirklich eine Rumpelkammer iſt, ja ſelbſt, wenn Du es fändeſt, wie Du es im Traume geſehen, daß es von Deinem Schlafzimmer tief in den Thurm hinabginge, wäreſt Du zufrieden, und würdeſt Deinem Manne die kleine Nothlüge verzeihen, die er ja doch nur angewandt, um Deine Einbildung nicht durch das Wähnen eines leeren, wüſten Raumes zu erſchrecken — nun, und ich bin ja ebenſo die Frau des Hauſes, wie er der Herr deſſelben iſt. — Was ſoll ich Dir, liebe Mama, weiter von dem Für und Wider ſchreiben, das durch meine Seele zog; genug, ich ließ mir meinen Schlüſſel wieder geben, hatte aber dabei recht deutlich das Gefühl meines Unrechts, als Katharine ſagte, ich ſähe ſo blaß aus. In der That trugen mich kaum meine Füße, als ich die Treppe hinanſtieg, und oben angekommen, mußte ich mich tiefathmend niederſetzen, um erſt wieder

zu Kräften zu kommen; dann aber war der Schrank raſch auf die Seite gedreht, mit einem kleinen Bohrer, den ich mir ſchon lange zu dieſem Zwecke verſchafft, zog ich eines der Holzpflöckchen aus der Thüre und ſah — — ach, liebe Mama, ich ſah, daß mein Mann nicht die Wahrheit mit mir geſprochen, was mir um ſo unbegreiflicher war, da er mir eine wahre Schilderung von dem Nebengemache hätte machen können, das heißt von dem, das ich durch die kleine Oeffnung, an der mein Auge ruhte, ſehen konnte. Etwas freilich erſchreckte mich, doch reden wir lieber nicht darüber — — oder ſpäter, ich ſah nämlich in ein großes, gut eingerichtetes Zimmer, das wahrſcheinlich recht freundlich geweſen wäre, wenn nicht die herabgelaſſenen Vorhänge das Gemach mit einem etwas düſteren Lichte erfüllt: das Zimmer hatte eine ziemlich helle Tapete, bequeme Möbel, unter Anderem einen großen Lederfauteuil und ein breites, weiß überzogenes Bett, von dem ich aber trotz meiner Anſtrengung nur die untere Hälfte ſehen konnte; es war etwas hoch gebettet, und da, auf der weißen Decke, bemerkte ich etwas — — doch ich wollte es Dir eigentlich nicht ſagen, bis ich mich überzeugt, ob es in der Wahrheit ein rothes Band war, denn ſo ſah es aus, obgleich man es auch für Blutflecken hätte halten können. — Lange konnte und mochte ich nicht hineinſchauen, denn ich fühlte mich ſo ſchwach, wie noch nie in meinem Leben, und ſah den Augenblick voraus, wo ich vor der Thüre in Ohnmacht fallen würde, und das iſt keine Uebertreibung, liebe Mama, — denn kaum hatte ich das Holzpflöckchen hineingeſchoben, und den Schrank wieder vor die Thüre gedreht, als es mir ſchwarz vor den Augen wurde, ich gegen mein Bett zuſchwankte und auf demſelben lag, als ich wieder zu mir kam. Katharine ſtand vor mir, rieb mir weinend die Schläfe mit Eſſig und erzählte mir alsdann, ſie wäre zufällig in's Zimmer gekommen, als ſie bemerkte, daß ich von dem Bette auf den Boden hätte ſinken wollen. Uebrigens war dieſe Ohnmacht raſch vorübergegangen, und als ich nach einer Stunde wieder aufſtand, fühlte ich nichts mehr davon, doch bemerkte ich dann erſt zu meinem Schrecken, daß ich mir, wahrſcheinlich beim Hineindrücken des Holzpflöckchens, meinen Finger blutig geritzt, und zwar ſo arg, daß ich ihn verbinden mußte, um das Blut zu ſtillen. Was ſollte ich darüber meinem Mann ſagen, als er Nachmittags nach

Hauſe kam, denn mit ſeinem ſcharfen Auge mußte er die kleine Wunde augenblicklich entdecken. Glücklicherweiſe erzählte ihm Katharine, als er vor dem Hauſe vom Pferde ſtieg, in ihrer Geſchwätzigkeit von meiner Ohnmacht, worauf er in ein paar Sprüngen die Treppe heraufeilte, leiſe die Thüre des Zimmers öffnete, und mich alsdann erregt, wie ich ihn nie geſehen, und zärtlich beſorgt in die Arme nahm, ja auf's Herzlichſte meine Augen küßte, als ich zu weinen anfing, und mich mit tauſend Schmeichelworten verſicherte, dieſer Anfall habe gar nichts zu ſagen, aber er wolle es doch ſo einrichten, daß er in der nächſten Zeit nicht mehr genöthigt ſei länger vom Hauſe wegzubleiben; die Verwundung am Finger, die er ſogleich ſah, nahm er als durch meinen Fall verurſacht an, nur ein einziges Mal war es mir, als ſchaue er mit einem eigenthümlichen Blick nach dem alten Kleiderkaſten. — Beunruhige Dich aber nicht, liebe Mama; was ich Dir ſo eben geſchrieben mit dem verſchloſſenen Zimmer, wird gewiß ſeine guten Gründe haben, und bin jetzt feſt überzeugt, daß es rothe Bänder waren, die ich geſehen, und keine Blutflecken."

Dieſer Brief war wohl geeignet, die Heiterkeit der Kriegsräthin, mit der ſie jedesmal den Brief ihrer Tochter in Empfang nahm, bedeutend zu dämpfen, und ſo geſchah es auch in der That. Sie ließ das verhängnißvolle Schreiben in ihren Schooß niederfallen, und dachte mit ernſtem Geſichte über den Inhalt nach. Wenn ihr, als einer praktiſchen und geſcheidten Frau, auch Manches erklärlich war, und ſie daſſelbe als ganz natürlich anſah, ſo war ihr dagegen die Geſchichte mit der geheimnißvollen Thüre wichtig genug, um darüber voll Unruhe nachzudenken. Dabei trug es nicht zur Beſänftigung ihrer aufgeregten Stimmung bei, daß Sophie gerade in's Zimmer trat, und als ſie mit ihrem ſcharfen Auge einen Brief ihrer Schweſter gewahrte, wie ein Stoßvogel darauf losfuhr, und trotz der Einreden ihrer Mutter triumphirend las.

„Siehſt Du wohl?" ſagte ſie alsdann, und ſchlug mit der rechten Hand heftig auf das Blatt, „ſiehſt Du wohl, wie meine Befürchtungen gerechtfertigt waren? — — arme Eliſe! Glaubſt Du noch nicht, Mama, daß ſie in die Hände eines herzloſen Tyrannen gefallen iſt? O, dieſe Männer! Keiner hat ein Herz, ſelten iſt einer im Stande, das

zarte Gemüth eines weiblichen Weſens zu verſtehen, und es ſchonend, wie es ſein ſoll, zu behandeln. O, Mama, ich halte es für meine Pflicht, zu meiner Schweſter zu eilen und ihr rathend zur Seite zu ſtehen."

„Das wäre mir ein rechter Unſinn," erwiederte die Kriegsräthin mit großer Ruhe, „Du mit Deinem empfindſamen, unpraktiſchen Weſen wäreſt wohl im Stande da helfend einzugreifen. Ueberlaß das Leuten, die etwas davon verſtehen. Daß Eliſe ein wenig ſchwarz ſieht, finde ich ganz natürlich, und die Geſchichte mit dem verſchloſſenen Zimmer wird ſich auch noch ſicher aufklären."

„Könnte ich nur ſeinen Blick vergeſſen," ſprach die reiſe Jungfrau mehr zu ſich ſelber, als zu ihrer Mutter, „jenen Blick, mit dem er oft lauernd um ſich ſchaute, und dabei das höhniſche Zucken ſeiner Mundwinkel."

„Vergiß das Alles ſo gut Du kannſt," erwiederte die Kriegsräthin „und überlaß uns dieſe Angelegenheit, ſei aber ſo gut und ſprich nicht, darüber; es iſt nicht nothwendig, Deinen Vater zu beunruhigen."

Dieſen dringenden Wunſch ihrer Mutter erfüllte Sophie übrigens nur ſehr bedingungsweiſe; denn wenn ſie ihrem Vater auch nicht gerade die ganze Geſchichte erzählte, ſo ließ ſie doch zuweilen Aeußerungen fallen, die den guten Kriegsrath nach und nach ſtutzig machten, und zu weiteren Nachfragen veranlaßten. So kam es denn, daß er endlich ſeine Frau ernſthaft aufforderte, ihm die letzten Briefe Eliſens vorzulegen. Nachdem er ſie geleſen, ſchüttelte er ſehr ernſthaft mit dem Kopfe, legte die Hände auf den Rücken, und ſagte ſeine Meinung in der Art eines Selbſtgeſprächs, wie er oft zu thun pflegte, und von dem er hie und da einen Satz durch eine fragende Wendung an ſeine Frau richtete.

„Wozu braucht man überhaupt in einem Hauſe," meinte er, „heimliche Gemächer, die beſtändig verſchloſſen ſind, und angeblich als Rumpelkammer dienen? Oder, warum ſagt man ſeiner Frau nichts davon und erregt ihren Verdacht, indem man ſie durch das Schlüſſelloch zufällig ſehen läßt, daß es keine Rumpelkammer iſt, ſondern ein ehemaliges Schlafzimmer mit herabgelaſſenen Vorhängen? — Findeſt Du darin einen Sinn, mein Kind?"

„Ich kann mir ſeine Abſicht bei dieſer Verheimlichung allerdings

auch nicht erklären," warf die Kriegsräthin dazwischen, „doch halte ich unsern Schwiegersohn für einen Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes, und bin überzeugt, er hat seine Gründe dafür, die Elise schon erfahren wird, wie er ihr ja auch gesagt."

„Was die Blutflecken anlangt," fuhr der Kriegsrath düster fort, „so könnte man denken, unsere Tochter habe sich allerdings getäuscht und es sei ein rothes Band gewesen — doch mußt Du auch nicht vergessen, daß in diesen alten Schlössern oftmals geheimnißvolle Sachen vorfielen, die eben solche Spuren hinterließen."

„Aber Bärenberg würde diese Spuren vertilgt haben, wenn er wirklich so etwas vorgefunden."

„Mit dieser Aeußerung," entgegnete der Kriegsrath, indem er stehen blieb, um tief aus seiner weißen Halsbinde hervor seine Gattin anzuschauen, „bringt man uns auf die Höhe der Situation: fand man allerdings derartige Spuren vor, so würde man sie vertilgt haben, oder wäre anzunehmen, oder vielmehr man könnte annehmen, oder noch besser, mit Grund zu Argwohn wäre man vielleicht berechtigt anzunehmen, diese Spuren, welche da sind, seien nicht vorgefunden worden, sondern erst später entstanden, und das würde allerdings diese Sachen etwas düster und verwickelt machen."

„Lieber Mann," entgegnete die Kriegsräthin mit scheinbarer Unbefangenheit, jedoch mit etwas zweifelhaftem Lächeln, „jetzt spricht aus Dir der ehemalige Auditor, der über einen Aktenstoß brütet und sich die größte Mühe gibt, den verhängnißvollen Faden aufzufinden. Ich will Dir was sagen, mein Lieber, Du hast mich immer Deine praktische Frau genannt, und ich glaube mich dieses Namens einmal wieder recht würdig zu machen, wenn ich mich in der nächsten Zeit aufmache, um Elisen zu besuchen: sei versichert, ich komme schon hinter das Geheimniß dieses verschlossenen Zimmers."

Der Kriegsrath zog lang und hörbar den Athem in sich hinein, senkte alsdann, wieder langsam auf und ab gehend, seine gedankenvoll gefurchte Stirn tief auf die Brust hinab, und erwiederte nach einer längeren Pause: „Im Grunde hast Du recht: Bärenberg hat Dich so oft und dringend eingeladen, die Sommertage sind angenehm, sie laden zum Reisen ein, und für alle Fälle gebe ich Dir gewichtige Schreiben mit

an den Oberamtsrichter jenes Bezirks, dessen Namen ich mich von früher erinnere, und der Dir im Nothfalle mit Rath und That an die Hand gehen würde."

So wurde denn die Reise der Kriegsräthin beschlossen, da aber diese gute Frau ihr Haus seit langen Jahren nicht mehr verlassen, so vergingen ein paar Wochen, ehe ihre Vorbereitungen so weit gediehen waren, daß sie sich im Stande sah, den Tag ihrer Abreise festzusetzen. Wer weiß aber, ob dieser Tag nicht noch mehrmals hinausgeschoben worden wäre, wenn nicht ein Umstand die Kriegsräthin veranlaßt hätte, ihre Abreise so viel als thunlich zu beschleunigen. Elise hatte nämlich nach jenem von uns erwähnten Briefe noch ein paarmal, und dann immer nur sehr wenige Zeilen geschrieben, durch die unverkennbar ein Hauch der Trauer wehte, und dann war auffallender Weise eine Zuschrift des Herrn Bärenberg eingelaufen, worin er sagte, seine Frau befände sich nicht ganz wohl, das Schreiben greife ihre Nerven an, weßhalb er mit Vergnügen ihre Korrespondenz besorge.

Sophie versäumte nicht, das unter dem Verdächtigen als das Allerverdächtigste zu finden. „Elise," sagte sie, „die so gerne schreibt, meine starke und gesunde Schwester, sollte in wenigen Monaten so weit herunter gekommen sein, daß es ihr Mühe macht die Feder zu halten, um an ihre Eltern zu schreiben. Und doch glaube ich Alles, was der Herr Schwager sagt," setzte sie mit einem hysterischen Lächeln hinzu, „heruntergekommen wird sie allerdings sein, wenn sie überhaupt noch lebt; aber wodurch kann sie in so kurzer Zeit heruntergekommen sein, das frage ich, aus welchem Grunde kann die gute, heitere, lebenslustige Elise in so kurzer Zeit so ernst und traurig geworden sein, wie aus ihren letzten Briefen hervorgeht? Das möchte ich erfahren."

Die Kriegsräthin wechselte einen bezeichnenden Blick mit ihrem Mann, dann gab sie ihrer Tochter zur Antwort: „Es gibt Dinge, die man Dir bei Deinem gewiß nicht kleinen Verstande dennoch nicht genügend erklären kann; glaube mir aber, daß es besser wäre, wenn Du Deine ewigen Aufhetzereien bleiben ließest, und Deiner Mutter zutrautest, daß sie schon selbst in dieser Sache klar sehen wird — also in acht Tagen, nach unserer großen Wäsche, die ich nothwendig vorher abhalten muß, reise ich ab."

Und ſo geſchah es auch. Nachdem die Wäſche wieder in Schränken und Kaſten untergebracht war, verließ die Kriegsräthin, wenigſtens halbberuhigt, mit dem Eilwagen die Reſidenz, und ſchrieb auch ſchon nach zwei Tagen, daß ſie glücklich angekommen ſei, daß ſie glaube, Bärenberg habe ſich recht gefreut ſie zu ſehen, daß es Eliſen recht ordentlich ginge, und daß ſie, die Mutter, in ein paar Tagen den ausführlichſten Bericht einſenden würde über Alles, was ihr intereſſant erſcheine, und gewiß auch über das geheimnißvolle Zimmer.

Aber dieſer ausführliche Bericht blieb aus: es vergingen acht Tage, vierzehn Tage, drei Wochen, die Kriegsräthin ſandte keine Zeile, nicht als ob man während dieſer ganzen Zeit ohne Nachricht von Eliſen geblieben wäre, im Gegentheil, Herr Bärenberg ſchrieb pünktlich von Woche zu Woche, und ſagte in dieſen Schreiben, es ginge Alles vortrefflich, der Kriegsräthin gefiele es außerordentlich auf dem Lande, doch machten ſich beide Frauen, Mutter und Tochter, ſo viel in der Haushaltung zu ſchaffen, daß ſie gar nicht zum Schreiben kämen.

Dieſe Briefe gab Sophie, ſobald ſie ſie geleſen, ihrem Vater mit einem ſtummen, vielſagenden Blick zurück, und wenn er ſich darauf zuweilen achſelzuckend gegen ſie wandte, ſo ſagte ſie kopfnickend, und mit einem unbeſchreiblichen Lächeln um ihre dünnen Lippen: „Natürlich, reden darf ich nicht, wie es mir um's Herz iſt, ſonſt heißt es, ich verläumde, hetze auf, aber der Tag wird noch kommen, wo man mir Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber zu ſpät — zu ſpät — arme Eliſe!“

Da ſie bei der Abweſenheit ihrer Mutter freie Hand hatte, ihre liebevollen Anſichten über den Schwager und das häusliche Glück ihrer Schweſter preiszugeben, ſo braucht bei ihrer Gemüthsſtimmung, bei ihrem Haſſe gegen die ganze Männerwelt wohl kaum erwähnt zu werden, daß ſie davon die umfaſſendſte Anwendung machte, und daß es ihr vollkommen gelang, den ſonſt ſo ruhigen Kriegsrath in eine quälende Unruhe hineinzujagen. Hatte ſie doch etwas Furchtbares erfahren und nicht verſäumt, dieſes ihrem Vater zur geeigneten Zeit mitzutheilen: Eine alte treue Nähterin nämlich, eine etwas geſchwätzige Perſon, unter deren geſchickter Hand die Ausſteuer Eliſens entſtanden, und die lange Jahre in dem kriegsräthlichen Hauſe aus- und eingegangen war, hatte es ſich nicht nehmen laſſen, dieſe Ausſteuer bei der

Verheirathung ihres Lieblings, Eliſens, mit dem Packwagen ſelbſt nach der neuen Heimat der jungen Frau zu geleiten, und dort für das Unterbringen der Unmaſſen Leinwand u. ſ. w. ſelbſt Sorge zu tragen. Sie war acht Tage damit beſchäftigt geweſen, und äußerte ſich im Allgemeinen über das Haus, wo Eliſe wohnen ſollte, über die Einrichtung deſſelben, die Dienerſchaft und Aehnliches ziemlich wohlwollend. Nur war es damals ſchon Sophien aufgefallen, daß die alte Nähterin mit einem Seufzer häufig den Wunſch wiederholte, Eliſe möge mit ihrem Manne doch auch recht glücklich werden. Die zartfühlende Schweſter hatte anfänglich den bezeichnenden Seufzer zu dieſem Wunſche nicht beachtet, nicht verſtanden, jetzt aber erinnerte ſie ſich mit einer wahren Gier deſſelben. Sie machte die Alte bei einer guten Taſſe Kaffe vertraulich, ließ ſich auf's Neue von der Umgebung Eliſens erzählen, brachte die Rede geſchickt auf Herrn Bärenberg, und als ſie mit großer Befriedigung jetzt den gewiſſen Seufzer wieder vernahm, ſeufzte ſie auch ihrerſeits, ſpielte auf ein getrübtes Verhältniß an, entlockte der Nähterin zuſtimmende Aeußerungen, forſchte und bohrte weiter mit einer unglaublichen Geſchicklichkeit, und erfuhr dann endlich, daß ihr Schwager mit ſeiner erſten Frau durchaus nicht glücklich gelebt, daß man von heftigen Szenen wiſſe, die zwiſchen Beiden vorgefallen, und daß das Ende der armen, unglücklichen Frau ein außerordentlich raſches geweſen ſei.

Daß Sophie, als ſie ihrem Vater hierüber Mittheilung machte, nichts that, um das Gehörte durch irgend einen Zuſatz zu mildern, oder auch nur hinzugeſetzt, das Ganze ſei ein vages Dienſtbotengeſchwätz, verſtand ſich bei ihrer angenehmen Gemüthsſtimmung von ſelbſt; im Gegentheil, ſie drückte ihre Hände krampfhaft zuſammen, blickte den armen Kriegsrath tief ſeufzend an, und ſagte, langſam mit dem Kopfe nickend: „Und einem ſolchen Ungeheuer hat man meine unglückliche Eliſe überliefert! Gott, wie danke ich dir, daß du es in deiner Gnade gefügt, mich mit einem Manne zu verſchonen.“

Wir wollen es nicht verrathen, daß der Kriegsrath in dieſem Augenblicke ſtill in ſich hinein denſelben Gedanken ausſprach, aber im Namen des jungen Männergeſchlechts, denn ſeine Tochter Sophie erſchien ihm in ihrer Gehäſſigkeit höchſt unliebenswürdig.

„Ha," rief er aus, indem er ſein Kinn frei und ſtolz aus der umhüllenden Halsbinde erhob, „ſollte man doch glauben, dieſer gute Bärenberg ſei in der That ein Wärwolf, ein mörderiſcher Blaubart? — Lächerlichkeiten ohne Ende. Ich werde meiner Frau ſchriftlich tüchtig den Kopf waſchen, daß ſie mir nicht ſelbſt ſchreibt, oder daß ſie nicht wenigſtens Eliſe veranlaßt, ihren Briefwechſel mit uns fortzuſetzen."

„Die Aermſte," erwiderte Sophie mit einem Blicke gen Himmel, „wenn ſie überhaupt noch im Stande iſt zu ſchreiben, wenn wir überhaupt noch eine Zeile von ihrer Hand zu ſehen bekommen."

„Albernes Geſchwätz, das ich mir verbitte," rief entrüſtet der Kriegsrath, „und das Du wenigſtens nicht loslaſſen ſollteſt in Gegenwart Deiner kleinen Schweſter, die Dich mit großen Augen anſieht und nicht weiß, was ſie von all' dem dummen Zeug zu halten hat."

Und in der That blickte Pauline, die auf einem Schemel am Fenſter ſaß und an einem Strumpfe ſtrickte, ziemlich verwundert auf, als ihr Vater und Sophie ihre Stimmen ſo laut erhoben, was namentlich der Erſtere ſonſt nicht zu thun pflegte.

„Ich muß mich wahrhaftig an dieſes Kind wenden," fuhr der Kriegsrath feierlich fort, „um in ihrer kindlichen Antwort eine Beruhigung zu finden gegen Deine gehäſſigen Reden. Nicht wahr, Pauline," wandte ſich der einigermaßen geängſtigte Vater an das kleine Mädchen, „Du magſt Deinen Schwager leiden, Du freuſt Dich, ihn zu beſuchen?"

„Ja, wenn er Eliſe nichts zu Leide gethan hat," gab dieſe zur Antwort, wobei ſie mit wichtiger Miene emſig fortſtrickte.

„Was ſoll er ihr zu Leide gethan haben?" rief der Kriegsrath heftig entrüſtet, „wer ſagt dergleichen dummes Zeug?"

„Unten in der Küche ſprechen ſie davon," erwiederte Paulinchen, „und ſie ſagen, er wäre der Blaubart."

„Nein, das iſt zu toll," rief der Vater, die Hände zuſammenſchlagend, „ſolchen Unſinn vorzubringen, ſolch' elende Dummheiten auszuſprengen über einen Mann, von dem ich, der Vater, weiß, daß er meine Tochter außerordentlich liebt."

„Abgemacht!“ ſagte der junge Graf, „es bleibt dabei. Lieber Oheim, ich wünſche Ihnen eine gute Nacht!“

„Adieu, mein Sohn!“

Der Graf Eugen verließ leiſe das Gemach, ſchritt die Treppen hinab und warf ſich in ſeinen Wagen, der noch immer unter den Orangebäumen hielt. Droben hörten die beiden alten Herrn das Fortrollen deſſelben.

Da die Beiden nun allein waren, ſo ſprachen ſie von vergangenen Zeiten und tauſchten, was ſie in den letzten Jahren erlebt, gegenſeitig aus. Sie hatten ſich vielleicht in acht Jahren nicht geſehen und in der Zeit war ſchon Manches vorgefallen, was den Einen und den Andern auf's Höchſte intereſſirte.

Sie hatten ein kleines feines Souper eingenommen und ſaßen nun vor dem Kamin, alte Tage, alte Leiden und Freuden recht vergnüglich ins Gedächtniß zurückführend.

„Wie war es doch mit der bewußten Geſchichte?“ fragte der Vicomte, „du weißt jener Geſchichte, die dir ſo viel zu ſchaffen gemacht, mit jener Deutſchen und ihrer Tochter?“

„Meiner Tochter?“ ſagte gedankenvoll der Graf, „ja das iſt eine traurige Geſchichte.“

„Du haſt etwas darüber erfahren?“

„Genug, mehr wie genug! Sie ſind Beide todt — Mutter und Kind!“

„Ah!“

„Ich hatte in der That ſo ſchöne Hoffnungen auf das kleine Mädchen geſetzt, je mehr ſich lindernde Zeit zwiſchen jene Tage ſchob, je mehr ſchwanden meine Skrupel, je größer wurde meine Sehnſucht nach dem Kinde. O hätte ich früher beſtimmtere Schritte gethan! aber wie ich anfieng, mich gern meiner eigenen Sache anzunehmen, war es zu ſpät. Jetzt iſt alle Hoffnung

„Im Gegentheil, au contraire,
Der Blaubart liebt sein Weib nicht mehr.“

rezitirte das kleine Mädchen altklug ein Sprüchlein, das sie ebenfalls in der Küche oder sonst wo gehört.

„Nun denn, in's Himmels Namen,“ rief der Kriegsrath in höchster Ungeduld, „so wollen wir uns Alle mit eigenen Augen überzeugen, wie es da droben steht — und wenn — doch nein,“ unterbrach er sich selbst, „wie kann ich als ein erwachsener Mensch, als ein verständiger Mann und Beamter, solchen Unsinn in meinem Kopfe beherbergen.“ Er sagte das allerdings in einem sehr entschlossenen Tone, doch vermied er dabei seine Tochter Sophie anzuschauen, um deren Lippen etwas zu sehen war wie ein triumphirendes Lächeln.

„Auf Dein dummes Gerede hin,“ fuhr der Vater nach einer Pause fort, „würde ich wahrhaftig nicht daran denken, nur einen Fuß zum Hause hinaus zu setzen, aber Seine Excellenz der Herr Kriegsminister sprachen mir gestern davon, daß es jetzt eine passende Zeit sei, um mit meinem Urlaubsgesuch zu kommen. So will ich's denn auch thun, und gebe Euch beiden acht Tage Zeit, um Eure Sachen in Ordnung zu bringen.“

„Und ich soll auch mit zum Blaubart?“ fragte das kleine Mädchen halb ängstlich, halb erfreut, doch setzte sie, ohne eine Antwort abzuwarten, entschlossen hinzu: „Nur wenn Papa mitgeht und Du, Sophie, da habe ich keine Angst, mich frißt er doch zuletzt, und ohne Euch möchte ich auch nicht mehr da sein.“

Die acht Tage gingen vorüber wie Alles in der Welt, der Urlaub war bewilligt, die Sachen der beiden Mädchen eingepackt, und an einem schönen Herbstmorgen, denn der Sommer war unterdessen vergangen, hielt Morgens um sechs Uhr ein Lohnkutscher vor dem Hause des Kriegsraths, um die Familie von dannen zu führen. Sie brachen bei so guter Zeit auf, um vor Abend den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen, denn es war bis dahin ungefähr zehn Stunden, und unterwegs mußte auch den Pferden Zeit zum Fressen und Ausruhen gegeben werden.

Die Gegend, durch welche man fuhr, war so herbstlich schön und malerisch ausgeschmückt, wie sich eine erbleichende Kokette je noch

ſchmücken kann, indem ſie ihre Toilette verziert mit den Tauſenden rother und gelber Blätter, mit dem Alles vergoldenden Sonnenſtrahl auf dem Hintergrunde des klarſten dunkelblauen Himmels.

„Ach, wie iſt die Welt ſo ſchön," ſeufzte Sophie, „und wie iſt es ſo traurig, daß dieſe wunderbare Welt mit ſo furchtbaren Charakteren bevölkert iſt, und blutig gefärbt wird von grauenhaften Verbrechen — o Gott! — lieber nicht leben, als ſo gedrückten Herzens."

Dieß ſchien jedoch am heutigen Tage nicht der Fall beim Kriegsrathe zu ſein, wenigſtens bemerkte man an ſeinem Benehmen während des Vormittags, auch im Verlaufe des Mittageſſens, und in den erſten Nachmittagsſtunden nichts an ihm von einem gedrückten Herzen; im Gegentheil, er war ſo heiter, wie man ihn lange nicht geſehen, und es that ihm wohl, wie er heute ſchon ein paar Dutzendmal geſagt, ſtatt des Aktenſtaubes Gottes herrliche Luft einathmen zu können.

„Und da, inmitten der Wälder wird's —" noch beſſer ſein, wollte er ſagen, noch ſchöner, ja förmlich poetiſch, doch ſchnitt ihm ein Blick auf ſeine Tochter Sophie, die ihm ganz im vernichteten Bewußtſein einer geknickten Lilie gegenüber ſaß, das Wort vom Munde, und ließ ihn mit einem ſtillen Seufzer der Ergebung ſchließen.

Als ſie endlich ihrem Ziele näher und näher gerückt, als der Kutſcher ihnen einen weißen Punkt als das Jagdſchloß bezeichnete, wo Herr Bärenberg hauste, da verdüſterte der Gedanke an ſeinen Schwiegerſohn, der alle Anlagen zu einem wirklichen Blaubart hatte, die helle Seele des bis jetzt ſo glücklichen Beamten. Vielleicht wurde er in der That von den geängſtigten Weibern da oben als Retter ſehnlichſt erwartet, vielleicht erkletterte jetzt eine derſelben den hohen Wartthurm, um hinauszuſchauen nach den helfenden Brüdern, während der Blaubart unten ſein furchtbares „komm' herab!" erſchallen ließ.

Sie kamen näher und näher; es ging furchtbar geſchwind mit dieſen doch ſo müden Gäulen. Jetzt trat der ſchwere Thurm des Schloſſes mit ſeinem grauen Gemäuer deutlich hervor auf dem grünen Waldhintergrunde, und jetzt rief die kleine Pauline, welche von den Dreien das ſchärfſte Auge hatte: „Sieh', Papa, auf dem Thurme dort ſcheint Jemand zu ſein, eine Geſtalt, die wie mit einem weißen Tuche winkt."

Und ſo war es in der That; man ſah da oben etwas wie eine Figur mit einem weißen, flatternden Gewande, die ſich auffallend hin und her bewegte.

„Seltſam," murmelte der Kriegsrath, und blickte fragend in die Augen ſeiner älteſten Tochter, welche dieſelben aber ſtarr auf den Thurm und die Geſtalt gerichtet hielt, und alle ihre Sehkraft anſtrengte, um in derſelben ihre arme Mutter oder ihre unglückliche Schweſter zu entdecken.

— Ha! mit einem Male war ſie verſchwunden, die Geſtalt nämlich, und gerade, als ſie in dem nächſten Augenblick ſo nahe kommen mußten, daß ſie deutlich unterſcheiden konnten, welche der beiden bejammernswerthen Frauen ihnen hülfeflehend die Hände entgegenſtreckte.

Sophie wußte nichts Beſſeres zu thun, als die Augen mit ihrem Sacktuche zu verdecken; ſie hätte ſich auch gerne die Ohren verſtopft, denn ſie fürchtete irgend einen gräßlichen Schrei zu hören, und während der Kriegsrath etwas ſtarren Blickes der Entwicklung all' dieſer Räthſel entgegen ſah, war die kleine Pauline die Einzige, welche ſich über die ſchöne, maleriſche Lage des Schloſſes freute.

Jetzt fuhr der Wagen durch den Thorbogen und hielt an der geöffneten Thüre des alten Wartthums. Sophie hatte ſchon vorher den Wagenſchlag geöffnet, ſprang hinaus, und eilte, von einem richtigen Inſtinkt getrieben, ſo raſch als ſie konnte die hohen Treppen hinauf, um vielleicht doch noch etwas beitragen zu können zur Rettung der unglücklichen, ſo eben räthſelhaft verſchwundenen Geſtalt. Eilig kletterte ſie höher und höher, ſo daß ihre Kniee zitterten, und daß ſie Mühe hatte Athem zu holen. Oben führte die Treppe gegen eine Thüre, die nur angelehnt war, weßhalb ſie dieſelbe haſtig aufſtieß und in ein kleines Thurmgemach ſtürzte, wo ſie aber, ſich rings umſchauend, weder die Geſtalt von vorhin noch ſonſt irgend etwas Lebendes erblickte. Das Zimmer war übrigens wohnlich und hübſch eingerichtet, und das geöffnete Fenſter zeigte wie eingerahmt ein Stück der weiten ſchönen Ebene. Doch war jetzt wahrlich keine Zeit um Ausſichten zu betrachten; ſie wandte ſich raſch wieder gegen den Ausgang des Zimmers, um vielleicht eine Treppe höher zu finden, was ſie ſuchte, als ſie bemerkte, daß die Thüre von außen zugedrückt wurde, als ſie hörte, daß man einen

ſchweren Riegel vorſchob, und als ſie ſah, wie ſich ein Paar Augen an einer kleinen vergitterten Oeffnung eben dieſer Thüre zeigten. Auch ließ ſich der zu dieſen Augen gehörende Mund mit tiefer, heiſerer Stimme vernehmen und ſprach alſo: „Der Herr dieſes Schloſſes hat erfahren, daß es Euch, hochedle Jungfrau, gelungen iſt, hinter ſeine ſo wohl verwahrten Geheimniſſe zu kommen, und beſchloß, Euch hier oben in Gewahrſam zu halten, bis er Zeit finden wird, Euch die nöthige Aufklärung zu geben; ein Imbis nach gehabter anſtrengender Fahrt wird wohl nicht nöthig ſein, da Alles raſch vorübergeht."

Vernichtet ſank die unglückliche Jungfrau auf ihren Stuhl, blickte thränenden Auges hinaus in die von den Strahlen der Abendſonne goldig beſchienene Landſchaft. „Jetzt wäre der Augenblick gekommen, wo ich ſehnſüchtig ſpähen müßte nach aufwirbelndem Staube, nach glänzenden Harniſchen, ſtrahlenden Helmen und funkelnden Schwertern — aber vergebens," ſprach ſie weiter, „wer wird meiner gedenken, die hier oben einſam und gefangen iſt; welch' treues Herz ſchlüge ſchneller, wenn es von meinem Unglücke hörte? ach keines — keines, und das iſt gerade der Jammer."

— — — — „So komme denn, Wüthrich — Ungeheuer," rief ſie mit der ganzen Entſchloſſenheit einer deutſchen Jungfrau, „ſende Deine Schergen, ich will mit Standhaftigkeit ertragen, was das Schickſal mir beſtimmt."

— — — — Kopfſchüttelnd hatte der Kriegsrath geſehen, daß ſeine ältere Tochter raſch entſchloſſen in dem Wartthurm verſchwand, und da er überzeugt war, daß deren entſchloſſener Charakter mit allen Schrecken, die dort oben vielleicht ſein möchten, fertig werden würde, zog er Pauline aus dem Wagen, allerdings einigermaßen verwundert, daß noch immer Niemand zu ſeinem Empfange erſcheine als ein alter Diener mit einem etwas finſteren Blick, der mit einer ſtummen Verbeugung den Haupteingang in's Schloß zeigte. Dort auf der Treppe, die in den unterſten Stock führte, erſchien nun allerdings Herr Bärenberg mit überraſchter Miene über den unverhofften Beſuch, auch reichte er ſeinem Schwiegervater die Rechte, die dieſer übrigens etwas zögernd annahm, und murmelte von vielem, unverhofftem Vergnügen. Droben traten ſie in ein geräumiges Zimmer ein; der alte, mürriſche Diener,

der ebenfalls gefolgt war, nahm hier die Hand der kleinen Pauline, flüſterte ihr ein paar Worte zu, und führte ſie darauf durch eine Nebenthüre in ein anderes Gemach.

Der Kriegsrath blickte dem kopfſchüttelnd zu, und erſt als ſich die Thüre hinter ſeiner letzten Tochter geſchloſſen, und er einen lauten, wie es ihm ſchien, ängſtlichen Ruf derſelben vernahm, wandte er ſich haſtig an ſeinen Schwiegerſohn, und ſagte mit einigermaßen erregter Stimme, „aber ſagen Sie mir um's Himmels Willen, was ſoll das Alles bedeuten? Meine Frau, zuerſt durch Klagen meiner Tochter und dann durch deren Stillſchweigen beunruhigt, reist hieher, und ſtatt uns zu berichten, was ſie hier Eigenthümliches gefunden — ich wollte ſagen, wie ſich Eliſe befindet, läßt trotz unſeres wiederholten Schreibens keine Zeile von ſich vernehmen. Wir eilen — ich geſtehe es, Herr Schwiegerſohn, mit nicht ganz ungerechtfertigter Beſorgniß hierher, und finden einen ſeltſamen Empfang; auf dem Wartthurm ſehen wir eine Geſtalt, die uns zu winken ſcheint und dann verſchwindet, und weder meine Frau noch meine Tochter läßt ſich vor uns erblicken; ein grämlicher Diener entführt meine kleine Pauline, und Sie, Herr Schwiegerſohn, ſtehen ſtumm vor mir, und befleißigen ſich eines fatalen, unmotivirten Stillſchweigens."

Darauf ſtrich ſich der alſo Angeredete, indem ein ſeltſames Lächeln auf ſeinen finſtern Zügen ſpielte, mit der Hand über ſein glattraſirtes Kinn, wo die nicht zu vertilgenden Ueberreſte des ſchwarzen Bartes auffallend blau durch die weiße Haut ſchimmerten, und antwortete nach einer langen, beängſtigenden Pauſe: „Was wollen Sie, mein werther Herr Schwiegervater? ſo iſt nun einmal der Empfang im Hauſe des Blaubarts, und damit ich Sie in dieſem fürchterlichen Hauſe, langſam wie es ſich gehört, von Schrecken zu Schrecken führe, ſo erſuche ich Sie mir zu folgen. — Belieben Sie zu bemerken", fuhr er in trockenem Tone fort, „daß dieſes Gemach, wo wir uns gerade befinden, ein Vorzimmer iſt, in dem ich meine unglücklichen Schlachtopfer zu empfangen pflege; dort rechts iſt eine größere Halle, wo man bei fröhlichen Veranlaſſungen zu ſpeiſen pflegt, und wenn wir — ich bitte, mir zu folgen — das anſtoßende Gemach durchſchritten haben, ſo gelangen wir, wie Sie ſehen, in das Schlafzimmer des fürchterlichen Blaubarts.

Treten Sie beruhigt ein, alle Spuren ſeiner grauſamen Verbrechen ſind getilgt.“

Der überraſchte und einigermaßen verblüffte Kriegsrath wußte nicht wie ihm geſchah, und was er von dieſen ſonderbaren Reden zu halten habe. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müſſen wir geſtehen, daß er etwas befangen in das Schlafzimmer trat; deſſen ganze Einrichtung er aus einem Briefe Eliſens kannte. Dort war auch der geheimnißvolle Schrank, und auf dieſen ſchritt Herr Bärenberg zu, wobei er mit düſterem Tone ſprach, „dort iſt die gewiſſe Thüre, an der ich die Neugierde meiner Frauen zu prüfen pflege, und da auch Eliſe dieſe Probe nicht vollkommen glänzend beſtand, ſo ſehen Sie mit eigenen Augen, was weiter daraus erfolgte.“

Mit einer leichten Kraftanſtrengung drehte er den ſchweren Kaſten von ſeiner Stelle, öffnete dann die Thüre in's Nebenzimmer ſo weit als möglich, und lud durch eine Handbewegung ſeinen Schwiegervater ein näher zu treten.

Dieſer machte ſo kleine Schritte, als er nur immer machen konnte, und es wechſelte mit jedem Schritte die Stimmung ſeines Gemüthes. Seine anfängliche Furcht ging in ein gelindes Hoffen über, als er ſtatt eines düſteren Gemaches ein angenehm erhelltes Zimmer ſah, von dem weiße, leuchtende Vorhänge den grellen Sonnenſtrahl abhielten. Dieſes Hoffen verwandelte ſich bei dem nächſten Schritte, den er vorwärts that, in die angenehme Gewißheit, daß ſein Schwiegerſohn, der Blaubart, doch keiner von jenen allzu blutgierigen Blaubärten ſei, welche gleich ganze Familien auszurotten pflegen; denn an ſein Ohr ſchlug das heitere Lachen ſeiner kleinen Tochter Pauline, die in ihrer luſtigen Laune ganz das Ebenbild der Mutter war, und von dieſer im nächſten Augenblicke accompagnirt wurde. — Durch Staunen und Hoffnung glitt hierauf das Herz des Kriegsraths, als er auf der Schwelle des geheimnißvollen Zimmers ſtand, zur innigſten Freude, ja zu wahrem Entzücken über, als er hier ein Familienbild ſah, wie er's ſich nur in ſeinen kühnſten Phantaſieen ausgemalt, dabei aber immer ein Fragezeichen gemacht, welches bedeuten ſollte, ob ihm hienieden wohl ein ſolches Glück beſcheert ſein würde. — Und es war Alles Wahrheit, was er ſah, keine Täuſchung der Sinne, keine trügeriſchen Zauberbilder.

Da saß seine geliebte Tochter Elise in einem breiten Fauteuil, lächelte ihm auf's Liebevollste zu und streckte ihm beide Hände entgegen. Sie sah ganz gut aus, die junge Frau Bärenberg: ihre Augen leuchteten vor Glück und Seligkeit, nur waren ihre Gesichtszüge von einer interessanten Blässe bedeckt.

Hinter dem Fauteuil stand die Kriegsräthin strahlend vor Wonne, und dunkelroth vor unterdrücktem Lachen. Später sagte sie oft, sie wäre in diesem Augenblicke fast erstickt an einem krampfhaften Lachanfall, den sie gewaltsam hätte niederhalten müssen, so äußerst komisch wäre das Gesicht ihres Gemahls gewesen.

Für dessen Augen aber lag die Hauptanziehungskraft im Anblick der kleinen Pauline, die zu den Füßen ihrer Schwester auf einem kleinen Schemel saß, und auf ihren Knieen einen kleinen Erdenbürger hielt, der sich im höchsten Staate eines weißen Kissens mit blutrothen Bändern befand — o, diese blutrothen Bänder!

Das Erste, was der Kriegsrath nach all' diesen gewaltigen Gemüthsbewegungen that, war, daß er mit beiden Händen seinen Schwiegersohn am Kragen faßte, ihn derb schüttelte, dann mit komisch verzogenem Gesichte in des Blaubarts seltsam funkelnde Augen schaute, und daß er hierauf seiner kriegsräthlichen Würde so ganz und gar vergaß, um dem Schwiegersohn zwei schmatzende Küsse auf die Wangen zu drücken. Dann ging er gravitätisch auf seinen kleinen Enkel zu, nahm ihn sorgsam in die Arme, betrachtete aufmerksam, als hätte er nie etwas Aehnliches gesehen, das rosige Gesicht des schlafenden Staatsbürgers, seine zusammengeballten Fäuste, worauf sein glücklicher, zufriedener Blick deutlich bezeichnete, daß er an dem neuen Ankömmling nichts auszusetzen habe.

— — Und Sophie, die eingekerkerte Jungfrau im Thurmgemache? Sie hatte sich vollkommen in ihr Schicksal ergeben, endlich auch die Beute des fürchterlichen Blaubarts zu werden. Sie hatte es über sich vermocht, am Fenster stehend, mit ziemlicher Ruhe in die abendlich glühende Landschaft zu schauen.

„Ich möchte hingeh'n wie das Abendroth," hatte sie deklamirt, und sonst noch Allerlei von verschiedenen Dichtern. Sie dachte, komme was da kommen mag, und ihr Herz schlug nicht einmal geschwinder,

als nun der alte mürrische Diener erschien, um sie ihrem wahrscheinlich schauerlichen Verhängnisse entgegenzuführen.

Um aber nicht in den Fall zu kommen, wiederholen zu müssen, setzen wir nur noch hinzu, daß Sophie beinahe den gleichen Gang, wie ihr Vater, zu gehen hatte, und auch endlich von ähnlichen Empfindungen beseelt, Mutter, Schwester und den kleinen Neffen sah. Eines bitteren Gefühls aber konnte sie sich nicht entschlagen, als der Blaubart ihre Hand ergriff, sie herzlich schüttelte, und ihr sagte, „ein wenig Strafe hatten Sie schon verdient, denn Sie waren es doch eigentlich, welche durch Ihr Mißtrauen mich zum Blaubart gestempelt haben."

„Nicht durch mein Mißtrauen allein," erwiederte die Jungfrau, „sondern Ihr geheimnißvolles, mir noch nicht erklärliches Wesen in Betreff dieses Zimmers hat nicht ungerechte Veranlassung zu meinem Mißtrauen gegeben — wenn übrigens Elise zufrieden ist, so kann ich es ja auch sein."

„Gewiß, liebe Schwester," rief die junge Frau mit leuchtenden Augen, „ich bin nicht nur zufrieden, sondern namenlos glücklich." Dann zog sie Sophie näher zu sich herab, schlang ihre beiden Arme um deren Hals und flüsterte ihr in's Ohr: „das Zimmer hier war schon für mich und den Kleinen eingerichtet, lange vorher, ehe ich es wissen durfte — das verstehst Du doch, Sophie?"

Nun sind wir freilich nicht ganz überzeugt, ob Sophie das vollkommen verstand, aber sie war klug genug, zu thun, als habe sie es verstanden, und auf ihrem Gesichte, nachdem sie sich wieder emporgerichtet, die vollste Zufriedenstellung zu zeigen. Ja, sie näherte sich ihrem Schwager, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich verzeihe Ihnen".

Nehmen wir an, daß Herr Bärenberg darüber sehr glücklich war, wenigstens zeigte er eine Heiterkeit und eine lustige, fast muthwillige Laune, wie man bisher nie an ihm gesehen, und wetteiferte in diesem Punkte mit der glücklichen Kriegsräthin, die im Hause schaltete und waltete, als sei sie die eigentliche Hausfrau. Selbst das Gesicht des mürrischen Dieners hatte sich vollkommen aufgeklärt, ja er schmunzelte still vergnügt, als er nun mit der Meldung in's Zimmer trat, daß das Essen aufgetragen sei.

Hierauf wurde der ſchlafende kleine Blaubart von ſeiner Wärterin in Empfang genommen, und die Familie begab ſich in die Halle, die in der That ein köſtliches Gemach war mit hohen Bogenfenſtern, durch welche Sophie jetzt die gleiche Landſchaft ſah wie vorhin auf dem Thurme, nur jetzt mit anderen, behaglicheren Empfindungen. Ja, dieſe Empfindungen der Jungfrau gingen während des Mahles in eine weiche, heitere Stimmung über, denn Herr Bärenberg hatte zu ſeinem heutigen Gaſtmahle ein paar Freunde aus der Nachbarſchaft und den erſten Beamten der Eiſenwerke eingeladen. Und ſo ſaß denn Sophie zwiſchen einem unternehmenden Ingenieur und einem kühnen Förſter, Beide ledig, Beide über jene Jahre hinaus, wo gewiſſenloſe jüngere Männer mit ſchwachen Mädchenherzen verbrecheriſch zu tändeln pflegen.

Laſſen wir aber der Zukunft ihr Recht, und gehen wir in unſeren Erörterungen nicht weiter, als daß wir ſagen, der kühne Jäger habe am Schluſſe des Mahles einen tüchtigen Schritt vor dem unternehmenden Ingenieur voraus gehabt und gewagt, Sophien zuzuflüſtern, wie er ſo einſam ſei in ſeinem ſtillen Förſterhauſe, und wie er das bis jetzt nie ſo traurig gefühlt. —

Das Diner aber war der Art, um Jedermänniglich, beſonders aber die Herren in eine heitere, glückliche Stimmung zu verſetzen. Da waren Gerichte und Weine, deren manche der gute Kriegsrath nur vom Hörenſagen kannte, weßhalb er es für ſeine Pflicht hielt, namentlich mit dem Geſchlechte der Letzteren eine genaue Bekanntſchaft, ja eine alles Andere vergeſſende Freundſchaft zu ſchließen.

Und als nun die Champagnerpfropfen flogen, als alle möglichen Toaſte ausgebracht waren, füllte der glückſelige Kriegsrath ſein Glas, winkte ſeinem Schwiegerſohne bedeutungsvoll über den Tiſch hinüber, und ſtieß mit ſeiner ihm gegenüber ſitzenden Tochter an: „Auf das Wohl des Blaubarts, wie wir ihn kennen gelernt!“

hin: ich habe einen Todtenſchein in Händen von Mutter und Kind, und ſie ſind im Elend geſtorben!“

Der alte Graf beugte ſich bei dieſen Worten über das Kamin hin, und ein paar dicke Thränen rollten über ſeine eingefallenen Wangen. „Vicomte,“ ſagte er mit zitternder Stimme, „das ſind die Sünden unſerer Jugend!“

Der Vicomte nickte ſchweigend mit dem Kopfe und ſagte nach einer langen, langen Pauſe:

„Aber lieber Freund, nimm' die Sache, wie ſie iſt; traurig, höchſt traurig bleibt es immer, aber es iſt doch vielleicht etwas Gutes daran. Wie hätteſt du das arme Mädchen, die Kleine nämlich, ſelbſt wenn ſie auf's Beſte erzogen wäre, in der Geſellſchaft placiren können? Bedenke das auch.“

„Ich habe das wohl bedacht,“ ſagte der Graf mit feſter Stimme, „ich hätte ihr die ihr zukommende Stellung als meine Tochter gegeben.“

„Nun ja mein Beſter, aber als —“

„Gräfin von St. Alban!“

„Ah, das iſt was Anderes! Freilich, du biſt unabhängig, die Mutter des Kindes war todt. —

„Jetzt das Kind auch, und ſo ſtehe ich ganz allein. Denk' dir dieſen Palaſt, dieſen finſteren Steinhaufen belebt mit luſtiger, heiterer Geſellſchaft, ich gehegt und gepflegt von ihr, die mich auf den Händen tragen würde; einen Schwiegerſohn würde ich ſchon finden. Ah! das wäre ein anderes Leben! Es hat wohl vielleicht Niemand ſo empfunden, wie ich, wie wohlthuend der freundliche Gruß eines weiblichen Weſens iſt, das dich liebt, wie wohlthuend der Druck ihrer Hand iſt, wenn ſie dich fragt, wie es dir geht. — Doch genug dieſer traurigen Geſchichten! Es iſt meine Beſtimmung, obgleich Gatte und Vater, doch allein auf der Welt zu bleiben, allein zu ſterben. Komme es, wie es will!“

Eine Ausstellungsfahrt.

Plaudereien aus Paris und London.

Eine Ausstellungsfahrt.

Plaudereien aus Paris und London.

Paris, den 15. September.

Lieber Freund!

Mit einer anerkennenswerthen Pünktlichkeit hat uns die Eisenbahn gestern Abend um halb neun Uhr hierher nach Paris gebracht. Was uns auf der Fahrt von Stuttgart Bemerkenswerthes aufgefallen und angenehm oder unangenehm berührt, läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen, und diente uns in den Compartiments des Eisenbahnwagens, den man uns, wir waren zu fünf, in Straßburg freundlich eingeräumt, zur Unterhaltung, als sich hinter Epernay die Landschaft allmälig nächtlich umhüllte, als die helle Wagenlampe freundlich leuchtete, und als wir nach eingenommenem vortrefflichem Diner in eben genannter Stadt mit Erlaubniß der beiden Damen unserer Gesellschaft in der behaglichen Ecke unsere Cigarren rauchten.

Es ist eine unglaublich kurze Zeit, die Zeit von fünf Uhr Morgens bis acht Uhr Abends, um von Stuttgart nach Paris zu gelangen, namentlich für uns, die wir uns noch deutscher Eilwägen, des Banketts auf den französischen Diligencen, ja selbst des bequemen Eckplatzes der Malle im Vergleich zu jetzt als etwas kaum Erträgliches erinnern.

Die neuen württembergischen Eisenbahnwägen lassen, selbst für eine längere Fahrt, nicht mehr viel zu wünschen übrig, und der Schnellzug hat das Gute, daß hier meistens genugsam Platz vorhanden ist, um selbst mit einer Gesellschaft von fünf bis sechs Personen zusammenbleiben zu können, eine Annehmlichkeit, die aber verschwindet, wenn

man in Bruchſal auf die badiſche Eiſenbahn kommt. Mit ſeltenen Ausnahmen bleiben auch nur zwei zuſammen Reiſende ungetrennt, und wenn auch noch leere Wagen genug vorhanden ſind, ſo wird doch meiſtens eine gewiſſe Partie mit einer unangenehmen Gewiſſenhaftigkeit vollgepfropft, ehe eine leere Abtheilung geöffnet wird. Wohlthuend iſt es dagegen in Straßburg, wo man freundlichſt Rückſicht auf eine kleine Geſellſchaft nimmt, die ſich zuſammengefunden, und wo der Familie, wie auch uns geſchehen, ohne Weiteres ein Compartiment eingeräumt wurde, das uns auch bis Paris verblieb.

In Epernay ſollte man alle Chefs von Eiſenbahnreſtaurationen Studien machen laſſen. Freilich weiß man dort ein paar Stunden vorher genau, wie viel Perſonen diniren werden, denn die betreffenden Kondukteure erkundigen ſich während der Fahrt darnach und melden die Zahl telegraphiſch nach Epernay. Unſer Diner dauerte nicht viel länger als zwanzig Minuten, war vollſtändig mit Reiſenden beſetzt und wurde ſo vortrefflich ſervirt (wobei zu bemerken iſt, daß jedem Gaſte ſein reichlicher Antheil mit dem Teller aufgetragen wird), daß man zwiſchen den einzelnen Gängen den Zahnſtocher behaglich in Anwendung ſah, ſtatt jener unruhig ſcheuen Blicke nach der Thüre des Nebenzimmers, wo die auftragenden Kellner ſo boshaft langſam erſcheinen, während doch der Zeiger der Uhr mit raſender Schnelligkeit vorrückt. Selbſt das reichliche Deſſert konnte mit aller Ruhe abgeleert werden, und man brauchte hier nicht mit jener ängſtlichen Haſt Zahlung zu leiſten, die uns oft zwingt, kleine Münze, die wir herausbekommen ſollten, zurückzulaſſen.

Angenehm iſt auch die gute Beleuchtung in den franzöſiſchen Eiſenbahnwagen; man könnte ganz gut ein Buch oder eine Zeitung leſen, und iſt im Stande, Fahrpläne und dergleichen zu ſtudiren.

Erſt in Château Thierry füllten ſich die Wagen an, doch blieben auch wir wie ein paar andere Geſellſchaften, die von Straßburg her kamen, in unſerem Compartiment allein. Obgleich wir ſo auf die angenehmſte Art unſern Weg fortſetzten, ſahen wir doch alle mit Vergnügen die Anzeichen, daß wir uns der Weltſtadt näherten. Dörfer und Landhäuſer reihten ſich dichter aneinander, und dort, allerdings noch ziemlich weit von uns, war der dunkle Nachthimmel erhellt im Wider-

ſchein Tauſender und aber Tauſender für uns noch unſichtbarer Gasflammen. Dann erſchien uns die Luft über der Stadt wie ein heller Nebelſtreifen, durch den einzelne helle Sterne blitzten. Dieſe Sterne näherten ſich, bildeten lange Reihen und Figuren, und endlich huſchte der erſte derſelben, zu einer Gasflamme umgewandelt, ſcheinbar an uns vorüber, dann wieder einer, dann eine ganze Gruppe zu beiden Seiten, rechts und links Feuerlinien, Legionen von Eiſenbahnwägen der verſchiedenſten Form beleuchtend, zwiſchen denen der Zug hindurchraſſelte. Man erſtaunt immer wieder über dieſe Maſſe von Beförderungsmaterial und eben ſo ſehr über die Ordnung, welche unter dieſen Tauſenden und aber Tauſenden von Fahrzeugen dem geringſten Transportkarren ſeinen Platz anweist und ihn aufzufinden vermag.

Paris! — Der Kondukteur öffnet eilfertig die Wagen, und wir könnten unſern Gaſthof aufſuchen, wenn nicht unſere Koffer des Octrois wegen noch einer Durchſuchung unterworfen wären, wenigſtens müſſen wir warten, bis alles Gepäck in den großen Saal geſchafft iſt, worauf man ſich artiger Weiſe mit der Verſicherung begnügt, daß man keine Lebensmittel bei ſich führe.

Unterdeſſen hatte ich Zeit, mich eines der kleinen ſechsſitzigen Omnibuſſe zu verſichern, die ſich zahlreich am Bahnhofe einfinden, und mir vor allen Dingen deſſen Nummer zu merken. Man bringt die Damen und das Handgepäck dort unter, und hat alsdann Zeit, ſich um ſeine Koffer zu bekümmern. Eine Viertelſtunde ſpäter rollten wir den Boulevard de Straßbourg hinab durch das heitere, ſcenhaft beleuchtete, glänzende Paris. Wenn man zum erſten Male dieſe Gasverſchwendung ſieht, die ſtrahlende Beleuchtung der Läden, hie und da aus Feuer gebildete Namen der Ladenbeſitzer, ſo könnte man auf die Vermuthung gerathen, heute werde in Paris irgend ein Feſt gefeiert. Aber wir finden jeden Abend das Gleiche, und nicht nur auf den verſchiedenen Boulevards, ſondern auch als wir rechts in eine enge Seitenſtraße einbiegen. Auch hier Laden an Laden, eine Gasflamme berührt faſt die andere, und wo wir in eine Seitenſtraße hineinblicken, dieſelbe Helle, derſelbe Glanz. Man hat hier in Paris angefangen, einzelne Straßen, ſtatt zu pflaſtern oder zu macadamiſiren, mit einer Lage Cement, worauf eine Lage Aſphalt kommt, zu überziehen, was für die

fahrenden eine eigene, höchſt angenehme Wirkung hervorbringt, wenn der auf dem Steinpflaſter raſſelnde Wagen nun ſo plötzlich ohne alles Geräuſch wie auf einem Zimmerboden dahingleitet.

Soviel ich mich erinnere, habe ich Dir ſchon früher einmal das Hôtel Bergère, Rue Bergère, empfohlen, wo ich ſchon ſeit ein paar Jahren, ſo oft ich nach Paris kam, wohnte. Es iſt ein höchſt angenehmes Haus, groß genug, um unter den Zimmern Auswahl zu haben, und auch wieder nicht zu groß, ſo daß man mit Ausnahme ſeines Zimmerkellners und des Portiers bei dem übrigen Perſonal nicht nur als der Herr von Nummer ſechzehn erſcheint. Der größte Theil der Zimmer geht auf einen von der Straße zurückgezogenen Hof, ſo daß man Abends, wenn man von dem Lärmen der Stadt nach Hauſe kommt, angenehme Stille findet, und nicht bis Morgen von dem Wagengeraſſel am Schlafe gehindert wird.

Das Hôtel du Louvre kennſt Du aus eigener Anſchauung, haſt ſelbſt dort gewohnt und warſt mit mir einverſtanden, daß, ſo prächtig und komfortabel das Haus eingerichtet iſt, man ſich doch im vierhundertvierundvierzigſten Zimmer unter tauſend Perſonen, die im Hôtel wohnen, gar zu verlaſſen und einſam fühlt.

In letzterer Zeit iſt nun das zweite Rieſenhôtel in Paris eröffnet worden, gegenüber der Rue de la Paix, alſo in der vortrefflichſten Lage der Stadt, wo eben die ausgedehnten Grundmauern der im Bau begriffenen großen Oper zu Tage treten. Wie man mir erzählte, ſollte dieſes Hôtel den Namen Hôtel de la Paix führen, doch fand ſich in irgend einer unbekannten Straße von Paris ein kleiner Gaſthof deſſelben Namens vor, weßhalb das neue Haus den Namen „Grand Hôtel“ annahm, welchen es auch ſeiner Größe wegen zu führen berechtigt iſt. Es iſt ein wahrer Koloß von einem Hauſe, hat einen prachtvollen mit Glas bedeckten Hof wie das Hôtel du Louvre, Telegraphenbureaux im Hauſe und Telegraphendrähte, welche die ſechshundert Zimmer mit dem Bureau in Verbindung ſetzen. Was Pracht und Eleganz zu erſinnen vermag, iſt an dieſem Hauſe, an ſeinen Treppen, Korridoren, Zimmern mit ihrem fabelhaften Ameublement verſchwendet. Die Veſtibule der einzelnen Stockwerke ſind mit Blumen garnirt, und auf dem des erſten Stockes erblicken wir ein großes Bild von Alfred de Dreux. Von den

ſechshundert Zimmern ſind jedesmal zwanzig zu einem Poste de service vereinigt, und werden von zwei Kellnern, einem Kammerdiener und einer Kammerfrau bedient. Dieſe vier Perſonen ſind aber dann auch die einzigen von den Hunderten von Beamten des Hauſes, die eigentlich wiſſen, wer Du biſt, wie Du heißeſt. Für alle übrigen repräſentirſt Du nichts als eine Nummer, wie ſich denn auch der Telegraph auf dem Bureau, wenn ein Beſuch für Dich da iſt, nicht anders nach Dir erkundigt, und das iſt für mich ein unbehagliches Gefühl. Ich mag es gerne hören, wenn ich beim Kommen und Gehen meinen Namen ausſprechen höre.

Die Grundmauern der neuen Oper, deren ich ſo eben erwähnte, laſſen auf ungeheure Dimenſionen dieſes Hauſes ſchließen, deſſen ſchmale Façade ſich gegen die Boulevards öffnen wird. Zwei breite neue Straßen ſchneiden ſich unter ſpitzen Winkeln, und hier iſt auf der ſchmalen, nichtsdeſtoweniger großartigen Façade der Oper der Haupteingang von dem Boulevard des Capucines aus. Auf der vierten längeren Seite grenzt die Oper an die Rue St. Nicolas.

Wenn ſchon das große Areal der Grundmauern auf einen Prachtbau ſchließen läßt, ſo wird man noch viel mehr in dieſer Anſicht beſtärkt, wenn man die verſchiedenen Plane, Façaden und Durchſchnitte näher betrachtet, die in dem Bureau de l'Agence des travaux ihrer weiteren detailirten Ausführung unter der Leitung eines jungen, ſehr talentvollen Architekten Garnier, der durch Konkurs unter vielen Konkurrenten den Preis davon trug, entgegenſehen.

Auf dieſem unregelmäßigen Viereck iſt auf wirklich geniale Weiſe eine Reihe von verſchiedenen Bedingungen glücklich erfüllt.

So hat der Kaiſer geſonderte Zufahrt, ein ganzes Appartement neben ſeiner Loge, große Stallungen und Remiſe für ſeine Eskorte. Auch iſt eine beſondere Zufahrt für Abonnirte vorgeſehen. Auf der ſchmalen Langſeite ſind zwei Zufahrten für nicht Abonnirte, und unter einer Reihe von Arkaden, über welchen ſich die Loggie des Grand Foyer öffnet, reichliche Eingänge für die zu Fuß Ankommenden.

Ein prachtvolles Treppenhaus, mehrere kleine Treppen und bequeme Kommunikationen machen eine ſchnelle Füllung und Entleerung des Hauſes möglich.

Das Arrangement des Zuſchauerraumes iſt bequem, und findet ſich wie in dem neuen Théâtre du Châtelet eine glückliche Kombination der Logenfreiplätze unſerer deutſchen Theater mit den Familienlogen der italieniſchen.

Ueber die Art der Beleuchtung ſind noch nicht die nöthigen Studien gemacht. — Die Bühne iſt groß und kann bis an die äußerſte Umfaſſungsmauer durch die Couliſſen, deren größerer Theil jedoch in einem ganz getrennten Gebäude untergebracht werden wird, und Garderoberäume Behufs großartiger Perſpektiven verlängert werden.

Die Adminiſtrationsräume finden ſich in den hintern Flügeln links und rechts vom Bühnenraume mit geſonderten Zugängen und Treppen. Für die Statiſten und Pferde iſt in einem Entreſol unter dem Bühnenraum genügend Raum gewonnen.

Das Aeußere verſpricht großartig zu werden, und die Façaden zeigen einen reichen, opulenten, zwar durchaus neuen, aber dem Charakter der neuen Louvre-Bauten ſich annähernden Styl; auch ſpricht ſich deutlich und klar auf allen vier Seitenfaçaden der Charakter einer großen Oper aus.

Für die paar Tage, die ich mir dießmal vorgenommen hatte in Paris zu bleiben, werde ich mich wohl hüten, den großen Muſeen und Bildergalleriern zu nahe zu kommen, vielmehr wollen wir das günſtige Wetter benützen, um Paris mit ſeinen koloſſalen Neubauten einige, wenn gleich flüchtige Blicke zu ſchenken, und uns die neue Phyſiognomie der beſtändig wechſelnden Stadt einzuprägen. Allerdings wirſt Du Alles dieß wieder anders finden, wenn Du vielleicht nach einem halben Jahre hierherkommſt, doch kann es Dir als ein Wegzeiger dienen, um neue, prachtvolle Straßen und Boulevards zu finden, wo jetzt ein Chaos von Trümmerhaufen liegt. Wenden wir uns nach dem Boulevard du Temple, wo neben der Kaſerne du Prince Eugène die größeren und kleineren Theater waren, die uns ſo manchen vergnügten Abend verſchafft. Es würde Dir wahrſcheinlich gehen wie mir, wenn Du, aus dem Omnibus ſteigend, dort, wo die Théâtres lyrique, de la Gaité, du Cirque impérial, des Folies dramatiques, des Funambules und St. Lazare waren, jetzt mit Ausnahme des Erſteren nichts wie die bloßen Mauern ſäheſt, in denen die halbrunden Sitzreihen kaum

noch angedeutet ſind, und wo eine rieſenhafte Trace durch Hunderte von größeren und kleineren Häuſern nach der Barrière du Trône ſich Dir als zukünftiger Boulevard du Prince Eugène darſtellt. Das Theater Dumas, Montpenſier, Lyrique, wie es nach einander hieß, ſteht allein unangetaſtet; doch ſind auch ſeine Tage gezählt, und mit geſchloſſenen Fenſteraugen erwartet es den Todesſtreich. Dieß hat von allen wohl die kürzeſte Lebensdauer gehabt; denn ich erinnere mich noch ganz gut ſeiner Eröffnung, und wie ich kurze Zeit darauf dort im Jahre 1848 „Le Chevalier de la maison rouge“ ſah, jenes ſo prachtvoll in Szene geſetzte Revolutionsſtück, in dem die wilden Weiſen der Girondiſten und der Marſeillaiſe ſchon eine bedeutungsvolle Introduktion bildeten zu den bald darauf folgenden blutigen Februartagen. Wenn zu jener Zeit in den kleineren Theatern auf dem Boulevard du Temple der Vorhang fiel, ſo tauchten die Blauſenmänner en masse aus der Parterrerepublik auf, oder erſchienen in den vorderen Reihen der oberen Gallerieen, und wie auf ein gegebenes Zeichen ſcholl aus Hunderten von Kehlen der Refrain des Liedes der Girondiſten: „Mourir pour la patrie (mourir pour la patrie), c'est le sort le plus beau, le plus digne d'envie.“ Im damaligen Theater Dumas folgte auf die Aufführung des „Chevalier de la maison rouge“, die Aufführung des vom Verfaſſer des Romans dramatiſirten „Monte-Christo“, und dieſes Monſtreſtück ſollte, wie die Affichen beſagten, in fünf Abenden gegeben werden. Man fing mit zwei Abenden an, für welche man zuſammen die Billete löſen mußte, was auch ich that, und nicht bedauerte, dieſes Spektakelſtück mit angeſehen zu haben. Jede Vorſtellung währte von Abends halb acht Uhr bis ein Uhr nach Mitternacht, und am zweiten Abend hatten wir die Expoſition des ganzen Stückes glücklich überwunden. Dantes berühmten Andenkens war aus dem Château d'If entwichen, und Caderouſſe hatte den Juwelenhändler ermordet, der ihm den berühmten Diamanten zum Kaufe anbot. Jeder Aktſchluß war ein Meiſterſtück in Szenerie und Koſtümen. Beſonders erinnere ich mich, wie die Kerker des Château d'If in den Boden verſanken, dann die Plattform der Inſel mit ihren Mauern, Thürmen und einer hervorſpringenden Baſtion erſchien, Alles im hellſten Mondſchein, der auch das dahinterliegende, weite Meer ſilbern beſtrahlte. Großartig

war ebenfalls in ſeiner Art die zerbrechliche Hütte von Caderouſſe, die, während der Mord geſchah, von einem Sturme geſchüttelt und faſt umgeworfen wurde; dabei war es in dekorativer Hinſicht ſo wohlthuend, das Leuchten der Blitze nicht durch die Seitencouliſſen hereindringen zu ſehen, oder zwiſchen dem Podium und der Leinwand des Hintergrundes, ſondern nur da, wo ſich das Leuchten des Blitzes in der Natur zu zeigen pflegt, durch die Spalten der Thüre und durch die Riſſe der morſchen Fenſterläden. Die verſprochenen weiteren drei Akte ſind übrigens, ſo viel ich weiß, nie gegeben worden. Schwerlich würde ſich auch das Publikum für alle fünf Akte gefunden haben, und ſomit war dieſe Spekulation des großen Alexander eine verfehlte, wie das ganze Theaterunternehmen ſelbſt, welches die Schulden ſeines Schöpfers bedeutend vermehrt haben ſoll. — Noch eine kurze Weile, und man wird ſagen, es war.

Die große Trace des Boulevards du Prince Eugène erſcheint jetzt noch wie ein ausgebrannter Stadttheil, doch iſt man ſchon eifrig damit beſchäftigt, am Boden die Trümmerhaufen zu entfernen, dieſen ſelbſt zu planiren, und ſo wird, getrieben von der gewaltigen Willenskraft, welche die neuen Bauten der franzöſiſchen Hauptſtadt regiert, in wenigen Monaten auch dieſer Boulevard fahrbar ſein, und werden zu ſeinen beiden Seiten koloſſale Neubauten mit unglaublicher Schnelligkeit entſtehen. Der Boulevard du Prince Eugène mündet an der Barrière du Thrône, wo geheimnißvolle Vorbereitungen getroffen werden, um einen Triumphbogen nach Art des Arc de Triomphe an der Barrière de l'Etoile zu erbauen; ich ſage geheimnißvoll, denn rings um den weiten Platz in der Barrière ſind haushohe Bretterverſchläge errichtet, welche den neugierigen Blick zurückweiſen. Jemand, der etwas davon wiſſen konnte, ſagte mir, es ſoll hier ein rieſenhaftes Rondell aus Triumphbogen entſtehen, in deſſen Mitte ſich eine Kopie der Trajansſäule in Rom, von der die Franzoſen Abgüſſe genommen, in Bronze erheben ſoll.

Dort, wo die Rue de la Roquette den Boulevard du Prince Eugène durchſchneidet, ſoll eine Statue des Prinzen Eugène zu ſtehen kommen. Ehe wir dieſen Stadttheil verlaſſen, muß ich Dich noch ein paar Straßen ſeitwärts führen an die ehemaligen Kais Valmey und

Noch eine kurze Weile blieben die beiden Freunde beiſammen, dann empfahl ſich der Viconte bis auf Morgen und der Graf blieb in dem Zimmer allein zurück.

Nachdem er eine Zeit lang heftig auf und ab geſchritten war, blieb er vor einem Marmortiſche ſtehen, auf welchem ein kleines ſchwarzes Käſtchen ſtand. Er öffnete den Deckel, indem er auf eine geheime Feder drückte, und nahm einen Pack alter vergilbter Papiere heraus.

Lieber Leſer, auch wir kennen dieſe Papiere, und obgleich wir es im Allgemeinen für unvortheilhaft halten, dem Laufe der Geſchichte voranzueilen, ſo dürfen wir in dieſem Fall nicht verſchweigen, daß es dieſelbe Papiere ſind, welche in jener denkwürdigen Nacht aus dem Zimmer der guten ſeligen Kiliane entwendet wurden. — — — —

Der Graf wickelte das rothe Band, welches die Papiere umſchlang, behutſam ab und betrachtete mit eigenthümlichem Lächeln bald dieſen, bald jenen Brief. Unten auf dem Grunde des Käſtchens befand ſich ein kleines Portrait, das er ebenfalls lang und aufmerkſam anſchaute, dann verſchloß er Alles wieder, durch einen Zug an der Glocke rief er den Kammerdiener herbei und ließ ſich ins Schlafzimmer leuchten.

Dieß Schlafzimmer lag am Ende des Palaſtes nach dem Hofe zu, und man ſah von den Fenſtern deſſelben auf ein großes, unregelmäßiges Hintergebäude, das in früheren Zeiten ebenfalls zu dem Palaſte gehört, dann aber wegen ſeiner finſteren Lage zwiſchen den Häuſermaſſen verkauft und jetzt von armen Leuten bewohnt wurde. Von all' den Fenſtern an demſelben, wo faſt ebenſo viele arme Familien wohnten, war nur ein einziges erleuchtet, und auf dieſes einzige, mit dürftigen Vorhängen bedeckt, blickte der alte Graf, der noch einen Augenblick an's Fenſter getreten war.

Jemappes, im Herzen des Faubourg St. Antoine, wo der Seinekanal, deſſen trübe Waſſer, die Schauerliches genug erzählen könnten, zwiſchen ärmlichen Arbeiterwohnungen zahlreiche Lebensmittelſchiffe trugen, jetzt überwölbt ſind, einen breiten Boulevard bildend, der mit grünen Squares bedeckt iſt, wo über den Pflanzen und Blumen kühlende Waſſerſtrahlen ſpringen, wo die Bevölkerung maſſenhaft, namentlich an Sonn- und Feiertagen ſpaziert, und wo zahlloſe Kinder herumſpielen, ſich der breiten Straße und der friſchen Luft freuend.

Auf der Impériale des Omnibus erſuche ich Dich als unſichtbarer blinder Paſſagier mitzufahren, und wieder einmal das Straßenleben des alten luſtigen Paris zu überſchauen. In dieſem raſtloſen wechſelvollen Getriebe hat ſich nicht viel verändert; es fängt heute genau ſo wieder an, wo es geſtern, wo es vor einem Jahre aufgehört. Dieſelben Omnibuſſe mit ihren ſchweren, weißgrauen Pferden, dieſelbe Maſſe von Fiakern aller Art, behaglich flanirende Spaziergänger, eilig das Gewühl durchſchneidende Geſchäftsleute, an den Straßenecken die würdevoll daſtehenden Sergents de Ville, welche mit einem Winke, einem Worte, den eigenſinnigſten Kutſcher zum Ablenken nöthigen. — Dieſer buntfarbige, ſchillernde, brauſende Strom von Wagen, Pferden, Menſchen an den gleichen, buntfarbigen, ſchillernden, glänzenden Magazinen vorüberziehend, und dieſe Magazine ſelbſt, wenn auch im ewigen Wechſel, doch immer die gleiche blendende Auslage bietend, heute ſich darſtellend, wie ſie geſtern und vor Jahren war. Ob dort, wo wir neulich Modeſachen verkaufen ſahen, heute Bronzewaaren ausgelegt ſind, oder ſich im Eckhaus ſtatt des Magazins de Nouveautés ein neues Café befindet, iſt ja vollkommen gleichgültig; ſelten achten wir auf eine ſolche Veränderung. Nur eine, die mir zufällig in die Augen fiel, machte mich lachen: nicht weit von der Rue du Faubourg Poiſſonnière befand ſich dazumal, um im Style alter Erzähler zu reden, in einem kleinen Laden der Schwindel des Lingot d'or, eines ungeheuern Goldklumpens, der, auf einer eleganten Wage liegend, ſein fabelhaftes Gewicht und ſo ſeinen Werth, ich glaube von fünfmalhunderttauſend Franken, anzeigte. Mit ihm wurde eine Lotterie veranſtaltet, wo man das Loos zu einem Franken kaufte und ſo ein halber Millionär werden konnte, und nicht nur die guten Pariſer, ſondern auch Fremde, zu

denen ich mich leider zählen muß, machten in jener Zeit förmlich Queue vor dem kleinen Laden, um ihre Franken zu einer Lotterie los zu werden, über deren Resultat ich nie mehr etwas vernommen habe. Jetzt wird dort mit andern Spielwaaren gehandelt, und andere Kinder drängen sich um zierliche, sehr hübsche Automaten.

Wir rollen vorbei an der Porte St. Martin, und sehen vor uns die Porte St. Denis, beide majestätische Zeugen einer längst vergangenen Zeit und eines viel kleineren Paris! Nicht nur die meisten Cafés, an denen wir vorüberfahren, sind dieselben geblieben, sondern die Gäste scheinen uns dort noch gerade so gruppirt zu sitzen wie gestern und wie vor Jahren; dieselben kleinen, runden Tische mit einem herbeigezogenen Stuhl, der zum Fußschemel dient. Wie aber Alles hier der Mode unterworfen ist, so haben Speisen und Getränke in einem fort gewechselt. Der Kaffe allein hat sein Recht behauptet und ist nicht verdrängt worden. Wo sind aber alle die wohlschmeckenden Flüssigkeiten geblieben, die wir vor Jahren in den Gläsern hier erblickt? wo zum Beispiel die berauschende Chinoise, die sanfte Bavaroise, die Liqueurs verschiedenster Art, die so zahlreich mit und ohne Wasser getrunken wurden? Sie scheinen einem derben Eindringling gewichen zu sein, der, von jenseits des Rheines kommend, sich jetzt hier in den gewöhnlichsten wie in den elegantesten Boulevard-Cafés in allen Sorten Gläsern breit macht — sogenanntes bayerisches Bier, welches jetzt hier in Paris den Namen „Bock" führt. Als dieses Getränke vor einem Jahre Mode wurde, verlangte man une choppe de bière, dann als es eingebürgert war, verlangte man einfach une choppe, und jetzt berechnet sich der Kellner mit Dir, indem er sagt: vous avez un bock, deux bocks. Da ich einmal an Boulevard-Kaffehausgenüssen bin, so kann ich Dir, und fast mit Bedauern, mittheilen, daß Ris au gras und Ris au lait, welches Letztere, dem gemüthlichen deutschen Reisbrei ähnlich, wir dazumal spät aus dem Theater kommend, da es fast überall zu haben war, häufig mit einander verzehrten, jetzt so vollkommen verschwunden scheint, daß Dir der Kellner eine Nachfrage nach Ris au lait vielleicht achselzuckend beantworten würde.

An der Ecke des Boulevard Sébastopol verlassen wir den Omnibus, um, auf dem breiten Trottoir behaglich flanirend, die neue prächtige

Straßenlinie zu betrachten. Wie durch Zauberei ſind hier die fünf- bis ſechsſtöckigen Paläſte entſtanden. Es wäre unmöglich, eine ſolch' unglaublich raſche und doch ſolide Bauart zu verſtehen, wenn der hier zu den Bauten verwandte Stein nicht das günſtigſte Material der ganzen Welt wäre. Bleiben wir einen Augenblick vor einem großen Hauſe ſtehen, um der Arbeit zuzuſchauen. Der Stein kommt ſo weich aus den Brüchen, daß er mit viel weniger Mühe, als ſei es Holz, in die verlangten Dimenſionen geſchnitten werden kann, worauf der Quader auf den Bauplatz geführt und, ohne daß es einer Nachhülfe bedarf, auf einander geſetzt wird. Ein fertiges Stockwerk hat jetzt allerdings eine etwas rohe Form, denn Fenſter und Thüren ſind viereckige oder gewölbte Löcher ohne Verzierung und Ausladung, womit das Haus jetzt auf die einfachſte Art verſehen wird, indem die Ausladungen mit einem koloſſalen Hobel ausgeſtoßen und die Verzierungen in dem weichen Stein ſpielend ausgeſchnitten werden. Nur dadurch iſt es möglich, daß die in den letzten Jahren entſtandenen Rieſenbauten, das vollendete Louvre zum Beiſpiel, ſo raſch hingeſtellt werden konnten. Der Stein erhärtet ſich ziemlich ſchnell und iſt nach einigen Jahren ſo hart geworden, daß man mit Mühe etwas davon losſchlagen kann.

Der Boulevard Sébaſtopol wird unſtreitig einer der ſchönſten und belebteſten werden: er iſt mit großen und kleinen Plätzen unterbrochen, zum Beiſpiel gegenüber dem Conservatoire des Arts et Métiers, auf welchem das neu erbaute Théâtre de la Gaité liegt, und wo ein allerliebſter Square mit reicher Marmoreinfaſſung jetzt ſchon trotz der jungen Bäume fleißig beſucht wird und ſich als eine wahre Wohlthat für die Bewohner der umliegenden Häuſerquartiere erweiſt. Alle dieſe neueren Squares ſind mit ſpringendem Waſſer verſehen, wo gewöhnlich der Strahl eine Garbe bildet und einem geräumigen, meiſtens länglichen Baſſin entſteigt, deſſen Einfaſſung aus weißem und grauem Marmor beſteht.

Die Façade des Théâtre de la Gaité iſt nicht ſehr glücklich: der Zuſchauerraum, obgleich ſehr reich, doch nicht mit ſo feinem Sinne dekorirt als das Théâtre du Châtelet, wohin ich Dich ſpäter führen werde.

Mit den neu angepflanzten Bäumen auf allen dieſen friſch ange-

legten Boulevards, die ſehr von dem aus den Röhren entſtrömenden Gas, ſowie von der Hitze und dem Staube der Stadt zu leiden haben, werden alle möglichen Experimente angeſtellt, um ihren Wurzeln genügend Luft und Feuchtigkeit zuzuführen. So ſieht man jetzt die jungen Stämme mit einem vielleicht drei Fuß im Durchmeſſer haltenden gußeiſernen Bodengitter eingefaßt, welches Feuchtigkeit einläßt und verhindern ſoll, daß die Erde über den Wurzeln feſt getreten wird. Auch ſonſt noch wird der Stamm durch eine Umhüllung von zierlichen, grün angeſtrichenen Stäben geſchützt.

Ehe wir weiter hinabſchreiten will ich Dich noch einen Augenblick zur großen Centralhalle führen, dem bedeutendſten neuen Bauweſen aus Eiſen und Glas, dem man ſeinen monumentalen Charakter nicht abſprechen kann, dieſem überwölbten Marktplatze, ſo luſtig und freundlich anzuſehen, daß es eine wahre Freude ſein muß, Einkäufe zu machen. Jedes Corps de bâtiment bedeckt einen Raum von zwanzigtauſend Quadratmeter, und wenn die Hallen mit den zwölf Pavillons vollendet ſind, werden ſie einſchließlich der Dienſtzirkulationswege eine Oberfläche von achtzigtauſend Quadratmeter einnehmen. Es iſt hier für Luft und Reinigung ſo vortrefflich Sorge getragen, daß es gar keinen ſtörenden Eindruck macht, Fiſche, Geflügel und Blumen dicht neben einander aufgeſtellt zu ſehen. Namentlich ſind, was die Bewohner des Meeres anbelangt, umſichtige Anordnungen getroffen, daß der Geruch derſelben nicht auf höchſt unangenehme Art den Duft des Blumenmarktes beeinträchtigt. Die Fiſche liegen auf weißen Marmorplatten, und kaltes Waſſer, welches über ſie ſprudelt, erhält ſie in möglichſter Friſche. Die Eleganz der Halle, unter welcher alle dieſe Artikel feil geboten werden, ſcheint auch wohlthätig auf die ehedem ſo berüchtigten Dames de la Halle eingewirkt zu haben, und die Kultur, die alle Welt beleckt, mag wohl auch die ehemals gefürchteten pariſer Fiſcherweiber manierlicher und ruhiger gemacht haben.

Auf dem Place du Châtelet endet der Boulevard Sébaſtopol am Ufer der Seine, wo er gerade auf den Pont au Change hinführt. Hier, neben dem maleriſchen Tour St. Jacques, der auch von reizendem Square mit ſchon älteren Bäumen umgeben iſt, ſind für zwei der zerſtörten Theater des Boulevard du Temple, für das Théâtre lyrique

und du Cirque impérial zwei neue im hier ſogenannten Neogreckſtyl gebaut worden, von denen das erſte ſeinen Namen behalten hat, das zweite aber jetzt Théâtre du Châtelet heißt. Dieſe beiden, ſchönen, aus weißem Steine erbauten Gebäude ſtehen rechts und links vom Boulevard, jedes auf einem kleinen Platze, was einen angenehmen Eindruck macht im Vergleich zu der Lage der meiſten übrigen pariſer Theater, wo man höchſtens eine ſchmale Front ſieht, zwiſchen zwei Häuſerreihen eingequetſcht, und man nicht begreift, wo der Rieſenkörper des Theaters Platz findet.

Hier am Pont au Change präſentirt ſich Paris auf das Prachtvollſte; die Seine, von majeſtätiſchen Kais eingefaßt, welche belebte Terraſſen bilden, hinter denen ſich Palaſt an Palaſt reiht, den Fluß abwärts gleitet unſer Blick über den Waſſerſpiegel zwiſchen ſeinen zahlreichen Nachen und Schiffen, und ſchwingt ſich von einer koloſſalen Brücke auf die andere, während aufwärts dem Strome die alte herrliche Notre Dame in ihrer gothiſchen Pracht ernſt auf das neue Paris herabſieht.

Für heute, lieber Freund, will ich Dich aber nicht über die Seine hinüber führen, erſuche Dich vielmehr, einen Augenblick vor dem Théâtre du Châtelet zu warten, während ich dort in das Bureau de Location trete, um mir auf heute Abend Plätze zu dem großen Spektakel- und Zauberſtücke Rothomago zu ſichern, welches im Laufe des Frühjahrs und Sommers über zweihundertmale im ehemaligen Cirque impérial gegeben wurde, und jetzt hier in dem neuen Hauſe bei neuen Dekorationen und Koſtümen wieder friſche Anziehungskraft übt, damit ich Dir morgen getreu berichten kann, was ich in der Feenwelt am Hofe des großen Zauberers geſehen und erlebt.

Paris, den 16. September.

Lieber Freund!

Rothomago père & fils, nicht zu verwechſeln mit den beſſeren Geiſtern Van der Veken père & fils, bewährt, wie ich Dir geſtern ſchon angedeutet, noch immer ſeine Anziehungskraft, ſo daß das Haus

in allen ſeinen Plätzen vollſtändig beſetzt war. Das Innere dieſes ſchönen neuen Theaters ſteht in würdigem Einklange mit ſeinem Aeußeren: es iſt mäßig groß, hat vier Logenreihen, und was ich bisher in den meiſten franzöſiſchen Theatern vermißte, im Parterre ziemlich bequeme Sperrſitze, wodurch es hier möglich iſt, während der Vorſtellung zu ſitzen, ohne daß man den Krampf in die Kniee bekommt, und daß man im Entreakt hinausgehen kann, ohne gar zu große Indiskretionen gegen die ſitzenbleibenden Damen zu begehen. Die Logenbrüſtungen ſind im griechiſchen Style ausgemalt, und die des erſten Ranges durch Waffentrophäen in Felder getheilt, in denen ganz unmotivirt und mit vieler Abſichtlichkeit die Namen großer Kriegshelden prangen, im Fond natürlicher Weiſe der Name Napoleon, ihm zur Linken Julius Cäſar, und zur Rechten Alexander. Die Decke des Hauſes beſteht ebenfalls wie die des neuen Théâtre de la Gaîté aus Glas, welches von oben und wohl auf Koſten der Helle transparent durch Gas beleuchtet wird. Die in den Logen Sitzenden haben dadurch wohl den Vortheil, nicht in die blitzenden Gasflammen ſehen zu müſſen, doch trägt anderntheils wieder ein glänzender Kronleuchter ſehr zur feſtlichen Anſicht des ganzen Intérieurs bei, wogegen die Gasdecke etwas Mattes, Kaltes hat, beſonders hier, wo gelb in den Farben derſelben vorherrſchend iſt. Dieſes iſt in dem neuen Théâtre de la Gaîté dadurch vermieden, daß die Glasdecke reiche, rothe Deſſins hat, was einen warmen, viel wohlthuenderen Roſaton erzeugt. Die gute Sitte, daß hier die Damen in den Sperrſitzen erſcheinen dürfen, iſt aus dem ehemaligen Théâtre du cirque impérial in dieſes Haus mit hinübergenommen worden, was dem Beſuch deſſelben gewiß nicht ſchadet, und beſonders für Fremde, die nicht immer Luſt und Gelegenheit haben eine Loge zu erwerben, ſehr angenehm iſt.

Doch hört man in dieſem Augenblicke hinter der Szene die drei bekannten Schläge — alſo zu Rothomago père & fils. Die Fabel dieſer Feerie iſt ziemlich kompliziert und darauf berechnet, in Dekorationen, Koſtümen und Maſchinerien die größten Effekte einwirken zu laſſen, was denn auch geſchieht, und das Stück, abgeſehen von ſeiner inneren Gehaltloſigkeit, zu einer intereſſanten Abendunterhaltung macht. Um ſelbſtredend mit dem ſchönen Geſchlechte anzufangen, ſo haben wir die

Fee Rageuse als Beschützerin der schönen Prinzessin Miranda, welche dem Sohn des mächtigen Zauberers Rothomago verlobt ist. Da aber Painpondor, der Neffe der Fee, Miranda ebenfalls liebt, und diese ihrem Bräutigam, einem jeune étourdi und petit misérable, wie er zuweilen genannt wird, nicht sehr zugethan scheint, so hat die Fee beschlossen, Unkraut unter den Waizen zu säen und die Verbindung zu hindern, zu welchem die Fee Rageuse der Prinzessin auf einer Fahrt durch die Lüfte à la Daumont par les quatre vents den Bauernburschen Blaisinet zeigt, in welchen sie sich natürlicher Weise verliebt. Das erfahren wir in der ersten Szene, wo der Prinzessin von den beiden Ehrenfräulein Mironton und Mirontaine die Hochzeitsgeschenke vorgelegt werden. Wir sind in einem prachtvollen Gemache im Feenstyl, überall die reichste Vergoldung und Möbel in den ausschweifendsten Formen. In der zweiten Szene erscheinen die zur Hochzeit Eingeladenen: la Fee Carabosse, la Fee Urgèle, Perlinpinpin, Croquemitaine, la Famille Merlin, Abracadabra, Nostradamus ꝛc. in fabelhaft reichen Anzügen nach dem Modejournal der Zauberer und mit entsetzlichen Physiognomieen, in denen zollange spitze Zähne, Teufelsohren und furchtbare Augen vorherrschend sind; die nachtretenden Edelpagen dieser vornehmen Herrschaften sind junge Teufel, Drachen und dergleichen angenehmes Gesindel. Rothomago père erscheint ebenfalls in einer thurmhohen mit Charakteren verzierten Mütze, den Zauberstab in der Hand, und jetzt verkünden klatschende Ohrfeigen hinter der Coulisse sowie Geheul der Dienerschaft, daß die Fee Rageuse sich nähert. „Ah mon Dieu," sagt die Prinzessin, „c'est ma marraine, la Fée Rageuse, qui a ses nerfs." Im Eintreten beohrfeigt sie ihren Neffen Painpondor, der ihr in irgend einer Kleinigkeit widersprach, und geräth völlig en rage, als sie bemerkt, daß der Bräutigam Rothomago fils, ce jeune étourdi, le petit misérable, noch nicht anwesend ist. „Ah," schreit sie, „un jour de noces, où est il le futur?" worauf Rothomago père mit großer Würde antwortet, „je l'ai envoyé à Paris étudier le cotillon," was eine gleich große, wenn auch sehr verschiedene Wirkung auf das Publikum wie auf die Fee Rageuse macht. Letztere schwört bei irgend einem großen Zauberer, „daß wenn Rothomago fils nicht binnen einer Stunde erscheine, so sei seine Hochzeit zerrissen; dann

beantwortet ſie ein begütigendes Wort ihres Neffen mit einer neuen furchtbaren Ohrfeige: „V'lan!“ und ſtürzt hinaus, worauf die Prinzeſſin ſeufzt: „Quel bonheur! si sa colère pouvait retarder mon mariage . . . le rompre, peut-être.“

In einer nun folgenden Szene läßt die Fee den Bauern Blaiſinet in ſeinem Bett, welches aus dem Boden heraufſteigt, erſcheinen, der den Anblick der Prinzeſſin als einen höchſt angenehmen Traum betrachtet, in dieſer Vermuthung bleibt, und endlich mit einem ſehr zärtlichen Gefühl für Miranda verſchwindet. Rothomago père hat ſich indeſſen auf ſeinen aſtronomiſchen Belvedere zurückgezogen, wo er ſich mit Painpondor beſchäftigt, nach ſeinem ungerathenen Sohne auszuſchauen. Da es hiebei vorkommt, daß die Beiden zu gleicher Zeit von beiden Enden in das Fernrohr ſchauen, ſo ruft der Zauberer, nachdem er geſagt, „retélescopons!“ aus, „ah, j'aperçois un âne,“ worauf Painpondor erwiedert, „mais non, c'est moi.“ Unter ähnlichen zarten Scherzen, wozu auch gehört, daß, als Painpondor zur richtigen Seite des Fernrohrs hineinſchaut, ſich von dieſem eine rieſige Hand ablöst und ihm eine klatſchende Ohrfeige verſetzt, erfahren wir, daß Rothomago fils, dieſer leichtſinnige Strick, ſeinen Haupttalisman mit ſich herumträgt, eine Zauberuhr nämlich, welche ihm von den Stunden des Tages und der Nacht verehrt wurden, die ſolchergeſtalt ſtark auf ihn influiren, woher es auch kommt, daß Rothomago fils bald ſehr tugendhaft, bald ſehr laſterhaft iſt, daß er ſeine guten und ſchlimmen Stunden hat. Nachdem wir auf dieſe Weiſe auf den Sprößling des Zauberers vorbereitet ſind, erſcheint dieſer ſelbſt etwas angetrunken, ungeheuer luſtig, lachend und ſingend:

„Corbleu,
Morbleu,
Sambleu,
Trembles, je fais le Diable.
Tiens c'est papa,
Je sors de table.“

Rothomago fils, der Hauptträger des ganzen Stückes, wird durch eine Dame geſpielt, und zwar durch Madame Eſther M., eine hübſche, kecke, kleine Franzöſin mit dunkelblonden Haaren, hellblondem Teint

und weichen, runden, angenehmen Formen. Sie iſt nicht mehr in der allererſten Jugendblüte, doch was ihr an Fraicheur abgeht, weiß ſie, wie manche Franzöſin, durch Routine zu erſetzen. Madame Eſther hat ein etwas ſtark gebogenes Näschen — daher der Name, würdeſt Du ſagen.

Hier fällt mir eine Anekdote der berühmten Sängerin und Schauſpielerin, Madame Veſtris, ein, die ich irgendwo gehört oder geleſen, und die ich Dir nicht vorenthalten will: „Ein Fremder, der gehört hatte, daß dieſelbe nicht immer grauſam geweſen, ſandte ihr bei Gelegenheit ihres Benefizes eine Banknote von fünfzig Pfund Sterling mit der ſchriftlichen Bitte, ſich das Entreebillet Abends ſelbſt abholen zu dürfen. Dieß Geſuch ward gewährt, der junge Mann erſchien mit der Zuverſicht und der Miene eines Eroberers zur beſtimmten Stunde, doch war der Ausgang ganz wider ſeine Erwartung. Madame Veſtris empfing ihn mit gemeſſener und ſehr ernſter Miene, und wies ihm ſtillſchweigend einen Stuhl an, den der Ueberraſchte ſchon um ſo verlegener einnahm, da er ſeine Banknote offen in ihrer ſchönen Hand erblickte. „Mein Herr," ſagte ſie, „Sie haben mir heute früh dieſe Note für eine Eintrittskarte zu meiner Benefizvorſtellung geſchickt, und für ein ſolches Billet iſt es *zu viel*. Sollten Sie jedoch andere Hoffnungen damit verbunden haben, ſo muß ich die Ehre haben, Sie zu verſichern, daß es mehr als zu *wenig* iſt. Erlauben Sie daher, daß ich Ihnen damit nach Hauſe leuchte." Mit dieſen Worten ſteckte ſie die Note am nahen Lichte an, öffnete die Thüre, und leuchtete dem mühſam eine Entſchuldigung ſtotternden, unglücklichen Verſucher die Treppe hinab.

Soviel ich weiß, hat Madame Eſther noch kein Billet von fünfhundert Franken an ihrem Lichte verbrannt, iſt aber eine höchſt amüſante und für dieſe Rolle vortreffliche Künſtlerin. Unter dem Deckmantel d'être un peu grisé ſpielt ſie ihren erſten Auftritt mit einer erſchreckenden nonchalance, ſingt, tanzt und erzählt auf die Frage des würdigen Vaters: „Mais petit misérable, où as-tu vagabondé?" daß er in's Waſſer gegangen ſei mit einem ganzen Schiff voll junger, unſchuldiger, für den Großſultan beſtimmter Mädchen.

„Le jour de noces — ah le monstre!" „Urtheilt nicht zu

früh," gibt Rothomago fils zur Antwort, „ich beging eine gute Handlung, ich rettete das unſchuldigſte dieſer unſchuldigen Mädchen aus den Klauen der Seeräuber, verliebte mich in ſie, und — même en causant avec ma femme non je ne pourrai l'oublier."

„Ah c'est trop fort!" ruft der alte Zauberer, muß aber ſeine weiteren Ermahnungen unterdrücken, da ſämmtliche Eingeladene, mit ihnen die Fee Rageuſe, wieder erſcheinen. Nun kommen Vorwürfe von allen Seiten und Entſchuldigungen des leichtſinnigen Bräutigams, welcher, um zu beweiſen, daß er nicht gar zu ſpät dran iſt, ſeine Zauberuhr hervorziehen will, und mit Schrecken eingeſtehen muß, daß er ſie verloren hat.

Mit dieſem Verluſte ſchürzt ſich der dramatiſche Knoten des Stückes. Wer ſie auch gefunden haben mag, erhält durch ſie die Macht, daß alle ſeine Wünſche und Befehle durch Zauberei ausgeführt werden müſſen. Auch bleibt ſie für ewige Zeiten bei ihm, wenn er binnen vierundzwanzig Stunden nur einmal die glückliche Idee faßt, ſie aufzuziehen. Vergißt er dieſes aber, ſo kommt ſie um ein Uhr nach Mitternacht wieder in die Hände ihres rechtmäßigen Beſitzers. Die Fee Rageuſe, als Feind des Hauſes Rothomago, will Alles anwenden, um den, der die Uhr gefunden hat, zu vermögen, daß er ſie aufzieht; das Haus Rothomago aber ſucht dieß auf jede Art zu verhindern. Natürlicher Weiſe hat Blaiſinet die Uhr gefunden und iſt damit unbewußt zu einem mächtigen Zauberer geworden. Die tollſten Wünſche, die er ausſpricht, werden mit einem Aufwand der prachtvollſten Dekorationen, ſowie der ſinnreichſten Maſchinerieen augenblicklich erfüllt. So iſt er zum Beiſpiel auf dem Ernteſeld; ein paar Dutzend Schnitterinnen beklagen ſich über die Hitze des Tages, und als Blaiſinet ihnen antwortet, „nun ſo möchte ich, daß ihr eure Kleider zu Hauſe gelaſſen hättet," ſo fliegen augenblicklich ihre Hauben, Mieder und Röcke davon, worauf Alle in einem ziemlich unausſprechlichen Koſtüm ſchreiend davonlaufen. Blaiſinet iſt aber auch nebenbei der Bräutigam jenes jungen Mädchens Bruyère, die Rothomago fils den Seeräubern entriſſen, und in die er ſich verliebt. Da es dem Bauernburſchen, wie wir bereits wiſſen, mit der Prinzeſſin ebenſo ergangen iſt, ſo haben wir alſo zwei Paare, deren Vereinigung das Stück zu einem heiteren Schluſſe führen kann.

War es dieſe einzige Helle an der ungeheuren Wand, welche ſeine Blicke auf ſich zog und feſthielt? — er wußte es nicht; genug! er blieb lange, lange ſtehen und ſchaute in den dämmernden Schein hinüber. Endlich wandte er ſich ſeufzend ab. Der Kammerdiener zog die ſchweren damaſtnen Vorhänge dicht zuſammen, zündete die ſilberne Nachtlampe an und verließ mit leiſen Schritten das Zimmer, nachdem der Gebieter in ſeinem breiten prächtigen Bette lag. Ein großer Neufoundländer Hund ſtreckte ſich darauf an die Thüre auf ein gewaltiges Bärenfell, die Diener löſchten in den Zimmern die Lichter aus, und nach und nach wurde es ſtille in dem Palaſt von St. Alban. — —

Rothomago fils hat ſich unterdeſſen in den Palaſt begeben, wo die Stunden, ſeine Pathinnen, reſidiren. Hier ſehen wir eine feenhaft zauberiſche Dekoration: Tempel und Hallen wie aus Luft und Morgenroth dargeſtellt, mit murmelnden Bächen und Springbrunnen, an denen wenig bekleidete Nymphen lagern, und in beſtändig wechſelnden Stellungen und Gruppirungen reizende lebende Bilder darſtellen. Die vierundzwanzig Stunden erſcheinen, Damen in idealen Koſtümen, mit einem Diadem von Sternen, in deren Mitte die goldene Ziffer der Stunde erſcheint, welche jede repräſentirt; in der rechten Hand trugen ſie einen Uhrzeiger. Leider ſah man an den Repräſentantinnen dieſer Stunden, daß die ewig rollende Zeit auch an ihren Kindern nicht ſpurlos vorübergeht: es waren unter ihnen ſehr alte und ſehr abgenutzte Stunden, wohl würdig die Vergangenheit darzuſtellen, aber nicht die Zukunft. Doch müſſen wir die Stunden gemiſcht nehmen, wie ſie ſind, heiter und traurig, ſchön und häßlich. Rothomago fils wendet ſich an einige unter ihnen, an die Stunde der Arbeit, des Diners, des Balls, des Schlafes, der Mitternacht, des Gebets, und beſchwört ſie ihm behülflich zu ſein, daß der Finder der Uhr das Aufziehen vergeſſe. Es iſt dieß eine ganz hübſche Szene, in welcher die Stunden mit leichten, anmuthigen Couplets verſprechen, ihm zu dienen.

Die Fee Rageuſe ihrerſeits aber wendet Alles an, um Blaiſinet zu veranlaſſen, daß er vor Ablauf jener Stunden die Uhr aufzieht, um im Beſitz derſelben zu bleiben, und ſo ihren Feinden Rothomago Vater und Sohn ihre Macht zu entziehen. Nach und nach erſcheinen nun die Stunden, wie ich ſie Dir vorhin genannt, und helfen Rothomago fils gegen Blaiſinet, ſo daß dieſer bei der Zauberei, die er ſieht, oder bei den Genüſſen, zu welchen man ihn verführt, ſeine Uhr aufzuziehen vergißt, worauf dann jedesmal die Fee Rageuſe erſcheint, und ihm, ſowie Painpondor, der ihn als Freund begleitet, auf die Antwort, er habe die Uhr aufzuziehen vergeſſen, ein paar klatſchende Ohrfeigen hinſchlägt. Bei der Stunde des Diners wird dem armen Blaiſinet ungeheurer Hunger und Durſt angezaubert; er iſt hier noch als Bauer gekleidet, und befindet ſich mit anderen Freunden in ſeiner ärmlichen Hütte. „Wenn aber Alles, was ich wünſche, geſchieht," ſagt er, da er natürlicher Weiſe auf die Kraft der Zauberuhr aufmerkſam geworden,

„warum ſoll ich nicht verlangen in einem prächtigen Saale auf goldenen Tafeln zu ſpeiſen, warum ſoll ich nicht ein vornehmer Kavalier und ihr mein Gefolge ſein? — ſo ſei es!“ Und bei dieſen Worten verwandelt ſich das ganze Zimmer, aber nicht nach Art eines gewöhnlichen Dekorationswechſels, in einen prachtvollen Saal, die hölzernen Stühle und Tiſche in goldene Möbel, Blaiſinet und die Bauern in reichgekleidete Kavaliere, und zwar mit einer ſolch' fabelhaften Präziſion und Schnelligkeit, daß man wirklich faſt an Zauberei glauben könnte. Begreiflicher Weiſe veranlaßt der ungeheure Durſt Blaiſinet, mehr Wein zu trinken als er vertragen kann, und ſo befindet er ſich denn, als die Glocke ſchlägt, in einem Zuſtande völliger Betrunkenheit, hat vergeſſen, die Zauberuhr aufzuziehen, und empfängt ſeine klatſchende Ohrfeige, worauf der Vorhang fällt.

Zur Stunde des Balles befinden wir uns in einem Saale, deſſen Wände, Decke, kurz Alles, was man ſieht, aus Spitzen und Brillanten beſteht; ein ſehr zahlreiches Balletkorps raſt herein, tanzt in den ſchillerndſten, prachtvollſten Koſtümen ſpaniſch, italieniſch, griechiſch, indiſch, bacchantiſch und bacchanaliſch, und wenn wir auch in Sachen der Tricots bei neueren Balleten ſchon Einiges gewohnt ſind, ſo können wir hier den Wunſch doch nicht unterdrücken, etwas von den Spitzen, die an die Wände und Decken verſchwendet ſind, möchte zur Verlängerung der Tanzröcke verwendet werden; man ſieht in der That zu viel oder — zu wenig. Blaiſinet iſt denn auch von dieſem Augenblicke ſo berauſcht, daß er natürlicher Weiſe abermals vergißt die Uhr aufzuziehen, die Fee Rageuſe erſcheint — „v'lan, v'lan!“ die beiden Ohrfeigen ſitzen comme à l'ordinaire.

L'heure du Coucher zeigt uns Blaiſinet mit dem von ihm unzertrennlichen Painpondor, todmüde von allem Erlebten, im Begriffe zu Bette zu gehen, wobei es dem Einen zu warm, dem Andern zu kalt iſt, was zu einigen artigen Zaubereien Veranlaſſung gibt; denn das offene Fenſter, an welches ſich der Eine ſtellt, um friſche Luft zu ſchöpfen, verwandelt ſich in ein Kamin voll glühender Kohlen, während der Andere, der behaglich am Feuer ſitzt, ſich plötzlich an einem offenen Fenſter befindet. Endlich haben ſie ſich niedergelegt, und als Painpondor auf die Frage ſeines Gefährten, wie er ſich befinde, unvor-

ſichtiger Weiſe antwortet, „j'en voudrais un peu plus commode," verwandelt ſich das Bett plötzlich in eine Kommode, aus deren unterſter Schublade Painpondor mühſam herauskriecht. Blaiſinet iſt endlich nach mehreren Neckereien, die er von dem unſichtbaren Rothomago fils zu erdulden hat, eingeſchlafen und wünſcht im Traume, ſein Lager möge ein Boot ſein, und er auf dem Meere zu ſeiner geliebten Prinzeſſin Miranda ſteuern. Augenblicklich verwandeln ſich beide Betten in Boote mit Maſten und Segeln, das Zimmer wird zur brauſenden See, auf dem die leichten Boote ſo wild ſchaukeln, daß Beide hinausgeſchleudert werden, und mühſam vornen an's Ufer ſchwimmend kaum ihr Leben retten. In dieſem Augenblicke ſchlägt die Glocke abermals, die Fee Rageuſe erſcheint, und da Blaiſinet, auf die Frage, ob er ſeine Uhr aufgezogen, vorausſieht, was geſchehen würde, ſpielt er das Prävenire, und ſchlägt, alle Rückſicht gegen die Dame bei Seite ſetzend, ehe er mit einem „Nein" antwortet, der Fee von der rechten Seite eine koloſſale Ohrfeige hin, während es Painpondor von der linken eben ſo macht, worauf Beide hinausſtürzen, und die wüthende Fee ihnen nachruft: „Oh, oh les misérables, je me vengerai!" wozu ihr die nun kommende Stunde der Mitternacht die willkommenſte und günſtigſte Gelegenheit gibt.

Wir ſind auf dem Kreuzwege des Teufels, einem ſchauerlichen Felſenthale von bleichem Mondlichte beſchienen, und hier iſt die ganze Hölle los: Dämonen, Geſpenſter und Phantome in den ſchrecklichſten Geſtalten jagen die beiden Unglücklichen hin und her, wohin ſie entweichen wollen, ſtrecken ſich rieſige Fäuſte aus, um ſie zu faſſen; wilde Beſtien erſcheinen, um ſie zu verſchlingen, Schlangen umwickeln ihren Leib, um ſie zu erdrücken, und ſie würden unfehlbar verloren ſein, wenn die Zauberuhr nicht wäre, deren ſich Blaiſinet erſt ſo ſpät erinnert, und darauf den Wunſch ausſpricht, Alles, was ihn hier plage und quäle, Teufel, Dämonen, Geſpenſter, ja der ganze Kreuzweg ſelber möge zum Teufel gehen, wohin ſie gehören.

„Luft im Laub, und Wind im Rohr
Und Alles iſt zerſtoben."

Heulend entflieht nicht nur die Schaar der böſen Geiſter, ſondern um den Befehl Blaiſinet's vollſtändig zu erfüllen, fangen auch die Felſen

an zu wanken, was mit einem außerordentlichen Geschick gemacht wird, und auf die Zuschauer eine überraschende Wirkung ausübt, denn die unförmlichen Steinmassen richten sich langsam auf, wachsen hier in die Länge, dort in die Breite, und nehmen endlich, ohne daß man genau sieht, wie das ausgeführt wird, die Gestalt gigantischer, ungeschlachter Riesen an, die mit schlotterigem Gange, die finsteren Häupter auf und ab nickend, über die Bühne hinwegziehen. Dem Kreuzweg des Teufels, der so als wandelnde Deloration an uns vorüberzieht, folgt eine reizende tropische Landschaft, wobei Palmen rauschen und Brunnen kühlen, und leitet uns so auf die angenehmste Art zur Schäferstunde hinüber, in der Blaisinet, natürlicher Weise im Traum, die Prinzessin Miranda wiederfindet und sie einander ewige Liebe schwören. Daß er sowohl bei der Süßigkeit dieser Stunde als bei den Schrecken der vergangenen die Uhr aufzuziehen vergißt, versteht sich von selbst, doch erscheint die Fee aus begreiflichen Gründen diesesmal nicht. Uebrigens hat es Eins geschlagen, und da die Uhr unterdessen nicht aufgezogen wurde, so kehrt sie zu ihrem rechtmäßigen Besitzer zurück, und Rothomago fils spricht den Wunsch aus, Bruyère, das geliebte junge Mädchen, wiederzusehen, die er den Seeräubern entrissen. Die Szene verwandelt sich, er erscheint in ihrer Hütte, wo sie, es ist die Stunde des Gebets, auf ihren Knieen liegt, und den Himmel um Gnade anfleht für ihn, für Rothomago fils, den sie liebt, und von dem sie erfahren hat, daß er, als ein arger Zauberer und Hexenmeister, nach christlichen Begriffen auf ewig verloren ist. „Oh," ruft er entzückt, „elle m'aime, oh prie toujours Bruyère, prie toujours." Natürlicher Weise erweicht sich unter dem Einflusse der Stunde des Gebets sein verstocktes Hexenmeisterherz, er sinkt neben ihr nieder und ruft mitbetend aus: „Dieu tout-puissant, que votre bonté infinie me pardonne," in welch' ernstem und erhebendem Augenblicke die Uhr, die er in seiner Hand hält, auseinander springt, worauf die Stunde des Gebets verkörpert eintritt und die Beiden vereinigt, indem sie sagt: „Ihm hat der Himmel verziehen, das Gebet hat ihn gerettet, seid glücklich."

Die Szene verwandelt sich in eine unbeschreibliche Feenhalle, man sieht nichts als Wolken mit morgenröthlich angestrahlten Bogen und Hallen, dazu eine wahre Verschwendung von Tricots und Gazekleidern.

Blaiſinet und Miranda werden durch die Fee Rageuſe vereinigt, die Stunde des Gebets ſegnet Rothomago und Bruyère, und ſo ſchließt das Stück gegen Mitternacht eben ſo moraliſch als befriedigend.

Wir, die wir alles das mitgemacht, ſind ſehr erfreut, nach dem überheißen Theater durch die angenehm kühle Nachtluft nach den Boulevards zu flaniren, und dort vermittelſt einiger Gläſer Bock vollſtändig wieder unſern Weg aus Rothomago's Feenreich nach dieſer armen, aber doch nicht zu verachtenden Erde finden zu können.

Paris, den 17. September.

Lieber Freund!

Um Dir einen Begriff zu machen von der großartigen Schönheit des Place du Châtelet, lege ich Dir eine Zeichnung bei, die Dir ein belebtes Bild dieſer neuen Schöpfung geben wird. Gerade vor Dir haſt Du die Avenue Viktoria, ſo genannt zur Erinnerung an den Beſuch der Königin von England im Jahr 1855; links iſt der in meinem letzten Briefe erwähnte Tour St. Jacques mit ſeinem reizenden Square, das Gebäude, welches Dir gerade entgegenblickt, iſt das ſo eben eröffnete Théâtre lyrique, vor welchem die Fontaine du Palmier ihr reiches Waſſer ſpeit. Dieſe Fontaine iſt noch dadurch einigermaßen merkwürdig, daß ſie früher ungefähr zehn Schritte öſtlich ſtand, und vorgerückt wurde, um ſymmetriſch zu den beiden neuen Theatern zu ſtehen. Wenn wir nun für heute unſern Spaziergang wieder aufnehmen, ſo wollen wir das ehemalige alte Paris nicht auf dem Pont au Change erreichen, ſondern wenden uns an der Ecke des Théâtre lyrique gegen den Quai de la Grève und erreichen in kurzer Zeit den Quai des Célestines, wo ich Dir im Vorbeigehen eines der ſchönſten und intereſſanteſten Gebäude dieſer Gegend zeigen werde, das jetzige Hôtel La Valette, die Perle des reinſten Renaiſſanceſtyls. Nachdem es lange Zeit vernachläſſigt war, dann ein Penſionat enthielt, ſpäter zu einer Zuckerraffinerie benützt wurde, kam es in die Hand des jetzigen Eigenthümers, des Grafen Adrien de La Valette, ehemaligen Rédacteur en chef de l'Assemblée nationale. Verfallen und theilweiſe zerſtört, wie es war,

wurde es mit Sorgfalt reſtaurirt, und iſt jetzt eine weitere Zierde dieſes an ſchönen Bauwerken reichen Stadtviertels. Der neue Eigenthümer hat in ihm ſeine prachtvollen Sammlungen an Kunſtgegenſtänden aller Art, Bilder, Statuen, Waffen, die er während fünfundzwanzig Jahren in Deutſchland, Frankreich und Italien geſammelt, hier aufgeſtellt. Vergiß bei Deiner nächſten Hierherkunft nicht, dieſes kleine aber reiche Privatmuſeum zu beſuchen.

Wenden wir uns von hier über den Pont Marie nach der Inſel St. Louis, dem älteſten Stadttheil von Paris, — weſtlich haben wir den majeſtätiſchen Chor von Notre-Dame, deſſen eine Seite Behufs der Reſtauration mit rieſenhaften Holzgerüſten umgeben iſt, — und dann über den Pont de la Tournelle auf das linke Seineufer und erreichen in kurzer Zeit das Hôtel Cluny, mir einer der liebſten Orte von Paris, wo ich bei jedesmaligem Beſuche gerne ein paar Stunden zubringe. Nirgends wohl tritt uns aus der alten Zeit ein ernſtes, dunkles, faſt düſteres Baudenkmal des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ſo anmuthig entgegen, als hier die alte Abtei, umgeben von dem friſchgrünenden, ſorgfältig angelegten Garten, der ihrem altersgrauen Geſichte ein freundlich jugendliches Anſehen verleiht. Wie ganz anders iſt das jetzt doch gegen früher geworden. Die Häuſer, die dicht an dieſem alten Hôtel hinaufragten und den Garten in läſtiger Weiſe einengten, ſind verſchwunden, ringsum iſt freier Platz geworden, ſo daß das reizende Gebäude völlig neu aufzuathmen ſcheint. Wir treten vom Hauptportale herein und werden von einem freundlichen Portier empfangen, der ſich nach unſeren Einlaßkarten oder, da er uns den Fremden anhörte, nach unſeren Päſſen erkundigte. Haben wir Beides aber nicht, ſo thut es auch ein Frankenſtück, wobei ich aber der Wahrheit die Ehre geben muß, daß, als ich Hôtel Cluny zum letzten Male beſuchte, es war an einem Sonntage, der Portier meine bezeichnende Bewegung nach der Taſche mit einer abwehrenden Geberde und den höflichen Worten unterbrach, „heute iſt der Eintritt für Jedermann frei, man braucht weder Karte, noch Paß, noch ſonſt etwas".

Der kleine, ſo durch und durch alterthümliche, wohlerhaltene, zierliche Hof empfängt uns ſo traulich, daß wir ihn wie einen alten, guten Bekannten begrüßen. Hier ragt ſo gar nichts von der neueren Zeit

herein, daß wir, an den Fenstern hinaufblickend, uns gar nicht wundern würden, einen der alten geistlichen Herren oder auch einen der Mignons Heinrich's III., der hier vorübergehend gehaust, hinter den dunkel gewordenen Scheiben zu erblicken. Das Gebäude umgibt diesen Hof von drei Seiten, und das Hauptthor, mit einem gedrückten Bogen überspannt, befindet sich in der hohen Mauer, die auf der vierten Seite den Abschluß gegen die Straße bildet, und früher wohl mit einem Umgang zur Vertheidigung versehen sein mochte, wie noch Spuren zeigen. Ueber diese Mauer weg fällt noch reichlich Licht in den Hof, der eben durch seine Freundlichkeit sehr gegen viele engumschlossene Höfe mittelalterlicher Gebäude absticht. Zur Linken ist eine stattlich gewölbte Halle, zur Rechten, fast dem Thor gegenüber, das achteckige Treppenhaus, anstatt des Daches oben mit einem Altan abgeschlossen, zu dem vom Dach aus ein kleines, hoch oben fast freischwebendes Treppenthürmchen führt, gleichsam als sei es aus der Mauer des großen Treppenhauses herausgewachsen. Am ganzen Dachrand der Gebäude läuft eine durchbrochene Steinbalustrade, hinter der die eleganten, mit äußerster Zierlichkeit ausgemeißelten Dachgiebel fast naseweis hervorschauen. Was der Zahn der Zeit vielleicht hier zerstörte, wurde auf's Verständigste und Geschickteste ausgebessert, so die Thüren und Fenstereinfassungen, die Treppen, welche in die Vorhalle führen; die Thürflügel mit ihren alterthümlichen Schlössern und seltsam geformten Klopfern. Bekanntlich ist das Gebäude von Jean de Bourbon begonnen und von Jacques d'Amboise 1490 vollendet worden, und nicht ohne einen namhaften Theil der alten römischen Bauten der Thermen, die seit einem Jahrtausend die Stelle inne hatten, zu verdrängen; doch ist noch genug vom letzten übrig, um einen Begriff von der großen Bedeutung dieser gewaltigen römischen Anlage zu erhalten, die in ihrer Derbheit und der Nacktheit der rauhen Konstruktion den frappantesten Kontrast mit der Feintheiligkeit des mittelalterlichen Baus bildet, der nunmehr mit den Trümmern des alten Kolosses verwachsen zu sein scheint. Es wäre überflüssig, Dir etwas über die Geschichte des Hôtel Cluny sagen zu wollen, der Geschichte Franz I. mit der Wittwe Ludwig XII., der Thätigkeit der Nonnen von Port Royal, dem Aufenthalt der Astronomen Delisle, Lalande und Messier in diesen Mauern, Du weißt das besser

als ich, und haſt obendrein Gelegenheit es überall nachzuſchlagen. Dieſes Haus, in welchem der Abt von Cluny, und nach ihm die franzöſiſchen Könige reſidirt, wo alſo abwechſelnd die Religion und die Politik geherrſcht, wo das Drama, die Wiſſenſchaft, die Buchdruckerei als Werkſtätten Vincents und Leprieurs, und endlich die Kunſt ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hat, iſt nicht nur von allen Muſeen Europas das merkwürdigſte und für Frankreich das hiſtoriſch wichtigſte, ſondern alle ſeine Schätze ſind ſo lehrreich und dabei ſo anmuthig aufgeſtellt, daß nicht nur die Kenner ſondern auch der Laie mit großer Befriedigung hier verweilen.

Gegen die meiſten übrigen Muſeen und Kunſtſammlungen, wo Alles in großen, langen, mitunter auch ſehr langweiligen Sälen ſtreng ſyſtematiſch geordnet zur Schau ausgeſtellt iſt, erſcheint mir das Hôtel Cluny wie einer unſerer reizenden, lehrreichen zoologiſchen Gärten in Vergleich mit ſeinen Staub und Inſekten erfüllten Naturalienſammlungen, wo die ausgeſtopften Beſtien uns in ungelenken Stellungen mit todten, gläſernen Blicken anſtarren. Das Hôtel Cluny mit ſeinen Umgebungen könnte man, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, einen Alterthumsgarten nennen, in deſſen Hauſe man Möbel, Waffen, kurz Geräthſchaften aller Art ſo viel als thunlich ſo aufgeſtellt findet, wie ſich die vergangenen Generationen derſelben im Leben bedient — ein Muſter für alle ähnlichen Muſeen. Da ſiehſt Du Vorzimmer mit derben eichenen Holzbänken und Tiſchen mit Waffen gröberer Art, mit Krügen und Gläſern, wie ſie in die Fäuſte der Trabanten paßten, mit einem rieſenhaften Kamine, vor deſſen weiter Oeffnung ſich ein Reiter im Lederwamms und Harniſch bequem von Kopf bis zu Fuß wärmen konnte. Auf den eiſernen Feuerhunden in den phantaſtiſchſten Formen liegt Holz aufgeſchichtet, und daneben Haken und Feuerzange. An dieſes Vorzimmer reihen ſich Waffengallerieen, in denen die koſtbarſten Stücke trophäenartig dem Auge wohlthuend aufgeſtellt ſind, und führen uns in eine große Halle mit Fahnen, Lanzen und Standarten, und, als eigenthümliche Konzeſſion an die Gegenwart, den Marmorbüſten des Kaiſers und der Kaiſerin, und zahlloſen andern hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten, worunter das Sattelzeug Heinrich's IV. und eine Sänfte Ludwig's XIV., die goldenen Sporen, die Franz I. in der

Schlacht bei Pavia getragen ꝛc. Die Wände ſind mit prachtvollen Hauteliſſes und Gobelins bedeckt. Auf einer zierlichen Treppe von ganz dunklem Holze gelangt man in den obern Stock, wo ſich Arbeitskabinete, Schlaf- und Prunkzimmer aller Art befinden. Hier bewundern wir die ungeheuren Himmelbetten, Betſtühle, Toilettegegenſtände der damaligen Zeit; wunderbar geſtickte Tiſchdecken, koſtbare Truhen, Bahuts und dergleichen und dergleichen; mit Glas verſchloſſene Etagères an den Wänden jedes der Zimmer zeigen uns feinere Gegenſtände alter Kunſt, Elfenbeinarbeiten, gefaßte Edelſteine, maſſives künſtliches Goldgeſchmeide. Daneben ſehen wir eine Gallerie mit prächtigen Majoliken und emaillirtem Porzellan von Limoges von ungemeiner Schönheit in Form und Zeichnung, darunter Platten von fabelhafter Größe und wirklich echte Bernard Paliſſy noch dazu. Die Wände eines ſchmalen Korridors an der Treppe ſind ebenfalls mit ſeltenen Waffen angefüllt, worunter wir, aus dem vorigen Jahrhundert herſtammend, ein ſechsläufiges Revolvergewehr nach heutiger Konſtruktion anſtaunen. Ben-Akiba hat Recht, es iſt Alles ſchon dageweſen. In einem der letzten großen Räume finden wir unter anderen großen Koſtbarkeiten auch die berühmten vor einigen Jahren in der Fuente de Guarazar nahe bei Toledo gefundenen Kronen des Gothenkönigs Recheswinth, wohl die herrlichſten Gegenſtände alter Kunſt und alten Reichthums, die in ihrer guten Erhaltung das Meiſte übertreffen, was die Staatsſchätze oder Kirchen Europas beſitzen.

Du weißt, daß auch ich ein Sammler von Alterthümern bin, ſo weit es meine beſchränkten Mittel erlauben, und daß ich mir nicht wenig einbilde auf den kleinen bronzenen Löwen, der Jahrhunderte lang an einem Brunnen einer der älteſten Häuſer Stuttgarts ſtand, und erſt bei genauer Unterſuchung ſich als ein Weinkrug, wahrſcheinlich aus dem elften Jahrhundert, erwies. Denke Dir, wie intereſſant es mir war, hier im Hôtel Cluny einen ähnlichen zu finden, angeblich aus dem dreizehnten Jahrhundert. Die plumperen Formen des meinigen zeugen vielleicht dafür, daß er älter iſt wie jener, während der Henkel, einen Drachen darſtellend, wie aus derſelben Form iſt. Begreiflicher Weiſe ſah ich das mit einem ſehr gehobenen Gefühle. Ich bringe es freilich nie ſo weit wie der eifrige und gelehrte Du Somme-

rand, der ſein Leben lang an der Sammlung gearbeitet, die den Grundſtock des Hôtel Cluny gebildet hat. Damals war noch eine Zeit zum Sammeln mittelalterlicher Gegenſtände, und hatten ſich verſchmitzte Nachahmer von Antiquitäten noch nicht die Meiſterſchaft erworben gehabt, mit der ſie heutzutage den Halbkenner zu überliſten wiſſen. Der koſtbarſte Theil der Abbaye Cluny in architektoniſcher Hinſicht iſt unſtreitig die kleine Kapelle, ein Bauwerk von wunderbarer Schönheit, die Decke von gothiſcher, ſo zierlicher Form, wie ich nie etwas geſehen, wird durch einen einzigen Mittelpfeiler getragen, von welchem aus die Rippen nach allen Seiten auslaufen, und in den Zwiſchenfeldern in die eleganteſten und feinſten Maßwerke ſich ausſpinnen in der Formgattung, wie ſie dem ſogenannten Flamboyantſtyle entſpricht. Der kleine Altarraum ſchwebt als Erker im Freien und iſt von außerordentlicher Zartheit der Steinmetzarbeit. An den Wänden zieht ſich eine Reihe von Niſchen umher, deren Baldachine eine wahre Filigranarbeit des Bildhauers genannt werden können. Eine kleine Wendeltreppe führt von hier hinab in den oben erwähnten Garten, welcher das Hôtel auf drei Seiten umgibt, und deſſen zierliches, freundliches Arrangement ſeinesgleichen wohl ſchwerlich irgendwo findet. Die wohlerhaltenen ehemaligen Thermen mit ihren hochgewölbten Hallen ſind wieder auf die geſchickteſte Art zum Aufbewahrungsorte für Alles das, was man von römiſchen Alterthümern in Steinen hier aufgefunden, benützt worden. Aus dieſen Gewölben treten wir in den Garten hinaus, von dem ich Dir ſchwerlich eine Schilderung machen kann, welche im Stande iſt, Dir alle Schönheiten deſſelben zu vergegenwärtigen. Doch iſt Alles hier ſo einfach: Du ſiehſt vortrefflich unterhaltene Raſenplätze von geſchlungenen, gut gepflegten Kieswegen durchſchnitten, ſich wie einen grünen Teppich um die tiefdunkeln Gebäude, welche ſo ungemein lebendig in der Form ſind, ausbreiten, und in dieſen Raſenteppich ſind Alterthümer von Stein und Eiſen auf die ſinnreichſte Art man könnte ſagen eingewoben, ein Enſemble bildend, welches einen anregend poetiſchen Eindruck gewährt, und es ſchwer macht, dieſen intereſſanten Ort zu verlaſſen. Ueberall, wohin Du blickſt, ſiehſt Du inmitten der friſchgrünen Raſenplätze ſich die grauen Steinmaſſen erheben: hier römiſche Grab- und Denkſteine, dort romaniſche Säulen und

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Vedi Napoli, poi muori.

Sieh' Neapel und ſtirb.

(Italieniſches Sprichwort.)

Das Fenſter, welches wir von dem Schlafzimmer des Grafen von St. Alban matt erleuchtet mit dürftigem Schein durch die Nacht glänzen ſahen, gehörte zu einem kleinen Zimmerchen, in dem ein hellerer Glanz, als der von der einzigen verdeckten Talgkerze ausſtrahlende, noch troſtloſer die nackte Armuth der Wände und, wie es ſchien, auch der Bewohner gezeigt hätte.

Dieſes Zimmer hatte eine ſchräge, in das Dach hineingebaute Decke, vier weiße Wände, das einzige Fenſter, von dem wir vorhin ſprachen und eine Thüre auf den Gang. Das Mobiliar war hiezu paſſend: ein einziges, obgleich ſehr breites Bett, wie es in Italien überall gebräuchlich iſt, enthielt eine ſchlechte Matratze, grobes Leinzeug, eine dünne Decke. Ein paar Stühle ſtanden in den Ecken des Zimmers und daneben im merkwürdigen Contraſt mit allem Uebrigem ein ſehr eleganter Reiſekoffer.

Kapitäle neben mittelalterlichen Figuren und Ueberbleibseln irgendwo aufgefundener, fein gearbeiteter gothiſcher Bogen; und alles das iſt mit ſo großer Sachkenntniß zuſammengeſtellt, überall ſieht man ſo wohlthuend die fleißig ordnende Hand, rings um jede Gruppe iſt Epheu angepflanzt, deſſen dunkelgrüne Ranken wie liebend die alten Steine umſpinnen. Dabei ſind die ſauber erhaltenen Wege ſo angelegt, daß man, ohne unnütz hin und her zu gehen, in alle Theile des Gartens kommt, und zuletzt führen Dich die Wege noch zu einer Merkwürdigkeit aus der neueren Zeit, welche man in Erinnerung an ein grauenhaftes Todtenfeld nicht ohne Wehmuth betrachten kann: es iſt das rieſenhafte, vergoldete Kreuz der Wladimir Kirche von Sebaſtopol, vom Herzog von Malakoff mitgebracht und dem Muſeum verehrt.

Dieſes Kreuz der Hauptkirche von Sebaſtopol erinnerte mich lebhaft an etwas, das ich ſchon lange hier in Paris ſehen wollte, und wohin ich Dich freundlich einlade mich zu begleiten: es iſt dieß nämlich das neuerbaute Diorama an der weſtlichen Seite des Ausſtellungsgebäudes, wo ſeit ein paar Monaten der Sturm auf den Malakoff gezeigt wird. Ich habe dergleichen Dioramen ſchon früher hier geſehen, war alſo auf etwas Außerordentliches gefaßt, muß jedoch ſagen, daß meine Erwartungen noch übertroffen wurden. Man erlegt beim Eintritt zwei Franken, und kommt vom Korridor in einen dunklen Gang, der ganz das Anſehen eines bedeckten Weges hat, wie er unter einer Breſchebatterie in den Feſtungsgraben führt, und nach gelegter Lücke zum Sturme benützt wird. Der letzte Theil deſſelben iſt aus Schanzkörben und Erde gebildet, und führt uns vor eine Schanze des Malakoffs, wo ein Zuavenbataillon in dieſem Augenblicke ſtürmend eindringt. Der Blick aus dieſem dunklen Raume in den hellen Tag auf die überraſchend gemalten lebensgroßen Figuren, auf die bunten Uniformſtücke derſelben, auf die glänzenden Geſchützrohre, aus denen dicker Pulverdampf hervordringt und die Gegend umſchleiert, auf das ganze Gewühl eines erbitterten blutigen Kampfes iſt ſo überraſchend, daß man unwillkürlich mit Staunen ſtehen bleibt, und das Ohr anſtrengt, um auch das Getöſe des Sturmes zu hören; doch iſt dieß nur ein kleines Vorſpiel zu dem eigentlichen Diorama, zu welchem man auf einer gewundenen Treppe nun aus dieſem dunklen Gange emporſteigt. Wir

befinden uns hier mit einem Male oben auf dem Réduit des runden Malakoff ſelbſt, und ſehen rings um uns her in hellſtem, blendendem Tageslichte den Sturm gegen die Verſchanzungen auf allen Seiten wüthen. Es iſt kein Bild mehr, es iſt Wirklichkeit. Begreiflicher Weiſe befinden wir uns innerhalb des Grabens, den im Kreiſe die furchtbaren Verſchanzungen umgeben, welche theilweiſe von den Ruſſen noch hartnäckig vertheidigt werden, während auf anderen Seiten die Franzoſen bereits eingedrungen ſind. Dort, Allen voraus, der Haufen Zuaven, den wir drunten im bedeckten Gange den Sturm beginnen ſahen, allerdings ſehr gelichtet durch die ruſſiſchen Kugeln, die unaufhörlich in die Reihen dieſer Tapfern einſchlagen, ſie faſt vor unſeren Augen niederſchmetternd. Eine kleine Truppe von ſechs bis acht hat unterdeſſen die Höhe erreicht, pflanzen die Trikolore auf, und jauchzen der Generalität, Peliſſier, Canrobert, engliſchen und türkiſchen Offizieren, die nach gelungenem Sturme ſeitwärts über die Breſche eindringen, entgegen, während auf der anderen Seite, namentlich in der Tiefe des Grabens, noch der wildeſte Kampf fortdauert. Dort fallen Voltigeure eben über eine Batterie her, und erſchlagen die hartnäckig nicht weichen wollenden tapferen Ruſſen bei ihren Geſchützen; ſeitwärts fliegt ein Pulverkarren in die Luft, und ſeine Trümmer ſowie ſpringende Granaten reißen entſetzliche Lücken. Die Ambulancen entfalten ihre traurige Thätigkeit; hier wird amputirt, dort verbunden, und ſchwer verwundete Offiziere mit bekannten Namen weggetragen. Wie ſchon geſagt, das Alles iſt mit ſo ſtaunenswerther Lebendigkeit gemalt, daß man von der lautloſen Stille, die uns trotz des Kampfgewühls umgibt, faſt befangen daſteht. Wie lebendig liegen dort an dem Abhange uns gegenüber die über die zerſchmetterten Lafetten hinabgeworfenen, rieſenhaften Geſchützrohre; wie täuſchend iſt tief unten im Graben das Häuflein Ruſſen, die mit ſchreckerfüllten, zerſtörten Blicken nicht aufhören, ihren koloſſalen Mörſer zu bedienen; man glaubt wirklich das Feuer aufblitzen zu ſehen; es iſt uns zu Muthe, als müßte unſer Ohr den ſchrillen Klang der aufſliegenden Bomben vernehmen, und damit ſich die Täuſchung bis zu unſeren Füßen, die, wie wir geſagt, auf dem inneren, runden Erdaufwurf des Malakoff ſtehen, fortſetze, ſo liegen auf den Abhängen deſſelben bis zu uns herauf demontirte Geſchütze

zerbrochene Lafetten, Räder, Vollkugeln, die ſich halb in die Erde gewühlt, Stücke von zerſprungenen Bomben und Granaten, Wiſcherſtangen, zerriſſene und halbverbrannte Schanzkörbe und dergleichen in handgreiflicher Wirklichkeit. Wollen wir nun unſere Blicke abwenden von dem blutigen, grauenvollen Kampfe, ſo brauchen wir die Augen nur zu erheben, und ſehen rings um uns her unter dem Sonnenlichte eines heiteren Tages das wellenförmige, braunröthliche Terrain der Halbinſel, bis dort, wo uns aufſteigende Rauchwolken die Lagerplätze von Balaklava anzeigen, folgen hierauf der Linie am Horizont, um das Schlachtfeld von Inkerman zu überſehen, dann die Brücke von Traktir zu finden, und zuletzt auf Sebaſtopol zu verweilen, deſſen zerſchoſſene Häuſer und Kirchen in ängſtlicher Spannung dieſem letzten Kampfe zuzuſchauen ſcheinen. Dort iſt auch die Schiffbrücke, auf der ſich die Ruſſen zurückzogen; vor dem Hafen liegen die engliſchen und franzöſiſchen Schiffe, aus ihren Batterieen Kugeln um Kugeln entſendend, und über alles das hinaus erblicken wir das tiefblaue, erhaben große Meer.

Hoffentlich hat Dir meine flüchtige Schilderung nicht nur einen ſchwachen Begriff dieſes ſchönen Dioramas gegeben, ſondern auch den Wunſch in Dir erweckt, es bei Deiner nächſten Hierherkunft zu beſuchen. Glaube mir, Du kannſt Deine zwei Franken nicht würdiger anwenden. Ein Unteroffizier der Voltigeurs, ein noch ſehr rüſtiger Halbinvalide, der in ſeinem grauen Capote hier oben um ſo beſſer den Erklärer machen kann, da er, wie ſeine zahlreichen Medaillen aufweiſen, den Krimfeldzug mitgemacht hatte, ſagte uns, die Erſtürmung des Malakoff würde noch bis Mitte des nächſten Jahres hier bleiben, und dann der Schlacht bei Solferino Platz machen, an deren Bildern jetzt gerade gearbeitet würde. Auch dort war er dabei geweſen, und es that meinem Herzen wohl, als er uns aus jener Schlacht ein kleines Einzelngefecht erzählte, das er mitgemacht, und wo er voller Achtung der tapferen öſterreichiſchen Truppen, namentlich der kleinen wilden Jäger erwähnte. Aehnliches habe ich hier in Frankreich von Offizieren und Soldaten ſchon öfters gehört, und Niemand gefunden, der nicht mit der größten Anerkennung vom öſterreichiſchen Heere geſprochen, das den Franzoſen damals gegenüberſtand.

Aus dieſem Schlachtgewühl führe ich Dich nun, da wir ganz in der Nähe ſind, in eine ſehr freundliche Umgebung, um Dir ein reizendes Stillleben aus antiker Zeit zu zeigen, nach der Avenue Montaigne nämlich, wo das pompejaniſche Haus des Prinzen Napoleon liegt. Hier bedürfen wir einer Karte, die von der Intendanz des prinzlichen Hauſes aber nur für einen beſtimmten Tag und nur für bezeichnete Perſonen ausgeſtellt wird.

Wir treten durch ein einfaches Gitterthor, an das ſich zwei in griechiſchen Formen gebildete einſtöckige Gardiens- und Schildwachhäuschen anlehnen, in einen kleinen Gartenraum, der von einem einzigen Raſenſtück gebildet wird, das wieder durch ein längliches Waſſerbaſſin mit Marmoreinfaſſung faſt ganz ausgefüllt iſt. Drei reiche Waſſerſtrahlen ſpringen hier mit angenehmem Gemurmel in die Höhe, während die von Säulen getragene Vorhalle des Hauſes ſich in der klaren Flut ſpiegelt; ebenſo eine ernſte, antike Bronzefigur, die gedankenvoll auf das Waſſer niederſchaut. Dieſe Vorhalle vor der Haupteingangsthüre iſt mit weißen Moſaikplättchen gepflaſtert, in welcher durch ſchwarze Steinchen ein an der Kette liegender und ſcheinbar bellender Hund gebildet iſt mit der Inſchrift: „Cave canem“.

Wir überblicken eine regelmäßige, reich mit Basreliefornament dekorirte Façade, jedoch außer dem Portikus mit der Eingangsthüre, die theilweiſe aus Glas iſt, ohne Fenſter.

Es gewährt das Aeußere des Ganzen einen eigenthümlich ſchönen Anblick, der uns zeigt, wie auf ſinnige und verſtändige Weiſe hier die Künſtlerhand Normand's, des Architekten, antike Denk- und Sinnesweiſe mit unſeren modernen Anforderungen zu vereinigen im Stande war. Noch auffallender nehmen wir dieß an den feingefühlten, eben ſo ſchön gruppirten als ihrer Beſtimmung entſprechend dekorirten Innenräumen wahr. Nur mit einigen etwas überſtreng pompejaniſch gehaltenen Decken, ſowohl was Relief als Farbe betrifft, konnten wir uns nicht ganz befreunden, es mag ſein, daß hier mehr Hypotheſen unterlaufen, als bei Behandlung der Wandflächen, da bekanntlich faſt keine Decken in Pompeji erhalten blieben, die als Vorbild dienen konnten.

Das Aeußere des Hauſes iſt nicht ſo einfach und unſymmetriſch in Maßen und Oeffnungen angelegt, wie die pompejaniſchen Häuſer,

bei denen einestheils die nur neunzehn bis zwanzig Fuß breiten Straſſen die Façaden kaum überblicken laſſen, anderntheils die in den Verkaufsläden mit Erzeugniſſen der Natur und des Gewerbefleißes in einer dem Südländer eigenen maleriſchen Weiſe das Unregelmäßige des Aeußeren vergeſſen laſſen.

Von der eben erwähnten Halle gelangen wir über ein paar Stufen in das Prothyrum und von dort in das Atrium, einen der reizendſten, ſo ſtreng im Charakter der Zeit gehaltenen Räume, wie ich je etwas geſehen. Die oben offene Decke wird von viereckigen Säulen getragen, in deren Mitte ein Brunnenſtein aus weißem Marmor ſeine klare Flut in eine Vertiefung des Bodens das Impluvium ergießt, die mit bunten Moſaikſtücken gepflaſtert iſt, auf welchen das beſtändig abfließende Waſſer ein unendlich behagliches Farbenſpiel hervorbringt. Zwiſchen den Säulen ſtehen Bänke, deren Sitze aus weißem Marmor beſtehen, während die Füße aus Bronze ſind. — Rechts vom Atrium haben wir den Speiſeſaal, links einen kleinen Salon, wo die Wände mit ſtarkgefärbten Malereien verziert, und in deſſen Ameublement auf die geſchickteſte und ſinnreichſte Art die Anforderungen unſerer jetzigen Zeit mit dem ſtrengen griechiſchen Style vereinigt ſind. Auch hier iſt Bronze und Marmor verherrſchend, und man ſieht in jedem einzelnen Stücke, daß es von Künſtlerhand geformt und hergeſtellt iſt. Das Periſtylium hinter dem Atrium bildet einen großen Geſellſchaftsſaal, wo neben der Einrichtung der Luftheizung, die das ganze Haus erwärmt, auch noch ein Kamin zu ſehen iſt. Hier nähern ſich Lehnſtühle in griechiſcher Form etwas ſtark unſern jetzigen Fauteuils; doch würden die Alten dieſes nützliche Möbel, wenn ſie es gekannt hätten, ſicher nicht verſchmäht haben. An den Wänden ſind Glasſchränke, in denen Merkwürdigkeiten aufbewahrt werden, die allerdings für uns ſehr intereſſant ſind, doch den Eindruck hier gewaltig ſtören. Es ſind Toilettegegenſtände, Garderobeſtücke und Waffen des erſten Napoleon. So unter Anderem die Uniform, die er als Oberſt der Nationalgarde getragen, Reiſekleider und auch das Taſchentuch, deſſen er ſich in St. Helena auf ſeinem Todtenbette bediente.

Der Geſellſchaftsſaal der Alten ſtellt hier einen mit Glas bedeckten geräumigen Wintergarten dar, ein helles, freundliches Gemach mit

Mäanderverzierungen mit ſchwarzen Platten ausgeführt ſind, was eine hübſche Wirkung macht.

Auf der andern Seite des Wintergartens iſt das ſogenannte türkiſche Bad, an ſich wohl unpaſſend in einem griechiſchen Hauſe, doch beſteht Alles, was man in der Einrichtung deſſelben türkiſch nennen könnte, aus einem langen und breiten Divan und einigen orientaliſchen Badgeräthſchaften, wie zum Beiſpiel mit Perlmutter eingelegte Tabourets, geſtickte Pantoffeln, ferner Tſchibuks und Nargiles, und iſt das Bad ſelbſt eine einfache, ſehr große Wanne mit einer ſinnreichen Vorrichtung, um badend zu leſen. Im Vorzimmer iſt eine Hängematte aufgeſchnürt, gewiß eine ſehr angenehme Einrichtung, um nach dem Baden auszuruhen. Die ſogenannten Schlafzimmer der Prinzeſſin, deren Wände ebenfalls mit Stoffen überzogen ſind und auch Gemälde verdecken, bieten nur das einzige Bemerkenswerthe, daß, wie man uns ſagte, die Prinzeſſin nie hier gewohnt hat, und auch wahrſcheinlich kein Verlangen darnach trägt, das berühmte pompejaniſche Haus ihres Gemahls zu bewohnen. Von hier führt ein ſchmaler Weg, an deſſen Wänden ſich Epheu emporrankt, und der einem geheimen Ein- und Ausgang ſo ähnlich ſieht wie ein Ei dem andern, auf den vorhin erwähnten kleinen Gartenraum und ſo auf die Straße.

Hoffentlich haben Dich meine flüchtigen pariſer Schilderungen als Einleitung zu meiner Ausſtellungsfahrt nach London ſoweit intereſſirt, daß Du ihnen gefolgt biſt, und ſoll Dir in dem Falle die Belohnung nicht fehlen, indem ich Dich nach des Tages Laſt und Hitze zu Champaux einlade, jenem kleinen, reizenden Blumengarten, den man mit Verwunderung zwiſchen den Häuſermaſſen am Place de la Bourſe findet, und wo man im Stande iſt, ein vortreffliches Diner mit frappirtem Bordeaux und geeistem Champagner einzunehmen, und wo im Menu in Anbetracht Deiner ſpeziellen Liebhabereien für vortreffliche Seefiſche geſorgt werden ſoll.

Beſchließen wir hierauf unſern Tag mit einem guten Kaffe und einer vortrefflichen Cigarre, ſowie mit der Beſichtigung einiger Cafés chantants und ähnlicher Merkwürdigkeiten der Champs Elyſées, worauf Du mir Gerechtigkeit wiederfahren laſſen wirſt und mir das Zeugniß ausſtellen mußt, daß ich meine paar Tage in Paris als ächter

Flaneur verlebt und mir Mühe gegeben, durch den ſüßen Sprudel des leichten franzöſiſchen Lebens mich im Voraus für den Ernſt des ächt engliſchen zu entſchädigen. Meinen nächſten Brief erhältſt Du hoffentlich von jenſeits des Kanals.

London, den 22. September.

Lieber Freund!

Die Geſellſchaft, welche den Reiſenden von Paris nach Folkeſtone führt, verſpricht das in 9½ Stunden zu thun und hält ſo ziemlich Wort. Wir fuhren um elf Uhr von Paris ab, waren nach fünf Uhr auf dem Bahnhof in Boulogne ſur Mer, von wo wir ſogleich vermittelſt einiger rieſigen Omnibuſſe an den Hafen und an Bord befördert wurden. Das neue, ſchöne Schiff war ſo voll von Paſſagieren, wie ich es früher bei einer Ueberfahrt, überhaupt bei einer Seereiſe nie erlebt habe. Als Alles untergebracht war, theils in der Kajüte, theils oben, fand ſich für mich auf dem Verdecke kein Plätzchen mehr zum Sitzen, ſo daß ich, mit ausgeſpreizten Beinen vor dem Kompaßhäuschen ſtehend und die ziemlich bedeutenden Wellen draußen mit ihren Schaumkronen beobachtend, geduldig der Dinge harrte, die da kommen würden. Dieſe Dinge kamen aber hier ſo plötzlich, wie mir in meiner langjährigen Seepraxis noch nichts erſchienen. Kaum hatte das Bugſpriet die Hafenmündung hinter ſich, ſo war es gerade, als ginge es von hier aus bergab in die rollende See, das Schiff machte ein tiefes Kompliment, bäumte ſich alsdann mit dem Vordertheile erſchreckend in die Höhe, und kourbettirte förmlich in das Meer hinaus. Dadurch kaum auch die fatale Seekrankheit nicht wie gewöhnlich nach und nach mit vorausgeſchickten Symptomen von ſpitzen Naſen, fahlen Wangen und gläſernen Blicken, ſondern unter dem Angſtſchrei eines großen Theils der Damen mit ſo erſchreckender Schnelligkeit, daß die Matroſen und Waiters für den erſten Ausbruch nicht raſch genug Schüſſeln herbeiſchaffen konnten. Ich, der ich bis jetzt noch nie von der Seekrankheit gelitten, blieb auch dießmal verſchont neben einem alten ſchottiſchen Gentleman, der mit zahlreicher Familie an Bord kam. Doch war die

Bewegung des Schiffes so stark, daß ich nur mit größter Mühe von einer Stelle zur andern gehen konnte.

Ich höre Dich hier ausrufen: verschon' uns, das zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt, und so gerne ich Dir einige trotz ihres Jammers komische Situationen ausmalen möchte, will ich es doch bleiben lassen und Dir mittheilen, daß wir nach kaum 1¾stündiger Fahrt in dem Hafen von Folkestone einliefen, wo sich an dem ziemlich langen Wege von dem Dampfer zur Eisenbahn eine Lästerallee helgoländischen Andenkens-gebildet hatte, lauter fröhlich aussehende englische Gesichter, die mit mitleidig lächelnden Blicken die armen schlottrigen, in der Toilette ziemlich derangirten Passagiere an sich vorüberziehen ließen. Alles war froh, als es in kurzer Zeit in den Eisenbahnwagen geborgen war, wo uns dann der Zug in bekannter rasender Schnelligkeit die achtzig englischen Meilen in nicht ganz zwei Stunden nach London führte.

Der Eindruck, den es macht, nach London zu kommen, ist begreiflicher Weise noch weit größer als der, unter dem man Paris erreicht. Der Nachthimmel oder vielmehr die von unten beleuchtete Rauchdecke, die über London schwebt, strahlt förmlich im Widerschein der unzählbaren Gasflammen. Wohl eine halbe Stunde fährt der Zug mit fast ungeminderter Schnelligkeit zwischen zahlreichen Häusermassen hindurch, über Straßen hinweg, bei Legionen von Wagen und anderen Fahrzeugen vorüber. Endlich erreichen wir den Bahnhof, der uns, die wir an die kontinentalen Prachtbauten gewohnt sind, ärmlich und nüchtern vorkommt. Nach dem Aussteigen mußten wir uns an das hier improvisirte Customhouse zum Visitiren unserer Reiseeffekten begeben, eine einfache Bretterbude, durch eine guillotinartige Vorrichtung, vermittelst welcher jedesmal eine kleine Anzahl Passagiere in den hintern zum Visitiren bestimmten Raum gelassen wurde, in zwei Theile getheilt, wo aber die Visitation äußerst schnell und wohlwollend von Statten ging; dann bestiegen wir einen Fiaker, und wenn ich Dir sage, daß wir im raschen Trabe der Pferde fast dreiviertel Stunden bis zu unserem Gasthofe, Great-Western-Hotel in Pattington, fuhren, ein Haus, welches noch lange nicht am Ende der Stadt liegt, so kannst Du Dir einen Begriff von den londoner Dimensionen machen.

Das Great-Western-Hotel ist ein neues Haus in gothischem Style

mit vier flankirenden Eckthürmen erbaut, und sucht, was Comfort anbelangt, seinesgleichen. Das Gasthofleben nach unserem Begriff hat sich in England erst in den letzten zehn bis zwanzig Jahren ausgebildet, doch findet man auch in diesen ganz neuen Hotels immer noch Einrichtungen, die uns nicht ganz zusagen. So haben die Schlafzimmer riesenhafte Himmelbetten, aber keine Sophas, selten einen Fauteuil, auch keinen Tisch, auf dem man essen oder schreiben könnte, denn das besorgt der Engländer unten im Hause in eigens hiezu eingerichteten Rooms. Dagegen ist der Toilettetisch mit einer Unmasse von Porzellan- und Glasgeschirr, von der kleinen Seifendose an bis zum riesenhaften Waschtübel, mehr als genügend besetzt. Das Rauchen im eigenen Schlafzimmer wird immer noch höchst ungerne gesehen, und wenn Du doch vor dem Schlafengehen dieses Verbrechen begangen hast, so kannst Du sicher sein, daß das am andern Morgen eintretende Stubenmädchen bedeutend ihre Nase rümpft oder gar etwas von No-Smookingroom murmelt. Dieses Rauchzimmer ist im entlegensten Theile des Hauses eingerichtet, und nur auf einer schwer zu findenden Wendeltreppe zu erreichen. Hier war es nun freilich, wie Alles im Hause, so elegant und splendid ausgestattet, daß sich kein fürstliches Palais daran zu schämen brauchte. Möbel in Palisanderholz, die Rollsessel mit dunklem Leder überzogen, zu jedem ein Fußschemel, Spiegelscheiben, die bis auf den Boden reichen, um dem Raucher während seines dolce far niente den vollen Anblick der Straße zu gönnen, die reichste Gasbeleuchtung und dazu ein eigener Kellner, der mit der größten Schnelligkeit die zinnernen Alekannen, sowie Brandy und Wasser herbeibringt. Der schönste Raum unten im Hause, ein Speisesaal, wie ihn nur die beiden neuen großen Hotels in Paris aufweisen können, ist hier ausschließlich für Herren bestimmt, und werden keine Damen darin geduldet. Diese, sowie überhaupt Familien haben nebenan ihren Diningroom, der zugleich zur Schreibstube dient, und namentlich Morgens mit korrespondirenden Ladies angefüllt ist.

Daß alle Korridore, Vestibule, sowie die breiten Marmortreppen mit den dicksten Teppichen belegt sind, versteht sich von selbst. Ein Aufzug, der durch das ganze Haus geht, befördert die Effekten der Reisenden auf und ab. Ueberall ist die reichste Gasbeleuchtung und

Aber er war leer. —

Wenn es möglich wäre, würden wir es vermeiden, einen Blick auf die Bewohner dieſes Zimmers zu werfen; aber es iſt unumgänglich nothwendig, der Faden in unſerer Erzählung verlangt dieß ebenſo gebieteriſch, als er von uns fordert, das Elend und den Kummer Derer, die wir im Glücke geſehen, nicht zu verläugnen. In dem Bette lag ein kleines Kind, ein Bübchen, und auf einem Stuhle vor demſelben ſaß die Mutter dieſes Kindes und beugte ſich ängſtlich über das Geſicht deſſelben. —

Das kleine Kind war ſehr krank. Ein wildes Fieber tobte durch ſein Gehirn, ſein Puls flog, ſeine Schläfe brannten und eine dunkle Gluth, die ſich bald noch mehr anfachte, bald einer tiefen Bläſſe Platz machte, bedeckte ſeine Wangen. Jetzt ſchlug das Kind die Augen auf und der halbgebrochene Blick irrte zitternd gleich dem Flattern eines ſchattenhaften Schmetterlings an der Wand hinauf, an der Zimmerdecke vorbei, blieb alsdann eine Sekunde auf dem Geſichte der Mutter haften, ehe ſich dieß kleine, liebe Auge wieder ſchloß.

O es iſt etwas Jammervolles, ſo ein armes kleines Kind leiden zu ſehen, jammervoll für jeden Anderen, entſetzlich, herzzerreißend für eine Mutter; ja entſetzlich, herzzerreißend für jede Mutter, auch wenn ein geſchickter Arzt neben dem Bette ſteht, auch wenn theilnehmende Verwandte im Vorzimmer ſich erkundigen und gern ihre Hülfe ſpenden, auch wenn es an keinem Bedürfniſſe fehlt, auch wenn Alles vorhanden iſt, was die Natur zu Linderung einer ſolchen Krankheit in allen ihren Reichen barmherzig geſpendet.

Aber man denke ſich dagegen die Gefühle einer armen Mutter, die allein bei ihrem Kinde iſt, allein den ganzen Tag, die lange Nacht; denn ſie hat keine Verwandte in der Stadt, ja nicht in dem ganzen weiten Lande, eine Mutter, die von keines Anderen Munde einen liebevollen Troſt erfährt, die zu Niemand

auf einem jeden Korridore Lampen, welche die ganze Nacht brennen, und an deren Flamme man ſich Abends beim Zubettegehen die kleinen zinnernen Handleuchter anzündet, welche in großer Anzahl auf einem Tiſche in jedem Stockwerke ſtehen. Hiedurch wird die ſo geräuſchvolle Bedienung der Kellner vermieden, und da auf den Zimmern ſelten etwas ſervirt wird, ſo herrſcht in dem ganzen großen Hauſe eine wohlthuende Stille. Was Waſſerverſchwendung in kalt und warm anbelangt, ſo geht das in's Unglaubliche; auf jedem Stockwerke befinden ſich Hahnen der Waſſerleitung, und gewiſſe nicht näher zu bezeichnende Orte ſind durch ihre Ausſchmückung mit weißem Marmor, gediegenem Porzellan, fein lakirten Schieferplatten und dem beſtändig überrieſelnden Waſſer zu freundlichen Orten von wohlthuendem Eindruck gemacht. So viel über unſer Hotel, das ſich auch noch durch Billigkeit empfiehlt. Ich bezahlte zum Beiſpiel für ein Zimmer im dritten Stocke nach unſerem Gelde nur zwei Gulden dreißig Kreuzer täglich, was gewiß nicht zuviel iſt, da das Great-Weſtern-Hotel im Weſtend in der Nähe von Hydepark, alſo in einem vollkommen faſhionablen Stadttheile liegt, doch glaube ich, daß der Preis aus dem eben angegebenen Grunde in der Saiſon viel höher ſein dürfte — und ſomit genug von unſerem Hotel; denn ich ſehe ſchon im Geiſte Deine Ungeduld, endlich in das Ausſtellungsgebäude geführt zu werden, welches nach londoner Begriffen nicht weit von unſerem Hauſe liegt, doch fahren wir immerhin eine kleine Viertelſtunde, ehe wir ſeine Glaskuppel über die Baumwipfel des Hydeparks emporragen ſehen und Brompton erreichen. Begreiflicher Weiſe hatte ich noch lebhaft den Kryſtallpalaſt von 1851 im Gedächtniß, der mitten im grünen Raſen liegend ſo großartig ſchön, ja feenhaft prächtig mit einem Male ganz vor unſere Augen trat, dieſer Wunderbau, deſſen Eiſen und Glas ſich trotz der Großartigkeit ſeiner Formen wie ein zierliches Gewebe ausnahm, ein Kryſtallpalaſt in der ſchönſten Bedeutung des Wortes — ein Weltwunder.

Und jetzt ſiehſt Du nichts vor Dir als ſchwere, in röthlichen Backſteinmaſſen ſich aufthürmende Gebäudeformen hinter Bäumen und Häuſern liegen, die Dir nur unvollkommen den vollen Anblick des Gebäudes geſtatten, Dich alſo nicht einmal durch eine gigantiſche Maſſe überraſchen mit langen und kunſtloſen Annexen, die leicht und ſchlecht

ausgeführt, eben ſo gut Waarenhallen, ja Stallungen ſein könnten, und über alles das hinaus ragt eine unverhältnißmäßig hohe Kuppel, — denn Du ſiehſt faſt von nirgends beide zugleich, — die in gar keinem organiſchen Zuſammenhange mit dieſer Ziegelſteinmaſſe ſteht und deßhalb nur einen ſtörenden Eindruck macht. Der Uebergang von dem plumpen Backſteinuntertheil zu der durchſichtigen gläſernen Kuppel iſt ſo plötzlich und ſo wenig vermittelt, daß man nicht recht verſteht, wie Haus und Kuppel zuſammengehören ſollen, und jetzt erſt begriff ich recht, was die verſchiedenen ungünſtigen Urtheile, die ich zuvor gehört hatte, Wahres zum Grunde haben.

Wir treten von der ſchmalen Seite in das Gebäude, wo wir das Langſchiff vor uns haben, rechts den Zollverein, links Oeſterreich, geradeaus das gewaltige ſich bis zur jenſeitigen Kuppel erſtreckende Hauptſchiff. Warum wir nun hier, gleich am Eingang, nach rechts, nach links, kurz, nach allen Seiten, um zu irgend einem dieſer Räume zu gelangen, überall zwölf Stufen hinabſteigen müſſen, iſt mir und gewiß noch manchem Anderen nicht klar geworden, und wenn auch vielleicht techniſche Gründe dafür ſprechen, ſo iſt doch dieſe Einrichtung eben ſo unbequem als unſchön. Ich glaube, man hat dafür angegeben, der Anblick von oben herab auf das Langſchiff ſo wie auf die Ausſtellungsräume rechts und links gewinne bedeutend, indem man das Ganze mit einem Male überſehen könne. Doch habe ich dieß nicht gefunden, denn die Erhebung iſt wieder nicht bedeutend genug, und dieſer Zweck iſt ja von der ringsum laufenden Gallerie weit wirkſamer erreicht.

Doch ſei es ferne von mir, Dir Deine gute Zeit mit ſolchen Einzelnheiten zu rauben, über die Du genugſam gehört, geleſen und in getreuen Abbildungen geſehen haſt, aber merkwürdig, der Anblick der Kuppeln, die von Außen in ſo ſchreiender Disharmonie mit dem übrigen Gebäude ſind, fallen, worüber natürlich keine Zeichnung noch Abbildung Aufſchluß gibt, auch im Innern nicht zu ihrem Vortheil aus; ihr Effekt, von unten geſehen, iſt zu leibarm, und wie wenn auch ihre Dichtigkeit gegen Wind und Wetter nicht gelungen wäre, iſt wenigſtens die eine mit einem Tuche quer durchſpannt, ſo daß man von dem rieſigen Dome, der ſich oberhalb an dem Tuche wölbt und ſo fabelhafte

Summen koſtete, nicht einmal den Anblick hat. Jetzt aber will ich den Verſuch machen, Dich langſam ſtanirend durch die Ausſtellungsräume zu führen, um Dir hie und da etwas zu zeigen, was Dir vielleicht von Intereſſe iſt.

Es iſt zehn Uhr, die Thüren wurden eben erſt geöffnet, und da der Boden des ganzen Gebäudes alltäglich in der Frühe aufgewaſchen wird, ſo herrſcht in dem ungeheuren Raume eine angenehme Kühle. Es ſind noch wenige Beſucher da, was hauptſächlich daher kommt, daß heute half a crown-day iſt, und die vornehmeren Beſucher, welche dieſen höheren Preis zahlen, erſt gegen die Mittagsſtunde in Maſſen zu erſcheinen pflegen. Auf der Rieſenorgel über dem großen Eingange wird von einem unſichtbaren Künſtler präludirt, und die Klänge des darauf folgenden Chorals rollen gewaltig durch die hohen Wölbungen, während wir zum Zollverein hinabſteigen, und hier etwas ſchüchtern, ohne Stolz und Uebermuth lauter gute Bekannte antreffen: viel Spielwaaren, viel buntes Papier, chemiſche Präparate, Porzellan, Kryſtall, Stoffe von mäßiger Schönheit, überhaupt das Ganze in deutſch beſcheidenem Sinne gehalten. Das wenig Großartige dieſes Zollvereinsanblicks mag wohl daher kommen, daß Länder und Ländchen in ſo gar fühlbaren und ſtreng geſchiedenen Abtheilungen ausgeſtellt haben, jeder für ſich, jeder ſein Theil. Wer will übrigens leugnen, daß auch hier induſtrielle Schätze genugſam vorhanden ſind, doch muß man ſie mühſam ſuchen. Was ich indeſſen hier im Zollverein gegenüber der erſten Weltausſtellung dießmal vermiſſe, waren die damals ſo großen, reichen Ausſtellungen der Sammet- und Seidenfabrikanten der preußiſchen Rheinlande, woran indeß der leidige amerikaniſche Krieg Schuld trägt. Gehen wir zu Oeſterreich über, auch meiſtens deutſches Fabrikat, deutſcher Gewerbsfleiß, aber Alles hier ſchon in größerem Maßſtabe an- und ausgelegt, nicht ſo viele eng eingepferchte Unterabtheilungen, das Ganze großartiger, glänzender, wie von friſcher Morgenluft durchweht.

Ehe wir zum Mittelſchiff hinabſteigen, wollen wir einen Blick um uns herwerfen, um das Innere des Gebäudes in's Auge zu faſſen und zu erlauſchen, was für einen Eindruck es auf uns mache. Auch da wieder ſtört uns die Erinnerung an den Kryſtallpalaſt von 1851, im Aeußern eben ſo groß erdacht, wie im Innern einfach gehalten, und

dieſe Einfachheit, beſonders in den Farben des Anſtrichs, that ſo wohl als Gegenſatz zu der bunten, glänzenden, ſchillernden, ſtrahlenden Maſſe der Ausſtellungsgegenſtände. Hier aber bei dem dießjährigen Ausſtellungsgebäude iſt dieſer wohlthätige Gegenſatz rein verſchwunden: wohin man blickt, bunte, unruhige Farbentöne; an den Wänden bis zur Kuppel hinan, an den Brüſtungen der Gallerieen, den Strebebogen des Langſchiffs, Alles roth, blau, grün, gelb, mit buntfarbigen Sinnſprüchen und Inſchriften. Wohin man den Blick wendet, nirgends eine wohlthätige Ruhe; neben der grellen Architektur überall in den härteſten Farben leuchtende Fahnen, die zwiſchen den Ausſtellungsgegenſtänden emporſtrebende Vegetation, Baumfarren, Palmen, Bananen, welche in anderer Umgebung ſo vortheilhaft wirken würden, vermehren hier noch das eben beſchriebene groſſartige Durcheinander. Die herrlichen großen Bäume des Hydepark, die in dem Tranſept vom Jahr 1851 ſtanden, gleichſam wie unter einer darübergedeckten Glasglocke, bevölkert von luſtig ſchmetternden Vögeln, und die ſich daran anſchließende, damals ſo ſinnig angeordnete übrige Vegetation, ſind im gegenwärtigen Gebäude durch nichts Aehnliches, daſſelbe Wohlgefallen Erweckendes erſetzt. Die Orgel über der Eingangsthüre gegen Kenſington, zu der wir hereingekommen, ſieht aus wie eine Farbenſchachtel, und iſt ſo ganz im Einklange mit der ihr gegenüber am andern Theile des Gebäudes befindlichen gigantiſchen Uhr, deren Zifferblatt, glaube ich, ſeegrün, deren Zahlen gelb und die Zeiger roth ſind, während die vor der Uhr ſtehende Fontäne aus der berühmten Porzellanfabrik von Minton, an ſich ein Kunſtwerk, aber in allen Tönen des Regenbogens ſchillernd, die Blicke vollſtändig verwirrt.

Während wir durch das Langſchiff dahinwandeln und bald hier bei den Gußarbeiten von Barbezat oder den prächtigen Marmorkaminen, und da bei den Armaturgegenſtänden, den gewaltigen Glocken, den Prachteinbänden, Seidenzeugen, Spitzen und Goldſchmidarbeiten von wunderbarer Vollendung ſtehen bleiben, ſind zahlreiche Beſucher erſchienen, doch da, wie oben erwähnt, der Eintritt heute fünf Schillinge oder eine halbe Krone koſtet, ſo haben wir kein Gedränge, das uns am Schauen hindert. Es iſt eigenthümlich und ſcharf in die Augen ſpringend, wie ſehr verſchieden der Fünfſchillingstag hier im Ausſtellungs-

gebäude von dem des Einſchillingstages iſt, und um Dir das etwas anſchaulich zu machen, lege ich Dir Skizzen von dem Getreibe jedes dieſer Tage bei. Heute iſt die vornehme Welt erſchienen, was Du nicht nur an den eleganteren Toiletten der Damen, ſondern auch aus dem nonchalanten Herumſchlendern der ächten oder falſchen Dandies bemerkſt; nicht nur an der auffallend zur Schau geſtellten Gleichgültigkeit, mit der die Meiſten, die alles das ſchon ſahen, oder wenigſtens affektiren es ſchon geſehen zu haben, bei dem Werthe von Millionen vorübergähnen, wobei es faſt nur eine einzige Stelle in dem großen Raume gibt, wo ſich alte und junge Ladies in einem lebensgefährlichen Gedränge vor dem ausgeſtellten Kohinur hin- und herſchieben, und Einzelne, trotz der ſanften Mahnung des aufgeſtellten Konſtables, kaum zum Weitergehen zu bewegen ſind, — nicht nur empfindeſt Du den Fünfſchillingstag in den ſtets beſetzten Räumen der faſhionablen Reſtaurationen, ſondern beſonders auch darin, daß in der franzöſiſchen Ausſtellung mit ihren brillanten Artikeln und geſchmackvollen Arrangements kaum durchzudringen iſt. Hier iſt aber auch zu ſehen, was das Auge erfreut und das Herz begehrt. Welche Maſſe von blitzenden Kryſtallen, gediegenem Porzellan, kunſtvollen Bronzeſachen, Kleiderſtoffen, Spitzen, Gobelins, Shawls, Modeartikeln aller Art! Da iſt Chriſtofle mit ſeiner fabelhaften Ausſtellung, der die Silberminen Perus geplündert haben müßte, wenn Alles ächt wäre. Da iſt nebenan der „römiſche Hof“ mit ſeinen wunderbaren Kunſtſchätzen in Marmor. Da ſind Ausſtellungen von neuen Majoliken, welche in Pracht der Farben, in Form und Zeichnung die alten wenigſtens erreichen. Da ſind Nachbildungen mauriſcher Gefäße in Porzellan und Bronze, und unter Anderem die berühmte Alhambravaſe in einer vier Fuß hohen vollkommen getreuen Kopie.

Bilde Dir aber nicht ein, lieber Freund, daß Du alles das, was ich Dir hier erzähle, beim erſten oder zweiten Beſuch des Ausſtellungsgebäudes bereits geſehen haben würdeſt, oder Du müßteſt dann beſſer begabt ſein als alle andern Menſchenkinder, die nur mit zwei Augen und einem einzigen Gehirn verſehen ſind. Der Eindruck des erſten Tages in der Ausſtellung iſt ein förmlich berauſchender: das Gewimmel der Farben, der Glanz und das Leuchten einzelner Gegenſtände,

der brauſende Lärm dieſer Tauſende von Stimmen, die zuſammen, wenn auch jeder noch ſo leiſe ſpricht, ein betäubendes Getöſe machen; das Rauſchen der Waſſer, das Sauſen und Klappern der Maſchinen, und durch Alles hindurch die mächtigen, ſinnverwirrenden Klänge der verſchiedenen Rieſenorgeln, von denen die eine eben die Ouverture zur Stummen von Portici beginnt, nachdem die andere einen Choral beendigt, dieß Alles gibt Dir ein Gefühl, als tappteſt Du in einem dicken Nebel, als gaukeln ſämmtliche Gegenſtände in unbeſtimmten, beweglichen Formen vor Dir her, und Dich überkommt eine unbezwingliche Sehnſucht nach einem ruhigen Platze auf irgend einer der vielen Bänke, wo Du alsdann, um Deine Nerven zu beruhigen und Deine Augen wieder zu ſtärken, Deine Blicke zwiſchen dem Blätterſchmucke einer wogenden Palme verbirgſt, oder Dich in die wunderbaren Schönheiten eines ruhigen, edlen Marmorleibes verſenkſt.

Erſt beim dritten oder vierten Beſuch kommſt Du Dir vor wie ein alter Soldat im Schlachtenlärmen, den das Sauſen und Brauſen um ihn her, Kanonendonner und betäubende Muſik, durchaus nicht mehr kümmert, der ſeinen Weg ruhig fortſchreitet:

Liege was will mitten in der Bahn.

Dann erſt gehſt Du mit einiger Gemüthsruhe an fauſtdicken Brillanten, an Perlen von der Größe kleiner Taubeneier, an Shawls und Stoffen, die nach Tauſenden koſten, vorüber, um Dir das Modell des Warrior zu betrachten, oder Dich an dem ſanften Schimmer und dem ſchön gezackten Bruche einer mannsdicken Gußſtahlſtange zu erfreuen.

London, den 23. September.

Lieber Freund!

Das Publikum des Einſchillingstages iſt begreiflicher Weiſe einfacher in der Kleidung, viel geräuſchvoller, und wenn gleich ermüdender für uns Andere, doch gemüthlicher und unterhaltender, Du ſiehſt, ſie ſind mit Leib und Seele dabei, haben mehr Kräfte zum Aushalten, und füllen nicht wie die Andern nach kaum einer Stunde für ſie allerdings ungeheuer anſtrengenden Schauens die Reſtaurationen. Im Gegentheil bei den

Einſchillingsleuten wird auch darin das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden, daß vor einem beſonders anziehenden Gegenſtande der Eßkorb ausgepackt und kaltes Roaſtbeef, weißes Brod während des Betrachtens geſchmaust wird, wobei die Portwein-, Ale- oder Brandyflaſche fleißig die Runde macht. Unterhaltend iſt in der That das Intereſſe, mit dem dieſe Leute Alles betrachten, die Freude, mit der ſie endlich einen Gegenſtand auffinden, nach dem ſie lange geſucht, an dem ſie vielleicht ſelbſt gearbeitet oder bei dem ſie ſonſt thätig geweſen. Jener Matroſe z. B. mit dem breiten, umgelegten blau und weißen Kragen, der ſeine kleine Dame geſchickt durch das Gedränge ſteuert, und nun Anker wirft vor dem vier Zoll dicken Schiffspanzer, welchen trotzdem die ſpitze Kugel der Armſtrongkanone durch und durch gebohrt — eine in der That unheimliche Kraftäußerung — erklärt das ausführlich mit den nöthigen Geſtikulationen ſeiner beſſern Hälfte; wahrſcheinlich iſt er dabei geweſen, und knüpft vielleicht an das Loch im Schiffspanzer allerhand philoſophiſche Betrachtungen.

Wie am Fünfſchillingstag die eleganten und reichen Artikel am meiſten beſucht ſind, ſo am Einſchillingstage die der Kolonieen, ſowie der Maſchinenraum. Von dem Obelisken an, der in ſehr reſpektabler Größe und Dicke die Goldmaſſe anzeigt, welche unter der Regierung der Königin Viktoria jenſeits der Meere gefunden und eingeführt wurde, iſt das Gedränge bis zum Ende des Maſchineraums am dichteſten. In den Kolonieen iſt auch ſo viel Anziehendes zu ſehen. Innerhalb der, aus allen Sorten der ſeltenſten Bauhölzer bis zum Gewölbe aufgebauten Säule klettern ſie die Wendeltreppe auf und ab, prüfen mit dem Fingerknöchel, betaſten auf den außen um dieſelbe angebrachten Altanen die Qualität der appetitlich gehobelten Planken, und diſputiren über die Verwendbarkeit zu dieſen und jenen Zwecken. Die ſeltſamen und ungeheuerlichen Thiere von Land und Meer, die Induſtrie-Erzeugniſſe in Gefäßen und Stoffen halb wilder und ganz wilder Völker. Dort Malta mit ſeinen Waffen und Spitzen, von denen der lange engliſche Sergent, der in ſeinem rothen Anzuge wie eine Stange Siegellack ausſieht, erklärend ſteht, daneben Neufundland und Vandiemensland, hier Neuſeeland, dort etwas ganz beſonders Intereſſantes: ein paar Dutzend kleiner Tonnen mit goldartiger Erde, welche von

einem Goldgräber in seiner Tracht vermittelst des einfachsten Waschapparates vor den Augen der staunenden Menge gewaschen wird, und der alsdann die kleinen übrig gebliebenen gelben Körnchen des edlen Metalls zeigt.

Vorbei, vorbei der Strom der Menschen, dem wir unmöglich widerstehen können, reißt uns dem Maschinenraume zu. Kaum haben wir Zeit, flüchtig kolossale Steinkohlenblöcke zu bewundern, oder die Modelle von Bergwerken, oder kunstvoll angefertigte Durchschnitte der Erdoberfläche mit reichen Schichten von Erz und Kohle — vorbei.

Da sind wir schon im Departement des Roheisens, wo um irgend einen riesenhaften schwarzen Block, der für uns nicht sehr bemerkenswerth erscheint, Gruppen bewundernder Fachmänner stehen, oder wo Andere mit erstauntem Kopfschütteln die zwanzig Fuß lange und sechs Zoll dicke Eisenstange messen, welche die allerdings unbegreifliche Kraft eines Walzwerkes so gestreckt.

Der Menschenstrom reißt uns rasch fort, denn ein brausendes Getöse vom Maschinenraume her verkündigt der Menge, daß die ungeheure Pumpe anfängt zu arbeiten, welche alsdann ihre Wassermasse von einem Thurme wie ein ziemlicher Wasserfall hinabrauschen läßt — allerdings staunenswerth. Das Wasser macht einen Kreislauf, indem es von der Maschine beständig unten aufgesaugt wird, um oben wieder hinab zu stürzen. Mechanik-Enthusiasten klettern auf die Gefahr hin, durchnäßt zu werden, an dem Thurme in die Höhe, um das Werk von oben zu bewundern, während wir von der Menge fortgeschoben werden zu den Spinnereien, zu den mechanischen Webereien, zu den Lokomotiven mit angehängten Eisenbahnwägen neuester Konstruktion, zu den Lokomobilen, die vermittelst Pflug, Egge, Säe- und Mähmaschinen der Landwirthschaft dienstbar sind. Was wir am längsten und liebsten betrachten, ist die vielbesprochene und in der That Erstaunen erregende Eisbereitungsmaschine. Man verläßt sie nicht, ohne den ganzen Prozeß mit angesehen zu haben: wie auf der einen Seite die Behälter mit Wasser gefüllt werden, wie nun die Dampfmaschine anfängt zu arbeiten, und wie nun nach Verlauf kurzer Zeit auf der andern Seite die gediegenen, festgefrorenen Eistafeln hervorgehoben werden, von denen der gefällige Arbeiter Stücke abschlägt und an die Zweifelnden vertheilt;

denn nicht was das Auge sieht, sondern hier, was Hand und Zunge fühlt, glaubt das Herz.

Endlich entdecken wir, daß unsere Augen und unsere Ohren anfangen müde und abgestumpft zu werden. Auch unser Magen, dieser rücksichtslose Geselle, meldet sich, und da wir die Uhr hervorziehen, sehen wir, daß wir wieder einmal vier Stunden herumgewirbelt worden sind, die uns allerdings mit der Schnelligkeit einer einzigen dahingeflogen zu sein scheinen. Wir wollen deßhalb Maschinenraum und Ausstellungsgebäude verlassen, heute aber nur, um noch etwas Neues zu sehen, denn in den anstoßenden Gärten der Horticultural-Society ist eine Ausstellung von Blumen der Herbstzeit, für deren Besichtigung wir allerdings auf's Neue fünf Schillinge bezahlen müssen, doch kommt uns hier bei dem kolossalen Geldverbrauch eine halbe Krone gerade so vor, als wenn wir zu Hause einen halben Gulden ausgeben.

Ehe Du jedoch abermals Dich durch Sehen wieder ermüden sollst, führe ich Dich in eine kleine, stille, reizend gelegene Restauration der eben genannten Gärten, und lasse Dir auftragen, was Du willst. Wenn ich Dir einen Vorschlag machen darf, so nehmen wir ein Glas Portwein, der hier in guter Qualität zu haben ist, und halten uns an die appetitlich aussehenden und vortrefflich schmeckenden Sandwiches; denn wie nicht Alles Gold ist was glänzt, so ist auch in dieser Restauration nicht Alles gut, was so aussieht, und will ich Dich besonders vor den Fleischpasteten gewarnt haben, die häufig unter verführerischer Außenseite ein hartes, unverdauliches Innere haben. Die Restauration, in der wir uns befinden, ist unter den offenen Arkaden der Gärten der Horticultural-Society gelegen, und hat für uns den unschätzbaren Vortheil, daß wir uns, nachdem wir gelupcht, hier eine Cigarre anzünden dürfen, und uns in einem bequemen Drahtfauteuil fern von dem Lärmen und der Hitze des Industriepalastes hier an grünen Rasen und dichtbelaubten Bäumen erfreuen können. Durch diesen Comfort bist Du für einige trockene Bemerkungen über die Restaurationen der dießjährigen Ausstellung empfänglich, deren Statistik indessen, wie Du erfahren wirst, nicht ohne pikante Beimischung ist. Sämmtliche der eben erwähnten Restaurationen sind an zwei Wirthe, einen Franzosen und einen Engländer, verpachtet worden; natürlich wurde der Letztere

protegirt und zahlte für seinen Kontrakt nur fünfhundert Pfund Sterling, während der Andere fünftausend zahlen mußte. Nebenbei verwandte der arme Franzose auf den Bau der Keller und die Einrichtung der weitläufigen Lokale über zehntausend Pfund Sterling, und mußte obendrein von jedem in's Gebäude eintretenden Besucher einen halben Penny an die Ausstellungskasse entrichten, welches Kopfgeld während der vier Monate seiner Geschäftsführung 7921 Pfund betrug. Das aber ist noch nicht Alles, was dem armen Herrn Veillard abgepreßt und abgeschwindelt wurde, sondern nachdem es bei ihm zum Bankerott gekommen war, erfuhr man, daß ein Sprößling der stolzen englischen Aristokratie, der Right Honorable F. Cadogan, Sohn eines Grafen, es nicht verschmäht hatte, mit dem französischen Speisewirth in sehr anstößige Geschäftsverbindungen zu treten. Nach Herr Cadogan's eigener Aussage erhielt er von Herrn Veillard ein gewisses Kopfgeld für jeden Gast, was bis zum Gant des Restaurateurs die Summe von 3919 Pfund Sterling betrug, „weil er ihn bei den Kommissären der Ausstellung eingeführt hatte und im Allgemeinen sich um sein Geschäft kümmerte". Herr Veillard, dessen Erfahrungen im kaiserlichen Frankreich ihn mit derlei Transaktionen vertraut gemacht haben müssen, mochte dieß ganz in der Ordnung finden, aber das hiesige Publikum sieht darin einen neuen Beweis für seinen alten Verdacht, daß die ganze Ausstellung ein „Job" und von Anfang bis zu Ende zu schamlosen Ausbeutungen und Erpressungen mißbraucht worden sei.

Trotz der behaglichen Ruhe, die wir hier während einer halben Stunde genossen, saust und braust uns doch noch immer im Kopfe der Lärm des Maschinenraumes, und das Gesumme der Tausend und aber Tausend Besucher des Ausstellungsgebäudes. Gehen wir deßhalb zu unserer Belehrung und zugleich zu unserer körperlichen Erholung durch die eleganten Arkaden, welche die Gärten der Horticultural-Society auf drei Seiten einfassen. Die Blumenausstellung selbst kündigt sich uns schon in den Arkaden durch alle möglichen der Gartenkunst gewidmete Geräthschaften an, die hier in reicher Auswahl und überraschender Form, freilich oft mehr schön als praktisch, aufgestellt sind: da sehen wir Gartenbänke in den verschiedensten, oft seltsamsten Formen, Blumentöpfe und Orangekübel aus Holz, Eisen, Terra cotta,

ſagen kann: „ſieh' mein Kind an, ich glaube, es ſchläft ruhiger, befühle auch du ſeine Händchen, mir ſcheint, ſie ſind nicht mehr ſo brennend heiß!“ — eine arme, arme Mutter, die, während ſie am Lager ihres Kindes ſitzt, in ihren Gedanken gierig an die Heilmittel denkt, die es für ihr Kind wohl geben könnte, wenn ſie im Stande wäre, ſie anzuſchaffen, — eine Mutter, kurz, eine Unglückliche, wie ſie in der kleinen Dachſtube vor unſeren Blicken ſitzt.

Jetzt erhebt ſie ſich von dem Stuhle, auf welchem ſie geſeſſen, eine ſchöne, ſchlanke Geſtalt, ein junges Weib, und wie ſie aufſteht, durchſchauert ſie die Kälte, die in dem Zimmer herrſcht. — Ob das Kind auch wohl friert? — Es zuckt mit ſeinen Füßchen. Sie nimmt von ihrem Hals ein Tuch und legt es über die Füße des Kleinen, dann ſtreicht ſie das dunkle Haar aus dem Geſicht und tritt einen Augenblick an's Fenſter.

Auf den Treppen des großen Hauſes iſt Alles todtenſtille, hier oben hört man keinen Fußtritt. —. Wenn nur der Arzt bald käme, nach dem ſie geſandt!

Der Himmel iſt ſchwarz, kein Sternlein blinkt hernieder und die Wolken ſind ſo dunkel, daß man ſie von dem großen Palaſte, der vor ihrem Blicke liegt, kaum zu unterſcheiden vermag. Auch in dieſem Palaſte iſt faſt kein Licht, nur aus einem einzigen Fenſter dringt durch ſchwere Vorhänge ein leichter Schimmer hindurch, der Schein bleibt ſich immer gleich. Sie hat ihn ſchon oft geſehen, wenn ſie während mancher Nacht ruhelos durch das Zimmer ſchritt, ſich bald über das ſchlafende Kind beugte, jetzt wieder an das Fenſter trat. Sie hat ihn oftmals ſeufzend betrachtet, dieſen Schein, aus einem hohen breiten Fenſter drang er hervor und hie und da war ein Mann an dieſes Fenſter getreten und hatte die ſchweren Vorhänge aus einander gethan und ihr dadurch einen Blick in das Innere des Zimmers vergönnt.

Schieferplatten, und während wir alles Das aufmerkſam betrachten, befinden wir uns am Eingange der Blumenausſtellung, einer ſchönen geräumigen Halle, wo unter vielerlei ausgeſtellten Blumen, Geranien, namentlich Fancies durch Zeichnung und Farbenpracht eine hervorragende Rolle ſpielen, ſowie auch Georginen und Verbenen. Die abgeſchnittenen Blumen der Georginen befanden ſich in offenen Käſtchen auf weißem, feuchtem Sande ausgelegt, und man konnte nichts Reizenderes ſehen; Blumen von unbegreiflicher Größe, den ſchönſten Formen, prachtvoll gewölbt, und die einzelnen Blumenblättchen von der regelmäßigſten und ſchönſten Zeichnung. Da war auch nicht um ein Haar breit in irgend einer Blume etwas von dem gleichmäßigen Bau und der herrlichen Form verrückt oder verkümmert, jede ſah in ihrer Vollkommenheit, wenn man ſo ſagen darf, wie kunſtreich gearbeitetes Wachspräparat aus, und zeigte dabei Farben von einer Weichheit des Tones oder von einer Glut und Pracht, wie ich nie etwas Aehnliches geſehen. Ebenſo ſchön und auffallend durch ihre außergewöhnlich großen Blüten waren die zahlreichen Arten von Verbenen, die hier ausgeſtellt waren.

Was den Beſuch dieſer Ausſtellung anbelangte, ſo ſchien er mir ſehr mäßig, und ich glaube nicht, daß die Geſellſchaft bei dem hohen Eintrittspreis von fünf Schillingen beſſere Geſchäfte macht, als die Unternehmer des großen Induſtriepalaſtes, deren Budget ſich jetzt ſchon mit ziemlicher Sicherheit überſehen läßt. Das Gebäude gehört den Bauunternehmern Kelk und Lucas. Der mit ihnen abgeſchloſſene Vertrag iſt komplizirter Natur. Unter allen Umſtänden erhalten dieſe eine Miethe von 200,000 Pfund Sterling, ganz unabhängig von dem Erfolg des Unternehmens. Sobald jedoch die Einnahme 400,000 Pfund Sterling überſchritten, gebührte ihnen der Ueberſchuß bis zu weiteren 100,000 Pfund Sterling, und ſie waren dann verpflichtet, die Gemäldegallerieen den Kommiſſären als Eigenthum abzutreten. Die Bruttoeinnahme aus allen Quellen hat zwar bereits die Summe von 400,000 Pfund Sterling erreicht, aber es iſt keine Hoffnung vorhanden, daß ſich dieſelbe bis zum Schluß der Ausſtellung auf 500,000 Pfund Sterling belaufen werde, doch glaubt man, daß ein etwaiges Defizit von 20 bis 30,000 Pfund Sterling durch ein Abkommen mit den Bauunternehmern gedeckt wird. Glänzend wie im Jahre 1851 ſind die finanziellen

Ergebnisse keinenfalls, doch hatten die Unternehmer von Anfang an gegen schwere Schicksalsschläge anzukämpfen: den Tod des Prinzen Albert, der des Unternehmens leitender Geist gewesen war, den unfreundlichen Sommeranfang, den amerikanischen Krieg, die Noth in den Baumwollbezirken und die mittelmäßige Ernte. Dazu kamen die größeren Baukosten, welche das dießmal theilweise aus solidem Mauerwerk aufgeführte Gebäude verursacht hatte; denn das häßliche Waarenhaus in Brompton kostet mehr als doppelt so viel, als der feenhafte Krystallpalast im Hydepark. Diese Vergrößerung der Ausgaben ist zum Theil dem Wunsch zuzuschreiben, das Gebäude bleibend zu machen. Man hoffte, daß der Erfolg der Ausstellung bedeutend genug sein werde, um nicht nur ihre eigenen Kosten zu decken, sondern auch ein glänzendes Gebäude zur Verfügung zu stellen, in dem alle Kunstschätze Großbritanniens einen würdigen Tempel finden könnten, doch hat sich die öffentliche Meinung bereits so entschieden gegen eine Verweisung der öffentlichen Gemälde nach Brompton ausgesprochen, daß sich der ursprüngliche Plan nicht wird verwirklichen lassen.

Trotzdem dieser Brief so angeschwollen ist, daß er fast die Grenzen des Bescheidenen übersteigt, so muß ich Dich doch, bevor ich ihn schließe, nach der Gemäldeausstellung führen und bitte Dich, dabei zu bedenken, daß ich alles Das, was Du behaglich in Deinem Lehnstuhle lesen wirst, mit ansehen und erleben mußte, freilich in täglichen kleineren Portionen, die aber trotzdem so kräftig waren, daß sie am Ende eine körperliche und geistige Ermattung zur Folge hatten. Dieß fühlte ich besonders beim Durchwandern der Bildergallerieen, zu denen man auf der Nordseite des Gebäudes emporsteigt. Sie befinden sich auf der gleichen Höhe wie die gegenüberliegenden Ausstellungsgallerieen und nehmen auch denselben Raum ein. Schaudere nicht, wenn ich Dir sage, daß hier in unabsehbaren Sälen 3000 Kunstwerke Platz gefunden haben, und daß die Räume mit zahlreichen Besuchern angefüllt sind, worunter drei Viertel Ladies, durch deren hinausstarrende Reifröcke wir uns durchwinden müssen. Ich versichere Dich, es ist das keine Kleinigkeit, hier nicht anzustoßen, oder wenn es geschehen ist, in einem fort um Entschuldigung zu bitten, dort einem Anpralle geschickt auszuweichen, jetzt einer zahlreichen, kompakt geschlossenen Familie mit hastigen Schritten vorauszu-

eilen, um Platz vor einem Gemälde zu gewinnen, oder später in ärgerlicher Ungeduld warten zu müssen, bis ein anderer Haufen dieser Kunstkenner sich vor einem Tableau, das Du gerne sehen möchtest, verzogen hat; — und die widersprechenden Urtheile und Aeußerungen der verschiedensten Art, die Du dabei in allen Sprachen der Welt mit anhören mußt, denen Du bald ein Lächeln des Mitleids, bald eine Regung der Ungeduld unmöglich versagen kannst. Dazu der Lärm der vielen Sprechenden, die Hitze, alles Das bedenke, ehe Du es wagst, Dich mit mir in diesen Strudel zu stürzen; — eigentlich wollte ich sagen, Du, der diese Zeilen ohne Nervenaufregung lesen wirst, bemitleide mich und verzeihe mir, daß ich Dich ebenso flüchtig mit durchreiße, wie mich der rastlos wogende Menschenstrom durchtreibt. Wie drunten in der Ausstellung haben die verschiedenen Nationen auch hier ihre besonderen Säle, und gibt es auch in der Kunst eine Zollvereins-Abtheilung „Germany", von der die Abtheilung „Austria" getrennt ist.

Du wirst begreiflich finden, daß John Bull den Löwenantheil, d. h. die Hälfte des ganzen Ausstellungsraumes, für seine Kunst in Anspruch nahm und der ganzen übrigen zivilisirten Welt die andere Hälfte überließ. Und das thut derselbe John, dessen Kunst kaum hundert Jahre alt ist, während wir kontinentalen Groß- und Kleinmächte einen fünfhundertjährigen Stammbaum aufzuweisen haben. Aber während Italien, die Mutter der klassischen Meister, von Jahrhundert zu Jahrhundert elender und siecher geworden, gedeiht der junge Master John vortrefflich, und seine Kunsterzeugnisse flößen uns Kontinentalen alle Achtung ein. Daß wir bescheidene Deutsche vor allen andern Nationen den ersten Keim in John's Schooß gelegt, wird längst vergessen sein, und doch war es Hans Holbein, der am Hofe Heinrich's VIII. seine Kunst auszuüben berufen war und zuerst bei der englischen Nation den Sinn und die Theilnahme für bildende Kunst weckte und verbreitete. Später trat van Dyk in Holbein's hinterlassene Spuren, und neben ihm erschienen Vereist, Janfen und van Somer, denen sich die englischen [illegible]räumaler, freilich in der möglichst steifsten und trockensten Manier, Hudson, Dose u. s. w., anschlossen. Der erste englische Künstler indessen, der höheren Ansprüchen genügte, war Sir Joshua Reynolds, dessen Porträts von einem durch klassisches Studium gereiften Geiste

Zeugniß ablegen. Ihn übertraf noch Gainsborough, deſſen Bildniſſe ſtets zum Beſten gezählt werden dürfen, was in dieſem Kunſtzweige geleiſtet worden. Ihm verwandt iſt Lawrence, der Maler der Ariſtokratie der Geburt und der Schönheit, groß in ſeinem Genie, aber auch in ſeinem Uebermuth, mit dem er häufig nur einzelne Theile ausmalt, und alles Uebrige ſo hinkleckſt, daß man es nur von Weitem wie eine Theaterdekoration betrachten muß, um es einigermaßen dem darzuſtellenden Gegenſtande ähnlich zu finden. — Hogarth war der erſte talentvolle Künſtler, der in's Leben griff und als der treffendſte Darſteller ſeiner Zeit bezeichnet werden muß. Aber er theilt die rohe, unverdauliche Behandlung ſeiner Gemälde mit dem Hiſtorienmaler Weſt, und beide ſehen wir von David Wilkie übertroffen. Seine zahlreich ausgeſtellten Werke ſind durch Kupferſtiche ſo allgemein bekannt, daß eine Aufzählung nur ermüden würde. Nach ihm haben ſich Webſter, Leslie und Macready als Genremaler einen ehrenhaften Namen erworben, während die reich und glänzend vertretenen Turner und Landſeer für die Landſchafts- und Thiermalerei ehrenvoll in die Schranken treten. Hiebei kann ich nicht verſchweigen, daß die Abgötterei, welche John Bull mit den Werken der letzten Periode Turner's treibt, ebenſo bezeichnend als draſtiſch-komiſch iſt, denn dieſe Bilder ſind die Ausgeburten der verkommenſten Phantaſie und einer wahnſinnig gewordenen Palette, nur haben ſie den Vorzug, daß ſie auf den Kopf geſtellt dasſelbe vorſtellen. Maſter John iſt eine geborene Waſſerratte, wie allmänniglich bekannt, und die International-Exhibition zeigt uns zur Genüge, daß auch ſeine Kunſt keine Waſſerſcheu kennt, ſondern mit Stolz auf ſeine „British School of water-colour-painting“ hinweiſt. Indeſſen excelliren hier im Reiche der Gewäſſer dieſelben Geiſter, die auch auf dem Feſtlande ehrenvoll dienen und gedient haben.

Begebe ich mich, ohne über den Kanal zu fahren, nach Frankreich, ſo wird mir gleich kriegeriſch zu Muthe, und die Deviſe oder das Impromptu eines gewiſſen geiſtreichen Mannes „l'Empire c'est la paix“ begreift ſich erſt mitten unter dieſen „Marſchällen,“ „Generalen“, „Schlachten“ und „Siegen“. Das iſt eine Lektion für Dich, John Bull, hier lerne Weltgeſchichte, die das Weltgericht bedeutet und auch Dir an den Kragen geht, wenn Du nicht — — doch — da bekomme

ich mitten im Strome prophetiſcher Kunſtpolitik einen Rippenſtoß, und ein plötzlich wildes Durcheinander verſetzt mich in eine marſchallartige Stimmung; ein Gauner, der ſich irgend etwas Brauchbares (und was kann der Menſch nicht Alles brauchen?) annexirt, will mit ſeinem Annexum in Sicherheit und wühlt ſich für dieſe Idee thunlichſt durch, — allein vergeblich, man hat den Vogel und ſteckt ihn, trotz ſeines Schmerzensſchreies, in einen ſoliden Käfig! So geht's den kleinen Annexern — und den großen — ? — — Doch außer der Glorifikation des Krimfeldzuges und obligater Razzias bringt die Kunſt des kaiſerlichen Frankreichs noch einzelne hervorragende Leiſtungen aus dem Gebiete des religiöſen und geſellſchaftlichen Lebens. Die alte verſtorbene Garde: De la Roche, Decamps, Ary Scheffer, und wie ſie alle heißen, iſt ſchwach in's Feld gerückt, ihr folgt aber eine berühmtere Reſerve, deren Anführer Horace Vernet, Ingres, Flandrin, Charles Müller, Yvon, bis auf den Liliputmaler Meiſſonier herab ſich eine ehrenvolle Poſition erkämpft haben. Ueber eine große Anzahl von Bellangé und Boulanger hinwegſetzend, was in dieſem Gedränge auch eine Kunſt iſt, empfehlen wir uns höflichſt bei Mademoiſelle Roſa Bonheur und dringen kühn in's Herz des glücklichen Belgiens, das vielleicht am beſten von allen Ländern Europas begreift, welchen Werth die bildende Kunſt für die ſtaatliche Entwicklung und das Gedeihen der Induſtrie hat. Seine beſten Meiſter, außer De Kayſer, ſind reich vertreten, ſo Gallait durch ſieben ſeiner Werke, unter denen ſogar die Abdankung Karl's V. ſich eingefunden. Auch Leys hat ſechs Werke, und der ſchnell zu hohem Ruhm herangewachſene Pauwels zwei ſeiner bedeutendſten Schöpfungen eingeſandt. Der geiſtvolle Landſchaftsmaler Boſſeret, ſowie die Genremaler Braeckdaer, Madou und De Block verdienen erwähnt zu werden, beſonders da ihre Werke jeden Beſchauer ſo gemüthlich in das friedliche Getriebe der Heimat blicken laſſen, während die Herren Nachbarn über dem Rhein drüben mit ſo viel Oſtentation ihre Schlachthäuſer zeigen.

Unterdeſſen hat es ſich in den Räumen der Gemäldeausſtellung ſo gefüllt, daß es Einem kaum möglich wird, nur ein paar kümmerliche Notizen in ſein Taſchenbuch zu machen. Man ſchreibt etwa wie in einem Poſtwagen, und jede Sylbe hat die Ehre, mit einem unfreiwilligen Gedankenſtrich verziert zu werden. Doch Du kennſt dieſe Situation

aus eigener Erfahrung, und meine Reinſchrift verräth Dir nichts von den ausgeſtandenen Püffen. Wie abſprechend auch andere Reporters über die deutſche, beziehungsweiſe zollvereinliche Kunſt berichtet haben, ſo beſitze ich doch ſo viel Patriotismus, nicht in ihr Horn mitzublaſen. Die deutſche Ausſtellung kann mit Maria Stuart ſagen: „Ich bin beſſer als mein Ruf.“ Auch laſſe ich dahingeſtellt, in wie ferne andere Stimmen Recht haben, die da behaupten wollen, die Regierungen ſeien an dem kläglichen Auftreten deutſcher Kunſt auf der londoner Weltbühne ſchuld. O Du abgeſchiedener Geiſt des berliner Parademalers Krüger, ich beſchwöre Dich, ſteige hernieder und erkläre mir als Oerindur dieſen Zwieſpalt der Natur! Wie kam es, daß Du dieſe Huldigung des IV. Friedrich Wilhelm verewigen mußteſt, was zahlte Dir der Staat für all' die Miniſter-, General- und Geheimerath-Köpfe? Kaum hatte ich dieſe Frage im Geiſte geſtellt, da, unmittelbar in meiner Nähe, ſpricht ein älterer Herr zu ſeinem Nachbar: „Siehſt De, Poſeke, dieſer Krüger hat mir noch 10 Thaler jekoſtet, das janze Jemälde haben die Landſtände malen laſſen!“ Dieſe berliner Geiſterſtimme hätte mir noch über manches Kunſtphänomen Auskunft ertheilen können, aber ehe ich mich's verſah, war ich von dieſer „Huldigung“ vor den „Nero mit der Roſenkrone“ geſchoben, und zwar ſo nahe, daß ich in Gefahr kam, mir an dem brennenden Balken meine Stiefel zu verſengen. Soweit haben es unſere Kunſtrealiſten gebracht, daß man ſich kaum ohne Lebensgefahr ihren Schöpfungen nahen kann. Iſt die Hitze, dieſe von allen Völkern der Erde ausgedünſtete Exhibitionsglut, nicht groß genug, daß man uns auch noch mit kaiſerlich neroniſcher Grauſamkeit ganz Rom anzünden muß? Doch Scherz bei Seite. Du weißt, wie ſehr ich Piloty als einen Künſtler erſten Ranges verehre, und wie hoch mir und mit vollem Rechte ſein Nero ſteht. Hoffentlich werden wir es noch bei uns ſehen, ehe es ſein Beſitzer in eine ungariſche Puſzta ſchleppt. Aber ſieh', mitten aus meinem Gedankenſtrom reißt mich der Anblick eines ächt königlich preußiſchen Kunſtwerks; ich ſtehe plötzlich vor der „Ueberrumpelung des großen Fritz bei Hochkirch“ von Adolph Menzel. Kaum hatte ich aus der Finſterniß dieſer Nachtſchilderei einige Grenadiere herausgefunden, als die eben gehörte berliner Stimme ſich wieder vernehmen ließ: „Na, nu, Poſeke, was ſagſt Du zu unſerem Ollen?“ —

„Ich ſage nichts mehr zu de preußiſche Jeſchichte," war Herrn Poſeke's Antwort. — Auch ich will nur noch in aller Kürze die Namen melden, welche in preußiſcher oder zollvereinlicher Kunſtgeſchichte machen. Da iſt Begas, Wach, Karl Becker, Schrader, und von Düſſeldorfern die beiden Achenbach, Gude, Mücke, Karl Müller, Rötinz, Karl Hübner und Portmann zu nennen, in welchem Kreiſe indeß Alfred Rethel, allerdings nur in photographiſchen Nachbildungen ſeiner berühmten Kartons zu den Fresken im Kaiſerſaal zu Aachen und zur Geſchichte Hannibals, als Matador hervorglänzt. Auch Knaus ſteht als Genremaler, obſchon nur durch ein Bild vertreten, hervorragend da über der Maſſe ſeiner Kommilitonen. Hebe ich nun Cornelius' berühmten Karton der apokalyptiſchen Reiter hervor, ſo gelange ich zur münchener Schule, die im hiſtoriſchen Fache vielfach nur Nachbildungen nach Kaulbach oder Kartons wie die von Wislizenus und Höwemayer aufzuweiſen hat. Von bedeutenden Malern dieſer Schule ſind nur die Landſchafter Schleich und Bürkel vertreten. Sachſen bringt Werke von Julius Hübner, Richter und Gonne; Württemberg von Boſe und Ruſtige, von Letzterem ein bedeutendes Bild, die Gräfin von Rudolſtadt vor Alba, „Fürſtenblut für Ochſenblut" verlangend, und wenn man das ſchöne Weib mit der entſchloſſenen Haltung ſieht, ſo könnte man annehmen, daß ſie Wort halten würde; das Großherzogthum Sachſen zeigt die trefflichen Kartons zur Odyſſee von Preller. Nicht minder reich iſt die „Auſtrian School" vertreten, und Namen vom beſten Klang wie Stahl, Führig, Füger, Dannhauſer, Ruben, Waldmüller, Gauermann, Czernak, Ender und Haushofer finden ſich hier zuſammen und beweiſen, daß die Kunſt in Oeſterreich nicht ſchlechter gebettet iſt, als in den zollvereinten Staaten „Germanys". Soll ich Dir nun noch von Rußland, Dänemark oder Italien etwas ſagen, worüber eigentlich nichts zu ſagen iſt? — Erlaſſe das meinen heute in der That ganz abgeſtumpften und heruntergekommenen Nerven; erinnere Dich an Verſailles, wo wir zuſammen waren, und wie eine ſolche mehrſtündige Promenade durch Gemäldegallerieen noch am andern Tage nachwirkt. Deßhalb verzeihe den matten Schluß dieſes Briefes und erhalte mir Deine Freundſchaft.

London, den 26. September.

Lieber Freund!

Es iſt eine leidige Gewohnheit, Vergleichungen anzuſtellen zwiſchen Dieſem und Jenem, zwiſchen Sonſt und Jetzt, und wenn ich mir das ſelbe auch ſchon oft geſagt habe, ſo verfalle ich doch hier in London immer wieder in den alten Fehler und kann mir in der Weltſtadt an der Themſe die andere an der Seine nie aus den Gedanken ſchlagen; London und Paris, zwei Haupt- und Rieſenſtädte, beide durch wenig Land und noch weniger Waſſer getrennt, und ſich doch dabei unähnlicher als manche andere Städte, die Tauſende von Meilen von einander entfernt liegen: Paris, wo man arbeitet, um zu leben, London, wo man lebt, um zu arbeiten. Und wie dort ſchon im Getriebe auf den Straßen Alles, was Dir begegnet und was Du ſiehſt, den Eindruck einer behaglichen, genußſüchtigen und genießenden Exiſtenz macht, bei der es nicht darauf anzukommen ſcheint, ob eine Viertelſtunde oder auch ein halber Tag unbenützt vorübergeht, ſo zeigt Dir hier beim londoner Straßenleben das haſtige Jagen, Treiben und Drängen ſowohl der Maſſe als jedes Einzelnen, das unerquickliche Vorwärtseilen ohne auf- und umzuſchauen, daß jede Minute vollſtändig ausgenützt werden muß, daß der heutige Tag, ſowie jeder folgende, ſeinen beſtimmten Zweck, ſein vorgeſtecktes Ziel hat, nach deſſen Erreichung mit aller Kraft des Verſtandes, der Beine und der Ellbogen geſtrebt wird, ein Ziel, welches Erwerb heißt, das zum Lebenszweck geworden iſt, dem jede Stunde geopfert wird, denn „time is money".

Schon daß Du Dich hier, um das Straßenleben und die Phyſiognomie der Stadt einigermaßen kennen zu lernen, nicht wie in anderen Städten, namentlich in Paris, Deinen eigenen Füßen anvertrauen darfſt, da zum Flaniren und zum Schauen weder Platz noch geräumige Trottoirs vorhanden ſind, ſondern daß Du, um überhaupt nur fortzukommen, gezwungen biſt, eine der zahlreichen Fahrgelegenheiten, die ſich Dir allerdings bei jedem Schritte darbieten, benützen mußt, kann Dir einen ſchwachen Begriff geben von dem überwältigenden, raſtloſen Getreibe der londoner Straßen. Um unſern Zweck zu erreichen und dieſe in etwas kennen zu lernen, beſteigen wir das Dach des Omnibuſſes, deſſen Kutſcher, da er unſer Stehenbleiben bemerkt, augenblicklich an-

hält, um uns aufzunehmen. Betrachte aber vorher genau die Namen der Straßen, wohin er fährt, damit Du nicht auf einen falschen geräthst, der Dich von Deinem Ziele abführt. So viel ich weiß, gibt es hier keine Korrespondenzen, wie z. B. in Paris, wo man für denselben Fahrpreis berechtigt ist, an der oder jener Straßenecke, wo der Wagen zu diesem Zwecke hält, einen andern zu besteigen, und man so nach rechts oder links durch die ganze Stadt fahren kann. Ein weiterer Vortheil der pariser Omnibusse, nämlich die feste Taxe, wäre hier sehr erwünscht, da die Kondukteure, besonders jetzt während der Ausstellungszeit, die Preise eben ganz nach Ansehen der Person einrichten, und Fremde kommen meistens schlecht dabei weg, besonders wenn sie auch noch der Sprache unkundig sind. Ich sah in diesen Tagen, wie ein Kondukteur einem unglücklichen französischen Ehepaar durchaus zwei Schillinge abnehmen wollte. Doch legte sich ein rechtlich denkender Engländer in's Mittel und erwarb sich so den Dank des französischen Ehepaares. Die rastlose Geschäftigkeit, von der ich vorhin sprach, zeigt sich auch bei den Passagieren, mit denen das Dach des Omnibusses auf's Dichteste besetzt ist, während andere an der Seite des Kutschers, sowie hinter demselben Platz genommen haben. Wenige sind aber hier während des Fahrens unbeschäftigt: ein Paar, die zusammen aufsteigen, setzen ihre Unterhaltung, die ihr Geschäft betrifft, fort, untersuchen vielleicht irgend ein Waarenmuster und vergleichen eine Preisliste; Andere haben ihr Taschenbuch hervorgezogen, um dort etwas zu notiren und nachzusehen, während die meisten der Uebrigen kolossale Zeitungsblätter entfalten, dieselben so weit, als es der Raum erlaubt, mit beiden Händen auseinander halten und eifrig die neuesten Nachrichten verschlingen. Denke Dir nun, daß in den belebteren Straßen, besonders in der City, oft vier Reihen solcher Omnibusse fahren, einander folgend oder sich begegnend, so kannst Du Dir denken, welch' bewegtes Bild schon allein diese Omnibusfahrer mit ihren Zeitungsblättern bilden.

Von Paddington ausgefahren kommen wir aber erst allmälig in das eigentliche Gedränge des londoner Straßenlebens. Wir sind im Westend und fahren eine gute Weile durch stillere Straßen mit wenigem Verkehr, da wir auf einer Seite die Umzäunung der großen Parks haben, während die andere aus den eleganten, häufig mit kleinen Gärten

verſehenen Häuſern des engliſchen hohen Adels ſowie der Gentry beſteht, welche ſich, da die Seaſon vorüber iſt, auf dem Lande befindet. Thore und Häuſer ſind jetzt feſt verſchloſſen, und was wir vor und in ihnen an Leben bemerken, iſt allenfalls ein lungernder Livréebedienter, der in der Stadt zurückgeblieben iſt, um Aufträge und Beſtellungen der Herrſchaft zu beſorgen. Hier in dieſen Theilen der Stadt ſehen wir wenige Fiaker und Omnibuſſe, und noch weniger elegante Equipagen; Alles ſtrebt mit uns dem Innern der Stadt zu, und wie zahlreiche, vereinzelte Bäche ſich endlich zum Strome bilden, ſo auch die Wagen, Reiter und Fußgänger, wenn wir erſt einmal Oxford-Street erreicht haben. Hier ſehen wir auch ſogleich, daß von einem angenehmen Flaniren nicht mehr die Rede ſein kann: die Trottoirs vor den Häuſern ſind zu ſchmal für die Menſchenmenge, welche ſie faſſen müſſen, eine raſtlos vorwärtsſtrebende Maſſe, die uns mit ſich fortreißt und uns nicht vergönnt, behaglich ſchauend vor irgend einem Laden ſtehen zu bleiben. Wie oft habe ich mir hier ein paar hundert Fuß von den pariſer Boulevards gewünſcht, die mit ihren reichen Magazinen und prachtvollen Cafés hauptſächlich die Annehmlichkeiten des dortigen Lebens ausmachen. Sind wir dort vom Gehen und Sehen ermüdet, ſo ſchlendern wir vielleicht ein paar Schritte weiter und finden überall Gelegenheit, bequem auszuruhen, während wir alsdann die Maſſen der Spaziergänger, von denen wir ſoeben noch einen mithandelnden Theil ausmachten, jetzt als angenehmes Schauſpiel an uns vorüberziehen laſſen. Was ſich uns aber in Paris ſo bereitwillig und freundlich von ſelbſt anbietet, das ſuchſt Du hier in London vergeblich. Wohl gibt es Kaffehäuſer und Reſtaurationen, aber man muß ſie mühſam ſuchen und findet ſie gewöhnlich dann nicht, wenn man ſie am Sehnlichſten herbeiwünſcht. Meiſtens befinden ſich die Kaffehäuſer in einer Nebenſtraße, oder die Reſtaurationen im zweiten oder dritten Stocke irgend eines Hauſes, welches ſo mit Schildern und Namen bedeckt iſt, daß uns der, den wir ſuchen, häufig entgeht. Eſſen und Trinken wird ja hier ebenfalls wie ein Geſchäft behandelt, dem man ſo wenig Zeit als möglich widmet, und welches nur deßhalb beſorgt wird, damit der Menſch, dieſe Arbeitsmaſchine, gehörig im Gang bleiben kann.

Wir fahren Oxford-Street hinab Holborn zu, und bei jeder

Da bemerkte ſie wohl, wie prachtvoll es eingerichtet ſei, prächtige Teppiche auf dem Boden und die ſpielende Flamme des Kamins, wie ſie ſo freundlich Wände und Fenſter vergoldete; und in ſolchen Momenten hatte ſie ihren Kopf an die kalten Scheiben gelegt und aus tiefem Herzensgrunde geſeufzt, wenn ſie bedacht, daß auch ſie noch vor Kurzem ſolche Zimmer bewohnt. Nicht als ob ſie es bereue, daß ſie dieſelben nimmer bewohne, für ihre Perſon war ſie nicht unglücklich darüber, daß ſie ſie verlaſſen, aber wohl für das arme Kind hier in dem kalten Zimmer, in dem elenden Bette. „O hätte das Bübchen," dachte ſie, „nur für die Dauer ſeiner Krankheit ein ſolches Zimmer, es würde gewiß bald geſund werden!" —

„Und kann es hier nicht wieder geſund werden?" fragte ſie ſich plötzlich, drückte die Hand an die Stirne und ſchaute wild um ſich. „Wäre es denn möglich, daß das Kind hier ſterben könnte, weil es ihm an einem Arzte fehlt, an nothwendiger Pflege, an Allem? — O nein! Gott im hohen Himmel, das kannſt du nicht zugeben! Mein Kind, mein einziges, geliebtes kleines Kind!"

Und ſie warf ſich wieder über das Bett hin und weinte lang und bitterlich. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Gehen wir für einen Augenblick in unſerer Geſchichte um einige Zeit zurück, bis zu jenem Tage, wo in Genua der Gevatter den Auftrag erhielt, den bewußten Brief ſeiner Herrin, der Signora Marina, zu übergeben.

Er that es auch pflichtſchuldigſt und wunderte ſich nur, daß der Inhalt deſſelben keinen größeren Eindruck auf ſie zu machen ſchien. Aber konnte er in ihr Herz ſehen, konnte er es fühlen, wie wenig ihre äußere Ruhe die fürchterlichen Kämpfe in ihrem Innern kund werden ließ? Auch traf ſie der Schlag nicht ganz unvorbereitet. Sie hatte mit dem richtigen Gefühl des Weibes

Umdrehung der Räder unseres Omnibusses vermehrt sich die Masse uns folgender oder begegnender Wagen und Karren, so daß das Ganze endlich eine wild dahin flutende, kompakte Masse bildet, ja so kompakt, daß wir oftmals ängstlich auf die Seite rücken, als wollten wir dem Wagen, der uns fährt, nachhelfen, wenn er wie ein Keil in vollem Laufe der Pferde zwischen zwei anderen Reihen von Fuhrwerken eindringt. Doch dabey wir nichts zu fürchten; der Kutscher mit seinem wetterbraunen, lächelnden Gesichte, seinem kleinen, runden Hute und den unentbehrlichen Handschuhen gibt uns in seiner stolzen Ruhe, in der leichten Art, wie er die Peitsche schwingt, und durch seine Kunst, die wir nach den ersten zehn Minuten sattsam Gelegenheit zu bewundern hatten, ein solches Gefühl von Sicherheit, daß wir uns schon bei der zweiten und dritten Fahrt auf einem Omnibusdache hinlänglich behaglich fühlen, uns auf dem harten Lederkissen so bequem als möglich hinzulehnen und unsere Studien zu machen. Welche Masse von ausgestreckten, Zeitungen haltenden Händen! wie viel fremde Gesichter fahren an uns vorüber! Doch nicht alle sind uns fremd; es ist kaum zu glauben, aber doch wahr, dort sehe ich eine Hand, die mir winkt, bekannte Züge, ein Stuttgarter, an dem ich hier unter 2,800,000 Menschen so nahe vorüberfahre, daß wir uns die Hände hätten schütteln können — Vorüber! Ist es doch gerade, als zöge halb London mit uns denselben Weg gegen die City hin, und als fände dort heute ausnahmsweise eine ganz besondere Festlichkeit Statt, ein Jahrmarkt oder dergleichen, und doch ist es immer so, heute wie morgen, als sänken diese Massen nur zuweilen wie Dornröschen in einen tiefen Schlaf, um morgen genau da wieder anzufangen, wo sie heute aufgehört. Es ist das hier doch Alles gerade so, wie ich es schon vor zehn Jahren sah, nur scheinen sich die Omnibusse und der Lärm vermehrt zu haben. Zwischen ihnen fahren die hohen Karren nach Art unserer Möbelwagen, die aber hier auf allen Seiten mit Annoncen beklebt sind, ambulante Anzeiger, in welchem Zweige hier noch immer das Unglaublichste geleistet wird. Dort zu unserer Rechten sehe ich immer noch die zwei Männer, ungeheure Fahnen wie eine Oriflamme tragend, auf der man lesen kann, wo ganz vortreffliche Rasirmesser, oder die beste Seife fabrizirt und verkauft wird, während zu unserer Linken auf dem Trottoir die

gleichen ſechs armen Männer, in abgeſchabten ſchwarzen Fräcken, hohe fuchſige Hüte auf ihren Köpfen, hinter einander ſchleichen und von Schultern und Bruſt herabhängende große Tafeln tragen, auf denen andere Waarenartikel angeprieſen werden. Etwas, das Paris ſchon lange kannte, iſt nun auch hier auf den londoner Straßen ſehr in die Mode gekommen: dürftig gekleidete Männer nämlich, die an allen Straßenecken ſtehen und Dir Zettel in die Hand ſtecken, durch die Du unterrichtet wirſt, wo Du um einen halben Schilling lunchen oder um anderthalb Schillinge vortrefflich diniren kannſt. Nachts haben dieſelben noch außerdem einen viereckigen Papierhut auf dem Kopfe, worauf in farbigen Lettern dieſelbe Reclame ſteht, durch ein in dem Innern brennendes Licht transparent erleuchtet. Zwiſchen dem Gewühle der Omnibuſſe und Cabs ſehen wir immer noch die ungeheure Anzahl jener kleinen Karren, mit Eſeln oder Pferden beſpannt, welche mit Kartoffeln oder Grünzeug beladen ſind und die Vermittler machen zwiſchen den großen Märkten und den entlegeneren Straßen. Hie und da an den Ecken ſtehen Scherenſchleifer, und auf den Trottoirs zwiſchen den Fußgängern winden ſich wandernde Krämer durch, uns Scheren, Raſirmeſſer, Seifen und dergleichen anbietend. Kleine Evénements, wie ſie in allen großen Städten häufig vorkommen, vermehren noch das bunte Bild des hieſigen Lebens: ein geſtürztes Pferd, ein gebrochenes Cab, wobei es höchſt wunderbar iſt, wie raſch bei ſolchen Vorfällen eine Anzahl Konſtabler erſcheint, die Wagenflut von dem Hinderniſſe ableitet und dafür Sorge trägt, daß daſſelbe augenblicklich entfernt wird. Dieſe londoner Konſtabler ſind ſich ebenſo gleich geblieben, wie die Straßenecken der innern Stadt, an denen ſie unbeweglich ſtehen. Für mich hat die Ruhe, mit der ſie ihrem ſauren Geſchäfte vorſtehen, etwas außerordentlich Wohlthuendes. In dem blauen Rocke, mit dem lackirten ſteifen Hute in dem unbeweglichen Geſichte, mit dem meiſt blonden oder röthlichen Barte haben Alle für den Fremden eine gewiſſe angenehme Familienähnlichkeit, und der, welcher Dir heute an den Weſtindia-Docks freundlich den Weg zeigte, könnte ein Bruder des andern wohlwollenden Konſtablers ſein, der Dir vielleicht morgen beim Ausſtellungsgebäude eine Auskunft gibt. Viel ſprechen iſt nicht ihre Sache, doch geben ſie Dir, z. B. auf eine Frage nach irgend einer Straße, genügende

Auskunft und weisen Dich an den nächsten Kollegen da oder dort, der Dich alsdann weiter befördert. Dabei mischen sie sich mit richtigem Takte nicht in jede kleine Konfusion, die auf der Straße in dem Wagengedränge entsteht, und lassen ein Paar Omnibuskutscher oder Cabführer, die, was übrigens selten genug vorkommt, zusammengefahren sind, ihren Handel allein ausfechten. Nur zuweilen, wenn das Gedränge, z. B. auf der London-Bridge, gar zu toll wird, stellt sich der Konstabler mitten in die Straße hinein, und seine schwache Person bildet, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine unverletzliche Schranke, der die Wagenreihen nach rechts und links ausweichen. Häufig hatte ich auch Gelegenheit, die Galanterie der Schutzmannschaft gegen das schöne Geschlecht zu bewundern. Oefters kommt es vor, namentlich an der Börse, daß dort die Wagenreihe so dicht ist, daß Damen unmöglich von einem Trottoir zum andern gelangen können, worauf sich der Konstabler ihrer annimmt, indem er mit aufgehobener Hand vor ihnen herschreitet, und durch dieß leichte Zeichen Omnibusse und Cabs für einen Augenblick zum Halten bringt. Bewaffnet ist diese londoner Polizei nur mit einem kleinen, ungefähr anderthalb Schuh langen Stock, dessen eines Ende die königliche Krone zeigt und schwer mit Blei ausgegossen ist. Höchst selten und nur, wenn sie persönlich angegriffen werden, machen sie von diesem Stabe als Waffe Gebrauch, dann aber schlagen sie auch Den, der sie angegriffen, unfehlbar zu Boden. Bei Arretirungen genügt es, daß sie den Betreffenden einfach mit der Krone berühren, worauf sich der schlimmste Geselle ohne Weiteres ruhig wegführen läßt. Der Konstabler ist ein von dem Engländer stets ungern gesehener Gast. Im Fall der Noth aber scheut sich auch der feinste Gentleman nicht, ihm helfend beizustehen, besonders wenn es gilt einen Dieb zu verhaften. Bei einer Feuersbrunst hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie ein einziger Policeman eine Straße, die dicht mit Menschen gefüllt war, nur durch Hülfe seines Stöckchens, das er vorzeigte, vollkommen säuberte.

In der City angekommen wollen wir den Omnibus und die Straße verlassen und uns der Themse zuwenden, dieser für den Verkehr des londoner Lebens so wichtigen Linie. Vorher aber lasse ich Dich noch einen für London ganz kleinen Umweg machen, um Dich in die St. Paul's-Kathedrale zu führen. Die großartige, in ihren Verhältnissen

zu dem riesenhaften Gebäude so außerordentlich schöne Kuppel haben wir schon von allen Theilen der Stadt aus gesehen, und macht dieselbe aus der Nähe wie aus der Ferne immer einen angenehmen, harmonischen Eindruck. Leider spricht uns das Innere nicht so an, denn dem einfachen Geiste der reformirten Kirche scheint man in diesem Bauwerk haben Rechnung tragen zu wollen; doch machen die kleinen Fenster in der gewaltigen Kuppel, die nur spärliches Licht einlassen, sowie die großen, leeren Flächen an den Wänden einen etwas kühlen Eindruck, obgleich das Ganze des Baues mit seiner ungeheuren Länge und Breite und seinem hohen Dome in der Mitte von großer Wirkung ist. St. Paul ist ein Pantheon im großartigsten Style voll von Nationaldenkmalen, und wenn diese Monumente berühmter Engländer, meist in Marmor ausgeführt, größtentheils in noch so barockem Style sind und wahre Verirrungen der Skulptur genannt werden können, so fühlen wir uns doch angeregt durch die großartige Idee, mit der hier das Andenken an ausgezeichnete Männer geehrt wird.

Wenn Du nach London kommst mit Aufträgen aller Art belastet, die Dir Damen Deiner Bekanntschaft anvertraut haben, Nähnadeln, Scheren, Plaids, Popelins, Battistsacktücher und ähnliche angenehme Kleinigkeiten, deren Besorgung Dir namentlich hier in London ungeheuer viel Zeit rauben kann, und wofür Du aber meistens außerordentlich wenig Dank ernteſt, so verlasse das Quartier der St. Paul's-Kathedrale nicht, ohne Dich hier, wo ein Magazin an das andere gränzt, nach den gesuchten Artikeln umgeschaut zu haben. Sicherlich findet man hier, was man braucht, und meistens in guter Waare und zu anständigen Preisen.

Um nun von hier zur Themse zu gelangen, nehmen wir den Weg durch einige nach dem Flusse zu steil abfallende Gassen, die oft durch dunkle Höfe und unheimliche, finstere Gänge führen. Wie es auf der Themse bessere und geringere unter den kleineren Dampfbooten gibt, so haben diese auch ihre besseren oder schlechteren Anlandungspunkte. Was die geringeren anbelangt, wo man z. B. von der Westminster- bis zur Londoner-Brücke für einen oder zwei Pence fährt, und die meistens von Arbeitern benützt werden, so gelangt man zu ihnen, wie eben schon erwähnt, nur auf schmutzigen, verdächtig aussehenden Wegen, welche

Schlupfwinkel für allerlei Diebsgeſindel ſein könnten und es auch wohl ſind. Manche von ihnen werden auch nach eingebrochener Dunkelheit gemieden, da hier häufig Raubanfälle geſchehen, welche damit endigen, daß der Betreffende einfach in die Themſe geworfen wird. Hier ſind jene alten, maleriſchen, dumpfen Höfe voll roſtiger Anker und Ankerketten, alten vermoderten Schiffsbauholzes, zertrümmerter Fäſſer und Kiſten, welche Dickens ſo meiſterhaft beſchreibt, und die ich mir deßhalb mit doppeltem Intereſſe anſah.

Doch kehren wir nach der Themſe zurück. Wir ſind in der Nähe der Black-Friars-Bridge und wollen nach der Londoner-Brücke. Unſere Fahrkarte kauften wir am Schalter des kleinen Bretterhäuschens und haben nun, auf der Landungsbrücke ſtehend, gewiß nicht lange zu warten. Dort unter den beiden Bögen der Waterloo-Brücke ſchießt ſchon einer der kleinen Dampfer mit umgelegtem Schornſtein hervor, ſein Verdeck iſt dicht mit Paſſagieren beſetzt. Jetzt läutet die Glocke, er legt eilfertig an, ein Theil der Mitfahrenden verläßt das Boot, worauf wir ihre Plätze einnehmen; wieder ein haſtiges Zeichen mit der Glocke, und ehe wir uns deſſen verſehen, ſind wir ſchon vom Lande abgeſtoßen und fliegen die Themſe hinab. Das Alles geht mit derſelben Haſt, wie die Omnibuſſe und Cabs auf der Straße, und ebenſo wieder das Anlegen am Ziele unſerer kurzen Fahrt. Alles drängt nun raſch die Landungsbrücke zu erreichen, junge Gentlemen ſpringen ſchon hinüber, ehe das Boot noch völlig am Lande iſt, und der ganze Menſchenſtrom, der den Dampfer verläßt, eilt, ohne ſich umzuſchauen, der Stadt zu, denn „Zeit iſt Geld".

Großartig ſchön iſt eine ſolche Themſefahrt ſtromaufwärts gegen Weſtminſter zu, wenn der Abend ſinkt, wenn an einem klaren Tage die verſchwundene Sonne einen glänzenden Goldſchein hinterläßt, der das Waſſer prachtvoll beleuchtet, und über dem die dunkeln Bogen der gewaltigen Brücke in ſo kühn geſchlungenen, ſcharfen Umriſſen erſcheinen, während noch ein verſpäteter Dampfer feuerſprühend aufwärts eilt, und die vielen Barkenlichter wie Irrwiſche auf dem finſtern Waſſer tanzen. Alsdann treten die majeſtätiſchen Maſſen des maleriſchen Parlamentspalaſtes, im Dunſte der Abendnebel wahrhaft phantaſtiſch erſcheinend, zwiſchen den Häuſermaſſen hervor, das Zifferblatt des großen Thurmes

iſt erhellt und leuchtet durch die Dunkelheit wie ein aufſteigender Mond. Die Brücken über den Fluß mit ihren Gaslaternen erſcheinen wie glänzende Guirlanden, die von einer Seite der Stadt nach der andern geſpannt ſind, und während es jetzt auf dem Waſſer dunkler, ſtiller und farbloſer wird, glänzt es an beiden Ufern des Fluſſes auf in Tauſenden und aber Tauſenden von Lichtern.

Die Straßen von London, nach denen wir jetzt zurückkehren, ſind in den erſten Stunden der Nacht noch mannigfaltiger belebt, und das Getreibe auf ihnen iſt jetzt noch bunter und farbiger als ſelbſt am Tage; die Zahl der Omnibuſſe und Cabs ſcheint ſich zu dieſer Zeit, wo ſich Alles nach Hauſe oder zum Diner begibt, noch vermehrt zu haben; die Magazine ſind glänzend erleuchtet und zeigen hie und da Inſchriften von ſtrahlenden Gasflammen gebildet, namentlich ſind die kleineren Theater auf dieſe Art kenntlich gemacht. Wenn wir ſo durch die Straßen wandeln und faſt geblendet ſind von der reichen Ausſtattung der Läden und Magazine, deren Artikel mit einer wahren Verſchwendung von Gasflammen beleuchtet werden, ſo erſtaunen wir, wenn wir meiſtens an den Ecken der Hauptſtraßenkreuzungen Etabliſſements finden, die alles Andere an wahrhaft feenhaftem Glanze übertreffen, und die uns ſchon von Weitem als eine kompakte Lichtmaſſe in die Augen fallen: es ſind dieß die berühmten Ginpaläſte, dieſe für die londoner Bevölkerung namentlich der niederen Klaſſen ſo verderblichen Schnaps- und Liqueurläden. Leider erfreuen ſie ſich einer großen Kundſchaft und ſind faſt beſtändig angefüllt mit Leuten bis zur ärmſten Klaſſe hinunter, die vor dem Ladentiſche ſtehen, denn Sitze ſind hier nicht vorhanden, und ihren Brandy oder Gin trinken. Welch' grellen Gegenſatz die üppige Ausſtattung der Ginpaläſte mit ihren Spiegelgläſern, ihrer Vergoldung, ihren vielen Gasflammen, ſowie mit dem zauberhaften Schein der verſchiedenen transparent erleuchteten, koloſſalen Liqueurflaſchen in Roth, Blau, Grün, Gelb, gegen die elenden, verkümmerten, bleichen, oft nur mit Lumpen bedeckten Geſtalten bilden, welche hier ein- und ausſchleichen, kannſt Du Dir denken. Je vornehmer die Straße iſt, deſto reichlicher ſind auch begreiflicher Weiſe die Ginpaläſte ausgeſtattet, doch leuchten ſie auch in den ärmſten und entlegenſten Stadtvierteln unter allen andern Gebäuden hervor und verlocken durch

ihren falſchen Schein den Armen, der wie die herumſchwärmende Fliege doch zuletzt in das Licht fällt, ſeinen letzten Penny zu vertrinken. Leider ſind Weiber der ärmeren Klaſſen hier die beſten Kunden. Treibt uns einmal die Neugierde in einen ſolchen Brandyſhop, ſo iſt man immer ſicher, einige Exemplare dieſes zarteren Geſchlechts total betrunken zu finden. Sie liegen da in einer Ecke wie eine todte Maſſe, und wenn um zwei bis drei Uhr Morgens der Laden geſchloſſen wird, läßt ſie der Eigenthümer beruhigt auf das Trottoir hinauslegen, wo ſie ſanft und ſelig ihren Schlaf fortſetzen.

Doch nun zu etwas Luſtigerem, wenigſtens dem Aeußern nach. Es iſt ſieben Uhr geworden, wir haben bei Verrey dinirt, wohin ich Dich ſpäter ebenfalls führen werde, und ſchlendern nun, unſere Zigarren rauchend, auf den breiten Trottoirplatten im Quadrant von Regent-Street umher, der einzigen Straße der belebteren Theile Londons, wo wir der breiteren Trottoirs wegen nicht ganz unbehaglich ſpazieren gehen können, und wo wir etwas Anderes zu ſehen und zu hören bekommen, als das gewerbliche Treiben der großen Handelsſtadt. Bleiben wir einen Augenblick an einer Ecke jener Seitenſtraße, eigentlich Sackgaſſe, ſtehen. Dort ſehen wir bei einer mangelhaften Beleuchtung von Papierlaternen eine Bande Neger die ausſchweifendſten Tanzſprünge machen und dazu in näſelndem Tone ihre Lieder ſingen, die von einer Guitarre und einem Schellentambourin raſſelnd begleitet werden. Faſt alle haben weiß und blau oder roth und weiß geſtreifte Beinkleider an, ſchwarze, abgeſchabte Schwalbenſchwanzfräcke, und mit den ungeheuren Vatermördern von weißem Papier kontraſtiren gar ſcharf die ſchwarzen Geſichter. Glaube aber ja nicht, daß es wirkliche Neger ſind, ſo gut ſie auch deren Sprünge und Geſänge nachmachen; es ſind meiſtens Burſche aus London, leider auch genug Deutſche darunter; doch das iſt für die zuſchauende Menge gleichviel. Man unterhält ſich eine Zeitlang an dieſem Schauſpiel und gibt dem Einſammelnden, der gewöhnlich ein echter Neger iſt, gern einige Pence. Lachend ziehen wir wieder weiter, nicht all' die Töne der verſchiedenſten Art beachtend, die hier und drüben vom Trottoir uns entgegenſchallen. Was uns intereſſirt, ſind hindoſtaniſche Tamtamſpieler mit ihren ernſten Bronzegeſichtern und den langen, abgebleichten ſeidenen Gewändern. So monoton der

Klang ihrer Trommeln ist, so monoton ist auch ihr Gesang. Was uns dagegen angenehmer anklingt, sind die Töne eines schottischen Dudelsacks. Um den Künstler auf diesem Instrument hat sich ein Kreis von Zuschauern gebildet, und wenn wir näher hintreten, um über die Schultern unseres Vormannes zu sehen, so erblicken wir den Hochlandsmann, wie er zum Tanz aufspielt, während ein Knabe und ein Mädchen in schottischer Tracht sehr lustig, wenigstens dem Aeußern nach, um ihn herumspringen. Auch der kleine Savoyarde fehlt nicht mit seiner schnarrenden Drehzitter und seinem Murmelthiere; auch er hat sein Publikum, auch ihm spendet man gerne eine Kupfermünze, schaut er uns doch so treuherzig mit seinen großen, dunkeln Augen an und dankt lachend, wenn wir ihm freundlich zuwinken. — Weiter!

Wir sind an's Ende des Quadrants gelangt, überschreiten die Straße und kehren auf dem andern Trottoir wieder zurück. Welche heimatlichen Klänge treffen auf einmal unser Ohr!

„Ich weiß nicht was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin."

Und das klingt hier allerdings sehr traurig und betrübt, denn die Harmonie, lauter Blasinstrumente, ist ziemlich mangelhaft besetzt, und mit dem Ausdruck und Takt nehmen sie's auch nicht zu genau. Es ist eine Gesellschaft von 6 bis 8 Personen, sie haben grüne Mützen auf mit abgenutzten Schirmen, und Röcke, die ihnen überall zu kurz geworden sind. Als Einer von ihnen, der das Geld einsammelt, an uns herankommt, sprechen wir ihn auf Deutsch an, worauf er uns sogleich in den lieben Tönen der Heimat klagt, daß es ihnen ziemlich schlecht gehe in der furchtbar großen Stadt, und daß sie nicht wüßten, wie die Mittel zur Heimreise zusammenzubringen. Allem Anschein nach klagen sie nicht umsonst; die armen deutschen Musikanten stehen fast einsam da, haben aber auch dicht daneben in der Seitengasse einen höchst gefährlichen Nebenbuhler; dort ist ein Marionettenkasten aufgestellt, um den sich rasch zahlreiches Publikum versammelt; Punch wird sogleich dort erscheinen und seine gottlosen Späße machen; er wird alle erdenklichen Verbrechen begehen, er wird sein Kind zum Fenster hinausfallen lassen, er wird seine Frau todtschlagen, er wird den Arzt umbringen, und zuletzt den Konstabler, der ihn in's Gefängniß führt, an das Gitterfenster des-

ſelben aufhängen. Punch iſt der verruchteſte Komiker ſeiner Art, den es gibt, der vollendetſte Egoiſt, den man ſich denken kann, und ohne Gewiſſen, wie das Holz, aus dem er gemacht iſt: voll Eigennutz, Ausdauer, Muth, mit einer rückſichtsloſen Entſchloſſenheit und furchtbar unverſchämt gegen Alles, was ihm in den Weg tritt, und deßhalb ſind auch ſeine Vorſtellungen hier ſo ausnehmend beliebt — eine echte Nationalkomödie.

Des Wetters, welches mit der mehr oder minder großen Annehmlichkeit jedes Straßenlebens, alſo auch des hieſigen, im engſten Zuſammenhange ſteht, habe ich noch keiner Erwähnung gethan, und iſt daſſelbe doch hier in der nebligen Welthauptſtadt von allergrößter Bedeutung. Man hatte uns ſchon bedauernd von ſündflutlichen Regen dieſer Jahreszeit, ſowie vom Beginn der unheimlichen londoner Foggs geſprochen, und wenn es mir ſchon auch intereſſant geweſen wäre, einmal am hellen Mittag den ganzen Illuminationsapparat des nächtlichen Londons mit anſehen zu können, ſo muß ich doch geſtehen, daß Nebel und Regen gar unangenehme Zuthaten geweſen wären auf den unendlich langen, an ſich ſchon ſchmutzigen Straßen Londons. Merkwürdiger und erfreulicher Weiſe wurden wir aber vom Wetter außerordentlich begünſtigt; es regnete ein paarmal, aber nur während der Nacht oder ganz früh am Morgen. Freilich, wenn ich nach dem Aufſtehen zum Fenſter hinausſchaute, ſo konnte ich mich beinahe jeden Tag des Gedankens nicht erwehren, daß er mit dichtem Nebel oder anhaltendem Regen endigen würde, denn am Himmel zogen gewöhnlich dicke, graue Wolken, die, ſich mit dem ſchwärzlichen Dampfe der unzähligen hohen Schornſteine vermiſchend, einen Farbenton gaben, den man bei uns als Vorläufer ſolider Landregen anſieht. Hier aber wurden die Wolken gewöhnlich gegen zehn und elf Uhr dünner und lichter, zerriſſen meiſtens nach Mittag, Streifen blauen Himmels zeigend, und manche Tage dieſer Art endeten mit ſchönem Sonnenuntergang. Solch' ein prachtvoller Abend, wie man ihn ſich bei Londons Nebeln kaum zu denken vermag, war es auch, als wir lange in Regentſtreet auf und ab ſpazierten, alle die muſikaliſchen Genüſſe hatten, die ich Dir ſoeben erzählte, und wir darauf beſchloſſen, durch die Parks zu Fuße nach Hauſe zurückzukehren. Obgleich dieſe rings von den gewerbetreibenden und lärmenden Straßen

Londons umzogen werden, so herrscht doch spät Abends in ihnen, namentlich im Hydepark, eine solch' angenehme Stille und Ruhe, daß man glaubt, meilenweit von der Stadt entfernt zu sein. Das Geräusch der Straßen dringt nur mit einem unbestimmten, eigenthümlich sausenden Lärm an unser Ohr, etwa wie ein entferntes Wogenbrausen, und wirkt nicht unangenehm, ja fast beruhigend. Der Eindruck, als sei man in diesem weitausgedehnten Parke in der That ferne auf dem Lande, wird noch durch den rings aufsteigenden Abendnebel vermehrt, der die Häuser der Stadt mit ihren glänzenden Gaslaternen wie in einem leichten Flor einhüllt. Prachtvoll stand der volle Mond hoch am Himmel und beleuchtete die weiten Rasenstrecken und die durchführenden Wege fast taghell. Dort rings um uns her die belebte ungeheure Stadt, hier die volle Ruhe und Stille der Nacht, wozu wir langsam weiterschreitend gegen das Leben auf Regentstreet, welche wir so eben verlassen, einen andern scharfen Gegensatz fanden. Vor uns bemerkten wir im hellen Mondlichte eine große Menschenmenge mitten auf dem Rasen dicht zusammengedrängt stehen und lautlos einem Prediger zuhorchen, der, in der Mitte des Haufens auf einem Stuhle stehend, die Verderbnisse und Gefahren dieses irdischen Lebens schilderte und die Seligkeiten des himmlischen nach überwundenem Tode anpries. Der Prediger war ein alter Mann mit kahlem Haupte, das im Mondlichte so eigenthümlich leuchtete; er war anständig gekleidet, und neben ihm auf dem Sitze des Stuhles lauerte eine ebenfalls schon ältliche Frau, welche zwei Kinder in ihren Armen hielt und ebenso aufmerksam zuhörte, als die ganze übrige Versammlung. Auf uns übte dieß ungewöhnliche Schauspiel eines Straßenpredigers in schöner, stiller Nacht eine ungewöhnliche Wirkung aus, und wir blieben lange stehen, um etwas von seiner Rede zu erlauschen.

Ehe ich diesen Brief schließe, will ich Dir noch ein paar Worte sagen über das londoner Straßenleben an einem Sonntage, wo dasselbe bekanntermaßen den größten und schroffsten Gegensatz zu dem der Wochentage bildet. Da wetteifern die gestern noch so belebten Straßen mit der Stille derer der kleinsten deutschen Landstadt: alle Läden sind geschlossen, die Omnibusse verschwunden, nur wenige Cabs auf der Straße sichtbar, und fast gar kein Fußwanderer. Feiern doch an diesem

lange geahnt, daß es ſo kommen müſſe, und die letzte Unterredung mit dem Vater ihres Kindes hatte ſie von der Richtigkeit dieſer Ahnung überzeugt.

Was ſollte ſie thun? Nach Deutſchland zurückkehren und dort mit dem zu leben, was ſie ſich erübrigt? — Ja, das wollte ſie. Aber zuerſt zog es ſie nach Neapel, nicht um ihn wieder zu ſehen, um ihn zu einer Aenderung zu vermögen, nein, ſie wollte blos zu erfahren ſuchen, ob er im Stande ſei, die eheliche Verbindung mit ihr nicht blos zu löſen, nein, für ungültig erklären zu laſſen, (ſo etwas hatte ihr der Gevatter zugeflüſtert) — und dadurch ihrem Kinde ſein Recht, ſeinen ehrlichen Namen zu nehmen, und ſie auf dieſelbe Art in die Klaſſe tauſend anderer unglücklicher Weiber zu werfen.

Sie ſchrieb an Dubelli, ſie bat ihn, Briefe für ſie nach Genua zu ſchicken, ſie übergab ihrem getreuen Diener, dem Gevatter, die ausgedehnteſten Vollmachten über ihre Wohnung, über ihr Vermögen. Sie nahm wenig Geld mit ſich nach Neapel, und beauftragte ihn, ihr die und die Summe nach Neapel zu ſchicken.

Somit reiſte ſie ab, kam dort an und um in dieſer Stadt, wo ſie ſo unerhörten Triumphs genoſſen, wo ſie ſo viele Freunde, Verehrer beſaß, nicht erkannt zu werden, miethete ſie ſich bei Santa Lucia ein kleines anſtändiges Quartier.

Da blieben aber gleich zum Erſtenmale die Gelder aus, die ſie von Genua erwartete. Sie ſchrieb augenblicklich dorthin und bekam keine Antwort. Sie ſchrieb an ihren Banquier, auch der ließ nichts von ſich hören. Da gerieth ſie in große Verlegenheit. Zum Erſtenmale ſo recht allein in der Welt ſtehend, wußte ſie ſich nicht zu helfen. Sie bezahlte mit dem Wenigen, was ihr geblieben, ihr Quartier und bezog das kleine Zimmer in dem Hinterhauſe des Palazzo Albano.

Tage sogar die Postboten, und ich glaube auch sogar größtentheils die Konstabler. Blicke Holborn- oder Oxfordstreet hinab, gehe durch Piccadilly und den Strand nach der City, und Du wirst mit Erstaunen sehen, daß, je tiefer Du in diese Straßen eindringst, wo gestern der Lärm am tollsten war, Du heute die größte Ruhe und Stille findest. Nur in der Nähe der Kirchen zur Zeit des Gottesdienstes ist es belebt und nach demselben bei gutem Wetter in den verschiedenen Parks. Da hinaus zieht der londoner Bürger mit Kind und Kegel, setzt sich auf die Bänke oder lagert sich im Grünen. Etwas, das mir übrigens hiebei in dem St. Jamespark auffiel, waren leichte Einfriedigungen, welche die Rasenplätze in kleine Parzellen eintheilten, deren jede von einem besonderen Haufen Erwachsener oder spielender Kinder eingenommen wurde; also auch hier das beliebte englische Absperrungssystem, von dem ich Dir in einem der nächsten Briefe bei einer Eisenbahnfahrt noch allerlei Ergötzliches erzählen werde.

London, den 27. September.

Lieber Freund!

Lange habe ich geschwankt, ob ich Dir in einem eigenen Briefe etwas über die londoner Küche sagen soll, doch glaube ich dieß Dir, einem Mann, der ein gut komponirtes Menu zu würdigen versteht, der kulinarischen Genüssen nicht abhold ist, der mit Hingebung dinirt, und der das große Wort Agathobiotik erfunden oder doch zuerst angewandt hat, schuldig zu sein. Auch hier kann ich's nicht unterlassen, wieder an Paris zu denken; ich bin in Erinnerung an die vergangenen Tage der Fleischtöpfe Egyptens fast traurig gestimmt, wie der selige Tannhäuser, als er, der Frau Venus und des Hörselberges gedenkend, ausrief:

„Wenn ich an diese Schüsseln denk',
So wein' ich plötzliche Thränen."

Es ist hier übrigens in diesem Punkte wieder die alte Geschichte; man ißt um zu leben, aber man hat wenig Gelegenheit, eine kleine, hübsche Stunde behaglich zu leben, um zu essen. Wie Talleyrand einem Diplomaten, der ihm von einem Diner sprach, zur Antwort gab: „mon

cher, il me semble, vous avez mangé, mais non pas diné," ſo ſpeiſt man in den meiſten Reſtaurationen nicht, ſondern man wird abgefüttert. Beginnen wir unſer Tagewerk, wo ſelbſt in dem komfortabeln Gaſthof, in dem wir leben, der ſo angenehme Morgenkaffe, auf unſerem Zimmer ſervirt, fehlt; man würde große Augen machen, wenn wir das Verlangen nach demſelben, welches bei uns ſelbſtredend iſt, hier laut werden ließen. Es iſt nun einmal nicht Sitte, und wir fügen uns. Ermüdet vom geſtrigen Tage bleiben wir länger im Bette liegen als gewöhnlich, und ehe wir in unſerer vollſtändigen Morgentoilette, mit Handſchuhen, Hut und Stock im Diningroom, wo ja auch Damen ſind, erſcheinen können, iſt es mindeſtens zehn Uhr geworden. Da wir ebenfalls mit unſeren Ladies kommen, die jetzt ſchon in einer Toilette ſind, mit der man ſich bei uns zu einem Diner einfindet, und wir unſern Thee ſchon vorher beſtellt haben, ſo werden wir von dem Waiter an einen Tiſch geführt, wo ſich Nachfolgendes befindet, woraus Du erſehen kannſt, was man hier unter einem Frühſtücksthee oder Kaffe verſteht: auf der Mitte des Tiſches dampft eine große Theemaſchine, zierlich umſtellt mit ſilberner Theekanne, Spülnapf und Milchtopf, kleinen Tellern mit Meſſern und Gabeln und großen Taſſen von ſchönſtem Porzellan, ſowie Kaffe- und Rahmkanne; daneben ſteht einladend ein Teller mit gekochten Eiern, ein weiterer mit oreilles de cochon à la Palmerston, gebackene Schinkenſchnitten mit Eiern, eine durch heißes Waſſer erwärmte Schüſſel mit Muffins, eine andere mit kaltem Schinken und kaltem Roaſtbeef, flockiges Weißbrod, dry und butter-toast, die beſte friſche Butter in elegantem Kryſtallgefäß, eine bequeme Streubüchſe mit Salz und Pfeffer, engliſcher Senf und Moutarde de maille, endlich eine ſilberne Theeſchachtel mit ſehr gutem grünem und ſchwarzem Thee. Reichhaltiger und beſſer kann nicht leicht ein Frühſtück ſein, und allein, was dieſes anbelangt, nehme ich gerne mein Wort zurück über die unbehaglichen Anſtalten des Eſſens und Trinkens in den Reſtaurationen, die hier der Fremde auf Schritt und Tritt findet, denn von dieſen kann überhaupt nur die Rede ſein, da ich nicht weiß und auch nicht erfahren habe, wie es in engliſchen Privathäuſern zugeht, und Du, mein lieber Freund, bei einer Reiſe nach London Dich wohl im ſelben Falle befinden und ebenfalls auf Wirthshaus und Reſtauration angewieſen ſein

wirſt, da auch Deine Connexionen nicht derart ſind, um Dir zu großen Einladungen zu verhelfen, und wenn ſie es wären, müßte man dieſelben bei einem ſo kurzen Aufenthalt doch ablehnen, denn nichts koſtet bekanntermaßen auf Reiſen mehr Zeit als Empfehlungsbriefe abgeben, Beſuche machen und Einladungen annehmen.

Dieſes Frühſtück mit dem Zimmer, in dem es abgehalten wird, hat aber auch ſehr wenig von Wirthshaus an ſich, und macht mehr den Eindruck, als habe eine ſehr große Familie ſich an verſchiedenen Tiſchen etablirt, an denen Einige hier ihren Thee und Kaffe trinken, während Andere dort leſen und ſchreiben. Wäre es uns hier vergönnt, wie wir es zu Hauſe zu thun gewohnt ſind, unſere Zigarre zu rauchen, ſo müßte man geſtehen, daß uns, was das engliſche Frühſtück anbelangt, nichts zu wünſchen übrig blieb; ſollte aber Jemand nur Anſtalt zu einem ſolchen Verbrechen machen, ſo glaube ich, er würde augenblicklich vom Hotelbeſitzer oder deſſen Buchhalter erſucht werden, ſich anderswo nach einem Unterkommen umzuſchauen, nachdem ihn vorher der entrüſtete Waiter unter allgemeiner Akklamation vor die Thüre des Diningrooms befördert hätte. Daß wir nach einem kopiöſen Frühſtück, wie ſoeben geſchildert, noch zwiſchen dieſem und den Mittagseſſen an ein Luncheon denken ſollen, davon iſt wohl keine Rede; doch iſt die Zeit bis zum Diner, ſechs oder ſieben Uhr Abends, zu lang, um in der Zwiſchenzeit gar nichts zu genießen, und hier fehlen uns denn wieder die vortrefflichen franzöſiſchen Patiſſerieläden, wo Du unter den mannigfaltigſten Formen und mit den verſchiedenſten, angenehmſten Ingredienzien ſo mancherlei Backwerk findeſt, das dem leeren Magen angenehm ſchmeichelt ohne ihn zu beläſtigen, und das mit einem petit verre de Chartreuse zwiſchen Dejeuner und Diner eine ſo angenehme Zwiſchenſtation bildet. Willſt Du aber hier in der Zwiſchenzeit nicht wieder kaltes Roaſtbeef oder Cheſterkäſe zu Dir nehmen, ſo haſt Du nur die Wahl zwiſchen ſchwer verdaulichen Sandwiches oder einer Fleiſchpaſtete, bei der es noch unentſchieden iſt, was Dir ſchwerer im Magen liegt, die Kruſte oder das Fleiſch. Im Ausſtellungsgebäude allein gab es in einigen Refreſhementsrooms allerdings Etwas wie Backwerk und Paſteten, doch fehlte ihnen die angenehme Friſche, wie man ſie in den franzöſiſchen Patiſſerien findet.

Da wir nun keine Zeit haben, zu unserem Luncheon und Diner immer nach dem komfortablen Gasthof zurückzukehren, so müssen wir uns in dem Viertel der großen Stadt, wo wir uns gerade zur Essenszeit befinden, unterzubringen suchen, und das ist, namentlich wenn man mit Damen reist, hier in London, wie schon bemerkt, so unbehaglich und theuer als möglich, während ich in Paris beim kleinsten Restaurant einkehren und dort immer finden kann, was mir zusagt. Freilich gibt es auch hier Restaurationen nach pariser Art, doch findet sie der Fremde nicht immer, und dann haben auch die besseren derselben hier ganz außerordentliche Preise angenommen. Eine der angenehmsten, wo auch die Preise im Verhältniß nicht zu hoch erscheinen, ist Very in Regentstreet mit französischer Einrichtung und Küche. Man speist in einem großen Saale an kleinen Tischen; doch ist hier der Uebelstand, daß man selten Platz findet und im Café vor der Restauration oft lange Zeit warten muß, bis man endlich einen Tisch erhält, von dem in Eile die beaux restes des eben stattgefundenen Diners abgeräumt werden. Empfiehlt man sich hier aber nicht den Kellnern durch eine bedeutende Rechnung oder durch ein außerordentliches Trinkgeld, so kann es oft lange anstehen, bis Du einen Tisch bekommst, da andere Gäste begünstigt und früher placirt werden. Die Speisekarte ist reichlich besetzt, und Alles, was man erhält, vortrefflich, auch nicht übermäßig theuer, wenn Du Dich mit gutem Ale begnügst, oder höchstens eine Flasche leichten Claret trinkst. Verlangst Du aber feinen Bordeaux, Rheinwein oder gar Champagner, so steigt Deine Addition unverhältnißmäßig, denn nirgendwo sind namentlich die deutschen und französischen Weine theurer und dabei schlechter, als in England, was wohl von der sonderbaren Gewohnheit der Engländer herkommt — und dieses Volk hängt an Gewohnheiten fester als eine Auster in ihrer Schale — sich ihre Weine nur von londoner Weinhändlern liefern zu lassen, und sie nie selbst, wie wir zu thun pflegen, aus den Ländern zu beziehen, wo sie wachsen. Da nun diese Händler den Wein in solchem Grade fälschen, daß vor Kurzem noch einer von ihnen, der verklagt wurde, so und so viel tausend Flaschen Claret und Portwein in seinen Kellern liegen zu haben, die nicht von ihm versteuert worden seien, bewies, daß aller dieser Wein von ihm selbst in London fabrizirt

worden, und dadurch der Strafe entging, ſo kann man ſich denken, welches Gebräue man oft unter den wohlklingenden Namen Champagner, Lafitte u. ſ. w. zu trinken bekommt.

Was das Deſſert, insbeſondere an Früchten, anbelangt, ſo mußt Du Dich damit ſehr in Acht nehmen: die wunderſchönen Birnen, die in einem zierlichen Körbchen auf dem Büffet ſtehen, ſind ſehr unverdaulich — für den Geldbeutel, da das Stück in dieſen Reſtaurationen gewöhnlich einen Schilling (gleich 36 Kreuzer) koſtet.

Was nun die engliſchen Reſtaurationen und Tavernen anbelangt, ſo gibt es derſelben, hauptſächlich in der City, eine Unzahl, und wie man mir ſagte, ſehr zweckmäßige, wo Du für weniges Geld ſatt werden kannſt. Doch ſind viele derſelben, auch unter den beſſern und feineren, für Damen nicht zugänglich, und es erſcheint uns grauſam, wenn wir müde und hungrig einen Dining-Room erreicht haben, und im Begriffe uns niederzulaſſen, von dem Kellner mit einem halb erſtaunten, halb mitleidsvollen Lächeln daran erinnert werden, daß Ladies hier Kontrebande ſind. Wir ziehen alſo weiter, nehmen verdrießlich ein Cab und laſſen uns dahin führen, wo größere Duldſamkeit herrſcht. Allerdings iſt nun auch an Reſtaurationen, wo Damen Zutritt haben, kein Mangel, und Du haſt die Auswahl in dieſen echt engliſchen Speiſeanſtalten, entweder nach der Karte zu diniren oder Dir ein Mittageſſen für vier, ſechs bis acht Schillinge oder theurer, je nach dem Range der Anſtalt, ſerviren zu laſſen. Nehmen wir die Speiſekarte zur Hand und verlangen als gute Deutſche zuerſt eine Suppe, Mockturtle, Erbſenſuppe oder einfach — Bouillon. Die beiden erſten ſind ſo ſcharf gepfeffert, daß Dir ſchon beim zweiten Löffel der Schweiß ausbricht, während das dritte Anſehen und Geſchmack von Spülwaſſer hat — gut, wir erinnern uns, daß in der engliſchen Kochkunſt die Suppe als Nebenartikel betrachtet wird, und verlangen einen Seefiſch, der in einer leichten Butterbrühe erſcheint, und in den meiſten Fällen nicht zu verwerfen iſt und unſere Erwartungen ſteigert nach dem berühmten engliſchen Roaſtbeef oder dem noch mehr geſchätzten Muttonſaddle. Wir wählen das Letztere, und ein ungeheures Stück Fleiſch erſcheint auf einer großen, ſilbernen Schüſſel, die auf einem Rolltiſche ſteht und von einem Trancheur in weißer Jacke und mit weißer Mütze neben unſern

Tiſch gehoben wird. Der Koch, denn ſo ſieht das Individuum, das uns bedient, aus, wetzt ſein Meſſer und legt uns das Verlangte vor, während der Waiter fauſtdicke Kartoffeln nnd abgekochte, grüne Bohnen auf unſern Tiſch ſtellt. Das Fleiſch ſieht vortrefflich aus, es iſt auch weich und ſaftig, aber ohne Gewürze und ſonſtige Zuthat, und wenn wir nicht ſo hungrig wären, würden wir es nach dem erſten Verſuche wahrſcheinlich ſtehen laſſen. Dazu ſind die Kartoffeln ſpedig und die Bohnen ohne Salz, Butter oder irgend eine Sauce. Wir nehmen eine ſüße Speiſe, die aber hart und unverdaulich iſt. Zuletzt halten wir uns an den wirklich vortrefflichen Cheſterkäſe, zu dem wir nach Art der Engländer einige Stauden Salat eſſen und uns damit tröſten, für morgen in einer andern Reſtauration etwas Beſſeres und Schmackhafteres zu finden. Aber es iſt die gleiche Geſchichte; mögen wir nun Beefſteakes kommen laſſen oder Roaſtbeef oder Muttonchops, wir erhalten ein an ſich vortreffliches Fleiſch, aber ohne Salz und Schmalz, die unvermeidlichen harten Kartoffeln und in irgend einem Salzwaſſer abgekochtes Gemüſe. Auch iſt auf den meiſten Speiſekarten der engliſchen Reſtaurationen außer einigem auf eben dieſe ſchmackloſe Art zubereiteten Geflügel nichts zu finden. Da fehlen alle die einſchmeichelnden franzöſiſchen Gerichte, die leichten Entrées und Entremets, die einen ſo angenehmen Uebergang bilden von einer nahrhaften Fleiſchſpeiſe zur andern. Wir vermiſſen ſie ſchmerzlich, die ſaftigen Ragouts, neckiſchen Vols aux vents, und es wird uns faſt unerträglich, unſerem Magen Tag aus Tag ein nichts Anderes zu bieten, als die derben, ſchwerverdaulichen Fleiſchſpeiſen, die unſer Gemüth erbittern, behagliche Gefühle nicht aufkommen laſſen, und uns hart, ſchroff, egoiſtiſch und grauſam machen.

Was ich Dir hier wenig Schmeichelhaftes über die Küche in London geſagt, daſſelbe gilt begreiflicher Weiſe nur von den Speiſeanſtalten, auf die der Fremde, beſonders bei einem kürzeren Aufenthalte, hier angewieſen iſt. Nimmt man aber einen längeren Aufenthalt in der Weltſtadt und hat Connexionen, ſo wird es einem nicht ſchwer, in einem der zahlreichen Clubs, namentlich dem Travellers Club, Einlaß zu finden, in dem zwar jeder gebildete Fremde, der gut empfohlen iſt, zugelaſſen wird, wo man aber auf eine etwas demüthigende Art alle

drei Monate um weitere Erlaubniß nachſuchen muß, worauf faſt unartig ſtreng und mit dem Tage gehalten wird, eine Einrichtung, von der wir in Deutſchland zu gerechter Wiedervergeltung lieber etwas annehmen ſollten, anſtatt jedem Engländer, von dem wir nicht wiſſen, woher er iſt, oder was er iſt, unſere Clubs, unſere Geſellſchaften, ja unſer Haus ſo bereitwillig und ſo umfaſſend zu öffnen, daß wir uns nicht ſelten dieſen Fremden gegenüber als die Geduldeten und Eingeladenen vorkommen. Alles, was Luxus und Bequemlichkeit ohne Pracht erfordern, findet man hier ſowohl als in dem beſtgehaltenen Privathauſe vereinigt; Treppen und Stuben ſind mit ſtets friſchen Teppichen geziert und Rugs (buntgefärbte und präparirte Schaffelle mit der Wolle) vor die Thüren gelegt, um den Zug zu verhindern; marmorne Kamine, ſchöne Spiegel, die nach dem ſoliden, engliſchen Luxus immer aus einem Stücke beſtehen, ein Ueberfluß an Möbeln machen jedes Zimmer höchſt behaglich. Selbſt die Wage, um mit Leichtigkeit jeden Tag ſeine eigene Schwere beſtimmen zu können, eine beſondere Liebhaberei der Engländer, fehlt hier nicht. Die zahlreiche Dienerſchaft erblickt man nie anders als in Schuhen und auf das Reinlichſte in Civiltracht und Livree gekleidet, und ein Portier iſt immer auf ſeinem Poſten, um Ueberröcke und Regenſchirme abzunehmen.

Daß in den großen Privathäuſern Londons, in der hohen Finanzwelt, dem Adel und der Gentry auf ausgezeichnete Küche gehalten, und hierin das Vorzüglichſte der Welt geleiſtet wird, brauche ich Dir wohl nicht zu ſagen, füge aber für meine Schilderung der engliſchen Küche hinzu, daß hier meiſtens nur franzöſiſche Köche gefunden werden, worunter es Künſtler geben ſoll, die bis tauſend und zwölfhundert Pfund Sterlinge Gehalt beziehen.

Um aber Allem, was ich Dir über hieſige Reſtaurationen geſagt, einen Lichtblick beizufügen, ſo beſteigen wir einen kleinen Themſedampfer und laſſen uns nach Greenwich hinunter fahren. Wir wollen dort flüchtig das Hoſpital für invalide Seeleute betrachten, ſowie die Gemäldegallerie, und dann unter den alten, prächtigen Bäumen des Parks über die ausgedehnten Raſenplätze hinauf nach der Sternwarte gehen, eine geſunde Bewegung, die ich zur Schärfung unſeres Appetits für nothwendig halte, denn ich beabſichtige Dich in die bekannte

Shiptavern zu führen und zu einem White-bait-diner einzuladen. White-baits ſind kleine, vortreffliche Themſefiſche, die gebacken aufgetragen werden und den köſtlichen Beſchluß eines Diners machen, das aus den beſten und ſeltenſten Fluß- und Seefiſchen beſteht, und das von den White-baits ſeinen Namen erhält. Es iſt dieß ein London eigenthümliches und ſehr empfehlungswerthes Diner, und da ich Deine Liebhaberei für alle Sorten frutti di mare, wie der Italiener ſagt, kenne, ſo ſetze ich Dir das Menu bei und rathe Dir, bei Deiner nächſten Hieherkunft die Shiptavern ebenfalls zu beſuchen und Dir ein ähnliches zu beſtellen, wozu ich Dir den Speiſezettel beifüge:

Speiſezettel zum Fiſchdiner:

Oysters
Turtlesoup
Thames flownders
Fried Sole
Turbot
Lobster Croquets
Stewed Eels
Fresh Herrings
Salmon boiled
dto. broiled
White-baits
} potatoes.
Duck with potatoes and green peas.

Dabei ſitzen wir in einem hübſchen Zimmer mit einem über die Themſe hervorſpringenden Erker, unter dem noch vor Kurzem die Fiſche herumſchwammen, die uns nun geſotten und gebraten vorgeſetzt werden. Der Fluß iſt durch zahlreiche Barken belebt, Muſik und Geſang tönt friedlich von den vorbeifahrenden Dampfern herüber, und die Sonne ſenkt ſich über dieſer bunten Szene glühend roth in leichtem Nebelſchleier dem Horizonte zu.

London, den 28. September.

Lieber Freund!

Wenn ich auch als pünktlicher Touriſt und gewiſſenhafter Korreſpondent alle die Sehens- und Merkwürdigkeiten, die innerhalb eines ſo kurzen Aufenthaltes, wie der meinige, hier zu erreichen waren, ſinnbildlich geſprochen, heißhungrig verſchlang, ſo bin ich doch nicht gewiſſenlos genug, um Dir über Dinge, die Du vielfach geleſen, vielleicht ermüdende Details mitzutheilen; Du lieber Gott, was ſah ich nicht Alles hier in London, was beſuchte ich nicht Alles zu Fuß, zu Cab, zu Omnibus, zu Dampfer. Man kommt ſich am Ende wie ein vollgeſogener Schwamm vor, der dann, nach Hauſe zurückgekehrt, dem leiſeſten Drucke wißbegieriger Freunde nachgebend, zu tröpfeln anfängt. Wie aber eben ſchon geſagt, Du kannſt Dich beruhigen, ich will mich brieflich ſo ſauber als möglich halten; ich will Dir keine Details geben von dem zoologiſchen Garten mit ſeinen intereſſanten wilden Thieren, kaum der Nilpferde hier erwähnen, die immer noch die größte Anziehungskraft ausüben, ſeitdem die Giraffen alltäglich geworden ſind. Daß ich Weſtminſter-Abtei wieder beſuchte, und mich an der ſtillen Erhabenheit dieſes alten Tempels erfreute, iſt ebenſo ſelbſtredend, als daß ich keinen Schilling bezahlte, um mir in der Kirche den berühmten Poetenwinkel aufſchließen zu laſſen, da ich dieſe Gelderpreſſungen, namentlich an ſolchen Orten, unanſtändig finde. Warum nimmt ſich die hohe Geiſtlichkeit hier nicht ein Beiſpiel an dem liberalen Verfahren im Bureau der gegenüberliegenden Parlamentshäuſer, wo man unentgeldlich eine Eintrittskarte in die prachtvollen Räume erhält. Daß ich hier die überreichen, architektoniſchen Verzierungen mit Vergnügen muſterte, wirſt Du, der meine Liebhaberei für dieſen Bauſtyl kennt, gewiß gerne glauben, auch daß ich den berühmten Wollſack mit Ehrfurcht betrachtete und mich auf den Stuhl des Sprechers im Unterhauſe einen Augenblick niederließ. Hatten wir doch für dieſes Verfahren einen Leithammel in Geſtalt eines dicken Gentleman, der uns mit ſeiner Geſellſchaft voranſchritt, und was er that, that die ganze Heerde.

Einigermaßen befremdend kam es mir aber in dieſen merkwürdigen Räumen doch wieder vor, ſie im Vergleich zu den Erwartungen,

die das prachtvolle Aeußere des Gebäudes erweckt, klein, beſchränkt, und, trotz der großen Menge Fenſter im Aeußern, dunkel zu finden.

Da das beſuchende Publikum der größeren Maſſe nach ſie bei Tage ſieht, während die Sitzungen des Ober- und Unterhauſes meiſt Abends und in der Nacht ſtattfinden, iſt der Mangel an Licht, den die Säle und Hallen haben, wohl die Urſache eines etwas beengenden Eindrucks, den man empfindet, und darf eben erwähnter Umſtand nicht außer Acht gelaſſen werden, wenn man den Architekten nicht tadeln ſoll.

Nur die eine achteckige Halle, die zwiſchen den Räumen der Lords und denen der Gemeinen liegt, und ſich mit ihrer Wölbung ſehr hoch erhebt, iſt ein Raum, wie man ihn wünſcht, und wo es einem recht wohl wird.

Faſt durchaus ſind die Fenſter mit Glasmalereien ausgefüllt, die das den Sälen zugemeſſene Licht ſehr vermindern und, wie mir dünkt, in viel zu großer Menge angewandt wurden. Eine große Zahl der an den Wänden ausgeführten Fresken iſt deßhalb nicht zu genießen, und hätten dieſe weit eher eines klaren, farbloſen Lichtes bedurft.

Das große Gemälde der Schlacht von Waterloo, das in einem der Säle den Anfang einer größeren Reihe ähnlicher Bilder macht, und ungünſtig genug unter der Fenſterreihe, die dieſen Saal erleuchtet, angebracht iſt, wird dadurch in ſeiner überfüllten Anordnung, und in ſeinen wie in einem Kaleidoskop wechſelnden Farbenkontraſten ohnehin ſchon unruhig, zu einem völlig unentwirrbaren Durcheinander, beſonders wenn einer der ſeltenen Sonnenblicke noch durch eine rothe oder blaue Scheibe auf dieſen oder jenen Fleck des Bildes eine Extralaſur abgibt, wie dieß, während ich da war, ein rothes Glas ſpöttiſch auf das Geſicht Blücher's zu thun wagte.

Mit wahrem Vergnügen tritt man nach der Wanderung durch das neue Parlamentshaus auf dem Rückweg wieder in die alte, mächtige Halle, die zu ebener Erde liegt und mit ihrem prächtig gezimmerten Dachwerk demjenigen im berühmten großen Saale zu Hampton-Court nichts nachgibt. Das iſt ein ſtattliches Stück altengliſcher Baukunſt, ſo ſchmucklos es auch im Einzelnen ſein mag. Rechnet man dazu die Heinrichskapelle in der nahen Weſtminſterkirche, ſo ſind auf

Ihre Erkundigungen hatten auch bisher kein Resultat geliefert, denn der Name des Grafen war unbekannt: sie wußte nicht, daß er den seines Onkels angenommen.

Sie schrieb auf's Neue an Dubelli und stellte ihm ihre Lage vor, mittlerweile aber mußte sie von ihren wenigen Sachen verkaufen, um ihr Leben und das ihres Kindes fristen zu können.

Da wurde das Bübchen krank, anfänglich unbedeutend: die Kälte des Winters hatte es angegriffen, die veränderte Lebensweise ihm geschadet. Anfänglich spielte es noch mühsam lächelnd im Zimmer umher, wurde blaß und schwach, taumelte an den Stühlen, mochte nicht mehr spielen, und dann erfaßte es auf einmal jenes fürchterliche Fieber, welches das Kind auf das Bett hinwarf, vor dem jetzt die Mutter saß, es mit ihren Thränen benetzend. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Horch! waren das nicht Fußtritte auf der Treppe; sollte es vielleicht der Armenarzt sein, den die mitleidige Frau, welche unten wohnt, versprochen, hinaufzuschicken? — Nein, sie hatte sich geirrt, dießmal war es Jemand anders, denn die Tritte verhallten auf der unteren Treppe. — Aber jetzt wieder, ja, jetzt tappte es höher hinauf, jetzt war es schon auf dem Gange, jetzt versuchte es in der Dunkelheit draußen den Schlüssel zu finden, und die arme Mutter sprang an die Thüre hin, um zu öffnen.

Es war der Arzt, ein alter freundlicher Italiener, — der Armenarzt; man sah ihm an, daß seine Praxis gering und schlecht war. Er trat an das Bett des Kindes, fühlte seinen Puls, seinen Kopf, seine brennenden Schläfe und blickte die Mutter nachdenklich an.

Mit namenloser Spannung hiengen ihre Augen an den Lippen des Arztes.

„Das arme Kind ist sehr krank!“ sagte er. „Es hat ein heftiges Gehirnfieber.“ —

dieſem engen Raum zwei der bedeutendſten Vorbilder engliſcher Architektur nachbarlich vereinigt, die zu einer Unzahl Nachahmungen Veranlaſſung gegeben haben und heute noch nicht übertroffen worden ſind. Auch in dem neuen, mit unglaublichem Aufwande erbauten Parlamentshauſe iſt nichts, was ſchöner wäre, als dieſe beiden alten Räume; — ſolchen Eindruck hat es mir wenigſtens gemacht.

Wenn ich des britiſchen Muſeums erwähne, ſo wage ich es gewiß nicht, nur ein Wort über dieſe weltberühmten koloſſalen Sammlungen zu ſagen, möchte Dir aber mit ein paar Worten die vortreffliche Einrichtung der Bibliothekleſeſäle ſchildern.

Wie es in der Natur aller Sammlungen liegt, werden im Laufe der Zeit die Gefäße, welche dieſelben einſchließen, zu eng und der Raum zu knapp, ſo ging es auch der Bibliothek des britiſchen Muſeums, und die ſinnreichen Engländer haben zur Abhülfe im gegebenen Falle ein echt engliſches Mittel angewandt.

Das Muſeum umſchließt bekanntlich einen großen viereckigen Hof, der dazu dient, den Sammlungsſälen Licht zu geben. Um nun dieſes nicht zu verlieren und doch die neue Bibliothek nicht von ihrem alten Grundſtock trennen zu müſſen, ſowie um für die Leſenden genügend Raum zu ſchaffen, wurde eine Rotunde in dem Hof aufgeführt in hinreichendem Abſtand ringsum von dem alten Gebäude, und doch durch kurze, über den Hof führende, bedeckte Gänge in bequemſten Zuſammenhang mit den Muſeumsräumen gebracht. Dieſe Rotunde, an ihrer Innenwand ganz mit Büchern tapezirt, iſt von einer ſchönen Kuppel überwölbt und durch hohe Bogenfenſter ringsum erhellt. Der Boden iſt ſtrahlenförmig, von der Mitte aus durch mannshohe Geſtelle in Gänge getheilt, in welchen die Leſenden an den bequemſten Pulten, die man ſich denken kann, und ausgeſtattet mit allen möglichen Drehvorrichtungen für gleichzeitig zu benützende Bücher großen und kleinen Formats ganz ungeſtört arbeiten, denn man hört nicht den mindeſten Laut; die Stühle der Leſenden ſind mit kleinen Rollen verſehen, und dieſe haben Reife von Gummi elaſtikum, woraus mir auch der Boden des Saals zu beſtehen ſchien.

Im Zentrum iſt der Katalog, und auf erhöhtem Stand der Platz der Bibliothekare, die den Ausblick in alle einzelnen, durch die radien-

förmigen Scheidewände gebildeten Gassen haben und das Geschäft des diensthuenden Personals überwachen, das seinen Obliegenheiten mit einer Lautlosigkeit und Pünktlichkeit nachkommt, daß ich überrascht war von dem Kontraste, den dieser Raum mit der lärmenden Stadt bildet, neben deren belebtestem Theil (Oxfordstreet) man sich befindet.

Mein Erstaunen über die sinnreiche Art dieser Anordnungen stieg aber noch, als mir erlaubt wurde, den noch zur neuen Bibliothek gehörigen Raum außerhalb der Rotunde zu betrachten. Um die Mauer des Lesesaals zieht sich ein noch etwa drei Schritte davon entfernter, zweiter Mantel her, der auf beiden Seiten mit Büchergestellen überdeckt ist, und zwar vier Stockwerke hoch. Es ist in der That nicht anders, als dieß hier geschah, denkbar, auf dem kleinsten Raum die größtmögliche Menge von Büchern unterzubringen. Die Böden, die die einzelnen Stockwerke trennen, bestehen aus Eisengittern, die die Helle von oben durchfallen lassen, so daß man in der untersten Abtheilung, die tiefer als der Boden der Rotunde liegt, den feinsten Druck noch lesen kann. Die Bücher werden auf kleinen, innen mit Leder ausgepolsterten Wagen über diese Gitterböden weggeführt und in die einzelnen Büchergestelle vertheilt, oder aus denselben zusammengetragen, um den Schachten zugeführt zu werden, die in der inneren Rundwand ausgespart sind, und worin sie in den Lesesaal hinabgefördert oder aus demselben heraufgehaspelt werden. Die Sorgfalt geht so weit, daß diese eben erwähnten Bücherwagen zur Vermeidung des Geräusches auch Reife von Gummi elastikum haben, daß die Ständer, auf denen alle Bücher stehen, sämmtlich unten und neben mit Leder gepolstert sind, und die literarischen Schätze, sowie die, die darin studiren, gleichsam als schallose Eier behandelt werden.

Nichts ist hier dem Zufalle überlassen, und das ganze Bauwesen aus unverbrennlichen Stoffen auf's Scharfsinnigste zusammengefügt; man sieht, jede Kleinigkeit war Gegenstand der reifsten Ueberlegung, und ich verließ, erfüllt von Bewunderung, diese Rotunde, die ein Meisterstück der Baukunst genannt zu werden verdient.

Den Tower besuchte ich auch wieder mit seiner Waffensammlung, seinen unheimlichen Räumen, in deren düsterstem und schaurigstem recht passend Beil und Block zu sehen sind, auf dem die unglückliche

Anna Boleyn ihr Leben endigte. Auch die alten Staatsgefängniſſe ſahen wir. Wenn man dort die oft zierlich eingemeißelten Inſchriften der Gefangenen lieſt, worunter berühmte Namen, denkt man mit Schaudern an die langen Jahre, welche manche hier zubringen mußten. Für mich hat immer die Marmorplatte im Hofe des Towers einen Reiz gehabt, wo die unglückliche Königin hingerichtet wurde. Sahen doch die letzten verzweiflungsvollen Blicke der unglücklichen Frau dieſelben plumpen Mauern und Thürme, und wenn ſich ihre thränenerfüllten Augen emporhoben, die alten, ſeltſam geformten Wetterfahnen und den gleichen Himmel. Es iſt ein trauriger, ſtiller Ort, dieſer Tower: jedes Fenſter, jedes Thor erzählt eine andere ſchauerliche Geſchichte. Man athmet freier wieder auf, wenn man das Thor hinter ſich hat mit ſeinen Hellebardieren in der Tracht des Mittelalters.

Gerne möchte ich Dich durch dieſe unermeßlichen Docks führen, doch bringt uns das zu weit von unſerem Wege ab, weßhalb wir noch dem Themſetunnel einen Blick ſchenken wollen, dieſem als Spekulation vollkommen verfehlten Unternehmen. Statt eine lebhafte Verkehrsſtraße zu bilden, wird er faſt nur von neugierigen Fremden beſucht, deren Schritte faſt unheimlich in dem leeren Raume ſchallen. Wir benutzen ihn indeſſen, um zurück zur Londonbridge zu gelangen und uns auf den Bahnhof des South-Eaſtern-Railway zu begeben, denn es wäre unbillig, wenn ich Dich nicht nach Sydenham führen wollte, wo bekanntermaßen jetzt der Kryſtallpalaſt vom Jahre 1851 ſteht. In einer kleinen halben Stunde haben wir unſer Ziel erreicht, d. h. den Bahnhof von Sydenham, der in der Tiefe liegt, und von dem wir auf breiten Treppen, ſowie durch bedeckte, aufwärtsſteigende Glasgallerien in das ehemalige Ausſtellungsgebäude gelangen. Ich hatte mir von Sydenham viel verſprochen, doch wurden meine Erwartungen, als ich die erſte Terraſſe erreichte und nun auf der Höhe das im Ganzen ſo rieſenhafte Gebäude mit der wunderbaren Harmonie ſeiner einzelnen Theile vor mir ſah, auf's Höchſte übertroffen. Schade, daß die beiden rechts und links ſtehenden, ebenfalls aus Eiſen und Glas erbauten Waſſerthürme einen ſo plumpen, unangenehmen Eindruck machen und ſo die Wirkung des wunderbaren Feenpalaſtes abſchwächen. Dieſelben ſind hier ein nothwendiges Uebel, und wurden nach manchem vergeblichen

Projekt zur Speisung der Wasserwerke in den Gärten erbaut; sie sind 250 Fuß hoch, zwölfeckig, haben einen Durchmesser von 40 Fuß, und die Wasserbehälter auf der Spitze enthalten 1200 Tonnen Wasser, welche durch zehn Dampfmaschinen, die zusammen mit 320 Pferdekräften arbeiten, hinaufgepumpt werden. Neben diesen Wasserbehältern auf den Thürmen befindet sich am nördlichen Ende des Gebäudes noch ein grosses Reservoir, welches 17 Millionen Gallonen Wasser enthält und einestheils durch einen 500 Fuß tiefen artesischen Brunnen, anderntheils aber durch die eben erwähnten Dampfmaschinen gespeist wird. Und trotz dieser verunstaltenden Thürme bleibt das Ganze hier mit seinem Park, seinen Terrassen, seinen Wasserwerken und der Einrichtung des Palastes ein Weltwunder, unbedingt das Reichste und Schönste von Allem, was London mit seiner Umgebung bietet. Die Einrichtung im Innern gleicht im Allgemeinen, wenn ich mich so ausdrücken darf, einem Wintergarten in den riesenhaftesten Dimensionen. Wir sind umgeben von einer üppigen, tropischen Vegetation. Gewächse des Südens frei in die Erde gepflanzt, ragen rings um uns empor; hohe, schlanke Palmen, riesige Baumfarren, Bananen streben neben Lorbeer- und Orangebäumen in die Höhe; kolossale Blattpflanzen wechseln ab mit den zierlichsten Coniferen, Schlinggewächse aller Art streben an den Pfeilern und an den Wänden in die Höhe, um von oben als zierliche Festons wieder herabzuhängen. Zahlreiche Springbrunnen schicken reiche, klare Wasserstrahlen in die Luft; dabei wandelt man auf weichem Boden und hat vor sich und hinter sich, rechts und links die Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker in getreuen, plastischen Nachbildungen. Man weiß in der That nicht, wohin man sich zuerst wenden soll; man ist bei tagelangem Aufenthalte nicht im Stande, nur die hauptsächlichsten Gruppen mit Nutzen zu studiren, und noch viel weniger kann ich Dir von dem, was ich leider nur zu flüchtig erschaut, eine Beschreibung machen; selbst eine systematische Aufzählung mit einem längeren Verweilen bei Diesem oder Jenem würde nicht genügen, denn was mir interessant erscheint, ist es Dir und Anderen vielleicht nicht. Sydenham ist eine kleine Welt, in der man selbst gelebt haben muß, und wo Jeder gewiß das findet, was ihn im höchsten Grade anspricht und ihm diesen Ort unvergeßlich macht. Gleich am

Haupteingange, wo ſich ausgedehnte Reſtaurationen befinden, ſehen wir verſteckt zwiſchen grünen Boskets, die aus den entſprechenden Pflanzen gebildet ſind, wilde und halbwilde Völker in ihrem Familien- und Kriegsleben. Es iſt allerdings ein Eindruck wie der eines Wachsfigurenkabinets und auf den erſten Anblick nicht befriedigend, ja anwidernd, allein der Lehrzweck, der denn doch damit erreicht wird, läßt dieſe, man möchte ſagen Spielerei, doch entſchuldbar erſcheinen. Die Aufſtellung iſt ſo getroffen, daß, wenn wir von Norden nach Süden den atlantiſchen Ozean durchſegeln, und Europa links, Amerika rechts liegen laſſen, wir mit den Nordpolargegenden beginnen, wo wir Lappländer in ihren Fellanzügen, mit den langen, fettigen Haaren, den kleinen, geſchlitzten Augen und breiten Mäulern um ein Feuer ſitzen ſehen, einige mit ihren Fiſchgeräthſchaften beſchäftigt, andere die erlegten Fiſche bratend. Von hier wenden wir uns etwas nach Oſten und gelangen in die chineſiſche Tartarei, bewohnt von ſcythiſchen Stämmen, bei denen wir den berühmten „Nack", dieſes ebenſo intereſſante als nützliche Thier, ſowohl in wildem Zuſtande, wie auch als Hausthier ſehen, und kommen dann nach Indien, wo, wie der Dichter ſagt:

„ſchöne, ſtille Menſchen vor Lotosblumen knien,"

während ſeitwärts ein vornehmer Indier neben dem reich aufgezäumten, rieſenhaften Elephanten ſteht und eben im Begriffe iſt, ein Schattendickicht zu betreten, gebildet aus ſchlanken Palmen und breitblätterigen Bananen, hinter dem wir ein Paar Leoparden in wüthendem Kampfe begriffen ſehen. Ein Paar Schritte weiter führen uns zu einer Gruppe finſterblickender Malayen in ihrer bunten, maleriſchen Tracht, den gefährlichen Kriß im Gürtel, und laſſen uns darauf in kurzer Zeit nach Auſtralien gelangen, wo wir häßliche, rußigbraune Neger ſehen, Menſchen auf der tiefſten Kulturſtufe, die ſich unbekleidet, ruhelos umhertreiben, dort nach einem Feinde ſpähend, hier neben einem Feuer lauernd, um halbrohes Fleiſch zu verſchlingen. Das Intereſſanteſte in dieſer Gruppe iſt ein Vogel von der Inſel Mauritius mit Namen Dodo, deſſen Geſchlecht ausgeſtorben iſt. Ich erinnere mich, in den Briefen des Fürſten Pückler dieſes Vogels erwähnt gefunden zu haben, und kommt er nach denſelben auf dem Bilde eines Gärtners Karl's I., Tresdescant mit Namen, vor, und hat dort das Anſehen eines ſelt-

ſamen, ganz den Fabeln der Tauſend und einen Nacht ähnlichen groſſen Geſchöpfes. Dieſes Bild iſt im Muſeum von Oxford, wo auch noch der ganze fremdartige Kopf und Schnabel des Dodo gezeigt wird.

Jetzt in eine Gegend des noch ziemlich unerforſchten Welttheils Afrika verſetzt, ſehen wir verſchiedene Negerſtämme, Erdeſſer und Zulu des Südens, worauf wir, uns nordwärts wendend, andere ziviliſirtere Stämme bei ihren häuslichen Verrichtungen und bei ihrer Jagd ſehen, Antilopen und Leoparden erlegend.

Ein tüchtiger Sprung führt uns von hier nach Europa, und zwar in unſere dichten, ſchönen, deutſchen Wälder. Wir wohnen hier einer Eberjagd bei und ſehen den Edelhirſch, gejagt von zahlreicher Meute und gefolgt von den Jägern mit Waldhorn und Jagdgewehr.

Werfen wir zuletzt noch einen flüchtigen Blick, denn mehr erlaubt unſere karg zugemeſſene Zeit nicht, auf Südamerika, ſo ſehen wir dort in einer Lichtung des ſchweigenden, tropiſchen Urwaldes eine höchſt lebendig dargeſtellte Kampf- und Jagdſzene eigenthümlicher Art: ein gefleckter Jaguar hat einen Hirſch überliſtet und niedergeworfen, und während er bei der Beute beſchäftigt iſt, zeigt ſich auf einem überhängenden Felsſtück ein ſchwarzer Panther, der eben ſo gerne Antheil an der Mahlzeit haben möchte, wie jener koloſſale Adler, der ſich herabſchwingend im Begriffe ſcheint, den Kampf zwiſchen den beiden Beſtien abzuwarten, um ſich dann der Beute zu bemächtigen.

Ein Blick nach Zentralamerika zeigt uns von jenen kleinen, verkümmerten menſchlichen Geſtalten, mit denen vor einigen Jahren unter dem Namen von Azteken ſoviel Humbug getrieben worden iſt, und wir eilen dann an anderen häßlichen Menſchenracen Braſiliens, z. B. Botokuden, vorüber, die mit ihren in die Unterlippe geſteckten Holzpflöckchen für uns hier, wo uns noch ſo viel Schönes winkt, nichts Anziehendes mehr haben. Eine Gruppe ungeheurer weißer Eisbären, welche von Kapitän Inglefield von ſeiner Nordpolexpedition, die die Auffindung Franklin's zum Zwecke hatte, mitgebracht worden, feſſelt, als wir vorübereilen wollen, doch noch unſere Aufmerkſamkeit und läßt uns auch noch zwei der berühmten Silberfüchſe betrachten, deren Pelze weit über den Zobel gehen, und von denen jeder auf 50 Guineen geſchätzt wird, wornach ein Pelzrock, wie er auf der Ausſtellung vom Jahre 1851 zu ſehen war,

5000 Pfund Sterling oder 60,000 Gulden kostete. — Solltest Du einen solchen für Deine zukünftige Gattin zu besitzen wünschen, so bitte ich mir diesen Auftrag baldigst zukommen zu lassen.

Was die Schönheit der eben beschriebenen Gruppen anbelangt, so brauche ich Dir wohl nicht zu wiederholen, daß dieselben außerordentlich korrekt und malerisch schön aufgestellt sind und gewiß für Jeden, namentlich aber für die Jugend, eine höchst lehrreiche Abtheilung bilden. Man vergißt es nicht sobald, was hier an Menschen, Thieren und Pflanzen zusammengehört, und hat ein recht klares und anschauliches Bild der Naturgeschichte sämmtlicher Welttheile.

Weitergehend kommen wir zu einer der größten Merkwürdigkeiten der nordamerikanischen Pflanzenwelt, der Wellingtonia, die in den Wäldern Kaliforniens gefunden wurde, und die der größte Baum der Welt ist. Denke Dir einen Stamm, der bei einem Durchmesser von 25 Fuß am Boden und einer Höhe von 125 Fuß abgesägt und hieher transportirt wurde, begreiflicher Weise nur die Rinde, die, über ein entsprechendes Gerüste zusammengefügt, einen überraschenden Anblick des untern Theiles dieses Riesenbaumes gewährt. Der obere Theil desselben, der fast an die Glaswölbung des Ausstellungspalastes stößt, hat immer noch einen Durchmesser von 12 Fuß, wornach Du Dir die ganze ungeheure Länge dieses gewaltigen Baumriesen konstruiren kannst. Da sich unten zwischen einigen knorrigen Wurzelsätzen kleine Oeffnungen befinden, so kann man das Innere des Stammes betreten und sieht in die Höhlung über sich wie in einen mäßigen Kirchthurm.

Wenden wir uns zurück nach dem mittleren Hauptgange, so haben wir rechts und links alle Baustyle der alten und neuen Welt, aus jeder Periode ein charakteristisches Beispiel ausgewählt, und nicht in kleinen Modellen, sondern in der wahren Größe, wie die Urbilder selbst, z. B. die gewaltigen assyrischen geflügelten Stiere mit Menschenköpfen, angelehnt an die Ecke eines mächtigen Thors, in dessen dunkler Tiefe wir das Innere des Tempels vermuthen; die riesenhaften Figuren der nubischen Felsentempel sitzend an deren Außenwand, sowie das Innere des Abusunbil Tempels mit den hoch und stramm aufgerichteten gigantischen Göttergestalten, die mit der Tempelmauer verwachsen scheinen; die spätere griechische Kunst mit ihrem zierlichen, edlen Ebenmaße, in

prächtigen Säulenstellungen dorischer, jonischer und korinthischer Ordnung, um schön geordnete Höfe und Hallen gruppirt, und durch Abgüsse der mustergültigsten antiken Bildwerke belebt; die Periode der Bau- und Bildnerkunst des römischen Weltreichs in reichen Bogenstellungen und prächtigen Wandbekleidungen aus den schönsten polirten Marmorgattungen, und geschmückt mit Bildsäulen und Reliefen; daran stoßend Nachbildungen der maurischen Bauwerke, der Alhambra, so treu in der Form, als nur immer möglich; es ist der Saal der beiden Schwestern, ein Stück des Löwenhofs, und der Saal des Gerichts. Allerdings sind hier die Farben weit prächtiger als an dem Vorbilde, und gestört hat mich besonders, daß die im Original aus schönem, weißem Marmor bestehenden Säulenstämme hier vergoldet sind, wie denn auch die assyrischen und egyptischen Monumente durch ihren grellen Farbenstrahl etwas Befremdendes bekommen. Ein stundenlanger Spaziergang durch den mittleren Weg des Palastes erlaubt uns kaum, die eben genannten Höfe flüchtig zu beschauen; was wir aber hier sehen, vermehrt unser Bedauern, daß wir nicht mindestens acht Tage allein darauf verwenden können. Strotzt doch das ganze Gebäude von Schätzen der Kunst und der Industrie, von Merkwürdigkeiten aus allen Reichen der Natur, sind doch alle Fabrikbezirke Englands hier in ihren Spezialitäten vertreten, lauter kleine, aber höchst interessante Ausstellungen für sich: hier Eisen- und Stahlwaaren, dort musikalische Instrumente, Seide-, Wollen- und Baumwollen-Webereien, Möbel und Haushaltungsgeräthschaften, Parfümerien, Chemikalien, rohes Leder und Fabrikate aus demselben, Krystalle, Teppiche, edle Steine, mathematische Instrumente, und in den Gallerien und Seitengängen Maschinen, Wägen, Fahrzeuge aller Art, ein ganzes Departement Landwirtschaftliches, wo Du vom kleinsten Blumentopfe und den zierlichsten Gartenstühlen an durch alle Rubriken sämmtliches hiehergehörige Angenehme und Nützliche, ferner von der kleinsten Nähmaschine bis zum riesenhaften Lokomobile, mit dessen Hülfe man uralte Bäume aus dem Boden reißt, finden kannst.

Uebersättigt, wie man von allem Dem ist, haben wir kaum noch einen Blick für die Mineralien und Versteinerungen der verschiedenen Epochen und sind ordentlich froh, uns im Transept eine Viertelstunde

niederlaſſen zu können, wo die Rieſenorgel ſteht, und um ſie her amphitheatraliſche Sitzreihen für die Zuhörer. Hier werden die bekannten großen Konzerte gehalten; auch heute war ein ſolches zu hören, doch verſchwanden die zehntauſend Menſchen, welche gruppenweiſe die Sitzreihen einnahmen, in dem ungeheuren Raume.

Stunden waren uns ſo wie Minuten verflogen, und es war drei Uhr geworden, als die Tauſende der hier befindlichen Menge ſich auf die obere Terraſſe vor dem Palaſte begaben, um dem Springen der großen Waſſer zuzuſehen, das auf heute angezeigt war.

Ebenſo gewaltig, als der Anblick des Gebäudes ſelbſt, ſind die Anlagen, welche man von hier aus bis tief in's Thal hinab überſchaut. Sir John Paxton, der die berühmten Gärten des Herzogs von Devonſhire in Chatsworth anlegte und 1851 den Kryſtallpalaſt erbaute, hat hier das Großartigſte der Landſchaftsgärtnerei geleiſtet. Er iſt ein alter, freundlicher Herr mit weißen Haaren, nahe an den Siebenzigen, und hat ſich, um ſeiner hieſigen großartigen Schöpfung nahe zu ſein, unmittelbar an der nördlichen Seite des Kryſtallpalaſtes ein reizendes Cottage gebaut, wo ich nicht verfehlte, meinen Beſuch zu machen, und von wo man, unter einer blumenbedeckten Veranda ſitzend, den Park von Sydenham vor ſich ausgebreitet liegen ſieht.

Ich will nun verſuchen, Dir ſo kurz als möglich ein flüchtiges Bild dieſer herrlichen Schöpfung zu entwerfen, vorher Dir aber noch ein paar Worte ſagen über den Styl, in welchem Paxton gearbeitet.

Die Gärten von Verſailles wurden ehedem als die Vollendung des Ausgezeichneten angeſehen und als Gegenſtand der Nacheiferung Allen vorgehalten, welche nach dem Beſitze eines herrlichen Gartens ſtrebten. Nach dieſem Style mußten Parterre und Blumenbeete, wie ein alter Schriftſteller ſich ausdrückt, wie ein Unterrock geſtickt ſein, und in dem berühmten Garten des Marſchalls Biron in Paris war jeder Spazierweg, und jedes Blumenbeet mit zwei oder mehr Reihen rother Blumentöpfe phantaſievoll „zugeknöpft“. Unter einem ſolchen Syſtem waren Zirkel und Winkel von größerer Wichtigkeit als der Gärtner; die ehrwürdige Eiche, die romantiſche Buche, die nützliche Ulme, der ſtrebende Lindenbaum, die regelmäßige Form des Kaſtanienbaums und der ſchön geformte Orangenbaum wurden in alle Arten von geſchmack-

losen und phantastischen Gestalten gezwängt: schattige Gruppen von Bäumen mit ihrem verzweigten und üppigen Laubwerk wurden in steife und gestaltlose Reihen verwandelt. Landsitze von Marmor und Sommerhäuser schlossen mit der äußersten Genauigkeit jede Aussicht, und die einzige lebendige Erscheinung nebst der gepuderten und bereifrockten Dame, welche mit stelzenhaften Schritten diese seltsamen Spaziergänge betrat, war das Plätschern eines Springbrunnens, dessen Strahl die schmachtende Lustwandlerin zu erfrischen diente. Sir John Paxton hat seit lange den Pfad ängstlicher Nachahmung verlassen, und in Chatsworth, wohin ich Dich später führen werde, hat er den steifen Regeln ohne alle Poesie, in welcher seine Vorgänger schwelgten, auf die erfolgreichste Weise getrotzt, und indem er die Gärten in Sydenham ausstedte, hat er nicht nur gezeigt, welch' gewandten Vortheil er aus den natürlichen Unebenheiten des Bodens ziehen kann, um die gefälligste und malerischste Wirkung einer englischen Landschaft hervorzubringen, sondern auch mit welcher Leichtigkeit er all' die Pracht eines terrassenformigen, und die gewähltesten Muster eines italienischen Styls erzeugen kann.

Die Reihen der Terrassen, welche im besten italienischen Styl gebaut sind, können an Ausdehnung und Pracht einen siegreichen Vergleich aushalten mit allen denen, die in unseren Tagen bestehen oder vielleicht je bestanden haben. Der Sydenhampalast steht mit den obern Terrassen vermittelst kühner und prachtvoller Granittreppen, wovon je eine beim Ausgang und eine bei jedem Flügel angebracht ist, in Verbindung. Die Länge der Terrasse beträgt 1608 Fuß und ist mit vorspringenden Ruhe- und Wendeplätzen versehen, was ihr bei der großen Länge eine interessante Mannigfaltigkeit gibt. Die reiche Balustrade dieser Treppe ist abwechselnd mit Statuen und Vasen geschmückt. An den nördlichen und südlichen Ausgängen sowie am Mittelausgange, und hier zwischen zwei kolossalen Sphinxen von 14 Fuß Länge und 7 Fuß Höhe, führt uns eine doppelte Granittreppe von 49 Fuß Breite auf 15 Stufen zu einer Blumenterrasse hinab, deren Beete von Wegen durchschnitten, mit zierlichen Steineinfassungen versehen und reich mit blühenden Blumen besetzt sind. Vor uns führt ein breiter, glatt geebneter Kiesweg fast unabsehbar durch die ganze Anlage und verliert

„Iſt das ſehr gefährlich?“ hauchte die Mutter kaum hörbar hervor.

„Allerdings, Signora, ſehr gefährlich, aber es ſterben nicht alle Kinder daran.“

„Nicht Alle?“ — —

Der Arzt ſah die junge Frau theilnehmend an, dann blickte er in dem Zimmer umher, ſah auf den eleganten Reiſekoffer und fragte: „Sie ſind eine Fremde? Sie haben keine Verwandte, keine Bekannte in der Stadt?“

„Niemand!“

Der Doktor ſchüttelte den Kopf. — „Und Ihr Vermögen, — Sie verzeihen mir, ich frage nicht aus Unbeſcheidenheit, — erlaubt Ihnen keine andere Wohnung? Es iſt nämlich etwas kalt hier, Signora, ein Kaminfeuer könnte nichts ſchaden.“

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Es wäre auch für das Kind beſſer,“ fuhr er fort und betrachtete das Bübchen theilnehmend, „ich will morgen Schritte für Sie thun, Madame; — Sie ſind eine Deutſche? das Beſte wäre, wenn ich mich an Ihre Geſandtſchaft wendete, Sie haben doch Ihre Papiere?“ —

„Ja, ich habe meine Papiere!“ ſagte ſie mit tonloſer Stimme, „aber ich will ſie nicht aus meinen Händen geben, ich will, ich kann bei der Geſandtſchaft nicht genannt werden.“

„Das iſt ſchlimm!“ entgegnete der Arzt, „aber ich will wenigſtens verſuchen, ob ich auch ohne Ihre Papiere morgen etwas für Sie thun kann.“

„Morgen!“ ſagte ſie ziemlich erleichtert und blickte auf das Kind, „alſo iſt es, Gott ſei gelobt! nicht ſo gefährlich, daß man heute noch etwas thun müßte?“

Der Doktor ſah ſie verwundert an. „Ei, Madame,“ ſagte er, „ich ſprach nur von morgen wegen einer möglichen Wohnungs-

ſich tief unten im Thale. Er iſt von Treppen durchſchnitten und ungeheuren runden Waſſerbaſſins, während andere von den verſchiedenſten Formen mit ihren leuchtenden Flächen zwiſchen dem Raſen hervorleuchten. Geſchlungene Wege führen rechts und links durch die Gärten, hier zu kleinen Blumenpartieen, dort weite Raſenflächen umkreiſend, jetzt unterbrochen durch ſüdliche Gewächſe, Araucarien, chileniſche Fichten u. ſ. w., weiterhin durch Marmorvaſen und Statuen, die in reicher Auswahl weiß hervorſtreben aus dem verſchiedenartigſten Grün des Raſens und der Gebüſche, das durch alle Schattirungen das Auge erfreut.

Und wie aus der Vogelperſpektive, wie zuſammengedrängt in einen rieſenhaften Gartenplan, der zu Deinen Füßen den Hügel hinab aufgerollt liegt, haſt Du Alles vor Dir, und wenn auch Dein Auge faſt geblendet bald dahin und bald dorthin irrt, um Alles mit Deinen Blicken zu erfaſſen, ſo findeſt Du doch immer wieder etwas Intereſſantes und Neues. Aber Alles, was Du bis jetzt geſehen, iſt gegen den Zauber des nächſten Augenblicks, wo die Waſſer zu ſpringen anfangen, wie eine dämmerige Landſchaft vor dem Aufgang der Sonne, wie ein Vokalkonzert, ehe ein hundertſtimmiges Orcheſter zu einer prachtvollen Symphonie einſetzt. Laß uns noch einen Augenblick hier auf der obern Terraſſe ſtehen bleiben: Die Volksmenge, welche den Kryſtallpalaſt verläßt, um das Springen der Waſſer ebenfalls zu ſehen, und die nun rechts und links an uns vorüber brauſt, die breiten Treppen hinab, den Mittelweg ausfüllend, und nun an dem obern, großen, runden Baſſin in unzählige Gruppen zerſchellt, welche, nach allen Seiten eilend, die bis jetzt ſo ſtillen Blumengärten und öden Raſenflächen belebt, wird für uns ein neues und anziehendes Schauſpiel. Schau' nur hin, wie ſie ſich auf Treppen und Baluſtraden lagern, wie lebendige Ringe die verſchiedenen Waſſerbecken umgeben, wie ſich von dem Raſen farbige Partieen abheben, wie Tauſende hierhin, dorthin eilen, Jeder ſtrebt, ſich bei dem für ihn intereſſanteſten Waſſerwerke aufzuſtellen.

Und jetzt fängt es an lebendig zu werden in dem oberen Baſſin, aus der Mitte deſſelben erhebt ſich eine ſprühende Waſſergarbe, während überall aus der bis jetzt ſo glatten Fläche einfache Strahlen in die Höhe ſpritzen. Und noch nicht genug damit: auch die Einfaſſung

rings umher, bis jetzt einem Drahtgitter ähnlich, verwandelt sich mit einem Male, und bildet unter dem Jubel der Zuschauer ein Korbgeflecht von Wasserstrahlen.

Ueberall, in allen Theilen des Gartens, selbst an Orten, wo wir nichts dergleichen vermuthen, sprudeln die Wasser mit einem ungeahnten Reichthum empor, hier in breiten, sprühenden Garben, dort als Wildbach über Mauern herab, oder als Kaskaden von der Spitze der Tempel, Schleier aus dem flüssigen Elemente bildend, dieselben rings einhüllend, über bis jetzt trockene Treppen als sprudelnde Bergwasser; hier in Form von Raketen, jetzt hochaufsteigend, dann wieder zusammensinkend. Und unten in der Tiefe vor uns erheben sich rechts und links zwei gewaltige, majestätische Strahlen, jede in einer Höhe von 248 Fuß.

Wir wollen jetzt ebenfalls dem Strom der andern Zuschauer folgen, um hinabeilend die verschiedenen Wasserwerke näher zu betrachten, obgleich der Gesammteindruck ein unendlich schönerer war, mit Ausnahme der beiden unteren großen Fontänen, vor deren gewaltigen Strahlen wir bewundernd stehen bleiben. Den vollen Anblick dieser breiten, großen Becken haben wir am besten von jenen tief im Thale aufsteigenden grasigen Abhängen, welche die Gärten von Sydenham hier unten wie ein weites Amphitheater schließen, und an denen sich jetzt Tausende von Zuschauern gelagert haben, während andere Tausende die parallelen, kreisförmigen Wege rings umher bedecken. Bezaubernd ist der Blick von hier auf die Wassergarben, auf die Kaskaden, auf das von den Treppen herabstürzende Wasser, auf die zahlreichen Seen, deren weite Wasserflächen unter dem blendenden Lichte der Sonne hell aufleuchten, während die emporschießenden Strahlen in dem hellen, glänzenden Lichte funkeln und glitzern wie flüssiges Silber.

Heben wir nun unsere Blicke langsam empor über die malerischen Unebenheiten des Bodens, lassen sie gleiten über die dichten Blättermassen der herrlich schattirten Bäume, — aufwärts über die bunten Blumengärten, über den phantastischen Rosenhügel, — immer aufwärts über die breiten Treppen und Terrassen mit ihren unzähligen Vasen und Statuen, die umgeben sind von exotischen Wunderpflanzen, durch deren Anblick unser Ideengang so leicht hinübergeleitet wird in andere Zonen, in andere Zeiten, — und lassen sie endlich ruhen auf den gigan-

tiſchen Umriſſen des die Spitze des Hügels krönenden Kryſtallpalaſtes, der wie ein Feenſchloß glänzt, funkelt und ſtrahlt, ſo könnten wir jeden Augenblick das Lebendigwerden all' der marmornen Götter, Göttinnen und Helden erwarten, und der Olymp in ſeiner geträumten Pracht und Herrlichkeit ſtände vollkommen da vor unſerem geblendeten Auge.

Da aber auf dieſer Erde nichts von Dauer iſt, da ſogar unſere Träume flatternd davon fliegen, ſo ſind wir auch nicht im Stande, dieſe Phantaſie lange feſtzuhalten, ſie erblaßt und verſchwindet mit den abnehmenden Waſſerſtrahlen, und dieſe verſiegen hier ſo außerordentlich raſch; dauert doch die ganze Herrlichkeit nur 20 Minuten, in welch' kurzer Zeit 20 Millionen Gallonen Waſſer verbraucht werden, wozu die Maſchinen mit einem Aufwande von 200 Thalern für Kohlen 48 Stunden lang arbeiten, und iſt in der That faſt nur ein Traumleben zu nennen; denn kaum haben wir unſer Auge recht verſenkt in die gewaltigen Waſſermaſſen, kaum ſind wir im Stande geweſen, ſie im Einzelnen zu überſchauen, ſo fangen ſie ſchon an ſchwächer und ſchwächer zu werden. Die Garben und Strahlen der obern Terraſſen ſchrumpfen zuerſt ein und endigen mit einem melancholiſchen Getröpfel, die über die Treppen hinabſtürzenden Fluten werden zu kleinen Rinnen und hören endlich ganz auf, ebenſo die Kaskaden, und dann fangen auch die mächtigen Fontänen in der Tiefe des Thales an zu kränkeln, ſinken herab, immer tiefer, immer tiefer, — und jetzt iſt Alles vorüber.

Die Menge der Zuſchauer verläuft ſich raſch nach allen Seiten, nur wenige kehren, da es ſchon ſpät am Nachmittage iſt, nochmals in den Kryſtallpalaſt zurück, die meiſten, worunter auch wir uns befinden, ſuchen auf dem Bahnhofe in dem erſten der abfahrenden Züge unterzukommen, um vor einbrechender Dunkelheit London wieder zu erreichen.

London, den 30. September.

Lieber Freund!

Um Dir auch etwas über das hieſige dramatiſche und muſikaliſche Leben zu ſagen, von dem ich genoſſen ſo viel als meine Zeit erlaubte, muß ich vor allen Dingen vorausſchicken, daß die Seaſon hier in Lon-

don vorüber, daß alſo Alles, was auf Faſhion Anſpruch macht, im Gefolge dieſes ſtrengen, unerbittlichen Herrſchers und mit dieſem ebenfalls verſchwunden iſt. Ich erwähnte Dir ſchon, daß die faſhionablen Quartiere im Weſtend wie ausgeſtorben erſcheinen, daß man dort Niemand mehr ſieht, der Anſpruch darauf macht, excluſiv zu ſein und zu der vornehmen Geſellſchaft zu gehören, und geht dieß ſogar ſo weit, daß einer dieſer Excluſiven, den Verhältniſſe, welcher Art ſie auch ſein mögen, zurückhalten, ſich wie ein böſer Schuldner einſchließt, und vielleicht nur auf einem Spazierritt oder promenirend in der Dämmerung geſehen wird. Leute gewöhnlichen Schlages, wie wir, begreifen das allerdings ſchwer, und müſſen dieſe Dandies etwas vom Inſtinkt des edlen Hirſches haben, der ſich ebenfalls in's dichteſte Laubwerk verkriecht, wenn ſeine Seaſon vorüber iſt, d. h. wenn er ſein Geweih abgeworfen hat. Das Aufhören und der Anfang der Seaſon hängt mit der Eröffnung und dem Schluſſe der Jagdzeit zuſammen, ja, wird faſt dadurch bedingt, denn im Auguſt, wenn das Grouſe ſtreicht, werden die Bänke in den Parlamentshäuſern leerer und leerer, die Bälle, die Routs, die großen Diners hören nach und nach auf, und es tritt die ſogenannte ſtille Zeit ein, die ſich nach Neujahr, wenn die Jagdzeit aufhört, wieder belebt. Mit der „Geſellſchaft" ziehen dann auch die italieniſchen Opernſänger hinweg, die Schaaren der wandernden Virtuoſen der Geige und des Klaviers, die im Frühjahr wie Zugvögel erſchienen, ſind verſchwunden, die Lokale der Konzerte, z. B. Exeter-Hall, wo der gediegene Oratorienverein (sacred harmony society) ſeine Aufführungen zu geben pflegt, werden zu andern Zwecken benutzt. Dagegen beginnt in den etwas tiefer gelegenen Regionen das muſikaliſche Element ſich ſtärker zu regen. Was in Paris in den Champs Elyſées die Caſés chantants ſind, das ſind hier in London die Muſikhallen, wo die Muſik allerdings nur einen Beſtandtheil der Unterhaltung bildet, da auch nebenbei Gaukler, Kautſchuk-Männer, Tänzer und Taſchenſpieler auftreten, und lebende Bilder arrangirt werden; im Uebrigen ſind dieſe Muſikhallen ganz eine Kopie der Caſés chantants, Sänger und Sängerinnen erſcheinen in vollem Putz, und bald iſt die Begleitung des Geſangs ein einfacher Flügel, bald ein vollſtändiges Orcheſter. Das berühmte Vauxhall hat bekanntlich aufgehört, doch ſind eine Menge anderer und nicht

ſchlechterer an ſeine Stelle getreten, ſo die Alhambra, Eldorado, beide in Leiceſter-Square und Evans im Covent-Garden. Das ſchönſte und größte Lokal hat die Alhambra; ſchon die Außenſeite des mauriſchen Gebäudes mit ſeinen ſchlanken Minarets macht einen angenehmen Eindruck; die innere Einrichtung iſt wahrhaft geſchmackvoll und reich, und ſind wie in einem Schauſpielhauſe Parterre, Logen und Gallerieen unterſchieden. Die Chöre ſind ſtark beſetzt und gut eingeübt; was die Soloſänger anbelangt, ſo ſind ſie im Allgemeinen nicht ſo gut, wie die in Paris, doch iſt das Orcheſter beſſer. Eldorado hat einen ſchwächeren Chor, aber ein paar recht gewandte Sängerinnen für Lieder heiterer Art. In der Alhambra iſt vorzugsweiſe Demimonde vertreten, im Eldorado ſpielen bei lebenden Bildern und plaſtiſchen Stellungen Trikots eine Hauptrolle, während Evans ſtreng auf Reſpektabilität ſeines Lokals hält und das weibliche Geſchlecht ſowohl im Auditorium als auch im Sängerchor ausſchließt, deſſen Sopran und Altſtimme durch Knaben übernommen ſind. Man kann nicht leicht einen hübſcheren und friſcheren Knabengeſang hören, und ſogar für Solovorträge ſind ein paar Knaben mit ſchöner Stimme und guter Schule da, auch iſt die Wahl der Geſänge bei weitem beſſer als in den andern Muſikhallen. Bei der weiten Entfernung hier in London und bei dem Vielen, was man zu ſehen hat, iſt es dem beſten Willen ſehr ſchwer, oft faſt unmöglich, gerade dieſe oder jene Oper oder Komödie in einem Theater zu beſuchen, das in einem Stadttheile liegt, welcher dem, wo wir uns gerade befinden, entgegengeſetzt iſt. So erging es mir mit der neuen Oper unſeres berühmten Landsmannes und lieben Freundes Julius Benedikt, „die Roſe von Erin", die hier in Covent-Garden mit ſo großem und wohlverdientem Erfolg gegeben wird. Hoffentlich werden wir dieſelbe bald bei uns zu hören bekommen, denn wir ſind wahrhaftig nicht ſo reich an guten deutſchen Opernkompoſitionen, um uns etwas Gediegenes, wie ein Werk Benedikt's, entgehen zu laſſen.

Von den Schauſpielhäuſern war es mir nur möglich Princeß-Theater zu beſuchen, und zwar ſah ich in demſelben eine der erſten Vorſtellungen Heinrich's VIII., von Kean neu arrangirt, der den Kardinal Wolſey gab; ſeine Frau ſpielte die Königin Katharina. Obgleich Princeß-Theater eines der kleineren Schauſpielhäuſer Londons iſt, ſo

faßt es doch gegen tausend Personen, wofür aber besonders im Parterre und auf den Gallerieen die Plätze eng genug sind. Wenn man die theuren Eintrittspreise bedenkt, ein Stalle d'orchestre kostet 6 Schillinge, beinahe 8 Franken, so muß man gestehen, daß dafür wenig Comfort geboten wird; Treppen und Korridore sind einfach, fast kahl gehalten und sehr spärlich beleuchtet, und die Sitze im Parterre sowie in den oberen Gallerieen haben nicht einmal Rücklehnen; auch ist das Innere des Zuschauer-Raums ziemlich alt, abgenutzt und verbraucht.

Ehe die Tragödie des größten englischen Dichters begann, gab man uns ein sehr triviales Lustspiel zum Besten, in dem Rendezvous verschiedener junger Damen mit jungen Herren dadurch pikant gemacht werden, daß die Parteien, da sie gestört werden, ihre Verstecke wechseln, und die betreffende Geliebte auf diese Art immer einen Andern findet. Dabei war am Bemerkenswerthesten, obgleich nicht am Schönsten, das gellende, kreischende Geschrei der betreffenden Damen beim jedesmaligen Entdecken ihres Irrthums; auf einer Bühne habe ich nie solche Naturlaute gehört.

Nach einer Ouverture, die ein vollständiges und sehr gutes Orchester vortrug, ging nach dem Lustspiel endlich der Vorhang wieder auf, und wir hatten sogleich Gelegenheit, die wahrhaft prächtigen, und dem Charakter der Zeit nach streng echten Dekorationen und Trachten zu bewundern. Buckingham und Norfolk hielten ihre bekannte Unterredung; Buckingham, der ohne Rücksicht auf Ort und Zeit seinem Hasse gegen den Kardinal Worte leiht, wird von Norfolk beschwichtigt, der ihm sagt:

„— — Ihr kennet seine Macht,
Des Rachbegierigen; und ich weiß, sein Schwert
Ist scharf gewetzt; 's ist lang und, laßt Euch sagen,
Es reicht fern hin, und führt er's nicht so weit,
So schleudert er's. Schließt meinen Rath in's Herz,
Er wird Euch frommen. Seht, da kommt die Klippe,
Der ich Euch rieth zu weichen —".

worauf Kean als Wolsey mit großem und prunkendem Gefolge eintritt. Leibwachen, Pagen und Stabträger eröffnen den Zug, auf goldgesticktem Kissen wird der rothe Kardinalshut getragen, dann kommt im Gefolge der Stab mit der königlichen Krone, das Kreuz des Erzbisthums York,

die Tasche mit dem großen Siegel, weil Wolsey Großsiegelbewahrer war, kurz Alles bereitet uns darauf vor, daß der Günstling erscheint, welcher die königliche Macht in seinen Händen hat. Endlich tritt der Kardinal selbst auf und hält einen Augenblick an, als er Buckingham gewahrt, der mit ungebeugtem Haupte und trotzigem Blicke ruhig stehen bleibt, während ihn Wolsey mit einem Lächeln der Verachtung betrachtet und sich dann zu einem Schreiber wendet, der ihm ein Papier überreicht.

Eine Skizze dieser Szene, die ich Dir beilege, mag Dir einen oberflächlichen Begriff von den prachtvollen Dekorationen und den malerischen Trachten geben. In diesem Style war auch das ganze Stück in Szene gesetzt, und darin besteht Kean's Hauptverdienst. Er ist Regisseur en chef und man sieht aus seinen Szenirungen, sowie aus allen Arrangements, daß er sich nicht nur mit großer Sachkenntniß, sondern auch mit Liebe den Schöpfungen seines großen Landsmannes hingibt. Da der shakspeare'schen Dramen höchstens eines oder zwei jährlich im Princestheater gegeben werden, diese dann aber monatelang jeden Abend, so begreift sich auch wohl, daß man für jedes einzelne reichlich Zeit hat, um die zahlreichen Proben mit der größten Pünktlichkeit zu halten. Auch werden die Kosten für die äußere Ausstattung nicht gespart, und ich wüßte bei uns kein Finale irgend einer der neueren großen Opern, welches glänzender in Szene gesetzt wäre, als hier der Schluß des ersten Aktes: ein Ballfest im Palast des Kardinals von York: ein prachtvoller Saal mit Tischen und Buffets, welche unter der Last des Silbergeschirrs und der Aufsätze fast zu brechen scheinen; zahlreiche Gäste banketiren unter rauschender Musik, während der Kardinal rechts auf einem Thronsessel, umgeben von seinen Vertrauten, dem Getreibe zusieht; man hört Kanonendonner in der Ferne, sowie den Klang von Trommeln und Trompeten, welche näher und näher kommen, worauf ein Diener meldet:

„— — Ein Trupp von edeln Fremden,
Denn also scheint es, sind an's Land gestiegen
Und naben jetzt gleich hohen Abgesandten
Ausländischer Fürsten —"

Der Lord Kämmerer wird abgesandt, die Fremden einzuführen, worauf der König mit einem ansehnlichen Gefolge von Kavalieren auftritt, alle dem Programme nach als Schäfer gekleidet und maskirt.

Freilich erſcheint uns dieſe Schäfertracht etwas ſonderbar, doch müſſen wir es achten, daß man die Tradition feſthält, die ihre Berechtigung hat. Die Herren trugen rothe Tuniken, die bis zum Knie reichten, und das Haupt mit Laubkränzen verziert. Originell war die voranſchreitende Muſik: zahlreiche lange Trommeln mit hohem, gellendem Klange, die von Flöten und Hoboen begleitet wurden. Ich erinnere mich genau, in der alten Reichsſtadt Hall eine ähnliche Muſik faſt von denſelben Inſtrumenten gehört zu haben, mit der die Salzſiederzunft in ihren originellen Trachten aus früheren Jahrhunderten aufzieht.

Wie bekannt, tanzt der König mit Anna Boleyn auf der Bühne, deren Zuſchauer wir waren, einen vollſtändigen, ziemlich langen Tanz. Nachdem die Schäfer ihre Masken abgenommen, und der König ſeine künftige Gemahlin den andern Gäſten voran in's Nebenzimmer geführt, erſchienen Pagen und Hoffräulein, welche unter dem Klang einer andern eben ſo eigenthümlichen Muſik von Violinen, Flöten und Pauken einen Fackeltanz aufführten, worauf der Vorhang fiel.

Im zweiten Akte ſehen wir das Aeußere des Towers in ſeiner alten Geſtalt und zwar mit der Themſe und deren Ufern, eine ſchöne Deloration, die den Schein voller Aechtheit trug. Buckingham, das Opfer des ehrgeizigen Kardinals, wird zum Tode geführt.

Erſt im dritten Akte in der Szene, wo der König ſeinem Günſtling die Papiere zum Durchſehen gibt, wie er ſagt:

„— — Zum Morgenimbis
Mit ſo viel Eßluſt Euch noch bleibt."

tritt Kean in der Rolle des Kardinals in den Vordergrund. Ich möchte mir über einen ſo berühmten Schauſpieler kein zu raſches und hartes Urtheil erlauben, mag auch wohl gegen die engliſchen Deklamationen der Tragödie präokkupirt ſein, muß aber doch geſtehen, daß ich ſelbſt im Theater de la Porte St. Martin in Paris, wo doch Melingue ſtark genug für ein deutſches Ohr aufträgt, nicht ſo hohlen Pathos, nicht ſolch' unnatürliche Geſpreiztheit gefunden habe, als hier. So kann nie ein Menſch in Wirklichkeit geſprochen haben, wird nie ein Menſch ſprechen; jetzt in wildes Poltern ausbrechend, heftig geſtikulirend und ſchreiend, um gleich darauf wieder die Stimme zu einem unverſtändlichen Flüſtern herabſinken zu laſſen, daß man nichts vernimmt, namentlich bei „no!

no!", als das Ziſchen des Athems. Ich weiß, daß die Gewohnheit im Theater unendlich viel für und gegen in die Wagſchale wirft, und hat ſich, das fiel mir gerade bei der Beurtheilung Wolſey's ein, ſelbſt Tieck, der anfangs ſehr heftig gegen die Unnatur dieſer Deklamationen und Geſten ſich ausließ, zuletzt doch in die Rolle des Lobredners von Kemble nach wenigen Abenden hineingefunden. Daß ſich die Tradition der Darſtellungsweiſe ſo feſt und ſtreng, und ſtrenger noch als in Frankreich, erhalten, und von den größten Mimen ſelbſt kein Schritt darüber hinaus gewagt wird, kann den Einſichtigen bei einem Volke nicht befremden, das wie das engliſche ſo ſtarr an der Tradition und am Buchſtaben, im öffentlichen wie im privaten Leben, hält. Madame Kean, Königin Katharina, obgleich ſie auch auf hohem Kothurn wandelte, mäßigte ſich doch mehr als ihr Gemahl, war aber zu alt für die Rolle der Königin und ſtörte dadurch die Illuſion in ſolchem Grade, daß man den König hätte faſt entſchuldigen mögen, daß er ſich von ihr ſcheiden ließ, wenn Anna Boleyn nicht auch ſchon über die erſten Jugendthorheiten ſtark hinüber und dazu eine höchſt mittelmäßige Schauſpielerin geweſen wäre.

Daß jede Szene Kean's von dem Publikum mit lautem Beifall begleitet wurde, verſtand ich vollkommen, und ich mußte es achten, daß die Zuhörer einem langjährigen Lieblinge und berühmten Schauſpieler ihre Anhänglichkeit in ſolchem Maße bewieſen, dagegen fand ich es unverdient, daß der Schauſpieler, der den König gab, und der nach meiner Anſicht recht gut ſpielte und ſo getreu in Tracht und Haltung war, als ſei er aus einem der vortrefflichen Bilder Holbein's, die Heinrich VIII. darſtellen, herausgetreten, ſo unbeachtet vom Applauſe blieb. Was ich Dir ſchon oben über das vortreffliche Arrangement, ſowie die reiche und geiſtreiche Szenirung ſagte, bewährte ſich durch das ganze Stück von Anfang bis zu Ende, ſo beim Krönungszug Anna Boleyn's in der erſten Szene des vierten Aktes vor der Weſtminſter-Abtei, ein Zug, bei welchem genau die Vorſchrift des Dichters eingehalten wurde, und wo man in der Tracht weder etwas Ueberladenes, noch Unächtes bemerkte.

Die letzte Szene des fünften Aktes, in der die Herzogin von Norfolk als Pathin das Kind der Königin Anna trägt, und auf die Frage

des Königs: „Wie nennt Ihr sie?“ der Erzbischof von Canterbury, Cranmer, antwortet: „Elisabeth!“ machte auf das Publikum, obgleich es eine Anspielung auf die berühmte Maiden-Queen war, nicht den Eindruck, den ich erwartet.

Interessant war es mir aber, auf diesen Brettern ein Stück von Shakespeare gesehen zu haben, und Zeuge gewesen zu sein von der Achtung und Liebe einerseits, mit der Englands größter Schauspieler den größten Dichter seiner Heimat dem Publikum vorführte, und zu sehen andererseits, daß gerade England am entferntesten von der Schrulle ist, Shakespeare's Stücke in der Dürftigkeit der Bühne seiner Zeit vorzuführen. Möchte es mir vergönnt sein, mal etwas Aehnliches von Ausstattung Shakespeare'scher Stücke in unserem Vaterlande zu sehen, das auf seinen Shakespeare-Kultus so stolz ist.

London, den 3. Oktober.

Lieber Freund!

Wenn Du vom Lesen meiner Briefe, in welchen ich bemüht war, Dir das schwindelnde Getreibe im Ausstellungspalaste, sowie das Getümmel der Weltstadt so gut, als es die schwache Feder vermag, anschaulich zu machen, nur halb so ermüdet und geblendet bist, wie ich vom Schauen und Genießen selbst, so wirst Du mir es vielleicht Dank wissen, daß ich Dich vom lärmenden Treiben Londons hinweg noch in einige stille Städte und noch stillere Parks führe, und begeben wir uns zu diesem Zweck auf die Great-Western-Eisenbahn, was wir sehr bequem haben, da dieser Bahnhof an unser Hotel stößt, ja sogar durch eine Halle mit ihm verbunden ist. Es gewährt dieß in London, wo man zu so großen Wegstrecken genöthigt ist, ein wahres Vergnügen, auch einmal beim Frühstück sitzend ruhig abwarten zu können, bis sich der Bahnzug dicht vor unserem Fenster zur Abfahrt bereit gemacht hat. Wir hatten unsere Plätze bis Windsor genommen, wo wir einige Stunden verweilen wollten, um so viel als möglich von Schloß und Park zu sehen: einige Stunden für Windsor klingt freilich etwas wenig, aber was soll man machen, wenn man für London incl. Ausstellung zehn

veränderung für Sie, das Kind aber iſt ſehr gefährlich krank, für daſſelbe muß ſchleunig etwas geſchehen.“

„Ah!“ — —

„Sie haben wohl einiges Geld? Sonſt würde ich Ihnen mit einer Kleinigkeit aushelfen, eine Arznei, die ich ſelbſt machen kann, will ich Ihnen ſchicken, jetzt aber müſſen wir ſogleich dem Kinde Eisumſchläge machen.“

„Ah, Eisumſchläge!“

„Haben Sie Jemand, den Sie in ein benachbartes Kaffee ſchicken können, um dergleichen zu holen?“

„Die Frau, die mir hie und da Einiges hilft, kommt erſt morgen Früh.“

„Aber es muß ſogleich ſein! — Es iſt wahrhaftig nichts Anderes zu thun, gehen Sie die paar Schritte ſelbſt, Sie wiſſen vielleicht, gleich unter der Ecke von Toledo iſt das Café de l'Europe. Gehen Sie dahin und treten Sie dort zu der erſten kleinen Thüre herein, es ſind immer da viel weniger Leute als in den großen Zimmern.“

„Aber das Kind? Ich kann doch mein Kind nicht allein laſſen!“

„Seien Sie unbeſorgt, Madame, ich bleibe ſo lange bei dem Kinde; ein Arzt iſt in ſolchem Falle faſt ebenſo gut, wie eine Mutter.“

„Nun denn in Gottes Namen! — Gott lohne es Ihnen!“

Eilig ſuchte ſie im Zimmer nach einem großen Shawl, den ſie umwarf, nicht ohne bei jedem Schritt und Tritt den Kopf rückwärts nach dem Bette zu wenden. Auch als die unglückliche Mutter endlich zur Thüre hinaus gieng, blieb ſie noch unter derſelben ſtehen und ſchaute ihr Kind mehrere Mal mit innigſtem, zärtlichſtem Blicke an. Der freundliche Arzt mußte ihr mehrere Mal mit der Hand winken, ſie ſolle jetzt endlich gehen. — —

— — — — — — — — — — — —

bis vierzehn Tage hat. Entſchuldige mich deßhalb, daß ich Dich nur ſo im Fluge mit herumführe, wodurch ich erreichen möchte, daß Du Dich entſchlöſſeſt, ſobald Du London beſuchſt, einige Tage dieſen herrlichen engliſchen Landſitzen zu widmen. Wir waren am heutigen Morgen vom prachtvollſten Wetter begünſtigt; ich ſah zum erſten Male ſchon in aller Frühe über London den hellſten Sonnenſchein lachen. Hier, wo das ſo ſelten iſt, erſcheint uns die Stadt deßhalb auch ſo ganz anders, wie verklärt, und als wir nun noch obendrein mit jeder Radumdrehung die Häuſermaſſen mit ihrem Geräuſche hinter uns ließen, kannſt Du Dir denken, daß unſere Stimmung eine gehobene war, und wir jedes Stück grüne Wieſe, jeden belaubten Baum in freier Landſchaft mit doppeltem Intereſſe betrachteten. Es iſt aber auch eine wunderſchöne Gegend, durch die man hier fährt, voll Abwechslung; friſch-grüne Raſen, auf denen zahlreiche Viehheerden weiden, bald angebautes Land, bald ſorgfältig gepflegte Parks, Alles untermiſcht mit uralten Bäumen, niederem Gehölze und ſchlängelndem Waſſer, ſo daß die weite Fläche wegen ihres Baumreichthums und ungeachtet der vielen bebauten Felder das Anſehen eines kultivirten Waldes hat. Ueberall blicken Dörfer durch mit reinlichen, maleriſchen Häuſern, und hie und da auf niederen Hügeln unter den prachtvollſten uralten Bäumen halbverborgene Landhäuſer, deren vielfache Vorſprünge, vielleicht zu verſchiedenen Zeiten erbaut, ſich beim Vorbeifahren ſo maleriſch verſchieben. Jetzt haben wir rechts eine weite, glatte, grünſchimmernde Raſenfläche vor uns, in weitem Kreiſe von Buchen und Eichen eingeſäumt, die ſanft anſteigend oben von weitläufigen, ſchloßähnlichen Gebäuden gekrönt iſt, eine große herrſchaftliche Beſitzung, während wir zu unſerer Linken ein kleineres, aber reizenderes Beſitzthum laſſen, wo uns das zierliche Cottage mit bald vorſpringenden, bald zurücktretenden Verandas von verſchiedenen Formen, die alle mit blühenden Gewächſen behängt ſind, anlacht. In leichten Wellungen ſcheint ſich rings umher das Terrain, durch welches wir fahren, zu heben, und wenn wir kurze Zeit rechts und links eine Ebene hatten, ſo ſehen wir jetzt zu unſerer Linken ein tiefes und ſchmales Wieſenthal, hinter dem ſich ein höherer Bergrücken erhebt, deſſen Abhang mit uralten Buchen beſetzt iſt. Am Ende dieſes Thales haben wir das in der Morgenſonne leuchtende

Waſſer der Themſe, und vor uns ſehen wir über die Baumkronen hinweg die Thürme von Windſor-Caſtle in die tiefblaue Luft emporſteigen. Bald hatten wir die kleine Stadt Windſor erreicht, wo man vom Bahnhofe aufwärts ſteigend in kurzer Zeit das gewaltige Schloß vor ſich hat. Es iſt ein überraſchend ſchöner Anblick, dieſer vielverzweigte Bau, der mit großer techniſcher Fertigkeit ausgeführt iſt. Man bleibt ſtaunend ſtehen vor dieſen koloſſalen Thürmen und Mauern, Alles von großen Steinen erbaut, die in hellgrauer Farbe ſo wohlthuend abſtechen von dem Grün des Raſens, von dem dunkeln Laube der uralten Eichen und Buchen, die vom anſtoßenden Park herüberblicken; ein angenehmer Farbenton, der förmlich aufleuchtet zwiſchen den ſaftig grünen Blättern des Epheus, welcher Mauern und Thürme liebend umſchlingt. — Das iſt eine wahrhaft königliche Burg, wie ſie in unſerer Phantaſie auftaucht, wenn wir uns der vergangenen alten gewaltigen Zeiten erinnern, und dabei neben ihrem echt ritterlichen Charakter ſo wohl erhalten, ſo ſorgfältig gepflegt; die reinlichen Kieswege, die zu den Eingangsthoren führen, die feinen kleinen Raſenſtreifen am Fuße der Mauern und Thürme, der wohlgepflegte und zierlich vertheilte Epheu, und in den Gräben des Schloſſes die vortrefflich gehegten Blumengärten, ſtrahlend in den bunteſten Farben. Einen eigenthümlichen Eindruck macht neben der Epheuüberkleidung der Wände das dunkle Gitter, das für das Auge dadurch gebildet wird, daß alle Steinfugen mit einem ſchwarzen Cement breit ausgefüllt ſind, mit dicht nebeneinander eingedrückten Flintenſteinen; es ſcheint, als bilden dieſe Fugen ein Netz über die Mauer, an das ſich die Schlinggewächſe halten können.

Da ſich Windſor-Caſtle auf einem Berge gerade über der Stadt erhebt und auf alle Seiten eine herrliche Aus- und Anſicht gewährt, bietet ſeine Lage einen ungemein maleriſchen Anblick dar. Sein hiſtoriſches Intereſſe, ſein hohes Alter, die Vollendung in allen ſeinen Theilen, die vortreffliche Unterhaltung bei ſeiner erſtaunlichen Größe und Ausdehnung vereinigen ſich, um es einzig in der Welt zu machen. Die vier großen Eingangsthore zum Schloßhofe ſind ſo ſinnig angebracht, daß jedes einen der intereſſanteſten Theile der Landſchaft wie in einem Rahmen faßt. Verbunden ſind dieſe Thore durch ungeheuer hohe Mauern, die von Thürmen flankirt werden, und alles Das über-

ragt der berühmte kolossale round tower, von dem, wenn der Hof hier ist, die königliche Fahne flattert.

Wie alle mittelalterlichen Schlösser zerfällt auch Windsor in mehrere Theile, die durch Ringmauern von einander getrennt, in immer engeren Kreisen sich um das oberste Plateau herziehen, das die Hauptgebäude trägt, die sich um einen länglich viereckigen Hof gruppiren. An diese Ringmauern lehnen sich im äußersten Hof die Stallungen und die Wohngebäude der Dienerschaft, im zweiten höher gelegenen Hof ist die Schloßkapelle, für die aber eigentlich dieser Name nicht paßt, da sie eine stattliche große dreischiffige Kirche ist. Der Chor derselben, mit einem sehr schön und zierlich geschnitzten Gestühle aus dunklem Holzwerke umgeben, enthält die Kirchenstühle des Hofs, alle sehr einfach und ohne Prunk. Etliche Seitenkapellen enthalten schöne Skulpturen und einige kostbare Grabschriften. Die gemalten Fenster an der Westseite des Schiffs sind von hohem Kunstwerth und einer prächtigen Farbenwirkung. In einem Theile der Schloßkapelle wurde gerade gebaut, und konnte man der Gerüste halber nur wenig sehen von dem künstlichen Schnitzwerk in Stein und Holz, von den Glasmalereien der Fenster und den Bannern, Schwertern und Coronets der Hosenbandritter, welche rings an den Wänden aufgehängt sind.

Immer höher steigend gelangten wir an den Fuß des runden Thurmes, der auf der Seite, auf welcher man gegen ihn herkommt, von einem tiefen Graben umgeben ist, welcher nicht mehr die feindlichen Zwecke erfüllt wie in früheren Zeiten. Die abschüssigen Seiten desselben sind mit den zierlichsten Blumenbeeten angepflanzt, zwischen denen schmale reinliche Wege sich hinziehen und dieselben wie eine Kette umfassen, so daß das Ganze von ferne einem reichen Halsbande mit Edelsteinen gleicht.

Da die Zeit zum Besuche der inneren Gemächer noch nicht gekommen war, bestiegen wir inzwischen den runden Thurm, zu dessen Eingang man durch einen langen gewölbten Thorweg gelangt.

Eine unscheinbare Thüre führt zu einer unabsehbar langen Treppe, die in ganz gerader Richtung etwa auf die halbe Höhe des Thurmes führt und dann in eine um's Viereck gewundene Stiege übergeht, auf der man bis zur obersten Plattform steigt.

Nach den Abbildungen, die ich bisher von Windsor gesehen hatte, vermuthete ich in diesem runden Thurme, der einen gewaltigen Durchmesser hat, gerade die prächtigsten Säle und gleichsam das Herz des Schlosses; aber dem ist nicht so, der Thurm ist ganz hohl, und nur von unten herauf ist sein Inneres mit unbedeutenden Gelassen ausgefüllt, so daß von dem Umgang auf der runden Mauer aus gesehen das Dach tief unterhalb liegt, und die mächtige Höhlung das Ansehen eines Kraters hat; vielleicht ist auch der Thurm einmal ausgebrannt, und sein Einbau nicht wieder gänzlich erneuert worden.

Von den Zinnen dieses runden Kolosses ist die Aussicht in der That unvergleichlich; das Thal mit der malerisch gruppirten Stadt und dem glänzenden Laufe der Themse bis hinaus in die weite fruchtbare Ebene bietet einen entzückenden Anblick dar. Die schmalen Schießscharten, die im Boden des Umgangs offen stehen, und zur Abwehr der Angreifer, die den Fuß der Mauer untergraben wollten, bestimmt sind, erweckten dadurch, daß man sich schwebend im Hohlen befindet, bei unsern Damen ein kleines Grausen, und hat in der That der Blick durch diese Schlitze in den tief unten befindlichen Graben etwas Aengstliches, das nur wieder durch die über allen Zweifel erhabene Solidität dieses starken Mauerwerks zerstreut werden kann. Aber auch das Schloß selbst, so hoch von oben gesehen, gibt ein höchst interessantes Bild, und keine großen, zusammenhängende Dächer bieten sich dem Anblick dar, sondern wie wenn jedes Zimmer, jeder Saal eine von den übrigen verschiedene Höhe hätte, gleicht das Schloß einem Konglomerat von hohen und niedrigen Dächern, von denen die tieferen neben den in die Höhe strebenden auf- und untertauchen.

Nachdem wir von dem runden Thurme, der freistehend an der schmalen Seite des großen Hofes sich aufpflanzt, wieder herabgestiegen waren, war es gerade Zeit zur Besichtigung der Staatszimmer.

Die Haupttreppe ist klein und beschränkt, sie führt aber im oberen Stocke in eine stattliche hohe Halle, in der allerhand Waffenstücke, selbst Kanonen aufgestellt sind, und die den Vorsaal der Staatsräume bildet. Die Audienzzimmer sind alle sehr einfach, zum Theil im Widerspruch mit dem Aeußern des Baues im Roccocostyl, wie z. B. der große Raum im Cornwall Tower, und läßt dieser Mangel an Harmonie trotz

der wundervollen Gobelins, mit denen in einigen Räumen die Wände geschmückt sind, kein Wohlgefallen aufkommen; was aber dagegen in der That prachtvoll genannt zu werden verdient, ist der große Saal, den ringsum die Bildnisse der berühmten Feldherren und Staatsmänner Englands in lebensgroßen Figuren umgeben. Eine wunderschöne Decke wölbt sich über diesem Raum, und die Anordnung der Fenster hoch oben herum, die durch die schieflaufenden vergoldeten Stützbalken an die Zimmerung eines Schiffes erinnert, gehört zum Originellsten, was ich noch gesehen. Nicht minder schön ist der etwas schmalere Speisesaal, der neben dem großen Saale hinläuft und ganz dem Styl des übrigen Baues entspricht. An den hohen Holztafeln, mit denen die Wände von unten bekleidet sind, ziehen sich in ununterbrochener Linie die Wappen aller Ritter des Hosenbandordens hin, gleichwie in den gemalten Fenstern sich im größten Farbenreichthum ähnliche Wappen drängen.

An einem schmalen Ende dieses Speisesaals ist ein prächtiger Thronsessel für die Königin von einem reichen Baldachin überdacht, und am gegenüberstehenden andern Ende hat man den Ausblick in eine große Waffenhalle, in der die seltensten Stücke, die überhaupt gefunden werden können, in großen Trophäen Wände und Boden bedecken. In der Mitte befindet sich auf einem Stücke Schiffsmast, der von einer Kanonenkugel durchlöchert ist, die riesige Büste Nelson's. Da uns die Zeit mangelt, die einzelnen Gegenstände, welche es verdient hätten, einer genauen Betrachtung zu unterziehen, so beeilen wir uns, den Sonnenschein zu benützen und noch einen Gang auf der berühmten Terrasse zu machen.

Die berühmte Terrasse auf der Seite der Zimmer der Königin ist einer der herrlichsten Spaziergänge, die man sich denken kann. Sie gewährt einen weiten Blick auf die reiche, wechselvolle Landschaft, und während an der schroffen Mauer, die sie bildet, prächtige Bäume emporwachsen, deren dichtbelaubte Kronen sich zu unseren Füßen im Lufthauche wiegen, sehen wir über sie hinweg in einen reizenden Blumengarten und pleasure ground, durch den sich der Fahrweg schlängelt, auf dem die Königin vom Schlosse aus ihren eigenen kleinen Bahnhof erreicht. Weiter hinaus sehen wir die Themse zwischen grünen Wiesen,

links haben wir das Städtchen Windsor, und vor uns zwischen Bäumen erheben sich die schönen gothischen Gebäude und die Kirche von Eaton College, der Stiftung von Heinrich VI., aus dem die größten Männer Englands, wie Fox, Canning und Andere hervorgegangen sind.

Die Terrasse von Windsor-Castle dient den Bewohnern der Stadt zu einer angenehmen Promenade, welche häufig durch die Musik der Garde belebt wird. Begreiflicherweise ist im jetzigen Augenblick Alles ruhig und still, da die Königin und der Hof abwesend ist. Seit ihrem unersetzlichen Verluste hat sie Windsor, wo sie früher so gern weilte, erst ein einziges Mal und nur auf sehr kurze Zeit besucht. Wie an allen königlichen Schlössern ist auch hier jetzt die linke Hälfte des Wappenschildes mit schwarzen Trauerfarben überzogen.

Leider erlaubte es unsere Zeit nicht, viel von dem ungeheuren Parke von Windsor-Castle zu sehen, doch konnten wir es nicht über uns gewinnen, nicht noch eine kleine halbe Stunde uns unter den prachtvollen Bäumen desselben zu ergehen.

Nach einer Fahrt von etwas über einer halben Stunde erreichten wir Oxford, und beim Betreten dieser merkwürdigen, malerisch schönen, originellen Stadt bedauerte ich es recht sehr, hier nicht ein paar Tage verweilen zu können. Vielleicht ist es gewagt, dieselbe, die außer der vorbeifließenden, hier noch ziemlich unbedeutenden Themse durchaus kein Wasser hat, mit Venedig zu vergleichen, und doch ist eine Aehnlichkeit vorhanden: fährst Du in der Lagunenstadt in einem der stillen Kanäle zwischen den dunkeln alterthümlichen Palästen, so fühlst Du Dich eben so vollkommen der jetzigen Zeit entrückt und in ein längst verflossenes Zeitalter zurückversetzt, als wenn Du durch die menschenleeren Gassen Oxfords wandelst, wo Du Dich nur umgeben siehst von alten, prächtigen, gothischen Gebäuden, die ein dreihundert- bis tausendjähriges Alter an der Stirn tragen; und Du kommst dort beim Umherirren an Stellen, wo Du ohne irgend eine moderne Unterbrechung so gar nichts als die herrlichen Denkmale jener alten Zeit um Dich siehst, daß Du beim Schalle anderer Fußtritte unwillkürlich stehen bleibst und nichts anders erwartest, als daß um die Ecke jenes dunkeln Gebäudes Dir irgend ein Wanderer in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts mit

Federbarett, kurzem Mantel und langem Stoßdegen entgegentrete, Dich ebenso erstaunt betrachtend, wie Du ihn ansiehst.

Oxford, dieser alte Musensitz Englands, hat keine Universitätsgebäude nach unserem Begriffe, sondern für die verschiedenen Fakultäten verschiedene Colleges, die, jedes in einem andern Styl und zu einer andern Zeit erbaut, der Stadt diesen eigenthümlichen und malerischen Charakter verleihen. Die Gebäude dieser Colleges umschließen große Höfe und sind mit prachtvollen Thürmen geschmückt, und jedes hat eine mehr oder minder reich verzierte Kirche, eine Bibliothek und gewöhnlich auch eine Gemäldegallerie. Hast Du die zierlichen Steinmetzarbeiten von außen genug bewundert und Dich erfreut an der höchst malerischen Wirkung dieser Gebäude, die mit ihren Zacken und Spitzen, ihren reichen Zinnen, ihren Thürmen und Thürmchen, Alles von dunkler, braunröthlicher Farbe, so scharf von dem blauen Himmel abstechen, und Du betrittst nun einen der eben erwähnten Höfe, so wird das Gefühl tiefer Ruhe und Stille, welches Dich schon in den Gassen überschlich, hier noch gesteigert. Ein einfacher, großer, meist runder Rasenplatz blickt Dir freundlich entgegen; Alles, was Du hier von lebenden Wesen siehst, ist vielleicht eine Katze, die sich in einem Winkel sonnt; nirgends siehst Du ein menschliches Gesicht an den hohen, lichten Fenstern oder an einem der unsymmetrisch vertheilten Erker. So fanden wir es wenigstens bei unserem Umherwandern zwischen den alten Colleges von Oxford, und gerade dieses Alleinsein mit den uralten Gebäuden, diese Abgeschiedenheit von der übrigen Welt übte auf mich einen wohlthuenden, wahrhaft poetischen Eindruck. Freilich mag es nach beendigter Ferienzeit, wenn die studirende Jugend aus- und einströmt, hier wohl ganz anders ausschauen, doch soll das stillere akademische Leben, namentlich der Theologen Oxfords, auch dann nicht zu vergleichen sein mit dem lustigen, lebensfrohen Treiben einer deutschen Studentenschaft.

Oxford hat 16,000 Einwohner, welche ziemlich dicht zusammenwohnen, so daß die Stadt keinen großen Raum einnimmt, hat aber 13 Kirchen und 24 der oben erwähnten Colleges, welche alle zur Erziehung der Jugend bestimmt sind, und unter den schönsten dieser Lehranstalten sind wohl zu nennen das Allerseelen-College, das Christus-

College, die von Heinrich VIII. geſtiftete große Bibliothek, ſowie die im vorigen Jahrhundert gegründete große Redcliff-Bibliothek, von deren Dache man eine ſchöne Ueberſicht auf die Stadt und ihre mit Tauſenden von Spitzen und Fialen gen Himmel ſtrebenden gothiſchen Paläſte hat.

Um von Oxford Blenheim, den berühmten Landſitz des noch berühmteren Herzogs von Marlborough, zu beſuchen, nahmen wir einen Wagen, allerdings nur einen Einſpänner, der uns, mit dem Kutſcher ſechs Perſonen, die ſechs engliſche Meilen weite Entfernung in nicht ganz fünf Viertelſtunden führte. Hiefür war auch der Preis von zwölf Schillingen, die Rückfahrt natürlicher Weiſe eingerechnet, nicht zu viel. Die Gegend um Oxford iſt freundlich, fruchtbar und baumreich, hauptſächlich viel wellenförmiger Wiesboden mit kleinen Bächen durchſchnitten, und jedes Beſitzthum durch lebende Hecken eingefriedet. Die Schönheit des Landes und ungemeine Zierlichkeit aller Orte, durch die unſer heutiger Weg uns führte, überraſchten uns anfänglich auf das Angenehmſte. Dieſe eben ſo fruchtbaren als geordneten Landſchaften, dieſe große Zahl behaglicher und lieblicher Landhäuſer auf alle Punkte der Gegend vertheilt, hier zierliche Cottages, von Gewächſen umrankt und zwiſchen Bäumen halb verſteckt, dort herrſchaftliche Paläſte und vor ihnen ausgedehnte Wieſenflächen von weiten Parks umgeben, auf der Landſtraße das fortwährende Begegnen von eleganten Wagen, Reitern und gutgekleideten Fußgängern, findet man wohl auch nur hier in England. Es hat aber dieſes ſchöne Ganze doch einen Fehler, der es auf die Länge ermüdend macht; es iſt hier Alles zu kultivirt, zu fertig, deßhalb immer und überall daſſelbe, und dieß mag auch wohl die große Reiſeluſt der Engländer zum Theil erklären. Beim Anblick des ewigen Grüns der Raſen und Bäume, ſehnt man ſich nach einem Stücke röthlich brauner Haide; beim Anblick der glatten Wieſenthäler mit ihren ſanftfließenden Bächen nach einer wilden Felſenſchlucht mit luſtig daherſchießendem Bergwaſſer, und was wir Deutſche wohl vor allen Dingen in England vermiſſen, ſind unſere heimatlichen, prächtigen Eichen- und Buchenwälder.

Nach einer kleinen Stunde erreichten wir ſchon den Anfang der ausgedehnten Beſitzungen des Herzogs von Marlborough, eine Farm

mit hübſchen, zierlichen Oekonomiegebäuden, zahlreichen Scheunen und ausgedehnten Stallungen. Hier begann auch der Park, und die Straße führt mitten durch denſelben, iſt aber auf beiden Seiten mit Einzäunungen verſehen, welche die Anpflanzungen ſichern und doch den vollen Blick hinein geſtatten.

Endlich erreichen wir das große Gitter, von dem eine herrliche Buchenallee geradezu auf das ziemlich abſeits liegende Schloß führt. Da dieſer Eingang aber nur für die Familie des Herzogs beſtimmt iſt, ſo mußten wir einen Umweg durch das zu Blenheim gehörige Dorf machen, welches nur aus einer einzigen Straße beſteht. Eine Stille und Oede, wie ſie hier herrſchte, habe ich noch nie in einem andern Wohnſitze menſchlicher Weſen geſehen; keine Spur von irgend einem der Bewohner, die Fenſter verſchloſſen und meiſtens verhängt, und nicht einmal ein Hund oder eine Katze trieb ſich auf der Straße umher. Am Ende derſelben lag das von Stein aufgeführte und gewölbte Thor, mit dem Wappen der Marlborough's geziert, durch das wir im Einſpänner unſern Einzug hielten. Der Portier, der alsbald erſchien, machte bei unſerer Anfrage, Schloß und Park ſehen zu dürfen, ein bedenkliches Geſicht und meinte, es wäre eigentlich bekannt genug, daß zu Zeiten, wo die Herrſchaft auf dem Lande ſei, der Eintritt weder in's Schloß noch zum Parke Jemand geſtattet werden könnte, doch wolle er meine Karte überſchicken und ſogar erlauben, bis an's äußere Thor des noch ziemlich entfernt liegenden Schloſſes zu fahren, damit wir dort die Antwort erfahren könnten. Ein reitender Bedienter, der zufällig hinter uns drein kam, übernahm die Beſorgung meiner Viſitenkarte. Es war nicht die einfache mit meinem Namen, von der Du, lieber Freund, zu ſagen pflegſt, daß gerade in ihrer Einfachheit der größte Hochmuth läge, ſondern Monsieur le Directeur des bâtiments, parcs et jardins de Sa Majesté le Roi ſtellte ſeine ergebene Bitte an den hochgebietenden Herzog von Marlborough. Auffallender, aber ſehr artiger Weiſe wurde dieſelbe auch für Park und Schloß bewilligt, nachdem wir eine kurze Weile vor dem Eingang gewartet.

Dieſer beſteht aus einem triumphbogenartigen Thor, das oben einen Waſſerbehälter hat und alle Gebäude mit Waſſer verſorgt, und führt in einen geräumigen Hof, wo Küche und Vorrathskammern aller

Art ſich befinden, und von hier aus erſt in den großen Schloßhof, der nach dem Parke zu die offene Ausſicht gewährt, da er nur mit einem eiſernen Gitter geſchloſſen iſt. Ein dritter Hof bildet auf der andern Seite das Pendant zum erſten und enthält die Ställe.

Bekanntermaßen wurde das jetzige Schloß faſt genau auf demſelben Platze angelegt, wo der uralte königliche Park von Woodſtock war, uns Allen erinnnerlich aus Walter Scott's Romanen, und wie man ſagt, ſtammt auch noch ein großer Theil des jetzigen Eichenwaldes mit ſeinen koloſſalen Stämmen aus der Zeit der unglücklichen Roſamunde her, wenigſtens findet man hier noch wahre Ungeheuer von Eichen und Cedern an Form und Größe; viele hat der Epheu ſo umſponnen, daß er ſie getödtet, ihnen aber auch wieder durch ſich ſelbſt ein neues und ſchöneres immergrünes Laub gegeben hat, das den verwitterten Stamm wie ein prachtvolles, natürliches Leichentuch ſo lange umhüllt, bis er in Staub zerfällt.

Der Erbauer von Blenheim iſt Sir Vauburgh, ein Baumeiſter aus der Zeit Ludwig's XIV., der leider hier in dem ſchlechten franzöſiſchen Geſchmacke jener Zeit gebaut hat. Doch imponirt das Schloß ſchon von außen durch ſeine Größe, namentlich aber durch ſeine vielen hoch emporragenden Kuppeln, und kommt an Pracht einem königlichen gleich. Seinen Namen erhielt es von der Schlacht bei Blenheim, die der Herzog von Marlborough im Jahre 1704 gegen die verbündeten Bayern und Franzoſen gewann, und man muß geſtehen, daß nie eine Nation einem ihrer großen Männer eine würdigere Belohnung an Geld und Gut gab. Impoſant iſt die Halle, durch welche man nun von dem Schloßhof in das Innere des Schloſſes tritt, denn ſie hat eine Höhe von 150 Fuß. Hier empfing uns ein Diener in ſchwarzem Frack und weißer Halsbinde, ließ uns unſere Namen in ein großes Buch eintragen und machte dann den Erklärer, aber in außerordentlich ſchlechtem Engliſch, wie mir unſer lieber Reiſegefährte, Herr Moore, ſagte. Am Plafond iſt ein bemerkenswerthes Freskogemälde, und die koloſſale Thüre, zu der wir hereingetreten, iſt genau kopirt nach dem berühmten Thore des Kremls in Moskau. An einer der Wände ſah ich eine hübſche Einrichtung, wo man auf einem Zifferblatte mit der Windroſe die jedesmalige Luftſtrömung ſehen kann. Man findet dieß in den

Der Vicomte mit dem deutſchen Huſaren-Offizier, ſowie Alfons und Alfred, auch Baron Karl und die beiden Grafen von St. Alban hatten ſich in kurzer Zeit an einander gewöhnt, und man fand ſie faſt immer in derſelben Geſellſchaft.

Da die herrſchende Saiſon zu weiten Ausflügen in die prachtvollen Umgebungen Neapels nicht geeignet war, ſo beſchränkte man ſich mehr auf das, was die Stadt ſelbſt bot. Man beſuchte gemeinſchaftlich die Muſeen, man dinirte zuſammen, häufig im Palazzo Albano, man traf ſich in Geſellſchaften, kurz, man amuſirte ſich außerordentlich gut.

Der alte Graf von St. Alban, ſehr vergnügt darüber, daß er Gelegenheit hatte, einem kleinen angenehmen Kreis ſein Haus zu öffnen, war in ſolchen Stunden heiter, ja luſtig; aber auch nur in dieſen Stunden, und nachher, wenn er wieder allein ſaß, in dem großen Gemach bei ſeinem Kaminfeuer, ſtiegen nach wie vor die Geſpenſter des Mißmuths und der Einſamkeit neben ihm auf und verſetzten ſein Herz in Trauer.

Es war heute ein ſolcher Abend: der Graf fühlte heftige Schmerzen und ſaß zuſammengebeugt in ſeinem Lehnſeſſel. Draußen vom Meere her pfiff der Wind kälter und unfreundlicher wie je.

Es war vielleicht acht Uhr; die Straßen waren leer, in den Kaffeehäuſern wogte ein luſtiges, glänzendes Leben, beſonders in dem Café de l'Europe, dem Zuſammenfluß aller vornehmen, eleganten Leute. In den obern Zimmern deſſelben bei dem berühmten franzöſiſchen Reſtaurateur befand ſich eine Geſellſchaft junger Leute beim Beſchluß eines außerordentlich feinen Diners. Die theuerſten Weine funkelten in allen Farben in den feingeſchliffenen Kelchen. Graf Eugen, der einige Bekannte eingeladen hatte, ſetzte ihnen an edlen Weinen, was die Krater und Felswände ſeines Heimathlandes nur Geiſtvolles und Edles im Stande waren, auszukochen.

meiſten engliſchen Schlöſſern. Durch einen einfachen Mechanismus, bei dem der Zeiger dieſes Zifferblatts mit einer großen Windfahne auf dem Dache zuſammenhängt, wird dieſe Bewegung hervorgerufen.

Der Herzog von Marlborough war ſo freundlich, uns von der Erlaubniß, ſein Schloß ſehen zu dürfen, den vollſten Gebrauch machen zu laſſen, und war, ob gerade zu dieſem Zwecke, oder weil es ſonſt ſeine Zeit war, mit ſeiner Familie in den Park hinausgefahren. Wir durften durch die ganze Enfilade des untern Stockes gehen, durch Vorzimmer, Salons, durch das Boudoir der Herzogin, wo Manches verrieth, daß es eben erſt verlaſſen worden war, ſowie auch durch das Schreibzimmer des Herzogs, wo auf einem eleganten und ſehr bequemen Leſefauteuil noch ein Buch aufgeſchlagen war, in dem ein zierliches Papiermeſſer von Schildkröte anzeigte, wo der Leſer ſo eben geendigt; auch kamen wir durch das kleine Speiſezimmer, wo die Tafel zum Diner mit fünf Couverts bereits gedeckt war. Alle Zimmer dieſes wahrhaft königlichen Schloſſes ſind nicht nur reich, ſondern auch höchſt komfortabel und behaglich eingerichtet; die bequemſten Möbel aller Art ſind in großer Auswahl da, und darunter ſah ich ſehr nachahmungswerthe Gegenſtände: ſo einen kleinen Leſetiſch, unter deſſen Platte kleine Behälter angebracht waren, um Bücher, die man gerade nicht mehr braucht, unterzubringen, ohne ſie raumnehmend neben ſich liegen zu laſſen. Da ich Deine Leidenſchaft, Bücher um Dich aufzuhäufen, kenne, ſo habe ich eine flüchtige Zeichnung davon gemacht. Bekanntermaßen beſtehen die Hauptſchätze Blenheims in ſeinen werthvollen Gemälden, und ſind dieſelben ſo in den Zimmern vertheilt, daß man überall einige mit Muße betrachten kann, ohne daß das Ganze den Charakter einer Bildergallerie hat, was ich höchſt angenehm finde. Die kleinen Pièces des untern Stockwerks ſind reich an höchſt intereſſanten Miniaturporträts aus dem 17. Jahrhundert, beſonders aus der Zeit des Firſt Duke of Marlborough; daneben ſind Kuriositäten aller Art, Bronzen, Vaſen, Elfenbeinſchnitzereien, häufig als Erinnerung an dieſe oder jene intereſſante Perſon, anſprechend aufgeſtellt. Unter den Gemälden in den größeren Salons und im Speiſezimmer ſind viele ſchöne und ächte Rubens, auch ſein eigenes, von ihm oft und hier ſehr gut gemaltes Bild; ein Porträt des berühmten Herzogs von Buckingham von

van Dyk sprach mich besonders an. Es ist dieß ein schöner Mann mit seinen Zügen, ritterlich im Anstand und in sehr geschmackvoller Kleidung, ein vollkommener und angenehmer Roué jener interessanten Zeit. Eine Madonna von Carlo Dolce ist bekannt, weniger ein ganz vortreffliches und charakteristisches Bild der Katharina von Medicis; sie ist eine kalte Schönheit, und bildet so einen scharfen Kontrast gegen das neben ihr hängende Bild von Rubens' Frau mit ihren lebhaften Augen und ihrem blühenden vlamändischen Kolorit. Vortrefflich sind ein Paar Bettelbuben von Murillo, ebenfalls das bekannte Bild von Rubens: Loth und seine Töchter. Das Ende der Zimmerenfilade des untern Stocks bildet die Bibliothek, ein prachtvoller Saal mit 17,000 Bänden, in der auf einer Seite die sehr gut ausgeführte, marmorne Statue der Königin Anna steht; auch hängt hier ein Bild des großen Herzogs von Marlborough.

Auf einer schmalen Treppe stiegen wir jetzt in kleine gewölbte Gemächer hinab, deren Thüren auf die tiefer liegenden Blumengärten führen. Sie waren einfach aber nicht unbehaglich eingerichtet, und enthielten eine so reichhaltige Sammlung von Porzellan und irdenen Krügen, sowie Porzellanfiguren und hieher gehörige Artikel, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen. Dieses kleine Appartement wurde vom verstorbenen Vater des jetzigen Herzogs bewohnt, der so verschuldet war, daß ihm von einer jährlichen Revenue von 70,000 Pfd. Sterling nur 5000 Pfund zeitweise blieben, da das Uebrige zur Bezahlung der Schulden verwandt wurde; doch soll sich das große Vermögen unter dem jetzigen Besitzer wieder ziemlich hergestellt haben.

Blenheims Park war die erste dieser berühmten englischen Gartenanlagen, die ich sah, von denen ich so viel gehört und mit großem Interesse gelesen. Er hat fünf deutsche Meilen im Umfang und enthält ein künstlich ausgegrabenes Wasserbecken, welches einen Flächenraum von 800 Morgen einnimmt. Der Ablauf des Sees bildet dem Schlosse gegenüber einen künstlichen Wasserfall, der von großen, weit hergeschafften Felsstücken der Natur so täuschend nachgeahmt ist, daß man kaum glaubt, er sei von Menschenhänden geschaffen. Wie ich schon früher sagte, ist dieser Park an riesenhaften Bäumen, namentlich Cedern und Eichen, reich. Von den ersteren sahen wir einen Stamm,

der 22 Fuß im Umfang haben ſoll, und doch noch klein erſcheint gegen einen einzigen Strauch portugieſiſchen Lorbeers, der mit ſeiner dichten Laubmaſſe 200 Fuß im Umfang erreicht. Freilich iſt es leicht, hier in England mit ſeinem nicht zu kalten, ziemlich gleichmäßig feuchten Klima einen ſo herrlichen Baumwuchs zu erzielen. Vieles, was wir bei uns in Kübeln halten müſſen und im Winter in die Glashäuſer bringen oder ſonſt ſorgfältig vor der Kälte ſchützen, wächst, ja wuchert hier im freien Boden. Sieht man doch Taxusbäume von der Größe unſerer Tannen, die ſchönſten Exemplare von Holly und impoſanten, immergrünen Eichen, ſowie ganze Waldpartieen von Rhododendren, Camellien, Daturen, von denen nur einige Pflanzen im ſtrengſten Winter leicht bedeckt werden. Alle dieſe Sträucher und Bäume ſind in größeren Partieen und kleineren Gruppen auf den unabſehbaren Raſenflächen mit großer Kunſt und vielem Geſchmack vertheilt, und machen allerdings im Anfang einen überraſchenden Eindruck auf uns. Hat man aber erſt einige dieſer Parks beſucht und iſt ſtundenlang auf dieſen endlos ſcheinenden Wieſen herumgegangen, ſo kann man ſich in der Stille und Einſamkeit, die hier herrſcht, eines Gefühls der Oede, ja der Melancholie nicht erwehren. Nehmen wir dazu die prächtigen aber ſtillen Schlöſſer, an deren Fenſtern und Thoren man zu gewiſſen Jahreszeiten, wo ſie unbewohnt ſind, kein menſchliches Weſen ſieht, ſo glaubt man vor einem verwünſchten Palaſte zu ſtehen, deſſen weite, weite Gärten nur von Hirſchen, Rehen und anderem verzauberten Wilde bewohnt ſind; denn die anſtändige, traurig ruhige Art, mit der dieſe Rudel hier äſen und ſich bewegen, hat ihnen ganz ihren munteren und friſchen Charakter genommen, wie wir ihn in unſeren Wäldern an dieſen Thieren zu ſehen gewohnt ſind. Die Stille und Einſamkeit eines engliſchen Parks wird noch dadurch vermehrt, daß man ſo wenig als möglich Wege durch den Raſen gezogen findet, denn die Unterhaltung derſelben iſt hier ſehr koſtbar, weßhalb man ſich gewöhnlich mit einer einzigen Straße begnügt, die vom Schloſſe aus den Park umkreiſt und wieder dorthin zurückführt. Aus dieſem Grunde genirt man ſich auch nicht, quer über den Raſen zu gehen, was bei uns als ein Verbrechen angeſehen wird, und wandelt dabei ſo angenehm und weich wie auf dicken Teppichen. Das Gras iſt bekanntermaßen ganz kurz geſcho-

ren, was meiſtens mit ſehr ſinnreichen Mähmaſchinen geſchieht, hinter denen eine Walze angebracht iſt, die, der ſpiralförmigen Senſe folgend, die feinen Halme feſt zuſammendrückt. In den großen Parks wird von einer Anzahl Arbeiter den ganzen Tag über an verſchiedenen Orten gemäht, wodurch man es möglich macht, daß man zu keiner Zeit langes Gras ſieht und doch eine unangenehme Generalmähderei vermeidet, welche den Garten für einige Zeit unreinlich macht. Häufig findet man zwiſchen dem Graſe eine eigenthümliche Art von Klee, deſſen Blätter von der Größe einer ſtarken Erbſe ſind, der ſich dicht am Boden hält und keine Blumen treibt. Bemerkenswerth fand ich eine einfache und höchſt praktiſche Art von Gartenſitzen, indem man von einem vielleicht 1½ Fuß im Durchmeſſer haltenden Eichenſtamm Scheiben von ein paar Zoll Dicke abſägt und dieſelben mit drei Stuhlfüßen verſieht; drei aneinandergehängte Sitze dieſer Art bilden eine Bank. Alte, abgeſtorbene Bäume fand ich vielleicht 2½ Fuß vom Boden abgeſägt, den Stumpf oben ausgehöhlt, und ſo als ungeheure Blumentöpfe benutzt, die dann meiſtens eine einzige Sorte grellfarbiger Blumen enthalten, was auf dem grünen Raſen eine angenehme Wirkung hervorbringt. In einem kleinen Blumengarten, zunächſt dem Schloſſe, bemerkte ich auf dem Boden zwei Schlangenlinien von weißem Kies gebildet, die ſich durchkreuzen, deren Ränder mit niedrigem Buchs beſetzt ſind, und in denen da, wo die Linien eine Rundung bilden, rothblühende Geranien abwechſelnd mit blauen Lobelien dicht beiſammenſtehen.

Ehe wir Blenheim verließen, ſahen wir noch die ſchwarzgerauchten Trümmer der im vorigen Jahre verbrannten Tiziangallerie, von deren ſchönen Bildern indeß einige gerettet worden ſind, ſo unter Anderem ein Porträt Philipp's II., das man uns im Schloſſe gezeigt hatte.

Unſer wackerer Einſpänner brachte uns in noch kürzerer Zeit nach Oxford zurück, als wir gebraucht, um nach Blenheim zu gelangen, und hatten wir, ehe die Eiſenbahn nach Leamington abging, noch etwas Zeit übrig, um abermals durch die intereſſanten Straßen der alten Univerſitätsſtadt zu wandern und dann auf einem Umwege den Bahnhof zu erreichen.

Auf dieſem Spaziergange ſahen wir einen prachtvollen Baumgang von Rüſtern, die wie einige der alten Colleges dem Jahre 1520 ihren

Urſprung verdanken. Von dieſer Königin der Alleen, in der auch nicht ein Baum fehlte, und die mitten durch eine Wieſe am Waſſer hinführt, ſahen wir von der einen Seite eine reizende Landſchaft, von der andern einen Theil der Stadt mit fünf bis ſechs der ſchönſten gothiſchen Thürme in prachtvoller Abendbeleuchtung mit ihren dunkeln, zackigen Spitzen hoch in die Luft hinaufragen, ein maleriſcher Anblick, der mir in der Erinnerung bleiben und Oxford noch unvergeßlicher machen wird. Mit der Eiſenbahn gelangten wir in 1½ Stunden nach Leamington und nahmen dort, um im großen Style zu reden, unſer Abſteigequartier im Regents Hotel.

London, den 5. Oktober.

Lieber Freund!

Leamington iſt ein kleiner Badeort und beſtand vor fünfzig Jahren noch aus einem ganz kleinen Dorfe, bis ein paar ſpekulative Köpfe entdeckten, daß ſich das ſehr unbedeutende, etwas Schwefel und Salz haltende Waſſer, gewürzt mit übertriebenen Zeitungsannoncen, zum Trinken und Baden für alle möglichen eingebildeten Krankheiten eignen werde. Dank den löſchpapiernen Tyrannen kam es dann in die Mode, und bald ſchoſſen Kur-, Konzert-, Tanz- und Billardſäle, erſterer mit Kolonnaden und großen Gärten, palaſtartige Gaſthöfe und eine Unzahl von kleinen, komfortabeln Privathäuſern wie Pilze aus der Erde, ſo daß Leamington jetzt ſchon eine reiche, elegante und dabei höchſt reinliche Stadt bildet. Das Regents Hotel, ein Gaſthof erſten Ranges, war uns empfohlen worden, und verdiente auch dieſe Empfehlung in jeder Beziehung, nur habe ich daran auszuſetzen, daß wir außerhalb der Seaſon doch die vollen und unerhört theuren Seaſonpreiſe bezahlen mußten. Dazu kam noch hier die ſchon früher erwähnte engliſche Einrichtung, daß Damen nicht den allgemeinen Diningroom beſuchen durften, und deßhalb unſer Diner in einem allerdings ſehr eleganten Speiſeſaal des erſten Stocks mit einer Unmaſſe von Silbergeſchirr und Kellnern in ſchwarzen Fräcken und weißen Halsbinden ſervirt wurde, welchen Komfort wir aber mit ſtarken Zügen in der Rechnung notirt

fanden. Dieſes Unangenehme, wohl das einzige, das uns Leamington bot, habe ich abſichtlich vorausgeſchickt, um ſpäter nicht genöthigt zu ſein, die glänzenden Sonnenblicke des in jeder Beziehung reizenden Tages, den wir in der Umgebung des Badeortes verlebten, durch einen Schatten trüben zu müſſen. Sahen wir doch Warwick-Caſtle und Kenilworth, und wenn ich auch das erſte, die Perle aller Landſitze Englands, mit den größten Erwartungen betrat, ſo muß ich doch geſtehen, daß dieſe im höchſten Grade übertroffen wurden. Alles, was ich früher geſehen, war eine reiche Natur, aus der man gemacht hatte, was Kunſt und Geld hervorzubringen im Stande iſt; in Warwick-Caſtle aber betrittſt Du ein zur Wirklichkeit gewordenes reizendes Märchen, ein in Stein aufgeführtes Heldengedicht, eingehüllt in die großartig ſtille Waldesnacht uralter Bäume, umſpült von den ſilbernen Wellen eines Fluſſes, des Avon, an deſſen Ufer Englands größter Dichter geboren wurde, — kurz einen Ort, der, in das lieblichſte Gewand der Poeſie gehüllt, und von aller Majeſtät der Geſchichte umgeben, Dein Herz mit freudigem Erſtaunen erfüllt.

Um alles das Schöne zu ſehen, hatten wir glücklicherweiſe einen unvergleichlich ſchönen Herbſttag; die Gegend mit ihren friſchen Wieſen, mit ihren Feldern und Bäumen lachte förmlich unter dem Kuſſe der Sonne, und ſo rollte unſer Wagen, mit zwei ſchnellen, vortrefflichen Pferden beſpannt, auf der breiten, platten Landſtraße gegen Warwick.

Ehe wir es erreichen, will ich Dir in's Gedächtniß zurückrufen, daß das Schloß der Grafen von Warwick im neunten Jahrhundert erbaut wurde und daß es ſeit der Regierung Eliſabeth's im Beſitze der gleichen Familie geblieben iſt, einer reichen und kunſtſinnigen Familie, woraus Du entnehmen kannſt, welche Kunſtſchätze hier im Laufe der Jahrhunderte zuſammengebracht und aufgeſtellt wurden. Der erſte Beſitzer des Schloſſes war jener halbfabelhafte Guy, deſſen Rüſtung und Waffen indeſſen, wie Du ſpäter hören wirſt, man noch zeigt, ſowie auch ſein Andenken durch einen der Thürme, Guy's Tower, bewahrt wird. Ein bekannterer Name ſeines Geſchlechts iſt jener mächtige und übermüthige Vaſall Englands, Beauchamp the Kingmaker, Graf von Warwick, ein etwas wilder Herr, der ſich rühmte, drei engliſche Könige entthront und ebenfalls ſo viele auf den leeren Thron geſetzt zu haben.

Nachdem wir eine gute halbe Stunde gefahren ſind, hält unſer Kutſcher an und zeigt auf eine dunkle impoſante Steinmaſſe, die über Eichen, Linden, Kaſtanien und Cedern vom Libanon emporragt, und über der ſich zwei koloſſale Thürme in verſchiedener Form erheben, ein prächtiger Anblick, der ſich, während wir nun abwärts fahren, immer maleriſcher und grandioſer entwickelt. Jetzt ſehen wir durch die Gebüſche vor uns die ſpiegelnden Fluten des Avon und von dieſen ſenkrecht zweihundert Fuß hoch aufſteigend die Mauern von Warwick-Caſtle, mit dem Felſen, auf dem es ſteht, wie verwachſen erſcheinend. Während wir jetzt über eine neue Brücke fahren, ſehen wir gerade da, wo die Schloßgebäude beginnen, die zertrümmerten Pfeiler einer alten Brücke mitten im Fluſſe ſtehen, umſponnen von Epheu und überwuchert von Bäumen, trotzend einem ſchäumenden Waſſerfall, den der Avon hier bildet, und der die Räder der Schloßmühle treibt, die, an den Felſen angebaut, hier neben den hohen Mauern nur wie ein unbedeutender Pfeilervorſprung erſcheint.

In einem weiten Bogen um das Schloß herumfahrend, verlieren wir es jetzt wieder aus dem Geſichte, und bald rollt unſer Wagen auf weichem Boden und hält vor einem mächtigen eiſernen Thore in einer hohen krenelirten Mauer, aus großen Quadern erbaut, die mit Moor- und Schlingpflanzen maleriſch überwachſen iſt. Ein Diener, der uns öffnet, erſucht uns, in einer kleinen Halle auf der Rechten zu warten, bis der Earl of Warwick, der ſich gerade hier befinde, Erlaubniß gegeben habe, das Schloß zu beſehen. In kurzer Zeit wird dieſe freundlich bewilligt, und wir dürfen weiter gehen. Statt aber von der Umfaſſungsmauer, wie wir uns gedacht, in den Schloßhof einzutreten, kommen wir in einen tiefen, durch den Felſen geſprengten Hohlweg, der uns in einer Schlangenlinie aufwärts führt und von einer unbeſchreiblich maleriſchen Wirkung iſt. Wir gehen auf glattem Felſengrunde unter einem Gewölbe alter Eichen und Buchen, durch deren Wipfel über uns das Blau des Himmels durchſchimmert, während Epheu, wilder Wein und andere Schlingpflanzen wie Feſtons von den ſteilen Wänden des Hohlwegs herabhängen. Bei der letzten Biegung deſſelben bleiben wir überraſcht ſtehen, denn vor uns im Sonnenlichte ſehen wir mit einem Male das gewaltige Schloß vor uns liegen, und von deſſen

zweitem Gitterthore trennt uns ein ſanfter Raſenabhang, während ſonſt von allen Seiten die Laubmaſſen uralter Bäume es wie ſchirmend umgeben. Doch verſchwinden hier faſt die koloſſalen Waldrieſen gegen die ungeheuren Thürme, von denen ich ſchon oben ſprach, an deren Fuße wir jetzt ſtehen, und zwiſchen denen ein zweites eiſernes Gitterthor in den Schloßhof führt. Dieſer Anblick iſt allein ſchon eine Reiſe werth: denke Dir einen Thorbogen von der Sohle bis zum Schlußſtein über dreißig Fuß hoch, der aber neben ſeinen beiden faſt ungeſchlachten Nachbarn zu einem kleinen unbedeutenden Pförtchen herabſinkt. Von dieſen Nachbarn iſt der eine der Thurm Guy's, das älteſte Gebäude des Schloſſes, ganz frei von Gebüſch, in drohender Majeſtät, dunkel wie aus Erz gegoſſen, während der andere, Beauchamp's Thurm, mit ſeinen gewaltigen krenelirten Zinnen, freundlich verziert erſcheint durch eine wohl Jahrhunderte zählende Kieſer, durch eine prachtvolle Kaſtanie, durch breitblättrigen Epheu und wilden Wein, der den Thurm liebend umſchlingt und über die anſtoßende Mauer in zierlichen Guirlanden herabhängt.

Eine neue Steigerung des Schönen, was wir bereits geſchaut, erwartet uns, wenn wir nun endlich den Schloßhof betreten und uns hier rings von Gebäuden umgeben ſehen, die würdig des äußern Anblicks des Schloſſes durch die Farbe ihrer Steine ihr hohes Alter bezeugen und doch dabei ſo gut erhalten ſind, als haben die Steinmetzen erſt geſtern dieſen ungeheuren Bau beendigt. Und mit welch' wohlthuender maleriſcher Willkürlichkeit die Linien derſelben hier mit krenelirten Thürmchen, dort mit Zinnen und Zacken hoch in die blaue Luft emporſteigen, während ſie ſich drüben hinabſenken, und obgleich überall verſchieden an Form, dennoch ein erhaben zuſammenhängendes Ganzes bilden. Zu unſern Füßen haben wir einen weiten, einfachen Raſenteppich, um den ein ſanftgeſchlungener Kiesweg nach allen Ein- und Ausgängen dieſes Rieſenbaues führt; zur Linken iſt der bewohnte Theil deſſelben, ſowie die Kapelle, Alles mit luſtigen Fenſtern verſehen, hoch und breit, würdig des Ganzen, während zur Rechten die Oekonomie- und Dienſtgebäude nur große Mauermaſſen bilden, deren Einförmigkeit durch rieſige Lärchenbäume und hoch emporgewachſene Gebüſche aller Art maleriſch unterbrochen werden. Gerade vor uns, gegenüber dem

Eingange, erheben ſich hinter den Gebäuden des bewohnten Schloſſes auf einem ſteilen Berge maleriſch die Ruinen eines alten Kaſtells, das aber durch gezackte Mauern, die vom Schloſſe aus zu dieſem hinanklimmen, mit dieſem zuſammenhängt, und ſind dieſe Ruinen wieder hoch überragt von prächtigen Bäumen, deren Zweige, Aeſte und Blätter hoch in die Luft emporſteigend ſich gegen den tiefblauen Himmel in wunderbarer Klarheit abzeichnen. In der erhabenen Schönheit dieſes Schloßhofes nahm ſich nur Etwas kleinlich aus: eine kleine Gitterumzäunung nämlich in einer Ecke mit kleinen Aeffchen, doch als Spielzeug der Kinder des Earl of Warwick gerechtfertigt.

Wenige Stufen führen uns nun vom Hofe in die Wohnzimmer durch einen Durchgang zuerſt in die große Schloßhalle, bei deren Anblick ich vor Entzücken hätte laut aufjauchzen mögen. Denke Dir einen majeſtätiſchen Raum, eine dieſer gigantiſchen Baronialhalls, wie wir ſie in Walter Scott ſo ausführlich beſchrieben finden, die Wände mit geſchnitztem Eichen- und Cedernholz getäfelt, mit allen Arten und den koſtbarſten Exemplaren ritterlicher Waffen angefüllt, geräumig genug, um bei großen Feſten alle Vaſallen des mächtigen Hauſes zu einem gemeinſchaftlichen Bankett hier zu verſammeln, dazu ein Marmorkamin, der ſich wie ein Seitenkabinet ausnimmt, in dem Du mit dem Hute auf dem Kopfe ganz bequem neben dem Feuer ſtehen kannſt, mit eigenthümlich geſtaltetem Roſte in Form eines Korbes, von trotzig ausſehenden Feuerhunden getragen; der marmorne Fußboden von einfacher Zeichnung iſt noch hie und da mit indiſchen Strohmatten bedeckt, deren verſchoſſene Farben ſo prächtig zuſammenpaſſen mit den Waffen und Rüſtungen an der Wand, mit den geſchloſſenen Viſiren alter Helme, von denen vergilbte Federn herabnicken, mit den uralten Standarten und Fahnen, die hoch an dem Geſimſe aufgehängt ſind. Aber die alte Zeit, die Dich hier bergeſtalt umgibt, tritt Dir in der freundlichſten und reinlichſten Geſtalt entgegen, nirgendwo ein Stäubchen, noch die geringſte Unordnung; kein verdeckender Ueberzug über den Sitzen der alten ledernen Seſſel, nirgends an den Waffen Etwas zerbrochen oder ein Roſtfleck. Hier fand ich auch unter der reichhaltigen Sammlung der Schießgewehre der verſchiedenen Jahrhunderte abermals eine Revolverbüchſe, wie die, welche ich im Hotel Cluny zu Paris geſehen.

Dabei hatte Alles einen ſo wohnlichen, behaglichen Charakter, man konnte es fühlen, daß der Beſitzer dieſes Schloſſes vielleicht ſo eben erſt die Halle verlaſſen; in einem Sonnenſtreifen am Boden wärmte ſich ein prächtiger Hühnerhund, auf einem Stuhle neben der Thüre lagen Pulverhörner und Jagdtaſche neueſter Konſtruktion, und daneben lehnten ein Paar Leſaucheuxflinten freundlich vermittelnd zwiſchen den ſchweren Armbrüſten an den Wänden, zwiſchen den Jagdſpeeren und Saufedern.

Treten wir nun an eines der Fenſter dieſer Halle, deren acht bis vierzehn Fuß dicke Mauern hier förmliche Kabinete bilden, ſo blicken wir fünfzig Fuß tief hinab auf die ſchäumenden Fluten des Avon, auf den wildromantiſchen, hier faſt düſtern Park mit ſeinen rieſigen Bäumen, und fühlen uns wunderbar angeregt, wenn wir in der Ferne, wo der Fluß in leichten Windungen ſanfter ſtrömt, einen ſtarken Hirſch mit mächtigem Geweih am Waſſer ſtehen ſehen.

Ich hätte in dieſer wunderbaren Halle Stunden zubringen mögen, doch wäre ein längeres Bleiben unbeſcheiden geweſen, und ſo mußten wir dem Diener, der uns herumführen ſollte und der uns durch ein leichtes Huſten mit vorgehaltener Hand ſeine Anweſenheit bemerkbar machte, in die anſtoßenden Gemächer folgen, wo ſich aber auch wieder ſo viele koſtbare und gediegene Kunſt- und andere Schätze befinden, daß man die prachtvolle Baronialhall, ſowie beim Betreten eines neuen Gemachs das, in dem man ſo eben noch war, beinahe ganz vergißt. Denke Dir eine Reihe von Gemächern, die ſich in einer ununterbrochenen Reihe von 340 Fuß ausdehnen, und alle dieſe Zimmer nicht nur mit alten koſtbaren Möbeln verſehen, ſondern auch wohnlich und behaglich eingerichtet. Alle dieſe Schränke, Etageren, Tiſche, Stühle, hier in reicher Vergoldung, dort aus geſchnitztem, tiefbraunem Nuß- und Eichenholz, dann wieder in Vieuxboule nicht nur wie zur Schau an den Wänden herumgeſtellt, ſondern in einem angenehmen, behaglichen Durcheinander, ſo daß man auch hier in jedem der Zimmer glauben könnte, die Beſitzer hätten es eben erſt verlaſſen und in dieſem Augenblick eines der koſtbaren Alterthümer aus der Hand gelegt, von denen die wenigſten in Schränke ängſtlich eingeſchloſſen ſind, ſondern überall offen herumſtehen und liegen, daß man ſie mit der größten Bequemlichkeit

„Ich muß geſtehen," ſagte Graf Alfons, „daß man ſchon im Stande wäre, ſich, was dieſen Wein anbelangt, bei Euch gerne baldigſt zu acclimatiſiren."

„Das glaube ich gerade nicht," entgegnete Alfred, „wenigſtens ich für meinen Theil trinke auch hie und da gern ein Glas Syracuſer oder Lacrymä, möchte aber keinen Eurer italieniſchen Weine täglich auf meinem Tiſche haben."

„Ganz meine Anſicht!" lachte der Vicomte, „Alles, was wir hier auf dem Tiſche ſehen, ja Champagner, ſpaniſche Weine, Tokayer, feine Rheinweine, ſind nur eine angenehme Verzierung des ſoliden Gebäudes, welches man mit dem erſten Weine der Welt, dem Bordeaux, aufgeführt. Bordeaux iſt der einzige Wein, den man als ſolchen behandeln, von dem man viel trinken kann. Bordeaux erwärmt, ſättigt, erheitert, reſtaurirt. Erhebt Euch von einem ſchweren Gelage und Ihr könnt Eurem Magen nicht beſſer thun, als wenn Ihr ihm gleich eine Arznei zur Verdauung, ein Glas guten alten Medoc eingebt."

„Der Vicomte hat Recht!" lachte der junge Offizier, „ich ziehe all' dieſe leichten feurigen Truppen bereitwillig zurück und laſſe meine Artillerie auf der ganzen Linie abfahren, ſobald ſich eine ſchwere Bordeaux-Batterie zeigt."

„Ich will damit nicht geſagt haben," fuhr der Vicomte fort, „daß ich die italieniſchen Weine verachte. Im Gegentheil, es gibt nichts Reizenderes und Lieblicheres als ein kleines Glas dieſes vortrefflichen Syracuſers."

„Italien iſt ein herrliches, prächtiges Land!" ſagte der Baron Karl und hob ſein Glas in die Höhe, „und wenn es auch gar keinen Wein darin gäbe, ich wäre ſchon zufrieden mit der Ausſicht von meinem Fenſter, den deliciöſen Frutti de Mare und dem unübertrefflichen Gefrorenen."

„Dergleichen haben wir nicht in Paris," ſagte der Vicomte,

von allen Seiten betrachten kann, ja in die Hand nehmen könnte, wenn es uns die Bescheidenheit nicht verböte. Und in welcher Masse sieht man hier interessante Gegenstände, historisch merkwürdige Kunstschätze und Gemälde, worunter sich nicht ein einziges mittelmäßiges befindet, und welche für den Herrn des Schlosses noch das besonders Anziehende haben, daß sich viele Porträts seiner Ahnen darunter befinden, von der Hand Tizian's, van Dyk's und Rubens' gemalt. Ueberhaupt sieht man von diesen drei Meistern, sowie von Holbein, prachtvolle Bilder, meistens Porträts, deren Aechtheit wohl durch die Hand des Meisters gewährleistet ist, und deßhalb für uns von doppeltem Interesse. Da ist der Herzog von Alba und Machiavelli von Tizian, Cromwell und der Prinz Rupert von van Dyk; da ist Heinrich VIII. mit Anna Boleyn, ferner die Königin Elisabeth von Holbein, Ignaz von Loyola von Rubens, Maria Stuart und die Königin Anna, und von manchen der Ebengenannten findet man in den gleichen Zimmern, wo ihre Porträts hängen, Erinnerungen in Dingen, die ihnen angehörten, so z. B. ein prachtvolles Staatsbett der Königin Anna mit reich gesticktem Ueberwurfe aus Sammet und Seide, eine Halskette der Königin Elisabeth, Dolch und Schwert des Prinzen Rupert, sowie Cromwell's Helm.

Obgleich es ziemlich lange dauert, ehe wir die ganze Enfilade durchwandert, so floh doch die Zeit wie ein paar Minuten. Im letzten Zimmer machte uns der Diener, der uns führte, noch auf die genaue und solide Bauart des Schlosses aufmerksam, indem er uns durch die Schlüssellöcher der 340 Fuß langen Gemächerreihe blicken ließ, wo wir dann am andern Ende der Baronialhall eine Büste erblickten; so genau waren die Beschläge der Thüren aufeinander gerichtet, und so wenig hatte sich an denselben im Laufe von Jahrhunderten verändert; das sogenannte Setzen der Häuser, mit dem jetzt manche unserer Baumeister etwaige Fehler in der Fundamentation zu bemänteln suchen, scheint damals noch nicht Sitte gewesen zu sein. Parallel mit den eben geschilderten Gemächern läuft nach der Hofseite zu eine ebenso lange Reihe kleinerer und größerer Kabinete als jene, durch die uns unser Weg bis zu dem gewaltigen Speisesaal, neben der Baronialhall gelegen, zurückführte. Auch hier waren überall in den Zimmern, in den Galleriern, Korridoren, ja sogar in den Durchgängen Waffen aller Art,

und Kunſtſchätze in Majolika und Email, ſowie koſtbare etruskiſche Vaſen, Marmorbüſten und Bilder aufgeſtellt und an den Wänden angebracht. Hier fand ich unter den Bildern ein Meiſterwerk van Dyk's: Karl I. zu Pferde, eben ſo groß als Kunſtwerk, wie glücklich aufgeſtellt; es befand ſich nämlich am Ende eines ziemlich langen Ganges, dort die ganze Wand einnehmend und von einem daneben liegenden Fenſter ſo hell und vortheilhaft beleuchtet, daß man unwillkürlich bei Seite treten zu müſſen glaubte, um den anreitenden König vorüber zu laſſen.

In einem Pavillon des Parks ſahen wir die berühmte koloſſale Warwickvaſe, ein Meiſterwerk ſchöner Bildhauerarbeit, deren Zeichnung Dir bekannt iſt. Sie kann einige hundert Gallonen Flüſſigkeit enthalten und beſteht aus drei Theilen, von denen es noch nicht genau erwieſen iſt, ob der untere, obgleich er vortrefflich zu dem Ganzen paßt, aber an einem anderen Orte aufgefunden wurde, auch ihr wirklicher Fuß iſt. Hätte ich Dich nur mitnehmen können in den eben ſo reizenden als prachtvollen Park, welcher das gewaltige Schloß umgibt; — da hört alle Beſchreibung auf. Sie müßte Dir in ihrer Wiederholung nur langweilig erſcheinen, da die ruhige Größe dieſer Gärten hauptſächlich in der Höhe und Schönheit der Bäume, beſonders der koloſſalen Cedern, in der Ueppigkeit der Vegetation und in dem ſammetartigen Raſen beſteht, hauptſächlich aber darin, daß man von allen Stellen dieſes Parks aus die maleriſchen Zinnen und Thürme des Schloſſes hier elegant von Grün eingerahmt, dort hoch über die Bäume erhaben vor ſich ſieht, und daß man von den oberen, helleren Lichtungen langſam herabſteigend an den wildſchäumenden Avon gelangt, von deſſen Ufern auf ſteilem Felſen die gewaltigen Mauern des Schloſſes ſich erheben, in finſterer Majeſtät, umſponnen von Epheu, umrauſcht von hundertjährigen Eichen und Cedern.

Man kann ſich kaum von dieſem Zauberorte trennen, und wir bedauern es, als wir nun von hier unten durch in die Felſen gehauene Treppen und Gallerieen den Schloßhof und das Eingangsthor, jetzt für uns das Ausgangsthor, erreichen. Hier wurden wir noch von der Kaſtellanin in Beſchlag genommen, welche uns die in einer Halle aufbewahrten Waffen des erſten Grafen von Warwick, des Sachſen Guy, zeigte: Harniſch und Helm, Schwert und Lanze, deren Dimenſionen

auf einen Rieſen erſten Ranges ſchließen laſſen. Daneben ſahen wir übrigens Stierhörner und Eberzähne von ungeheurer Größe, Alles Guy's Jagdbeute, ſo daß wirklich eine herkuliſche Kraft dazu gehört haben mußte, um dieſe Beſtien zu erlegen. Auch ſein Fleiſchkeſſel und ſeine Schürgabel befindet ſich hier und iſt ſo groß, daß der Rand einem erwachſenen Mann, der hineinſteigt, bis an die Bruſt reicht. Die Kaſtellanin erzählte uns, daß dieſer Keſſel noch jetzt zuweilen gebraucht würde, und zwar als Punſchbowle bei der jedesmaligen Geburt eines männlichen Sprößlings des Hauſes Warwick, für die Dienſtleute und Vaſallen deſſelben. Die alte Dame verſicherte uns ferner, in dieſem bronzenen Gefäße ſei außerordentlich viel Silber eingeſchmolzen, weßhalb es einen hellen Glockenklang von ſich gebe, und um uns dieſes zu beweiſen, kratzte ſie gewaltig mit der Schürgabel auf dem Rand, was allerdings einen hellen und ſchrillen Ton gab.

Die ſchöne, breite Straße die uns nach Warwick geführt, brachte uns jetzt nach dem kleinen Städtchen gleichen Namens, wo die uralte Kathedrale bemerkbar iſt, ſowie die kleine noch ältere Kapelle mit dem Grabmonumente Beauchamp's the Kingmaker, das er ſich ſelbſt dort bei Lebzeiten ſetzen ließ. Auch befindet ſich hier ein Steinbild des mächtigen Leiceſter, mir deßhalb doppelt intereſſant, da wir nach den Ruinen von Kenilworth fahren wollten. Vorher aber zeigte uns unſer Kutſcher eine am Avon ſtill und einſam gelegene Mühle, welche ſchon zur Zeit des Einfalls der Normannen beſtanden haben ſoll, und von wo aus man eine weite Ausſicht auf üppige Wieſen hat, durch die ſich der Fluß ſchlängelt, und an deren Ende zwiſchen ſchönen Bäumen verſteckt eine hübſche Villa in dem hier ſo beliebten gothiſch ländlichen Style liegt, mit Spitzen verziert und mit Schiefer gedeckt. So hübſch, ja reizend ſich dieſer neugothiſche Styl (castellated-style) in Zeichnungen und hie und da auch in der Ausführung macht, ſo kam er mir, noch erfüllt von der alten, ſoliden Pracht Warwick-Caſtle's, hier überladen, geſucht, faſt kindiſch vor, wogegen die kleine, von mächtigen Quadern aufgeführte Mühle mit den deutlichen Spuren ihres hohen Alters, zwiſchen Bäumen verſteckt, ſich ſpiegelnd in den klaren Fluten, mir wahr und treu erzählen zu wollen ſchien von jener gewaltigen Zeit, die hier ſo reiche Spuren hinterlaſſen, deren eiſengepanzerte Zeit-

genoſſen dieſe ſchaumſpritzenden Räder ſich drehen ſahen, welche die Brücke, auf der wir ſtehen, erbaut, deren Hände hier ein Werk des Friedens hinterließen, während ſie einige tauſend Schritte von da entfernt ein Denkmal blutiger Rache errichteten; denn auf der andern Seite der Straße ſehen wir auf einem bebuſchten Hügel ein hohes Kreuz, welches die Stelle anzeigt, wo Eduard's III. berüchtigter Liebling Gaveſton von Warwick und Arundel gefangen genommen und ohne Erbarmen hingerichtet wurde.

Es iſt eigenthümlich, wie von der Stadt Warwick aus die Landſchaft immer einſamer und dürftiger wird, je mehr wir uns Kenilworth nähern: es iſt gerade, als habe die gewaltige blutige Geſchichte dieſes Schloſſes rings einen Kreis um ſich gezogen und ſcheue ſich vor der Annäherung üppiger Wieſen und grünender Fluren, um allein brüten zu können in troſtloſer Einſamkeit. Die Gegend hat hier ein ärmeres, verlaſſeneres, ja melancholiſcheres Ausſehen, als irgend ein Theil des Landes, den wir bisher durchfuhren. Ueber kahle Hügel von rothbraunem Grunde mit kümmerlichen Bäumen bedeckt führt jetzt unſer Weg, und lange vorher ſehen wir die gewaltigen Ruinen des ehemaligen Luſtſchloſſes der Maiden Queen, ehe unſer Wagen an einer kleinen Pforte hält. Wir treten ein und ſehen zu unſerer Linken ein kleines, viereckiges, ſehr feſtes Gebäude, den älteſten Theil des Schloſſes, gegen 1120 errichtet und noch ziemlich wohl erhalten, wogegen ſpätere Bauten, namentlich die des Grafen Leiceſter, ſchon längſt in Trümmer gefallen ſind. Der Sinn für Garten-Anlagen, den man in England ſo ausgebildet findet, hat auch um dieß alte Gebäude freundliche Raſenplätze geſchlungen, glatte Kieswege angelegt, und damit dieſem Theile des Schloſſes ein freundliches Anſehen gegeben. Gerade vor uns neben denſelben hören aber alle Wege auf, und wir ſehen eine hügelige, anſteigende Wieſe, den ehemaligen Schloßhof von Kenilworth, den die ſo ungemein maleriſchen Ruinen, ein trauriges Bild ehemaliger Pracht und Herrlichkeit, auf drei Seiten umgeben, während die vierte von einem freiſtehenden, in der Tiefe gelegenen Theile der Schloßgebäude, [illegible] der ſpäter zu Oekonomie-Gebäuden umgewandelt wurde, eingenommen iſt.

Schauen wir um uns, wenn wir die Mitte des ehemaligen Schloßhofes erreicht haben. Was iſt geblieben von dieſer königlichen Burg, die an Pracht und Reichthum ſelbſt in jenen prunkliebenden Zeiten von keiner andern erreicht wurde, aus dieſer Maſſe prächtiger mit Zinnen verſehener Gebäude aus verſchiedenen Zeitaltern, von denen jedes den ſtolzen Namen und Wappenſchild ihres, meiſt berühmten Erbauers trug, und die umgeben waren mit Außenwällen, Ställen, Blumengärten, Oekonomiegebäuden, die einen Raum von ſieben Morgen Landes einnahmen, während Alles von einem weiten See umſchloſſen wurde, den wieder ein Park von dreißig engliſchen Meilen im Umfang umgab, der mit Rothwild, Hirſchen und Rehen und jeder andern Gattung von Wildpret verſehen war und bepflanzt mit ſtattlichen Bäumen, über denen man die ausgebreiteten Fronten und ſtarken Thürme des Schloſſes majeſtätiſch und prachtvoll emporſteigen ſah. Der Park mit ſeinen Bäumen iſt verſchwunden und in dürftige Felder umgewandelt, auf denen einzelne Hütten zerſtreut liegen; der See wurde unter Cromwell ausgetrocknet, indem man hoffte, verſenkte Schätze darin aufzufinden, und bildet jetzt nur noch an einer Seite der verfallenen Außenwälle einen kleinen, ſchilfbewachſenen Sumpf. Und das Schloß ſelbſt, wo Könige und Prinzen bankettirten, wo Helden fochten, bald im blutigen Ernſt bei Sturm und Belagerung, bald bei ritterlichen Spielen, dort von ſchönen Augen beweint, hier von liebender Hand mit dem Turnierpreiſe gekrönt, — beſteht jetzt nur noch aus Trümmermaſſen, die auch in ihren Ueberreſten noch die ehemalige Pracht zeigen und dem ſinnenden Beobachter die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge und das Glück derer, welche ein beſcheidenes Loos in tugendhafter Genügſamkeit genießen, fühlbar machen.

Du haſt mir ſo oft vorgeworfen, daß ich zu wenig reflektire, und wirſt deßhalb über die vorſtehenden Zeilen, wo ich mich einiger Betrachtungen befleißige, erſtaunt ſein, doch will ich ehrlich ſein und Dir geſtehen, daß ich dieſelben einem vortrefflichen Buche entnahm, welches ich bei mir führte, und welches heute noch, während ich Schilderungen [illegible] Erinnerungen, — die Briefe des Fürſten Pückler nämlich, deren wahre, geiſtreiche Schilderungen unübertroffen daſtehen.

Umgeben von zerbröckeltem Mauerwerk, das Epheu maleriſch umkleidet, ſteht noch der älteſte Thurm des Schloſſes, groß, maſſiv, kerkerartig, der die ehemalige Zitadelle deſſelben bildet, und verlegt man deſſen Erbauung in die Zeiten Kenelph's, eines angelſächſiſchen Königs, von dem das Schloß ſeinen Namen führt. Dieſer Thurm könnte uns ſchauerliche Geſchichten erzählen. Hier hausten die Clinton's, hier vertheidigte ſich der gefürchtete Simon von Montfort lange gegen Heinrich III., hier führte Mortimer, Graf von March, ein wildes, üppiges Leben, während ſein entthronter Monarch Eduard II. in den Kerkern des Schloſſes ſchmachtete. Von Maiden Queen iſt noch ein Söller erhalten, Eliſabeth's Bower genannt, und die Sage geht bei den Landleuten, daß oft bei mondhellen Nächten eine weiße Geſtalt dort geſehen worden ſei, ſtumm und ſtill in die Tiefe hinabſchauend. Die Rudera der Banketthalle mit dem Rieſenkamin, der weitläufigen Küche und den Weinkellern darunter, ſind noch deutlich zu erkennen, ja manches einſame Zimmerchen mag noch in den Thürmen wohl erhalten ſein, wohin ſchon längſt kein Zugang mehr führt. Die Phantaſie ergötzt ſich, aus dem noch Beſtehenden die Vergangenheit zu errathen, und oft träumte ich bei dem Umherklettern zwiſchen den Trümmern, jetzt die Stelle aufgefunden zu haben, wo der ſchändliche Vernon die treueſte und unglückſeligſte der Gattinnen in ewige Nacht verrätheriſch hinabſtieß. Doch gleich vergeſſen ſind jetzt Verbrechen wie Großthaten, die innerhalb dieſer Mauern geſchahen; über ſie hat längſt die Zeit ihren Alles bedeckenden Schleier gelegt, und dahin ſind die ewig ſich wiederholenden Leiden und Freuden, die veränderte Pracht und das vergängliche Streben.

Der helle Sonnenſchein warf ſeinen flimmernden Glanz rings über die kahle Gegend, ließ die Waſſerlachen des jetzt zu einem Sumpfe eingetrockneten weiten Sees freundlich aufleuchten, vergoldete die dunkeln Mauertrümmer und ſtreute hellen Glanz auf die dunkeln Blätter des Epheus, ſowie der Bäume, die luſtig zwiſchen den Steinritzen emporwuchſen, während ein tiefblauer, wolkenloſer Himmel ſich freundlich über uns ausſpannte. Auch waren wir nicht allein in den Ruinen von Kenilworth; außer unſerer Geſellſchaft waren noch andere zahlreiche Beſucher da, und die bunten Kleider der Damen ſchmückten

in angenehmem Kontraſte ſo lebhaft die grauen Mauern. Ihr Plaudern und Lachen tönte ſo wohlthuend durch die öden Gänge und Hallen, daß man ſich mit einiger Phantaſie und mit dem treffſlichen Buche Walter Scott's in der Hand den Palaſt hier in ehemaliger Pracht und Herrlichkeit wieder aufbauen konnte und ihn glänzend bevölkern mit den Geſtalten jener gewaltigen Zeit.

War es doch ein eben ſo ſchöner Sommertag wie der heutige, als am 9. Juli 1575 nach Sonnenuntergang Alles hier in geſpannter Erwartung der Ankunft der Königin Eliſabeth entgegenſah. Das Volk war ſchon ſeit mehreren Stunden verſammelt, und ſeine Menge nahm immer mehr zu. Eine freigebige Austheilung von Erfriſchungen, gebratenem Ochſenfleiſch, und volle angezapfte Fäſſer Bier an verſchiedenen Orten des Weges aufgeſtellt und ausgetheilt, erhielten die Volksmenge in einer Stimmung der Zuneigung und Ergebenheit gegen die Königin und ihren Günſtling, welche vielleicht etwas lau geworden ſein würde, wäre Faſten mit dem Warten verbunden geweſen. Sie vertrieben ſich nun die Zeit nach der gewöhnlichen Volksweiſe mit Jubeln, Schreien und gegenſeitigen Neckereien, die zuſammen einen bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlichen Chor von Mißtönen bildeten. Dieſe frohe Stimmung herrſchte bei der ganzen auf den Wegen und Feldern verſammelten Volksmenge und insbeſondere jenſeits des zu dem Jagdrevier führenden Thors, wo der größte Theil des Pöbels ſeinen Standpunkt genommen hatte, als plötzlich eine einzelne Rakete in die Luft ſtieg, und in demſelben Augenblick das Geläute der großen Schloßglocke weit über die Gegend ertönte.

Unmittelbar nachher trat eine Todtenſtille ein, welcher ein dumpfes Gemurmel der Erwartung von vielen tauſend vereinigten Stimmen folgte, deren keine ſich lauter vernehmen ließ als ein Athemzug; oder um mich eines ungewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, es war das Geflüſter einer unermeßlichen Menſchenmenge.

Die in dichten Reihen an dem Wege, den die Königin kommen mußte, aufgeſtellten Garden fingen den Freudenruf auf, der wie ein Laufſeuer bis zu dem Schloſſe hinlief, Allen verkündend, daß die Königin Eliſabeth in das königliche Jagdrevier von Kenilworth eingezogen ſei. Alle Muſikchöre des Schloſſes ſtimmten auf einmal an, und eine

Kanonensalve, von Kleingewehrfeuer begleitet, donnerte von den Zinnen; allein der Lärm der Trompeten und Pauken, ja selbst der Kanonen, ward unter dem Geschrei und wiederholten Jubelruf der Menge nur schwach vernommen.

Als das Getöse etwas nachzulassen begann, war ein heller Lichtglanz von der Pforte des Parks her sichtbar, der, sich nähernd, immer heller und glänzender wurde und seine Richtung durch den schönen Baumgang nahm, der zum Galleriethurme führte und von Lord Leicester besetzt war. „Die Königin! Die Königin! Stille, und ruhig gestanden!“ so lief es die Reihen entlang. Und näher kam der Zug von zweihundert Wachsfackeln, in den Händen von eben so vielen Reitern, die ein Licht gleich der schönsten Tageshelle über die ganze Prozession und insbesondere über die Hauptgruppe verbreiteten, von welcher die Königin, auf das Prachtvollste gekleidet und mit Juwelen bedeckt, der Mittelpunkt war. Sie ritt ein milchweißes Roß, das sie mit einer ihr eigenthümlichen Weise und Würde lenkte, und an ihrer stattlichen und edlen Haltung erkannte man ihre Abkunft von hundert Königen.

Die Hofdamen, welche der Königin zur Seite ritten, hatten Sorge getragen, nicht glänzender als ihr Rang und die Gelegenheit es erforderten zu erscheinen, damit es nicht den Anschein haben möchte, als ob untergeordnete Gestirne dem königlichen Planetenkreise sich nähern wollten. Aber ihre natürlichen Reize und die Pracht, womit sie sich, der klugen Beschränkung ungeachtet, umgeben mußten, bezeichneten sie als die Blüte eines Hofes, so berühmt wegen seines Glanzes und seiner Schönheiten. Die Hofkavaliere, nicht durch solche Rücksichten gebunden, zeigten eine unbegrenztere Pracht.

Das die Person der Königin unmittelbar umgebende Gefolge war, wie leicht zu errathen, aus den Edelsten und Schönsten erwählt, — aus den ältesten Geschlechtern und weisesten Räthen jener glorreichen Regierung, deren Namen zu wiederholen nur den Leser ermüden würde. Dann folgte ein langer Zug von Rittern und Edelleuten, deren Rang und Geburt, wenngleich ausgezeichnet, dennoch in Schatten gestellt wurden, wie ihre Personen an das Ende einer Prozession, an deren Spitze die erhabene Monarchin stand.

So geordnet näherte ſich der Zug dem Gallerieſhurme, welcher, wie wir ſchon bemerkt haben, die äußerſte Grenze des Schloſſes bildete.

Als die Königin in das Schloß einzog, wurde das doppelte Feuerwerk zu Waſſer und zu Lande abgebrannt.

„So groß," berichtet der Thurminſpektor des Geheimerathſaales, „war das Flammenmeer der brennenden Strahlen, der Glanz der funkelnden Sterne und der Leuchtkugeln, der ſprühenden Feuerſtröme, und ſo furchtbar, heftig und anhaltend der Donner der Kanonenſchläge, daß die Luft davon wiederhallte, das Waſſer ſchäumte, und die Erde erbebte; ſo daß ich, wenn es mir gleich nicht an Muth gebricht, mich ernſtlich zu fürchten begann."

Voll dieſer Erinnerungen verließen wir Kenilworth, um auf unſerem Wege nach Leamington noch einen kleinen, reizenden Ort, am Avon gelegen, Guy's Cliff zu beſuchen. An einer ſteilen, maleriſch gelegenen Felswand des Fluſſes ſieht man eine tiefe Höhle, in welche ſich der Sage nach Guy von Warwick, den ich Dir mehrmals genannt und deſſen Waffen ich Dir beſchrieben, nach vielen großen Heldenthaten heimlich begab, um ſein Leben in frommen Betrachtungen zu beſchließen. Oben auf dem Felſen ſteht ein kleines Schloß, das theilweiſe ebenſo alt als Warwick Caſtle iſt. Die Kapelle deſſelben iſt in den eben erwähnten Felſen gehauen, und in derſelben befand ſich eine Statue Guy's, die ihm Heinrich III. errichtet. Leider wurde dieſelbe von Cromwell's Truppen ſo mißhandelt, daß ſie jetzt nur noch einen unförmlichen Steinblock bildet. An dieſe Statue, ſowie an die Kapelle knüpft ſich die Sage, daß nach dem Verſchwinden Guy's von Warwick ſeine troſtloſe Gattin, die ihn jahrelang vergebens aufgeſucht hatte, ihn hier todt in ſeiner Höhle fand, worauf ſie ſich verzweifelnd in die Fluten des Avon ſtürzte.

Nimm in Deinen jetzigen Verhältniſſen hieraus die Lehre, daß man ſeine Frau nie heimlicher Weiſe verlaſſen ſoll, und erhalte mir wie bisher Deine Freundſchaft.

London, den 7. Oktober.

Lieber Freund!

Geſtern Nachmittag verließen wir Leamington, um über Derby nach Backwall zu fahren, in deſſen Nähe ſich das berühmte Chatsworth, die herrliche Beſitzung des Herzogs von Devonſhire, befindet. Wir ſind gewöhnt, uns unter engliſchen Eiſenbahnen nur etwas ganz Vortreffliches vorzuſtellen, doch haben die Fahrten auf denſelben, namentlich wenn man nicht die großen Expreß-Trains braucht, auch ihre großen Schattenſeiten, die bei unſerer kleinen Tour hauptſächlich darin beſtanden, daß wir ſelten länger als während einer oder anderthalb Stunden Fahrzeit die gleiche Eiſenbahn benützen konnten, ſondern bald nach rechts, bald nach links den Zug wechſeln mußten. Ueberhaupt iſt hier in England von der angenehmen Sorgfalt deutſcher Eiſenbahn-Verwaltungen durchaus nichts zu ſpüren, denn man wird weder in den Wartſälen abgerufen, noch wird man durch Zeichen benachrichtigt, daß der Zug nächſtens abgeht; auch ſind keine Inſchriften da, wornach man ſich richten könnte, oder genügend Kondukteure, um ſich bei ihnen zu erkundigen. Solch' ein engliſcher Zug fliegt heran, das Gepäck wird von den Wagen herabgeworfen, und Jeder kann das Seinige herausſuchen, ſo gut es ihm möglich iſt. Der Fremde befindet ſich auf einer Zwiſchenſtation und glaubt bis zum Endziel ſeiner Reiſe ruhig ſitzen bleiben zu können, doch verläßt Alles die Wagen, und da Du Dich erſtaunt deßhalb erkundigſt, erfährſt Du zu Deiner unangenehmen Ueberraſchung, daß der Zug, auf dem Du Dich befindeſt, augenblicklich zurückkehrt, woher er gekommen, und Du hier einen andern erwarten mußt, der die Bahn durchkreuzend Dich mitnimmt. Ein andermal hat man ſich auf einer Station durch vielfältiges Befragen maulfauler Beamten und Paſſagiere die Gewißheit verſchafft, daß der Zug ſeinen Weg fortſetzt; auffallender Weiſe verlaſſen aber auch hier die meiſten Paſſagiere die Wagen, und nachdem wir nach vielem Fragen endlich Jemand gefunden, der geneigt iſt, uns Auskunft zu geben, erfahren wir, daß in ein paar Minuten ein anderer für die gleiche Richtung kommen wird, mit dem wir eine Stunde bälder unſer Ziel erreichen würden; alſo wiederum heißt es in aller Haſt ausgeſtiegen und mühſam geſucht, wo der ſchnellere Zug ankommt und abgeht. Von

»obgleich Tortone auch ein Italiener iſt, ſo bringt er doch nie ein Vezze zu Stande, wie der göttliche Donzelli auf Toledo.«

Da die Unterhaltung auf Italieniſch geführt wurde, ſo verſtand ſie der ſervirende Kellner vollkommen und ſetzte jetzt ſchmunzelnd ein wahres Meiſterwerk von Gefrorenem auf. Es war eine Fruchtpyramide, beſtehend aus künſtlichem Eis, geformten Trauben, Granat-Aepfeln, Ananas-Orangen, Citronen, Mandeln, und jedes hatte, analog der Fruchtart, die es vorſtellte, einen andern feinen Geſchmack. Das Hauptſtück dieſer Pyramide, eine koloſſale Melone, deren Rinde aus dem Aromatiſchſten beſtand, das man Pflanzen und Früchten herausziehen konnte, war gefüllt mit zuſammengefrorenem Champagner-Schaum.

Zu allem dieſem Gefrorenem, ſowie zum Abkühlen der verſchiedenerlei Flaſchen für die Tafel droben hatte man aber auch am heutigen Abend drunten in der Küche eine ſolche Menge Eis und Schnee verbraucht, daß es dem erhitzten, ermüdeten Koch eigentlich nicht übel zu nehmen war, daß er eine arme Frau, die drunten im Buffet erſchien, um für eine Kleinigkeit Eis für ihr krankes Kind zu kaufen, nicht gerade den freundlichſten Beſcheid gab. Sie hätte auch vielleicht gar nichts erhalten, wenn ſich nicht die mitleidige Dame des Comptoirs ihrer angenommen und den Tyrannen in der Küche mit einigen ernſten und eindringlichen Worten dazu vermocht, der armen Frau das Verlangte zu geben.

Dieſe packte das Erhaltene in ein kleines Tuch und wollte ſich eben dankend entfernen, als an der Thüre, aus welcher ſie heraustreten mußte, ein elegantes Coupé ſo dicht vorfuhr, daß die arme Frau genöthigt war, einen Schritt zurückzutreten. Ein großer Mann, der vorn neben dem Kutſcher auf dem Bocke ſaß, ein herrſchaftlicher Jäger mit ſchwarzem Federbuſch, reich geſtickt und bandelirt und klirrendem Hirſchfänger ſprang herab und eilte in's Haus.

Bahnhofreſtaurationen nach unſeren Begriffen iſt ſelten eine Spur; hie und da findet man einen elenden Bretterſchuppen, wo man Ale, Brandy oder ein hartes Stück Zwieback bekommen kann; an Orten, wo die Züge länger halten, iſt wohl irgendwo in der Nachbarſchaft eine kleine Tavern, wo man ſich an kaltem Roaſtbeef und Cheſterkäſe erlaben kann, doch wird hier vom Waiter häufig der Tiſch ſo umſtändlich und mit ſo hartnäckiger Langſamkeit gedeckt, daß die Zeit zur Abfahrt ſchon wieder da iſt, ehe man nur einen ordentlichen Biſſen zu ſich genommen. Was den Comfort der Wagen anbelangt, ſo iſt hier die erſte Klaſſe bei weitem nicht ſo bequem, wie bei uns die zweite, dafür findet man aber auf verſchiedenen Strecken echt engliſche Abſperrungsſyſteme, die uns äußerſt lächerlich erſcheinen: ſo hatten wir Wagen zu acht Sitzen, die man in der Mitte durch eine verſchiebbare Scheidewand nochmals in zwei Abtheilungen ſondern konnte, was denn auch von den reiſenden Engländern meiſtens geſchah und mir vorkam wie die Käſten einer Menagerie, in denen höchſt poſſartige Beſtien transportirt werden. Der ſüße Genuß einer Cigarre wird einem vollends auf den meiſten engliſchen Eiſenbahnen auf's Grauſamſte verkümmert: kaum fängt man, mit ſeiner Geſellſchaft in einer Abtheilung allein ſitzend, behaglich zu rauchen an, ſo erſcheint ein breites, blondes Geſicht mit röthlichem Backenbart am Fenſter des Wagens und ſagt: „no smoking". Folgſt Du dieſem kategoriſchen Befehle nicht ſogleich, ſo erſcheint höchſt wahrſcheinlich derſelbe Beamte baldigſt wieder und verſichert Dich, wenn er Dich jetzt noch einmal rauchen ſehe, müßteſt Du die angeſetzte Strafe von 40 Pfund Sterling zahlen.

Dieſes Nöthigen des Fremden, ſich hier in England in die hergebrachten, häufig barocken und lächerlichen Formen zu zwängen, iſt im höchſten Grade peinlich und macht einem das Reiſen häufig zur Qual. Auf Schritt und Tritt fühlt man ſich von dieſen geſellſchaftlichen Schranken beengt und ärgert ſich über die häufig grobe Anmaßung, mit der dieſelben gegen uns aufrecht erhalten werden, während wir doch leider zu Hauſe Alles thun, um nicht nur, manchmal mit Unterdrückung unſerer Individualität, den Fremden das Leben bei uns ſo behaglich als möglich zu machen, ſondern um uns häufig noch zum Dank dafür Unverſchämtheiten aller Art mit freundlicher Miene gefallen

zu laſſen. Wie wahr ſpricht ſich in dieſer Richtung der Verfaſſer der „Briefe eines Verſtorbenen“ aus, wenn er ſagt, wir ſollten endlich einmal anfangen, den Engländern wenigſtens darin Gleiches mit Gleichem zu vergelten, daß wir nicht ewig vor ihrem Gelde und Namen in einer kindiſch-ſklaviſchen Bewunderung auf den Knieen lägen, ſondern ſie mit aller Humanität und immer noch mit mehr Artigkeit, als ſie uns in England bezeigen, doch fühlen ließen, daß wir Deutſche in Deutſchland Herren vom Hauſe ſeien und folglich mehr Anſehen zu behaupten und zu fordern haben als ſie, die ohnedieß nur zu uns kommen, entweder um zu ſparen, oder ſich ein wenig abzuhobeln und vornehme Liaiſons zu bilden, die ihnen bei mittlerem Stande zu Hauſe verſchloſſen bleiben, oder mit Behaglichkeit ſich zu überzeugen, daß, den phyſiſchen Lebensgenuß betreffend, wir gegen ſie noch halbe Barbaren ſind.

Es iſt in der That unbegreiflich, und ein wahres Zeichen, daß es hinreichend iſt, uns nur ſchlecht und geringſchätzend zu behandeln, um von uns verehrt zu werden, daß bei uns, wie ſchon erwähnt, der bloße Name Engländer ſtatt des höchſten Titels dient, weßhalb auch jeden Augenblick ein Menſch, der in England, wo die ganze Geſellſchaft bis zur niedrigſten Stufe hinab ſo ſtreng ariſtokratiſch iſt, kaum in den vulgärſten Zirkeln Einlaß erhält, in deutſchen Ländern bei Hofe und vom vornehmſten Adel ſetirt und auf den Händen getragen, jeder ſeiner Verſtöße und Unbehülflichkeiten über als eine liebenswürdige engliſche Originalität angeſehen wird, bis zufällig ein wirklich angeſehener Engländer in den Ort kommt und man mit Erſtaunen erfährt, daß man nur einem Fähndrich auf Halbſold oder gar einem reichen Schneider oder Schuſter ſo viel Ehre erwieſen hat. Ein ſolches niederes Individuum iſt indeſſen doch wenigſtens höflich, die Unverſchämtheit und Anmaßung mancher Vornehmen dagegen geht wirklich über jeden Begriff.

Die Great-Weſternbahn, auf der wir bei unſerer kleinen Tour London verließen, iſt vom jüngeren Brunnel erbaut und die einzige, welche das breitere Geleiſe von 7 Fuß hat; doch hat ſich das auch hier als unpraktiſch bewährt, und fängt man ſchon auf den verſchiedenen Stellen an, ſchmaleres Geleiſe dazwiſchen hineinzulegen. Seit vorgeſtern ſind wir aber ſchon auf der dritten oder vierten Bahnlinie, die wir

alle vermittelst Verbindungsbahnen durchkreuzt, woher auch wohl dieß beständige, höchst unangenehme Wechseln der Wagen kommt. Dank unserem freundlichen Reisegefährten, Herrn Moore, der unsere kleine Gesellschaft mit großer Sachkenntniß dirigirt, haben wir noch keine besonderen Irrthümer begangen, gestern vielleicht ausgenommen, wo wir an einer Zwischenstation einen schnelleren Bahnzug vorüberfahren ließen, um mit einem langsameren, statt Backwall heute Mittag noch, nur Derby, und zwar Abends um 10 Uhr zu erreichen. Dafür sahen wir aber am andern Morgen eine der interessantesten Bahnstrecken Englands, reich an Tunnels, Brücken, Viadukten, hohen Einschnitten, Felsen, Wald, üppigen Wiesen und reizenden Cottages. Bei Backwall wurde die Gegend einförmig und dürftig, und das kleine Städtchen selbst erschien mir von einer trostlosen, langweiligen Stille und Einsamkeit. Glücklicher Weise fanden wir einen Wagen, der uns in kurzer Zeit nach Chatsworth brachte.

Schon eine Stunde, ehe man des Schlosses ansichtig wird, erreicht man die Grenzen der Besitzungen des Herzogs von Devonshire, von wo man noch eine halbe Stunde fährt bis zum Anfang des eigentlichen umzäunten Parks, wo ein kleines, reinliches und sehr hübsches Wirthshaus steht, das wohl alle Fremden bei der An- oder Abfahrt besuchen. Von hier betritt man die weitläufigen Parkanlagen, geht aber immer noch eine starke Viertelstunde einen geschlungenen Wiesenpfad aufwärts, bis man oben, bei einer Gruppe prachtvoller Buchen und Ulmen angekommen, in ein reizendes Thal hinabblickt, durch das sich ein klarer Fluß schlängelt, dessen ausgedehnte Wiesen zu beiden Seiten zahlreiches Edel- und Damwild zeigen, und an dessen gegenüberliegender sanft ansteigender Wand Chatsworth Castle, welches, im edelsten italienischen Styl erbaut, mit seinen figurenbesetzten Terrassen, seinen ausgedehnten Mauern und der reichen Krönung seiner Dächer mit Vasen und Statuen, Alles aus hellgelbem Steine, uns prachtvoll entgegenleuchtet und sich lebendig abhebt von der grünen Bergwand, die hinter dem Schlosse hoch und ziemlich steil emporsteigt. An ihr sehen wir schon von Weitem den berühmten künstlichen Wasserfall, wo ein Theil des Wassers viele hundert Fuß hoch von Treppenstufe zu Treppenstufe hinabrauscht, während ein anderer Theil durch zwei Fuß im Durchmesser haltende

Röhren gleitend, unten in der Tiefe seine Strahlen bis zu 280 Fuß hoch emporschleudert. Man bleibt bei diesem Anblick überrascht stehen, und es ist beinahe unmöglich, die Großartigkeit des Schlosses und des Wasserfalls, wie sie uns, einsam gelegen, in der gewaltigen, sie rings umgebenden Natur so mächtig vor das Auge tritt, zu fassen. Chatsworth ist das echteste Bild eines reichen fürstlichen Landsitzes. Langsam steigen wir gegen das Flußthal hinab, überschreiten dort eine Brücke und befinden uns in Kurzem vor dem reichen Gitterthor des Schlosses aus kunstvoller, größtentheils vergoldeter Schmiedearbeit. Da der Besitzer nicht anwesend ist (er befand sich in Schottland auf der Jagd), so ist der Eintritt in Schloß und Park augenblicklich bewilligt. Ein alter Diener führte uns durch weitläufige Höfe an den Eingang des Hauptgebäudes und übergab uns dort der Kastellanin, einer freundlichen, nicht mehr ganz jungen Frau, die uns auf's Umständlichste alle Schätze des Schlosses zeigte.

So wie Chatsworth schon von außen so ganz verschieden ist von fast all' den Schlössern, die wir in England gesehen, durchaus in einem edlen, modernen Styl erbaut, so ist doch der neueren Zeit in allen ihren Einrichtungen und dem Ameublement Rechnung getragen. Leider war unsere Zeit zu beschränkt, um lange bei der Besichtigung des Schlosses verweilen zu können; auch zog uns jeder Blick durch das Fenster mehr und mehr nach dem berühmten reizenden Parke, der rückwärts an das Schloß stößt und allmälig gegen die Bergwand zu aufsteigt.

An Bildern besitzt Chatsworth große Schätze, besonders aber an Handzeichnungen alter, namentlich italienischer Meister, welche die Wände einer ungeheuren Gallerie bedecken. Für Skulpturen ist hier ein eigener, prachtvoller Raum, würdig der seltenen Kunstwerke, die man hier in weißem Marmor aufgestellt sieht, von denen ich nur Canova's Achilles und sterbenden Herkules nenne. Die Fußböden aller Zimmer des Schlosses sind von einfachen, ganz seltenen Eichenparquets, spiegelblank gewichst, was einen äußerst freundlichen und angenehmen Eindruck macht.

Du weißt, daß der Park und die Gärten von Chatsworth durch Paxton angelegt wurden, und hat derselbe hiebei sein ganzes großes Talent zur Geltung gebracht. Es ist nicht meine Absicht, Dir unsern

ſtundenlangen Spaziergang nur allein durch den Theil des Gartens, welcher unmittelbar an das Schloß ſtößt, ausführlich zu beſchreiben, — oder nur den Verſuch zu machen, Dich durch achtzehn Glashäuſer von verſchiedener Länge und Größe zu führen, worin die ſeltenſten Pflanzen beider Amerikas und aller Gebiete Aſiens nur durch eine dünne Glaswand von den Pflanzen unſerer Klimate getrennt freudig leben; auch haben wir Aehnliches, was uns verſchiedene Partieen dieſer Gärten zeigen, in den letzten Tagen ſchon geſehen: ſaftgrüne Raſen mit prächtigen, immergrünen Bäumen, Cedern und dergleichen, die unſern Neid rege machen; Gruppen von Kirſch- und portugieſiſchem Lorbeer, die hier im freien Lande und bei dem milden Klima zu ungeheuren Büſchen heranwachſen; Azaleen und Rhododendren, welche hier nie erfrieren, Springbrunnen ſowie Seen verſchiedener Art, von Nymphäen überwuchert. Doch ſind hier zwei Sachen, die man wohl in der ganzen Welt nicht wiederfindet: das iſt eine künſtliche Felspartie, man könnte ſagen ein förmlicher Felsgarten, wo Hohlwege, deren Wände 30—40 Fuß Höhe haben, und von denen die ſeltſamſten Schlingpflanzen feſtonartig herabhängen, von einem Theile zum andern führen; überall ſiehſt Du etwas Neues, etwas überraſchend Schönes; hier die reichſte Sammlung unbehülflich ausſehender Steinpflanzen mit ihren fetten Blättern in hell- ſowie in bläulich grüner Farben, dort Koniferen faſt aller Zonen in den prachtvollſten Exemplaren. Bald ſteigt der Weg und führt Dich auf eine kleine Anhöhe, von der man Blumenparterres erblickt von den lieblichſten Formen, die mit dem farbigen Kiesgrunde ihrer Wege und ihren Hunderten von Blüten wie eine rieſenhafte Stickerei ausſehen, bald ſenkt er ſich und bringt Dich in kleine, abgeſonderte Thäler, wovon mir eines von ovaler Form unvergeßlich ſein wird: auf den künſtlichen Felſen rings umher waren Immergrün, Lorbeeren, Rhododendren und Steinpflanzen aller Art undurchdringlich dicht gepflanzt, während rankende Gewächſe theils über die Felſen hinabkletterten, theils ſich emporſchlangen an den Stämmen hoher Fichten und Eichen, welche mit ihren im Winde wehenden Wipfeln dahinter ſtanden. Hier war auch eine artige Spielerei: der Ausgang des kleinen Thales war nämlich durch einen koloſſalen Felsblock geſperrt, welcher ſich aber bei einer Berührung von der Hand des uns begleitenden Gartengehülfen langſam

drehte und alsdann hinter uns geräuschlos seinen alten Platz wieder einnahm. Einer andern Neckerei kann ich hier auch nicht unerwähnt lassen: es ist dieß ein Baum von so eigenthümlicher Form des Stammes, namentlich aber der Blätter, daß er die Neugierde der Besucher auf sich zieht, und man in seine Nähe geht, um ihn genauer zu betrachten. Kaum befindet man sich aber unter seinen Zweigen, so fangen die Blätter an nach allen Richtungen Wasserstrahlen auszuspritzen, so daß man kaum Zeit findet, ungenäßt wieder zu entkommen.

Die andere Merkwürdigkeit der Gärten von Chatsworth ist das berühmte große Palmenhaus von so riesenhaften Dimensionen, daß man durch die Hauptallee desselben von Norden nach Süden bequem mit dem Wagen fahren kann. Es hat eine Länge von 279 Fuß auf 135 Fuß Breite, bei einer Höhe von 60 Fuß, und bedeckt einen Flächenraum von 36,000 Quadratfuß. Es ist durchgängig von Glas und Nordfichtenholz erbaut, von dem jedes einzelne Stück durch einen Anstrich von Wasserglas dem Einfluß der Luft unzugänglich gemacht ist, wie dieß bei Telegraphenpfosten, Eisenbahnschwellen ꝛc. üblich. Die Heizung geschieht durch heißes Wasser, welches in eisernen Röhren durch das ganze Haus läuft. Unten ist ein großes Tunnel mit acht kolossalen Oefen, zu denen das Brennmaterial auf einer kleinen Eisenbahn geführt wird; die Lüftung geschieht durch Klappen, die in der Stützmauer und auf dem First angebracht sind, wo sich auch Kupferröhren befinden, aus welchen nach Bedürfniß ein feiner warmer Regen über alle Pflanzen des Hauses sprüht. Oben rings um das Glashaus läuft eine elegante Gallerie, zu der man auf einem Fußsteige gelangt, der sich auf's Malerischste durch eine 30 Fuß hohe Felsenmasse emporschlängelt, auf welchem Wege man in der That glauben kann, sich in einem tropischen Urwalde zu befinden; denn ein paarmal bei den Windungen dieses Pfades ist man von Steinen und Felsblöcken eingeschlossen, aus deren Spalten seltsame Farren wachsen, und über welche hereinwehende Büschel von Palmblättern ragen, während kolossale, breitblättrige Bananen auf der Seite gegen das Haus zu Alles verdecken, was von Menschenhand gemacht ist. Hier fehlen nur noch schreiende Papageien, wie leicht funkelnde, in allen Farben schillernde Kolibris und herabringelnde Schlangen.

Bei Bepflanzung dieses Wundergartens herrschte ein äußerst verständiger und sinnreicher Geschmack: alle Pflanzen stehen so vertheilt, daß sie nicht nur reizende Gruppen bilden, sondern auch, je nachdem sie mehr oder weniger Licht und Wärme verlangen. Denke Dir undurchdringliche Bananenbüsche von 30 und 40 Fuß Höhe, so daß üppig wachsende Orangen wie Zwergbäume daneben aussehen, und Agaven mit riesenhaften Blättern wie kleine Kaktuspflanzen erscheinen. Doch ist dieses Alles mit dem verschiedenen Grün der seltsam geformten Blätter Unterholz zu nennen, über dem sich Palmenstämme bis zu 50 und 60 Fuß erheben, so z. B. eine prachtvolle Kokospalme von 65 Fuß und eine Corypha australis von 55 Fuß Höhe. Erstere ist mit ihrem Gipfel durch das Dach gewachsen, und sieht man sie schon von Weitem wie einen grünen Federbusch. Einer der Gärtner des Hauses sagte, daß die Wärmeausströmung während der Wintermonate oben in der Höhe so stark wäre, daß die Palme auch unbedeckt vom Frost nicht litte.

Nebst vielen andern der seltensten Palmarten sieht man auch Tannen, Baumfarren und sonstige Baumarten von außergewöhnlicher Stärke und Höhe, die, meistens den Tropen angehörend, nicht nur vortrefflich gruppirt, sondern auch in einer solchen Entfernung von einander gepflanzt sind, daß sie sich naturgemäß entfalten können und durch ihre Größe, ihre eigenthümlichen Umrisse und Formen, durch die gelungensten Kontraste unserem Auge wohlthun. Alle hier befindlichen Bäume und sonstigen Gewächse sind in's freie Land gepflanzt, woher sich auch ihre außerordentlich kräftige und schöne Entwicklung schreibt, die man am besten von der Gallerie aus übersieht. Ich erinnere mich nie eines reizenderen Anblicks als des so hoch von der Höhe auf diese üppige Laubmasse, auf die wogenden Palmenbüsche und die eigenthümlich geformten Blätter all' dieser seltsamen Gewächse. Dazwischen ranken Schlingpflanzen auf und nieder, winden sich hier um die schlanken Stämme, verdecken dort die Glaswand des Hauses, und wenn Du Deinen Blick tief hinabsenkst auf den mit schmarotzenden Pflanzen bedeckten Boden, wo Dir der Wasserspiegel eines kleinen Sees entgegenleuchtet, der mit Stalaktiten eingefaßt ist, auf dem sich seltsame Nymphäen wiegen, und an dessen Ufern Papyrus, Cannae und andere

Waſſerpflanzen emporwachſen, ſo kann man ſich wirklich für einige Augenblicke in einen jener Urwälder der tropiſchen Zone hinübergezaubert glauben.

Nachdem ich Dir dieſes ſeenhafte Wunderhaus ſo gut als möglich beſchrieben und vor Augen geführt, bin ich nicht im Stande, r Schöneres von Chatsworth am heutigen Tage mitzutheilen, der mit endigte, daß wir ſpät Abends glücklich nach London zurückk von wo ich morgen früh unſere Heimreiſe anzutreten gedenke.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

In dem hellerleuchteten Veſtibul ſtand er ſo plötzlich jener armen Frau gegenüber, die an ihm vorbei auf die Straße wollte; ſie blickte in dieſem Augenblick in die Höhe, und darauf war es, als wollten ihr die Knie zuſammenbrechen. Lukas, der einer armen hülfloſen Frau auf alle Fälle beigeſprungen wäre, eilte in ihre Nähe, hielt ſie mit dem linken Arm aufrecht, und wie ſie alsdann nochmals in die Höhe ſchaute, fuhr er mit der Hand über ſeine Augen und ſagte mit leiſer, zitternder Stimme: „Herr Gott im Himmel!“ —

War denn das möglich, konnte er die kleine Marie, die gefeierte Tänzerin, die eine vornehme, reiche Dame geworden, hier ſo wieder finden? — in dieſer ärmlichen, unſcheinbaren Kleidung auf dem Vorplatze des Kaffeehauſes, wo man ſonſt kein weibliches Weſen ſah, mit einem kleinen Päckchen unter dem Arm? — War das möglich?

Als habe ſie ſeine Gedanken vollkommen verſtanden, ſo ſah ihn die unglückliche junge Frau einen Augenblick an, dann ſagte ſie ihm leiſe einige erklärende Worte, weßhalb ſie hier in dem Hauſe ſei, ſchüttelte mit dem Kopfe und ſank dann ohnmächtig zuſammen. Wie ein Kind nahm ſie der große ſtarke Mann auf den Arm, öffnete den Schlag des Wagens und legte ſie ſanft in die Kiſſen, worauf er den Schlag wieder ſchloß und in drei bis vier Sprüngen die Treppe hinauf in das Speiſezimmer eilte.

Die Frucht-Pyramide war eben zerſtört und zerſchnitten worden, als der Jäger mit Ungeſtüm in das Zimmer trat. Sein Geſicht war todtenblaß und er ſchien faſt leichenhaft unter dem kohlſchwarzen Haar und Bart. Sein Hirſchfänger, den er gefaßt hielt, klirrte in ſeiner zitternden Hand.

„Ei, Lukas,“ rief Graf Alfons bei ſeinem Eintreten, „was iſt denn, haben Sie ein Geſpenſt geſehen?“

„Ja, Herr Graf,“ ſagte der Jäger mit dumpfer Stimme

Der

Verlorene Sohn.

Luſtſpiel in drei Aufzügen

von

F. W. Hackländer.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1865.

Perſonen:

Frau von Wildau.
Ferdinand Waldern, ihr Sohn erſter Ehe.
Albertine, deſſen Frau.
Eliſabeth, deren Schweſter.
Eugen von Wildau.
Der Baron von Raynval.
Die Baronin von Raynval.
Brooker.
Kammerdiener der Frau von Wildau.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſter Aufzug.

Decoration: Ein eleganter Salon, rechts ein Kamin mit verglimmenden Kohlen; vor dem Kamin ein Fauteuil, in welchem Brooker eingeſchlafen ſitzt, dicht wie vor Kälte ſchauernd in einen Plaid gehüllt; neben ihm ein kleines Tiſchchen, worauf eine Champagnerflaſche und ein Glas ſteht. Im Uebrigen iſt der Salon reich möblirt; Thüre in der Mitte und zu beiden Seiten; die herabgelaſſenen Fenſtervorhänge machen das Zimmer dämmerig; auf dem Sopha links liegt ein Paletot, Hut, Reitpeitſche. *)

Erſter Auftritt.

Kammerdiener
(durch die Hinterthüre eintretend, geht langſam vor und betrachtet kopfſchüttelnd den Schläfer).

Wenn unſer Schloß eine Herberge an der lebhafteſten Heerſtraße wäre, ſo könnte es wahrhaftig nicht toller zugehen und man würde ſich nicht weniger geniren, ſo ohne Weiteres einzufallen — was zu arg iſt, iſt zu arg. Früher als der gnädige Herr noch lebte, wurden Beſuche der vertrauteſten Freunde des Hauſes wenigſtens vier Wochen vorher angezeigt, beſprochen und auch mir wurde geſtattet, meine beſcheidenſten Bemerkungen dabei zu machen. Da

*) Rechts und links vom Zuſchauer.

hatte man Zeit, Jedermann gehörig und ſeinem Range gemäß unterzubringen, wie ich das gelernt habe und auch nicht anders gewohnt war bei meinen früheren Herren, den Grafen von Schönbach, Vater und Sohn — wo aber bei dem angemeldeten Beſuche doch noch ein Tag vorher der betreffende Kourier erſchien, um Stunde und Minute der Ankunft ſeiner Herrſchaft aufs Genaueſte anzugeben. — Jetzt aber, du lieber Gott, bei der, mit Reſpekt zu ſagen tollen Wirthſchaft, die Herr Eugen bei uns eingeführt hat und die bis jetzt und nicht gerade zur Ehre des Hauſes geduldet worden iſt, ſchickt er uns einen mit Bleiſtift beſchriebenen Zettel mit dem Befehle, zwei bis drei Gaſtzimmer immer in Bereitſchaft zu ſetzen, oder das Höchſte was er thut, iſt, wie geſtern ſeinen ſauberen Reitknecht eine halbe Stunde vorauszuſchicken und auch das nur, weil es ſich um eine Dame handelte, die man freilich nicht wie den da in einem Fauteuil unterbringen kann. — (Er betrachtet den Schläfer.) Schläft das nicht mit einer Ruhe bis in den lichten Tag hinein, die man nicht ohne Neid anſehen kann — verſuchen wir, ob ein gelindes Mittel zu ſeiner Erweckung hilft. (Er geht an das Fenſter neben der Mittelthüre, um die Vorhänge hinaufzuziehen.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, Eliſabeth (durch die Mittelthüre).

Kammerdiener.

Ah, gnädiges Fräulein, ich habe um Verzeihung zu bitten, daß dieſer Salon noch nicht in Ordnung gebracht wurde, (mit leiſer Stimme) wenn mich daran auch eigentlich keine Schuld trifft: er wurde, wie Sie ſehen, heute Nacht auf Befehl des Herrn Eugen in ein Schlafzimmer umgewandelt; (achſelzuckend) was kann ich machen?

Eliſabeth.

Wer ſchläft denn dort?

Kammerdiener (kopfſchüttelnd).

Ich ſah ihn heute Nacht zum erſten Male in meinem Leben. Er gehört zu den Gäſten des Herrn Eugen, und gnädiges Fräulein weiß wohl, daß ſich Herr Eugen nicht die Mühe gibt, den Kammerdiener, auch zugleich Haushofmeiſter ſeiner Frau Mutter, mit dem Namen und Stand der ankommenden Gäſte bekannt zu machen. Eben war ich indeſſen im Begriffe, den da auf eine ſanfte Art zu wecken, und wenn das geſchehen, hoffe ich, dieſen Salon, der ſich allerdings in einer muſterhaften Unordnung befindet, in kurzem in Ordnung gebracht zu haben.

Eliſabeth.

Wann kamen die Fremden an?

Kammerdiener.

Es war gegen zwei Uhr in der Nacht, Herr Eugen und der da zu Pferde, der Herr und die Dame in einer Extrapoſt-Chaiſe.

Eliſabeth.

Und Sie wiſſen noch nicht, wer der Herr und die Dame iſt?

Kammerdiener.

Ebenſo wenig, gnädiges Fräulein; Herr Eugen befahl das rothe Zimmer, brachte ſie Beide dorthin und wies dem da ſein Fauteuil am Kamine an, wobei er lachend ſagte, Herr Eugen nämlich: dort (er zeigte auf die Seitenthüre links) gehts zu meinen Zimmern und wenn ich hinaus will, muß ich an Ihnen vorüber.

Eliſabeth.

Das verſtehe ich nicht.

Kammerdiener.

Ich erlaube mir auch kaum, es zu verſtehen, denn wenn man, wie ich ſeit ſeiner Jugend bei vornehmen Herrſchaften diente, geht einem der Reſpekt gewiſſermaßen ins Blut und man kann ihn nicht ſo leicht fallen laſſen.

Eliſabeth (ungeduldig).

Nun denn?

Kammerdiener.

Aber der da ſieht mir aus, als wäre er mitgekommen, um irgend eine Spielſchuld oder eine Wette einzukaſſiren und der ſich dahin geſetzt hat wie die Schildwache vor einem Schuldgefängniß.

Eliſabeth.

Sie ſahen jene Dame und jenen Herrn? wer könnte es ſein? Jemand von den Freunden und Bekannten des Hauſes?

Kammerdiener.

O nein, gnädiges Fräulein, ich würde mich der Perſonen erinnern und wenn ich ſie auch zehn Jahre nicht geſehen hätte. Der Herr hat das Ausſehen einer Art Leute, wie ſie in anſtändigen Häuſern nie über das Vorzimmer hinauskommen ſollten; er iſt eine bis oben an zugeknöpfte Perſönlichkeit mit einer ſteifen Halsbinde bis unter die Ohren, einem verwetterten, fahlen Geſichte, kleinem, ſchwarzem, ſtruppigem Schnurrbart und dabei einer ſo wichtigen Miene, als wolle er jeden Augenblick etwas höchſt Bedeutendes ſagen, kommt aber nie über die Anrede hinaus.

Eliſabeth (raſch).

Und die Dame?

Kammerdiener.

Zu der Dame, mit der er kam, ſagte er z. B. meine Liebe, und ehe er weiter etwas hinzuſetzen konnte, gab ſie

ihm verdrießlich zur Antwort; ich weiß ſchon, oder: laſſen Sie mich oder ſie kehrte ihm einfach den Rücken.

Eliſabeth (ungeduldig).

Aber jene Dame?

Kammerdiener.

Iſt wie Herr Eugen ſagte, die Frau des zugeknöpften Herrn.

Eliſabeth.

Eine ältere Frau?

Kammerdiener.

Im Gegentheil, gnädiges Fräulein, eine ſo ſchöne, junge und elegante Dame, daß ich nie ein ungleicheres Paar ſah.

Eliſabeth

(geht zögernd ein paar Schritte vor, tritt zu dem Sopha links und nimmt die dort liegende Reitpeitſche in die Hand).

Glauben Sie, daß Herr von Wildau ſein Zimmer bald verlaſſen wird?

Kammerdiener.

Es wäre gegen ſeine Gewohnheit; vor zehn oder elf Uhr haben wir ihn nicht zu erwarten.

Eliſabeth.

So möchte ich einen Augenblick mit dem da reden.

Kammerdiener.

Mit einer ſo zweideutigen Perſönlichkeit und ohne daß er Ihnen vorgeſtellt iſt; bei den vornehmen Herrſchaften, denen ich diente —

Eliſabeth (ihn unterbrechend).

Sie bleiben in meiner Nähe; Furcht kenne ich nicht, wie Sie wiſſen, und ebenſo wenig kann mir Jemand nachſagen, daß ich begierig auf derartige Bekanntſchaften ſei;

aber ich habe meine Gründe, den Herrn da kennen zu lernen.

Kammerdiener.

Die Gründe des gnädigen Fräuleins reſpektire ich wie das ganze Haus — ſoll ich ihn wecken?

Eliſabeth.

Geben Sie ſich keine Mühe, es genügt, wie Sie ſehen werden, wenn ein bekannter Laut ſein Ohr trifft. (Sie ſchwingt die Reitpeitſche, die einen ziſchenden Ton von ſich gibt.)

Brooker (noch halb im Schlafe).

Recht ſo, — recht, halt' dein Pferd zurück — laß jenen miſerabeln Schelm vorbei, — zehn gegen eins, Miranda verliert — haſt du nicht Geld genug bekommen, Schurke? — Geld — Geld — (erwachend). Ah, ich habe geträumt, wo bin ich denn? (er ſpringt raſch auf und da er im Zimmer umherſchaut und Eliſabeth ſieht, macht er eine etwas linkiſche Verbeugung) — ah, die Herrin dieſes gaſtlichen Hauſes!

Eliſabeth (nachdem ſie ihn feſt betrachtet).

Nehmen wir an, es ſei ſo, und wen hat dieſes Haus die Ehre zu beherbergen?

Brooker.

Miſter Brooker in meiner geringen Perſönlichkeit, eingeführt durch Herrn Eugen von Wildau, der gewiß nicht verſäumt haben würde, mich der Gnädigen vorzuſtellen, wenn er früher aufgeſtanden wäre — bitte übrigens um Verzeihung, daß ich ſo in den Tag hinein geſchlafen — ah, ſchon neun Uhr — bitte ſehr um Verzeihung, meine Gnädige.

Eliſabeth.

Die Gäſte, welche Herr von Wildau ins Haus bringt, ſind ſtets willkommen und ich habe eigentlich um Entſchuldigung zu bitten, daß ich unbewußt Ihre Ruhe geſtört; ich verwies es unſerem Kammerdiener, daß er Ihnen kein an-

und wandte ſich darauf an ſeinen Herrn. „Herr Baron, ich bitte Sie um Gottes Willen, nur einige Worte zu hören!“ —

Alle, die den Jäger Lukas, dieſen ſonſt ſo ernſten, geſetzten Mann kannten, ſahen ſich erſtaunt an und blickten aufmerkſam auf den Baron Karl, der mit ihm in eine Fenſterecke getreten war. Sie ſahen, wie der Baron zuſammenfuhr, und hörten ihn ſagen: „aber Lukas, das iſt ja unmöglich! Haſt du ſie erkannt? biſt du deiner Sache ſicher?“

„So gewiß, als ich Sie kenne, Herr Baron, und ſo gewiß ich Sie vor mir ſtehen ſehe.“

„Und haſt du ſie in meinen Wagen gebracht?“

„Ja, Herr Baron.“

„Schön! Fahre im Schritt mit ihr nach meinen Hotel, ich werde noch vor euch da ſein, um meine Frau zu benachrichtigen. Man muß alles Mögliche für ſie thun. — Was mag ihr widerfahren ſein? — Sie verzeihen meine Herrn,“ wandte er ſich an die Geſellſchaft, „ein dringendes Geſchäft, eine unglückliche Landsmännin, der ich helfen muß!“

„Aber ſo ſagen Sie doch, Baron, — was iſt's denn? — Sie ſehen, wie neugierig wir ſind!“ riefen die jungen Leute durch einander, und der Graf Alfons ſagte lachend: „Ehemann! Ehemann!“

„Macht keine Späſſe!“ entgegnete ernſt der Baron, „du wirſt dich entſetzen, wenn ich dir ſage, wen mein Jäger drunten an der Thüre getroffen, in ärmlicher Kleidung, ſich für ein paar Soldi Eis kaufend für ihr krankes Kind, das an einem heftigen Fieber darnieder liegt.“

„Nun?“

„Maria, unſere kleine, liebenswürdige Tänzerin!“ ſagte bewegt der Baron und griff nach ſeinem Hute.

„Maria?“ — — —

deres Zimmer angewieſen und er ſoll dieſen Fehler gleich wieder gut machen. Bitte ihm zu folgen, Miſter Brooker.

Brooker

(mit auffallender, elegant fein ſollender Höflichkeit in Wort und Geberde).

Warum dieſe Umſtände meine Gnädige? Die Nacht iſt vorüber und wenn Sie mir gütigſt erlauben, erwarte ich hier das Erſcheinen meines theuren Freundes Eugen.

Eliſabeth (wie in Gedanken).

Ihres Freundes? eigenthümlich, er nannte nie Ihren Namen, ich finde das unrecht von ihm.

Brooker.

Er hätte nie meinen Namen genannt, ſo ganz ſeines lieben und intelligenten Brookers vergeſſen, wie er mich zu nennen pflegt; in der That, ich finde das ebenfalls unerklärlich, doch hoffe ich, er wird das ſpäter durch eine förmliche Vorſtellung wieder gut machen. Wir kennen uns ſchon ziemlich lange, Herr von Wildau und ich; ich machte ſeine Bekanntſchaft bei dem erſten Rennen in Baden — die Gnädige beſuchten jene wunderbar arrangirten Rennen nicht?

Eliſabeth.

Ich war nicht dort.

Brooker.

Schade darum, meine Gnädige, ſchade nämlich für die Rennen: ein Enthuſiaſt wie ich muß es immer bedauern, wenn eine ſolche Vermehrung des Glanzes denſelben entgeht.

Eliſabeth

(macht eine Bewegung der Ungeduld, die ſie bemeiſtert).

Sie kamen geſtern von Baden?

Brooker.

Direkt, meine Gnädigſte, Herr Eugen und ich zu Pferde, der Herr Baron von Raynval mit Frau Gemahlin zu Wagen.

Eliſabeth (zum Kammerdiener).

Ich hoffe, daß für den Herrn Baron und Frau Baronin beſtens geſorgt wurde.

Kammerdiener.

Sie bewohnen das rothe Zimmer.

Eliſabeth.

Daneben iſt ein hübſches kleines Zimmer für den Herrn da, man hätte ihm daſſelbe ſogleich anweiſen ſollen und er würde es ſicher dieſem Salon vorgezogen haben — bitte, Miſter Brooker, nehmen Sie daſſelbe jetzt noch; man ſoll Sie ſogleich benachrichtigen, ſobald Herr von Wildau ſich zeigt.

Brooker (mit einiger Verlegenheit).

Laſſen Sie mich hier, meine Gnädige; ich bin ein eigenthümlicher Kauz; Sie haben keine Idee von meiner treuen Anhänglichkeit an Herrn Eugen.

Eliſabeth.

Aber Ihr anderer Freund, Miſter Brooker, der Herr Baron von Raynval?

Brooker.

Weniger, meine Gnädige, weniger; Herr Baron von Raynval und ich ſind nicht ſo genau liirt; ich habe das Vergnügen den Herrn Baron zuweilen in Baden zu ſehen, aber das Verhältniß, in welchem ich zu ihm ſtehe, iſt nicht zu vergleichen mit der Intimität, deren mich Herr von Wildau würdigt.

Eliſabeth

(zieht ihre Lippen auf einander und lächelt ſchmerzlich).

Kammerdiener (zu Eliſabeth).

Im Falle Herr Brooker das Zimmer neben ſeinem Freunde nicht wünſcht, dürfte ich denſelben wohl erſuchen, ſich in das Vorzimmer des Herrn Eugen zurückzuziehen — (zu Brooker gewandt) — dieſer Salon nämlich —

Brooker.

Ah, ich verſtehe, Brooker kennt und achtet alle geſellſchaftlichen Formen und wenn ich nicht fürchten muß, den theuern Schläfer da drinnen zu ſtören, ſo werde ich mich gerne in jenes Vorzimmer zurückziehen.

Kammerdiener.

Unbeſorgt, Sie ſind in dem Zimmer ganz allein, erſt das nächſtfolgende iſt das Schlafgemach des Herrn Eugen.

Brooker.

Nehme dankend an und habe die Ehre mich dem Wohlwollen der Gnädigen bis auf ſpäter beſtens zu empfehlen; Brooker wird alsdann das Vergnügen haben, in anderem und beſſerem Anzug zu erſcheinen. (Er rafft Plaid, Mantelſack, Hut, Reitpeitſche u. ſ. w. zuſammen und verſchwindet unter Verbeugungen in das Zimmer links.)

Dritter Auftritt.

Eliſabeth

(bedeckt ihre Augen einige Sekunden lang mit der Hand, dann wirft ſie die Reitpeitſche haſtig hin.)

Es iſt ſo wie Sie angedeutet, dieſer Brooker läßt Herrn von Wildau nicht aus den Augen, weil er eine Schuld einzufordern hat, eine ſogenannte Ehrenſchuld, welche aber häufig mit der Ehre nicht viel zu thun hat — und mit ſolchen Menſchen iſt man gezwungen unter einem Dache zu leben — o, Herr von Wildau hat uns viel Schlimmes zugefügt. (Sie ſteht einen Augenblick in finſteres Nachſinnen verſunken und wendet ſich dann raſch zum Abgehen.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Frau v. Wildau.

Fr. v. Wildau

(mit Briefen in der Hand, die ſie dem Kammerdiener übergibt).

Man ſoll dieſe Briefe ſogleich nach der Stadt auf die Poſt ſchicken; wenn Franz ſchon fort iſt, kann einer von den Kutſchern hinreiten, ſoll ſich aber vorher bei Fräulein Klara erkundigen, ob ſie Aufträge für ihn hat. (Zu Eliſabeth, die ihr entgegengeeilt iſt.) Ah guten Morgen, mein liebes Kind, freue mich Dich ſo wohl und friſch zu ſehen (küßt ſie auf die Stirn).

Eliſabeth.

Guten Morgen, Mama, haben Sie gut geſchlafen?

Fr. v. Wildau.

So ſo, liebe Eliſabeth, in meinem Alter ſchläft man nicht mehr wie in dem Deinigen; Sorgen, Laſten, mein liebes Kind, von denen Du, Gott ſei Dank, noch nichts weißt.

Eliſabeth.

Aber Sie arbeiten zu viel, Sie denken zu viel, liebe Mama.

Fr. v. Wildau.

Eines muß doch für Euch arbeiten und denken, Närrchen, und ich bin das einmal ſo gewohnt; ich glaube, es wäre mir nicht recht, wenn es plötzlich anders käme (während ſie mit Eliſabeth ſpricht, hält ſie den Bedienten, der forteilen wollte, am Arme feſt) — hat er mich verſtanden, Amadeus? Jemand mit dieſen Briefen auf die Poſt, Fräulein Klara fragen, ob ſie etwas zu beſorgen habe und auch den Herrn, wenn er ſchon ſichtbar iſt. (Sie faßt Eliſabeth herzlich unter'm Arme und geht mit ihr in den Vordergrund, wo ſie ſich behaglich in einen Fauteuil ſetzt, während Eliſabeth neben ihr ſtehen bleibt.) — So jetzt wäre der

Anfang des Tagewerks gemacht: vier Briefe geschrieben und in jedem einen wichtigen Auftrag gegeben, der mich die halbe Nacht beschäftigt hat; ich bin froh, daß ich sie vom Halse habe — und was hat mein gutes Kind den Morgen schon gethan? warst Du im Garten? o es ist heute Morgen wunderbar schön draußen — aber sieh mich an, Elisabeth, nicht so, mein Kind, sondern fest in die Augen; Du bist verstimmt; hast du am Ende gar unruhig geschlafen? (lachend) schloß die Geschichte, welche Du gestern Abend lasest, nicht so wie du es wünschtest? (mit Pathos:) bekam er sie nicht, oder verschmähte sie ihn — schreckliche Schicksale das die in den Büchern.

Elisabeth.

Ich schlief allerdings nicht gut, Mama, das heißt, ich erwachte mitten in der Nacht, als der Wagen in den Hof rollte.

Fr. v. Wildau

(plötzlich verdrießlich den Kopf schüttelnd).

Ah — eh — ja ja, die Erinnerung daran kann meinen besten Humor tödten. Gott verzeih' mir meine Sünden, aber Ferdinand hat Recht, es ist mit Eugen nicht mehr auszuhalten, und die Sache muß arrangirt werden. Stelle Dir vor, mein Kind, ich will gestern Abend gerade einschlafen, als mir meine Kammerfrau einen Zettel bringt, auf dem mit Bleistift geschrieben steht: Herr und Frau Baronin von Raynval kommen heute Nacht und werden ein paar Tage bei uns bleiben; sie gehören zu meinen Freunden — unterschrieben: Eugen; und das schreibt er mir, seiner Mutter, ohne vorher um Erlaubniß zu fragen, ob mir der Herr und die Dame auch angenehm sind. Ist Dir von einem Sohne je so etwas vorgekommen?

Elisabeth.

Und das ist das erste Mal, daß Herr von Wildau fremde Leute auf diese Art ins Haus bringt?

Fr. v. Wildau.

Das erſte Mal? — wie Du fragen kannſt; ich weiß gar nicht, wie oft das ſchon vorgekommen iſt.

Eliſabeth.

Und als es das erſte Mal geſchah, was ſagten Sie dazu?

Fr. v. Wildau.

Aha, Du Schalk; ich weiß ſchon, wohinaus Du willſt. Du magſt auch Recht haben; aber ich ſah das damals mit ganz anderen Augen an; ich hatte ihn ſo lieb, dieſen meinen Sohn Eugen, ich lachte über ſeine tollen Streiche, und wenn er, nachdem er ſie begangen, ſeine Arme um meinen Hals legte und ſchmeichelnd ſagte: o Mama, wir Beide ſind noch lange die ſchlimmſten nicht, ſieh' da mußte ich abermals lachen und habe auf dieſe Art leider ſo viel gelacht, daß Thränen als nothwendige Abwechslung darauf folgen mußten — — o meine gute Eliſabeth, wenn Du ihn geſehen hätteſt, wie er als Kind ſo lieb und herzig war, freilich immer etwas wild, niemals ſo ernſt, ſo verſtändig, ſo geſetzt wie mein älterer Sohn, Dein Schwager; hätteſt Du ihn damals gekannt, ſo würdeſt Du ihn nicht ſo haſſen, wie Du das jetzt thuſt.

Eliſabeth.

Ich haſſe Herrn von Wildau gerade nicht, aber daß er mir vollkommen gleichgültig iſt, daran trägt er allein die Schuld.

Fr. v. Wildau.

Darin haſt Du Recht, mein Kind; ſein Betragen iſt unverzeihlich und ich will auch Deinem Schwager folgen, und noch heute ſoll Eugen, dieſer verlorene Sohn des Hauſes, die Urkunde unterſchreiben, die ihn auf ein gewiſſes Einkommen ſetzt und ihm das Recht nimmt, hier im Hauſe ſo nach Belieben ſchalten und walten zu können — hab' ich

in meinem Leben etwas von einem Baron und einer Baronin von Raynval gehört? — niemals, und Deine Schweſter gewiß ebenſo wenig — o das ſind Sachen, die ſein Maß zum Ueberlaufen gebracht haben, auch ſagte mir Amadeus, er habe noch einen andern verdächtigen Kerl mitgebracht, dem er wahrſcheinlich ſchuldig ſei, Wetten oder Spielſchulden oder dergleichen, er ſoll das Geld zahlen, mich im Nothfall darum bitten, wenn er's nicht hat, aber das Geſindel ſoll er mir aus dem Hauſe laſſen.

Eliſabeth (zögernd).

Und glauben Sie, Mama, daß dieſer Herr Baron und die Baronin keine achtbaren Leute ſind?

Fr. v. Wilden.

Nach dem Sprüchwort: ſage mir, mit wem Du gehſt, ſo will ich Dir ſagen, wer Du biſt, muß ich ſie leider für nichts Beſonderes halten und gerade weil ſie mein Herr Sohn einführt. Daß eine Mutter das ſagen muß, iſt hart, aber in dieſem Falle wahr; vielleicht kann ich mich auch irren und es ſollte mir lieb ſein. Doch wie vorhin ſchon geſagt, Dein Schwager hat Recht, ich bin gezwungen, Eugen auf ein gewiſſes Einkommen jährlich zu ſetzen.

Eliſabeth (zögernd).

Da Sie gerade davon anfangen, liebe Mama, ſo möchte ich mir auch ein Wort in dieſer Sache erlauben.

Fr. v. Wilden.

Soviel Du willſt, Du biſt doch auch unſerer Anſicht?

Eliſabeth.

Nicht ſo ganz oder wenigſtens nur bedingungsweiſe.

Fr. v. Wilden.

Aber Deine Schweſter iſt ſehr dafür und ſie hat Recht, ſie iſt eigentlich die Frau des Hauſes.

Eliſabeth.

Unter Ihrem Schutze, Mama, — denn meine Schweſter —

Fr. v. Wildau.

Unterbrich mich nicht; ſie iſt die Frau des Hauſes, was den geſellſchaftlichen Gang deſſelben anbelangt, und da ſie mit vollem Recht ernſtlich auf dieſen hält, muß ihr das leidige Treiben Eugens auf's Tiefſte verhaßt ſein. Auch mein älterer Sohn hat nicht Unrecht: vielleicht wenn wir Eugens Verſchwendungen mit wohlthätigen Schranken umgeben, wenn er einmal anfangen muß, gehörig zu rechnen, ſo geht er vielleicht in ſich und ändert ſein wildes Leben, vielleicht ſchreckt es die Schwindler von ihm zurück, wenn er einmal nicht mehr im Stande iſt, ihnen die oft förmlich lächerlichen Summen zu erſetzen, die er an ſie verſpielt, oder die er mit ihnen durchgebracht hat. Ferdinand iſt überzeugt, daß er auf dieſe Art noch zu beſſern iſt, und Ferdinand hat ſich noch immer als richtigen Rechner erwieſen.

Eliſabeth (für ſich).

O, ja er verſteht zu rechnen; (laut:) ich kann Ihnen darin nicht ganz Unrecht geben, Mama, doch wird man Herrn von Wildau zwingen können, auf ſein väterliches Vermögen zu verzichten und ſich mit einer Rente zu begnügen?

Fr. v. Wildau (ernſt).

Vergiß nicht, liebe Eliſabeth, daß ich über den größten Theil dieſes Vermögens zu verfügen habe und daß Eugen mich ſo weit bringen kann, ihn auf ein Pflichttheil zu ſetzen, welches vielleicht geringer wäre als die Rente, die man ihm ausſetzt, (in ihren gemüthlichen Ton wieder verfallend) doch ſoll er ſeines Vermögens ja nicht beraubt werden, liebes Kind, das will ja auch Ferdinand nicht, noch viel weniger Deine Schweſter, aber es iſt dennoch ganz richtig, Feſſeln muß

man ihm anlegen — o, wenn ich Dir mein geheimes Kassenbuch zeigen wollte, Du würdest dort schöne Summen finden, die im Spielhause, auf dem Rennplatze oder wer weiß wo sonst geblieben sind.

Elisabeth.

Also man wird keine Art von Zwang bei Herrn von Wildau anwenden, auch keine Ueberredung; man will ihm die Sache einfach vortragen, um ihn alsdann entscheiden zu lassen?

Fr. v. Wilden.

Dein Schwager Ferdinand wird mit ihm darüber reden; natürlicher Weise kann ich ihm nicht verbieten, daß er seine Ansicht mit Gründen unterstützt, wogegen ja Eugen auch das Recht zu reden hat, doch kannst Du von mir, der Mutter, überzeugt sein, daß ich keine Art von Zwang gegen meinen jüngeren Sohn anwenden werde; — (vertraulich) laß' die Beiden mit einander reden, vielleicht wenn Ferdinand seinem Bruder einmal einen recht klaren Spiegel vorhält und jener hineinschaut, daß es ihm ängstlich wird bei der wahren Gestalt seines Lebens und Treibens, und daß er dann, so hoffe ich zu Gott, in sich geht und einen anderen Wandel beginnt. Könnte ich Dir nur begreiflich machen, welch' gutes Kind er immer gewesen ist und welch' vortreffliches Herz er heute noch hat. — Ja, Du siehst mich zweifelnd an; glaube mir, ich bin nicht blind für seine Schwächen, aber deßhalb freuen mich doch die guten Eigenschaften, die ich an ihm entdecke. Er ist allerdings ein wilder Mensch, wer kann das läugnen; er ist ein Verschwender, das aber im Guten wie im Bösen. Du hast keine Idee davon, wie gut und leichtherzig er seine Börse leert, wenn ihm Armuth und Elend entgegentritt, ich aber erfahre es zuweilen, seine Mutter, und schreibe ihm das nicht nur in meinem Notizbuche zu gut, sondern auch in meinem Herzen — (nach einem

Seufzer) dem Himmel ſei gedankt, daß ich einen ſtarken und guten Muth habe, der mir über ſo Manches hinweghilft. — So, mein Kind, nun habe ich mit Dir über ihn geplaudert, und es hat mir wohlgethan, daß Du mich angehört, ohne Dich mißmuthig wegzuwenden.

Eliſabeth.

Warum ſollte ich nicht voll Theilnahme zuhören, wenn mir unſere liebe Mama etwas ſagt, und warum ſollte ich mich nicht über Alles das freuen, was Sie angenehm bewegt. Sind Sie doch ſtets ſo gut gegen mich und iſt es doch gerade Ihre unerſchöpfliche Güte, welche mir die Stellung in Ihrem Hauſe ſo angenehm macht: ich darf Sie Mama nennen, ach und ich liebe Sie wie meine rechte Mutter.

Fr. v. Wildau (ſie küſſend).

Du gutes Kind, meinem Herzen würdeſt du nicht näher ſtehen, wenn du auch meine wirkliche Tochter wäreſt.

Eliſabeth.

Und was Sie mir von Herrn von Wildau ſagten, war mir um Ihretwillen angenehm zu hören.

Fr. v. Wildau.

Ich ſah das an Deiner Miene und es hat mir wohlgethan. Wenn ich gegen Ferdinand oder gegen Deine Schweſter meines jüngeren Sohnes nur mit einem halbwegs freundlichen Tone erwähne, ſo wird mir gewöhnlich durch ein ſehr bezeichnendes Achſelzucken und ein verletzendes Schweigen geantwortet — nun ich weiß ja, daß ſie im Grunde vollkommen Recht haben, aber eine Mutter denkt doch anders und ich kann Dich verſichern, Kind, es iſt ihrem Herzen ſo ſüß, wenn man ihr nur einen kleinen Schimmer von Hoffnung läßt. Daher kann es mich auch bei Ferdinand recht verdrießen, wenn er mit ſeiner ruhigen Kälte,

„Doch nicht dieſelbe, die hier in Italien ſo großes Furrore machte?“ fragte Alfred.

„Dieſelbe!“ —

„Die ſich bei einer Schiffbruchs-Geſchichte ſo famos benommen?“ ſagte der Vicomte.

„Dieſelbe!“

„Signora Marina?“

„Dieſelbe!“

Einen wahrhaft fürchterlichen Anblick bot in dieſem Augenblicke Eugen, der Graf von St. Alban. Er hatte krampfhaft die Lehne des Seſſels gefaßt, und lauſchte den obigen Fragen und Antworten mit einem entſetzlichen Intereſſe. Alles Blut war aus ſeinem Geſichte verſchwunden; es war gelb, wie das eines Todten. Seine Augen, weit aufgeriſſen, ſtarrten bald den Baron, bald den Jäger an, ſein Athem ſtockte, ſeine Bruſt hob ſich mühſam.

„Signora Marina!“

Dieſe Worte ſchrie er gellend heraus und machte ſich gewaltſam Bahn nach der Thüre zu.

„Um Gotteswillen! was iſt das nun wieder?“ rief der Baron aus und hielt ihn feſt am Arme. „Wo wollen Sie hin? — Was iſt geſchehen?“

„Zu ihr! zu ihr!“ rief der junge Mann flehend, „laſſen Sie mich um Gottes Barmherzigkeit willen gehen!“

Alle traten erſtaunt näher.

„Ah!“ ſagte Alfons, dem ein ſchreckliches Licht aufzudämmern begann, und faßte den Italiener feſt an dem anderen Arme. „Ah, Herr Graf, Sie kennen die deutſche Tänzerin?“ Und bei dieſen Worten lagerte ſich ein fürchterlicher Ernſt auf ſeinen Zügen.

„Ja, ja!“ ſtieß der Andere mühſam hervor, „ob ich ſie kenne, die Unglückliche?“

Entſetzt ließ ſowohl der Baron, wie Alfons die Arme des

die mich ſchon oft in Alteration gebracht hat, des Jammers und unſäglichen Unglücks gedenkt, das dieſer verlorene Sohn ſchon über unſer achtbares Haus gebracht (mit bitterem Tone:) — was er mir ſagt, weiß ich Alles, ich brauche kein Beklagen des Verlorenen, ich brauche ein kräftiges Mittel, ihn zu ändern und zu beſſern, und das iſt eben die Angelegenheit, über die wir vorhin zuſammen ſprachen.

Eliſabeth (nach einer Pauſe).

Und über welche mit Herrn von Wildau ſelbſt zu reden ich entſchloſſen bin.

Fr. v. Wildau.

Du, mein Kind? par exemple! Wie kommſt Du mir vor?

Eliſabeth.

Sie wiſſen, Mama, daß ich, und gewiß ohne meine Schuld, mit Herrn von Wildau nie in einem freundſchaftlichen Verhältniß gelebt.

Fr. v. Wildau.

Das hätte ein Blinder hören können.

Eliſabeth.

Der Vertrag nun, von dem Sie vorhin ſprachen, und den mein Schwager ſeinem Halbbruder vorſchlagen wird, kann in ſeinen Folgen ſo ſehr das Intereſſe meiner Schweſter begünſtigen, daß ich es für meine Pflicht halte, dem Herrn von Wildau mit kurzen Worten den Rath zu geben, ſich die Sache gehörig zu überlegen, ehe er unterſchreibt.

Fr. v. Wildau (erſtaunt).

Das wollteſt Du thun, einen Rath geben, der gegen das Intereſſe Deiner Schweſter gerichtet wäre?

Eliſabeth.

Gewiß, da meine Schweſter dieſen Rath nicht ertheilen wird, ſo iſt es meine Pflicht, es zu thun; ich möchte nicht, daß Herrn von Wildau der Vorwand gegeben würde, uns

für eigennützig zu halten, — ja, aus dieſem Grunde würde ich ihn ſogar erſuchen, auf jenen Vorſchlag nicht einzugehen.

Fr. v. Wildau.

Meine gute Eliſabeth! Ich danke Dir von Herzen, daß Du es gut mit meinem Sohne Eugen meinſt; leider muß ich Dir aber ſagen, daß bei der Art, wie Ihr zuſammen ſteht, der Schritt, den Du vorhaſt, gerade die entgegengeſetzte Wirkung haben könnte. Du wirſt mir zugeben, Kind, daß Keines vom Andern ein freundliches Wort gewohnt iſt, daß Ihr mit einer Unverträglichkeit neben einander hergegangen ſeid, die mir hätte komiſch vorkommen können, wenn ſie mir nicht recht, recht wehe gethan; ich will Dir dabei keine Schuld beimeſſen, bin aber überzeugt, daß auf den beſten Rath von Dir Eugen, wenn es ihm möglich wäre, gerade das Gegentheil thun würde. — (Da Eliſabeth ernſt vor ſich niederſchaut:) Laß Dich aber meine Worte nicht verdrießen, mein Kind, ich weiß, daß Du es gut gemeint, doch wie ich Dir ſchon vorhin geſagt, iſt es beſſer, wenn man Eugen in dieſer Angelegenheit ganz ſeinen eigenen Weg gehen läßt.

Eliſabeth.

Wie Sie meinen, Mama, doch hätte ich dieſe Gelegenheit gerne ergriffen, um ihm zu zeigen, daß ich nicht ſo weit ſeine Feindin bin, um ihn ohne Warnung einen unüberlegten Schritt thun zu laſſen.

Fr. v. Wildau (küßt ſie auf die Stirn).

Närrchen, ich, ſeine Mutter, bin ja auch noch da, und wenn Ihr mir Alle zuſammen auch das gerne abſprechen wollt, was man allzuzärtliches Gefühl nennt, ſo bin ich doch eine praktiſche Frau und meine, daß ich das oft genug bewieſen habe.

Eliſabeth (nach der Thüre rechts blickend).

Ich folge Ihnen wie in Allem, Mama, doch laſſen Sie mich jetzt gehen, ich meine Herrn von Wildau zu hören und ich möchte ihm zu dieſer Stunde nicht hier begegnen.

Fr. v. Wildau.

Ich auch nicht, mein Kind; er hat wieder einen von den gewiſſen Leuten bei ſich, die meiner Kaſſe ſchon öfter ſo gefährlich geworden ſind — nun künftig kann er ſelbſt anfangen zu rechnen. (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Eugen von Wildau, hinter ihm Brooker.

(Eugen in elegantem, etwas vernachläßigtem Anzuge, verdrießlich und ermüdet ausſehend, Brooker mit etwas ſchäbiger Eleganz gekleidet.)

Eugen.

Wenn ich Ihnen dieſen Salon zum Aufenthalte anwies, bis unſere Geſchäfte geregelt ſind, ſo hatte ich meine Gründe dazu und wollte ich Ihnen damit anzeigen, daß unſere Intimität nicht bis zu einem gemeinſchaftlichen Schlafzimmer geht.

Brooker.

Wie ich Ihnen ſchon ſagte, ſo gab man mir vorhin hier zu verſtehen, daß ich mich aus dieſem Zimmer zurückziehen möge, und mit welchem Rechte ſollte ich mich dieſer beſcheidenen Anforderung widerſetzen? — Sie wiſſen, Herr Baron, ich weiß zu leben und bin nicht zudringlich.

Eugen.

Gut, daß Sie es ſelbſt ſagen; aber wer ſchickte Sie vorhin hinaus?

Brooker.

Eine Dame, und ich darf hinzuſetzen, eine ſchöne Dame.

Eugen (ſieht ihn achſelzuckend an).

Brooker.

Auch iſt ja von einem gemeinſchaftlichen Schlafzimmer gar nicht die Rede. Beſcheiden und ohne Anmaßung, wie Brooker immer zu ſein pflegt, hielt ich mich im Vorzimmer auf und benützte die Zeit, um eine kleine nöthige Sorgfalt auf meine Toilette zu verwenden.

Eugen (bitter lächelnd).

Wozu das, Brooker? Um hinausgeworfen zu werden, waren Sie auch vorhin ſchön genug.

Brooker.

Sie ſcherzen, Herr Baron — in Ihrem Hauſe und unter Ihrem Schutze?

Eugen.

Mein Schutz hat auch ſeine Grenzen, wie Alles in dieſer Welt, und um auf das Wort zurückzukommen, das Sie vorhin ſtutzig machte, das Wort „hinauswerfen" nämlich —

Brooker.

Ich höre es nicht gerne, Herr Baron, namentlich nicht in fremder Umgebung, auf einem unbekannten Terrain.

Eugen.

Pah! was verſchlägt Ihnen das, mit zehn tauſend Gulden in der Taſche, die Sie mir bei den Rennen abgegaunert.

Brooker (mit ſehr empfindlicher Miene).

Herr Baron, Sie brauchen Worte gegen mich, gegen einen bekannten Geſchäftsmann —

Eugen.

Weil ich ihn kenne, dieſen Geſchäftsmann — ſind es vielleicht nicht zehntauſend Gulden?

Brooker.

Und fünfhundert, die ich mir erlaubte, Ihnen im Spielſaal zu behändigen.

Eugen (gedankenvoll).

Und fünfhundert Gulden. — Sehen Sie, mein lieber Brooker, Sie machen ſo gute Geſchäfte mit mir, daß Sie mir wohl erlauben können, Ihnen unter vier Augen hie und da eine kleine Grobheit zu ſagen.

Brooker.

Habe ich Ihnen denn je einen der Titel übel genommen, die Sie ſo freigebig an mich verſchwendet? — aber nur keinen Titel, der das Geſchäft anbelangt; den Müller darf man bei Leibe nicht Mehldieb heißen.

Eugen.

Und dem Gauner nicht ſagen, daß er gaunert — ganz recht (indem er ſein herausgezogenes Schnupftuch in heftiger Aufregung zwiſchen ſeinen Händen dreht) und doch gibt es auch für das verzeihliche Augenblicke — (heftiger) und ein ſolcher iſt der jetzige — und ich will, daß man mir dieſe Freude laſſe, (mit dem Fuße ſtampfend) und ich will ſagen, daß Sie mir wieder einmal tauſend Louisd'or abgeſchwindelt.

Brooker (geſchmeidig).

Wir ſind unter vier Augen, Herr Baron, und wenn das zur Beruhigung Ihrer Nerven beiträgt, ſo läßt Brooker aus Freundſchaft für Sie es über ſich ergehen.

Eugen

(nach einer Pauſe, in welcher er ihn mit finſteren Blicken betrachtet).

Sie ſind ein trefflicher Ableiter meiner Aufregung; wenn ich Ihr lächelndes Geſicht betrachte und Ihren gekrümmten Rücken, ſo kommt es faſt über mich wie Seelen-

ruhe — würden Sie vielleicht nicht die Güte haben, mir ein klein wenig zu widerſprechen?

Brooker.

Gott ſoll mich davor bewahren, ich danke dafür.

Eugen.

Thun Sie es mir zu lieb; ich erwarte in der nächſten Viertelſtunde eine etwas aufregende Unterredung mit meinem freundlich geſinnten Herrn Bruder. Was in dieſem Zwiegeſpräch vorkommen wird, weiß ich ganz genau, ich könnte ſie von A—Z vorherſagen — leider wird viel Wahres darin vorkommen, und da ich dabei ſo ruhig wie möglich ſein möchte, ſo wäre mir jetzt eine kleine Ableitung meiner erregten Gefühle recht wünſchenswerth.

Brooker (lauernd).

Iſt Ihr Herr Bruder nicht die Sanftmuth ſelbſt? wird er Sie durch ein hartes Wort verletzen? Gewiß nicht, Herr Baron.

Eugen.

Hol' ihn der Teufel! Er iſt von gleichem Stoffe wie Sie, nur mit dem Unterſchiede, daß Sie mit krummem Rücken Ihr Auge zu Boden ſchlagen, während Jener dieſelben gen Himmel hebt und um Verzeihung für meine Sünden zu flehen ſcheint und daß jedes ſeiner kalten, ruhigen Worte mich wie mit Meſſerſtichen trifft — aber er iſt ein frommer Mann von untadelhaftem Lebenswandel: kein Spieler, kein Schlemmer, kein falſcher Würfler wie wir, Brooker.

Brooker (huſtet auffallend).

Eugen.

Gilt dieſer Huſten dem falſchen Würfler oder wollen Sie ſonſt noch etwas dadurch ausdrücken? ohne Abſicht, umſonſt thun Sie nichts.

Brooker.

Darf ich reden?

Eugen.

Ohne Sorge, ſogar Bosheit reden, ich bin gemüthlich geſtimmt wie nie und dort liegt meine Reitpeitſche auf dem Boden — weiß nicht, wer ſie dorthin warf.

Brooker (dienſtfertig).

Ich will ſie aufheben (er thut es und behält ſie in der Hand).

Eugen

(hat ſeine Stirne einen Augenblick mit der Hand bedeckt, und ſcheint ohne Intereſſe zuzuhören).

Brooker.

Ihr Herr Bruder heißt doch mit ſeinem Vornamen Ferdinand?

Eugen.

Ja, Ferdinand Waldern, wie der erſte Gatte meiner Mutter — wollte Gott, es wäre der einzige geblieben.

Brooker (launig).

Das wäre Schade, Herr Baron.

Eugen.

Ja, Sie hätten alsdann einen guten Freund weniger, der Ihnen zuweilen mit tauſend Louisd'or aushilft, aber weiter, was wollen Sie mit Ferdinand Waldern, einem großen und bekannten Induſtriellen, der das Geld verdienen läßt, welches ſein jüngerer Halbbruder mit ſchlechten Geſellen verjubelt? — Ferdinand Waldern, Abgeordneter ſeines Kreiſes, auch Kirchenälteſter und deßhalb nothwendiger Weiſe ein Frommer und Gerechter vor dem Herrn.

Brooker.

Auch Kirchenälteſte und Abgeordnete haben ihre ſchwachen Stunden.

Eugen.

Zugegeben, wenn ſie nicht ſtatt des Herzens einen Geldſack in der Bruſt haben, und was meinen theuern Bruder anbetrifft, ſo habe ich ihn oft an ſeine Bruſt klopfen ſehen, wenn er den Himmel bittet, daß er mir gnädig ſein möge, und an ſeiner Bruſt klang es dann jedesmal wie in Ihrer Taſche, Brooker, nachdem Sie mit mir geſpielt — erfinden Sie glaublichere Geſchichten.

Brooker.

Ich erfinde nie, nur habe ich einige Fertigkeit im Hören.

Eugen.

Das weiß Gott, Sie würden einem Stummen ſeine Schwächen ablauſchen.

Brooker.

Wenn ſich die Abgeordneten zum Parlament verſammeln, ſo ſind ſie nicht immer ſo beſchäftigt, wie ſie gerne glauben laſſen möchten, ſie haben nicht nur ihre freien Stunden, ſondern auch ihre freien Tage und ihre freien Wochen — ein beneidenswerthes Daſein, denn ſie werden dafür in Gold bezahlt. In ſolchen Freiſtunden nun ſucht man ſich zu erholen.

Eugen.

O ja, mein Bruder geht in die Kirche, beſucht Betſtunden, Sitzungen des Miſſionsvereins und dergleichen, und beſchäftigt ſich eifrig mit der Bekleidung hülfsbedürftiger Chineſenkinder und armer Negerbuben, er veranſtaltet Sammlungen für allerlei wohlthätige Zwecke, und in ſolchen Fällen hält er es nicht unter ſeiner Würde, auch mein Scherflein einzukaſſiren — nun ich gebe nicht ungerne.

Brooker.

Wer kann daran zweifeln; aber laſſen Sie mich bei meinem Konzept (plump, zutraulich, indem er die Reitpeitſche ſchwingt).

Aber wie wäre es, wenn Ihnen Brooker auch andere Beſchäftigungen des Herrn Landtagsabgeordneten und Kirchenälteſten nachwieſe — wiſſen Sie, Beſchäftigungen, wie man ſie bei einem jungen, ledigen, eleganten Manne für ganz gerechtfertigt hält, Beſchäftigungen, in denen galante Damen vorkommen?

Eugen.

Sie haben ſchon einmal daſſelbe Kapitel angeregt, und was ich Ihnen damals ſagte, wiederhole ich Ihnen jetzt: Sie ſind ein Narr, Brooker, was werden Sie erfahren haben, was werden Sie wiſſen? Geſetzt auch, mein Bruder hätte ſeine ſchwachen Stunden gehabt, ſo können Sie verſichert ſein, er wird ſie mit Schleiern umgeben, die ſelbſt Ihre Spürkraft nicht zu durchdringen im Stande iſt — oder wiſſen Sie Poſitives? Nun ſo reden Sie.

Brooker.

Würde ich in dem Falle ſo lange geſchwiegen haben, — aber ich habe triftige Gründe, Vermuthungen, ja mehr noch als das, ich weiß einen Faden, an den man anknüpfen könnte, um in das künſtliche Labyrinth ſehr vorſichtiger Herren zu bringen.

Eugen.

Und wie heißt Ihr Faden?

Brooker.

Demoiſelle Peretti von der großen Oper.

Eugen.

Dieſer Faden iſt ſehr abgenutzt und würde unter Ihren Händen zerreißen.

Brooker.

Man muß ihn mit Gold verſtärken.

Eugen (lachend).

Aha, wollen Sie da hinaus? Sie ſind doch ein unerſättliches Thier.

Brooker.

Ich weiß in der That nicht, wodurch ich Ihre ſchlimme Meinung verdient habe; ich möchte Ihnen helfen, uneigennützig helfen, Ihnen eine Waffe in die Hand geben gegen Ihre Feinde, und ſtatt mir zu danken, kränken Sie den ergebenen Brooker mit ſolchen Verdächtigungen.

Eugen.

Nun, wenn ich Ihnen Unrecht that, ſoll's mir meinetwegen leid thun, aber laſſen wir die ganze Geſchichte fallen. Was nützt mich eine ſolche Waffe gegen ihn? Iſt ſie ſcharf genug, um ihn zu verwunden, ſo könnte ſie einen tiefen Schnitt in ſein häusliches Glück machen — ich möchte ihm nicht ſo wehe thun; haben wir doch eine gemeinſchaftliche Mutter, und welche gute und treue Mutter — ah, wenn der Gedanke über mich kommt, ſo fühle ich meine ganze Erbärmlichkeit.

Brooker.

Nicht ſolche Anwandlungen, beſter Herr Baron, Jugend muß austoben wie friſcher Wein, und je mehr Schaum wir entfernen, um ſo kräftiger und klarer wird das, was übrig bleibt.

Eugen.

Ganz recht, was übrig bleibt, wenn überhaupt noch etwas bleibt, doch fort mit dieſen Gedanken — Sentimentalität war mir von jeher verhaßt, und mit Ihnen Brooker empfindſame Reden zu wechſeln, ſo tief bin ich doch noch nicht geſunken. — Etwas Geſcheiteres: gehen Sie zu dem hochgeborenen Herrn Baron von Raynval und erkundigen ſich, wie er und die Gnädige geſchlafen — (da der Andere zögert) ſo gehen Sie doch in's Teufels Namen, laſſen Sie

jungen Mannes los, und der Graf ſagte mit tiefer Stimme: „ſo waren Sie derjenige — ?“

„Nur jetzt keine Fragen!“ bat der Graf von St. Alban, „um aller Heiligen Willen, nur jetzt nicht! Ich will Ihnen morgen in Allem Rede ſtehen.“

„Aber was wollen Sie jetzt beginnen?“ ſagte kalt der Baron.

„Ich will ſie in das Haus meines Onkels bringen. Ich habe ein Recht dazu, — — — — ſie iſt ja doch mein Weib.“

Mit einer tiefen Verachtung in den Zügen traten Alle einen Schritt von dem jungen Manne zurück.

„Sie werden mir aber erlauben,“ ſagte nach einer Pauſe der Baron Karl, „daß ich Sie, Herr Graf, begleite, denn nach Allem dem, was hier vorgefallen ſcheint, will ich das arme Weib Ihren Händen nicht allein überlaſſen.“

Ein Blick des tiefſten Schmerzes fuhr bei dieſen Worten aus den Augen des jungen Grafen, doch er faßte ſich und ſagte: „ich kann Ihnen nicht Unrecht geben. — Doch eilen wir, Baron.“

Lukas war ſchon die Treppen hinab geeilt, und die beiden Herrn folgten ihm.

Das arme Weib lag noch immer beſinnungslos in der Ecke des Wagens; auf einen Wink des Barons ſetzte ſich Lukas, der ja mit ihr am Genaueſten bekannt war, an ihre Seite und der Kutſcher erhielt den Befehl, im Schritt nach dem Palazzo Albano zu fahren. Die beiden jungen Männer warfen ſich in das Coupé des Grafen und fuhren im geſtreckten Galopp dem anderen Wagen voraus. —

Der alte Graf von St. Alban ſaß, wie geſagt, an dieſem Abend mißvergnügter und verdrießlicher als ſeit längerer Zeit vor ſeinem großen Kamin in dem einſamen Gemach. Er unter-

überhaupt Ihre Lächerlichkeiten, mich wie meinen Schatten zu verfolgen. — Ihre tauſend Louisd'or ſind Ihnen ſicher, darauf können Sie ſich verlaſſen.

Brooker.

O, daran habe ich nie gezweifelt, (mit verdrießlichem Geſicht) aber zu den Raynvals gehe ich nicht gerne.

Eugen.

Es iſt das für Sie eine ſehr anſtändige Geſellſchaft.

Brooker.

Sie hätten ſie nicht einladen ſollen, ein paar Tage hier zuzubringen (ſich umſchauend), es hat Alles in dem Hauſe hier ſo einen achtbaren Schnitt.

Eugen.

Bis auf uns Beide, gewiß. Aber diesmal haben Sie Recht, Brooker, ich hätte das Pack nicht hieher bringen ſollen — o, in jenem Augenblick dachte ich wieder einmal ſo gar nicht an meine gute Mutter.

Brooker (ſingend).

Le vin — le jeu — le vin, le jeu, les belles. — Und woran dachten Sie?

Eugen.

Es fuhr mir durch den Kopf, meine theure Schwägerin gründlich zu ärgern; ihre Gefühle ſind ſo ungeheuer ſtreng und anſtändig, ſie iſt ſo ganz durch und durch gute Sitte und Anſtand, daß ſie ſich ein untrügliches Ahnungsvermögen zuſchreibt und behauptet, ſich im Innern eines Menſchen auch bei der glatteſten und unverfänglichſten Außenſeite nie zu täuſchen.

Brooker.

Dieſes Ahnungsvermögen könnte bei der Raynval zu Schanden werden, wenn die hochgeborene Baronin zufällig Luſt hat, für gute Geſellſchaft zu gelten.

Eugen.

Das gerade hätte ich ſehen mögen und deßhalb lud ich ſie ein; ſie nahm aber auch meine Einladung mit einer überraſchenden Schnelligkeit an — ich hätte es nicht thun ſollen, doch jetzt kann ich ſie nicht entfernen ohne größeres Aufſehen zu machen. — Gehen Sie zu ihnen, Brooker; es iſt jetzt 10 Uhr; ſie ſollen ſich in einer Stunde hier im Salon zum Frühſtück einfinden, ich werde ſie vorſtellen, und ſagen Sie ihm, er ſolle keine überflüſſige Silbe reden.

Brooker.

Gut, ich gehe um Ihnen einen Gefallen zu thun.

Eugen (ihm nachrufend).

Sie müſſen ſich auch um 11 Uhr hier im Salon ſehen laſſen, aber thun ſie etwas in Ihrer Toilette, laſſen Sie ſich von meinem Reitknecht eine meiner dunkeln Halsbinden geben und eine anſtändige Weſte — Sie ſehen ja aus wie ein vacirender Kunſtreiter.

(Brooker durch die Mittelthüre ab.)

Sechster Auftritt.

Eugen (allein).

(Er wirft langſam einen Blick rings umher und bedeckt ſeine Augen einen Moment mit der Hand.)

Das Alles hätte ich mir erſparen können, alle die tauſende von gerechten Vorwürfen, die man mir hier nicht nur durch Blick und Wort in's Geſicht ſchleudert, ſondern die ich auch in verſtändlichen Charakteren leſe auf dieſen ſtummen Wänden, auf Allem, was mich hier umgibt und mich ſo ſchmerzhaft an frühere glücklichere Zeiten erinnert — doch ſtille, ſtille mit dieſen entſetzlichen Selbſtanklagen, ich muß mich zwingen, mein Gewiſſen unter feſtem Zügel zu

halten, daß es nicht ſeinen häßlichen Kopf emporwirft und mit mir durchgeht, Gott weiß welchem Abgrunde zu — — o meine Mutter!

Siebenter Auftritt.

Voriger. der Bediente, ſpäter Ferdinand.

Der Bediente.

Der Herr läßt fragen, ob der Herr Baron jetzt für ihn zu ſprechen ſei.

Eugen.

Sag' ihm, daß ich ihn erwarte. (Er ſetzt ſich in ein Fauteuil.)

Ferdinand Waldern

(mit großer Sorgfalt ohne gerade ſehr elegant gekleidet, geht langſam vor und lehnt ſich an das Sopha, neben welchem Eugen ſitzt).

Eugen.

Du verzeihſt, daß ich ſitzen bleibe, ich bin müde, abgeſpannt.

Ferdinand.

Du haſt ſchlecht geſchlafen.

Eugen.

Wenig und ſchlecht, doch gehört erſteres zu meinen Gewohnheiten und würde mir nicht viel anhaben, doch bin ich angegriffen von geſtern: ich war lange zu Pferde, ich habe aufregende Wetten eingegangen, ich habe geſpielt, ſtark ſoupirt, wie man das ſo zu machen pflegt; Alles das lieſt man vielleicht auf meinem Geſichte. — Du dagegen ſiehſt vortrefflich aus wie immer, ich mache Dir mein Kompliment.

Ferdinand.

Auch meine Nachtruhe war nicht ungeſtört und erquickend.

Eugen.

Du mit Deiner Gemüthsruhe, Deinem vortrefflichen Gewiſſen, Du, der nach einem leicht verdaulichen Souper zu Bette zu gehen pflegt? Du hatteſt doch keine häusliche Scene mit Deiner Frau?

Ferdinand.

Ich habe nach Deinen Begriffen nie häusliche Scenen mit meiner Frau.

Eugen (lachend).

Richtig, ich vergaß, Du biſt einer von den glücklichen Menſchen, die es in ihrem Willen haben, ſchweigend anzuhören.

Ferdinand.

O ja, ich habe dieſe glückliche Eigenſchaft, doch kann ich auch reden, wenn ich es für nothwendig halte.

Eugen.

Gut denn, ſo rede; ich verſtehe Deine Mienen vollkommen, aber ſei ganz Geſchäftsmann, faſſe Dich ſo kurz als möglich, denn Zeit iſt Geld.

Ferdinand.

Bei Dir doch wohl nicht.

Eugen.

Aber bei Dir, ich bin noch nicht genug Verſchwender, um zu viel von Deiner koſtbaren Zeit in Anſpruch zu nehmen.

Ferdinand.

Laßt uns alſo ſo kurz als möglich ſein: übergehen wir das eigenthümliche Verhältniß, in welches Du Dich zu Deinen Angehörigen, zu Deinem elterlichen Hauſe geſtellt, geſtehe mir aber, daß wir Dich bisher trotz dieſer Verhältniſſe mit aller möglichen Rückſicht behandelten.

Eugen.

Weiter — dieſen Eingang kenne ich, ich gebrauche ihn auch bei meinem Reitknecht, ehe ich ihn fortjage, und bei der gleichen Wendung biſt Du auch.

Ferdinand (achſelzuckend).

Es ſei ferne von mir, meinem Bruder die Thüre des elterlichen Hauſes zu weiſen, doch ſind wir in die Nothwendigkeit verſetzt, dieſen Bruder auf einen gewiſſen Theil dieſes Hauſes zu beſchränken. Du ſchalteſt und walteſt, als wenn es außer Dir Niemand mehr hier gäbe.

Eugen.

Wenn das wirklich einmal geſchehen iſt, ſo doch nur für ganz kurze Zeit, dagegen laſſe ich Euch wieder Wochen, Monate lang ſo ungenirt als möglich.

Ferdinand.

Du kommſt mit Geſellſchaften, die wir nicht kennen, nimmſt Haus, Stall und Keller in Beſchlag, wie es Dir beliebt.

Eugen.

Ohne Euch zu beeinträchtigen; habe ich eine Bemerkung gemacht über irgend einen Deiner Bekannten oder über Verwandte Deiner Frau, die uns wochenlang mit ihren Beſuchen erfreuen? — Du mußt gerecht ſein: was dem Einen recht iſt, iſt dem Andern billig.

Ferdinand.

Die Leute, die bei uns ein- und ausgehen, gehören zur anſtändigen Welt und ſind auch unſerer Mutter bekannt.

Eugen.

Es hat mich ſchon oft geſchmerzt, daß Mama meine Freunde nicht kennen lernen will, Freunde, die ſich ebenfalls in der großen Welt ſehen laſſen können.

Ferdinand.

In der großen Welt, vielleicht ja, aber nicht immer in ſtillen und geordneten Häuſern, wie das unſrige.

Eugen.

O über dieſe Stille, Ihr ſolltet es mir Dank wiſſen, daß ich etwas Leben in Eure Langeweile bringe, (Ferdinand macht eine abwehrende Handbewegung.) und wenn Ihr Euch die Mühe geben wolltet, meine Bekannte kennen zu lernen, ſo würdet Ihr ſehr liebenswürdige und anſtändige Leute finden; ſo habe ich mir zum Beiſpiel geſtern Abend erlaubt, den Herrn Baron von Raynval und ſeine Frau mitzubringen, Leute, die in guter Geſellſchaft geſehen ſind.

Ferdinand.

Wer ſind dieſe Leute, wenn ich Dich fragen darf? hat der Herr jene Dame mitgebracht oder die Dame jenen Herrn?

Eugen.

Diesmal hat Deine doppelzüngige Frage einen Sinn, und um ehrlich zu ſein, will ich Dir geſtehen, was Du auch mit Deinem ſcharfen Blicke ſehen würdeſt, daß es die Frau mit ihrem Manne iſt, eine geiſtreiche, elegante, ſchöne Perſönlichkeit von den beſten Sitten, (nachläſſig hinwerfend:) ich glaube ſogar, daß ſie zu Hof kommt.

Ferdinand.

Und reiſen heute Morgen wieder ab?

Eugen.

Leider nein; ich habe Sie auf ein paar Tage eingeladen und werde mir erlauben, ſie der Mama vorzuſtellen.

Ferdinand.

Die Frau iſt alſo ſchön und elegant, auch wohl galant?

Eugen.

Ueber dieſe Frage in Deinem Munde möchte ich lachen; woher kennſt Du den Unterſchied zwiſchen elegant und galant? — doch beruhige Dich, ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich zu der Baronin von Raynval in keiner Beziehung ſtehe und daß ich nie Verſuche gemacht habe, zu erfahren, ob ſie eine galante Frau iſt; — hältſt Du mich vielleicht für miſerabel genug, um in das Haus meiner Mutter eine meiner Geliebten einzuſchwärzen?

Ferdinand.

Ich denke beſſer von Dir als Du glaubſt; ja, ich würde mich bemüht haben, Deinen Ruf bei uns zu heben, wenn Du von jeher offener gegen uns geweſen wäreſt.

Eugen.

Nun darüber kannſt Du Dich denn doch nicht beklagen: alle Folgen meiner ſchrecklichen Thaten liegen klar vor Deinem geſtrengen Auge, denn ich weiß, daß Du die für mich bezahlten Schulden mit einer wunderbaren Genauigkeit in Deine Bücher einträgſt. Oder hätte es Dich vielleicht intereſſirt, etwas Näheres zu erfahren über die Verwendung meiner Gelder? hätte ich Dir ein Bild entwerfen ſollen vom Verlauf meiner Wetten, von meinen Spielen, meinen kleinen Verhältniſſen? wahrhaftig, ich ſetzte bei Dir durchaus kein Intereſſe dafür voraus.

Ferdinand.

Und ich danke dem Himmel, daß er mir erſpart, davon zu hören; ſo etwas taugt nicht für ein ſtilles geordnetes Leben, wie ich es zu führen gewohnt bin.

Eugen.

Ja, unter der Hand einer ſo reichen Frau, die ſich vielleicht erkundigen könnte, woher Dir das Verſtändniß dergleichen Unthaten käme; ich weiß, Du biſt mittheilſam gegen meine theure Schwägerin, Dir könnte ein Wort

darüber entſchlüpfen, Du gäbeſt vielleicht eine zu lebhafte Schilderung, (lachend:) vielleicht gar eigene Erinnerungen zu dem, was ich Dir erzählt.

Ferdinand (verwirrt).

Brechen wir dieſes Geſpräch ab, es iſt ein Thema, das mir nicht behagen kann.

Eugen.

Wie Du willſt, ſo wähle eines, das Dir beſſer gefällt.

Ferdinand

(nachdem er nachdenklich einen Augenblick ſeine Nägel betrachtet).

Wenn ich offen mit Dir rede, ſo thue ich es nur im Auftrage unſerer Mutter.

Eugen.

Ich wäre ihr ſehr dankbar, wenn ſie ſelbſt mit mir geſprochen hätte.

Ferdinand.

Du weißt, wie ſehr ſie Dich liebt und wie häufig ſie bei Deinem Treiben beide Augen zugedrückt. Aber Alles hat ſeine Gränzen, der kleinſte Tropfen höhlt nach und nach einen Stein aus und man kann jeden See trocken legen, wenn man die Schleuſen unverhältnißmäßig aufzieht, ohne den Zufluß zu berechnen.

Eugen.

Darin haſt Du Recht; ich ſehe das vollkommen ein und errathe auch, wohin Du zielſt: Ihr habt eine Art geſellſchaftlicher Hinrichtung mit mir vor, ich war lange darauf gefaßt, werde mich mit Geduld in mein Schickſal ergeben und bitte nur, mich nicht lange leiden zu laſſen. Laß' Deine Vorſchläge hören, aber ohne große Vorrede, wenn ich bitten darf; Du haſt doch Alles ſchriftlich und wohlverklauſulirt bei Dir.

Ferdinand
(indem er zögernd ein Papier aus der Tasche zieht).

Daß Mama es so wünscht, wirst Du aus Ihrer Unterschrift ersehen.

Eugen.

Gib her! — (Er liest.) Etwas Gewisses jährlich ist nicht zu verachten, auch ist's mehr als ich Deinem kaufmännischen Sinne zugetraut hätte, aber im Vergleich mit dem, was ich dafür hingebe, immer noch sehr wenig, für einige jährliche tausend Gulden den Antheil an ein großes Vermögen, das bei Mamas rastloser Thätigkeit und Deiner gewissenhaften Umsicht täglich wächst — welches Recht habt Ihr eigentlich, mir diesen Vorschlag zu machen?

Ferdinand.

Die Masse Deiner Schulden, mein lieber Eugen, die wir zu decken genöthigt sind und die Du so in's Fabelhafte vermehrst, daß sie mit Deinem Vermögen nicht Schritt zu halten im Stande sein werden.

Eugen.

Schulden?! einige lumpige tausend Gulden; was will das sagen? Es läge ja in meiner Gewalt, keine mehr zu machen, wenn ich wollte; ich könnte ja bußfertig in meines Vaters Haus zurückkehren, dort auf der Schwelle Besserung gelobend und könnte sie auch halten, wenn — mir das so gefiele. O, es würde mich kein großes Opfer kosten, jene Gesellschaft, die Ihr in Eurem stillen, frommen, geordneten Haushalte so verabscheut, nicht mehr zu sehen, ja, weder sie mehr zu sehen, noch das Spielhaus, noch den Rennplatz; mein Herz hängt wahrhaftig nicht daran — aber gib mir einen Ersatz dafür, Du Mann des weisen Rathes und der vernünftigen Vorschläge.

Ferdinand.

Hättest Du Neigungen wie wir.

Eugen.

Wir gleichen unſern Vätern; Du erhielteſt von dem Deinigen die Liebe zu dem Geſchäfte, Sparſamkeit, Ordnung, Abſcheu vor allem ausſchweifenden Leben; ich erbte von dem meinigen die Liebe zu den nobeln Paſſionen. Jeder mußte ſeine Erbſchaft antreten, lieber Freund, und deßhalb mußt Du es Dir nicht als zu großes Verdienſt anrechnen, daß man Dich als Licht, als Stütze des Hauſes betrachtet, während ich der verlorene Sohn bin. Was mich aber dabei aufrecht erhält, iſt ein Erbtheil, bei dem Du verkürzt wurdeſt.

Ferdinand (argwöhniſch).

Wie ſo?

Eugen.

Sei ruhig, es handelt ſich nicht um Gold und Silber; es iſt der Humor meiner guten Mutter, ihre Art, das Leben leicht zu nehmen, von dem Dir kein Theil zufiel. Und doch iſt das ein koſtbares Gut, denn es läßt mich nicht nur alle Widerwärtigkeiten leicht ertragen, ſondern gibt mir auch ein offenes Herz und eine offene Hand; (in das Papier ſchauend, welches er geöffnet in der Hand hält) — ja da ſteht die Unterſchrift der Mutter und das iſt das Einzige, was mich bei dieſem gut verklauſulirten Inſtrumente ſchmerzt, ihre lieben Schriftzüge, mit denen ſie hier alle Hoffnung aufgab, den verlorenen Sohn reuig wiederkehren zu ſehen, und doch will ich meine Lippen auf dieſen Namen drücken, ſei es auch nur um Dir zu beweiſen, daß ich noch etwas von den Sprüchen unſerer Kinderzeit behalten habe: man küßt die Hand, die uns züchtigt.

Ferdinand.

Und Du willigſt ein, dieſes Abkommen mit uns zu treffen?

hielt ſich damit, das Holz vor ihm zu kunſtvollen Pyramiden zuſammen zu bauen und dann zuzuſehen, wie die Flamme behend hindurch leckte und die Gluth ſeine Arbeit ſo ſchnell verzehrte. Wenn die verbrannten Stücke kniſternd zuſammenſtürzten, ſo konnte er ihnen längere Zeit gedankenvoll nachſehen und ſich, wie es ſchien, in recht unangenehme Gedanken verſenken. Er fuhr dann plötzlich in die Höhe mit einem halblauten verdrießlichen Ausruf und blickte zornig um ſich.

Der Graf, nachdem er wieder mehrere Tage angenehme Geſellſchaft um ſich gehabt, fühlte ſich heute, durch ſeine Schmerzen im Zimmer allein zurückgehalten, doppelt einſam und verlaſſen. Er hatte nicht gewollt, daß man ihm zu lieb, um ihm Geſellſchaft zu leiſten, das beſprochene Diner aufſchiebe; er wollte Niemanden ſein Vergnügen rauben, und zog es vor, allein hier zu ſitzen, nachdenklich, verſtimmt, traurig und verlaſſen.

Da raſſelte eine Equipage mit außerordentlicher Geſchwindigkeit in das Portal des Palaſtes. Die Thüre wurde aufgeriſſen und Eugen ſtürzte herein, gefolgt von Baron Karl.

In wenigen Worten, aber mit leidenſchaftlicher Haſt erzählte der junge Mann, was ſich zugetragen, und bat um ein Aſyl für die Mutter ſeines Kindes. Der Baron unterſtützte ſeine Bitte, indem er verſicherte, Graf Eugen habe mit Gewalt verlangt, ſie hieher zu führen, und er ſei eben im Begriff geweſen, die unglückliche Landsmännin, die er ſchätze und achte, ſeiner Frau zuzuführen.

Der alte Graf hatte ſich mühſam erhoben, ſtützte ſich auf ſeinen Stock, und ſah bald den Einen, bald den Andern fragend an.

„Aber ich will nicht hoffen,“ ſagte er nach einer Pauſe, „daß das eine verabredete Geſchichte iſt, ein vorbereiteter Ueberfall, ein überlegter Angriff auf mich!“

Eugen.

Pfui, Abkommen iſt ein garſtiges Wort, es hat ſo etwas almoſenartiges an ſich, etwas wie ein Gnadengeſchenk, um ſich mit Jemand abzufinden, von Jemand loszukommen — und das hier (er ſchlägt auf das Papier) möchte ich doch nicht ſo betrachtet wiſſen, guter Ferdinand. Wahrſcheinlich werde ich unterſchreiben — wenn es mir gutdünkt, und dann glaube ich Dir und Deiner lieben Frau ein hübſches Geſchenk zu machen — ſei es drum.

Ferdinand.

Laß' meine Frau dabei aus dem Spiele; weder ich noch ſie wollen Dich in dieſer Angelegenheit drängen, Du ſollſt ganz nach Gutdünken handeln.

Eugen.

So ſind die Worte der Mutter, — o ich meine, ich hörte ſie das ſagen. (Er blickt nochmals in das Papier.) Ein paar kleine Bedingungen habe ich indeſſen noch zu machen, — hier ſehe ich allerdings die Uebernahme meiner Schulden, ſoweit ſie Dir bekannt waren.

Ferdinand (lebhaft).

Es kommt alſo noch mehr dazu? Du erſchreckſt mich.

Eugen.

Nur einige Kleinigkeiten; ich habe geſtern unglücklich gewettet und unglücklich geſpielt, es handelt ſich im Ganzen vielleicht um zweitauſend Louisd'or.

Ferdinand (ſeufzend).

Welche wohl an die Geſellſchaft, die Du mitgebracht, auszubezahlen ſind?

Eugen.

Du mengſt Alles durch einander; nicht an die Geſellſchaft, ich ſagte Dir ſchon einmal, daß ich mit den Rayn-

vals in gar keiner Verbindung ſtehe, Brooker erhält 'ne Kleinigkeit und das Andere zerſplittert ſich.

Ferdinand (ſeufzend).

Angenehme Splitter.

Eugen (lachend).

Du ſiehſt ſie in meinem Auge, während ich mich doch um die Balken in dem Deinigen nicht bekümmere.

Ferdinand.

Ich kann mein Auge frei erheben und Jedem in's Angeſicht ſchauen.

Eugen.

Was geht's mich an; danke Du dem Himmel, wenn es ſo iſt, denn bei dem angenehmen Charakter meiner Frau Schwägerin möchte ich Dir nicht ſo viel Böſes wünſchen, als daß ſie in Deinem Auge nur das geringſte Splitterchen entdeckte — doch nun wieder zu meinen Bedingungen!

Ferdinand.

Du haſt noch mehrere?

Eugen.

Keine mehr die Geldeswerth betreffen, alſo beruhige Dich; ich ſagte Dir ſchon, daß ich die Raynvals für einige Tage eingeladen.

Ferdinand.

Aber unſere Uebereinkunft gibt uns das Recht, ſie zu entfernen.

Eugen.

Ganz richtig — ſobald wir über dieſe Uebereinkunft übereingekommen ſind; merke Dir das, guter Ferdinand, und mache mich nicht widerſpenſtig: die Raynvals bleiben ein paar Tage hier und werden als anſtändige Leute behandelt.

Ferdinand.

Eine unangenehme Bedingung; Du weißt, wie ſehr meine Frau gegen Leute eingenommen iſt, die — —

Eugen.

Von mir gekannt ſind; Du weißt aber dagegen auch, daß meine theure Schwägerin ein wunderbares Talent hat, zu entdecken, ob die Leute, die ihr gegenüber treten, anſtändig und von guten Sitten ſind.

Ferdinand.

Und wenn ſie das Gegentheil findet?

Eugen.

Sie wird es nicht finden; die Baronin von Raynval iſt eine Frau commo il faut.

Ferdinand (nach einiger Ueberlegung).

Du hältſt an dieſer Bedingung feſt?

Eugen.

Wie Brooker an mir, ehe er bezahlt iſt. Nimm indeſſen die Sache nicht ſo ſchwer, bezeichne die Raynvals als das was ſie ſind und ſage, Du hätteſt ſie in der Reſidenz zuweilen in der beſten Geſellſchaft geſehen.

Ferdinand.

Eine Lüge? Eugen, ich habe nie gelogen.

Eugen.

So thue es zum erſten Mal; o eine Sünde zum erſten Mal begehen, hat etwas Süßes, Berauſchendes, thue es aus Liebe zu — dieſem Papier.

Ferdinand.

Ich will ſehen, wie ich mich da herausfinde, aber wenn das Betragen dieſer Baronin mich Lügen ſtraft, ſo —

Eugen.

Zerreißeſt Du das Papier und Alles bleibt beim Alten.

Ferdinand.

Du biſt unverbeſſerlich.

Eugen.

So habe ich doch eine Aehnlichkeit mit Dir, denn auch Deine hohen Tugenden ſind keiner Beſſerung mehr fähig — alſo auf Wiederſehen in einer kleinen Weile. Wir werden, hoffe ich, hier zuſammen frühſtücken, und ich muß meinen Anzug ein wenig in Ordnung bringen; Du ſollſt mich nachher äußerlich und innerlich von einer Liebenswürdigkeit ſehen, die Dich überraſchen wird. (Ab in ſein Zimmer.)

Achter Auftritt.

Der Vorige, dann ſeine Frau, ſpäter Eliſabeth.

Ferdinand (Eugen nachſehend).

Hole der Teufel dieſen Narren und meine Gutmüthigkeit: in ſeinem unbegreiflichen Leichtſinn hätte er noch viel ſchärfere Bedingungen unterſchrieben, wir haben viel zu übereilt gehandelt; ich möchte hundert gegen eins wetten, daß ihm das Feuer auf die Nägel brennt und daß dieſer Brooker einen Verhaftbefehl in der Taſche hat — ich hätte dieſen Kerl vorher zutraulich machen ſollen.

Albertine.

Verließ Dich nicht ſo eben Dein ſauberer Bruder?

Ferdinand

(ſich raſch umwendend und ihr zärtlich entgegeneilend).

Ah, mein liebes Kind, Du biſt von Deinem Spaziergange zurück; wie vortrefflich Du ausſiehſt, haſt Du eine weite Tour gemacht?

Albertine (ſieht ihn mißtrauiſch an).

Warum fragſt Du, ob ich eine weite Tour gemacht habe? hätte ich vielleicht keine machen ſollen? (ſich umſchauend) oder bin ich Dir vielleicht zu früh zurückgekommen? Du haſt eine ſo erregte Miene.

Ferdinand.

Möglich, daß ich aufgeregt ausſehe, denn wie Du ganz richtig bemerkteſt, verließ mich Eugen ſo eben; ich hatte eine lebhafte Unterredung mit ihm.

Albertine.

Und hat er eingewilligt, unſere Vorſchläge anzunehmen?

Ferdinand.

Er ſcheint einzuwilligen; er hat wenigſtens keine großen Einwendungen gemacht und die Papiere mit ſich genommen.

Albertine.

Alſo doch Einwendungen?

Ferdinand.

Ein paar Bedingungen, die mir nicht ganz unerwartet kamen: er ſcheint noch ein paar Schulden zu haben, die ihn drücken und welche man vorher für ihn bezahlen ſoll.

Albertine.

Dieſer Verſchwender! ich kann Dir nicht ſagen, wie glücklich es mich machen wird, wenn es uns gelungen iſt, dieſen Menſchen, Deinen Herrn Bruder, in anſtändiger Entfernung von uns zu halten; laß' mich niederſitzen, ich bin müde geworden. Deine Familie hat mir ſchon unſäglichen Kummer verurſacht.

Ferdinand.

Doch nur Eugen, mein liebes Kind; leider muß ich geſtehen, daß Du darin nicht Unrecht haſt.

Albertine.

Das mußt Du mir leider geſtehen; o ich kann mir denken, daß es Dich Ueberwindung koſtet; natürlich wäre es Dir lieber, wenn Dir eine Möglichkeit geboten wäre, die Partei dieſes Menſchen gegen uns zu ergreifen, und in Deinem Herzen findeſt Du vielleicht Manches verzeihlich, was er thut und treibt — Gott ſei es geklagt, aber es iſt wahr. Euch Männer beherrſchen alle die gleichen Neigungen.

Ferdinand.

Du ſcherzeſt, meine liebe Albertine, denn in Deinem Herzen biſt Du vollkommen überzeugt, daß mein Sinn nur auf das Solide und Anſtändige gerichtet iſt.

Albertine.

Hier im Hauſe unter meinen Augen bewahrſt Du den Schein ſo viel als möglich.

Ferdinand.

Kind, Du biſt heute Morgen nicht gut gelaunt, aber ich bitte Dich, laſſe doch einmal dieſe finſteren Gedanken fahren, die Dein Leben verbittern und das meinige wahrhaftig nicht verſchönern; macht uns Eugen nicht Sorgen und Unannehmlichkeiten genug?

Albertine.

Eugen iſt ein leichtſinniger, verabſcheuungswürdiger Menſch, aber im Grunde gibt es für ihn Entſchuldigungsgründe: hat er Verpflichtungen gegen eine arme, unglückliche Frau, der er Liebe und Treue geſchworen?

Ferdinand.

Die hat er allerdings nicht, aber Du kannſt mir glauben, daß andere Männer, welche dergleichen Verpflichtungen übernommen haben, auch darnach zu leben und zu handeln wiſſen. Sage mir um des Himmelswillen, woher die unerklärlichen Schatten, die Dein Gemüth verdüſtern?

Albertine.

Schatten?

Ferdinand.

Ja, Schatten, denn wenn es etwas Wirkliches iſt, ſo laß' es mich endlich einmal erfahren; mein Leben und Treiben liegt klar vor Dir und der ganzen Welt — o mein Kind, Du ſollteſt endlich aufhören, mich mit Dingen zu quälen, die Du ſelbſt nicht glaubſt. (Albertine ſeufzt tief.) Und wenn es denn einmal ſein muß, wenn Du Deine üble Laune an mir auslaſſen willſt, ſo wähle eine beſſere Zeit; laß' mich wenigſtens vollenden, was ich Dir über Eugens Angelegenheiten noch zu ſagen habe.

Albertine.

Ich dachte, wir wären damit zu Ende.

Ferdinand.

Noch nicht ganz, ich erwähnte ſeiner Bedingungen.

Albertine.

Die ich ja kenne.

Ferdinand.

Er ſtellt noch eine andere: Du weißt, daß er von ſeinen Bekannten eingeladen hat, die ſich hier bei uns befinden.

Albertine.

O ja, ich hörte davon.

Ferdinand.

Nun, wenn er unſere Vorſchläge annimmt, iſt es ja das letzte Mal, daß er ſich dieſes Recht herausnehmen darf, er wünſcht alſo oder bedingt, daß man ſeine Bekannten, den Baron und die Baronin von Raynval mit Artigkeit und ihrem Stande gemäß empfange — wie geſagt, mein Kind, es iſt das letzte Mal und ich glaube, wir ſollten wegen dieſer Bedingungen nicht das Zuſtandekommen unſeres ganzen Abfindens auf's Spiel ſetzen.

Albertine.

Wer iſt dieſer Baron von Raynval?

Ferdinand (verlegen achſelzuckend).

Ich müßte lügen, wenn ich ſagen wollte, daß ich ihn genau kannte, doch erinnere ich mich, in der Reſidenz ſeinen Namen gehört zu haben, ſo wie auch, daß er zur guten Geſellſchaft gezählt wird.

Albertine.

Es wäre wunderbar, wie Eugen zu guter Geſellſchaft kommt.

Ferdinand.

Ohne Dir widerſprechen zu wollen, ſehe ich gerade darin nichts ungeheuer Wunderbares. Eugen von Wildau hat in vielen Häuſern Zutritt, iſt auch hie und da in guter Geſellſchaft gerne geſehen, denn Du weißt, mein Kind, wie ſehr er den Schein zu wahren verſteht, wenn es ihm darum zu thun iſt.

Albertine (halblaut).

O ja, es iſt viel Heuchelei in der Familie.

Ferdinand.

Er hat nur um ein paar Tage gebeten und wenn Du meinſt —

Albertine.

Was gilt meine Meinung? würde mir gefolgt werden, wenn ich nein ſagte?

Ferdinand.

Gewiß, mein Kind, bis zur Annullirung jenes Vertrags.

Albertine (bitter).

Ich habe es in dieſem Hauſe zu ſehr gelernt, gute Miene zum böſen Spiele zu machen, als daß es mir auch in dieſem Falle unmöglich würde, die Wünſche Deines

Herrn Bruders Eugen, die Deinigen und die Deiner Frau Mutter zu erfüllen.

Ferdinand (nach einem tiefen Athemzuge).

Ich wiederhole Dir, man wird Dich nur ein paar Tage beläſtigen; ich denke, Eugen verläßt alsdann mit ſeinen Bekannten unſer Haus und dann darf ich auch wohl hoffen, daß Deine und meine ungetrübten Tage beginnen. (Er will ihre Hand ergreifen, die ſie zurückzieht.)

Albertine.

Schon gut, ſchon gut.

Eliſabeth (tritt durch die Mittelthüre ein).

Ah, guten Tag, Ferdinand, ich ſtöre doch nicht.

Ferdinand.

Gewiß nicht, was ich mit meiner Frau zu reden hatte, iſt geſchehen.

Albertine.

O nein, Niemand ſtört ihn, der ihm Veranlaſſung gibt, ein Geſpräch mit ſeiner Frau zu unterbrechen; komm, Eliſabeth, ſetze Dich zu mir.

Ferdinand (zu ſeiner Frau).

Noch eines, mein Kind, wenn Eugen kommt, ſo behandle ihn nicht allzu ſchroff, ich glaube, es iſt wichtig, ihn für den Augenblick bei guter Laune zu erhalten.

Albertine.

Du machſt mir da wieder einen Deiner gewöhnlichen Vorwürfe — als ob ich überhaupt Jemand ſchroff behandelte; (zu ihrer Schweſter, während Ferdinand abgeht:) ach, es iſt ſo traurig, daß mein Mann immer nur Klagen und Vorwürfe für mich hat.

Eliſabeth.

Er meinte es gewiß nicht ſo ſchlimm, ich würde es wenigſtens nicht ſo aufnehmen. — — Sieh, wie ſich meine

Stickerei macht, nicht wahr, vortrefflich, ein reiches Deſſin, ohne daß man gerade zu viel Arbeit damit hat; wenn es Dir recht iſt, ſticke ich noch ein wenig, oder ſoll ich Dir vorleſen?

Albertine.

Nein, nein, ich danke Dir, laß' uns lieber ein wenig plaudern; haſt Du gehört, daß wir Fremde haben, (mit einem ſpöttiſchen Lächeln:) vornehme Fremde? Der Herr Bruder Eugen hat ſie bei Nacht und Nebel hiehergebracht, und der Herr Bruder Ferdinand wünſcht, daß wir ſie empfangen und freundlich behandeln.

Eliſabeth.

Ein eigenthümliches Verlangen — Leute, die man nicht kennt.

Albertine.

Der Herr Baron und die Frau Baronin von Raynval; mein Mann erinnert ſich, dieſe Namen gehört zu haben und behauptet, man ſähe ſie in der Reſidenz in der guten Geſellſchaft.

Eliſabeth.

Und wirſt Du ſie bei Dir empfangen, in Deiner Geſellſchaft ſehen?

Albertine.

Was nennſt Du bei mir? Habe ich in dieſem Hauſe die vollgültigen Rechte einer Frau, kann ich mich auf Ferdinand verlaſſen, wie es ſein ſollte, hat er mich bis jetzt geſchützt vor den Beleidigungen ſeines Bruders, vor den Uebergriffen ſeiner Mutter.

Eliſabeth.

Du thuſt Deinem Manne Unrecht und handelſt gewiß nicht klug: Du ſollteſt bei den eigenthümlichen Verhältniſſen dieſes Hauſes um Alles in der Welt mit Deinem Manne

Der Baron ſchüttelte ernſt mit dem Kopfe, und Eugen faltete bittend die Hände.

Unterdeſſen hörte man eine andere Equipage in den Hof fahren, und einige Zeit darauf erſchien der alte Kammerdiener, wie fragend an der Thüre des Gemachs.

„Man geleite Madame hieher!“ ſagte ernſt der Graf, und dieſen Befehl verſtehend, ſtürzte Eugen an dem Kammerdiener vorbei, der Treppe zu. — — —

in Frieden leben; auch was Mama anbelangt, kann ich Dir nicht Recht geben, Albertine; laß ihr doch das ſorgliche Walten, ſie nimmt Dir Laſten ab, ohne Deiner Stellung im Geringſten nahe treten zu wollen.

Albertine

(nimmt ſeufzend ein Buch aus ihrem Körbchen).

Ich fühle mich recht, recht verlaſſen in dieſem Hauſe.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, Eugen (ſorgfältiger gekleidet).

Eugen.

Guten Morgen, meine Damen. — (Beide nicken ſchweigend mit dem Kopfe.) Darf ich mir erlauben, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen; ich hatte leider nicht das Vergnügen, Sie in den letzten Tagen zu ſehen.

Albertine.

Ich danke, Herr von Wildau, wir befinden uns ſo gut als es möglich iſt.

Eugen.

Was mich zu hören recht freut, und Ihr Ausſehen, Frau Schwägerin, beſtätigt Ihre Worte. — Sie werden mir erlauben, mich auf dieſem neutralen Grunde hier einen Augenblick zu Ihnen zu ſetzen.

Albertine.

Der Saal iſt groß genug für uns Alle. (Wie er ſich niederſetzt, nimmt Eliſabeth ihr Körbchen und geht mit ihm auf die andere Seite des Saals.)

Eugen (lächelnd).

Wir haben durchaus keine Geheimniſſe, meine Schwägerin und ich, Sie hätten ſich nicht zu entfernen gebraucht, Fräulein Eliſabeth.

Eliſabeth.

Ich ziehe dieſen Platz vor.

Eugen.

Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich und ich wünſche Ihnen alle Seligkeiten deſſelben. (Zu Albertine.) Darf ich mich erkundigen, was Sie leſen?

Albertine

(ſieht ihn einen Augenblick an, dann ſagt ſie mit Betonung).

Es iſt ein Buch, Herr von Wildau, das Ihren Beifall nicht haben wird: Ueber den Frieden mit ſich ſelbſt.

Eugen.

O das muß ein höchſt lehrreiches Buch ſein, und wenn es mir zur rechten Zeit unter die Hände gefallen wäre, wer weiß, ob ich nicht ebenſo eifrig wie Sie darin geleſen haben würde.

Albertine.

Zum Guten iſt es nie zu ſpät.

Eugen.

Gewiß nicht, Frau Schwägerin, und darauf beruht auch meine einzige Hoffnung; ich bin, Gott ſei Dank, noch ſo jung, daß mir vorausſichtlich noch eine hübſche Reihe von Jahren bleibt, um meine vielen und großen Fehler wieder gut zu machen und ein recht ſtilles und geordnetes Leben zu führen.

Albertine.

Sie haben Zeit, ein ſolches anzufangen, aber mit Ihrem Spott, den Sie über Alles ausgießen, kommen Sie nicht dazu.

Eugen.

Es iſt ein Unglück, daß man jede meiner heiteren Mienen für Leichtſinn, jedes friſche Wort für Spott auslegt; wenn ich einmal mit düſterer Miene ſagen könnte, ich werde

mich beſſern, ſo würde man es vielleicht glauben. Um das aber zu thun, müßte ich meine Beſſerung mit einem ſchlimmeren Laſter beginnen: mit der Heuchelei! (Er hat zuweilen nach Eliſabeth hinübergeblickt, und da dieſe jetzt von ihrem Garn fallen läßt, ſo ſpringt er hinzu, um es aufzuheben und ihr in die Hand zu geben.)

Eliſabeth (trocken).

Ich danke, Herr von Wildau, ich brauche dieſe Farbe nicht mehr.

Eugen.

Mit der Heuchelei ſagte ich; (er legt das Garn auf ihren Tiſch, welches aber, da ſie eine Bewegung mit ihrem Körbchen macht, wieder herabfällt, worauf er es wieder aufhebt und in die Taſche ſchiebt.) — ehe ich mich aber zur Heuchelei verſtehen kann, bleibe ich lieber, um mit Hamlet zu reden, in meiner Sünden üppiger Maienblüte. (Er wirft einen finſteren Blick auf Eliſabeth, ohne daß dieſe es ſieht, ſetzt ſich aber im nächſten Momente wieder mit heiterem Geſichte auf die nächſte Seite.) Apropos, Frau Schwägerin, ich bin entzückt über Ihre freundliche Bereitwilligkeit, meine Bekannten, den Herrn Baron und die Frau Baronin von Raynval bei ſich aufnehmen zu wollen. Undank gehört nicht zu meinen Laſtern, ich vergeſſe weder Wohlthaten noch die Erinnerung an abſichtliche Kränkungen, und (mit Betonung) für jedes dergleichen bin ich immer zu Gegendienſten bereit.

Albertine (indem ſie langſam aufſteht).

Sie erinnern mich zur rechten Zeit, daß ich meine Toilette nachſehen muß, denn ich war heute Morgen nicht darauf gefaßt, ſo vornehme und in jeder Beziehung ausgezeichnete Fremde bei mir zu empfangen. Sie werden mich alſo entſchuldigen, daß ich Sie verlaſſe. (Im Abgehen zu Eliſabeth.) Wenn Du mir folgſt, liebe Eliſabeth, ſo ſei ſo gut mein Körbchen mitzubringen.

Eliſabeth

(packt ihre Stickerei zuſammen, ſteht langſam auf und will das Kätzchen nehmen).

Eugen (legt die Hand darauf).

Eliſabeth

(bleibt einen Augenblick erwartend ſtehen, da aber Eugen ſeine Hand nicht zurückzieht, ſo will ſie mit einer leichten ſtolzen Neigung des Kopfes das Zimmer verlaſſen).

Eugen (tritt ihr in den Weg).

Einen Augenblick, wenn ich bitten darf.

Eliſabeth.

Was befehlen Sie, Herr von Wildau?

Eugen.

Keine erheuchelte Demuth, mein Fräulein; ich wünſchte Ihnen ein paar Worte zu ſagen.

Eliſabeth.

Die ich aber nicht anzuhören wünſche. (Sie will vorbeigehen.)

Eugen (vertritt ihr den Weg).

Die Sie aber anhören ſollen.

Eliſabeth (verächtlich).

Zwang, Herr von Wildau, gegen eine Dame?

Eugen.

Nennen Sie es wie es Ihnen beliebt, ich habe Ihnen einige Worte zu ſagen und Sie ſollen mich anhören. — Sind Sie vielleicht der Anſicht, daß es mir entgangen wäre, wie Sie, ſo oft ich das Glück hatte, Ihnen hier in dem Hauſe zu begegnen, mit einem Ausdrucke des Geſichts an mir vorübergingen, der nicht nur Gleichgültigkeit, die ich von Ihnen erwarte, oder Kälte, die ich begreife, ausdrückte, ſondern auch Haß, ja Verachtung.

Eliſabeth.

Sie leſen vortrefflich in meinen Mienen, Herr von Wildau.

Eugen.

Wozu ich mich nicht erinnere, Ihnen Veranlaſſung gegeben zu haben, wozu Sie kein Recht haben, und was ich ferner nicht mehr dulden werde.

Eliſabeth.

Gut, Herr von Wildau, ſo machen Sie von Ihrem Rechte als Sohn des Hauſes Gebrauch und dulden mich nicht länger hier, um meine Mienen nicht ferner zu ſehen.

Eugen

(der nach und nach aufgeregter, heftiger, ja ſchmerzlich bewegt wird).

— Noch ſo eben, vorhin an dieſem Tiſchchen — ich erfüllte gegen Sie einen Akt der Höflichkeit, mein Fräulein —

Eliſabeth.

Wofür ich Ihnen meinen Dank ſagte.

Eugen.

O ja, mit der einen Hand, während Sie mir mit der andern in's Geſicht ſchlugen. — Sagen Sie mir doch, welche meiner Handlungen, welcher Mangel an Achtung gegen Sie, den ich vielleicht da oder dort bewieſen, gibt Ihnen das Recht einer ſolchen Behandlung? Hat man es vielleicht verſtanden, Ihnen einen wohlthätigen Abſcheu beizubringen vor dem Leben des verlorenen Sohnes, als der ich hier gelte — gut, Sie haſſen mich wegen meiner Fehler, wegen meiner Verirrungen; Sie haben das Recht, mich zu haſſen, ich verlange es nicht beſſer, aber Sie haben kein Recht, mich durch Mangel an Höflichkeit beſtrafen zu wollen. Ich lieh mich herab, Ihnen einen kleinen Dienſt zu leiſten; es war Ihre Schuldigkeit, dieſen kleinen Dienſt höflicher Weiſe anzunehmen.

Eliſabeth (ſieht ihn achſelzuckend an).

Eugen.

Ja, von mir, mein Fräulein; von einem Manne, der nie die Pflicht der Höflichkeit gegen Sie aus den Augen geſetzt, der Ihnen aus vollem Herzen Achtung bezeugt, der immer noch der Sohn des Hauſes iſt, wenn man ihn auch den verlorenen Sohn deſſelben nennt.

Eliſabeth.

Sind Sie zu Ende? Ich habe Sie ruhig angehört und erſuche Sie jetzt dringend, mich gehen zu laſſen.

Eugen.

Gewiß, mein Fräulein, ich habe geendigt, wir ſind fertig. (Mit ſchmerzlichem Humor:) Ehe ich als freiwillig Gezwungener dieſes Haus, mein Vaterhaus verlaſſe, glaube ich es mir ſelbſt ſchuldig zu ſein, Ihnen dieſe paar Worte zu ſagen, vielleicht zweck- und abſichtslos, in einer Eingebung des Augenblicks, in einer Aufwallung des Zorns. — Nicht Jeder iſt im Stande, mich ſchmerzlich, zornig wollte ich ſagen, zu bewegen, Sie dagegen haben das trefflich verſtanden, und worüber ich bei Anderen vielleicht gelacht, hat mich bei Ihnen zu heftigen Aeußerungen veranlaßt.

Eliſabeth (im Abgehen ſpöttiſch).

Und woher dieſe unverdiente Auszeichnung?

Eugen.

Nehmen Sie es immerhin als ſolche, wenn Sie auch in Ihrem Herzen anders denken. Glauben Sie mir, ich habe mich ſo ſehr daran gewöhnt, nicht mehr zu achten auf die Mienen der mir Begegnenden, daß es ſchon etwas ganz Außerordentliches ſein mußte, wenn ich es doch that, und aus dieſen Worten, mein Fräulein, (mit einer etwas ſpöttiſchen

Verbeugung) können Sie die Stellung entnehmen, die ich Ihnen anweise.

Eliſabeth.

Sie zwangen mich, Sie zu hören, und erlauben mir dagegen auch die Bemerkung, daß mir der Ausdruck Ihres Unwillens angenehmer klang, als Ihre verſteckte Artigkeit.

Eugen.

Leider würde ich mich nie unterſtehen, der ſtolzen Eliſabeth eine Artigkeit geradezu zu ſagen, aber warum als Feinde ſcheiden, weil man als Freunde nicht zuſammenleben konnte.

Eliſabeth (bitter).

O es gibt Mittelwege, Herr von Wildau, die Gleichgültigkeit.

Eugen (ſchmerzlich bewegt).

Ein troſtloſer Pfad, den ich lange, lange Jahre gewandelt, dem ich in ſeiner kalten Nüchternheit gefolgt, vergebens rechts und links die Hand verlangend ausſtreckend, vergebens ſchmachtend nach etwas außerhalb dieſem Pfade Liegendem, das ſo ſtark geweſen wäre, mich der flachen Alltäglichkeit zu entreißen, (achſelzuckend) — ich habe es nicht gefunden — wandeln wir weiter — abwärts.

Eliſabeth.

Eine traurige Ausſicht.

Eugen.

Allerdings, bejammerungswürdig, verloren zu ſein, wo vielleicht ein dünner Faden, ja, mein Fräulein, ein Faden ſo ſchwach wie jener, der vorhin von Ihrem Tiſche fiel — und den ich hier bewahre, im Stande geweſen wäre, einen Menſchen am jähen Abgrunde zu halten, (indem er ſich langſam umwendet und ihr nachſieht) ja, vom jähen Abgrunde, und ich,

der verlorene Sohn, der leichtſinnige, thörichte Menſch, der Verſchwender und Spieler, würde ſtolz ſein in dem Gefühl, eine Seele retten zu können.

Eliſabeth
(zögert unter der Thüre einen Augenblick, ehe ſie abgeht).

Eugen (ausrufend).

Ah, ſie liebt mich dennoch!

Zweiter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

Frau von Wildau, Eugen, ſpäter Brooker.

(Frau v. Wildau nöthigt ihren Sohn, dem ſie unter der Thüre begegnet, mit ſanfter Gewalt in's Zimmer zurück.)

Fr. v. Wildau.

Iſt das auch verzeihlich, unnatürliches Kind, Dich ſo gar nicht um Deine Mutter zu bekümmern, mich gar nicht aufzuſuchen, und mich, die ich ſo viel zu thun habe, zu nöthigen, hieherzukommen zu meinem wohlgerathenen Herrn Sohn, um mich zu erkundigen, wie er geſchlafen? Pfui, Eugen, ich habe das nicht um Dich verdient.

Eugen.

Aber, liebe Mama, Du weißt —

Fr. v. Wildau.

Nichts weiß ich, als daß Du ein ungerathener, wilder Menſch biſt, der keine Lebensart hat und keinen Reſpekt vor ſeiner Mutter, ſonſt wäreſt Du heute Morgen demüthig an meiner Thüre geſtanden, hätteſt ſchüchtern angeklopft und wenn ich gerufen: herein! würdeſt Du geantwortet haben: ach, Mama, ich wage es nicht.

Eugen.

Das hätte ich allerdings thun ſollen, oder noch beſſer, mich auf die Thürſchwelle ſetzen wie der reuig heimgekehrte verlorene Sohn.

Fr. v. Wildau.

Heimgekehrt biſt Du allerdings, haſt auch ſehr viel vom verlorenen Sohn an Dir, aber von Reue iſt noch gar nichts bei Dir zu entdecken.

Eugen.

Doch, Mama, ich fühle es ſtark bei mir dämmern.

Fr. v. Wildau.

Wohl Angeſichts eines gewiſſen Vertrags, den man durch Deine Aufführung gezwungen war, einzugehen. Ja, junger Herr, ſo können wir nicht fortmachen.

Eugen.

Auch das ſehe ich ein und kann Dich verſichern, daß meine Reue gewaltig und groß iſt, wenn ich an die viele verlorene Zeit und das viele verſchwendete Geld denke.

Fr. v. Wildau (ihn zweifelnd betrachtend).

Während Du mir das ſagſt, was mein Herz erfreut, und was von ſo ernſter Natur iſt, ſiehſt Du ſo außerordentlich heiter aus und das macht mich mißtrauiſch.

Eugen.

Soll ich vielleicht betrübt ausſehen, wenn ich mir bewußt bin, gute Vorſätze gefaßt zu haben und wenn ich ſehe, daß Dich das freut, beſte Mama. Und was die Uebereinkunft anbelangt, ſo kannſt Du verſichert ſein, die iſt nicht ſchuld daran, daß ich mir ernſtlich vorgenommen habe, ein anderes Leben anzufangen.

Fr. v. Wildau.

Wie würde ich Gott danken, wenn Du die Wahrheit ſprichſt, aber um feſt darauf hoffen zu können, möchte ich

Als immer noch nicht kam, ſchüttelte er ſeinen grauen Kopf. Nicht, als ob er über dieſes Ausbleiben ungeduldig geworden wäre, oder als ob ihn ſeine koſtbare Zeit gedauert — nicht im Geringſten! — denn ſeine Zeit war ihm leider nicht koſtbar. Er hatte faſt gar keine Praxis und war aus dieſem Grunde nicht blos ein Armen-Arzt, ſondern auch ein armer Arzt. — In's Kaffeehaus, um vor Schlafengehen ſeinen Kaffee zu trinken, kam er immer noch zeitig genug; auf ſeiner Stube war es nicht wärmer und comfortabler wie hier, und dann war er vollkommen verſichert, daß ihm die Madonna für die Hülfe, die er dieſem armen Kinde angedeihen ließe, einen tüchtigen Strich im Buche des Himmels machen würde.

Das Bübchen war in einen ruhigeren Schlaf geſunken. Der Doktor hatte ihm aus dem Waſſerkrug kalte Umſchläge auf die brennende Stirne gemacht, und das ſchien dem Kinde wohl zu thun.

Wenn nur die arme Frau, dachte er bei ſich ſelbſt, keine Ungelegenheiten gehabt hat, oder irgendwo zu Schaden gekommen iſt! — Bah! den Weg nach dem Café de l'Europe kann ja von hier jedes Kind finden. — Er ſtand auf und gieng eine Zeit lang in dem Stübchen auf und ab, dann trat er an's Fenſter, welches auf den Hof des Palazzo Albano führte.

Da unten bei den großen Fenſtern ſah man Lichter vorbeiirren, der ſonſt ſo finſtere Hof war ebenfalls erleuchtet, und der helle Schein einiger Wagenlaternen glänzte zwiſchen den grünen Bäumen herauf.

„Wie ſind doch die Glücksgüter ſo ungleich vertheilt!“ ſeufzte der arme Doktor, „all' der Spektakel da unten iſt zu Bedienung eines Einzigen, auf ſeinen Wink bewegen ſich ein paar Dutzend Hände, und wenn ich morgen früh anſtändig ausgehen will, muß ich mir Rock und Hut ſelbſt ausbürſten. — Und wenn ich auch nur an die arme Frau hier denke. Mit dem, was ſie heute

doch wiſſen, was Dir ſo plötzlich die Augen zum Guten geöffnet?

Eugen (ernſthaft).

Das hat ein Traum gethan, liebe Mama.

Fr. v. Wildau.

Ah bah, ſeit wann hältſt Du etwas auf Träume?

Eugen.

Ich kann Dich verſichern, ein Traum, Mama. Mir träumte nämlich, ich ſähe — weißt Du, Mama, hoch in den Wolken an mir vorüberſchweben den Schutzengel meines Lebens — jeder Menſch hat einen ſolchen, wie Du mir oft ſagteſt, Mama, da oben, und dieſer Schutzengel wandte finſter ſein ſchönes Antlitz von mir ab, ſo ſehnſüchtig und verlangend ich ihm auch nachblickte; ich hätte eine Million darum gegeben, im Traume nämlich, daß er ſein edles Auge nur einen Moment auf mich richte, aber vergebens; da erfaßte mich ein wilder, gewaltiger Schmerz und ich dachte, Dein Schutzengel hat Recht, Du biſt ſeiner Beachtung nicht mehr werth, und das machte mich ſo troſtlos, warf mich ſo darnieder, daß ich es Dir gar nicht auszudrücken vermag. Aber auf einmal dachte ich, wie, wenn Du Dir gelobteſt umzukehren auf dem bisherigen Wege, feſt und ernſtlich? Das that ich denn auch, und wie ich es that, wandte mir der vorüberſchwebende Engel ſein Antlitz zu und gönnte mir einen ſeiner ſchönen, ernſten Blicke, unvergeßlich, tief in's Herz dringend.

Fr. v. Wildau.

Und als Du erwachteſt?

Eugen.

Fühlte ich den Blick noch tief im Herzen und erneuerte mein Gelübde — hier iſt meine Hand darauf, Mama.

Fr. v. Wildau (ſeine Hand annehmend).

Mein guter Eugen, wie glücklich wirſt Du mich machen.

Eugen.

Ja, wir werden Alle glücklich ſein.

Fr. v. Wildau

(hängt ſich an ſeinen Arm und geht mit ihm auf und ab).

Wie ſtolz könnte ich auf Dich ſein, Eugen, und wie war ich es auch, bevor Du das wilde Leben angefangen; und was haſt Du eigentlich davon? durchſchwärmte Nächte — müde Tage — Gewiſſensbiſſe und Niemand mag Dich leiden; ja, ſie haſſen Dich und haben ein Recht dazu; ſogar Eliſabeth, die für die ganze Welt ein ſo gutes Herz hat, wendet ſich, wenn man Deinen Namen nennt, ab, und wenn Du in's Zimmer kommſt, geht ſie hinaus, wenn es irgend möglich iſt — Du mußt das bemerkt haben.

Eugen.

Allerdings, Mama, es mußte mir ſogar auffallen.

Fr. v. Wildau.

Und die gehäſſigen Bemerkungen Albertinens und der Zwieſpalt im ganzen Hauſe; ich kann Dich verſichern, Eugen, es gehört mein ganzer guter Humor dazu, um nicht den ganzen Tag bitterlich zu weinen.

Eugen.

Was war ich für ein Ungeheuer.

Fr. v. Wildau.

Nun, wenn Du es wirklich warſt und nicht mehr biſt, ſo habe ich keinen lieberen Sohn als Dich. (Während ſie auf- und abgehen, erſcheint Brooker an der Mittelthüre.)

Brooker (für ſich).

Er ſcheint mit ſeiner reichen Mutter ausgeſöhnt, das iſt mir angenehm, es erleichtert die Geſchäfte.

Eugen
(bei einer Wendung, indem er den Eingetretenen ſieht).

Ah, da iſt ja Brooker; Mama, ich hatte noch keine Gelegenheit, Dir dieſen würdigen Mann und theuern Freund vorzuſtellen; er iſt auch ſchon lange Dein theurer Freund geweſen.

Fr. v. Wildau.

Ich weiß davon zu ſagen.

Brooker
(mit vielen Verbeugungen näher kommend).

Zu viel Ehre für mich, gnädige Frau, der Herr Baron haben mich immer mit Güte überhäuft.

Eugen.

Und mit Louisd'or, was am Ende die Hauptſache iſt.

Brooker.

Die Geſchäfte ſpäter, Herr Baron; erlauben Sie mir jetzt, daß ich meine volle Hochachtung, meinen tiefen Reſpekt einer ſo würdigen Dame bezeuge, welche das Glück hat, einen ſo angenehmen Sohn zu beſitzen.

Fr. v. Wildau (mit Humor).

Bewahre mich der Himmel vor dem Komplimente, das Sie mir da machen; er iſt allerdings mein Sohn, mag auch für manche Leute angenehm genug geweſen ſein, aber ich hätte ihn mir doch etwas anders gewünſcht.

Brooker.

Jugend hat nicht Tugend, gnädige Frau, ſie muß austoben.

Fr. v. Wildau.

Sie toben wohl ſchon ziemlich lange?

Brooker.

O gnädige Frau, ich habe das längſt hinter mir; ich mag nur den jungen Leuten nicht gerne den Spaß verderben.

Eugen.

Natürlicher Weise ſo gute und theure Späſſe, (abſichtlich bei Seite zu ihm ernſthaft:) unſere Geſchäfte ſtehen ſchlecht, Brooker!

Brooker.

Der Teufel auch!

Eugen.

Sie will nicht zahlen.

Fr. v. Wildau

(iſt gegen die Mittelthüre gegangen, zu welcher ſie hinausſchaut).

Brooker.

Es iſt gleich geſagt, man will nicht zahlen, aber zu ſolch' unangenehmen Aeußerungen muß man vollwichtigere Gründe haben; Brooker iſt kein Kind.

Eugen.

Nicht ſo laut, ſie hat auch ihre Gründe; ſie will genaue Nachricht von dem geſtrigen Rennen haben; ſie behauptet, der Jockey der Miranda ſei beſtochen geweſen, er habe im Wirthshaus vor Zeugen davon geſprochen.

Brooker (ungläubig lächelnd).

Glauben Sie das nicht; Philipp iſt dazu viel zu klug, er weiß, daß ihn das eine hübſche Zeit in's Zuchthaus brächte.

Eugen.

Still, meine Mutter kommt, gehen wir in ein Nebenzimmer.

Fr. v. Wildau.

Laß' mich einen Augenblick allein; Deine Schwägerin kommt hieher und ich habe im Auftrage Ferdinands ein paar Worte mit ihr zu reden.

Eugen

(küßt ihr die Hand, mit Betonung).

Glaube nur dieſes Mal noch meinen Worten, verehrte Mama, ich kann Dich verſichern, Brooker iſt nicht halb ſo ſchlimm als er ſich ausnimmt.

Brooker (im Abgehen ärgerlich).
Sie halten da verzweifelte Reden über mich.

Eugen.
Laſſen Sie mich machen, ich ſorge für Ihr Beſtes.
(Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Frau v. Wildau, Albertine.

Albertine.
Sie ließen mich ſuchen, Mama?

Fr. v. Wildau.
So that ich, mein Kind, ſetze Dich, ich komme gleich wieder. (Sie geht an die Mittelthüre, welche ſie zumacht.)

Albertine (ihr achſelzuckend nachſehend).
Wenn die gute Frau nur nicht Alles mit ſo unnöthiger Wichtigkeit thäte.

Fr. v. Wildau.
Ich habe mit Dir zu reden, Albertine, etwas ganz Beſonderes, nicht aus eigenem Antriebe, Ferdinand hat mich gebeten, mit Dir zu ſprechen.

Albertine.
Mein Mann? ich finde das ſonderbar, da er mich erſt vor kurzem hier verließ.

Fr. v. Wildau.
Ja, allerdings, er verließ Dich und ich fand ihn zufällig draußen im Garten heftig auf und ab gehend, geſtikulirend, aufgeregt, mit ſich ſelbſt redend — Ihr hattet wohl eine kleine Scene?

Albertine.

Hat Ferdinand das gesagt?

Fr. v. Wildau.

Gott bewahre; Du weißt wohl, daß er nie über so etwas spricht; als ich ihn aber so sah und hörte, drang ich in ihn und —

Albertine.

Er klagte über mich, er sagte, ich sei unausstehlich, er versicherte, man könne mit mir nicht leben — o, ich kenne das.

Fr. v. Wildau.

Nein, das that er nicht, er wollte mir auch ganz ausweichende Antworten geben, doch weißt Du so gut wie das ganze Haus, liebe Albertine, daß ich nicht die Frau bin, die sich mit ausweichenden Antworten abspeisen läßt; ja, ich bin ziemlich gerade aus, eine resolute Frau, und Dank dieser kostbaren Eigenschaft, erfuhr ich denn, daß Ihr wieder einmal spitzige Redensarten mit einander gewechselt und daß er Dich verlassen, nachdem Du ihm eine gehörige Portion Mißtrauen vorgesetzt.

Albertine.

O Mama, Sie nehmen Partei gegen mich.

Fr. v. Wildau.

Das kannst Du im Ernste nicht sagen; schon als Frau bin ich auf Deiner Seite und Ferdinands Abgeschlossenheit und ernstes Wesen paßt so wenig zu meiner Gemüthsart, daß ich schon deßhalb keine Partei für ihn nehme; auch weißt Du ganz genau, daß ich mich nie in Eure kleinen Verdrießlichkeiten mische — wer hat die nicht in der Ehe? Gestehe mir auch, daß ich Dir in seinem Beisein fast immer Recht gegeben habe oder wenigstens gesagt, Eure Differenzen seien viel zu unbedeutend, als daß sich ein Geschäftsmann

wie er den Kopf damit anfüllen ſolle. Dabei kann ich Dich verſichern, daß Eure Streitigkeiten für mich etwas Unerquickliches haben; Ihr ſprecht Euch nie offen und ehrlich gegen einander aus. Da war ich's zu meiner Zeit anders gewöhnt, namentlich mit Waldern; wir ſprachen uns gegen einander aus, wir ſagten einander feſt die Meinung und damit baſta; unſere Streitigkeiten glichen Krankheiten mit wohlthätigen Kriſen, die Eurigen dagegen ſind wie ein ſchleichendes, faules Fieber.

Albertine.

Die Perſönlichkeiten ſind verſchieden —

Fr. v. Wildau.

Gott ſei Dank! möchteſt Du hinzuſetzen; genire Dich nicht, rede frei von der Leber weg, wie ich's thue.

Albertine.

Ich bin nicht gewohnt, mit meinen Anſichten zurückzuhalten.

Fr. v. Wildau.

Doch, mein Kind, Du brockſt Deinem Manne eine Suppe ein voll Mißtrauen, bitterer Bemerkungen, gehäſſiger Anſpielungen, und gibſt ihm keinen Löffel dazu, daß er ſeine Eheſtandsſuppe auseſſen kann.

Albertine.

Ich verſtehe das nicht, Mama.

Fr. v. Wildau.

Ah bah, Du willſt mich nicht verſtehen, Ihr ſeid wie die Kinder, welche auch ſagen: ja, wenn ich wollte, ſo könnte ich wohl; ja, wenn ich möchte, ſo ſollteſt Du erfahren; Du haſt immer verſteckte Anſpielungen auf den Lippen und unverſtändliche Klagen im Herzen, nur Erdachtes, Phantaſieen, nichts Poſitives.

Albertine.

O, Poſitives genug.

Fr. v. Wildau.

Ah, das iſt ſchon ein Wort, das uns näher bringt, und wenn dem wirklich ſo iſt, ſo laß' endlich einmal hören, was Du auf dem Herzen haſt.

Albertine (ſeufzend).

Es würde zu nichts führen.

Fr. v. Wildau.

Im Gegentheile, es führt zu etwas; wo man das Feld nicht frei macht, wo man das Unkraut des Mißtrauens ſtehen läßt, da kann keine friſche und fröhliche Saat gedeihen, und ich möchte in der That, daß unſere unangenehmen Verhältniſſe ſich aufklärten. — Mit Eugen ſind wir ſo weit, daß ich wieder Hoffnung habe.

Albertine.

Was kann ich Ihnen ſagen? Eine Frau mit ſo feinem, leicht verletztem Gefühl wie ich, iſt durch Sachen beunruhigt, die jemand Anderem nicht ſo bedeutend erſcheinen und wird deßhalb nicht verſtanden.

Fr. v. Wildau.

O, ich werde Dich ſchon verſtehen, auch ohne ein ſo gar erregbares und leicht verletzliches Gefühl; ſage nur was Dich drückt, mein Kind, wenn es nicht bloß Phantaſieen ſind, und Du wirſt finden, daß ich Dich verſtehe und einen trefflichen Rath zu geben im Stande bin.

Albertine (ſchüttelt leicht mit dem Kopfe).

Fr. v. Wildau.

Ich will gerade nicht unbedingt das Loblied meines Sohnes Ferdinand ſingen; er hat ſeine unangenehmen Seiten, das weiß Niemand beſſer als ich, aber ſonſt kann man ihm eigentlich nichts Schlimmes nachſagen; lebt er nicht

genug für Dich, für unſer Haus, das er ſelten verläßt? Geſellſchaften hat er wenig und ſucht auch keine neuen.

Albertine (ſeufzt).

Fr. v. Wildau.

Alles das wirſt Du mir zugeben und dann ſehe ich auch keinen Grund zu Befürchtungen ein. Habe ich Recht oder Unrecht?

Albertine.

Sie haben nicht Unrecht, Mama, was die Gegenwart anbelangt.

Fr. v. Wildau.

Alſo aus der Vergangenheit iſt es etwas, das Dir Grund zu Klagen gibt, das Dich beunruhigt? Erlaube mir, liebe Albertine, das iſt ſchon ſehr unpraktiſch, man muß beſonders im ehelichen Leben die Vergangenheit nie in die Gegenwart hereinziehen und ſo Erinnerungen auffriſchen, die man gerne beſeitigen möchte.

Albertine.

Ich will auch nichts auffriſchen, daher ſchweige ich lieber.

Fr. v. Wildau.

Aber die Mienen ſprechen deſto deutlicher — alſo Vergangenes quält Dich? So laß' einmal hören, was das iſt. (Da Albertine ſie ſchweigend anſchaut:) — Nur zu, Du kannſt doch zu mir, die Dir beſtändige Beweiſe von Liebe gibt, Zutrauen haben, oder iſt die Sache gar ſo ſchlimm?

Albertine.

Das weiß ich ſelbſt nicht genau, aber ich fürchte es — Sie wiſſen, daß ich meinem Manne nie ein Hinderniß in den Weg legte, wenn er genöthigt war, Beſuche in der Nachbarſchaft zu machen, auch weitere Reiſen.

Fr. v. Wildau.

Nun Schwierigkeiten gerade nicht, aber Deine Abschiedsworte waren doch zuweilen wie an Jemand gerichtet, dem man nicht bis um die nächste Ecke traut, und darin thateſt Du Deinem Manne Unrecht — er hat nur ſein Geſchäft im Kopfe.

Albertine.

Meinen Sie, Mama? — — Nun kam die Zeit, wo er dem an ſich ſehr ehrenvollen Ruf in die Kammer folgen mußte, wo er Monate lang, ja einmal ein halbes Jahr abweſend war.

Fr. v. Wildau.

Für Dich nicht, mein Kind, denn ſo viel ich mich erinnere, beſuchteſt Du ihn wenigſtens alle Monate einmal.

Albertine.

Er kam zurück und ich ordnete, wie ich immer zu thun pflegte, ſeine Sachen, wobei mir eine Maſſe von Briefen, Viſitenkarten, Einladungen der verſchiedenſten Art in die Hand fiel.

Fr. v. Wildau.

Als eine kluge Frau hätteſt Du Dich nicht damit befaſſen ſollen; zu meiner Zeit kam auch dergleichen vor, und ich nahm die ſämmtlichen Geſchichten, die mich nichts angingen, warf ſie in eine Schublade und ſagte, da ſind Deine Papiere, ſortire ſie und verbrenne was Du willſt. (Zutraulich:) Liebes Kind, eine geſcheite Frau iſt es ſich ſelbſt ſchuldig, in ſolchen Fällen zuweilen nicht nur eines, ſondern ſogar beide Augen zuzudrücken; man muß dem Manne auch ſeine kleinen Geheimniſſe laſſen, es ſieht ſich das meiſtens viel ſchlimmer an, als es in Wirklichkeit iſt.

Albertine.

Ich will Ihnen darin Recht geben, und handelte auch meiſtens ſo; bei dem Aufräumen aber, von dem ich ſprach,

Abend da unten an Lichtern verbrennen, könnte sie die Krankheit ihres kleinen Kindes ruhig abwarten und dasselbe bis zu seiner Genesung vollkommen pflegen. — O verkehrte Welt!"

Drunten im Hofe wurde unterdessen eine Stimme laut und rief einem der Kutscher: „Giuseppe!"

„Hier! Was soll's?"

„Augenblicklich zum Doktor B. hinfahren! Die Pferde laufen lassen, was sie können, ihn aufsuchen, wo er ist! Er muß in einer Viertelstunde hier sein!"

Der Kutscher schwang sich auf seinen Bock, und der Wagen rasselte und dröhnte zum Thore hinaus.

Der Armen-Arzt oben am Fenster nahm achselzuckend eine Prise und sagte: „ja, ja, zum Doktor B., den läßt man mit der Equipage holen und bezahlt ihn mit Gold, nachdem er einmal einen Puls gefühlt und vielleicht etwas Niederschlagendes verschrieben. Und dieß Niederschlagende aus der Pharmazia wird ebenfalls geholt, was die Pferde laufen können!" — Er wandte sich unmuthig in's Zimmer zurück und trat wieder an das Bett. „Armes Kind!" sagte er, „und du, das wirklich in Gefahr ist, für dich rennen nicht Pferde und Bediente, für dich muß eine arme Mutter in die Nacht hinaus, um etwas Eis für dich zu holen. — Armes Weib! — verkehrte Welt!"

Dießmal hatte der Armen-Arzt einigermaßen Unrecht.

Jetzt hörte er Schritte auf der Treppe; aber es konnte nicht die Frau sein: es waren Männerschritte, und er vernahm Stimmen, die etwas fragten, und die Stimme eines alten Weibes, die antwortete: „noch eine Treppe höher, Signori!" Dann wurde die Thüre des kleinen Zimmers, in welchem er sich befand, hastig geöffnet, ein junger, elegant gekleideter Mann trat herein, blickte sich überall um und fragte: „wo ist das Kind?"

Der Doktor schaute ihn verwundert an und sagte: „wenn

fiel mir eine kleine zierliche Brieftasche mit einer Stickerei in die Hände; ich betrachtete sie genau, aber nur in der Absicht, weil ich mich augenblicklich nicht mehr genau erinnerte, ob ich oder Elisabeth ihm dieselbe gemacht. So beim Anschauen öffnete sich die Brieftasche und ein Schreiben fiel heraus und mir zufälliger Weise in die Hand.

Fr. v. Wildau.

Ein eigenthümlicher Zufall.

Albertine.

Allerdings, Mama, und ich war auch schon im Begriffe, den Brief wieder an seinen Platz zu thun, als ich eine Frauenzimmerhandschrift erkannte; da muß ich gestehen, entfaltete ich das Papier; es hätte ja an mich gerichtet und vergessen worden sein können.

Fr. v. Wildau.

Nun, und was enthielt dieses furchtbare Papier?

Albertine.

Ich weiß es nicht, Mama, es war nur die Hälfte eines eng beschriebenen und dann der Länge nach durchzerrissenen Oktavblattes.

Fr. v. Wildau (lachend).

Da war Deine Erwartung allerdings getäuscht.

Albertine.

Aber mein Argwohn war durch einige Worte, die ich lesen konnte, erregt; ich zitterte, eine furchtbare Entdeckung gemacht zu haben, und doch hoffte ich mit dem Vorhandenen den ganzen Inhalt noch ergänzen zu können, weßhalb, da ich Ferdinands Schritt vernahm, ich den Brief rasch zu mir steckte.

Fr. v. Wildau.

Das hätte ich nicht gethan, aber Jeder hat seine Ansicht; wenn mir ein solches Papier zu meiner Zeit wichtig

genug erſchienen wäre, ſo hätte ich meinen Mann darum befragt: willſt Du es mir ſagen — gut; haſt Du Gründe, es zu verſchweigen, ſo werde ich ſie achten.

Albertine.

Ja, Mama, es wäre beſſer geweſen, wenn ich auch ſo gethan hätte, ich hatte dieſe Abſicht, doch dachte ich gleich darauf, er wird das Blatt, das er ſo ſorgfältig aufgehoben, vermiſſen und darnach fragen, wenn es etwas Unverdächtiges iſt. Aber er frug nie darnach, obgleich er den Verluſt entdeckt, wie ich deutlich bemerkt habe. Mir aber brannte dieſes unheilvolle Papier ſchmerzlich auf der Seele; wie oft wollte ich es verbrennen und vermochte es nicht, es war wie ein böſer Dämon, der mich verfolgte: es raubte mir meine Ruhe, mein Vertrauen zu meinem Manne.

Fr. v. Wildau.

Iſt ſo Etwas denkbar? Das kommt von Euern überreizten, ſchwachen Nerven; da hätte ich doch hundertmal lieber das Papier zum Vorſchein gebracht und klar und ehrlich darüber geſprochen.

Albertine.

Ich vermochte es nicht, aber wenn ich Ihnen ſagen wollte, wie viel qualvolle Stunden ich damit zubrachte, die Worte zu ergänzen, und wie ich immer Schrecklicheres, Fürchterlicheres damit zu Stande brachte.

Fr. v. Wildau.

Laß mich das Papier gelegentlich ſehen und wenn Du willſt, rede ich mit Ferdinand darüber.

Albertine.

Nein, Mama, das Letztere kann ich nicht zugeben, ich hätte, wie Sie vorhin ganz richtig ſagten, in der erſten Stunde mit ihm darüber reden müſſen; denken Sie ſich meine Lage, wenn er mir vielleicht jetzt lachend die andere

Hälfte herbeibrächte und ſich das Ganze als etwas Unverfängliches auswieſe.

Fr. v. Wildau.

Das würde ihm allerdings gerechte Veranlaſſung geben, Dir über Dein Mißtrauen, ſowie über die vielen qualvollen Stunden, die Du ihm dadurch bereitet, tüchtig den Text zu leſen, und das hätte ich wahrhaftig große Luſt zu thun.

Albertine.

Wenn aber jener Brief nicht unverfänglich iſt?

Fr. v. Wildau.

Dir wäre das am Ende lieber, nur um Recht zu behalten.

Albertine (zögernd).

Das nicht, Mama, aber ich befinde mich in einer troſtloſen Lage —

Fr. v. Wildau.

Die man ändern muß — ich werde mit Ferdinand kurz und bündig reden.

Albertine.

Nein, um Gotteswillen, Mama, das dürfen Sie nicht, erſt dann könnte es einen vollſtändigen Riß zwiſchen uns geben, ich ertrüge ſeinen Spott nicht.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Eugen und Brooker. Später der Baron und die Baronin von Raynval.

Fr. v. Wildau.

Still, man kommt; es iſt Eugen mit einem ſeiner Gäſte — Laß die Falten von Deiner Stirne verſchwinden,

mein Kind; ſei freundlich und herzlich, vor allen Dingen gegen Ferdinand, ich glaube, Du haſt alle Urſache, ſo bald wie möglich zum Guten einzulenken.

Eugen (ceremoniös).

Frau Schwägerin, ich erlaube mir, Ihnen einen Bekannten von mir, Herrn Brooker vorzuſtellen; wären wir in England, ſo würde ich hinzuſetzen, ein Gentleman, hier aber begnüge ich mich zu ſagen, ein Mann, der überall geſehen iſt, der ſich auf die nobeln Paſſionen verſteht und viel Glück im Wetten hat. (Zu Brooker, der während der Vorſtellung verſchiedene ſteife Bücklinge gemacht, indem er ihn ein wenig vorſchiebt, halblaut:) So, nun habe ich Empfehlendes genug über Sie geſagt, machen Sie ſich nun ſo liebenswürdig als es Ihnen möglich iſt. (Brooker ſetzt ſich etwas linkiſch und ſucht vergebens ein Geſpräch anzuknüpfen.)

Bedienter.

Der Herr Baron und die Frau Baronin von Raynval. (Er trägt einen dunkeln Ueberrock bis unter das Kinn zugeknöpft, mit einem rothen Bänkchen im Knopfloche, eine hohe, ſteife Halsbinde ohne weißen Kragen, hat einen bis auf zwei kleine Punkte zuſammen raſirten Schnurrbart; die Baronin iſt in faſt zu reicher und eleganter Toilette. — Eliſabeth, die hinter den Fremden eingetreten iſt, geht zu ihrer Schweſter, ſo daß ſie neben Brooker zu ſtehen kommt, der glücklich iſt, wieder aufſtehen zu können, und ihr eine tiefe Verbeugung macht.)

Baronin

(zu Eugen, der ihr raſch entgegengeht).

Sie vernachläßigen mich, lieber Wildau, ich ſollte Ihnen böſe ſein, doch will ich Ihnen verzeihen, vorausgeſetzt, daß Sie wie früher ſind und es auch bleiben.

Baron.

Ja, cher Baron, — Sie — (da die Baronin einen Blick auf ihn wirft, ſchweigt er.)

Eugen (der ihr cordial die Hand gibt).

Sie haben Recht, mit mir zu zanken, aber unter guten Freunden nimmt man das nicht so genau; ich war sehr beschäftigt, stehe aber jetzt ganz zu Ihren Diensten; erlauben Sie, daß ich Sie mit meiner Familie bekannt mache.

Baronin.

Ich freue mich sehr darauf und bin wohl eines guten Empfanges gewiß, da ich unter Ihrem Schutze eingeführt werde.

Eugen

(indem er sie zu seiner Mutter führt).

Ihre Liebenswürdigkeit, schöne Baronin, ist Ihr bester Schutz — Mama, erlaube mir, Dir die Frau Baronin von Raynval vorzustellen, (mit einer Handbewegung nach dem Baron, der gefolgt ist,) sowie den Herrn Baron von Raynval — meine Mutter, Frau von Wildau. (Zu seiner Schwägerin:) Frau Baronin von Raynval und Gemahl — meine Schwägerin, Frau Waldern. (Wie er sich gegen Elisabeth wendet, um auch dort die Fremde vorzustellen, weicht diese unwillkürlich einen Schritt zurück:) Fräulein Elisabeth Aich, die Schwester meiner Schwägerin.

Baronin.

Ich habe die Damen um Verzeihung zu bitten, daß wir uns erlaubt, hier in später Nacht anzukommen, ohne vorher Ihre gütige Erlaubniß eingeholt zu haben; doch wußte Herr von Wildau mir so viel Liebenswürdiges von der Nachsicht und der Freundlichkeit seiner theuern Frau Mutter, seiner verehrten Schwägerin, und (zu Elisabeth gewandt:) von Ihnen, liebes Fräulein, zu sagen, daß wir es darauf hin wagten, so die Konvenienzen zu vergessen, wie wir gethan, und bitte ich herzlich, diese Unart verzeihen zu wollen.

Baron.

Gewiß, meine Damen, diese Unart —

Baronin (ihm in's Wort fallend).

Ja, wir hoffen und bitten dringend, ſie uns verzeihen zu wollen.

Fr. v. Wildau.

Bekannte meines Sohnes, die er bei uns einführt, und über die er uns ſchon ſo viel Schönes wie über Sie geſagt, ſind gewiß willkommen. — Wir hoffen auf das Vergnügen, Sie einige Tage bei uns zu ſehen.

Baronin.

Ihre Güte rührt mich, gnädige Frau, doch wollen Sie verſichert ſein, daß wir Ihre Gaſtfreundſchaft nicht mißbrauchen werden, mein Mann erwartet heute oder morgen Briefe, die uns nach der Reſidenz rufen.

Baron.

Briefe von Wichtigkeit —

Albertine.

So werden Sie unſere Gegend darauf für längere Zeit verlaſſen? — Sie wohnten längere Zeit in der Reſidenz?

Baronin.

Seit zwei oder drei Jahren.

Albertine.

Mein Mann erinnert ſich, Sie dort geſehen zu haben.

Brooker (zu Eugen leiſe).

Thun Sie mir den Gefallen und diſpenſiren Sie mich von dem gemeinſchaftlichen Frühſtück.

Eugen.

Und warum das, mein lieber Brooker? Sie ſind eine ganz hübſche Figur unter uns.

Brooker.

Ich liebe dergleichen nicht, ich habe einen Abſcheu vor allen Diners mit Damen. Sie kennen meine Grundſätze.

Eugen.

Ich will nicht hoffen, daß Sie bei uns für Ihre Grundsätze fürchten.

Brooker.

Das nicht, ſtatt Grundſätze wollte ich auch ſagen Neigungen; — was ich liebe, iſt ein erträglicher Biſſen und ein guter Schluck Wein, aber unter Bekannten; in größeren Geſellſchaften bin ich verwirrt und es ſtoßt mir da leicht ein Unglück zu; es ſollte mir leid thun um die ſchönen Kleider dieſer Damen, wenn ich mit Sauce unvorſichtig umginge.

Eugen.

Ich will ſehen, was ich für Sie thun kann.

Brooker.

Bitte — (Der Kammerdiener erſcheint in der Seitenthüre links. Da iſt auch ſchon der ernſte Menſch in ſeiner feierlichen, weißen Halsbinde.

Kammerdiener.

Das Frühſtück iſt aufgetragen.

Albertine

(indem ſie Frau v. Wildau etwas auf die Seite zieht).

Sogleich, mein Mann wird augenblicklich kommen. (Leiſe:) Seit ich mit Ihnen geſprochen, iſt es mir wie ein Stein vom Herzen gefallen, und ich glaube wirklich, ich habe Ferdinand Unrecht gethan; ſobald ich kann, werde ich mit Ferdinand freundlich darüber reden.

Fr. v. Wildau.

Daran thuſt Du ganz Recht, und wenn Dir wieder etwas dergleichen vorkommen ſollte, ſo rede mit mir; Gott ſei Dank bin ich eine praktiſche Frau und ſehe die Dinge mit klaren Augen an.

Eugen

(hat ſich Eliſabeth genähert, die ihm aber ausweicht).

Baron (welcher hinzutritt).

Dieſe Beſitzung hat eine wunderſchöne Lage —

Eugen (ihm in's Wort fallend).

Ausgezeichnet, auch hat ſie Waldungen mit herrlichen Jagden, um die wir zu beneiden ſind.

Baron.

Sie ſind hier um Vieles zu beneiden.

Baronin (wendet ſich raſch an Eugen).

Ich nehme Ihre Gefälligkeit in Anſpruch, lieber Herr von Wildau, damit wir die Umgebungen dieſes reizenden Landhauſes kennen lernen.

Eugen.

Sie haben nach dem Frühſtück über mich zu befehlen — wollen ſie einen Ausflug zu Wagen oder zu Pferd machen?

Baronin.

Ich würde gerne reiten, wenn dieſes ſchöne und liebenswürdige Fräulein uns die Ehre ihrer Begleitung gönnen wollte.

Eliſabeth.

Verzeihen Sie Frau Baronin, ich reite ſehr ſelten.

Eugen.

Und meiſtens allein mit einem unſerer Leute, Fräulein Eliſabeth iſt eine Menſchenfeindin.

Eliſabeth (wendet ſich etwas raſch ab).

Baronin (ſie bei der Hand ergreifend).

Sie ſollten Herrn von Wildau genugſam kennen, um ihm dergleichen Spöttereien nicht übel zu nehmen.

(Ferdinand hat in der geöffneten Thüre ein paar Worte mit dem Kammerdiener geſprochen.)

Albertine
(ihm entgegeneilend in freundlicherem Tone).

Ah, da iſt Ferdinand, wir wollen frühſtücken, wenn es Ihnen gefällig iſt.

Brooker (leiſe zu Eugen).

Nun, kann ich zurückbleiben?

Eugen.

Ich wüßte nicht, wie das möglich wäre; Sie gehören einmal zur Geſellſchaft.

Ferdinand (zu ſeiner Frau).

Ich bedaure ſehr, mein Kind, wenn ich habe warten laſſen.

Baronin (zu ihrem Manne).

Sie führen die Frau des Hauſes zu Tiſche.

Baron
(nähert ſich Albertinen mit ſteifem Anſtand).

Darf ich die Ehre haben, meine Gnädige?

Albertine.

Sie erlauben mir, vorher Ihnen meinen Mann vorzuſtellen — Herr Baron von Raynval, lieber Ferdinand.
(Dann mit dem Baron ab in's Nebenzimmer. Eugen hat ſich währenddem Eliſabeth genähert, wie um ihr ſeinen Arm anzubieten, doch wendet ſie ſich mit einem kalten Blick gegen die Baronin, welche in einem Album blättert.)

Ferdinand (zu Eugen).

Darf ich Dich bitten, mich unſerem werthen Gaſte vorzuſtellen?

(Die Baronin wird aufmerkſam, als ſie die Stimme des Commerzienraths hört.)

Eugen

(der mit den Augen Eliſabeth folgt, die langſam gegen das Nebenzimmer geht und welcher Brocker folgt, indem er ein paar Handſchuhe anzieht).

Mein Bruder, Commerzienrath Waldern, — die Frau Baronin von Raynval. (Ehe ſich letztere umwendet, macht Eugen ein paar Schritte gegen Eliſabeth und bietet ihr mit Brocker zugleich ſeinen Arm an, worauf ſie den von Brocker annimmt.)

Eugen (in ſchwerzlichem Tone).

Allerdings, man muß von zwei Uebeln das kleinſte wählen — ſtarrer Trotzkopf.

Ferdinand

(hat die Baronin erkannt und erſchrickt heftig).

Sie hier? Um Gotteswillen, welcher Zufall!

Baronin (leiſe).

Erlauben Sie mir darüber eine Erklärung zu geeigneter Zeit, — geben Sie mir Ihren Arm.

Ferdinand.

Ich kann nicht, mir fehlt dazu im Augenblick die Faſſung — o, mich ſo zu kompromittiren, das habe ich nicht verdient.

Eugen (wird aufmerkſam und tritt näher).

Baronin.

Es gab eine Zeit, wo Sie anders zu mir ſprachen.

Ferdinand (raſch).

Aber ſie liegt hinter uns, jene Zeit, wir leben in einer ganz andern.

Baronin (verächtlich).

Und Sie glauben vielleicht, ich wollte jene alte Zeit zurückrufen? — Geben Sie mir Ihren Arm, Herr von Wildau.

Eugen (erſtaunt).

Du kennſt alſo die Baronin, und wie mir ſcheint genau?

Euer Gnaden das Kind der armen Frau, die hier wohnt, meinen, so liegt es hier in dem Bette und ſchläft.«

Darauf trat der junge Mann näher, kniete vor das Bett hin, legte ſein Geſicht auf die kleine herabhängende heiße Hand des Kindes und blieb ſo einige Minuten lang ohne Bewegung liegen. Mit Erſtaunen bemerkte der Doktor, daß ihm mehrere Männer gefolgt waren, die nun ebenfalls in das Zimmer traten. Ein großer Mann mit ſchwarzem Bart trug eine Wachsfackel und ſtellte ſich an das Bett, und ihm liefen die dicken Thränen in den ſchwarzen Bart.

Der gute mitleidige Doktor konnte ſich bei dieſem Anblick nicht enthalten, ſich ebenfalls die Augen zu wiſchen, doch blickte er fragend auf den großen Mann mit dem ſchwarzen Bart.

»Wir wollen das Kind abholen,« ſagte dieſer mit leiſer Stimme.

»Aber die Mutter?«

»Iſt ſchon da.«

»Hier?«

»Gleich neben an in dem Palazzo Albano.«

»Ah!« — Dem Doktor begann ein ſchwaches Licht aufzudämmern. »Aber,« ſagte er, »man kann das Kind in der kalten Nacht nicht über die Straße transportiren, und dann,« ſetzte er leiſe hinzu, »habe ich auch der Mutter verſprochen, bei dem kranken Kinde zu bleiben, bis ſie zurückkäme. Ich weiß dann auch nicht, ob ich zugeben darf —«

»Wer ſind Sie?« fragte der junge Mann, der ſich jetzt von dem Boden erhoben hatte.

»Ich bin der Armen-Arzt. Man hat mich zu dem Kinde gerufen, ich habe, wie Sie ſehen, bereits das Nöthige angeordnet und ihm kalte Umſchläge gemacht.«

»Ich danke Ihnen von Herzen; aber wir wollen das Kind zu ſeiner Mutter bringen.«

Ferdinand.

Frage nicht, mach' um Gotteswillen kein Aufſehen, ſage, ich würde nachkommen, ich hätte etwas Dringendes vergeſſen.

Eugen

(ihr den Arm bietend, im Abgehen für ſich).

Sollte Brooker doch Recht haben? ei, ei, (zu dem Kammerdiener, der unter der Thüre erſcheint:) wir kommen ſchon, (zurückrufend:) ich werde Dich entſchuldigen, Ferdinand.

Vierter Auftritt.

Ferdinand, ſpäter Brooker.

Ferdinand.

Wenn mir ein Geſpenſt erſchienen wäre, ein entſetzliches, Geſpenſt, es hätte keinen fürchterlicheren Eindruck auf mich machen können, als der Anblick dieſer Frau, die mir einſt ſo ſchön erſchien. Habe ich nicht Opfer genug gebracht, um dieſe Kette zu löſen, will ſie neue Anſprüche an mich erheben oder iſt es ein Zufall, der ſie herführt? — am Ende gleichviel, für mich iſt die Wirkung dieſelbe und mein Erſchrecken gerechtfertigt. Wie kann ich mich da drinnen zeigen in der Furcht, mich durch eine Miene, durch einen Blick vor meiner mißtrauiſchen, Alles beobachtenden Frau zu verrathen? (indem er auf- und abgeht, wirft er einen Blick in den Spiegel über dem Kamin.) und ich habe eine aufgeregte Miene, die gewöhnliche Ruhe meines Geſichts iſt verſchwunden, mein Blick iſt lebhafter als man es an mir gewöhnt iſt — verfluchtes Zuſammentreffen, das ich wie ſo viel Unangenehmes auch wieder jenem Burſchen verdanke. Oder ſollte es ein ange-

legter Plan ſein, um mich zu verdächtigen, um eine Herrſchaft über mich zu erringen? — ſchlimmer, wenn es ſo wäre — ſchlimmer — ſchlimmer; wo gäbe es zwiſchen der Gegenwart dieſes rückſichtsloſen, energiſchen Weibes und dem auflodernden Mißtrauen meiner Frau einen Ausweg? ich ſehe keinen — keinen! (Er wirft ſich in einen Stuhl.)

Brooker

(der eilig aus dem Nebenzimmer kommt und ſich mit der Serviette abwiſcht).

Ich habe es ja vorher geſagt, daß es da drinnen ein Unglück abſetzen würde — wenn ich auch gerade nicht ſagen möchte Unglück, ſo doch ein unnöthiges Aufſehen.

Ferdinand (erſchrocken).

Von welchem Unglück oder Aufſehen reden Sie?

Brooker.

Ah, gnädiger Herr, Sie waren nicht dabei, ſonſt hätten Sie ſchon geſehen, welches Aufſehen es gab.

Ferdinand.

Daß ich der Baronin und meinem Bruder nicht folgte?

Brooker.

Nicht das, aber dem Herrn von Wildau ſagte ich's voraus; ich bin's einmal gewohnt, erſtens mein Frühſtück allein einzunehmen, wenigſtens einen großen Platz für mich zu haben, denn wenn ich in's Erzählen komme, da habe ich die leidige Gewohnheit, mit den Händen ein wenig ſtark um mich herumzufahren.

Ferdinand.

Ich verſtehe Sie wahrhaftig nicht.

Brooker.

Hätten Sie zugeſehen, würden Sie mein Unglück augenblicklich begriffen haben; ich redete irgend Etwas, es war gerade nichts Wichtiges, und fuhr mit dem linken Arme

dabei so hinaus — kurz und gut, das Unglück wollte es, daß sich gerade da, wo ich mit meiner Hand hinkam, zufällig eine Schüssel befand (er riecht an seinen Aermeln) mit vortrefflichen Hammelskotelettes, die nun sammt Sauce in einem großen Bogen auf das Kleid meiner unglücklichen Nachbarin servirt wurden — o ich könnte mich selbst bemaulschellen über meine Ungeschicklichkeit, aber ich habe es dem Herrn von Wildau vorausgesagt.

Ferdinand.

Und wer war so glücklich, neben Ihnen zu sitzen.

Brooker.

Ihre Gattin, gnädiger Herr, da hilft kein Läugnen. Uebrigens war sie die Liebenswürdigkeit selbst, sie hat sich recht artig entschuldigt und versicherte mich, es habe das durchaus nichts zu bedeuten — aber das ist nur so eine Redensart, was das auf sich hat, wenn Seide und Hammelskotelettes zusammengerathen, (sich verdrießlich umschauend) — man sollte mich entlassen.

Ferdinand.

Und meine Frau verließ den Frühstückstisch?

Brooker.

Sie konnte nicht anders, ich sage Ihnen, Herr Commerzienrath, es war eine garstige Schlamperei, die ich angerichtet — wenn nur Herr von Wildau bald kommt, daß wir unsere Sachen ordnen können.

Ferdinand (bei Seite).

Wie dankbar bin ich für diesen Vorfall, er erlaubt mir, hier zu bleiben; (laut:) Sie haben Geschäfte mit meinem Bruder?

Brooker.

Ja, so ein kleines Geschäftchen, das aber schon längst bereinigt sein könnte.

Ferdinand.

Sie haben eine Forderung an ihn?

Brooker.

Wenn Sie so wollen, ja, eine Forderung.

Ferdinand.

Eine verlorene Wette von tausend Louisd'or — er sprach mir davon. Sie verdienen Ihr Geld auf eine leichte Art, Herr Brooker.

Brooker.

Gnädiger Herr, das können Sie im Ernste nicht sagen, ich lasse es mir bei meinen Geschäften recht sauer werden, und kann in Wahrheit sagen, daß ich mein Brod im Schweiße meines Angesichts verdiene.

Ferdinand.

Ja, es ist heiß auf dem Rennplatz und im Spielklub.

Brooker.

Heiß allerdings, und dazu die Aufregung, die Angst, ob einem das Glück günstig oder ungünstig ist; unser einer ist sehr im Nachtheil gegen die vornehmen Herren, mit denen wir zu thun haben; gewinnen sie gegen uns tausend Louisd'or, gut, so haben sie eine hübsche Summe gewonnen.

Ferdinand.

Das ist doch bei Ihnen der gleiche Fall.

Brooker.

Nicht so ganz; wir Geschäftsleute betreiben das in Kompagniegeschäften; es sind immer unserer Mehrere, die Antheil an dem haben, was wir gewinnen, und so kommt auch in dem vorliegenden Falle nur ein kleiner Antheil in meine Tasche; (zutraulich:) aber sagen Sie mir, gnädiger Herr, hat es einen Haken mit der Ausbezahlung?

Ferdinand (achſelzuckend).

Ich kann Sie verſichern, Herr Brooker, daß meine Mutter ſchon zu viel für ihren Sohn bezahlt hat, und daß im vorliegenden Falle —

Brooker.

Machen Sie mich nicht ängſtlich.

Ferdinand.

Wie kann man denn einen Geſchäftsmann wie Sie ängſtlich machen; bin ich doch überzeugt, daß Sie für Ihre Forderung gewiſſe Papiere haben, die meinen Bruder ſehr in Verlegenheit bringen können; (lauernd:) habe ich Recht, Herr Brooker?

Brooker (nach einer kleinen Pauſe).

Allerdings, ganz gewiß (an ſeine Bruſttaſche klopfend). ich habe meine vollkommene Sicherheit, und wenn Herr von Wildau beabſichtigen ſollte, Seitenſprünge zu machen, ſo würde Brooker wiſſen, was er zu thun hat; (freundlich:) aber hoffentlich wird die gnädige Frau Mutter nachgeben.

Ferdinand.

Das hängt wohl davon ab, ob nicht zu gleicher Zeit noch andere Forderungen an meinen Bruder gemacht werden. — Unter uns, Herr Brooker, ich fürchte faſt, dieſer Baron von Raynval, ſo reſpektabel er auch ſonſt ſein mag, iſt gleichfalls nicht ohne Nebenabſicht in unſer Haus gekommen?

Brooker (verächtlich).

Der Baron — iſt nur der Mann zu der Frau, und was die Baronin anbelangt, ſo ſpielt und wettet ſie ſelten; ob ſie aber Anſprüche zarterer Art an Herrn von Wildau zu machen hat, das wage ich nicht zu entſcheiden; hat ſie aber dergleichen zu machen, ſo können Sie überzeugt ſein,

daß ſie, um zu ihrem Recht zu kommen, härter und rückſichtsloſer auftreten wird als unſer einer.

Ferdinand.

Wie könnte ſie derartige Anſprüche im Beiſein ihres Mannes erheben?

Brooker.

Im Beiſein dieſes Mannes? o ja; er iſt mit ſeinem Namen nichts mehr als ein Aushängſchild, wenn Sie wollen, wie ein ſauberer Paletot, mit dem man zerriſſene Kleider bedeckt — und ſie hat einige Vergangenheit.

Ferdinand (für ſich).

Das weiß der Himmel.

Brooker (zutraulich).

Thun Sie 'was für mich, Herr Commerzienrath, in der Angelegenheit mit Herrn von Wildau.

Ferdinand.

Was in meinen Kräften ſteht, gewiß, doch habe ich Sie um einen Gegendienſt zu bitten.

Brooker.

Ich bin ganz zu Ihren Befehlen.

Ferdinand.

Suchen Sie, wenn es Ihnen möglich iſt, zu erfahren, ob die Baronin in der angedeuteten Abſicht hieher kam.

Brooker (nachdenkend).

Sie wird nichts darüber ſagen, die Frau iſt ſtumm wie ein Grab, wenn ſie nicht reden will, aber ich werde ſehen, was ich erfahren kann, doch ehrlich geſagt, möchte ich ſo bald als möglich mein Pferd ſatteln.

Ferdinand.

Und ich möchte Sie gerne noch den heutigen Tag hier behalten. — Sie haben es ſehr eilig, Herr Brooker, bei der Ausſicht, tauſend Louisd'or einzukaſſiren.

Brooker (geschmeidig).

Die Sie mir gewährleisten?

Ferdinand.

Vielleicht, wenn Ihre Ansprüche an meinen Bruder nämlich so dokumentirt sind, daß sie ihm im Weigerungsfalle Verlegenheit bereiten könnten.

Brooker.

Ah, das will ich meinen, Brooker versteht es mit solchen Herren umzuspringen, doch da kommt er.

Ferdinand.

Drängen Sie ihn im gegenwärtigen Augenblicke nicht, das gehört zu meinen Bedingungen; (für sich) ich muß Eugen in der Hand zu behalten suchen, selbst auf die Gefahr hin, daß er unsern Vertrag nicht unterschreibt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Eugen, später Frau v. Wilden, der Baron und die Baronin.

Eugen.

Hat der Brooker sein Abenteuer erzählt? Mich hat Albertine wahrhaftig gedauert, sie mußte den Tisch verlassen, um andere Toilette zu machen. (Zu Ferdinand leise) Du hast Glück, lieber Freund, daß so Deine Abwesenheit nicht bemerkt wurde; ich sah nie ein bestürzteres Gesicht als das Deinige beim Anblick der Baronin.

Ferdinand (verwirrt).

Daß ich nicht wüßte — Du irrst Dich.

Eugen.

Ich traue meinen beiden Augen und erlaube mir, Dir einen freundschaftlichen Rath zu geben: sei offen gegen mich, Du könntest meine Hülfe gebrauchen, — hier sind auch die Verträge, von mir unterzeichnet, und wirst Du jetzt so gut sein, mich bei Deinem Kassier für tausend Louisd'or anzuweisen — ich möchte jenen Kerl los werden.

Ferdinand

(nimmt die Verträge und sieht nach, ob es beide sind, worauf er sie in die Tasche steckt).

Eugen (gleichgültig).

Meine Abschrift kannst Du mir gelegentlich zurückgeben, Du siehst, daß ich in Dich unbegrenztes Vertrauen setze, aber weise mir das Geld an.

Ferdinand.

Sogleich, nachdem ich mit der Mutter darüber gesprochen.

Brooker

(ist dem Baron entgegengegangen, sobald derselbe unter der Thüre erschien, und geht im Hintergrunde mit demselben sprechend auf und ab. — Frau von Wildau und die Baronin treten auf).

Fr. v. Wilden (zur Baronin).

Meine Schwiegertochter hat ihre Toilette in kurzer Zeit beendigt und wird Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, zu einer Spazierfahrt abholen.

Baronin.

Wozu ich mit großem Vergnügen bereit bin.

Brooker (demüthig herbeikommend).

Gnädige Frau, Sie sehen mich trostlos für das Unglück, welches ich angerichtet — wird es mir möglich sein, Verzeihung zu erhalten?

Fr. v. Wildau (lachend).

Das Unglück ist nicht so groß, ich bedaure nur Sie, daß Sie um Ihr Frühstück gekommen sind.

Eugen.

Das läßt sich nachholen, Mama, wenn Sie erlauben, gebe ich Amadeus einen Wink, daß dem Herrn Brooker eine Kleinigkeit nachservirt wird; er hat heute noch einen starken Ritt vor sich und ich möchte ihn nicht gerne ungestärkt entlassen — folgen Sie dem Kammerdiener, (mit einem Blick auf Ferdinand und die Baronin). vielleicht acceptirt der Herr Baron von Raynval auch noch ein Glas Wein in Ihrer Gesellschaft — folgen Sie!

Brooker.

Ich habe eine gerechtfertigte Scheu vor jenem Zimmer; wenn es Ihnen einerlei wäre, so würde ich hier in Ihrer Gesellschaft einen Tropfen Wein annehmen.

Baron.

Gewiß, man verschmäht nicht leicht einen Tropfen Wein.

(Frau von Wildau, von Eugen bis zur Mittelthüre begleitet, geht ab.)

Ferdinand (für sich).

Eugen wollte die Beiden entfernen, um mir Veranlassung zu geben, mit der Baronin zu reden, vielleicht sollte ich ihm doch trauen. (Wendet sich der Baronin). Ihre für mich so unerwartete Anwesenheit in meinem Hause bedingt eine Aufklärung, die Sie mir gewiß nicht verweigern werden.

Baronin (sich umschauend).

Bei einer passenden Gelegenheit gewiß nicht, aber hier ist doch dazu nicht der Ort und die Zeit.

Ferdinand (spöttisch).

Ich glaube, Sie werden so viel Gewalt über Ihren Herrn Gemahl haben, um ihn zu veranlassen, mit Herrn Brooker das Frühstück nebenan fortzusetzen.

Baronin.

Sie irren, Herr von Raynval hat seinen eigenen Willen, und wenn dem auch nicht so wäre, würde es Sie nicht bloßstellen, wenn wir zufällig hier in einem animirten Gespräche allein getroffen würden?

Ferdinand (bittet).

Ah, Sie wissen, daß Ihre Anwesenheit hier mich kompromittiren konnte und kamen dennoch? ein mildes Herz wäre mir lieber wie alle Ihre Klugheit.

Baronin.

Ehrlichkeit währt am längsten und ich übe diese Tugend stets an meinen Freunden wie an meinen Feinden.

(Brooker und der Baron haben sich an einen Tisch rechts gesetzt, während ihnen der Kammerdiener Wein u. s. w. servirt.)

Eugen (tritt zu ihnen).

Wie wäre es, Herr Baron, wenn wir eine Partie Carté machten, zwei spielen und der Zuschauer betheiligt sich mit Wetten; man muß die edle Zeit nicht unnütz verfließen lassen.

Brooker.

Es wäre mir schon recht, aber der Baron ist stark im Carté.

Eugen.

Und da Sie Ihr unverwüstliches Glück haben, so werde ich wohl wieder als Opfer fallen müssen, (laut mit Betonung gegen die Anderen:) nun, für meine Freunde opfere ich mich gerne.

Brooker.

Wollen Sie, Baron?

Baron.

Wenn's Ihnen gefällig ist. (Er zieht langsam und gravitätisch ein Spiel Karten aus der Tasche.)

„Ueber die Straße?“

„O nein! Dieß Haus ſtößt an den Palaſt, wir brauchen nur eine Thüre zu öffnen. Wenn es Ihnen gefällig iſt, gehen Sie mit und helfen uns das Kind gut und warm hinüber bringen.“

Mit Freuden legte der Doktor Hand an; die Männer hatten einen großen Korb mitgebracht, und in die durchwärmten Bettchen in demſelben wurde das kranke Bübchen ſanft gelegt, dann deckte man den Korb mit Teppichen zu, zwei der Männer faßten ihn an, Lukas leuchtete mit der Fackel vor und ſo gieng's die Treppen hinab, durch eine alte eiſerne Thüre, die ſeit Jahren nicht geöffnet war, hinüber in den Palaſt des Grafen St. Alban.

Die unerwartete Geſchichte hatte mehrere Weiber aus dem Haus auf die Beine gebracht, und ſie weinten reichliche Thränen und prieſen die Madonna, daß es der ſanften, ſchönen Frau und dem armen, kleinen Kinde durch Gottes Hülfe ſo wohl ergangen.

Die eiſerne Thüre ſchloß ſich knarrend, und damit trat das Bübchen in ein ganz anderes, ſchöneres Leben.

In demſelben Gemache, dem Schlafzimmer des Grafen von St. Alban, zu deſſen Fenſtern die arme, junge Frau ſo oft des Abends ſehnſüchtig hinabgeſchaut, lag ſie jetzt ſelbſt in einem weichen Armſeſſel; eine alte Kammerfrau der Herzogin, die in dem Palaſte des Grafen geblieben, war um ſie beſchäftigt und hatte die ſchweren Damaſt-Vorhänge des Fenſters zurückgeſchlagen, damit Maria hinauf ſehen konnte in ihr ehemaliges Dachſtübchen, das jetzt von dem Glanz der Wachsfackel hell erleuchtet war. Bald aber erſtarb das Licht, es wurde dunkler und wenige Augenblicke nachher hatte die Mutter ihr Kind neben ſich, und an der anderen Seite den Vater ihres Kindes, dem ſie vergebend und vergeſſend und dankbar für die Wendung ihres Geſchicks gern ihre Hand ließ. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Brooker (beiseit zu Eugen).

Haben Sie denn keine Karten, Herr von Wildau? es wäre mir ebenso lieb.

Eugen.

Gewiß, wir sind mit allem Handwerkszeug versehen. (Er nimmt von dem Kamin ein Kästchen und stellt es vor die Beiden hin.) Hier sind Karten und Marken.

(Der Baron und Brooker beginnen ihr Spiel. Eugen steht neben ihnen, zuweilen flüchtig zur Baronin hinüberschauend, die sich links auf einem Fauteuil niedergelassen.)

Ferdinand.

Ich glaube nicht, daß Sie mir die Ehre Ihres Besuchs ohne Absicht geschenkt. Die Frau Baronin von Raynval, ein mir so unbekannter Name.

Baronin.

Sie wußten nicht, daß ich mich verheirathet?

Ferdinand.

Ich wußte es nicht.

Baronin.

Sie interessiren sich wenig für Ihre ehemaligen Freunde — doch gleichviel. Mein Besuch galt eigentlich Ihrem Hause, in das wir von Wildau freundlich eingeladen wurden, doch will ich Ihnen nicht verschweigen, daß mich nebenbei etwas Geschäftliches hieher führte.

Ferdinand.

Geschäfte zwischen uns Beiden? ich lebte des festen Glaubens, dieselben seien für alle Ewigkeit beendigt.

Baronin.

Diese Aeußerung ist wenig schmeichelhaft für mich, doch lassen wir das: die Bedingungen über ein gewisses Arrangement waren allerdings festgestellt.

Ferdinand.

Und erfüllt — (laut:) pünktlich erfüllt.

(Der Baron, während er Karten gibt, wirft einen gleichgültigen Blick hinüber.)

Eugen.

So, die Partieen ſtehen gleich — Sie haben den König aufgelegt, alſo zwei gegen zwei, ich wette zehn Louisd'or für den Baron.

Brooker.

Sie gehen gleich ſtark in's Zeug, Herr von Wildau, doch nehme ich an.

Baronin.

Unſere Bedingungen ſind nicht in allen Theilen erfüllt worden, ich war zufällig in der vergangenen Woche bei meinem Geſchäftsmanne in der Reſidenz.

Ferdinand.

Dieſem theuren Geſchäftsmanne.

Baronin.

Sie erinnern ſich, daß Sie über gewiſſe Summen eine Beſcheinigung von mir verlangten, was an ſich ſchon nicht ſehr zart war, doch willigte ich ein und gab dieſe Quittung in Form eines Briefes — erinnern Sie ſich?

Ferdinand (verwirrt).

Allerdings habe ich das nicht vergeſſen.

Baronin.

Gut, es däuchte Ihnen gefährlich, dieſen Brief bei Ihnen aufzubewahren, und auch mir war es nicht gleichgültig, ein ſolches Papier, das mich bloßſtellen konnte, in Ihren Händen zu wiſſen. Ich hatte damals ſchon die Abſicht, mich zu vermählen und der Herr Baron von Raynval iſt etwas empfindlich im Punkte der Ehre — wir fanden einen Ausweg.

Ferdinand.

Sie ſchlugen ihn vor und ich erklärte mich damit einverſtanden.

Baronin.

Ich zerriß den Brief, die eine Hälfte behielt ich, die andere Hälfte bekamen Sie, und nun frage ich, haben Sie in Betreff Ihrer Hälfte unſere gegenſeitigen Bedingungen erfüllt?

Ferdinand.

Zweifeln Sie daran?

Baronin (etwas lauter).

O nein, ich zweifle nicht daran, denn ich bin ſicher, daß Sie dieſe Bedingungen nicht erfüllt haben.

Eugen.

Baron, Sie haben ein furchtbares Glück; ich gewinne ſicher meine zehn Louisd'or.

Brooker.

Man kann mit Ihnen nicht ſpielen, da hat er ſchon zum drittenmale den König aufgelegt.

Eugen.

Nicht verzagt, Brooker, die Dame Fortuna iſt launenhaft, ich hätte eher Urſache zu klagen.

Baronin.

Beide Hälften dieſes Briefes, jede beſonders couvertirt und geſiegelt, ſollten bei meinem Geſchäftsmanne niedergelegt werden und keines von uns Beiden ſollte das Recht haben, ſie einſeitig zurückzuziehen.

Ferdinand.

Allerdings, aber —

Eugen.

Fertig — ſchreiben Sie mir zehn Louisd'or zu gut, Brooker.

Brooker.

Ich ſollte nie bei Sonnenlicht ſpielen, ich habe nur Glück wann die Kerzen brennen.

Eugen.

Im Halbdunkel, ja wohl.

Baron (vergnügt).

Eine Kapitalbemerkung, unter guten Freunden — denn ſonſt —

Brooker.

Erſparen wir uns die Redensarten, ich bitte um Revanche.

Eugen

Nicht mehr als billig — abermals zehn Louisd'or für den Baron.

Baronin

(hat ſich während dem erhoben, wie um dem Spiel einen Augenblick zuzuſchauen, dann zu Ferdinand, der unſchlüſſig drüben ſtehen blieb, zurückkehrend).

Iſt es ſo, wie ich geſagt, oder hätte mich mein Geſchäftsmann belogen?

Ferdinand.

Ich muß Ihnen zugeben, daß er Ihnen die Wahrheit geſagt, doch bitte ich zu glauben, daß nur ein unglücklicher Zufall mich verhinderte, dieſe Bedingungen zu erfüllen — offen und ehrlich geſprochen, dieſes verhängnißvolle Blatt ging mir auf eine unerklärliche Weiſe verloren.

Baronin.

Sie, ein ſo umſichtiger Geſchäftsmann, ſollten Papiere verlieren, die Ihnen von ſo großer Wichtigkeit ſind? Werden Sie es mir übel deuten, wenn ich dagegen annehme, Sie hätten, als Sie meine Verheirathung erfuhren, eine Waffe gegen mich behalten wollen — ja, eine gefährliche Waffe

bei der edeln Sinnesart meines Gatten? — Sie lachen? — Glauben Sie mir, Zeit und Umſtände haben ſich geändert, (lauter:) ich will in Ihrer Hand nicht ein Papier wiſſen, das mich in der Geſellſchaft kompromittiren könnte.

Eugen.

Die Geſchäfte gehen ſchlecht, Brooker, der Baron wird Sie forciren.

Brooker (ärgerlich).

Sie ſollten ihm keine ſolchen Rathſchläge geben.

Baron.

Brauch' keine Rathſchläge, die Welt kennt mein Ecarté.

Ferdinand.

Wenn ich Ihnen aber mein Wort darauf gebe, daß dieſes Papier nicht mehr in meiner Hand iſt?

Baronin (achſelzuckend).

Was man verliert, kann man wiederfinden, Sie ſehen, ich habe mich nicht geſcheut, Ihnen unter die Augen zu treten und —

Ferdinand (ihr ins Wort fallend).

Ich kenne Ihren Muth und ehrlich geſagt, zittere ich vor den Beweiſen Ihrer Energie — Sie kennen meine Verhältniſſe und ich kann nichts dagegen machen, wenn Sie dieſe Verhältniſſe mißbrauchen.

Baronin.

Sie denken ebenſo gering als feige.

Ferdinand

(ſeine Heftigkeit bezwingend, mit großer Kälte).

Ich denke, die Baronin von Raynval braucht die Hülfe ihrer Freunde und ſoll ſich in mir nicht verrechnet haben.

Bayerische Staatsbibliothek

Baronin (lauter).

Die Baronin von Raynval zählt Sie nicht zu ihren Freunden, und ſie kennt Sie genügend, um ein Papier von ſolcher Wichtigkeit nicht in Ihren Händen zu laſſen.

Eugen (lachend).

Ich habe Glück gegen Sie, Brooker.

Baronin (entſchloſſen).

Ich erſuche Sie, dieſes Papier wiederzufinden oder —

Ferdinand.

Sie drohen mir? — mir? Camilla.

Baronin (zuckt verächtlich die Achſeln).

Oder ſich mit dem Baron von Raynval über dieſe Angelegenheit zu verſtändigen; was mich anbetrifft, ſo ſcheue ich mich nicht, mit meinem Manne über meine Vergangenheit zu reden. (Sie geht zu den Spielern.)

Ferdinand (lauter).

Einen Skandal — in meinen Verhältniſſen.

Eugen (zu Brooker).

Geben Sie Acht, der Baron bekommt den König.

Baron.

Hier iſt Seine Majeſtät.

Brooker (ſehr ärgerlich aufſtehend).

Ah, ich hätte Vormittags nicht ſpielen ſollen, es bringt mir das immer Unglück.

Eugen.

Nicht der Rede werth — zwanzig Louisd'or.

Baronin.

Die Sie gewinnen, Herr von Wildau?

Eugen (galant).

Zur Hälfte, ſchöne Baronin — Sie wiſſen, daß ich mit Ihnen ſtets moitié mache.

Baron (langſam aufſtehend).

Das darfſt Du annehmen — ein ſo liebenswürdiger —

Baronin (ſpöttiſch).

Darf ich? ich danke Dir für dieſe Erlaubniß.

(Die Commerzienräthin erſcheint an der Mittelthüre.)

Ferdinand (für ſich).

Meine Frau — Faſſung. (Indem er auf die Baronin zugeht:) Sie werden zur Spazierfahrt erwartet. (Bei Seite:) Ich muß Sie heute noch einen Augenblick allein ſprechen.

Baronin (leiſe).

Mit dem gewiſſen Papiere in der Hand. (Laut, halb gegen Albertine:) Ihre Frau Gemahlin, Herr Commerzienrath, iſt von einer außerordentlichen Freundlichkeit, ich habe ſie förmlich liebgewonnen; in der Lotterie der Ehe haben Sie glücklich geſpielt.

Ferdinand (mit einer Verbeugung).

Gewiß, gnädige Frau.

Baronin (zu Eugen).

Herr von Wildau, begleiten Sie mich an den Wagen.

Eugen.

Mit Vergnügen, gnädige Frau.

(Beide durch die Mittelthüre mit der Commerzienräthin ab.)

Baron (zu Brooker).

Was fangen wir an? — ſpielen?

Brooker (raſch einfallend).

Mag ich nicht mehr, Gott ſoll mich bewahren.

Baron.

Gefrühſtückt —

Brooker.

Haben wir bereits zur Genüge — ich werde mir in dieſem Hauſe Magen und Galle zu Grunde richten.

Baron (mit großer Wichtigkeit).

So wollen wir in den Garten und rauchen.

Brooker.

Meinetwegen — (zum Commerzienrath, der nachdenklich auf- und abgeht:) wenn Sie meiner bedürfen, ich bin in der Nähe; (zum Baron:) haben Sie Cigarren?

Baron.

Nein, aber dort auf dem Kamin —

Brooker.

Ah, Herr von Wildau's Cigarrenetuis — geben Sie her, man nimmt es unter Freunden nicht so genau.

(Beide durch die Mittelthüre ab.)

Sechster Auftritt.

Ferdinand, später Eugen.

Ferdinand.

O, ich kenne dieses energische, rücksichtslose Weib, ich habe sie damals zu schroff behandelt, das verzeiht sie mir nicht, doch welche Gründe sind es, die sie bewegen? Will sie neue Forderungen an mich stellen? Ist es ihre bekannte gefährliche Lust, Leute an einander zu hetzen? O, laß dich von dem Teufel an einem Haare fassen und du bist sein auf ewig.

Eugen (der langsam zurückgekommen ist).

Du wirst mir zugeben, Ferdinand, daß ich mit Umsicht und Zartgefühl für Dich handelte.

Ferdinand.

Ich verstehe Dich nicht.

Eugen.

Ihr wurdet ein paarmal so laut, daß selbst ein so nachsichtiger Ehemann, wie der Baron von Raynval, hätte aufmerksam werden müssen, wenn ich diese Aufmerksamkeit nicht abgelenkt; (gleichgültig:) nun, ich gewann dabei zwanzig Louisd'or, was gewannst Du bei Deiner animirten Unterredung? Ihr spieltet doch auch, wenn auch nur mit Worten.

Ferdinand (halb für sich).

Und mit Erinnerungen, dabei ist für mich wenig zu gewinnen.

Eugen.

Und doch hättest Du etwas dabei gewinnen können. (Ferdinand sieht ihn fragend an.) — Vertrauen zu Deinem Bruder. — Gewiß, Ferdinand, etwas gegenseitiges Vertrauen hier im Hause könnte uns Allen nicht schaden — es scheint mir Manches nicht so zu sein, wie es sein könnte.

Ferdinand.

Das weiß Gott.

Eugen.

Und bei diesem Vertrauen gewinnst Du offenbar mehr als ich — des Hauses verlorener Sohn. (Bestimmt:) Du standest früher mit der Baronin in einem Verhältniß?

Ferdinand.

Wer sagt das?

Eugen.

Das sagt Niemand, ich aber sehe es. — Du hast Streitigkeiten mit ihr und Deine so sorgfältig bewahrte Reputation steht auf dem Spiele — ich kenne diese Frau.

Ferdinand (seufzend).

Ja, ich kenne sie auch.

Eugen.

Gut denn, ich biete Dir meine Hülfe an — glaube mir, Ferdinand, es iſt mir um die Ehre dieſes Hauſes zu thun, wo, ich wiederhole es, vieles nicht ſo iſt, wie es ſein ſollte — bei mir angefangen allerdings. Ihr nennt mich den verlorenen Sohn und ich gab genügende Veranlaſſung dazu; was aber hält mich ab, meinem glänzenden Vorbilde in allen Stücken bis zur reuevollen Rückkehr zu folgen?

Ferdinand.

Deine Neigung, die Luſt an einem wilden Leben.

Eugen.

Wenn aber die Luſt an dieſem wilden Leben aus einem leeren Herzen entſprungen wäre, das bis jetzt vergebens etwas Anderes geſucht?

Ferdinand

Pah — Du?

Eugen.

Pah — ich. Nimmſt Du meine Hülfe an?

Ferdinand.

Du wirſt Bedingungen ſtellen.

Eugen.

Allerdings, aber ſie ſind unbedeutend.

Ferdinand.

Kann ich Dir wirklich vertrauen, Eugen?

Eugen.

Ich habe ſtets Vertrauen gerechtfertigt, ich habe ſtets offen und ehrlich gehandelt; das Zeugniß müſſen mir ſelbſt meine Feinde geben.

Ferdinand (ihm die Hand reichend).

So habe ich Dich verkannt.

Der Graf von St. Alban, deſſen Herz im Grunde gut und mitfühlend war, hatte vorhin die arme, junge Frau bei ihrer Ankunft ſanft, ja liebreich empfangen. Sein Gemüth war ohnehin durch ſeine Krankheit erſchüttert, und die Einſamkeit, in der er lebte, war ihm unerträglich geworden.

Er hatte ihr die Hand gereicht, ſie an ſeinen Seſſel geführt, und als ſie dankend zu ihm aufblickte, war er erſtaunt und überraſcht, ja im Innerſten tief erſchüttert, mit der Hand über ſeine Augen gefahren. Es tauchten merkwürdige Erinnerungen in ihm auf, und verworrene, undeutliche Bilder wurden in ſeiner Seele klar und lebendig.

Mit zitternder Hand öffnete er jenes Käſtchen, ohne jedoch ein Wort mit ihr zu ſprechen. Mit tiefer Bewegung hatte er ſie aber in ſein eigenes Schlafzimmer geführt, das am behaglichſten eingerichtet war, und dann war er in ſein Zimmer zurückgegangen, hatte die Vaviere, Briefſchaften, das Portrait auf dem Marmortiſche ausgebreitet, und horchte mit außerordentlicher Theilnahme und ſteigendem Intereſſe, was ihm Baron Karl von dem Leben der deutſchen Tänzerin erzählte. Auch Lukas mußte erſcheinen, und deſſen Zeugniß, der die Mutter der kleinen Marie gekannt, ſtellte unzweifelhaft die Thatſache feſt, über welche der Graf im Innerſten ſeines Herzens erſchüttert, ja unendlich erfreut war.

Dieſe Conferenz dauerte mehrere Stunden, und nachdem ſich der Baron Karl empfohlen, machte ſich der alte Graf das unendliche Vergnügen, ſeinen Neffen kommen zu laſſen, und ihm nach einigen Umſchweifen Alles mitzutheilen. Wir ſind erfreut, ſagen zu können, daß dieſe Nachricht den Grafen Eugen auf's Höchſte beglückte.

Der alte Graf von St. Alban ließ noch in derſelben Stunde ſeinen Haushofmeiſter und Kammerdiener vor ſich erſcheinen, und zeigte ihnen an, daß die junge Dame, die ſo eben aus Deutſch-

Eugen.

Häufig genug, doch laſſen wir das.

Ferdinand.

Gut denn, ſo nenne mir Deine Bedingungen.

Eugen.

Du wirſt nicht nur erſtaunen, wie unbedeutend die erſte iſt, ſondern Du wirſt ſie gerne erfüllen: Du ſollſt nämlich der Mutter ſagen, lieb wäre es mir im Beiſein Deiner Frau, ich hätte mir ernſtlich vorgenommen, ein anderes Leben anzufangen und ſei geſonnen, mich zu dieſem Zwecke zu verheirathen — Du erſtaunſt?

Ferdinand.

Und nicht ohne Grund — haſt Du denn ſchon eine Wahl getroffen?

Eugen.

Gewiß.

Ferdinand.

Und wer iſt die Glückliche?

Eugen.

Unſere Gutsnachbarin, Fräulein von Heeren — es trifft das, glaube ich, mit dem Wunſche der Mutter zuſammen.

Ferdinand.

Ich bin wie aus den Wolken gefallen.

Eugen.

Doch hoffe ich, dieſer Fall hat Dir nicht wehe gethan.

Ferdinand.

Nein, nein, die Idee iſt nicht übel, aber glaubſt Du —?

Eugen.

Daß ich mir auch keinen Korb hole? Sei unbesorgt, wenn ich anfrage, bin ich meiner Sache gewiß. Aber Dich bitte ich, dieſe Angelegenheit vor der Mutter und meinetwegen vor wem Du willſt, nicht in ſpöttiſchem Tone zu behandeln, ſondern offen und ehrlich, überzeugend, daß ich es ebenſo meine.

Ferdinand.

Und Deine andere Bedingung?

Eugen.

Mache meine Geſchichte mit Brooker ab, er fängt an mir widerwärtig zu werden.

Ferdinand.

Das will ich mit Vergnügen thun — es ſind Wetten, die Du ihm ſchuldeſt? iſt Alles auf dem Rennplatz reell zugegangen?

Eugen (achſelzuckend).

Das Gegentheil wäre nicht ganz leicht zu beweiſen.

Ferdinand.

Alſo gibt es doch ein Gegentheil? ich will mit dieſem Brooker auf gut kaufmänniſch verfahren. Aber die Baronin, Eugen, Du haſt noch keine Ahnung davon, an welchem Abgrunde ich wandle.

Eugen.

Ueber die Baronin hoffe ich von Dir das Nöthige zu erfahren, um Dir alsdann die Treue Deines Bruders beweiſen zu können — komm auf mein Zimmer.

Ferdinand

(indem ſie langſam nach rechts abgehen).

Sie iſt ſchwer zu behandeln; Du kennſt das Mißtrauen

meiner Frau; wenn ſie einen Skandal macht, bin ich ein verlorener Menſch.

Eugen (lachend).

Alsdann im wahren Sinn des Wortes mein Bruder, doch beruhige Dich, ich hoffe Dich zu retten.

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

Frau von Wildau, Eliſabeth (mit Handarbeit beſchäftigt, rechts ſitzend, ein Buch neben ſich).

Fr. v. Wildau (ehe ſie die Mittelthüre zumacht).

So, jetzt bitte ich, daß man mich in Ruhe läßt, iſt dies ein Gelauf in dem Hauſe und ein Gefrage nach mir, als wenn ſonſt Niemand da wäre, der irgend einen Beſcheid geben könnte — wie geſagt, laßt mich in Ruhe, geht zu Fräulein Klara oder zu meinem Sohn, ich will auch meine Erholungsſtunden haben. (Vorkommend zu Eliſabeth.) Sage gerade heraus, liebes Kind, kann man es mir übel nehmen, wenn ich auch einmal Ruhe haben will; es wird mir nächſtens langweilig, den ganzen Tag gerufen zu werden, von einem Zimmer in das andere, Trepp' auf, Trepp' ab, hier etwas zu befehlen, dort etwas anzuhören, immer das Gleiche. (Sie ſetzt ſich.) A—a—a—ah, ich kann Dir nicht beſchreiben, wie wohl es mir thut, daß ich mich einen Augenblick ſetzen kann, und beſonders, daß ich keine fremden Geſichter zu ſehen brauche; das ganze Haus iſt leer bis auf uns Beide: Ferdinand iſt in der Gießerei, Albertine iſt mit der fremden Dame ausgefahren — wie heißt ſie doch?

Eliſabeth.

Frau von Raynval.

Fr. v. Wildau.

Eine hübſche, elegante Frau und gewiß von guter Familie; Albertine verſteht ſich darauf und hat mich verſichert, es ſei das eine höchſt anſtändige Frau.

Eliſabeth.

Um ſo ſchlimmer.

Fr. v. Wildau.

Haſt Du aber je eine merkwürdigere Perſönlichkeit geſehen als den Mann dieſer Frau? — den möchte ich mir als Vogelſcheuche engagiren.

Eliſabeth.

Er iſt allerdings eigenthümlich ſtill, mir kommt er vor, als lebe er in gedrückten Verhältniſſen, ſie ſcheint mir zu lebhaft für ihn.

Fr. v. Wildau.

Du haſt nicht ganz Unrecht, aber das iſt für uns gleichviel; das kommt und geht und läßt keine Spur zurück.

Eliſabeth.

Wohl möglich, Mama.

Fr. v. Wildau.

Hat Dir die Baronin nicht auch gefallen?

Eliſabeth.

O ja, ſie iſt eine ſchöne Frau — ſoll ich Ihnen vielleicht vorleſen, Mama?

Fr. v. Wildau.

Ja, das kannſt Du thun, das jagt mir meine Gedanken fort und wenn ich Deine liebe Stimme höre, ſo beruhigen ſich meine Nerven.

Eliſabeth (leſend).

Es war an einem ſtrengen Wintertage, rings war Alles mit Schnee bedeckt —

Fr. v. Wildau.

S'iſt eigenthümlich, wie man ſich im Sommer ſo lebhaft und ſo gerne an den Winter erinnern kann und umgekehrt, wenn ich im Winter von warmer Luft und Blüten höre.

Eliſabeth.

Gewiß, Mama.

Fr. v. Wildau.

Aber da fällt mir etwas Wichtiges ein — denke Dir nur, Ferdinand ſprach mir vorhin über Eugen, und was er mir von ihm ſagte, wirſt Du gewiß nicht errathen.

Eliſabeth.

Ich glaube ſchwerlich, Mama. (Sie will weiter leſen.)

Fr. v. Wildau.

Mich hat es recht gefreut, denke Dir nur, er will alles Ernſtes ein ruhiges und geſetztes Leben beginnen.

Eliſabeth.

Das wäre recht zu wünſchen, Mama, aber —

Fr. v. Wildau.

Du glaubſt dieſem Vorſatze nicht; ja es ging mir beinahe auch ſo, doch hat ſich Eugen zum Heirathen entſchloſſen und ſo meinen ſehnlichſten Wunſch erfüllt, denn ich bin überzeugt, eine vernünftige Frau wird ihn ſchon zurecht bringen; ein gutes Herz hat er, daran iſt nicht zu zweifeln, glaubſt Du nicht auch, mein Kind?

Eliſabeth.

Ich hatte leider noch keine Gelegenheit, das zu erfahren.

Fr. v. Wildau.

Geh' doch, Eure kleinen Neckereien ſind nicht der Rede werth — ja er will eine Frau nehmen und ſeine Wahl hat mich recht glücklich gemacht; denke Dir nur, er will ſich um die Hand des Fräuleins von Heeren bewerben, eine anſtändige Verbindung, gegen die gewiß Niemand etwas einwenden kann — freuſt Du Dich nicht darüber? — doch, Eliſabeth, das ſollte Dich ſchon aus Liebe zu mir intereſſiren.

Eliſabeth.

Es intereſſirt mich auch; Fräulein von Heeren iſt eine angenehme und liebenswürdige junge Dame.

Fr. v. Wildau.

Sehr geſetzt und ruhig, ſie hat 'was von Deinem Charakter und das paßt ganz vortrefflich zu dem ſeinigen.

Eliſabeth (nach einer kleinen Pauſe).

Soll ich jetzt weiter leſen, Mama?

Fr. v. Wildau.

Wenn Du willſt, ja, doch wenn Dich das Leſen ermüdet, ſo können wir auch noch ein wenig über Eugens Zukunft plaudern. Er ſprach mit Ferdinand aufrichtig und ernſt über ſeine Angelegenheiten; er ſagte ihm, er wolle durch ſeine Heirath einen feſten Strich unter ſein bisheriges Leben machen.

Eliſabeth.

Er liebt Fräulein von Heeren?

Fr. v. Wildau.

Das hat er gerade nicht geſagt; doch vermuthe ich es aus Aeußerungen, die er gethan: er ſprach von einem leeren Herzen, von vergeblichem Suchen nach ſtillerem Glück, ſo ungefähr, als hätte er lange vergeblich nach etwas getrachtet, das ihn abgezogen von dem wilden Leben, das

ihm jetzt ſelbſt unerträglich geworden ſei. — Es ſind das Redensarten, die ich Wort für Wort nicht behalten konnte, aus denen ich aber zu entnehmen glaubte, daß er in ſeinem Herzen doch eine verborgene Neigung hegt — glaubſt Du nicht auch ſo?

Eliſabeth.

Es könnte ſo ſein. — Ich glaube, er ſah Fräulein von Heeren häufig?

Fr. v. Wildau.

Er ſah ſie zuweilen; wie Du weißt, war ſie mit ihren Eltern zuweilen bei uns, auch ritt Eugen zuweilen zu ihnen hinüber.

Eliſabeth.

Das muß ſich raſch gemacht haben, denn ich erinnere mich genau, daß Herr von Wildau noch vor kurzem in nicht freundlichen Ausdrücken über Fräulein von Heeren ſprach.

Fr. v. Wildau.

Ganz richtig, und ich bin überzeugt, daß er vielleicht ihr gegenüber auf ſeine Neigung anſpielte, ſie ihm aber vielleicht zu verſtehen gab, ſie wolle mit einem leichtſinnigen Menſchen wie er ſei, nichts zu thun haben; ich finde das ganz begreiflich.

Eliſabeth.

Ich auch, Mama.

Fr. v. Wildau.

Nun aber ſcheint ſie doch nachgegeben zu haben, und wenn es ſo iſt, gebe Gott ſeinen Segen dazu.

Eliſabeth (mit leiſer Stimme).

Dazu will ich Amen ſagen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, Eugen (zum Ausreiten gekleidet).

(Eliſabeth hat ihr Buch ergriffen.)

Fr. v. Wildau
(bei ſeinem Anblick raſch aufſtehend und ihm entgegeneilend, legt ihm beide Hände auf die Schultern).

Ich dachte, Du wäreſt ausgegangen, ſonſt 'hätte ich Dich ſchon lange auf Deinem Zimmer aufgeſucht; Ferdinand hat mit mir geſprochen, hat mir Alles geſagt und mir dadurch eine große Freude gemacht — Du wilder, böſer Menſch, hätteſt Du nicht ſelbſt mit Deiner Mutter reden ſollen, brauchſt Du jemand Anderes, um ihr Erfreuliches mitzutheilen?

Eugen (zögernd).

Ich wußte nicht, liebe Mama, ob meine Wahl Deinen Beifall finden würde.

Fr. v. Wildau.

Ganz gewiß, mein Sohn, hat ſie meinen Beifall, ich ſprach eben mit Eliſabeth darüber, und wir Beide lobten Deine Wahl — nicht wahr, Eliſabeth?

Eliſabeth.

Gewiß, Mama.

Eugen.

Ah, auch Fräulein Eliſabeth iſt ſo freundlich, einiges Intereſſe an meiner Zukunft zu nehmen? (förmlich:) ich bin Ihnen dafür außerordentlich verbunden.

Fr. v. Wildau.

Eliſabeth hat es immer gut mit Dir gemeint, aber wie uns Allen, that es auch ihr weh, wenn man über Dich ſo

Vielerlei hören mußte und nur mit Bedauern und Achſelzucken — Du kannſt ihr das nicht übel nehmen.

Eugen.

Das habe ich ihr auch nicht übel genommen.

Fr. v. Wildau.

Ach, ich bin ſo glücklich, Eugen — ſo glücklich, daß ich es Dir gar nicht auszudrücken vermag; wer hätte das noch geſtern Abend gedacht, als ich hörte von Deinem Brooker und von den Fremden, die Du, wie ich mir nicht anders denken konnte, direkt vom Spielhauſe zu uns gebracht, und nun hat ſich Alles das mit einem Male geändert, mein lieber Sohn.

Eugen.

Nicht mehr der verlorene Sohn? — Und was Sie anbelangt, Fräulein Eliſabeth, bin ich auch in Ihrer Achtung ein klein wenig geſtiegen? (da ſie zögert zu antworten:) o, antworten Sie mir lieber nicht, ich ſehe, wie ſchwer es Ihnen wird, mir auch nur die geringſte Theilnahme zu bezeugen.

Fr. v. Wildau.

Du thuſt ihr Unrecht, ſie wünſcht Dir alles mögliche Glück, nicht wahr, Eliſabeth? (mit mütterlichem Stolze:) meinem Sohn Eugen? — nun gratulire unſerem Bräutigam.

(Eliſabeth geht zögernd auf ihn zu und reicht ihm ihre Hand, die er mit beiden ergreift und langſam an ſeine Lippen führt.)

Eugen (nach einer Pauſe).

Vielleicht that ich Ihnen Unrecht, vielleicht hatten Sie doch eine beſſere Meinung von mir, als ich mir einbildete, vielleicht begleiteten Sie doch meine Zukunft mit einem freundlichen Segenswunſche.

Eliſabeth.

Gewiß, — Gott iſt mein Zeuge. (Sie wendet ſich raſch ab.)

land angekommen und auf ihrer Reise einiges Unglück gehabt, die künftige Herrin seines Hauses sei die Gemahlin seines Neffen, des Grafen von St. Alban. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Nach diesen schweren Ereignissen, nach dieser unglücklichen Zeit voll Kummer und Noth verlebten unsere Freunde in Neapel, namentlich der junge Graf von St. Alban, einen herrlichen Liebes-Frühling und mit allen Andern einen ebenso schönen wirklichen. Sie verließen Neapel im Monat März, nachdem sie dort noch die schönsten Frühlingstage verlebt, um dieselben in Rom wiederzufinden, und dann zogen sie über Mailand an den Comersee, wo Ende April Blätter und Knospen frisch und bunt eben erst aus der winterlichen Hülle herausgesprungen waren.

Aus dieser Reise, die des Schönen so Vieles bot, muß ich mir mit kurzen Worten erlauben, noch eine Begebenheit hervorzuheben, indem sie zu innig mit den Namenlosen Geschichten verwandt sind.

Lukas, der Jäger, der als Courier vorauseilte, kam Abends nach Molo di Gaëta, diesem herrlichen, reizenden Ort mit seinen Orangen- und Citronen-Gärten. Vor demselben begegnete er auf der Heerstraße einem Trupp Galeeren-Sklaven, welche nach Capua und den Gefängnissen von Neapel gebracht wurden. Einer der Ersten, den er unter diesem Trupp mit Ketten beladener Menschen bemerkte, war — der Gevatter.

Von Genua nach Civita Vechia hatte er auf einem neapolitanischen Schiffe einen Streit bekommen und seinen Gegner mit einem Messerstich tödtlich verwundet. Sein Maß war voll. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, und wer die Wohnung, Beschäftigung und Lebensweise dieser unglücklichsten aller Menschen je gesehen, wird eingestehen, daß er für seine vielen begangenen Verbrechen, wenn auch gerecht, doch schrecklich büßen mußte.

Fr. v. Wildau.

Wie mir ſcheint, biſt Du gerade im Begriffe, zu unſeren Nachbarn hinüberzureiten, ich ſehe das an Deinem ſorgfältigen Anzuge.

Eugen.

Meiner Gemüthsſtimmung nach hätte ich ſchwarz gekleidet ſein ſollen; ich bin im Begriff, einen ernſten Ritt zu thun.

Fr. v. Wildau.

Gott bewahre uns vor ſchwarz, das iſt die Farbe der Trauer, Du aber gehſt hoffentlich dem Glück und der Freude entgegen, zum Troſt Deiner Mutter, die Dich ſo innig liebt.

Eugen (mit Beziehung).

Wer kann das wiſſen? ich werde zögernd dieſe Schwelle überſchreiten, da vielleicht mit dem erſten Schritte, den ich heute aus dem Hauſe thue, das erſte Glied einer langen Kette von Leiden und Täuſchungen beginnt.

(Eliſabeth iſt an das Fenſter getreten.)

Fr. v. Wildau.

Geh! geh! Du wirſt mir am Ende noch melancholiſch, wie kann Jemand in Deiner Lage ſo ernſte Gedanken haben wollen?

Eugen (mit angenommener Heiterkeit).

Gerade in meiner Lage ſind die ernſten Gedanken am begreiflichſten — ich fühle etwas wie Herkules, als er am Scheidewege ſtand. — Fort denn, dem dornigen Pfade der Tugend entgegen! (Er betrachtet Eliſabeth, die ſich nicht umwendet.) Adieu denn, Mama — auf Wiederſehen in ein paar Stunden!

Fr. v. Wildau.

Vergiß nicht an Heerens meine herzlichen Grüße auszurichten, ſage ihnen auch, wie ſehr uns Dein Entſchluß

gefreut. (Während des Nachfolgenden geht Eugen zögernd und ſich oft umwendend gegen die Mittelthüre.)

Eugen.

Das iſt mein Empfehlungsbrief, damit werde ich mich einführen — wer weiß, ob mein perſönlicher Kredit ausreichend wäre.

Fr. v. Wildau.

Wenn Du nicht immer Alles über Hals und Kopf abmachteſt, ſo hätten wir die Sache ruhig überlegen können und ich würde Dich vielleicht begleitet haben.

Eugen.

Eine ausgezeichnete Idee, Mama, das könnteſt Du jetzt noch thun; wenn Du willſt, laſſe ich einſpannen.

Fr. v. Wildau.

Nein, nein, jetzt ſo plötzlich genirt mich das.

Eugen.

Oder ich kann auch bis morgen warten.

Fr. v. Wildau.

Nein, nein, führe Deinen erſten Entſchluß aus.

Eugen.

Und doch glaube ich, daß Du eben Recht hatteſt und es beſſer wäre, wenn wir zuſammen hinüberführen, es wäre mir eine Beruhigung, gewiſſer Maßen unter Deinem Schutze und perſönlich von Dir eingeführt zu werden.

Fr. v. Wildau.

Verſchiebe es nicht bis morgen, Eugen, einen guten Vorſatz muß man wo möglich gleich ausführen, und Dich hindert nichts, das zu thun.

Eugen (für ſich, Eliſabeth betrachtend).

Nicht einen Blick gönnt ſie mir; (laut, aber zerſtreut:) allerdings hindert mich nichts.

Fr. v. Wildau.

Dein Herz ſpricht für Fräulein v. Heeren?

Eugen.

Gewiß — o es ſpricht ſehr.

Fr. v. Wildau.

Für beide Theile ſteht die Partei gleich, Du wirſt gewiß willkommen ſein.

Eugen (für ſich, wie eben).

O dieſer Trotzkopf! (laut:) Auf alle Fälle werde ich dort willkommen ſein, und da ich das weiß und tief in meinem Herzen fühle, ſo zieht es mich auch mächtig hin.

Fr. v. Wildau (ergriffen).

So geh' mit Gott, mein Kind! möge Dein Weg ein glücklicher ſein.

Eugen (ein paar Schritte zurückkommend).

Im Augenblicke geh ich; mich freut's nur, Mama, daß auch Du der Anſicht biſt, ich werde dort willkommen ſein. — Alſo leb' wohl, Mama (reicht ihr nochmals die Hand) bis ſpäter! — adieu, Fräulein Eliſabeth! Soll ich vielleicht Fräulein von Heeren einen Gruß von Ihnen überbringen?

Eliſabeth.

Wenn ich bitten darf, Herr von Wildau, und ſagen Sie ihr auch, wie herzlichen Antheil ich an ihrem Glücke nehme.

Eugen (ironiſch).

An ihrem Glücke? das iſt wohl noch ſehr zweifelhaft; denken Sie nur, Fräulein Eliſabeth, an eine Verbindung mit dem verlorenen Sohn des Hauſes.

Eliſabeth.

Ich würde mir nie erlaubt haben, eine ſolche Benennung zu gebrauchen.

Eugen.

Zugeſtanden — Ihre Worte ſind zu koſtbar, um ſie an unbedeutende Dinge wie ich bin zu verſchwenden — aber in Gedanken.

Eliſabeth.

Ich hatte ſelten Veranlaſſung, an Sie zu denken, Herr von Wildau.

Eugen (heftig).

Ich danke für dieſen neuen Beweis Ihrer Achtung und wenn Sie mir noch erlauben würden, Ihnen zu bemerken —

Fr. v. Wildau.

Laß' alle Deine Bemerkungen, Eugen, ich bitte Dich dringend darum, es iſt wahrhaftig traurig, daß Ihr Beide nie einen Augenblick beiſammen ſein könnt, ohne ſpitzige Redensarten zu wechſeln.

Eugen.

Du haſt Recht, Mama; doch kannſt Du Dich darüber tröſten, das wird ja Alles bald von ſelbſt aufhören. (Heftig:) ich glaube, der Anſicht ſind wir alle Drei, ich wenigſtens, Du auch, Mama, und (ſich gegen Eliſabeth verbeugend) von Fräulein Eliſabeth glaube ich daſſelbe überzeugt ſein zu dürfen.

Eliſabeth.

Gewiß, Herr von Wildau, eine Aenderung kann uns Allen nur wünſchenswerth ſein.

Eugen.

Und damit Gott befohlen. (Durch die Mitte ab.)

(Frau von Wildau ſetzt ſich an den Tiſch, Eliſabeth bleibt am Fenſter ſtehen. Eine kleine Pauſe.)

Fr. v. Wildau.

Es thut mir leid, daß er mißstimmt fortgegangen iſt, aber Du hätteſt in der That ein wenig freundlicher gegen ihn ſein ſollen, ich darf Dir's ſchon ſagen, da ich immer Deine Partei gegen ihn genommen. (Pauſe.) Hat er das Schloß ſchon verlaſſen, ſahſt Du ihn wegreiten?

Eliſabeth.

Nein, Mama, Herr von Wildau wird den Weg durch den Wald genommen haben.

Fr. v. Wildau.

Jetzt, da er fort iſt, hätte ich ihm noch mancherlei zu ſagen, vorhin war mir das Herz ſo voll, daß ich kein ruhiges, überlegtes Wort hervorbringen konnte; ich hätte ihm anempfehlen ſollen, zuerſt die Frau von Heeren zu ſprechen; mit ſeinem Ungeſtüm fällt er am Ende mit der Thüre ins Haus, was bei dieſer ſtillen Familie nicht gut angebracht wäre.

Eliſabeth (lebhaft).

Herr von Wildau iſt noch nicht fort, der Bediente führt ſein Pferd im Hofe umher.

Eugen (eintretend).

Ich muß wahrhaftig noch einmal zurückkommen, Mama, und gegen Dich eine Bitte ausſprechen, die Dir gewiß gerechtfertigt erſcheint.

Fr. v. Wildau (ihm entgegen gehend).

Was iſt's, Eugen? Alles was Du wünſcheſt, werde ich thun, mein Kind.

Eugen.

Da Du mich nicht begleiten kannſt, Mama, ſo ſollteſt Du wenigſtens ein paar Zeilen an Frau von Heeren ſchreiben; Du kennſt dieſe würdige Dame ſchon längſt und ein

freundliches Wort von Deiner Hand würde meine Werbung sehr erleichtern.

Fr. v. Wildau.

Zum Schreiben bin ich in diesem Augenblicke nicht gefaßt genug, aber Deine Idee, (Sie faßt ihn unter dem Arm und führt ihn langsam gegen die Mittelthüre.) dich zuerst an Frau von Heeren zu wenden, ist ganz richtig und ich vergaß vorhin, Dir es anzuempfehlen. Thue das also bei Deiner Ankunft dort, sage der alten Dame meine herzlichsten Grüße, —

Eugen (sich gegen Elisabeth umschauend).

Gewiß, Mama.

Fr. v. Wildau.

Ich würde sie morgen besuchen und freue mich schon im Voraus darauf, mit ihr liebreich zu plaudern — Du weißt, sie ist die wichtigste Person des Hauses (indem sie mit Eugen abgeht) und ihre Ansicht gilt.

Elisabeth

(geht rechts an den Tisch, nimmt das Buch, legt es aber wieder hin und tritt langsam an's Fenster zurück).

Dort ist noch immer sein Pferd — da ist er auch selbst — er sitzt auf, er ordnet die Zügel (mit leiser Stimme:) ohne aufzublicken — begreiflich, erfüllt von dem Glücke, das seiner wartet; (plötzlich schmerzlich und heftig bewegt ausrufend:) o hätten die Wünsche meiner Seele Kraft genug, ihn zurückzurufen, doch er versteht sie nicht, diese lautlose Sprache — Eugen! — Eugen! — nicht dorthin! nicht dorthin! — kehre zurück und laß Dir sagen, wie ich Dich liebe! — Es ist zu spät, entsetzliches Wort (laut ausrufend:) zu spät! (Sie blickt erschrocken um sich und faßt sich gewaltsam.)

Fr. v. Wildau (eintretend).

Nun ist er fort und mit einer Hast den Waldweg hinauf, als stände bei einer Verzögerung Alles auf dem Spiele,

ja, so sind diese jungen Leute — (Sie setzt sich) jahrelang hat er dieses Mädchen gesehen, war so häufig in seiner Gesellschaft, hat mit ihm getanzt, die gleichgültigsten Dinge der Welt mit ihm gesprochen, und nun auf einmal fällt es ihm ein, er könne ohne dasselbe nicht leben und ist der festen Ueberzeugung, daß er nur mit ihm glücklich werde. (Elisabeth bewegt und nachdenkend geht hinten auf und ab.) Es ist ein ganz hübsches Mädchen, das ist nicht zu läugnen, und gut erzogen, nun, Du kennst es besser als ich, glaubst Du, daß es eine gute Frau für Eugen sein wird?

Elisabeth.

Wer könnte daran zweifeln, sie wird ihn lieben und wo gegenseitige Liebe ist, ist auch Glück.

Fr. v. Wildau.

Wenn ich nur eine Idee hätte, wo er näher mit ihr bekannt geworden ist; sprach er doch bis jetzt nie ein Wort, daß er sie häufiger gesehen, daß sie ihm gefallen und daß er Absichten auf sie habe — erinnerst Du Dich, daß er je ihren Namen genannt?

Elisabeth.

Ich erinnere mich nicht, doch war Herr von Wildau in meiner Gegenwart immer schweigsam.

Fr. v. Wildau.

Allerdings und leider möchte ich sagen, aber darin habt Ihr Beide einander nichts vorzuwerfen; wenn ich nur wüßte, woher diese gegenseitige Abneigung eigentlich gekommen? ich glaube doch, mein Kind, daß Du damit angefangen, denn wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, kam Dir Eugen herzlich entgegen, als Du vor zwei Jahren aus der Pension kommend zu uns eintratst.

Eliſabeth
(Die einen Augenblick ſtehen bleibt).

War Herr von Wildau wirklich herzlich gegen mich? ich kann mich nicht mehr erinnern.

Fr. v. Wildau.

Aber ich deſto beſſer; er freute ſich ſehr über Deine Anweſenheit; er wollte mit Dir ſpazieren gehen, fahren, reiten, was weiß ich Alles, aber damals warſt Du ein wenig Prinzeſſin, ſehr zurückgezogen und etwas zu ſtark gehalten.

Eliſabeth.

Ich kam eben aus der Penſion, Mama.

Fr. v. Wildau.

Nun, das liegt jetzt hinter uns; doch jetzt, wo ſich Alles anders geſtaltet, kann ich Dir wohl geſtehen, daß mich damals Euer gegenſeitig ſchroffes Benehmen etwas verletzt hat; ich hatte Dich damals, als Du kamſt, ſogleich lieb gewonnen, das weißt Du ganz genau.

Eliſabeth (auf ſie zueilend).

O gewiß, meine gute, liebe Mama.

Fr. v. Wildau (ſie umfaſſend).

Ich dachte ſo allerlei — weißt Du, eine Mutter beſchäftigt ſich immer mit der Zukunft ihrer Kinder, es hätte mich gefreut, wenn Ihr Beide Euch recht gut vertragen hättet; (Eliſabeth ſchlägt die Augen nieder,) ich kann das jetzt ſagen, da es nun ganz anders gekommen iſt. Weißt Du aber auch, mein Kind, daß damals ein Augenblick war, wo ich Dich nicht recht leiden mochte, damals, es war die gleiche Zeit, als Eugen ein wildes Leben anfing, und da dachte ich mir denn, wenn das junge Mädchen — Du nämlich, einen guten Einfluß auf ihn gewonnen hätteſt, ſo würde er nicht wie toll in der Welt herumfahren.

Eliſabeth.

O ich hätte nie einen Einfluß auf ihn haben können, weiß ich doch zu gut, wie haſtig und heftig er mit mir war, wie er jedes Wort übel nahm, das ich ihm ſagte, wie er trotzig von mir weglief, wenn ich nicht immer ſeiner Meinung war.

Fr. v. Wildau.

So, an das erinnerſt Du Dich doch noch?

Eliſabeth (lebhaft).

O gewiß; ein paar dieſer kindiſchen Auftritte ſtehen noch ſo lebhaft vor mir, daß ich ſie Ihnen auf's Genaueſte erzählen könnte: ſo brachte er mir eines Tages einen Strauß Waldblumen, die er ſelbſt geſammelt.

Fr. v. Wildau.

Ja? das war viel von ihm, ich kann mich einer ſolchen Aufmerkſamkeit von ihm nicht rühmen.

Eliſabeth.

Und als ich dieſelben neben mich hinlegte und nicht augenblicklich in's Waſſer ſtellte, ſah er mich zornig an und ſagte, ich hätte keinen Sinn für die Schönheiten der Natur, begriffe gar nicht, welche Mühe es ihm gemacht, dieſe Blumen für mich zu ſammeln.

Fr. v. Wildau.

So, das ſagte er?

Eliſabeth.

Ja, Mama, und als ich ihm entgegnete, ich hätte ja keinen Wunſch geäußert, Waldblumen von ihm zu haben, da nahm er ſie heftig vom Tiſche weg, ging an's Fenſter und ſtreute ſie einzeln hinaus.

Fr. v. Wildau

(ſie mit einem langen Blicke betrachtend).

So, das that er? davon haſt Du mir nie etwas geſagt.

Eliſabeth.

Ich fand keine Gelegenheit dazu, aber ähnliche Fälle könnte ich Ihnen zu Dutzenden erzählen, wo er ohne alle Urſache heftig gegen mich wurde, ja mich förmlich beleidigte, ohne daß ich ihm Veranlaſſung dazu gab, und ich that ihm ja damals Alles zu Gefallen.

Fr. v. Wildau.

Davon habe ich nicht viel gemerkt.

Eliſabeth.

Ich bin mit ihm ausgefahren und geritten, obgleich ich im Voraus immer wußte, daß es Streitigkeiten geben würde.

Fr. v. Wildau.

Ich möchte, Du hätteſt mir früher davon geſprochen.

Eliſabeth.

Ich konnte das nicht, ich hätte ja Herrn von Wildau anklagen müſſen, überhaupt rede ich jetzt nur darüber, weil Alles ſo gekommen wie es kam; Sie bemerkten das vorhin ganz richtig. — Ja, meine liebe Mama, es geſtaltet ſich Alles hier anders und wird ſich auch noch Vieles anders geſtalten müſſen.

Fr. v. Wildau.

Ich verſtehe Dich nicht recht.

Eliſabeth (erregt).

O Sie müſſen mich verſtehen und Sie müſſen mir auch Recht geben: Herr von Wildau wird ſich verheirathen, er wird eine junge, geliebte Frau ins Haus bringen, Sie werden die Schwiegertochter herzlich lieben und Ihre arme Eliſabeth wird nach und nach vergeſſen werden — es wird ſich Niemand mehr um ſie bekümmern.

Fr. v. Wildau.

Was das für garſtige Reden ſind, ſetze Dich hieher und ſieh mir in die Augen — pfui, mein Kind! wie kannſt

Auf der großen, prächtigen Villa des Baron Karl am Comerſee richteten ſich alle unſere Bekannten, mit Ausnahme der beiden Grafen von St. Alban, die ihr eigenes Landhaus dort hatten, häuslich ein. Sie waren aber meiſtens Alle mit und bei einander, machten gemeinſchaftlich ihre Parthieen auf dem ſchönen See und führten ein angenehmes, freudiges Leben.

Wenn Maria, ſo unendlich glücklich mit dem Bübchen (welches durch ihre eifrigſte Sorgfalt und durch die Kunſt der beiden Aerzte in kurzer Zeit wieder hergeſtellt worden war), an ihrem Bogenfenſter ſaß und in die ſpiegelnde Fluth hinabſchaute, ſo ſchwammen ihre Blicke auf der breiten Fläche dahin bis zu dem Fuß der Alpen, und ſchwangen ſich an den rieſenhaften Felſen leicht in die Höhe, und ihr geiſtiges Auge blickte alsdann ſehnſuchtsvoll nach der Heimath, — nach Deutſchland, nicht um ferner dort zu wohnen, ſondern um das Grab ihrer Mutter aufzuſuchen und all' die Lieben wieder zu ſehen, die ihr, dem Kinde, ſo gut und freundlich geweſen. — Graf Eugen, der hinzutrat, ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken und unterbrach ihre Träumereien mit den Worten: »ſobald es anfängt, hier ſehr heiß zu werden, geliebte Maria, ſo wandern wir etwas weiter nach Norden. —

Du ſo was ſagen — Du weißt doch, wie lieb ich Dich habe.

Eliſabeth (ſchmerzlich bewegt).

Ob ich das weiß, Mama, ob ich's nicht dankend gefühlt habe, wie vollkommen Sie mir meine theure Mutter erſetzten, die ich ſo früh verlor; aber gerade da ich das in der Tiefe meines Herzens ſo lebhaft gefühlt, ſo könnte ich's nicht ertragen, wenn ich von Ihrer Liebe auch nur das Geringſte an eine Andere abgeben müßte; in dem Punkte wäre ich entſetzlich eiferſüchtig, (lebhafter) und ſo wird es kommen, ſo muß es kommen, ich weiß, wie Sie Ihren Sohn Eugen lieben, und dieſe Liebe werden Sie auch auf Ihre Schwiegertochter ausdehnen müſſen. Daß dabei vielleicht noch ein Theilchen Zuneigung für mich übrig bleiben wird, o daran zweifle ich bei Ihrer Herzensgüte nicht, aber ich habe alsdann kein volles Recht mehr an Ihr Herz: was Sie mir noch zukommen laſſen, iſt ein Gnadengeſchenk, ein Almoſen, und es iſt hart, Almoſen der Liebe zu empfangen.

Fr. v. Wildau (erſtaunt).

Was iſt Dir, mein Kind? ſo ſah ich Dich nie — wie kannſt Du mir ſolche Worte ſagen?

Eliſabeth.

Weil ich ſie fühle, o ſo wahr, ſo wahr fühle — laſſen Sie mich ausreden, Mama, laſſen Sie mich Alles ſagen, hören Sie den heißen Wunſch meiner Seele und möge mir Ihre herzliche Liebe zur Ausführung deſſelben verhelfen.

Fr. v. Wildau.

Du ſiehſt mich erſtaunt und überraſcht — meine ſonſt ſo ruhige Eliſabeth, welchen Wunſch könnteſt Du haben?

Eliſabeth.

Den Wunſch, dieſes ſonſt ſo geliebte Haus zu verlaſſen, ſobald Herr von Wildau ſeine Gattin einführt.

Fr. v. Wildau

(sieht sie überrascht und mit einem traurigen Blicke an).

Um Gott, mein Kind, warum hast Du nicht früher so mit mir gesprochen — (Elisabeth verbirgt ihr Gesicht in beide Hände.) warum hast Du mir früher keinen Blick in Dein verschlossenes Herz gestattet?

Elisabeth (heftig).

Mein Herz hat damit nichts zu schaffen, Mama — o lassen wir mein Herz aus dem Spiele — was könnten Sie in meinem Herzen gelesen haben? — o nichts — nichts, gewiß nichts, nur die Vernunft sprach aus mir und in diesem Sinne müssen Sie mir zugestehen, daß ich Recht habe, dieses Haus verlassen zu wollen.

Fr. v. Wildau (nach einer Pause).

Ja, mein armes Kind, es könnte wahr sein, daß Du Recht hättest, — o hätte Eugen abermals gezögert — es ist zu spät.

Elisabeth

(erhebt sich rasch und tritt an das Fenster, für sich).

Ja, zu spät!

Fr. v. Wildau.

Wie er davon geritten ist, hat er Heerens Gut lange erreicht und —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Eugen (heftig eintretend).

Eugen.

Nein, das ist zu stark, so etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen.

Fr. v. Wildau (ihm entgegeneilend).

Wo kommſt Du her, Eugen? biſt Du ſchon zurück?

Eugen.

Zwei Fragen auf einmal, wovon ich Dir keine mit einfachen Worten beantworten kann; wo ich herkomme, iſt auch nicht ohne Kommentar verſtändlich — aus der Sandgrube komme ich, die vor dem Walde links am Wege iſt, und wie Du ſiehſt, bin ich auch ſchon zurück, aber nicht gerade von daher zurück, wohin ich gewollt — ſo 'was iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, (nach Eliſabeth ſchauend) in meinem ganzen Leben noch nicht, ich hätte den Hals brechen können.

Fr. v. Wildau.

Um Gotteswillen, ſo ſprich einmal, Du biſt doch nicht vom Pferde gefallen?

Eugen.

Ah, Mama, das muß ich mir ausbitten, unſer einer fällt nicht ſo leicht vom Pferde, aber wir Beide fielen zuſammen, Cäſar und ich, und in die eben erwähnte Sandgrube hinab, (ſehr langſam:) ungefähr zwanzig Fuß tief hinab, (für ſich:) ich glaube, wenn Sie wüßte, ich wäre vom Kirchthurm gefallen, ſie wendete doch ihren Kopf nicht herum — Du ſollſt mir's büßen. (laut:) Ja, Mama, es iſt Gott ſei Dank glücklich abgelaufen. Weißt Du, ich ritt von hier etwas raſch den Waldweg hinauf.

Fr. v. Wildau.

Etwas toll könnte man ſagen.

Eugen.

Nun ja, in der erſten Aufwallung der Freude — einem ſo ſchönen Ziele entgegen.

Fr. v. Wildau.

Ich kann mir denken, daß Du irgend ein schönes Ziel vor Augen hattest.

Eugen.

Ja und ich dachte innig daran, und als ich den Wald erreicht, ritt ich langsamer — o es reitet sich so süß und heimlich im Schatten des Waldes, (nach Elisabeth blickend) wenn man in seinen Gedanken mit einem geliebten Bilde beschäftigt ist.

Fr. v. Wildau (diesen Blick bemerkend).

Ah, Du warst mit einem geliebten Bilde beschäftigt?

Eugen.

Gewiß, Mama, und auf's allerinnigste; ich stellte es mir so lebhaft vor, wie ich jetzt bei Heerens einreiten würde, wie man erstaunt wäre, mich so unverhofft zu sehen, wie dieses Erstaunen wachsen müßte, wenn ich bei der Frau von Heeren um eine Privatunterredung nachsuchte und dann —

Fr. v. Wildau.

Nun, und dann?

Eugen (ungeduldig).

Nun, und dann? das Andere hätte sich gefunden und wird sich finden. — — Was aber uns Beide anbelangte, Cäsar und mich, so ritten wir gerade an der eben erwähnten Sandgrube; ich, versunken in meine süßen Gedanken, ließ ihm die Zügel fahren, er thut einen Fehltritt, ich will ihn emporreißen und erschrecke ihn damit, (wieder nach Elisabeth blickend) er gleitet aus und wir Beide rollen zusammen in die Sandgrube hinab.

Fr. v. Wildau.

Um Gotteswillen, das hätte ja ein furchtbares Unglück geben können.

Eugen.

Allerdings geben können und ich kann mir gratuliren, daß das Unglück, welches es gegeben hat, gleich wieder gut gemacht sein wird: die Verspätung einer Stunde bei meiner Braut und ein zerrissener Sattelgurt, (mit Betonung:) ohne den ich wahrhaftig nicht zurückgekehrt wäre, darauf kann man sich verlassen. Also da bin ich wieder und habe es nur für meine Pflicht gehalten, Dir das zu sagen, ehe ich dem Cäsar einen andern Sattel auflegen lasse.

Fr. v. Wildau (lächelnd).

So willst Du also doch noch hinaus?

Eugen.

Das versteht sich, (mit Beziehung:) jetzt bin ich erst recht entschlossen.

Fr. v. Wildau.

Nimm Dich aber besser in Acht als das erste Mal. Und da der Unfall Dich zwang zurückzukehren, so will ich das benützen, um Dir noch ein paar Zeilen für Frau von Heeren zu schreiben, wenn Du nämlich so viel Zeit hast, um darauf zu warten. (Für sich:) Wie freut es mich, daß er zurückkam, ich will sie allein lassen.

Eugen.

Du kannst Dir denken, daß mir in meinen Verhältnissen jede Minute kostbar ist, aber um einen Brief von Dir mitzunehmen, warte ich gerne.

Fr. v. Wildau.

Es soll bald geschehen sein. (Sie geht nach der Thüre links, neben welcher Elisabeth am Fenster steht.)

Eugen (ihr langsam nachgehend).

Uebereile Dich nicht, liebe Mama, sage der Frau von Heeren Alles, was Du für gut findest, und drücke ihr mei-

nen innigen Wunsch aus, Mitglied ihrer Familie zu werden; sage ihr, wie innig ich Dich um Deine Einwilligung gebeten, und sage ihr, Du seiest überzeugt, daß ich ihre Tochter herzlich liebe und daß ich sie glücklich machen würde, (Graf von Wildau ab.) ja, daß ich sie recht innig liebe, und daß ich mir alle Mühe geben werde, sie glücklich zu machen, (Gebhafter:) ja, der ganzen Welt zum Trotze, die der Ansicht ist, ein junger Mensch, der ein wenig frisch ins Leben hineingegriffen, habe kein Herz, — kein Gemüth — kein Gefühl — ja, gar kein Herz und gar kein Gefühl — so — — und jetzt will ich gehen und mir Cäsar aufs neue satteln lassen. (Er geht singend nach dem Hintergrunde, zögert aber abzugehen und wendet sich endlich mit allen Zeichen der Ungeduld, um entschlossen vor Elisabeth hinzutreten.) Fräulein Elisabeth! wenn man zwanzig Fuß tief mit dem Pferde in eine Sandgrube rollt, so kann man den Hals brechen — haben Sie davon eine kleine Idee?

Elisabeth.

Gewiß, Herr von Wildau, und es hat mich sehr erschreckt.

Eugen.

Nun, ich wünsche allen Menschen Ihr Erschrecken, es greift wenigstens die Nerven nicht an. O wenn ich doch etwas von Ihrem Gleichmuthe hätte, was für ein ruhiger und besonnener Mensch wäre ich geworden — ein Muster von einem jungen Manne, geradlinig und — langweilig wie eine Pappelallee, ganz Ihr Geschmack, Fräulein Elisabeth.

Elisabeth.

O Herr von Wildau, Sie kennen meinen Geschmack nicht, und haben sich auch nie Mühe gegeben, meinen Geschmack zu ergründen.

Eugen.

O keine Wortklaubereien, darin sind Sie mir zu stark, ich wollte überhaupt nur sagen, daß es unter fühlenden Menschen Sitte ist, wenn Einem ein Unglück zustößt, daß der Andere sein Bedauern ausdrückt, wenigstens äußerlich; man hätte in dem Falle z. B. sagen können: schade, daß Sie gestürzt sind und so Ihre kostbare Zeit verloren haben.

Elisabeth.

Ich habe das gedacht, Herr von Wildau, Gott ist mein Zeuge, und hätte diesen Gedanken gerne Worte geliehen, aber ich wußte nicht, wie Sie ein freundliches Wort von mir aufnehmen würden.

Eugen.

Das konnten Sie allerdings nicht wissen, denn freundliche Worte haben Sie noch nie an mich verschwendet und jetzt gerade hätten Sie besondere Ursache gehabt, mir etwas derartiges zu sagen.

Elisabeth.

Warum gerade ich?

Eugen.

Weil Sie die Hauptschuld trugen, daß mein Pferd ausglitt und fiel; (mit Betonung) es war dieselbe Stelle an einem gewissen Waldwege, wo ich das Glück hatte, vor zwei Jahren mit Ihnen zu reiten — das sind aber Kleinigkeiten, deren Sie sich wahrscheinlich nicht mehr erinnern.

Elisabeth.

O, ich erinnere mich!

Eugen.

In der That? Nun das freut mich. Damals, es war ein schöner duftiger Frühlingsmorgen, wir ritten zusammen den Waldweg hinauf, heiter und vergnügt — ich wenigstens,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20789 / 055

Eliſabeth.

Auch ich, Herr von Wildau.

Eugen.

Nun denn, als ich heute wieder an die Stelle kam, dachte ich —

Eliſabeth (lebhaft einfallend).

Sie dachten an Ihre Braut, Herr von Wildau, Sie dachten an Ihre Liebe, an eine glückliche, ſonnenhelle Zukunft.

Eugen.

Allerdings, auch daran dachte ich, an eine Liebe, die ich tief im Herzen trage, aber nicht ſo ganz an eine glückliche, ſonnenhelle Zukunft — doch wie ich zu der bewußten Stelle kam, trat die Vergangenheit lebhaft vor mein geiſtiges Auge — o ſo lebhaft, könnte ich es Ihnen nur beſchreiben, Fräulein Eliſabeth — an damals, als ich bemerkte, daß der Zügel Ihres Pferdes ſich verwirrt hatte und ich denſelben zurecht legte und Ihnen auf's Neue in die Hand gab.

Eliſabeth.

O Herr von Wildau, warum dieſe Erinnerungen zurückrufen? Das liegt Alles hinter uns, weit hinter uns, und wenn ich Sie damals durch ein hartes Wort verletzte, ſo habe ich ſchon häufig und innig bedauert, daß ich dieſes raſche Wort geſprochen — Sie hätten das längſt vergeſſen ſollen — es jetzt um ſo mehr vergeſſen ſollen, da in Ihren Verhältniſſen jene Erinnerung doch durchaus nichts Unangenehmes mehr für Sie haben kann.

Eugen.

Unangenehmes nicht, aber noch immer tief Schmerzendes, es war ein Abſchnitt in meinem Leben, dem eine düſtere und wilde Zeit folgte, eine Zeit, die Sie mir hätten erſparen können.

Eliſabeth.

Ich nicht, um Gotteswillen, Herr von Wildau, ich gewiß nicht!

Eugen.

Sie, Fräulein Eliſabeth: ich ergriff damals Ihre Hand im Ernſte ſcherzend und wollte ſie an meine Lippen führen.

Eliſabeth (haſtig).

Ich weiß, ich weiß —

Eugen.

Da ſagten Sie mir ein hartes, mich tief verletzendes Wort und an dies Wort, das ich nie vergeſſen, dachte ich an jener Stelle und ſtürzte heute wie damals, heute freilich nur in den Sandbruch, während ich damals aus allen meinen Himmeln ſtürzte, (Eliſabeth bedeckt ihre Augen mit der Hand.) — ja, damals und jetzt, zwei bittere Augenblicke — o hätten Sie dem erſten eine freundliche Wendung gegeben, hätten Sie Ihre Zurückweiſung mit einem guten Worte begleitet, — doch wozu dieſe Erinnerung, dieſe traurigen Erinnerungen, die mich ſchmerzen und die Ihnen wenige Freude machen können, das iſt nun Alles vorbei. Aber laßt uns heute wenigſtens ohne Feindſchaft ſcheiden, laſſen Sie mich mit einem guten, einem freundlichen Worte von Ihnen gehen.

Eliſabeth.

Das that ich vorhin ſchon, Herr von Wildau, meine Geſinnungen ändern ſich nicht.

Eugen.

Leider habe ich davon Beiſpiele, Sie bleiben ſich gleich hart, gleich kalt.

Eliſabeth (erregt).

O halten Sie mich nicht für hart, o halten Sie mich nicht für kalt und theilnahmlos. Sie haben eine glückliche

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Alte Bekannte.

An einem außerordentlich warmen Herbſtnachmittag deſſelben Jahres, in welchem unſer voriges Kapitel ſchließt, fuhr ein Wagen in langſamem Schritt auf einer der Landſtraßen, welche zu der Reſidenz führen, wo ſich der erſte Theil unſerer namenloſen, aber ſehr wahrhaftigen Geſchichte begab. Dieſe Equipage war kein Poſtwagen, auch keine Extrapoſt, ſondern jenes ſolide, ruhige Fortbewegungsmittel, welches man Hauderer zu nennen pflegt. Langſam gieng dieſer Wagen über alle Beſchreibung, einestheils, weil er etwas bergan gieng, hauptſächlich aber, weil der Kutſcher, vornen übergebeugt, feſt ſchlief und alſo ſeine müden Pferde nicht antreiben konnte, dann, weil die zwei Paſſagiere im Wagen ebenfalls ſchliefen und ſich deßhalb nicht in der Verfaſſung befanden, ihrerſeits den Kutſcher anzutreiben. Fuhrleute, die dieſer Equipage begegneten, knallten zuweilen heftig mit der Peitſche, verſetzten auch wohl den Pferden einen gelinden Schlag und alsdann fuhr der Kutſcher ſchlaftrunken in die Höhe, riß an

Wahl getroffen — glauben Sie mir, das Beſte, das Schönſte, was die Zukunft Ihnen zu bringen vermag, erflehe ich für Sie aus vollem —

Eugen.

Vollenden Sie, wenn Sie die Wahrheit ſprechen, wenn Sie es über ſich vermögen, mir zu meinem Vorhaben Glück zu wünſchen — aus vollem Herzen.

Eliſabeth (wendet ſich raſch ab).

Eugen (freudig bewegt).

Ah, Sie können es nicht, Eliſabeth, Ihr Herz ſpricht anders, — wenden Sie ſich zu mir, blicken Sie auf mich, um zu ſehen, wie namenlos glücklich es mich macht, daß Ihr Herz ſich geweigert, dieſen Glückwunſch auszuſprechen, (Frau von Wildau iſt mit einem Briefe in der Hand ungeſehen eingetreten.) o, meine Eliſabeth!

Eliſabeth

(wendet ſich halb gegen ihn um, er drückt ſie heftig in ſeine Arme).

Ja, ich liebe Dich!

Fr. v. Wildau (vergnügt).

Es ſcheint mir, Du brauchſt jetzt mein Schreiben nicht mehr. (Eliſabeth eilt in die Arme der Frau von Wildau.)

Eugen.

Nein, Mama, im Falle Du meine Wahl billigſt.

Fr. v. Wildau (Eliſabeth den Kopf aufhebend).

Was ſagt Eliſabeth, was ſagt mein trotziges Mädchen dazu? willſt Du uns noch verlaſſen oder willſt Du jetzt bei uns bleiben?

Eliſabeth.

Für immer, liebe Mama, (reicht Eugen die Hand.) o, ich bin ſo glücklich!

Der Bediente (aus der Mittelthüre eintretend).

Die Herrſchaften ſind ſo eben von ihrer Spazierfahrt zurückgekehrt, die Frau Baronin von Raynval wünſcht Herrn von Wildau dringend zu ſprechen.

Eugen (unangenehm überraſcht).

Ich hatte ſie ganz vergeſſen, ich bin gleich zu ihren Dienſten; (zu Eliſabeth, die ihn beſorgt anblickt:) ſie werden verſchwinden, die letzten Zeugen einer unangenehmen Vergangenheit.

Eliſabeth.

Ohne Spuren zurückzulaſſen?

Eugen.

Gewiß ſpurlos.

Eliſabeth.

Mama, ich kann und will dieſen Leuten jetzt nicht begegnen, Eugen wird mir ſchon erlauben, daß ich in Ihrer Geſellſchaft ſein Zimmer betrete.

Eugen.

Du machſt mich ſelig dadurch, aber erlaube mir eine Bitte an Dich und Mama, laß unſer Glück für die nächſten Stunden nur uns Dreien angehören, (man ſieht die Baronin durch den Garten kommen,) es ſind noch fremde ſtörende Elemente hier, ich brauche eine reine, klare, ungetrübte Luft, um ausrufen zu können, daß Du mein biſt.

(Die Beiden links ab.)

Vierter Auftritt.

Der Vorige, Frau von Raynval, ſpäter Ferdinand.

Baronin.

Wiſſen Sie auch, daß Sie ein Verläumder ſind, Eugen?

Eugen.

Ich erſtaune über dieſe Beſchuldigung.

Baronin.

Ja, ein garſtiger Verläumder — haben Sie nicht zuweilen Worte über Ihre Schwägerin bei mir fallen laſſen und ſie als kalt und abſtoßend geſchildert.

Eugen.

In der That, ich erinnere mich nicht.

Baronin.

O ja, Sie erwähnten ihrer als eines feindſeligen Elementes im Hauſe, als verſchloſſen, unverträglich, was weiß ich Alles — und Sie haben dieſer Frau das größte Unrecht gethan; ſie iſt freundlich, zuvorkommend, liebenswürdig und herzlich.

Eugen.

Mir ſcheint, da ſind gegenſeitige Eroberungen gemacht worden.

Baronin.

Ja, Eroberungen, die mir Gewiſſensbiſſe verurſachen.

Eugen.

Laſſen wir das Vergangene vergangen ſein; blicken wir froh in die Zukunft; hoffen wir dieſelbe für uns heiter und ungetrübt, und geben wir uns Mühe, dieſe Zukunft Anderen ebenſo zu bereiten; (Baronin zuckt lächelnd die Achſeln.) ſeien wir ehrlich gegen einander. Sie hatten hier auf dieſer Stelle

vor Kurzem eine Unterredung mit meinem Bruder, welche lebhafter war, als man sie gewöhnlich mit Fremden zu halten pflegt.

Baronin.

Sagte ich Ihnen, daß Ihr Bruder und ich uns gänzlich fremd seien?

Eugen.

Sie sagten mir das nicht, und nach dem, was ich hier bemerkt, würde ich es Ihnen auch nicht geglaubt haben; Sie dagegen mußten bemerken, wie sehr ich mich bemühte, die Aufmerksamkeit Ihres Mannes von jener Unterredung abzulenken.

Baronin (ihm die Hand reichend).

Dafür danke ich Ihnen herzlich, ich habe Sie stets als meinen Freund erkannt.

Eugen.

Das bin ich auch, beziehungsweise, und da man von Freunden Ehrlichkeit verlangt, so möchte ich von Ihnen eine wahre Beantwortung der Frage: warum verschwiegen Sie mir gestern, daß Sie meinen Bruder kannten, ja warum folgten Sie meiner Einladung hieher und vermieden nicht ein Zusammentreffen, das Ihnen Beiden peinlich sein mußte.

Baronin.

Diese Frage ist nicht besonders galant, Sie wünschen mit andern Worten zu wissen, warum ich hieher gekommen sei? nun, ich folgte Ihrer Einladung.

Eugen.

Diese Einladung galt der Baronin von Raynval. — Sie wissen, ich beschäftige mich stets mit der Gegenwart, ich dachte nicht daran, daß Sie eine Vergangenheit hätten, die in Beziehung zu unserem Hause stände.

Baronin.

Nun denn, ehrlich geſagt, ich haſſe Ihren Bruder und habe alle Urſache dazu.

Eugen.

Und greifen ihn auf einem Terrain an, wo er ſich nicht vertheidigen kann — ich hätte Sie für großmüthiger gehalten.

Baronin.

Was nennen Sie angreifen? ich muß mich nur gegen Angriffe ſeiner Seits ſicher ſtellen: er beſitzt eine Waffe gegen mich, die ich ſeiner Hand entwinden muß.

Eugen (lächelnd).

Heißt dieſe Waffe vielleicht Erinnerung?

Baronin.

Erinnerungen dieſer Art erſchrecken mich nicht, ſie ſind wie Geſpenſter am hellen Tage, ein friſcher Muth fürchtet ſich nicht vor ihnen, was ich von ihm verlange, iſt Poſitiveres.

Eugen.

Ließ er Bedingungen unerfüllt?

Baronin.

Ja, und ich bin hier, um auf die Erfüllung derſelben energiſch zu dringen.

Eugen.

Was er verweigert?

Baronin.

Ja, unter leeren Ausflüchten, die ihn bezeichnen, aber er ſollte dieſe Sache nicht ſo leicht nehmen; will er ein falſches Spiel mit mir treiben, mag er ſich die Folgen ſelbſt zuſchreiben.

Eugen.

Aufrichtig gesagt, Baronin, ich bin nicht vollkommen im Vertrauen meines Bruders; Sie kennen wahrscheinlich seinen verschlossenen Charakter, doch da Sie mich häufig Ihrer Freundschaft versicherten, so berufe ich mich auf dieselbe: lassen Sie mich mit meinem Bruder reden, ernst und dringend, denken Sie, zu welchem Skandale eine Erklärung mit Ihnen führen müßte.

Baronin.

Im Nothfalle bin ich darauf gefaßt; es ist eine Abwechslung, ich hasse dies langweilige Leben an der Seite eines langweiligen Mannes.

Eugen

Sie suchen doch nicht am Ende einen Skandal?

Baronin.

Nein, aber ich vermeide ihn auch nicht. (Ferdinand erscheint an der Thüre links, die Baronin wendet sich zum Abgehen.) Ihre Schwägerin ist eine zu kluge und welterfahrene Frau, um mich gänzlich zu mißverstehen; ja, ich glaube in ihrem Sinne zu handeln, wenn ich ihr Aufklärungen gebe, von denen sie längst eine Ahnung hat.

Eugen

(mit ihr gegen die Mittelthüre gehend).

Lassen Sie mir Zeit, um mit meinem Bruder zu reden.

Baronin.

Bis heute Abend, wo ich dies Haus zu verlassen gedenke; ich habe meine Pferde nach dem Diner auf 8 Uhr bestellt; sagen Sie Ihrem Bruder, daß er seine Bedingungen erfüllen möge, oder daß er sich auf einen unerbittlichen Angriff meiner Seits gefaßt mache — ich werde Wort halten, Sie kennen mich. (Ab.)

Ferdinand (vortretend).

Sie wird Wort halten, ja; o ich kenne ſie.

Eugen.

Schlimm genug, daß Du ſie kennſt; wäreſt Du offener gegen mich geweſen, hätteſt Du mir Dein vollkommenes Vertrauen geſchenkt, ſo würde ich beſſer für Dich haben handeln können, ſo aber muß ich gegen ſie mit ſtumpfen Waffen kämpfen, während ſie alle meine Einwendungen ſiegreich abwehren zu können ſcheint — ſage mir, Unglücklicher, in welchem Verhältniſſe ſtehſt Du zu dieſer Frau?

Ferdinand (auf- und abgehend).

Sprich nicht von der Gegenwart; es iſt eine düſtere Vergangenheit.

Eugen.

Die aber drohend in die Gegenwart hereinreicht — ſie ſpricht von unerfüllten Bedingungen.

Ferdinand.

Ja, ja.

Eugen.

In ſolchen Dingen muß man nicht leichtſinnig ſein — was verlangt ſie denn von Dir?

Ferdinand.

Ein Papier — einen Brief, nicht einmal einen Brief, nur die Hälfte deſſelben, ein Schreiben, das ſie allerdings bloßſtellt.

Eugen.

Nun, da hat ſie alle Urſache, es zurückzuverlangen.

Ferdinand.

Gewiß hat ſie das gegenüber ihrem Manne, gegenüber ihrer jetzigen geſellſchaftlichen Stellung.

Eugen.

Warum zögerſt Du, ihren Wunſch zu erfüllen?

Ferdinand.

Dieſes unglückſelige Papier —

Eugen.

Haſt Du's vernichtet?

Ferdinand.

Schlimmer als das, ich habe es verloren.

Eugen.

In dem Falle ſehe ich keine Hülfe.

Ferdinand.

Keine, keine, ſo ſehr ich auch mein Gehirn abmühe, um eine zu finden; Du kennſt das Mißtrauen meiner Frau, unbegründet bis jetzt, ohne Beweiſe, und doch, wie hat ſie mich mit dieſem Mißtrauen gemartert, wie hat ſie damit meine Tage vergiftet! Denke Dir nun meinen Zuſtand gegenüber dieſer Frau, wenn ſie ſich auf Beweiſe, auf Thatſachen ſtützen kann — rathe mir — helfe mir!

Eugen.

Da iſt guter Rath ſelbſt für einen Verſchwender zu theuer, denn er iſt gar nicht zu haben; könnteſt Du Dich nicht auf eine andere Art mit der Baronin abfinden?

Ferdinand.

Unmöglich; ich weiß, daß ihre Verhältniſſe jetzt vollkommen geordnet ſind.

Eugen.

Wie wäre es, wenn wir ihre Drohung damit abwendeten, wenn Du ihr ſagteſt, gut, reden Sie mit meiner Frau, ich rede mit Ihrem Mann.

Ferdinand.

Die Partie iſt zu ungleich, jener Schatten von einem Manne, das Echo ſeiner Frau.

Eugen (lachend).

Darin iſt die Partie allerdings ungleich; von einem ſanften Widerhalle Deiner Worte im Munde meiner theuern Schwägerin habe ich noch nie etwas vernommen.

Ferdinnd (nach einigem Nachdenken).

Es gibt nur ein Mittel für mich, aber ein verzweifeltes; jenes Papier habe ich verloren und es iſt an ein Wiederfinden nicht zu denken; ich muß der Baronin zuvorkommen, ich muß mit meiner Frau über dieſe Geſchichte ſelbſt reden.

Eugen.

Ein heldenmäßiger Entſchluß, ich würde mich beſinnen.

Ferdinand.

Wie Du die Baronin kennſt —

Eugen.

Allerdings, ſie iſt rückſichtslos.

Ferdinand.

Glaubſt Du, ſie würde ihre Drohung nicht ausführen?

Eugen.

Im Gegentheil, ich bin überzeugt, daß ſie es thun wird.

Ferdinand.

So bleibt mir kein Mittel, als mit meiner Frau zu reden.

Eugen.

Dazu haſt Du gerade die beſte Gelegenheit, ich ſehe ſie aus dem Garten kommen. Du wünſcheſt doch nicht, daß ich dableibe? Ich würde Dir von keinem Nutzen ſein. Apropos, Du haſt doch meine Unterſchrift des gewiſſen Kontrakts bei Dir? zeige Deiner Frau, daß dieſe Sache ſauber planirt und bereinigt iſt, das wird ihre Nerven beruhigen.

Ferdinand.

Wäre ich tauſend Meilen von hier — was biſt Du für ein glücklicher Kerl, frei und ledig!

Eugen (launig).

Bruder, es muß weit mit Dir gekommen ſein, daß Du den verlorenen Sohn des Hauſes beneideſt; doch wer weiß, was mir die Zukunft bringt, vielleicht ſind meine Feſſeln auch ſchon geſchmiedet. (Rechts ab.)

Albertine (durch die Mittelthüre).

Ferdinand

(eilt ihr entgegen und führt ſie zu einem Fauteuil, wo ſie ſich niederläßt).

Fünfter Auftritt.

Der Vorige, Albertine.

Ferdinand.

Ihr habt eine hübſche Spazierfahrt gemacht?

Albertine.

Recht angenehm, die Baronin iſt eine liebenswürdige Frau; ich habe mich gut mit ihr unterhalten und werde ſie dringend bitten, noch eine Zeitlang bei uns zu bleiben.

Ferdinand.

Wenn es Dir Vergnügen macht.

Albertine.

Du ſagteſt mir früher nie, daß Du dieſe Familie bei Deinem Aufenthalte in der Reſidenz gekannt — Du haſt doch gewiß häufig mit ihr verkehrt?

den Zügeln, rief: hi! hi! und ein paar Schritte gieng es dann weiter in einem ſchläfrigen Trab. Doch gleich darauf wackelte der Kopf des Kutſchers wieder ſo heftig vornen über, daß man glauben ſollte, er ſuche auf dem Trittbrett einen verlorenen Sechſer; die Pferde ſenkten ihre Köpfe ebenfalls tiefer hinab, die beiden Reiſenden im Wagen ſchnarchten gelinde und die ganze Geſellſchaft bewegte ſich ſchneckenlangſam vorwärts.

Die kleine Anhöhe, welche der Wagen hinauffuhr, war nun erſtiegen und oben, wo es wieder bergab gieng, ſtand rechts an der Straße ein Wirthshaus und vor demſelben dichtbelaubte Nußbäume, die einen herrlichen Schatten gaben, unter dieſen tannene Tiſche und Bänke und daneben ambulante Futtertröge für die Pferde, welche hier raſteten und gefüttert wurden. Die beiden ermüdeten Thiere, welche den vorhin erwähnten Wagen zogen, ſchienen es für gewiſſenlos zu halten, den nun folgenden ſteilen Berg ohne Aufſicht hinab zu fahren, auch mochten ſie ſich angezogen fühlen durch die erfriſchende Kühle unter den Bäumen und namentlich durch die Futtertröge: ihr Schritt wurde noch langſamer, ſie ſchienen einen Augenblick zu überlegen, dann aber wankten ſie, vom gleichen Gedanken beſeelt, rechts von der Straße ab dem Wirthshauſe zu und blieben genau vor der Thüre deſſelben ſtehen. Ein Hausknecht mit rother Weſte und weißer Schürze bemerkte lachend die ſchlafende Geſellſchaft, und nachdem er einen Augenblick gewartet, ob ſie durch das plötzliche Anhalten des Wagens nicht aufwachen würden, rief er, als das nicht geſchah, ein lautes Hoi! Der Kutſcher fuhr in die Höhe, ſchaute ſich verwundert um und ſchien nicht unangenehm überraſcht, als er ſich ſo von der ſtaubigen heißen Chauſſee weg auf einmal in dieſe ſchattige Kühle verſetzt ſah und das Wirthshausſchild bemerkte, das ihm in Geſtalt eines Arms ein hölzernes Bierglas faſt unter die Naſe hielt, von welchem der gemalte Schaum recht appetitlich herniederfloß.

Ferdinand.

O ja, zuweilen, ſo weit es meine Zeit erlaubte; übrigens hat man bei den Kammerſitzungen ſehr viel zu thun, man wird in Kommiſſionen gewählt, wo man tüchtig arbeiten muß, man iſt auch gezwungen vielerlei Leute zu ſehen und kann ſich deßhalb einer einzelnen Familie nicht ſo widmen — doch ſah ich ſie oft genug.

Albertine.

Schade, eine ſolche Frau wünſchte ich mir zu meinem ſpeziellen Umgange und auch zu dem Deinigen.

Ferdinand.

Du biſt in der That ſehr freundlich.

Albertine.

Wie ſchon geſagt, ſie iſt ſo unterhaltend, hat viel erlebt, weiß Alles — eine Frau von Welt, die unſer Einem vom Lande recht vernünftige und praktiſche Lehren zu geben vermag.

Ferdinand (für ſich).

Davor ſoll mich der Himmel bewahren. (Laut:) Du biſt zu ſehr für ſie eingenommen.

Albertine.

Ganz und gar nicht; ich ſage Dir, dieſe Frau wäre im Stande, meinen Geſichtskreis auf eine ſehr lehrreiche Art zu erweitern.

Ferdinand.

Ich wäre begierig, das zu hören.

Albertine.

Sie entwickelt über das Leben ſo praktiſche Anſichten, ſie kennt die Männer durch und durch, aber für das, was ſie von Euch ſagt, könntet Ihr Euch bei ihr bedanken, Du ganz beſonders, lieber Ferdinand.

Ferdinand

(verlegen, wiſcht ſich mit dem Sacktuche über die Stirne).

Du ſpannſt meine Neugierde; wie könnten Lebensanſichten der Baronin für mich als Mann von Intereſſe ſein, ja mich zum Danke verpflichten? — (Sie betrachtend.) Du ſcherzeſt wohl mein Kind?

Albertine.

Wenn Du willſt, ja; glaube mir, die Baronin könnte mich über Dinge ſcherzen lehren, die mir bis jetzt vielleicht falſcher Weiſe als troſtlos ernſt erſchienen, auch darin verdiente ſie Deinen Dank.

Ferdinand.

War von mir ſpeziell die Rede?

Albertine.

Auch von Dir, aber mehr von den Männern im Allgemeinen; ſie bewies mir unter Scherzen und Lachen, daß es ganz vollkommene Männer gar nicht gebe und auch nicht geben könne.

Ferdinand.

Und mit dieſer Anſicht? —

Albertine.

Bin ich vollkommen einverſtanden, lernte aber von der Baronin eine ſolche Anſicht minder ernſt und ſtreng erfaſſen, als ich dieſes bis jetzt gethan.

Ferdinand (für ſich).

Das wäre ein großer Segen, (laut:) ich verſtehe Dich nicht recht, mein Kind.

Albertine.

Lieber Ferdinand, ich wollte ſagen, man ſollte, um ſich das Leben gegenſeitig angenehm zu machen, manches leichter erfaſſen, finſtere Gedanken verjagen und der Vergangenheit

in mancher Beziehung weniger gedenken, um ſich die Gegenwart deſto heiterer zu machen.

Ferdinand (ihre Hand ergreifend).

Mein liebes Kind, wenn Du wirklich ſo dächteſt, ſo könnteſt Du mich zu einem außerordentlich glücklichen Menſchen machen, Du könnteſt die Schatten verſchwinden laſſen, die bisher unſer glückliches Daſein trübten. — Ah, mit welchem heiteren Blick wollte ich in die Zukunft ſchauen, wenn Du nicht mehr Veranlaſſung nähmeſt, ſchwarze Schatten aus der Vergangenheit heraufzubeſchwören, und mit Unrecht, beziehungsweiſe mit großem Unrecht.

Albertine (offen).

Ich will es verſuchen. Um aber dieſe Vergangenheit gänzlich hinter uns zu werfen, mußt Du mir ein paar Worte erlauben, die ich offen und ehrlich mit Dir reden will und über die ich ebenſo eine Antwort erwarte.

Ferdinand (huſtet verlegen).

Das trifft ſich außerordentlich gut, denn auch ich war im Begriffe, Dir aus meiner Vergangenheit eine kleine, an ſich unbedeutende Mittheilung zu machen, (für ſich:) wer darüber ſchon hinaus wäre.

Albertine.

Aber keine Einzelnheiten, lieber Ferdinand; folge meinem Rathe, laß das Vergangene vergangen ſein, denn es ſind doch nur Phantaſieen und unangenehme Träume, die mich zuweilen beſchäftigen und die ich gerne verbannen will, (ihn herzlich anblickend.) nicht wahr, Thatſachen, die aus der Vergangenheit ſtörend in unſere Gegenwart bringen könnten, gibt's doch unter uns nicht zu beſprechen.

Ferdinand.

Allerdings — in der That — ſolches exiſtirt nicht — in Wirklichkeit nicht — wenn auch der Schein oder Verkettung ſeltſamer Umſtände —

Albertine.

Auf derartiges Scheinen und Meinen wollen wir nichts mehr geben und wenn Du mir aus Deiner Vergangenheit, wie ich übrigens feſt überzeugt bin, nichts Wichtigeres der oben genannten Art mitzutheilen haſt, ſo will ich Dir meine kleine Mittheilung machen, aus der Du erſehen wirſt, wie ich mir vorgenommen habe, von jetzt ab mit Dir gemeinſchaftlich durch's Leben zu gehen, ohne trübe Gedanken, ohne Mißtrauen.

Ferdinand.

Ich bin entzückt über Deine Worte, aber geſtatte mir doch vorher eines Umſtands zu erwähnen, der Dir vielleicht wichtiger erſcheinen könnte und auch wichtig iſt zu einem künftig ungetrübten Zuſammenleben, wie Du es mir ſo ſchön in Ausſicht geſtellt — (zögernd:) die Baronin von Raynval — (für ſich:) es iſt ein verfluchtes Gefühl und doch muß ich —

Albertine.

Nun, was iſt's mit der Baronin?

Ferdinand.

Vor ihrer Verheirathung war die Baronin in der Reſidenz —

Albertine.

So ſagte ſie mir, bei einer Tante, wo ſie erzogen wurde, einer würdigen Anverwandtin.

Ferdinand.

Allerdings einer ſehr würdigen Anverwandtin, und die Baronin, ehe ſie verheirathet war —

Albertine.

Hängt das, was Du mir ſagen wollteſt, mit der Baronin zuſammen?

Ferdinand.

Es betrifft ſie allerdings und da Du ſo freundlich geneigt biſt, der Vergangenheit nach dieſer Unterredung in keiner Weiſe mehr gedenken zu wollen, ſo möchte ich Dich bitten, freundlich anzuhören, was ich Dir' mit ehrlicher Offenheit zu ſagen habe.

Albertine.

Meinetwegen denn, ich will es hören, obgleich es gewiß nicht der Rede werth iſt, aber vorher laß' mich Dir meine kleine Mittheilung machen.

Ferdinand (für ſich).

Ich ſitze wie auf Nadeln.

Albertine (für ſich).

Es wird mir ſchwer, es ihm zu ſagen.

Ferdinand.

Die Baronin alſo vor ihrer Verheirathung —

Albertine.

Sei galant gegen Deine Frau und laß' mich zuerſt reden. Als Du das letzte Mal aus der Reſidenz zurückkamſt, ordnete ich Deine Sachen und fand unter denſelben —

Ferdinand.

Du fandeſt?

Albertine.

Eine kleine Brieftaſche, die mir ihrer zierlichen Arbeit wegen gefiel.

Ferdinand (für ſich).

O mein Gott!

Albertine.

Ich kann Dich verſichern, lieber Ferdinand, daß ich ſie ohne alle Abſicht in die Hand nahm, ſie betrachtete und daß ich faſt erſchrack, als ein Papier herausfiel.

Ferdinand (gedankenvoll vor ſich hinſprechend).

Ein Papier — ja ein Papier.

Albertine.

Ein entzwei geriſſener Brief, ich wollte denſelben wieder an ſeinen Ort thun, doch kamſt Du im ſelben Augenblicke und — ich geſtehe Dir, ich war thöricht genug, dieſes Papier zu mir zu nehmen.

Ferdinand.

Und dann?

Albertine.

Haſt Du es nie vermißt?

Ferdinand.

Ich? — nein — o ja — vermißt wohl aber — und dieſes Papier?

Albertine.

Betrachtete ich ſpäter genauer, ich will Dir nichts läugnen, doch waren ſeine Schriftzüge Hieroglyphen für mich.

Ferdinand

(in großer Aufregung, die er mühſam zu verbergen ſucht).

Und dieſes Papier? Du haſt es zerriſſen?! Du haſt es verbrannt?! — Du haſt ſeine Aſche in alle vier Wände geſtreut?! o! — o! — Gut denn, ſo laß mich nun auch reden — jenes Papier und die Baronin Raynval —

Albertine.

Halt! eher will ich Deine allerdings gerechtfertigten Ausrufungen beantworten; ich verdiene Dein Mißtrauen, Du darfſt mich für fähig halten, daß ich jenes Papier, da ich es unrechtmäßiger Weiſe zu mir genommen, auch im Stande geweſen wäre zu vernichten.

Ferdinand.

Es iſt eben ein Unglück.

Albertine.

Doch Du thuſt mir Unrecht, (Ferdinand blickt ſie überraſcht an, dann freudig.) — ich habe es nicht zerriſſen — ich habe es nicht verbrannt — ich habe ſeine Aſche nicht in die vier Winde geſtreut — hier iſt es, da, nimm es zurück und wirf es zur Vergangenheit, deren wir in dieſer Art nicht mehr gedenken wollen.

Ferdinand

(freudig erregt, ſich gewaltſam bemeiſternd, küßt ſeiner Frau die Hand).

Dieſes Papier iſt mir koſtbar und unerſetzlich — ja, von ungeheurem Werth, (ſich faſſend.) da ich es aus Deiner Hand zurückerhalte mit ſo freundlichen Worten, und da ich aus dieſer Zurückgabe und dieſen freundlichen Worten erſehe, wie jetzt Alles anders, beſſer und glücklicher zwiſchen uns werden ſoll; o es iſt mir ein koſtbares Papier!

Albertine.

Deine Freude beglückt mich und nun, da ich mein Herz erleichtert habe, will ich auch recht gerne Deine kleine Geſchichte hören.

Ferdinand (erſchreckend).

Ja ſo — das hätte ich beinahe vergeſſen — meine kleine Geſchichte, (ſich umſchauend für ſich:) will denn nicht ein kleines Erdbeben kommen oder uns ſonſt etwas unterbrechen? (Laut:) Gleich, mein Kind, ſollſt Du ſie hören — vorher aber — ja ganz recht, das geht mir ſchon ein paar Stunden im Kopf herum, vorher wollte ich Dir ſagen, da wir nun doch gerade allein ſind, daß Eugen die bewußten Papiere mir unterſchrieben übergeben hat — hier ſind ſie, ausgefertigt wie wir es gewünſcht und beſprochen.

Albertine.

Es iſt eigenthümlich, daß eine Frau wie die Baronin von Raynval mit ſo großem Intereſſe von Deinem Bruder ſpricht.

Ferdinand.

Gewiß eigenthümlich; doch hat Eugen trotz alledem auch ſeine guten Eigenſchaften, und ich kann Dich verſichern, daß er ernſtlich daran denkt, ein anderes Leben anzufangen.

Albertine.

Woher aber wird er die Kraft nehmen, einen ſolchen Gedanken durchzuführen.

Ferdinand.

Dazu hat er ein eigenes Mittel gewählt, (für ſich:) das iſt ein ableitendes Thema — (laut:) er will ſich nämlich verheirathen.

Albertine.

Und wer iſt die Glückliche?

Ferdinand.

Fräulein von Heeren.

Albertine.

Und ſoll das wirklich zu Stande kommen?

Ferdinand.

Es iſt ſeine feſte Abſicht; er will mit Mama darüber reden, und dann in den nächſten Tagen um die Hand des Fräuleins anhalten.

Albertine.

Die Aermſte, wie ſie mich dauert; ich glaube nicht, daß Eugen im Stande ſein wird, das ruhige Glück der Ehe zu genießen, einer Ehe, wie wir ſie jetzt führen werden — nicht wahr, lieber Ferdinand?

Ferdinand.

Gewiß, mein Kind.

Albertine.

Und nun Deine Geſchichte anbelangend —

Ferdinand.

So ſollſt Du jetzt hören, daß — (ſich umſchauend) wieder eine leidige Unterbrechung, (für ſich:) Gott ſei Dank! (laut:) Herr Brooker, mein Kind; ich habe eine kleine Angelegenheit mit ihm zu bereinigen.

Albertine.

Wobei ich nicht ſtören will. (Herzlich:) Wenn Deine Geſchichte wirklich ſo intereſſant iſt, ſo kannſt Du mir ſie ſpäter einmal mittheilen, doch überlege Dir, ob es nicht beſſer wäre, die Vergangenheit gänzlich ruhen zu laſſen. — Bis nachher, Ferdinand. (Er führt ſeine Frau an die Seitenthüre rechts, wo er ihr die Hand küßt, ehe ſie abgeht.)

Ferdinand (nach einem tiefen Athemzuge).

Ja, ich will mir's überlegen.

Sechster Auftritt.

Ferdinand, Brooker (welcher an der Mittelthüre ſtehen geblieben iſt).

Ferdinand.

Hier habe ich dich wieder, koſtbares Papier, du, mir von größerem Werthe als jedes andere, und trüge es an der Stirne eine noch ſo große Zahl, du Papier, ſo unbedeutend ſcheinend, ja nur das Bruchſtück eines Papiers, aber mir eine feſte Brücke, die mich glücklich geführt über einen bodenloſen Abgrund. Wie fühle ich mich ſo leicht, ſo freudig bewegt. Dank Dir, Eugen! Der verlorene Sohn des Hauſes hat die Ehre deſſelben gerettet. (Zu Brooker, der ſich langſam nähert:) Ah, Herr Brooker, ich freue mich ſehr, Sie wiederzuſehen, (für ſich:) ich muß Eugen von dieſem gaunerhaften Kerl befreien.

Brooker.

Und ich freue mich nicht weniger, Herr Kommerzienrath; es fing an, mir in dieſem Hauſe unheimlich zu werden: Herr von Wildau war nicht zu ſehen; Sie waren verſchwunden und der Baron hat ſich in ſein Zimmer zurückgezogen, um ſein Frühſtück zu verſchlafen.

Ferdinand.

Und warum thaten Sie nicht ebenſo? ein fleißiger Geſchäftsmann wie Sie ſollte ſich auch die nöthige Ruhe gönnen.

Brooker.

Gerade weil ich ein fleißiger Geſchäftsmann bin, Herr Kommerzienrath, kann ich mir keine Ruhe gönnen; wenn ich wie die Raynvals in dieſes gaſtliche Haus gekommen wäre, nur um mich zu amuſiren, da wäre es freilich etwas Anderes, aber die Geſchäfte laſſen mich nun einmal zu keinem ſtillen Genuſſe kommen. — Haben Sie einen Augenblick Zeit für mich, Herr Kommerzienrath, denn da ich einmal von Geſchäften rede, möchte ich's gerne gründlich thun. Sie ſchienen ja geneigt, ſich meiner Sache anzunehmen.

Ferdinand.

Und bin es auch noch; alſo gründlich, Herr Brooker, ſetzen wir uns. — Sie haben alſo Forderungen an meinen Bruder Eugen?

Brooker (ſich in die Bruſt werfend).

Die ſolideſten.

Ferdinand.

Betragend?

Brooker.

Tauſend Louisd'or für verlorene Wetten und fünfhundert Gulden baares Geld, welche ich Herrn von Wildau an der Bank behändigt.

„Ihr ſeid mir brave Fuhrleute!“ ſagte der Hausknecht lachend, „dankt Gott, daß Euch die Poſt nicht begegnet iſt. Die hätt' Euch in Grund und Boden hineingefahren.“

„Ich wär' ihr ſchon ausgewichen,“ ſagte brummend der Kutſcher, indem er von ſeinem Bock herabſtieg, „meint Ihr denn, wenn man in der Hitz' einmal ein Bischen die Augen zuthut, ſo ſchlafe man wie ein Dachs? Gib 'mal 'nen Laib Brod heraus für die Pferde und 'nen Schoppen für mich!“

Der Hausknecht verſchwand in der Thüre und der Kutſcher, nachdem er ſeinen Pferden die Trenſen abgeſtreift, trat an den Wagen, um ſeine Paſſagiere zu ermuntern. Dieſe beiden Herrn hatten bis jetzt, feſt in die Ecke des Wagens gedrückt, ruhig fortgeſchlummert.

„Hier wollen wir ein Bischen halten,“ rief der Kutſcher hinein, „es wird Ihnen ſchon recht ſein; es gibt hier ein gutes Glas Bier und das kann man bei der fürchterlichen Hitze ſchon brauchen.“

Der Eine der beiden Reiſenden, die ſehr feſt geſchlafen hatten, erwachte jetzt, ſchaute zuerſt den Kutſcher, dann ſeinen Reiſegefährten verwundert an und konnte nur langſam begreifen, wo er ſich eigentlich befinde. Der Andere dagegen öffnete ſchneller die Augen, ſtreckte die Hand zum Schlage hinaus und fragte, getäuſcht durch einen plätſchernden Brunnen im Hofe, ob es denn regne. Bald aber hatten ſich Beide verſichert, wo ſie eigentlich ſeien, und ſtiegen aus dem Wagenkaſten, worauf der Eine ſeine Uhr herauszog und ſich dann prüfend in der Gegend umſah.

„Mir ſcheint, lieber Freund,“ ſagte er alsdann, „wir ſind entſetzlich ſchlecht gefahren; es iſt jetzt vier Uhr und Sie verſprachen uns, wir ſollten bis ſechs Uhr in der Stadt ſein; wenn ich mich aber nicht ſehr irre, ſo befinden wir uns hier noch eine Stunde von Malzberg entfernt, von da haben wir immer noch zwei gute Stunden nach der Reſidenz.“

Ferdinand.

Wenn Eugen letztere empfangen hat, woran ich nicht zweifle, ſo wäre alſo dieſer Punkt als bereinigt anzuſehen.

Brooker.

Das heißt, nachdem er bezahlt iſt.

Ferdinand.

Nachdem er bezahlt ſein wird, betrachten wir alſo jetzt die tauſend Louisd'or.

Brooker.

Wetten, Herr Kommerzienrath — klare, ſolide, unbeſtreitbare Wetten.

Ferdinand.

Vor Zeugen, Herr Brooker?

Brooker.

Wie kann man bei Wetten Zeugenſchaft verlangen? Sie wiſſen ja wohl ſelbſt, wie das auf dem Rennplatze zuzugehen pflegt: die Pferde laufen ab und wir folgen ihnen ſo gut als möglich. — Da iſt ein brauner Hengſt, dem ich Chancen zutraue, ein Anderer, Herr von Wildau z. B., traut einer Schimmelſtute mehr zu — gut, er ruft mir zu: Brooker, hundert Louisd'or gegen Ihren Hengſt — ich ſage gut, und wenn ich es forciren will, rufe ich ihm zurück: vierhundert wenn Sie wollen, er acceptirt vierhundert, wir ſchreiben die Summen in unſere Taſchenbücher ein und da der Hengſt zufällig gewonnen, ſo ſchuldet mir Herr von Wildau vierhundert Louisd'or. — Das ſind meine Beweiſe und die gelten unter Männern von Ehre wie acceptirte Wechſel — hier iſt mein Buch (er zieht eine ſchmierige Brieftaſche hervor) — ſehen Sie: Herr von Wildau gegen den Hengſt Alamir vierhundert Louisd'or — Alamir ſchlug ſeinen Mitrenner um dreiviertels Kopflängen; ferner hier: Herr von Wildau für die Miranda ſechshundert Louisd'or, Miranda verlor

um eine ganze Pferdelänge. — Das Alles kann man in den Büchern des Rennplatzes nachleſen.

Ferdinand.

Und das iſt bindend?

Brooker.

Bindend wie ein Schwur unter anſtändigen Leuten.

Ferdinand (achſelzuckend).

In dem Falle ſehe ich wohl, daß mein Bruder nach der Art anſtändiger Leute, wie Sie ſind, tauſend Louisd'or gegen Sie verloren hat.

Brooker.

Gott ſei Dank, daß Sie das einſehen, Herr Kommerzienrath, und nun werden Sie auch ſo freundlich ſein und mir zu dem Gelde verhelfen; es drängt mich nach Hauſe zu kommen, meine Zeit iſt Geld, wie der Engländer zu ſagen pflegt, und ich bin auf das bischen Erwerb angewieſen.

Ferdinand.

Das verſtehe ich vollkommen und begreife, daß Sie Ihr Geſchäft ſo raſch als möglich abwickeln wollen, doch haben wir Sie hier ſo freundlich aufgenommen, daß Sie uns wohl noch länger Ihre ſchätzbare Gegenwart ſchenken könnten — Sie zählen ja meinen Bruder zu Ihren genauen Bekannten.

Brooker.

Gewiß, aber Herr von Wildau gibt ſich heute nicht mit ſeiner gewöhnlichen Offenheit; beim Hieherreiten ſagte er mir, wir machen die Sachen ab wie gewöhnlich, Brooker, ich gebe Ihnen baares Geld und gute Wechſel, nachdem ich ausgeſchlafen habe; nun hat er ausgeſchlafen, aber ſtatt ſein Geſchäft raſch mit mir abzumachen, hält er mich hin und ſetzt mich vorhin zu dem verfluchten Baron von Rayn-

val, um mir zwanzig Louisd'or abzunehmen; (lauernd:) Herr von Wildau kommt mir beschäftigt und sehr ernst vor.

Ferdinand (seufzend).

Er hat alle Ursache dazu.

Brooker.

Hat er sich mit seiner Frau Mutter nicht gut zu stellen gewußt?

Ferdinand.

Sie sind weiter aus einander als mir lieb ist, — ja, und wenn das noch Alles wäre.

Brooker.

Erlauben Sie mir, Herr Kommerzienrath, das wäre schon schlimm genug, denn so wie ich auf Herrn von Wildau gerechnet, so hatte Herr von Wildau auf seine Mutter gerechnet, da kann ich nichts thun als mich an Sie wenden, Herr Kommerzienrath — so zu sagen gaben Sie mir Versprechungen.

Ferdinand.

Aber auch nur so zu sagen. — Sie werden mir zugeben, daß ich nichts Sicheres versprach, und nun da mein armer Bruder —

Brooker.

Sie erschrecken mich, was ist's denn mit Herrn v. Wildau?

(Eugen erscheint von Brooker unbemerkt unter der Thüre.)

Ferdinand.

Nun hat er sich die Vorwürfe der Mutter, die gerechten Vorwürfe, Herr Brooker, so zu Herzen genommen, daß er förmlich schwermüthig geworden ist, dabei aufgeregt, heftig, düster, und in diesem Zustande behauptet er, mit den Wetten, die Sie gegen ihn gewonnen, sei es nicht auf die reellste Art zugegangen.

Brooker.

Wer kann das behaupten? Der ganze Rennplatz, die Preisrichter, das ganze Publikum weiß es, daß Alamir ein famoser Hengst ist und daß die Miranda auf die redlichste Art der Welt geschlagen wurde.

Ferdinand.

Es ist nicht meine Sache, das zu untersuchen.

Brooker.

Ihr Bruder ist Partei und er thut sehr Unrecht, so etwas zu sagen. (Eugen zieht sich wieder zurück.)

Ferdinand.

Ja, sein Zustand —

Brooker (ärgerlich).

Was Zustand! Ich bin auch in einem Zustand, auch meine Nerven sind aufgeregt und wenn ich daran denken müßte, daß man mir mein sauer erworbenes Geld vorenthalten will, so könnte auch ich schwermüthig werden.

Ferdinand (mit großer Ruhe).

Es ist das aber ein Gedanke, an den Sie sich doch vielleicht gewöhnen müssen.

Brooker.

Es gibt Gerichte, Herr Kommerzienrath —

Ferdinand.

Ganz richtig, für Sie wie für uns — unparteiische Gerichte und man spricht nicht besonders gut von Ihnen, Herr Brooker.

Brooker.

Wer kann Verläumdungen entgehen? die edelsten, die biedersten Charaktere haben darunter zu leiden und ich schmeichle mir eines glänzend rechtlichen Charakters.

Ferdinand.

Man erzählt ſich Rennplatz-Geſchichten — ganz eigenthümliche Geſchichten!

Brooker.

Wie ſchon geſagt, Verläumdungen — wer kann ihnen entgehen?

Ferdinand.

Selbſt glänzend rechtliche Charaktere nicht, aber die Gerichte, von denen Sie vorhin ſprachen, hören zuweilen auf dergleichen Geſchichten, welche die Betreffenden gerne für Verläumdung auslegen.

Brooker (aufſtehend).

O Herr Kommerzienrath, das ſind harte Dinge, die Sie mir da ſagen, unangenehm, höchſt unangenehm. — Soll ich denn mit dieſem Hauſe Schaden leiden an meinem ehrlich Erworbenen? Eine Ahnung hat es mir übrigens geſtern Abend geſagt, denn als ich in den Hofraum einritt, ſtrauchelte mein Pferd, (auf- und abgehend) — ſcheußliche Verläumdungen, ehrenrührige Verläumdungen; Herr v. Wildau hätte ſich nicht dazu hergeben ſollen.

Ferdinand (ruhig).

Ich habe es von anderer Seite, Herr Brooker.

Brooker.

Von anderer Seite? — Sagen Sie mir wer es wagt, dergleichen über Brooker zu reden? — ſagen Sie mir's.

Ferdinand.

Soll ich Ihnen einen Rath geben? — glauben Sie mir, Herr Brooker, Sie ſind bei anſtändigen Leuten: Sie haben Wetten gewonnen, bei deren Verlauf ſich allerlei Unrichtigkeiten eingeſchlichen haben — o läugnen Sie nicht, wir wiſſen das genau — Sie verlangen eine koloſſale Summe, die weder meine Mutter noch ich Ihnen zu bezahlen geneigt

ſind. Da ich nun überzeugt bin, daß Sie nicht mit ſich handeln laſſen —

Brooker.

Sie kennen mich, Brooker läßt nie mit ſich handeln.

Ferdinand.

So ſchlage ich Ihnen vor, uns eine anſtändige Abfindungsſumme überlaſſen zu wollen, welche die Sache gütlich vergleicht.

Brooker (heftig auf- und abgehend).

Mir ſolche Vorſchläge? — eine Abfindungsſumme? (Eugen von links.) Iſt das die Art, wie man in Ihrem Hauſe Wetten bezahlt. (Brooker ſich umwendend ſieht Eugen.)

Eugen (in ſehr düſterem Tone).

Dergleichen Wetten, ja, mein theurer Brooker.

Brooker (überraſcht).

Herr von Wildau!

Eugen.

Etwas von ihm, nicht mehr der Mann von früher.

Brooker.

Man hat mich verläumdet, Herr von Wildau.

Eugen.

Hat man Sie vielleicht eines Mordes angeklagt? (Leiſe zu ihm:) Ich weiß nicht genau, warum es ſich handelt, aber im Vertrauen zu Ihnen geſagt, murmelt man hier allerlei von Ihnen; man will wiſſen, daß Sie ein ganz verfluchter Gauner ſeien; ſoll ich Ihnen das vor aller Welt wiederholen? ſoll ich Philipp herbringen laſſen, der die Miranda geritten?! — o mein Kopf! (Er geht mit langſamen Schritten nach links ab.)

Brooker (ihm betroffen nachblickend).

Das iſt allerdings ein ſeltſamer Zuſtand: es gibt Naturen, die eine ſolche Lebensweiſe nicht ertragen können; es

iſt ein Unglück; ich habe auf roth geſetzt und es iſt ſchwarz gekommen, o ſo ſchwarz, daß ich förmlich dunkel ſehe.

Ferdinand.

Wollen Sie meinen Rath annehmen?

Brooker (nach einigem Kampfe).

Wenn es nicht anders ſein kann, überlaſſe ich mich Ihrer Diskretion, nur um aus dieſem Hauſe wegzukommen, das mir Unglück gebracht, aber ich ſtelle eine Bedingung, Herr Kommerzienrath: ich will wiſſen, wer mich verläumdet; von Herrn von Wildau geht das nicht allein aus.

Ferdinand.

Wohl möglich.

Brooker (nach einigem Nachdenken).

Ah, dieſe Raynvals! ſie haben mich verläumdet.

Ferdinand (zögernd).

Es wäre gewiſſenlos, wenn ich Ihnen das zugeſtehen würde; allerdings kennt Sie der Baron von Raynval ziemlich genau.

Brooker.

Ah, gehen Sie mir mit dem Baron — ſie war es, die über mich geſprochen, dieſes Weib, das ich immer gehaßt und gefürchtet (Ferdinand zuckt die Achſeln) — ja, ſie war es, ich ſehe es an Ihrer Miene, aber ich werde mich revanchiren.

Ferdinand (bei Seite).

Das hätte die Baronin an mir verdient. (Laut:) Rache gegen eine Dame, Herr Brooker? Das liegt nicht in Ihrem Charakter.

Brooker.

Auch der Wurm ſticht, wenn er getreten wird; laſſen wir uns zum Ende kommen.

Ferdinand (lachend).

Sie armer getretener Wurm! Ich ſchätze Sie um Ihrer freundlichen Bereitwilligkeit, ja, ich war im Voraus davon überzeugt und habe hier ein hübſches Paketchen für Sie, mit dem Sie zufrieden ſein werden.

Brooker

(durchfliegt raſch die übergebenen Papiere ſeufzend).

Nur die Hälfte meiner Forderung, Herr Kommerzienrath — Sie gehen hart mit mir um.

Ferdinand.

Mehr als die Hälfte; ich habe die zwanzig Louisd'or, die mein armer Bruder gewonnen, nicht abgezogen — dort kommt er ſelber, wollen Sie ſich nicht bei ihm bedanken? (Eugen von rechts.)

Eugen.

Ah, Sie ſind noch da? — leben Sie wohl! — Ihr Geſicht iſt mir förmlich fremd geworden — auch ich habe mich verändert, unſere Anſichten haben ſich verändert, die Zeiten haben ſich verändert — leben Sie wohl auf Nimmerwiederſehen! Und wenn Sie je an mich zurückdenken, ſo thun Sie es ganz im Stillen, ohne meines Namens laut dabei zu erwähnen — leben Sie wohl!

(Brooker zieht ſich nach der Mittelthüre zurück, wobei er ſich häufig umſchaut und im Abgehen mit dem Baron zuſammenſtößt.)

Ferdinand (zu Eugen).

Du ſiehſt mich glücklich und zufrieden, ich habe das verhängnißvolle Papier wiedergefunden.

Eugen.

Dazu wünſche ich Dir von Herzen Glück und danke Dir für das Ordnen meiner Angelegenheit.

Ferdinand.

Danke mir durch einen Gegendienſt — hier iſt das Papier, ſuche die Baronin auf, befreie mich von ihr.

Eugen.

Und soll ich das Papier in ihren Händen lassen?

Ferdinand.

Nein, nachdem sie es gesehen, zerreiß' und verbrenn' es vor ihren Augen. (Eugen rechts, Ferdinand links ab.)

Siebenter Auftritt.

Brooker, der Baron von Raynval.

Baron.

Abreisen, Verehrtester und so schnell?

Brooker.

Mein Pferd ist schon gesattelt; nichts hält mich mehr bei diesen Leuten zurück; meine Geschäfte sind in Ordnung gebracht, bereinigt, (auf seine Tasche klopfend) saldirt.

Baron.

Gänzlich abgemacht?

Brooker.

Das will ich meinen; glauben Sie, Brooker sei der Mann, der ein Geschäft halb abmachen läßt? — ah, da kennen Sie mich besser! Unter uns gesagt, sie wollten sich auf's handeln legen — mit mir handeln? (er setzt seinen Hut auf) ich habe ihnen aber heimgeleuchtet, sie haben Brooker kennen gelernt — nun auf Wiedersehen, Baron — natürlich Ihnen eilt's nicht mit dem Abreisen oder vielmehr Ihrer besseren Hälfte nicht, o—o—o—o (er kneift auffallend ein Auge zu) ich verstehe; Brooker versteht Alles wie ein Mensch.

Baron.

Was verstehen Sie, was soll —?

Brooker.

Daß ich ein Narr wäre, mich deutlich auszusprechen, Sie sind ein hitziger Mann, Baron.

Baron.

Das bin ich.

Brooker.

Kitzlich im Punkte der Ehre.

Baron.

Das will ich meinen.

Brooker.

Ich würde keinen Spaß verstehen — he? wegen Ihrer Frau und diesem Herrn von Waldern; man muß diesen Leuten gegenüber auftreten können.

Baron.

Das kann ich auch.

Brooker.

Ja, wenn Ihre Frau Gemahlin nicht zufällig in der Nähe ist, doch ich habe nichts gesagt, Gott soll mich bewahren; vielleicht haben Sie auch keine Lust, Ihre Augen aufzuthun — nun adieu, Baron, ich schwinge mich auf mein Roß und reite hinweg, die Taschen voll Gold, froh und ledig. (Er geht singend ab.)

Achter Auftritt.

Der Vorige. Ferdinand.

(Der Baron zieht seine Handschuhe an, knöpft seinen Ueberrock auf, unter welchem er einen schwarzen Frack ebenfalls mit rothem Ordensband trägt.)

Ferdinand (von links, für sich).

Ich muß meine Frau aufsuchen; ich halte es gerade nicht für nothwendig, daß sie noch viel mit der Baronin verkehrt.

Der Kutſcher zuckte mit den Achſeln, murmelte etwas von der fürchterlichen Hitze, von der ſtaubigen Chauſſee und verſicherte, wenn die Pferde hier ein Bischen ausgeruht, würde es von hier hinabgehen wie ein „ſiediges Donnerwetter.“

Die Reiſenden ließen ſich an einem tannenen Tiſche nieder, eine Kellnerin brachte Bier, faſt ſo ſchäumend wie das gemalte über der Hausthüre, und reichte es den Gäſten dar, die einen tiefen Zug aus den Gläſern thaten.

Wir haben uns von jeher im Lauf unſerer wahrhaftigen Geſchichte bemüht, unſern Leſern die Wahrheit zu ſagen, wir haßten alle künſtlich hervorgebrachten Effekte und hielten es als gebildete Leute für unſere Pflicht, neu auftretende Perſonen dem geneigten Leſer ſogleich vorzuſtellen. Wir wollen dieß jetzt um ſo weniger unterlaſſen, da wir es mit ein paar alten Bekannten zu thun haben, die uns aber im Drange der Umſtände ſeit längerer Zeit aus dem Geſichte verſchwunden ſind.

Von den beiden Reiſenden, die ſich ſoeben eine Cigarre anzündeten und unter den hochſtämmigen Nußbäumen in das weite hügelige Land vor ſich ſchauten, heiteren Blickes, aber nachdenkend, iſt der Eine der ſehr ehrenwerthe Tänzer Dubelli und der Andere unſer Freund, der Doktor Stechmaier. An dem Aeußeren dieſer beiden uns werthen Perſonen bemerken wir zu unſerer Freude, daß es ihnen wohl zu ergehen ſcheint. Beide ſind ſehr anſtändig gekleidet, und wenn ſie auf dem Kopfe die Reiſemütze tragen, ſo ſehen wir zur Rechten und Linken des Wagens ein paar Hutſchachteln baumeln und bemerken hinten aufgeſchnallt ein paar anſtändige Koffer und nebenbei können wir verſichern, daß die Uhr, auf welcher ſich Dubelli vorhin nach der Zeit erkundigte, von Gold war, a cylindre quatre trous en rubis fin.

Zehn Jahre ſind eine lange Zeit, und wenn man ein gewiſſes Lebensalter überſchritten hat, ſo macht uns dieſer Zeitraum ebenſowenig jünger, als er uns verſchönert. Dubelli hatte

Baron (ihm entgegentretend).

Darf ich vielleicht bitten?

Ferdinand (eilig).

Sie ſuchen die Baronin? Ich glaube, mein Bruder iſt mit ihr in den Garten gegangen.

Baron.

So? — ei, aber —

Ferdinand (will vorüber).

Wenn ich ſie ſehe, werde ich ihr ſagen, daß Sie ſie zu ſprechen wünſchen.

Baron (ſehr ernſt.)

Vorher aber möchte ich Sie um ein paar Worte bitten.

Ferdinand.

In einem ſo ernſten Tone, alſo etwas Wichtiges.

Baron (ſehr wichtig).

Es handelt ſich um meine Frau und um meine Ehre —

Ferdinand (zurückfahrend, für ſich).

Zum Henker auch, das fehlte noch.

Baron.

Um eine Ehre, die man nicht leicht touchirt: man weiß zu leben, man ſcheut ſich vor keiner Degenſpitze und vor keinem Piſtolenlauf — man wird wählen laſſen.

Ferdinand.

Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, Herr Baron, daß ich Sie durchaus nicht verſtehe; Ihre Frau Gemahlin, bei uns auf's Freundſchaftlichſte empfangen, wird gewiß keine Urſache haben, ſich über irgend ein Mitglied dieſes Hauſes zu beklagen.

Baron.

Das Beklagen wäre auf meiner Seite und ich wünsche eine Explikation.

Ferdinand.

Gewiß — Gewiß! (für ſich:) o — o, und meine Frau, die jeden Augenblick erſcheinen kann.

Baron.

Eine Explikation wie unter Männern gebräuchlich.

Ferdinand.

Wenn ich Sie aber verſichere, daß ich nicht weiß, worüber wir uns erklären ſollen.

Baron (mit ſehr lauter Stimme).

Explikation oder Arrangement!

Ferdinand.

Die Bombe platzt — meine Frau!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, die Baronin, Albertine, ſpäter Frau v. Wilhau, Eugen und Eliſabeth.

Baronin (raſch zum Baron).

Was geht hier vor?

Baron.

Explikation oder Arrangement.

Baronin (achſelzuckend zu ihrem Manne).

Seien Sie ruhig, wenn ich bitten darf.

Albertine
(die, ehe ſie eintrat, in den Garten zurückgeſehen hat, zu ihrem Manne gehend).

Denke Dir nur, Ferdinand, die Frau Baronin hat Briefe erhalten, welche ſie noch heute in die Reſidenz zurückrufen, ſie acceptirt nicht einmal unſer Diner.

Baronin.

So iſt's, leider müſſen wir abreiſen. (Zu ihrem Manne:) Ich bitte Sie freundlich, auf unſer Zimmer zu gehen und unſere Koffer in den Wagen beſorgen zu laſſen. — Herr von Wildau war ſo freundlich, mir ſeine Pferde bis zur Station anzubieten.

Baron (für ſich).

Ah, ſie verläßt dies Haus, alſo keine Explikation und auch kein Arrangement.

Baronin
(in etwas heftigem Tone zu ihrem Manne).

Wollen Sie ſo freundlich ſein?!

Baron.

Gewiß, meine Theure — ſogleich, doch die Dame des Hauſes wird erwarten —

Baronin (laut).

Der Baron empfiehlt ſich Ihnen, gnädige Frau, und dankt beſtens für die freundliche Aufnahme.

Albertine (zum Baron).

Ich bedaure nur, daß Ihr Aufenthalt ſo kurz war, hoffentlich ſchenken Sie uns ſpäter wieder einmal das Vergnügen.

Ferdinand (zur Baronin bei Seite).

Sie haben mich gerettet, ich danke Ihnen.

Baron.

Wird mir eine Ehre ſein. (Er macht eine kalte Verbeugung gegen Albertine und geht ab ohne Ferdinand anzuſehen.)

Baronin (zu Ferdinand leiſe).

Was Sie nicht um mich verdient haben.

Ferdinand (laut).

Schade, Frau Baronin, daß Sie uns heute ſchon verlaſſen müſſen; Sie kehren nach der Reſidenz zurück?

Baronin (zu Albertine).

Ja und hoffe ſehr, Sie ſpäter einmal dort zu ſehen.

Albertine.

Gewiß, Baronin, und ich freue mich recht darauf, habe ich Sie doch in den paar Stunden recht lieb gewonnen — erlauben Sie mir, daß ich Sie an den Wagen begleite.

Baronin.

Sie ſind zu freundlich gegen mich.

Ferdinand.

Oder darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?

Baronin (lachend).

Nein, nein, Herr Kommerzienrath, da wird mir die Wahl nicht ſchwer, Ihre Frau iſt mir ſympathiſcher.

(Albertine und die Baronin links ab.)

Ferdinand

(verbeugt ſich und athmet tief auf).

Das war ein Abgrund, unergründlich tief, lebensgefährlich — ah, mein Retter! (zu Eugen, der von rechts kommt:) — Wie herzlich danke ich Dir für Deine vortrefflichen Arrangements, ſie iſt fort, Du haſt mich auf immer von ihr befreit.

Eugen.

Da ſiehſt Du, wozu doch zuweilen die Connexionen eines verlorenen Sohnes nützlich ſind; hätte ich ſie nicht in's Haus gebracht, hätte ſie Dir nicht gedroht, ſo würdeſt Du Dir keine Mühe gegeben haben, das verhängnißvolle Papier wieder zu finden. — Jetzt ein wenig zu meinen Geſchäften! haſt Du meine Verträge bei Dir?

Ferdinand.

Schweige mir davon; ſchon die Zumuthung, nur noch daran zu denken, wäre eine Beleidigung für mich, ich werde ſie Dir ſpäter zerriſſen wieder geben.

Eugen.

Alſo glaubſt Du in der That meinen Worten, daß ich geſonnen bin, ein anderes Leben anzufangen?

Ferdinand.

Unbedingt — (lachend:) und dann die Bürgſchaft, die Du uns gibſt, Deine Heirath. (Albertine kommt von rechts zurück.) — Albertine weiß ſchon darum, ich habe es ihr geſagt, in jeder Hinſicht habe ich mich für Dich verbürgt; (zu Albertine:) in jeder Hinſicht, Albertine, denn ich weiß am beſten, wie ehrlich es Eugens Beſtreben von nun an ſein wird, (mit Beziehung:) Alles für die Ehre des Hauſes zu thun. (Frau von Wildau mit Eliſabeth durch die Mittelthüre.) Nicht wahr, Du biſt mit Eugens Entſchluß vollkommen einverſtanden und billigſt ſeine Wahl?

Albertine.

Gewiß, lieber Schwager.

Eugen.

So darf ich mir wohl erlauben, Ihnen meine Braut vorzuſtellen?

Albertine.

Sobald dies möglich iſt; wir werden ſie als eine Bürgſchaft beſſerer Zeiten auf's beſte empfangen.

Eugen.

In Gottes Namen denn, hier iſt meine Braut. (Er führt Eliſabeth vor.)

Albertine.

Eliſabeth?! Das iſt ja nicht möglich.

Ferdinand.

Was ſoll das heißen?

Fr. v. Wilden

(vortretend, rechts Eugen, links Eliſabeth an der Hand faſſend).

Ja ſeht, Kinder, das habe ich ſo arrangirt, ich eine praktiſche Frau, mein lieber Eugen hatte ſich feſt vorgenommen, nicht mehr der verlorene Sohn der Familie zu ſein, und wollte ſich, um jeden Rückfall zu vermeiden, die ſanften Feſſeln der Ehe anlegen. O, eine Frau, wie ſie ſein ſoll, vermag viel im Guten wie im Böſen. Aber warum hätte man ihm Fräulein von Heeren zur Frau geben ſollen? hierzu ſehe ich keinen vernünftigen Grund, da wir die liebenswürdigſte und beſte Frau für ihn ſo ganz in der Nähe haben, und da die Beiden ſich ſchon lange verſtanden, ohne das eigentlich ſelbſt zu wiſſen.

Albertine.

Sieh mein Erſtaunen, Eliſabeth. Iſt es ſo wie Mama ſagt — Du liebſt ihn.

Eliſabeth (auf ihre Schweſter zueilend).

Liebe Schweſter!

Ferdinand (lachend).

Du haſt Deine bisherige Laufbahn würdig beſchloſſen — mit einer unerhörten Heuchelei.

Eliſabeth (Augen die Hand reichend).
Ein bischen lieb ich ihn ſchon und iſt es nicht Chriſtenpflicht, einen Verirrten beſſern zu helfen?

Fr. v. Wildau.
Und uns Alle glücklich zu machen?

Ferdinand.
Durch die Rückkehr des verlorenen Sohnes.

(Der Vorhang fällt.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Künſtlerroman.

Erſter Band.

ſich beſſer conſervirt als der Doktor. Letzterer zeigte, als er ſeine Reiſemütze zufällig ablegte, einen erſchrecklichen Ueberfluß an Haarmangel. Er ließ die Haare ſeines Hinterkopfes ziemlich lang wachſen und trug den dort überflüſſigen Saldo auf das gänzlich entblößte Haben ſeiner unverhältnißmäßig hohen Stirne. Dubelli hatte ſeine Locken ziemlich behalten, ſein Geſicht ſah gutmüthig, freundlich, angenehm wie immer aus und ſein Körper war ſchlank geblieben, wogegen der Doktor wohlbeleibter ausſah als früher, mit etwas rötherem Geſichte; auch hatte er ſeine Brillengläſer der ſchlechten Augen wegen blau färben laſſen.

„So ſind wir denn wieder im Vaterlande,“ ſagte Dubelli und ließ ſeinen Blick über die freie Gegend freundlich hinweggleiten, „wir kehren zurück mit dem freudigen Bewußtſein, daß wir unterdeſſen vorwärts gekommen ſind, etwas errungen, etwas vor uns gebracht und — Manches erlebt haben.“

Der Tänzer ſchien ſich in den verfloſſenen Jahren Mühe gegeben zu haben, der Schwierigkeiten Herr zu werden, die ihm in früherer Zeit das Ausſprechen des St verurſachte. Er ſtieß nur noch zuweilen und faſt unmerklich, aber von einem förmlichen Stolvern wie früher war gar keine Rede mehr.

„Lieber Doktor,“ fuhr der Tänzer fort, „ich kann Ihnen nicht ſagen, welche große Freude es mir gemacht, als ich Sie geſtern Abend ſo unverhofft wieder ſah. Sie ſind einer jener lieben Menſchen, die ich gekannt in der damaligen wildbewegten Zeit, Ihnen gieng es wie mir damals hundeelend und als Sie auf der tiefſten Stufe des Elends ankamen, betrat ich ſchon die unterſte Sproſſe jener Leiter, die mich, wenn auch nicht hoch empor, doch in angenehme, behagliche Mittelregion brachte.

Der Doktor hob würdevoll ſein Glas gegen die Sonne, ſchielte ſanft lächelnd in die glänzende Flüſſigkeit und ſagte: „ich war damals auf dem Punkt angekommen, auf einer Stellung im Leben, von der man wohl ſagen kann, ſie ſei mit

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Künſtlerroman.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Das Recht der Ueberſetzungen in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Brandel, in Stuttgart.

Inhalt.

Erſtes Kapitel. Seite

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher 1

Zweites Kapitel.

Es iſt eine alte Geſchichte 54

Drittes Kapitel.

In einem Thal bei armen Hirten 111

Viertes Kapitel.

Im Wald und auf der Haide 162

Fünftes Kapitel.

O Jugendzeit, du grüner Wald 200

Sechstes Kapitel.

Sie ſah mich arglos freundlich an 218

Siebentes Kapitel.

Ich liebe Dich, weil ich Dich lieben muß 244

Achtes Kapitel.

Ein fremder Cavalier 264

Neuntes Kapitel.

Du ſiehſt mich an und kennſt mich nicht 275

Zehntes Kapitel.

Der Wild- und Rheingraf ſtieß ins Horn 294

Elftes Kapitel.

Ueber allen Gipfeln iſt Ruh 312

Künstlerroman.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher.

Es iſt ein ſonniger Frühlingstag, der Himmel tiefblau und faſt ganz klar, wobei die einzelnen leichten Wölkchen, die hingehaucht im Aether ſchwimmen, wie eine angenehme Unterbrechung deſſelben, wie eine wohlthuende Verzierung erſcheinen. Was wir unter dieſem heiter lächelnden, von Sonnenſtrahlen durchblitzten, weiten, glänzenden Gewölbe von der jungfräulich blühenden Erde ſehen, innerhalb unſeres engen Horizontes nämlich, zeigt uns dieſelbe als ein luſtiges Spiegelbild — ja, wahrhaftig, und je mehr beide ſich anlachen, deſto vergnügter und glückſeliger wird ihr Ausſehen, es ſcheint eine wechſelſeitige Steigerung Statt zu finden. Dabei ſchielt die Sonne unausſprechlich neugierig durch die dichten Zweige benachbarter Parkbäume, wo es ihr nur möglich iſt, und auch ihre Strahlen ſcheinen behaglich zu lächeln wie Himmel und Erde — ja, wenn wir den Dreien eine Zeitlang unbefangen zuſchauen und ſo deutlich ſehen, wie ihre Heiterkeit zuzunehmen ſcheint, erwarten wir, die Betheiligten in einem der nächſten Augenblicke in ein ungeheures Lachen der Glückſeligkeit ausbrechen zu hören, in das aber

auch wir und gewiß auch Du, geneigter Leſer, aus vollem Herzen mit einſtimmen würdeſt, wenn Du um Dich ſiehſt und es zu fühlen vermagſt, wie wunderbar ſchön dieſer Frühlingsmorgen iſt.

Rings um uns her hat die Natur Laubmaſſen und Blüthen mit der Verſchwendung ausgebreitet, die wir allerdings an ihr gewohnt ſind, die aber doch wieder in jedem Frühjahre aufs Neue unſer freudiges und gerechtes Erſtaunen erregen. Und mit welch' wunderbarem Geſchick und welch unnachahmlicher Grazie iſt das alles arrangirt, trotz der Millionen Blätter eines einzigen Baumes doch nirgends eine Ueberladung, nirgends eine ungefällige Form! Und wie maleriſch iſt dafür geſorgt, daß das im Frühjahre etwas einförmige, helle Grün durch farbige Blüthen angenehm unterbrochen und gemildert wird, und in dieſer Unterbrechung wieder welcher Reichthum: die ſtolze Kaſtanie mit ihren Blüthenkerzen, einem Weihnachtsbaume zu vergleichen, ſich langſam bewegend im Morgenwinde und alsdann Milliarden weißer Blätter von ſich ſtreuend; die luſtige Kirſche mit weißen Sternen beſäet; der Birnbaum mit aufſtrebenden Zweigen, lichtgrün und ſchneeweiß gemiſcht; der ſanfte Apfelbaum in jungfräulich bräutlicher Demuth mit niederhängenden Zweigen, roſig angeſtrahlt, wie erröthend vor ſeiner eigenen Pracht — und dazu das luſtige Volk der kleinen Geſträuche und Gebüſche mit ſammtartigen, ſaftig grünen Blättern, mit Blüthen in den verſchiedenſten Farben betupft, und ihren heiteren, bunt gefiederten Bewohnern: wie behende ſchlüpfen die Vögel hindurch, halten dann plötzlich ſtill auf einem ihnen paſſend dünkenden Zweige, um ihre luſtige Weiſe in den Tag hinein zu ſingen und um vielleicht irgend einem

benachbarten Freunde ein Zeichen zu geben. Dabei ſind ſie immer ſo eilig und ſcheu, und es iſt ſo, als hätten ſie beſtändig vergeſſen, hier oder da eine wichtige Mittheilung zu machen oder etwas Liegengelaſſenes nachzuholen.

Unabhängiger, freier, poetiſcher erſcheint uns die Lerche, die, unbekümmert um das, was ſie auf der Erde zurückläßt, wirbelnd und ſchmetternd gen Himmel ſteigt, immer höher, immer höher und dabei immer toller jubilirend, einer befreiten Seele zu vergleichen, die glücklich darüber iſt, dieſe arme Erde verlaſſen zu dürfen; auch Schmetterlinge wagen ſich ſchon hervor: dort flattert ein frühzeitiger Citronenfalter um den gefährlichen Weißdorn herum — ach, und auch die Frühlingsjagd beginnt ſchon, denn da ſehe ich einen kleinen Knaben, der ſich raſch von der Hand ſeiner Wärterin losreißt, um dem Schmetterlinge nachzueilen; dem Bruder folgt raſch die wenig ältere, aber ſchon viel verſtändigere kleine Schweſter. Dieſer eilt dann wieder die Wärterin nach, und der Wärterin, einem geſunden, ebenfalls frühlingsartig ausſehenden Dienſtmädchen, bemüht ſich ein lebendiger Huſar nachzukommen, der hier auf der etwas entfernten Promenade ganz zufällig mit ihr zuſammengetroffen.

Ja, wir befinden uns in einer kleinen Entfernung von einer reichen Provinzſtadt, die noch in manchen Theilen, ja, in ihrer ganzen Phyſiognomie das Anſehen einer Miniatur-Reſidenz beibehalten, was ſie ehemals war; wir ſind an der Grenze eines großen und ſchönen Parkes, in deſſen Mitte ein herrſchaftliches Jagdſchloß ſich befindet. Dort, obgleich ziemlich weit entfernt, ſehen wir ſeine weißen Mauern zwiſchen den hohen Stämmen alter Bäume unter dichten Laubmaſſen hindurchſchimmern, welche es umſtehen. Von der Stadt

eine der unterſten, jedenfalls eine der unbehaglichſten und unerquicklichſten.«

»Ja, theurer Freund, jetzt, da Alles vorbei iſt, kann man ſchon frei und offen darüber ſprechen. Als ich damals die Reſidenz verließ, um nach Paris zu gehen — Gott, ich vergeſſe jenen Abend nie, wo ich von Ihnen Abſchied nahm —«

»Saß ich im Schuldgefängniß,« entgegnete der Doktor; »in jenem kleinen, einfachen Gemach mit vier harmloſen Wänden, einer melancholiſch verſchloſſenen Thüre, einem aufdringlichen Gitter vor den Fenſtern und meinem Bewußtſein. Das Letztere war das troſtloſeſte von Allem — das Bewußtſein nämlich. Meine Schulden hatten eine für mein Verhältniß erſchreckliche Höhe erreicht. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie ich am erſten Tage meiner Gefangenſchaft mein Sündenregiſter entwarf. Hierbei leiſtete mir der bewußte Stadtplan die beſten Dienſte. Ich nagelte ihn an die Wand, meinem Bette gegenüber und entwarf Pläne, auf welche Art ich die Straßen der Stadt, wenn ich wieder einmal in Freiheit ſei, für mich wieder gangbar und offen machen könne. Von meinen Gläubigern hatte mich nur der Drucker und Verleger der »Leuchte« einſtecken laſſen, und dieſer heimtückiſche Buchhändler, ein kleiner, knuſperiger Kerl, machte ſich ein Vergnügen daraus, mich da feſtzuhalten, obgleich er wohl wußte, daß ich in langen Jahren nichts zahlen könne, und obgleich er obendrein noch ein Erkleckliches für meine Unterhaltskoſten zahlen mußte. So ſaß ich über ein halbes Jahr ohne irgend eine Ausſicht; mein einziger Troſt in dieſem Leiden war Kerkermeiſters Töchterlein; nicht als ob ich in Liebe zu ihr entbrannt wäre — Gott ſoll mich bewahren! das war nie meine ſchwache Seite — aber ſie lieh mir Zeitungen, ſie hielt mich mit den Stadtneuigkeiten auf dem Laufenden, ſie ließ mich von ihres Vaters Tabak rauchen, ſie kochte mir für die ſechs Kreuzer, die dem Papa täglich für mein Mittagsmahl aus-

hören wir nur ein einförmiges, leichtes Summen und hier und da den Klang einer Glocke. Gerade vor uns hören Bäume und Sträucher mit Einem Male wie abgeſchnitten auf, dort fließt tiefer, als wir uns hier befinden, der ſchiffbare Fluß; ſeinen Waſſerſpiegel können wir nicht ſehen, und ein ſo eben vorüberfahrender Dampfer macht auf uns eine recht komiſche Wirkung, denn da der Schiffskörper für uns unſichtbar iſt, ſo ſcheint uns der ſchwarze Kamin mit dem lang hinausquellenden Dampfe am Ufer ſpaziren zu gehen.

An den kleinen Weg, auf dem wir wandeln, ſtoßen rechts und links Gärten, große und kleine, hier parkartig angelegt, dort noch wenig verſchieden von dem hinten anſtoßenden Kraut- und Kartoffelfelde. Eben ſo verſchiedenartig als die Anpflanzung dieſer Grundſtücke ſind auch die Einzäunungen derſelben, und wechſeln Bretterzäune mit ſchönen Gittern und mit zuſammengewachſenen Gehegen ab. Der Pfad, auf dem wir gehen, iſt ein ziemlich kunſtloſer Weg, kaum eine Fahrbahn zu nennen; dafür läuft er aber auch nicht ſteif und gerade, ſondern in einer angenehmen Schlangenlinie, iſt auch nicht chauſſirt, hat deßhalb keine ſtarren Grenzpfähle, keine ſtaubigen Steinhaufen, noch verhängnißvolle Straßengräben, ſondern iſt anmuthig begrenzt von grünen Sträuchern, ſprießendem Graſe, namentlich aber von duftigen Veilchenbüſchen. Ach, und dieſe riechen heute Morgen ſo himmliſch gut, daß ſie uns nicht nur die Gegenwart verſüßen, ſondern uns auch anmuthige Bilder der Vergangenheit hervorzaubern, wo wir unter den verſchiedenſten Verhältniſſen ſelbſt Veilchen pflückten oder welche geſchenkt erhielten!

Noch eine kleine Biegung des Weges, und wir ſind am Ziele unſeres heutigen Morgenſpazirganges. Ja, wir haben

heute ein Ziel, geneigter Leſer, und wenn wir es auch häufig lieben, uns zwanglos in der freien Natur zu bewegen, bald rechts, bald links abzuſchweifen ohne Zweck und Abſicht, thun wir doch nur alſo, wenn wir allein ſind, und würden es nicht wagen, Dich ohne ausdrückliche Erlaubniß ſo mit uns in der Irre herumzuführen. Vielleicht iſt Dir ſchon das Wenige, das wir Dir zugemuthet haben, zu viel, und können wir deßhalb zu unſerer Entſchuldigung nur ſagen, daß wir doch mit unſerer Geſchichte irgendwo anfangen mußten und daß wir es für paſſend gehalten, dieſes unter Sonnenſchein, friſchen Lauben, Blüthen und Blumen zu thun, als in einer dumpfigen Stube.

Ein beſcheidenes Gitterthor, deſſen Einfaſſung aus einem Paar alter, irgendwo aufgefundener Säulen beſteht, die mit Vaſen aus gebranntem Thone und von eleganter Form gekrönt ſind, läßt uns in einen kleinen Garten treten, der eben ſo wie die ganze Umgebung von grünen Blättern und Blüthen ſtrotzt. Er iſt übrigens mit wenig Kunſt angelegt: die Mitte nimmt ein halbrunder Raſenplatz ein, um den rechts und links breite Sandwege nach dem hinteren Theile des Gartens führen, wo ſich ein ziemlich einfaches Gebäude aus röthlichen Backſteinen erhebt. Dieſes Gebäude hat eine eben ſo eigenthümliche Form, daß wir ihm gleich anſehen, es ſei zu einem ganz beſonderen Zwecke erbaut. Nach dem Garten zu hat es nur oben im Knieſtocke des Daches ein paar ſchmale Fenſter, und würde deßhalb die uns zugekehrte Form ſehr roh und kahl ausſehen, wenn ſich nicht an die Mauer deſſelben unten ein Gewächshaus anlehnte, durch deſſen Scheiben wir die zierlichen Blätter fremder Pflanzen erblicken. Was uns auf dieſer Südſeite des Hauſes allein

verräth, daß eine künſtleriſche Hand thätig war, iſt der ziemlich hohe und breite Eingang in dieſes Gebäude, denn auch hier, wie draußen am Gitterthore, ſehen wir ein Paar cannelirte Säulenüberreſte, verwandt mit Capitälen, die, obgleich ſehr zerſtört, immer noch ihre ehemalige zierliche Form verrathen. Oben über dem Eingange iſt ein altes Marmorrelief eingemauert, das Haupt der Meduſe vorſtellend, und alles dieſes, Säulen, Capitäle und Relief, ſind anſcheinend auf ungezwungene Art mit Epheu umrankt, der aber in ſeiner geſchickten Anordnung eine helfende Hand verräth. Neben der Thür lehnt eine griechiſche Amphore, ein Gefäß, welches in wunderbar eleganter Geſtalt unſer Auge entzückt und die es uns ſo begreiflich macht, daß ein zweiter Epheu es ebenfalls liebend umſchlingt. Von oben iſt die röthliche, einförmige Mauer des Gebäudes gemildert durch eine Flagge mit den bunten Farben des Künſtlerwappens: roth und weiß und drei ſilbernen Balken im blauen Felde.

Es iſt dies das Atelier eines Malers, vor dem wir ſtehen, und wir werden gewiß nicht unterlaſſen, den geneigten Leſer hinein zu führen; doch müſſen wir uns vorher noch einen für unſere wahrhaftige Geſchichte nothwendigen kleinen Aufenthalt in dem kleinen Garten geſtatten.

Der breite Sandweg, der den Raſenplatz umſchließt, letzterer mit zierlichen Roſenbäumchen beſetzt, iſt auf ſeiner äußeren Seite von Gebüſch umgrenzt, welches die Enge des nicht bedeutenden Gartens verdeckt und welches, in die Ecken zurücktretend, dort ein paar kleine Lauben bildet.

Eine derſelben nimmt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch; ſie iſt die größere, und während in der andern nur ein paar Gartenſtühle ſtehen, bemerken wir hier einen ziemlich großen

ovalen Tiſch vor einer Steinbank von antiker Form und mit zierlichen Seſſeln von natürliches Holz vorſtellendem Eiſenguß. Auf dem Tiſche ſteht an einer Seite deſſelben ein Glas mit duftigen Maiblumen, daneben liegen ein Paar zuſammengerollte Herrenhandſchuhe und ein geöffnetes Skizzenbuch mit darauf liegendem Bleiſtifte; eine kaum angerauchte Cigarre ſcheint der Beſitzer dieſer Gegenſtände, als er fortging, vergeſſen zu haben. An dem anderen Ende des Tiſches ſitzt ein junges Mädchen, wir hätten bald geſagt, eine junge Dame, doch würden wir mit dieſem Ausdruck den geneigten Leſer irre geführt haben, obgleich er, nach dem Aeußern zu urtheilen, gerechtfertigt geweſen wäre. Dieſes junge Mädchen gehörte der dienenden Klaſſe an, ſie war ein Gemiſch zwiſchen Kammerjungfer und Gouvernante und wußte ihren runden Hut mit grünem Schleier, ſowie ihre ſchwarzſeidene Mantille ſo vortheilhaft zu tragen, daß, wie ſchon vorhin bemerkt, ein Irrthum höchſt verzeihlich geweſen wäre. Sie hatte den Hut neben ſich auf die Bank gelegt, auch ihre Handſchuhe abgeſtreift und war beſchäftigt, einen Haufen wohlriechenden Waldmeiſters von unreinen Blättchen und allenfallſigen halb aufgegangenen Blüthen zu ſäubern und in eine Porcellanterrine zu werfen, bei welcher Beſchäftigung ſie einen Zuſchauer hatte in dem Gärtner des Hauſes, der ihr gegenüber am Eingange der Laube an einem Baume lehnte, während er ſeine beiden Hände auf ein Grabſcheit ſtützte.

Der Gärtner war ein Mann an den vierzig Jahren, eine geſund ausſehende Perſönlichkeit mit heiteren Zügen, die das rothbraune Colorit der Leute dieſes Gewerbes hatte.

„Wenn der Herr ſehen könnte," ſagte er lächelnd nach einer Pauſe, „wie Mamſell Eliſe es ſo zierlich verſteht, den

Waldmeiſter auszuſuchen, ſo würde er mir dieſes Geſchäft nicht mehr übertragen, davon bin ich feſt überzeugt."

„In dem Falle," gab die Gouvernante etwas ſchnippiſch zur Antwort, „würde der Herr wenig Maitrank zu koſten bekommen, denn Ihr wißt ſehr gut, Meiſter Andreas, daß Unſereins zu ſo was keine Zeit hat; du lieber Gott, ich mache mir faſt eine Sünde daraus, hier zu ſitzen und Eure Arbeit zu thun, während die kleine Margarethe allein da drinnen iſt."

„Allein?" fragte faſt erſtaunt der Gärtner; „na, da muß ich bitten, es iſt da drinnen eine recht hübſche Geſellſchaft bei einander, und vor allen Dingen Fräulein Margarethens Papa, da kann man doch bei Gott nicht ſagen, daß ſie allein ſei."

Die Gouvernante warf ihre Oberlippe etwas verächtlich in die Höhe und ſagte hierauf: „Allerdings iſt da drinnen im Atelier eine hübſche Geſellſchaft" — ſie betonte das Eigenſchaftswort mehr als gerade nothwendig war — „da iſt zum Beiſpiel der Herr....."

„Na, Mamſell Eliſe," gab der Gärtner in einem Tone zur Antwort, der zwiſchen Vorwurf und Frage die Mitte hielt.

„Der Herr," fuhr die Andere fort, „der nun allerdings einmal hier ſeine Beſchäftigung hat, obgleich es die ganze Welt, gelinde geſagt, ſonderbar finden muß, daß er ſich ein Atelier erbaut hat eine halbe Stunde von der Stadt und ſeinem Wohnhauſe entfernt."

„Weil die ganze Welt nichts davon verſteht," verſetzte der Gärtner mit großer Entſchloſſenheit, indem er das Grabſcheit vor ſich in den Boden ſtieß; „der Herr braucht für

seine großen Bilder ein Atelier, für das man im Hofe bei unserem Wohnhause keinen Platz und kein Licht gefunden hätte — was braucht er nicht alles für Modelle, für die man doch Platz nothwendig hat!"

Bei dem Worte Modelle rümpfte die Kammerjungfer verächtlich ihre Nase.

„Hatten wir doch im vergangenen Herbste," fuhr Andreas achselzuckend fort, „tagelang ein Geschütz mit Bespannung im Atelier, natürlich nur mit zwei Pferden, und wie oft brauchen wir da drinnen Reiter mit Sattel und Zaum — wo wollten wir denn dergleichen Zeug in der Stadt unterbringen? Und wenn das je möglich wäre," setzte er mit einem komisch ernsten Gesichtsausdrucke hinzu, „denken Sie doch nur an die Umstände, die es gibt, Mamsell Elise, an das Gerassel, an das Gepolter und — an die Nerven!"

„Gerassel und Gepolter würden wir bei den Modellen des Herrn durchaus nicht scheuen, aber die anderen, die kein Gerassel und Gepolter machen — doch reden wir nicht davon, ein anständiges Mädchen darf darüber nicht sprechen."

„Darin haben Sie ganz und gar Unrecht: was bei uns vorkommt, darüber kann ein Mädchen reden, und wenn sie so anständig ist wie eine Prinzessin — leider Gottes, daß man nicht im Stande ist, Euch da drinnen eine andere Meinung beizubringen!"

„Allerdings, das seid Ihr nicht im Stande, ein solcher Versuch wäre sehr überflüssig; doch müßt Ihr uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen," setzte sie mit einem anmuthig sein sollenden Lächeln hinzu, „daß wir Euch sehr wenig hier außen belästigen, und hätte es der Herr nicht ausdrücklich befohlen, ja, sehr ausdrücklich, die kleine Margarethe sollte

heute Morgen zu ihm gebracht werden, ſo würde es Madame ganz gewiß nicht eingefallen ſein, ihr Kind gerade hieher zu ſchicken."

„Hm, gerade hieher? Hm, und dem armen, kleinen Mädchen mit ſeiner ſchwächlichen Geſundheit thäte es ſo ausnehmend gut, wenn es ſich hier in der freien Gotteluft herumtummeln könnte, oder wenn es da drinnen ſpielen dürfte mit den ſchönen Spielſachen, die wir hier für es haben."

„Lieber Meiſter Andreas," erwiderte die Kammerjungfer mit großer Würde und Weisheit, „das ſind Sachen, über die wir beide wohl nicht zu entſcheiden haben. Was mich anbelangt," fuhr ſie mit einer excentriſchen Handbewegung fort, „ſo behaupte ich, Madame hat Recht, zehn Mal Recht, hundert Mal Recht!"

„Und was mich betrifft," gab der Gärtner zur Antwort, wobei er, ihre Handbewegung parodirend, ſein Grabſcheit ſchwang, „ſo ſage ich, mein Herr hat Recht, zehn Mal Recht, hundert Mal Recht — aber nichts für ungut, darum keene Feendſchaft nich, wie ſie in Berlin ſagen, wo ich glorios meine Zeit gedient!"

Die Kammerjungfer hatte ihre Augen und ihre Finger in den duftigen Waldmeiſter vertieft und ſagte nach einer längeren Pauſe, mehr wie zu ſich ſelber, als um es dem Andern mitzutheilen: „Es iſt eigentlich recht traurig, daß es ſo iſt; mir könnte es ſchon recht ſein, wenn es anders wäre, wenn Madame häufig hieher käme und ihre Freude hätte an den ſchönen Bildern, die der Herr malt — ach, wie ſchade," ſetzte ſie mit einem ſchwärmeriſchen Blicke gen Himmel hinzu, „ſo große Kunſt, ſo ein wunderbares Talent und ſo wenig innere und äußere Haltung!"

„Was Sie da ſagen, Jungfer Eliſe," erwiederte der Gärtner in ärgerlichem Tone, „könnte mich erzürnen, nicht gerade, weil Sie es ſagen, ſondern weil ich Sie kenne als das lebendige Echo unſerer Madame, und weil es traurig iſt, daß es ſo iſt — glauben Sie nicht, daß es auch den Herrn tief kränken muß, wenn die ganze Stadt und alle Fremden daher laufen, um eines ſeiner neuen Bilder zu ſehen, und man von Madame hören muß, wie ich's mit eigenen Ohren vernommen, ſie thäte das Bild noch gar nicht kennen?" — Dies letztere ſagte er in einer ſo komiſch geſpreizten Haltung und dabei in ſo ſcharfem Tone, daß man annehmen mußte, er copire und komme dem Originale ziemlich nahe, denn ein kurzes, aber ſchnell unterdrücktes Lächeln überfuhr die Züge der Kammerjungfer.

„Mich freut es nur, daß Ihr uns vermißt," ſagte ſie, „und zur Belohnung dafür will ich Euch anvertrauen, Meiſter Andreas, daß Ihr in Kurzem einen Beſuch von Madame zu erwarten habt; ich ſage das Euch eigentlich," fuhr ſie vertraulicher fort, „um Euch einen Wink zu geben, daß man hier nichts findet, was man nicht finden ſoll."

Der Gärtner machte eine ſehr ungeduldige Bewegung mit ſeinem Grabſcheit; doch ließ ſich die Kammerjungfer nicht in ihrer Rede ſtören, ſondern ſprach mit großer Ruhe weiter:

„Seine Hoheit der Prinz Heinrich iſt hier und wird das Atelier des Herrn in Begleitung von Madame beſuchen — ſeid alſo klug und anſtändig!"

„Ja, ich werde ſo klug ſein," entgegnete ihr verdrießlich der Gärtner, „und darüber gar nichts reden, denn ſonſt wäre es möglich, daß der Herr den Garten zuſchlöſſe, denn Beſuche wie die Seiner Hoheit ſind nicht das, was wir

ſehnlich wünſchen; und um auf Ihre Aeußerung „anſtändig“ zurückzukommen, ſo kann ich Sie verſichern, daß, wenn unſer Atelier von Glas wäre und mitten auf dem Marktplatze ſtände, ſo müßte die ganze Bevölkerung eine Freude daran haben, wie es bei uns zugeht. Etwas möchte ich nur wiſſen, wer Euch da drinnen alle die vertrackten, dummen Ideen in den Kopf ſetzt — der arme Herr! Ich bin nur ein geringer Gärtner, aber wenn ich denken müßte, daß alle meine Schritte ſo mit Mißtrauen betrachtet würden, ich thäte der Welt ein Ende laufen.“

„Und ließet Eure Frau ſitzen, wenn Ihr eine hättet.“

„Ja, wenn ich eine hätte — doch ſo weit ſind wir noch lange nicht,“ ſetzte er mit einem Seufzer der Erleichterung hinzu; „dann brauchte ich wahrſcheinlich niemals mehr zu ſagen: Gott ſtraf' mich!“

Die Kammerjungfer begnügte ſich, ihre Achſeln zu zucken und in einem mitleidigen Tone zu erwiedern: „Schade iſt's doch um Euch, Andreas, daß Ihr hier außen ſo verwildert, aber wie iſt das anders möglich!“

Nach dieſen Worten ſummte ſie eine wehmüthige Melodie vor ſich hin, und Meiſter Andreas, alſo verabſchiedet, begann mit großer Energie ſein Grabſcheit zu handhaben, indem er einen Haufen Kies in dem breiten Wege vertheilte.

Dazu ſangen an dieſem wunderbaren Frühlingsmorgen die Vögel ihre lieblichſten Weiſen, Schmetterlinge flatterten von Blüthe zu Blüthe, und emſige Ameiſen, ſowie glänzende Käfer gingen eifrig ihren Tagesgeſchäften nach.

Wir, geneigter Leſer, wollen die Schwelle des Ateliers überſchreiten, von der uns ein gaſtliches »Salve« entgegenleuchtet, und kommen auf einen Vorplatz, der im Hinter-

grunde eine Treppe hat, die in ein paar kleine Zimmer des Dachſtockwerkes führt, welche der Hausherr einigen talentvollen, dürftigen Schülern unentgeldlich einzuräumen pflegte, um ſie ſo in ihren Studien zu unterſtützen. Links vom Eingange führt von dieſem Vorplatze eine Thüre in das vorhin erwähnte Gewächshaus, wo zwiſchen Palmen und Baumfarn ein kleiner Waſſerſtrahl emporſpringt, deſſen Wände mit exotiſchen, wuchernden Schlingpflanzen bedeckt ſind, ein ſaftig grünes Enſemble, das auch im Winter auf das von der Leinwand und den bunten Farben ermüdete Auge ſo wohlthätig und kräftigend einwirkt. Von den Wänden dieſes Vorplatzes in braunrother Farbe hoben ſich kleine Statuetten, die Meiſterwerke Peter Viſcher's von Nürnberg, auf einer Seite Trophäen, die aus Waffen der heutigen Zeit: Säbeln, Piſtolen, Infanterie-Gewehren, Büchſen mit Hau-Bayonnetten, Carabinern und Lanzen, gebildet waren; in einer Ecke auf dem Fußboden befanden ſich Trommeln, Keſſelpauken, ein paar alte Trompeten neben dem richtigen Modelle eines kleinen Feldgeſchützes; die ganze Hinterwand dieſes Vorgemaches war mit einem großen Gobelin verhängt, den wir leiſe emporheben, um in das Atelier ſelbſt zu gelangen.

Was die Größe dieſes weiten und ſchönen Raumes anbelangt, ſo hatte Meiſter Andreas allerdings Recht, daß ſich ein ſolcher Platz ſchwerlich im Hofe eines ſtädtiſchen Wohnhauſes gewinnen laſſe, und es genügt wohl, um ſich von der Ausdehnung deſſelben einen richtigen Begriff zu machen, wenn wir beſtätigen, daß die Verſicherung des Gärtners, hier habe ſchon ein Feldgeſchütz, allerdings mit nur zwei Pferden Beſpannung, Modell geſtanden, ſeine vollkommene Richtigkeit hatte. Das Atelier war auch in ſeiner Höhe der Ausdehnung

bezahlt wurden, ein gar ordentliches Diner und ſie ſprach mir vor allen Dingen Muth ein. Sie hatte leider Gottes einen heftigen Anſatz zur Schwindſucht, war dabei ſanft wie ein Engel, kurz in Allem eine alte treue Seele."

„Eine alte Seele?"

„Oder wenn Sie lieber wollen, eine junge Seele in einem alten Körper. Sie war hoch in den Dreißigen, als ſie ſtarb, denn daß ſie geſtorben, habe ich erfahren."

Der Doktor trank bei dieſen Worten ſtill und wehmüthig ſein Glas aus, und klopfte alsdann heftig auf den Tiſch, um ſich friſch einſchenken zu laſſen.

„Und die conſervative Partei, für die Sie geſchrieben und gelitten, that nichts für Sie?"

„Die conſervative Partei," ſagte der Doktor ſehr ernſt, „bekam bald wieder die Oberhand und als ich mich eines Tags an einen Träger derſelben ſchriftlich wandte, bekam ich zur Antwort: ich möchte in meinem Dunkel ruhig ſitzen bleiben, denn man habe entdeckt, daß ſich in der damaligen Leuchte unter dem Mantel der beſten Geſinnungen erſchrecklich radikale Grundſätze befunden; und man würde nichts thun, als mich freundlich verwarnen. — Nun bitt' ich Sie! Sie haben mein damaliges Blatt gekannt, die einzige Stütze jener Leute, der grimmigſte Feind aller Blätter von liberaler Färbung."

„Da wurde endlich es Ihr Peiniger müde, Sie feſtzuhalten?" fragte Dubelli, der mit ſeinem erſten Schoppen noch lange nicht zu Ende war.

„Auch er ſtarb, der Gute," fuhr der Doktor fort, „er gieng zu Grunde an diverſen, unverdaulichen Verlags-Artikeln. Eines Tags kam meine einzige Freundin betrübten Herzens auf mein Zimmer und erklärte mir weinend, daß ich heute in Freiheit geſetzt würde. — Was ſollte ich aber vorderhand mit meiner Freiheit machen? Freilich hatte ich einen Roman beendigt, doch

entſprechend und hatte nur eine einzige, aber koloſſale Fenſteröffnung an der Nordſeite, die ſich nach Belieben verkleinern ließ und deren Licht man durch vorgezogene blaue und graue Vorhänge dämpfen oder ſpannen konnte. Die Wände hatten eine dunkle Schieferfarbe und waren trotz ihrer Höhe und Breite ſo mit Gegenſtänden aller Art bedeckt, daß gerade die Mannigfaltigkeit derſelben dieſe Wände ſelbſt und ſo auch das Gemach auf den erſten Blick nicht ſo groß erſcheinen ließ, wie es in der That war. Hier ſah man Trophäen von alten und ſeltenen Waffen kunſtreich oder vielmehr künſtleriſch geordnet, indem eine gar zu ſtrenge Symmetrie vermieden war aber, wo eine ſolche doch vielleicht unbewußt entſtand, gemildert wurde durch eine alte, ziemlich willkürlich herabhangende Fahne und durch leichte Drapirung buntfarbiger Schärpen, Shawls oder hellleuchtender Mäntel und Kopftücher orientaliſcher Völkerſchaften. Dort eine andere Wand war für Gypsabgüſſe der verſchiedenſten Arten und Zeiten beſtimmt: neben einem herrlichen Torſo oder einem antiken Kopfe ſah man wohlgeformte Arme und Beine oder ſonſtige Glieder des menſchlichen Körpers, allerdings winzig und faſt unſchön erſcheinend gegen die koloſſalen, edlen Formen des Alterthums, während daneben wieder Köpfe verſchiedener Thiere aus der Wand hervorragten; auf einer anderen Seite ſah man Farbenſkizzen und Köpfe in Kreidemanier, Portraits von Bekannten oder Studien zu irgend einem Bilde. Das Meublement des Ateliers beſtand durchweg aus altem Geräthe der beſten Renaiſſancezeit, und jedes Stück war nach Material und Arbeit ausgezeichnet zu nennen. Da ſah man ungeheure, kunſtreich aus Holz geſchnitzte Schränke, die jedes andere Zimmer über Gebühr ausgefüllt haben würden, hier

aber ganz an ihrem Platze ſchienen. Auf denſelben bemerkte man eine Sammlung von intereſſanten großen Krügen und Gefäſſen aus Thon und Glas, während feinere Arbeiten aus letzteren Stoffen, ſowie aus Bronze und edleren Metallen auf wohlerhaltenen uralten Etagèren von den zierlichſten Formen aufgereiht ſtanden. An der hinteren Wand, gegenüber dem Gobelin, unter dem wir hineingeſchlüpft ſind, befand ſich ein rother Divan und vor demſelben ein mächtiger Eichenholztiſch mit ſchweren, gedrehten Füßen, um welchen Seſſel ſtanden mit hohen, reich geſchnitzten Rücklehnen, deren Polſterung mit gepreßtem Leder oder altem, dickem Sammt überzogen war. Auch ſonſt überall in dem reichen Gemache fehlte es nicht an den mannigfaltigſten Sitzgelegenheiten: breite Armſeſſel, kleine, zierliche Tabourets und über einander gehäufte orientaliſche Kiſſen.

Was aber dieſem ganzen Raume ein ſo wohlthuendes Gefühl der Behaglichkeit gab und ihm die kalten Formen einer Kunſtſammlung oder Ausſtellung benahm, war die ungeſuchte und doch maleriſche Unordnung, in der eine Menge anderer Gegenſtände ſo herumlagen oder herumſtanden, daß man überzeugt war, ſie ſeien gebraucht und eben erſt aus der Hand gelegt worden: ſo auf dem Tiſche Albums mit Zeichnungen und Skizzenbücher in den mannigfaltigſten Größen, oder große Bände alter, prächtiger Werke; daneben ſeltene Waffen und geſchnitzte Kiſtchen, deren halb zugeſchobener Deckel ihren Inhalt ſehen ließ: Zeichnungsmaterial, Papiere, Cigarren; reiche alte Stoffe in Damaſt und Sammt von den lebhafteſten Farben lagen nachläſſig über die hohe Lehne irgend eines Stuhles geworfen, und zwiſchen ihren Falten hervor ſah man vielleicht den reichen, kunſtvoll gearbeiteten

Griff und Korb einer Toledoklinge. Links von dem breiten, rothen Divan befand ſich ein geräumiger Kamin, deſſen Oeffnung ſo hoch war, daß ein Mann mit dem Hute auf dem Kopfe darin ſtehen konnte. Die trotzig ausſehenden Feuerhunde, welche im Winter das brennende Holz trugen, ſchienen ſich in ihrem jetzigen Nichtsthun förmlich zu langweilen und wie das warme Wetter verhöhnend ihre langen Zungen verächtlich herauszuſtrecken. Neben dem Kamine ſtand ein Schirm von gepreßtem und vergoldetem Leder, hinter den wir uns einen Blick erlauben, uns aber darauf gern wieder freundlicheren Gegenſtänden zuwenden wollen: da befand ſich nämlich ein Skelett und neben demſelben das lebensgroße Bildniß eines ſchönen, nackten Mädchens, jedes mit einem einzigen kurzen Worte als Aufſchrift: „Einſt“ und „Jetzt“.

Gegenüber dem Fenſter, im beſten Lichte, war ein großes Bild auf zwei Staffeleien aufgeſtellt, vor dem der Herr des Ateliers mit Malen beſchäftigt war. Es war dies ein großer und ſtarker Mann, vielleicht in der Mitte der dreißiger Jahre, mit einem angenehmen, ausdrucksvollen Kopfe, dichtem, dunkelm, aber kurzgeſchnittenem Haupthaare, mit einem vollen Barte, der auf eine nicht unangenehme Art ins Röthliche ſpielte. Er trug einen Morgenrock von hellbraunem Sammt, der etwas abgenützt war und hier und da Farbenſpuren zeigte, während die übrige Kleidung des Künſtlers ganz beſonders ſorgfältig war. Neben dem Bilde, ebenfalls in vollem Lichte, ſtand ein junges Mädchen von vollendeter, edler und wohlthuender Schönheit. Ihre vielleicht etwas zu ſchlanke Geſtalt war in ein einfaches graues Gewand gehüllt, welches bis zu ihrem Halſe reichte, über den ein dunkelvioletter Sammtſtoff maleriſch drapirt herabhing. Unter ihrer

Bruſt wurde derſelbe feſtgehalten von ihrer feinen, weißen Hand, die hier zum Vorſchein kam, während ſie ungefähr drei Viertel ihres ausdrucksvollen Profils dem Maler zuwandte. Das Mädchen mochte etwas über zwanzig Jahre alt ſein, war aber offenbar erſt im Aufblühen begriffen; man hätte glauben ſollen, ihre Entwicklung ſei vielleicht durch einen allzu zarten Körperbau oder durch Krankheit in den Kinderjahren zurückgehalten worden, und darauf ſchien auch das marmorbleiche Colorit ihres edeln Geſichtes hinzudeuten. Ihre großen, dunkeln Augen unter hochgeſchwungenen Brauen waren von einem ſammtartigen Schimmer. Sie hatte ihre feinen Lippen etwas geöffnet, unter denen blendend weiße Zähne hervorblitzten.

Vor dieſer intereſſanten jugendlichen Erſcheinung, ſie aufmerkſam betrachtend, ſaß auf einem kleinen Polſter am Boden ein Mädchen von vielleicht neun Jahren, ſehr zartem, ſchmächtigem, ja faſt kränklichem Ausſehen. Es hatte ein blaſſes, eingefallenes Geſichtchen, aber mit einnehmenden Zügen, zu welchen die auffallend hellen und glänzenden Augen nicht ganz paſſend erſchienen, wenigſtens auf eine geiſtige Erregtheit deuteten, und die mit den müden Bewegungen ſeines Körpers durchaus nicht harmonirten; es hatte ſeine kleinen Hände über den Knieen gefaltet und blickte angelegentlich in das ſchöne Geſicht der jungen Dame, welche ihm, ſowie der Maler ſeinen Blick von ihr ab und auf das Bild wandte, zuweilen mit Hand und Auge freundlich zuwinkte, worauf das kleine Mädchen eifrig mit ſeinem Kopfe nickte.

Neben dem Herrn des Ateliers, etwas zur Seite, doch ſo, daß er die junge Dame ebenfalls im Auge hatte, ſtand

ein anderer Künſtler, ein ſehr junger Mann von neunzehn oder zwanzig Jahren, eine ſchöne, ſchlanke Figur mit einem ausdrucksvollen, jugendlich ſchönen Geſichte, das aber in ein paar ſchwachen, wenn auch durchaus nicht unangenehmen Zügen den Engländer verrieth, krauſem, hellblondem Haupthaare und eben ſolchem vollen, wenn auch noch ſehr weichen Barte. Die elegante Geſtalt des letzteren wurde noch durch ſeinen Anzug hervorgehoben, der aus einem etwas phantaſtiſchen Ueberwurfe von feinem, ſchwarzen Sammt beſtand, aus dem ein blendend weißer, breit umgeſchlagener Halskragen hervorſchaute, der von einem gelbſeidenen Tuche zuſammengehalten war, ſowie die aufgeſchlitzten, weiten Aermel auch hier die tadelloſe Wäſche ſehen ließen. In der linken Hand hielt er ein Skizzenbuch ſo ungezwungen und anmuthig, daß er hierin, wie mit ſeiner ganzen ſchönen Geſtalt, irgend welchem Anderen zum Modell hätte dienen können.

An der Wand, unterhalb des ſchräg eingeſetzten großen Fenſters, bemerken wir, ſich behaglich auf einem bequemen Lehnſtuhle dehnend, einen anderen jungen Mann im ſorgfältigſten Morgen-Anzuge, einen glänzend neuen Hut auf dem Kopfe, Ueberrock und Beinkleider nach dem neueſten Schnitte, feinen, hellen Handſchuhen von kuhrother Farbe und zierlichen Lackſtiefeln, an denen ſich kleine ſilberne Sporen befanden. In der rechten Hand hatte er einen jener Spazierſtöcke von vielleicht zwei Fuß Länge mit goldenem Knopfe, deren eigentliche Beſtimmung ihrer Kürze halber wohl für alle praktiſchen Menſchen ein unerklärliches Räthſel bleiben wird. Er hatte ein Glas ins rechte Auge geklemmt, das er durch Oeffnen deſſelben zuweilen fallen ließ, um es alsdann, wie durch einen Wurf, mit einer unnachahmlichen Grazie

wieder aufzufangen und an ſeinem Platze zu befeſtigen, wobei er jedes Mal eine köſtliche Grimaſſe ſchnitt.

Etwas ſeitwärts von dieſem Gaſte befand ſich noch ein anderer Beſucher des Ateliers von ganz verſchiedenem Aeußern: es war dieß ein älterer Mann von über vierzig Jahren, der einen oben etwas zugeſpitzten braunen Hut auf dem Kopfe trug, unter dem ſtruppiges, grau und ſchwarz gemiſchtes Haar hervorſah, während in dem ebenfalls vollen, aber nicht ſehr ſorgfältig gehaltenen Barte von einem Gemiſch beider Farben nicht gut die Rede mehr ſein konnte, ſondern hier das Grau ſtark vorherrſchend war. Sein Anzug war ziemlich nachläſſig und zeigte hier und da in nicht ganz verwiſchten Farbflecken ſeine Beſchäftigung. Er ſaß ſo, daß er das Bild, mit welchem der Herr des Ateliers beſchäftigt war, betrachten konnte.

Rechts von dem Eingange, zu dem wir hereingekommen ſind, waren noch ein paar junge Künſtler mit Zeichnen und Malen beſchäftigt, doch hatten ſie ſich durch einen rieſigen, quer vorgeſchobenen Carton ein eigenes, kleines Atelier geſchaffen, hinter dem hervor man auch zuweilen ein leiſes Plaudern oder halb unterdrücktes Auflachen hörte.

„Nun, was ſagſt Du zu meinem violetten Sammtmantel?“ wandte ſich der Herr des Ateliers, der Maler Roderich Diſers, an den Mann mit dem ſpitzen, braunen Hute, während er etwas zurücktrat und ſein Bild überſchaute. „Du mußt zugeben, Walter, daß die ſanften Töne des Violetts das grelle Unterkleid wohlthätig dämpfen.“

„Allerdings,“ erwiederte der Gefragte, nachdem er ziemlich lange auf die Antwort hatte warten laſſen, in einem knurrenden Tone; „hätteſt Du aber das Unterkleid minder grell gemacht, ſo wäre es doch noch beſſer geweſen. Kann

man eine ſchönere Zuſammenſtimmung finden, als das anmuthige Grau des Kleides, welches Donna Conchitta trägt, mit Deinem violetten Sammtmantel? Ich werde mir dieſe Zuſammenſtellung merken und hätte große Luſt, ſie bei meiner heiligen Cäcilie anzuwenden. — Was meinen Sie, Lytton?"

Dieſe Frage galt dem jungen Manne mit der Sammtblouſe, der aufſchauend ſagte: „Es iſt ja bekannt, welch feinen Sinn Donna Conchitta für Farben hat; ich wünſchte nur, ſie würde darin meine Lehrmeiſterin." Er ſagte dieß mit einem faſt ſchwärmeriſchen Tone, während er mit der feinen Hand träumeriſch durch den blonden Schnurrbart ſtrich.

„Es iſt dies nicht mein Verdienſt," entgegnete das junge Mädchen in gutem Deutſch, das ſie aber, da ſie eine Spanierin war, mit einem etwas fremd klingenden Accente ausſprach; „es hätte ja den Augen des Meiſters weh thun müſſen, wenn ich in einem hellfarbigen Kleide gekommen wäre."

„Siehſt Du, auch Conchitta gibt mir Recht, wenn ich Dein grelles Unterkleid verwerfe," meinte der ältere Mann mit dem grauen Barte.

„Verzeihen Sie, Herr Walter, nicht ſo ganz," verſetzte das junge Mädchen beſcheiden; „für eine Fürſtin, die der Meiſter malt, paßt zu Violett wohl ein helles, mit reicher Stickerei beſetztes Untergewand, womit ich aber nicht dienen konnte," ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Für Deine heilige Cäcilie," ſagte Roderich, während er ruhig fortmalte, „werden die beiden Farben in der That ganz paſſen; aber vergiß nicht, daß die Geſchichte, nach der wir uns nun einmal bequemen müſſen, von der Prinzeſſin Anna ausdrücklich erzählt: ſie liebte farbige und prächtige

Gewänder und war wie zum größten Feſte geſchmückt, als ſie an die Leiche ihres ermordeten Liebhabers trat."

„Da hätte ich der Geſchichte etwas Gewalt angethan und gerade durch ein graues Untergewand ſymboliſch ihre ſpäteren, trüben Tage bezeichnet; aber 's iſt traurig, daß ſelbſt Leute wie Du von unſern wälſchen Nachbarn die grellen Farben nachahmen! Es iſt wahr, was ich ſchon ſo oft geſagt und was ich, wenn auch als Prediger in der Wüſte, in die Welt hinausſchreien möchte: die deutſche Kunſt iſt todt!" Er nahm ſeinen Hut vom Kopfe, zog ein roth carrirtes Schnupftuch aus der Taſche und fuhr ſich damit über ſeine hohe Stirne.

Lytton lächelte und Olfers ſagte zu Walter: „Obgleich es noch früh am Tage iſt, ſo würde man mit Dir doch nicht fertig, wenn wir uns auf dieſes Thema einließen."

„Damit bin ich kurz, aber ſehr ungenügend abgefertigt," knurrte der Andere. „Beweiſt mir, daß die alte, ſchöne deutſche Kunſt, wo es noch Leute gab, die im Stande waren, einen vernünftigen Heiligen zu malen, posito einen Heiligen, der zur Andacht begeiſtert, nicht todt ſei; nehmt doch einmal ſolche moderne heilige Geſichter, ſtellt euch davor und pfeift für euch ſelber einen luſtigen Walzer — glaubt ihr nicht mit einiger Phantaſie zu ſehen, wie es in den kräftigen, lebensfriſchen Geſichtern irgend einer heiligen Katharina oder Eliſabeth anfängt, ſchelmiſch aufzuleuchten, oder wie ein wohlgenährter, ausgefreſſener Altvater oder Apoſtel ſein langes Gewand aufhebt und Luſt hat, nach eurer Melodie zu tanzen? — Ah, ſie iſt todt, die deutſche Kunſt!"

„Was meinen Sie zu dieſen Anſichten, Baron?" wandte ſich Olfers an den jungen, eleganten Mann, der auf dieſe

Frage, wahrſcheinlich aus Verlegenheit, ſein Glas fallen ließ, um es gleich darauf wieder einzufädeln, wobei er mit vieler Geiſtesgegenwart ſagte: „Darüber ſoll ich meine Anſicht hören laſſen, ich, ein armer Laie, ein kleiner Verehrer der großen Kunſt, und vor Euch? Bei Rubens, werde mich ſchon hüten! Uebrigens weiß ja Herr Walter, was ich denke von jenen nach ſeinen Begriffen wunderbar gemalten Heiligenbildern, die mich froſtig und kalt laſſen, ja, ehrlich geſagt, mich langweilen wie die Sandfluren bei Jüterbogk: ich bin für das Lebendige, für das Warme und Blühende in der Kunſt.“

Der Baron richtete bei dieſen Worten ſein Augenglas auf die junge Spanierin, die ihn indeſſen mit ihrem ruhigen Blicke ſo theilnahmlos anſchaute, als ſei ſeine ganze elegante Erſcheinung nur ein Nebelflecken oder ein Kohlenſtrich auf der Wand.

„Gerade Ihr,“ fuhr Walter in eifrigem Tone fort, „und beſonders Du, Roderich, Ihr hättet Euch mit Erfolg gegen die Verflachung der deutſchen Kunſt anſtemmen ſollen und müſſen, aber auch Ihr huldigt dem Geſchmacke der Zeit und denkt, je bunter, je beſſer!“

„Du biſt hart gegen uns, Deine Mitgenoſſen,“ gab Roderich lächelnd zur Antwort; „aber nun bitte ich Dich, beendige endlich einmal Deine heilige Cäcilie, damit Du wenigſtens durch Deine eigenen Werke die Worte Lügen ſtrafſt und uns dadurch vielleicht zur Nacheiferung aufforderſt. — So, Sennorita,“ wandte er ſich an das junge Mädchen, „ruhen Sie aus, Sie werden müde ſein.“

Die ſchöne Spanierin dankte mit einer freundlichen Neigung des Kopfes; ehe ſie aber ihre Stellung veränderte,

ſchaute ſie mit einem liebenswürdigen, fragenden Blicke nach Lytton, der aber haſtig ſagte: „Bitte auf mich gar keine Rückſicht zu nehmen, verehrte Sennora, ich benutze ja durch die gütige Erlaubniß meines Freundes nur die angenehme Gelegenheit, Ihr herrliches Profil zeichnen zu dürfen — ſchau' her, Roderich, biſt Du mit meiner Skizze zufrieden?"

„Sie iſt ſehr hübſch," ſagte der Gefragte, nachdem er das Blatt eine Zeit lang betrachtet; „und da haſt Du ja auch mein kleines, liebes Mädchen ſkizzirt! Das gibt ein reizendes Blatt, würdig der ſchönſten Sammlung — ſehen Sie, Conchitta!"

„O, Herr Lytton hat, wie immer, übertrieben," ſagte beſcheiden das junge Mädchen, als ſie näher getreten war, nachdem ſie ihren ſchweren Sammtmantel ſorgfältig abgelegt; „aber Margarethe iſt vortrefflich gelungen — darf ich's ihr zeigen?"

Nach bereitwilligſt ertheilter Erlaubniß nahm ſie raſch das Skizzenbuch, kauerte damit neben der Kleinen nieder und hielt ihr die Zeichnung mit der linken Hand vor, während ſie mit dem rechten Arme ihren Hals umſchlang und dabei ihr Köpfchen an die Bruſt drückte.

Roderich ſchien im Anſchauen ſeines Bildes verſunken zu ſein; in Wahrheit aber ſchweiften ſeine Augen daran vorbei und ruhten mit einem eigenthümlichen Ausdrucke auf der rührend ſchönen Gruppe zu ſeinen Füßen. Das kleine Mädchen ſchmiegte ſich feſt an Conchitta, und wenn es auch im erſten Augenblicke die Zeichnung flüchtig betrachtet hatte, ſo hafteten doch gleich darauf ihre leuchtenden Augen auf dem guten Geſichte der jungen Spanierin, die ihr nun das

noch keinen Verleger dafür; aber die Geschichte war wahr: man kündigte mir meine Freiheit an. Doch sah ich mich veranlaßt, ein Cirkular an meine sämmtliche Gläubiger zu erlassen, des ungefähren Inhaltes: man sei im Begriff, mich wieder auf freien Fuß zu setzen, doch sei ich durchaus nicht gesonnen, mich dieser Freiheit für einige Tage zu bedienen, bis es vielleicht einem Andern dieser Herrn einfallen würde, mich wieder beistecken zu lassen, und erklärte darauf sämmtlichen, nicht das Gefängniß verlassen zu wollen, bis sie einen Vergleich mit mir eingegangen, wonach sie sich verpflichteten, meiner Freiheit durchaus nicht mehr nachzustellen, sondern mir erlaubten, sie sobald ich einmal könnte, nach bestem Gewissen und Vermögen zu bezahlen."

„Die Herrn hatten mich in dem halben Jahr auch ziemlich vergessen und unterschrieben deßhalb auch sämmtlich meinen Vorschlag und ich befand mich nach einem halben Jahre zum Erstenmale wieder unter Gottes freiem Himmel. Meine Garderobe hatte während der Zeit nicht sehr gelitten; ich konnte ziemlich anständig ausgehen und wanderte mit meinem Roman zum nächsten besten Buchhändler, bot ihm das Werk an, von einer abschläglichen Antwort im Voraus überzeugt. Doch schien das Unglück müde zu sein, mich zu verfolgen. Mein Roman wurde angenommen, ich erhielt sogar ein anständiges Honorar, das ich in zwei Hälften theilte; die eine überlieferte ich meinen Gläubigern, was diese leichtsinnigen Menschen so in Verwunderung brachte, daß sie mir bereitwilligst neuen Credit anboten. Doch enthielt ich mich, an diesem Köder anzubeißen, denn ich behielt ja die andere Hälfte für mich. Die Freundin meiner Gefängnißtage erfreute ich mit einem Andenken und eines Morgens wandte ich der Residenz, wo ich so lange unglücklich gelebt, den Rücken und gieng nach B., einer kleinen freundlichen Stadt, wo ich eifrig anfieng, zu studiren und zu arbeiten. Mein erster Roman erlebte mehrere Auflagen, ich schrieb neue, die ebenfalls gut giengen,

blonde Haar ſtreichelte und alsdann fragte: „Freut es Dich nicht, was Herr Lytton gezeichnet?“

„O ja,“ gab die Kleine zur Antwort, „weil auch Du darauf biſt und ich Dich gern habe, weil Du mich gern haſt!“

„Wenn Du lieb biſt, wie Du ja immer zu ſein pflegſt,“ fuhr Conchitta mit leiſer Stimme fort, „ſo will ich verſuchen, wenn es Herr Lytton erlaubt, Dir eine kleine Copie davon zu machen; die kannſt Du alsdann zu meinem Andenken aufheben.“

„Verſprichſt Du mir das, um auch Wort zu halten?“ fragte das Mädchen mit einem eigenthümlichen, faſt ſchelmiſchen Lächeln, welches ſich aber faſt traurig auf dem bleichen Geſichte ausnahm.

„Gewiß, Margarethe; habe ich Dir je etwas verſprochen und meine Zuſage nicht gehalten?“

„Ja, das haſt Du, Conchitta.“

„Nun, was denn?“ fragte dieſe, in der That erſtaunt. „Darauf wäre ich begierig, denn ich pflege ſonſt meine Verſprechen zu halten!“

„Du haſt mir eine Geſchichte verſprochen und haſt geſagt, wenn Du wieder ins Atelier kämeſt, würdeſt Du ſie mir erzählen, eine Geſchichte, worin ein Bube vorkomme, ſo alt wie ich, und eine Katze mit einer Halsbinde.“

„Ah,“ ſagte Lytton lachend, der ganz dicht an die Beiden herangetreten war und, wie es ſchien, mit Wohlgefallen auf das faſt überreiche ſchwarze, weiche und glänzende Haar des jungen Mädchens blickte — „ein Knabe und eine Katze mit einer Halsbinde, das ſind ſchon ſo pikante Beſtandtheile zu einer Geſchichte, daß ich wirklich ſelbſt darauf begierig wäre!“

„Papa, Du weißt, daß Conchitta ſie mir verſprochen hat — nicht wahr?“

Roderich, der nach einem Blicke auf ſein Bild die Palette wieder ergriffen hatte, um noch ein paar Striche zu thun, und nun Farbe und Malſtock wieder niederlegte, ſagte mit einem freundlichen Blicke auf die Beiden: „Allerdings, Sennorita, verſprachen Sie es ihr, und da auch ich der Anſicht Lytton's bin, daß wir nach Ihrem Programme etwas Außerordentliches zu erwarten haben, ſo ſollten Sie Ihr Verſprechen erfüllen und uns die Geſchichte zum Beſten geben.“

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich. Aber das iſt eine Geſchichte nur für Kinder; ſie würde Ihnen wenig Vergnügen machen.“

„Was mich anbelangt,“ meinte Lytton, „ſo habe ich ein ſo kindliches Gemüth, daß mich die Geſchichte außererordentlich anſprechen wird.“

„Und mich,“ ſetzte Roderich hinzu, „würde es recht ſehr freuen, zu ſehen, wie ſich Margarethe bei dieſer Erzählung amuſirt, und überdies möchte ich zur Abwechslung eine halbe Stunde an dem Harniſch eines der Trabanten malen, und während deſſen ruhen Sie aus und erzählen mit Bequemlichkeit.“

Der junge Elegant hatte ſich von ſeinem Sitze erhoben und trat mit einer tänzelnden Bewegung vor das junge Mädchen hin, wobei er ſo graziös wie möglich ſeinen Hut abnahm und ſagte: „Sie werden mir erlauben, daß ich meine Bitte mit denen meiner Freunde vereinige. — O, es iſt etwas Köſtliches,“ rief er enthuſiaſtiſch aus, „um ſo ein Atelierleben, die reizendſten Bilder entſtehen zu ſehen, diſtinguirte Fremde kennen zu lernen, geiſtreich zu converſiren und

allerliebſte Geſchichtchen zu hören — erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen zum voraus die Hand küſſe!“

Da er ſich mit einer ausgeſuchten Bewegung und ſo tief gegen Conchitta hinabneigte, daß ſie wohl fürchten mußte, er werde im nächſten Augenblicke vor ihr knieen, ſo reichte ſie ihm, um dies zu verhüten, ihre kleine Hand, die er einen Augenblick an ſeine Lippen drückte und dann mit einem Ah! der Befriedigung wieder in die Höhe ſchnellte.

Lytton hatte ſich achſelzuckend abgewandt und brummte etwas in den Bart von faber Zudringlichkeit, was der Baron übrigens nicht hörte, oder wenn er es vernahm, hatte er ein ſo glückliches Temperament, dergleichen Dinge nicht auf ſich zu beziehen.

„Gern will ich dem Wunſche meiner kleinen Freundin willfahren,“ ſagte Conchitta mit einem ihr eigenen, wunderbar reizenden Lächeln, wobei ſich ihr an ſich ſchon auffallend kleiner Mund aufs lieblichſte zuſammenzog, „und wenn ich auch auf die Nachſicht des Meiſters rechne, ſowie auf die Ihrige, Herr Lytton, ſo iſt doch Herr Walter meiſtens ſo ernſt geſtimmt, daß ich eine förmliche Angſt habe, vor ihm etwas ſo Unbedeutendes, was eigentlich nur für meine kleine Margarethe beſtimmt iſt, Preis zu geben.“

„Unbeſorgt,“ gab Walter mit einem weniger brummigen und gereizten Tone zur Antwort; „was die Anderen vertragen können, daran ſterbe ich auch nicht. Ueberhaupt will ich Niemanden mit meinen Anſichten beſchwerlich fallen, und wenn ich ſage, die deutſche Kunſt iſt todt, ſo kann man es mir glauben oder bleiben laſſen. Uebrigens wäre ich Dir ſehr dankbar, Roderich, wenn Du mir einen Cognac gäbeſt und mir erlaubteſt, meine Pfeife zu rauchen. Sennora Conchitta wird als Spa-

nierin ein wenig Tabaksdampf nicht scheuen, besonders da ich dafür mit christlicher Geduld ihre Geschichte anhören werde."

„Gewiß, Herr Walter, geniren Sie sich gar nicht! Aber ich sehe," fuhr sie, sich lebhaft umschauend, fort, „es raucht ja Niemand — warum denn nicht?"

„Weil wir gehofft haben, Sie würden uns durch ein gutes Beispiel Erlaubniß hierzu geben," sagte der Engländer.

„Nein, nein," erwiederte Conchitta, „fangen Sie immerhin an; „vielleicht macht mir Mercedes später ein Cigarrito."

„Der Cognac ist an dem Dir bekannten Platze," sprach Roderich, während er aus einer der Ecken des Gemaches zurückkam, wo er einen Harnisch geholt, den er so vor sein Bild aufstellte, um später danach malen zu können; „wenn Du aber," fuhr er während dieser Vorbereitung fort, „noch etwas warten willst, so bekommst Du einen guten Maitrank, wozu ich den Baron eingeladen. Derselbe hat nämlich die Behauptung aufgestellt, wir hier am Rheine wüßten mit der Zubereitung dieses unseres Lieblings- und Nationalgetränkes nicht besonders umzugehen."

„Pardon! Das habe ich gerade nicht gesagt; ich bin nur der Ansicht, daß der bei uns in Berlin gezogene und rationel cultivirte Waldmeister aromatischer ist...."

„Als der in den schönen, dichten, rheinischen Wäldern?" lachte Lytton. „O, Baron, warum können Sie sich diese entsetzliche Liebe zu Ihrer Sandheimath nicht abgewöhnen?"

„Danke," gab Walter kurz zur Antwort, „ein Cognac des Morgens ist mir zuträglicher; wenn ich vor Tisch ohne denselben einen Tropfen Wein trinke, so saust es mir den

ganzen Tag im Kopfe herum.“ Damit ging er nach dem ihm wohlbekannten Schranke und zog unterwegs eine kurze, irdene, ſchwarz gerauchte Pfeife aus der Taſche, die er ſich mit ſyriſchem Tabak füllte, der auf einem Nebentiſchchen in einem irdenen Gefäſſe ſtand. Nachdem er einen Schluck Cognac genommen, brannte er ſeinen Pfeifenſtummel an und ging behaglich, aber tüchtig dampfend, mit weiten Schritten, die Hände in den beiden Hoſentaſchen, durch das Atelier, wobei er in der Nähe des die Thür vertretenden Gobelins auf einen jungen Mann ſtieß, der eben eintrat.

Es war dies eine kurze, gedrungene Perſönlichkeit, ſorgfältig gekleidet, einen hellgrauen Cylinder auf dem Kopfe, den er im Atelier abnahm und unter welchem ſich nun ein wahrer Wald von dichten, krauſen, braunen, etwas röthlich ſchimmernden Haaren zeigte.

„Guten Morgen, Kohlenmüller!“ ſagte Walter und wandte ſich darauf vor dem Ankommenden dicht auf dem Abſatze herum, um ſeinen Spazirgang fortzuſetzen.

„Ah, bon jour, Waſſermüller!“ rief Lytton, als er des Eintretenden anſichtig wurde, und Roderich ſetzte, freundlich mit dem Kopfe nickend, hinzu: „Wie geht's, Bergmüller?“

„Danke euch, nicht ſchlecht,“ erwiederte der Angeredete heiter; „ich komme ſo eben von der permanenten Ausſtellung, wo Schüller zwei famoſe Zeichnungen von mir verkauft hat!“

„Ah, die beiden, die ſchon ziemlich lange dort hängen — die eine iſt Waſſer mit Nebel,“ ſagte Olfers, „und ....“

„Die andere iſt Nebel mit Waſſer!“ brummte Walter, indem er von der andern Seite des Ateliers wieder zurückkam — „in Summa, Nebelmüller, Du biſt ein glücklicher Kerl, daß Du Deine Kohlenzeichnungen am Ende doch alle

verkaufst! Aber unter uns kann ich Dir sagen, daß ich gestern die beiden betreffenden nicht schlecht empfohlen habe: es war in der Permanenten so viel herumgaffendes und, wie mir schien, kauflustiges Volk, wo ich mir denn einen Stuhl nahm, mich vor Deine Zeichnungen hinsetzte und mir den Spaß machte, sie mit lauter Stimme als ein paar ausgezeichnete Meisterwerke darzustellen."

„Nun, wenn Du das nur im Spaß gethan," gab der kleine, dicke Künstler, mit einem, wenn auch freundlichen Gesichte, doch bezeichnenden Achselzucken zur Antwort, „so muß ich Dir sagen, daß Dein Spaß mir gerade keinen Spaß macht; doch sei's drum, ich werde Dir Gleiches mit Gleichem vergelten und es eben so machen, wenn Deine heilige Cäcilie einmal lange genug in der Permanenten gehangen hat."

„Da wird sie nie hängen," gab der mit dem zugespitzten Hute zur Antwort, wobei er, seinen Spazirgang fortsetzend, mit großen Schritten ruhig an dem Anderen vorüberging; „ich arbeite nur auf Bestellung, merke Dir das."

Der Baron hatte der Begrüßung des Angekommenen mit so vielerlei Namen, sowie dem kurzen Zwiegespräche mit großen Augen zugehorcht und wandte sich jetzt fragend an Roderich, der aber auch ohne das die Beiden mit einander bekannt gemacht hätte: „Herr Maler Bergmüller, bekannt durch schöne Kohlenzeichnungen."

„In denen viel Wasser vorkommt," sagte Lytton, dem Herantretenden freundlich die Hand reichend.

„Und viel Nebel," setzte Walter hinzu, „den dieser undankbare Kerl so fein und durchsichtig macht, daß man erstaunt sein muß, wie er es mit einem so widerhaarigen Material, wie die Kohle, zu Stande bringt."

„Herr Baron Hund vom Höllenſteine,“ ſtellte der Herr des Ateliers dieſen vor.

„Ja, undankbar biſt Du,“ fuhr der alte Maler fort, „daß Du meine heilige Cäcilie mit der Permanenten zuſammenbringſt; ſie müßte ſich ja vor Entſetzen überſchlagen, wenn ſie in ſo eine Farbenſchachtel hineinkäme.“

„Warum bin ich undankbar?“ fragte Bergmüller.

„Weil Du mir ſo etwas geſagt und Du doch weißt, wie ſehr ich Dich und Deine Zeichnungen ſchätze. Ach, es iſt für ein Auge wie das meinige ſo wohlthuend, bei dem Schwarz und Weiß auf Deinem grauen Papier ausruhen zu können, wenn man die Augen voll Zinnober und ſchweinfurter Grün hat!“

„Da kommt unſer Maitrank!“ rief Roderich und ſetzte mit einem Blicke auf Andreas, der die Bowle hereinbrachte, hinzu: „Ich hoffe, daß heute nichts daran verſäumt iſt; wir haben hier einen Kenner, vor dem ich gern mit Ehren beſtehen möchte — wollen Sie vielleicht ſo gut ſein, Conchitta, und die Gläſer füllen? Andreas wird Ihnen Alles auf den Tiſch ſtellen.“

„Gewiß, Meiſter, und Margarethe wird mir helfen.“

Damit gingen beide nach der Ecke des Gemaches, wo der Gärtner die Bowle auf einen Tiſch geſtellt hatte, Gläſer dazu ſowie einen großen, hölzernen, zierlich gearbeiteten Löffel.

„Nun?“ fragte der Herr des Ateliers, nachdem die Anweſenden, außer Walter, und ebenfalls die jungen Leute hinter dem Carton, die auf den Ruf Olfers' zum Vorſchein gekommen, mit vollen Gläſern verſehen worden waren und der Baron einen prüfenden Schluck gethan.

„Ich muß geſtehen, dieſer Maitrank iſt ganz vortrefflich

— das Höchſte, was ich zu ſeinem Lobe ſagen kann, iſt, daß ich bei uns in Berlin nie einen beſſeren getrunken."

„Damit ſind wir zufrieden," rief Olfers lachend, „denn zu begehren, daß die arme Provinzſtadt etwas voraus haben ſolle vor der Hauptſtadt der Intelligenz und des feinſten Geſchmackes, wäre ein unſinniges Verlangen!"

„Haben Sie auch an Ihre Schweſter gedacht?" fragte Roderich mit leiſer Stimme das junge Mädchen, welches ſich, das kleine Mädchen an der Hand, dicht neben den Meiſter hingeſtellt hatte und bewundernd ſein Bild anſchaute.

„Gewiß, gewiß, und ich danke für ſie; Andreas war ſo freundlich, an Mercedes zu denken."

„Finden Sie, Bergmüller, daß die Kräuter genug gezogen haben?"

„Für meinen Geſchmack wäre ich dafür, mit dem zweiten halben Glaſe noch eine kleine halbe Stunde zu warten."

„Thun wir das," ſtimmte auch Roderich ein: „während ich an meinem Harniſch male, ruht Sennora Conchitta aus und erzählt ihre Geſchichte."

Der galante Baron hatte raſch einen Seſſel herbeigeſchleppt, welchen er der jungen Spanierin anbot, die ſich darauf niederließ und ſich dann, wie ſie mit liebenswürdiger Freundlichkeit ſagte, ſo ſetzte, daß Lytton mit ſeiner Zeichnung ihres Profils fortfahren konnte. Auch das kleine Mädchen nahm ſeinen Platz wie vorhin ein, und Andreas reichte auf den Ruf ſeines Herrn Cigarren umher.

„Warte mit dem Feuer, bis Conchitta ihre Papier-Cigarre anzündet!"

„Wie kann ich das, wenn ich erzählen ſoll?"

„O, vortrefflich, und es macht ſich reizend! Es iſt auch

nicht das erſte Mal, daß Sie liebenswürdig mit uns plauderten, während Ihre Hand die Cigarre hält."

„Es iſt nicht lieb von Ihnen, Herr Lytton, daß Sie mich an eine kleine Schwäche erinnern, die ich aber leider zugeſtehen muß. — Mercedes," rief ſie ihrer Schweſter zu, „ſei ſo gut, mir meine kleine Taſche zu geben!"

Nachdem die ältere Schweſter Conchitta's das Verlangte gebracht und ſich wieder auf ihren Sitz zurückgezogen, nahm die junge Spanierin aus einem Etui Papier und etwas feinen, geſchnittenen Tabak und rollte ihr Cigarrito mit ſolcher Geſchicklichkeit und Anmuth zwiſchen den feinen Fingern, daß der Baron erklärte, vor Freude außer ſich zu ſein, und auf Ehre verſicherte, ſelbſt in Berlin nie etwas Reizenderes geſehen zu haben. Auch Walter, der ſich gerade eine Pfeife ſtopfte, mochte etwas Aehnliches denken, wenigſtens betrachtete er mit einem eigenthümlichen Lächeln ſeinen ziemlich unſaubern Pfeifenſtummel. Nun brannten auch die anderen Cigarren; Roderich hatte Palette und Malſtock ergriffen, Lytton fing wieder an zu zeichnen, der Baron hatte ſich ſo geſetzt, daß er voll in das Geſicht Conchitta's ſah, und die jungen Leute, zu denen ſich Bergmüller geſellt, ihren Carton ſo geſchoben, daß ſie jetzt vollſtändig mit zur Geſellſchaft gehörten und in aller Gemüthlichkeit der Geſchichte lauſchen konnten. — Dann erzählte die junge Spanierin, wobei ſie aber ausſchließlich ihre Worte an das kleine Mädchen richtete:

„Spanien, wo ich geboren," ſagte ſie, „iſt ein wunderſchönes Land, meine gute Margarethe, mit ſehr langen Sommermonaten, wo es in Einem fort grünt und blüht, beſonders die Orangenbäume, die noch dazu das wunderbar Angenehme haben, daß ihre Blüthen zu derſelben Zeit ſo gut riechen,

während man ihre Früchte genießen kann. Ach, und die Nächte dort sind so lind und angenehm: da spazirt man in dem sanft glänzenden Mondscheine und ruht aus unter dichten Lorbeerbüschen, während man murmelnde Springbrunnen hört und von fern her durch die stille Nacht reizende Zitherklänge ertönen!"

Mercedes hatte in ihrem Winkel die spanische Mandoline ergriffen, die neben ihrem Sitze lehnte, und ließ jetzt unverhofft, aber so richtig einfallend und so passend zu dem weichen Tone, mit dem ihre jüngere Schwester erzählte, ein paar rasche Accorde durch das hohe Gemach hallen, daß es die Zuhörer offenbar in eine gehobene Stimmung versetzte.

Lytton hatte bei den ersten Worten, welche Conchitta sprach, seine Hand mit dem Skizzenbuche niedersinken lassen und war nur noch Zuhörer, während Roderich hier und da sein Bild leicht mit dem Pinsel berührte.

»Ventecico murmurador« intonirte das junge Mädchen zum Spiele ihrer Schwester und fuhr dann heiter lächelnd fort: „So singt man in Spanien Abends auf der Straße, und wer so singt oder zuhören darf, wenn Andere singen, ist glücklich — ach ja, Spanien, wo ich geboren, ist schön!"

„Auch dahin will ich einmal reisen," sagte das kleine Mädchen in sehr bestimmtem Tone, wobei es zu seinem Vater aufblickte; es liebte es überhaupt, in seiner Phantasie fremde Länder zu besuchen.

„Dort in Spanien," fuhr Conchitta fort, „sind große, schöne Städte, wo viele Menschen bei einander wohnen. Da das aber manchem Reichen und Vornehmen unbehaglich erscheint, so haben sie sich auf ihren Ländereien prächtige Schlösser erbaut, wo sie einen großen Theil des Jahres leben.

und erfreue mich jetzt eines guten literariſchen Rufes. — Sie können ſich denken, beſter Dubelli, daß es auch mir geſtern die größte Freude machte, Sie ſo unverhofft zu ſehen, und noch mehr, als ich vernahm, daß wir heute den gleichen Weg machen würden, nach unſerem ehemaligen Aufenthaltsorte. Ich verſichere Sie, die kleine freundliche Reſidenz habe ich nicht vergeſſen und wenn ein größeres Unternehmen, das mich dorthin ruft, zu Stande kommt, ſo ſiedle ich mich dort wieder feſt an.“

Der Tänzer hatte aufmerkſam der Erzählung ſeines alten Bekannten zugehört und reichte ihm jetzt über den Tiſch hinüber die Hand, die Jener herzlich drückte.

„Mir iſt es in der langen Zeit,“ ſagte Dubelli, „ſeit wir uns nicht geſehen, gut, ich kann ſogar ſagen, ſehr gut ergangen. Sie wiſſen, daß ich mit einer königlichen Unterſtützung nach Paris geſchickt wurde, um mich in meinem Fache zu vervollkommnen. Ich war fleißig, ich lernte viel, ich ſah noch mehr. Man war ſo freundlich, über mich künſtleriſche Kritiken in die Zeitungen zu ſchreiben, ich bekam von allen Seiten her Anträge, nur von der Heimath nicht. Dort war mein alter Lehrer Venetti geſtorben, — man hatte mich vergeſſen, und das ſchmerzte mich, ſpornte mich aber zu noch größeren Anſtrengungen an. Ich arrangirte einige Ballets mit großem Erfolge, mein Name wurde bekannt, ich erhielt einen Ruf nach Berlin und endlich zu gleicher Zeit einen nach der Heimath. Dort ſollte das Ballet, das in der letzten Zeit ſehr geſunken, wieder zu altem Glanz gebracht werden; man berief mich als Balletmeiſter dorthin, und Sie ſehen mich auf dem Wege, dieſe ehrenvolle Stelle zu übernehmen.“

„Alſo ſind auch Sie,“ ſagte der Doktor, „an dem Punkte angelangt, den Sie vor einigen zehn Jahren ſich in Ihren kühnſten Phantaſien kaum als erreichbar gedacht haben. Sehr hoffe ich auf ein Zuſammenleben von uns Beiden; Sie werden ſehen, daß auch ich in den vergangenen Jahren in Ihrem Fache Manches

Da aber in dieſer Welt nichts von ewiger Dauer iſt und Menſchen vergehen wie Blumen und Blüthen, ganze Geſchlechter entſtehen und wieder ausſterben, ſo kommt es in Spanien wie auch anderswo häufig vor, daß die Beſitzer ſolcher prächtigen Schlöſſer ſterben und verderben oder auch ſonſt keine Freude mehr haben an ihren ländlichen Beſitzungen, und dieſe nun öde und verlaſſen ſind. In der Nähe der Stadt, wo wir lebten, war auch ſo ein altes, prächtiges, aber verlaſſenes Schloß, mitten in einem See gelegen, ein mächtiges, viereckiges Gebäude mit großen Thürmen an den Ecken; wenn ich ſage, verlaſſen, ſo meine ich damit, daß die Herrſchaft, der es gehörte, ſich nicht mehr darum zu bekümmern ſchien und lange, lange Jahre hindurch Keiner von ihnen mehr einen Fuß geſetzt hatte nach Caſtillo de Monterey ....“

„Monterey?“ fragte Olfers mit einigem Erſtaunen — „das iſt ja einer Ihrer eigenen Familiennamen?“

„Allerdings, wir ſind mit jenem Hauſe verwandt,“ erwiederte Conchitta in gleichgültigem Tone und fuhr dann in ihrer Erzählung fort: „Nicht als ob die Familie ausgeſtorben oder ſonſt verdorben wäre, im Gegentheil, ſie war reicher als jemals und hatte Paläſte zu Madrid und Sevilla. Was ſie aber veranlaßte, das Schloß nicht mehr zu beſuchen, war eine Begebenheit, die ich Dir mittheilen will, meine liebe Margarethe, und die zu meiner Geſchichte gehört, in der dann erſt ſpäter die Katze mit der Halsbinde vorkommt.

„Verlaſſen war das Schloß alſo nur von der Herrſchaft, welche in früheren Zeiten den erſten Stock bewohnt hatte, wo es eine unendliche Menge von Sälen, Zimmern und Cabinetten gab, alle gleich ſtill, gleich düſter, da die Vor-

hänge an den Fenstern heruntergelassen waren, und gleich unheimlich; lange, lange, hallende Corridore liefen vor den Zimmern her, und wenn wir Kinder — auch ich war zuweilen in dem alten Schlosse — darin herumtrippelten, so schallte es vom anderen Ende zurück, als käme von dorther ein ganzes Regiment Soldaten."

„So hast Du in dem alten Schlosse gewohnt, Conchitta?" fragte das Mädchen — „ach, das muß prächtig gewesen sein! Du durftest in den langen Gängen mit Deinen Bekannten spielen und auf dem See im Nachen fahren!"

„Gewohnt habe ich nicht dort," entgegnete die Erzählerin, „aber ich war oft in dem alten Schlosse, denn der Verwalter desselben, der unten wohnte und die weitläufigen Güter bewirthschaftete, war meinem Vater bekannt, und da durfte ich oft hinaus und auch wohl Tage lang dort bleiben. Dann spielte ich allerdings auch zuweilen in den langen Gängen des oberen Stockes, hauptsächlich aber die Knaben des Verwalters mit ihren Bekannten, denn wir Mädchen waren nicht so beherzt und fürchteten immer, etwas Schreckliches droben zu sehen, was im Zusammenhange stand mit jener Begebenheit, die ich Dir sogleich erzählen werde."

„Sie verstehen es, unsere Aufmerksamkeit zu spannen," sagte Roderich, der schon lange nicht mehr malte, sondern, an seine Staffelei gelehnt, zuhorchte.

„Ganz famos!" rief der Baron aus, indem er gegen die Spanierin leicht seine Fingerspitzen küßte; „aber nehmen Sie sich in Acht, mein Fräulein, nach Ihrem pikanten Eingange haben wir das Recht, etwas ganz Außerordentliches zu erwarten!"

Ehe Conchitta wieder begann, hörte man abermals einige

leichte Klänge der Mandoline, die leiſe, leiſe eine luſtige, heitere Weiſe anſtimmten, aber alsdann mit einem ernſten Accorde verhallten, dem Mercedes andere ähnliche folgen ließ, während ihre Schweſter weiterſprach, ſo daß es klang, als rauſche der Wind durch Aeolsharfen.

„Es war ein Hochzeitsfeſt in dem alten Schloſſe und die einzige, junge und ſchöne Tochter des Hauſes war einem Manne vermählt worden, den ſie unausſprechlich liebte. In dem großen Saale wurde geräuſchvoll bankettirt, zahlreiche Gäſte aus der reichen Verwandtſchaft und die benachbarten Edelleute wurden geladen. Muſik ertönte, Gläſer klangen, Trinkſprüche wurden ausgebracht, und bei dem wachſenden Lärmen der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit verließ die junge Braut nach einem zärtlichen Händedrucke den Platz neben ihrem Gemahl und verſchwand aus dem Saale, ohne daß ihr Fortgehen gerade beſonders bemerkt worden wäre. Die Diener in den Nebenzimmern ſahen ſie dieſe durchſchreiten, und draußen im Gange war ihre hohe, weiße Geſtalt ebenfalls bemerkt worden, wie ſie ihn langſam hinabſchritt gegen einen der Eckthürme des Schloſſes zu, wo ſich eine kleine Hauskapelle befand, die ſelten benutzt wurde, und wohin ſie ſich wahrſcheinlich zu ſtillem Gebete zurückziehen wollte.

„Drinnen im Saale lärmende Muſik, immerfort klangen die Gläſer, ein heiterer Trinkſpruch jagte den anderen; Stunden vergingen, die Braut kehrte nicht zurück. Da ſich ihr Gemahl, dem dieſes lange Ausbleiben endlich auffiel, fragend an die Mutter ſeiner jungen Gattin wandte, ſo verließ dieſe, ohne im geringſten beſorgt zu ſein, den Saal, um nach ihrer Tochter zu ſehen, die ſie in ihrem Zimmer zu finden hoffte, wahrſcheinlich mit Aenderung ihrer Toilette

beſchäftigt, denn ſie hatte dem Hochzeitsmahle in vollem Brautſchmucke beigewohnt, und ſo hatte man ſie auch draußen in dem Gange geſehen, in langem, weißem Schleppkleide mit dem leichten, wallenden Schleier, den Myrthenkranz auf dem Kopfe — ja, ſo haben die Diener und Dienerinnen ſie geſehen — zum letzten Male geſehen."

Mercedes hatte bis hieher die Erzählung ihrer Schweſter melodramatiſch mit ihrer Mandoline begleitet, hier hörte ſie mit einem jäh abgeriſſenen Accorde auf.

„Ah," machte Lytton in Beziehung auf die letzten Worte der Spanierin, „zum letzten Male geſehen! — Sie ſcherzen, Conchitta, oder erzählen uns ein Märchen."

„Ich ſcherze nicht, auch erzähle ich kein Märchen: es verhielt ſich ſo, wie ich geſagt. Es war freilich etwas ganz Unerhörtes, daß eine Braut in ihrem eigenen Schloſſe verloren gehen konnte, und doch geſchah dies ſo in Caſtillo de Monterey, das haben Augenzeugen ihren Kindern erzählt, und von dieſen wurde es mit allen Einzelheiten an uns überliefert.

„Als die Mutter ihre Tochter nicht in deren Zimmer fand, als die Dienerinnen müßig dort ſaßen und behaupteten, ſchon lange auf ihre Herrin zu warten, als dieſe nun in den angränzenden Zimmern, ſowie in den weiter entfernten Räumen, wo ſie auch immer hätte ſein können, vergeblich geſucht wurde, als die Diener in den Gängen einen Schwur abgelegt, ſie hätten die weiße Geſtalt nach der und der Richtung hin gehen ſehen, von wo ſie nicht mehr zurückgekommen, da wurde natürlich dort hinaus Alles und auf's genaueſte unterſucht, zuerſt von der Mutter in Begleitung zahlreicher Dienerſchaft und, als endlich die unerhörte und unbegreifliche

Thatſache im Banketſaale ruchbar wurde, von allen Hochzeitsgäſten, den troſtloſen, faſt verzweifelnden Bräutigam an der Spitze.

„Auf den Treppen, auf den Gängen, in den Höfen des Schloſſes, unter den Thoren, durch die man ins Freie hätte gelangen können, befand ſich ein zahlreicher Dienertroß: Reitknechte, Sänftenträger, von denen, da der helle Tag ſchien, Niemandem die weiße Geſtalt in ihrem Brautſchmucke entgangen wäre — Keiner wußte etwas von ihr. Wie ich ſchon früher geſagt, war das Schloß rings von Waſſer umgeben, auf dem heute zierlich geputzte Gondeln mit Muſikbanden und zahlreichen Zuſchauern ſchwammen; auch von daher erhielt man nicht die Idee einer befriedigenden Kunde.

„Abermals und wiederholt wurde nun das ganze Schloß durchgeſucht, beſonders der Theil, wohin man ſie hatte gehen ſehen. Dort befand ſich in einem der Eckthürme die alte Hauskapelle, die aber ſeit langen, langen Jahren nicht nur nie mehr benutzt worden war, ſondern deren ſchwere Thür man auch feſt verſchloſſen und verriegelt fand. Trotzdem ſchrie man nach den Schlüſſeln, und als dieſe endlich gefunden und hergebracht waren, dunkelte es bereits, ſo daß man hier die Unterſuchung unter Fackellicht fortſetzen mußte. Ein zahlreicher Menſchenſtrom drang in die Kapelle und durchſuchte auch hier vergeblich jeden Winkel: da war der beſtaubte, freiſtehende Altar, da war die reich geſchnitzte Loge für die Herren und Damen des Schloſſes, da waren die Bänke für die Dienerſchaft, in der Ecke ein geräumiger Beichtſtuhl, ſonſt nichts, was zum Verſtecke hätte dienen können. Unbefriedigt verließ man auch die Kapelle wieder und ſchloß die ſchwere Thür hinter ſich zu, ohne deßhalb die Nachforſchungen zu

unterbrechen. Dieſe wurden vielmehr Tag und Nacht von einem Theile der Gäſte fortgeſetzt, während ein anderer Theil die Umgebungen des Schloſſes eben ſo fruchtlos als unnütz durchſtreifte — die unglückliche Braut war und blieb verſchwunden.

„Der jammervolle, ungeheuchelte Schmerz der Eltern war kaum im Stande, den Bräutigam in der erſten Zeit zu überzeugen, daß nicht ein ſchändliches Spiel mit ihm getrieben worden ſei, und trotz ſeines feſten Vertrauens in die Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit ſeiner Schwiegereltern unterließ er, beſonders aber ſeine Familie, es in den erſten Jahren doch nicht, ſie insgeheim auf's genaueſte beobachten zu laſſen, um von all ihrem Thun und Laſſen, ihrem Kommen und Gehen unterrichtet zu bleiben. In allem dem aber, was dieſe thaten, zeigte ſich auch nicht das geringſte Zweideutige, vielmehr hielten ſich die armen Eltern in ihrem Palaſte zu Madrid ſtreng zurückgezogen, wie in einem Kloſter, in tiefer Trauer nur ihrem Kummer und ihrem gränzenloſen Elende lebend.“

„Und war die Verſchwundene das einzige Kind der unglücklichen Eltern geweſen?“ fragte Lytton.

„Nein, ſie hatte noch einen jüngeren Bruder, ein ſchwächliches Kind, das aber noch vor den Eltern ſtarb, worauf dieſe, immer noch in dem Gedanken an die verlorene Tochter und beſonders darüber tief betrübt, daß durch das unerklärliche Verſchwinden derſelben ein Flecken auf der Ehre derſelben haften geblieben ſei, den ſonderbaren Entſchluß faßten, teſtamentariſch zu verfügen, daß ihr ganzes koloſſales Vermögen dem Schwiegerſohne oder deſſen Nachkommen zufallen ſollte, wenn im Laufe der Zeit die vollkommene Unſchuld ihrer verlorenen Tochter nicht klar an's Tageslicht trete. Da

indeß die Familie des Bräutigams dieſes Teſtament weder annahm noch ablehnte, ſo wurde das hinterlaſſene große Vermögen vom Staate verwaltet."

„Eine eigenthümlich harte Maßregel für die Seitenverwandten, deren es gewiß gab," meinte Baron Hund vom Höllenſteine; „doch hoffe ich, daß dieſes Teſtament angefochten wurde."

„Laſſen wir die Todten und ihre Reichthümer ruhen," ſagte Roderich, „und Conchitta lieber bitten, in ihrer anziehenden Geſchichte fortzufahren."

Ehe aber Conchitta dieſer Aufforderung Folge leiſtete, ſagte das kleine Mädchen: „Aber es iſt ja noch nichts vorgekommen von der Katze mit einer Halsbinde!"

„Das kommt noch, meine gute Margarethe, denn was ich erzählt, war nur der erſte Theil meiner Geſchichte."

„Gott ſei Dank," meinte Lytton, „daß wir noch eine Fortſetzung haben und hoffentlich einen verſöhnlichen Schluß, denn ſonſt wäre Ihre Novelle gar zu grauſam!"

„Für die Armen, die darin mitſpielten, gab es leider keinen verſöhnlichen Schluß, denn ich muß der Wahrheit gemäß berichten, daß faſt hundert Jahre vergingen, ehe ſich etwas zutrug, was man als Fortſetzung jener traurigen Begebenheit anſehen konnte, und das war etwas, was ich ſelbſt miterlebt, von dem ich alſo nicht nur vom Hörenſagen zu erzählen brauche. Jetzt weißt Du auch, Margarethe," fuhr ſie nach einem kleinen Stillſchweigen fort, während deſſen ſie das Mädchen neben ſich aufmerkſam betrachtete, „warum der erſte Stock des Schloſſes nie mehr bewohnt war und ſich hier überhaupt von der unglücklichen Familie Niemand mehr ſehen ließ, nachdem alle Forſchungen nach der armen Braut

vergeblich geweſen waren. Am längſten ſetzte der Bräutigam dieſelben fort, den man nach Jahren noch an einem gewiſſen Tage zuweilen kommen ſah, in tiefem Schmerze die Zimmer durchſchreitend."

Es war eigenthümlich, daß Mercedes nach dieſen Worten ihr Mandolinenſpiel wieder aufnahm, und zwar in heiteren, freudigen Accorden, gleichſam eine Einleitung bildend zu dem, was ihre Schweſter noch weiter erzählte.

„Der Verwalter des Schloſſes, von dem ich vorhin ſchon ſprach, hatte Kinder, drei Buben und zwei Mädchen, zu denen außer uns auch noch andere Geſpielen aus der Nachbarſchaft kamen, und dann ging es oft lärmend genug her in den öden Gängen des alten Schloſſes. Der älteſte der Knaben des Verwalters war damals zwölf Jahre alt und recht lebhaft und ausgelaſſen. Er, der Anführer unſerer kleinen Spiele und dabei ein phantaſiereicher Erfinder aller möglichen wilden Streiche, die er mit den übrigen Buben ausführte, war dabei ein gutes und freundliches Kind und der Liebling ſeiner Eltern. Eine eigene Stärke beſaß er darin, ſich oben im Schloſſe im langen Gange zu verſtecken, was er gern that und uns alle dann aufforderte, ihn zu ſuchen; doch war unſer eifrigſtes Bemühen, ihn zu finden, beſtändig vergebens, wobei er von ſeinem Verſtecke ein ſo ſtrenges Geheimniß machte und daſſelbe ſo unbegreiflich war, daß ſelbſt ſein Vater zuweilen lachend ſagte: wenn der Bube nicht im Stande iſt, durch die Mauern zu ſchlüpfen, oder verſchloſſene Thüren öffnen kann, zu denen Keiner von uns einen Schlüſſel hat, ſo treibt er wahrhaftig Hexerei. Das hörte Juan, ſo hieß er, mit großer Befriedigung lächelnd an, wenn wir nach unſern Spielen in der großen Küche um den

lodernden Herd ſaßen, wo in einem großen Keſſel etwas für uns gekocht oder geſchmort wurde.

„‚Ja, ja,‘ pflegte alsdann die Mutter zu ſagen, indem ſie ihrem Lieblinge durch das dichte Haar fuhr, ‚er treibt Hexerei; denn wenn das nicht wäre, ſo würde ihm unſere große ſchwarze Katze, die ſich ſonſt um Niemanden bekümmert, nicht ſo wie ein Hund auf Schritt und Tritt folgen.‘

„‚Richtig,‘ meinte der Vater lächelnd, ‚die Katze iſt es auch, welche ihm die Schlupflöcher zeigt, wo er ſich verbirgt.‘

„Ah, jetzt kommt die Katze,“ ſagte das kleine Mädchen, indem es ſich die Hände rieb, „jetzt wird die Geſchichte noch einmal ſo ſchön!“

„An einem Sonntag Nachmittag — ich werde das nie vergeſſen —,“ fuhr Conchitta fort, „hatten wir auch wieder Verſteckens geſpielt und Juan eben ſo wenig gefunden, wie früher; wir gaben uns auch keine rechte Mühe mehr, da wir doch wußten, wie vergeblich dieſe aufgewendet war, und ſcharten uns, wie gewöhnlich, in der Küche um das lodernde Herdfeuer, Juan erwartend.

„Aber er kam nicht — Stunde um Stunde verrann, und Juan kehrte nicht zurück.

„‚Das iſt doch ſonderbar,‘ ſagte die beſorgte Mutter, ‚wo das Kind heute bleibt;‘ und endlich ſtand der Vater verdrießlich auf und ſagte zu uns: ‚Kommt, ich will euch ſuchen helfen, wir werden ihn gewiß finden — wo ging er hin, als er ſich verſteckte?‘

„‚Es war oben im langen Gange,‘ riefen ein paar Dutzend Stimmen durch einander, ‚wo er von uns lief und uns lachend aufforderte, ihn zu ſuchen.‘

„‚Und wohin wandte er ſich?‘

„‚Nach dem Eckthurme, wo sich die alte Kapelle befindet!‘

„Der Vater schüttelte mit dem Kopfe, indem er sagte: ‚Das kommt von diesen ewigen Kindereien; ich habe den Buben so oft ausgefragt, wo er sich eigentlich verstecke — wenn ihm nur da droben kein Unfall widerfahren ist! Ich scheue die Gegend bei der alten Kapelle, ohne zu wissen, warum.‘“

Dies erzählte Conchitta in abgebrochenen Sätzen, wobei sie die Stimmen der Sprechenden nachahmte und so das Interesse der Zuhörer auf's höchste spannte.

„An dem Tage,“ fuhr das junge Mädchen mit einem eigenthümlich zitternden Tone fort, „trug Juan eine Halsbinde von einer grellen, rothen Farbe.“

„Ah, jetzt kommt auch die Halsbinde!“ sagte aufgeregt die kleine Margarethe.

„Was soll ich da viel erzählen und Trauriges umständlich berichten, genug, unser Suchen und das des Vaters, das der Mutter, sowie des zahlreichen Gesindes nach dem Knaben war vergebens.“

„Hören Sie auf,“ rief der Baron, indem er erschrocken aufsprang, „das ist ja eine förmliche Gespenster- oder Mördergeschichte!“

„Nein, nein, hören Sie nicht auf,“ sprach Lytton rasch und dringend, „es hat mich wahrhaftig lange nichts so sehr angesprochen, als Ihre Erzählung!“

„Man suchte den ganzen Tag, man rief Juan's Namen durch alle Theile des Schlosses, man holte einen Schlosser und ließ oben die Zimmer aufbrechen, um auch da nach ihm zu schauen, man fand nichts; man setzte diese Nachforschungen unter dem Jammer der Eltern die ganze Nacht fort, während

geſehen, Manches erfahren. Ich kann Ihnen hie und da an die Hand gehen und das würde meine größte Luſt ſein, denn ich verſichere Sie, meine Neigung zum Theater, die mich damals zu dem unglücklichen Verſuch trieb, als Prinz Fortinbras aufzutreten, hat nicht abgenommen, hat ſich nur auf's Praktiſche geworfen, denn ich will nächſtens den Verſuch machen, ein großartiges Ballet für Sie zu ſchreiben."

„Das wäre köſtlich!" meinte der neue Balletmeiſter, „in unſerer jetzigen Zeit laſſen ſich wirkliche Talente ſelten herbei, den Text zu einem Ballet zu ſchreiben. Das Alles bleibt uns überlaſſen, und wenn es auch viele Balletmeiſter gibt, die im Stande ſind, ein ihnen gegebenes Schema auszufüllen, ſo haben doch wenige das Talent, eine pikante Handlung zu erfinden. — Aber, lieber Freund, wir haben ja lange genug geplaudert, die Sonne ſinkt ſtark gegen Weſten hinab; ich denke, wir nehmen unſern Weg ſchleunigſt wieder auf."

Bald hatte der Hauderer eingeſpannt, unſere Reiſenden ließen das Verdeck des Wagens zurückſchlagen, ſetzten ſich auf ihre Plätze und rollten in der Kühle des Abends der Reſidenz entgegen.

Wie verſanken Beide in Träumereien, als ſie nun der bekannten Gegend immer näher und näher kamen. „Dort," ſagte der Doktor, „unter jener großen Linde, ſchaute ich vor zehn Jahren zum Letztenmal rückwärts auf die Stadt, die ich verlaſſen."

„Und hier an dieſer Stelle," fuhr der Tänzer fort, „warf ich alle betrübten Erinnerungen hinter mich und träumte von einem neuen glänzenden Leben."

So rollten ſie in ihrem Wagen dahin und je näher ſie der Stadt kamen, je einſylbiger wurden Beide. Die Phantaſie des Doktors beſchäftigte ſich mit der Elſtergaſſe Nummer Vierundvierzig, mit dem Wandſchranke unten in dieſem Hauſe, mit dem

wir Kinder, um den armen Juan weinend, in unſern Betten lagen — vergebens.

„Am anderen Morgen kamen Leute aus der Nachbarſchaft, die von dem Vorfalle gehört, um ſuchen zu helfen. Es wurden wiederholt alle Räume des Schloſſes, alle Gewölbe und Keller durchſucht — ohne Erfolg, und ermüdet davon ſowie abgeſpannt von Kummer und Thränen, hatten wir uns gegen Abend in die große Küche zurückgezogen, wo jetzt der Glöckner des benachbarten Dorfes, ein uralter Mann, umſtändlich jene ſchaudervolle Begebenheit nochmals berichtete, die ich vorhin erzählt: von dem unterbrochenen Hochzeitsfeſte und der verſchwundenen Braut.

„Da mit Einem Male öffnete ſich geräuſchlos die nur angelehnte Thür der Küche und herein ſchlich die große, ſchwarze Katze des Hauſes, die man den ganzen Tag über nicht geſehen. Mit einem gellenden Schrei ſprang die Mutter des verlorenen Knaben auf ſie zu, denn die Katze trug um ihren Hals Juan's dunkelrothe Halsbinde. So ſcheu das Thier auch gewöhnlich gegen alle Bewohner des Hauſes war, ſo that es doch heute außerordentlich zuthulich gegen die Frau, ließ ſich von ihr auf den Schooß nehmen, ſchien gern zu leiden, daß die arme Mutter ſie ſtreichelte und küßte, und als deren heiße Thränen auf ſie hinabfielen, ſchaute die Katze faſt verſtändig zu ihr empor.

„Was war nun vor der Hand zu thun? Darüber wurde eine Zeit lang hin und her berathen. Es war als ſicher anzunehmen, daß ſich der Knabe in irgend einem Verſtecke befand, wo ihm kein Ausweg möglich war, wohin aber die Katze auf ihren eigenen Pfaden hatte ſchleichen können. Dieſe Pfade mußten aufgefunden werden, um zu Juan zu gelangen.

Man löste die Halsbinde ab, fütterte das Thier reichlich, und darauf band ihr die Mutter mit zitternder Hand ein Stückchen Brod mit einer Schnur um den Hals, bedeckte sie mit heißen Küssen, die alle ihrem Lieblinge galten, und als der Vater sowie auch wir Kinder bereit waren, zu folgen, öffnete man die Küchenthür und ließ die Katze hinaus. Es war, als wüßte das kluge Thier, um was es sich handle, denn ziemlich langsam, so daß wir gut Schritt mit ihr halten konnten, lief sie durch den unteren Gang, am Ende desselben durch eine offen stehende kleine Pforte gegen den See hinab, der das Schloß umgab und wo gewöhnlich ein Nachen lag. Ohne diesen Nachen indessen zu beachten, wandte sie sich vor dem Thore rechts und kletterte an dem Felsen herum, auf dem einer der dicken Thürme stand, und gerade derselbe, in dem sich im ersten Stocke die alte Schloßkapelle befand. Dieser Felsen war mit Brombeerstauden und anderem Gebüsche bewachsen und von uns schon oberflächlich untersucht worden: wir wußten, daß sich hier Spalten befanden, die aber nicht groß genug waren, um auch nur die schwächlichste Gestalt eines Kindes durchzulassen.

„In eine dieser Spalten nun verlor sich die Katze, worauf der Vater eilig auf die Oeffnung zustürzte, um den Namen seines Sohnes zu rufen. Es erfolgte keine Antwort, und schon bemächtigte sich neue Angst unser Aller, als die Katze zurückkehrte ohne das Brod an ihrem Halse, doch trug sie diesmal an dem Schnürchen einen der Messingknöpfe von der Jacke des Knaben. Laut jubelnd wurde dieses Zeichen begrüßt und nun sogleich an die schwierige Arbeit gegangen, die Spalte so weit zu erweitern, daß ein Mann durchdringen konnte. Endlich gegen Morgen gelang es dem Vater, sich

nach unſäglichen Anſtrengungen durch die Felſenſpalte zu zwängen, die ſich glücklicher Weiſe nach innen zu erweiterte, aber hier ſo abſchüſſig und glatt wurde, daß man ſich nur mittels eines Seils hinunterlaſſen konnte.

„Welches Entzücken, als der Vater jetzt auch auf wiederholte Rufe eine, wenn auch ſchwache Antwort erhielt! Wie tief es hinabging und wohin es überhaupt ging, war ihm gleichgültig: ſein armer Knabe lebte, und das war ihm genug. Bald auch und glücklich hatte er den Boden eines ziemlich tiefen Gewölbes erreicht und hielt Juan in ſeinen Armen, der ſich hier unten befand und ihm laut weinend in die Arme fiel, um alsdann kraftlos zuſammenzubrechen.“

„Nun, Gott ſei Dank,“ ſagte Lytton, „Ihre Erzählung hat mich förmlich warm gemacht!“

„Und beide kommen noch glücklich aus dem tiefen Gewölbe?“ fragte Margarethe.

„Gewiß, gewiß,“ fuhr lächelnd das junge Mädchen fort, „doch koſtete es Mühe, ihn hinaufzubringen. Dafür ging es aber auch im Triumphe nach dem Schloſſe zurück, wobei Vater und Mutter den Knaben abwechſelnd trugen oder ihn führten oder ihn herzten und küßten. Dann wurde er gleich ins Bett gelegt, was ſehr nothwendig war, denn es war bei Juan ein Fieber im Anzuge, welches noch am ſelben Tage aufs heftigſte ausbrach. Ach, und in demſelben phantaſirte er von allerlei ſchrecklichen Dingen: wie er hinuntergeſtürzt ſei, tief, tief hinunter, und lange bewußtlos gelegen, wie er endlich wieder zu ſich gekommen und umhergetappt, um zu erfahren, wo er ſei, und wie er alsdann gefunden, daß er ſich nicht allein befinde, ſondern daß neben ihm auf einem Steine eine ſchöne Dame ſitze in einem ſeidenen Kleide, aber

mit einem Knochengesichte — o, o, o, o!“ schloß Conchitta schaudernd, ein Ausruf der Erregung, den Lytton und selbst Roderich wiederholten, während die kleine Margarethe ängstlich näher rückte und die Hand des jungen Mädchens ergriff.

„Ja, ja,“ fuhr diese nach einer Pause, noch bleicher geworden, als sie gewöhnlich war, kopfnickend fort, während sie langsam rings um sich her schaute, „es fand sich später Alles so, wie Juan es in seinen Fieberphantasien gesagt.“

„Was ergab die Untersuchung, die man doch gewiß aufs sorgfältigste leitete?“ fragte Lytton und setzte hinzu: „Nachdem Sie mit Ihrer Geschichte uns so außerordentlich gespannt, dürfen wir Alle genügende Aufklärung erwarten.“

„Diese Aufklärung fand sich leicht, sobald Juan wieder so gesund war, daß er Kraft genug hatte, um seine Eltern in den oberen Corridor und an die fest verschlossene und verriegelte Kapellenthür zu führen. Diese war in verschiedene Felder eingetheilt, welche durch dicke, kupferne Nägel, sowie oben und unten durch handgroße Muscheln von gleichem Metall abgegrenzt und verziert waren. Der Knabe drückte auf eine der Muscheln, und sogleich öffnete sich eines der eingesetzten Felder, daß man bequem hindurchgehen und in die mit Staub erfüllte Kapelle treten konnte. Dies war sein Versteck, das er einmal zufällig entdeckt und wo ihn natürlich die anderen Kinder nicht auffinden konnten.

„Als der Knabe zum ersten Male die Kapelle wieder betrat, blieb er schaudernd am Eingange stehen und zeigte mit der Hand auf den Altar am anderen Ende, von dem einst eine prachtvoll gestickte, jetzt aber zerfetzte Sammtdecke herabhing, wobei er sagte: ‚Da, da war es!‘ Lange war er nicht zu bewegen, vorwärts zu schreiten, und wollte auch Nieman-

den erlauben, ſich dem Altare zu nähern, und erzählte dabei, oft habe er ſich hier in der Kapelle verſteckt, ſich aber dann meiſtens in der Nähe der Thür gehalten. Das letzte Mal jedoch ſei er aus Neugierde nach dem Altar gegangen und habe die Decke betrachten wollen, an der ſich vorn, wie auch jetzt noch, etwas matt Glänzendes zeige. Dieſes matt Glänzende war ein Handgriff, der in früheren Zeiten durch die Sammtumhüllung bedeckt war, jetzt aber durch ein zerfreſſenes Loch aus derſelben hervorſah. Kaum habe er dieſen Handgriff angefaßt, vielleicht auch daran gezogen, als der Boden unter ſeinen Füßen gewichen und er hinabgeſtürzt ſei — —

„Und ſo war es," ſagte Conchitta nach einem längeren Stillſchweigen, tief aufathmend, „vor hundert Jahren wahrſcheinlich auch jener unglücklichen Braut ergangen! ſie hatte fern vom Gewühle der Gäſte dort vor dem Altare gekniet und hatte, ſich erhebend, jenen Handgriff angefaßt."

„Und man traf Alles ſo, wie es der Knabe geſagt?"

„Alles ganz genau: die Fallthür öffnete ſich, wenn man an der bezeichneten Stelle zog, und als man mit Leitern von oben in das Gewölbe hinabſtieg, fand man dort die ſchauerlichen Ueberreſte jener Unglücklichen."

„Eine höchſt intereſſante Geſchichte," meinte der Baron; „ich fürchte, ſie kommt mir im Traume vor, und hoffe alsdann nur," ſetzte er, ſich galant gegen das junge Mädchen verbeugend, hinzu, „daß ein anderes, ſchönes Bild jene entſetzliche Erſcheinung verwiſchen möge."

„Das Gewölbe, in dem man die Unglückliche gefunden," fuhr Conchitta mit leiſer Stimme fort, „wurde ſinniger Weiſe zu einer Kapelle umgewandelt, in deren Mitte ſie nun in

einem weißen, marmornen Sarkophage ruht. Auch wurde die Oeffnung, zu der Juan's Vater hineingestiegen, zu einem Bogenfenster erweitert, durch dessen bunte Scheiben hier und da ein Strahl der Sonne und etwas von dem milden Lichte des Mondes fällt, so die schwer lastende Finsterniß verjagend, die hier unten Hunderte von Jahren geherrscht."

„In der That, ein schöner Gedanke," rief Olfers, „eine poetische Idee, dort bei dem Fenster vorbeizurudern und im bleichen Mondlichte das Fenster dieses so lang verborgenen Grabes leuchten zu sehen!"

„Und die Katze?" fragte Margarethe; „lebt sie noch?"

„Wenn sie noch lebt, ist sie wenigstens recht alt geworden," erwiederte lächelnd das junge Mädchen; „aber Juan lebt noch, und so viel ich weiß, trägt er auch zuweilen noch eine rothe Halsbinde, besonders wenn er zum Stiergefechte geht," setzte sie leise hinzu.

Walter, der mit so leichten Schritten, als es ihm nur möglich war, im Hintergrunde des Ateliers auf und ab spazirt war, und er hatte dies, um gar kein Geräusch zu machen, auf einem alten Stücke Teppich gethan, dabei auch tüchtig aus seiner alten Pfeife gedampft, nahm diese jetzt aus dem Munde und trat auf das junge Mädchen zu, wobei er ohne viele Umstände eine ihrer feinen Hände in seine knochige Rechte nahm, sie derb schüttelte und dazu in seinem gewöhnlichen, rauhen Tone sagte: „Ihnen kann es einmal nicht fehlen mit Ihrem poetischen Gemüthe und Ihrer lebendigen Auffassungsgabe: Bleistift, Pinsel oder Feder, was Sie schaffen, hat alles seinen Werth."

„Ach," antwortete das junge Mädchen, sichtlich erfreut,

„wenn Sie es mir ſagen, Herr Walter, könnte es mich faſt ſtolz machen, denn ich habe von Ihnen noch nie etwas über meine kleinen Arbeiten gehört.“

„Deſſen kann ſich eigentlich Niemand rühmen,“ ſagte Olfers lachend, „oder wenn er Einem was ſagt, ſo ſind es Complimente, wie wir ſie vorhin hören mußten.“

„Bah, Ihr,“ gab der alte Maler zur Antwort, wobei er ſeinen Hut abnahm, nachdem er ſeinen Pfeifenſtummel wieder zwiſchen ſeine Zähne geſteckt und ſich mit der rechten Hand durch das graue Haar fuhr, „was gebt Ihr auf meine Worte? Ihr ſeid, in Eurer Idee nämlich, fertige, gemachte Baumrieſen, die kaum ein Sturmwind ein wenig auf die Seite drücken könnte — was ſoll gegen Euren Eigendünkel der ſchwache Hauch meines Mundes? Aber das da iſt eine friſche, lebendige Pflanze, die luſtig und gedeihlich aufwächst und die noch bildungsfähig iſt.“

„Bedanken Sie ſich, Conchitta, Walter wird ja förmlich galant, was ihm noch nie vorgekommen iſt.“

„Früher habe ich auch Landſchaften gemalt,“ fuhr der alte Maler, ohne jene Einrede zu beachten, fort, wobei er ſeinen Bart ſtreichelte, „und wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſo kann ich Ihnen gelegentlich etwas zeigen.“

„Nur um Gotteswillen nicht,“ rief Lytton in komiſch beſorgtem Tone, „um ſich danach zu bilden, denn bei ihm iſt der Himmel ſtahlfarbig, die grünen Bäume haben einen violetten Ueberzug, und wo er Sonnenlicht hingeſetzt, da thut er es mit einer raſenden Verſchwendung von Zinnober und Chromgelb.“

Walter wandte ſich achſelzuckend ab und ſagte: „Der Cognac unſeres Freundes iſt, der Himmel ſei gelobt, beſſer

und geiſtiger als Deine Witze, an ihn will ich mich halten — an den Cognac nämlich.“

„Und ich hätte faſt unſern Maitrank vergeſſen,“ ſagte Roberich; „er wird jetzt ſo würzig geworden ſein, daß er nun vollſtändig den Vergleich mit einem Berliner Maitrank aushalten kann und ſo unſer Freund zufriedengeſtellt iſt.“ Er legte Palette und Pinſel neben ſich auf den kleinen Schemel, wo ſein Malkaſten ſtand, und ſchaute freundlich nach dem jungen Mädchen hinüber, welches ſich ſogleich erhob und ſein Schenkamt aufs Neue antrat, unterſtützt von dem Baron und Bergmüller, von denen der erſtere die Gläſer hielt und es ſo einzurichten wußte, daß die kleinen Finger der Spanierin zuweilen ſeine Hand ſtreiften, während der Kohlen-, Berg-, Waſſer- und Nebelmüller den aufwartenden Knappen machte und dafür zum Danke mit dieſen verſchiedenen Namen belohnt wurde.

Die Gläſer waren gefüllt und wurden von den Männern raſch geleert, während Conchitta nur leicht nippte und dann ihren Liebling, die kleine Margarethe, trinken ließ, welche ſich darauf angelegentlich mit noch einigen Fragen über die Katze und die Halsbinde an ſie wandte.

„Nun, was ſagen Sie, Baron,“ rief Roberich, nachdem die Gläſer noch einmal gefüllt waren, „iſt unſer Maitrank gut?“

„Vortrefflich, exquis, délicieux, ich habe bei uns zu Hauſe in Berlin keinen beſſeren getrunken.“

„Schade, daß Sie ihn hier im Atelier genießen,“ nahm Lytton das Wort; „um einen Maitrank zu würdigen, muß man tief im Waldesgrün lagern, im Dufte der Blätter und Blüthen, geiſtig ſchon halb berauſcht von Luft und Sonnen-

ſchein und vom würzigen Hauche des Waldmeiſters, der rings um uns her wächst — dazu gehören ſchlanke Mädchengeſtalten und leuchtende Augen."

„Oder man muß mit der Maitrank-Bowle lagern an der Höhe eines Berges," meinte nachſinnend Roderich, „im Schatten einer rieſigen Kaſtanie, hinter uns das große Gemäuer einer ehrwürdigen Ruine, zu unſern Füßen die Schlangenwindungen des alten Vaters Rhein, goldig angeſtrahlt vom Abendſonnenſchein."

„Ach ja, Du haſt Recht," rief Lytton, indem er ſein Glas hoch emporhob, „einem ſolchen Orte gebe ich auch faſt vor Waldesdunkel den Vorzug; man muß den göttlichen Rhein ſehen, um ſeine Gaben recht genießen zu können.

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſ're Reben,"

ſetzte er mit lauttönender, kräftiger Stimme ein,

„Geſegnet ſei der Rhein."

Und als er wiederholte: „Geſegnet ſei der Rhein", da fiel Roderich ein, auch Walter, wobei er anſtändiger Weiſe ſein geleertes Cognacglas wegſtellte und ſich von dem duftenden Tranke in ein uraltes, mächtiges Glas eingießen ließ. Bergmüller, der eine gute Stimme hatte, fiel in harmoniſch klingendem Tone ein, ſowie ebenfalls die jungen Künſtler, die hinter ihrem Carton hervorgekommen waren. Conchitta hörte dem ſchönen Liede mit leuchtenden Augen zu, während das kleine Mädchen lachend in ſeine Hände klatſchte. Beim zweiten Verſe klang in Mercedes' Hand die Mandoline richtig und ſicher, und als der heitere, glückliche Chor die letzte Strophe mit ihren innigen Worten alſo ſchloß:

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein —"

da hatte die junge Spanierin die Melodie feſt in ſich aufgenommen und ſang, wenngleich leiſe, mit, während ſie ſich erhoben hatte und neben Roderich ſtand, den ſchönen, dunkeln, glänzenden Blick zu ihm erhebend.

Leider wurde in dieſem Augenblick die Begeiſterung der Sänger unterbrochen, und zwar ſo raſch und unerwartet und ſo wenig paſſend für die gehobene Stimmung der anweſenden Künſtler, daß wir dieſer Unterbrechung nothwendiger Weiſe ein eigenes Kapitel widmen müſſen.

Quartier im vierten Stock, dann mit ſeinem Gefängniß auf der Polizei, und zuletzt dachte er an Kerkermeiſters Töchterlein und nahm ſich feſt vor, ihr Grab auf dem Kirchhof, das gewiß in irgend einer Ecke einſam und verlaſſen liegen würde, aufzuſuchen und auf demſelben friſche Blumen ſetzen zu laſſen, Geranien und Reſeda, die ſie ſo ſehr geliebt und womit ſie wöchentlich ſeine Fenſter geſchmückt.

Die Phantaſien des ehemaligen Schneiders bewegten ſich unterdeſſen in viel höheren und glänzenderen Regionen. Er dachte an Maria die Tänzerin, die er als kleines Mädchen in das Theater geführt, die eine berühmte Künſtlerin geworden war und dann in Italien ſpurlos verſchwunden. Lange hatte er nichts von ihr gehört, lange waren alle ſeine Briefe, die er ihr nach Rom, Neapel, Genua und Florenz geſchrieben, unbeantwortet geblieben, die ſorgfältigſten Erkundigungen, die er nach ihr angeſtellt, blieben ohne Reſultat; da eines Tages — es war noch gar nicht ſo lange her, und wenn Dubelli an dieſen Moment dachte, ſo ſchmunzelte er freundlich in ſich hinein, — da erhielt er einen dicken Brief, die Aufſchrift von ihrer Hand und dabei war das Couvert mit einem ſchönen Wappen verſchloſſen, über welches die neungezackte Grafenkrone ſchwebte. Wie hatte ſeine Hand gezittert, als er jenes Siegel erbrochen, und wie wurden ſeine Augen feucht, als er den Inhalt jenes Schreibens las! — Maria, die kleine arme Maria, die Tänzerin hatte ihren Vater gefunden, und dieſer Vater war ein reicher, vornehmer Herr, und hatte ſie mit ſeinem Neffen verheirathet, und das namen- und vaterloſe Kind war jetzt Gräfin von St. Alban geworden! — Dubelli ſchüttelte lächelnd den Kopf, wenn er an Alles das dachte und an die vielen Bekannten, die er da unten in der Stadt wiederfinden würde.

Jetzt hatten ſie die Stadt erreicht. Plötzlich rollte der Wagen nicht mehr auf weichem Sand und das Klirren der Hufe

II.

„Es iſt eine alte Geſchichte.“

Es traten drei Perſonen in das Atelier des Malers, geführt von Andreas, der mit etwas verlegenem Geſichte den Gobelin am Eingange aufhob, um ſie hindurchgehen zu laſſen. Der treue Diener, welcher im Garten beſchäftigt war, hatte vorauseilen wollen, um die Ankommenden zu melden, war aber durch einen gebieteriſchen Blick von einer dieſer Perſonen verhindert worden: es war dies eine Dame, welche auch das Gemach zuerſt betrat, obgleich ſie auf der Schwelle mit einem der beiden Herren, in deren Begleitung ſie war, ein paar Complimente gewechſelt hatte, um dieſen den Vortritt zu laſſen. Sie beeilte ſich übrigens mit ihrem Eintritte nicht beſonders, blieb vielmehr ein paar Secunden unter dem Gobelin ſtehen, wobei ihre Mienen mehr ernſtes Erſtaunen als angenehme Ueberraſchung zeigten bei dem heiteren Leben, welches hier im Atelier herrſchte. Es war eine große, etwas magere Dame, ſehr elegant gekleidet, mit einem Geſichte, das einſtens ſehr ſchön geweſen ſein mußte; jetzt hatten die vielleicht früher ſanfteren Augen etwas Stechendes angenommen; die Naſe, welche wahrſcheinlich in einem volleren Geſichte

nicht so auffallend bemerkt worden wäre, trat jetzt hart und knöchern hervor, und dabei bot der fest zusammengekniffene Mund mit den dünnen Lippen einige unangenehme Falten. Der eine Herr neben ihr, dem sie den Vortritt hatte lassen wollen, war eine verlebte Persönlichkeit, vielleicht hoch in den Vierzigen, dem ein geschickter Schneider, ein talentvoller Friseur sowie gut angewandte Pomade und sonstige Schönheitsmittel das Ansehen eines mit frischen Farben angestrichenen, baufälligen Hauses gaben. Uebrigens hatte er etwas entschieden Vornehmes in seinem Aeußern, gewandte, ja, elegante Bewegungen und eine Art, seinen Kopf zu tragen, die auf Jemanden schließen ließ, der zu befehlen gewohnt ist, eine Bemerkung, die wir bestätigt finden, nachdem wir gehört, daß ihn die Dame mit dem Titel Euer Hoheit anredete. Die dritte der Personen war ein Mann von angenehmem Aeußern, der sich stets in bescheidener Entfernung hielt und der in seinen Antworten, welche meist Zustimmungen waren, das Wesen eines Kammerherrn oder diensthuenden Adjutanten zeigte.

Seine Hoheit konnten sich bei Anhörung des Gesanges nicht enthalten, einige rhythmisch passende Bewegungen zu machen, und sagten alsdann: „Besser hätten wir's in der That nicht treffen können, ein Atelier im vollen Lustre des Künstlerlebens — nicht wahr, Werdenberg?“ wandte er sich an seinen Begleiter.

»Superbo!« sagte dieser.

„Wenn man sich einmal einen vergnügten Tag macht,“ fuhr die Hoheit mit lauter Stimme fort, „und aus der Prosa des Alltagslebens in die heiteren Regionen der Künstlerwelt“ — er wollte sagen: „hinaufsteigt,“ verbesserte sich

aber und ſprach: „eindringt, ſo thut es Einem unendlich wohl, ſogleich den ganzen charme dieſer heiteren Welt zu finden.

Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein —“

recitirte er halb ſprechend, halb ſingend, wobei er ſich mit einer graziöſen, tänzelnden Bewegung dem Herrn des Ateliers näherte und demſelben aus richtiger Entfernung ſeine Rechte entgegenſtreckte.

Roderich, dem dieſe Ueberraſchung weniger als gerade dieſer Beſuch unangenehm zu ſein ſchien, machte eine tiefe, aber ſehr förmliche Verbeugung, murmelte Einiges in den Bart, von dem man nur die lauter geſprochenen Worte: „Außerordentliche Ehre — Kunſtkenner — Eure Hoheit,“ verſtand, wobei über das Geſicht Lytton's ein flüchtiges ſarkaſtiſches Lächeln glitt, das in des Sprechers Zügen wohl ſeinen Wiederſchein gefunden haben würde, wenn nicht Seine Hoheit, vor dem Künſtler ſtehend, ihm heiter nickend in das Geſicht geſchaut und geſagt hätte: „Gewiß, ich verſichere Sie, ich fühle mich in dieſen Räumen ſo behaglich, ganz wie zu Hauſe, wie bei Meinesgleichen.“

„Ob das für uns ein Compliment iſt!“ grollte Walter im Hintergrunde des Zimmers in das große Trinkgefäß hinein, nachdem er daſſelbe vorher faſt leer getrunken.

„Schauen Sie um ſich, Werdenberg,“ fuhr Seine Hoheit in der allerbeſten Laune von der Welt fort, „das iſt das wahre Künſtlerleben, dieſe famoſe, maleriſche Umgebung — überall, wohin das Auge fällt, Kunſtgegenſtände, und dazu Wein, Liebe und Geſang.“

Das mittlere dieſer drei Worte ſprach er übrigens ſehr

leiſe aus, während er, ſich herumdrehend, die ſchöne junge Spanierin erblickte, wobei er dem Herrn des Ateliers mit einem faunenartigen Lächeln zuwinkte.

„Darf ich mir erlauben," ſagte Roderich mit ſeiner ſonoren Stimme ruhig und ohne jede Bewegung, „Eurer Hoheit meine Freunde und Bekannten vorzuſtellen? Sie werden ſich glücklich ſchätzen, einen ſo warmen Beſchützer der Kunſt kennen zu lernen."

„Wozu das, mein lieber Freund? Ich bin überzeugt, unter lauter gediegenen Künſtlern zu ſein, und möchte hier in der That nichts von Vorſtellung und dergleichen wiſſen," ſetzte er mit einer etwas affectirten Handbewegung hinzu.

„So muß ich mir doch erlauben, Eurer Hoheit eine Ausnahme vorzuſtellen, den Herrn Baron Hund vom Höllenſteine, unſern angenehmen Freund — ebenfalls ein Beſchützer der Künſte."

„A—a—a—ah," ſagte Seine Hoheit mit einem ſehr lang gedehnten Tone, indem er ſich gegen den Vorgeſtellten wandte, ſeinen Kopf erhob und den Baron mit halb geſchloſſenen Augen und einer ziemlich kalten Miene betrachtete — „ah, Hund vom Höllenſteine, ich erinnere mich, eine märkiſche Familie, wovon mir zwei Branchen bekannt ſind," fuhr er mit einem Blicke auf ſeinen Adjutanten fort, den er durch ſeine gediegenen genealogiſchen Kenntniſſe in Erſtaunen ſetzen wollte, zwei Branchen dieſer alten reichen Familie, die mit den geſtutzten Ohren und die mit dem geſtutzten Schweife — zu welcher zählen Sie ſich?"

„Zur letzteren, Euer Hoheit; wir führen im Wappen den Hund mit geſtutztem Schweife."

Der junge Engländer hatte ſich bei dieſer kleinen Unter-

rebung raſch auf dem Abſatze herumgedreht und that, als ob er etwas vom Boden aufhebe, während ſelbſt der ſo ruhige und beſonnene Roderich eine Secunde lang die Lippen auf einander preßte und dann mit großer Heiterkeit ſagte: „Wir verdanken dem Herrn Baron dieſe heitere Stunde; er behauptete nämlich, ein Maitrank, wie er in Berlin gebraut würde, habe unbedingt den Vorzug vor unſerem rheinländiſchen.“

„Ah, das iſt viel behauptet,“ meinte Seine Hoheit; „geben wir zu, daß alles, was in Berlin gemacht iſt, ſich durch einen eigenthümlichen feinen Schliff oder durch eine wunderbare Gediegenheit, guten Geſchmack, Intelligenz oder Kunſtſinn auszeichnet — ſagen wir, daß man in Berlin ganz vortrefflichen Maitrank genießt, aber beſſer, als wie hier am Rheine, iſt doch wohl ein Bischen zu viel behauptet. Ja, wenn man vielleicht rheiniſche Waldkräuter nach Berlin brächte und dort den Maitrank anfertigen ließ, ſo würde er vielleicht durch die Feinheit der Anfertigung einen Vorzug gewinnen. — Aber, meine Herren,“ fuhr er in einem veränderten Tone und wie ſich gewaltſam dem eben geführten Geſprächsthema entreißend fort, „über Vorſtellung und Maitrank vergeſſen wir ſchändlicher Weiſe die Hauptſache, das Bild unſeres Meiſters — es hat mich ſehr gefreut, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, Baron Hund!“

Mit dieſen Worten verabſchiedete ſich der Prinz von dem ſich tief verneigenden Baron und rief dann ſeinen Adjutanten, um ſich in Geſellſchaft deſſelben mit zuſammengelegten Händen und dem Ausdrucke des Erſtaunens und Entzückens vor das große Bild Roderich's hinzuſtellen.

Wir ſahen uns genöthigt, die Dame, welche vor den

beiden Herren das Gemach betrat, einen Augenblick zu vernachläſſigen, was aber wohl verzeihlich iſt, da ſie ſich gleich nach ihrem Eintritte aus dem Geſichtskreiſe der Anweſenden verlor. Ihr ſcharfes Auge hatte nämlich nicht ſobald die kleine, für alle Uebrigen reizende Gruppe der jungen, ſchönen Spanierin mit dem kleinen Mädchen bemerkt, das, in ihren Schooß geſchmiegt, neben ihr ſaß, als ſie nicht ſehr laut, aber in etwas ſchrillem Tone den Namen Margarethe rief, worauf das Kind faſt zuſammenſchrak, aber augenblicklich emporfuhr und zu ſeiner Mutter eilte. Dieſe fuhr ihm mit der Hand leicht über das Haar, ſtatt es aber in liebevoller Art zu küſſen oder auch nur mit herzlichem Ausdrucke zu betrachten, wandte ſie ſich langſam gegen ihre am Eingange des Ateliers erſcheinende Dienerin, welche nicht mehr Zeit gehabt hatte, vor den Eingetretenen das Haus und das ihr anvertraute Mädchen wieder zu gewinnen, und blickte ſie ein paar Secunden lang mit ihren ſtechenden Augen ſcharf an, ehe ſie ihre dürren Lippen öffnete und, obgleich nur hauchend und ziſchend, aber für die Gouvernante ſehr vernehmlich ſprach: „Nennen Sie das auf mein Kind Acht geben, wenn Sie ſich im Garten oder wer weiß wo herumtreiben und es unterdeſſen fremden Händen überlaſſen?“

„Der Herr hat die kleine Margarethe gerufen,“ ſagte das junge Mädchen in verſchüchtertem Tone und ohne zu wagen, mit ihren Blicken den Augen der Herrin zu begegnen, „und da ich dachte, wenn der Herr ſie riefe ....“

„Sie haben nichts zu denken, nur meine Befehle pünktlich zu erfüllen; ich will mein Kind nicht in ſolchen fremden Händen wiſſen — pfui!“ ſetzte ſie mit einem unbeſchreiblichen Zucken ihres Mundes hinzu. „Sie waren daher geſchickt,

um das Kind in der frischen Luft des Gartens ergehen zu lassen, aber nicht in dieser — Atmosphäre," schloß sie mit einem Ausdrucke tiefer Verachtung.

Die Kleine folgte fast widerstrebend der Gouvernante und nicht, ohne mehrere Male nach Conchitta hinüber zu schauen, die sich indessen abgewandt hatte und durch das Fenster an den blauen Himmel hinaufschaute, ohne auf die süßen Bemerkungen des Barons Hund vom Höllensteine zu achten, der vor ihr saß und sie schwärmerisch anblickte und ohne Binde- und andere Worte nur in Ausrufungen sprach.

Vielleicht war er darin das Echo Seiner Hoheit, denn auch diese sagte nichts als: „Wunderbar groß und ausgezeichnet, immens concipirt und ausgeführt — sehen Sie, Werdenberg!"

Und Werdenberg sagte: „Auf Ehre, superbe! räuberhaft schön!"

„Sehen Sie diese Zeichnung, dieses Colorit," fuhr der Prinz fort, indem er seine Arme vor der Brust verschränkte und das Gemälde mit seitwärts geneigtem Kopfe betrachtete, „diese lebensvolle Wahrheit, dieser fabelhafte Ausdruck in allen Köpfen, welcher Genuß, so etwas in der Arbeit sehen zu dürfen — ich bitte Sie, Werdenberg, ich finde namentlich die Composition über alle Beschreibung schön!"

„Gewiß, Euer Hoheit, superbe," sagte der Adjutant und setzte für sich, still schwärmend, als Steigerung hinzu: „Auf Ehre, räuberhaft schön — trichinenhaft!"

Obgleich Seine Hoheit, wie wir eben darzuthun uns erlaubten, außer sich vor Entzücken schien über das in der That ausgezeichnete Bild Roderichs, so warf er doch, während er vor der Leinwand hin und her trat, manche

vergebliche Blicke rechts und links an derſelben vorbei, um das Geſicht des jungen Mädchens ſehen zu können, deren ſchlanke, wundervolle Körperformen begreiflicher Weiſe ſeine Aufmerkſamkeit aufs höchſte reizten. Endlich erreichte er ſeinen Zweck, aber nur dadurch, daß der Baron Hund vom Höllenſteine eine allzu ſüße Redensart gegen Conchitta wagte, worauf dieſe ſich unmuthig umwandte, ſich aber raſch wieder wegdrehte, als ſie in das gierige Auge des abgelebten Prinzen blickte.

„Sehen Sie, Werdenberg," ſprach Seine Hoheit in einem leiſe ſein ſollenden Tone, „dieſes prachtvolle modèle d'atelier — ah, was dieſe Künſtler für glückliche Menſchen ſind! Betrachten Sie die Kleine und ſagen Sie mir, ob ſie nicht ganz verführeriſch iſt!"

Und der Adjutant ſagte: „Auf Ehre, superbe!" und blickte mit ſeinem eingeklemmten Augenglaſe nach dem jungen Mädchen.

Der Herr des Ateliers hatte die Bemerkung des Prinzen wohl gehört und eine leichte Röthe des Unmuths fuhr über ſeine Züge. „Verzeihen mir Euer Hoheit," ſagte er alsdann, „daß ich vergaß, jener jungen Dame den Namen Eurer Hoheit zu nennen."

„Gewiß, daran thaten Sie Unrecht," erwiederte der Prinz heiter lächelnd, indem er ſich die Hände rieb. „Bitte, ſtellen Sie mich dieſem reizenden Kinde vor — nennen mir aber auch ihre Wohnung," ſetzte er mit leiſem Tone hinter der vorgehaltenen Hand mit einem ſehr bezeichnenden Aufſchlage ſeiner Augen gegen Roderich hinzu.

Dieſer biß ſich auf die Lippen, und nur ein Blick auf Lytton, der ſich achſelzuckend abwandte, ließ ihn eine Bemer-

lung niederſchlucken, und dann machte er mit einer Handbewegung gegen den Fürſten ein paar Schritte auf das junge Mädchen zu, wobei er ihren Namen nicht ohne die Bezeichnung Sennora ausſprach und hierauf fortfuhr: „Seine Hoheit der Prinz Heinrich wünſcht, Ihnen vorgeſtellt zu werden.“ Seinen Malerſtock, den er noch in der Hand hielt, ſtellte er jetzt mit ausgeſtrecktem Arme neben ſich auf den Boden, ungefähr in der Art, wie es ein Hofmarſchall in Function mit ſeinem Amtsſtabe macht, und ſagte alsdann mit ſehr lauter Stimme: „Ich habe die Ehre, Eurer Hoheit La Sennora Marqueſa Donna Conchitta aus dem Hauſe der de Monterey y Byzcarro vorzuſtellen, eine junge Dame von außerordentlichem Talente, eine Künſtlerin im wahren Sinne des Wortes, welche heute die große Gefälligkeit hatte, in Begleitung ihrer älteren Schweſter, Donna Mercedes, hieher zu kommen, um mir für die Hauptfigur meines Bildes die Züge ihres unvergleichlichen Profiles zu erlauben.“

Roderich hatte, indem er ſo ſprach, ſeine Blicke von Conchitta ab und ſeiner Frau zugewandt, welche ſich von Baron Hund und dem jungen Bergmüller unterhalten ließ. Dabei betonte er ſeine Worte ſo laut und ausdrucksvoll, daß die eben genannten Drei umſchauten, worauf er, ein paar Schritte gegen ſeine Frau machend und ſich direct an ſie wendend, nicht ohne Beziehung auf die eben ſtattgehabte Vorſtellung fortfuhr: „Ich glaube auch in Deinem Sinne geredet zu haben, als ich vorhin der Sennora Vorwürfe machte, daß ſie ſeit langer Zeit nicht mehr unſer Haus beſucht, Vorwürfe, in welche auch unſere kleine Margarethe lebhaft einſtimmte. — Euer Hoheit müſſen wiſſen,“ wandte

er sich wieder an diesen, „daß Sennora Conchitta mir von lieben Freunden dringend empfohlen ist und daß sie, wie Sie vielleicht bei Ihrem Eintritte zu bemerken Gelegenheit hatten, mein kleines Mädchen aufs liebenswürdigste protegirt, eigentlich verwöhnt."

Conchitta, welche augenscheinlich glücklich war, durch die an Frau Hildegard gerichteten Worte den Blicken des Fürsten entgehen zu können, machte rasch ein paar Schritte gegen die Herrin des Hauses und verneigte sich vor derselben auf eine eben so einfache als sittsame Art, was die Andere mit einer kaum bemerklichen steifen Neigung des Kopfes erwiederte; doch konnte sie es dabei nicht unterlassen, in heftiger, weiblicher Neugierde, ja, in der Hoffnung, irgend eine Veränderung zu entdecken, ihre scharfen Blicke ein paar Secunden lang auf das Gesicht des jungen Mädchens herabzusenken, welches ihr einstens gleichgültig gewesen war, ehe sie Veranlassung zu haben glaubte, es zu hassen. Mochte sie nun trotz ihres Vorurtheils in diesen reinen, lieblichen Zügen etwas finden und erkennen, was durchaus nicht so war, wie sie es erwartet, wie es ihr vorgeschwebt, oder war es der gewöhnlich richtige Instinkt des Weibes gegenüber einer Andern ihres Geschlechtes — genug, das sarkastische, fast verächtliche Lächeln auf ihrem Gesichte milderte sich zu einem ernsten, beinahe wehmüthigen Ausdrucke, und Roderich, der es nicht unterlassen konnte, forschend hinüber zu schauen, verstand wohl den auflodernden gehässigen Ausdruck in den Blicken seiner Frau, als sie jetzt auch nach ihm hinsah, und wandte sich mit einem leichten Seufzer ab.

Wie zum Schutze ihrer jüngeren Schwester gegen die strengen Blicke der so starr und aufrecht da stehenden Frau

und Räder auf dem Pflaſter riß den Faden ihrer Phantaſie plötzlich ab und die Wirklichkeit trat wieder in ihr Recht.

„Wo fahren wir hin?“ fragte der Doktor, „haben Sie ſchon eine Privatwohnung oder gehen wir zuſammen in den Gaſthof?“

„Ich denke, wir gehen in den Gaſthof,“ entgegnete Dubelli, „ich werde mir dann mit Muße in dieſen Tagen ein anſtändiges Quartier in der Nähe des Hoftheaters ſuchen.“

„Alſo in den engliſchen Hof!“ rief der Doktor dem Kutſcher zu und der Wagen rollte dorthin.

des Hauſes hatte Mercedes den dunklen Winkel verlaſſen, wo ſie ſtill betrachtend ſaß, und ſagte nun, ſich nähernd und Conchitta's Hand ergreifend: „Von meiner Schweſter, Frau Olfers, dürfte ich wohl ſagen, ſie ſei mein Kind, denn ſeit ihrer Geburt habe ich ſie gehegt und gepflegt wie eine Mutter, da ſie ſchon in der Wiege verwaiſt war. Die Leute, wenn ſie mich ſo anſehen," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „halten ſie auch für mein Kind — ja, ich habe ſie erzogen, und hoffentlich gut erzogen."

Frau Hildegard nickte gegen Mercedes ein wenig tiefer mit dem Kopfe und es erſchien etwas wie ein Lächeln auf ihren Zügen, welches aber Lügen geſtraft wurde durch den eiſig kalten Ton, mit dem ſie ſagte: „Den Vorwürfen meines Mannes muß ich auch die meinigen anreihen — Sie haben ſich wirklich zu lange nicht bei uns ſehen laſſen!" worauf ſie ſich mit einer heftigen Bewegung rauſchend umwandte, mit dem Geſichtsausdrucke einer edeln Dulderin, welche äußerſt gelungene Miene ſie durch einen tiefen Athemzug verſtärkte. Dann fuhr ſie fort, indem ſie raſch auf ihres Mannes Bild zuging: „Ich muß doch ſehen, wie er den intereſſanten Kopf benutzt hat."

Die beiden Gatten ſtanden in dieſem Augenblicke allein vor dem Bilde.

„Guten Tag!" ſagte ſie in dem uns bekannten, ſcharfen Tone, ohne ihn anzuſehen.

„Guten Tag, Hildegard!" gab er mit milder Stimme zur Antwort und ſetzte hinzu: „Es war mir bis jetzt nicht möglich, Dir einen freundlichen Gruß zuzurufen."

„Auch unnöthig einem ſolchen Störenfried wie ich bin!"

„Du ſtörſt mich nie, namentlich wenn Du allein kommſt."

„O doch, ich ſtöre Dich und Deine ſo fröhliche Geſellſchaft, deßhalb komme ich nur gezwungen hieher. Prinz Heinrich bat mich, ihn nach Deinem Atelier zu geleiten — nur deßhalb ſtörte ich Dich in Deiner Fröhlichkeit; verzeihe mir das — wie ich ja gezwungen bin, Dir ſo Vieles verzeihen zu müſſen!“

Wort und Ton der Stimme zielten in beſter Vereinigung nach ſeinem Herzen, und damit er nicht im Stande ſei, dieſen Stich abzuwehren, warf ſie ihren Kopf in die Höhe und verließ das Bild, um ſich zu Seiner Hoheit zu begeben, welche die verſchiedenen Gegenſtände an den Wänden, auf den Tiſchen und Stühlen mit lauten Ausrufen der Bewunderung muſterte.

Und der Adjutant, der hinter ihm dreinſchritt, wiederholte verſchiedene Male: „Auf Ehre, superbe!“

„Ah!“ machte Roderich, und nachdem er ſeiner Frau einen düſtern Blick nachgeſandt, faßte er ſich gewaltſam und ſprach dann zu ſich ſelber: „Tragen wir unſere Leiden mit Geduld, mit gutem Humor und gutem Gewiſſen!“ Er ſtellte den Malerſtock neben die Staffelei und ging zu Walter hin, der in der Ecke am Kamine neben dem Tiſche ſaß, auf dem die Maitrank-Bowle ſtand. „Gib mir den Pokal,“ ſagte er leiſe und lächelnd, „ich muß ihn auffüllen für einen Höheren, als Du biſt — Du kannſt Dir ſpäter einbilden, er habe Dir zugetrunken.“

„Damit ich Leibſchmerzen bekäme, he?“ grollte der alte Maler und ließ es nur widerſtrebend geſchehen, daß der Herr des Ateliers den alten Becher mit dem duftigen Weine auffüllte und ihn mit zwei anderen, ebenfalls noch vollen Gläſern auf eine antike Credenzplatte ſetzte und hierauf den Mai-

trank Seiner Hoheit, deſſen Adjutanten und ſeiner Frau darbot.

Alle Drei nahmen, tranken aber auf ſehr verſchiedene Weiſe; der Fürſt zeigte ein ſichtliches Erſchrecken über den großen Kelch und nippte nur daran, was ihm von Seiten Walter's ein verächtliches Lächeln eintrug.

Frau Hildegard ſchien ihr Glas wie mit etwas Wohlriechendem angefüllt zu betrachten, denn ſie roch nur daran und ſtellte es alsdann auf den kleinen Tiſch.

Der Adjutant war der Einzige, der die Gabe zu würdigen wußte: er betrachtete den Wein einen Augenblick prüfend, indem er das Glas gegen das Licht hielt und ſein linkes Auge zukniff. Dann ſetzte er's an den Mund, zog den ſüßen, duftigen Trank mit wahrem Wohlbehagen in ſich hinein, ſchnalzte alsdann mit den Lippen und ſagte: „Auf Ehre, räuberhaft!“

Nachdem der Fürſt wiederholt zu der jungen Spanierin hingegangen und mit ihr und ihrer Schweſter noch einige Worte gewechſelt, wobei er den vergeblichen Verſuch gemacht, aus dem Munde Conchitta's deren Wohnung zu erfahren, drückte er dem Herrn des Ateliers aufs cordialſte die Hand, worauf er Frau Hildegard die Verſicherung gab, er verdanke ihr eine ganz beliciöſe, koſtbare Stunde; dann grüßte er den Baron Hund mit einem freundſchaftlichen Winke ſeiner Rechten und die übrigen Künſtler, indem er dicht vor dem Gobelin ſeinen Hut mit einem Rundcomplimente gegen ſie ſchwenkte, ehe er ihn aufſetzte, was er aber nicht früher that, als bis die Dame des Hauſes das Atelier verlaſſen hatte.

Seine Hoheit wandten ſich aber noch einmal gegen das Innere des Gemaches, ſtreckten wie bewundernd ſeine

beiden Arme aus und riefen: „Wahrhaftig, eine Umgebung für Künſtler, ſo ſchön, ſo harmoniſch, ſo ausgezeichnet, wie ſie ſich nur eine kühne Phantaſie denken kann — wunderbar!“

Und der Adjutant murmelte im Abgehen: „Auf Ehre, nicht nur superbe, ſondern räuberhaft ſchön — trichinenhaft!“

Der Gobelin war ſchon eine ziemliche Zeit hinter den Weggegangenen niedergefallen, ehe einer der Zurückbleibenden, als geſchähe das auf Verabredung, irgend etwas that oder ſagte, was ſich auf den eben da geweſenen Beſuch bezogen hätte. Roderich hatte Palette und Malerſtock ergriffen und fuhr mit dem Pinſel auf der Leinwand, wie es ſchien, ziemlich abſichtslos, umher, und erſt als ihm Conchitta mit ihrer angenehmen Stimme ſagte: „Meiſter Roderich, ich habe noch viel Zeit und viel Luſt, Ihnen zu ſtehen!“ erwachte er wie aus einem Traume und begann wieder an dem weiblichen Kopfe auf ſeinem Bilde zu arbeiten.

„So,“ ſagte Lytton nach einer längeren Pauſe, während welcher er einen Standpunkt geſucht und gefunden, um ſeine Zeichnung zu vollenden, „jetzt kämen wir allgemach wieder zur Ruhe.“

Die jungen Künſtler hatten ſich hinter ihren Carton zurückgezogen und Bergmüller ſaß auf dem Stuhle des Barons Hund vom Höllenſteine, welcher verſchwunden war; er hatte ſich, ehe der Gobelin noch ganz niedergefallen war, durch eine ſehr kleine Oeffnung ſachte hinausgeſchlängelt und war ſo glücklich geweſen, dem hohen fürſtlichen Beſuche, ehe dieſer in den Wagen ſtieg, nochmals ſeine allergehorſamſte Verbeugung zu machen. Für heute Morgen kam er auch nicht wieder in die bürgerliche Luft des Ateliers.

Walter hatte ſich des großen Gefäßes wieder bemächtigt,

und nachdem er etwas von dem Inhalte auf den Boden geſchüttet, zum Dankopfer für die Unterirdiſchen, wie er ſagte, hockte er auf eine kleine Treppe, die dazu benutzt wurde, um Gegenſtände von der Wand herabzunehmen.

Niemand ſprach — es herrſchte eine tiefe Stille in dem einſamen Gemache.

Da war ein einziges Wort ſchuld daran, daß dieſe faſt unangenehme, hier wenigſtens peinliche Stille plötzlich unterbrochen wurde und derſelbe Geiſt der Heiterkeit wieder hereinſchwebte, der vorhin bei dem vornehmen Beſuche entflohen war.

Einer der jungen Künſtler nämlich hinter dem Carton fragte den anderen mit leiſe fein ſollender Stimme, doch ſo, daß es alle Welt hören konnte: „Wie findeſt du auf meinem Bilde dieſen Schafskopf?“

„Auf Ehre, superbe — trichinenhaft!“

Da lachte Lytton laut auf, Roderich ebenfalls, Bergmüller ſchrie vor Vergnügen förmlich hinaus und ſelbſt der alte Walter wackelte heiter mit dem Kopfe.

„Räuberhaft!“

„Ach, was,“ rief der Herr des Ateliers, indem er die Palette neben ſich auf den Tiſch warf, hätte ich mir doch faſt die gute Laune dieſes ſchönen Morgens verderben laſſen — ach, und man hat der ſchönen Augenblicke ſo wenig in dieſem armen Leben! He, Andreas,“ rief er mit ſeiner mächtigen Stimme, daß es laut durch das Gemach hallte, „unachtſamer, fauler Knecht, fülle wenigſtens die Gläſer, wenn Du auch nicht im Stande geweſen biſt, Deinen Herrn und ſeine Gäſte vor vornehmem Beſuche zu bewahren!“

Andreas ſchlich herein und verſah ſein Amt als Mundſchenk mit großer Emſigkeit, worauf er mit geſenktem Kopfe

zu ſeinem Herrn ging und ihm zwei Roſen überreichte, welche die kleine Margarethe abgepflückt und ihm gegeben, die eine für Papa, die andere für die gute Conchitta.

„Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein,"

ſang Walter mit ſeiner ſo unbeholfenen Stimme und in einer ſo wenig paſſenden Tonart, daß Niemand einzuſtimmen im Stande und es ſelbſt den jungen Künſtlern hinter dem Carton unmöglich war, bei dem Juvivallera mitzuthun.

Dafür hörte man aber eine andere Stimme hinter dem Gobelin in etwas dünnem krähendem Tone, aber in heiterer Laune ſo gut als möglich einſtimmen; dann wurde der Gobelin etwas auf die Seite geſchoben und es trat Jemand in das Atelier, dem nicht nur Alle freundlich zunickten, ſondern dem Conchitta raſch entgegeneilte, ſeine beiden Hände ergriff und ihn dann zu Roderich führte.

Der Angekommene hatte in ſeinem Aeußern durchaus nichts, was einen ſo warmen, ja, herzlichen Empfang gerechtfertigt hätte; es war eine kleine, magere, unbedeutende Perſönlichkeit mit einem alltäglichen Geſichte, nur ſah man in demſelben gute, freundliche Augen; der Kopf war ſpärlich mit hellblonden Haaren bedeckt, dabei ſchleppte er den linken Fuß etwas hinkend nach, und dies war wohl die Schuld, warum ſich ſein ſchwächlicher Körper ſtark nach dieſer Seite hinneigte und ſich dabei auf einen dicken Stock ſtützte. Ueber ſeinen Anzug war nicht viel zu ſagen, er war einfach und ſauber, und das einzige Außergewöhnliche an ſeiner Bekleidung war vielleicht der Hut, der für die kleine Geſtalt des Mannes etwas hoch und ſpitz war und eine ſehr breite Krämpe hatte.

Roderich reichte ihm die Hand und ſagte freundlich: „Guten

Morgen, lieber Schmitz!“ während Lytton, der in der Nähe ſtand, ihm leicht auf die Schulter klopfte, wobei er fragte:

„Wie geht's, Michel Angelo?“

„Gut, gut, ſo vortrefflich als möglich,“ gab der kleine Mann zur Antwort, wobei er heiter um ſich ſchaute und dann ſeine freundlichen Blicke auf dem jungen Mädchen ruhen ließ, das vor ihm ſtand und ihn lächelnd anſah.

„Aha, ich weiß ſchon, was Dich her treibt, alter Schwede,“ ſagte Walter, der dieſen Blick bemerkte. „Willſt Du Dich nach Conchitta umſchauen? Iſt ſie Dir vielleicht zu lange ausgeblieben?“

„Das nicht, gewiß nicht,“ erwiederte Michel Angelo Schmitz, denn dies war ſein Tauf- und Zuname; „wenn ſie auf die Akademie geht, bleibt ſie noch länger, und ich finde ſie hier in der allerbeſten Geſellſchaft,“ ſetzte er hinzu, indem er Mercedes zuwinkte.

„Laß Dir ein Glas Maitrank geben, Schmitz,“ ſagte der alte Maler, ohne aufzublicken; „er iſt gut, und wenn man keine Gelegenheit hat, ihn im Walde zu trinken, ſo muß man ſchon damit in einem dumpfigen Atelier vorlieb nehmen.

Juvivallera, juvivallera, juvivalleralalala!“

brummte er in den Bart, nachdem er ſein großes Gefäß wieder einmal ausgetrunken.

„Wollten Sie nach mir ſehen, lieber Schmitz?“ fragte Conchitta mit ihrer ſanften, einſchmeichelnden Stimme.

„Ja und nein,“ erwiederte Michel Angelo, indem er mit einem ſehr pfiffigen Lächeln rings umherſchaute, daß Lytton ſagte:

„Jetzt paßt nur auf, dieſer durchtriebene Schelm hat

irgend eine Abſicht, und wo er ſeine Schraube anſetzt, da kommt er auch durch, mag das Brett noch ſo dick ſein; ehrlich herausgeſagt, Schmitz, wer von uns iſt heute Dein Brett? Wenn ich's nicht bin," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „ſo helfe ich Dir bohren."

„Es iſt ſchade," gab der kleine Mann zur Antwort, wobei er den Knopf des Stockes unter ſeine Naſe drückte, „daß dieſer Lytton kein Rathsherr geworden iſt."

„Habe ich Recht?"

„Ich will es nicht läugnen; da ich die gute Conchitta hier wußte, ſo dachte ich mir, jetzt willſt Du mit ihrer Hülfe doch noch einen Verſuch machen, um etwas heraus zu bekommen, was mir Roderich ſchon lange verſprochen."

„Und was hätte ich Dir ſchon lange verſprochen?" antwortete der Herr des Ateliers, ohne aufzublicken ruhig weiter malend.

„Dieſe Frage kannſt Du Dir doch wohl ſelbſt beantworten," meinte Lytton. „Wofür bohrt Michel Angelo? Warum bettelt er? Nicht um Geld und Gut, das iſt weltbekannt."

„Gewiß nicht," ſprach der kleine Mann, mit ſeinem gutmüthigen Geſichtsausdrucke ehrlich um ſich blickend; „aber Roderich hat mir ſchon vor längerer Zeit eine Zeichnung verſprochen, und da bin ich denn gekommen, und Conchitta ſoll mir bitten helfen."

„Ja, ja, das will ich," rief das junge Mädchen, ihre Hände fröhlich zuſammenſchlagend; „ja, ja, wenn Meiſter Roderich eine Zeichnung verſprochen hat, ſo wollen wir bitten, bis er ſie herausgibt."

„Habe ich Dir wirklich eine Zeichnung verſprochen,

Schmitz?“ fragte der Herr des Ateliers. „Du haſt das gut ſagen; wenn Du es aber zufällig beſchwören kannſt, ſo werde ich mein Wort halten.“

„Sehen Sie, wir brauchen nicht einmal zu bitten,“ ſagte Conchitta mit einem Blicke auf Roderich, wobei ihre Fröhlichkeit verſchwand, um ihrem gewöhnlichen, ernſten Geſichtsausdrucke Platz zu machen.

„Ich ſchwöre,“ ſagte Michel Angelo feierlich, „beim Styx, beim Zeus, beim Anubis oder bei jenem großen Manne, deſſen Vornamen man mir gegeben!“

„Dein Vater war ein alter Narr, als er das that; er hätte wiſſen ſollen, daß aus dir nie ein Maler wird.“

„Doch das iſt alles zu wenig,“ fuhr Schmitz fort, ohne auf dieſe Bemerkung zu achten, „ich ſchwöre bei unſerer lieben, guten Conchitta!“

„Nein, nein,“ erwiederte das junge Mädchen raſch, „ein ſolcher Schwur gilt nicht!“

„Doch, er gilt,“ ſagte Roderich lebhaft, indem er dem Anderen ſeine Rechte entgegenhielt — „da, ich wiederhole vor Zeugen mein Verſprechen!“

„Damit iſt dem Michel Angelo eben ſo geholfen, als wenn Du ihm auf den alten Kaiſer hin eine Million verſprochen hätteſt,“ ſprach Walter; „er will ſeine Zeichnung haben, in Händen halten — er pfeift auf Dein Verſprechen! Willſt Du vielleicht auch von mir eine Zeichnung?“

„O, gewiß,“ rief der kleine Mann eifrig, „Du fehlſt mir auch noch in meiner Sammlung!“

„Sollſt eine haben, Mann, ſobald Du mir die von Roderich zeigen kannſt.“

„Halt' ihn beim Worte," ſagte der Herr des Ateliers, „ich werde heute noch etwas für Dich ſuchen?"

„Hier?"

„Nein, zu Hauſe — hier in meinen Mappen findet ſich nichts Paſſendes für Dich. Begleite mich und bleibe bei mir, bis Du das Verſprochene haſt."

„O, das iſt ſchön," rief die junge Spanierin, „ſo erhalten Sie zwei Zeichnungen! Ich danke Ihnen herzlich, Meiſter Rodriguez, es iſt gerade ſo, als wenn Sie mir ein Geſchenk gemacht hätten; es iſt mein Honorar, weil ich Ihnen Modell geſtanden, und wenn Sie meinen Kopf oder meine Hand gebrauchen können, ſo dürfen Sie mir nur ein Wörtchen ſchreiben!"

„Wieder um eine Zeichnung für Schmitz?" fragte Roderich mit einem eigenthümlichen Tone, indem er das junge Mädchen ziemlich ernſt anſah.

„O nein, ich bin nicht ſo eigennützig; die eine Zeichnung, die Sie Schmitz gegeben, bezahlt mich vollſtändig!"

„Und ſo brauche ich Ihnen denn nicht einmal mehr meinen Dank zu ſagen?"

Conchitta ſtutzte über dieſe Worte oder vielmehr über den Ton, in welchem der Maler ſie ausſprach. „Iſt die kleine Mühe," ſprach ſie, „denn eines Dankes werth?"

„O doch, eines Dankes und einer dankbaren Erinnerung!"

Er blickte ſie bei dieſen Worten ſo ernſt, faſt düſter an, daß ſie ihre Augen niederſchlug, doch nur eine Sekunde; dann ſchaute ſie ihn wieder leuchtend und ſtrahlend an, reichte ihm ihre beiden kleinen Hände und ſagte mit einer Stimme, von der außer ihr nur er fühlte, daß ſie nicht feſt wie gewöhnlich klang: „Nein, ich danke Ihnen vielmehr, daß Sie

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Ein neuer Theater-Intendant.

Der Graf Alfons war aus Italien zurückgekehrt. Im Hofraum ſeines ſchönen, elegant eingerichteten Hauſes waren ſeine Stallleute beſchäftigt, ſein Reiſe-Coupé vermittelſt einer außerordentlichen Waſſerverſchwendung vom Staube und Chauſſee-Schmutz, der ſich vom Comerſee über den Splügen angeſetzt hatte, zu reinigen. Dieß Geſchäft verſahen zwei Stallbuben, und währenddem ſie eifrig an den Rädern herumwuſchen, lehnte der Bediente, welcher den Grafen begleitet hatte, an der Thüre der Remiſe und unterhielt das ganze Dienſtperſonal mit anmuthigen und ſchrecklichen Hiſtorien aus dem Wunder- und Räuberland Italien. Dabei flocht er die unſinnigſten italieniſchen Ausdrücke in ſeine Erzählung, und ſo oft er das that, ſchaute die ſämmtliche Zuhörerſchaft mit wahrer Ehrerbietung zu ihm auf.

Die Stallbuben, die den Hinterwagen jetzt vermittelſt des Bockes in die Höhe hoben, um die Räder abzuziehen und friſch zu ſchmieren, behaupteten mit Kennerblick, die Achſen haben be-

mir erlauben, Ihr Atelier zu beſuchen, und dafür werde ich immer und immer eine dankbare Erinnerung haben!"

„Was nutzt Dich der Beſuch aller Ateliers der Welt!" rief Walter in deklamatoriſchem Tone. „Wirſt Du in ihnen etwas lernen? Nein, und hundert Mal nein, die deutſche Kunſt iſt todt, der Maitrank iſt zu Ende — ich verſtehe, Lenker im Himmel, mein Herbſt iſt kommen, die Blätter fallen ab von den Bäumen — addio!"

Damit drückte er ſeinen Hut feſt auf den Kopf und verſchwand, ohne ein Wort weiter zu verlieren, hinter dem Gobelin.

Conchitta ließ es geſchehen, daß Roderich eine ihrer überaus feinen und zierlichen Hände einen Augenblick betrachtete und dann haſtig und verſtohlen an ſeine Lippen drückte. „O," ſeufzte er, „daß wir von ſo vielem Schönen und Herrlichen nichts behalten, als eine blaſſe Erinnerung!"

Lytton war zu Bergmüller gegangen, der ihm eine Papiercigarre drehte, worin der Waſſer- und Nebelmüller eine große Virtuoſität beſaß; dann zog jener ſeine Uhr heraus und ſagte: „Ah, es iſt ſchon zwei Uhr — gut, daß es Sommer iſt, wo ich mir aus einer kalten Suppe nichts mache!"

Hinter dem Carton war es ſchon eine gute Zeit ſtill geworden, da die jungen Künſtler fortgegangen waren, um ihr Koſthaus aufzuſuchen. Auch Bergmüller empfahl ſich und ſchlenderte in den Garten hinaus; er gebrauchte zu irgend etwas einen Akazienzweig, den er ſich von Andreas geben laſſen wollte; Lytton ſuchte ſeinen Hut, und als er ihn gefunden, blieb er, die Hände auf den Rücken zuſammengelegt, vor dem Bilde Roderich's ſtehen.

Donna Mercedes kam mit Michel Angelo Schmitz, der

zu ihr gegangen war, leiſe aus ihrem Winkel hervor; ob ſie geſehen, daß der Maler die Hand ihrer Schweſter leicht geküßt, ſind wir nicht im Stande anzugeben. Sie ſagte zu Conchitta: „Es iſt für uns wohl Zeit, nach Hauſe zu gehen; Sennor Rodriguez ſcheint nicht mehr malen zu wollen. Ah, Sie waren ſehr fleißig!“ fuhr ſie mit einem Blicke auf das Bild fort und ſetzte, ihre Schweſter betrachtend, hinzu: „Wie Du ähnlich biſt, Conchitta, es iſt faſt ein Portrait.“

„Ja, ja, es iſt zu ähnlich,“ ſagte Lytton, „Du mußt ein wenig daran ändern; ich würde dieſe ſchönen Züge, ſo ſchön, ſo gut, ſo rein, einem Beſteller nicht gönnen.“

„Darin bin ich ganz Deiner Meinung,“ gab der andere Maler zu; „es iſt leicht, dieſe guten, edeln Züge zu verwiſchen: ich werde um den kleinen zuſammengedrückten Mund einen Zug des Haſſes legen, den die Situation bedingt, und dann wird Conchitta nicht mehr kenntlich ſein.“

Mercedes hatte vom Gewande ihrer Schweſter den violetten Ueberwurf entfernt und brachte ihren Strohhut und das einfache Mäntelchen; auch half ſie ihr daſſelbe umlegen und zog und zupfte an Hut und Mantel herum, wie es nur eine ſorgſame Mutter thun kann, um ein geliebtes Kind zu putzen.

Dann gingen die beiden Schweſtern mit einander fort; Roderich und Lytton begleiteten ſie bis zur Hausthür und Michel Angelo Schmitz ging noch weiter mit bis zum Gartenthore, um, wie er ſagte, ihnen die Mühe des Oeffnens desſelben zu erſparen. Wenige Schritte von dem Hauſe entfernt, das ſie eben verlaſſen, ſchob Conchitta ihren Arm unter den des kleinen Mannes, und während ſie ihn zu führen ſchien, ſchmiegte ſie ſich feſt an ſeine Schulter.

Lytton warf einen Blick auf Roberich und lächelte eigenthümlich.

„Was meinſt Du?“ fragte dieſer, indem er dem jungen Mädchen düſter ſinnend nachblickte.

„Ich habe gar keine Meinung ausgeſprochen, nur beneide ich im Stillen Michel Angelo; mit uns würde ſie nicht ſo durch den Garten gehen.“

„Nein, gewiß nicht!“

„Er iſt ihr Hausherr, ſie wohnen bei ihm, und er maßt ſich ſo etwas wie väterliche Rechte über Conchitta an.“

„Und glaubſt Du, es ſei eine kindliche Zuneigung, die ſie ihm beweiſt?“

„Was denn anders?“ rief Lytton erſtaunt. „Ah, mein Freund,“ fuhr er lachend fort, „wenn ich von der Wirkung auf die Urſache ſchließen dürfte, ſo würde ich ſagen ....“

„Nun, ſo ſprich,“ ſagte der Andere, da jener ſtockte.

„Nein, nein, es gibt Worte, die, einmal ausgeſprochen, Weſen und Kraft bekommen; laß mich denken, was ich will. Ich ſage nur, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn das junge Mädchen mit mir ſo harmlos und vertraulich wandeln würde, wie mit dieſem glücklichen Schmitz — und Du?“

„Dazu ſage ich Amen und will noch ſchleunig an mein Bild zurückkehren, um etwas Haß auf ihre lieben guten Züge zu werfen.“

„Adieu, Roberich,“ ſagte Lytton und ging langſam durch den Garten der Thür zu, hinter welcher die beiden Damen verſchwunden waren und von wo Schmitz ſoeben zurückkehrte.

Der Andere aber, obgleich er raſch vor ſein Bild getreten war, auch Palette, Malſtock und Pinſel ergriffen und ſich mit einem der letzteren einen Ton gemiſcht hatte, um

den ſoeben ausgeſprochenen Vorſatz zu vollführen, konnte ihn doch nicht zur Ausführung bringen; ſeine Hand zuckte förmlich zurück, und ſtatt an dem reizenden Munde der ſchönen Spanierin irgend etwas zu ändern, warf er vielmehr den Pinſel über ſeine Schulter, legte die Palette haſtig auf den Tiſch und murmelte: „Wozu auch? Wenn ich dieſe lieben Züge hier auf der Leinwand verändere, anderswo bin ich doch nicht im Stande, ſie zu verwiſchen, und das iſt recht traurig!“

Schmitz, der wieder eingetreten war, hatte ſich neben ihn geſtellt und betrachtete das ſchöne Bild kopfnickend. „Conchitta iſt ſehr ähnlich — wirſt Du das ſo laſſen?“ fragte er.

Achſelzuckend gab Roderich nach einer Pauſe zur Antwort: „Ich weiß wahrhaftig noch nicht, aber ich glaube kaum; eigentlich ſollten die Züge dieſer Frau hier Schrecken und Haß ausdrücken — nun, ich werde das ſpäter hineinlegen, wenn ich ganz fertig bin; vor der Hand macht es mir Freude, die ſchönen Züge unſerer jungen Freundin noch eine Zeit lang unverfälſcht vor mir zu haben.“

„O gewiß,“ murmelte Michel Angelo Schmitz, wobei er das Bild mit leuchtenden Augen betrachtete.

Nachdem Roderich ſtatt ſeiner Sammtjuppe einen eleganten Ueberrock angezogen hatte, nahm er Hut und Stock, zündete ſich eine Cigarre an und dann gingen beide mit einander fort.

Obgleich ſie ſich ſchon lange Jahre kannten, auch an einem heiteren Abende ſchmollirt hatten, ſo war es doch zwiſchen ihnen nie zu jener Vertraulichkeit gekommen, wie man ſie ſonſt wohl bei Kunſtgenoſſen findet. Eigentlich konnte man auch dieſen Ausdruck nicht gebrauchen, denn Roderich

war ein berühmter Maler, deſſen Bilder gekauft wurden, ehe ſie nur vollendet, und die jetzt ſchon in der halben Welt zerſtreut waren, während der Andere, trotz ſeines ſchönen Vornamens und ungeachtet er die Maler-Akademie lange genug beſucht, es doch nie auch nur zu einem erträglichen Dilettantismus gebracht hatte. Freilich, wenn ſeine Fortſchritte und Leiſtungen mit ſeiner Liebe, ja, beinahe Begeiſterung für die Kunſt gleichen Schritt gehalten hätten, ſo würde er dem Taufnamen des großen Italieners Ehre gemacht haben; doch ſo groß ſeine Luſt war, etwas zu vollbringen, ſo ſchwach war ſeine Kraft, dies zu können. Da hatte ſich denn Schmitz, um auf andere Art mit der hohen, heiligen Kunſt in Verbindung zu bleiben, auf das Sammeln von Kunſtwerken, namentlich von Zeichnungen und Aquarellen geworfen, tauſchte und handelte damit und verband ſo das Angenehme mit dem Nützlichen; aber ſo weit gab er ſich dem Nützlichen nicht hin, daß er einen einmal beſeſſenen wirklichen Schatz wieder von ſich gelaſſen hätte: ihm war der Handel mit Bildern nur Mittel zum Zweck, ſeine Wände mit hübſchen, kleinen Oelbildern zu zieren und ſeine Mappen zu füllen.

Schmitz hatte einiges Vermögen und war gegen ſeine Bekannten aus der Künſtlerwelt voll Gefälligkeiten: den jungen und unbemittelten machte er auf die liberalſte Weiſe den Banquier, und wenn dabei auch hier und da eine kleine Summe verloren ging, ſo fand ſich doch höchſt ſelten ein ſo ſchlechter Schuldner, daß er Schmitz nicht durch irgend eine Zeichnung oder ein kleines Bildchen ſchadlos gehalten hätte.

Auch in der Literatur hatte er ſich ſchon verſucht, und wir können wohl ſagen, mit mehr Glück, als in der Kunſt der Malerei, woher es denn wohl kam, daß er bei den Lite-

raten für einen ordentlichen Maler galt und ihn die letzteren für einen nicht ſchlechten Schriftſteller hielten. Durch alles dieſes und da er beſtändig guter Laune war, auch bei den geſellſchaftlichen Zuſammenkünften und Feſten der Maler immer zu brauchen war, ſo half ihm gewiſſermaßen die ganze Künſtlerſchaft ſeine Sammlung vermehren, und man mußte Michel Angelo Schmitz irgend eine Zeichnung oder ein Bildchen ſchenken, um gewiſſermaßen eine traditionelle Pflicht erfüllt zu haben.

Daß er bis jetzt von der Hand Roderich's noch nichts aufzuweiſen hatte, lag wohl darin, weil dieſer überhaupt ſelten kleine Zeichnungen machte und mit ſeinen großen Bildern und Cartons zu ſehr beſchäftigt war — wer weiß, ob er auch heute ohne Conchitta's Vermittlung zu ſeinem Zwecke gelangt wäre! Heute aber ſchien ihn Roderich förmlich liebgewonnen zu haben, ja, er behandelte ihn mit jener Vertraulichkeit, von der wir oben ſagten, daß ſie bis jetzt zwiſchen beiden gefehlt; er ſchob ſeine Hand unter den Arm Michel Angelo's, und zwar gerade an derſelben Stelle, wo vor ganz Kurzem die zierlichen Finger der jungen Spanierin geruht; er führte ihn ſorgſam über die holperige Straße und plauderte mit ihm anſcheinend heiter und vergnügt.

Schmitz war unverheirathet und bewohnte mit ſeiner alten Mutter den erſten Stock eines kleinen, hübſchen Hauſes, welches ſein Eigenthum war. Im anderen Stocke — das Haus hatte deren nur zwei — befand ſich ein Atelier mit zwei Schlafſtuben, in denen ſchon ſeit langer Zeit junge, angehende Künſtler gehaust, doch war das zu lebendige Treiben derſelben der Madame Schmitz läſtig geworden, und ſo hatte ſie es denn, trotz mancherlei Einwendungen anderer Art, am

Ende doch zugegeben, daß die junge und faſt gefährlich ſchöne Fremde bei ihr einzog: war dieſelbe doch in Begleitung einer älteren Schweſter und hatten doch beide, trotzdem ſie Spanierinnen und Künſtlerinnen waren, etwas ganz „Reputirliches“ und „Anſtändiges“. Mit dieſem Ausdrucke hatte nämlich Frau Schmitz es gegen ihre Frau Nachbarin links und gegen ihre Frau Nachbarin rechts entſchuldigt, daß ſie den fremden Frauenzimmern, von denen ja Niemand wußte, woher ſie kamen und was ſie früher getrieben, einen Theil ihres unbeſcholtenen Hauſes vermiethet.

Während wir die Beiden ſo mit einander dahin gehen laſſen, über dies und das, meiſtens über gleichgültige Dinge plaudernd, finden wir Zeit, dem geneigten Leſer etwas über Roderich Olfers' Vergangenheit zu ſagen.

Daß er ein tüchtiger und berühmter Künſtler war, haben wir ſchon mitgetheilt, auch ſein Aeußeres geſchildert. Er war vor ungefähr ſechzehn Jahren als junger Künſtler hieher gekommen, hatte beſcheidenermaßen die niederen Klaſſen der Akademie beſucht, war aber hier ſeines großen Talentes wegen, das ſich in jedem Striche offenbarte, ſchon nach ein paar Monaten in den Saal verſetzt worden, wo man nach der Antike zeichnete, und blieb auch hier nur kurze Zeit, da er alles das zu Hauſe ſpielend, aber mit Meiſterſchaft getrieben hatte, was man ihn hier lehren konnte. Seine Compoſitionen, die er flüchtig hinwarf, erregten damals ſchon den Neid manches älteren Künſtlers, die Bewunderung der Profeſſoren und das Erſtaunen des ſtrengen Direktors der Akademie. Manche nannten ihn freilich ein Wunderkind, das, ausgewachſen, ſehr gewöhnlich werden, ein verfrühtes Talent, das nie zu einer gediegenen Reife gelangen würde,

und meinten, man habe ſchon oft erlebt, daß Jemand überſchwängliche Compoſitionen auf das Papier hinwärfe, ſich aufblaſend wie der Froſch in der Fabel, der dann ſpäter zerplatzte, wenn man ihm Pinſel und Farben anvertraut hätte.

Aber Roderich, der ſich nie aufgeblaſen hatte, lief nicht die geringſte Gefahr, in Nichts zuſammenzubrechen: der Direktor gab dem kaum ſiebenzehnjährigen jungen Menſchen mit vollem Vertrauen Pinſel und Farben in die Hand, und er rechtfertigte vollkommen dieſes Vertrauen. Sein erſtes Bild, ein Kreuzfahrer neben ſeinem Pferde ſtehend und andächtig verſunken in den Anblick Jeruſalems, machte Aufſehen und wurde am erſten Tage, wo es auf der Ausſtellung erſchien, angekauft. So ging es denn auch fort, und Roderich verlebte in dieſen Jahren eine unendlich glückliche Künſtlerzeit: in allem, was er malte, in kleinen und größeren Bildern, ja, in Landſchaften und Portraits war ein beſtändiger Fortſchritt ſichtbar; nach ein paar Jahren arbeitete er nur noch auf Beſtellung und hatte ſich bereits in kurzer Zeit ein kleines Vermögen erworben. Dabei blieb er beſcheiden, liebenswürdig und gefällig und entwaffnete dadurch ſeine Neider und Feinde. Gern half er jungen und unbemittelten Kunſtgenoſſen mit Rath und That, geizte nicht, wo es galt, die gemeinſchaftlichen Feſte zu verſchönern, und wenn er hier einestheils oft mit bedeutenden Summen nicht kargte, ſo ſah man ihn anderentheils ſogar Tage und Wochen lang mit anderen Kunſtgenoſſen großartige Compoſitionen auf grobe Sackleinwand malen, die alsdann, Gobelins täuſchend vorſtellend, zur Ausſchmückung der Feſtſäle dienten.

Dabei war Olfers ein ſchöner junger Mann, ein guter Reiter, ein vortrefflicher Tänzer und in allen Beziehungen

das erheiternde, belebende Element jeder Gesellschaft, mochte diese Gesellschaft aus Kunstgenossen bestehen, die im Flaus- oder Schnürrocke hinter dem Bierglase oder um die Maitrank-Bowle saß, oder mochte es eine Gesellschaft im Frack und großen Damen-Toiletten sein, die, um den Theetisch gereiht, sich mit ästhetischen Gesprächen vergnügte, oder welche im Ballsaale den jungen Mann bewundernd anschaute, welcher, nachdem er an der Ausschmückung des Saales im befreundeten Hause tüchtig geholfen, nachdem er lebende Bilder arrangirt oder die Hauptpartie in einer extemporirten Komödie gespielt, nun in toller Lustigkeit tanzte, bis die Kerzen des Kronleuchters mit stummen Schmerzensthränen ihr gar so kurzes Lebensglück beweinten.

Bei allen diesen Belustigungen, Zerstreuungen, Vergnügungen und Festen aller Art war das schöne Geschlecht dem Künstler nie gefährlich geworden; wohl hatte er hier und da flüchtig geliebt, wenn man die Leidenschaft einer kurzen Stunde so nennen darf, noch häufiger sich lieben lassen, doch war er beständig so glücklich gewesen, ein solches Gefühl ohne weitere Folgen ablegen zu können, wie den Frack nach einem Ballabende, und so lebte er ein herrliches Künstlerleben, den Honig aus jeder Staude und aus jeder Blume saugend, ein siegreicher Held, wenn er vor der Leinwand stand, ernst und nachdenkend bei der Conception, herrlich und begeistert bei der Ausführung, seines Auges, seiner Hand und so des Gelingens gewiß — schäumend dagegen wie ein junger Wein, wenn er im Kreise der Genossen saß, der Lustigste der Lustigen, der Tollste der Tollen, umherschwärmend, lebend und genießend im Leuchten der sinkenden Abendsonne, wie beim düstern Glanze röthlichen Kerzenscheines, beim strahlenden

Gaslichte im Aufleuchten feuchter Augen — ein glänzender, glücklicher Schmetterling, nichts ahnend, nichts sehend von einem unzerreißbaren Netze, das um ihn gesponnen wird.

Daß Roderich in allen guten und vornehmen Häusern der Stadt eingeführt war, ist selbstredend; doch müssen wir dabei der Wahrheit gemäß gestehen, daß er lange Zeit keinem dieser Häuser den Vorzug gab oder in irgend einem von ihnen viel häufiger als im anderen gesehen wurde. Auch änderte sich das so unmerklich, daß er längere Zeit kein Gewicht darauf legte, bei dem Regierungs-Präsidenten Freiherrn von Schenk gestern getanzt zu haben, nachdem er vor drei Tagen beim Diner gewesen. Seine Bekannten, besonders seine Bekanntinnen hatten schon längst über seine häufigen Besuche dort ein strenges Register geführt, ehe er sich noch selbst bewußt war, dort häufiger als anderswo hinzugehen — und wenn auch, erfüllte er damit nicht eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Seine Excellenz, die ja für ihn von einer väterlichen Freundschaft, von einer fast rührenden Sorgfalt war, und das ohne allen und jeden Eigennutz? Hatte doch der Präsident ein schönes Bild, das Roderich für ihn gemalt, mit dem bekannten Ausspruche zurückgewiesen, daß in Geschäften und Geldangelegenheiten die Gemüthlichkeit aufhöre, daß er etwas so Kostbares nicht annehmen werde, und hinzugesetzt, um den etwas beleidigten jungen Mann zu versöhnen, er werde nichts dagegen haben, wenn Roderich einmal in einer müßigen Stunde ein Blatt Papier nehme und etwas darauf zeichne für das Album seiner Tochter Hildegard.

Seine Excellenz der Regierungs-Präsident Freiherr von Schenk hatte nämlich eine einzige Tochter, Hildegard, die für eine vollendete Schönheit und im Zeitpunkte, von dem wir

deutend gelitten und der Wagen müßte wahnſinnig gefahren worden ſein, eine Bemerkung, die der betreffende Bediente mit einem ſtummen Kopfnicken bekräftigte, worauf der Koch, der ebenfalls in die Thüre getreten war, die Behauptung aufſtellte: „es wird in Italien faſt ſo ſchnell gefahren, wie in Rußland;“ eine Bemerkung, die ihm durch einen Blick unbeſchreiblicher Verachtung von dem Gereiſten erwidert wurde.

„Nirgends fährt man, wie in Italien,“ ſagte er alsdann nach einer längeren Pauſe, und fuhr mit Wichtigkeit fort, als er ſah, wie die Stallbuben aufhörten, die Räder zu drehen und erwartungsvoll aufſchauten: „dort ſind die Pferde ganz wild, ſie laufen mit den Büffeln auf der Waide herum, und wenn eine Extrapoſt ankommt, fängt man ein Stück zwanzig ein, daraus ſucht man die vier beſten aus, der Poſtillon wird auf eines hinaufgeſchnallt —“

„Aufgeſchnallt?“ fragte verwundert der Reitknecht des Grafen.

„Aufgeſchnallt!“ wiederholte der Gereiſte mit großer Beſtimmtheit; „dann läßt man die Pferde los und die vier Pferde gehen durch bis zur nächſten Station, wo ſie aufgefangen werden. Dieß iſt namentlich der Fall in den Spontiniſchen Sümpfen.“

„Aber,“ erlaubte ſich ein Stallbube die ſchüchterne Frage, „wenn nun einer der Reiſenden unterwegs ausſteigen will oder wenn man etwas aus dem Wagen fallen läßt, was man gern wieder haben möchte?“

„Iſt rein unmöglich!“ entgegnete der Gefragte und zog die Halsbinde in die Höhe. „Die italieniſchen Pferde ſind von einer unbeſchreiblichen Kraft und Wildheit; es iſt ſchon vorgekommen, daß unterwegs ein Rad zerbrochen, ja beide Hinterräder, und dann haben ſie den Wagen auf den Achſen, und mit derſelben Geſchwindigkeit fortgeſchleppt.“

reden, für zweiundzwanzig Jahre galt; ihre Neider und Feinde dagegen — und wer hat deren nicht? — behaupteten zwar, zu einer vollendeten Schönheit gehöre auch eine sanfte Rundung der Körperformen, deren sich Hildegard allerdings nicht rühmen konnte, eine feiner gezeichnete Nase, sowie ein sanfter Glanz im Auge; boshafte Wesen setzten noch obendrein hinzu, wenn man vor einem Decennium mit sechszehn Jahren zum ersten Male einen Ball besucht, so könne man unmöglich erst zweiundzwanzig Jahre zählen.

Dergleichen Aeußerungen, die auch zuweilen Olfers zu Ohren kamen, überhörte er oder sie machten sehr wenig Eindruck auf ihn; was ging ihn auch die Tochter an, und waren nicht alle Gefälligkeiten, die er ihr erzeigte, alle Artigkeiten, die er ihr sagte, ein schuldiger Zoll der Dankbarkeit gegen ihren Vater? Denn was hatte dieser nicht alles für ihn gethan: er hatte ihm nicht nur sein Haus ein- für allemal geöffnet, er hatte ihn auch Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen vorgestellt, als dieser die Provinz besuchte und die Kunst dadurch unterstützte, daß er sich junge Künstler vorstellen ließ; er hatte es durch seine Connexionen in der Residenz dahin gebracht, daß ein Bild des jungen, damals noch nicht so bekannten Künstlers für das Museum angekauft und er in der Folge mit dem Kronorden dekorirt wurde; er hatte ihm zu verstehen gegeben, daß er fast sicher auf die nächst erledigte Professorstelle auf hiesiger Akademie rechnen könne. — Und Hildegard? Sie hatte sich mit dem Ausdrucke wahrer, uneigennütziger Freundschaft über alle diese Glücksfälle so innig gefreut und hatte dabei gewissermaßen in ihrem häufigen Verkehre es an klugen Rathschlägen, wie Papa zu behandeln sei, nicht fehlen lassen, auch sonst in angenehmen

und nützlichen Dingen ſeine Lehrerin, faſt ſeine Erzieherin gemacht — verdankte er doch ihr allein die feinen, geſellſchaftlichen Formen, die er ſich angeeignet; mußte er doch ihren ſachkundigen und gediegenen Bemerkungen das Verdienſt zugeſtehen, ihm den Umgang mit der feinſten Damenwelt unter allen Verhältniſſen leicht, ja angenehm gemacht zu haben! Daß Hildegard hierzu einige Zeit gebraucht und daß ihr Roderich jene Zeit bereitwillig zugeſtanden, verſteht ſich von ſelbſt; doch hatte er ſelbſt keine Idee davon, wie viel Zeit er auf dieſe Art im Hauſe des Regierungs-Präſidenten verbrachte und daß er nach und nach ein faſt unzertrennlicher Begleiter Hildegard's geworden war; wußte ſie ihn doch auf ſo ganz natürliche Art bei Spazirgängen aufzufinden, kannte ſie doch genau die Stunden, wo er dieſen oder jenen Ort beſuchte, verſtand ſie oder vielmehr ihr Kutſcher es doch ſo vortrefflich, irgendwo ſeinen Weg abzuſchneiden, wobei es Hildegard faſt nie unterließ, ihn in ihren Wagen zu nöthigen! Daß darüber die ganze Welt nicht nur ſprach, ſondern auch die richtigſten Bemerkungen und gediegenſten Combinationen machte, brauchen wir eigentlich nicht zu ſagen, und doch müſſen wir deſſen mit der bündigſten Verſicherung Erwähnung thun, daß er, der Held ſo vieler Gerede, durchaus keine Ahnung davon hatte, auf welche Art man ihn mit Fräulein von Schenk zuſammenbrachte. O, hätte es damals nur einer ſeiner guten Freunde unternommen, ihm mit einem geraden, unverhüllten Worte die Augen zu öffnen — Anſpielungen verſtand er nicht, und die Leute ſagten, er wolle ſie nicht verſtehen.

Eine wohlmeinende alte Jungfer, die ſich bei ihrem eigenen freudeloſen Leben wenigſtens dadurch nützlich machen

wollte, daß ſie Anderen das Glück zu verſchaffen ſuchte, das ihr ſelbſt nicht zu Theil geworden, hatte ihn eines Tages gefragt, wann er heirathen werde.

„Ich?“ erwiederte ihr Roderich mit dem größten Erſtaunen — „daran habe ich noch gar nicht gedacht; ich finde nicht einmal Zeit, mich auch nur mit dieſem Gedanken zu beſchäftigen, geſchweige, ihn zur Ausführung zu bringen!“

Die wohlmeinende alte Jungfer hatte ſich einigermaßen gekränkt zurückgezogen, und der junge Maler hatte die Frage, die ſie an ihn gerichtet, ein paar Stunden ſpäter unter lautem Lachen in ſeinem Innern verarbeitet und dazu geſagt: „Unſinn — wen ſollte ich eigentlich heirathen? Das wäre mir überhaupt eine ſchöne Geſchichte: ich habe mir ſagen laſſen und es auch ſchon an Freunden erfahren, daß, wenn man verheirathet iſt, man unter anderen Unbequemlichkeiten auch häufig einen ſanften Zwang empfindet, der uns zu Hauſe hält, und eine gewiſſe unſichtbare Macht um ſich ſpürt, die uns Abends veranlaßt, den Hausſchlüſſel ſeufzend wieder an ſeinen Platz zu hängen, und ich? — Bei meinen Excurſionen in Wald und Feld, wo ich friſche Luft einathme und wo mir jeder maleriſche Baumſtamm, jedes alte, zerlumpte Weib zu einer nützlichen Studie verhilft — ah, ich und heirathen?“

Dieſe Ausflüge, die er allerdings ſehr häufig unternahm, nachdem er in ſeinem Atelier ſtreng gearbeitet, und wo er ſich in der grauen Jagdjuppe, das Skizzenbuch unter dem Arme, Tage, ja Wochen lang umhertrieb, und die er mit einer großen Rückſichtsloſigkeit ſogar gegen das Haus des Regierungs-Präſidenten unternahm, wann es ihm beliebte — denn er ſprach ſelten davon, daß er fortgehe, und noch

weniger, wann er wiederkehren würde —, hätten Hildegard allerdings in gewiſſer Beziehung die Augen öffnen müſſen, wenn dies überhaupt bei ihr nöthig geweſen wäre; darüber geſtand ſie ſich ſtill lächelnd Manches zu, flocht aber nichts deſto weniger fort und fort an ihrem ſtarken Netze.

Da beging Roderich in einer ſchwachen Stunde die Unvorſichtigkeit, Hildegard anzubieten, er wolle ihr hier und da Zeichen-Unterricht ertheilen. Es iſt das Unterrichtgeben in ähnlichen Verhältniſſen immer eine gefährliche Sache, beſonders wenn ein Theil mit Eroberungsgelüſten im Herzen ein ganz anderes Ziel vor Augen hat, als ſich die Kunſt anzueignen, die ihn der andere lehren will. Von allen Unterrichten iſt nun aber der Zeichen-Unterricht der gefährlichſte: das gemeinſchaftliche Schauen aus einem Blatte ins andere, wobei ein angenehmes Geplauder nicht ausgeſchloſſen iſt; das Anreihen poetiſcher Gedanken an eine Hütte im Walde, die man gerade abzeichnet, oder an einen ſprudelnden Quell; das Berühren der Hand, wenn der Lehrer dem Schüler den Bleiſtift oder die Kreide nimmt, um einen falſchen Strich zu corrigiren.

Olfers hatte in dieſen Unterrichtsſtunden manche Klippe haarſcharf umſegelt, bis auch ſeine Stunde ſchlug, und es war dies eine warme Nachmittagsſtunde an einem blüthenreichen, duftenden Frühlingstage. Der junge Maler hatte bei dem Regierungs-Präſidenten ein kleines, vortreffliches Diner eingenommen — Herr von Schenk liebte es, gut zu ſpeiſen und nicht ſchlecht zu trinken —, und da gefiel es Hildegard, in der Geißblattlaube des Gartens eine kleine Zeichnung zu vollenden. Die Blumen ſtrömten einen berauſchenden Geruch aus, Schmetterlinge gaukelten von Blume

zu Blume, Hunderte von Bienen ſchwärmten unter melodiſchem Summen um honiggefüllte Blüthenkelche. Da machte Hildegard einen falſchen Strich und warf ſich, lachend über ihre Ungeſchicklichkeit, ſo haſtig zurück, daß ihr Kopf die Bruſt des jungen Mannes berührte, und als ſie ihn deßhalb um Verzeihung bat, legte ſie ihre Hand auf die ſeinige und ſah ihn ſo heiter lachend, ihre Lippen nur wenige Zoll von den ſeinigen, an, daß er, ohne viel dabei zu denken, ſeinen Kopf neigte und ſie küßte. — Sie ſchrak zuſammen, als ſei etwas ganz Abſonderliches vorgefallen, ja, ſie hob ihr Taſchentuch an die Augen und flüſterte mit einer unendlich weichen Stimme: „Sprechen Sie mit meinem Vater!“ Dann ſtand ſie raſch auf und verſchwand aus dem Garten.

Roderich war ebenfalls aufgeſtanden und hatte die Hände in die Taſchen ſeiner Beinkleider verſenkt und blickte ihr mit einem erſtaunten, ja, verblüfften Geſichtsausdrucke nach.

Sprechen Sie mit meinem Vater! hatte ſie geſagt. Als ob er mit Seiner Excellenz nicht ſchon häufig genug geſprochen hätte! Denn daß er auf den harmloſen Kuß hin diesmal etwas ganz Beſonderes mit ihm ſprechen ſolle, dieſer Gedanke kam ihm zu komiſch vor, um ihn für Ernſt zu halten — ſprechen Sie mit meinem Vater! — den Teufel auch — ah, weiter nichts? Glücklicher Weiſe hatte er ſeinen Hut in der Laube neben ſich liegen, den er aufſetzte und von dannen ſchlich.

Sprechen Sie mit meinem Vater! — Eigenthümlich, daß er dieſe Worte nicht aus dem Gedächtniſſe zu bringen im Stande war; ſie erklangen ihm im taktmäßigen Läuten einer Kirchenglocke, die er zufällig hörte, im Raſſeln der Wagen, im Geſpräche der Vorübergehenden, ja, ſie ſchienen

ihm faſt in den Blicken junger, bekannter Mädchen zu liegen, die ihn freundlich anſchauten.

Sprechen Sie mit meinem Vater....

O—o—o—o! Er fühlte etwas wie einen Faden am Fuße, an dem man ihn nicht nur zu halten im Stande war, ſondern ſogar zurückzuziehen nach der Geißblattlaube, um dort noch im Augenblicke unwiderruflich mit dem Vater zu reden.

Pah, dachte er bei ſich ſelbſt beſchwichtigend, das ſind ſo romantiſche Ideen eines jungen Mädchens, poetiſche Gedanken, wie man ſie in Büchern lieſt — ich muß einen Freund über dieſe Geſchichte befragen, aber natürlich einen, der, ohne ſelbſt Poeſie und Romantik zu beſitzen, die Dinge mit nüchterner Proſa anſieht. Hierzu ſchien ihm Niemand beſſer, als der alte Walter, der damals, vor faſt zehn Jahren, den jüngeren Künſtlern gegenüber ſchon der alte Walter hieß. In der That war er in jenen Tagen faſt ſo, wie wir ihn in dem heutigen Atelier Roberich's geſehen, auch beinahe in derſelben Kleidung, einen ähnlichen zerknitterten Hut auf dem Kopfe; der einzige Unterſchied zwiſchen damals und jetzt war vielleicht der, daß er in jenen Tagen noch kleine Beſtellungen hatte und deßhalb nicht behauptete, die deutſche Kunſt ſei todt.

Als Roberich ihm den Fall vortrug, rauchte er ſeinen kurzen, irdenen, braun gerauchten Pfeifenſtummel, wobei er, ein Bein über das andere ſchlagend, den Ellenbogen darauf und ſein Kinn in die Hand ſtützte.

„Hm," machte er alsdann, „dabei iſt nicht viel zu ſagen; Du haſt nur zwei Wege: entweder Du packſt augenblicklich ein und gehſt ein wenig nach Amerika, oder Du thuſt, was ſie gewollt, und ſprichſt mit ihrem Vater."

„Aber um's Himmels willen, was ſoll ich denn mit

ihrem Vater ſprechen?“ fragte er, ſich unſchuldiger ſtellend, als er weitaus war.

„Oho, Du hältſt mich wohl für einen Kindskopf?“

„Ich weiß in der That nicht!“ ſagte Roderich faſt heftig, während ihn ein gelinder Schauer überlief.

„Nun denn,“ antwortete Walter mit einem eigenthümlichen, an ihm höchſt ſeltenen Lächeln, „Du ſagſt: Eure Excellenz werden mich glücklich machen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter geben.“

„Nein, beim Himmel, das ſage ich nicht!“

„Du kannſt meinetwegen auch ſagen, Du werdeſt Dich glücklich ſchätzen, wenn Seine Excellenz Dir ihre Tochter zur Ehe gebe.“

Der junge Maler ſah ſeinen Freund mit einem langen Blicke an, indem etwas wie Verzweiflung in ihm aufſtieg, und als jener mit einem ſtummen Achſelzucken darauf antwortete, ſtrich er ſein Haar aus der Stirn, raste ein paarmal im Zimmer auf und ab und blieb abermals vor Walter ſtehen, während er ausrief: „Alſo Du treibſt keinen Spaß mit mir — das iſt Deine ehrliche Anſicht?“

„Meine ehrliche und ganz vernünftige Anſicht.“

„Ich ſollte heirathen?“

„Du wirſt wohl müſſen — oder auswandern.“

„Was ſollten unſere Bekannten dazu ſagen?“

„Hm,“ machte Walter.

„Oder die Stadt?“

„Hm,“ wiederholte der alte Maler, wobei er ſeinen Kopf auf und ab wiegte, den Freund mit einem ironiſchen Lächeln anſchaute und dann ſagte: „Höre einmal, entweder biſt Du blind wie ein Maulwurf, eigentlich wollte ich ſagen, Du

hältst uns dafür, oder Du hast Lust, einen Scherz mit mir zu treiben."

„Gewiß nicht, Walter, bei Gott im Himmel nicht!"

„Hm," machte der alte Maler zum dritten Male, „so wüßtest Du also in der That nicht, daß alle unsere Freunde, daß die ganze Stadt schon lange von Deiner Verbindung zu Fräulein von Schenk spricht, welcher Du, das wirst Du nicht läugnen, eine sehr auffallende Cour gemacht hast?"

„Ich?"

„Ja, Du hast sie ins Gerede gebracht, und zwar so bedeutend, daß, wenn Du nicht mit ihrem Vater reden willst, Seine Excellenz wahrscheinlich Veranlassung nehmen wird, mit Dir ein gewichtiges Wörtchen zu sprechen!"

„Ich schaudere!"

„Ja, wie der Chor in der italienischen Oper, wo am Schlusse doch Alles richtig und gemüthlich zu Ende gebracht wird." —

Wir wollen den geneigten Leser nicht mit einer Fortsetzung dieses Zwiegespräches ermüden, dessen Ergebniß war, daß Roderich davonstürzte mit der Versicherung, er werde nimmer und nimmer sich dazu entschließen, das gewisse Wort zu sprechen.

Da er aber auch nicht auswanderte, wie ihm Walter gerathen, so behielt dieser Recht, schauerlich Recht, denn eines Tages ließ Seine Excellenz den Maler zu sich bitten — er hatte nämlich nach der Scene in der Geißblattlaube eine ganze Woche hindurch seine Besuche eingestellt, und da er nicht sprechen wollte, so sprach der Andere, wie sein Freund vorausgesagt.

Was Seine Excellenz eigentlich gesprochen, hatte Roderich

auch ſeinen vertrauteſten Freunden nicht eingeſtanden; doch war dies nicht ſchwer zu errathen, da einige Zeit darauf die Verlobungskarte Roderich's mit Hildegard Freiin von Schenk erſchien.

So war es gekommen, daß dem jungen Maler aus unbekannter Familie das beiſpielloſe Glück zu Theil geworden, eine ſolche Heirath abzuſchließen, ein ſehr beliebtes Thema, das von allen Bekannten des Schenk'ſchen Hauſes, beſonders aber von Hildegard mit allen möglichen Variationen verarbeitet wurde und das den erſten bedenklichen Mißton gab in dieſer an ſich nie glücklichen Ehe. Auch an anderen Diſſonanzen fehlte es nicht: Seine Excellenz ſtarb ein paar Jahre nach der Verheirathung ſeiner Tochter und hinterließ derſelben nichts als Schulden; der alte, joviale Herr hatte es geliebt, ſeine Diners zu geben, mit guten Pferden zu fahren, Gäſte bei ſich zu empfangen und in Geſellſchaft zu gehen.

Daß Olfers ſich beeilte, einen Theil der Schulden ſeines Schwiegervaters zu bezahlen, wurde von ſeiner Frau, ſtatt mit Freude und Dank, mit Seufzen und Klagen aufgenommen; denn, ſprach ſie zu ſich ſelber, er thut das nicht, um die Ehre der Familie zu wahren, ſondern um mich in größerer Abhängigkeit zu erhalten. Ueberhaupt hatte ſie vom erſten Augenblicke ihrer Verheirathung an gethan, als ſei ihr die Roſenkette der Ehe zur Sclavenfeſſel geworden: mochte Roderich thun, was er wollte, ſie empfing Alles wie mit ſtiller Duldung, mit Seufzen, mit dem ſehr verſtändlich ausgeſprochenen Gedanken, ſeine Freundlichkeit iſt Heuchelei, er wird es mich ſchon noch fühlen laſſen, daß ich ihn geheirathet. Dabei aber ging ſie nicht in ſich zurück und mochte ſich nie

gestehen, daß sie diese Heirath hauptsächlich zu Stande gebracht, um einer sorgenvollen Zukunft zu entgehen, daß auch sie keine wahre Liebe in das Haus ihres Gatten gebracht.

Roderich hatte sich wie ein Mann in sein Schicksal gefunden: Hildegard war seine Frau, und wenn er sie auch, wie wir wissen, nicht liebte, so hatte sie sich doch bis zu seiner Verheirathung nie so gezeigt, daß ihm Veranlassung gegeben worden wäre, sie für herzlos zu halten.

Als ihm seine Tochter geboren wurde, hatte dieses Kind eine so warme, innige Liebe in seinem Herzen hervorgerufen, daß davon auch ein gutes Theil auf die Mutter übergegangen und so das Verhältniß noch ein ziemlich glückliches geworden wäre, wenn ihre kalte, berechnende und über alle Beschreibung mißtrauische Natur nicht so niederschlagend, so schroff zurückweisend auf das warme, herzliche Gemüth des jungen Künstlers gewirkt hätte, daß er ebenfalls nicht anders konnte, als sich kalt und verletzt zurückzuziehen.

Er warf sich nun mit der ganzen großen Liebe, deren er fähig war, auf seine Kunst, er lebte und webte in seiner Arbeit, und so kam es denn auch wohl, daß alles, was unter seinen Händen hervorging, lebensfrische Wahrheit war. Wie wir schon früher sagten, bezahlte man ihm fabelhafte Preise für seine Bilder, und bei der Leichtigkeit, mit der er arbeitete, konnte es nicht fehlen, daß er in wenigen Jahren ein reicher Mann war, trotzdem er eher verschwendete, als kargte.

Wir haben sein Atelier gesehen, wir haben das Wesentlichste aus seiner Vergangenheit gehört und werden ihm nun in Begleitung Michel Angelo Schmitz' in seine Wohnung folgen.

Diese war in einer der neu angelegten Straßen der

„Das iſt aber fürchterlich!“ ſagten die Stallbuben, und der hartnäckige Koch meinte, etwas dergleichen ſei in Rußland nichts Ungewöhnliches. „Italien kenne ich nicht,“ fuhr er fort, „aber von Petersburg nach Moskau bin ich ſehr oft gefahren, als ich noch in Dienſten war bei dem Grafen Tatſchkowsky. Wir legten dieſe Strecke, über hundert deutſche Meilen, gewöhnlich in zehn Stunden zurück.“

„Oh!“ riefen die Stallbuben, und der Reitknecht kniff lächelnd in ſein linkes Auge gegen den Koch zu, als wollte er ſagen: ſo iſt's recht! Der ſoll nicht glauben, daß allein er im Stande ſei, uns anzulügen.

Der Gereiſte mochte den Koch kennen, und wohl wiſſend, daß er mit ihm nicht fertig würde, ſchien er einlenken zu wollen, indem er ſagte: „die ruſſiſchen Pferde haben allerdings ihre Vorzüge, ſie ſind ſehr ausdauernd, aber gegen die Schnelligkeit der italieniſchen kommen ſie doch nicht an.“

„Ausdauernd und ſchnell!“ ſagte der unbezwingbare Koch; „ein ruſſiſches Pferd läuft zwei Tage an Einem fort, es frißt, ſauft, ja ſchläft im Galopp und kommt nie außer Athem.“

„Aber das iſt ja unmöglich!“ ſagte der Gereiſte verdrießlich, der noch viel Ungeheuerliches über Italien auf dem Herzen hatte, und ſich ſo unverantwortlich überboten ſah. „Wie kann ein Pferd nur einen halben Tag im Galopp laufen, ohne außer Athem zu kommen?“ worauf der Koch ruhig entgegnete:

„Dieſe Art ruſſiſcher Pferde braucht gar keinen Athem, ſie gehören zur Race der Unlungerer.“ —

Die Stallbuben hielten erſtaunt in ihrer Arbeit inne, der Reitknecht lachte, und der Gereiſte ſchlug ergrimmt die Arme über einander.

„Unlungerer,“ fuhr der Koch unbarmherzig fort, „ſind Pferde, denen man als Füllen die Lungen herausgeſchnitten und

Stadt, ein ſtattliches Haus, das Olfers gekauft hatte, noch ehe es ganz vollendet war, um Manches nach ſeinen Bedürfniſſen und nach ſeinem Geſchmacke abzuändern. So hatte er ſich auch hier ein Atelier eingerichtet, das, obgleich man es gegen das andere klein nennen konnte, doch immer noch von anſtändiger Größe war. Hier malte er kleinere Bilder, beſonders Damen-Portraits, was übrigens nicht zu ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen gehörte, doch konnte er oft nicht anders, als einen ſolchen Auftrag zu übernehmen, und waren es alsdann meiſtens Damen, für die er ſo viel Rückſicht hatte oder haben mußte, um ihnen den weiten Weg in das Atelier vor der Stadt zu erſparen.

Ein Diener in einfacher, aber geſchmackvoller Livree hatte den Beiden die Hausthür geöffnet, und nachdem der Maler ſein kleines Mädchen, das ihm freundlich entgegenſprang, herzlich auf die Stirn geküßt, ſtieg er mit Schmitz auf einer breiten Seitentreppe in den erſten Stock hinauf, wo ſich ſein Atelier befand. Das ganze Haus war eben ſo reich als wohnlich eingerichtet, überall große, behagliche Räume, überall, wo es paßte, Marmor, Vergoldung, Teppiche, Blumen, wovon wieder jedes einzelne Stück in ſeiner Form, oder ſeiner Zuſammenſtellung die Hand eines tüchtigen Künſtlers verrieth; denn alles, was man hier ſah, war nach Zeichnungen Roderich's gemacht, ja, einen Plafond im Treppenhauſe und einen in dem Hausflur des erſten Stockes hatte er ſelbſt gemalt. Sein Atelier hier war gegen das andere einfach zu nennen: die Wände beſtanden aus ſammtartigen Tapeten von einer weichen, angenehmen grauen Farbe, die nur hier und da mit außerordentlich ſchönen Aquarellen und Handzeichnungen geſchmückt waren. An der Nordſeite befand

sich ein großes Fenster, aus einer einzigen Scheibe bestehend, vor dem eine Staffelei stand mit einer eben angefangenen Landschaft. Daran arbeitete Roderich wohl am Sonntage, wenn er, um Andreas einen freien Tag zu gönnen, nicht hinausging. An einer Wand des Zimmers befand sich ein Bücherschrank mit auserlesenen Werken deutscher und fremder Schriftsteller und daneben eine reich geschnitzte Etagère mit Mappen von verschiedenen Größen.

Als Beide eingetreten waren, sagte Schmitz, indem er sich in einem Anfluge sehr behaglicher Laune die Hände rieb: „Wahrhaftig, ich weiß nicht, welchem der beiden Ateliers ich den Vorzug gebe!“

„Das könnte wohl auf die Stimmung ankommen, in der man malt,“ gab Roderich zur Antwort; „hier würde man sich sehr behaglich fühlen, wenn man heiter und vergnügt und ohnehin mit sich und der Welt zufrieden ist.“

„Ganz recht, ganz recht, man muß es mit einer Feiertagslaune, in einer sonntäglichen Stimmung betreten.“

„Deßhalb ist es auch mein Sonntags-Atelier,“ sagte Olfers lächelnd, „während ich mich im anderen in jeder Stimmung zurecht, ja, behaglich finde; je ernster, ich möchte sagen, je düsterer meine Stimmung ist, um so wohlthätiger wirken dort die vielerlei, oft so bunt durch einander liegenden Gegenstände auf mich ein.“

„Hier ist Alles so niedlich und aufgeräumt,“ meinte Schmitz mit einem Kopfnicken der Befriedigung, „und da hast Du ja auch eine angefangene Arbeit — ah, eine schöne Arbeit,“ fuhr er fort, nachdem er vor die Staffelei getreten und das Bild beschaut — „die mußt Du bald fertig machen, das ist keine Kleinigkeit!“

„Eine Sonntagsarbeit,“ verſetzte Roderich, „Du ſiehſt ihr die behagliche Feiertagsſtimmung an; wenn ich nach dem Kaffee meine erſte Cigarre rauche, nota bene, ohne vollſtändig angezogen zu ſein, was auch, wenigſtens zur Abwechslung, ſein Angenehmes hat, wenn da draußen die Kirchenglocken anfangen zu läuten, dann kommt häufig eine feierliche Stimmung über mich, und ich habe verſucht, eine ſolche Stimmung zu malen.“

„Ja, es iſt ein Sonntagmorgen — der Tag des Herrn hier auf dem Bilde: nicht nur das Grün der Wieſen glänzt im Sonnenlichte ſo ſammtartig feierlich, es haben ſich die Bäume mit Blüthen geſchmückt, und der flimmernde Glanz der Wärme, der dort über der fernen Wieſenebene ſchwebt, könnte ſich an einem Arbeitstage nicht ſo behaglich ausnehmen — wann haſt Du das angefangen?“

„Ich male ſchon ſieben Jahre daran,“ gab Roderich zur Antwort — „nicht wahr, das kann ein theures Bild werden? —, ich male nur daran, wenn ich in recht ſonntäglicher, ſtill friedlicher Stimmung bin, und dieſe Augenblicke ſind bei mir ſelten.“ Bei dieſen Worten wandte er ſich ab und zog aus der Etagère eine der Mappen hervor; er trug ſie auf den Tiſch, öffnete ſie und fing an, die einzelnen Blätter durch die Hand laufen zu laſſen.

Schmitz hatte ſich neben ihn geſtellt.

„Ich habe darin lange nicht mehr herumgeſtöbert: es ſind Reiſeerinnerungen aus Italien und Spanien, die ich gern vermeide anzuſehen, beſonders im Herbſte, wenn die Schwalben heimwärts ziehen, denn da faßt mich immer ein faſt unbezwinglicher Drang, ihnen zu folgen.“

„Das iſt aus Genua — aus Florenz — aus Rom.“

„Ja — daſſelbe, was Hunderte ſchon vor mir gezeichnet, gemalt, in Skizzenbüchern und Mappen mit nach Hauſe gebracht und was nach mir Hunderte und Hunderte malen werden: Pifferari, Hirten und ſonſtige Bewohner der wunderbaren Campagna in mit Vernunft begabten und unvernünftigen Exemplaren, unter den letzteren namentlich beſonders prachtvolle Kerle — ſieh' dieſen zottigen Wolfshund; ſo ein Ungeheuer macht ſich nichts daraus, Dich zu zerreißen, wenn ihn ſein Herr, der Hirt, nicht zurückriefe — da haſt Du Büffel aus den pontiniſchen Sümpfen — eine Herde Ochſen aus der Umgegend Roms, das magere, behende Pferd eines Treibers derſelben und den geduldigen Eſel."

„Man ſollte glauben, Du habeſt Thiermaler werden wollen," ſagte Schmitz lachend.

„Es iſt dort Alles unausſprechlich ſchön, und wenn wir weiterblättern, wirſt Du ſehen, daß ich keinem Dinge, ſogar nicht den lebendigen Weſen vor den lebloſen Gegenſtänden den Vorzug gegeben habe — da haſt Du die Römerin — hier Mädchen aus Traſtevere — dort ein Weib aus Nettuno — hier eine Albanerin."

„Du warſt erſtaunlich fleißig!"

„So, ſo," antwortete Roderich zerſtreut; „doch gehen wir zu Spanien über. Als Ausbeute für einen Maler gebe ich dieſem Lande den Vorzug — hier will ich etwas für Dich ſuchen."

„Ah, das wird mich außerordentlich freuen!"

Roderich wandte dieſe Blätter haſtiger um, als er es mit den italieniſchen gethan hatte; er durchflog ſeine Studien aus Barcelona, Valencia, Madrid, und betrachtete erſt langſamer, als er nach Sevilla kam. „Da, das ſoll für Dich

BAYERISCHE STAATS-

ſein, Schmitz," ſagte er endlich, wobei er ein Blatt hervorzog und es dem kleinen Sammler einhändigte.

Deſſen Geſicht überflog ein leuchtender Strahl der Freude, denn es war nicht nur eine flüchtige Zeichnung, was ihm der Andere gegeben, ſondern ein ſorgfältig ausgeführtes Aquarell, wie es Roderich wohl ſeit langen Jahren nicht mehr gemacht und auch wohl ſo bald nicht mehr fertigen würde: es ſtellte eine Volksſcene aus Triana bei Sevilla vor; man ſah im Hintergrunde den goldenen Thurm und die Ufer des Guadalquivir; vorn ſtand ein junges Mädchen in der reizenden Tracht der Sevillanerinnen und wählte unter Blumen, Nelken und Granatblüthen, die ihr ein paar halbnackte, baarfüßige, krausköpfige Buben darboten — drei Köpfe, als wenn ſie Murillo gemalt.

Schmitz legte das Aquarell vor ſich auf den Tiſch, faltete ſeine Hände und ſagte mit einem rührenden Blicke der Dankbarkeit: „Nein, Roderich, das iſt zu viel, Du ſchenkſt mir da ein Kapital!"

„Keineswegs, ich gebe Dir etwas, was bei mir vielleicht für immer in dieſer Mappe vergraben läge und das bei Dir wieder zu Ehren kommt .... — dort wird es wenigſtens geſehen," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, während welcher er nachdenkend zum Fenſter hinausgeblickt.

„Geſehen und bewundert!" rief der glückliche Schmitz — „ah, wie wird ſich auch Conchitta darüber freuen! Weißt Du, Roderich," fuhr er im Gefühle des Dankes voll Geſchwätzigkeit fort, „ſie hat ſchon gewünſcht, von Dir ein Aquarell zu ſehen, und mich danach gefragt! Ich wußte wahrhaftig nicht, ob Du welche gemacht — ſie meinte, Du hätteſt Dich nie damit abgegeben; denn mit vollem Rechte

ſagte ſie, wer auf ſeinen koloſſalen Bildern mit den gewaltigen Compoſitionen einen ſo breiten, markigen Pinſel führt, wie Du, der könne ſich nicht dazu herbei- und herablaſſen, kleine, zierliche Aquarellen auszuführen!“

„Nun denn, wenn Du es ihr zeigſt, ſo ſage, das ſei eine Arbeit früherer Jahre, wo mich Spanien, das herrliche Land, begeiſtert, und wenn ich auch lange nichts mehr dergleichen gemalt, ſo gelüſtet es mich faſt wieder, einen Verſuch zu machen, wenn mir Conchitta zu einer ſevillaner Scene ſitzen wollte.“

„Das wäre intereſſant, aber eine unverantwortliche Zeitverſchwendung!“

„Geh', Egoiſt, ich glaube, Du ſäheſt es nicht einmal gern, wenn ich wieder ein Aquarell dem Deinigen ähnlich zu Stande brächte! Doch ſei unbeſorgt, ich komme nicht ſo bald wieder dazu.“ Er ſchloß die Mappe wieder, und während er dieſelbe an ihren Platz trug, fuhr er fort: „Du könnteſt mich wohl einladen, Deine Sammlung anzuſchauen, man ſagt, Du hätteſt viel Schönes zuſammengebracht.“

„Wozu braucht es da einer Einladung — Freunde, wie Du, ſind ſtets willkommen!“

„Gut, ich will mir das merken.“

Der Diener, welcher den beiden Freunden vorher die Thür geöffnet hatte, erſchien und meldete, daß ſervirt ſei.

„Willſt Du mithalten, Schmitz?“

„Nein, ich danke Dir von Herzen, Roderich; nach guter, bürgerlicher Sitte habe ich ſchon um zwölf Uhr gegeſſen, obendrein haſt Du mich ſo reich gemacht, daß mir vor lauter Freude kein Biſſen ſchmecken würde — nochmals meinen herzlichſten Dank.“

„Laß das ſein und bleib mir gewogen," ſprach Roderich lachend, indem er den kleinen, ſchwächlichen Mann feſt unter den Arm nahm und ſorgſam die Treppe hinab geleitete.

Das Eßzimmer des Hauſes war, ähnlich den übrigen Räumen, reich, elegant, geſchmackvoll. Auch in dieſem Gemache hatte ſich Roderich's Meiſterhand verewigt: die Wände deſſelben waren durch geſchnitzte Stäbe von Eichenholz in große Panneaux getheilt, in welche er, der Beſtimmung des Zimmers gemäß, Gruppirungen von Wildpret, Vögeln, Fiſchen und Früchten gemalt hatte, und zwar ſo natürlich und täuſchend, daß Jemand, der hier zum erſten Male eintrat, darauf geſchworen hätte, es ſei möglich, dort jenen Haſen oder hier die Gruppe Krammetsvögel von der Wand zu nehmen. Der Eßtiſch ſtand in der Mitte des Zimmers, die Frau des Hauſes ſaß bereits daran und hatte ihr kleines Mädchen neben ſich.

Roderich ſetzte ſich und der Bediente ſtellte den Suppenteller, den Madame gefüllt, vor ihn hin; er aß mit Appetit, die Kleine ebenfalls, wogegen die Frau des Hauſes kaum einen Löffel Suppe nahm und ſich dann ſeufzend und leiſe huſtend in ihren Stuhl zurücklehnte. Roderich ſchien das nicht zu bemerken, und erſt als ſie ein paar andere Schüſſeln vorübergehen ließ, indem ſie dieſelben, ohne ſie auch nur zu betrachten, mit der umgekehrten Hand von ſich wies, fragte er: „Du ſcheinſt heute keinen Appetit zu haben, Hildegard?"

„Ich fühle meine Migräne kommen — ich fühle das immer, wenn ich in der Sonnenhitze war oder meine Nerven durch etwas aufgeregt worden ſind."

„Ja, ja, Du warſt in der Sonnenhitze," gab er mit angenommener Gleichgültigkeit zur Antwort, indem er ſich beeilte, eine vortreffliche Hammels-Cotelette zu verzehren, die

ihm mit den erſten, friſchen Bohnen dieſes Frühjahres ſervirt worden war. Wie geſagt, er beeilte ſich, und zwar mit dem Gefühle des Wanderers, der ein ſchützendes Obdach zu erreichen ſucht, weil er am Horizonte Gewitterwolken emporſteigen ſieht.

Sie ſeufzte aus dem tiefſten Grunde ihres Herzens und warf einen Blick zu ihm hinüber, den er glücklicher Weiſe nicht ſah.

„War der Prinz mit ſeinem Beſuche in meinem Atelier zufrieden?“ fragte er nach einer ſehr langen Pauſe.

„O, der Prinz war ſehr zufrieden,“ antwortete ſie mit einem gewiſſen, ihm ſehr wohl bekannten Lächeln, einem Lächeln, das nicht aus ihrem Herzen kam und nur wie fernes Wetterleuchten drohend um ihre zuſammengepreßten Lippen zuckte — er war außerordentlich zufrieden, denn er fand in dem Atelier des berühmten Malers, was ein Herr von den Liebhabereien des Prinzen nur zu finden hoffen darf: Weiber, Wein und luſtige Lieder!“

„Nun, ich hoffe, er fand auch ein vortreffliches Bild dort,“ erwiederte er mit großer Ruhe.

„Davon ſprach er weniger; er konnte es nicht genug rühmen, welch heiteres, luſtiges, angenehmes Leben dieſe Künſtler führten, er ſprach mit Begeiſterung davon und von Deinem ſchönen Modell.“

„Wenn Du Dir auch nie die Mühe gabſt, das junge Mädchen, von dem Du in ſo geringſchätzenden Ausdrücken ſprichſt, näher kennen zu lernen, ſo weißt Du doch genau, daß Sennora Conchitta kein Modell iſt, was man nämlich gewöhnlich unter jenem Ausdruck verſteht.“

„Dieſes Modell,“ fuhr ſie mit angenommenem kaltem

Tone fort, den der lebhafte Blick ihrer Augen Lügen strafte, „um das er Dich beneidet, sowie auch andere Künstler, soll, wie ich gehört, nur aus ganz besonderer Gefälligkeit gegen Dich Dein Atelier besuchen."

„Mein liebes Kind," wandte sich Roderich an das kleine Mädchen, „willst Du noch etwas von dieser süßen Speise? Oder wenn Du genug davon hast, so gehe zu Friedrich und laß Dir von ihm Erdbeeren geben."

„Ja, Papa, ich will lieber Erdbeeren, aber vorher sollst Du noch einen dicken Kuß haben!" Damit sprang das Kind seinem Vater auf den Schooß und küßte ihn herzlich auf beide Backen, ehe es hinausging.

„So," sagte Roderich in stiller Ruhe, „jetzt wären wir wenigstens allein."

„Allein!" rief sie mit einem krampfhaften Lachen — „allein — o, mein Gott, ja, allein, das ist das richtige Wort, welches mir wahrhaftig Niemand zuzurufen braucht — allein! Ich sollte es in jede Fensterscheibe eingraben lassen, alle Wände damit bedecken, es in Einem fort wiederholen: allein, allein! — Aber was kümmerst Du Dich darum? Du gehst Deinen Vergnügungen nach, Du verläßt in der heitersten Laune von der Welt Dein Haus, um Lustbarkeiten aufzusuchen, wie sie sich die ausschweifendste Phantasie eines Mannes nur denken kann: Weiber, Wein und lustige Lieder!"

„Du willst wohl damit sagen, ich verlasse Morgens mein Haus, um zu meiner Arbeit zu gehen?"

„Ah ja, zu Deinen Arbeiten! Gott sei es geklagt — ich sitze allein zu Hause mit meinem Kummer und meinen Sorgen!"

„Kummer und Sorgen?" konnte sich Roderich nicht

enthalten, ihr fragend zu antworten, indem er einen Blick auf das reiche Tafel-Service und auf das elegant ausgeſtattete Eßzimmer warf.

„O, ich verſtehe dieſen Blick," rief ſie mit ſteigender Heftigkeit; „Gold, Silber und Verzierung rings um mich her! Aber was nutzt mich das alles, ohne . . . ."

„Zufriedenheit in Deinem Herzen," warf er raſch ein; „unterlaß es doch endlich einmal, dieſe ungegründeten Klagen laut werden zu laſſen, dieſe gleichen Scenen immer und immer zu wiederholen! Glaube mir, Hildegard, ich gewöhne mich noch daran, wie man ſich an das Gift gewöhnen kann!"

„Ja, daß Dir jedes meiner Worte Gift iſt, brauchſt Du mir wahrhaftig nicht zu ſagen; aber geſtehe mir zu," fuhr ſie mit heftiger Stimme fort, „daß ich mit bewunderungswürdiger Faſſung dulde und leide, ja, ſtill für mich leide und dulde, und daß das, was Du Scenen zu nennen beliebſt, gewiß nicht durch mich hervorgerufen wird — wie kann ich armes Weib es hindern, daß Du in Deinem Atelier ein luſtiges Leben führſt, ein Leben, wie es ſich wahrhaftig nicht ſchickt für den Gatten und Vater — aber, wie geſagt, ich trage das mit ſtiller Duldung; nur wenn man mir Dein Leben auf ſo ſchonungsloſe Weiſe ins Geſicht wirft . . . ."

„Und wer that das?" fragte er in ziemlich lautem Tone, indem die Ader auf ſeiner Stirn anſchwoll.

„Du magſt noch fragen? Heute der Prinz, indem er dieſes Dein luſtiges Leben, Deine heiteren Lieder, Deinen Wein und die ſchönen Weiber Deiner Umgebung lobte — morgen ein Anderer, und . . . ."

„Uebermorgen," ſprach er wieder in ſeinem gewöhnlichen, ruhigen Tone, „ein ganzer Chor guter Freundinnen, denen es

dafür Schwämme hineingeheilt hat, worin sie für mehrere Tage Wasser fassen, ungefähr wie die Kameele."

„Aber Monsieur George," brauste der Gereiste auf, „wie können Sie sich einbilden, daß wir Ihnen solche Dummheiten glauben!"

„Dummheiten?" sagte der Koch: — „nichts wie reine Wahrheit! Diese herausgeschnittenen lebendigen Lungen sind sogar als Leckerbissen in der Küche sehr gesucht, und die vornehmen Russen bezahlen sie mit schwerem Gelde."

Nachdem er auf diese Art den Streit in sein Devartement herübergespielt, zog er sich in dasselbe zurück und überließ den gereisten Lakaien seinem Schicksale, der noch einige schreckliche Räubergeschichten auf dem Herzen hatte, die er aber jetzt nicht wagte, loszulassen. Auch wurde die ganze Gesellschaft im Hofe durch einen Zug an der Klingel beunruhigt, die aus dem Zimmer des Grafen läutete und den Lakai schleunig ins Haus rief.

Es war eigentlich nichts Bedeutendes, der Graf verlangte blos ein brennendes Licht zum Siegeln; doch da wir einmal mit dem Lakaien in die inneren Gemächer eingedrungen sind, so wollen wir auch dort bleiben und die Dienerschaft im Hof ihrem Schicksal überlassen.

Das waren noch dieselben Zimmer, in denen wir schon einigemal gewesen: die heimlichen Winkel mit den schwellenden Divans, die prachtvollen Oelbilder, meist schöne Weiber vorstellend, die dicken Teppiche mit Blumen in allen Ecken und Enden. Graf Alfons saß vor seinem Schreibtisch, er hatte eben sein Schreiben gesiegelt, und während er lange Züge aus seiner Cigarre zog, lehnte er sich nachsinnend in seinen Stuhl zurück.

Er hatte Italien vor seinem Freunde verlassen, denn es war ihm langweilig geworden in der Nähe des liebenden glücklichen Paares, und dann hatte ihm auch seine Schwester Clara geschrieben, er möge nach Hause zurückkehren: es scheine ihr, —

bei ſüßem Kaffee das größte Vergnügen iſt, herauszufinden, welcher ihrer Männer das größte Scheuſal und welche von ihnen die erbarmungswürdigſte iſt — o, wir kennen das!"

„Ja, Du kennſt das!" rief ſie mit einem Blicke nach oben, und wir ſind nicht ganz gewiß, ob ſie ſich mit dieſem Ausrufe an Roderich oder an den höchſten Lenker aller menſchlichen Schickſale wandte — „ja, Du kennſt das und Du kennſt auch mein Leben!"

„Gott ſei Dank, daß ich das kenne, und wenn es mir erlaubt iſt, einmal einen Tag dieſes Deines Lebens zu ſkizziren, ſo glaube ich, könnten wir zu einem ganz behaglichen Ergebniſſe kommen — nach einer ungeſtörten Nachtruhe...."

Sie ſeufzte tief.

„Läßſt Du Dich durch Dein Mädchen ankleiden, nachdem Du vielleicht vorher ein Bad genommen, wir frühſtücken zuſammen, und hier mußt Du mir zugeben," ſprach er in ernſterem Tone, „daß dieſes Frühſtück heiter und vergnügt zu verlaufen im Stande iſt, wenn Du nicht durch eine unbedeutende Kleinigkeit veranlaßt wirſt, mir meinen Kaffee zu verſüßen."

„Ich gebe zu, daß Deine Laune am Morgen ungetrübt iſt — natürlich, Du nimmſt Dein Frühſtück ſo eilig als möglich, da Du es kaum erwarten kannſt, dieſes Haus zu verlaſſen, wo Dir Alles eine Qual iſt!"

„Du machſt hierauf Toilette," fuhr er fort, ohne dieſe Einrede ſpeziell zu beantworten, „Du läßt anſpannen und fährſt aus, um Deine Freundinnen zu beſuchen, Du kommſt um die Mittagszeit vielleicht nach Hauſe, lieſeſt ein neues Buch oder ein unterhaltendes Journal, ſiehſt Dich nach Mar-

gerathen um, und ſo kommt die Zeit heran, wo wir wie jetzt behaglich mit einander zu Mittag ſpeiſen."

„Behaglich — o, mein Gott!"

„Du haſt Recht mit Deinem Seufzer — ich habe mich falſch ausgedrückt; ich hätte eigentlich ſagen ſollen, wo wir behaglich zu Mittag ſpeiſen würden, wenn es Dir nicht beliebte, die kleinen Scenen vom Kaffeetiſche fortzuſetzen oder, wie ſo eben jetzt, neue in Angriff zu nehmen."

„Ah, Du verlangſt eine Frau, die nichts Ungehöriges ſieht, die nichts, ſei es noch ſo Tolles und Anſtößiges, hört oder rügt — eine blinde und ſtumme Sklavin!"

„Es wäre mir lieb," ſagte er mit einer Miene des Ueberdruſſes, „wenn wir ein für alle Mal über dieſes Sklaventhum hinweg wären. Du magſt das in Deinen Kaffeegeſellſchaften, im Kreiſe gleichgeſtimmter Seelen allenfalls geltend machen und wirſt auch gewiß verſtanden und bedauert werden, aber in Gegenwart vernünftiger Leute, zu denen mich zu zählen auch ich die Berechtigung habe, klingen die Klagen etwas abſurd, was Jeder erſehen wird, wenn er einen Tag Deines gewöhnlichen Lebens betrachtet: nach dem Mittageſſen...."

„Genug, genug!" rief ſie heftig in entrüſtetem Tone. „Was nutzt mich das Aufzählen all' dieſer Lichtſeiten, wenn man den tiefen, ſchwarzen Schatten daneben nicht ſehen will!"

„Nach dem Mittageſſen," fuhr er mit großer Ruhe fort, „will ich mit Dir plaudern, während ich gemüthlich meine Cigarre rauche, aber Du haſt entweder Kopfweh oder Du biſt fatiguirt, mußt irgend ein dringendes Geſchäft beſorgen oder Du läßt mich ſprechen, um mich beim erſten harmloſen Ausdrucke, beim erſten irgend hiezu möglichen Worte mit irgend einer Klage, mit irgend einer pikanten Bemerkung zu

unterbrechen; findeſt Du es zufällig einmal nicht für gut, direkt mit mir anzubinden, ſo ſchmähſt Du auf meine Freunde oder lobſt das unvergleichlich glückſelige Leben Deiner Freundinnen, während Du . . . ."

„Es iſt nur ſchade," warf ſie gereizt dazwiſchen, „daß Niemand die ſchöne Schilderung hört, die Du von Deiner Frau entwirfſt, das heißt," fuhr ſie mit einem bittern Lächeln fort, „eine Schilderung, die Du mir heute einmal wiederholſt und die Du gewiß Deinen Vertrauten ſchon oft von mir gemacht, denn woher käme ſonſt die Mißachtung, die ich von Deinen Freunden zu erdulden habe."

„O, o," machte Roderich, und es fuhr etwas wie ein Lächeln über ſeine nach und nach finſter gewordenen Züge, „auch dieſes Kapitel kenne ich, Mißachtung meiner Freunde: es hat Dir Jemand ein unſchuldiges Wort geſagt, das Dich verletzt, es grüßte Dich Jemand nicht achtungsvoll genug — ſtatt nun zu glauben, jener habe ſeine Bemerkung in einem ganz harmloſen Sinne gemacht und dieſer Dich nicht geſehen, biſt Du überzeugt, man habe Dich beleidigen wollen, weil es zwei Freunde von mir waren, denen ich natürlich die ſchrecklichſten Dinge über Dich geſagt."

Hildegard ſtieß einen tiefen Seufzer der Befriedigung aus; es war, als wollte ſie ſagen: dieſer Wahrheit läßt ſich nichts mehr zuſetzen.

„Wie oft habe ich Dir ſchon verſichert," fuhr Roderich wieder mit großem Ernſte fort, „daß ich mit fremden Leuten nie über Dich rede."

„Woran ich nicht im geringſten zweifle," warf ſie mit ungemeiner Zungenfertigkeit dazwiſchen. „Du ſchämſt Dich Deiner Frau, Du ignorirſt ſie, wo es Dir möglich iſt — o,

es ſoll etwas höchſt Angenehmes ſein, noch als verheiratheter Mann, als Vater den Junggeſellen zu ſpielen!“

„Hildegard!“ ſtieß er zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor, während eine tiefe Röthe ſeine Stirn umzog; doch ſagte er gleich darauf mit einem bezeichnenden Achſelzucken: „Aber wozu mich ereifern? Ich will Dir lieber ein Bild Deines Tages vollenden.“

„Ja, meines Tages,“ rief ſie, raſch aufſtehend, indem ſie ihren Stuhl unſanft zurückſtieß, „meines Tages voll Jammer und Qual! Breite ſie nur aus, die goldenen Feſſeln, mit denen Du mich zu Deiner Sklavin machſt, wirf nur Deine Blicke im Zimmer umher, über dieſes reiche Tafel-Service hin, Du warſt ja in Deiner poetiſchen Erzählung gerade hier“ — ſie zeigte auf den Tiſch — „ſtehen geblieben.“

„Nein, bei meiner gemüthlichen Cigarre,“ verſetzte er in beruhigterem Tone, „nach welcher ich Dir gewöhnlich einen Spaziergang vorſchlage, welchen Du in den meiſten Fällen ablehnſt.“

„Ja.“

„Dann fährſt Du für Dich ſpazieren mit meiner Tochter und gehſt Abends in irgend eine Geſellſchaft, ins Theater oder in ein Concert, und das iſt der Tag einer deutſchen Sklavin!“

„Ja, ganz richtig,“ ſagte ſie nach einem minutenlangen Stillſchweigen, während ſie am Tiſche ſtand und die rechte Hand darauf ſtützte, „ſo iſt der Tag einer deutſchen Sklavin, ſo iſt mein Tag, voll Luſt und Freude, voll Gold und Schimmer, aber ohne Liebe!“

Wir können hier nicht verſchweigen, daß eine Scene wie die eben geſchilderte zwiſchen beiden Gatten leider ſehr häufig in demſelben Verlaufe, ja, faſt mit den gleichen Wor-

ten ſtattgefunden hatte, und wir müſſen hinzufügen, daß, als Hildegard zum erſten Male ihrem Gatten den Vorwurf machte, als führe ſie wohl ein glänzendes Leben, aber ein Leben ohne Liebe, ihn dieſe Anklage, ſo ungerecht ſie auch war, doch tief erſchütterte, denn auch er wußte ſeit Jahren ſchon wohl, was es heiße, ein Leben ohne Liebe zu führen.

Damals hatte er geſchwiegen, ja, ſein Haupt ſchmerzlich bewegt auf die Bruſt niederſinken laſſen, ja, er hatte die Hand gegen ſie ausgeſtreckt und ihr geſagt: „Es iſt wahr, Hildegard, wir haben bisher ein Leben geführt, ohne das Glück der Liebe zu kennen; ich bedauere Dich aus tiefſtem Herzen, ich bedauere mich ſelbſt, aber laß dieſes Wort nur ein einziges Mal geſprochen ſein, laß es verſchwinden wie ein düſteres Geſpenſt beim erſten Scheine der Morgenſonne, der uns den neu anbrechenden Tag gegenſeitiger Duldung, Achtung und herzlicher Freundſchaft bringt.“

Hätte ſie damals ihre Hand in die ſeinige gelegt, hätte ſie damals geſagt, laß uns ringen und ſtreben, daß unſere Seelen ſich finden, ſo würde wahrſcheinlich aus gegenſeitiger Duldung Freundſchaft geworden und aus dieſer über dem Haupte ihres Kindes eine herzliche Liebe entſtanden ſein.

Anſtatt aber ſo zu fühlen, herzlich und mild, ſah ſie in ſeinem weichen, entgegenkommenden Weſen eine ſchlimmere Beſtätigung ihrer Worte, und ſtatt ihm verſöhnend ihre Hand zu reichen, hatte ſie das furchtbare Wort in kalter, verächtlicher Steigerung ihm nochmals ins Geſicht geſchleudert, „ja, ein Leben ohne Liebe“, mit dem Zuſatze: „denn Anderen gilt Deine Liebe“. Und dann hatte ſie wie im Gefühle eines Sieges triumphirend das Zimmer verlaſſen.

Damals war er in flammendem Zorne aufgeſprungen

mit bebenden Lippen, während ſeine zitternde Hand unwillkürlich nach einem Meſſer griff, welches neben ihm auf dem Tiſche lag, das er aber in der nächſten Sekunde von ſich ſchleuderte, als brenne es zwiſchen ſeinen Fingern.

Bei der zweiten Scene ähnlicher Art, wo ſie mit kleinen Aenderungen doch wieder zum gleichen Reſultate und zum Worte kam, hatte dieſes ſchon viel von ſeinem erſten, erſchütternden Eindrucke verloren; doch ſprang auch dieſes Mal noch Roderich haſtig empor und rief ihr zu: „Auf dieſe Anklage hin ſollſt Du hören, was ich Dir zu erwiedern habe: ja, es iſt wahr, wir führen ein Leben ohne Liebe, wie unſere erſte Bekanntſchaft, wie die ſonſt ſo glückliche Zeit der Brautſchaft, wie unſere Ehe kein Reſultat der Liebe, ſondern ein Ergebniß kalter Berechnung war! Und doch," fuhr er weicher fort, „habe ich aus ehrlichem Herzen mein Beſtes dazu gegeben, um nach und nach und mühſam dahin zu gelangen, was Anderen in unendlicher Glückſeligkeit von einem beſſeren Schickſale verſchwenderiſch zugeworfen wird — doch Du haſt dem widerſtrebt, Du glaubteſt, dem jungen Maler aus unbedeutender Familie ſei vollkommen genug geſchehen, als er der Ehre theilhaftig geworden, in Deine hochadelige Familie aufgenommen zu werden — gut denn," er hatte allerdings mit großer Bitterkeit hinzugeſetzt: „ich bin überzeugt, den Namen dieſer vornehmen Familie aufs Neue vergoldet zu haben, und da Du kein Verlangen zu tragen ſcheinſt nach einem innigen Verkehr mit Deinem Gatten, ſo laß Dir an dem Glanze und Schimmer genügen!"

Als ähnliche Scenen aber unabläſſig wiederkehrten, hatte er auf oft noch viel ſchlimmere Worte und auf umſtändliche, wenngleich falſche Anklagen nie mehr mit Heftigkeit geant-

wortet; gewöhnlich hatte er ſich begnügt, ſich achſelzuckend abzuwenden oder auch zuweilen verſucht, dem Zorne ſeiner Frau dadurch die Spitze abzubrechen, daß er ihre Anklagen vervollſtändigte und, wie heute, nachdem ſie ihm geſagt, ſie führe ein Leben ohne Liebe, hinzuſetzte: „Natürlicher Weiſe, weil ich eine fabelhafte Menge Anderer liebe!“

Dann hatte er ſich ebenfalls erhoben, aus einem Kiſtchen auf dem Kamingeſims eine ſehr gute Cigarre geholt, dieſe angezündet und war alsdann mit Margarethe in den kleinen Garten hinter dem Hauſe gegangen und hatte ihr dort in ihren kindlichen Spielen beigeſtanden. Wer den berühmten Maler hierbei aber genauer betrachtete, mußte merken, daß er dabei Manches wie in großer Zerſtreuung that und ſich häufig von dem kleinen Mädchen mußte tadeln laſſen. Dann fuhr er wie aus tiefem Traume auf, nahm das Kind beim Kopfe, küßte es herzlich auf ſein blondes Haar und ſagte, während etwas wie Wehmuth in ſeiner Stimme zitterte: „Du haſt Recht, meine gute Margarethe, ich habe das falſch gemacht; Du weißt es beſſer und mußt es beſſer wiſſen, Du fängſt erſt an zu ſpielen, während ich dergleichen ſchon längſt vergeſſen habe und an keine Spielerei mehr denken darf.“

III.

„In einem Thal bei armen Hirten.“

In der Stadt, in welcher unſere dieſes Mal ganz beſonders wahre Geſchichte ſpielt, und gerade nicht in dem eleganteren Theile derſelben, befand ſich eine ſehr ſchmale Straße, welche den poetiſchen Namen Wurſtgaſſe trug, eine Benennung, welche wohl nicht von irgend einer delikaten Wurſtart herkam, die hier erfunden oder angefertigt wurde, ſondern wohl eher von der wurſt- oder darmartigen Biegung dieſer Gaſſe, welche in einer äußerſt figürlichen Schlangenlinie zwei Hauptſtraßen der Stadt mit einander verband.

Die Wurſtgaſſe war eine ſtille, aber dabei ehrwürdige Gaſſe, ſtill, weil in ihr des mangelnden Lichtes wegen wenige Handwerker ihr geräuſchvolles Leben trieben, ehrwürdig, weil ſie zu den älteſten Paſſagen der Stadt gehörte und große, ſtattliche Häuſer aufzuweiſen hatte, die mit ihren gezackten und verzierten Giebeln, ihren verſchnörkelten Fenſter- und Hausthüreinfaſſungen, ja, die hier und da mit einem adeligen Wappen über dem Portale verſehen waren, wohl eine beſſere Stelle verdient hätten, als hier in einem ſo lange andauernden Halbdunkel Morgens und Abends bei ſpärlichem

Sonnenlichte, das nur bei hoher Mittagszeit in einer feinen, seltsam gezackten Linie blitzartig auf dem Straßenpflaster sich zeigte.

Es wird sonderbar erscheinen, wenn wir hier die Mittheilung machen, daß in dem von uns beschriebenen Wurstgäßchen eine Menge junger Künstler ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, und doch war dem so: es befanden sich hier nicht nur Wohnungen, sondern auch sogar zahlreiche Maler-Ateliers, letztere freilich auf der Rückseite der alten Häuser, welche oder vielmehr ihre Besitzer vom vorzeitigen Reichthume und Glanze ziemlich ausgedehnte Höfe und Gärten behalten hatten, von denen die Hälfte auf der einen Seite der Straße gegen Norden lagen, also das passendste Licht boten.

Die Besitzer eines Theiles dieser Häuser hatten, da es in der Stadt überhaupt an Ateliers und ihnen, der engen Gasse wegen, an Miethsleuten mangelte, größere Räume auf der Rückseite hierzu passend eingerichtet und dabei ein gutes Geschäft gemacht; auch hatte die finstere Gasse durch die größtentheils lustigen jungen Leute und ihr fröhliches Treiben ein beziehungsweise heiteres Ansehen gewonnen, und besonders dadurch, daß die düstere Vorderseite der alten Gebäude durch eben dieses Leben und Treiben auf mannigfaltige Weise bunt verziert erschien: hier sah man ein paar Blumenstöcke mit lebenden, andere mit vertrockneten Blumen, dort einen großen Vogelbauer mit einem lustig schlagenden Distelfinken und beinahe gegenüber einen mächtigen Käfig von Messingdraht mit einem ausgestopften Papagei, der aber merkwürdiger Weise aufs deutlichste verschiedene Worte auf die Straße hinabrief: „Lump! Spitzbub! Haltet den Schelm! Guten Morgen, alter Jakob!“ und dergleichen Redensarten

mehr, wie sie im gewöhnlichen und also auch im Künstlerleben vorzukommen pflegen.

Andere Verzierungen der Wurstgasse bestanden aus flatternder Wäsche, aus einstens farbig gewesenen und jetzt abgebleichten Malerkitteln, deren Ueberbleibsel als Vorhänge benutzt wurden, auch wohl als bunte Fahnen verschiedener Nationalitäten mit den hierzu scheinbar passenden, aber gewöhnlich sehr improvisirten Wappenschildern, deren Devisen indessen nicht selten als anstößig für das Land, das sie vorstellen sollten, von der hohen Polizei entfernt worden waren. Ein gleiches Schicksal hatte gar oft die von den Künstlern in einer ihrer zahlreichen Mußestunden fabricirten Aushängetafeln mit der Anzeige verschiedener bürgerlicher Gewerbe getroffen, die, da deren Besitzer nicht auffindbar waren, auch nicht geduldet werden konnten.

So schien sich eines Tages die Wurstgasse für die gesetzmäßige und natürliche Inslebenbeförderung des Menschengeschlechtes lebhaft zu interessiren, denn an einem schönen Morgen hatte es der vielen Anzeigen wegen den Anschein, als hätten sich sämmtliche Hebammen der Stadt ins Wurstgäßchen zurückgezogen.

Ein anderes Mal bemerkte man, zart anspielend auf irgend ein bekanntes Bild dieses oder jenes Bewohners, die Ankündigung eines Kohlenlagers, einer Indigohandlung, einer Türkischrothfärberei oder einer Niederlage vom allerechtesten schweinfurter Grün.

An Sommerabenden gewann das Wurstgäßchen kurz vor der Dämmerung ein äußerst behagliches Ansehen; dann lehnten die jungen Künstler, meistens die langen Pfeifen rauchend, an ihren verschiedenen Fenstern, und ein Witzwort, das an

ſo waren ihre Worte — man habe allerhöchſten Ortes die gnädige Abſicht gefaßt, ihm einen Poſten anzuvertrauen, den er ſchon lange ambitionirt, und der mit ſeinen langjährigen Wünſchen im vollſten Einklange ſtünde. Darauf war dann Graf Alfons in aller Eile angekommen, hatte ſogleich eine Audienz bei Seiner Majeſtät dem König gehabt, und jetzt ſehen wir auf ſeinem Tiſche ein Königliches Dekret liegen, welches ihn zum General-Intendanten der Königlichen Schauſpiele ernennt. Der Graf war von der Gnade hocherfreut; ihm war das Theater das Höchſte, er konnte jetzt mit vollem Recht Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen protegiren, er hatte von nun an ſchriftlich das größte Recht, hinter den Couliſſen zu ſein; und dann die Kunſt ſelbſt: wie nahm er ſich vor, ſie fortan zu hegen und zu pflegen! Er hatte ſo eben in den verbindlichſten, allergehorſamſten Ausdrücken ſein Dankſagungsſchreiben abgefaßt, und ſann eben darüber nach, ob es räthlich und thunlich ſei, das ſämmtliche Perſonal des Hoftheaters, welches ihm dieſer Tage in Maſſe vorgeſtellt und übergeben werden ſollte, mit einer feierlichen Rede zu begrüßen. Das Sprechen vor vielen Leuten war ſonſt nicht ſeine Sache, und wenn er jetzt ſeinen Stuhl verließ, im Zimmer auf- und abſchritt, und mehreremal anſetzte: nachdem mir Seine Königliche Majeſtät den ſchmeichelhaften Auftrag ertheilt, das Königliche Hoftheater zu übernehmen, oder: meine Herren und Damen! Sie ſehen in mir Ihren neuen Chef; oder vielleicht auch: die Kunſt, meine Herren und Damen, bedarf eines neuen Aufſchwungs. — Nachdem er ſo verſchiedene Anfänge zu neuen Reden probirt, und ſelbſt in ſeinem Zimmer nicht viel weiter als zu den einleitenden Worten gekommen war, fand er, daß eine förmliche Rede doch vielleicht zu familiär ſein könnte, und beſchloß, das ſämmtliche Perſonal mit keiner dergleichen zu erfreuen, ſondern daſſelbe ſtumm und ernſt zu übernehmen.

einem Ende der Gasse Preis gegeben wurde, pflanzte sich wie ein Rottenfeuer bis ans andere Ende mit allen möglichen Zusätzen und Verzierungen fort. Wehe einem harmlos Dahinwandelnden, wenn er zu diesem Witzworte Veranlassung gegeben hatte, denn er lief dann nicht selten moralisch Spießruthen, wobei er nichts thun konnte, als allenfalls eine Faust in den Sack zu machen und Gott zu danken, wenn er das Wurstgäßchen hinter sich hatte.

Auch heitere und mehr noch sentimentale Lieder hörte man hier oft und unter sehr mangelhafter Guitarrebegleitung erklingen, wobei es nicht immer die schönste Wirkung machte, wenn auf dieser Seite das Lied ertönte:

„Dich verlieren soll ich, dich verlassen,
Dich, die meine Seele ganz erfüllt?"

und drüben dazwischen gesungen wurde:

„Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten sie ein."

Zuweilen vereinigten sich aber ein Dutzend dieser kräftigen Stimmen, und wenn alsdann ein berühmtes Lied erschallte, wie zum Beispiel:

„Als ich an einem Sommertage,
O Lieb', o Seel', o Herzenskind,
Hurrah!"

so konnte man sicher sein, daß dieses Hurrah einen ganz besonders kräftigen Wiederhall im Wurstgäßchen fand.

Wenn es der Raum dieser Blätter gestattete, so könnte man, davon sind wir fest überzeugt, manches der Häuser mit ihren Bewohnern in den Rahmen unserer wahrhaften Geschichte mit hineinziehen, doch müssen wir uns begnügen, den

geneigten Leſer vor eines der größten und ſtattlichſten Gebäude zu führen, welche das Gäßchen beſaß, ein altes, dunkelgraues Haus, aber von ſo ſolider Bauart, daß es heute noch unverändert in jeder Linie, in jedem Bogen ſeiner Conſtruction gerade ſo ſtand wie damals, wo die Maurer und Zimmerleute bei ſeiner Vollendung Abſchied von ihm genommen. Wie die meiſten Häuſer alter Städte und ſo auch die des Wurſtgäßchens, hatte das Haus ſeinen Eigennamen, den es ſeit mehr als zwei Jahrhunderten geführt und welcher weder der des Erbauers noch der eines der darauf folgenden Beſitzer dieſes Hauſes war; es hieß nämlich „Zum goldenen Apfel," und war dieſer Name bildlich über der breiten Eingangsthür, aus Stein gehauen und einſt vergoldet geweſen, zu ſehen. Lange Zeit hatte weder einer der hier wohnenden Künſtler, noch irgend einer von denen, die gegenüber ihr Quartier aufgeſchlagen hatten, dem Apfel mit ſeiner faſt ganz abgenutzten Vergoldung einige Aufmerkſamkeit geſchenkt; endlich in politiſch unruhigen Tagen war ein ſinniger Kopf auf den Gedanken gekommen, den harmloſen goldenen Apfel in einer Nacht ſchwarz-roth-golden anzumalen und ſo zum deutſchen Reichsapfel zu ſtempeln, welcher Name außerordentlich gefiel und von da an für das alte Haus beibehalten wurde.

Dorthin führen wir den geneigten Leſer und erſuchen ihn, mit uns unſichtbarer Weiſe einzutreten, um den „deutſchen Reichsapfel" kennen zu lernen.

Unten im Erdgeſchoß deſſelben befand ſich eine Specereihandlung und konnte man auf einer Tafel leſen, daß hier Flaſchenbier über die Straße verkauft werde.

Als zu eben genanntem Geſchäfte gehörig, war der ganze untere Raum des Hauſes, einſchließlich des breiten Thorweges,

mit vollen und leeren Fässern, Kisten und Ballen angefüllt, und erforderte es bei dem hier herrschenden Halbdunkel eine ziemliche Kentniß, um sich durch dieses Labyrinth von Gegenständen aller Art durchzuwinden. Hatte man aber so den unteren Theil des Hauses durchschritten und gelangte auf der anderen Seite in den hofähnlichen Garten oder gartenähnlichen Hof, so war man erstaunt, hier einen so schönen, wenngleich verwilderten Raum zu sehen, und fand es begreiflich, daß der Hausbesitzer bei diesem prachtvollen Nordlichte in den oberen Stockwerken Ateliers für Maler eingerichtet hatte. Dort hinauf führte eine zierliche, steinerne Wendeltreppe aus dem Hofe, welche in ihrer künstlerisch schönen Construction und beschattet durch eine mächtige Linde häufig von den jungen Künstlern bei den verschiedenartigsten Zeichnungen und Bildern benutzt wurde.

Wir steigen die Treppe hinauf und kommen auf einen ziemlich großen Vorplatz, wo wir ein paar alte Koffer stehen sehen, einige zerbrochene Bierflaschen, Ueberbleibsel von sehr verblichenen goldenen Rahmen, eine alte Staffelei mit einem abgebrochenen Fuße und dergleichen Kleinigkeiten mehr.

Eine der hohen Wände dieses Vorplatzes ist mit grotesken Kohlenzeichnungen bedeckt, und sind dies offenbar Karikaturen von Freunden und Bekannten; ein eigenthümlicher Duft, gemischt aus Terpentingeist und dem scharfen Geruche der Oelfarben, erfüllte diesen Raum, der ein einziges großes Fenster hat, das aber wohl, wie wir aus Spuren von Spinngeweben an den rostigen Riegeln sehen, niemals geöffnet wurde.

Es ist in später Nachmittagsstunde, als wir den „Reichsapfel“ betreten, und wählen wir diese Zeit, um den Abend

mit den verschiedenen jungen Künstlern, die hier wohnen, zuzubringen. Vor der Hand scheint übrigens eine tiefe Stille uns anzuzeigen, daß keiner von ihnen zu Hause ist, doch haben wir uns in dieser Voraussetzung geirrt: hinter einer Thür zu unserer Linken beginnt Jemand, eine einfache Weise zu pfeifen.

Wir öffnen die Thür und treten in ein ziemlich großes Gemach; die Wände sind mit grauen Papiertapeten bedeckt und der Hausrath ist sehr einfach zu nennen: er besteht aus einem Bette in der Ecke, einem alten, ziemlich großen Tische von Eichenholz in der Mitte, einem Kleiderschranke, einem Waschtische und sechs mit dunkelm Leder überzogenen Stühlen. Dabei aber fehlte es diesem Zimmer nicht an bescheidener, malerischer Ausschmückung; die eine der Wände ist bedeckt mit großen und kleinen Studien und Skizzen in Oelfarben, alle nur erdenklichen Gegenstände in sich begreifend: männliche und weibliche Köpfe aus den verschiedensten Altersklassen, bald in unserer einfachen bürgerlichen Tracht, bald durch eine bunte Drapirung oder eine eiserne Pickelhaube zu Göttern und Helden umgewandelt. Dazwischen sah man landschaftliche Erinnerungen: ausgezeichnete Felsstücke, die sich in großartiger Einfachheit in stillen, grünlichen Wasserpfützen abspiegelten, oder die einem herabstürzenden Waldbache als Relief dienten; ferner menschliche Wohnungen durch alle Rubriken von der Hütte bis zum Palaste, auch die ganze Waldkultur in ausgezeichneten Exemplaren, besonders von Tannen, Föhren, Eichen und Buchen. Unter diesen Skizzen stand ein altes, sehr versessenes Sopha, in dessen Ecke eine Guitarre lehnte, während auf dem Sitze ein Packet Tabak lag, das übrigens aufgeborsten war und von seinem Inhalte

freigebig umhergeſtreut hatte. Zwei Ecken des Zimmers verdienen als ganz beſonders und eigenthümlich verziert unſere Aufmerkſamkeit. In einer derſelben, zunächſt der Thür, befand ſich ein alter Stuhl mit hoher Lehne, auf der die oberen Theile einer größeren eiſernen Rüſtung, als Bruſtharniſch, Rücktheil, Halsberge und Armſchienen, zum Obertheile eines Mannes zuſammengefügt waren. Dieſer Mann wurde vervollſtändigt durch ein langes, hageres Maskengeſicht, dem man einen ſehr langen und ſpitzen Schnurr- und Knebelbart angeklebt, auch eine Perrücke aufgeſetzt hatte, auf der als Kopfbedeckung eine Barbierſchüſſel aus Weißblech prangte, der Helm-Mambrin's. Um den Mangel an Beinen und Füßen bei dieſer Figur zu verdecken, hatte man den Stuhl unten kunſtvoll mit einer rothen Draperie umwunden, dieſe, wo es nöthig war, ausgeſtopft, und ſo ein ziemlich ordentliches Bild des Ritters von der traurigen Geſtalt geſchaffen, dem ſogar die lange Lanze nicht fehlte, die er in der ausgeſtreckten Rechten hielt.

Als Gegenſtück zu dieſer Figur, die unverkennbar das vorſtellte, was ſie ſein ſollte, befand ſich an der gegenüber liegenden Ecke des Zimmers etwas, über deſſen Zweck und Bedeutung ein Uneingeweihter ſelbſt bei näherer und genauerer Betrachtung nicht ſogleich klug werden konnte: ein paar auf einander geſtellte leere Auſternfäßchen bildeten einen Fuß oder Unterſatz, auf dem die ebenfalls leere Schachtel eines Fromage de Brie als Tiſchplatte ruhte; durch zuſammengefügte und oben zu einem Bogen verbundene Cigarrenkiſtchen war mit den eben erwähnten Dingen eine Niſche gebildet worden, die einem kleinen Altar glich, beſonders durch ihre Ausſchmückung vermittels farbigen Gold- und Silberpapiers, ſowie aus

dieſem Materiale hergeſtellter Blumen. In dieſer Niſche ſtand aufrecht ein langer Stock, der trotz ſeiner beiden vergoldeten Enden nicht zu verläugnen im Stande war, daß er einſtens als Beſenſtiel gedient; an ihm war oben vermittels eines rothen Strickes als Querſtange ein kurzer Prügel befeſtigt, deſſen beide Enden ſchwarz gebrannt, faſt verkohlt waren und von dem lange Bänder in allen möglichen Farben herabhingen.

An dem großen, gegen Norden gelegenen Fenſter des Zimmers befand ſich eine Staffelei, auf der Staffelei ein Bild und vor der Staffelei ſtand der junge Maler, den wir draußen auf dem Gange pfeifen gehört. Da es ein warmer Tag war und er wohl keine Luſt zum Ausgehen hatte, ſo befand er ſich etwas mangelhaft angekleidet: ſeine Füße ſtaken in Pantoffeln, ſeine Beinkleider entbehrten der Hoſenträger und zeigten deßhalb eine ſtarke Neigung zum Herabfallen. Um den Hemdkragen hatte er ein rothſeidenes Tuch geſchlungen, und in dieſen erwähnten Gegenſtänden beſtand ſeine ganze Kleidung. Wenn aber die Schale mangelhaft war, ſo zeigte ſie dagegen oder vielmehr gerade dadurch einen ſchönen und ſoliden Kern. Der junge Maler mochte vierundzwanzig bis ſechsundzwanzig Jahre alt ſein und war ein Bild von Geſundheit und Kraft: ſeine Körperformen hätten zu einem Apollo Modell ſtehen können und ſein Kopf zeigte neben der Friſche einer unverdorbenen Jugend die vollendete, edle Schönheit eines Antinous. Seine breite, weiße Stirn war von dicht gelockten, faſt krauſen dunkelblonden Haaren bedeckt, ſeine dunkelblauen Augen ſprühten Geiſt und Leben; die Naſe war fein und gerade, und wenn ſich die friſchen rothen Lippen öffneten, was häufig geſchah,

da der junge Mann gern lachte, ſo kamen Zähne weiß wie Elfenbein zum Vorſchein.

So ſtand er vor ſeiner Staffelei, den Malerſtock im ausgeſtreckten linken Arme auf den Boden niederſtoßend, während er, den Kopf etwas auf die Seite geneigt, ſein Bild betrachtete und leiſe dazu pfiff.

Er war übrigens nicht allein in ſeiner Wohnung, die aus zwei Zimmern beſtand: eine geöffnete Thür führte aus dem Atelier in ein anderes Gemach, aus dem zuweilen ein kürzeres Huſten und Räuſpern die Anweſenheit eines Anderen beurkundete; doch meinten wir dieſen unſichtbar Anweſenden nicht damit, als wir ſagten, der Maler befände ſich nicht allein: hinter ihm auf ungefähr drei Schritte Entfernung ſtand nämlich ein für ſein Alter kleiner Knabe von ungefähr dreizehn bis vierzehn Jahren, ein unanſehnliches, mageres Ding mit einem verſchmitzten, ſchmutzigen Geſichte, das in einem abgebleichten Malerkittel ſtak, der ihm viel zu groß war, ſo daß die Taille dieſes Kleidungsſtückes ſich ungefähr da befand, wo ſeine Schenkel anfingen. Von ſeinen Hoſen iſt nicht viel zu ſagen, da der Malerkittel faſt bis auf ſeine Füße reichte, an denen er ein Paar alte, ausgetretene Tanzſchuhe trug, welche ihm ebenfalls viel zu groß waren. Dieſe ſeltſame Geſtalt hatte einen Schemel neben ſich geſtellt, auf dem geputzte Pinſel lagen, ſowie eine kleine Kaffeeſchale mit Terpentingeiſt, und hielt in der rechten Hand einen Lappen oder ein Handtuch, das er, wenn ſein Herr und Meiſter auf die Staffelei ſah, häufig zum Verjagen der Fliegen über deſſen Haupte ſchwang. Aenderte er dieſe Beſchäftigung, was häufig der Fall war, ſo geſchah dies, um einen wunderſchönen, weißen und geſcherenen Pudel, der neben ihm auf

ſeinen Hinterbeinen ſaß und ihn mit ſeinen klugen Augen anſchaute, kleine Aufmerkſamkeiten zu erzeigen, indem er zum Beiſpiel den Lappen zuſammengeballt gegen deſſen Schnauze warf oder ihm denſelben wie einen Mantel umhing.

„He, Du,“ rief der junge Maler in das geöffnete Nebenzimmer hinein, „ich mag anfangen, was ich will, ich bringe keine richtige Stimmung hervor zwiſchen dem Gewande meiner Heiligen und dem giftigen Grün der Landſchaft, in welcher ſie ſich bemüht, zum Wohle der Chriſtenheit ſpaziren zu laufen.“

„Du willſt ſagen,“ grollte eine uns wohl bekannte Stimme, „zum Wohle Deines Beutels, denn Deine Heilige hat mit der Chriſtenheit verdammt wenig zu ſchaffen. Warum malſt Du überhaupt Heilige?“

„Seltſame Frage — wer hat mich dazu verführt, als Du? Behaupteteſt Du nicht immer, auf einem guten Heiligenbilde beruhe allein die Rettung der deutſchen Kunſt?“

„Du wirſt ſie nicht retten.“

„Nun, auf Ehre, das glaube ich auch nicht,“ lachte der junge Maler; „aber meinſt Du nicht, es ſollte ſich beſſer machen, wenn ich das rothe Gewand tüchtig mit Sepia laſire?“

„Laſire immerhin, doch wird das Deinem Bilde und der deutſchen Kunſt verflucht wenig helfen.“

Der vor der Staffelei hatte den Pinſel, mit dem er ſo eben in der grünen Landſchaft herumgemalt, über ſeinen Kopf hoch in die Luft geworfen, welcher alsdann von der hinter ihm ſtehenden Geſtalt mit der Geſchicklichkeit eines Affen aufgefangen, unter allerlei luſtigen Grimaſſen geputzt und dann zu den anderen Pinſeln gelegt wurde, nicht ohne vor-

her mit beſagtem Pinſel, ihn wie ein Floret in die Hand nehmend, einen Stoß gegen die Bruſt des Pudels geführt zu haben.

Merkwürdig war dabei die ruhige Größe, mit dem dieſes Thier alle die kleinen Neckereien über ſich ergehen ließ: zuweilen ſchüttelte es leicht mit dem Kopfe, und dann ſchaute es ihn wieder mit ſeinen großen Augen ſo ernſthaft an, als wollte es ſagen: „Du biſt ein tölpelhafter, nichtsnutziger Junge,“ welche beiden Eigenſchaften der kleine Diener des Malers denn auch mit anderen, nicht minder glücklichen ſtark entwickelt in ſeiner Perſon vereinigte. Das Bürſchlein würde etwas darum gegeben haben, wenn der Hund zu einem lauten Gebelle ſich hätte hinreißen laſſen und ſo ſein Herr und Meiſter, welcher obendrein nicht ganz gut gelaunt erſchien, in der Arbeit geſtört worden wäre.

„Es iſt doch gerade,“ rief dieſer unmuthig, „als ob Alles verhext wäre und nichts Geſcheites aus ſo einem verfluchten Pinſel heraus wollte!“

„O, der Pinſel iſt daran nicht ſchuld!“ murmelte es aus dem Nebenzimmer.

„Nun denn, die Farben.“

„Auch die nicht.“

„Nun denn, wer ſonſt?“

„Das zu ſagen werde ich mir erſt dann erlauben, wenn ich wieder einmal einen kritiſchen Blick auf Dein Bild geworfen.“

„So komm' hervor und wirf einen Deiner kritiſchen Blicke darauf,“ gab der junge Maler in größter Ungeduld zur Antwort. „Du haſt mich dazu verführt, ein Heiligenbild zu malen. Du haſt meiner Zeichnung einiges Lob geſpendet,

aber darauf haſt Du mein Bild mit keinem Auge ferner angeſehen, ja, Du biſt mit abgewandtem Geſichte daran vorüber gegangen."

„Allerdings, und ich hatte meine guten Gründe dazu. Sollte ich Dir vielleicht über jeden Pinſelſtrich, über jedes Licht und jeden Schatten meine Meinung ſagen, um Dich noch verwirrter zu machen, als Du ſchon ohnehin zu ſein das Glück haſt?"

„Ich danke Dir von Herzen, großer Meiſter, aber jetzt iſt mein Bild ſo weit vorgerückt, daß Du demſelben mit einer Deiner pikanten Bemerkungen den Todesſtoß geben darfſt — es iſt ſo weit," fuhr er ironiſch lächelnd fort, „daß ein großer Künſtler ſagen würde, er habe nur noch die letzte Hand daran zu legen; alſo komm' aus Deiner Höhle hervor und laß mich etwas hören."

In der That kam Walter aus dem Nebenzimmer heraus und ſtellte ſich ſo an die Staffelei, daß er ſeinen Freund betrachten konnte, nicht aber das Bild.

„Da plag' ich mich herum," rief dieſer mit verbiſſenem Ingrimme, „daß mir der Schweiß an der Stirn herabläuft, und je mehr ich auf dieſer verdammten Leinwand herumpinſele, um ſo weniger bringe ich etwas Geſcheites zu Stande. Als erſt die nackte Zeichnung da ſtand in ihren weichen, braunen Umriſſen, da hatte ich meine Freude daran."

„Ich auch; ich wollte, es wäre eine Zeichnung geblieben."

„Warſt denn Du es nicht, der mich angeſpornt, ein Heiligenbild zu malen?"

„Allerdings," gab der alte Walter mit großer Ruhe zur Antwort, „damit Du endlich alles durchgemalt hätteſt, was

Der Kammerdiener, der schon einigemal an der Thüre erschienen war und sich jedesmal zurückgezogen hatte, als er seinen Herrn in eifrigem Selbstgespräch begriffen sah, meldete jetzt einen Bekannten, der den Herrn Grafen zu sprechen wünschte.

„Ein Bekannter?“ — Wer kann das sein?“

„Ich glaube, ein junger Musiker,“ antwortete der Kammerdiener, der —“

„Aber wie können mich diese Leute jetzt schon überlaufen!“ sagte ernst der Graf, und ließ sich würdevoll in seinem Fauteuil nieder; „ich habe das Hoftheater noch nicht übernommen und also auch keine Mittel, etwas zu thun.“

„Der Herr General-Intendant werden gnädigst verzeihen!“ sagte lachend eine Stimme, bei deren Klange der Graf hastig aufsprang und dem Eintretenden entgegen eilte.

„Was zum Teufel!“ rief er lustig aus, „seit wann lassen Sie sich bei mir anmelden? Und obendrein als Musiker! — Welche Idee, lieber Charles! — Seit wann sind Sie angelangt, wo kommen Sie her?“

Der junge Componist schüttelte herzlich die Hand des Grafen, legte seinen Hut auf einen Stuhl und warf sich dem Grafen gegenüber in einen Fauteuil.

„Kurz, nachdem Sie im vergangenen Herbst,“ sagte er, „Ihre italienische Reise antraten, kam ich hieher. Es war mir natürlich sehr unangenehm, Sie, theuerster Gönner und Freund, nicht hier zu finden, doch hatte ich dafür auch wieder den Vortheil, daß ich mich von allen Zerstreuungen, allen Gesellschaften zurückziehen konnte und nur meinen Arbeiten leben. Ich war ungeheuer fleißig.“

„Und haben Sie eine neue Oper componirt?“ fragte der Graf; „es wäre mir außerordentlich angenehm.“

Der junge Componist nickte mit dem Kopfe und erwiderte: „doch war ich im Begriff, mit einer fertigen Partitur davon zu

ein ſterblicher Pinſel zu malen im Stande iſt, und jetzt, meine ich, wäre der Reigentanz geſchloſſen."

Er ging um die Staffelei herum und ſtellte ſich, während der Andere zurücktrat, mit über einander geſchlagenen Armen vor das Bild. Er betrachtete es einige Minuten lang ſtillſchweigend, dann ſagte er: „Ja, ja, jetzt ſind wir auch damit fertig, der Ring iſt geſchloſſen, die Schlange hat ihren Schwanz ins Maul genommen."

„Was willſt Du damit ſagen?" entgegnete der Andere, einigermaßen beſtürzt.

„Schicke den Buben da einen Augenblick hinaus, und dann will ich Dir meine Meinung nicht vorenthalten."

„Du kannſt jetzt gehen, Rafael," ſagte der Maler zu ſeinem kleinen Diener, ohne ſich gegen ihn umzuwenden; „komme aber vor Dunkelwerden noch einmal herüber, Du kannſt uns vielleicht etwas zum Nachteſſen holen — haſt Du verſtanden?"

„Gewiß," gab der Burſche in einem ſehr demüthigen Tone zur Antwort; doch da er im nächſten Augenblicke plötzlich mit einer fürchterlichen Grimaſſe auf den Pudel losfuhr, ſo ſind wir berechtigt, anzunehmen, daß dieſer demüthige Ton nur Heuchelei war.

Darauf ging er in eine Ecke des Zimmers, wo auf einem Stuhle ſeine Mütze, das ſeltenſte, ſchönſte Exemplar einer Kopfbedeckung, lag. Es war ein ziemlich langer Beutel von verſchoſſenem rothem Tuche, mit verblichenen ſilbernen Treſſen und einem ziemlich großen Schilde; hinten hing eine blaue Quaſte, die wohl einen halben Fuß lang ſein mochte.

Raphael war ſich auch der Schönheit ſeiner Mütze wohl bewußt, denn er ſetzte ſie ſtolz vor dem Spiegel auf, den

Beutel und die Quaſte ſo weit nach hinten ziehend, daß letztere tief auf ſeinen Rücken herabhing und der Schild hoch gen Himmel emporragte; dann ſtellte er ſich nach einem verſchmitzten Blicke auf ſeinen arglos daſtehenden Herrn vor dem Hunde auf, tanzte ein groteskes Solo, zog dann ſeine Mütze raſch wieder ab, ſchlug ſie dem Hunde ein paar Mal rechts und links um die Ohren und verließ das Zimmer. Doch ſchien er noch nicht alle möglichen Bosheiten ausgeführt zu haben, denn gleich darauf ſchlüpfte er wieder in das Gemach und ſchlich ſich mit demüthig geſenktem Haupte an den beiden Malern vorüber nach dem Nebenzimmer.

Hier befand ſich nämlich am offenen Fenſter, welches auf die Gaſſe ging, der ausgeſtopfte Papagei, deſſen wir Eingangs unſeres Kapitels erwähnt. Er war mit einer bewunderungswürdigen Maſchinerie verſehen, denn wenn man an einer Schnur zog, ſo kletterte er an den Stäben aufwärts, wie es dieſe Thiere zu machen pflegen.

Rafael hatte die Thür leiſe hinter ſich zugezogen und lauerte am Fenſter auf ein würdiges und dankbares Opfer, welches auch bald genug erſchien in Geſtalt eines alten Kleiderjuden, der mit einem faſt freudigen Erſtaunen aufwärts blickte, als ihn der Vogel deutlich und vernehmlich „alter Spitzbube“ nannte.

Nach dieſer Heldenthat, die leider unbelohnt blieb, da die beiden Maler immer noch in leiſem, aber eifrigem Geſpräche begriffen neben einander ſtanden, ſchlich ſich Rafael hinaus.

„Alſo die volle Wahrheit ſoll ich Dir ſagen?“ fragte Walter nach einer längeren Pauſe.

„Das verſteht ſich, ich werde davor nicht erſchrecken.“

„Nun denn,“ erwiederte der Andere, „ich werde das mit einer kleinen Einleitung thun: Du haſt Landſchaften gemalt, deren Zeichnung vortrefflich war, die Malerei dagegen unter dem Affen — Du haſt Dich in Genrebildern verſucht, und wenn einer unſerer Genoſſen ein Mädchen mit dem Schwan oder eine Kirchgängerin gemalt, ſo erſchufſt Du, wie hundert Andere, Mädchen mit dem Apfel oder Mädchen mit der Gans oder Mädchen mit dem zerriſſenen Unterrocke, was weiß ich Alles, oder componirteſt alte Frau, aus dem Schnapshauſe kommend, oder Kerl, der taumelnd das Wirthshaus verläßt, und ähnliche correcte, aber höchſt alberne Nachahmungen, wieder von untadelhafter Zeichnung, aber ſcheußlich gemalt.“

Der Andere zuckte unmuthig mit den Achſeln und lehnte ſeinen Malerſtock an die Staffelei.

„Dann fingſt Du an, die Hiſtorik zu maltraitiren,“ fuhr Walter in ſeiner unverwüſtlichen Ruhe fort, „und was den Entwurf anbelangt, ſo war er ganz vortrefflich, aber die Ausführung — erlaß es mir, nach einer Steigerung in negativem Sinne zu ſuchen.“

„Ich weiß, ich weiß, daß ich in der Hiſtorik nicht glücklich war,“ ſagte verdrießlich der Andere.

„Darauf gingſt Du auf meinen Rath zu den Heiligen über.“

„Ja, auf Deinen Rath — da ſteht das Opus.“

„Allerdings,“ gab Walter kopfnickend zur Antwort, „da ſteht es, roth, blau, grün, ſchwarz, gelb, violett — eine vollſtändige Farbenſchachtel.“

Der Andere hatte ſeine Palette niedergelegt, die Hände in die Hoſentaſchen verſenkt und pfiff leiſe vor ſich hin mit

jenem Ingrimme, der uns nicht erlaubt, Worte auszusprechen, da dieſe zu anzüglich herauskommen würden, wo wir vielleicht die Melodie pfeifen: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn,“ aber mit ganz anderem Texte.

„Was folgt daraus?“ fuhr der unerbittliche Walter fort: „die Zeichnung ſtets correct, gediegen und im höchſten Grade talentvoll — ja, das kann ich ſagen, ohne Dir ein fades Compliment zu machen, denn ich ſetze hinzu: aber die Malerei nicht zum Anſchauen.“

Der Andere hörte auf zu pfeifen und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

„Muß es denn aber durchaus gemalt ſein, wenn man kein Talent dafür hat?“ fragte Walter.

„Hältſt Du mich vielleicht für talentvoll genug, um ein Schuhflicker zu werden?“

„Alberne Einrede — Du brauchſt nichts mehr zu werden, Du biſt ſchon etwas.“

„Und was denn, wenn ich fragen darf?“

„Ein ganz vortrefflicher Zeichner; Du haſt Mappen voll angefangener Zeichnungen, voll Illuſtrationen zu bekannten und berühmten Gedichten oder ganzen Werken, die Kapitalien werth ſind.“

„Pah, wer gibt etwas darum?“

„Unſere hieſigen Kunſthändler allerdings nicht viel; aber thue, wie ich Dir ſchon oft gerathen, vollende eine Anzahl der angefangenen Blätter, zum Beiſpiel die Scenen aus Don Quixote, ſende ſie an eine der großen Verlagshandlungen in Stuttgart oder Leipzig oder biete Dich denſelben zu Illuſtrationen berühmter Werke an, und Du wirſt ſehen, daß Du eine glänzende Carrière machſt.“

„Aber ich bin alsdann kein Maler mehr, ſondern nur noch ein Zeichner.“

„Schäme Dich dieſer Aeußerung!“ antwortete unwillig der alte Walter. „Du biſt ein Künſtler und geachtet, wenn Du in irgend einem Theile der Kunſt etwas Rechtes biſt; aber ich glaube faſt, Du möchteſt lieber ein ſchlechter Maler, als ein vortrefflicher Zeichner ſein. Mir iſt ſchon häufig ein ähnlicher dummer Hochmuth begegnet, und ich habe denſelben immer bekämpft, wo mir das möglich war, aber da ſollte man gleich mit Kolben dreinhauen!“

Er wandte ſich raſch um, ging auf eine Mappe zu, die im Winkel ſtand, und zog aufs Gerathewohl eine Zeichnung hervor. „Da,“ fuhr er haſtig fort, „halte dies einmal gegen Deine Schmiererei auf der Staffelei; es iſt freilich in der Zeichnung ein altes Thema behandelt: Gretchen neben Fauſt, ihre Gänſeblumen zerzupfend, aber wie fein, wie naiv, wie reizend haſt Du das gemacht!“

„Iſt das Dein Ernſt?“ fragte der Andere, und in ſeinen Augen, die verdrießlich auf das Bild blickten und ſich jetzt auf die Zeichnung richteten, begann es freudig aufzuleuchten.

„Der Kopf dieſes wunderbaren Mädchens,“ fuhr Walter fort, „iſt nur mit ein paar Strichen ſkizzirt, aber wie ausdrucksvoll iſt er, wie gelungen ihre reizende Geſtalt, wie neu die ganze Gruppirung!“

„Wahrhaftig, Dein Lob macht mich ſtolz!“

„Und obendrein iſt die ſentimentale, ſchmerzlich bewegte Stimmung der an ſich ſo herrlichen Fauſtſage nicht einmal Dein Feld — hätte ich nur gleich eine Deiner Scenen von Don Quixote da, darin iſt Wahrheit und Leben, darin haſt

Du Deinen köſtlichen Humor walten laſſen, und in der Richtung wirſt Du etwas Großes leiſten können.“

„Als Zeichner etwas Großes?“

„Das will ich meinen, als Zeichner etwas Großes; Du ernteſt Ruhm und Geld und machſt Dir einen bedeutenden und ſchönen Namen.“

„Aber warum,“ fragte der junge Mann kleinlaut, „haſt Du nicht dieſelbe Richtung eingeſchlagen?“

„Ah, bei mir iſt es etwas ganz Anderes; ich laufe im breiten, ausgetretenen Geleiſe der Alltäglichkeit ſo mit, und da ich mich zu nichts habe aufſchwingen können, ſo habe ich mir den Ausſpruch angewöhnt: die deutſche Kunſt ſei todt. Starr wie meine Manieren, verdrießlich wie mein Aeußeres ſind auch meine Zeichnungen, die allerdings auch bei mir als das Beſte an meinen Arbeiten gelten, und um von meiner Malerei zu reden, ſo ſind meine Farben gerade das, was das Publikum, für welches ich male, von mir verlangt. Sieh die kleine, finſtere Kapelle oder die von hohen Bäumen umſchattete Dorfkirche, wo meine Heiligenbilder hängen — ich ſage Dir, da machen Berlinerblau und Krapproth die Wirkung, die ſie machen ſollen. Ich treibe mich wie des Färbers Gaul im Ringe herum, vom heiligen Lucas zum heiligen Petrus, von der heiligen Anna zur heiligen Cäcilie, und wir ſind nach und nach ſo gute Bekannte geworden, daß ich mir völlig närriſch vorkäme, wollte ich noch etwas Anderes ergreifen.“

„Ja, ja,“ meinte der junge Maler, indem er die Zeichnung betrachtete, „mit meinen Entwürfen war ich immer zufrieden, aber ſowie ich anfing, den Pinſel einzutauchen, da

kamen mir Zweifel, Widerwillen, und ich arbeitete nur mißmuthig."

„Und zum Anderen paßt auch Dein ganzes Naturel; Du biſt ein junger und hübſcher Kerl, Du kannſt mit dem Maule famos umgehen und mit der Feder, Du ſchwärmſt gern hierhin und dorthin, was kann ſich Dir Glänzenderes bieten, als hier im Atelier oder auf luſtigen Reiſen Deine Zeichenkunſt geltend zu machen, und da, glaube mir, eben ſo ſchön als zwei Mädchen mit dem Beſenſtiel ...."

„Sag' lieber, auf dem Beſenſtiel — ich denke an die Walpurgisnacht, das wäre eine pikante Compoſition."

„Ja, wenn die Mädchen hübſch wären — alſo zwei Mädchen auf dem Beſenſtiel von Arthur Rebenberg, meine ich, klänge nicht beſſer, als Don Quixote illuſtrirt von demſelben."

„Ich gebe Dir Recht, aber Du wirſt ſehen, wie unſere Freunde darüber reden."

„So ſchlage ſie mit einem guten Erfolge aufs Maul — Du haſt Recht, ſobald Deine Beſtrebungen gelingen."

„Weiß Gott," rief Rebenberg, „Du haſt mir tief ins Herz geſtochen, es hat mich gewaltig geſchmerzt; aber jetzt fühle ich eine wunderbare Erleichterung, es iſt mir ein ganzes Gebirge von der Bruſt gerollt — fort mit Palette und Leinwand — auf Nimmerwiederſehen, ſobald ich meinen Auftrag beendigt und das Bild von Rubens copirt habe; alsdann ſollſt Du ſehen, was ich leiſten werde!"

„Dann ſollte es mich freuen, Dir die Wahrheit geſagt zu haben."

Der junge Mann pfiff wieder dieſelbe Weiſe wie früher, aber jetzt klang ſie ganz anders; er war aus Moll in Dur

übergegangen, und als die Schwalben glücklich heimgekehrt waren, hängte er einen luſtigen Gaſſenhauer an, während er ſein Bild von der Staffelei nahm und es mit viel mehr Humor kritiſirte, aber auch viel ſchärfer, als ſein Freund vorhin gethan; dann lehnte er es gegen die Wand, wobei er ſprach: „Ruhe in Frieden!“ und drehte ſich hierauf zu dem Ritter von der traurigen Geſtalt um, indem er die rechte Hand gegen ihn aufhob und wie betheuernd ſagte: „So will ich denn in Deine Fußſtapfen treten, ſinnreicher und edler Junker aus der Mancha, und ein fahrender Ritter werden wie Du ein Wegelagerer, der ſeine Beute ſuchte, jetzt im ſtillen Walde bei blumenſuchenden Jungfrauen oder bei dahinziehenden Eſeltreibern, bald auf dem lärmenden Marktplatze oder bei den tollen Scenen eines luſtigen Wirthshausabends, bei Tag und Nacht, in Licht und Schatten — und ſomit,“ fuhr er pathetiſch fort, indem er ſeine Hand auf die Blechhaube legte, „ſchwöre ich ab aller Farbenkleckſerei und will fortan nur euch huldigen, geduldiges Papier, tugendhaft ernſter Bleiſtift und mildes Gummi-Elaſticum!“

Während deſſen waren trotz des ſchon längeren Frühlingstages die Schatten des Abends hereingebrochen in das enge Wurſtgäßchen, und Arthur ſtand überlegend am Fenſter, ob es wohl noch der Mühe werth ſei, ſich anzuziehen und auszugehen.

„Und wohin?“ fragte Walter achſelzuckend; „auf die Kneipe, das heißt in den Garten der Kneipe zu kühlem Bier und duftigem Maitrank, dazu habe ich keine Luſt,“ ſetzte er mit einer nicht zu verkennenden Geberde hinzu, worüber der Andere lachend beifügte:

„Es wäre auch ſonderbar, wenn wir uns dort noch in

der Verſammlung ſehen ließen, nachdem uns unſer Abgeſandter entſchuldigt."

„Wir hätten eigentlich doch hingehen ſollen, um an den Berathungen über das Frühlingsfeſt Theil zu nehmen."

„Wozu das? Das Programm ſteht feſt, die Leitung iſt in guten Händen, wir haben unſere Rollen zugetheilt erhalten, und man muß zugeben, das geſchah mit einigem Geſchick — weißt Du wohl, Walter, daß ich überzeugt bin, ich werde mich als wilder Jäger ganz famos ausnehmen?"

„Rodenberg als Rodenſtein, ein wilder Kerl als ein wilder Jäger, ich zweifle nicht daran — nun ja, auch ich bin mit meiner Rolle zufrieden; als Burgpfaffe auf der Bergveſte kann ich in ſtiller Beſchaulichkeit meinen Humpen leeren, und Du wirſt ſehen, daß ich der hohen Cleriſei alle Ehre mache."

„Daran zweifle ich meines Theils nicht — und was Du für ein bequemes Coſtume haſt, Sandalen, höchſtens eine Unterhoſe und darüber die Kapuzinerkutte."

„Dort kommt unſer Abgeſandter; ich bin begierig, was er uns über die Geſchichte mittheilt."

„Und da wir nicht mehr ausgehen, ſo will ich ſehen, was zum Nachteſſen zuſammenzuſtellen iſt."

„Ich kenne in Lagen wie die gegenwärtige Dein Programm," meinte Walter, ſich an die leere Taſche klopfend: „Thee und Butterbrod."

„Vielleicht mit der leichten Abänderung: Brod ohne Butter, denn unſere Mittel ſind troſtlos und erſchöpft."

„Ich hoffe, unſer Abgeſandter bringt noch etwas Baarſchaft zurück; wir haben ihm gemeinſchaftlicher Weiſe zehn Silbergroſchen anvertraut, damit hat er uns mit Anſtand

vertreten können, zu Nacht speisen und noch ein Erkleckliches erübrigen. — Sage, guter Eduard," wandte er sich an einen Dritten, der jetzt in die dämmerige Stube trat, „hast Du die ganze Summe verschwendet, die wir Dir anvertraut? Nein, Du lächelst — Trost in mein armes Herz!"

Nachdem sich Walter zu dieser für ihn extravaganten Fröhlichkeit hatte hinreißen lassen, zog er den Hereingetretenen ans Fenster, und ein mildes Lächeln glitt über seine harten Züge, als der Andere triumphirend die erwähnten zehn Silbergroschen aus der Westentasche zog und in die Höhe hielt.

Der neu Eingetretene stand wie Rodenberg im Anfange der zwanziger Jahre, nur war er klein, von unansehnlicher Gestalt, und obgleich sein Gesicht einen höchst aufgeweckten, ja pfiffigen Ausdruck hatte, so waren doch seine Züge zu unregelmäßig, um angenehm zu erscheinen. Er selbst mochte wohl nicht dieser Ansicht sein, denn wir bemerken jetzt wie später an ihm, daß, so oft er in die Nähe des kleinen Spiegels kam, er trotz der Dämmerung und des mangelhaften Lichtes diesem sein Gesicht zuwandte und wohlgefällig seine Züge anlächelte. Dabei konnte man nicht sagen, er habe keine Sorgfalt auf seinen Kopf verwandt, im Gegentheil, er trug seinen kurzen, etwas flaumigen Schnurr- und Knebelbart sorgfältig arrangirt und sein langes Haupthaar war gut gekämmt und zierlich gelockt, ob Kunst oder Natur, sind wir eben so wenig im Stande, anzugeben, als einer seiner Bekannten und Freunde, denn er beobachtete darüber ein unverbrüchliches Stillschweigen und lächelte nur schmunzelnd in sich hinein, wenn Walter, wie es zuweilen vorkam, von der Thierquälerei sprach, ein strohdachähnliches Haar durch Aufwickeln zierlich und gelenkig machen zu wollen.

wandeln, um anderwärts mein Heil zu verſuchen; denn Sie werden ſich erinnern, beſter Graf, wie wenig Glück ich bisher mit meinen Compoſitionen beim hieſigen Hoftheater hatte.“

„Mit Ausnahme des erſten Ballets!“ lachte Alfons, „das einen ungeheuren Erfolg hatte —“

„Aber nur einmal gegeben wurde,“ ergänzte der Muſiker, „weil die erſte Tänzerin gegen mich intriguirte.“

„Sagen Sie vielmehr, lieber Freund,“ antwortete der Graf, „daß die erſte Tänzerin nicht eher gegen Sie intriguirte, bis Sie ſie durch Entziehung der erſten Rolle auf's Tiefſte gekränkt. Ach, Eliſe war ſchön, ein liebenswürdiges Geſchöpf! — Apropos, haben Sie immer noch dieſe Marotte? —

„Welche, lieber Graf?“

„Nun, die mit den blonden Haaren, weßhalb Madamoiſelle Pauline damals die Rolle bekam. — Ja, ja, die blonden Haare waren Ihnen gefährlich, ſie haben Ihnen viel Kummer, viel Sorge gemacht.“

„Das weiß Gott im Himmel, Graf Alfons!“ ſagte ſehr ernſt der junge Muſiker, „ſie haben faſt mein Lebensglück zerſtört.“

„Was Teufel!“ erwiderte der Graf lachend, „ſo waren Sie wirklich in Pauline verliebt? — das hätte ich mir nicht eingebildet; und ſie war gewiß auch hart gegen Sie — ich habe in meinem ganzen Leben keine niedlichere, hartherzigere, ſprödere Perſon gekannt, wie Pauline. Aber ſie hat ihren Lohn erhalten, ſie hat ungeheuer proſaiſch geendet. Sie hat einen Landjunker geheirathet, wohnt etwa zwölf Stunden von der Reſidenz, an der Grenze des Schwarzwaldes, wo alle Kultur aufhört, und kann jetzt ihren Hühnern und Kälbern was vortanzen. — Ich kann das Bild gar nicht aus dem Kopfe bringen, wenn ich mir ſo einen großen Hof denke, das Ganze eine einzige Miſtpfütze, und nun Pauline dazu, zierlich ihr Kleid aufhebend und mit den

Eduard Rüding, ſo hieß dieſer Kunſtgenoſſe, wurde ſeines ruhigen Temperamentes wegen gewöhnlich der ſanfte Eduard genannt; doch war bei dieſer Sanftmuth einige Heuchelei, oder, um uns beſſer auszudrücken, wenn er mit einem Sammtpfötchen ſtreichelte, ſo ließ er doch zuweilen, ja häufig eine ſcharfe Kralle ſpüren — ein pikantes Wort unter dem ſüßeſten Lächeln.

„Du biſt ein Juwel von einem Abgeſandten," meinte Walter; „oder warſt Du gar nicht in der Verſammlung, oder biſt Du krank?"

„Keine der beiden letzteren Vermuthungen trifft zu," entgegnete Rüding; „ich war in der Verſammlung, ich vertrat Eure Intereſſen, ich kneipte tüchtig und bringe, wie Ihr ſeht, noch Geld mit nach Hauſe."

„Du hätteſt ein Finanzmann werden ſollen und uns einen gehörigen Credit eröffnen," ſagte Arthur. „Sprich, wie hat ſich dieſes Wunder begeben?"

„Auf die einfachſte Art von der Welt. Roderich und Lytton gaben eine rieſige Maitrank-Bowle zum Beſten."

„Teufel auch," ſagte Walter verdrießlich, „wenn man Unglück hat; „ich bin feſt überzeugt, wenn es einmal Brei regnet, ſo habe ich keine Schüſſel bei mir! Nun, etwas tröſtet mich, die Bowle muß nicht ſo rieſig geweſen ſein, denn ſonſt wäreſt Du noch nicht da."

„Allerdings war ſie nicht rieſig," gab der ſanfte Eduard lächelnd zur Antwort, indem er einen Strang ſeiner etwas zu blonden Locken durch die Finger gleiten ließ, ſondern ſie iſt es noch; ich bin nicht einer von denen, welche jedes Mal den Grund des Glaſes ſehen müſſen!"

„Gut," brummte Walter mit entſchloſſener Miene, „dieſe

Eigenſchaft, die Dir abgeht, habe ich im höchſten Grade, und ſo will ich denn hingehen und an den Berathungen Theil nehmen."

„Es würde Dich nicht viel nutzen," entgegnete Rüding, „denn als ich fortging, hatte ſich das Comité zu einer Berathung zurückgezogen und ſeine Bowle mitgenommen. Hier," fuhr er in komiſch feierlichem Tone fort, „ſind die mir anvertrauten zehn Silbergroſchen; ich lege ſie auf den Altar des Vaterlandes nieder. Darauf ging er nach der von uns beſchriebenen Niſche, aus Auſternfäßchen und Käſeſchachteln gebildet, und legte das gemeinſchaftliche Vermögen von zehn Silbergroſchen in der That dahin.

„Eduard hat unſeren Dank verdient," bemerkte Rodenberg, indem er ein Licht anzündete, „wir verdanken ſeiner Klugheit und Mäßigkeit ein ſplendides Abendeſſen."

„Wo nur der Junge wieder ſteckt?" ſprach Rodenberg. „Ich habe dieſem Rangen doch befohlen, bei einbrechender Dämmerung wieder zu kommen — he, Rafael!" rief er zur Thür hinaus, und da keine Antwort erfolgte, durchmaß er den Gang und blickte auf den Garten hinab — „Rafael, Rafael!"

Nichts antwortete ihm, als das leiſe Miauen einer Katze; doch da der junge Maler ſeinen Diener genau kannte, ſo begnügte er ſich, hinabzurufen: „Laß Deine Kindereien und komm' her!" worauf ſich die miauende Katze langſam zu nähern ſchien und man auch bald nachher die Stimme des Knaben vernahm, der mit dem Thiere zu ſprechen ſchien. So gelangte er vor die Stubenthür, wo er ſeine rothe Treſſenmütze abnahm und ſo unter dem Arme hielt, als habe er dort ein Kätzchen verborgen, das zuweilen einen kläglichen

Ton von ſich gab. Es war dies eine ſeiner beliebten Spielereien zu beſonderem Vergnügen des Pudels erdacht, denn ſo verſtändig dieſer auch war, ließ er ſich doch jedes Mal durch das leiſe Mauzen hinreißen, ſich dem Jungen zu nähern, worauf ihm dieſer eine lange Naſe machte, die leere Mütze vor ſeinen Augen ausſchüttete und ſie ihm alsdann auf ſeinen lockigen Kopf drückte.

„Haben wir noch Spiritus?“ fragte Rodenberg.

„Walter iſt zu beſcheiden, darauf zu antworten,“ bemerkte Eduard.

„Ja, wir haben noch genug,“ rief der alte Maler aus dem Nebenzimmer, wohin er ſich, über die Aeußerung Rüding's grollend, verloren hatte.

„Auch Thee und Zucker?“

„Ja, ja, es wird ſchon reichen.“

„Tabak haben wir auch noch,“ fuhr der junge Maler heiter fort; „ſo denke ich, er holt Brod, Butter, Käſe und . . . .“

„Natürlich etwas Rum,“ ſagte Walter, der eben wieder zum Vorſchein kam. „Um den Bericht unſeres Abgeordneten zu hören, müſſen wir, wenn auch nicht geiſtig erheitert, ſo doch geiſtig etwas aufgefriſcht ſein.“

Der ſanfte Eduard hatte ein altes Blechgefäß, die Spirituslampe, hervorgeholt und fing an, Waſſer ſieden zu laſſen, worauf er einen großen Porcellantopf herbeibrachte, deſſen mangelnder Henkel durch einen Strick erſetzt wurde, womit man das Gefäß, wenn es gefüllt war, in der Schwebe hielt, und es bedurfte einiger Geſchicklichkeit, um die Taſſen vollzugießen, da von der ehemaligen Schnauze nur noch ein

ſehr geringer und zackig ausgebrochener Ueberreſt vorhanden war.

Wir haben ſo eben „Taſſen" geſagt und uns dabei einer großen Uebertreibung ſchuldig gemacht, da nur ein einziges Gefäß vorhanden war, was einſtens vielleicht dieſen Namen verdient hatte, und die übrigen Trinkgefäſſe aus ein paar Waſſergläſern, einer blechernen Schaale und einem ledernen Reiſebecher beſtanden.

Nichts deſto weniger aber ordnete der ſanfte Eduard, der überhaupt den Dienſt der Hausfrau zu verſehen ſchien, dieſe Gegenſtände mit einer zierlichen Genauigkeit, ja, er hatte den Verſuch machen wollen, ein altes Handtuch als Tiſchgedeck zu benutzen, doch ſah dieſes gar zu gräulich aus, um ſelbſt beim Scheine des einzigen ſchwachen Talglichts benutzt werden zu können. Dieſes Talglicht ſtak in einer leeren Bierflaſche, doch hatte Rüding die Mündung derſelben mit einer Manſchette von buntem Papier umgeben, was einen zierlichen und gemüthlichen Eindruck hervorbrachte.

Rafael brachte die ihm befohlenen Gegenſtände und wurde hierauf entlaſſen, nachdem ihn Walter ſcharf fixirt, ſeine Taſchen unterſucht und auf die leeren Backen geklopft, letzteres nicht als Gunſtbezeugung, ſondern vielmehr als ſehr nothwendige Vorſichtsmaßregel, denn es war ſchon vorgekommen, daß Rafael ſeine dehnbaren Wangen nach Art des Pelikans benutzt und zur Vorrathskammer gemacht hatte. Der Junge zeigte dabei zweierlei Geſichter, ein ſehr dummes und harmloſes während der Viſitation und ein außerordentlich verſchmitztes nach derſelben, als er ſich rückwärts gegen die Thür zog und mit unerhörter Frechheit ein Stück Brod, ſowie den dazu gehörigen Käſe aus ſeiner beutelartigen Mütze

hervorzog und beides dem Pudel spottend wies, ehe er durch die Thür verschwand.

Hier stieß Rafael gegen einen neuen Ankömmling und leistete dabei das Unglaubliche, Brod und Käse verschwinden zu lassen, ehe ihn der Andere entdeckt.

„Aha, hier riecht's gut," sagte dieser, eine große, schwammige, breitschulterige Figur mit einem runden, fetten Gesichte, das, ohne Spur von einem Barte, glatt wie eine Handfläche war, indem er mit zwei ungeheuren Schritten von der Thür bis an den Tisch gelangt war und sich dann herabbeugend die lockenden Bestandtheile des Abendbrodes übersah.

Dieser Mann war ebenfalls ein Künstler, wenigstens war er ein Maler, und hieß van der Maaßen. Er trug schwarze, ziemlich abgeschabte Beinkleider, einen schwarzen Schnürrock, mit denselben Fehlern behaftet, der nur da, wo einstens Schnüre gesessen und jetzt keine mehr waren, seine ursprüngliche Farbe behalten hatte, jedoch hier dieselbe Wirkung hervorbrachte, als sei die tiefschwarze seidene Verschnürung noch untadelhaft vorhanden.

Auf dem etwas struppigen, ungekämmten Haupthaare trug dieser Künstler ein phantastisches Barett von schwarzem, fuchsigem Baumwollsammt; etwas Weißes, wie zum Beispiel Wäsche, war an seinem ganzen Anzuge nicht zu entdecken und schloß der stehende Kragen seines Rockes oben an dem langen, gebräunten Halse mit einer fabelhaften Genauigkeit. Dies war um so wunderbarer, da sich weder am Kragen noch sonst irgendwie am Rocke eine Hafte oder ein Knopf befand und beide doch so fest verschlossen waren, hatte aber seinen natürlichen Grund darin, daß van der Maaßen die längst abgerissenen Knöpfe und nicht mehr haltbaren Knopflöcher

dadurch erſetzte, daß er ſein Kleidungsſtück jeden Morgen von oben bis unten ſorgfältig zunähte. Ueberhaupt war er von einer unglaublichen Geſchicklichkeit, ſonſtige Mängel ſeiner Toilette zu verdecken, wozu er ſich einer großen Mappe bediente, ohne die man ihn nie ſah und die er bei einem aufgetrennten Aermelloche unter den Arm nahm, die er ein andermal wieder, harmlos umherſchauend und behaglich ſchlendernd, hinter ſeinem Rücken hielt, wenn ſeine Hoſen dort eine verdächtige Oeffnung zeigten oder mit der er ſpielend bald dieſen, bald jenen Theil ſeines Körpers berührte, um die Aufmerkſamkeit der ihm Begegnenden von fehlenden Knöpfen, auffallenden Flecken und klaffenden Riſſen abzulenken.

Trotz alledem und obgleich ſeine Baarſchaft ſtets in einem richtigen, traurigen Verhältniſſe zu ſeinem Aeußeren ſtand, hatte van der Maaßen viele Bekannte und gute Freunde, und überall, wo er erſchien, ſah man ihn gern. Er war ein harmloſer und gemüthlicher Menſch, dabei von einer unglaublichen Gefälligkeit: man konnte ihn mitten in der Nacht wecken und einen Dienſt von ihm verlangen, und man fand ihn augenblicklich bereit, vorausgeſetzt, daß man ihm ſo viel Zeit gönnte, ſeine Hoſen anzuziehen, ſeinen Reck zuzunähen und ſeine Mappe zur Hand zu nehmen. Einer anderen, höchſt ſeltenen Eigenſchaft werden wir ſpäter gedenken.

„In der That, es riecht hier vortrefflich," ſagte er mit einer für ſeine Größe und Stärke auffallend dünnen Fiſtelſtimme; „es thut mir leid, daß ich unten auf der Straße keine Ahnung von dieſem vortrefflichen Abendbrode hatte, denn ſonſt hätte mir die Beſcheidenheit verboten, herauf zu kommen."

„Aber da Du einmal da biſt, willſt Du mithalten?"

„Habe ich das vielleicht geſagt," gab er mit einem ſehr naiven Staunen zur Antwort; „nehmen wir an, ich hätte bereits ſtark ſoupirt." Er verſuchte, jenen Ton hervorzubringen, der uns zuweilen bei vollem Magen entſchlüpft; doch ſagte hierauf Walter, indem in ſeinem linken Mundwinkel faſt etwas wie ein Lächeln zuckte: „Keine verdorbenen Phantaſieen, lieber Maaßen, wirf Deine Mappe in eine Ecke, Du brauchſt Dich vor uns nicht zu geniren, und ſetze Dich, wohin Du willſt."

„Ja, ja, ſo werde ich zuſehen," gab van der Maaßen gemüthlich zur Antwort, „wie der gute Eduard ſo ſchön ſeinen Thee macht — aber Du thuſt viel hinein, willſt Du denn nie Sparſamkeit lernen?"

Während er ſo ſprach, irrten ſeine blaſſen, blauen Augen, welche ſich durch keinen beſonderen Ausdruck von Geiſt auszeichneten, wie unabſichtlich auf dem Tiſche umher, glitten dann an der Seite deſſelben herab und blieben nun plötzlich mit einem freudigen Ausdruck auf dem Schloſſe der Schiebelade haften, deſſen Meſſingbeſchlag, wie es gewöhnlich der Fall iſt, mit vier Schrauben befeſtigt war. Ohne einen Blick davon zu verwenden, mit einer faſt glückſeligen Miene ſteckte er die rechte Hand in ſeine Hoſentaſche und holte dort einen Schraubenzieher hervor, dann rückte er dem Tiſche näher, und während er mit Rüding harmlos weiterplauderte, fing er mit einer unerhörten Geſchicklichkeit an, die Schrauben aus dem Schloſſe herauszuziehen.

Schon war er bei der vierten angelangt, als er ſeine Finger von der Hand Rodenberg's feſtgehalten fühlte, der ihm in einem ernſten, faſt zornigen Tone zurief: „Du biſt

doch ein unglaublicher Kerl! Kannſt Du, ein ſonſt ſo verſtändiger Menſch, denn den Schwindel nicht laſſen, Schrauben herauszuziehen und dann wieder einzudrehen? Auf Ehre, van der Maaßen, ich kenne keine blödſinnigere Beſchäftigung!"

Der alſo Angeredete blickte ſanft, faſt ſchmerzlich in die Höhe und ſagte: „Du könnteſt mir wohl dieſes kleine Privatvergnügen gönnen; ſei überzeugt, ich ſchraube die Dinger feſter wieder ein, als ſie geſeſſen haben."

„Aber ſage mir um's Himmels willen, Menſch," fuhr der Andere fort, indem er ſeine Hände zuſammenſchlug, „was haſt Du für ein Vergnügen dabei, überall Schrauben auszuziehen, wo es Dir möglich iſt?"

„Ich gebe zu," ſagte van der Maaßen in gemüthlichem Tone, „daß es eine eigenthümliche Gewohnheit iſt, aber es iſt nun einmal ſo, und wo ich eine Schraube ſehe, da wandelt mich die Luſt an, ſie auszuziehen — könnte ich euch nur begreiflich machen, Kerls, was es für ein wonniges Gefühl iſt, wenn ſo eine Schraube, die recht feſt ſitzt, endlich anfängt, ſich zu drehen!"

Walter hatte ſich an den Tiſch geſetzt, die Ellbogen aufgeſtützt und den Kopf in die Hände gelegt. „Ja," brummte er, „ſo eine Gewohnheit iſt was Verfluchtes; ich habe Jemanden gekannt, der hatte ſich angewöhnt, Jeden, der ihm begegnete, mit „alter Jakob" anzureden, und einen Anderen, der bellte, ſo oft er einen Hund erblickte."

„Nun ja, das hat was für ſich," rief Rodenberg, „aber Schrauben auszuziehen — ich bitte Dich, van der Maaßen, thue Dir Gewalt an und laß es wenigſtens dieſen Abend bleiben."

„Das Abendbrod iſt fertig," ſprach der ſanfte Eduard,

der mit einer anerkennenswerthen Gewissenhaftigkeit nun Alles herbeigetragen hatte: das Brod, die Butter auf einem Stück Papier, den Käse und die kleine Rumflasche; letztere nahm er unter seine spezielle Obhut, da ihm der herüberfahrende Blick Walter's etwas verdächtig erschien.

Alle tranken nun Thee, und zwar in unglaublichen Quantitäten; Redenberg hielt den Topf an dem Stricke empor, worauf ihn Rüding vermittels des alten, schmutzigen Handtuches unten faßte, und so gelang es, die verschiedenen Gefässe zu füllen. Dabei brodelte es immer fort über der Spirituslampe, und wenn im Verlaufe dieser kleinen Soirée das Wasser in dem alten Blechgefässe anfing zu mangeln, goß man aus den Wasserflaschen nach, und später aus den Waschschüsseln, welche von der Hausmagd schon für den anderen Morgen gefüllt worden waren.

Nachdem das Brod und der Käse so ziemlich verschwunden waren, Rüding auch den Rum gewissenhaft vertheilt, wurden die langen Pfeifen angezündet; nur van der Maaßen rauchte mit elegant fein sollenden Bewegungen eine Cigarre, die er irgendwo geschenkt erhalten.

„Nun denn zur Hauptsache," sprach Redenberg und fuhr, sich speziell gegen Rüding wendend, fort: „Was wurde also auf der Kneipe ausgemacht? Haben die Machthaber und vornehmen Herren irgend eine Aenderung beliebt oder ist das Programm ziemlich so geblieben, wie es festgestellt war?"

„Und was hast Du vor allen Dingen," fügte Walter mit großem Ernste bei, „in Betreff des Kurzholzes herausgeschlagen?"

„Eines nach dem Anderen," antwortete der sanfte Eduard; „geändert wurde nicht viel, nur wollte man von mir wissen,

ob ſich Knorr zur Rolle des Don Quixote bereit erklärt. Ich ſagte ihnen, wir hätten es ihm vorgeſchlagen, auch faſt ſein ganzes Coſtüme ſchon bei einander, doch wüßten ſie ſo gut wie wir, welch' eigener, ja, man könnte ſagen, eigenſinniger Kerl Knorr ſei und daß er noch nicht Ja geſagt."

„O, er muß," meinte Rodenberg, „und wenn er die glänzende Rüſtung ſieht mit dem wunderbaren Helme Mambrin's, ſo wird er ſchon Luſt dazu bekommen!"

„Ich wüßte auch für ihn keinen Erſatzmann," warf van der Maaßen ein.

„Du ſelbſt, wenn Du nicht zu dick wärſt," entgegnete Walter.

„Daran habe ich auch ſchon gedacht," fuhr Rüding fort; „aber Du ſiehſt in der That zu wohlgenährt aus, Du mußt ein zu gutes Kosthaus haben."

„So, ſo," antwortete van der Maaßen mit vieler Würde, indem er that, als verſtände er die Stichelei nicht; „es iſt mein Grundſatz, gut zu eſſen und gut zu trinken — das hält Leib und Seele zuſammen."

„Dann würde ich Dir rathen," ſagte Walter, indem das kleine Lächeln von vorhin jetzt an ſeinem rechten Mundwinkel erſchien, „Deinen Rock hier und da zu Gaſte einzuladen; ſo fällt er Dir wahrhaftig aus einander."

„Lieber Freund," gab ihm van der Maaßen mit großer Gelaſſenheit zur Antwort, „dieſer Rock dient mir ſchon ſo lange und ſo vortrefflich, daß ich Alles thun werde, um ihn bei guter Laune zu erhalten."

„Gewiß," rief Rodenberg, „und er ſpeiſt auch mit ihm zu Gaſte! Das ſieht man an ſeinen Aufſchlägen und an gewiſſen ſonderbaren Verzierungen auf der Bruſt!"

allerliebſten Füßchen von einem Stein auf den andern ſpringend, um ſich nicht naß zu machen. — Welche Engagements hätte das Mädchen haben können; ſogar hohen Orts hat man ſich eine Zeitlang für ſie intereſſirt, aber es war Alles vergebens.“

Der Graf hatte mit einer Selbſtgefälligkeit dieß geſprochen, mehr zu ſich ſelbſt, wie zu ſeinem Gegenüber. Charles ſchien auf ſeine Worte gar nicht zu achten; er hatte den rechten Arm unter den Kopf gelegt, und hob die Blicke ernſt und unveränderlich zur Decke.

„Alſo Pauline,“ ſagte der Graf abermals, „hatte es Ihnen damals angethan? Tröſten Sie ſich, junger Mann, Sie waren nicht der Einzige.“

„Was ich?“ antwortete der junge Muſiker, der aus ſeinen Träumereien erwachte, „ich verſichere Sie, lieber Graf, Mademoiſelle Pauline, ſo ſchön ſie war, hat mich vollkommen kalt gelaſſen.“

„Aber die blonden Haare, beſter Freund! — Das Faktum mit den blonden Haaren werden Sie mir doch nicht abläugnen wollen!“

„Allerdings!“ ſagte Charles mit einem tiefen Seufzer, „die blonden Haare, ja die blonden Haare! — — — — Aber gewiß nicht die blonden Haare der Tänzerin!“

„Alſo doch blonde Haare!“ antwortete der Graf, „ja es gab eine Zeit, wo ich mich auch für dieſe Farbe lebhaft intereſſirte, warten Sie einmal, das Haar der Tänzerin war freilich ſchön, aber ich kannte damals ein anderes, viel reicher, viel glänzender, von einer herrlichen Farbe.“

„Wo, beſter Graf?“ ſagte der Muſiker, der aufmerkſam wurde, „doch was nützt mich mein Fragen; ſie, die ich meine, iſt und bleibt verſchwunden.“

„Fragen Sie immerhin!“ lachte Alfons, „ſchon früher verſprachen Sie mir einmal, mir etwas ganz Merkwürdiges mitzu-

„Leider Gottes!“ verſetzte van der Maaßen, indem er ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnte und den Rauch ſeiner Cigarre mit vornehmer Ruhe von ſich blies — mein Kammerdiener wird nachläſſig — ich muß ihn fortjagen.“

„So lebe wohl, van der Maaßen!“ lachte Rüding — „doch wieder zu unſerer Angelegenheit. Am Programme iſt alſo, wie ich vorhin ſchon bemerkte, nicht viel geändert, eigentlich gar nichts, und die Ausführung unſeres großartigen Künſtlerfeſtes, das die Welt in Erſtaunen ſetzen wird, wenn man es ſo durchführt, wie daſſelbe projectirt worden, ſoll von heute über acht Tage Statt finden, natürlicher Weiſe bei günſtiger Witterung, wie es gewöhnlich bei Feuerwerken heißt.“

„Gut, das iſt das Allgemeine — aber was uns hier ſpeciell anbelangt: wird das Kurzholz zu Ehren aufgenommen?“

Rüding warf einen Blick nach der früher erwähnten Niſche zu, in welcher die beſenſtielähnliche Stange mit dem kurzen Prügel und den bunten Bändern ſtand, und erwiederte: „Ich habe meinem Auftrage gemäß verlangt, daß das Kurzholz wie die anderen Fahnen und Standarten im Zuge nicht fehlen dürfe, ja, daß es eigentlich vor allen den Vorrang haben müſſe, weil es in jenem feierlichen Augenblicke der Begleitung vorangetragen würde, wenn Einer nach errungener Meiſterſchaft die Akademie und die Akademieſtadt verläßt.“

„Nach errungener Meiſterſchaft? — hm,“ meinte Walter.

„Nun ja, es gibt auch darin wie überall Ausnahmen; ich ſage Euch, daß ich eine ſehr ſchöne Rede hielt voll zierlicher Wendungen, treffender Einfälle, eine Rede voll ſchlagender Wirkungen, ſo daß denn auch beſchloſſen wurde, das

Kurzholz dürfe im Zuge nicht fehlen und ſolle ſogar ſpäter auf den Wällen der Waldveſte aufgeſtellt werden."

„Bravo!" riefen die Anderen, und Rodenberg bedauerte ſehr, kein geiſtiges Getränke in der Nähe zu haben, um die Geſundheit ihres vortrefflichen Abgeſandten und Unterhändlers ausbringen zu können, worauf dieſer lächelnd zur Antwort gab: „Du haſt freilich ganz beſonders Urſache, Dich bei mir zu bedanken; wie ſchon früher, kam auch heute Abend die Rede wieder auf ein zu entwerfendes Gedenkblatt unſeres Feſtes, und da zur Ausführung deſſelben von verſchiedenen Seiten Künſtler genannt wurden, ſo ermangelte auch ich nicht, Deinen Namen zu nennen, ja, denſelben zu ſchreien, zu brüllen, und glaube ich, damit etwas Günſtiges für Dich zu Stande gebracht zu haben."

„Das wäre nicht ſo übel," ſagte Rodenberg; „von anderen tüchtigen Künſtlern zur Ausführung eines ſolchen Gedenkblattes gewählt zu werden, könnte Einem ein tüchtiges Relief geben und viel zum Bekanntwerden des Namens beitragen — wer wird aber die Vergebung des Auftrages beſtimmen?" fragte er den ſanften Eduard.

„Das Comité, und dort haſt Du gute Freunde und keine Concurrenz; für die Zeichnung wurden aus der Geſellſchaftskaſſe fünfzig Thaler beſtimmt."

„Das wäre ſchon etwas zu den Koſten des Feſtes," verſetzte Arthur und fuhr mit einem leichten Seufzer fort: „Ich könnte es brauchen, denn mein eigenes Coſtüme wird ein Tüchtiges koſten und ich habe mich auch prahleriſcher Weiſe anheiſchig gemacht, zwei berittene Jägerburſchen zu ſtellen."

„Werdet ihr auf Steckenpferden reiten?" fragte Rüding.

„Na, was die Gäule anbelangt," gab der Andere

mit großer Zuverſicht zur Antwort, „das macht mir keine Angſt, dafür hat man ſeine Bekanntſchaften beim Militär: Rittmeiſter von Strachwitz und die Lieutenants von Schenk und Dettmer haben mir ihre Pferde zur Verfügung geſtellt — gewiß, lieber Freund, wenn man, wie ich, den Ruf eines guten Reiters hat, ſo bekommt man gute Pferde geliehen.“

„Und das müßt ihr ihm laſſen,“ ſagte van der Maaßen, welcher ſich abermals ſo auffallend an dem Tiſchſchloſſe etwas zu thun gemacht hatte, daß es Arthur bemerkt haben würde, wenn er nicht zu ſehr mit ſeiner Rolle als wilder Jäger beſchäftigt geweſen wäre — „ja, das muß man ihm laſſen; ich habe Arthur ſchon oft geſagt, wenn es einmal nicht mehr mit dem Malen geht, ſo kann er Stallmeiſter werden.

„Ich habe mir,“ fuhr Jener fort, „den arabiſchen Rappen des Rittmeiſters von Strachwitz zum Reiten beim Feſte ausgebeten und werde ihn morgen ein Bißchen probiren; er ſoll ganz famos ſetzen, was mir von großer Wichtigkeit iſt, da der wilde Jäger, um gehörigen Effekt zu machen, ſehr querfeldein daherkommen muß.“

„Nun, für Dich habe ich keine Angſt,“ gab Rüding zu, „aber Deine Jägerburſchen?“

„Unter uns geſagt, ich bekomme dazu ein paar Unteroffiziere von den Huſaren, die mir ſchon folgen werden; wie alsdann die Anderen von unſeren Bekannten, welche an der wilden Jagd Theil nehmen, nachkommen werden, iſt ihre Sache — ich freue mich auf das Feſt; leider weiß ich kein glänzendes Augenpaar,“ ſetzte er mit einem ſchwärmeriſch ſein ſollenden Blicke und einer großartigen Handbewegung hinzu, „das ſchneller ſchlagen wird, wenn der wilde Jäger dahinbrauſt.“

„Ein Augenpaar, das ſchneller ſchlagen wird, iſt eine ſonderbare Poeſie.“

„Hoffentlich wirſt Du Dir denken können, was ich ſagen wollte; als ich von einem glänzenden Augenpaare ſprach, gedachte ich natürlicher Weiſe eines liebenden Herzens im ſchwellenden Buſen, das bei meinem Anblicke ſchneller ſchlagen möchte — ach, es iſt furchtbar öde, nicht geliebt zu werden und nicht zu lieben!“

In dieſem Augenblicke fiel etwas klingelnd auf den Boden, und als drei der Anweſenden aufſchauten, ſahen ſie, wie van der Maaßen ſie mit einem verlegenen, faſt blödſinnigen Lächeln anblickte und ſich darauf raſch bückte, um den Beſchlag des Schloſſes, welchen er abermals abgeſchraubt hatte und der ſeinen Fingern entglitten war, aufzuheben.

Arthur begnügte ſich, ihm zu ſagen: „Du biſt ein unverbeſſerlicher Kerl!“ und ſetzte dann, gegen die Anderen gewendet, hinzu: „Das hat meine herrlichen Gedanken zerriſſen; ich war im Begriffe, etwas ſehr Poetiſches zu ſagen.“

Unter dieſen Geſprächen, die ſich übrigens nicht in ſo raſcher Reihe folgten, wie der geneigte Leſer ſie nachzuleſen im Stande iſt, die auch häufig unterbrochen wurden durch das Verzehren des vorhandenen Abendbrodes, durch Waſſerkochen, Theeaufgießen, Pfeifenſtopfen, waren mehrere Stunden raſch vergangen, die Thurmuhren hatten geſchlagen, Viertel-, halbe und ganze Stunden, unbeachtet von den zufriedenen Künſtlern, die ſich bei ihrem Thee, ihrem Brod und Käſe, ihren Pfeifen und ihren paar Tropfen Rum glücklicher wie Könige fühlten.

Endlich ſchlug die Glocke abermals eine volle Stunde,

und zwar die meiſten Schläge der Stunden bei Tag und bei Nacht: zwölf Uhr.

„Mitternacht!“ ſagte Walter und wandte ſich dann ſpeciell an Rüding, indem er hinzuſetzte: „Du brauchſt jetzt nicht mehr ſo viel Theewaſſer aufzugießen, wir werden doch bei dieſem läpperigen Getränke nicht bis zum Morgen ſitzen ſollen, oder erwarteſt Du noch Gäſte?“

„Ich denke, es ſollte noch Jemand kommen.“

„Und wer denn?“

„Nun, Knorr.“

„Ah, Knorr — richtig, der wird noch heranſchleichen!“

„Knorr kommt nie vor Mitternacht.“

„Knorr iſt doch ein eigenthümlicher Kerl!“

„So—o—o—o,“ warf van der Maaßen aufblickend dazwiſchen, „jetzt hält der Beſchlag wenigſtens ein ganzes Jahr, ſo feſt habe ich die Schrauben angezogen.“

„Du,“ rief Arthur lachend, „Du und Knorr, ihr gäbt ein prachtvolles Geſpann, man ſollte euch unmaskirt unſer Feſtſpiel mitmachen laſſen!“

„Ah, das muß ich mir ausbitten,“ erwiederte der Schraubenauszieher mit einem Blicke nach dem Spiegel, „mein Geſicht mit dem von Knorr zu vergleichen, meine angenehme Rundung mit ſeinem Schattenkopfe!“

„Nein, ſie haben nichts Aehnliches,“ ſagte Rüding, „äußerlich nichts und innerlich nichts; Knorr hat ein zu zartes Gewiſſen, während van der Maaßen ein leichtſinniger Kerl iſt! Ich glaube, Du machteſt Dir nichts daraus, und wenn Du ein halbes Dutzend Modelle umgebracht hätteſt!“

„Hat denn Knorr wirklich ſein Modell umgebracht?“

„Man ſagt ſo,“ antwortete Walter — „eine alte Ge-

ſchichte; es ſoll, glaube ich, in Petersburg vorgekommen ſein, wo Knorr ſeine erſten Studien machte."

„Nun, wie war's denn?"

„Knorr, der jetzt Holzſchnitzer iſt, wie ihr wißt, wollte Bildhauer werden, und man erzählt ſich, er habe einem weiblichen Modelle die Gewänder naß angelegt, damit ſie beſſere Falten würfen."

„Ah, in Petersburg, bei ſechsunddreißig Grad Kälte!"

„Das Modell ſoll ſich erkältet haben und in Folge davon geſtorben ſein."

„Armes Modell!"

„Armer Knorr! möchte ich ſagen," fuhr Walter fort, „denn ſeine ganze eigenthümliche Erſcheinung, ſein oft ſo überſpanntes Weſen, ſeine Gewohnheit, nur bei Nacht, nie aber bei Tage auszugehen, kann wohl die Folge eines ſolchen Vorfalles ſein."

Draußen auf dem Flur hörte man ſchlurfende Tritte. Rodenberg ging an die Thür, um den Erwarteten und Beſprochenen zu empfangen.

Es war allerdings eine ſeltſame Erſcheinung, die jetzt unter der von Arthur abſichtlich ſehr weit geöffneten Thür erſchien: ein ſehr langer und ſehr hagerer Mann mit einem ſchmalen, blaſſen und eingefallenen Geſichte, dazu lebhafte, umherirrende Augen, eine lange, gerade Naſe, einen ſpitzigen, ſchon etwas ergrauten Knebel- und Schnurrbart; ſeine ſehr hohe, mit Adern durchzogene Stirn verlor ſich ſo ſanft und allmählich in ſeinen gelichteten Haaren, daß man mit Beſtimmtheit nicht gut ſagen konnte, wo dieſe aufhörten und jene anfing — kurz, der ganze Kopf, ja die ganze Geſtalt war nach Rodenberg's Vergleich von vorhin, wie man ſich

den ſinnreichen Junker von der Mancha dachte, ſo daß jeder der Anweſenden von dem Eintretenden auf den ſchon vorhandenen Don Quixote blickte und jenen unwillkürlich mit dem Harniſch, der langen Stechlanze und dem Helme Mambrin's vervollſtändigte.

Auch das Coſtume, in welchem Knorr erſchien, hätte von dem edlen Spanier entlehnt ſein können: es war ein Schlafrock oder Nachtgewand von ſchwarzem, glanzloſem Sarſenet, nach Art einer Mönchskutte angefertigt, hinten ſogar mit einer Kapuze verſehen, das, bis auf die Füße reichend, die lange Geſtalt noch länger machte und welches in der Gegend der Hüften durch einen einfachen Strick zuſammengeſchnürt war. Dieſes etwas fremdartige Kleid wurde indeſſen freundlich in die Jetztzeit zurückgeführt durch eine lange Pfeife, aus der Knorr rauchte und deren Porzellankopf mit dem Embleme alles Vergänglichen, einem Todtenkopfe, geziert war.

Auffallend war es den verſammelten Freunden, daß der lange Bildhauer unter ſeinem linken Arme eine Flaſche trug, deren roth verſiegelter Hals ſehr einladend ausſah; auch hatte ſich über ſeine beſtändig ernſten, ja melancholiſchen Züge etwas wie eine wehmüthige Freude gelagert, ſo daß, als er mit feierlichen Schritten bis dicht an den Tiſch trat, dort nach zwei Richtungen hin mit dem Kopfe nickte und dann mit einer heiſeren, faſt erlöſchenden Stimme ſagte: „Guten Abend, Männer!“ Alle ihn verwundert anblickten und Walter ausrief:

„Beim Dolche Rubens', Knorr, Dir muß etwas ganz Abſonderliches aufgeſtoßen ſein!“

Anſtatt ſogleich zu antworten, ſetzte der Angeredete die

Flaſche auf den Tiſch und drehte ſie mit ſeinen dürren Fingern langſam im Kreiſe herum, damit alle die, welche umherſaßen, die Etiquette der Flaſche deutlich leſen konnten.

Punſch-Eſſenz!

„Knorr," rief Rodenberg luſtig, „ich fürchte faſt, Du biſt auf ſchlimmen Wegen gegangen — haſt Du einen Einbruch verübt?"

„Oder haſt Du vielleicht Straßenräuberei getrieben?" fragte van der Maaßen.

Worauf Knorr mit großem Ernſte erwiederte: „Es iſt ein trauriger Beweis Eurer verdorbenen Seelenzuſtände, daß Ihr Euch nicht einbilden könnt, wie man auf eine ehrliche Weiſe zu einer Flaſche Punſch-Eſſenz gelangen kann."

„Meiner Treu'," pflichtete Walter den Anderen bei, „ich muß dieſen jungen Leuten Recht geben; es iſt etwas ſo Abſonderliches, eine Flaſche Punſch-Eſſenz in Deinen Händen zu ſehen, daß man ſchon die Berechtigung hat, einen vom gewöhnlichen Laufe der Dinge abweichenden Weg anzunehmen, auf dem Dir dieſe Flaſche begegnet iſt."

Da flog ein kaum ſichtbares Lächeln über das Geſicht des langen Bildhauers, doch ehe er etwas erwiederte, ſchaute er ſich nach einer Sitzgelegenheit um.

Rüding wollte ihm, dem Aelteren, ſeinen Stuhl anbieten, doch lehnte es Knorr kopfſchüttelnd ab und holte ſich einen kleinen Schemel, auf dem Rodenberg's Pinſel und Putzlappen lagen, und als er ſich nach Entfernung derſelben darauf niederließ, ragten ſeine ſpitzigen Kniee hoch empor, was ihm aber nicht unbehaglich erſcheinen mochte, denn er ſtützte die Ellenbogen darauf und ſeine mageren Finger ſtreichelten faſt behaglich den langen, ſpitzen Knebelbart.

„Gewiſſermaßen ſollt Ihr Recht haben,“ nahm er das Geſpräch nach einer kleinen Pauſe wieder auf, „indem dieſe Flaſche allerdings auf eine abſonderliche, aber gewiß ſehr redliche Weiſe verdient worden iſt — Ihr kennt den Spezereihändler dort unten an der Ecke des Marktes?“

„Den mit der ſchönen Frau?“ warf Arthur ein — „Knorr, ich fange an, irre an Dir zu werden.“

„Ich habe dieſem Spezereihändler eine kleine Arbeit gemacht — eine Holzſchnitzerei.“

„Haſt Du ihm eine hölzerne Naſe gedreht?“

„Oder ein paar Hörner angefertigt?“

Ohne auch nur zu thun, als ſeien dieſe Fragen an ihn gerichtet, fuhr Knorr mit ſeiner tiefen, heiſeren Stimme fort: „Der Mann hatte, wie viele Spezereihändler — Ihr werdet das freilich nie geſehen haben, da Euch ſelten ein Blick nach oben gelingt —, an der Decke des Ladens ein ausgeſtopftes Krokodil hängen, das vor Alter morſch geworden und, von den Würmern zerfreſſen, eines ſchönen Tages herabfiel. Vor Jahren ſchon hatte ich dieſem Manne einen kleinen Mohren geſchnitzt, der, die irdene Pfeife in der Hand, vor der Thür ſteht.“

„Aha,“ rief Rodenberg lachend, „ich errathe, Du haſt ihm ein neues Krokodil angefertigt — Knorr, Du biſt wirklich eine edle Seele, und für einen Theil des Honorars brachteſt Du uns dieſe Flaſche Punſch-Eſſenz — laß Dich umarmen!“

„Punſch ſoll kühlend wirken,“ ſagte Walter, „ſo behaupten nämlich die Südländer, und da draußen aus der engen Gaſſe noch immer eine kannibaliſche Hitze hereindringt, ſo finde ich Deinen Gedanken über alle Beſchreibung ſchön und erhaben.“

„Wir wollen ihn kalt trinken," ſagte Rüding — „ſieh nach Waſſer, Rodenberg."

„Das Nachſehen wird mich verflucht wenig nutzen, wir haben zu unſerem Thee Waſſerflaſchen und Waſchſchüſſeln leer getrunken."

„So muß Einer friſches Waſſer holen."

„Der Anſicht bin ich auch — dort ſteht die Flaſche, der Jüngſte ſoll gehen."

„Das iſt van der Maaßen — vorwärts!"

„Oho," machte der alſo Aufgerufene, „wie könnt Ihr zu der abſurden Behauptung kommen, ich ſei der Jüngſte?"

„Wir behaupten es und haben Recht," erwiederte Rodenberg; „wer Deinen dicken Kindskopf anſieht, der muß darauf ſchwören, Du ſeieſt noch nicht confirmirt! Ja, wirf einmal einen Blick in den Spiegel — wenn Du nur die Spur von einem Barte aufweiſen kannſt, ſo will ich das Waſſer holen und mich obendrein hängen laſſen!"

„Sei ordentlich, van der Maaßen, nimm aber beide Flaſchen mit — Du weißt, unten im Hofe ſteht der Pumpbrunnen; da es Nacht iſt, wird ſein Schwengel mit einer kleinen Kette und einem Schloſſe feſtgemacht ſein — ſchlage tüchtig mit der Fauſt auf das Schloß und es ſpringt auf; nachher drückſt Du es wieder zu."

„Du ſollteſt eigentlich ſelbſt gehen," meinte van der Maaßen, gegen Rüding gewandt; „ich liebe es nicht, anderer Leute Schlöſſer aufzumachen — Du gehörſt doch gewiſſermaßen zum Hauſe." Doch hatte er ſich ſchon bei dieſen brummig ausgeſtoßenen Worten erhoben und ging nun, die eine Flaſche in der Hand, die andere unter dem Arme, zur Thür hinaus.

theilen, das Ihnen hier geſchehen. Hängt jenes Ereigniß mit den blonden Haaren zuſammen?“

„Allerdings!“ ſagte der Muſiker, und fuhr dringender fort: „Sie erwähnten vorhin eines Mädchens mit dieſen ſeltenen Haaren, die Sie in damaliger Zeit gekannt. War das hier in der Stadt?“ —

„Ja — a — a!“ antwortete ſtockend der Graf.

„Sie war aus der Geſellſchaft?“

„Allerdings!“ antwortete Alfons nach einigem Zögern, „ſie war aus der Geſellſchaft.“

„Und dieſe Dame kannten Sie vor ungefähr zehn bis zwölf Jahren?“

„Es mögen zehn bis zwölf Jahre ſein.“

„Und Sie kannten Sie genau, Graf Alfons?“

„Gott, wie ſie auf einmal anfangen, mich zu examiniren! — Nun ja, ich kannte ſie genau, wie man hundert Andere genau kennt. Aber ſie war es gewiß nicht, für welche Sie ſchwärmten.“

„Wer kann das wiſſen!“ ſagte Charles nachdenklich.

Der Graf ſchüttelte ſeinen Kopf, dann fuhr er fort: „aber dem ſei wie ihm wolle, laſſen Sie mich etwas von Ihrer Geſchichte wiſſen, wenn Ihnen das eine Erleichterung iſt, oder, wenn Sie vielleicht hoffen, dadurch etwas zu erfahren, Alles, was ich weiß, will ich Ihnen gerne mittheilen.“ —

Der Muſiker lehnte ſich in den Fauteuil zurück und gab eine Zeit lang keine Antwort. Plötzlich ſagte er: „nun ja, hören Sie mich an! — Ich lernte damals durch Zufall ein Mädchen kennen — das Wie und Wo kann Ihnen gleichgültig ſein — ein Mädchen, ſchön wie ein junger Frühlingstag, eine friſche Knoſpe, ſüß geſchwellt von der Kraft und Gluth der Jugend.“

„Mit dem bewußten hellblonden Haar!“ ergänzte der Graf.

„Ich wurde mit ihr bekannt, wir ſahen uns häufig, wir

Walter hatte unterdeſſen die Flaſche zu ſich herangezogen, ſie ſorgfältig entkorkt und etwas davon in ein Glas gegoſſen, das er nun gegen das Licht hielt. „Es iſt Punſch von Arak — mit einem Ananas-Beigeſchmacke," ſagte er, nachdem er ihn verſucht; „wir wollen ihn Krokodilpunſch nennen, es ſoll ein herrliches Getränke werden — biſt Du für kalt oder für warm, Knorr? Du, als Spender, haſt darüber zu beſtimmen."

„Ich glaube, bei der Hitze wird ein kalter beſſer ſein."

„Ja, es iſt verdammt heiß in dem niedrigen Zimmer — ziehen wir unſere Röcke aus!" — worauf er ſelbſt that, wie er vorgeſchlagen. Doch folgte Niemand ſeinem Beiſpiele, da Rodenberg's Gewand leicht und weit war und Rüding ein dünnes Sommerröckchen trug.

Jetzt kam van der Maaßen zurück, und wie er an den Tiſch und in den Lichtkreis trat, lachten Rüding und Rodenberg, als ſie ihn anſchauten, denn er hatte eine blutige Schramme auf der Naſe und einen dunkeln Schmutzſtrich quer durch ſein feiſtes Geſicht.

„Wer hat Dich ſo zugerichtet?"

„Ich bin überzeugt, Du haſt irgendwo eine Schraube herausgezogen — habe ich Recht, van der Maaßen?"

„Hol' mich der Teufel, ich kann es nicht läugnen!" erwiederte dieſer verdrießlich; „aber ich bin nun feſt entſchloſſen, dieſe fatale Gewohnheit abzulegen — Ihr könnt dem Himmel danken, daß keine der Flaſchen verletzt iſt."

„Bei der Naſe hat es allerdings weniger zu ſagen," meinte Rüding.

„Du mußt Dich mit dem Raufbold tröſten," warf Ro-

denberg ein; „der Raufbold ſagte nämlich, Haut und Knochen bekommt man umſonſt wieder.“

„Diesmal verdiene ich wahrhaftig keinen Spott, denn eigentlich wollte ich keine Schraube herausdrehen, ſondern die oben am Pumpenſchwengel, welche ſehr lotterig iſt, feſtſchrauben; doch muß ich falſch gedreht haben, auf einmal fiel ſie heraus und mir der Pumpenſchwengel gerade auf die Naſe.“

„Zur Heilung ſollſt Du etwas ſtärkeren Rum haben,“ ſprach Walter, der die Gefäſſe gefüllt und nun herumgereicht hatte, worauf Alle tranken und den kalten Krokodilpunſch ausgezeichnet fanden.

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus,“

ſang Walter, nachdem er ſein großes Glas auf Einen Zug ausgetrunken; doch brach er plötzlich ab, indem er ſagte: „Nein, nein, was Anderes. Dieſes Lied erweckt in mir ſo traurige Gedanken, man kann es nur mit glücklichem Bewußtſein ſingen, wenn man noch nicht zwanzig Jahre alt iſt.“

„Van der Maaßen,“ rief Rodenberg dieſen an, „willſt Du nicht meine Guitarre nehmen und etwas ſingen? Du haſt einen ſo ſchönen Discant!“

„Sopran könnte man ſagen,“ meinte Rüding; „doch verſchone mich noch einen Augenblick mit Deinem Seufzerkaſten, ich habe Knorr noch nicht geſagt, daß er den Don Quixote machen muß.“

„Dich verlieren ſoll ich, Dich verlaſſen?“

hörte man van der Maaßen ſingen, wobei er ſchwärmeriſch in die Höhe blickte und ein ſehr ſpitzes Maul machte.

„Wer ſagt, daß ich muß?“ gab Knorr zur Antwort —

„was, Don Quirote! Ich habe ſchon von Anfang an erklärt, daß ich keinen Beruf dazu in mir fühle.“

„Aber Dein Aeußeres paßt dazu!“

„Du, die meine Seele ganz erfüllt!“

girrte van der Maaßen.

„Ich bin anderer Anſicht,“ ſagte Knorr, „van der Maaßen hat viel mehr Zeug zu einem Don Quirote, als ich.“

„Haſt Du je von einem fetten Don Quirote gehört?“

„Kann ich Aermſter den Gedanken faſſen?“

„Daß Du ein fetter Don Quirote wäreſt?“ fragte ihn Rüding — „fett biſt Du allerdings, aber von einem Don Quirote haſt Du ſehr wenig.“

„Van der Maaßen gäbe einen trefflichen Kislar-Aga.“

Van der Maaßen, der ſich heimlich aus der Flaſche ziemlich viel Punſch-Eſſenz zugegoſſen, fragte in einem etwas ſchluchzenden Tone: „Was iſt der Kislar-Aga? Braucht man dazu eine ſchöne Figur, ſo bin ich zu haben.“

„Kislar-Aga iſt das Oberhaupt der Verſchnittenen — weißt Du, was ein Verſchnittener iſt?“

„Kann ich Aermſter den Gedanken faſſen?“

ſang ihm Rüding ſpottend nach, ſetzte aber gleich darauf in Proſa hinzu: „Laßt mir van der Maaßen in Ruhe und ärgert ihn nicht — ich weiß ganz genau, daß er eine Geliebte gehabt hat ....“

„Ach ja, ſie war ſchön!“ fiel van der Maaßen ſeufzend ein, indem er ſeine Arme ſchwärmeriſch in die Höhe warf — ſie liebte mich und träumte von mir ſchöne, unruhige Träume — ſie hieß Lenore ....

„Lenore fuhr um's Morgenroth,“

deklamirte er.

„Zum Zeitvertreib,“

ſagte Rübing.

„Pfui, pfui,“ ermahnte Rodenberg; „reizet den van der Maaßen nicht, ſonſt werden wir ſchreckliche Sachen hören.“

„Ja, ja,“ rief Walter, „lieber ein geſundes Lied, ein anſtändiges Lied, das auch Knorr mitſingen kann!“

„Knorr — hat — ſeine — Geliebte — auf den Pfei—fenkopf gemalt,“ lallte van der Maaßen — »memento mori.«

„Dir könnte ein ſolch ernſter Gedanke nicht ſchaden,“ erwiederte der Bildhauer; „ich will Dir ‚memento mori‘ überſetzen, da Du kein Latein verſtehſt:

‚Ach, wie bald, ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt!‘

und das geht ſpeciell auf Dich, der Du ein ſo ſchöner Kerl biſt — ja, blinzle nur nach dem Spiegel!“

„Knorr — hat — ſeine — Ge—liebte auch bro—ben in der — Schub—lade — neben — dem Brod — liegen.“

„Dummer Kerl!“

„Haſt Du nicht — einen — Todten—kopf — in der Schub—lade — neben — dem Brod — liegen?“ wiederholte van der Maaßen mit einer Stimme, die häufig von ſehr bezeichnenden Naturlauten unterbrochen wurde.

Daß Knorr allerdings in ſeiner Schublade einen Todtenkopf liegen hatte, war eine Thatſache, welche die meiſten ſeiner Bekannten wußten; doch hörte er nicht gern davon reden, indem die Erwähnung dieſes Factums ſchon einmal zu einem ſehr ernſten Streite Veranlaſſung gegeben hatte, weil ein indiscreter Kerl behauptete, dies ſei der Kopf zu dem Modell, das Knorr umgebracht, und Knorr trinke zur Sühne ſeinen Kaffee daraus.

Walter, bei dem der ſtarke Punſch noch am wenigſten ſeine Wirkung gethan und der einen Streit fürchtete, ſchlug mit der Hand auf den Tiſch, indem er van der Maaßen zurief: „Bekümmere Dich um Deinen eigenen Dickſchädel — das ſage ich Dir, wenn Du noch ein Wort ſprichſt, das mir mißfällt, ſo ſetze ich Dich an die Luft!“

„Du — mich?“

„Ja, ich Dich — und bläue Dich vorher noch durch, um Dich Lebensart zu lehren! Iſt das eine Art, Jemandem unangenehme Dinge zu ſagen, deſſen Punſch man getrunken? O, van der Maaßen, Du biſt doch ſonſt ein halbwegs anſtändiger Kerl, daß ich das von Dir nicht erwartet!“

„Ich auch nicht, van der Maaßen,“ ſtimmte Rübing bei, indem er ſich gewaltig zu einem ernſten Tone zwang.

„Und ich nicht,“ ſagte Rodenberg, während er mit der Hand über die Augen fuhr, als unterdrücke er eine Thräne.

Alle wußten, wie leicht es zu machen war, daß des dicken van der Maaßen heitere Laune in tiefe Wehmuth überſchlug, was äußerſt komiſch anzuſehen war, und in der That, als nun Walter mit einem langen Seufzer ſeinen Kopf auf die Hand ſtützte und vor ſich niederſchaute, blickte van der Maaßen tief bewegt um ſich her, ſeine Augen fingen an zu zwinkern, ſein breites Maul verzog ſich, und dann brach er in ein ſo klägliches Weinen aus, daß man kaum im Stande war, ſeine hervorgeſchluchzten Worte zu verſtehen: „Ich hätte — Knorr — beleidigen wollen, — meinen lieben — guten — Knorr, — meinen theuren Knorr? — Knorr, der — für uns das — Krokodil mitgebracht? — Nein, den — Spezerei—händler, — der für uns den — Punſch .... — o, Knorr — wenn ich es — gethan habe, — ſo will ich

Dich um — Verzeihung bitten — und Dich — zur Verſöhnung — küſſen!“

Und damit wollte der dicke, ungeſchlachte van der Maaßen über den armen, mageren Knorr herfallen, der ſeine Pfeife mit dem Todtenkopfe zur Abwehr vor ſich hinhielt, während Rüding von hinten den Rock van der Maaßen's ergriff, leider aber ſo kräftig daran zog, daß ihm einer der Schöße desſelben in der Hand blieb, den er nun mit großer Geiſtesgegenwart in das Barett des dicken Künſtlers fallen ließ und ihn hierauf an den Schultern auf ſeinen Stuhl zurückdrückte. Alsdann ſagte er, mühſam das Lachen verbeißend: „Laß es gut ſein, van der Maaßen, Du biſt ein ganz vortrefflicher Kerl, wenn Du nüchtern biſt, und da Du morgen früh wieder nüchtern ſein wirſt, ſo verzweifeln wir nicht an Deiner Beſſerung; gib Dich damit zufrieden, und Du, Knorr, reich' ihm die Hand — ſo, jetzt wollen wir eins ſingen — was meinſt Du, Walter?“

„Gewiß,“ ſagte dieſer und begann:

„Brüder, zu den feſtlichen Gelagen
Hat ein guter Gott uns hier vereint.“

Mit lauter Stimme und in heiterer Laune ſangen Alle mit, van der Maaßen ausgenommen, der mit einer Miene, als handle es ſich um einen Trauergeſang in Moll, dazwiſchen intonirte und deſſen Thränen ſtets wieder auf's Neue floſſen, ſo oft er zu Knorr hinüberſah, und als es nun weiter hieß:

„Allen Sorgen laßt uns jetzt entſagen,
Trinken mit dem Freund, der's redlich meint“ —

erhob er ſich ſchwankend, nahm ſein halbvolles Glas und nöthigte Knorr, mit ihm anzuſtoßen, worauf er es austrank,

es ſeufzend auf den Tiſch niederſtellte und dann mit der rechten Hand nach ſeinem Barette umhertaſtete.

Rüding hob ihm ſeine Kopfbedeckung nicht nur auf, ſondern gab ihm ſeine Mappe in die Hand, indem er ſagte: „Du haſt doch ein gutes Gemüth, van der Maaßen,“ ſetzte er ihm das Barett mit dem abgeriſſenen Rockſchooße ſo auf, daß ein großer Theil des letzteren hinten herabhing, was ſeinem Kopfe ein ſehr komiſches Anſehen gab, da auch ſeine Naſe unterdeſſen durch die Berührung mit dem Pumpenſchwengel ſtark aufgelaufen war, daß ſämmtliche Anweſende in ein unauslöſchliches Gelächter ausbrachen. Selbſt der Betreffende vergaß ſeiner Wehmuth und lachte mit, als er nun gegen die Thür ſchlich, und lachte noch auf der Hausflur, ja, Rüding, der ihm nacheilte und ihm gute Nacht wünſchte, hörte ihn noch auf der Treppe lachen, dann zwiſchen den leeren Fäſſern des ſtets offenen Thorweges hin und her poltern und meldete endlich, zurückkommend, van der Maaßen ſei glücklich und ſehr heiter auf die Straße gelangt.

Bis der Punſch zu Ende war, ſangen die Beiſammenſitzenden das erwähnte Lied, konnten es aber nicht vollenden, da ſie ſich in den einzelnen Verſen verwirrten und es häufig vorkam, daß Jeder, wie zu ſeinem eigenen Privatvergnügen, einen Vers für ſich anfing, welcher Sang zuletzt in einen ſehr unharmoniſchen Canon ausartete.

Dabei war das Licht herabgebrannt und flackerte alsdann, die Papier-Manſchette ergreifend, nochmals hoch auf.

„Hurrah hoch! Feuerwerk!“ ſchrie Walter bei dieſem Anblicke — „Hurrah hoch!“ ſtimmten die Anderen ein, und als jetzt der glimmende Docht ziſchend in der Flaſche verſchwand, neigten ſich die Köpfe von zweien der Trinker auf

die Tischplatte herab, wogegen sich Knorr mit stieren Augen langsam wie ein Gespenst erhob und zum Zimmer hinauswankte, sanft geleitet von Rodenberg, der, als mäßiger Trinker, vollkommen bei Bewußtsein geblieben war.

Draußen durch die laue Sommernacht zitterten die Schläge der Thurmglocken — es war drei Uhr Morgens.

IV.

„Im Wald und auf der Haide.“

Wir wissen nicht, ob jedem unserer geneigten Leser ein Seelenzustand bekannt ist, der Katzenjammer heißt — daß wir mit diesem Kapitelanfang nicht unsere verehrten Leserinnen anreden, davon bitten wir dieselben, geneigtest Notiz zu nehmen. — Es ist dieß ein Zustand, schlimmer als Alpdrücken, herabstimmender als ein schlechtes Gewissen. Man nennt dieses Leiden auch Haarweh, weil außer gänzlich abgespannten Nerven, schmerzenden Gliedern, einem rebellischen Magen jedes Haar auf dem Kopfe seinen eigenthümlichen, ganz besonderen Schmerz hat. Und doch sind alle diese körperlichen Leiden nur Spielerei zu nennen gegen die Qualen unseres Geistes, gegen die moralische Vernichtung, die uns überfällt, wenn wir mit gläsernem Blicke, trockener Zunge und matten Gliedern dem Tage in sein schönes Antlitz schauen, welcher auf eine Nacht folgt, wie die von uns im vorigen Kapitel beschriebene. Wir hören unabläßig fernes Glockengeläute oder das Rauschen und Brausen des Meeres und haben dabei das entsetzliche Gefühl, als sei der obere Theil unseres Kopfes ein Schieferdach, welches in der Ausbesserung

begriffen ist und auf welchem fort und fort gehämmert und geklopft wird.

„O, laß mich nicht so lange leiden," seufzte Rüding in seinem Bette, in welchem er sich mühsam von einer Seite auf die andere warf: ihm träumte, er sei unter Mörder gefallen, und fühlte, wie die Hand eines dieser Kannibalen ihn an der Kehle faßte.

Darauf aber lachte dieser Kannibale und verließ das Lager des Unglücklichen, um gleich darauf mit einem Schnupftuche zurückzukehren, das er ins kalte Wasser getaucht hatte und ihm auf die brennende Stirn legte.

„Mein lieber Rüding!" sagte er alsdann, als dieser die Augen aufschlug und wirr um sich schaute.

„Ah, Du bist es, Rodenberg; Gott der Gerechte, wie elend fühle ich mich!"

„Das macht der starke Punsch von gestern Abend, guter Eduard," erwiederte der junge Maler mit sanfter Stimme.

„Ich glaube, Knorr hat uns vergiftet," seufzte der Andere — „aber warum weckst Du mich eigentlich?" fuhr er, ihn mit seinem glanzlosen Auge betrachtend, fort — „und wie Du so frisch aussiehst — hast Du denn schon ausgeschlafen?"

„Vollkommen, obgleich es noch sehr früh ist."

„Früh? Gott sei Dank, daß es noch früh ist, da kann ich noch lange schlafen — wie viel Uhr haben wir denn?"

„Es ist gleich sechs Uhr."

„Und da weckst Du mich? — Ungeheuer!" fuhr der Andere sehr verdrießlich fort, welche verdrießliche Miene sich zu einem gehässigen Ausdrucke steigerte, als er den Anderen so frisch, ja förmlich vor Heiterkeit strahlend vor sich stehen

liebten uns. Doch durfte ich ſie nur verſtohlen ſehen und ſprechen, und nie in ihrem eigenen Hauſe, denn ſie gehörte einer vornehmen und reichen Familie an und wohnte bei einer der erſten Familien in hieſiger Stadt.“

„Was Teufel!“ rief der Graf plötzlich auf, „bei einer der reichſten und vornehmſten Familien in der hieſigen Stadt? — Alſo war das Mädchen aus der Geſellſchaft? — Das iſt mir ſehr merkwürdig! Ich erinnere mich doch aus jener Zeit her nicht einer einzigen bemerkenswerthen Blondine.“

„Aber vorhin ſagten Sie doch, nur ein einziges Mädchen und zwar aus der Geſellſchaft, habe daſſelbe Haar gehabt, wie Pauline.“

„Ja, die!“ antwortete lächelnd der Graf, „die kann es doch nicht geweſen ſein!“

„Sie war groß und ſchlank — vielleicht ſechszehn Jahre.“

Der Graf nickte mit dem Kopf.

„Sie hatte die ſchönſten, glänzendſten, blauen Augen.“

Der Graf nickte abermals.

„Und wenn ſie ſprach,“ fuhr der Muſiker eifriger fort, „namentlich wenn ſie eifrig ſprach oder über etwas in Heftigkeit gerieth, ſo warf ſie trotzig die Oberlippe auf und zeigte ſchön geformte, blendend weiße Zähne.“

„Und ſie warf häufig die Oberlippe trotzig in die Höhe,“ ſagte der Graf nachdenkend. — „Herrliche Zähne!“

„Alſo war's am Ende doch dieſelbe!“ forſchte eifriger der Muſiker, „ich beſchwöre Sie, Alfons, wenn Sie eine Idee haben, wenn Sie glauben, daß auch Sie jenes Mädchen gekannt, ſo bitte ich Sie, ſo beſchwöre ich Sie, ſagen Sie mir, was haben Sie ſpäter von ihr erfahren? Was iſt aus ihr geworden? ſeien Sie mein wahrer Freund, geben Sie mir auch nur die kleinſte Spur, ſagen Sie mir ein einziges Wort über meine Anna!“

ſah. Du biſt doch einer der perfideſten Kerle, die ich kenne — nimmt ſich in Acht, während die Anderen ſich beſaufen, und kommt alsdann und weckt Einen vor ſechs Uhr — iſt das nicht unverantwortlich?"

„Es muß Dir allerdings ſo ſcheinen, guter Eduard," erwiederte Rodenberg mit dem ſanfteſten Tone, den er anzunehmen vermochte, „doch es hat ſeine Gründe, ſiehſt Du, ganz gewichtige Gründe — ſchau mich einmal an!"

„Und was werde ich Beſonderes an Dir entdecken?"

„Schau mich nur an!"

Der ſanfte Eduard ſtrich ſeine langen Haare aus dem Geſichte, welche gegenüber ſeinen Locken von geſtern heute eine verdächtige Schlaffheit zeigten, dann riß er die matten Augen auf und gab mißmuthig zur Antwort: „Nun, was ſoll ich an Dir ſehen? Du haſt Deine grauen Reithoſen an und Deine hohen, lackirten Stiefel — ach," ſeufzte er aus tiefſtem Herzensgrunde, indem er ſeinen müden Kopf in die Kiſſen zurückfallen ließ, „mir iſt es gerade zu Muthe wie Reithoſen anziehen und lackirte Stiefel — o, hole mir ein Glas friſches Waſſer!"

„Gleich, guter Eduard, kalt vom Brunnen weg; aber vorher muß ich Dich um etwas bitten."

„Du mich um etwas bitten?" gab Rüding zur Antwort, indem er ſich mit mißtrauiſcher Miene anſchickte, das Geſicht gegen die Wand zu drehen; „ich habe kein Geld, das weißt Du."

„Ich will auch kein Geld von Dir."

„Nun, was willſt Du denn, langweiliger Kerl?"

„Nun, guter Eduard, es freut mich, daß Du meine grauen Reithoſen und meine lackirten Stiefel geſehen haſt: man muß zugeſtehen, ſie ſitzen mir ganz vortrefflich. Hier

iſt aber auch etwas," fuhr er wohlgefällig fort, indem er ſich auf den Schenkel klopfte, „und alſo wäre für unten geſorgt; aber oben fehlt es mir noch, und da dachte ich, Du könnteſt ſo gut ſein und mir die weiße Weſte und den braunen Frack leihen, den Du von dem Engländer, deſſen Portrait Du malſt, da haſt — er iſt abgereist und kommt erſt in einigen Tagen wieder — willſt Du, guter Eduard?"

Lange erfolgte keine Antwort, und Rodenberg war ſchon im Begriffe, ſeinen Freund am Arme zu faſſen und wieder aufzurütteln, als dieſer den Kopf umwandte und mit halbgeſchloſſenen Augen ſagte: „Wie darf ich das thun? Es wäre ein großes Unrecht von mir, und ich würde es Dir auch nimmermehr erlauben, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Du mich ſo lange plagen würdeſt, bis ich Ja ſage, und ich bin heute Morgen nichts wie ein armer, elender, hülfloſer Menſch!"

„Allerdings habe ich mir vorgenommen, Dich zu plagen, bis Du Ja ſagſt, denn ich muß den Frack haben, um anſtändig auszuſchauen auf dem Rappen des Rittmeiſters von Strachwitz, der ihn mir nach ſechs Uhr ſchickt, damit ich ihn im Freien probiren kann."

„Das geht mich eigentlich alles nichts an."

„Mache nicht ſo viele Worte, guter Eduard, und ſage mir, wo der Frack liegt."

„Ich habe meine Bedingungen — o Gott, das verfluchte Kopfweh!"

„Was für Bedingungen?"

„Du gibſt mir Dein Ehrenwort," ſagte der im Bette mit matter Stimme, „daß Du die Wahrheit geſprochen und

nicht daran denkſt, den Frack und die Weſte irgendwo zu verſetzen."

Darauf haſt Du mein Ehrenwort, und ich ſchwöre es Dir extra noch bei dem heiligen Kurzholz — wo iſt der Frack?"

„Du ſollſt ihn haben, Plagegeiſt, aber vorher holſt Du mir friſches Waſſer und machſt das Zimmer ſo dunkel als möglich — wie mir das Licht weh thut, ich glaube wahrhaftig, dieſer miſerable Knorr hat mich vergiftet!"

„Kindereien, der Punſch war nur ein wenig ſtark," entgegnete der Andere, indem er aus den Ecken des Zimmers zwei lebensgroße Portraits herbeitrug und ſie vor die beiden Fenſter ſtellte: es war das des vorhin erwähnten Engländers und das einer alten, vollbuſigen Dame in brennend rothem, ſeidenen Kleide, die einen gelben Shawl auf ſo unnatürliche Weiſe umgeſchlungen hatte, daß er herabgefallen wäre, wenn man nicht hätte annehmen dürfen, er ſei hinten auf einem unausſprechlichen Theile ihres Körpers mit einer ſoliden Nadel befeſtigt. Hierauf holte er Waſſer am Brunnen, ſo friſch und kühl, daß das Glas förmlich anlief, und erquickte ſeinen Freund damit, indem er ihn nicht nur ſanft aufrichtete, ſondern auch den Kopf auf die ſchonendſte Weiſe unterſtützte.

„Und nun, lieber Eduard, wo iſt der Frack?"

Der Leidende zog einen Schlüſſel unter dem Kopfkiſſen hervor und ſagte: „Da, in der mittlern Schublade — aber, nicht wahr, Du ruinirſt nichts daran?"

„Gott ſoll mich bewahren, ich werde als Cavalier reiten und einen ganz kurioſen Schlagſchatten werfen, darauf kannſt Du Dich verlaſſen; brauchſt Du ſonſt noch was?"

„Nichts, als daß Du mich jetzt in Ruhe läßt — ach, wenn mich nur Niemand mehr ſtört!"

„Ich werde auf die Stubenthür ſchreiben: ‚Hier ſind die Blattern ausgebrochen!‘ dann kommt gewiß Niemand herein.“

Ein tiefer Seufzer war alles, was Rüding zur Antwort gab, der ſein Geſicht gegen die Wand gekehrt und ſeinen Kopf förmlich in die Kiſſen eingebohrt hatte.

Nachdem Robenberg den Frack und die Weſte gefunden, ſchlich er auf den Zehen aus dem Zimmer und legte einen Beſen, den er draußen vorfand, quer vor die Thür, wobei er zu ſich ſelbſt ſagte: „Das gibt Jedem, der eintreten will, zu denken!“ Dann ging er in ſein Zimmer und athmete hier bei geöffnetem Fenſter, welches die erquickende, kühle Morgenluft einließ, tief auf. Seine übrige Toilette war bald gemacht, ſein lockiges Haar hatte er famos geſcheitelt, ſeinen Bart leicht gekräuſelt, und als er nun die weiße Weſte anlegte und den braunen Reitfrack, der ihm wie angegoſſen ſtand, da bot er eine ſo elegante, ja vornehme Erſcheinung, wie ein junger Mann aus dem beſten Hauſe und mit den beſten Manieren der großen Welt.

Robenberg war auch von ſehr guter Herkunft: ſein verſtorbener Vater hatte ein ſchönes Gut beſeſſen, aber leider fand es ſich ſo verſchuldet, daß die Vormünder des einzigen Sohnes, unſeres Arthurs, aus der Liquidation, welche nothwendig erfolgte nach dem Tode des Vaters — ſeine Mutter war längſt geſtorben — nur eben ſo viel zu retten vermochten, um dem damals achtzehnjährigen jungen Menſchen für einige Jahre eine ſehr beſcheidene Rente zu verſchaffen. Arthur hatte von reellen Kenntniſſen nur das erworben, was er beim Unterrichte in der Dorfſchule und durch Privatſtunden bei dem Pfarrer gelernt, wobei er es aber trotz ſeines vortrefflichen Kopfes nur in Sprachen, Franzöſiſch und Engliſch,

zu etwas gebracht hatte; glänzend dagegen waren seine Kenntnisse in allem dem, was hohe und niedere Jagd betraf und die edle Kunst des Reitens. Neben diesen noblen Passionen hatte er schon als Knabe mit außerordentlichem Geschicke gezeichnet, und dies brachte seine Vormünder, zu denen auch der Pfarrer des Ortes gehörte, auf den Gedanken, Arthur Maler werden zu lassen, womit sich der junge Rodenberg einverstanden erklärte und die Akademiestadt bezog.

Als guter Kamerad hatte der junge Maler heute Morgen auch schon nach Walter gesehen und ihn in einem ähnlichen Zustande wie Rüding gefunden, nur daß dieser, wie wir wissen, melancholischen Gemüthes war, während sich der Andere in der Laune eines angeschossenen Tigers auf seinem Bette herumwälzte; auch hatte Arthur Knorr besucht, der eine Treppe höher wohnte, und nicht, ohne bei diesem Besuche einen Nebenzweck zu verfolgen. Knorr, ein fleißiger und geordneter Mann, war stets mit Geld versehen und machte den Banquier seiner Freunde, vorausgesetzt, daß er es mit Jemandem zu thun hatte, der pünktlich wiederbezahlte, was Rodenberg stets gethan, um sich diese angenehme Quelle hell und flüssig zu erhalten. Knorr saß auf seiner Kommode, zwischen seinen Beinen die halb herausgezogene obere Schublade, aus welcher er frühstückte: schwarzes Brod und ein wenig Butter, während ein Glas Wasser neben ihm stand; in dieser Schublade lag auch der Todtenkopf, von dem van der Maaßen gesprochen.

„Was machen die beiden Kerls da unten?“ fragte der Holzschnitzer, indem er mit der Spitze seines Brodmessers auf den Fußboden wies. „Sind sie todt?“

„Daran fehlt nicht viel,“ antwortete Rodenberg. „Rüding

iſt wie ein Pfenniglicht, die Zugluft des Schlüſſelloches könnte ihn ausblaſen. Wie geht es denn Dir, Knorr?“ fragte er mit einem leiſen, forſchenden Lächeln auf den Lippen.

„O, nicht ſchlecht, obgleich ich auch mein redlich Theil getrunken habe — aber was willſt denn Du ſchon ſo früh hier? Du ſiehſt ja aus, als ob Du auf die Brautſchau wollteſt!“

„Das weniger, ich will das Pferd probiren, das ich bei dem Feſte reiten ſoll; Rittmeiſter von Strachwitz leiht es mir, und ſo habe ich dafür — keine Miethe zu bezahlen, aber ſonſt — Unkoſten genug; der Henker weiß, wo das Geld hinkommt, kaum hat man fünf Thaler gewechſelt, ſo ſind ſie wie weggeblaſen.“

„Ah, ſo,“ machte Knorr.

„Ja wohl, lieber Knorr, ſo iſt es; ich brauche nicht viel, nur ſo ein zwanzig Silbergroſchen auf einige Tage — willſt Du ſo gut ſein?“

„Warum das nicht, es kann ſogar ein Thaler ſein.“

„Gut denn — aber hebe mir die zehn Silbergroſchen auf, bis ich zurückkomme; der Menſch iſt ſchwach, und ich bin am ſchwächſten, wenn ich Geld im Beutel habe — wahrhaftig, da kommen ſchon meine Pferde — nun gib Acht, Knorr, Du ſollſt mich abreiten ſehen.“

Damit ſchüttelte er die dargereichte Hand des Bildſchnitzers und eilte hinab, um ſeinen Anzug durch einen kleinen grauen Hut zu vervollſtändigen, unter deſſen breitem Rande ſeine üppigen, blondgelockten Haare hervorquellen. Ueberhaupt war der ganze junge Mann eine angenehme, herrliche Erſcheinung, werth manches Blickes aus ſchönen, wenigſtens aus verliebten Mädchenaugen, die hinter den

herabgelaſſenen Gardinen nach ihm ſchauten, während er mit leichter Hand die Zügel ordnete, ſich alsdann eben ſo gewandt wie zierlich in den Sattel ſchwang und hierauf den tollen, feurigen Rappen, den er wohl kannte, mit einer leichten Schraubung ſeiner ſtarken linken Hand zurückhielt, daß er knirſchend in die Zügel ſchäumte und mit ſeinem ſchönen Reiter leicht tänzelnd über das Pflaſter davon ſchritt.

Der Huſar, welcher die Pferde gebracht, ritt in angemeſſener Entfernung hinter ihm drein.

Rodenberg hatte zwanzig Silbergroſchen in der Taſche, weßhalb er begreiflicher Weiſe darüber nachdachte, wie dieſe beiden Dinge in Einklang zu bringen ſeien; er wußte einen köſtlichen Ort, eine Terraſſe, hoch über dem Rheine gelegen, mit einer Veranda, die von Rebenlaub überſponnen war. Dorthin ritt er, und zwar, ſobald er das Pflaſter hinter ſich hatte, in kurzem Galopp; der Huſar wurde angewieſen, ſich einen Schnaps geben zu laſſen, während der Herr Baron oben auf der Terraſſe frühſtückte.

Das machte zehn Silbergroſchen, worauf der junge Maler ein Fünfgroſchenſtück als Trinkgeld für den Huſaren in die linke Seitentaſche ſteckte, ſich alsdann von dem Kellner des Kaffeehauſes zwei der feinſten Cigarren à zwei und einen halben Silbergroſchen kaufte und nun, aller ferneren Anfechtungen ledig, davon ritt.

Es war ein wunderbar ſchöner, prachtvoller Frühlingsmorgen: der tiefblaue Himmel ſchien ſich mit wahrer Begeiſterung über die ſonnenbeglänzte Erde auszuſpannen, und dieſe großmüthige Sonne trieb eine wahre Verſchwendung in Gold und Brillanten. Wie glänzten die letzteren zu Millionen an den Büſchen und auf dem Graſe, eigentlich nur Thautropfen,

aber wie Arthur in seiner glückseligen Laune, so wollen auch wir uns bemühen, dieses alles für wirkliches Gold, für ächte Steine zu halten!

Wie sog er in tiefen Zügen die frische, kühle Morgenluft ein, wenn er an die dunstigen Räume dachte, die er so eben verlassen, und wie heiter lächelte er an den Himmel hinauf, wenn ihm jetzt der arme Rüding einfiel, auf den weder Sonne noch Licht niederschien und der, wenn er sich seufzend umwandte, nicht frische, grüne Sträucher und Bäume, nicht blühende Blumen sah, sondern in die langweiligen, gemalten Züge des steifen Engländers und der dicken Frau im rothen Kleide — letztere allein wäre schon im Stande gewesen, bei ihm Alpdrücken hervorzurufen!

Und jetzt fühlte sich Arthur so froh, so frisch, so frei: der muntere Rappe unter ihm schüttelte ungeduldig mit dem Kopfe und schien sich nur ungern den Zügel gefallen zu lassen; er folgte der geringsten Bewegung, dem unbedeutendsten Drucke der Wade und galoppirte und courbettirte mit seinem gewandten Reiter dahin, daß es für beide wie für die ihnen Begegnenden eine wahre Freude war.

Der junge Maler war so lustig, ja in gutem Sinne übermüthig gestimmt, daß er sich gern selbst auf die Backen geklopft und zu sich gesprochen hätte: ‚Der glückliche Seelenzustand von heute Morgen ist die Belohnung dafür, daß Du Dich gestern Abend so gut aufgeführt; lebe so fort, mein Sohn, mein braver, hübscher, guter Arthur, und es soll Dir an meiner ganz besondern Achtung niemals fehlen!‘

Dabei war es in der That schade, daß seine ganze glänzende Erscheinung so gar nicht benutzt wurde, um ein Mädchenherz zu erobern, zu entzücken oder in Betrübniß zu setzen,

wußte er doch kein Fenſter, wohin er mit beſonderem Intereſſe geblickt! So war es ihm denn eigentlich ganz erwünſcht, als er nun die Straßen der Stadt hinter ſich ließ und auf die breite Chauſſee einbog, welche nach den nicht zu fernen Bergen führte — dem Ziele ſeines heutigen Rittes, jenen maleriſch geformten, mit grünen Waldungen bedeckten Bergen, wo in einigen Tagen das Künſtlerfeſt abgehalten werden ſollte.

In dieſem Augenblicke galoppirte der Huſar an ihn heran und rief ihm zu: „Dort, auf unſerer linken Seite, kommt die Schwadron des Herrn Rittmeiſters von Strachwitz; ſie ſind ſchon um fünf Uhr zum Exerciren ausgerückt; wenn Sie etwas langſamer reiten, ſo treffen wir da vorn, wo ſich die Straßen kreuzen, mit dem Herrn Rittmeiſter zuſammen.“

Und ſie trafen dort zuſammen, nachdem der Baron von Strachwitz ſchon von Weitem dem jungen Reiter freundlich zugewinkt und ihm mit einer wahren Löwenſtimme zugeſchrieen: „Famos! Wie ſich der Rappe unter dem Sattel macht — ein capitales Pferd — famos!“

Jetzt waren ſie dicht bei einander; die Schwadron hielt, und der Baron von Strachwitz mit ſeinem Premier-Lieutenant und einem Herrn in Civil galoppirte heran, und Rodenberg lancirte auf eine bewunderungswürdige Art vorüber, wandte alsdann um und ſetzte auf den ganz beſonderen Wunſch des Eigenthümers des Pferdes über den breiten Straßengraben hin und wieder zurück.

„Nicht wahr, ein famoſes Pferd?“ fragte der Rittmeiſter von Strachwitz.

„Ein capitales Thier!“ betheuerte der Premier-Lieutenant.

Und der Herr in Civil ſetzte hinzu: „Auf Ehre, superbe, räuberhaft ſchön — trichinenhaft!“

Damit trennten ſich die Betheiligten, und Rodenberg bemerkte jetzt erſt, daß außer den eben erwähnten auch noch andere Zuſchauer ſeine Reiterkunſtſtückchen mit angeſehen: es waren dies ein Herr und eine Dame in einem eleganten Wagen, die vielleicht hundert Schritte vor ihm auf der Landſtraße hielten und ſich gegen ihn umgewandt hatten. Sobald ſie nun den Reiter in langſamer Gangart gegen ſich herankommen ſahen, verſchwanden beide im Fond des Wagens und ihr Kutſcher ließ ſeine Pferde davontraben.

Rodenberg hatte mit ſeinem ſcharfen Auge bemerkt, daß die Dame jung war, auch ſchön, hoffte er, und da er nicht der Mann war, eine junge und ſchöne Dame nur aus der Ferne zu betrachten, wenn es in ſeiner Möglichkeit lag, ihr näher zu kommen, ſo ſetzte er ſeinen unruhig gewordenen Rappen in einen lebhaften Jagdgalopp, parirte ihn ein wenig durch eine kaum ſichtbare Handbewegung, als er nun neben dem Wagen war, und ſchaute die Beiden an.

Der Herr war ein älterer Mann mit einem hageren Geſichte von auffallender, ſüdlicher Färbung, mit einem ſchwarzen, gerade hinausſtehenden Schnurrbarte und einem langen Knebelbarte. Dazu hatte er große, dunkle, unruhige Augen, die er aber ohne einen freundlichen Ausdruck auf Rodenberg heftete.

Das ſah Arthur aber nur, indem ſein Blick flüchtig über den Alten herſtreifte, um deſto länger, ja, ſo lange es ihm nur immer möglich war, auf der jungen Dame haften zu bleiben.

Ah, ſie war ſchön — ſie war eine Fremde — und doch war ſie ihm bekannt.

„Ich glaube, ſie hieß Anna,“ ſagte der Graf ſehr leiſe und verſank in tiefe Träumereien.

Charles Blicke hiengen feſt an ſeinem Munde.

„Aber nein,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „das iſt unmöglich.“

„Es könnte aber doch möglich ſein!“

„Gewiß nicht! gewiß nicht! — Fahren Sie in Ihrer Geſchichte fort!“ —

„Aber wenn Sie etwas wüßten, ſo —“

„So — — — —“ ſagte der Graf nach einer Pauſe, „will ich Ihnen mittheilen, was ich kann. — — — — Alſo Sie liebten dieſes Mädchen — ſie hieß Anna?“

„Ja, ich liebte meine Anna mit dem Feuer der Jugend, mit der Gluth der erſten Liebe, ich betete ſie an, und hatte auch alle Urſache dazu. Sie — einer reichen, vornehmen Familie angehörend — liebte ja mich ſo innig, ſo glühend, mich, den armen unbekannten Muſiker, der, niedergedrückt von Kummer, von Mangel, nichts hatte, als ſeine Kunſt und dieſe Liebe. Und das Mädchen mit ihrer Liebe war mir das Höchſte; wie zu einem Stern in finſterer Nacht ſchaute ich zu ihr empor, die ſo hoch über mir ſtand, und da ich mich mit aller Kraft meiner Seele, meines Talents ihr zu nähern ſuchte, ſo hob ich mich empor, vielmehr ſie hob mich empor, und wenn ich etwas geworden bin, ſo habe ich es ihr zu verdanken. Wie ein lichter Geiſt ſchwebte ſie über mir und reichte dem armen Verſinkenden ihre Hand und zog mich aus dem Dunſtkreis dieſer Welt in die heiteren himmliſchen Gefilde der Kunſt.“ — — — —

Der Graf ſchüttelte leiſe den Kopf.

„Ich war damals der Verzweiflung nahe,“ fuhr der Muſiker fort, „ich fühlte in mir die Kraft, in meiner Kunſt etwas zu leiſten, aber dieſe Kraft war gelähmt, ich litt Mangel an Allem, ich fand keine Anerkennung. Sie half mir in jeder Beziehung;

Er hatte dieſelben feinen, edlen Züge ſchon geſehen; dieſen wunderbaren, marmorgleichen Teint, die zarten, ein wenig lächelnden Lippen, die glänzenden Augen, deren Lider ſchläfrig, wie halb geſchloſſen erſchienen, und zwiſchen denen hervor es doch blitzte und funkelte.

Ja, er hatte dieſes Geſicht ſchon geſehen oder doch wenigſtens ein demſelben ſehr ähnliches, nur daß ſich jenes zu dieſem verhielt wie ein ſchönes Bild mit etwas kaltem Ausdrucke zum lebensfriſchen Original.

Und dieſes Original hier zeigte, wie es ſo bequem, ja, man hätte ſagen können, mit einer göttlichen Faulheit in ſeinem Wagen lag, ſo prachtvolle, weiche, angenehme, runde Formen — und welch zierliche Hände: ſie hatte ſie auf ihren Schooß zuſammengelegt, und ihre kleinen Finger hielten einen rieſigen Roſenſtrauß; jetzt erhob ſie ihre Rechte und grüßte mit einer kleinen Bewegung derſelben, als der junge Mann, von ihrem Anblicke hingeriſſen, im Vorbeireiten ſeinen Hut zog und ſich tief und achtungsvoll gegen die Beiden verbeugte. Dabei hatte ſie ein wenig gelächelt — ach, und das war ein Lächeln, ſo reizend, wie Arthur nie etwas Aehnliches geſehen! Ihre großen, dunkeln Augen hatten ihn eine Sekunde lang angeblickt, und dabei hatte ſie ihre Lippen geöffnet — nein, geöffnet iſt nicht das richtige Wort, ſetzen wir mit den Gedanken des jungen Mannes hinzu —, dieſer wunderbare Mund war ihm in dieſem Augenblicke erſchienen, wie eine Roſenknospe, die plötzlich aufſpringt, ſinnverwirrenden Duft rings um ſich her verbreitend.

Die Straße führte hier glücklicherweiſe etwas aufwärts und trat zugleich in den Wald ein; Arthur konnte ſo, ohne ſich gerade auffallend zu benehmen, ſein Pferd im Schritte

gehen laſſen, auch ſeinen Hut abnehmen, um ſeine heiße Stirn im Schatten der alten Bäume zu erfriſchen: er that das auch und dann ritt er auf der linken Seite des Weges hart am Chauſſeegraben, um dem nachrollenden Wagen Gelegenheit zu geben, an ihm vorbeifahren zu können.

Dieſes Manöver ging auch ganz glücklich von Statten: er hörte die Equipage herankommen, er wandte ſein Pferd etwas gegen die Straße, er ließ es ein wenig ſteigen, während er abermals grüßte, ließ es hierauf in zwei wilden Sätzen den Wagen überholen und bog dann links ab in den Wald hinein mit einem tollen Sprunge über den breiten Graben — der Huſar mochte ſehen, wie er nachkommen konnte.

Hatte er nicht in dieſem Augenblicke einen kleinen Aufſchrei vernommen, hatte ſich die ſchöne junge Dame nicht haſtig aufgerichtet und raſch gegen den Rand des Wagens geworfen, um ihm beſſer nachblicken zu können — gewiß, er war überzeugt, daß ſie es gethan; ſehen konnte er freilich nichts davon, da es doch gar zu affectirt geweſen wäre, wenn er ſich mitten im Sprunge umgewendet hätte.

Daß ihm aber die junge Dame nachgeblickt, das beſtätigte der brave Huſar, der ein paar Sekunden ſpäter nachkam.

Wie war es ſo friſch und duftig im ſchönen, grünen Walde, wie ritt es ſich ſo herrlich auf dem weichen Mooſsboden, und ſein Auge als Künſtler — wie fand es volle Befriedigung beim Anblicke der maleriſchen, knorrigen, alten Baumſtämme, beim Lichte und Schatten in den Laubmaſſen, bei dem goldenen Reflexe, den der Strahl der Sonne hervorbrachte, wo er ſich hier und da in das Dickicht ſtahl, die

rieſigen Stämme vergoldend, Lichter und Funken ausſtreuend auf Strauch und Gras!

Arthur ritt auf einem kleinen Fußwege, von dem er wohl wußte, daß er, wie die breite Fahrſtraße, auf denſelben Punkt im Gebirge führe: es war dies eine Höhe mit einem kleinen Schlößchen im mittelalterlichen Style, die Fahnenburg genannt, mit einer herrlichen Ausſicht auf das wellenförmige, mit Wald bedeckte Terrain bis zur Rheinebene hin — und mit einer guten Reſtauration. Als er an letztere dachte, fiel ihm ſeine arge Verſchwendung von heute Morgen ein und er ſeufzte tief. Es war Hundert gegen Eins zu wetten, daß ſich die ſchöne Fremde mit ihrem Begleiter auf der Fahnenburg einfinde und dort oben vom Balkon Ausſicht mit Erdbeeren genoß. Man hatte allerdings das Recht, in die Reſtauration einzutreten, auch ohne etwas zu genießen: er konnte ſich als Abgeſandter der Künſtlergeſellſchaft benehmen und die Lokalitäten einſehen — ſollte doch bei dem Feſte nächſter Woche die Fahnenburg der Tummelplatz eines wilden Kampfes ſein, hielt doch hier der Drache Griesgram die zarte Jungfrau Freude gefangen, welche durch den Prinzen Maiwein befreit und gerettet wurde. Wie hätte er heute Morgen ſo ſchön eine vortreffliche Probe dieſes Feſtſpieles abhalten können — dort oben die zarte, ſüße Freude, von einem Griesgram bewacht, er ein thatendurſtiger, kühn erregter Prinz Maiwein! Er hätte ſie dem Alten abgerungen, er hätte ſie vor ſich auf ſein ſchwarzes Roß genommen und an einen ſtillen, heimlichen Ort gebracht, den er hier in den Bergen wußte, wo ein mooſiger Baumſtamm die ſchönſte Ruhebank bot, über welcher ſich rankendes Epheu und andere Schlingpflanzen auf die natürlichſte Weiſe als Laubdach

wölbten und wo ein murmelnder Quell ſo laut geſchwätzig war, daß er auf angenehme Art die langen Pauſen ausfüllte, die im ſüßeſten Geplauder wohl zuweilen entſtehen können.

So dachte er und ſo träumte er und hörte endlich wieder das Rollen der Räder und ſah den Wagen, freilich noch fern, durch die Büſche ſchimmern.

Obgleich die Fahnenburg noch hoch über ihm lag, ſo beſchloß er doch, hier eine Zeit lang zu raſten: er ſah den Balkon des Schlößchens, und da er auch ſie ſehen konnte, wenn ſie heraustrat, ſo mußte die junge Dame auch den ſchlanken Reiter entdecken, wenn ſie zufällig abwärts blickte. Er ſtieg von dem Rappen, klopfte ihm ſeinen glatten Hals und gab die Zügel dem Huſaren, der die etwas warmen Thiere in dem kühlen Waldſchatten hin und her führte, dann ſetzte ſich Arthur auf die Wurzeln einer alten Eiche, zog ſein Skizzenbuch aus der Taſche und that, als ob er zeichnete.

Droben hielt nun der Wagen; man konnte deutlich hören, wie die Pferde ſchnaubten und ſich ſchüttelten. Arthur folgte jetzt in Gedanken allem dem, was vor ſich gehen mußte: man öffnete den Schlag des Wagens, ſie ſetzte ihren kleinen Fuß auf den Tritt und ſtützte ſich vielleicht auf den Arm ihres Begleiters, während ſie ausſtieg — ach, dieſer glückliche, beneidenswerthe Begleiter! —, dann trat ſie ins Haus, ging die Treppen hinauf und ....

Ja, da trat ſie hinaus auf den Balkon; er meinte, ſie ſagen zu hören: „Wie ſchön der Anblick iſt — a—a—a—ah!“ — Und dann ſog ſie mit einem wonnigen Gefühle die friſche, duftige Waldluft ein.

Arthur freute ſich in der That, daß er jetzt hier unten war und nicht droben, wo er ebenfalls auf den Balkon

hinausgetreten wäre, immerhin etwas bewegt, etwas verlegen und sie begrüßend, wahrscheinlich mit einer sehr gewöhnlichen Redensart. Was sollte er auch eben machen? Saß er hier nicht an einem schönen Punkte, zeichnete er nicht die kleine, so malerisch gelegene Fahnenburg und links an ihr vorbei den abfallenden Bergrücken, in dessen Einsattlung die Ebene mit dem Rheine erschien, und sang er nicht dazu mit seiner wohlklingenden, hellen Stimme aus dem bekannten Liede:

„Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar."

Es ist dies ein Lied, dessen schöne, jetzt aber so sehr mißbrauchte Weise damals von Jedermann gesungen wurde, von Manchem, der oft nicht wußte, was es bedeuten sollte, daß er gar so traurig war, und der sich wenigstens einbildete, traurig zu sein.

Ueber die Blätter seines Skizzenbuches aufwärts schauend, sah er, daß sie jetzt auf die Seite der Altane trat, wo er tief unter ihr auf den Wurzeln der alten Eiche saß, daß sie hinabblickte, vielleicht zu ihm, den sie wohl wiedererkannte — daß sie jetzt von dem Balkone verschwand, wahrscheinlich, um drinnen Erdbeeren zu frühstücken.

Ach, wer so eine Erdbeere gewesen wäre, oder das Glas, aus dem sie vielleicht trank, oder der Schemel zu ihren Füßen — junge Künstler haben häufig dergleichen extravagante Wünsche, die ihnen vielleicht in der Ausführung nicht das Vergnügen verursachen würden, wie sie es sich in ihren Phantasieen ausgemalt.

Es war eine halbe Stunde vergangen, eine unendlich

lange — langweilige halbe Stunde, welche Rodenberg dazu anwendete, die Fahnenburg flüchtig zu skizziren und sich so gewaltsam zwang, seine Gedanken von der jungen Dame abzulenken, die hoch droben saß, gewiß unbewußt, daß er hier unten an sie dachte.

Da wieherte der Rappe, und der Husar, leise heantretend, meldete: „Der alte Herr und die junge Dame, welche wir im Wagen gesehen, kommen den Fußweg herab und hieher.“

„Meinetwegen,“ gab Rodenberg mit der unerhörtesten Heuchelei zur Antwort und that, als ob er emsiger zeichnete, aber er fuhr nur mit dem Bleistifte in der Luft herum; er sah weder das Papier seines Skizzenbuches, noch die Fahnenburg, er dachte auch in diesem Augenblicke eigentlich nichts mehr, sondern sein ganzes Denken und Fühlen hatte sich in einem einzigen Sinne vereinigt, dem Gehör — er horchte und vernahm eine tiefe Stimme, die in einer fremden Sprache redete, dann das Geräusch von Schritten auf Laub und weichem Moos und dann das Rauschen eines seidenen Kleides.

O, es gibt Augenblicke der Spannung, wo uns die wundervollste Musik nicht so entzückt, als das Rauschen eines seidenen Kleides! Es ist das ein eigenthümlicher Ton, mit nichts Anderem zu vergleichen; es regt in gewissen Augenblicken unsere Nerven auf, es verdunkelt unsern Blick, es macht unsere Hand zittern.

So erging es Arthur, und als er, sich gewaltsam bezwingend, eine lustige Melodie pfeifen wollte, machte er die nämliche Erfahrung, wie der wilde Jäger: seine gespitzten Lippen brachten keinen Ton heraus.

Jetzt mußten die Fremden neben ihm stehen und jetzt war der Moment, aufzublicken — ja, sie war es, es war die junge Dame, die er im Wagen gesehen und die jetzt neben ihm stand. Sie hatte ihren leichten Strohhut in der Hand, und da ihr Begleiter, der hinter ihr stand, ihre schwarzseidene Mantille trug, so war jetzt ihre ganze schlanke und doch wieder so volle Gestalt sichtbar. Sie trug ein Kleid von dünner, naturfarbiger Seide; es war eigentlich kein Kleid, sondern ein Gewand: ein Gewand, wie es die Maler lieben, welches, mit anliegenden Aermeln und einem sorgfältigen Obertheile, die Körperform gänzlich verhüllt und doch wieder so vortheilhaft zeigt.

Sie beugte sich zu dem jungen Manne herab, blickte ungenirt auf sein Papier und sagte mit einer äußerst wohlklingenden, vollen und doch so weichen Stimme: „Ah, Sie zeichnen das — wie schön!“

Diese Worte, in deutscher Sprache an ihn gerichtet, betonte sie so fremdartig, daß er augenblicklich mit sich im Reinen war, sie sei eine Fremde, eine Italienerin, vielleicht eine Spanierin.

„Wenn Sie mir erlauben,“ fuhr sie fort, „so sehe ich Ihnen ein wenig zu, während Sie zeichnen, das unterhält mich ganz außerordentlich“ — und ehe er noch antworten konnte, hatte sie neben ihm Platz genommen auf der knorrigen Baumwurzel und faßte mit ihren kleinen Fingern, an denen sie einen Glacé-Handschuh vom hellsten und zartesten Lila trug, das eine Ende des Skizzenbuches.

Es zitterte auch gar zu arg in seiner Hand!

Und so sollte er zeichnen, an diesem heißen Frühlingstage, in ihrer warmen, duftigen Nähe!

Er that wenigſtens ſo und gab ſich die außerordentlichſte Mühe, ſich mit ſeinem Bleiſtifte nicht zu ſehr zu compromittiren, indem er irgend einen unpaſſenden Strich machte.

Der Begleiter der jungen Dame, der alte Herr mit der dunklen Geſichtsfarbe und dem ſchwarzen Barte, hatte ſich dem Pferde genähert und betrachtete mit großem Vergnügen den prächtigen Rappen.

„Sie zeichnen das zu Ihrem Vergnügen?“ fragte ſie — „o, Sie zeichnen ſehr gut, ja ausgezeichnet, wenn Sie es nur zu Ihrem Vergnügen thun!“

„Ich bin ein Maler, mein Fräulein,“ gab er zur Antwort.

„A—a—a—ah,“ erwiederte ſie mit einem wundervollen Lächeln, „Sie ſind alſo ein Künſtler, ein guter Künſtler, hier auf dem Papiere wie dort auf dem Sattel Ihres ſchönen Pferdes — ich liebe ſchöne Zeichnungen — und ſchöne Pferde,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, während welcher er mit einer ſtummen Verneigung ſeines Kopfes geantwortet — er wußte auch wahrhaftig nicht, was er erwiedern ſollte, er kam ſich überhaupt ſo dumm, ſo hölzern, ſo einfältig vor, daß er ſich ſelbſt am Ohr genommen hätte, wenn er allein geweſen wäre, und er wünſchte jetzt faſt, allein zu ſein. Sie blickte ſo aufmerkſam auf ſein Papier und auf ſeine Hand und kam ihm dadurch ſo nahe, daß er den ſüßen Hauch ihres Mundes ſpürte.

Er wußte immer noch nicht, was er ihr ſagen ſollte, und fühlte, daß er vor Verlegenheit erröthete, aber geſchehen mußte etwas. Statt fortzuzeichnen, hätte er lieber auf das Papier geſchrieben und hätte ihr geſagt, wie er gleich im erſten Augenblicke verwirrt geweſen ſei, faſt betäubt, als er

ſie im Wagen geſehen, wie ſie das ihm, einem Maler, nicht übel nehmen könne, und wie dies eine Wirkung ſei, die ihr ſchönes Geſicht, ihre herrliche Geſtalt gewiß auf jeden fühlenden jungen Menſchen ausüben müſſe. — Er ſchrieb das aber nicht, er dachte es nur, und als er mit dieſen Gedanken zu Ende war, ſchien er ſich vergewiſſern zu wollen, ob dies gute Gedanken ſeien, denn er wandte ihr nun auf einmal ſein Geſicht voll zu, um ſie anzuſchauen, während er ſein Skizzenbuch etwas niederſinken ließ.

Auch die junge Dame ſah Arthur im gleichen Augenblicke ins Geſicht — daſſelbe reizende Lächeln wie vorhin erſchien wieder auf ihren Zügen und entzündete ſeine frohe Laune.

„Beim Himmel," ſagte er heiter, „Sie ſind wohl eine wunderbare Waldfee, wie ſie glücklichen Künſtlern zuweilen erſcheint?"

„Was iſt eine Waldfee?"

„O, eine Waldfee iſt ein junges, ſchönes, weibliches Weſen, das gewöhnlich vom Himmel herabſteigt und im Dunkel der Wälder erſcheint, um irgend einen Sterblichen glücklich zu machen!"

„Nein, dann bin ich es nicht," erwiederte ſie lachend, „denn ich komme nicht vom Himmel herab und wüßte auch nicht, womit ich Jemanden glücklich machen könnte."

„O, das wüßte ich wohl," ſeufzte er in ſich hinein, indem er ſeinen Blick wieder raſch dem Papiere zuwandte, denn ihre ſchönen Augen mit dem heiteren, glücklichen Ausdrucke brannten tief in ſein Herz hinein.

„Werden Sie dieſe kleine Zeichnung hier fertig machen?" fragte ſie nach einem längeren Stillſchweigen.

Er bejahte das, indem er eifrig zeichnete. Ihm war ein guter Gedanke gekommen, und als er nun einmal wußte, was er wollte, da irrte ſein Bleiſtift nicht mehr wild und zwecklos auf dem Papiere umher, ſondern gewandt zog ſeine geübte Hand hier eine feſte Linie, dort eine andere, ſchattirte dazwiſchen einzelne Stellen, während er auf anderen das weiße Papier als helles Licht ſtehen ließ, und ſo entſtand wie durch Zauberei eine Anſicht der kleinen, zierlichen Fahnenburg.

„Wie ſchön," rief ſie dazwiſchen, „wie außerordentlich ſchön und ähnlich — ah, es iſt ein großes Glück, ein ſo vortrefflicher Zeichner zu ſein!"

„Sie zeichnen auch, mein Fräulein?"

„Nein, ich habe dazu kein Talent!"

„Sie haben es vielleicht nie verſucht. Man muß verſuchen, um zu erfahren, ob ein Talent in uns ſteckt."

„O doch, ich habe darin meine Proben gemacht und viel Papier verdorben, es aber nie ſo weit gebracht, daß man einen Baum von einem Hauſe hätte unterſcheiden können." Als ſie das ſagte, lachte ſie ſo heiter und launig und zeigte dabei ihre ſchön geformten, weißen, glänzenden Zähne, daß dem jungen Manne augenblicklich durſtig zu Muthe wurde und er noch lebhafter als bisher an den heimlich ſtillen Platz dachte mit der Moosbank, den Schlingpflanzen und dem murmelnden Quell; ja, er konnte ſich des Gedankens daran ſo gar nicht entſchlagen, daß, als ſie nach einer Pauſe ſagte, dies ſei wohl der ſchönſte Punkt des kleinen Gebirges, er zur Antwort gab: „O nein, der ſchönſte Punkt iſt aber nicht weit von hier und ſo reizend, wie man ſich nur etwas denken kann."

und dabei blieb unser Verhältniß so unschuldig, so rein, wir waren zwei spielende Kinder, und wenn sie stundenlang neben meinem Klavier saß und sich endlich entfernte, so war es mir genug, wenn sie mir die Hand reichte, und ich diese kleine weiße Hand in Verehrung und Liebe an meine Lippen drücken durfte."

Der Graf schüttelte stärker mit dem Kopfe und sagte nach einer Pause: „nehmen Sie mir nicht übel, lieber Charles, ich thue merkwürdige Blicke in Ihr früheres Leben. Sie sagen mir, Sie hatten mit Mangel und Noth zu kämpfen gehabt, aber Sie kamen doch in die besten Kreise der Gesellschaft, Sie hatten ja Freunde, wie mich z. B. Warum haben Sie denn um Gotteswillen nie über Ihre Lage gesprochen?"

„Erlauben Sie mir, bester Graf," entgegnete der Musiker mit einem bitteren Lächeln, „das gieng damals nicht wohl an; es ist ganz richtig, Sie und viele Ihrer Standesgenossen kannten mich, hatten mich gern, aber weßhalb? Mich, meiner Kunst zu Liebe? — Gewiß nicht! das heißt der wahren Kunst zu Liebe nicht; ich war gern bei Ihnen gesehen, ich durfte eine Cigarre bei Ihnen rauchen, denn ich wußte mich in Ihren Salons zu benehmen, und es gelang mir durch die fürchterlichsten Entbehrungen in meinem Aeußern so zu erscheinen, daß Sie sich nicht zu schämen brauchten, mich Ihrem Freund dem Grafen A. oder dem Baron B. zu präsentiren. — Monsieur Charles — ein junger Musiker, der's aber, wie es scheint, nicht nöthig hat, der uns, durch vielleichtige Anforderungen, nicht in Verlegenheiten bringen wird. — So gieng ich bei Ihnen aus und ein, und nur deßhalb wurde ich bei Ihnen geduldet. Ein einziges Wort über meinen wirklichen Zustand hätte diesen Nimbus zerstört und mich in Ihren Augen in die Alltäglichkeit zurückgeworfen; — ich brauchte Ihre Kreise, ich brauchte Ihre Protektionen, wenn auch keiner besonders viel für mich gethan. Als ich mein erstes Werk schrieb — und ich hätte es nicht schreiben können, Graf

„Den müſſen wir auch ſehen!“ rief die junge Dame mit großer Entſchloſſenheit, wobei ſie den Kopf umwandte und ihren Begleiter durch ein Zeichen herbeirief.

Dieſer ſchien ſich mit Mühe von dem ſchönen Pferde, welches der junge Mann geritten, trennen zu können, und als er ſich näherte, bemerkte er zu Rodenberg in franzöſiſcher Sprache: „Ein ſuperbes Thier, ein koſtbares Pferd — iſt es aus einem der Geſtüte des Landes — ſind Sie ſchon lange im Beſitze deſſelben?“

Wie der junge Maler ſich anſchickte, zu antworten, beugte ſich die ſchöne Fremde wieder nahe, ſehr nahe auf das Skizzenbuch herab, um die faſt vollendete Zeichnung genauer anzuſehen — ja, ſo nahe, daß, wenn er ein indiscreter Menſch geweſen wäre, ſeine Lippen bei einer ganz kleinen Biegung des Kopfes ihr ſtarkes, duftiges Haar hätten berühren müſſen — aber er war nicht indiscret, er hatte nicht einmal den Muth, indiscret zu ſein, ſchon bei dem Gedanken daran ſchlug ihm ſein Herz wie das eines Schulknaben, der auf einem Apfeldiebſtahle erwiſcht worden iſt, und als der Begleiter der jungen Dame ihn, wie eben geſagt, fragte, überkam ihn das Gefühl eines redlichen Jungen, beſonders da ſie jetzt ihr klares, offenes Auge gegen ihn wandte, und er hätte um Alles in der Welt nicht lügen mögen. Deßhalb antwortete er: „Dieſer allerdings ſehr ſchöne Rappe iſt aus einem königlichen Geſtüte, trakehner Blut mit arabiſchem gemiſcht, doch gehört das Pferd nicht mir — ein Freund hat es mir geliehen.“

„Da dieſer Freund wohl wußte,“ ſagte der alte Herr in verbindlichem Tone, „welch vortrefflichem Reiter er das ſchöne Thier anvertraute.“

„Ich hatte Angſt," ſagte die junge Dame, „als Sie vorhin über den breiten Graben hinſetzten; „warum ritten Sie nicht lieber der Straße nach, auf der wir fuhren?"

„Das wäre allerdings bequemer und auch viel angenehmer geweſen," erwiederte er mit leichtem Seufzer; „glauben Sie aber nicht, mein Fräulein," ſetzte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen hinzu, „daß ich aus Uebermuth ſo mit einem Pferde über Hecken und Gräben ſetze — ich ritt nur zur Probe heute ein wenig toll im Walde umher."

„Zur Probe?" fragte ſie lachend — „wozu brauchen Sie eine Probe?"

„Zu einem Künſtlerfeſte, welches in einigen Tagen hier in dieſem Walde gefeiert werden ſoll und wobei ich die Ehre habe, den wilden Jäger vorzuſtellen."

„Ah, ein Künſtlerfeſt in Coſtume, das muß herrlich werden!"

„Ich hoffe, es wird gefallen."

„Das ſollten wir mit anſehen," verſetzte raſch die junge Dame mit einem Blicke auf ihren Begleiter, der mit einer ſehr gleichgültigen Miene die Achſel zuckte, was wohl ſo viel heißen konnte, als: ‚das iſt ſehr unnöthig.' oder als: ‚meinetwegen, wenn es Ihnen Vergnügen macht.'

Sie ſchien dieſem Achſelzucken die letztere Bedeutung zu geben und ſagte in einem ſehr entſchloſſenen Tone: „Ja, wir wollen bleiben oder für das Künſtlerfeſt nach einem kleineren Ausfluge in die Umgegend wieder zurückkehren."

Der alte Herr verbeugte ſich ſchweigend.

„Ich habe ein ſolches Künſtlerfeſt nie geſehen," fuhr ſie fort — „welch intereſſante Coſtumes werden Sie haben,

von Künſtlern gezeichnet, von Künſtlern ausgeführt, man kann dabei etwas lernen!“

Rodenberg hatte indeſſen ſeine Zeichnung vollendet und verſah ſie jetzt mit einer kleinen Unterſchrift, indem er den Namen: ‚die Fahnenburg‘, hinſchrieb und das Datum beiſetzte. Dann zog er ſein Federmeſſer aus der Taſche, trennte das Blatt mit einem raſchen Schnitte aus ſeinem Buche und übergab es der jungen Dame, indem er ihr ſagte: „Sie machen mir eine Freude, wenn Sie dieſe unbedeutende, flüchtige Skizze zur Erinnerung an die Gegend, welche Ihnen ſo wohl gefällt, annehmen wollen.“

Sie ſah ihn überraſcht, ja befremdet an und warf einen verſtohlenen Blick auf ihren Begleiter, der abermals die Achſeln zuckte, aber dieſes Mal unverkennbar mit einer bejahenden Geberde.

„Ja, ich will dieſes ſchöne Blatt nehmen,“ ſagte die junge Dame raſch, „und danke Ihnen herzlich dafür; aber Sie müſſen Ihren Namen beiſetzen, damit ich mich auch ſpäter des freundlichen Gebers beſſer erinnere.“

Der junge Maler nahm, ſich verbeugend, das Blatt zurück und ſchrieb ſeinen Namen darunter in großen, deutlichen Schriftzügen: Arthur Rodenberg. Dann ſagte er in einer leicht zu errathenden Abſicht: „Soll ich Ihnen das Blatt zuſammenrollen, denn ſonſt können Sie es wohl nicht gut mitnehmen?“ worauf ſie haſtig erwiederte:

„O nein, das wäre ſchade, ich werde es ſorgfältig tragen und in den Wagen legen.“

„Oder laſſen Sie es mir ſo lange, bis wir von dem kleinen Spazirgange zurückkommen, den ich Ihnen vorgeſchlagen und der Sie gewiß nicht gereuen wird.“

„Haben wir dazu noch Zeit?“ fragte ſie ihren Begleiter.

Dieſer zog ſeine Uhr hervor und erwiederte mit dem Achſelzucken, das ihm, wie es ſchien, zu jeder Antwort nöthig war: „Zeit haben wir wohl; wenn uns der Spazirgang nur nicht zu weit führt.“ Indem er das ſagte, fuhr ein eigenthümliches Lächeln über ſeine ſonſt ſo unbeweglichen Züge.

„So gehen wir denn,“ ſagte ſie, indem ſie ſich raſch erhob.

„Aber bis zu Ihrem Wagen werden Sie mir doch erlauben, das Blatt in mein Skizzenbuch zu legen?“

„Werden Sie es nicht vergeſſen?“

„O nein, weder dieſes Blatt noch den heutigen Tag — noch ....“ — er wollte ſagen: noch ſie werde er vergeſſen, doch überkam ihn abermals jenes fatale Schulbubengefühl, das ihn ſonſt nicht ſo leicht befallen, und er ſetzte hinzu: „noch die Güte, mit der Sie dieſes Blatt angenommen.“

Darauf gingen ſie mit einander fort, und der alte Herr folgte wenige Schritte hinter ihnen, während der Huſar auf einen Wink Rodenberg's zurückblieb.

Die reizende Fremde genoß in vollen Zügen die Schönheit des ſchattigen Waldes, die duftige Friſche des ſchönen Morgens; Rodenberg wollte ihr den Hut abnehmen, den ſie an ihrem Arme trug, doch wollte ſie das nicht zugeben, ſondern ſagte heiter: „Geben Sie nur recht auf meinen Schatz Achtung“ — damit meinte ſie das Blatt in ſeinem Skizzenbuche, und nachdem ſie das geſagt, drückte er dieſes alte Skizzenbuch unbemerkt, wie er glaubte, an ſeine Bruſt.

Doch ſie hatte das geſehen mit dem blitzenden Auge unter den ſchönen, ſchläfrigen, langen Wimpern hervor — ſie lächelte, doch nicht gegen ihn, ſondern hinauf zur maje-

ſtätiſchen Krone einer rieſenhaften Eiche, dann ſtrich ſie mit beiden Händen ihr dickes Haar von den Schläfen hinweg und meinte: „O, man kann nicht genug an ſich hinwehen laſſen von dieſer wunderbaren Waldluft — o, wie ſich dieſelbe ſo leicht und angenehm athmet!“

Sie ſog die allerdings erfriſchende, würzige Luft in einem vollen Zuge in ſich, daß ihre Bruſt anſchwoll, worauf ſie etwas wie einen langen, tiefen Seufzer ausſtieß.

Arthur ging wie träumend neben ihr; ihm war zu Muthe, als erlebe er ein köſtliches Märchen. Wie war das liebliche Weſen, welches neben ihm ging — leicht ſchreitend wie ein Reh —, ſo ganz anders, wie alle die Frauen und Mädchen, die er bis jetzt kennen gelernt! — War ſie ihm nicht erſchienen ſo unverhofft und plötzlich, wie die Feen zu erſcheinen pflegen, und wurde nicht dieſe faſt zauberhafte Wirkung noch erhöht durch den fremdartigen Schnitt ihres ſchönen, edlen Geſichtes und durch ihre pikante Betonung der deutſchen Sprache! Dabei war ſie jetzt, wo ſie neben ihm auf dem ſchmalen Fußpfade ging, ausgelaſſen und munter wie ein glückliches Kind; ſie brach in einen Freudenruf aus, wenn ſie ein Eichhorn ſah, das ſich in raſcher Flucht von Zweig zu Zweig ſchwang, ſie ahmte lachend und mit einer wunderlieblichen Stimme den Geſang des Kukuks nach, ſie pflückte, ſich elaſtiſch niederbeugend, Waldblumen und zierlich geformte Gräſer, und wenn zufällig eine dicke Baumwurzel ihren Weg kreuzte, ſo überſchritt ſie dieſelbe nicht, ſondern ſprang mit der Gewandtheit einer Gemſe auf die Erhöhung und ebenſo wieder von derſelben herab.

Dieſes letzte Spiel war wohl am gefährlichſten für die leicht erregbare und ſchon genugſam erregte Phantaſie des

jungen Malers; sie hob dabei ihr Gewand ein wenig auf und ließ ein Füßchen sehen, so zierlich, so fein, wie Arthur nie etwas Aehnliches geschaut und wie er es auch bei einer Erwachsenen nicht für möglich gehalten.

Dabei streifte zuweilen ein Sonnenblick, das dichte Laub durchbrechend, ihr Gesicht und überzog es mit goldenem Scheine.

Dabei sangen die Vögel des Waldes, die hin und her huschende Amsel, der Schwarzkopf auf der äußersten Spitze des Zweiges, der Finken zahlreich Geschlecht, und sogar jetzt noch, aus dem Grunde hervor, zu dem sie gerade hinabstiegen, wo die Quelle floß — man hörte schon ihr Rauschen —, vernahm man aus dichtem, fast undurchdringlichem Gebüsche den sehnsüchtigen Schlag der Nachtigall.

Die schöne Fremde blieb plötzlich horchend stehen, und als der Gesang nun drunten verstummte, öffneten sich ihre feinen Lippen und antworteten dem zarten Sänger der nächtlichen Stille und lautlosen Einsamkeit mit einem so wundervollen Triller, zart wie ein Hauch anfangend und zu einer fast unbegreiflichen Stärke anschwellend, daß Arthur plötzlich stehen blieb und sie fast erschrocken anblickte.

„O, o," machte der alte Herr hinter ihnen, worauf sie rasch mit einem Tone abbrach, der aufs Täuschendste den klagenden Ton der Nachtigall nachahmte, und dann lachend sagte: „Das kam mir so in die Kehle, ich freue mich unendlich über den wunderbaren Morgen und den schönen Wald — ach, ach, den herrlichen Wald, den ich so selten sehe, den ächten nämlich — gemalte Wälder habe ich genug."

Damit sprang sie rasch den schmalen Fußweg abwärts,

ſo daß ihr Arthur kaum folgen konnte und der alte Herr weit zurückblieb.

Da war das Plätzchen, von dem der junge Maler geſprochen, und er hatte Recht gehabt, es zu loben. Wie kühl war es hier an dem raſch über glatte Kieſel herabfließenden Bergwaſſer, wie natürlich war der umgeſtürzte, mit Moos bewachſene Baumſtamm, der die ſchönſte Ruhebank bot, und das reizende Gewirr von Schlingpflanzen, die wie ein Laubdach darüber hinabhingen!

„Habe ich Ihnen zu viel verſprochen?“ fragte Arthur, der mit Entzücken und mit Ehrfurcht auf das ſchöne, ſeltſame Weſen blickte. Er konnte die Töne, welche ſie vorhin geſungen und wie ſie dieſelben geſungen, nicht vergeſſen.

„Warum ſetzen Sie ſich nicht zu mir?“ fragte ſie, nachdem ſie auf dem Baumſtamme Platz genommen. „Ruhen Sie ein wenig aus.“

Er that, wie ſie es verlangte, und als ſie ihn hierauf heiter lächelnd anſchaute, ſprach er Einiges über die Schönheit des Weges, der ſie hieher geführt, erzählte auch, daß dieſes ein Lieblingsplätzchen von ihm ſei, daß er, ſo oft er könne, hieher gehe, und daß es ihm von heute ab noch lieber werden würde, wenn er nicht die Erinnerung fürchtete an dieſen unvergleichlichen Morgen, dem wohl nie ein ähnlicher folgen würde.

„Das iſt ja das Loos aller unſerer Stunden und Tage,“ gab ſie zur Antwort, „und wohl ein Glück zu nennen. Unter den guten Stunden, die wir verleben, bleibt ja doch die zweite glückliche Stunde mit geringen Ausnahmen weit zurück hinter den Erwartungen, welche uns jene verſprach, und was nun gar die trüben Stunden anbelangt, ſo wollen wir dem Himmel

danken, wenn ſie ſich nicht in zu trauriger Reihe folgen — aber wiſſen Sie wohl, was uns bleibt von jenen lichten, glücklichen Stunden?“

„O ja, die Erinnerung, und von ihr will ich zehren — ja, in ihr will ich ſchwelgen mein ganzes übriges Leben hindurch, indem ich des heutigen ſchönen Morgens gedenke.“

„Ah, Sie ſind noch ſehr jung,“ gab ſie zur Antwort, und es klang etwas im Tone ihrer Stimme wie ein leiſer Spott — „Sie werden mit Ihrer kleinen Erinnerung nicht ausreichen für ein langes und glückliches Leben, das ich Ihnen wünſche.“

„Sollte es denn nicht möglich ſein,“ fragte er ſchüchtern, faſt ängſtlich, „dieſe Erinnerung wieder aufzufriſchen?“

„Und wodurch?“

„Dadurch, daß ich Sie wiederſehe!“

Sie ſah nachdenkend vor ſich nieder, während ſie leicht ihren Kopf ſchüttelte. „Ich glaube kaum,“ ſagte ſie alsdann; „Sie werden mich wohl nie wiederſehen!“

„Ah, das habe ich gefürchtet!“ ſprach er in einem Tone des Erſchreckens, welcher faſt komiſch klang und auch dieſe Wirkung auf das junge Mädchen hervorzubringen ſchien, denn es fuhr ein heiteres Lächeln über ihre Züge, ein Lächeln, das ihn ermuthigte, obgleich mit klopfendem Herzen, die kleinen Finger ihrer Hand, welche ſie feſt in die dicke Moosdecke eingedrückt hatte, anzurühren, wobei er ſagte: „Das Moos iſt feucht, Sie verderben Ihre Handſchuhe.“ — Und als ſie ihre Finger nicht ſogleich zurückzog, fuhr er mit einer flammenden Röthe im Geſichte und mit klagendem Tone der Stimme fort, ſeine Worte von vorhin wiederholend: „Ja, ich habe es gefürchtet; Sie ſind kein Weſen von dieſer Welt,

Sie ſind eine jene wunderbaren Feen, die nur auf Augenblicke erſcheinen, um uns armen Sterblichen den Kopf zu verrücken."

„Ja, ja, ſo iſt es," gab ſie mit großer Beſtimmtheit zur Antwort, „ich bin eines jener Weſen — ein böſer Geiſt, ein Geiſt der Nacht, des falſchen Schimmers, ein Geiſt des Trugs; nur zuweilen, wie heute ausnahmsweiſe, iſt es mir vergönnt, die trügeriſche Nacht, in der ich mich gewöhnlich berge, verlaſſen zu dürfen, um heiter und glücklich einen ſchönen Morgen in Waldesluft und Sonnenſchein wie den heutigen zu verleben — ja, ich bin eines jener geſpenſtigen Weſen, die unwahr und trügeriſch ſind, wenn ſie ſich in ihrem Elemente zeigen, und die ſo leicht trügeriſch und unwahr erſcheinen, wenn ſie ſich geben, wie ſie ſind."

Sie ſagte das mit einer ruhigen, faſt ſehr ernſten Stimme, und ihre Worte klangen erſt wieder heiter, als ſie hinzuſetzte: „Deßhalb nehmen Sie ſich in Acht und verlangen Sie nicht, mich wiederzuſehen!"

„O doch, laſſen Sie mich dieſes Verlangen als den heißen Wunſch meiner Seele ausſprechen!"

„Sie fordern Ihr Verderben!" gab ſie lachend zur Antwort.

„So gewähren Sie mir mein Verderben — ich muß Sie wiederſehen!"

„Sie wiſſen, Weſen unſerer Art gewähren den Sterblichen drei Augenblicke des Zuſammenſeins."

„Ja, drei Augenblicke mit einer entzückenden Steigerung."

„Um ſie alsdann zu verderben."

„Sei es darum — wann ich Sie zum letzten Male

geſehen, ſoll mir das Verderben gekommen ſein — o, willigen Sie ein," bat er dringender, „o, ſagen Sie nur die wenigen, köſtlichen Worte: ‚Ich will Sie wiederſehen!'"

Es raſchelte auf dem Fußpfade, der ſie hieher geführt: der ältliche Begleiter der jungen Dame, der den raſch Vorangeeilten langſam gefolgt war, wurde zwiſchen den Gebüſchen ſichtbar.

„O, willigen Sie ein!" ſagte Arthur mit einer flehenden Geberde.

„Nun denn, ich willige ein," entgegnete ſie heiter lachend.

„Ich darf Sie wiederſehen?"

„Ja!"

„Und wo?"

„Ach," erwiederte ſie mit einer vielleicht angenommenen traurigen Miene, doch ſtand ihr dieſe ſo außerordentlich natürlich — „wir Weſen überirdiſcher Art, wenn wir auch mit einiger Macht bekleidet ſind, bleiben doch abhängig und ſind nicht ungehindert bei unſeren Schritten, namentlich wenn es ſich um das Erſcheinen vor Sterblichen Ihrer Art handelt!"

„Ah, Sie bereuen Ihr Verſprechen," ſagte er haſtig mit einem unruhigen Blicke auf den Herannahenden, „und wollen mir durch dieſe Wendung entgehen!"

„Gewiß nicht," gab ſie zur Antwort, indem ſie ihn mit ihren großen, ſchönen Augen offen und ehrlich anſah; „glauben Sie mir, ich hätte Ihnen kein Verſprechen gegeben, wenn ich nicht die Abſicht hätte, es zu erfüllen!"

„So darf ich wirklich hoffen?"

„Ja, auch an mich glauben."

„Und das Dritte in dieſem göttlichen Bunde?"

Alfons, wenn ich jenes Mädchen nicht gekannt hätte; ich bin ſtolz darauf, Ihnen das zugeſtehen — als ich mein erſtes Werk ſchrieb und Ihnen und andern Bekannten daraus vorſpielte, fand man es charmant, ja geiſtreich, aber Viele, nicht weil es charmant und geiſtreich war, ſondern weil es Jemand geſchrieben, der in ihren Salons aus- und einging, der ein Anhängſel ihrer Geſellſchaft war, der — es eigentlich nicht nöthig hatte, ſein Brod damit zu verdienen. So glaubten Viele. Denn hätten Manche gewußt, wie dringend ich auf mein erſtes ärmliches Honorar gewartet, ſo hätten ſie mich ſchon vor der Aufführung fallen laſſen, fürchtend, wenn mein Werk falle, ſo falle ihnen der Componiſt ebenfalls zur Laſt."

„Aber beſter Charles, Sie urtheilen hart über uns."

„Aber gewiß nicht ungerecht, Graf Alfons. Heute haben Sie freilich eine andere Anſicht von mir; ich habe Erfolge gehabt, mein Name iſt genannt, und ich glaube faſt, Sie würden mir heute jede Bitte erfüllen. Aber wenn heute an meiner Stelle ein anderer armer Künſtler zu Ihnen käme, der Ihnen als talentvoll präſentirt würde, der nach einiger Zeit um Ihre Unterſtützung bitten müßte —"

„So würde ich ihn wahrhaftig unterſtützen," ſagte der Graf.

„Vielleicht wohl!" fuhr der Muſiker lachend fort, „aber Sie würden ihn unterſtützen, wie man Jemand ein Almoſen gibt, aber hier Ihre Fauteuils und dort Ihr Cigarrenkiſtchen blieben ihm fortan verſchloſſen. Ihr gebt wohl, ihr vornehmen reichen Leute, aber die wenigſten von euch verſtehen zu geben."

„Brrr!" ſagte der Graf und ſchüttelte ſich, „da habe ich eine tüchtige Lektion bekommen. Aber ich werde ſie mir zweifach merken, als Menſch und als General-Intendant der Theater. — Doch fahren Sie in Ihrer Geſchichte fort."

„O, nehmen Sie ſich davor in Acht," verſetzte ſie fröhlich lachend, „es wäre Ihr ſicherer Tod, denn wir Feen laſſen unſere Leute in dieſem Leben nicht wieder fahren!"

„Alſo ich habe Ihr Verſprechen, Sie wiederſehen zu dürfen?"

„Ja."

„Ich werde nicht mehr wagen, nach dem Worte ‚wann' zu fragen, aber ich werde viel an Sie denken, ſchöne Fee, o, unendlich viel — ich glaube, faſt jeden Augenblick, und da wäre es mir doch ſo angenehm, wenn ich dieſen Gedanken durch einen Namen verkörpern könnte."

„So nennen Sie mich die Nymphe der Quelle."

„Ein ſolcher Name läßt ſich nicht innig genug ausſprechen; wie kann man zum Beiſpiel in herzlicher Weiſe ſagen: ‚O, Nymphe der Quelle, gedenke mein!' oder: ‚Wo biſt Du, Nymphe der Quelle?' Nein, nein," ſagte er dringender, „laſſen Sie mir wenigſtens zum Andenken an dieſen herrlichen Morgen einen Namen, nur einen Vornamen!"

Sie hatte ſich langſam erhoben, wie um ihrem Begleiter entgegen zu treten, wandte ſich aber, noch dicht bei dem jungen Manne ſtehend, nach dieſem um, berührte ſeine Schulter mit ihrer kleinen Hand und ſchaute ihn einen kurzen Augenblick mit ihren glänzenden Augen an. O, es lag etwas Eigenthümliches in dieſem Ausdrucke der Augen, etwas Zauberhaftes, etwas Dämoniſches! Hätte ſie in dieſem Augenblicke geſagt: ‚Stirb für mich!' Arthur hätte ſich wenigſtens mit dem beſten Willen nach einem Dolche umgeſehen, um mit Anſtand vor ihren Füßen verbluten zu können. Doch war das ſchöne Mädchen weit davon entfernt, eine ſolch düſtere Abſicht zu hegen, vielmehr milderte ſie ihren Blick durch ein

anmuthiges Zucken ihrer Mundwinkel und durch die leiſe hingehauchten Worte: „Ich heiße Juanita.“

„Juanita?“

Sie wandte ſich raſch um und eilte luſtig plaudernd ihrem Begleiter entgegen, dem ſie von der Schönheit des Morgens ſprach, von der reizenden Stelle, wo ſie geſeſſen, und ihn einlud, dort auch ein wenig Platz zu nehmen.

Statt aber weiter vorzugehen, zog er ſeine Uhr und ſagte: „Wir haben keine Zeit mehr, Juanita; ich möchte nicht warten laſſen — —“

„O, gewiß nicht, gewiß nicht! Wie habe ich mich darauf gefreut, ſie wiederzuſehen, und wie freue ich mich noch darauf! Alſo, es iſt Zeit, ſie wird demnach bald kommen!“

„Wann wir dort oben ankommen, können wir ſie jede Minute erwarten.“

„So eilen wir denn,“ erwiederte ſie haſtig; „aber laſſen Sie mich vorher unſerem freundlichen Begleiter danken.“

„Der Herr wird uns gewiß bis zu ſeinen Pferden zurückbegleiten?“

„Ich glaube, Sie werden das thun?“ ſagte die junge Dame, indem ſie mit einem reizenden Lächeln nach Arthur hinſchaute.

„Juanita!“ hatte dieſer noch einige Male leiſe vor ſich hingeſagt und dann, ſo viel als ihm das möglich war, ſeine Gedanken geſammelt, um dieſes ſeltſame Abenteuer zu begreifen — ja, es war ein Abenteuer, das konnte der nüchternſte Menſch nicht läugnen. Dieſes auffallend ſchöne Mädchen, mit einer Figur, wie er nie etwas Aehnliches geſehen, die fremdartige Erſcheinung ihres Begleiters, dieſes Zuſammentreffen im Walde, ihr göttlicher Humor, ihre

wundervolle Stimme, ja, der Name Juanita, alles das erlaubte ihm, phantaſtiſche Fäden anzuknüpfen und eine entzückende Fortſetzung dieſes kleinen Romans zu ſpinnen.

Für heute aber kam er nicht weiter mit dieſer Fortſetzung, und die Frage der geheimnißvollen Fremden riß ihn raſch aus ſeinen Träumereien: er eilte an ihre Seite und ſie kehrten mit einander dahin zurück, von wo ſie ausgegangen.

Dieſes Mal ging der Begleiter voraus, und ſo ſchweigſam er vorher geweſen war und obgleich man auch jetzt noch ſeine Unterhaltung nicht glänzend nennen konnte, ſo war er es doch faſt allein, welcher auf dem Rückwege ſprach.

Arthur gab ſich vergeblich alle Mühe, unbefangen mit ſeiner Begleiterin zu plaudern: es wollte nicht gelingen; auch ſchien ſie auf ſeine Worte nicht zu hören, ſondern blickte ernſthaft vor ſich nieder, und wenn er leiſe eine Frage an ſie richtete, ſo antwortete ſie meiſtens nicht darauf oder nur durch ein Kopfnicken und ſang dazu faſt beſtändig mit viel weniger als halber Stimme ein Lied von einer einfachen, aber zu Herzen gehenden Weiſe und mit Worten, die er nicht verſtand — ja, die Töne kamen zwiſchen ihren feinen, wenig geöffneten Lippen kaum vernehmlich heraus, und doch klangen ſie weit in den Wald hinein, als ſeien ſie das Echo eines in weiter Ferne laut hallenden Geſanges.

Da war der Huſar mit den Pferden; er hatte ſich unter die alte Eiche geſetzt, in jede Hand einen Zügel genommen und war ſo eingeſchlafen. Als die Drei ſich ihm näherten, ſtand er auf und lachte ihnen entgegen, wie man zu lachen

pflegt, wenn man aus tiefem Schlafe plötzlich erwacht und gern nicht geschlafen hätte.

Dies schien aber nur der Begleiter der jungen Dame zu merken. Er ging wieder zu den Pferden hin, klopfte dem Rappen auf den Hals und sagte: „So flüchtig sie unter dem Reiter sind, so fromm scheinen sie in der Ruhe.“

Die junge Dame hatte, ohne das Geringste zu sagen, ihre Hand nach dem Skizzenbuche ausgestreckt, und als Arthur dasselbe ebenfalls schweigend geöffnet, die Zeichnung herausgenommen und sie behutsam in ihren Strohhut gelegt. Da ruhte sie wie in einem Korbe, den sie am Arme trug.

„Und nun danke ich Ihnen herzlich für Ihre Freundlichkeit,“ sagte sie nach einer Pause in einem Tone, der so ruhig, so fremd, ja so kalt klang, daß der Maler fast um sich geschaut hätte, ob vielleicht sonst noch Jemand hinter ihm stände; ich danke Ihnen für den hübschen Spazirgang, den wir gemacht, und für die schöne Zeichnung, welche Sie mir geschenkt, sie wird mir eine recht angenehme Erinnerung sein!“ Nach diesen Worten reichte sie ihm die Hand und wartete ruhig, bis Arthur, der verwirrt, fast betäubt war, ihre zierlichen Finger ergriffen und zwischen dem Handschuhe und dem Ende des Aermels eine passende freie Stelle gefunden, um seine Lippen darauf zu drücken.

„Leben Sie wohl!“

Er konnte nicht in derselben ruhigen, kalten Art antworten, er mochte jetzt nicht wiederholen: ‚Auf Wiedersehen!‘ er durfte ihr nicht nachrufen: ‚Behüte Dich Gott, Juanita — vergiß mein nicht!‘ — und da ihm sonst nichts Passenderes zu thun einfiel, so that er das, was für den Augen-

blick das Richtigste war: er nahm seinen Hut mit einer stummen Verbeugung ab und ließ nur seine Blicke sprechen, welche er noch einen langen, süßen Augenblick in ihre glänzenden Augen versenkte.

Fast hätte er ihren Begleiter, der sich nun näherte, um ihm zum Abschiede freundlich die Hand zu schütteln, unmuthig auf die Seite gedrückt, da er ihm im Nachsehen hinderlich war.

Da stieg sie langsam den Weg hinauf, den sie vor einer kleinen, köstlichen Stunde herabgekommen, ohne sich umzuschauen, aber singend — dasselbe Lied, das sie vorher gesungen, wobei es nur eigenthümlich war, daß es um so lauter klang, je mehr sie sich entfernte.

Nun war sie droben, und immer noch tönte das Lied fort, aber jetzt klang es so laut und gewaltig und dabei so wunderbar tönend von der Höhe herab, so tief ergreifend in den lang gehaltenen Tönen, daß er sich wie bezaubert vorkam, daß er jetzt auf einmal wieder in dem reizenden Abenteuer fortlebte, das er an der Quelle in der Phantasie angesponnen und das er nun fortsetzen zu müssen glaubte, indem er als treuer Ritter und Befreier seiner Dame das Roß bestieg und hinaufjagte, ihre Fesseln zu zerbrechen und ihr die Hülfe zu bringen, welche sie durch ihren zauberhaften Gesang in so ergreifender Weise verlangte.

Er bestieg auch den Rappen, doch als er sein Pferd gegen die Fahnenburg wenden wollte, verstummte droben der Gesang, seine phantastischen Träume zerflogen und er ritt mit einem tiefen Seufzer der Landstraße zu, wohin wir ihm vor der Hand nicht folgen wollen, indem wir sonst dem geneigten

Leſer ſchuldig wären, weiter zu berichten von dem Seelenzuſtande des jungen Mannes, was uns nöthigen würde, viel aus dem Vorhergehenden zu wiederholen. Deßhalb laſſen wir ihn allein ſeines Weges reiten, ſchweigſam und ſinnend, das Herz voll von der ſoeben erlebten Wald-Idylle.

V.

„O Jugendzeit, du grüner Wald.“

Als die junge Dame mit ihrem Begleiter wieder droben in der Fahnenburg angekommen war, ließ letzterer den Wirth kommen und fragte ihn, ob um diese Zeit gewöhnlich viele Gäste hieher kämen, worauf jener erwiederte, es sei als die größte Ausnahme zu betrachten, wenn Jemand die Fahnenburg in den Morgenstunden besuche, „und mit großem Unrechte,“ setzte er redselig hinzu, „unser Kaffee ist vortrefflich, wir lassen es nie fehlen an reinem Kaffee, an der feinsten Butter und an frischgebackenem Weißbrod — und dazu die Aussicht! Nun, Sie waren ja oben und haben sich vom Balkon umgeschaut — gibt es einen prächtigeren Blick, als von da auf die umliegenden Wälder und auf die Ebene, in der der Rhein fließt — das ist nämlich der Rhein, der große Fluß, den Sie von oben sehen, der Rhein, der ....“

„Ich weiß das, mein Freund, ich weiß das alles; wir haben die Aussicht gesehen und wollen Sie nochmals anschauen, möchten aber, daß Sie die Gewogenheit hätten, wenn doch heute ausnahmsweise einmal Gäste kämen, denselben zu sagen, das Zimmer droben mit dem Balkon sei besetzt.“

„Ah, Sie wollen dort allein sein?“ fragte der Wirth, indem er, ziemlich dumm lächelnd, einen Blick auf die junge, schöne Fremde warf.

„Es wird in kurzer Zeit ein Wagen kommen,“ fuhr der Andere in gleichgültigem Tone fort, „mit zwei Damen; diese führen Sie zu uns herauf und lassen uns alsdann allein. Küche und Keller Ihres Hauses werde ich wahrscheinlich nicht in Anspruch nehmen, Sie aber dafür zu Ihrer Zufriedenheit entschädigen.“

Der Herr und die Dame stiegen in den oberen Stock und waren noch nicht lange dort, als auch ein Wagen vor der Fahnenburg hielt, zwei Damen ausstiegen und von dem Wirthe nach oben begleitet wurden.

Der Herr, der vorhin mit ihm gesprochen, kam ihnen entgegen und sagte alsdann zu dem Besitzer der Fahnenburg, der neugierig oben stehen blieb: „Es ist gut, ich danke Ihnen“ — und zwar in so unverkennbarem Tone, daß jener sich entfernen mußte und die Treppen wieder hinabschlich.

Der Herr und die beiden Damen traten in den Salon, und kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, als sich seine ernste, ruhige Miene in einen Ausdruck der Freude, der Rührung verwandelte und er mit lauter Stimme rief: „Da sind sie, Juanita!“

Er hatte aber diese Worte noch nicht vollständig ausgesprochen, er hatte kaum die Thür geschlossen, was alles das Werk des Augenblickes war, als seine junge Begleiterin rasch von dem Balkon, auf dem sie gestanden, herbeieilte, sich mit ausgebreiteten Armen gegen die beiden Damen stürzte und die eine derselben stürmisch an ihr Herz drückte.

„O, meine geliebte Conchitta!“

„O, Juanita, meine Juanita, endlich ſehen wir uns wieder!“

„Und fröhlich wieder, wie ich hoffe!“ rief die, welche von dem Balkon herbeigeeilt war, indem ſie ſanft ihre Arme vom Halſe der anderen löſte und ſie, bei den Händen ſie ergreifend, einen Augenblick aus kleiner Entfernung beſchaute, um ſie alsdann wieder an ſich zu ziehen, ſie herzlich zu küſſen und dazwiſchen auszurufen: „Ja, fröhlich, glücklich und heiter — und auch Du biſt heiter, meine Conchitta, fröhlich und glücklich!“

„Gewiß, Juanita, und beſonders im jetzigen Augenblicke — wie habe ich mich darnach geſehnt, Dich wiederzuſehen!“

Juanita legte ihren Arm um den Hals ihrer Schweſter, denn beide waren Schweſtern, und ſie gingen beide mit einander auf den Balkon hinaus, wo eine kleine Bank ſtand, auf welche ſie ſich neben einander ſetzten — da lag der ſchöne, friedliche Wald vor ihnen, da fächelte die leicht bewegte, duftige Luft ihre unter der Freude des Wiederſehens erglühenden Wangen, da lehnte Juanita, welche die ältere war, ihren Kopf an die Bruſt ihrer Schweſter, wobei ſie ihren Arm um ihren Hals geſchlungen hielt, und weinte reichliche Thränen, während aus den großen Augen der ruhig blickenden Conchitta ebenfalls glänzende Tropfen herabrollten.

Ja, ſie waren Schweſtern, und man hätte ſie für Zwillingsſchweſtern halten können, ſo ähnlich waren ſie einander, faſt von gleicher Größe, nur war Conchitta, die jüngere, ein wenig kleiner; ſie ſchienen von gleicher Geſtalt, doch war die Juanita's etwas voller; was aber die Aehnlichkeit ihrer Züge anbelangte, ſo waren ſie ſo zum Verwechſeln, daß Jemand,

der ſie hier ſo neben einander geſehen, kaum einen bemerkbaren Unterſchied zwiſchen ihnen gefunden, es ſei denn der etwas verſchiedene Ausdruck ihrer Phyſiognomie: Juanita's Miene, der Blick ihrer ſtrahlenden Augen zeigte, beſonders wenn ſie ſprach, eine außerordentliche Lebhaftigkeit, einen beſtändigen Wechſel von Heiterkeit und Ernſt, eine raſche, ſichtbare Folge der leicht auf ſie wirkenden Eindrücke.

Conchitta dagegen erſchien viel ruhiger, ernſter, und war auch ſo in der That; ihre Mienen erzählten nicht leicht von einer beſonderen Fröhlichkeit, welche ihr Herz bewegte, obgleich ihr Charakter nichts weniger als düſter war; über ihrem ganzen Weſen lag eine milde Ruhe, von der ihre Seele erfüllt war und welche ſich häufig zeigte durch einen wohlthuenden Ausdruck ihrer Augen, durch ein freundliches Lächeln auf ihren Lippen. Gab es auch wohl zuweilen Veranlaſſungen, wo ihr dunkles Auge feuriger blitzte, wo ihr ſüdliches Blut aufzuwallen ſchien, meiſtens aber in Augenblicken, wo ſie allein war und irgend ein aufregender Gedanke ſie beſchäftigte, ſo brauchte ſie ſich nur umzuwenden, an den Himmel hinauf zu ſchauen oder ihren Blick in die grünen Laubmaſſen der Bäume zu verſenken, um ein paar Sekunden nachher wieder vollkommen beruhigt zu erſcheinen.

Juanita's Thränen hörten ein paarmal auf zu fließen und zeigten ſich ſogleich wieder, faſt leuchtend über die langen, ſeidenen Wimpern herabrollend, ſobald ſie die Schweſter wieder betrachtet, an ihr Herz gedrückt und haſtig befragt hatte, ohne auf ihre Fragen eine Antwort erwarten zu können. Dazwiſchen lächelte ſie zuweilen, lachte auch einmal über eine Bemerkung, die ſie ſelbſt machte, und ein wehmüthiges Zucken ihrer Mundwinkel verwandelte ſich vor dem ruhigen Blicke

„Dieſe Geſchichte," ſagte der junge Muſiker mit ſehr trübem Tone, „iſt, wie es in jenem Liede heißt

— eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu.
Und wem ſie juſt paſſieret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Wir mußten uns trennen, ſie ſagte mir beim Abſchiede: Familienrückſichten, über welche ſie ſich jedoch nicht näher erklären könnte, zwängen ſie, die Stadt zu verlaſſen, nöthigten ſie, mir Lebewohl zu ſagen, vielleicht auf immer — — vielleicht; freilich gab ſie mir Hoffnung auf ein Wiederſehen, aber dieſe Hoffnung hat ſich bis jetzt nicht erfüllt: ich habe nie mehr etwas von ihr erfahren."

„Und machten Sie damals," forſchte der Graf, „keinen Verſuch, ihre Wohnung ausfindig zu machen? Oder hat ſie Ihnen nie geſagt, wo ſie wohne? Wenn ſie das verheimlicht, warum ſuchten ſie es nicht zu erfahren, warum folgten ſie ihr nicht einmal von Weitem? — Thaten Sie denn nie Schritte, zu erfahren, wer das Mädchen eigentlich ſei?"

„Das hatte ſie mir ſtrenge unterſagt," antwortete Charles, „ſie hatte mich beſchworen bei Allem, was ihr und mir heilig ſei, ihr nicht nachzuforſchen; ſie verſicherte mich hoch und theuer, daß ſie in dem Augenblick, wo ich etwas Näheres über ſie erfahren würde, unſer Verhältniß zu Ende ſein würde, zu Ende ſein müßte. — Ach! und ich liebte ſie ſo innig!"

„Und ſagte ſie oft," fragte Alfons weiter, „daß ſie aus einer großen reichen Familie ſei?"

Der junge Muſiker ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte nach einer Pauſe: „nein, ſie deutete das nur einigemal an, aber oft ſprach ſie davon, wie elend ſie ſei, wie gering ſie ſich neben mir vorkomme. Ich, der doch zu ihr aufſchaute, wie zu einem Schutzgeiſt, ſtünde hoch über ihr. Ich begriff dieſe Reden nie, ihre

Conchitta's zuletzt in eine faſt ausgelaſſene Fröhlichkeit, unter deren Einfluſſe ſie gern geſungen und getanzt hätte.

„Und was wirſt Du gedacht haben," rief ſie freudig, „als ich Dich bitten ließ, mich hier, an einem dritten Orte, zu ſehen? Haſt Du nicht gedacht, da ſehe man wieder eine meiner extravaganten Launen? Und Du hätteſt Recht gehabt, wenn Du ſo gedacht hätteſt! Ich konnte mich nicht dazu entſchließen, in irgend einem kleinen, beſcheidenen Hauſe dieſer deutſchen Stadt eine enge, winkelige Treppe hinauf zu ſteigen und ein paarmal anzuklopfen und zu fragen, ehe ich Dich fände. Ja," ſagte ſie mit einem Seufzer, „wenn ich, um meine Conchitta zu finden, an einem Palaſt hätte vorfahren dürfen und in einer marmorglänzenden Halle beim Murmeln des Springbrunnens und beim Dufte der Orangen mit klopfendem Herzen gewartet hätte, bis ich das Rauſchen eines Gewandes gehört und ihr entgegengeflogen wäre ...."

Statt zu antworten, neigte die jüngere Schweſter ihre Lippen auf das dichte Haar Juanita's, worauf jene in ihrer Lebhaftigkeit fortfuhr:

„Das wird aber alles werden, mein Kind, dafür arbeite ich und dafür ſpare ich! Wir werden einen Palaſt haben, wo wir ſpäter zuſammen wohnen, nicht hier in dem kalten Deutſchland, obgleich es auch da ſchön iſt, wenn wir uns vor der heißen Sonne ſchützen können unter ſo prächtigen Laubmaſſen — ah, wie das ſchön iſt, nicht wahr, meine Schweſter?" — Sie ſtreckte ihre Rechte gegen den Wald aus und fuhr mit einer etwas gedämpften Stimme fort: „Ich bin vorhin da unten ſpaziren gegangen und habe eine recht komiſche Bekanntſchaft gemacht — doch davon ſpäter; vorerſt

ſage mir, wie es Dir geht, was Du treibſt und was Deine Kunſt macht."

Statt aber auf dieſe Fragen in Ruhe eine Antwort zu erwarten, hat Juanita aufblickend jetzt Mercedes bemerkt, die mit zuſammengefalteten Händen unter der Thür des Balkons ſtand, als ſie auf ſie zuſprang, ſie in ihre Arme riß und faſt eben ſo herzlich küßte, wie vorhin ihre jüngere Schweſter.

„Merced, Merced," jubelte ſie, „da ſind wir wieder alle beiſammen, wir alle, die ſich ſo lieb haben! Haſt Du auch Don Joſe betrachtet, wie gut er ausſieht — und immer ernſt, wofür ich ihm aber von Herzen dankbar ſein muß, denn wenn er heiter und luſtig wäre wie ich, ſo gäbe das eine ſchöne, tolle Wirthſchaft! Aber er iſt ſehr ernſt, o, ſo ſehr ernſt, daß ich Angſt vor ihm habe und ihm folge wie ein kleines Kind — hat er Dir ſchon von mir erzählt?"

Mercedes hatte ihre Hände wieder zuſammengefaltet, und, vor den beiden Schweſtern ſtehend, blickte ſie dieſelben abwechſelnd mit einem innigen, herzlichen Ausdrucke der Liebe an, und zwar ſo anhaltend, daß ſich faſt unwillkürlich ihre Augen mit Thränen füllten und ſie nun recht glücklich war, als jetzt Don Joſe ebenfalls auf den Balkon trat und Conchitta herzlich begrüßte.

„Wir haben uns gegenſeitig von Euch erzählt," ſagte er alsdann in herzlichem Tone, während er Conchitta's Hand ergriff und ihre Blicke ſich fanden, „und nur Gutes und Angenehmes: Merced hat mir geſagt, daß Du im Begriffe ſeieſt, eine große Künſtlerin zu werden."

„Und Don Joſe hat mir beſtätigt," fiel jene wieder raſch ein, „was wir aber ſchon aus den Zeitungen erfahren

und mit Entzücken geleſen hatten, welche Triumphe Juanita gefeiert und wie ihr Name in ſo kurzer Zeit ſchon berühmt und in Jedermanns Munde iſt."

„Der Name, den ich angenommen," erwiederte das junge Mädchen, indem ſie, plötzlich ernſt werdend, mit der Hand über ihre Augen fuhr .... — „reden wir nicht von mir, wenigſtens nicht von meinen Erfolgen, davon kann euch Don Joſe erzählen, wenn ihr einmal allein ſeid .... — Ah, es freut mich," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ſie ihre Schweſter mit erneuter Innigkeit betrachtete, „daß Dein Talent ſich ſo glänzend Bahn bricht, und doch ſchmerzt es wieder, daß Du ſelbſtändig ſein wirſt und meiner Liebe nicht Alles verdanken willſt!"

„Wie Du immer noch egoiſtiſch biſt, ſogar in Deiner Liebe," ſagte Don Joſe.

„Ach ja, ich bin es," gab Juanita in einem faſt trockenen Tone zur Antwort — „ja, ich könnte Neid gegen meine gute Conchitta fühlen, wenn ein ſolches Gefühl überhaupt bei meinem Charakter möglich wäre! Sie iſt die wahre Künſtlerin, während ich mit einem Scheine der Kunſt, mit einem falſchen Schimmer mich begnügen muß .... — Iſt es nicht eigenthümlich," fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe wieder heiter fort, „daß ich auch Talent zum Zeichnen habe und es bis jetzt gar nicht gewußt?"

„Haſt Du in der That den Verſuch gemacht, zu zeichnen? Wie ſollte mich das freuen — bei Deinen vielen Reiſen würden ſelbſt die flüchtigſten Skizzen ſpäter eine angenehme Erinnerung für Dich ſein."

„Ja, ich begnüge mich auch mit flüchtigen Skizzen," ſprach Juanita heiter — „ſieh nur!"

Sie nahm aus dem Strohhute, welcher neben ihr auf dem Boden lag, die uns bekannte Zeichnung und zeigte sie Conchitta, während sie die Unterschrift mit ihrer Hand verdeckte.

„Das hast Du gezeichnet?“

Juanita nickte mit einer angenommenen Ernsthaftigkeit, doch konnte sie sich schon im nächsten Augenblicke des Lachens nicht erwehren und rief, in laute Fröhlichkeit ausbrechend: „Nein, nein, es ist das Geschenk eines jungen Mannes, den ich zufällig unten kennen lernte — ich erwähnte dessen ja vorhin, Dir wird wohl der Name bekannt sein!“

„Arthur Rodenberg,“ las Conchitta; „ich habe den Namen schon häufig gehört, doch sah ich diesen Herrn Rodenberg, so viel ich mich erinnere, nie.“

„Du sahst ihn nie?“ fragte Juanita erstaunend — „so kennt Ihr Künstler Euch also nicht unter einander?“

„Du vergißt, daß ich eine Künstlerin bin — die jungen Männer werden wohl alle mit einander bekannt sein, doch ich kenne nur sehr wenige von ihnen.“

„Das habe ich mir anders gedacht,“ erwiederte Juanita und fuhr, nachdem sie ein paar Sekunden über etwas nachgedacht, in unbefangenem Tone fort: „Das habe ich mir in der That anders gedacht; ich glaubte, man lernte zusammen, man arbeite gemeinschaftlich in großen Sälen, man tausche dabei seine Ansichten aus.“

„Das thue ich auch wohl, doch nur in einem sehr beschränkten Kreise von Bekannten.“

„Ah — nun ja, ich begreife das; ich sah jenen jungen Künstler da unten zeichnen, und als ich begreiflicherweise seine Skizze gelobt, riß er sie aus seinem Skizzenbuche und bot

ſie mir an — es wäre unhöflich geweſen, ſie auszuſchlagen."

„Dieſer Künſtler, ein recht angenehmer junger Mann," bemerkte Don Joſe, „ritt ein prachtvolles Pferd, das ihm ein Freund, wie er ſagte, geliehen."

„Und das er zur Probe eines Feſtes hier im Walde herumgetummelt."

„Ah ja," machte Conchitta in gleichgültigem Tone, „ſie feiern ein Frühlingsfeſt — es ſoll, wie man ſagt, ſehr ſchön werden."

„Du ſagſt, ſie feiern?" fragte Juanita erſtaunt — „ſo biſt Du nicht mit dabei?"

„Man hat ſie dringend eingeladen," ſagte Mercedes, „ſie ſolle Theilnehmerin ſein am Feſte oder Zuſchauerin, und ſie hat beides abgelehnt."

„Das begreife ich nicht, daran thateſt Du Unrecht!"

„Und ſie hatten mir eine ſo ſchöne Rolle zugedacht!" ſprach Conchitta, indem ſie ihre dunklen Augen über das Balkongeländer hinweg auf den friſchen Wellen der ſich leicht bewegenden Laubkronen ruhen ließ — „ich ſollte die Freude vorſtellen, die hier oben gefangen gehalten wird und welche durch den Prinzen Maiwein befreit wird."

„Und wer ſtellt den Prinzen Maiwein vor?"

„Ein ſehr angenehmer junger Mann, ein Engländer, der aber die Kunſt nur zu ſeinem Vergnügen treibt," miſchte ſich Mercedes in das Geſpräch, wobei ſie den Zeigefinger gegen Conchitta aufhob und ſcherzhaft drohend ſagte: „Wir ſind etwas eigenſinnig, und es würde Allen große Freude machen, wenn Conchitta Theil nehmen wollte."

„Und vor Allen wohl dem Prinzen Maiwein?"

„Lytton!“

„Lytton!“ wiederholte Juanita, „ein ſchwerer, kaum auszuſprechender engliſcher Name; da wäre mir Rodenberg geläufiger.“

„Auch Rodenberg ſoll bei dem Feſte ſein — ſo viel ich gehört, ſtellt er den wilden Jäger vor.“

Juanita nickte mit dem Kopfe.

„Jetzt aber,“ ſagte Conchitta, welche den Wunſch zu haben ſchien, dieſes Geſprächsthema zu ändern, „wie lange bleibſt Du bei uns und wohin gehſt Du?“

„Davon ſpäter, mein liebes Herz, ich bin ja bei Dir und muß von Deinen Angelegenheiten hören.“

„Nicht wahr, Don Joſe,“ wandte ſich Mercedes an dieſen, „Conchitta könnte unter meiner Aufſicht wohl das Feſt der Künſtler mitfeiern; ich als Weisheit würde die Freude begleiten.“

„Gewiß, weiſeſte und zuverläſſigſte aller Duennen — ich vertraue Dir ſo, daß unſere Conchitta das unbedingt thun darf, wozu Du ihr räthſt!“

„Und Herr Lytton hat ſie ſo dringend gebeten.“

„Mir ſcheint, Du protegirſt dieſen Herrn Lytton.“

„Er iſt mir einer der liebſten von allen jungen Leuten, die wir hier kennen gelernt, ein ſchöner junger Mann, ſehr gebildet, von guter Familie und großem Vermögen.“

„O Merced, Merced!“ ſagte Don Joſe lachend.

„Du haſt mir verſprochen, nicht mehr darüber zu reden,“ ſagte Conchitta faſt empfindlich; „Du hältſt Dein Wort ſchlechter als Herr Lytton, der des Feſtes nicht mehr gegen mich erwähnt, ſeit ich ihn darum gebeten!“

„Alſo biſt Du in der That entſchloſſen, dieſes Feſt weder mitzumachen, noch anzuſchauen?“

„Weder mitzumachen, noch anzuſchauen!“ erwiederte Conchitta.

„Gut denn,“ ſagte Juanita, während eine heitere Laune aus ihren lebhaften Augen blitzte, „ſo leihe mir Deinen Namen und laß mich ein wenig die Freude vorſtellen.“

„Unmöglich!“ rief Conchitta mit großer Entſchiedenheit, und Mercedes ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Warum nicht? — Laßt mir die Freude, zur Freude Anderer die Freude vorzuſtellen. Schaut doch uns Beide an, ſehen wir uns nicht zum Verwechſeln ähnlich? Und da wir, wie ich hoffe, im Coſtume erſcheinen werden, ſo wird in einer ungewohnten Tracht Niemand in mir eine falſche Conchitta ahnen. Bitte, thue mir den Gefallen! Oder fürchteſt Du,“ fuhr ſie in einem ernſteren Tone fort, „daß ich Dich in irgend etwas bloßſtellen könnte? Laß Dir von Joſe erzählen, wie ich mich jungen und alten Männern gegenüber, und unter ihnen ſolche von den ausgezeichnetſten Eigenſchaften, zu benehmen pflege — ſprich, Joſe!“

„In dieſem Punkte, wie in ſo vielen, biſt Du über alles Lob erhaben,“ gab der jungen Dame ihr älterer Begleiter zur Antwort.

„Bitte, Conchitta, warum willſt Du mir dieſe kleine Unterhaltung nicht gönnen?“

„Wie könnte ich Dir einen Wunſch abſchlagen, deſſen Erfüllung in meiner Macht läge!“

„Und dieſen zu erfüllen liegt nicht in ihrer Macht,“ ſagte Mercedes raſch; „da Conchitta ſich geweigert, ſo wurde die ihr zugedachte Rolle einer Anderen übertragen.“

„Ach, wie ſchade!“ rief Juanita. „So laß uns denn wenigſtens als Zuſchauerinnen dem Feſte beiwohnen!“

„Laß mich davon wegbleiben,“ bat Conchitta mit einer ungeduldigen Bewegung; „ich habe meine Gründe, die ich Dir ſpäter mittheilen werde!“

„Es ſei, ich werde Deine Gründe achten, wie Du hoffentlich meinen Wunſch, dieſes Feſt zu ſehen! Laß mir dieſes Vergnügen,“ bat ſie in ſchmeichelndem Tone, „ich ſah noch nie dergleichen und ſtelle mir ein ſolches Treiben der heiteren Künſtlerwelt gar zu köſtlich vor!“

„Du willſt als Zuſchauerin anwohnen?“

„Als Zuſchauerin, als Conchitta, vielleicht auch als mithandelnde Perſon,“ erwiederte Juanita lachend, „natürlich unter der ſtrengen Obhut Don Joſe's; ich habe jetzt meine Ferienzeit und möchte ſie heiter benutzen. Daß ich Dich in keiner Weiſe bloßſtelle, wirſt Du mir glauben — Deiner Schweſter, die Dich über Alles liebt und die für Deinen Ruf beſorgter iſt, wie für ihren eigenen!“

Conchitta wollte etwas antworten, wahrſcheinlich wiederholt eine Einwendung machen gegen den Plan ihrer Schweſter, doch küßte dieſe ſie herzlich und verſchloß ihr ſo den Mund, indem ſie alsdann raſch fortfuhr: „Bitte, keine Einwendungen mehr, kein Wenn und Aber, ich weiß alles, was Du ſagen willſt: Du wollteſt mir bemerklich machen, wie es ja unmöglich ſei, daß ich für Dich gelten könne, wenn man mich in der Stadt ſähe; aber ich will mich nicht ſehen laſſen. Wenn ich ausfahre oder Dich zu beſuchen komme, was morgen geſchehen wird, nachdem ich die Freude gehabt habe, Dich zum erſten Male in dieſer herrlichen Gegend wiederzuſehen, unter Gottes freiem Himmel, ſo werde ich dicht verſchleiert

gehen, wie das überhaupt meine Gewohnheit iſt — nicht wahr, Joſe?"

„Ich muß das bezeugen!"

„Hörſt Du wohl; alsdann kennt mich Niemand hier, und ich unterhalte mich köſtlich, indem ich einen Tag Deine Rolle ſpiele."

„Du wirſt aber meine Rolle nicht ſpielen können," gab die Schweſter zur Antwort. Ihr Geſicht hatte ſich freundlich erheitert und ſie ſchien jetzt Gefallen zu finden an der großen Lebhaftigkeit ihrer Schweſter und deren Freude über das bevorſtehende Abenteuer. — „Wenn Du mich mit Glück vorſtellen willſt, mußt Du viel ruhiger und ernſter ſein; Deine Dir eigenen raſchen Bewegungen, Deine Art, ſo lebhaft und eindringlich zu reden, ſo lieb ſie mir auch iſt, würde Dich augenblicklich verrathen."

„Meine Kunſt wäre gering," gab Juanita zur Antwort, „wenn es mir nicht gelingen ſollte, das Benehmen einer ſo ſtillen, beſcheidenen Malerin anzunehmen — ach, ein Benehmen, meine liebe Conchitta," fuhr ſie wieder mit überſtrömendem Gefühle fort, „das ſo ſchön iſt, ſo zart, das ich ſo ſehr liebe und das ich in Gedanken immer und immer vor mir ſehe!"

„Du beſchäftigſt Dich zu viel mit mir," verſetzte beſcheiden die jüngere Schweſter.

„Man muß ſich wohl mit Dir beſchäftigen, kleiner Eigenſinn, der trotz ſeines ſchüchternen und eingezogenen Weſens einen ſo feſten, ſelbſtändigen Sinn hat — ich kann es Dir immer noch nicht verzeihen, daß Du mir nicht geſtatten wollteſt, gänzlich für Dich zu ſorgen, ich hätte es doch ſo

gut gekannt, und daß Du es vorzogſt, Deine eigene Exiſtenz zu gründen, eine ſo beſcheidene Exiſtenz."

„Ich fühle Talent in mir, und das mochte ich nicht vernachläſſigen," verſetzte Conchitta in ruhigem Tone, aber mit großer Entſchiedenheit. „Doch ſprechen wir jetzt einmal von Dir, Du haſt Dich bis jetzt nur mit mir beſchäftigt."

„Ja, wir wollen jetzt von Dir hören," ſagte auch Mercedes.

„Etwas von mir hören? — Nun gut, mit Vergnügen, ich werde Euch eine große Arie ſingen."

„Das ſpäter, Juanita — wir möchten jetzt etwas von Deinem Leben vernehmen," ſprach die jüngere Schweſter mit ihrem ſo einfachen Tone.

„Ach, von meinem Leben laßt mich Euch nichts erzählen: es iſt das ſo glänzend und doch wieder ſo ärmlich, ſo bewegt und doch wieder ſo langweilig; eigentlich lebe ich nur wenige Abendſtunden, wie ein Nachtſchmetterling, und das Denken und Arbeiten meines ganzen Tages, gewöhnlich abgeſchieden von der Welt, muß ſich mit dieſen paar Abendſtunden beſchäftigen — laßt mich über das glänzende Elend hier nicht reden, hier im friſchen, grünen Walde an Deiner Seite, wenn ich in Dein gutes, liebes Auge ſehe — ſpäter einmal davon, wenn wir in unſerem Schloſſe am Kaminfeuer ſitzen, wenn die hochrothe Gluth des flammenden Holzes uns beſtrahlt, wenn draußen der Wind heult und der Regen gegen die Fenſter peitſcht, dann erzähle ich Dir ſchauerliche Märchen vom Intendanten Blaubart, der ein ſchwarzes Gemach hatte, wie der Andere deſſelben Namens, dabei zu wenig Kopf, aber viel zu viel Herz und ein ungeheuer weites Gewiſſen; auch von jener blutdürſtigen Rotte erzähle ich Dir,

einzige Hoffnung wäre — ſo ſagte ſie mir beim Abſchiede — daß mir ſpäter einmal vergönnt ſei, ſie zu mir empor zu ziehen.“

„Ah ſo!“ ſagte der Graf und verſank in tiefes Nachdenken.

„Doch was helfen dieſe Grübeleien!“ fuhr Charles fort, „noch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, das Mädchen einſt wieder zu finden, und wenn ich ſie wieder finde, ſo ſoll keine Macht der Erde im Stande ſein, ſie mir wieder zu entreißen.“

„Und Sie beſitzen kein Bild von ihr?“ ſagte Alfons nach längerem Stillſchweigen; „ich wäre wirklich begierig, dieſe Züge zu ſehen, vielleicht, daß ich mich doch ihrer erinnerte.“

Der Muſiker zog aus einer Brieftaſche ein kleines Portefeuille heraus, öffnete es, drückte an einer Feder, und ein kleines Miniaturbild kam zum Vorſchein, das er dem Grafen überreichte.

Dieſer nahm es raſch aus ſeinen Händen, lehnte ſich in ſeinen Fauteuil zurück, und betrachtete das kleine Bild lange ernſt und ſchweigend. — — Ja, ſie war es, es war Anna, die ihm zweimal erſchienen war, und die ſelbſt auf ihn, den Vielerfahrenen, einen ſolchen Eindruck gemacht hatte, daß er heute nach langen Jahren dieſes Mädchen nicht vergeſſen konnte.

„Und es iſt dieſelbe mit dem blonden Haar, die Sie auch gekannt?“ fragte Charles erwartungsvoll, worauf der Graf, ohne ihm eine Antwort zu geben, nur leicht mit dem Kopfe ſchüttelte, aufſtand und die Klingel zog.

Ein Bedienter erſchien in der Thüre.

„Iſt Amadäus von ſeinen Ausgängen zurückgekommen?“ fragte der Graf, und Jener antwortete:

„So eben trat der Haushofmeiſter in's Vorzimmer und wünſchte den Herrn Grafen zu ſprechen.“

„Laß' ihn ſogleich herein kommen!“

Der Diener zog ſich zurück und Amadäus trat herein.

die man Schriftſteller nennt, eigentlich Theater-Recenſenten, und mit denen Don Joſe zu kämpfen hat; zuweilen beſiegt er ſie oder ſtopft ihnen das Maul mit Gold und Juwelen, ein anderes Mal unterliegen wir, und dann fallen ſie über mich her und ſuchen mich zu zerfleiſchen — aber," ſetzte ſie mit leiſerer Stimme und freundlich lächelnd hinter der vorgehaltenen Hand hinzu, „ich mache mir nichts daraus, mögen ſie ſchmeicheln und zu meinen Füßen kriechen, oder mögen ſie mich biſſig anklaffen, ich lache über ſie und verachte das Geſindel — o, an ſolchen Abenden will ich Dir wunderbare Geſchichten erzählen, Geſchichten von vor und hinter den Couliſſen, Geſchichten vom allerliederlichſten Hofe und vom allerhöchſten Pöbel — nein, ich verſprach mich, doch iſt das gleichviel, es gibt Lagen, wo beide Eigenſchaftswörter für beide Theile gelten, und daß ich die Wahrheit rede, das ſoll Dir alsdann Joſe bezeugen, unſer guter, lieber Joſe, der ſo viel für mich thut, eigentlich Alles, denn wenn er ſeine Vorbereitungen getroffen hat, ſo brauche ich nur meinen Mund zu öffnen oder ſpäter, wenn ich müde bin, mich zu Bette zu legen, am anderen Tage erfahre ich auch Alles durch ihn, wie viel Blumen ſie ruinirt, wie oft man mich herausgerufen, wie viele Viſitenkarten man mir geſchickt und wie oft ſo ein Intendant oder Direktor geſagt: ‚Beim Himmel, göttlich!' Doch iſt ſo ein armer Mann nur das traurige Echo eines allerhöchſten Hofes, hohen Adels oder der verehrungswürdigen Anderen; würde einer von dieſen drei Köpfen der gierigen Schlange, die man Publikum nennt, mich mittelmäßig oder gar ſchlecht finden, ſo wird es von jenem Echo nicht mehr heißen: ‚Beim Himmel, göttlich!' ſondern man würde ſich achſelzuckend abwenden, wenn ich erſchiene.

„Aber Gott ſei gedankt," fuhr ſie mit erregter Stimme fort, während ſich ihre Augenlider hoch emporhoben und ihre dunkeln Augen darunter hervorblitzten, „ſie finden mich göttlich, ſie finden mich wunderbar, ſie finden mich über alle Beſchreibung, ſie kriechen vor mir, ſie liegt mir ſchmeichelnd zu Füßen die ganze bunte, hinterliſtige Schlange, von der ich vorhin ſprach; ich darf ſie offen und ohne Scheu verachten, ich darf ſie mißhandeln, denn ich bin jung, ſchön und eine große Künſtlerin, ich darf ſie mit Füßen treten, und ich thue das mit einer leidenſchaftlichen Freude, weil ich die elende Falſchheit dieſer Schlange kenne, weil ſie auch mich zu begeifern verſucht und weil es mir ein ſüßes Gefühl iſt, Rache zu nehmen für alle die unglücklichen Geſchöpfe, die ſich vergebens ſträubten gegen die Umſchlingung dieſer Schlange, die ſich umſonſt abmühten, ehrlich und redlich zu bleiben, die dahinſiechen und verderben vor dem giftigen Blicke des Ungeheuers, vor dem heißen, betäubenden Hauche, der aus dem offenen Rachen deſſelben dampft.

„Nach großen Erfolgen auf den blutgedüngten Schlachtfeldern dieſer Welt ſpricht man achſelzuckend von Kanonenfutter — wer denkt in gleichem Sinne des Theaterfutters warmfühlender, lebenskräftiger Weſen, die für keine großen Erfolge zu Grunde gehen, die kein Bewußtſein haben, für eine gute Sache dahin zu welken, die vergehen in der Hand eines Mächtigen, weil er die Gelegenheit und die Macht hatte, ihnen gefährlich zu werden.

„Du ſiehſt mich ſtaunend an, meine Schweſter, und haſt ein Recht dazu; nicht wahr, ich komme Dir ſehr alt vor und überverſtändig? — Ja, was ich da vorhin ſagte, kam aus meinem Theaterherzen. Ich habe nämlich die wunderbare

Eigenſchaft, mein Herz nach Gefallen wechſeln zu können, und wenn ich vor die heißen Lampen trete und vor die noch heißeren Blicke jener Schlange, zwiſchen die ſtaubigen, unnatürlichen Bäume, zwiſchen die gemalten, trockenen Waſſerfälle, da laß ich zurück mein warmes, gutes, gefühlvolles Alltagsherz und trage ein anderes bei mir, das trocken iſt und alt, das mir aber ſehr verſtändigen Rath ertheilt und das ganz ruhig, gleichförmig, ja, gefühllos ſchlägt."

„Doch in Deiner Kunſt erlebſt Du auch andere, heitere Stunden, nicht wahr, meine arme Schweſter?"

„Wenige, denn wo ich in meiner ſo ſchönen, ſo göttlichen Kunſt wirke und lebe, fühle ich auf die eine oder die andere Art den Athem des giftigen, Alles benagenden Gewürms und ſchaudere vor jeder Berührung zurück — und doch haben wir heitere, glückliche Stunden, nicht wahr, Joſe?" fuhr ſie mit einem flüchtigen Blicke auf ihren Begleiter fort; „aber mit der wahren Kunſt haben dieſe gewöhnlich nicht viel zu thun. Wie lachen wir, Joſe und ich, wenn nach einem Abende, wo das Publikum beſonders toll war, Briefe einlaufen, Geſchenke, Blumen — maſſenhaft, und wenn wir Zeit haben, etwas von dem Wahnſinn zu leſen, den man an mich ſchreibt; die Geſchenke werden zurückgeſandt ....

„Du ſiehſt," unterbrach ſie ſich hier ſelber, „ich trage als einzigen Schmuck im gewöhnlichen Leben immer noch den einfachen mauriſchen Reif, das Erbſtück von Mutter und Großmutter her." Sie ſchob bei dieſen Worten ihren Aermel etwas zurück, ſo daß ein einfacher Ring von mattem Golde zum Vorſchein kam.

Mercedes ergriff die Hand Juanita's und drehte an

dieſem Ringe, bis ein paar arabiſche Buchſtaben zum Vorſchein kamen, welche ſie innig küßte.

„Ja, die Geſchenke," fuhr die Erzählerin fort, „werden ohne alle Ausnahme zurückgeſchickt, Blumen und Kränze erhalten die Kellner des Gaſthofes, welche ſie, wenn ich abgereist bin, wieder zu hohen Preiſen verkaufen; die Briefe aber werden auf eigenthümliche Art verwandt: meine Kammerfrau macht Haarwickel für mich daraus, und wenn ſie alsdann von den albernen Schreibern befragt wird, ſo kann ſie mit gutem Gewiſſen ſchwören, ihre Zeilen ſeien mir ſehr nahe gegangen."

„Wie intereſſant aber muß es ſein, die Bekanntſchaft ſo vieler Menſchen zu machen!" meinte Mercedes.

„Um faſt die Achtung vor allen zu verlieren!" erwiederte Juanita ſeufzend. „Glaube mir, nach einem großen Gaſtſpiele ſuche ich förmlich die Einſamkeit auf oder heitere, einfache Menſchen, die nicht wiſſen, wie ein Theatervorhang ausſieht. Das iſt meine Erholung, mit ihnen zu leben, mit ihnen zu plaudern, die friſche Luft, die ich genieße; dabei iſt mir ſo wohl, ach ſo wohl, wie jetzt hier im erfriſchenden Dufte dieſes ſchönen Waldes."

Bei dieſen letzten Worten war ſie aufgeſtanden und hatte ihre Schweſter mit ſich fortgezogen bis an den Rand der Terraſſe, wo ſie ihre Arme ſanft um Conchitta's Schultern legte und ihren Kopf an deren Bruſt ruhen ließ.

VI.

„Sie ſah mich arglos freundlich an.“

Olfers war an dieſem Morgen zu Michel Angelo Schmitz gegangen, um deſſen Kunſtſchätze anzuſehen, wie er ihm ſchon öfters verſprochen.

Der kleine Mann war hoch erfreut darüber und führte ſeinen geehrten Gaſt in ein mäßig großes Zimmer, das er ſeinen Salon nannte, an deſſen Wänden die Kunſtwerke hingen, welche er durch Tauſch oder Kauf an ſich gebracht oder von einem Freunde oder Bekannten geſchenkt erhalten hatte.

Dieſer Salon war zu gleicher Zeit das Wohnzimmer der Madame Schmitz, der Mutter Michel Angelo's, einer bejahrten Dame, die ſich hier ſehr glücklich fühlte bei der Freude ihres Sohnes, eine ſo werthvolle Gemäldeſammlung zu beſitzen. Sie hatte ihren Aufenthalt gewöhnlich an einem der beiden Fenſter, wo ſich ein bequemer Lehnſtuhl befand und wo ſie vermittelſt eines an der Außenſeite des Hauſes angebrachten Spiegels die ganze Nachbarſchaft gewiſſermaßen beherrſchte oder vielmehr controlirte, denn es entging ihr kein Spaziergänger dieſer Straße, kein Beſucher irgend welches

Hauſes, ja, kein Gruß zu einem geöffneten Fenſter hinauf oder von einem ſolchen herab, ja, nach der Art dieſes Grüßens combinirte ſich Madame Schmitz kleine Verhältniſſe ſchon lange im Voraus, ehe ſie öffentlich wurden, und wenn alsdann Michel Angelo von einem derſelben als einer unerhörten Neuigkeit ſprach, ſo wußte Madame Schmitz dieſelbe nicht nur ſchon lange im Voraus, ſondern ſie war auch im Stande, ſehr umſtändlich anzugeben, welche Nachbarin bei dem Attentate auf das Herz eines beliebigen jungen Mädchens in der Straße beſonders thätig geweſen war.

Michel Angelo Schmitz war übrigens ein viel zu zartfühlender Sohn, um ſeiner Mutter die Freude zu verderben, als habe er etwas Näheres über ein ſolches Verhältniß gewußt, vielmehr fand er Alles mit der ſtaunendſten Miene von der Welt merkwürdig und ganz beſonderlich.

Madame Schmitz urtheilte gewöhnlich ſehr milde über alle Vorfälle in der Straße, nur konnte ſie es nicht leiden, wenn ein Herr und eine Dame, die beide nicht in der Straße wohnten, ſich dennoch hier zuſammenfanden; darüber konnte ſie ſich in bitteren Redensarten ergehen und mochte es nicht begreifen, warum man ſich gerade die Straße, wo ſie wohnte, zu dergleichen Zuſammenkünften ausgeſucht.

Wir wiſſen, daß der ſelige Herr Schmitz ſeinem Sohne die ſchönen Vornamen Michel Angelo in der Hoffnung gegeben, es werde einſtens ein großer Maler aus ihm werden, eine Vorausſetzung, die jedoch nicht eingetroffen war, weßhalb Madame Schmitz ſich des einfachen „Michel“ bediente, wenn ſie ihrem Sohne rief, gewiß in der zarten Abſicht, um in dieſem keine trüben Gedanken zu erwecken. Sie war überhaupt eine gute und ſehr brave Frau und ſorgte heute noch,

wie in früheren Zeiten, mit einer rührenden Zärtlichkeit für das Wohl ihres Kindes. Wenn sie einen Fehler hatte, so war es ihr Argwohn gegen jedes weibliche Wesen, das sich ihrem Sohne näherte, indem sie bei allen jungen und alten unverheiratheten Damen Eroberungsgelüste voraussetzte auf die Hand Michel's, das heißt auf sein kleines Vermögen, sein Haus und seine berühmte Gemäldesammlung.

Um die Charakteristik dieser würdigen Dame zu vollenden, müssen wir noch ihrer eigenthümlichen Gewohnheit erwähnen, alle Dinge, selbst die geringfügigsten, sehr geheimnißvoll und mit großer Wichtigkeit zu behandeln: so konnte sie zum Beispiel ihren Sohn mit einer fast beängstigenden Feierlichkeit zu sich ans Fenster rufen, ihren Mund an sein Ohr neigen und ihm anvertrauen, daß der Doktor Strampfer gegenüber heute schon, Anfangs Mai, mit einer weißen Hose ausgegangen sei.

„Merkwürdig" oder „ganz erstaunlich" pflegte der gute Sohn gewöhnlich hierauf zur Antwort zu geben, worauf Madame Schmitz ihn fest anschaute, zwei- bis dreimal mit dem Kopfe gegen ihn nickte und dazu eine Miene machte, als wolle sie sagen: „gib nur Achtung, was daraus entstehen wird", ehe sie zu anderen wichtigen Betrachtungen überging.

Roderich war also von Schmitz in den Salon geführt worden und betrachtete die Gemäldesammlung, nachdem er vorher mit der Mutter seines Bekannten einige freundliche Worte gewechselt hatte.

Michel Angelo hatte die Aufmerksamkeit gehabt, das schöne Aquarell, welches er von dem berühmten Maler zum Geschenke erhalten, sogleich mit einem geschmackvollen Rahmen zu versehen und an dem besten Platze im ganzen Zimmer

aufzuhängen, ja, über demſelben war ein kleines Reis mit friſchen Lorbeerblättern befeſtigt.

Olfers ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe, als er ſeine Arbeit ſo ehrenvoll bekränzt ſah, und ſprach darüber einige freundliche Worte.

Michel Angelo rieb ſich ſtill lächelnd die Hände und erwiederte: „Wenn ich auch mein Glück über den Beſitz dieſes Kunſtwerkes mit einem ganzen Kranze von Lorbeeren nicht genügend hätte ausdrücken können, ſo bin ich doch an dieſer Verzierung unſchuldig, ſo gerechtfertigt ich ſie auch finde.“

Der Andere ſah ihn fragend an.

„Sennora Conchitta, unſere liebe Hausgenoſſin, die ſich nicht minder über dieſes Geſchenk gefreut, hat es verziert.“

„Ah!“ machte Roderich und ſchritt weiter längs der Wand hin, um ſich die übrigen Bilder und Zeichnungen zu betrachten.

Er fand manch Gutes, manch Werthvolles: Oelſkizzen, Kreidezeichnungen und Aquarelle, mit berühmten Namen verſehen, von denen die meiſten, da ſie alle freundſchaftliche Geſchenke waren, ſehr bemerklich prangten und ſo ſchon von Weitem den freundlichen Geber verkündeten.

Schmitz folgte ſeinem Gaſte auf dem Fuße, blieb ſtehen, wo dieſer ſtehen blieb, ging auch wohl einige Schritte voraus, um vor einem beſonders werthvollen Schatze ſtehen zu bleiben und ſo die ganz beſondere Aufmerkſamkeit Roderich's zu erwecken. Dabei trippelte der kleine Mann ganz vergnügt von einem Fuße auf den anderen, rieb ſich die Hände und verbeugte ſich für jedes Lob, das ſeinen Kunſtwerken geſpendet wurde, als ſei er nicht nur der Beſitzer, ſondern auch der Verfertiger derſelben.

Dazwiſchen warf er hier und da einen heiteren Blick auf ſeine Mutter, aber nur ſehr ſelten und wenn er durch eine Wendung faſt dazu gezwungen war, denn ſo oft er die alte Dame anſchaute, winkte ſie ihm mit großer Wichtigkeit, näher zu kommen, und hatte jedesmal eine Thatſache von ganz außerordentlichem Belange mitzutheilen. So zum Beiſpiel fand ſie, daß Herr Roderich dem ſeligen Schmitz merkwürdig ähnlich ſähe, und als dies Michel Angelo entſchieden in Abrede ſtellte — denn zwiſchen beiden beſtand in der That auch keine größere Aehnlichkeit, als vielleicht zwiſchen einer Billardkugel und einem Pflaumenkern —, war Madame Schmitz ſichtlich gekränkt und blickte eine Zeit lang zum Fenſter hinaus, ehe ſie ihrem Sohne in ſehr ernſthaftem, flüſterndem Tone und nachdem ſie lange mit ſo erſtaunter Miene und ſo angelegentlich an den Himmel emporgeſchaut, als würde dort eine der merkwürdigſten Naturerſcheinungen ſogleich ſichtbar, die Mittheilung machte, ſie habe vorhin eigentlich ſagen wollen, Michel's Vater, der ſelige Schmitz, habe beſtändig die Gewohnheit gehabt, ſeinen Stock genau ſo an den Stuhl zu lehnen, wie es Herr Roderich auch gethan, worauf der zuvorkommende Sohn raſch mit der beiſtimmenden Bemerkung, das ſei in der That ganz erſtaunlich, ſich loskaufte und wieder zu Roderich eilte.

„Da haſt Du ein prächtiges Blatt von Rodenberg,“ ſagte dieſer, indem er vor einer Zeichnung ſtehen blieb, welche den edlen Ritter von la Mancha darſtellte, wie er, auf öder Haide allein daherreitend, hoch in den Wolken die Bilder ſeiner künftigen Heldenthaten und Schickſale erblickt — es iſt das ein ganz außerordentliches Talent und ſchade, daß er ſeine Zeit mit Malen zubringt, da ihm doch jeder Begriff von der

Behandlung der Farben und ihrer Wirkung abgeht — wenn doch einer ſeiner vertrauteren Freunde ihm das beibringen wollte!“

„Walter hat es gethan und mit ſo gutem Erfolge, daß Rodenberg die feſte Verſicherung gegeben hat, ſo bald keinen Pinſel mehr anzurühren.“

„Walter iſt der Mann dazu, Jemandem ſo etwas einbringlich zu ſagen und ihn zu warnen vor ſolch einer Verſchwendung der koſtbaren Zeit, und kann ſich dabei ſelbſt als Beiſpiel aufſtellen. Aber mich freut es, wenn Rodenberg auf den richtigen Pfad gekommen iſt — wie jammerſchade — mir that es jedesmal leid, wenn ich ihn ſo auf falſchem Wege ſeine Zeit wegwerfen und die Leinwand verderben ſah! Hat er Walter's Offenherzigkeit übel genommen?“

„Nicht im geringſten; ich war vorhin bei Walter. Durch den Entſchluß, nicht mehr zu malen, ſei Rodenberg förmlich ein Stein vom Herzen gefallen — ſie hätten das mit einer ſehr luſtigen Nacht gefeiert.“

„Wie die glücklich ſind!“ murmelte Roderich, während er die Arme über einander ſchlug und die Zeichnung noch aufmerkſamer betrachtete. „Siehſt Du,“ ſagte er nach einer Pauſe, „dieſen ſo poetiſch gefühlten und trefflich ausgeführten Contraſt zwiſchen der Erde und dem Himmel, welch letzterem der edle und ſinnreiche Junker in ſeinen Träumereien faſt nur allein anzugehören ſcheint, während Roſinante, mit dem hängenden Kopfe und eingezogenem Schweife matt einhertrabend, ſo ganz irdiſch iſt. Wie trefflich iſt die öde, melancholiſche Gegend der Mancha mit wenigen Strichen dargeſtellt, ſo todt und doch wieder ſo lebendig: man glaubt den Abendwind flüſtern zu hören, wenn er durch die Diſtel-

Er hatte ſich ſeit dem letzten Herbſt durchaus nicht verändert, der alte Mann. Wenn man ihn ſo ſah mit ſeinem ſchneeweißen Haar, dem ruhigen Geſichtsausdruck, im ſchwarzen Frack, weißer Weſte und Halsbinde, die ganze Geſtalt auch bis in das kleinſte Detail unverändert, ſo hätte man glauben können, er komme ſo eben von der Treppe herein, wo er im vergangenen Herbſte draußen auf dem Jagdſchloſſe die Herrſchaften entlaſſen.

Meiſter Amadäus näherte ſich ehrfurchtsvoll dem Grafen, der ihm, die Hand entgegenſtreckend, die ſeine herzlich ſchüttelte.

„Nun, alter Herr, ſagte Alfons lächelnd, „habe ich Alles ordentlich wieder nach Hauſe gebracht, fehlt nichts an meinem Wagen und den Reiſe-Requiſiten; iſt von meinen Kleidern und der Wäſche nicht zu viel dahinten geblieben?

Worauf Meiſter Amadäus lächelnd erwiderte:

„Man kann nicht mehr verlangen, Herr Graf, es iſt in der That ordentlich zugegangen. Freilich muß der Reiſewagen gleich zum Sattler, es iſt viel daran ruinirt, aber das iſt bei ſo einer langen Reiſe nicht anders zu erwarten. Ein Fußſack iſt allerdings zurückgeblieben, von den Reiſepfeifen fehlen auch einige, Franz behauptet, ſie wären zerbrochen — dafür aber —“ hier ſtockte der Alte ſchlau lächelnd. —

„Nun, dafür aber? — Was wollen Sie ſagen, Amadäus?“

„Dafür aber haben Sie auch Einiges mit zurückgebracht, Herr Graf, was ich Ihnen nicht mit auf die Reiſe gegeben!“

„Nun, was denn?“

„Es iſt nicht der Rede werth,“ ſagte Meiſter Amadäus und ſchaute von ſeinem Herrn zu dem jungen Muſiker hinüber, der den Kopf in die Hand gelegt hatte und das ganze Geſpräch nicht zu hören ſchien.

„Sie brauchen ſich da vor dem Herrn nicht zu geniren!“ ſagte der Graf laut lachend. — „Was habe ich denn zurückgebracht, das ich nicht mitgenommen?“

köpfe ſtreicht und mit den dunkeln Blättern magerer Geſträuche ſpielt. Und wie leuchtet am Horizonte die letzte Helle der untergegangenen Sonne, hinter dem begeiſterten Ritter förmlich eine Glorie bildend, welche dann von den dunklen Wolkenrändern begrenzt wird, deren ſeltſame Zuſammenballungen die oben erwähnten phantaſtiſchen Geſtalten bilden — in der That ein prächtiges Blatt! Wie kommt es, daß Rodenberg es Dir gegeben und daſſelbe nicht bei ſeiner Don-Quixote-Sammlung behalten?"

„Es iſt eigentlich ein kleiner Handel, den wir zuſammen gemacht," erwiederte Michel Angelo lächelnd; „Du weißt, der gute Rodenberg braucht gewöhnlich mehr Geld, als er einnimmt."

„Ganz richtig," gab der Andere in düſterem Tone zur Antwort, „beſtändig in Geldnoth und beſtändig heiter und guter Dinge — und doch hat er es in ſeiner Hand, ſich eine glänzende Zukunft zu ſchaffen. Beim Himmel, Blätter wie dieſe da, ja, ſeine ſämmtlichen Skizzen zu Don Quixote oder zu den deutſchen Märchen, die er ebenfalls ſo vortrefflich illuſtrirt, müſſen vervielfältigt herausgegeben werden in Kupfer oder, noch beſſer, in Holzſchnitt!"

„Er iſt ein ſo guter Kerl, dieſer Rodenberg, ſo anſtändig in jeder Beziehung; ich habe ihn recht lieb und gab ihm ſchon oft ähnlichen Rath, aber da hatte er die Malerei im Kopfe und glaubte darin Großes leiſten zu können."

„Nie, aber als Zeichner macht er ſich einen berühmten Namen und hat, wie ich ſchon vorhin ſagte, eine glänzende Zukunft; er muß nur einen tüchtigen Buch- oder Kunſthändler finden, der zum Beiſpiel ſeine Illuſtrationen zu den deutſchen Märchen oder zu Don Quixote herausgibt."

„Ich werde für ihn an Hallberger in Stuttgart ſchreiben.“

„Thu' das, und wenn Du bei mir vorbeikommen ſollteſt, gebe ich Dir an denſelben für Rodenberg ein paar empfehlende Zeilen.“

Während beide dieſe letzten Worte mit einander wechſelten, war Olfers wieder an die Stelle gekommen, wo ſein mit Laubwerk verziertes Aquarell hing, deſſen Anblick ihm abermals ein Lächeln abnöthigte, worauf er ſagte: „Es iſt eigentlich meine Schuldigkeit, Sennora Conchitta für ſo viel Theilnahme ein freundliches Wort zu ſagen. Willſt Du nicht ſo gut ſein, lieber Schmitz, und bei ihr anfragen, ob ſie einen Augenblick Zeit für mich hat?“

„Ich bedaure recht ſehr, Dich nicht zu ihr führen zu können,“ erwiederte Michel Angelo, „denn ſie iſt ausgegangen — ja, ſie, die Morgens ſelten das Haus verläßt, iſt ſchon in aller Frühe mit ihrer Schweſter fort.“

„Sie wird den ſchönen Tag benutzen, um irgend eine Studie zu machen,“ warf Roderich ſcheinbar gleichgültig hin.

„Das glaube ich auch, doch hat mir meine Mutter geſagt, ſie ſeien ohne Skizzenbuch oder ſonſt etwas fort — nicht wahr, Mama?“

Als ſich die alte Dame ſo befragen hörte, richtete ſie ihren Blick von der Straße ab und in das Zimmer hinein und ſagte mit einem langen Kopfnicken: „Es iſt ſo, Michel, wie ich Dir geſagt; ſie hat kein Skizzenbuch oder ſonſt etwas Aehnliches bei ſich und ſie gingen fort, als es auf der Kirche drüben ein Viertel nach Sieben geſchlagen hatte.“

„Ah, ſo früh ſchon,“ ſagte Roderich; „ſo muß ich mir ein andermal das Vergnügen machen, ſie zu ſehen.“ Er

wandte ſich nach dieſen Worten nach dem Stuhle, wo ſein Stock lehnte.

Madame Schmith hatte den Augenblick benutzt, wo ihr Sohn ſie fragend angeſchaut, um denſelben durch einen geheimnißvollen Wink an ihre Seite zu rufen. „Michel," ſagte ſie ihm alsdann, indem ſie ihren Mund an ſein Ohr neigte, „Mamſell Conchitta — Du wirſt mir erlauben," unterbrach ſie ſich hier, „daß ich hier in meinem deutſchen Hauſe das ſpaniſche Wort nicht gebrauche — Mamſell Conchitta, die heute Morgen mit ihrer Schweſter ſo auffallend früh ausgegangen iſt, liebt ...."

„Sie liebt?" fragte Michel Angelo haſtig, aber in ſo leiſem Tone, daß ihn nur ſeine Mutter verſtehen konnte."

„Sie liebt," bejahte die alte Dame mit einem mehrmaligen, ſehr wichtigen Kopfnicken, ehe ſie zu ſprechen fortfuhr — „ich habe es von ihrer eigenen Schweſter und auch von der Köchin, der ſie es anvertraut — ſie liebt ...."

„Und wen liebt ſie? Wenn Sie das ſchon früher wußten, hätten Sie es mir eher ſagen ſollen!"

„Ich erfuhr es zufällig vor acht Tagen, legte aber dieſer Sache kein großes Gewicht bei, erinnerte mich aber ſoeben daran, als ich Schmauber's Babette vom Markte kommen ſah."

„Aber was geht Conchitta Schmauber's Babette an?"

„Die hatte es ja in ihrem Korbe!" flüſterte die alte Dame aufs geheimnißvollſte.

„Aber was denn?" ſtöhnte Michel Angelo Schmith in großer Aufregung.

„Was Conchitta liebt? — Dicke Bohnen, aber ſie müſſen in Butter und Peterſilie gemacht ſein — mit viel Peterſilie,"

ſetzte ſie hinzu, wobei ihre Lippen das Ohr Michel Angelo's berührten.

Roderich hatte begreiflicherweiſe von dieſem kleinen Zwiegeſpräche nichts verſtanden, jedoch den Augenblick benutzt, als er Mutter und Sohn ſo angelegentlich mit ſich beſchäftigt ſah, um abermals vor ſein Aquarell hinzutreten und von dem Lorbeerreis über demſelben ein Blatt zu entwenden, das er ungeſehen in ſeine Bruſttaſche ſteckte.

Wir können hier nicht verſchweigen, daß Michel Angelo Schmitz etwas bleich geworden war bei den erſten Worten der Mittheilung, die ihm vorhin ſeine Mutter in vertraulicher Weiſe gemacht, ja, er hatte nach Luft geſchnappt und eine ſeiner mageren Hände auf die Stelle gedrückt, wo er ſein Herz plötzlich lauter ſchlagen fühlte; jetzt war es ihm wie eine Centnerlaſt von dieſem armen Herzen gerollt und er konnte ſeine Mutter freundlich anlächeln, als ſie ſchließlich zur Bekräftigung ſehr ausdrucksvoll mit dem Kopfe nickte.

Dann erhob ſie ſich, als Roderich auf ſie zukam und ihr ſein Vergnügen ausdrückte, die Kunſtſchätze ihres Sohnes Michel Angelo geſehen und die vortreffliche Mutter deſſelben ſo wohl und munter gefunden zu haben.

Madame Schmitz knixte in ſchuldiger Dankbarkeit und drückte ihr Vergnügen aus über Roderich's Beſuch. „Michel," ſagte ſie, „wird ſeine Bilder und Zeichnungen noch einmal ſo lieb haben, nachdem Sie ihm dieſelben gelobt, und das freut mich für ihn, denn Michel iſt ein großer Kunſtnarr, wie man das ſo zu nennen pflegt, gerade wie es der ſelige Schmitz auch war, nur daß der an alten Möbeln und ſonſtigem Gerümpel ſeine Freude hatte."

Bei dieſen Worten begleitete ſie ihren Gaſt bis an die

Thür, wobei sie sich ein paarmal schüchtern nach ihrem Sohne umsah, der aber ganz harmlos zum Fenster hinaus zu blicken schien und so seiner Mutter die Gelegenheit ließ, sich in geheimnißvoller Weise an den scheidenden Freund zu wenden und ihm mit leiser Stimme zu sagen: „Mein Mann, der selige Schmitz, war ein sehr guter und lieber Mann, aber er" — damit deutete sie verstohlen nach dem Fenster, wo Michel Angelo stand — „er hat mir doch die Freude gemacht und ist mir ganz ähnlich geworden — dasselbe Gemüth, dasselbe gute Herz."

„Das freut mich in der That recht sehr, Madame Schmitz."

„Gewiß und wahrhaftig — aber unter uns." Sie legte bei diesen Worten ihren Zeigefinger auf den Mund, und da sie zu gleicher Zeit zum Abschiede sehr tief knirte, so machte das eine so komische Wirkung, daß Roderich sichtlich erheitert das Zimmer verließ.

Michel Angelo Schmitz schoß nun wie eine Rakete hinter ihm drein, um ihn bis auf die Straße zu begleiten. Roderich wäre gern einen Augenblick in Conchitta's Zimmer getreten, um nach ihren Arbeiten zu sehen, doch scheute er sich, diesen Wunsch auszusprechen, und hoffte vergebens, der kleine Kunstkenner würde ihm dieses Anerbieten stellen: er hätte auf diese Art wenigstens die kleinen, bescheidenen Räume wiedergesehen, in denen sie lebte, in denen sie athmete, in denen sie ihrer Freunde, unter welche er sich wohl zählen durfte, gedachte; er hätte vielleicht eine Arbeit gesehen, mit der sie gerade beschäftigt war, er hätte wohl mit seiner Hand die Lehne ihres Stuhles berühren können, an welcher ihr Kopf mit dem prächtigen schwarzen Haare zu ruhen pflegte.

An der Hausthür hatte der kleine Mann mit ſeinen beiden Händen die Rechte des berühmten Malers ergriffen und ihm einige dankende Worte geſagt, dann war letzterer davongegangen, ſeinem Atelier zu.

„Warum,“ dachte er, als er ſo dahinging, „war ſie heute Morgen gegen ihre Gewohnheit ſchon ſo früh ausgegangen — und wohin mochte ſie gegangen ſein?“ Er hatte ſo ſicher gehofft, ſie zu Hauſe zu finden, und bereute ſehr dieſen vergeblichen Gang, nicht als ob ihn die Zeit gedauert, die er darauf verwandt, nein, ſondern er bereute, gerade heute dieſen vergeblichen Beſuch gemacht zu haben, den er morgen, übermorgen, ja, kommende nächſte Woche nicht wiederholen durfte; denn bei den kleinlichen Verhältniſſen der Stadt, in welcher er lebte, wäre eine Wiederholung dieſes Beſuches in kurzer Zeit auffallend geweſen und würde wahrſcheinlich zu Gereden Veranlaſſung gegeben haben, welche ihm in ihren Folgen für ſich, beſonders aber für Conchitta unangenehm geweſen wären.

Wohin mochte ſie gegangen ſein — und ſchon zu ſo früher Tageszeit?

Unter dieſen Gedanken erreichte er den kleinen Garten, in dem ſein Atelier lag und an deſſen Eingangsthür er ſtehen blieb, um einen Reiter zu betrachten, beſonders aber deſſen zierlich galoppirendes Pferd, das gegen ihn daherkam.

Jetzt erkannte er Rodenberg, der ihn ſchon von Weitem mit der Hand grüßte, dann neben ihm den Rappen parirte und ihm freundlich einen guten Morgen bot.

Roderich ſah den jungen, ſchönen Mann gern, einen ſo vortrefflichen Reiter und guten Künſtler, der ihn jetzt ſo heiter, ſo glücklich lächelnd anſchaute, den Hut von ſeinem krauſen,

blonden Haare nahm und ſich mit demſelben Kühlung zufächelte, indem er luſtig ausrief: „Da kann man ſehen, wer es gut hat in der Welt — da ſchlendert Ihr langſam nach Eurem kühlen Atelier, um Werke zu ſchaffen, welche die Verwunderung der ganzen civiliſirten Welt ſind, während ein armer Teufel wie ich ſchon ſo früh in der Hitze herumreiten muß — puh, heute wird's einmal heiß!"

„Ei, der Tauſend," erwiederte Roderich lachend, „Ihr habt mich wohl zu beneiden, wenn Ihr da wie ein Cavalier in der prächtigen Morgenluft ſpaziren reitet, während ich auf der ſtaubigen Straße nach meinem dumpfen Atelier ſchleiche! Aber wo kommt Ihr ſchon ſo früh her?"

„Ja, wenn ich Euch das ſage, ſo wird Euch Bewunderung erfüllen von meinem Amtseifer — heute Morgen waren wir im Dienſt, Verehrteſter, im ſtrengen Dienſt! Ich war nämlich draußen in den Bergen und ritt Probe zu unſerem Künſtlerfeſte."

„Ah, als wilder Jäger, der Rappe paßt vortrefflich dazu, Ihr werdet famos ausſehen!"

„Das hoffen wir," verſetzte der junge Mann wohlgefällig, „ich und mein Pferd — wollte ſchon, es wäre mein eigenes, es gehört aber meinem Freunde, dem Rittmeiſter von Strachwitz —, nicht wahr, ein capitales Thier?"

„Ausgezeichnet, und es iſt ſehr freundlich von ihm, daß er es zum Feſte leiht."

„Nun, er kennt ſeine Leute," meinte der Andere, ſich in die Bruſt werfend; „auch bekomme ich einige Unterofficiere, tüchtige Reiter, als Gefolge, und Rüden habe ich mir zuſammengeborgt, eine ganze Meute — ach, da fällt mir eine Bitte ein, die ich an Euch auf dem Herzen habe, Roderich:

Ihr könnt mir wohl ein ſchönes Schwert leihen, ich weiß, Ihr habt Vorrath in alten Waffen."

„Mit Vergnügen; ſoll ich Euch eines ausſuchen und es Euch ſchicken?"

„Wenn Ihr es mir erlaubt, ſehe ich ſelbſt ein bischen nach; es macht mir immer Freude, Eure prächtigen Sachen zu ſehen, und dann vor allen Dingen Euer neues Bild; man ſagte mir, es ſei faſt fertig — darf ich mir erlauben, Euer Atelier zu beſuchen?" fuhr er in komiſch gravitätiſchem Tone fort, indem er den Knopf ſeiner Reitpeitſche ſalutirend an den Rand ſeines Hutes hielt.

„Es iſt immer eine Ehre für uns arme Künſtler," erwiederte Roderich, ſcherzhaft den gleichen Ton annehmend, „wenn hohe Herren ſich zu uns herablaſſen."

Der junge Maler winkte mit einer vortrefflich paſſenden Miene vornehmer Nachläſſigkeit dem Huſaren, heranzukommen, und ſchwang ſich dann aus dem Sattel ganz mit dem Air eines großen Herrn; auch wußte er die bereitgehaltenen fünf Silbergroſchen ſo geſchickt in die Hand des Huſaren gleiten zu laſſen, während er den ſchlanken Hals des Rappen ſtreichelte, daß Roderich nichts davon merkte; dann betrachtete der Reiter nochmals ſein Pferd mit Kennermiene und ſagte, während er ſich den Staub von den Stiefeln ſchlug: „Nach Hauſe."

Die beiden Künſtler traten hierauf in den Garten, und als das Thor hinter ihnen zufiel, meinte Arthur lachend: „So, jetzt wäre bis auf Frack und Weſte aller falſche Flitter abgeſtreift, denn dieſes Kleid," ſetzte er, ſich verbeſſernd, hinzu, da er wohl fühlte, er wäre im Begriffe, zu offenherzig zu ſein, „iſt doch nur die unächte Umhüllung eines

Künſtlers; ich fühle mich nur wohl im Malerkittel, beim Dufte der Oelfarben."

„Was das Letztere anbelangt, lieber Rodenberg," ſagte der Andere, den jüngeren Maler unter den Arm nehmend, „ſo habe ich mit großem Vergnügen gehört, daß Sie Palette und Pinſel bei Seite legen wollen: ein Entſchluß, zu dem ich Ihnen von Herzen Glück wünſche."

„Ich verſtehe Sie vollkommen, ich muß Ihnen Recht geben, und doch thut es mir leid: man iſt kein Maler mehr, wenn man nicht mehr malt."

„Aber wenn man ſo componirt und zeichnet, wie Sie, ſo iſt man ein großer Künſtler," erwiederte Roderich mit Wärme.

„Ah, wie es mich freut, das aus Ihrem Munde zu hören!" rief der jüngere Maler, indem er mit leuchtenden Blicken ſtehen blieb.

„Es iſt die Wahrheit, und jeder, der Ihr großes Talent anerkennen will, muß Ihnen das ſagen; ich war ſoeben bei unſerem Bekannten, dem kleinen Michel Angelo, und ſah dort ein Blatt von Ihnen: Don Quixote in der Nacht über die Haide reitend."

„Eine flüchtige Skizze."

„Fragen Sie Schmitz, was ich ihm darüber ſagte. Führen Sie Ihre Illuſtrationen zu Don Quixote oder zu den deutſchen Märchen ſo durch, und man wird Sie nicht nur enorm dafür bezahlen, ſondern Sie werden ſich einen tüchtigen Namen machen."

„Ich gab dem Buchhändler das Wort, meine Zeichnungen zu verlegen; dazu gehört Geld, Geſchmack und Sinn für die Kunſt."

„Nur Geld und das richtige Erkennen, ein gutes Geſchäft zu machen. Wollen Sie wohl gar von einem Buchhändler noch verlangen, daß er das, was er thut, um des guten Geſchmackes willen thut, oder um der Kunſt zu nutzen?“

„Traurig genug, das Facit einer Berechnung ſein zu müſſen und vor der Welt wenig oder viel zu gelten, je nachdem mit uns gut oder ſchlecht ſpekulirt worden iſt — ah, da haben Sie es doch beſſer!“

„Vielleicht, wenn wir, was aber höchſt ſelten vorkommt, direkt mit einem wirklichen Kunſtfreunde verkehren, der unſer Werk kauft, weil es ihm gefällt, und der nicht ſchäbig handelt und marktet, wo er glaubt, es thun zu dürfen. Weiß Gott,“ fuhr er achſelzuckend fort, „ſind doch unſere Bilder nachgerade Gegenſtand der Spekulation geworden wie ein Staatspapier — es iſt zum Verzweifeln, und dieſes Geſchacher mit Kunſtwerken, ſowie das Herumſchicken derſelben in aller Welt muß einem Bilde den Schimmer der Jungfräulichkeit nehmen!“

„Bét,“ ſagte Rodenberg lächelnd, als ſie nun in das kühle Atelier eingetreten waren:

„In dieſen heiligen Hallen
Kennt man die Rache nicht —

hier weht es mich immer ſo künſtleriſch an, daß mir gerade zu Muthe iſt, als müßte der große Mediceer jetzt eintreten und ſtundenlang zuſchauen, wie ſein Bild voranſchreite.“

„Ja, das er ſelbſt beſtellt, und nicht durch die Kunſthändler Salomon Meier.“

„Oder als bücke ſich dort der größte Kaiſer vieler Jahrhunderte, um einen Pinſel aufzuheben; dazu aber fehlt der Kaiſer.“

„Nun, ein paar Damentaſchentücher!“ ſagte ebenfalls lachend der Hausbofmeiſter, worauf der Graf in ein unmäßiges Gelächter ausbrach und zu dem Muſiker ſagte: „ſehen Sie, Charles, ich bin eigentlich nicht verheirathet, wie Sie wiſſen, aber meine Gardinen-Predigten bekomm' ich dennoch. Ich verſichere Sie, Meiſter Amadäus führt ein ſcharfes Regiment, das heißt, was mich anbelangt; nicht das Geringſte läßt er mir paſſiren. Aber ſollten Sie glauben, daß jener alte Herr ſelbſt die merkwürdigſten Geſchichten anſtellt?“

„Ich, Herr Graf?“

„Daß er junge Mädchen im Walde aufliest, mit ſich nach Hauſe nimmt und lange Zeit in meinem Schloſſe bei ſich behält?“

„O, Herr Graf,“ bat der alte Mann, „nicht dieſen Scherz! Sie wiſſen, Herr Graf, in dem Punkte bin ich in der That wie ein Kind; in dieſer Sache verletzt mich das kleinſte Wort, ſelbſt von Ihnen, Herr Graf.“

„Es iſt ja nur Scherz!“ fuhr Jener fort, „ich wollte Sie eigentlich nur fragen, wem gleicht dieſes Portrait?“ Mit dieſen Worten übergab er ihm das Taſchenbuch.

„Das iſt die Magdalene! — bei Gott, das iſt ſie!“ rief der alte Mann aus, nachdem er einen Blick auf das Bild geworfen. „Gewiß, Herr Graf, die Magdalene!“

Der junge Muſiker war bei dieſen Worten raſch aufgeſprungen und trat ſo haſtig auf den Haushofmeiſter zu, ſchaute ihm ſo dringend in's Geſicht, daß dieſer mit einer leichten Verbeugung einen Schritt zurück trat und bald den Grafen, bald den Fremden überraſcht und befremdend anblickte.

„Ich glaube auch,“ ſagte der Graf nach einer kleinen Pauſe, „nach Ihrer Schilderung, Amadäus, könnte es die Magdalene ſein.“

„Wer iſt die Magdalene, was ſoll's mit ihr?“ ſagte Charles.

„Und ebenfalls ein neuer Titian," meinte Roderich lachend, indem er seinen Rock auszog und in den von Sammt schlüpfte, welchen ihm Andreas hinhielt — „so, jetzt wollen wir nach der Waffe sehen."

„Ich denke, zuerst nach dem Bilde."

„Da steht es, Padrone, wie der Italiener sagt."

„A—a—a—ah!"

Dieser Ausruf des jungen Künstlers galt dem großartigen Kunstwerke, das er nun fast vollendet vor sich sah, und im Allgemeinen und Speciellen einem weiblichen Kopfe, der aber auch so gewaltig zwischen den übrigen Gestalten des Bildes hervortrat, daß er die Harmonie desselben gestört hätte, wenn man nicht die Absicht des Malers errathen haben würde, vor Allem die Blicke des Beschauers auf diese wunderbaren Züge zu lenken, Züge von einer classischen, vollendeten Schönheit, und die selbst unter dem Einflusse von Haß und Rache, mit dem das schöne Weib auf einen zu ihren Füßen Dahingesunkenen blickte, noch immer etwas Wohlthuendes, Großartiges behielten.

„Ah, wie schön das ist!"

Roderich war in eine Ecke seines Ateliers gegangen, und während er leise eine bekannte Melodie summte, nahm er eine Cigarre und zündete sie an.

„Wenn ich so etwas sehe," rief der junge Maler enthusiastisch aus, „so möchte ich blutige Thränen weinen, daß es mir auf immer und immer versagt sein soll, auch etwas Gutes zu schaffen — was ist eine elende Zeichnung gegen ein Werk wie dieses?"

„Sie haben Unrecht mit dem, was Sie sagen: anstatt

Vierhunderten, die vielleicht kommen, um mein Bild zu bewundern, erfreuen ſich Tauſende an Ihren Zeichnungen!“

„Ja, ſie erfreuen ſich daran, kühl und gemeſſen, aber wird Einer einen Ruf des Entzückens ausſtoßen, wenn er betrachtet, was ich gezeichnet? — Und doch,“ fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, „wenn ich lange in ſolchen Gedanken herumwühle — nicht mit Neid im Herzen, ſo wahr mir Gott helfe! —, ſo kommt es faſt wie Beruhigung über mich, daß ich mich für immer des Verſuches entſchlage, in dieſer Kunſt Gott weiß der Wievielſte zu ſein, während ich wahrhaftig die Kraft in mir fühle, im Zeichnen etwas zu leiſten.“

„Ganz richtig, mein lieber Freund,“ ſagte Roderich, der herbeigekommen war und dem Anderen freundlich ſeine Hand auf die Schulter legte; „wenn der Vergleich richtig wäre, würde ich Sie an das Beiſpiel Cäſar's erinnern, lieber in einem Dorfe der Erſte zu ſein, als der Zweite in Rom.“

„Wenn ich Ihnen hundertmal wiederhole,“ ſprach nach längerem Betrachten Rodenberg, „wie ſchön ich dieſes Bild finde in Compoſition und Ausführung, ſo wird Ihnen das wenig Eindruck machen, da Sie ſchon das Urtheil beſſerer Leute gehört; doch darf ich vielleicht hinzuſetzen, daß mir eigenthümlicherweiſe die Hauptfigur etwas ſo Sympathiſches hat, daß ich es kaum vermag, den Blick abzuwenden von dieſem wildſchönen Antlitze.“

„Wie kommt das?“ fragte der Herr des Ateliers in unbefangenem Tone und doch nicht ohne Intereſſe.

„Weil für mich aus dieſen düſteren Zügen andere, freundliche hervorlächeln, die ich noch vor Kurzem geſehen und die mir unvergeßlich ſein werden .... — Es gibt eine ſchöne Dame,

die Ihnen bei der Anlage des Kopfes vorſchwebte oder die Ihnen erlaubte," ſetzte er in fragendem Tone hinzu, „ihre Züge zu benutzen?"

„Wohl möglich," gab Roderich ausweichend zur Antwort; „ja, ja, es gibt eine junge Dame hier, welche mit der Figur auf meinem Bilde einige Aehnlichkeit hat."

„Nur einige Aehnlichkeit?" rief der Andere in einem Tone, der wie Ironie klang; „nehmen Sie dieſem Kopfe das Dämoniſche, den Ausdruck des tödtlichſten Haſſes, ſo haben Sie die Züge jener Dame, an die ich ſoeben dachte!"

Der Herr des Ateliers berührte mit ſeinem Zeigefinger das Bild an einer Stelle, um zu unterſuchen, ob dort die Farben trocken ſeien, dann ſagte er lächelnd: „Sie ſind ein guter Fechter, Rodenberg, weil Sie ſogleich einen zweiten Stoß führen, wenn der erſte nicht ſitzt."

„*Habe ich Sie verletzt?*"

„Das nicht gerade, aber Sie wollten etwas durchbringen, das, wenn es auch eben kein Geheimniß iſt, doch auch nicht öffentlich ſein ſoll."

„Ah, ich verſtehe und bitte um Verzeihung! Schweigen wir darüber!"

„Im Gegentheil, reden wir darüber; Künſtler wie Sie, mein lieber Rodenberg, rechne ich nicht in meinem Sinne zur Oeffentlichkeit; ich entlehnte dieſe Züge von einer mir bekannten und befreundeten Dame."

„Es konnte nicht anders ſein."

„Sie kennen dieſe Dame?"

„Leider kenne ich Sie nicht."

„Aber Sie ſahen ſie öfters?"

„Nur ein einziges Mal, vor ungefähr einer Stunde."

„Ah, vor ungefähr einer Stunde?“ fragte Roderich, indem er ſich abwandte, um Palette und Malerſtock zu ergreifen, worauf er dann ſein Bild, für das er nur allein Intereſſe zu haben ſchien, mit zurückgebogenem Kopfe betrachtete — „und wo ſahen Sie dieſe Dame, wenn das kein Geheimniß iſt?“

„Durchaus nicht; ich ſagte Ihnen vorhin ſchon, daß ich zu meinem wilden Jäger Probe geritten; müde, über Gräben und Hecken zu ſetzen, ſtieg ich ab und ſkizzirte die Fahnenburg — ich brauche ſie ja, wie Sie wiſſen, zu dem Gedenkblatte, welches das Comite ſo freundlich war, mir in Auftrag zu geben. Apropos, ich vergaß wahrhaftig, Ihnen, der Seele dieſes Comite's, dafür meinen herzlichſten Dank zu ſagen!“

„Laſſen wir das, lieber Rodenberg — alſo, Sie dachten an den Auftrag?“

„Ja—a—a—a, ich dachte an den Auftrag,“ antwortete der junge Mann zögernd, denn er wußte, daß er die Unwahrheit ſprach. „Als ich ſo ſaß und zeichnete, kam eine junge Dame auf dem ſchmalen Fußpfade von der Fahnenburg herab.“

„Jene junge Dame, deren Aehnlichkeit mit der Figur in meinem Bilde Ihnen auffiel?“ fragte der Andere, ruhig malend.

„Dieſelbe — ein Herr von ziemlich fremdem Ausſehen war bei ihr.“

„Ah, wie man ungeſchickt ſein kann,“ rief Roderich, indem er ſich bückte, um ſeine Cigarre aufzuheben, die ihm entfallen war, „wie ungeſchickt und — wie unhöflich, ich rauche und biete ihnen keine Cigarre an — verzeihen Sie,

lieber Rodenberg, dort auf dem Tiſche ſind welche, bitte, die kleinen ſind die beſten!"

Während der jüngere Maler an den bezeichneten Platz in der Ecke des Ateliers ging, ſich dort eine Cigarre nahm und ſie anzündete, fuhr Roderich in gleichgültigem Tone fort: „So, ein Herr war bei Ihrer Dame? Ich glaubte ſchon, Sie würden mir ein kleines, pikantes Abenteuer erzählen."

„Nun, der Herr würde mich dabei gerade nicht genirt haben," verſetzte Arthur, zurückkommend; „es war ein ziemlich alter Herr von einem ſehr geſetzten Weſen."

„Und von einem fremden Ausſehen?"

„Ja, ſein Teint war wie mit Sepia untermalt und ſein kohlſchwarzer Knebel- und Schnurrbart ſah nicht nach dem Raſirmeſſer eines unſerer Barbiere aus."

„Der Mann kommt mir ſpaniſch vor," lächelte Roderich.

„Ja, und die jüngere Dame — ah, ſie war ſehr ſchön!"

„Und Sie ſehr liebenswürdig, was wohl einen großen Eindruck auf das Herz dieſer jungen Dame machte?" ſagte der Herr des Ateliers, indem er einen beinahe düſteren Blick auf die ſchöne Geſtalt und das edle, blühende Geſicht des jungen Mannes warf.

„Ich gab mir die ſchönſte Mühe, in allen brillanten Farben zu erſcheinen; ich hatte mich ihr als kühnen Reiter gezeigt, ich ſuchte in der Unterhaltung zu glänzen, während ich vor ihren Augen keine ſchlechte Skizze von der Fahnenburg auf das Papier warf."

Hier entſtand in der Unterredung der beiden Künſtler eine längere Pauſe, hervorgerufen durch Roderich, der, das Geſprächsthema mit Einem Male ändernd, zu dem Anderen ſagte: „Laſſen Sie mich den Zweck Ihres Beſuches nicht ver-

geſſen; da an der Wand hangen meine Waffen, ſehen Sie, ob Sie etwas Paſſendes für ſich finden. Ich rathe Ihnen dort zu der auffallend langen Klinge mit dem feinen, zierlichen Griffe — eine echte Toledo.“

Rodenberg ging an den bezeichneten Platz, nahm das lange Schwert von Toledo ſorgfältig herab von dem Nagel, an dem es hing, und zog die prächtige Klinge aus der Scheide; ſtatt aber das Zeichen der Echtheit zu betrachten, den oberhalb des Blattes roh eingehauenen Wolf von Toledo, ſchweiften ſeine Blicke und Gedanken über die glatte, ſpitze Klinge hinweg zu Roderich hin, dabei denkend: ‚Er ſcheint ſeine Gründe zu haben, auf einmal über jene Dame ſchweigſam zu werden — ſollen wir discret ſein oder indiscret? Pah, unter jungen Leuten nimmt man es nicht ſo genau, ich muß etwas über ſie erfahren — ſeien wir alſo indiscret!‘

Der Herr des Ateliers ließ die eine Hand mit der Palette herabhangen und ſtützte ſich mit der anderen auf die Staffelei, während er zu ſich ſelber ſprach: „Mache ich ihm ein Geheimniß daraus, wer jene junge Dame iſt, ſo reizt es ſeine Neugierde, während er die Sache vergeſſen wird, wenn ich unbefangen darüber rede. — Nicht wahr, ſie iſt ſchön?“ rief er, ſich halb gegen ſeinen Gaſt wendend.

„Die Klinge, oder meinen Sie vielleicht die junge Dame, von der ich vorhin ſprach?“ gab der junge Maler lachend zur Antwort und ſetzte, zu ſich ſelber ſprechend, hinzu, während er mit dem toledaner Degen nach Fechterart gegen die Wand ausfiel: „Das war deutlich genug!“

„Beide — doch bleiben wir vor der Hand bei der Klinge; wenn ſie Ihnen convenirt, ſo leihe ich Sie Ihnen mit Vergnügen.“

„Was ich mit Dank annehme," versetzte Arthur, worauf er elegant salutirte, die Klinge einsteckte und darauf wieder zu Roderich trat, welcher mit großer Emsigkeit zu malen schien.

„So, mit dem Degen wären wir fertig, also jetzt nochmals zu meiner schönen Unbekannten."

„Mich wundert nur, daß Sie dieselbe früher nie gesehen," sprach Roderich nach einem kleinen Stillschweigen im Tone großer Gleichgültigkeit.

„Wie so — wie sollte ich die Bekanntschaft einer Fremden machen, die vielleicht erst einige Tage hier ist?"

„Die junge Dame, von der Sie vorhin sprachen, ist aber schon längere Zeit hier."

„A—a—a—ah — und ob Sie sie genau kennen, brauche ich beim Betrachten Ihres Bildes nicht erst zu fragen."

„Ja, ich kenne sie so genau, wie sie mehrere unserer Bekannten kennen — sie lebt schon seit einem Jahre hier."

„A—a—a—ah!"

„Sie ist eine Künstlerin."

„Den Teufel auch — mir sagte die hübsche Hexe, sie könne keinen Strich zeichnen."

Olfers sah bei dieser Benennung mit einem unwilligen Blicke in die Höhe; doch fuhr der Andere unbefangen fort:

„Ja, sie wunderte sich über meine Zeichnung, und zwar mit einer Naivetät, als habe sie nie einen Bleistrich gesehen — schau, schau, aber singen kann sie, allen Respekt vor dem Gesang!"

Roderich schaute abermals in die Höhe, doch drückten seine Blicke dieses Mal Erstaunen und Zweifel aus.

„Also sie wohnt hier in der Stadt — und wo? wenn man fragen darf."

Roderich biß ſich auf die Lippen, und es dauerte ein paar Sekunden, ehe er zur Antwort gab: „bei dem kleinen Schmitz.“

„Bei Michel Angelo? Ei, ei, deßhalb hatte dieſer Schelm beſtändig Ausreden, wenn ich ihn beſuchen wollte, um ſeine Bilder zu ſehen!“

„Gewiß aus einem anderen Grunde, denn ſeine Bilder und die junge Fremde, welche bei ihm wohnt, ſind zwei ſehr verſchiedene Gegenſtände.“

„Das kann ich mir wohl denken, aber ein Wort gibt das andere, man iſt ebenfalls Künſtler — man grüßt das Handwerk.“

„Die junge Dame iſt von einer altadeligen, ſpaniſchen Familie, hat Vermögen und lebt ſehr eingezogen; ich wurde mit ihr bekannt, da ſie Empfehlungsbriefe an mich hatte, die ſie übrigens längere Zeit gar nicht benutzte — denn ſie iſt von ſehr ſtiller, faſt ſchüchterner Gemüthsart.“

„So—o—o—o?“ machte Arthur im Tone des Zweifels.

„Auch iſt ſie obendrein von einer älteren Schweſter mit einer Schärfe überwacht, wie man in Spanien junge Mädchen zu überwachen pflegt.“

„Von einem älteren Bruder vielleicht?“

„Von einer älteren Schweſter, wie ich geſagt.“

„Nun, dann muß ſich dieſe ältere Schweſter in ihren älteren Bruder verwandelt haben,“ lachte Rodenberg, „oder,“ ſetzte er abſichtlich hinzu, „ich habe mich gewaltig verſehen.“

„Da Sie nur Augen für die junge Dame hatten.“

„Mein Gott, ja — es war ſo ein Spiel des Augenblicks: wir plauderten zuſammen, recht heiter, deſſen kann ich Sie verſichern, nur als ſie mich endlich verließ und zur

Fahnenburg hinaufging, ſang ſie, wie ich in meinem ganzen Leben nicht ſingen gehört; es lag in dem Geſange etwas Zauberhaftes, die Bäume ſpitzten förmlich ihre Blätter, als hätten ſie Tauſende von Ohren."

„In der That?"

„Wahrhaftig, und ich ritt ganz nachdenklich nach Hauſe — wer weiß," fügte er nach einer Pauſe hinzu, „ob die junge Dame, wenn ich ſie zu Hauſe zwiſchen vier Mauern geſehen oder draußen mit ihrer Duenna gravitätiſch ſpaziren gehend, einen gleichen Eindruck auf mich gemacht hätte, da es etwas ganz Anderes iſt, wenn man ſich an einem ſo wundervollen Morgen im grünen, duftigen Walde plötzlich begegnet in ſtiller Einſamkeit, ſanft angeregt durch die herrliche Kühle, in der wir wandeln, durch das leiſe Rauſchen der Blätter, den Geruch der Tannennadeln, die mit ihrem Weihrauchdufte unſer Herz in eine ſo kirchliche Stimmung verſetzen."

„Sie ſchwärmen ja förmlich, Rodenberg!"

„Die Jugend, die Jugend, aber ich werde einſtens alt und grämlich ſein; das hat aber noch Zeit," ſetzte er mit einem leuchtenden Blicke hinzu, wobei er ſich mit einer gewiſſen Coquetterie auf ſeinen langen Degen ſtützte und ſo eine prächtige, jugendlich friſche Erſcheinung abgab. „Sie hätten an meiner Stelle ebenfalls geſchwärmt — ach, es war eine heitere Stunde: das junge, ſchöne Mädchen kam mir wie eine Fee vor, wie ſie uns armen Sterblichen erſcheint, um alsdann plötzlich auf Nimmerwiederſehen zu verſchwinden — ſie ſchien ſo glücklich, ſo froh!"

„Wirklich?"

„Sie lachte ſo glücklich, ſie lachte ſo toll
Und mit ſo ſchönen Zähnen —

Wenn ich an dieſes Lachen denk',
So wein' ich plötzliche Thränen" —

deklamirte Arthur ſtatt einer anderen Erwiederung; dann zog er ſeine Uhr hervor und rief plötzlich: „Was, ſchon eilf Uhr! Ah, ich muß nach Hauſe, ich habe dort ein paar Kranke zu verpflegen; allerdings ungefährliche Kranke, Walter und Rüding — ſie hatten geſtern Abend ſtarke Händel mit einem böſen Geſellen, den man kalten Punſch nennt, und ſchmachten nach mir ſo, wie nach einem Trunke friſchen Waſſers."

„Das iſt eine Chriſtenpflicht, da will ich Sie nicht aufhalten."

„Auf Wiederſehen — und meinen beſten Dank für die ſchöne Waffe, welche ich mitnehmen und ſorgfältig bewahren werde!"

Der Gobelin fiel hinter dem jungen Manne herab, und während er zur Hausthür hinausſchritt, hörte man ihn ein luſtiges Lied trällern.

VII.

„Ich liebe Dich, weil ich Dich lieben muß.“

Ein tiefes Aufathmen, einem schweren Seufzer gleich, folgte Arthur und seinem Gesange und hallte förmlich wieder in dem hohen und jetzt so leeren und stillen Atelier. Es war hier heute so ganz verschieden von jenem Morgen, wo wir den geneigten Leser zum ersten Male hieher geführt. Die Schüler Roderich's hatten die Ecke hinter ihrem großen Carton verlassen und waren schon seit einigen Tagen ins Freie gezogen, angeblich, um Naturstudien zu machen. Walter, Lytton und Andere fehlten mit ihrem gemüthlichen Geplauder — dort war die Stelle leer, wo Conchitta gesessen und wo sich das kleine Mädchen an ihre Kniee geschmiegt.

Wie oft aber war Olfers schon so allein gewesen, und wie gern! Nie hatte er sich in solchen Augenblicken einsam gefühlt; seine Gedanken weilten alsdann bei seinen Arbeiten, bei denen, die er gerade ausführte, oder bei neuen Entwürfen. War dies nicht der Fall, so bevölkerte seine Phantasie das weite Gemach mit freundlichen Gestalten, oder in Stunden glücklicher Muße, wenn er, vielleicht müde vom Schaffen, eine Cigarre rauchend, in seinem niedrigen Fauteuil ruhte,

so schaute er alle die Gegenstände an, welche umherlagen, umherstanden oder welche die Wände bedeckten, und konnte sich bei ihrem Anblicke zurückversetzen in die vergangenen Tage und in die fernen Länder, wo er Dieses oder Jenes gefunden, wo er sich so glücklich gefühlt, in den Besitz desselben zu kommen, wie er es auf der Rückreise so sorgfältig bewahrt, und welche Freude er empfunden, wenn er es endlich bei sich aufgestellt.

Heute dachte er an alles das nicht; seine Cigarre hatte er schon längst weggeworfen, Palette, Pinsel und Malstock, sowie er sich allein befand, mechanisch niedergelegt und war dann in seinen Stuhl gesunken, wo er den Kopf zwischen seine Hände vergrub. Tausende widerwärtiger Gedanken durchkreuzten sein Gehirn; er war schon am Morgen verstimmt von Hause weggegangen, denn sein kleines Mädchen, das gewöhnlich mit ihm zu frühstücken pflegte, mußte zu Bette bleiben, da das an sich schwächliche Kind in der Nacht krank geworden war.

Roderich hatte vor dem Grauen des Tages schon lange, lange an dem Bettchen seines Kindes gesessen, häufig dessen brennende Stirn berührend oder seinen fieberhaft raschen Puls beobachtet, wobei ihm Margarethe, wenn sie, was häufig geschah, aus unruhigem Schlummer aufschreckte, mit ihren matten Augen ansah und jedesmal lächelnd versicherte, sie befinde sich viel besser.

Ofters war vom Hause weggegangen, nachdem ihm der herbeigerufene Hausarzt versichert, dieser Anfall habe an sich nichts Beunruhigendes, im Allgemeinen aber müsse das Mädchen bei seinem schwächlichen Körperbaue, wie er schon öfters gesagt, aufs sorgfältigste geschont werden. Das Kind

hatte ſich ſo darauf gefreut, mit ſeinem Vater nach dem Atelier gehen zu dürfen, indem es gehofft hatte, dort Conchitta zu finden, die ihm ſo hübſche Märchen erzählte und die es überhaupt ſo lieb hatte ....

Ah, Conchitta ....!

Gerade vor einem Jahre war die junge Spanierin hier angekommen, hatte aber erſt nach einiger Zeit ihre gewichtigen Empfehlungsbriefe im Hauſe Roderich's abgegeben und war dort von der Herrin deſſelben ziemlich kühl aufgenommen worden — was konnte eine Künſtlerin wohl anders in ihr Haus führen, hatte ſich Frau Hildegard ſelbſt geſagt, als die Protection oder vielleicht die Unterſtützung ihres Mannes, des berühmten Malers — ſie brauchte dergleichen Leute nicht in ihren vier Wänden, zumal eine Perſon nicht, die bei ſo viel Jugend und Schönheit mit einem jedenfalls nur erheuchelten, ſo auffallend zurückgezogenen und beſcheidenen Weſen auftrat, die ein kühles, verletzendes Wort ſo richtig empfand und daſſelbe, ohne ſelbſt verletzend zu werden, dadurch wiedergab, daß ſie ihre Beſuche immer ſeltener machte und endlich ganz unterließ.

Hatte Frau Hildegard nicht Recht gehabt, eine Perſon fern von ihrem Hauſe zu halten, die trotzdem, daß man ſie nicht nur kalt, ſondern ſogar verletzend behandelt, die Gattin des Malers, wo ſie dieſelbe ſah oder ihr begegnete, aus reiner Oppoſition und Heuchelei mit Anſtand und Ehrfurcht grüßte — welche das Atelier des berühmten Malers, dem ſie von guten Freunden dringend empfohlen war, zuweilen, wenn auch nicht häufig, beſuchte, und die ſich vor allen Dingen bei dieſen Beſuchen die herzliche Liebe ihrer kleinen Tochter erworben hatte?

Wo Margarethe ſie ſah, im Atelier des Vaters oder bei Spazirgängen, war ſelbſt nicht der kalte, finſtere Blick ihrer Mutter im Stande, ſie von dem jungen Mädchen zurückzuhalten. Sie eilte auf ſie zu, ſie hing ſich an ihre Hand — — das Kind, ſonſt ſo launiſch und verdrießlich, war dann mit Einem Male heiter, glücklich und zufrieden.

Heute Morgen hatte es ſeinem Vater geſagt: „Wenn Du die Conchitta ſiehſt, ſo mußt Du ihr erzählen, ich ſei krank, aber es ſei ſo arg nicht; ich habe ihr nämlich verſprochen, ihr es ſagen zu laſſen, wenn ich wieder einmal krank werde. Dann will ſie mich auf alle Fälle hier auf meinem Zimmer beſuchen, und Mama wird alsdann wohl nichts dagegen haben.“

„Ich werde ſie aber ſchwerlich ſehen,“ hatte Roderich geſagt, und darauf hatte das Kind geantwortet: „Mache, daß Du ſie ſiehſt; es freut mich ſchon, wenn ſie nur weiß, daß ich ein klein wenig unwohl geweſen.“

Aber er hatte ſie nicht geſehen — ſie war ausgegangen zu ſo ungewöhnlich früher Morgenſtunde; ſie war im Walde geweſen mit einem Begleiter, wie Rodenberg geſagt — Conchitta, das ſtille, ruhige Mädchen, die ſo wenig ſprach, die ſich ſo ſchwer an Fremde anſchloß, die ſich ſo ſelten von äußeren Eindrücken beherrſchen ließ und dieſen nachgab, war heiter und glücklich geweſen, hatte gelacht und geſungen — was war das?

Ja, ſie hatte geſungen, und, wie Rodenberg ſagte, auffallend ſchön geſungen — warum hatte ſie ihm, den ſie mit Wärme ihren guten Freund nannte, ein Geheimniß daraus gemacht, daß ſie überhaupt zu ſingen verſtand?

Und in Arthur's Geſellſchaft — in der Geſellſchaft dieſes

auffallend ſchönen und dabei nicht gehaltloſen jungen Mannes war ſie heiter und glücklich geweſen, nicht ſtill und gemeſſen, wie ſie gewöhnlich zu ſein pflegte — —

Aus ſolch langen und tiefen Träumereien fuhr der Maler empor, ohne daß er in dem dichten Walde ſeiner wirren, trüben Gedanken einen Pfad gefunden hätte, der ihn zurückführte an das Licht eines freundlichen Tages. Er ſprang endlich von ſeinem Stuhle in die Höhe und machte einen raſchen Gang durch das Atelier. Alles kam ihm hier ſo dunkel vor, ſo gewöhnlich, ſo intereſſelos, ſogar ſein Bild auf der Staffelei, ja, dieſes am allermeiſten, und es war ihm, als hätte ſein Pinſel noch nie etwas ſo Mittelmäßiges hervorgebracht — ja, als er ſo da ſtand, den Kopf düſter in die Hand gelegt, fand er ſich auf dem Gedanken, als ſei er vielleicht gar nicht mehr im Stande, etwas ſo Vorzügliches zu ſchaffen, wie er früher mit Leichtigkeit gethan.

Er athmete ſo tief auf, daß es klang, als ringe ſeine Bruſt nach fehlender Luft; dann ſtützte er ſich auf die hohe Lehne eines der Seſſel und dachte beim Anſtarren dieſes ſeines letzten Bildes an ſein erſtes — wie fühlte er ſich damals ſo glücklich, ſo frei, ſo ohne jede Feſſel — gerade wie jener, der ſoeben von ihm fortging, wie Rodenberg ſich fühlte, unbeengt wie der Vogel in der Luft, wie der bunte Schmetterling auf ſonnenbeglänzter Wieſe, dem Lichte zufliegend, wann und wo es ihm beliebte, ſich freuend an dem Dufte herrlicher Blüthen, wann er wollte.

Wie kurz war für ihn die Zeit einer gleichen vergoldeten Jugend geweſen, eigentlich von gar keiner Dauer, denn ſo bald ſein großes Talent angefangen, die Flügel zu regen, hatte man auch ſchon begonnen, leichte Fäden, die Anfänge

künftiger Fesseln, um die kräftigen Schwingen seines Geistes zu legen.

Da stand sein Bild fast vollendet vor ihm, und an dem Tage, an welchem er es absandte, war seine Kasse um eine große Summe reicher, um eine Summe, die jedem Anderen genügt hätte, jahrelang die Welt zu sehen, sich seines Lebens zu freuen und tausend Thorheiten zu begehen! — Was that er mit diesem Gelde, das für ihn nichts war, als kaltes, gefühlloses Metall, kein Vermittler zu neuen Freuden: er sandte es seinem Banquier und erfuhr in ein paar Tagen, daß sein Haben um so und so viel Tausend Thaler gestiegen sei. Zuweilen, aber sehr selten, vermehrte er nach einer solchen Einnahme seine Sammlungen um ein neues Kunstwerk, eine werthvolle Waffe oder dergleichen — sehr selten — und wozu auch? Hatte er doch Niemanden, mit dem er in seinen Mußestunden oder auch bei seiner Arbeit so recht herzlich über dieses oder jenes interessante Stück hätte plaudern können — war doch Niemand da — Niemand, der sich mit ihm so recht innig gefreut hätte über die vielen, an sich meist werthlosen Gegenstände, die oft erst dadurch ihren Werth erhalten, daß ein gleichgestimmtes liebes Wesen uns dieselben von Herzen lobt oder daß wir ein solches Wesen in traulichen Stunden mit den Erinnerungen bekannt machen, die für uns an diesem oder jenem Stücke haften und die es uns mehr oder minder werthvoll machen.

Für Roderich gab es kein solches Wesen, das seinem Herzen nahe stand oder nahe stehen durfte, das mit einem liebenden Antheile an seinem Munde gehangen hätte, wann er erzählte von seinen Reisen, von seinen Erlebnissen, von

seinen Erinnerungen, die hier in seinem Atelier so viele stumme und doch so beredte Zeugen hatten.

Für ihn gab es kein Wesen, das rathend oder besprechend den Strichen, die unter seiner Meisterhand hervorgegangen, gefolgt wäre, oder das seine Bilder glühend gelobt und sanft getadelt, oder das anmuthig in dem niederen Fauteuil dort gekauert und ihn unterhalten hätte mit Lachen und Scherz, mit lustigen Neckereien, wenn er arbeitete, das ihm in heiterem Tone guten Rath ertheilt, das ihm ein fröhliches Lied gesungen, das ihm Feuer für seine Cigarre gebracht, ja, das versuchsweise mit ihm geraucht hätte!

Ein Wesen, welches liebend seine Blumen gepflegt hätte und ihm launige Geschichten mitgetheilt, wenn er in Mußestunden draußen saß, seine Augen und seinen Geist erfrischend an dem Grün der Blätter, seine Nerven beruhigend an dem gleichförmigen melodischen Plätschern des Springbrunnens!

Ein solches Wesen hätte ihn glücklich gemacht, er sehnte sich so glühend darnach — —

Da hob Andreas den Gobelin vor dem Eingange in die Höhe und trat alsdann, durch eine tiefe Neigung seines Kopfes ehrerbietig grüßend, zurück. Madame Hildegard trat in das Atelier und erwiederte diesen Gruß mit einem kaum merklichen Nicken ihres Kopfes, doch sagte sie dabei in lautem und ziemlich scharfem Tone: „Wird denn hier bei Euch das ewige Anpflanzen von Blumen nicht aufhören — wozu immer Blumen und nichts als Blumen?“

„Madame wollen verzeihen,“ entgegnete schüchtern der Gärtner, „wir haben noch Erdbeeren und Himbeeren hier und das Zwergobst hat schön geblüht und gut angesetzt.“

Die Gattin des Malers zuckte mit den Achseln und sagte

beim Eintreten: „Eure Erdbeeren verfaulen gewöhnlich hier außen oder vertrocknen, je nach dem Charakter des Jahres, und das Zwergobſt wird Euch geſtohlen — was bleibt da übrig?“

Die Blumen, die ſchönen, bunten, duftigen Blumen! dachte der Knecht, während er den Gobelin zwiſchen ſich und die Herrin fallen ließ. — Die Blumen, die ſchönen, bunten, duftigen Blumen! dachte auch der Herr, welcher begreiflicherweiſe kein Wort von der Unterredung verloren — die Erinnerung an ſchöne Früchte, welche wir genoſſen — und vielleicht doch noch eine kleine Hoffnung für die Zukunft!

Madame rauſchte heran in ihrem weiten, bauſchigen, ſeidenen Kleide, Oberkörper und Haupt ſo aufrecht wie möglich, nicht die geringſte Bewegung zeigend in den Zügen ihres kalten, glatten und doch noch immer ſchönen Geſichtes. Sie war anzuſehen wie eine jener ſchlanken, in bunten Farben ſchillernden giftigen Waldblumen, welche der arglos Unwiſſende bewundernd anſchaut, die aber der Kenner fürchtet und ſcheut.

Nachdem Frau Hildegard ſehr ruhig und gedehnt guten Morgen geſagt, ſah ſie rings umher nach irgend einer Sitzgelegenheit, die ſich vielleicht vor den übrigen durch weniger Staub oder durch weniger unordentlich auf ihr herumliegende Gegenſtände auszeichnete. — Roderich ſchob, nachdem er den ihm gebotenen guten Morgen freundlich erwiedert, einen bequemen Lehnſeſſel heran, von dem er vorher ein Stück tiefrothen Damaſt herabgeſtreift, und ſtellte ihn ſo, daß man von demſelben aus ſein neues Bild betrachten konnte.

Ehe ſich Frau Hildegard darauf niederließ, drehte ſie den Lehnſeſſel ein klein wenig und zwar ſo, daß ſie, um das

Bild ihres Gatten zu ſehen, etwas über die Achſel blicken mußte.

Sie liebte es ſehr, Menſchen und Gegenſtände über die Achſel anzuſchauen.

Das offene, gute und redliche Gemüth des Malers hatte ſich vor wenigen Augenblicken in einer ſo weichen, wehmüthigen, verſöhnlichen Stimmung befunden; er hatte ſo ſehr und ſo ſchmerzlich den Mangel eines mitfühlenden Herzens erkannt; er hatte ſich bemüht, durch einige wenige glückliche Erinnerungen aus ſeiner Vergangenheit doch noch eine Hoffnung für ſeine und ſeines Kindes Zukunft aufzubauen, daß er mit einem warmen, verſöhnlichen Gemüthe die Hand ſeiner Frau ergriffen hätte, wenn ſie ihm dieſelbe nur mit der Idee eines freundlichen Blickes, mit einem einzigen guten Worte entgegengeſtreckt.

Er war empfindlich und empfänglich wie alle Künſtler, und deßhalb ſchnitt ihm der knarrende Ton, den der Lehnſeſſel bei der Wendung hervorbrachte, tief ins Herz und machte, daß er ſeine Lippen feſt zuſammenpreßte.

Frau Hildegard ſeufzte ein wenig, während ihre großen, ſehr klaren Augen rings umherliefen und ihr Sonnenſchirm auf dem Boden eine drehende Bewegung machte.

Roderich wußte, daß er ziemlich lange auf die Eröffnung eines Geſpräches hätte warten müſſen, wenn ſeine Frau zum Sprechen nicht beſonders geneigt war. Sie pflegte ihre Launen und ihre ſchmerzhaften Erregungen gegen ihn je nach ihrem Gefallen auf zweierlei Art kund zu thun, einmal durch Schweigen und ſehr ſpärliche Reden oder durch eine Fluth von Worten.

Heute ſchien ſie in der ſchweigenden Laune zu ſein, weß-

halb er nach einiger Zeit sagte: „Heute wirst Du hier im Atelier weniger Leben finden, als neulich.“ Worauf sie, ihn scharf ansehend, erwiederte:

„Ja, ich finde es hier heute ruhiger und anständiger und Dich deßhalb wohl in weniger guter Laune.“

„Wie so?“ fragte Olfers, indem er sich gewaltsam zu einem Lächeln zwang.

„Du warst verstimmt, als ich eintrat, oder vielleicht gerade, weil ich eintrat.“

Er machte eine ungeduldige Bewegung mit den Schultern, indem er sagte: „Thue mir den Gefallen und sprich solche Voraussetzungen nicht aus, die leider richtig werden müssen, weil Du sie auf so herbe Art aussprichst!“

„Du findest alles herb und hart, was ich sage, Du findest den Ton, den Du führst!“

„Gäbe Gott, daß Du die Wahrheit sprächest, und sei überzeugt, daß ich dann in Deinen Reden stets einen herzlichen und warmen Ton fände!“

„Lassen wir dieses Wortgefecht, in welchem Du mir überlegen bist — ich kam in einer anderen Absicht, um einer anderen Ursache willen hieher!“

Roderich fühlte sich verletzt durch ihre Worte, besonders aber durch den kalten Ton, mit dem sie dieselben aussprach. „So laß mich Deine Absicht und Deine Ursache hören,“ sagte er, weniger freundlich, als er es sonst gewiß gethan hätte.

„Du brauchst dieses Verlangen nicht so rauh an mich zu stellen,“ fuhr sie nach einer Pause fort; „ich komme mit bekümmertem Herzen.“

„Ah,“ machte er, sie anschauend, und seine angeborene

nicht ſo ungläubig, ich ſehe ſie gewiß. Dort an jenem Stuhle ſteht ſie, ſie ſtützt die Hand auf die Lehne deſſelben. Ihr Geſicht iſt verſchleiert, und ſie ſtreckt Jemand die Hand zum Abſchiede entgegen, — aber nicht Ihnen — ſondern meinem Herrn, dem Grafen, der dieſe kleine Hand küßt und ſie ehrfurchtsvoll zur Thüre hinaus begleitet. — Dort ſchwebt ſie hin — — ja, ſie war es — ſie war es gewiß!“ Hier ſeufzte der alte Mann tief auf und ſchaute alsdann lächelnd um ſich. Sein Geſicht und ſeine Augen nahmen den gewöhnlichen Ausdruck an, und erſt als er ſah, daß die Blicke der beiden Anweſenden überraſcht, ja entſetzt an ſeinem Geſichte hafteten, wurde er ſehr ernſt und ſagte, mühſam lächelnd: „ah! ich habe gewiß etwas Sonderbares geſprochen; verzeihen Sie mir, Herr Graf, es iſt die alte ſchlimme Gewohnheit, die ich nicht laſſen kann.“

Er reichte das Bild mit einer tiefen Verbeugung dem Muſiker, der aber zugleich mit dem Taſchenbuch die Hand des alten Mannes ergriff und feſthielt.

„Welche Bewandtniß und welcher Zuſammenhang,“ ſagte er alsdann mit leiſer, aber dringender Stimme, „iſt zwiſchen dieſem Bild und jenem Mädchen, das Sie Magdalene nennen? Sprechen Sie, Amadäus! Und Sie, Graf Alfons, martern Sie mich nicht länger. Ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir Alles, was Sie wiſſen!“

Der Haushofmeiſter ſah ſeinen Herrn fragend an, dieſer zuckte die Achſeln und entgegnete: „was ich weiß, iſt wenig genug, aber Amadäus kann Ihnen Einiges mittheilen, was Ihnen intereſſant ſein wird. — Sprechen Sie, Amadäus, ich bitte Sie darum; thun Sie meinem Freunde den Gefallen, und ſagen Sie ihm, was Sie von der Magdalene wiſſen. Er hat ſie in der That genau gekannt, ſehr genau, und kann Ihnen auch ſeinerſeits Einiges über ſie mittheilen. — Mir aber erlaubt, daß

Gutmüthigkeit ließ ſeinen Blick aufmerkſam, ja, ſogar herzlich erſcheinen.

„Das Unwohlſein meiner Tochter macht mir Sorge.“

Frau Hildegard hatte die Gewohnheit, bei ähnlichen Veranlaſſungen nie oder höchſt ſelten zu ſagen: unſeres Kindes. Mit dem Ausdrucke meiner Tochter oder meines Kindes fing ſie gewöhnlich ihre Erörterungen an und ſteigerte ſie in den meiſten Fällen bis zur Benennung: meiner Tochter, welche Dir mit ihrem guten Herzen durchaus unähnlich iſt.

„Der Arzt gab mir die tröſtliche Verſicherung, ihr leichtes Unwohlſein ſei nur vorübergehend.“

„Womit Du Dich eben ſo leicht getröſtet.“

Er warf ihr einen ſchmerzlichen Blick zu, ohne ſie jedoch durch eine Sylbe zu unterbrechen.

„Dieſes Unwohlſein wird, ſo Gott will, allerdings vorübergehen, aber es wird auch wiederkehren; Margarethe huſtet, und wenn ſie huſtet, färben ſich ihre blaſſen Wangen mit einer verdächtigen Röthe.“

„Heute Morgen, als ich ſie verließ, huſtete ſie noch nicht,“ ſagte Roderich beſorgt. „Das Kind blieb doch in ſeinem Bette?“

„Ich ließ es aufſtehen, was ihm bei dem warmen Wetter durchaus nicht ſchaden konnte, welcher Meinung Du auch ſein wirſt; oder,“ ſetzte ſie mit einem lauernden Blicke hinzu, „willſt Du mir vielleicht durch Deine Frage den Vorwurf machen, als ſei ich die Schuld, wenn das arme Kind kränker geworden?“

„Du weißt, ich mache Dir ſelten Vorwürfe, und wenn es geſchieht, ſo glaube ich ein Recht dazu zu haben, und thue es alsdann in klaren, deutlichen, nicht zu verkennenden Worten.“

„Ich ſagte Dir ſchon einmal, daß ich nicht hieher kam, um über Worte oder Ausdrücke zu ſtreiten!“

„Und ich kann Dir verſichern, Hildegard, daß ich beſonders nach dem, was Du mir geſagt, nicht in der Stimmung bin, das zu thun, was Du Streiten nennſt.“ — Er legte den Malſtock, ſowie die Palette bei Seite und fuhr alsdann mit bekümmertem Tone fort: „Wenn Margarethe in der That kränker geworden iſt, beſonders wenn ſich ihr beunruhigender Huſten wieder zeigt, ſo will ich ſelbſt zu unſerem Arzte gehen und ihn bitten, das Kind gründlich zu unterſuchen.“

„Er war ſchon da und hat es unterſucht.“

„Nun?“ fragte Roderich in großer Spannung.

„Er fand die Bruſt meiner Tochter ſchwach, wie immer, und angegriffen.“

„Sprach er Befürchtungen aus? Ich bitte Dich herzlich, Hildegard, erzähle mir das umſtändlich und laß mich nicht jedes Wort aus Dir herausfragen.“

„Ja, er ſprach Befürchtungen aus.“

„Das fehlte mir noch!“ rief der Maler in ſchmerzlichem Tone der Stimme.

„Das fehlte Dir noch, und an mich denkſt Du nicht!“ Du verläßt heiter und wohlgemuth das Haus, während ich in meinem Jammer in das kummervolle Geſicht meines armen kranken Kindes ſehe!“

„Heiter und wohlgemuth?“ erwiederte er in ungeduldigem Tone; „ich hoffe, Du wirſt überzeugt ſein, daß ich nicht hieher ins Atelier zu meiner Arbeit gegangen wäre, wenn ich eine Ahnung davon gehabt hätte, Margarethe werde huſten oder kränker werden — in dieſem Falle,“ ſetzte er unmuthig hinzu, „würde ich es wenigſtens für einen Troſt halten, zu

Hauſe bleiben zu können, um ihr armes, liebes, kummervolles Geſicht zu ſehen."

„Damit willſt Du mir wohl einen Vorwurf machen, daß ich ausgegangen ſei? Ich eilte voll Kummer und Schmerz hieher, um ſelbſt zu ſehen, ob Du noch nicht hier ſeieſt."

Während des erſten Satzes, den ſeine Frau ſprach, warf Roderich einen Blick auf ihre ſehr gewählte und reiche Toilette, doch lenkte der Nachſatz, den ſie in einem ganz beſonderen, ihm wohlbekannten ſcharfen Tone ſprach, ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſen hin, und er fragte raſch: „Wie ſoll ich das verſtehen: ob ich noch nicht hier ſei?"

„Weil ich ſchon einmal, nachdem Du ſchon lange fort warſt, hieher ſandte und man Dich nicht fand!"

„A—a—a—ah!" machte Roderich, wobei ein Lächeln über ſeine Züge flog; ihm rollte eine Laſt von der Bruſt, indem er jetzt ganz genau wußte, daß Margarethe nicht kränker geworden ſei, daß ſie nicht auf beunruhigende Art huſtete, daß der Arzt keine Befürchtungen ausgeſprochen, daß aber ſeine Frau durch irgend einen Zufall erfahren, er ſei nicht direkt hieher gegangen, ſondern habe einen Beſuch bei Michel Angelo Schmitz gemacht.

Wir wiſſen, daß Roderich dort äußerſt ſelten Beſuche machte, und eben ſo gut, daß ihm jeder ſeiner Beſuche in dieſem Hauſe für ein Verbrechen angerechnet wurde — er hatte alſo in den Augen ſeiner Frau abermals ein Verbrechen begangen und mußte dafür beſtraft werden, dieſes Mal, wie es ſchien, nicht durch Anklagen und heftige Worte, ſondern empfindlicher durch unnöthige Angſt, welche man ihm in Betreff ſeines kleinen Mädchens einjagte, ſowie durch Darlegung eines tief zerriſſenen Mutterherzens.

Als ſich der Maler die Lage der Dinge einigermaßen klar gemacht hatte, indem er ungefähr ſo dachte, wie wir eben geſagt, fiel es ihm durchaus nicht mehr ein, von Angſt und Sorge getrieben raſch nach Hauſe zu eilen, vielmehr nahm er ruhig Palette und Malſtock wieder auf, nachdem er ſich zuvor eine Cigarre angezündet, und bis er alsdann wieder zu malen anfing, war vielleicht eine Zeit von zwei bis drei Minuten vergangen, während welcher beide Gatten in Stillſchweigen verharrt.

Endlich ſagte Olfers zum großen Erſtaunen von Frau Hildegard: „Du haſt mir noch kein Wort über mein Bild geſagt; ich glaube, es ſoll mir gelingen, meine Freunde ſind wenigſtens dieſer Anſicht.“

Sie ſchien ſo überraſcht von dieſer plötzlichen Wendung ſeiner Gedanken, ſowie des Geſpräches, welches ſie begonnen und das ihrer Anſicht nach noch lange nicht zu Ende geführt war, daß ſie nicht im Stande war, ſogleich eine ſcharfe Erwiederung auf ſeine Frage hören zu laſſen, und erſt nach ein paar Sekunden und nachdem ſie ſich durch einen tiefen Athemzug geſtärkt, erwiederte: „Deine ſogenannten Freunde loben Deine Bilder und ſagen Dir begreiflicherweiſe nur Angenehmes; mir aber, die ich doch nun einmal Deine Frau heiße, erlaube, wenigſtens heute über ernſtere Dinge mit Dir zu reden — ich ſprach von meiner kranken Tochter ....“

„Und ich hörte Dir zu, weiß Gott, mit Sorgen und Kummer im Herzen, bis Du ....“

„Bis ich was?“

„Bis Du mich im Laufe des Geſpräches merken ließeſt, Du habeſt nach mir geſchickt und erfahren, ich ſei, obgleich

ſchon lange von Hauſe fort, doch noch nicht hier angekommen — wo mag ich nur in aller Welt geweſen ſein?“ ſetzte er mit einem kurzen Lächeln hinzu.

„Mir iſt das höchſt gleichgültig!“

„Schade, daß es Dir heute gleichgültig iſt!“

„Wo wirſt Du auch geweſen ſein — bei Künſtlern oder bei Künſtlerinnen!“

„Ja!“

„Im Hauſe Deines würdigen Freundes Schmitz!“

„Ah, Du weißt es ſchon?“

„Ich ahnte es, da ich Deine Neigungen kenne — ah,“ fügte ſie mit dem Ausdrucke der Geringſchätzung hinzu, „an einem Tage, wo Dein einziges Kind zu Hauſe liegt, krank auf den Tod!“

„Halt!“ rief der Maler, indem er ſich raſch gegen ſeine Frau wandte, ſo daß ſie ſein leuchtendes Auge ſehen konnte und das Anſchwellen der Ader auf ſeiner Stirn. „Halt,“ wiederholte er, „laß mich ein ſolches Wort in dem Zuſammenhange wie eben nicht wieder hören, ſpiele nicht freventlich damit, Du könnteſt es bereuen!“

„O, ich bereue ſo Vieles, daß das Wenige, was noch dazu kommt, mir wenig Unterſchied macht!“

„Das Wenige — Du nennſt es etwas Weniges? Doch wozu mich ereifern?“ fügte er achſelzuckend hinzu, indem er ſich wieder gegen ſein Bild umdrehte. — „Ja, ich war bei meinem würdigen Freunde Schmitz — Du nennſt ihn ſo!“

„Während Dein Kind tödtlich krank zu Hauſe liegt!“ wiederholte ſie ruhig, kalt, abſichtlich und entſchloſſen.

Er ſchaute ſie raſch mit einem zornigen Blicke an, wobei eine tiefe Bläſſe ſein Geſicht überzog, was bei ihm immer

der Fall war, wenn er ſich ärgerte oder wenn ihn ein tiefer Kummer ergriff.

„Meinetwegen denn, Madame,“ ſagte er mit einer dumpfklingenden Stimme, da ſie zwiſchen zuſammengebiſſenen Zähnen hervorkam — meinetwegen denn, ja, ich war bei meinem würdigen Freunde Schmitz, während mein armes Kind tödtlich krank zu Hauſe liegt — da Sie es ſo haben wollen!“

„Es iſt die Wahrheit!“

„Nein — tauſendmal nein, es iſt eine Lüge! — O ſieh', Hildegard,“ fuhr er plötzlich mit einem weichen, ſchmerzlichen Tone der Stimme fort, „ich halte Dich für beſſer, als Du ſcheinen willſt — wie könnte unſer Kind tödtlich krank zu Hauſe liegen und Du, ſtatt in Kummer und Verzweiflung an ſeinem Bette zu ſitzen, Dich hier befinden — ſo ....“ Er ſchwieg plötzlich, wahrſcheinlich, um ſie mit einer Schlußbemerkung nicht noch mehr zu reizen.

Doch gab gerade dieſes Schweigen ihr erwünſchte Veranlaſſung zu der Frage: „Wie ſitze ich hier — ſo?“

Statt einer Antwort zuckte er die Achſeln.

„Darf ich wohl wiſſen, wie ich hier ſitze?“

„Nun denn, ja, Du darfſt es wiſſen: nicht wie eine Mutter, die mit kummervollem Herzen vom Bette ihres kranken Kindes kommt, nein, wie eine Frau, die, über die Möglichkeit aufgeputzt, nach einer kleinen Scene mit ihrem Manne bei einer guten Freundin Troſt ſuchen und finden wird!“

Ihre Augen funkelten, und ſie nagte unter tiefen Athemzügen an der bebenden Unterlippe.

„So iſt es,“ fuhr er in ſeinem gewöhnlichen Tone fort,

„Dein Anblick und Deine Bemerkung über meine Abwesenheit haben mich wegen meiner lieben Margarethe vollkommen beruhigt!“

„Beruhigt?“ brachte sie mühsam mit einem verächtlichen Lächeln hervor — „vollkommen beruhigt? Als ob es Dich je beunruhigen würde, wenn Du Dein Kind oder mich sterbend wüßtest — ja,“ fuhr sie heftiger werdend fort, indem sie rasch aufstand, „was mich anbelangt, so bin ich überzeugt, daß Du sehnsüchtig des Augenblicks harrst, wo Du von mir befreit sein wirst!“

„Ich denke,“ erwiederte er in einem Anfluge von Humor in seiner Stimme, trotz des traurigen Tones, „das soll in weniger als einer Viertelstunde geschehen!“

„O, nicht so, ich denke an eine ewige Befreiung!“

„Auch die wird kommen, Madame, für mich eben so gut wie für Sie!“

„Ja, nach langem, trostlosem Warten, nach einem unerträglichen Leben voll Jammer und Qual — am Ende dieses unglücklichen Daseins, wo wir von dieser Welt nichts mehr hoffen und fürchten — warum denn nicht früher?“

Sie that diese Frage so plötzlich und gegenüber ihrem früheren, aufs höchste gereizten Tone mit so leidenschaftsloser Stimme, ja, mit einem, wenn gleich frostigen Lächeln, daß er sie erschrecken anblickte und, obschon widerstrebend, doch nichts über seine Lippen brachte, als die Wiederholung ihrer Worte.

„Ja, warum denn nicht früher?“

Dann aber blickte er um sich her, als fürchte er, ein fremdes Ohr könnte diese kurze, aber furchtbare Frage gehört haben; auch legte er hierauf Palette und Malstock ruhig bei

Seite, verſchränkte ſeine Arme über die Bruſt und ging kopfſchüttelnd an das andere Ende des Ateliers.

Er war furchtbar ergriffen, ihm war zu Muthe wie dem Mitſchuldigen eines Verbrechens, über welches nach häufigen, unklaren Andeutungen endlich ein klares, nicht zu verkennendes Wort fällt und welches damit aus einem unbeſtimmten Schattenbilde plötzlich furchtbar verkörpert erſcheint.

Warum denn nicht früher?

Dies klang ihm fortwährend in die Ohren in gellenden, betäubenden Wiederholungen — warum denn nicht früher? — und dieſe vier Worte bildeten ſichtbar für ihn eine unzerreißbare Schranke, welche ihn von ſeinem Weibe und ſeinem Kinde trennen ſollte, ja, in Gedanken ſchon getrennt hatte. Die That, vor der ihm graute, war nun kein weſenloſer Schatten mehr, ſondern zu einem Geſpenſte geworden, welches Miene machte, ſich zwiſchen ihn, ſein Haus und ſein Kind zu werfen — die Kugel, dem Rohr entflogen, fand ſicher ihr Ziel.

„Daß es ſo weit gekommen, iſt gewiß nicht meine Schuld!“ hatte ſie die Kühnheit, ihm zu ſagen, und ſie hätte noch viel mehr ſagen können, ohne daß er ihr darauf geantwortet hätte, ſo ſehr war er erfüllt von dem trüben, garſtigen Bilde, welches jene Worte in ihm hervorgerufen.

Wenn ſich auch, wie wir wiſſen, Roderich durch keine heftige Liebe zu ſeiner Frau, ehe ſie ſein Weib ward, hingezogen gefühlt hatte, ſo fehlte doch nicht in ſeinem Herzen eine Neigung, welche, wenn ſie von Hildegard gepflegt, von ihr heilig gehalten worden wäre, da ſie aufrichtig war, ein glückliches Verhältniß hätte anbahnen müſſen.

Was ſie aber ihrem Gatten nicht zugebracht hatte: eine

innige, heiße Liebe, verlangte sie von ihm, obgleich das umgekehrte Verhältniß richtiger gewesen wäre.

Ja, warum denn nicht früher?

Er zog kopfschüttelnd und in tiefes Nachdenken versunken seinen Sammtrock aus und sein gewöhnliches Kleid an, nahm seinen Hut und Stock und sagte mit ruhiger, wenn gleich klangloser Stimme zu seiner Frau: „Ich gehe nach Hause!“ was sie mit einer kurzen Neigung ihres Kopfes erwiederte.

Ja, es trieb ihn zurück in sein Haus, welches ihm jetzt auf einmal viel wichtiger erschien, als sein Atelier mit allen Entwürfen und Bildern; er hatte eine unbestimmte Idee, wenn er um die Straßenecke böge, von wo aus er sein Haus gewöhnlich erblickte, er sehe es nicht mehr an dem alten Platze stehen, es sei auf und davon, der Himmel möchte wissen, wohin, und er hatte die feste Ueberzeugung, er werde es niemals wiedersehen — sein Haus mit dem kostbaren Inhalte, seinem kleinen, lieben Mädchen nämlich, das ganz genau wußte, wann er, sein Vater, aus dem Atelier komme, und das alsdann, ihn erwartend, mit seinem bleichen Gesichtchen durch die Fensterscheiben sah — ach, er liebte das Kind so innig, er liebte es, weil es sein Kind war, weil es so unendlich an ihm hing, weil es ihn zu erheitern verstand mit seinen kleinen Späßen und Schmeichelreden; ganz besonders aber liebte Roderich seine Tochter, weil sie so bleich aussah und weil sich ihre kleine Brust so fieberhaft rasch hob und senkte, wenn sie mit ihrem Vater hier in dem kleinen Garten ein wenig umhergesprungen war.

Hier in dem kleinen Garten, den der Maler jetzt durchschritt und in welchem er sich vergeblich nach seinem Kinde

umfah — freilich lächelte er im nächsten Augenblicke über sich selbst, Margarethe konnte ja nicht hier sein.

Ja, warum denn nicht früher?

Roderich war so in Gedanken vertieft, daß ihm alles Andere außer diesen Worten, welche glühend vor seiner Seele standen, wie in dichten Nebel eingehüllt erschien.

Andreas, der ihm in den Weg trat, fragte ihn, ob er heute Nachmittag zur gewöhnlichen Zeit ins Atelier käme, worauf er ihm, eigenthümlich lächelnd, zur Antwort gab: „Ei, warum denn nicht früher?“

ich mich entferne, ich habe dringende Geschäfte. — Bester Charles, ich sehe Sie morgen auf dem Theater. — Bleiben Sie ruhig da, Amadäus! und nochmals bitte ich Sie, erzählen Sie meinem Freund ausführlich Ihre Geschichte!“ —

Damit gieng der Graf in das Nebenzimmer und Charles blieb mit Meister Amadäus allein. —

VIII.

„Ein fremder Cavalier.“

Wenn Rodenberg's kleiner Diener Rafael nichts zu thun hatte, das heißt, wenn er nothdürftig geputzt und den Pudel ſo lange geplagt, bis dieſes unbegreiflich geduldige Thier zu knurren anfing und ſeinem beſtändigen Quälgeiſte die ſcharfen Zähne zeigte, dann pflegte er vom Fenſter herab ſeine Beobachtungen zu machen.

Nichts entging alsdann ſeinem ſcharfen Auge, und er wußte ſich die kleinſten Begebenheiten und unbedeutendſten Zufälle mit ſeiner außerordentlichen Pfiffigkeit und ſeinem frühreifen Verſtande zu wahren und unwahren Geſchichten zuſammenzuſetzen, mit denen er alsdann die Betreffenden plagte und leider ſeinen Herrn häufiger ergötzte, als es für den Charakter des kleinen, verdorbenen Burſchen nützlich war.

Wollte er von ſeinen Beobachtungen ausruhen, ſo begab er ſich in ſeinen Mußeſtunden an den Käfig, worin ſich der ausgeſtopfte Papagei befand, und trieb, hinter demſelben verſteckt, mit den Vorübergehenden ſeine tollen Poſſen.

Schon einige Male in den letzten Tagen hatte Rafael von ſeinem Standorte aus einen älteren Herrn bemerkt, der

ihm eben ſo ſehr durch ein fremdartiges Aeußeres aufgefallen war, als dadurch, daß er mit größter Langſamkeit durch die Wurſtgaſſe ſchritt, wobei er die Häuſer rechts und links aufmerkſam betrachtete und ſchon ein paarmal vor dem Reichsapfel ſtehen geblieben war.

Daß bei dieſen Veranlaſſungen der Papagei oder vielmehr Rafael durch den Papagei nicht verſäumt hatte, ſich dem Fremden durch einige unpaſſende Zurufe bemerklich zu machen, als: „alter Jakob“ oder auch „alter Spitzbube“, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen, müſſen aber hinzufügen, daß der Fremde über die ungemein deutliche Ausſprache des Papagei's freundlich gelächelt und alsdann gewöhnlich ruhig weiter geſchritten war.

Rafael, der ſeit lange ſchon nicht mehr einen ſo angenehmen und dankbaren Zuhörer gehabt, freute ſich, ſo oft er den alten Herrn ruhig daherſchreiten ſah, und verſtieg ſich eines Tages ſo hoch, daß er ſeinen Papagei hinabrufen ließ: „Biſt Du ſchon wieder da, alter Gauner?“ worauf er doch ein wenig erſchrack, als er durch die unterſte Fenſterecke blinzelnd ſah, wie der alte Herr freundlich mit dem Kopfe nickte, und dann hörte, wie er laut zurückrief: „Ja, ich bin ſchon wieder da, mein loſer Vogel!“

Der alte Herr war von ziemlicher Leibesgröße, trug einen großen, nach rechts und links hinausſtehenden Schnurrbart, dazu einen ſtarken Knebelbart; er hatte, was für Rafael ſehr weſentlich war, ein dickes ſpaniſches Rohr in der Hand und ſchritt, nachdem er, wie eben geſagt, auf den Zuruf des Papagei's geantwortet, nicht, wie gewöhnlich, in der Straße weiter, ſondern wandte ſich, nicht gerade zur angenehmen Ueberraſchung des kleinen Lauſchers droben, gegen

das Haus und trat, nachdem er noch einmal den Reichsapfel betrachtet, hinein.

Rafael hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Zimmer zu verlaſſen, in welchem ſich der Papagei befand; er ſchloß die Thür deſſelben zu und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche. Dann erwartete er das Herannahen des ihm einigermaßen unheimlich gewordenen Fremden ungefähr mit denſelben Gefühlen, wie Don Juan das Erſcheinen des ſteinernen Gaſtes.

Draußen klopfte es an und drinnen rief man: „Herein!“

Der Herr mit dem großen Knebelbarte und dem dicken ſpaniſchen Rohre trat in die Stube und ſchaute mit einem gemüthlichen Lächeln rings umher, nachdem er mit einer nichts Gutes weiſſagenden Stimme den kleinen Diener gegrüßt.

Das Gemach befand ſich in einer Verfaſſung, bei welcher man es einem Fremden nicht übel nehmen konnte, wenn er daſſelbe lächelnd beſchaute: da war der Boden, die Stühle, die Tiſche bedeckt mit eigenthümlichen Gegenſtänden und Geräthſchaften, mit hohen Reiterſtiefeln, an denen gewaltige Sporen prangten, mit gelben Lederhoſen und grauen Tricots, mit Trachten vom verſchiedenſten Schnitte und in allen erdenklichen Farben, mit Schwertern und Dolchen, Jagdſpießen, Hirſchfängern, Hüfthörnern, kurz, mit allen Garderobe-Beſtandtheilen, um eine zahlreiche Schaar Männer in das Gefolge des wilden Jägers umzuwandeln.

In der Ecke des Zimmers waren ſogar ein paar zuſammengekoppelte Rüden angebunden, die abwechſelnd bellten oder heulten.

„Mir ſcheint, hier bin ich ſchon recht,“ ſagte der fremde Herr mit dem dicken ſpaniſchen Rohre, nachdem er ſeine Beobachtungen beendigt zu haben ſchien und nun ſeine

ſchwarzen, etwas ſtarren Augen feſt auf Raſael ruhen ließ.

„Es könnte wohl ſein, daß Sie hier recht ſind,“ gab dieſer ſchüchtern zur Antwort und ſetzte in einem unbefangen ſcheinenden Tone hinzu: „Darf ich wohl fragen, wen Sie ſuchen?“

„Wen ich ſuche,“ verſetzte der Eingetretene, indem er ſich abermals umſchaute — „ja ſo, ganz richtig, was ich ſuche, willſt Du wiſſen — ich ſehe das nicht, was ich ſuche.“

„Und was könnte es ſein, wenn ich fragen darf?“ ſtotterte Raſael.

„Es könnte ſein — ein kleiner, charmanter Papagei, der mit einer übergroßen Natürlichkeit in der Stimme die Leute ausſchimpft, welche ruhig über die Straße wandeln — ich liebe dergleichen Galgenvögel.“

„Ein ſolcher Papagei iſt nicht hier,“ erwiederte der kleine Diener mit einer Sicherheit, welche ihm die Angſt vor dem dicken ſpaniſchen Rohre des Fremden einflößte.

„Ah, der Papagei iſt nicht hier — aber ein anderer Galgenvogel!“

Der Herr mit den ſtarren, ſchwarzen Augen und dem großen Schnurr- und Knebelbarte ſagte dieſe Worte in einem ſo außerordentlich freundlichen und verbindlichen Tone, daß Raſael, einen plötzlichen Umſchlag in dieſem angenehmen Zwiegeſpräche vorherſehend, langſam gegen die Thür zurückzuweichen begann, worauf in der That die von Raſael ſo richtig geahnte Wendung eintrat; denn ehe jener ſich deſſen verſah, hatte ihn der Fremde am Kragen ſeines fadenſcheinigen Malerkittels erwiſcht und ſchüttelte ihn ein wenig, aber mit einer ſo ſanften Bewegung und ſo wohlwollender Miene,

daß der kleine Diener nicht zu entdecken im Stande war, ob hier Scherz oder Ernst vorwalte.

„Ah,“ sagte der Fremde nach einer Pause, als er den Kragen von Rafael's Gewand losgelassen, „da drinnen ist wohl der zauberhafte Papagei! Nun, ich will hier geduldig warten, bis Dein Herr zurückkommt, du kleiner Schlingel, und werde ihm alsdann erzählen, womit Du Deine Freistunden hinbringst — Cararo! Ich glaube, wenn Dein Herr ein vernünftiger Herr ist, so kann Dir eine tüchtige Tracht Prügel nicht entgehen!“

Da Rafael in diesem Punkte vollkommen der gleichen Ansicht war wie der Fremde, so ließ er den Kopf hängen und machte eine sehr demüthige Miene. Sein Herr nämlich, wenn er sich auch zuweilen selbst einen Spaß mit dem ausgestopften Vogel erlaubte, meistens gegen gute Freunde, hatte doch seinem Diener aufs strengste verboten, sich auf diese Art zu belustigen, und für ein Vergehen dieser Art nicht nur allein mit einer Tracht Prügel gedroht, sondern auch mit Dienstentlassung.

„Wie mir scheint,“ sagte der Fremde lächelnd, als er die zerknirschte, aber trotzdem sehr verschmitzte Miene Rafael's sah, „bist Du nicht nur ein lustiger Junge, sondern auch ein verständiger Junge.“

„Gewiß, das bin ich, Herr Baron.“

„Du brauchst mich nicht Baron zu nennen — wenn ich richtig auf Deinem Gesichte lese, so sehe ich darauf den Wunsch, ich möchte mich entfernen, ehe Dein Herr kommt.“

„Ja, Herr Graf.“

„Laß die Titulatur hinweg, wenn es Dir einerlei ist, und höre mich an: ich will Dich nicht durchprügeln, wie

Du es verdient hätteſt; ich will auch das Zimmer verlaſſen, ehe Dein Herr kommt, und auch weder bei dieſem, noch bei der Polizei wegen Deiner Schimpfreden Klage führen; doch nur, wenn Du mir ein paar Fragen beantworteſt, aber ehrlich und aufrichtig, und wenn ich überhaupt ſehe, daß Du für einen blanken Thaler, den ich hier in meiner Taſche habe, geneigt biſt, mir einen Dienſt zu leiſten."

„Alles, was Ihr wollt, gnädiger Herr."

„Ich bin hier im Zimmer des Herrn Malers Rodenberg?"

„Ja, gnädiger Herr."

„Was bedeuten dieſe Kleider und Waffen, welche hier herumliegen?"

„Uebermorgen iſt das Frühlingsfeſt der Herren Künſtler, und was hier herumliegt, ziehen die Reiter an, welche meinen Herrn begleiten."

„Und was zieht Dein Herr an?"

„Das iſt noch nicht da, das heißt der Rock und der Mantel nicht, nur ſeine grauen, ledernen Beinkleider und hohe, reiche, glanzlederne Stiefel mit großen Sporen."

„Seine Waffen?"

„Dort der lange Degen."

„Zeig' ihn einmal her — ah," rief er, „echter und gerechter Toledaner — eine ſchöne Klinge — und ſonſt?"

„Eine Hetzpeitſche, an deren Schnur noch ein Stück geflochten wird."

„Und das Jagdhorn?"

„Ja, das fehlt noch; mein Herr ſollte eines von einem Bekannten erhalten, aber es war zu groß und nicht ſchön genug, das im Laden aber iſt zu theuer."

„In welchem Laden?“

„Drunten auf dem Markte, gegenüber den drei Reichskronen.“

„Ah, Du kennſt die drei Reichskronen?“

„Gewiß, gnädiger Herr.“

„Und biſt ein luſtiger und verſtändiger Junge, der einen Spaß verſteht und der lieber einen blanken Thaler verdient, oder zwei, als Prügel erhält — he? — Nun gut denn, ſobald das Gewand deines Herrn da iſt, morgen gewiß im Laufe des Tages, ſo kommſt Du zu mir — ich wohne in den drei Reichskronen auf Numero vierzehn, Du fragſt nach Don Joſe — kannſt Du den Namen behalten?“

Rafael nickte eifrig mit dem Kopfe, indem er ſpöttiſch lächelte — er konnte viel im Gedächtniſſe behalten, wenn er wollte; zur Bekräftigung ſetzte er auch noch hinzu: „Das werde ich gewiß nicht vergeſſen.“

„Und willſt morgen zu mir kommen?“

„Ja wohl, gnädiger Herr, das ſoll nicht fehlen.“

„Du brauchſt keine Angſt zu haben, daß ich etwas Unrechtes von Dir begehre.“

Davor hatte der Schelm von Diener durchaus keine Angſt, es wäre ihm ſogar lieber geweſen, wenn er zu etwas Verdächtigem, mindeſtens Zweideutigem die Hand hätte bieten dürfen.“

„Mit Deinem Herrn ſollſt Du übrigens nicht darüber reden, weder daß ich hier war, noch daß ich Dich zu mir beſtellt.“

Dieſes Verlangen gefiel Rafael ſchon beſſer, weßhalb er mit großem Eifer betheuerte, er werde gewiß ſeinem Herrn nicht das Geringſte ſagen.“

„Gut, die Sache iſt abgemacht — traust Du mir?“

Das Lächeln, welches bei dieſer Frage auf den verſchmitzten Zügen Raſael's ſichtbar wurde, war gewiß des Stückes von zehn Silbergroſchen werth, welches ihm der Fremde unter lautem Lachen dafür einhändigte; es zeigte eben ſo viel Mißtrauen als Klugheit und ſagte Ja und Nein, kurz, es war von einem ſo pfiffigen Ausdrucke, daß Don Joſe daſſelbe mit voller Ueberzeugung dachte, was er hierauf ausſprach: „Wir werden mit einander zufrieden ſein.“

Dann verließ er mit einem kurzen, obgleich nicht unfreundlichen Kopfnicken das Zimmer, bis an die Treppe von Raſael begleitet, der, um dieſes mit größerer Feierlichkeit thun zu können, im Vorbeieilen ſeine rothe Mütze ergriff, die vor der Thür auf einem Stuhle lag, und dieſe auf und ab ſchwenkend an der Treppe ſtehen blieb, wobei er mit dem linken Fuße ſo lange hinten auskratzte, bis der Fremde ſeinen Blicken entſchwunden war; dann ſetzte er die rothe Mütze auf, betrachtete das Zehnſilbergroſchenſtück, warf es auf den Steinboden, ob es auch gehörig klinge, und band es dann vorſichtig in die Ecke ſeines ſchmutzigen Taſchentuches.

Hierauf ging er ins Zimmer zurück, ſichtlich um einen Zoll gewachſen im beſeligenden Gefühle eines ſo großen Reichthums und in gegründeter Hoffnung auf Vermehrung deſſelben. Da der Pudel nicht zu Hauſe war, ſo führte er ſeinen grotesken Tanz, wodurch er alle ſeine kleinen Leidenſchaften auszudrücken pflegte, vor den beiden in der Ecke angebundenen Hunden aus, welche, weniger geduldig als der Pudel, darüber knurrten und murrten und endlich in ein wildes Gekläff ausbrachen, als Raphael ſie nun zu ihrer

noch größeren Erheiterung mit dem langen Malstocke seines Herrn zwischen die Rippen stieß.

Dazu sprang er herum wie ein junger Cannibale um sein Schlachtopfer, so daß der rothe Sack seiner Mütze mit der langen, blauen Quaste hoch emporwallte und die zu weiten Tanzschuhe nach verschiedenen Richtungen hin von seinen Füßen abflogen, wobei er ein Lied sang in einer bis jetzt unbekannten Sprache nach einer von ihm selbst erfundenen Weise, dessen erste Zeilen hießen:

„Tschin schi mir a mitta
Uschti, tuschli liß liß liß",

was förmlich barbarisch klang, da die an sich sehr monotone Weise begleitet wurde von dem wüthenden Gekläffe und Geheul der beiden Hunde.

Schade, daß sich in diesem wechselreichen Leben Lust und Leid so oft die Hand reichen, was auch Rafael in der nächsten Sekunde schmerzlich erfuhr, denn eine sausende Ohrfeige von der kräftigen Hand Walter's, welcher unbemerkt in das Zimmer getreten war, störte den jungen Künstler nicht nur hiedurch in der Ausübung seiner Gesang- und Tanzübungen, sondern beförderte ihn auch in taumelnder Bewegung bis unter den Tisch, wo er verdutzt sitzen blieb und über den Wechsel alles Irdischen nachdachte.

Wir können übrigens an dieser Stelle nicht umhin, weiter zu berichten, daß Rafael am anderen Tage, nachdem er das Kleid seines Herrn bei dem Schneider abgeholt und dort Muße gehabt, die Farbe und den Schnitt desselben gehörig zu betrachten, seine erste Feierstunde dazu benutzte, um sich auf den Marktplatz zu begeben, wo das Hotel zu den drei Reichstrenen lag. Gegenüber befand sich der Waffen-

laden, an deſſen Schaufenſtern der kleine Diener, die Hände in den Hoſen, langſam vorüberſchlich und mit Befriedigung merkte, daß ſich das ſchöne Jagdhorn, von dem geſtern die Rede geweſen, nicht mehr dort befand.

Obgleich Rafael durchaus nicht furchtſam war, ſo ging er doch ein paarmal vor dem Gaſthofe auf und ab, ehe er ſich entſchließen konnte, einen der dort am Thore lungernden Herren Oberkellner nach dem Grafen, welcher ihn beſtellt, zu fragen. Der Fremde hatte doch ein bischen ſonderbar ausgeſehen, dachte Rafael, bevor er ſich entſchloſſen, einzutreten. Die dunkle Geſichtsfarbe, der ſchwarze, drohende Bart, die blitzenden Augen — wer konnte wiſſen, aus welch' fernen Landen, wo vielleicht die Menſchenfreſſerei noch in der Mode war, derſelbe herkam! — Es war nicht das erſte Mal, daß kleine Jungen ſeines Alters ſpurlos verſchwunden waren, und wenn er auch, dieſe Betrachtungen muthig niederkämpfend, in das Hotel trat, ſo war doch ſein Lächeln nicht ſo frei und ungezwungen, wie gewöhnlich, ja, er huſtete faſt verlegen hinter der vorgehaltenen Hand, ehe er nun eintreten mußte in die Thür Numero vierzehn zu dem Fremden mit der gelblichen Geſichtsfarbe, dem ſchwarzen, drohenden Barte und den blitzenden Augen.

Aber Rafael verſchwand hier nicht ſpurlos, er war nicht für dieſe Welt verloren. Nach einer guten halben Stunde erſchien er wieder und mit ſo vergnügtem Angeſichte, daß ihm der Kellner, der ihn heraufbegleitet und nun wieder wie vorhin am Thore ſtand, lachend zurief: „Nun, Du haſt gewiß was Rechtes herausgebettelt?“ eine Vermuthung, welche er übrigens mit einem verächtlichen Achſelzucken von ſich ablehnte.

Fünfundfünfzigſtes Kapitel.

Aus der Requiſiten-Kammer.

Der Balletmeiſter Herr Dubelli hatte nie die zarten Neigungen des menſchlichen Herzens gekannt, hatte ſich nie auf gewiſſe Art zu einem weiblichen Weſen hin gezogen gefühlt, hatte nie eine Geliebte gehabt. Was bei ihm die Stelle einer ſolchen vertrat, was ſein ganzes Herz ausfüllte, war die Kunſt, war das Theater. Sie liebte er leidenſchaftlich, für ſie hätte er ſein Leben gelaſſen. In dieſer Beziehung hatte Dubelli einmal den einzigen Streit ſeines Lebens; da einſtens ein großer langer Mime behauptete: die Tanzkunſt ſei eigentlich keine Kunſt, da hatte Dubelli am Rande des Duells geſchwebt und ſomit vielleicht am Rande des Grabes.

Der neue Balletmeiſter hatte ſein Departement übernommen, und er als Chef deſſelben ſah mit großer Betrübniß, daß viel, ſehr viel zu thun ſei, um aus den übrig gebliebenen Trümmern einer früheren beſſeren Zeit wieder etwas Neues, dem Auge Wohlgefälliges, aufzubauen. Die erſten Tänzerinnen, die er

Er — gebettelt — er, den der ausgezeichnete Fremde zum Vertrauten gemacht und mit wichtigen Aufträgen beehrt, welche vor der Welt nicht verborgen bleiben sollten, eben so wenig wie vor Dir, geneigter Leser, wenn Du auch künftig Muth und Geduld hast, unserer wahren Geschichte zu folgen!

IX.

„Du ſiehſt mich an und kennſt mich nicht.“

An dem denkwürdigen und unvergeßlichen Tage des großen Künſtlerfeſtes begann es ſich kaum im Oſten etwas aufzuhellen, als es auch ſchon lebendig wurde bei den meiſten der jungen Leute, welche ſich bereits wochenlang darauf vorbereitet, an dieſer Feierlichkeit Theil zu nehmen.

Es wäre vielleicht intereſſant geweſen, wenn man um dieſe Zeit einen Blick hätte werfen können auf alle Fenſter und Dachladen-Oeffnungen, die gegen Oſten gekehrt waren, um zu ſehen, wie an ſo vielen derſelben ſchlaftrunkene Geſichter erſchienen, die nach dem Wetter ausſchauten, um das Reſultat ſich ſelbſt mit einem leichten Ausrufe oder mit einer lauten Bemerkung einem vielleicht noch im Bette befindlichen Freunde mitzutheilen.

Man hätte alsdann auch bemerken können, wie ſich beim Anblicke des Himmels auch mürriſche, finſtere Geſichter aufhellten, und hätte vielleicht ſagen hören: „Der Tag wird famos, das Wetter läßt nichts zu wünſchen übrig!“

Es war einer jener ſchönen Morgen, wo der junge Tag

in einer röthlich-gelben, mit goldenen Strahlen durchwobenen Glorie, die langsam von Osten aufsteigt, zu erscheinen pflegt, zum Entzücken der Menschenkinder und zur rührenden Freude seiner Mutter, der Nacht, welche ihm noch aus weiter Ferne zuschaut mit von Thränen und Sternen glitzerndem Antlitze, und die alsdann langsam verschwindet, um dem geliebten Sohne die Herrschaft allein zu lassen.

Es wehte so frisch und wonnig, so duftig über die erwachende Erde: Laub und Blumen hauchten Wohlgerüche aus und dazu sangen in dichten Büschen die Nachtigallen ihr entzückendes Lied.

Wir glaubten es uns und dem geneigten Leser schuldig zu sein, den Morgen eines Tages, an dem eine ganze Künstlerschaft zum großen Feste sich rüstet, einen Morgen, der in der That ein schöner Morgen genannt werden konnte, mit einigen poetischen Worten auszuschmücken, und wir sprachen nicht die Unwahrheit: an der Fahnenburg war man schon lange vor dem ersten Sonnenstrahle beschäftigt, bunte Flaggen aufzuziehen, Böller und kleine Kanonen auf den Thurm und hinter die Umfassungsmauern zu führen und mit Schießbedarf zu versehen, die Zugbrücke zu probiren, in den unteren Räumen fabelhafte Verproviantirungs-Zurüstungen zu machen und Maitrank in einem unerhört großen Gefässe anzusehen; da oben duftete es wunderbar aus den umherliegenden Tannen und Eichen, und wer Lust gehabt hätte, ein förmliches Nachtigallen-Concert zu hören, der hätte nur jenen heimlichen, schattigen, dunklen Platz zu besuchen gebraucht, den wir bereits kennen gelernt haben.

Doch kehren wir zur Stadt zurück. — Der Tag, wie schon gesagt, war so wunderbar schön, daß auch das gries-

grämlichſte Gemüth beim Aufleuchten deſſelben heiter und froh geſtimmt werden mußte.

Dies fand auch auf Walter ſeine Anwendung, der faſt meiſtens in den erſten Morgenſtunden, dieſe von ſeinem Aufſtehen an gerechnet, finſter und mißlauniſch umherſchritt, gern kleine Neckereien anfing und alsdann die unumſtößliche Gewißheit hatte, daß die deutſche Kunſt vollkommen todt ſei.

Walter war heute der Erſte aus dem Bette geweſen; ihm fiel nach Uebereinkunft die Obliegenheit zu, mit Hülfe Rafael's für die Anderen einen tüchtigen Kaffee zu brauen, mit welchem ein gutes Fundament gelegt werden ſollte für die übrigen Leiſtungen dieſes heißen Schlachttages. Walter hatte eines der großen Hüfthörner ergriffen, welche im Zimmer umherlagen, und demſelben, auf den Gang hinaustretend, ſo gewaltige Töne entlockt, daß ſämmtliche Schläfer des Hauſes erſchrocken in ihren Betten emporfuhren.

Rüding, welcher bald darauf in mangelhaften Unterkleidern und einem ſpärlichen Obergewand im vorderen Zimmer erſchien, meinte mit verdrießlicher Miene, es ſei Unrecht, Jemanden auf ſo barbariſche Art zu wecken; er fürchte, der Schlaf ſei ihm in den Magen gefahren und er werde heute ſchwerlich viel leiſten können.

Rodenberg, der ſich noch behaglich auf ſeinem Lager dehnte, verſicherte, ihm habe das Hornblaſen einen famoſen Traum zerriſſen, er ſei nahe daran geweſen, die Fahnenburg ganz allein zu erobern und ſo die ſchönſte Prinzeſſin für ſich zu gewinnen — da ſei er erwacht.

„Undankbare Geſchöpfe, ohne alles Verſtändniß und ohne alle Poeſie!“ murrte Walter in der Thür des Nebenzimmers, wo er ſtand und damit beſchäftigt war, ſein wirres Haupt-

und Barthaar zu kämmen — „wie kann man Euch Faulenzer beſſer in die Stimmung des heutigen Tages hineinbringen, als wenn man kriegeriſch das Hüfthorn ertönen läßt?“

„Das nennt der Kerl kriegeriſch,“ antwortete Rüding achſelzuckend, indem er ſein dünnes Röckchen über ſeinem Unterleibe dichter zuſammenzog; „wenn ich überhaupt zu Träumen geneigt wäre, ſo hätte ich wahrhaftig geträumt, ich ſei in einem Ochſenſtalle.“

„Was von Dir ein ſehr naturgemäßer Traum geweſen wäre,“ erwiederte Walter.

„Hört man noch nichts von Knorr da droben?“ fragte Rodenberg, in die Höhe horchend — „hat Niemand von Euch etwas erfahren, was es mit dieſem geheimnißvollen Kerl iſt?“

„Wegen Don Quixote's hat ſich ſogar das Comite an ihn gewandt, und er hat es ihnen abgeſchlagen,“ ſagte Rüding.

„Der Henker mag wiſſen, wie dieſer Knorr erſcheinen wird! Ich gab mir alle Mühe, etwas zu erfahren, verſprach Rafael ſogar fünf Silbergroſchen, wenn er etwas erlauſchen könnte — keine Möglichkeit, ich glaube, Knorr hat ſich ſeinen Anzug ſelbſt zuſammengeſchneidert!“

„Wenn Rafael nichts erfahren hat, ſo kann Niemand etwas erfahren,“ ſprach Walter aus dem Nebenzimmer her, „was mich einigermaßen beruhigt, denn für Deine Bemühungen, dem Knorr hinter ſeine Sprünge zu kommen, gebe ich keinen Pfifferling!“

„Du haſt Recht, ich hatte mit meinem eigenen Anzuge zu viel zu thun,“ lächelte Arthur wohlgefällig.

„Ja, mit Deinem Anzuge und Deinen Fenſterpromenaden!“

„Was Fenſterpromenaden — Unſinn!“

„Da iſt nichts zu läugnen — Schmitz hat es mir geſagt!“ meinte der pfiffige Rüding.

„Und wenn es ſo wäre, was geht es den Narren an, was hat er darüber zu klagen?“

„Er ſagte, wenn es noch lange ſo fortdaure, ſo ſei es der Tod ſeiner Mutter, der alten Frau Schmitz, die eine ſehr würdige Dame iſt; ſie könne kaum damit fertig werden, Dich auf der Straße zu beobachten und all den Wahnſinn anzuſehen, den Du mit Deinem Pudel vor ihrem Hauſe triebeſt; kaum ſeiſt Du hinten verſchwunden, ſo kämſt Du vorn ſchon wieder, das ſei nicht zum Aushalten!“

„Ich werde mich ſehr wenig um das Gerede dieſes alten Weibes kümmern!“

„Auch meinte Schmitz, es thäte ihm leid um Dich, Du ſeiſt ſonſt ſo ein guter Kerl, und er bedaure, daß Du Dir ſo ganz vergebliche Mühe macheſt!“

„Hm,“ machte Rodenberg, „wie meint er das?“

„Wie er das meint?“ fuhr Rüding mit ſehr gemüthlicher Ruhe fort — „o, er meinte, Du gäbeſt Dir bei der ſchönen Spanierin vergebliche Mühe — da ſeien Andere — berühmte Leute — große Herren ....“

„Das habe ich auch gehört,“ brummte Walter aus dem Nebenzimmer; „deßhalb laß dieſe Kindereien und mache Dich nicht zum Geſpötte!“

„Ich weiß ſchon ſelbſt, was ich zu thun habe — laß die Geſchichte jetzt ruhen! Beim Himmel, es iſt ſchon fünf Uhr — wo nur dieſer verdammte Rafael ſtecken mag?“

Rafael kam wie der Wolf in der Fabel und wie manches andere Uebel, wenn man es anruft. Er ſtreckte

ſeinen Kopf zur Thür herein und ſagte: „Herr Rüding, da iſt unſer Friſeur!“

„Er ſoll hereinkommen!“

Der Friſeur erſchien, wünſchte einen guten Morgen und verſicherte, das Wetter ſei ſo ſchön, wie es nur ſein könne.

Rüding hatte ſich rittlings auf einen Stuhl geſetzt und überlieferte ſein Haupt dem Haarkünſtler mit der Verſicherung, es ſei eigentlich unnöthig, ſein Haar brennen zu laſſen, da es viel ſchöner in natürliche Locken falle.

Alle waren jetzt emſig mit ihrem Anzuge beſchäftigt, und Rodenberg's Aeußeres formte ſich unter Rafael's Beihülfe auf ſo geſchmackvolle, elegante Art, daß ſelbſt Walter mit ſichtlichem Vergnügen dem ſchönen jungen Manne zublickte: er war eben ſo ſchlank gewachſen als kräftig gebaut, und wenn er auch ſchon in ſeinem gewöhnlichen Anzuge ſo erſchien, um wie viel mehr jetzt in dem romantiſchen Coſtume, das er ſich ausgeſucht! Er trug ein enganliegendes Beinkleid von grauem Leder und ſeine Reitſtiefel von ſchwarzem, weichem Leder reichten bis an ſeine Kniee.

Während Rodenberg zur Probe ſeinen langen Stoßdegen umſchnallte, mußte ihm Rafael noch einmal die verſchiedenen Jagd- und Hüfthörner zeigen, welche er auf Befehl ſeines Herrn von all deſſen Freunden, die dergleichen beſaßen, zuſammengeliehen hatte. Es war in der That darunter nichts, was zu ſeinem übrigen, eleganten Anzuge vollſtändig gepaßt hätte.

„Das könnte mir die ganze Geſchichte verleiden,“ rief mißmuthig der junge Maler; „ich hätte beſſer daran gethan, das ſchöne Horn aus dem Laden zu nehmen!“

„Wenn man es Dir gegeben hätte,“ meinte Rüding,

der ſich wohlgefällig mit ſeiner wunderbaren Lockenpracht im Spiegel beſchaute.

„Wenn das Horn beim wilden Jäger nicht ein ſo nothwendiges Attribut wäre, ſo nähme ich wahrhaftig gar keines; aber wem es von den Zuſchauern einfällt:

Der Wild- und Rheingraf ſtieß ins Horn,

der wird unwillkürlich nach meiner Hüfte ſchauen — nun, ich will das ſchwarze da nehmen, das macht in ſeiner Unbedeutendheit am wenigſten Spektakel.“

„Hat denn Niemand den van der Maaßen in den letzten Tagen geſehen? Er thut gerade ſo geheimnißvoll wie Knorr.“

„Seit jenem Abende war er nicht mehr bei uns,“ ſagte Rodenberg; „aber Raſael hat ihn einige Male die Treppen hinaufgehen ſehen.“

„Zu Knorr?“

„Ja.“

Während Rüding ſo gefragt hatte, blickte er den kleinen Diener ſcharf an und ſagte alsdann: „Du machſt ein ſo außergewöhnlich pfiffiges Geſicht, Raphael, theile uns mit, was Dir auf dem Herzen brennt.“

„O, es iſt nicht viel, Herr Rüding; ich habe nur geſehen, daß Herr van der Maaßen einige Male zu Herrn Knorr ging, und als er das letzte Mal die Treppen hinaufſtieg, hing ihm etwas hinten aus der Taſche heraus.“

„Und was denn?“

„Es war wie ein Stück ſchwarzer Perrücke mit einem rothen Horne daran.“

„Teufel auch, was kann das ſein?“ fragte Rodenberg.

„Es wird ſein, was Du ſagſt: der Teufel.“

„Das sähe diesen beiden Kerls ganz ähnlich — nun, wir werden sehen.“

Der Friseur hatte sich wieder empfohlen, nachdem er auch Arthur's dickes und von Natur lockiges Haar mit Kamm und Pommade gebändigt und Rüding geholfen, fleischfarbige Tricots anzuziehen, zierliche Schuhe von derselben Farbe und ein himmelblaues Oberkleid, welches ihm bis eine Hand breit über's Knie reichte.

Man hätte glauben können, Rüding beabsichtige, einen zierlichen Pagen vorzustellen; doch als ihm der freundliche Haarkünstler — derselbe war in der Garderobe des städtischen Theaters angestellt und somit in diesen Dingen bewandert — ein Paar vortrefflich gemalter Flügel auf dem Rücken befestigt und ihm einen goldenen Gürtel angeschnallt hatte, sah man, daß sich aus dem kleinen, schmächtigen Künstler ein Liebesgott entwickelt hatte, und als sich nun der neue Cupido mit dem Bogen und dem gefüllten Köcher vorstellte, versicherte ihm Rodenberg, er habe nie etwas Ausgezeichneteres gesehen.

Wenn der wilde Jäger mit klirrenden Schritten zuweilen durch das Gemach an eines der Fenster ging, um nach den Pferden auszuschauen, bemerkte er mit Vergnügen an dem geöffneten Fenster gegenüber, sowie auch schon auf der Straße Spuren des heutigen festlichen Tages: dort sah man einen halb Geharnischten, freundlich herüber winkend oder sich mit einem bärtigen Landsknechte unterhaltend, welcher im Nebenzimmer am Fenster lag und aus einer langen Pfeife mit bunter Quaste in die frische Morgenluft hinausdampfte.

Von einer anderen Seite wurde Arthur von einem wohlbeleibten Hellebardier angerufen und ihm ein Compliment gemacht über das, was man von seinem Anzuge sah, oder

ſeine Aufmerkſamkeit von einem Dritten gefordert, einem halbfertigen Büchſenſchützen, der im eiſernen Ringkragen an einem anderen Fenſter ſtand und ſeine Cigarre zu einer Taſſe Kaffee rauchte.

Cupido Rüding ſtand während dieſer Zeit vor dem Spiegel und übte ſich in zierlichen Stellungen, vor allen Dingen in eleganter Haltung ſeiner Schußwaffe, beſonders im Auflegen des Pfeiles.

Ein lautes Gelächter des Liebesgottes veranlaßte den wilden Jäger, ſich umzuſchauen, und was er ſah, ließ ihn in dieſes Lachen aufs kräftigſte einſtimmen.

Walter war aus dem Nebenzimmer herausgekommen in ſeinem ſelbſterfundenen Coſtume des Drachen Griesgram, welches eben ſo willkürlich als phantaſtiſch war, ja, rein unverſtändlich ohne eine Erklärung der leitenden Grundidee.

Um von unten anzufangen, ſo war Walter's rechtes Bein bekleidet mit einem bis über das Knie reichenden Reiterſtiefel und gewaltigem Sporn, während ſein linkes in kurzen Hoſen, Strümpfen und einem Schuhe mit hohen, rothen Abſätzen ſteckte; dazu war ſeine Bruſt mit einem eiſernen Cuiraſſe bedeckt, über welchem er einen ſchwarzen Frack trug, der oben am Halſe zugeknöpft war und über deſſen Kragen hinaus eine weiße, weite Krauſe ſichtbar war; am ſeltſamſten war ſeine Kopfbedeckung anzuſchauen: dieſe beſtand aus einer Pickelhaube, an der vorn ein grüner Lichtſchirm befeſtigt war, während ſich rings um dieſelbe etwas wie eine vergoldete Krone zog, zwiſchen deren Spitzen ſich eine baumwollene Nachtmütze ausſpannte, die in der Art wie Raſael's rothe Kappe über das Hinterhaupt herabfiel. Dazu hatte Walter eine blaue Brille, ſeinen natürlichen, grau melirten Bart und

damals gekannt, waren von der Bühne abgetreten; die Künstlerinnen zweiten Ranges ebenfalls; die einen hatten einen anderen Lebenslauf ergriffen, Andere sich geheirathet und wieder Andere waren gestorben und verdorben. Was nun noch übrig geblieben aus jener Zeit, das waren ältere Damen, welche die zwölf Jahre, die über sie dahin gerollt, nicht schöner gemacht, wohl aber dicker und fauler. Dubelli bemerkte mit Schmerz, daß diese Wenigen, die er bis jetzt als kräftige Stützen seines neuen Aufbaues betrachtet, ein schlechtes Fundament abgeben würden, denn ach! es war nicht mehr wie damals, wo sich Alles herzudrängte, um an einer schwierigern Gruppe, an einem großen Ensemble Theil zu nehmen, wo es für eine Schande angesehen wurde, wenn Signor Benetti Jemand nicht beschäftigte. Heute suchte sich Alles vom Dienste zu befreien, so gut es gieng, und da wurde alles Mögliche vorgeschützt, um auf den Abend vom Dienst befreit zu sein. — Schauerlich! sogar die schreckliche Gewohnheit des Strickens hinter der Scene, auch bei den Proben, war unter den Tänzerinnen eingerissen und aus dem Balletsaal wurden, ehe Dubelli kam, statt sich an der Stange zu üben, die mannigfaltigsten Handarbeiten angefertigt.

Die älteren Koryphäen, die sich jetzt Solotänzerinnen nennen ließen, zogen sich bei ihren Uebungen gar nicht mehr aus, sondern tanzten in ihren langen Kleidern schläfrig den Pas durch, den sie gezwungen waren, dem Publikum heute Abend zum Besten zu geben. Der Violinspieler, dessen Geige früher nie gerastet, die den ganzen Vormittag in den kläglichsten Tönen die lustigsten Tanzmelodien hinausgejubelt hatte, war verstummt und hieng in einer Ecke; wir glauben, um die Saiten hatten die Spinnen ihr Nest aufgeschlagen, wie einst in den alten griechischen Kaiserpalästen. Der Künstler selbst saß an einem Tischchen auf dem Balletsaale und schrieb Noten zu einem kleinen Nebenverdienst. Die jüngeren Ratten, eine ganze Schaar kleiner fauler,

als Bewaffnung einen kurzen Stoßdegen, einen Indianerbogen mit den dazu gehörigen Pfeilen und einen ungeheuren Damen-Strickbeutel, aus dem koloſſale Nadeln wie Bratſpieße hervorſahen.

Als ſich der Drache Griesgram mit ſo auffallendem Lachen empfangen ſah, blieb er einigermaßen überraſcht ſtehen, ſtreckte beide Hände von ſich und ſagte ärgerlich in fragendem Tone: „Bah — nun, Ihr Kameeler, was hat's da zu lachen?“ worauf natürlicherweiſe, durch die herausfordernde Miene Walter's angeregt, ein neuer und ſtärkerer, beinahe lachkrampfartiger Ausbruch der Luſtigkeit bei den Zuſchauern erfolgte.

„Nein,“ rief endlich Rodenberg, der zuerſt wieder zu Athem kam, „Du ſiehſt gar zu köſtlich aus!“ worauf der Drache Griesgram ſich, in Wahrheit gekränkt, auf dem Abſatze umdrehte, um das Zimmer zu verlaſſen, wobei er nun ſeine Kehrſeite zeigte, die mit einem kurzen Mantel in den bunten, gewürfelten Farben eines Harlekins bedeckt und auf dieſe Art nicht geeignet war, die beiden Lacher zum Ernſt zurückzuführen — im Gegentheile, der wilde Jäger tobte förmlich vor Luſtigkeit und Cupido Rüding fiel auf einen Stuhl nieder, indem er ſich unter convulſiviſchem Lachen die Seiten hielt.

Dieſes offenbare Uebermaß der Freude machte, daß Walter achſelzuckend ſtehen blieb, ſich gemeſſen herumwandte und, die Beiden mit einem mitleidigen Blicke anſchauend, langſam den Kopf auf- und abwiegend, ſagte: „Ich bedaure Euch in der That — wie, wollt Ihr Künſtler ſein und beſitzt doch ſo wenig Phantaſie? Freilich kann man es Euch nicht übel nehmen, daß Ihr oberflächliche Burſche den tiefen Sinn

meiner Maske nicht zu faſſen vermöget; es wird Anderen auch ſo gehen, Eurem flachen Publikum, das allerdings ſogleich begreifen wird, Du wolleſt den Cupido vorſtellen und Du ſeiſt ſo eine Art von Jäger, ob zahm oder wild, das wird ihnen im Grunde ganz gleichgültig ſein — alſo. Ihr ſeid Künſtler," fragte er, die Hände zuſammenſchlagend, „und habt keinen Begriff von der Grundidee meiner ſorgfältig gewählten Maske?"

„Ich bekenne meine gräuliche Unwiſſenheit," ſagte der Liebesgott.

„Und mir dämmert ein Gedanke auf, den ich aber nicht wage, Dir mitzutheilen; Du biſt ein gar zu grimmer Drache."

„Ja, ſchweigt nur ſtill und blamirt Euch nicht; ich will Euch aber auf die Sprünge helfen, damit Ihr es Anderen wieder ſagen könnt, die nicht geſcheidter ſind als Ihr — was ſtelle ich vor?"

„Den Drachen Griesgram."

„Und wer iſt dieſer Drache Griesgram, fabelhaft als Weſen, ſehr bekannt als Begriff, und nicht nur bekannt in unſeren Tagen, ſondern bekannt und gefürchtet zu allen Zeiten, zu finden bei den alten Griechen und Römern, im Mittelalter, in der Zopfzeit, in unſeren Tagen — geht Euch nun ein Licht auf?"

Ja, es fing ihnen an zu dämmern, aber unter einem neuen Ausbruche wilden Gelächters.

„Deßhalb, Ihr Kameeler, habe ich meinen Anzug nicht nur aus allen Zeiten zuſammengeſetzt, ſondern deute auch tiefſinnig an, daß der Drache Griesgram in allen Ständen zu finden iſt, mit der Krone auf dem Haupte, in der Pickel-

haube, unter der Schlafmütze; ebenso bei den Weibern, das bezeichnet der Strickbeutel."

„Nach dieser Erklärung finde ich Deine Tracht ganz ausgezeichnet," sagte der Liebesgott, wobei es aber immer noch schelmisch um seine Mundwinkel zuckte; doch Eines hast Du uns noch zu erklären: was bedeutet der Harlekinsmantel auf Deinem Rücken?"

„Armer Kerl, daß Du das nicht erräthst!" gab der Drache mitleidig zur Antwort; „ich, der Griesgram, schaue Dir ins Gesicht, und Du wirst mit mir verdrießlich — ich wende Dir den Rücken, und die heitere, lustige Laune ist wieder da — nun, was sagt Ihr?"

„Ich sage wie Rüding, famos!" meinte der wilde Jäger; „Du wirst mit Deiner Maske Alles todt schlagen, und wenn Dein Kaffee, den Du gemacht, eben so vortrefflich ist, so befördere ich Dich vom Drachen Griesgram mindestens zum Halbgott Griesgram."

„Ihr verdient weder einen solchen Freund, noch einen solchen Kaffee!"

„Zugestanden, aber wir wollen für Beides dankbar sein — he, Rafael, spüle die Wassergläser aus und geh' alsdann hinauf zu Knorr, ich höre den Kerl da oben immer herumtrappeln, und wir müssen doch endlich erfahren, in was für ein Costume er sich gesteckt hat — geh', lad' ihn zum Kaffee ein."

Rafael ging, um zu thun, wie ihm befohlen war; doch kaum hatte er die Thür geöffnet, so prallte er mit einer erschrockenen, jedenfalls sehr verdutzten Miene zurück. Es traten aber auch gleich darauf zwei lange Gestalten in das Gemach, deren Anblick vollkommen die entgegengesetzte Wirkung

hervorbrachte, als vorhin das Erſcheinen des Drachen Griesgram.

„A—a—a—ah,“ machte dieſer und ſetzte hinzu: „abſcheulich ſchön!“

„Der Teufel auch!“ rief der wilde Jäger.

„Bewahre Einen der Himmel!“ ſagte Cupido.

Herein traten Arm in Arm in ſichtlichem Behagen über ihre ſcheußlich-grotesken Masken: Knorr als magerer Tod, van der Maaßen als fetter Teufel.

Der Erſtere war in der That grauenhaft anzuſehen; er war ganz in ſchwarzen Tricot gekleidet, auf den das vollſtändige menſchliche Knochengerippe mit weißer Farbe ſo kunſtvoll gemalt war, daß man aus ſehr mäßiger Entfernung vollkommen getäuſcht wurde und ein wandelndes Skelett zu ſehen glaubte. Das Geſicht deſſelben war kunſtvoll, aber in entſetzlicher Weiſe durch wenige Striche in einen Todtenkopf umgewandelt. Das Phantom hatte das Haupt bedeckt mit einer erdfarbigen, barretartigen Mütze, von der eine lange, ſchwarze Straußenfeder hinten herabfiel. Dieſes, ſowie auch der lange, weiße Mantel, welcher die Rückſeite des Todes bedeckte und mit einem ſchwarzen Schädel über kreuzweiſe gelegte Knochen in der Art eines Ordensſternes geſchmückt war, milderte in etwas die ſonſt ſo grauſige Erſcheinung, wie ſie auf dürrer Mähre wohl mitternächtig über ein Schlachtfeld zieht.

Der Teufel in rothen Tricots, kurzem, ſchwarzem Kleide und ſtaubgrauem Mantel hatte durch die dicke Perſönlichkeit ſeines Repräſentanten faſt etwas Gemüthliches, beſonders der Kopf deſſelben, in welchem trotz der kohlſchwarzen Perrücke mit den blutrothen Hörnern und des purpurnen Teints die

gemüthlich blinkenden Aeuglein, sowie die behaglichen, fetten Backen ihr Vorrecht siegreich behaupteten. Besonders wenn der Teufel sprach und alsdann sein feines Discant-Organ ertönte, ging alle Furcht vor ihm verloren, und man hätte ihm die Hand drücken und als höflicher Mann den Wunsch blicken lassen mögen, seine nähere Bekanntschaft zu machen.

„Alle Wetter, Ihr seid schön!“ sagte der Liebesgott, der sich am ersten wieder gefaßt hatte.

Wir dürfen hier nicht verschweigen, daß die Erscheinung des Drachen Griesgram auf die beiden Eingetretenen beinahe dieselbe heitere Wirkung ausübte, als vorhin auf die beiden Anderen, und waren ein lachender Tod, sowie ein vor Freude brüllender Teufel sehr ergötzlich anzusehen.

Walter ging über diesen Ausdruck ihrer Freude nicht nur mit großer Gemüthsruhe hinweg, sondern war edel genug, die Versicherung zu geben, daß ihre Masken gut gewählt und sinnig ausgeführt seien.

„Aber wo wird man Euch eintheilen?“ fragte der wilde Jäger, indem er van der Maaßen freundlich auf die Schulter klopfte und alsdann Knorr kräftig die Hand schüttelte. „Mir kommt ein guter Gedanke,“ setzte er hinzu, „wenn Ihr beritten wäret, so würdet Ihr meinen Zug auf ausgezeichnete Art schmücken.“

„Ob wir beritten sind!“ gab der Tod selbstgefällig zur Antwort. „Ich sage Dir, wir sind wunderbar beritten, und Du kannst Deinem Glücksstern danken, daß wir auf eine so immense Idee kamen!“

„Wahrhaftig, ich freue mich auf Euch! — Doch kommt jetzt zum Kaffee, wir haben nicht viel Zeit mehr zu verlieren!“ worauf sie sich alle in bunter Reihe um den Tisch

ſetzten, der Liebesgott zwiſchen Tod und Teufel, der wilde Jäger neben den Drachen Griesgram.

„Es iſt nur ein Glück,“ meinte Rüding, mit vollen Backen kauend, „daß van der Maaßen reitet, ſo kommt er doch in keine Verlegenheit, Schrauben ausziehen zu müſſen.“

„Vielleicht ſchraubt er ſeinen einen Sporn ab,“ ſagte Rodenberg, und das wäre am Ende ein Glück für ihn, wenn ſein Pferd nicht ſehr geduldig iſt.“

„Beruhige Dich,“ erwiederte der Teufel, „mein Pferd iſt geduldig und ich trage Anſchnallſporen.“

„Hört Ihr die Muſik?“

„Wahrhaftig, ſie kommt die Gaſſe herauf!“ Und Alle eilten nun an die geöffneten Fenſter.

Mächtig brausten die kräftigen Töne zwiſchen den engſtehenden Häuſern, ſo feſt, ſicher und taktgemäß, daß Einem unwillkürlich das Gefühl des Marſchirens in die Füße kam.

Es war eine zahlreiche Muſikbande in der Tracht des Mittelalters, mit bunten, geſchlitzten Wämmſern und Hoſen, das Künſtlerwappen auf der Bruſt, während an dem bauſchigen Barret die weißen und rothen Federn herabnickten — und wie war die vorhin noch ſo ſtille Gaſſe jetzt mit Einem Male ſo verändert und bevölkert: wie ein lebendiger Strom wälzte ſich eine dicht gedrängte Menſchenmenge hinter der Muſik drein durch die ſchmale Straße, jedes Plätzchen überfluthend, hier den Platz, wo ein Haus etwas zurückſtand, dort eine offen ſtehende Thür, eine ſteinerne Bank, einen Eckſtein — welche Maſſe von Neugierigen ſtand jetzt an den Fenſtern, coſtumirt und uncoſtumirt, und wie raſch verſchwanden die erſteren wieder, ſowie ſich die Muſikbande und die Menſchenmaſſen näher wälzten! Die Meiſten eilten hinab,

um ſich dem Zuge anzuſchließen und nicht einzeln zum Verſammlungsorte gehen zu müſſen; überall öffneten ſich die Hausthüren, und wo ſich die trefflich coſtumirten Künſtler zeigten, die Hellebardiere, Büchſenſchützen, Landsknechte und Conſtabler, da wich die jubelnde Menge hinter der Muſik zurück, den neu Eintretenden gehorſam Platz machend.

Langſam zog alles das mit ſo betäubendem Lärm vorüber, daß die Hufe einer Reiterſchaar, die etwas ſpäter hintendrein trabte, kaum mehr ein nennenswerthes Geräuſch zu machen ſchienen. Dieſes waren Reiter im Cuiraß oder im Lederwamms und Helm, einen Bannerträger begleitend, der in kräftiger Hand die Standarte des Künſtlervereins trug.

Raſael, der begreiflicherweiſe unten vor dem Hauſe, auf einem alten Oelfaſſe ſtehend, zuſchaute, eilte jetzt wieder die Treppe hinauf, dann wieder hinab und dann nochmals hinauf und ſchien ſich überhaupt heute Morgen in einer ganz beſonderen Aufregung zu befinden. Der Pudel hatte Ruhe vor ihm, ja, der junge Diener vergaß es ſogar, den für ihn übrig gebliebenen Kaffee zu verzehren, und war deſto aufmerkſamer um ſeinen Herrn beſchäftigt: bald zupfte er hier und da an deſſen grünem Wammſe oder ſtrich eine Falte glatt, bald drückte er die Schwertkoppel an Rodenberg's ſchlanke Hüfte hinab; am allermeiſten aber machte er ſich mit dem unſcheinbaren Hüfthorne des wilden Jägers zu ſchaffen, das dieſer ſelbſt nie ohne Mißbehagen anſchaute.

Jetzt war der kleine Diener die Treppe hinabgerast und meldete nun, athemlos zurückkehrend, daß die Pferde kämen, ebenſo die Droſchke für Herrn Walter und Cupido Rüding, worauf der Drache Griesgram in das Nebenzimmer ging, ſeine Cigarrentaſche einſteckte, ſowie eine wohlgefüllte Cognac-

flaſche umhängte und nun wieder erſchien mit einer tüchtigen Kette auf der Achſel, die Feſſeln nämlich, woran er die Freude auf der Fahnenburg gefangen halten mußte.

Nachdem noch lärmend in allen Ecken herumgeſucht worden war nach verſchiedenen vergeſſenen oder wieder abhanden gekommenen Gegenſtänden, als: Hetzpeitſchen, Stulphandſchuhen, Cupido's Köcher, des Teufels Reitgerte, die mit einem Horn verziert war, und ähnlichen nützlichen und angenehmen Dingen mehr, ging es die Treppen hinab, um hier ſo wie im Thorwege drunten zwei Reihen Neugieriger zu paſſiren, ſämmtlich Bewohner des Hauſes, Ladendiener, Knechte und Mägde, wobei es für Alle wohlthuend war, Ausrufe der Freude und Bewunderung zu hören, ſowie von Seiten der weiblichen Zuſchauer des Abſcheues und Entſetzens beim Anblicke von Tod und Teufel.

Vor dem Hauſe hielten Rodenberg's Pferde und ein Theil ſeiner Begleiter, kräftige Jägergeſtalten zu Pferde und zu Fuß, Jagdſpieße und Hirſchfänger in den Händen; Andere mit den weit gewundenen Waldhörnern um Bruſt und Schulter, wieder Andere, in feſter Hand die zahlreiche Meute unruhiger Hunde haltend, die ſich ſo luſtig und toll anſtellten, als ginge es zu einer wirklichen Jagd. Arthur's Rappe war kaum zu halten, was übrigens der kühne Reiter mit Vergnügen ſah, indem er ruhig die Reihe des Zuges anordnete und zuſah, wie Tod und Teufel beritten gemacht wurden.

Beide hatten nicht zu viel verſprochen, als ſie vorhin verſicherten, die Wahl ihrer Pferde ſei eine vorzügliche; der Teufel beſtieg ein ſchweres und ſehr ſanftes Brauerpferd von ſchwarzer Farbe, mit Eiſenketten gezäumt, während der Gaul

des Todes ein hochbeiniger Falbe war, an dem man jeden Knochen ſehen konnte.

Als nun Alles in Ordnung war, ſchwang ſich Rodenberg auf ſeinen Rappen, der, obgleich von des Reiters gewandter Hand ſogleich gebändigt, eine ſtarke Pferdelänge vorwärts ſchoß, wobei es ein kleines Unglück gab, denn wahrſcheinlich von der heftigen Bewegung löste ſich ein Ring, der das Hüfthorn mit ſeinem Lederriemen verband, und es fiel zu Boden.

Rafael, der mit unruhigen Blicken zugeſchaut, ſtürzte ſogleich hinzu, hob das Horn auf und rief alsdann: „O weh, o weh, da iſt etwas gebrochen, was man nicht ſogleich wieder machen kann!“

Rodenberg warf ärgerlich ſein Pferd herum, und nachdem er den Schaden nachgeſehen, befahl er dem kleinen Diener, den Riemen auf irgend eine Art wieder befeſtigen zu laſſen und ihm das Horn ſo raſch wie möglich auf den Verſammlungsplatz nachzubringen.

Der kleine Diener hielt nicht ſobald das Hüfthorn in ſeinen Händen, als er, ohne ſich weiter um ſeinen Herrn zu bekümmern, wie eine Rakete davon ſchoß, und zwar in der Richtung des Gaſthofes zu den drei Reichskronen.

Rodenberg mit ſeinem Jägergefolge hatte ſich ebenfalls in Bewegung geſetzt, gefolgt von einer Maſſe neugieriger Buben und angeſtaunt von den Bewohnern der Wurſtgaſſe. Der wilde Jäger, welcher an der Spitze des Zuges ritt, machte einen kleinen Umweg und führte ſeine Schaar aus uns wohlbekannten Gründen durch die Fingerſtraße an dem Hauſe der Wittwe Schmitz vorüber. Er brauchte ſeinem wilden Rappen, der, mit dem Kopfe ſchüttelnd, unmuthig die

Hand des ſicheren Reiters zu fühlen ſchien, nur ein wenig Luft zu laſſen, um ihm zu eben ſo unartigen als eleganten Courbetten Veranlaſſung zu geben, ein Beiſpiel, welches anſteckend auf die ganze Reiterſchaar wirkte, deren ſämmtliche Pferde unruhig wurden und ſo in der That ein maleriſch ſchönes Bild boten, eine glänzende Cavalcade, einen ſchillernden Kranz von bunten Coſtumen und leuchtenden Waffen mit dem ernſten, düſtern Mittelpunkte: dem Tod und dem Teufel.

Dort war das kleine Haus, welchem, nur Einem bewußt, die Beweglichkeit der Reitermaſſe galt; vor der Thür ſtand ein beſcheidener Einſpänner, den Michel Angelo ſoeben beſtiegen hatte, um hinaus zur Fahnenburg zu fahren, wo der kleine Kunſtfreund bei den Verzierungen hülfreiche Hand zu leiſten hatte. Er ſtreckte beim Anblicke des wilden Jägers entzückt ſeine Arme aus und rief ein Bravo um das andere — oben im erſten Stocke waren die Fenſter geöffnet; dort ſaß Madame Schmitz an ihrem gewöhnlichen Platze und neben ihr bemerkte Rodenberg eine ſchlanke Mädchengeſtalt mit den wohlbekannten, eben ſo ſchönen als edeln Zügen: er hatte ſie bei ſeinen Promenaden wohl zuweilen geſehen, aber immer hatte ſie völlig theilnahmlos auf die Straße und auf ihn geblickt; heute aber war ihr ſonſt ſo blaſſes Geſicht lebhaft geröthet, ihre Augen leuchteten, ja, ſie bog ſich etwas vor, um den Reitern nachzuſchauen. Arthur hätte ſogar darauf ſchwören mögen, ſie habe freundlich gelächelt und ihn feſt und vielſagend angeblickt, gewiß, er hatte das geſehen, und noch deutlicher hatte er es gefühlt an der Bewegung ſeines heftig klopfenden Herzens.

unbehülflicher Weſen, ſaßen am Boden und ſpielten mit Knochen und Kugeln, und auf der Straße waſchelten ſie ſo entſetzlich einwärts daher, daß man ſie für Alles, nur nicht für Tänzerinnen gehalten hätte.

In dieſe Wirthſchaft nun trat der neue Balletmeiſter, der ſchon eine Ahnung von dieſem Unweſen hatte, feſt entſchloſſen, mit kräftiger Hand die Zügel zu ergreifen; er ſchauderte aber förmlich zurück, als er am erſten Morgen die tolle Wirthſchaft im Balletſaale mit angeſehen. Ja, er gieng trauernd nach Haus, verhüllte ſein Haupt und wir glauben, er weinte heiße Thränen.

Darauf ermannte er ſich aber kräftig und begann, ein zweiter Herkules, dieſen Augiasſtall der Kunſt auszumiſten. Da gab es in den erſten Tagen rothgeweinte Augen und müde Beine, da krachten die alten Balken des Balletſaals, da jauchzte die Fidel, daß es eine Luſt und Freude war, und bald ſchälte ſich, Dank dieſen Bemühungen, aus der wirren Maſſe ein geſunder Kern heraus, in das ganze Balletweſen kam ein neues Leben, neues Gedeihen. Aber den Balletmeiſter koſtete das manche trübe Stunde, manche ſchlafloſe Nacht. Und er hätte es auch nicht ſo durchſetzen können, wenn er nicht von ſeinem neuen Chef, dem Grafen Alfons, auf's Kräftigſte unterſtützt worden wäre. Den ganzen Tag hatte er zu thun, bald in den Garderoben, bald in den Requiſiten-Kammern, und der Intendant, von ſeiner Tüchtigkeit, ſeiner Brauchbarkeit in jedem Punkt überzeugt, ließ ihm auch da freie Hand.

Es war für Dubelli in mancher Hinſicht ein wehmüthiges Gefühl, wenn er ſo durch die Ballet-Garderobe auf und ab ſchritt und die alten Sachen durchmuſterte. Da hiengen ſie ſo ſtill, ſo friedfertig, ſo leblos neben einander, die einſt ſo glänzenden, jetzt abgetragenen Kleider, die an dem Körper der ſchönſten Mädchen das Publikum entzückten. Da waren Ausrüſtungen vom Ballete, welche die jetzige Generation kaum den Namen

X.

„Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn.“

Der Künstlerverein hielt während der Frühlings- und Sommermonate in einem schönen Garten, unmittelbar vor der Stadt gelegen, seine Zusammenkünfte. Es war ein ziemlich ausgedehntes Terrain, durch Kunst und Natur mit allem versehen, was sich ein poetisches Gemüth nur wünschen kann. Da waren uralte Bäume, welche, dichten Schatten spendend, auf weiten, grünen Rasenplätzen standen oder, zu Baumgruppen an einander gereiht, nach heimlichen, versteckten Plätzen führten, wo ein alter Trinktisch und bemooste Bänke ein paar stille Zecher freundlich willkommen hießen, die es in einer lauen Sommernacht vorzogen, anstatt in dem heißen, lärmerfüllten, großen Versammlungssaale, hier bei Sternengeflimmer oder

„bei des Mondes Silberschein“

ihren kühlen Wein zu trinken.

Da gab es förmliche Waldpartieen mit künstlich verschlungenen Wegen, vermittels welcher der Spazirgänger an die Ufer eines klaren Baches geführt wurde, der unter Brücken

aller Art hinweg mit herrlichem, eiskaltem Waſſer die heiße Sommerluft kühlte.

Da gab es Spiele aller Art für kleine und große Kinder, ein mit Epheu und Schlingpflanzen umranktes Reſtaurations-Gebäude und unter dieſem einen prächtigen, tiefen Keller mit weingrünen Lagerfäſſern — Evoe! —

Hier war heute der Verſammlungsort für ſämmtliche, welche ſich an dieſem Künſtlerfeſte betheiligten; obgleich es noch ſehr früh am Tage war — die Sonne vergoldete eben erſt den Wetterhahn des höchſten Kirchthurmes der Stadt, der ſich ihrem Aufgange, gutes Wetter verkündend, zugekehrt — ſo waren doch ſchon die Straßen, welche nach jenem Garten führten, ja, ein Theil des Gartens ſelbſt von Neugierigen aller Stände und jeden Alters angefüllt. Auf der breiten Landſtraße, die an dem Verſammlungsorte vorüber nach den Bergen führte, wo das Feſt abgehalten wurde, bildeten ſich zwei Reihen Equipagen mit Herren und Damen in reicher Sommer-Toilette, welche zuerſt hier die ankommenden Künſtler ſehen wollten, dann den formirten Zug und ſpäter ſo viel als möglich von den Feſtlichkeiten draußen im Walde.

Dazwiſchen ſah man Reiter hier und da an einem Wagenſchlage plaudernd oder auch einen bekannten Künſtler begleitend, welcher coſtumirt herangaloppirt kam und den man vielleicht ſchon in der Stadt oder unterwegs getroffen.

Fußgänger beiderlei Geſchlechts hatten ſich zwiſchen die Wagen vertheilt und bildeten zahlreiche, dicht beſetzte Spaliere am Ausgange der Stadt, ſowie am Eingange des Gartens.

Zahllos war das Heer der Buben in allen Größen, in allen nur erdenklichen Anzügen. Es war, als seien sie für heute Morgen, zum heutigen Feste ganz besonders erschaffen worden, um dasselbe durch ihre Gegenwart zu verherrlichen, um alle, selbst die kleinsten Räume zwischen Wagen, Reitern und Zuschauern auszufüllen, um überall hinzuklettern, wo noch ein hierzu mögliches Plätzchen war, um sich an Laternenpfosten anzuklammern, auf Thorpfeiler zu steigen, an schwankende Baumäste zu hängen, um auf alten Stämmen zu balanciren, welche in dem oben erwähnten Bache schwammen, um vor den ankommenden Zügen herzulaufen, um denselben auf beiden Seiten zu folgen oder hintenbrein zu traben, kurzum, überall zu sein, oben, unten, vorn, hinten, in der Luft, auf der Erde und im Wasser — und alles das mit Geschrei und Johlen, unter pikanten Bemerkungen über die bekannten Künstler, welche nicht nur durch ein lautes Gelächter der umstehenden Rotte belohnt wurden, sondern auch häufig ein Lächeln auf den Zügen ernster, erwachsener Zuschauer hervorriefen.

Für die Costumirten und Betheiligten am Feste war es wohl einer der belohnendsten und angenehmsten Augenblicke, als man sich hier im Garten am heutigen Morgen zum ersten Male fand, sein Costume betrachten, loben und bekritteln ließ, um es mit dem Anzuge eines Anderen eben so zu machen. Und welch malerisches, buntes Gewimmel herrschte hier, besonders im nächsten Umkreise des Restaurations-Gebäudes, vor welchem sich das Künstler-Comite befand, um noch einige nothwendige Anweisungen zu geben und Befehle zu ertheilen!

Von unseren näheren Bekannten sehen wir hier Rode-

rich und Lytton; ersterer, der eigentliche Leiter des ganzen Festes und auch später der Anführer des zusammengesetzten Zuges, trug die Tracht eines Reiter-Officiers aus dem dreißigjährigen Kriege, was für seine große, stattliche Gestalt außerordentlich kleidsam war und was in seinem Ernste und seiner gediegenen Echtheit einen schroffen Gegensatz bildete zu der Erscheinung seines Freundes Lytton, welcher den Prinzen Maiwein verstellte und eben so phantastisch als reich angezogen war: er trug purpurne Seiden-Tricots mit feinen, lederfarbenen Stiefeln und darüber eine anliegende Tunica von silbergrauem Sammt, dessen Verzierungen aus den niedlichen Blüthen des Waldmeisters bestanden, während sein Barret mit einem künstlich gemachten Busche der gleichen, uns so wohlbekannten duftigen Waldpflanze geschmückt war. Er sah in seiner schlanken Gestalt und seinem frischen, jugendlich schönen Gesichte prächtig aus in diesem Anzuge, der vervollständigt wurde durch einen blauen Mantel, welcher durch eine blitzende Juwelen-Verzierung, dargestellt durch einen Kranz von Maienblumen, umsäumt war.

Hier standen die Landsknechte und Hellebardiere in Gruppen beisammen, ihre mächtigen Lanzen mit den bunten Quasten schulternd oder fest neben sich auf den Boden stellend; da saßen andere von ihnen bei Constablern und Büchsenschützen und frühstückten den dampfenden Kaffee oder auch wohl verstohlen ein Glas Bier; da stampften und schnaubten die Pferde unter ihren muntern Reitern oder, von diesen am Zügel gehalten, stiegen sie auch wohl lustig und muthwillig und wieherten in die frische, helle Morgenluft hinaus; da galoppirten auch wohl ein paar Geharnischte, mit wallenden, bunten Federn auf dem Helme, nach einem der

freien Plätze im Garten, wandten ihre Roſſe, um den nöthigen Abſtand zu gewinnen, und kreuzten dann die Klingen im ſcherzhaften Scheingefechte — da leuchteten aus dem dunklen Grün hervor die Banner der verſchiedenen Künſtler-Corporationen, der Maler, der Bildhauer, der Kupferſtecher; da ſchallte luſtiges Lachen und heitere Worte der Begrüßung, des Lobes und der Verwunderung über einen neu erſcheinenden gelungenen Anzug; da erklang, über Alles hinaustönend, die Muſik der Bande, die wir ſchon vorhin gehört und geſehen, und welche ſoeben in den Garten einzog, das alte, berühmte Lied blaſend:

„Prinz Eugen, der edle Ritter" —

da gab es Ueberraſchungen auf Ueberraſchungen: durch das weit geöffnete Thor ſprengten auf einmal auf kleinen, rauhhaarigen Pferden zwei Rothhäute in den Garten, die im vollen Kriegerſchmucke gekommen waren, um ihren Brüdern fern im Oſten bei Entfeſſelung der Freude zu helfen.

Die Indianer wurden von zwei Künſtlern, geborenen Amerikanern, die lange unter den Originalen gelebt, mit einer Wahrheit dargeſtellt, die Jeden überraſchte. Der zum Theil echte, zum Theil aufs genaueſte nachgemachte Anzug, die Tätowirung der wilden Geſichter, die tolle, verwegene Art, zu reiten, ſo gänzlich abweichend von europäiſchem Begriffe über Sitz und Führung, der gewandte Gebrauch des Tomahawks und des Wurfſpießes, die glänzenden Farben des Kopfſchmuckes, die fliegenden Scalpe machten einen wirklich draſtiſchen, wahren Eindruck.

Da erſchien auch der edle Ritter von la Mancha auf magerer Roſinante und hinter ihm Sancho Panſa auf einem kleinen Eſel, beide durch Maler mit äußerlich hierzu ſehr

passenden Persönlichkeiten dargestellt. Der sinnreiche Junker lenkte sein Roß auf Roderich und Lytton zu, senkte grüßend seine lange Lanze und sprach: „Edler Vorstand einer achtbaren Künstlergesellschaft! Nicht in der Hoffnung, am heutigen glorreichen Tage windmühlenartigen Riesen oder der Erde entstiegenen vermummten Kobolden zu begegnen, habe ich mich dieser tapferen Schaar angeschlossen, sondern vielmehr in dem richtigen Gefühle, daß bei einem Künstlerfeste auch sichtbarlich nicht fehlen dürfen die Vertreter des Kampfes zwischen Idealismus und Realismus, und so stelle ich mich einem hochachtbaren Vorstande zur Verfügung; man verwende mich, wo und wie man will, doch am liebsten wäre es mir zum Schutze und Beistande der Tugend und Unschuld, und wenn ich dabei in jeder Hinsicht Wunder der Ausdauer und Tapferkeit verrichte, so sei es unter meinem Wahlspruche: Dulcinea ist das schönste Weib der Erde!“

Roderich reichte dem berühmten Ritter von der traurigen Gestalt seine Hand, und nachdem er dessen zierliche Rede mit einigen passenden Worten in getragenem Tone erwiedert, sagte er in seiner gewöhnlichen Sprechweise: „Ich war fast ärgerlich, als Knorr uns im Stiche ließ, doch muß ich Dir offenherzig gestehen, daß ich sein Zurücktreten jetzt nicht mehr bedaure, denn die Rolle des Don Quirote ist bei Dir in den vortrefflichsten Händen — verstehe mich, edler Ritter, was nämlich das Aeußerliche anbelangt.“

„Auch das ist gerade kein Compliment,“ gab Don Quirote zur Antwort, indem er an sich hinunterſah; „wahrhaftig, in diesen Tricots und dieser Rüstung sehe ich klapperdürre aus.“

„Alles zur Ehre der Künstlerschaft!“ rief Lytton lachend,

indem er dem Edlen aus der Mancha ebenfalls die Hand reichte und dann zu Sancho Panſa hintrat, einem der talentvollſten jungen Künſtler, welche die Akademie aufzuweiſen hatte und deſſen Name in wenigen Jahren eben ſo bekannt und berühmter ſein ſollte, als der des dicken ſpaniſchen Eſeltreibers, den er mit eben ſo viel Witz als Laune vorſtellte.

Draußen vor dem Garten wurde das Geſchrei der Buben, ſowie das Geſumme und Gejohle der dichtem Volksmaſſe durch ſchmetternde Muſik übertönt; es war eine zweite, eine berittene Muſikbande, die herankam und ſich vor dem Garten aufſtellte: die Reiter hatten hohe, bis über die Kniee reichende Stiefel und gelbe Lederwämmſer mit aufgeſchlitzten, lang herabfallenden Aermeln, unter denen ein blaues, eng anliegendes Unterkleid hervorblickte; der Ringkragen war von mattem Eiſen, ebenſo die Pickelhaube, auf welcher ein grüner Eichenbuſch ſteckte.

Mit lautem Hurrah wurden ſie von der Bubenſchaar umringt, die ſich ſo nahe um ſie herum und an dem Eingange des Gartens zuſammendrängte, daß ein rieſenhafter Mohr, welcher jetzt erſchien, um ebenfalls an dem Kriegszuge gegen den Drachen Griesgram Theil zu nehmen, gewaltig ſeine mächtige Keule ſchwingen mußte, um Platz zu gewinnen, was aber einige der keckſten Buben nicht abhielt, den langen Schweif ſeines Pferdes zu ergreifen, um ſich ſo in den Garten einzuſchmuggeln.

„He, Mohr,“ vernahm man ein paar andere Schreihälſe, „ſchlag' um Dich, Du haſt Jemanden hinten aufſitzen — wie der Mohr ſchwitzt, lauter ſchwarze Tropfen!“

„Kein Wunder bei der Hitze!“

„Wenn das ſo fortgeht, kommt er weißgewaſchen nach Hauſe!“

„Gott bewahre, das iſt ein echter Mohr!“

„Woran ſiehſt Du das?“

„Er hat krumme Beine und keine Waden!“

„Ho, ho!“ rief die ganze umſtehende Menge, und ein anhaltendes Gelächter ertönte ſo lange, bis der Mohr hinter dem ſchützenden Gartenthore verſchwunden war.

Von der Stadt ſchien jetzt etwas Neues und Bemerkenswerthes heranzuziehen; man hörte verſchiedene Stimmen, welche a—ah, o—oh riefen, man ſah die wogende Volksmenge vordringen und wieder zurückweichen, man bemerkte, wie hier und da von den in Wagen Sitzenden aufſtanden und nach der Stadt zu blickten, man vernahm endlich den dumpfen Ton von Waldhörnern.

Die zuſammengedrängte Bubenſchaar dicht vor dem Garten, welche nicht wußte, was herankomme, fing an, unruhig zu werden, und drückte dieſe Gemüthsſtimmung dadurch aus, daß ſie plötzlich ſehr ruhig wurde, ihr Geſchrei einſtellte, daß jeder Einzelne ſeinen dünnen Hals ſo lang wie möglich ſtreckte, wobei die meiſten erwartungsvoll zu einem glücklicheren Kameraden aufblickten, der, vom Zufalle begünſtigt, einen erhöhten Stand- oder Sitzpunkt einnahm, eine Thoreinfaſſung, einen Mauerrand, den Aſt eines Baumes.

„He, Ihr da unten,“ ſchrie jetzt eine dünne, ſcharfe Stimme von oben herab, „wißt Ihr, was da kommt?“

„Nein, nein! Was iſt's denn? Was gibt's? Was ſiehſt Du? Was kommt?“

„Der Teufel kommt!“

„O—o—o—oh, der Teufel?“

„Und ſeine Großmutter!“ klang eine andere, eben ſo ſchrille Stimme.

„Halt' Dein Maul, dummer Kerl!“ hörte man einen Dritten — „wißt Ihr, was es iſt?“

„Nun, was iſt's denn?“

„Es iſt die wilde Jagd!“

„Die wilde Jagd!“ klang es von vielen Stimmen in der Entfernung.

„Ah, die wilde Jagd!“ hörte man die ſagen, welche in ihren Wagen aufrecht ſtanden.

„Wahrhaftig, die wilde Jagd!“ ſagte ein Reiter, indem er ſich in den Bügeln erhob, zu einem anderen, der einen halben Schritt hinter ihm hielt — „können Sie ſie ſehen? — Auf mein Wort, ausgezeichnet arrangirt!“

„Auf Ehre, ſuperbe ....“

„Und wie der an der Spitze, ein wunderſchöner junger Menſch, auf ſeinem prachtvollen Rappen ſitzt — ah, ich kenne das Pferd, es gehört dem Rittmeiſter von Strachwitz — ſehen Sie ihn — wie gelungen ſein Coſtume iſt!“

„Auf Ehre — räuberhaft!“

„Vortrefflich, ſage ich Ihnen! Und die Jägerburſchen hinter ihm, ſein ganzes Gefolge, köſtlich — delicios — und dort kommt, als zur wilden Jagd gehörig, Tod und Teufel — ein paar phantaſtiſch gelungene Geſtalten — ſehen Sie dieſelben?“

„Ja, ja — trichinenhaft!“

Hier wurde das Geſpräch dieſer beiden Reiter unterbrochen, zerriſſen durch das wilde Geſchrei der Bubenſchaar, die jetzt die erſten Reiter zu Geſicht bekam und nun wie toll

brüllte: „Die wilde Jagd — die wilde Jagd — Hurrah, die wilde Jagd!“

„Lützow's wilde, verwegene Jagd!“ gellte Einer hoch von einem Baume herab.

Worauf es gerade ſo war, als habe der Kapellmeiſter der berittenen Muſikbande vor dem Garten nur auf dieſes Wort, wie auf ein Commando, gewartet, denn in der Secunde darauf gab er ein Zeichen, indem er ſein Klapphorn hoch emporhielt und dann raſch ſenkte, worauf die Trompeter die Melodie bliesen:

„Was glänzt dort im Walde im Sonnenſchein?“

und als ſie an den Refrain des Liedes kamen:

„Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd!“

da ſangen Hunderte laut gellender Bubenkehlen in allen paſſenden und unpaſſenden Tonarten mit, auch die Bande im Garten fiel ein mit der türkiſchen Muſik, mit ihrer großen Trommel und Tſchinerababa, daß es einen förmlichen Höllenlärm abgab, würdig als Begleitung des wilden Jägers.

Robenberg feierte ausgezeichnete Triumphe, und er mußte ſich mit Befriedigung geſtehen, daß, ſo ſchön auch der Tag zu werden verſprach, derſelbe doch nicht im Stande ſein werde, das zu überbieten, was der glückliche Arthur heute Morgen ſchon genoſſen: von dem kleinen Hauſe anfangend, wo ſie am Fenſter geſtanden, hatte er einen förmlichen Triumphzug gefeiert; in den Augen aller derer, die ihn ſahen, wann er vorüberzog, war nur Staunen und Bewunderung zu leſen; die Männer, bekannte und unbekannte, riefen ihm häufig zu: Ausgezeichnet, vortrefflich arrangirt! und manch' leuchtendes Mädchenauge, das ähnliche Gedanken ohne Worte ausſprach, hätte ihm gefährlich werden können, wenn er nicht ſo warm

nach kannte. Da hieng Freund und Feind traulich neben einander; neben leichten Nymphen und Bajaderen Hexen aus dem Mittelalter, neben dem Kopfschmuck wilder Indianerinnen das glänzende, malerische Kopfnetz der zahmsten Spanierinnen.

Müd und matt gieng der Balletmeister nach so vollbrachtem Tagewerk in seine Wohnung und auch da hatte er keine Ruhe, arbeitete an neuen Entwürfen, an neuen Plänen für sein nächstes Ballet. Spät am Abend konnte er noch oft sein Haus verlassen und nach dem Theatergebäude gehen, vielleicht auch zuweilen die dunklen Treppen hinaufsteigen bis zur Bühne, oder den Balletsaal öffnen, Alles in dem Gefühle, das wir Eingangs dieses Kapitels andeuteten, und was Andere für eine lebendige Geliebte thun, in ihrer Umgebung zu weilen und selbst ungesehen in ihrer Nähe zu sein.

Das Gebäude des Königlichen Theaters lag auf einem freien Platz, seine Front war demselben zugekehrt, eine Seite begränzte eine vorbeiführende Straße, die anderen beiden stießen an den großen Schloßpark, und hier war es Abends, namentlich wenn keine Vorstellung gegeben wurde, todt und still. Das Opernhaus war vordem ein Lustschloß gewesen, eines der merkwürdigsten Gebäude, das man sehen konnte. Auf hohen Treppen, die außen angebracht waren, trat man in den ersten Stock, wo sich damals große Concertsäle und Gesellschaftszimmer befanden. Alle Decken waren hier gewölbt und ruhten auf Hunderten von schlanken Säulen; Springbrunnen plätscherten in den Gängen und Treppen und sammelten ihr Wasser in zierlichen Marmorbassins, die namentlich Abends bei großen Festen, wenn das Haus im Lichterglanz strahlte, seltsam glänzten und leuchteten. Das Haus war von Innen und Außen mit den reichsten Sculpturen bedeckt, mächtige Cariatyden stützten die Thore, schlanke Statuen trugen die Fensterbalken und auf den Schultern riesenhafter Gestalten ruhte das Dach. Dieses hatte an der Front

und innig an ſeine ſchöne, geheimnißvolle Waldſee gedacht. Ach, wie ſie an jenem herrlichen Morgen war, ſtand ſie ſo lebendig, ſo lieblich vor ſeiner Seele, nicht mit jenem düſteren Auge, das er in den Tagen darauf an ihr bemerkt, wenn er ſie ſah, zufällig auf der Straße oder, was ſo häufig geſchah, an ihrem Fenſter vorüberziehend!

Doch jetzt hatte der wilde Jäger kaum mehr Zeit, dergleichen Gedanken nachzuhangen. Er gerieth nun mit ſeinem Zuge zwiſchen die beiden Wagenreihen der Zuſchauer, zwiſchen die wogende und lärmende Volksmenge hinein, und hier, mochte er wollen oder nicht, war er doch häufig genöthigt, manchen lauten Ausruf der Freude, ja, des Entzückens auf ſich zu beziehen und mit einem dankenden Gruße zu erwiedern.

So ſehr ſich auch ſeine leicht begreifliche Eitelkeit durch dieſen glänzenden Erfolg geſchmeichelt fühlte, ſo war es ihm in der That doch außerordentlich angenehm, als er nun an dem Verſammlungsorte anlangte und ſich die ſchützenden Thore des Gartens vor ihm öffneten.

„Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd!“

ſang, klang, ſchrie, brüllte, trompetete und paukte es von allen Seiten — „Hurrah, die wilde Jagd!“

Der Rappe ſetzte mit einem gewaltigen Sprunge in den Garten hinein, wo der Reiter gewandt abſprang und alsdann ſein Pferd auf die Seite zog, um das Gefolge hereinzulaſſen.

Augenblicklich ſah ſich hier Arthur von den Freunden umringt, die ihn herzlich grüßten, ihm die Hände ſchüttelten und ihn mit wohlgemeinten Lobſprüchen überhäuften. Daß ſeine Anſtrengungen hier vor den Kenneraugen der Künſtler ihre Würdigung fanden, das machte ihn ſtolz und glücklich,

und er lachte aus vollem Halſe mit, als eine Bemerkung Cupido's allgemeine Heiterkeit erregte.

Dieſer hatte nämlich, auf ſeinen Bogen geſtützt, die ganze wilde Jagd an ſich vorbeiziehen laſſen und ſagte dann mit einem affectirten Seufzer: „Ja, ja, das iſt alles ſchön und gut, aber recht traurig: heute roth und morgen todt, und was der gute Arthur jetzt als Spiel treibt, muß grauſige Wahrheit werden, denn er hat ſich ſo in Schulden geſteckt, daß er ſich aus einem wilden Jäger in einen wild gejagten verwandeln muß.“

Worauf dem kleinen Liebesgotte der Tod zurief: „Schweig', Du neidiſche Unke, oder ich hole Dich heute Nacht, wozu Du mir bei Speiſe und Trank ſchon Gelegenheit geben wirſt!“

Jeder der Künſtler aus dem Zuge der wilden Jagd erhielt übrigens die gebührende Anerkennung, vor allen Dingen Knorr und van der Maaßen, von denen beſonders der erſtere durch ſeine gelungene Maske nicht allein die Freude, ſondern auch der Schrecken der Beſchauer war.

„Knorr, ich verzeihe Dir aus vollem Herzen,“ rief ihm Roderich freudig entgegen, „daß Du uns als Don Quixote ſo perfid im Stiche gelaſſen — wahrhaftig, Du ſiehſt gottvoll aus, überhaupt der ganze Zug iſt ſo poetiſch und ſchön, wie man ſich nur etwas denken kann!“

Prinz Maiwein ſagte zu dem wilden Jäger, welcher, an der Thür der Reſtauration ſtehend, ein Seidel Bier trank: „Du ſollteſt mir eigentlich den Tod und den Teufel ablaſſen, damit ſie rechts und links an meinem Wagen ritten, es wäre das für alle Schlemmer ein ſymboliſcher Wink: hütet euch vor dem Uebermaße, ſogar in ſüßem Maitranke, denn ſonſt könntet ihr leicht dieſen beiden Geſpenſtern zum Opfer fallen!

— Scherz bei Seite, Rodenberg," fuhr Lytton fort, indem er dem Freunde auf die Schulter klopfte, „Du haſt das beſte Theil erwählt und es mit Geſchick durchgeführt; ich komme mir daneben förmlich fade vor in meiner prinzlichen Seide und meinem hoheitlichen Sammt."

„Jedem das Seine," erwiederte Rodenberg mit einem leichten Anfluge von Spott; „Du gehörſt in Deinen vergoldeten Wagen und biſt der rechte Mann dazu, dem ſchönen Geſchlechte das Gift unter der ſüßeſten Form des Maitrankes beizubringen."

Eine ſchmetternde Trompeten-Fanfare ertönte und Alles kam in Bewegung. Roderich, der ſchon zu Pferde ſaß, blickte mit ſeinem ſcharfen Auge rings umher und lenkte alsdann ſein Pferd gegen einen anderen Reiter, eine prächtige, breite Geſtalt, in faſt gleichem Coſtume wie er ſelbſt, der jetzt die ſchwere Fahne der Künſtlerſchaft wie eine leichte Feder emporhob und in den Bügelſchuh ſteckte.

„Lindau," rief er ihm zu, „Du läſſeſt die Reitermuſik zwanzig bis dreißig Fuß voran und dann folgſt Du ihr! — Haſt Du dich auch mit dem Kapellmeiſter verſtändigt, daß er nicht ſo raſch vorn hinwegreitet? Ueberhaupt mußt Du ihm zuweilen zurufen, denn alle Anderen ſehen nur auf Dich und Deine Fahne!"

Lytton trat heran, legte ſeine Hand auf die Mähne von Roderich's Pferd und ſagte mit leiſer Stimme: „Glaubſt Du in der That, Conchitta habe ſich nicht erbitten laſſen, mit Regierungsraths hinauszufahren? Mir hat ſie es abgeſchlagen."

„Mir auch," gab Roderich zur Antwort, wobei ein Schatten über ſeine Züge flog.

„Sie liebe dergleichen Vergnügungen nicht, ſagte ſie.“

„Und die Künſtlerſchaft müſſe es ihr übel nehmen, wenn ſie als Zuſchauerin erſcheine, da ſie ihre Mitwirkung abgelehnt, und darin hat ſie nicht Unrecht.“

„Bei alledem wollen wir doch ſcharf in die Wagen der Zuſchauer nach ihr auslugen — Weiber und Mädchen ändern häufig ihre Entſchlüſſe.“

„Die nicht. — Ich ſandte ihr einen Strauß Maienblumen mit ein paar ſcherzhaften Worten, worin ich ihr ſagte, die Kinder des Waldes hätten mich gebeten, dieſe kleinen Abgeſandten vor ſie gelangen zu laſſen und um ihr Erſcheinen zu bitten.“

„Und Alles vergebens?“

„Alles vergebens.“

„Fährt Deine Frau hinaus?“

„Schwerlich, ſie hat unerträgliches Kopfweh.“

„Aber die Kleine?“

„O, die werden wir irgendwo in einem Wagen finden!“ ſagte Olfers mit aufleuchtendem Auge — „ſie freut ſich unendlich auf das Feſt!“

„Schauen wir nach ihr um.“

„Aber jetzt vorwärts — es iſt Zeit!“

Ein junger Bildhauer auf einem leichten ungariſchen Pferde, welcher Adjutantendienſte bei dem Anführer des Kriegszuges that, ſprengte nun auf einen Wink Roderich's zum Garten hinaus und ließ die Reitermuſik abſchwenken und abmarſchiren. Ihr folgte in der vorbezeichneten Entfernung der Fahnenträger, dann Roderich und hinter dieſem ein Trupp halb geharniſchter Reiter, Büchſenſchützen, ein Haufen Landsknechte; nun kamen Conſtabler mit kleinen, leichten

Geſchützen: ein Theil Leute in mittelalterlicher Bauerntracht zogen dieſe Feldſchlangen, während andere, Marodeurs oder Plündererhaufen vorſtellend, mit Aexten, Beilen, roſtigen Schwertern und alten Lanzen bewaffnet, hinter den Conſtablern drein zogen.

Von dieſer wilden Bande, meiſtens aus ganz jungen Künſtlern beſtehend, bildete das in angemeſſener Entfernung hinter denſelben einherziehende Muſikcorps zu Fuß einen angenehmen Uebergang zu dem Hofſtaate des Prinzen Maiwein, der, eine blumenbekränzte Fahne voran, aus glänzend coſtumirten Reitern in der weniger kriegeriſchen, aber reicheren Tracht des achtzehnten Jahrhunderts beſtand.

Hellebardiere umgaben die prächtige Caroſſe des Fürſten der waldesduftigen Einſamkeit. Es war dies ein Fahrzeug aus fabelhafter Zeit, in einem phantaſtiſchen Style erbaut: die ſchweren Räder erſchienen wie Kränze von Laubgewinden mit ſilbernen Blüthen, und während ſich der untere Theil des Wagens ſelbſt der Muſchelform näherte, ſah man über demſelben, von ſechs reich vergoldeten Säulen getragen einen Baldachin, aus zierlichem Geflechte rankender Pflanzen gebildet, die mit Waldmeiſter, Frühroſen und ſüß duftenden Maiblumen durchflochten waren. Hoch oben aber auf dieſem Baldachin thronte eine rieſenhafte Bowle, aus dem reinſten Golde geformt — Künſtler kennen kein anderes — in welcher ſich ein viel lieblicherer Amor als Cupido-Rüding befand und von hier aus mittels eines koloſſalen Schöpflöffels die Zuſchauer bedachte, wenn auch nicht mit Maitrank, ſo doch mit zierlichen Blumenſträußen.

Würdig reihte ſich dieſer verkörperten Poeſie der edle Ritter aus der Mancha an, vergeblich ausſpähend nach dem

ſchönſten Weibe der Erde, der Dulcinea von Toboſo; während Sancho Panſa hinter ihm gemüthlich aus ſeinem Zwerchſacke frühſtückte, hielt dieſer treue Leibknappe, mit einer Schweinsblaſe tüchtig um ſich hauend, ſich und ſeinem Herrn die zuweilen muthwillig herandringenden Buben vom Leibe.

Wie eine Siegesbeute oder irgend ein von dem ſinnreichen Junker überwundener nubiſcher König folgte der Mohr.

Dieſer an ſich ſehr gelungene Repräſentant der farbigen Erdbewohner machte indeſſen mit ſeiner Erſcheinung nicht das gehoffte oder erwartete Glück und mochte überhaupt den Zuſchauern als ein etwas zu fremdes Element bei dem Künſtlerfeſte erſcheinen. Bei ſeinem Einreiten in den Garten hatte er das Unglück gehabt, von der muthwilligen Bubenſchaar verhöhnt zu werden, und jetzt, als er im Zuge wieder erſchien und ſich in Reſpect zu ſetzen gedachte, indem er martialiſch ſeine Keule ſchwang, wurde er gar nicht beachtet, denn hinter ihm erſchien die wilde Jagd.

„Ah, die wilde Jagd! Hurrah, die wilde Jagd!“

Unter dieſem ſich beſtändig wiederholenden Geſchrei ſetzte ſich der größte Theil der Bubenſchaar in Bewegung und folgte dem, was ihr das Liebſte war: rechts und links an den Straßengraben gedrängt, ſetzten die kleinen Burſchen bald über Haufen von Chauſſeeſteinen hinweg, bald über Mark- und Gränzſteine, purzelten auch wohl buhendweiſe in den Straßengraben hinab, da alle ſich bemühten, ſo viel als möglich in der Nähe von dem Tod und dem Teufel zu bleiben.

Der wilden Jagd folgte, umringt von einer Schaar faunenhafter Geſtalten mit ſchwarzem, wolligem Haar, aus dem kleine Hörner hervorſchauten, dunklen Geſichtern, dunklen,

mit einem Weinlaubkranze umſchlungenen Oberkörpern, mit zottigen Hüften aus Ziegenfell und Bocksfüßen, der große Pan, der, ſeit die Freude vom Drachen Griesgram in Feſſeln geſchlagen worden war, in Kummer und Betrübniß vergehen zu wollen ſchien, ja, dem Tode nahe war, hoffend auf den Sieg der Poeſie, um alsdann draußen am Fuße der Fahnenburg auf's Neue ein luſtiges Waldleben zu beginnen. Er ritt melancholiſch und trübſelig auf ſeinem Eſel und gönnte keinen einzigen Blick dem luſtigen, wohlbeleibten Bacchus, der neben ihm auf einem zum Leoparden umgewandelten, noch viel kleineren Pferde ritt, als der Eſel des Waldgottes war.

Und doch wäre es ſchon der Mühe werth geweſen, dem Bacchus, beſonders aber deſſen Gefolge freundliche Blicke zuzuwenden. Dieſes Gefolge beſtand nämlich aus einem Karren mit einem großen, bekränzten Weinfaſſe, welcher von einem ſchönen Geſpann weißer Ochſen mit vergoldeten Hörnern gezogen wurde: dann erſchien noch eine Munitions- oder Proviant-Colonne unter Bedeckung der Landsknechte und Büchſenſchützen, welche einen kleinen, von einem Eſel gezogenen Marketenderkarren umringten, auf dem eine zierliche Marketenderin ſaß. Man hatte einen ſehr jungen Künſtler ohne jede Spur von Bart für dieſe Rolle paſſend gefunden und ihm die Verpflichtung auferlegt, aus ſeinem viel kleineren Faſſe, als das des Ochſenwagens, unterwegs den Dürſtenden Labung zukommen zu laſſen, weßhalb man auch ſpäter, als der Zug einmal die ſtaubige Landſtraße erreicht hatte, häufig genug Reiter und Fußgänger ſehen konnte, welche ihre Stelle im Zuge verlaſſen hatten und ſich bei dem kleinen Eſelskarren zu ſchaffen machten.

Eine Art von Polizei übten bei dieſen Veranlaſſungen, ſo wie bei anderen kleinen Unordnungen, welche beim Zuge vorfielen, die flinken Rothhäute aus, welche auf ihren unermüdlichen Pferdchen bald hier, bald da erſchienen und bald den eigenen Kameraden, bald den zu nahe herandrängenden Zuſchauern mit dem Wurfſpieße und dem ſtets bereiten Laſſo drohten.

So zogen ſie dahin, die glücklichen Künſtler, in heiterer Luſt und beſter Laune bei den rauſchenden Klängen der Muſik, umringt und gefolgt von einer zahlloſen Menſchenmenge zu Wagen, zu Pferde und zu Fuße — ſo zogen ſie dahin, den fernen Bergen zu, über ſich den heiteren, blauen, ſtrahlenden Himmel, Jubel im Herzen, umſpielt von Licht und Sonnenglanz.

XI.

„Ueber allen Gipfeln iſt Ruh.“

Während die glückliche Künſtlerſchaar luſtig jubelnd den fernen Bergen entgegenzog, laute Fröhlichkeit und Kampfluſt im Herzen, wenn ſie an die nächſten Stunden dachte, wo es galt, einen Feind zu beſiegen, der ſich unterſtanden, die heitere Freude gefeſſelt zu halten — während ſie ſo glänzend und ſtrahlend, umſchwärmt und begleitet von Fußgängern, Reitern und Wagen, dahinzog, ließ ſie hinter ſich die Stadt und den nun ſo einſamen Garten, der, verlaſſen von allen lebenden Weſen, ſo feierlich ſtill geworden war und deſſen tiefe Ruhe durch nichts mehr geſtört wurde, als durch das Rauſchen eines leiſen Windes in den Zweigen der mächtigen, uralten Bäume und durch das ſanfte Murmeln des durchſtrömenden Baches. — —

Und doch vernimmt man hier wieder nach kurzer Zeit ein leiſes Geräuſch, das Kniſtern des Sandes unter einem ſehr feinen und ſehr leicht auftretendem Fuße. Es iſt ein junges Mädchen in einem einfachen, grauen Kleide, das jetzt zwiſchen den Stämmen hervor auf einen der freien Raſenplätze tritt, ſich gegen eine dort befindliche Steinbank wendet

und ſich ſetzt. Sie trägt in der einen Hand einen Buſch Maienblumen, in der anderen ihren Sonnenſchirm und ein dünnes Buch von ziemlich großem Umfange.

Einen Strohhut, mit dem ihr Kopf bedeckt war, hat ſie eben ſo wie das Buch neben ſich auf die Bank gelegt, die Blumen mit beiden Händen ergriffen und drückt ihren feinen Mund auf die duftigen Blüthen. Dabei ſchließt ſie die Augen und ſcheint zu träumen.

Ja, ſie träumt wirklich, und ihre Gedanken ſchweben im Traume aus dem ſtillen Garten hinweg über Feld und Flur nach jenen fernen Bergen hin, wo die kleine Fahnenburg ſteht, umrauſcht von Eichen und Tannen.

Aber es iſt da nicht mehr wie vor wenigen Tagen, als ſich Conchitta dort mit ihrer Schweſter befand. Zwiſchen dem tiefen Grün des Laubes blitzen bunte, leuchtende Farben auf, lautes Rufen erſchallt und rauſchende Muſik. Sie möchte ſo gern die trauliche Waldeinſamkeit um ſich herum feſthalten wie eine ſchützende Umhüllung. — Vergebliches Bemühen! Lauter Jubel, Lachen und Geſang tönt rings umher, ſo von allen Seiten, daß auch ſie ſich, obgleich widerſtrebend, in den tollen Strudel mit hineingeriſſen fühlt und glücklich iſt, als ſie endlich den ſchützenden Arm eines Freundes findet. — —

An ihn ſchmiegt ſie ſich faſt ängſtlich, zu ihm blickt ſie empor, ſo vertrauend, ſo herzlich, ſo innig, ſo — —

Da zerreißen plötzlich die Träume des jungen Mädchens, es läßt die Maiblumen auf den Raſen niederfallen und greift haſtig nach ſeinem Skizzenbuche.

Vor ihr, an der andern Seite des freien Platzes, befand ſich eine prächtige Buche, deren ſchöne Formen ſie auf dem Papier wiederzugeben ſich bemühte; um den Stamm des ma-

einen ungeheuren Giebel, welcher von Verzierungen aller Art, von Laubwerk und Figuren in Holz geſchnitzt wimmelte und ſeine Spitze über alle Nachbargebäude, ſelbſt über das Schloß hoch emporſtreckte.

Da wurde das Luſthaus im Lauf der Zeiten nicht mehr zu großen Feſten benutzt. Die Springbrunnen verſiegten, die Baſſins trockneten aus. Die Armleuchter an den Wänden trauerten in Stille und Dunkelheit, die Gemächer, in welchen Seide und Sammt gerauſcht, wo der Fuß der Damen zierlich geſchleift, wo Degen und Sporen des Cavaliers geklirrt, bedeckten ſich mit Staub, und in den Sälen faſt ohne Fenſter, nur für nächtliche Feſte berechnet, herrſchte eine dichte melancholiſche Finſterniß.

Da wurde das Luſthaus zum Theater umgeſchaffen. Die große Treppe an der Front des Gebäudes hinweggeriſſen machte einem bequemeren Eingang für das Publikum Platz. Die verſchiedenen kleineren und größeren Säle im Innern wurden zu einem einzigen großen Raume vereinigt, Gewölbe hie und da durchbrochen, die breiten ſteinernen Wendeltreppen in ſchmale hölzerne verwandelt. An der Seite nach der Straße zu baute man ein neues Gebäude an das alte, und hier herein verlegte man Muſikſäle, Garderoben, die Bureaus und dergleichen mehr. Das Ganze bekam ein jugendliches friſches Anſehen und als nun am erſten Theater-Abende der innere große Raum im Glanze von Hunderten von Lichtern ſtrahlte, lachende Geſichter im Parterre und in den Logen ſaßen, als der Contrebaß brummte und die Violine ihre luſtigen Weiſen dazwiſchen ſang, da ſchien den Körper des alten Gebäudes eine innerliche Luſt zu durchſtrömen und eine große Freude, daß durch ſein Inneres nun wieder friſches Leben rauſche und es nicht mehr ſo todt, ſtarr und einſam dazuliegen brauche. Doch konnten die alten Mauern, die Säulen und Steingebilde der alten Zeit doch nicht ſo bald vergeſſen, und wenn in ſeinen Räumen auch wieder wie ehemals Sammt

jeſtätiſchen Baumes hatte ſich Epheu geſchlungen, ſo vertrauend, ſo herzlich, ſo innig, ſo liebend — —

Immer und immer wieder dasſelbe Bild, ſo ſehr ſich auch Conchitta bemühte, ihre Gedanken davon abzuwenden — —

Das junge Mädchen lächelte traurig und fing an zu zeichnen; raſch entſtanden unter ihrer Künſtlerhand die Formen des Baumes, aber nicht in der wunderbaren Ruhe, mit welcher derſelbe hier in der Wirklichkeit vor ihr ſtand, ein tobender Wind beugte die Aeſte unter ſeine Wuth, ſtreute Zweige und Blätter weit hinaus und hatte ſogar den ſchlanken Epheu zerriſſen, ſo daß er nicht mehr den Stamm umgab, vertrauend und innig — er mußte ſcheiden von ſeinem lieben theuren Freunde.

„Ein Bild meines Lebens," ſeufzte Conchitta, „losgeriſſen zu werden von allem, was mir theuer iſt, ohne Schutz und Hülfe den Stürmen dieſer Welt preisgegeben!" — Da ſie ſich allein glaubte, ſo ſprach ſie dieſe Worte halblaut vor ſich hin.

„Wohl dem, der dabei eine Stütze in ſeinem eigenen Bewußtſein findet!" hörte das junge Mädchen jetzt auf einmal eine trockene, etwas ſcharfe Stimme dicht hinter ihr ſagen, und dies kam ſo plötzlich und unerwartet, daß ſie, auf's höchſte überraſcht, im erſten Moment nicht wagte, aufzuſchauen, ſo daß die Stimme, welche dieſes Erſchrecken wohl bemerkte, fortfuhr: „Es iſt kein böſer Geiſt, der zu Ihnen ſpricht, es iſt eine Frau von Herz und Gemüth, eine Frau, die ſanft und mitleidig iſt, wo ſie findet, daß dieſe ſchönen Eigenſchaften verſtanden werden."

Da erſt blickte die junge Spanierin in die Höhe, und wenn ſie ſich auch ſo eben beunruhigt, erſchreckt gefühlt hatte,

ſo verſchwanden doch die Spuren dieſer Erregung eben ſo raſch wieder, wie ſie gekommen, und auf den ſchönen Zügen Conchitta's zeigte ſich ihre gewöhnliche Ruhe und Sicherheit.

„Ah, Sennora Olfers," ſagte ſie, indem ſie aufſtehen wollte, „ich glaubte mich ganz allein hier!"

„Ah, Mademoiſelle Conchitta, wir beide ſind auch in der That hier ganz allein!"

„Ich mit Abſicht und in der Hoffnung . . ."

„Auch allein zu bleiben!" ſagte haſtig die Frau des Malers.

„In der Hoffnung, an einem ſo ſtillen Morgen hier ungeſtört zeichnen zu können."

„So ſtöre ich Sie wohl?"

„O, gewiß nicht! Doch wenn dies vielleicht einer Ihrer Lieblingsplätze iſt und Sie ungeſtört zu ſein wünſchen, ſo will ich mich entfernen."

„Warum das? Dieſe Bank hat Platz für uns beide; laſſen Sie ſich nicht ſtören, zeichnen Sie ruhig fort!"

Nach dieſen Worten ſetzte ſich Frau Hildegard neben Conchitta hin, deren Skizzenbuch offen auf ihrem Schooße ruhte, nur hatte ſie, ſei es Abſicht oder Zufall, ihr Taſchentuch auf das angefangene Blatt fallen laſſen.

„Nach dem geräuſchvollen Treiben, welches vor Kurzem noch dieſen Garten erfüllt hat und alle Welt mit ſich fortgezogen," ſagte Frau Olfers, „konnte ich mit Recht vorausſetzen, hier Niemanden zu finden."

Es war dies, wie wir bereits wiſſen, der gleiche Beweggrund, welcher die junge Künſtlerin veranlaßt hatte, hieher zu gehen; bei ihr war es Wahrheit, bei der Anderen nur ein Vorwand, denn Frau Hildegard hatte mit ihrem ſcharfen

Auge Conchitta in den Alleen des Schloßgartens geſehen und war ihr gefolgt, dann allerdings in der Vorausſetzung, ſie hier allein zu finden.

„Was zeichnen Sie, wenn man, ohne eine Indiscretion zu begehen, fragen darf?“

Obgleich die Spanierin bei dieſer Frage wohl fühlte, daß ſich ihre Wangen rötheten, ſo zögerte ſie doch keinen Augenblick, ihr Taſchentuch von dem Skizzenbuche zu entfernen.

„Ah,“ rief die Frau des Malers mit einem eigenthümlich klingenden Tone der Stimme, „Sie haben dieſe prächtige Buche mit einer ſeltſamen Phantaſie wiedergegeben!“ — „Das iſt ſonderbar,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ſie mit ihren großen, unheimlich durchſichtigen Augen Conchitta ſcharf und forſchend betrachtet — „wunderbar bei dieſem ſchönen, ſtillen Morgen, bei dieſem klaren Himmel, bei der Ruhe ihres Gemüthes! Oder,“ fuhr ſie aufathmend fort, „wäre dieſe Ruhe nur Täuſchung, fühlten Sie vielleicht in Ihrem jungen Herzen auch zuweilen etwas von ähnlichen Stürmen?“

„Es erſchien mir ſo maleriſcher,“ antwortete die Künſtlerin, indem ſie ſich tief auf ihre Zeichnung neigte.

„Glücklich, wenn dem ſo iſt! Doch wenn ich nicht irre, hörte ich Sie vorhin Worte ausſprechen, die mich vermuthen laſſen, Ihr Herz fühle nicht mehr ſo ruhig, als Sie vielleicht ſelber glauben. Sie fanden in dieſer vom Sturme bewegten Buche oder vielleicht in dem zerriſſenen Epheu ein Bild Ihres Lebens!“

„Ah, Madame,“ erwiederte Conchitta aufblickend, „Sie wiederholen die Worte, welche ich, poetiſch angeregt, durch die Stille dieſes ſchönen Morgens vor mich hin ſprach!“

„Allerdings Worte, die, für kein menſchliches Ohr berechnet, wie ein ſchmerzlicher Seufzer Ihres Herzens klangen!“

„Warum ſchmerzlich, Sennora?“

„Ei nun, vielleicht in Sehnſucht nach einem unbekannten Glücke oder auch in der Befürchtung, ein ſchon gekanntes zu verlieren!“

„Ich verſtehe Sie in der That nicht, Sennora!“

„O, Mademoiſelle Conchitta,“ rief die Frau des Malers mit einer ungeduldigen Bewegung, „wollen Sie ſich nicht ein klein wenig Mühe geben, mich zu verſtehen — oder wünſchen Sie, daß ich deutlicher rede?“

„Gewiß, Sennora, ich wünſche das, wenn Sie mir in der That eine Mittheilung zu machen oder eine Frage zu ſtellen haben!“

„Mittheilungen möchte ich von Ihnen erwarten, und es gibt Fragen, die ſehr ſchwer zu ſtellen ſind!“

„Ich kam aber nicht hieher, Sennora, um Ihnen irgend eine Mittheilung zu machen,“ ſagte die Spanierin mit eben ſo viel Ernſt als Ruhe, „und wenn Sie mir eine Frage ſtellen wollen, die Ihnen ſo ſchwer wird, auszuſprechen, ſo könnte mir die Beantwortung derſelben auch wohl nicht leicht werden!“

Frau Hildegard bohrte die Spitze ihres Sonnenſchirmes tief ein in den Sand zu ihren Füßen, und da ſie ſo eine Reihe von Secunden, ja ein paar Minuten vergehen ließ, ohne weiter zu ſprechen, ſo fuhr das junge Mädchen, nicht ohne eine weiche, ſchmerzliche Bewegung zu verrathen, fort:

„Es gab eine Zeit, Sennora, wo ich glücklich war, wenn Sie mich einer Mittheilung würdigten, eine Zeit, in der es mir die größte Freude machte, Ihnen jede Frage zu beantworten!“

„Wie ſich dieſe Zeiten verändert haben!“

„Ach ja, ſie haben ſich verändert, wir ſind ſeitdem um Wochen, Monate älter geworden — an Erfahrungen reicher!“

„An ſchmerzlichen Erfahrungen!“

„Es ſollte mir leid um Sie thun, Sennora,“ ſagte Conchitta mit Wärme, „wenn Sie nur um ſchmerzliche Erfahrungen reicher geworden wären! Doch wie iſt das möglich bei Ihrem heiteren, glücklichen, ſorgenloſen Leben?“

Die Frau des Malers wandte langſam ihren Kopf herum und ſchaute das Mädchen an ihrer Seite mit einem eigenthümlichen Blicke an, der aber faſt einen ſtarren Ausdruck hatte.

Es iſt ſeltſam, aber die Erfahrung ſpricht dafür, daß wir im Stande ſind, einen ſo feſt und ausdrucksvoll auf uns gerichteten Blick zu fühlen, ohne ihn zu ſehen, und daß das ſo ſtarr auf uns gerichtete Auge uns veranlaſſen kann, ohne zu wiſſen, warum, unſern Kopf zu wenden.

So erging es Conchitta; ſie drehte langſam ihr Haupt herum, und als beider Augen ſich begegneten, hielt das junge Mädchen den mehr als leuchtenden Blick ihrer Nachbarin ruhig, ohne die geringſte Verwirrung zu verrathen, aus, ja, unter dem Einfluſſe dieſes Blickes wiederholte ſie ſogar ihre Worte von vorhin: „Ein heiteres, glückliches, ſorgenloſes Leben . . .“

„So war es einmal, und ſo hätte es vielleicht bleiben können, wenn nicht — nun ja, wenn es nicht anders gekommen wäre. — Aber es kam anders, furchtbar anders,“ fuhr Frau Hildegard mit ſteigender Erregung fort, „und wiſſen Sie, Mademoiſelle Conchitta, wohin es mit unſerem heiteren, glücklichen Leben gekommen iſt?“

„Ich weiß es nicht, und es würde mich tief betrüben, wenn das, was Sie mir mitzutheilen die Güte haben, Ihr Herz unangenehm berührt!“

„Es wird Sie betrüben? — Vielleicht — vielleicht auch nicht! — Wir ſind mit unſerem heiteren und glücklichen Leben da angekommen, wo eine Trennung dieſes Leben endigt und Feſſeln bricht, die unerträglich geworden ſind!“

„Ah, Sennora,“ rief Conchitta erſchrocken, indem ſie ihre Hände zuſammenfaltete, „warum ſagen Sie mir ſo ſchreckliche Dinge an dieſem ſchönen, ſtillen Morgen — und warum überhaupt mir?“

„Warum gerade Ihnen? — Nun, vielleicht gerade Ihnen, oder — — weil ich Sie zufällig hier traf.“

„Wenn dem in der That ſo iſt,“ verſetzte die Spanierin mit der vollen Wärme, die ſie ſo wohl verſtand, in den Ton ihrer Stimme zu legen, die alsdann anzeigte, daß dieſer Ton von Herzen kam, „o, ſo ſchenken Sie mir Ihr Vertrauen, und glauben Sie mir, Sie ſchenken es keiner Unwürdigen!“

„Ich würde dies vielleicht thun,“ erwiederte Frau Hildegard mit ihrer kalten, ſcharfen Stimme, die ſo verletzend klang, und vor deren Ton auch jetzt Conchitta zuſammenſchauerte, „ich würde es für außerordentlich nützlich halten, doch da mir jede Lüge fremd iſt, ſo will ich Ihnen der Wahrheit gemäß geſtehen, daß ich nicht zufällig hieher kam, ſondern daß ich Sie, Mademoiſelle Conchitta, hier aufſuchte, um mit Ihnen zu reden.“

„Alſo doch — mit mir, Sennora — ſo reden Sie denn, ich bitte!“

„Sie erinnern ſich der Zeit,“ fuhr Frau Hildegard nach

einer Pauſe fort, „wo Sie — es mag jetzt ein Jahr ſein — zum erſten Male unſer Haus beſuchten?“

„Gewiß, Sennora, ich erinnere mich dieſer Zeit; Sie empfingen mich, die Fremde, welche damals nur ſehr wenig von der Landesſprache verſtand, ſo freundlich, als ich es erwartete.“

„In dieſem Falle müſſen Ihre Erwartungen nicht ſehr hoch geſpannt geweſen ſein,“ ſagte die Frau des Malers, wobei ſich ein ironiſches Lächeln um ihre Mundwinkel zeigte, „denn ich empfing Sie mit mehr Ruhe und Kälte, als ich ſonſt gewöhnlich Fremde zu empfangen pflege. Um ehrlich zu ſein, ich empfing Sie ſo, wie eine warnende Stimme in meinem Innern mir gebot, Sie zu empfangen, und ich that Recht daran!“

„O, Sennora,“ erwiederte Conchitta mit einem bittenden Tone, „Sie ſind doch nicht in der Abſicht hieher gekommen, mir harte Worte zu ſagen, mir Beleidigungen zuzufügen?“

„Sie fanden,“ fuhr Frau Hildegard fort, ohne es für nöthig zu halten, dieſe Frage zu beantworten, „daß die Art, wie ich Sie in meinem Hauſe empfing, Ihnen nicht behagte! Sie machten Ihre Beſuche ſeltener und ließen ſich endlich gar nicht mehr ſehen bei mir in meinem Hauſe — Sie verſtehen doch, was ich damit ſagen will, Mademoiſelle Conchitta?“

„Ich verſtehe es wohl, aber ich begreife es nicht.“

„Was ich wieder vollkommen begreife, aber nicht verſtehen will,“ erwiederte die Frau des Malers in einem Tone des Hohnes und der Bitterkeit, „und mir deßhalb er-

lauben muß, hinzuzuſetzen, Sie brachen allen Verkehr mit meinem Hauſe, aber nicht mit meinem Manne ab!“

„Es iſt wahr, ich ſah Herrn Olfers zuweilen; er blieb mir gegenüber gleich gütig, gleich freundlich von der Stunde an, wo ich ihn zum erſten Male geſehen, bis neulich, wo ich in ſeinem Atelier zum letzten Male mit ihm ſprach. Er war ſo wohlwollend, mir hier und da kleine Anleitung zu geben, er, der große, berühmte Künſtler der unbedeutenden Anfängerin, und er that das mit einem Ernſte und doch wieder mit einer Milde, die mein Herz mit einer unausſprechlichen Dankbarkeit gegen ihn erfüllt; ich bin zu wahr und aufrichtig, dies zu läugnen. O, Sennora, es würde Ihnen in gleichem Falle gewiß ebenſo ergangen ſein!“

„Ah, darin haben Sie Recht, es ging mir in faſt gleichem Falle ebenſo wie Ihnen: auch ich genoß den Unterricht dieſes großen und berühmten Künſtlers, auch mein Herz ſchlug ihm entgegen voll Dankbarkeit und Liebe!“

„Das habe ich nicht von mir geſagt!“ rief das junge Mädchen erſchrocken.

„Nein, Sie haben es nicht geſagt. Sie ſagen überhaupt nur das, was Sie ſagen wollen, nachdem Sie vorher reiflich bei ſich überlegt, ob es ſich auch ſagen läßt und ob es, wenn Sie es ſagen, nicht compromittirend für Sie iſt. — Aber ich ſehe da zu Ihren Füßen einen Blumenſtrauß liegen,“ ſagte Frau Hildegard mit einer maliciöſen Ruhe, „einen Blumenſtrauß, dem Sie, wie ich vorhin geſehen, einen anderen Platz gegönnt, den Sie an Ihre Lippen drückten und dann wie im Schrecken von ſich ſchleuderten — ach ja, mit dem gleichen Ausdrucke des Schreckens, mit dem Sie mich ſoeben anſahen. — Es ſind ſchöne, friſche Waldblumen.

Darf ich mir vielleicht erlauben, Sie zu fragen — wo Sie dieſelben gepflückt?"

„Ich habe ſie nicht gepflückt, Sennora, ich habe ſie ...."

„O, reden Sie nicht aus!" rief die Andere mit aufflammender Heftigkeit; „vielleicht ſagen Sie mir eine Lüge, vielleicht wagen Sie es, mit Ihrer verletzenden Ruhe die Wahrheit zu ſagen, die Wahrheit, die ich weiß — die ganze, bittere, traurige Wahrheit!"

„O, wüßten Sie die Wahrheit, Sennora," verſetzte das Mädchen, mühſam an ſich haltend, „wie glücklich wäre ich, wie glücklich würden Sie ſelbſt ſein, und wie wünſche ich von Herzen, daß Sie glücklich ſein möchten!"

„Ich brauche kein Glück, das Sie mir wünſchen; ich brauche und verlange überhaupt gar kein Glück mehr auf dieſer Welt, mein Leben liegt abgeſchloſſen hinter mir!" — Dieſes Letztere ſagte Frau Hildegard in einem tiefen, leicht erzitternden Tone. — „Doch bin ich nicht hieher gekommen," fuhr ſie gleich darauf mit ihrer gewöhnlichen, ſcharfen, verletzenden Stimme fort, „um vor Ihnen darüber meine Klagen oder meine Vorwürfe hören zu laſſen — man braucht keine Spanierin zu ſein, um in einer gerechten Sache ſtolz und hochmüthig aufzutreten — ich kam nur hieher, um Ihnen einen guten Rath zu geben!"

Conchitta ſaß da, auf ihr Skizzenbuch herabgebeugt, während ſie ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckte. Bei den letzten Worten aber, welche ihre Nachbarin ſprach, richtete ſie ſich haſtig empor, ſtrich ihr dunkles Haar aus der Stirn und erwiederte mit einem leuchtenden Blicke: „So geben Sie mir denn einen guten Rath, Sennora, und

ſeien Sie verſichert, daß ich Ihnen dankbar dafür ſein werde!“

Fühlte ſich Frau Hildegard in dieſem Augenblicke vielleicht ein wenig eingeſchüchtert durch den ganz veränderten Ausdruck im Geſichte ihrer Nachbarin, glaubte ſie weit genug gegangen zu ſein oder war ſie vielleicht betroffen von dem unverkennbaren Strahle von Hoheit und Würde, welcher aus deren glänzenden Augen blitzte — genug, ſie mäßigte den Ton ihrer Stimme, ja, ſie legte eine Idee von Weichheit hinein, als ſie nach einem abſichtlich längeren Stillſchweigen fortfuhr: „Wenn ich vorhin ſagte, ich ſei hieher gekommen, um Ihnen einen guten Rath zu ertheilen, ſo mag das anmaßend geklungen haben, und ich möchte um Alles in der Welt gerade Ihnen gegenüber nicht als anmaßend erſcheinen. Statt Ihnen deßhalb einen guten Rath zu geben, darf ich mir vielleicht erlauben, Ihnen eine Lebensregel anzuempfehlen.“

„Einen guten Rath hätte ich eben ſo gern von Ihnen angenommen,“ erwiederte Conchitta, die ſich wieder völlig gefaßt hatte, „als ich Ihnen für eine Lebensregel dankbar bin.“

Frau Hildegard hatte mit der Spitze ihres Sonnenſchirmes anſcheinend abſichtslos und ſpielend den Strauß Maiblumen berührt, durchſtochen und ein wenig in die Höhe gehoben, ehe ſie ſagte: „Ja, eine Lebensregel, Mademoiſelle Conchitta, Ihnen von einer Frau ertheilt, die es trotz alledem gut mit Ihnen meint, die, obgleich ſelbſt unglücklich, doch nicht Ihr Unglück will.“

Die junge Künſtlerin hatte langſam ihren Kopf gegen die Frau des Malers herumgewendet und ſie dabei mit ihren

und Seide rauſchte und Harniſch und Schwert klirrte, ſo war dieß doch nur eine künſtliche nachgemachte Geſchichte und dauerte nur wenige Stunden und dann war es wieder todt wie vorher.

Auch an dem Gebäude ſelbſt hatte man die früheren prächtigen Zeiten nur unvollkommen verwiſchen und verdrängen können. Da ſah man von Außen die rieſenhaften Geſtalten, welche Thor und Dach trugen, halbvermauert und aus einer neuentſtandenen Niſche, wie aus einem Kerker hervorſchauend. Da kam man in den neumodiſchen Corridors an langen Säulenreihen vorbei, die, wenn man ſie auch hinter einem neuen Ueberzug verborgen, doch durch Kalk und Mörtel trotzig hervorblickten und nicht ganz verſchwinden wollten. Die Gewölbe unter der Bühne waren faſt ganz wie ehedem geblieben und wenn an den zierlich gehauenen Kapitälern oder an den ſchweren phantaſtiſchen Fenſtergittern neugemalte Dekorationen ähnlicher Art lehnten, ſo ſah das wehmüthig und komiſch aus.

An der Seite, die auf die Schloßgärten führte, hatte man das alte Gebäude faſt ganz unverändert gelaſſen. Dort führten noch hohe Treppen von Außen hinauf, da waren die Fenſter noch in alter Pracht und Herrlichkeit geblieben, da ſtrömte das Regenwaſſer noch aus den Mäulern fabelhafter Unthiere, die ſich unter dem Dach mit langen Hälſen und vorgeſtrecktem Oberkörper weit hinaus beugten, auf den Boden herab, da ſah man unten noch eine offene Gallerie, deren Decke von einer Reihe alter Rittergeſtalten getragen wurde und die mit einem prächtigen Gitter verſchloſſen war. Doch waren die armen alten ſteinernen Ritter hier unten müde geworden, ſo ganz allein den Dienſt zu verſehen, und zuerſt hatten ſie traurig ihren Kopf geſenkt, dann war ihnen der eine Arm abgefallen, dann der andere und endlich hatte man ihre edeln, aber morſchen Leiber ſtützen müſſen, mit neuerem gemeinem Mauerwerk, zwiſchen dem ſie traurig hiengen, hier die Geſichter ohne Naſen, dort die Körper ohne Hände, ja

weit geöffneten, feucht glänzenden Augen, in denen ihre ganze warme Seele schwamm, forschend angeblickt, ohne daß Frau Hildegard es für passend gefunden hätte, diesen Blick auszuhalten oder in irgend einer Art zu erwiedern. Vielmehr schaute sie auf die Maiblumen hinab, und es war, als spräche sie mehr zu diesen, indem sie nun sagte: „Ja, eine wichtige und wahre Lebensregel — hoffen Sie nie auf ein Glück, welches durch Kummer, Thränen und den Jammer einer unglücklichen Frau und eines verlassenen Kindes erkauft ist!“

Wie von einer Feder aufgeschnellt, fuhr Conchitta in die Höhe, und während eine tiefe Blässe ihre Züge überflog, während sie ihre weißen Zähne fest auf einander biß, flammte ihr Auge von einer fast unnatürlichen Erregung. Sie schleuderte ihr Skizzenbuch von sich, doch nur, um ihre Hände frei zu machen, welche sie alsdann mit einem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes an ihre Brust drückte.

„Ah, Sennora, genug — mehr als genug! Glauben Sie nicht, daß ich ein einziges Ihrer bis jetzt auf mich geschleuderten Worte, Worte, eben so glatt als mit Ueberlegung scharf zugespitzt, überhört hätte — gewiß nicht, ich will Ihnen gestehen, daß dieselben von dem ersten an, welches Sie gesprochen, ihr richtiges Ziel fanden — mein Herz, und hier tief eindrangen — all' Ihre Dolchstiche, Sennora, all' Ihre eben so bitteren wie ungerechten Vorwürfe! Aber ich fühlte für Sie, Sennora, ich fühlte mit Ihnen, ich bebte, wenn ich an den Schmerz dachte, der Ihre Brust zerriß und der Sie deßhalb wohl nicht minder empfindlich verwundet, weil er aus einer eingebildeten Ursache entsteht — ja, Sennora,“ rief sie mit einer raschen

Handbewegung, „aus keiner Urſache oder aus einer ſehr verwerflichen, das ſchwöre ich Ihnen hier feierlich im Angeſichte des blauen Himmels, der auf uns herabſchaut, ich ſchwöre es Ihnen gern und willig, weil ich mit Ihnen litt und auch noch mit Ihnen leide! — O, wie gern," fuhr ſie in weicherem Tone fort, „hätte ich Ihnen in Thränen die Verſicherung gegeben, wie tief Sie mich verletzt, wie traurig es mich gemacht, daß Sie mich in Groll und Argwohn von ſich gewieſen! Ich fühlte mit Ihnen als Weib, als Spanierin voll Stolz und Hochmuth, wie Sie vorhin geſagt, denn auch ich habe eine Ahnung davon, wie uns der Glaube erſchüttern kann, ein Herz verloren zu haben, das uns geliebt und das wir angebetet!"

„Ah!" machte die Frau des Malers, welche bei der Erregung des jungen Mädchens beinahe auf ein Geſtändniß hoffte.

Doch fuhr Conchitta, nachdem ſie tief aufgeathmet, ruhiger fort: „Ja, ſo fühlte ich mit Ihnen, Sennora, bis es mir durch Ihre letzten Worte entſetzlich klar wurde, wie ſehr ich von Ihnen verkannt bin, wie grauſam falſch Sie mein Herz beurtheilen, bis ich ſchaudernd eingeſehen, wie Sie eine eben ſo wahre, innige als uneigennützige Verehrung ſo mißdeuten mochten, daß — Sie mir Ihre Lebensregel empfahlen!"

„Eben ſo wahr als paſſend!" rief die Frau des Malers mit ihrer ganzen Unbeugſamkeit, ihrem ganzen Haſſe, indem ſie nun ebenfalls aufſprang und die Geſtalt des Mädchens, welches eben ſo ruhig als ſtolz und ſchön vor ihr ſtand, mit einem wilden, leidenſchaftlichen Blicke überflog.

— „Beherzigen Sie meine Lebensregel — talentvolle, unternehmende Künſtlerin!“

„Gut denn, ich werde ſie beherzigen — wenn ich einmal in den Fall kommen ſollte, davon Gebrauch zu machen; das verſpreche ich Ihnen, und ſeien Sie verſichert, daß ich Verſprechen zu halten pflege! Ich will Ihnen ſogar dankbar ſein für Ihren Rath, für Ihre Lebensregel; ohne weiter die Urſache zu beachten, aus der Ihr zweifelhaftes Geſchenk entſprang, nehme ich es an und verſichere Ihnen, ich werde es auch befolgen mit dem ganzen Stolze, mit dem ganzen Hochmuthe einer Spanierin!“

Damit war dieſe Unterredung beendigt, und die Eine der Beiden, welche dieſelbe geführt, verſchwand, ohne die Andere weiter eines Blickes zu würdigen.

Conchitta blieb noch einen Augenblick hoch aufgerichtet neben der Steinbank ſtehen, dann beugte ſie ſich, tief aufſeufzend, zu ihrem Strohhute hinab, den ſie in die Hand nahm, indem ſie durch den Garten ſchritt, nachdem ſie noch einen langen, ſchmerzlichen Blick auf die majeſtätiſche Buche geworfen, deren Stamm, ſowie der denſelben umklammernde Epheu von einem heiteren Sonnenſtrahle geküßt wurde, worüber die unzählbaren kleinen, friſchgrünen Blätter wie vor lauter Vergnügen erzitterten.

Ueber ſie hinaus, ſowie über alle Gipfel der prächtigen Bäume dieſes alten Parkes ſpannte ſich der klare, tiefblaue Morgenhimmel, einen heiteren Tag verſprechend.

„Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest Du

Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruheſt Du auch“ —

dieſe Worte des großen Dichters, die er vielleicht an derſelben Stelle erdacht, klangen zitternd durch die verwundete Seele des jungen Mädchens.

Künſtlerroman.

Zweiter Band.

Künſtlerroman.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Das Recht der Ueberſetzungen in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Börner, vormals J. G. Cyrandel, in Stuttgart.

Inhalt.

Zwölftes Kapitel.

Seite

Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus 1

Dreizehntes Kapitel.

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich 24

Vierzehntes Kapitel.

Du bist wie eine stille Sternennacht 41

Fünfzehntes Kapitel.

Ach, wenn Du wärst mein eigen 61

Sechzehntes Kapitel.

O Herz, sei endlich stille 89

Siebenzehntes Kapitel.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten 119

Achtzehntes Kapitel.

Auf Flügeln des Gesangs 152

Neunzehntes Kapitel.

Komm, tritt mit mir ins enge Stübchen ein 189

Zwanzigstes Kapitel.

Sahst Du ein Glück vorübergehen 206

Einundzwanzigstes Kapitel.

O, sieh' mich nicht so lächelnd an 234

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

So leb' denn wohl, du altes Haus 264

ohne Kopf. Ihre Waffen waren ſchon lange vorher verwittert und die Zeichen auf ihren Schildern verwiſcht und mit Schlingkraut überwachſen. — Ach, das Schlingkraut, die Pflanzen und Geſträuche, welches ſich von dem Schloßgarten zu ihnen hingeſchlichen, war in ihrem friſchen ſaftigen Grün nur ihr einziger Troſt, vor Allem aber die uralten mächtigen Bäume, welche auf dieſer Seite des Gebäudes ſeit undenklichen Zeiten in einer Reihe ſtehen geblieben waren. Sie hatten ſich ſo lange, lange Jahre hindurch gekannt, die Bäume und die Ritter, und gute und ſchlimme Tage zuſammen verlebt, Regen und Sonnenſchein zuſammen ertragen, ſich beſtändig anſchauend, anfänglich die ehrenfeſten, kräftigen Ritter, die ſchwächlichen, unbehülflichen Bäumchen, jetzt die alten, kräftigen Stämme, die armen, alten, zerfallenen, unbehülflichen Rittersleute. — Das iſt der Lauf der Welt!

Hier herum ergieng ſich unſer Freund der Balletmeiſter Dubelli an ſtillen Abenden ſo gern. Er umkreiſte das weite Gebäude und ließ ſich dann wohl auf eine Steinbank nieder, die unter den Bäumen vor den verwitterten Stein-Cavalieren angebracht war.

Das that er auch an einem ſchönen Herbſttage und verſank da in tiefe Träumereien, und blieb hier, an vergangene Tage und an die Zukunft denkend, ſitzen, bis die Dunkelheit mächtig hereingebrochen war. Der weite Garten lag ſtill und einſam, die Bäume erſchienen faſt ſchwarzgrün, in einiger Entfernung violett, die niedrigen Sträucher bildeten nur eine einzige unförmliche Maſſe, die Alleen ſahen wie Schluchten und Hohlwege aus und von den Raſenplätzen leuchteten die Marmorfiguren geſpenſtig durch die Dämmerung. Von den Teichen und Waſſerbaſſins ſtiegen dunſtige Nebel in die Höhe und halfen der Nacht Alles in ihren ſchwarzen Schleier zu hüllen. Zuweilen erſcholl der Ruf einer wilden Ente, die von einem Waſſer zum andern hinüber-

Künstlerroman.

XII.

„Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!“

„Hurrah, die wilde Jagd! Lützow's wilde, verwegene Jagd!“ hatten die Buben in einem fort geschrieen und gesungen, bis sie heiser geworden waren und bis ihnen die beiden wilden Rothhäute am Fuße des Gebirges, das der Zug jetzt endlich erreicht, alles Ernstes bedeutet hatten, hier müsse Geschrei und Begleitung aufhören, und ihnen dabei gedroht, daß im anderen Falle Lasso und Wurfspieß auf kräftige Art bei ihnen in Anwendung gebracht würden.

Ein paar hievon abgelegte tüchtige Proben hatten denn auch bewirkt, daß sich die Bubenschaar den vernünftigen Fußgängern und Zuschauern anschloß, welche den Wagen folgten, um auf dem breiten Fahrwege die Höhe neben der Fahnenburg zu erreichen, von wo man dem glorreichen Kampfe und der Erstürmung dieser für uneinnehmbar geglaubten Bergveste schönstens zusehen konnte.

Roberich, der als oberster Kriegsherr so wie als Leiter des Angriffes bis jetzt noch nicht viel zu thun gehabt hatte, nahm nun mit Eifer und großem Geschicke den Feldherrnstab in die Hand, wobei ihm sein Adjutant, der junge Bildhauer

auf ſeinem flinken Ungarn, unterſtützt von den Rothhäuten, vortreffliche Dienſte leiſtete.

Ein kühler, ſchattiger Grund, wo der Wildbach, deſſen Bekanntſchaft wir vor einigen Tagen bei einem höher gelegenen, traulichen Plätzchen gemacht, das Thal erreichte, wurde dem ganzen Zuge als Lager angewieſen und zuerſt ein Sonnendach ausgeſpannt aus rothem Stoffe mit Goldfranſen für den Prinzen Maiwein und deſſen nächſtes Gefolge, unter dem ſich jetzt ein paar Köche bemerklich machten, welche die vergoldete Bowle von dem Wagen herabnahmen, um das Lieblingsgetränke Seiner Hoheit, alſogleich aus friſch gepflückten Kräutern bereitet, zu überreichen.

Wie es in dieſer verderbten Welt häufig zu geſchehen pflegt, ſo hatte Seine Hoheit beſchloſſen, hier in dieſem kühlen Grunde in Allerhöchſter Ruhe dem Kampfe ſeiner Tapfern, ſowie der Erſtürmung der Fahnenburg zuzuſchauen und ſich erſt dann glorreich zu betheiligen, wenn der Drache Griesgram glücklich überwunden ſei und ihm die entfeſſelte Freude ins Lager gebracht würde. Für dieſen großen Augenblick befand ſich auf dem Wagen Seiner Hoheit ein ganzer Waſchkorb voll Ordenszeichen, die in verſchiedene Claſſen getheilt waren und mit denen nach Maßgabe einer geringeren oder höheren Protection die Betreffenden decorirt werden ſollten. Der Ochſenkarren mit dem Weine, ſo wie umfangreiche Körbe voll Lebensmittel lagen abgeſondert unter der ſtrengen Aufſicht eines großen, handfeſten, unbeſtechlichen Reiters, zum großen Mißvergnügen des luſtigen Gottes Bachus und des alten, trübſeligen Pan, welche beide gehofft hatten, wie im Zuge hieher, ſo auch auf der Lagerſtelle mit der Proviant-Colonne vereinigt zu bleiben.

Damit aber die Völker Seiner Hoheit, ehe ſie in Kampf und Tod gingen, einigermaßen geſtärkt würden, ſo wurde der Marketenderin anempfohlen, mit ihrem Eſelskarren auf einem ſichtbaren Platze aufzufahren, wo den Unterthanen des Prinzen Wein und Brod abgegeben werden ſollte, nach Belieben eines jeden Einzelnen, aber gegen vorausgegangene gute Bezahlung.

Die reiche, in Reſerve gehaltene, auf gemeinſchaftliche Koſten angeſchaffte Proviant-Colonne hatte nämlich den Zweck, nach beendigtem Kampfe ſowohl für die Sieger als für die Beſiegten ein großes, allgemeines Freudenmahl anzurichten.

So weit war nun Alles in beſter Ordnung. Olfere hatte dem wilden Jäger den Befehl ertheilt, mit ſeiner Schaar unter möglichſt großem Spectakel das Terrain zu recognosciren und dabei, ſo wie ſie von der Fahnenburg aus ſichtbar ſei, Tod und Teufel voran zu ſenden, um dort einen heilſamen Schrecken zu verbreiten.

Wir brauchen wohl nicht zu ſagen, daß die wilde Jagd dieſem Befehle alle Ehre machte. Sogleich ging es im Galopp das Geſtrüpp aufwärts, was Pferde, Menſchen und Eſel laufen konnten, und dabei bemühten ſich die Waldhörner, irgend eine unerkennbare Melodie zu blaſen. Die Gewehre krachten, aufs Gerathewohl in die Luft abgeſchoſſen, die Hetzpeitſchen knallten, die Rüden bellten, kurz, es war ein ganz paſſender Höllenlärm, mit dem der wilde Jäger in die Berge zog.

Seine Hoheit nippten dabei an ihrem Maitrank und ließen Allerhöchſtihren Ordenskanzler die vorausſichtlich Tapferſten der Reiter, Jäger, Pferde und Hunde für den Orden vom ſüßen Maiwein notiren.

Die wilde Jagd machte aber auf die Belagerten durchaus keinen Eindruck, vielmehr flog von der Zinne des Thurmes beim Anblicke von Tod und Teufel eine große, schwarze Flagge auf, was so viel heißen mochte, als: man werde sich bis aufs Messer und bis zum letzten Schwanzriemen vertheidigen — letzteres eine höhnische Anspielung auf sattellos gewordene Reiter.

Darauf befahl Seine Hoheit, die Burg in großem Style förmlich zur Uebergabe aufzufordern, zu welchem Zwecke sich der Befehlshaber selbst in Begleitung eines Standartenträgers mit weißer Fahne und gefolgt von dem ganzen Musikcorps zu Fuß bis zu jenem Platze am Fuße der Fahnenburg begab, wo Rodenberg seine Skizze von der kleinen Veste gezeichnet. Dort stellte sich das Musikcorps auf, um die grimmigen Bewohner der Burg durch die bekannten Klänge des schon einige Mal gehörten Volksliedes:

Was ist des Deutschen Vaterland?

zur Nachgiebigkeit und zur brüderlichen Uebergabe der Burg aufzufordern.

Es war eigenthümlich, daß dieses an sich so schöne Lied hier eben so wenig wie anderswo den beabsichtigten guten Zweck erfüllte, vielmehr erschien nach Beendigung desselben der Burgherr Neidhart von Isegrimm auf der Zinne seines Thurmes in kohlschwarzer Rüstung, einen feuerfarbenen Busch auf dem Helme, den Rücken bedeckt mit einem Scharlachmantel, nicht nur mit über einander geschlagenen Armen und einem Hohnlächeln auf den Lippen, trotzig, übermüthig, siegesbewußt — man war einander so nahe, daß man dies wahrnehmen konnte —, sondern er machte auch seinem Gefühle gegen die Belagerer alsbald dadurch Luft, daß er in

dreimal drei Abſätzen ein koloſſales Hohngebrülle erſchallen ließ, welches um ſo verſtärkter ins Thal hinab ſchallte, da er es durch ein rieſenmäßiges Sprachrohr von ſich gab.

Nichts deſto weniger erfüllte der biedere und treue Kriegshauptmann des Prinzen Maiwein ſeine Obliegenheit aufs erſchöpfendſte, indem er vortrat, die weiße Fahne in der Hand, und die Burg in aller Form Rechtens zur Uebergabe aufforderte, wobei er hervorhob, daß der als Biedermann bekannte, eben ſo tapfere wie großmüthige Burgherr Neidhart von Iſegrimm es ſelber gegen die Regeln aller Ritterlichkeit halten werde, daß ein, wenngleich bekannter, doch in keinem Märchen- und Fabelbuche mit irgend einer guten Eigenſchaft rühmend erwähnter Drache Griesgram dort oben die holde Freude gefangen halte, welche, dem ganzen Menſchengeſchlechte angehörend, auch von dem ganzen Menſchengeſchlechte, welches hinter ihm, dem Herold, ſtehe, zurückgefordert werde.

Hierauf erklang die Donnerſtimme des Burgherrn, aus deſſen Auge ein verzehrendes Heldenfeuer loderte, und während er ſein zweihändiges Ritterſchwert auf die Steinplatten neben ſich niederſtieß, daß es förmlich dröhnte, rief er: „Ha, Ihr da unten wagt es, von Uebergabe zu reden, Ihr Abgeſandten eines eben ſo feigen, wie weichlichen Souverains, der wahrſcheinlich ſüßen Maitrank ſchlürft, während ſich ſeine Helden unter Muſikbegleitung gegen mich, den Tapferſten der Tapferen, aufmachen! Entflieht bei Zeiten aus dem Bereiche meiner Geſchoſſe, oder ich könnte mich nach glorreichen Vorgängen bewogen fühlen, die weiße Flagge nicht zu achten! Schaut aber hin auf den Söllerraum meines Schloſſes, und was Ihr dort ſeht, mag Euch als genügende Antwort dienen!“

Damit machte der Unhold eine impoſante, nicht ganz verſtändliche Geberde, bei der man jedoch ein Bedeutendes von ſeinem Scharlachmantel zu ſehen bekam, und verſchwand.

Wir brauchen eigentlich nicht zu ſagen, daß der tapfere Feldhauptmann vor der Burg mit einem bang erwartungsvollen Blicke nach dem Altan der Fahnenburg ſchaute, welche der ſchwarze Ritter droben als ſeinen Söllerraum bezeichnet. —

Dort erſchien der Drache Griesgram in dem uns bekannten, vortrefflich gewählten Anzuge, die mit einer langen Kette gefeſſelte Freude hinter ſich drein ſchleppend. — Die Freude, eine weiße, verhüllte Geſtalt, ſehr lang und ſchmächtig, zuſammengebrochen und trippelnd, ſchien in dieſen Räumen zu einer verkümmerten, ſehr ungeſunden Freude geworden zu ſein.

Der geneigte Leſer wird erwartet haben, es werde über dieſen jammervollen Anblick ein Schrei der Wuth und der Rache ausgebrochen ſein; — doch fand das Gegentheil Statt, als ſich nun der Drache Griesgram der Balluſtrade des Söllerraumes näherte und mit tiefer, murrender Stimme ſo wie mit ſehr geſpreiztem Weſen anhob zu reden:

„Ja, wir halten die Freude gefeſſelt, weil das verdorbene Menſchengeſchlecht, zu dem Ihr gehört, keiner Freude mehr werth iſt — wir halten . . . .“

Weiter kam er nicht, denn ein ungeheures Gelächter aus dem Gebüſche rings umher, wo Rodenberg, der dem tapferen Kriegshauptmann gefolgt war, ſein wildes Heer gelagert hatte, ſchnitt ihm ſeine Rede entzwei und ſteckte nicht nur den eben ſo biederen wie ernſten Herold an, ſondern auch die ſämmtlichen Muſiker, welche, aufwärts ſchauend, ihre Freude gleichfalls auf die lauteſte Art kund gaben bei

dem furchtbar komischen Anblicke des Drachen, wobei es der Kriegshauptmann für das Gerathenste hielt, sein Geschäft als beendigt anzusehen und abzuziehen.

Er that dies unter den Klängen der Musik, welche, zuweilen gestört durch einen schrillen, unpassenden Ton, wenn einer der Musiker über eine Baumwurzel stolperte oder lachend an den Drachen Griesgram zurückdachte, die erhebende und für die vorliegenden Verhältnisse passende Melodie spielte:

„Schmeißt ihn 'naus den Juden Itzig, Juden Itzig,
Denn der Kerl war gar zu hitzig —"

ein Hohn und eine Mißachtung, von denen wir glauben, daß sie bis jetzt in der Weltgeschichte einzig da stehen.

Seine Hoheit der Prinz Maiwein empfing mit großer Befriedigung den Bericht von dieser glorreichen Waffenthat und fand sich veranlaßt, seinem Kriegshauptmann dafür das Commandeurkreuz zweiter Classe Allerhöchstihres Ordens zu überreichen, auch empfahlen Allerhöchstdieselben Ihren umhergelagerten Völkern in Anbetracht des bevorstehenden Kampfes die größtmöglichste Fröhlichkeit und forderten die Musikcorps auf, das Lagerleben durch heitere Weisen zu verschönern.

Unterdessen erschien die Sonne höher am Himmel und sandte schon forschend neugierige Strahlen durch die Lücken des Blätterdaches, gewiß in der Absicht, an dem lustigen Treiben da unten auf dem moosbedeckten Boden im kühlen, schützenden Schatten Theil zu nehmen. Die Proviant-Colonne hatte sich hinter Barricaden verschanzt, den mitgebrachten Mundvorrath zu ordnen, so wie die Fässer von dem Wagen herabheben zu lassen und an einen kühlen Ort auf den Boden zu legen und gegen die Hitze mit frischen Zweigen zu bedecken. Zum Schutze gegen die eigenen Truppen, na-

ſtrich, und ſtörte die ſtillen melancholiſchen Schwäne, die alsdann mit geſträubten Federn ihrem kleinen Haus auf einer Inſel mitten im Teiche zuruderten. Der Mond, der hinter den Bergen voll aufſtieg, vermehrte noch das Feierliche und Geheimnißvolle der ſchlummernden Natur. Zuerſt beſtrahlte er die Gipfel der höchſten Bäume, und die Blätter da oben zitterten fieberhaft dem hellen Lichte entgegen. Dann blickte er abwärts und kämpfte mit den Nebeln, die ihn nicht durchdringen ließen und auf die er ſich lagerte in bläulichtem Scheine. Nur hie und da gelang es ihm, das Waſſer zu küſſen, und die Wellen erzitterten dann ebenfalls vor Luſt und Freude, wie die Blätter an den Bäumen. Vor einer weißen Statue auf hohem Poſtament, welche mit dem weißen lebloſen Marmorgeſichte aufwärts an den Himmel blickte, ſchienen die Nebel in ängſtlicher Scheu vorüberzuwallen, denn wenn ſie hin und her wogend Alles wieder mit ihrem grauen Schleier bedeckten, ſo wagten ſie ſich doch nicht an jenes Marmorbild, auf welches ſich nun das volle Licht des Mondes ergoß und es leidenſchaftlich küßte, ſo daß es ſchien, als zuckten die todten Augen und bewegten ſich die marmornen Lippen. —

So kam es auch Dubelli vor, der nicht weit von dem Steinbilde ſaß, und es wurde ihm unheimlich in deſſen Nähe. Es war ihm nicht anders, als ſei aus den Gewölben des Theatergebäudes vor ihm die Marmorbraut entſprungen und thue ſich hier gütlich im Mondenſchein. Ja, es war ihm, als höre er drinnen Violinen und Clarinetten das Lied Zampa des Corſaren begleiten, und dann war es ihm wieder, als müßte jetzt die Marmorbraut neben ihm den Arm ausſtrecken und ihm mit dem verhängnißvollen Ringe drohen.

Ach, der gute Dubelli war ja nie ein Zampa geweſen und ſeine Verheerungen, die er in weiblichen Seelen angerichtet, beſchränkten ſich auf jenes Spiel mit dem morſchen Herzen der Honoratiorentochter, das einſtens vor dem Andrang ſeiner

mentlich gegen kühne Marodeurs, wurden die Tüchtigsten aus der Schaar der Waldteufel ausgewählt, ihnen ein Baumast in die Hand gegeben und sie rings um die lagernde Proviant-Colonne vertheilt.

Es war ein prächtiger Anblick, wenn man so von irgend einer kleinen Erhöhung dieses romantische Lagerleben betrachtete; den Mittelpunkt bildete das rothe Zeltdach des Prinzen, unter welchem er mit seinem Hofstaate um die große, vergoldete Bowle gelagert war und wo es beständig ab- und zuströmte wie in einem Bienenkorbe. Seine Hoheit liebte es nämlich, zahlreiche Gnaden an Allerhöchstihre Unterthanen auszutheilen, und wußte dies mit der feinsten Nuancirung zu thun, indem sie diesem einen Trunk Maiwein, Jenem ein tüchtiges Butterbrod und einem Anderen eine Cigarre verabreichen ließen.

Ein gleicher, fast noch größerer Zulauf fand bei dem Marketenderkarren Statt, nur daß es hier, etwas entfernt vom Hofe, begreiflicher Weise lustiger und ungezwungener herging. Da klirrten die Gläser, da klang zuweilen ein bekanntes Lied in kräftigem Chore oder sich jubelnd anlehnend an eine Melodie, welche die Musikcorps spielten. Letztere befanden sich an dem schattigsten Platze aufgestellt und verfehlten nicht, durch Kriegs- und andere Lieder die Kampflust zu erhöhen und zu allgemeiner Fröhlichkeit zu begeistern. Dies gelang denn auch vortrefflich, und wenn man so das ganze, tolle Getreibe anschaute, so hätte man viel eher glauben sollen, es werde hier ein friedliches Fest gefeiert, als auf solche Art sich vorbereitet zum heißen Kampfe mit einem erbitterten und blutgierigen Feinde.

Zuweilen dröhnte ein Schuß von der Veste herüber,

deſſen Kugeln über die Köpfe der fröhlich Lagernden hätten dahin ſauſen oder einſchlagend Tod und Verderben bringen können, hier aber nur einen erneuerten Jubel hervorrief.

Wenn ſich das Ohr an den heitern Liedern und der rauſchenden Muſik erfreute, ſo ergötzte ſich das Auge an dem bunten Durcheinander der lebhafteſten Farben, dem Golde der Treſſen und Quaſten, dem Leuchten und Blitzen der Waffen, dem Wehen der Federbüſche, beſonders aber an der tiefgrünen Waldumgebung, die bei aufſteigender Sonne immer mehr und mehr wie mit Gold durchwirkt erſchien und ſo einen glänzenden, reichen Rahmen bildete zu dem bewegten Lagerleben der Künſtler.

Rodenberg's Jäger hatten ſich zu den Reitern geſellt und lagerten am entfernteſten vom Marketenderkarren, nicht aber ohne die in ſtrategiſcher und anderer Hinſicht ſo wichtige Verbindung mit demſelben aufrecht zu erhalten, und es geſchah dies auf ſehr ſinnreiche Art durch große, wohlgefüllte Trinkhörner, die durch eine förmliche Vorpoſtenkette hin und her befördert wurden. Auch das Haupt der wilden Jagd bediente ſich, an eine Eiche gelehnt, eines ſolchen Trinkgefäßes, deſſen Inhalt es mit dem Tod und dem Teufel theilte. Letzterer ſaß auf einer Baumwurzel und ſchaute, das breite Geſicht zu einem freundlichen Lachen verziehend, an dem Trinkhorn empor, wogegen Knorr etwas abſeits ſtand und mit über einander geſchlagenen Armen ernſt und gedankenvoll auf das Getreibe zu blicken ſchien.

„Woran denkſt Du?“ ſagte der wilde Jäger gegen Knorr gewandt, nachdem er dem Teufel das Trinkgefäß eingehändigt — „Du ſchauſt ſo gar trübſelig aus!“

„Er denkt an den bevorſtehenden Kampf,“ verſetzte van

der Maaßen heiter, „und freut ſich auf ſeine Art über die Ernte, die er dann machen wird.“

„Iſt es ſo?“ fragte Rodenberg.

„Der Teufel hat zuweilen Recht,“ gab der Tod zur Antwort, „ich dachte an dergleichen und ſtellte es mir recht lebendig vor, als wäre das Ganze hier nicht ein heiteres Spiel, ſondern blutiger Ernſt. Da würde ich allerdings eine reiche Ernte halten, und es kam dabei etwas wie ein zweites Geſicht über mich, ſo daß ich hätte vorausſagen können, Der und Der werde mit heiler Haut davonkommen, während man Dieſen und Jenen drunten einſcharrt.“

„Knorr hat immer ſo trübſelige Phantaſieen, er hat etwas von der Gabe der Prophezeihung. Wenn es ihm irgend unbehaglich wird, ſo iſt es beſſer, man folgt ihm und geht nach Hauſe.“

„Und es iſt Dir heute unbehaglich?“ fragte der wilde Jäger.

„Ganz und gar nicht; ich bin ſo heiter, als es mir möglich iſt.“

„Ja, ja, ſein Ausſehen iſt ſo,“ bekräftigte van der Maaßen, nachdem er einen tüchtigen Schluck gethan. „Jemand, der ihn nicht kennt, würde behaupten, er ſei nicht guten Humors; aber ſein Auge leuchtet, und das iſt mir ein Beweis, daß er ſich wenigſtens innerlich freut. — Da trink' einmal und dann prophezeie uns was Gutes!“

Knorr that einen langen Zug, und als er das Horn abſetzte, blickte er gedankenvoll in den Wein, der aus der dunklen Tiefe des Gefäßes röthlich hervorleuchtete. — „Nun gut, Ihr ſollt eine Weiſſagung hören, die ſich noch vor Euren

Augen erfüllen wird. — Woran dachtest Du in diesem Augenblicke?" fragte er, den wilden Jäger ansehend.

„Ich?" gab dieser mit einer kleinen Verwirrung zur Antwort — „ich dachte — nun, woran soll ich gedacht haben? — an unser Lager, an unsere Fahnenburg, an den glorreichen Sieg oder an einen schönen Reitertod."

„Ha," machte der Tod bedenklich, „letzteres wäre mir nicht lieb, denn ich sage Dir, Rodenberg, das, woran Du jetzt eben gedacht, wird sich Dir nähern und mit Dir auf irgend eine Art in Verbindung treten!"

Der wilde Jäger lächelte ungläubig, obgleich er so gern den Worten des Anderen geglaubt. Er hatte in diesem Momente, während er seine Blicke von der Fahnenburg herabgleiten ließ, an jenes wunderbare Zusammentreffen vor einigen Tagen gedacht, an das Versprechen, welches sie ihm halb und halb gegeben, ihn wiederzusehen, — an den Blick von heute Morgen, als er an ihren Fenstern vorbeigeritten. Er schaute forschend durch den Wald hinauf gegen die Landstraße, wo die Wagen der Zuschauer standen, wo sich diese so wie die Reiter und Fußgänger einem fast eben so vergnügten Lagerleben hingaben, wie das kampfbereite Heer drunten, indem sie unter den Klängen der vortrefflichen Musik die mitgebrachten Vorräthe verzehrten.

„Ah, wenn Du Recht hättest mit Deiner Prophezeiung!"

„Darauf kannst Du dich verlassen," erwiederte Knorr; „es ist heute der Tag der Künstler, also der Tag der Ueberraschung und Wunder, und es sollte mich durchaus nicht in Erstaunen setzen, wenn die Gnomen hervorkämen aus ihren Erdlöchern oder wenn uns irgend eine mächtige Fee auf ihrem Zauberwagen erschiene."

„Du als wilder Jäger ſollteſt eigentlich ein Waldhorn beſitzen, auf deſſen Ton Dir die Geiſter der Erde und der Luft dienſtbar wären," ſagte van der Maaßen, „ich fände das ſo begreiflich. Du haſt bei Deinen wilden Zügen einmal und irgendwo die Bekanntſchaft einer Feenkönigin gemacht und von ihr ein ſolch wunderthätiges Horn zum Geſchenk erhalten."

„O, wäre es ſo!" ſeufzte Rodenberg; „aber dieſes Horn — nenne es Jagdhorn oder Wunderhorn — iſt die Stelle, wo ich ſterblich bin und worin meine Ausrüſtung mangelhaft iſt; ich verlor es beim Aufſitzen, und mein kleiner Schlingel, der es mir nachbringen ſollte, treibt ſich Gott weiß wo in der Welt herum. An dieſes Horn und was ein Zauberton deſſelben, wenn es die Kraft des Zaubers beſäße, herbeirufen könnte, daran dachte ich ſo eben."

„Du wirſt das Horn wiedererhalten," ſprach der Teufel mit großer Beſtimmtheit — „Knorr hat es prophezeit, und darauf kannſt Du dich verlaſſen."

„Schade, daß Du es nicht haſt," meinte der Tod nachdenklich, „ich vermiſſe dieſes Wunderhorn mit ſeinem weichen, lang nachklingenden, melancholiſchen Tone — einem Tone ..."

„Horch', einem Tone, wie jener, der dort vor uns aus der Tiefe des Waldes bringt!" rief Rodenberg.

„Ja, ja, einem ähnlichen Tone," ſagte der Tod.

Und er erklang abermals, näher kommend — weich nachklingend, melancholiſch.

„Lagert dort Jemand von den Unſrigen?" fragte Knorr, der aufmerkſam hinlauſchte.

„Niemand."

Da tönte es zum dritten Male.

„Ah — was ist das?“

Die Blicke der Drei waren auf eine mächtige Buche vor sich gerichtet, deren untere, dicht belaubte Aeste mit einer nebenstehenden Eiche ein förmliches Thor bildeten, durch welches jetzt etwas so Sonderbares hervortrat, daß man es an jedem anderen Tage mit Staunen, ja, wohl mit Schrecken betrachtet haben würde. Aber heute, am Künstlertage, am Tage der Wunder, gab es ja nichts Uebernatürliches, und so blieb denn auch Rodenberg an seinen Baum gelehnt stehen, der Teufel behaglich zu seinen Füßen sitzen, und nur der Tod trat etwas auf die Seite, wobei er mit einer feierlichen Handbewegung auf den wilden Jäger zeigte, als wollte er sagen: „Das ist der Mann, den Ihr sucht.“

Aus dem Walde hervor traten fünf bis sechs Jäger, kräftige, gedrungene, bärtige Gestalten mit wild-verwegenen Gesichtern und blitzenden Augen. Sie waren costumirt wie die Schaar des Rodenbergers, nur sah Alles an ihnen so abgenutzt, so gebraucht und doch wieder so echt aus, als seien sie sämmtlich nach einer langen, ermüdenden, nächtlichen Jagd vom Pferde gestiegen. Auf den Schultern trugen Einige kurze, scharfe Jagdspieße, während Andere die Armbrust mit den Stahlreifen und den schweren Bolzen führten.

Eine solche Jägerschaar wäre am heutigen Tage durchaus nichts Ungewöhnliches gewesen, doch folgten derselben vier riesenhafte wilde Männer, wie man sie als Wappenhalter zu sehen gewohnt ist, braun und von sehnigem Körperbaue, spärlich bekleidet mit Baumzweigen und Thierfellen, trotzig und grimmig blickende Gestalten mit schweren Keulen in der Hand, Eichenkränzen um das schwarze, struppige Haupthaar. Langsam gingen sie vorwärts, und erst als sie

ſo nahe gekommen waren, daß die voranſchreitenden Jäger rechts und links auf die Seite traten, um ihnen Platz zu machen, gewahrte man in ihrer Mitte einen Zwerg mit einem faſt unförmlich dicken Kopfe, ſchneeweißem Haar und Bart, aber ſehr klugen und lebhaften Augen. Er hatte ein Gewand an von grünem Sammt, das von einem goldenen Gürtel zuſammengehalten wurde, und obgleich dieſes Kleid ziemlich weit und faltig war, ſo konnte es doch einen großen Höcker nicht verbergen, den der Zwerg auf der linken Schulter hatte.

Als die wilden Männer dicht vor Rodenberg angekommen waren, blieben ſie ſtehen und ſenkten ihre Keulen, um ſich auf dieſelben zu ſtützen. Der Zwerg that einen Schritt vorwärts und der wilde Jäger bemerkte mit Erſtaunen, daß er ſich nicht nur direct an ihn wandte, ſondern daß er ihm auch ein reich gearbeitetes Hüfthorn entgegenhielt, das an einer glänzenden Kette befeſtigt war.

Nach einer Pauſe allgemeiner Erwartung ſagte der Zwerg mit einer möglichſt tiefen Stimme: „An Dich bin ich geſandt, eben ſo tapferer als wilder Jäger; meine hohe und erhabene Gebieterin, die mächtige Fee, die Beherrſcherin verſchiedener Geiſterreiche, deren Name Dir vor der Hand unbekannt bleiben ſoll, befahl mir, hieher zu gehen, wo ich Dich, den wilden Jäger, finden würde, an einen Baum gelehnt und in Geſellſchaft von eben ſo mächtigen wie gefürchteten Begleitern, — dem Tod und dem Teufel.“

Rodenberg war durch dieſe Anrede um ſo mehr auf eine ſeltſame Art überraſcht, da der Zwerg dasjenige in den Händen trug, wonach er ſich noch vor wenig Augenblicken geſehnt, beſonders aber, da ihm die Stimme des Zwerges außerordentlich bekannt vorkam.

Dieser ließ ihm indessen nicht lange Zeit zur Ueberlegung, denn er fuhr fort: „Da ich Dich nun gefunden, werde ich mich rasch des Auftrages meiner hohen Gebieterin entledigen, indem ich Dir dieses Jagdhorn als ein Geschenk überreiche und, wie mir befohlen ist, also dazu spreche: dieses Horn, welches während tausend Jahren bei anderen Schätzen begraben lag, hat ganz außerordentliche Eigenschaften, welche Du bei richtigem Gebrauche kennen lernen wirst. Ueber diesen Gebrauch aber Dich zu belehren, ist mir verboten. Sei tapfer und klug, beharrlich und verschwiegen, so wird sich alles Uebrige von selbst finden."

Damit legte der Zwerg das Horn in die Hände des wilden Jägers und wollte sich entfernen, doch hielt ihn dieser zurück, indem er vortretend sagte: „Warte einen Augenblick, o weiser Zwerg und treuer Diener einer eben so erhabenen als großmüthigen Gebieterin, und erlaube mir wenigstens, Dir meinen Dank zu sagen und denselben durch Dich zu den Füßen dieser so gütigen und hoffentlich auch schönen Fee niederzulegen. Sprich ihr dabei meinen heißen Wunsch aus, sie von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, um ihr wiederholen zu dürfen, was mein eben so heißes wie dankerfülltes und tapferes Herz für sie fühlt."

Ob die Rolle des Zwerges hier ausgespielt war oder ob derselbe sonst Ursache hatte, sich dem forschenden Blicke des wilden Jägers zu entziehen, — genug, er verbeugte sich und zog von dannen, wobei ihn die trotzigen wilden Männer umringten und ihm die Jägerschaar den Rücken deckte. Einige Augenblicke später, und das Dickicht des Waldes hatte die ganze märchenhafte Erscheinung spurlos verschlungen, so daß Rodenberg Alles für einen Traum hätte halten können, wenn

ihm nicht das Jagdhorn als sichtbares Zeichen der Wahrheit in der Hand geblieben wäre. Und es war ein prachtvolles Horn, wie er es sich wohl gewünscht, wie er ein fast ähnliches gesehen zu haben glaubte, dieses aber noch reicher und geschmackvoller verziert fand; es war von Elfenbein, mit Silber eingelegt und mit einer Kette von gleichem Metalle versehen. Auf einer der Verzierungen, die sich wie ein feines Band um das Horn herumschlangen, standen die Worte: »Espero y temo!« — (Hoffe und fürchte!)

Nachdem die drei Freunde das Jagdhorn aufmerksam betrachtet, sagte van der Maaßen, indem er den Tod mit einem Blicke scheuer Verehrung betrachtete: „Alles das, was wir soeben erlebt, die märchenhafte Gesandtschaft, das Geschenk dieses Hüfthorns, finde ich nicht so außerordentlich, als daß die Prophezeihung Knorr' so rasch und plötzlich in Erfüllung gegangen ist; doch habe ich nie daran gezweifelt, denn ich kenne ihn."

„He, wilder Jäger," rief der Kriegshauptmann Rodenberg an, indem er sich vom Gezelte des Prinzen Maiwein her näherte, „Seine Hoheit haben da etwas bemerkt von fremden Völkern, die sich Euch genähert und, wie es scheint, eine Botschaft gebracht! Seine Hoheit wünschen von dem Inhalte derselben unterrichtet zu sein!"

„Das soll mit dem größten Vergnügen geschehen," gab Rodenberg zur Antwort, indem er sein Horn über die Schulter hing und mit seinen beiden Begleitern dem Kriegshauptmann folgte.

Der Prinz Maiwein hatte aus der großen, vergoldeten Bowle so viele Gnade ausgetheilt, daß dieselbe leer geworden, wobei es eigenthümlich anzusehen war, wie sich der

flüchtige Geist dieses Inhaltes auf einigen zart gerötheten Wangen besonders in Gunst stehender Hofbeamten zeigte.

Der wilde Jäger trat vor und erzählte das erlebte Abenteuer, wobei er hinzufügte, daß es ihm hoffentlich gelingen werde, die erhabene Geberin aufzufinden, um ihr seinen Dank bezeigen zu können. Dabei nahm er das Horn von seiner Schulter und überreichte es Seiner Hoheit, welche es ringsum aufmerksam betrachtete und alsdann ihrem Feldhauptmann gab, indem sie die Worte aussprach, die auf der silbernen Verzierung gravirt waren: »Espero y tomo!«

„Da die Inschrift spanisch ist," sagte Olfers, nachdem er das Horn zurückgegeben und einen flüchtigen Blick mit dem Prinzen Maiwein gewechselt, „so läßt sich vermuthen, daß die großmüthige Geberin aus dem Wunderlande Spanien stammt, vielleicht eine Nachkommin ist von irgend einer alten arabischen Feenkönigin."

„Oder eine solche selbst," meinte Rodenberg mit großem Ernste; „ich glaube Beweise zu haben, daß ich mich der Gunst einer solchen Fee erfreue."

„Es ist höchst eigenthümlich und spricht gerade nicht für die Verdienste unserer Polizei, daß uns der Aufenthalt solcher Wesen in dem Bereiche unseres Staates unbekannt geblieben," sagte Prinz Maiwein, der einen Augenblick ernst vor sich niedergeschaut, dann aber seine fröhliche Laune wiedergewonnen hatte. — „Und um diesen Fehler wieder gut zu machen, beauftragen wir hiermit unsern wilden Jäger, es an Nachforschung nicht fehlen zu lassen, um im glücklichen Falle die erhabene Fee zu veranlassen, daß sie sich auch vor unserem hoheitlichen Angesichte zeige. Und nun, glaube ich, wäre es Zeit," wandte sich der heiter gestimmte Souverain

Liebenswürdigkeit zu zerbröckeln gedroht. Und doch hatte er eigentlich ſo wenig Antheil an dieſer Neigung gehabt! Aber die Erinnerung an jene Tage war ihm ſchauerlicher, als ſeine vorherige Phantaſie mit Zampa's Marmorbraut, und er raffte ſich auf, um dieſen unheimlichen Platz zu verlaſſen. Kam es ihm doch vor, als ſei es die ſelig verſtorbene Honoratiorentochter und die jetzt vor ihn hin trete, um alte, nie gerechtfertigte Anſprüche auf ihn geltend zu machen. Glaubte er doch faſt, ſie wende den Kopf herum und blicke ihm bedeutungsvoll nach, als er über den Schloßplatz gieng und nach ſeiner Wohnung eilen wollte. Ja, ſo oft er einen Schritt vorwärts machte und ſich umwandte, ſah er das weiße Geſicht, und nur als er hiedurch geängſtigt in die alte Gallerie trat, hinter die Reihen gebrechlicher Ritter, verſchwand ihm Statue und Erſcheinung, denn die Ausſicht dorthin wurde ihm verdeckt durch die Leiber der alten Cavaliere.

Es gibt Stunden, wo der Menſch ſehr ſchwach iſt und wo ſich ſogar ein ſonſt ſehr ruhig denkender, aber phantaſiereicher Menſch vör Geſpenſtern fürchtet, und ſo ergieng es dem Balletmeiſter heute Abend. Er hatte dem Begräbniß der Honoratiorentochter vor einigen Tagen beigewohnt, die Glocken hatten ſo traurig geläutet, ihre beiden Söhne hatten hinter unendlichen Sacktüchern geweint, und der junge Eduard, der eigentlich kein junger Eduard mehr war, hatte unſerem Freunde, als er im Zuge bei ihm vorbeiſchritt, einen ſonderbar lächelnden Blick zugeworfen, als wolle er ſagen: „warte nur, jetzt bin ich ſie los, jetzt kommt die Reihe an dich!“

Von dieſen Gedanken gequält, huſchte er hinter den alten Rittern vorbei, ſich ſcheu umſchauend, ob das unheimliche Marmorbild ihm nicht nacheile, und eilte die Treppen hinan in das Theater: dort wollte er durch wohlbekannte Treppen und Gänge zur andern Seite wieder hinaus gehen.

Für manchen Andern wäre in ſolcher Stimmung und zu

an ſeinen Feldhauptmann, „wenn wir zur großen Action blaſen ließen.“

Rodenberg verbeugte ſich und wollte eben das Gezelt verlaſſen, als einige Waldteufel aus dem Gefolge Pan's eilfertig herbeiſprangen und einen Reiter meldeten, der an der Umgebung des Lagers ſich gezeigt und mit dem Höchſtcommandirenden zu ſprechen verlangte. Dieſer Reiter, berichtete einer der Waldteufel, müſſe aus einem anderen Jahrhundert und von einem anderen Volke ſtammen, als ſie ſelber, denn er trage ein höchſt einfaches, geſchmackloſes Kleid, und habe etwas auf dem Kopfe, das ausſehe wie ein umgeſtürzter, ſchwarz angeſtrichener Feldkeſſel. Sein linkes Auge ſei von Glas und habe er daſſelbe vermittelſt einer ſchwarzen Schnur am Halſe befeſtigt. Was ſeine Sprache anbelange, ſo ſei ſie ein wunderliches Gemiſch von verſchiedenen Sprachen und von Verſtändlichkeit und Unverſtändlichkeit. So habe er unter Anderem den Wald ſuperbe gefunden und vom Lager Seiner Hoheit geſagt, es ſei dies ein ganz trichinenhafter Anblick.

Nachdem der Prinz entſchieden, daß dieſes räthſelhafte Weſen augenblicklich vorgelaſſen werde, ſtürzte der Waldteufel davon und kehrte nach kurzer Zeit mit einem Reiter zurück, deſſen Pferd Einige am Zügel führten, während Andere ſeinen Steigbügel hielten und ein paar der Beherzteſten ſogar das Ende des Schweifes gefaßt hielten. Der Fremde, welcher auf dem Pferde ſaß, trug einen dunklen Oberrock, einen ſchwarzen, runden Hut und hatte in das linke Auge ein Glas gedrückt, Alles nach der Mode des neunzehnten Jahrhunderts.

Mittlerweile war im Gezelte des Prinzen für ein gut gefülltes Trinkhorn geſorgt worden, welches man dem An-

kömmlinge zum Willkomm credenzte und woraus derſelbe einen bemerkenswerthen Zug that. Dann wiſchte er ſich den Schnurrbart ab, klemmte ſein Glas, welches ihm während des Trinkens herausgefallen war, wieder ins Auge und ſagte in heiterem Tone: „Auf Ehre — ſuperbe! — Dieſes Künſtlerleben iſt wahrhaftig eine Welt für ſich! — Ah, mein lieber Herr Rodenberg, wie geht's? — Unſer Freund Lytton da ſieht wahrhaft räuberhaft aus!“

Seine Hoheit erhob ſich aber mit Würde und ſprach in ernſtem Tone: „Man frage dieſen Fremdling, was er in unſerem Revier zu ſuchen hat.“

„Auf Ehre — trichinenhaft!“ rief der Reiter unter herzlichem Lachen. „Richtig, das iſt ja der Hofſtaat des Prinzen Maiwein! Bitte Eure Hoheit tauſendmal um Entſchuldigung, daß ich ſo ohne alles Ceremoniel hier hereingebrochen bin, aber“ — ſetzte er mit Wichtigkeit hinzu — „ich erſcheine hier in der Eigenſchaft eines Abgeſandten, eines Botſchafters, und dieſe Art Leute kann ſich ſchon etwas herausnehmen!“

„So erſuchen wir den Botſchafter, ſeine Creditive zu überreichen.“

„Ich kann mich leider nur mündlich legitimiren: es gebrach an Dinte und Schreibmaterial, um mich mit dem nöthigen Beglaubigungsſchreiben zu verſehen. Draußen vor dem Lager Eurer Hoheit befindet ſich mein allerdurchlauchtigſter Herr, Prinz Heinrich, und ſendet ſeinem verehrten Vetter, Euer Liebden, ſeinen freundlichen Gruß, wobei er den Wunſch ausſpricht, es möge ihm geſtattet ſein, mit ein paar anderen befreundeten, höchſt tapferen Reitern den Sturm auf die Fahnenburg mitzumachen.“

Hierauf entgegnete Seine Hoheit der Prinz Maiwein in

großem Style und mit gehöriger Action: „Wir erwiedern den freundlichen Gruß des Prinzen Heinrich, unseres hochverehrten Vetters, mit gehöriger Genugthuung und können nicht umhin, seinem Abgesandten auszudrücken, wie es uns zur großen Befriedigung gereicht, daß unser Vetter und Liebden gesonnen ist, unsern glorreich werdenden Feldzug gegen den grimmigen Ritter Neidhart von Isegrimm mitzumachen, zur Besiegung des Drachen Griesgram mitzuwirken und die holde Freude entfesseln zu helfen. — Diese Bitte," fuhr er majestätisch auf, „ist also in aller Form gewährt, und wir ersuchen das tapfere Hülfscorps, sich an unsern Feldhauptmann zu wenden, der ihm beim Sturme einen Ehrenplatz anweisen wird. Bevor Ihr aber unsere Antwort zurückbringt, werden wir Euch eine kleine Decoration überreichen, die Ihr fortan zur Erinnerung an uns und an den heutigen Tag tragen möget. — Man reiche uns ein Commandeurkreuz erster Klasse mit Schwertern."

Auf einen Wink Seiner Hoheit ritt hierauf der beglückte Abgesandte so nahe heran, daß er die Decoration aus den Händen des Prinzen in Empfang nehmen konnte, worauf letzterer zu sprechen fortfuhr: „Wir ertheilen Euch diese Decoration nicht nur für Eure uns bis jetzt gänzlich unbekannt gebliebenen Verdienste, sondern mit der kleinen Nebenabsicht, daß, wenn wir uns später in dem Falle befänden, junge, harmlose Officiere und ehrbedürftige Hofbeamte bei großen Staatsactionen, als da sind: Thronbesteigung, Hochzeit und Allerhöchste Kindtaufe, an den Hof unseres Vetters und Liebden, des Prinzen Heinrich, zu senden, es diesem ebenfalls gefallen möge, die Brust unserer jungen, harmlosen Officiere

und ehrbedürftigen Hofbeamten mit Orden und Bändern zu schmücken."

„Wie das der Gebrauch ist bei allen civilisirten Nationen und zur Vervollständigung der Toilette dient," setzte der Oberhofmeister des Prinzen Maiwein hinzu, indem er seine Backen aufblies und so seinem etwas faden Gesichte ein Ansehen gab.

„Allerdings, so sei es. — Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen und befehlen unseren gehorsamen Waldteufeln, Euch an die Gränze unseres Reiches zu bringen und später mit Eurer tapfern Schaar hieher zu geleiten."

Der Reiter, gerührt und überrascht von so viel Glück, stammelte etwas von unverhoffter Gnade, sowie von einem wahren Trichinenglücke und verließ hierauf die prinzliche Hofhaltung.

Der Feldhauptmann Roderich hatte die lebhafte Aufmerksamkeit, mit der Hof und Volk diesen großartigen Act der Ordensvertheilung anstaunten, dazu benutzt, sich unbemerkt dem Allerhöchsten Kreise zu entziehen und sich auf sein Pferd zu schwingen, worauf er gegen den Fahrweg galoppirte, den Wagen der Zuschauer zu, die sich dort aufgestellt hatten. Bald hatte sein scharfer Blick in einem derselben gefunden, was er suchte, und auch er war im gleichen Augenblicke gesehen worden.

„O, mein Papa, mein Papa!" rief jubelnd eine helle Kinderstimme, und eine ältliche Dame, auf deren Schooß das kleine Mädchen saß, konnte es kaum zurückhalten, sich aus dem Wagen zu stürzen. — O, mein Papa, mein Papa!" wiederholte es, während es dem herankommenden Reiter seine Aermchen entgegenstreckte, wobei sich sein sonst so bleiches Gesicht lebhaft röthete.

Roderich grüßte die Dame im Wagen, eine Bekannte des Hauſes, ehrfurchtsvoll, dann trieb er ſein Pferd ſo nahe an den Wagen hin, daß das kleine Mädchen mit ſeinen Händchen ihn um den Hals faſſen konnte, worauf er es ſanft emporhob, zu ſich auf den Sattelknopf ſetzte und ihm einen herzlichen Kuß auf die Lippen drückte.

„Haſt Du ſchon Vieles geſehen, mein Kind?“

„O ja, Papa, all' die ſchönen Reiter und Soldaten mit ihren bunten Federn und langen Lanzen, auch den Mohren, die Indianer und Herrn Rodenberg's wilde Jagd; dabei war der Tod und der Teufel.“

„Haſt Du Dich gefürchtet?“

„Beinahe, aber doch nicht, ſie ſind ja nur verkleidet.“

„Nun mußt Du recht Achtung geben; jetzt werden die Soldaten die Burg ſtürmen. Haſt Du Angſt, wenn ſie ſchießen?“

„Ich werde mir die Ohren zuhalten.“

„Ein gutes Mittel im Kampfe,“ ſagte Roderich lächelnd. „Jetzt will ich Dich wieder in den Wagen heben und hoffe, daß Du recht lieb und artig biſt, auch der Mama Alles erzählſt, ſobald Du nach Hauſe kommſt.“

„Kommſt Du auch bald nach Hauſe?“

„Wohl nicht vor Abend, Kind,“ erwiederte Roderich, wobei ein Schatten über ſeine Züge flog. Dann hob er das Mädchen nochmals in ſeinen Armen empor und drückte ihr ſeines Geſicht an ſeinen vollen Bart, ehe er ſie wieder in den Wagen ſetzte. — „Adieu, mein Herz!“

„Adieu, Papa!“

Er grüßte nochmals die ältere Dame, die ihm freundlich zunickte, und galoppirte nach dem Hoflager zurück, wo Seine

Hoheit der Prinz Maiwein, ein volles Römerglas in der Hand, ihm mit leuchtenden Blicken entgegenrief:

„Und nun zum Kampfe und Siege! Unser muthiges Heer ist durch Speise und Trank gestärkt und wird unter unserer, sowie unseres braven Feldhauptmanns Führung Wunder der Tapferkeit verrichten! Man lasse die Fahne des Reiches flattern, man gebe den Befehl zum Angriffe!"

Es war dies ein erhebender Moment, wie er jeder großen Feldschlacht, jedem verwegenen Sturme voranzugehen pflegt.

XIII.

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!“

Vor dem Gezelte des Prinzen Maiwein auf einer hohen Stange wurde die goldene und geleerte Maitrank-Bowle aufgesteckt, was für die umherlagernden Völker als Zeichen galt, sich zum Kampfe bereit zu machen. Die Führer begaben sich zu ihren Truppentheilen, die Constabler und Büchsenschützen schauten nach Kraut und Loth, die Reiterei schwang sich in ihre Sättel, und als sich die Marketenderin mit ihrem Lager zu dem trübseligen Pan zurückgezogen und die Trompete auf den directen Befehl des Feldhauptmanns ertönte, ging es auf allen Seiten zum Angriffe gegen die Fahnenburg, wobei die Musikcorps, an passenden Plätzen aufgestellt, begeisternde Vaterlandslieder spielten.

Büchsenschützen und Hellebardiere bildeten den Vortrab, und bald meldete das Geknatter der Gewehre, sowie der Ruf der Landsknechte: „Hie Maitrank und Freude!“ daß die Plänklerketten an einander gerathen waren, zugleich aber auch brachte ein Reiter die Nachricht ins Lager zurück, daß der Feind sich am Fuße des Berges verschanzt habe und daß es nöthig sei, grobes Geschütz aufzufahren.

Ein Hurrah für die Conſtabler! Was ziehen konnte, hatte ſich vor die kleinen Feldgeſchütze geſpannt, ein buntes Gemiſch von Landsknechten, Bauern und Waldteufeln. Im Galopp ging es vorwärts, eine kleine Erhöhung hinan, wo Roderich ſtand, und bald donnerten die Feldſchlangen auf den Feind, der ſich grimmig wehrte, der aus ſeinen Verſchanzungen tapfer herausſchoß und der den Ruf der Angreifer: „Hie Maitrank und Freude!“ mit „Hie Griesgram und ſaurer Wein!“ erwiederte.

Obgleich auf beiden Seiten der Schießbedarf nicht geſpart wurde, ſo tobte doch hier der Kampf längere Zeit unentſchieden, da es keine Todten und Verwundeten gab und ſich deßhalb die Zahl der Kämpfer hüben und drüben nicht verminderte. Freilich verſuchten es die Angreifer, ſtürmend in die Schanzen zu bringen, doch waren dieſelben feſt aus Baumſtämmen gemacht und mit Dornen durchflochten, ſo daß hier bei den verſchiedenen vergeblichen Verſuchen das Blut in Strömen floß. Endlich ſchien der Sturm gelingen zu wollen; die Hellebardiere hatten mit ihren langen Lanzen eine Lücke in die Verſchanzung geriſſen und wollten gerade eindringen, als ſich ihnen, grauſig anzuſehen, der Burgherr Reidhart von Iſegrimm mit einer Handvoll Tapferer entgegenwarf und erſterer mit ſeinem zweihändigen, biegſamen Holzſchwerte ſo gewaltig um ſich droſch, daß die tapferen Landsknechte nicht nur nicht Stand hielten, ſondern unter einem unendlichen Hohngeſchrei der Feinde in das Lager zurückflohen.

Entſetzlicher, traurigſter Moment!

Roderich hatte ſich auf ſein Pferd geworfen und eilte an der Spitze ſeiner ſchwergewappneten Reiter heran, bei

deren Anblick ſich nun der Feind allerdings in die Schanzen zurückzog, aber dort mit Geberden, welche wenig Achtung ausdrückten, ruhig ſtehen blieb, während Arbeiter eifrig beſchäftigt waren, die entſtandene Breſche wieder zu verſtopfen. Die Reiterſchaar drang ſo tapfer drauf los, als es ihr nur möglich war; ſie ſchoß ihre Piſtolen auf den Feind ab, wobei es indeſſen vorkam, daß die ruhigen Miethgäule, ſtutzig über das ungewohnte Schießen, plötzlich anhielten oder gar zu raſch Kehrt machten, wodurch in beiden Fällen von den tapferen Reitern Sattelknopf und Mähne ſtark in Anſpruch genommen wurden und es trotz alledem hier die erſten Gefallenen gab. Auch wurde kein Reſultat erzielt; der Ruf „Hie Maitrank!“ wurde ſchwächer und kleinlauter, wogegen die Anderen ihr „Saurer Wein!“ um ſo kräftiger brüllten.

Vergeblich ſtanden die Muſikcorps nicht weit vom dichteſten Geſchütz- und Gewehrfeuer und ſpielten mit heldenmäßiger Aufopferung die anfeuerndſten Melodieen — es war ein Augenblick an dieſem heißen Schlachttage, wo die Wagſchaale faſt ſchwankte und wo es den Anſchein hatte, als ſollte der Drache Griesgram ſiegen und die Freude auf ewig gefeſſelt bleiben.

Die zahlloſen Zuſchauer, namentlich die Buben unter ihnen, waren jubelnd und ſchreiend dem Kampfe gefolgt, ja, die letzteren hatten ſich das Feldgeſchrei der beiden Heere zu eigen gemacht, und wo eine Anzahl ſchrie: „Hie Maitrank!“ da konnte man ſicher ſein, daß eine andere Schaar unter dem Rufe: „Hie ſaurer Wein!“ über ſie herfiel.

Der Prinz Maiwein, der ſich auf einen gedrungenen Braunen geſchwungen hatte und neben Roderich hielt, ſah mit großer Freude zu, wie muthig ſich ſeine Völker für ihn

opferten, und wollte der wilden Jagd lange nicht den Befehl geben, ſich am Kampfe zu betheiligen. Vergeblich hatte Roberich ſogar ſeinen Adjutanten mit der Meldung zurückgeſchickt, daß die Schlacht ganz verzweifelt ſtehe, und erſt als nun der Ritter Neidhart von Iſegrimm mit ſeinem blutrothen Mantel hoch auf der Schanze erſchien und hohnlachend ſeine ſchwarze Fahne ſchwang, da erlaubte Seine Hoheit erſt, daß die wilde Jagd hervorbreche.

„Hurrah, die wilde Jagd!“ erſcholl es aus hundert Bubenkehlen — „Hurrah!“

Ja, ſie ſtürmte heran unter Hörnerklang und Peitſchenknall, unter dem Gebelle der Rüden, unter dem Halloh der Jäger, unaufhaltſam, kein Hinderniß achtend. Mit einer wahren Wuth warfen ſich die Jäger zu Fuß auf die Verſchanzung, riſſen ſie aus einander und ſchwangen ſich, ihre langen Jagdſtöcke als Springſtangen benutzend, über die Baumäſte hinüber, ihnen nach die Reiter, Rodenberg auf ſeinem Rappen, der kaum mehr zu halten war, voran. Nur eine geringe Aufmunterung brauchte er dem edeln Thiere zu geben, und es trug ihn in Einem Satze in die Verſchanzung hinein bis dicht vor den Ritter Iſegrimm, der, dieſer Tapferkeit weichend, ohne ſein zweihändiges Schwert auch nur noch einmal zu gebrauchen, dem Burgthore zufloh mit einer Geſchwindigkeit, die durch den wehenden Scharlachmantel und die wallenden rothen Federn einen erhabenen Anblick bot.

Doch war ihm das Verhängniß dicht auf den Ferſen: Rodenberg nämlich folgte ihm über alle Hinderniſſe hinweg und erwiſchte an der Zugbrücke einen Zipfel von dem rothen Mantel des Burgherrn — leider nur dieſen, denn der tapfere Neidhart von Iſegrimm verſchwand mit Zurücklaſſung ſeines

ſolcher Zeit das weite leere Theatergebäude kein Zufluchtsort geweſen. Wie krachte die alte Thüre, als Dubelli ſie langſam öffnete, wie ſchwarz gähnten ihm die weiten Gänge zur Rechten und Linken entgegen. Wie hohl klang nicht das leiſeſte Räuſpern, der Ton ſeiner Schritte! Doch Dubelli fühlte ſich hier ſo heimiſch und heimlich, daß er mit den Händen vor ſich tappend ruhig ſeines Weges gieng. Er war nur froh, daß er die mondſcheinbeſchienene Figur nicht mehr vor ſich ſah.

Bald hatte er die Bühne erreicht, die von einer einzigen kleinen Laterne, das Licht der Wache, erleuchtet war. In tiefer Dunkelheit lag vor ihm das große Haus. Die Couliſſen ſtanden rechts und links in unſicheren Umriſſen und das „Wer da?“ der Wache, die ihn kommen hörte, dröhnte wie eine Rieſenſtimme durch das leere Gebäude.

„Ah, Herr Balletmeiſter!“ ſagte der Wachhaltende, nachdem ſich ihm der Ankommende zu erkennen gegeben, „was machen Sie ſo ſpät auf der Bühne?“ Der alte Mann, der heute Abend den Dienſt hatte, war eigentlich froh, daß er in ſeiner Einſamkeit geſtört wurde. Er zog geſchäftig eine alte Tabaksdoſe aus Birkenrinde hervor und bot dem Herrn Dubelli eine Priſe. Dann wiederholte er ſeine Frage, was den Herrn ſo ſpät in das Theatergebäude führe.

„Ich war — ich wollte nur,“ ſagte Dubelli in einiger Verlegenheit, „ich hatte im Balletſaal etwas vergeſſen, ein wichtiges Papier, das ich mir heute Abend noch mitnehmen möchte.“

„Ah ha!“ meinte der Wachhabende, „das iſt Ihnen auf dem Spaziergange eingefallen. Na, warten Sie, ich will Ihnen ein Bischen leuchten!“

„Gott bewahre!“ ſagte der Balletmeiſter und hob den Arm des Andern zurück, welcher eben ſeine Laterne emporheben wollte. „Das geht nicht an, Ihr dürft Euren Poſten nicht verlaſſen, es muß nach der Vorſchrift immer Licht auf der Bühne ſein.“

Kleidungsſtückes durch das Burgthor, welches donnernd hinter ihm zugeſchlagen, verriegelt und verrammelt wurde.

Da hörte der wilde Jäger, daß in der Burg die Signalhörner außerordentlich ermunternd zum Angriff bliesen und daß die Zuſchauer, die oberhalb der Fahnenburg poſtirt waren, ihm eifrig zuriefen. Er wandte ſeinen Blick raſch gegen die letzteren und bemerkte mit Vergnügen, wie manch' weißes Taſchentuch in zarter Frauenhand ihm entgegenwehte, aber er ſah auch nicht ohne einige Beſorgniß, daß ihm andere Hände haſtig Zeichen machten, zurückzukehren. In der richtigen Vorausſetzung, daß vor der Burg das Geſchütz zu ſpielen anfange oder daß man vielleicht im Begriffe ſei, die Angreifer von den Mauern aus mit Balken oder ſiedendem Oel zu bedienen, ließ er ſeinen Rappen raſch einen Satz vorwärts machen und hatte ſich auf dieſe Art eben in Sicherheit gebracht, als von den Zinnen der Burg eine mächtige Feuerſpritze zu ſpielen anfing und die nahe ſtehenden Hellebardiere und Büchſenſchützen mit einem tüchtigen Strahle gehörig durchnäßte; auch die Reiterſchaar erhielt ihren Theil von dieſer gut gerichteten Ladung, wobei es traurig anzuſehen war, wie manches Wamms ſchwer durchnäßt wurde, wie an manchem tapferen Schwerte Waſſer ſtatt Blut herablief und wie die langen Straußenfedern auf manchem breitkrämpigen Hute ſchlaff und geknickt herabhingen; es war eine furchtbare Batterie, die da oben ſpielte, um ſo wirkungsvoller für manches Coſtume, als gleich darauf aus einer Balliſte oder ſonſt einer Wurfmaſchine weißes Mehl und Gypskörner in hohen Bogen herüberſausten.

Da die angreifende Truppe ungedeckt in dieſem gefährlichen Geſchützfeuer ſtand, ſo war nichts zu thun, als zum

Rückzuge zu blaſen, weiter unten eine gedeckte Stellung zu nehmen und alsdann vorſichtiger und vielleicht auf einer anderen Seite wieder zum Angriffe vorzugehen.

„Die Attaque war famos,“ hörte man eine Stimme aus der Reiterſchaar ſagen, deren Beſitzer in der Kleidung des neunzehnten Jahrhunderts den Geharniſchten folgte, „auf Ehre, ſuperbe! Aber der Waſſerguß und die Mehlpuderung iſt doch eine etwas gar zu trichinenhafte Art, einen Sturm abzuſchlagen. — Seine Durchlaucht haben auch tüchtig etwas abgekriegt?“

„Es iſt nicht ſo bedeutend,“ erwiederte der Gefragte; „mein Pferd ſtieg im richtigen Augenblicke ein wenig und hat mich ziemlich beſchützt. — Bah, was ſchadet auch uns jungen Leuten ein klein wenig Durchnäſſung!“

Nach dieſen Worten berührte Seine Durchlaucht mit der Hand ſeinen Schnurrbart und ſein Haupthaar, fuhr auch leicht an ſeinen Wangen herunter und betrachtete alsdann aufmerkſam ſeine Fingerſpitzen; da er aber, weil die Farbe recht feſt hielt, ein günſtiges Reſultat fand, ſo warf er ſein Pferd aus der Reihe heraus gegen einen Wagen voll ſchöner Zuſchauerinnen und grüßte ſie, in kurzem Galopp vorüberreitend, mit einer graziöſen Handbewegung.

Der wilde Jäger war der Einzige, welcher einen Vortheil bei dem verunglückten Angriffe davon getragen hatte, den rothen Mantel des Ritters Iſegrimm nämlich, welchen er nun als Schabracke auf ſeinen Sattel legte, was prachtvoll ausſah, die Freude der Zuſchauer erhöhte, aber einen eben ſo heftigen Schmerz in der Bruſt des tapferen Ritters droben hervorrief. Man entnahm dies aus einigen nicht gut wiederzugebenden Rufen, welche Neidhart von Iſe-

grimm durch das Sprachrohr mit seiner Stentorstimme herabrief.

Der jetzt abgehaltene Kriegsrath beschloß, daß ein Theil der Truppen, namentlich die Constabler, den Feind von der Stelle aus, wo sie standen, mit einem mörderischen Feuer bedienen sollten, während ein Theil des Heeres, worunter die besseren Truppen, die Fahnenburg in größter Stille und Heimlichkeit zu umgehen hätten, um sie auf einer anderen zugänglichen Seite zu erstürmen.

Um die Belagerten möglichst zu täuschen, blieben die Musikcorps bei den Constablern stehen und spielten, um das Siegesbewußtsein des diesseitigen Heeres auszudrücken, allerlei angenehme und scherzhafte Weisen, was alsdann in der Burg einen wunderbar beruhigenden Eindruck ausübte, denn nicht nur hörte die Batterie auf, zu spielen, sondern man bemerkte auch, wie auf der Plattform des Thurmes ein Tisch aufgestellt wurde, wie man denselben mit Eßwaaren aller Art und mit Humpen bedeckte, und wie der Ritter Neidhart von Isegrimm mit seinem Burgcaplan, der Drache Griesgram, ja, sogar die gefesselte Freude daran Platz nahmen und fröhlich tafelten.

Während dessen aber schlich das nimmer rastende Verhängniß still, heimlich, aber sicher auf einem großen Umwege um die Burg herum, von einem ortskundigen Landmanne geführt, und dieses Verhängniß, vertreten durch die Muthvollsten des wilden Heeres und angeführt durch Rodenberg, der seinen Rappen, wie auch die Uebrigen ihre Pferde, im Lager zurückgelassen hatte, begann jetzt langsam einen kleinen Fußweg hinaufzuschleichen, der oben zu einer schmalen Pforte

führte, die, wie man hoffte, in diesem Augenblicke nicht sorgsam bewacht war.

Leider für die Belagerten war dies auch der Fall: es ist nur zu wahr, daß schlechtes Beispiel die vortrefflichsten Sitten verdirbt, und kaum hatten die tapferen Kriegsknechte auf der Zinne der Burg und im Hofe erfahren, daß ihr unerschrockener Anführer im Angesichte des Feindes behaglich tafele, so setzten sie nicht nur Küche und Keller des Schlosses in Contribution, aßen und tranken jubelnd und nach Herzenslust, sondern sie öffneten auch wie zum Hohne das Burgthor, um die Musik besser hören zu können. Und als dieselbe nun draußen gar den Vacio-Walzer spielte, da hielten sich die Hellebardiere, Büchsenschützen und Constabler in der Burg nicht länger, sie holten die Burgmägde herbei und tanzten, daß es eine Freude war.

Dies war der schreckliche Moment, wo es mit dem Geschlechte der Neidhart von Isegrimm zu Ende gehen, wo der Drache Griesgram überwunden zu Boden liegen und die holde Freude entfesselt werden sollte. Die kleine Pforte an der Hinterseite der Burg war allerdings geschlossen, aber das Schloß gab dem mächtigen Drucke von Rodenberg's Schultern nach, und ihrem wilden Führer folgend, stürmten die Tapfern mit hochgeschwungenen Schwertern und dem donnernden Rufe: „Hie Maitrank! Hie Freude!“ in den Schloßhof unter die Tanzenden.

Spätere Geschichtschreiber haben erzählt, daß der Ritter Neidhart von Isegrimm gerade im Begriffe gewesen sei, den gefüllten Pokal zu leeren, als er den verhängnißvollen Schlachtruf seiner Feinde im Innern der Burg vernahm — ja, daß er diesen Pokal mit größter Seelenruhe wirklich ge-

leert, ſich die Lippen abgewiſcht, alsdann nach ſeinem zweihändigen Schwerte gelangt und die großen, in ſeinen Verhältniſſen ſo denkwürdigen Worte geſprochen habe: „So nimm, Gerechtigkeit, denn deinen Lauf!“

Den Kampf würdig zu ſchildern, der ſich nun entſpann, ſowohl im Schloßhofe ſelbſt als in den Gängen und Treppen der Burg, iſt eine Aufgabe, die wohl die Kraft meiner Feder überſteigt. Durch das offen gebliebene Burgthor ſprengte der ſinnreiche Junker von der Mancha mit eingelegter Lanze, gefolgt von Sancho Panſa, in den Hof, und während die Blume ſpaniſcher Ritterſchaft bei jedem noch ſo leichten Zucken ſeines Armes mit der gewaltigen Lanze einen Feind hätte zu Boden ſtrecken können, zerbläute ſein treuer Schildknappe die Rücken der Fliehenden mit einer ellenlangen Cervelatwurſt. — Ja, ſie flohen, die Tapfern, nach einer ſehr kurzen Gegenwehr; doch kamen ſie nicht weit, da ſich vor dem Burgthore die indianiſchen Reiter befanden, welche jeden, der ſich blicken ließ, mit dem Laſſo einfingen und dem auf ſolche Weiſe zum Gefangenen Gemachten die Hände banden.

Während nun auch Roderich mit ſeiner Reiterſchaar erſchien, um die Burg in Beſitz zu nehmen, tobte auf einer Terraſſe unterhalb des großen Thurmes vor den Augen der jauchzenden Zuſchauer ein eben ſo mörderiſcher wie intereſſanter und wüthender Kampf zwiſchen dem wilden Jäger und dem grimmigen Neidhart.

Sah man auf dieſer Seite mit Schaudern und Entſetzen die rohe, gewaltige Kraft wüthen, wenn der von Iſegrimm ſeinen Zweihänder unter dem leichten Angſtruf mancher der zuſchauenden Damen durch die Luft ſauſen ließ, ſo

mußte man auf der andern Seite die Gewandtheit bewundern, mit der der Rodenberger dieſen wuchtigen Hieben auswich und dafür den Panzer ſeines Gegners mit krachenden Schlägen ſeines kurzen Hirſchfängers bediente. Dabei ſah man wohl, daß der wilde Jäger die Abſicht hatte, ſeinen Gegner an die Thurmtreppe hinzudrängen, wo demſelben der lange Zweihänder von keinem Nutzen mehr ſein konnte. Jetzt ſchien dieſer Augenblick, wenn auch auf andere Weiſe, gekommen, denn ein furchtbarer Hieb, den der wilde Jäger auf den ſchwarzen Ritter führte, traf die Klinge des Zweihänders ſo gewaltig, daß ſie abſprang, worauf der von Iſegrimm, ſich mit dem Griffe wehrend, in dem Eingange der Treppe verſchwand, der zum Thurme führte. Unter lautem Halloh folgte ihm der wilde Jäger; man hörte die beiden tapferen Kämpfer die Stufen der engen Treppe zerſtampfen.

Athemlos horchten die Zuſchauer und blickten hin mit weit aufgeriſſenen Augen.

Jetzt wurde auf der Mauerzinne der rothe Federbuſch des Burgherrn ſichtbar, hart bedrängt von ſeinem Gegner, der ihn an der Gurgel gepackt zu haben ſchien, denn nach der Sitte edler Ritterlichkeit hatte der wilde Jäger ſein kurzes Schwert ebenfalls weggeworfen, nachdem der Andere entwaffnet war, und ein wüthendes Ringen der beiden kräftigen Geſtalten verwandelte den ſchlacht- und thatenreichen Tag in einen Einzelkampf, von deſſen Ausgang das Schickſal der Burg abhing.

Da zeigten ſich Beide, eng umſchlungen, auf der Plattform des Thurmes; doch ſchien die Kraft Reidhart's von Iſegrimm erſchöpft; unter dem rieſigen Griffe ſeines Gegners war er beſiegt, geknickt, wehrlos — ſeine Arme hingen ſchlaff

am Leibe herunter, aber fort und fort drängte ihn der wilde Jäger zuerſt empor, dann, an der Mauerzinne — Schaudern ergriff der Zuſchauer Menge —, hob er ihn wie einen Federball auf und ſtürzte ihn von dem hohen Thurme hinab auf die zackigen Felſen, wo er leblos lang ausgeſtreckt liegen blieb.

Ein Aufſchrei aus tauſend Kehlen — dann momentane Grabesſtille — —

Manches Auge hatte ſich in der That ſchaudernd abgewandt, um nach ein paar Secunden ſcheu und vorſichtig hinzublicken, wo die entſetzliche That geſchehen. Landsknechte waren eilfertig hinabgeſtiegen, um den Körper des Gefallenen aufzuheben und empor zu tragen; ſie handhabten die anſcheinend ſchwere Maſſe mit einer erſtaunenswerthen Leichtigkeit, ja, der Eine warf dem Anderen den ganzen Neidhart von Iſegrimm mit Rüſtung und Federhut in die Arme; dann wurde er mit ſteifen Gliedern auf eine raſch zuſammengebundene Bahre gelegt, um im Siegeszuge nach dem Lager gebracht zu werden.

Da er im Kampfe um ſeine Burg, alſo in allen Ehren gefallen war, ſo deckte man ihn mit der Flagge ſeines Schloſſes zu, und die vorausſchreitende Muſik ſpielte zur Erheiterung und Aufklärung der Zuſchauer:

„Was kommt dort von der Höh?
Was kommt dort von der Höh?
Was kommt dort von der ledernen Höh,
Ça ça ledernen Höh?
Was kommt dort von der Höh?“

Worauf die Träger jubelnd ſangen:

„Es iſt der Iſegrimm,
Es iſt der Iſegrimm,
Es iſt der leberne Iſegrimm,
Ça ça Iſegrimm,
Es iſt der Iſegrimm.“

Dem Gefallenen folgte der Sieger, wobei es ſich Rodenberg nicht nehmen ließ, den Drachen Griesgram an der Kette, mit welcher er ſeither die Freude gefangen gehalten, neben ſich her zu führen. Der Jubel der Zuſchauer über die Erſcheinung des Drachen war ſo außerordentlich und rauſchend, daß ſich Walter einiger Maßen gekränkt fühlte und feierlich ſchwor, ſobald er im Lager angekommen ſei, wolle er ſich die Tracht des geringſten Troßknechtes zu verſchaffen ſuchen, denn mit dem Ausſterben der Kunſt ſei auch der Sinn für alles Edle und Schöne bei den poeſieloſen Menſchen erloſchen.

Die entfeſſelte Freude, mit einem Blumenkranze geſchmückt, wurde auf einer Art Tragſeſſel, aus Zweigen und Laubgewinden beſtehend, in der Mitte der ſiegreichen Schaar von derſelben getragen.

Drunten waren unterdeſſen auf die erſte Nachricht des Sieges hin die großen Weinfäſſer angeſtochen, die Proviantkörbe ausgepackt, kurz, Alles zu dem großen Freudenmahle hergerichtet worden, bei welcher Veranlaſſung ſich Bacchus und der nicht mehr trübſelige Pan, Freudenthränen vergießend, einander in die Arme ſtürzten.

Daß die Gefangenen ſogleich freigegeben und bei dem nun folgenden Verbrüderungsfeſte in das ſiegreiche Heer eingereiht wurden, verſteht ſich ganz von ſelbſt, und ſo war

denn mit Einem Male der eben noch ſo kriegeriſche Schauplatz der unerhörteſten Heldenthaten in ein heiteres Gelage verwandelt.

Seine Hoheit der Prinz Maiwein hatte ſein Gezelt ebenfalls verlaſſen und ſich mit den fremden Gäſten, welche muthig am Kampfe Theil genommen, unter die Fröhlichen gemiſcht, wobei er jedoch mit dem Feldhauptmanne und dem ohne Rüſtung wieder zum Vorſchein gekommenen Ritter Neidhart von Iſegrimm der Mittelpunkt des Ganzen blieb. Der Drache Griesgram, der leider kein Coſtume eines Troßknechtes auftreiben konnte, hatte ſich eilig ſeiner bezeichnendſten Embleme entledigt, wodurch die bei ſeinem Anblicke ſtets rege werdende Lachluſt gelegt und er wieder ein Menſch unter anderen Menſchen geworden war, obgleich er ſich noch ſehr verkannt vorkam — wie unter Larven die einzig fühlende Bruſt. Einen kleinen Troſt gewährten ihm die rieſigen Humpen und Krüge voll lieblichen Weines, welche unabläſſig aus den großen Fäſſern gefüllt wurden.

Wo war aber der eigentliche Sieger des letzten großen Kampfes geblieben? Mit dem Zuge der Gefangenen im Lager angelangt, hatte ihm Seine Hoheit ſelbſt einen ſchäumenden Pocal credenzt; dann begab ſich der wilde Jäger zu ſeinen Reitern und ſorgte dafür, daß die Pferde im kühlen Schatten angebunden und nach der Anſtrengung des heutigen Morgens gehörig verpflegt wurden. Seinem Rappen widmete er dabei die größte Sorgfalt und gab einem der Huſaren, die bei ihm waren, die beſtimmteſten Befehle, dafür Sorge zu tragen, daß der Rückzug Abends zur Stadt in gehöriger Ordnung vor ſich gehen könne. Hierauf ſah er ſich nach ſeinen beiden Gefährten um, von denen der Teufel ſich auf

dem Feſte gütlich that, während der Tod nicht weit von ſeinem Pferde mit über einander geſchlungenen Armen an einer Buche lehnte und ernſt auf das luſtige Treiben blickte.

„Ich kann mich nicht entſchließen,“ ſagte er zu dem herantretenden Rodenberg, „mich unter die Fröhlichen zu miſchen. Mit dem Anzuge, den ich auf dem Leibe habe, iſt jener düſtere Geiſt wieder über mich gekommen, der mir ſonſt nur in tiefer mächtiger Stunde, wenn ich einſam bin und mich ſehr allein fühle, zur Seite ſchreitet.“

„Bah, wer wird ſolche Gedanken an einem ſo heiteren Tage haben! Gehe hinab zu den Luſtigen, ſetze dich mitten in ihren Kreis und ſinge ihnen:

Mihi est propositum,
In taberna mori —

das wird in dem Munde des Todes von ſchlagender Wirkung ſein!“

„Warum ſagteſt Du: geh' hinab,“ fragte Knorr mit einem forſchenden Blicke auf den Anderen, „und nicht: komm' herab? Haſt Du etwas Beſonderes vor, das Dich abhält, mit dabei zu ſein?“

„Im Gegentheil,“ lachte der wilde Jäger, „ich hoffe, ſpäter noch ſehr dabei zu ſein; doch hielt ich es für meine Pflicht, nach den Pferden zu ſehen, und um ehrlich zu ſein, will ich Dir geſtehen, daß ich mich ein wenig in die Waldeinſamkeit zurückziehen möchte. Mich hat dieſer Kampf, obgleich es ja nur ein Scherz war, tüchtig aufgeregt. Ein Trinker bin ich leider ohnehin nicht, wie Du weißt, und da werde ich mir ein ſtilles Plätzchen aufſuchen, wo ich mich auf den Rücken lege, um an den Baumwipfeln hinauf zu ſchauen. Und ich liebe es ſehr, ſo von unten herauf in die

„O, ſo einen Augenblick!“

„Auch keinen Augenblick!“ ſagte ernſt der Balletmeiſter; „nein, nein, ich mag nicht die Urſache ſein, daß Jemand ſeinen Dienſt verſäumt, ich finde meinen Weg ſchon allein. Den Weg zum Balletſaal kenne ich wie meine Taſche, das Papier, welches ich ſuche, liegt auf dem Tiſch an der Thüre, will's ſchon finden, will's ſchon finden. — Gute Nacht!“

Der Wachhabende bot noch eine Priſe an, und als ſich hierauf Dubelli mit eiligen Schritten entfernte, ſah er ihm traurig nach. Er hätte ſo gar gern noch eine Viertelſtunde von der Wache verplaudert; es war ſo entſetzlich ruhig und einſam hier auf der Bühne, und das fühlte der Wachhabende wohl, wenn er ſo auf und ab ſchritt von einer Seite des Theaters zur andern, oder vom Hintergrunde zum Vorhang.

Dubelli hatte die Bühne hinter ſich und eilte in dem langen Gange fort, in welchem ſich auf der Seite gegen den Park allerlei alte Gelaſſe, unter Anderm die große Requiſiten-Kammer befand. Die Thüre derſelben war nur angelehnt und der Balletmeiſter konnte ſich nicht enthalten, einen Augenblick hier hinein zu treten. Das Gemach hatte nur ein einziges langes, ſchmales Fenſter, an welchem aber heute Abend eine alte weiße Fahne mit rothem Kreuz, ein Stück aus den Kreuzzügen, herabhieng und dem Mond, der drüben ſchon hoch am Himmel ſtand, nicht verſtattete, mit ſeinem vollen Licht in das Zimmer zu dringen. Nur ein weißer dämmeriger Schein erfüllte es und zeigte in unbeſtimmten Umriſſen all' die merkwürdigen Gegenſtände, die an den Wänden hiengen, in den Ecken ſtanden, auf dem Boden umher lagen, oder ſich auf den verſchiedenartigſten Geſtellen befanden. Hier war die Rüſtkammer großer Kriegs- und anderer Züge, von hier aus wurden die Heere bewaffnet, die, jedes aus ſechsunddreißig Mann beſtehend, die blutigſten Schlachten auf der Bühne aufführten. Hier ſah man Harniſche und Helme berühmter Männer,

Laubmaſſen zu blicken, beſonders wenn ſie von der Sonne goldenen Fäden durchzogen ſind; darin liegt ein eigener Zauber. Verſtehſt Du mich?“

„O ja, ich verſtehe Dich,“ gab der Tod mit einem leichten Seufzer zur Antwort. „Auch ich ruhe gern unter der Eiche rauſchenden Baumgipfeln, doch liebe ich es, wenn ſie vom Mondlichte beſchienen ſind; ich kann mir dabei einbilden, ich läge im Grabe.“

„Nun, das ſind Gedanken, die Deiner heutigen Maske alle Ehre machen, die Einem aber den heiteren Tag verderben könnten. Nein, nein, ich will nichts von dem Grabe und von Dir, ich will ein Stück duftenden Waldes, einen glänzenden Sonnenſtrahl und ...“ Was der wilde Jäger ſonſt noch wollte und wünſchte, verſchloß er wohlweislich in ſeiner Bruſt.

„So will ich Dich begleiten,“ ſagte Knorr, „und mich zwingen, Geſchmack zu finden an Deinem zudringlichen Sonnenlichte. — All' das Licht und all' das Gebudel von heute hat mir ſchon genug Qual verurſacht, und wenn ich nicht hätte herabſchauen können auf mein beruhigendes Gerippe, ſo hätte ich es kaum ausgehalten. Komm', laß uns gehen.“

„Mit Dir? — Der Himmel ſoll mich bewahren; da laß ich mich lieber vom Teufel holen, der Dir da unten mit Glas und Kopf entgegennickt. Denke doch, wie würde ein harmloſer Spaziergänger erſchrecken, wenn er dem Tode und dem wilden Jäger begegnete!“

„Ah, Du hoffſt harmloſen Spaziergängern zu begegnen? Das iſt etwas Anderes. Ich bin nicht indiscret — alſo bis nachher!“

Damit wollte der Tod ohne Weiteres davongehen, doch hielt ihn Rodenberg am Arme zurück, indem er ihm lachend ſagte: „Trotz Deiner rauhen Außenſeite biſt Du doch ein feiner Kerl und vortrefflicher Menſchenkenner. Ich danke Dir; ſei aber nicht nur discret, ſondern thue mir noch einen anderen Gefallen.“

„Iſt Dir Jemand im Wege,“ erwiederte der Tod mit einem melancholiſchen Grinſen, „den ich vielleicht niedermähen ſoll? In dieſer Richtung thue ich Dir ſchon etwas zu lieb.“

„Im Gegentheile, ich brauche Deine Hülfe, um meine wilde Jagd vor allen unſeren dicken, faulluſtigen Teufeln da unten aufrecht zu erhalten. Thue mir die Liebe und ermahne ſie in Deiner bekannten eindringlichen Manier, des Guten nicht zu viel zu thun; ich möchte gern meinen Rückzug heute Abend in die Stadt in anſtändiger Verfaſſung halten.“

„Ich will die Kerls ermahnen,“ verſetzte Knorr, indem er ſeinen Blick düſter über die Gruppe der Trinker hinſchweifen ließ — „aber werde ich mehr vermögen, als unſere Prediger, die ihren Laſtern vergebens den zeitlichen und ewigen Tod gegenüber ſtellen? Aber ich will's' verſuchen — nun denn, auf Wiederſehen!“

Der Tod ging langſamen Schrittes von dannen und wurde drunten im Lager nicht nur mit großem Jubel empfangen, ſondern Rodenberg hörte auch gleich darauf die Weiſe des demſelben vorhin empfohlenen Liedes von einem der Muſikcorps ſpielen.

Wie kräftig und wohlthuend brauſten die Töne durch den Wald, und welch' lachendes Bild gab dabei das Lager der Künſtler, die kleine Waldwieſe, wo ſie um die großen,

mit Laubgewinden verzierten Fässer lagerten, dicht geschaart, in seliger Eintracht, der Troßknecht neben seinem Heerführer, ein jubelnder Landsknecht, das Glas hoch erhoben und mit seinem Souverain anstoßend; der Burgherr neben dem Bauersmann, ein paar ernste Constabler zwischen einer Schaar von Waldteufeln. Dabei hatte Jeder sein Haupt umwunden mit einem Kranze von Farrenkräutern oder Eichenlaub, dabei blitzten die Augen und glänzten die gerötheten Gesichter, dabei tanzten Bacchus und Pan um eines der Fäßchen herum, und über all' dem Jubel, über all' dem Gesange aus hundert Männerkehlen, über lautes Gelächter und einen schrillen Ausruf der Freude tönten die ernsten, gemessenen Klänge der Musik weit, weit in den Wald hinauf.

XIV.

„Du bist wie eine stille Sternennacht.“

Ja, weit, weit in den Wald hinauf tönten die Musikklänge, das Echo wachrufend, und waren dort noch deutlich vernehmbar — weit vom Lagerplatze, wo jetzt der wilde Jäger stand, sein Barrett abnahm und das lockige Haar aus der glühenden Stirn strich. Dann warf er einen Blick auf seinen Anzug, zog die herabgesunkenen hohen Reiterstiefel etwas hinauf, rückte den Schwertgurt zurecht und nahm sein Hüfthorn von der Schulter.

Hoffe und fürchte! war die Inschrift desselben, und er dachte: ein schöner Spruch; wie froh bin ich, daß es nicht umgekehrt heißt: Fürchte und hoffe! — Wenn ich auch vor etwas Unangenehmem gerade nicht viel Angst habe, so ist es doch ermunternder, wenn man zuerst hoffen kann und sich dann erst zu fürchten braucht. Und was habe ich zu fürchten, nachdem ich gehofft und meine Hoffnung in Erfüllung gegangen ist — die Hoffnung, sie wiederzusehen!

Unter diesen Gedanken war er an den Fuß der Fahnenburg gelangt, an denselben Platz, wo er damals gezeichnet. Hier unten so wie auch droben auf der Veste war Alles so

ruhig und ſtill, daß man nicht hätte glauben ſollen, hier habe vor kaum einer Stunde ein erbitterter Kampf gewüthet. Die zahlreiche Zuſchauermaſſe, welche noch vor Kurzem die breite Fahrſtraße beſetzt gehalten hatte, war verſchwunden, die Meiſten von ihr nach Hauſe zurückgekehrt, und nur Wenige hatten ſich drunten in der Nähe des Lagers der Künſtler abermals aufgeſtellt.

Rodenberg athmete aus tiefer Bruſt in dem wohlthuenden Gefühle, mit ſeinen Gedanken allein zu ſein. Dieſe Gedanken aber eilten geſchäftig hin und her, flogen zur Fahnenburg hinauf, wo er ſie zum erſten Male geſehen, zeigten ihm das Blatt Papier, das er für ſie gezeichnet, ſie riefen ihren Namen: Juanitta, ſie zogen und ſchoben ihn vorwärts zur Moosbank an der Quelle, ſie flüſterten ihm zu, daß das ſchöne Mädchen ihn erwarte, daß ſie ihm zum Zeichen ihres Wunſches, ihn wiederzuſehen, das Horn geſandt, und daß er nichts zu thun habe, als dieſes Horn an ſeine Lippen zu ſetzen, um ihr in einem weichen, ſanft anſchwellenden Tone zu ſagen, daß er da ſei.

Da nun dieſe ſeine Gedanken mit dem heißen Wunſche ſeines Herzens übereinſtimmten und er fand, daß ſie mit ihrem Rathe vollkommen Recht hatten, ſo ſetzte er das Horn an den Mund und entlockte ihm einen ſanft klingenden Ton.

Alles blieb ſtill um ihn her.

Er erinnerte ſich aus alten Geſchichten und Mährchen, daß ähnliche Zeichen dreimal gegeben würden, und da er auch zum zweiten Male vergeblich geblaſen hatte, ſo entlockte er zum dritten Male ſeinem Horn einen mächtigen, weithin klingenden Ton.

Wie ſchlug ihm das Herz in Erwartung einer Antwort,

und wie klopften ſeine Pulſe, als er nun dieſe lang erwartete Antwort vernahm: den Ton eines Horns, weich nachklingend, melancholiſch!

Woher der Klang des Horns kam, wußte der wilde Jäger ganz genau, er konnte nicht fehlen. In raſchen Sätzen, mit hochklopfendem Herzen, mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen eilte er den kleinen, geſchlungenen Pfad hinab, der uns ſchon wohl bekannt iſt. Schon hörte er das Rauſchen der Quelle, ſchon erblickte er durch die Büſche den Glanz des Waſſers, da ſtand er noch einen Augenblick ſtill, ſich gewaltſam zurückhaltend, wobei er die rechte Hand feſt auf ſeine Bruſt drückte. Er fühlte, wie ſein Blut heftig durch die Adern ſtrömte, wohl in Folge des aufregenden Kampfes, auch vielleicht des Trunkes, den er haſtig gethan. Wohl war er es ſelbſt, der hier hoch aufathmend ſtand, und doch ein ganz Anderer als der, welcher vor einigen Tagen hier gewandelt. Wie er an ſich herunterblickte und ſein ritterlich Gewand ſah, das ſchimmernde Wehrgehänge, das glänzende Horn, da kam es ihm vor, als ſei er zurückverſetzt in jene Zeit der ritterlichen Minne, wo ein ganzes Leben ausgedrückt war in die Worte: Alles für Gott und meine Dame! — wo man ſich der Geliebten zu Füßen warf, wenn man ſie nach langem, vergeblichem Bemühen endlich gefunden, wo man ihre Hand mit Küſſen bedeckte, indem man ausrief: welch' ſeliger Tod, hier zu ruhen!

Es waren abermals ſeine Gedanken, dämoniſchen Geiſtern gleich, die ihm ſolches zuraunten und die ihm verſtohlen und leiſe flüſternd von geöffneten Armen erzählten, von glühenden Lippen und von den drei ſüßen Worten: Ich liebe dich!

So bewegt und erregt ſtürzte er vorwärts. Da war der ſtille, trauliche Platz mit der Moosbank und dem natürlichen Dache von Schlingpflanzen, da rauſchte die Quelle, da flüſterten die Zweige, von einem leichten Winde bewegt, da blickte er rings um ſich her — ach, die er ſuchte, ſie, an die er ſo glühend gedacht, war nicht da!

Es gibt Augenblicke der Erwartung, wo wir eine Täuſchung für unmöglich halten, wenn wir auch gar nicht berechtigt ſind, die Erfüllung unſerer Wünſche zu verlangen. So ging es Rodenberg: er konnte den Gedanken, ſie nicht hier zu finden, ſo wenig faſſen, daß er, heftig mit dem Fuße ſtampfend, nach allen Seiten forſchend um ſich blickte und daß er mit allen Zeichen der Ungeduld, ja, wir müſſen geſtehen, der zornigen Erregung jeden Winkel bei der Quelle unterſuchte, ob ſie nicht irgendwo zu finden ſei; er blickte hinter die Moosbank, er hob die Ranken der Schlingpflanzen auf; er meinte, ſie an Orten finden zu müſſen, wo gar kein Verſteck möglich geweſen wäre, und als er endlich, des vergeblichen Suchens müde, abließ, auf dem kleinen Platze hin und her zu rennen, warf er ſich mit einem tiefen Seufzer über ſeine getäuſchte Erwartung auf die Moosbank, wo er den Kopf in die Hand ſtützte und, nachdem er das Barrett weggeworfen, ſeine Finger in heftiger Bewegung tief in ſein blondes, krauſes Haar vergrub.

„A—a—a—h," machte er, nach einer langen Pauſe auffahrend, „wie feſt habe ich an ſie geglaubt, wie feſt auf ſie vertraut! — Und nicht auf ein Wort, leicht hingeworfen, das ganz zweideutig geweſen wäre, wie man gewollt — im Gegentheil, ſie hat mir mit klaren Worten verſprochen, ich dürfe ſie wiederſehen! Sie hat heute Morgen,

als ich an ihrem Fenſter vorüberritt, meinen Gruß ſo bedeutungsvoll erwiedert, als es nur möglich war, und — was die Hauptſache iſt — ſie und Niemand anders hat mir dieſes Horn geſchickt, ſie hat mich aufgefordert, zu hoffen, freilich auch zu fürchten, und als ich vorhin aus dieſem Horn einen Ton in den Wald hinein erklingen ließ — eine weithin ſchallende Frage nach ihr —, erhielt ich eine Antwort, eine Aufforderung, ſie zu beſuchen! — Und da bin ich nun!“ rief er, haſtig emporſpringend, „und will ſie ſuchen hinter jedem Stamme, hinter jedem Buſch, und will ihr folgen wie ein ächter wilder Jäger bis ans Ende der Welt!“

Horch', was war das? — War es der Laut eines Vogels, war es vielleicht eine Nachtigall, die, von dem Lärm und dem Waffengeklirr im Walde aufgeſchreckt, am hellen Mittag ihren wundervollen Triller ertönen ließ?

Rodenberg blickte erſtaunt und verwundert um ſich her, er athmete tief und ſchwer, doch ruhiger als einen Augenblick vorher. War es doch gerade, als wirke hier an dieſem traulichen Orte derſelbe Zauber abermals und noch mächtiger auf ihn ein, der ihn vor Kurzem gefeſſelt!

Da erklang der himmliſche Ton dieſer Stimme auf's Neue, ein Triller, kaum vernehmbar, Anfangs ſüß, melodiſch, verlockend, dann anſchwellend zu Luſt und Freude und neckiſch lachend.

Der Ton kam von oben, unverkennbar war die Richtung, woher er kam. Rodenberg blickte aufwärts, und was er ſah, ließ ihn unwillkürlich ſeine Hände zuſammenfalten und wie bittend an die Lippen drücken.

Da ſaß ſie, die er geſucht, nach der er ſich ſo heiß geſehnt, hoch über ſeinem Haupte auf einem Vorſprunge des

Felſens, wunderbar anzuſchauen in ihrem Gewande als Göttin des Waldes oder als Jägerin. Merkwürdiger Weiſe paßte ihr Anzug bis auf die kleinſten Einzelnheiten zu dem ſeinigen: der Schnitt, der Stoff, die Farbe. Um ihre Schultern hing an einer ähnlichen Kette, wie er ſie hatte, ein kleines Horn, dem ſeinigen gleich; an ihrem Gürtel war neben dem Waidmeſſer ein kleiner Köcher mit Pfeilen befeſtigt und auf den Knieen hielt ſie eine Armbruſt. Anſtatt des Barretts hatte ſie ihr Haupt mit einem Kranze aus Epheu verziert, unter dem ihr dichtes, ſchwarzes Haar nach allen Seiten hervorquoll und der mit ſeiner dunklen Farbe ihrem Geſichte einen ernſten Ausdruck verlieh, obgleich die großen und ſchönen Augen ſo ſchalkhaft heiter wie früher blitzten und obgleich ihre Lippen das reizendſte Lächeln zeigten, während ſie ſang, und

„Sie ſang ein Lied dabei,
Das hatt' eine wunderſame, gewaltige Melodei."

Wir könnten hier füglich in den bekannten Verſen fortfahren, denn der Anblick des ſchönen Mädchens übte auf Rodenberg die gleiche Wirkung, wie der Anblick der Waſſernixe auf den unglücklichen Schiffer: ſein Herz ſchlug in einem gewaltigen und doch ſo ſüßen Weh, und wenn er ein Schiff zu ſteuern gehabt hätte, ſo würde es ſicher an dem Felſen zerſchellt ſein, auf dem ſie ſaß und von wo herab ſie ihn mit ihren ſilberreinen Tönen wie mit einem Meere von Perlen überſchüttete.

„O, halt' ein, halt ein!" rief er endlich aus, wobei er die rechte Hand flehend zu ihr erhob und mit der linken die geblendeten Augen bedeckte. „O, halte ein und ſchone mich armen Sterblichen! Dein Anblick, ſchöne Waldgöttin,

allein wäre genug, um mich wahnsinnig zu machen, und wenn ich auch meine Augen schließe, so dringt doch Dein zauberhafter Gesang durch das Ohr in meine Brust und verzehrt mein Herz mit heißer, ungestillter Sehnsucht!"

Ungefähr so drückte er sich aus, und was seiner Bitte allenfalls in richtiger Folgerung der Sätze abging, das ersetzten seine flammenden Blicke und der innige Ausdruck seines schönen, glühenden Gesichtes.

„Ich erfülle mein Versprechen. Du siehst mich wieder."

„Ah," rief er in beinahe schmerzlicher Bewegung aus, „traue Einer den falschen, räthselhaften Worten dieser Waldnymphen und neckenden Feen! Sie erscheinen, um unsere Sinne zu verwirren, und entschweben lachend, nachdem sie uns für das Leben unglücklich gemacht haben!"

„Diese Anklage ist unrichtig," gab sie ihm zur Antwort; „wir warnen Euch mit redlichem Gemüthe und geben nur halb gezwungen Euren Bitten nach, Euren flehenden Bitten, uns wiederzusehen."

„Und das nennst Du ein Wiedersehen?" rief er ärgerlich — „ein Wiedersehen, nach dem ich mich so innig gesehnt, das nur als Hoffnung im Stande gewesen wäre, mein Leben erträglich auszufüllen? — Doppelsinnige Fee, das ist Dein Wiedersehen! Warum hast Du mir nicht lieber gesagt: schaue in tiefer Nacht diesen oder jenen glänzenden Stern an und bilde Dir ein, es sei mein Auge — o, ich wäre glücklich gewesen, hätte ich statt Dir ein Sternbild angebetet, es würde mich ruhig und mild anschauen, allmählich, langsam und in seinem milden Glanze mich tröstend über mein Haupt dahinziehen, während Du erscheinst wie ein glänzen-

ebenso genau und wahr, wie sie in den großen Arsenalen gezeigt werden. Dort lehnten alte verblichene Fahnen aus dem Mittelalter neben reich vergoldeten Infulen, Pickelhauben neben Bischofsmützen. Hier stand die Rüstung von Hamlets Vater, dort der Harnisch des blutgierigen Gloster, da ein Schäferstab neben dem Beile, womit unglückliche Königinnen, sowie außerordentliche Verbrecher enthauptet worden waren. Von einem Schrank herab grinzte ein Todtenschädel aus Faust's Zimmer und daneben hieng an einem dünnen Faden der Marschallstab Talbott's, halb verdeckt von der Fahne der Jungfrau von Orleans.

All' diese Gegenstände sah Dubelli mit einer gewissen Freude, der sich aber heute in stiller Nachtstunde ein kleiner Schauer beimischte. War doch sein Dichten und Trachten von Jugend auf bei diesen höchst phantastischen und merkwürdigen Geräthschaften gewesen! Hatte er nicht schon früher, ehe er noch mit sich im Reinen war, welcher Branche im Theater er sich zuwenden wollte, ehe er noch fühlte, daß er in sich die Kraft habe, ein außerordentlicher Tänzer zu werden, für die Stellung eines Schauspiel-Direktors geschwärmt, zu einer Zeit, wo er noch Flickschneider war und wo er noch ebensowenig die Gewißheit hatte, König zu werden? — Ihm war diese Kammer der liebste Tummelplatz seiner lebhaften Phantasie, und wenn er früher, als er noch Theaterschneider war, eine alte Fahne auszubessern hatte, so konnte er sich ganz leicht den Zug vergegenwärtigen, welcher dieselbe feierlichst vorangetragen würde, und wie die hohe Geistlichkeit aussah, die ihr folgen mußte, und die Bettelmönche dahinter und die Ritter und Edelfräuleins und der ganze Troß des gemeinen Volkes. Mit welchen erhabenen Gefühlen nahm er damals ein großes Ritterschwert in die Hand oder einen alten Harnisch und dachte der wilden Worte alle, welche Schwert und Harnisch schon vernommen. Oder wenn es auch nur eine Laute

des, blitzendes Meteor, die Sinne betäubend, das Herz verzehrend!“

Sie lachte laut und luſtig, ehe ſie erwiederte: „Haſt Du etwas Anderes von mir verlangt, wilder Jäger, als ein Wiederſehen? Nun gut, das habe ich Dir bewilligt — was willſt Du mehr, unerſättlicher Sterblicher?“

Rodenberg hatte vorhin, während er ſprach, mit prüfendem Blicke die Wand betrachtet, auf deren Höhe ſie ſaß, und hatte gefunden, daß es für ihn, als gewandten Kletterer, ein Leichtes wäre, bis zu ihren Füßen zu gelangen; ob ſie aber bei einem derartigen Verſuche ruhig auf ihrem Platze bleiben oder in den grünen Büſchen hinter ihr verſchwinden und ihm entgehen würde, war eine andere Frage, die er indeſſen ſo allmählig und unverdächtig, als es ihm möglich war, zu löſen beſchloß. — „Das alſo nennſt Du ein Wiederſehen, herzloſe Waldnymphe?“ ſagte er, indem er mit einem Lächeln auf den Lippen auf die Moosbank ſprang, den ſtärkſten der darüber hängenden Zweige erfaßte und ſich mit Leichtigkeit ſo weit in die Höhe ſchwang, um ſeinen Fuß auf die knorrige Wurzel einer Fichte zu ſetzen, die neben der Quelle emporwuchs. — „Wir Sterbliche,“ fuhr er alsdann fort, „verſtehen mehr unter einem Wiederſehen!“

„O, wilder Jäger,“ erwiederte ſie lachend von droben, „ſo hätteſt Du dir ein Wiederſehen ausbedingen ſollen nach Deiner Art, wie es bei Euch Sterblichen gebräuchlich iſt! Vielleicht hätte ich es bewilligt, wenn ſolche Bedingung mir nicht zu hart erſchienen wäre — laſſe ſie mich aber nachträglich hören, während Du dich mir auf ſo anmuthige Weiſe näherſt.“

Er hatte nämlich an der Fichte einen abgehauenen Zweig

bemerkt; allerdings war derselbe sehr kurz und sehr glatt, doch war es ihm bei der ganz außerordentlichen Gewandtheit, die er besaß, gelungen, sich hinaufzuschwingen, während er den Stamm des Baumes mit dem rechten Arme umschlang, und so schwebte er zwischen Himmel und Erde, ihr schon um ein Bedeutendes näher gekommen, ein gewinnendes Bild an Schönheit, Kraft und Gewandtheit.

„Ein Wiedersehen," sagte er nach einem leichten Athemzuge, „besteht bei uns Sterblichen aus drei schönen Einleitungsmomenten; der erste ist, wo man den theuren Gegenstand sieht, der zweite, wo man ein herzliches Wort mit ihm wechselt, der dritte, wo man seine Hand ergreift und an die Lippen drückt."

„Ah," erwiederte sie mit einem ernsthaften Kopfnicken, „das also ist die Einleitung ..."

„Darauf," fuhr er fort, indem er mit einem innigen Blicke aufwärts schaute ...

„Halt, halt," rief sie mit einer abwehrenden Bewegung ihrer kleinen, rechten Hand, „bei dieser Einleitung, von der bereits zwei Punkte erledigt sind, wollen wir stehen bleiben!"

„Und der dritte? — O, wenn ich nur die Fingerspitzen Ihrer schönen Hand küssen dürfte!"

„Damit Sie sehen, daß wir Waldgeister nicht gar zu hartherzig sind, so kann dazu vielleicht Rath werden; ich habe die Gewandtheit und die liebenswürdige Unbefangenheit bewundern müssen, mit der Sie sich mir genähert, — fahren Sie in diesem schönen Streben so fort, ohne aber," setzte sie mit aufgehobenem Zeigefinger und ernstem Tone hinzu, „über Ihr Ziel hinauszugehen, denn dies müßte mein augenblickliches Verschwinden zur Folge haben."

„Wie glücklich macht mich Ihre Erlaubniß," rief er begeistert aus, „und wie leicht soll es mir werden, dieses wundervolle, dieses entzückende Ziel zu erreichen!" — Bei diesen Worten schwang er sich von der Fichte gegen die Felswand, griff kräftig in eine der Spalten hinein und arbeitete sich ohne große körperliche Anstrengung in kurzer Zeit so hoch empor, daß sein Kopf in gleicher Höhe mit ihrem Fuße stand.

Sie blickte mit Wohlgefallen auf ihn herab, wobei es unter ihren halbgeschlossenen Augenlidern so eigenthümlich heiß hervorleuchtete und wobei sie rasch und tief athmete, sichtbar seiner Anstrengung folgend.

Mochte er nun in ihrem Blicke etwas Ermuthigendes finden, genug, er klammerte sich einen Augenblick an der Felswand fest, und rasch, ehe sie dies vorhersehen konnte, drückte er seine Lippen auf ihren kleinen Fuß.

„Ei, ei, wilder Jäger," rief sie ihm in ernstem, verweisendem Tone zu, „davon war nichts bemerkt in den drei Punkten, die Sie mir vorhin bezeichnet!"

„Verzeihung, schöne Waldfee," erwiederte er in sanftem Tone, indem er sein erhitztes Gesicht mit bittendem Ausdrucke gegen sie wandte, „es war nur so eine kleine Unterabtheilung. — Doch kommen wir jetzt zu Punkt drei!" jubelte er laut und fröhlich, indem er sich zum letzten Male aufschwang und nun neben ihr auf dem bemoosten Steine Platz nahm. — „Dieser Sitz," sagte er heiter lachend, „ist allerdings auch nicht ausbedungen, doch wenn die schöne Waldfee so außerordentlich gnädig sein will, einen Blick da hinunter zu werfen, so wird sie mir nach dem zurückgelegten Wege diese kleine Erholung schon gönnen! Darf ich sitzen bleiben?"

„Ich bewillige es," sprach sie würdevoll. „Um nun den dritten Punkt in der Weise von Euch Sterblichen rasch zu erledigen, ist hier meine Hand."

„Ah, Juanita!"

Den Weg von der Moosbank hier herauf hatte er in weniger Zeit zurückgelegt, als er jetzt zu brauchen schien, seinen ehrfurchtsvollen Handkuß auszuführen. Es war ein sehr langer und sehr inniger Kuß oder vielmehr eine angenehme Kette von kurzen und langen Küssen, die mit der Schnelligkeit des Blitzes auf einander folgten. — „Ah!" wiederholte er, aber jetzt in traurigem Tone, als sie ihm endlich ihre Hand entzog; doch konnte er trotzdem nicht anders als sie mit einem dankbaren Blicke anzuschauen, denn sie hatte die Zeit dieses Handkusses „nicht karg zugemessen" — „o mein Gott," rief er aus, „wie rasch entschwinden die wenigen seligen Augenblicke dieses Lebens!"

„Freut Euch darüber, Ihr Sterblichen, daß die Zeit so gleichmäßig dahinrollt," versetzte das schöne Mädchen, „über heitere und traurige Stunden hinweg; so wenig Ihr im Stande seid, ein lang andauerndes Leid zu ertragen, eben so gleichgültig müßte Euch nicht unterbrochene Lust und Wonne werden."

„Ich glaube doch im letzteren Falle etwas leisten zu können," gab er mit einem Seufzer zur Antwort, worauf sie erwiederte, ihre kleine Hand betrachtend:

„Nun ja, ich zweifle nicht daran. Doch, da ich nun die drei verlangten Punkte erfüllt habe," fuhr sie, plötzlich sehr ernst werdend, fort, „und da es, wie ich vorhin andeutete, für Euch Sterbliche besser ist, Euch in heilsamem Wechsel der Gefühle zu erhalten, so muß ich dem wilden

Jäger erklären, daß hiermit unſer Wiederſehen beendigt ſein muß."

„Schon jetzt?" rief er, erſchrocken aufſpringend — „o, ſo unerbittlich wird die Fee des Waldes nicht ſein!"

„Sie muß unerbittlich ſein, denn ſie gehorcht Geſetzen, die mächtiger ſind, als ſie."

„Alſo dies war ein Wiederſehen ohne Hoffnung auf die Zukunft?"

„Haben Sie den Spruch auf Ihrem Jagdhorn geleſen: Hoffe und fürchte!?"

„Ja, ſchöne Fee, und bei der Seligkeit dieſes Augenblickes vergaß ich bis jetzt, Dir meinen innigen Dank für Dein ſchönes Geſchenk zu ſagen." — Er benutzte dieſe Gelegenheit, um abermals einen Kuß auf ihre Hand zu drücken, die ſie ihm abermals entzog.

„Hoffe und fürchte!"

„So darf ich alſo auf's Neue hoffen."

„Und fürchten!"

„Was habe ich zu fürchten, wenn mir das Glück in Ausſicht ſteht, Dich nochmals wiederzuſehen?"

„Gerade dieſes Wiederſehen!" ſagte ſie in feierlichem Tone; „ich habe Dir ſchon neulich geſagt, ungenügſamer Sterblicher, daß es uns Feen nur vergönnt iſt, Einen Deines Geſchlechtes, für den wir Intereſſe fühlen, drei Mal wiederzuſehen."

„So nimmſt Du Intereſſe an mir?" rief er in jubelndem Tone — „o, wie danke ich Dir für dieſes Wort!"

„Daß aber dieſes dritte Wiederſehen mit Deinem Verderben endigt."

„Sei es darum! Ich hoffe und fürchte nicht, ich hoffe

auf dieſes dritte Wiederſehen — ein Wiederſehen abermals, wie die Sterblichen es feiern, unter Hinzufügung eines vierten Punktes!"

Ein leichtes Lächeln flog über die ſchönen Züge der Jägerin, während ſie von dem Kranze auf ihrem Haupte ein kleines Zweiglein abriß und dann ſagte: „Bei einem abermaligen Wiederſehen werde ich mich leider auf keinen weiteren Punkt einlaſſen können; nimm dieſes Epheublatt, und wenn Du es betrachteſt, ſo bedenke, daß ich Dich vor einem dritten Wiederſehen gewarnt — willſt Du alsdann daſſelbe vermeiden, ſo ſende mir dieſes Blatt zurück und ſei verſichert, daß ich der wenigen Stunden, die ich mit Dir in dieſem Walde verbracht, gern und freundlich gedenken werde. — Und nun lebe wohl, wilder Jäger, meine Zeit iſt um — keine Widerrede, keine Bitte! Sei folgſam, denn nur ſo kann es möglich werden, daß ich Dir ein drittes Wiederſehen bewillige."

Rodenberg hatte das Epheublatt ſorgfältig auf ſeiner Bruſt verborgen, und als das ſchöne Mädchen ſich raſch erhob und ihm nun nicht nur die eine Hand, ſondern beide Hände zum Abſchiede entgegenſtreckte, ſo ließ er ſich vor ihr auf ein Knie nieder und drückte zuerſt ſeine Lippen auf ihre kleinen Finger, dann ſeine Augen, während ſie, ohne daß er es bemerken konnte, mit einem unausſprechlich innigen Ausdrucke lächelte.

„Und nun ſollſt Du ſehen, ſchöne Waldfee, wie folgſam ich gegen Deine Befehle bin — Du verlangſt doch, daß ich auf demſelben Wege zurückkehre, auf dem ich gekommen bin?"

„Wenn es möglich iſt, ja."

„Möglich iſt alles, was Du mir befiehlſt," rief er im

Tone der Begeisterung — „ich werde in wenigen Sätzen da unten sein!“ Damit faßte er einen der schwanken Zweige, die über seinem Haupte herabhingen, um durch diesen leichten Halt den Sprung in die Tiefe, welchen er vorhatte, etwas zu schwächen. Schon wollte er sich mit einem letzten sehr ausdrucksvollen und innigen Blicke auf das junge Mädchen hinabschwingen, als er zu seinem nicht geringen Vergnügen fühlte, wie sie nicht nur ihre Hand auf seinen Arm legte, sondern wie sie ihn auch durch einen leichten Druck zurückhielt. Ihre Augen begegneten ein paar Secunden fest einander, und es mochte wohl der heiß aufleuchtende Ausdruck in dem Auge Rodenberg's daran schuld sein, daß sie ihre Augen langsam schloß und ihr hoch erröthendes Gesicht etwas abwandte, während sie sprach:

„Ich bin mit dem Beweise von Folgsamkeit, den Sie mir gegeben, so zufriedengestellt, daß ich Ihnen gestatten will, zur Belohnung dafür noch länger in meiner Gesellschaft zu verweilen, wenn dies nämlich eine Belohnung für Sie ist.“

„O, die größte und entzückendste!“ rief er begeistert aus.

„Wenn Sie mir versprechen wollen, auch künftig meinem Wunsche mit gleicher Bereitwilligkeit nachzukommen.“

„Ich verspreche es Ihnen feierlich und schwöre es Ihnen bei allem, was mir heilig ist — und so gestatte mir denn, schöne Waldfee, daß ich mich zu Deinen Füßen niederstrecke, um hier in der stillen Waldeinsamkeit noch eine kostbare Zeit in Deinem Anblicke schwelgend zu verleben!“

Darauf schüttelte sie lächelnd ihr Haupt und gab ihm zur Antwort: „Von Ausruhen zu meinen Füßen, von Schwelgen in meinem Anblicke und wie alle die extravaganten Ausdrücke heißen mögen, welche Du schon gebraucht hast, wilder

Jäger, und noch zu gebrauchen gedenkſt, kann durchaus keine Rede ſein; überall ſcheint mir ein ausruhender wilder Jäger ein Unding zu ſein. Und damit Du ſiehſt, wie unbegränzt das Vertrauen iſt, welches ich in Dich ſetze, ſo geſtatte ich Dir nicht allein, in meiner Geſellſchaft zu bleiben, ſondern ich habe mir vorgenommen, Dir eine Zeit lang zu folgen, Dir und Deiner wilden Jagd."

„Ah!" machte Rodenberg und ſchaute ſie mit glänzendem, unausſprechlich glücklichem Blicke an.

Sie vermied abermals ſein Auge, während ſie fortfuhr: „Du weißt's vielleicht, wilder Jäger, daß wir armen Feen des Waldes häufig von einer unbegränzten Neugierde befallen werden, dem Treiben von Euch Menſchenkindern zuzuſchauen. Nun aber iſt dies Euer Getreibe heute ſo ganz beſonderer Art, daß eine Neugierde meinerſeits verzeihlich erſcheint."

„O holde Waldfee," ſtammelte er, überraſcht von ſo viel Glück, „Du wollteſt mich begleiten zum Hoflager des Prinzen Maiwein? Ich ſollte heute noch einmal einen langen, langen Tag an Deiner Seite durch den ſchönen grünen Wald ziehen dürfen?"

„Nicht ſo ganz wie damals," erwiederte ſie lächelnd; „dem Prinzen Maiwein, der eigentlich mein Untergebener iſt, kann ich mich nur mit großem Gefolge nahen, und wenn es mir auch vielleicht lieber wäre," ſetzte ſie mit leiſerer Stimme hinzu, „die Stunde von damals zurückzurufen, ſo muß ich Dich doch bitten, mich heute mit Deiner ganzen Schaar zum Hoflager Seiner ſüß duftenden und graziöſen Hoheit zu begleiten."

„O Glanzpunkt dieſes Tages," rief der junge Mann

ſtürmiſch, „und Du geſtatteſt mir alſo, mich für einen Augenblick zu entfernen, um mein Gefolge zu ſammeln, daß wir Dich würdig begleiten!“

„Ja, wilder Jäger, ich geſtatte es Dir, aber ich wünſche, daß Du einen anderen Weg nimmſt als den, auf welchem Du zu mir gekommen. Stürze Dich nicht ſo unvorſichtig hier hinunter,“ ſagte ſie mit weicher Stimme; „ich will nicht, daß Du Dich ſo leichtſinnig in Gefahr begibſt.“

„Und ich will keinen Umweg machen, um mit der Erfüllung Deiner Befehle nur eine Secunde länger als nöthig iſt zu zögern — lebe wohl, ſchöne Waldfee, in wenigen Minuten ſoll das Gefolge Deiner Knechte bereit ſein!“ — Und auf ſeine Körperkraft und Gewandtheit vertrauend, ſchwang er ſich, ehe ſie es hindern konnte, gegen den Stamm der Fichte, benutzte dort die Aeſte, die ihm ſchon vorhin gedient, zum flüchtigen Stützpunkte ſeines Fußes und ſtand mit einem zweiten Sprunge unten auf der Moosbank. — „Auf Wiederſehen!“ rief er jubelnd, indem er ſein Barrett ſchwang gegen die ſchöne Jägerin, die ihm, mit der rechten Hand winkend, nachſchaute.

Darauf verſchwand er auf dem ſchmalen Fußwege in dem dichten Gebüſche. Er löste insgeheim das Horn von ſeiner Schulter und blies darauf ein Mal, zwei Mal, drei Mal laut tönend und weithin ſchallend.

„Hurrah, wilde Jagd!“ riefen die Jäger unten im Walde, als ſie die Horntöne vernahmen, und ſprangen raſch in die Höhe, nach ihren Hunden und Pferden zu ſehen und Armbruſt und Jagdſpieß ergreifend.

Hurrah, wilde Jagd!

So angenehm es war, im Grünen zu liegen und zu

ſingen, ſo that den unruhigen, lebensluſtigen Geſellen doch eine kleine Abwechslung noth, irgend ein Abenteuer, von dem ſie geträumt und geſprochen, irgend ein glorreicher Kampf wie der von heute Morgen, den ſie ſo ſiegreich beſtanden hatten.

„Ah, der wilde Jäger regt ſich!“ ſagte der Tod zum Teufel, wobei er demſelben einen freundſchaftlichen Rippenſtoß gab und ihn mit einem heimlichen Winke erſuchte, ſich mit ihm von dem luſtigen, tollen Hoflager wegzuſchleichen. Hier waren auf die leichten Plänkler Maitrank, ſowie auf die ſchweren Colonnen Rheinwein, an dem ſich beſonders der weite Umkreis des Hofes gütlich that, für den Kern des Hofes andere Truppen gefolgt, und während dort der brauſende Chor erſcholl:

„Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben“ —

knallten hier die Champagnerpfropfen räubermäßig und trichinenhaft, eine angenehme Ueberraſchung des tapfern Mitſtürmers auf die Fahnenburg, des Prinzen Heinrich.

„Mir ſcheint, die wilde Jagd zieht aus,“ bemerkte der Feldhauptmann Roderich in froher Weinlaune. — So trübſelig er Anfangs in den Becher geſchaut, ſo hatte er ſich doch von der allgemeinen Luſtigkeit mit fortreißen laſſen, und er nahm den ſchäumenden Wein als einen Lethetrunk. — „Es will Krieg werden,“ fügte er bei.

„Auf Ehre — ſuperbe!“ ſagte Einer mit ſchluchzender Stimme. „Dabei ſollten wir nicht fehlen — ein räubermäßiger Krieg gegen einen trichinenhaften Nachbarſtamm! — Was meint die Hoheit?“

Seine Hoheit Prinz Maiwein entſchied, ruhig da zu bleiben, den Ausgang eines allenfallſigen Kampfes zu er-

ohne Saiten war, mit der er ſich beſchäftigen konnte, ſo wrangen für ihn ſüße Melodien aus dem alten Holze, und er ſah verliebte Pagen und glühende Damen in allerlei verbotenen und höchſt gefährlichen Situationen.

Auch heute Abend ſtand der gute Dubelli feſt gebannt in dem Zauberkreiſe, den er mit der Schwelle zur Requiſiten-Kammer überſchritten. Ach, er betrachtete alle dieſe Gegenſtände mit einem unnennbar ſüßen Gefühl. War er doch kein Fremdling mehr in dieſen heiligen Hallen, war er doch in gewiſſen Beziehungen Gebieter über dieſe herrlichen Sachen und konnte ſie in's Leben rufen, konnte ſie mitſpielen laſſen, angenehm und ſchauerlich.

In der Mitte der Requiſiten-Kammer ſtand ein uralter Lehnſtuhl mit Leder bezogen, in welches alte Wappen in Gold und Farben eingepreßt waren. Was hatte dieſer Stuhl nücht ſchon Alles erlebt, ſeit vordenklichen Zeiten, wo er in wirklichen alten Schlöſſern gedient, bis heute, wo er oft gebraucht wurde in Ritterburgen von Holz und Papier!

Der alte Stuhl öffnete ſeine Arme ſo traulich und weit, und ſchien den Balletmeiſter ordentlich einzuladen, ſich einen Augenblick auf ihn niederzulaſſen, daß er in der aufgeregten Stimmung, in welcher er ſich gerade befand, nicht unterlaſſen konnte, dieſer freundlichen Einladung Folge zu leiſten.

Dubelli träumte von einem nächſten, erſten umd großen Ballet, von dem Werke, das er ſelbſt erfunden und in Scene ſetzen wollte. Zu dieſem unerhörten Spektakel mußte die ganze Requiſiten-Kammer herhalten. Da gab es Hochzeitem in feierlichem Zuge genug, Tanz und Spiel, Freude und Luſt, Mord und Todtſchlag. Dubelli warf einen Blick um ſich und zählte die Harniſche, die ihm aus den Schränken aus allen Seiten des Gemachs entgegen funkelten. Doch war es zu trüb in dem Zimmer, weßhalb er die alte mittelalterliche Fahne vor dem Fenſter in die Hand nahm und auf die Seite ſchob. — — — —

warten, die Beute zu vertheilen und zahlreiche Orden zu vergeben — ein weiser Entſchluß, dem die andere Hoheit, welche ſich in der allerbeſten Laune von der Welt befand, lachend beiſtimmte.

„Ein herrlicher Tag!“ rief Lytton, indem er ſein ſchäumendes Glas ſchwang — „ich bin ein glücklicher Regent, und ſtatt langer, wechſelvoller Jahre concentrire ich meine ganze Regierung in einen einzigen, glänzenden, heiteren Tag! Ah, könnte man es mit dem Leben auch ſo machen, mit Bewußtſein das Glas an die Lippe geſetzt, um alles Schöne, was uns beſchieden iſt, mit einem einzigen Zuge in uns hineinzuſchlürfen, wie ich jetzt dieſen perlenden Wein, und dann: Faro woll!“ (Fahre wohl!) — Er warf bei den letzten Worten das Glas hinter ſich, daß es an einem der alten Baumſtämme in tauſend Scherben zerbrach.

Olfers hatte mit ſinnendem Auge die Lagernden rings umher überſchaut, welche, maleriſch gruppirt, in ſo mannigfaltiger, prächtiger Färbung, dort vom tiefen Dunkel des Waldes überſchattet, hier vom Sonnenglanze überblitzt, wie ein prachtvolles Rundgemälde ſich ausnahmen. Sein ausgebildeter und tiefer Künſtlerſinn fand Gruppen und einzelne Figuren, die ihm ſo wunderbar in Farbe und Bewegung erſchienen, daß er ſich Mühe gab, ſie ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen, ja, er bedauerte es, kein Skizzenbuch mitgenommen zu haben.

Gab's etwas Phantaſtiſcheres, als dort das tolle Gelage und den Rheinweinkarren, davor die behaglich ruhenden und wiederkäuenden weißen Stiere mit den vergoldeten Hörnern, hoch oben Bacchus ſtehend neben dem Faſſe, das er mit ſeinem Thyrſusſtabe wie eine große Trommel bearbeitete:

„Rum bum, rum bum, bum“ —

ſo die Muſik begleitend, welche eine luſtige Polka ſpielte, zu der Pan und der Liebesgott inmitten eines Kreiſes jubelnder Waldteufel einen höchſt grotesken Tanz aufführten.

Auch Stillleben ſah man von der verſchiedenſten Art und behaglichſten Ruhe einer Waldeinſamkeit.

Dort hatten ſich über ein halbes Dutzend Hellebardiere und Landsknechte einen tiefſchattigen Punkt ausgeſucht und ſaßen um einen alten, abgehauenen Stamm herum, der mit Moos ausgefüllt war und aus dem Flaſchenhälſe hervorblinkten; während einer den Becher vollſchenkte und ihn fleißig die Runde machen ließ, vertheilte ein anderer Brod und zerſchnitt einen ſaftigen Schinken. Nicht weit davon lagerten andere um einen weißen Reitermantel, der wie ein Tiſchtuch auf dem Boden ausgebreitet war und auf dem Gläſer und Flaſchen, ſowie eine angebrochene, große Paſtete ebenfalls einen behaglichen Anblick boten.

Auch Einſiedler gab es in der Nähe des luſtigen Gelages: dort lag einer der Länge nach auf dem Bauche ausgeſtreckt, den Kopf auf die Arme gelegt, und rauchte vergnügt eine Cigarre, während ein anderer wie der Vogel auf einem Zweige hockte und, heiter trillernd und ſingend, häufig die Flaſche an den Mund ſetzte.

„Hurrah, die wilde Jagd!“

Es war dies ein Ruf, der ſeit heute Morgen geläufig geworden war und den nun Viele wiederholt hatten, als die luſtigen Geſellen aus dem Gefolge des Rodenbergers mit ihren Pferden und Hunden in den Wald hineingezogen waren, wobei die Trompeter das bekannte Jagdlied bliesen und ein kräftiger Chor einfiel:

„Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd!"

So ging es fort, trinkend und ſingend, jubelnd und lachend, ein ſo heiteres, fröhliches, ja, glückſeliges Treiben, wie es die alten Bäume gewiß noch nie geſchaut, ſprudelnd von übermüthigem Humor, — ein fremdartiges, tolles, über alle Beſchreibung ſchönes Künſtlerleben!

XV.

„Ach, wenn Du wärst mein eigen!“

Da erklangen abermals die Hörner im Walde, dann — näher und näher, und als sei die Musik im Lagerplatze mit ihr im Einverständniß, so setzte sie rauschend ein mit den wundervollen Weisen des Marsches aus Preciosa. Man hätte in der That glauben sollen, es entwickle sich der bekannte Zug aus jener romantischen Oper. Die Spitze bildete ein Haufen Reiter des Rodenbergers, ihm folgten die kräftigen Jägergestalten zu Fuß, mit Armbrust, mit Jagdspieß, mit der kläffenden Meute an der Leine, und nun sah der erstaunt sich umwendende Lytton ein eben so neues als liebliches Bild.

Vier riesenhafte wilde Männer trugen einen aus Zweigen und Laubwerk geflochtenen Tragsessel, von dem eine schöne Mädchengestalt mit ihren großen, glänzenden Augen heiter lächelnd auf das Getreibe hinabschaute; sie hatte ihre linke Hand in die Rechte des wilden Jägers gelegt, der neben ihrem Tragsessel einherschritt und sie mit leuchtenden Blicken betrachtete, so oft er nicht mit einem leicht begreiflichen Stolze umherschaute.

„Was iſt das?“ rief Lytton, indem eine tiefe Röthe ſein ohnehin erhitztes Geſicht überflog und nachdem er einen Blick mit Roderich gewechſelt, welcher, raſch aufſpringend, die Näherkommende mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdrucke anſtarrte.

„Conchitta!“ murmelte er dann leiſe, und es klang, als vermöchte er kaum dieſen Namen zwiſchen den zuſammengepreßten Lippen hervorzubringen.

„Ja, Conchitta,“ ſagte Lytton eben ſo leiſe, doch mit auflodernbem Blicke, „Conchitta, die unſern dringenden Bitten ſo viele vernünftige Gründe entgegenzuſetzen wußte ....“

„Conchitta, die uns ſo innig bat, ſie nicht in unſer luſtiges, ihr ſo wenig behagendes Getreibe zu ziehen ....“

„Ja, bei Gott, Conchitta!“

„Und die ſich nun unter den Tollen das Tollſte ausgeſucht hat und ſich recht behaglich zu fühlen ſcheint als wilde Jägerin an der Seite des wilden Jägers.“

„Ein wundervolles Bild, dieſe Beiden!“ rief Prinz Heinrich.

„Auf Ehre, ſuperbe!“

„Sehen Sie, Olfers, betrachten Sie es ganz genau, davon müſſen Sie mir eine Skizze malen; verſprechen Sie mir das?“

„Ich will dieſe ſchöne Gruppe ſo tief meinem Gedächtniſſe einprägen, daß ich ſie nie, nie vergeſſen werde!“

„Damn, trau' Einer den Weibern!“

Seine Hoheit hatte ſich von dem Adjutanten ein Glas bringen laſſen und fühlte ſich als der echte Prinz in ſeinem Rechte, dem Zuge entgegenzutreten und der holden Jägerin den ſchäumenden Wein anzubieten, was er auch mit außer-

ordentlich viel Grazie, mit einem leichten, zierlich tänzelnden Schritte that.

Die wilden Männer hatten den Tragſeſſel niedergeſetzt, und Juanita ſtand aufrecht da, umgeben von grünem Laubgewinde, eine reizende, wunderliebliche Erſcheinung.

Als der Prinz nun vor ihr ſtand, machte er mit dem Glaſe eine kleine Bewegung gegen ſeine Bruſt, was andeuten ſollte, die Huldigung komme von Herzen, worauf er es hoch über ſein Haupt erhob, womit er ausdrücken wollte, er huldige als Sclave ihrer Schönheit, und dann erſt reichte er ihr das Glas.

Sie nahm es mit einem freundlichen Lächeln, ſetzte es an ihre Lippen und trank ein paar Tropfen daraus, worauf ſie es Rodenberg reichte, der ein wenig trotzig, faſt finſter den Fremden, den er nicht kannte, anſchaute; doch erheiterte ſich ſein Blick ſofort wieder bei ihrer Gabe, er nahm das Glas und trank es auf Einen Zug leer.

„Ach," ſeufzte der Prinz, in den Anblick des ſchönen Mädchens wie verſunken, mit einem raſchen Blicke auf den jungen Mann, „wer auch ſo glücklich ſein dürfte, ihrem Gefolge anzugehören und mit ihr durch den grünen Wald ziehen zu dürfen, oder hinaus in die weite Welt," ſetzte er leiſer hinzu; „aber dies ſind thörichte Hoffnungen, da ſie ſich meiner gar nicht einmal mehr zu erinnern ſcheint!"

Die Jägerin ſah ihn forſchend und leicht mit dem Kopfe ſchüttelnd an.

„Und doch hatte ich vor wenigen Tagen das Glück, Ihnen vorgeſtellt zu werden — gewiß, mein Fräulein, im Atelier unſeres hochverehrten Freundes und berühmten Künſtlers Roderich Olfers; es iſt recht traurig für mich, daß

Ihnen die Erinnerung an meine Züge ſo ganz entfallen iſt, und muß ich mich durch abermalige Nennung meines Namens auffriſchen — Prinz Heinrich!"

Wenn auch der Prinz ein zu guter Menſchenkenner war, um nicht überzeugt zu ſein, daß die Nennung ſeines erlauchten Namens irgend eine Bewegung zu ſeinen Gunſten bei dem jungen und, wie er vorausſetzte, unerfahrenen Mädchen hervorbringen mußte, ſo hatte er ſich doch geirrt, wenn er geglaubt, ſie werde etwas von dieſer Bewegung merken laſſen.

„Ah, Prinz Heinrich," gab ſie heiter zur Antwort, indem ſie langſam ihre Augenlider öffnete, ihn eine Secunde feſt anſah und alsdann dieſe glänzenden Augen wieder auf die den Spanierinnen eigenthümliche, reizende, ſchläfrige Weiſe halb zuſchloß — „im Gefolge des Prinzen Maiwein; ich glaube mich zu erinnern, Sie geſehen zu haben."

„Ich bin entzückt darüber, daß Sie ſich meiner erinnern, und darf mir wohl erlauben, der ſchönen Jägerin meine Hand anzubieten, um ſie zu dem Prinzen Maiwein zu führen, der nun einmal heute unſer Aller Gebieter iſt und dem ſelbſt ich für dieſe Stunde mich unterordnen muß!"

Ehe die Jägerin ihm ihre Hand reichte, warf ſie einen Blick auf Rodenberg, und als dieſer haſtig vortreten wollte, legte ſie raſch ihre kleine Hand in die des Andern, wobei ſie ſagte: „Einem Prinzen, der gekommen iſt, um ein ſcheinbar ſo unbedeutendes Weſen, wie ich ſelbſt, an den Thron des erhabenen Fürſten Maiwein zu führen, darf ich unmöglich einen Korb geben."

Sie machte dabei dem echten Prinzen eine beinahe ehrfurchtsvolle Verbeugung, wodurch ſie anzeigte, daß ſie ihn

verſtanden, als er ſich ihr vorher vorgeſtellt, und fuhr alsdann, obgleich in neckiſchem Tone, doch mit einer außerordentlichen Hoheit und Würde fort, während ſie neben ihm hinſchritt: „Ich habe geſagt, ſcheinbar ein unbedeutendes Weſen, denn obgleich ich dieſen Wald im ſtrengſten Incognito durchziehe, ſo bin ich doch als Fee des Waldes ihm eine mehr als ebenbürtige Königin.“

„Und Beherrſcherin aller Herzen,“ ſagte der Prinz, indem er ſich wie aus Ehrfurcht tief herabbeugte und alsdann dieſen Augenblick geſchickt benutzte, um ihre kleine Hand zu küſſen. — „O, ſie iſt deliciös!“ flüſterte er ſeinem Adjutanten zu, als er dicht an ihm vorüberſchritt.

Lytton ſah die Jägerin herannahen, geführt von dem Prinzen und begleitet von Rodenberg; die Wolken von der Stirn des Prinzen Maiwein waren verſchwunden und er lächelte den Ankommenden huldvoll entgegen, wobei er das junge Mädchen forſchend betrachtete.

Roderich, der bis jetzt an ſeiner Seite geweſen, war verſchwunden.

Ja, es war Conchitta, darüber konnte kein Zweifel beſtehen; nur die ganz andere Tracht, beſonders die völlig veränderte Friſur war es, die ihrem Geſichte einen etwas fremdartigen Zug gab; ihr ſtrahlender Blick, das an ihr ungewohnte heitere Lächeln auf ihren Zügen kamen von der Aufregung des Tages her und wurden hervorgerufen durch alle die bewundernden Blicke, welche ſich der Geſtalt des reizenden jungen Mädchens zuwandten.

Ja, es war Conchitta — unbegreiflich!

Der Prinz führte ſie mit einer triumphirenden Miene, und als er ganz nahe war, ſagte er nach einer ceremoniöſen

Verbeugung: „Ich habe das Glück, die ſchöne Beherrſcherin dieſes Waldes, eine mächtige Fee, zu Eurer Hoheit zu begleiten; möge ſie Gefallen finden an dieſem luſtigen, heiteren Lager!“

„Sie ſoll uns willkommen ſein,“ antwortete der Prinz Maiwein — „ich erſuche Sie, an unſerer Seite Platz zu nehmen; mögen alsdann die Beſtrebungen unſeres Hofes in Geſang und Tanz im Stande ſein, Ihre Aufmerkſamkeit ein wenig zu feſſeln!“

„Leider bin ich nicht gekommen, um längere Zeit an dieſem glänzenden Hoflager zu verweilen,“ gab die Jägerin zur Antwort; „ich befand mich zufällig in dieſem Walde, als ich das Wüthen des Kampfes vernahm und den vorüberziehenden wilden Jäger, eine alte Bekanntſchaft, bat, mich in ſeinen Schutz zu nehmen. Er that dies und verſprach mir auch, mich ſicher in meine Burg zurückzubegleiten; doch mochte ich es nicht unterlaſſen, im Vorübergehen Eure Hoheit zu begrüßen!“

„Doch wird uns die ſchöne Fee hoffentlich ein paar Augenblicke ſchenken,“ erwiederte Lytton und ſetzte in einem Tone, in welchem eine Anſpielung hätte unverkennbar ſein müſſen, hinzu: „vielleicht findet ſie auch in uns einen alten Bekannten.“

Die Jägerin betrachtete ihn mit ihren großen Augen forſchend einige Zeit, dann ſchüttelte ſie leicht mit dem Kopfe und verſetzte: „Wenn ich auch ſchon das Glück hatte, Einige Ihres erlauchten Geſchlechtes kennen zu lernen, ſo habe ich Eure Hoheit ſelbſt doch noch nie geſehen!“

Lytton preßte ſeine Lippen zuſammen und gab einem ſeiner Vaſallen einen Befehl, worauf dieſer forteilte und gleich

darauf die Muſik wieder anfing zu ſpielen; auch ließ er ſeinen Sammtmantel über einen Baumſtumpf ausbreiten und bat die Jägerin, wenn auch nur für kurze Zeit, dieſen Sitz als den beſten Thron einzunehmen, den er ihr anbieten könne.

Sie ließ ſich darauf nieder, und während ſich alsdann Prinz Heinrich mit ſeiner Geſellſchaft, ſowie eine Menge der herangekommenen Künſtler um ſie herum lagerten, gingen Andere wieder, nachdem ſie ihre Neugierde geſtillt und den fremden Gaſt flüchtig betrachtet, an ihre Lagerplätze zurück, und bald begann überall aufs Neue das luſtige, tolle Treiben, wie wir es vorhin geſchildert. Dem ſchaute das junge Mädchen, die großen, glänzenden Augen weit geöffnet, mit unverkennbarem Behagen zu, ja, ſie konnte ſich nicht enthalten, zuweilen einen leiſen Ausruf hören zu laſſen oder eine Frage über dieſes und jenes, was ihr fremdartig erſchien, an den Prinzen Maiwein und Rodenberg zu ſtellen.

Erſterer war zu feſt überzeugt, Conchitta ſitze an ſeiner Seite, als daß hierüber nur der leiſeſte Zweifel in ihm hätte aufſteigen können; es war ihre Geſtalt, ihr Auge, der Ton der Stimme, nur klang dieſelbe in der ſo natürlichen Aufregung ihres ganzen Weſens friſcher, lebhafter und dadurch vielleicht etwas anders; da ſie einmal den Schritt gethan, ſich hier im Coſtume zu zeigen, nachdem ſie jede Betheiligung an dem Feſte ſo entſchieden abgewieſen, ſo fing er an, es begreiflich zu finden, daß ſie die Rolle einer Fremden, welche ſie einmal angenommen, auch conſequent durchführe, und er hätte es anmaßend gefunden, ſie darin zu ſtören. Wie ſie gerade mit Rodenberg zuſammengetroffen, das allein war ihm unerklärlich, denn er wußte, daß ſie den jungen Maler früher

Das volle Licht des Mondes, das ſo lange abgeſperrt geweſen, drang nun gierig in das Gemach und beleuchtete die fernſten Ecken deſſelben mit ſeinem weißen ſanften Scheine. — Da war es auf einmal, als ziehe rings um die Wände des alten hohen Zimmers ein tiefer langer Seufzer. Es war ein Ton, wie ihn Jemand ausſtößt, deſſen Seele von einem heftigen unerträglichen Drucke endlich befreit wird. Dieſer Seufzer dauerte einige Sekunden und dazu krachten die alten Schränke, ſtöhnten die Ritterbänke und knarten die wackeligen Stühle rings herum, ja dieſes Krachen und Knaren ſetzte ſich an dem Holzgetäfel der Wand und Decke fort, und jedes Brett dort, jede Fuge gab einen eigenthümlichen Ton von ſich. Es war ein Geräuſch, wie es wohl in einer Stube mitten im Winter entſteht, in der plötzlich ſehr ſtark geheizt wird, wo ſich alsdann alle Möbel, alle Geräthſchaften von innerem Wohlbehagen dehnen und recken.

Entſetzt blickte Dubelli um ſich und ließ bei dieſer Bewegung den Zipfel der Fahne, den er in der Hand behalten hatte, fahren, die nun ſogleich wieder das Fenſter bedeckte, und wie ſie ſolcher Geſtalt den Mond ausſchloß, ward es auch wieder ruhig ſtill wie vorher in der Requiſiten-Kammer. — „Sonderbar!“ murmelte der Balletmeiſter und ſchaute mit ſcheuen Blicken in dem Gemach umher und horchte mit ſcharfem Ohr auf den Gang hinaus, ob dort vielleicht ſchwere Tritte giengen, die etwa die alten Balken des Zimmers in Bewegung geſetzt und ſo den Lärm hervorgebracht. Aber da draußen war Alles ruhig und ſtill, ſo ruhig und ſtill, daß man nichts hörte als das ſonderbare Klingen und Rauſchen dieſer Stille ſelbſt. —

Nach einigen Minuten wollte Dubelli über das, was er gehört, lächeln. Doch brachte er dieſes Lächeln nur mühſam hervor, und doch lächelte er und redete ſich ein, es ſei doch in der That komiſch, ſich ſo etwas einzubilden, und ſo lächelnd, aber dabei wie von einer unſichtbaren Macht gezwungen, faßte

nicht gekannt, und Roderich hatte ihm nicht erzählt von dem Zusammentreffen am Fuße der Fahnenburg.

Tod und Teufel schienen sich förmlich als die Leibtrabanten der Jägerin zu betrachten und hatten sich gleich dienenden Geistern hinter ihr aufgestellt: der Teufel, in unverkennbarem Behagen über diesen Dienst, frei und stolz um sich herblickend, wobei er hier und da einem Bekannten, der schüchtern aus der Entfernung zusah, ermuthigend winkte, näher zu kommen; der Tod dagegen, offenbar in einer Anwandlung seiner melancholischen Laune, stand mit über einander geschlagenen Armen und finster blickend an der Seite seines Freundes und Collegen und lächelte nicht einmal, als der ehemalige Drache Griesgram in heiterer Weinlaune, die seinem sonst so ernsten Charakter komisch genug anstand, herbeikam, um der schönen Jägerin sein Compliment zu machen.

Dabei war aber auch Walter einigermaßen erstaunt, daß sich Conchitta so gar nicht mehr erinnern wollte, wie sie ihn im Atelier Roderich's gesehen, wo der köstliche Maitrank gebraut worden war und wo sie so lustig das schöne Lied:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unſ're Reben,"

mitgesungen hatte.

Als er sie daran erinnern wollte und die heitere Scene beschrieb, sah sie ihn lächelnd mit ihren großen Augen fragend an und gab zur Antwort: „Das muß allerdings recht schön gewesen sein."

Walter zog sich kopfschüttelnd zurück und sagte, neben Knorr tretend: „Sie schaut so klar aus ihren schönen Augen und spricht so ruhig und correct, daß ich es nicht begreife,

wie ſie alles das vergeſſen hat, und vergeſſen muß ſie es haben, denn ihre Miene iſt ſo aufrichtig, als ich je etwas ſah."

„Merkſt Du denn gar nicht, daß wir uns in einem verzauberten Walde befinden?" ſagte der Tod, indem er einen düſteren Blick über die Gruppe vor ſich gleiten ließ. „Die reizende Jägerin iſt nichts Anderes als der verkörperte Zweifel, der beſtändig kalt an uns herantritt, wenn wir im Begriffe ſind, uns recht unbefangen der Luſt und der Fröhlichkeit hinzugeben. Wie es Dir erging, ſo wird es noch Manchem gehen; ſo ſchön ſie erſcheint, ſo liebenswürdig ſie iſt, tritt ſie doch als ſchwarzer Schatten in unſere Heiterkeit!"

„Das kommt mir beinahe auch ſo vor," ſagte der Teufel, „denn ſeit ich dieſen dunkeln, glühenden Blick ſehe, erſcheint mir alles Andere matt und farblos und meine Gedanken ſind nicht mehr hier.

Mein Herz iſt im Hochland,"

recitirte er mit einem ſchwärmeriſchen Blicke.

„Schau Dir doch unſern Prinzen Maiwein an," fuhr der Teufel nach einer Pauſe fort, „und den tapferen Feldhauptmann."

„Den letzteren anzuſehen, wird Dir unmöglich ſein, denn er iſt verſchwunden; aber Lytton, der bis jetzt in wahrem Vergnügen ſtrahlte, iſt ruhig und ſtill geworden, und das Lächeln, welches zuweilen auf ſeinen Zügen erſcheint, iſt ſo froſtig, daß ich ihn darum beneiden könnte. Sieh' Dir auch die anderen Kerle an, wie ſie ſcheu aus der Entfernung auf die ſchöne Unbekannte hinſtarren, darunter ſind Burſchen mit ganz geſundem Herzen und richtigem Sinne, die etwas Geſpenſterhaftes ſpüren."

„Narrheit,“ erwiederte Walter, indem er ſich wegwandte; „Du haſt wieder eine Deiner traurigen Anwandlungen.“

„Es iſt mir gerade, als ſcheine die Sonne durch einen feinen Nebel, ſeit die wilde Jägerin da iſt,“ ſagte der Tod in ſehr düſterem Tone, „und als wollte der Abendnebel aufſteigen, obgleich ſich die Sonne erſt einige Stunden abwärts geneigt hat — ja, ja, die Fee des Waldes iſt es, welche die zu frühe Dämmerung in der Natur und eine gleiche in unſeren Herzen hervorgebracht hat.“

Und es mochte etwas Wahres an dem ſein, was der Tod hier ausſprach, mehr für ſich ſelber, als daß es Andere hören ſollten, denn auch der Teufel ſagte mit einem tiefen Seufzer: „Bis noch vor Kurzem war ich, wie ich ſein mußte, teufelmäßig luſtig, und dachte nur an unſer fröhliches Trinkgelage nach dem wilden Kampfe und dem erfochtenen glorreichen Siege; ſeit ich aber das ſchöne Weib geſehen, ſind meine Gedanken davon geflogen und flattern ängſtlich und verlangend um ein kleines Häuschen, wo ſie vielleicht in dieſem Augenblicke zu einem Fenſter hinausſchaut, ach, ſo mild und wunderſchön!“

Der Tod ſchenkte ſeinem Nachbar einen ſpöttiſchen Seitenblick, dann ſagte er mit einem ironiſchen Lächeln: „Und findeſt Du nicht gar eine Aehnlichkeit zwiſchen jener, die aus dem Fenſter hinausſchaute, ach, ſo mild und wunderſchön, und dieſer hier mit dem dunkeln, verzehrenden Blicke?“

„Wenn ich ſie recht betrachte,“ verſetzte der Teufel mit einem tiefen Seufzer, „ſo glaube ich, Du haſt Recht.“

„Armer Kerl,“ flüſterte ihm Knorr ins Ohr:

„Das iſt die Zauberei, Du leicht verführter Thor,
Denn Jedem kommt ſie wie ſein Liebchen vor.“

„Hörſt Du,“ fuhr er nach einer Pauſe mit einem ſonderbaren Grinſen fort, „Trinklieder wollen ſie keine mehr; ſeit ſie dieſe Zauberin geſehen, denken Alle gerade wie Du, und das Herz in der Bruſt klopft ihnen ſtürmiſch von der entfernten Geliebten. — Hörſt Du, was die Muſik ſpielt?

Steh' ich in finſt'rer Mitternacht
So einſam auf der ſtillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob's mir auch treu und hold verblieb.

Und daran denkt jetzt Jeder, und vorbei iſt die Luſtigkeit, ha, ha, ha,“ lachte er, während in ſeinem umherſtreifenden Blicke ein unheimliches Feuer brannte; „die dort haben nicht einmal genug bei dem Gedanken an das ferne Lieb, denn ich höre ein Dutzend Kehlen ſingen:

Ach, wenn Du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollſt Du mir ſein!

Jetzt ſind wir auf der rechten Höhe,“ ſetzte er in dumpfem Tone hinzu, „und nun möchte ich abwärts ſteigen, abwärts, immer abwärts, bis ein paar Schuh unter den Erdboden, wo wir eigentlich alle hingehören!“

Damit wandte ſich der Tod um und ſchritt dem Walde zu.

Der Teufel blickte ihm nach, bewegt von einem unangenehmen Gefühle, das ihn fröſtelnd durchflog; doch zuckte er gleich darauf die Achſeln und ſprach zu ſich ſelber: „Pah, er iſt immer ſo, dieſer melancholiſche Kerl, und obendrein muß er doch heute auch ſeiner Rolle getreu bleiben!“

Der ächte Prinz hatte unterdeſſen einen Trinkſpruch ausgebracht, und als er ihn beendigt und ſein Glas, nachdem er es ausgetrunken, hoch in die Luft geworfen, ertönte ein donnerndes Hoch aus hundert Kehlen, es zerriß die Muſik mitten in dem ernſten Liede und veranlaßte ſie dagegen zu einem lärmenden Tuſche: „Hoch! Hoch! und abermals Hoch! Und Hoch! der heutige Tag, und Prinz Maiwein Hoch! und unſer tapferer Anführer Hoch! und die Freude Hoch! und alles, was wir lieben, Hoch! und abermals Hoch!“

Und dann erhob ſich die ſchöne Jägerin, in der Hand den ſchäumenden Champagnerkelch, und ſagte mit klarer, weithin tönender Stimme, ſie trinke auf das Wohl aller Künſtler, die ein ſo wunderbares Feſt erdacht und ſo glänzend ausgeführt, ſie leere ihr Glas, hoffend auf die Wiederkehr eines ſo ſchönen Tages.

Unzählige Stimmen vereinten ſich, nachdem ſie geſprochen, zu einem lauten Ausbruche und einem allgemeinen Rufe der Freude, welchen ein theilnehmendes Echo, in den Bergen wiederhallend, weit, weit fortpflanzte, wozu die Conſtabler ihre Kanonen löſten, wozu Federhüte, Helme und Schärpen geſchwenkt wurden, wozu man die Gläſer erhob oder jubelnd an den nächſten beſten Baum warf, daß ſie klirrend zerſprangen, wozu die Muſikcorps vereinigt mit aller Anſtrengung bliesen und wozu ſich Alles rings umher herandrängte, mit leuchtenden Blicken das ſchöne Mädchen betrachtend, welches alle die ſtürmiſchen Zurufe, die nur ihm galten, mit freundlichen Winken ſeiner beiden kleinen Hände erwiederte, ſo pantomimiſch ſeinen Dank ausdrückend und alsdann eben ſo Abſchied nehmend.

Ja, es nahm Abſchied und reichte dabei ſeine Linke dem Prinzen Maiwein, ſowie die Rechte dem ächten Prinzen, während Rodenberg mit den wilden Männern herbeikam, die den Tragſeſſel zu ſeinen Füßen niederſetzten.

Als es ihn beſtieg und nun, auf die Schultern ſeiner Träger gehoben, hoch über Alles ſichtbar wurde, erklangen fort und fort die ſtürmiſchen Hochrufe, ſo daß es ſich dankend erhob und, um ſo einige Augenblicke aufrecht ſtehen bleiben zu können, ſeine Hand in die des wilden Jägers legte, der neben ihm herſchritt.

Es ließ ihm auch ſeine Hand, als ſich ſchon Sträucher und Bäume zwiſchen es und den wildbewegten Lagerplatz geſchoben, als die lärmenden Rufe kaum noch hörbar waren, und ſelbſt dann noch, als die Muſik nur noch in ſchwachen Klängen zu ihnen herüberdrang.

Rodenberg hatte ſein großes Gefolge zurückgelaſſen, und nur die unbekannten Begleiter der ſchönen Jägerin ſchritten in angemeſſener Entfernung vor und hinter dem Tragſeſſel.

Juanita war in tiefes Nachdenken verſunken; doch mußte das, was ihre Gedanken bewegte, ſehr angenehmer, zuweilen auch ſehr heiterer Art ſein, denn bald lächelte ſie mit einer unausſprechlichen Innigkeit vor ſich hin, bald aber auch zuckte es luſtig um ihren ſchönen Mund.

Das alles ſah Rodenberg, während er ſtumm an ihrer Seite ging, denn er hatte ſein Geſicht aufwärts gerichtet und betrachtete ſie unverwandt; er ſchritt wie im Traume dahin, aber wie in einem ſüßen, glücklichen, beſeligenden Traume, — fühlte er doch ihre feine, weiche Hand in der ſeinigen und ließ ſie ihm doch dieſe Hand ohne Widerſtreben. Ja, ſie that noch mehr, worüber er freudig hätte hinaus-

jubeln mögen und worüber er nur mühſam ſein laut klopfendes Herz zu beſchwichtigen im Stande war; er hatte es gewagt, hoffend und fürchtend, ſeine Hand, welche die ihrige hielt, leicht zu öffnen, ſo daß es vollkommen in ihrer Macht lag, ihre feinen Finger aus den ſeinigen gleiten zu laſſen; aber ſie hatte das nicht gethan — nein, nein o nein, vielmehr fühlte er mit einem unausſprechlichen Entzücken, wie ſie ihre Hand leicht um die ſeinige bog, ja, noch mehr, dabei warf ſie einen wenngleich flüchtigen, doch herzlichen Blick über ſein aufglühendes Geſicht.

Ach, wäre der Weg, den der kleine Zug auf ihren Wunſch einſchlug und der auf die große Landſtraße führte, nur noch zehnmal länger geweſen! Doch ſchon lichteten ſich die Bäume vor ihnen, ſchon ſah man, wie nach wenigen Schritten der Fußpfad auf die Straße mündete.

Dort hielt ein geſchloſſener Wagen und neben demſelben ſtand jener alte Herr, den Rodenberg beim erſten Zuſammentreffen mit Juanita ſah. Der junge Maler konnte ſich jetzt nicht enthalten, einen ſo tiefen und ſchmerzlichen Seufzer auszuſtoßen, daß Juanita ihn fragte: „Warum dieſer Ausdruck der Trauer?“ und dann, als ſie in ſein Geſicht blickte, lächelnd hinzuſetzte: „O, wilder Jäger, Du biſt ungenügſam, wie ich nie Aehnliches erlebt!“

„Und habe ich nicht ein Recht dazu, ſchöne Waldfee, gab er zur Antwort, „da Du im Begriffe biſt, mir vielleicht ſpurlos zu verſchwinden?“

„Ich bin Dir ſchon einmal eben ſo ſpurlos verſchwunden, und trotzdem haſt Du mich doch wiedergeſehen!“

„Ja, es beliebte Dir, mich armen Sterblichen noch tiefer zu verwunden, unheilbar, tödtlich!“

„Nein, nein," rief ſie mit leichtem Spotte, „Du wirſt nicht daran ſterben!"

„O doch, doch!"

„Nun denn, ich will den ſchlimmſten Fall annehmen, es wäre wirklich ſo, dann verſpreche ich, Dir in dieſem Falle tröſtend und beruhigend zur Seite zu ſtehen!"

„Alſo nur in dem Falle ſoll ich Dich wiederſehen? — Sei es darum, es iſt wenigſtens eine Hoffnung — doch nein, nein," rief er in allem Ernſte ſchmerzlich aus, „laſſen wir dieſen traurigen Scherz, ich will und muß Dich wiederſehen, ja, ich habe ein Recht, es zu verlangen, denn Du verſprachſt es mir!"

„Daß ich nicht wüßte, wilder Jäger!"

„Erinnere Dich, Du ſagteſt mir, es ſei Euch Feen erlaubt, uns Sterbliche drei Mal zu ſehen."

„Zu Eurem Unglück, es iſt Euer Verderben, ſobald wir Euch zum dritten Male ſehen."

„So gönne mir dieſes Verderben," rief er mit zitternder, tief bewegter Stimme, „laß mir die Hoffnung, nur noch einmal in Dein ſchönes Auge zu ſehen, nur noch einmal den Ton Deiner lieblichen Stimme zu hören, die ſüße Wärme Deiner Hand zu fühlen!"

„Ah, Du erinnerſt mich daran," gab ſie etwas verwirrt durch die Gluth, die aus ſeinen Augen leuchtete, zur Antwort, „daß ich jetzt Deiner Stütze nicht mehr bedarf!" Damit wollte ſie ihre Finger zurückziehen.

„Nur noch einen Augenblick!" bat er. „Wiederhole Dein Verſprechen, daß ich Dich noch einmal wiederſehen darf, o, wiederhole es mir und mache mich zum glücklichſten der Menſchen!"

Sie betrachtete ihn nicht ohne Bewegung, dann erwiederte ſie: „Das dritte Mal iſt das letzte Mal, vergiß das nicht, wilder Jäger!“

„Alles Glück auf dieſer Welt muß ja doch einmal zu Ende gehen, wie unſer Leben ſelbſt, und ich wäre ſelig, wenn ich in vollem Glücke untergehen könnte!“

„In vollem Glücke?“

„In vollem Glücke, Dich zu ſehen und ...“

„Halt!“ rief ſie raſch und wollte ihre Hand zurückziehen, die er aber nicht losließ. „Ich will mein Verſprechen nicht zurücknehmen, ich will Dich ein drittes Mal ſehen, aber vergiß nicht, daß ich Dich davor gewarnt!“

„Dank, herzlichen Dank!“ rief er entzückt und bedeckte ihre kleine Hand ſo lange mit ſtürmiſchen Küſſen, bis ſie ihm dieſelbe faſt gewaltſam entzog.

„Ah, ſchöne Waldfee,“ rief er ſchmerzlich bewegt aus, „weißt Du, wie mir jetzt zu Muthe iſt?“

„Ich habe keine Ahnung davon.“

„Leider, leider! Mir iſt zu Muthe wie Jemandem, der aus dem glücklichſten, dem ſchönſten, dem ſeligſten Traume unſanft aufgerüttelt wird und der nun aus dem Himmel herab in die kalte, nüchterne Wirklichkeit zurückfällt — ah, wie es mich friert!“ ſagte er zuſammenſchauernd.

Sie ſah ihn eine lange Weile an mit einem freundlichen Blicke, der zu einem herzlichen, ja, zu einem innigen wurde, dann ſagte ſie mit wunderbar weichem Klange der Stimme: „Ja, es war ein guter Traum!“ ehe ſie ihren Kopf emporwarf und dann in ganz verändertem Tone hinzufügte: „Wir haben ausgeträumt, die Maskerade iſt zu Ende! Leben Sie wohl!“

„Und ſo ſollen wir ſcheiden, ohne ein weiteres Wort?“

„Ah, Sie erinnern mich an etwas, das ich faſt vergeſſen,“ fuhr ſie ernſt, faſt kalt fort, „eine Bedingung, die ich Ihnen auferlegen muß, eine Bedingung, von deren ſtrenger Erfüllung allein unſer Wiederſehen abhängt.“

Rodenberg blickte ſie aufmerkſam mit einem fragenden Blicke an.

„Wir Feen des Waldes,“ ſagte ſie, „erſcheinen auf dieſer Erde in allerlei Geſtalt und haſſen dabei nichts ſo ſehr, als wenn man uns nachſpürt, uns in den Weg tritt und unſeren Aufenthalt, den wir zu verheimlichen gezwungen ſind, zu erforſchen ſtrebt — verſtehen Sie mich vielleicht?“

„Ich glaube, Sie zu verſtehen.“

„Nun gut denn — Sie haben heute erfahren, daß ich Sie nicht vergeſſen und daß ich mein Verſprechen, Sie wiederzuſehen, gehalten — wollen Sie es mir alſo möglich machen, das auch für die Zukunft zu thun, ſo forſchen Sie nicht nach, wo ich geblieben, vermeiden Sie es, Straßen zu beſuchen oder Häuſer anzuſchauen, in der Abſicht, mich dort wiederzuſehen, wie Sie es in den letzten Tagen gethan.“

Er wollte etwas antworten, doch fuhr ſie lächelnd fort: „Ja, ja, Sie haben mir nachgeforſcht, glauben Sie meiner Verſicherung, daß ich allwiſſend bin und daß ich den leiſeſten Ihrer Schritte in der angedeuteten Richtung erfahre — verſprechen Sie alſo, mich zu vergeſſen!“

„Das iſt mir unmöglich; aber ich verſpreche Ihnen, Ihrem wenngleich harten Befehle Folge zu leiſten und mein Nachforſchen nach Ihnen zu unterlaſſen! aber wenn wir uns zufällig ſehen?“

„So ſollen Sie mich nicht kennen, oder Sie müßten

er nochmals die alte Fahne und dabei zitterte ſeine Hand ſo heftig, als er ſie wieder vom Fenſter wegzog, daß er an den morſchen Zeug einen ſo ſtarken Ruck that, daß derſelbe von der Stange herabfiel und auf den Boden niederwallte.

Und abermals gab es denſelben Ton wie vorhin. Und das Seufzen rings herum wurde immer ſtärker und lauter. Aber je länger es dauerte, je mehr verlor es den Charakter der Unheimlichkeit und verwandelte ſich in ein vergnügliches Sumſen und Sauſen. Dazwiſchen klirrten die Harniſche leiſe und rauſchten die Kirchenfahnen und krachten die Tiſche und Stühle und raſſelten die Schwerter und Ketten, deren es auch hier gab, und aus jener Ecke hervor kicherte es und lachte aus dieſem Schrank und lachte anhaltend und immer lauter, und ſchien eine tolle Fröhlichkeit rings herum zu herrſchen, die nicht zu bändigen war.

Mitten in dieſem Lärmen ſaß Dubelli auf dem alten Stuhle und ſchaute zuerſt entſetzt, dann verwundert um ſich her, und als das Gekicher und Lachen nicht aufhören wollte, lächelte er ſelbſt mit; aber es war ein verlegenes, unfreiwilliges Lächeln, wie man es in einer Geſellſchaft zu thun pflegt, wo eine plötzliche Heiterkeit losbricht, von der wir nicht wiſſen, ob wir ſie nicht ſelbſt durch irgend etwas Unſchickliches oder Sonderbares hervorgerufen. Und wie der Balletmeiſter lächelte, ſo lachten die Geiſter rings herum — es waren offenbar Geiſter, die hier ihr Weſen trieben — und als nun Dubelli, hievon angeſteckt, ebenfalls, aber krampfhaft anfieng zu lachen, ſo brach von allen Seiten ein ſolch' tolles Gelächter und Gewieher los, daß Dubelli plötzlich ernſt wurde und entſetzt um ſich her ſchaute. Da hörte das tolle Lachen plötzlich mit Einemmale auf und aus der Todtenſtille, die nun herrſchte, vernahm er eine alte zitternde Stimme, die aber ſehr heftig und gebieteriſch ſagte: „was ſoll das wahnſinnige Lärmen, ihr Lumpenpack? Was ſoll der tolle Jubel, ihr undankbares Geſindel?“

denn Willens ſein, eine vielleicht ſehr flüchtige Begegnung für unſer drittes und letztes Wiederſehen zu nehmen!"

„Nein, nein," rief er faſt erſchrocken, „der Preis wäre zu theuer; ich werde Ihre Befehle erfüllen, ich will Ihren Ruf erwarten — in treuer, inniger, herzlicher Liebe, das können Sie mir nicht verbieten!" ſetzte er tief bewegt hinzu.

„Dort iſt mein Wagen und mein Begleiter; leben Sie wohl!" ſetzte ſie, raſch enteilend, hinzu.

Sie winkte ihm mit der Hand wie zum Abſchiede, aber auch wie ihren Wunſch wiederholend, er möge ſie nicht weiter begleiten.

Und ſo blieb er denn folgſam ſtehen und ſchaute ihr nach, wie ihr der alte Herr die Hand reichte, wie darauf beide in den Wagen ſtiegen, wie die Pferde anzogen und wie alsdann Alles verſchwunden war.

Ja, Alles, all' das Schöne, all' das Unverhoffte, welches ihm am heutigen Tage begegnete, war für ihn verſchwunden, ſie, die wunderbare Waldfee, das reizende Lächeln ihres Mundes, der Glanz ihrer ſchönen Augen, und als er nun, wie aus einem Traume erwachend, um ſich her blickte, auf die Begleiter des ſchönen, räthſelhaften jungen Mädchens, die wilden Männer mit dem Tragſeſſel, die Jäger, das ganze Gefolge — Alles war ſpurlos verſchwunden.

Und wie wohl that ihm jetzt die Einſamkeit, die ihn umfing, die tiefe Stille, welche ihn umgab, die kaum unterbrochen wurde durch einen fernen Klang der Muſik von dem Lagerplatze her oder einen kaum vernehmbaren Freudenruf! Wie dachte er faſt mit Widerwillen an die Scenen toller Luſt, die dort drüben ihren rechten Verlauf nahmen, die von Minute zu Minute wilder, bacchantiſcher wurden und die nicht

einmal dann ein Ende zu nehmen verſprachen, wenn die Nacht auf die Erde herabſank und allen Müden Ruhe brachte, denn es waren Pfannen und Pechfackeln mitgenommen worden, theils um das Feſt nächtlicher Weile noch fortzuſetzen, ſowie auch den Aufbruch des Lagers zu erhellen, theils um auf dem Heimwege zu leuchten.

Wie gern wäre er allein in den Wald gegangen, Fuß um Fuß auf dem Pfade, den er heute an ihrer Seite gewandelt, Schritt für Schritt an ſie denkend, an jedes Wort, das ſie geſprochen, an jeden Blick, den ſie ihm gegönnt, an das Lächeln ihres Mundes, ja, ſelbſt an ihre abwehrende Bewegung, wenn er es hier und da gewagt, ihre Hand berühren zu wollen! Wie gern wäre er zurückgeeilt an jenes trauliche Plätzchen, wo er ſie heute gefunden, mit welcher Luſt hätte er nochmals den Felſen erklettert, um ſich dort, wo ſie geruht, niederzuwerfen und nach einem von ihrem Fuße zertretenen Grashalme zu ſuchen!

Ah, dachte er, wie iſt eine kleine Reihe erbärmlicher Minuten im Stande, ſo traurig unſere Lage zu verändern; ſo eben noch glücklich, ſo ſelig an ihrer Seite, iſt jetzt der dort vor mir aufwirbelnde Staub Alles, was mir von dieſer glänzenden, liebeswarmen Erſcheinung übrig geblieben iſt!

Er ging geſenkten Hauptes in das Lager zurück, wo noch immer die lauteſte Fröhlichkeit herrſchte, wo lärmende Muſik erbrauſte, Trinklieder erſchallten, Toaſte ertönten und Gläſer erklangen und klirrten, wo wilde Tänze aufgeführt wurden um die nicht leer werden wollenden Fäſſer. Die Geſichter der jungen, heiteren Künſtler waren glücklich vor Luſt und Fröhlichkeit, um ihre Köpfe hatten ſie Eichen- und Epheukränze gewunden, ihre Stöcke, Degen und Schwerter

in Thyrsusstäbe umgewandelt — es fehlte nichts als eine aus dem Dunkel des Waldes hervorstürzende Schaar leichtgeschürzter Nymphen und Bacchantinnen, um das Fest des großen Gottes vollständig zu machen.

Der wilde Jäger ging langsam durch die Reihen, hier ein Glas annehmend, um es, einen herzlichen Gruß erwiedernd auszutrinken, dort mit leichtem Kopfschütteln einen leisen Spott vernehmend, hier beneidet und dort befragt. Aber die erhitzten Köpfe der Neider kamen heute nicht dazu, über das Glück des jungen Mannes weiter nachzudenken, und die Frager hatten keine Zeit, eine Antwort abzuwarten. Toll und bunt trieb sich Alles durch einander — Evoe! Evoe!

Rodenberg fand Knorr auf einer Baumwurzel sitzend und neben ihm van der Maahen auf dem Rücken liegend, der, einen halbleeren Weinkrug neben sich, in die Höhe starrte und in stiller Seligkeit allerlei verliebte Lieder sang.

„Wie froh bin ich," sagte der Ankommende, „Euch hier etwas abseits zu finden, an einem stillen Platze, wo man ein wenig ausruhen kann, vielleicht schlummernd träumen!" Er warf sich der Länge nach neben den Tod auf den Boden hin.

Dieser schaute ihn bedenklich an, wiegte langsam sein Haupt auf und nieder und meinte: „Es wäre schon recht, wenn Du Dich hieher zurückzögest aus Ueberdruß an dem tollen Treiben da unten, aber es ist ein schlimmerer Wurm der Dein Herz benagt und Dich in die Einsamkeit treibt —, o, ich kenne meine Würmer!" setzte der Tod mit kaltem Grinsen hinzu. „Beschau Dir einmal diesen dicken Teufel daneben, auch er ist von einem ähnlichen Wurme benagt, wie er mir unter dem Einflusse seines großen Weinkruges gestand; daß dieser Kerl Schrauben anzieht, ist wahrhaftig

ſchon albern genug, aber verliebt zu ſein, und nun Du erſt, Rodenberg — ich hätte Beſſeres von Dir erwartet! Nenne mir einen vernünftigen Menſchen, dem das, was Ihr Liebe nennt, einen Erſatz geben kann für die koſtbare Zeit, die dabei vertrödelt wird! Was findet Ihr an ſo einem Unterrocke? Die Liebe und was darum und daran hängt, iſt ein imaginäres Vergnügen, ein reines Spiel einer erhitzten Phantaſie, eine lächerliche Komödie, in der die Puppen im Augenblicke ſchlaff ihre Glieder herunterhangen laſſen, ſobald ſie nicht mehr von Euren Gedanken regiert werden."

„Ja — Du — haſt — Recht," ſagte ſchläfrig der wilde Jäger.

„Eine Gliederpuppe iſt die Liebe," fuhr der unerbittliche Tod fort, „von Euren Leidenſchaften glänzend ausſtaffirt, beſeelt mit dem, was Ihr ſelbſt glaubt und denkt, verziert mit ſchmachtenden Blicken und zauberiſchem Lächeln, ein Spiegelbild Eurer eigenen dummen Gedanken."

„Gewiß — gewiß — Knorr — Du — haſt — Recht!"

„Aber der innere Kern von dem, was Ihr Liebe nennt," ſagte der Tod, indem ſeine ſtarren Blicke auf einmal leuchteten, „iſt immer daſſelbe, vielleicht ſüß und verführeriſch, aber berauſchend und langſam tödtend. Ich muß das wiſſen — ich, der Tod."

„Ja — ſchön — und — berauſchend," murmelte der wilde Jäger, während von der Maaßen auf der anderen Seite ſchmerzlich ſtöhnend in die Luft hinausſummte:

„Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein ſprang entzwei."

Dem wilden Jäger träumte, er ſei hoch zu Roß und

ziehe mit ſeinem Gefolge hinweg über die höchſten Gipfel der Bäume — er reite vorwärts in athemloſer Haſt, er wollte die Sonne erreichen, die vor ihm zu fliehen ſchien und die ſich immer verbergen wollte hinter den nächſten und dann wieder hinter den nächſten Hügel. Wie ſpornte er ſeinen Rappen, wie ſchwang er ſauſend die gewaltige Hetzpeitſche, wie trieb er ſich ſelbſt vorwärts, ſein Roß und ſein Gefolge mit lautem Halloh! Halloh! Er fühlte es wohl, daß er das Licht der Alles belebenden Sonne nicht aus den Augen verlieren dürfe, ach, jener Sonne, die nicht nur in ſeine Augen, die auch in ſein Herz ſchien! — Dahin raste die wilde Jagd über Berg und Thal, er weit voran, mit ſtarrem Blicke an der Sonne hangend, die jetzt mit einer erſchreckenden Schnelligkeit abwärts zu ſinken ſchien. Doch war ſein Pferd noch nicht ermattet, haſtig griff der Rappe aus und ſauste dahin in fabelhaften Sprüngen.

Da fühlte der wilde Jäger, wie ſich plötzlich eine kleine Hand auf ſeine linke Fauſt legte, in der er krampfhaft die Zügel hielt, und wie eine wunderbar klingende Stimme zu ihm ſagte: „Schau' mich doch an, ich bin ja ſchon lange an Deiner Seite, ohne daß Du mich ſiehſt, und es iſt doch das dritte und letzte Mal, daß wir uns wiederſehen!"

Raſch warf er ſeinen Kopf herum, um ſie anzuſchauen, und er ſah ſie auch eine Secunde lang, wie ſie ihn betrachtete, ein mildes Lächeln um den feinen Mund, mit den großen, glänzenden Augen — aber ach, nur eine Secunde, denn plötzlich war die Sonne vor ihm, die er magnetiſch mit ſeinem Blicke feſtgehalten, verſchwunden, und durch die troſtloſe Finſterniß, die ihn nun mit Einem Male rings umher umgab, ſtürzte er aus ſchwindelnder Höhe unaufhalt-

ſam hinab, tiefer und immer tiefer, bis er, auf der Erde angekommen, mit einem lauten Schrei erwachte.

„Ah, ich habe geſchlafen, nicht wahr, Knorr, geſchlafen und ſchwer geträumt? Oder iſt die Sonne wirklich untergegangen, nachdem ich ſie zum dritten Male geſehen?“

„Die Sonne hat gethan, was ſie alle Tage zu thun pflegt,“ gab der Tod zur Antwort, „in der That, ſie iſt untergegangen, wie wir Menſchen uns irrthümlicher Weiſe ausdrücken.“

„Und ſie, war ſie abermals hier?“ fragte Rodenberg, ſich emporrichtend; doch beantwortete ihm das ſpöttiſche Geſicht ſeines Freundes die Frage ſo genügend, daß er aufſpringend ſagte: „Ach, ich habe ſehr lebhaft geträumt, Gott ſei Dank, daß es nur ein Traum war!“

Drunten ſtand Roderich auf einem abgehauenen Baumſtamme und ſprach zu den herandrängenden Künſtlern kräftige Worte von der gelungenen Vollendung des ſchönen Künſtlertages. „Das Licht,“ rief er, „iſt der Grundgedanke und die Seele alles Lebens in allen Künſtlern; mit dem verſchwindenden Lichte dieſes Tages laßt uns unſer heutiges Feſt beendigen, hoffend auf einen glänzenden Morgen, ſtrahlend über unſere Genoſſenſchaft, ſtrahlend über die herrliche deutſche Kunſt.“

Gewaltiger Beifallsſturm belohnte die Worte des geliebten Anführers, und als er nun gleich nachher das Zeichen zum Aufbruche gab, ordnete ſich die Schaar trotz der geleerten Weinkrüge und Champagnerflaſchen faſt auf eine unbegreifliche Art, und als die Muſik, einen luſtigen Marſch ſpielend, voranritt, entwickelten ſich aus dem tollen Knäuel von Menſchen, Pferden und Wagen die Züge faſt eben ſo

genau und gleichförmig zum Rückzuge, als sie heute Morgen ausgezogen waren. Zahlreiche Fackeln warfen ihr rothglühendes Licht auf die phantastischen Gestalten, von denen allerdings ganze Gruppen heute Abend Arm in Arm marschirten, ein lustiges Lied singend, unbekümmert, ob dieses zu den Klängen der Musik passe. Am ruhigsten zog die wilde Jagd dahin, in Ordnung gehalten von der Energie ihres Anführers, dem der Tod dabei hülfreich zur Seite stand. Was dagegen van der Maaßen anbelangte, so war derselbe nicht mehr besonders zurechnungsfähig, und Rodenberg hatte dafür Sorge getragen, daß ein kräftiger Reiter an seiner Seite war, der ihn in zweifelhaftem Falle unterstützte und aufrecht erhielt. Des Teufels Seele war untergegangen im Weine und einem Gefühle unglücklicher Liebe, dessen Gegenstand zu nennen ihn aber keine Macht der Erde zwingen würde, so behauptete er mehrere Male, obgleich es Niemandem einfiel, sich nach diesem Gegenstande zu erkundigen.

In dem Garten, von dem der Zug ausgegangen war, sollte das Fest beschlossen werden. Dort waren Vorkehrungen getroffen zur Abgabe der Waffen und Pferde, und der geräumige Saal der Künstlergenossenschaft zeigte sich glänzend erhellt, um diejenigen aufzunehmen, die noch forttrinken mochten oder die sich zusammen thaten, um in heiterem Gespräche die Erlebnisse des heutigen Tages noch einmal an sich vorüberziehen zu lassen.

Olfers hatte die Standarte der Genossenschaft, wie es bei ähnlichen Veranlassungen von je her der Gebrauch war, feierlich wieder an ihrem Platze aufstellen lassen und sich dann mit Lytton entfernt.

Rodenberg hatte dem Tode die Sorge für seinen Freund Teufel überlassen, und der bedächtige Knorr hatte auch ein solches Uebergewicht über den dicken, gutmüthigen van der Maaßen, daß dieser sich von jenem unter den Arm nehmen und ruhig nach Hause führen ließ.

Hierauf trat der wilde Jäger allein in den dunkeln Park hinaus, erst da tief und beruhigt Athem schöpfend, als er sich allein unter den stillen Bäumen befand, entfernt von allem Lichterglanze und dem Geräusche des noch immer lärmenden Treibens.

Es war ein einsam gelegener Rasenplatz, dem er zuschritt; um denselben herum standen uralte Bäume, über deren im Nachtwinde leicht erzitternde Blätter der Mond seinen silbernen Schimmer ausgoß und, an ihnen niedergleitend, phantastische Schattenbilder auf den hellen Grasboden zeichnete. Hier befand sich eine Steinbank, auf der sich Rodenberg niederließ, denkend an sie, die ihn fortwährend beschäftigt, träumend von ihr.

Dabei war er so ruhig und bewegungslos und sein dunkelgrünes Gewand so von dem tiefen Schatten aufgenommen, daß es begreiflich war, wie ein anderer Mann, der dicht neben ihm aus dem Gebüsche hervortrat, ihn nicht bemerkte; es war Olfers, der sich ebenfalls gegen die Steinbank wandte und der erst, als er dicht vor dem Anderen stand, ihn, fast zusammenfahrend, erkannte.

„Ah, Rodenberg?"

„Ich bin's, hier ganz in der Absicht, noch ein wenig Ruhe zu genießen nach dem tollen Treiben des heutigen Tages."

„So wird Ihnen meine Gegenwart vielleicht lästig sein?"

„Im Gegentheile; wir finden uns wahrſcheinlich hier in derſelben Abſicht, und ich ſchätze mich nur glücklich, mit Ihnen Gedanken austauſchen zu können!“

Nach dieſen Worten, die aus ſeinem Herzen kamen, denn er verehrte den großen Künſtler aufrichtig, rückte er bei Seite, um ihm Platz zu machen; dabei aber berührte ſeine Hand einen Gegenſtand, den er bis jetzt nicht bemerkt — ein Buch, das fühlte er, als er ſeine Finger leicht darüber weggleiten ließ. Sollte er darüber reden? Er ſah die Nothwendigkeit nicht ein und ſchwieg; das Buch zog er aber näher an ſich.

„Waren Sie mit dem heutigen Tage zufrieden?“ fragte Roderich.

„Gewiß, und vor allen Dingen mit Ihren Arrangements — Niemand verſteht es ſo, Feſte zu leiten, wie Sie. — Jedermann muß das heutige als ein vollkommen gelungenes betrachten,“ fuhr er fort, als der Andere nichts erwiedert hatte.

„Darf ich eine Frage an Sie ſtellen?“ fragte endlich Olfers nach einer Pauſe; „eine Frage, die Ihnen vielleicht unbeſcheiden vorkommt, es aber in der That nicht iſt. Es bringt mich faſt in Verlegenheit, ſie auszuſprechen.“

„So will ich dieſe Frage beantworten, ehe ſie ausgeſprochen,“ ſagte raſch der junge Maler; „ſie gilt der jungen Dame, die ich ſo glücklich war, in unſer Lager begleiten zu dürfen.“

„Allerdings gilt ſie ihr,“ fiel ihm Roderich haſtig in's Wort; „doch ſoll meine Frage nicht ſo unbeſcheiden ſein, um in Ihre Geheimniſſe zu dringen. Ich möchte nur wiſſen,“ fuhr er ſtockend fort, „ob Ihnen der Grund bekannt iſt,

aus welchem unſere geehrte und liebenswürdige Künſtlerin ſich ſo ſpät entſchloß, unſer Feſt mitzufeiern."

„Das bin ich Ihnen zu beantworten außer Stande," erwiederte Rodenberg, unverkennbar im Tone der Wahrheit und Aufrichtigkeit. „Als ich vor einigen Tagen in Ihrem Atelier war, erzählte ich Ihnen ohne Hehl mein Zuſammentreffen mit jener jungen Dame und füge jetzt hinzu, daß ich dieſelbe ſeitdem nicht wieder geſehen, noch etwas von ihr gehört habe. Heute Morgen, nach Beendigung unſeres Kampfes, ſtreifte ich durch den Wald und hatte das Glück, ſie zufällig aufzufinden."

„Zufällig?"

„Zufällig, auf mein Wort! Wie erfreut ich darüber war, will ich nicht läugnen, eben ſo wenig, daß ich allerdings den Wald in der Hoffnung durchzog, die junge Dame da noch einmal zu finden, wo ich ſie zum erſten Male geſehen, ach, ich hatte es nicht vergeſſen!" ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu.

„Es war ein höchſt angenehmer Ritterdienſt, den Sie ihr leiſteten, ſie wird dafür dankbar ſein."

„Vielleicht — vielleicht auch nicht; leider muß ich es dem Zufalle anheimſtellen, ob ſie überhaupt im Stande ſein wird, ſich in Betreff meiner dankbar dieſes herrlichen Tages zu erinnern!"

„Wie ſo, Rodenberg?"

„Nun, wie ſchon geſagt, es war nichts wie Zufall, daß ich ſie heute ſah, und als ich Abſchied von ihr nahm, bezeichnete ſie abermals den Zufall als die Gottheit, die vielleicht allein im Stande ſei, uns nochmals zuſammenzuführen."

Dieſe Stimme tönte dem Balletmeiſter ſo entſetzlich nahe, daß er erſchrocken in die Höhe fuhr. Doch fühlte er ſich ſanft wieder auf den Sitz des Stuhls zurückgezogen und die Stimme von vorhin ſagte: „bleiben Sie ruhig ſitzen, Verehrteſter, haben Sie keine Furcht! Ich bin es, der mit Ihnen ſpricht, ich, der alte Lehnſtuhl, auf dem Sie ſitzen. Kehren Sie ſich nicht an die ſchlechte Aufführung des Volkes da an den Wänden; ſie freuen ſich eigentlich nur über den kräftigen Mondſchein, der durch das Fenſter hereindringt, der ihre alten Leiber angenehm durchſtrahlt.“

Es war das Erſtemal in ſeinem Leben, daß unſer Freund einen Stuhl ſprechen hörte, weßhalb wir es begreiflich finden, daß er vor Ueberraſchung, ja Schreck keines Wortes mächtig war und regungslos ſitzen blieb.

„Sie müſſen wiſſen, mein Sohn,“ fuhr der alte Stuhl in ſanftem Tone fort, „daß das Licht des vollen Mondes auf uns arme alte Weſen einen merkwürdig kräftigenden Einfluß ausübt. Durch daſſelbe ſind wir im Stande, uns in einſamen Nächten Mittheilungen zu machen, wir können uns früherer, längſt vergangener Zeiten erinnern und es iſt alsdann keine kleine Luſt, uns gegenſeitig aus dieſen alten Zeiten etwas mitzutheilen. — Ihr aber, ſchlechtes, undankbares Geſindel, laßt euer unanſtändiges Lachen bleiben! Ihr ſolltet euch doch dieſem Menſchenkinde zu Dank verpflichtet fühlen, denn ſeine Hand war es, welche jene neidiſche, mißgünſtige Fahne von dem Fenſter entfernte.“

„Ich bin gar nicht mißgünſtig,“ klagte die Fahne, „man hat mich gewaltſam vor das Fenſter geheftet.“

„Es iſt auch gar keine Fahne,“ brummte eine alte zerfetzte Standarte aus der Ecke, „dieſes Geſchöpf war ehedem ein ſchlechtes Betttuch, auf welches man ein unbekanntes Wappen gemalt und ſo dieſen Fahnen-Baſtard hergeſtellt.“

„Eigenthümlich," gab Roderich mit einem tiefen Athemzuge zur Antwort, „ja, es ist ein seltsamer Charakter, dieses junge Mädchen — aber unternehmend, wie ich Sie kenne, lieber Rodenberg, halte ich Sie für fähig, dem Zufalle nachzuhelfen und hier und da ein Bischen nach ihr zu forschen."

„Das hat sie mir streng verboten," entgegnete der junge Maler mit großer Aufrichtigkeit.

„Ei, ei, das ist hart von ihr!" versetzte Olfers nach einer Pause, wobei etwas wie Freude in dem Tone seiner Stimme klang; auch bückte er sich in diesem Augenblicke, um einen Gegenstand aufzuheben, den er zu seinen Füßen liegen sah und von dem er nicht wußte, was es war.

„Ja, ja," meinte der junge Maler heiter, „sie hat mich dem Zufalle überwiesen, und ich habe leichten Sinn genug, um mich diesem unsichern, gefährlichen Fahrzeuge anzuvertrauen; als Segel will ich meine Wünsche aufspannen, und wenn ein guter, frischer Wind hineinbläst und das Glück ein wenig das Steuer regiert, so hoffe ich schon an's Ziel zu kommen!"

„Ja, wer Glück hat, wird an's Ziel kommen!" erwiederte der Andere mit einer etwas unsicheren Stimme; er hatte das, was vor ihm auf dem Boden lag, emporgehoben und fand, daß es ein verwelkter, zertretener Blumenstrauß war. — Ah, er glaubte ihn zu kennen, diesen Blumenstrauß!

„Es ist spät geworden, und ich bin müde — gute Nacht, Rodenberg!"

„Gute Nacht, Olfers!"

XVI.

„O Herz, sei endlich stille!“

Die beiden Männer verließen den Park in der gleichen Richtung, ohne aber mit einander zu gehen. Roderich war vorausgeeilt; er hielt den Blumenstrauß, von dem er jetzt ganz genau wußte, daß es derselbe sei, den er heute Morgen an Conchitta geschickt, noch ein paar Augenblicke in der Hand, dann schleuderte er ihn mit einer hastigen Bewegung weit von sich.

Rodenberg hatte das Buch, welches er neben sich auf der Bank gefunden, ebenfalls zu sich genommen, und als er auf seinem Heimwege bei der ersten Gaslaterne vorüberkam, öffnete er es und sah, daß es ein Skizzenbuch war. Wer es dort liegen gelassen hatte, wußte er nicht; er nahm es gleichgültig unter den Arm und setzte den Weg fort.

Als er in die Nähe der Wurstgasse kam und er sich bei der Biegung um die Straßenecke vorher zufällig umschaute, sah er eine kleine, seltsame Gestalt seinen Schritten folgen, die jedoch stehen blieb, als er sich umwandte, und erst dann wieder vorwärts huschte, als er selbst weiterschritt. Rodenberg achtete indessen nicht darauf und würde auch nicht weiter

daran gedacht haben, wenn dieſelbe kleine Geſtalt nicht wenige Schritte von ſeiner Wohnung, dem Reichsapfel, entfernt mit der Behendigkeit einer Katze an ihm vorübergeſchoſſen wäre, das bereits geſchloſſene Thor mit dem Hausſchlüſſel geöffnet hätte und dann, wie ihn erwartend, regungslos ſtehen geblieben wäre.

„Alle Teufel, wen haben wir da?“

„Es iſt Rafael,“ hörte man die Stimme des kleinen Bedienten ſagen — „Rafael, Herr Rodenberg, der ſoeben nach Hauſe kommt.“

„Daß Du nach Hauſe kommſt, ſehe ich wohl, aber woher Du kommſt, möchte ich wiſſen, auch Deinen ſonderbaren Anzug näher betrachten, denn mir ſcheint, Du ſteckſt nicht in der Livrée, die Du gewöhnlich trägſt; aber komm' herauf aus Licht, daß wir die Sache beſſer unterſuchen können! Mir ſcheint, dahinter verbirgt ſich wieder irgend eine Teufelei!“

„O, diesmal keine Teufelei, Herr Rodenberg,“ erwiederte der kleine Bediente mit einer ſo demüthigen, ja, weichen Stimme, wie man bisher nicht an ihm gewohnt war — „etwas ſehr Schönes, Herr Rodenberg, vielmehr, ja, vielmehr etwas ſehr Schönes!“

Herr und Diener gingen mit einander die Treppen hinauf, und letzterer trat droben etwas ſchüchtern in das erleuchtete Zimmer, wo der Drache Griesgram und Knorr am Tiſche ſaßen und etwas tranken, das wie Zuckerwaſſer ausſah. Walter hatte ſeinen alten Flausrock an, und von dem grauenhaft ſchönen Coſtume des Todes war auch nichts mehr zu ſehen, denn der lange Bildhauer ſtak in ſeinem Schlafrocke von Sarſenet.

„Guten Abend, liebe Leute!“ ſagte der wilde Jäger und ſetzte hinzu, indem er ſich ermüdet auf einen Stuhl warf: „Gott ſei Dank, daß das vorüber iſt!“

„Dazu ſagen wir Amen!“ meinte Walter — „wie dieſe Pfeife Tabak, die ich hier rauche, hat mir den ganzen Tag noch nichts geſchmeckt. Aber was iſt denn das?“ fuhr er fort, die rechte Hand wie einen Schirm über die Augen haltend und nach der Ecke des Zimmers ſchauend — „Du bringſt ja noch ein ganzes Stück Maskerade mit heim!“

„Ganz richtig — Raſael,“ ſagte Rodenberg gähnend, ohne ihn anzuſehen. „Dieſer Burſche hat ſich den freien Tag zu Nutzen gemacht und Carneval geſpielt — na, komm' heran und laß Dich anſchauen!“

Raſael war neben der Thür ſtehen geblieben, freundlich bewillkommt von dem Pudel ſeines Herrn, denn dieſes gute Thier, ohne der vielen kleinen Mißhandlungen eingedenk zu ſein, mit denen es jener ſo häufig bedachte, hatte ſich ſchmeichelnd genähert und ſeine Freude über das Wiederſehen nach tagelanger Abweſenheit zu erkennen gegeben. War es nun die Herzensgüte, welche das Thier hierüber bezeigte, oder befand ſich Raſael's Gemüth ſonſt in guter Stimmung — genug, er liebkoste den Pudel ſeinerſeits, wie er's bisher nie gethan, ja, er umhalste ihn zärtlich und drückte den zottigen Kopf deſſelben an ſein Geſicht.

Jetzt trat Raſael, dem Rufe ſeines Herrn folgend, langſam gegen das Licht und ſtellte ſich ruhig, ja, unverkennbar mit einem Ausdrucke von Selbſtvertrauen vor den jungen Maler hin, welcher, ihn betrachtend, mit einem Ausrufe des Erſtaunens von ſeinem Stuhle emporſprang.

„Was — Du warſt es, der mich im Walde angeredet?“

„Ja, ich war es.“

„Der mir eine freundliche Rede hielt und dies ſo famos that, daß ich glaubte, hinter dem dickköpfigen Zwerge müſſe was Rechtes ſtecken! Ah, das iſt drollig — Du warſt es, Rafael?“

„Ich war's, Herr Rodenberg, Rafael, der vor Ihnen ſteht,“ erwiederte der kleine Diener mit zuverſichtlichem Tone, da ihn das heitere Lachen ſeines Herrn ermuthigte — „und wenn ich mir erlauben darf, zu ſagen, ſo ſteckt doch was Rechtes, wenn auch nicht in, ſo doch hinter mir.“

„Und was war das, wenn ich fragen darf?“

„Nun, die ſchöne Prinzeſſin, auf deren Befehl ich die Maskerade machen mußte und in deren Auftrag ich Ihnen das ſchöne Horn übergab!“

„A—a—a—ah, ganz richtig!“ gab der junge Maler mit einem eigenthümlichen Tone zur Antwort, indem er mit der Hand an ſeine Hüfte griff, wo das Horn Juanita's hing.

„Ja, die ſchöne Prinzeſſin,“ fuhr Rafael fort, „die mich nicht nur alles das lehrte, was ich ſagen mußte, ſondern mir auch angab, wie ich es ſagen ſollte!“

„Du ſahſt ſie alſo mehrere Male?“ fragte Rodenberg haſtig.

„Sechsmal!“ erwiederte der kleine Bediente mit Stolz — „ungerechnet zweimal, wo ſie durch die Vorhänge der Thür mit mir ſprach!“

„Was der Burſche für ein Gedächtniß hat!“ meinte Walter — „aber das Ganze mit Deiner Prinzeſſin und ihrem großen und kleinen Gefolge iſt eine ganz geheimnißvolle Geſchichte.“

„Das ist sie auch für mich," sagte Rodenberg, der, statt den kleinen Bedienten hier vor den Anderen weiter auszufragen, beschloß, dieses bei einer passenden Gelegenheit zu thun. Er begnügte sich also, zu sagen: „Ich bin mit Dir zufrieden, Rafael; Du hast die Sache recht brav gemacht."

„Das hat mir die schöne Prinzessin auch gesagt," erwiederte der Kleine, indem er die Augen niederschlug, „und ...."

„Ihr Lob hat ihm besser gefallen, als das Deinige," sprach Walter — „habe ich Recht, Du Schelm?"

„Ja, Herr Professor, vollkommen Recht. O," fuhr er mit einer warmen Begeisterung fort, „so was läßt sich gar nicht wiedererzählen, mit welcher Geduld, mit welcher Freundlichkeit, mit welcher Herzlichkeit die schöne Prinzessin mir jedes Wort vorsagte, und als ich es ihr das letzte Mal gerade so wiederholen konnte, wie ich es heute gesagt, da meinte sie, ich hätte ein hübsches Talent zur Nachahmung!"

„Ja, ja, Du warst immer ein geschickter Affe," warf der lange Bildhauer dazwischen.

„Und sie setzte hinzu: wenn ich auch sonst wohl Talent hätte, so könnte ich noch einmal ein Künstler werden. Ach, Herr Rodenberg, das war mir gerade so, als hätte es mir unser Herrgott selbst gesagt!"

Die Augen des Knaben leuchteten, und er hatte seine Hände vor der Brust gefaltet.

„Und daran glaubst Du?" fragte Walter in seinem mürrischen Tone, durch welchen aber doch etwas wie Theilnahme klang.

„Daran glaube ich und will's beweisen!"

Rodenberg hatte den Kopf in die Hand gestützt und

blickte vor ſich nieder, ein unnennbar ſeliges Gefühl durchzog ſeine Bruſt. Für wen hatte ſie ſich alle dieſe Mühe mit dem Knaben gegeben? Nur für ihn, nur um ihm einen heiteren Augenblick zu verſchaffen! — Und hatte ſie nicht tagelang daran gedacht, ſich tagelang damit beſchäftigt? Alſo mit ihm ſich beſchäftigt? Ja, ohne Eitelkeit, ohne Selbſtüberſchätzung durfte er ſich zitternd vor Freude geſtehen, ſie nehme Antheil an ihm, ſie werde ihm die Gelegenheit geben, ſie wiederzuſehen, und wie ſie ſeiner vor dem heutigen Tage gedacht, gern und .... — das andere Wort wagte er doch nicht einmal in Gedanken auszuſprechen —, ſo werde ſie auch künftig ſeiner gedenken. — „Es iſt gut ſo, Rafael," ſagte er in freundlichem Tone; „morgen reden wir weiter darüber. Lege jetzt Deine Maskerade ab und hebe ſie ſorgfältig auf, damit Du ſie pünktlich wieder abliefern kannſt."

„Das brauche ich nicht — das darf ich ja nicht," erwiederte der Knabe traurig; „ich hätte die Sachen gar zu gern zurückgegeben, um ſie noch einmal zu ſehen, aber da ſie mir geſagt, ich ſolle Alles behalten und nur dann wieder zu ihr kommen, wenn ſie mich rufen ließe, ſo muß ich geduldig darauf warten."

„Ja, ja, warten wir geduldig," ſagte der junge Mann, „nach Umſtänden — alſo bis morgen!"

„Gute Nacht Herr Rodenberg, gute Nacht Herr Profeſſor Walter, gute Nacht Herr Knorr!"

Damit ſchloß der Knabe hinter ſich die Zimmerthür, bis wohin ihm der Pudel ſchweifwedelnd das Geleite gegeben.

„Der kleine Kerl iſt ganz verändert," meinte Walter; „ich glaube, die Prinzeſſin, wie er ſie nennt, hat ihm ein famoſes Trinkgeld gegeben."

Knorr ſchüttelte auffallend lange und bedächtig ſeinen Kopf, dann wandte er ſeine Augen mit einem mitleidigen Lächeln gegen Walter und ſagte: „Was Trinkgeld, alter Bär — das macht der zauberhafte Einfluß eines ſchönen Weibes — o, wir kennen das! Das Gemüth dieſes Knaben war ein Acker mit gutem und ſchlechtem Samen, im tiefen, kalten Schatten unſeres Umganges — leider muß ich es ſagen — ging bisher nur von dem letzteren üppig auf; aber jetzt hat der Glanz eines milden, ſchönen Auges wie warmes Sonnenlicht gewirkt.“

„Was meinſt Du dazu, Rodenberg?“

„Ja, ja,“ ſagte dieſer, wie aus einem Traume auffahrend, und wiederholte mechaniſch die Worte des langen Bildhauers: „der Glanz eines ſo milden, ſo ſchönen Auges wirkt belebend wie Sonnenlicht.“

„Hm, hm, meinetwegen — vor der Hand gehe ich zu Bette,“ ſagte Walter und ſetzte, nachdem er aufgeſtanden war, hinzu: „Hat Niemand unſern Cupido geſehen, den ſanften Eduard? Man ſollte doch ein Licht brennen laſſen, bis er nach Hauſe kommt.“

„O, der liegt lange in ſeinem Bette!“ verſetzte Knorr in einem melancholiſchen Tone. „Der arme Rüding, der durchaus nichts vertragen kann, hatte ſich ſchon heute Morgen zu viel zugemuthet. Ehe Du,“ wandte er ſich an Rodenberg, „draußen im Lager zu uns zurückkamſt, ſuchte ich ihn und fand ihn auch, aber in einem traurigen Zuſtande — er fuhr auf dem Ochſenkarren zurück und ich habe ihn ſelbſt zu Bette gebracht.“

„Das war edel von Dir — alſo löſchen wir alle Lichter aus und träumen vom heutigen Tage.“

So thaten ſie denn auch, doch hatten ſie im Schlafe begreiflicher Weiſe verſchiedene Geſichte: Rodenberg das angenehmſte, Knorr das unangenehmſte; denn letzterer hatte die ganze Nacht mit dem Tode, den er vorgeſtellt, zu ſchaffen und ſah dieſen unheimlichen Gaſt beſtändig neben ſich ſtehen, wie er mit aufgehobenen Knochenfingern ſagte: „Knorr, das hätteſt Du nicht thun ſollen, ohne mich vorher zu fragen; man muß weder den Tod noch den Teufel an die Wand malen.“

Dieſer Traum hatte ſeine ernſte Wirkung auf das ohnehin düſtere Gemüth des langen Bildhauers nicht verfehlt, und als er ſich am Morgen zu ſeinem ſchmalen Frühſtücke niederſetzte, legte er den Todtenkopf, den er in der Schublade hatte, vor ſich hin und verſank dabei in traurige Gedanken.

Das Erwachen Rüding's war ebenfalls nicht erfreulicher Art, doch wollen wir ſeines gehaltloſen und entſetzlich nüchternen Blickes, mit dem er den Himmel anſtarrte, nicht weiter gedenken und bei Rodenberg eintreten, der am Fenſter ſaß, eine Cigarre rauchte und dazu mit ſicherer Hand von den phantaſtiſchen Geſtaltungen des geſtrigen Tages auf ein großes Blatt Papier warf.

„So iſt's recht,“ ſagte Walter, der im Begriffe ſtand, auf ſein Atelier zu gehen; „es iſt eine Freude, zu ſehen, wie das unter Deinem Bleiſtifte hervorſpringt, und ſo viel ich aus dem Umriſſe ſehen kann, haſt Du einen ganz famoſen Augenblick: wie die wilden Männer mit ihrem Tragſeſſel und der jungen Dame vor dem Prinzen Maiwein erſcheinen — ganz vortrefflich. Alles drängt neugierig herbei, und ſo bekommen wir ein prächtiges Enſemble. Wenn Du ſo weit

biſt, ſo mußt Du die Sennora bitten, daß ſie Dir zu ihrem Portrait ſitzt."

„Das wird ſie kaum thun," erwiederte Rodenberg, indem er ruhig weiter zeichnete.

„Pah, warum nicht? War ſie doch einmal bei Roderich und ſaß ihm mit einer bewundernswerthen Geduld; auch Lytton hat ſie damals gezeichnet."

„Ja, das ſind große Herren, berühmte Künſtler; in dem weltbekannten und von allen Fremden beſuchten Atelier Roderich's macht man durchaus keine Schwierigkeit, ſich ſehen zu laſſen — aber könnte ich wohl eine Dame hieher zu uns einladen?"

„Das brauchſt Du auch gar nicht, Du gehſt einfach zu ihr hin."

„Auch das hat ſeine Schwierigkeit."

„Du biſt doch ſonſt nicht ſo ängſtlich, haſt auch die beſte Gelegenheit, ſie zu beſuchen und ihr das Skizzenbuch wiederzubringen, welches Du geſtern Abend mit nach Hauſe gebracht."

„Welches Skizzenbuch?" fragte Rodenberg, aufmerkſam werdend.

„Nun, das dort auf dem Tiſche! Ich blätterte heute Morgen darin herum und erkannte es augenblicklich; als ſie neulich bei Roderich war, hatte ſie es bei ſich, und er ſkizzirte die Haltung ihres Kopfes hinein, wie er ihn auf ſeinem Bilde zu gebrauchen gedachte — dort, auf dem letzten Blatte.

Rodenberg war aufgeſprungen, an den Tiſch geeilt und hatte das dort liegende Skizzenbuch in die Hand genommen. „Ei ſieh' doch," ſagte er nach einer Pauſe, „wie hübſch und elegant ſie zeichnet, mit welcher Meiſterſchaft ſie Bäume,

Das tiefgekränkte Tuch am Boden wollte etwas erwidern, doch ſagte der alte Lehnſtuhl ernſt und beſtimmt: „laßt mir das Gezänk ſein. In einer kleinen Stunde verſchwindet der Mond für uns und dann iſt auch Alles wieder aus. Aber wie geſagt, ſeid freundlich und höflich gegen dieß Menſchenkind, man könnte doch wahrhaftig bei Einigen von euch einen gewiſſen Grad von Bildung erwarten. Und wenn auch gemeine Lanzknecht-Harniſche und geringe Reiterſporen in ein ſo pöbelhaftes Lachen ausbrechen, ſo ſolltet doch ihr aus der guten Geſellſchaft, ihr aus Grafen-, Herzogs-, ja Königs-Geſchlechtern nicht mit einſtimmen!“

„Das Schwert Karl Moor's hat angefangen,“ klirrte ein goldener Harniſch, „freilich ein Graf, aber was für einer!“

„Von einem Räuberſchwert kann man nichts anders erwarten,“ ſagte ernſt der Lehnſtuhl; „aber jetzt ruhig! — Junger Menſch,“ fuhr er fort, „wir danken dir für den Dienſt, den du uns erzeigt, und zur Belohnung hiefür wollen wir dir gerne geſtatten, zu deiner Belehrung noch einige Zeit hier zu verweilen, ſofern es dir nämlich Freude macht. Doch wenn du dich entfernen willſt, nimm nochmals unſern beſten Dank; die Thüre ſteht dir offen.

Dubelli hätte nun gern das Letztere gethan, doch war er ſo erſchreckt und beſtürzt von dem, was er gehört, daß er nicht im Stande war, aufzuſtehen und zu entfliehen. Ja, die Kehle war ihm wie zugeſchnürt, er konnte nicht einmal ein Wort der Erwiderung, wie er als höflicher Menſch gerne gethan, hervorbringen.

„Du willſt alſo da bleiben?“ fuhr die zitternde Stimme nach einer längeren Pauſe fort, „wohlan, du ſollſt eine jener Geſchichten hören, wie ſie ſich die Geiſter zu erzählen pflegen. Erwarte aber gar keine jener erbärmlichen Geſpenſtergeſchichten, womit ihr Menſchen einander zu erſchrecken pflegt und woran kein wahres Wort iſt, wir theilen uns der Reihe nach aus unſern

Häuſer, kurz, Alles aufs Papier hinwirft! Es iſt ja ein wahrer Schatz, den ich geſtern Abend mit nach Hauſe gebracht!"

„Und ſie wird dieſes Buch ſchwer vermiſſen," meinte Walter mit einem bedeutſamen Kopfnicken; „denn ich ſah neulich, wie großen Werth ſie darauf legt. Nachdem ihr Roderich den kleinen Kopf ſkizzirt, drückte ſie es förmlich an ſich und wollte es uns kaum zum Betrachten erlauben."

„So—o," machte der Andere mit faſt verdrießlichem Geſichte, unter dem Einfluſſe eines unbehaglichen Gefühls — „nun, im Grunde finde ich dies begreiflich! Es können ſich wenig Leute rühmen, daß Roderich ihnen etwas in ihr Album oder Zeichenbuch ſkizzirte .... — Und mich ſo zum Beſten halten," ſagte Rodenberg, nachdem er eines der Blätter längere Zeit betrachtet, „das iſt ja faſt die gleiche Anſicht von der Fahnenburg, die ich für ſie gezeichnet und worüber ſie ſich ſo gefreut! — Wie falſch war es von ihr, mir zum Danke für meine Freundlichkeit die mir ſo glaubwürdig erſcheinende Verſicherung zu geben, ſie verſtehe nicht zu zeichnen!"

„Das iſt ſo Weiberart," erwiederte Walter achſelzuckend. „Hätteſt Du ſie dringend gebeten, ſo würde ſie Dir am Ende doch ihr Skizzenbuch gezeigt und ſich an Deinem Erſtaunen geweidet haben."

„Warum mag ſie nur faſt jedesmal den Namen Conchitta unter ihre Zeichnungen ſchreiben?" meinte der junge Maler, nachdem er das Buch durchblättert.

„Das iſt doch ſehr einfach, weil ihr Vorname Conchitta iſt — allerdings ein eigenthümlicher ſpaniſcher Name, wird von dem Worte Concepcion hergeleitet," erwiederte Walter würdevoll im Tone eines Profeſſors.

„Sie heißt nicht Conchitta," gab Rodenberg in entſchiedenem Tone zur Antwort, „ſie heißt Juanita!"

„Wie ſo? Was willſt Du damit ſagen?"

„Nun, damit will ich ſagen, daß ſie Juanita heißt und nicht Conchitta!"

„Sie, der das Buch da gehört?"

„Ja, ja!"

„Die im Hauſe von Michel Angelo Schmitz wohnt?"

„Ja, ja, dieſelbe!"

„Wirklich, ungeheuer komiſch! Ich weiß aufs genaueſte, daß ſie Conchitta heißt, und ſo wurde ſie in Olfers' Atelier von ihm, von Lytton, ja, von Allen genannt."

„Von Allen?" wiederholte Rodenberg ärgerlich — „Du thuſt ja gerade, als wenn ſie Allerwelts-Conchitta wäre! So ſage mir denn ihren Zunamen, Du, der Du Alles ſo genau weißt."

„Den habe ich nicht behalten, er iſt mindeſtens eine halbe Elle lang, verbunden durch lauter y und y."

„Warum ſagte ſie mir denn, daß ſie Juanita hieße? Was bezweckte ſie mit dieſer Unwahrheit?"

„Vielleicht um Dich zu veranlaſſen, vergeblich nach einer Juanita zu forſchen."

„Dies wäre möglich, und um mir ſo anzudeuten, daß Conchitta für mich nicht auf der Welt ſei; hat ſie das doch ſpäter noch mit viel klareren Worten gethan."

„Dazu mag ſie wohl ihre Gründe haben."

„Gewiß — und ich werde ſie achten," ſagte der junge Maler ſeufzend, indem er das Buch auf den Tiſch legte und ſich dann wieder an ſeine Arbeit machte.

Er blieb auch noch eine Zeit lang ruhig daran ſitzen,

nachdem Walter ſchon längſt das Zimmer verlaſſen; doch war er offenbar mit einem Gedanken beſchäftigt, der gerade nicht mit ſeiner Zeichnung im Einklange ſtand, denn ſtatt daran fortzumachen, ließ er den Bleiſtift ruhen und blickte zum Fenſter hinaus.

Rodenberg ſchien endlich über etwas mit ſich ins Reine gekommen zu ſein; er ſprang haſtig empor, nahm das Skizzenbuch wieder in die Hand, betrachtete abermals die Blätter, wobei er nicht verſäumte, hier und da ſeine Lippen auf eine Stelle zu drücken, wo muthmaßlich ihre Hand geruht: dann wickelte er das Buch ſorgfältig in ein Zeitungsblatt und ſetzte ſich damit in eine Ecke des Zimmers ſo entfernt als möglich von ſeinem ſchönen Pudel, der ſchon lange mit den klugen Augen ſeinen Herrn betrachtete und nicht wohl zu begreifen ſchien, warum man heute Morgen noch keines ſeiner zahlreichen Kunſtſtücke verlangt. So erwartend, brauchte es auch nur des leiſeſten Zungenſchlages, um das Thier ſofort zu den Füßen ſeines Herrn zu bringen. Hier gab ihm dieſer das Skizzenbuch ins Maul und ging dann ans andere Ende des Zimmers, um es ſich dort von ihm wiedergeben zu laſſen. Nach zwei- bis dreimaliger Wiederholung übergab das geſcheite Thier das Skizzenbuch mit einer ſolchen Gewandtheit, ja, man hätte ſagen können, mit einem Bewußtſein deſſen, was es auszurichten hatte, ohne Haſt, ohne Uebereilung, mit eleganter Leichtigkeit und doch dabei mit der den gut erzogenen Pudeln eigenen Grandezza.

Zufrieden mit dem Erfolge der ertheilten Lection, war es dem jungen Maler unangenehm, daß nun Rafael hereintrat, um die ihm obliegenden kleinen Geſchäfte zu beſorgen. Anſtatt aber ihn heute damit zu beläſtigen oder ihm ſeine

täglichen, nicht unnöthigen Ermahnungen zukommen zu laſſen, rief ihn Rodenberg zu ſich in einem freundlichen Tone, und als er ihn hierauf anſah, war er erſtaunt über die vortheilhafte Aenderung, die auch im Aeußern des Knaben vor ſich gegangen; er hatte ſeine Haare gut gekämmt und geſcheitelt, ſich auch ausnahmsweiſe recht ſauber gewaſchen und eine faſt unbegreifliche Sorgfalt auf ſeine Kleider verwandt, ſo daß der Malerkittel kaum mehr zu lang und zu weit erſchien und auch heute ſeine Fußbekleidung wie die eines anſtändigen Menſchen ausſah.

Da dies alles ganz beſonders zu der Abſicht ſeines Herrn paßte, ſo griff dieſer in ſeine Weſtentaſche und machte ihm mit einem Fünfgroſchenſtücke ein ungeheures Geſchenk, ungeheuer für den Knaben, ungeheuer für ſeine eigenen Verhältniſſe, da es faſt die Hälfte ſeines augenblicklichen Vermögens ausmachte.

„Du weißt das Haus in der Fingerſtraße, wo Herr Schmitz wohnt — Du kennſt doch Herrn Schmitz — ein kleiner Herr? Wenn er kommt, hat er gewöhnlich eine Mappe unter dem Arme oder ein altes Oelbild.“

„O ja, ich kenne ihn,“ ſagte der Knabe, „und auch das Haus.“

„Schön — dorthin gehſt Du mit Figaro, ſetzeſt Dich auf die Treppe des Hauſes, als erwarteteſt Du Jemanden, und ſtreichelſt den Hund und lobſt ihn, wenn er ſich ruhig neben Dich hinſetzt. Nicht wahr, Du thuſt mir das zu Gefallen, Rafael, und biſt vor allen Dingen freundlich mit Figaro? Denn von dem, was ich will, würde gerade das Gegentheil geſchehen, wenn Du den Hund, wie gewöhnlich, plagſt und neckſt.“

Rafael nickte verſchiedene Male mit dem Kopfe, ehe er mit einem pfiffigen Lächeln ſagte: „Und Sie wollen, daß ich Figaro an das Haus gewöhnen ſoll? Wie vor einem halben Jahre an das Haus der ....“

„Ja, ja, ungefähr ſo!“ unterbrach ihn haſtig ſein Herr — „ja, ja, er ſoll ſich an das Haus gewöhnen, um dort etwas hin zu tragen, wenn man ihn das thun heißt!“

„O, das iſt ſehr leicht zu machen, in einer ganz kurzen Zeit! Wenn Sie erlauben, will ich ſogleich gehen und mit ihm anfangen, wozu ich für Figaro ein Stückchen Wurſt kaufen werde.“

„Recht ſo, mein lieber Rafael — thue das ſogleich und pünktlich; es ſoll mich überhaupt freuen, wenn Du, wie es den Anſchein hat, jetzt ein anderer und beſſerer Menſch werden willſt.“

„Ja, das will ich, und nur der Prinzeſſin zu lieb.“

„Ach ja, der Prinzeſſin,“ gab der junge Maler mit einem Tone der Vertraulichkeit zur Antwort, den ſein kleiner Diener bis jetzt noch nie von ihm gehört — „eigentlich iſt es keine Prinzeſſin,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich mit über einander geſchlagenen Armen in ſeinen Stuhl zurücklehnte — „über ſie möchte ich Dich etwas fragen.“

„Fragen Sie lieber nicht, Herr Robenberg,“ ſagte Rafael in einem Tone von Demuth, aber dabei zugleich mit einer Entſchloſſenheit, welche ſeinen Herrn förmlich überraſchte. „Ich bitte Sie, fragen Sie nichts,“ wiederholte der Knabe, „denn ich dürfte Ihnen doch nicht die Wahrheit ſagen.“

„Ei, den Teufel auch, und warum nicht?“

Sie hat mir's verboten!“

„Mir die Wahrheit zu ſagen?“

„Ja, überhaupt von ihr zu ſprechen, zu ſagen, wo ſie wohnt, wie ſie ausſieht, was ich von ihr geſehen habe, was ſie zu mir geſagt hat. Und darüber wollten Sie mich wahrſcheinlich doch etwas fragen, Herr Rodenberg?“

„Ja, ja, ungefähr über ſo etwas.“

„Thun Sie es lieber nicht, Herr Rodenberg, denn, wie geſagt, ich kann und darf Ihnen darauf keine Antwort geben!“

„Und wenn ich Dich für dieſen Ungehorſam beſtrafe und nach Hauſe ſchicke!“ brauste der junge Mann auf.

„So muß ich eben gehen,“ erwiederte Rafael, ſetzte aber im vertraulichen, ſchalkhaften Tone hinzu: „Sie werden mich nicht fortſchicken, ich weiß das beſſer; denn welchen Nutzen hätten Sie davon? Dann erführen Sie eben ſo wenig und hätten Niemanden, welcher Figaro auf eine ſo vortreffliche Art dreſſirt, wie ich es kann, wenn ich will.“

Rodenberg wandte ſich gegen das Fenſter, denn er mußte unwillkürlich lachen über die richtige Logik ſeines kleinen Dieners. — „So mache, daß Du fortkommſt,“ ſagte er, mit der Hand nach der Thür weiſend.

„Soll ich allein fort?“ fragte der pfiffige Junge.

„Nein, mit Figaro, Du Spitzbube, und mache, daß Du bald wiederkommſt!“

Der kluge Hund ſchien durch die freundliche Behandlung, welche ihm geſtern und heute durch Rafael zu Theil geworden war, all' die früheren rückſichtsloſen Kränkungen und Neckereien vergeſſen zu haben und folgte bereitwillig dem Knaben, nachdem er denſelben vorher ein paar Secunden lang mit ſeinen verſtändigen Augen betrachtet.

Rodenberg rieb ſich vergnügt die Hände und pfiff eine heitere Weiſe vor ſich hin, als er ſich wieder zu ſeiner Zeichnung ſetzte, an der er jetzt mit einem außerordentlichen Fleiße zu arbeiten fortfuhr.

Da ſich am heutigen, ſowie auch an den nächſtfolgenden Tagen nichts Bemerkenswerthes, auf den Gang unſerer Geſchichte Bezug Habendes zutrug, ſo wollen wir nur bemerken, daß Rodenberg mit fortgeſetztem und angeſtrengtem Fleiße an ſeiner Zeichnung fortarbeitete und daß dieſe nicht nur von den täglich ab- und zugehenden Freunden bewundernd betrachtet wurde, ſondern daß auch Roderich, der nach einigen Tagen kam, um nach der dem jungen Maler aufgetragenen Arbeit zu ſchauen, ihr das höchſte Lob ſpendete. Auch er konnte ſich nicht enthalten, dem tüchtigen jungen Künſtler zu ſagen, was ihm ſchon Walter geſagt hatte, daß nämlich die Specialität der Zeichnung das ihm durch ſein großes Talent von der Natur angewieſene Fach ſei, daß er Pinſel und Farbe nur noch in Erholungsſtunden in die Hand nehmen möge, wenn er es nämlich nicht unterlaſſen könne, Leinwand zu verderben, und daß er ſich ohne allen Zweifel durch ſein großes Zeichentalent einen berühmten Namen und Vermögen machen müſſe.

Rodenberg hatte dem berühmten Künſtler ſeine Illuſtrationen zu Don Quixote gezeigt, und dieſer hatte die einzelnen Blätter faſt noch eifriger gelobt, als es Walter vor einigen Tagen gethan. Er hatte darauf auch die an den Wänden hangenden Skizzen betrachtet und war dann von ungefähr an einen kleinen Nebentiſch getreten, wo Conchitta's Skizzenbuch lag. An ſeiner plötzlich veränderten Miene, beſonders an dem Zuſammenpreſſen ſeiner Lippen erſah Rodenberg's

flüchtig auf ihn geworfener Blick, daß er es erkannt, und wunderte ſich durchaus nicht, als jener das Buch wie ſpielend in die Hand nahm und aufſchlug.

Vielleicht hatte Roderich noch gezweifelt, ob es auch wirklich das Zeichenbuch Conchitta's ſei, das er hier ſo offen in dem Zimmer des jungen Mannes liegen ſah. — Ja, es war ihr Buch: er warf nur einen einzigen Blick auf die letzte Seite, um das Köpfchen zu ſehen, das er ſelbſt nach ihr ſkizzirte — er, Roderich, jene leichten Bleiſtiftſtriche, welche ſie damals ſo werth zu halten ſchien, welche ſie an ihre Bruſt gedrückt und die nun hier lagen, weggeworfen, vergeſſen, wie jener Blumenſtrauß, den er neulich Abends gefunden!

Wohl lächelte er, als er das Buch mit einer Bitte um Entſchuldigung wieder an ſeinen Platz legte; doch hätte Rodenberg nicht ein ſo genauer Kenner des menſchlichen Geſichtes und ein ſo ſcharfer Beobachter ſein müſſen, wie er es in dieſem Augenblicke war, um nicht, wenn auch nur in einem flüchtigen Zucken, zu ſehen, welch tiefer und gewaltiger Schmerz die Bruſt des ſo ſtarken Mannes durchwühlte.

Er bereute es jetzt, das Buch nicht in ſeinem Umſchlage gelaſſen zu haben; doch wer mochte es ihm verdenken, wenn er täglich unzählige Male den geliebten Namen, den ſie ihm verheimlicht, betrachtete!

Roderich hatte ſich indeſſen augenblicklich wieder gefaßt und ſprach ſich fortwährend aufs günſtigſte, ja, mit großer Anerkennung über die Arbeit des jungen Freundes aus und blieb ſogar eine geraume Zeit, ehe er unter einem herzlichen Händedrucke die Wohnung Rodenberg's verließ, nicht ohne ihn freundlich zu einem Beſuche in ſein eigenes Atelier einzuladen.

Rodenberg blieb einen Augenblick am Fenster stehen und blickte auf eine eigenthümliche Art, mit seinen Gedanken beschäftigt, an dem schmalen Streifen Himmel empor, der zwischen den Häusern sichtbar war; dann zuckte er die Achseln, pfiff halbleise eine Melodie vor sich hin und setzte sich wieder vor sein großes Blatt Papier nieder, an dem er emsig zu zeichnen fortfuhr, ohne sich durch den Eintritt Rüding's im mindesten stören zu lassen.

Der sanfte Eduard sah etwas blaß aus, hatte, gegen seine sonstige Gewohnheit, eingefallene Augen und blickte grämlich in die Welt — alles Symptome, daß er noch an den Nachwehen des Künstlertages zu leiden hatte. Er war überhaupt auf dieses Fest nicht gut zu sprechen. Denn da alle Damenwelt fehlte, so war er als Cupido nicht auf seine Kosten gekommen. Im Kampfe hatte er sich auch nicht hervorthun können, ein sonderlicher Trinker war er ebenfalls nicht, und wir wissen bereits, daß das Bißchen, was er nothgedrungen zu sich genommen hatte, ihm gewaltig viel zu schaffen gemacht. In seiner Hand hielt er drei große Briefumschläge wie einen großen Fächer ausgebreitet, mit denen er hier und da gegen sein blasses Gesicht wedelte. — „Da sind drei Schreiben," sagte er mit einer halbunterdrückten Stimme, „drei verdächtig aussehende Schreiben mit großem Siegel und einem Wappen, welches eine Umschrift hat, die ich nicht entziffern kann; ich liebe dieses Briefformat nicht und diese verdächtig aussehenden Siegel, sie riechen nach dem Rathhause und dem Executionsamte."

„Hm, was gibt's?" fragte Rodenberg, einen Augenblick aufschauend.

„Einer ist an Dich, einer an Walter, einer an mich;

aber da ich immer ein generöſer Kerl bin — ich kann das nun einmal nicht laſſen —, ſo könnt ihr obendrein meinen noch theilen.“

„Dank Dir! — quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes.“

„Was heißt das zu Deutſch?“ fragte der junge Mann mißtrauiſch.

„Das heißt frei überſetzt: ‚Alles, was Du verſchenkſt, hat ein rauhes Ende‘ — und ein rauhes Ende läßt ſich ſchwer anpacken; doch gib meinen Brief her. Ich erinnere mich im gegenwärtigen Augenblicke nicht, von irgend Jemandem verklagt worden zu ſein, brauche mich alſo auch vor keiner Execution zu fürchten. Iſt es eine Rechnung, ſo nagle ich ſie ausgebreitet an die Stubenthür, wie in früherer, nicht ſchlechterer Zeit die geſchoſſenen Eulen und Sperber — gib her.“

„Da haſt Du alle drei.“

Rodenberg nahm den Brief, der ſeine Aufſchrift trug, und warf die anderen beiden auf den Tiſch; er riß gleichgültig den Umſchlag ab und zog eine große Karte hervor, auf welcher, theils gedruckt, theils geſchrieben, zu leſen war: »Son Altesse le prince Henri prie le peintre Rodenberg de passer la soirée du seize courant chez lui. On se réunira vers les huit heures du soir. Costume: frac et cravatte blanche.«

Rüding, der genug Franzöſiſch verſtand, um das, was ihm ſein Freund vorlas, zu verſtehen, griff langſam nach dem Briefe, welcher ſeine Aufſchrift trug, öffnete ihn mit einer gewiſſen Würde und ſagte, nachdem er den Blick gleichgültig über die Karte hatte hinfliegen laſſen: „Du biſt ein ganz verfluchter Kerl, Rodenberg, man kann Dich weder anführen, noch in Angſt ſetzen; doch finde ich es diesmal begreiflich,

Erlebniſſen mit und was du von uns hören wirſt, hat ſich einſtens begeben und du kannſt es uns getroſt nacherzählen.“

Statt aller Antwort nickte Dubelli mit dem Kopfe, ſchielte aber dabei nach der Thüre und überlegte, daß dieſelbe mit einem guten Sprunge zu erreichen wäre.

„An wem iſt denn eigentlich die Reihe heute Abend?“ ſagte der alte Lehnſtuhl mit etwas lauterer Stimme und auf dieſe Frage hin brach faſt ein ebenſo großer Lärm los wie vorhin. Alles klang und klirrte, krachte und ſtöhnte durch einander und Jeder wollte das Recht haben, eine Geſchichte zu erzählen. Vor Allem krachte ein Tiſch auf's Allerlauteſte und verſicherte, etwas nie Erhörtes auf dem Herzen zu haben. Dazwiſchen klapperte ein Dolch vor allen Andern hervor und verſprach eine Schauergeſchichte, wie ſie noch nie da geweſen. Es gelang dem alten Stuhl nicht, dieſen Sturm zu beſchwichtigen, und wer weiß, wann endlich Ruhe eingetreten wäre, wenn nicht in dieſem Augenblicke der kurze Rock einer Tänzerin, der ſich, Gott weiß wie, hieher verirrt, mit einer feinen, aber durchdringenden Stimme ebenfalls um das Wort gebeten hätte. Dieſer Vorſchlag aber rief eine ſolche Indignation bei den altadeligen Geſchlechtern hervor, daß ſie ſtarr vor Erſtaunen ſämmtlich ſtill ſchwiegen und es hiedurch dem alten Stuhle möglich ward, ſich verſtändlich zu machen.

Mit einigen wenigen, aber paſſenden Worten hielt er dem Kleide der Tänzerin das höchſt Unziemliche ſeines Antrags vor und ſagte dann zur Verſammlung: „leider iſt unſere Zeit für heute Nacht ſo kurz zugemeſſen, daß wir uns der möglichſten Kürze befleißigen müſſen. Ich ſelbſt habe eine Kleinigkeit auf dem Herzen, die ich euch nicht vorenthalten will, ſoferne ihr mir hiezu eure Zuſtimmung gebt. Ihr wißt Alle, wie ungerne ich erzähle. Doch wenn ich über das Recht des Erzählens eine Debatte eröffne, ſo kommen wir heute zu nicht mehr, wie zu

denn Umſchlag und Siegel hatten ein zu ariſtokratiſches Anſehen. Es iſt übrigens ganz nett von dem Prinzen, daß er uns dieſe Einladung zuſchickte. Wir gehen doch hin?" ſetzte er fragend hinzu.

»Costumo: frac et cravatto blanche!« ſagte Rodenberg lachend — „können wir das leiſten? Damit iſt natürlich ein ſchwarzer Frack gemeint."

„Es wird ſich auch im Reitfracke thun," warf der ſanfte Eduard hin. „Und diesmal werde ich mir erlauben, die Erbſchaft meines Engländers anzutreten."

„Darin haſt Du ganz Recht," erwiederte der Andere in ganz gleichgültigem Tone; „wenn ich hingehe, was noch zweifelhaft iſt, ſo werde ich Zeit finden, mir bis morgen einen neuen ſchwarzen Frack bringen zu laſſen, denn zu einer ſolchen Soirée geht man entweder gar nicht oder quite fashion."

„Und Walter?" fragte Rübing kleinlaut — „der wird's doch auch mit dem Anzuge nicht ſo genau nehmen können?"

„Walter iſt ſchon ein älterer Mann mit grauem Haar, bei dem man es nicht ſo genau nimmt, ob ſein Frack etwas zu weit oder zu eng iſt."

„Was mag es für eine Geſellſchaft ſein?"

„Wahrſcheinlich eine Revanche auf unſer Künſtlerfeſt, wo ſich Seine Hoheit angenehm unterhalten."

„Ich möchte wiſſen, ob Knorr und van der Maaßen auch Karten erhalten haben?"

„Ohne Zweifel!"

„Meinſt Du, ſie gehen hin?"

„Ich glaube nicht; Knorr haßt dergleichen Vergnügungen,

und van der Maaßen hat so spät im Jahre Schwierigkeiten mit seinem Anzuge."

„Wahrscheinlich werden Damen dabei sein," sagte der sanfte Eduard, indem er mit den Fingern durch seine langen, blonden Locken fuhr.

„Das versteht sich doch von selbst — weißt Du wohl, Rüding, daß ich an Deiner Stelle als Cupido hinginge — warst Du je in einer derartigen Soirée?"

Der sanfte Eduard lächelte etwas mitleidig in sich hinein, als wollte er sagen: das ist in meinen Verhältnissen eine höchst unnöthige Frage. — „Ob ich schon in derartigen Soiréen war!" meinte er alsdann. „Ich weiß wahrhaftig nicht, was Du unter dem Namen ‚derartige Soiréen' verstehst; daß ich mich aber in den allerfeinsten und alleranständigsten bewegt, darauf kannst Du Gift nehmen! Zu den renommirtesten Soiréen, die ich gekannt, gehört die des Commercienraths Schmiedefeld — ah," machte er mit einem Zungenschlage, „fein, was man fein nennen kann — die reichsten Kaufleute, Offiziere, Barone und Grafen, und was für Damen!"

„Da warst Du wohl der Hahn im Korbe?" fragte Rodenberg.

„Ich kann das nicht läugnen, daß ich ein wenig verhätschelt wurde; ich besaß damals eine wunderbare Tenorstimme, und wenn dann so eine Soirée recht im Gange war und noch höher gesteigert werden sollte, da hieß es gewöhnlich: ‚Rüding muß singen!'"

„Ah, und da sangst Du?"

„Und wie, lieber Freund — ich kann Dir versichern, man sprach wochenlang darüber mit Enthusiasmus!"

„Nun, in dem Falle iſt eine Geſellſchaft wie die, zu der wir morgen eingeladen ſind, für Dich durchaus nichts Beſonderes.“

„O Gott, nein!“ gab Rüding mit großer Gleichgültigkeit zur Antwort — „als ich noch bei mir zu Hauſe war, wurde ich beinahe jeden Tag in ähnlicher Art ausgebeten! Alſo Du biſt der Meinung, wir gehen hin — übermorgen iſt ſchon der ſechzehnte.“

Rodenberg hatte einen Bleiſtift quer in den Mund genommen und blickte gedankenvoll zum Fenſter hinaus, ohne die Frage ſeines Freundes zu beantworten. Er dachte, der Prinz veranſtaltet aus Artigkeit dieſe Soirée, weil er ſich bei unſerem Künſtlerfeſte amuſirt; was ihm aber an eben dieſem Künſtlerfeſte am beſten gefallen, iſt ſie, meine wilde Jägerin, und deßhalb wird ſie auch die erſte Einladung erhalten haben.

„Du überlegſt, ob wir hingehen ſollen?“ wiederholte der Andere ſeine Frage.

„Nein,“ entgegnete Rodenberg, „ich dachte an etwas Anderes — allerdings gehen wir hin.“

„Was meinſt Du?“ fragte der ſanfte Eduard nach einer kleinen Pauſe, „ſollen wir Walter bereden, mitzugehen?“

„Warum nicht? Walter iſt ein guter und amuſanter Kerl.“

„Allerdings, aber er hat ein Bißchen barſche und abſtoßende Manieren, und dann, haſt Du ihn ſchon einmal im Frack geſehen?“

„Ich erinnere mich nicht.“

„Das heißt in dem, was er einen Frack nennt?“

„Wie ſo?“

„Nun, es iſt eigentlich ſein ſchwarzer Ueberrock, deſſen

Schöße er umschlagen und zusammennähen ließ — es sah ganz verflucht aus!"

„Dazu hatte er wahrscheinlich seinen zugespitzten Hut auf?"

„Ja, es war freilich komisch."

„Ihm läßt man schon so etwas hingehen; das war eine Art Costume, das zu seinem Wesen vollkommen paßte. Ich bin überzeugt, er macht darin größeres Aufsehen, als wir, wenn wir uns noch so große Mühe mit unserem Anzuge geben."

„Ja, Aufsehen wird er machen," seufzte Röding.

„Und dann hast Du gut fragen, ob wir Walter überreden sollen; ist er der Mann, sich überreden zu lassen? Wenn es ihm überhaupt nicht unangenehm ist, mit Damen zusammenzukommen, so kannst Du Dich darauf verlassen, daß er hingeht."

Ueber diesen Zweifel wurden die beiden Maler in möglichster Bälde aufgeklärt, denn Walter erschien in kurzer Zeit und hatte nicht sobald die Einladung gelesen, als er erklärte, diese Soirée auf alle Fälle besuchen zu wollen. „Man lernt immer etwas dabei," sagte er; „man erblickt die sogenannte Welt in ihrer glänzenden Außenseite; man sieht Leute freundlich grüßen, die lieber aufschreien möchten wie ein Hund, wenn er auf den Schwanz getreten wird; man tapezirt die Wände, den Hut vor seinen Bauch gedrückt, man schwimmt in einem unendlichen Ocean von Langerweile, hoffend auf die kleine Insel, Souper genannt. Und wenn man der Sache obendrein noch eine verständige Seite abgewinnen will, so gibt es noch immer ein paar prächtige Weiberköpfe, ein paar weiße Schultern und dergleichen in wunderbarer Beleuchtung,

wobei man etwas lernen kann, was ich Dir, Rüding, ganz beſonders anempfehle; denn um junge Mädchen bei der Ampel, oder Prinzeſſinnen am Kaminfeuer malen zu wollen, muß man dergleichen bei willkürlicher, brillanter Beleuchtung geſehen haben und nicht unter Talglicht-Effect malen."

Der ſanfte Eduard zuckte ein paarmal verächtlich die Achſeln, ehe er würdevoll zur Antwort gab: „Spare dieſe Lehre für Deine künftigen Schüler, wenn Du einmal wieder Akademie-Director geworden biſt. Sage mir lieber, ob Du die Einladungskarte genau ſtudirt haſt."

„Wie ſo, junger Menſch?" fragte der Andere in ſeinem gewöhnlichen mürriſchen Tone.

„Weil darin von einem Frack die Rede iſt."

„Wagſt Du dieſe Bemerkung als Menſch, als Künſtler oder vielleicht als zukünftiger Schneider?"

„Frack und weiße Halsbinde, und dazu gehört auch eine weiße Weſte," erwiederte Rüding mit großer Ruhe.

„Walter hatte ſich rittlings auf einen Stuhl niedergelaſſen, und während er ſich mit den Armen auf die Lehne deſſelben ſtützte, kraute er ſich behaglich in ſeinem vollen Barte eine ziemliche Weile, ehe er zur Antwort gab: „Ich will Dir eine Wette anbieten, bei der die drei unſerer Freunde, die das Ding verſtehen — ſagen wir Roderich, Lytton und dort Rodenberg —, bei der Soirée entſcheiden ſollen, wer von uns Beiden am eleganteſten und würdigſten ausſieht; darüber wetten wir nun einen famoſen Punſch — biſt Du damit zufrieden?"

„Auf alle Fälle," ſagte Rüding, indem er ſüß ſchmunzelte — „verſtehen wir uns recht, Du haſt geſagt: elegant."

„Und würdig."

„Und würdig," wiederholte Rüding, indem er einen Blick in den Spiegel warf und dann mit großer Genugthuung hinzusetzte: „Nun, Rodenberg wird mir schon im Voraus das Zeugniß geben, daß ich mich elegant anzuziehen und elegant zu betragen verstehe."

„Abgemacht, wir wetten also!"

„Gewiß!" —

Nicht nur in diesem und anderen Künstlerkreisen gab die Einladung des Prinzen Heinrich, besonders in Betreff der Toilette, genugsam Veranlassung zu Besprechungen, zu Berathungen, sondern sie hatte auch hier und da Erörterungen unangenehmer Art zur Folge. Unter Anderem im Hause Roderich's, der die Einladung des Prinzen beim Mittagstische neben seinem Teller liegen fand, den Umschlag des Briefes und die Karte seiner Frau mit den Worten hinüberreichte: „Was denkst Du darüber?"

Frau Hildegard warf einen Blick darauf; ihr schien die Einladung vollkommen bekannt zu sein, doch machte sie eine ziemlich lange Pause, ehe sie in mehr als frostigem Tone zur Antwort gab, in einem Tone, der übrigens sehr glücklich ein Erstaunen ausdrückte: „Was ich darüber denke! O, ich bin so lange nicht mehr gewohnt, um meine Meinung gefragt zu werden, daß ich wirklich nicht im Stande bin, hierauf eine genügende Antwort zu geben — weiß ich doch nicht anders, als Befehle zu erhalten, die ich mich dann so sehr bemühe, nach meinen schwachen Kräften auszuführen!"

Frau Hildegard hatte seit der letzten peinlichen Unterredung mit ihrem Manne ihre Taktik insofern verändert, als sie es sorgfältig zu vermeiden schien, in irgend welcher Weise durch Wort und Blick angreifend zu verfahren. Sie spielte

jetzt vollkommen die leidende, ſtille Dulderin, das unterdrückte Weib, welches nur durch unglaubliche Härte, durch die unerhörteſte Tyrannei zu einem verzweiflungsvollen Schritte getrieben wird, und einen ſolchen Schritt hatte ſie allerdings feſt beſchloſſen.

Auch in ihrem Aeußern ließ ſie mit einer unglaublichen Natürlichkeit ihren Seelenzuſtand erkennen; ihre Wangen waren von einer faſt verdächtigen Bläſſe, ihre großen Augen hielt ſie meiſt niedergeſchlagen, und während ſie beſonders vor gefühlvollen Freundinnen häufig ſchmerzlich hüſtelte, zeigte ſich doch dabei ein ſo ſtill ergebenes Lächeln um ihre Lippen, daß mitfühlende Seelen aus vollem Herzen ſprachen: „Dieſe Frau iſt ein Engel!“

„Ich habe nur fragen wollen,“ ſagte nach einer längeren Pauſe das Ungeheuer von einem Manne, „ob Du entſchloſſen biſt, die Soirée zu beſuchen, und in dieſem Falle würde und müßte ich Dich begleiten.“

„Ob ich entſchloſſen bin?“ fragte ſie mit einem Lächeln, welches ſo nahe an den Himmel ſtreifte, daß es den Beſchauer eiſig überrieſelte — „ob wohl mein Entſchluß etwas gilt, ob derſelbe wohl auf die Begleitung irgend eines anderen Menſchen einwirken kann — o, mein Gott!“

„Aus all' dem ſcheint mir herauszuklingen,“ ſagte Roderich mit großer Ruhe, „daß es Dir kein Vergnügen macht, die Soirée zu beſuchen — gut denn, ſo bleiben wir zu Hauſe.“

„Mir Vergnügen machen? Gewiß nicht — überhaupt darf ich mir wohl erlauben, erſtaunt zu ſein, daß Jemand in der weiten, weiten Welt ſich um etwas bekümmert, das mir Vergnügen macht! Nein, gewiß und wahrhaftig nicht,

Vergnügen macht mir diese Einladung nicht! Aber ich halte es für eine Pflicht der Artigkeit, sie abzunehmen, und da ich überhaupt gewohnt bin," setzte sie mit einem schärferen Tone hinzu, „meine Pflicht gegen Jedermann zu erfüllen, so will ich auch noch dieses Opfer bringen!"

„Gott soll mich bewahren," erwiederte der Herr des Hauses, „daß ich ein so großes Opfer von Dir verlangen sollte! Du gehst nicht gern dort hin — gut, so bleiben wir zu Hause!"

„Es kommt mir nicht zu, über Dich und Deine Handlungsweise bestimmen zu wollen — o, mein Gott, nein! Thue, was Du willst, aber ich werde der Einladung folgen, da ich dies für eine Pflicht der Artigkeit gegen den Prinzen halte, und so lange ich überhaupt noch ...." — sie sprach diesen letzten Satz nicht aus, man hätte sagen können, sie dachte ihn überhaupt nur halblaut; denn für ihren Mann war er nur ein unverständliches Murmeln.

„So gehen wir also hin," sagte der letztere, anscheinend in großer Gleichgültigkeit; ich werde den Wagen um acht Uhr bestellen, wenn Dir meine Begleitung gefällig ist."

Frau Hildegard hustete hinter ihrer vorgehaltenen Hand ein Mal, zwei Mal und drei Mal mit einiger Anstrengung; dann sagte sie: „Was die Begleitung anbelangt, so möchte ich mir erlauben, offen und ehrlich darüber zu reden."

„Diese Art wäre überhaupt von jeher die beste gewesen."

„Du wirst auf Deinem Zimmer die Karte meines Vetters gefunden haben, des Freiherrn Schenk von Schenkenberg," fuhr sie mit einem sehr verständlichen Achselzucken fort — „Du warst nicht zu Hause, als er Dir seinen Besuch machen wollte. Er wird ebenfalls bei der Soirée des

Prinzen ſein, und er bat mich dringend, mich dorthin begleiten zu dürfen.“

Roderich fuhr faſt ſichtlich empor, ſeine Stirn röthete ſich und er war ſchon im Begriffe, ein empfindliches Wort zu erwiedern, als er ſich eines Beſſern beſann und nach gewaltiger Anſtrengung und tief aufathmend ſagte: „Ah, ich verſtehe das! Es macht ſich allerdings beſſer, am Arme eines Freiherrn die Soirée eines Prinzen zu beſuchen; ob es aber paſſend iſt, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen.“

„Ich würde Dir vorgeſchlagen haben, zuſammen hinzufahren, doch da Du meine Familie nicht liebſt“ — ſie betonte das Wort „meine“ ſehr ſtark —, „ſo unterließ ich es.“

Roderich beugte ſich ſtillſchweigend tief auf ſeinen Teller hinab, und als er wieder aufſchaute, bemerkte er, wie das große, ſchöne Auge ſeines kleinen Mädchens mit einem eigenthümlichen Ausdrucke feſt auf ihn gerichtet war. Das Kind hatte ſich zu ſeinem Nachtiſche mit einer Birne beſchäftigt und ſchien die Unterredung ſeiner Eltern gar nicht gehört zu haben; jetzt aber ſagte es mit ſeiner weichen und melancholiſchen Stimme: „Neulich, als ich bei Bertha zu Mittag geeſſen habe“ — Bertha war eine ſeiner kleinen Freundinnen — „da ſprach Bertha's Vater und Bertha's Mutter auch mit einander gerade ſo, wie Du Mama mit Papa, nur ganz anders; ſie wollten auf die Rheininſel fahren und Kaffee trinken. Aber da Bertha's Vater nicht ſo früh von ſeinem Bureau gehen konnte, ſo ſagte Bertha's Mutter, dann ginge ſie auch nicht — gewiß ginge ſie nicht, auf keinen einzigen Fall, und da ſagte der Vater von Bertha und lachte dazu. Bertha's Mutter wäre noch ein kleines Kind, und wollte ſie an der Hand nehmen und hinführen, und dabei lachte ſie und

Bertha lachte und ich lachte und wir alle mit einander lachten — warum lacht denn Ihr niemals mit einander?"

Das war nun allerdings eine sehr einfache Frage, und doch wieder schwer zu beantworten.

Roderich biß sich auf die Lippen, nahm das kleine Mädchen von seinem Stuhle auf seinen Schooß, und seinen Mund auf sein Haar drückend, sagte er mit einer eigenthümlich bewegten Stimme: „Wir lachen doch auch oft mit einander, ist das nicht wahr?"

„Ja, wir beide, Papa, wenn Du hübsches, dummes Zeug mit mir machst, wenn wir im Zimmer mit einander spaziren gehen und Du dann so plötzlich stehen bleibst, daß ich an Dich hinpurzle, oder wenn Du mir komische Sachen zeichnest!"

„Nun, siehst Du wohl, daß wir auch zusammen lachen können."

„Ja, es ist aber doch nicht so, denn Mama lacht niemals mit!"

„Leider hast Du Recht, mein liebes Kind," sagte Frau Hildegard in düsterem Tone; „ich habe das Lachen vergessen und werde es auch wohl nie wieder lernen."

„O, versuche es einmal, liebe Mama — siehst Du, Du kannst es noch!" bat das Kind schmeichelnd, indem es sich vom Schooße seines Vaters gegen die Mutter beugte, um sie an sich heranzuziehen.

Es war dies ein großer und wichtiger Augenblick; es flog der Schutzengel des Hauses über die Häupter der Familie, der in fest verschlossener Hand hielt den Samen des Friedens, der Versöhnung, neu zu erblühenden Glückes; er schien ängstlich zu warten auf einen guten Blick, auf ein

Zänkereien und ich möchte doch unſern Gaſt hier nicht mit einem ſo ſchlechten Begriff über unſere Zuſammenkünfte entlaſſen. Erlaubt mir deßhalb, daß ich euch berichte, auf welche Art ein Künſtler, dem ich angehörte, bevor ich zum Theater kam, wahnſinnig wurde. Es iſt dieß eine wahre Geſchichte, eigentlich nur eine kleine Epiſode, aber ganz nach eurem Geſchmack.“

freundliches Wort, ja, nur auf ein mildes Lächeln, um ihn hinabzuſtreuen in das Herz der drei unglücklichen Menſchen — aber er wartete vergebens. Frau Hildegard erhob ſich raſch und ungeſtüm vom Tiſche, worauf der Vater ſeine kleine Tochter einen Moment feſt in ſeine Arme ſchloß, ſie dann mit einer unendlichen Innigkeit küßte und hierauf ſanft von ſeinen Knieen hinabgleiten ließ.

XVII.

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“

Der Abend, an welchem die Soirée bei dem Prinzen Statt fand, war gekommen, und in der Wurstgasse oder dem Reichsapfel zeigte sich die hier seltene Erscheinung eines verschlossenen viersitzigen Wagens. Dieser Luxus war auf Rüding's Veranlassung geschehen, welcher in den letzten Tagen ein kleines Bild verkauft hatte und dem es sehr unpassend, ja, vollkommen unanständig erschien, daß sich drei deutsche Künstler im Frack und weißer Halsbinde zu Fuß zu einer Soirée begeben sollten — zu einer Soirée bei einem Prinzen — zu einer Soirée mit Damen. Er hatte sich, wie er auf sein Wort versicherte, noch niemals zu Fuß zu einer Soirée mit Damen begeben, und doch hatte er seinen Willen in Betreff eines geschlossenen viersitzigen Wagens nur einestheils dadurch durchgesetzt, daß er sich großmüthig erbot, die ganze eine Hälfte der Unkosten zu bezahlen, anderentheils, weil es am Vormittage geregnet hatte und auf der Straße sehr kothig aussah.

In dem Zimmer stand Rebenberg vor einem großen Spiegel und gab sich viele Mühe, seinem krausen, blonden

Haare mittelſt Kamm und Haarbürſte einen Scheitel zu corrigiren, den ihm der Friſeur vor einer Stunde gemacht, der aber bei dem Anziehen wieder ein wenig in Unordnung gekommen war. Hinter ihm ſtand Rafael, den ſchwarzen Frack auf dem Arme und einen Bericht machend über die Dreſſur des Pudels, welcher in den letzten Tagen außerordentlich vorgeſchritten ſein ſollte.

„Es iſt eigentlich kein Verdienſt dabei,“ ſagte der kleine Diener mit außerordentlicher Beſcheidenheit, „es iſt gerade ſo, als ob das gelehrige Thier Menſchenverſtand hätte, und ich nehme auch an, er hat Verſtand; denn gerade ſo rede ich mit ihm und ſage ihm, was ich will und was er thun ſoll. Sie ſollten nur ſehen, Herr Rodenberg, wie geſcheit er mich anblickt und wie er dabei aufpaßt.“

„Und was iſt die Frucht dieſes Aufpaſſens, ich wollte ſagen, wie weit ſeid Ihr mit einander gekommen?“

„O, ſo weit, daß, wenn ich ihm irgend etwas, wenn es nur wie ein Buch ausſieht, in's Maul gebe und ihm ſage: ‚Allons, Figaro!‘ ſo läuft er in das Haus, wo Herr Schmitz wohnt, und kratzt im oberſten Stockwerke an der Thür, die ich ihm bezeichnet.“

„Ah, Du haſt ihm eine Thür bezeichnet, Monſieur Rafael?“

„Gewiß, Herr Rodenberg, und ich bilde mir ein, meine Sache recht gemacht zu haben.“

„Doch nicht die Thür zu dem Zimmer unſeres kleinen Angelo, oder die, wo deſſen würdige Mutter, Madame Schmitz, wohnt?“

Rafael ſchüttelte lächelnd unter einem ſo viel ſagenden Blicke den Kopf, daß ſich Rodenberg, nachdem er ſeinen

Frack genommen und angezogen, nicht enthalten konnte, dem kleinen Bedienten leicht auf den Kopf zu pätſcheln; er hätte ſich noch vor wenigen Tagen geſcheut, dies zu thun, doch war das Haar Rafael's, ſeit er am Künſtlertage die Rolle des Zwerges geſpielt, faſt in einer eben ſo muſterhaften Ordnung wie das ſeines Herrn, roch auch merkwürdiger Weiſe nach der gleichen Pomade.

Rodenberg ſtand nun fertig da, und wir glauben dem ſchönen jungen Manne über ſein Aeußeres kein beſſeres Compliment machen zu können, als wenn wir die Ueberzeugung ausſprechen, er werde in dem feinſten, eleganteſten Zirkel auch nicht durch das Geringſte auffallen, ſondern ſich ganz ſo ausnehmen, als bewege er ſich in gar keiner anderen Geſellſchaft als in der allerbeſten.

Rodenberg ſchien auch mit ſich ſelbſt zufrieden; er zog ſeinen Frack in die Taille, betrachtete ſich, ſo viel als es ihm möglich war, von der Seite in dem kleinen Spiegel und mußte ſich in Gedanken über die kunſtvolle Arbeit des Schneiders lobend ausſprechen. Freilich hatte dieſes Kunſtwerk einen guten Theil der Einnahme verſchlungen, welche der junge Künſtler für ſein vortrefflich gelungenes Blatt des Künſtlertages erhalten hatte, eine ſinnig und ſchön durchgeführte Arbeit, der das ungetheilte Lob aller derer zu Theil wurde, die ſie geſehen. Zwar hatte Rodenberg daran unabläſſig von Morgens früh bis ſpät in die Nacht gearbeitet, und das alles für einen neuen Frack; doch tröſtete er ſich damit, daß er zu ſich ſelber ſprach: „Bah, Papier und Bleiſtift ſind wohlfeil, und ich fühle eine Armee in meiner Fauſt!“

„Soll ich vielleicht Herrn Rüding ſagen, daß Sie

fertig ſind?“ fragte der kleine Diener nach einer Pauſe, als er bemerkte, daß ſein Herr mehrere Male ungeduldig auf ſeine Uhr ſchaute und dann nach der Thür ſah.

„Ich fürchte, wenn wir ihn treiben, wird er mit ſeiner Toilette niemals fertig. — He, Walter, wie weit biſt Du? Wir haben nur noch eine Viertelſtunde Zeit.“

„Ich kann mich im nächſten Augenblicke ſehen laſſen,“ hörte man die tiefe Stimme des alten Malers ſagen, „und glaube, daß ich eine ganz famoſe Erſcheinung abgeben werde.“

Rodenberg dachte an das Coſtüme des Drachen Griesgram und lachte in ſich hinein.

„Nach genauer Prüfung meiner Garderobe,“ fuhr die Stimme Walters fort, „fand ich, daß es mir trotz aller Phantaſie und allem Geſchmacke nicht gelingen werde, in jener Art zu erſcheinen, die man elegant nennt; auch iſt die Idee des Aufnähens der Oberrockſchöße, um denſelben ſo zu einem Fracke umzuwandeln, ſchon ſehr abgenutzt. Ich habe deßhalb die Rolle eines vollkommen älteren Herrn angenommen, habe meinem an ſich ſchon grau melirten Haare mit etwas Puder nachgeholfen und werde mit einem Stocke gehen, ungefähr ſo, als ſei ich von der Gicht geplagt oder als habe ich mich bei der Maskerade neulich zu ſehr angeſtrengt — ſo, nach dieſer Vorrede kannſt Du mich nun anſchauen.“

Damit trat er unter die Thür, und Rodenberg, welcher ihm erwartungsvoll entgegenblickte, mußte über die Erſcheinung lächeln, aber durchaus nicht lachen. Walter hatte wirklich in ſeiner Erſcheinung etwas durchaus Anſtändiges, faſt Würdiges. Er ſah aus wie ein alter gedienter Militär in Civil, der es mit ſeiner Toilette nicht mehr ſo genau

nimmt, der wohl weiß, daß man ihn und ſeine Vergangenheit genugſam kennt und ihm den nicht mehr ganz neuen Rock, ſo wie die breiten, aus einander getretenen Schuhe gern nachſieht. Er war eine jener Erſcheinungen, wie man ſie in allen Bädern, wo geſpielt wird, herumgehen ſieht, in gleicher Art gekleidet, am Tiſche der Roulette und des trente et quarante, gleich energiſch und rückſichtslos auftretend, dagegen ſehr beſcheiden in der Reſtauration, voll Courtoiſie gegen die Damen auf der Promenade, im Allgemeinen aber eben ſo bekannt als unbekannt; denn ſeinen eigentlichen Namen weiß Niemand, es iſt der Herr General, der Herr Oberſt oder der Herr Marquis.

So dachte auch Rodenberg, welcher ihn nach einigem Betrachten mit den Worten anredete: „Ah, Herr General, wie glücklich ſchätze ich mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen!“

„Nun, was meinſt Du,“ ſagte Walter mit einem der Lächeln, die bei ihm ſo ſelten waren, „werde ich nicht ein gewiſſes Aufſehen erregen?“

„Das wirſt Du in der That, beſonders aus der Entfernung, wo man die kaum aus dem Knopfloche hervorlugende rothe Roſenknospe für ein Ordensband halten wird.“

„Man könnte mich in der That für einen alten, würdigen General halten, der mit ſeinem Sohne, das biſt Du, einem leichtſinnigen, aber eleganten jungen Menſchen, in Geſellſchaft geht — komm' alſo!“

„Wir müſſen ja auf Rüding warten; doch ich höre ihn ſo eben kommen — da iſt er ſchon.“

Der ſanfte Eduard trat wirklich in's Zimmer mit der Miene eines Siegers, mit der Miene jeder Ueberlegenheit,

mit der Miene, welche deutlich aussprach: ‚Seht mich an und verstummt!‘

Und er sah auch in der That merkwürdig genug aus. Ueber die Bekleidung des unteren Theiles seines Körpers war nicht viel zu sagen gewesen, sie war wie die jedes anderen anständigen Menschen: schwarze Beinkleider, ja, er hatte sich sogar bis zu lackirten Stiefeln verstiegen; auch über die rothe Sammtweste hätte man allenfalls ein Auge zudrücken können, als poetische Licenz eines jungen Künstlers. Aber der Reitfrack des abwesenden Engländers war durch Einnähen an den Seiten zu einem gar zu ungeheuerlichen Machwerke geworden, besonders da es nicht möglich gewesen war, die Taille zu verkürzen, deren untere Knöpfe dem kleinen Rüding deßhalb bis zu jenem Theile gingen, den man in guter Gesellschaft nicht zu nennen pflegt. Eine weiße, viel zu hohe Halsbinde mit wild aus einander stehenden Zipfeln rahmte das blasse, schmachtende Gesicht ein und machte im Verein mit dem Kopfe Rüdings nur wohl dadurch eine so ungeheuer komische Wirkung, weil sein langes, blondes Haar zu so compacten und gleichförmigen Locken zusammengearbeitet war, wie man es nur bei den jungen Mädchen zwischen zwölf und vierzehn Jahren zu sehen ertragen kann.

Ein zusammengeklappter Hut, den Rüding irgendwo entlehnt und unter dem Arme trug, so wie neue, leuchtend weiße Handschuhe vollendeten das Ganze.

„Ah, Schockschwerenoth,“ machte Walter, „Du bist schön, Rüding!“

Dieser zuckte verächtlich die Achseln und sagte: „Ich weiß wohl, daß Du immer etwas an mir auszusetzen hast; doch ohne unbescheiden oder eitel zu sein, ich bin mit mir

zufrieden — wer zuletzt lacht, lacht am besten," setzte er mit Würde hinzu; „denke Du nur an unsere Wette."

„So laßt uns denn gehen," sagte Rodenberg, „es schlägt so eben acht Uhr und wir kommen gerade zur rechten Zeit hin."

Prinz Heinrich wohnte nur vorübergehend während einiger Sommermonate in der Stadt und den übrigen Theil des Jahres stand sein großes Haus, in einem hübschen kleinen Parke gelegen, leer. Da der Prinz nicht verheirathet war, so hatte er nur wenige Zimmer zu seiner Wohnung einrichten lassen, und die übrigen schönen Räume des Hauses dienten ihm dazu, die Gemälde und Kunstgegenstände aller Art, die er auf seinen vielen Reisen anschaffte, hier aufzustellen. Es hätte dies eine ganz hübsche Sammlung werden können, wenn der Prinz bei seinen Ankäufen mit einem besseren Geschmacke verfahren wäre und nur allein auf die Kunst Rücksicht genommen hätte; so aber spielte die Protection gewisser Künstler eine Hauptrolle und anderentheils war dieses oder jenes Genre so beliebt, daß oft mehr auf den Gegenstand des Gemäldes als auf den Kunstgegenstand Rücksicht genommen wurde. An leichtgeschürzten Nymphen, unbekleideten Göttinnen und badenden Mädchen war durchaus kein Mangel.

Von den drei Freunden war Rodenberg ganz ruhig in den Wagen gestiegen, weniger an die Soirée selbst denkend, als an ein einziges Wesen, das er doch wenigstens zu sehen hoffen durfte. Walter befand sich in einer höchst gleichgültigen Stimmung; er fürchtete Langeweile und daß das Souper gar zu spät servirt werden möchte. Rüding ließ sich selbstgefällig auf einen Sitz nieder und benutzte die Scheibe des Wagens dazu, das Spiegelbild seines gelockten Kopfes,

wenn auch mit einiger Verzerrung, zu betrachten. Dabei gab er ſich ganz das Anſehen, als gehörten große Geſellſchaften, beſonders bei Prinzen und mit Damen, zu ſeiner allabendlichen Beſchäftigung; ob er tanzen würde, wußte er noch nicht ganz genau, und was das Souper anbelangte, ſo fürchtete er nur, daß die dicke Generalin, deren Schooßhund er im vergangenen Jahre in einer blühenden Jasminlaube gemalt hatte, ihn bei ſeinem Erſcheinen abfangen und zu Tiſche ſchleppen werde.

„Es wäre dies ſchade," meinte er, „da ſo viele ſchönere, jüngere Damen nach mir ſchmachten werden."

„Jedenfalls haſt Du die Vorhand," meinte Walter, „denn ſie werden Deine Rolle als Cupido nicht vergeſſen haben und ſich mit Dir auf guten Fuß ſtellen."

So fuhren ſie weiter, ziemlich langſam, denn es war ein alter Wagen mit alten Pferden und einem ſehr alten Kutſcher.

„Wenn man in den Soiréen, wo ich früher war," ſagte der ſanfte Eduard nach einer längeren Pauſe, „Durſt verſpürte, ſo ließ man ſich von dem Dienſtmädchen ein Glas Waſſer geben. Das iſt wohl überall ſo?"

„Allerdings, wo es Dienſtmädchen gibt; wo aber Bediente herumlaufen mit großen Präſentirtellern voll Thee, Gefrorenem und dergleichen, da wartet man bis Einem etwas präſentirt wird."

„Natürlich," entgegnete Rüding, „und greift nicht gleich zu, ſondern wartet, bis man höflich eingeladen wird."

„O nein, in dem Falle greift man zu."

„Ja, ja, man greift zu," flüſterte der ſanfte Eduard, doch nicht mehr in dem beſtimmten Tone wie früher. In

seiner Stimmung und in seinem Blicke machte sich eine gewisse Beklommenheit bemerkbar, je näher sie ihrem Ziele kamen.

„Man redet doch den Prinzen immer mit Eure Hoheit an?" fragte er nach einer Weile, sich direct an Rodenberg wendend.

„Man redet einen Prinzen niemals an, sondern wartet, bis er uns anspricht, dann aber sagt man so oft als möglich Eure Hoheit."

„Natürlich, so oft als möglich, denn er freut sich, seinen Titel zu hören."

„Ganz gewiß," sagte Walter — „doch da sind wir ja schon!"

„A—a—ah, da sind wir!"

Der Wagen rollte nun sanft auf dem weichen Sandboden des Parkes, da das Haus zurückgezogen von der Straße lag.

Rechts und links an dem weit geöffneten Gitterthore standen Schildwachen, Gewehr bei Fuß, und schauten neugierig in den vorbeifahrenden Wagen, der nun am Eingange zur großen Vorhalle hielt, wo sich Bediente in reicher Livrée befanden. Rafael, der mitgenommen worden war, öffnete den Schlag, und zuerst stieg Rodenberg aus mit einer gleichgültigen Miene und dem Benehmen eines Mannes, dem Equipage, Vorhalle und betreßte Dienerschaft nichts Neues sind.

Walter, der nun folgte, war so klug, sich so weit es ihm möglich war, nach dem Vorbilde seines jüngeren Freundes zu richten; doch da er dessen leichte, elastische Tritte nicht nachahmen konnte, so benutzte er jetzt schon den mit-

Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Aus der Requiſiten-Kammer.

„Ich habe ſehr viel auf dieſer Welt erlebt,“ ſo ſprach der alte Lehnſtuhl, „Manches durchgemacht, Gutes und Schlimmes, viel geſehen, viel mit angehört ſeit jener Zeit, wo mein Urſtoff, kräftiges Eichenholz, in friſcher Jugendkraft luſtig im dichten Walde wuchs, die Wurzel weit ausgebreitet, die Zweige hoch gegen den Himmel geſtreckt. Ach! wir dachten, dieß würde ewig ſo fortgehen, und wir nach einigen hundert Jahren, alt und mürbe geworden, endlich zuſammenfallen und müde und ſchwach auf dem weichen Waldboden ausruhen können, den wir ſo lange beſchattet. Wenn ich von wir ſpreche, ſo meine ich damit den Baum als Familie, deſſen Glieder ſeltſam in der Welt herum verſtreut wurden, wie ihr gleich hören werdet.

Eines Tages kamen die eigennützigen, habgierigen Menſchen und maßen uns in die Breite und Höhe. Dann hieben ſie mit ſcharfer Art ein Stück von unſerem Kleide hinweg, und wir glaubten ſchon, das ſei Alles, was uns geſchehe. Wir lachten

genommenen Stock und hinkte ein wenig, was eine ganz gute Wirkung hervorbrachte.

Rüding dagegen wartete, bis die Beiden in die Halle eingetreten waren; er hatte beſchloſſen, den Wagen vor den Augen der gaffenden Dienerſchaft mit einer Leichtigkeit und Grazie zu verlaſſen, die dem jungen, eleganten Manne eigen iſt, und hüpfte nun ohne Benutzung des Trittbrettes hinaus. Es wäre dies auch wahrſcheinlich ganz gut von Statten gegangen, wenn nicht an der Thür des alten Wagens eine verrätheriſche Nagelſpitze herausgeſchaut hätte, welche ſich leider in den Taſchen des zu langen Frackes verfing und einen ſo klaffenden Riß hervorbrachte, daß das Unterfutter ſichtbar wurde.

„Das fehlte mir noch!“ verſetzte Rüding, an den verletzten Theil greifend, worauf er Rafael mit einer beſorgten Miene fragte, ob der Schade deutlich ſichtbar ſei. Dieſer war ſo gutmüthig, dies entſchieden zu verneinen, worauf Rüding mit klopfendem Herzen in die Vorhalle trat.

Hier wimmelte es ſchon von Eingeladenen: Damen, Herren vom Civil, Militärs; da wurden Fräcke und Uniformen feſter in die Taille gezogen, an der Säbelkoppel gerückt, ſich mit den Fingern leicht durch die Haare gefahren, die Handſchuhe betrachtet. Es war ein lebendiger Strom, der die Treppe hinaufſtieg, ein Strom ohne Ende und Anfang, oben in den Vorzimmern verſchwindend und ſich immer neu ergänzend aus den heranrollenden Wagen.

Unſere drei Freunde gingen ebenfalls die Treppe hinauf; Rüding war der Letzte, denn er hatte gar zu viel zu thun. Bald betrachtete er ſeinen verletzten Frackſchooß, bald zog er ſeine rothe Sammtweſte herab, daß ſie recht ſichtbar

ſei, bald befühlte er die Spitzen ſeiner weißen Halsbinde, und dazu hielt er es für ſeine Schuldigkeit, die ſteife, der Etiquette gemäße Kopfneigung der Dienerſchaft mit den freundlichſten Grüßen nach rechts und links zu erwiedern, wobei er ſeinen Klapphut ſchwenkte und ſich bemühte, ſehr liebenswürdig und herablaſſend zu ſein.

Oben paſſirte ihm noch ein kleines Unglück, aber es war unbedeutend; er verwickelte ſich auf eine unerklärliche Art in eine der Meſſingſtangen des Treppenläufers und ſtolperte, wobei er mit ſeinem Kopfe die Beine eines vorausſchreitenden Lieutenants berührte und dafür mit einem ſehr ernſten Blicke belohnt wurde.

Daß Rüding indeſſen ängſtlich nach Luft ſchnappte und ihm dabei das Waſſer im Munde zuſammenlief, dürfen wir nicht verſchweigen; er wollte ſich des letzteren als ein höflicher Mann entledigen, ehe er in das Zimmer trat, und ſpuckte zur Seite aus, leider aber auf die glänzend ſchwarze Sammthoſe eines dort aufgeſtellten Lakaien; doch machte er den angerichteten Schaden ſogleich wieder gut, indem er auf den Bedienten zueilte, ihn freundlich um Entſchuldigung bat und raſch entſchloſſen mit ſeinem Frackärmel über die beſchmutzte Stelle fuhr.

Der Lakai lächelte eigenthümlich ſeinem Nebenmanne zu, und als Rüding, dies ſehend, ſich etwas betroffen umwandte, bemerkte er ein höchſt zufriedenes Lächeln der Zuſtimmung auf den Geſichtern ſämmtlicher Lakaien die ganze Treppe hinab. Doch hatte er nicht Zeit, ſich viel darum zu kümmern, denn er war beſchäftigt, mit einer ängſtlichen Haſt ſeine Einladungskarte hervorzuziehen, um ſie einem würdig ausſehenden Herrn in ſchwarzſeidener Kniehoſe, ſchwarzem

Fracke und weißer Halsbinde zu präſentiren, der eben am Eingange des Zimmers ſtand.

Dieſer wies die Karte lächelnd zurück und winkte dem jungen Manne einzutreten. Da aber Rüding das koſtbare Document vorher wieder ſorgfältig verwahrte, ſo hätte dies einen kleinen Aufenthalt gegeben, wenn die nachfolgende Menge der Gäſte wie eine unaufhaltſame Woge Rüding nicht vorwärts geſchoben und ihn faſt gewaltſam in das Vorzimmer gedrängt hätte.

Um bei unſerem nicht ganz unrichtigen Bilde von der Woge zu bleiben, befand ſich der ſanfte Eduard hier ungefähr mit dem Gefühle eines Fiſches, der ſich hülflos auf den Sand geſchleudert ſieht und ängſtlich nach Waſſer ſchnappt.

Da ſtand er nun, von dem Strome der haſtig Nachdrängenden ſeitwärts geſchoben, krampfhaft lächelnd, ſeinen zuſammengeklappten Hut in der Hand und rings um ſich ſchauend nach einem freundlichen Winke, einer rettenden Hand, die ihn mit gutem Rathe zurücklenkte auf die ſchlüpfrige Bahn, auf der ſich zu bewegen er nun einmal gezwungen war; aber er ſah wohl Menſchen und Augen, mitunter ſehr ſchöne Augen, doch keine freundlichen Blicke; es ſtrahlte an ihm vorüber in allen Farben, in Gold und Silber, in Spitzen und Brillanten; es plauderte und lachte, und doch fühlte er ſich hier werthlos, einſam, verlaſſen — unter Larven die einzig fühlende Bruſt.

„Da iſt er ja," hörte Rüding endlich eine Stimme ſagen, und als er ſich bemühte, mit den Augen irgend einen Punkt zu erfaſſen in dem Gewühle derer, die dem anderen Zimmer zuſtrömten, da entdeckte er Rodenberg, der von

dort lachend zurückkam, ihn unter die Arme faßte und vorwärts zog.

„Wenn wir so langsam vorwärts machen," sagte er, „so kommen wir vor Mitternacht nicht in den Hauptsalon — aber was hast Du denn? Fehlt Dir etwas? Du siehst so blaß aus!"

„Nein," gab der sanfte Eduard mit einem erzwungenen Lächeln zur Antwort, „ich befinde mich kreuzfidel; ich hatte draußen nur ein wenig verweilt, um die Leute an mir vorüberziehen zu lassen; man lernt immer etwas dabei."

„Ja, ja, nun aber komm', dort ist Walter, der schon ungeduldig wird."

„Wird der Prinz schon im nächsten Zimmer sein?" fragte Rüding in recht bescheidenem Tone.

„Ich glaube nicht; erst im zweiten oder dritten."

„So, so, geh' nur voran, ich folge Dir."

Damit traten sie in ein glänzend erleuchtetes Vorzimmer mit einem Ueberflusse an reich möblirten Spiegeln, an Sitzgelegenheiten aller Art, an blühenden Pflanzen und Blumen.

An der Ecke des mit Eleganz ausgestatteten Vorzimmers befand sich nicht weit von der Thür der Adjutant des Prinzen, Major von Werdenberg, in einer glänzenden Dragoner-Uniform, ein ununterbrochenes Lächeln auf dem Gesichte, die freundlichsten Worte auf den Lippen, die Hände vergnügt reibend, die Sporen bei jeder Verbeugung klirrend zusammenschlagend, und das Alles ging in einem gewissen Tempo so außerordentlich passend zu den Worten, die er sprach: „Auf Ehre, gnädige Frau, außerordentlich erfreut, Sie einmal wiederzusehen — Ganz entzückt, mein Fräulein — Seine Hoheit der Prinz wird ganz enchantirt sein — Ah, Herr

Baron — Guten Abend, beſter Kammerjunker — vortrefflich gemacht, die neue Uniform — räuberhaft ſchön — Ah, gnädigſte Gräfin, erlauben mir mit tiefſtem Reſpect mein Compliment zu machen — darf ich mir erlauben, Sie zu Seiner Hoheit zu geleiten — Seine Hoheit werden ganz enchantirt ſein — Ah, bon soir, Baron, charmé de vous voir, déjà rétabli de la dernière course aux chevaux, je n'ai jamais rien vu de si beau. — Auf Ehre," wandte er ſich an einen nachfolgenden Officier, „es war ein ſuperbes Rennen — trichinenhaft — Ah, Herr von Rodenberg — unſer vortrefflicher wilder Jäger von neulich. Ich kann Sie verſichern, ein fabelhaft unvergleichliches Feſt; ich werde es in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen — wahrhaft räuberhaft ſchön!"

„Darf ich mir erlauben, Herr Major, Ihnen den Herrn Maler Walter und Herrn Maler Rüding vorzuſtellen?"

„Entzückt, Ihre Bekanntſchaft zu erneuern — vortreffliche Rolle gehabt in Ihrem wunderbaren Feſte und ausgezeichnet durchgeführt. — Herr Walter machte, wenn ich nicht irre," fuhr Major von Werdenberg, die Hand an die Stirn legend, fort, „den — den — den . . ."

„Den Drachen Griesgram, Herr Oberſt-Wachtmeiſter."

„Ah, richtig, den Drachen Griesgram, vortrefflich gemacht; Seine Hoheit war ganz entzückt."

„Und der Herr Major werden ſich gewiß hier des Herrn Malers Rüding noch als Cupido erinnern?"

„Wie könnte man eine ſo unvergleichliche Leiſtung vergeſſen — ganz Cupido — jeder Zoll Liebesgott — die Damen," ſetzte er ſchalkhaft lächelnd hinzu, „ſollen viel darunter zu leiden gehabt haben!"

Rüding fühlte ſich durch dieſes Lob geſchmeichelt, be-

ruhigt, etwas sicherer gemacht, und er athmete in der nächsten Secunde weniger krampfhaft und weniger tief.

Neben dem Major von Werdenberg stand ein junger Mann in schwarzem Fracke, der sehr vornehm aber auch sehr gelangweilt aussah; er trug das Commandeurkreuz irgend eines Ordens um den Hals, stocherte sich häufig zwischen den Zähnen, wenn gerade keine Dame vorüberging, und starrte, ohne irgend ein Interesse zu verrathen, gerade aus, wenn er nicht hinter der vorgehaltenen Hand gähnte.

„Es ist schade, Baron Schleiden," wandte sich der Major zu jenem Herrn, „daß Sie dem Künstlerfeste nicht beiwohnten. Diese drei Herren, Herr von Rodenberg, Herr Maler Walter und Herr Maler Rüding, als wilder Jäger, Drach- Griesgram und Cupido, waren wirklich ausgezeichnet. — Herr Baron von Schleiden," fuhr er mit einer Handbewegung gegen diesen fort: „der Kammerherr Schleiden wird Veranlassung nehmen, die Herren dem Prinzen später vorzustellen."

Der Kammerherr neigte seinen Kopf ein klein wenig, aber sehr langsam, und starrte gleich darauf wieder in irgend einen unbekannten Welttheil hinüber.

Rüding hätte die höchst angenehme und schmeichelhafte Conversation mit dem freundlichen Adjutanten gewiß zu dessen großer Unterhaltung gern noch lange fortgesetzt. Doch ging Rodenberg rasch dem anderen Zimmer zu, worauf der sanfte Eduard durch einen Ellenbogenstoß Walter's ermahnt wurde, ein Gleiches zu thun, was er nach unzähligen Verbeugungen, wobei der Claquehut wieder eine große Rolle spielte, that.

Der Adjutant verbiß gewaltſam ſein Lachen, und ſelbſt der gelangweilte Kammerherr lächelte.

„Gehen wir auch dorthin?“ fragte Rüding beſorgt, als ſie nun an den beiden offenen Flügelthüren zum erſten Salon ſtanden, wo der größte Theil der Gäſte nicht mehr durchſtrömte, ſondern rechts und links Poſto gefaßt hatte, beſonders die älteren Herren und Damen, erſtere in ſchwarzen Fräcken und hier und da mit Ordensbändern im Knopfloche. Auch gediente Militärs aller Grade waren hier und glänzende elegante Lieutenants von unvergleichlicher Tournure, ſporenklirrend, ſäbelraſſelnd, mit jungen und alten, ſtark decolletirten Damen lachend und plaudernd, tänzelten vorwärts dem großen Saale zu, an deſſen Thür Seine Hoheit ſelbſt ſtand, mit eben ſo freundlicher und liebenswürdiger Miene, als die des Adjutanten draußen, und mit eben ſo charmanten, anerkennenswerthen Worten ſeine Gäſte empfangend.

Unter unzähligen Begrüßungen nach rechts und links, die ſich allenfalls für einen König geſchickt hätten, wenn er durch ſeine ſich tief verbeugenden Gäſte geſchritten wäre, gelangte der gute Rüding, dem etwas ſchwindelig zu Muthe war, auch in dieſen Vorſaal, aber nur bis in die Mitte desſelben; dort entdeckte ſein ängſtlich ſpähender Blick eine Lücke zwiſchen einem dicken Infanterie-Major und einem hageren Regierungsrathe, eine Lücke, gegen die er ſich mit der unwiderſtehlichſten Gewalt der Verzweiflung warf und glücklich durch dieſelbe hindurch in den Hintergrund drang, wo er mit einem unausſprechlichen Gefühle für den Augenblick Ruhe und Frieden fand, nichts mehr von dem nervenaufregenden Lichterglanze ſah und vor ſich nur die Rückſeite ſanfter ſchwarzer Fräcke hatte.

Auch Walter wäre, ehrlich gesagt, gern dem Beispiele seines Collegen gefolgt, doch war sein Auftreten zu würdevoll, um so gänzlich aus der Rolle zu fallen; innerlich aber fluchte er in Einem fort und nicht in den zartesten Ausdrücken auf Rodenberg, der nie genug haben konnte und immer in erster Reihe stehen mußte.

Dieser schritt auch in der That so unbefangen vorwärts, daß es eine Freude war, ihm zuzuschauen; auch wechselte er hier und da einen Händedruck und ein freundliches Wort, jetzt dicht vor der Thür des großen Saales mit einem besonderen Freunde, dem Rittmeister von Strachwitz, der ihn lachend unter den Arm nahm und so mit ihm in den großen Saal vor den Prinzen hintrat.

„Ah, unser wilder Jäger," sagte Seine Hoheit außerordentlich herablassend, wobei er dem jungen Manne sogar mit einer gewissen Cordialität seine linke Hand darreichte — „ich freue mich sehr, Sie zu sehen! Haben Sie dem Künstlerfeste beigewohnt, Baron Strachwitz? Sie müssen zugeben, daß er der Glanzpunkt dieses unvergeßlichen Festes war, einer der gelungensten wilden Jäger, wie sie nur eine glückliche Phantasie erdenken konnte, und dabei von einem immensen Glücke. Ja, ja, mein lieber Rodenberg," fuhr er mit schalkhaftem Lächeln und aufgehobenem Zeigefinger fort, „ich will Ihrem Verdienste und Ihren persönlichen Vorzügen durchaus nicht zu nahe treten, aber Glück gehört doch dazu, mein lieber Freund, Glück, sehr viel Glück! Er hat sie entdeckt, unsere schöne Unbekannte," flüsterte er hinter der vorgehaltenen Hand dem Rittmeister halblaut zu — „entdeckt — eingeführt — nein, entdeckt ist das richtige Wort; denn als wir diese wunderbare Blume gesehen, zögerten

wir nicht, uns derſelben mit ächtem Ritterſinn anzunehmen."

„In dieſem Punkte ſind Eure Hoheit zu bekannt und gelten als leuchtendes Vorbild!" ſagte der Rittmeiſter von Strachwitz mit tiefer Verbeugung.

„Ach, mein lieber Baron," ſeufzte der Prinz, „Sie ſind zu gütig, von dieſen Dingen noch immer in der Gegenwart zu reden; es müßte heißen: galt, denn es war die vergangene Zeit!" Er ſagte dies mit einer außerordentlichen Coquetterie und indem er den Oberkörper ſehr lebhaft, faſt energiſch auf ſeinen Hüften hin und her bewegte. „Ach ja, vergangene Zeit!"

Rodenberg hätte ſich gern zurückgezogen, das heißt, er wäre gern in den Saal weiter vorgeſchritten, um Anderen Platz zu machen, die nach einem Worte mit Seiner Hoheit ſchmachteten; doch ſo oft er zu einer tiefen Verbeugung anſetzte, um rückwärts davon zu gehen, faßte ihn der Prinz am Handgelenke und hielt ihn feſt, wobei derſelbe nicht nur in Einem fort weiter plauderte, ſondern auch noch Zeit genug hatte, die an ihm vorüberſchreitenden Gäſte auf ſeine Art zu empfangen, indem er den Titel oder Namen mit oder ohne freundliche Handbewegung in ſeine Converſation einflocht.

„Beneidenswerther junger Mann, dieſer Rodenberg — habe ich Recht, Strachwitz? — Ah, guten Abend Baron — Künſtler zu ſein, alſo ein freier Mann — Enchanté de vous voir Madame la comtesse — und ein ſo junger Mann — jung wie wir beide, Baron — Herr Oberſt, ich freue mich, Sie bei mir zu ſehen —, ja, jünger als wir beide, leider Gottes — Guten Abend, Gräfin, wenn Sie ſpielen wollen,

bitte ich, auf mich zu reflectiren. — Ich hoffe, ſie vergißt mich," flüſterte er dem jungen Künſtler zu, nachdem er der abgehenden Gräfin eine tiefe Verbeugung gemacht. „Und was macht die ſchöne Unbekannte?" wandte er ſich ſpecieller an Rodenberg, wobei er einen Schritt zurücktrat und dadurch den Rittmeiſter von Strachwitz frei ließ, der ſich auch alsbald unter die Gäſte miſchte.

„Leider weiß ich Euer Hoheit darüber gar nichts zu ſagen; ich ſah die allerdings für mich gänzlich Unbekannte ſeit jenem Tage nicht mehr."

„Mais comment? Sie haben ſie in der That nicht wieder geſehen, ſeit Sie ſie an den Wagen begleitet?"

„Leider nein; überhaupt war mein Zuſammentreffen mit ihr nur ein rein zufälliges, nur ein Glück, wie Eure Hoheit vorhin ganz richtig bemerkten, das auch jeden Anderen hätte treffen können; ſie fand mich und erſuchte mich, ſie zu dem Lager zu begleiten, was ich allerdings mit großem Vergnügen gethan."

„Alſo nicht wieder geſehen!" meinte der Prinz, und ſein Lächeln bei dieſer Frage war kein unfreundliches.

„Leider nein!"

„So ſollen Sie ſie heute Abend ſehen," flüſterte Seine Hoheit dem jungen Manne zu, hier bei mir ſehen." — Er rieb ſich vergnügt die Hände und fuhr alsdann fort: „Ich freue mich wie ein Kind darauf. Unſere ſchöne Unbekannte iſt keine Unbekannte mehr, ſobald man ihren Namen weiß, eine große, berühmte Künſtlerin; unſere Damen hier werden Augen machen — Augen, und nachher werden ſie entzückt ſein, deſſen bin ich ſicher." — Er ſchaute auf die große Uhr und fuhr dann, als er die noch frühe Zeit bemerkte, gleich-

darüber; was that uns am Ende diese kleine Wunde, die verharschte und wuchs in ein paar Sommern wieder zu! Aber wir hatten uns verrechnet. Eines Morgens kamen jene Menschen wieder und hatten noch Andere bei sich, welche große Aexte und Sägen trugen, und diese Mordinstrumente legten sie lachend vor uns hin. Da wußten wir schon, was die Stunde geschlagen hatte. Bald begannen sie denn auch ihren Angriff auf unser Familienglück, und während von einer Seite die scharfe Säge seufzend ob der harten Arbeit in unsere Grundvesten einbiß, wütheten auf der andern Seite die schneidigen Aexte und bald fühlten wir ein leises Beben und Zittern durch den Stamm bis hinauf in die letzten Zweige. Nun legten sie Seile an und zogen uns nieder. Es war ein gewaltiger Fall, als wir dahin stürzten, und rechts und links rissen wir in unserem Schmerze große und kleine Aeste von den benachbarten Bäumen und unten knickten wir Gesträuch in großer Menge zusammen. Sogar von unserer eigenen Nachkommenschaft, die lustig um uns empor gewachsen war, wurden Einige zerschmettert und vernichtet, aber wir tröfteten uns damit, indem wir dachten: es ist besser in erster unbewußter Kindheit zu sterben, als ein Schicksal zu erfahren, wie das unsrige.

Nun gieng es, wie es mit uns armen Bäumen gewöhnlich geht. Unsere Familie wurde gewaltsam getrennt und wir erlebten an den verschiedenen Gliedern derselben viel Unglück. Wären wir noch beisammen geblieben zum Bau eines großen Hauses, in Gemeinschaft mit ehrenfesten Steinen, geschwätzigem Kalk, blinkendem Glas und vornehmen Tapeten, oder wären wir mit andern Hölzern unserer Gattung zum Bau eines prächtigen Schiffs benutzt worden, das stolz auf allen Meeren schwimmt, so was hätte ich mir schon gefallen lassen. Aber wir wurden jämmerlich zertheilt und Manche verfielen einem entsetzlich harten Schicksal. Viel von uns wurde zu gemeinen Kisten und Kasten

müthig fort: „Sie kamen vorhin mit einem älteren Freunde, wo iſt er geblieben? ich ſah ihn noch nicht eintreten.“

Walter hatte ſich unter der Eingangsthür gehalten und dort mit einem bekannten Infanterie-Officier geplaudert. Rodenberg ſah ihn wohl und winkte ihm jetzt, näher zu treten.

Walter folgte auch augenblicklich dieſem Winke und wurde dem Prinzen als Drache Griesgram vorgeſtellt, der ſich etwas den Fuß verletzt und ſich deßhalb erlaubt, mit ſeinem Stocke hieher zu kommen.

Seine Hoheit war auch gegen ihn außerordentlich gnädig und erinnerte ſich mit Vergnügen ſeiner Leiſtungen bei dem Künſtlerfeſte.

„Ah, meine liebe Freundin,“ ſprach jetzt der Prinz mit einem ſehr lebhaften Tone, indem er auf eine hohe und etwas ſtarke ältere Dame zuging, die jetzt in Begleitung ihres dem Aeußern nach noch viel unbedeutenderen Mannes hereingerauſcht kam, und ſtreckte ihr ſeine beiden Hände entgegen. „Ich bin in der That entzückt, daß Sie Ihre deliciöſe Villa verließen, um mich durch Ihren Beſuch heute Abend zu beglücken! Darf ich mir erlauben, meine theure Gräfin, Sie an den Theetiſch zu führen?“ Er bot ihr ſeinen Arm an, worauf ſie geſchmeichelt lächelte und den ihrigen einlegte.

„Prinz, Sie ſind ein Schalk,“ ſagte ſie im Weiterſchreiten mit einer außerordentlichen Vertraulichkeit, „gewiß, ein Schalk, den ich durch und durch zu kennen das Glück habe, und weil ich Sie kenne, kam ich. Es iſt ein Opfer, an einem ſolch' ſchönen Abende die herrliche Natur zu verlaſſen und ſich in einen heißen Salon einzuſchließen; aber ich bin da, wie Sie ſehen.“

„Und ich küſſe Ihnen dafür die Hand.“

„Aber ich kam nicht aus Freundſchaft für Sie, Prinz, bilden Sie ſich das ja nicht ein, ich kam nur aus Neugierde, um zu ſehen, was es hier gäbe.“

„Wie ſo, theure Gräfin, aus Neugierde?“ — Er fragte dies anſcheinend mit dem größten Erſtaunen.

„Eure Hoheit befahlen uns zu einer ſo ganz ungewöhnlichen Jahreszeit zu einer Soirée — das muß einen Grund haben, und den zu erfahren, darf ich doch wohl neugierig ſein.“

„Sie ſind eine entſetzliche Frau,“ erwiederte der Prinz mit gut geſpieltem Schrecken; „ich hätte daran denken ſollen, daß man vor Ihnen keine zweifelhaften Schachzüge machen darf.“

„Und mich nicht einladen, dazu hätte ich Ihnen ſelber gerathen.“

„So iſt es alſo unmöglich, etwas vor Ihnen zu verheimlichen?“

„Unmöglich!“

„Armer Blendheim!“

Blendheim war der Name des kleinen, unbedeutenden Gatten dieſer majeſtätiſchen Frau, welche nun raſch ihren Fächer ausbreitete, um hinter demſelben dem Prinzen mit einem nicht zu beſchreibenden lebhaften Ausdrucke ihrer Augen zuzuflüſtern: „Wollen Sie denn niemals verſtändig werden?“

„Leider habe ich ſo wenig Anlage dazu.“

„So ſeien Sie wenigſtens ehrlich und laſſen Sie mich wiſſen, was dieſe Soirée bedeutet.“

„Haben Sie die Sängerin Signora Vizcarro gehört?“

„Von ihr gehört allerdings, aber ſie ſelbſt noch nicht.“

„Eine wunderbare Künſtlerin, jung wie ein Mädchen aus der Penſion, ſchön wie ein Engel, vornehm wie eine Prinzeſſin!“

„A—a—ah,“ ſagte die Gräfin lachend, „ich fange an, zu verſtehen!“

„Nein, nein, Eveline, ſo nicht, davon kann keine Rede ſein! Dieſes Mal bin ich ganz Kunſtenthuſiaſt und betrachte dieſes wunderbare Geſchöpf, wie man überhaupt ein Wunderwerk betrachtet. Sie wurde mir dringend empfohlen, wiſſen Sie, von oben herunter, doch machte ich mir nicht viel daraus, bis ich ſie ſelbſt kennen lernte, aber dann — war ich ganz hingeriſſen — er küßte begeiſtert die zuſammengelegten Fingerſpitzen ſeiner Hand —, ja, hingeriſſen wie nie!“

„Sie ſind unverbeſſerlich wie — wie — nun, wie ein Prinz!“

„Und nachdem ich ſo offenherzig war,“ fragte er in ſchmeichelndem Tone, „ſind Sie mir böſe, daß ich Sie hergebeten?“

„Ganz und gar nicht, das kann recht pikant werden. Und wird Ihr Mädchen aus der Fremde, Ihr Engel, Ihre Prinzeſſin uns etwas ſingen?“

„Wenn Sie ſie darum erſuchen, gewiß, theure Gräfin!“

„Ich — wie käme ich dazu?“

„Ich darf mir doch erlauben,“ ſagte er mit einem faſt demüthigen Tone, „Ihnen meine kleine Protegée vorzuſtellen, eine in jeder Beziehung höchſt anſtändige junge Dame, die Tochter einer bekannten altadeligen ſpaniſchen Familie, eine Marquiſe de Monterey?“ ſagte er in flüſterndem Tone.

Seien Sie ganz ruhig, Sie wiſſen, im Punkte des Bekanntmachens bin ich meinen Freunden gegenüber von einer rühmenswerthen Gewiſſenhaftigkeit — was nämlich Damen anbelangt," ſetzte er in leichterem Tone hinzu — „nicht wahr, ich darf Ihnen die Kleine vorſtellen?"

„Nun, wir wollen ſehen, wie ſie auftritt."

„Ah, dann bin ich meiner Sache mehr als gewiß!"

„Man iſt für die Jahreszeit heute enorm zahlreich bei Ihnen," ſagte die Gräfin, nun an dem großen Theetiſche ſtehend, um den auf einem breiten Divan ſchon einige der vornehmen Damen ſaßen, die ſich aber in dieſem Augenblicke alle ehrfurchtsvoll grüßend erhoben hatten — „ſehr zahlreich; doch bemerke ich eine Menge ganz fremder Geſichter."

„Aber mitunter hübſche, intereſſante Köpfe," erwiederte der Prinz; „es ſind meine jungen Künſtler von hier, die neulich das prachtvolle Feſt arrangirten — ſchade, daß Sie nicht dabei waren! Darf ich Ihnen ſpäter einige derſelben vorſtellen?"

„Sie haben heute die Wuth des Vorſtellens."

„Darf ich?" fragte er mit einem bittenden Blicke.

„Nun, meinetwegen!"

Nachdem der Prinz mit der Gräfin fortgegangen war, ſagte Walter, indem er ſich in die Bruſt warf und ſeinen weichen Hut etwas verwegen ſchwang: „Ich habe mir dieſe großen Geſellſchaften doch viel unangenehmer, viel peinlicher gedacht; ich fühle es gar nicht ſo ſchwer, mich hier zu bewegen — man muß nur natürlich ſein, gehen, wie man zu gehen gewohnt iſt, und plaudern, wie Einem der Schnabel gewachſen."

„Ja, aber auch dieſe Natürlichkeit muß ihre Gränzen

haben," versetzte Rodenberg und fragte dann, in das Vorzimmer blickend: „Aber wo ist Rüding geblieben? Laß uns den sanften Eduard nicht aus den Augen verlieren, ich fürchte, er findet sich schwerer als Du."

„Ja, weil der Kerl nie natürlich ist, nie einen gescheiten Rath annimmt, immer groß thut, wenn auch gar nichts dahinter steckt. Dort sehe ich ihn, wenigstens eine seiner blonden Locken; ich will ihn heranschleppen." — Und damit machte sich Walter ziemlich ungenirt Bahn durch die im Vorzimmer stehenden Herren, faßte Rüding am Handgelenke und zog ihn trotz dessen Widerstrebens mit in den großen Saal.

„Ich weiß nicht, was Du von mir willst," sagte Rüding in verdrießlichem Tone; „reißest mich da aus einer höchst angenehmen Conversation hinweg. Man geht nicht in Soiréen, um sich zu verkriechen oder stumm die Wände zu tapeziren, sondern man sucht mit geistreichen Leuten bekannt zu werden — was willst Du denn eigentlich?"

„Rodenberg will Dich dem Prinzen vorstellen, der schon mehrere Male angelegentlich nach Dir gefragt hat."

„So, er hat nach mir gefragt?" erwiederte der sanfte Eduard, wobei auf seinem blassen Gesichte ein stilles Lächeln blitzte.

„Natürlich hat er nach Dir gefragt; er gibt ja diese Soirée einzig und allein uns Künstlern zum Dank für unser Fest, bei dem Du eine so hervorragende Rolle gespielt. Ich versichere Dich, er ist ganz begierig darauf, den kleinen, schalkhaften Liebesgott wiederzusehen — sei nur nicht gar zu blöde!"

„Ich bin niemals blöde!" erwiederte Rüding mit einiger Entrüstung.

Es war gerade ein günstiger Moment für die beabsich-

tigte Vorstellung, denn der Prinz kam soeben, sich lächelnd die Hände reibend, von dem Theetische zurück, wohin er die Gräfin begleitet. „Wer ist das?“ fragte er Rodenberg, als er die kleine, auffallende Gestalt mit dem blonden Lockenkopfe erblickte.

„Einer meiner Bekannten, der Maler Rüding; er machte bei unserem Feste den Liebesgott.“

Der sanfte Eduard, welcher sah und hörte, daß von ihm die Rede war, hielt es für seine Pflicht, schon aus der Entfernung einen tiefen Bückling um den anderen zu machen.

„Schade, daß er nicht in Tricots gekommen ist,“ sagte der Prinz zu Rodenberg, „er hätte seine Rolle hier trefflich fortspielen können.“ — Dann trat er auf Rüding zu und freute sich sehr, den Mann in seinem Salon zu sehen, der so viel zum schönen Gelingen des Künstlerfestes beigetragen.

Rüding schnappte ein paar Mal wie nach Luft, dann sagte er: „Euer Hoheit — ja, Euer Hoheit — dieses Fest, Euer Hoheit — hat, wie Euer Hoheit bemerkten, glücklicher Weise die huldvolle Aufmerksamkeit Euer Hoheit auf sich gezogen — Euer Hoheit werden gewiß ....“

Der Prinz nickte sehr herablassend mit dem Kopfe und wandte sich dann um, indem er jetzt mit einer etwas ernsteren Miene auf die große Uhr über dem Kamine blickte.

„Euer Hoheit werden gewiß — ja, gewiß werden Euer Hoheit,“ fuhr Rüding fort, die Luft anzureden — er war wie ein rollendes Rad, das gewaltsam festgehalten werden mußte, und dies besorgte Walter, indem er ihn am Arme schüttelte und ihm zuflüsterte:

„Es ist genug — Du hast dich ganz vortrefflich aus der Affaire gezogen.“

„Euer Hoheit meinen?“

„Ja wohl, Seine Hoheit meinen und meine Hoheit meint auch, und nun wollen wir mit Deiner Hoheit Erlaubniß jenen betreßten Lakaien dort anhalten, der mit seinem Theebrette und seinem einladenden Backwerke Miene macht, an uns vorüber zu schreiten — komm', mein Sohn, Du sollst belohnt werden.“

„Ich glaube nicht, daß ich mich blamirt habe?“

„Nicht gerade, und wenn Du so fortmachst, so werden sich die Damen um die Gunst reißen, mit Dir bekannt gemacht zu werden. So, jetzt nimm Deine Tasse Thee — Du brauchst aber dabei nicht den Löffel auf den Boden zu werfen — da hast Du auch Zucker und etwas Backwerk — ja, lieber Junge, bei dieser Gelegenheit könnte man sechs Hände gebrauchen — so, nun komm' dort in die Ecke, damit wir dort unsern Raub verzehren.“

„Vortrefflicher Thee,“ sagte Rüding, „aber schmeckt fast wie Punsch.“

„Ich habe der Rumflasche, welche dabei stand, vielleicht ein wenig zu stark zugesprochen, aber es macht eine gute Wirkung, erwärmt das Eingeweide und hebt den Muth.“

„Kommen Sie,“ hatte während dessen der Prinz zu Rodenberg gesagt, „ich will Sie rasch einer Dame vorstellen, welche nicht nur hier in der Gesellschaft von außerordentlichem Gewichte, sondern selbst bei den allerhöchsten Personen des Hofes von gutem Einflusse ist, dabei eine liebenswürdige Frau, welche es gern hat, wenn junge, hübsche Leute ihr ein wenig den Hof machen — nun, Sie werden mich verstehen, man muß immer vorwärts streben, junger Mann, und es

gibt kein wahreres Sprüchwort als das: Jeder Menſch iſt ſeines Glückes Schmied.“

Damit hatte der Prinz, Rodenberg zur Seite, den Saal raſch durchſchritten, und erſterer ſagte zu der majeſtätiſchen Gräfin: „Erlauben Sie mir, Ihnen einen vortrefflichen Künſtler und charmanten jungen Mann vorzuſtellen, Herrn Rodenberg!“ Dann ſetzte er ſchalkhaft lächelnd hinzu: „Nehmen Sie ſich vor der Gräfin Blendheim in Acht, vor ihren Kenntniſſen, wollte ich ſagen; ihr Wiſſen, auch auf dem Gebiete der Kunſt iſt eben ſo umfaſſend als gediegen.“

Während er ſo ſprach, hatte er ein paar Mal raſche Blicke auf den Eingang des Saales geworfen, und als er von dort ſeinen Adjutanten Werdenberg etwas eilig auf ſich zukommen ſah, verabſchiedete er ſich und verſchwand mit ſeinem Adjutanten im Vorzimmer.

Bei der raſchen Aufeinanderfolge der eben beſchriebenen kleinen Ereigniſſe dieſer Soirée haben wir noch nicht Zeit gefunden, uns nach anderen Bekannten umzuſchauen, wie es doch unſere Pflicht geweſen wäre, und müſſen uns nun beeilen, das Verſäumte nachzuholen.

Roderich war mit Lytton hieher gefahren, und zwar, um vor den Leuten den Anſtand zu bewahren und nicht wieder zu einem Gerede Veranlaſſung zu geben, dicht hinter dem Wagen, in dem ſeine Frau mit ihrem Begleiter ſaß, ſo daß alle Vier zu gleicher Zeit das Geſellſchaftszimmer betraten.

Nach verſchiedenen Begrüßungen mit anderen Familien aus der Stadt, ſowie mit Freunden und Kunſtgenoſſen Roderich's nahm Frau Hildegard den erſten Augenblick wahr, um nach allen Regeln der Höflichkeit, aber mit einer eiſigen

Kälte ihren Vetter, den Freiherrn Schenk von Schenkenberg, mit ihrem Manne bekannt zu machen.

Der Kammerjunker befand ſich in einer untadelhaften Toilette, von den lackirten Stiefeln an bis zur blendend weißen Halsbinde, über welcher ein Geſicht mit einer außerordentlich wichtigen Miene erſchien. Ja, dieſe Miene war von einer ſolchen Wichtigkeit, daß jeder, der ſie anſchaute, auf den Gedanken kommen mußte, der Freiherr Schenk von Schenkenberg werde ihn in dem nächſten Augenblicke auf die Seite nehmen, um ihm irgend ein ungeheures Ereigniß mitzutheilen, oder er werde, ſobald er den Mund öffne, eine politiſche Neuigkeit von unermeßlicher Tragweite verkünden. Von allem dem aber geſchah gar nichts, und der Kammerjunker war trotz ſeiner impoſanten Miene ein gewöhnlicher Menſch, wie viele andere gewöhnliche Menſchen, der nur die außerordentliche Klugheit hatte, ſich durch häufiges Schweigen auszuzeichnen, und ſich ſo das Anſehen gab, als denke er über das eben verhandelte Geſprächsthema nach. Dabei hatte er ein vollkommen glatt raſirtes, nicht gerade unſchönes Geſicht, dem aber leider die allzu große Entfernung der Naſenſpitze vom Munde etwas Nichtsſagendes, ja, Albernes gab.

„Es hat mir ſehr leid gethan," ſagte Roderich, „nicht zu Hauſe geweſen zu ſein, als Sie mir die Ehre Ihres Beſuches zugedacht; doch bin ich in der Regel Vormittags auf meinem Atelier und würde mich recht freuen, Sie dort einmal bei mir zu ſehen."

Der Kammerjunker blickte ihn hierauf mit einer Miene an, als nehme er Veranlaſſung, in dieſem Augenblicke ſich ſehr gediegen über Ateliers im Allgemeinen auszulaſſen; doch begnügte er ſich, nach einer ſehr langen Pauſe zu ſagen:

„Ebenfalls aufrichtig bedauert und wünsche in der That, Zeit zu finden, ein so berühmtes Atelier zu besuchen — wünsche es in der That.“ — Darauf wandte er das Gesicht gegen Frau Hildegard und sagte zu ihr: „Schöne Räume hier — brillant, fast so schön wie bei uns in der Residenz — auch ist viel gute Gesellschaft da, wie mir scheint.“

Frau Hildegard zuckte die Achseln und erwiederte: „Für gewöhnlich hält es sehr schwer, Zutritt zu den Gesellschaften Seiner Hoheit zu erhalten, heute aber sehe ich eine Menge, wenn auch nicht unbekannter, doch nicht hieher gehörender Gesichter. Seine Hoheit haben sich neulich bei dem Künstlerfeste amusirt und nun zur Revanche die Künstler, bis ziemlich tief hinab, eingeladen. Haben unbedeutendere Künstler auch bei Euch in den recherchirten Häusern Zutritt?“

„Es gibt einige aus der Gesellschaft, die eine Art Liberalität darin suchen, auch dergleichen einzuladen und wie ihres Gleichen zu behandeln; aber man kennt sie und geht auch mit dem Gedanken hin, dort ein sehr gemischtes Publikum zu finden. In andern Häusern von echtem, gutem Tone, wo man zuweilen nicht umhin kann, zum Amusement der Gesellschaft Künstler und Künstlerinnen einzuladen, versteht man es dagegen, die gehörige Unterscheidung zu machen, und dort ist man nicht dem ausgesetzt, mit einem primo tenore oder einem basso assoluto im gleichen Zimmer soupiren zu müssen. Ich kann mich nun einmal nicht so weit herablassen, um es begreiflich zu finden, wie man sich in so intimem Umgange mit diesen Leuten wohl fühlen kann — nun ja, sie machen vielleicht hübsche Sachen, dafür bezahlen wir sie, ohne nöthig zu haben, sie deßhalb in unsere Intimität zu ziehen. Am Ende könnte man noch verlangen, ich soll meinem Schneider

verarbeitet, Anderes zu Mühlenrädern verſchnitten, doch der Schandfleck unſerer Familie war ein Galgengerüſt, zu welchem viele meiner Brüder verwendet wurden. O das war ein niederdrückendes Gefühl! — Mir allein wurde ein beſſeres Loos zu Theil: ich erhielt in der Werkſtätte eines Kunſtſchreiners eine ariſtokratiſche Erziehung, wurde ſorgfältig vor Näſſe und Kälte bewahrt und von den garſtigen Würmern, und als ich endlich das gehörige Alter erreicht, um in das Leben einzutreten, kam ich in die Hand eines geſchickten Geſellen und wurde zu dem herangebildet, was ihr hier vor euch ſehet.

Unſere Zeit iſt zu kurz, um euch auch nur einen Ueberblick zu geben von den Schickſalen, die ich ſeit jener Zeit durchgemacht. Meine Laufbahn begann ich bei einer reichen vornehmen Familie, doch gieng ich mit dieſer ebenfalls zu Grunde. Zugleich mit dem Haupte derſelben nahmen mich finſtere Kerkermauern auf, und einmal auf dieſe Art abwärts geſtiegen, dauerte es lange Zeit, bis ich wieder zu einer ehrenvollen Exiſtenz kam. Und auch da gieng es mir abwechſelnd bald gut, bald ſchlecht. Doch genug davon. Meinen letzten Sprung abwärts that ich aus einem reichen prächtigen Schloſſe in die Kammer des Auktionärs und wurde da als alt und gebrechlich um billigen Preis einem jungen Künſtler zugeſchlagen, dem es Freude machte, ſein Zimmer mit meinesgleichen zu meubliren.

Dieſer junge Künſtler war ein Maler, doch bemerkte ich, der in ſeinem Leben ſo viel Schönes und Erhabenes geſehen, daß es mit ſeiner Kunſt nicht weit her war. Der Maler hatte einige Bilder auf dem Protektionswege vortheilhaft verkauft, und was ſeine Freunde ihm zulieb thaten und ſagten, das betrachtete er als ſeinem Verdienſte gebührend und bildete ſich ein, er ſei was Rechtes. Auch hatte er geheirathet, ein junges, ſchönes Weib, und ſie ſchenkte ihm ein kleines, ebenſo ſchönes Kind, das er außerordentlich liebte. In dem Punkt war er ſehr glücklich, aber die Beſtellungen

und meinem Schuster ebenfalls eine Einladung zuschicken — auch Künstler in ihrem Fache."

„Diese Worte hätten mich vor Jahren verletzt," entgegnete Frau Hildegard, „heute thun sie mir wohl — o, ich fühle, wie sehr Du Recht hast — vergeblicher Wahn, diese Leute zu uns heraufziehen zu können; wollen wir mit ihnen leben, so müssen wir zu ihrer Sphäre hinabsteigen!"

„Pfui, ich hasse alles Hinabsteigen! Kannst Du mich später mit einigen distinguirten Familien bekannt machen oder soll ich mich an den Adjutanten Seiner Hoheit wenden?"

„Das ist unnöthig, ich habe viele Bekannte hier und Du brauchst mir nur Deine Wünsche zu sagen."

„Wer ist jene große und immer noch schöne Frau, sie saß vorhin an dem Theetische und macht nun einen freundlichen Cercle? Ein recht vornehmes Aeußeres, ich meine, ich hätte sie schon bei uns gesehen."

„Es ist die Gräfin Blendheim, die Frau des Regierungs-Präsidenten, einstens — die genaue Freundin Seiner Hoheit."

„Ah, ich begreife das — ein sehr distinguirtes Aeußeres. Du kannst mich nachher mit ihr bekannt machen."

„Mit Vergnügen."

„Und wer ist der junge Mann, der neben ihr steht? Sie lacht in Einem fort mit ihm und stellt ihn all' den jungen Damen vor — vielleicht ihr Sohn oder Verwandter ihres Hauses?"

„O nein, sehr im Gegentheil, es ist dies Herr Rodenberg, ein kleiner, unbedeutender Maler."

„Nun sieh' einmal an, Cousine," sagte der Kammerjunker im Tone der Entrüstung, indem er seine Hände mit dem Ausdrucke des Erstaunens zusammengelegt an seinen Leib drückte

— „ſoll man ſich über ſo etwas nicht ärgern — ſieht das nicht aus wie aus einem guten Hauſe und iſt doch nur ein ganz gewöhnlicher Menſch, und mit welcher Freiheit das lacht und plaudert und ſich vor die Damen hinſtellt — laß es nur ſein mit der Präſentation bei der Gräfin Blendheim, es kann doch keine feine Frau ſein — o, die Provinz, die Provinz, hier verflachen doch ſo leicht die recherchirteſten Tournuren!“

Olfers hatte ſich mit Lytton zurückgezogen und letzterer ſagte: „Dieſer Kammerjunker hat ein höchſt naſeweiſes und dabei dummes Geſicht. Haſt Du wohl bemerkt, wie er Dich von oben herunter mit halbgeſchloſſenen Augen betrachtete? So ein Kerl, der doch auf unſeres Herrgotts weiter Welt nichts iſt, als daß vielleicht ſein Urahn auf irgend einer Landſtraße tüchtig drein geſchlagen und geplündert hat, oder daß auch vielleicht ſein Urgroßvater ein braver Mann geweſen iſt. Und was ſich dieſes Volk heute noch auf ſeinen erbärmlichen Adel einbildet! Doch iſt es begreiflich, der junge Herr Baron hört ſich ſchon in der Wiege ſo nennen und lernt ja als Bube, daß alles Andere Nebenſache iſt. Da lob' ich mir doch wieder einmal unſere engliſche Inſtitution, wo der Sohn des Herzogs von ſo und ſo, der einfache Miſter, gar nichts iſt und ſich ohne alle Titel, ohne einen beſonders bevorzugten Stand Jahre lang herumtummeln muß und das Leben unter dem rechten Geſichtspunkte anſehen lernt, ehe er ſich unter der Grafenkrone zur Ruhe ſetzt.“

Roderich hatte, offenbar zerſtreut, nur mit halbem Ohre zugehört und antwortete jetzt: „O, ich kenne ſie, Deine Ausfälle gegen unſern Adel, wenn Du ihn mit dem Eurigen vergleichſt; doch biſt Du Partei und parteiiſch — dann werde

ich wohl auch noch einmal das Glück haben, Dich als Lord so und so anzureden?"

„Schwerlich," lachte der Andere; „meine älteren Brüder sind von einer vortrefflichen Constitution, und wenn dem trotzdem wirklich so wäre, so mußt Du doch gestehen, daß ich lange Zeit als ein Vollblutbürgerlicher gelebt."

„Und als vortrefflicher Kamerad," sagte Roderich, indem er ihm die Hand reichte. „Doch von etwas Anderem, das mich beschäftigt. Erinnerst Du Dich genau der Worte, die der Prinz zu uns sprach, als wir in den Saal traten?"

„Ich glaube, ja; er sagte, er sei sehr erfreut, Dich zu sehen, und glaube, sich für das schöne Künstlerfest in jeder Beziehung revanchiren zu können."

„Ja, ja, in jeder Beziehung revanchiren zu können — so sprach er. Ich wollte nur wissen, ob ich ihn recht verstanden. Was hat er wohl mit dem Ausdrucke ‚in jeder Beziehung' gemeint?"

„Glaubst Du denn, ein hoher Herr nehme sich die Mühe, jedem seiner Worte einen tieferen Sinn unterzulegen?"

„Nein, das glaube ich nicht; aber im vorliegenden Falle sagte das der Prinz nicht ohne Absicht."

„Wenn Du Recht hättest," sprach Lytton hastig und mit Einem Male die Idee seines Freundes erfassend, „wenn er die schöne wilde Jägerin eingeladen hätte!"

„Conchitta?"

„Ja, und wenn sie die Einladung angenommen hätte — o, sie scheint sich zu emancipiren!"

„Ich sehe immer noch die Augen des Prinzen vor Entzücken leuchten, als er mit ihr sprach."

„Seine Hoheit sind ein Kenner und wissen auch schöne

Blüthen im Verborgenen aufzufinden — ich glaube wahrhaftig, Du hast Recht!“

„Ob ich Recht habe, schau dorthin!“

„Die letzteren Worte hatte er lauter ausgesprochen, als man gewöhnlich in einem Saale zu sprechen pflegt, ja, so laut, daß sie deutlich an das Ohr Hildegard's schlugen, welche triumphirend lächelte, als sie bemerkte, wie er seinen Freund ungeduldig bei Seite schob und, einen Schritt vortretend, nach dem Eingange des Saales starrte.

XVIII.

„Auf Flügeln des Gesangs."

Am Eingange des Saales erschien Prinz Heinrich an der Seite zweier jungen Damen, so angelegentlich mit ihnen plaudernd und lachend, so voll Courtoisie in jeder Bewegung und dabei so leuchtende Blicke um sich her werfend, welche zu sagen schienen: „Ja, schaut nur Alle hieher, ich zeige Euch etwas außergewöhnlich Reizendes!" daß dies alles gewiß die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlte und es kein Auge in dem großen, weiten Saale gab, das sich nicht mit Erstaunen oder Vergnügen gegen die Kommenden richtete.

Ja, es waren zwei junge Damen, auffallend schön und dabei von einer Aehnlichkeit, daß es keinem Zweifel unterliegen konnte man habe Schwestern vor sich — nur um einen Gedanken war die eine größer und schlanker, als die andere. Und wie sie dahinschritten, mit einer Leichtigkeit, mit einer Grazie in allen Bewegungen, so gänzlich ungenirt, obgleich Hunderte von Augen sich prüfend gegen sie wandten!

„Conchitta!" sagte Roderich — „und wer ist denn die Andere?"

„Nun, ohne Zweifel unsere wilde Jägerin — das Räthsel ist gelöst."

„Ja, es ist gelöst," flüsterte Roderich mit einem leuchtenden Blicke seinem Freunde zu.

Selbst der Kammerjunker war von der eben so lieblichen als vornehmen Erscheinung der beiden Schwestern entzückt und eben im Begriffe, sich über sie bei seiner Cousine zu erkundigen, als er an deren fest zusammengekniffenen Lippen so wie an dem eigenthümlichen, stechenden Glanze der Augen mit dem sie auf die Ankommenden blickte, deutlich sah, daß es mit diesen beiden jungen Damen eine ganz besondere Bewandtniß haben müsse, weßhalb er sich begnügte, zu sagen: „In der That, nicht übel!"

„Nicht übel? Sage lieber: auffallend schön — entsetzlich schön — verführerisch schön! Wer begreift solche Naturspiele? Diese blendende Außenseite ..."

„A—a—a—ah, so!"

„Künstlerinnen!" sagte Frau Hildegard mit einer Langsamkeit, welche deutlich bewies, wie schwer es ihr wurde, dieses Wort auszusprechen — „die eine nennt sich eine Malerin — welche edle Kunst die andere betreibt, weiß ich nicht — möglich, daß sie auf dem Seile glänzt oder auf dem Pferde!"

„Mir scheint," erwiederte der Kammerjunker, „daß ich hier in eine ganz besondere Gesellschaft gerathen bin — werden wir lange bleiben?"

„Nein, nein, ich gewiß nicht — Du amüsirst dich vielleicht später noch ganz außerordentlich! —"

Es war ein förmlicher Triumphzug, den der Prinz mit den beiden jungen Damen durch den Saal machte; ihm

hatten ſich der Kammerherr Baron Schleiden ſo wie ein paar jüngere Officiere angeſchloſſen. Dieſen folgte der Major von Werdenberg, welcher ſich angelegentlich mit dem älteren Begleiter Juanita's, den wir neulich kennen gelernt, unterhielt.

Don Joſe, mit ſeiner Gravität und Würde, hatte vollkommen das Anſehen eines ſehr vornehmen Herrn, wozu auch wohl der Stern des Alcantara-Ordens beitrug, der ihm von der Bruſt leuchtete.

Der Prinz brachte ſeine neuen Gäſte direct zur Gräfin Blendheim, und alle Welt war geſpannt, zu ſehen, wie dieſe als ſehr vornehm bekannte Dame dieſelben aufnehmen würde; doch nahm ſie die Vorſtellung mit einer ſo außerordentlichen Güte, ja, mit einer Herzlichkeit entgegen, welche manche ſcrupulöſe alte Dame und manche für ihren Ruf ſehr beſorgte adelige junge Frau offenbar beruhigte. Denn mochten die Fremden ſein, wer ſie wollten, der Prinz hatte ſie ja Höchſtſelbſt vorgeſtellt und Gräfin Blendheim hatte ihnen nicht nur die Hand gereicht, ſondern hatte ſie auch zur Rechten und zur Linken neben ſich Platz nehmen laſſen.

Es wäre uns unmöglich, die gränzenloſe Ueberraſchung und das Erſtaunen Rodenberg's zu ſchildern, der ſich noch immer in dem Kreiſe befand, den die Gräfin um ſich gebildet, und welcher den beiden jungen Damen mit einem Blicke außerordentlicher Verwunderung entgegenſchaute.

Conchitta war ſchweigſam wie gewöhnlich, wogegen Juanita mit einer liebenswürdigen Ungezwungenheit plauderte, Antwort gab, Fragen ſtellte und für jede Dame, mit der ſie bekannt gemacht wurde, ſo wie für jeden Herrn, den man ihr vorſtellte, ein ungezwungenes, freundliches Wort

hatte; begreiflicher Weiſe wurde ihr auch Rodenberg's Name genannt, und zwar durch den Prinzen ſelbſt, welcher lächelnd hinzuſetzte: „Einer Ihrer Bekannten!“

Der junge Mann bebte förmlich, als nun ihr dunkler, glänzender Blick feſt auf ihn fiel und als ſie nun vollkommen ruhig, ohne irgend welche Bewegung zu verrathen, ſagte: „Ah, ich erinnere mich, Herrn Rodenberg ſchon geſehen zu haben!“ — Wie hatte er gehofft, geglaubt, wenigſtens im Ausdrucke ihres Auges irgend eine Wärme, eine Herzlichkeit zu leſen — vergebens! — Sie ſchaute ihn an, wie ſie auch die Uebrigen anſchaute, und ließ in der nächſten Secunde ihren Blick eben ſo freundlich, aber auch eben ſo gleichgültig auf ſeinen Nachbar, einen jungen Officier, gleiten, der ihr alsdann vorgeſtellt wurde.

Rodenberg zog ſich nun aus dem Kreiſe der Damen, in dem die beiden Schweſtern glänzten, langſam zurück; er hätte um Alles in der Welt keinem zweiten Blicke, dem erſten ähnlich, begegnen mögen. Es durchfröſtelte ihn förmlich und er ſprach zu ſich ſelber: ‚Ja, ſie iſt nicht von dieſer Welt, aber ſie iſt wahrlich ein böſer Geiſt, gekommen, um Einem das Herz aus der Bruſt zu ſtehlen und uns dann durch Kälte und Gleichgültigkeit zu verderben.‘

Er für ſeine Perſon hatte ihre Schweſter Conchitta durchaus nicht beachtet; hatte er doch nur Augen für die Andere, deßhalb fuhr er auch ſtaunend aus ſeinen Träumereien, als er Roderich's Stimme vernahm, der ihm ſagte:

„Nun, lieber Rodenberg, welches iſt Ihre ſchöne Waldbekanntſchaft?“

„Ah,“ gab der junge Mann nach einem tiefen Athem-

zuge zur Antwort, „ich ſprach mit Ihnen darüber — ja, ganz richtig, ich erzählte Ihnen mein kleines Abenteuer!“

„Nun denn, welcher der beiden Schweſtern waren Sie ſo glücklich, zu begegnen?“

„Der beiden Schweſtern? Ah, richtig, es ſind zwei Schweſtern, und von ihnen ſah ich jene, die ſo lebhaft ſpricht und dabei ſo kalt und gleichgültig blickt!“

„Von Letzterem kann ich nichts gewahr werden — alſo war es nicht Conchitta, unſere liebenswürdige Malerin, für die Sie geſchwärmt? Denn Conchitta iſt die, welche neben der anderen ſo ſtill und gedankenvoll ſitzt.“

„Nein, es war nicht Conchitta, es war Juanita, ſo iſt ihr Name.“

„Aber — verzeihen Sie mir noch eine Frage, lieber Freund — das Skizzenbuch Conchitta's war es doch, das ich auf Ihrem Zimmer ſah?“

„Allerdings — o, jetzt erinnere ich mich, ja, ja, das Skizzenbuch — es muß das der Anderen ſein, und ich behielt es, bewahrte es wie ein Heiligthum, weil ich die Eine für die Andere hielt, oder die Andere für die Eine, oder weil ich glaubte, es gäbe überhaupt nur eine Einzige — das hat mich ganz verwirrt gemacht — ſagen Sie mir aufrichtig, lieber Freund, ſind Sie überzeugt, daß das in der That zwei Schweſtern oder zwei Weſen ſind — ſollte es nicht bloß eine Einzige ſein, die es in ihrer Macht hat, ſich zu verdoppeln, wenn ſie will?“

„Aehnlich genug ſehen ſie ſich allerdings, und ich finde es begreiflich, daß wir uns neulich unter dem Einfluſſe der fremdartigen Tracht täuſchen konnten — nicht wahr, Lytton?“

„Gewiß, gewiß,“ erwiederte dieſer, „und man muß auch

jetzt noch förmlich anfangen, sie Zug um Zug zu vergleichen, um große Verschiedenheit zu entdecken."

Und darin hatte er Recht; wenn Juanita einen Augenblick still saß und schwieg und Conchitta sprach, so daß sich ihre Züge belebten und dann ihr weit geöffnetes Auge blitzte, so konnte man zweifelhaft sein.

Die gleiche Bemerkung machten alle, welche die beiden Schwestern anstaunten, und eben so war man rings in dem großen Saale, die Damen nicht ausgenommen, der gleichen Ansicht, daß die beiden Fremden von einer außerordentlichen und höchst angenehmen Schönheit seien.

„Und wie geschmackvoll ihre Toiletten sind," sagte eine alte Generalin, welche für ihre Person über allen Neid erhaben war und auch keine Tochter mehr zu verheirathen hatte — „ja, in der That einfach und elegant!"

Und das mußte wahr sein; die Toiletten Beider waren von einer ausgesuchten, man hätte sagen können, von einer herausfordernden Einfachheit und eben dadurch hervorleuchtend neben den reichsten Anzügen.

Juanita trug ein Kleid von matter Seide, jonquillefarbig, dessen Ausputz aus kleinen Epauletten in Ponceau-Sammt und einfacher Verschnürung so wie aus unzähligen Knöpfchen bestand; an den Aermeln und der feinen Taille sah man diese Schnüre zu Zeichnungen zusammengestellt, welche dem Ganzen den Charakter eines spanischen Costumes gaben. Dazu hatte sie auf ihrem vollen Haare einen kleinen schwarzen Spitzenschleier, der auf beiden Seiten mit dunkelglühenden Granatblüthen aufgesteckt war. Als einzigen Schmuck trug sie ein Halsband von Perlen, deren schöne

blieben aus, die Bilder, die er malte, konnte er nicht verkaufen, und Noth und Kummer drangen zu den Thüren und Fenstern herein. Anfänglich behalf sich das brave Weib mit dem Wenigen, was noch übrig geblieben war, und wußte dieß Wenige so anzuwenden, daß es wie Viel aussah. Aber dieß Wenige gieng auch zu Ende und da hatten sie gar nichts mehr. Ach, das Glück ist ein entsetzliches Ding: es flieht die Zimmer der Armuth und nistet sich nur bei den Reichen und Vornehmen ein! — Der Maler hatte am Ende gar nichts mehr, und wenn er und sein Weib und das kleine Kind essen wollten, so mußten sie ein Stück um das andere aus ihren Zimmern verkaufen. Die alten Waffen, die er besaß, die schweren geschnitzten Tische und Stühle, die farbigen Damastvorhänge, meine guten alten Kameraden, mit welchen ich manche Stunde vergnügt zugebracht, nahmen nach einander von mir wehmüthigen Abschied, und endlich blieb ich allein. Auch ich hätte schon längst fort gemußt, doch war der alte Lehnstuhl dem unglücklichen Maler wie das tägliche Brod. Er saß darin den ganzen Tag und brütete vor sich hin, niedergebeugt von Kummer und Unglück, unfähig zu jeder Arbeit. Dafür aber arbeitete die unglückliche Frau desto mehr, und daß sie arbeitete und so viel arbeitete und Nächte durch arbeitete, sich und das Kind zu erhalten, das mußte sie ihm verheimlichen, denn er liebte sie so unaussprechlich.

Auf seine Kraft vertrauend, hatte er sie nur in der guten Absicht zum Weibe genommen, ihr, der Angebeteten, eine glänzende, sorgenlose Existenz zu bereiten. — — Und nun? — Ich wußte wohl, wie es in seinem Kopfe tobte und arbeitete, und warum er die Nägel krampfhaft in meine Arme vergrub und vor sich hinstarrte stundenlang, tagelang. Aus diesen tiefen, finsteren Träumereien konnte ihn nur das kleine unschuldige Kind aufwecken, wenn es sich zwischen seine Kniee drängte und ihm so lieb, so ruhig, so lächelnd in die Augen blickte.

Farbe, Stärke und Gleichheit Kenner und Kennerinnen entzückte.

Conchitta hatte eine Robe von weißer Seide an, deren einziger Ausputz hier und da aus kleinen Schleifen von gleicher Farbe, deren Enden glänzende silberne Stiftchen hatten, bestand. Durch ihr schwarzes Haar waren ein paar weiße Rosen geschlungen, und das einzige Farbige an ihrer ganzen Erscheinung war eine Korallenschnur um ihren blendenden Hals.

Der Prinz hatte außerordentlich klug manövrirt, als er die beiden Damen sogleich unter die Aegide der Gräfin Blendheim stellte, und diese war freundlich genug, den beiden Schwestern ihren mächtigen Schutz in der ausgiebigsten Art angedeihen zu lassen. Sie brachte dieselben nicht nur mit ihren älteren Bekannten aufs zuvorkommendste zusammen, sondern sie sorgte auch für einen Kreis jüngerer Damen, die sie bereitwilligst in ihre Mitte nahmen, und animirte junge, schüchterne Lieutenants und verschämte Assessoren, sich diesen ausgezeichneten Fremden vorstellen zu lassen.

Und dies Alles that sie mit dem besten Erfolge; denn Jedermann war entzückt von Juanita und Conchitta.

Daß Beide Künstlerinnen waren, hatte die Gräfin ebenfalls eifrigst verbreitet und dabei gerade so gethan, als wenn es nicht geradezu im Bereiche der Unmöglichkeit läge, daß Juanita vielleicht bewogen werden könnte, ein Lied zu singen, und hegte doch auch Seine Hoheit ähnliche Gedanken, denn nicht umsonst befand sich ein prachtvoller Flügel in einer Ecke des großen Saales, und nicht umsonst langweilte sich im Vorzimmer ein blasser junger Mann, der, mit allen möglichen Musikalien versehen, für alle Fälle hieher beschieden

worden war und der sich so bescheiden draußen in einer dunklen Ecke hielt, daß selbst der Kammerjunker Freiherr Schenk von Schenkenberg seine Freude daran gehabt hätte.

Einige der keckſten jungen Damen aus der Gesellschaft hatten gegen Juanita schon Anspielungen gewagt, welche diese aber freundlich lächelnd parirte und ihnen bescheiden versicherte, so gänzlich unvorbereitet in einer so glänzenden Gesellschaft unmöglich singen zu können. Vergeblich hatten ein paar der kühnsten Officiere hoch und theuer versichert, schon so oft ihren berühmten Namen gehört zu haben, daß ihre Sehnsucht, die gefeierte Künstlerin endlich einmal zu hören, gestillt werden müsse, wenn man nicht Schrecklichem entgegensehen wolle — vergeblich. Juanita hatte dazu gelächelt und ihnen versichert, in ihrem, der Officiere, eigenem Interesse und um sie vor einer argen Enttäuschung zu bewahren, müsse sie ihnen ihren Wunsch abschlagen.

Da erschien Seine Hoheit selbst und trug ihr im Namen der Gräfin Blendheim so wie in seinem eigenen die gleiche Bitte vor.

Juanita verneigte sich mit einer zustimmenden Geberde, und wie ein Lauffeuer lief es durch den Saal: ‚Sie wird singen!‘

„Sie wird singen!“ flüsterten sich ein paar ältere Damen, deren Töchter ebenfalls sangen, mit sehr bezeichnenden Geberden zu.

„Sie wird singen!“ sprachen gesetzte Herren, indem sie hinzufügten: „Nun, wir wollen sehen, ob sie ihren großen Ruf rechtfertigt!“

„Sie wird singen!“ seufzte Rodenberg und fühlte, wie sich sein Herz ängstlich zusammenzog. Oh, er hätte sich etwas

von dem Wachſe gewünſcht, mit dem Odyſſeus, der göttliche Dulder, das Ohr ſeiner Gefährten verſtopfte, um ſie nicht untergehen zu laſſen durch den Geſang der Sirenen.

„Sie wird ſingen!“ riefen enthuſiaſtiſche junge Leute, indem ſie ſchon im Voraus begeiſtert gen Himmel blickten und gewiß den jungen Damen ſo gegenüber ſtellten, daß es ihnen möglich war, bei dem zu Herzen gehenden Geſange ihre Blicke mit den Tönen in Einklang zu bringen und ſo ihre betreffenden Gefühle kund zu thun.

„Sie wird ſingen!“ ſagte der Kammerjunker Freiherr von Schenkenberg zu Frau Hildegard — „ich finde das ſehr principiel!“

„Natürlich wird ſie ſingen!“ erwiederte die Frau des Malers etwas zerſtreut, denn ſie ſchaute in dieſem Augenblicke auf Roderich, der ſich Conchitta langſam näherte, welche nun beinahe allein auf dem Platze ſaß, wo ſich noch ſo eben der glänzende Kreis von Damen und Herren um ihre Schweſter bewegt.

Der Adjutant von Werdenberg hatte einigen Lakaien gewinkt, den Flügel aus der Ecke des Saales herbeizurollen; doch ſtürzte im gleichen Momente ein Dutzend junger Leute in ſolcher Haſt auf das Inſtrument los, daß ſie auf dem glatten Parquet des Saales wie auf dem Eiſe förmlich dahinſchliffen. Keiner wollte der Letzte ſein und alle umringten den Flügel und ſchoben ihn mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit in die Mitte des Saales.

Es war dies eine Huldigung, die einige Aehnlichkeit hatte mit dem Ausſpannen der Pferde vor dem Wagen einer großen Künſtlerin.

Wir können hier nicht verhehlen, daß der Kammerjunker

Freiherr von Schenk ſehr bedeutſam und entſchieden mißbilligend ſeinen Kopf ſchüttelte.

Auch der beſcheiden ausſehende junge Mann aus dem Nebenzimmer mit ſeinen Muſikalien war herbeigeholt worden und der Sängerin vorgeſtellt, welche ſcheinbar auf eine höchſt komiſche Weiſe erſchrack, als ſie dieſe unglaubliche Menge von Notenpapier erblickte. Doch hatte ſie ſich bald mit demſelben verſtändigt, worauf er ſich an das Inſtrument ſetzte, eines der Notenhefte herauszog und es Juanita überreichte. Nachdem ſie es flüchtig durchgeſehen, gab ſie es ihm kopfnickend zurück, und er legte es vor ſich auf das Notenpult und blickte alsdann zu dem ſchönen jungen Mädchen auf, ein Zeichen von derſelben erwartend.

Obgleich der Prinz Juanita noch nie eine Note hatte ſingen hören, ſo war er doch ihres Triumphes ſo vollkommen ſicher, daß er ſich mit halb zugeſchloſſenen Augen behaglich lächelnd zurücklehnte in die Ecke des Sopha's, auf dem er neben der Gräfin Blendheim ſaß, nur zuweilend umherblinzelnd auf die Gruppe ſeiner Gäſte, die in einem weiten Kreiſe um die Sängerin herum ſaßen oder ſtanden — geſpannt, in höchſter Erwartung.

Und ſie begann — nicht etwa mit einem einfachen, beſcheidenen Liede oder einer jener großen Concert-Arien, deren einleitendes Adagio der Künſtlerin vollkommen Zeit läßt, ihre Stimme zu prüfen und ſich des Publikums zu verſichern, ſondern mit Variationen über ein glänzendes Thema, welche mit ihren raſchen Tempi, mit ihren neckiſch ſprudelnden, wild aufjauchzenden Tönen das Ohr des Zuhörers blenden und berauſchen, wie ein brillantes Feuerwerk unſere Augen —

ja, ſie begann mit einer jener gewagten Variationen, wo ſich Triller an Triller reiht, ein Chaos von Tönen, aus dem uns ein regelrechter Ausweg unmöglich erſcheint, wo wir immer fürchten, mit einer Diſſonanz unſanft aus unſerem Entzücken geweckt zu werden, und wo ſich endlich dieſes Entzücken zum Enthuſiasmus ſteigert, wenn wir hören, wie ſcheinbar leicht und mit ſo ſicherer Hand uns die Künſtlerin aus dieſem Urwalde von Tönen mit ſeinen phantaſtiſchen Verſchlingungen in die weite, freie Ebene, zu einem ſanften Schlußpunkte führt.

Und wie ſang das Juanita, wie blickte ſie mit ihrem halb geſchloſſenen Augen, mit einem ſo eigenthümlichen Lächeln, in der ruhigſten Haltung von der Welt, auf den Kreis ihrer Zuhörer, ehe ſie begann, ſcheinbar ohne alle Anſtrengung, lächelnd, als führe ſie eine einfache Converſation — wie ſtreute ſie ihre vollen, runden Töne leicht um ſich her, wie glänzende, glatte Perlen, die man aus reichen Händen ſpielend gleiten läßt — wie ſtand ſie da, wie blickte ſie zuweilen um ſich her aus ihren großen, glänzenden Augen, heiter, zufrieden, glücklich, wie in dem beſcheidenen Gedanken, ihren Zuhörern vielleicht eine kleine Freude zu bereiten!

Und als ſie nun geendet mit einer leichten Verbeugung rings umher, da war der blaſſe, beſcheidene junge Menſch am Flügel, übrigens ein tüchtiger Künſtler, hoch erröthet vor Entzücken und konnte ſich nicht enthalten, wüthend zu applaudiren. Da erhob ſich der Prinz vom ſeinem Sopha, ſchritt ruhig und gemeſſen auf die Künſtlerin zu, trat dicht vor ſie hin und machte ihr eine ſo tiefe Verbeugung, als ſtehe er vor den höchſten Herrſchaften, ehe er ihr mit großer Freundlichkeit die Hand küßte und ihr ſagte: „Mein Fräulein,

heute Abend habe ich zum erſten Male in meinem Leben Geſang gehört!“

Da eilte die Gräfin Blendheim herbei und ſchloß das junge Mädchen ſtürmiſch in ihre Arme.

Da avancirte der ganze weite Kreis, der ſich rings um Juanita gebildet, im Sturmſchritte ſich dicht zuſammenſchließend und die Künſtlerin mit einer Flut des begeiſtertſten Lobes und der ausſchweifendſten Verehrung überſchüttend.

Da hörte man Ausrufe von allen Seiten: „Wunderbar — welcher Genuß — welche Kunſt — welche Stimme — auf Ehre, ſuperbe — trichinenhaft!“

Da erwachte Rodenberg aus ſeinem ſüßen, milden Traume, der ihn mitten in den Wald geführt, an jene Stelle, wo der Quell neben der Moosbank vorüberrauſchte, wo er ſie wiedergeſehen hatte, freundlich, innig lächelnd wie damals, wo ſie ihm — und nur ihm ganz allein — in den wunderbarſten Tönen zuflüſterte, daß ihre Zeit vorüber ſei und daß ſie ihm entſchweben müſſe auf Nimmerwiederſehen — ach, ſie entſchwebte ihm in einer phantaſtiſchen Verſchlingung wunderſam leuchtender und ſüß duftender Ranken! Es war ihm, als müſſe er ihr folgen aus dem dichten Walde hinaus, langſam hinabſteigen zur Ebene, wo eben die Sonne untergegangen war und Alles noch im Wiederſcheine, im ſanften, warmen Lichte wie verklärt erſchien. — Da ſtand er einſam und verlaſſen, denn ſie war ja verſchwunden von der weiten, weiten Ebene, die er nun ohne ſie durchwandern ſollte! Und nirgends ein Troſt, eine Erinnerung an ſie — auch nicht an dem ſtillen, ſanftſchimmernden Abendhimmel, der doch ſonſt ſo tröſtend in unſer Herz blickt — o doch, o doch! Vor ihm flammten Sterne auf, unausſprechlich glänzend und

ihm ſo mild und tröſtend entgegen leuchtend — ihre Augen, Juanita's Blicke, welche ſich durch das Gewühl der ſie umdrängenden zu ihm hingefunden hatten und ihn durch herzlichen Ausdruck zur höchſten Luſt entzückten.

Er hätte aufjauchzen mögen über das ſtumme, ſelige Wort, welches ſie ihm damit zugeflüſtert, und über das entzückende Geheimniß, welches ſie ihm erlaubte, mit ihr zu theilen.

Juanita konnte ſich kaum retten vor der Maſſe Lob und Dank, welche man auf ſie häufte, ja, ſie wußte kein anderes Mittel, um ſich von dem gar zu engen Kreiſe ihrer enthuſiaſtiſchen Verehrer zu befreien, als daß ſie dem jungen Mann am Flügel ein Zeichen gab, der nun anfing, leicht zu präludiren, was auf die Andrängenden augenblicklich von glücklichſter Wirkung war — Alles rauſchte zurück und auseinander und Jeder nahm, aufmerkſam lauſchend, ſeinen früheren Platz wieder ein.

Juanita ſang Adelaide von Beethoven; das war für die älteren Herren und für die ſogenannten Kunſtkenner, die an ruhigem, getragenem Geſange die Stimme und das Talent einer Künſtlerin erproben wollen, die ſich Triller und Läufe wohl gefallen laſſen, aber ſich gegenſeitig zuflüſtern: „Verzierungen dieſer Art ſind ganz geſchickt, den Mangel an Kraft und Glätte der Stimme zu verdecken, vor allen Dingen aber das feſte, gediegene Metall zu erſetzen.“

Aber auch dieſe ſahen ein, daß an dieſer Stimme nichts fehlte und daß auch, was die Kunſt der ſchönen Sängerin anbetraf, durchaus nichts zu verdecken war — auch dieſe ſtrengeren Richter waren überwunden, und als Juanita geendet, näherte ſich mancher dieſer älteren Herren, um ihr,

wenn auch weniger enthusiastisch als die große Menge, doch in gediegeneren Worten ihre Anerkennung auszusprechen.

Die junge Sängerin, obgleich sie schon manche Triumphe ähnlicher Art erlebt hatte, fühlte sich doch heute Abend ganz besonders davon bewegt und schloß ihre Schwester, die sich ihr zuletzt näherte, herzlich in die Arme, wobei Juanita's Blicke, welche sie einen Augenblick gedankenvoll in den Saal hinausgesandt, nun mit feuchtem Glanze auf dem Gesichte der Schwester ruhten.

Waren es trübe Gedanken, die sie bewegten, oder hatte auch sie dort in der Ecke des Saales etwas aufleuchten gesehen, das zu ihrem Herzen sprach — irgend etwas beschäftigte ihren Geist, und wenn auch nicht unangenehm, doch auch nicht beruhigend.

„Nun zu etwas Anderem," sprach sie mehr zu sich selbst als zu Conchitta, und dann dankte sie dem jungen Manne am Clavier für seine Begleitung und bat ihn, ihr selbst einen Augenblick seinen Platz zu lassen.

Ringsum herrschte die tiefste Stille, als man nun bemerkte, daß sie sich selbst an den Flügel gesetzt. Und als sie nun anfing, zu einem spanischen Liede eine jener Einleitungen zu spielen, welche den gleichförmigen Klang der Mandoline nachbilden, da klopfte manches Herz aus der Zuhörerschaar und hätte darauf gern laut aufgejauchzt, als sie nun in jener frischen, kecken, wunderbaren, originellen Weise einsetzte und sang.

Ach, wie war sie hier in ihrem Elemente, wie sprudelten die Worte in der schönen spanischen Sprache so kräftig und doch so lieblich von ihren reizenden Lippen, wie neigte sie ihr Köpfchen nach rechts und links, wie graziös und dem Tacte

folgend bewegte ſie ihren Oberkörper, wie leuchteten ihre Augen und wie glänzten ihre weißen Zähne zwiſchen den friſchen, ſchelmiſch lächelnden Lippen!

Da ging aber auch nur ein einziger Ruf der Bewunderung durch den Saal, als ſie geendet, und ihm folgte wieder dieſelbe tiefe Stille: ſie blieb ja ruhig an dem Flügel ſitzen, ſang ja alſo gewiß noch einmal.

Und das that ſie dann auch zum Schluſſe, und ſang originelle Seguidillas- und Zigeunerliedchen, deren letztes ſie variirte und dann mit einem ſo langen, ſo gleichförmigen, ſo fein ausgearbeiteten Triller ſchloß, daß die Töne den entzückten Zuhörern, welche mit einiger Phantaſie begabt waren, wie ein milder, leuchtender Perlenregen erſchienen.

Jetzt war es aber genug; hatte doch der Prinz ſeinen Gäſten eine muſikaliſche Soirée gegeben, wie ſich wohl Keiner rühmen konnte, einer ähnlichen je beigewohnt zu haben, und fürchtete er doch alles Ernſtes, ſeinen lieben und geehrten Gaſt zu ermüden, obgleich Juanita's heiter lächelnde Miene durchaus nicht ſo erſchien, als habe ſie alles das auch nur die geringſte Anſtrengung gekoſtet; das verſicherte ſie auch alles Ernſtes Seine Hoheit, als dieſe ſie um ihren Arm bat und in einen der anſtoßenden Salons zum Souper führte.

Der Kammerjunker Baron von Schleiden forderte in dieſem Augenblicke eine kleine und ausgeſuchte Geſellſchaft auf, dem Herrn des Hauſes zu folgen; für die übrige Geſellſchaft begann das Souper in den anderen Räumen eine Viertelſtunde ſpäter. —

Um unſere genaueren Freunde, mit denen wir hiehergekommen, nicht ganz zu vergeſſen, halten wir es für unſere

Pflicht, uns nach Walter und Rüding umzuſchauen; daß auch die Beiden aufmerkſame Zuhörer geweſen waren, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen; beſonders hatte ſich Walter, wie es ein poetiſches Gemüth zu machen pflegt, allerlei phantaſtiſche Klangfiguren zu dem Geſange Juanita's gebildet. Rüding war mit weniger Gefühl zu Werke gegangen; er hatte die Töne, wenn auch nicht ohne Behagen, doch ruhig über ſich dahinrieſeln laſſen und fühlte ſich ebenfalls bewegt, weniger, müſſen wir jedoch geſtehen, durch die Gewalt der Muſik, als durch den gar zu ſtarken, mit Rum verſetzten Thee, den Walter ihm credenzte.

Der alte Maler hatte ſich behaglich an einen der Kamine gelehnt, über dem ein rieſenhafter Spiegel prangte und auf dem leuchtende Girandoles rechts und links neben einer Uhr ſtanden, welche den Gott Neptun in Bronze zeigten, wie er, in ſeinem Muſchelwagen ruhend, mit gewaltigem Dreizack auf irgend etwas Unſichtbares zielt. Walter, der nicht gewohnt war, in ſeinen Händen etwas zu tragen, hatte ſeinen weichen, oben zugeſpitzten Hut auf den Kopf dieſes Neptuns geſtülpt, was eine ſehr angenehme Wirkung hervorbrachte.

„Hör' einmal, Rüding," ſagte er jetzt zu dem Anderen, „ein unnützeres Möbel als Du in einer Geſellſchaft habe ich in meinem ganzen Leben nicht geſehen! Meinſt Du, man wäre nur deßhalb eingeladen, um Thee mit Rum zu trinken und ſpäter zu ſoupiren? O, ſchweige ſtill, ich weiß ſchon, was Du ſagen willſt — ſpare Deine Retour-Chaiſen — das iſt bei mir etwas ganz Anderes! Ich ſtelle hier den älteren, geſetzten, würdigen Mann vor, der als ruhiger Beobachter zur hübſchen Staffage dient und hier vollkommen

Zuerſt ſaß er ſo in dem alten Lehnſtuhl und dachte nach, wie ſeine Lage zu ändern ſei. Dann aber fieng er an ſich zu überzeugen, daß er doch ein großer Künſtler ſei und daß nächſtens ein Prinz, ein König bei ihm vorfahren müſſe und an ſeine Thüre klopfen und große Beſtellungen machen. — —

Und auf dieß Klopfen wartete er nun lange Tage und ſchaute unverwandt nach der Thüre hin. Ja, wenn in dem Zeitpunkt das kleine Kind zu ihm hinlief und ihn freundlich anlächelte, ſo ſchob er es auf die Seite: bſt! bſt! ſei ruhig, es wird gleich klopfen! Und wenn das arme Weib ihm die feuchten Haare aus der bleichen Stirne ſtrich, ſo entfernte er langſam ihre Hand von ſeinem Kopfe und ſagte: ſei ruhig, meine Liebe, ich kann ja nicht hören, wenn es klopft. Und wenn man ihm ſein ärmliches Mahl brachte, ſo legte er plötzlich Meſſer und Gabel nieder und neigte das Ohr gegen die Thüre des Zimmers und wartete auf das Klopfen. — —

So gieng das eine Zeit lang fort, und der Arzt, den man rief, ſchüttelte den Kopf und rieth eine Luftveränderung, und die Freunde von ehemals traten zuſammen, als ſie von dem troſtloſen Zuſtande des armen Künſtlers hörten und gaben die Mittel zu dieſer Reiſe und Luftveränderung. — Aber da war es zu ſpät und er wollte um Alles in der Welt nicht aus ſeinem Zimmer. Er ſagte, er müſſe da bleiben, um zu hören, wenn es endlich einmal anklopfe, und es müſſe bald anklopfen und es könne gar nicht mehr lange dauern. — Horch! —

Da war nun nichts mehr zu machen und die arme junge Frau zehrte ſichtlich ab, und das kleine Kind floh entſetzt den Vater.

Der hatte nun auch bald des Nachts keine Ruhe mehr; ihn floh der Schlaf und er fuhr Stunde um Stunde in die Höhe und horchte, ob es nicht endlich klopfen würde. Da eines Nachts, wo Alles draußen ſo ruhig und ſtill war, wo man nichts hörte

ſeine Pflicht erfüllt; aber Du, ein junger Menſch, der es ſo gewohnt iſt, ſich in großen Geſellſchaften zu bewegen, der ſogar ohne Anſtand mit ſeiner vortrefflichen Tenorſtimme bei ähnlichen Gelegenheiten große Arien ſingt, Du hätteſt Dich ſchon lange nützlich und angenehm machen ſollen!“

„Du willſt doch nicht, daß ich, nach dem, was wir hier gehört, den Leuten etwas vorſingen ſoll?“

„Das gerade nicht, der Contraſt würde zu ſtark ſein; aber Du ſollteſt nicht in Einem fort hinter mir drein laufen wie der Affe hinter dem Bären! Du ſollteſt Deine Bekannten aufſuchen und auf angenehme Art von Dir reden machen! Vorhin hörte ich eine Dame ſagen: ‚ich kenne dieſen intereſſanten Lockenkopf dort — ſchade, daß dieſer charmante junge Menſch ſo wenig ſpricht!‘“

„Und wer iſt denn die Dame, die das geſagt?“

„Dort ſitzt ſie an dem Theetiſche.“

„Die dort, im Lilakleide?“

„Ja — ſie hat einen ganzen Herbſt auf dem Kopfe — einen Korb voll Weintrauben.“

„Ah, das iſt die Generalin, deren Mops ich gemalt!“

„Und die Dich gewiß gut bezahlt — ſiehſt Du, undankbares Geſchöpf, der hätteſt Du ſchon lange eine Artigkeit ſagen und Dich ſogleich im Mittelpunkte der Geſellſchaft feſtſetzen ſollen!“

„Meinſt Du?“

„Ob ich meine — aber Du befolgſt nie einen freundſchaftlichen Rath.“

„Es iſt ſo weit dorthin,“ meinte Rüding ſchüchtern, „man erregt zu großes Aufſehen, wenn man ſo allein durch den Saal geht.“

„Nun, ich will Dich bis dorthin begleiten — komm'!“

Der ſanfte Eduard ſah durchaus nicht vergnügt aus, als er ſo gezwungen war, ſeinem Freunde zu folgen; doch machte er äußerſt kleine Schritte und blieb zuweilen, mit Walter plaudernd und ſich rings umſchauend, ſtehen.

„Ich glaube wahrhaftig, Kerl, Du fürchteſt Dich vor dieſer ſo wohlwollend ausſehenden Dame — hätte ich ihren Mops gemalt, ich ſäße ſchon lange neben ihr.“

„Soll ich mich ſogleich neben ſie hinſetzen?“

„Nach Umſtänden — ſie wird Dich ohne Zweifel dazu einladen oder eine bezeichnende Handbewegung machen; darnach haſt Du dich zu richten.“

„Ja — ich werde mich — darnach — richten. Soll ich Dich vielleicht vorſtellen?“ ſetzte Rüding fragend hinzu und mit einer ſolchen Haſt, wie ſich Jemand, der in Gefahr iſt, zu ertrinken, an einen Strohhalm anzuklammern verſucht.

„Später vielleicht, wenn es die Converſation mit ſich bringt — das weißt Du ja zu beurtheilen.“

„Ja — ich — weiß — das — zu — beurtheilen.“

„Nun komm' — die Leute ſchauen ſchon auf uns hin, daß wir in der Mitte des Saales ſtehen und ſo angelegentlich mit einander plaudern.“

„Ja, gewiß.“

Damit machten die Beiden noch einige weitere Schritte und dann brachte Walter ſeinem jüngeren Freunde, von den Anderen ungeſehen, einen ſo kräftigen Rippenſtoß in entſprechender Richtung bei, daß der ſchwächliche Rüding raſcher, als er es vielleicht beabſichtigte, vor jene Dame in Lila gelangte, welche einen ganzen Herbſt auf dem Kopfe trug.

Da ſtand nun Rüding, ſchluckte verlegen und drückte

ſeinen Claquehut ängſtlich gegen den Leib, da ſtand er eine Secunde und zwei Secunden, und jede däuchte ihm eine kleine Ewigkeit zu ſein, denn in jeder bearbeitete er mit blitzartiger Schnelligkeit die Frage: Was ſoll ich reden, womit ſoll ich die Unterhaltung beginnen? — und begonnen mußte ſie werden, wenn nicht allenfalls eine ägyptiſche Finſterniß ſich zu ſeiner Rettung einſtellen wollte.

Die Dame in Lila ſchaute auf, als die kleine, ſeltſam ausſehende Figur mit den künſtlich friſirten Locken vor ſie hintrat. Und wenn auch im erſten Momente ein nicht geradezu unangenehmes Lächeln, welches, ehe Rüding kam, auf ihren Lippen ſpielte, ſichtbar blieb, ſo verlor dieſes Lächeln doch viel von ſeiner Anmuth durch den harten, verwunderungsvollen Ausdruck der Augen, welcher kurz und etwas barſch zu fragen ſchien: ‚Was beliebt?‘

Rüding's Schutzgeiſt flüſterte ihm zu, noch ſei es Zeit, ſich mit einer Verbeugung zurückzuziehen und dafür allenfalls ein mitleidiges Lächeln einzuernten; doch fühlte er förmlich die Augen Walter's höhniſch auf ſich ruhen, und ſo zwiſchen Scylla und Charybdis, verneigte er ſich ſo gut als möglich und ſagte: „Gnädige Frau, ich habe mich nur nach dem Befinden Ihres Mopſes erkundigen wollen.“

Nun war aber jene Dame in Lila nie die Beſitzerin eines Mopſes geweſen und mußte es daher doppelt ſonderbar finden, daß der junge Menſch, der ihr nicht einmal vorgeſtellt worden war, dieſe, gelinde geſagt, alberne Frage an ſie that. Hierzu kam noch, daß die Dame eine etwas mopsähnliche Naſe hatte, die ſie, wie ihre Bekannten behaupteten, auf ihren kleinen, etwas tölpelhaften Sohn vererbt.

„Erlauben Sie, mein Herr,“ ſagte ſie deßhalb mit einem

Tone der Stimme, in dem sich Befremden mit Entrüstung mischte, „ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen; ich finde es darum um so eigenthümlicher, sich bei mir nach etwas zu erkundigen, was ich gar nicht besitze!“

„Sollte ich denn im Irrthume sein,“ stotterte Rüding schüchtern, „und nicht das Glück gehabt haben, diesen Ihren kleinen, allerliebsten Mops vor einem Jahre gemalt zu haben?“

Die Dame in Lila warf dem Künstler einen furchtbaren Blick zu, denn sie hatte bemerkt, daß ihre Nachbarin, eine wohlwollende Bekannte ihres Hauses, bei der Frage des jungen Mannes höhnisch gelächelt. „Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich in der That keinen Mops besitze!“ sagte sie in so entschiedenem Tone, daß der sanfte Eduard ohne allen Zweifel seine Mission als beendigt ansehen konnte. Er beabsichtigte deßhalb auch, das Klügste zu thun, was er in dieser Lage thun konnte, sich nämlich zurückzuziehen, nachdem er die nothwendige tiefe Verbeugung gemacht; doch verwirrt, wie er war, über die keineswegs gnädige Aufnahme, die er gefunden, machte er bei dieser Verbeugung unwillkürlich eine halbe Schwenkung gegen rechts, wodurch er das Ende des halbkreisförmigen Sopha's, in dessen Mitte die Dame saß, ohne es zu wissen, in seinen Rücken bekam, was zur Folge hatte, daß Rüding, als er sich nun zurückziehen wollte, ziemlich heftig gegen das Sopha anstieß und dann, da es sehr weich gepolstert war, so tief in die Kissen desselben hineinfiel, daß er im ersten Augenblicke seine kurzen Beinchen hoch in die Höhe streckte.

Wünsche Niemand von jenem Blicke getroffen zu werden, den nun die Dame in Lila auf den unglücklichen jungen

Künſtler ſchleuderte, oder die Zielſcheibe des boshaften, höhniſchen Lächelns zu ſein, das jetzt auf den Geſichtern von einem guten Dutzend Damen erſchien!

Wenn nur die Kiſſen des verhängnißvollen Sopha's weniger tief und weniger weich geweſen wären!

Es war ein jammervoller Anblick, zu ſehen, wie ſich Rüding bemühte, mit Anſtand wieder in die Höhe zu kommen. Freilich dauerten dieſe Beſtrebungen nicht eine Minute, aber ſie endeten fürchterlich. Rüding griff, aufs äußerſte verwirrt und geängſtigt, nach einem Halte, um ſich daran aufzuhelfen, und ſeine Hände erfaßten auch irgend etwas, leider aber keinen feſtſtehenden Gegenſtand, und als er nun eine letzte Anſtrengung machte, hörte er einen gellenden Aufſchrei und ſah mit Entſetzen, wie er das Theetuch, womit der Tiſch gedeckt war und auf dem ein paar Dutzend ganz und halb geleerter Taſſen, Theemaſchine, Waſſerflaſchen nebſt Gläſern, Backwerk und dergleichen ſtanden, herabgeriſſen und ſo eine unbeſchreiblich entſetzliche Scene herbeigeführt hatte.

„Horreur!“ kreiſchte die Dame in Lila — „das iſt ja ein Attentat — in welche Geſellſchaft ſind wir gerathen!“

„Iſt denn Niemand zu unſerer Hülfe da?“ jammerte eine Andere.

Rüding blickte um ſich mit einem faſt blödſinnigen Lächeln — ein Lächeln der Verzweiflung. In ſeinem Geiſte ſpiegelten ſich die nächſten Augenblicke, die nun nothwendig folgen mußten, als ganz entſetzliche Bilder ab. Was ſollte er thun? Knieſällig um Verzeihung flehen oder mit der Wuth einer geängſtigten wilden Katze auf die Herandrängenden losſtürzen, um ſich gewaltſam Bahn zu machen — o, es war ein fürchterlicher Zuſtand! Da hörte er wie einen Ruf

aus himmliſcher Sphäre die Stimme Walter's, der nahe zu ihm hingetreten war, flüſternd an ſein Ohr ſchlagen:

„Mache die Augen zu und ſtelle Dich ohnmächtig!“

Ein glücklicher Gedanke — eine vortreffliche Idee, welche der ſanfte Eduard augenblicklich befolgte. Er ſchloß die Augen, und es war ihm ein wonniges Gefühl, ſo durch die Dunkelheit, die ihn rings umgab, von der ſchrecklichen Außenwelt getrennt zu ſein. Dann ließ er ſein Haupt auf die Bruſt hinabſinken, und die ganze kleine, dünne Figur ſchnappte zuſammen wie ein Taſchenmeſſer.

Hätte er nur auch ſeine Ohren verſtopfen können, denn es war nichts Schmeichelhaftes, was über ihn geſagt wurde: Aeußerungen, wie ‚abſürd, empörend, unanſtändig!‘ war das Geringſte, was er vernahm, und es gereichte ihm dabei durchaus nicht zum Troſte, als er Walter mit tiefer Stimme beſchwichtigend ſagen hörte:

„Dieſer arme junge Menſch hat häufig dergleichen Anfälle; ſein kleiner Verſtand ging förmlich unter in dem Glanze dieſer Umgebung — erlauben Sie mir, daß ich ihn auf eine ſanfte Art entferne.“

Und das erlaubte man dem alten, würdig ausſehenden Herrn, der den höhniſch lächelnden Blick eines jungen Officiers durch ein derbes und ſehr bezeichnendes Anſtarren erwiederte, mit großer Bereitwilligkeit. Und Rüding, der um eine Million die Augen nicht geöffnet hätte, fühlte ſich aufgehoben und fortgetragen, eine ziemliche Strecke weit, dann niedergeſetzt, und vernahm erſt nun wieder die Stimme ſeines Freundes, der ihm ſagte:

„So, jetzt öffne Deine dummmen Augen und erkläre mir,

wie ein Kerl mit fünf geſunden Sinnen ſich ſo viehmäßig ungeſchickt benehmen kann!"

„Ich weiß es nicht und ich kann es Dir nicht ſagen — das kam alles wie ein Blitzſtrahl. Aber wo ſind wir hier?"

„An einem Orte, der für ſolch ein Mondkalb, wie Du biſt, viel zu gut iſt; aber es war ein vortrefflicher Inſtinct, der mich dieſes Zimmer finden ließ — ſchau' um Dich!"

Rüding hatte jetzt erſt den Muth, ſeine Augen weit zu öffnen, und bemerkte, daß ſie ſich in einem ziemlich großen, angenehm erhellten Gemache befanden, wo kleine Tiſche ſtanden, die zum Souper gedeckt waren. „Ach," ſagte er, „nach der Hölle, in der ich ſo eben geweſen, habe ich jetzt das Gefühl, als ſeien wir im Himmel angekommen — ich danke Dir, Walter, in der That, ich danke Dir für Deine Freundſchaft — doch warſt Du ſie mir ſchuldig, denn Du mußt geſtehen, daß ich mich auf Deinen Rath jener ſchrecklichen Dame in Lila genähert!"

„Weil Du rennommirt hatteſt, es wäre eine Bekanntſchaft von Dir, deren Mops Du gemalt."

„Es geſchieht mir ſchon recht," ſagte der Andere nach einem tiefen Seufzer, „ich habe von je her eine Averſion gegen die Lilafarbe gehabt, ich hätte dieſem Gefühle folgen ſollen! Aber begreifſt Du es, wie man ſo ungebildet ſein kann, eine höfliche Frage ſo zu beantworten — ſage mir die Wahrheit, Walter — nicht wahr, ich habe mich fürchterlich blamirt?"

„Man könnte es allenfalls ſo nennen — aber beruhige Dich, Aehnliches iſt ſchon größeren Charakteren begegnet und meine Geiſtesgegenwart hat Vieles wieder gut gemacht, das mußt Du doch geſtehen; denn es war eine famoſe Idee

von mir, Dich für einen unzurechnungsfähigen Menschen auszugeben."

„Ja, ich danke Dir dafür," erwiederte Rüding kleinlaut, und setzte nach einer Pause fragend hinzu: „Nicht wahr, Seine Hoheit hat mich nicht gesehen? Es wäre mir das wahrhaft leid für spätere Einladungen."

„Was das anbelangt, so kannst Du dich in jeder Beziehung beruhigen; doch nun richte Dich auf, arrangire Deine schönen Locken ein wenig und ziehe Deine rothe Weste herab; ich höre Leute und hoffe zu Gott, daß wir endlich etwas zum Soupiren bekommen."

Walter hatte richtig vermuthet. Auf eine Einladung des Adjutanten und des Kammerherrn vertheilten sich die Gäste mit großer Hast in die anstoßenden Zimmer, wobei es sich glücklich fügte, daß das Gemach, in dem sich unsere beiden Freunde befanden und welches eines der letzten in der Reihe war, von Bekannten aufgesucht wurde, die es liebten, ohne Damen und ohne geistreiche Unterhaltung zu soupiren.

Es ist ein glückliches Vorrecht der Jugend, Unangenehmes rasch und gründlich zu vergessen. Und so erging es auch dem guten Rüding, nachdem er einige Gläser vortrefflichen Bordeaux zu sich genommen und sich an guter kalter Küche gelabt, ja, es dauerte keine halbe Stunde, da hatte er die Verwegenheit, an Walter die Frage zu stellen, was ihm denn eigentlich hätte geschehen können, wenn er bei dem Vorfalle drinnen im Saale zufällig nicht ohnmächtig geworden wäre. — „Ich hätte ja mit großer Entschiedenheit sagen können: ‚Meine Damen, ein Unglück ist nun einmal ein Unglück — ich bitte Sie allerdings um Verzeihung, wünsche aber, daß von dieser Angelegenheit nicht mehr

gesprochen wird!' — Nun, was wäre die Folge gewesen? Hätte man mich vielleicht aufgefressen?"

„Das wohl nicht," antwortete Walter mit großer Ruhe, „aber man würde Dich einfach zur Thür hinausgeworfen haben — glaube mir, ich bemerkte einige blutdürstige Lakaien, welche die entschiedenste Lust an den Tag legten, sich mit Deiner Beförderung zu beschäftigen — doch da kommen Rodenberg und Lytton, die mir von Seiner Hoheit abgesandt zu sein scheinen, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen."

In der That traten die beiden Maler ein, und nachdem sie Walter und Rüding gesehen, setzten sie sich zu ihnen hin.

Der sanfte Eduard blickte sie fragend und etwas schüchtern an; doch waren Rodenberg und Lytton viel zu fein und freundschaftlich, um ihren Bekannten durch irgend eine Frage zu demüthigen.

„Hier kann man doch in aller Gemüthlichkeit ein Glas Wein trinken," meinte Lytton. „Es war von mir ein ganz gescheiter Gedanke, gegen die Damen galant zu sein und mich von dem stark besetzten Tische da drinnen zu entfernen. Hier wollen wir eine Zeit lang sitzen bleiben und uns den zweiten Theil der Soirée schenken — nicht wahr, Rodenberg?"

Dieser schien zerstreut und seinem Freunde nur mit einigem Widerwillen hieher gefolgt zu sein. Wenn er auch begreiflicher Weise nicht so glücklich gewesen war, in dasselbe Zimmer mit Juanita zum Souper eingeladen zu werden, so hatte er sich doch die Freiheit genommen, eine kleine Rundreise durch das ganze Appartement zu machen, und war auch so glücklich gewesen, sie aus der Entfernung zu sehen, ohne daß er von ihr bemerkt worden wäre.

Der Prinz wußte seine Gäste zu ehren, das mußte man

ihm laſſen, und wußte beſonders dieſen Gäſten zu zeigen, welchen Werth er auf ihre Anweſenheit legte.

Die kleine Tafel zu vielleicht ſechzehn Perſonen, an welcher ſich Seine Hoheit mit den beiden Schweſtern und einer auserleſenen Geſellſchaft befand, ſtand in einem mit Blumen beſetzten Pavillon an der Ecke des Hauſes und war ein reizend eingerichtetes Gemach. Wie geſagt, Rodenberg hatte einen Blick hineingeworfen und ſich dabei geſtehen müſſen, es wäre ſchon eine kleine Seligkeit, dort in Geſellſchaft eines ſo ſchönen Weſens, wie Juanita war, ſein zu dürfen, beſonders wenn man mit demſelben ein ſüßes Geheimniß theilen dürfe — ein Geheimniß, das vielleicht hier und da dem Eingeweihten kund gegeben würde durch ein Wort, einen Blick, durch ein bezeichnendes Anfeuchten der Lippen mit ſprudelndem Champagner, durch hundert andere Kleinigkeiten, in deren Erfindung die Liebe ſo reich iſt und deren Bedeutung ein glückliches Herz ſo leicht erräth.

Doch würde Juanita, ſelbſt wenn er eine Einladung in den kleinen Blumenpavillon erhalten hätte, wohl ſchwerlich geneigt geweſen ſein, mit ihm ein freundliches Wort oder bezeichnende Blicke zu wechſeln; ſie war an ihm vorübergegangen am Arme des Prinzen, als jener ſie zum Souper geführt, und ſie hatte ihn, als Seine Hoheit vorüberſchritt und er wie alle Uebrigen eine tiefe Verbeugung gemacht, mit einem ſo unendlich gleichgültigen Blicke angeſehen, daß es ihm zweifelhaft war, ob vorhin jener entzückende Strahl aus ihrem Auge auch wohl ihm und nicht vielleicht einem Anderen gegolten hätte.

Rodenberg, der wegen ſeines angenehmen Aeußern und des Anſtandes, mit dem er ſich zu benehmen wußte, von einem

als das leiſe Rauſchen und Flüſtern des Nachtwindes in den Bäumen vor dem Fenſter, da richtete er ſich plötzlich in ſeinem Bette empor, abgezehrt und hager, und ſchaute mit den erhitzten Augen um ſich herum und ſagte: „horch, es hat geklopft!“ Entſetzt fuhr die Frau in die Höhe; ſie ſaß auf dem alten Lehnſtuhle neben dem Bette und ſagte: „du irrſt, mein Lieber, ich habe nichts gehört, es hat gewiß nicht geklopft.“

„Du haſt Recht!“ ſagte er darauf lächelnd, „es preſſirt gar nicht, es hat ſehr entfernt geklopft, draußen auf dem Felde.“

Die Frau legte ihr Geſicht auf ſeine weiße Hand und weinte lange und viel, bis der Morgen kam.

In der nächſten Nacht richtete er ſich wieder auf und ſagte abermals: „horch, es klopft ſchon wieder, und ſchon viel näher und deutlicher. Ich glaube, es war unten an der Hausthüre.“ Obgleich nun die Frau wieder verſicherte, es habe in der That nicht geklopft, ſo lächelte er ungläubig und ſagte: „es thut nichts, es wird ſchon noch deutlicher klopfen.“

In der darauf folgenden Nacht ſagte er mit einem ſeltſamen Lächeln: „jetzt wirſt du doch endlich das Klopfen auch hören, es iſt ſchon ganz nah', es klopft ſchon ganz deutlich. Jetzt an der Stubenthüre, jetzt hier, ſehr ſtark, ſehr ſtark!“ Darauf führte er ihre Hand an ſein Herz, und das ſchlug gewaltſam, als wollte es die Seiten aus einander ſprengen. „Weißt du was,“ fuhr er fort, „laß' einen Augenblick das Kind zu mir kommen; wenn es morgen Nacht wieder klopft und noch näher, o viel näher, da werde ich rufen: herein! und es kommen die ungeheuren Aufträge von Königen und Kaiſern, und ich werde dann ſo mit Arbeit überladen ſein, weißt du, daß ich mich eine lange Zeit hindurch gar nicht mehr um euch bekümmern kann, ja, euch vielleicht gar nicht mehr kenne, wenn ihr bei mir ſteht. — O das iſt freilich ſehr traurig, entſetzlich traurig!“ Und wie er das ſagte und ſie ihm das kleine Kind brachte, da drückte er es feſt in ſeine Arme, und

großen Theile der Damen beachtet, ja, aufgesucht wurde, hätte vor oder nach dem Gesange leicht die Gelegenheit finden können, der Sängerin ein freundliches Wort zu sagen; an gesellschaftlichem Muthe, um den Kreis jener faden Lobsprecher, welche sich um Juanita drängten, zu durchbrechen, hätte es ihm wahrhaftig nicht gefehlt; was ihn aber zurückhielt, war jenes Wort, das sie im Walde beim Abschiede zu ihm gesagt, ihre Ermahnung oder ihre Bitte, sie nicht zu kennen, wo er ihr auch begegnen würde.

An diese ihre Bitte denkend, verletzte es ihn einestheils, anderentheils tröstete es ihn wieder, daß er denken konnte, es liege eine Absicht zu Grunde, warum sie ihn als einen vollkommen Fremden behandle, warum sie mit dieser ausgesuchten Gleichgültigkeit an ihm vorübergehe — und um Jemanden absichtlich so zu behandeln, muß man sich in Gedanken mit ihm beschäftigt haben.

Walter hatte dem Souper so kräftig als möglich zugesprochen, und auch Rüding vermochte ein Gleiches zu thun. „Hier genirt man sich nicht," sagte er mit einem Anfluge von Humor, „und je mehr man ißt und trinkt, je größere Ehre erzeigt man dem Wirthe, und nebenbei war Alles so vortrefflich, daß mir diese Ehrenbezeigung im allergrößten Maßstabe nicht schwer wurde — schade, daß man nicht eins singen oder zu diesem ausgezeichneten Weine eine Cigarre rauchen kann!"

Der sanfte Eduard war so weit wieder aufgethaut, daß er sich schon einen kleinen Scherz erlauben konnte und deßhalb die Kühnheit hatte, die von ihm vorgeschlagene Wette in Anregung zu bringen.

Lytton schüttelte lächelnd den Kopf, als er davon gehört,

und mochte wohl das mitleidige Lächeln Walter's verſtehen, als dieſer ſich in die Höhe ſtreckte und behaglich ſeinen langen Bart ſtrich. „Es wäre allerdings die Frage," ſagte Rodenberg darauf, „wie der Wortlaut jener Wette geweſen; wenn Rüding geſagt, er würde auf der Soirée mehr Aufſehen erregen als Du, ſo hat er gewonnen."

„Vortrefflich ausgelegt!" jauchzte der alte Maler — „ja, er hat ein ſo koloſſales Aufſehen gemacht, daß ich ihm ſchon um deſſentwillen nicht zumuthen werde, obendrein noch einen Punſch zu bezahlen!"

„Lieber Freund," entgegnete ihm Rüding mit großer Würde, „der Zweck heiligt die Mittel, und da es mir überhaupt darum zu thun war, einiges Aufſehen zu erregen — ich haſſe nämlich die flache Alltäglichkeit, wo man ſich herumtreibt wie des Färbers Gaul im Ringe —, ſo hoffe ich, Du wirſt die Mittel gelten laſſen, die ich dazu angewandt."

„Gott ſteh' mir bei," rief Walter, „es iſt Zeit, daß wir aufhören, ſonſt beweiſt uns dieſer unverſchämte Kerl noch, wie fein und anſtändig er ſich benommen! Und was den verlorenen Punſch anbelangt ...." ſetzte er lachend hinzu —

„Du gibſt die Wette alſo verloren?" fragte Rüding.

„So werde ich meinen Freund, den Prinzen, beauftragen, dieſen Punſch ſerviren zu laſſen!"

„Ein vortreffliches Arrangement," meinte Lytton; „doch rathe ich Euch, nicht mehr zu lange hier ſitzen zu bleiben, denn bei der Soirée des Prinzen wird der Punſch kurze Zeit nach dem Souper ſervirt — bis nachher!"

„Addio — laß mich dieſen kleinen Weinreſt vollends trinken und ich folge Euch," ſagte Walter, indem er eine noch faſt volle Bordeauxflaſche an ſich zog.

An der Thür des großen Saales, in den nun von allen Seiten die Gäste wieder hineinſtrömten, traf Lytton auf Roderich.

„Wo warſt Du denn?“ fragte der letztere.

„Da drinnen mit Rodenberg und ein paar Anderen — zuerſt wurde ich in einen mir ſehr gleichgültigen Damenkreis geworfen, wo es aber etwas eng herging — und Du?“

„Ich hatte die Ehre, von dem Prinzen an ſeinen Tiſch gezogen zu werden.“

„Glücklicher — Du ſoupirteſt in Geſellſchaft der beiden ſchönen Schweſtern?“

„In Einem Zimmer mit ihnen. Das war aber auch alles; ich fand kaum Gelegenheit, Conchitta zu grüßen und ihr ein flüchtiges, höchſt gleichgültiges Wort zu ſagen — ſie erſchien mir ſo ſonderbar ....“

„Wie ſo?“

„Nun, wenn ich auch von meiner ſonſt liebenswürdigen Schülerin keine Vertraulichkeit erwarte, ſo doch ein freundliches Wort, eine herzliche Begrüßung.“

Lytton ſchaute ihn fragend an.

„Nichts von dem, nichts von ihrem ſonſt ſo offenen und zutraulichen Benehmen.“

„Unbegreiflich — Conchitta iſt doch ſonſt kein Mädchen, die viel Werth darauf legt, von einem Prinzen eingeladen und zu Tiſche geführt zu werden.“

„So erſchien ſie mir früher auch nicht; aber Umſtände und Verhältniſſe ändern leicht das Gemüth eines Menſchen. Ich hätte ſchon von ihr nicht erwartet, daß ſie uns überhaupt verſchwiegen, jene große Sängerin, deren Name ſo raſch und ſo glänzend bekannt wurde, ſei ihre Schweſter.“

„Und jener braune Don mit dem ſtrahlenden Orden iſt wohl ihr Oheim?“

„So iſt es — ein höchſt gebildeter Mann, der verſchiedene Sprachen mit großer Geläufigkeit ſpricht. — Nach dem Souper, als wir umherſtanden und den Blumenreichthum des Pavillons, in dem wir ſoupirten, betrachteten, näherte ich mich Conchitta ohne irgend welches Aufſehen, auf die natürlichſte Art von der Welt, und fand ſie einſylbig und verlegen. Sie ſtellte mich ihrer Schweſter vor, welche mich mit Dank überſchüttete für die Güte und Freundlichkeit, mit der ich Conchitta behandelt; es war gerade,“ ſetzte er in nachdenklichem Tone hinzu, „als ſei dieſe unſere Bekannte und jene die Fremde.“

„Mir ſcheint, dieſes veränderte Benehmen Conchitta's liegt in der für ſie ungewohnten Umgebung, welche ihr bei ihrer Einfachheit nicht ſympathiſch ſein kann.“

„Und doch benimmt ſie ſich mit einer Ungezwungenheit, ja, mit ſo taktvoll ſicherem Weſen, als ſei ſie auf glatten Salon-Parquetten aufgewachſen.“

„Das mag auch wohl der Fall ſein, wenigſtens iſt ihre Familie eine, die im goldenen Buche des ſpaniſchen Adels mit großer Auszeichnung genannt wird — nur die Nachkommen mächtiger Häuſer gelangen zum Stern jenes Ordens, welchen Don Joſe trägt.“

Roderich ſchüttelte nachſinnend mit dem Kopfe, ehe er ſagte: „Dergleichen macht keinen Eindruck auf Conchitta; wer ihre Familie war, wußte ſie auch früher, und Du mußt mir zugeſtehen, daß in ihrem Benehmen auch nicht die leiſeſte Anſpielung zu finden war, ſie wolle etwas Anderes ſein, als

wozu ſie ihre Kunſt berechtigte, und wie beſcheiden und kümmerlich lebte ſie!“

„Großen Namen und Reichthum findet man nicht immer zuſammen — es iſt wahr, Conchitta lebte beſcheiden, faſt kümmerlich, wogegen mir ihre Schweſter gewohnt ſcheint, einen großen Train zu führen.“

„Das ſpricht wieder für Conchitta's Beſcheidenheit, wenigſtens für ihre Genügſamkeit; denn bei der Liebe der beiden Schweſtern zu einander kannſt Du Dir wohl denken, daß es von der einen Seite nicht an Anerbietung gefehlt hat.“

„Allerdings ſchien Conchitta ihren Stolz darin zu finden, von dem zu leben, was ſie durch ihre Kunſt verdient, und gefiel ſich, ihren häufigen Aeußerungen nach, am allerwohlſten in einem ganz beſcheidenen Kreiſe — erinnerſt Du Dich der Schwärmerei des kleinen, guten Schmitz für ſie?“

„Ja, ja, es liegt etwas Rührendes in ſeiner Anhänglichkeit.“

„Und auch etwas, das ſie gerührt; denn wenn ſie uns freundlich und herzlich behandelt, ſo iſt ihr Umgang mit dem kleinen, glücklichen Michel Angelo ſo innig und vertraulich, daß das ſchon meine Eiferſucht erregt. Haſt Du dergleichen nie bemerkt?“

„O ja, o ja — er behandelt ſie aber auch mit unendlicher Sorge und Aufmerkſamkeit.“

„Mir hat man ſchon einmal erzählt, Schmitz habe ihr ſeine Hand angeboten.“

„Bah — Unſinn!“

„Schmitz iſt ein vermöglicher Mann.“

„Sagſt oder denkſt Du ſo etwas im Ernſte?“

„Ich wiederhole nur das Gerede der Leute, und ohne

auch nur im entfernteſten daran zu glauben, wollte ich nur damit ausdrücken, daß man Conchitta nach ihrem bisherigen Auftreten für ſehr beſcheiden und genügſam halten muß."

„Ja, und dabei halte ich ſie noch für ſtolz und unbeugſam."

„Zwei ausgezeichnete Eigenſchaften, wenn ſie von einem ſo guten und edlen Herzen regiert werden, wie das unſerer eben ſo ſchönen als lieben Collegin iſt," bemerkte Lytton und ſetzte, ſich umſchauend, nach einer Pauſe hinzu: „Aber wo iſt Deine Frau? Ich halte es für nothwendig, noch ein wenig mit ihr zu plaudern, wie ich ſelbſtredend ſchon vor dem Souper gethan."

Roderich's Stirn hatte ſich verdüſtert, er biß ſich auf die Lippen, ehe er entgegnete: „Meine Frau ließ mir vorhin durch einen Lakaien ſagen, ſie habe unerträgliche Kopfſchmerzen und ſei nach Hauſe gefahren, ich ſolle mich durchaus nicht ſtören laſſen."

„Hm," machte Lytton, indem er ſeinen Freund mit einem bedeutſamen Blicke anſah.

„Genire Dich durchaus nicht," ſagte dieſer; „ſage mit klaren Worten, was Du denkſt."

„Laß mich Dir vielmehr wiederholen, was alle Welt ſpricht und was Dir auch wohl ſchon zu Ohren gekommen ſein muß."

„Die Betheiligten erfahren das, was ſie intereſſirt, gewöhnlich zuletzt; doch kann ich wohl eine Ahnung haben von dem Gerüchte, welches über uns im Umlaufe iſt, deßhalb gib ihm immerhin Worte, ohne alle Schonung."

„Man ſagt, Du ſeieſt am Vorabende Deiner Scheidung."

„Und ſchildert mich als einen Tyrannen, bei dem es eine rechtſchaffene Frau nicht aushalten kann?“

„So ſpricht allerdings ein großer Theil der Weiber; aber ich habe auch über Deine Verhältniſſe zu Hauſe ſchon die anſtändigſten und geſcheiteſten Anſichten gehört.“

„Es mußte ſo kommen, und ich werde mich nach und nach an das Schreckliche gewöhnen.“

„Darf ich, ohne indiscret zu ſein, fragen, ob es wirklich ſo nahe bevorſteht, wie die Leute ſagen?“

„Ich weiß es nicht, ehrlich geſagt; ich habe darüber nur eine einzige Aeußerung meiner Frau, die mich, als ſie ſie that, faſt zuſammenſchmetterte. Wie weit ſie nun im Geheimen fortgearbeitet hat, kann ich mit Beſtimmtheit nicht ſagen; daß ſie aber Schlimmes im Schilde führt, glaube ich weder mir ſelbſt noch Dir verheimlichen zu müſſen.“

„Glaubſt Du, daß die Anweſenheit ihres Vetters, des liebenswürdigen Kammerjunkers, damit im Zuſammenhange ſteht?“

„Spricht man auch darüber?“ fragte Roderich mit großer Aufmerkſamkeit.

„Ja; doch nur in ſo fern, als der Freiherr gekommen ſei, um Deine Frau bei der Auflöſung ihr unerträglich gewordener Bande zu unterſtützen.“

„Ich bin zu arglos für dieſe Welt. Daran dachte ich in der That nicht; ich hielt ſie für zu klug, ſich einen ſo unklugen Beiſtand zu wählen.“

„Wenn man Kammerjunker iſt und Freiherr Schenk von Schenkenberg, ſo hält man ſich für klug genug, einen einfachen, harmloſen Künſtler, wie Du biſt, zu überliſten.“

„Wäre es nöthig, bei dieſer traurigen Angelegenheit gegen

mich irgend eine Liſt anzuwenden? Hat ſie einmal ihren Entſchluß gefaßt, gut, ſo ſoll ſie mich finden, wie ſie mich immer gefunden hat — offen, ehrlich und anſtändig."

„Nur nicht zu anſtändig und nicht zu nachgiebig."

„Wie ſo?"

„Der Freiherr Schenk von Schenkenberg wird für ſeine Couſine einen hübſchen Theil Deines Vermögens verlangen."

„Er mag das ganze nehmen — laß mir meine Leinwand, meine Farbe, unter Befreiung von all' den kleinlichen Neckereien und tauſendfachen Nadelſtichen, die meine Laune verderben und meine Kraft lähmen, und ich erwerbe mir genug, um mehr als anſtändig leben zu können."

„Aber — wenn ſie ihre Tochter fordert ...."

Roderich zuckte zuſammen und faßte den Arm ſeines Freundes, den er krampfhaft drückte und dann, obwohl in leiſem Tone, aber mit erſchreckender Heftigkeit ſagte: „Nie und nimmermehr!"

Walter trat mit Rüding aus dem Nebenzimmer zu den Beiden heran. Der erſtere hatte den ſanften Eduard feſt am Arme gepackt und ſo den ſich ängſtlich Sträubenden herangezogen.

„Man muß dem Teufel keck in das Geſicht ſehen," ſagte der alte Maler in luſtiger Weinlaune, „und wenn auch die Dame in Lila dort drüben keine freundlichen Blicke auf Dich abſendet, ſo iſt das ganz gleichgültig — warum ſich zurückziehen vor der erhabenen Gattin eines Generals, wir als Künſtler rangiren höher hinauf — nicht wahr, Roderich?"

„Ganz gewiß," warf Olfers begütigend ein; „aber Du kannſt das eben ſo gut leiſe ſagen."

„Eigentlich brauchte ich es gar nicht zu ſagen, denn es

verſteht ſich von ſelbſt; ich kam auch deßhalb nicht daher, ſondern wollte Euch einladen, zuzuſchauen, wie ich dieſem kleinen, blondgelockten Ungeheuer in rother Weſte den großmüthig verlorenen Punſch ſpendire — dort kommt ſo eine lebendige Livrée und brennt vor Luſt, uns zu bedienen — he da, mein guter Freund!"

„Komm," ſagte Roderich zu Lytton mit leiſer Stimme, „hilf mir die Beiden ohne Aufſehen in das Vorzimmer bringen. Walter iſt eine viel zu gute Seele, um ihn hier vor dieſer Geſellſchaft einem höhniſchen Lächeln auszuſetzen — kommt," wandte er ſich hierauf an die beiden Anderen, „wir wollen ſehen, wie Ihr Eure Wette ausgleicht; aber nicht hier, ich weiß dort nebenan einen prächtigen, ſtillen Platz dazu."

„Olfers iſt ein Mann von eben ſo viel Takt als Ueberlegung; ich folge Dir unbedingt, und wenn es in die Hölle ginge. Laßt uns aber dieſen kleinen Miſſethäter in die Mitte nehmen; ich habe die entſetzlichſte Angſt, er möchte ſich noch einmal nach dem Mops jener Dame in Lila erkundigen, und das wäre fürchterlich — aber, daß uns ja der Punſch in Livrée begleitet!"

„Unbeſorgt," antwortete Olfers, während die Drei durch den großen Saal dem Ausgange zuſchritten, „ich bringe ihn ſchon."

Roderich führte die beiden Anderen nicht nur in das erſte Vorzimmer, ſondern ſchritt, in vernünftiger Erwägung des etwas erheiterten Zuſtandes Walter's, bis in jenes Gemach dicht am Veſtibule, wo der Adjutant vor einigen Stunden die Gäſte empfangen. Hier fanden ſich noch einige frühzeitige Ausreißer, die den günſtigen Augenblick, wo ſich Niemand im Vorzimmer befand, wahrnehmen wollten, um ſich in aller

Stille zu entfernen; als ſie aber die jetzt noch günſtigere Gelegenheit wahrnahmen, hier in aller Gemüthlichkeit noch einen Abſchiedspunſch trinken zu können, ſo umringten ſie den Mann in der Livrée, der ein großes Tablett mit ein paar Dutzend gefüllten Gläſern trug. Doch ſchien Walter mit dieſer Art der Erledigung der Punſchwette durchaus nicht einverſtanden, ſondern nahm vielmehr den Bedienten mit ſeinem Präſentirteller für ſich allein in ſo fern in Beſchlag, als er bei einer nochmaligen Auseinanderſetzung des ſtreitigen Objectes in einer ſehr weitſchweifigen Rede ein Glas um das andere ruhig zu ſich nahm und austrank — ein ſehr eigenthümliches Verfahren, welches ſich übrigens bei Walter's außerordentlichem Ernſte, mit dem er die Sache behandelte, ſo komiſch machte, daß ihm Roderich und Olfers, ſelbſt Rüding lachend und mit großer Befriedigung zuſahen.

„So war alſo die Wette," ſagte er nach dem letzten Glaſe, „und darum hat es ſich gehandelt, wobei mir Jedermann zugeben muß, daß ich mit eben ſo viel Rückſicht für meinen Freund Rüding als Unparteilichkeit gegen die Zeugen bei dieſer Wette verfahren, und wenn ich jetzt," ſetzte er, ſich umſchauend, hinzu, „im Beſitze meines Hutes wäre, ſo würde ich noch ein Uebriges thun und dieſen kleinen Eduard, den ich nun heute Abend einmal nicht verlaſſen darf, nach Hauſe begleiten."

Lachend erinnerte ſich Olfers, etwas Aehnliches wie Walter's ihm wohlbekannte Kopfbedeckung auf der Uhr drinnen im großen Saale geſehen zu haben, und beauftragte einen Lakaien, dieſelbe herbeizuholen, worauf die beiden Bewohner des Reichsapfels herzlichen Abſchied nahmen und dann langſam die Treppe hinabſtiegen, Walter, wie er ſagte, mit einem

ſeine Thränen träufelten herab über ſein eingefallenes Geſicht auf den Kopf des Kindes. „Ich habe euch lange nicht ſo lieb gehabt, wie in dieſem Augenblicke,“ fuhr er mit leiſer, ſchwankender Stimme fort; „o ich habe euch unendlich lieb, und Alles, Alles wird jetzt beſſer werden. Du ſüßes Weib, lebe wohl, und auch du, armes, armes Kind, morgen hat aller Kummer ein Ende. — O Gott!“ —

Und wieder kam eine Nacht und wieder richtete er ſich im Bette auf, aber ſein Auge glänzte unheimlich, ſeine Lippen zitterten fieberhaft. Und endlich ſagte er wieder: „horch, es klopft!“ und dann hielt er ſeinen Kopf mit beiden Händen und rief laut hinaus: „O hier klopft es; wie es hier ſo entſetzlich klopft! Und überall, überall, draußen auf dem Felde, auf der Straße, an der Hausthüre, überall, überall! an der Stubenthüre, an den Wänden, an der Decke; überall, überall ſind Herrn und Grafen, Könige und Kaiſer, und ſie wollen herein, um mir große Aufträge zu geben!“ — Bei dieſen Worten ſprang er von ſeinem Lager auf und war nicht mehr zu halten. Er riß Thüre und Fenſter auf, damit die Beſteller bequemer herein kommen könnten; und alsdann machte er tiefe Bücklinge, nahm die Aufträge freundlich in Empfang und gieng eifrigſt an die Arbeit. — Sein Atelier aber war fortan das Irrenhaus; dort ſtand er vor einer großen Wand mit einem Stück ſchwarzer Kohle und zeichnete die entſetzlichſten, fratzenhafteſten Geſtalten.“ —

Dubelli hatte dieſer unheimlichen Erzählung des alten Lehnſtuhls mit wahrem Entſetzen zugelauſcht, und wie er ſagte: der Künſtler habe zuerſt lange auf das Klopfen gewartet, ſo horchte auch er ängſtlich um ſich herum, ob er nicht irgend etwas Aehnliches vernähme; wie Jener alsdann das Klopfen auf weitem Felde vernommen, ſo glaubte auch er, er höre die dumpfen Schläge, und immer näher und näher. Und dann ſchien es unter

ungeheuer behaglichen Gefühle in Erwartung einer Cigarre. Rüding dagegen mit der Versicherung, daß er sich nach Beendigung einer solchen höchst angenehmen und unterhaltenden Soirée immer etwas einsam fühle und noch lange und fast schmerzlich zehre von der Erinnerung des genossenen außerordentlichen Vergnügens.

XIX.

„Komm, leih mir mal vier Groschen ein.“

Der Prinz war sich in seiner Liebenswürdigkeit gegen die beiden Schwestern bis zum Ende der Soirée so gleich geblieben, daß er sie sogar bis an die Treppe begleitete, in so außergewöhnlicher Artigkeit, welche den Adjutanten von Werdenberg und den Kammerherrn von Schleiden veranlaßte, die Höflichkeit noch weiter zu treiben und die beiden jungen Damen bis an ihren Wagen zu begleiten.

„Ein paar superbe Mädchen,“ sagte der Eine, als der Wagen davongerollt war.

„Auf meine Ehre — räuberhaft,“ erwiederte der Andere — „schon zwölf Uhr, Baron, das hat verflucht lange gedauert! Wir gehen doch noch in unsern Club?“

„Das will ich meinen, nach einer solchen Langweilerei braucht ein gescheiter Mensch dringend eine Restauration.“

Hätte man alles das verstanden, was beinahe jeder der Gäste, nachdem er das gastfreie Haus des Prinzen verlassen, irgend einem Anderen zuflüsterte, oder hätte man die Gedanken der meisten errathen können, so würde man gefunden haben, daß sich alle fast in der gleichen Meinung begegneten und

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20790 / 056

daß alle die Soirée, mit Ausnahme des wunderbaren Gesanges, über alle Beschreibung langweilig gefunden — wie gesagt, so dachten die Gäste, so dachte der Gastgeber hier wie in fast allen ähnlichen Fällen, und es ist deßhalb eine höchst undankbare Aufgabe, viele Leute zu so langweiligem Vergnügen zusammen zu laden.

Aehnlich klang es auch in dem Wagen, der die beiden Schwestern nach Hause führte, und Conchitta sagte: „Ich habe Dich noch nie um Dein Leben in der großen Welt beneidet, und nach solchen offenbar verschleuderten Stunden wie die des heutigen Abends kann ich Dich nur bedauern."

„Und doch ist es lange nicht so arg, als Du denkst," erwiederte Juanita. Diese großen Gesellschaften ersparen uns, die wir viele Menschen sehen und sprechen müssen, eine Menge unnöthiger Besuche und dadurch außerordentlich viel Zeit — frage nur unsern guten Jose. Sobald wir in eine größere Stadt kommen, läßt er sich dort in ein paar Häuser einführen und macht dann Abends im Frack bei Soupers und Spielgesellschaften unsere kleinen Geschäfte ab."

„Also gibst Du mir Recht?" sagte Conchitta; „denn ich für meinen Theil pflege Geschäfte und Vergnügungen streng von einander zu scheiden."

„Also Eines nach dem Anderen — wie Du es wünschest, meine gute Schwester, und da wir uns denn heute Abend bis zur jetzigen Stunde — natürlich mit Ausnahme meines Gesanges, ich sage es selbst, da Du es sagen wolltest — gründlich gelangweilt haben, so wollen wir uns jetzt noch ein Bischen amusiren und Dich deßhalb nach Deiner Wohnung begleiten — keine Einrede — die würdige Sennora, bei der Du wohnst, wird schlafen, und wenn auch der kleine Michel

Angelo aus ſeinen Träumen aufwacht, wenn er uns die Treppen hinauf gehen hört, ſo wird er entzückt ſein, ſeinen Schützling, wie er Dich zu nennen pflegt, wieder unter ſeinem Dache zu wiſſen; auch habe ich Mercedes heute noch nicht geſehen, was mich ſchmerzt, beſonders, da ich Euch doch bald wieder verlaſſen muß."

„Schon ſo bald, Juanita?"

„In den nächſten Tagen; ich habe einen ehrenvollen und höchſt angenehmen Ruf, dem ich Folge leiſten muß. Aber warum willſt Du uns nicht begleiten? Ich habe Dich ſchon ſo oft und ſo dringend darum gebeten."

„Laß das, Juanita, Du kennſt meine Gründe, und Du mußt ſie achten; wenn ich auch keine ſo große Künſtlerin bin, wie Du, ſo iſt mir doch meine Kunſt eben ſo lieb als Dir die Deinige."

Der Wagen hatte jetzt das Haus erreicht, wo Conchitta wohnte, und hielt kaum vor dem Hauſe, als die Thür desſelben auch ſchon von Mercedes geöffnet wurde, welche außerordentlich erfreut war, als nun alle Drei eintraten und ſich die Treppe hinauf in die Wohnung begaben.

Mochte Michel Angelo Schmitz zufällig aufgeblieben ſein oder abſichtlich, wir wiſſen das nicht genau anzugeben, doch iſt es Thatſache, daß er in der geöffneten Thür ſeines Zimmers erſchien, und zwar mit zwei brennenden Lichtern, welche er mit einer freundlichen Verbeugung ſo hoch als möglich hielt, um die etwas dunkle Treppe für die Geſellſchaft zu erleuchten. Nachdem er einen dankenden Gruß von den beiden Schweſtern, auch von Don Joſe dafür erhalten, ſchaute er noch eine Zeit lang in die Höhe, wie die weiße, ſylphenartige Geſtalt Conchitta's langſam verſchwand, und ging dann in ſeine Woh-

nung zurück, mit sich selber redend: „War es mir doch gerade, als sei der Segen aus dem Hause gewichen, es erschien mir Alles so leer, so unheimlich — jetzt hoffe ich aber, ganz ausgezeichnet zu schlafen.“

Drinnen in ihrem Schlafzimmer war übrigens Madame Schmitz ebenfalls noch wach, obgleich diese würdige Dame bereits seit längerer Zeit im Bette lag.

„Ist Mamsell Conchitta nach Hause gekommen?“ fragte sie ihren Sohn.

„Ja, Mutter, mit ihrer Schwester und dem alten Herrn.“

„Hast Du sie noch gesehen?“

„Im Vorbeigehen.“

„Nicht wahr, ich irre doch nicht, unsere Mamsell ist in einem weißen Kleide und ihre fremde Schwester in einem gelben?“

„So ist es, ja, ja.“

„Und der Herr hat einen Stern auf dem Rock?“

„Ja wohl, Mutter.“

„Willst Du nicht so gut sein und einen Augenblick zu mir hereinkommen?“

„Gewiß,“ erwiederte zuvorkommend der Sohn und trat an das Bett seiner Mutter.

Diese richtete sich etwas in die Höhe, dann sagte sie mit großer Wichtigkeit und leise flüsternd, als wolle sie es vermeiden, daß das, was sie ihrem Sohne mitzutheilen habe, irgend Jemand auf dieser Welt höre: „Dein seliger Vater hatte einen Widerwillen gegen die gelbe Farbe, und meinen ersten Streit mit ihm bekam ich deßhalb, weil ich Dir gelbe Höschen machen ließ, und zwar von einem Gelb, welches durchaus nicht schreiend war — ist das nicht merkwürdig?“

„Es iſt erſtaunlich, Mutter, was Du für ein Gedächtniß haſt!“

„Aber es reibt mich auf, dieſes ausgezeichnete Gedächtniß und die beſtändige ſchmerzliche Erinnerung — nun, wir wollen darüber ſchlafen und es hoffentlich bis morgen früh vergeſſen haben. Dein Vater war ein ganz guter und vernünftiger Mann, aber iſt's nicht erſtaunlich, wegen einer gelben Hoſe Streit anzufangen?“

„Gewiß, Mama, ich kann das durchaus nicht begreifen.“

„So ging es mir auch — nun, Gott habe ihn ſelig, er wird in Frieden ruhen, denn da drüben, wo er jetzt iſt, gibt es keine gelben Hoſen — das weiß ich ganz gewiß. — Gute Nacht, mein Sohn Michel!“

„Gute Nacht, Mutter!“

Im oberen Stocke hatte unterdeſſen Mercedes ein paar Lichter mehr als gewöhnlich angezündet und lud die Angekommenen ein, um den runden Tiſch Platz zu nehmen, auf dem ein koloſſaler Roſenſtrauß ſtand; auch brachte ſie eine Flaſche friſchen Waſſers, dazu die nöthigen Gläſer und eine Kryſtallſchale mit Zuccarillos.

„Ah, Zuccarillos!“ ſeufzte Juanita. „Du biſt doch eine theure, liebe, ſtets ſorgſame Schweſter, Mercedes. Ach, wenn ich Zuccarillos ſehe, ſo denke ich faſt ſchmerzlich bewegt und mit einer Lebhaftigkeit an Sevilla, daß es mir gerade iſt, als ſäßen wir in unſerem Patio neben dem murmelnden Springbrunnen, umduftet von Orangenblüthen, und ich hörte nichts als Mandolinenklänge und Caſtagnettengeknatter — ach, mein ſchönes Spanien!“

„Die gute Mercedes läßt die Zuccarillos hier machen,“ ſagte Conchitta; „ſie hat es einen Conditor gelehrt, und der

bereitet ſie ganz ordentlich — ſchau' nur her, wie ſie zerſchmelzen." — Und damit nahm ſie eine der langen, dünnen Stangen aus ſchaumigem Zucker und Citronenſaft und ſtellte ſie in ein Glas voll Waſſer, worauf der weiche Zucker augenblicklich zu ſchmelzen anfing und der Zuccarillo in ein paar Secunden in ſich zuſammenſinkend verſchwunden war.

„Und Cigarren?" fragte Don Joſe, der ſich mit einer ſichtbaren Behaglichkeit in einem Lehnſtuhle ausdehnte. „Iſt es außerordentlich ſtreng verboten, bei Euch zu rauchen?"

„Im Gegentheil," erwiederte Mercedes lachend, indem ſie ein Paketchen Cigarritos herbeibrachte, „fange immerhin an, und ich fürchte, wir erleben es, daß ſchlechtes Beiſpiel gute Sitten verdirbt." Dieſes ſagte ſie mit einem launigen Blicke auf Juanita, welche ihr mit großem Ernſte und mit wirklicher Grandezza erwiederte:

„Schlechte Beiſpiele können auf mich gar nicht einwirken; ich glaube, es iſt unmöglich, mich zu etwas zu verführen, aber ſich einem ſo kleinen, niedlichen Laſter aus freien Stücken hinzugeben, dazu kann man mich jederzeit geneigt finden." — Dies ſagend, nahm ſie eine der dünnen Papiercigarren, öffnete ſie mit ihren niedlichen Fingern, um ſie gleich darauf feſter und mit einer ſolchen Gewandtheit zuſammenzudrehen, daß man deutlich ſah, es geſchehe dies nicht zum erſten Male.

Auch Mercedes langte zu, ohne ſich beſonders nöthigen zu laſſen, und ſagte mit einem lächelnden Seitenblicke auf Conchitta: „Man ſollte glauben, Du ſeieſt keine echte Spanierin."

„Es macht mir nun einmal kein Vergnügen; ich hoffe, Du kennſt mich genügend, um zu wiſſen, daß ich nicht aus Ziererei das Rauchen einer kleinen Cigarre unterlaſſe."

„Ich bin gutmüthig genug," ſagte Don Joſe, ſich zurücklehnend, „um Euch von Herzen den Genuß einer ſo vortrefflichen Puros, beſonders nach ſtundenlanger Soirée, zu wünſchen; man fühlt ſich dabei förmlich der trockenen Wirklichkeit entrückt und in ein wonnevolles Fabelland verſetzt, man iſt Herrſcher auf irgend einem Throne, und während man in ſüßen, betäubenden Düften ſchwelgt, führen die aufſteigenden zarten Rauchwolken ſchattenhafte, phantaſtiſche Tänze vor unſern Augen auf. Ah, ich bin der Ueberzeugung, ein Herrſcher, welcher eine gute, milde Cigarre raucht, iſt nicht im Stande, irgend ein ſchweres Strafurtheil zu unterſchreiben."

Don Joſe hatte dieſe kleine Schwärmerei mehr zum eigenen Ergötzen wie für die Damen hören laſſen, weßhalb ſich Mercedes gegen Juanita wandte, ihre beiden Hände ergriff, ihr mit innigem Blicke in die Augen ſchaute und in beinahe traurigem Tone fragte: „Iſt es denn wahr, daß Ihr uns ſo bald verlaſſen wollt?"

Juanita nickte mit dem Kopfe, dann ſagte ſie: „Von meinem Wollen hängt es ja nicht ab, ich habe Verpflichtungen, die ich erfüllen muß."

„Und warum gehſt Du die Verpflichtungen ein? Du ſollteſt nicht ſo viel ſingen, Dich mehr ſchonen!"

„Ich werde mich ſchonen und nicht mehr ſo viel ſingen," entgegnete Juanita lachend, ſobald es mir meine Stimme gebietet; jetzt aber ſtrengt mich das durchaus nicht an, im Gegentheil, es übt mich und hilft meiner Kunſt — ſagen doch die Leute, meine Töne ſeien koſtbare Perlen, lauteres Gold — nun ja, das ſoll es für uns werden."

Conchitta hatte eine Roſe aus dem Bouquet, das vor ihr auf dem Tiſche ſtand, gezogen und ſpielte damit, indem

ſie Blättchen um Blättchen abzupfte und dabei ſehr ernſt vor ſich niederſah.

„Und nicht wahr, Joſe, es fehlt uns nicht an koſtbaren Perlen und werthem Golde?“

„Ja, der Himmel iſt Dir günſtig, wir nehmen große Summen ein, um — große Summen wieder auszugeben.“

„Pah, zu einem guten Zwecke!“ ſagte Juanita.

„Allerdings,“ ſprach Joſe ſeufzend, „zu einem guten und großen Zwecke, und ich bin es, der Dich dazu ermuthigt — Gott aber mag wiſſen, ob ich es jetzt noch einmal thun würde!“

„Ei, Don Joſe, ein ſpaniſcher Grande und den Muth verlieren!“

„Nicht gegen ſichtbare Gegner oder ein mühevolles Leben oder harte Schickſale; aber gegen ein Phantom, das allen unſeren Streichen ausweicht, und das, wenn wir es feſt gepackt zu haben glauben, uns ausweicht, um von rechts, von links, von oben, von unten uns hohnlachend unſere Ohnmacht vorzuwerfen.“

Juanita ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, dann ſagte ſie zu ihrer jüngeren Schweſter: „Da wir einmal bei dieſer Angelegenheit ſind, ſo darf ich Dir wohl ſagen, Conchitta, wie ſehr es mich gewundert, daß Du nie über den Stand unſeres Proceſſes gefragt — und auch Du nicht, Merced,“ fuhr ſie fort, als ſie den eigenthümlichen Blick bemerkte, den ihre ältere Schweſter mit Conchitta wechſelte; „Du mußt nicht ſagen, nicht einmal denken,“ fuhr ſie mit lebhaftem Tone fort, „daß die Sache Dich nichts angehe, ja, ſie betrifft Dich ſo gut wie mich ſelber, und wenn ich alle Anſtrengung mache, um dieſen ungeheuren Proceß zu gewinnen, und wir müſſen

dem Boden zu klopfen, und dann in dem alten Stuhle; jetzt fühlte er ſein Herz gewaltſam ſchlagen, dann ſeine Pulſe fieberhaft pochen. Sein Haar klebte ihm auf dem Kopfe feſt, er erhob ſich langſam vom Seſſel, um zu entfliehen, doch fürchtete er ſich, einen Schritt zu thun, denn er war überzeugt, ſo wie er ſich zur Flucht wende, ſo jage all' das tolle Geſindel hinter ihm drein, mit Halloh, mit Geklirr und Gekrache.

„Ja, ja," fuhr der alte Lehnſtuhl mit leiſerer Stimme fort, „ſo gieng es dem armen Künſtler, dem ich dazumal angehörte, und ich mußte ihn in das Irrenhaus begleiten. Er war einer von den gutmüthigen Wahnſinnigen, und wenn er je zuweilen etwas heftig wurde, ſo brauchten die Wächter, um ihn zur Ruhe zu bringen, nur ganz leiſe an die Thüre zu klopfen, dann war es ſogleich todtenſtill in ſeinem Zimmer." — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

In dieſem Augenblicke klopfte es wirklich ganz leiſe an die Thüre der Requiſiten-Kammer; Dubelli fuhr in die Höhe, und rings um ihn her ward es todtenſtill. Er fürchtete etwas Neues, noch weit Entſetzlicheres, das zu ihm hereintreten würde, und wandte ſcheu ſeinen Kopf nach dem Eingange. Dieſer öffnete ſich langſam, und dem Balletmeiſter wurde es außerordentlich wohl zu Muth, als er bemerkte, wie ein Lichtſtrahl durch den offenen Spalt hineindrang, und wie darauf die Leuchte des alten Wächters ſichtbar wurde, und dann ſein Arm, ſein Kopf und die ganze Geſtalt.

„Sind Sie wirklich noch da, Herr Balletmeiſter?" ſagte der alte Mann, „es war mir, als habe ich Sie vorhin hier hereingehen ſehen, und da Sie ſo lange in dem finſteren Gemach blieben, ſo dachte ich, du mußt doch ſehen, es iſt Ihnen am Ende was zugeſtoßen."

Dubelli erhob ſich von dem alten Lehnſtuhle, ſtrich ſich das Haar aus der Stirne, und nahm ſeinen Hut wieder auf, der

ihn gewinnen, ſo thue ich es, um eines Tages Millionen vor Dir ausbreiten zu können, Millionen, die unſerer Familie rechtmäßig gehören, mit denen ich unſere Stammſchlöſſer wieder ankaufen und unſerer erlauchten Familie den Glanz wieder verleihen werde, der ihr gebührt. Joſe," ſchloß ſie mit einer ungeduldigen Bewegung, „ſage doch dieſen Ungläubigen, daß wir Hoffnung haben!"

„Aber ich hoffe nicht," entgegnete Conchitta ſanft; „auf was man hofft, danach muß man auch Verlangen fühlen, und ich trage kein Verlangen nach großem Reichthume."

„Immerhin," verſetzte Juanita, die Achſel zuckend, „ſage ihnen immerhin, was wir zu hoffen haben; aber glaube mir," wandte ſie ſich in bitterem Tone an Conchitta, „daß es auch nicht meine Sucht nach großem Reichthume iſt, weßhalb ich die ſchwere Erbſchaft dieſes Proceſſes, den uns Vater, Großvater und Urgroßvater hinterließen, übernommen habe und mit aller Kraft weiter führe; nur unſer gutes Recht will ich verfechten, und nicht einmal gegenüber lebenden Perſonen, die Vortheile oder Nachtheile haben könnten beim Gewinnen oder Verlieren dieſes Rechtsſtreites, ſondern gegenüber der todten Hand einer Staatsverwaltung."

„Wenn dieſer Proceß einmal entſchieden wird," ſagte Don Joſe, indem er ſich in ſeinem Lehnſtuhle aufrichtete, „ſo muß das ein förmliches Aufſehen geben, denn der Anfang deſſelben klingt wie ein Märchen."

„Ach ja," ſagte Conchitta, „und als ſolches war es mir ſtets intereſſant. Ich habe es ſchon aufmerkſamen Kindern erzählt," fuhr ſie nach augenblicklichem Nachſinnen mit heiterem Lächeln fort; „es gibt kein Märchen, welches ſie ſo gern hören, wie die Geſchichte von der Katze mit der rothen Halsbinde."

„Wie mir mein Sachwalter aus Madrid ſchrieb, hat dieſe Angelegenheit für uns eine durchaus günſtige Wendung genommen, woran ich auch von vorn herein nie gezweifelt, weßhalb wir uns jedoch noch keiner großen Illuſion hingeben dürfen, daß der Proceß bald beendigt werde; im Gegentheil, es kann noch Jahre dauern, denn unſere ſpaniſchen Advokaten ſind ihrer Zähigkeit wegen berühmt und laſſen ſich höchſt ungern einen ſo fetten Biſſen wie das Plaidoyer für die Staatsverwaltung aus den Zähnen reißen."

„Jahre lang!" rief Juanita unmuthig; „das habe ich ſchon Jahre lang gehört, und ich muß ſchon geſtehen, wenn mich das Schickſal hart behandeln wollte, ſo müßte es mich den Proceß gewinnen laſſen, wenn ich alt geworden bin."

„Dann könnteſt Du ein Kloſter ſtiften," meinte Mercedes lächelnd, „und wir würden recht heiter und vergnügt zuſammen leben."

„Und für meine alsdann längſt dahingegangene Seele Meſſen leſen laſſen," ſagte Don Joſe — „nein, ich pflichte Juanita vollkommen bei, es wäre entſetzlich, wenn das Schickſal ſo hart mit uns umginge!"

„Für mich hat die Idee etwas Unheimliches, das Erbe einer Todten, welche hundert Jahre unbeerdigt lag, antreten zu ſollen!" warf Conchitta gedankenvoll dazwiſchen.

„Kindereien, was geht uns die Todte an!" ſprach Juanita; „wir beerben ihren Oheim, unſern Urgroßvater in gerader Linie. Doch ſind dieſe Einzelheiten kein Geſpräch für die Mitternachtsſtunde und nach einer ermüdenden Soirée; wie mich Joſe ſchon vor einigen Tagen verſichert, ſteht unſere Sache gut, und das habe ich für unſere Pflicht gehalten, Dir mitzutheilen — ja, meine gute, liebe Conchitta, Du ſollſt und

mußt, ſelbſt gegen Deinen Willen, reich und glücklich gemacht werden!“

„Und — Eines ohne das Andere wäre nicht möglich?“ fragte Conchitta ſchüchtern.

„Möglich wohl, aber es gehört zu den Seltenheiten!“ rief Juanita. „Was mich betrifft, ſo kann ich mir ohne großen Reichthum kein wahres Glück denken; o, es müßte eine Seligkeit ſein, mit tauſend und Tauſenden Millionen um ſich werfen zu können, ſich jede Laune erlauben zu dürfen und als Gottheit da zu ſtehen in den Augen der erbärmlichen Menſchheit, deren Achtung ſich nach Bankbillets abmeſſen läßt.“

„Ja, Reichthum als Mittel zu irgend einem Zwecke will ich mir gefallen laſſen.“

„Wie kann man es auch anders verſtehen; glaubſt Du, Joſe, es würde mir Freude machen, in Goldhaufen zu wühlen? O nein, ich möchte nur reich ſein, unermeßlich reich, um Mittel zu haben, großartige Phantaſieen auszuführen und um meine Mitmenſchen glücklich zu machen,“ ſetzte ſie, träumeriſch vor ſich hinſtarrend, hinzu. — „Und Ihr könnt mir glauben,“ rief ſie alsdann mit leuchtenden Augen, „ich habe großartige Phantaſieen, herrliche Phantaſieen! Woran ich zum Beiſpiel mit einer innigen Schwärmerei denke, iſt an das Caſtell — bei Granada, gegenüber der göttlichen Alhambra und der reizenden Xeneraliſa — erinnerſt Du Dich, Joſe?“

„Ob ich mich erinnere! Es gibt keinen wunderbareren Punkt in ganz Spanien, und das iſt viel geſagt. Aber das Caſtell ſelbſt verdient kaum noch ſeinen Namen, es iſt ein altes, verfallenes Haus, eine Ruine — faſt nur ein Trümmerhaufe mit einem verwilderten Parke.“

„Aber wie großartig ſchön in ſeiner Verwilderung, ſeinem murmelnden, klaren, eiskalten Waſſer, das freilich jetzt ungebändigt und ungeleitet unter dem dichten Schatten der faſt zuſammengewachſenen Bäume dahinfließt — und dieſe Bäume, Joſe, erinnerſt Du Dich noch? Deutſchland iſt mit Recht ſtolz auf ſeine Buchen- und Eichenwälder, aber zeige mir hier oder in dem geprieſenen Frankreich oder im ſchönen Italien etwas Aehnliches, — dieſe mächtigen Eichen und Buchen, ihnen zur Seite Lorbeeren und Orangen!“

„Wie heute, ſchwärmte ſie auch damals, als wir in Granada waren, für dieſen allerdings reizenden Punkt,“ ſagte Don Joſe lächelnd zu den beiden andern Schweſtern. „Ich dachte, Du hätteſt das vergeſſen,“ wandte er ſich nun an Juanita.

„Ich das vergeſſen?“ rief ſie mit ſtrahlendem Blicke — „im Gegentheil, es iſt faſt täglich meine liebſte Erholung, dort einſt ein irdiſches Paradies zu errichten. Oft ſtundenlang, wenn ich allein bin, oder tagelang, wenn wir reiſen, baue ich in Gedanken an dem Hauſe, welches ich dort oben errichten, an dem Parke, den ich anlegen möchte. O, beides ſteht ſo lebendig vor meinem inneren Auge, daß ich's nur niederzeichnen dürfte, wenn ich überhaupt zeichnen könnte, oder daß ich es meinem Hofbaumeiſter und meinem Hofgärtner nur in die Feder zu dictiren brauchte, den Palaſt mit ſeinen Treppen und Fenſtern, mit ſeinen Altanen und Säulen, den Park mit ſeinen Wegen, ſeinen Gebüſchpartieen, ſeinen Seeen! Ja, wenn ich auf meinen Reiſen irgend ein kleines Kunſtwerk kaufe oder ein größeres gern kaufen möchte, ſo beſtimme ich es ſchon im Voraus für meine Villa bei Granada und bin

in Gedanken genau mit mir darüber einig, welche Plätze Bilder oder Statuen einnehmen sollen."

„Hoffen wir demnach auf unsere Erbschaft," sagte Don Jose lächelnd, „denn ich glaube, Du würdest für diese Phantasie allein eine halbe Million nöthig haben."

„Was ist eine halbe Million gegenüber der Erbschaft, die uns mit Recht gehört? — Ach, meine gute Conchitta," wandte sie sich gegen diese, „welch herrliches Leben würden wir führen — Du würdest zeichnen und malen, ich würde musiciren und singen, Jose wäre Chef der Hofhaltung, Mercedes Oberhofmeisterin — Freunde, die wir hätten, müßten Jahre lang bei uns bleiben, Künstler fänden Hülfe und Schutz bei uns, und auf diese Art würden wir die Höfe Europa's um einen weiteren und würdigeren vermehren, um den hohen Künstlerhof von Granada!"

„Diese Phantasie," meinte Jose, indem er lächelnd sein Haupt schüttelte, „müssen wir Andern von Dir begreiflich finden, Juanita; Du bist als Künstlerin so oft die Herrin unermeßlichen Vermögens, die Beherrscherin großartiger Ländereien, die Gemahlin von Fürsten, Königen und Kaisern, daß es Dir eine Kleinigkeit ist, mit Millionen zu spielen, ja, neue Reiche zu gründen, und wenn es auch nur ein Reich von Künstlern wäre — Du hast ...."

„Halt da," fiel ihm Juanita ins Wort, „Du solltest besser wissen, Jose, daß ich aus dem Lampenlichte, aus dem falschen Schimmer und aus den werthlosen Flittern nie etwas in mein gewöhnliches Leben hineintrage oder Luftschlösser baue; wäre aber die Idee, die ich Euch eben entwickelt, nicht unbeschreiblich schön — sprich, Jose, wäre sie es nicht?" fragte sie dringend.

„Allerdings, Juanita, die Idee ist vortrefflich, und ich möchte an Deinem Künstlerhofe lieber als an jedem anderen Hofe der Christenheit leben."

„Ich danke Dir; doch beantworte mir noch eine andere Frage: wäre meine Idee unausführbar, wenn wir unsern Proceß gewinnen würden?"

„Ah, in dem Falle," erwiederte Jose mit heiterer Miene, „könntest Du Dir diese Kleinigkeit schon erlauben, ja, ich möchte sogar sagen, in diesem Falle wäre sie eine vortreffliche Anwendung der Ueberschüsse Deines Nadelgeldes."

„Nun denn, guter Jose," rief sie mit leuchtendem Blicke, „Du wirst unsern Proceß gewinnen, und ich werde ihn gründen, unsern Künstlerhof von Granada!"

„Vor der Hand wollen wir darüber träumen," meinte Don Jose, indem er auf seine Uhr schaute — „es ist Zeit für uns Alle, zur Ruhe zu gehen."

Damit erhob er sich, und die Anderen folgten seinem Beispiele, jeder mit dem ihm angeborenen Naturel: Don Jose würdevoll und gravitätisch, wie er Alles zu thun pflegte, Conchitta ruhig und still, Mercedes mit der Hast der Hausfrau nach den umherliegenden Shawls und Tüchern eilend, Juanita rasch und lebendig sich umwendend und die Gegenstände im Zimmer betrachtend, als komme sie eben erst zur Thür herein.

„Du bist fleißig, Conchitta," sagte sie, die Skizzen und Studien an den Wänden, meistens von der Hand ihrer Schwester, betrachtend — „und mich freut Deine Liebhaberei für zierliche Möbel und Kunstwerke — alles für unsern Künstlerhof!" flüsterte sie ihr zu. — „Doch was ist denn das?" fuhr sie mit lauter Stimme fort und nach einer Ecke des Zimmers

eilend, wo auf einem Stückchen Teppich ein schneeweißer Pudel lag, der sie mit seinen klugen, lebhaften Augen aufmerksam betrachtete.

„Ah, das ist Figaro," sagte Conchitta, „Figaro, unser Gast seit heute Morgen."

„Wie so, Euer Gast?"

„Es ist das eine eigene Geschichte, liebe Juanita," sprach die jüngste Schwester mit leiserer Stimme, als sie gewöhnlich zu sprechen pflegte. „Ich zeichnete neulich in einem Garten und ließ, ohne es zu wollen, mein Skizzenbuch liegen. Schon glaubte ich es verloren, denn es war schon einige Zeit verflossen, seit ich es vermißte, als sich heute Morgen die Thür öffnete und das schöne Thier dort hereinkam, in seinem Maule mein Skizzenbuch tragend."

„Wie ist denn das möglich," fragte Juanita, aufmerksam werdend, „wie kann ein Hund denn die Thür öffnen?"

„Der Hund öffnete natürlicher Weise nicht selbst," sagte Mercedes, „das that ein kleiner Bursche, welcher im Auftrage seines Herrn den Hund begleitete."

„Ah, im Auftrage seines Herrn! Und wer ist denn jener Herr, so voller Liebenswürdigkeit und so voller Eigenheiten gegen Dich, daß er Dir ein verloren gegangenes Skizzenbuch durch seinen Hund überbringen läßt, statt selber zu kommen?"

„Der Herr dieses Hundes ist ein Künstler Namens Rodenberg, den ich persönlich kaum kenne und der durchaus keine Veranlassung hat, mich zu besuchen."

„A—a—ah so!" erwiederte Juanita. „Und wie kam es, daß das schöne Thier bei Euch blieb? Ach, das ist wirklich ein schönes Thier!" setzte sie hinzu, ohne eine Antwort

abzuwarten, worauf sie sich hinabbeugte und den Hund mit weicher, schmeichelnder Stimme lockte, hervorzukommen.

Augenblicklich folgte Figaro diesem Rufe und kam mit so freundlichen Bewegungen dicht an das junge Mädchen heran, daß es vollkommen begreiflich war, wie sie ihre kleinen Hände um seinen Hals legte und ihre Stirn einen kleinen Augenblick in sein weißes, seidenes Haar drückte.

„Er ist wirklich ausgezeichnet schön," sagte sie darauf; „und wie kommt es, daß er bei Euch geblieben?"

„Wir haben uns deßhalb keine besondere Mühe gegeben," erwiederte Mercedes; „zum Danke für das Ueberbringen des Skizzenbuches gab ihm Conchitta eine Schale Milch, und als man ihm darauf die Thür öffnete, zog er es vor, hier zu bleiben."

„Rodenberg heißt sein Herr," sprach Juanita leise — „ach, ich kenne ihn wohl, bei dem Künstlerfeste draußen war er freundlich gegen mich. Und wie kam gerade er zu Deinem Skizzenbuche?"

„Das weiß ich Dir nicht genau anzugeben; wahrscheinlich war Rodenberg der Finder und sandte es mir."

„Aber auf eine so eigenthümliche Art, daß er auf alle Fälle damit etwas ganz Besonderes ausdrücken wollte. Fandest Du in dem Skizzenbuche nichts von ihm, nicht irgend ein Zeichen, keine Zeile von seiner Hand?"

„Danach habe ich wahrhaftig gar nicht gesehen," erwiederte Conchitta in vollkommen unbefangenem Tone.

„Aber ich blätterte das Buch durch und fand nicht das Geringste darin," sagte Mercedes lächelnd.

„So ist es gerade," meinte Juanita, indem sie nachsinnend vor sich niederschaute, „als wage er es nicht, selbst

zu kommen oder auch nur eine Zeile zu schreiben — er hält sein Versprechen," setzte sie, zu sich selbst redend, hinzu. — „Gute Nacht, Conchitta!" — Sie reichte bei diesen Worten ihrer jüngeren Schwester beide Hände und zog sie an sich, um sie herzlich zu küssen. Darauf machte sie es mit Mercedes eben so und verließ dann mit Jose das Gemach und gleich darauf das Haus.

XX.

„Sahst Du ein Glück vorübergehen?“

Einige Zeit nach der im vorigen Kapitel erwähnten Soirée des Prinzen Heinrich befand sich Roderich in seinem Atelier ganz allein, denn auch die sonst unsichtbar hinter dem großen Carton arbeitenden Schüler hatten sich unter der Angabe, draußen in Wald und Feld Studien malen zu wollen, einen freien Tag verschafft. Es war in dem großen, weiten Gemache kühl und still wie in einer Kirche, auch fast eben so feierlich, und wenn man sich ähnlichen Gedanken hingegeben hätte, so hätte man jeden Augenblick erwarten dürfen, die tiefen Töne einer Orgel oder die lautschallenden Worte eines Predigers zu vernehmen. Hoch oben durch das halb offene Fenster blickte ein Stück des in dunkelblauem Glanze leuchtenden Himmels herein, wie eine Verklärung, wie ein befruchtender Gruß, den die alliebende Natur in die stille Künstlerzelle sandte.

Roderich stand an seiner Staffelei vor dem nun fast vollendeten Bilde, und er war in so glücklich künstlerischer Stimmung, daß sein Pinsel kaum die Leinwand zu berühren brauchte, um etwas zu schaffen, mit dem er sich selbst zu-

neben ihm herabgefallen war. Er ſah ſo verwirrt und aufgeſchreckt aus, daß man vollkommen die Anſicht des Wachhabenden theilen konnte, der lachend ſagte: „Ei, ei, Herr Balletmeiſter, Sie haben heute viel geſchafft und ſind, ermüdet, wie Sie waren, auf dem alten Stuhle eingeſchlafen.“

„Ganz recht,“ ſagte Dubelli mühſam lachend, „ganz recht, mein Freund, es muß wahrhaftig ſo ſein. Ich weiß nicht, wie es kam; ich fand die Thüre nur angelehnt, gieng in das Zimmer, ſetzte mich auf den alten Stuhl und muß eingeſchlafen ſein.“

„Feſt eingeſchlafen?“ fragte der alte Wärter und hob ſeine Laterne in die Höhe, um dem Balletmeiſter in's Geſicht zu leuchten.

„Feſt eingeſchlafen!“ entgegnete Dubelli, „und ich habe obendrein noch ganz merkwürdiges Zeug geträumt.“

„Und ich bin nur froh,“ entgegnete der alte Wächter ernſt, „daß ſie hier geſchlafen haben; ich habe ſchon gefürchtet, Sie hätten hier wachend allerlei geſehen und gehört.“

„So? So? — Alſo man ſieht hier zuweilen etwas?“

„Still, ſtill! Man ſpricht nicht gern davon. Ich habe es von dem alten Requiſiten-Verwalter. Ihm machte es Spaß, oft in der Nacht, wenn der Vollmond recht klar hinein ſcheint, auf dem alten Stuhle zu ſitzen, aber er ſagte immer: man müſſe Nerven wie Stricke haben.“

— „So, ſo! — In der That!“

„Ganz gewiß!“

Bei dieſen letzten Worten nahm der Wachhabende ſeine Laterne unter den Arm, zog ſeine Doſe abermals hervor und offerirte dem Balletmeiſter eine Priſe, die dieſer auch annahm. Dann verließen Beide die Requiſiten-Kammer, zogen die Thüre hinter ſich zu, und Dubelli ließ ſich die langen Gänge und Treppen hinableuchten, und verließ auf der andern Seite eiligen Laufes das Theatergebäude.

Er war außerordentlich ergriffen von dem, was er gehört,

frieden erklären mußte. Es waren dies Augenblicke, wie er sie sehr liebte, um ein Stück Leinwand oder ein großes Stück Papier vor sich hinzustellen und irgend eine Composition zu entwerfen, ein Zeitvertreib, wie er ihn sich hier und da an Sonn- und Feiertagen erlaubte. Heute aber durfte er nicht daran denken, denn er hatte fest versprochen, sein Bild in der allernächsten Zeit wegzugeben.

Doch flogen seine Gedanken, so fleißig er auch arbeitete, häufig über Pinsel und Bild hinweg und verführten oft seinen Blick, zuweilen aufzuschauen nach dem kleinen Stückchen des strahlenden Himmels, nur um die Gedanken, jene losen, flatterhaften Gesellen zurückzurufen, wie er sich selbst einzureden versuchte; doch wenn er alsdann seinen Blick aufwärts wandte zu dem klaren, leuchtenden Blau und ihm seine Gedanken zuflüsterten, der weite Himmelsbogen spanne sich über eine so unbeschreiblich schöne Erde und es sei doch zuweilen recht dunkel und kühl hier im Atelier, da kam ihn eine solche Sehnsucht an nach einer Wanderung über Berg und Thal, daß er nicht nur seine Gedanken hinausließ in alle Weiten, sondern daß er sich im nächsten Momente darauf ertappte, wie er immer noch sinnend und brütend aufwärts schaute.

Aus einer ähnlichen Träumerei riß ihn die Ankunft seines Gärtners Andreas, welcher den Gobelin am Eingange ein wenig auf die Seite schob und nach vorausgeschicktem leichten Husten die Frage stellte, ob ein Herr, welcher draußen sei, hereinkommen dürfe.

„Wer ist der Herr — einer meiner Bekannten oder ein Fremder?“

„Hier iſt ſeine Karte," ſagte der Diener, indem er ſchüchtern näher kam.

Roderich nahm ſie, und nachdem er ſie geleſen, ſagte er in einem ſehr ärgerlichen Tone: „Ich habe Dir ſchon oft geſagt, daß ich für fremde Leute um dieſe Zeit nicht zu ſprechen bin!"

„Das ſagte ich auch," erwiederte Andreas und ſetzte in einem eigenthümlichen, ſtillen Tone hinzu: „Da ihn aber die gnädige Frau bis an den Garten begleitete, ſo mochte ich nicht ſagen, der Herr ſei nicht in ſeinem Atelier."

„Und Du haſt ganz Recht gehabt," ſagte Roderich in einem begütigenden Tone, „erſuche den Herrn, hereinzukommen; zuerſt aber rücke den großen Lehnſtuhl dorthin."

Nachdem Andreas dies beſorgt und dann, auf den Zehen ſchleichend, hinausgegangen war, wurde der Gobelin abermals aufgehoben, und der Kammerjunker Freiherr Schenk von Schenkenberg trat in das Atelier.

„Ah, Herr Baron," rief ihm der Künſtler entgegen, „Sie erzeigen mir das Vergnügen, in meine Werkſtätte zu kommen — verzeihen Sie mir, daß ich Sie nicht an der Thür bewillkommt — aber ein naſſer Pinſel und ein angenehmes Licht verlangen gebieteriſch ihr Recht!"

„Ich bitte, ſich nicht ſtören zu laſſen," entgegnete der Kammerjunker, bedächtig näher kommend, wobei er ſich bemühte, mit ſeinem mantelartigen Ueberwurfe vom feinſten Wollenſtoffe, in einem überaus zarten Grau, nicht an die etwas ſtaubig ausſehenden Staffeleien zu ſtreifen oder mit einem Bilde in Berührung zu kommen, deſſen Farbe ja möglicher Weiſe ſo friſch ſein konnte, um unangenehme Spuren zurückzulaſſen auf ſeinem untadelhaft ſchönen, ſo eben beſchrie-

benen Kleidungsſtücke. Und nicht bloß dieſes Kleidungsſtück mußte die Bewunderung eines Kenners erregen, das ganze Aeußere des Kammerjunkers war vielmehr vollkommen Neid erregend, ja, um uns eines gewöhnlichen, aber ſehr paſſenden Ausdruckes zu bedienen, wie aus dem Ei geſchält. Bewundernswürdig war die Schwärze, der Glanz und die Glätte ſeines Hutes und ſeiner lackirten Stiefel — ſich in letzteren abzuſpiegeln, wäre durchaus nicht unmöglich geweſen. Dazu trug der Freiherr von Schenk hyacinthfarbige Beinkleider in Grau mit einer Miſchung von Lila, einen braunen Frack mit glänzenden Knöpfen, auf denen unter der Krone die Allerhöchſte Chiffre zu ſehen war. Seine Halsbinde war mit Geiſt und Talent geknüpft, ſeine Handſchuhe über jeden Tadel erhaben. Wenn er nur über der glänzend ſchwarzen Atlasweſte nicht eine ſo auffallend lange und ſchwere goldene Kette getragen hätte! Aber unwillkürlich heftete ſich der Blick des Beſchauers auf dieſe Kette, und wenn man das ganze gezierte Weſen des Kammerjunkers betrachtete, ſein Bemühen, ſo unnatürlich, als es nur immer möglich war, zu gehen, zu ſtehen, zu ſprechen, ja, zu ſehen, ſo konnte man den frevelhaften Gedanken nicht los werden, dieſe Kette ſei eigentlich eine Feſſel, vermittels welcher der Kammerjunker hier und da feſtgeſchloſſen werde, wenn er ſich gar zu auffallend bemühe, einen wirklichen Menſchen nachzuahmen.

Dabei war ſein glattes, ausdrucksloſes Geſicht ſo abgemeſſen ernſt, ſo unausſprechlich würdevoll anzuſehen, daß man unwillkürlich daran denken mußte, wie ſchrecklich dieſe nichtsſagenden Züge ausſehen müßten, wenn ſich auf ihnen plötzlich ein heiteres, gemüthliches Lächeln zeige.

Während der Kammerjunker ſo vor dem Künſtler ſaß,

konnte ſich der letztere das Vergnügen nicht verſagen, ſein Geſicht mit ein paar kräftigen Zügen auf ein Stück Papier zu werfen, um ſich daſſelbe mit ſeiner überaus langen Oberlippe, dazu der ſchlaff herabhängenden Unterlippe und den halb geſchloſſenen Augenlidern, als den Typus der Albernheit, aufzubewahren.

Der Freiherr von Schenk hatte zuweilen ſeine matten Augen geöffnet, umhergeſchaut und halblaut gemurmelt: „Schönes Atelier, ausgezeichnete Waffen, ſuperbe Bilder — ſu—perb.“ Hierauf hatte er ſein Taſchentuch hervorgezogen, leicht hinein gehuſtet und dann ſeine Blicke nicht ohne einen deutlichen Ausdruck der Unbehaglichkeit auf den Maler gerichtet, der jetzt Pinſel und Bleiſtift niederlegte, nach einer Cigarre langte und ſeinem Gegenüber ebenfalls eine anbot; doch lehnte ſie der Kammerjunker mit einer ſo entſchiedenen Handbewegung und beinahe zuſammenſchauernd von ſich ab, daß Roderich ſagte:

„Sie ſind wohl kein Raucher, Herr Baron, und da es Sie alsdann geniren muß, wenn ich mir eine Cigarre anzünde, ſo werde ich es bleiben laſſen.“

„In Ihrem eigenen Atelier — wo denken Sie hin?“

„Allerdings pflege ich in meinem eigenen Atelier zu rauchen; doch weiß ich, was ich Ihnen ſchuldig bin und ſchätze das Glück zu hoch, Sie endlich einmal perſönlich bei mir begrüßen zu können.“

„Es iſt wahr, wir hatten in unſerem gegenſeitigen Beſuche entſchiedenes Mißgeſchick; meine Karten aber ſind Ihnen hoffentlich doch zugekommen?“

„Gewiß, Herr Baron; aber was iſt eine Karte gegenüber dem Vergnügen, ſich in Wirklichkeit zu ſehen und zu

ſprechen!“ gab der Maler nicht ohne einige Bosheit zur Antwort.

Der Andere verbeugte ſich wie geſchmeichelt, worauf der Maler fortfuhr:

„Waren Sie mit der neulichen Soirée bei Seiner Hoheit zufrieden? Es intereſſirt mich, darüber etwas aus dem Munde eines Kenners zu vernehmen.“

Der Kammerjunker huſtete leicht und war ſichtbar um eine Antwort verlegen. Daß die Soirée eines Prinzen ihm als mißlungen erſchienen war, mochte er einem Plebejer gegenüber doch nicht zugeſtehen, und eben ſo wenig konnte er ſagen, daß ſie ihm gerade deßhalb als mißlungen erſchienen, weil Leute wie der, welcher ihm gegenüber ſaß, anweſend geweſen waren. Er half ſich deßhalb, ſo gut er konnte, indem er ſagte: „Hätte man ſtatt zu einer Soirée zu einem Concerte oder zu einer muſikaliſchen Abendunterhaltung eingeladen, ſo würde ich in jeder Hinſicht ausgezeichnet befriedigt geweſen ſein; doch,“ ſetzte er hinzu mit jenem eigenthümlichen Zuſammenzucken, welches bei dieſer Art von Leuten die Unterwürfigkeit gegen eine höhere Perſon andeuten ſoll, „Seine Hoheit mit Dero feinem Sinne haben gewiß ſeine vortrefflichen Gründe gehabt, ſo und nicht anders zu verfahren.“

„Sie verließen die Geſellſchaft frühzeitig?“

„Um meine Couſine nach Hauſe zu begleiten, welche über horrible Kopfſchmerzen klagte.“

„Ah, meine Frau?“ Da muß ich unendlich bedauern, Herr Kammerjunker, daß Sie ſich veranlaßt ſahen, ein Vergnügen abzukürzen, um meine Frau nach Hauſe zu begleiten!“

Nach dieſen Worten wechſelten die beiden Männer einen Blick, worauf Roderich augenblicklich erkannte, daß es ſich hier nicht um einen Höflichkeitsbeſuch handle, mit dem der Freiherr von Schenk ihn zu beglücken die Gewogenheit hatte.

„Allerdings — aber,“ ſagte der letztere, „meine Couſine bat mich dringend, ſie nach Hauſe zu begleiten.“

Dieſes „mich“ betonte er ſo auffallend, daß Roderich, welcher ſich, nachdem er Palette und Pinſel niedergelegt, behaglich auf die Ecke des neben ihm ſtehenden Tiſches geſetzt, langſam von dieſem herabglitt und ſeine Arme über einander ſchlug; dann ſagte er in ruhigem Tone: „So gab Ihnen meine Frau, Ihre Couſine, wohl auch die Gründe an, warum dieſelbe gerade von Ihnen, Herr Kammerjunker, nach Hauſe begleitet ſein wollte, während ich, ihr Mann, mich nur wenige Schritte von ihr befand.“

„Sie gab mir dieſe Gründe an.“

„Und beauftragte Sie vielleicht, mir dieſelben zu wiederholen.“

„Gewiß, und deßhalb habe ich mir erlaubt, Sie hier in dieſem Atelier aufzuſuchen, wo wir doch ohne Zeugen ſind, wie ich hoffe.“

„Ganz ohne Zeugen, Herr Baron; doch wenn auch Zeugen da wären, ſo würde mich das durchaus nicht abhalten; denn Gründe, welche die Oeffentlichkeit ſcheuen, wird Ihnen meine Frau wohl nicht anvertraut haben, um ſie mir mitzutheilen.“

Dießmal war es Roderich, der das Wort „Ihnen“ ſehr ſtark betonte.

„Und doch iſt es leider ſo,“ erwiederte der Kammer-

junker achſelzuckend. Ich übernahm einen Auftrag, deſſen Beſorgung mir außerordentlich ſchwer fällt."

„So würde ich ihn vielleicht nicht angenommen haben."

„Madame Hildegard" — er ſchien es abſichtlich zu vermeiden, den Namen des Mannes, der vor ihm ſtand, auszuſprechen — „meine nahe Anverwandte — ich, ihr natürlicher Beſchützer ...."

„Ei, der Tauſend, Herr Kammerjunker — und was bin ich denn, welcher das Glück hat, Ihre Couſine als Frau zu beſitzen?"

„Darf ich mir vielleicht erlauben, von meinem Auftrage zu reden?" ſprach der Kammerjunker in ſehr ſanftem Tone.

„Reden Sie immerhin," erwiederte der Maler lebhaft — „aber da Sie nach der Einleitung von ſo eben in einem Auftrage meiner Frau, welche Sie bis hieher an meinen Garten begleitet, zu mir kommen, ſo bitte ich nur um Eines — laſſen Sie Vergangenes vergangen ſein und halten Sie ſich an die Gegenwart, oder vielmehr an die Zukunft. Erſparen Sie mir und ſich ſelbſt jede unangenehme Erörterung, wenn es ſein kann. Seien Sie ſo poſitiv als möglich." — Er ſchaute bei dieſen Worten, anſtatt ſein Gegenüber anzuſehen, rings um ſich her, denn es war ihm gerade, als klängen von allen Wänden, aus allen Ecken die ſchrecklichen Worte abermals an ſein Ohr, welche er vor Kurzem hier gehört: „Und warum denn nicht früher?"

„Sie ſcheinen mir auf das vorbereitet, was ich Ihnen leider zu ſagen habe — ich wiederhole das Wort ‚leider,' weil die Bedeutung deſſelben mir aus dem Herzen kommt!"

„Zur Sache, Herr Baron — wir wollen im Geſchäftstone reden und alle Gefühle bei Seite laſſen."

Der Kammerjunker verbeugte sich mit einem frostigen Lächeln, dann betrachtete er aufmerksam seine feinen, hellfarbigen Handschuhe und sagte: „Da Sie mich ersucht haben, in unserem Geschäftsgespräche die Vergangenheit gänzlich aus dem Spiele zu lassen, so darf ich mir wohl kaum die Bemerkung erlauben, wie leid es mir thut, daß diese Vergangenheit gerade so war oder so geworden, wie es der Fall ist."

„In dieses Bedauern, Herr Baron, stimme ich aus vollem Herzen ein."

„Durch diese Vergangenheit," fuhr der Andere nach einer kleinen Pause fort, während er mit seiner schweren goldenen Kette spielte, „hat sich denn die Gegenwart so gestaltet, daß für die Zukunft eine Aenderung im Interesse beider Parteien äußerst nothwendig erscheint."

Roderich nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Madame Hildegard, meine Cousine, obgleich untröstlich, in dieser Aenderung die Initiative ergreifen zu müssen, sah sich trotzdem veranlaßt, mich zu ersuchen, Ihnen über eine solche Aenderung die nöthigen Mittheilungen zu machen."

„Das heißt in klareren Worten, meine Frau hat Ihnen, ihrem natürlichen Beschützer," versetzte der Maler in einem Anfluge von Ironie, „den Auftrag gegeben, mit mir über eine Scheidung zu unterhandeln."

„So ist es, mein werther Herr Olfers," gab der Kammerjunker aufathmend zur Antwort; „ganz genau ist es so, und wenn Sie so freundlich sein wollen, mit mir in Unterhandlung darüber zu treten, so wird diese Sache sich wohl auf eine leichte und für beide Theile auf die wenigst peinliche Art machen lassen."

„Unterhandeln wir denn," ſagte Roderich, dem die geſchäftsmäßige Art, mit der ſein Gegenüber die furchtbare Angelegenheit behandeln zu wollen ſchien, etwas von der Ruhe wiedergab, die ein tiefer, gewaltiger Schmerz aus ſeinem Herzen zu verjagen drohte — „unterhandeln wir denn. Wie ich vorausſetze, ſind Sie ein Mann, der die Geſetze kennt und genau zu unterſcheiden weiß, was dem Einen recht und dem Anderen billig iſt."

Der Kammerjunker verbeugte ſich mit einer Miene, die nicht mißverſtanden werden konnte, dann ſagte er: „Was die hierauf bezüglichen Paragraphen des Geſetzes beſtimmen, würde ich nicht gern zur Grundlage unſerer Unterhandlung nehmen — verſtehen Sie mich recht, verehrteſter Herr — meine Couſine, eingedenk längſt vergangener Zeiten, wünſcht in jeder Beziehung eine vollkommen gütliche Uebereinkunft — hätte ſie mich ſonſt wohl mit einer ſolchen Unterhandlung betraut?" — Dieſes „mich" betonte er abermals wieder ſo ſcharf, daß das einfache Wörtchen ſo klang wie ſämmtliche Titel; welche der Kammerjunker beſaß, ſo wie alle jene, die er einſtens zu beſitzen hoffte.

„So wäre es denn am beſten, wenn Sie mir in aller Kürze die Wünſche Ihrer Couſine mittheilten."

Statt zu antworten, bewegte ſich der Freiherr von Schenk mit den untrüglichſten Zeichen des Mißbehagens, und erſt als ihm der Künſtler ſein Anſuchen wiederholte, gab er zur Antwort: „Sie werden mir zugeben, daß es für einen Mann in meinen Eigenſchaften peinlich, ja, faſt unmöglich iſt, Wünſche zu formuliren, die mit Geldangelegenheiten in Verbindung gebracht werden können und müſſen."

„Und warum nicht, Herr Baron?" erwiederte der Maler

und setzte fast mit Humor hinzu: „Wir unterhandeln als trockene Geschäftsleute, ohne eine Spur von Gemüth — Sie kennen wahrscheinlich den Ausspruch eines berühmten Finanzmannes: „In Geldangelegenheiten hört alle Gemüthlichkeit auf!“

„Setzen Sie sich in meine Lage, Herr Olfers, und gestehen Sie mir zu, daß es für mich wohl unmöglich ist, einen derartigen Wunsch meiner Cousine auszusprechen. In dieser Beziehung sind Sie über uns ungeheuer im Vortheil — wir haben zu ersuchen, Sie zu bewilligen.“

„Aber würden Sie es auch in diesem Falle nicht vorziehen, den Buchstaben des Gesetzes um Rath zu fragen?

Der Kammerjunker blickte forschend in die Höhe, doch schaute ihm Roderich arglos in die Augen, daß er deutlich sah, Roderich kenne den hierauf bezüglichen Paragraphen des Ehescheidungsgesetzes, welcher der geschiedenen Frau eine ziemlich mäßige Summe aussetzt, nicht. — „Dieser Paragraph,“ sprach er nach einer Pause, indem er abermals mit außerordentlicher Aufmerksamkeit seine Handschuhe besichtigte, „spricht sich allerdings deutlich genug aus; doch glaubt meine Cousine ....“

„Ihn nicht in Anwendung bringen zu dürfen, weil er vielleicht zu große Forderungen an mich stellt?“ entgegnete Roderich rasch, fast hastig — o, geniren Sie sich durchaus nicht, Herr Baron — ich bitte Sie darum, ich wünsche das, ich muß es zur Grundlage unserer Unterhandlung machen, daß Ihrer Cousine alles das gewährt wird, was sie von mir verlangt — ja, mehr noch! Halten wir uns deßhalb an den gewissen Paragraphen, den ich leider nicht kenne, wenn es Ihnen gefällig ist.“

erfahren, vielleicht geträumt, wie er ſich ſelbſt einreden wollte. Doch war kein Schlaf in ſeine Augen gekommen, und er mußte ſich geſtehen, daß es ſchon etwas ganz Außerordentliches ſei, was ihm widerfahren.

Der Mond war ruhig ſeines Weges fortgewandelt und war eben im Begriff, hinter dem Dache des Schloſſes niederzutauchen.

Die eine Seite des Theaters, wo Dubelli daſſelbe verlaſſen, lag in tiefem Schatten, und man konnte hier die Gegenſtände auf der Straße ſchwer unterſcheiden. Mochte es nun von dieſer Dunkelheit kommen, oder war es vielleicht der Umſtand, daß Dubelli, als er vorwärts auf die Straße eilte, ſich rückwärts ſcheu nach dem Theatergebäude umſah, und deßhalb nicht bemerkte, wer ihm in den Weg lief, genug, er hörte auf einmal dicht vor ſeinen Ohren das Raſſeln eines ſchweren Wagens, und bemerkte jetzt, plötzlich zurückſpringend, daß ein allerhöchſter Hofwagen erſter Klaſſe mit vier Laternen, zwei vornen und zwei hinten, gerade im Begriff geweſen war, mit ihm zu caramboliren, wobei er, als der Schwächere, jedenfalls unterlegen wäre. „Hoi ho!“ rief eine kräftige Stimme vom Bock herunter, „muß der alte Miſtzeug einem gerade zwiſchen die Räder rennen, kann Er ſeine beſoffenen Augen nicht aufthun, oder meint Er vielleicht, ein alter Hofwagen mit vier Laternen werde Ihm aus dem Wege fahren? — He, alter Schlingel!“

Der Kutſcher auf dem Bock, der dieſe Kraftworte von ſich gab, hatte im gleichen Augenblick ſeine Pferde angehalten, einestheils um den Anprallenden nicht zu überfahren, anderntheils aber auch, um die eben erwähnten Worte mit mehr Nachdruck von ſich geben zu können. Dabei beugte er den Kopf auf die rechte Seite, und als nun das volle Licht der einen Wagenlaterne auf ſein Geſicht fiel, konnte Dubelli einen Ausruf der Freude, ja des Erſtaunens nicht unterdrücken.

„Mögt Ihr nun wettern, wie Ihr wollt,“ antwortete er

Der Kammerjunker war offenbar in großer Verlegenheit; er kannte den Paragraphen ganz genau, und obgleich er nicht verkennen konnte, daß der Andere aus dem Grunde nur auf die Erfüllung jenes Paragraphen drang, weil er glaubte, derſelbe biete außerordentliche Vortheile für Madame Hilbegard, ſo fiel es doch dem Hochmuthe des Freiherrn ſehr ſauer, ihn über dieſen Irrthum aufzuklären, und doch mußte es geſchehen. — „Ich erlaubte mir früher ſchon einmal," ſagte er nach einem längeren Stillſchweigen, „Ihnen zu bemerken, um Alles in der Welt nicht das Geſetz in Anſpruch zu nehmen, mein lieber Herr. Sie werden mich verſtehen, wenn ich Sie frage: was iſt das Geſetz? — Eine Zuſammenſtellung von Paragraphen, erfunden von Leuten, die, ohne eine Spur von Zartſinn und Gemüth, Alles auf dem trockenſten Geſchäftswege behandelt wiſſen wollen."

„Wenn ich nicht irre," erwiederte der Maler, aufmerkſam werdend, „ſo wollten wir ja nach den gleichen Grundſätzen unſere Unterhandlung führen — doch ehe Sie mir auf dieſe Frage erwiedern, beantworten Sie mir eine andere. Iſt der eben erwähnte Paragraph des Eheſcheidungsgeſetzes für Ihre Couſine günſtig oder ungünſtig?"

„Nicht geradezu günſtig," verſetzte der Kammerjunker und betrachtete zur Abwechslung diesmal mit großer Aufmerkſamkeit ſeine Glanzſtiefel.

„Ah, nun verſtehe ich — Sie wünſchen unſere Unterhandlung auf zweierlei Art geführt zu haben: was die Scheidung ſelbſt anbelangt, ohne alle Empfindlichkeit, ohne Rührung; was aber die darauf folgenden Forderungen betrifft, ſo beabſichtigen Sie hiefür meine ganze Gemüthlichkeit in Anſpruch zu nehmen — bitte, Herr Baron, ohne Um-

ſchweiſe — haben Sie die Güte, mir einfach mit Ja oder Nein zu ſagen, ob meine Anſicht über Ihre Art zu unterhandeln, die richtige iſt; aber wenn ich Sie dringend erſuchen darf, nur Ja oder Nein!"

„Ja denn — ja," gab der Kammerjunker, nachdem der Maler die gleiche Frage mehrmals an ihn geſtellt und ſich auf keine Erklärung und Worte einlaſſen wollte, zur Antwort, wobei er ſich in ſichtbarem Unbehagen auf ſeinem Stuhle hin und her wand wie ein Wurm an der Nadel — „ja!" — Sein Stolz mußte in dieſen ſauren Apfel beißen, und wie bitter ihm das war, ſah man an ſeinen verdrießlich zuſammengezogenen Mundwinkeln und ſeinen faſt ganz geſchloſſenen Augen.

Roderich war nun vollkommen im Reinen, daß ſein Gegenüber durch das Wörtchen „ja," ſo hart es ihm auch angekommen war, an ſeine Großmuth appellirt hatte, und dies verurſachte ihm ein ungeheuer wohlthuendes und leicht begreifliches Gefühl. Er machte ein paar Schritte durch das Atelier, blieb einen Augenblick vor der Staffelei, ſein ſchönes Bild betrachtend, ſtehen, dann trat er vor den Kammerjunker hin und ſagte faſt heiter, indem er behaglich ſeinen vollen Bart ſtrich: „Verzeihen Sie mir, Herr Baron, daß ich Sie durch meine Unkenntniß des Geſetzes faſt in eine kleine Verlegenheit gebracht hätte; ich bin nur ein Maler, allerdings kann ich mit Stolz ſagen, durch und durch ein großer Künſtler, ein Künſtler, deſſen Name durch ganz Europa mit Achtung genannt wird; ich kann Ihnen dabei die Verſicherung geben, daß ich mich früher um Geſetzesparagraphen nie kümmerte, ja, daß ich ſelbſt dann, als Ihre Couſine hier in dieſem Atelier vor nicht langer Zeit ein ent-

liches Wort aussprach, das nun zur traurigen Wahrheit rden wird, so wenig an ernste Folgen dieses Wortes chte, daß es mir nicht einfiel, meine Erfahrungen durch die züglichen Paragraphen des Ehescheidungsgesetzes zu berei- ern. Wohl gab es düstere Augenblicke, wo mir jenes Wort traurigen Bildern erschien; doch wenn ich alsdann nach ause kam und unser Kind betrachtete, mein kleines, geliebs Mädchen, so verschwanden jene Bilder wieder und ich nnte lächeln über meine Träume und Phantasieen — „also ch!“ sagte er nach einem tiefen Athemzuge mit bewegter timme. „Jetzt, da ich weiß, woran ich bin, werde ich mich rein zu finden wissen und danke Ihnen, Herr Baron, für e Gewißheit, welche Sie mir zu geben so freundlich waren.“

Auf dem Gesichte des Malers zuckte nach diesen Worten n gewaltiger Schmerz, und da er das selbst fühlte, wandte sich rasch, um nach einem abermaligen und längeren ange durch das Atelier mit gefaßter, ruhiger Miene vor en Anderen hintreten zu können. „Und nun,“ sagte er lsdann, „lassen Sie mich Ihnen meine Anerbietung machen - Ihre Cousine, meine Frau, wird Ihnen wohl der Wahrheit gemäß nicht verheimlicht haben, daß ich bisher Alles eblich mit ihr getheilt — das heißt nicht Alles,“ setzte er, itter lächelnd, hinzu. „Wie viel Trübes, Unangenehmes abe ich ihr verschwiegen, wie oft habe ich mich auf meinem Wege nach Hause gewaltsam bezwungen, um mit heiterer, ufriedener Miene vor sie hintreten zu können, und was Glück nd Freude anbelangt, so ist Gott mein Zeuge, ich habe ach besten Kräften dafür gesorgt, daß ihr immer der größere nd reichere Antheil zufiel!“

Der Kammerjunker verbeugte sich mit einer Miene, als

wolle er sagen, er zweifle aus Höflichkeit nicht im geringsten an der Wahrheit dieser Worte.

„Und nach dem eben ausgesprochenen Grundsatze," fuhr Roderich fort, „will ich Ihnen mein Anerbieten stellen. Ich schätze mein jetziges Einkommen auf ungefähr zehntausend Thaler jährlich, wobei ich indessen nicht vorhersagen kann, wie lange Jahre meine Bilder noch verlangt und bezahlt werden, um auf diese Einnahme rechnen zu können — doch, gleichviel — ich werde mein Anerbieten auf die oben angegebene Summe gründen und schlage Ihnen demgemäß für Ihre Cousine, meine Frau, ein jährliches Einkommen von sechstausend Thalern vor. Sie sehen, ich bleibe meinem Grundsatze getreu; es ist mehr als die Hälfte meines jetzigen Einkommens."

Ein leichter Strahl von Vergnügen zuckte über das sonst so gleichgültige Gesicht des Kammerjunkers; doch verschwand es rasch wieder, als er nach einer Pause sagte: „Allerdings Ihres jetzigen Einkommens — aber wenn sich dieses Einkommen verminderte — Sie geben diese Voraussetzung zu ...."

„Ich bewundere Sie als Geschäftsmann, Herr Kammerjunker," erwiederte Roderich in einem scharfen Tone, „freue mich aber, daß Ihre Cousine, bis jetzt meine Frau, einen so umsichtigen, gewissenhaften Anwalt gefunden; doch habe ich ebenfalls daran gedacht, und da es mir zu gleicher Zeit nicht entgehen konnte, wie schmerzlich es für eine geschiedene Frau sein muß, von dem Manne, den sie einstens ihren Gatten genannt, Zahlungen annehmen zu müssen, so mache ich Ihnen den Vorschlag, dieses Einkommen in ein Capital zu verwandeln, welches ungefähr meinem jetzigen Vermögen

ichkommen wird, und dieſes Capital an Ihre Couſine zu rtragen."

Jetzt zeigte ſich unverkennbar der Ausdruck eines wirk- en und aufrichtigen Vergnügens auf dem Geſichte des mmerjunkers; doch fand er für gut, daſſelbe nach der erſten ſwallung durch eine traurige Miene zu dämpfen, mit welcher erwiederte: „Sie werden mir zugeben, Herr Olfers, es r für mich außerordentlich hart und unangenehm, mit nen über dieſe ſchmerzliche Angelegenheit zu unterhandeln; ch muß ich Ihnen die Verſicherung geben, daß ich Sie ſo änglich, ſo gerecht, ſo loyal gefunden, wie ich es er- rtet."

„Wenn Sie in der That erwarteten, mich ſo zu finden, r Baron, ſo begreife ich es vollkommen, wie ſchmerzlich unangenehm es Sie angekommen ſein muß, dieſen Auf- g zu übernehmen; doch das iſt nun hinter uns, iſt erledigt, , wie ich alſo glauben und hoffen darf, zu Ihrer und zu der Anderen vollſtändiger Zufriedenheit."

„Noch eine Frage werden Sie mir erlauben in Betreff zu übertragenden Capitals: geht daſſelbe als Eigenthum die Hände meiner Couſine über — oder hat ſie nur die nießung davon?"

„In ſo fern als Eigenthum, als ich es der Mutter nes Kindes übertrage."

„Ah, ich verſtehe und habe es mir auch nicht anders acht! Sie betrachten dieſes Capital als das einſtige Erbe er Tochter, welches die Mutter bis zu jenem Zeitpunkte ihr Kind verwaltet. Dieſe Anſicht freut mich in der That, n ich glaube, bei dieſer Ihrer Anſicht Sie zu einer andern, chaus natürlichen Forderung meiner Couſine geneigt zu finden."

„Einer weiteren Forderung?“ fragte Roderich mit einigem Erſtaunen.

„Einer ganz natürlichen und ſelbſtredenden: die Mutter will begreiflicher Weiſe ihr Kind nicht verlaſſen.“

„Und wie wäre das möglich, wenn die Mutter dieſes Kindes mich verläßt?“ ſagte Roderich mit einer eigenthümlichen Haſt und mit einem ſo plötzlichen Aufleuchten ſeiner Blicke, daß der Kammerjunker vorher ein paarmal huſtete und neben dem Maler vorbei an die Wand ſchaute, ehe er erwiederte:

„Was eine ſolche Möglichkeit anbelangt, ſo wäre ſie allerdings vorhanden, und wie ich vorhin ſchon bemerkte, ſo gab mir Ihre ſo freundliche Auffaſſung der Sachlage den Muth, zu glauben, daß Sie eine ſolche Möglichkeit nicht nur einſehen, ſondern auch derſelben beiſtimmen würden.“

„Ohne Umſchweife, wenn ich bitten darf, Herr Kammerjunker — Sie haben mich eben ſo beſtimmt als correct gefunden, und ich kann daſſelbe von Ihnen verlangen.“

„Gewiß — aber ich darf mir wohl noch erlauben, vorauszuſchicken, daß wir es mit einer Frau zu thun haben, die eine ungeheure Feſtigkeit und Charakterſtärke beſitzt.“

„Ob ich das weiß!“

„Und, um mich kurz zu faſſen, wir haben es mit einer Mutter zu thun, die unter keiner Bedingung ihr Kind verlaſſen will.“

„Ah, Herr Baron,“ rief der Maler aufbrauſend, „Sie wagen es, mir eine ſolche Zumuthung zu ſtellen?“

„Als Bevollmächtigter meiner Couſine,“ erwiederte der Freiherr von Schenk mit großer Ruhe. „Ueber die Forderung derſelben dürfen Sie ſich eigentlich eben ſo wenig wundern,

ich darüber erſtaunt bin, daß Sie dieſe Forderung mit trüſtung zurückweiſen.“

„Meinen Sie? Und wenn wir Beide dennoch, Ihre uſine und ich, auf unſerem Willen beſtehen, ſo glauben e, daß der Gedanke an ein geliebtes Kind ſtark genug re, um Ihre Couſine von einem voreiligen Schritte zurück- alten, der ihr keinen Segen bringen wird?“

„Es gibt kein anderes Mittel.“

„Sie ſagen das mit einer Beſtimmtheit, die mich ver- en könnte — gut denn, ich will mich bemühen, ebenfalls zuſehen, daß es kein anderes Mittel gibt. Sie wiſſen ine Bedingungen, Sie geſtanden mir ein, dieſelben ſeien loyal als möglich, und damit iſt unſere Unterhandlung ndigt.“

„Vielmehr abgebrochen, wenn es nicht möglich iſt, Sie einer freundlichen Beſtimmung in Betreff des anderen nktes zu veranlaſſen.“

„Nie, Herr Kammerjunker!“ verſetzte der Maler ent- tet.

Der Freiherr von Schenk machte hier eine längere Pauſe b ſchien während derſelben eine Naht ſeiner Handſchuhe t der größten und anbauernbſten Aufmerkſamkeit zu be- chten; dann ſagte er, ohne die Augen aufzuſchlagen, mit em froſtigen Lächeln und liſpelnden Tone: „So wollen ie dieſe Differenz benutzen, um eine arme Frau mit Gewalt ſich zurückzubehalten, die nun einmal nicht ferner in Ihrem auſe leben kann?“

„Ich hoffe, daß Sie hinzuſetzen, Herr Kammerjunker: e dieſe Frau mich beauftragt hat, Ihnen zu ſagen — denn ich aube nicht, daß Sie aus eigener Anſchauung ſprechen können.“

„Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin nur Bevollmächtigter und drücke mich vielleicht nicht ganz richtig aus.“

„Gut, vergeſſen Sie es denn nicht, daß Sie nur Unterhändler ſind, wenigſtens ſo lange wir unterhandeln. Sollten Sie vielleicht ſpäter,“ ſetzte der Maler nach einem kurzen Stillſchweigen und einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „ein Vergnügen daran finden, Ihre eigene Meinung in dieſer Angelegenheit auszuſprechen, ſo bin ich ſehr bereit, mich darüber mit Ihnen in jede Erörterung, die Sie wünſchen, einzulaſſen.“

„Bitte recht ſehr, Herr Olfers, wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo will ich die Unterhandlung nur als Bevollmächtigter fortführen und beendigen.“

„Ich glaube, wir können ſie als beendigt betrachten!“ ſagte der Andere in ſcharfem Tone, indem er aufſtand und, ſich raſch abwendend, ein paar Schritte in das Atelier hinein machte und alsdann, zurückkehrend, mit großer Beſtimmtheit ſagte: „Sparen Sie ſich die Mühe, den letzterwähnten Punkt nochmals zu berühren; berichten Sie Ihrer Couſine über das, was wir abgeredet, und ſetzen Sie hinzu, aber mit vollkommener Ueberzeugung, Herr Kammerjunker, daß Sie mich entſchloſſen gefunden hätten, jedes Opfer zu bringen, um den Wünſchen Ihrer Couſine gerecht zu werden, daß mich aber keine Macht der Erde dazu veranlaſſen könnte, mein Kind von mir zu laſſen — vielleicht,“ ſetzte er aufathmend und mit weicherer Stimme hinzu, „gibt ihr dieſe meine Feſtigkeit den Muth, ein Leben noch länger zu ertragen, das allerdings kein freudvolles genannt werden konnte, und hält ſie von einem Schritte zurück, den man bei jeder Frau einen moraliſchen Selbſtmord nennen kann.“

Der Kammerjunker preßte ſeine Lippen feſt auf einander und ſchloß ſeine Augen ein paar Secunden lang, ehe er zur Antwort gab: „Ich muß Ihnen geſtehen, Herr Olfers, daß Ihr Benehmen mir gegenüber bis jetzt ſo taktvoll, ſo zart war, um mich über den verletzenden Ausfall hinwegzuſetzen; überhaupt bleiben wir bei unſerer erſten Uebereinkunft: keine Empfindlichkeit, keine Gefühlsſprache.“

„Verzeihen Sie mir, Sie haben Recht, es würden das zwiſchen uns Beiden doch nur Phraſen ſein.“

„Allerdings — und da ich Sie unbeugſam finde, ſo muß ich leider ſagen, daß unſere Unterhandlungen von keinem günſtigen Erfolge begleitet ſind.“

Er nahm ſeinen Hut von dem Stuhle neben ſich, auf welchen er ihn geſtellt, und blies ſorgfältig ein paar Stäubchen von der ſchwarzglänzenden Fläche; dann erhob er ſich, zog ſeinen hellgrauen Ueberwurf mit großer Bedächtigkeit feſter über die Schultern und ſagte alsdann zögernd: „Ich hätte allerdings geglaubt, Herr Olfers, in unſeren Unterhandlungen glücklicher zu ſein, dieſelben zu einem für beide Theile angenehmen Abſchluſſe zu bringen; auch meine Couſine rechnete feſt darauf, und ich weiß nun in der That nicht, wie es ihr möglich gemacht werden ſoll, ein Leben fortzuführen, das ſchon durch die Eröffnung ſolcher Unterhandlungen einen unheilbaren Riß erhalten.“

„Wenn das Ihnen und Ihrer Couſine Kummer machen ſollte,“ ſagte Roderich mit großer Aufrichtigkeit in Blick und Ton der Stimme, „ſo gebe ich Ihnen mein Wort darauf, daß man bei mir zu Hauſe auch nicht durch eine Miene ahnen ſoll, welchen Inhalts unſer Geſpräch geweſen.“

„Ich glaube Ihnen, gewiß, ich glaube Ihnen, doch weiß

meine Couſine zu genau, daß ich mein Verſprechen gehalten — ah, es iſt ſehr fatal, Herr Olfers, daß es keine Möglichkeit gibt, um uns zu verſtändigen!"

„Keine — ich bin nachgiebig genug geweſen, um erwarten zu können, daß man mich mit ähnlichem Vorſchlage verſchonen würde."

„Es kommt mich einigermaßen hart an, Ihnen ſagen zu müſſen, daß meine Couſine ſich veranlaßt ſehen wird, Sie um die Genehmigung zu erſuchen, einen Aufenthalt bei ihren Verwandten nehmen zu dürfen, bis ſich vielleicht ein Ausweg findet, um die Angelegenheit zur Zufriedenheit beider Theile zu erledigen."

Roderich zuckte zuſammen, doch faßte er ſich gewaltſam und erwiederte nach einer förmlichen Verbeugung: „Ich habe Ihrer Couſine, meiner Frau, nie Hinderniſſe in den Weg gelegt, ſo oft ſie Luſt hatte, ihre Verwandten zu beſuchen."

„Und Sie werden auch nichts dagegen haben, daß Ihre kleine Tochter die Mutter begleiten darf, wie es ja früher immer geſchehen?"

„Allerdings war dies früher der Fall," gab Roderich, ohne auch nur eine Secunde zu zögern, zur Antwort, „doch nach unſerer Unterredung werden Sie es begreiflich finden, daß ich meine Einwilligung dieſes Mal nicht dazu gebe."

„Das iſt hart!"

„Aber nicht ungerecht!"

Der Kammerjunker zuckte mit den Achſeln und ſagte dann nach einer längeren Pauſe, während welcher er nachſinnend die glänzende Fläche ſeines Hutes betrachtete: „Sie ſind unbeugſam!"

„Unbeugſam — ſo wahr mir Gott helfe!"

dem Kutſcher, „ſo war es doch in der That nicht ſchön von Euch, Meiſter Winkler, einen alten Bekannten in halbe Lebensgefahr zu bringen. Ich hab' doch oftmals von Euch ſelbſt gehört, daß ſo ein alter ſolider Hofwagen, wenn er leer nach Hauſe gehe, ſich im Schritt zu bewegen habe.“

„Ei, wie iſt mir denn?“ antwortete der Kutſcher von oben, „die alte Stimme ſollte ich doch wahrhaftig kennen. Gebt Euren Namen an, da unten! Mich blenden die alten Laternen teufelmäßig. Man kann vor ihnen gar nicht auf die Seite ſehen, und mich ſoll der Teufel holen, wenn ich im Stande bin, zu unterſcheiden, ob Ihr ein Menſch, ein Vogel oder ſonſt ein Ding ſind.“

„Dießmal bin ich nur ein Menſch!“ antwortete lachend der Balletmeiſter, „und noch dazu ein Menſch, der ſich Dubelli nennt.“

„Dubelli! — alter Dubel!“ lachte nun der Herr Winkler von ſeinem Bock herunter, „na, da ſoll ja ein — Freu' mich ungeheuer, Sie wieder zu ſehen. — Alter Balletmeiſter geworden — hätten mich eigentlich auch beſuchen können; aber natürlich ein Künſtler und ein alter Hofkutſcher! Nun, wartet einen Augenblick. Jetzt will ich in der Geſchwindigkeit den Wagen an die alte Remiſe fahren, und komme gleich wieder zurück; ſo ſchnell laß' ich Euch nicht wieder los. Soll doch ein altes Donnerwetter dreinſchlagen! Nur einen Augenblick, guter Dubel, bin gleich wieder da. — Brr!“ —

Und dahin flogen die Pferde mit dem ſchweren Wagen bis vor die Thüre der Remiſe. Dort ſtand ſchon die Stallwache, den Oberkutſcher erwartend; dieſer warf die Zügel herab, übergab feierlich die Peitſche mit dem Elfenbeingriff, und ſtieg nun eilends von dem Bock herunter, um ſeinen alten Freund ſogleich aufzuſuchen.

Der Oberkutſcher, Herr Winkler, war etwas dicker und ſtattlicher geworden, und die reiche goldbeſetzte Livree ſtand ihm

„Und nichts iſt im Stande," ſagte der Freiherr mit einem lauernden Blicke, Ihren Entſchluß zu Gunſten meiner Couſine zu ändern?"

„Nichts!"

Der Andere ſchüttelte nachdenklich mit dem Kopfe, verſuchte einen ſchmerzlichen Seufzer, der ihm aber nicht gelang, wandte ſich wie zum Weggehen und machte ein paar Schritte nach der Richtung der Thür; doch wollte er durch dieſe Bewegung nur ausdrücken, daß er mit ſich ſelber ernſtlich über etwas zu Rathe ging. Auch hatte er ſeine rechte Hand an den Kopf gelegt und rieb ſich die Stirn, wobei ſein Geſicht einen ſehr ernſten Ausdruck angenommen hatte. Jetzt drehte er ſich raſch wieder gegen den Herrn des Ateliers um, warf den Kopf in die Höhe und zeigte die entſchloſſene Miene eines Mannes, der mit ſich ſelbſt über etwas ins Reine gekommen iſt.

„Gut denn," ſagte er, „obgleich nur Unterhändler und mit keiner Vollmacht verſehen, die mir das Recht gibt, eigenmächtig zu handeln, will ich doch auf eigene Verantwortlichkeit meinen Auftrag überſchreiten, um Ihnen gefällig zu ſein, dieſe leidige Sache zu einem genügenden Abſchluſſe zu bringen. Die von Ihnen freundlich geſtellten Bedingungen bleiben, wie ſie ſind, die Scheidung wird von Ihrer Seite, ja, mit Ihrer Beihülfe eingeleitet und ausgeführt und — ich wage es kaum auszuſprechen," ſetzte er ſeufzend hinzu — „meine Couſine muß überredet werden, auf ihre Tochter zu verzichten."

„Dieſe letztere Bedingung iſt es allein, die für mich von Werth iſt, alles Andere iſt Nebenſache."

„Leider wird meine Couſine eben ſo denken," ſagte der

Kammerjunker mit affectirter Traurigkeit — „doch was Vernunftgründe vermögen, ſoll geſchehen, und da ich Ihnen jetzt zugeſtehen kann und darf, daß ich Ihr Verlangen nicht unbillig finde, ſo werden wir zu einem glücklichen Reſultate gelangen.“

„Zu einem glücklichen?“ fragte der Maler achſelzuckend und mit einer verächtlichen Miene, die er ſich durchaus nicht die Mühe nahm, zu verbergen.

„Sagen wir zu einem günſtigen,“ verbeſſerte der Kammerjunker in heiterem Tone.

„Und ſo raſch wie möglich, wenn es denn einmal ſo ſein ſoll! Sie ſind ein Mann von Einfluß, Herr Baron, nehmen Sie die Sache, welche für Ihre Couſine von ſo großer Wichtigkeit iſt, kräftig in die Hand, bereiten Sie Alles vor, und wenn Sie die außerordentliche Freundlichkeit haben wollten, die nöthigen Documente für die Uebertragung des beſprochenen Capitals ausfertigen zu laſſen, ſo wäre ich Ihnen ſehr dankbar dafür. Zum Unterſchreiben brauche ich alsdann keine Minute, was für mich von großer Wichtigkeit iſt.“

Der Andere verbeugte ſich zum Zeichen der Zuſtimmung und ſagte alsdann: „Sie können ſich denken, Herr Olfers, wie ſchmerzlich es für meine Couſine ſein muß, ein Haus zu verlaſſen, wo ſie Jahre lang gelebt, dieſes Haus allein zu verlaſſen, und deßhalb muß ich mir erlauben, Ihnen nochmals unſere Bitte zu wiederholen, daß Ihre kleine Tochter die Mutter nur für eine ganz kurze Zeit begleiten darf.“

Roderich machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ich bitte Sie dringend darum — nur für ganz kurze Zeit — vielleicht für acht oder zehn Tage.“

Der Maler machte einen raſchen Gang durch das Atelier,

nachdenklich und bewegt. So ſollte alſo jetzt das entſetzliche Wort von damals in Erfüllung gehen — ſo ſollte ein Band zerriſſen werden, das, wenn es auch kein glückliches geweſen war, doch immerhin ſein Hausweſen zuſammengehalten hatte, ein Band, das zu einem glücklichen hätte werden können und das, auf eine ſo gewaltſame Art zerriſſen, ſein Herz und das ſeines Kindes unfehlbar aufs tiefſte mitverwunden mußte! Vergeſſen hatte er in dieſem Augenblicke alle trüben und qualvollen Stunden, welche ihm die oft unerträglichen Launen ſeiner Frau verurſachten, zurückgedrängt erſchienen ihm die tiefen Schatten ſeiner oft ſo troſtloſen Ehe, und nur einzelne Lichtpunkte derſelben glänzten ihm aus der Vergangenheit herüber; vergeſſen hatte er all' die Härte, all' die Liebloſigkeit, mit der ſie ihn behandelt, und ſein ganzes Denken, ſein ganzes Fühlen war nur von einem traurigen Bilde erfüllt, von dem Bilde ſeiner Frau, der Mutter ſeines Kindes, wie ſie, für ewig Abſchied nehmend, ein Haus verließ, das ihr eigenes geweſen, von einem Kinde ſchied, das ſie geboren und geliebt — und für das ſie nun fortan eine Fremde ſein ſollte. Er ſah es deutlich, wie ſein kleines Mädchen jammernd ſeine Arme nach ihr ausſtreckte und wie ſie ſich weinend mit verhülltem Antlitze von einer Schwelle abwandte, die ſie einſt hoffend betreten und vor der ſie jetzt hoffnungslos den Staub von ihren Füßen ſchüttelte.

Nach mehrmaligem raſchen Durchſchreiten des Gemaches blieb er jetzt plötzlich vor dem Kammerjunker ſtehen und ſagte in weichem Tone: „Und wenn ich auch zu allem dem noch meine Zuſtimmung ertheile, daß meine Tochter die Mutter für eine kurze Zeit begleiten darf, werden Sie ſich in dieſem Falle dafür verbürgen, daß mein Kind nach Ablauf dieſer

Friſt, ſagen wir vierzehn Tage, zu mir zurückgebracht werde? Wollen Sie dieſe Verpflichtung übernehmen?“

„Ich will ſie übernehmen.“

„Und verpflichten Sie ſich als Mann von Ehre, nach Verlauf dieſer vierzehn Tage mein Kind in mein Haus, in meine Hände zurückbringen zu laſſen?“

„Ich verbürge mich dafür und verpfände Ihnen darauf mein Ehrenwort.“

„So ſei es denn,“ ſagte der Maler, tief aufathmend, „ich will Alles thun, um ihr das Scheiden von ihrer bisherigen Heimath zu erleichtern; ob Ihre Couſine im ähnlichen Falle gegen mich ebenfalls ſo verfahren würde, iſt eine Frage, deren Beantwortung ich Ihnen überlaſſe, Herr Baron.“

Der Kammerjunker machte eine halb zuſtimmende, halb abwehrende Bewegung.

„Und wann — wird ....“ ſprach Roderich, doch konnte er es nicht über ſich gewinnen, dieſen Satz zu vollenden.

„Da dieſe traurige Angelegenheit nun einmal zu Aller Zufriedenheit geordnet zu ſein ſcheint, ſo wäre es wohl am beſten, ſie ſo raſch als möglich zum Vollzuge zu bringen — wir würden heute Abend reiſen, wenn Sie nichts dagegen einzuwenden hätten.“

„Schon heute Abend,“ ſagte der Maler erſchüttert, „und ohne ....“

Da er ſchwieg, blickte ihn der Andere fragend an.

„Ohne Abſchied?“

Der Kammerjunker zuckte die Achſeln und machte dazu eine ſo bedenkliche Miene, daß Roderich, den die Rührung zu überfallen drohte, ſich zuſammennahm und, ſeinen Satz

von vorhin vollendend, rasch sagte: „Ohne Abschied von meiner kleinen Tochter?“

„O, gewiß nicht — wer wird das verlangen?“ erwiederte der Kammerjunker jetzt sehr freundlich und zuvorkommend. „Sie werden vielleicht in Kurzem nach Ihrem Hause zurückkehren und dann ....“ — Dieses Mal war es gewiß absichtlich, daß er den Satz nicht vollendete.

„Vielleicht oder wahrscheinlich finden Sie es begreiflich, wenn ich in meinem Atelier bleibe und erst spät am Abende nach Hause zurückkehre. Ich werde durch Andreas mein kleines Mädchen holen lassen und es bei mir behalten, bis die Zeit heranrückt, welche Ihre Cousine zur Abreise bestimmt hat.“

„Ich finde, daß das eine ganz gute Idee ist, und muß mir erlauben, Sie jetzt zu verlassen, um noch einiges Nothwendige zu besorgen.“ Er näherte sich dem Künstler mit ceremoniösem Schritte und etwas freundlichem Lächeln, indem er seine Rechte ausstreckte, welche der Andere durchaus keine Miene machte, zu erfassen. „Sie werden mir diese unangenehme Stunde in keiner Weise nachtragen?“

„Wie könnte ich in den Fall kommen oder womit hätte ich Gelegenheit, Sie etwas entgelten zu lassen? Sie reisen heute nach der Residenz zurück — wer weiß, ob ich je das Glück habe, Sie wiederzusehen!“

„Aber es wäre mir auch angenehm, verehrter Herr, wenn Sie; ein so großer und berühmter Künstler, meiner in der Erinnerung nicht unfreundlich gedenken wollten. Glauben Sie mir, unsere Familie rechnet es sich stets zur Ehre, einen Mann wie Sie, mit so rühmlichst bekanntem, großem Namen in ihre Mitte aufgenommen zu haben, und die Familie wird

es aufrichtig bedauern, daß die Umstände sich gestaltet, wie sie sich leider gestalten mußten."

„Wie sie sich leider gestalten mußten?" wiederholte Roderich mit einem bitteren Lächeln. „Ich hätte vor meiner Verheirathung daran denken sollen, und hatte auch wohl daran gedacht," setzte er schärfer hinzu; „aber da waren es gerade Mitglieder Ihrer Familie, Herr Baron, welche mich aufs ehrlichste und aufs überzeugendste versicherten, daß nichts vortrefflicher zusammen passe, als jener Adel, den die Kunst verleihe, und der Glanz eines alten, hochadeligen Hauses — doch lassen wir das. Leben Sie wohl, Herr Kammerjunker, und wenn Sie zuweilen an mich zurückdenken, so thun Sie es in der Erinnerung an unsere jetzige Unterredung — anders kann und will ich nicht verlangen, in Ihrem Gedächtnisse fortzuleben!"

Er machte dem Freiherrn eine sehr stolze Verbeugung und schritt dann mit hoch erhobenem Kopfe nach dem Ausgange seines Gemaches, wo er eigenhändig den Gobelin von der Thür aufhob, so ein Zeichen gebend, daß Unterredung, Verhandlung und Familienbande abgebrochen und zerrissen seien.

Eigenthümlich war es dabei, daß der Maler, den schweren Vorhang in der Hand haltend, den Kopf umwandte und mit fest zusammengebissenen Lippen dem Davongehenden nachschaute, ihm so lange nachschaute, bis jener den kleinen Garten durchschritten hatte, bis das Thor desselben hinter ihm ins Schloß gefallen und bis der hellgraue Ueberwurf zwischen dem dunkeln Gebüsche am Wege draußen verschwunden war.

Dann öffnete Roderich die Hand, und als nun der Gobelin langsam seinen Fingern entglitt, herniederfiel und

ihn auf dieſe Art wieder abſchnitt von der Außenwelt, von den fröhlich grünenden und blühenden Bäumen, von der blauen, milden Luft, von den glänzenden Sonnenſtrahlen, da fühlte er ſich allein, ſo traurig allein, ſo unſäglich allein. Er preßte beide Hände, einem tiefen Schmerze nachgebend, gewaltſam vor das Geſicht und verharrte ſo Secunden, Minuten lang in einer entſetzlichen Spannung, die ſich erſt dann weich und linde in tiefe Wehmuth auflöste, als er fühlte, wie ein Thränenſtrom ſein Geſicht benetzte.

XXI.

„O, ſieh' mich nicht ſo lächelnd an!"

Lange ſtand Olfers ſo auf derſelben Stelle — wie lange, wußte er ſelbſt nicht; denn Gedanken und Bilder, welche in buntem Wechſel ſein Inneres beſchäftigt, hatten ihn förmlich umſtrickt und willenlos in die Vergangenheit zurückgeführt, ihn vollkommen der Gegenwart entrückt und ließen ihn jetzt erſt wieder wie aus tiefem Traume erwachen, als eine bekannte Stimme mit der Frage an ſein Ohr ſchlug:

„Darf man eintreten — iſt man Dir nicht läſtig?"

„Im Gegentheil, ich bin entzückt, Dich zu ſehen, und glücklich, daß Du gekommen."

Es war Lytton, der nun eintrat, dem Freunde die Hand reichte und ihn erſtaunt anſchaute.

Roderich hielt ruhig dieſen Blick aus, ohne ſich die geringſte Mühe zu geben, ſeine Aufregung oder die Thränenſpuren, welche noch hier und da in ſeinem dichten Barte glänzten, verbergen zu wollen.

„Ah, ich verſtehe!"

„Es freut mich, daß Du meine Lage begriffen."

„So ſchwer iſt es gerade nicht, da Du mich mit einigen

Vorgängen bekannt gemacht haſt und da ich draußen, nicht weit von dem Garten, Deine Gattin geſehen, welche mit ihrem hochgeborenen Couſin in mehr als eifrigem Geſpräche verkehrt — darf ich, ohne indiscret zu ſein, fragen, ob Du eine Explication gehabt?"

„Mehr als das — ich empfing einen Unterhändler, mit dem ich über verſchiedene Punkte, unſere Eheſcheidung betreffend, vereinbarte."

„Man geht ungeheuer raſch zu Werke!" rief Lytton in beſtürztem Tone.

„Und man thut gut daran, das gänzlich aus einander zu reißen, was doch nicht mehr zu halten war."

„Ja, Du haſt Recht, wenn nur nicht durch dieſen Riß Dein ſo vortreffliches Herz verletzt worden wäre — aber wie ich ſehe ...."

„Es hat allerdings ſehr weh gethan," gab Roderich zur Antwort, indem er mit der umgekehrten Hand über ſeine Augen fuhr, „aber ich hoffe, es geht vorüber, und mein Leben wird ſich künftig nicht ſo ſchlimm geſtalten, als ich es mir oft vorgeſtellt, wenn ich in letzterer Zeit über den mir angedrohten Schritt nachdachte."

„Dein Leben wird und muß ſich von nun an vortrefflich geſtalten. Denke der vielen qualvollen Stunden, die ſie Dir bereitet — ich darf ſo reden, denn ich war häufig Zeuge davon —, denke der Feſſeln, die Du getragen, die am Ende noch Deinen Geiſt und Deine künſtleriſche Kraft gelähmt hätten!"

„Ich will nicht das Gegentheil behaupten, lieber Freund; aber oftmals, wenn ich über dieſen Fall nachdachte und mir mein Leben vergegenwärtigte, wie alsdann Niemand mehr

da ſei, der meine Schritte ängſtlich und tyranniſch controlire, der meine Miene belauſche, um mir etwas Unangenehmes zu ſagen, wenn ich in heiterer Stimmung war, der höhniſch oder ſpottend Fröhlichkeit von mir verlangte, wenn ich gedrückt oder in trüber Laune erſchien, — wenn ich aufathmete in völliger Freiheit aus drückenden Feſſeln, wie Du vorhin geſagt, ſo fiel mir häufig jene Geſchichte ein, wo ein Gefangener, der nach langjähriger Haft in Freiheit geſetzt war, ſchon nach kurzer Zeit ſeine Sehnſucht nach den beengenden Mauern nicht mehr bemeiſtern konnte — gewiſſe Bande, gewiſſe Schranken," ſetzte er nach einem träumeriſchen Nachdenken hinzu, „ſind immerhin wie eine Schutzwehr, wie ein Damm gegen die ſtürmiſche Fluth eines oft ſo viel bewegten Künſtlerlebens."

„Du haſt dieſe Schranken in Deinem feſten Willen, denn Deine Schutzwehr iſt die höhere Kunſt, deren Meiſter und Hoheprieſter Du biſt."

„Sieh' mein Bild an," ſagte Roderich nach einer längeren Pauſe; „ohne jene Unterbrechung wäre ich beinahe fertig geworden. Ich war in ſo prächtiger und ſo gehobener Arbeitsſtimmung, ſo feierlich gerührt von der wunderbaren Stille rings um mich her, von jenem glänzenden Stückchen Himmel, welches dort oben hereinſchaut, daß ich mich gar nicht gewundert hätte, wenn irgend ein fabelhaft phantaſtiſches Weſen, um nicht zu ſagen, ein überirdiſches, ruhig an meine Seite getreten wäre und mir die Palette gehalten oder den Pinſel gereicht."

„Jeder Andere als Du würde das Bild ſo für vollendet halten," ſprach Lytton, im Anſchauen verſunken; „es iſt ausgezeichnet ſchön, von mächtiger Wirkung, es muß den

recht gut. Er vertauſchte den ſchweren Hut mit einer leichten Mütze, die er im Andenken an frühere Zeiten etwas verwegen auf's Ohr ſetzte. Auch ſteckte er im Gehen ſeine Hände in die Hoſentaſchen, was ſonſt bei einem Oberkutſcher nicht leicht vorkommt, und dann ſuchte er den alten Dubel auf.

„Aber jetzt ſagt mir vor allen Dingen," redete er den Balletmeiſter an, „ſeid Ihr vornehm geworden, Herr Dubel, kennt Ihr einen alten Bekannten nicht mehr, oder darf man ſich mit Euch ungenirt unterhalten, wie zu jener vortrefflichen Zeit, als wir im Kutſcherzimmer jenen famoſen Punſch tranken?"

„Das ſollt' ich Euch fragen!" ſagte lachend der Balletmeiſter, und ſchob ſeinen Arm unter den des Herrn Winkler. „Ihr ſeid eine wichtige Perſon im Staate, führt die Allerhöchſte Perſon und leitet auf dieſe Art gewiſſermaßen das ganze Reich. — Aber wohin gehen wir?"

„Wenn Ihr mir die Freude machen wolltet, antwortete der Oberkutſcher, „ſo laßt uns einen Augenblick nach meinem Hauſe gehen, zu meinem alten Weib."

„Aber es iſt ja ſchon ſehr ſpät."

„Thut gar nichts," antwortete lachend der Oberkutſcher, „wenn ich Dienſt habe und darauf nach Haus komme, fängt das rechte Leben immer erſt an. Marie ſoll Euch einen guten alten Punſch machen, und meine Nachkommenſchaft, es ſind deren bereits ſechs, könnt ihr in ihren alten Neſtern bewundern. Am Tage habt Ihr doch keine Zeit, mich zu beſuchen!"

Bald hatten ſie die Wohnung des Herrn Winkler erreicht, und dieſer in der Freude ſeines Herzens, den alten Dubel wieder gefunden zu haben, machte ſchon auf der Treppe einen ſolchen Heidenlärm, daß Jener ihn dringend bat, doch ruhig zu ſein und die ſpäte Nachtſtunde zu bedenken.

Wirklich öffnete auch die Frau Oberkutſcherin ganz erſchreckt ihre Stubenthüre, und entſetzte ſich noch viel mehr, als ſie am

Beſchauer entzücken, Deinem Namen neuen Glanz verleihen!"

„Und heute Abend will ſie abreiſen," ſagte Olfers, als habe er die Worte ſeines Freundes ganz überhört; „auf alle Bedingungen, die man mir geſtellt, bin ich eingegangen."

„Darf man dieſe Bedingungen wiſſen?" fragte der Andere kopfſchüttelnd, indem er verwundert aufblickte.

„Dir werde ich gewiß kein Geheimniß daraus machen — ich gebe ihr jährlich ſechstauſend Thaler; kann ich doch mein Einkommen ohne Uebertreibung auf zehntauſend Thaler ſchätzen."

„Du gibſt ihr alſo mehr als die Hälfte?"

„Ja, und da es wohl einmal vorkommen könnte, daß ſich meine Einnahme nicht auf jene Summe beliefe, ſo werde ich dieſe ſechstauſend Thaler capitaliſiren und ihr dieſe Summe, einen Theil des Erbes meiner Tochter, ſogleich einhändigen laſſen."

Auf Lytton's offenem und ſchönem Geſichte zeigte ſich ein ſo beſtimmt ausgeprägter Zug von Mißbilligung, daß Roderich ſich nicht enthalten konnte, danach zu fragen, worauf der Andere achſelzuckend erwiederte: „Es wird mir ſchwer, Dir darauf eine Antwort zu geben; obgleich ich viel jünger als Du bin, obgleich ich nicht einmal ein Künſtler, ſondern nur ein vielleicht etwas gewandter Dilettant bin, haſt Du, der ältere Mann, der große, berühmte Künſtler, zu dem ich mit Verehrung aufſchaue, mich doch Deines unbegränzten Vertrauens gewürdigt — ja, Du haſt es mir nicht übel genommen, wenn ich über Dies oder Das offen und ehrlich, auch zuweilen rückſichtslos mit Dir ſprach, weil ich es für meine Pflicht hielt, Dir die Wahrheit zu ſagen — aber jetzt ...."

„So sprich auch jetzt Deine Ansicht ohne Rückhalt aus,“ sagte Roderich, „und sei versichert, daß ich gerade in diesem Augenblicke die ganze Offenheit und dadurch die Treue eines Freundes zu schätzen wissen werde.“

„Gut denn — Du sollst mich finden wie immer. Du trennst Dich von Deiner Frau?“

„Das heißt, sie trennt sich von mir.“

„Im Grunde einerlei. — Ihr trefft Eure Arrangements. Du benimmst Dich so anständig wie möglich und lässest Deiner Frau mehr als die Hälfte Deines Einkommens; dagegen habe ich nichts einzuwenden, ich würde wahrscheinlich eben so handeln. Aber jetzt kommt eine andere Frage. Um ein für alle Mal mit dieser unangenehmen Sache nichts mehr zu thun zu haben, so glaubst Du wenigstens, übergibst Du Deiner Frau ein enormes Capital, welches sie anlegen kann, wo und wie sie will?“

„Ja, aber mit der gehörigen Sicherheit für meine Tochter.“

„Selbstredend, aber sie erhebt die Zinsen, wo und wie sie will, ohne daß Du eine Quittung darüber zu sehen bekommst. Du machst sie vollkommen frei — vollkommen unabhängig, und das ist es gerade, was mir bei meinem praktischen Sinne, den Du ja immer an mir lobst, nicht gefallen will.“

„Und warum nicht? Sie hat das Band zwischen uns Beiden zerrissen — meinetwegen sei sie frei und unabhängig — sind wir doch für alle Ewigkeiten geschieden!“

„Und glaubst Du nicht, daß, trotzdem ihr für alle Ewigkeiten geschieden seid, wie Du Dich ausdrückst, Fälle eintreten könnten, wo es Dir sehr erwünscht sein dürfte, sie in einer

kleinen Abhängigkeit behalten zu haben — ich fürchte, es kommen ſolche Fälle!"

„Und welche?"

„Verzeihe mir, wenn ich ohne Rückſicht über den Charakter Deiner Frau ſpreche. Sie wird Dich verleumden, ſie wird alles mögliche Böſe über Dich ausſagen, ſie wird Deine Stellung in der Welt auf jede Art zu untergraben ſuchen — und wenn dies geſchieht, hielteſt Du es alsdann nicht für wünſchenswerth, ihr ſagen zu können: ‚Madame, ändern Sie ihr taktloſes Betragen, oder ....?'"

Roderich machte eine unmuthige Bewegung.

„Ich weiß wohl," fuhr der Andere fort, „wie wenig Du Dir aus dem Gerede der Leute machſt; aber ich will noch einen anderen Fall berühren, der Dich für meine Anſicht gewinnen muß — Deine Tochter wird heranwachſen."

„Laß mein Kind aus dem Spiele."

„Verzeihe mir, Roderich," erwiederte Lytton mit großer Energie, aber doch in einem ſehr warmen Tone, „Du weißt, wie lieb ich Deine Kleine habe, und wie oft ſprachſt Du ſchon von der Dir ſelbſt unerklärlichen Anhänglichkeit des Kindes an mich; nennſt Du mich doch häufig ihren zweiten Vater, wenn Du mit Deinem gewaltigen Alter coquettirſt — deßhalb will ich von dem Kinde reden und werde meinen Satz von vorhin vollenden — ja, wenn Margarethe heranwächst, ſo können Fälle eintreten, wo die Mutter ihr Recht nicht mit Gewalt, aber vielleicht mit Liſt, mit ſchlauer Ueberredung durch dritte Perſonen auf ihre Tochter geltend machen wird, und in einem ſolchen Falle wirſt Du mir doch zugeben, wie höchſt erwünſcht es wäre, durch das Wörtchen ‚oder' der Madame Olfers ausdrücken zu können, welch' kräf-

tigen Zügel man im Stande wäre, ihren Intriguen anzulegen."

„Du siehst Gespenster — lassen wir das."

„Und Du bist zu gut, zu offen, zu ehrlich, zu großmüthig; — denke wenigstens, ehe Du den letzten entscheidenden Schritt thust, über meine Worte nach — versprich mir das, Roderich."

„Ja denn, ich verspreche es Dir."

„Aber mit einer Miene, welche mir deutlich sagt, Du willst mir nicht widersprechen, damit auch ich Dich in Ruhe lasse — vergiß aber nicht, mein Freund, daß ich Dich gewarnt, ja — sieh' mich immerhin mit finsterem Blicke an —, ich warne Dich vor Deiner Frau, besonders aber vor den Ränken ihrer Familie!"

„Pah, sie werden mich in Frieden lassen!"

„Nachdem sie erreicht, was sie gewollt."

„Da kommt Margarethe, mein kleines Mädchen!" rief der Maler in einem Tone, welcher deutlich anzeigte, daß er auf die letzten Worte seines Freundes durchaus nicht geachtet; auch ließ er ihn stehen und verschwand eilig hinter dem Gobelin.

Lytton blickte ihm kopfschüttelnd nach; dann sagte er mit einer Stimme, welche ärgerlich klang und doch eine tiefe Rührung nicht verkennen ließ: „Da geht er hin zu seinem Schatze, zu dem, was ihm das Kostbarste ist auf der ganzen Welt — glücklich wäre er, wenn er das kleine, allerdings so herzige Mädchen den ganzen Tag anschauen dürfte, ihr Kartenhäuser bauen oder kleine Bilder malen — selig ist er, wenn er es auf seinen Armen tragen oder auf seinen Schooß nehmen und ihm Märchen erzählen darf; strahlt sein Gesicht doch

vor Freude, wenn er die helle Stimme hört, und wirft er doch Palette und Pinſel wie unnütze Gegenſtände von ſich, wenn er die raſchen Fußtritte vernimmt! Ach, und er hat Recht — ſie iſt eine kleine liebliche Fee, die auch mir das Herz bezaubert — er hat ſo ſehr Recht — aber damit hat er nicht Recht, daß er meine wohlmeinenden, warnenden Worte an ſeinem Ohr vorbeigleiten läßt wie leerer Windhauch! Wenn er es doch laſſen wollte, dieſe Leute an ſeinem eigenen, offenen, ehrlichen, großen Herzen abzumeſſen!"

Jetzt kam er zurück, und das kleine Mädchen an ſeiner Seite hatte ſein Aermchen unter Roderich's Arm geſchoben und rief Lytton ſchon von Weitem zu: „Siehſt Du wohl, wie ich gewachſen bin? Ich kann meinen Papa ſchon führen wie eine große Dame!"

„Guten Tag, Margarethe — guten Tag, mein liebes Kind!"

„Guten Tag, Herr Lytton!"

„Gibſt Du mir eine Hand?"

„Ja, und auch einen Kuß," ſagte lächelnd die Kleine; dann wandte ſie ſich aber verſchämt um und ſetzte, indem ſie ihre Hände vor das Geſicht hielt, hinzu: „Nein, ich thue es doch nicht."

Das war eine kleine Komödie, die ſie häufig mit dem jungen Engländer ſpielte, aber auch nur mit ihm, da ſie ihn beſonders gut leiden konnte. Alsdann ging er mit großer Freundlichkeit auf ſie zu, nahm ihre Hand und küßte dieſelbe, nachdem er vorher geſagt: „Ich weiß ganz genau, was ich meiner Prinzeſſin ſchuldig bin, ſo auch heute."

Margarethe klatſchte dann herzlich vergnügt in ihre Hände und lachte ſo heiter und ſo luſtig, wie man es nur von ihr,

die oft so still und ernst war, wünschen konnte. Ueberhaupt lebte das Kind förmlich auf, sowie es das Atelier seines Vaters betrat; hier war Alles für sie eine bekannte und doch wieder so fremde Welt. Da standen die großen Cartons und die bunten Bilder, da blinkten von der Wand die ernsthaften Rüstungen mit den unheimlichen, geschlossenen Visiren, wohin sie oft furchtsam blickte, um vielleicht ein paar leuchtende Augen zu erspähen, die schrecklicher Weise bald erschienen, bald wieder verschwanden — so dachte sie nämlich. Da waren alle die alten Geräthschaften, die schweren Seidenstoffe, Spitzen und goldenes Geschmeide, Federn, die sich geheimnißvoll bewegten — alles Gegenstände, die auch in ihren Bilderbüchern vorkamen und durch welche sie sich hier mit Leichtigkeit eine Märchenwelt verstellte. Die bösen und guten Feen, die schönen Ritter und häßlichen Riesen waren zufällig ausgegangen, und sie hatte sich vom Walde als ein armes, verlassenes Kind in diesen Zauberpalast geflüchtet — ach, wenn sie wiederkämen und sie hier fänden! Sie zitterte förmlich, wenn sie daran dachte.

Sobald sie das Atelier betrat, hatte Roderich nichts Eiligeres zu thun — und es geschah auch jetzt —, als den großen Ofenschirm vor das Skelett in der Ecke und das Bild nebenan zu rücken. Er hatte das mit einer großen Gewissenhaftigkeit stets gethan, während sich die Blicke des Mädchens anderswo hin richteten, so daß Margarethe, welche den Schirm nicht fortzurücken im Stande war, auch gegen den Willen ihres Vaters es nicht gewagt haben würde, nichts von den Gegenständen wußte, die er verdeckte.

Margarethe hatte sich auf die unterste Stufe der beweglichen Treppe gesetzt, welche dem Maler dazu diente, an

ſeinen hohen Bildern zu arbeiten, und ſagte, indem ſie vergnügt umherblickte: „Ich kann Dir nicht ſagen, Papa, wie lieb es von Dir war, daß Du Andreas zur Schule geſchickt, um mich abzuholen! Jetzt bleibe ich bei Dir, bis wir zum Eſſen nach Hauſe gehen.“

„Du bleibſt heute noch länger bei mir, wenn es Dir recht iſt.“

Das kleine Mädchen ſah ihn fragend an, dann wiederholte ſie ihre Worte: „Ja, bis wir zum Eſſen nach Hauſe gehen.“

„Noch länger — rathe einmal, wie das möglich iſt?“

Und nun fing Margarethe an, zu rathen, aber recht ſichtbar, recht mühevoll, indem ſie ihre Hand unter das Kinn legte, ernſthaft vor ſich niederblickte, jetzt nickte, dann das Köpfchen ſchüttelte und endlich zu dem Reſultate kam, es ſei durchaus nicht möglich, das zu errathen.

„So will ich es Dir denn ſagen,“ ſprach der Vater mit heiterer Miene — „wir eſſen heute draußen im Garten in der Laube.“

„Ach, das iſt ſchön! Du und ich und auch Herr Lytton?“

„Ja, wir Drei.“

„Ach, das iſt ſchön! Draußen in der Laube — ich eſſe ſo gern im Freien! Weißt Du noch, Papa, wie neulich ein Blatt in meine Suppe fiel und wie ein Schiffchen darin herumſchwamm?“

„Ja, Du Schelm, und wie Du dann die Suppe nicht mehr eſſen wollteſt.“

Margarethe lachte hell auf, während ſie darüber nachzudenken ſchien, auf welche kluge Art ſie damals der verhaßten Suppe entgangen war. Plötzlich aber wurde ſie ſehr

ernſt, und ihren Vater mit den großen, glänzenden Augen anſchauend, ſagte ſie: „Wird Mama auch mit uns hier draußen eſſen?“

„Heute nicht; aber vielleicht ein andermal. Du weißt, Mama hat Beſuch, und einen ſolchen Beſuch kann man nicht wohl hier draußen eſſen laſſen.“

„Wenn Mama mit uns äße, wäre mir's ſchon recht; aber den Herrn Vetter mag ich nicht leiden.“

„Und warum nicht?“ fragte Lytton.

„Er ſieht mich immer ſo ernſthaft an, hat noch nie ein freundliches Wort mit mir geſprochen, und als er neulich fortging, ſagte er, ich ſei ein armes Kind — warum bin ich denn ein armes Kind?“

„Er meinte vielleicht, weil Du neulich gehuſtet haſt und etwas blaß ausſaheſt,“ gab Lytton zur Antwort, da Roderich ſich abgewandt hatte.

„A—ah ſo? Aber er brauchte es nicht zu ſagen, und ich mag ihn doch nicht leiden — hätten wir nicht der guten Conchitta ſagen können, ſie ſolle mit uns eſſen?“ fragte das Kind nach einer Pauſe, worauf der Vater erwiederte:

„Das ginge nicht gut, denn es iſt ſchon zu ſpät.“

„Aber das nächſte Mal?“

„Ja, vielleicht das nächſte Mal,“ meinte Lytton.

Roderich wäre nicht im Stande geweſen, darauf eine Antwort zu geben; doch ſetzte er ſich jetzt neben die Kleine auf eine höhere Stufe der Treppe, hob ihr Köpfchen ſanft in die Höhe und küßte ſie auf den Mund; dann ſagte er mit etwas unſicherer Stimme: „Du haſt überhaupt heute einen ſchönen und vergnügten Tag — denke Dir nur, Du ſollſt am Abend mit Deiner Mutter verreiſen!“

„Ich, Papa? Ach, das iſt ſchön — Du gehſt aber auch mit?“

„Ich werde Dich nicht begleiten können, denn ich habe zu viel zu thun. Dort mein Bild muß fertig gemacht werden, ich habe es verſprochen.“

„Ja, wenn Du es verſprochen haſt, ſo mußt Du auch Dein Wort halten,“ ſagte das Kind mit altkluger Miene; „aber es iſt recht ſchade, daß Du nicht mitreiſen willſt; ſo wäre es mir noch viel, viel lieber geweſen — aber wo reiſen wir hin, lieber Papa? War ich ſchon einmal dort, wo wir hinreiſen? Und lange bleiben wir doch wohl nicht aus, weil Du nicht mitgehſt, oder kommſt Du und holſt uns ab — gewiß, Du kommſt und holſt uns ab, und darauf will ich mich am allermeiſten freuen!“

„Du fragſt ſo viel auf einmal, mein liebes, gutes Kind, daß ich Dir unmöglich alles das beantworten kann; zuerſt alſo, wohin Du mit der Mutter reiſen ſollſt — ja, das darf ich Dir nicht ſagen, Du wirſt Dich wundern!“

„Iſt es ſo weit und ſo ſchön, wo wir hingehen?“

„Ja, es iſt ziemlich weit und wird auch wohl recht ſchön ſein.“

„Gehen wir mit dem Dampfſchiffe oder mit dem Wagen?“

„Mit dem Wagen.“

„Mit unſerem großen Wagen, in dem ich ſo gern ſitze, der ſo angenehm ſchaukelt und ſo gut nach Leder riecht?“

„Ja, mein Kind.“

„Ach, das iſt prächtig, und wir werden einen Poſtillon haben, und der wird blaſen — ah, Du wirſt uns abholen, nicht wahr, Papa — das verſprichſt Du mir?“

„Was man verſpricht, muß man auch halten, wie Du

vorhin ſelber geſagt, und da ich noch nicht genau weiß, ob ich Zeit haben werde, Dich abzuholen, ſo kann ich es Dir nicht verſprechen."

„Kommen wir bald wieder?"

„Es ſoll, hoffe ich, nicht zu lange dauern."

„Ach, ich freue mich recht, daß ich verreiſen darf!" rief Margarethe luſtig, indem ſie die Hände zuſammenſchlug; plötzlich aber ſagte ſie, ſehr ernſt werdend: „Geht denn der Vetter auch mit?"

„Nur ein paar Tage, dann läßt er Euch ſchon allein."

„Es wäre mir lieber, er reiste gar nicht mit; denn er ſieht ſo dumm aus, ſo dumm, ſo dumm, ſo dumm, daß ich ihn gar nicht leiden kann."

„Du mußt nicht ſagen, daß er dumm ausſieht," meinte Lytton lachend — „das nennt man in der Hofſprache vornehm und würdig ausſehen — o, wenn ich will, kann ich auch ſo ausſehen!"

„Nein, das kannſt Du nicht! Verſuche es einmal und ſieh' dumm aus — ſiehſt Du wohl," rief das Kind nach einer Pauſe mit herzlichem Lachen, „daß Du es nicht kannſt! Wenn man dumm ausſehen will, muß man auch ernſt bleiben, wie der Vetter — Du haſt aber gelacht, und das gilt nicht!"

In dieſem Augenblicke hob Andreas den Gobelin auf, ſtreckte ſeinen Kopf zur Thür herein und ſagte ſo ernſt, wie man es ſonſt nicht an ihm gewohnt war, daß draußen im Garten der Tiſch gedeckt ſei und daß die Suppe ſchon kalt genug wäre, um es nicht länger anſtehen zu laſſen.

Margarethe ſprang jubelnd in die Höhe und eilte dem Gärtner nach, den ſie aber erſt im Garten erreichte; dort

Arm ihres Gemahls einen fremden Mann erblickte, der ſie in ihrem etwas tiefen Negligee überraſchte. Dazu bellten ein paar Hunde, und aus dem Nebenzimmer ließen ſich einige ſchreiende Kinderſtimmen vernehmen, die es ſehr übel aufzunehmen ſchienen, daß man ſie ſo unſanft aus dem Schlafe geweckt.

„Da bring' ich den alten Dubel!“ rief der Oberkutſcher äußerſt luſtig, als er in ſein Zimmer trat, „du wirſt dich doch noch erinnern, Marie! Einer meiner beſten Bekannten, und wenn ich nicht irre, dein Brautführer bei der Hochzeit.“

Madame Winkler, immer noch eine ſehr hübſche, runde, kleine Frau, hatte in der Eile ein Tuch umgeworfen und begrüßte ihren ſpäten Gaſt auf's Beſte.

„Das war eine Hochzeit!“ fuhr der Herr Winkler lachend fort, „wie habe ich mich damals alterirt, als die alten Glocken nicht anfangen wollten zu läuten — weißt du noch, Marie — und es endlich einen einzigen Schlag that, als ſich der alte Steinmann ſelbſt an die Glocke gehängt.“

„Schweig' doch davon ſtill,“ bat die Frau, „wer wird noch an ſo ſchauerliche Geſchichten denken? Nehmen Sie Platz, Herr Dubelli.“

„Du haſt Recht,“ entgegnete Herr Winkler, „aber jetzt mach' nur einen kleinen Punſch; wir müſſen noch eine Stunde zuſammen verplaudern.

Eilfertig räumte hierauf der Oberkutſcher in eigener Perſon alles vom Tiſche, was ſich darauf befand und womit die Kinder am Abend geſpielt; Bilderbücher, zerbrochene hölzerne Pferde, Peitſchen u. dergl. mehr. Dann ſollte Dubel ruhig ſitzen bleiben, gleich darauf bat er ihn wieder, einen Augenblick in's Nebenzimmer zu kommen, und die Winkler'ſche Familie anzuſchauen, und als die Frau dagegen proteſtirte, gab er eine Sekunde lang nach, um ſeinen Gaſt im nächſten Augenblick doch in das Schlafzimmer zu führen, wo die ſechs Stücke Nachkommenſchaft theils

faßte ſie ihn mit ihren beiden Händchen am Arme, ſchüttelte ihn ſo derb wie möglich und ſagte, indem ſie mit ihren großen, leuchtenden Augen zu ihm aufblickte: „Du, Andreas, weißt Du ſchon, daß ich verreiſe?“

„Ja, ich weiß es,“ gab der Diener in einem trübſeligen Tone zur Antwort.

„In dem großen Wagen mit meiner Mama — Papa geht nicht mit, er hat keine Zeit; das iſt recht, recht traurig!“

„Ja, das iſt recht traurig!“

„Er kann uns auch nicht abholen — aber ich komme bald wieder!“

„Gott gebe es, daß Du bald wiederkommſt!“

„O, ich freue mich ſo darauf — aber Du freuſt Dich gar nicht, denn Du machſt ein verdrießliches Geſicht!“ —

Das ſchien auch Roderich bemerkt zu haben, der nun das Atelier verlaſſen hatte und mit Lytton in den Garten getreten war. — „Ah, ich verſtehe,“ ſagte der Maler lächelnd, als er, um ſich her ſchauend, Mamſell Eliſe entdeckte — „hat man Dir ſchon gänzlich unnöthige Berichte gemacht — ganz unnöthige, denn ich mag es nicht leiden und ſehe den Nutzen nicht ein, wenn ſich die Dienſtboten um die Angelegenheiten ihrer Herrſchaft bekümmern.“

„Ach, Herr Olfers,“ antwortete der treue Diener in einem mürriſchen Tone, „was alle Welt erfahren wird, darf ich doch wohl auch hören — es geht mir recht zu Herzen!“

„Was hat denn der Andreas?“ ſagte das Kind, indem es erſtaunt von Einem zum Anderen blickte.

„Nichts, nichts — er brummt nur, daß die Suppe kalt geworden ſei, und darin hat er Recht, und deßhalb wollen

wir uns raſch zu Tiſche ſetzen. Lytton, gehe Du mit Margarethe voran!"

„Was will denn die Eliſe?" fragte er den Gärtner mit leiſer Stimme, als ſich die Beiden entfernt hatten — „warum geht ſie nicht nach Hauſe zurück?"

„Das habe ich ſie auch gefragt; aber ſie meinte, ſie müſſe die Kleine wieder mitnehmen."

„Sie ſoll nur gehen, ich werde Margarethe ſchon nach Hauſe bringen. Sage ihr, ſie könne gehen."

Der Gärtner ging und wiederholte dieſen Befehl allerdings der Kammerjungfer, welche demſelben übrigens keine Folge leiſtete; vielmehr blieb ſie auf der Stelle, wo ſie ſich gerade befand, ruhig ſtehen, wie Jemand, der mit ſich über etwas zu Rathe geht, bohrte die Spitze ihres Sonnenſchirmes in den Sand, blickte ein paar Mal in die Höhe, dann wieder auf den Fußboden und ſchien endlich einen Entſchluß gefaßt zu haben — den Entſchluß, ſich Roderich zu nähern, was ſie denn auch, wenn gleich mit zögernden Schritten, that.

„Sie haben mir befohlen, Herr Olfers, nach Hauſe zurückzukehren," ſagte ſie in einem weniger ſchnippiſchen und herausfordernden Tone als gewöhnlich, „und ich würde das auch gewiß augenblicklich gethan haben, wenn ...."

„Nun — wenn? Was, wenn? So thun Sie, was ich Ihnen befehle! Margarethe bleibt hier bei mir, und ich will ſchon dafür ſorgen, daß ſie gegen drei Uhr nach Hauſe kommt; da wird doch noch vollkommen Zeit ſein, ihr ein anderes Kleidchen anzuziehen!"

„O gewiß, dazu wird vollkommen Zeit ſein," ſagte die Gouvernante, indem ſie ihren Kopf niederſinken ließ und ihre Hände zuſammenlegte.

„Und da Sie die Reiſe mitmachen werden und überhaupt viel zu thun iſt, ſo kann man Sie im Hauſe vortrefflich gebrauchen, deßhalb gehen Sie immerhin!“

„Ja, Herr Olfers, ich ſoll die Reiſe mitmachen.“

„Ah, Mamſell Eliſe,“ erwiederte der Maler erſtaunt, „Sie legen einen eigenthümlichen Nachdruck auf das Wörtchen ‚ſoll‘, auch laſſen Sie Ihren Kopf hängen, als ſei Ihnen etwas höchſt Unangenehmes begegnet — bitte, ſeien Sie natürlich, ich haſſe alle Heuchelei!“

Die Gouvernante ſeufzte leiſe auf, dann entgegnete ſie: „Ja, Herr Olfers, ich ſoll die Reiſe mitmachen, aber ich ſoll ja auch in Kurzem wieder hieher zurückkehren.“

„Ah — und das macht Ihnen Kummer? Nun, beruhigen Sie ſich, Mamſell Eliſe, Sie können bleiben, wo Sie wollen, ich werde Ihr Zurückkommen durchaus nicht verlangen!“

„Das iſt es ja gerade, was ich fürchte — ich ſoll mit meiner kleinen, lieben Margarethe zurückkommen und weiß doch, daß ich Ihnen unangenehm bin; darüber will mir faſt das Herz brechen“ — ſie fuhr mit ihrem Taſchentuche an die Augen.

Roderich blickte ſie erſtaunt an; doch trotz der großen Gutmüthigkeit, welche aus ſeinem allzu unbegränzten Vertrauen in die Rechtlichkeit der Menſchen entſprang, konnte er ſich hier doch nicht enthalten, achſelzuckend zu antworten: „Ich habe dieſe Weichheit Ihres Herzens bis jetzt nie bemerkt, halte ſie auch für gänzlich unnöthig; doch was Ihre Befürchtung anbelangt, ſo beruhigen Sie ſich,“ ſetzte er kalt und ſtolz hinzu — „Sie waren mir weder angenehm noch unangenehm — kommen Sie immerhin mit meiner Tochter

zurück, und wenn Sie in Zukunft Ihre Pflicht getreu erfüllen, so werde ich der Vergangenheit nicht weiter gedenken!"

„Danke herzlich, danke, Herr Olfers!" rief die Gouvernante mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit — „o gewiß, Sie werden finden, wie trübe, aber auch wie freudig Verhältnisse auf uns einzuwirken im Stande sind — o, ich habe ein dankbares Herz, und wie ich meinen kleinen Engel liebe — Ihnen das zu sagen, wäre mir unmöglich!"

„Gut, gut, lassen wir das; gehen Sie nach Hause und sagen Sie, Margarethe würde gegen drei Uhr nachfolgen!"

„Und sonst habe ich nichts in Ihrem Auftrage auszurichten?"

„Nicht das Geringste — sorgen Sie nur auf der bevorstehenden Reise auf das Gewissenhafteste für meine kleine Tochter, natürlich, so weit es Ihren Dienst betrifft, denn — meine Frau wird das Uebrige schon anordnen — Adieu!"

„Adieu, Herr Olfers!"

Sie ging rasch hinweg, ohne sich umzuschauen, und dann setzte sich der Maler an seinen Platz, an den gedeckten Tisch unter der schattigen Laube, wo er besonders von Margarethe mit großer Ungeduld erwartet wurde.

„Ach, Papa," rief das Kind heiter, „heute brauche ich meine Suppe nicht zu essen, wenn auch kein Blatt hineingefallen ist — sie ist kalt, ganz kalt!"

„Im Sommer ißt man gern kalte Suppe," meinte Lytton, „das ist nur eine Ausrede von Dir; ich habe die meinige aufgegessen, wenn Du so fortmachst, wirst Du hungrig vom Tische aufstehen."

„O, es kommt noch etwas für mich," erwiederte sie mit

einem Blicke auf Andreas, welcher ihr mit einem traurigen Geſichte, aber doch freundlich zunickte.

Roderich bemühte ſich, zu vergeſſen, warum er am heutigen Tage mit ſeiner kleinen Tochter und ſeinem Freunde hier im Garten ſpeiſe, und es gelang ihm auch, da Lytton ruhig und heiter war, wie immer, und das Kind gegen ſeine Gewohnheit luſtig, faſt ausgelaſſen.

War es doch auch ſo angenehm ſchattig hier in der Laube, während draußen die Hitze des Sommertages brütete, und hatte man nicht ein kleines, allerliebſtes Diner: ein paar leichte Fleiſchſpeiſen, etwas Gemüſe, kalten Pudding mit einer ſüßen, rothen Sauce für Margarethe, auch Erdbeeren und anderes Obſt für ſie und eine Flaſche guten, in Eis gekühlten Wein für die Anderen!

Nachher brachte Andreas die Kaffeemaſchine ſeines Herrn, und Margarethe ließ es ſich nicht nehmen, den Spiritus einzugießen und anzuzünden, was ſie mit ihren kleinen Fingern ſo zierlich that, daß es eine Luſt war, ihr zuzuſchauen.

Das that beſonders Roderich, und zwar mit einer unbeſchreiblichen Innigkeit, worauf er in tiefes Nachſinnen verfiel und dann, als das in der Maſchine kochende Waſſer geräuſchvoll aufſprudelte, ſagte: „Hoffentlich werden wir noch oft hier draußen zuſammen ſpeiſen — meinſt Du nicht, Lytton?“

„Gewiß, und ich meine, daß, ſo trübe uns auch eine Zeit erſcheint, ſie doch ihre Lichtpunkte hat und vorüberzieht wie ſchwere Gewitterwolken; wie ſagt doch mein großer Landsmann:

Come, what come may,
Time and the hour runs through the roughest day.

„So, der Kaffee iſt fertig," rief Margarethe — „und darf ich ihn in die Taſſen einlaufen laſſen?"

„Aber nur in zwei — für Dich iſt Kaffee nach Tiſch nicht gut; lieber gebe ich Dir etwas Wein mit Waſſer."

„Gib mir lieber noch ein paar Erdbeeren, ſie ſind hier in unſerm Garten gewachſen, und da ich heute verreiſe," ſetzte ſie mit großer Wichtigkeit hinzu, „ſo kann ich ja morgen keine eſſen. Wann werden wir fahren?"

„Ich glaube, um vier Uhr."

„Und wo werden wir ſchlafen?"

„Wie ich mir denke, werdet Ihr die ganze Nacht durchfahren; man macht Dir auf dem Rückſitze des großen Wagens ein gutes Bett, dann wirſt Du angenehm in den Schlaf geſchaukelt und ſchläfſt ſo fort, bis die Sonne wieder neugierig über die Berge herüber ſchaut und Dich mit ihrem freundlichen Blinzeln weckt; dann biſt Du weit, weit von hier entfernt — iſt das nicht ſchön?"

„Ach ja, das iſt herrlich!"

„So, da haſt Du auch noch Erdbeeren."

„Danke, Papa — ich will ſie mit zu Andreas nehmen und ihm ſagen, er ſolle dafür ſorgen, daß ich noch welche finde, wenn ich zurückkomme."

„Thue das, mein Kind."

Lytton hatte ein Cigarren-Etui hervorgezogen und die beiden Freunde rauchten, in der ſchattigen Laube ruhend, und jeder, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, blickte längere Zeit ſtillſchweigend dem bläulichen Rauche nach, der eilfertig in die Höhe ſtieg und ſich einen Weg ſuchte durch das dichte Blätterdach der Laube.

Draußen ſaß Margarethe, ihren Teller mit Erdbeeren

auf dem Schooße, neben dem Gärtner, der den Kopf ſorgenvoll in die Hand geſtützt hatte und mit einem traurigen Lächeln dem Geplauder des kleinen Mädchens lauſchte.

Lytton fragte nach einigem Stillſchweigen: „Du haſt wohl Conchitta ſchon lange nicht mehr geſehen?“

„Sehr lange nicht — nicht mehr ſeit jener Soirée. Früher kam ſie zuweilen mit ihrer Schweſter Mercedes ins Atelier, jetzt ſcheint ſie mich zu meiden.“

„Kannſt Du Dir einen Grund dafür denken?“

„Nein.“

„Eigenthümlich — gegen mich that ſie in letzterer Zeit, wenn ich ihr hier und da begegnete, außerordentlich fremd und förmlich.“

„Vielleicht hat die Anweſenheit ihrer Schweſter auf ſie eingewirkt.“

„Das glaube ich nicht; wie war ſie ſelbſt ſo heiter, ſo offen, ſo umgänglich, dieſe große Künſtlerin — nein, nein, im Gegentheile, ich weiß ganz genau, daß ſie Conchitta häufig ermahnte, mit der Welt zu leben und gute Geſellſchaft aufzuſuchen.“

„Vielleicht hat ihr Oheim, der ernſte Spanier, ihr Lebensregeln gegeben, die ſie nun in ſeinem Sinne befolgt und ſich von ihren Freunden zurückzieht.“

„Von einem Theile derſelben,“ ſprach Lytton mit Betonung, „während ſie ſich einem anderen Theile bedeutend genähert hat.“

„Du meinſt Rodenberg?“ fragte der Andere, wobei ſein gleichgültig ſein ſollender Ton der Stimme durch die Haſt, mit der er jene Worte ausſprach, ungewöhnliches Intereſſe verrieth.

Lytton ſchüttelte mit dem Kopfe. „Allerdings glaubte Rodenberg anfänglich, Conchitta kennen gelernt zu haben, und machte derſelben in ſeiner Art den Hof, caracolirte an ihren Fenſtern vorüber, ließ Conchitta's Skizzenbuch, das er zufällig gefunden, durch ſeinen ſuperben Pudel überbringen und trieb ähnlichen Unſinn auf ſeine Weiſe. Nachdem er aber beide Schweſtern geſehen, hatte er kein Auge mehr für Conchitta — begreiflicher Weiſe," ſetzte er langſam hinzu — „für einen Charakter wie Rodenberg's nämlich. Ah, jene Sängerin iſt eine Sirene, die man nicht genug zu fürchten vermag — wahrhaftig, ich mußte mich feſthalten, um nicht ebenfalls in den Strudel mit hineingeriſſen zu werden!"

„Arme Conchitta!" ſagte Roderich gedankenvoll. „Ich hätte nicht gedacht, daß Du nur einen Augenblick ſchwanken würdeſt zwiſchen dem inneren Gehalte der beiden Schweſtern!"

„Das habe ich auch nicht gethan; doch Du verkennſt die Andere, ſie iſt eine große Künſtlerin."

„Das iſt ſie."

„Und verbirgt unter ihrer heitern Außenſeite ein tiefes Gemüth. Ich hatte bei ein paar Gelegenheiten Veranlaſſung, längere Zeit mit ihr zu plaudern, und ich kann Dir verſichern, daß ſie gar nicht auswich, wenn man die Converſation aus ihrem gewöhnlichen Geleiſe brachte."

„Sie iſt abgereist, nicht wahr?"

„Ja," ſagte Lytton und ſetzte lächelnd hinzu: „Ich war bei ihrer Abreiſe zugegen und läugne es nicht, in der Abſicht, ihr noch ein freundliches Wort zu ſagen; doch ſtand ſie wie eine Königin im Kreiſe ihrer zahlreichen Verehrer, und da ich mich nicht zudrängen wollte, mußte ich mich mit dem

leinen Theile einer freundlichen Handbewegung begnügen, ie freilich uns Allen mit einander geſpendet wurde."

„Du ſagteſt vorhin," fuhr Roderich nach einer Pauſe ort, „Conchitta habe ſich anderen Freunden zugewandt — ven meinteſt Du damit, wenn nicht Rodenberg?"

„Es iſt vielleicht ein Unſinn, aber man ſprach davon."

„Nun?" fragte Roderich ungeduldig, da jener ſchwieg.

„Erinnerſt Du Dich noch, als wir vor einiger Zeit dort n der Thür Deines Ateliers ſtanden — es war an jenem Morgen, als uns Prinz Heinrich mit ſeiner hohen Gegenwart beglückt hatte — Conchitta ging nach Hauſe, begleitet on ...."

„Ah, von Michel Angelo Schmitz!" rief Roderich; „wir anden, glaube ich, Beide damals, daß ſie ſich mit einer Zuraulichkeit, die für Conchitta außerordentlich war, an den Arm des kleinen Mannes hängte — iſt's nicht ſo?"

„Ja, ja, Du wirſt Dich erinnern, wir ſprachen darüber, nd was wir darüber ſprachen, hörte ich auch ſonſt wo anlingen."

„Unſinn, lächerlicher Unſinn!"

„So dachte ich auch; doch hörte ich, wie ein paar unerer wilden Geſellen den kleinen Schmitz mit ſeiner Liebſchaft neckten und aufzogen und ihn fragten, wann die Hochzeit ſei."

„Nun? — Er wies das mit Entrüſtung von ſich," rief Roderich, „er war das Conchitta ſchuldig!"

„Ich erwartete auch, daß er auf eine feine und ſtille Art jenen feinen und naſeweiſen Burſchen Beſcheid ſagen würde; aber nein — er lächelte ſtill vergnügt und rieb ſich ie Hände."

„Er rieb ſich vergnügt lächelnd die Hände? — Und Du?"

„Ich ging achſelzuckend davon. Du ſiehſt mich erſtaunt an — hätte ich vielleicht Händel darüber anfangen ſollen?“

„Du hätteſt dieſem Schmitz ſein unverſchämtes und doch wieder ſo feiges Betragen vorwerfen ſollen,“ rief Roderich entrüſtet — „ich würde es gethan haben!“

„Schlimm genug, wenn Du das gethan hätteſt; warum jenen Leuten neuen Stoff zum Lachen und Gerede geben? Darf ich mir erlauben, Dir etwas zu ſagen, Roderich?“ ſagte Lytton in ſeiner ruhigen, feſten Weiſe, wobei er den Freund mit einem vollen Blicke anſah.

Roderich ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn, preßte ſeine Lippen aufeinander und es dauerte eine ziemliche Weile, ehe er ſagte: „Ich verſtehe Dich, Du haſt ganz Recht; wir wollen in dieſer harten und ſchweren Zeit nichts thun, um den Leuten Veranlaſſung zu geben, über uns zu reden.“

„Ganz recht, mein Freund, und da Du hierin meiner Anſicht biſt, ſo kann ich mir wohl erlauben, Dir einen Vorſchlag zu machen. — Blicke den heiteren, leuchtenden Himmel an — ſieh', wie maleriſch das Laub ſchon anfängt, ſich zu färben — laß uns die Stadt für einige Zeit verlaſſen, nur ſo lange, als dort unſere gute Margarethe entfernt ſein wird — nicht wahr, ich ſpreche Dir aus der Seele?“

„Ja, ja,“ rief Roderich erfreut, „laß uns ein wenig umherſchwärmen, wie ich es in früheren, glücklichen Zeiten gethan — es graut mir vor meinem verödeten Hauſe!“ ſetzte er mit plötzlich finſter werdendem Blicke hinzu.

„Ich denke an keine weite Reiſe,“ ſagte der Andere, „wir wollen uns nur ein wenig in die Berge werfen, den Wanderſtab in der Hand, in der grauen Jacke, ein Ränzchen

ſchliefen, theils erweckt, ſich in ihren Betten herumwälzten. Auch ruhte er nicht eher, bis er ſie alle aus dem Schlafe aufgeſtört, und ſeinem Gaſte beſtens *vorgefahren*, wie er ſich auszudrücken pflegte. „Das iſt der künftige Oberkutſcher,“ ſagte er, „und der will leider Gottes ein Tänzer werden, wie Ihr, alter Dubel, und dieſer da hat Neigung zum Tambour, und was die drei Mädel anbelangt, ſo ſind es halt drei Mädel, über die ſich noch nichts ſagen läßt. — Aber jetzt kommt zu unſerem Punſch!“

Damit zerrte er den Balletmeiſter, der als ein höflicher Mann Alles gelobt und bewundert hatte, in das Wohnzimmer zurück und drückte ihn auf einen Stuhl nieder.

Hier gieng es nun an ein gegenſeitiges Fragen und Erzählen. Zuerſt mußte Dubelli mit der größten Umſtändlichkeit von ſich geben, was er von den Schickſalen des Barons Karl, des Jägers Lukas und vor allen Dingen von dem der kleinen Marie wußte. Was die Letztere anbelangte, ſo war ſchon davon, daß ſie ihren Vater wieder gefunden, ein unbeſtimmtes Gerücht in die Reſidenz gedrungen, und die Freude des Oberkutſchers war unmäßig, als er erfuhr, daß das Kind der verſtorbenen Marie, die ſeine Mutter gepflegt und erhalten, eine vornehme Dame geworden ſei.

Ja, ſeine Mutter, die alte Frau Winkler, danach erkundigte ſich der Herr Dubel nun eifrigſt und wunderte ſich, daß ſie nicht da ſei.

„Ach, die gute Frau!“ ſagte der Oberkutſcher, nachdem er wehmüthig ein Glas Punſch ausgetrunken. „Sie hat noch ein paar Jahre heiter und vergnügt mit uns gelebt, und dann iſt ſie geſtorben; Gott hab' ſie ſelig!“

„Die Frau Welſcher hab' ich geſtern beſucht,“ ſagte Dubelli; „es war mir ein eigenes Gefühl, als ich ſo die alten Treppen wieder hinaufſtieg, als ich oben die alten Zimmer wieder ſah und den Tiſch, auf welchem ich ſo oft mit Nadel und Scheere

auf dem Rücken, das Skizzenbuch unter dem Arme und vor allen Dingen mit wenig Geld im Beutel."

„Ja, das wollen wir," rief Roderich mit leuchtenden Blicken; „wir wollen ſie zurückrufen, die erſte Zeit der friſchen Jugend, wo wir mit Luſt einen ſeltſam geformten Stein gemalt und einen alten, knorrigen Baumſtamm, wo wir im Wirthshauſe auf der Ofenbank ſchliefen oder im duftigen Heu, da uns ein Bett zu theuer war — o, jene glückliche, glückliche Zeit, wo wir vor Entzücken laut aufſchrieen, wenn wir einen beſonders maleriſchen Thalgrund vor uns ſahen mit klarem Bergwaſſer, wenn wir dazu rechts und links die Schläge der Axt oder den Ruf des Kukuks hörten, wenn wir hinabſchauten, wo, ſo heimlich an die Bergwand geſchmiegt, die kleine Mühle lag mit dem luſtig ſich umdrehenden Rade."

„Oder wenn wir auf der Höhe des Berges ſtanden," ſprach Lytton, „rings um ſich her eine unermeßliche Ausſicht, wobei man laut und toll aufſchrie vor Freude."

„Das iſt eine glückliche Idee, Lytton — wohin gehen wir?"

„Ich habe das maleriſche Felsthal, welches Ihr Geſteins nennt, noch nie in ſpätſommerlicher oder herbſtlicher Färbung geſehen — hätteſt Du etwas dagegen, wenn wir uns dort eine Zeit lang umhertrieben?"

„Gewiß nicht, mein Freund — ich war ſo lange nicht mehr dort, daß auch mir jene großartige Natur wieder neu erſcheinen wird; gehen wir dorthin — ich freue mich wie ein Kind darauf. Aber nicht wahr, wir reden mit Niemandem darüber!"

„Wozu auch — hat doch Niemand ein Recht, unſere Schritte zu überwachen!“

„Ach ja, Niemand hat mehr ein Recht, meine Schritte zu überwachen!“ ſagte Roberich, indem er faſt freudig in die Höhe blickte. — „Die Zeit iſt ſo raſch vorübergegangen,“ fuhr er nach einem längeren Stillſchweigen fort, während deſſen die beiden Freunde über den ſoeben beſprochenen Plan in angenehme Träumereien verſunken geweſen waren, aus denen ſie das Herbeikommen des kleinen Mädchens geweckt — „es iſt in Kurzem drei Uhr.“

Roberich ſprach dieſe Worte, nachdem er tief aufgeathmet, und alsdann zog er Margarethe an ſeine Bruſt und bedeckte ihr Geſichtchen, wo es gerade hintraf, mit heißen Küſſen. — „Du mußt jetzt nach Hauſe,“ ſagte er darauf mit leiſer Stimme.

„So wollen wir gehen, Papa — ich muß noch Eliſe fragen, ob ſie alle meine Kleidchen eingepackt hat; die große Puppe will ich auch mitnehmen, ſie kann neben mir im Wagen ſchlafen, und es wird ihr durchaus nichts ſchaden, wenn ſie ſich ein Bißchen anderswo umſchaut.“

„Du wirſt mit Herrn Lytton nach Hauſe gehen, ich habe hier noch dringend zu thun.“

„Du kommſt doch auch noch, bis wir fortfahren?“

„Ich hoffe, ja; da ich aber nicht weiß, ob ich nicht Beſuch bekomme, der mich hier zurückhält, ſo will ich Dir auf alle Fälle einen tüchtigen Abſchiedskuß geben.“

Das kleine Mädchen ſchlang ſeine Aermchen um den Hals des Vaters, ſchmiegte ſich feſt an ihn und erſtattete ihm reichlich alle Küſſe, welche ſie ſoeben erhalten. — „Was wird aber Mama ſagen, wenn Du nicht nach Hauſe kommſt,

ehe wir abreiſen — haſt Du von ihr ſchon Abſchied genommen?"

„Ja — mein Kind."

„Aber wenn Du kommen kannſt, ſo kommſt Du?"

„Gewiß, mein gutes Herz, meine liebe, ſüße Margarethe — doch ſchau', da iſt Andreas," fuhr er fort, indem er ſeine Stimme gewaltſam zu einem feſteren Tone zwang — „ich ſehe es ihm an, er möchte Dir gern Dein Hütchen aufſetzen und von Dir Abſchied nehmen; geh' zu ihm."

Margarethe glitt von den Knieen ihres Vaters herunter und eilte zu dem Gärtner, der ſie mit zwinkernden Augen anſchaute.

„Daß ich nicht mit nach Hauſe gehen kann, wirſt Du begreiflich finden, Alfred," ſagte Roderich mit ruhigem Tone der Stimme, indem er die rechte Hand auf die Schulter ſeines Freundes legte; „ich kann und mag bei dem Abſchiede nicht zugegen ſein, und ſelbſt, wenn es mich mit richtigem Gefühle drängte, es doch zu thun, ſo würde man es auf der anderen Seite herzlos, kalt, heuchleriſch finden. — Ich weiß das, und deßhalb müßte es mich aufs tiefſte verletzen, ja, ich könnte es nicht ertragen, wenn vielleicht ein herzliches Wort, aus meinem bewegten Herzen kommend, mit Kälte oder mit einem höhniſchen Lächeln aufgenommen würde!"

„Ich glaube, Du haſt Recht, und mit Vergnügen vertrete ich Deine Stelle!"

„Darum will ich Dich auch alles Ernſtes und dringend gebeten haben; ich kenne Dich, mein Freund, und verlaſſe mich auf Deine Ruhe und Klugheit."

„Du thuſt gerade, als vertrauteſt Du mir ein ſchwieriges Geſchäft," ſagte Lytton und zwang ſich zu einem

Lächeln, um ſelbſt, wenigſtens äußerlich, feſt zu bleiben gegenüber dem aufs tiefſte erſchütterten und bewegten Gemüthe Roderich's — „was iſt denn Schweres dabei zu thun? Macht es mir doch Freude, auch heute wieder meine kleine, gute Margarethe nach Hauſe zu begleiten, wie ich ja ſchon ſo oft gethan!"

„Aber das iſt nicht genug, Alfred; ich bitte Dich, in meinem Hauſe zu bleiben, bis alle Drei daſſelbe verlaſſen haben."

„Gewiß, recht gern!"

Roderich wandte ſich ab mit einer ganz natürlichen Bewegung, als ſchaue er nach Margarethe hinüber; doch that er es abſichtlich, um ſeinem Freunde nicht in die Augen zu ſehen, als er fortfuhr: „Und wenn Du meine Frau ſiehſt, die Mutter meines lieben Kindes, ſo ſage ihr, natürlicher Weiſe, als ſprächeſt Du ganz aus Dir ſelber, ſie würde es begreiflich finden, ja, dankbar anerkennen, daß ich in dieſem wichtigen und traurigen Augenblicke von meinem Hauſe fern geblieben ſei — die Bezeichnung ‚traurig' kannſt Du anwenden, wenn es Dir paſſend erſcheint; ſetze auch hinzu, ich hätte deßhalb keinen Abſchied genommen, um dieſer Reiſe nicht eine noch größere Wichtigkeit beizulegen — vielleicht verſtehſt Du mich, Lytton — Du kannſt hinzufügen, ſo wie Du mich kennteſt, würde ich nicht erſtaunt ſein, wenn in einiger Zeit ...."

„Nun, wenn in einiger Zeit?" fragte Lytton, da Jener ſtockte.

„Nun, wenn in einiger Zeit meine Frau ſelbſt die kleine Margarethe zurückbringen würde — verſtehſt Du mich?"

„Ja, ich verſtehe Dich," gab Lytton tief bewegt zur Antwort.

„Ich würde in dem Falle nicht erſtaunt ſein, nicht mißvergnügt — nicht — ſage, was Du willſt, ich vertraue Dir wie Niemandem ſonſt.“

Er machte eine haſtige Bewegung, die Laube zu verlaſſen; doch blieb er plötzlich ſtehen wie Jemand, dem etwas Wichtiges einfällt. Ehe er ſich aber wieder gegen ſeinen Freund wandte, fuhr er ein paar Mal ſchnell mit der Hand über die Augen. — „Das Beſte hätte ich ja beinahe vergeſſen,“ ſagte er alsdann, „das Wichtigſte, das, wodurch Du mit Deiner bekannten Feſtigkeit mich als Vater gegen ſie, beſonders aber gegen den Freiherrn von Schenk, zu vertreten haſt; es betrifft die Rückkehr Margarethens nach acht oder zehn Tagen, ſeien es meinetwegen auch vierzehn Tage. Du mußt ihn verantwortlich machen, daß er ſein mir gegebenes Verſprechen erfülle und nach Ablauf jener Zeit mein Kind hieher zurückbringe. Nur auf dieſe Bedingung hin habe ich überhaupt darein gewilligt, daß Margarethe ihre Mutter begleite.“

„Du mißtraueſt ihm?“

„Das gerade nicht, denn wenn ich das thäte, ſo würde ich ja meine Einwilligung zu der Reiſe nie gegeben haben.“

„Gut denn,“ erwiederte Lytton, wobei ſich ein eigenthümliches Lächeln auf ſeinen offenen Zügen zeigte, „ich habe Dich vollſtändig verſtanden und werde Dich beſſer vertreten, als Du Dich ſelbſt vertreten haben würdeſt. Ich kann nun einmal ein Mißtrauen gegen jene Leute, namentlich gegen den geſchmeidigen Kammerjunker, nicht unterdrücken; ich werde ihm alſo zuerſt das Verſprechen, das er Dir gegeben, ſcharf ins Gedächtniß zurückrufen und dann werde ich ihm andeuten, wie ich in zweiter Linie hinter Dir ſtände und wie und auf

welche Art er meinen Beſuch in der Reſidenz zu erwarten habe, im Falle Margarethe in längſtens vierzehn Tagen nicht wieder geſund und wohlbehalten in Deinem Hauſe iſt — iſt's ſo recht?"

„Ja, und ich danke Dir herzlich!"

„Keine Urſache — es macht mir ein wahres Vergnügen, dem Freiherrn von Schenk ein kaltes, ruhiges Wort feſt ins Geſicht ſagen zu können."

„So gehe denn in Gottes Namen!"

Roderich verließ die Laube und ging mit raſchen Schritten dem Eingange ſeines Ateliers zu; ehe er aber die Schwelle deſſelben betrat, wandte er ſich um und breitete beide Arme aus, als er ſah, wie ſein kleines Mädchen ihm in vollem Laufe entgegeneilte.

„Adieu, mein Kind — adieu, Margarethe — adieu, mein liebes Mädchen!"

„Adieu, mein lieber, guter Papa!" — —

Sie hatten ſchon längſt, längſt den Garten verlaſſen, Lytton, das kleine Mädchen und Andreas, der, ohne zu fragen, ſeinen Rock angezogen und ſeinen Hut mit einem gewiſſen trotzigen Ungeſtüm aufgeſetzt hatte, da erſchien Roderich wieder unter der Hausthür; ſein Geſicht war von einer erſchreckenden Bläſſe überzogen, ſeine Augen flimmerten ſeltſam; er hatte die Lippen feſt zuſammengepreßt und ging nun mit kurzen, langſamen Schritten der Gartenthür zu. Dort lehnte er ſich an das Gitter und ſchaute unverwandt auf die Biegung der Straße, bei der die Drei verſchwunden waren. Hatte er doch während dieſer Zeit ſo klar und lebendig die Geſtalt des kleinen Mädchens vor ſeinem inneren Auge geſehen, daß es ihm immer war, als leuchte ihr helles

Kleidchen dort durch die dunkeln Büſche. Ein paar Mal rieb er ſich die Augen und ſchüttelte dann wie verwundert den Kopf — lange, lange ſtand er da, auf jene Wendung des Weges ſtarrend — umſonſt. Der Weg blieb leer, troſtlos leer, und die Blätter der grünen Büſche ſtanden unbewegt in der ſtillen, warmen Luft. —

Die Uhren der Stadt ſchlugen die vierte Stunde. — —

XXII.

„So leb' denn wohl, du altes Haus!"

Wir haben bereits in einem der früheren Kapitel dieſer außerordentlich wahren Geſchichte bemerkt, daß mit Rafael, Rodenberg's kleinem Diener, ſeit ſeiner Begegnung mit der fremden Dame, beſonders aber, ſeit er nach ihrer Anleitung mit ſo auffallendem Glücke die Rolle eines Zwerges ausgeführt, eine ſo vortheilhafte Aenderung vor ſich gegangen war, daß Walter, welcher dieſe zuerſt bemerkt hatte, brummend ſagte:

„Ich weiß nicht, was in den Kerl gefahren iſt — entweder eine große Teufelei oder eine ſchwere Krankheit oder der Drang, etwas Ordentliches zu werden — nun, wir wollen ſehen, was am erſten bei ihm zum Durchbruch kommt!"

Rafael wurde aber nicht krank, erfreute ſich vielmehr einer guten Geſundheit, welche auch wohl dadurch recht offenbar zu Tage trat, daß er ſich bemühte, ordentlich gewaſchen und gekämmt, ſowie in einem anſtändigen Anzuge zu erſcheinen, den er ſich ſelbſt von einem Theile des reichen Geſchenkes angeſchafft, das er von dem Begleiter der jungen

Dame, jenem alten, finſter blickenden Herrn, erhalten hatte. Statt neue Teufeleien zu erfinden oder ſeine alten fortzuſetzen, befleißigte er ſich vielmehr eines ruhigen und geſetzten Betragens, reinigte die Kleider ſeines Herrn mit einer großen Sorgfalt, vollführte die ihm gegebenen Aufträge pünktlich, prügelte ſich nicht mehr mit den Buben der Nachbarſchaft herum, ließ den ausgeſtopften Papagei keine Unterredungen mehr halten mit den harmlos Vorüberwandelnden, und was Figaro anbelangte, ſo war es an ſich ſchon unmöglich, ſeine alten Späſſe mit dem Hunde zu treiben, da dieſer nur hier und da ſeinen ehemaligen Herrn beſuchte und es für gewöhnlich vorgezogen hatte, bei der ſanfteren Conchitta zu bleiben.

Als nun eines Tages Rafael erklärte, er wolle Morgens eine Stunde früher kommen, um ſeinen Dienſt zu beſorgen, da er es für ſehr nothwendig halte, die Schule wieder zu beſuchen, ſo änderte ſich Walter's Anſicht inſoweit, als er den jungen Burſchen entweder für einen großen Heuchler erklärte oder für einen Kerl, aus dem noch 'mal was Rechtes werden könne.

„Ich habe ihn ſchon einige Mal beobachtet," ſagte der alte Maler finſter; „er hat ſich ein Skizzenbuch angeſchafft und copirt da hinein von den Studien, die dort an der Wand hangen. Einmal gelang es mir, hinter ihn zu kommen, ohne daß er mich gleich bemerkte, und da ſah ich, als ich über ſeine Achſel ſchaute, daß er in daſſelbe Skizzenbuch hinein emſig ſchrieb."

Wir dürfen dabei nicht verſchweigen, daß das ſo vortheilhaft veränderte Betragen Rafael's für ihn auch ſeine günſtigen Folgen bei Rodenberg hatte, denn dieſer, welcher immer ſeine Späſſe mit der kleinen Vogelſcheuche getrieben

hatte, redete jetzt in einem ernsteren, ja, anständigen Tone mit ihm, wodurch sich nun Rafael wieder so gehoben fühlte, daß er alles Mögliche that, um seinen Dienst mit Umsicht und Eifer zu erfüllen.

Die Sonntage hatte Rafael fast ganz für sich; denn nachdem sich Rodenberg angezogen hatte und mit Walter fortgegangen war, konnte er ziemlich sicher sein, weder von diesen Beiden, noch von Rüding oder Knorr belästigt zu werden. An solchen Tagen speisten die Künstler gewöhnlich auswärts, wenn ihre Kasse nicht zu schlecht bestellt war, in der Regel auf dem Lande in einem benachbarten Dorfe, hatten an solchen Tagen zuweilen auch Einladungen zu Landpartieen und kamen alsdann höchst selten vor spät Abends nach Hause.

Diese freie Zeit benutzte Rafael auf seine eigene Art: zuerst brachte er das Zimmer in Ordnung, schaute dabei auch gelegentlich auf die Straße, mehr um zu sehen, ob nicht einer der beiden Herren vielleicht etwas vergessen habe und zurückkomme, als um seine Neugierde zu befriedigen. War alsdann eine ziemliche Zeit verstrichen, daß er sich vor Ueberraschung sicher glaubte, so ging er an Rodenberg's Kleiderschrank, den dieser äußerst selten selber öffnete, worin sich neben den täglichen Anzügen alte Costume und benutzte Garderobe befanden, schob diese sorgfältig bei Seite und brachte ein altes Zeichenbrett hervor, das er mit Malerleinwand überspannt hatte und welches er nicht ohne Stolz auf der Staffelei seines Herrn aufstellte. Dann nahm er ein rothes Fez von der Wand, welches Rodenberg in früheren Zeiten getragen, setzte es auf sein Haupt und stellte den Malkasten seines Herrn, den dieser seit lange nicht mehr

geſeſſen. Die Frau ſelbſt hat ſich ſehr gut erhalten; ſie ſieht gut und rüſtig aus.«

»Das will ich meinen!« ſagte Herr Winkler, »ſie kommt häufig zu uns, ihre Kinder ſind nun herangewachſen, die beiden Mädchen führen das Geſchäft fort, und der junge Herr Welſcher iſt ein geſchickter Schreiner geworden. — Eine brave, brave Frau. Ich verſichere Euch, wenn die Frau in dem Viertel nicht wohnen würde, ſo gäbe es dort allein mehr Prozeſſe wie im ganzen Land. Aber Alles fragt ſie um Rath, die Leute der halben Stadt kommen zu ihr, und wenn Einer triumphirend kommt und ſagt: die Frau Welſcher hat mir Recht gegeben! ſo läßt der Andere die alten Flügel hängen und ſpricht kein Wort mehr. — — Wenn nun die kleine Marie,« fuhr er nach einer Pauſe fort, »ich wollte ſagen, die alte Gräfin oder vielmehr die junge Gräfin, einmal wieder hieher kommt, wird ſie auch die alte Frau Welſcher beſuchen? — Ich hoffe ſo!«

»Davon bin ich überzeugt!« antwortete Dubelli, »das Mädchen hat ein Herz wie ein Edelſtein, und was darin einmal eingegraben iſt, das verwiſcht ſich nicht.«

»Ich verſichere Euch, alter Dubel,« lachte der Kutſcher, nachdem er ein anderes Glas Punſch getrunken, »es würde mir die unſinnigſte Freude machen, wenn ſie hieher käme. Als Gräfin würde ſie zu Hof geladen, man ſchickt ihr eine Equipage, und mich ſoll der Teufel holen, wenn es mir nicht das größte alte Plaiſir machen würde, ſie ſelbſt durch die Straßen zu kutſchiren.«

»Aber Winkler!« ſagte die Frau Oberkutſcher mit einem Ton des Vorwurfs.

»Nun ja, ich weiß ſchon, was du ſagen willſt,« entgegnete begütigend der Herr Winkler, »freilich ich meine nur ſo. Natürlich als Oberkutſcher; ich ſagte ja nur, es würde mir außerordentlich gefallen, wenn es angienge.«

benutzt, auf einen kleinen Schemel neben die Staffelei; hierauf stellte er sich vor das Bild und betrachtete es mit großer Genugthuung.

Ja, es war ein angefangenes Bild Rafael's, selbst componirt, selbst aufgezeichnet, selbst gemalt; und man muß gestehen, daß er bei der Anfertigung desselben sehr systematisch und mit großer Umsicht zu Werke gegangen war.

Ehe wir die Neugierde des geneigten Lesers befriedigen, müssen wir, unsere Worte von soeben erklärend, noch vorausschicken, daß Rafael nur einen Kopf gemalt, etwas Hals, ein wenig Schulter und eine Faust, die rechts neben dem Kinn zum Vorscheine kam, daß er also gewissermaßen so klug gewesen war, die Kunst in bescheidenen Anfängen zu treiben — er hätte sich ja auch zur Composition eines großen historischen Bildes versteigen können — und doch lag in diesem Kopfe, in Hals und Faust eine tiefe Idee verborgen; auch hatte er nicht ins Blaue hinein gemalt, sondern ein Modell zu seiner Arbeit genommen, und zwar einen ihm befreundeten Neger, der sich im Dienste eines vornehmen Hauses der Stadt befand.

Der Schwarze, eine gutmüthige Natur, hatte sich dadurch geschmeichelt gefühlt und an verschiedenen Sonn- und Feiertagen mit einer bewunderungswürdigen Geduld und Ausdauer Stunde um Stunde als Modell zu Rafael's Bild gesessen, und da der junge Künstler mit eben so großem Fleiße und ähnlicher Ausdauer malte, auch die Farben nicht sparte, so hatte er etwas Anerkennenswerthes geleistet.

Begreiflicher Weise war ein schwarzes Gesicht für einen Anfänger viel leichter zu behandeln, als ein weißes — schwarz ist schwarz und bedingt nicht die vielerlei Töne einer andern

Hautfarbe. Dabei nahmen sich die kirschrothen Lippen und die blendenden Zähne wahrhaft prächtig aus, und das Weiß um die kohlschwarzen Augen that eine solche Wirkung, daß die letzteren förmlich zu rollen schienen.

Aber es war nicht bloß eine Studie, welche Rafael gemalt —

„Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel,"

und so hatte auch dieser junge Künstler um das krause Haupthaar des Negers einen goldenen, kronartigen Reif gemalt, dazu eine Halskette von Perlen, und hatte ihm auf die Faust einen Vogel gesetzt, zu dem allerdings der ausgestopfte Papagei Modell gestanden, aber durch Anbringung eines hochrothen Kammes, sowie von Schwanzfedern in allen Farben zu einem Paradiesvogel umgewandelt worden war.

Das Kunstwerk war an dem Tage, von welchem wir zu reden die Ehre haben, fast als fertig anzusehen, und es gereichte Rafael zum besonderen Vergnügen, es durch kühne Pinselstriche hier und da noch zu größerer Vollendung zu bringen. Auch hatte das Bild bereits eine erklärende Unterschrift, welche dem jungen Künstler nothwendig erschien, wie wir dem geneigten Leser jetzt mittheilen wollen und dadurch unsern Ausspruch rechtfertigen, daß Rafael als denkender Künstler gearbeitet.

Auf dem dunkelgrünen Hintergrunde standen nämlich mit rother Farbe die Worte: ‚Ein heiliger Dreikönig', womit offenbar der schwarze königliche Balthasar gemeint war, welcher neben Myrrhen und Weihrauch auch noch ganz gut einen Paradiesvogel zum Geschenk hätte bringen können.

Das Bild sah in seinen Farben und seiner Unterschrift gelungen, ja, prächtig aus; auch hatte Rafael, um den Effect

des Rahmens nicht zu vermiſſen, rings herum Streifen von Goldpapier geklebt, die von ſo außerordentlicher Wirkung waren, daß Rafael, ſich mit dem Kopfe zurücklehnend, ſich geſtehen mußte, dieſes ſein Erſtlingswerk ſei keine gewöhnliche Arbeit.

Es war dies allerdings ein Irrthum, aber ein verzeihlicher Irrthum, und Aehnliches iſt ſchon beſſeren Künſtlern und größeren Geiſtern vorgekommen, wogegen anderentheils die Beſcheidenheit des jungen Künſtlers nicht genug anerkannt werden kann; hätte er doch unter das Bild ſeinen ganzen Namen ſetzen können: ‚Friedrich Schellinger pinxit', in der Art, wie er die Namen anderer Maler auf Bildern häufig geleſen, aber er begnügte ſich mit dem ihm von ſeinem Herrn gegebenen Beinamen und ſchrieb in die rechte Ecke: ‚Rafael pinxit'.

Soeben erſt hatte er das geſchrieben, und wir müſſen geſtehen, daß er das hiedurch nun ganz vollendete Kunſtwerk mit einem förmlichen Wonneſchauer betrachtete, ja, der Gedanke, vielleicht ein großer Künſtler werden zu können, griff ihn wahrſcheinlich in Vereinigung mit ſeinem etwas haſtig genoſſenen Frühſtücke ſo ſehr an, daß er das Zimmer auf wenige Augenblicke verlaſſen mußte. Er that dies ſingend und ſehr vergnügt; zur Abwechslung pfiff er auch eine bekannte Weiſe, dann ſang er wieder und kehrte hierauf, halb ſingend, halb pfeifend, nach dem Zimmer zurück, deſſen Thür er begreiflicher Weiſe hatte offen ſtehen laſſen.

Doch mit welch ſchneidendem Tone brach er mitten im Geſange ab, als er nun, auf der Schwelle ſtehend, Walter vor ſeinem Bilde ſitzen ſah! — Und derſelbe geberdete ſich, ganz gegen ſeine Gewohnheit, förmlich wie unſinnig — er,

den man nie anders wie finſter und ernſt zu ſehen pflegte, in ruhigen, abgemeſſenen Bewegungen, hatte die Haare ſeines Kopfes mit beiden Händen erfaßt und jauchzte vor Freude.

Ja, ja, da ſaß Walter, den er am meiſten fürchtete — wenn es noch Rodenberg geweſen wäre oder Rüding — ſelbſt der traurige Knorr wäre ihm angenehmer geweſen — aber der alte, mürriſche Walter!

Rafael's erſte Idee war, umzuwenden und davon zu laufen; doch hatte er glücklicher Weiſe Künſtlerſtolz genug, um dies nicht zu thun. — Den Kopf kann er mir nicht abreißen, dachte er bei ſich — einen Puff will ich in Gottes Namen aushalten! — Und ſo blieb er denn groß, gefaßt und erwartungsvoll auf der Schwelle ſtehen.

Es dauerte eine Zeit lang, ehe Walter von ſeinem förmlich krampfhaften Lachgebrüll wieder zu ſich ſelber kam, während ihm zahlreiche Thränen aus den Augen ſtürzten und wobei er mehrere Male ausrief: „Nein, das iſt zu toll — was zu arg iſt, iſt zu arg — Gott ſteh' mir in Gnaden bei — und das haſt Du wirklich ſelbſt gemalt?"

„Ja, Herr Walter, das habe ich wirklich ſelbſt gemalt," erwiederte Rafael ruhig und feſt, wie es für dieſen großen und entſcheidenden Augenblick auch vollkommen paſſend war.

„Das haſt Du alſo ſelbſt gemalt? — Ja, hier ſteht's ja: Rafael pinxit — ein heiliger Dreikönig — der Himmel ſteh' mir bei, ſo was iſt noch nicht da geweſen, ſo lange die Welt ſteht — Rafael, ich ſtaune Dich an — Du biſt ein unvergleichlicher Kerl!"

Und als er ſo ſprach, legte er ſeine Hände auf die Kniee und blickte kopfnickend zu dem jungen Künſtler auf.

„Verzeihen Sie es mir, Herr Walter," ſagte dieſer

kleinlaut, „das Stück Leinwand hat mir Herr Rüding geſchenkt und Herrn Rodenberg's Farben wären ohnehin eingetrocknet!“

„Ein unvergleichlicher Kerl!“ erwiederte der alte Maler, indem er bald das Bild, bald deſſen Verfertiger betrachtete — und das haſt Du ganz allein erdacht und ausgeführt?“

„Ja, Herr Walter, ein guter Freund, der zufällig ein Neger iſt, hat mir zum Modell geſeſſen.“

„Und auch drinnen der Papagei?“

„Ja, Herr Walter — wenn Sie ſehr böſe darüber ſind, ſo ſchimpfen Sie mich aus, aber ich bitte Sie dringend, ſagen Sie es den anderen Herren nicht!“

„Ich habe gar keine Urſache, böſe zu ſein und Dich auszuſchimpfen, es hat mich das im Gegentheile außerordentlich amuſirt: ein heiliger Dreikönig iſt freilich eine ganz verfluchte Idee — ein Wahnſinn — aber es iſt Methode in dieſem Wahnſinne.“

Rafael athmete aus tiefſter Bruſt auf, er fühlte eine wunderbare Erleichterung, und Herr Walter ſah dabei ſo ernſt, aber doch ſo gemüthlich aus, daß Rafael es, obgleich mit zögernden Schritten, wagte, ſich in einem großen Bogen zu nähern und hinter den alten Maler zu ſtellen.

„Wenn ich vorhin ſagte, es ſei Methode in dieſem Wahnſinne, ſo will ich damit ausdrücken, daß Du eine ganz erträgliche Idee, die ich Dir niemals zugetraut, begreiflicher Weiſe hundemäßig ausgeführt haſt.“

„Ja, es iſt gewiß ſehr ſchlecht!“ ſeufzte der junge Künſtler.

„Unter dem Affen, ohne Dir ein Compliment machen zu wollen! Da haben wir eine ſchwarze Scheibe mit rothen

und weißen Freßwerkzeugen und mit einem Paar weiteren Oeffnungen, wo ſchwarze Flintenkugeln in einer weißen Umhüllung ſchwimmen, anders kann ich das nicht claſſificiren. Da haben wir ein anderes Ding, das wie eine Fauſt ausſieht, weil es zufällig fünf Abtheilungen hat, die wir mit ſehr viel Phantaſie für Finger nehmen können — da haben wir endlich dieſen curios herausgeputzten Galgenvogel — alles ſcheußlich — alles niederträchtig — alles Wahnſinn! — Aber da haben wir ferner," fuhr er, ſich umwendend und Rafael mit einem freundlichen Blicke anſehend, fort, „einen jungen Burſchen, früheren Taugenichts, der eine ganz geſcheite Idee und den Muth hat, ſie zu malen — ja, Rafael," ſagte er in einem Tone, der wie ein Orakel klang, „hol' mich der Teufel, in Dir ſteckt etwas, und Du ſollſt Beſſeres lernen, als Stiefel putzen und Röcke ausklopfen!"

Der junge Burſche wäre gern vor dem Maler auf die Kniee gefallen, doch da er wußte, daß ihm dies unfehlbar Ohrfeigen eingetragen hätte, ſo begnügte er ſich, die Hände zuſammenzufalten und in einem vor Innigkeit zitternden Tone zu ſagen: „Ach, Herr Walter, es iſt mir gerade, als hätten Sie mir etwas Großes geſchenkt, und es macht mich doppelt glücklich, daß gerade Sie ſo zu mir ſprechen!"

„Und da ich es gerade ſage," erwiederte der alte Maler mürriſch, „kannſt Du es auch glauben; bilde Dir aber nicht ein, daß ich in der koloſſalen Simpelei hier nur eine Spur von Talent erblickt hätte — ehrlich geſagt, was Zeichnung und Malerei anbelangt, habe ich nie etwas Entſetzlicheres geſehen; dafür ſollte man Dich durchhauen, bis Dein Buckel eben ſo ſchwarz wäre wie das Geſicht dieſes Ungethüms — und doch ſteckt Talent in Dir."

„Das kann ich leider nicht verſtehen, Herr Walter,“ erwiederte Rafael in bittendem Tone; „ich war vorhin ſo froh über das, was Sie geſagt, und könnte jetzt weinen — glauben Sie denn nicht, Herr Walter, daß ich zeichnen und malen lernen könnte, wenn ich ungeheuer fleißig ſein würde?“

„Zeichnen und malen lernen — warum denn nicht? Du würdeſt es allenfalls mit Zeit und Ausdauer zu einem ſchlechten Wirthshausſchilde bringen oder zum Gemälde auf einem Pfeifenkopfe, wie ihn ſich die Soldaten um zwei Silbergroſchen kaufen, mit der Unterſchrift Ida oder Laura — weiter nicht, das ſchwöre ich Dir zu, ſo wahr ich es gut mit Dir meine und ein ehrlicher Mann bin!“

„Aber Sie ſagten doch, ich hätte Talent!“

„Ja, aber nicht zum Zeichnen und Malen. — Apropos, Bürſchlein, ich habe ſchon verſchiedene Male bei Dir ein Ding geſehen, das wie ein Skizzenbuch ausſah — hole es herbei und laß es mich anſehen.“

„Ach, Herr Walter, Sie werden doch noch böſe werden!“

„Da ich es vor dieſem Scheuſale nicht geworden bin, ſo kannſt Du ganz ruhig ſein — hole das Buch.“

Rafael ging zögernd gegen den eben erwähnten Wandſchrank und brachte noch zögernder das verlangte Buch herbei.

Der alte Maler mußte es ihm faſt gewaltſam aus der Hand nehmen; dann ſchlug er es auf und begann, es vom erſten Blatte an durchzuſehen. Dabei ſchüttelte er aber bedeutend den Kopf, ſagte auch zuweilen: „Pfui Teufel — unglaublich — grauenhaft!“ und dergleichen Ausrufungen mehr, welche aber durchaus nicht geeignet waren, zur Aufmunterung des beinahe zitternd da ſtehenden jungen Künſtlers beizutragen.

„Wie ich vorhin schon gesagt," brummte Walter, nachdem er ein Dutzend Seiten durchgesehen. „Talent zum Zeichnen ist nicht die Spur vorhanden, aber in Allem, was dieser Kerl hier gesudelt hat, findet sich irgend eine Idee, eine praktische Zusammenstellung, ja, wahrhaftig! zum Beispiel da die Anlage zu einem ganz erträglichen Bildchen, das heißt, wenn eine geschickte Hand aus diesen gespaltenen Rettichen Menschen macht und die Besen in Bäume verwandelt — eigenthümlich — doch da kommt etwas Anderes, worauf ich in der That begierig bin."

„Ach, Herr Walter," bat Rafael, indem er die Hand schüchtern nach dem Buche auszustrecken wagte, „da kommen keine Zeichnungen mehr, wie bisher!"

„So — diese Sudeleien hast Du in der That die Verwegenheit, Zeichnungen zu nennen?" murrte der alte Maler. „Und jetzt, wo ich auf etwas Vernünftiges zu stoßen hoffe, möchtest Du mich daran verhindern? — Ah, Geschriebenes — darauf bin ich in der That begierig!"

Rafael ergab sich in sein Schicksal, war aber so klug, sich ein paar Schritte zurückzuziehen, um die Miene des alten, mürrischen Mannes aus einiger Entfernung zu beobachten; er war aber fast erstaunt, als er nach kurzer Zeit sah, daß sich diese Mienen nicht verfinsterten, sondern aufklärten, und daß das Lächeln, welches auf den Zügen Walter's erschien, durchaus nicht wie Lächeln des Spottes oder der Verachtung aussah; ja, er hörte ihn darauf vor sich hinmurmeln:

„Gar nicht schlecht — gar nicht so übel — ei, ei, sogar Bemerkungen und Reflexionen, die er sich erlaubt — hat man je so was gehört!" — Damit ließ er das Buch mit

der Hand auf seine Kniee sinken und schaute Rafael mit einem langen Blicke an. — „So," sagte er nach einer Pause, „das hast Du also Alles selbst geschrieben, Rafael?"

„Ja, Herr Walter," gab der Andere kleinlaut zur Antwort.

„Und wann, wenn ich fragen darf?"

„Morgens und Abends, sobald ich ein wenig Zeit dazu fand."

„Geht dieser Kerl her," sprach Walter, halb zu dem jungen Burschen, halb zu sich selbst redend, „und macht da eine Beschreibung unseres Künstlerfestes, natürlicher Weise unter den schauerlichsten Wortverdrehungen und den furchtbarsten Schreibfehlern, welche aber trotz alledem ein förmlich klares und anschauliches Bild dieses Tages gibt — und dabei untersteht er sich, meinen Anzug zu kritisiren ...."

„Ach, Herr Walter, das habe ich ja Alles nur für mich geschrieben, es hätte es ja keine Menschenseele lesen sollen!"

„Nennt mich eine Vogelscheuche und hat nicht einmal einen Begriff davon, wie man das Wort richtig schreibt — hier steht ‚Fogelscheige'. Für diese Unthat allein, das heißt, daß Du ein so grausam aussehendes Wort hingeschrieben, sollte man Dich durchhauen — aber ich will auch darüber ein Auge zudrücken, damit Du nicht auf den Gedanken kommst, als hätte mich die Vergleichung mit einer Vogelscheuche verletzt. Dummer Kerl, Du hast wohl keine Idee davon, wie der Drache Griesgram hätte aussehen müssen! Nun, ich verzeihe Dir dieses absonderlichen Machwerkes wegen, und jetzt, mein Sohn," fuhr er mit einem fast gemüthlichen Tone fort, „muß ich Dir auf mein Gewissen wiederholen, daß Du Talent hast, nicht zur freien, edeln Malerkunst, sondern zur Schriftstellerei."

„Ach, Herr Walter,“ rief der junge Menſch, „Sie treiben Ihren Spott mit mir!“

„Das fällt mir gar nicht ein,“ erwiederte der alte Maler in ſeinem gewöhnlichen Tone; „ich ſage Dir, Du haſt Talent zur Schriftſtellerei, und wenn ich mich darin nicht irre, und ich irre mich gewiß nicht, ſo werde ich es mir eines Tages für eine gute That anrechnen, Dich erfunden zu haben.“

„Was iſt denn ein Schriftſteller, Herr Walter? Ich weiß nicht recht, was das zu bedeuten hat.“

„Das iſt ſehr ſchwer und ſehr leicht zu ſagen; Schriftſteller ſind Leute, welche gute oder ſchlechte Bücher ſchreiben, ſie drucken laſſen und von dieſem Handwerke leben. Das iſt aber ſchon eine vornehmere Klaſſe von Schriftſtellern, und es gehört ziemlich Talent und Glück dazu: ihre Bücher müſſen dem Publikum gefallen und gekauft werden; das wird wohl nicht für Dich ſein, Raſael, denn um Bücher zu ſchreiben, die geleſen werden, muß man entweder etwas Tüchtiges gelernt oder eine gute Schule des Lebens durchgemacht haben, und in letzterem Falle daſſelbe erlebt, was Andere ſich mit großer Mühe durch fleißiges Studium angeeignet. Wenn Dein Talent wirklich auch groß genug wäre, ich würde Dir doch nicht dazu rathen: dieſe armen Leute ſind von einem gewöhnlich ſehr filzigen Buchhändler abhängig, ſie müſſen ſich die Seele aus dem Leibe ſchreiben, und was ſie eigentlich verdient hätten, kommt ihrem Verleger zu Gute, der wie eine Spinne mitten in ſeinem Netze ſitzt, die unglücklichen Schriftſteller einfängt und ſie ausſaugt, um von dieſem unnatürlichen Raube immer dicker und fetter zu werden. Zuweilen kommt auch das umgekehrte Verhältniß vor, doch ſind dieſe

„Von dem Gevatter schrieb mir Lukas auch,“ fuhr Dubelli fort, „der Kerl hat in Italien entsetzliche Streiche gemacht, und der Jäger wird Euch das selbst einmal erzählen; — endlich haben sie ihn aber erwischt und in Neapel zu den Galeeren-Sklaven gesetzt, wo er das Tageslicht nimmer sieht, und wo ist Heulen und Zähneklappern.“

„Amen!“ sagte die junge Frau.

„Habt Ihr denn nichts weiter gehört,“ fuhr Dubelli fort, „was aus jener Frau Müller geworden ist? — Ihr erinnert Euch doch noch ganz genau; im Hinterhaus der Killiane, wo jenes Lumpengesindel seine Auflage hatte.“

„Die ist verschollen, wahrscheinlich gestorben und verdorben,“ antwortete der Oberkutscher. „Damals vor zehn Jahren, das werdet Ihr Euch noch erinnern, machte der Gevatter einen Versuch, sie um's Leben zu bringen, indem er glaubte, die Alte habe sehr viel Geld bei sich versteckt. Hiedurch wurde die Polizei aufmerksam gemacht und bekümmerte sich ein bischen angelegentlich um die alte Müller, und da fand es sich denn, daß sie gar kein Recht habe, hier in der alten Stadt zu wohnen. Sie war aus einem kleinen Dorfe an der Donau, und dahin hat man sie auf dem alten Schub gebracht. — Sieh, da fällt mir eben ein,“ fuhr der Oberkutscher, gegen seine Frau gewendet, fort, „Marie, du mußt dich doch der Tochter dieser Müller erinnern, der Anna. — Nicht?“

„Ich hab' sie nur ein paarmal flüchtig gesehen,“ antwortete die Frau Winkler; „sie soll sich aber an dem Treiben ihrer Mutter geschämt haben, überhaupt ein braves Mädchen gewesen sein.“

„Und schön,“ sagte Herr Dubelli, indem er sein Glas zum Munde führte.

„Das muß wahr sein!“ rief der Oberkutscher. „Schön war die Anna, ein prächtiges Mädchen! Wahrhaftig schön, sehr

Fälle ſo ſelten, daß ſie gar nicht der Rede werth ſind — ich hoffe, Du verſtehſt mich!"

„Nicht ganz, Herr Walter."

„Schadet auch nichts, beſonders da wir jetzt zu einer Art von Schriftſtellern kommen, bei denen das Verſtändniß der Sache, über welche ſie ſchreiben, durchaus Nebenſache iſt, und ich fürchte faſt, wir werden Dich in dieſe Kategorie einreihen müſſen. Das ſind die politiſchen Correſpondenten und Kritiker für kleinere Journale, Leute, die über Alles ſchreiben, wenn ſie auch nicht die Spur von einem Begriffe davon haben, heute über Theater, morgen über Kunſtwerke, über die neueſten Erzeugniſſe der Literatur, über gute und ſchlechte Erfindungen, wahre Menſchenfreſſer, die ſich ein Vergnügen daraus machen, ihres Gleichen zu zerfleiſchen und lebendig zu verzehren, Vampyre, die ſelbſt kein warmes Blut haben und deßhalb mit entſetzlicher Gier an fremdem Safte ſich erlaben, um hier und da einmal einen warmen, lebendigen Tropfen in ihren kalten, ausgemergelten Körper zu bekommen, Scheuſale, die aber ein gemüthliches Leben führen, viel Geld verdienen und von armen Künſtlern und Künſtlerinnen gefürchtet und geliebt werden, das heißt geliebt in der Art, wie der Löwe den Löwenbändiger liebt oder die Katze einen unartigen Buben, der ihr Nußſchalen unter die Füße klebt oder eine Schwanzklemme anlegt — ſo ein Kerl ſollſt Du werden, Rafael."

„Das iſt doch wohl nicht Ihr Ernſt, Herr Walter?"

„Das iſt ſehr mein Ernſt, und Du haſt alles Zeug dazu, ein famoſer Kritiker zu werden; es haben ſich in dieſem Fache ſchon viel geringere und viel ungebildetere Leute Geld und Anſehen erworben. Du biſt ein verſchmitzter, buckmäu-

ſeriger Kerl, Rafael," fuhr er fort, indem er abermals in das Skizzenbuch blickte; „ich will Dir damit keine Complimente machen, ſpreche auch von der Vergangenheit — Du biſt ein ſtilles Wäſſerchen — ah," rief er, weiter blätternd und laut lachend, „ein Burſche, der beobachtet und, was er geſehen, in Bild und Schrift wiederzugeben verſteht — vortrefflich, Rüding als Cupido mit Bogen und Köcher und der Unterſchrift: ‚Zielt, aber trifft nicht!' Ei, was wollteſt Du damit ſagen, mein lieber Freund Rafael? — Doch gleichviel, Du haſt da, vielleicht ohne es zu wiſſen, eine große Wahrheit geſagt. Um aber wieder auf beſagten Hammel zu kommen, ſo iſt es mein völliger Ernſt, wenn ich Dir anrathe, ſpäter die Laufbahn eines Schriftſtellers zu ergreifen, natürlich mußt Du orthographiſch ſchreiben lernen, ſonſt aber haſt du Alles, was dazu gehört — ja, werde Kritiker, mein Sohn; von all' den Dingen, über welche Du alsdann Dein Urtheil abzugeben haſt, verſtehſt Du nicht die Probe, kannſt alſo ſehr unbefangen darüber ſchreiben; ich hoffe, daß Du auch Talent zur Grobheit haſt, und wenn Du Dir dabei eine Partie Unverſchämtheit aneigneſt, ſo wird ſich Deine Sache ſchon machen. Du theilſt das Publikum von vorn herein in zwei Parteien, Deine Freunde und Deine Feinde: die erſten ſind der Superlativ des Wunderbaren und Vortrefflichen, die anderen der Inbegriff aller Geſchmack- und Talentloſigkeit. Von einem Bilde, welches Du kritiſirſt, haſt Du alsdann nur den Namen unten in der Ecke zu leſen und Dich allenfalls zu erkundigen, wer es gekauft hat, um nach Gefallen dem leichtſinnigen Beſchützer ſchlechter Malerei zu ſagen, daß es eine Schande ſei, für ein ſolches Machwerk ſein Geld hinauszuwerfen, oder dem erhabenen Mäcen den Dank des gebildeten

Publikums auszudrücken, daß er ein großes Talent wie dieſes auf ſo edelmüthige Art unterſtützt. Nur mußt Du Dich um Gottes willen in Acht nehmen, daß Du nicht heute den herunterreißeſt, den Du geſtern gelobt. Darum betreibe die Sache ſyſtematiſch, lobe A., C., E., G., tadle B., D., F., H. und ſo fort, und wenn Du das ſtreng und rückſichtslos befolgſt, ſo wirſt Du noch ein gefürchteter Mann werden, bei dem ich mich vielleicht noch einmal im Vorzimmer einfinden muß, ihn um ein freundliches Wort über mein jüngſtes Werk erſuchend — das iſt ſo der Lauf der Welt!"

Walter klappte das Buch zu und warf es gegen Raſael, welcher es mit der uns bekannten Geſchicklichkeit in dieſen Dingen auffing. Dann ſtand der alte Maler auf und bemerkte, während er ans Fenſter trat: „Nun habe ich Dir Angenehmes genug geſagt, ſo daß Du mit Deinem heutigen Sonntage zufrieden ſein kannſt; leider kann ich Dir heute nicht geſtatten, in Deinen künſtleriſchen Beſtrebungen fortzufahren, deßhalb wirf das Mohrenſcheuſal dort in die Wolfsſchlucht, nimm das erhabene Kurzholz, wickle eine Serviette darum und bringe es in den ‚grünen Baum' — Du weißt wohl, das kleine Wirthshaus mit dem großen Garten vor dem Thore auf der Anhöhe an der Landſtraße."

„Gewiß, Herr Walter, ich weiß das ganz genau und werde ſogleich draußen ſein."

„Du brauchſt Dich nicht gerade zu arg zu beeilen; es iſt jetzt zehn Uhr, wenn Du nur um Mittag da biſt."

„Dürfte ich noch um etwas bitten, Herr Walter?" ſagte Raſael ſehr unterwürfig, indem er ſich dem alten Maler geſchmeidig näherte. „Nicht wahr, Sie ſind ſo gut und ſagen draußen von dem nichts, was Sie hier geſehen? Herr Roden-

berg könnte es übel nehmen — und da wird auch wohl Herr Rüding sein, der über Alles seine Späße macht."

„Es wäre eigentlich nicht mehr als billig, daß er Dir Gleiches mit Gleichem vergälte; doch sei ruhig, mein Sohn; um Dir einen Beweis zu geben, wie sehr ich Dein Talent zu schätzen verstehe, will ich diesen Witz auf meine eigene Rechnung nehmen — ich bin dem Burschen so noch etwas schuldig," setzte er leise hinzu, „für die Verlegenheit, in die er mich hätte bringen können bei der Dame in Lila und der verfluchten Mopsgeschichte; gut, ich will schweigen, aber sei pünktlich, Rafael!"

Er verließ die Wohnung; Rafael blieb allein zurück und wollte es alsdann nicht unterlassen, sich vor sein Bild hinzusetzen und es zu betrachten, wobei die sonderbaren Reden Walter's ihm wie ein Dutzend Mühlräder im Kopfe herumsurrten.

Da wir es indessen für langweilig halten, dem einiger Maßen verwirrten Ideengange des jungen Menschen Worte zu leihen, so begnügen wir uns damit, zu bestätigen, daß er nach einiger Zeit, aus tiefer, nicht unangenehmer Träumerei erwachend, mit langsamen Schritten nach der Ecke des Zimmers ging, dort die sonderbare Standarte herunternahm, sie in seine Arme drückte und dazu sprach: „Erhabenes Kurzholz, ich gelobe Dir feierlich, Alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um ein tüchtiger Kerl zu werden!" — Dann wickelte er dieses Panier der Künstlerschaft in eine alte Serviette und verließ die Wohnung seines Herrn, um nach dem ‚grünen Baume' hinauszuschlendern.

Es war dies ein den Künstlern wohlbekannter Ort, an der Landstraße gelegen, wo gewöhnlich die Abschiedsfeierlich-

leiten derjenigen, welche die Akademie verließen, um nach Hause zu reisen, abgehalten wurden. In diesem kleinen Wirthshause berechnete man für ländliche Mittagessen sehr billige Preise, das Getränk war gut und nicht theuer, und der geräumige Garten des ‚grünen Baumes' hatte den großen Vortheil, daß er auf einer kleinen Anhöhe lag, von der aus man den aus der Stadt herankommenden Eilwagen, welcher den Abziehenden mitnehmen sollte, schon von Weitem sehen konnte. Die betreffenden Conducteure waren freundlich genug, hier oben einen Augenblick anzuhalten, um dem Abschiednehmenden noch eine kleine Frist zu gönnen und selbst dazu ein Glas Wein zu trinken.

Es ist ein Bekannter von uns, Bergmüller, dem heute dieses ehrenvolle Geleite zu Theil wird. Durch mehr als freundschaftliche Vermittlung war ihm eine Stelle in einer bedeutenden lithographischen Anstalt in Köln in Aussicht gestellt worden, um dort an der Herausgabe eines großen landschaftlichen Werkes mitzuarbeiten, eine, wie er sich schmeichelte, angenehme und ergiebige Stellung, die trotzdem anfänglich ein wenig seinen Künstlerstolz verletzt, welche zu übernehmen er sich aber doch bereit erklärt hatte, und besonders aus dem Grunde, weil er im Herzen eine warme Neigung trug für die hübsche Tochter einer verwittweten Hauptmännin, in deren Hause er früher gewohnt, die aber schon seit einem halben Jahre nach Köln zu ihrem Bruder, dem Besitzer eben jener lithographischen Anstalt, einem alten, kränklichen Junggesellen, gezogen war, und da diese Liebe stark genug war, um alle Vorurtheile zu überwinden, so sehen wir ihn jetzt langsam die Anhöhe hinaufschreiten mit umgehängter Reisetasche, hinter

ſich die robuſte Hausmagd, welche auf ihrem Kopfe den ſchmächtigen Koffer des Reiſenden trug.

Droben im Garten des ‚grünen Baumes' war Alles ſo ſchön als möglich zu ſeinem Empfange hergerichtet. Da ſtand auf einem kleinen, freien Platze, unter ſchattenſpendenden Bäumen, die weißgedeckte Tafel mit Tellern und blinkenden Flaſchen, da waren in den Zweigen hier und da kleine Fahnen aufgeſteckt mit den verſchiedenen Landesfarben, da prangte an der Gartenthür ein großes B, zierlich aus Laub geflechten, und da war neben dem gedeckten Tiſche die Standarte mit dem erhabenen Kurzholze und ſeinen flatternden Bändern aufrecht in die Erde geſteckt worden.

Die verſammelten Freunde empfingen den Helden des Tages bei ſeinem Eintritte in den Garten, und Walter ſagte ihm in wenigen, aber paſſenden Worten, da er nun im Begriffe ſei, das freie und luſtige akademiſche Leben zu verlaſſen und ſich hausbacken und philiſterhaft einzurichten, ſo habe man ihm dieſe kleine Abſchiedsfeierlichkeit veranſtaltet, damit er unter einer angenehmen Erinnerung von hier zu ſcheiden im Stande ſei.

Nach dieſem officiellen Empfange drückte Jeder der Anweſenden dem Freunde herzlich die Hand.

Bergmüller hatte ſich ſeinen gewaltigen Haarbuſch ziemlich ſtark verſchneiden laſſen, was den Anweſenden zu allerlei ergötzlichen Bemerkungen Veranlaſſung gab.

„Ei, Nebelmüller," ſagte van der Maaßen, „Du mußt einer unbarmherzigen Delila unter die Finger gefallen ſein — war es Deine Braut ſelbſt, welche Dir Dein Haupthaar ſo toll geſchoren hat?"

„Ich glaube vielmehr, die Hauptmännin-Mutter hat ſich,

als er neulich in Köln war, ans Werk gemacht," meinte Rüding, „um seine Kraft für hiesige Verhältnisse ein wenig zu bändigen, bis er endlich die Tochter heimführt!"

„Dergleichen wäre allerdings bei Dir nicht nöthig," erwiederte Bergmüller, „und obgleich Du lange Locken trägst, so hat doch noch nie ein weibliches Wesen von Deiner Kraft etwas zu leiden gehabt!"

„Dafür ist und bleibt er Cupido," sagte Walter, „hier sogleich die Bemerkung Rafael's anwendend, „ein gemalter Liebesgott oder so einer, der mit ewig gespanntem Bogen auf dem Ofen steht: zielt, aber trifft nicht!"

„Sehr gut!" lachte Rodenberg.

„Wenn ich auch häufig ins Blaue ziele," erwiederte Rüding, „so diene ich doch sehr oft zur Zielscheibe — Deiner stumpfen Witze nämlich, die niemals das Schwarze treffen!"

„Ganz richtig, Du bist in jeder Beziehung ein würdiger Gegenstand!"

Rüding war im Begriffe, sich zu ärgern, das bemerkte man an seinen zusammengekniffenen Lippen und an der Art, wie er alsdann hastig seine blonden Locken hinter die Ohren strich; doch sagte ihm Bergmüller lachend: „Laß es gut sein, sanfter Eduard, steck' das ein, was man Dir gesagt, denn Du warst es doch, der mit scharfen Bemerkungen anfing, und was mich anbelangt, so bin ich viel zu gut gelaunt, um in diesem Tone fortzufahren."

„Wassermüller hat Recht!" rief van der Maaßen — „kommt, setzt Euch, dort wird auch schon die Suppe aufgetragen!"

„Und nicht zu früh," meinte Walter; „denn wir haben kaum zwei Stunden, bis der Eilwagen vorüberkommt —

haſt Du dem dicken Wirthe geſagt, daß er nicht zu langſam ſervirt, denn ſonſt würde das Poſthorn ertönen, ehe wir mit unſerem kleinen Diner zu Ende ſind!"

„Alles iſt aufs beſte beſorgt."

„So ſetzen wir uns."

„Du dort oben an, Kohlenmüller."

„Es geht mir wie den lieben Kindern," ſagte der Gefeierte lächelnd, „ſie haben viele Namen."

„Und da Du leider fortgehſt, müſſen wir heute noch Gebrauch davon machen."

„Genirt Euch durchaus nicht."

„Nimm Dich in Acht, Waſſermüller, wenn wir der Reihe nach auf alle Deine Namen Toaſte ausbringen, ſo glaube ich, daß Dich der Conducteur nicht ins Coupé zu anſtändigen Leuten ſetzt, ſondern er ſchickt Dich oben zwiſchen die Koffer."

„Meinetwegen, da liege ich denn ganz behaglich und ſchlafe."

„Die Suppe — wer legt die Suppe vor?"

„Meint Ihr nicht, man ſollte dieſes Geſchäft Rüding übertragen? Er wird uns alsdann zeigen, wie man das in vornehmen Häuſern zu machen pflegt."

„Schwacher Kerl!"

„Ich bin für Knorr," ſagte Rodenberg — „Rüding würde es allerdings zierlich machen, aber Knorr unparteiiſcher, und da ich in der Fleiſchſuppe delicate Klößchen bemerke, ſowie auch Krebsſchwänze, ſo bin ich ſehr für Unparteilichkeit."

„Alſo Knorr."

„Ja — Knorr, vorwärts ans Werk!"

Der lange Bildhauer erhob ſich mit ernſter Miene, neigte

ſein Haupt nach allen Richtungen hin und ſagte mit dem eigenthümlichen dumpfen Tone ſeiner Stimme: „Ich will das Geſchäft gern übernehmen, doch unter Einer Bedingung.“

„Laß hören, Knorr.“

„Ihr müßt vorher Euer Tiſchgebet ſprechen; anders thue ich es nicht.“

„O—o—o—oh!“

„Knorr hat Recht,“ ſagte Walter nach einer Pauſe; Ihr Burſchen ſollt Eure Dankbarkeit dafür beweiſen, daß Ihr 'mal was Gutes zu eſſen bekommt — aber da leider die Wenigſten von Euch noch etwas von einem Tiſchgebete wiſſen werden, ſo ſoll Knorr es für uns beſorgen, aber ich verlange, daß Ihr mit Anſtand zuhört.“

Darauf erhob ſich der lange Bildhauer langſam und feierlich und blickte an den blauen Himmel empor, während er, die Hände faltend, ein kurzes Gebet mehr für ſich wie für die Andern murmelte.

„So,“ ſagte Walter, indem er ziemlich herausfordernd rings um ſich her ſchaute — „hat Euch das was geſchadet oder wird Euch die Suppe weniger gut ſchmecken?“

„Im Gegentheil — Knorr hatte Recht, uns dazu anzuhalten.“

„Und wir hatten Recht, Knorr zu überreden, daß er die Suppe vertheile — ſeht, er macht das mit einer wunderbaren Genauigkeit.“

„Ich hätte es auch ſchön gemacht,“ meinte Rübing zu einem jüngeren Maler, der neben ihm ſaß und bei dem er ſich ſchon erlauben konnte, hinzuzuſetzen, daß man es ihm nie erlaſſe, in den vornehmen Häuſern, wo er häufig eingeladen ſei, die Suppe vorzulegen — „es iſt das nicht ſo leicht,“

ſetzte er ſelbſtgefällig hinzu; „doch wer ſich wie ich ſo viel in der großen Welt bewegt, macht ſich nichts mehr daraus.“ —

Die Suppe war gegeſſen und die erſten Gläſer geleert, wobei es denn freilich geſchah, wie man vorhin geſagt, daß dem Gefeierten als Berg-, Wald-, Nebel-, Waſſer- und Kohlenmüller häufig zugetrunken wurde; doch that er tapfer Beſcheid und rief nun, ſein Glas hoch emporhebend: „Kann man fröhlicher und glücklicher ſein, als wir, vor allen Dingen, als ich? Wie ſchön ſitzen wir hier beiſammen in der warmen, milden Luft, unter dem klaren, wolkenloſen, ſonnenbeglänzten Himmel, in der ſchönen Natur, beſchattet von grünen Bäumen, und vor uns ein Mahl, woran ſich kein König geſchämt hätte — ich wollte, alle Menſchen hätten es heute ſo gut, wie wir!“

„Beſonders wie Du,“ ſagte Rüding mit einem kleinen Seufzer — „ich kann mir ſchon denken, daß es ein wonniges Gefühl ſein muß, ſo den eigenen Herd zu gründen und ein ruhiges, ſtillbehagliches Leben zu führen, nachdem man ſeine Jugend genoſſen.“

„Ich fürchte ſehr, Kohlenmüller wird ein furchtbarer Philiſter werden,“ ſagte van der Maaßen — „ein vorſichtiger, ſpeculativer Kerl war er immer; ich bin überzeugt, er hängt das Zeichnen an den Nagel und wird ein Bilderhändler.“

„Pfui Teufel, ſo ein Blutſauger!“ rief Walter — „aber ich glaube, van der Maaßen hat Recht; wenn wir einmal nach Köln kommen und den Nebelmüller beſuchen, ſo finden wir ihn ſtatt in einem hellen, luſtigen Atelier in einer dunklen Hinterſtube, an deren Thür ‚Comptoir‘ zu leſen iſt und wo er in den Büchern verzeichnet, wie viel Blätter heute von der lithographiſchen Anſtalt abgeliefert worden ſind.“

ſchön! — Und da wollte ich alſo ſagen — du weißt, daß man ſeit langen Jahren nichts von ihr gehört hat — neulich fuhr ich alſo nach dem Jagdſchloß, und wie ich ſo mit leerem Wagen zurückkomme — ich ließ die Pferde langſam gehen, es war da draußen vor dem Thor, du weißt, wo die vielen Gärtner wohnen — da begegnete mir ein Frauenzimmer, die ich mir ſo ganz zufällig anſchaue.«

— »Winkler! — Winkler! —«

»Auf Ehre, Marie, ganz zufällig!« lachte der Oberkutſcher, »das Frauenzimmer ſieht auch in die Höhe, und ich erkenne — wen glaubt Ihr wohl? — Nun, mich ſoll der Teufel holen, es war die Anna.«

»Ah, du haſt dich geirrt!« ſagte die Frau.

»Nein, ich hab' mich nicht geirrt,« fuhr Herr Winkler ruhig fort, »es war die Anna, wie ſie leibt und lebt, ſehr einfach, ja ärmlich gekleidet. Sie war älter geworden, recht älter; aber immer noch ſchön, ich verſichere Euch, alter Dubel, immer noch ſchön!«

»Ich kann das nicht gut glauben,« ſagte die Frau nachdenkend; »möglich wäre es freilich. Es war ein armes unglückliches Mädchen.«

»Recht arm!« ſagte der Oberkutſcher.

»Recht unglücklich!« ſetzte Dubelli hinzu.

Damit ſchlug die Uhr die Mitternachtsſtunde und der Balletmeiſter nahm ſeinen Hut und war nicht mehr zu halten. Er verſprach nächſtens wieder zu kommen, wünſchte der Frau gute Nacht, und der Oberkutſcher begleitete ihn die Treppen hinab.

»Apropos,« ſagte der Balletmeiſter unten an der Treppe, was iſt denn aus Jean geworden, dem Hoflakaien? Iſt er immer noch im Dienſte?«

„Ja, ja," sprach Knorr nachdenklich, „ich fürchte auch, Du wirst nicht mehr viel dazu kommen, schöne Zeichnungen zu machen."

„Gleichviel, das ist seine Sache," rief Rodenberg lustig, „wenn er nur für uns der Alte bleibt!"

„Darauf könnt Ihr Euch verlassen," sagte der Bergmüller.

„Du, Du," meinte Ströbel, ein verheiratheter Maler, der bis jetzt sehr schweigsam da gesessen, „vergiß nicht, daß es schwer ist, ein Versprechen für eine zweite und dritte Person zu geben — Du wirst eine Frau haben und eine Schwiegermutter."

„Das wäre schrecklich!" rief Walter — „eine Frau zu nehmen, dazu könnte ich mich allenfalls entschließen, aber eine Schwiegermutter mitzuheirathen, einen Schwiegervater oder sonst ein Anhängsel — brrr!"

„Ja, eine Schwiegermutter hat ihre Schattenseiten," sagte Maler Ströbel mit einem trüben Lächeln, „und Deine Hauptmännin soll große Lust besitzen, vollgültige Schwiegermutter zu werden."

„Und daß sie uns Malern nie hold war, das weiß ich ganz genau," sagte van der Maaßen; „so lange sie noch hier wohnte, ehe sie nach Köln zog, kam einmal ein ganz hübscher Kerl aus München, der bei ihr miethen wollte — sie hatte gerade ein leeres Zimmer, das sie ihm aber rundweg abschlug — ich war selbst mit ihm dort."

„So, Du warst mit ihm dort," rief Rüding, laut lachend — „nun, da begreife ich es vollkommen, daß man den andern armen Kerl nicht genommen!"

Van der Maaßen blickte mit einer Miene in die Höhe, welche großes Erstaunen ausdrücken sollte.

„Das iſt wahr, van der Maaßen,“ pflichtete Walter bei; „Du weißt, ich gebe dem ſanften Eduard ſelten Recht, aber dieſes Mal muß ich es doch thun.“

„Ich ſtellte ihn als meinen Freund vor und habe ihn überhaupt warm empfohlen.“

„Gerade deßhalb!“ — Die Andern lachten.

„Die Hauptmännin hat wahrſcheinlich von Deiner Leidenſchaft gehört, überall Schrauben auszuziehen, und das iſt gewiß abſchreckend.“

„Ein ſchlechter Witz, Walter.“

„Gewiß ein ſchlechter Witz,“ ſagte Rodenberg, „denn van der Maaßen iſt eine ſo reputirliche Perſon wie irgend Einer.“

„Das kommt auf die Jahreszeit an,“ meinte ein Anderer.

„Wie ſo?“ rief van der Maaßen in unwilligem Tone.

„Zu Anfang des Jahres haſt Du einen neuen Anzug und ſiehſt ziemlich anſtändig aus — hat derſelbe aber einmal Frühjahr, Sommer und Herbſt durchgemacht und iſt zur Winterszeit auch an dem Winter ſeines eigenen Lebens angelangt, ſo iſt er wie die Natur alsdann, kahl und abgemauſt, und nicht mehr als Empfehlungsbrief zu brauchen.“

Van der Maaßen zuckte verächtlich die Achſeln, hob das gefüllte Glas empor und that etwas ſehr Geſcheites: er trank daſſelbe auf Einen Zug leer, pätſchelte ſich alsdann auf ſeine eigenen, dicken Backen und ſagte: „Ich habe ſoeben auf die Geſundheit eines ganz vortrefflichen Kerls getrunken, eines guten Kerls, deſſen Schale zuweilen meinetwegen unſcheinbar iſt, die aber einen edlen und vortrefflichen Kern umſchließt — bei Euch iſt leider das Umgekehrte der Fall, wurmſtichiger Kern in glänzender Schale.“

„Trotz des Compliments, das Du uns machſt, kann ich

mich doch nicht enthalten, auf die Geſundheit jenes vortrefflichen Kerls ebenfalls mein Glas auszutrinken — van der Maaßen ſoll leben hoch, hoch und abermals hoch!"

„Schnädderdäng däng däng!" machte der junge Maler neben Rüding, indem er ſeine Hand wie eine Trompete vor den Mund hielt.

„Unſer Geſprächsthema von vorhin iſt noch nicht erledigt," ſagte Knorr nach einer Pauſe; „ich bin von Bergmüller überzeugt, daß, wenn Einer von uns nach Köln kommt, er von ihm vortrefflich aufgenommen wird."

„Bei ihm wohl, aber — Frau Schwiegermutter — o weh, o weh!"

„Wann heirathest Du denn eigentlich?"

„Gleich nach Neujahr!"

„Schade, Du hätteſt wohl warten können bis nach Carneval, da hätten wir Dich beſucht," ſagte van der Maaßen.

„O, was das anbelangt," gab Bergmüller in einem keck ſein ſollenden Tone zur Antwort (doch klang derſelbe nicht ſo offen und friſch, als man es ſonſt an dem Sprecher gewohnt war), „auch wenn ich verheirathet bin, ſoll mich nichts hindern, gute Freunde bei mir zu empfangen — natürlich, wenn wir Platz haben!"

„Ah, wenn Ihr Platz habt!"

„Nun, verſucht's einmal!"

„Nimm Dich in Acht, Bergmüller," ſagte Knorr, „es wäre mir in der That nicht lieb, wenn Du bei einer ähnlichen Veranlaſſung eine traurige Figur ſpielteſt!"

„Pah — ich?"

„Ich kenne das," fuhr der lange Bildhauer fort; „man empfängt alsdann ſeine Freunde mit einer ſcheinbar herzlichen

Gemüthlichkeit, wobei man aber verſtohlen und mit verlegener Miene nach dem Nebenzimmer blickt. ‚Freut es Dich, daß ich Dich endlich einmal beſucht, nachdem Du mich ſo oft eingeladen?‘ ‚O, ungeheuer!‘ ‚Werde ich Dich auch nicht geniren?‘ Große Kunſtpauſe. Da erklingt aus dem Nebenzimmer eine Stimme, die in ſcharfem und unangenehmem Tone ſagt: ‚Wir würden uns ſehr freuen, wenn wir nur Platz hätten — aber wir haben leider keinen Platz — gewiß, keinen Platz!‘“

Der ernſte Bildhauer hatte dieſe kleine Scene mit ſolcher Wahrheit unter abwechſelnden Stimmen geſprochen, daß Alle in ein lautes Gelächter ausbrachen, mit Ausnahme des Malers Ströbel, welcher ſagte: „das iſt zu wahr, um darüber zu lachen,“ und Bergmüller's, welcher vor ſich niederblickte und ſeine ganz beſonderen Gedanken zu haben ſchien.

„Nach dieſer Antwort,“ fuhr Knorr mit großer Ruhe fort, „nimmt man ſein Reiſegepäck wieder unter den Arm und dann ....“

„Zieh', Schimmel, zieh—a—i—a—ieh',“

intonirte van der Maaßen mit kräftiger Stimme, worauf die Andern einfielen:

„Im Dreck bis an die Knie'.“

„Und trotz alledem lade ich Euch ein, wenn Ihr kommen wollt,“ rief Bergmüller in herausforderndem Tone, „während oder auch nach dem Carneval — ich will Euch dann zeigen, wer Herr im Hauſe iſt!“

„Es wäre auch eine Schande, wenn Du's nicht wäreſt,“ meinte Walter brummend — „ein ſolch vierſchrötiger Kerl, mit einem Haarbuſche wie Simſon, neben einer ſo kleinen,

ſchmächtigen Frau — ich habe das Glück, Deine Auserwählte zu kennen, und meine ...."

„Bei dieſen Neckereien fällt mir ein," unterbrach ihn Rodenberg, nachdem er mit dem Meſſer an ſein Glas geklopft, „daß wir es ſchändlich vernachläſſigt haben, auf das Wohl der Dame zu trinken, welche ihm ihr Herz geſchenkt! Erlaubt mir, dieſen Fehler wieder gut zu machen," ſetzte er aufſtehend hinzu, und fuhr alsdann, nachdem er ſich geräuſpert, fort: „Wir haben einen Mann unter uns, der im Begriffe ſteht, oder vielmehr im Begriffe ſitzt, den Kreis von Freunden zu verlaſſen, die ſich heute hier ſo freundlich um ihn geſchaart haben — dieſer Mann, unſer Freund Bergmüller, hat aber nicht nur die Abſicht, uns zu verlaſſen und ſich eine neue und hoffentlich ſchönere Exiſtenz zu ſchaffen, ſondern er will ſich auch mit einem Weſen verbinden, welches die Kühnheit hat, mit ihm künftig vereint durchs Leben zu wandeln — da ich nun die Kühnheit aufs höchſte achte, ſo erlaube ich mir, mein Glas auf das Wohl dieſer Dame auszutrinken — ſie lebe hoch, hoch und abermals hoch!"

Alle ſchrieen luſtig und kräftig mit, und das Anklingen der Gläſer wollte gar nicht aufhören, denn rechts hieß es: ‚Die Waldmüllerin ſoll leben!' links: ‚Hoch die Nebelmüllerin!' und von anderer Seite: ‚Die Kohlenmüllerin!' und als nun gar Einer ſchrie: ‚Auf das Wohl der Waſſermüllerin!' da nahm das Geſchrei ſo lange kein Ende, bis van der Maaßen die glückliche Idee hatte, den allgemeinen Jubel dadurch in die Gränzen des Geſanges einzulenken, daß er anfing:

„In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen iſt verſchwunden,
Das dort gewohnet hat."

Dieſes an ſich ſo ſchöne Lied verfehlte auch hier ſeine gewöhnliche Wirkung nicht: die erſte Strophe wurde mit derjenigen heiteren Begeiſterung geſungen, die Jeder fühlte, indem er dabei an irgend eine Mühle dachte in irgend einem kühlen Grunde, zu der er einſt hinabgeſtiegen war, um dort eine ſchöne Müllerin oder ſonſt etwas Aehnliches zu finden; die zweite, dritte und vierte Strophe gaben ſchon etwas Ernſtliches zu bedenken, denn welchem unter den Sängern hier am Tiſche war es nicht ſchon vorgekommen, daß ihm ein Liebchen ver- oder entſchwunden war!

„Sie hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei;
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein ſprang entzwei."

Da erblickte man Manchen düſter vor ſich auf den Teller oder an den Himmel hinaufſchauend, und dabei klangen ſämmtliche Stimmen nicht mehr ſo friſch, als zu Anfang des Liedes; doch fand ſich die fröhlichere Stimmung beim beneidenswerthen Leichtſinne der jugendlichen Gemüther mit dem letzten Verſe wieder ein, und jeder, der durch ein entſchwundenes Liebchen oder durch ein geſprungenes Ringlein tief gelitten, heiterte ſich bei dem Gedanken wieder auf, als Spielmann durch die weite Welt reiſen zu können und eine Weiſe zu ſingen, wo und wie es ihm gefiele.

Ob Knorr, welcher in dieſem Augenblicke den Kopf in die Hand geſtützt und die Augen hoch gen Himmel erhoben hatte, unter ähnlichen Gedanken litt, wiſſen wir nicht genau anzugeben; wenn er aber eines lang entſchwundenen Liebs gedachte, ſo geſchah dies mit Begeiſterung, denn ſeine Augen leuchteten und ſchienen Gedanken in ferne Welten zu tragen,

vielleicht auf irgend einen Stern, wo er diejenige vermuthete, welche er einſtens geliebt.

Rodenberg, welcher dieſe begeiſterten Blicke bemerkte, konnte ſich nicht enthalten, langſam aufzuſtehen und von einer alten Mauer, welche den Garten einfaßte, einen Epheuzweig abzureißen, den er raſch zu einem Kranze wand und ihn auf das Haupt des langen Bildhauers drückte, was von den Andern mit großem Jubel aufgenommen wurde.

„Wahrlich," rief Rüding, „ſo habe ich mir immer die alten, biderben Ritter gedacht, wenn ſie, nach abgelegtem Helme, den Siegeskranz ums Haupt, an der Seite holdſeliger Frauen bankettirten!"

„Oder einen jener Minneſänger, der im Kampfe des Geſanges geſiegt und mit dem Eichenkranze geſchmückt wurde!" rief van der Maaßen ſchwärmeriſch aus — „ach, das muß eine herrliche Zeit geweſen ſein, hätte ich nur damals gelebt, ich bin überzeugt, mit dem Schwerte und der Harfe Wunderbares geleiſtet zu haben!"

„Vielleicht hätteſt Du auch Anlagen zum Tannhäuſer gehabt," ſagte der ſanfte Eduard ſpöttiſch; „doch würde mich in dem Falle Frau Venus gedauert haben."

„Darüber kannſt Du Dich beruhigen," gab van der Maaßen in etwas bitterem Tone zur Antwort; „mit einer Frau Venus, die einen ſolchen Liebesgott wie Dich zur Welt gebracht, würde ich mich wahrlich nicht abgegeben haben — pfui Teufel!"

Rüding, der etwas zu viel getrunken hatte, erhob ſich raſch von ſeinem Sitze und ſchleuderte ſeinem Gegenüber einen jener Blicke zu, die wohl im Stande ſind, uns mit Wuth, Zorn, vielleicht auch mit Furcht zu erfüllen, der bei

dem ſanften Eduard aber von ſolch komiſcher Wirkung war, daß van der Maaßen laut auflachte und Walter ſich veranlaßt ſah, den kleinen, blondgelockten Liebesgott ruhig am Kragen zu packen und etwas unſanft auf den Stuhl niederzuſetzen, wobei er ihm zubrummte:

„Ich bitte mir aus, daß Du Ruhe gibſt — es iſt wahrhaftig um des Teufels zu werden! Will man einmal eine vernünftige Bemerkung machen, ſo fängt dieſes Grobzeug Händel an und ſchneidet Einem die Worte vor dem Maul ab — was wollte ich doch eigentlich ſagen?“

„Ja, wer kann das wiſſen,“ ſagte Rodenberg — „auf etwas könnte ich allenfalls rathen, das Du habeſt ſagen wollen.“

„Und was denn, Bürſchlein?“

„Daß die deutſche Kunſt todt ſei.“

„Richtig, wir haben das heute noch nicht von Dir vernommen.“

„Das könnte man Euch allerdings nicht häufig genug ins Gedächtniß zurückrufen,“ knurrte der alte Maler; „doch es war was Anderes — ich wollte nämlich ſagen, daß Knorr mit einem Epheukranze auf ſeinem merkwürdigen Schädel wie ein alter Druide ausſieht, ungefähr wie der Vater der lieberlichen Norma.“

„Wahrhaftig, er hat Recht!“ riefen Bergmüller, Ströbel und ein paar Andere.

„Ja, ja,“ meinte auch Rodenberg; „hängen wir ihm ein weißes Gewand um, und der Seher iſt fertig.“

„Ein Tiſchtuch, ein Tiſchtuch!“ ſchrieen einige Andere, und als das Verlangte raſch gebracht worden war, wurde der lange Bildhauer, der, ſtill lächelnd, Alles mit ſich geſchehen ließ, in größter Geſchwindigkeit und mit außerordent-

lichem Geſchicke von Walter und Ströbel mit dem weißen Tuche drapirt, dann mit einem ſchnell herbeigeholten Stricke umgürtet, ſo daß er nun in der That mit ſeinem hageren, ausdrucksvollen Geſichte zu einem vortrefflichen Modell einer jener Prieſter des alten heidniſchen Waldcultus hätte dienen können.

Dabei ſtand er aufrecht an ſeinem Platze, hatte die Arme über die Bruſt gekreuzt und erhob ſeine Blicke mit einer ſolchen Innigkeit gen Himmel, daß es Einem förmlich zu Muthe wurde, wie Walter flüſterte, als ſtände er vor dem Opferſteine, um aus den Eingeweiden des hingeſchlachteten Rüding oder eines ſonſtigen Opferthieres die Zukunft zu enthüllen.

Jetzt erhob er langſam ſeinen rechten Arm, deutete um ſich her auf die ſonnenbeglänzte Landſchaft und ſagte mit ſeiner tiefen, melancholiſchen Stimme: „Schaut um Euch auf Berg und Thal, auf die Bäume und Sträucher dieſes Gartens, ja, Jeder auf ſeinen Nachbar, und Ihr werdet finden, daß der Frühling und Sommer ſowohl in der Natur, als auch mit wenigen Ausnahmen in uns vorüber iſt: der Herbſt will kommen und beginnt das Laub der Bäume und auch das Haar auf unſeren Häuptern zu färben. Wißt Ihr wohl, welches Gefühl mich beſchleicht, wenn ich ſo die gelb gewordenen Blätter anſchaue? Ein Gefühl, das auch in Euren Herzen rege wird, wenn Ihr den ſo maleriſch gefärbten Wald betrachtet oder wenn ein welkes Blatt langſam in der Luft umherwirbelt und dann zu Euren Füßen niederfällt — Ihr habt die Sehnſucht, davonzuziehen in ein glücklicheres Land, wo nicht das, was wir Winter nennen, dem entſchwundenen Herbſte folgt, wo nach dem heißen Sommer und dem frucht-

bringenden Herbſte allerdings auch eine andere Jahreszeit eintritt, in welcher ebenfalls hier und da die Blätter von den Bäumen fallen, aber nicht, um die ſchwarzen Zweige beſenhaft erſcheinen zu laſſen, ſondern um Durchſicht zu gewinnen auf den tiefblauen Himmel, auf immergrüne Bäume und auf weißſchimmernde Marmorbilder — ja, dorthin geht Euer leicht begreifliches Sehnen — aber Viele ſind berufen, doch Wenige auserwählt, und wenn ich umherſpähe, um an Euch das Zeichen zu entdecken, welches allein wahre, echte Kunſt verkündet, ſo ſehe ich nur über wenigen Stirnen die heilige Flamme lodern ....“

Er ſprach das Alles in ſo eigenthümlicher und eindringlicher Weiſe, und dabei brannte in ſeinen Augen ein ſo ſeltſames Feuer, daß die Meiſten ihn verwundert, faſt beſtürzt anſchauten; nur van der Maaßen allein, der ſich mit einem tüchtigen Schlucke geſtärkt, meinte in gleichgültigem Tone:

„Natürlich, Euch kommt das ſonderbar vor — ich aber bin dergleichen ſchon gewohnt und verſichere Euch, es wird noch beſſer kommen.“

„Ich will Euch wahrlich nicht ſagen,“ fuhr der Seher im weißen Tiſchtuche und dem Epheukranze fort, „über welcher Stirn ich eine wirkliche Flamme entdecke, oder wo einen matten Funken wie an einem ausgebrannten Schwefelholze, oder wo ein dünner Rauch, oder wo gar nichts. Und doch iſt alles das hier in unſerem kleinen Kreiſe vertreten; ich wollte Euch auch nicht nur ſagen, daß in dem Herzen der meiſten von Euch jene Sehnſucht nach einem ſchöneren Lande und einer milderen Sonne ruht, dazu braucht man in der That nicht die Gabe des Hellſehens zu haben, wie ich ſie leider empfangen, ſondern, da der Geiſt einmal mächtig über

„Ei freilich!“ lachte der Oberkutscher, „aber er ist nicht mehr hier beim alten Hof. Er war ihnen zu schlau und vorwitzig; es wollte ihn keine Hofdame mehr nehmen, und da haben sie ihn zum Portier gemacht auf dem Gastschlosse, von dem ich vorhin sprach. Da zeigt der alte Kerl den Fremden die seltenen Waffen und Hirschgeweihe und schwätzt ihnen dabei die Ohren voll. Ihr müßt ihn wahrhaftig einmal besuchen.“

„Das will ich auch gewiß thun,“ entgegnete Dubelli, reichte seinem Freunde die Hand und gieng seiner Wohnung zu.

mich gekommen, kann ich nicht anders, als Euch verkündigen, daß nur wenige unter Euch ein glänzendes, ein gutes, ja, ein genügendes Ziel erreichen werden."

„Natürlich," brummte Walter vor ſich hin, „die deutſche Kunſt iſt ja todt — um uns das zu verkündigen, brauchen wir Dich nicht, alter Maulwurf!"

„Laßt ihn doch, 's iſt ja nur ein Scherz," rief Bergmüller, „oder vielmehr der Wein, der aus ihm ſpricht!"

Doch ließ ſich Knorr durch dieſe Einreden durchaus nicht ſtören. „Es iſt freilich kein Kunſtſtück, Euch das zu ſagen, dazu braucht man nur Eure Werke zu betrachten," fuhr er unerſchütterlich fort; „das war es auch nicht, was ich mit meinem inneren Auge ſah, nachdem mich Euer eigener Wille zum Seher umgewandelt — ſchaut dorthin," ſagte er nach einer Pauſe, indem er mit der rechten Hand nach Weſten zeigte, „ſeht Ihr dort jene Vogelſchaar, die langſam gen Süden fliegt? Sie zieht dahin über Berg und Thal, über Flüſſe und Seen, über einſame Haiden, über volkreiche Städte, immerfort, immerfort, und wird ſich endlich auf einem jener glücklichen Länder niederlaſſen, von denen ich vorhin ſprach, die in unſerer Phantaſie leben und worauf wir ſehnſüchtig hoffen! — Ja, alle hofft Ihr darauf — alle! Aber ſoll ich Euch ſagen, wie viele von uns ſich dort zuſammenfinden werden? Nur drei — und wenn ich wollte, könnte ich ſie mit Namen nennen!"

„Nenne ſie!" riefen Einige mit erhitzten Köpfen.

„Nein, nein, er ſoll ſie nicht nennen!" ſagten Andere.

„Ich werde ſie auch nicht nennen," ſagte der lange Bildhauer in ruhigem Tone; „aber denkt an den heutigen Tag, denkt an die heutige Stunde — nur drei von uns, aber dieſe

drei werden ein ſchönes, großes, glückliches, langes Künſtlerleben führen. Was die Anderen anbelangt," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „ſo werden ſie auslöſchen wie die Nachtlichter, ohne recht geleuchtet zu haben, und ihre Namen werden verwehen wie Rauch im Winde."

Es war eigenthümlich, wie dieſe Worte des melancholiſchen Bildhauers ſo gar keinen Eindruck auf ſämmtliche Anweſende machten: war doch Jeder überzeugt, daß er unter den drei Glücklichen ſei, die jener im Geiſte geſehen, und als ſich nun Knorr wieder geſetzt hatte und mit einem eigenthümlichen, traurigen Lächeln um ſich ſchaute, bemühten ſich Alle, die Gläſer zu füllen und mit ihm anzuſtoßen, vor Allen Rüding, welcher ſich nicht enthalten konnte, ſein Glas dreimal nach einander gegen das des Anderen klingen zu laſſen.

In dieſem Augenblicke trat Jemand durch die Gartenthür herein, der mit allgemeinem Jubel begrüßt wurde, ſowie man ihn erblickt hatte.

„Michel Angelo!" ſchrieen die Einen.

„Schmitz, es iſt famos, daß Du noch kommſt!"

„Aber ſo ſpät, armer Kerl — Du wirſt nichts mehr zu eſſen kriegen!"

„Als ein halber Künſtler," ſagte der kleine Mann munter lachend, „darf ich auch nur in der zweiten Hälfte des Diners kommen!"

„Wenn auch nur ein halber Künſtler, ſo doch ein ganzer Kerl!" ſchrie Rüding, indem er ihm das gefüllte Glas hinhielt — „komm', wir ſtoßen an: Schmitz ſoll leben!"

„Und auch Du, Rüding!"

„Und die Anderen!"

„Alles ſoll leben!"

„Und vor Allem das, was wir lieben!“ rief Bergmüller. — Und damit ſchien er den beſten Trinkſpruch ausgebracht zu haben, denn die Gläſer klangen und klirrten ſo heftig an einander, daß mehr als eines in Scherben ging und in einem hohen Bogen auf die Seite geworfen wurde.

„Ja, was wir lieben!“ wiederholte Michel Angelo, und dabei leuchteten ſeine Augen ſo glückſelig, daß Walter, neben dem er Platz genommen, den Arm um den Hals des kleinen Mannes legte, ihn näher zu ſich zog und ihm ins Ohr flüſterte:

„Man ſagt, daß Du ein kleines Ungeheuer biſt und daß man Dir Glück wünſchen darf — iſt es ſo, dann ſtoße ich mit Dir noch einmal leiſe an — die rohen Geſellen dort brauchen nichts davon zu wiſſen.“

Nach dieſen Worten ſchaute Schmitz ſeinen Nachbar auf das freundlichſte an, und ohne etwas zu erwiedern, erhob er ſein Glas und ſtieß es klingend mit dem des Anderen zuſammen.

„So leb' denn wohl, du altes Haus!“

brüllte van der Maaßen, wobei er dem Bergmüller ſo kräftig die Hand ſchüttelte, daß dieſer, welcher ohnehin nicht mehr ſtark im Gleichgewichte war, beinahe zu Boden gefallen wäre.

„Ich zieh' betrübt aus dir hinaus!“

„Weiß der Teufel,“ ſagte er alsdann, ſeinen Geſang unterbrechend, „daß ich immer melancholiſch werde, ſo oft ich ein paar Gläſer mehr trinke — auch jetzt wieder muß ich mich hundemäßig in Acht nehmen, nicht an ſie zu denken —

Sie, die Eine, Kleine, Reine —

denn wenn ich an ſie denke, ſo kann ich mich der tiefſten Wehmuth nicht erwehren!“ — Dabei verzog er ſein breites Maul zu einem traurig ſein ſollenden Grinſen.

Rodenberg hatte wohl gehört, was Walter ihm gegen-

über vorhin dem Anderen zugeflüstert; er hatte es auch verstanden, und es durchzuckte ihm das Herz eine Secunde lang wie mit wilder Eifersucht, wobei er aber in der nächsten Zeit selbst lächeln mußte. Und wenn das Unglaubliche wirklich wahr wäre, dachte er, was geht's dich an! Kann es den Werth einer Perle verringern, wenn die andere, äußerlich ganz gleiche, in einen Sumpf fällt — und doch wieder, welch unerhörtes, schamloses Glück!" — Er biß heftig die Lippen auf einander und sprang auf, um einen Gang durch den Garten zu machen.

Da klang von der Stadt her der helle Ton des Posthorns, die Fröhlichkeit mit Einem Male zerreißend, die heitere Gesellschaft gewaltsam aufstörend.

Walter hatte sich ebenfalls so rasch, als es ihm möglich war, erhoben und holte mit breitspurigen Schritten, welche seinem schwankenden Gange etwas Festigkeit geben sollten, das erhabene Kurzholz herbei, das nun von ihm, beim letzten Acte des Abschieds, bis an den Eilwagen der Gesellschaft vorangetragen werden mußte. Diese füllte noch einmal rasch die Gläser, leerte sie und behielt sie alsdann in der Hand, um unmittelbar vor dem Wagen den letzten Trunk zu thun, zu welchem Zwecke Rafael ein paar Flaschen Wein draußen vor dem Gartenthore hütete.

Und das Posthorn erscholl näher und näher.

Walter schritt nun voran, die Fahnenstange mit dem erhabenen Kurzholze, an welchem die bunten Bänder anmuthig hin und her flatterten, hoch emportragend, und die Freunde folgten paarweise, das schöne Lied singend:

„Muß i denn, muß i denn
Zum Städtle hinaus — Städtle hinaus,
Und Du, mein Schatz, bleibst hier —"

Waren es die Worte jenes Liedes, oder der Abſchied von den guten, alten Freunden, oder trug der genoſſene Wein auch ſeine Schuld daran, was den Bergmüller plötzlich ſo trübe ſtimmte, genug, er zwinkerte ſo ſtark mit den Augen und zog alsdann, in ein gelindes Heulen ausbrechend, ſein Taſchentuch hervor. Dabei müſſen wir geſtehen, daß dieſe Bewegung anſteckend wirkte, denn Rüding lächelte mit krampfhaftem Grinſen, um ſeine Rührung zu verbergen, und van der Maaßen ſchneuzte ſich viel öfter, als nothwendig war, ſeine dicke Naſe.

So gelangte der Zug vor das Gartenthor, wo der Eilwagen eben hielt und ſich der Poſtillon bequem in ſeinen Sattel ſetzte, um aus den Händen Rafael's ein Glas Wein in Empfang zu nehmen, während der Conducteur mit der bekannten Geſchäftigkeit dieſer Leute aus ſeinem Coupé kletterte und mit jener Eindringlichkeit zur Eile antrieb, von der wir im voraus überzeugt ſind, daß ſie nicht ſo böſe gemeint iſt. Auch befolgte dieſer würdige Beamte durchaus nicht ſeine eigenen Ermahnungen, denn als er ſich einmal hinten am Wagen befand, wo er von den Mitreiſenden nicht mehr geſehen werden konnte, da ließ er ſich die Flaſche Wein, welche der Wirth ihm hier überreichte, außerordentlich wohl behagen, ja, er ſah es freundlich ſchmunzelnd mit an, wie nun die ganze Geſellſchaft der Künſtler zu zwei und zwei, das erhabene Kurzholz an der Spitze, dem Ritual gemäß dreimal um den Wagen herumzog, wobei wir nicht verſchweigen dürfen, daß van der Maaßen gierige Blicke nach einigen hervorragenden Schrauben warf, wie alsdann Walter den Abſchiednehmenden dreimal mit der Spitze der Standarte an der Schulter berührte und zu ihm alſo ſprach:

„So entlaſſen wir Dich denn hiermit aus dem engeren Künſtlerverbande, indem wir Dich dabei ermahnen, dem weiten Kreiſe, der ſich um alle Künſtler ſchlingen ſoll, ſo weit die deutſche Zunge klingt, gerecht und treu zu bleiben — fahre wohl!“

Die Paſſagiere, welche im Wagen ſaßen, ſtreckten überraſcht ihre Köpfe, ſo viel deren Platz hatten, zu den Fenſtern heraus, um nach der Urſache dieſes Anhaltens zu ſpähen, und dabei war der Anblick, welchen ihnen der ſonderbare Umzug der Künſtler gewährte, nicht dazu geeignet, ihr Erſtaunen zu vermindern.

Jetzt kletterte Bergmüller, deſſen Rührung in der That den höchſten Grad erreicht hatte, auf ſeinen Platz, und als nun der Conducteur hinter dem Wagen hervorkam und mit auffallend polternder Stimme fragte, ob man denn noch nicht fertig ſei und ob der Poſtillon endlich fahren wolle — „Sternelement, ich werde Verſäumniß haben und Strafe zahlen müſſen!“ — und ſich alsdann mit der Leichtigkeit eines Vogels auf das Trittbrett ſchwang, da zogen die Paſſagiere ihre Köpfe ein, da ließ Bergmüller, unfähig, zu reden, ſein Taſchentuch flattern, da gewann der Poſtillon wieder ſeinen alten, correcten Sitz, ſchnalzte mit der Zunge und ließ die Peitſchenſchnur, nachdem ſie einen großen Bogen beſchrieben, knallend zwiſchen die Vorderpferde hineinfallen.

„Leb' wohl, Bergmüller!“

„Fahr' wohl, Nebelmüller!“

„Behüt' Dich Gott, Kohlenmüller!“

„Auf Wiederſehen, Waldmüller!“

Dahin rollte der Wagen, den leichten Abhang hinab, was die Pferde laufen konnten, eingehüllt in eine Staub-

wolke, und Alle blickten ihm mehr oder minder wehmüthig nach, sogar Walter schien bewegt, als er so da stand, sich an die Standarte wie an eine Hellebarde lehnend. Wie viele hatte er schon hinausgeleitet an den ‚grünen Baum', und wie oft war das schon gleichbedeutend gewesen, als hätte er sie zur ewigen Ruhestätte geleitet — sie waren verschollen und vergessen, man hatte nie mehr etwas von ihnen gehört! Und nun heute wieder Einer, von dem man ja nicht wissen konnte, ob er sich noch erinnern werde an die getreuen Freunde, die ihm mit feuchten Augen das Geleite gegeben — und dann in einigen Tagen vielleicht ein Anderer, der abreiste, und wieder Einer, und dann wieder ein Anderer, und so fort!

Und über diesen Gedanken verfiel der alte Maler in traurige Träumereien, und er sah sich als den Letzten, der noch übrig war, und mußte also selbst seine einzige Begleitung bilden, das erhabene Kurzholz hoch in der Hand tragend, und dann pflanzte er dasselbe dort am Wege auf einen Steinhaufen, und da blieb es wahrscheinlich stehen, lange, lange Jahre, bis seine bunten Bänder herabfielen, bis die Stange in sich zusammenbrach und bis das erhabene Kurzholz selbst niederfallend zwischen den Steinen verschwand!

Es war gut, daß in der allgemeinen Rührung, welche sich sämmtlicher Gesellen bemächtigt hatte — denn Alle waren von ähnlichen Gedanken wie Walter bewegt worden —, van der Maaßen so viel Humor behalten hatte, das hierhin wohl passende Lied eines Postillons anzustimmen — passend auf die allgemeine Stimmung und besonders auf den Ton des Posthorns, das wie als letzten Gruß des Freundes von fern

noch einmal ſchmetternd herüberklang und von welchem eine Strophe heißt:

„Ein Mühlrad und ein Menſchenherz
Wird ſtets umhergetrieben,
Und wenn es nichts zu reiben hat,
So wird es ſelbſt gerieben.“

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Benetti.

Das gesammte Hoftheater-Personal war seinem neuen Chef, dem Grafen Alfons, feierlichst vorgestellt und übergeben worden. Der neue General-Intendant hatte keine Rede im Allgemeinen gehalten, es dagegen vorgezogen, den verschiedenen Klassen seiner Untergebenen einige passende Worte zu sagen, und die Meisten waren, zufrieden mit ihrem neuen Chef, wieder an ihre Beschäftigungen gegangen.

Der Graf hatte hiebei mit Erstaunen bemerkt, welche Menge Menschen er nun unter seinem Befehle hatte: ein Reich im Kleinen, eine ganze Naturgeschichte; denn unter der Erde und auf der Erde gab es von seinen Angestellten, Andere, die es mit dem Feuer zu thun hatten, wieder Andere, deren Element das Wasser war oder die sich in heiterer Luft, auf dem Schnürboden, umher trieben. Dazu kamen die vielen Angehörigen großer Opern und des Ballets, ein Departement der Statisten, die Darsteller von Kameelen, Löwen und Affen, von Fröschen und Eidechsen, die

Künſtlerroman.

Dritter Band.

Künſtlerroman.

Von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Das Recht der Ueberſetzungen in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

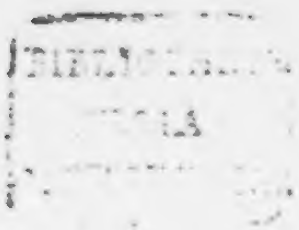

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Cyrandel, in Stuttgart.

Inhalt.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel. Seite

Die Sonne ſinkt, ihr letzter Schein zergeht 1

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen 35

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu ſind deine Blätter 71

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Ich hab' eine alte Muhme 102

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Es zogen drei Burſchen wohl über den Rhein 150

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Faſtelovend kütt eran 208

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Wie? Wer ſpricht da noch vom Frieden? 235

Dreißigſtes Kapitel.

Es flog ein ſchwarzer Rabe wohl über den Rhein 277

Einunddreißigſtes Kapitel.

Ich wähle mir den Liebesgott zum Schenken 307

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

O, ſtille dies Verlangen 331

Künſtlerroman.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

XXIII.

„Die Sonne ſinkt, ihr letzter Schein zergeht.“

Seit dem Beginne unſerer wahrhaftigen Geſchichte ſind Monate vorübergegangen, und da wir den geneigten Leſer an einem ſonnigen Frühlingstage empfingen, ſo brauchen wir kaum zu ſagen, daß jetzt der Herbſt mit ſeiner maleriſchen Pracht Beſitz von Wald und Feld genommen. Liebten wir es, ſelbſt auf Koſten der Wahrheit, uns in ſchroffen Gegenſätzen zu ergehen, ſo könnten wir vielleicht paſſender für den Gang dieſer Erzählung von einem ſtürmiſchen, düſtern Herbſttage reden; doch haben wir uns ſtreng vorgenommen, unter allen Umſtänden der Wahrheit getreu zu ſein, und können deßhalb nicht anders als von einem goldig glänzenden Herbſttage ſprechen, der mit aller nur möglichen Pracht der Färbung, mit einem wolkenloſen, tiefblauen Himmel unſere Erde beglückte.

Einige Stunden von der Stadt, in der unſere wahrhaftige Geſchichte ſpielt, befindet ſich ein kleines Dörfchen, freundlich von ſaftig grünen Wieſen umkränzt und in geſchützter Lage durch einen Höhenzug, welcher die rauhen Nord- und Weſtwinde abhält; durch die blumigen Wieſen ſchlängelt

ſich ein klarer, ſilberheller Bach, hier und da leicht überbrückt. Die reinlichen Häuſer des Dorfes haben rothe, weithin leuchtende Dächer; ſie ſind von Obſtbäumen umſchattet, deren Zweige ſich in jetziger Jahreszeit förmlich unter der Laſt der Früchte beugen. Zwei Kirchen mit ihren Thürmen ragen über ihre Häuſer empor, von denen eine, ein alter Bau in ſchönen Verhältniſſen, ſchon fünf Jahrhunderte der Zeit und den Elementen Trotz geboten und ſelbſt die langen und ſchweren Kriegsjahre ſiegreich überſtanden.

Dieſes kleine Dorf heißt Erkrath und iſt weiter von keiner rein hiſtoriſchen oder von keiner culturgeſchichtlichen Bedeutung, obgleich als Niederlaſſung unſerer älteſten deutſchen Vorfahren, ſowie als römiſche Colonie bekannt und benannt; auch kann man ſich beim Anblicke der heute noch prachtvollen Eichenwälder mit ihren mächtigen, hundertjährigen Stämmen des Gedankens nicht erwehren, daß in dieſen damals heiligen Hainen Teut, Wodan, die Sonne angebetet wurden und daß eigenthümlich geformte Steine, die man noch hier und da auf der Höhe trifft, Opferaltäre der Druiden waren.

Für den Verfaſſer dieſer Blätter hat aber Erkrath doch noch eine ganz beſondere Bedeutung, welche hier zu verſchweigen er nicht beſcheiden genug iſt, denn ſein Großvater lebte dort als ehrwürdiger Pfarrherr und ſeine gute Mutter hat dort auf den grünen Wieſen gewiß manche Blume gepflückt — ein Gedanke, der etwas Trauriges in ſich ſchließt: dort liegen die Wieſen vor uns, ſaftig grün, von der Sonne beglänzt wie damals, und werden wahrſcheinlich nach Hunderten von Jahren ſo erſcheinen; auch Blumen werden in jedem Frühlinge unter dem Kuſſe der warmen Sonne dort hervorſprießen; aber die freundlichen, guten Augen, welche

Feuer- und Waſſergeiſter, unterirdiſche Stimmen, Geheule und dergleichen mehr; unter den Zimmerleuten die Donnerer und Bliger, die Regen- und Winderzeuger, unter den jüngeren Choriſten die Volksſtimmen, höhere Geiſter-Erſcheinungen, alte Nobili, die im Hintergrunde der Bühne, kaum erkennbar, zum Schaffot geſchleppt werden. Alles das hatte er geſehen und mit einem freundlichen Wort entlaſſen. Auch war er in die unterirdiſchen Räume hinabgeſtiegen, unter das Polium, und noch tiefer, wo ſich große Couliſſen-Magazine befinden. Hier ſah er aber mit einer wahren Wehmuth ſo viele bekannte Gegenden, die er während einer Reihe von Jahren von ſeiner Loge aus betrachtet, und woran ſich für ihn heitere, ſowie traurige Erinnerungen knüpften.

Oben auf der Bühne begann jetzt die Generalprobe einer großen Oper mit Ballet, und die hiebei zu thun hatten, waren in den halbdunklen Räumen zurückgeblieben. Die Muſiker ſaßen vor ihren Pulten, auf denen ſchwache Lichter bei der ungeheuren Finſterniß des ganzen Hauſes kaum im Stande waren, die jedesmalige Seite des Notenblattes zu erhellen. Der Kapellmeiſter ſchob ſeine Brille etwas in die Höhe und bot dem Opernregiſſeur über den Souffleurkaſten hinüber eine Priſe.

„Was halten Sie nun eigentlich von der Muſik der neuen Oper? Viel Spektakel, wenig Melodien. Vor allen Dingen ein ſchlechtes Buch.“

Der Kapellmeiſter, der ſelbſt Componiſt war, zuckte mit den Achſeln, wollte aber doch das harte Urtheil des Collegen nicht unbedingt zugeben.

Die neue Oper war von dem neuen Chef dringend empfohlen, man intereſſirte ſich höchſten Orts für den jungen Componiſten deſſelben, und dieſer hatte den Kapellmeiſter durch freundliches, ehrerbietiges Benehmen für ſich zu gewinnen gewußt.

einſt dieſe Blumen betrachtet, haben ſich zum ewigen Schlafe geſchloſſen, und die lebenswarmen Hände, welche ſie gepflückt und Kränze daraus gewunden, ſind längſt erkaltet und erſtarrt — —

Vorüber — vorüber!

Wir verlaſſen das weite Thal mit ſeinem friedlichen Dörfchen, und in kurzer Zeit nimmt uns der Schatten prächtiger Buchen- und Eichenwälder auf. Wir haben vor uns eine hohe Bergwand, welche wir ſteil hinanklimmen müſſen, um von der Höhe derſelben eine Ausſicht zu erlangen auf das weite, herrliche Rheinthal; doch waren die Fluthen jenes klaren Bergwaſſers, von dem wir vorhin ſprachen, ſeit Jahrtauſenden geſchäftig, im Herabſtürzen von jenem Berggelände dort eine tiefe Schlucht einzureißen, Höhlen aufzudecken, prachtvoll geformte Felſen abzuſpülen und ſo eine Felſenſchlucht zu erſchaffen, die wir ſanft aufwärts ſteigen können und in der wir faſt bei jedem Schritte verwundert ſtehen bleiben möchten, um die Schönheiten dieſer ungeahnten wilden Natur recht in uns aufnehmen zu können. Heute noch wie vor vielen Tauſend Jahren fließt das ſchäumende, brauſende Bergwaſſer durch dieſes enge Thal, hier auf einer ebeneren Stelle leiſe murmelnd über breite, glatte Kieſel hinweg, dann einen gewaltigen Abhang hinabjagend, aufs Neue und toller brauſend und ſchäumend, wild und trotzig. Rieſenhafte Felswände ragen zu beiden Seiten empor und zeigen uns ſeltſame Vorſprünge, Schluchten und Höhen, welche die Poeſie des Volkes mit den verſchiedenartigſten Namen belegt hat: dort iſt die Engels- und die Teufelskammer, die Wolfsgrube und der Rabenſtein, die Neanderhöhle und der Neanderſtuhl — letzterer eine Felsſpitze, auf der vor zweihundert Jahren ein

deutſcher Dichter häufig ruhte und, begeiſtert von der großartigen Natur, Lieder zum Lobe Gottes dichtete.

Von der höchſten Spitze der Felſen, wo noch mächtige Eichen und Buchen wachſen, bis tief ins Thal hinab ſind die Steinwände maleriſch unterbrochen und verziert mit einzelnen Baumrieſen, mit Sträuchern, welche freundlich herabnicken, mit Blumen, mit Gräſern und Mooſen, und dabei welche Abwechslung in der Vegetation der nördlichen und der ſüdlichen Felswand: hier der heiße Sonnenſtrahl, dort ewiger Schatten!

So nahe bei einer größeren Stadt gelegen, wo zahlreiche Künſtler häufig darauf angewieſen ſind, der Natur ihre verborgenen Schönheiten abzulauſchen und auf ihre Art zu verwerthen, wird man durchaus nicht erſtaunt ſein, hier in dieſer prachtvollen Schlucht neben dem Geſange der Vögel und dem Geſchrei eines langſam kreiſenden Raubvogels einen friſchen Jodler zu vernehmen, oder ein luſtiges Lied, an den Felswänden wiederhallend. Aufwärts blickend, ſieht man ſie dann ſitzen, die emſigen Zeichner, auf dem kleinen Feldſtuhle, das Skizzenbuch auf den Knieen, den zugeſpitzten Hut auf dem Kopfe, oft im Schatten eines koloſſalen Sonnenſchirmes eine ſeltſam geformte Klippe, eine maleriſche Felsſchlucht oder einen alten, knorrigen Baumſtamm copirend, dabei luſtig und guter Dinge einander zurufend und mit lauter Stimme von einer Spitze zur anderen Bemerkungen austauſchend.

An dem ſchönen Herbſttage, von dem wir eben reden wollen, war das ‚Geſteins‘, wie dieſe Gegend im Munde des Volkes heißt, nicht belebt in der eben erwähnten Art, denn die Beiden, welche wir hier gewahren, übertönten weder durch lauten Ruf noch durch Geſang das einförmige Brauſen

des Waſſers. Der Eine ſaß zeichnend ziemlich hoch über dem ſchäumenden Bache auf einer Felſenſpitze, während der Andere an den Ufern deſſelben ſtand, und zwar an einer Stelle, wo die klare Fluth weniger raſch dahinſchoß.

Letzterer hatte einen jener zierlichen und complicirten Angelſtöcke in der Hand, wie ſie von England zu uns herüber kommen, während neben ihm auf einem bemoosten Steine ein kleines Etui lag mit jenen künſtlich gemachten Inſecten, welche für die arme Forelle verführeriſcher erſcheinen, als eine wirkliche Fliege; eine größere Lachsforelle, blau und roth gefleckt, ſowie ein paar kleine Steinforellen mit dunklem Rücken lagen ſchon als Opfer neben der argliſtigen Lockſpeiſe.

Die ſchlanke Geſtalt Lytton's, denn er war es, welcher den Angelſtock in der Hand hielt, erhob ſich jetzt mit einer kaum merklichen Bewegung elaſtiſch auf die Fußſpitzen, während er mit vorgeſtrecktem Halſe ſcharf in das Waſſer hinabſchaute; dann löste er das kleine Rad am Griffe des Angelſtockes, ſo die Schnur verlängernd, worauf denn die kleine, farbige Fliege dicht über der Spitze des Stahlhakens luſtig tanzend auf dem glänzenden Waſſer dahin zu ſchweben ſchien — doch nur noch einen Augenblick, denn mit Einem Male verſchwand ſie unter dem Waſſer, die Angelſchnur wurde ſo heftig angezogen, daß ſich das ſchlanke Ende des Stockes ſcharf herabbog, und darauf zeigte ſich im Waſſer eine ſprudelnde, kreisförmige Bewegung mit ſilberglitzernden Puncten.

„Halloh," rief jetzt der glückliche Angler, aufwärts ſchauend, „unſer Diner für heute iſt nun glänzend bei einander, und Du wirſt nicht wieder ſagen können, ich vertröble unnütz meine Zeit!" — Damit ſtieß er den Angelſtock, der

unten eine ſcharfe eiſerne Spitze hatte, feſt neben ſich in den Boden, zog die Schnur durch Umdrehung des Rades behutſam an ſich und hob dann vermittelſt eines kleinen Netzes eine zweite und noch ſchönere Lachsforelle aus dem Waſſer.

Ohne eine Antwort abzuwarten, welche auch nicht erfolgte, pfiff er alsdann leiſe eine Weiſe vor ſich hin, packte ſein Angelgeräth ſorgfältig zuſammen, und es war dieſes ſo vortrefflich eingerichtet, daß Köder und Schnur mit der Maſchinerie derſelben zum Aufwickeln in ein kleines Täſchchen ging, welches er um die Schultern hangen hatte, und daß der ſehr lange Angelſtock ſich zu einem Spazirſtocke zuſammenſchieben ließ. Dann ſchnitt er eine kleine Weidenruthe ab, drehte ſie ſtrickartig zuſammen und befeſtigte ſeine Jagdbeute daran, welche er alsdann in die klare Fluth des Baches verſenkte, um ſie ſpäter mitzunehmen. Nachdem dies Alles geſchehen, ſtieg er langſam aufwärts bis zu der Stelle, wo ſein Freund ſaß, ſtreckte ſich neben dieſem behaglich ins Moos und blickte auf die Zeichnung, mit welcher Olfers gerade beſchäftigt war.

„Nun," fragte der Letztere, nachdem ſie längere Zeit neben einander geſeſſen, mit einem lächelnden Seitenblicke, „haſt Du bald genug ausgeruht von Deinen Mühen um die edle Fiſcherei, oder willſt Du heute Dein Skizzenbuch wieder nicht zur Hand nehmen?"

Lytton hatte ſich lang ausgeſtreckt auf den Bergabhang niedergelaſſen und beide Hände unter ſeinen Kopf gelegt. — „Ich weiß nicht," ſagte er nach einer Pauſe, den Himmel betrachtend, „woher es kommt, daß ich ſo gar keine Luſt habe, etwas zu zeichnen, und ich hatte mir doch vorgenommen, eine tüchtige Ausbeute mit nach Hauſe zu bringen — ich

glaube, ich hätte die Angelgeräthſchaften zu Hauſe laſſen ſollen!“

„Der Anſicht bin ich auch: es geht Dir wie dem Löwen, nachdem er einmal Blut geleckt — ehrlich geſagt, ich verſtehe es nicht, wie man im Stande iſt, ſo ausdauernd, ſo mühevoll, ja, ſo mit Anſtrengung nichts zu thun!“

„Nachher im Gaſthofe, wenn man Dir meine wunderbaren Forellen auftiſcht, wirſt Du nicht mehr der Anſicht ſein, ich hätte meine Zeit vertröbelt — da Du kein Angler biſt, kannſt Du auch nicht darüber urtheilen; verzeihe mir — o, es iſt ein großer Unterſchied, an irgend einem trüben Waſſer zu ſtehen und aufs Gerathewohl die Angelſchnur hineinzuwerfen, oder eine dieſer glänzenden, beweglichen und eleganten Forellen, die Du im klaren Waſſer ſtehen ſiehſt, förmlich zu überliſten — und genieße ich dabei weniger die herrliche Natur um mich her? Gewiß nicht, Jeder beutet ſie auf ſeine Art aus: Du bringſt wundervolle Zeichnungen mit nach Hauſe, ich ganz vortreffliche Fiſche — ich darf ihnen dieſes Beiwort geben, da ich ſie nicht ſelbſt erſchaffen habe.“

„Und macht Dir Dein Gewiſſen keine Vorwürfe, daß Du ſo Deine Zeit vergeudeſt?“

„Ehrlich geſagt: nein — iſt mein Zeichnen und Malen doch nur Nebenſache!“

„Aber wenn man ein ſolches Talent hat wie Du, ſo ſoll man es ausbilden!“

„Ja, wenn mein Talent bedeutend genug wäre, um ſpäter in der Kunſt etwas ganz Außerordentliches leiſten zu können! Für das, was ich ſpäter in dieſem Fache gebrauche, darf ich mir wohl erlauben, meine Herbſtferien hier in dieſem

wunderbaren Thale vollſtändig zu genießen, und müßig gehe ich ja trotz alledem nicht!"

„Nein, Du fängſt Fiſche."

„Nur als Nebenbeſchäftigung; hauptſächlich aber vervollkommne ich mich in der deutſchen Sprache und treibe Poeſie."

„Ah, Du treibſt Poeſie?" entgegnete Olfers lachend. „Nun, wie Du das anfängſt, möchte ich wiſſen oder wenigſtens ein Product Deiner poetiſchen Beſtrebungen ſehen!"

„Ich treibe Poeſie, indem ich dieſe herrliche Natur betrachte und in mich aufnehme; ich könnte ſagen, es iſt eine Art maleriſcher Poeſie, der ich mich nirgends mit ſo gutem Erfolge hingeben kann, als gerade hier. Schau' dort um Dich her, iſt nicht Alles, was Du ſiehſt, maleriſche Poeſie oder poetiſche Malerei?"

„Ja, Du haſt Recht, eine Fülle unendlicher Poeſie!"

„Blicke hinab auf das Waſſer des Baches, wie ſeine klaren Fluthen leuchten, obgleich er tief im Schatten dahinfließt; betrachte die Sträucher mit ihren hier grünen, dort ſchon buntfarbigen Blättern, mit ihren dunkelblauen und hochrothen Beeren; ſchau' dazwiſchen die feinen Gräſer und die beiden moosbedeckten Steine — gibt es eine prächtigere und wirkſamere Ufereinfaſſung, könnteſt Du etwas Schöneres und Zuſammenſtimmenderes componiren?"

„Ich gewiß nicht!"

„Und auch ſonſt Niemand! — Ach, wie ſich dieſe Felſen, ſo willkürlich uns ihre Formen auch erſcheinen, doch ſo planmäßig und majeſtätiſch aufbauen, und wie wohlthuend, wie ſtolz ihre helle Farbe leuchtet, umſäumt von dunklem Grün! Und weiter oben die mächtigen Stämme der uralten Eichen

und Buchen mit ihren lang ausgeſtreckten Aeſten, ſo ein Schattendach bildend über die enge Schlucht herüber — verzeihſt Du mir nun, daß ich ſonſt nichts thue, um mich in derartiger Poeſie zu ergehen?"

„Gewiß, ich finde es ſogar für mich anregend, und mein Bleiſtift bewegt ſich raſcher auf dem Papier, wenn ich Dich ſo ſchwärmen höre."

„Und ich habe dadurch mehr Ausbeute, als wenn ich ein Dutzend vielleicht mittelmäßiger Zeichnungen mit nach Hauſe brächte; ja, wenn ich das aufs Papier werfen könnte, wie ich es vor mir ſehe, oder vielmehr wie ich es mit meinen Gedanken zu erfaſſen vermag oder zuſammenſtellen kann, oder aus dem allgemeinen Ganzen herausnehmen — Alles, was Du rings um Dich ſiehſt, iſt es nicht wunderbar ſchön? Nicht nur dieſes große Stück Landſchaft, das da vor uns in ſo breiten Strichen angelegt iſt, dieſe herrliche Schlucht mit ihrem leuchtenden Waſſer, mit ihren prachtvollen Felsmaſſen, mit den Baumrieſen hoch auf der Höhe und mit dem dunkelblauen Stück Himmel, das wir über alles dies ausgeſpannt ſehen, ſondern irgend eine Kleinigkeit aus dieſem koloſſalen Reichthume — ſieh' dieſe halbverwitterte, kleine Steinmaſſe, die ich mit der Hand berühre, betrachte ſie genau, mit dem tiefen Verſtändniß, womit Du Alles anſchaueſt, und geſtehe mir, daß eben dieſe Steinmaſſe ſo reizend und herrlich ausgeputzt iſt, daß man laut aufſchreien möchte vor Freude. — Sieh', wie naſeweis das ſo zierliche Moos hier aus der Spalte hervorlugt, die einförmige Fläche unterbrechend, während dort unten das rankende Epheu den Block zu drei Vierteln umgibt, wie eine goldene Einfaſſung den Edelſtein, und damit es dieſer Einfaſſung nicht an reicher Mannigfaltigkeit

fehle, ſo iſt ſie unten eingeſäumt mit rothblühenden Eriken und dem anderen Pflänzchen mit gelben Blumen, deſſen Namen ich nicht weiß, da ich leider kein Botaniker bin; auch eine Unterlage fehlt meinem koſtbaren Steine nicht — iſt's doch gerade, als habe das hellgrün ſchimmernde Moos ſich hier abſichtlich handdick angeſetzt, damit der Felſen weich ruhe, und als ſeien gerade an dieſer Stelle die ſchwanken, zierlichen Gräſer ſo hoch aufgeſchoſſen, um ihm, wenn der Nachtwind durch die Schlucht zieht, leiſe flüſternd ein Schlummerlied zu ſingen!"

„Vortrefflich!" ſagte Olfers, „ich werde Dir den kleinen Felsblock zeichnen, und Du ſollſt mir Deine Poeſie darunter ſchreiben — willſt Du?"

„Leider bin ich nur ein armer Improviſator, dem die beſten Gedanken entfliehen, ſowie er die Feder ins Dintenfaß taucht."

„Verſuch's immerhin, es wird mir in ſpäteren Zeiten beſonders für dieſe Tage eine liebe Erinnerung ſein."

„Sprich mir nicht von ſpäteren Zeiten, das klingt mir gerade wie Trennung von Dir, und ein ſolcher Gedanke hat etwas zu Trauriges für mich — 's iſt gar nicht möglich!"

„Es iſt möglich — es wird ſo kommen — und man muß ſich an dieſen Gedanken gewöhnen!"

„Das iſt nicht meine Anſicht; ſoll Unangenehmes, Trauriges über uns kommen, ſo mag es plötzlich erſcheinen, wann es Luſt hat; aber ich bin nicht geſonnen, dem Leid, welches in mein Herz einziehen will, ſchon im Voraus eine melancholiſche Unterlage zu bereiten."

„Haſt Du Briefe aus England?“ fragte Roderich nach einer Pauſe, wie um das Geſprächsthema zu ändern.

„Ja, es geht Alles gut auf Lytton Hall; mein Großvater, der Right honorable Lord, beſchäftigt ſich abwechſelnd mit ſeiner Gicht und ſeiner Jagd, wenn er nicht gerade einer Parlamentsſitzung beiwohnt, und die Briefe meines Vaters werden ihren Beigeſchmack von Mißvergnügen, ja, Kummer nicht verlieren darüber, daß er zufällig der Zweitgeborene iſt; doch Gott ſei Dank bin ich nicht ſo ehrgeizig, um ſeinen Kummer zu theilen! Daß meine Schweſter Alice heirathen wird, habe ich Dir ſchon geſagt — ein freudiges Ereigniß, denn ſie liebt ihren Bräutigam von Herzen und macht eine ausgezeichnete Partie, wie man das ſo zu nennen pflegt. Für mich hat die bevorſtehende Hochzeit das nicht gerade Angenehme, daß ich mich zu derſelben nach London verfügen muß, und ich fürchte alsdann, mein verehrungswürdiger Vater könnte es für nützlich finden, mich anderswo hin zu dirigiren, anſtatt mir die Rückkehr hieher zu befehlen.“

„Und Dein Vater hätte nicht ganz Unrecht, Alfred; Deinen Zweck, Dich in der deutſchen Sprache zu vervollkommnen, haſt Du erreicht.“

„Ja, durch Deinen Umgang, auf die angenehmſte Art und ohne den Lehrer zu langweilen oder mich von ihm langweilen zu laſſen. — Warum ſagteſt Du vorhin, mein Vater habe Recht, mir die Rückkehr hieher nicht mehr zu erlauben?“ fragte er nach einer Pauſe, indem er ſich plötzlich aufrichtete.

„Nun, weil Du ſelbſt in einer andern Abſicht hieher kamſt, als nur eine Künſtlerlaufbahn einzuſchlagen.“

„Wozu ich nicht genug Talent beſitze — leider weiß ich das!“

„Nun, da Du geſcheit genug biſt, das einzuſehen, ſo brauchſt Du nicht zu ſagen: leider weiß ich das!“

„Du gibſt mir vollkommen Recht?“

„Worin?“

„Daß ich die Kunſt nur als Dilettant betreibe?“

„Gewiß, bei Deinem Verſtande und Deinem Ehrgeize. Zu etwas Großem, zu etwas ganz Außerordentlichem würdeſt Du es doch nicht bringen, und ein mittelmäßiger Künſtler zu bleiben, müßte Dich unglücklich machen.“

„Ja, ja,“ pflichtete der Andere mit einem leichten Seufzer bei, „und das iſt es ja gerade, warum ich nicht gern nach Hauſe gehe; ich werde meinem Vater keine überzeugenden Gründe entgegenſetzen können, wenn er mich anderswo hinſchickt — doch fort mit dieſem Geſpräche von Abſchied und Trennung!“ rief er aufſpringend und ſetzte, die Arme ausbreitend, hinzu: „Laß uns lieber dieſen prachtvollen, herrlichen Herbſttag vollkommen genießen, indem wir in den unausſprechlichen Schönheiten ſchwelgen, welche uns umgeben — ſchließe Dein Skizzenbuch, Roderich — komm, laß uns eine Wanderung auf die Höhe machen.“

„Meinetwegen denn,“ ſagte der Andere, wobei er ſich zurückbog, um das Blatt, an dem er eben gezeichnet, aus einiger Entfernung zu betrachten; „ich bin auch gerade ſo ziemlich fertig geworden, und was da noch fehlt, kann ich, wenn ich will, zu Hauſe nachholen.“

„Ein ſchönes Blatt,“ meinte Lytten, die Zeichnung betrachtend; „Du haſt aber etwas dazu componirt; denn ſo furchtbar wirr und dabei majeſtätiſch erſcheint die Kluft doch nicht.“

„Wollte ich doch auch keine Anſicht derſelben machen, ſondern

„Sie iſt bei Allem dem nicht ſo ſchlimm," ſagte der Letztere über das Theater hinauf und ſchlug die Partitur auf. „Natürlich kein eminentes Talent, etwas Anfänger-Arbeit; im Ganzen wenig gelernt. Doch iſt die Ballet-Muſik darin nicht übel, und dann wird meine Kapelle ſchon das ihrige thun, die Sache durchzureißen. — Aber warum fangen wir noch nicht an? Es iſt bei Gott ſchon zehn Uhr durch, und wenn eine Probe länger als bis zwölf Uhr dauert, ſo ſind meine Muſiker nicht zu haben; man kann aber in der That nicht verlangen, daß ſie zu Hauſe ihre Suppe kalt werden laſſen. — Woran liegt's denn eigentlich?"

„Weiß der Teufel!" entgegnete der Regiſſeur, „ich habe ſchon ſechsmal klingeln laſſen, aber man bringt die Sängerinnen nicht auf ihren Platz. — Wo iſt Mademoiſelle Steinberg?" rief er in die halbdunkle Bühne hinein.

„Hier!" rief eine Damenſtimme, „ich laſſe nie warten, Herr Regiſſeur."

„Das liegt wieder an unſerer ſogenannten Erſten," ſagte mißmuthig der Kapellmeiſter, worauf der Regiſſeur ſich herumdrehte und dem Inſpicienten anbefahl, die Madame Grölzer-Zibelbogen-Tarpacci dringend zu bitten, jetzt endlich einmal die Garderoben-Geſchäfte bei Seite zu laſſen und gefälligſt auf die Bühne zu kommen.

Bald darauf rauſchte auch die Gerufene, einigermaßen erzürnt, zwiſchen den Couliſſen hervor, zog aus der Seitentaſche ihres ſchweren Damaſtkleides eine kleine goldene Uhr hervor und meinte gereizt, der Lärm ſei gar nicht nöthig geweſen, es ſei überhaupt erſt ein Viertel über zehn Uhr.

Jetzt hatte ſich auch Graf Alfons auf der Bühne eingefunden, nahm vornen ſeinen Platz unter den Proſceniums-Logen, neben ihm der Componiſt der neuen Oper, unſer Bekannter: Muſiker Charles.

„Alſo, meine Herren, die Ouvertüre!"

ich zeichnete nur etwas zuſammen, was ich irgendwo werde gebrauchen können. — Aber nun komm, Dein Vorſchlag iſt vortrefflich; wir wollen aufwärts ſteigen, um bei vollem Sonnenlichte noch einen Blick auf das Rheinthal zu werfen. Wie iſt's mit der Ausbeute Deiner Fiſcherei?" fragte Roderich aufſtehend.

„Ich habe ſie drunten im Kühlen verwahrt, bis wir ſpäter wieder vorbeikommen."

Damit warf er ſeine kleine Taſche über die Schulter, der Andere nahm ſein Skizzenbuch unter den Arm, und ſo gingen ſie aufwärts, dem herabbrauſenden Bache entgegen.

Eine gute halbe Stunde ſtiegen ſie empor in der gleichen wilden, maleriſchen Natur, immer durch die Felsſchlucht, faſt beſtändig am Ufer der klaren Düſſel, ſchweigend, betrachtend, denn wohin ſie ihren Blick wandten, die intereſſanteſten Felsformen, die mannigfaltigſte und herrlichſte Vegetation. Iſt es hier doch gerade ſo, als habe die Natur auf den verſchiedenen Felſenabſtufungen Alles bereit gelegt, um das Auge des Malers zu erfreuen und die Hand des Botanikers zu beglücken! Von der kräftigen Eiche an, die hoch oben emporgewachſen in klaffenden Spalten des Geſteines ſtand, vom dichten Geſträuche, das bedeckt iſt mit Beeren in allen Farben und wieder ſchützend ragt über der röthlichen Erika, ſehen wir Hunderte von Pflanzenarten maleriſch die Felſen bekränzen: die ſaftige Wolfsmilch, den zierlichen Schierling, den duftenden Thymian, den Stechapfel, Veilchen und Waldmeiſter, kryptogamiſche Pflänzchen an den ſchroffen Wänden, die uns von fern wie Riſſe und Schatten erſcheinen, bis tief hinab, wo an den feuchten Ufern des Baches die breitblätterige Brunnenkreſſe wächst und wo wir neben dem lieblich blühenden Ver-

gißmeinnicht die ſchöne, anlockende Beere der giftigen Belladonna ſehen.

Nach langſamem Aufwärtsſteigen blieb Roderich jetzt einen Augenblick ſtehen und ſagte, auf einen kleinen Fleck zeigend, wo junge Tannen emporwuchſen: „Wie wahr iſt es doch, was Du vorhin ſprachſt, daß Alles, was uns in der Natur entgegentritt, maleriſch und voll Poeſie iſt!“

„Ja, man muß es nur zu finden wiſſen und die ſtumme Sprache der Pflanzen und des Steines verſtehen — und wir beide kennen das, nicht wahr, Roderich?“

„Gewiß, mein Freund.“

„Deßhalb iſt es mir auch ein ſo unausſprechliches Vergnügen, mit Dir durch Feld und Wald zu wandern.“

„So ſieh' denn hier die kleinen Tannen an — es ſind noch wahre Säuglinge gegenüber ihren Eltern und Voreltern dort auf der Höhe. Sie ſcheinen hieher auf dieſen beſſeren Boden in Koſt und Wohnung gethan worden zu ſein — nun betrachte einmal zwiſchen ihnen dieſe langaufgeſchoſſenen, dürren Gräſer, die ſo pedantiſch mit ihren hohlen Köpfen ſchütteln oder ſich beiſtimmend auf und ab neigen. Iſt es nicht gerade ſo, als ſeien ſie den kleinen Tannen zur Aufſicht dahin geſetzt, als ſeien dieſe ſteifen, dürren Demoiſelles die Lehrerinnen dieſer friſchen, luſtigen Waldkinder?“

„Ja, ja,“ lachte Lytton, „ſchau nur, wie gravitätiſch ſie ſich verbeugen und ſich bedanken für das Compliment, welches wir ihnen ſo eben gemacht; aber da habe ich noch etwas Prächtigeres für Dich. Schau Dir dort jene herrliche Nadelholz-Cultur an, von ſo tiefgrüner und zarter Farbe, daß es Dir zwiſchen den hellgrauen Felſen faſt zu dunkel

erſcheint; zwiſchen ihnen hoch empor ragt eine einzige Birke mit ihrem weißen, glänzenden Stamme.“

„Gewiß — ſehr ſchön! Sie erſcheint in ihren goldgelben Blättern wie ein flammender Buſch, wie ein Leuchtzeichen, im Sonnenglanze wie wirkliches Feuer, gewiß weithin ſichtbar.“

Die beiden Freunde hatten in Kurzem die Höhe zwiſchen der Düſſel und dem Mettmanner Bache erklommen, eine ſchauerlich wilde Gegend, deren Höhe durch die ſie umgebenden Felſenſpitzen ein kleines Thal bildet. Und nicht nur der Zufall allein hatte dem kleinen Thale dieſe Geſtalt gegeben; Erdwälle und Reſte von Mauern, die man zwiſchen den aufſtrebenden Steinen bemerkt, ſind von Menſchenhänden erbaut. Hier oben wachſen Eichen, welche Jahrhunderte geſehen und daſelbſt mit ihren Wurzeln die Urfelſen erfaßt wie auch das Mauerwerk durchſchlungen haben, von dem wir eben ſprachen: es iſt uns dies der beſte Beweis von dem hohen Alter des letzteren.

„Wäre ich Archäologe,“ ſagte Roderich, indem ſie das Thal durchſchritten, um den ſüdlichen Rand desſelben zu erſteigen, „ſo würde es mir ein großes Vergnügen machen, hier die ſorgfältigſte Nachforſchung anzuſtellen, um vielleicht doch zu erfahren, ob hier unſere deutſchen Vorfahren mit den Römern kämpften oder ob Wittekind hier oben im unwegſamen Urwalde ſeine Penaten vertheidigte, oder ob, wie man annimmt, die Hunnen des Attila die damaligen Bewohner des Landes zwangen, hier im einſamen Walde eine Zufluchtsſtätte zu ſuchen.“

„Läßt ſich aus dem Namen dieſer Höhe nichts errathen?“

„Schon die Benennung Hunns- oder Hunnenklippe ſpricht

für meine zuletzt ausgeſprochene Anſicht. Dort eben," fuhr er, auf den Wald am nördlichen Gebirgsabhange zeigend, fort, „haben wir das Jammerthal, welches unbedingt eine traurige Fortſetzung der Geſchichte dieſes Felskeſſels iſt."

„Du ſprachſt vorhin den Wunſch aus," meinte der Engländer, weiter ſchreitend, „dieſe Gegend erforſchen zu können; gewiß ein guter Wunſch, doch bin ich überzeugt, daß dies in nicht gar zu langer Zeit auf die praktiſchſte und gründlichſte Art geſchehen wird. Ich kenne einen Archäologen, der damit umzuſpringen verſteht; ſeine Vorfahren ſind Landsleute von mir," ſetzte er lachend hinzu, „und er heißt mit ſeinem Familiennamen Eiſenbahn-Ingenieur. Ich möchte jede Wette machen, daß es nicht zehn Jahre dauern wird, und es werden durch Einſchnitte, die man durch dieſe Berge macht, und durch Tunnels, welche man durch dieſe Felſen treibt, auch die Geheimniſſe dieſes Bodens bloßgelegt."

„Leider — und wir werden alsdann keine Zeit mehr finden, tagelang in dieſer herrlichen Felsſchlucht zu verweilen, ſo anregend, ſo erfriſchend, ſo genußreich, wie wir es jetzt thun; wir werden durch das keuchende Ungethüm Dampfwagen durchgeriſſen werden, das Reiſebuch in der Hand, in dem wir nachleſen können, hier habe es einſtens ein ſtilles, prachtvolles, maleriſches Thal gegeben."

„Und einen berühmten Maler, der es mit ſeinem unberühmten Freunde beſucht," lachte Lytton und ſetzte hinzu, indem er ſeinen Hut luſtig über dem Kopfe ſchwang: „Doch was kümmert mich heute die Zukunft, wir wollen der Gegenwart leben!"

„Ja, ja, wenn man auch nur mit der Vergangenheit ſo raſch fertig werden könnte!" meinte Roderich ernſt.

„Verſuchen wir es mit einem untrüglichen Mittel: dort oben ſehe ich einen Felsblock wie für uns zu einer Bank hergerichtet; da wollen wir uns lagern, hinaus in die Gegend ſchauen und eine gute Cigarre rauchen. Ich erinnere mich eines Bildes, wo ein Araber, auf einer Felsſpitze ſtehend und den Aufgang der Sonne begrüßend, ihr als Morgenopfer den bläulichen, gekräuſelten Rauch aus ſeiner Pfeife darbringt — den Mann habe ich immer beneidet.“

Der Felsblock, von dem der Engländer geſprochen, erwies ſich in der That als einen behaglichen Sitz; auch glühten im nächſten Augenblicke ein paar ausgezeichnete Cigarren, und welche Ausſicht hatte man von da oben! Zur Linken die Rheinebene mit dem Schlangenlaufe des majeſtätiſchen Stromes, deſſen Waſſer hier dunkel beſchattet iſt, dort ſpiegelhell aus dem grünen Thale hervorblinkt. An ſeinen Ufern Dörfer und Städte. Am vorderen Rande ausgedehnte, goldgelbe Fruchtfelder, während ſich an der rückwärts liegenden Gränze derſelben ſanfte Anhöhen erheben, Weinberge mit jetzt noch dunkelgrünem Laube, welche ſcheinbar anſteigen bis zu den Gebirgen der Eifel und der Maas. Und gerade vor uns im bläulichen Sonnenduft, umgeben von einem unermeßlichen, leicht wogenden, hell leuchtenden Getreidemeere, aus welchem hervor, von hier aus am ſichtbarſten, der ſilberne Strom blitzt — und wie in einer rieſigen Fruchtſchale gelegen, das alte, heilige Köln mit ſeinen Hunderten von Thürmen und mit ſeinem maſſiven Dome, der wie ein eigenthümlich geformter Fels über die weitgedehnte Häuſermaſſe emporragt.

Und wenn wir unſern Blick nun höher hinauf erheben, ſo haben wir die lieblichſten Punkte des majeſtätiſchen Rhein-

thales vor uns, die ſieben Berge wie blaue Wolken, Rolandseck und die ganze Gebirgskette bis zu dem freundlichen Bonn.

„Ich weiß nicht," ſagte Olfers nach einer Pauſe, „ſo oft ich das Siebengebirge betrachte, kommt eine unendliche Reiſeluſt über mich; ich ſehe alsdann den grünweißen Dampfer ſo lebhaft vor mir, auf deſſen Verdeck ich mich befinde, aufwärts fahren, dem Süden zu, den gewaltigen Bergen der Schweiz entgegen, um von ihnen wieder hinabzuſteigen nach den herrlichen, milden Ebenen Italiens."

„Das iſt wohl die Sehnſucht des Malers, die Du ja doch ſo manchmal geſtillt haſt."

„Geſtillt nicht," erwiederte Roderich nachdenkend; „ich habe wohl ſchon einige Male den ſchäumenden ſüdlichen Becher an meine Lippen geſetzt, aber ehe ich einen tüchtigen Zug daraus gethan, ſtellte ich ihn wieder bei Seite als guter, bedächtiger Deutſcher."

„So laß uns einmal zuſammen dorthin gehen; ich werde es den Meinigen zu beweiſen ſuchen, wie nothwendig für mich eine Reiſe nach Italien iſt, und auch Du biſt ja jetzt ein freier Mann."

„Und Margarethe?"

„Ah, die Kleine ſoll uns begleiten als ein lieblicher Schutzengel, und ſie wird unſere Freundſchaft mit einem noch feſteren Bande zuſammenweben."

„Das brauchte es wohl eigentlich bei uns nicht," gab Roderich zur Antwort, indem er dem Freunde die Hand reichte; „doch bin ich ſo müde vom vielen Arbeiten in der letzten Zeit, daß ich nicht einmal mit Genuß an eine größere Reiſe denken mag. Lieber möchte ich ſo mit Dir Tage, ja,

Wochen und Monate lang im eigenen ſchönen Lande herumfahren; ich möchte das Kind mit ſeinem ehrlichen Gemüthe nicht gern für längere Zeit mit mir in die Fremde nehmen, und es verlaſſen könnte ich noch weniger; ſeine guten, treuen Augen feſſeln mich an die Stadt da unten magiſch wie der Ring der Faſtrada den großen Kaiſer an ſein heimatliches Aachen."

„Ich verſtehe Dich," erwiederte Lytton, der, ſich gegen Norden wendend, ſeine Blicke hinabgeſandt hatte nach der Stadt, welche die Beiden bewohnten und deren Thürme dort am Rande des Gebirges ſichtbar waren — „iſt ſie mir doch auch faſt eine zweite Heimat geworden!"

Roderich warf noch einen flüchtigen Blick nach der Gegend, wo Lytton mit der Hand hinwies, dann wandte er ſich wieder gegen das prachtvolle Rundgemälde, das wir ſo eben zu ſchildern verſuchten, und ſagte nach einem längeren Stillſchweigen, im Anſchauen verſunken: „Ich weiß nicht, woher es kommt, daß der bunte Glanz dieſer herrlichen Gegend in mir eine faſt wehmüthige Stimmung hervorruft — eigentlich nur eine Sehnſucht, des Winters ertödtender Hand, welche in Kurzem hier Blätter und Beeren abſtreifen wird, zu entfliehen. — Schau da oben jene Zugvögel — o, wer mit ihnen ziehen könnte, von einer Bergſpitze zur andern, immer weiter und weiter, der Sonne nach — —

O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu ſtreben!
Ich ſäh' im ewigen Abendſtrahl
Die ſtille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf

Der wilde Berg mit allen ſeinen Schluchten;
Schon thut das Meer ſich mit erwärmten Buchten
Vor den erſtaunten Augen auf.
Doch ſcheint die Göttin endlich wegzuſinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen,
Ein ſchöner Traum, indeſſen ſie entweicht!
Ach, zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen!
Doch iſt es Jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt,
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath ſtrebt."

„Welch wunderbare Poeſie," ſagte Lytton, der, auf Roderich's Schulter geſtützt, lange ſchweigſam neben ihm ſtand und die Blicke ſchweifen ließ auf das herrliche Rundgemälde zu ihren Füßen — „welch wunderbare Poeſie — wir haben doch in der Art nichts Aehnliches! — Doch laß uns zurückkehren, die langen Schatten, welche Bäume und Felſen gegen uns werfen, mahnen uns an den hereinbrechenden Abend."

„Wir machen den gleichen Weg ins Thal hinab?" fragte Roderich.

„Ei, das will ich meinen, ich werde doch meine Jagdbeute nicht im Stiche laſſen! Auch Du würdeſt es mir wenig Dank wiſſen, denn trotz der Poeſie unſeres Spazierganges wirſt Du dich nach einem kleinen Diner ſehnen, bei deſſen Anfertigung ich ſelbſt meine ganze Kochkunſt entwickeln werde."

Langſam ſtiegen ſie abwärts; unten im Thale an der Stelle angekommen, wo Lytton gefiſcht, fand er ſeine Beute noch unverſehrt gerade da, wo er ſie im Bache verborgen hatte.

Roderich war einige Schritte an der Bergwand hinaufgeſtiegen, um von dem Platze, wo er vorhin geſeſſen, noch einen Blick auf die Felsmaſſe zu richten, die er aufs Papier geworfen, und ſie alsdann noch einmal mit ſeiner Zeichnung zu vergleichen.

„Hollah ho!“ rief der Andere von unten herauf, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. „Ich will Dir etwas ſagen: da Du mir Luſt zu haben ſcheinſt, nochmals jene allerdings maleriſche Steingruppe vorzunehmen, ſo will ich Dich in dieſer Arbeit nicht ſtören, vielmehr vorauseilen und unſer Diner beſorgen — iſt Dir's recht?“

„Gewiß!“ entgegnete ihm Roderich, dem es erwünſcht war, ernſten Gedanken, trüben Bildern, die ſich ihm aufdrängten, nachhängen zu können, ohne geſtört zu werden. Der Blick, den er dort oben in die herrliche Natur gethan, hatte ſein Herz weit geöffnet, dasſelbe aber in Erinnerung an die letztvergangenen Tage und an die zweifelhafte Zukunft, wenn er ſeiner Häuslichkeit gedachte, trübe geſtimmt.

Er hatte ſein Skizzenbuch aufgeſchlagen, blickte längere Zeit über die Blätter hinweg, und als er ſeiner Zerſtreuung endlich inne wurde, ſchlug er das Buch zu und begab ſich ebenfalls auf den Heimweg.

In kurzem hatte er das Ende der Schlucht erreicht, und dort erweiterte ſich der Fußweg, um alsdann in die Straße einzubiegen, welche nach dem Dorfe Erkrath führte. Hier war noch ein reizender Punkt, wo man das freundliche Dörf-

chen vor ſich liegen ſah, beſonders ſchön in Abendbeleuchtung wie jetzt. Roderich hatte ſchon öfters von dieſer Stelle aus eine Zeichnung machen wollen und blieb auch jetzt wieder ſtehen, indem er im Geiſte die Gränzen zu einem kleinen Bilde beſtimmte, ja, er öffnete ſein Skizzenbuch und warf ein paar Linien auf das Papier, wobei er aufrecht ſtehen blieb. Wenige Schritte vor ihm lief die Straße gegen das Dorf zu, derer wir ſo eben erwähnten und wo Leute hin und her gingen, die er aber nicht beachtete und welche eben ſo wenig auf den unbekannten Maler Rückſicht zu nehmen ſchienen — und doch ging jetzt eine Bäuerin vorüber, an deren Seite ſich eine andere Frau befand, welche beim Anblicke Roderich's eine faſt ungeſtüme Bewegung machte und ihren Kopf plötzlich rückwärts wandte.

Dieſe Bewegung konnte ihm nicht entgehen, ja, ſie beſchäftigte ihn mit Einem Male ſo ausſchließlich, daß er Hand und Skizzenbuch herabſinken ließ und haſtig einige Schritte vorwärts machte; dann blieb er aber eben ſo raſch wieder ſtehen und blickte mit Verwunderung und Staunen auf eine Dritte, welche, den Anderen folgend, vorüberging, eine Geſtalt, welche er augenblicklich erkannte, ein ernſtes Geſicht mit großen, glänzenden Augen, die ihn befremdet, faſt traurig anſchauten.

„Conchitta!“

Sie war es, und er ſprach ihren Namen laut genug aus, daß ſie ihn hätte vernehmen können, ſich umſchauen müſſen und ſtehen bleiben. Da ging ſie ruhig ihres Weges weiter, nicht raſcher, nicht langſamer, nach einem leichten Kopfnicken.

Roderich brauchte ſich übrigens nicht ſehr zu beeilen,

Ehe er aber anfieng, ſah der Kapellmeiſter verbindlich auf die Bühne hinauf und ſagte: „lieber College, wenn Sie bei der Ausführung einige Ausſtellungen in Betreff des Taktes, in Betreff der Tempi's oder ſonſt zu machen haben, ſo bitte ich dringend, mich zu unterbrechen.“

Drei Schläge mit dem Taktirſtock — die Muſik beginnt.

Es iſt eine große blutgierige Oper, die heute probirt wird: dumpf wirbeln die Pauken, die Contrebäſſe grollen und ſolchergeſtalt beginnt die Ouvertüre mit einem raſchen lebendigen Satz, der ſich dreimal wiederholt. Dann folgt ein düſteres melancholiſches Adagietto und hier ſchon nähert ſich der junge Componiſt dem Kapellmeiſter und bittet ihn, das Adagietto mehr adagio zu nehmen und ſich eines außerordentlichen Piano zu befleißigen.

„Alſo noch einmal!“

Drei neue, ungeduldigere Schläge mit dem Taktirſtock; aber bei der Wiederholung wird das Adagio nicht ſanfter vorgetragen, ja ſogar etwas mehr forte, wie vorher. Auch ſeufzt eine erſte Clarinette einen nicht hieher paſſenden wehmüthigen Ton dazwiſchen, der dem jungen Componiſten die Nerven erſchüttert und den der Kapellmeiſter mit einem ſtrengen Blicke beſtraft. — Ach, der arme Clarinettiſt wird bei der heutigen Probe noch mehr falſche Noten blaſen, denn auch er iſt Componiſt und hat ſeit vierundzwanzig Jahren eine Oper fertig liegen, die er während drei neuen Regierungen und während zehn ſich folgender Intendanten vergebens zur Aufführung eingereicht hat! Auch der Paukeniſt leidet an denſelben Schmerzen und hat trotz des häufigen Zuredens des Kapellmeiſters in ſeiner düſteren Gemüthsſtimmung die Pauke um einen Achtelston in der Stimmung zu tief geſtellt, was ſeinem erſchrecklichen Wirbeln einen höchſt unheimlichen Charakter verleiht.

Der junge Componiſt fügt ſich in das Unvermeidliche — die Ouvertüre geht vorüber. Die erſte Scene iſt ein lachendes

um mit wenigen ſeiner größeren Schritte an Conchitta's Seite zu ſein.

„Wie ich überraſcht bin, Sie hier zu ſehen, Conchitta," ſagte er mit bewegter Stimme, „o ſo freudig überraſcht — hatte ich doch keine Ahnung davon, daß Sie hieher gegangen ſeien!"

„Auch ich hätte nicht erwartet, Sie hier zu finden, Herr Olfers, ſonſt . . ."

Da ſie dieſen Satz nicht vollendete, ſo that dies der Maler mit einem gezwungenen Lachen, indem er ſagte: „Sonſt würden Sie ſich wahrſcheinlich gehütet haben, hieher zu kommen; es gehört nämlich nicht viel dazu, dieſen Gedanken zu errathen, er paßt ſo ganz zu der Vernachläſſigung, die ich in neuerer Zeit von Ihnen erfahren — ach, eine Vernachläſſigung, die mich ſchmerzlich berührte! Wir hatten ſo ſehnlichſt gewünſcht, Sie noch bei uns zu ſehen, ich und meine kleine Margarethe . . ."

„Ach ja — Margarethe," erwiederte das junge Mädchen, ihre Stimme ſchmerzlich erhebend, „o, ich habe an das Kind gedacht, viel, ſehr viel an es gedacht!"

„Und doch wäre es Ihnen ſo leicht geweſen, dieſe Gedanken in ein paar freundliche Worte zu verwandeln, was uns erfreut, glücklich gemacht hätte! O, was hätte ich darum gegeben, Conchitta, an einem gewiſſen Tage Ihre gute, ſanfte Stimme zu vernehmen!"

Die junge Spanierin machte einen raſchen Schritt, wie um von ſeiner Seite zu kommen, wobei ſie ſagte: „Dort vor uns geht Mercedes, ſie wird nicht wiſſen, wo ich bleibe."

„O, beunruhigen Sie ſich nicht darüber," gab der Maler

zur Antwort, „Mercedes hat ſchon ein paar Mal rückwärts geſchaut und mich gewiß erkannt; wir ſind ja alte Bekannte, ſie vergißt ihrer guten Freunde nicht ſo leicht!“ — Er ſchaute ſie mit einem langen Blicke an, und als ſie, anſtatt irgend etwas zu erwiedern, vor ſich auf den Boden niederſah, fuhr er mit einer unmuthigen Bewegung fort: „Darf ich vielleicht fragen, Conchitta, ob Sie einen längeren Aufenthalt hier nehmen wollen?“

„Wir wollten ein paar Tage bleiben.“

„Ah, Sie wollten — doch jetzt wollen Sie das natürlicher Weiſe nicht mehr?“

„Das habe ich gerade nicht geſagt.“

„Es iſt dies ein ſo glücklicher und angenehmer Zufall, Conchitta,“ fuhr er mit einem herzlichen Tone fort; „erinnern Sie ſich wohl, daß wir vor längerer Zeit davon ſprachen, eine kleine Partie zuſammen zu machen? Natürlich Sie mit Mercedes und ich mit einem Freunde. Lytton iſt bei mir, er iſt mir vorausgegangen und wird ſich unendlich freuen, Sie zu ſehen. Wir hatten es damals beſprochen, irgend etwas gemeinſchaftlich zu zeichnen, und Sie wollten alsdann Ihr Blatt nach dem meinigen corrigiren — war es nicht ſo? O, Sie müſſen ſich erinnern!“

Er ſagte das ſo mit dem Ausdrucke inniger Freude, daß ſie wohl nicht anders konnte, als langſam ihre Augen erheben und ihn einen Moment anzublicken; doch war es nicht der offene, ruhige Blick von früher; ihr Auge erſchien unſtet, verſchleiert, und ſtatt ſich deſſen, was er ſagte, mit einer heiteren Miene zu erinnern, ſah ſie ihn ernſt und trübe an, wobei ſie ihre feinen Lippen feſt auf einander preßte.

„Der Zufall regiert die Welt und uns Alle,“ ſagte er

hierauf mit einem angenommenen Frohſinne; „was wir ſo lange überlegten, ich wenigſtens, woran ich ſo oft und ſo gern gedacht und was nie zur Ausführung kommen wollte, da gelingt es mit Einem Male, da iſt es der Zufall, welcher mir das Glück verſchafft, Sie an einem ſo wundervollen Tage, in Glanz und Sonnenſchein, in göttlicher Freiheit, umgeben von Berg und Thal wiederzuſehen — o, wie ich mich darüber freue! Laſſen Sie mich ſehen, was Sie gezeichnet haben.“

Sie reichte ihm zögernd ihr Skizzenbuch, welches er, ſtehen bleibend, öffnete und eine Partie aus der Felsſchlucht fand, die ihm bekannt war.

„Das iſt der Blick aus der Neanderhöhle ins Freie,“ ſagte er — „ſehr gut, Conchitta, richtig gezeichnet und mit kräftigen Strichen behandelt. Waren Sie ſo eben dort?“

„Wir kommen gerade daher.“

„Das war nun aber nicht liebenswürdig von dem eben noch ſo geprieſenen Zufalle; auch ich hatte mir heute Morgen vorgenommen, jene Anſicht zu zeichnen, blieb aber weiter unten, weil Lytton fiſchen wollte.“

Sie ſtreckte die Hand nach ihrem Buche aus, da ſich die Entfernung zwiſchen ihr und Mercedes durch Roderich's Stehenbleiben bedeutend vergrößerte.

„Wäre es nicht ſchön geweſen, wenn wir dort gemeinſchaftlich gezeichnet hätten? Es würde alsdann doch etwas in Erfüllung gegangen ſein von jener hübſchen Idee! — Wo wohnen Sie im Dorfe?“

„Wir nahmen keine Wohnung,“ erwiederte das junge Mädchen in ruhigem, feſtem Tone; „wie ich vorhin ſchon ſagte, hatten wir anfänglich wohl die Abſicht, ein paar Tage

hier zu bleiben; doch meinte Mercedes, es sei viel besser, Abends nach der Stadt zurückzukehren, und auch ich bin vollkommen ihrer Ansicht."

„Nur verlieren Sie dadurch den entzückenden Morgen mit seinem herbstlich prächtigen Dufte," gab er mit großer Ruhe zur Antwort — „und auch am Abende entgeht Ihnen viel; denn während Sie im Wagen auf der staubigen Chaussee fahren, haben wir hier das Aufsteigen der Nacht in den reizendsten Abstufungen — ah, und erst den Wasserfall dort drüben im Mondscheine, man kann nichts Entzückenderes sehen!"

Er sprach das mit einzelnen Pausen, während er langsam an ihrer Seite dahinging, umsonst erwartend, daß sie ihm irgend eine Antwort geben würde, um ein weiteres, lebhafteres Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Doch war sie entsetzlich einsilbig, und alles, was er vernahm, war vielleicht ein kaum hörbares Ja oder eine zweifelhafte Zustimmung, indem sie sagte: „Ich glaube es, Herr Olfers."

Er fühlte es dabei deutlich, wie diese kalte Ruhe sein Herz schneller schlagen machte und ihm das Blut rascher nach den Schläfen trieb; wäre sie unbefangen gewesen, wie früher, mittheilsam, hätte mit ihm geplaudert, wie sie es sonst wohl zu thun gewohnt war, so würde sich seine trübe Stimmung vielleicht in eine linde, wohlthuende Wehmuth verwandelt haben, und er hätte ihr offen sein Leid geklagt, hätte ihr wie einer Freundin von den letzten traurigen Tagen erzählt und würde sich durch ein tröstendes Wort glücklich gefühlt haben; so aber wurde er durch ihre scheinbare Theilnahmlosigkeit, durch ihre abstoßende Kälte tief verletzt, eine Bitterkeit, welche seinem Herzen sonst fremd war, stieg in ihm auf und verwandelte

ſich auf ſeinen Lippen in Worte, die er ſonſt gewiß nicht geſprochen hätte.

„Ah,“ fragte er in einem Tone, der wie Hohn klingen ſollte, jedoch einen tiefen Schmerz nicht verkennen ließ, „Sie ziehen ſich wohl von Ihren alten Freunden zurück, Fräulein Conchitta, weil Sie neue gefunden haben, deren Umgang Ihnen paſſender, ja, lohnender erſcheint?“

„Ich weiß nicht, was Sie damit ſagen wollen.“

„Was Jedermann ſagt, was Alle ſagen, welche Sie zu kennen das Glück haben!“

„Deren Zahl iſt gering,“ erwiederte ſie mit ſanfter Stimme. „Sie wiſſen am beſten, daß ich wenige Bekannte habe — und Freunde,“ ſetzte ſie mit einem raſchen Aufblicken hinzu, „vielleicht gar keine!“

„Sie weichen mir aus, wodurch ich am beſten fühle, wie Recht ich hatte, vorhin zu ſagen, daß Sie Ihre bewährten Freunde, ohne ſich einen Vorwurf zu machen, einer neuen, gelinde geſagt, eigenthümlichen Wendung ihres Schickſals opfern!“

„In der That, Herr Olfers, ich verſtehe Sie nicht, und Sie würden mich verpflichten, wenn Sie in offenen, deutlichen Worten, wie ich es ſonſt an Ihnen gewohnt war, zu mir reden wollten!“

„Es gibt Dinge,“ entgegnete er mit einer eigenthümlich klingenden Stimme, „die man nicht anders ſagen kann, als vor Aufregung zitternd oder indem man laut und luſtig hinauslacht!“

„So thun Sie es in der letzten Weiſe,“ erwiederte ſie feſt und entſchloſſen, „ich liebe es, meine Bekannten heiter zu ſehen!“

„Und Sie haben das wunderbar getroffen, von der Sache läßt ſich auch am beſten lachend ſprechen!“

„Nun denn, ſo erzählen Sie mir lachend.“

„Man ſagt, Sie ſeien im Begriffe, ſich zu vermählen.“

„Ei, man intereſſirt ſich in ſo weit für mich?“

„O, man intereſſirt ſich noch mehr für Sie, man beſchäftigt ſich ſehr mit dieſer Ihrer ſonderbaren Idee, man lacht darüber, man ſpöttelt darüber, man findet es unbegreiflich — ah,“ ſetzte er hinzu, indem er ſeine Stimme gewaltſam zur Ruhe zwang, „es gibt Leute, die toll vor Vergnügen darüber werden könnten! — Aber nicht wahr, Conchitta,“ fuhr er auf einmal in ganz verändertem, weichem Tone fort, „es iſt das eine Lächerlichkeit, was man ſagt, Sie haben nicht die Ambition, Madame Schmitz zu werden?“

Er legte ſeine Hand auf ihren Arm, und da er im gleichen Augenblicke ſtehen blieb, ſo ſah auch ſie ſich zum Verweilen gezwungen. Doch wandte ſie ihr Geſicht dem Strauße von Feld- und Waldblumen zu, den ſie in ihrer Hand trug, und erſt nachdem ſie ein paar Secunden ſo geſtanden und er ſeine Frage mit einer beängſtigenden Dringlichkeit wiederholt hatte, drehte ſie ihren Kopf herum und ſchaute ihn mit ihren großen, glänzenden Augen an, anfänglich nicht ernſt, nicht traurig, ſogar mit einem aufblitzenden Humor, und dabei kräuſelten ſich ihre Lippen, als wollte ſie ihm eine heitere Antwort geben; doch als ſie ſah, wie der ſonſt ſo ruhige Mann mit der feſten, ſicheren Haltung finſter, faſt drohend vor ihr ſtand und wie ſeine Lippen zuckten, da erwiederte ſie in derſelben kalten Ruhe, wie früher:

„Jedermann ſucht ſein Schickſal zu verbeſſern — warum ſollte ich es nicht auch thun?“

„Ah, das iſt nicht Ihr Ernſt, Conchitta, Sie wollen „ſich über mich luſtig machen, Sie ſahen, wie ſehr mich dieſe Sache angriff, und Sie trieben Ihren Scherz weiter, als Sie vielleicht ſelbſt gewollt!“

„Man ſcherzt nicht mit ſo ernſten Dingen.“

„Gewiß nicht, oder man geſteht es gleich darauf, und nicht wahr, Sie geſtehen mir, daß Sie geſcherzt haben? Sie ſahen mich verdrießlich, traurig — ich erwähnte dieſes lächerlichen Gerüchtes in unverantwortlicher Heftigkeit, und um mich zu erheitern, zu zerſtreuen, gaben Sie mir jene beiſtimmende Antwort — gewiß nur deßhalb, Conchitta?“ fuhr er in einem leidenſchaftlichen, vor tiefer Wehmuth zitternden Tone fort. „Sie wollten mich durch dieſen Scherz erheitern, denn Sie wußten ganz genau, wie ernſt, wie traurig mich die letzten Erlebniſſe geſtimmt, Sie wußten, was mich betroffen — mein Haus iſt verödet!“

Das junge Mädchen zuckte zuſammen und wandte ſich zu raſcherem Gehen; doch legte er ſanft ihren Arm in den ſeinigen, und ſo mußte ſie ihre Schritte mäßigen.“

„Sie wußten, was mich betroffen?“ wiederholte er ſeine Frage, „und Sie werden es begreiflich finden, daß ich es vorzog, hier in der ſchönen Natur zu leben, als bei mir, mich vergeblich umſchauend, durch die leeren Zimmer zu ſchreiten — ich bitte Sie um Alles, was werth und heilig, beantworten Sie mir meine Frage: Sie wußten, was mich betroffen?“

„Ja, ich wußte es — o, es iſt fürchterlich, daß es dahin kommen mußte! Könnten Sie in mein Herz ſehen, Herr Olfers, o, könnten Sie es mit mir fühlen, wie tief ich dieſes entſetzliche Ereigniß beklage!“

„A—a—a—ah! Auch Sie finden, wie dieſes Ereigniß ſo beklagenswerth für mich, für mein Kind, für mein Haus, für meine Zukunft ſei?“

„Und für Alle, die es gut mit Ihnen meinen; Sie werden doch nicht daran zweifeln, daß ich zu dieſen gehöre?“

„Und Sie glaubten nicht an die Nothwendigkeit dieſes unglücklichen Ereigniſſes, wenn wir es ſo benennen wollen?“

„Nie, nie — gewiß nicht!“

„Sie halten es nicht, wie Alles, was uns begegnet, für eine Fügung, die ſich zum Guten und Beſſern wenden kann?“

„Ich nicht — gewiß nicht!“

„Vor Ihnen liegt alſo meine Zukunft, wenn Sie die Güte haben wollten, ſich mit derſelben einen Augenblick zu beſchäftigen, trüb und finſter, troſtlos finſter, Sie laſſen mir nicht die Hoffnung auf einen einzigen freundlichen Lichtſtrahl, auf einen Stern, der doch wieder aufſteigen könnte, um mein nächtliches Leben zu erhellen? — O, ehe Sie antworten, Conchitta, laſſen Sie mich noch zwei Worte zu Ihnen reden: Seit jenem Ereigniſſe dachte ich wie Sie, all' die vergangenen Tage, geſtern noch, heute, die anſcheinend ſo lachende Natur hatte für mich einen Grundton von Trauer: der klare, glänzende Himmel ſchien mir umflort, wenn ich an meine Zukunft dachte — da mit Einem Male ſah ich Sie, und mit Ihnen erſchien mir ein heller, verheißender Stern!“

„Nicht dieſe Worte, Herr Olfers, aus Barmherzigkeit nicht ſolche Worte! — Habe ich denn eine übermenſchliche Kraft, um das zu ertragen?“ ſetzte ſie leiſe mit ſich ſelbſt redend hinzu.

„Und jetzt geben Sie mir eine Antwort auf meine Frage

von früher — gibt es keine Hoffnung für mich, Conchitta? — Nicht für heute und morgen," fügte er haſtig bei, „nicht für die nächſten Monde, meinetwegen nicht einmal für die nächſten Jahre — gibt es keine Hoffnung für mich?"

„Keine," erwiederte ſie mit ruhiger, feſter Stimme, indem ſie ſanft und langſam ihren Arm aus dem ſeinigen zog.

„Keine" — wiederholte er mit tonloſer Stimme — „wenn Sie das ſagen, muß es wahr ſein — alſo keine."

Trotzdem ſie fürchtete, ihn anzuſchauen, wollte ſie ihm doch zeigen, daß ſie nach den eben ausgeſprochenen Worten keine Scheu habe, ihn anzublicken; doch bemerkte ſie wohl, wie furchtbar er litt: ſeine Rechte, mit der er ſich über die Stirn ſtrich, war feucht von Schweiß.

„Eine traurige Wahrheit," ſagte er alsdann, „iſt immer beſſer, als ein langer Zweifel — darf ich um Ihren Arm bitten, mein Fräulein, um Sie nach Hauſe zu begleiten? Seien Sie überzeugt, daß ich mit Ihnen von meiner Zukunft nicht mehr reden werde; wir wollen uns nur mit der Ihrigen beſchäftigen, und ich thue dieſes gern, indem ich mir erlaube, Ihnen aufs herzlichſte zu gratuliren."

Während er ſo ſprach, blickte er das junge Mädchen nicht an, ſondern ſchaute an den weſtlichen Himmel, welcher ſo klar und glanzvoll erſchien und auf dem ſich alle entfernten Gegenſtände ſchwarz wie auf Goldgrund abhoben. Die Sonne war verſchwunden, und trotz des immer noch grellen Lichtes, welches über dem Horizonte flammte, ſah man doch ſchon einen Stern ſilbern glitzernd in dem flüſſigen Golde des Abendhimmels glänzen.

„Ah," ſagte der Maler, nach einer langen Pauſe auf den Stern zeigend, „wie denkt man dort droben milder und

gütiger für mich! — Und nun reichen Sie mir Ihren Arm, Fräulein Conchitta," wiederholte er, „ohne Sorge, ohne Unruhe, ich werde Sie nur von Dingen unterhalten, die Ihnen angenehm ſind."

Sie legte ſchüchtern ihren Arm in den ſeinigen, ſie ging ein paar Schritte ſchweigend neben ihm her, und erſt als er mit gewaltſam angenommener Heiterkeit, ſeine Aeußerung von vorhin wiederholend, ſagte: „Gewiß, wir wollen dieſen kurzen Reſt unſeres Weges noch luſtig ſein, ich will Sie nur von Schönem und Angenehmem unterhalten" — antwortete ſie in weicherem Tone als bisher: „Das können Sie nicht und das verlange ich auch nicht, Herr Olfers; denken Sie von dem, was die Leute ſagen, wie es Ihnen gutdünkt, halten Sie mich meinetwegen für kalt, für gefühllos, nur um Eines beſchwöre ich Sie, glauben Sie mir, daß die Antwort, welche ich Ihnen vorhin gab und die ich Ihnen geben mußte, von mir vollkommen überlegt war!"

„O, daran habe ich nie gezweifelt — wer würde es wagen, Sie mit Ihrem ruhigen Gemüthe und Ihrem kalten Nachdenken einer Uebereilung anzuklagen? Ich gewiß nicht!"

„O, Herr Olfers," ſagte ſie mit bebender Stimme, „ſagen Sie mir nicht ſolche Worte, ſprechen Sie nicht mehr mit mir!"

„Und warum ſollte ich nicht mehr mit Ihnen ſprechen bei einer ſo paſſenden Gelegenheit, an einem ſo ſchönen Abende?"

„Weil mir der Ton Ihrer Stimme weh thut!"

„Es iſt traurig genug für mich, daß Ihnen Alles an mir mißfällt, ſogar der Ton meiner Stimme!"

„O, ſchweigen Sie — ich beſchwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig iſt!"

Gefilde: der prächtige Garten vor einem Schloß, das im Hintergrund auf maleriſchen Teraſſen thront, ländliche Tänze ſollen das Auge einer jungen Braut entzücken, die vorn mit maleriſch aufgeſtütztem Arm auf einer Ottomane ruht. — Aber ach! die Braut iſt nicht entzückt; ſie liebt nicht den, den ſie lieben ſoll, und den, welchen ſie liebt, ſoll ſie nicht lieben.

Die Tänzerinnen produciren vor ihrem Auge die maleriſchſten Gruppirungen, von dem trefflichen Dubelli großartig angelegt, doch ſie ſind nicht im Stande, dem Auge der Frau Grölzer-Fidelbogen-Tarpacci ein Lächeln abzugewinnen, vielmehr erhebt ſie ſich mit einer Thräne im Auge und ſinkt an den Buſen ihrer Vertrauten, während ſie ſingt: wozu all' dieſe Spiele, all' dieſe Tänze? Er, der allein mein Herz erfreuen kann, kommt doch nicht! Unmöglich — er wird nicht erſcheinen. —

Aber in einer Oper und in einem Ballet iſt Alles möglich. Und ſo erſcheint denn auch der fern Geglaubte; das diskrete Ballet zieht ſich leiſe zurück, ſechsunddreißig Tänzerinnen ſagen ſich pantomimiſch: was müſſen wir ſehen? — Die Braut in eines Anderen Armen! Und dazu ſchaudern zwei Duzend Tänzer und ſcheinen ſich zu ſagen: Wehe, das wird gräßlich enden!

So nimmt die Probe ihren Anfang und Verlauf, und die Muſik iſt in der That nicht ſo ſchlecht, wie der Regiſſeur geſagt, ja, die harten Muſiker drunten ſcheinen ſich hie und da über melodiſche Klänge zu erfreuen, und der Kapellmeiſter kann es nicht unterlaſſen, dem jungen Componiſten an verſchiedenen Stellen mit voller Befriedigung zuzulächeln.

Actus. —

Die Bühne wird verwandelt; Choriſtinnen, das ganze Ballet ſtrömt aus ihren Schlupfwinkeln hinter der Bühne herbei und erfüllt die Scene mit einem luſtigen Gewühl. Der Kapellmeiſter ſchüttelt dem Collegen die Hand, ältere erfahrene Muſiker thun das Gleiche, Charles iſt mit ſeiner Arbeit zufrieden und

„Gut denn, ich werde Ihnen gehorchen, mein Fräulein.“

Und abermals fuhr er mit der Hand über ſeine von Schweiß befeuchtete Stirn.

Conchitta fühlte an ſeinem bebenden Arme und am zitternden Klange ſeiner Stimme, wie ſchmerzlich bewegt er war, und da ſie die ruhige, feſte, ſo ſchwer aus dem Gleichgewichte zu bringende Natur wohl kannte, ſo hatte ſie das tiefſte Mitleiden mit ſeinem Zuſtande und mußte ſich daher gewaltſam zwingen, um nicht in Thränen auszubrechen, und dieſes um ſo mehr, da ſie wohl fühlte, daß ſie etwas Verſöhnliches zu ihm ſprechen mußte. — „Ich habe Sie immer für meinen Freund gehalten,“ ſagte ſie deßhalb nach einer Pauſe, indem ſie ihn mit einem innigen, herzlichen Blicke anſchaute — „ich habe ſo wenig Freunde — wohl nur einen einzigen — laſſen Sie mich meinen einzigen Freund nicht verlieren!“

„Ihren einzigen Freund? Einen Ihrer vielen Freunde, wollen Sie ſagen, und einen, deſſen Verluſt Sie bald verſchmerzen würden!“

„O, nie, nie — Roderich!“ rief ſie in leidenſchaftlichem Tone — es war heute zum erſten Male, daß ſie ſeinen Namen ſo ohne alles Weitere ausſprach.

„O Conchitta, meine geliebte Conchitta, haben Sie Mitleid mit mir!“

Das junge Mädchen zuckte ſchauernd zuſammen und wandte ſich ſo raſch von ihm ab, daß ihre Hand aus ſeinem Arme glitt.

„Conchitta!“

Sie ſtand einen Augenblick wie unentſchloſſen da, ja, als wollte ſie ſich gegen ihn wenden, doch nur eine Secunde,

als ſie, aufſchauend, ihre Schweſter gewahrte, welche zurückgekommen war, um nach ihr zu ſehen.

„Ah, Mercedes,“ rief ſie in einem bebenden Tone — „komm, laß uns von Herrn Olfers Abſchied nehmen, der ſo freundlich war, mich bis hieher zu geleiten!“

Worin der Abſchied beſtand, den die beiden Schweſtern von ihm nahmen, wußte er ſpäter nicht mehr ganz genau; war es doch ſo dunkel geworden in ſeinem Innern wie in der Natur, nur der glänzende Himmel ſtand noch vor ihm in all' ſeiner Pracht, und während der Stern ſeiner Hoffnung untergegangen war, ſtrahlte jener Stern am nächtlichen Himmel immer noch in unveränderter Klarheit.

XXIV.

„Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen!“

Der Herbſt hatte ſich aus einem ältlichen, heiteren, zierlichen, geputzten, fruchtſpendenden, Näſcherei verſchenkenden, behaglichen Junggeſellen, aus einem Lebemanne, welcher gern mit vollen Händen ausſtreut, was gut und theuer iſt, welcher ſelbſt dann noch herzlich zu lachen pflegt, wenn man ihn auf verwelkte Blätter aufmerkſam macht, — der trotzdem, daß ſein Haar ſchon bedeutend anfängt, zu ergrauen, doch gern mit jungen, hübſchen Mädchen ſchäkert, lockeren Buſentüchern gefährlich wird mit ſeinen indiscreten Windſtößen, der beſonders mit dem reichlich niedergeſtreuten Thau eine wahre Perfidie treibt und junge Damen, welche an einem ſchönen herbſtlichen Morgen durch das Gras ſchreiten, nöthigt, von ihren weißen Strümpfen mehr ſehen zu laſſen, als gerade ihre Abſicht war, — ja, der Herbſt, jener ſchlimme Geſelle, jener Verführer von Alt und Jung, mit ſeinem ſüßen Moſt und ſeinem brauſenden, jungen Weine, den er, luſtig tänzelnd, mit einem anakreontiſchen Lächeln auf den grell geſchminkten Wangen, in blinkender Schale, mit den letzten Roſen bekränzt, ältlichen Damen und bejahrten Herren credenzt oder

auch jungen Mädchen zur Zeit der Weinleſe, daß ſie ſchelmiſch lächelnd, mit allerliebſt geröthetem Geſichte die friſchen, weißen Zähne zeigen und das Grübchen im Kinn, wenn ſie ſich ſo, ſcheinbar widerſtrebend, nach irgend einer begangenen Unthat zur Strafe dort hinter der immer noch grünlichen Weinlaube fangen laſſen — ja, dieſer Herbſt, dem wir Alle gut ſind und den wir nach dem heißen, ſtaubigen Sommer ſo gern empfangen und damit eine alte, liebe Bekanntſchaft erneuern, er hatte auch einmal wieder ausgetobt, der gute, alte Junge, und ſich nach leichtem Froſte weniger Nächte in einen grämlichen, lebensmüden, ſchwerathmenden, verdrießlichen Alten verwandelt. Vorüber war der Schimmer jener ſcheinbar zweiten Jugend, des Alte-Weiber-Sommers mit ſeinen warmen Tagen, mit ſeinem Glanze und ſeiner Pracht, mit den letzten Schmetterlingen, den letzten Roſen und jenen weißen, leuchtenden Sonnenfäden, den Blüthen des Herbſtes.

Da ſaß der alte Herbſt, verdrießlich eingehüllt in Regenmantel und Nebelſchleier, ſeit den wenigen Tagen nicht mehr zu kennen, mit feuchten Augen und Tropfen an der Naſe, mit gefurchter Stirn, Runzeln im Geſichte und eingefallenen Wangen, ein grämlicher, keifender, alter Mann, der ſich ſchauernd nach ſeinem Kaminwinkel umſieht und der auf die ganze Welt böſe iſt, weil ſie ihn nicht mehr ſchön und angenehm findet, weil er nicht mehr im Stande iſt, ihre Freuden zu theilen, und der ſeinen Arzt haßt, weil er ihn auf Flanell und Hühnerbrühe geſetzt.

Und wie er jetzt murrt und ſchilt, der unausſtehliche Alte, wie er die Regenſchirme mißhandelt und Hüte, die etwas locker auf den Köpfen ſitzen, und wie pöbelhaft er mit

den Damen umgeht, ſeine Späſſe mit Buſentüchern und Röcken übertreibt, um auf ſolch' indiscrete Art noch ein letztes Lächeln hervorzulocken!

Pfui, dieſer alte, häßliche Herbſt!

Wie freue ich mich, wenn dieſe trüben, nebligen Regentage einmal vorüber ſind und eine geſunde Kälte kommt!

So dachten und denken Viele und ſprechen das auch wohl aus, ebenſo wie unſer Freund Walter im gemeinſchaftlichen Wohnzimmer des Hauſes zum Reichsapfel, wo er an einem der Fenſter ſaß und mit dem kleinen Tiſchchen, auf dem ſich ein Zeichenbrett mit einem angefangenen Aquarell befand, unmuthig hin und her rückte, wobei er finſter an den wie mit einem grauen Schleier überzogenen Himmel emporſah.

„Iſt das ein Wetter," brummte er — „nein, ich behaupte, es iſt gar kein Wetter! Der gute Stoff an blauem Grunde iſt da oben ausgegangen, und bis ein neues Stück vom Lager heruntergegeben wird, müſſen wir uns mit dem trübſeligen Unterfutter begnügen; da mag ich meinen Tiſch rücken, wie ich will, immer habe ich falſches Licht — zu malen wäre rein unmöglich."

Rodenberg ſaß am anderen Fenſter und zeichnete eine ſeiner kunſtvollen Compoſitionen auf Holz. „Mir geht's auch nicht beſſer," ſagte er, „und dabei ſchillern die Bleiſtiftſtriche wie toll auf der glatten Fläche."

„Doch brauchſt Du Dich mit Schatten und Licht nicht ſo abzuquälen, wie ich bei dieſen verfluchten Aquarellen; ich möchte mich ſelbſt bemaulſchellen, daß ich eine ſolche Arbeit übernommen."

„Dir ſchadet das gar nichts," entgegnete der Andere,

ruhig fortarbeitend, „wie oft haſt Du die Naſe gerümpft über unſere kleinliche Zeichnerei, wie Du es nannteſt, und dagegen gerühmt, welche Wonne darin läge, den Pinſel zu führen mit großartiger Handbewegung — ſo ungefähr!“ — Er beſchrieb lachend mit ſeinem Bleiſtifte eine große Curve in der Luft.

„Ich habe Euch zeigen wollen, daß das Aquarelliren gar keine ſo große Kunſt iſt — und der Teufel ſoll die großen Bilder holen! Da malt man Jahr aus und Jahr ein, ſchickt hundert Quadratellen Leinwand auf allen Ausſtellungen herum, wird gut und ſchlecht recenſirt und kann Hungers ſterben, bis der Meſſias kommt, der uns von unſerem Bilde erlöst! Und was gut iſt, wird überhaupt nicht mehr gekauft — Alles Protection, Alles Schwindel — es iſt nie etwas Wahreres geſprochen worden, als was ich ſo oft geſagt: die deutſche Kunſt iſt todt, und wenn wir nicht ſo feige wären, ließen wir uns mit ihr begraben!“

„Du biſt eigentlich ein übermüthiger Kerl,“ gab ihm Rodenberg nach einer Pauſe zur Antwort, „und treibſt die Malerei wie ein großer Herr, jetzt, wo das Licht nimmer ausreicht; um Dein Bild fertig zu machen, ſtellſt Du es bei Seite und läſſeſt Dich herab, für ſehr viel Geld, das man Dir bezahlt, ein Aquarell zu malen — he, Rafael,“ rief er, indem er das Geſicht der Thür zuwandte —; „für das, was man Dir bietet,“ fuhr er alsdann fort, „hätte ich ebenfalls mit großem Vergnügen ein paar wäſſerige Wolken gemalt mit der heiligen Cäcilie, nach himmliſchen Tönen lauſchend.“

„Verſucht würdeſt Du es allerdings haben, hätteſt Dich aber dabei erbärmlich blamirt — es iſt ein großer Unterſchied, das geduldige Papier mit einem langweiligen Bleiſtifte

zu mißhandeln, oder ein kleines Bild in Waſſerfarben mit Kraft und Tiefe auszuführen, und ich hoffe, es ſoll mir gelingen," ſetzte er mit Stolz hinzu, indem er mit einer leichten Neigung des Kopfes ſeine Arbeit von der Seite betrachtete.

„Und zu welchem Zwecke wurde das Aquarell bei Dir beſtellt?"

„Es gibt ein Titelblatt zu einem Album — weißt Du, ‚der dankbare Liederkranz ſeinem hochverehrten Capellmeiſter', oder dergleichen — eine Weihnachtsgabe."

„Ah, jetzt verſtehe ich erſt die lauſchende Cäcilie, die Aermſte möchte gern einmal einen guten Geſang hören — es wäre famos, Walter, wenn Du irgend einen Zug von Melancholie in ihr Geſicht legen könnteſt!"

„Ich bekomme dafür acht Louisd'ors — gut zu gebrauchen beim Jahreswechſel," ſetzte er mit einem leichten Seufzer hinzu — „nicht wahr, das iſt nicht ſchlecht bezahlt? Sonſt hätte ich mich auch dafür bedankt."

Rodenberg pfiff leiſe vor ſich hin, und da auch Walter, außer einigem unverſtändlichen Murren und Brummen, das vorige Geſprächsthema nicht weiter fortzuführen Luſt zeigte, ſo vernahm man eine Zeit lang nichts mehr, bis endlich Rodenberg mit noch lauterer Stimme als vorhin, gegen die Thür gewandt, ſchrie: „He, Rafael — wo ſteckt denn dieſer infame Schlingel wieder?"

„Was willſt Du denn eigentlich? Warum dieſes mörderiſche Geſchrei?"

„Ich brauche dort von dem Kaſten ein paar Bleiſtifte und mag nicht aufſtehen, denn ich kenne mich — ich tröble alsdann herum und verliere zu viel Zeit."

„Nun, da ich mir gerade eine Pfeife ſtopfen will, kann ich Dir Deine Bleiſtifte mitbringen.“

„Ich danke Dir, Walter — Numero zwei und vier, wenn Du ſo gut ſein willſt — dort aus meinem Faber'ſchen Etui.“

„Da haſt Du ſie.“

»Merci!«

Walter zündete ſeine kurze Pfeife an und ſtellte ſich alsdann hinter den Stuhl ſeines Freundes, um deſſen Holzzeichnung zu betrachten.

„Dieſes Blatt vom Wettrennplatz iſt Dir recht gelungen — wie ausgezeichnet der Vordere den breiten Graben nimmt!“

„So war es auch, ich habe nie ſchöner reiten ſehen, der ganze Mann unbeweglich bis auf die rechte Hand, die er, um das Gleichgewicht beſſer zu erhalten, beim Sprunge langſam in die Höhe hob — ah, ich hätte lieber mitgemacht, ſtatt zu zeichnen!“

„Und hätteſt bei dem erſten Preiſe wahrſcheinlich auch mehr verdient.“

„Das weiß Gott — es iſt ein Scandal, wie man bezahlt wird, oder wie dieſe verfluchten Buchhändler wenigſtens den Verſuch machen, uns zu bezahlen! Bot mir doch neulich ſo ein ſchäbiger Filz an, er wolle mich für meine Blätter nach dem Quadratzoll honoriren! Ich hab' ihm aber heimgegeigt — und die ewigen Ausſtellungen, die man ſich gefallen laſſen muß, die Veränderungen, welche ſie verlangen — ach, wenn ich jetzt einen Brief erhalte mit dem Poſtſtempel Leipzig oder Stuttgart, dann eröffne ich ihn nur, wenn ich ohnehin ſchon ſchlecht gelaunt bin!“

„Was bei Dir jetzt häufig der Fall iſt.“

„Ich kann es nicht läugnen," ſeufzte der Andere, „habe aber meine Urſache dazu! — In den Briefen heißt's alsdann: ‚Sie haben unſere Ideen nicht richtig aufgefaßt' — als wenn ſo ein Kerl überhaupt Ideen hätte — oder: ‚Ich bedaure, Ihnen Ihre Zeichnung zurückſchicken zu müſſen, da Sie auf unſere Intentionen durchaus nicht eingegangen ſind' — und was Dir das für Intentionen ſind! Das betrifft vielleicht irgend einen vornehmen Herrn, der bei dieſer oder jener Gelegenheit recht vornhin geſtellt ſein wollte, oder vielleicht auch das Portrait irgend eines ſogenannten großen Staatsmannes, bei dem es trotz aller Kunſt nicht möglich war, ihm irgend einen angeborenen dummen Zug zu nehmen, ohne der Familien-Aehnlichkeit zu ſchaden. In ſolchen Fällen muß man ſich aufs hohe Pferd ſetzen und ſchreiben: ‚Ich bitte um meine Zeichnung', wenn man auch den Betrag dafür ſehr ſehnlich erwartet."

„Dein Blatt über unſer Künſtlerfeſt hat großes Aufſehen gemacht, Du haſt mich ſehr gefreut."

„Ich wollte, ſie hätten lieber meine Illuſtrationen zu Don Quixote genommen —, ſiehſt Du, Kerl, Du, der über Alles ſchimpft, haſt mir doch ſchon öfter geſagt, es ſeien tüchtige Blätter darunter!"

„Und mit Recht."

„Ja, was nutzt es mir aber? Die Sammlung wird zurückgewieſen, weil, wie ſie mir ſagen, ‚die Herausgabe dieſer an ſich vortrefflichen Blätter uns zu weit führen würde, oder weil unſere Preſſen gerade ſtark in Anſpruch genommen, oder weil anderweitige Unternehmungen uns zu ſehr beſchäftigen' — hole ſie alle mit einander der Teufel! Ich habe kein Glück, das iſt eine alte Geſchichte."

„Da kommt Einer, der Glück hat," ſagte Walter lachend, indem er mit dem Kopfe gegen die Thür winkte, zu welcher eben Rüding hereintrat.

Der ehemalige Cupido und Bekannte der Dame in Lila ſah in der That wie Jemand aus, dem es augenblicklich gut zu gehen ſcheint: er trug einen ſehr wohlhabend ausſehenden neuen Winterrock und ſehr weite Beinkleider, in deren Taſchen er im Gefühle einer gewiſſen Behaglichkeit ſeine Hände tief verſenkt hatte. Dazu hatte er auf dem Kopfe eine blauſammtne Morgenmütze mit goldener Troddel, die herrlich ſaß auf ſeinem ſorgfältig gelockten langen Haar, und zwiſchen den Lippen bewegte er von einem Mundwinkel zum anderen mit jener unnachahmlichen Grazie, die eleganten Rauchern eigen iſt, eine ſoeben angebrannte Cigarre.

„Lord Rüding," ſagte Walter, während der kleine Künſtler mit großer Ruhe und viel Behagen näher kam — „Du biſt doch ein immenſer Kerl, ſanfter Eduard; ich möchte nur wiſſen, woher Du alle die famoſen Ideen zu Deinen Bildern haſt?"

„Ja, Du mußt in letzter Zeit offenbar Jemanden haben, der Dir mit einem Bischen Geiſt aushilft!"

„Ich habe Rafael im Verdachte, daß er ihm zu ſeinen Compoſitionen verhilft — Rafael iſt ein ganz geſcheidter Kerl."

Rodenberg lachte, und ſelbſt der ſanfte Eduard ließ ſich herab, ein klein wenig zu lächeln; dann ſprach er: „Ich bin endlich darauf gekommen, zu Bildern einen ganz natürlichen, ungekünſtelten Vorwurf zu nehmen."

„Kindlich, kindlich!"

„Allerdings kindlich, und ich habe damit durchgeſchlagen."

ſchwimmt in einem Meer von Wonne, weßhalb er ſogar auch ſehr bereitwillig die große Arie der Madame Fidelbogen für den zweiten Akt noch am heutigen Tage in einigen Kleinigkeiten abzuändern und ſich obendrein bereit erklärt, dem Baſſiſten, deſſen Partie ſehr klein iſt und der ihn dringend hierum erſucht, eine fürchterliche Wuth- und Rache-Arie für den letzten Akt zu ſchreiben und einzulegen.

Die neue Dekoration ſteht; doch ehe die Muſik wieder beginnt, hat der Kapellmeiſter eine ernſtliche Klage über ein Orcheſter-Mitglied anzubringen.

„Sie werden natürlicher Weiſe bemerkt haben, Herr Graf,“ ſagte er, „daß die Contrebäſſe bei gewiſſen Stellen nicht kräftig genug durchgreifen. Herr Charles,“ hiemit wendet er ſich an den Componiſten, „hat gewiß nur aus Freundlichkeit gegen die Kapelle dieſes Mangels nicht erwähnt.“

Der Letztere hatte in der That bemerkt, daß ſtatt der gewöhnlichen ſechs Contrebäſſe nur vier an ihrem Platz waren und hatte ſchon während der Ouvertüre und des erſten Aktes in ſeinem Inneren ſehr eine Verſtärkung dieſer Inſtrumente gewünſcht. Der gute Alfons mit einer ſehr ſchwachen Idee von der Nothwendigkeit eines ſtarken Grundtones, hatte nicht im Geringſten dieſe Schwäche des Orcheſters geahnt, half ſich aber trotzdem bei der Klage des Kapellmeiſters mit der ſehr ernſt ausgeſprochenen Frage, woher es denn komme, daß heute ſo ungeheuer wenig Contrebäſſe da ſeien.

„Im Ganzen haben wir ſechs,“ referirte der Kapellmeiſter, „vier ſind da unten, wie der Herr Graf ſehen werden, der fünfte iſt krank.“ —

„Und der ſechste?“ forſchte der Graf mit einer ſehr wichtigen Amtsmiene.

„Ja, ſehen Sie, Herr Graf, der ſechste,“ entgegnete der Kapellmeiſter mit einem Achſelzucken, „iſt einer von den alten

„In dieſer Richtung war allerdings die Erfindung Deines letzten Bildes gelungen zu nennen, zwei hungrige Zigeunerknaben mit einer Rübe.“

„Gelungen, aber hartherzig — ein Künſtler von Gemüth hätte ein menſchlicher gedachtes Bild gemalt, zum Beiſpiel einen hungrigen Zigeunerknaben mit zwei Rüben; aber Rüding iſt ein Neidhammel, der ſelbſt im Bilde ſeinen Nebenmenſchen nichts Rechtes gönnt.“

„Wer hat Dein Bild gekauft?“ fragte Rodenberg.

„Ein Herr von Schmetterer,“ erwiederte der ſanfte Eduard würdevoll.

„Ein Geizhals, der ſeinem verſchwenderiſchen Sohne beweiſen wollte, mit wie Wenigem ein Menſch auskommen könnte: zwei hungrige Zigeunerknaben mit einer einzigen Rübe — koloſſal!“

„Ach was,“ lachte Rodenberg, „ein Geizhals kauft keine Bilder; dieſer Herr von Schmetterer iſt offenbar ein wohlwollender, gutmüthiger Mann ....“

„Ganz recht, da er Dir Bilder abkauft.“

„Hängt Dein Bild bei ſich auf als verkörperte Deviſe: ‚Wohlthun bringt Zinſen!‘“

„Ich würde mich für dieſe Rübenzinſen bedanken,“ meinte Walter; „doch kann man ihm in ſeinem Bilde ein Plagiat nachweiſen,“ wandte er ſich an Rodenberg — „denke nur an die Savoyardenknaben mit dem Stücke von einer Waſſermelone — plus heureux qu'un roi.“

„Wenn man ſo will, iſt Alles Plagiat zu nennen — dann beſtiehlt der Hiſtorienmaler die Weltgeſchichte, der Landſchafter unſern lieben Herrgott und der Thiermaler die Arche Noah's — es iſt Alles ſchon dageweſen.“

„Da hat Rüding ganz Recht,“ wandte ſich Rodenberg mit einem leichten Augenzwinkern gegen Walter — „laß ihn im Frieden; Du nannteſt ihn vorhin einen Neidhammel und biſt doch ſelbſt einer — er wäre froh,“ ſetzte er, ſeine Worte an Rüding wendend, hinzu, „wenn er ſeine große Cäcilie verkauft hätte.“

„Das wäre mir ein Leichtes,“ brummte Walter, „wenn ich mich zur Genremalerei erniedrigen wollte; läge der Sinn für die wahre Kunſt nicht in den letzten Zügen, ſo hätte man auch noch Sinn für etwas Großes, und Du ſammt Deinen hungrigen Zigeunerknaben, Ihr könntet Hunde führen bis Bautzen!“

„Was haſt Du jetzt zu malen angefangen?“ fragte Rodenberg nach einer Pauſe.

Rüding zog die Hände aus ſeinen weiten Hoſentaſchen hervor und legte ſie auf dem Rücken zuſammen mit der wohlhabenden Miene eines Mannes, der ſein Schäfchen im Trocknen hat und der nun ſo aus vollem Säckel ausgeben kann, wann er will: „Ich habe der Ideen mehrere, daran fehlt es mir überhaupt nicht, nur bin ich ein Bischen wähleriſch im Puncte der Ausführung.“

„Ich hoffe, Du haſt Deine Wahl ſchon getroffen,“ meinte Walter.

„Das habe ich, und wahrlich keine ſchlechte.“

„So laß hören, ſanfter Eduard.“

„Um abermals Euren Neckereien zu dienen?“

„Lache darüber und denke, wer zuletzt lacht, lacht am beſten — alſo Deine Idee?“

Rüding ſetzte zuerſt ſeine Cigarre wieder in Brand, die ihm ausgegangen war, dann ließ er ſich rittlings auf einen

Stuhl nieder und ſagte, offenbar erfreut, eine vortreffliche Idee Preis geben zu können: „Ich male eine ländliche Scene: drei Bauernburſche, welche Abends beim Scheine einer Laterne durch Schnee und Wind nach Hauſe zurückkehren ....“

„Darin ſehe ich nichts Beſonderes!“ rief Walter, als der Andere jetzt ſchwieg.

„Dieſe drei Burſche ſind coſtumirt,“ fuhr Rüding ſelbſtgefällig fort, „denn ſie haben in dem benachbarten Dorfe die heiligen Dreikönige vorgeſtellt.“

„Hoho,“ machte Walter — „es iſt doch wohl ein Mohr darunter?“

„Das will ich meinen!“

„Mit einer goldenen Krone auf dem Haupte?“

„Allerdings!“

„A—a—a—ah! Das iſt rein zum Todtſchießen!“ jubelte Walter ſehr gegen ſeine gewöhnliche, mürriſche Art, in der er ſich auszudrücken pflegte — „ein heiliger Dreikönig! Ich weiß, wer der Vater Deines Mohren iſt — Rafael hat Dir die Idee dazu angegeben!“

„Ich kann Dir verſichern,“ erwiederte Rüding in einem ärgerlichen Tone, „die Späſſe fangen an, abgeſchmackt zu werden — was geht mich Euer Rafael an — Rafael iſt ein dummer Kerl!“

„Rafael iſt ein Talent,“ erwiederte der alte Maler, „Rafael hat Ideen!“ — Und nun erzählte er, was er lange verſchwiegen, wie er den kleinen Bedienten entdeckt, als derſelbe, wie er ſich ausdrückte, das gleiche Sujet gemalt, von dem Rüding ſoeben geſprochen — allerdings nur in der Einzahl, und wie es begreiflich ſei, daß er auf die Vermuthung

gekommen, Rafael habe bei der Geburt jener übrigens gar nicht übeln Idee Rüding zu Gevatter geſtanden.

Daß ſich indeſſen Rodenberg hier ſeines Collegen aufs eifrigſte annahm und Walter ſeine lächerliche Anklage verwies, verſtand ſich ganz von ſelbſt, wodurch es ihm auch gelang, Rüding inſofern zu beruhigen, daß er nicht, wie er im Begriffe zu thun war, das Zimmer mit allen Zeichen der Entrüſtung verließ.

„Dieſer Rafael," fuhr Rodenberg nach einer längeren Pauſe fort, „iſt allerdings ein ganz merkwürdiges Subject und ſeit einiger Zeit wie umgewandelt; von all' den loſen Streichen hier im Zimmer, natürlicher Weiſe hinter meinem Rücken oder ſobald er allein war, bemerkt man keine Spur mehr. Wenn er mir vordem einmal abhanden gekommen war, ſo konnte ich ihn ſicher an der Ecke der Straße finden, wo er ſich mit anderen Buben von ſeinem Schlage herumpuffte, oder auf dem Markte hinter den Obſtweibern, wo er jede Gelegenheit wahrnahm, einen Apfel, eine Birne oder etwas Aehnliches zu entführen. Jetzt habe ich ihn ſchon zweimal vergeblich gerufen, und möchte ich darauf wetten, wenn ich mich nach ihm umſehe, ſo finde ich ihn unten in dem kleinen Comptoir im Hofe, wo die Lehrlinge ihr Weſen treiben, bei denen er Schreibſtunde nimmt, oder in einem Winkel der Treppe ſitzen und in einem Buche leſen — ich weiß nicht, wodurch dieſer Kerl ſo zum Duckmäuſer geworden iſt; früher war er allerdings ein Schlingel, aber wenn ich ihm pfiff und nur mit den Augen eine Bewegung machte nach dem Dache des gegenüberliegenden Hauſes, ſo konnte ich ſicher ſein, ihn nach ein paar Minuten zu irgend einem

Bodenfenſter hinauskriechen zu ſehen — der Bube iſt offenbar verdorben worden!“

„Wie kann man ſo gottlos ſein,“ ſagte Walter, „und das verdorben nennen, wenn ein junger Menſch wie Rafael ſich mit Schreiben und Büchern abgibt, ſtatt der Nachbarſchaft zum Schrecken zu leben und die Obſtweiber zu beſtehlen! Ich verſichere Dich, wir Alle haben uns in Rafael ſehr getäuſcht, hinter dem ſteckt was ganz Beſonderes — und wäre das unmöglich, ſind wir ſelbſt denn als Künſtler geboren worden? Ich nicht und Du, Rodenberg, auch nicht, und der ſanfte Eduard eben ſo wenig — ja, was Dich anbelangt, Rüding, ſo denke nur an Deine erſte Oelfarben-Verſchwendung: ein Knabe, der ſich im blanken Schilde ſeines Vaters, eines edlen Ritters, abſpiegelt — Gott der Gerechte, beide Köpfe ſahen aus, als ſeien ſie Spiegelbilder, aber nicht vom Geſichte des Ritterknaben, ſondern von einem viel weniger edeln Theile deſſelben — nun, ich wollte eigentlich ſagen, der heilige Dreikönig Rafael's, den ich geſehen — leider iſt er jetzt verſchwunden —, war auch nicht viel ſchlechter.“

„Wenn das wahr iſt,“ erwiederte Rüding in gereiztem Tone, „ſo hätteſt Du den jungen Menſchen ermuntern ſollen, ſein Talent auszubilden!“

„Davor ſoll mich Gott bewahren, wir haben Stümper genug, die ſich Künſtler nennen — und warum das Handwerk noch mehr verderben? Ich habe ihm vielmehr den Rath gegeben, ſich zum Literaten, beſonders zum Kritiker auszubilden — wer weiß,“ ſetzte er mit einem pfiffigen, lächelnden Seitenblicke auf Rüding hinzu, „ob er unſern ſpätern Bildern nicht noch von Nutzen ſein kann!“

Rodenberg lachte laut auf, und ſelbſt Rüding, welcher

offenbar erfreut war, daß des heiligen Dreikönigs nicht mehr weiter gedacht wurde, lächelte ebenfalls ein wenig.

„Habt Ihr ſchon Knorr' neue Holzſchnitzerei geſehen?“ fragte Rüding nach einem ziemlich langen Stillſchweigen und als ſich auch Walter wieder zu ſeinem Aquarell niedergeſetzt.

„Nein,“ erwiederte Rodenberg, „er thut geheimnißvoll damit; doch Walter kann uns etwas darüber ſagen.“

„Ja, wenn er will!“ brummte der alte Maler.

„So viel ich weiß,“ ſagte der ſanfte Eduard, „ſchnitzt er für einen Seitenaltar in Sanct Paul die Apoſtel Petrus und Paulus.“

„So iſt's,“ ſtimmte Walter bei, „und ſie werden nicht ſchlecht, deſſen kann ich Euch verſichern!“

„Er plagt ſich aber auch furchtbar daran und beginnt des Morgens nicht eher, als bis er ſeine Meſſe gehört hat.“

„Das iſt ſchön von ihm, dadurch kommt er in die Stimmung.“

„Ja — allerdings — das iſt nicht übel,“ meinte Rüding, „aber dadurch wird er noch finſterer und abſtoßender, wie bisher; man kann nicht mehr zu ihm kommen, ohne eine Strafpredigt über fortgeſetzten Lebenswandel zu erhalten.“

„Darin hat er bei Dir nicht Unrecht, Du biſt ein arger Strick, Rüding; Du hätteſt nicht den Cupido ſpielen ſollen, der Liebesgott iſt Dir in die Glieder gefahren, und man ſagt, Du ſeieſt der Schrecken aller Liebhaber und Ehemänner geworden.“

Der ſanfte Eduard zuckte die Achſeln mit einer ſehr ſelbſtgefälligen Miene, während er ſagte: „Es iſt das nicht halb ſo arg, als es die Leute machen!“

„Durch dieſe Arbeit, welche ihm beſtellt iſt und für welche er einen guten Preis hat machen dürfen, wird ſich übrigens der gute Knorr aus ſeiner trübſeligen Stimmung herausreißen können," ſagte Rodenberg; „ſo ein Bildhauer hat doch eine verzweifelt unangenehme Stellung: ohne Aufträge zu haben, kann er nicht gut arbeiten und nicht einmal die prächtigſten Gedanken ſelbſtändig ausführen; denn während wir ein paar Quadratellen Leinwand oder ein Stück Papier immerhin noch zu erſchwingen vermögen, kann er es ſich nicht einfallen laſſen, einen Block Marmor anzuſchaffen."

In dieſem Augenblicke wurde die Thüre raſch geöffnet und Rafael ſtreckte ſeinen Kopf herein, wobei er, halb rückwärts blickend, ſagte: „Der Herr Profeſſor Olfers kommt gegen das Haus, und ich habe nur fragen wollen, ob Herr Rodenberg zu Hauſe iſt."

„Schau' mir Einer dieſen Kerl an," erwiederte der Herr des Zimmers in einem ſehr lauten Tone; „hatte ich nicht Recht, als ich vorhin geſagt, er ſei total umgewandelt? Iſt's ihm früher wohl eingefallen, uns vor läſtigen Beſuchen zu bewahren, und jetzt unterſteht er ſich, einen ſolchen Künſtler erſt anzumelden! Mach', daß Du hinabkommſt, und ſorge dafür, daß der Herr Profeſſor ohne den geringſten Aufenthalt heraufſteige! — Was ich ſonſt an dieſem Burſchen geſchätzt habe," fuhr Rodenberg fort, als dieſer verſchwunden war, „eine Umſicht aus Klugheit und Inſtinct, auch davon iſt nichts mehr vorhanden, ſeit er ein Bücherwurm geworden — und wie er faſt anſtändig ausſieht," ſetzte er ärgerlich hinzu, „ſein Haar tadellos gekämmt, Geſicht und Hände friſch gewaſchen, ſeine Schuhe gewichſt, allerdings Zeichen der Sauberkeit,

die aber in beſtändiger Anklage ſind gegen ſeine mangelhafte Kleidung — ich hätte beinahe Livrée geſagt — und welche mir, ſeinem Herrn, förmlich Vorwürfe macht; entweder muß ich ihm einen neuen Anzug anſchaffen, was mir ſehr ſauer wird, oder ich muß mich nach einem andern Bedienten umſehen — es iſt traurig, ich habe mich an den Buben ſo gewöhnt und verkenne durchaus nicht ſeine guten Eigenſchaften, ſeine Anhänglichkeit und Treue."

Nach dieſen Worten erhob er ſich raſch, um an die Thür zu eilen, da er den Angemeldeten kommen hörte.

Dieſer trat herein, die Anweſenden freundlich grüßend und dann die Zeichnung Rodenberg's und das Aquarell Walter's betrachtend; auch nahm er während deſſen eine Cigarre aus der neuen und eleganten Cigarrentaſche Rüding's, welche dieſer ſich beeilte, ihm anzubieten.

Nachdem er über die Arbeiten der beiden Künſtler einfach und freundlich anerkennend geſprochen, ſagte er zu Rodenberg: „Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen. Man hat mich erſucht, von meinem neuen Bilde eine Zeichnung zu machen, um es nach derſelben in Holz zu ſchneiden; nun habe ich angefangen, komme aber nicht recht damit zu Stande. Sie werden das verſtehen, lieber Rodenberg, die Hand wird Einem ſchwer, wenn man ſeit lange gewohnt iſt, die großen Cartons mit Kohlen zu bearbeiten und ausgedehnte Leinwandflächen mit Farben zu bedecken — da habe ich an Sie gedacht, der Sie ſo vortrefflich zeichnen, ob Sie mir nicht freundlich helfen wollten. Ehe Sie mir antworten, erlauben Sie mir, noch hinzuzuſetzen, daß ich dieſe Bitte nur in der Art gegen Sie ausſpreche, wie man einen guten Freund um etwas bittet, denn ſonſt müßte mein Wunſch, von einem

nicht ſchlechten Künſtler an einen guten gerichtet, wenigſtens lächerlich erſcheinen."

„Ohne alle Umſtände, lieber Olfers," entgegnete Rodenberg, „und ehrlich geſtanden, es ehrt mich, daß Sie mich für fähig halten, eine Zeichnung von Ihrem Bilde zu machen, für die Sie, als unter Ihren Augen entſtanden, jedenfalls verantwortlich ſind."

„Was das anbelangt, ſo verpflichte ich mich, jedes Blatt Zeichenpapier in Blanco mit meinem Namen zu unterzeichnen!"

„Laßt die gegenſeitigen Complimente unterwegs," murrte Walter, wobei er indeſſen dieſen Ton der Stimme durch einen freundlichen Seitenblick mäßigte; „Du, Roderich, könnteſt Niemandem beſſer die Arbeit anvertrauen, und Rodenberg macht ſich mindeſtens ein Vergnügen daraus."

„Dabei bedaure ich nur, daß wir ſo ungünſtiges Wetter haben und daß ich Sie begreiflicher Weiſe bitten muß, bei mir zu arbeiten."

„Ich verſtehe das vollkommen," verſetzte Rodenberg, „und um Ihnen einen Beweis zu geben, wie ſehr mich die Sache intereſſirt, will ich gleich mit Ihnen gehen, um mir Ihr ſchönes Bild wieder recht ins Gedächtniß zu prägen, wenn Sie im Augenblicke nichts Beſſeres zu thun haben."

„Im Gegentheile, die Sache eilt ein Bischen, und je raſcher wir anfangen, deſto lieber iſt es mir!"

„Das kann ſogleich geſchehen!"

„Aber dort Ihre angefangene Arbeit?"

„Wenn Sie nichts dagegen haben, ſo nehme ich das Blatt mit und zeichne zuweilen an dieſer leichten Arbeit weiter, wenn meine Augen müde geworden ſind beim

Betrachten der gewaltigen Geſtalten Ihres großen Bildes."

„Ich nehme Ihre Bereitwilligkeit dankbar an und freue mich recht darauf, einen heitern Geſellſchafter in meinem Atelier zu haben; es iſt jetzt zuweilen bei mir etwas ſtill und einſam," ſetzte er nach einem tieferen Athemzuge hinzu — „und auch Du, Walter, könnteſt zuweilen nach mir ſehen; wenn es Deine Zeit erlaubt oder wenn es anfängt, dämmerig zu werden, ſei ſo freundlich und laß Dich hier und da den Weg zu mir hinaus nicht gereuen, komm, wann es Dir gefällt — und es wird mich auch ſehr freuen, Sie bei mir zu ſehen!" wandte er ſich an Rüding.

„Ich komme gern, wenn man Dich nicht genirt," ſagte Walter, „beſonders in den Nachmittagsſtunden, wo man hier in der engen Gaſſe doch nicht mehr recht arbeiten kann. Du ſiehſt, ich bin verwünſcht fleißig — mein Aquarell hier muß ich vor Weihnachten fertig haben, und es hat auch ſeine guten Seiten," fügte er brummend bei, „wenn man an einen Zeitpunkt gebunden iſt; überhaupt arbeitet es ſich auf Beſtellung am beſten, oder wenn es heißhungerige Kunſtkenner gibt, welche Einem die Bilder warm von der Staffelei wegnehmen — nicht wahr, Rüding?"

Rodenberg hatte indeſſen Hut und Stock genommen, und er und Roderich gingen mit einander fort. Auf der Straße ſchob der letztere ſeinen Arm unter den des jüngeren Künſtlers, und ſo gingen ſie mit einander dahin.

Es war, wie ſchon Eingangs dieſes Kapitels bemerkt, ein verdrießliches Herbſtwetter; der Wind blies, wenngleich nur mit einzelnen Stößen, doch recht tückiſch um die Ecken herum, ſo daß man oft nur mit Mühe ſeinen Hut auf dem

privilegirten Muſikern, unter der Regierung des höchſtſeligen Königs angeſtellt, für die Hauskapelle engagirt, welchen man leider nicht die ſtrenge Verpflichtung auferlegen kann, im Orcheſter mitzuwirken. Was namentlich die Proben anbelangt, ſo hat man immer mit dieſen Leuten zu kämpfen. Sie zu einer Probe heran zu bringen, iſt ungeheuer ſchwer. Bei der Vorſtellung freilich fehlt der alte Benetti, von dem ich eben ſpreche, niemals.“

„Benetti?“ ſagte der Graf, „den Namen ſollte ich ſchon oft gehört haben.“

„Sie werden den alten verſtorbenen Balletmeiſter Benetti meinen,“ antwortete Charles. „Dieſer iſt ein Bruder deſſelben, ein tüchtiger Muſiker und außerdem ein Componiſt für Kirchen-Muſik.“

„Richtig, richtig!“ ſagte der Graf ſehr ernſt und zupfte ſeine Halsbinde in die Höhe; „aber da ſcheinen mir Unordnungen eingeriſſen, die man künftig nicht dulden ſoll. Es iſt ja vollkommen unmöglich, daß der Mann Abends richtig ſpielt, wenn er vorher ſeine Stimme nicht durchſtudirt und den Proben beigewohnt.“

Bei dieſer Aeußerung des neuen Chefs lächelte der Kapellmeiſter ein klein wenig, der Opernregiſſeur, der hinzu getreten war, huſtete, und Charles ſagte zum Grafen: „das wird in der That nichts machen, ob der alte Italiener zur Probe kommt oder nicht; mir wäre es nur lieb geweſen, heute Morgen ſchon die volle Wirkung zu hören. — Aber,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „wenn Benetti heute Abend die ihm unbekannte Muſik aufſchlägt und einmal ſeinen Bogen in der Hand hat, ſo geigt er ſchon beſſer, wie die übrigen Vier zuſammen genommen, die vielleicht alle Proben mitgemacht.“

„Iſt dem ſo?“ fragte der Graf.

„Allerdings!“ entgegnete der Kapellmeiſter, „doch wäre es mir gerade wegen den andern jüngeren Muſikern angenehm,

Kopfe behalten konnte. Draußen im Parke, den die beiden Künſtler jetzt durchſchritten, war der Boden mit welken Blättern bedeckt, die Aeſte und Zweige der Bäume ſtarrten melancholiſch gen Himmel, und wenn hier und da ein letztes gelbes Blatt, vom Windhauche abgeriſſen, langſam auf den Boden herabwirbelte, ſo war es ein recht trauriger Anblick und man glaubte Blatt und Baum ordentlich zuſammen ſeufzen zu hören.

Der Garten vor dem Atelier Roberich's war natürlich dem allgemeinen Schickſale nicht entgangen, doch hatte wenigſtens hier die emſig ſchaffende Hand des Gärtners Andreas ſo viel als nur möglich den Anblick der herbſtlichen Zeit erträglich gemacht; die kleinen Wege und Plätze waren von dem herabgefallenen Laube befreit, ebenſo wie die Blumenbeete von den abgeſtorbenen, vertrockneten Pflanzen, ja, hier und da erblickte man ſchon wieder Rabatten, wo durch Einſetzen von Frühlingspflanzen bereits für das kommende Jahr geſorgt war. Dabei befanden ſich Gartenbänke und Tiſche noch an ihrem Platze, an den Monatroſen ſah man noch grüne Blätter, ſowie hier und da noch eine letzte Roſe. Das immergrüne Epheu an der Wand des Hauſes rankte noch immer freundlich über der Eingangsthür, und durch alles dies ſah es hier weniger troſtlos aus, als in anderen größeren Gärten oder im Parke, wo es nicht möglich war, ſo mit aller Sorgfalt dem verdrießlichen, zerſtörungsluſtigen Herbſte entgegen zu treten.

Dies empfand auch Roberich, ſo oft er in die Nähe ſeines kleinen Beſitzthumes kam, ja, ſeine Bruſt hob ſich freier und leichter, ſowie die Gartenthür hinter ihm ins Schloß gefallen war, und es war ihm alsdann, als hätte er dadurch eine Schranke zwiſchen ſich und der feindſeligen Welt aufgerichtet.

Schon früher hatte er dieſes Gefühl gehabt und es begreiflicher gefunden; damals, als ihm die traurigen häuslichen Scenen ſo manche bittere Stunde gemacht und ihn ſo oft aus ſeinem eigenen Hauſe verjagt, da hatte er in der That freier, ja, faſt glücklich aufgeathmet und mit einem unbeſchreiblich angenehmen Gefühle der Genugthuung den Schlüſſel hinter ſich im Schloſſe zweimal herumgedreht, zugleich ein Zeichen für Andreas, daß er ganz allein ſein wolle, und in ſolchen Stunden hätte der treue Gärtner nicht einmal des Königs Majeſtät in den Garten gelaſſen, und wenn er achtſpännig vorgefahren wäre.

Aber auch jetzt, da in ſeinem Hauſe tiefe Ruhe und goldener Friede herrſchte, fühlte er ſich hier in der einfacheren Umgebung behaglicher, ja, glücklicher, als in den reichen Zimmern ſeiner Stadtwohnung — dort ging immer noch ihr Geiſt um. Dort wurde er durch ſo vielerlei Gegenſtände an ſie erinnert, die ihn verlaſſen — dort fühlte er ſich immer noch bald unheimlich, bald traurig, bald ärgerlich, von tauſend Erinnerungen angeregt.

Er war ſchon öfter mit der Abſicht umgegangen, ſein Atelier vollſtändig zu bewohnen; doch hatte er dieſen Gedanken mit Rückſicht auf Margarethe wieder aufgegeben: hing doch das kleine Mädchen durch ihren Schulunterricht, durch ihre Geſpielinnen, durch eine Menge kleiner Bedürfniſſe zu feſt mit der Stadt zuſammen, als daß er ſie gänzlich mit ſich hätte herausnehmen können, und wenn ſie auch, als er ihr einmal ſcherzhaft den Vorſchlag hierzu gemacht, jubelnd in ihre Hände ſchlug und ſich auch die erſten Tage hier gewiß recht glücklich und behaglich gefühlt hätte, ſo war er doch überzeugt, daß ſie ſich in Kurzem nach der Stadt zurück-

geſehnt. Auch wäre ihm die beſtändige Gegenwart der Gouvernante Margarethens, Mamſell Eliſens, nicht gerade angenehm geweſen. Von jener Reiſe war ſie mit dem kleinen Mädchen am beſtimmten Tage, und zwar in Begleitung des Kammerjunkers von Schenk, zurückgekehrt, welch letzterer einen neuen vergeblichen Verſuch gemacht, um den Maler zu beſtimmen, die Tochter bei der Mutter zu laſſen, und hatte ſie dabei entſchieden inſofern Partei gegen ihre Herrin genommen, als ſie ſich erlaubt, mit wenigen, aber unzweideutigen Worten von dem ſchlimmen Einfluſſe zu ſprechen, den Madame dadurch auf ihre Tochter ausübe, daß ſie ſich bemühen würde, jede gute Erinnerung an den Vater aus dem Herzen des Kindes zu verdrängen. — Auch bei verſchiedenen anderen Gelegenheiten hatte ſich Mamſell Eliſe ſehr beeifert, ihre Anhänglichkeit an Margarethe, ſowie an den Vater derſelben aufs deutlichſte an den Tag zu legen, ja, ſie liebte es, durch Wort und Miene kund zu thun, wie ihr endlich die Augen aufgegangen und wie ſie es jetzt ganz genau wiſſe, wer die Schuld daran trage, daß im Hauſe ihrer Herrſchaft nicht ſchon früher die Ruhe und der Friede herrſchten, die Jedermann jetzt den Aufenthalt dort zu einem wahren Hochgenuſſe machten.

Dabei war ſie von einer unermüdlichen Sorgfalt, und nicht nur für das, was das Kind anbetraf, ſondern für das ganze Hausweſen, deſſen ſie ſich mit einem Fleiße und einer Umſicht annahm, welche Roderich veranlaßten, ſie ſchalten und walten zu laſſen; er hatte weder Zeit noch Luſt, ſich ſelbſt in dieſe inneren Angelegenheiten zu miſchen, und da er an der Art, wie er jetzt lebte, durchaus nichts auszuſetzen hatte, ſo mochte er vor der Hand nicht an eine Aenderung

denken, die ihn mit neuen Gesichtern in Berührung gebracht hätte. Obendrein erschien ihm alles das, was das Hauswesen anbelangte, von sehr untergeordneter Natur, und was ihn allein interessirte, war das Wohl seines Kindes, dessen Unterhaltung und Belehrung er jede Freistunde widmete. Man konnte aber auch nichts Reizenderes sehen, als die Glückseligkeit, welche aus den schönen, klaren Augen des Mädchens strahlte, wenn sie bei ihrem Vater war und ihm mit altkluger Geschäftigkeit kleine ‚Dienste erweisen wollte, wobei die Worte liebender Sorgfalt rührend anzuhören waren, womit sie sich um Alles bekümmerte, was ihn betraf.

Wenn sie zusammengekauert auf ihrem Bänkchen saß vor einem seiner Bilder, so machte es ihm das größte Vergnügen, sie um Rath zu fragen über diese oder jene Farbe, ja, über irgend eine Haltung und Stellung der betreffenden Figuren, wobei er meistens eben so erstaunt als entzückt war über ihre natürlichen und oft so richtigen Antworten.

Wie oft er sie zeichnete und malte, ist kaum aufzuzählen, und er hatte eine solche Fertigkeit erlangt, ihre Gesichtszüge auf dem Papier oder der Leinwand in sprechendster Aehnlichkeit wiederzugeben, daß ihm dies in ein paar leichten Strichen gelang, auch ohne sie gerade vor Augen zu haben. Lytton sagte ihm hierüber einmal lachend: „Wenn einstens später ein anderer großer Künstler Deines Namens auftaucht, so wird man Dich, zum Unterschiede gegen jenen, ‚den mit dem Portrait seiner Tochter' nennen." Und doch hatte auch der junge Engländer seine größte Freude an diesen verschiedenartigsten Ansichten des reizenden Kopfes des kleinen Mädchens und munterte ihn sogar häufig auf, noch ein neues Bildchen

zu ſkizziren, wenn Margarethe wieder einmal recht zierlich mit ihren Puppen ſpielte, oder wenn ſie mit leuchtenden Augen einer Erzählung lauſchte, oder wenn ein hereinfallender Lichtſtrahl ihrem Geſichtchen eine beſonders eigenthümliche Färbung gab.

Als an dem Tage, von dem wir vorhin geſprochen, die beiden Künſtler das Atelier Roderich's betraten, war Margarethe ebenfalls da und eilte, wie ſie immer zu thun pflegte, mit Jubel in die Arme ihres Vaters. Dieſer hob ſie hoch zu ſich empor, küßte ſie herzlich auf die Stirn und den Mund, und als er ſie darauf wieder auf den Boden niedergleiten ließ, behielt er ihre kleine Hand in der ſeinigen und machte ſie mit Rodenberg bekannt.

„O, ich kenne Herrn Rodenberg ganz wohl," ſagte ſie, „er war auch mit bei Eurem Feſte draußen am Walde und kam mehrmals an unſerem Wagen vorbeigeritten!"

„Es freut mich," erwiederte der junge Maler lächelnd, „daß Du mich nicht vergeſſen."

„Gewiß nicht, und eben ſo wenig die beiden häßlichen Reiter, welche bei Dir waren!"

Mamſell Eliſe ſaß beſcheiden in der Ecke des Ateliers, mit einer weiblichen Handarbeit beſchäftigt, und auf ihrem Schooße hatte ſie ein franzöſiſches Leſebuch Margarethens, woraus ſie dieſelbe wiederholen ließ, was in den Unterrichtsſtunden des heutigen Tages vorgekommen war. An die Gouvernante ſeiner Tochter wandte ſich der Vater jetzt und forderte ſie in freundlichem Tone auf, mit Margarethe in das kleine Gewächshaus zu gehen; er liebte es nicht, wenn das Kind gegenwärtig blieb, ſobald er Beſuche von anderen Malern hatte. „Da draußen iſt es viel heller und ſchöner

für Dich," ſagte er; „auch plätſchert der Springbrunnen, was Du ſo gern hörſt, und ſpäter gehen wir Alle mit einander nach Hauſe zum Eſſen!"

„Alle mit einander — auch Herr Rodenberg?" fragte das kleine Mädchen.

„Gewiß, auch Herr Rodenberg," erwiederte der Gefragte mit einem Blicke auf den jungen Maler, „und es ſoll mir recht lieb ſein, wenn er mit uns gehen will."

„Ah, das iſt herrlich — und Herr Lytton kommt auch, da wollen wir recht vergnügt ſein!"

„Ja, ja; aber jetzt geh' auch, Du kleine Schwätzerin."

„Hier iſt mein Bild," ſagte Roderich, nachdem die Gouvernante mit Margarethe das Zimmer verlaſſen, „und hier habe ich auch ſchon angefangen, den Entwurf einer Zeichnung aufs Papier zu machen; doch wie ich Ihnen vorhin ſchon ſagte, ich habe den Bleiſtift nicht mehr in meiner Gewalt und die Linien fahren mir unwillkürlich nach allen Richtungen aus einander."

Rodenberg betrachtete das Bild mit großer Aufmerkſamkeit und konnte ſich alsdann nicht enthalten, ſich darüber wiederholt anerkennend, ja, bewundernd auszuſprechen. Dann ſagte er: „Da die kleine Copie, welche ich Ihnen machen ſoll, für den Holzſchnitt beſtimmt iſt, ſo ſehe ich nicht ein, warum wir es nicht gleich auf Holz zeichnen ſollen."

„Glauben Sie, daß dies geht?"

„Gewiß, und um ſo beſſer, da Sie mit Ihrer angefangenen kleinen Zeichnung, an der ich indeſſen durchaus nicht ſehe, wo die Linien willkürlich aus einander fahren, ſo vortrefflich vorgearbeitet haben, beſonders wenn wir die gleiche Größe beibehalten können."

„Allerdings, denn ich habe mir den Holzſchnitt in dieſer Größe gedacht.“

„Wenn er gut geſchnitten wird, kann es ein ſchönes Blatt werden, und was mich anbetrifft, ſo werde ich mir die größte Mühe geben. Sie erlauben doch, Olfers, daß ich hier auf Ihrer Zeichnung nachtragen darf, was mir nöthig erſcheint? Mit ein paar Stunden Arbeit kann ich ſie vollkommen benutzen, um die Umriſſe, gerade wie ſie ſind, auf das Holz zu übertragen, und ich will mich gleich daran machen.“

Nach dieſen Worten wählte er ſich ein paar Bleiſtifte aus und begann ſogleich mit ſicherem Auge und geübter Hand die allerdings leichten Striche Roderich's deutlich und ſcharf hervortreten zu laſſen.

„Es iſt eine wahre Freude, hier zu arbeiten,“ meinte er nach einiger Zeit — „das große Fenſter läßt ſo viel Licht herein, daß man kaum etwas von dem trüben Novembertage merkt!“

„Das iſt wahr,“ erwiederte Roderich; „ich kann mich keines ſo dunkeln Wetters erinnern, an welchem ich nicht wenigſtens einige Stunden hätte arbeiten können, und dabei iſt noch Platz genug für uns Beide; ich rücke meine Staffelei ein wenig auf die Seite, und es kann alsdann keine Rede davon ſein, daß Einer dem Anderen auch nur im geringſten hinderlich wäre, und was mich anbelangt, ſo habe ich dabei außerordentlich viel gewonnen; es arbeitet ſich zu angenehm, wenn man hier und da ein Bischen plaudern kann, wobei es natürlicher Weiſe ſehr darauf ankommt, mit wem man plaudert.“

Da er hierbei gegen Rodenberg eine freundliche Hand-

bewegung machte, ſo dankte ihm dieſer mit einer Neigung des Kopfes und fragte alsdann, indem er zu zeichnen fortfuhr:

„Sie malen etwas Neues?“

„Ja und nein — ich habe keine Luſt, ſogleich wieder eine größere Arbeit vorzunehmen, und mag auch nicht müßig gehen; da ebauchire ich dann zu meinem eigenen Vergnügen hier und da Kleinigkeiten, nicht immer, um dieſelben auszuführen, ſondern häufig nur, um mir eine vergnügte Stunde zu machen. Es iſt für mich ein höchſt angenehmes Gefühl, vor einer reinlichen, glatten Leinwand zu ſtehen und auf dieſelbe, beſonders mit dem Pinſel, eine Skizze zu entwerfen — aber, um von etwas Aehnlichem zu reden,“ unterbrach er ſich plötzlich, die Staffelei verlaſſend, um in der Ecke des Ateliers ein Bild zu holen, welches er, ohne es vorerſt ſehen zu laſſen, herbeitrug — „da habe ich vor einiger Zeit in einer gleichen Anwandlung etwas entworfen, über das ich Ihr Urtheil hören möchte — ſehen Sie her!“

Er ſtellte das Bild auf und trat dann, den Anderen ſcharf beobachtend, etwas auf die Seite.

„A—a—a—ah!“ rief Rodenberg überraſcht — „wie das ſchön und ähnlich iſt! — Roderich, Sie ſind ein glücklicher Mann, die Vergangenheit, welche für uns Andere unwiederbringlich davoneilt, wenigſtens auf dieſe Art feſthalten zu können!“

Das Bild — man konnte es keine Skizze nennen, da es, wenn auch mit flüchtigen, kecken Strichen, doch ziemlich ausgeführt war — ſtellte eine hochgelegene Waldlichtung vor, auf deren rechter Seite dicht an den Bäumen, welche die Scene einrahmten, die bekannten vier wilden Männer aus dem Gefolge der ſchönen Jägerin ſtanden, während ſich dieſe

ſelbſt in der Mitte des Bildes befand, auf ihren Jagdſpeer geſtützt, und hinabzublicken ſchien auf das bewegte Leben im Lager des Prinzen Maiwein, welches ſich allerdings in den flüchtigſten Umriſſen links zwiſchen den Bäumen zeigte.

„Finden Sie eine Aehnlichkeit?“ fragte Roderich.

„Eine außerordentliche, unverkennbare — es iſt gerade, als hätte Ihnen die Dame zu Ihrem Portrait geſeſſen — wahrhaftig, Roderich, ich beneide Sie um Ihre große Kunſt — ja, die Aehnlichkeit iſt ganz außerordentlich, und mit wie wenig Strichen das Geſicht gemalt iſt!“

„Gewiß, ſo flüchtig und nachläſſig, daß man es nur aus der Entfernung anſehen darf — es iſt die Frucht der Laune eines Vormittags, wo ich ſonſt nichts zu thun hatte und wo ich mich im Geiſte gerade ſehr lebhaft mit unſerem hübſchen Künſtlerfeſte beſchäftigte — wenn Ihnen die unbedeutende Skizze Freude macht, ſo ſchicke ich ſie in Ihre Wohnung.“

„Das kann ich unmöglich annehmen!“ rief Rodenberg freudig überraſcht — und doch ſetzte er gleich darauf hinzu, indem er dem Anderen ſeine rechte Hand entgegenſtreckte: „So gegeben, kann und darf ich es annehmen, beſonders da ich ja nie ein Hehl daraus machte, wie innig und herzlich ich für das räthſelhafte Original dieſes Bildes geſchwärmt und noch immer ſchwärme — alſo meinen beſten Dank mit der Bitte, mich als Ihren großen Schuldner anzuſehen!“

„Es iſt nicht der Rede werth,“ ſagte Roderich und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „Wenn Sie es betrachten, ruft es in Ihnen eine angenehme Erinnerung wach, während, wenn ich es anſehe, ich freilich ebenfalls jenes ſchönen Tages gedenke, aber dabei auch, wie ſeit demſelben ſo Manches anders

geworden iſt — alſo ich ſende es Ihnen mit der einzigen Bedingung, daß Sie es nicht als die geringſte Verbindlichkeit gegen mich betrachten."

Roderich hatte die Skizze auf der Staffelei ſtehen laſſen, und wie in Gedanken nahm er Palette und Pinſel und malte an der Hauptfigur derſelben, wobei er zuweilen einen Blick auf ſein großes Bild warf, aus dem Conchitta's Züge in einer unverkennbaren, wenn auch nicht angenehmen Aehnlichkeit hervortraten. „Haben Sie etwas darüber erfahren," fragte er nach einiger Zeit, „wohin ſich Sennora Juanita gewendet?"

„Nicht das Geringſte. — Ich nannte ſie vorhin ein räthſelhaftes Weſen, das iſt ſie für mich im höchſten Grade."

„Eine große Künſtlerin, mit allen Vorzügen und Launen einer ſolchen."

„Mich hat ſie hauptſächlich mit der zuletzt genannten, nicht eben angenehmen Eigenſchaft bekannt werden laſſen; wenn ich mir die Sache mit ruhigem Blute überlege, ſo muß ich geſtehen, daß ſie mich eigentlich ausgezeichnet ſchlecht behandelt hat — und trotz alledem liebe ich ſie, gelinde geſagt, mit jener Leidenſchaft, die uns zu allen tollen Streichen aufgelegt macht. Ich bin nie ein beſonnener, ruhiger Menſch geweſen, mit einer ſehr erregbaren Phantaſie, die nur zu geneigt iſt, mit meinem Verſtande durchzugehen — da ſehe ich dieſes wunderbare Weſen zum erſten Male an einem ſchönen Morgen mitten in einem grünen, duftigen Walde plötzlich vor mich hintreten, als ſei ſie vom Himmel herabgeſtiegen oder als habe ihre Feen-Equipage ſie aus irgend einem Fabellande hergeführt. Und dieſe Rolle ſpielte ſie fort; ſie nannte ſich eine Waldfee, und während ſie mich durch

wenn man den alten Italiener beſtimmen könnte, den Proben, wie die Andern, beizuwohnen.“

„Man muß ihm darüber einen Befehl zugehen laſſen!“ meinte der General-Intendant.

„Herr Graf, das wird nicht angehen,“ warf der Regiſſeur dazwiſchen, „dieſe alten Muſiker haben ihre eigenen Privilegien, und wenn man verſucht, die anzugreifen, ſo könnte man gar mit dieſen Leuten nicht mehr fertig werden.“

„Natürlich!“ ſagte Alfons, „Privilegien ſind heilig; aber wie wär' es, wenn ich mit Signor Benetti einmal privatim ein freundliches Wort ſpräche? — Bei der Vorſtellung iſt er mir, glaube ich, nicht genannt worden — er war vermuthlich heute Morgen nicht im Theater?“

„Nein, Herr Graf, er kommt nur in den Stunden, wo er zu ſpielen hat.“

„Und was iſt er für eine Art von Mann?“

Der Kapellmeiſter zuckte die Achſeln und der Regiſſeur lächelte.

„Das kann ich Ihnen ganz genau ſagen,“ entgegnete Charles. „Ich habe vor mehreren Jahren längere Zeit bei ihm Unterricht gehabt, und das muß ich ſchon geſtehen: ich habe was Tüchtiges bei ihm gelernt. Aber es iſt ein merkwürdiger alter Kauz. Benetti iſt hoch in die Sechszig, vielleicht ein Siebziger, unverheirathet; er kam vielleicht vor fünfzig Jahren hieher, als der ſelige Herr die große Oper einrichten ließ. Damals waren die meiſten Angeſtellten Italiener, und die beiden Benetti's, junge, unternehmende Burſche, beide angehende Muſiker, malten mit an den großartigen Dekorationen, die damals beliebt wurden, und darauf blieben ſie hier. Der Eine bildete ſich für das Ballet und war auch für das Ausland ein berühmter Name, der Andere warf den Pinſel weg, widmete ſich ganz der Muſik und gab anfänglich in vornehmen Häuſern Stunden. Doch wollte

kluge und verſtändig ſein ſollende Worte von ſich fern hielt, zog ſie mich mächtig in ihren Zauberkreis und hat mich heute noch nicht daraus entlaſſen.“

Roderich nickte mit dem Kopfe, worauf er in ſich hinein murmelte: „Ja, ja, ein Zauberkreis — unvermerkt umſchlingt er uns, und während wir noch des ſchönen Gedankens voller Freiheit leben, ſind wir bereits für alle Ewigkeit gefeſſelt — und doch muß ich Sie beneiden!“

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Um einen Blick aus dieſen ſchönen, dunkel glühenden Augen, den ich zufällig bemerkte.“

„Und wo war das, wenn ich fragen darf?“

„Bei jener Soirée des Prinzen Heinrich — Sie ſahen nichts davon, wohl aber Seine Hoheit und ich, der zufällig neben ihm ſtand. Der Prinz wandte ſich an die junge Dame und ſagte ihr mit einem eigenthümlichen Lächeln: ‚Sie denken wohl mit Bedauern an Ihre verlorene Waldfreiheit?‘“

„Sie haben Recht, ich ſah nichts davon; gerade an dieſem Abende, wenige Tage nachdem mir die Ehre zu Theil geworden, ihr Cavalier ſein zu dürfen, war ich gar nicht mehr für ſie auf der Welt — nun, daß ich mich der von aller Welt Gefeierten weiter nicht aufdrängte, werden Sie mir glauben.“

„Gewiß, und ich bemerkte das. — Alſo Sie erfuhren nichts mehr von ihr?“

„Wie ſchon geſagt, nicht das Geringſte, obgleich es mir ein Leichtes geweſen wäre, ihren jetzigen Aufenthalt zu erfahren; ſelbſt ihre Schweſter Conchitta würde, wie ich glaube, kein Geheimniß daraus machen.“

„Sehen Sie dieſelbe zuweilen?“

„Nie, wenn ich ihr nicht zufällig auf der Straße begegne, und das kommt nicht oft vor.“

„Ja, ſie ſcheint ſelten ihre Wohnung zu verlaſſen.“

„Sie ſahen ſie doch früher häufig bei ſich hier in Ihrem Atelier?“

„O ja — früher kam ſie zuweilen; es iſt das ein eben ſo eigenthümlicher Charakter wie ihre Schweſter.“

„Ja, und doch wieder ganz anders, ich fürchte, Sennora Juanita iſt im Stande, mit der innigen Liebe eines Mannes zu tändeln, ja, nach Laune ein leichtſinniges Spiel damit zu treiben, indem ſie ſich in dieſem Augenblicke von dem kalt und ſchroff abwendet, den ſie ſoeben durch einen heißen Blick mächtig angezogen; dazu halte ich Conchitta nicht für fähig.“

„Weil ſie überhaupt nicht zu lieben verſteht?“

„Ja, dieſes iſt das richtige Wort; ſie verſteht es vielleicht nicht, zu lieben, aber lieben kann ſie gewiß, dafür ſpricht die unergründliche Tiefe ihrer ſchönen, ſammtartigen Augen.“

„Kann man lieben und nicht zu lieben verſtehen?“

„Ganz gewiß, man kann heiße Liebe im Herzen fühlen und doch nicht im Stande ſein, dieſe Liebe kund werden zu laſſen: es gibt Herzen, deren Rinde um ſo dichter und kälter wird, je heftiger ſich die Gluth in ihrem Innern entzündet — natürlich ſpreche ich hier nur vom Herzen eines Mädchens, aber es iſt ſehr ſchwer zu unterſcheiden, aus welchen Gründen ſie ſich kalt von uns abwendet — hat es doch dafür ſo vielerlei Motive: das der Unſchuld, der Coquetterie oder auch des Pflichtgefühls.“

„Sie ſind ein vortrefflicher Lehrmeiſter, Rodenberg,“ ſagte der Andere lächelnd, doch war dieſes Lächeln nicht ganz

unbefangen — und wenn Conchitta, von der Sie ſoeben ſprachen, eine tief empfundene Liebe verheimlichte, aus welchem Grunde würde ſie es wohl thun?"

„Sie hat einen merkwürdig feſten und entſchiedenen Charakter," gab der jüngere Maler, ruhig fortzeichnend, zur Antwort; „man ſieht es an ihrem geſetzten Weſen, erkennt das, wenn man auch nur wenig mit ihr umgegangen iſt, ja, es ſpricht unverkennbar aus ihrem ganzen Betragen, aus ihrem ſichern Auftreten, und vor allen Dingen leuchtet es aus ihrem Auge; ich halte viel auf die Sprache der Augen, und ich habe nie einen Blick geſehen ſo Vertrauen erregend, aber auch ſo Vertrauen fordernd, wie bei dieſem ſchönen Mädchen."

Roderich malte ſchon ſeit einigen Secunden nicht mehr; den Arm auf den Rahmen ſeines kleinen Bildes geſtützt und den Kopf in die Hand gelegt, betrachtete er mit einem eigenthümlichen, forſchenden Geſichtsausdrucke die offenen Züge des jungen Mannes, der unverkennbar aus vollſter Ueberzeugung ſprach. — „Und wenn Conchitta Jemanden liebte," fragte er endlich, „und das Niemandem geſtehen wollte, wäre ihr Beweggrund hierzu Coquetterie, Unſchuld oder Pflichtgefühl? Scheint Ihnen dieſe Frage ſchwer zu beantworten?" ſetzte er hinzu, als Rodenberg nicht ſogleich Antwort gab.

„Nein, nein," erwiederte der junge Maler heiter, „die Beantwortung Ihrer Frage iſt mir wahrhaftig nicht ſo ſchwierig, als hier das edle Geſicht der jungen Dame, von der wir reden, auf dem Papier wiederzugeben, womit ich gerade beſchäftigt bin. Coquetterie kennt ſie nicht, dazu iſt ſie zu natürlich und ſelbſtbewußt. Was ihre Unſchuld in einer ſolchen Herzensangelegenheit betrifft, ſo iſt ſie zu ſehr

Spanierin, um nur einen Augenblick in Zweifel zu bleiben über einen Blick der Liebe, wenn man ſie mit einem ſolchen betrachtet."

„Alſo bleibt uns nur das Pflichtgefühl?"

„Ja, allerdings, und bei dieſem Charakter ſetze ich einen ſolchen Einfluß des Pflichtgefühls auf ihren Verſtand, ja, auf ihre Leidenſchaft voraus, daß eher ihr Herz brechen, bevor ſie ihren Grundſätzen untreu würde."

„Ich glaube, Sie haben Recht," ſagte Roderich mit ſehr leiſer Stimme, „es iſt eine merkwürdige Kraft und Entſchloſſenheit in dieſem ſeltenen Mädchen."

„Haben Sie auch von dem lächerlichen Gerüchte gehört, das über ſie im Umlaufe iſt?" fragte Rodenberg.

„Ja, ich hörte davon — nennen Sie es lächerlich?"

„Dieſe Frage kann nicht Ihr Ernſt ſein!"

„Und warum nicht? Ich glaube, Sie haben unſere liebenswürdige Collegin ſehr richtig beurtheilt; Sie halten ſie fähig, aus Pflichtgefühl eine tiefe Neigung zu unterdrücken, ja, einer ſolchen zu entſagen — gut denn, warum ſollte ſie aus Pflichtgefühl nicht fähig ſein, eine tolle Heirath einzugehen?"

„Wie ſo, aus Pflichtgefühl?"

„Nehmen wir an," ſprach Roderich mit einer eigenthümlich bewegten Stimme, „ſie dürfe irgend eine Neigung nicht erwiedern, könnten wir nicht vorausſetzen, ihr Pflichtgefühl gehe ſo weit, um jenem, der ſie liebt, durch eine unüberlegte Heirath alle Hoffnung abzuſchneiden?"

„Ob ein Pflichtgefühl ſo weit gehen kann," erwiederte Rodenberg lachend, „weiß ich wahrlich nicht; doch wäre es mir um unſerer liebenswürdigen Collegin willen lieber, ein

ſolch' poetiſches Motiv unterlegen zu können — ja, gegenüber anderen Beweggründen faſt glaublich."

„Und was ſind das für andere Beweggründe?"

„Die angenehme und höchſt liebenswürdige Perſönlichkeit unſeres Freundes Michel Angelo, deſſen berühmte Gemälde-Galerie, ſowie das Vermögen der Madame Schmitz. Die letztere hielt bisher ihren kleinen Sohn ſo hoch, daß ſie eine ſaure Miene gemacht haben würde, wenn es irgend einer Prinzeſſin eingefallen wäre, das Auge zu Michel Angelo zu erheben."

„Und Conchitta würde ſie als Schwiegertochter annehmen?"

„Man ſagt ſo, und darauf kann ſich die Fremde, die Spanierin, etwas einbilden. Schon ſeit einiger Zeit habe ich mir vorgenommen, der Madame Schmitz einen Beſuch zu machen, um etwas Genaueres zu erfahren, doch die Lächerlichkeit dieſes Gerüchtes hielt mich davon ab."

„Das Herz des Weibes iſt ein beſtändiges Räthſel!"

„Mit deſſen Auflöſung wir uns ſo gern die unglaublichſte Mühe geben!"

„Um häufig durch dieſe Auflöſung unangenehm überraſcht zu werden!"

Dergleichen Unterredungen über die verſchiedenartigſten Themen hielten die beiden Maler in den nächſten Tagen häufig mit einander, während der Eine mit verſchiedenen Entwürfen, der Andere mit ſeiner Zeichnung ſo fleißig beſchäftigt war, daß letztere, ſauber auf Holz übertragen, raſch ihrer Vollendung entgegenging. Roderich fühlte ſich angenehm angeregt durch den heiteren, geſunden Sinn des Anderen, durch ſein ungenirtes, aber immer taktvolles Weſen,

durch ſeine drolligen Einfälle und launigen Schilderungen, und er befand ſich durch ſeine häuslichen Angelegenheiten gerade in der Stimmung, den Werth eines ſolchen freundlichen Geſellſchafters doppelt zu würdigen; denn der Kammerjunker Freiherr von Schenk war vor Kurzem wieder erſchienen, und zwar in Begleitung eines rechtskundigen Freundes, unter welchem Titel er einen Fremden, der mit ihm gekommen, vorſtellte, um die Angelegenheit ſeiner Couſine endgültig zu regeln. Was die Scheidung ſelbſt anbelangte, ſo lief dieſe ihren langwierigen, geſchäftlichen Weg, wogegen Roderich aufs bereitwilligſte damit einverſtanden war, die Vermögensverhältniſſe ſo raſch als möglich zu ordnen. Er hatte nur, dem faſt heftigen Verlangen Lytton's nachgebend, jenem rechtskundigen Freunde, den er, wie der praktiſche Engländer ſagte, als einen rechtskundigen Feind zu betrachten habe, einen bekannten Advocaten gegenüber geſtellt. Zwiſchen dieſen beiden Herren wurde die Sache um ſo ſchneller in Richtigkeit gebracht, als ja das, was der Maler den Wünſchen ſeiner Frau gemäß ſchon im voraus genehmigt hatte, nur in rechtskräftige Form gebracht zu werden brauchte. Im Verlaufe dieſer Verhandlung verſuchte es Lytton noch einmal, wenigſtens an den Beſtimmungen ſo viel zu ändern, daß das Jahreseinkommen der Mutter Margarethens als eine jährliche Rente beſtimmt würde, ſtatt ihr das Capital ein für alle Mal in die Hand zu geben, aber vergebens — Roderich, in ſeiner großen Art zu denken, und jetzt, da die Trennung factiſch vollzogen, milderen Geſinnungen mehr als nöthig zugänglich, war nicht dazu zu bewegen, und ſo mußte denn Lytton kopfſchüttelnd den Unterhandlungen ihren Verlauf laſſen.

„Warum," hatte Roderich gefragt, „ſoll ich auch nur den Schein annehmen, als wolle ich ihr etwas von dem, was ich ihr zugeſtanden, in irgend einer Art verkümmern? Warum ein Mißtrauen gegen ihre künftige Handlungsweiſe ſchon im voraus kund werden laſſen, ein Mißtrauen, das ich gar nicht habe?"

„Leider haſt Du es nicht," hatte ihm Lytton geantwortet, „und hätteſt Du auch nach allem dem, was Dir jene Familie ſchon angethan, volle Urſache gehabt, mißtrauiſch zu werden! Und bedenke nur Eines, Du haſt es jetzt nicht mehr mit Deiner früheren Frau allein zu thun, ſondern mit einem ganzen Heere von Anverwandten, die ſich alle bemühen werden, jedes Theilchen einer Schuld von Deiner Frau ab auf Dich zu wälzen, und die Alles, was ſie gegen Dich unternimmt, im voraus gutheißen würden!"

„Und was könnte ſie gegen mich unternehmen?"

„Das weiß ich nicht, aber ſo viel weiß ich, daß ich dieſer Familie Schenk gegenüber mein Recht in der Hand behalten würde!"

Doch, wie ſchon geſagt, alle dieſe vernünftigen Vorſtellungen fruchteten nicht das Geringſte, ſogar ein ſtärkeres Argument nicht, welches Lytton vorbrachte, indem er ſagte: „Und wenn nun Deine Frau das ihr übergebene Vermögen, welches auch zugleich das Deiner Tochter iſt, in leichtſinniger Verſchwendung verthun würde?" — Worauf Roderich erwiederte:

„Sie wird das nicht thun — Luſt zur Verſchwendung gehört nicht zu ihren Fehlern, und wenn es wäre, ſo hätte ſie in dem Falle ja ganz allein zu ihrer eigenen Strafe gehandelt, denn was mein Kind anbelangt, ſo hoffe ich im

Stande zu ſein, auch ohne jenes Capital glänzend für ſeine Zukunft ſorgen zu können."

Da war denn nichts weiter zu thun, und der redliche und umſichtige Freund Roderich's mußte der Sache ihren Lauf laſſen, worauf denn dieſe auch ſehr bald in Ordnung kam, da es den Maler drängte, die Anweiſung zu unterzeichnen, welche Frau Hildegard in den Beſitz eines Capitals von über hunderttauſend Thalern ſetzte. Die Zinſen konnte ſie ganz nach ihrem Gefallen verwenden, und nebenbei hatte ſie unterſchriftlich verſprochen, das Capital ungeſchmälert zu laſſen und als das Eigenthum ihrer Tochter Margarethe zu betrachten.

XXV.

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter!“

Roderich war herzlich froh, als die Sache endlich in Ordnung und der Bevollmächtigte, Freiherr von Schenk, mit seinem rechtskundigen Freunde wieder abgezogen war; hatte er doch im gegenwärtigen Augenblicke so außerordentlich viel zu thun, denn es rückte die Weihnachtszeit heran, um die er sich früher nur insofern bekümmert, als er um diese Zeit einen ziemlich großen Geldbetrag an die Haushaltungskasse abgab, aus der alsdann Frau Hildegard sämmtliche nöthige und unnöthige Bescherungen bestritt. Sehr gern hätte er sich früher schon das Vergnügen gemacht, allerlei kleine Einkäufe selbst zu besorgen, doch wurde ihm ein solches Verlangen sehr übel ausgelegt und als ein förmlicher Eingriff in die Rechte der Hausfrau betrachtet; war es ihm doch kaum möglich gewesen, die zufriedene Beistimmung derselben für das zu erlangen, was er speciell für sie selbst gekauft, und war er jedes Mal durchgefallen, wenn er eigene Ideen, die kleinen Gaben für seine Tochter betreffend, zur Geltung hatte bringen wollen — jetzt aber hatte er auch hierin freie

Hand, und dieser Theil seiner wiedergewonnenen Freiheit war es, der ihn förmlich entzückte.

Mit welchem Interesse ließ er sich die kleine Garderobe Margarethens vorlegen und sich dabei sogar den Rath von Mademoiselle Elise über Anschaffungen und Aenderungen gefallen; dann musterte er sämmtliche Spielsachen und entdeckte dabei eine Menge alten Rumpelwerks, welches dem strengen Spruche gänzlicher Verbannung nur dadurch entgehen konnte, daß die Gouvernante versicherte, diese halbzerstörten Sachen seien es gerade, welche von der Kleinen und ihren Gespielinnen am meisten beachtet und werthgeschätzt würden.

Hierauf entwarf der Maler eine ziemlich lange Liste von neuen, größtentheils sehr unnöthigen Dingen, welche das bevorstehende Weihnachtsfest verherrlichen sollten, und dann beschloß er, sich am Tage des festlichen Abends das ganz besondere Vergnügen zu machen, die Weihnachtsmesse zu besuchen und, dort umherschlendernd, alles das einzukaufen, von dem man nur annähernd glauben konnte, daß es dem kleinen Mädchen Vergnügen machen würde.

Andreas mußte den größten Tannenbaum einkaufen, der nur aufzutreiben war, und hatte den eingekauften ein paar Mal umwechseln müssen, ehe er einen gebracht, welcher von pyramidalisch tadelloser Form war. Da der Gärtner schon früher beim Aufputzen des Weihnachtsbaumes hülfreiche Hand geleistet, so wurde er auch jetzt zu diesem wichtigen Geschäfte beigezogen, sah aber ziemlich sauer darein, als auch Mademoiselle Elise erschien und es sich nicht nehmen lassen wollte, die betreffenden Bonbons mit Fäden zu versehen. Es war ihr überhaupt bis jetzt trotz aller Anstrengung nicht gelungen,

das Letztere nicht gut thun, denn der alte Italiener ist ein so fürchterlich heftiger Mann, daß ihn der kleinste Fehler seiner Zöglinge veranlassen konnte, sie entweder mit dem Notenheft hinter die Ohren zu schlagen, oder wenn das nicht angieng, fortzugehen, um nicht mehr in das Haus zurückzukehren. Wie viel dergleichen Scenen habe ich mit ihm erlebt! Wie oft hat er mich zur Thüre hinaus bekomplimentirt und mich hoch und heilig versichert, er wolle mit mir nichts mehr zu thun haben! Aber er hatte mich lieb, das kann ich mit Stolz sagen; denn am andern Tag schon nach solchen Scenen schrieb er mir mit zwei Worten, ich solle wieder kommen, und wenn ich alsdann, wie sich das von selbst verstand, in seine Wohnung zurückkehrte, so nahm er mich mit offenen Armen auf und er that alsdann seiner Heftigkeit vierzehn Tage die größte Gewalt an."

„Hat er Familie?" fragte der Graf.

„Nein," sagte der Kapellmeister; „er war auch niemals verheirathet," fuhr er fort, „lebte sehr eingezogen, sehr anständig und man konnte von seinem Lebenswandel nur Rühmenswerthes sagen. Ich war lange nicht mehr in seiner Behausung. Vor fünf, sechs Jahren, wo ich mit ihm ein größeres Werk über ältere italienische Kirchen-Musik bearbeitete, kam ich häufig zu ihm. Damals hatte er eine alte Haushälterin, die mußte viel mit ihm ausstehen; ich glaube, sie ist unterdessen gestorben."

„Ja wohl, sie ist gestorben," versicherte der Regisseur, „ich weiß, der heftige, knauserige Italiener war damals in großer Verlegenheit, denn es wollte sich lange keine Person finden, die sich dazu hergab, seine ewigen Schimpfereien anzuhören, ja sogar die Zielscheibe eines Tellers oder eines Glases zu werden, wie das oftmals schon früher vorgekommen sein soll."

„Kann der alte Mann leben?" fragte der Intendant; „ist er gut bezahlt?"

ſich die Gunſt oder auch nur die gute Meinung von Seiten Andreas' zu erringen; ſeit die Veränderung im Hauſe vorgegangen war, behandelte er ſie noch ſchroffer und abſtoßender, als er früher gethan, und dies in ſo auffallender Weiſe, ſogar in Gegenwart des Herrn, daß dieſer ſich ſchon veranlaßt geſehen, ſeine Verwunderung darüber auszuſprechen, worauf ihm Andreas entgegnete:

„Warum ſoll ich gegen ſie anders ſein? Wird ſich die doch eben ſo wenig ändern, wie ein Mohr weiß wird und eine Elſter das Hüpfen vergißt — das heißt innerlich, wenn ſie auch äußerlich das vollkommenſte Lamm geworden iſt!"

Eine ähnliche kleine Scene hatte auch heute Statt gefunden; obgleich ſich Mademoiſelle Eliſe bemühte, den Anordnungen des Gärtners in Betreff des Baumes aufs ſchleunigſte Folge zu leiſten, hatte ſie ihm doch nichts recht machen können, und er brummte in Einem fort. Roderich hätte ihm gern etwas darüber geſagt, doch fürchtete er, ihn hiedurch noch mehr gegen die Gouvernante aufzubringen, und ſprach er deßhalb in murmelndem Tone, als jener einen Augenblick hinausgegangen war:

„Machen Sie ſich nichts daraus, es iſt ſo ſeine Art, über Alles zu brummen!"

Wie erſtaunte der Maler aber, als das Mädchen ihn hierauf einen Augenblick ſtarr anſah, dann in Thränen ausbrach und darauf haſtig das Zimmer verließ.

So entſtand denn ein ſo ausgezeichneter Chriſtbaum, daß ſelbſt Roderich mit ſeinem Sinne für das Schöne und Geſchmackvolle eine wirkliche Freude daran hatte: vergoldete Reife, die nach oben zu immer kleiner wurden, hielten die Zweige aus einander und gaben dem Baume etwas Nettes,

Abgedrehtes; an dieſen Reifen hing unten das Zuckerwerk und oben waren die Wachskerzchen befeſtigt, ſo daß der Baum mit den angezündeten Lichtern wie eine leuchtende Pyramide auszuſehen verſprach. Die Geſchenke für das kleine Mädchen wurden nun auf dem großen Tiſche, der den Baum trug, maleriſch ausgebreitet, und auf kleinen Tiſchen an der Wand des Zimmers befanden ſich die Gaben für die Dienerſchaft.

Mit ſtrahlendem Blicke überſchaute der glückliche Vater nochmals das Ganze und weidete ſich ſchon im voraus an der Seligkeit des großen Augenblickes, wenn er die Thür zu dem finſtern Nebenzimmer öffnen würde und wenn Margarethe hereinkäme, die großen, glänzenden Augen weit geöffnet und ſtrahlend vom Wiederſcheine der zahlloſen brennenden Wachskerzchen.

Und wie geblendet mochte ſie wohl ſtehen bleiben vor allen den herrlichen Sachen, die hier ausgebreitet lagen, zweifelnd, prüfend und wählend, durchaus nicht mit ſich im Reinen, wonach ſie zuerſt greifen ſollte, ihr kleines, glücklich ſchlagendes Herz getheilt zwiſchen ſo vielerlei Dingen, beſonders aber zwiſchen einer Puppe in Kinderlebensgröße, deren vergißmeinnichtblaue Augen ein ſanftes Gefühl bekundeten, ſowie in rührender Erkenntlichkeit über bewieſene Mutterliebe glänzten, und einem Garten, der mit der großen Puppenſtube Margarethens durch eine Glasthür in Verbindung ſtand und nicht nur Blumenbeete und Bäume in einer unbeſchreiblichen Natürlichkeit zeigte, ſondern auch Stühle und Bänke, eine kleine Schaukel, ja, ſogar einen lebendigen Springbrunnen — und daneben die reiche Auswahl an eigenen wie an Puppenkleidern, ferner die Küche mit dem erfindungs-

reichſten Kochapparate, die Bügelſtube mit Teppich und Bügeleiſen und der große Salon des Puppenhauſes mit Chriſtbäumchen und einer ganzen Beſcherung en miniature.

Das Alles überſchaute Roderich unzählige Male mit heiterem Sinne und glücklichem Herzen, ehe er ſich davon zu trennen vermochte; dann verſchloß er die Stube ſorgfältig, um noch den oben erwähnten Gang über den Weihnachtsmarkt zu machen, zu welchem Zwecke ihn Lytton abzuholen kam. Vorher aber trat er nochmals ins Zimmer ſeiner kleinen Tochter, die auf einem Bänkchen gegenüber dem Fenſter ſaß und, die gefalteten Hände auf den Knieen, nachſinnend an den Himmel hinaufblickte.

Doch machte dieſer an dem heutigen heiligen Abende kein freundliches Geſicht; er hatte ſich in graue Wolkenſchleier gehüllt und ſandte hier und da vereinzelte dicke, weiße Flocken herab als Vorboten tüchtigen Schneewetters, welche ein naßkalter Wind, der ſtoßweiſe durch die dürren Aeſte ſauste, herbeizublaſen ſchien.

„Woran denkſt Du, mein Herz?“ ſagte der Vater, indem er den Kopf des Kindes ſanft erhob und es auf ſeinen kleinen, friſchen Mund küßte.

„Ich denke an heute Abend, Papa, und möchte gern errathen, was mir das Chriſtkind beſcheren wird.“

„Die guten Kinder dürfen ſich etwas wünſchen und bekommen es alsdann, und da Du, wie ich glaube, ein gutes Kind biſt, ſo wird auch bei Dir irgend ein kleiner Wunſch in Erfüllung gehen.“

„O, ich habe mir ſchon viel gewünſcht!“

„So viel darf es gerade nicht ſein; man muß ſich dem

Chriſtkinde gegenüber ja in Acht nehmen, nicht unbeſcheiden zu ſein!“

„Weißt Du was, Papa,“ erwiederte das Kind mit einem herzlichen Lächeln, „ich will mir lieber gar nichts wünſchen, ſondern erwarten, daß ich ſehr viel bekomme!“

„Das iſt recht klug von Dir,“ ſagte Roderich lachend, „und dieſe Beſcheidenheit wird gewiß belohnt werden! Nun, behüte Dich Gott, ich gehe noch ein paar Stunden aus, und wenn ich zurückkomme, wollen wir ſehen, was uns das Chriſtkindchen beſchert hat — ich freue mich eben ſo ſehr darauf, als Du!“

Mademoiſelle Eliſe war bei dieſem kleinen Geſpräche zugegen geweſen und hatte ebenſo wie Margarethe an den Himmel hinaufgeſchaut, aber nicht mit dem Ausdrucke ſanfter Träumerei oder glückſeliger Erwartung. Sie hatte ihre Lippen feſt über einander gepreßt und ihre Augen ſtarrten gerade vor ſich hin mit einem Ausdrucke, der vollkommen als Spiegelbild der troſtloſen, grauen Schneewolken erſcheinen konnte. Dabei war ſie außergewöhnlich bleich, und nur zuweilen flammte eine plötzliche Röthe auf ihrem Geſichte, wenn ſie ſich, was ein paar Mal vorkam, raſch gegen ihren Herrn umwandte, als derſelbe ſo voller Liebe und Herzlichkeit mit dem kleinen Mädchen plauderte. Jetzt küßte er das Kind noch einmal aufs innigſte, worauf er ſagte:

„Alſo ich gehe jetzt und bin um ſechs Uhr zur Beſcherung wieder da — das wird ein prächtiger Abend werden!“ ſetzte er, vergnügt die Hände reibend, hinzu.

Dann wandte er ſich um und ſchritt gegen die Thür.

Auch Mademoiſelle Eliſe wandte ſich raſch, ſchaute ihm nach und ſagte alsdann in einem bewegten, wenngleich lauten

Tone zu Margarethe: „Ach, wie Dein Vater ſo lieb und gut für Dich denkt; gib ihm noch ſchnell einen Kuß und ſomit einen Dank im voraus!“

Bei dieſen Worten nahm ſie das kleine Mädchen, welches freudig aufgeſprungen war, an der Hand und führte es raſch zu ſeinem Vater, der unter der Thür ſtehen geblieben war und ſeine Arme ausbreitete, um das liebe, kleine Geſchöpf, das heiter an ihm emporſprang, nochmals in ſeine Arme zu ſchließen.

Ein Blick auf die Gouvernante zeigte ihm Thränen in deren Augen.

„Was haben Sie, Mademoiſelle Eliſe?“

„Der heutige Abend bewegt mich immer und ſtimmt mich ernſt und trübe; ich gedenke alsdann meiner Jugendzeit und beſonders tief der Menſchen, die mich geliebt und mir freundlich geweſen ſind!“

„Sie erinnern ſich derſelben mit einem Gefühle des Dankes, aber nicht gerade der Trauer?“

„O doch, o doch, mit einem Gefühle tiefer Trauer und Wehmuth, denn ich war nicht immer dankbar, ich vergaß Güte, die man mir bewieſen, Wohlthaten, die man mir erzeigt — und dieſes Unrecht, welches ich begangen, drückt mir das Herz zuſammen!“

Roderich war ſo heiter, ſo weich, ſo wohlwollend für die ganze Welt geſtimmt, daß er nicht umhin konnte, in einem herzlichen Tone zu erwiedern: „Und wenn Sie ein begangenes Unrecht erkennen, ſo bereuen Sie es auch, und wer bereut, findet Verzeihung — verderben Sie ſich deßhalb den heutigen feſtlichen Abend nicht mit Kummer und Thränen!“

„Und würden Sie mir ein Unrecht vergeben, das ich gegen Sie begangen hätte?“

„O gewiß,“ erwiederte er lächelnd; „ich wäre ein guter oder, wenn Sie wollen, ein schlechter Beichtvater geworden und hätte bei der geringsten Spur von Reue die vollste Verzeihung gewährt!“

„Wie danke ich Ihnen für dieses Wort!“ rief das Mädchen mit einem Ausdrucke von Freude, der ihm unerklärlich schien und über den er sie wahrscheinlich befragt haben würde, wenn Mademoiselle Elise nicht in diesem Augenblicke hastig seine Hand ergriffen und auf dieselbe, ehe er es hindern konnte, zwei sich rasch folgende heiße Küsse gedrückt hätte.

Fast ärgerlich zog er seine Hand zurück und konnte sich nicht enthalten, ihr zu sagen: „Lassen Sie dergleichen bleiben, Mademoiselle Elise — ich habe keine Idee, aus welchem Gefühle eine Empfindung entspringen konnte, die solches rechtfertigte; thun Sie Ihre Pflicht wie bisher mit Umsicht und Treue, und auf diese Art werden Sie auch am besten mit traurigen Erinnerungen Ihrer Vergangenheit ins Reine kommen — bis nachher! Adieu, meine liebe Margarethe!“

Er verließ das Zimmer und stieg langsam die Treppe hinab, ohne zu bemerken, wie die Gouvernante, das kleine Mädchen an der Hand, ihm auf den Gang hinaus gefolgt war, wie sie droben, ihm nachstarrend, stehen blieb, wie sie dem Kinde zuflüsterte: „Winke Deinem Vater noch einmal!“ — wie sie alsdann ins Zimmer zurückwankte und in einer Ecke desselben unter convulsivischem Schluchzen auf einen Stuhl niedersank.

Drunten im Hause erwartete Lytton seinen Freund und

rief ihm entgegen: „Beinahe wäre ich trotz meiner ſchmutzigen Stiefel hinaufgekommen, um das erwartungsvolle Geſichtchen und das gewiß jetzt ſchon vor Freude leuchtende Auge Deiner Kleinen zu ſehen!“

„Ja, ja, das war ſchon im voraus belohnend,“ entgegnete Roderich; „doch wirſt Du alles das nachher doppelt genießen, ihr Glück wird unbeſchreiblich ſein.“

„Und auch das Deinige — es iſt doch etwas Beneidenswerthes, Vater zu ſein!“

„Ganz gewiß, Vater einer ſolchen Tochter — aber komm' jetzt, ich muß noch verſchiedene Kleinigkeiten ſuchen.“

„Mir ſcheint, Du wirſt den ganzen Weihnachtsmarkt zuſammenkaufen.“

„Wenigſtens wollen wir allen beſcheidenen Genüſſen den Zügel ſchießen laſſen, dabei an die Glückſeligkeit der Jugend denkend, wo wir unſere paar Groſchen aufs ängſtlichſte zu Rathe hielten und doch ſchließlich nur das Unnöthigſte gekauft hatten.“

„Nun, vielleicht machen wir's heute eben ſo.“

Damit gingen ſie durch die ſchon halb dunkeln Straßen, aber nicht allein, denn vor und neben ihnen zogen andere würdige Familienväter oder Mütter in Shawl und Caputze, gefolgt von ihren Dienſtmädchen, um ebenfalls noch eine Menge ſehr überflüſſiger Nothwendigkeiten einzukaufen.

Da war auch ſchon der Markt mit ſeinem geheimnißvollen Treiben, mit den hölzernen Buden, von denen jede die andere durch reicheren Lichterglanz überbieten zu wollen ſchien, — war ihnen doch nur noch eine kurze Friſt vergönnt, bis die Buden geſchloſſen wurden, weil die Käufer

gewöhnlich mit dem vollen Eintritte der Nacht plötzlich verſchwanden, wie Geſpenſter mit dem erſten Hahnenſchrei.

Vor dem Markte auf einem kleinen Platze befanden ſich ganze Reihen von Tannenbaum-Verkäufern, die keine beſonderen Geſchäfte gemacht zu haben ſchienen. Gewöhnlich waren es Kinder, welche die immergrünen Bäumchen feilboten, und dies erſchien Roderich um ſo trauriger; er fühlte mit ihnen, wie ihre Hoffnungen, ſelbſt einen heiteren Weihnachtsabend zu feiern, wenn ſie ihre Waaren frühzeitig los geworden wären, jetzt wohl verſchwunden waren — er ſah das an ihren betrübten Blicken, mit denen ſie vergeblich zum Kaufen einluden, um alsdann den haſtig Davoneilenden traurig nachzuſchauen. Gern hätte er eine ganze Tannenpflanzung zuſammengekauft, wenn er nur gewußt hätte, was er damit anfangen ſolle; doch konnte er es nicht unterlaſſen, hier einem armen Weibe mit einigen frierenden Kindern ein Geldſtück in die Hand gleiten zu laſſen und dort einem kleinen Mädchen eine Gabe zu reichen, die ihrem jüngeren Bruder eine — allerdings ſehr ärmliche — Weihnachtsfeier dadurch veranſtaltete, daß ſie ihm von Zeit zu Zeit mit einem angezündeten Streichhölzchen die Bäume beleuchtete. Sie that es, um ihn zum Schweigen zu bringen, denn der kleine, ärmlich angezogene Bube weinte, wahrſcheinlich vor Hunger und Kälte. Auch zufriedenere Geſichter ſah er hier im Vorbeigehen und freute ſich mit ihnen, — da ein paar Kinder, die ihr gewonnenes Geld zählten, dort eine ganze, zahlreiche Familie, die beim Scheine einer Laterne ihr ſpärliches Brod verzehrte, deſſen einzige und beſte Würze die Worte der Mutter waren: „Wartet nur — in einer Stunde ſind wir

zu' Hauſe und dann ſollt ihr ſehen, was das für einen Weihnachtsabend gibt!"

Roderich kaufte noch die verſchiedenartigſten Spielereien, die er entweder ſelbſt entdeckte oder auf die er ſich von Lytton aufmerkſam machen ließ, der ebenfalls in die Wuth des Kaufens hineingerathen war. Daß von all' den Dingen, welche ſie erhandelten, ſich wenigſtens drei Viertel durch Unzweckmäßigkeit auszeichneten, verſteht ſich wohl von ſelbſt, da den Beiden in ihrer frohen Laune nur eine glänzende Außenſeite zu gefallen brauchte, um nicht lange nach ſeinem Nutzen zu fragen.

„Wenn wir zwölf oder vierzehn Jahre alt und von einem recht verſchwenderiſchen Vater mit vollem Geldbeutel zur merry christmas auf den Weihnachtsmarkt geſchickt wären, ſo könnten wir es nicht toller machen," lachte der junge Engländer.

„Eine tiefe Wahrheit, das will ich Dir bereitwilligſt zugeſtehen, ohne deßhalb meinem Vergnügen Einhalt zu thun."

„Und was willſt Du denn noch kaufen?"

„Komm' nur noch mit dort zu der großen Spielwaarenbude, der letzten in der Reihe, deren Inhalt uns ſo verführeriſch entgegenglänzt."

„Nun meinetwegen, doch haben wir bereits alle Taſchen voll."

„Weißt Du, was ich noch kaufen könnte?" ſagte Roderich nach einer Pauſe, als ſie vor der Bude ſtanden, deren Eigenthümer dieſen beiden ſpäten und ſo wohlhabend ausſehenden Kunden ſeine heiterſte Miene als Köder entgegenwarf — „ich werde ein Schattenſpiel kaufen, das wird Margarethe außerordentlich amuſiren."

„Ah, das laß ich mir gefallen — kaufen wir ein Schattenſpiel!“

„Morgen nach unſerem kleinen Diner — Rodenberg iſt ſelbſtredend da und Walter wird auch kommen — machen wir uns das kindliche Vergnügen mit einem Schattenſpiele an der Wand.“

„Bei uns in England ſehr beliebt, eine meiner erſten Jugenderinnerungen.“

Das ſchönſte Schattenſpiel aus dem ganzen Waarenlager wurde gekauft und bezahlt; Lytton nahm die kleine Blechlaterne unter den Arm, während Roderich die Schachtel mit den Glastafeln einſchob.

„So, jetzt könnten wir zufrieden ſein ....“

„Und nach Hauſe gehen, das heißt zuerſt einen Augenblick zu mir,“ ſagte der junge Engländer, „wir ſind ja ganz in der Nähe; ich möchte, um ſpäter nach Hauſe zu gehen, einen Regenſchirm nehmen — der Wind haucht uns ſo warm ins Geſicht, daß ich überzeugt bin, es dauert nicht lange, ſo haben wir ſtatt des Schneegeſtöbers einen tüchtigen Regen.“

„Gut, holen wir Deinen Regenſchirm.“

Sie hatten bald das Haus erreicht, wo Lytton im erſten Stocke eine, wenngleich kleine, doch ziemlich elegante Wohnung hatte; er zündete Licht an, da ſein Diener ausgegangen war, und bot dem Freunde eine Cigarre, die dieſer bereitwilligſt annahm. Dann, als er nach einer Ecke des Zimmers ging, um einen Regenſchirm zu holen, bemerkte er auf einem Seitentiſche ein paar Briefe liegen, die von der Poſt gebracht worden waren; er betrachtete die Aufſchriften und ſagte, das Geſicht mit einem ernſten Ausdrucke gegen Roderich wendend:

„Außerordentlich gut!“ antwortete der Kapellmeiſter, „dieſe älteren Muſiker haben eine ungleich höhere Gage, wie die neu Angeſtellten, und nebenbei hat ſich Benetti ein anſtändiges Vermögen zuſammengeſpart, von deſſen Zinſen er allein leben könnte.“

„Ich muß die Bekanntſchaft dieſes Mannes machen,“ ſagte lächelnd der Intendant, „ich muß den alten Muſiker harangiuren. — Weiß Jemand, wo er wohnt?“

Der Kapellmeiſter zuckte mit den Achſeln, der Regiſſeur ebenſo, und ſogar Charles wußte nicht die Wohnung ſeines früheren Lehrers.

Man rief nach dem Theaterdiener, doch ehe dieſer erſchien, näherte ſich eine kleine ſechszehnjährige Balletratte, die mit den feinen Ohren ihres Geſchlechts aus einiger Entfernung das Geſpräch ihres Intendanten belauſcht, und flüſterte nach einem tiefen Knix dem Regiſſeur die gewünſchte Adreſſe in die Ohren.

Graf Alfons pätſchelte zum Dank ſehr herablaſſend und freundlich den blonden Lockenkopf der jungen Tänzerin, die darauf mit einem ungeheuer tiefen Knix hinter die Couliſſen entſchwebte.

„Nun?“ fragte Alfons.

„Der Herr Graf wiſſen vor den Thoren das Königliche Jagdſchloß?“ ſagte der Regiſſeur. „Wenn man dort hinaus fährt, ſo hat man links von der Straße, ehe die Chauſſee beginnt, eine Menge Gärten, in welchen kleine Wohnungen zerſtreut liegen.“

„Ah, die Gegend iſt mir bekannt!“ rief Charles, „da herum wohnte auch ich früher.“

„In einem der erſten Gärten rechter Hand,“ fuhr der Regiſſeur fort, „bei einem Handelsgärtner — der Herr Graf werden dort mehrere große Treibhäuſer bemerken — liegt ein kleines Häuschen, ganz in Grün verſteckt; dort ſoll Benetti wohnen.“

„Ah, das Haus iſt mir bekannt,“ ſagte der junge Com-

„Der eine iſt aus England von meinem Vater und muß etwas nichts Gewöhnliches enthalten, da es in dieſen Tagen nicht ſein Termin iſt, an mich zu ſchreiben — ſehen wir, was es gibt. Er zerriß den Umſchlag und las. Der Brief mußte nur wenige Zeilen enthalten, denn Lytton warf ihn nach wenigen Secunden etwas derb auf den Tiſch.

„Ich habe das ſchon lange erwartet," ſagte er alsdann unmuthig, „und ſprach Dir auch ſchon davon; mein Vater wünſcht, daß ich nach Hauſe zurückkehre und ſo bald es mir thunlich erſcheint, das heißt aber aus unſerer Familienſprache ins Allgemeine überſetzt: mit dem erſten Schiffe, das ich in Calais oder Boulogne erreichen kann."

„Vermutheſt Du irgend etwas Unangenehmes?"

„Im Gegentheil, er wünſcht meine Zurückkunft wegen eines nicht unintereſſanten Familien-Ereigniſſes — es thut mir recht in der Seele weh, Dich ſo raſch verlaſſen zu müſſen!" Er reichte dem Freunde die Hand, welche dieſer herzlich drückte und ihm erwiederte:

„Du kannſt mir glauben, Lytton, wie ſchmerzlich ich gerade jetzt Deine Abweſenheit empfinden werde, doch werden wir uns bald wiederſehen, ich bin feſt davon überzeugt — und wann wirſt Du reiſen?"

„Laß mich nachrechnen — am erſten nächſten Monats geht ein Schiff von Boulogne, welches ich erreiche, wenn ich am achtundzwanzigſten von hier gehe."

„Eine kurze Friſt, aber wir wollen, hoffe ich, die paar Tage noch recht vergnügt mit einander verleben."

„Dem Schickſale zum Trotz, das uns aus einander reißt — ja, das wollen wir!"

„So laß uns jetzt zu mir gehen — zuerſt die Beſche-

rung, dann ein kleines Souper, zu welchem ich Rodenberg geladen habe. — Rodenberg iſt auch Dir ganz recht?"

„Gewiß, ſowohl in großer Geſellſchaft wie in kleinem Kreiſe; er iſt ein guter und in jeder Beziehung durch und durch anſtändiger Kerl, dieſer Rodenberg — ſchade, daß auch ihm die kleine Million fehlt, das wäre ein Beſchützer der Kunſt und aller Künſtler geworden, trotz dem Mäcen und den Mediceern."

Sie gingen mit einander nach dem Hauſe Roderich's, und dieſer öffnete die Hausthür mit einem kleinen Schlüſſel, den er immer bei ſich trug. Gegenüber dem unangenehmen Schneegeſtöber und dem naßkalten Winde betrat man die behaglich erwärmte und beleuchtete Hausflur mit einer außerordentlich wohlthuenden Empfindung, und nicht nur Auge und Gefühl fanden ſich hier angenehm beſchäftigt, auch Geruch und Gehör erhielten ihren Theil, wie Lytton behauptete, denn in der Küche hörte man die Köchin irgend eine unbekannte Arie ſingen, während aus der halb geöffneten Thür ein höchſt angenehmer Duft ſtrömte.

Die Sängerin erſchien einen Augenblick unter der Thür ihres Departements, als ſie Tritte in der Hausflur vernahm, um ſogleich wieder zu verſchwinden, als ſie ihren Herrn erkannte.

„Wo iſt Andreas?" fragte dieſer.

„Er iſt vor einer Stunde nach dem Atelier gegangen, um das Gewächshaus zu decken und nach dem Ofen zu ſehen."

„Sobald er kommt, ſchicken Sie ihn hinauf."

„Gut," ſagte die Köchin und kehrte in ihre Küche zurück, wo ſie ihren Geſang mit großer Meiſterſchaft da wieder aufnahm, wo ſie ihn vorher unterbrochen hatte.

„Es ist beinahe sechs Uhr," sagte der Maler mit leiser Stimme zu seinem Freunde, während Beide so geräuschlos als möglich die Treppe hinaufgingen — „Du wirst mir helfen, den Weihnachtsbaum anzuzünden, und wir wollen das thun, ehe sie noch erfahren, daß wir zurückgekommen sind — die Ueberraschung wird um so größer sein, wenn sie auf einmal so ganz unvermuthet den Ton der Klingel hört. — Ich sage Dir, Alfred, mit derselben Heiterkeit wie heute erinnere ich mich in langen, langen Jahren keinen Weihnachtsabend begangen zu haben!"

„Auch ich hatte mich so darauf gefreut, doch habe ich ja schon eine Bescherung erhalten, deren Unangenehmes ich zuerst überwinden muß."

„Denke nicht mehr daran — wenigstens heute nicht — mir zu Liebe und der Kleinen wegen — ihre Freude wird Dich aufheitern."

„Das hoffe ich auch."

„So — da sind wir im Zimmer — nur kein Geräusch gemacht, bleibe an der Thür stehen — ich werde Licht anzünden, es steht hier Alles so voll, daß ich mich kaum durchwinden kann. — Nun, was sagst Du zu der Ausstellung?" fragte Roderich mit leuchtenden Augen, als nun das Licht brannte, bei dessen Scheine Lytton alle die vollen Tische sah.

„Was ich sage? — Nun, daß es hier einen wunderschönen Anblick geben wird und daß wir bei diesem Ueberflusse unsere Promenade über den Weihnachtsmarkt hätten sparen können."

„Zugestanden; aber es war eine so angenehme Ausfüllung der Zeit," sagte Roderich, sich gewisser Maßen entschuldigend, „und dann mußte ich auch ein wenig frische Luft schöpfen."

„Ich verſtehe, ich verſtehe,“ lachte Lytton, „aber jetzt komm, laß uns ans Werk gehen; Du nimmſt jene Seite des Chriſtbaumes, ich dieſe; obgleich unverheirathet und deßhalb noch nicht Selbſterſchaffer von Weihnachtsfreuden, werde ich doch im Anzünden der Lichter mit Dir concurriren.“

„Das wollen wir ſehen.“

Und damit begannen die beiden Männer mit einer Haſt, mit einem Eifer die Lichter anzuzünden, daß es eben ſo komiſch als rührend ausſah; ihre Augen glänzten, ſie wagten kein Wort mehr zu reden, denn von einem leichten Huſten des jungen Engländers waren ſogleich ein paar Dutzend Weihnachtskerzchen ausgelöſcht, was indeſſen jenen unvergleichlichen Geruch erzeugte, der uns ſo bekannt iſt, der uns ſogleich mitten in die Weihnachtszeit hineinverſetzt.

Nun waren ſie fertig, und der Baum ſah in der That wahrhaft prächtig aus: er bildete eine zierliche Feuer-Pyramide, von den goldenen Reifen unterbrochen, an denen das Zuckerzeug in maleriſcher Beleuchtung hing, einen ſoliden Kern bildend, während wehende Fahnen von Rauſchgold und blinkende Ketten von vergoldetem und verſilbertem Papier, die ſich zierlich um die äußerſten Spitzen der Zweige ſchlangen, von einem unermeßlichen, wenngleich märchenhaften Reichthume zeugten.

„So, jetzt werde ich ins Nebenzimmer hineinklingeln,“ ſagte Roderich; „Margarethe iſt drüben, ich ſah von unten die Fenſter des Wohnzimmers erleuchtet, und wenn Du ihre Tritte hörſt, öffneſt Du beide Flügelthüren.“

„Mit dem Aplomb eines königlichen Portiers.“

„Es gibt doch wahrhaftig nichts Belohnenderes für die

kleine Mühe, die wir gehabt, als dieſen Augenblick," ſagte der glückliche Vater, indem er die Klingel ergriff.

Und er ließ die Klingel ertönen, während Lytton in komiſcher Haltung die beiden Flügelthüren mit den Händen erfaßt hatte.

Dann horchten Beide, um die raſchen Tritte und die jubelnde Stimme des kleinen Mädchens zu vernehmen. —

„Klingle etwas lauter," ſagte Lytton, „und ich will die Flügelthüren ein wenig öffnen, es ſind ja zwei Zimmer zwiſchen dieſem und dem, wo ſich Margarethe befindet."

„Ja, Du haſt Recht. — Das iſt doch ſonderbar," meinte Roderich, „ſie werden doch nicht Beide eingeſchlafen ſein!"

„In einer ſolchen Erwartung kaum möglich!"

„Bleibe Du hier, ich will doch nachſehen."

Damit eilte Roderich raſch hinaus und der junge Engländer blieb zurück.

Dieſer ſtellte ſich unter die weit geöffneten Flügelthüren und hörte die Schritte ſeines Freundes in den nächſten Zimmern verhallen, dann lauſchte er angeſtrengt, um endlich den jubelnden Ruf der Kleinen zu vernehmen, wenn die Thür ihres Zimmers geöffnet würde, wenn der geliebte Vater auf der Schwelle erſchien und ſie nun eilig mit ihm zurückkommen würde.

Sonderbar, daß drüben Alles ſtill blieb! — Und noch immer.

Doch jetzt hörte er etwas, aber nicht die helle, klingende Stimme Margarethens, ſondern die aufgeregte Stimme ſeines Freundes, der die Treppen hinab nach der Dienerſchaft rief.

Raſch eilte Lytton nach dem Wohnzimmer, deſſen Thür er offen ſtehen fand; wie gewöhnlich brannte hier die Lampe auf dem Tiſche, aber eben ſo wenig war etwas zu ſehen von Margarethe, noch von Mamſell Eliſe.

Die Köchin war beim Rufe ihres Herrn raſch die Treppe hinaufgeſprungen, gefolgt von dem Stubenmädchen, das ihr in der Küche Geſellſchaft geleiſtet.

„Wo iſt Margarethe?“ fragte Roderich, der auf der Treppe ſtand, wobei er ſeine Stimme gewaltſam mäßigte — „und wo iſt die Gouvernante?“

Die Beiden, an welche dieſe haſtig ausgeſprochene Frage gerichtet war, ſahen ſich zuerſt überraſcht an, dann mit einem ungekünſtelten Erſtaunen auf ihren Herrn und ſagten nun wie aus Einem Munde: „Margarethe und die Eliſe müſſen ja in ihrem Wohnzimmer ſein!“

Roderich ging ihnen dorthin voran und öffnete die Thür ſo weit als möglich.

„A—a—a—ah, ſie ſind nicht da!“ ſagten die Beiden.

„Allerdings ſind ſie nicht da — aber wie lange iſt's her, daß ſie nicht da waren?“

Abermals ſahen ſich die Beiden mit dem gleichen Erſtaunen an, dann ſagte das Stubenmädchen zu ihrem Herrn: „Sie waren kaum fortgegangen, da ging ich hinauf, um das Kaffeegeſchirr abzuräumen.“

„Das war um halb Fünf, jetzt iſt es ſechs Uhr vorüber — und keine von Euch war in der Zwiſchenzeit mehr oben?“

„Nein, Herr, wir wurden nicht gerufen,“ ſagte das Stubenmädchen und ſetzte etwas ſpitzig hinzu: „Und Mamſell Eliſe liebte es nicht, wenn man ungerufen kam!“

Der junge Engländer hatte ſich indeſſen im Zimmer mit

großer Ruhe umgeſehen und ſagte jetzt: „Laß doch nachſehen, ob Margarethens Mantel und Tuch und der Hut ihrer Gouvernante zu finden ſind, oder ob ſie ſich ſonſt noch im Hauſe befinden.“

Die beiden Mädchen rannten augenblicklich nach dem betreffenden Schlafzimmer, und während deſſen näherte ſich der Maler ſeinem Freunde, legte ſeine Rechte auf deſſen Schulter und fragte ihn mit einem eigenthümlich klingenden Tone: „Was denkſt Du davon? Sage mir ohne Rückhalt, was Du darüber denkſt!“

„Noch nicht das Schlimmſte.“

„Ah, es könnte alſo etwas Schlimmes geben, etwas Entſetzliches für mich?“

„Wer wird gleich an ſo etwas denken! Wenn die Beiden nicht im Hauſe ſind und man auch ihre Mäntel und Tücher nicht findet, ſo wollen wir annehmen, die Gouvernante habe ſich vielleicht von der Kleinen erbitten laſſen, den Weihnachtsmarkt zu beſuchen — es wäre das allerdings unverantwortlich!“

„Gewiß, unverantwortlich, und doch, wenn ſie jetzt zurückkämen, wie wollte ich ſie mit keinem Blicke dieſen Fehler entgelten laſſen — wenn ſie aber nicht auf den Weihnachtsmarkt gegangen ſind?“ ſetzte Roderich fragend hinzu, wobei ſein Blick einen unbeſchreiblichen Ausdruck des Schreckens annahm.

„So ſind ſie vielleicht zu einem Beſuche in die Nachbarſchaft gegangen.“

„Oder ....“

„Ei, wer kann in einem ſolchen Falle alle dergleichen Oder beantworten,“ entgegnete Lytton, indem er ſich, um

dem ſtarren Blicke ſeines Freundes zu entgehen, nach der Thür wandte — „dort kommen die beiden Dienſtmädchen zurück.“

Ja, ſie kamen, und Beide athemlos von raſchem Laufen.

„Wir waren im ganzen Hauſe,“ ſagte die Köchin, „ſogar eben auf dem Söller!“

„Und ich habe in den Keller hinabgerufen!“

„Sie ſind im ganzen Hauſe nicht zu finden?“

„Nicht in dem Hauſe und nicht draußen im Gärtchen, ich habe den Namen der Mamſell mehrmals laut gerufen!“

„Und der Mantel von unſerem kleinen, lieben Mädchen iſt auch nicht da,“ ſagte die Köchin, indem ſie mühſam Athem ſchöpfte — „auch nicht das Tuch der Mamſell, nicht ihre Ueberſchuhe, und es fehlt auch ihre Reiſetaſche!“

„Aber ihr Koffer — ihr Koffer?“ rief Roderich.

„Der ſteht eben auf ſeinem gewöhnlichen Platze, verſchloſſen, aber die Kleider hangen im Kaſten!“

„Wer wird gleich an ſo etwas denken,“ meinte Lytton, doch war ſein Blick nicht ſo feſt und ſicher, wie gewöhnlich — Du hörſt ja, ihr Koffer und ihre Kleider ſind da!“

„Koffer und Kleider ſind ſchwer wegzuſchaffen,“ ſagte der Maler mit tonloſer Stimme, „ohne daß man etwas davon merkt — und Koffer und Kleider wären einer ſo treuen Dienerin leicht zu erſetzen!“

„Ei was, mach' mich nicht toll!“

„Eine von Euch geht in die Nachbarſchaft, wo ſie vielleicht ſein könnten, und wenn es Dir recht iſt,“ bat er ſeinen Freund mit einer Innigkeit, die dieſem tief ins Herz ſchnitt, „ſo laufen wir nochmals über den Weihnachtsmarkt!“

„Ja, ja, das wollen wir!“

„Wenn nur Andreas da geweſen wäre!“ — Nach dieſen Worten eilte der Maler hinaus, um ſeinen Ueberrock zu holen.

„Und Ihr habt Niemanden die Treppe hinabgehen hören?“ fragte Lytton.

„Keine Seele — aber wenn ſie ausgegangen ſind, ſo haben ſie, wie gewöhnlich, Gummi-Galoſchen angehabt, und da hört man keinen Tritt!“

„Das iſt richtig!“ — Dann eilte auch er fort, und bald darauf verließen die beiden Männer eilig das Haus.

Ach, wie ganz anders waren die Gefühle, mit denen Olfers und Lytton jetzt dem ſchon ziemlich dunkel gewordenen Markte zuſchritten! In den meiſten Buden waren die Lichter ausgelöſcht, und wo man Helle ſah, da war es der Schein einer Laterne, bei welchem die Kaufleute eilig ihre Waare zuſammenpackten. Nur bei den Tannenbäumen ſah man noch ein paar der armen Verkäufer geduldig wartend ſitzen. Da war das kleine Mädchen mit ihrem frierenden Bruder. Hier blieb der unglückliche Vater einen Augenblick ſtehen und dachte: ach, wenn es doch Margarethe wäre, kalt, durchnäßt, wie wollte ich ſie jubelnd auf meinen Arm nehmen und nach Hauſe zurücktragen! — Dort war auch noch die zahlreiche Familie, deren Mutter den Kindern einen heiteren Weihnachtsabend verſprach und die nun aufbrach, um nach ihrem benachbarten Dorfe zurückzukehren. Roderich zählte ängſtlich die Schaar der Kleinen, alle waren noch da, wie er ſie vor kaum einer Stunde geſehen — keines fehlte. —

Zwiſchen den Budenreihen war es ganz leer geworden und Niemand mehr zu ſehen, und doch durcheilten die Beiden

jede Reihe mehrere Male, ja, ſie blieben an jeder Bude ſtehen, wo noch Licht war oder ein letzter Käufer.

Nirgends eine Spur von dem kleinen Mädchen.

Der Wind fuhr in heftigen Stößen gegen die Straßenecken und überſchüttete diejenigen, welche eiligſt ihres Weges gingen, um ſo bald als möglich ein ſchützendes Obdach zu erreichen, mit empfindlichen Schauern von Regen und Schnee, dabei heulend und pfeifend, als wollte er ſeinen Verdruß ausſprechen, von all den tauſend Lichtern, all den vergnügten Geſichtern durch die tückiſchen Fenſterſcheiben abgeſperrt zu ſein.

„Komm, laß uns nach Hauſe zurückkehren," ſprach Lytten zu ſeinem Freunde; „was da auch geſchehen ſein mag, es wäre Wahnſinn, zu glauben, die Kleine bei dieſem furchtbaren Wetter im Freien zu finden — Alles hat ſeine Gränzen!"

„Ja, Alles hat ſeine Gränzen!" erwiederte der Maler mit dumpfer Stimme — auch der Verſtand eines Menſchen, und es iſt mir gerade zu Muthe, als ſollte ich mit dem Sturmwinde um die Wette ſchreien und heulen nach meinem armen, verloren gegangenen Kinde!"

„Wer weiß, ob wir ſie nicht heiter und vergnügt zu Hauſe finden!"

„Du weißt eben ſo gut wie ich, daß dies nicht der Fall ſein wird — o, ſeit wir in der Finſterniß umherſuchen, iſt es erſt recht hell in mir geworden, denn um die Thaten gewiſſer Menſchen zu begreifen, zu verſtehen, muß man von Nacht umgeben ſein, muß man vom Winde umheult werden, von kaltem Regen überſchüttet — ja, komm nach Hauſe!"

Und damit gingen ſie den Weg zurück, den ſie gekommen

poniſt nachdenkend; „es wär' eigenthümlich, wenn es meine alte Wohnung wäre.“

„Richtig, lieber Charles,“ entgegnete der Graf lächelnd, „ich glaube da herum war vor zehn Jahren Ihr Hotel.“

„Ein ſehr beſcheidenes.“

„Wiſſen Sie was; ich habe auf zwölf Uhr meinen Wagen beſtellt; bis dahin iſt die Probe wohl aus, dann begleiten Sie mich und zeigen mir den Weg.“

„Wenn Sie es wünſchen, Graf Alfons, recht gern!“ entgegnete Charles mit leiſer Stimme. —

Der zweite Akt! —

Auch dieſer gieng vorüber; ebenſo der dritte, und mit jeder Nummer ſtieg die Zufriedenheit, das Wohlgefallen der ganzen Kapelle an der neuen Arbeit. Mehrmals konnten ſich ſämmtliche Muſiker nicht enthalten, am Ende einer derſelben in ein lautes Bravo auszubrechen. Charles empfieng Glückwünſche von allen Seiten und war außerordentlich glücklich.

Der Intendant lobte die Leiſtungen der Kapelle und der Sänger, ſowie die wirklich ſchöne Arbeit des Balletmeiſters Dubelli, der mit neuen Tänzen, zierlichen Arrangements und Gruppen ſein Mögliches zu Ausſchmückung der Oper beigetragen. Dann packten die Muſiker ihre Inſtrumente zuſammen, die Lichter wurden ausgelöſcht, die Sängerinnen fuhren nach Hauſe, Choriſten und Choriſtinnen verließen das Theater, ihre Notenhefte unter dem Arm, und bald lag das weite Gebäude einſam und ſtill.

Dubelli, als er bei der Requiſiten-Kammer vorbei gieng, konnte nicht unterlaſſen, einen Blick hinein zu werfen, indem er jenes Abends gedachte, wo ihm hier ſo Sonderbares begegnet.

Da ſtanden die alten Geräthſchaften und Waffen ruhig an ihrem Platze und die einzige Bewegung, die erſichtlich war, gieng von der armen alten Kreuzfahrersfahne aus, die früher ein

— ein paar ſtumme, einſame Wanderer, mit hallenden Schritten in den nun ganz verödeten Straßen.

Als ſie die Wohnung Olfers' erreicht, wurde die Hausthür geräuſchlos geöffnet, ohne daß ſie nothwendig gehabt hätten, anzuläuten oder ſelbſt aufzuſchließen. Andreas befand ſich in dem Hausflur mit einem recht kummervollen Geſichte, unter der Küchenthür ſtand das Stubenmädchen, leiſe in die vorgehaltene Schürze weinend.

„Da brauche ich nicht weiter zu fragen," ſagte der unglückliche Vater mit einem traurigen Lächeln — „alſo Ihr habt gar nichts erfahren? Keine Spur von ihr?"

„Mit Gewißheit iſt darüber nichts zu ſagen," gab Andreas zur Antwort; „das Einzige, was ich mittheilen kann, iſt, daß ein verſchloſſener Wagen längere Zeit an der Ecke unſerer Straße und der Promenade gehalten hat, vielleicht von halb fünf bis halb ſechs Uhr, denn um dieſe Zeit hat man ihn fortfahren ſehen."

„Wer ſagte Dir das?"

„Ein Vetter von mir, der auf der Promenade vor dem Hauſe des Generals Helwig auf dem Poſten ſtand; ob aber Jemand eingeſtiegen ſei, konnte er bei der Dunkelheit nicht ſehen. — Herr Robenberg iſt oben."

„Ich danke."

Nach dieſen Worten ſtieg der Maler die Treppe hinauf und Lytton folgte ihm. Oben fanden ſie Robenberg, der ihnen entgegenkam, die Hand des älteren Freundes erfaßte und, dieſelbe herzlich drückend, ſagte: „Es iſt das ein ſchlechter Streich, den man da aufgeführt; nur glücklicher Weiſe ſind die Thäter zu errathen, und Sie haben den Schutz der Geſetze für ſich!"

„Rodenberg hat den Thäter ſogleich errathen und uns fiel das erſt in den finſtern Straßen ein, als wir bedachten, daß dort ſo gar kein Aufenthalt für ein armes, kleines Mädchen ſei.“

„Nun, ſchwer zu errathen war das gerade nicht; warum Dir aber einen ſchwachen Hoffnungsfaden grauſam abſchneiden? Geradezu unmöglich war es nicht, daß die Gouvernante der Neigung des Kindes nachgegeben und den Weihnachtsmarkt beſucht hätte.“

„Nein, nein, es war ſogar ſehr glaublich,“ ſagte Rodenberg und ſetzte gleich darauf in einem fragenden Tone hinzu: „Ob man auch wohl bei allen unſern Bekannten nach ihr geforſcht hat?“

„Bei allen, Herr,“ erwiederte Andreas, welcher gefolgt war.

„So — bei allen? Wer weiß, ob Margarethe nicht Luſt bekommen, ihre Freundin aufzuſuchen, die ſie lange nicht geſehen, Mademoiſelle Conchitta — wäre das nicht möglich?“

„Auch daran habe ich gedacht, Herr,“ verſetzte der Gärtner, „und unterließ es nicht, bei Herrn Schmitz vorzuſprechen.“

„Nun?“

„Sie feierten gerade luſtig und vergnügt ihren heiligen Abend, die Madame Schmitz, ihr Sohn und die beiden ſpaniſchen Damen.“

„Ah, ſie waren heiter und vergnügt?“

„Es ſchien ſo, und da widerſtand es mir von Herzen, die ſeltſame Frage nach unſerem kleinen Mädchen zu thun; denn daß ſie nicht da war, ſah ich ja, und daß ſie nicht da geweſen, merkte ich doch wohl daran, daß mir Fräulein

Conchitta ein Paketchen für unſere kleine Margarethe gab und daß ſie dazu ſagte: ‚Gern hätte ich es ihr ſelbſt gegeben, aber ich habe ſie ſo lange nicht mehr geſehen!‘“

„Alle Welt iſt heiter und vergnügt,“ ſagte Olfers, „und warum ſollte alle Welt nicht heiter und vergnügt ſein? Kommt, auch wir wollen verſuchen, unſere finſteren Gedanken wenigſtens auf ein paar Stunden zu vergeſſen!“

Er ſchritt dem Zimmer zu, wo ſich die Weihnachtsbeſcherung befand, doch vertrat ihm Lytton den Weg, indem er ihn ſanft bei der Hand nahm und ihm mit weicher Stimme ſagte:

„Nicht da hinein, Roderich — wozu nutzt das jetzt? Gehen wir nebenan in Dein kleines Atelier, um ruhig zu ſprechen, beſonnen zu überlegen.“

„Gut, ich folge Dir, aber vorher laß mich noch einen einzigen Blick in das Zimmer werfen, Andreas ſoll mir leuchten! Es iſt kindiſch von mir, was ich jetzt ſagen werde, aber ich ſage es doch: wäre es nicht möglich, daß die Kleine mit mir Verſteckens geſpielt hätte und jetzt irgendwo lachend unter dem Tiſche hervorſpringt — ah, wie der Tannenbaum und die verbrannten Wachskerzen duften!“

Er blieb noch eine kleine Weile in dem Zimmer, und als er herauskam, zeigte er durchaus keine überraſchte Miene, daß er das nicht gefunden, was er geſucht. Andreas ſagte ihm, während ſie nun nach dem kleinen Atelier im Hauſe gingen:

„Als ich heimkam und alles das erfuhr, löſchte ich ſogleich die halb abgebrannten Wachskerzchen, damit ſie den Baum nicht anzünden möchten.“

„Das war ganz klug von Dir gehandelt, und da ſich

die Kleine heute nun einmal nicht daran erfreuen ſoll, ſo können wir uns ja noch ein Vergnügen damit machen — nachher — morgen — über's Jahr!"

In dem Atelier ließen die drei Freunde ſich nieder, und Rodenberg und Lytton mußten rauchen auf den ausdrücklichen Wunſch Roderich's, der übrigens nicht lange in ſeinem Fauteuil blieb, ſondern bald wieder aufſprang und mit zuſammengefalteten Händen in dem Zimmer auf und ab ging.

„Hätte man nur eine Idee davon gehabt," ſagte Rodenberg nach einem längeren Stillſchweigen, „wohin ſich der Wagen gewandt, den Andreas' Vetter geſehen, ſo hätte man ihm vielleicht nachreiten können — ich würde mir ein unbeſchreibliches Vergnügen daraus gemacht haben."

„Es wäre wohl unmöglich geweſen, ihn heute Nacht einzuholen, denn er wird in einem großen Umwege auf ſein Ziel losgehen."

„Aber wir kennen das Ziel," ſagte Lytton nach einem tiefen, heftigen Athemzuge. „Ich werde morgen nach Hauſe ſchreiben, daß man mich in den nächſten Tagen nicht erwarten ſoll, denn Du wirſt mir wohl erlauben, daß ich Dich begleite."

„Auch ich ſchließe mich von Herzen dazu an!"

„Ich habe es gewußt, Lytton, daß Du mich nicht verlaſſen wirſt, und auch Ihnen, Rodenberg, danke ich herzlich für Ihr Anerbieten; doch iſt es beſſer, Sie bleiben in der nächſten Zeit hier, laſſen ſich unbefangen überall ſehen, wie Sie es bisher gewohnt waren, beſuchen draußen mein Atelier wie bis jetzt, gehen auch zuweilen hier ins Haus und ſchreiben mir alsdann ſelbſt über Kleinigkeiten, die Ihnen bedeutſam erſcheinen; dadurch würden Sie mich außerordentlich verpflichten!"

„Ich wollte, ich könnte mehr für Sie thun!“

Nach dieſem kleinen Geſpräche, das in langen Unterbrechungen geführt wurde, hatte ſich Roderich an das große Fenſter geſtellt, die heiße Stirn an die Scheibe gedrückt und ſtarrte ſo lange, lange in die dunkle, ſtürmiſche Nacht hinaus. Endlich wandte er ſich mit einem Ausrufe tiefen Schmerzes herum und ſagte haſtig, während er beide Hände vor die Stirn preßte: „Ein Gedanke iſt mir bei dieſem Unglücke am fürchterlichſten und unerträglichſten: die vereitelte Hoffnung meines armen, lieben, kleinen Mädchens; wie hat ſich ihr Herz auf den heutigen Abend gefreut, wie hat ſie ſich alles das, was man ihr beſcheren würde, mit ihrer lebhaften Phantaſie ausgemalt! Ich konnte es ja in meinem Glücke nicht unterlaſſen, ihr wie ein rechter Schwätzer kleine Andeutungen zu geben, gedachte ich doch, ſo mein Vergnügen zu verdoppeln — o mein Gott, du armes, armes Kind, mit deinem warmen, empfänglichen, liebevollen Gemüthe! Da ſitzt ſie in einem kalten Wagen in finſterer Nacht, umſaust von Wind, Schnee und Regen, ſtarrt in die Dunkelheit hinaus und denkt an mich, an unſer Haus, an jenes warme Zimmer mit ſeinen unzähligen Lichtchen, mit der ganzen Pracht und Herrlichkeit eines reichen Weihnachtsabends, wie ihn nur das übervolle Herz eines glücklichen Vaters veranſtalten konnte — o mein Gott, iſt das nicht zum wahnſinnig werden?“

„Allerdings iſt es hart — entſetzlich, unerträglich, aber warum dergeſtalt in ſeinem Schmerze wühlen?“

„Glaubſt Du nicht, daß Margarethe alles das nicht gefühlt hat, wie Du es kennſt, dieſes verſtändige, lebhafte, phantaſiereiche Kind?“

„Ja, ſie wird ſo gedacht haben — eine halbe Stunde lang, eine ganze Stunde lang; dann wird man ihr das trügeriſche Verſprechen machen, ſie würde morgen wieder hieher zu Dir zurückkehren, um alsdann ihren Weihnachtsabend noch viel glänzender zu feiern — ſie wird klagen und weinen — eine Zeit lang — dann wird ſie ihr Köpfchen in die Ecke des Wagens legen und jetzt ſanft eingeſchlummert ſein — ſo ſtelle ſie Dir vor, im ſüßen Schlummer, alles Traurige vergeſſend, in einem Traume von Glanz, Glück und Herrlichkeit.“

„Amen! Ich werde mich bemühen, dieſes reizende Bild ſo lange als möglich feſtzuhalten!“ —

Und nun war es gut, daß das Stubenmädchen meldete, das Abendeſſen ſei aufgetragen, und daß ſich nun alle Drei aus dem halbdunkeln Atelier in das freundliche, hell erleuchtete Speiſezimmer begaben. Obgleich indeſſen alle Speiſen vortrefflich waren, ſo nahmen doch die beiden Freunde des Hauſes ſehr wenig und Roderich aß nur ein Stück Brod und trank ein paar Tropfen Wein dazu.

Früh ſchieden ſie von einander, denn es wollte kein einiger Maßen erquickliches Geſpräch aufkommen, und Roderich hielt die beiden Anderen mit keinem Worte auf, als Lytton ſeine Anſicht ausſprach, es ſei wohl beſſer, jetzt nach Hauſe zurückzukehren.

„Auf morgen alſo — wann kommſt Du, Lytton?“

„Ich werde gegen acht Uhr reiſefertig bei Dir ſein.“

„Und auch Sie, Rodenberg, ſehe ich noch?“

„Gewiß, um dieſelbe Stunde.“

„Ich danke Ihnen — gute Nacht!“

Die beiden jungen Leute gingen fort, ohne den Muth

zu haben, diesen Wunsch zu erwiedern; sie begnügten sich mit einem einfachen, wohl verstandenen Händedrucke.

Als sie das Haus verlassen hatten, kehrte Roderich nach dem Zimmer zurück, wo er vor wenigen Stunden so unaussprechlich glücklich gewesen war, und abermals nahm er das Licht und zündete die Kerzen am Weihnachtsbaume an, dieses Mal allein, ohne seinen Freund, aber in Gesellschaft seines unendlichen Kummers und zahlreicher, schwerer Thränen, die aus seinen Augen in den dichten Bart niedertröpfelten.

Nun leuchtete der Weihnachtsbaum in voller Pracht, und er betrachtete ihn mit gefalteten Händen; dann sprach er halblaut vor sich hin, als unterhalte er sich mit Jemandem, der anwesend sei, während er nach einem der Fenster zu ging und es weit öffnete: „Ich habe die Lichter nicht deßhalb wieder angezündet, um meinen Schmerz zu erneuern, sondern es wäre ja möglich, daß die im Wagen, ihren ungeheuren Frevel einsehend, umkehren würden und mir mein Kind wieder brächten. — Wie würde Margarethe jubeln, wenn sie schon von Weitem, sich aus dem Wagen neigend, dieses erleuchtete Fenster sähe!“

So mit sich selbst redend, stand er am offenen Fenster und lauschte hinaus, ob er nicht das Rollen eines Wagens vernehme. Aber Alles blieb ruhig und still in Nähe und Ferne — selbst der Wind schien ausgetobt zu haben und sein Wehen klang nur noch wie leichte Seufzer. — Es war in der Natur so feierlich ruhig geworden an dem heiligen Abende, und so auch draußen in Har-

menie mit all' der Glückſeligkeit im Innern der Häuſer. Ueberall, wohin der Maler blickte, bemerkte er, aus der dunkeln Nacht hervorleuchtend, die leicht mit Schnee bedeckten Häuſer und in den verſchiedenen Stockwerken hell erleuchtete Fenſter, auch wohl Schatten an den Fenſtern raſch und anſcheinend freudig vorüber huſchen und hie und da das Glitzern der brennenden Kerzen an den Weihnachtsbäumen.

An ſeinem Weihnachtsbaume, den kein glückliches Kinderauge geſehen, begannen jetzt die Kerzen nach und nach zu erlöſchen, zuweilen die Tannenzweige anzündend und alsdann wieder jenen lieblichen, bekannten, erinnerungsreichen Duft verbreitend.

Doch war eine geſchäftige Hand in der Nähe, welche dergleichen kleine Brände augenblicklich löſchte, damit ſie nicht gefährlich um ſich griffen, die des treuen Gärtners, welcher hinter ſeinem Herrn leiſe ins Zimmer geſchlichen war und der nun eben ſo geräuſchlos an das Fenſter trat und es ſachte ſchloß.

„Warum das, Andreas?“

„Warum ſollen Sie ſich erkälten, lieber Herr?“

„Du haſt Recht — gute Nacht!“

Damit verließ der Maler das Gemach, um ſich in ſein Schlafzimmer zurückzuziehen.

Andreas löſchte die übrigen Kerzchen ſachte aus, ohne Uebereilung, eines nach dem anderen, und dabei ſah er ſo aufgeregt aus, ſo ingrimmig, dabei murmelte er zwiſchen den Zähnen: „O, könnte ich eben ſo gut etwas Anderes auslöſchen, Alles, Alles, bis Ihr in finſterer Nacht ſitzen müßtet und eben ſo ſchwarz würdet, wie Eure verbrann-

ten, räucherigen Seelen! — Und habe ich nicht Recht gehabt," ſetzte er mit einer triumphirenden Miene hinzu, „daß ich der nicht getraut? — O, vollkommen Recht, denn eine Mohrin kann man nicht weiß waſchen und eine Elſter läßt nicht vom Hüpfen!"

XXVI.

„Ich hab' eine alte Mutter!"

Es war im Verlaufe unſerer wahrhaftigen Geſchichte eine Nacht vorübergegangen, welche ſelbſt im civilen Leben, man könnte ſagen, einen militäriſchen Anſtrich hat. Es hatte eine Ablöſung ſtattgefunden, wie bei einem wichtigen Poſten vor dem Gewehre, zu einer genau vorherbeſtimmten Stunde und mit einer gewiſſen wohlbekannten, geräuſchvollen Feierlichkeit.

Ein neues Jahr hatte das alte abgelöst, hatte ſich Parole und Feldgeſchrei übergeben laſſen und bezog nun in der ſternenhellen Januarnacht wohlgemuth den Poſten, von dem ſein Vorgänger abgeſpannt und lebensmüde in die Vergangenheit ſchlich, nicht begleitet von Segenswünſchen, ſondern verfolgt von dem Ausrufe: „Das war ein ſchlechtes Jahr, Gott ſei Dank, daß es vorüber iſt!" — Die neue, junge Schildwache am Thore der Ewigkeit blickte ihm heiter lachend nach und dachte ſich wahrſcheinlich: wir wollen das Ding ſchon beſſer angreifen und dafür ſorgen, daß, wenn wir einſt ſcheiden müſſen, nur Blicke des Kummers und der Betrübniß folgen. Es waren das die Gedanken, wie ſie

Betttuch geweſen war; und auch dieſe Bewegung kam einzig und allein von dem Luftzuge her, den das Oeffnen der Thüre verurſachte. Eine ſorgſame Hand hatte die Fahne wieder an ihren alten Platz vor dem Fenſter geheftet, und da jetzt bei der Mittagsſtunde daſſelbe ohnehin im Schatten lag, ſo herrſchte in dem Gemach faſt eine ähnliche Dämmerung wie neulich in der Nacht.

Aber das Rennen und Laufen in dem Gebäude, das Oeffnen und Zuſchlagen der Thüren, die vielen Menſchenſtimmen, ſowie das Raſſeln der wegrollenden Wagen hatte alle Poeſie von dieſem Orte verwiſcht und ſelbſt Dubelli's Auge ſah heute nichts wie alte Waffen und Geräthſchaften, und ſelbſt der weite Lehnſtuhl, der auch heute Morgen ſeine Arme wieder gaſtlich zu öffnen ſchien, hatte etwas ganz Harmloſes und durchaus nichts Geſpenſterhaftes. Dubelli lächelte über ſeine Phantaſien in jener Nacht und meinte am Ende, er könne vielleicht auf dem alten Lehnſtuhle eingeſchlummert ſein und nur geträumt haben. Ja, als er ſich nun dem Fenſter näherte und durch daſſelbe knapp in dem Schloßgarten die Marmorfigur ſah, die ihm ſolchen Schrecken eingeflößt, ſo begriff er in der That nicht, wie er jenes lächelnde Geſicht einer ſchönen Flora für die Züge der ſeligen Honoratorentochter habe halten können.

„Täuſchungen! nichts wie Täuſchungen!“ murmelte er vor ſich hin, als er das Gemach verlaſſen hatte und allein die Treppen hinab ſtieg. „Unſer ganzes Leben iſt eine fortlaufende Kette von Täuſchungen; es iſt am Ende natürlich, wenn man ungläubig wird, und wenn ich einmal todt bin und jenſeits erwache, ſo werde ich mich am Ende nicht mehr davon überzeugen laſſen, daß ich dieſſeits Dubelli der Balletmeiſter geweſen.“

Und doch war der gute Dubelli hier ſo überzeugt und durchdrungen von der Größe und der Wichtigkeit ſeines Amtes, jeder Zoll ein Balletmeiſter; und als die zu Acht in einem Wagen wegfahrenden Tänzerinnen ihm mit den niedlichen Köpfen und

jeder Anfänger hat, der in ein neues Amt eintritt, ohne zu bedenken, daß wohl alle seine Vorgänger mit gleich gutem Vorsatze ihr Amt ebenso begonnen, und daß das Pflaster der Hölle aus unausgeführten guten Vorsätzen besteht.

Ja, Neujahr war vorüber, über eine Woche schon, ohne daß sich in dieser Zeit etwas begeben hätte, was für die verehrten Leser unserer Geschichte von besonderem Interesse gewesen wäre. Roderich war mit Lytton abgereist und hatte bis jetzt keine Nachricht von sich gegeben, Rodenberg besuchte täglich das Atelier seines Freundes, wie dieser es gewünscht, und fand sich gerade nicht unbehaglich dabei, was wohl hauptsächlich seinen Grund darin hatte, daß der Gärtner Andreas den heiteren, lebenslustigen Künstler auf seine Weise protegirte und ihm deutlich zu verstehen gab, sein Herr müsse es als ein Opfer ansehen, daß er jeden Tag den weiten Weg hier heraus nicht scheue. „Was das bischen Heizen anbelangt," hatte er hinzugesetzt, „so ist das nicht der Rede werth und müßte ja ohnehin geschehen, denn ich kann nicht wissen, an welch schönem Morgen Herr Roderich plötzlich zurückkommt, und da würde ich ein schönes Gesicht bekommen, wenn er eine Arbeit vornehmen wollte und sich in die Hände hauchen müßte, um warm zu werden. Auch heize ich eigentlich sehr wenig, denn der Ofen im Gewächshause brennt so gewaltig, daß ich stundenlang die Thüren öffnen und die warme Luft ins Atelier lassen muß."

Rodenberg fühlte sich um so behaglicher hier, als er gerade eine Arbeit unternommen hatte, die er in seinem beschränkten Zimmer nicht hätte ausführen können; er war nämlich beauftragt worden, verschiedene große Cartons eines alten, berühmten Meisters in sehr verkleinertem Maßstabe zu

zeichnen, zu welchem Zwecke er hier in dem großen Gemache die Originale bequem und in hellstem Lichte aufstellen konnte; auch ein selbständiges Werk hatte er unternommen, und zwar in Gemeinschaft mit Walter, die Composition zu den Glasmalereien eines Kirchenfensters nämlich, die er im Kleinen entwarf und nun in den nothwendigen kolossalen Dimensionen ausführte, während Walter das Colorit besorgte. Auch hierzu hatte Andreas aufgemuntert und die unbedingte Zustimmung seines Herrn verheißen, da Rodenberg gezaudert, diese Arbeit zu übernehmen, ehe er von seinem Freunde die Erlaubniß erhalten, sie in dessen Atelier anzufertigen, indem er sagte, sein Herr habe ausdrücklich befohlen, ihm, Rodenberg, das Atelier vollständig zur Verfügung zu stellen.

So arbeiteten Beide in behaglichster Ruhe, und Rodenberg, wenn er bei eintretender Dämmerung aufhören mußte, seinen Hut aufsetzte und eine Cigarre anzündete, ertappte sich nicht selten auf dem angenehmen Gefühle eines Eigenthümers, wenn er durch den Garten schritt und den herzlichen Gruß des Gärtners mit einer herablassenden Freundlichkeit erwiederte.

Wenn es nicht gerade Jahreswechsel gewesen wäre, so würde er dieses allerdings falsche Gefühl von Wohlhabenheit vielleicht auch mit sich in seine bescheidene Wohnung getragen haben, doch war dies jene unangenehme Zeit, wo widerwärtige Noten und verdächtige Briefe einliefen, welche von ehrwürdigen Saldo's sprachen, die sehnlich auf Erlösung harrten, oder von der unangenehmen Nothwendigkeit, langmüthige Nachsicht aufhören lassen zu müssen, um kleine, fatale Verbindlichkeiten vermittelst klingender Annäherung harmonisch zu vergleichen, — wenn nicht die still lauernde Gerechtigkeit eines schönen Opfers gewiß sein solle.

Es ist das eine harte Zeit bei kleinem Einkommen und deßhalb leerer Geldkasse, welche Rodenberg durch Benutzung des Ateliers seines Freundes und häufige Besuche so geschickt als möglich zu umgehen suchte. So schlenderte er denn auch am heutigen Tage nach der Fingerstraße, anstatt direct zum Reichsapfel heimzukehren, und trat dort in das Haus Michel Angelo's, um diesem Kunstfreunde und seiner würdigen Mutter einen jener Besuche zu machen, wie sie uns beim Jahreswechsel oft zu unangenehmer Pflicht und harter Nothwendigkeit werden.

Daß übrigens die eben angeführten Beweggründe nicht die waren, welche den jungen Mann veranlaßten, das Haus zu besuchen, in welchem Conchitta wohnte, glauben wir schon durch die Nennung dieses Namens zuzugeben. Wir wissen, daß er das Versprechen gegeben hatte, die junge Dame weder aufzusuchen, noch Erkundigung bei ihr über Juanita einzuziehen, welches er auch so redlich gehalten, daß er sich jetzt wohl einen Besuch bei Madame Schmitz nur aus Veranlassung des Jahreswechsels, wie er sich selbst einredete, erlauben konnte.

Die alte Dame saß wie gewöhnlich an ihrem Fenster und hielt vermittelst des Spiegels ihre Straßenbetrachtungen ab. — „Ah, Herr Rodenberg," rief sie dem jungen Manne entgegen, als er nach bescheidenem Anklopfen ins Zimmer trat, „ich habe mir schon vorhin gesagt, als ich Sie auf der Straße gehen sah, wir wollen doch einmal sehen, ob Herr Rodenberg seinen Freund, meinen Sohn, in der Neujahrszeit besuchen wird, nachdem Michel, wie er es immer zu thun pflegt, zuerst bei Ihnen war, um Ihnen ein glückseliges neues Jahr zu wünschen! Was eine alte Frau, wie

ich bin, anbelangt, so kann ich natürlicher Weise auf den Besuch junger Herren keinen Anspruch machen — nun, es freut mich doch, daß Sie gekommen sind, setzen Sie sich — wie geht es Ihnen? Wie haben Sie die Neujahrsnacht zugebracht?"

„Ich danke recht sehr für Ihre freundlichen Fragen, es geht mir so weit ordentlich, und was die Neujahrsnacht anbelangt, so war ich mit ein paar guten Freunden bei einem kleinen Punsche zusammen."

Nachdem der junge Maler dies gesagt, nahm die alte Frau ihre uns schon bekannte geheimnißvolle Miene an und sagte, als sie sich durch einen Rundblick überzeugt, daß Niemand im Zimmer sei, der sie hören könne, und nachdem sie durch einen Blick auf die Straße in sehr überflüssiger Weise dort nach einem unberufenen Horcher gespäht: „Michel hatte die Absicht, Sie auch dieses Jahr wieder zu uns einzuladen — diesmal ganz unter uns, natürlicher Weise —, doch hielt ich das nicht ganz für passend, da die Leute so gern dummes Zeug schwatzen — Sie verstehen mich wohl, wegen der Dame droben."

„Das bedarf durchaus keiner Entschuldigung," erwiederte Rodenberg lächelnd, „ich verstehe Sie vollkommen; bei solchen Gelegenheiten, wo man ganz unter sich in der Familie ist, kommt selbst ein genauer Bekannter nicht immer angenehm."

„Nun, ganz in der Familie kann man so eigentlich nicht sagen."

„Vielleicht noch nicht sagen, Madame Schmitz — aber was nicht ist, kann ja werden, und mich würde das außerordentlich freuen!"

„Ach," ſeufzte die alte Frau, indem ſie zur Bekräftigung deſſen, was ſie ſagte, ſehr ausdrucksvoll mit dem Kopfe nickte, „was es mir ſchon für Kummer gemacht hat, daß alle Welt meinen Michel heirathen will, das vermag ich Ihnen gar nicht auszudrücken, und andererſeits finde ich es wieder ſo begreiflich: er hat ein kleines Haus, ein allerdings mäßiges Vermögen und dann die ſchöne Gemäldegalerie — das Alles zuſammen macht ein warmes Neſt aus, wonach man ſchon Verlangen trägt!"

„Sehr begreiflich, und es iſt mir eigentlich räthſelhaft, wie es möglich war, daß der gute Michel Angelo bis jetzt nicht eingefangen wurde."

„Ja, Herr Rodenberg, da haben Sie Recht," erwiederte Madame Schmitz mit lebhaftem Tone — „eingefangen wurde, das iſt das richtige Wort! Aber daß dies nicht geſchah, hat ſeine natürliche Bewandtniß!"

„Das kann ich mir wohl denken."

„Das Herz muß doch auch ein wenig mitſprechen, und bis jetzt war es meinem Michel ganz gleichgültig, ob ſie ihn mit noch ſo ſchmachtenden Augen von allen Seiten betrachtet!"

„Und nun hat ſeine Stunde geſchlagen?"

„Gott der Herr mag es wiſſen — ich fürchte faſt, daß es ihm die blaſſe Spanierin mit ihren großen Augen angethan hat!"

Nachdem Madame Schmitz dies geſagt, beugte ſie ſich mit einer unausſprechlich wichtigen Miene vorwärts, um ihrem Gaſte näher zu kommen, und winkte dieſem auch noch obendrein; dann ſprach ſie mit leiſer Stimme: „Wenn es denn in Gottes Namen einmal geheirathet ſein muß, dann

meinetwegen dieſe Spanierin, die doch ein anſtändiges Frauenzimmer iſt — meinetwegen ſie und ſo bald als möglich, damit nicht am Ende noch ein ſchrecklicher Traum, den ich neulich gehabt, in Erfüllung geht! Mir träumte nämlich, Michel habe eine Mohrin geheirathet und Kinder gehabt — meine Enkel — denken Sie ſich, Herr Rodenberg —, die umherliefen, ſchwarz und weiß gefleckt wie die Meerſchweinchen — ſagen Sie ſelbſt, kann es eine fürchterlichere Ausſicht geben für die Nachkommen einer achtbaren Bürgerfamilie, als ſchwarz und weiß gefleckt auf die Welt zu kommen?"

„Das iſt allerdings wahr," meinte der junge Mann; „aber man könnte es auch als eine hübſche und ſehr gelungene Anſpielung auf die Landesfarben betrachten."

„Ach was, Landesfarben — meinetwegen, wo ſie hingehören, aber ſonſt bin ich ſehr dafür, daß, was weiß ſein ſoll, auch weiß iſt und ſich nichts ungehörig Schwarzes darunter menge!"

„Ja, ja, ich muß mich zu Ihrer Anſicht bekennen," pflichtete Rodenberg, nachdem er ſcheinbar ein wenig nachgedacht, der alten Dame bei — „alſo die Sache wäre in Ordnung? Fräulein Conchitta liebt unſeren Freund Michel Angelo, wie er es verdient, geliebt zu werden, und danach macht ſich das Andere von ſelbſt."

„Es wird ſich allerdings ſchon machen," meinte Madame Schmitz, indem ſie ſich mit ziemlicher Gleichgültigkeit in ihren Seſſel zurücklehnte; „ob ſie ihn gerade ſo heftig liebt, das weiß ich nicht, denn ich habe keine Idee davon, wie die Spanierinnen lieben — mir ſcheint, ſie müſſen das ziemlich kühl betreiben."

„O nein," ſeufzte Rodenberg in ſich hinein, „wenn ſie anders wollen, gewiß nicht!" Dann ſetzte er laut hinzu: „Das kommt auf die Verhältniſſe an — wie ſoll man ſich auch anſcheinend glühend lieben, ohne Raſt und ohne Ruh', immer zu, wie der Dichter ſagt, wenn man des gegenſeitigen Beſitzes ſo ſicher iſt, wie hier der Fall?"

„Wenn es ſein muß," ſprach die Mutter Michel Angelo's mit großer Würde, „ſo ſage ich Ja und Amen — wie geſagt, wenn es ſein muß! Doch wenn ich meine Wünſche ausſprechen darf, hätte ich mir wohl eine andere Schwiegertochter gewünſcht, als gerade eine Künſtlerin — Sie werden mir dieſe Aeußerung verzeihen!"

„O gewiß," lachte der junge Maler, „ich für meine Perſon mache einen großen Unterſchied zwiſchen Künſtlern und Künſtlerinnen!"

„Sie ſind ein verſtändiger junger Mann," entgegnete die alte Frau, „luſtig und heiter allerdings, aber nicht ſo unüberlegt, wie ſo viele Andere — es freut mich immer, wenn ich Gutes von Ihnen und Ihren Arbeiten höre."

„Es iſt ſchade, Madame Schmitz, daß Sie keine Tochter haben!" lachte Rodenberg.

„O, ich hatte eine, Herr Rodenberg — leider iſt ſie geſtorben — ſprechen wir nicht darüber! Sie war der Liebling des ſeligen Schmitz, und als ſie in das Himmelreich einging, ſagte er zu mir: ‚Gib Acht, Alte' — wiſſen Sie, er nannte mich ſcherzhaft auch in früheren Jahren ſo —, ‚ich folge unſerer Frieberike bald nach!' Und wie in Allem, hat er auch darin Wort gehalten, der arme Schelm — aber reden wir von Ihnen. Wie mir Michel geſagt hat, malen Sie mit Herrn Walter ein prächtiges Glasfenſter, und das

im ſchönen Atelier von Herrn Olfers — ah, es iſt viel Ehre für Sie, daß Ihnen ein Künſtler wie Herr Roderich dieſes Zutrauen ſchenkt! Aber iſt das ein Schickſal, welches dieſen Herrn betroffen — Gott ſtehe mir in Gnaden bei, das iſt doch rein zum Verrücktwerden!"

Rodenberg pflichtete der alten Frau achſelzuckend bei, ohne ſonſt eine Antwort zu geben, da er, obgleich ſie eine kleine Pauſe des Mitgefühls machte, doch an ihrem geöffneten Munde ſah, daß ihre Rede noch nicht geſchloſſen ſei.

„Ja, iſt das ein Schickſal," fuhr ſie fort — „Du Herr des Himmels, und Sie waren dabei, Herr Rodenberg, wie mir Michel erzählt hat, Sie kamen gerade um die Ecke, als man das kleine Mädchen mit Gewalt entführte, ja, Sie hätten noch einen fürchterlichen Schrei gehört, verſicherte mir meine Hausfrau, und da wäre Ihnen plötzlich ein Licht aufgegangen und Sie dem Wagen nachgerannt bis auf die Landſtraße, und dort hätten Sie gerade den Pferden in die Zügel fallen wollen, als ein vermummter Kerl, der auf dem Bocke ſaß, Ihnen mit einem ſechsläufigen Piſtol gedroht hätte — o je, o je, ſind das Geſchichten für unſere ſonſt ſo ruhige Stadt!"

Da die alte Frau hier einen tiefen Athemzug that, ſo hatte Rodenberg Zeit, ihr zu erwiedern, daß die Sache ſich nicht ganz genau ſo, wie ſie erzähle, verhalte, worauf ſie entgegnete:

„Das iſt ganz gleichgültig, es hätte aber doch ſo ſein können, und ich bin von Ihnen überzeugt, daß, wenn Sie jenen fürchterlichen Schrei gehört hätten, Sie dem Wagen nachgelaufen wären!"

„Gewiß, Madame Schmitz!"

„Und was die Hauptſache iſt, das arme, liebe, kleine Kind iſt verſchwunden, und man hat noch nicht das Geringſte von ihm gehört!"

„So iſt es."

„Auch von Herrn Roderich haben Sie keine Nachricht? Gott, wie die Leute ſind — die Einen haben geſagt, er ſei verrückt geworden, die Anderen wollten wiſſen, er habe zuerſt ſich, dann ſeiner Frau und dann dem armen Wurme ein Leid angethan!"

„Ich glaube nicht, daß Jemand hierüber Nachricht haben wird, und was das Leidthun anbelangt, ſo kann ich Ihnen verſichern, Madame Schmitz, daß ihm wohl ſelbſt das größte Leid angethan worden iſt."

„Ganz meine Anſicht, Herr Rodenberg," gab die alte Frau eifrig zur Antwort, „ganz meine Anſicht; hören Sie ein Wort im Vertrauen" — hierbei näherte ſie ihren Kopf dem ihres Gaſtes ſo, daß dieſer das ſanfte Wehen ihrer Haubengarnitur an ſeiner Stirn ſpürte —: „die Frau war eine böſe Sibylle, ein Reibeiſen, ein Läſtermaul — was hat ſie ſich unterſtanden, von meinem Hauſe zu ſagen — o, es drückt mir das Herz ab, es zu wiederholen!"

„Ich verzichte darauf, Madame Schmitz — gewiß, ich verzichte darauf, denn ich möchte Ihnen keinen Schmerz verurſachen!"

„Nein, Sie ſollen es hören, ich will mich ſtark machen — Sie ſind ein zu geſcheidter junger Mann — ſie ſagte, als die Spanierinnen bei mir einzogen, ſie hätte nicht gedacht, daß die Schmitz noch in ihren alten Tagen eine Gelegenheitsmacherin würde — die Schmitz!" fuhr ſie mit voller Entrüſtung fort — „bin ich die Schmitz? — Ich bin

die Frau Wittwe Damian Schmitz, geborene Schellenberger, und ſo in der ganzen Stadt ehrenhaft bekannt — freilich nicht das Freifräulein von Schellenberger! Dafür aber, als ich heirathete, konnte ich auf meine Taſche klopfen und fragen: was koſt' die Butter — ich brauchte mich nicht in meinen Adelsbrief zu wickeln, um doch irgend etwas auf dem Leibe zu haben! Die Schmitz — und Gelegenheit machen! — Haben Sie eine Idee davon, Herr Rodenberg, was ſie damit ſagen wollte?"

„Allerdings, den kleinen Schein einer Idee davon habe ich ſchon; doch was ſo in den Tag hinein geſprochen wird, das muß man vergeſſen."

„Ich habe es auch vergeſſen, Herr Rodenberg, ſchon längſt vergeſſen, und mich hat die Frau faſt gedauert, als ſie ſo aus dem Hauſe ihres Mannes abzog, ja, ich war nahe daran, die Sünde auf mich zu laden und dem guten Herrn Roderich Unrecht zu geben, bis ich dieſe Weihnachtsbeſcherung erfuhr — aber der Verluſt dieſes Kindes, ſo ein herziges Mädchen, das Einem geſtohlen wird — ſehen Sie, Herr Rodenberg, das ſchlug mir in alle Glieder!"

„Ich bin davon überzeugt, Madame Schmitz, vollkommen überzeugt!"

„Nein, Herr Rodenberg, das iſt nicht möglich — Sie können nicht vollkommen überzeugt ſein, wie mich dieſe Nachricht zuſammengeſchlagen, denn ich weiß, was es heißt, Einem ein Kind ſtehlen!"

„So iſt Ihnen auch ſchon ein Kind geſtohlen worden?"

„Das will ich meinen, und ich will es Ihnen erzählen, wenn Sie noch einen Augenblick Zeit haben."

Da der junge Maler noch viele Augenblicke Zeit hatte

kleinen Händen auf's Ehrerbietigſte zuwinkten, als die Tänzer und Choriſten auf der Straße den Hut abzogen und ihn auf's Tiefſte grüßten, da ſchritt er ſtolz dahin und ſagte triumphirend zu ſich ſelber: „und ich war vor einigen Jahren nichts wie ein armer, hoffnungsloſer Flickſchneider!“ —

Der gereiste Reitknecht des Grafen Alfons ſtand neben dem Vorderſitze des Phaetons ſeines Herrn und hielt die ungeduldig ſich ſchüttelnden Pferde im Zügel. Die edlen Thiere hatten in der warmen Sonne ſchon lange gewartet und ſchäumten in die Zügel, thaten bald einen Schritt vorwärts, bald rückwärts. Endlich trat der Graf mit dem jungen Componiſten aus dem Gebäude, der Reitknecht fuhr ſo nah wie möglich an die Treppen deſſelben, Alfons ſtieg auf ſeinen Sitz, nahm die Zügel in die Hand und Charles ſetzte ſich neben ihn.

Der Reitknecht, der die Gewohnheiten ſeines Herrn genau kannte, zog eine rieſenhafte Cigarrendoſe hervor, nahm zwei Stücke heraus, die er mit Zündern verſah, worauf er, als Beide brannten, eine dem Grafen in den Mund ſteckte, die andere dem jungen Muſiker anbot.

Jetzt flogen die Pferde dahin, über den freien Platz vor dem Theater, durch die Straßen, zum Thore hinaus, bis vor die Wohnung des Handelsgärtners, hinter welcher im Garten das bezeichnete Haus lag.

und er ſeinen Beſuch ſo ſehr als möglich zu verlängern wünſchte, in der Hoffnung, Michel Angelo würde nach Hauſe kommen oder Conchitta vielleicht erſcheinen, ſo lehnte er ſich mit einer ſehr aufmerkſamen Miene in ſeinen Stuhl zurück, ſchlug die Arme über einander und ſchaute die alte Frau erwartungsvoll an.

„Dazumal,“ erzählte Madame Schmitz, „als Michel ein Bube von ungefähr acht Jahren, war er ein ſehr ſchwächliches Kind mit ſchmächtigen, krummen Beinen und mit ſeiner Gemüthsſtimmung, das, was man einen Mauzer zu nennen pflegt; er weinte nämlich, wenn er Hunger und Durſt hatte, aber auch wenn er aß und trank, eben ſo, wenn er ſpielte, oder wenn er auf die Naſe fiel, das war Alles gleichgültig — ich ſage Ihnen, es war gerade ſo, als wenn der Bube irgendwo im Leibe eine heimliche Quelle gehabt hätte, die beſtändig irgendwo hätte heraustropfen müſſen. Aber geſcheit war er damals ſchon und gab auf Alles Achtung, namentlich was ſein Vater, der ſelige Schmitz, that. — Du lieber Gott, ich ſehe die Beiden heute noch einander gegenüber ſitzen und rauchen, Michel natürlich, indem er ſich einen Spazirſtock in den Mund geſteckt hatte, aber die Idee war doch ſchon vorhanden; dabei war er ſchüchtern über alle Beſchreibung und ging nie auch nur einen Schritt von der Hausthür fort. — Da eines Tages wird die Suppe aufgetragen, und Michel iſt nicht da — wir rufen ihn, keine Antwort, wir durchſuchen alle Zimmer — Michel iſt verſchwunden! Nun, Sie können ſich den Schrecken denken, Herr Rodenberg, ein einziges Kind, und ein ſo gutes und hübſches Kind! ‚Weißt du,‘ ſagte der ſelige Schmitz zu mir, ‚der Bube iſt auf die Straße gelaufen, um die Muſik der Parade zu hören, und da hat ihn

am Ende irgend ein Zigeuner mitgenommen, das Volk ſtiehlt gern ſchöne Kinder.' — Den Schrecken, Herr Rodenberg! Wir Alle ſtürzen aus dem Hauſe, ſuchen in den benachbarten Straßen, fragen alle Vorübergehenden, ob ſie keinen kleinen Buben von ungefähr acht Jahren geſehen hätten, der verloren gegangen ſei; dann raſen wir wieder nach Hauſe, ich zuerſt, und als ich in's Zimmer trete, ſitzt Michel in der Ecke des Sopha's und weint eine doppelte Portion. — Was ein Mutterherz fühlt, wenn ihm ſo ein verloren geglaubtes Kind wiedergegeben wird, davon haben Sie keine Idee! Zuerſt küßte ich ihn gehörig ab und dann fragte ich ihn: Michelchen, wo biſt Du geweſen? Lange wollte der Schelm mit der Sprache nicht heraus, endlich aber erfuhren wir die ganze ſaubere Geſchichte. — Doch das im Vertrauen, Herr Rodenberg," fuhr die alte, würdige Frau mit gedämpfter Stimme fort, nachdem ſie ſich rings umher durch einen ſcharfen Blick gegen mögliche Lauſcher ſicher geſtellt, „Michel hat es nicht gern, wenn man davon ſpricht — er hatte ſich eine von ſeines Vaters Pfeifen genommen und war auf den Söller gegangen, um dort wirklich zu rauchen — wirklich, ſage ich Ihnen, und mit aller Wirkung, die das haben kann. Droben fanden wir die Beſcherung — was ſagen Sie dazu?"

„Es hätte mich beunruhigen können," meinte der junge Maler lächelnd, „wenn ich nicht ſchon im Voraus gewußt hätte, daß Michel Angelo bei dieſem Vorfalle nicht verloren ging."

„So, das wußten Sie?"

„Ich konnte es mir denken; aber ſein Verſchwinden hätte ja andere ernſte Folgen haben können!"

„Und das hatte es auch!" ſagte Madame Schmitz mit

großer Wichtigkeit. „Denken Sie ſich, was Nachmittags geſchieht: da bringt man uns aus allen Ecken der Stadt kleine, ſchreiende Buben, auch Mädchen darunter, die man Gott weiß wo auf der Straße gefunden, und wir ſollten ſie anſehen, ob eine von dieſen heulenden Creaturen nicht unſer Michel ſei — ich ſage Ihnen, zu Dutzenden wurden ſie uns gebracht, und dies dauerte zwei, drei Tage — den Aerger, den wir darüber hatten, und die Trinkgelder, die der ſelige Schmitz geben mußte, will ich all' mein Lebtage nicht vergeſſen!"

Auf den Schluß dieſer intereſſanten Geſchichte hatte Rodenberg indeſſen nur mit halbem Ohre gelauſcht, denn er vernahm leichte Tritte im Nebenzimmer, ſo wie das Rauſchen eines Damenkleides, und als er ſich jetzt, nachdem Madame Schmitz geendigt, umwandte, ſah er Conchitta unter der geöffneten Thür ſtehen.

Sie erſchien einfach angezogen, wie immer, in einem grauen Kleide, ſah aber bleicher aus, als gewöhnlich; ſie grüßte den jungen Maler mit einer freundlichen Neigung des Kopfes und kam, als er aufſtehend den Gruß ehrfurchsvoll erwiederte, raſch und unbefangen näher, während ſie ſagte: „Ich freue mich, Sie zu ſehen, ja, ich hörte, Sie ſeien hier, und kam deßhalb, um Sie zu begrüßen. — Sie werden entſchuldigen, Madame Schmitz," wandte ſie ſich an die alte Frau, „daß ich ſo ohne Weiteres eintrete, aber Sie haben mir die Erlaubniß dazu gegeben!"

„Und wohl mit vollem Rechte, mein Fräulein," ſagte der junge Maler in einem ſehr ruhigen, faſt kalten Tone; „wie ich vernommen, darf man Sie ja ſchon als zur Familie gehörig betrachten?!"

Das junge Mädchen warf ihm einen schmerzlichen Blick des Erstaunens zu, einen Blick, der ausdrücken mochte, wie sehr sie überrascht sei, auch aus seinem Munde den Widerhall des Gerüchtes über sie zu vernehmen; und obgleich er fast fragend zu ihr gesprochen, beantwortete sie doch diese Frage mit keinem Worte, mit keiner Miene, sondern fuhr nach einer Pause in einem Tone leichten Vorwurfs fort: „Wie dankbar wäre ich gewesen, Herr Rodenberg, wenn Ihre Zeit es Ihnen gestattet hätte, mich schon früher aufzusuchen und mir eine freundliche Mittheilung zu machen von jenem entsetzlichen Vorfalle, über den ich von fremden Leuten hier und dort das Widersprechendste gehört; bin ich denn dem Gedächtnisse Ihres Freundes so gänzlich fremd geworden, daß er es nicht der Mühe werth fand, mir auch nur Ein Wort sagen zu lassen über das Verschwinden des kleinen, guten Mädchens, das ich so herzlich geliebt und welches dieses Gefühl aus voller Seele erwiederte?“

Obgleich sie das mit einer eigenthümlich gepreßten Stimme sprach und dabei in ihren großen, schönen Augen eine tiefe Bewegung zu lesen war, so konnte sich der junge Mann doch nicht enthalten, ihr in einem leicht hingeworfenen Tone zu antworten: „Meiner Treu, Fräulein Conchitta, ich glaube fast, daß mein Freund Roderich Ihnen kein allzu großes Interesse für seinen schweren Verlust zutraute, denn sonst hätte er mich wahrscheinlich beauftragt, Ihnen hiervon Mittheilung zu machen!“

Sie wollte hierauf etwas antworten, das sah man an der raschen Bewegung ihrer Lippen, während eine tiefe Röthe schnell über ihre Züge flog; doch schien sie sich eines Andern

wort gab: „So gern ich Ihren Wunsch sogleich erfüllen möchte, so kann ich dies leider im Augenblicke nicht thun, da ich bisher von Roderich noch keine Nachricht erhalten und deßhalb seinen Aufenthalt noch nicht kenne; sobald ich aber an ihn schreibe, werde ich nicht ermangeln, ihm Alles mitzutheilen, was ich hier erfahren.“ — Bei dem Worte hier konnte er es nicht unterlassen, einen Seitenblick auf Madame Schmitz zu werfen, was Conchitta nicht entging, denn wie sie seinen Blick auffing und auffaßte, sah man deutlich an einem düstern Blitze, der aus ihren Augen sprühte.

Unbewegt hiervon fuhr indessen Rodenberg im Tone der Höflichkeit fort: „Verlassen Sie sich auf mich, mein Fräulein: wie schon gesagt, werde ich Ihren so eben ausgesprochenen Wunsch auf's pünktlichste zu erfüllen mich bestreben, doch dürfte ich Sie wohl dagegen ebenfalls um eine kleine Freundlichkeit bitten: mich nämlich Ihrer Fräulein Schwester in einem Ihrer nächsten Briefe ehrfurchtsvoll zu Füßen zu legen!“

Um Conchitta's Lippen spielte es wie ein leichtes Lächeln, als er dies gesagt; dann erwiederte sie: „Wie sollte ich Ihnen eine kleine Gefälligkeit abschlagen können, ähnlich einer gleichen, um welche ich Sie so eben gebeten! Doch wenn es Ihnen recht ist, wollen wir Eines dem Anderen weniger Mühe machen, indem ich mir erlauben werde, Ihnen ein paar Zeilen an Herrn Olfers einzuhändigen, wogegen ich mich gern der Beförderung eines Briefes von Ihnen an meine Schwester Juanita unterziehen werde.“

Rodenberg empfand bei diesem Vorschlage ein unaussprechlich angenehmes Gefühl, welches auch so deutlich aus seinen Augen leuchtete, daß Conchitta ihren Worten von so eben hinzusetzte:

„Mir ſcheint, Sie ſind geneigt, auf meinen Vorſchlag einzugehen; ich bitte Sie alſo nur noch, mich es wiſſen zu laſſen, ſobald Sie ein Schreiben von mir beſorgen können, und mir dann das Ihrige zum Austauſche dagegen zu bringen."

„Und wir Beide, mein Fräulein," ſagte Rodenberg nach einer kleinen Pauſe lächelnd, „übernehmen die Verantwortlichkeit dieſer beiden Schreiben?"

„Wie ſo? Ich verſtehe Sie nicht ganz!"

„Nun, in ſo fern, als wir Beide ja nicht wiſſen, ob unſere Briefe den Empfängern angenehm ſind; ich meinestheils wenigſtens möchte mich nicht der allerkleinſten Indiscretion ſchuldig machen!"

„Unbeſorgt, Herr Rodenberg; laſſen Sie mein Schreiben mit ſo guten, aber mit ſo wenig Worten als möglich abgehen, wie ich es mit dem Ihrigen machen will, und wir werden Beide zufrieden ſein!"

Sie reichte ihm bei dieſen Worten ihre kleine Hand mit einem Blicke voll Güte und Würde, ſo daß er, der mit einem ausgeſprochenen Gefühle gegen ſie in das Haus gekommen war, ſich doch nicht enthalten konnte, ihre zarten Finger mit ſeinen Lippen zu berühren.

Madame Schmitz hatte während dieſes kleinen Geſpräches, deſſen Worte ſie wohl verſtand, ohne jedoch in die Tiefe derſelben eindringen zu können, zum Fenſter hinausgeſehen und ſagte jetzt, als Conchitta ſich ihr genähert hatte und ihre Hand leicht auf die Schulter der alten Frau legte: „Da habe ich doch keine Idee davon, wo Michel bleibt; nun, er wird irgendwo aufgehalten worden ſein. Durch meinen Spiegel kann ich ihn ſchon ſehen, ſo wie er da oben

an der Ecke der Alleestraße erscheint, und von dort kommt er meistens her, wenn er es sich auch einen kleinen Umweg kosten lassen muß; ja, er ist ein guter Sohn, ein treues, anhängliches Herz!"

Sie blickte bei diesen Worten die junge Spanierin vielsagend an, die mit einem eigenthümlichen Lächeln nun ebenfalls in den Spiegel schaute, um die Ecke zu sehen, an welcher Michel Angelo Schmitz gewöhnlich zu erscheinen pflegte; dann ging sie nach einer Verbeugung gegen Rodenberg so ruhig und geräuschlos in das Nebenzimmer zurück, als sie von dorther gekommen war.

Der junge Maler blickte ihr einen Augenblick nach und würde bedeutsam seinen Kopf geschüttelt haben, wenn er allein gewesen wäre. So aber begnügte er sich mit den halblaut ausgesprochenen Worten: „Das begreife ein Gescheiterer!" und wandte sich alsdann Abschied nehmend gegen Madame Schmitz: „Bitte, Michel Angelo bei seiner Zurückkunft bestens von mir zu grüßen, ich würde schon wieder nach ihm sehen; doch solle er sich auch einmal in Olfers' Atelier blicken lassen, um uns ein paar passende Worte über unseren Glasfenster-Carton zu sagen.

„Das werde ich nicht vergessen, ihm auszurichten," erwiederte die alte Frau; „es wird ihn freuen!" — Dies sprach sie in ihrer gewöhnlichen Weise, um gleich darauf eine geheimnißvolle Miene anzunehmen, wobei sie ihm mit dem Zeigefinger winkte, näher zu treten — näher — noch näher; dann faßte sie seinen Arm und zog ihn langsam so weit nieder, daß sie mit ihrem Munde sein Ohr berühren konnte, worauf sie ihm zuflüsterte: „Ich habe vorhin von der Ecke da eben an der Alleestraße gesprochen; von da her

kam auch der ſelige Schmitz, wenn er es nur eben möglich machen konnte, und ſo wie er an der Ecke erſchien, zog er ſein rothcarrirtes Sacktuch hervor, um mir zu ſagen, daß er an mich denke — ach, Herr Rodenberg, das iſt nun ſchon lange vorüber, und jetzt noch kann ich mich der Thränen kaum erwehren ...“

Da die gute alte Frau hier eine Pauſe der Rührung machte, ſo hielt ſich Rodenberg für verpflichtet, ihren Satz zu vollenden, indem er ſagte: „Wenn Sie jene Ecke betrachten!“ Worauf ſie ihm kopfſchüttelnd erwiederte:

„Nein, Herr Rodenberg, aber ſo oft ich ein rothcarrirtes Sacktuch ſehe.“

„Das iſt allerdings ein rührender Anblick, Madame Schmitz, aber man muß ſich ſelbſt an ein rothcarrirtes Taſchentuch zu gewöhnen ſuchen — nun leben Sie wohl!“

„Sie haben es gar eilig, Herr Rodenberg, und doch hätte ich Ihnen noch etwas Wichtiges mitzutheilen!“

„So laſſen Sie hören, Madame Schmitz.“

„Was nämlich die Leute ſagen.“

„Nun?“

„Die Gouvernante des Herrn Roderich nämlich hätte nicht nur das Kind mitgenommen, ſondern auch das ganze Silberzeug des Hauſes, und hätte im Schlafzimmer des Herrn Feuer angelegt — iſt etwas Wahres daran?“

Nun konnte ſich Rodenberg nicht enthalten, mit einem ſehr ernſthaften Geſichte zu erwiedern: „Sie hat ſich ſogar vermittels einer der geſtohlenen ſilbernen Kaffeekannen an dem angelegten Feuer Kaffee gekocht, ehe ſie das Haus verließ — iſt das nicht fürchterlich?“

„Gehen Sie — Sie haben mich zum Beſten!“

„Ich nicht, aber die Leute, welche jede Sache vergrößern und in's Ungeheuerliche ziehen!“

„Das iſt wahr, Herr Rodenberg, die Welt iſt ſo ſchlecht, nun — leben Sie wohl!“

„Adieu, Madame Schmitz!“

Der junge Maler lachte noch auf der Treppe und gelangte lachend auf die Straße. Hier aber, als ihm mit Einem Male ein anderer Gedanke durch den Kopf fuhr, wurde er plötzlich ſehr ernſt. „Wäre es denn möglich,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, indem er raſch die Straße dahinging, „daß das Mädchen da oben, dieſes feine, vornehme, elegante Geſchöpf, dieſe reiche Künſtlernatur, ſolche moraliſche Selbſtmordgedanken haben könnte, um Madame Schmitz werden zu wollen — o, o, es iſt unmöglich, und wenn ich ſie am Hochzeitsmahle ſitzen ſähe, ſo könnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, irgend ein pfiffiger Dämon habe die Geſtalt Michel Angelo's angenommen, um dem Himmel einen Engel zu ſtehlen!“ —

Seitdem waren vierzehn Tage vergangen, und Rodenberg hatte während dieſer Zeit einen Brief von ſeinem Freunde erhalten, allerdings mit wenig tröſtlichem Inhalte.

Olfers hatte aus der Reſidenz, wo er ſich befand, geſchrieben: „Meine Bemühungen, Margarethe wiederzufinden, ſind bis jetzt fruchtlos geblieben, obgleich ich feſt überzeugt bin, daß die Spur, der ich folgte und die ich auch jetzt nicht verlaſſen habe, die richtige iſt. Denken Sie ſich, lieber Freund, mit welcher entſetzlichen Klugheit gegen mich verfahren wird: ich kam hieher und fand die Familie jener Frau, der ich einſt meinen Namen gegeben, anſcheinend in tiefer Betrübniß — Madame Hildegard, ſagte mir die alte Tante,

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Benetti.

Sobald der Wagen des Grafen Alfons vor dem Garten anhielt, sprang der Reitknecht von seinem Sitze hinten hinab, um die Zügel in Empfang zu nehmen.

„Nun, lieber Charles," sagte Alfons, während er von dem Wagen stieg, „Sie gehen doch mit, Sie machen doch Ihrer früheren Wohnung und Ihrem alten Lehrer einen Besuch?"

Der junge Musiker schüttelte mit dem Kopfe. „Wenn Sie mich hier lassen wollen, ist es mir lieber," sagte er. „Ich möchte den Garten und das Haus dort wegen der doppelten Erinnerung, die es für mich hat, nicht gerne wiedersehen. Ich habe, wie Sie selbst wissen, in den kleinen, mir einstens so lieben Zimmern zu traurige Stunden verlebt. Und dann, was meinen alten Lehrer anbelangt, so schämt er sich schon seit längerer Zeit seines Schülers."

„Ah, das ist unmöglich!" sagte der Graf lachend.

„Verlassen Sie sich darauf," entgegnete Charles; „als ich damals mein erstes Werk aufführen ließ, das bewußte Ballet —"

bei der sie bis jetzt ihren Aufenthalt genommen, sei verschwunden und Niemand wisse, wohin; ob sie es war, die mein Kind rauben ließ, wisse man natürlich nicht, doch wolle man die Möglichkeit einer derartigen, an sich wohl erklärlichen Ueberschreitung des Muttergefühls nicht abläugnen. — Denken Sie sich, so etwas mußte ich mit anhören und konnte nichts thun, als in ohnmächtiger Wuth meine Fäuste ballen! Weit entfernt davon, feindselig gegen mich aufzutreten, versuchte es diese Familie, mich mit Auszeichnung zu behandeln, ja, jene alte Tante schwatzte mir mancherlei vor von einer doch noch möglichen Wiedervereinigung, man beklagt mich, man findet die Handlungsweise, mit der man mich betrogen, jenen entsetzlichen Bruch des Vertrauens allerdings sehr unstatthaft und beklagenswerth; aber im Uebrigen zuckt man die Achseln und verwahrt sich auf's feierlichste gegen jede Mitwissenschaft. — Was unseren Kammerjunker, den Freiherrn von Schenk anbelangt, so entgeht er mir mit einer aalartigen Geschicklichkeit — er ist es, welcher mich am aufrichtigsten beklagt, mich versichert, wie entrüstet die ganze Familie bei jener Nachricht gewesen sei und wie man Alles aufbieten werde, um den Aufenthaltsort der Geflohenen zu entdecken. — Natürlich glaube ich allen diesen schönen Worten und bleibe vor der Hand hier, denn nur so kann es mir vielleicht gelingen, einige jener Fäden zu entdecken, mit denen die Familie hier mit ihr in Verbindung steht. — Möge mir der Himmel dazu beistehen, und er soll alsdann seine Freude daran haben, wie ich, ein einfacher, armer Künstler, diesem vornehmen Pöbel gegenübertreten will. Auch von Oben herab versucht man Alles, um mich zu beschwichtigen, zu beruhigen; man ernannte mich gleich nach meiner Ankunft

zum Profeſſor und ſtellte mir nicht undeutlich das Directorium der Maler-Akademie in Ausſicht, und ich glaube und verſtehe Alles.

„Lytton war bis vor wenigen Tagen bei mir, doch mußte er der dringenden Aufforderung ſeiner Familie nachgeben und nach England zurückkehren. Wie leid mir dieſer zweite, empfindliche Verluſt thut, brauche ich Ihnen kaum zu ſagen. — Was mein Haus und mein Atelier dort anbelangt, ſo wäre ich Ihnen ſehr zu Dank verpflichtet, wenn es vor der Hand bei unſerer damaligen Abſprache bliebe, daß Sie ſich zuweilen in unſerer Wohnung ſehen laſſen und das Atelier ganz als das Ihrige betrachten. Wie es ſpäter damit werden wird, weiß ich ſelbſt noch nicht. An eine Rückkehr zu denken, iſt mir unmöglich. Die troſtlos leeren Räume meines Hauſes würden mich entſetzlich tief verwunden, und was mein Atelier anbelangt, ſo würde ich Lytton's Abweſenheit dort noch ſchmerzlicher vermiſſen, eben ſo wie den Verluſt ſo manches lieben Bekannten, die uns ja von den Wegen des täglichen Lebens ſo raſch und ſo unverhofft entführt werden. — Mit den herzlichſten Grüßen an Alle, die ſich meiner freundlich erinnern, nehme ich für heute von Ihnen als einem treuen, erprobten Freunde Abſchied.“

Rodenberg hatte ihm hierauf geantwortet, was er ihm antworten konnte, dabei aber natürlicher Weiſe nichts über die wichtigſte Angelegenheit. Er hatte auch einen Brief von Conchitta eingeſchloſſen und derſelben dagegen ein kleines Schreiben an Juanita anvertraut. Im Hauſe Roderich's ging Alles ſoweit ſeinen gewöhnlichen Gang, nur war Andreas auf den Befehl ſeines Herrn ein eifriger Aufſeher, ohne deßhalb Atelier und Garten aus dem Auge zu ver-

lieren, indem er dort die meiſten Stunden des Tages zubrachte und dabei auf's Gewiſſenhafteſte für die kleinen Bedürfniſſe Rodenberg's ſorgte. Dieſer hatte ſchon mehrere Male Einſprache erhoben, daß das große Gemach für ihn geheizt werde, und that das jetzt abermals, als der Carton zu dem Glasfenſter beendigt, doch hatte es der Gärtner wiederholt als einen dringenden Wunſch ſeines Herrn dargeſtellt, daß das Atelier benutzt werde, worauf die Sache wie ſeither verblieb.

So war der Januar vorübergegangen und Rodenberg an einem kalten, ſtürmiſchen Februar-Abende zum Reichsapfel in ſeine Wohnung zurückgekehrt, wo er Walter und Rüding behaglich am praſſelnden Ofen ſitzen fand, während Knorr in ſeinem Schlafrocke von ſchwarzem Sarſenet, die lange Pfeife rauchend, mit gemeſſenen Schritten auf und ab ging. Walter ſaß vor der geöffneten Thür des kleinen Ofens und arbeitete mit einem Schüreiſen wacker in den Kohlen herum, um ſie in größere Gluth zu ſetzen, wozu ihm jetzt der durch den Kamin herabſauſende Nordweſtwind ſo kräftig zu Hülfe kam, daß der Ofen Kohlen, Dampf und Funken wie tiefe Seufzer von ſich ſtieß.

„Bei dieſem Wetter ſollte man keinen Hund hinausjagen," meinte Rodenberg, indem er ſeinen naſſen Mantel abwarf, „und ehe ich mich heute in ein Wirthshaus bemühe, will ich lieber hier hungern und durſten!"

„Da haſt Du Recht," erwiederte ihm Walter, der die Thür des Ofens haſtig wieder verſchloſſen hatte; „wir wollen einen famoſen Thee brauen, ein Tröpfchen Cognac hineinthun, feſt beiſammen ſitzen und uns Geſpenſtergeſchichten erzählen. Dazu iſt das Wetter ſo ſchön, wie es nur ſein

kann — wie der Wind durch den Kamin faust — das ist eine Nacht, Rüding, um zwischen zwölf und ein Uhr auf einem Kirchhofe Wache zu stehen! Was meinst Du dazu?"

„Ich?" fragte der Blondgelockte — „ich meine gar nichts dazu — was soll ich mir mit solchen Gedanken meine behagliche Abendruhe verderben!"

„Und behaglich genug sitzt Ihr hier beisammen," sprach Rodenberg, indem er an den Ofen trat und sich die Hände wärmte — „Alles schon in Pantoffeln, und ich sehe mit Vergnügen, Ihr habt die Idee des Zuhausebleibens auch ohne mich schon gefaßt gehabt."

„Und die noch vortrefflichere Idee, einen guten Thee zu trinken," erwiederte Walter, indem er mit dem Daumen auf Rüding zeigte — „kommt von daher, von unserem guten, sanften, lieben Eduard; er hat es nicht anders thun wollen, als uns heute Abend zum Souper einzuladen."

„Seine Schuldigkeit," sagte Knorr, indem er auf seinem Spazirgange durch das Zimmer einen Augenblick am Ofen stehen blieb und die Asche in seinem Pfeifenkopfe mit dem Finger zusammenstieß — „seine Schuldigkeit, er hat es damals gelobt, als er seine hungernden Zigeunerknaben verkaufte."

„Und mache mir ein Vergnügen daraus," entgegnete Rüding, wobei er sich behaglich in seinen Stuhl zurücklegte und die Hände in die Taschen seiner weiten Hosen vergrub; er hätte zu gleicher Zeit außerordentlich gern mit einigen dort befindlichen Fünfgroschenstücken geklimpert, aber er wagte es nicht, dies vor Walter zu thun — „ja, ich mache mir eine Ehre daraus, Euch zu einem bescheidenen Nachtessen einzuladen: Thee mit Cognac, Butter und Brod und eine kalte

Hammelskeule — ich glaube, das wird Euch schon recht sein, und selbst Walter wird mir zugeben, daß in dieser Zusammenstellung ein feiner Sinn liegt."

„Natürlich — natürlich," brummte der alte Maler; „für eigentlich unsinnig habe ich Dich noch nie gehalten; Du hast ebenfalls Deine guten Eigenschaften, doch sind dieselben leider sehr häufig so mit todter Asche zugedeckt, daß der innere Funke schwer zum Durchbrechen kommt — das war schön gesagt!"

„Sehr schön," lachte Rodenberg, „doch finde ich Rüding's Souper-Idee unbedingt schöner; aber ich sehe noch keine Anstalt, merke aber wohl, Du willst erst dann serviren lassen, wenn auch ich es mir bequem gemacht habe — he, Schwemmer!" rief er zur Thür hinaus.

Der geneigte Leser, welcher den strebsamen Rafael gewiß nicht vergessen hat, wird über diesen Ruf erstaunt sein, noch mehr aber, wenn er jetzt statt des kleinen Bedienten im verblichenen Malerkittel einen himmellangen Kerl in der Uniform eines Infanteristen eintreten sieht. — Ja, Rafael hatte seinen Herrn, an dem er mit einer rührenden Anhänglichkeit hing, verlassen, oder, besser gesagt, das Verhältniß zwischen Herrn und Diener hatte sich nach gemeinschaftlicher Uebereinkunft auf's harmonischste gelöst, indem Rafael auf die Fürsprache Rodenberg's in einer demselben befreundeten Kunst- und Buchhandlung zu einem Mitteldinge zwischen Lehrling und Laufbursche aufgenommen worden war. Mit welchem Stolze er jetzt seine Bücher packte, durch die Straßen trug, ist kaum zu beschreiben, eben so der gränzenlose Eifer, mit dem er auch seinen übrigen Geschäften oblag und mit dem er an Sonn- und Feiertagen mit der Emsigkeit einer Biene

in dem großen Laden von Buch zu Buch flog, um ſich vor der Hand wenigſtens mit den Titeln all' dieſer unſterblichen Werke bekannt zu machen.

Alſo Rafael war in der Haushaltung des jungen Malers nicht mehr vorhanden und Schwemmer trat ſtatt ſeiner in's Zimmer. Daß die Bedienung deſſelben ſchon ein anderes Anſehen hatte, war nicht zu läugnen: auf ſeinen breiten Händen trug er nicht nur das ganze Souper, wie es Rüding angegeben, ſondern an ſeinem linken Arme hing auch noch ein friſch gefüllter Waſſereimer, während er unter dem anderen Arme die Pantoffeln ſeines Herrn trug.

Während Rodenberg dieſelben anzog, bereitete Knorr den Thee, und darauf ſetzten ſich alle Vier um den Tiſch, mit dem guten Appetit der Jugend und eines geſunden Magens zulangend.

„Wenn Du früher gekommen wärſt," ſagte Walter nach einiger Zeit zu Rodenberg, „ſo hätteſt Du aus Rüding's Munde erfahren können, daß dieſes ſtrebſame Bürſchlein ſein neues Bild, die heiligen drei Könige des Dorfes, bereits auf der Staffelei verkauft hat."

„Und gut verkauft hat!" ſagte der ehemalige Cupido mit großer Genugthuung.

„Dies freut mich, zu hören," ſprach Rodenberg, „und Du wirſt Dich erinnern, Rüding, wie oft ich Dir den guten Rath gegeben, Deine hiſtoriſchen Compoſitionen bei Seite zu laſſen und Dich mit dem alltäglichen Leben der Gegenwart zu beſchäftigen:

Greif' nur hinein in's volle Menſchenleben,
Da, wo ihr's anpackt, iſt es intreſſant —

wie Goethe ungefähr ſagt, — Du biſt jetzt im Zuge, und

die Freude über ein einziges gut verkauftes Bild gibt Dir ein Dutzend heitere und neue Ideen."

„Nun, an Ideen fehlt es mir überhaupt nicht," ſagte der kleine Künſtler wohlgefällig; „ich habe wieder drei, vier auf's Papier hingeworfen — auch ein paar größere Compoſitionen —, und ſobald ich meine drei Könige fertig habe, werde ich eine bedeutendere Arbeit vornehmen." Er ſagte das mit der Miene eines Titian oder eines Rubens, worauf er ſeine Taſſe Thee ſachte ausſchlürfte und die Freunde mit einem etwas hochmüthigen Blicke anſah.

„Ich bedauere nur," meinte Knorr mit einem leichten Seufzer, „daß ich mich nicht auch der Malerei zugewandt habe — Ihr habt gut hineingreifen in's volle Menſchenleben, und es iſt ein dankbares Geſchäft, Geſtalten zuſammenzuſtellen, wie ſie uns tagtäglich auf der Straße begegnen — aber Unſereiner: zuerſt muß man lauern, bis eine kleine Beſtellung einläuft, und dann iſt es in unſerem ſparſamen Jahrhundert immer dieſelbe Geſchichte, ein hölzerner Petrus oder Paulus, oder, wenn es hoch kommt, eine heilige Katharina in Gyps — ich habe das nächſtens ſo ſatt, daß ich mich entweder bei einem Möbelſchreiner verdinge oder in's Kloſter gehe."

„Siehſt Du, Knorr, das iſt eine prachtvolle Idee!" rief Walter.

„Pfui," meinte Rüding, „bei einem Möbelſchreiner!"

„Was Möbelſchreiner! Kameel, die mit dem Kloſter meine ich — ich ſage Dir, Knorr, eine glückliche Idee, wie mir lange keine vorgekommen, und man nimmt Dich ohne alle klingende Einlage in Italien, Frankreich oder Spanien,

wo Du willſt, Du verpflichteſt Dich, die Bildſäulen aller Heiligen und das Schnitzwerk in der Kirche gehörig in Ordnung zu halten, zu putzen, friſch zu vergolden, wie es gerade nothwendig iſt — ich verſichere Dich, Du würdeſt in Kurzem Bruder Guardian ſein oder irgend ein anderes Avancement haben!"

„Es wäre in der That nichts Schlechtes," ſprach der lange Bildhauer, wobei er einen düſtern Blick auf ſeine mageren Hände warf, die er zuſammengefaltet auf dem Tiſche vor ſich hielt.

„Nichts Schlechtes?" meinte Walter — „etwas Vortreffliches, und wenn Du 'mal irgendwo recht feſtſitzeſt in einem Kloſter mit guter Küche, in einer angenehmen Gegend, ſo empfiehlſt Du mich als Jemanden, der außerordentlich gut im Stand wäre, die alten Bilder zu reſtauriren, und ſomit wäre alsdann für uns Beide geſorgt — ich heiße Bruder Hilarius, Du Bruder Balthaſar, und würden wir uns in unſeren Freiſtunden, deren wir, wie ich annehme, ſehr viele hätten, vortrefflich amuſiren."

„Ein ſolches Kloſterleben hat mir immer als etwas höchſt Anmuthiges vorgeſchwebt," ſprach Knorr nach längerem Beſinnen, „nicht gerade, wie Du es zu verſtehen ſcheinſt, Freund Walter, ſondern ernſthaft, würdig, andächtig und vor allen Dingen bußfertig."

„Iſt das Dein Ernſt?" fragte Walter in faſt erſchrockenem Tone.

„Mein völliger Ernſt — das Leben, wie wir es führen, widert mich an und verſchafft mir keine Genugthuung, und Dir ſollte es eben ſo gehen; etwas Andächtigwerden könnte Dir nicht ſchaden, und was die Buße anbelangt," ſetzte er

nach einem tiefen Seufzer hinzu, „ſo muß Jeder wiſſen, ob er ſie nothwendig hat.“

„Wenn Du wirklich im Ernſte ſprichſt,“ knurrte Walter, „ſo iſt es nichts mit unſerem Kloſterleben, und ich rathe Dir alsdann, es bei einem Möbelſchreiner zu verſuchen — aber es iſt wahrhaftig ſchade um Dich. Knorr, daß Du nächſtens nicht einmal mehr im Stande biſt, eine heitere Idee aufzufaſſen; doch gleichviel, man muß an ſeine Zukunft denken, und ich wiederhole es nochmals: in einem fetten Kloſter wären wir Beide gut untergebracht — laßt uns jetzt auch Rodenberg und Rüding unterbringen.“

„Doch nicht ebenfalls in einem Kloſter?“ fragte der Erſtere.

„Nein, nein, ſo gottlos bin ich doch nicht, um daran zu denken,“ meinte der alte Maler; „auch haſt Du wahrſcheinlich eine glänzende Carrière vor Dir.“

„Ein armer Zeichner!“

„Den Teufel auch, ein Kerl wie Du, mit einem ſolch' immenſen Talente und der das Glück hat, daß ſich alle Welt für ihn intereſſirt — allerdings, wenn Du hier bleiben willſt, haſt Du alle Ausſicht, als ein armer Zeichner zu verſauern, Du mußt in die große Welt, an einen glänzenden Hof, Geſellſchafter irgend eines Prinzen werden, der für die Kunſt ſo viel Sinn hat, um Dich einem hochadeligen Kammerjunker vorzuziehen, der aber anderentheils von Deinen eleganten geſellſchaftlichen Formen eben ſo beſtochen wird, wie von Deinen geiſtreichen Zeichnungen, — Du arrangirſt Komödien und Bälle, ſtellſt lebende Bilder, zeichneſt in Deinen Freiſtunden reizende Albums und baueſt als ein zweiter Michel Angelo vielleicht Villen und Paläſte, Du wohnſt in

einem fürſtlichen Schloſſe, haſt Dienerſchaft und Equipagen zu Deiner Verfügung, und wenn Dich alsdann ein armer alter Freund beſucht, widmeſt Du ihm eine Viertelſtunde Deiner koſtbaren Zeit, eine gute Havannah-Cigarre und einen Fünf-Thaler-Schein — iſt das nicht eine glänzende Zukunft für Dich und mich?"

„Ausgezeichnet," ſagte Rodenberg lächelnd, „ich geſtehe Euch offen, daß ich mich in ein ſolch' Leben und Treiben ſchon hineinfinden würde; auch ſollte meine Kunſt darunter gerade nicht leiden, und wenn eine ſolche Herrlichkeit auch nur ein paar Jahre dauerte, würde ich doch Gelegenheit genug haben, Material für ein ganzes Leben zu ſammeln."

„Das würdeſt Du allerdings," meinte Knorr mit ſeiner tiefen, melancholiſchen Stimme, „aber es wäre Dir auch vielleicht Gelegenheit gegeben, in ein paar Jahren ein anderes Material zu vergeuden, welches beſtimmt iſt, für ein ganzes Leben auszuhalten, — fürchte die Weiber, halte Dich fern von ihnen!"

„Von den Weibern gewiß, aber für eine Einzige leben und ſterben, des Gedankens kann ich mich unmöglich entſchlagen," wandte ſich Rodenberg gegen Walter, „da Du ſo freundlich biſt, eine ſo glänzende Zukunft vor mir zu entrollen, ohne ſie kein Glück, keine Zukunft!"

„Somit wärſt denn auch Du verſorgt," meinte Walter mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln, „eine herrliche Verſorgung mit Glanz und Liebe, und haben wir jetzt nur noch für unſeren guten Rüding zu ſorgen, — das Beſte kommt immer zuletzt," wandte er ſich an dieſen, „laß uns Deine Neigung hören, und wir wollen auch für Dich ein Luftſchloß aufbauen."

„Worin die blonden Haare vorkamen!“ lachte der Graf.

„Daſſelbe!“ antwortete Charles mit trübem Lächeln. „Nun, der alte Benetti hatte mir von jeher von der ſogenannten profanen Muſik abgerathen und mich oft dringend gebeten, mein Talent der Kirche zuzuwenden. Aber ich hatte einmal keinen Sinn dafür und ſo entſtand trotz ſeiner dringenden Ermahnungen jenes Ballet.“

„Welches ſo außerordentlich gefiel!“

„Nur nicht meinem Lehrer. Er hätte an dem Abend um Alles in der Welt den Bogen nicht angerührt und ſchrieb mir einige Tage nachher einen förmlichen Abſagebrief. Ja, als ich es kurze Zeit darauf doch wagte, ihn zu beſuchen, wies er mir die Thüre und erſuchte mich um Gotteswillen, ihm die Schande nicht anzuthun und Jemanden zu ſagen, daß ich ſeinen Unterricht genoſſen. — Sie ſehen, lieber Graf,“ ſchloß Charles achſelzuckend, „da iſt nichts zu machen.“

„Freilich, da iſt nichts zu thun,“ pflichtete der Graf bei, „da werde ich m. in Heil allein verſuchen müſſen.“

Damit zupfte er ſeine Halsbinde etwas in die Höhe, zog ſeinen Frack vorne und hinten in die Taille und ſchritt unternehmend dahin.

Das Gartenthor, das wir aus dem erſten Theil unſerer wahrhaftigen Geſchichte bereits kennen, ſtand offen und der Graf ſchritt auf einem breiten Sandwege gerade aus, auf ein kleines Häuschen los, das, zwiſchen grünen Bäumen und Schlinggewächſen faſt verſteckt, die Wohnung des alten Muſikers ſein mußte.

Richtig, als er jetzt näher kam, hörte er die rührenden Töne eines Cello's aus den geöffneten Fenſtern heraus dringen. Der Bogen, welcher dieſe Klänge hervorbrachte, wurde offenbar von einer Meiſterhand regiert, doch ſchien der Spieler zu ſeinen Uebungen ein ſeltſames Muſikſtück gewählt zu haben. Auch war

Der ſanfte Eduard blickte zufrieden lächelnd mit einem gewiſſen Hochmuthe um ſich her und wartete ein paar Minuten lang, ehe er erwiederte: „Ich meine, Jeder, und vor allen Dingen ein wahrer Künſtler, ſolle ſeines eigenen Glückes Schmied ſein und weder die Abſicht haben, ſich in ein Kloſter zu verkriechen, noch unter die Fittiche eines Hofes zu begeben.“

„So ſage mir denn, Du wahrer Künſtler, welchem Ziele Du zuſteuerſt; ich hoffe aber, Du wirſt beſcheiden ſein.“

„Wie man es nimmt,“ erwiederte Rüding zufrieden lächelnd; „jedenfalls ſteuere ich einem poſitiveren Ziele zu. Ihr müßt mir zugeben, daß meine kleinen Bilder geſucht und gut bezahlt werden und daß ſie mir in Kurzem einen Namen verſchaffen müſſen, man wird aufmerkſam auf mich, man ſticht meine Gemälde in Kupfer und Stahl, ich erhalte einen Ruf an irgend eine Kunſtſchule, ich werde Profeſſor, und man krönt mein Verdienſt, indem man meine Bruſt mit Orden ſchmückt.“

„Und das nennſt Du als wahrer Künſtler ein poſitiveres Ziel — eine magere Profeſſur und Orden?“

„Laß den guten Rüding,“ meinte Rodenberg, „es iſt ein Traum à la Königin von Golkonda.“

Jetzt aber konnte ſich der ſanfte Eduard im Gefühle ſeiner Verdienſte und ſeiner ſchon recht anſehnlichen Baarſchaft nicht enthalten, mit ſeinem Silbergelde in der Taſche zu klimpern, und ſagte in einem etwas herausfordernden hochnaſigen Tone: „Nennt das immerhin Träume, für Euch würden es allerdings welche ſein, aber ich habe die Bahn betreten, die mich zu dem vorgeſteckten Ziele bringen muß.“

Walter that, als hätte er weder das Geldgeklimper noch die Worte Rüding's gehört, und erwiederte gegen Rodenberg gewendet: „Mit der Königin von Golkonda kann man ihn nicht vergleichen, die hatte ein warmes, liebendes Herz und träumte von allen Schätzen der Welt, um sie mit ihrem Geliebten zu theilen, — Rüding's Streben hat vielmehr große Aehnlichkeit mit dem des Königs Wischwa Mitra — hast Du je vom Könige Wischwa Mitra gehört?“ fragte er den sanften Eduard.

„Das muß ein netter Kerl gewesen sein,“ erwiederte dieser.

„Natürlicher Weise, denn er hatte Aehnlichkeit mit Dir, besonders in seinen Bestrebungen.

Er wollte durch Kampf und Büßung
Erwerben Wasischta's Kuh.

Und diese Kuh hatte für ihn denselben Begriff, wie für Dich Professur und Orden.“

„In dem Falle war sein Streben eben so anerkennenswerth, wie das meinige.“

„Leider urtheilt die Nachwelt nicht so darüber, denn der unsterbliche Dichter singt von diesen Bestrebungen:

O König Wischwa Mitra,
Was für ein Ochs bist Du,
Daß Du so viel kämpfest und büßest,
Und Alles für eine Kuh!“

Rodenberg lachte, selbst Knorr lächelte ein wenig, doch Rüding ärgerte sich sichtlich und würde wahrscheinlich dieses Thema noch weiter fortgesponnen haben, wenn man darauf nicht schwere Schritte vernommen und Jemand rasch die Thür geöffnet und seinen Kopf mit einem freundlichen Ausdrucke ins Zimmer gesteckt hätte.

„Van der Maaßen!"

„Grüß' Euch Gott, Ihr Kerls mit einander!" ſagte der Eintretende, wobei ſeine Stimme durch die freudige Aufregung, welche ſie verrieth, noch dünner und ſchärfer als gewöhnlich klang — „nach dem, was ich ſehe und rieche, glaube ich, daß mich ein guter Geiſt in den Reichsapfel geführt!"

„Du haſt eine wunderbare Naſe," ſagte Rüding und ſetzte im Gefühle ſeiner Würde als Feſtgeber hinzu: „Doch biſt Du auf alle Fälle willkommen!"

„Mir ſcheint, Du machſt die Honneurs hier," ſagte van der Maaßen, indem er näher trat.

„So iſt es," ſagte Walter; Du ſiehſt hier drei hungrige Zigeunerknaben mit einer einzigen, magern Rübe."

Rüding zuckte verächtlich die Achſeln und wollte etwas erwiedern, doch kam ihm van der Maaßen zuvor, indem er mit einem lüſternen Blicke auf die Hammelskeule ſagte: „Nun, was ſolch eine magere Rübe anbelangt, die kann man ſich ſchon gefallen laſſen."

„So laß ſie Dir gefallen und ſetze Dich," warf Rodenberg ein, wobei er ſich erhob, um eine Cigarre zu holen. Gleich darauf zurückkommend, betrachtete er van der Maaßen, der ſich, wie es ſchien, abſichtlich noch nicht geſetzt hatte, vielmehr in ſeiner ganzen Größe im Scheine der Kerzen ſtehen geblieben war — „aber zum Henker, van der Maaßen, was iſt denn los? Du biſt ja ganz verwandelt — Dein Aeußeres macht einen verflucht behäbigen Eindruck!"

„Gelt — Kleider machen Leute!"

„Das will ich gerade nicht behaupten; Du biſt immer ein hübſcher Burſche geweſen — aber verzeihe mein Erſtau-

nen beim Anblicke Deiner frischen Wäsche, Deiner sauberen Handschuhe und dieses wohlhabenden Paletots!"

„Meiner Treu, Du hast Recht," brummte Walter; „mit van der Maaßen ist etwas vorgegangen, er hat gute Stiefel an!"

„Ja, erstaunt nur," erwiederte der also Angesprochene, wobei er wohlgefällig lächelte und sich alsdann langsam auf dem Absatze herumdrehte, um von allen Seiten betrachtet werden zu können — „erstaunt nur über die Veränderung, welche Ihr an mir seht!"

„Erzähle, wie das kommt, van der Maaßen."

„Erst laßt mich einen Bissen nehmen, sonst thue ich den Mund nicht auf."

„Wie unlogisch dieser Kerl ist," knurrte Walter; „er will einen Bissen zu sich nehmen, ehe er das Maul aufthut — „na, laß Dich immerhin nieder und zeige dieses Kunststück!"

Van der Maaßen zog mit einer ungemeinen Behaglichkeit seinen wohlhabenden Paletot aus, schnippte hier und da mit den Fingern daran, wo er vermuthete, es könnte eine Schneeflecke sitzen geblieben sein, und legte alsdann das nagelneue Kleidungsstück zierlich zusammengefaltet auf einen Stuhl. Auch einen neuen Rock trug er und neue, grau carrirte Hosen, welche Theile seines Anzuges er schmunzelnd streichelte, als er sich an dem Tische niederließ, um sogleich einen wüthenden Angriff auf das kalte Schöpsenfleisch zu machen.

„Innerlich ist er noch der Alte," sagte Walter, wobei er dem Freunde ein großes Glas voll Thee eingoß und ihm hinschob.

Mit beiden Backen kauend, ſagte dieſer: „Ich hatte wahrhaftig heute noch keine Zeit, einen Biſſen zu mir zu nehmen, und wollte gerade in die drei Reichskronen zum Nachteſſen gehen, als mir glücklicher Weiſe einfiel, ich könnte Euch hier vielleicht beiſammen antreffen.“

„Ei, der Tauſend,“ fragte Rüding argwöhniſch, „ſeit wann ſind denn die drei Reichskronen Deine tägliche Kneipe?“

„Erſt ſeit Kurzem — ich will Euch das ganz genau erzählen, aber laßt mich vorher noch einen Biſſen nehmen — Dein Schöpſenfleiſch iſt gut, Rüding.“

„Drück' Dich beſtimmter aus,“ ſagte Walter, „ſolche Ungenauigkeit nimmt der ſanfte Eduard übel; unter civiliſirten Völkern ſagt man nicht, ‚Dein Schöpſenfleiſch‘, ſondern ‚dieſes Schöpſenfleiſch.‘“

„Schade, daß Du nicht früher kamſt,“ ſprach Rodenberg; „Walter hat unſer Prognoſtikon geſtellt, und zu unſer Aller Zufriedenheit: ich werde mächtiger Günſtling eines Fürſten, Knorr und Walter gehen ins Kloſter.“

„Und Rüding wird König Wiſchwa Mitra,“ brummte der alte Maler in den Bart, worauf der ſanfte Eduard achſelzuckend erwiederte:

„Sei zufrieden, van der Maaßen, daß er Dir nichts prophezeiht — ſolide Beſtrebungen werden hier doch nicht anerkannt.“

Van der Maaßen trank ruhig ſeine Taſſe aus, wobei er mit ſehr vergnügten Aeuglein vom Einen zum Andern blickte, that einen tiefen Athemzug und verſetzte: „Vor der Hand brauche ich keine Prophezeihungen mehr für die Zu-

kunſt; die meinige hat ſich ſeit acht Tagen glänzend feſtgeſetzt."

„Darum hat man Dich nicht mehr geſehen?"

„Sprich, van der Maaßen, was biſt Du geworden?"

„Ich habe eine Anſtellung erhalten — rathet einmal."

„Zum Henker, wer kann das errathen — biſt Du vielleicht Poſt-Secretär geworden? Ich vermuthe das, weil Du wegen Ueberfluſſes an Zeit bei allen ankommenden Eilwagen gegenwärtig warſt."

„Oder vielleicht Steuer-Aufſeher?" — Van der Maaßen war ein bekannter Schmuggler in Brod und Kalbfleiſch.

„Es iſt eine räuberhafte Zeit, wie der Adjutant des Prinzen Heinrich zu ſagen pflegt; ich fürchte faſt, van der Maaßen wird ein Waldmuſikant, der den Leuten an der Kehle herumſpielt."

„Oder königlich preußiſcher privilegirter Schrauben-Auszieher."

„Oder er hat eine vornehme Liebſchaft," ſagte Rüding nicht ohne einen Anflug von Neid, wobei er die Fiſtelſtimme van der Maaßen's ſo natürlich nachahmte, daß Alle lachten, ſogar der Betreffende in ſeiner unergründlichen Gutmüthigkeit.

„Alles gemein, Alles alltäglich, Alles eines Künſtlers unwürdig!"

„Nun, ſo rede und erzähle uns, auf welche Art Dir die gebratene Taube in's Maul geflogen iſt!"

„Darin irrſt Du gewaltig," wandte ſich van der Maaßen an Walter, der zuletzt geſprochen; „es iſt hier von keinem Zufalle die Rede, ſondern von ernſten Beſtrebungen, die mich glücklicher Weiſe zu einem guten Ziele leiteten —

ich brauchte es Euch gegenüber eigentlich gar nicht zu erwähnen, daß es mit meiner Malerei nicht viel war."

„Das weiß Gott!"

„Wer seine Fehler einsieht, ist schon halb gebessert," erwiederte van der Maaßen; „aber was nutzt mir alle Besserung, wenn ich nicht weiß, womit ich ein anderes Leben beginnen soll? Ich habe es mit der Lithographie versucht und mit der Holzschneiderei, Alles vergebens — nun wißt Ihr aber selbst, daß ich von je her eine Force im Entwerfen der wahnsinnigsten Arabesken hatte."

„Das ist wahr," sprach Walter; „er machte Verschlingungen, über welche ein arabischer Baumeister hätte toll werden können."

„Gebt mir eine Cigarre, damit ich behaglich erzählen kann — so, jetzt kann's losgehen! Im ersten Stocke des Hauses, wo ich wohne, lebt ein kränklicher Franzose, dessen Bekanntschaft ich auf der Treppe gemacht, indem ich ihm häufig meinen Arm anbot, um ihn hinauf zu schleppen. Der arme Teufel hatte die Schwindsucht, war schon überall gewesen und behauptete, die Luft des unteren Rheinthales thue ihm am besten. Auch sonst erzeigte ich ihm eine Menge kleiner Gefälligkeiten, und so sah er sich veranlaßt, mir vor ein paar Monaten, was eigentlich ganz unnöthig war, in meinem vierten Stocke einen Höflichkeitsbesuch zu machen. Da sah er dann zufällig, auf Tischen und Stühlen herumliegend, meine Arabesken-Zeichnungen, die ihm zu gefallen schienen; ein paar Tage nachher ließ er mich bitten, zu ihm hinab zu kommen, und nach einigen Worten, die wir zusammen gewechselt, schlich er an seinen Secretär und holte eine

kleine Mappe hervor, die er öffnete und deren Inhalt er mich sehen ließ."

„Lauter Tausend-Francs-Billets?" fragte Rüding.

„Nichts dergleichen; es waren ebenfalls Zeichnungen, fast wie meine Arabesken, nur nicht so phantasiereich und willkürlich, mit Einem Worte, es waren auf Papier gezeichnete farbige Muster, nach denen man die Seidenstoffe anfertigt."

„Würden Sie sich wohl getrauen," fragte der Franzose, „etwas Aehnliches zu erfinden?"

„Warum das nicht!"

„Versuchen Sie es, es wird Ihr Schaden nicht sein." Er gab mir seine Mappe mit und ich machte meine Versuche, ein paar Dutzend in ganz kurzer Zeit, die ich ihm schon den andern Tag verlegte und die ihm behagten, namentlich einer derselben, zu dessen Motiv ich die Gänge der Schrauben genommen hatte."

„Darin bist Du allerdings Meister."

„Er corrigirte meine Blätter, gab mir Anleitung, ließ mich unter seinen Augen danach arbeiten und machte mir vor acht Tagen Vorschläge, die ich annahm und mit deren Hülfe ich mich in dem wohlhabenden Zustande befinde, worin Ihr mich seht."

„Und was für Propositionen? Ich will nicht hoffen, daß Du — ein ehrlicher Deutscher — Dich mit Leib und Seele an Frankreich verkauft hast!"

„Mein alter Franzose, Besitzer einer der ersten Seidenfabriken von Lyon, engagirte mich als Musterzeichner mit einem jährlichen Gehalte von 3000 Francs und mit der Aussicht auf ein noch viel höheres Einkommen, wenn es mir

gelänge, mich vollkommen in die Art und Weiſe der franzöſiſchen Muſterzeichnung hineinzuarbeiten."

„Und dann ſegnete er Dich und ſtarb in Deinen Armen? Ein recht hübſcher Roman," ſagte Rüding in mißgünſtigem Tone.

Doch lächelte hierüber van der Maaßen mit der unbeſchreiblichſten Gutmüthigkeit, und während er langſam ſeine neue Brieftaſche herauszog, erwiederte er: „Mein guter Franzoſe, Monsieur Beauvillard de Lyon, grand fabricant de soirées, qui a me engagé pour trouver modèles de étoffes, reiste nach Hauſe und behändigte mir dieſe tauſend Francs Reiſeentſchädigung hier, pour faire la voyage après France."

„Dieſe Bankbillets ſind echt," ſagte Walter und meinte mit einem lächelnden Seitenblicke auf Rüding: „Nicht wahr, ſanfter Eduard, was die Augen ſehen, glaubt das Herz."

„Und das meinige freut ſich darüber," erwiederte Rüding, „das weiß van der Maaßen ganz genau."

„Ja, ich glaube das von Euch Allen — Ihr ſeid gute Kerls, und wenn Ihr 'mal nach Frankreich kommt und mich aufſucht, ſo könnt Ihr überzeugt ſein, daß Euch van der Maaßen mit offenen Armen empfängt!"

Der gute Kerl ſagte dies mit einer vor Rührung zitternden Stimme, und es hätte wenig gefehlt, ſo wären ihm die Thränen in die Augen getreten. — „Ihr habt mir Alle," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ſo viel Gutes und Liebes erwieſen, daß ich Euch nicht genug dafür dankbar ſein kann — Du, Knorr, vor Allen," wandte er ſich an den langen Bildhauer, indem er ihm ſeine Rechte entgegenſtreckte, die jener herzlich drückte und ihm zur Antwort gab:

„Auch habe ich Dir prophezeiht, daß es Dir noch ein-

mal recht gut gehen wird; ja," ſetzte er mit einem ſeltſamen Tone hinzu, „meine Prophezeihungen gehen größtentheils in Erfüllung!"

„Nun, ſo prophezeihe mir auch, aber etwas Gutes," rief Rodenberg, „und etwas, das bald eintrifft; meine Ausſichten ſind trübe, die verfluchten Buchhändler ſchicken meine ſchönſten Zeichnungen zurück, und was mein Glück an irgend einem Hofe anbelangt, ſo kann ich eher Hungers ſterben, bevor ich dies erreiche!"

Der Bildhauer mit ſeiner langen, hageren Geſtalt und ſeinen bleichen, eingefallenen Wangen hatte ſich langſam erhoben und blickte mit ſtarren, glanzloſen Augen in die flackernden Kerzen. — „Man kann eigentlich nur mit Glück prophezeihen, wenn der Geiſt über Einen kommt, doch ſehe ich gerade da etwas, das Dir Glück vorausſagt: hier der Feuerpunkt im Lichte, der Dir zugewandt iſt — ein untrügliches Zeichen, daß Dich noch heute eine angenehme Nachricht erwartet!"

Rodenberg ſchüttelte ungläubig ſein Haupt und erwiederte: „Daß das Glück ſo raſch an mich herantrete, habe ich nicht verlangt, ich wünſchte durch Deinen prophetiſchen Geiſt nur einen heitern Blick in die Zukunft zu erlangen; doch da mir nun einmal, wie Du ſagſt, eine angenehme Nachricht bevorſteht, ſo will ich ſie gern erwarten."

„Und wir werden ſie hoffentlich ebenfalls erfahren," meinte Rüdiger und ſetzte in einem wegwerfenden Tone hinzu: „um daraus zu erſehen, was in Deinen Prophezeihungen Wahres iſt!"

Knerr blickte den kleinen Maler mitleidig an, dann fuhr er mit der Hand über ſeine hohe Stirn und ſagte: „Ja,

es dem Grafen, als ſinge er zuweilen dazu, denn er vernahm zwiſchen dieſen Tönen, doch bis jetzt ſehr undeutlich, eine Menſchenſtimme. Bald grollte das Inſtrument in den tiefſten Klängen und lärmte und klagte, und als Alfons jetzt näher trat, da vernahm er ſtatt des Geſangs, den er zu hören geglaubt, die polternde Stimme des alten Benetti, die analog der Muſik zu ſprechen ſchien.

„Das Alles habe ich ſchon zehntauſend Mal wiederholt! Aber es hilft nichts, es iſt gerade, als wenn in mein Haus zehntauſend Teufel gefahren wären. Warum läßt man mir keine Ruhe, warum muß das ganze Haus immer auf den Kopf geſtellt werden? He! he! — Nun?“ —

Dieß ſchien eine Frage zu ſein, doch als keine Antwort darauf folgte, klangen unendlich weiche und rührende Töne aus dem Cello hervor, und der Alte fuhr fort zu ſprechen: „freilich iſt der alte Benetti ein hartherziger Polterer, ein unangenehmer Kerl, — ſo ſagen die Leute. Aber ſie wiſſen es nicht, daß der arme alte Italiener immer gequält wird, daß ſie ihm keine Ruhe laſſen, Corpo di bacco! Und ich will Ruhe haben. — Nun, was haſt du darauf zu antworten?“

Der Graf blieb ob dieſem ſonderbaren Geſpräche erſtaunt ſtehen und hörte jetzt, wie eine weibliche Stimme antwortete:

„Ich will Sie ja um Gotteswillen nicht ſtören, Signor Benetti, aber ich muß doch einmal im Tage in Ihr Zimmer kommen, um es in Ordnung zu bringen! Gewöhnlich ſind Sie um dieſe Zeit in der Probe —“

„Ja, dieſe Probe!“ ſchrie Benetti dazwiſchen. „Maledetto! dieſe Probe und die Aufführung morgen Abend, lieber zerſchlage ich morgen meinen Fidelbogen, ehe ich eine Note von dem verfluchten Werk herunter geige. — Und gerade an ſolchen Tagen, wenn ich gereizt bin, da mußt auch du noch mich obendrein quälen, du, von der mir das eigentlich am weheſten thut.“

wir werden sie erfahren, Alle mit einander, wie wir hier beisammen sind; denn schaut nur selbst, wie sich der Lichtfunke bläht, wie er jetzt in der rothen Flamme da steht wie ein hellglänzender Stern — horch!"

Da that es drei gleichförmige Schläge an die Stubenthür, und obgleich dies an sich nichts Außergewöhnliches war, auch nichts Unheimliches hatte, da der Abend noch gar nicht weit vorgerückt und die Geisterstunde noch sehr fern war, so schauten sich doch die Künstler erstaunt, wenn auch nicht betroffen an, und als Rodenberg lachend sagte: „Nun, Rüding, Du bist der Zweifler, gehe Du deßhalb hin und öffne dem Schicksal die Thür!" so zögerte dieser so auffallend, daß ihn der lange Bildhauer mit einem äußerst mitleidigen Lächeln anschaute und selbst ging, um die Thür mit einer gewissen Feierlichkeit zu öffnen.

Alle lachten, als dies geschehen war und das Schicksal nun hereintrat in der Gestalt des in der Straße wohlbekannten Briefträgers.

„Guten Abend, meine Herren — ein Brief an Herrn Rodenberg."

Daß der Postbeamte sein Notizbuch, welches er unter dem Arme trug, nun geöffnet auf den Tisch legte, zeigte an, der Brief sei recommandirt, also von Wichtigkeit, und da er obendrein, während er das ziemlich große Schreiben mit fünf Siegeln hervornahm, sagte: „Ich gratulire, Herr Rodenberg!" so erlaubte sich Rüding, einen langen Hals zu machen, um die Adresse zu lesen: ‚An den Maler Herrn Rodenberg, einliegend zweihundert Thaler in Kassen-Anweisungen.' — „Auch nicht übel," bemerkte er hierauf mit einem

nicht ganz heiteren Lächeln — „gewiß Vorſchuß auf irgend eine buchhändleriſche Beſtellung.“

„Das iſt kaum möglich,“ erwiederte Rodenberg, „ich müßte doch auch wiſſen, wenn ich Vorſchuß verlangt hätte; zudem iſt dieſer Brief ſchwerlich von irgend einer großen Buchhandlung, da käme er aus Leipzig oder aus Stuttgart, während dieſer hier den Poſtſtempel Köln trägt — nun, wir werden ſehen.“

Der Briefträger war fürſtlich belohnt worden und hatte ſich entfernt, worauf ſich Rodenberg an Knerr wandte und ihm zurief: „Siehſt Du, alter Freund, wie raſch Deine Prophezeihung in Erfüllung gegangen iſt!“

„Das muß ich ſelbſt zugeben,“ meinte der ſanfte Eduard, „zweihundert Thaler ſind immerhin ein freudiges Ereigniß.“

„Man ſoll den Tag nie vor dem Abend loben,“ brummte Walter, „und einen Brief nie als etwas Angenehmes preiſen, ehe man ihn bis zum letzten Buchſtaben geleſen — wer weiß, was man von ihm für dieſe zweihundert Thaler verlangt!“

„Ja, wer kann das wiſſen!“ pflichtete auch Rüding eifrig bei.

Der lange Bildhauer hatte ſich wieder an den Tiſch geſetzt, blickte nachdenklich in die Flamme der Kerze und ſagte: „Der Stern, welcher hier erſchienen, war ſo ſchön, klar und rein und zerging, ohne Kohle zurückzulaſſen — es kann nichts Schlimmes dahinter ſtecken!“

„Das gibt mir doppelt Muth,“ lachte Rodenberg; „ich verſpreche Dir einen Theil dieſer Summe und mache Dich ſo für alle Folgen mitverantwortlich!“

Er riß den Umſchlag ab, ließ die vorhandenen Kaſſenſcheine gleichgültig auf den Tiſch fallen, um raſch das Billet zu leſen, welches beigefügt war.

„Das iſt doch ſeltſam," ſagte er, „hört, was dieſes Schreiben enthält:

‚Mein lieber Vetter! ....'"

Nach dieſem Eingange ſchaute er kopfſchüttelnd die Freunde der Reihe nach an, wobei er bemerkte: „Ich hatte keine Ahnung davon, daß ich eine Verwandtſchaft in Köln beſäße!"

„Lies weiter," ſprach Walter, „ein verwandtſchaftlicher Brief mit zweihundert Thalern kann nichts Uebles enthalten!"

„Mein lieber Vetter! Schon lange drängt es mich, Ihnen ein Lebenszeichen von mir zu geben, doch, obgleich ich Ihre Anverwandte bin, wußte ich nicht, wie Sie einen ſolchen Schritt aufnehmen würden. Ihnen dieſe Verwandtſchaft ſchriftlich aus einander zu ſetzen, ginge über die Gränzen eines beſcheidenen Schreibens, und muß ich mir dies alſo für eine mündliche Mittheilung aufſparen. Genug alſo für jetzt davon: ich bin Ihre Verwandte, darauf können Sie ſich verlaſſen, und dabei eine ſo alleinſtehende alte Frau — das Wort alt habe ich abſichtlich unterſtrichen — daß ich mich ſehr danach ſehne, mit Ihnen, mein lieber Herr Vetter, einmal auf freundliche Art zu plaudern. Ich hatte die Abſicht, Sie dort aufzuſuchen, doch wußte ich nicht, wie Sie eine zudringliche alte Anverwandte aufnehmen würden, weßhalb ich es vorzog, Sie für einige Tage, Wochen, Monate, wie Sie wollen, nach Köln einzuladen. Verſchmähen Sie dieſe Einladung einer alten Frau und Verwandten nicht, kommen

Sie in der nächſten Zeit — kommen Sie zu unſerem weltberühmten Carneval, damit deſſen Luſt und Freude Sie einiger Maßen entſchädigt für die Stille meines einſamen Hauſes.

„In der Hoffnung, daß Sie dieſe Zeilen mit derſelben Herzlichkeit aufnehmen wollen, wie ich ſie geſchrieben, bin ich Ihre freundſchaftlich ergebenſte Baſe

„Pauline v. Schack, geb. Rodenberg."

„P. S. Wie vergeßlich das Alter iſt! Ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß ſich mein Haus in der Rheingaſſe befindet, Nr. 54, und daß ich Sie dringend bitte, ſich gleich dorthin zu wenden, ſo ſpät Sie auch ankommen mögen. Auch glaube ich noch beiſetzen zu dürfen, der bewohnbaren und leer ſtehenden Gelaſſe meines großen Hauſes ſind ſo viele, daß es mich nur erfreuen würde, wenn Sie zwei, drei, vier Ihrer Bekannten mitbringen wollten, die recht luſtig und heiter wären. Wie würde mir das ein paar fröhliche Tage machen und wie würde ſich das alte, öde Haus darüber wundern!"

„Das iſt eine ſehr anſtändige Verwandte," meinte Walter, welchem Rodenberg den Brief zur Durchſicht einhändigte; „laß mich einmal nachdenken," ſetzte er, an die Decke hinaufſchauend, hinzu. „Die Rheingaſſe iſt am Ende des Thurnmarktes, Nummer 54 muß auf der rechten Seite ungefähr in der Mitte liegen; da ſind allerdings alte, aber von ſehr anſtändigen Familien bewohnte Häuſer."

„Du warſt früher lange genug in Köln, um zu wiſſen, welche Klaſſe von Leuten dort wohnt," ſprach Rüding.

„Darüber kannſt Du Dich beruhigen, es wohnen dort reiche Kaufleute, Eigenthümer von Schiffen und Nachkömm-

linge alter kölner Patricierfamilien. Was meinſt Du, ſanfter Eduard, ſo eine Pauline von Schack, geborene Rüding ließeſt Du Dir auch gefallen?"

„Das iſt eine gentile Dame — une gentille Dame," bemerkte van der Maaßen, der ſich zuweilen auf ſchwachen Verſuchen, franzöſiſch zu ſprechen, ertappen ließ, »une cousine comme il faut — und wie famos Dir dieſer gute Knorr prophezeiht hat!"

„Haſt Du gar keine Idee von dieſer Anverwandten?" fragte Walter, indem er ihm den Brief zurückgab.

„Ehrlich geſagt, nein, und deßhalb hätte ich auch beinahe Luſt, die zweihundert Thaler zurückzuſchicken — es iſt mir unangenehm, ſie zu behalten!"

„Von einer alten Dame und Baſe — Du biſt komiſch!"

„Darin aber hätte er Recht," meinte Knorr bedächtig, „daß er das Geld zurückſchickte, wenn er es nicht zu dem angegebenen Zwecke einer Reiſe nach Köln verwenden wollte!"

„Mit der Anſicht bin ich auch einverſtanden — ſonſt aber finde ich das Schreiben gänzlich unverdächtig und in einem ungekünſtelten, herzlichen Tone abgefaßt; ich würde mich nicht beſinnen, die Bekanntſchaft einer ſo anſtändigen Baſe zu machen!"

„Ich gewiß nicht," ſagte van der Maaßen, »certain non pas!«

„Und alſo auch Du, Knorr, würdeſt das Geld behalten und hingehen?"

„Gewiß, ohne alles Bedenken!"

„Nun gut denn, ihr Kerls," ſprach Rodenberg nach einer Pauſe, „ſo will ich Euch einen Vorſchlag thun: machen wir zuſammen den kleinen Ausflug nach Köln; auf gemein-

ſchaftliche Koſten," fuhr er lächelnd fort, indem er die Kaſſenſcheine in die Höhe hob — „iſt etwas an der Sache nicht ganz, wie es ſein ſollte, ſo geht auch das in vier Theile, eben ſo wie das Vergnügen, welches wir vielleicht ausſtehen werden. Bekneipen wir das Haus in der Rheingaſſe 54, und es müßte komiſch zugehen, wenn wir nicht etwas Leben hineinbrächten, um ſo den Wunſch meiner theuren Anverwandten zu erfüllen. Was meint Ihr zu dem Vorſchlage — Du, Knorr, Walter und Rüding? Was Dich anbelangt, mein guter van der Maaßen, ſo biſt Du en qualité d'employé distingué de la maison Beauvillard et Compagnie kein freier Mann mehr und kannſt uns nicht begleiten."

„Im Gegentheile — au contraire," lachte van der Maaßen, „ich kann Euch ſehr begleiten und werde Euch begleiten, denn das trifft gerade mit meiner Abreiſe nach Lyon zuſam[illegible] — nur werde ich höchſtens einen oder zwei Tage in Köln bleiben, und da Ihr obendrein zu Vieren ſeid, ſo finde ich es ſchicklicher, in einen Gaſthof zu gehen, gerade que employé bon payé du maison Beauvillard et Compagnie."

„Und Ihr Anderen — nun, Knorr, was meinſt Du?"

„So 'ne kleine Abwechslung bei dem langweiligen Leben, welches ich jetzt führe, kann wohl nicht ſchaden; auch hätte ich etwas in Köln zu beſorgen."

„Und Du, Walter?"

„Frage zuerſt den ſanften Eduard."

„Nun, Rüding, was meinſt Du dazu?"

„Ich ſetze voraus," erwiederte dieſer, „daß das Haus Deiner Baſe ein anſtändiges Haus iſt, und in dieſer Vorausſetzung gehe ich mit."

„Dann werde ich gewiß nicht zurückbleiben," lachte

Walter, „denn ich könnte es mir Zeit meines Lebens nicht verzeihen, wenn ich es nicht mit angeſehen, welche Verwüſtung er in den Herzen der kölniſchen Jungfrauen anrichten wird!"

„So werde ich den liebenswürdigen Brief in dieſem Sinne beantworten — aber dann ſind wir alle Viere gebunden!"

„Das verſteht ſich — es wird und darf Keiner zurücktreten!"

„Gut, ſo gehen wir zum Carneval nach Köln!"

XXVII.

„Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein.“

Für den, der des Reisens gewohnt ist, bedarf es selbst zu einer längeren Tour in entferntere Länder keiner großen Vorbereitungen, oder er weiß die allenfalls nöthigen ohne irgend eine Schwierigkeit zu treffen: sein Nachtsack mit Toilette-Gegenständen ist in Ordnung, der Koffer braucht nur hervorgeholt zu werden, warme Stiefel, Pelz- und Reisemütze hangen im Schranke, wann Post, Dampfboot, jetzt vor allen Dingen die Eisenbahn abgeht, weiß man ganz genau, und so ist es, wie oben schon bemerkt, für den, der das Ding versteht, eine Kleinigkeit, es zu bestimmen und auszuführen: ich reise morgen nach Paris oder London.

Unsern Künstlern machten dagegen die Vorbereitungen zu der kleinen Tour nach Köln nicht geringe Schwierigkeiten. An Reisegeräthschaften waren außer einem alten Koffer, mit dem Rüding aus der Heimath angekommen war und der sich als ziemlich baufällig erwies, nur ein paar geringe Nachtsäcke vorhanden und eine alte, aber sehr große Hutschachtel, welche dem langen Bildhauer gehörte und die er

indeſſen für genügend erklärte, um ſein Bißchen Wäſche unterzubringen.

Die Berathung über die Vertheilung des Koffers und der Nachtſäcke würde wahrſcheinlich zu keinem Reſultate geführt haben, wenn Rodenberg nicht einen neuen, anſtändigen Koffer für ſich angeſchafft hätte. Auch was warme Kleidungsſtücke für eine Winterfahrt anbelangte, zeigten ſich bedeutende Mängel, namentlich bei Walter und Knorr, denen nur dadurch abzuhelfen war, daß Jedem aus der allgemeinen Reiſekaſſe eine dicke wollene Decke beſchafft wurde, die ja ſpäter als Teppich oder Bettvorlage wieder gebraucht werden konnte.

Auch an ſonſtigen Schwierigkeiten gab es noch alles Mögliche zu überwinden: da mußte Schwemmer vorläufig zur Dispoſition geſtellt werden, da wurde im Koſthauſe für einige Zeit aufgeſagt, da wurde dem Hausherrn die in einigen Tagen fällige Miethe für das ablaufende Quartal bezahlt, denn derſelbe würde im anderen Falle wahrſcheinlich ein ernſtes Geſicht gemacht haben zu dieſer Reiſe, die einem förmlichen Auszuge ſehr ähnlich ſah; denn als die beiden Koffer, Nachtſäcke und die Hutſchachtel gepackt waren, war von beweglichem Vermögen der Künſtler im Reichsapfel nicht viel mehr zu ſehen, beſonders da Knorr eine Zeit lang mit allen ſeinen Geräthſchaften auswärts gearbeitet und da Walter ſeine heilige Cäcilie, die als vollendet zu betrachten war, einem Kunſthändler anvertraut hatte; nur Rodenberg's und Rüding's Kleiderſchrank und Commode zeigten noch etwas Sommergarderobe ohne beſonderen Werth.

Kurz vor der Abreiſe entſtand noch eine neue Schwierigkeit dadurch, daß Rodenberg den Vorſchlag machte, Jeder

ſolle ſein Coſtume mitnehmen, das er beim Künſtlerfeſte getragen, indem es wohl möglich ſei, daß davon bei dem kölner Carneval Gebrauch gemacht werden könnte; doch wurde auch vermittelſt Opferns einiger Thaler dieſe Klippe glücklich umſchifft, und es blieb nun einzig noch zu überlegen, auf welche Art die Reiſe nach Köln gemacht werden ſollte.

Von einer Eiſenbahn war damals noch keine Rede, die Dampfboote hatten des Treibeiſes wegen ihre Fahrten eingeſtellt; es blieb alſo nur noch Poſtwagen oder Hauderer. Was den erſteren betraf, ſo war es vorausſichtlich, daß in der jetzigen Jahreszeit, wo viel gereist wurde, die Freunde von einander getrennt zu ſitzen kamen, vielleicht vertheilt in einige Beichaiſen, und wenn ſie ſich auch auf die heiteren Carnevalstage im alten Köln freuten, ſo hielten ſie doch eine gemeinſchaftliche Fahrt dorthin für eine zu angenehme Einleitung, um darauf ſo ohne Weiteres zu verzichten.

Da traf es ſich glücklich, daß Walter in einem Localblatte las, es gehe in den nächſten Tagen ein vierſitziger, ſehr bequemer Reiſewagen nach Köln und es würden ſolide Paſſagiere zu den anſtändigſten Bedingungen mitgenommen; allerdings ging dieſer Wagen von einem bekannten Wirthshauſe auf der linken Seite des Rheines ab und paſſirte die alte Stadt Neuß. Doch hatte dieſer kleine Umweg nicht viel zu bedeuten, wogegen es angenehmer war, am hellen Tage bei der Abfahrt über den eisbedeckten Strom zu ſehen, als wenn dies Abends erſt in der Dunkelheit, müde von der Fahrt, ſchläfrig, frierend zu geſchehen hätte. Ein anderes, wichtigeres Bedenken war, daß der Reiſewagen nur vier Plätze enthielt und der Reiſenden mit van der Maaßen fünf

„Aber Sie müssen doch schon lange wissen," sagte die weibliche Stimme, „daß ich ja nur auf der Welt bin, für Ihre Ruhe zu sorgen, Sie zu pflegen wie ein Vater."

„Si Signora, das weiß ich!"

„Auch müssen Sie mir zugestehen, daß es Sie freut, wenn Sie Mittags nach Hause kommen und finden Ihr Zimmer aufgeräumt, die Noten hübsch ordentlich hingelegt, das Cello an seinem Platz und frische Blumen in den Töpfen."

„Si Signora!" wiederholte der alte Italiener, und das Cello begann, wie ganz leise und unbewußt, eine freudige, glückliche Melodie.

Graf Alfons, der unwillkührlich diesem Zwiegespräch zugelauscht hatte, trat näher und war diskret genug, seine Ankunft durch ein heftiges Räuspern und Husten, sowie durch starkes Auftreten an der Thürschwelle kund zu thun.

Augenblicklich verstummten auch sowohl Menschenstimmen als Cello und der Graf trat in das kleine Haus. Durch eine kleine Küche kam er in ein Vorzimmer und da von diesem die Thüre in ein anderes Gemach offen stand, so konnte er nicht umhin, sich jetzt auf einmal dem erstaunten Musiker zu präsentiren, der, sein Instrument zwischen den Knieen haltend, den Eintretenden eben nicht gerade freundlich anblickte. Eine weibliche Gestalt, die sich beim Eintreten des Fremden einen Augenblick umgewandt hatte, drehte nun ihr Gesicht dem Fenster zu und beschäftigte sich auffallend mit den Blumen, die am Fenster standen.

Der Graf hatte seinen Hut abgenommen und grüßte den Musiker freundlich. Dieser erwiderte den Gruß ziemlich ernst.

„Da Sie nicht zu mir kommen, lieber Benetti," sagte hierauf der Intendant mit der freundlichsten Miene, die ihm möglich war, anzunehmen, „so muß ich Sie aufsuchen."

waren; doch würde auch dies dadurch gehoben, daß man lachend übereinkam, abwechſelnd müſſe immer Einer auf dem Bocke ſitzen, der da nicht nur die freieſte Ausſicht und die friſcheſte Luft habe, ſondern welcher auch im Stande ſei, den Kutſcher zu beaufſichtigen, daß er nicht einſchlafe und Unglück anrichte.

So kam denn der Tag der Abreiſe heran, und van der Maaßen hatte die Freunde zu guter Letzt noch zu einem Frühſtücke eingeladen, welches in dem kleinen Wirthshauſe zum Freiſchützen in der Nähe des Rheines vor ſich ging. Vorher hatte der gute Employé distingué de la maison Beauvillard & Co. noch einen warmen Abſchied genommen von den freundlichen Räumen des Reichsapfels, wo er ſo manche gemüthliche Stunde verlebt und ſo manchen koſtenfreien Thee getrunken. Als er die Vorausſetzung ausſprach, er werde dieſe Zimmer wohl in ſeinem ganzen Leben nicht mehr zu ſehen bekommen, ſchien er förmlich von Rührung überwältigt, — „denn wenn ich einmal vielleicht nach Jahren zurückkehre," ſagte er, „ſo werden hier Kerls wohnen, die mir gänzlich unbekannt ſind und mich deßhalb zu keinem Beſuche veranlaſſen;" er nahm dabei ſo wehmüthig Abſchied von allen Gelaſſen, zuletzt auch von dem Kurzholze, daß keiner der Freunde that, als bemerke er es, wie van der Maaßen hierauf, unter dem Vorwande, auch von dem ausgeſtopften Papagei Abſchied zu nehmen, ins Nebenzimmer ſchlich und dort heimlicher Weiſe am Fenſter eine große Schraube auszog.

Dann frühſtückten ſie mit einander und ſetzten hierauf in einem Nachen über den Rhein.

Es war ein prächtiger, klarer Wintermorgen, der Dien-

ſtag vor Carneval, rings umher Alles mit tiefem Schnee bedeckt, auf dem die Sonne am hellblauen Himmel blendend wiederſtrahlte, dabei war die weite, weiße Landſchaft hier ſo maleriſch belebt durch den majeſtätiſchen Strom mit ſeinen funkelnden, glitzernden Eismaſſen, die, wie leuchtende Kryſtalle langſam hinabſchwimmend, die breite, grüne Waſſerfläche bedeckten.

Die Fährleute arbeiteten ſich mühſam durch die Eismaſſen hindurch, und wenn auch Alles gut von Statten ging, ſo prallten ſie doch zuweilen hier und da derb mit den mächtigen Schollen zuſammen. Als ſie glücklich am andern *Ufer angekommen waren, ſagte Rüding*, der bei der Ueberfahrt ziemlich kleinlaut im Nachen geſeſſen: „Es war in der That eine geſcheidte Idee, am Tage überzufahren — das hätte in der Nacht eine ſchöne Geſchichte werden können!“

Da ſtand auch ſchon der ſehr anſtändige Reiſewagen und ſah nicht ſo übel aus; allerdings mangelten auf einer Seite die Scheiben, doch wäre es ja auch unmöglich geweſen, in einem geſchloſſenen Wagen bei vier brennenden Cigarren auszuhalten. Da der Außenpaſſagier nach dem Alphabet beſtimmt wurde, ſo kam zuerſt Knorr an die Reihe und ſetzte ſich, in eine der wollenen Decken gewickelt, neben den Kutſcher.

Es war faſt zehn Uhr, als es endlich vorwärts ging in ſanftem Trabe der Pferde, klingelnd über die ſchneebedeckte Landſtraße dahin. Die Pappelbäume rechts und links hoben ſich faſt ſchwarz ab von dem grellen Weiß der Mauern der hellen Häuſer, die Mauern hoben ſich dagegen kaum von der Schneedecke ab, und ſo ſchien es faſt, als ſchwebten die rothen Ziegeldächer in der Luft. Das und noch viel Anderes mehr

beobachtete der lange Bildhauer auf ſeinem Außenſitze und freute ſich darüber, wie Alles ſelbſt in dieſer winterlichen Natur ſo maleriſch zuſammenpaßte. Was die Paſſagiere im Innern anbelangte, ſo waren ſie, nach ihrem guten Frühſtücke warm beiſammen ſitzend, kreuzfidel und unterhielten ſich mit guten und ſchlechten Anekdoten.

Da es beinahe zwölf Uhr war, als man Neuß erreichte, ſo fand der Kutſcher hier einen Aufenthalt zum Mittageſſen, ſowie ein kleines Ausruhen der Pferde durchaus angezeigt und beantwortete die Frage Rodenberg's, ob man denn auch verſprochener Maßen um acht Uhr nach Köln gelangen werde, mit einem förmlichen Lächeln der Geringſchätzung und mit den Worten: „Um acht Uhr hoffe ich, daß meine Pferde im ‚blauen Ochſen' warm im Stalle ſtehen; das ſollte mir fehlen, länger als zehn Stunden zwiſchen Düſſeldorf und Köln zu fahren — haben wir erſt Neuß hinter uns, dann ſollen Sie ſehen, wie es vorwärts geht!"

Es iſt merkwürdig, wie ſchnell auf Reiſen, namentlich in einem ſchaukelnden Wagen, die Verdauung vor ſich geht, und da der Wagen unſerer Freunde nicht nur ſchaukelte, ſondern auch bedeutend ſtieß, ſo waren ſie im Stande, dem Mittageſſen alle Ehre anzuthun.

Ein Uhr war längſt vorüber, als ſie Neuß hinter ſich hatten, und Rodenberg, der ſich jetzt ausnahmsweiſe den Kutſcherbock ausbedungen hatte, erwartete vergebens, daß es nun endlich einmal raſch vorwärts gehe — die kleinen, mageren Pferdchen ſchlichen müde dahin, und wenn ſie auch mit der Peitſche häufig angetrieben wurden, ſo hatte dies keine weitere Wirkung, als daß ſie ihre Köpfe ſchüttelten und daß die Schellen an ihrem Kopfgeſtelle klingelten. Rodenberg

zog ſeine Uhr und zeigte ſie dem Poſſelenker mit einer ernſten Miene, welche dieſer aber mit eben ſolcher Zuverſicht beantwortete, als die frühere Frage des jungen Malers. Rodenberg hatte allerdings nach Köln geſchrieben und ſeine und ſeiner Freunde Ankunft auf heute angezeigt; doch wäre es unangenehm geweſen, wenn ſie der alten Dame ſo gar ſpät ins Haus hätten fallen müſſen. Die im Innern der Kutſche waren indeſſen ſo vergnügt wie möglich, lachten und ſangen luſtige Lieder im Chorus und rauchten erſchrecklich viel Cigarren, was man deutlich an dem langſam in die kalte Winterluft hinausſchwebenden Rauche ſah; dann ſchienen ſie ſich wieder Geſchichten zu erzählen, wozu van der Maaßen mit ſeiner dünnen Stimme förmlich krähend lachte. Dann ſchien Rüding zur Abwechslung von Walter etwas gehänſelt zu werden, und dann erklang die Stimme des ſanften Eduard ins Freie hinaus: ‚der Wagen ſolle halten, denn er wolle jetzt auch einmal draußen ſitzen!‘ Nachdem nun die Plätze gewechſelt waren, ging es wieder vorwärts, und Rodenberg ſchlug eine Whiſtpartie vor, zu welchem Zwecke er die Karten zu ſich geſteckt hatte. Das war eine ganz famoſe Idee, und ſie ſpielten verſchiedene Rubber nach einander, bis endlich der Wagen wieder hielt zu einer nothwendigen, aber ſehr raſchen Fütterung, wie der Kutſcher verſicherte.

Dieſe Abfütterung zog ſich aber doch etwas mehr in die Länge, als man gedacht, und ehe es wieder recht vorwärts ging, fing es ſo raſch und ſtark an zu dunkeln, daß der Kutſcher abermals halten mußte, um eine Laterne anzuzünden, womit er indeſſen geraume Zeit nicht zu Stande kam.

Endlich war auch dieſe Schwierigkeit überwunden, doch zeigte jetzt Rodenberg's Uhr ſchon die ſechste Stunde, und

es war demnach keine Möglichkeit mehr, Köln um acht Uhr zu erreichen. Dies gab denn der Kutſcher jetzt auch achſelzuckend zu, wobei er den tiefen Schnee und den ſchwerbeladenen Wagen vorſchob. „Weiß der Teufel," ſagte er, „was heute in die Pferde gefahren iſt, denn ſonſt rennen ſie dahin wie die Drachen, und ſind heute kaum vorwärts zu bringen" — eine Behauptung, die leider ſehr gerechtfertigt war, denn die müden Gäule ſchlichen nur im erbärmlichſten Hundetrabe weiter.

Die Ausſicht, viel ſpäter anzukommen, ſowie die raſch zunehmende Kälte lähmte die heitere Laune der Künſtler: hier und da wurde wohl noch eine Geſchichte zum Beſten gegeben, auch noch eine Cigarre geraucht, aber es war kein rechter Humor mehr bei der Sache; jeder drückte ſich ſchauernd in ſeine Ecke, ſtreckte die Füße aus, ſo gut als es eben ging, und verſuchte zu ſchlafen. Kaum aber, daß die müden Augen eben zugefallen waren und daß ſich das Schaukeln des Wagens in unbeſtimmte gaukelnde Traumbilder aufgelöst, ſo klopfte auch ſchon der betreffende Außenpaſſagier an die Scheiben und verlangte raſchere Abwechslung, da man bei dem kalten Winde Gefahr laufe, die Füße zu erfrieren. Auch ſtellte ſich immer mehr die Unannehmlichkeit der fehlenden Scheiben dar, und als es acht Uhr geworden war, als die Pferde wie matte Fliegen dahinſchlichen, als die Räder auf dem Schnee den gewiſſen ſeufzenden, knirſchenden Ton von ſich gaben, da beſchloſſen alle fünf Künſtler zu gleicher Zeit, eine halbe Stunde neben dem Wagen herzulaufen und ſich wieder inwendig zu erwärmen. Sie dehnten dieſe Fußpartie aus, bis ſie ein einzeln ſtehendes Wirthshaus erreichten, zu deſſen vor der Thür ſtehendem Futtertroge die

Pferde augenblicklich ablenkten. Hier fand noch eine abermalige Fütterung von Menſchen und Thieren Statt, worauf Walter den klugen Verſchlag machte, ſich nach genoſſenem guten, alten Steinhäger zu Fünf in den Wagen zu ſetzen und bei alſo vermehrter Wärme zu dem lang erſehnten Schlafe zu gelangen. Eine glückliche Idee, die Rodenberg noch dadurch vervollkommnete, daß er mit einem der wollenen Teppiche die offenen Wagenfenſter verſchloß.

So behaglich in der Wärme ſitzend und langſam fortſchaukelnd, verſuchte es Dieſer oder Jener noch ohne großen Erfolg, die Anderen für eine pikante Geſchichte zu intereſſiren, ſtimmte auch wohl den Anfang eines Liedes an, um aber wegen mangelnder Theilnahme nicht über die erſte Strophe hinauszukommen. Dabei vernahm man hier und da einen leiſen Seufzer, ein tiefes Gähnen, auch zuweilen den Ausruf: „Ja, ja, die amuſanteſte Fahrt kann am Ende langweilig werden!“ Dann wurde es ſtill im Wagen, immer ſtiller.

„Und man hört nur wie verſtohlen
Unarticulirte Laute
Und ein tiefes Athemholen.“

Wie wahr ſagt Freiligrath in einem ſeiner ſchönen Lieder, daß es Poeſie ſei, wenn nach langer, nächtlicher Fahrt der Huf der Pferde endlich auf dem Straßenpflaſter klirre, ſo das erſehnte Ziel begrüßend, und dieſer bekannte Klang verfehlte auch ſeine Wirkung auf das Ohr unſerer Freunde nicht.

„Wo ſind wir?“ rief der Eine.

„Wie mich däucht, zwiſchen den Befeſtigungswerken Kölns, ſagte Rodenberg, indem er den Teppich von der

Fenſteröffnung wegzog und hinausſchaute — „ja, richtig, hier iſt das Glacis, wir kommen ſogleich an die erſte Brücke!“

„Endlich — nun, Gott ſei Dank!“

Ja, unſere Künſtler hatten die alte Colonia erreicht, und die Pferde, jetzt dem Stalle ſo nahe, ſchienen neu gekräftigt zu ſein, und ſo raſſelte der Wagen munter zwiſchen den Glacis-Einſchnitten hindurch, dann mit dröhnendem Klange über die Holzbrücke, um jetzt unter dem erleuchteten Bogen des Eigelſteiner-Thores zu einer kleinen Mauthdurchſuchung zu halten.

Zum Glücke war der Kutſcher ein Bekannter des dienſthabenden Steuer-Aufſehers, und es genügte ſeine Verſicherung, ſeine Paſſagiere, fünf Maler, hätten ſo wenig Gepäck bei ſich, daß an eine Beeinträchtigung der Zollgeſetze durchaus nicht zu denken ſei, weßhalb der Wagen ohne längeren Aufenthalt weiterfahren konnte und nach wenigen Minuten vor ſeinem Ziele, dem Wirthshauſe zum „blauen Ochſen,“ hielt.

„Das war eine Fahrt!“ rief der dicke van der Maaßen, indem er langſam aus dem Wagen kletterte — „ich weiß nicht, ob ich noch meine eigenen Beine habe, ſie kommen mir ſo fremd und unbeholfen vor — wahrhaftig, ich bin wie gerädert!“

„Und ich erſt!“ ſeufzte Rübing mit einem kläglichen Geſichte, wobei er ſich ſchüttelte wie ein Pudel, der eben aus dem Waſſer kommt — „Ihr habt doch jeder eine Ecke gehabt, aber ich ſaß in der Mitte zwiſchen Walter und van der Maaßen wie in einem Schraubſtocke.“

„Was nutzt das Lamentiren?“ brummte Walter — „fröhlich, mein Junge, wir ſind angelangt, ohne umgeworfen

zu werden und dergleichen Geſchichten — pah, wie ich mich auf ein warmes Zimmer freue und ein gutes Abendbrod!"

„Damit wird ſich heute Abend viel haben," ſagte Rodenberg unmuthig, als er an der Laterne des Hausknechtes ſeine Uhr zu Rathe gezogen — „zehn Uhr vorüber; ehe der Wagen abgeladen iſt und wir in die Rheingaſſe kommen, iſt es eilf Uhr, eine ſo ſpäte Stunde, daß man weder ein warmes Zimmer noch ein Abendeſſen verlangen kann."

„Das wäre furchtbar!" ſeufzte der ſanfte Eduard, der in ſeiner matten Bewegung etwas von einer geknickten Lilie hatte.

„Es iſt doch Jemand da, der unſere beiden Koffer in die Rheingaſſe tragen kann?" fragte Rodenberg den Hausknecht; doch zuckte dieſer die Achſeln und meinte, dazu ſei es zu ſpät, er ſchlüge den Herren vor, die Koffer bis morgen früh da zu laſſen.

Es gibt Seelenzuſtände, in denen man mit nichts zufrieden und doch wieder mit Allem einverſtanden iſt, und da bei unſeren Freunden das letztere Gefühl vorherrſchend war, ſo entſchloſſen ſie ſich, ihre Koffer bis morgen früh im „blauen Ochſen" zu laſſen und mit den Reiſeſäcken in der Hand das Haus Nr. 54 in der Rheingaſſe aufzuſuchen.

Bis zur Trankgaſſe ging van der Maaßen mit, dann ſchritt er nach einem herzlichen Abſchiede dieſe hinauf, während die vier Anderen unter Walter's Führung, der ſchon früher eine geraume Zeit in Köln zugebracht, ihren Weg über den Domhof fortſetzten. Der Employé distingué de la maison Beauvillard & Co. glaubte es ſich ſchuldig zu ſein, im Mainzer Hofe abzuſteigen.

Jedermann wird es begreiflich finden, daß die vier

Künſtler einen Augenblick vor dem Domchore ſtehen blieben und ſich das majeſtätiſche Gebäude mit Bewunderung anſchauten, da bei der ſternhellen Nacht und dem Leuchten des Schnee's ſchon etwas von den grandioſen Verhältniſſen der Kathedrale zu ſehen war, dann ſetzten ſie ihren Weg fort durch das Bechergäßchen über den Altenmarkt, wo ſie die Rathhaus-Uhr in hellen Schlägen die eilfte Stunde verkündigen hörten.

„Es gränzt eigentlich an Unverſchämtheit,“ knurrte Walter, „der freundſchaftlichen Einladung einer alten Dame folgend, derſelben gegen die Mitternachtsſtunde vier Kerls hoch in's Haus zu fallen!“

„Aber Rodenberg hat uns ja angezeigt!“ meinte Rüding kleinlaut.

„Allerdings angezeigt — aber wie angezeigt: ‚Ich werde mir das Vergnügen machen, theuerſte Baſe, Ihrer Einladung Folge zu leiſten,‘ ſprach er mit komiſchem Pathos, „und nach Ihrer gütigen Erlaubniß ein paar meiner Freunde mitbringen, den berühmten Rüding, den bekannten Walter und Knorr, den geprieſenen Bildhauer‘ — ja, und darauf hat die gute Frau ſich eingebildet, dieſe bekannten und berühmten Künſtler müßten unfehlbar vor Einbruch der Dunkelheit in einer vierſpännigen Extrapoſt-Chaiſe ankommen; vielleicht hat ſie auch an den Eilwagen gedacht — dann ſah ſie uns aber ſchon im Geiſte mit einer Unzahl von Packträgern, die unſere ſchweren Koffer trugen, und nun ſchleichen wir heran mit durchnäßten Stiefeln, erfrorenen Naſen, jeder ſein mageres Bündel in der Hand — ich fürchte, die Dame läßt uns gar nicht ein, ſondern macht es wie die militäriſchen Quartiergeber, und läßt uns irgendwo, im ‚naſſen

Schwamm' oder im ‚ſtillen Vergnügen' auf ihre Koſten unterbringen."

Rüding, der ſeine Spannkraft in dem Maße zu verlieren ſchien, wie ſich ſeine blonden Locken durch die Feuchtigkeit in lange, ſtraffe Stränge auflöſten, ſeufzte aus tiefem Herzen: „Das wäre ja entſetzlich — ach, wenn ich lieber zu Hauſe geblieben wäre!"

„So klingt ein altes Lied," ſchnauzte Walter ihn an, „und dies hat nachher ſchon Mancher geſagt! Jetzt heißt es auch bei Dir: mit eingebrockt, mit ausgegeſſen — da hilft kein Lamentiren mehr!"

„So arg, wie Du uns das vorſtellſt, iſt es nicht," erwiederte Rodenberg; „doch hat uns der verfluchte Kutſcher mit ſeinem jammervollen Geſpann allerdings in Verlegenheit gebracht — wißt Ihr aber, was ich Euch vorſchlagen möchte? Wir wollen uns nach einem kleinen Wirthshäuschen umſehen und dort etwas zu Nacht eſſen, damit wir wenigſtens ſagen können, wir haben ſchon ſoupirt."

„Ja, das wollen wir!"

Unter den angeführten Geſprächen waren ſie über den Altenmarkt gegangen, hatten die Friedrich-Wilhelms-Straße und dann den Thurnmarkt erreicht, wo ſie indeſſen vergeblich nach einem erleuchteten Fenſter ſpähten. Da war allerdings der Hof von Holland und der Königliche Hof, durch deren bereits verſchloſſene, mit Gittern verſehene Hausthüren noch Lichtſchein drang; doch konnte es nicht in ihrer Abſicht liegen, in eines dieſer Hotels erſten Ranges zu einem ſpärlichen Nachteſſen einzufallen. Leider waren indeſſen alle übrigen Häuſer, in deren beſcheidenen Mauern ſich wohl hier und da ein kleines Weinkneipchen befinden mochte, nächtlich dunkel,

„Ich wüßte aber in der That nicht, Signor,“ antwortete der Italiener, „woher Sie auf die Vermuthung kommen, ich ſolle Sie beſuchen?“

„Sie kennen mich alſo nicht?“

„Nein, Signor, erinnere mich auch nicht, daß ich je die Ehre gehabt habe, Sie zu ſehen.“

„So muß ich mich Ihnen förmlich vorſtellen!“ ſagte lachend der Graf. „Durch die Gnade Seiner Majeſtät bin ich zum General-Intendanten der Königlichen Theater ernannt worden. — Graf Alfons von **.“

Der alte Muſiker lehnte ſein Cello an den Stuhl und erhob ſich langſam, um ſeinem neuen Chef eine tiefe Verbeugung zu machen. Das Mädchen aber am Fenſter zuckte bei Nennung dieſes Namens, jedoch faſt unmerklich, zuſammen.

„Ich habe Sie heute Morgen vermißt, lieber Benetti, und da ich viel Gutes von Ihnen gehört und Sie hochſchätze, ſo komme ich hieher zu Ihnen, um Ihre Bekanntſchaft zu machen.“

Benetti war ein Mann hoch in die Sechszig, ſein Rücken etwas von dieſem hohen Alter gebeugt; doch waren ſeine Bewegungen noch friſch und lebendig. Sein Kopf, mit dichtem weißem Haar bedeckt, zeigte ſcharfe, aber gutmüthige Geſichtszüge, die man faſt hätte ſanft nennen können, wenn nicht die kohlſchwarzen Augen unter buſchigen, immer noch kohlſchwarzen Augenbrauen dem ganzen Geſichte etwas außerordentlich Lebendiges, ja in gewiſſen Augenblicken etwas Herausforderndes, ja Trotziges gegeben hätte. Die Kleidung Benetti's war ſich ſeit vielleicht fünfzig Jahren gleich geblieben. Er trug heute noch wie damals kurze ſchwarze Beinkleider, ſchwarzſeidene Strümpfe mit Schuhen, dazu ein weißes Halstuch mit lang herabfallenden Zipfeln und einen ſchwarzen, wenn auch etwas altmodiſch geſchnittenen, doch ſehr anſtändigen Tuchfrack.

— nur dort in der Nähe der Rheingaſſe, ihrem Ziele, ſahen ſie ein hell erleuchtetes Fenſter neben einer allerdings verſchloſſenen Thür, über welcher Rodenberg's ſcharfes Auge ein ſo lang erſehntes Wirthshausſchild erblickte. Sie eilten voller Hoffnung dorthin, um unangenehm getäuſcht zu werden: es war dies allerdings eine Weinſtube, doch ſtand das hell erleuchtete Fenſter weit offen, und als ſie von der Straße hineinſchauten, bemerkten ſie ein Dienſtmädchen, welches, das Gemach auskehrend, mit ihrem Beſen mächtige Staubwolken aufwirbelte und dazu mit lauter Stimme ſang:

„Faſtelovend kütt eran,
Spille mer op der Büſſe;
Alle Mädcher krigge 'ne Mann,
Ich un och mi Söſter."

Zum Ueberfluß erkundigte ſich Rüding, dicht an das Fenſter tretend, in ſehr demüthigem Tone, ob man noch Einlaß haben könne, doch erwiederte ihm die ſtämmige Magd, indem ſie ihren Beſen wie eine Hellebarde in die Hand nahm, heute ſei Alles im Bette, ſie möchten morgen wiederkommen.

„So, das hätten wir auch noch verſucht," ſagte Rodenberg in einem luſtig ſein ſollenden, aber ärgerlich klingenden Tone, „jetzt aber vorwärts und unſer Heil an der richtigen Thür verſucht!"

Sie traten in die Rheingaſſe, um Nr. 54 zu finden, doch war dies bei mangelhafter Beleuchtung kein ſo leichtes Geſchäft.

„Ich glaube faſt," brummte Walter, „die Nummern verſtecken ſich förmlich vor uns, ich ſehe doch ſonſt gerade nicht ſchlecht!"

„Hier iſt zweiundfünfzig," ſagte Rüding.

„Und da vierundfünfzig," rief Rodenberg, der ein paar Schritte vorausgegangen war.

Da ſtanden ſie denn vor einem großen, finſtern Hauſe mit drei Stockwerken, über welchen ſich eine verſchnörkelte Giebelwand noch einmal ſo hoch erhob. Fenſter hatte das Haus genug, aber aus keinem derſelben drang ein einladender Lichtſtrahl — ach, und es thut ſo wohl, wenn man müde und hungerig ſein Reiſeziel erreicht hat, erleuchtete Fenſter zu ſehen, die uns freundlich grüßen und die zu uns ſprechen: Geſchwind herein, hier ſind gute Freunde, die euch erwarten!

Eine breite, ausgetretene Steintreppe führte auf die Gaſſe hinab, und rechts und links von derſelben befanden ſich unten auf Poſtamenten ein Paar ſchildhaltende, grimmig blickende ſteinerne Löwen, die einen ſonderbaren Anblick gewährten, weil der gefallene Schnee auf ihren breiten Köpfen förmlich weiße Perrücken bildete.

„Es iſt mir gerade, als wären wir die vier Haymonskinder," brummte Walter, „und gerade in dem Augenblicke, als ſie vor der aufgezogenen Zugbrücke des Schloſſes des Herzogs Gilbert hielten und vergebens Einlaß verlangten."

„Darin liegt doch noch ein Unterſchied," meinte Knorr. „Die vier Haymonskinder kamen wenigſtens nicht zu Fuß, ſondern ritten, freilich nur auf einem einzigen Pferde; aber man ſah ſie vom Thurme und meldete dem Herzoge wenigſtens ihre Ankunft. Hier aber bemerke ich nicht einmal eine Klingel, die uns anzukünden im Stande wäre."

„Es iſt das eine unheimliche Gaſſe," ſeufzte Rüding. „Die hohen, finſteren Häuſer ſchauen ſich mit den zackigen Giebeln ſo ergrimmt an, als wollten ſie wüthend über einander herfallen — und wie der kalte Wind vom Rheine

heraufpfeift! Wie hat's der van der Maaßen ſo gut, der Kerl liegt in ſeinem warmen Bette im Mainzer Hofe — o, o!" ſagte er in fröſtelndem Tone und ſetzte nach einer Pauſe, während welcher er an dem Hauſe hinaufgeſchaut hatte, hinzu: „Iſt es mir doch gerade, als ſchaue dort oben Jemand heraus und blicke unſerm Jammer gleichgültig zu."

„Was Du für Jemanden hältſt," brummte Walter, „iſt ein Kopf von Stein, ſo viel ich im Halbdunkel ſehe — eine ſchlimme Vorbedeutung für uns, im Falle nämlich dieſe kalte, ſteinerne Begrüßung im Einklange ſteht mit der Gaſtfreundſchaft der Bewohner dieſes düſtern Hauſes."

Rodenberg war indeſſen die Treppe hinaufgeſtiegen und hatte den verſchnörkelten Thürklopfer gefunden; ehe er ihn aber in Bewegung ſetzte, rief er den Gefährten nochmals mit halblauter Stimme, aber in gutem Humor zu: „Ich muß mit Euch nochmals Kriegsrath halten, und Eure Anſicht ſoll gelten, da ich es war, der Euch hieher gebracht. Das finſtere Haus erſcheint mir wie die Burg des Rieſen im Märchen — entſcheidet denn, wollen wir uns eine andere Nachtherberge ſuchen? Soll ich anklopfen oder nicht?"

„Ich denke, wir beſtehen das Abenteuer," ſprach der lange Bildhauer; „einen unangenehmen Empfang können wir ſchon hinnehmen zur Verbüßung unſerer Sünden."

„Klopfe nur an," ſagte Walter, „man muß Alles verſuchen!" worauf ſich der ſanfte Eduard, ohne ſeine Meinung zu äußern, hinter den langen Knorr ſtellte, denn er hatte ganz abſonderliche Ideen von ausgeleert werdenden Kübeln und hinabgeworfenen Beſen, ſobald ſein muthigerer College vermittels des Thürklopfers den tiefen Frieden jenes ſtillen Hauſes ſtöre.

Da erklang dieser Thürklopfer schallend durch die Nacht, so bescheiden auch Rodenberg angeklopft hatte, und obgleich er gewiß nicht unvorbereitet dicht an der Thür stand, so hätte er doch fast durch einen Schritt rückwärts sich auf unfreiwillige Art mit den Freunden unten vereinigt, da sich nach dem ersten Tone des Klopfers die Thür so rasch und weit öffnete, als seien die Ankommenden längst erwartet gewesen, was ja eigentlich auch der Fall war.

Vor dem Blicke des jungen Malers zeigte sich eine weite, erleuchtete Hausflur und in derselben stand ein alter, freundlich aussehender Mann mit schneeweißem Haare und einem Kleide aus schwarzem Sammt nach dem Schnitte jener Zeit, als noch die Oberstelzen und andere mächtige Geschlechter des alten Köln hier in der Nähe der Rheingasse residirten.

Der alte Mann hatte ein wohlwollendes, sehr gutmüthiges Gesicht und hob den silbernen Armleuchter mit drei Kerzen, den er in der Hand hielt, hoch empor, theils um den Angekommenen den Eintritt zu erleichtern, anderentheils auch wohl, um einen Schein auf die Treppen fallen zu lassen, deren Stufen Knorr und Walter jetzt emporstiegen, etwas später von Rüding gefolgt, der, wie er nachher sagte, beim Oeffnen der Thür aus Langerweile gegen die andere Seite der Straße zurückgewichen war, um das alte, interessante Haus besser betrachten zu können.

Neben der Hausthür stand ein Diener in derselben alterthümlichen Tracht wie der mit den weißen Haaren, an den sich nun Rodenberg wandte, sein tiefes Bedauern aussprechend, daß ein Zusammentreffen aller möglichen unangenehmen Umstände schuld an diesem späten Eintreffen sei und daß er und seine Begleiter es gewiß nicht gewagt hätten, noch in dieser

Stunde zu kommen, wenn er nicht hätte fürchten müssen, man erwarte ihn vergeblich, worauf der alte Mann mit einem milden und freundlichen Lächeln erwiederte:

„Ich darf von dieser Entschuldigung durchaus nichts annehmen und anhören, da meine Gebieterin es mir sehr übel deuten würde, und voraussehen müßte, ich hätte Sie nicht mit den Worten empfangen, daß man sich außerordentlich freut, Sie endlich hier zu sehen. Was die späte Stunde anbelangt, so ist das auch nicht im Geringsten der Rede werth — meine Gebieterin, die sich schon längst in ihre Zimmer zurückgezogen hat, wird dadurch in keiner Weise gestört, und uns gab das die angenehme Gelegenheit, so werthe und liebe Gäste erwarten zu dürfen."

Unter dieser Anrede, die der alte Mann mit einer gewissen vornehmen Feierlichkeit sprach und nach deren Beendigung er, sich tief verbeugend, voraus die Treppen hinanstieg, waren unsere vier Freunde in das Haus getreten, dessen Thür alsbald wieder von dem Diener geräuschlos geschlossen wurde.

Rodenberg ging hinter dem ehrwürdigen Führer mit seiner wiedergewonnenen, ganz sorglosen Heiterkeit, Knorr in dem Gedanken, Alles geduldig hinnehmen zu wollen, was sich da begeben würde, Walter beobachtend und Rüding schüchtern, mit dem Gefühle eines gefangenen Vogels, jeden Augenblick aus irgend einer dunkeln Ecke die langen Riesenfinger erwartend, welche ihm den Hals umdrehen würden. Daß die Hausflur trotz der späten Nachtstunde noch so angenehm erwärmt war, daß die Stufen der Treppe mit dicken Teppichen bedeckt, vor Allem aber ein ausgezeichnet süßer Duft nach irgend etwas Gutem, das irgendwo gebraten

wurde, hob allerdings ſeine gedrückte Stimmung ein wenig, doch nicht ſo weit, um aus ſeinem halb erfrorenen und zuſammengerüttelten Kopfe die Gedanken an verrätheriſche Lockſpeiſen, an Henkersmahlzeiten mit gräßlichem Schluſſe, ſo wie an öde, ſtille Häuſer mit allen Schrecken der Mitternachtsſtunde zu verbannen.

Rodenberg ſcherzte indeſſen mit dem alten, würdigen Haushofmeiſter, als den ſich der alte Mann im ſchwarzen Sammtkleide zu erkennen gegeben hatte, und verſicherte, einen ſo wunderbaren und herrlichen Contraſt, wie den dieſes gaſtlichen Hauſes mit der nächtlichen Dunkelheit und der kalten Gaſſe draußen, habe er nie erlebt, und wenn er ſich darüber ſchon für ſeine Perſon glücklich fühle, ſo thue er das doppelt für ſeine guten und lieben Freunde, die ihm gefolgt, da er ihnen das Liebſte und Schönſte von der Freundlichkeit ſeiner ihm allerdings noch unbekannten Baſe geſagt.

„Und worin Sie nicht zu viel gethan," gab der Haushofmeiſter mit einer Verbeugung, wodurch er die abweſende Herrin ehren zu wollen ſchien, zur Antwort; „ſie iſt die Güte und Herzlichkeit ſelbſt, und wer ſie einmal geſehen, muß ſie lieben und verehren!"

„Darauf freue ich mich wie das Kind auf eine Weihnachtsbeſcherung," erwiederte der junge Maler in ſeinem aufrichtigen, herzlichen Tone — „morgen früh hoffe ich das Glück haben zu dürfen, meine verehrte Baſe zu ſehen!"

„Gewiß, morgen früh!" verſetzte der alte Mann mit einer abermaligen Verbeugung. Dann ſagte er in einem ſehr ehrerbietigen Tone: „Und hier ſind Ihre und dieſer Herrſchaften Gemächer."

„A—a—a—ah!" machte Rodenberg, als ſie nun durch

ein Vorzimmer in einen nicht zu großen, aber allerliebſt möblirten, behaglich erwärmten Salon traten, wo eine kleine Tafel für vier Perſonen auf's reichlichſte gedeckt ſtand.

„A—a—a—ah!" knurrte auch Walter vor ſich hin, als ſie in das nächſte Gelaß traten, ein großes Zimmer mit flackerndem Kaminfeuer, deſſen elegante Einrichtung mit hohen Spiegeln, wohlverſehenen Toilettetiſchen, bequemen Ruheſauteuils, vor Allem aber mit zwei mächtigen Betten ſeine Beſtimmung ſogleich errathen ließ. Daneben befand ſich ein zweites Zimmer, faſt eben ſo möblirt und wie das erſte ein ſo unbeſchreiblich angenehmes Enſemble bildend, daß ſich bei ſeinem Anblicke ſelbſt das geängſtigte Herz Rüding's in einem ſtillen Seufzer der Befriedigung Luft machte.

„Wenn es Euch recht iſt," ſagte Rodenberg, „vertheilen wir uns ſo, daß der ſanfte Eduard und Knorr hier in dieſem Zimmer bleiben und ich das andere mit Walter beziehe."

„Einverſtanden!" murmelte der alte Maler. „Ah," rief er aus, ſich behaglich in einen der weichen Lehnſtühle ſetzend, „was iſt das für eine Wonne, nach einer ſolchen Fahrt in einem warmen Zimmer die kalten Glieder ſtrecken zu können!"

„Wenn es den Herren gefällig iſt," ſagte der freundliche Haushofmeiſter, „ſo will ich befehlen, daß ein kleines Souper ſervirt werde."

„Wobei ich recht ſehr bedauere, daß wir dieſem gaſtlichen Hauſe noch in ſo ſpäter Nacht eine ſolche Unruhe verurſachen!"

Dieſe Worte erwiederte der Haushofmeiſter nur mit einem Kopfſchütteln und einem freundlichen behaglichen Lä-

cheln, wobei er ſich zufrieden die Hände rieb, als wollte er ſo ausdrücken: eine ſolche ſei gar nicht der Mühe werth und es verlohne ſich nicht, darüber weiter zu reden.

Es war ein glücklicher Zufall, daß die vier Künſtler ihre warmen Pantoffeln in den Nachtſäcken bei ſich hatten und es ihnen dadurch möglich war, ſich nach jeder Richtung hin behaglich an den kleinen Eßtiſch zu ſetzen.

Rodenberg's Auge ſtrahlte vor Vergnügen; durfte er ſich doch gewiſſer Maßen als Vermittler zwiſchen ſeinen Freunden und allen dieſen Herrlichkeiten betrachten. Walter meinte mit zufriedenem Lächeln, daß ihm die ganze Geſchichte mit dem coſtumirten Haushofmeiſter und dem Bedienten in ihrer alten Tracht jetzt ſchon als Anfang eines luſtigen Carnevals erſcheine. Das Auge des alten Bildhauers ſchwebte heiter und neugierig über die verſchiedenen zierlichen Geräthſchaften, womit der Tiſch gedeckt war. Und nachdem ſich Rüding behaglich hingeſetzt, verſicherte er: ein ſo guter und reichgedeckter Tiſch ſei ihm immer eine angenehme Jugenderinnerung.

Daß das Souper, wie es nun folgte, dem eleganten Service auch Ehre machte, brauchen wir kaum zu erwähnen; es war leicht und ausgeſucht, wie es ſich für eine ſo ſpäte Nachtſtunde paßt. Der Bediente ſchenkte einen leichten Rheinwein ein, und die paar Kelche Champagner, die er darauf gab, waren gerade genug, um die angenehme Stimmung der vier Künſtler zu erhöhen.

Als ſie geendet hatten und jeder mit zufriedener Miene der eben verlebten angenehmen Stunde gedachte, ſagte Rodenberg, indem er ſeine Freunde der Reihe nach lächelnd betrachtete: „Jetzt weiß ich ganz genau, was Euch noch zur voll-

kommenen Glückſeligkeit fehlt; doch werdet Ihr es billig finden, dem für heute Abend und noch ſo lange zu entſagen, bis ich hierüber die Neigung meiner Baſe erfahren."

Doch ſchienen ſie heute Abend den Kelch des Behaglichen bis auf die Neige leeren zu dürfen; denn kaum hatte Rodenberg jene Worte geſprochen, als der Haushofmeiſter noch einmal eintrat, um auf den Tiſch ein Cigarrenkäſtchen von einem angenehmen, verſprechenden Aeußern niederzuſetzen. Dann empfahl er ſich, den Herrſchaften eine gute Nacht wünſchend, wobei er die Bitte ausſprach, ohne alles Bedenken und zu jeder Stunde die Klingel zu benutzen, falls ſie irgend etwas wünſchen ſollten.

Als er die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte, faßte der lange Bildhauer ſein Glas und ſagte, indem er, wie immer bei ſolchen Veranlaſſungen, ſtarr in das Licht blickte: „Es ziemt ſich wohl, daß man mit einem dankenden Worte der gütigen Herrin dieſes Hauſes gedenkt. Mir kommt Alles faſt wie ein Traum vor und habe ich immer noch die Befürchtung, plötzlich auf der kalten Landſtraße zu erwachen; oder iſt am Ende das ganze Leben, welches wir ſeit einer langen Reihe von Jahren geführt, ein Traum geweſen, mit vielen Unannehmlichkeiten und Entbehrungen, und ſind wir jetzt erſt wieder daraus aufgethaut und genießen nun wieder unſer urſprüngliches, behaglicheres Daſein — vier wackere Künſtler, die in dieſem Hauſe gemalt und gemeißelt und denen die dankerfüllte Beſitzerin dieſes herrliche Mahl geſpendet? Doch Traum oder nicht Traum — ich weihe ihr dieſes Glas!"

„Und ich weihe ihr ein zweites," rief Rodenberg, „aber nicht in Deinem Sinne, ohne Phantaſie die Gegen-

wart genießend, und hoffe dabei auf einige helle, angenehme Tage in dieſem alten Hauſe, das uns noch vor einer Stunde ſo finſter angeblickt!"

„Carneval," ſagte Walter ſchmunzelnd, „es iſt Carneval, der alte, ehrwürdige, herrliche kölner Carneval — merkt Ihr denn das nicht? Die alte Dame weiß mit Künſtlern umzugehen, ſie verſetzt uns gleich in die richtige Stimmung und wird uns bis zum grauen Aſchermittwoch in einem koloſſalen Freudenrauſche zu erhalten wiſſen — das nenne ich Gaſtfreundſchaft — das nenne ich die Freunde ſeiner Freundſchaft würdig empfangen; ich muß auf ihr Wohl zwei Gläſer leeren, und ich ſehe es dem ſanften Eduard wohl an, wie ſehr er danach brennt, mir in gleichem Sinne Beſcheid zu thun!"

„Beſcheid allerdings," entgegnete Rüding in einem etwas geringſchätzenden Tone, aber nicht in gleichem Sinne; „Du haſt Dich freilich nicht wie ich von Jugend auf in vornehmen Häuſern bewegt und ſiehſt das für Maskerade an, was wir ganz natürlich finden. Daß die Tracht des Haushofmeiſters und des Bedienten von unſerer jetzigen abweicht, liegt wohl in der Laune ihrer alten, vornehmen Gebieterin, und es iſt wahrſcheinlich kein Compliment für dieſelbe, das mit dem Carneval in Verbindung zu bringen — habe ich nicht Recht, Rodenberg?"

Walter wollte auf ſeine' Art etwas erwiedern; doch legte Rodenberg die Hand auf ſeinen Arm und ſagte, gegen Rüding gewandt: „Dieſe Stunde iſt wahrlich zu ſchön, um über die Entſtehung derſelben zu ſtreiten; es iſt gewiß beſſer, wenn wir ſie ohne Reflexionen annehmen!"

„Ja," ſtimmte Walter zu, „nehme ſie Jeder an, wie

Er fuhr mit der Hand über seine hohe Stirn durch sein weißes Haar und suchte sich, leicht lächelnd, zu entschuldigen, daß er bei der heutigen Vorstellung, die ihm wohl angesagt worden wäre, gefehlt.

„Euer Excellenz werden wohl wissen," sagte er, „wie vergeßlich das Alter ist. Ich erinnerte mich wohl, daß mir für heute Morgen ein Geschäft oblag, doch welches, war mir nicht mehr erinnerlich. Ich war gerade im Begriff, in die Hauptkirche zu gehen, es war mir gerade, als sollte dort Probe von einer großen Messe sein. — Excellenz werden einem alten Manne verzeihen!"

„Magdalene! — gib dem Herrn Grafen einen Stuhl."

Aber das Mädchen am Fenster, dem diese Worte offenbar galten, schien diese Worte entweder nicht hören zu wollen oder wirklich nicht zu hören. Die einzige Bewegung, die sie machte, war, daß sie ihren Kopf tief zu den Blumen herabsenkte.

Graf Alfons warf einen flüchtigen Blick nach dem Fenster und bemerkte, daß das Mädchen, welches da stand, eine hohe, schlanke Gestalt war. Sie war dürftig, ja fast ärmlich gekleidet und schien offenbar die Haushälterin oder die Magd des alten Italieners zu sein.

Dieser warf ebenfalls einen Blick nach dem Fenster, einen Blick, in welchem es zornig aufblitzte, und wiederholte mit ernsterer Stimme: „Magdalene, du sollst dem Herrn Grafen einen Stuhl geben!"

„Ich nehme mir ihn schon selber!" sagte lachend der Intendant und that ein paar Schritte nach dem Fenster, wo mehrere Stühle standen.

In diesem Augenblick drehte sich auch das Mädchen am Fenster herum, und wenn Graf Alfons nicht durch die vielen seltsamen Lagen, in welchen er sich während seines langen Hoflebens schon befunden, so vollkommen Herr seiner selbst gewesen

er kann. Du als Vetter des Hauses, Knorr mit seinen eigenthümlichen Phantasien, ich als den Anfang des lustigen Carnevals, und Du, Rüding, mit vornehmer Gleichgültigkeit, etwa eben so gleichmüthig wie der Hund den Regen!"

So unterhielten sich die vier Freunde noch eine Zeit lang lachend und einander neckend, und als die Flaschen leer und die Cigarren zu Ende geraucht waren, gingen sie in der heitersten Stimmung von der Welt in's Bett; selbst Knorr summte ein Lied vor sich hin, während er sich auszog; und als sich Rüding auf der weichen Matratze behaglich ausstreckte, überkam ihn, wie häufig bei solchen Angelegenheiten, das wehmüthige Gefühl an ein fernes, ihm aber selber unbekanntes Lieb, das aus seinem keuschen Bette des süßen, blondgelockten deutschen Künstlers in inniger, hingebender Liebe gedachte.

So entschlief er; doch waren, wie er am anderen Morgen erzählte, seine Träume nicht ganz so angenehmer Art gewesen. Die Furcht, mit der er das Haus betreten, griff gespensterartig in seinen Schlaf, und er träumte die alte, bekannte Geschichte, wo jener unglückliche Reisende in eine Mördergrube gerathen war und wo sich der Betthimmel langsam auf ihn herabgesenkt hatte, um ihn zu ersticken. Alle Anderen hatten eben so vortrefflich geschlafen als herrlich geträumt, und ihre gute Laune wurde dadurch noch bedeutend erhöht, daß sie in ihrem kleinen Salon beim späten Aufstehen nicht nur einen vortrefflichen Kaffee servirt fanden, sondern auch ihre Koffer sahen, welche der umsichtige Haushofmeister in aller Frühe schon aus dem „blauen Ochsen" hatte holen lassen. Daß er es wußte, wo die Freunde abgestiegen waren, darin lag gerade keine Zauberei, denn

Walter hatte geſtern Abend im Geſpräche des Wirthshauſes auf dem Eigelſteine erwähnt und dabei nicht ohne Abſicht ſein Bedauern ausgeſprochen, daß man ſein Gepäck nicht ſogleich habe mitbringen können.

Da ſtanden ſie denn, die vier glücklichen Künſtler, vor einem ſo wohl ſervirten Frühſtücke, wie keiner von ihnen — Rüding natürlicher Weiſe ausgenommen — in ſeinem Leben geſehen. Da duftete ein delicater Kaffee, da ſprudelte Waſſer in einem zierlichen Keſſel für den, welcher lieber Thee trinken wollte; da lagen unter einer zuſammengeſchlagenen Serviette Eier von erſtaunenswerther Größe neben einem kaum angeſchnittenen weſtphäliſchen Schinken; da ſah man goldgelbe Butter, durchſichtigen Honig, Gebäck von der allerverſchiedenſten Form und Feinheit, vom groben Schwarzbrode an bis zum leichtgebräunten Milchbrödchen. Dazu hatten alle vier, wie ſchon oben bemerkt, vortrefflich geſchlafen und kamen aus ihren Schlafgemächern in das ſanft erwärmte Eßzimmer in einem, wenn auch nicht eleganten, doch höchſt bequemen Negligé. Wer von ihnen Luſt hatte, zum Fenſter hinauszuſchauen, der bemerkte die ſchneebedeckte Straße mit wenig Leben darauf, weßhalb auch rings umher eine wohlthuende Ruhe herrſchte, die ſo angenehm zuſammenpaßte mit dem ſo feiertäglich anzuſehenden, dunkelblauen Winterhimmel und dem glänzenden Sonnenlichte, das mit dem glitzernden Schnee ſo anmuthig buhlte.

Die Vier nahmen Platz und ließen es ſich abermals vortrefflich ſchmecken, wobei Rüding meinte: jetzt erſt trete ſein Appetit recht wieder hervor, der ihm geſtern Abend durch das Schütteln des alten Wagens gänzlich abhanden gekom-

men wäre — eine Bemerkung, welche ihm einen ſpöttiſchen Seitenblick Walter's eintrug.

Knorr ſagte kopfſchüttelnd, indem er ſich zu einem gewaltigen Stücke weſtfäliſchen Schinkens verhalf: „Der Anfang dieſes unſeres neuen Lebens iſt zu ſchön, um auf einen gleichen Fortgang und ein angenehmes Ende hoffen zu laſſen!“ worauf ihn aber Rodenberg halb im Ernſte und halb im Scherze erſuchte, ſeine düſteren Prophezeihungen für ſich zu behalten: „Sprich doch nicht immer wie ein Todtenkopf: ‚Memento mori!‘“

„Wie kann er anders,“ pflichtete Walter bei, „iſt doch ein Todtenkopf ſein Wappen und Wahrzeichen — ich glaube, Kerl, Du haſt ihn geſtern ſogar in den Koffer gepackt!“

„Und warum ſollte ich nicht?“ fragte der lange Bildhauer — „trägſt Du doch auch Deinen Todtenkopf bei Dir!“

„Ich habe es geſehen,“ rief Rüding eifrig, „er hat ihn in ein altes Sacktuch gewickelt und in den Koffer gelegt!“

„Laßt ihm ſein Vergnügen,“ warf Rodenberg achſelzuckend ein und ſetzte alsdann, das Geſprächsthema ändernd, hinzu: „Laßt uns aber vor allen Dingen einen Plan machen über das, was wir heute vornehmen wollen; es verſteht ſich von ſelbſt, daß es mein erſtes Geſchäft iſt, mich meiner Baſe vorſtellen zu laſſen und ſie zu fragen, wann ſie Euch ſehen will.“

„Wann eſſen wir heute,“ fragte Rüding, „und wo?“

„Vor allen Dingen nicht hier,“ erwiederte ihm Walter, „denn ſelbſt Du wirſt nicht ſo unverſchämt ſein, um Dich den ganzen Tag hier abfüttern zu laſſen!“

„Habe ich das vielleicht geſagt?“ entgegnete der ſanfte Eduard in gereiztem Tone.

„Laßt dieſe Geſchichten,“ ermahnte Rodenberg, „ſagt lieber, was Ihr vorhabt und wo wir uns treffen werden!“

„Vor allen Dingen ſollten wir erfahren,“ meinte Walter, „ob heute ſchon etwas los iſt, was den Carneval betrifft, damit wir gar nichts verſäumen!“

„Fragen wir den Haushofmeiſter, und dann können wir unſern Schlachtplan entwerfen!“

Rodenberg erhob ſich raſch, um nach dem würdigen Beamten zu ſehen; doch kaum hatte er die Thür geöffnet, als er ſich gegen die Freunde umwandte und lachend mit aufgehobener Hand und halblauter Stimme ſagte: „Seid einen Augenblick ruhig und hört zu — van der Maaßen iſt unten an der Treppe und unterhält ſich mit dem Haushofmeiſter in franzöſiſcher Sprache — das iſt rein zum Davonlaufen!“

Leider ſchien die Unterredung in dieſem Augenblicke beendigt zu ſein und man hörte den Employé des Lyoner Hauſes nur noch mit ſeiner dünnen Kinderſtimme ſagen: »Je merci vous extraordinaire, Monsieur, je inventerai la chambre, merci!« Damit ſtelperte er die Stufen hinauf und ſtand im nächſten Augenblicke vor den laut lachenden Freunden; doch blieb er mit einem erſtaunten Geſichte an der Schwelle ſtehen, nicht über das Lachen, welches ihm entgegenſchallte, ſondern ob dem gränzenloſen Comfort, der ſeine Augen blendete. Hatte er ſich doch im Mainzer Hof ein Zimmer im zweiten Stocke geben laſſen, ausdrücklich in der Abſicht, den Freunden zu imponiren; ein Zimmer, nicht hinten, ſondern vorn heraus — non pas derrière, ſondern par

avant, wie er geſagt hatte; ein Zimmer mit Teppich und rothen Plüſchmöbeln, mit einem Waſchtiſche aus Mahagoniholz und einer Bettvorlage mit türkiſchen Deſſins — und nun war alles dies gar nicht mehr anzuſehen gegen die Einrichtung dieſes Zimmers!

Doch hatte der dicke van der Maaßen ein viel zu gutes Gemüth, um nur einen Augenblick darüber etwas wie Neid zu fühlen; vielmehr freute er ſich wie ein Kind über den Salon und die Schlafzimmer, wobei er kaum wagte, in den dicken Teppich hineinzutreten, und die Größe der Betten und deren weiche Matratzen anſtaunte, eben ſo die reichen Toilettetiſche und die ſeidenen Fenſtervorhänge, deren Deſſins er mit Kennermiene betrachtete.

„Robenberg,“ ſagte er alsdann, an den Frühſtückstiſch zurückkommend, „meine Achtung vor Dir iſt auf eine unglaubliche Art geſtiegen — prend moi le Diable, hat das Alles hier ein wohlhabendes Ausſehen! Ich bedauere faſt, nicht mitgegangen zu ſein — und wie der Kaffee duftet — Du, Walter, leih' mir Deine Taſſe; obgleich ich ſchon ſehr ſtark gefrühſtückt habe, möchte ich doch noch ein Tröpfchen.“

Darauf verſuchte er nicht nur mehrere Tröpfchen Kaffee, ſondern auch ein Brod mit Butter und Honig, ein paar Eier und ein tüchtiges Stück des ganz immens ausſehenden Schinkens — ma speciale passion, wie er behauptete; dann wiſchte er ſein breites Maul ab, langte nach einer Cigarre, die er anzündete, um nach dem erſten Zuge eine Miene der größten Befriedigung zu machen — »bon, bon — tout bon!«

Die Uebrigen ſahen ihm mit großer Heiterkeit zu, und als er nun, ſeine Cigarre ruhig genießend, wie eine gut geheizte

Locomotive regelmäßig den Dampf ausſtieß, ſagte Rodenberg: „Ich bin überzeugt, wir brauchen den Haushofmeiſter nicht zu bemühen; van der Maaßen wird ſich ſchon erkundigt haben über das, was wir zu ſehen bekommen.“

„Das habe ich auch, Jungens, und ich kann Euch verſichern, es gibt dieſes Jahr einen ganz ausgezeichneten Carneval — Köln ſoll leben! Es war die glücklichſte Idee, hieher zu gehen — une idée superlative — heute Nachmittag ſchon . . . .“

„Sage mir Eines,“ unterbrach ihn Knorr in bedächtigem Tone, „warum haſt Du es Dir angewöhnt, unſer gutes Deutſch mit Deinen franzöſiſchen Redensarten zu verwäſſern?“

„Nun, das kann doch ein Kind einſehen — es iſt lange her, daß ich mein gutes Franzöſiſch nicht getrieben; ſoll ich vielleicht nach Lyon kommen und mich mit der Frage einführen: Comment vous portugal? Merci, fortepiano — im Gegentheil, ich will Euch Ehre machen, und deßhalb werdet Ihr mir ſchon erlauben, de parler de temps de temps quelquechose bon français.“

„Er hat Recht, laßt ihn zufrieden,“ brummte Walter — „alſo zur Sache und befleißige Dich einer chronologiſchen Ordnung, das heißt, wenn das, was Du erfahren, gründlich genug dazu iſt.“

„Ob es gründlich iſt!“ rief der dicke van der Maaßen; „ich habe aus der edelſten Quelle geſchöpft, aus einer Champagner-Quelle — alſo Du ſollſt die chronologiſche Ordnung haben. Als ich geſtern Abend in meinem Gaſthofe ankam, verſpürte ich einen großen Drang nach einem anſtändigen Souper, und da ſich im Saale des Mainzer Hofes noch

eine lustige Gesellschaft befand, so gesellte ich mich dazu und war so glücklich, einen Platz zu finden gegenüber einem liebenswürdigen Champagner-Reisenden, der die Gesellschaft mit den köstlichsten Witzen, mit erstaunenswerthen Kunststücken aller Art auf's ergötzlichste amusirte — ein ganz verfluchter Kerl! Ich versichere Euch, er ließ Euch Gabel, Messer und Gläser verschwinden, daß es eine Freude war, er trank aus einer Flasche, ohne den Stöpsel herauszuziehen, er legte einen Strohhalm so auf den Boden, daß man nicht darüber wegspringen konnte, und zuletzt schlug er eine Wette vor — zwei Flaschen Champagner —, ich sei nicht im Stande, allein meinen Rock auszuziehen!"

„Und die Wette nahmst Du an und verlorst sie?" fragte Rodenberg lächelnd.

„Ich verlor sie auf's glänzendste, wußte mich aber zu trösten, denn auch die Anderen hatten verloren — es standen schon viele leere Cham . . . ."

„Weiter, weiter!" rief Walter — „Kerl, Du bist bodenlos langweilig — behalte die Vorreden für Dich und sage uns, was wir zu erwarten haben!"

Van der Maaßen blickte fast gekränkt auf den alten Maler, denn er hätte so gern mit seiner Champagner-Suite vor seinen Freunden großgethan; doch war er viel zu gutmüthig, um hierauf etwas zu erwiedern, sondern zuckte nur leicht mit den Achseln, als er fortfuhr: „Ihr wißt, daß sich durch den kölner Carneval, dieses schöne, vaterländische Fest mit seinen Maskenaufzügen und Vorstellungen, seinem Straßenleben und Lustbarkeiten, ein schöner, sinniger Gedanke zu ziehen pflegt, wodurch er sich vortheilhaft unterscheidet von den ebenfalls berühmten Carnevals zu Rom und Venedig, ja-

wodurch er vor dieſen den Vorzug verdient; denn dort in den beiden italieniſchen Städten beſchränken ſich die Faſchings-Luſtbarkeiten auf ein Leben in den Straßen, bei dem die Aufzüge und Masken jedes Jahr dieſelben ſind, während hier in Köln gerade durch eine ſtets neue Idee auch neue Handlungen und neue Charaktere bedingt werden. Die Idee zum diesjährigen Carneval iſt nun der Kampf der Freude, der Luſt und Heiterkeit mit den böſen Geſellen Kummer, Neid und Griesgram."

„Dazu hätte ja unſer kleines Künſtlerfeſt vom vergangenen Sommer zum Vorſpiel dienen können," meinte Rüding.

„Gewiß," pflichtete Rodenberg bei, „und ſo wie ich die Bekanntſchaft Eines vom Kleinen Rathe der Carnevals-Geſellſchaft mache, werde ich Walter als würdigen Repräſentanten des Griesgrams empfehlen."

„Und wie ſoll dieſer Kampf ausgeführt werden?" fragte Knorr.

„Wie Ihr wißt, hat die Prinzeſſin Venetia, aufmerkſam geworden durch die in den italieniſchen Zeitungen erſchienenen Berichte der unerhörten Feſtlichkeiten des kölner Faſchings und des glänzenden Hofes des Prinzen Carneval, vor einigen Jahren einen Beſuch hier in Köln gemacht, den Held Carneval jetzt in angeborener Courtoiſie zu erwiedern gedenkt."

„So würde er ja in dieſem Jahre in ſeiner getreuen Stadt am Rheine fehlen!"

„Leider — und darüber herrſcht Kummer in den Herzen aller getreuen Kölner."

„Vielleicht iſt die Abreiſe deſſelben nur ein Gerücht."

„Das zur ſchrecklichen Wahrheit geworden iſt — es er-

ſchien vor ein paar Tagen eine Proklamation, worin Prinz Carneval ſeine Gründe aus einander ſetzt, die ihn zu ſeiner italieniſchen Fahrt veranlaßt haben, und wie er für die Dauer ſeiner Abweſenheit den Kleinen Rath als Regentſchaft beſtellt."

„Es iſt doch bei alledem traurig," brummte Walter, „daß ſogar ein deutſcher Geckenfürſt es nicht einmal unterlaſſen kann, nach Wälſchland zu ziehen!"

„Die guten Kölner ſind auch um ſo mehr über dieſe Abreiſe betrübt, als alle Anzeichen vorhanden ſind, daß eine feindliche, lichtſcheue Partei, die im ſteten Kampfe liegt mit Luſt und Freude, die Abſicht hat, das verwaiſte Reich in ſeinen Grundveſten anzugreifen — ſchon ziehen ſich feindliche Schaaren aus der Barbarei, aus Neidheim, aus den Ländern der Melancholie und Finſterniß und dem Staate der Superklugen auf die Gränzen von Cleve, unter ernſtlichen Demonſtrationen gegen die Provinz Dülken, zuſammen, indem ſie dieſe Stadt, kraft alter Rechte und eines beigebrachten Stammbaumes, in Anſpruch nehmen. Die bedrohten Provinzen, unter der Schutzherrſchaft des Prinzen Carneval ſtehend, haben Eilboten an die Regentſchaft geſandt und bitten um Schutz. Darauf hat die Regentſchaft zum Troſte aller ehrlichen Narren erklärt, daß ſie unter keiner Bedingung gewillt ſei, eine ſo koſtbare Provinz unvertheidigt zu laſſen; ſie rüſtet ſich und entbietet zu Schutz und Trutz die Bundesgenoſſen von Abdera, Rom, Gascogne, Cleve, Beckum, Schwaben, Cochem, Schilda, Schöppenſtädt nach Köln und prägt zur Beſtreitung der Kriegsunkoſten, da die Stände die nöthigen Geldmittel verweigern, eine Sede-Vacanz-Münze — ſo ſtehen die Angelegenheiten, und obgleich der General

der kölner Funken entschlossen ist, sich bis auf die letzte Stricknadel und den letzten Tropfen Schnaps zu schlagen, fürchtet man doch, daß der Feind in einem ernsten, verzweifelten Anlaufe die Stadt besetzen werde, um aber natürlicher Weise gleich darauf durch die mit imposanter Macht auftretende Bürgerschaft überwunden zu werden, und besorgt man diesen Angriff auf morgen, und zwar auf das Eigelsteiner-Thor."

„Gut," sagte Walter; „dabei werden wir sie und uns, natürlicher Weise für die Vertheidigung Kölns, zum Danke für genossene Gastfreundschaft, ebenfalls bis auf den letzten Tropfen irgend eines Getränkes schlagen."

„Heute Nachmittag nun," fuhr der Berichterstatter fort, „werden die tapfern Gecken der Stadt so wie die zur Hülfe herbeigekommenen Fremden unter Musik und Absingung patriotischer Lieder durch die Stadt ziehen, den Kleinen Rath an der Spitze, um sich von der Stärke der bedrohten Festungswerke zu überzeugen, und zugleich mit der Laterne nach berühmten Generalen suchen, woran auch jetzt wieder, wie schon so oft, ein großer Mangel sein soll."

„Dabei haben wir also die beste Gelegenheit, uns unter die Schaaren der tapfern Kämpfer einreihen zu lassen," sagte Rodenberg.

„Uns wenigstens von fern zur Verfügung zu stellen," meinte der lange Bildhauer; „denn ich möchte doch das lustige Getreibe so viel wie möglich mit ansehen."

„Man ist Mithandelnder und sieht es zu gleicher Zeit an, wie bei all' diesen Carnevals-Vergnügungen," sagte van der Maaßen; „Jeder amusirt sich über den Anderen, während er dabei selbst zur allgemeinen Unterhaltung beiträgt.

wäre, wie er es war, ſo hätte er in dieſem Augenblicke einen Ruf der Ueberraſchung nicht unterdrücken können.

Es war Anna, die vor ihm ſtand, die ihm mit zitternder Hand einen Stuhl darbot.

Seit jener Zeit, wo der Graf das Mädchen zum Letztenmale geſehen, waren zehn Jahre vergangen, zehn Jahre, die für ſie gewiß keine Zeit der Freude geweſen waren. Das ſah man wohl ihren Zügen an. Doch ſchien die harte Hand des Schickſals das Antlitz des Mädchens ſo ſchonend wie möglich, ja mit einer gewiſſen Scheu berührt zu haben, denn noch immer war dieß Antlitz ſchön geblieben, ja auffallend ſchön und edel, und die früher ſo trotzigen, ja mitunter wilden Züge hatten ſich weich und ſchwermüthig geſtaltet. Das war noch daſſelbe ſchöne blonde Haar, dieſelben glänzenden blauen Augen, die herrlichen weißen Zähne.

In dem Augenblicke, als ſich das Mädchen herumwandte und dem Grafen voll in das Geſicht ſchaute, nahmen ihre Augen, ihre Züge einen ſchmerzlich bittenden Ausdruck an, der den Grafen wie ein Blitz durchfuhr, den er aber augenblicklich verſtand. Und wohl auch mit aus dieſem Grunde blickte er das Mädchen mit erkünſtelter Gleichgültigkeit an, und kein Zug in ſeinem Geſichte verrieth, daß er ſie jemals geſehen. Das Einzige, was er nicht laſſen konnte, war, ihr eine tiefe, ja ehrfurchtsvolle Verbeugung zu machen, durch ein unbekanntes Gefühl der Verehrung hervorgerufen, das ihm aus dem Innerſten ſeines Herzens kam. Auch nahm er ſchnell den Stuhl aus ihrer Hand, ſtellte ſich vor ihn hin und ſtützte ſich mit dem Arm auf die Lehne deſſelben.

Das Alles aber war das Werk von kaum zwei Sekunden, und dann ſagte der alte Venetti zu dem Mädchen: „geh' hinaus, Magdalene!“

Der Graf blickte ihr einen Augenblick nach und ſagte dann

Ich ſchlage vor, daß wir gegen zwei Uhr im Schweizer Café an den Vier Winden zuſammentreffen."

„Gut, und bis dahin macht Jeder noch ſeine eigenen nothwendigen Gänge."

„Und eſſen wir heute zuſammen?" fragte Rüding.

„Ich denke, daß Jeder heute für ſich ſelbſt ſorgt," entgegnete Walter, „ſonſt verlieren wir zu viel Zeit."

„Damit bin ich einverſtanden," ſtimmte Rodenberg bei, „doch zuerſt will ich mich raſch anziehen und der Herrin des Hauſes einen Beſuch machen, und Ihr bleibt ſo lange hier, bis ich zurückkomme, damit Ihr bei der Hand ſeid, im Falle Euch die alte Dame ſogleich ſehen will — van der Maaßen, Du biſt wohl ſo gut, mir im Auspacken meines Koffers zu helfen."

„Mit Vergnügen, und ebenfalls, Deiner Toilette zu aſſiſtiren — comme un vrai chambre serviteur!"

Rüding und Knorr waren in ihr Schlafzimmer verſchwunden, um ihrem Morgenanzuge einige Aufmerkſamkeit zu widmen, wobei der letztere dem kleinen Maler mit großer Genugthuung zeigte, welche Unmaſſe von Gegenſtänden bei pünktlicher Behandlung in einer Hutſchachtel unterzubringen ſeien.

Walter nahm murrend die nothwendigen Gegenſtände aus ſeinem Koffer, wobei er die feierliche Betheuerung gethan, es ſei nur halb gelebt und höchſtens ein Viertel gewiß, wenn man keinen Bedienten habe.

Trotzdem Rodenberg auf ſeinen Anzug außerordentliche Sorgfalt legte, ſo war er doch bald mit demſelben ſo weit, um van der Maaßen, der ſich ein wahres Vergnügen daraus machte, ihm zu helfen, bitten zu können, nach dem Haushof-

meiſter zu ſehen, damit dieſer ihn der Herrin des Hauſes melde; „wenn es Dir gleichgültig iſt,“ fügte Rodenberg bei, „ſo richte meinen Auftrag in deutſcher Sprache aus, welche dieſer würdige Beamte vollkommen verſteht.“

Der gefällige van der Maaßen eilte davon, um ſogleich mit der Verſicherung wiederzukommen, der Haushofmeiſter werde ſeine Herrin von dem Wunſche des jungen Mannes benachrichtigen, und er wolle dann ſelbſt kommen, um ihm die Antwort der Dame zu bringen.

Bald darauf erſchien denn auch der alte, freundliche Mann, um ſich zuerſt pflichtſchuldigſt zu erkundigen, wie die Herren geſchlafen, und dann zu ſagen, daß ſeine Gebieterin ſich das größte Vergnügen daraus machen würde, den Herrn Rodenberg bei ſich zu empfangen.

Dieſer knöpfte nur noch ſeine Handſchuhe zu und nahm ſeinen Hut, während er einen raſchen Blick in den Spiegel warf, worauf er, mit ſich ſelbſt nicht ganz unzufrieden, dem vorausſchreitenden Haushofmeiſter folgte.

Van der Maaßen lieh dieſem Gefühle der Zufriedenheit Worte, indem er, ſeinem jungen Freunde nachblickend, zu Walter ſagte: „Schade, daß die Herrin dieſes gaſtlichen Hauſes eine Verwandte von Rodenberg iſt, und noch obendrein eine alte Verwandte — es iſt doch ein hübſcher Burſche, dieſer Rodenberg; wenn ich ein Mädchen wäre, wer weiß, ob meine Grundſätze . . .“

„Du und Grundſätze!“ fiel ihm der alte Maler polternd in die Rede — „was weißt Du von ſolchen für Dich unnützen Geſchichten — reiche mir lieber die Kleiderbürſte herüber, damit ich meinen Rock ausputzen kann!“

Rodenberg ging indeſſen mit ſeinem Begleiter über die

lange Flur des Hauſes und folgte demſelben hier in ein hübſch eingerichtetes, mit altem, dunklem Eichenholze getäfeltes Zimmer, welches mit ſeinen beiden Fenſtern auf einen ſtillen Hof ging.

„Dieſer kleine Salon," ſagte der alte Mann, „wird gewöhnlich zum Speiſen benutzt und dient zu gleicher Zeit als Verbindung zu dem kleinen Apartement, welches Sie bewohnen, und dem meiner Herrin, zu welchem jene Thür führt."

Er zog bei dieſen Worten einen kleinen Schlüſſel aus der Taſche, öffnete die bezeichnete Thür und ſagte, indem er den jungen Mann vorangehen ließ: „Sie werden ſich über die unverhältnißmäßige Breite der Thürſchwelle und damit auch der Mauer wundern; doch iſt dieſes ein Doppelhaus und die übermäßig ſchwere eiſerne Thür wahrſcheinlich dazu da, um nöthigenfalls eine Scheidewand zu bilden."

Drüben war ein Salon, ähnlich dem, den ſie ſo eben verlaſſen, dann kam eine gleiche Flur, und der Haushofmeiſter näherte ſich einer Thür, die am Ende der Flur gerade ſo gelegen war, wie jene, welche auf der anderen Seite zu dem Zimmer des jungen Malers führte.

Die beiden Hälften dieſes Doppelhauſes ſchienen ganz gleich gebaut zu ſein. Hier auf dieſer Seite war die Hausflur mit feinen Strohmatten bedeckt und die Treppenſtufen mit einem dicken Teppich, welcher drüben mangelte; auch ſonſt gab es hier noch kleine Verſchiedenheiten, an denen man merkte, daß andere Hände hier walteten, als drüben, wo wahrſcheinlich Alles von der Dienerſchaft beſorgt wurde. Eigenthümlich feiner, aber ausgeſprochener Veilchenduft erfüllte den Corridor, der dabei ſo angenehm erwärmt war, daß ſich ein weißer Papagei dort am Fenſter in ſeinem großen

Meſſingkäfig nothwendiger Weiſe behaglich fühlen mußte, und das um ſo mehr, da er in einer Gruppe der prachtvollſten, immer grünenden Pflanzen ſtand, die mit ihren ſeltſam geformten und noch ſeltſamer gefärbten Blättern, ſo wie anderen mit ihren palmenartigen Kronen den weißen Vogel mit dem goldgelben Buſche gewiß auf's lebhafteſte an ſein Heimathland erinnerten.

„Darf ich bitten, hier einzutreten," ſagte der alte Mann, indem er die Thür öffnete, von der wir ſo eben geſprochen, „und dann bitte ich Sie, nur einen Augenblick zu warten, bis ich meine Herrin benachrichtigt."

Rodenberg machte eine ſtumme Verbeugung, und als ſich hierauf der Haushofmeiſter mit unhörbaren Schritten nach dem Nebenzimmer entfernt, beſchaute er ſich die eben ſo reiche als zierliche und elegante Einrichtung des Zimmers, wobei er bei ſich dachte, es ſei in der That ſchade, daß er erſt ſo ſpät die Bekanntſchaft einer ſo angenehm wohnenden und ſo gaſtfreundlichen Verwandten mache. Daß es ihm natürlich nicht möglich war, ſich ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen, iſt erklärlich. Seiner Phantaſie nach mochte es eine kleine, etwas gebückte Dame ſein mit einem feinen, weißen, ſehr klugen Geſichte, mit freundlichen, lebhaften Augen und mit einer angenehmen, zum Herzen gehenden Stimme; er ſtellte ſich vor, ſie käme raſch auf ihn zu, gekleidet in ein hübſches, aber altmodiſches Gewand — vielleicht von feinem Wollenſtoff oder von weicher Seide —, reiche ihm beide Hände, wobei ſie ihn vergnügt mit ihren geſcheiten Augen anblicke, und freue ſich ſehr . . .

Da rauſchte es im Nebenzimmer, und dieſer Ton zerriß mit Einem Male die gemüthlichen Bilder ſeiner Phantaſie,

da er ihm anzeigte, der Augenblick, eine neue, ſehr verehrungswürdige Bekanntſchaft zu machen, ſei gekommen — ja, dort erſchien die Herrin des Hauſes, aber ehe ſie das Zimmer betrat, wo Rodenberg wartete, und faſt ſchon auf der Thürſchwelle ſtehend, wandte ſie ſich um, zu dem Haushofmeiſter, welcher ihr ehrerbietig gefolgt, einige leiſe Worte ſprechend.

Der junge Mann blickte ſtarr auf dieſe Thür, rieb ſich die Augen und ſchüttelte leicht mit dem Kopfe — ah, die Dame, welche dort ſtand, noch halb verdeckt von der Portière, glich nicht dem Bilde, das er ſich von ſeiner Baſe gemacht, ja, glich überhaupt eben ſo wenig einer alten Frau, wie er dem würdigen Haushofmeiſter. — Wie ſie ſo aufrecht da ſtand, eine ſchlanke, elegante und doch wieder volle Geſtalt, in einem Kleide nach dem neueſten Schnitte von ſchwerem, veilchenfarbenen Seidenſtoffe!

„Das kann ſie nicht ſein," dachte er bei ſich — „vielleicht ihre Tochter, vielleicht eine ſonſtige jüngere Anverwandte."

Es machte ihm kein behagliches Gefühl, das zu denken; er wußte ſelbſt nicht genau, warum; er hatte es ſich ſo angenehm vorgeſtellt, hier nur eine alte, würdige Frau zu finden, mit der er Morgens, oder auch während des Eſſens, oder auch zuweilen des Abends ein paar Stunden behaglich und lehrreich verplaudern werde, um ſeine übrige Zeit für ſich zu haben, um ſich ungeſtört den Freuden des Carnevals widmen zu können oder dem Umgange mit ſeinen Bekannten, und um auch durch nichts gehindert zu ſein, in ſeinem Herzen ein geliebtes Bild zu verehren.

So ändern ſich die Gedanken — noch vor einem halben

Jahre wäre ihm unter ähnlichen Verhältniſſen die Vermehrung der Familie durch eine junge, hübſche Couſine gewiß nicht unangenehm geweſen.

Da rauſchte es wieder im Nebenzimmer, da trat ſie vor ihn hin und ſchaute ihn heiter lächelnd an —

„Juanita!“

Ja, ſie war es, das Bild ſeiner glühenden Träume; ſie trat ihm unbefangen entgegen, ſie reichte ihm ihre kleine Hand und ſagte: „Sie müſſen ſich ſchon mit mir begnügen, Herr Rodenberg — Ihre Baſe, die würdige Herrin dieſes Hauſes, war genöthigt, eine unvorhergeſehene Reiſe zu machen, was ſie auf's lebhafteſte bedauert, und erſucht mich, in ihrer Abweſenheit Ihnen und Ihren Freunden die Honneurs des Hauſes zu machen — ich hoffe, Sie ſind nach meinen Anordnungen empfangen worden und haben keine Urſache, ſich über den Haushofmeiſter Ihrer Baſe zu beklagen.“

So gränzenlos auch die Ueberraſchung des Malers geweſen war, ſo freudig, ſo tief bewegt ſein Herz auch ſchlug, ſo hatte er doch Haltung genug, um ſein Gefühl nur durch ein raſches Aufleuchten ſeiner Blicke zu verrathen; dann führte er die Hand des jungen Mädchens ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen und ſagte hierauf in einem heiteren, aber ſehr ruhigen Tone: „Da ich annehmen muß, daß auch Sie zu meiner theuren Baſe in einem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe ſtehen, ſo darf ich mir wohl erlauben, Sie meine liebe Couſine zu nennen.“

„Leider muß ich einen für mich ſo angenehmen Verwandtſchaftsgrad ablehnen; es ſind nur Bande der Freundſchaft, die mich an das gaſtliche Haus feſſeln.“

„So muß ich mich denn mit Ihrem Ausdrucke des Be-

dauerns begnügen," ſagte Rodenberg, „was mir, im Grunde genommen, Ihnen gegenüber nicht ſchwer wird; denn Sie haben es mich ſchon früher gelehrt, wie man genügſam ſein und Verzicht leiſten muß auf irgend ein unausſprechliches Glück."

„Es iſt wahr, Sie haben meine Lehren beherzigt, Sie waren ſo folgſam, wie ich es nur wünſchen konnte, und haben dadurch bei mir ein Kapital des Vertrauens zu unerhörten Zinſen angelegt."

„Ah — ſo fühlen Sie, daß Sie in meiner Schuld ſind?" rief er erfreut.

„Allerdings, ich erkenne meine Schuld an, bin auch bereit, ſie zurückzubezahlen."

„O, Juanita!"

„O, Herr Rodenberg," antwortete ſie lächelnd — „blicken Sie aus dieſem Fenſter, und Sie werden Häuſer mit kaltem, weißem Schnee bedeckt finden — es iſt nicht mehr die Zeit der Frühlingsfeſte, nicht mehr die Zeit des Umherſchwärmens im duftigen Walde; die Feen ſind geflohen vor dem eiſigen Hauche des Winters."

„Aber es wird doch für die Waldfeen auch wieder Frühling werden?"

„Auch für ſie kann es vielleicht wieder grünen und blühen, wenn des Winters Kälte die Blüthen nicht im Keime zerſtört."

„Sie weichen mir aus, jetzt wie damals," ſagte der junge Maler mit einer Miene der Enttäuſchung. „Ihre Worte ſind wie flatternde Blumengewinde — ich ſehe ſie wohl, aber ich kann ſie nicht erfaſſen."

„So halten Sie ſich an das, was Sie zu erfaſſen vermögen.“

„An Ihre mir eingeſtandene Schuld?“

„Die ich Ihnen heimzahle, wie ich Ihnen verſprochen.“

„Und womit, ſchöne Fee?“

„Ich ſagte Ihnen ſchon, daß die Feen nicht mehr auf dieſer ſchneebedeckten Erde hauſen.“

„Ganz richtig — ſie verließen Berg und Thal, den murmelnden Waſſerfall und die glatte, mondbeſchienene Fläche des Sees, um ſich einige Zeit zurückzuziehen zwiſchen Wohlgerüche und künſtlich zum Blühen gebrachte Blumen!“ — Bei den letzten Worten ſchaute er um ſich her und machte eine leichte Handbewegung gegen einen reichen Blumentiſch, der auf's prachtvollſte mit blühenden Pflanzen bedeckt war.

„Ich komme nicht dazu, Ihnen zu erklären, auf welche Art ich Ihnen meine Schuld abbezahlen will.“

„Die Schuld mit unerhörten Zinſen, wie Sie vorhin ſagten.“

„Ganz richtig, und in der gleichen Münzſorte, wie ich ſie erhalten; ein Kapital des Vertrauens kann nur mit Vertrauen zurückbezahlt werden.“

„Ah — Sie wollen mir endlich vertrauen?“

„Gewiß — und deßhalb vertrat ich freiwillig die Stelle Ihrer Baſe, ich lud Sie hieher nach Köln, um mit Ihnen den berühmten Carneval, dieſes närriſche Feſt zu ſehen — fühlen Sie keine Reue, der Einladung Ihrer alten Verwandten Folge geleiſtet zu haben?“

„O, ich bin entzückt darüber, wie Sie wohl an meinem Blicke ſehen können, und nehme auch auf dieſe Art dankbar die Heimzahlung meiner Schuld an — Vertrauen gegen Ver-

trauen, und ich betrachte das Vertrauen, welches Sie mir ſchenken, als ein Samenkorn, das ſich bei richtiger Pflege entfalten muß zu einer köſtlichen, beglückenden Blume!“

Rodenberg hatte bei dem letzten Worte mit einer raſchen Bewegung ihre rechte, kleine Hand ergriffen, die er innig an ſeine Lippen drückte; doch nur eine Secunde lang, dann zog ſie ſie ſanft zurück und ſagte lächelnd: „Halt, mein Freund! Sie bauen wieder Luftſchlöſſer und haben vergeſſen, was Ihnen die Fee des Waldes ſagte, womit ſie Ihnen gedroht, als ſie damals mit Ihnen ſprach, als ſie Ihnen zur Erinnerung an ihre Worte ein Epheublatt gab — haben Sie dieſes Epheublatt noch?“ fragte ſie raſch.

„Ich verwahre es auf meinem Herzen, ſonſt habe ich aber Alles vergeſſen,“ rief er ſtürmiſch, „Alles, Alles, beim Anblick der himmliſchen Fee, und mich nur Tag und Nacht beſchäftigt mit ihrem ſüßen Bilde!“

„So muß ich Ihnen wiederholen, was die Fee damals ſagte.“

„Ihre Züge erſcheinen plötzlich ſo ernſt, daß ich fürchte, nichts Heiteres zu hören.“

„Es iſt der Machtſpruch eines Schickſals, welches mächtiger iſt, als wir, und vor dem ſich ſelbſt die Feen beugen müſſen; nur dreimal iſt es uns vergönnt,“ fuhr ſie mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, „einen Sterblichen wiederzuſehen, unſere Gedanken im Geſpräche mit den ſeinigen auszutauſchen.“

„Ah, ſchöne Fee,“ rief der junge Mann aus, indem er ſie mit leuchtenden Blicken betrachtete, „ſo erbarmungslos iſt das Schickſal nicht, um reizende Märchen auf dieſe Art kalt und nüchtern zu beſchließen; alle, die ich kenne, haben

einen beſſern und befriedigenderen Schluß — ſie enden,“ fuhr er in innigerem Tone fort, „mit Glück oder mit Unglück, ohne kalten, gleichgültigen Mittelweg! Ja, ja, ich erinnere mich jetzt dunkel, daß mir die Fee des Waldes ein dreimaliges Wiederſehen in Ausſicht ſtellte, aber nicht, um mich alsdann kalt und gleichgültig zu fliehen! Und wenn ſie wirklich die Abſicht gehabt hätte, nach dem dritten Wiederſehen auf immer zu verſchwinden, ſo bin ich von ihrem warmen Herzen überzeugt, ſie hätte dieſes letzte Wiederſehen dadurch gemildert, daß ſie dem armen Sterblichen, Abſchied nehmend, in einer blaſſen Nebelgeſtalt erſchienen wäre, oder im Traume an ſeinem Lager vorüberſchwebend, ſeine Stirn leicht mit ihren Lippen berührend!“

„Wer weiß, ob das nicht noch geſchieht,“ ſagte Juanita, ernſt vor ſich niederblickend — „wer weiß!“

„O nein, das iſt jetzt unmöglich! Nachdem meine ſüße Fee zum dritten Male ſo lebendig warm, ſo wunderbar ſchön vor mich hingetreten iſt, kann ſie mir nicht wieder entſchweben wie ein körperloſer Schatten — gewiß, Juanita,“ rief er glühend aus, „das Ende des Märchens muß und wird anders ſein!“

„Dann müßte ich ja bereuen, Sie zum dritten Male wiedergeſehen zu haben!“ ſagte ſie, wobei ihre Stimme nicht den gewöhnlichen klaren, ungetrübten Klang hatte.

„Oder Sie müßten mir eine gütige Fee ſein wollen und nicht die Abſicht haben, Ihr warmes, fühlendes Herz zu verläugnen, und ſo wird es und ſo muß es noch ſein!“ ſetzte er ſtürmiſch hinzu, indem er wiederholt die kleine Hand des jungen Mädchens ergriff und darauf, fürchtend, ſie möchte ſie abermals zurückziehen, plötzlich den Ton ſeiner

mit dem gleichgültigſten Tone von der Welt: „eine Verwandte von Ihnen?“

„Nein, nein!“ antwortete der Italiener lächelnd, „Benetti hat keine Familie in Deutſchland. Sie führt meine Wirthſchaft, — ſie iſt meine Haushälterin.“

„Ei, ei!“ ſagte lachend der Graf und drohte dem Muſiker mit dem Finger, „ei, ei! alter Herr! Sie haben eine ſchöne Haushälterin.“

Benetti ſah einen Augenblick nachdenkend an die Thüre, durch welche das Mädchen verſchwunden war, und erwiderte alsdann ziemlich ernſt: „Excellenz, ich bin ſiebenzig Jahr; iſt das Mädchen wirklich ſchön? Ich weiß es wahrhaftig nicht; ſie ſieht mir aus wie jede Andere. Aber ſie iſt ſehr brav und ſehr gut, und dient mir redlich, treu und unverdroſſen. Und daß ſie gerade Mir unverdroſſen dient, iſt wohl ihre größte Empfehlung, denn ich kann ſehr eigenſinnig, ſehr wild und heftig ſein, Herr Graf.“

„In der That,“ entgegnete der Intendant, „dergleichen hat man mir von Ihnen geſagt, lieber Benetti, und namentlich was Ihren erſteren Fehler, den Eigenſinn, anbelangt, deßhalb bin ich wahrhaftig gekommen, um mit Ihnen ein freundliches Wort zu ſprechen.“

„Und das wäre?“ ſagte forſchend der alte Italiener, und ſeine Augen, mit denen er den Grafen feſt anſchaute, blitzten unter den herabhängenden Brauen hervor.

„Der Kapellmeiſter wünſcht,“ fuhr der Graf fort, „daß Sie mit Ihrem eminenten Talent auch ihn bei den Proben hie und da unterſtützen möchten; namentlich heute bei der Probe einer neuen Oper hat man Ihre kräftige Hand ſehr vermißt.“

Der Graf ſagte das eigentlich nur, um etwas zu ſagen; ſeine Gedanken waren aber durchaus nicht bei der Frage, die er an den alten Muſiker that. Vielmehr ſuchte er ſich die Möglichkeiten klar zu machen, welche Anna vermocht haben könnten, ſich

Stimme änderte und einem freundlichen Lächeln, als ſpräche nur die Courtoiſie aus ihm, ſagte: „Laſſen Sie dem lieblichen Märchen ſeinen Lauf, laſſen Sie es ſich entwickeln unter der Luſt des Carnevals mit dem Schluſſe, wie er zu einem liebenden, treuen Herzen paßt:

Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin!“

So ſchloß er, indem er ſich langſam auf ein Knie vor dem ſchönen Mädchen niederließ und indem er den Ausdruck ſeiner Stimme mit aller Kraft mäßigte.

Daß aber ſeine Augen leuchtend zu ihr aufblickten, daß ſeine Hände, welche ihre kleine Rechte umſpannt hielten, bebten, dafür konnte er nicht, und eben ſo wenig, daß nach einer Pauſe der Name Juanita mit einer unbeſchreiblichen Innigkeit zwiſchen ſeinen halbgeöffneten Lippen hervordrang.

Im erſten Momente ſchien ſie auf einen Scherz gefaßt und darauf eingehen zu wollen, denn ein heiteres Lächeln ſpielte um ihren Mund und ihre Blicke ſenkten ſich mit freundlichem Ausdrucke auf ihn nieder; doch war's gleich darauf, als habe die Innigkeit, mit der er ihren Namen ſprach, einen Widerſpruch in ihrem Herzen gefunden. Plötzlich ernſt werdend, füllten ſich ihre großen, glänzenden Augen mit Thränen; ſie verſuchte, ihre Hand raſch an ſich zu ziehen, und da ihr dies nicht gelang, ſchien ſie im nächſten Augenblicke wie willenlos dem Zuge ſeines Armes zu folgen, der ſich raſch um ihre ſchlanke Taille gelegt hatte und ſie zu ſich niederzog.

Nur eine halbe Secunde, aber eine göttliche, unvergeßliche halbe Secunde, wirkend wie eine Leuchtkugel, wie der plötzliche Klang eines Waldhorns im tiefen Walde, wie ein

zündender Blitz — und doch war es nur eine halbe Secunde, daß ihre Lippen die ſeinigen berührt hatten!

Er hätte laut aufjubeln können vor Freude, als er nun raſch aufſprang, als er ſie anſchaute, ſie, das wunderbare Mädchen, welches hoch erröthend und ſich raſch abwendend vor ihm ſtand; doch begnügte er ſich mit einem tiefen Athemzuge, ſo tief, als wollte ſeine Bruſt zerſpringen, und ſagte dann, indem er ihre Hand faßte und ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen führte: „Und wenn das der Schluß des Märchens wäre, ſo würde ich glücklich ſein für mein Leben lang — wie danke ich Ihnen, Juanita, für die reichen, unſchätzbaren Zinſen, die Sie meinem Capital zugelegt!“

Es war gerade keine unfreundliche Bewegung, mit der ſie ihre Hand zurückzog, obgleich ſie ihn dabei nicht anſah; dann machte ſie ein paar Schritte gegen ihren Blumentiſch, drückte ihr Geſicht in eine aufblühende Roſe und ſagte nach ziemlich langer Pauſe: „Eigentlich hätte ich ſparſamer ſein ſollen mit der Rückzahlung Ihres Capitals oder hätte es vor Zeugen thun ſollen! denn bei Ihrem Ungeſtüm, fürchte ich, ſind Sie im Stande und läugnen mir die ganze Rückzahlung! — Doch genug des Scherzes, wir wollen jetzt ernſt reden und vernünftig, wenn es Ihnen gefällig iſt — nehmen Sie Platz, ich bitte Sie darum — dort auf dem kleinen, rothen Fauteuil!“ ſetzte ſie heiter lächelnd hinzu, als ſie bemerkte, wie er ſich nach einem Stuhle in der Nähe des Blumentiſches umſchaute. — „Ich habe Sie alſo hier im Hauſe willkommen geheißen . . . .“

Er wollte ſagen: „O, auf eine mir unvergeßliche Art!“ Doch fand er es für angemeſſener, dieſe Worte durch eine Verbeugung auszudrücken, während er es indeſſen nicht un-

terlaſſen konnte, die Rechte auf ſein heftig klopfendes Herz zu legen.

„Ich danke Ihnen nicht nur herzlich dafür, daß Sie gekommen ſind, ſondern auch beſonders dafür, daß Sie einige von Ihren Freunden mitgebracht! Wer ſind die, welche Sie begleiten? In der Schilderung des Haushofmeiſters konnte ich ſie nicht wiedererkennen.“

„Das glaube ich wohl, da Ihnen bei meinen Freunden die Geſtalten unſeres Künſtlerfeſtes vorſchweben, in denen ſie damals erſchienen.“

„Ganz richtig, und wenn Sie mir dieſe nennen, werde ich mich erinnern.“

„Ich erlaubte mir alſo, den Drachen Griesgram mitzubringen, Maler Walter.“

„Ah, ich weiß, ich weiß — er kam mit den Gefangenen aus der überwundenen Veſte und ſah allerdings finſter und griesgrämig aus.“

„Das iſt auch im gewöhnlichen Leben ſeine Gewohnheit; er iſt ſonſt ein guter und zuverläſſiger Freund. Dann iſt der kleine Cupido da.“

„Ach ja, eine komiſche Figur mit langen, blonden Locken.“

„Und ferner Tod und Teufel.“

„Die waren vortrefflich coſtumirt und werden ſelbſt hier Aufſehen erregen, wenn ſie im großen Maskenzuge erſcheinen. — Sie ſehen mich fragend an, mein lieber Freund, ja, ich habe es mir in den Kopf geſetzt, die wilde Jagd nicht nur noch einmal zu ſehen, ſondern ſogar mit ihr auszuziehen!“

„Im großen Maskenzuge?“ fragte Rodenberg in einem deutlich ausgeſprochenen Tone des Zweifels.

„Und warum nicht? Erſtens bin ich hier gänzlich unbekannt und zweitens werde ich ein Coſtume wählen, daß mich die genaueſten Bekannten nicht wiedererkennen würden — und mit welcher Freude denke ich an Ihr ſchönes Feſt, und beſonders, weil ich mich nicht davon abbringen ließ, es ſo mitzumachen, wie ich gethan!“

„Das iſt hier etwas Anderes,“ erwiederte der junge Mann in einem beſorgten Tone. „Damals, im warmen Sommer, war es allerdings eine Luſt, eine Stunde durch den Wald zu ziehen; hier aber dauert der Maskenzug von Mittag bis Abend in eiſiger Winterluft, in Kälte und Schnee, in einer namenloſen Aufregung durch die Anſpannung unſerer Nerven, durch den betäubenden Lärm, der uns umgibt, durch die rauſchende Muſik.“

„Eben dieſe Aufregung iſt es, die ich mir wünſche, und was die gefürchtete Kälte anbelangt, ſo ſorgt gerade die rauſchende Muſik und die allgemeine Heiterkeit dafür, ſie uns nicht empfinden zu laſſen. — Ich bitte, Herr Rodenberg,“ ſagte ſie lächelnd und mit einer flehenden Geberde die Hände faltend, „machen Sie mir nicht die gleichen Einwendungen wie mein Oheim!“

„Allerdings muß auch er meiner Anſicht ſein, und ich freue mich, einen Bundesgenoſſen an ihm zu haben!“

„Alſo eine förmliche Verſchwörung gegen mich — gut denn, ich laſſe Sie ruhig Ihre Gründe entwickeln und ſetze jedem derſelben ein eigenſinniges Nein entgegen! Seien Sie doch nicht ſo kindiſch, mein lieber Freund,“ fuhr ſie nach einer Pauſe in weichem Tone fort — „ich will mich ja ganz Ihrer Leitung anvertrauen — ich will folgſam ſein wie ein Kind!“

„Und allem dem, was ich ſage, ein eigenſinniges Nein entgegenſetzen, wie Sie eben ſelbſt geäußert!“

„Nur den Gründen, die mich abhalten wollten, ſonſt gelobe ich, allen Ihren Befehlen aufs pünktlichſte zu gehorchen!“

Wie hätte Rodenberg dieſer Bitte widerſtehen können, die ſie ſo kindlich erregt, ſo lebhaft vortrug, und dann dachte er es ſich auch als ein unausſprechliches Vergnügen, ſo an ihrer Seite dahin ziehen zu dürfen — ihr Pferd zu leiten, wo es nothwendig ſei, dicht an ihrer Seite zu bleiben vielleicht in dem wilden Gedränge, um ſchützend hier und da ſeine Hand auf die ihrige legen zu dürfen. Freilich ſchüttelte er, gedankenvoll vor ſich niederblickend, mit dem Kopfe, doch lächelte er dabei, indem er dachte, wie wir oben ausgeſprochen, und gerade dieſes Lächeln war ein gefährlicher Riß in ſeine noch ſo eben ausgeſprochenen Grundſätze.

Dies dachte auch das kluge Mädchen; ſie ſprang herzlich lachend auf und rief mit großer Heiterkeit: „O, ich habe es gewußt, Sie würden mir meine kleine Bitte nicht abſchlagen, und ich verdiene es, mein lieber Freund, denn ich war ehrlich genug, Ihnen zu verſchweigen, daß mir mein Oheim ſagte: ‚Wenn Rodenberg uns begleiten will, ſo will ich Dich auch dieſe tolle Laune ausführen laſſen!‘ — Alſo die Sache iſt abgemacht — reden wir von etwas Anderem.“

„Noch einen Augenblick laſſen Sie uns bei dieſer Angelegenheit verweilen, es ſind Vorbereitungen zu treffen.“

„Und welche, wenn ich fragen darf? Wollen Sie mir aufs Neue Schwierigkeiten machen?“

„Gewiß nicht. Was unſere Coſtume anbelangt, ſo

hatten wir den glücklichen Gedanken, dieſelben mitzunehmen — aber damit ſind wir noch lange nicht zu Ende — wir brauchen Pferde, Gefolge; denn," ſetzte er mit angenehmem Ernſte hinzu, wenn der Rodenſteiner in ſolcher Geſellſchaft auszieht, ſo muß es auch in gehörigem Glanze geſchehen — überlegen Sie das wohl!"

„Pah, was hat ſich da zu überlegen, das ſind ja alles Nebenſachen, deren Arrangements Ihrem Talente und Ihrem Geſchmacke eine Kleinigkeit ſein werden! Da ich nicht an Ihrer freundlichen Einwilligung zweifle," fuhr ſie in einem einſchmeichelnden Tone fort, „ſo beauftragte ich meinen Haushofmeiſter, Ihre Befehle in dieſer Richtung entgegen zu nehmen; er iſt ein verſtändiger Mann, er wird Sie verſtehen und Ihnen nicht die Spur einer Schwierigkeit machen."

„Gut denn, der wilde Jäger fügt ſich Ihren Wünſchen, und Tod und Teufel werden Ihnen gehorſam ſein. Was den Drachen Griesgram anbelangt," fügte er nachſinnend bei, „ſo wird er bei dem Zuge willkommen ſein, der herbeizieht, die Stadt zu bekriegen und Luſt und Freude zu feſſeln. Jetzt aber haben wir noch den blondgelockten Cupido."

„Es iſt das ein kleiner Mann mit einem glatten Geſichte — o, ich habe eine prächtige Idee! Ihr Freund wird in gleichem Coſtume wie ich einen Jagdpagen vorſtellen; er blond, ich ſchwarz, das gute und das böſe Princip, Engel und Teufel, paſſend zum Auszuge des Rodenſteiners."

„Nach dem Gedichte allerdings:

Des Rechten Roß war ſilberblinkend,
Ein feuerfarbnes trug den Linken.

Dabei habe ich allerdings noch ein Bedenken," ſetzte er hinzu, indem er das ſchöne Mädchen mit glänzenden Blicken

betrachtete — „das Herz meines Freundes Rüding ist weich geformt, oder, um mich anders auszudrücken, es besteht aus dem entzündbarsten Brennstoffe — nur ein Funke aus so schönen Augen braucht hinein zu fallen, und wir haben einen Menschen unglücklich gemacht."

„Rodenberg, Sie können in der That unausstehlich sein," gab sie ihm schmollend zur Antwort, wobei sie sich für eine Secunde von ihm abwandte; „doch verzeihe ich Ihrer lächerlichen Rede, indem ich weiß, was dahinter steckt — neue Schwierigkeiten, die Sie mir machen wollen."

„Diesmal nicht — gewiß nicht, Juanita, und mag Rüding meinetwegen selbst sehen, wie er der ihm drohenden Gefahr entgeht — sein Herz ist nicht bei mir versichert; doch eine andere Frage darf ich mir vielleicht noch erlauben?"

„Eine neue Schwierigkeit betreffend?" fragte sie.

„Vielleicht! — Ich muß mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß wir in einem oft tollen Gedränge zu Pferde sind und daß Sie, wenn auch geschützt von nicht ganz schlechten Reitern, doch selbst der Führung Ihres Pferdes ziemlich sicher sein müssen — ich sehe voraus, daß...."

„Ich meinen Reitcurs durchgemacht," unterbrach sie ihn lachend — „ich hoffe, Sie davon zu überzeugen, indem ich Sie auf übermorgen zu einem Spazirritt einlade; wir können alsdann auch die Pferde probiren, die mein Oheim für uns ausgesucht hat."

„Wer kann da widerstehen," erwiederte der junge Maler, sich verbeugend, „da Sie alle meine Bedenken auf eine so reizende und gewinnende Art beschwichtigen! Ich bin nicht stark genug, es Ihnen zu verschweigen, daß ich ganz zu

Ihren Dienſten bin — ich hätte lieber geſagt, mit welcher Seligkeit ich mich zu Ihren Füßen lege; aber ich fürchte einen gewiſſen eigenthümlichen Blick, den ich ſchon ein paarmal aus Ihren ſchönen Augen blitzen ſah."

„Wenn Sie dieſen Blick in der That fürchten, ſo würden Sie weniger ſüße Reden an mich verſchwenden — oder gehört das Alles ſchon mit zum Carneval?"

„Nein, wahrhaftig nicht, theure Juanita, das iſt keine Maske! Doch finde ich, daß es Ihnen gegenüber ſehr nützlich iſt, ſein heißes Gefühl zu maskiren."

Sie reichte ihm mit einem unausſprechlich freundlichen Lächeln ihre beiden Hände und erlaubte es ſogar, daß er eine nach der andern küßte.

„Und wann ſehe ich Ihre Freunde?" ſagte ſie.

„Es iſt wohl beſſer, heute Morgen nicht?" bat er — „ich muß ſie doch darauf vorbereiten, wenn ſie ſtatt meiner alten, ehrwürdigen Verwandten Sie hier finden werden."

„Sagen Sie einfach, wie ich Ihnen geſagt — Ihre Baſe ſei genöthigt geweſen, zu verreiſen, und habe mich, eine Anverwandte, unter dem Schutze meines Oheims und meiner älteren Schweſter hier zurückgelaſſen."

„Zwei meiner Freunde werden das glauben, zwei mit ſehr kindlichem Gemüthe, der alte Anorr und der junge Rüding; was aber den dritten und vierten anbelangt ...."

„Ah, den Drachen Griesgram!"

„Ja, ihn ſowie den Teufel; es hat ſich der letztere wohlweislich Ihrem Hauſe fern gehalten — denn wenn es nicht verboten wäre, blumenreich zu reden," ſetzte er mit einer eleganten Handbewegung hinzu, „ſo würde ich ſagen: wo Engel walten ...."

„Und ſo weiter und ſo weiter!“ rief ſie.

„Alſo in gewöhnlicher Rede — den Teufel ſtelle ich Ihnen erſt beim Maskenzuge, ohne irgend eine Erklärung, vor; aber mein alter Freund Walter wird die Geſchichte meiner ehrwürdigen Anverwandten, die ſich ſo plötzlich in dieſelbe ſchöne junge Dame verwandelt, welche er bei unſerem Künſtlerfeſte zu ſehen das Glück hatte, nicht glauben; er wird ein Einverſtändniß vorausſetzen — ein Einverſtändniß, das mich natürlich, wenn es beſtanden hätte, zum ſeligſten Menſchen gemacht haben würde.“

„Bſt, bſt,“ machte Juanita, indem ſie ihre kleine Hand erhob, „erſchöpfen Sie ſich nicht in Vorausſetzungen, die vielleicht trügeriſch ſind — und wenn er ungläubig iſt, wir können es nicht ändern und wollen es nicht ändern,“ ſetzte ſie treuherzig hinzu.

Ihre erhobene Hand, die nun langſam herabſank, machte zu gleicher Zeit eine Bewegung des Abſchiedes.

„Und wann darf ich Sie wiederſehen?“

„Wir ſpeiſen wohl zuſammen heute in ganz kleiner Geſellſchaft um ſechs Uhr, wenn es Ihnen recht iſt. Don Joſe wird ſich ſehr freuen, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen — Adieu, mein lieber Freund! Nicht wahr, Sie verzeihen mir, daß ich ein klein wenig Komödie mit Ihnen geſpielt — ach, man läßt ſo ſchwer von ſeinem Handwerk!“

„Ich bin mit dem erſten Acte unendlich zufrieden — darf ich doch bei einer ſo großen Künſtlerin, wie Sie ſind, auf eine wunderbare Steigerung hoffen!“

„Hüten Sie ſich vor dem dritten und letzten Acte — er entſcheidet, wie das Stück endigen wird.“

„O, heiter, o, glücklich — gewiß — wer vermag daran zu zweifeln?“

„Wenn es nun aber doch ein Trauerſpiel würde?“ ſagte ſie mit ganz leiſer Stimme, daß er dieſe Worte nicht verſtand, und um ſo weniger, da er gerade ihre kleine Hand noch einmal an ſeine Lippen drückte, ehe er ſie verließ.

zehn Jahre versteckt zu halten und hier in die Dienste des Italieners zu treten, gerade hier zu wohnen, in den Zimmern, wo sie mit Charles so viele glückliche Stunden verbracht. — Und auch hier hieß sie Magdalene, wie auf seinem Jagdschlosse, nach der Erzählung des alten Amadäus. — Magdalene, eine büßende Magdalene! — Die Seele dieses Mädchens kam ihm groß und erhaben vor; sie wußte gewiß, was aus Charles, ihrem Freunde, geworden war, gewiß war sie überzeugt, daß dessen Liebe zu ihr nicht erloschen. Und doch verbarg sie sich vor ihm; ja, sie wäre wahrscheinlich nicht in die Residenz zurückgekehrt, hätte sie ahnen können, daß Charles ebenfalls wieder kommen würde. Und dieß herrliche Mädchen, dieß große edle Herz sollte zu Grunde gehen, weil sie in Armuth und Noth geboren, nicht nur keine sorgsame schützende Hand fand, die sie vor Fehltritten bewahrte, sondern weil ihr das unerbittliche Schicksal eine Mutter gab, der Alles käuflich gewesen, selbst die Ehre ihres Kindes? — Alfons schüttelte bei diesem Gedanken heftig mit dem Kopfe.

Inzwischen aber hatte er die ihm in der That vollkommen gleichgültige Antwort des alten Musikers überhört, ja er hatte seine eigene Frage vergessen und wunderte sich, als ihm Benetti jetzt ernst und fest sagte:

„Ei freilich, Excellenz; wenn auch der Herr Graf über meine Antwort den Kopf schütteln, so muß ich doch wiederholen: Privilegien sind und bleiben Privilegien!“

Alfons sah den Musiker mit großen Augen an, dann, wie aus einem tiefen Traume erwachend, erinnerte er sich wieder des vorhin geführten Gesprächs und erwiderte lachend: „verzeihen Sie mir, bester Benetti, ich war mit meinen Gedanken ein wenig auswärts. Aber Sie haben vollkommen Recht: Privilegien sind Privilegien, und Gott soll mich bewahren, daß ich eines antaste! Ich habe blos geglaubt, in einigen Fällen, wo es wichtig ist,

XXVIII.

„Raffelnend fällt eran.“

Alle fünf Künſtler hatten das gaſtliche Haus in der Rheingaſſe verlaſſen, nachdem ihnen Rodenberg in aller Kürze von der eben ſtattgehabten Unterredung das mitgetheilt, was er für nöthig hielt, ſie wiſſen zu laſſen, und gingen auf dem knirſchenden Schnee gegen den Thurnmarkt zu. Rüding war vorher einen Augenblick unten an der Treppe ſtehen geblieben und hatte, an dem dunkeln Gebäude hinaufſchauend, zu van der Maaßen geſagt: „Ich kann es Dir nicht beſchreiben, mit welch unangenehmem Gefühl ich geſtern Abend hier ſtand; es war mir wahrhaftig zu Muthe, als ſei ich ohne alle Hülfe in die weite Welt hinausgeworfen worden.“

„Und jetzt denkſt Du anders,“ brummte Walter, der dieſe Worte gehört; „es iſt das auch begreiflich, in einem vortrefflichen Bette haſt Du geſchlafen, wie der Dachs in ſeinem Baue; Du haſt gefrühſtückt, wie noch nie in Deinem Leben, Du rauchſt eine für Deine Verhältniſſe unerhört gute Cigarre und biſt zu Deiner eigenen Verwunderung hier auf einmal in Köln, um den Carneval mitzumachen — Herz, was willſt Du mehr?“

Auf dem breiten Rheinſtrome, den ſie durch den Thorbogen vor ſich erblickten, ſpiegelte ſich die glänzende Sonne in dem hellgrünen Waſſer, ſowie in den weißblinkenden Eisſchollen, die langſam den Fluß hinabtrieben.

Da auf dem Thurnmarkte war auch das kleine Weinhäuschen, wo man ſie geſtern Abend zu ihrem Glücke abgewieſen. Die Rolle der ſingenden Magd hatte heute ein kleines Mädchen übernommen, das trippelnd vor der Hausthür ſtand und mit vor Froſt gerötheten Geſichte denſelben Vers ſang — „wie die Alten ſungen, ſo zwitſchern auch die Jungen".

Carneval in Köln — ein ſo wichtiges und großes Ereigniß, daß es ihm gelingt, ſchon in ſeiner Vorahnung die Phyſiognomie der ernſten, alten, grauen Stadt weſentlich zu verändern; es iſt dies ein Volksfeſt im wahren und ſchönſten Sinne des Wortes, das mit ſeinen wenigen, bunten, tollen, geräuſchvollen Tagen, auch ohne jede beſondere andere Einwirkung von außen, plötzlich als eine üppige Saat närriſcher Freude emporſchießen würde; denn jeder gute Kölner hat das keimfähige Samenkorn dazu in ſeinem Herzen ruhen. Und ſobald die Weihnachtslichter erloſchen ſind, ſobald das müde, alte Jahr mit dem Schlage der Mitternacht ſchauernd in ſich ſelbſt zuſammenſinkend, ſtehen bleibt, um einem neuen Herrſcher der Welt ſein gewaltiges Scepter zu hinterlaſſen, da 'fängt auch das kleine Samenkorn, von dem wir eben ſprachen, an, zu keimen und zu ſpreſſen und wird in ſeinem Wachsthum befördert durch die glorreiche Erinnerung an die Carnevals vergangener Zeiten, durch närriſche Reden Gleichgeſinnter, durch die rauſchenden Klänge der Muſik, welche beim Klingeln der Schellenkappe Lieder begleiten mit be-

kannten volksthümlichen Melodieen, durch die blinkenden Römer voll goldenen Rheinweins, deſſen duftige Blume ſo angenehm aufregt und die Menſchenſeele fähig macht, für eine kurze Zeit des Lebens Mühen und Sorgen zu vergeſſen und aus vollem Herzen einzuſtimmen in die allgemeine, göttliche Narrheit — ja,

„Faſtelovend kütt eran."

Das kleine Häuschen bei St. Urſula, wo die Wiege des großen Helden Carneval geſtanden, hat nun wieder dieſelbe Bedeutung, wie ein anderer königlicher Palaſt, wo der Thronerbe des Reiches zwiſchen goldgeſtickten Windeln ſchreit. Da Alles im großen Narrenreiche viel raſcher von Statten geht, ſo iſt der Held, in den erſten Tagen des Januar geboren, ſchon nach wenigen Wochen zu einem kräftigen Jünglinge herangewachſen und zeigt ſeine vortrefflichen Gaben des Herzens in ſo echtem kölner Humor, daß alle alten und jungen Gecken ſeinem Regierungsantritte mit größerer Hoffnung entgegenzuſehen berechtigt ſind, als dies ſonſt wohl in der Welt der Fall ſein mag.

„Faſtelovend kütt eran."

Der Große und der Kleine Rath haben ſich conſtituirt, und der letztere befaßt ſich als Regentſchaft für den minderjährigen Helden Carneval, mit voller Zuſtimmung ſeiner Mutter Colonia, mit der Führung der Geſchäfte und ernennt zu dieſem Zwecke Abtheilungen, Comite's und Deputationen. Seine Mitglieder bilden das Finanz-Comite, das Decorations-Comite, das Ball-Comite und die Plankammer, welch' letztere die große Aufgabe hat, die eingelaufenen Vorſchläge zu verſchiedenen Carnevalsfeſten, zu Bällen und Maskenzügen dem Großen Rathe, ſowie der General-Verſammlung

aller Gecken vorzulegen und dabei irgend eine glückliche Idee zu empfehlen. Auch kleine Geſellſchaften haben ſich neben ihm her gebildet, die ſich zuweilen die Aufgabe ſtellen, eine kleine, wohlthätige Oppoſition zu bilden, die dann den Zweck haben, am Carnevals-Dienſtage zum Beſten irgend einer wohlthätigen Anſtalt ſich ein Privatplaiſirchen zu machen. Sie treten unter den ſeltſamſten Titeln auf, bilden häufig in größeren Maskenzügen eigene Abtheilungen und vereinigen ſich auch hier und da zu ganz eigenthümlichen Aufzügen und Vorſtellungen.

Der Kleine Rath, durchdrungen von der Schwierigkeit der Aufgabe, alle Gecken unter Einen Hut zu bringen, läßt es ſich nun angelegen ſein, unter den dem Comite vorgelegten Kappenmuſtern ein paſſendes für den diesjährigen Carneval herauszuleſen. Es iſt dies keine kleine Arbeit; doch wird ſie, inſpirirt vom Geiſte des Carnevals, glücklich vollbracht und in der betreffenden Sitzung der ſtaunenden Geckenverſammlung die neue Kopfbedeckung vorgezeigt. Es iſt dies eine Schellenkappe in den Stadtfarben, weiß und roth, denen noch das Gelb und Grün der Narrheit beigefügt worden iſt, auch mit einem Stempel des Stadtwappens verſehen, und hat nun Jeder, welcher der Verſammlung beiwohnt, die Verpflichtung, von dieſer Kopfbedeckung Gebrauch zu machen — ja,

„Faſtelovend kütt eran."

Wer Köln früher einmal in ruhiger Zeit beſucht hat und nun zur Zeit des Carnevals wiederkommt, kann ſich gar nicht wiederfinden, denn der lebensheitere, frohe Sinn des echten Kölners iſt dann zur höchſten Potenz geſteigert; die ganze Stadt und ihre Bewohner haben andere Geſichter,

und über der alten, grauen, sonst so ernsten Colonia scheint eine heitere, südliche Luft zu wehen. Wohin man blickt, Zeichen des herannahenden Carnevals, des aufblühenden Narrenthums. Aus den Schaufenstern der großen Läden sind die Stoffe mit den ernsten Farben des gewöhnlichen Lebens verschwunden, und dort schillert Alles in Weiß, Gelb, Grün und Roth. Die Maskenverleiher, und ihre Zahl ist Legion, locken an durch die bunteſten und seltsamsten Costume. Hinter den Harlequins mit den schwarzen Halbmasken schaut das Kleid des täppischen Pierrot heraus. Türken, Indianer, Griechen, Ritter-Costume und alle möglichen phantastischen Verkleidungen haben die dunkeln Schränke und Kisten verlassen und sehnen sich nach Luft des Faschings. Und dazu die Legion der Masken, die man reihenweise in den verschiedenartigsten Boutiken ausgestellt findet: diese starrend, lachend oder verdrießlich dreinschauenden, glänzenden Gesichter mit dem unbeweglichen Ausdrucke und den leeren Augenhöhlen — die Freude und Sehnsucht aller Kinder.

Auch das Getreibe auf den Straßen ist schon ein anderes und lebhafteres geworden; man hört sich zuweilen von einem Freunde anrufen, indem er an uns vorübereilt: „Geck, lohs Geck clans!“ oder von ihm das bekannte „Do geiht gett, do steiht gett!“ Gewisse Weinhäuser, wo man Besprechungen zu halten pflegt, fassen kaum die Zahl der Gäste, und neben den melancholischen Klängen der Straßenorgeln hört man jetzt schon zuweilen aus einer Seitengasse heraus das Gebrumme sogenannter Rummelspött, steinerner Töpfe, denen vermittels eines Stäbchens, welches sich an einer trommelfellartig über denselben befestigten Schweinsblase befand, ein eigenthümlicher Ton entlockt wurde.

Ja, „Faſtelovend kütt eran“, und die aufregende Luſt, die ihm voranzieht, der Trieb zur Freude, der ſich in Allen zu entwickeln ſcheint, bringt auch in die Tiefe der ſtillſten Haushaltung. In allen Bürgerhäuſern die rührigſte Thätigkeit; die Woche vor Faſtnacht iſt eine allgemeine Scheuerwoche, vom Keller bis zum Speicher wird in den Häuſern gefegt. Nach der Reinigung wird geſchmort und gebacken; denn auch beim geringſten Bürger wird es nicht vergeſſen, das kölniſche Faſtnachtsgericht, die Muzen, zu bereiten, ganz dünn gerollte, ſüße Mehlkuchen, die in Butter geſchmort werden, dann Muzemändelcher, „Krabben“, die ſüddeutſchen Faſchingskrapfen, trockene und naſſe Waffeln. Ganze Körbe dieſer Herrlichkeiten werden fabricirt und in dem Heiligthume des Hauſes, auf dem ſogenannten Saale, für die Feſttage aufbewahrt.

Junge und alte Kinder, letztere bis zu dreißig Jahren, unterlaſſen nicht, jetzt ſchon nach den Coſtumeſchätzen zu ſchauen, die vielleicht während der letzten Carnevals angeſchafft wurden oder die ſich ſeit undenklichen Zeiten in der Familie fortgeerbt haben; alte, ſchwerſeidene Damenkleider mit langer Schleppe und kurzer Taille, ſowie geſtickte Röcke, vielleicht vor hundert Jahren der Stolz irgend eines jungen Dumont, Farina, v. Wittgenſtein, welche damals nicht dachten, daß ihr Staatskleid von den Urenkeln in ſolch' luſtig närriſcher Zeit gebraucht werden würde. Haben doch in dieſer Periode ſelbſt die Lehrer in den Elementarſchulen doppelte und dreifache Mühe mit den ungezogenen Rangen, die jetzt ſchon anfangen, allerlei Carnevalsſpuk zu treiben, ſich Schnurr- und Backenbärte von Dinte zu malen, dem Nachbar einen Papierzopf drehen oder ſich ſogar, wenn der Lehrer

einmal die Schulſtube verläßt, aus dem beſten Papier des Schreibheftes einen Hut à la Napoleon machen — ja, dieſe Luſt zum Carneval tritt mit Einem Male epidemiſch und in allen Winkeln des alten, heiligen Köln auf; es liegt ein Miasma des Geckenthums in der Luft und bringt durch die verſchloſſenen Thüren und Häuſer; ſind doch ſogar um dieſe Zeit die Gefangenen hinter Schloß und Riegel von einer auffallenden Unruhe behaftet und iſt es doch unläugbar, daß kleine Kinder in den Spitälern den Carneval mitmachen, indem ſie, matt lächelnd, mit zitternden Händchen ihren Krankenkittel über den Kopf ziehen, um ſich zu verkleiden. —

Unſere Freunde hatten ſich zur anberaumten Zeit beim Schweizer an den Vier Winden eingefunden. Hier herrſchte ſowohl wegen der herannahenden Feiertage, als auch wegen des bevorſtehenden Zuges der Käppler ein außergewöhnliches Leben. Die bekannte Straßenkreuzung, zu den Vier Winden genannt, welche, trotzdem ſie einer der Hauptknotenpunkte des Straßenverkehrs Kölns iſt, ſich durch eine unbehagliche Enge auszeichnet, war heute um die oben angegebene Stunde mit einer hin und her wogenden Menſchenmenge ausgefüllt, ein bunter, lebendiger Strom, der lachend und plaudernd, pfeifend und ſingend auf und ab fluthete, ſo raſch und ſo langſam es ihm möglich war, und die einzelne Woge hier und da in Geſtalt von Straßenbuben ans Ufer, das heißt auf die Treppenvorſprünge oder die Eckſteine warf, von wo aus dieſe tolle Brut, die dichten Reihen durchſpähend, einen Höllenlärm anhob, wenn ſie etwas auffallend Intereſſantes bemerkte oder vielleicht einen Geſinnungsgenoſſen entdeckte, der ſich, ſo ſehr es ihm möglich war, gegen den Menſchenſtrom ſtemmte und ſich ſo von dieſem mit fortreißen ließ, oder der auch vielleicht

den Verſuch machte, einem vor ihm herwandelnden ehrbaren Bürger eine Papierſchleife anzuheften, oder gar vermittelſt eines Fidibus einen Zopf herzuſtellen.

Von dieſen jugendlichen Zuſchauern auf den Eckſteinen wurde die Menge in immerwährender Aufregung, meiſtens von einem ergötzlichen Lachen begleitet, erhalten. Von dieſen erhöhten Standpunkten tönte in Zwiſchenpauſen: „Do geiht gett, do ſteiht gett!“ — von da wurde Einem, der vielleicht ein wenig zu nahe vorbeiging und der ſich zufällig umſchaute, der Hut eingetrieben, von da flog auch nicht ſelten ein Apfel, in dem dichten Gedränge ſein richtiges Ziel findend, vielleicht die Naſe irgend Eines, der gerade im Begriffe war, mit einem ſüßen Blicke nach den Fenſtern empor zu ſchauen, wo ſich friſche Mädchengeſichter herabbeugten, freundlich lachend und grüßend. Hier ſtockte der Menſchenſtrom zuweilen auf bedenkliche Art, um aber gleich darauf nach dem Klange einer entfernten Straßenorgel oder nach einem angeſtimmten Carnevalsliede für ein paar Secunden lang in eine hüpfend-tanzende Bewegung zu gerathen und dann unter lautem, jubelndem Zurufe: „Geck, lohs Geck elans!“ ſeinen natürlichen Ablauf wieder zu finden.

Knorr hatte ſich einen Platz an den großen Scheiben des Kaffeehauſes erobert und ließ Rüding unter ſeinem Arme durchſchauen, indem ſich Walter und van der Maaßen an einem Tiſche der Ecke befanden und um ihren Kaffee eine Partie Imanuel ſpielten.

Rodenberg kam zuletzt zur Zuſammenkunft, und als er eintrat, betrachtete er mit beſorgter Miene ſeinen Hut, welchem bei einem der eben erwähnten Eckſtein-Attentate übel mitgeſpielt worden war; dann trat er zu den Freunden.

Der lange Bildhauer, der mit einem hier bei der allgemeinen Luſt komiſch erſcheinenden ernſten Blicke auf das Gewühl draußen ſtarrte, meinte kopfſchüttelnd: „Wo will das enden, wenn das heute erſt der Anfang des Carnevals iſt? Ich habe wahrhaftig kaum mehr Luſt, mich da hinaus zu wagen!“

„Du biſt doch wenigſtens ſo glücklich, einen weichen Hut zu beſitzen; aber ſchau' einmal den meinigen an — heute Morgen noch nach ſauberer Bürſtung die Zierde eines wohlgekämmten jungen Mannes, ſieht er jetzt aus, als hätte ich ihn ſchon ein paar Nächte auf Maskenbällen herumgeſchleppt — es iſt eine höchſt läſtige Leidenſchaft, Einem den Hut einzutreiben!“

„Davor bin ich ſicher mit meinem alten Schlapphute,“ brummte Walter; „aber weiß der Henker, was ſie an meinem Geſichte auszuſetzen haben? Wo ich irgend Einen etwas aufmerkſam betrachte, ſieht er mich an, läßt einen grunzenden Ton hören und macht ſich über meine Naſe luſtig, und doch habe ich an derſelben noch nie etwas Auffallendes bemerkt!“

„Gewiß nicht,“ erwiederte van der Maaßen höchſt freundlich, da er die Partie Imanuel und ſeinen Kaffee gewonnen hatte — „Du haſt eine ganz gewöhnliche Naſe.“

„Etwas lang,“ meinte Rüding, „mit einer ſonderbaren Schwenkung an der Spitze und zuweilen auffallend roth gefärbt.“

Der alte Maler zuckte mit einer Miene der Verachtung die Achſeln und erwiederte: „Wenigſtens ſind wir Leute, die man der Beachtung werth findet, was nicht Jeder von ſich ſagen kann!“ worauf der ſanfte Eduard erwiederte:

„Dieſe Art von Beachtung will ich Dir gern überlaſſen;

ich liebe es, wenn man mich auf andere Art ſchätzt und auszeichnet."

„Darin hat er Recht," ſagte van der Maaßen; „aber um nicht als Aufſchneider da zu ſtehen, ſoll er ſagen, wer ihn heute geſchätzt und ausgezeichnet hat."

„Ich könnte dieſe Forderung einfach zurückweiſen," entgegnete Rüding würdevoll; „doch habe ich kein Hehl, daß ich in mehreren anſtändigen Häuſern war und daß ich von zwei der bedeutendſten Banquiers Kölns zu Tiſche eingeladen worden bin."

„Das iſt ſehr glaublich," ſprach Walter trocken; „aber zu welchem Tiſche biſt Du eingeladen? — Erinnert Ihr Euch noch, wie er der hübſchen Kammerjungfer des Banquiers Zeichenunterricht gegeben und uns weismachen wollte, daß ...."

„Ich will Dir was ſagen," fiel ihm Rüding erbost ins Wort, „wenn Du dieſe ewigen Hänſeleien nicht laſſen willſt, ſo trenne ich mich von Euch, ſo unangenehm es mir auch wegen der Anderen wäre!"

„Friede — Friede!" ermahnte Rodenberg. „Du, Walter, ſollteſt vernünftiger ſein, und Du, Rüding, ſollteſt bedenken, daß man während des Carnevals ein freies Wort nicht übel nimmt."

„Das thue ich auch nicht, und ich habe ihm auch noch nie etwas übel genommen; aber da er ſelbſt kein Gefühl hat, ſo verſteht er auch nichts von den heiligſten Gefühlen des Anderen."

„Ganz recht," flüſterte Rodenberg; „aber wenn Ihr ſo fort macht, ſo erſcheint nächſtens einer von den Gäſten da hinten und hält uns eine Carnevalspredigt aus dem ff —

daß Sie den Proben beiwohnten, würden Sie vielleicht mir zu Liebe eine Ausnahme von der Regel machen.“

„Das werde ich auch gewiß recht gerne thun, Euer Excellenz zu Gefallen,“ entgegnete der alte Italiener, der ſich etwas geſchmeichelt fühlte. „Nur muß ich Euer Excellenz dringend erſuchen, mich für die vorliegende Oper gnädigſt diſpenſiren zu wollen.“

„Sie lieben den jungen Componiſten nicht, der ſie geſchrieben?“

Der alte Mann ſchüttelte den Kopf und ſagte: „ich habe ihn einſtens ſehr geliebt — er war mein talentvollſter Schüler.“

„Ich weiß das,“ erwiderte der Graf, „er hat mir mit der größten Verehrung, mit wahrer Herzlichkeit von Ihnen geſprochen.“

„Er war nicht böſe,“ ſagte nachſinnend Benetti, „nur etwas leichtſinnig. Die neue Zeit mit ihren leichtfertigen Moden, ihrem ganzen ſeichten Weſen hat ihn mit fortgeriſſen. Er hat ſeinem alten Lehrer mit einigen ſeiner Werke, die er gefertigt, ſehr wehe gethan.“

„Er bedauert das gewiß von Herzen!“ ſagte der Graf; „ich glaube, er würde Alles darum geben, wenn Sie ihm geſtatten würden, daß er ſich Ihnen wieder nähern dürfte.“

Der Italiener ſchüttelte bitter lächelnd ſeinen Kopf und wiederholte die Worte des Grafen: „er würde Alles darum geben?“ Dann fuhr er fort: „und ich verlangte damals ſo wenig von ihm! Als ihn damals, Gott weiß, welcher Dämon, antrieb, jene Ballet-Muſik zu componiren, da habe ich, ſein Lehrer, ihn gebeten, ja beſchworen, das nicht zu thun. Wenn es nur eine Oper geweſen wäre! — aber eine Ballet-Muſik! — Pfui!“

„Aber das Publikum war ſehr damit zufrieden,“ entgegnete der Graf, „und vor allen Dingen Ihr verſtorbener Bruder.“

wo warst denn Du?“ fragte er den langen Bildhauer, um den Streit der beiden Anderen zu beendigen.

„Ich habe einen eigenthümlichen Beſuch gemacht,“ ſagte Knorr mit einem ſonderbaren Lächeln; „ich war im Kloſter der Capuciner, um einen Landsmann aufzuſuchen, der ſchon ein paar Jahre die braune Kutte trägt. Das Kloſter liegt in einem entfernten Stadttheile, wo man von dem Lärm, der hier herum herrſcht, nicht die Spur vernimmt — ach, und es hat auf mich eine unendlich wohlthuende Wirkung ausgeübt!“

„Das iſt aber keine Carnevalsſtimmung,“ meinte van der Maaßen.

„Nein, aber es iſt ein wunderbarer Contraſt, all' dieſes Lärmen, dieſes Gejohle, die bunten Masken an den Läden, die lachenden Geſichter wie einen tollen, geſpenſterhaften Traum hinter ſich zurückzulaſſen und mit Einem Male von dem wunderbaren Frieden eines ſtillen Kloſtergartens umgeben zu ſein.“

„Das begreife ich,“ ſagte Rodenberg — „und trafſt Du Deinen Freund?“

„Ja, und er freute ſich ſehr, mich zu ſehen; ich ließ mir von ſeinem Kloſterleben erzählen, und es that mir über alle Beſchreibung wohl, aus dieſen Erzählungen heraus zu fühlen, wie glücklich und zufrieden er ſei.“

„Knorr, Knorr,“ warnte van der Maaßen, „nimm Dich in Acht, daß ſie Dich dort nicht einfangen — es iſt mir immer, als ſähe ich Dich doch noch in der Capuze durch die Straßen ziehen!“

„Einfangen? Was einfangen? Deſſen bedürfte es gar

nicht, und ich habe auch sehr im Sinne, auf meine Art ins Kloster zu gehen."

„Wie so?"

„Nun, vor der Hand als Künstler, der ich ja in erster Linie bin; es fehlt den Capucinern noch für die Kirche an einem großen Crucifix, und den Auftrag dazu will mir mein Landsmann verschaffen."

„Ah, auf die Art habe ich nichts dagegen," sagte van der Maaßen — „und wo warst denn Du?" wandte er sich fragend an Rodenberg.

„Ich war bei einem Bekannten, der mir in seiner liebenswürdigen Art eine Platte der vortrefflichsten Austern vorsetzte, wobei ich noch den Vortheil hatte, daß seine pikanten, witzigen Bemerkungen Citronensaft und Pfeffer überflüssig machten, denn ich mußte unmäßig lachen, was die Verdauung mehr als alles Andere befördert. Er hatte die Freundlichkeit, mich und Euch für einen der nächsten Abende in eine geschlossene Gesellschaft Zum Hahnen einzuladen, von der ich schon außerordentlich viel Rühmenswerthes gehört und wo sich die echte kölnische Heiterkeit im schönsten Glanze entfalten soll."

„Das ist recht," sagte Walter eifrig, „dort mußt Du uns, auf diese freundliche Einladung hin, einführen. Das ist eine von diesen famosen kleinen Gesellschaften, wo der Wirth immer vom besten Fasse hergibt, wo die ausgetrunkenen Flaschen nicht gezählt werden, wo man die herbeigebrachten Flaschen nicht aufschreibt, sondern nur die Pfropfen in einen gemeinschaftlichen Korb wirft, nach deren Zahl alsdann der Betrag der Zeche, gemäß der längst bekannten Qualität dieser Stammgäste, umgelegt wird — ich bin sehr

für den Hahnen, dieſes würdige Sinnbild für feſtſitzende Gäſte, ihre Uhr, ihre Glocke; denn es wäre eine Schande, eher aufzubrechen, ehe derſelbe gekräht!"

„Der Menſchenſtrom draußen," ſagte Knorr, der immer noch am Fenſter ſtand, „bewegt ſich lebhaft gegen die Hochpforte hin."

„Ja, ja, wir müſſen ihm folgen, wenn wir etwas ſehen wollen," meinte Rodenberg; „der Zug der Käppler wird vom Alten Kuhberge her anrücken."

„Gehen wir alſo."

„Mit dem Gefühle des Schiffers, der den ſichern Hafen verläßt, um ſich dem wogenden Meere anzuvertrauen!" ſeufzte der lange Bildhauer.

„Befolgt nur meinen Rath," meinte Rodenberg, „ſchaut nicht ſo auffallend um Euch her, und wenn Jemand einen Witz mit Euch macht, ſo gebt ihn ihm auf die gleiche Art heim oder lacht darüber. Da aber bei der Menſchenmaſſe draußen wir Fünf nicht wohl ungetrennt bleiben werden, ſo wollen wir uns für den Fall des Auseinanderkommens in einer Stunde hier wieder an der Ecke treffen — natürlicher Weiſe ohne alle Verbindlichkeit. Wer ausbleibt, den entſchuldigt der Carneval."

Damit verließen ſie das Haus, den langen Bildhauer mit dem ernſten Geſichte an der Spitze, und es war gerade, als ob ein kleiner Trupp Buben, die draußen ſtanden, auf ihn gewartet hätten, denn einer rief: „Wat hätt dä Kähl en Nas!" worauf ein Anderer mit dem Ausrufe höchſter Verwunderung hinzuſetzte: „Die Nas!" und ein Dritter ſagte: „Größer, als dem ſteine Mann ſing Nas!" — „Da kommt auch ein Engländer mit falſchen Locken!" meinte ein Vierter,

als Rüding erſchien, worauf ein Fünfter hinzuſetzte: „Das iſt kein Engländer, das iſt ein verkleidetes Mädchen — ich ſehe es an den krummen Beinen!“

Der ſanfte Eduard wollte empört etwas antworten, doch winkte ihm Rodenberg, zu ſchweigen, und zog ihn raſch vorüber, was auch das Geſcheiteſte war, denn ſo begnügten ſich die jungen Spottvögel, im Chorus und ſehr taktgemäß noch einmal zu rufen: „Do geiht gett, do ſteiht gett!“ um ſich darauf andere Schlachtopfer zu erwählen.

Die Menſchenmenge hatte ſich noch mehr verdichtet, doch war es leichter, mit ihr fortzukommen, da keine Gegenſtrömung mehr ſtattfand; nur unweit der Ecke von Oben Marspforten, wo Alles einen Augenblick gehemmt war, blieb Jeder unwillkürlich eine Secunde ſtehen. Jeder Mund lachte, und da Jeder, aufs Neue fortgeſchoben, ſeinen Kopf noch einmal umwandte, ſah dies wie ein Wirbel aus im allgemeinen Menſchenſtrome, denn da ſtand ein Orgelsmann, dem man, obgleich er vortrefflich und durchaus nicht auffallend coſtumirt war, doch die Mummerei anſah, neben ſeiner ſehr intereſſanten, ſtarken Ehehälfte, unter deren flatternden Haubenſtreifen ein breites, unglaublich gemeines Geſicht mit unraſirtem Barte die Vorübergehenden anlachte, indem ſie ſechs neue Lieder, gedruckt in dieſem Jahre, feilbot, während er unermüdlich ſeine quiekende, verſtimmte Orgel drehte und dazu mit kreiſchender Stimme und ſehr bezeichnenden Pantomimen ſang:

„Heinrich ſchlief bei ſeiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin an dem Rhein.“

Nach jeder Strophe unterbrach er ſeinen Geſang, um dem verehrlichen Publikum die demſelben dunkel gebliebenen

Stellen dieſes berühmten Liedes ſo deutlich als möglich zu erklären.

Hier, an dieſer Stelle, ging der ſanfte Eduard ſeinen Freunden für eine Stunde verloren, denn Geſang und Declamationen feſſelten ihn ſo ausnehmend, daß er ſich von dem allgemeinen Strome trennte und an der Straßenecke neben dem Orgelsmanne hängen blieb, welcher die anmuthige Erſcheinung des jungen Künſtlers mit den blonden Locken augenblicklich für ſeinen Zweck benutzte und nach der nächſten Strophe mit einer ſehr deutlichen Handbewegung gegen dieſen ausrief: „Sehen Sie, meine verehrten Herren und Damen, das iſt Heinrich, der bei ſeiner Neuvermählten ſchlief, ehe er vom Schlangenbiſſe gequält wurde — ſpäter ſah er betrübt aus — brrrr, ein anderes Bild!“

Rüding, der Hunderte lachender Augen auf ſich gerichtet ſah, glaubte vor Scham vergehen zu müſſen und war glücklich, hinter dem Orgelsmanne entſchlüpfen zu können, wodurch er allerdings der gaffenden Menge außer Augen, aber auch von ſeinem richtigen Wege kam. Dies wußte er anfänglich nicht, denn auch gegen den Heumarkt fluthete eine große Menſchenmenge eilig hinab, die durch Seitengaſſen die Hochſtraße wieder zu gewinnen trachtete, und wenn er es auch gewußt hätte, ſo wäre er doch nicht wieder umgekehrt, weil er eine unüberwindliche Scheu fühlte, nochmals bei dem Orgelsmanne vorüber zu gehen, denn dieſer hatte für Rüding etwas Dämoniſches in ſeinem Blicke gehabt, was ihn faſt noch mehr durchſchauert hatte, als die unpaſſenden Worte.

Auch den anderen Freunden war es nicht möglich, lange Zeit von dem Strome vereint dahingeriſſen zu werden; ſie

waren bald aus einander getrieben, was wohl hauptſächlich daher kam, daß zuweilen eine Reihe von fünf bis ſechs jungen Leuten Arm in Arm mit unwiderſtehlicher Gewalt daherſtürmten und ſo rechts und links alles Andere zwangen, ſich an die Häuſer zu drücken, bis jene vorüber waren. Rodenberg ſtieg auf eine Haustreppe, um ſich nach den Gefährten umzuſchauen; weit vor ihm an der Ecke ſtand van der Maaßen, mit ſeinem dicken Körper jedem Anpralle widerſtehend, dort im tiefſten Gedränge kämpfte der lange Bildhauer mit einem ſehr ernſten Geſichte, während Walter, der zurückgeblieben war, ſich langſam von der Menge fortſchieben ließ; vom ſanften Eduard war natürlich keine Spur zu ſehen.

Jetzt vernahm man vor ſich die brauſenden Klänge einer luſtigen Muſik; freilich konnte man noch nicht viel von dem geſpielten Stücke unterſcheiden, denn die große Trommel, Triangel und Becken waren vorherrſchend und wurden in ihrem Rhythmus noch verſtärkt durch die Kehlen Hunderter von Buben jeden Alters, welche luſtig mitmachten: ‚Rumbidibum — bidibumbum‘, und welche, als man endlich die geſpielte Weiſe als die Rehberſch-Melodie erkannt hatte, mit einer ohrenzerreißenden Vielſtimmigkeit und mit pantomimiſchen Anſpielungen auf Vorübergehende und Begegnende aus dem bekannten Texte die Worte ſangen:

„Sück ens geng, do geiht de Gans,
Kick, et Minchen, hee elans!
Spreiz ſich nit dä domme Puut
Oy vun Huſſaht we en Schruut?
Och, it lick och ſchwahen Hunger
Jör oä Puß un Stoht zo Huus.

Süch ens, wat dä Jussep unger
Knüs'lig küt eruus!"

Rodenberg hatte sich zu van der Maaßen durchgearbeitet, welcher behauptete, es werde ihm ganz schwindlig bei dem Lärmen, und der sich ganz glücklich fühlte, als ihn nun sein Freund unter den Arm nahm, um, mit der massigen Gestalt des guten Employés halb rechts marschirend, den Menschenstrom vor sich zu durchbrechen und rascher vorwärts zu kommen; dies gelang ihnen auch nach verzweifelten Anstrengungen, und so erreichten sie den Waidmarkt, als der Zug der Käppler von der Severinstraße heraufkam, voran eine große Fahne, die Schellenkappe im weißen Felde, dann ein zahlreiches Musikcorps und hinter demselben, die bunte Kappe auf dem Haupte, zu Zwei und Zwei Arm in Arm daherkommend, mit großem Ernst und vieler Würde stattliche Gestalten aus allen Kreisen der soliden kölner Bürgerschaft: Banquiers und Handelsherren, Künstler, Beamte und Handwerker, Leute, deren Unterschrift auf allen Wechselplätzen Europa's gekannt und respectirt wird, umsichtige Geschäftsmänner, die es sehr übel vermerken würden, wenn ihnen im gewöhnlichen Leben durch eine Nachlässigkeit, durch Mangel an Umsicht oder durch müßiges Geplauder ein Pfennig verloren ginge oder eine kostbare Minute gestohlen würde, die sich aber heute, am Carneval, im Verbande des heiteren Geckenthums nichts daraus machen, einige Stunden bei diesem Umzuge zu verlieren.

Obgleich es am hellen Tage war, so war doch der ganze, lange Zug auf beiden Seiten von Leuchtenträgern mit brennenden Laternen begleitet, die es sich angelegen sein ließen, ihre Herren auf gefährliche Stellen in der Straße

oder wo Goſſen zu paſſiren waren, aufmerkſam zu machen, und welche nebenbei ſich und das zuſchauende Publicum mit den originellſten kölner Witzen beluſtigten. Häufig ſprang einer dieſer Leuchtenträger in das Reich der Zuſchauer, dieſem oder jenem in das Geſicht leuchtend, um einen Bekannten zu erkennen, und ſobald dies geſchehen, ſeines Irrthums wegen um Verzeihung zu bitten. Auch kam es nicht ſelten vor, daß Jemand, der ſich unter der Menge rechts und links an der Straße unbemerkt glaubte, von dem ſcharfen Auge eines Käpplers erkannt und ſofort durch die Laternenmänner zum Mitziehen requirirt wurde.

Welche Menſchenmenge, die hier die ziemlich breite Straße bedeckte! Dicht an die Häuſer gedrängt, ſtanden ſie Kopf an Kopf und konnten doch kaum auf dieſe Art Platz laſſen für den langen Zug, der ſich mit den bunten Kappen und den brennenden Laternen zu beiden Seiten wie eine ſchillernde Rieſenſchlange zwiſchen den uncoſtumirten Zuſchauern hinwand; dabei wurde von beiden Seiten mit der Hand, mit dem Hute, mit der Mütze gewinkt und mit weißen Taſchentüchern aus den zahlloſen Fenſtern der Häuſer, von wo blühende Mädchengeſichter heiter lachend den Käpplern zuſchauten, hier einem Bekannten eifrig zunickend, dort ſelbſt bemerkt und durch das Zuwerfen einer Kußhand freundlich gegrüßt werdend.

Dazu die rauſchende Muſik, der begleitende Geſang der Straßenjungen, ihr gellendes Juchhe und Halloh — es war in der That ein überwältigender Lärm, und als der Zug vorüber war, den eine originelle Muſik ſchloß, beſtehend aus einer Geige, einer Trompete und einer großen Trommel mit nur Einem Fell, welche mit einer leeren Flaſche geſchlagen

wurde, mochte weder Rodenberg noch van der Maaßen dem dichten Gedränge folgen, ſondern ſie ſchlugen eine Seitengaſſe ein, die ſie nach wenigen Schritten ſchon in ein ſo ſtilles Quartier führte, daß man hätte glauben können, an einem ganz anderen Orte zu einer ganz anderen Zeit zu ſein.

„Das greift die Nerven an," meinte der dicke Employé; „man muß den Höllenſpectakel hier gewohnt werden, ehe man, ohne müde zu werden, mitthun kann."

„Man darf nur nicht Zuſchauer bleiben," entgegnete Rodenberg; „wenn Du am Ufer ſtehſt und den Strom dahinfließen ſiehſt, ſo iſt Dein Auge bald von der immer gleichen Strömung ermüdet, wirfſt Du Dich aber in die Wellen, um mit kräftigem Arme zu rudern, ſo genießeſt Du mit wachſender Luſt."

„Für jetzt ziehe ich indeſſen das ſtille Ufer dem brauſenden Strome vor und kann Dich verſichern, die ruhige Phyſignomie dieſer alten Häuſer mit gar keinem Kopfe an den Fenſtern thut mir über alle Beſchreibung wohl — würdeſt Du mir obendrein eine Deiner vortrefflichen Cigarren anvertrauen, ſo könnte ich ſagen, ich befände mich in einem Zuſtande, der nichts zu wünſchen übrig läßt."

„Dazu will ich gern das Meinige beitragen; hier iſt eine echt ſein ſollende Havannah, die ich vorhin gekauft und welche nicht ganz ſchlecht ausſieht — doch kannſt Du mir dagegen auch eine Bitte erfüllen."

„Mit Vergnügen, Du weißt, daß ich immer für Dich bereit bin — edler Cigarrenſpender!"

„Mein Wunſch hängt eigentlich mit der in keiner Ver-

bindung; es iſt vielmehr eine Verpflichtung, die auf mir laſtet und zu deren Erfüllung ich Deine Hülfe gebrauche."

„Sprich, mein Lieber; Deine Cigarre iſt wirklich vortrefflich, und ich bin milde geſtimmt."

„Es handelt ſich um das gaſtliche Haus, wo wir eingekehrt ſind, und ich möchte der Beſitzerin beſſelben irgend eine kleine Erkenntlichkeit beweiſen; da habe ich denn gedacht, ich zeichne ihr ein paar Blätter aus dem Carnevalsleben. Rüding muß ebenfalls etwas thun, auch Walter und Knorr. Wenn Du nun dazu ein Titelblatt machen wollteſt in Deiner zierlichen Arabesken-Manier, irgend eine Schlußvignette, ſo hätten wir ein hübſches Album bei einander — was meinſt Du dazu?"

„Das iſt eine glorioſe Idee und bin ich mit Vergnügen bereit; da ich aber, que employé du honoréo maison Beauvillard et Compagnie, höchſtens bis zum Dienstag Abend hier bleiben kann, ſo wollen wir uns gleich ans Geſchäft machen; wenn ich nicht irre, ſind wir nahe bei Deinem Hauſe."

„Ganz nahe, dort iſt ſchon die Rheingaſſe."

„Haſt Du etwas Handwerkszeug?"

„Ich habe alles Nöthige mitgenommen."

„Gut denn, gehen wir hinauf."

„Aber die Kerls, die wir in's Café beſtellt? Laſſen wir die denn im Stiche?"

„Die Beſtellung galt ausdrücklich ohne Verbindlichkeit, denn es iſt nicht möglich, ſich in den Carnevalstagen ſo gar beſtimmt an Ort und Stunde zu binden."

Vor der Hausthür angekommen, öffnete ſich dieſe geräuſchlos auf den leiſeſten Schlag des Klöpfers, und dann

„Mein Bruder?“ ſagte der alte Benetti, „Gott hab' ihn ſelig! — Ja, mein Bruder, das war nun einmal ſein Geſchäft. Aber wenn Euer Excellenz wüßte, welche Scene ich mit dieſem meinem einzigen Bruder hatte ob der abſurden Zumuthung, ihm Tanzmuſiken zu ſchreiben! — Und dann erſt das Publikum — was will das beweiſen? Dem gefällt Alles, was neu iſt und glänzt und rauſcht, und für das Publikum! — Excellenz können mir glauben — das hat mich hauptſächlich verdroſſen, daß gerade jene Muſik dem Publikum gefallen, oder vielmehr, daß er ſo gediegene Sachen der Menge für Tanzmuſik auftiſchte. Da hätte es der elendeſte Walzer ebenſo gut gethan. Und es waren gediegene Sachen darunter, Excellenz — herrliche Motive, an denen ſich der ernſteſte Geſang nicht hätte zu ſchämen gebraucht. Erinnern ſich der Herr Graf vielleicht noch etwas aus jenem Ballet?“ — Benetti griff nach ſeinem Cello, ließ ſich auf einen Stuhl nieder und nahm das Inſtrument zwiſchen die Knie. „Da war im zweiten Akt ein Gedanke, den hatte er herrlich durchgeführt. Freilich mußte das zu den widerſinnigſten Springereien dienen, und für Jedermann klang es ganz einfach und nichtsbedeutend; aber der Muſiker fühlte wohl, daß er hier einem großen Talent begegne. — Erlauben Sie einen Augenblick, Excellenz.“

Damit ſetzte der Muſiker ſeinen Bogen an die Seiten und ſpielte mit der feſten, kunſtgeübten Hand ein einfaches, reizendes Motiv. Es lag etwas Melancholiſches und Klagendes darin, tiefer Seelenſchmerz, eine ganze traurige Liebesgeſchichte. Und wie ſpielte der alte Mann dieß einfache Thema! Es kam ihm vom Herzen und gieng zum Herzen.

Der Graf hörte neben ſich ein leiſes Geräuſch und als er ſich leiſe zur Seite wandte, ſah er an der Thüre die Magdalene ſtehen, und während ſie den ihr wohlbekannten Tönen lauſchte, floßen die Thränen über ihr Geſicht herab.

empfanden die beiden Künſtler mit außerordentlichen Behagen die Annehmlichkeit des erwärmten Treppenhauſes ſo wie ihres comfortablen kleinen ſtillen Salons, in deſſen Kamin ein luſtiges Feuer brannte.

„Angenehmer wäre es wahrhaftig," ſagte van der Maaßen, „ſich jetzt in einem dieſer kleinen, weichen Fauteuils in ſüßem Nichtsthun zu dehnen — doch iſt dies nur eine einfache Vorrede; an dem Eifer, mit welchem ich ſogleich das Titelblatt entwerfen werde, ſollſt Du meine Freundſchaft für Dich und Deine nicht genug zu ſchätzende Anverwandte ermeſſen."

Nach dieſen Worten ſuchte er ſich unter dem Vorrathe Rodenberg's ein paſſendes Papier aus, und Beide fingen mit einer Emſigkeit zu zeichnen an, als ſäßen ſie wie vordem auf ihrer Stube im Reichsapfel, um eine Beſtellung aus leicht begreiflichen Gründen ſo ſchnell als möglich fertig zu machen.

Als es anfing, zu dämmern, hatte Rodenberg Lichter angezündet und Beide darauf ihre Arbeit fortgeſetzt. Die Uhr ſchlug Fünf, dann halb Sechs, und jetzt erſt warf Rodenberg den Bleiſtift aus der Hand und ſagte, auf das Ziffernblatt blickend: „Meine Anverwandte hat mich auf ſechs Uhr zum Eſſen befohlen — gern würde ich Dich mit hinüber nehmen, doch müßte ich Dich zuerſt vorgeſtellt haben; auch bin ich überzeugt, daß Du um ein Uhr der Table d'hôte im Mainzer Hofe alle Ehre angethan haſt."

„Das iſt ſelbſtredend; aber da Du in dieſem Hauſe ein Tiſchchendeckdich zu haben ſcheinſt, ſo ſieh', ob Du mir einen Kaffee verſchaffen kannſt — ich arbeite alsdann gemüthlich weiter, bis Du wiederkommſt."

„Ich bin überzeugt, daß der freundliche Haushofmeiſter Dir einen Kaffee mit einem Tröpfchen Cognac auf meine Bitte bringen läßt," erwiederte Rodenberg, vor dem Spiegel ſtehend und beſchäftigt, ſeinem krauſen, blonden Haare einen ordentlichen Scheitel aufzuzwängen. — So, jetzt raſch in den Frack geſchlüpft und . . . ."

„Der Schmetterling iſt ausgeſchlüpft," lachte van der Maaßen — „Du biſt doch ein glücklicher Kerl!"

„Wie ſo?"

„Nun, wer von der Natur ſo gut behandelt iſt, wie Du, iſt auch glücklich zu ſchätzen. Wir haben jetzt Beide die gleiche Zeit gearbeitet, und wenn ich mich nun zu einem feinen Diner parat machen ſollte, ſo brauchte ich wenigſtens eine Stunde. Mein Haar iſt in Unordnung, der Bleiſtiftſtaub iſt mir bis hoch hinauf in die Aermel gefahren, und wenn ich nicht der unteren Partie meines Körpers durch ein Paar ausgezeichnete Lackſtiefel einiger Maßen nachhelfe, mein Haupt dem Friſeur anvertraue, kurz, eine vollſtändige Toilette mache von unten bis oben, ſo bin ich nicht präſentabel. Du aber fährſt ein Bißchen durch die Haare, klopfſt mit einem Handtuche den Staub von Deinen Stiefeln, ſpülſt die Finger ein wenig ab und biſt, nachdem Du den Frack angezogen, wie aus einem Ei geſchält — das nenne ich ein Glück!"

„Ja, wenigſtens erſpart man viel Zeit dadurch," erwiederte Rodenberg, indem er einen flüchtigen Blick in den Spiegel und dann auf die Uhr des Kamins warf, welche fünf Minuten vor Sechs zeigte. — „Adieu, van der Maaßen — ich denke, das Diner ſoll nicht viel über eine Stunde dauern, vielleicht finde ich Dich noch!"

„Wohl möglich, wenn Du nämlich meinen Kaffee und das verſprochene Tröpfchen Cognac nicht vergeſſen willſt!“

„Sei unbeſorgt!“

In dem kleinen, hübſchen Salon, welcher die Appartements des Doppelhauſes mit einander verband oder, wenn man will, von einander trennte, wurde geſpeist, nachdem die Herrin des Hauſes im Beiſein Don Joſe's in einem kleinen anſtoßenden Gemache ihren Gaſt empfangen. Rodenberg hätte gewünſcht, daß dieſer Empfangsſalon ſo weit als möglich von dem Eßzimmer entfernt geweſen wäre; denn als einziger und deßhalb vornehmſter Eingeladener durfte er ſich ja erlauben, Juanita ſeinen Arm anzubieten, hier leider ein kurzes Glück — aber immerhin ein Glück, und es durchſchauerte ihn eigenthümlich, als ſie ihre kleine Hand auf ſeinen Arm legte, als er das unbeſchreiblich ſelige Gefühl hatte, ſie ſei ihm ſo nahe wie nie zuvor, als er den elaſtiſchen Druck ihres ſeidenen Gewandes ſpürte, als der ſüße Hauch ihres Mundes, während ſie mit ihm ſprach, flüchtig ſeine Wange berührte — ach es war nur der Zeitraum einer halben Minute, aber er vergaß ihn nie in ſeinem Leben!

Das Diner zu drei Gedecken war einfach, aber ausgeſucht, wenige Gänge, aber Alles vortrefflich zubereitet und mit der höchſt angenehmen Ruhe und Pünctlichkeit ſervirt, wie man ſie in vornehmen und anſtändigen Häuſern findet.

Der würdige Haushofmeiſter, welcher, nebenbei geſagt, für van der Maaßen aufs bereitwilligſte geſorgt hatte, ſtand während des Diners neben dem Buffet und gab den Dienern, wo es nöthig war, eine Anweiſung, aber nur durch eine kaum merkliche Bewegung mit der Hand oder durch einen Wink der Augen.

Anfänglich hatte es Rodenberg überraſcht, daß der alte Mann Don Joſe mit der Benennung Monsieur le Comte anredete und zu Juanita Comteſſe ſagte; doch bald fand er dies ſchon durch die glänzende Umgebung vollkommen gerechtfertigt und würde ſich ſogar im Verlaufe des Diners nicht gewundert haben, wenn der Haushofmeiſter ihn ſelbſt mit Monsieur le Baron angeſprochen hätte.

Dabei war es eigen, wie der Haushofmeiſter in verſchiedener Betonung zu den Beiden ſprach; zu Don Joſe in einem ruhigen und höchſt ehrerbietigen Tone, zu Juanita mit einem Ausdrucke von Verehrung, die aus jedem ſeiner Worte klang, ja, ſogar aus ſeinen Blicken leuchtete.

Begreiflicher Weiſe wandte ſich die Unterhaltung bei Tiſche, nachdem der Carneval ſo gründlich als möglich beſprochen war, durch eine natürliche Ideenverkettung auf das Künſtlerfeſt des vergangenen Sommers und damit auch auf die Stadt, wo Conchitta lebte.

Ich werde nächſtens mit Mercedes wieder zanken müſſen," ſagte Juanita zu ihrem Oheim, „daß die Beiden ſo gar wenig von ſich hören laſſen. — Sahen Sie meine Schweſter zuweilen in der letzten Zeit?" wandte ſie ſich mit einer raſchen Bewegung gegen Rodenberg.

„Nur ein einziges Mal," entgegnete dieſer mit einem leicht verſtändlichen Lächeln, „und auch dieſes eine Mal nur durch Zufall; ich beſuchte meinen Freund Schmitz oder vielmehr deſſen Mutter aus Anlaß des Jahreswechſels und hatte dann das Glück, Sennora Conchitta zu ſehen."

„Es geht ihr gut? Sieht ſie wohl aus?"

„Ich kann das Gegentheil nicht behaupten — eine blühende Farbe hat meine verehrte Collegin nie, und der

Ernſt, welcher meiſtens ihre Züge überſchattet, dämpft die ſonſt ſo jugendliche Friſche ihres Geſichtes."

„Ja, ja, ſie wird förmlich düſter und melancholiſch in dieſer kleinen Umgebung — ſie muß bei uns leben — ich habe deßhalb wiederholt an Mercedes geſchrieben. Du biſt doch meiner Anſicht, Joſe?"

„Vollkommen," erwiederte der gravitätiſche Spanier; „aber meine Anſichten kommen bei Dir und bei Deiner Schweſter nicht immer zur Geltung."

„Von mir kannſt Du doch wohl ſo etwas nicht ſagen," meinte die Sängerin lächelnd, „ich bin ſo folgſam und ſo nachgiebig, als nur möglich!"

„Deinem eigenen Willen allerdings, oder wenn ich mit Deinen Phantaſien zufällig einmal harmonire — denk' an den bevorſtehenden Carneval; Du wirſt mit Herrn Rodenberg geſprochen haben, und er muß mir Recht geben!"

„Pfui, Oheim, auf dieſe Art gegen mich zu conſpiriren! — Doch gehen wir darüber hinweg. Herr Rodenberg ſoll mir eine wichtige Frage beantworten: Was iſt aus Ihrem ſchönen Pudel geworden — hat ihn meine Schweſter noch?"

„Ja, mein Fräulein, er hat das glückliche Loos, bei Sennora Conchitta ſein zu dürfen!"

„Warum nennen Sie dieſes Loos glücklich?" ſagte ſie mit einem Aufleuchten ihrer Blicke.

„Weil Sennora Conchitta ihn mit außerordentlicher Sorgfalt und Freundlichkeit behandelt."

„Ich finde es vollkommen begreiflich, ein ſo ſchönes und kluges Thier — und hatte er es bei Ihnen nicht eben ſo gut?"

„Nicht ſo ganz, um ehrlich zu reden, wie es meine Ge-

wohnheit iſt; ich kaufte ihn ſeiner Schönheit wegen und weil es einmal eine Zeit lang Mode war, daß wir jungen Leute Hunde bei uns hatten. Als das, wie ſo Vieles, vorüberging, wurde Figaro der beſtändige Geſellſchafter meines kleinen Dieners Rafael, der deſſen Erziehung auf eine außerordentliche Art vollendete."

„Richtig, richtig," rief Juanita mit herzlichem Lachen, „dabei fällt mir unſer weiſer Zwerg ein — was macht Rafael? Ich hatte gehofft, Sie würden ihn mitbringen!"

„Ich wäre nicht ſo unbeſcheiden geweſen, auch wenn ſich Rafael noch bei mir befände; doch hat er meinen Dienſt verlaſſen."

„Schade — und warum? Es war das ein intelligenter Burſche, ein Kopf von beſonderen Fähigkeiten; wie leicht begriff er die Rolle, die ich ihm einſtudirt und wie vortrefflich führte er ſie aus!"

„Natürlich, bei einer ſolchen Lehrerin!" konnte ſich Rodenberg nicht enthalten, zu ſagen. „Aber Sie haben Recht, Rafael iſt einer Ausbildung fähig, und da ich das überhaupt einſah, ſo verhalf ich ihm zu einer Stelle in einer Buchhandlung, wo er es beim Leſen guter und ſchlechter Bücher weit eher zu etwas bringen kann, als beim Putzen der Palette und Pinſel eines armen Malers."

„Glauben Sie nicht, daß er Talent zum Zeichnen hat?"

„Ja und Nein. Ich glaube, Rafael würde in einer Reihe von Jahren im Stande ſein, ein Bild zu empfinden, vielleicht es auch im Kopfe zu componiren — mein Freund Walter behauptet es wenigſtens ..."

„Ah, der Drache Griesgram!"

„Derſelbe — doch würde es ſeine Hand nie ſo weit

bringen, um eine ſolche Compoſition nur halbwegs erträglich auf die Leinwand zu werfen. Ich habe viele Collegen, denen es gerade ſo geht, und bin ſelbſt gewiſſer Maßen im gleichen Falle; an Farbenſinn fehlt es mir ſo wenig, daß ſelbſt bewährte Künſtler in dieſer Richtung meine Meinung einholen, ja, daß ich augenblicklich den kleinſten Mißton an den Bildern Anderer entdecke, ohne im Stande zu ſein, bei meinen Compoſitionen die richtige Farbe anzuwenden."

„Die Beſcheidenheit ſpricht aus Ihnen, mein lieber Herr Rodenberg," ſagte Don Joſe; „wer ſolche Bilder ſo farbenreich und gewählt in Wirklichkeit zuſammenſtellen kann, wie Ihr Zug des wilden Jägers, dem muß es doch noch viel leichter werden, ein Bild in gleicher Gluth und Lebendigkeit auf die Leinwand zu werfen."

Der junge Maler verbeugte ſich für das ihm geſpendete Compliment dankend, doch gab er darauf zur Antwort: „Ich bin durchaus nicht beſcheiden und möchte das, was an meinen Arbeiten allenfalls gut iſt, weder von mir, noch von Anderen geläugnet wiſſen, muß aber, um auch gegen mich gerecht zu ſein, bei meiner Behauptung bleiben, daß es mir zum Malen in gewiſſer Beziehung an dem richtigen Farbenſinne gebricht, oder wenn ich mich anders ausdrücken darf, ich kann das, was mir vorſchwebt, nicht in ſolchen Tönen auf der Leinwand feſthalten, wie es vielleicht meiner Phantaſie vorſchwebt. Was nun jenen Maskenzug anbelangt, den Sie zu erwähnen die Freundlichkeit hatten, ſo iſt das ein gegebenes farbiges Material, und aus ſo einem getraue ich mir ſchon die richtige Zuſammenſtellung zu machen."

„Ah, ich verſtehe Sie jetzt," gab der Spanier zur Antwort, „Sie haben das Talent des Componirens und Zeich-

nens — gewiß — gewiß in hohem Grade, und dabei einen ſo ausgebildeten Farbenſinn, daß Sie im Zuſammenſtellen eines vorhandenen Materials nicht irre gehen."

„Ich getraue mir zu, dies zu beſtätigen," verſetzte Rodenberg und fügte mit einer lächelnden Verbeugung gegen Don Joſe hinzu: „Wenn Sie bei irgend einem Hofe oder ſonſt bei einem phantaſiereichen, großen Herrn eine Stelle für mich wüßten, den eben erwähnten Fähigkeiten angemeſſen, ſo glaube ich, daß Sie mit Ihrem Empfohlenen keine Unehre einlegen werden, und nicht nur wäre ich verwendbar für Maskenaufzüge, Theatervorſtellungen, lebende Bilder und dergleichen, ſondern ich würde mir auch getrauen, den Entwurf eines Palaſtes richtig zu beurtheilen, ſo wie die Anlage eines Gartens zu projectiren und auszuführen."

„Das iſt vortrefflich," rief die junge Sängerin, indem ſie heiter ihre Hände zuſammenſchlug, „ich werde Rodenberg ſeiner Zeit bei mir anſtellen!"

„In der That, ich wüßte mir kein ſchöneres Loos, mein Fräulein!"

„Du kannſt doch nicht eine Viertelſtunde lang bei einer Sache ernſthaft bleiben!" ſagte Don Joſe in einem verweiſenden Tone.

„Ich mache durchaus keinen Scherz," erwiederte Juanita, ohne ihrer Heiterkeit Einhalt zu thun; „ich denke an meine Erbſchaft und an das große Schloß mit den prachtvollen Parkanlagen, das ich bei Granada bauen laſſen will — meinen Künſtlerhof."

„Un château en Espagne," bemerkte Don Joſe achſelzuckend; „man überſetzt das im Deutſchen, glaube ich, mit Luftſchloß."

„Spotte nur, Tio Jose — wüßte ich nur Alles ſo genau, als daß wir unſeren Proceß gewinnen und als daß ich meinen Künſtlerhof bei Granada bauen werde — ah, er ſoll ſchön werden, neben oder ein wenig oberhalb der Xeneraliſa, die ich als Zuthat zu kaufen gedenke! Dieſes wunderherrliche kleine Feenſchloß aus weißem Marmor, im edelſten mauriſchen Styl, halb verborgen, ſchneeweiß hervorſchimmernd aus dem dunkeln Grün des Lorbeers und der Cypreſſen, mit der großartigen Ausſicht auf die Alhambra, auf das herrliche Granada und das Thal des Xenil — wäre das nicht prächtig?“

„Eine bezaubernde Ausſicht in jeder Beziehung,“ ſagte Rodenberg lächelnd — „und beim Bauen dieſes Feenpalaſtes würden Sie an mich denken?“

„Gewiß, gewiß — auch beim Bauen meines Zauberpalaſtes werde ich Ihrer gedenken.“

Obgleich ſie über das Wörtchen „auch“ im vorigen Satze leicht hinweggeglitten war und es nur wie einen Hauch ausgeſprochen hatte, ſo war es doch ſeinem ſcharfen Ohre nicht entgangen und hatte ihn mit Entzücken erfüllt; doch war es ihm nicht möglich, an dieſes Wort irgend eine Bemerkung zu knüpfen, die ſie vielleicht verſtanden und ihm zurückgegeben hätte; denn jetzt, nachdem Juanita auf ihr Lieblingsthema, den Bau ihres Künſtlerhofes, gekommen war, plauderte ſie über dieſes Project mit einer reizenden, kindlichen Natürlichkeit und ohne einen Einwurf zu hören oder genügend zu beantworten. Wie ein Schmetterling um duftende Blumen, ſo flogen ihre Worte um Spaniens Perle des Glanzes und echter Ritterlichkeit, um Granada herum, erzählend, beſchreibend, prüfend und wieder verwerfend. Und ihre kleinen Finger machten es im gleichen Augenblicke eben ſo um die

Früchte des aufgeſtellten Deſſerts, indem ſie ſüße Datteln, ſaftige Feigen und goldglänzende Orangen nahm und ihre beiden Tiſchgenoſſen damit verſorgte.

Endlich machte ſie gegen Rodenberg eine freundliche Verbeugung, reichte ihrem Oheim die Hand und ſprang dann ſo haſtig auf, daß der alte Haushofmeiſter kaum Zeit hatte, ihren Stuhl zurückzuziehen, worauf ſie an den Kamin trat und eines ihrer zierlichen kleinen Füßchen auf die eiſerne Stange vor der hellloedernden Glut ſtellte.

„Onkel Joſe war ſo unvorſichtig," ſagte ſie nach einer längeren Pauſe, während welcher ſie ihre leuchtenden Blicke in die ſpielenden Flammen verſenkte, „Briefe, die er für hier hatte, abzugeben, und nun iſt die Folge davon, daß ich für heute, für morgen, für übermorgen Einladungen habe, die ich leider nicht ablehnen kann — was machen Sie?" wandte ſie ſich an Rodenberg.

„Ich ſuche ſpäter meine Freunde auf, um mit ihnen vielleicht in ein paar kleinen, originellen Wirthshäuschen etwas von der Phyſiognomie der Stadt in dieſen Tagen des Carnevals zu ſehen."

„Und darüber erzählen Sie mir morgen, nicht wahr?"

„Gewiß, mein Fräulein."

„Ach, wenn ich doch ein Bube wäre und mit Ihnen herumziehen könnte, wie würde mich das amuſiren — und könnte mich jetzt ſchon maskiren und mit Ihnen ziehen," ſetzte ſie mit einem neckiſchen Blicke auf Don Joſe hinzu, „wenn ich nicht einen gar ſo böſen Oheim hätte, der über ſolche Extravaganzen, wie er es nennt, bedeutend den Kopf ſchüttelt!"

Der Bediente brachte den Kaffee und der Haushofmeiſter eine

„So war es!“ ſagte Benetti, nachdem er eine Zeit lang das Thema variirt, „ich kann Ihnen nicht beſchreiben, Herr Graf, wie es mich geſchmerzt, als ich dieß Thema in der Partitur des Balletes fand.“ Damit ſtellte er das Cello an die Seite, und wie er ſich von ſeinem Stuhle erhob, bemerkte er an der Thüre das weinende Mädchen, die ſich gerade zurückziehen wollte.

„Was willſt du da, he?“ rief er ihr zu, „kannſt du nicht draußen in der Küche bleiben?“ Und als die Arme verſchwand, ſagte er, zum Grafen gewendet: „die Magdalene, ſonſt ein gutes Geſchöpf, iſt eine vollkommene Muſiknärrin, und wenn ich auf dem Cello anfange, zu ſpielen, dann weint ſie. Es iſt doch wahrhaftig recht komiſch.“

Der alte Italiener fand es aber eigentlich im Grunde nicht komiſch, und ſein Zorn, mit welchem er dem Mädchen nachblickte, war offenbar ein erkünſtelter, denn als der Graf ſeinen Hut nahm und dem Muſiker zum Abſchied die Hand reichte, ſchaute dieſer immer noch nach der Thüre und ſagte ganz leiſe: „ja, ja, ſie iſt in der That ein armes, unglückliches Geſchöpf!“

Der Graf verließ das Haus und ſchritt durch den Garten dahin, zuerſt ſchnell, dann immer langſamer, und wie er faſt am Thore war, blieb er ganz ſtehen. Sollte er ſeinem Freunde etwas von dieſer Begegnung ſagen? — Nein, gewiß nicht! Wenigſtens vorderhand nicht, bis er vielleicht im Stande geweſen, noch etwas Näheres und Genaueres über jenes Mädchen zu erfahren. — Ja, erkundigen wollte er ſich, genau erkundigen, die ganze Geſchichte auf's Reiflichſte prüfen und überlegen; und wenn etwas zu machen ſei für die Zukunft jener Unglücklichen, dazu wollte er das Seinige nach beſten Kräften beitragen. — Aber, war eine Vereinigung mit Charles möglich, durfte er hiezu die Hand bieten, nach dem, was er von der Vergangenheit

kleine ſilberne Schale mit Papier-Cigarren, von denen Juanita eine nahm, ſie aufdrehte und dann wieder feſter zuſammenwickelte, ehe ſie dieſelbe an Rodenberg gab; dann machte ſie eine auf gleiche Art für Don Joſe zurecht und zuletzt für ſich.

„Ach, es iſt ein ſo gar kurzes Vergnügen um dieſe Cigarritos, ſie brennen ſo raſch und ſind ſchon nach wenigen Zügen zu Ende!“

Juanita ließ den glimmenden Reſt der ihrigen mit einem nachdenklichen Blicke in die Kohlen fallen, wobei ſie einen Athemzug that, der wie ein leichter Seufzer klang; dann erhob ſie raſch ihre großen, glänzenden Augen gegen den jungen Maler, ſah ihn eine Secunde lang warm und durchdringend an, worauf ſie ihm ihre Rechte reichte, welche an ſeine Lippen zu führen er nicht unterlaſſen konnte.

„Gute Nacht, mein lieber Freund — Sie werden doch morgen früh nach uns ſehen?“

Rodenberg fand es für beſſer, ſich mit einer ſtummen Verbeugung zu begnügen, ja, ſeine Lippen feſt auf einander zu preſſen, um denſelben nicht vielleicht überſprudelnde Worte entquillen zu laſſen; ſein Blut wallte, ſein Herz ſchlug heftig. Hatte er doch einen leiſen Druck ihrer feinen Finger gefühlt, ehe dieſe ſeiner Hand entglitten! — Und wie ſie ſchön war, als ſie neben ihm ſtand, an den Kamin gelehnt — die ſchlanke und doch ſo prächtige Geſtalt, und wie ſie ihn angeſchaut, ſo ſeltſam, wie ſchläfrig, wie träumend!

Rodenberg machte noch eine Verbeugung gegen Don Joſe, der ihm ſeine Hand entgegenſtreckte, und dann war er froh, daß der Haushofmeiſter ſo freundlich war, ihm die Thür zu öffnen.

Draußen hätte er laut aufjauchzen mögen in der Erinnerung an den eben vergangenen Augenblick; er fühlte ſich wie berauſcht von ihren Blicken, von ihren Worten: ‚Spanien und Granada, der Künſtlerhof und die Xeneraliſa, ſüdlicher Himmel und ſüdliche Sonne, der Glanz von Orangen und ihr herrlicher Duft!‘ Alles das hatte ein Zauberneß um ſeine Sinne gewoben. Er dachte nicht mehr daran, daß ja der Carneval begänne; er nahm Alles für echtes, wirkliches Leben, und während er ſo durch die alterthümliche Hausflur dahinſchritt, kam er ſich vor wie Don Arthurio, von dem Balcone ſeiner Geliebten kommend, liebend und geliebt — glücklich, ſiegesgewiß, zu allen Tollheiten aufgelegt, in übermüthiger Laune:

Auf, Page, folge meinen Pfaden,
Hinaus mit Tambourin-Geklirr,
Heut' Abend will ich ſerenaden,
Daß fluchen ſollen die Alcaden
Bis an den Guadalquivir!

XXIX.

„Wie? Wer ſpricht da noch vom Frieden?“

Mit höchſtem Mißfallen bemerken wir,
Daß in den Zeitungsblättern allhier,
Sonſt wegen des friedlichen Sinnes beliebt,
Der ſtill und duldſam kein Wäſſerchen trübt
(Was an den Verfaſſern gar ſehr zu loben),
Sich plötzlich ſeit einigen Tagen ſchon
Ein ungebührlicher Zank erhoben,
Betreffend unſre höchſteig'ne Perſon.
Was geht es Magiſter und Wortklauber an,
Ob wir nach fremden Landen begehren,
D. h. zu reiſen? Kein Zweifel daran,
Es hätten die Herren weit klüger gethan,
Zu warten, bis wir uns darüber erklären.
Doch, was geſchehen iſt, iſt geſchehen.
Dem Uebel aber mit Kraft zu ſteuern,
Daß nicht, wie jetzt leider zu ſehn,
Das Scandalum künftig ſich mög' erneuern,
Und damit man wiſſe beim erſten Schritt,
Woran man ſich in politicis halte,
So wollen wir und verordnen hiemit
Nach angehörtem luſtigem Rath,
Deß Eifer für unſer Wohl nie erkalte:

Das einzige ſichre authentiſche Blatt
Iſt die officielle Carnevals-Spalte
Und ſchmückt die Zeitung, die, wie ſich's gebührt,
Nach unſerer Hauptſtadt den Namen führt!

So hatten alle guten Kölner in ihrem und des Helden Carneval officiellen Journale, der „Kölniſchen Zeitung", geleſen, und mancher ehrliche Geck und verſorgliche Familienvater erwartete Abends in nicht kleiner Spannung die Ausgabe einer neuen Nummer, um der Familie, welche, um den großen Tiſch gereiht, ihm mit athemloſer Aufmerkſamkeit zuhorchte, die neueſten welterſchütternden Ereigniſſe vorzuleſen.

So erfuhr man denn auch, daß der Held Carneval, nach den glorreichen Vorgängen und Beiſpielen ſeiner allerhöchſten Vettern, es nicht unterließ, wirkliches Verdienſt mit Orden und Ehren zu belohnen, indem Seine Tollheit unter Anderem geruht hatten, die Tolldenſelben von der Mende-Univerſität und berittenen Akademie u. ſ. w. zu Dülken durch den Schneider und Schnellreiter Flohſtichius Wippſterz überſandten Inſignien des Windmühlen-Ordens mit allen Flügeln und des jungen Lichts, ſo wie das beigelegte Doctor-Diplom huldreichſt anzunehmen.

Daß die Abreiſe des Helden leider keine Erfindung müßiger Köpfe ſei, erfuhr man durch ein allerhöchſtes Reſcript des Prinzen Carneval an alle ſeine Vaſallen, worin er ihnen ſeine Abreiſe nach Italiens reizenden Fluren ankündigte und ſeinem geliebten luſtigen Rathe als Regentſchaft die Zügel des Reiches anvertraute. In letzterer Beziehung ſagte er unter Anderem: „Unſer Narrenreich ſoll fortbeſtehen und blühen zu ewigen Tagen! Zu welchem Ende Wir an-

durch während Unſerer Abweſenheit die Regentſchaft zur thätigen Förderung alles gediegenen Witzes und jedes freimüthigen Scherzes Unſerm luſtigen Rath übertragen.

„Wir reiſen getroſt, denn Wir ſind innigſt überzeugt, in Tolldemſelben alle Eigenſchaften vereinigt zu ſehen, welche erforderlich ſind, das Scepter der Luſt und des Scherzes mit Kraft und Macht über Unſer höchſtpoſſirliches Reich zu ſchwingen. Ihr, liebe Getreuen, könnt ihm kühn vertrauen, er wird die geeigneten Maßregeln zur Erweckung allgemeinen Frohſinns treffen, Euch zur freudigen Huldigung des Komus und Jocus anhalten und Unſer komiſches Staatsgrundgeſetz handhaben. Um deßwillen befehlen Wir demſelben hiermit, das Programm der Feierlichkeiten alsbald nach Unſerer Abreiſe zu fertigen und zur Nachachtung offenkundig zu machen.“

Wie gerechtfertigt die Trauer aller guten Kölner und Gecken über die Abreiſe des Helden Carneval nach Venedig war, zeigte ſich ſchon in den nächſten Tagen durch eine Depeſche, die aus Cleve einlief und die alte Colonia in große Verlegenheit ſetzte; denn ſie erzählte, daß die Feinde aller Heiterkeit und Freiheit ganz unvermuthet noch vor Tagesanbruch bei Harendyk eine unüberſehbare Menge Truppen ans Land geſetzt hätten, und daß dieſes Ausſpeien noch um Mittag nicht ganz beendigt geweſen wäre. Zuerſt wäre eine Abtheilung unter Hauptmann Neidhart an's Land geſtiegen, hierauf wäre das Regiment Knickerling gefolgt und ohne Sang und Klang in Kalkarberg eingezogen; dann ein Haufen Maulwürfe, welche ſogleich auf der ganzen Linie von Kalkarberg bis Griethhauſen die Erdarbeiten begonnen, und endlich gegen eilf Uhr ein Corps ſchwerer Reiterei. Dieſe Menſchen hatten dicke Bäuche und dünne Beine gehabt; die meiſten wären

noch in Schlafmützen und im Allgemeinen ſchlecht beritten geweſen; ſie hätten einen ungeheuren Medicinwagen hinter ſich hergeſchleppt; ſtatt allen Geſchützes und Proviant hätten ſie entſetzlich große Papierballen, Hülſenfrüchte, echten Branntwein und für's Hauptquartier einige Fäſſer voll Wende- und Dreimännerwein an's Land gebracht. Zuletzt hätte der den Uebergang commandirende General-Adjutant, Marquis de la Bile, von einem zahlreichen Kriegsraths-Kanzlei-Perſonal und dem General-Proſoß begleitet, den Boden betreten und ſein Hauptquartier in Kranenburg aufgeſchlagen. Die Feinde hätten ernſthafte Abſichten auf die Provinz Dülken an den Tag gelegt. Letzteres beweist folgende Proclamation, die ſie überall anhefteten und austheilten:

„Proclamation.

„Wir Momus I., Sohn des Schlafes und der Nacht, Schach von Grillenburg, Erblehner zu Tückenheim und Mückenfang, Schutz- und Schirmherr der Kopfhänger und Grielächer u. ſ. w.

„Da Wir mit gewöhnlichem Unwillen vernommen haben, daß die wohlgemeinten Warnungen, welche einer Unſerer nächtlichen Getreuen in Nr. 101 Unſerer officiellen Hofzeitung den Kölnern zur Einſtellung ihrer, den Grundſätzen Unſerer düſtern Denkungsart entgegenlaufenden Tollheiten gegeben hat, 1) nicht nur unbeachtet geblieben ſind, ſondern ſie vielmehr 2) das Reich ihres muntern Helden zu erweitern ſuchen, 3) ſich ſogar den Beſitz Unſerer Provinzen und namentlich der berittenen Akademie zu Dülken anmaßen, mit derſelben ohne Unſere Genehmung Ordenszeichen auswechſeln und 4) dieſen Act des Uebermuths durch ihre offi cielle Carnevals-Zeitung vom 29. Januar l. J. der Welt

öffentlich kund zu thun, ſich nicht entblöden, und was das Aergſte iſt, 5) den Verfaſſer Unſerer eigenen Hofzeitung (gleich zu ſupprimiren!) dahin bringen, mit der Aufnahme dieſes Artikels in Nr. 8 ſeines Blattes ihrer eigenen Zeitung ſogar zuvorzukommen; 6) da ſie ferner die Clever Narrengeſellſchaft in ihren Bund zu ziehen gewußt haben und ſich dieſe zinsbar zu machen ſuchen;

„Wir daher noch größere Eingriffe in Unſere Rechte befürchten müſſen, wenn dieſen verwegenen Umtrieben nicht mit allem Uns zu Gebote ſtehenden Ernſt Einhalt geſchieht:

„So haben Wir, um dieſen Anmaßungen Schranken zu ſetzen, Unſerem Generaliſſimus aller Truppen zu Luft und zu Lande befohlen: a) Angeſichts dieſes mit aller disponibeln und indisponibeln Mannſchaft und Artillerie, nachdem ſie mit den erforderlichen Vorräthen von Pumpernickel und Sauerwaſſer verſehen ſein würden, gleich in die Provinz Cleve und von da weiter noch über Geldern nach Dülken vorzurücken; b) dieſe beiden Provinzen in Unſerm Namen förmlich in Beſitz zu nehmen; c) das Clever Narrenheer ſowohl als die berittene Akademie zu entwaffnen, beide auf ihr Narrenwort, alle Verbindungen mit dem luſtigen Rathe in Köln abzubrechen, zu entlaſſen."

Daß der Feind nicht bei ſeinen ſchrecklichen Drohungen ſtehen blieb, bewieſen auch alsbald die beunruhigendſten Nachrichten, welche aus den vom Feinde in Beſitz genommenen Gegenden einliefen. Das Sendſchreiben der um Hülfe ſchreienden Narren von Cleve an die Gecken von Dülken war ſchauderhaft; eben ſo ein Schreiben des Interims-Commandanten zu Geldern, v. Haſenmuth, an den Feſtungs-Commandanten Roggenhalm in Neuß.

Nun machte die Regentschaft die Ernennung ihres Landsmannes, des Reiterei-Generals Jan v. Werth, zum Ober-General über die gesammte Heeresmacht bekannt, erklärte sich am 3. Februar in ihren Regierungssitzungen für permanent, bestellte einen Geschäftsbeschleunigungsrath unter dem Vorsitze des Confusionsrathes Ewald v. Langsam und erließ folgendes allertollstes

„Manifest.

„Mit Schmerz und gerechtem Unwillen haben Wir die herzzerreißende Nachricht vernommen, wie es dem Erb- und Erzfeinde Unseres glorreichsten Helden Carneval und Seines höchstlustigen Reiches, dem Beherrscher der Kopfhänger, Sauer-, Neid- und Tückländer u. s. w., gelungen ist, eine beträchtliche Anzahl seiner erschrecklichen Truppen bei Cleve auszuschiffen und sogleich festen Fuß auf jenem classischen Boden ausgesuchter Tollheit zu fassen. Ein verwitterter Stammbaum, dessen Lücken langjährigen Mäusefraß bekunden, soll ihm dazu dienen, um höchst ungegründete Ansprüche auf Unsere gute Stadt Dülken zu machen; und um diese letztere militärisch zu besetzen, begehrt er freien Durchzug durch das Gebiet von Cleve. Wer ist so kurzsichtig, so aller Welt- und Staatsangelegenheiten unerfahren, um sich durch diese schlau angelegte Maske täuschen zu lassen? Nicht Dülken, nicht dieser kleine, gleichwohl in den Annalen der Narrheit höchst berühmte Ort ist es, worauf der Feind sein raubgieriges Augenmerk gerichtet hat. Was soll ihm Dülken? Was soll ihm dieser einzelne, an und für sich von keiner Wichtigkeit sein könnende Punct? Nein, auf Uns, auf Köln, auf die Hauptstadt Unseres Reiches ist es abgesehen. Die blühenden Provinzen dieses ausgesuchtesten aller Narrenstaaten sind dem

Feinde ein Dorn im Auge. Deßhalb die Landung, deßhalb dieſes furchtbare Kriegsheer. Von der Abweſenheit Unſeres Beſchützers, des Helden Carneval, unterrichtet, glaubte er, es ſei nun die längſt erwünſchte Gelegenheit erſchienen, Uns zu überrumpeln und ſich durch einen ſchnellen Gewaltſtreich in den Beſitz Unſerer Staaten zu ſetzen. Dank ſei es der Vorſicht der Narrheit, Wir ſind gerüſtet und zu der hartnäckigſten Gegenwehr entſchloſſen. Jeder Fußbreit Landes ſoll dem Feinde ſtreitig gemacht werden, jedes Dorf, jedes Haus ſoll ſich in eine Feſtung verwandeln, um daraus die Funken echt ſarkaſtiſchen Witzes und die Lauge eines wohlgerichteten Spottes auf die herannahenden Feinde zu ſchleudern. Unſere ſüdlichen Bundesgenoſſen ſind bereits von der Annäherung des gemeinſchaftlichen Feindes in Kenntniß geſetzt. Sie ſind aufgeboten, Uns mit allen nur immer disponibeln Streitkräften zu Hülfe zu eilen, und bald wird ein zahlreiches Heer von Abderiten, Römern, Venetianern, Schildaern, Schwaben, Schöppenſtädtern u. ſ. w. vor unſern Mauern erſcheinen, um vereint mit Uns für das Reich der Tollheit, des Witzes und der Laune zu ſtreiten.

„Wenn es daher dem Feinde wirklich auch nur um Dülken zu thun wäre, ſollten Wir wohl in die Abtretung dieſer Uns Allen' ſo theuern, um das Wohl Unſeres Reiches ſo hochverdienten Stadt einwilligen? Was könnte Uns wohl zu einer ſo ſchimpflichen Anerkennung der vermeintlichen Rechte Unſeres Feindes bewegen? Nichts! Und darum erklären Wir, die Regentſchaft dieſes Landes, welcher ſcheidend der Held die Wohlfahrt ſeines Reiches an's Herz gelegt: wenn der Feind ſelbſt vor den Wällen von Nippes erſcheint, ſo

werden Wir dennoch keinen Weiler Unſeres luſtigen Staatenvereins abtreten."

Ferner ſtellte die Regentſchaft in folgendem, dem Adjutanten Pertinax zur Mittheilung an den Feind überreichten Widerlegungsact der in der feindlichen Proclamation aufgeſtellten Kriegserklärungsgründe einen Gegen-Stammbaum auf, der Köln als Mittelpunkt des Narrenreiches auf das gewiſſeſte darſtellt:

„Wir, durch den Helden Carneval unter dem Namen und in der Eigenſchaft des Luſtigen Rathes ernannte Verwalter Seines wohlerworbenen Reiches, erklären hiermit in Seinem Namen allen Untergebenen, Bundes- und Schutzverwandten deſſelben, daß die von Memus I. unrichtig aufgeſtellten Gründe zur Beſetzung der Provinzen Cleve und Dülken, womit er nur ſeine, gegen alles Völker- und Narrenrecht laufende eigenmächtige Beſetzung der beiden Provinzen Cleve und Dülken zu beſchönigen ſucht, Unſere Rechte der Oberherrſchaft auf beſagte Provinzen keineswegs ſchmälern;

„Da die Vertheidigung der guten Sache nur weniger Worte bedarf, Wir übrigens wegen der Handhabung Unſerer Stammrechte die nöthigen Vorkehrungen getroffen haben, thun Wir hiemit kund und zu wiſſen:

„Daß Wir die Abkunft aller Narren recta aus dem Paradieſe herleiten könnten, wenn unſer Ober-Secretär nicht dringendere Dinge im Archive nachzuſuchen hätte;

„Daß Wir aus den Handlungen der Völker, z. B. bei Salomon, Homer, Julius Cäſar, in der Weltgeſchichte Anſprüche auf die Oberherrſchaft über noch viele andere Nationen finden dürften, deren Wir Uns aber feierlich begeben, indem Wir bloß etymologiſch darthun wollen,

jenes Mädchens wußte? — Nein, nein! Als Ehrenmann durfte er keine Schritte thun, die Beiden zu vereinigen; ihn, ſeinen Freund, ein Talent, ein geachteter, ja faſt berühmter Name, und ſie — — — —. O, der Gedanke war fürchterlich für ihn.

Endlich aber mußte er den Garten verlaſſen, und draußen auf der Straße hielt Charles mit ſeinem Wagen.

„Nun?“ rief ihm der junge Componiſt lachend entgegen, „der Herr General-Intendant haben ſich anſtändig lange aufgehalten. Ich glaube, Hochdieſelben ließen ſich die Anfangsgründe des General-Baſſes beibringen. Das wär' für einen Chef des Theaters allerdings recht nothwendig.“

„Ja, ja,“ ſagte der Graf trübe lächelnd, „es iſt ſo was, wir ſprachen lange über Muſik.“

Damit trat er an ſeinen Wagen und ſtieg auf ſeinen Sitz.

„Aber Sie ſcheinen mir trübe geſtimmt, lieber Graf,“ fuhr Charles fort; „haben Sie mit Venetti eine ernſte Unterredung gehabt, oder hat Sie vielleicht da ſonſt etwas intereſſirt? Ei, ei?“ fuhr er laut lachend fort, „ich habe mir ſagen laſſen, der alte Italiener habe ſich eine neue Haushälterin zugelegt, und da — haben ſich natürlich der Herr Graf länger wie gewöhnlich aufgehalten!“

Alfons nahm Zügel und Peitſche in die Hand; jedes der Worte, die Charles ſprach, berührte ihn unangenehm, ja ſchmerzlich. Doch lag ihm Alles daran, nicht befangen zu erſcheinen, weßhalb er ſich Mühe gab, in den Scherz einzugehen.

Die Pferde, des langen Wartens müde, ſchoſſen ungeduldig dahin, und Alfons ſagte zu ſeinem Nachbar: „ja, ja, Sie haben es errathen, ich habe einige Worte mit der Haushälterin des Alten geſprochen.“

„Daß die tollen Unterthanen des Helden Carneval vom Parnaß abſtammen, ſich in den älteſten Zeiten nicht nur über viele Länder verbreitet haben, ſondern daß ſich auch nachweiſen ließe, daß, abgeſehen von der bevorſtehenden nahen Verbindung des Helden mit der glorreichen Venetia, auch ſchon ihr Gebiet von ſeinen Unterthanen einſt beſetzt und bewohnt worden ſei, daß der Held Carneval über alle dieſe Länder nach dem Grundſatze Beati possidentes ein allgemeines Recht und jus quaesitum habe, daß ferner der Beweis der Richtigkeit Unſerer Gründe und Anſprüche ſchon in dem Namen der Seinem Scepter unterworfenen Völkerſchaften: „die Tollen", als quasi einem Stammvolke, unumſtößlich feſtſteht, daher ihm allgeringſtens die Schirmherrſchaft über dieſe Völker aus den älteſten Zeiten von Rechts wegen zukommt und daß als letzter Grund durch den natürlichen Zuſammenfluß der genannten Völkerſchaften in der großen Zahl 11 Köln als einzig rechtmäßiger Centralpunkt aller Tollheit ſich mondklar herausſtellt.

„Gegeben in Unſerer Reſidenz Köln, im Februar.

„Der luſtige Rath."

Daß aber dem Feinde nichts erwünſchter war, als jene Erklärung der kölner Regentſchaft, ſah man aus nachſtehender Kriegserklärung an dieſelbe:

„Euch, Ihr allzu frohen Kölner, die Ihr, von Freude, Luſt und jedem heiteren Witze umgaukelt, jede Spur des Kummers von Euren Gemüthern zu entfernen ſtrebt und in den Annalen der freudigen Völker den erſten Rang behauptet, Euch habe ich zu meiner Rache erkoren und kündige Euch andurch in offenem Felde den Krieg an. Mir, der ich mich an Thränen und hinterliſtig geöffneten Wunden ergötze und im

Elende angegriffener Wehrloſen meine erquickende Erheiterung ſuche, mir ſind die ſämmtlichen Vaſallen der Finſterniß in aller Ergebenheit zugethan und unterſtützen mit aller ihrer bekannten Macht meine düſtern Plane zur gänzlichen Unterdrückung Eures mich mit Ekel und Ueberdruß erfüllenden luſtigen Narrenſtaates.

„Im voraus theilen meine Kriegsgefährten mit Hohnlachen die unausſprechliche Wonne, die uns Euer Wehklagen und das Gewinſel halberſchlagener, verwundeter Funken verurſachen wird. Die rechte Zeit iſt gekommen, denn Euer Held, der Haltpunkt dieſer feigen Narren, ergibt ſich in fremden Zonen der läſſigen Liebe und gedenkt im Rauſche der Leidenſchaft ſeiner ungeregelten Freuden Eurer nicht.

„Wir könnten zwar ohne Schwertſtreich Eurer Hauptſtadt uns bemächtigen; Ihr würdet gern in Friedensunterhandlungen Euch mit Uns einlaſſen, denn wo nur Komus- und Jocusſtäbe und alle andern Attribute der Narrheit gefertigt werden, da verſteht man nicht, das harte Eiſen zu ſchwingen. Aber nein, Euer Blut ſoll zuerſt Euren eigenen Boden tränken, Geheul, Zähneklappern und Wehklagen ſollen die Tage erfüllen, die ſo herrlich zur allgemeinen Luſt beſtimmt waren. So iſt mein Wille!

„Es ſoll kein Tanz, kein Spiel Eure Sinne umnebeln, kein harmoniſcher Klang die Luſt zu Frohſinn erwecken, kein Schmuck, keine muntere Farbe Eure Leiber ſchmücken; Trauertöne ſollen aller Enden zu vernehmen ſein und Schwarz ſoll alle Glieder umſchließen. Der Wein, der Sorgenbrecher, Euch ſtets ſo willkommen, ſo gern genoſſen, ſoll die drei Tage hindurch mit Wermuth erfüllt ſein und ſtatt der Luſt Thränen erwecken.

„Sollte jedoch wider Vermuthen das Waffenglück uns nicht begünſtigen, ſo wird dennoch das Bündniß, welches wir mit den Elementen geſchloſſen, Euch die Frucht des Sieges entreißen. Sturmesbrauſen, Regenſchauer, dichtes Schneegeſtöber ſollen Euch verhindern, auf offener Straße Euren errungenen Sieg triumphirend, uns zum Hohne, zu zeigen. Ihr werdet dann unſere verbiſſene Wuth nicht bemerken und nur in heimlicher Stille Eure Oberherrſchaft bejubeln dürfen. Doch das verhüte unſer finſterer Meiſter! Und ſind die ſchlachtluſtigen Geberden meiner Bundesvölker mir Bürge, daß auf unſerer Seite die Oberhand ſein und bleiben wird.

„Um Euch nicht unvorgeſehen (wie gewöhnlich unſere Art) zu überrumpeln und Euch Muße zur Rüſtung Eures Funkenheeres (o, in Gedanken ſehe ich ſie ſchon weichen und Reißaus nehmen!) zu belaſſen, ſo vernehmet anburch mein Vorhaben: Auf Tod und Leben fordere ich Euch zum Kampfe auf! Wir werden alsbald aufbrechen, um in einigen Tagen das blutigſte aller Treffen an den nördlichen Gefilden Kölns zu ſchlagen. Wir geben kein Quartier und werden auch der unſchuldigſten Unſchuld nicht ſchonen. Noch weniger ſind wir geneigt, in Friedensſchlüſſe uns einzulaſſen; denn finden wir keinen Widerſtand, ſo werden wir mit aller nur erdenklichen Wuth uns Eurer Hauptſtadt bemächtigen, Alles niedermetzeln, rauben, morden, plündern, was ſich uns entgegenſtellt, und unſer ſchwarzes Panier auf allen Höhepunkten des Gebietsraumes aufpflanzen, damit es Eurem gedemüthigten Volke verkünde, daß das bunte Narrenreich ein Ende hat.

„Geſchrieben mit unſerem eigenen Blute in unſerem Standorte, unweit Neuß. Iſegrimm, Generaliſſimus.“

Damit auch in unbedeutenderen Dingen Alles bei dieſem bevorſtehenden ſchrecklichen Kampfe ſo von Statten ging, wie es in gewöhnlichen Feldzügen bei civiliſirten Nationen zu geſchehen pflegt, ſo übte die Regentſchaft einen Act ihrer Hoheitsrechte dadurch aus, daß ſie taugliche Subjecte einlud, die Luſt hätten, ſich als Spione zu melden und ſich unter vortheilhaften Bedingungen aufknüpfen zu laſſen; ſie führte ihnen dabei zu Gemüthe, daß auch dieſer Tod für das bedrängte Vaterland ein ehrenvoller genannt werden könne. Auch ſonſt that die Regentſchaft Alles, um die Stadt in wehrhaftigen Zuſtand zu ſetzen; zur Verproviantirung wurden die außerordentlichſten Anſtrengungen im Backen von Muzen und Mändelchen gemacht, und was das Gläſerſpülen in allen Haushaltungen anbelangte, ſo nahm dieſes für die Kölner zu jeder Zeit ſehr wichtige Geſchäft in dieſen Tagen der Gefahr die großartigſten Dimenſionen an. Es war ein patriotiſcher Frauenverein geſtiftet worden, der nachfolgenden Aufruf erließ: „Mögen die Feinde anrücken! — Kölns Bürger ſind Helden, Kölns Bürgerinnen rufen ihnen gleich Sparta's Frauen zu: ‚Bleibet bei Euren Schildern, lebend oder todt!'“ Doch ſind ſtarke Vermuthungen vorhanden, daß dieſe neuen Spartanerinnen von den Schildern über Gaſthöfen, Weinſchenken und Reſtaurationen reden wollten.

Leider dürfen wir hier nicht verſchweigen, daß nicht alle Bewohner Kölns von ſo patriotiſchem Heldengeiſte erfüllt waren, ſondern daß es auch hier, wie überall, eine Menge feiger, muckeriſcher Seelen gab, die tief im Herzen den Wunſch verbargen, daß die Freude unterliegen möge, daß der Held Carneval für ewige Zeiten aus den Mauern der Stadt verbannt werden möge und ſtatt Seiner luſtigen

Allertollſten Hoheit das traurige Kleeblatt Iſegrimm, Neidhart und Griesgram herrſchen möge. Oeffentlich für ihre hochverrätheriſchen Zwecke zu wirken, wagten dieſe Dunkelmänner allerdings nicht, doch ſuchten ſie im Geheimen auf Ab- und Schleichwegen für ihre Partei zu wirken, indem ſie den harmlos Vorüberwandelnden Zettel hochverrätheriſchen Inhalts in die Hand drückten, in denen ſie über die Gefahr ſeufzten, die daraus für ihre Seelen entſtehen müſſe, wenn Köln, die alte, heilige Stadt, von der Freude regiert würde. Am thatſächlichſten aber griffen dieſe Mucker heimlich in die Angelegenheiten der Stadt ein, daß ſie es nächtlicher Weile allerlei verdächtigem Geſindel möglich machten, ſich in die Stadt einzuſchleichen und vor Allem das nördliche Stadtviertel bis an die Trankgaſſe und die Straße Unter Sachſenhauſen zu beſetzen. Freilich erfuhr man ſchon am anderen Tage, daß im Verein mit dieſen eingedrungenen windigen und geſpenſtiſchen Geſtalten ein großer Mucker-Thé-dansant auf dem abgeriſſenen Frankenthurme ſtattgefunden, wo man den allerdings finſter drein blickenden Himmel auf das flehentlichſte erſucht hatte, für die nächſten Tage mit tüchtigen Regen- und Schneeſchauern den kölner Gecken ihre Freude zu verſalzen; doch ſoll damals der dem Helden Carneval günſtig geſinnte Himmel ziemlich vernehmlich gebrummt haben:

„Unſen Herrgott liet de Kölſche zwor finke,
Kevver nit verdrinke!“

Auch ſonſtige Schreckniſſe blieben den tapfern Vertheidigern der heldenmüthigen Stadt nicht erſpart, denn am Morgen nach einer ſtürmiſchen Nacht meldeten die Fremdenblätter Kölns das unerhörte Ereigniß, daß ſich auf höchſt

geheimnißvolle Weiſe eine Menge ſehr ſeltſam coſtumirter und mit ſonderbaren Mienen auftretender Fremden beiderlei Geſchlechtes eingefunden hätte, deren Namen man denn auch mit Angſt und Schauer in den Spalten der betreffenden Anzeigen las:

„Mit Fata Morgana und Rübezahl kamen
Das Malzthier, der Wehrwolf, der Alp, der die Damen,
Und Circe, die gerne die Männer plagt,
Hier an in der ſtürmiſchen Blaſius-Nacht.

Auch haben, auf Dampfbeſen angekommen,
Den Aufenthalt hier viele Hexen genommen,
In ihrem Gefolge der Mann ohne Kopf
Und der aus dem Monde, ein armer Tropf.

Dann hat hier Hamlet's Geiſt übernachtet,
Don Juan's Comthur ein Hotel gepachtet,
Die Geiſter aus Shakeſpeare und Oſſian
Und Scipio's Geſpenſt, ein African.

So iſt die weiße Frau hier geweſen,
Die Hexe von Endor im Blättchen zu leſen,
Der ewige Jude, den Niemand zwar kennt
Oder aus Beſcheidenheit nicht gerne nennt."

So dringend ſich nun auch die Gefahr anſah, ſo war dieß doch ſchon tröſtend, daß man von dem Anrücken der Hülfsvölker verſichert ward. Die Neußer hatten ſich bewaffnet und eine Skizze ihres Situations- und Operationsplanes der Regentſchaft zur hohen Genehmigung vorgelegt. Der alte regierende Fürſt von Walporzheim hatte ſeine Vaſallen zu Ahrweiler verſammelt und ſie aufgefordert, ihren alten Bundesgenoſſen in Köln und der bedrohten Regentſchaft zu Hülfe zu eilen. Von Ahrweiler war ein Eilbote

nach Cochem abgeſandt worden, um die im Reiche des Frohſinns und der Tollheit ſo berühmten Moſellaner um ſchleunige Theilnahme an dem wichtigſten unter allen in der Weltgeſchichte vorgefallenen Kriegen dringend einzuladen. Die Schwaben zogen mit ihrem langen Speer heran, womit ſie einſtens ſieben Mann hoch auf einen Haſen losgerannt waren. Die Schildaer und Schöppenſtädter hatten ſich bereits vereinigt; die Abderiten, Gascogner, Römer u. ſ. w., überhaupt alle Bundesgenoſſen des vielgeliebten Helden waren in Bewegung und zogen in den ſtärkſten Eilmärſchen auf Köln zu, welches ſich bald ihrer Hülfe zu erfreuen hatte; doch nicht früh genug, um die grauſame Verennung der Wälle und Thore verhindern zu können.

So war denn der Donnerſtag vor Carneval, die Weiber-Faſtnacht, herangekommen, und unſere Freunde hatten ſich früher als gewöhnlich um ihren Kaffeetiſch verſammelt, um nach einigen Stunden Arbeit nicht zu ſpät aufzubrechen und von dieſem feſtlichen Tage nichts zu verlieren.

Was dieſe Arbeit anbelangt, ſo wird ſich der geneigte Leſer erinnern, daß Rodenberg und van der Maaßen damit begonnen hatten, ein paar Blätter zu zeichnen, welche man in der Form eines Albums und als Zoll der Dankbarkeit bei der Abreiſe der freundlichen Wirthin übergeben wollte. Der würdige Employé hatte ein hübſches Titelblatt entworfen, deſſen Idee etwas Verwandtes hatte mit der Sage vom Dornröschen, nur daß es hier eine kleine Waldſee war, die, umgeben von den phantaſtiſchſten Ranken, im wirrſten Dickicht ſchlief, während wie eine Fata Morgana hoch in der Luft die Fahnenburg in ſchwachen, wolkenähnlichen Umriſſen ſichtbar war. Rodenberg hatte ihm den Gedanken

dazu gegeben und auch den Kopf der Fee gezeichnet. Er ſelbſt hatte mit Waſſerfarben die Scene gemalt, wo der Zwerg dem wilden Jäger das Jagdhorn überreicht, und zwar den Augenblick, wo er das koſtbare Geſchenk mit einem dankerfüllten Blicke an ſeine Bruſt drückte.

Daß Walter, Knorr und Rüding ebenfalls gern bereit waren, das Ihrige zu dem Album beizutragen, verſtand ſich ganz von ſelbſt — und ſo malte denn der Erſtere eine Copie ſeines großen Bildes, die heilige Cäcilie, während Knorr mit ſeiner etwas ſchweren Hand den Apoſtel Petrus, den er ſo oft in Holz geſchnitzt, darzuſtellen verſuchte.

Der ſanfte Eduard war am längſten mit ſich zu Rathe gegangen über den Vorwurf ſeines Aquarells und hatte ſchon allerlei unfruchtbare Ideen preisgegeben, unter denen ihm die Wahl ſchwer wurde; ſo eine Scene aus der gewiſſen Soirée beim Prinzen Heinrich, wo die Dame in Lila eine Rolle geſpielt hätte, oder er wollte ſich ſelbſt als Liebesgott darſtellen, wie der abgeſchoſſene Pfeil, vom Buſen eines hübſchen Mädchens abprallend, in ſein eigenes Herz zurückfährt; doch hatte er bei einem jedesmaligen Kopfſchütteln Walter's ſeinen Bleiſtift mit der Frage niedergelegt: „Und warum nicht, findeſt Du meine Idee nicht vortrefflich?“

„Ich müßte lügen, wenn ich Dir das zugeben wollte,“ brummte der alte Maler; „was geht es eine fremde Dame an, ob Dein unbedeutendes Herz von einem Liebespfeile getroffen wurde oder ob Du Dich in einer Soirée blamirt? Male etwas aus der Gegenwart — ſchau' um Dich her, auf der Straße huſcht in dieſen Zeiten ein Bild nach dem anderen an Dir vorüber.“

„Er ſoll den Orgelſpieler malen,“ meinte van der

Maaßen, „von dem er uns erzählt und vor dem er geſtern Reißaus genommen.“

„Hm,“ meinte Rüding, „es wäre nicht ſo übel; damit jage ich vielleicht dieſen verfluchten Kerl aus meinem Kopfe heraus, wo er ſich mit ſeinem gemeinen Geſichte und ſeinen herausfordernden Augen geſpenſterhaft feſtgeſetzt hat.“

„Ja, ja,“ ſagte Walter, „es iſt dies ein ganz richtiges Mittel und kann eine gute Skizze des kölner Carnevalslebens werden; fange nur gleich an, und um Dich in der richtigen Stimmung zu erhalten, werde ich Dir alle Verſe des treuloſen Heinrich vorſingen.“

„Nun, das muß ich mir alles Ernſtes ausbitten,“ erwiederte der ſanfte Eduard in gereiztem Tone — „ein ſolches Gedudel könnte ich brauchen, um meine Gedanken zu ſammeln!“

„Ja, laß ihn, laß ihn,“ ermahnte Rodenberg — „es iſt dies überhaupt kein Lied, das man in der Wohnung einer alten Dame ſingt, bei der man zu Gaſt geladen iſt!“

„Höre Du,“ erwiederte Walter, ihn mit einem eigenthümlichen Blicke anſchauend, „was Deine Anverwandte, die alte Dame betrifft, ſo wollen wir lieber darüber ſtillſchweigen; ich glaube, Du biſt ein Seelenverkäufer und haſt uns in die Wohnung der Circe geführt!“

„Wer war die Circe?“ fragte Rüding, ohne gerade viel dabei zu denken.

„Die Circe war eine griechiſche Jungfrau aus guter Familie,“ gab Rodenberg raſch zur Antwort, um von der Bemerkung Walter's abzulenken, „die junge Leute, welche ſich leichtſinniger Weiſe bei ihr eingefunden, in garſtige Schweine verwandelte.“

„Walter braucht ſich alſo nicht zu fürchten!“ ſagte der ſanfte Eduard, indem er emſig fortzeichnete.

„Und auch Du nicht, unreifes Spanferkel!“

„Walter, wie biſt Du heruntergekommen,“ ſagte Rüding — „bedienſt Dich der Retourkutſchen! Pfui, den ſchlechten Witz möchte ich nicht um eine ganze Million gemacht haben!“

„Ich auch nicht,“ pflichtete van der Maaßen bei; „ich nicht um ganz Perſien mit Aſtrachan!“.

Der alte Maler zuckte gleichgültig die Achſeln; dann trat er auf die andere Seite Rodenberg's, und während er ſich tief auf deſſen Zeichnung hinabbeugte, wie um ſie genauer zu betrachten, flüſterte er ihm zu: „Du biſt in der That ein verrätheriſcher Kerl!“

„Wie ſo?“

„Geſtern Abend,“ fuhr Walter fort, „kam ich gegen acht Uhr hieher, und da hielt vor dem Nebenhauſe ein Wagen mit brennenden Laternen; da ſich im ſelben Augenblicke die Hausthür öffnete, ſo blieb ich unwillkürlich ſtehen.“

„Die Thür des Nebenhauſes, ſagteſt Du doch?“

„Allerdings, des Nebenhauſes. Dieſe Thür wurde geöffnet und eine Dame trat heraus, gehüllt in einen Pelz und in eine Capuze, die ſich weich um ihren Kopf legte. Als ſie auf die Treppe heraustrat, wurde ſie heller von den Wagenlaternen beſtrahlt, und ich ſah, daß die Dame ein junges, ſchönes Mädchen war, die ....“

„Nun — die? Was ſoll's denn?“

„Die ich vor Kurzem noch geſehen.“

„Ei, das wäre intereſſant!“ rief Rodenberg mit erkünſteltem Erſtaunen. „Und im Nebenhauſe, ſagſt Du?“

„Iſt ſie hübſch?“

„Paſſirt!“

„Jung?“

„Das kann ich nicht ſo genau ſagen; aber,“ fuhr der Graf mit einem trüben Lächeln fort, ehe der Wagen raſſelnd in das enge Thor hinein fuhr, „ſie könnte Ihnen gefährlich werden, denn ſie hat blonde Haare.“

„Ja, Heuchler, im Nebenhauſe. Und weißt Du, wer die junge, ſchöne Dame an ihren Wagen brachte und den Schlag hinter ihr ſchloß?“

„Davon habe ich keine Idee.“

„Nun, ſo will ich Dir's ſagen — derſelbe alte, würdige Herr, der uns neulich Abends empfing.“

„Das iſt erſtaunlich, und im Nebenhauſe, ſagſt Du?“

„Ja, im Nebenhauſe,“ fuhr Walter in trockenem Tone fort, „im Nebenhauſe, das allerdings eine eigene Treppe hat, aber doch mit dem, das wir bewohnen, zuſammenhängt.“

„Glaubſt Du wirklich?“ fragte Rodenberg lachend, und ſetzte gleich darauf mit leiſer Stimme hinzu: „Du glaubſt es alſo in der That — vermutheſt ein Geheimniß dahinter?“

„Etwas der Art!“ brummte der Andere.

„Es iſt auch ein Geheimniß, vor der Hand aber nicht mein Geheimniß allein, ſonſt hätte ich es Dir gewiß ſchon mitgetheilt — Du wirſt es auch erfahren, aber ſchweige vor den Anderen!“

Walter betrachtete ſeinen Freund kopfſchüttelnd eine kleine Weile, dann ſagte er in ſehr nachdenklichem Tone: „Sei es, wie es ſei, Rodenberg, Du biſt ein verfluchter Kerl; doch wünſche ich Dir alles Glück zu Deinem Abenteuer!“

„Wenn ich Deinen Wunſch annehme, ſo glaube Du dagegen meiner Verſicherung, daß es ſich hier nicht um ein Abenteuer in Deinem Sinne handelt!“

Rodenberg hatte die letzteren Worte, ohne zu wollen, lauter geſprochen, ſo daß van der Maaßen aufblickte und die Frage ſtellte: „Was für ein Abenteuer — quoi pour un aventure?“

„Er hat zufällig auf der Straße eine Bekannte wiedergeſehen,“ gab Walter in gleichgültigem Tone zur Antwort.

„Apropos, um von Bekannten zu reden,“ warf Rüding nach einer kleinen Pauſe ein, „ſo habe auch ich einen geſehen — unſern Freund Nebelmüller.“

„Du allein — haſt ihn doch nicht beſucht?“

„Nein, nein, das wäre gegen die Abrede geweſen, da wir ja heute gemeinſchaftlich hingehen wollen; aber als ich durch jenen unangenehmen Orgelkerl von Euch weg kam ....“

„Als Du vor ihm flohſt oder flohteſt!“ kicherte van der Maaßen.

„Meinetwegen, wie Ihr wollt; das Gedudel wurde mir nachgerade zu arg und ich war froh, in eine ſtille, lange und ziemlich dunkle Straße zu gelangen. Unter den ernſten Häuſern, die mich, den einſam Wandelnden, faſt traurig anblickten, war eines, das förmlich trübſelig ausſah. Das Schild über der finſtern Hausthür zeigte eine Papierhandlung und Lithographie an, und dieſe Handlung im Parterreſtock war in einem großen, gewölbten Raume, dem ein einziges ſchmales Fenſter Licht und Luft gab — ein trauriger, melancholiſcher Aufenthalt; denn obgleich draußen noch die Sonne über Berg und Thal ſchien, ſo hatte man hier doch ſchon Licht angezündet. Es war eine rauchige Lampe, die auf dem Ladentiſche ſtand und bei deren Schein ich unſern armen Waſſermüller ſah, ein wahrhaft erbarmungswürdiger Anblick. Er trug einen alten, traurigen Rock mit Schreibärmeln bis an die Ellenbogen hinauf; ſein Geſicht ſah blaß und abgehärmt aus und ſein Haar war ſo kurz geſchoren, daß es große Aehnlichkeit hatte mit den Borſten eines Igels.“

„Du wirſt Dich geirrt haben — warum ſollte es ihm ſo ſchlecht gehen?“ ſagte der gutmüthige van der Maaßen.

„Ich ſollte unſern Kohlenmüller nicht wieder erkannt haben? Geh' mir doch, ich konnte ihn ja mit Muße auf zwei Schritte Abſtand betrachten beim Scheine einer Lampe, während ich draußen auf der Gaſſe ſtand; er blickte in die trübe Flamme mit großen Augen und ſah dabei ſo wehmüthig aus, wozu er ſeine Lippen bewegte, als ſänge er ein für ſeine Verhältniſſe paſſendes Lied, zum Beiſpiel: ‚Im Grabe iſt Ruh‘, oder eines dergleichen. Es war das gegenüber der lauten Carnevalsfreude ein Contraſt, der mir tief ins Herz ſchnitt!“

„Armer Kerl!“ brummte Walter. „Ja, ſeine Schwiegermutter ſoll in ihrer knöchernen Hand ein furchtbares Scepter führen.“

„Und die kleine Kröte, die er geheirathet hat, iſt ein bösartiges, hartherziges Ding,“ ſagte van der Maaßen — „dafür habe ich meine Proben!“

„Du hätteſt ſie heirathen ſollen,“ meinte Rübing, „Du, ein Kerl wie ein Rieſe!“

„Bis auf ſeine Stimme und ſein weiches Herz,“ knurrte Walter — „Du wäreſt noch ein beſſeres Freſſen für die alte Hauptmännin geweſen! Aber beſuchen müſſen wir den Bergmüller und recht heiter thun und ihn auffordern, mit uns zu gehen und ſich einen luſtigen Tag zu machen!“

„Nicht nur auffordern,“ ſagte Knorr düſter, „ſondern wir müſſen ihn mit uns nehmen und dieſe arme Seele für ein paar Stunden wenigſtens aus ihrem irdiſchen Fegefeuer ‚erlöſen!“

„Ja, das wollen wir, das wollen wir!“ lachten Alle,

und Walter meinte: „Wenn ihn die Schwiegermutter oder Frau nicht gutwillig ohne Weiteres hergibt, ſo ſoll einer von uns ſo lange bei den beiden Weibern im Verſatz bleiben, bis der Nebelmüller zurückgeliefert iſt, und zu dieſem Fauſtpfande ſchlage ich Rüding vor — er weiß mit Damen umzugehen.“

Dieſe letztere Verabredung verſetzte Alle in große Heiterkeit, und da es unterdeſſen zehn Uhr geworden war, ſo legten die Künſtler ihre Arbeiten weg, um ſich im beſten Humor auf die Straße zu begeben.

Der Himmel ſtrahlte nicht nur heiter, ſondern ſogar mild auf die Stadt herab, und wenn nicht noch hier und da an den Häuſern und in den Höfen Schnee gelegen hätte, ſo würde man geglaubt haben, nicht weit von Frühlingsanfang zu ſein. Dazu war die Phyſiognomie der Straßen eine heitere, lebendige und bewegte, ohne daß man hätte genau angeben können, woher dieſe Heiterkeit und Beweglichkeit eigentlich entſtanden ſei; es mochte wohl heute an der Weiber-Faſtnacht in der Luft liegen, es zog wie ein Hauch der Freude durch die engſten Gaſſen. Wo man Jemandem begegnete, und man begegnete heute vielen Leuten, da wurde man ſo freundlich gegrüßt, daß man nicht anders konnte, als einen ſolchen Gruß mit gleicher Heiterkeit zu erwiedern. Hier und da ſah man Trupps von kleinen Buben und Mädchen, die erſteren häufig mit Schellenkappen früherer Jahre, lachend und ſingend:

„Faſtelovend kütt eran.“

Andere zogen von Haus zu Haus, einen jener bereits früher erwähnten Rummelspött voran, deſſen dumpfes Gebrumme

auf höchſt originelle Art ein anderes Carnevalslied begleitete, das die kleinen Mädchen aus vollem Halſe ſangen:

„Aennche, Zuſännche,
Wat häß do en dingem Kännche?
Ruhde Wing off wieße Wing,
Morge falls do Bruck ſinn.“

Aeltere, geſetzte Herren, würdige Beamte nnd ehrbare Kaufleute ſchritten eilfertig ihres Weges, um vielleicht noch ein wichtiges Geſchäft zu beendigen, ehe man ſich erlauben durfte, im bekannten Weinhauſe einen Special zu ſich zu nehmen und dort das Nähere zu erfahren über die Erſtürmung des nördlichen Theiles der Stadt, die auf heute angeſagt war, und zu welch' großem Ereigniſſe die Regentſchaft ſelbſt die allgemeine Theilnahme in Luſt und Freude aufgefordert hatte.

Häufig wechſelten heute Morgen nähere Bekannte, die ſich begegneten, den Ruf: „Do geiht gett, do ſteiht gett!“ oder Einer, der haſtig dahineilte, konnte bei ein paar guten Freunden nicht vorüberkommen, ohne durch das bekannte: „Geck, lohs Geck elans!“ ſeine Anweſenheit kund gethan zu haben.

Dazu waren alle Orgelmänner ſchon in der Frühe auf den Beinen und ſpielten ihre luſtigen Weiſen, die aber häufig, gerade weil ſie ſo trübſelig aus dem Kaſten hervorquiekten, melancholiſch hätten wirken müſſen, wenn heute nicht Alles mit Luſt und Freude aufgenommen worden wäre; ſo Bänkelſänger aller Arten, echte und falſche; denn es kam ſehr häufig vor, daß Maskirte mit einer furchtbaren, erdichteten Mordgeſchichte, die aber gewöhnlich eine verdeckte Anſpielung hatte, durch die Straßen zogen und ſich damit vor den Häu-

ſern der betreffenden Bekannten aufſtellten. Guitarreſpielerinnen und Harfeniſtinnen zogen jetzt ſchon von einem Wirthshauſe zum anderen und wurden an dieſem heiteren Tage für ihre Bemühungen meiſtens beſonders glänzend belohnt.

Unſere Freunde waren von der Rheingaſſe auf den Thurnmarkt eingebogen und brauchten, um auf den Heumarkt und den Altenmarkt zu gelangen, nur der Richtung der Dahinwandelnden zu folgen; es war, als hätten ſich Hunderte, ja, Tauſende auf dem großen Gemüſemarkte Kölns um dieſe Stunde ein Stelldichein gegeben. Hier herrſchte aber auch ein ſo tolles und originelles Treiben, wie man es ſich in ſeiner froheſten Laune nur wünſchen kann; da ſaßen und ſtanden die Gemüſeweiber ſo wie die Bauern mit allen nur möglichen Lebensmitteln in langen Reihen und trieben mit einander und mit ihren Käufern und Käuferinnen die tollſte Kurzweil; hier gab es jetzt ſchon Verkleidete genug, und zwar auf beiden Seiten, die ſich, vortrefflich coſtumirt, unter das Marktgewühl gemiſcht hatten. Dort unter dem Rathhauſe ſaß eine Apfelfrau, die man an gewöhnlichen Tagen hier nicht bemerkte; ſie war von rieſigem Körperumfange und unter ihren weiten Haubenſtrichen ſchaute ein rothes, aufgedunſenes, pfiffig lächelndes Geſicht hervor. Ihr Kram beſtand aus Aepfeln und Nüſſen in ausgeſucht ſchlechter und wurmſtichiger Waare, wodurch es denn jeden Augenblick mit den Käufern, die ſich zu ihr drängten, und denen ſie für die miſerable Waare die höchſten Preiſe abverlangt hatte, zu ergötzlichen Reibereien kam, bei denen man eine wahre Flut der originellſten kölner Schimpfworte vernehmen konnte, die mit einer entſetzlichen Geläufigkeit aus ihrem Munde ſprudelten.

Auch ſah man hier und da Käuferinnen erſcheinen, Madamen in etwas altmodiſchem Anzuge, kurzer Taille und langen, ſchlappigen Röcken mit Ridicules und Hüten à la Pompadour, mit etwas verdächtigem, trippelndem Gange und auffallend ſchüchtern niedergeſchlagenen Augen, zarte Weſen, die zuſammenzuckten, wenn ſie von einer der Gemüſehändlerinnen etwas laut angerufen wurden, und die, bei einem Fiſchſtande vorübereilend, vielleicht ihr Taſchentuch vor das abgewandte Geſicht hielten.

Wehe ihnen! Ohne Berückſichtigung ihres Geſchlechtes oder Standes ergoß ſich eine wahre Sündflut von den unerhörteſten Reden über die arme Käuferin, deren zarte Naſe von dem ſcharfen Fiſchgeruch verletzt worden war. Ihre Kniee wanken, ſie ſcheint in Ohnmacht fallen zu wollen unter dem Hagel von faſtigen und boshaften Bemerkungen, welche an ihr empfindſames Ohr ſchlagen — Bemerkungen, die ſich bei ſolcher Wirkung noch immer mehr ſteigern. Endlich aber erſcheint die Kraft der Angegriffenen erſchöpft, ſie rafft ſich auf, ſie ſcheint fliehen zu wollen — doch nein — auf einmal wendet ſie ſich entſchloſſen gegen die Marktweiber, reißt im Gefühle tief gekränkter Unſchuld ihren Hut à la Pompadour vom Kopfe und gibt ihnen nun Schimpfworte und Bemerkungen Wort um Wort mit einer Ausdauer und einer Zungenfertigkeit zurück, daß in dem Reiche der Angreifenden einen Augenblick ſtummes Erſtaunen herrſcht, ehe ſich dieſes in unauslöſchliches Gelächter und wilde Freude auflöst, da die Gemüſeweiber in der Madame eine ihres Gleichen erkannt haben.

„Mötzen beſtoht!“ jubeln ſie aus vollem Halſe, und dem

Hute à la Pompadour nachzuahmen, reißen auch ſie ſich unter einander ihre Mützen und Hauben vom Kopfe, brechen in ein wildes Gelächter aus und führen alsdann unter barbariſchem Geſange mit verſchlungenen Händen um ihre Obſtkörbe herum einen mänadenartigen Tanz auf.

„Oh, Mohder, de Finke ſinn dub,
Sei freſſe kei Grümmelchen Brud!
Hätt' ehr dä Finke zo freſſe gegevve,
Dann wören de Finken am Levve geblevve."

Wer zum erſten Male in dieſes vielbewegte Leben tritt, der fürchtet ſich davor, wie vor einem trügeriſchen Wirbel im Strome, und ſein erſter Gedanke iſt, ſich zurückzuziehen oder ſtill vorüberzuſchleichen; doch koſtet es nur einige Ueberwindung, um auch dieſem luſtigen Volksleben die richtige Anſicht abzugewinnen und es ungemein ergötzlich und intereſſant zu finden. Man darf hier nicht als kalter Beſchauer von fern ſtehen bleiben, man muß ſich hineinſtürzen in den wilden Strudel und muß dabei irgend eine Veranlaſſung nicht ſcheuen, die uns zwingt, moraliſch, ja, beinahe oft phyſiſch Gaſſe zu laufen durch die Reihen dieſer am heutigen Tage ſo aufgeregten Weiber. Man vernimmt hier in Schimpfreden die kühnſten Combinationen, die luſtigſten Zuſammenſtellungen, Worte, die unglaublich klingen, die uns anfänglich ohne Sinn erſcheinen, doch eine tiefere Bedeutung haben, und dabei weht durch den kölner Humor eine ſo Alles mildernde Gutmüthigkeit, ein ſo heiteres Weſen, daß eine anzügliche Redensart kaum verletzt, ſondern zu verſtärktem Lachen auffordert.

Knorr hatte ſich auf dem Altenmarkte unvorſichtiger Weiſe der oben erwähnten ſtämmigen Aepfelverkäuferin ge-

nähert und ihre ungeheuren Körperformen mit Erſtaunen betrachtet. Allerdings ſah er neben derſelben mit ſeiner hagern Geſtalt auffallend dürftig aus, weßhalb ein Bauer, der mit ſeiner Peitſche klatſchend gemüthlich vorüberzog, in lachendem Tone ſagte: „Dat wör 'ne Mann för Dich, Marizzembell!“ worauf das Mannweib mit einer Stentorſtimme erwiederte: „Wat ſall ich met dem Kähl anfange — ſu e Knochegerämpſch, eſu 'ne Zehroth vum Elend!“

Der ſanfte Eduard glaubte es außerordentlich klug anzufangen, als er in der Abſicht, ſich mit dem Volksgeiſte vertraut zu machen, durch die Reihen ſchlendernd bei einer anderen Obſthändlerin ſtehen blieb und, ſeine Börſe hervorziehend, nach dem Preiſe eines ſchönen Apfels fragte.

Die Frau wechſelte, mit den Augen blinzelnd, einen Blick des Einverſtändniſſes mit ihrer Nachbarin und ſagte: „Dat ſinn Aeppel, de kei Geld koſte; nemmt eckerſch einen dervun, jungen Hähr!“

Rüding, der erfreut war, daß ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit ihren Eindruck ſelbſt auf dieſe derben Gemüther nicht verfehlte, ſuchte ſich einen Apfel aus, dankte auf's Freundlichſte und wollte ſich damit entfernen; doch hatte ihn die Obſtfrau, welche augenſcheinlich etwas angeſäuſelt war, augenblicklich am Arme gefaßt und ſagte: „Geld koß dä Appel nit, evver 'nen Buß weht hä doch wahl wäht ſinn? Gelt Frau Dreves?“ wandte ſie ſich an ihre Nachbarin.

„Geweß, Tring,“ meinte dieſe, „och wahl zwei Büßger — reck mer en och ens erüvver!“

Rüding hatte auf dieſe Zumuthung hin den Apfel wieder fallen laſſen und wies die Forderung mit Entrüſtung zurück; doch konnte er kaum zu Worte kommen bei der Flut von

komiſch-ſchmeichelnden Reden, mit der ihn die beiden Weiber überſchütteten, wobei ſie ſein feines Geſicht lobten, ſein langes Haar und vor Allem ſeine zarte, mädchenhafte Geſtalt. Auch wandte er ſich vergebens, aus dem eiſernen Griffe der ſtämmigen Frau loszukommen, ſo daß Walter, der unter einem erſchütternden Lachen nicht weit davon ſtand, ſchon den Augenblick herankommen ſah, wo der ſanfte Eduard als ein verkleidetes Mädchen von den beiden Weibern abgeküßt werden würde.

Da, in dieſem entſcheidenden Augenblicke, vernahm man von der anderen Seite des Marktes her lautes Gejohle, luſtiges Geſchrei und die Klänge einer ſeltſamen, einfachen Muſik; auch einzelne laute Rufe dazwiſchen: „Der Bellegeck!“

„Der Bellegeck!“ wiederholten die Marktweiber, und da in dieſem Momente Rüding eine letzte verzweifelte Anſtrengung machte, um loszukommen, ſo gelang es ihm, ein zweiter Joſeph, der entſetzlichen Umarmung der Marktweiber zu entfliehen. — „Der Bellegeck! Der Bellegeck!“

Und der Bellegeck kam daher in gelb und rothem Coſtume, der Pritſchmeiſter des mittelalterlichen Mummenſchanzes, der an der Weiber-Faſtnacht von Haus zu Haus zog, ſeine Reime ſprach und ſeine Scherflein an milden Spenden einſammelte, die ihm in den Apfel geſteckt wurden, welchen er an der Linken trug, während ſeine Rechte die Pritſche handhabte. Ihm voraus zogen einige vermummte Geſtalten mit zwei Violinen und einer Baßgeige, und ſein Gefolge bildeten ein paar Hundert Buben und Mädchen, die ſeine Sprüche lärmend nachſangen und die auch wohl eine bekannte Carnevalsweiſe im Tacte jubelten und dadurch den Bellegeck zu den tollſten Sprüngen und Tänzen veranlaßten.

Neunundfünfzigſtes Kapitel.

Anna.

Das Geſchäft, welches den Doktor Stechmaier in die Reſidenz geführt, — wir glauben verrathen zu dürfen, daß es die Geſchichte eben dieſer Reſidenz ſelbſt war, welche ein unternehmender Buchhändler in Worten und Bildern herauszugeben beabſichtigte —, war vollkommen zu Gunſten des Doktors abgemacht worden, doch bedingte daſſelbe ſeinen längeren Aufenthalt in hieſiger Stadt.

Der Doktor, nachdem er während der Verhandlungen und während dem Abſchließen des Contraktes im engliſchen Hofe gewohnt, fand es jetzt für paſſender, ſich nach einer Privatwohnung umzuſehen und zog deßhalb die öffentlichen Tagesblätter zu Rathe, welche mit jeder Nummer eine große Menge zu vermiethender Zimmer unter den allerbeſten Bedingungen für die reſpektiven Miether ankündigten. Da gab es denn allerlei, von acht Zimmern in der Belletage mit allen Erforderniſſen bis herab oder vielmehr hinauf zu gemeinſchaftlichen Schlafſtellen. Der

„Oh, do ſitz en Fleeg an der Wand,
Fleeg an der Wand, Fleeg an der Wand!
Oh, do ſitz en Fleeg an der Wand,
Fleeg an der Wand!“

Ein wilder Tanz und ein lautes Halloh, das ſich hier auf dem Altenmarkte immer mehr ſteigerte, je emſiger die Muſikanten auf ihren Inſtrumenten kratzten, je toller der Bellegeck umherſprang und je lauter die Jugend ſchrie und lärmte; anſteckend im höchſten Grade war dieſe bacchantiſche Luſt. Das dicke Apfelweib, von der wir vorhin ſprachen, ſprang mit einer Energie in die Höhe, welche man ihrer fetten Körperform nicht zugetraut hätte, und tanzte ein unvergleichliches Pas de deux mit der oben erwähnten Madame, was bei der Ungleichheit dieſer beiden Figuren einen höchſt komiſchen Eindruck machte, auch von allen Seiten durch ſchallendes Gelächter belohnt wurde und einen Theil der übrigen Weiber anſpornte, mit verſchlungenen Händen einen Rundtanz um ihre Körbe zu machen.

Der Altenmarkt glich in dieſem Augenblicke einem wildbewegten farbigen Meere, und in der Nähe des Bechergäßchens bei den tanzenden Weibern bildete daſſelbe eine ſo ſtarke Brandung, daß es unſere Freunde in den ſchmalen Durchgang hineinwarf, der kaum den Namen einer Straße verdient.

Walter ging voraus, und ſo oft er ſich nach Rüding, welcher ihm ängſtlich auf dem Fuße folgte, umſchaute, konnte er ſich eines grunzenden Lachens nicht erwehren. Van der Maaßen ging neben Knorr, ihn über die Eigenthümlichkeiten des kölner Carnevals belehrend; denn der ernſte Bildhauer war im Begriffe geweſen, etwas empfindlich zu werden über

die Aufmerkſamkeit der dicken Apfelfrau ſo wie über häufige Anſpielungen auf ſeine allerdings etwas große Naſe.

„Wenn das in der Art fortgeht und man nicht mehr ſicher iſt, mit unzerbrochenen Gliedmaßen durchzukommen,“ murrte er, „ſo weiß ich ſchon einen ſtillen Ort, wo ich's abwarten kann, bis dieſe verrückten Tage vorüber ſind!“

Rodenberg deckte der kleinen Karawane den Rücken und rief, rückwärts ſchauend: „Das iſt da auf dem Markte ein wahrer Hexen-Sabbath; doch werden wir's heute in keiner der etwas lebhafteren Straßen viel ſtiller und ruhiger finden! An der Weiber-Faſtnacht macht ſich Jeder auf eigene Fauſt und ſo toll wie möglich ein Plaiſirchen — macht nur, daß wir aus der engen Gaſſe herauskommen, mir ſcheint, der Bellegeck hat die verwegene Abſicht, ſich hier durchzuquetſchen — vorwärts, Walter!“

Dies war übrigens leichter geſagt als gethan, und der alte Maler, deſſen Aufmerkſamkeit durch einen tüchtigen Schlag mit einer Schweinsblaſe auf ſeinen Hut erregt worden war, drückte ſich an die eine Häuſerreihe, um eine eigenthümliche Geſellſchaft vorüber zu laſſen, die, ihrer Acht bis Zehn, zu Zwei und Zwei Arm in Arm daherkam und ſo faſt die ganze Breite des Bechergäßchens einnahm. Sie trugen weiße, nicht geradezu reinliche Hemden und auf den Köpfen nach Art der Bauernweiber rothe Baumwolltücher, unter denen die geſchwärzten Geſichter eigenthümlich genug hervorſchauten. Der Erſte im Zuge hatte einen koloſſalen Rummelspott, deſſen einförmiger, brummender Ton von den Anderen dadurch begleitet wurde, daß ſie Schweinsblaſen, in denen ſich raſſelnde Erbſen befanden, ziemlich taktmäßig auf

den Rücken und die Köpfe der ihnen Begegnenden niederfallen ließen.

„Geck, lohe Geck elans!“

Walter athmete ordentlich frei auf, als er die gefährliche, enge Bechergaſſe hinter ſich hatte und ſich bald darauf mit den Freunden auf dem Domhofe befand.

Es war ein gewaltiger Contraſt, von der brauſenden, wildbewegten, ſchmutzigen, buntgefärbten Menſchenmenge hinweg hier frei den Blick erheben zu können, wo ſich ſo gewaltig und doch ſo harmoniſch in der klaren, blauen Luft das erhabene Bild des Kölner Domes abzeichnete, — dieſe prächtigen, überwältigenden, harmoniſchen Thürme und Thürmchen, dieſe aus Strebepfeilern und Blumenknospen zuſammengefügte Maſſe, dieſer Schlußſtein der reichen deutſchen Baukunſt, der letzte und doch wieder der erſte in der Reihe großartiger Dome, welche den grünen Rheinſtrom ſo anmuthig verzieren, ſo reich illuſtriren, — dieſer tröſtliche Beweis, was mit vereinten Kräften zu bewirken iſt — denn überall zeigen ſich hier ſchon die Kräfte der deutſchen Völker, welche, wohl Größeres vor Augen habend, ſich den alten Dom als Probirſtein ihrer Macht gewählt und die hier zuſammentrugen Stein um Stein, die neuen, hellen Quadern und Spitzen zu den alten, grauen fügten, daß es erſcheint wie neue, friſche Triebe und Blüten, welche, um das große Werk zu krönen, die beiden rieſenhaften Thürme als große, reiche Blütenkolben emportreiben werden.

Der Bildhauer, welcher jeden Tag ein paar Stunden im Dome zubrachte, machte auch jetzt den Vorſchlag, hier einzutreten, und die Freunde wären ihm gern gefolgt, wenn es die Zeit erlaubt hätte.

„Laßt uns ſpäter hingehen," ſagte Walter, „nachdem der Zweck unſeres heutigen Spazirganges erfüllt iſt und wir durch den Einzug der Feinde den Anfang des Carnevals geſehen, und — um uns, gleich den Kindern, das Beſte bis zuletzt aufzuheben; ich werde mich alsdann zum großen Vergnügen in einen ſtillen Winkel der gewaltigen Kirche niederſetzen, um mir Herz und Sinn zu ſtärken beim Anblicke dieſes großen Künſtlerwerkes."

„Vorwärts alſo — es ſtrömt ſo gewaltig die Trankgaſſe hinauf, daß wir ſelbſt auf dem breiten Eigelſtein keinen ordentlichen Platz finden!"

Und ſo war es auch. Von allen Seiten wogte die Bevölkerung Kölns maſſenhaft hier zuſammen, um mit anzuſehen, wie der grimmige Feind, welcher der Freude den Untergang geſchworen, die Stadt am hellen Tage überfallen werde; die Regentſchaft, ihres ſtarken Rückhalts wohl bewußt und dem richtigen Grundſatze huldigend, das getreue Volk durch heitere Schauſpiele zu erfreuen und ſo ſeine Aufmerkſamkeit von den inneren Angelegenheiten abzulenken, hatte in ſeiner Weisheit die Bürgerſchaft nicht nur zum Einzuge des feindlichen Hauptquartiers einladen laſſen, ſondern auch den Wunſch ausgeſprochen, die Feinde mit großer Freude und Heiterkeit zu empfangen.

Davon machten denn nun auch die kleinen „Lotterboven" Kölns den weitausgedehnteſten Gebrauch, und ſchon von fern vernahm man wildes Gejohle und lautes Hurrahrufen; letzteres wurde durch die geringfügigſte Urſache veranlaßt, durch einen herrenloſen Hund, der im Gewühle hin und her jagte, durch ein luſtiges Witzwort, das herüber oder hinüber flog, durch den geſchickten Wurf eines Apfels, beſonders aber durch

das irgendwie auffallende Geſicht eines Fremden oder das Erſcheinen einer ſehr gering ausſehenden Maske, die ſich aber ernſt und würdevoll durch die Menge bewegte oder die auch im Gegentheil, mit Händen und Füßen um ſich ſchlenkernd, wie ein Irrwiſch daherkam, um raſch in der zuſammengedrängten Menſchenmaſſe wieder zu verſchwinden.

Das ärgſte Gedränge befand ſich vor einem Wirthshauſe, die Bierſchanze genannt, wo ſich die aufgebotene ſchwere Cavallerie Kölns zur Retirade ſtärkte, im Falle nämlich das furchtbare Funkenheer, aus einem Unterofficier und acht Mann beſtehend, das dem Feinde kühn entgegen gegangen war, zurückgeſchlagen würde. Begreiflicher Weiſe war die Aufmerkſamkeit zahlloſer Zuſchauer zwiſchen dem Anblicke dieſer muthvollen Reiter und dem Eigelſteiner-Thore, von wo der Feind eindringen ſollte, getheilt.

„Hurrah, die Stadtreiter!“

Hier, vor der Bierſchanze, hatte namentlich eine unabſehbare Menge Buben, mit loſen Mäulern und zu allen tollen Streichen aufgelegt, Poſto gefaßt, indem ſie ſo viel als möglich die Straße ſelbſt anfüllten, ſich wenigſtens überall hineinſchoben, wo es eine Lücke zwiſchen den Erwachſenen gab, und dann, indem ſie Eckſteine, alle Treppen und Treppengeländer und nicht nur Alles, was ihnen an den Häuſern einen einiger Maßen greifbaren Stützpunkt darbot, beſetzten, ſondern auch alle Zufälligkeiten, die ſich hier vorfanden, mit der Geſchicklichkeit einer Heerde Affen benutzten, um erhöhte Standpunkte zu gewinnen, ſo Kiſten und Fäſſer vor einem Hauſe, einen hoch aufgepackten Frachtwagen, ja, die benachbarte Pumpe, wo einige auf dem Gehäuſe ſaßen, andere ſogar rittlings auf der Schwinge Platz genommen hatten.

Die Stadtmiliz war aufs Wunderbarſte coſtumirt und ſchon eines Zudranges von Neugierigen werth: hohe Reiterſtiefel ſchloſſen ſich an gelbe Lederhoſen, das Collet war bräunlich mit gelben Verzierungen und vorn durch einen eiſernen Bruſtharniſch gedeckt. Die Köpfe dieſer edlen Vaterlandsvertheidiger ragten mit martialiſchen Schnurr- und Knebelbärten in röthlichſter Färbung aus großen, weißen Halskrauſen hervor, wodurch allerdings der Treue des Coſtumes etwas Gewalt angethan wurde, was aber dem Ganzen einen feierlichen Anſtrich gab. Die Kopfbedeckung beſtand aus einem niedergekrämpten, breiträndrigen Hute mit ſtarr emporſtehenden weißen und rothen Federn. Bewaffnet war dieſes Reitercorps mit ſchwarzen Pallaſchen von nicht ſo altem Datum, als die Spieße in den Händen von einigen unter ihnen waren, die in Ermangelung von Pferden Dienſte als Lanzknechte thaten.

Die Regentſchaft hatte dieſes Reitercorps hieher geſtellt, um ſich wenigſtens den Anſchein zu geben, als wolle man im Verein mit dem tapfern Funkenheere mindeſtens verſuchen, dem Feinde den Eintritt ſtreitig zu machen.

Jetzt trat der Befehlshaber der Reiter, ein wohlgenährter Bierbrauer, vor die Thür, um nach einigen ſeiner Leute auszuſchauen, die er auf Kundſchaft ausgeſandt. Sein Erſcheinen vor der Bierſchanze, den Maßkrug in der Hand, entfeſſelte aufs Neue die Zunge der Bubenſchaar zu guten und ſchlechten Bemerkungen, und hierzu gab der Ruf einer dünnen Knabenſtimme: „Wat hät dä Kähl en Nas!“ das erfolgreichſte Signal.

„Wenn ich bei den Funken wär',“ ſchrie Einer, „ſo

hätte ich zu den Stadtreitern geſagt: ‚Hahnemann, geh' Du voran!'"

„Hurrah, Hahnemann!" ſchrie ihm ein ganzer Haufe nach, und nachdem noch aus hundert weiteren Kehlen der Ruf: ‚Hahnemann!' ertönt war, vereinigte ſich die ganze Schaar zu dem bekannten Liede:

„Hahnemann, geh' Du voran,
Du haſt die großen Waſſerſtiefel an,
Damit er Dich nicht beißen kann."

Ob nun der Wachtmeiſter dieſes Lied als eine Schmeicheleі aufnahm, wiſſen wir nicht genau; doch that er ſo, indem er ſeinen Bierkrug erhob und dann denſelben, nach einem freundlichen Nicken gegen die Buben, austrank.

Ach, es iſt ſo leicht für die Ausgezeichneten dieſer Erde, ſich die Gunſt des Volkes zu erringen! So auch hier. Denn dem müßigen Reiterhaufen, deſſen hartnäckiges Verweilen bei der Bierſchanze, obgleich das Vaterland in Gefahr war, ihm ſchon manches harte Wort und manchen gellenden Pfiff eingetragen, wurden jetzt ein paar kräftige Hurrahs gebracht.

„Die Funken, die vorausmarſchirt ſind," rief eine Stimme, „werden draußen auch kein Unglück anrichten!"

„Gewiß nicht," ſchrie eine andere, „denn ſie haben ſich heute wieder, wie Anno Dazumal, mit dem Feinde veraccordirt, daß Keiner mit Kugeln ſchießen darf, denn das gäbe ein arges Unglück!"

„He, Herr General," rief Einer von dem Frachtwagen herab dem Reiter-Commandanten zu, „ich gläuv, ich ſinn gett!"

„Wat ſühs do, Kobes?" ſchrieen Hunderte von Stimmen.

Der Fragende erhob ſich auf dem Verdecke des Frachtwagens, ſtreckte ſich ſo lang wie möglich und bemühte ſich, ein ſehr aufmerkſames Geſicht zu machen, während er die Augen mit der Hand überſchattete.

„Kummen ſe? Sühs do ſe?“

„Ritereeren de Funke?“

„Wat ſühs Do, Kobes?“

„Ich ſinn nix!“ rief endlich der von allen Seiten Befragte und wurde darauf für dieſen ſchlechten Witz durch ein außerordentliches Gelächter belohnt.

Jetzt aber ſchien ſich doch etwas zu begeben, denn der Wachtmeiſter wiſchte ſich mit der umgekehrten Hand den Bierſchaum aus dem Schnauzbarte, zog ſeine Stulphandſchuhe an und bemühte ſich eine Zeit lang vergeblich, mit Beihülfe des Hausknechtes ſeinen ſchweren Gaul zu beſteigen; denn das Thier drehte ſich, wenn auch langſam, doch hartnäckig im Kreiſe herum und konnte endlich nur dadurch zum Stehen gebracht werden, daß ſich ein halbes Dutzend der muthvollſten Jungen an ſeinen Schweif hingen und es ſo feſthielten.

Auch die Reiter kamen jetzt aus der Bierſchanze hervor, um ebenfalls, nicht ohne verſchiedene Hinderniſſe, in ihre Sättel zu klettern, worauf ſie ſich Alle ſo gut als möglich rangirten und dann dem erhaltenen Befehle gemäß ihre Pallaſche zogen.

„Se kumme, ſe kumme!“

„Wer kütt? De Funken?“

„Nä, nä, zwei von dä Reuter! Hurrah, et geiht loß!“

Nun erſchien wirklich die zum Recognosciren ausgeſandte Mannſchaft, auf dem Straßenpflaſter daherſprengend, in

einem wüthenden Hundetrabe. Einer von ihnen ritt ſo nahe, als es ihm möglich war, an den Commandanten der Cavallerie-Abtheilung heran, legte ſeine Hand vorſchriftsmäßig an den Hut und meldete, es ſei am Nippes eine entſetzliche Schlacht geſchlagen worden, wobei der Feind leider Sieger geblieben. Wie viel derſelbe an Todten auf der Wahlſtatt gelaſſen, konnte natürlicher Weiſe nicht ermittelt werden; was dagegen unſeren Verluſt anbelangt, ſo haben wir den in ſolchen Fällen einzigen Todten zu beklagen. Die Funken werden ſogleich hier ſein und hoffen, ſich, von uns gedeckt, noch eine kurze Weile in der Vierſchanze aufhalten zu können."

So iſt denn Alles verloren bis auf die Ehre! hätte man glauben können, den Reiter-Anführer ſagen zu hören; doch ging dieſer Seufzer ſeines ſchwergeprüften, tapfern Herzens in dem allgemeinen Halloh rings umher verloren.

„De Funken, de Funken! Hurrah, de Funken!"

Ja, ſie war es, die kleine, wenn auch geſchlagene, doch immer noch muthvolle Schaar — in geſchloſſenen Reihen, feſt auftretend, zogen ſie daher, die kühnen Vertheidiger Kölns, ſchrecklich anzuſchauen —

„wie blut'ger Nordlichtſchein",

wie es in dem berühmten Liede heißt. Ja, blutig und furchtbar, denn ihre Röcke waren von tiefrother Farbe, glücklicher Weiſe gemildert durch harmloſe weiße Hoſen und Gamaſchen von gleicher Farbe, während dagegen auf ihrem Kopfe ſtolz und keck die Mütze ſaß, umkleidet mit dem zottigen Felle des Bären. In ihren ſieggewohnten Händen trugen ſie die derbe Muskete; am weißen Bandelier über der ehrbedürftigen Bruſt hing des Käſemeſſers mordblinkender

Stahl und hinten auf der Patrontaſche erblickte man bei Einigen den langen Strickſtrumpf heraushangen, dieſes ſogar dem blutdürſtigen Militär werthe und heilige Sinnbild des Friedens.

„Hurrah! De Funken, de Funken!“

Langſam und bedächtig, wie es ſelbſt eine geſchlagene tapfere Armee nicht zu verſäumen pflegt, kamen die Funken daher, gefolgt von ihrer Marketenderin, die auf einem Eſel ſaß, ein paar vielverſprechende Fäßchen überwachend, und von ihrer Wachtſtube und ihrem Arreſtlocale, das auf einem vierſpännigen Wagen nachgeführt wurde und ohne welches die Funken nie in den Krieg zogen. An der Bierſchanze hielten ſie einen Augenblick an, um denen vom Reitercorps die Hand zu drücken und alsdann zur weiteren Retirade ſich durch einen Trunk ſchäumenden Gerſtenſaftes zu ſtärken.

„Süch ens, Kobes, ſe levven all noch, Keiner es dud!“

„De Dude ſinn am Neppes geblevve un drinke 'nen Bettere!“

„De Lebendige hann och Dohſch — ſüch ens, we ſe ein Mohß no der anderen uhsſuffe!“

„Dat es Rohdohſch ep dat ville Bloodbrinke — hurrah, de Funken!“

„He, Hansjörgelche!“

„Wat wells Do, Kobes?“

„De Funken hann kein Muſik — mer welle metmaſcheere un innen opſpille!“

„Jo, dat welle mer!“

„Zum zerum, zerum Zafferon“ —

„Nix do, gett andeſch!“

„Oh, Rohder, de Finke ſinn dud“ —

Doktor aber, dem weder dieß Eine noch das Andere für seine Bedürfnisse passend schien, suchte nach Wohnungen von zwei bis drei Zimmern, und nachdem er sich aus den betreffenden Blättern eine Menge solcher, die ihm zu conveniren schienen, mit Straße und Hausnummer notirt, nahm er sich eines Tages die vollkommenste Zeit, waffnete sich auch mit der größtmöglichen Geduld, denn er wußte, was es zu sagen hatte, in hiesiger Stadt ein Logis zu suchen und zu finden.

Drei Zimmer in einer der besten Straßen der Stadt, in einer der besten Lagen, verwandelten sich bei näherem Betrachten in eine finstere, feuchte Parterre-Wohnung mit einem einzigen Zimmer in der Mitte, das rechts und links zwei Cabinette mit schiefen Wänden hatte, welche letztere unter zwei verschiedene Treppen hinein gebaut waren. Eine andere Wohnung, sommerlich gelegen, mit Zutritt in den Garten, ergab sich als ein altersschwacher Gartensalon, dessen Thüre und Fenster morsch waren, und der sich allerdings insofern zu einer Sommer-Wohnung qualificirte, als es der sommerlichen Luft durch eine Menge Risse und Sprünge in Thüre und Mauern gestattet war, wenn und wie sie eben wollte, durch das Zimmer zu streichen. Ein drittes Quartier, mit schöner Aussicht, gut gelegen, bestand aus einem Zimmer an der Seite eines unaussprechlichen Gemachs, dessen Nachbarschaft, auch ohne daß man es vorher gesehen, von dem Miethsmanne auf's Unangenehmste geahnet wurde. Die schöne Aussicht, welche dieses Quartier auszeichnete, bestand im Ueberblick auf die schwarzen Dächer der Nachbarschaft, und wenn der Einwohner vielleicht im Stande war, seinen Hals auf eine fast unnatürliche Art zu verdrehen und um die Ecke des Nachbarhauses zu schauen, so gelang es ihm vielleicht, ein Stückchen Berg, ein paar Bäume und einen alten Kuhstall zu erblicken.

Andere Wohnungen, die der Doktor Stechmaier durchsah und prüfte, und die nicht so sehr an den eben gerügten Ver-

„Och nix, och nix — vum Dub hören de Funke nit gähn!“

„Rumbidibum, bidibum, bumbum!“ fielen ein paar Dutzend Kehlen ein, um das Funkenheer damit eine Strecke taktmäßig zu begleiten. Als aber Einer mit lautgellender Stimme anhob zu ſingen:

„De kölſche Funken, de ſtunten,
De wohte ganz carfus,
Se lehfen All zoſamme
Zor Hahnepohz erus“ u. ſ. w. —

da fielen Alle jubelnd in das Lied ein und brüllten es mit wahrer Begeiſterung unter dem bekannten Klange des Marſches vom alten Deſſauer.

Wie wogte es jetzt auf der breiten Straße hin und her, wie drängten ſich die Zuſchauer aus allen Nebengaſſen, um den Rückzug der Funken zu ſehen, dem ſich jetzt auch die Reiterei, nachdem ſie noch eine Viertelſtunde vor der Bierſchanze tapfer Stand gehalten, anſchloß.

Es war aber auch die höchſte Zeit, denn jetzt ſah man zum Thore herein zwei feindliche Schnellreiter ſprengen, in einer halb türkiſchen, halb koſakiſchen Farbentracht, mit langen Lanzen bewaffnet, die ſie verwegen und muthvoll ſchwenkten und womit ſie hohnlachend zu den Fenſtern hinaufdrohten, wo ſich ein hübſches Geſicht blicken ließ, ſo Schreckliches ankündend.

Stummes Erſtaunen, um nicht zu ſagen Entſetzen, lähmte die Zungen der unglücklichen Zuſchauer, als nun eine Abtheilung Feinde folgte, die ſich ſchon in ihrem Aeußern durch Rohheit, Griesgrämigkeit und Schlafſucht auszeichneten, an deren eſſigſauren Geſichtern man ſah, daß ſie

geſchworene Gegner jeder Freude ſeien; ſie dienten als Bedeckung des Hauptquartiers der Kriegskanzlei und ihnen folgte ein Evacuations-Commiſſar zu Pferde und ein Proviantwagen mit leeren Säcken und ausgelaufenen Fäſſern. Schrecklich war es hierbei anzuſehen, wie ſich auf dieſem Proviantwagen auch der einzige Todte befand, den die Schlacht am Nippes gekoſtet, lang ausgeſtreckt, mit ſteifen Gliedmaßen und blutrothem Rocke und in weißen Beinkleidern — ein lebloſer Funk, an ſich ſchon eine furchtbare Idee, aber hier ein wahrhaft gräßlicher Anblick, da man deutlich ſah, daß der rohe Feind den tapfern Gefallenen draußen ausgeweidet und dann mit Stroh ausgeſtopft hatte.

„Oh, Mohder, de Finke ſinn dud!“

zirpte eine einzige dünne Knabenſtimme, doch war der ganze übrige Haufe taktvoll genug, durch ein lautes Geziſch und Gebrumme Stillſchweigen zu empfehlen.

Rückte doch jetzt in einem vierſpännigen Wagen der Generaliſſimus Iſegrimm, Stammgraf zu Fahlhauſen, heran mit ſeinem Adjutanten, dem Marquis de la Vile; ihnen folgten in einer dreiſpännigen Caroſſe vier Diplomaten, welche mit großem Geſchicke als Blindſchleichen coſtumirt waren; ein beſcheidener Zweiſpänner führte die beiden Schächer, den General-Profoß und den Leibarzt; erſterer mit Strick und Knute, der Andere mit einer koloſſalen Klyſtierſpritze.

So bewegte ſich dieſe traurige Karawane ſtumm und ſtill, ohne Sang und Klang dahin, und bemerkenswerth war dabei die ruhige, zuſchauende Haltung des deutſchen Volkes. Es hätte nur ein einiger Maßen kräftiges Anſtürmen gegen den Wagen gebraucht, um den einrückenden Feind in alle Winde zu zerſtreuen; aber die Regentſchaft hatte in ihrer

hohen Weisheit nun einmal beſchloſſen, daß der Feind in die Stadt einziehen ſolle, und, gehorſam dieſem Befehle, machte nun jeder gute Bürger die Fauſt im Sacke und duldete ſtill.

Freilich hatte der einrückende Feind, der über den Eigelſtein und die Marzellenſtraße nach dem Pfaffenthore zog, dort noch einen letzten Kampf zu beſtehen, indem das Thor ſelbſt mit einer Papiermauer zugeklebt war; doch weder die römiſche Inſchrift: C. C. A. A., noch der Löwenkopf über dem Thore hielten den Feind ab, die Mauer zu erſtürmen.

Hinter derſelben hatten die Funken noch einmal den verzweifelten Verſuch gemacht, Stand zu halten, und wurden ſie unterſtützt von in der Eile zuſammengerufenen Freiwilligen, beſonders Buben jeden Alters, welche unter der Anführung der dicken Apfelfrau, die wir heute Morgen auf dem Altenmarkte geſehen, den eindringenden Feind mit dem ganzen Obſtvorrathe derſelben aufs kräftigſte bombardirten; doch vergeblich. In einem Nu war in die Papiermauer eine klaffende Breſche geriſſen, und der Kriegs-Commiſſar nahm auch hier Beſitz von der beſiegten Römerſtadt.

Umſonſt war die Aufopferung des Apfelweibes geweſen, Pomona's goldene Früchte rollten auf dem naſſen Straßenpflaſter umher:

„Lebt wohl, Rabauen, ſchöne Pirgamotten,
Roſingen und gedrückte Ringelotten,
Poſchdorfer und Pipincher, lebet wohl,
Kaſſandra kann nicht unter euch mehr walten! —
Wo Prunnen, Hotſchlen, Mespelen, die kalten,

Wo nun Kruſchteyen, Baumnöß her erhalten,
Die den Studenten ich verkaufen ſoll?"

Sie wickelt ſich ſeufzend in ihren Kattunmantel, dem harten Schickſale und dem Feinde weichend, um irgend ein ſtilles Weinhaus aufzuſuchen, wo die heitere Freude zu herrſchen noch das Recht hatte.

XXX.

„Es flog ein ſchwarzer Rabe wohl über den Rhein.“

Wenn auch bei dieſem Einrücken des grimmigen Feindes ein guter Theil der kölner Bürger Läden und Werkſtätten geſchloſſen hatte, um dieſem unerhörten Ereigniſſe beizuwohnen, ſo gab es doch auch ſtille Straßen genug, wohin von all' dem Lärm und dem Kampfgebrüll auch nicht der leiſeſte Ton drang, wo man vielleicht mit ſtiller Ergebung oder auch im Einverſtändniſſe mit dem grämlichen Feinde, dieſem Widerſacher aller Luſt und Freude, ſtill in ſeinen vier Pfählen blieb, entſchloſſen, dem Helden Carneval und ſeinem luſtigen Gefolge auch nicht die Spur einer freundlichen Miene zu zeigen.

War es in ſolchen Straßen ſchon im gewöhnlichen Leben recht ruhig und ſtill, ſo herrſchte jetzt hier, da ſich der größte Theil des lebhaften Verkehrs anderswo hingezogen hatte, eine förmlich unheimliche Oede. Was ſich ſelbſt hier von pfiffigen Geſellen und muthvollen Lehrjungen von der Arbeit wegſtehlen konnte, hatte nicht verſäumt, dies zu thun, und ſo kam es denn, daß in mancher Werkſtätte wider den Willen des Meiſters gefeiert wurde und daß ſich in manchem Laden-

gewölbe der Herr deſſelben allein befand, gerade nicht in beſter Laune über das Verſchwinden ſeines Commis oder das Ausbleiben ſeines Lehrlings, welchen er unüberlegter Weiſe in dieſer ſtürmiſchen, drangvollen Stunde auf die Poſt geſandt.

Um vom Allgemeinen in das Einzelne überzugehen, ſo befand ſich in der eben erwähnten Lage der Herr eines ziemlich dunkeln Ladens, wo Stöße weißen Schreibpapiers, bunte Bogen in allen Farben, Briefpapier und Couverts in allen Größen und Lithographieen von ſehr verſchiedenem Werthe anzeigten, welche Art von Geſchäften hier betrieben wurde. Auch der Beſitzer dieſes Gewölbes hatte wahrſcheinlich ſeinem Lehrlinge oder einem ſonſtigen dienenden Geiſte irgend einen Auftrag ertheilt, von welchem ſich dieſer nicht beeilte, zurückzukommen, und daher wohl kam die verhaltene Ungeduld, mit welcher der Ladenbeſitzer, bewaffnet mit einem großen Lineal, vor dem Ladentiſche auf und ab ſpazirte. Zuweilen klatſchte er mit dieſem Lineal auf die Handfläche, zuweilen auf einen ſeiner Schenkel, dann nahm er eine Ecke des Holzes zwiſchen die Zähne und machte hierzu einen vergeblichen Verſuch, gen Himmel zu blicken — wir ſagen: vergeblich, weil die Enge der Gaſſe, die hohen Häuſer und die niederen Fenſter des Ladengewölbes es nicht erlaubten, auch nur das kleinſte Stückchen Himmel zu ſehen.

Ja, dieſes Ladengewölbe war außerordentlich niedrig, außerordentlich räucherig und dadurch von ſo troſtloſem Ausſehen, daß es unmöglich erheiternd auf das Gemüth ſeines Bewohners wirken konnte. Derſelbe war ein junger Mann, einfach gekleidet; er trug, wahrſcheinlich zur Schonung eines beſſeren Rockes, eine Jacke von dunklem Kattun, die oben-

drein noch mit Schreibärmeln verſehen war. Sein höchſt verdrießliches Ausſehen mochte wohl eine Laune des Augenblicks ſein, denn weder zeigte ſein Geſicht die Züge und Falten eines grämlichen Charakters, noch waren ſeine Augen matt und erloſchen oder in hoffnungsloſer Betrachtung auf den Boden geheftet; ſein Geſicht war allerdings etwas blaß und mochte in früheren Zeiten röther geweſen ſein, trug aber nicht die Spuren eines tiefgehenden Kummers, ſondern nur die einer momentanen Aufregung, eben ſo wie ſeine Augen, mit denen er gereizt umherſchaute, als ſuche er einen paſſenden Gegenſtand, um ſeinen Zorn an ihm auszulaſſen. Er hatte mehr vom Löwen an ſich, als von der tückiſchen Hyäne, und merkwürdiger Weiſe glich auch ſein eigenthümliches, etwas borſtig nach allen Seiten hinausſtehendes Haupthaar der Mähne des Königs der Thiere; aber er war ein gefeſſelter Löwe, ein Löwe mit einer langen, ſchweren Kette am Fuße, ein Löwe in einem eiſernen Käfig, durch deſſen Stäbe hindurch man ungeſtraft allerlei Kurzweil mit dem gutmüthigen Thiere treiben konnte.

Jetzt ließ er, am Fenſter ſtehend und auf die Gaſſe hinausſchauend, einen knurrenden Ton von ſich hören, worauf er das Lineal wie ein Römerſchwert in die Hand nahm und verſchiedene wüthende Streiche gegen unſichtbare Feinde ausführte, während er ſagte: „Nein, das iſt nicht zum Aushalten, Gefangener zu ſein, ohne vorher irgend ein angenehmes oder lohnendes Verbrechen begangen zu haben — angefeſſelt zu ſein von dem Worte eines böſen Weibes, und nicht einmal den Muth zu haben, dieſe unſichtbare Kette zu zerreißen — pfui, Bergmüller, Du biſt ein ganz miſerabler Kerl geworden! O, es iſt noch ein Glück, daß mich keiner

meiner Bekannten ſieht! — Und was habe ich denn eigentlich ſo Außerordentliches gewollt? Habe ich mich in das Narren-Comite aufnehmen oder zum großen Maskenzuge einſchreiben laſſen, oder trinke ich Vormittags und Abends meinen Special bei Reichard, wie es ſich für einen guten Geſchäftsmann geziemt? Nein, nein! O, an ſo etwas nur zu denken, haben ſie mir ſchon abgewöhnt, dieſe beiden ſchrecklichen Weiber! — Und mir nicht einmal das kleine Vergnügen zu laſſen, den Einzug des Feindes mit anzuſehen!“ fuhr er fort, indem er ſeine Zähne auf einander biß und ſeine Mähne ſchüttelte. „Allerdings hatte die Alte Recht,“ ſetzte er mit einem unheimlichen Lachen hinzu, „als ſie behauptete, ich brauche weder den Störenfried zu ſehen, noch den Iſegrimm, noch den Drachen Griesgram; da ſprach ſie, ohne es vielleicht zu wollen, ein ſehr wahres Wort, denn dieſe drei böſen Geiſter und eine hölliſche Sieben dazu und ein Kratz- und Reibeiſen, einen Gallenſack und eine Haderkatze habe ich ja Alles zuſammen in Einer Perſon vereinigt täglich in meiner theuren Schwiegermutter vor Augen!“

Dieſe zarten Prädicate, die er der theuren Anverwandten beilegte, betonte er nicht nur mit einer außerordentlichen Gehäſſigkeit, ſondern bei jedem Worte, das er ſprach, führte er einen gewaltigen Streich mit dem Lineal, und mit einer ſolchen Genauigkeit immer auf dieſelbe Stelle hin, als ſähe er das Ziel, welches er treffen wollte, deutlich vor ſich — die hölliſche Sieben, das Kratzeiſen, die Haderkatze. — „Ja, Ha—der—katze,“ wiederholte er nochmals, „das iſt der richtige Ausdruck, denn ſonſt wäre am Ende noch mit meiner Frau auszukommen!

„Aber ich will mich aufraffen, ich will das Ding nicht mehr länger dulden — zum Teufel mit der Gelaſſenheit!“ — Damit riß er ſich einen Schreibärmel herunter und warf ihn hinter den Ladentiſch. — „Zum Henker mit der Geduld!“ — Damit folgte der andere Schreibärmel. — „Ich will Ihnen einmal zeigen, wer Herr im Hauſe iſt!“ — Er knöpfte ſeine Kattunjacke auf, um ſie abzuſtreifen. — „Ich will, ich will!“

„Und was willſt Du denn, lieber Friedrich?“ hörte man plötzlich aus dem Hintergrunde des Zimmers eine ſanfte Stimme ſagen.

Wir können es leider nicht verſchweigen, daß Bergmüller bei dieſer Frage nicht nur zuſammenfuhr, ſondern daß er auch die drei ſchon geöffneten Knöpfe an der Kattunjacke wieder haſtig zuknöpfte.

„Nun, was willſt Du denn — Deinen Kaffee? Den bringe ich Dir ſoeben.“

„Was — Kaffee?“ rief er herumfahrend. „Wahrſcheinlich wieder Kaffee mit eingegoſſener Milch, wie gewöhnlich!“

„Und mit Zucker — Mama trifft Deinen Geſchmack ja ſo gut.“

„Ja, ſie trifft ihn — ja, ſie trifft ihn, daß ſich Gott erbarm'!“

„Auch eine Muze und Mändelchen habe ich Dir mitgebracht, es iſt ja Carneval.“

„Iſt es Carneval?“ fragte er mit verbiſſenem Zorn, wobei er das Lineal auf ſeinem Rücken heftig hin und her bewegte. „Nun, es iſt mir lieb, daß Du mir ſagſt, daß es Carneval iſt, ſonſt hätte ich es wahrhaftig nicht gewußt!“

Die kleine Frau, welche den Kaffee auf den Ladentiſch

ſetzte, war in ihrem Aeußern ſo übel nicht, nur hatte ſie einen etwas ſcharfen Blick und einen moquanten Zug um den Mund; im Uebrigen that ſie ſehr freundlich, ja, ſie näherte ſich jetzt ihrem Manne und legte eine Hand auf ſeine Schulter, als ſie mit einem etwas ſpitzigen Tone ſagte: „So, Du haſt nicht gewußt, daß es Carneval iſt — ach, geh' doch, Friedrich, das iſt wieder eine von Deinen Anſpielungen, die Mama nicht gut vertragen kann, wie Du weißt!"

„Mama und immer Mama — warum redeſt Du denn nicht von Dir? Warum ſagſt Du denn nicht, Du findeſt es für beſſer, mir das Getränk da, Kaffee, Milch und Zucker, zuſammenzugießen wie einem Hausknechte, und Du könnteſt es auch nicht leiden, wenn ich Anſpielungen mache?"

„Du biſt wieder einmal in einer ſchlechten Laune!"

„Ja, das bin ich auch, beim Teufel, und ich habe alle Urſache dazu!"

„Pfui, Friedrich — Du weißt wohl, daß Mama ſolche Worte nicht hören dürfte!"

Er knöpfte mit einer ſehr heftigen Bewegung den unterſten Knopf ſeiner Jacke wieder auf.

„Du haſt Urſache dazu, ſchlechter Laune zu ſein?" fragte die Frau im Tone des größten Erſtaunens, wobei ſie ihre Hände zuſammenſchlug. „Worüber haſt Du zu klagen? Was fehlt Dir?"

„Was mir fehlt? Frage mich lieber, was mir nicht fehlt! Schau' um Dich her, wo ich bin, ſieh' mich an in meiner ſchönen Kattunjacke, welche ich, wie Alles, der Güte Deiner theuren Mama verdanke — iſt das die Stellung, die ich mir vor einem halben Jahre träumen ließ?"

brechen und Fehlern litten, zeichneten ſich dagegen durch die billigen Bedingungen aus, welche man bei ihnen ſtellte. Dieſe billigen Bedingungen nämlich beſtanden meiſt in den übertriebenſten Forderungen, zuweilen in einem ſolch großen Miethpreis, daß ihn kein Menſch im Stande war zu erſchwingen, oder in der Verweigerung eines Hausſchlüſſels, in dem Verlangen, gar keine Beſuche anzunehmen oder um zehn Uhr ſein Licht auszulöſchen, ferner in dem Wunſche des Hauseigenthümers, auf ſeinem Zimmer nicht zu pfeifen oder zu ſingen, keine Hunde, Katzen und Vögel zu halten, ſich ſelbſt zu raſiren, damit der auf und ab eilende Barbier die Treppen nicht verderbe, und dergleichen Quälereien und Chikanen mehr.

Der Doktor, als ſolcher und Schriftſteller, hatte nebenbei noch einige Schwierigkeiten mehr zu überwinden, denn wenn er hie und da ein Quartier fand, das ihm gefiel, und er ſich darauf zu erkennen gab, ſo bedauerte man gewöhnlich, das Quartier nicht ſogleich verſprechen zu können: man hatte noch einem Anderen zugeſagt, ein paar Tage auf ihn zu warten; oder man war freimüthig genug, geradeaus zu erklären, der Herr Doktor möge verzeihen, aber man habe ſich einmal zur Regel gemacht, die Zimmer weder an Seiltänzer, Schauſpieler, noch Literaten zu vermiethen.

Eines der letzten Quartiere, die dem Doktor Stechmaier auf ſeiner Rundreiſe durch die Stadt noch zu beſichtigen blieben, war in einem anſehnlichen Hauſe in einer neuen Straße, Nummer Vierundvierzig, und hier beſchloß er, zum Letztenmal ſein Heil zu verſuchen. Es waren in dieſem Hauſe zwei anſtändige meublirte Zimmer zu vergeben, im erſten Stock das Nähere zu erfragen. Der Doktor ſtieg die Treppe hinauf und kam oben an eine Glasthüre, wo neben der Klingel der Name des Bewohners zu leſen ſtand: „Stadtrath Schwämmle.“ Der Doktor erinnerte ſich dieſes Namens aus früheren Zeiten her noch ziemlich dunkel

„Wieder eine Anſpielung, und ich verſtehe ſie!“

„Gott ſei Dank, daß Du ſie verſtehſt und gewiß auch gerechtfertigt findeſt — wenn Du mich einmal mit gutem Herzen verſtehen und mir zugeben wollteſt, Eliſe, daß Vieles ſo ganz anders gekommen, als ich es mir vorgeſtellt!“

Die junge Frau ſah ihn fragend an, ohne etwas zu erwiedern.

„Sagte mir damals Deine theure Mutter nicht, ich ſollte als Künſtler in einer lithographiſchen Anſtalt thätig ſein? Und war ich nicht gutmüthig, ja, dumm genug, Alles das zu glauben, ſtatt mich nach dem Stande Eurer lithographiſchen Anſtalt zu erkundigen?“

„So mußt Du nicht ſprechen, Friedrich — um Gottes willen, wenn das Mama hörte!“

„Zu Euren Wein-Etiquetten und Krämer-Rechnungen, womit ſich die Anſtalt beſchäftigt, hättet Ihr wahrlich keinen Künſtler gebraucht, noch viel weniger zu den miſerablen Bilderbogen, bei deren Anfertigung mich Deine Mutter allerdings verwenden wollte, mich, einen Künſtler, einen Landſchafter, dem es in ſchönen Träumen vorgeſchwebt, gediegene Werke zu ſchaffen!“

„Aber waren dies nicht Alles Mittel zum Zwecke, lieber Friedrich?“

„Ja wohl, zum Zwecke, mich zum Laſtthier zu machen, mir dieſe wunderbare Kattunjacke anzuziehen und mich in den Laden zu ſtellen, um für ſechs Pfennige Poſtpapier oder Bilderbogen zu einem Silbergroſchen zu verkaufen — ah, es iſt ein Gedanke, der mich noch wahnſinnig machen wird!“ — Er fuhr bei dieſen letzten Worten mit der linken Hand in ſein buſchiges Haar.

„Und einen andern Zweck hatteſt Du nicht vor Augen, als Mama ſo liebevoll war und unſere Verbindung genehmigte?“ fragte die junge Frau in einem ſehr ſchmerzlichen Tone.

„O ja, ich hatte noch einen andern Zweck dabei! Du weißt, wie lieb ich Dich hatte und daß es mein ſehnlichſter Wunſch war, Dich zur Frau eines tüchtigen Künſtlers zu machen; dazu gab man mir alle Hoffnung — o, man baute ein prächtiges Gebäude vor mir auf, man ſprach von einer bedeutenden lithographiſchen Anſtalt, von Geſchäftsführer in derſelben, von großen wiſſenſchaftlichen Werken, die unter meiner Leitung daraus hervorgehen ſollten — that man das vielleicht nicht?“ unterbrach er ſich ſelbſt, indem er ſich fragend an ſeine Frau wandte.

„Ja, man that das — aber gewiß gegen meinen Willen, Friedrich!“

„Man machte ſo eine hübſche Falle zurecht, eine wahre Mauſefalle, ein hölliſches Fuchseiſen, und ſtellte Dich als Köder in demſelben auf!“

„Pfui, Friedrich, das iſt ein abſcheulicher Vergleich!“ ſagte die Frau, ohne indeſſen die Hand von ſeiner Achſel zu entfernen; vielmehr verkürzte ſie langſam ihren Arm und legte leiſe ihren Kopf auf ſeine Schulter.

„Aber ein wahrer! Man erkannte meine Liebe zu Dir, man fing mich ein wie einen Bären, und jetzt, da man mich hat, muß ich nach dem Befehle Deiner theuren Mama aufwarten und Purzelbäume machen, wie es ihr gerade einfällt!“

„Du übertreibſt — Du übertreibſt!“

„Aeußerlich ſichtbar vielleicht, aber nicht, wie es mir

innerlich zu Muthe iſt — hier in dem Ladengewölbe zu ſitzen — eine ſolche Kattunjacke zu tragen — jedem naſeweiſen Schulbuben, der für einen Pfennig Papier braucht, ganze Päcke vorzeigen zu müſſen, das iſt viel ärger, als wenn ich in der That ein Bär geworden wäre und auf der Straße an der Kette tanzen müßte! O—o—o, und dabei bin ich ein Künſtler, und nicht einmal einer von den ſchlechteſten! Hat die Alte da oben — Deine Mutter, wollte ich ſagen," verbeſſerte er ſich, als er einen vorwurfsvollen Blick der kleinen Frau bemerkte — „hat ſie nicht geſagt, ich dürfe mich auf künſtleriſche Art beſchäftigen, und hat ſie nicht ihre Bosheit ſo weit getrieben, mir zu erklären, die Anfertigung miſerabler Bilderbogen ſei auch eine künſtleriſche Beſchäftigung — Bilderbogen mit getreuer Anſicht der preußiſchen Garde, oder dem lehrreichen ABC für Kinder, oder dem Figaro aus der Zauberflöte und dem Freiſchütz?"

„Ja, ja!"

„Hab' ich ihr nicht vorgeſchlagen, Bilderbogen anfertigen zu laſſen wie die Münchener Bilderbogen? Hat ſie mich nicht mitleidig angelächelt und verſichert, von der Feinheit des Geſchäftsverkehrs habe ich durchaus keine Ahnung? — Natürlich, wie kann ein Bär auch von ſo etwas eine Ahnung haben, er tanzt und macht Purzelbäume und ißt und trinkt — pfui Teufel — pfui Teufel — pfui Teufel!"

„Aber, Friedrich!" ſagte ſie mit einer bittenden Miene, indem ſie ſich feſt an ihn ſchmiegte.

„Nun, was ſoll's?"

„Du weißt, daß Mama über das Geſchäft nicht allein zu verfügen hat!"

„Und wer denn ſonſt?"

„Mein Onkel, er iſt ja der Eigenthümer!“

„Der arme Onkel, ja, wenn ich an ihn denke, ſo könnte ich mich wahrhaftig tröſten — ihm iſt es noch ſchlechter gegangen, als mir; ſitzt da in der behaglichen Wolle und nimmt eine liebende Schweſter ins Haus, um ſich zu Tode quälen zu laſſen; aber er iſt alt und ſchwach, ſonſt hätte ich mich ſchon lange mit ihm verbündet!“

„Friedrich, Du führſt in der That gottloſe Reden!“

„Im Gegentheil, es würden gottgefällige Reden ſein, wenn ſie auch am richtigen Orte gehört würden, und habe ich nicht Recht — iſt Dein Onkel nicht ein armes Thier? Lebt er nicht wie die Schnecke in ihrem Hauſe, ſeit man ihm weis gemacht, er könne es durchaus nicht mehr vertragen, Abends ſein Glas Wein außer dem Hauſe zu trinken — und hat man ihn nicht ſo weit gebracht, daß er zu Allem Ja ſagt?“

„Friedrich! Friedrich!“

„Daß er zu Allem Ja ſagt, was ihm die Alte vorträgt! — ‚Lieber Bruder,‘“ fuhr er mit einer ſehr komiſchen Pantomime und einer ſchnarrenden Stimme fort, durch welche er gewiß irgend Jemanden zu copiren ſuchte — „‚findeſt Du es nicht auch für überflüſſig, daß Bergmüller Abends ausgeht?‘ — ‚Ja, ich finde es für überflüſſig!‘ — ‚Oder daß er brodloſe Künſte treibt?‘ — ‚Gewiß, mein Kind!‘ — ‚Nicht wahr, es geht Dir recht ſchlecht, lieber Bruder?‘ — ‚Ja, recht ſchlecht!‘ — ‚Du möchteſt wohl gern ſterben?‘ — ‚Ja, meine Liebe!‘ — ‚Und begraben ſein?‘ — ‚Gewiß, ſo bald als möglich!‘ — Und das wäre auch,“ fuhr er in laut ausbrechendem Tone fort, „der ſehnlichſte Wunſch der Alten, und in dem Falle würde ſie vor Freude einen Hopſer

machen, was ſie ſonſt wohl aus guter Laune in ihrem ganzen Leben nicht gethan hat!"

Kaum hatte Bergmüller dieſe kühne Behauptung ausgeſprochen, als diejenige, welche er in ihrer Abweſenheit ſtets als „die Alte" zu bezeichnen ſich erlaubte, angelockt durch den lauten Ton der Rede ihres Schwiegerſohnes, in's Zimmer trat und mit verſtellter Freundlichkeit ihren Eintritt entſchuldigte, indem ſie mit ſcharfer Betonung jedes einzelnen Wortes hinzufügte: „Es war doch wohl von mir die Rede?"

Die junge Frau ſchien bei dieſer Unterbrechung einen Augenblick zweifelhaft, ob ſie bei ihrem Manne ſtehen bleiben ſolle oder nicht; doch ſiegte die Gewalt, welche die Mutter auf ſie ausübte, ſie ließ ihren Arm von der Schulter Bergmüller's herabgleiten und trat ein paar Schritte zurück.

„Darf ich wohl bitten, Herr Schwiegerſohn, mir zu ſagen, worin ich Ihnen gefällig ſein kann?"

Statt zu antworten, wandte ſich der Gefragte gegen das Fenſter, legte das Lineal an ſeinen Mund und pfiff über den Rand deſſelben hinweg, was einen eigenthümlichen Ton gab.

„Die alte Komödie," fuhr die Hauptmännin, nachdem ſie ein paar Secunden gewartet, in ärgerlichem Tone fort; „wahrſcheinlich Klagen, unbegründete Klagen, wie ich ſie ſchon ſo oft gehört, und nur aus dem Grunde gethan, um die koſtbare Zeit zu vertrödeln und in ſeligem Nichtsthun im Laden herumzuſchlendern — nein, Herr Schwiegerſohn, ſo kann es nicht fortgehen!"

„Das war ein vernünftiges Wort," knurrte Bergmüller, ohne umzuſchauen, „ſo kann es allerdings nicht fortgehen!"

„Und Du," wandte ſich die Hauptmännin mit einer ſo

raſchen Wendung gegen ihre Tochter, daß der breite Strich ihrer Haube ihr förmlich auf der einen Seite in's Geſicht ſchlug, „Du ſiehſt dabei und hörſt es mit an, wie dieſer undankbare Menſch über Deine Mutter loszieht, und gewiß nicht nur über dieſe arme Mutter, ſondern auch über Dich ſelbſt und über den alten, kranken Mann da oben und über dieſes ſtille, friedliche Haus, wo allerdings Zank und Hader nicht aufkommen können und nur ein demüthiges und friedfertiges Weſen geduldet wird!"

„Friedrich hat eigentlich nicht geklagt!" ſagte Madame Bergmüller in ſchüchternem Tone.

Jetzt aber ſchien in dem ſo geduldigen Künſtler etwas von einer löwenartigen Stimmung zum Durchbruch zu kommen; er drehte ſich raſch herum, machte ein paar Schritte gegen die Schwiegermutter und ſagte in nachdrücklichem Tone: „Ja, er hat geklagt, und mit vollem Rechte geklagt, daß er aber deßhalb die Zeit vertrödelt, brauchen Sie nicht zu denken; was gibt's auch an meiner Zeit zu vertrödeln, ich habe genug davon übrig, die ich ja doch nicht beſſer anwenden darf, als um hinter dem Ladentiſche hin und her zu ſchlendern und mit meinem Lineal Fliegen todtzuſchlagen!"

„Sie ſind ein glücklicher Menſch," gab die Hauptmännin langſam zur Antwort, wobei ihre ſtechenden, grauen Augen raſch durch das Gewölbe flogen, Sie haben vortreffliche Anſichten, die man aber leider nicht immer zu theilen vermag! Sie wiſſen nicht, was mit Ihrer Zeit anfangen, und doch herrſcht hier im Laden die bodenloſeſte Unordnung! Sehen Sie nicht zum Beiſpiel überall auf dem Boden Papierſchnitzel herumliegen?"

„Das hat die Magd zu verantworten, die ſo ſchlecht auskehrt!“

„Und iſt es nicht für ein Auge, welches an Ordnung gewöhnt iſt, förmlich beleidigend, die Papierpäcke da oben ſo unordentlich durch einander liegen zu ſehen?“

„Das iſt Sache des Lehrlings!“

„Gut, ſo halten Sie den Lehrling an, daß er ſeine Schuldigkeit thut, und von Dir, Eliſe, hoffe ich, daß Du der Magd beſſer auf die Finger ſiehſt! Wo iſt denn der Lehrling, das ſaubere Früchtchen?“

„Er trägt ein Paketchen in die Marzellenſtraße.“

„Vortrefflich, Herr Schwiegerſohn; damit er dem gottloſen Spectakel des Carnevals nachlaufen kann!“

„Wenn er es thut, nehme ich's ihm wahrhaftig nicht übel; jeder Menſch ſehnt ſich nach friſcher Luft und nach heiteren Geſichtern!“

„Nach heiteren Geſichtern?“ wiederholte die Hauptmännin mit einem ſehr bedeutſamen Kopfnicken und einem ſehr verſtändlichen Blicke auf ihre Tochter. „Hörſt Du es wohl, Eliſe? Man ſehnt ſich nach heiteren Geſichtern, die man natürlicher Weiſe in ſeinem eigenen Hauſe nicht findet — man ſehnt ſich nach friſcher Luft, da Einem die Luft in ſtiller, ſolider Häuslichkeit wie verpeſtet erſcheint! — O, mein armes Kind, ich hätte das voraus wiſſen ſollen! — Doch Sie,“ wandte ſie ſich gegen Bergmüller, wobei ſie verſuchte, durch Streckung ihres dürren Körpers ein paar Zoll höher zu werden — „Sie ſollten ſich ſchämen, mit frecher Stirn ſolche undankbare Aeußerungen zu thun — Sie, ein hergelaufener, ſogenannter Künſtler, dem man die Ehre angethan hat, ihn in eine ſolide Familie aufzunehmen!“

Das war denn aber doch zu viel, ſelbſt für die große Geduld Bergmüller's; er ſchob ſeine Frau, die ſich ihm weinend entgegengeworfen, unſanft bei Seite, trat dicht vor die Hauptmännin hin und rief ihr mit flammendem Blicke zu: „Sie unterſtehen ſich, mir ſolche Dinge zu ſagen, und obendrein im Beiſein meiner Frau, Sie, die mich förmlich in dieſe Mörderhöhle hineinverlockt, wo ich zu Grunde gehen muß an Leib und Seele!"

„Um Gottes Willen, Friedrich!"

„Sie, die mich eingefangen haben, heraus aus dem heiteren, fröhlichen Sonnenſcheine, wo ich ein glücklicher Künſtler war — Sie Spinne, die mich mit ihren Fäden umgarnt, um mir langſam das Herzblut auszutrinken!"

„Ich beſchwöre Dich, Friedrich, höre mich!"

Doch er hörte ſie nicht, indem er ſprudelnd fortfuhr, der theuren Schwiegermutter ein allerdings ſehr gerechtes Sündenregiſter vorzuwerfen; er hörte auch nicht den Ton der Ladenklingel, obgleich dieſe gegen ſonſtige Gewohnheit derb läutete; er ſah auch nicht die angſtvollen Blicke, welche ſeine Frau nach dem Eingange warf, und erſt als wie ein Klang aus früheren, beſſeren Zeiten der Ruf an ſein Ohr ſchlug: „Brave, Nebelmüller, ſo iſt's recht — vortrefflich, Waldmüller, ſage dieſem alten Geſpenſte nur tüchtig Deine Meinung!" da erwachte er wie aus einem tiefen Traume, preßte, vor gewaltiger Aufregung an allen Gliedern zitternd, ſeine Hände vor die Augen und ſtand ein paar Secunden bewegungslos, ehe er ſeine Arme wieder niederſinken ließ.

„Grüß Dich Gott, Kohlenmüller!"

„Siehſt Du, wir halten Wort, Waſſermüller, wir beſuchen Dich!"

„Alle zuſammen, Bergmüller, wie wir es Dir verſprochen!“

„Aber ſteh' nicht ſo verſteinert da, Kerl,“ ſagte der dicke van der Maaßen, indem er ihn an der Schulter packte und ſanft ſchüttelte; „Du haſt auf jeden Fall Recht gehabt, der Alten da die Meinung zu ſagen — wahrſcheinlich eine ſchlechte Zahlerin, die Dir obendrein Deine Rechnung abſtreiten wollte!“

„Du warſt gut im Zuge,“ brummte Walter — „ſchade, daß wir Dich geſtört haben!“

Rodenberg, der zuletzt hereingetreten war und deſſen richtiges Gefühl die Scene mit ihren handelnden Perſonen augenblicklich begriff, drängte ſich durch, reichte Bergmüller die Hand und ſagte in ruhigem Tone: „Wir ſind nur gekommen, um einen Augenblick nach Dir zu ſehen, van der Maaßen, Rüding und Walter; auch Knorr iſt mitgekommen, doch betrachtet er draußen vor dem Hauſe eine alterthümliche Conſole, die ihm, dem Bildhauer, auffiel. — Das iſt wohl Madame Bergmüller?“ fragte er nach einer artigen Verbeugung gegen die kleine Frau. „Darf ich bitten, uns vorzuſtellen?“

Bergmüller ſchnappte nach Athem wie Jemand, der aus einem tiefen Strome an's Tageslicht gezogen worden iſt. Hier war es der bodenloſe Strom der Leidenſchaft, in welchem er wahrſcheinlich auf eine für ſich und die Schwiegermutter höchſt unangenehme Art untergegangen wäre, wenn ihn nicht die Ankunft der Freunde errettet und zu vernünftigem Bewußtſein gebracht hätte. Ja, ein mildes Gefühl von Wohlbehagen, ſelbſt von wehmüthiger Freude zog durch ſein zuckendes Herz, als er die alten, bekannten Geſichter

vor ſich ſah und ſich nun plötzlich der glücklichen Zeit erinnerte, wo er ihres Gleichen war — ein freier Künſtler. Aber er war nicht im Stande, ſie gleich ſo zu bewillkommnen, wie er es als ſolcher gethan hätte. Seine Augen ſchienen umflort zu ſein, ſeine Lippen zuckten, und es dauerte eine gute Weile, ehe er, der Aufforderung Rodenberg's gemäß, die Namen der Eingetretenen halb gegen ſeine Frau gewendet ausſprechen konnte.

Die Hauptmännin hatte mit einem Sprunge, der einer gereizten Tigerin Ehre gemacht haben würde, die Ladenthür zu erreichen geſucht, um hinter derſelben zu verſchwinden; doch trat ihr der dicke van der Maaßen in übergroßer Gefälligkeit gegen ſeinen Freund raſch in den Weg und hielt ſie mit den Worten zurück: „Halt da, ma chère, man entwiſcht nicht wie der Marder vom Taubenſchlage! Oder iſt es Dein Wille, Bergmüller, daß ſie verſchwinden ſoll?“

Auch hier trat Rodenberg, den Madame Bergmüller mit ein paar Worten verſtändigt hatte, in's Mittel, indem er mit einer künſtlichen Heiterkeit ausrief: „Sei geſcheit, van der Maaßen, wir kamen gerade zu einem Carnevalsſcherze — die Dame iſt Bergmüller's Schwiegermutter!“

„Die Frau Hauptmännin?“ ſprach Rüding ſchüchtern, indem er ſich ein paar Schritte zurückzog.

„A—a—a—ah,“ machte der würdige Employé des franzöſiſchen Hauſes in einem ſehr verblüfften Tone — „ſeine Schwiegermutter!“

„Alle Wetter,“ brummte Walter, „dieſer Carnevalsſcherz war verflucht natürlich geſpielt!“

Jetzt hatte auch Bergmüller ſeine ganze Beſonnenheit wieder erlangt, und raſch dergeſtalt an die Thür tretend,

und ungewiß, und da er mit ſich ſelbſt nicht ganz im Reinen war, ob er dieſen Mann nicht früher gekannt, ſo zögerte er einen Augenblick, ehe er ſich entſchloß, anzuläuten. Der Titel „Stadtrath“ war ihm einigermaßen unbehaglich, und wenn er ſich auch in ganz anderen Verhältniſſen wie damals befand, ſo hatte er immer eine gewiſſe Scheu vor dem Stadtrathe behalten, denn für ihn war dieſe würdige Behörde beſtändig in gewiſſer Verbindung mit gerichtlichen Vorladungen, mit Schulden-Liquidationen und dergleichen mehr geweſen.

Doch zog er endlich dennoch die Klingel und ein Dienſtmädchen öffnete die Glasthüre.

„Iſt der Herr Stadtrath Schwämmle zu Hauſe?“

Das Dienſtmädchen zögerte einen Augenblick mit der Antwort und beſah ſich erſt den Fragenden vom Kopf bis zu den Füßen. Als ſie aber finden mochte, daß er nicht wie ein bettelnder Vagabund oder als ein entlaufener Zuchthäusler ausſah, ſo ſagte ſie: „der Stadtrath ſind noch im oberen Stock und werden im Augenblick in ſeine Wohnung kommen. Aber die Frau Stadträthin ſind unterdeſſen zu Hauſe.“

Der Doktor Stechmaier trat in das Vorzimmer; es war daſſelbe, deſſen ſich vielleicht der geneigte Leſer von früher her erinnert, daſſelbe, wo ſeiner Zeit der ſelige Steinmann Gasbeleuchtungs- und Kirchendienſt-Audienzen gehabt.

In dem Zimmer hatte ſich eigentlich gar nichts verändert. Da ſtanden noch dieſelben Tiſche und Stühle wie damals, doch waren ſie älter und gebrechlicher geworden, die Geſtalt derſelben altmodiſch, der Ueberzug abgeſchoſſen und verblichen. Wie damals ſtand die Thüre zum Nebenzimmer geöffnet, und wie damals ſaß die Stadträthin Schwämmle in eben dieſem Zimmer beim Kaffeetiſch. Sie war in ihrem Aeußeren noch dicker, in ihrem Weſen aber zänkiſcher geworden. Mit einer ſehr fetten Stimme befahl ſie der Magd, dem fremden Herrn einen Stuhl

daß ihn ſeine Schwiegermutter anhören mußte, ſagte er: „Dies, Madame, ſind meine guten und lieben Freunde, tüchtige Künſtler, welche gekommen ſind, den kölner Carneval zu feiern, und in deren Geſellſchaft ich mir jetzt erlauben werde, dieſes ſtille, friedliche Dach für heute zu verlaſſen!“

Hierauf war es faſt erſchreckend anzuhören, in welch' furchtbar klingendes Lachen die Hauptmännin ausbrach, wobei ſie gegen jeden der Anweſenden einen ſehr tiefen und ausdrucksvollen Knix machte. — „Ah,“ rief ſie alsdann mit einer kreiſchenden Stimme, „jener würdige Herr dort hatte ganz Recht, wenn er von einem Carnevalsſcherze ſprach — gewiß, ein Carnevalsſcherz! Hoffentlich ſiehſt Du das ein, Eliſe, wie von Deinem Herrn Gemahl und ſeinen verehrungswürdigen Freunden ſo freundlich mit uns geſcherzt wird — ſiehſt Du dieſes abgekartete Spiel? — Deßhalb zog man einen Zank an den Haaren herbei, um eine Ausrede zu haben, den Carneval mitmachen zu dürfen — o, er wußte es zum voraus, daß dieſe würdigen Herren kamen! Merkſt Du es nun, Eliſe, welch' ſchlechtes Spiel beſtändig mit uns getrieben wird? Nur zu, nur zu, werther Herr Schwiegerſohn“ — dabei knixte ſie abermals — „nur zu, würdige Freunde dieſes ſauberen Herrn“ — und dabei knixte ſie noch tiefer — „doch wir wollen ſehen, wer am Ende Recht behält!“

Als ſie nach dieſer Anſtrengung mit einer faſt wahnſinnigen Haſt in der Taſche ihres Rockes herumwühlte und einen großen Bund Schlüſſel hervorzog, den ſie mit triumphirender Miene klirrend zeigte, wußte der arme Bergmüller wohl, was dies zu bedeuten hatte, denn an dieſem Bunde befand ſich auch der Schlüſſel zu ſeinem Kleiderſchranke, den

die vorſorgliche Frau aus Furcht vor Dieben, wie ſie ſagte, abzuziehen und für alle Fälle bei ſich zu führen pflegte.

„Nur zu, nur zu,“ jauchzte ſie, „man beluſtige ſich, man amuſire ſich auf's beſte, und ich wünſche dazu das außerordentlichſte Vergnügen!“

Sie machte einen abermaligen Verſuch, den Laden zu verlaſſen, und dieſes Mal in der Art eines ziſchenden Schwärmers, indem ſie einen großen Bogen um van der Maaßen herum beſchrieb; doch ſtellte ſich ihr an der Thür ein neues Hinderniß entgegen, und zwar in der Geſtalt ihrer Magd, die draußen im Gange mit aufgehobenen Handen ſtand und lange nichts herausbringen konnte, als die Worte: „Ach, Madame, ach, Madame!“

„Und was will Sie denn von mir — Sie Gans?“ ſchnaubte die Hauptmännin. „Brennt es denn irgendwo im Hauſe — oder iſt ein Schornſtein eingefallen?“

„Ach, Madame — ach, Madame!“

„Halte Sie Ihr Maul und mach' Sie, daß Sie fortkommt!“

„Ach, Madame, ich kann ſchon fortkommen, aber die Anderen werden herkommen!“

„Was für Andere? Was faſelt Sie für wahnſinniges Zeug?“

„Die Anderen — die vom Carneval — hören Sie nur!“

Und in der That vernahm man jetzt von der Straße her den ſummenden Lärm Hunderter von Stimmen, dazwiſchen kreiſchendes Lachen und Gejohle und, tactmäßig begleitet vom Gebrumme einiger, wahrſcheinlich rieſenhafter Rummelöpötte,

das ausdrucksvolle Lied einiger Dutzend Straßenjungen, welche aus vollem Halſe brüllten:

„Zum zerum, zerum Zafferon,
Der Puckel en Papeer gebonn,
Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zerum Zafferon!“

„Hören Sie, Madame? Das iſt der Carnevals-Commiſſär mit die Carnevalsmägd!“

„Was geht mich der ganze Carneval an — ſchließ' Sie die Hausthür und mache Sie, daß Sie in Ihre Küche hinaufkommt!“

„Um Gottes willen, Madame, laſſen Sie die Hausthür nicht ſchließen — es iſt heute Weiber-Faſtnacht, und wenn ſie an einem Hauſe, worauf ſie's abgeſehen haben, die Hausthür verſchloſſen finden, ſo reißen ſie ſo lange an der Klingel, bis man aufmacht!“

„Wer ſoll ſich das unterſtehen? Was geht mich überhaupt die ganze Faſtnacht an?“

„Jeſus, Maria, Joſeph — da ſind ſie ſchon!“

Und in der That kam durch die Gaſſe ein ganz eigenthümlicher, grotesker Zug daher. Voraus auf einem dicken Pferde ritt ein Mann in einer Uniform, welche eine entfernte Aehnlichkeit mit der eines Polizeibeamten hatte; ihm folgte auf einer ſchrecklich mageren Mähre ein noch magerer Schreiber, eine rieſenhafte Feder hinter dem Ohre, Schreibärmel an den Armen, mit einem gewaltigen Buche vor ſich. Hinter dieſen beiden Beamten des Helden Carneval zog eine Schaar von dreißig bis vierzig Dienſtmädchen, deren robuſte Körperformen mit den eckigen Bewegungen ſowie die frechen, furchtbar geſchminkten Geſichter unter den Kappesblättchen, beſon-

ders aber die höchſt unzarten Scherze und Bemerkungen deutlich genug zeigten, daß man es mit verkleideten Männern zu thun hatte. Es lag etwas unausſprechlich Gemeines in der Art, wie ſie mit ihren breiten Schuhen in dem Schnee und in den Schmutzlachen herumtappten, wie ſie dabei ihre Röcke mit einer Hand emporhoben, während die andere Beſteck, Kochlöffel, Waſchlappen, Kohlenſchaufeln und ſonſtige Attribute des Haus- und Küchen-Departements ſchwang, wie ſie an die Fenſter hinauf coquettirten und wie dabei zahlreiche Flaſchen von Hand zu Hand gingen.

Es waren dies, wie die Köchin der Hauptmännin richtig bemerkt, die Carnevalsmägde, welche an der Weiber-Faſtnacht durch die Straßen Kölns zogen und vor 'den Häuſern Halt machten, in welchen ſich eine als geizig, hart und zänkiſch verſchrieene Frau befand.

Da hielt der Commiſſar ſein dickes Pferd an, pflanzte ſich vor dem Hauſe auf, und der Schreiber öffnete ſein großes Buch, um Straße, Hausnummer und ſonſtige, oft ſehr deutliche Anſpielungen auf die Namen der Betreffenden vorzuleſen; dann erfolgte die Frage an den Mägdehaufen: ‚wer hier bei wenig Lohn und viel Arbeit in den Dienſt gehen wolle', worauf alsdann nach einem unbeſchreiblichen Halloh faſt jede der Mägde irgend eine Eigenſchaft gegen *die Betreffende verbrachte, welche ſie veranlaßte, nicht hier* in den Dienſt zu treten.

So zogen dieſe Racheſchaaren denn auch jetzt durch dieſe ſtille Gaſſe, wo ſonſt vom Leben des Carnevals ſelten etwas gehört wurde, und der betäubende Lärm, den ſie dabei verurſachten, das Gelächter und Gejohle, das Gebrumme der Rummelspötte und das „Zum zerum, zerum Zafferon" der

Buben machte auf die Hauptmännin und deren Magd einen ganz verſchiedenartigen Eindruck. Letztere konnte ſich nicht enthalten, ſeitwärts einen boshaften, triumphirenden Blick auf ihre Herrin zu werfen, denn durch ihr haßerfülltes Gemüth zog, freilich mit anderen Worten, der poetiſche Gedanke des wunderbaren Liedes:

„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch ſingt man dort einmal!“

In der Hauptmännin dagegen ſtieg eine Ahnung auf, daß es ſich hier um etwas Unangenehmes handle, dem allerdings dadurch zu entgehen wäre, daß man ſich mit zugehaltenen Ohren in irgend einen geheimen Winkel des Hauſes flüchte; doch gibt es Augenblicke, wo wir durchaus das nicht zu thun im Stande ſind, was wir gern thun möchten. So können wir ja häufig einen unangenehmen Brief nicht auf die Seite werfen, deſſen erſte Zeile uns ſchon ſchwer verletzt — ſo lauſchen wir vielleicht widerſtrebend einem Zwiegeſpräche, das uns tief verwundet, oder wohnen einer Scene bei, der wir beſſer gethan hätten, zu entgehen.

„Zum zerum, zerum Zafferon,
Der Puckel en Papeer gebonn,
Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zerum Zafferon!“

brüllten die Buben jetzt dicht vor dem Hauſe mit einem furchtbaren Taktgefühle, und es klang das in der engen Gaſſe, als ſängen die Pflaſterſteine und Häuſer ebenfalls mit:

„Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zerum Zafferon!“

Die Hauptmännin ſtand da wie feſtgebannt, ſie war

nicht im Stande, in einen ſtillen Winkel des Hauſes zu fliehen, noch viel weniger aber mochte ſie in den Laden zurücktreten, und am allerwenigſten war die Köchin dazu zu bringen, die Hausthür zu ſchließen.

Der Commiſſar hatte ſein Pferd gegen das Haus gewandt, der Schreiber ſein Buch geöffnet, und die vierzig Mägde umgaben die beiden Beamten im Halbkreiſe und ſtarrten mit weit aufgeriſſenen Augen, in Unordnung gerathenen Röcken, zerzausten Perrücken und verſchobenen Hauben das Haus an; ein paar der frechſten hatten ſich auf die Haustreppe gemacht und lachten grüßend in den halbdunkeln Flur hinein.

So weit man ſehen konnte, war die enge Gaſſe mit Neugierigen vollgepfropft und an den Fenſtern der meiſten Häuſer drängte ſich Kopf an Kopf. Der Commiſſar machte jetzt bedächtig eine Viertelswendung gegen ſeine Untergebenen und rief mit einer fetten Stimme: „In derſelbigten Straße das Haus Numero 46!“ worauf der Secretär ſein Buch auflegte, es bequem vor ſich auf den Sattelknopf nahm, eine ungeheure Kneipbrille aufſteckte und unter deren Einfluß in näſelndem Tone ablas: „Bewohnt von einer Wittfrau, deren Mann in ſeinem ganzen Leben nicht zu ſagen brauchte: ‚Gott ſtraf' mich!‘ — Hat auch einen Bruder, dieſelbigte Wittfrau, den ſie pflegt für viel Geld mit ſchlechte Wort — hat auch eine Tochter, die Angſt hatte, eine alte Quiſſel zu werden, und der ſie einen Mann kaufte, ein armes Lamm, das des Hauſes Sünde trägt! — Wer will hier in Dienſt gehen?“

Ein nicht zu verkennendes Murren und Grunzen erſcholl

aus der Schaar — ſelbſt die Rummelspötte gaben durch einen tiefbrummenden Ton ihr Mißfallen zu erkennen.

„Hurrah!“ jauchzten die Buben.

Der Commiſſar erhob ſich in ſeinen Steigbügeln, ſchaute mit einem ernſten Geſichte um ſich her und winkte dann, wobei er rief: „Du, Drückchen, komm' heran, Du ſcheinſt mir hier ins Haus zu paſſen — an Deinem Leibe haſt Du ſchon was zuzuſetzen, und was Deine Zunge anbelangt, ſo wird man ſogar in dem Hauſe davor Reſpect kriegen!“

„Ich, Herr Commiſſar?“ ſchrie eine gewaltige Stimme aus dem Haufen, worauf ſich die Beſitzerin derſelben, eine vierſchrötige Perſon, vorſchob — „ich habe nicht ſo viele Sünden in meinem Leben begangen, um bei dem Hausteufel da nur acht Tage lang Buße zu thun — daß man nichts zu eſſen kriegt und arbeiten muß wie zehn Pferde, davon wollt' ich gar nichts reden, aber in dem Hauſe hat man am Tage keine Gemüthsruhe und Nachts keinen Frieden!“

„Ja, ja, das iſt bekannt,“ ſchrie ein Dutzend Stimmen aus der Schaar — „wenn man am Tage nicht ſelbſt geſcholten wird und geſchunden wie ein Poſtpferd, ſo muß man mit anſehen, wie Andere von dem Hausteufel bis aufs Blut geplagt werden, und was nun die Nacht anbelangt, da geht er um — der Hausteufel nämlich —, ſtiehlt ſich ſelbſt Brod, Kartoffeln und Kaffeebohnen und ſagt am anderen Morgen, die armen Dienſtboten hätten's gethan!“

„Hurrah, der Hausteufel!“

„Alſo Du willſt hier nicht in Dienſt treten?“

„Gott ſoll mich bewahren, Herr Commiſſar! Der kann man ja nicht einmal wünſchen, daß ſie der Teufel holen ſoll, denn ſie kann ſich ja nicht ſelbſt mitnehmen!“

„Und ſonſt iſt Niemand da, der hier in Dienſt will?“

Abermaliges Murren und Grunzen folgte dieſer Frage des Commiſſars, und eine helle Stimme rief: „Nicht für einmalhunderttauſend Thaler!“

„So wollen wir weiterziehen,“ ſagte der Carnevals-Beamte; „wir haben noch viel zu thun, ehe wir fertig ſind — vorwärts marſch!“

„Muſik, Muſik!“ jauchzten die Buben.

Und auf dieſes Commandowort hin fingen die Rummelspötte wieder an zu brummen. Der Commiſſar und ſein Schreiber ritten voran und die Mägde folgten Arm in Arm zu Dreien und Vieren in einer langen Reihe, die nun ihr „Zum zerum, zerum Zafferon“ jauchzend wieder begannen und unermüdlich fortſetzten, bis dieſer Geſang, allmählich ſchwächer und ſchwächer werdend, ſich in der Ferne verlor.

„Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit,
Zum zerum, zerum Zafferon!“

Hierbei dürfen wir der Wahrheit gemäß nicht verſchweigen, daß der lange Bildhauer bei dieſer ganzen Verhandlung vor dem Hauſe ſtehen geblieben war und, trotzdem er ſich ſo dicht wie möglich an daſſelbe gedrückt, doch die Aufmerkſamkeit der Mägde erregt hatte, von denen eine der größten und ſtärkſten ihn plötzlich unter dem Arme faßte und trotz ſeines Widerſtrebens zum Mitziehen zwang, nachdem ſie ihm einen Beſen in die Hand gedrückt hatte, was den Jubel der Buben noch bedeutend vermehrte.

„Ach, Madame,“ rief jetzt die Köchin, mit ſehr geheuchelter Entrüſtung die Hände zuſammenſchlagend, „hat man ſeiner Lebtag ſo was Schändliches gehört! Ach,

Madame, Madame, haben Sie auch Alles recht verſtanden?"

Die Hauptmännin nickte ſtumm mit dem Kopfe — ſie hatte ſich gegen die Wand des Ganges gelehnt und war nicht im Stande, Ein Wort hervorzubringen.

„Maria und Joſeph — haben ſie die Frau Hauptmännin das allerſchlechteſte geſchimpft, was man Jemanden ſchimpfen kann!"

„Mich — ja — mich — — ich ſei — ein — Haus- —teufel."

„Ja, Madame, das haben ſie geſagt — und Sie gäben mir nicht ſatt zu eſſen und Sie thäten ſich ſelbſt beſtehlen und ſagten, ich hätte es gethan!"

„Ja — das — haben ſie Alles geſagt."

„O, noch viel mehr, noch viel mehr, Madame!" rief die Köchin mit einer Lebhaftigkeit, welche Mitgefühl ausdrücken ſollte, aber genau wie Schadenfreude klang.

„Gebe ich Dir nicht ſatt zu eſſen?"

„O doch, Madame — dann und wann doch — aber machen Sie ſich nichts daraus, was ſie geſagt haben; dies geſchieht bei allen Häuſern ſo, wo eine böſe Frau iſt, wie ſie ſagen."

„So, ſo," ſagte die Hauptmännin mit böſer Stimme und ſetzte hinzu: „Rufe mir meine Tochter heraus!"

Madame Bergmüller hätte übrigens, um zu ihrer Mutter zu eilen, auf dieſen Ruf nicht gewartet, wenn ihr Mann ſie nicht zurückgehalten hätte; jetzt aber eilte ſie hinaus, und als ſie ihre Mutter draußen ſtehen ſah, zuſammengeſunken an der Wand lehnend und langſam mit dem Kopfe nickend, da brach ſie in Thränen aus, faßte ſie unter

dem Arme und führte ſie dann mit Beihülfe der Köchin hinauf in ihr Zimmer.

In dem Laden waren indeſſen die Künſtler, mit Ausnahme Bergmüller's und Rodenberg's, der grotesken Scene draußen mit außerordentlichem Intereſſe gefolgt, ja, der ſanfte Eduard hatte ſein Skizzenbuch hervorgenommen, um den Commiſſar, den Schreiber und einige Mägde in flüchtigen Strichen aufs Papier zu werfen. Rodenberg hatte ſich zu Bergmüller und deſſen Frau gehalten und den Verſuch gemacht, dem ängſtlich zitternden jungen Weibe dieſe Sache von der komiſchen Seite darzuſtellen.

Als dieſe nun auf den Ruf ihrer Mutter das Zimmer verlaſſen hatte und der Lärm der Bande verklungen war, ſagte Rodenberg zu ſeinem Freunde, indem er die Hand auf ſeine Schulter legte: „Armer Kerl, ſo hoffte ich Dich nach unſerem luſtigen Abſchiede im Grünen Baume nicht wiederzufinden! Deine theure Schwiegermutter ſcheint ja eine böſe Sieben zu ſein in des Wortes verwegenſter Bedeutung!“

„O, eine ſchlimme Vierzehn, wenn dieſe Benennung ſo ausgedehnt werden kann! Ich habe ſchon hier auf Erden den Vorgeſchmack der Hölle!“

„Zugeſtanden,“ brummte Walter, der ſich mit einem ausdrucksvollen Kopfnicken näherte — „ich bin ſonſt gerade nicht furchtſam, aber die Augen, welche die Alte machte, als ſie uns wie wahnſinnig anknirte, haben mir einen gewaltigen Reſpect eingeflößt; es liegt darin etwas Klapperſchlangenartiges, und ich glaube, ich hätte in dem Momente nicht zugreifen können, wenn ich auch gewollt und gedurft hätte.“

zu geben, und als das geſchehen war, ſchien ſie wieder in ſtilles Nachdenken zu verſinken. Die Schwarzwälder Uhr pickte, der Kanarienvogel verſuchte einige Töne: doch war ſeine Zeit vorüber und es wollte nicht recht mehr gelingen. Zuweilen auch glaubte der Doktor, es ſchnarche ein Mops im Nebenzimmer, doch da dieſer gelinde Schnarcher meiſt mit einem menſchlichen Räuſpern ſchloß, ſo erkannte er bald, daß es das ſchwere Athmen der Stadträthin ſei, welches er ſo unverantwortlich verkannt hatte.

Endlich wurde draußen die Glasthüre geöffnet, gleich darauf die Stubenthüre; der Doktor erhob ſich und Stadtrath Schwämmle trat ein.

Der Stadtrath, obgleich bedeutend älter geworden, hatte immer noch ſo viel als thunlich ſein imponirendes ſollendes Aeußere feſtgehalten. Sein Kinn vergrub er noch immer würdevoll in die Halsbinde, ja das Bäuchlein, das er ſich zugelegt, ſowie die ſilberne Brille gaben ſeiner ganzen Haltung etwas Wichtiges, Ehrwürdiges, zu welchem allein die ſehr geſchwinden Bewegungen, die ſich der Stadtrath noch nicht abgewöhnt, nicht vollkommen im Einklange ſtanden. Seine Züge dagegen hatten bedeutend gealtert, ſein Haar war gebleicht, ſein Blick etwas kummervoll geworden. Er begrüßte den Fremden mit einem ſehr förmlichen Kopfnicken, dann fragte er: „wen habe ich die Ehre? Was verſchafft mir dieſe Ehre?“

Der Doktor nannte ſeinen Namen und ſagte, er habe im Tagblatte geleſen, daß hier im Hauſe Nummero Vierundvierzig eine Wohnung von zwei Zimmern zu vergeben ſei, wornach man ſich in der Belletage zu erkundigen habe.

Der Stadtrath räuſperte ſich, rieb die Hände über einander, nahm ein freundlich ſein ſollendes Lächeln an und ſagte: „der Herr Doktor ſind ein Fremder, eben erſt in der Stadt angelangt?“

„Vor einigen Tagen. Ich wohne im engliſchen Hofe,“ entgegnete auf dieſe Frage der Doktor.

„Und wie ſtehſt Du mit Deiner Frau?“ fragte Rodenberg — „ſie ſcheint mir nicht übel zu ſein.“

„Gewiß nicht; ſie hat das gute Gemüth ihres Vaters, der ein ſtiller Dulder war, bis er ausgebuldet hatte, und der wohl im Jenſeits keine andere traurige Idee mehr hat, als die, ſeine Gattin einſtens wiederſehen zu müſſen!“

„Nun, ich freue mich, daß Dein Humor wenigſtens nicht ganz in die Brüche gegangen iſt,“ bemerkte Walter. „Sage mir aber Eins, haſt Du nie einen kräftigen Verſuch gemacht, Dich ein wenig zu emancipiren? Denk' an das Wort unſeres großen Schiller:

‚So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die ſchwache Kraft entſpringt,
Den ſchlechten Mann muß man verachten,
Der niemals in die Kette ſpringt.‘

„Als wir eintraten, machteſt Du allerdings einen glücklichen Verſuch dazu; aber Verſuchen und Vollbringen iſt häufig weit getrennt durch ein weiches Gemüth, und Du warſt niemals der Energiſchſte, lieber Waſſermüller!“

„Leider Gottes — und darin habe ich gefehlt!“

„Was wollte denn die Alte mit ihrem Schlüſſelbunde?“ fragte der alte Maler. „Sie ſah mit demſelben aus wie die Pförtnerin zur Hölle — was bedeutete die Pantomime?“

Statt zu antworten, faßte Bergmüller mit beiden Händen den unteren Rand ſeiner Kattunjacke und zog heftig daran.

„Ah, ich verſtehe, bin aber begierig, ob die etwas derbe, aber höchſt paſſende Carnevals-Anſpielung nicht wohlthätig auf dieſes harte Gemüth einwirkt!“

„Ich fürchte das Gegentheil.“

„Wer weiß — ich bilde mir doch ein, es hat ihre Nerven erſchüttert; doch da kommt Deine Frau zurück und mit einer Miene, welche gerade nichts Schlimmes verſpricht.“

Und ſo war es auch in der That. Madame Bergmüller trat eilig in den Laden mit Blicken, die ſo heiter leuchteten, daß von dem früheren ſcharfen Ausdrucke ihrer Augen gar keine Spur zurückgeblieben war; auch war der moquante Zug um ihre Lippen einem freundlichen Lächeln gewichen. Als ſie ſich raſch ihrem Manne näherte, zogen ſich die beiden Freunde discret zurück, und dann ſagte ſie haſtig: „Ich komme von der Mama, lieber Friedrich, die ſich niedergelegt hat! Die Scene, welche die unartigen Leute vor unſerem Hauſe aufſpielten, hat ſie angegriffen — ſehr angegriffen,“ ſetzte ſie mit einem bedeutſamen Ausdrucke in Blick und Ton hinzu — „hier ſind — Deine Schlüſſel, geh' mit Deinen Freunden, und wenn Du nachher — ſpäter — heute Abend zurückkommſt, ſo ſollſt Du von mir jedenfalls ein freundliches Geſicht ſehen!“

Nach dieſen Worten gab ſie ihm die Schlüſſel und auch ſonſt noch etwas in die Hand, worauf er ſich eines leichten Seufzers nicht enthalten konnte, dann aber die kleine Frau in einem Gefühle des Dankes auf ihren friſchen Mund küßte.

Nun wandte ſich Madame Bergmüller gegen die Künſtler, welche angelegentlich zum Fenſter hinausſchauten, und ſagte ihnen in verbindlichem Tone, wie ſie hoffe, dieſelben noch vor ihrer Abreiſe von Köln bei ſich zu ſehen, und wie ſie ihnen bei dem jetzigen heiteren Leben Kölns alles mög-

liche Vergnügen wünſche. Dann verſchwand ſie nach einer freundlichen Verbeugung.

Auch Bergmüller verließ nach ihr den Laden, um gleich darauf in einem hübſchen Anzuge wieder zu erſcheinen, den er unter der Thür des Ladens dadurch vervollſtändigte, daß er mit einer herausfordernden Miene ſeinen Hut etwas ſchräg aufſetzte und durch einen leichten Klaps in ſein dickes Haar drückte — „ſo, jetzt gehen wir mit einander, die gerechte Sache hat geſiegt, und darauf wollen wir ein paar Flaſchen austrinken!“

Mittlerweile war auch der Lehrling ſchüchtern eingetreten, und der Herr des Ladens wollte gerade beginnen, ihm tüchtig die Meinung zu ſagen, als Walter ihn mit dem Ellenbogen anſtieß und leiſe brummend ſagte: „Sei gerecht, Nebelmüller, ſchenk' dem armen Teufel lieber zehn Silbergroſchen, daß er ſich amuſiren kann!“

„Ja, Kohlenmüller,“ lachte Rodenberg, „als Opfer der Dankbarkeit auf den Altar Deiner Penaten; denn wenn Du jetzt ohne Uebermuth, wie ein kluger Menſch handelſt, ſo kannſt Du die Zügel in die Hand bekommen!“

„Gehen wir, gehen wir,“ drängte Rüding, nachdem er ſein Skizzenbuch eingeſteckt hatte; wir müſſen ſehen, wo Knorr geblieben iſt, den ſie mit fortgeſchleppt haben — ein armes, wehrloſes Schlachtopfer!“

Die Komödie der carnevaliſtiſchen Mägdeverdingung ſchien mit der vierten Scene von dem Hauſe ſechsundvierzig zu Ende geſpielt zu ſein, und unſere Freunde, ſo ſehr ſie ſich auch beeilten, die ganze Schaar noch einzuholen, erreichten dieſelbe doch erſt auf dem Heumarkte,

als ſie im Begriffe waren, aus einander zu gehen, nachdem ihnen der Commiſſar von ſeinem Pferde herunter noch eine Rede gehalten über weibliche Tugenden im Allgemeinen, ſowie über die Pflichten und Rechte einer Dienſtmagd.

XXXI.

„Ich wähle mir den Liebesgott zum Schutzen.“

Der lange Bildhauer befand ſich noch immer am Arme einer dieſer robuſten Geſtalten und ſchien derſelben durchaus nicht mit Widerſtreben zu folgen. Bergmüller, welcher in ſeiner Eigenſchaft als kölner Bürger hier zu Gunſten des Freundes glaubte auftreten zu müſſen, wunderte ſich ſehr, als ihm Knorr mit freundlicher Miene zur Begrüßung ſeine Hand entgegenſtreckte, ohne aber den Arm ſeiner Gefährtin loszulaſſen. Und als dieſe jetzt mit der einen Hand die breiten Striche ihrer Haube in die Höhe warf und ihr Geſicht lachend dem jungen Papierhändler zuwandte, zog dieſer mit einem eben ſo verblüfften als erſtaunten Geſichte ehrfurchtsvoll den Hut und ſagte: „Herr Commercienrath, wer hätte ſich das denken können!“

„Sind wir nicht im Carneval, Herr Bergmüller?“ erwiderte die ungezähmte Nonne, einen grotesken Strohbolzen ſchwingend — „im kölner Carneval, den Jeder mitfeiern ſoll und muß, Hoch und Gering, Arm und Reich, Alles durcheinander, und haben wir unſere Masterade hier nicht zu einem ſehr löblichen Zwecke unternommen? — Ich meine,

auch Sie werden davon profitirt haben! Aber jetzt vorwärts, wenn es Ihnen gefällig iſt — Ihren Freund da laß ich heute nicht mehr los; jetzt wollen wir uns irgendwo eine gute Flaſche kriegen und luſtig ſein!“

„Ja, das wollen wir,“ erwiederte Bergmüller freudig; „wenn Sie mir alſo, Herr Comm— ....“

„Laſſen Sie das unterwegs,“ fiel ihm der Andere raſch ins Wort; „heute bin ich nur Oeſchelchen ohne elftauſend Jungfrauen, denn ſie ſind im jetzigen Jahre ſchwer zuſammenzubringen. — He,“ rief er einigen anderen der Dienſtmädchen zu, die im Begriffe waren, ſich Arm in Arm zu entfernen, „Ihr geht doch auch zu Reichard? Alſo vorwärts! Das ſind wohl Freunde von Ihnen, Herr Bergmüller?“ wandte er ſich wieder an dieſen — „wenn ſie ein luſtiges Geſpräch und ein gutes Glas Wein vertragen können, ſo ſollen ſie nur mitkommen!“

„Es ſind Künſtler und allerdings Freunde von mir, die den Carneval mitmachen wollen!“

„Das iſt gut. Dem Anderen hier, den ich am Arme habe und den wir von Ihrem Hauſe mitgenommen, wo er gar zu melancholiſch in die Welt hineinſtarrte, habe ich ſchon einige Lebensregeln gegeben, und ich glaube, daß, wenn wir noch ſo einige zwanzig Flaſchen zuſammen trinken, ſo fängt er an aufzuthauen, wie ein Eiszapfen in der Sonne!“

„Geck, lehs Geck elans!“ rief eine von den drei anderen verkleideten Weibern, welche Arm in Arm vor ihnen hergingen, als ſie einigen Officieren begegneten, die dann auch, freilich mit hoch emporgezogenen Naſen und verdrießlichen Mienen, auf die Seite traten.

„Ich habe ſchon angefangen, meinem ſtillen Freunde hier etwas von der kölner Carnevals-Philoſophie beizubringen. Einer der Hauptſätze derſelben liegt in dem Ausſpruche, den unſere Freundinnen da vorn ſoeben den ſo verdrießlich dreinſchauenden Lieutenants gegeben: ‚Geck, lohs Geck elans!‘ — und darin liegt ungeheuer viel carnevaliſtiſche Weisheit begraben und es entwickeln ſich daraus die praktiſchſten Lebensregeln: Wenn Du mich ungeſtört läßt, ſo laſſe ich Dich ebenfalls ungeſtört Deinen Vergnügungen nachgehen; thue Jeder im Narrenthum ſeine Schuldigkeit, und was ich an Geckerei und Lotterboverei Preis gebe, ſoll Dich durchaus nicht kümmern, inſofern es nur zur allgemeinen Heiterkeit beiträgt. Geck, lohs Geck elans! Verſtehe meinen Scherz, nimm ihn als ſolchen auf und laß ihn paſſiren, wie ich ihn ausgeſandt, aus närriſchem Herzen zu närriſchem Herzen — haben Sie mich verſtanden?“

„Ich glaube ſo, ich fange an zu begreifen,“ antwortete der lange Bildhauer mit einem leichten Lächeln.

„So kann ich mir ſchon erlauben,“ fuhr Oeſchelchen fort, indem ſie, um eine naſſe Stelle der Straße zu überſchreiten, ihre Röcke höher aufhob, als gerade nothwendig war, Sie über einen zweiten, nicht minder wichtigen Grundſatz aufzuklären, welcher aber ſo faßlich geſetzt iſt, daß er eigentlich keines Commentars bedarf; im gegenwärtigen Augenblicke iſt er überdies ſehr paſſend, da er ſich auf unſer nächſtes Vorhaben bezieht: ‚Laßt uns noch einen Schoppen kriegen! Wer weiß, ob wir morgen noch ſind, und wenn wir morgen todt ſind, dann bringt uns kein Menſch ’was nach!‘ — Bedürfen Sie darüber einer Aufklärung?“

„Nein — ich glaube, ich kann es begreifen.“

„Das ist mir lieb, und ich zweifle nicht länger, daß aus Ihnen einmal ein tüchtiger Geck werden kann, und zur Belohnung für Ihr rasches, richtiges carnevalistisches Fassungsvermögen will ich Ihnen noch einen bisher von Ihnen gewiß ungeahnten Spruch unserer Lebensweisheit mittheilen. Sehen Sie — vor uns, das ist der Rhein, und dem Reinen ist Alles Rhein, und wir vor Allem in unserem Carneval. So kann man auch von diesem Spruche sagen: ‚Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel' — denn wenn Du Alles am Rheine mit kindlichem Gemüthe und richtigem Geschmacke versuchst, so wirst Du auch unterscheiden, ob am Rhein der Wein rein oder unrein ist, und dieses Verständniß ist von der ungeheuersten Wichtigkeit, da es nach einer lustig vertrunkenen Nacht den Leiendecker von Deinem Kopfe fern hält. Vielleicht klingt Dir dies noch ein wenig dunkel, theurer Freund Bildhauer; doch haben die Regeln unserer Lebensweisheit dies mit der ganzen übrigen Philosophie gemein, und wenn Du erst einmal über das ABC der sämmtlichen Carnevals-Vergnügungen hinausgekommen bist, so geht Dir ein wahres Lichtmeer auf, eine Helle wie von zehntausend Fackeln."

Während so Knorr, Bergmüller, Rüding mit Oeschelchen, Drückchen und wie sie Alle heißen mochten, auf irgend eine famose Weinkneipe lossteuerten, folgten ihnen Rodenberg und Walter Arm in Arm, lachend über die seltsamen Gestalten, namentlich über die ihres langen, dürren Freundes, der im gegenwärtigen Augenblicke ein zu komisches, aber wahres Bild gab: Don Quixote mit der Dulcinea von Tobosa.

Nachdem sie nun eine Zeit lang hinter den Anderen

dreingeſchlendert waren, fragte Rodenberg: „Hat Rüding und Knorr noch keine Bemerkung gemacht in Betreff meiner Anverwandten? Haben ſie noch kein Verlangen ausgeſprochen, ihr vorgeſtellt zu werden?“

„Knorr nicht — Du weißt, er ſcheut ſich überhaupt vor Damenbekanntſchaften. Der ſanfte Eduard aber wollte es geſtern ſonderbar finden, daß wir von der Herrin des Hauſes noch nicht empfangen worden ſeien. Ich habe ihm aber auseinandergeſetzt, wie eine alte, vielleicht auch kränkliche Dame nicht immer in der Laune ſei, ſich auf einmal ein halbes Dutzend Fremde vorſtellen zu laſſen — das würde Alles ſeiner Zeit ſchon kommen — verſtehe mich wohl, ich ſprach nur von einer alten Dame.“

„Wofür ich Dir beſtens danke; doch müſſen wir ſie auch der jungen Dame, deren Exiſtenz ich Dir, dem bewährten Freunde, ja ſogleich zugeſtanden habe, vorſtellen.“

„Ich habe nicht weiter nach ihr gefragt — Du wirſt meiner Discretion alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“

„Wie immer,“ ſagte Rodenberg lachend — „aber da wir uns ſtark dem Carneval nähern und ſich dieſe junge Dame nun einmal in den Kopf geſetzt hat, den großen Maskenzug mitzumachen ....“

„Ah — bah!“ unterbrach ihn Walter.

„Zu Pferde mitzumachen, ſo kann ſie nicht unſichtbar bleiben, und ich muß Euch ihr je eher je lieber vorſtellen.“

„Darin ſehe ich keine Schwierigkeit; Knorr hat ſchon lange vergeſſen, daß von einer alten Anverwandten die Rede war.“

„Aber Cupido, unſer ſanfter Eduard — glaubſt Du, daß er ſich noch der ſchönen Sängerin auf jener Soirée bei

dem Prinzen Heinrich erinnern wird, die uns Alle ſo entzückte, oder jener reizenden Jägerin, die beim Künſtlerfeſte mit mir am Hoflager des Prinzen Maiwein erſchien?"

„Ich glaube kaum," gab Walter zur Antwort, nachdem er eine Weile nachgedacht — „bei jener Soirée war er zu ſehr mit der Dame in Lila und ihrem Mops beſchäftigt, und was jenen Zeitpunkt unſeres Künſtlerfeſtes anbelangt, ſo war er des ſüßen Weines ſo voll, daß er den Himmel für eine Baßgeige anſah."

„Das iſt mir lieb, denn ich möchte in dieſer Richtung alle Combinationen vermeiden — und van der Maaßen?"

„War gar nicht bei jener Soirée und befand ſich damals im Walde ebenfalls in einer ſo gehobenen Stimmung, daß er ſich um alle gegenwärtigen Schönheiten nicht mehr bekümmerte und nur noch an ein Liebchen dachte weit in nebelgrauer Ferne."

„Das iſt Alles ſehr gut, aber etwas haben wir doch vergeſſen: die auffallende Aehnlichkeit dieſer jungen Dame mit ihrer Schweſter Conchitta."

„Unbeſorgt. Ich glaube nicht, daß einer von den Beiden unſere liebenswürdige Collegin öfter geſehen hat — was macht ſie — ſahſt Du ſie in den letzten Tagen vor unſerer Abreiſe?"

„Flüchtig — ich hatte meine Gründe dazu, das Haus unſeres theuren Michel Angelo zu meiden."

„Und glaubſt Du an eine Heirath zwiſchen Conchitta und ihm?"

Rodenberg zuckte mit den Achſeln, ehe er antwortete: „Es iſt mir ſchrecklich, daran zu glauben, und doch, wer verſteht die Launen eines Mädchenherzens — eines ſo

„Ein sehr gutes Hotel," fuhr der Stadtrath fort, „ein sehr anständiges Hotel; allerdings sind hier im Hause zwei Zimmer zu vergeben, sehr schöne Zimmer, gut meublirt, doch —"

„Aber wie kannst du so genau wissen, ob die Zimmer wirklich noch frei sind?" ließ sich die fette Stimme der Stadträthin vernehmen. „Heute Morgen waren mehrere Partien da, welche die Wohnung eingesehen haben."

Der Stadtrath machte eine Bewegung mit der Hand nach dem Nebenzimmer und sagte als höflicher Mann: „meine Frau!" Dann fuhr er mit lauterer Stimme fort: „allerdings bin ich nicht im Stande, dem Herrn Doktor die Wohnung für bestimmt zuzusagen, die Hofräthin X. ist die Vermietherin und ich habe es nur aus freundnachbarlicher Rücksicht übernommen, den Anfragenden die nöthige Auskunft zu ertheilen. — Der Herr Doktor sind Mediciner?"

„Bitte um Entschuldigung!"

„Also Jurist?"

„Noch weniger," entgegnete Stechmaier, „ich bin Doktor der Philosophie und Schriftsteller."

„Ah! — Ah! — So? — Schriftsteller?" antwortete der Stadtrath, und die fette Stimme aus dem Nebenzimmer rief so laut als möglich: „ich kann dich aber versichern, Schwämmle, daß die Zimmer wahrscheinlich schon genommen sind. Die verwittwete Hauptmännin Steiner hatte große Lust dazu, und was die Hofräthin anbelangt, so könnte sie für sich keine angenehmeren Miethsleute finden."

„Auch ich würde mich bemüht haben, im besten Einverständniß mit der Frau Hofräthin zu leben," sagte der Doktor so laut, daß die Stadträthin im Nebenzimmer diese Antwort auf alle Fälle hören mußte.

„Davon bin ich vollkommen überzeugt," sagte der Stadt-

feſten, verſchloſſenen, in ſich ſelbſt zurückgezogenen Charakters!"

„Du haſt Recht, ſo iſt ſie, und doch hatte ich, ein alter Fuchs und ſchlauer Beobachter, Gelegenheit, zu ſehen, wie ein nicht zu mißdeutender Strahl ſüdlicher Gluth aus dieſem ſo ruhigen, ja, kalt blickenden Auge brach."

„Wo war das, wenn es kein Geheimniß iſt?" fragte Rodenberg mit großer Theilnahme und begierig, zu erfahren, ob die Vermuthung des Freundes mit der ſeinigen zuſammentraf.

„In Roderich's Atelier."

„A—a—a—ah, ſo!"

„Da erzählte uns Conchitta einmal eine Geſchichte, der wir Alle, aber mit verſchiedenartiger Aufmerkſamkeit lauſchten — ich, indem ich mich für ihre Erzählung intereſſirte; Lytton aber, der gegenwärtig war, und jener Baron Mops vom Höllenſteine ...."

„Du meinſt, Hund vom Höllenſteine."

„Mops — Mops, laß mir dieſe Grille; ich habe mir ihn ſo carikirt mit ſeinem Glasſcherben im Auge."

„Vergiß Deine Rede nicht."

„Nun ja, die Beiden, ſowie auch Nebelmüller, dem ich es gar nicht zugetraut hätte, ſchauten das junge Mädchen mit ſo gluthvollen Blicken an, daß ſie ihre Augen förmlich niederſchlug; wenn ſie dieſelben alsdann aber wieder öffnete, ſo geſchah das nur, um Olfers anzuſehen, aber mit einem Ausdrucke, den ich nicht vergeſſen werde, und wenn ſich alsdann ihre Blicke zuweilen trafen, ſo war es gerade, als ſprühten ein paar Blitze gegen einander."

„Du biſt ja ein aufmerkſamer Beobachter!"

„Zuweilen.“

„Alſo Du glaubſt, Conchitta habe Olfers geliebt?“

„Gewiß — vielleicht unbewußt.“

„A—a—a—ah!“ machte Rodenberg lebhaft — „und könnte plötzlich zum Bewußtſein gekommen ſein?“

„Das iſt möglich.“

„Und in dieſem Falle könnte ſich dieſer ſeltſame Charakter vielleicht aus Pflichtgefühl entſchließen, Michel Angelo zu heirathen — das wäre ſchrecklich!“

„Aber Roderich iſt von ſeiner Frau geſchieden!“

„Er wird geſchieden werden — aber wer weiß, ob Madame Olfers nicht eine Gelegenheit wahrgenommen hat, um dem jungen Mädchen die Schuld dieſer Scheidung aufzubürden — bei Gott, es ſähe ihr ähnlich, und mir wird ein kleiner Vorfall klar, über den ich in dieſer Beziehung noch nicht nachgedacht — erinnerſt Du Dich, daß ich am Abende unſeres Künſtlerfeſtes in dem Garten unſeres Vereins Conchitta's Skizzenbuch fand?“

„Daſſelbe, welches ihr Figaro zurückbringen mußte?“

Rodenberg nickte mit dem Kopfe — „ich erkundigte mich bei dem Gärtner, wie es dorthin gekommen ſein möchte, und er ſagte mir, zwei Damen hätten auf der Steinbank, wo ich das Buch fand, nach unſerem Abzuge geſeſſen, und eine von dieſen ſei Frau Olfers geweſen. Wer die andere war, darüber herrſchte kein Zweifel, und daß dieſe, welche ihr Skizzenbuch und auch einen Strauß Maiblumen dort liegen ließ, den Garten in großer Aufregung verlaſſen, geht wohl aus dem eben erwähnten Umſtande hervor — doch bei alledem hoffte ich, daß Conchitta ihre Gewiſſenhaftigkeit

nicht ſo weit treiben werde, um ſich zeitlebens unglücklich zu machen."

„Sie und unſer guter, kleiner Schmitz — das wäre gerade ſo, als wenn ſich der Paradiesvogel mit der Krähe verheirathen wollte!"

„Roderich hörte auch von dem Gerede, ich weiß das genau, und es drückte ihn ſchwer."

„Glaubt er daran?"

„Es ſchien mir ſo, und ich denke faſt, es erleichterte ſeinen Entſchluß, abzureiſen."

„Er reiste doch nur, um ſein Kind aufzuſuchen — wenn er es gefunden hat, wird er gewiß zurückkehren."

„Wer weiß — ich fürchte beinahe, als ob die Vorfälle der letzten Zeit, auch Conchitta's Benehmen, welche ſich zuletzt gänzlich von ihm zurückgezogen, ihm den Aufenthalt bei uns verleidete; auch iſt Lytton nach Hauſe gegangen, und an dem hing er mit einer ſchwärmeriſchen Freundſchaft."

„Armer Roderich!" knurrte Walter mit einem Anfluge von Rührung. „Es iſt ſchrecklich, wenn man bedenkt, wie ſo mit Einem Schlage eine ganz glückſelige Exiſtenz aus einander fliegen kann — er führte doch ein beneidenswerthes Leben!"

„Als Künſtler — in ſeinem Atelier."

„Ganz recht — ich kannte ihn eigentlich nur da. War es nicht ein herrlicher Aufenthalt, dieſes Atelier, dieſe Sammlung von ſo viel Schönem und Geſchmackvollem, durchweht vom beſten Künſtlergeiſte ſeines Beſitzers? Mir altem Kerl war es in ſeiner Ruhe und behaglichen Stille wie eine Capelle, wohin ich gern in Künſtlerandacht zog.

Dieſer im Winter ſo ſanft durchwärmte Raum mit der Pflanzenpracht des Südens und den murmelnden Springbrunnen, während draußen Alles von Schnee und Eis ſtrotzte! Und im Sommer welche erfriſchende Kühle, welch ſüßes Nichtsthun in einem der alten Lederſeſſel, bei einer prächtigen Cigarre und einem kühlenden Gemiſche von Waſſer und Cognac — dahin — dahin! Auch dieſer kleinen Lebensfreude, die mir noch blieb, iſt der Nerv abgeſchnitten, wenn er nicht zurückkommt und bei uns bleibt, und ich fürchte, er kommt nicht zurück!"

„Ich fürchte es auch!"

„Er fort — Lytton, der auch ein guter Kerl war, fort — van der Maaßen fort, Knerr fort, der auch eine Miene macht, als wenn er nicht mehr zu lange bei uns aushalten würde, Du fort, denn ich traue Dir zu, daß Du Luſt haſt, Dich in der Welt umzuſchauen — die deutſche Kunſt am Verſchwinden! Das ſind nette Ausſichten für mich! Da könnte ich am Ende noch in den Fall kommen, mit Rüding eine Farbwaarenhandlung zu gründen oder Roderich's leerſtehendes Atelier zu miethen zu einer Fabrik für Corſetten ohne Naht; es ſoll dies ein ſehr lucrativer Erwerbszweig ſein, und der eleganten Form wegen wäre es ſehr empfehlend, wenn das ein tactvoller Maler unternähme!"

„Rodenberg lachte über dieſen Einfall, worauf er nach einigen Schritten umherſchauend ſtehen blieb und ſagte: „Wo ſind die Anderen geblieben — noch vor einigen Augenblicken ſah ich ſie vor uns."

„Der Abgrund irgend einer Weinſchenke wird ſie verſchlungen haben — ich ſchlage vor, ſie nicht aufzuſuchen, wenn Du nicht gerade beſonders Luſt dazu haſt."

„Gewiß nicht, ich möchte auf ein paar Stunden nach Hauſe gehen; mir ſchwindelt der Kopf von allem dem, was ich heute ſchon geſehen und gehört. Es gehören ganz beſondere Nerven dazu, um den ſchäumenden Pocal des kölner Carnevals, ohne abzuſetzen, bis auf den letzten Tropfen zu leeren.“

„Das will ich gerade nicht behaupten; es iſt ein Geſchäft wie ein anderes, nur muß man ſich ihm ungetheilt, mit Luſt und Liebe hingeben — was man von Dir,“ ſetzte er mit einem komiſchen Seitenblicke auf Rodenberg hinzu, „allerdings nicht verlangen kann. Du biſt nur zur Hälfte bei der Geſchichte. Jeder Lärm, der Dich umſaust, erinnert Dich an die ſüße Stille im Hauſe Deiner theuren Anverwandten, und jedes hübſche Geſicht, das Dir von irgend einem Fenſter entgegenlacht, nimmt unwillkürlich bekannte Züge an, welche Deine Gedanken gewaltſam abziehen von dem luſtigen Treiben, das Dich umgibt; doch nehme ich es Dir nicht übel, was ich von ihr geſehen, früher und auch geſtern hier, entſchuldigt vollkommen Deine Träumereien.“

Unter ähnlichen Reden hatten ſie ihre Wohnung erreicht und dort kaum ihre Zimmer betreten, als der Haushofmeiſter erſchien mit einem freundlichen Gruße von der Herrin, um Rodenberg zu erinnern, daß um ſechs Uhr dinirt würde.

„Wir haben ſonſt noch Gäſte,“ ſetzte er mit einem freundlichen Lächeln hinzu. „Seine Hoheit Prinz Heinrich, welcher den Carneval beſucht, thut dem Hauſe die Ehre an, hier zu diniren, und gerade deßhalb wünſcht die gnädige Gräfin, Sie, Herr Rodenberg, möchten ein paar Ihrer Freunde zum Diner mit hinübernehmen.“

„Wenn ich die jetzt nur finden könnte,“ erwiederte der

junge Maler — „das iſt wohl nicht ſo leicht, als man es ſich denkt — wir haben ſchon fünf Uhr vorüber und nicht mehr viel Zeit; jedenfalls wird mein Freund Walter hier die Ehre haben!“

Der Haushofmeiſter empfahl ſich mit einer ehrerbietigen Verbeugung, und dann rief Walter aus dem Nebenzimmer: „Das hätteſt Du mir erſparen können!“

„Warum? Einmal muß es doch ſein!“

„Aber gerade heute, wo die Ehrfurcht gegen Seine Durchlaucht Schuld daran ſein wird, wenn mir kein kleiner Biſſen ſchmeckt — und dann meine Toilette!“

„Unſinn — der Prinz iſt ſchon von ſeiner Soirée her gewohnt, daß Du im Ueberrocke und mit Schlapphut kommſt, und meine Anverwandte wird Dir das nicht übel nehmen!“

„Nun, meinetwegen, ich habe einen Capitalhunger und hoffe, dem Diner in jeder Beziehung alle Ehre anzuthun!“

Als ſie ihren Anzug beendigt, war es kurz vor ſechs Uhr, und ſie gingen hinüber. Rodenberg nicht mit denſelben Gefühlen wie geſtern und vorgeſtern, wo er ſich ſo innig darauf gefreut, in ganz kleiner Geſellſchaft mit dieſem wunderbaren Weſen ein paar Stunden ſein zu können. — Was wollte auch dieſer vornehme Herr in dem Hauſe der Künſtlerin? Ihr ſeine Ehrfurcht bezeigen? Dazu hätte er einen anderen und, wie es ihm ſchien, paſſenderen Ort wählen können. — Und ſie, die ſich in allen Verhältniſſen ſo unbefangen bewegte, die ſo gern ihren feinen Spott ausgoß über die Hohen und Allerhöchſten dieſer privilegirten, oft ſo anmaßenden Beſchützer der Kunſt, die, mit wenig ehrenvollen Ausnahmen, nur dann ihr Schutzamt ausüben, wenn ſie die Künſte zur Ausführung eines egoiſtiſchen Zweckes oder als

Würze der langweiligen Stunden ihres Daſeins benutzen — machte es ihr doch wohl Vergnügen, eine Hoheit zu bewirthen, und hatte auch ſie in der That Stunden, wo ſie mehr Gräfin als Künſtlerin war?

In dem Herzen des jungen Künſtlers regte ſich etwas wie Eiferſucht, und wenn er ſich auch bemühte, dieſes Gefühl hinwegzuſpotten, und verſtändig genug war, ſich ſelbſt zu ſagen, er habe ja nicht das leiſeſte Recht, eiferſüchtig zu ſein, ſo war er doch nicht im Stande, ſich davon zu befreien, und betrat dadurch etwas erregt den kleinen Salon, wo ſich Juanita mit ihrem Oheim und ſchon in Geſellſchaft des Prinzen befand, der gerade eingetreten zu ſein ſchien; wenigſtens führte er eben die Hand der ſchönen Sängerin mit einer ehrerbietigen Verbeugung an ſeine Lippen.

Es ſchien Rodenberg, als dauere dieſe Begrüßung länger als gerade nothwendig ſei; dann wurde auch der Adjutant des Prinzen, Major von Werdenberg, vorgeſtellt, und dann erſt wandte ſich Juanita allerdings mit einem herzlichen, gewinnenden Lächeln gegen den jungen Maler und freute ſich ſehr, die Bekanntſchaft des Drachen Griesgram wieder zu erneuern.

Auch Seine Durchlaucht waren enchantirt, die beiden Künſtler wiederzuſehen und ſich ſo d'une manière plus vive jener ſchönen Zeiten erinnern zu können, wo der ganze duftige Wald mit ſeinen maleriſch phantaſtiſchen Geſtalten in einer großen Guirlande die köſtlichſten Blüthen gab, die ihm ſo zauberhafter Weiſe erſchienen.

Rodenberg würde ſich nicht erlaubt haben, ähnliche Worte an die junge Dame zu richten; er wäre ſich dabei ſchaal und abgeſchmackt vorgekommen und überzeugt geweſen,

ſie müſſe es eben ſo aufgenommen haben. Doch als er ſie jetzt anſchaute, bemerkte er ein freundliches Lächeln auf ihren Zügen und fühlte ſich ſchmerzlich davon berührt. So hell und glänzend, ſo glücklich und ſonnenreich ihm auch bis jetzt die paar Tage erſchienen waren, die er in ihrer Nähe zugebracht, ſo ſüßen Hoffnungen er ſich auch hingegeben, ſo glaubte er doch jetzt mit Einem Male dunkle Wolken am Horizonte ſeines Glückes aufſteigen zu ſehen, und es war ihm zu Muthe, als werde ihm nie die Seligkeit zu Theil, einen Kranz der Liebe um ihr ſchönes Haupt winden zu können, wie er wohl in ſeinen kühnſten Phantaſieen geträumt, und als ſei er nur ein unbedeutendes Blatt in dem Bouquet ihrer Triumphe, das ſie ſich heute an die Bruſt ſteckte, um es vielleicht morgen achtlos wegzuwerfen.

O, über die Macht des Weibes auf ein liebendes Herz! Das ſchöne Mädchen brauchte nur langſam ihre Augenlider zu erheben, eine Secunde lang ihre wunderbar leuchtenden Blicke mit einem Ausdrucke unverkennbarer Innigkeit auf ihm ruhen zu laſſen, um ſogleich wieder in ſeinem Herzen hellen, laut aufjauchzenden Sonnenſchein hervorzurufen — zu erwecken die Hoffnung auf ein ſeliges Glück, trotzdem ſie im gleichen Momente den Arm des Prinzen nahm, um ſich von dieſem in den Speiſeſaal führen zu laſſen.

Der Major von Werdenberg, welcher ein ungemeines Vergnügen an den Tag legte, die beiden Künſtler hier, bei dem famoſen Carneval, wieder zu treffen, flüſterte Rodenberg zu, daß er von dem Herumlaufen auf den Straßen einen räuberhaften Hunger mitgebracht habe und ſich trichinenmäßig auf ein gutes Diner freue. Er erhielt ſeinen Platz

zur Linken Juanita's, während ſich der Prinz zu ihrer Rechten befand.

„Ihre Anweſenheit in Köln erfuhr ich ganz zufällig," ſagte dieſer, „und bin entzückt von Ihrer Liebenswürdigkeit, mir auf meine ergebenen Zeilen Ihre freundliche Einladung zuzuſchicken!"

„Was ich mir nur aus Discretion erlaubte," erwiderte Juanita, „denn ich hätte es für Unrecht gehalten, Euer Durchlaucht in den jetzigen bewegten Tagen eine andere Stunde zu ſtehlen, als die des Diners, welche ja doch in gleicher Weiſe verbracht wird, ſei es in Ihrem Hotel oder in meiner beſcheidenen Wohnung."

„Ich bin entzückt über Ihre beſcheidene Wohnung," ſagte der Prinz, „und wenn ich mir erlauben darf, zu ſagen, ſo hätte ich ſolch' reizenden Comfort niemals unter der düſtern Außenſeite dieſes Hauſes geſucht; Sie ſind eine Fee, wohin Ihre Hand rührt, ſproſſen ſelbſt im Winter die köſtlichſten Blumen — es iſt ganz mährchenhaft!"

„Wenn ich auch keine Fee bin," lachte Juanita heiter, „ſo liebe ich doch die Mährchen!"

Sie warf bei dieſen Worten einen Blick, kurz wie ein Blitz und leuchtend wie ein ſchöner Gedanke, nach Rodenberg hinüber.

„Aber warum ſpielen Sie ein derartiges Verſtecken mit der Welt und Ihren Freunden? Jedermann wußte, daß Sie von London nach Petersburg gegangen ſeien!"

„Ich war in London während der Saiſon, verließ Petersburg, weil es mir dort zu kalt wurde, und da ich mir ſchon lange gewünſcht hatte, den kölner Carneval zu ſehen, ſo ging ich für eine kurze Zeit hieher."

„Ich muß zugeben," erwiederte der Prinz lächelnd, „Sie verſtehen es, ſich das Leben angenehm zu machen, und ich bewundere Ihren Sinn dafür, ſo wie Ihren Geſchmack, ſich für die kurze Zeit Ihres Ausruhens ein ſo reizendes Chez-soi zu arrangiren!"

„Warum ſollte ich nicht?" warf Juanita in gleichgültigem Tone hin. Das ganze Jahr hindurch bin ich gezwungen, in den unangenehmen und langweiligen Hotels zu wohnen, weßhalb ich mir ſchon erlauben darf, etwas für die Ausſchmückung meiner beſcheidenen Wohnung zu thun, wenn ich einmal ein paar Wochen ganz für mich bin und ausruhen will; und dann thun Sie meiner Beſcheidenheit viel zu viel Ehre an — betrachten Sie dieſelbe genau, und Sie werden finden, daß es eine zuſammengeſuchte Geſchichte iſt, wie man ſie ja nicht anders haben kann, wenn man ſich für kurze Zeit eine kleine Wohnung einrichten läßt."

„Sie iſt reizend, dieſe kleine Wohnung," ſagte Seine Hoheit und ſetzte leiſe hinzu: „wunderbar ſchön durch Ihre Gegenwart, durch den künſtleriſchen Geiſt, der Alles durchweht, und was mir bei derſelben ſo pikant und deliciös erſcheint, iſt die heimliche Abgeſchiedenheit dieſes Hauſes — magnifique — nicht wahr, Werdenberg?"

Worauf der Adjutant, nachdem er ſich beeilt, ein Glas Bordeaux auszutrinken, erwiederte: „Auf Ehre, superbe!"

„Euer Hoheit wohnen hier in einem Hotel?" fragte Don Joſe.

„Ja, im Kaiſerlichen Hofe; es iſt das für mich in Anbetracht der paar Tage, die ich hier bleibe, bequemer, als wenn ich eine eigene Wohnung nähme. — Apropos," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, während er

rath mit einem verlegenen Lächeln und rieb ſich emſig die Hände. „Ja, ich bin deſſen ganz gewiß; man muß natürlich vor allen Dingen bei der Hofräthin anfragen, ob die Zimmer noch frei ſind, und in dieſem Falle und wenn dem Herrn Doktor die Wohnung gefällt, wird die Sache durchaus keine Schwierigkeiten haben. — Im Gegentheil, ich für meine Perſon würde mich außerordentlich freuen, einen Mann, wie der Herr Doktor, einen bedeutenden literariſchen Namen, in unſerem Hauſe zu wiſſen.“

Der Stadtrath hatte bis jetzt nicht die entfernteſte Ahnung davon gehabt, daß es überhaupt einen Doktor Stechmaier auf dieſer Welt gebe. Dieſer dagegen, nachdem er den Stadtrath geſehen und geſprochen, begann ſich deſſelben doch von früheren Zeiten her ſo allmählig zu erinnern, und Geſchichten, wie mit der Gasbeleuchtungs-Einrichtung contra Schlachthaus, und der neuen Kirche contra Löſchcorps, begannen in ſeinem Innern aufzudämmern. An Widerſpruchsgeiſt hatte es dem Doktor von jeher nicht gefehlt, und da es ihn namentlich ärgerte, daß ſich die fette Stimme des Nebenzimmers in ſeine Angelegenheiten miſchen zu wollen ſchien, ſo beſchloß er, das Herz des Stadtrathes und die beiden Zimmer der Hofräthin im Sturme zu erobern.

„Es iſt allerdings ſchade,“ ſagte er nach einer Pauſe, „daß es den Anſchein hat, als ſeien die fraglichen Zimmer bereits vergeben. Es wäre mir namentlich wünſchenswerth geweſen, in dieſem Hauſe zu wohnen, es hätte mir bei einer größeren Arbeit von einigem Nutzen ſein können.“

„Ei?“ ſagte der Stadtrath.

„Ich wurde,“ fuhr der Doktor in gleichgültigem Tone fort, „durch die Cotta'ſche Buchhandlung hieher berufen, um dieſe größere Arbeit, welche die hieſige Stadt betrifft, an Ort und Stelle zu vollenden.“

über etwas nachgedacht, gegen den alten Herrn gewandt fort: „Ich sprach vor Kurzem in der Residenz unsern spanischen Gesandten. Ohne indiscret sein zu wollen," fuhr er lächelnd mit einer Verbeugung gegen Juanita fort, „nannte ich ihm Ihren Namen, das heißt den Namen Ihrer Familie, und erfuhr zu meiner großen Freude, daß dieselbe im Begriffe sei, einen ganz kolossalen Proceß gegen die spanische Regierung zu gewinnen. Darf ich Ihnen darüber meine Gratulationen machen?"

„Wenn der Proceß erst gewonnen," erwiederte Don Jose mit seiner gewöhnlichen Ruhe, „so würden wir erfreut sein von der Theilnahme Euer Hoheit; aber so weit ist diese Angelegenheit noch nicht gediehen. Die Familie de Monterey versucht allerdings ihre gerechten Ansprüche der spanischen Regierung gegenüber geltend zu machen, und wenn ich auch an eine endliche glückliche Beendigung dieses Processes glaube, so erhebt doch unsere hohe Gegnerin in Einem fort Einreden und findet neue Streitpunkte, um das Urtheil hinzuhalten — ich finde das übrigens begreiflich, denn es handelt sich wahrlich um keine Kleinigkeit!"

„Das gebe ich Ihnen zu," rief der Prinz aus, „denn wie mir unser Gesandter mittheilte, so steht eine Summe auf dem Spiele, deren Interessen die Einnahme manches unserer kleinen Fürstenthümer weit übersteigen. Ja, Werdenberg," setzte Seine Hoheit kopfnickend hinzu, „unsere liebenswürdige Wirthin wird eine der reichsten Erbinnen Europa's sein!"

„A—a—a—ah, in der That — räuberhaft!"

Unterdessen war Champagner servirt worden und Seine Hoheit faßte den schäumenden Kelch auf's zierlichste mit

den Fingern der rechten Hand, neigte ſich gegen Juanita und trank auf ihr Wohlergehen in jeder Beziehung.

„Wiſſen Sie aber auch,“ fuhr er nach einer Pauſe heiter fort, „daß die Geſellſchaft der Reſidenz, alle Kunſtkenner, ja, das ganze Publikum empört über Ihre Grauſamkeit iſt?“

„Wie ſo, Hoheit? Ich verſtehe Sie nicht!“

„Wurden Sie nicht bei Ihrer Durchreiſe auf's dringendſte gebeten, uns mit ein paar Vorſtellungen zu beglücken? Ich habe es aus dem Munde meines allerhöchſten Herrn und Neffen, an deſſen Wort zu zweifeln ich nicht leichtſinnig genug bin!“

„Woran Euer Hoheit ſehr wohl thun,“ entgegnete Juanita, „denn es wurden mir allerdings glänzende Anerbietungen gemacht!“

„Welche Sie rundweg ausſchlugen, Grauſamſte! Darf man Ihre Gründe wiſſen?“

„Ich ſollte dieſelben nicht verrathen, denn ſie ſind ſo komiſcher Art, daß Sie mich auslachen werden!“

„Unmöglich,“ meinte der Prinz — „ich würde viel eher Thränen über Ihre Grauſamkeit vergießen; ſagen Sie mir Ihren Grund und laſſen Sie mich, wenn derſelbe haltbar iſt, wenigſtens darin einigen Troſt finden!“

„Meinetwegen — aber wenn Sie über mich lachen, ſollen Sie beſtraft werden! Ich mochte bei Ihnen nicht ſingen, weil mir Ihres Hoftheater-Intendanten Weſte mißfiel!“

„Ah!“ machte der Prinz mit einem verblüfften Geſichte, und während der Major von Werdenberg förmlich beſtürzt ausſah, konnte ſich Rodenberg nicht enthalten, ſtill vor ſich hinzulächeln.

„Die Weſte unſeres Hoftheater-Intendanten? Ah,

Gräfin, das ist ja rein unmöglich!" rief der Prinz nach einer Pause.

„Ich sagte Ihnen ja, es sei ein komischer Grund, doch jetzt, da ich ihn einmal ausgesprochen, würde ich ihn um keinen Preis der Welt wieder zurücknehmen!"

„Die Weste unseres Hoftheater-Intendanten!" wiederholte der Prinz in einem Tone, dem man deutlich anhörte, daß er nicht im Stande war, sich von seinem Erstaunen zu erholen. — „Sie hätten mir manches Andere von diesem Manne sagen können, was Ihnen nicht gefiele, und ich würde Ihnen auf's Wort geglaubt haben: seine nicht immer correcten Manieren, seine enthusiastischen Betheuerungen, seine eigenthümliche Art, ein Versprechen auszulegen, daß es ganz wie das Gegentheil erscheint, seine kleinen Passionen — doch passons là dessus — aber seine Weste, ich habe nie etwas Außerordentliches an seiner Weste bemerkt!"

„Auch rede ich nicht von seinen Westen überhaupt," lachte Juanita, „sondern von der Weste, in welcher ich das Glück hatte, ihn zu sehen; es war auf meiner Durchreise von Petersburg, da stellte er sich mir vor in einer gelben Weste — ach, und ich verabscheue die gelbe Farbe gränzenlos!"

„Aber, Gräfin, Sie sind von einer ungeheuer zarten Constitution," meinte Seine Hoheit.

„Das bin ich auch, kann aber nichts dafür. Er sprach mir von der unerhörten Freude, welche ich ihm durch ein paar Vorstellungen bereiten würde, von dem Wunsche hoher und allerhöchster Herrschaften in dieser Richtung. Ich schüttelte verdrießlich meinen Kopf, nicht so sehr über seine Worte, als über seine gelbe Weste. Gelb ist, wie Sie wissen, die

Farbe der Falſchheit, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich nun einmal auf die verrückte Idee kam, der Mann ſei innerlich von der gleichen Farbe, wie ſeine Weſte, und was er ſagte, ſei gelb, und was er betheuerte, ſei falſch — falſch ſein gegen mich ſo lebhaft ausgeſprochenes Wohlwollen für jedes Talent, falſch die Verſicherung ſeiner ſtrengſten Unparteilichkeit und unbeſtechlichen Gerechtigkeit. Und als ich ihn Abends im Theater ſah, erſchien er mir wieder in einem gelben Scheine, obgleich er die unglückſelige Weſte nicht anhatte. Aber Alles, was er that, erſchien mir gelb gefärbt: ſein fades Lächeln, welches nur dem Publikum galt, denn er drehte der Bühne und ſeinen Künſtlern mit einer bewunderungswürdigen Hartnäckigkeit den Rücken zu — und das war ſo gelb, ſo gelb! — Später bediente er hohe und allerhöchſte Herrſchaften in höchſtderen Logen — er rückte ihnen den Fußſchemel zurecht, reichte ihnen das Opernglas und Schaalen mit Gefrorenem — ah, das war entſetzlich gelb!"

Obgleich ſich der Prinz bei dieſen Worten der ſchönen Sängerin ein wenig auf die Lippen biß, konnte er es doch nicht unterlaſſen, zu lachen, worauf die Anderen es eben ſo machten, vor Allen Rodenberg, welcher dies mit einem Blicke der Anerkennung gegen Juanita that.

Der Major, welcher wohl wußte, daß er ſich in dieſer Richtung keine laute Bemerkung erlauben durfte, murmelte etwas in ſeinen Champagnerkelch hinein, was eben ſo gut der Ausdruck ſuperb als das Prädicat räuberhaft ſein konnte; dann trank er ſein Glas leer mit einer leichten Neigung des Kopfes gegen den jungen Maler, welcher neben ihm ſaß.

„Alſo eine gelbe Weſte — ei, ei!" ſagte der Prinz nach einer längeren Pauſe. „Ich werde mir das merken und dem

Intendanten den guten Rath geben, dieſes Kleidungsſtück aus ſeiner Garderobe zu entfernen, dann dürfen wir für ſpäter vielleicht doch noch hoffen, Sie einmal für eine Zeit lang die Unſrige zu nennen. Aber dabei ſchwebt Ihr Proceß, ſchöne Gräfin, über unſern Häuptern, fürchterlich wie das Schwert des Damokles; mit den Einkünften, wie die eines kleinen Herzogthums, werden Sie nicht weiter ſingen wollen!"

„Und warum nicht," fragte Juanita heiter, „wenn es mir Vergnügen macht? Ich würde vielleicht ein wenig mehr Verſchwendung treiben, als ich jetzt ſchon thue und worüber mein guter Oheim ſo gern zankt, und ich würde vielleicht andere Bedingungen machen, als jetzt; ich würde durch wirkliche und angenommene Capricen das Uebermögliche leiſten, um gegenüber gewiſſenloſen Theater-Unternehmern und hochmüthigen Intendanten, die mit einer ſo unausſprechlich nichtsſagenden Miene des hochgeborenen Cavaliers, welcher ſonſt gar nichts iſt, auf Kunſt und Künſtler herabſchauen, ein wenig Vergeltung zu ſpielen. Ich würde zum Beiſpiel in keinem Theater ſingen, wo ſich ein gelber Vorhang befände, und wenn ich beim Auftreten irgendwo eine gelbe Weſte, ſei es ſogar in der Hofloge, ſähe, würde ich augenblicklich in Ohnmacht fallen," und das Stück könnte nicht ausgeſpielt werden. An Tagen mit geradem Datum würde ich niemals ſingen, noch weniger aber an allerhöchſten Geburtstagen oder bei feſtlich beleuchteten Häuſern. Der Theater-Director oder Intendant müßte jeden Morgen Schlag neun Uhr in meinem Vorzimmer ſtehen, um meinem Befehle gewärtig zu ſein."

„Der arme Intendant," meinte Seine Hoheit, „er

hätte die Hölle auf Erden — und welch' ein Widerſpruch in Ihrem Weſen — Sie, ſonſt ſo gut und engelmild!"

„Das bin ich ganz und gar nicht oder doch nur im gewöhnlichen Leben; ſobald die erhabene Kunſt, jene göttliche Macht, auf mich einwirkt, bin ich ein ganz anderes Weſen!"

„Allerdings, noch größer, noch edler!"

„Vielleicht — vielleicht aber auch im Widerſtrahle meiner künſtleriſchen Umgebung, die oft ſehr troſtloſer Art iſt, eigenſinnig, verdrießlich, hochmüthig und launenhaft über alle Maßen!"

„Um Gottes willen, hören Sie auf!" rief der Prinz, ein komiſches Erſchrecken affectirend. „Die Galanterie gebietet mir, Ihnen zu glauben, und wenn ich Ihnen glaube," ſetzte er leiſe und mit einem ſchmachtenden Augenaufſchlage hinzu, „ſo müßte ich ja das göttliche Bild zerſtören, welches ich von Ihnen tief im Herzen trage!"

Während Seine Hoheit noch ſprach, hatte Juanita ein Glas ergriffen, und es gegen Rodenberg erhebend, ſagte ſie: „Ah, ich finde es in der That anmaßend, immer von mir und über mich zu ſprechen; wir wollen der Tage gedenken, die wir hier vor uns haben — der heiteren Tage des kölner Carnevals — auf eine fröhliche Feier deſſelben!"

Die Gläſer klangen zuſammen, worauf die Herrin des Hauſes heiter fortfuhr: „Ich habe mir vorgenommen, von dem Carneval mitzumachen, was ich mitmachen kann!"

Don Joſe warf einen bezeichnenden Blick zu Rodenberg hinüber.

„Wie intereſſant war das Leben heute in den Straßen," fuhr Juanita fort; „leider war ich nicht im Stande, zu Fuße dem Aufzuge zu folgen und mich in's Getreibe zu

miſchen, und daß ich trotzdem recht viel ſah, verdanke ich meinem Kutſcher, einem geborenen Kölner, der mich mit einem außerordentlichen Geſchick immer an die Punkte brachte, wo es etwas zu ſehen gab."

„Es iſt das ein ganz vertrauter Menſch," ſagte Don Joſe, „von einer unverwüſtlichen Heiterkeit, von einer außerordentlichen Geiſtesgegenwart; ein paar Mal waren wir ſo in dem Volkshaufen drin, daß man nicht vor- und nicht rückwärts konnte, wo er alsdann anfing, das Publikum auf eine ſo unwiderſtehliche Art zu haranguiren, daß man uns lachend Platz machte."

„Um den großen Maskenzug anzuſehen, der dieſes Jahr ſehr glänzend werden wird, haben Sie wohl Häuſer genug zur Verfügung?"

Jetzt war es Juanita, welche dem jungen Maler verſtohlen einen Blick zuwarf, ehe ſie antwortete: „Gewiß, Euer Durchlaucht, und mich abermals auf meinen Führer verlaſſend, hoffe ich, den Maskenzug an verſchiedenen Orten zu ſehen."

Don Joſe, welcher leicht vor ſich hinhuſtete, hätte wohl gewünſcht, daß Juanita ihr eigenthümliches Project, den Maskenzug nicht nur anzuſehen, ſondern auch mitzumachen, zur Sprache gebracht hätte; denn dadurch, daß ſie ſchwieg, bemerkte er wohl, daß ihr Entſchluß feſtſtand und daß ſie ſich in keine neuen Erörterungen einlaſſen wollte.

Rodenberg's Herz klopfte ſtärker; er war entzückt darüber, mit dem ſchönen, jungen Mädchen, das er ſo innig liebte, ein Geheimniß theilen zu dürfen, das ſie jenem vornehmen Herrn verſchwieg.

„Sollten Sie aber in irgend einer Richtung über mich

verfügen wollen," wandte ſich der Prinz an die junge Dame, „ſo würden Sie mich außerordentlich beglücken — ſei es für eine Loge des Theaters oder für einen der Bälle."

„Dafür muß ich herzlich danken, denn ich habe mir vorgenommen," erwiederte Juanita mit komiſcher Gravität, „gänzlich incognito zu bleiben, zu ſehen, ohne geſehen zu werden, und zu intriguiren, ohne erkannt zu werden. Nehmen ſich Euer Hoheit in dieſem Sinne vor mir in Acht, daß ich nicht plötzlich vor Ihnen erſcheine und Ihnen von Ihren Geheimniſſen erzähle!"

„Ohne von mir erkannt zu werden? Ich erlaube mir, das zu bezweifeln!"

„Nun, wir wollen ſehen!"

„Ja, wir wollen ſehen; wenn ich Sie erkannt habe, müſſen Sie meinen Arm nehmen und mir für eine Stunde erlauben, Ihr Cavalier zu ſein!"

„Gewiß, gnädiger Herr; doch wenn Sie mich, nachdem ich dreimal mit Ihnen geſprochen, nicht erkennen, darf ich Ihnen eine Dame vorführen, welcher Sie dann denſelben Ritterdienſt leiſten müſſen?"

„Das iſt eine etwas harte Bedingung, aber ich gehe ſie ein!"

Wie zum Danke verbeugte ſich die junge Dame leicht gegen den Prinzen; doch da ſie dieſe Verbeugung hierauf gegen alle Uebrigen ausdehnte, indem ſie ſich erhob, ſo gab ſie damit das Zeichen zur Beendigung ihres kleinen Diners.

XXXII.

„O, ſtille dies Verlangen!“

Man findet es lächerlich, wenn man bei Eröffnung eines Geſprächs über das Wetter redet, und wohl mit Unrecht; denn gutes oder ſchlechtes Wetter iſt ja immer der Hintergrund, auf dem ſich unſer Leben abſpiegelt und der nie ohne Einwirkung auf daſſelbe bleibt; ja, wie wir einander zu fragen pflegen: ‚Wie geht's Ihnen?‘ mit demſelben Rechte dürfen wir uns erkundigen: ‚Wie wirkt das Wetter auf Sie ein?‘ Denn es gibt nichts, von dem unſere gute oder ſchlechte Laune ſo abhängig iſt, als das Wetter, wenn wir auch häufig zu hochmüthig ſind, das einzugeſtehen. Wenn wir uns nun hier nicht abſtreiten laſſen wollen, daß eine Wetterbetrachtung im gewöhnlichen Leben häufig am Platze iſt, ſo haben wir dieſelbe Eingangs dieſes Capitels für ganz unumgänglich nothwendig gehalten, denn der Glanz und die Heiterkeit des Carnevals hängt zu neunundneunzig Procent davon ab, ob der Himmel ein freundliches Geſicht macht und ob ſich dieſes freundliche Geſicht des Himmels auf der Erde nicht im Schmutze und Waſſerlachen abſpiegelt.

Nun ließ aber das Wetter in dieſem Jahre während des Carnevals auch für die Ungenügſamſten nichts zu wünſchen übrig. Der Froſt hatte nicht nur nachgelaſſen, ſondern ſich während der Nacht in einen warmen Wind verwandelt, der, in Verbindung mit einem gemüthlichen Sprühregen, den Schnee in ſeinen verborgenſten Verſtecken aufgeſucht und vertilgt hatte; darauf hatte es tüchtig gewindet, und als am Freitage die Sonne erſchien, koſtete es ſie keine große Mühe, das Straßenpflaſter zu trocknen.

Es gibt auch in unſerem kalten, deutſchen Winter zuweilen Frühlingstage, welche uns mit einer innigen Sehnſucht erfüllen nach ſproſſendem Grün und duftenden Blüthen; wo die Erde ihre Wohlgerüche ausſtrömt, gerade wie in ihrer bräutlichen Zeit, wenn ſie den allbelebenden Kuß des Geliebten erwartet, wo der Himmel ſo wonnig und heiter lacht, als ſei es gar nicht möglich, daß ſein klares Antlitz je wieder durch Wolken getrübt werden könne.

Solch' ein Himmel lachte am Freitage über der alten Colonia, was Nebenberg mit großer Freude ſah, als er, früh am Morgen von dem hellen Sonnenſcheine verlockt, das Fenſter öffnete und mit einem unbeſchreiblichen Behagen die herrliche Luft einathmete. Dort links ſah er über die Dächer der tiefer liegenden Häuſer hinweg den Rhein, gänzlich vom Eiſe befreit, leuchtend an den grauen Mauern Kölns vorüberziehen, und wenn er ſeinen Blick etwas herabſenkte und das Rheinthor betrachtete, ſo erſchien ihm das helle, bewegliche Waſſer unter dem dunkeln Steinbogen wie ein blitzender Kryſtall; die Straßen waren trocken und ſauber, und wer vorüberging, machte ein freundliches Geſicht, wie im Wiederſcheine des klaren Himmels, der aber auch auf Alles einen

„Sie wurden," entgegnete der Stadtrath mit so lauter Stimme, daß man es im Nebenzimmer deutlich hören konnte, „von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart und Tübingen, hieher berufen?"

„Um diese größere Arbeit zu vollenden," ergänzte der Doktor sehr bestimmt.

„Das ist sehr zu bedauern!" rief die fette Stimme aus dem Nebenzimmer, „aber ich versichere dich, daß die Hauptmännin Steiner das Quartier bereits genommen hat!" worauf der Stadtrath an die andere Thüre eilte und mit leiser, aber eindringlicher Stimme sagte: „ich wollte, daß du mich im Frieden ließest mit deiner Hauptmännin Steiner!" Darauf kehrte er ebenso schnell zurück und sagte verbindlichst: „wollen Sie nicht gefälligst Platz behalten, Herr Doktor Stechmaier?"

„Ich will Sie durchaus nicht länger aufhalten," sagte dieser, „aber Sie erlauben mir vielleicht, Ihnen Behufs dieser größeren Arbeit später einen Besuch zu machen, wenn es nämlich meine Zeit erlaubt. Bei einer Wohnung hier im Hause hätte sich das freilich besser abmachen lassen."

„Und diese größere Arbeit?" fragte der Stadtrath.

„Betrifft die Geschichte der hiesigen Residenz, ihre Entstehung, ihre älteren und neueren Bauten, ihre Fortschritte mit der Zeit, ihre gesellschaftlichen und andern Einrichtungen, und dabei wäre mir Ihr Rath, Ihre Erfahrung sehr zu Statten gekommen. Ich glaube sogar, wenn ich mich recht erinnere, daß wir eine unserer besten städtischen Einrichtungen — die Gasbeleuchtung, und unser schönstes Bauwerk — die neue Kirche, Ihrem Eifer verdanken."

Der Stadtrath, auf's Höchste geschmeichelt, zog seine Augenbrauen sehr in die Höhe, als wolle er sagen: damals stand ich unendlich erhaben, dann vergrub er sein Kinn so tief in

unbeſchreiblichen Schimmer herabgoß und ſogar den ſchwarzen Giebeln der gegenüber liegenden alten Häuſer einen freundlichen, goldenen Anſtrich gab.

Rodenberg hatte am vergangenen Abende, als die Anderen zu Bette waren, den ſanften Eduard noch ganz beſonders vorgenommen und ihm anvertraut, daß ſeine Anverwandte, die alte Dame, eine nothwendige Reiſe in dringenden Familien-Angelegenheiten hätte unternehmen müſſen und daß ſie die Tochter eines Freundes, welche zum Carneval gekommen ſei, unter dem Schutze und der Aufſicht eines älteren Vetters zurückgelaſſen habe; daß ferner das junge Mädchen vor Begierde brenne, den Carnevalszug mitzumachen, und daß es hierzu nur ein Mittel gebe, wenn die Künſtler nämlich die Darſtellung der wilden Jagd aus ihrem ſommerlichen Feſte hier wiederholen wollten. „Du wirſt Dich erinnern," hatte er weiter geſagt, „daß ich damals ſchon, als wir abreiſten, den Rath gab, Eure Coſtume mitzunehmen, und als ich geſtern bei hieſigen Freunden, Mitglieder des Kleinen Rathes, darüber ſprach, wurde die Idee, den Zug des wilden Heeres zu wiederholen, außerordentlich freundlich aufgenommen und mit auf das Programm geſetzt. Walter und Knorr ſind mit Freuden dabei, und von Seiten der Regentſchaft hat man uns mit der liebenswürdigſten Bereitwilligkeit Alles, was wir an Gefolge, an Jägern und dergleichen zu Fuße und zu Pferde brauchen, zur Verfügung geſtellt."

„Auch ich halte dieſe Wiederholung für eine glückliche Idee," ſagte Rüding; „doch was ſoll ich dabei thun? Ich kann mich doch nicht als Cupido unter die wilden Geſellen des Rodenſteiners miſchen!"

„Nun, ein Bißchen Liebe könnte den tollen Geſellen

allenfalls auch nicht ſchaden — doch Du haſt Recht; es denkt auch Niemand an Deine Cupido-Rolle, wogegen Du mir zugeben wirſt, lieber Rüding, daß man in einem Zuge, wo es gilt, etwas Außerordentliches zu leiſten, Deine Perſönlichkeit nicht gern vermißt."

„Doch paſſe ich in der That nicht zu einem bärtigen Jäger oder zu irgend einer anderen wilden Erſcheinung," entgegnete Rüding geſchmeichelt, worauf der Andere fortfuhr:

„Gewiß nicht; aber, um ehrlich zu ſein, die ſchöne Bekannte meiner Anverwandten hofft ganz beſonders auf Dich, um unerkannt den Zug mitmachen zu können, und hat die glückliche Idee gehabt, ihr Beide ſolltet den Rodenſteiner als Jagdpagen begleiten — Du weißt, daß in dem ſchönen Gedichte Bürger's dieſer Jagdpagen als gutes und böſes Princip gedacht iſt —, Du mit Deinem ſanften Geſichte und Deinen blonden Locken würdeſt auf weißem Pferde die Lichtgeſtalt darſtellen, während das Mädchen mit ihrem ſchwarzen Haare das böſe Princip vertritt — es wird ein herrliches Bild geben," fuhr Rodenberg fort, indem er ſeinen Freund mit einem Blicke der Zufriedenheit von unten bis oben betrachtete — „Ihr habt faſt die gleiche Geſtalt und Ihr würdet vortrefflich zuſammenpaſſen — ſie iſt ebenfalls außerordentlich ſchön gewachſen," ſetzte er, nie mit ſich ſelbſt redend, hinzu.

Darauf hatte der ſanfte Eduard geantwortet, daß er noch niemals ein Spaßverderber geweſen ſei und daß es auch jetzt an ihm nicht fehlen ſolle — „doch werde ich reiten müſſen," hatte er alsdann mit einiger Bedenklichkeit geäußert, „und wenn ich mich auch früher auf dem Sattel nicht ſchlecht

ausgenommen, ſo bin ich doch außer aller Uebung und möchte mich nicht gern vor aller Welt blamiren."

„Du haſt doch früher geritten?"

„O ja, warum denn das nicht?"

„Nun, ſo wird's ſchon gehen. Wenn es Dir recht iſt, ſo können wir morgen in Begleitung der jungen Dame eine kleine Probe machen; es wird das zu Deiner Sicherheit dienen und Du dich dann beim Maskenzuge behaglich fühlen."

Dann waren ſie zu Bette gegangen und Rodenberg hatte am andern Morgen kaum die oben angegebenen Wetterbetrachtungen beendigt, als der ſanfte Eduard ſchon aus ſeinem Schlafzimmer trat und auf des Anderen Frage verſicherte, er habe nicht beſonders gut geſchlafen.

Es waren Träume durch ſeinen Geiſt gegangen, die mit dem Vorhaben des heutigen Tages, dem Spazirritte in Geſellſchaft der ſchönen jungen Dame, in einiger Maßen ſchauerlichem Zuſammenhange ſtanden. Wir wollen das nicht weiter ausführen, denn mancher unſerer geneigten Leſer iſt vielleicht unter gleichen Bedingungen mit ähnlichen Traumgeſchichten geplagt worden. Der ſanfte Eduard hätte gar zu gern ſein Verſprechen noch geſtern Abend zurückgenommen. Da aber Rodenberg Anſpielungen in dieſer Richtung durchaus nicht zu verſtehen ſchien, ſo gelangte Rüding vermittels eines kleinen Umweges auf den für heute projectirten Spazirritt und meinte, es wäre ihm ſehr wünſchenswerth geweſen, das für ihn beſtimmte Pferd einmal allein ohne Zeügen zu probiren.

„Du kannſt Dich auf mich verlaſſen," erwiederte Rodenberg; „ich kann mir denken, daß Du außer aller Uebung gekommen, wenn Du auch früher ein ausgezeichneter Reiter

geweſen biſt, und habe ich in dieſer Hinſicht alle Anordnungen getroffen. Du erhältſt einen kleinen, zierlichen Schimmel, ein Damenpferd, welches obendrein an den Rappen, den ich reiten werde, ſo gewohnt iſt, daß es ihm nicht von der Seite geht. Da Du in Deiner Eigenſchaft als Jagdpage eine Heppeitſche führſt, ſo haſt Du nicht nöthig, Sporen anzuſchnallen, und brauchſt Dich deßhalb nicht zu geniren, Deine Abſätze feſt anzuſchließen."

„Sporen würden mir keinen Kummer machen," meinte Rüding, „doch verſicherte mir mein Reitmeiſter, ich habe eine etwas ſchwere Hand, und wenn das Damenpferd fein geritten iſt, ſo weiß ich denn doch nicht, ob ..." — bei den letzten Worten kratzte er ſich bedenklich hinter den Ohren — „dann möchte ich auch wiſſen," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „ob das Pferd Muſik und den Lärm und das rohe Geſchrei der Menge vertragen kann."

„Auch darnach habe ich mich in Deinem Intereſſe erkundigt. Das Pferd wurde einer Kunſtreiter-Geſellſchaft abgekauft; da wurde es zur Genüge an Muſik und Spektakel gewöhnt; obendrein ſprang es durch Reifen, an denen alles mögliche Feuerwerk losging."

„Glaubſt Du, das Pferd habe Neigung, auch ohne daß man es gerade will, über irgend einen Gegenſtand hinwegzuſpringen?" fragte der ſanfte Eduard nachdenklich.

„Ich glaube das nicht; es iſt überhaupt nicht mehr in der erſten Jugendblühte und wird froh ſein, wenn man es in Ruhe läßt."

Den gleichen Wunſch mochte auch Rüding in ſeinem Herzen tragen, denn er ſeufzte und ſagte erſt nach einem längeren Stillſchweigen: „In Gottes Namen denn, ich will

Euch den Gefallen thun! Um welche Zeit werden wir ſpaziren reiten?"

„Um Mittag, denke ich."

„So werde ich vorher nicht ausgehen und mein Albumblatt beendigen." Rüding ſagte das mit einem Tone, der wohl gepaßt hätte, wenn er von der Anfertigung ſeines Teſtamentes geſprochen.

Da aber der ſanfte Eduard ein Gemüth war, welches nicht anbauernd durch irgend eine äußere Einwirkung niedergebeugt wurde, ſo gewann er ſchon während des gemeinſchaftlichen Frühſtücks ſeine gute Laune in ſolchem Maße wieder, daß er, als Rodenberg einen Augenblick das Zimmer verlaſſen, beim Geſpräche über den bevorſtehenden Maskenzug gegen Walter gewendet zu ſagen wagte: „Ich bedauere nur, daß man mir, um der jungen Dame nicht vorauszukommen, ein älteres, ſehr frommes Pferd ausgeſucht; doch ſoll dieſer alte Kerl ein famoſer Springer ſein, und wenn ſich mir eine Gelegenheit bietet, ein wenig nebenhinaus zu gehen, ſo..." — hier machte er einen bezeichnenden Zungenſchlag — „ſo ſollt Ihr ſehen, daß Rüding von der Reitbahn nichts vergeſſen hat."

Rodenberg hatte unterdeſſen mit dem alten Hofhausmeiſter verkehrt, der von ſeiner Herrin den Befehl erhalten, für alles, was Coſtume anbelange, Sorge zu tragen, und welcher dieſen Auftrag mit ſeiner gewohnten pünktlichen Gewiſſenhaftigkeit ausführte.

Der Morgen verging; Bergmüller war mit van der Maaßen gekommen, um die Freunde zum Bummeln abzuholen; erſterer ſah ſehr vergnügt aus und verſicherte hände-

reibend, der geſtrige Auftritt habe auf die Nerven ſeiner Schwiegermutter eine ſehr günſtige Wirkung ausgeübt.

„Doch hat ſie ſich, wie ich hoffe, von ihrer Aufregung erholt?“ fragte Rodenberg, „und Du wirſt geſtern Abend bei Deiner Rückkunft als ein verſtändiger Kerl gehandelt haben?“

„Das habe ich auch — ich war kaum ein Bißchen geiſtig erheitert und ſchon vor zehn Uhr zu Hauſe, was Madame Bergmüller mit ſo großer Befriedigung aufnahm, daß ſie mich heute Morgen dringend erſuchte, nach Euch zu ſehen.“

„Nachdem wir die Verſöhnung des gewiſſen Jemand aus der Novelle des Boccaccio gefeiert,“ ſagte Walter — „o, ihr Ehemänner habt es nicht ſo ſchwer, für Vieles Verzeihung zu erlangen — nicht wahr, Windmüller?“

„Was meine Frau anbelangt,“ erwiederte dieſer lachend, „ſo lebte ich mit ihr nie in einem ſchlechten Einverſtändniſſe; doch war mein Zuſammenſein mit der Schwiegermutter ein beſtändiger Kampf mit dem Drachen!“

„Das Loos vieler Schwiegerſöhne, namentlich in Deinen Verhältniſſen,“ meinte van der Maaßen — „ich hoffe, Du emancipirſt dich gänzlich und ziehſt Deine bunte Kattunjacke nie mehr an.“

„Dafür aber um ſo öfter Deinen Malerkittel,“ ſagte Rodenberg in ernſtem Tone: „die einzige geſcheite Art, Dich dauernd zu emancipiren, wenn Du Deine Kunſt eifrig treibſt und Deiner Schwiegermutter zeigſt, daß Du im Stande biſt, ohne ihre Hülfe Deine Frau zu ernähren — ſei geſcheit!“

„Habe ſchon angefangen,“ erwiederte der Angeredete heiter; „anſtatt des Morgens in den Laden zu gehen, nahm

ich ein tüchtiges Stück Leinwand und retouchirte eine famose Winterlandschaft."

„Und Deine Frau hatte ihre Freude daran?"

„Das will ich meinen; sie folgte meinem Pinsel mit dem größten Interesse, Strich um Strich — ihre lachenden Augen und die freundliche Miene, mit der sie mir zusah, spornten mich an, und als ich endlich die Palette wegwarf, um zu Euch zu gehen, sagte das gute, kleine Weib, sie wolle mir einen Gefallen thun."

„Hm," machte Walter mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Sie wolle mich auf den Bürzenich zum Maskenballe begleiten und werde dazu die Erlaubniß ihrer Mutter schon herausschlagen."

„Brave, Windmüller!"

„Ja, das bin ich wieder — nicht nur Wassermüller, sondern auch Kohlen-, Berg- und Nebelmüller!"

„Und der Himmel sei für diese Aenderung zu Deinen Gunsten gepriesen!" sagte Redenberg. „Gestern fanden wir Dich in einem Zustande, der mir tief in der Seele weh that, als ein gar trübseliger Kattunmüller!"

„Un tristo Müller de cotton!" rief der Zeichner des Hauses Beauvillard u. Co., worauf Alle herzlich lachten.

Rüding hatte am Gespräche wenig Theil genommen, sondern war ruhig an seinem Aquarell sitzen geblieben, dem er durch einige Striche hier und da noch die letzte Vollendung gab. Er befand sich durchaus in keiner heiteren Stimmung, das sah man an dem trübseligen Blicke, mit dem er zuweilen in den Himmel hinaufschaute, und hörte einen tiefen Seufzer, den er alsdann ausstieß, wenn er bedachte, daß das klare, glänzende Blau desselben sich schwerlich innerhalb einer Stunde

mit einem tüchtigen Schneeunwetter überziehen würde — hier und da ſpitzte er auch das Maul wie ein Karpfen, indem er ſeine Zeichnung von der Seite betrachtete, und pfiff leiſe vor ſich hin, aber lauter traurige Melodieen.

Die Freunde, außer Rodenberg, waren ſchon lange fortgegangen, da ſchrak der ſanfte Eduard ſichtbar zuſammen, als es von dem benachbarten Kirchthurme zwölf Uhr ſchlug — o, was hätte er darum gegeben, wenn er gewaltſam die Zeit um ein Viertelduzend Stunden hätte verrücken können! Denn, ehrlich geſagt, fürchtete er ſich ſo entſetzlich vor dem Spazirritte, zu dem er ſich ſo unverantwortlicher Weiſe hatte beſtimmen laſſen, daß ihm jetzt ſchon, trotzdem es nicht ſehr warm im Zimmer war, der Schweiß auf die Stirn trat und er es nicht über ſich vermochte, mit ſeinem gewöhnlichen feſten und ſicheren Schritte einherzugehen.

„Zwölf Uhr," ſagte Rodenberg — „da kommen auch ſchon die Pferde."

Ja, die Hufe derſelben klapperten auf dem Pflaſter — wie das ſo unangenehm klang, ſo markdurchbohrend, gerade ſo, als wenn Jemand mit einem Nagel auf einer Fenſterſcheibe kratzt!

„Haſt Du Sprungriemen an Deinen Beinkleidern?" fragte Rodenberg.

„Niemals — wozu auch?"

„Ich meine nur ſo — es iſt beſſer, wenn man einmal in die Lage kommt, ſcharf auszutraben — doch wird's auch ſo gehen."

„Hoffentlich wird's auch ſo gehen," erwiederte der ſanfte Eduard in gereiztem Tone, „und dabei erlaube ich mir, Dir zu bemerken, daß ich durchaus keine Sehnſucht habe, mich

durch scharfes Austraben oder durch allerlei dumme Reiterkünste auszuzeichnen! Wenn ich auch schon öfter zu Pferde gewesen bin, so habe ich doch den Sattel nie als meine Bestimmung angesehen — weißt Du das, Rodenberg — und verstehst Du mich auch?"

„O, ich verstehe Dich vollkommen, und Du sollst sehen, was Du für einen treuen Freund an mir hast!"

„Ja—a—a—a, wir wollen das sehen!" erwiederte Rüding; aber diese seine Antwort klang wie ein tiefer Seufzer, denn die Thür hatte sich geöffnet, und der Haushofmeister, der auf der Schwelle erschien, lud die Herren freundlich ein, hinabzugehen, da seine Herrin bereits unten warte.

Von allen Thürmen der Stadt läuteten die Glocken heiter und freundlich zur Mittagsstunde, und das klang dem sanften Eduard so in den Ohren, als erzählten sie einander laut und geschwätzig: „Der Maler Rüding reitet spaziren, spaziren — spaziren reitet der Maler Rüding — Rüding — das ist gut — das ist gut," brummte die Domglocke.

Juanita stand drunten auf der Treppe, reizend anzuschauen in ihrem dunkelblauen Reitkleide, dessen lange Schleppe sie über den linken Arm geschlagen hatte; die schöne, schlanke Figur so stolz erscheinend wie eine Königin, in den glänzenden Augen und auf den frischen Lippen das heitere, glückselige Lächeln eines Kindes.

„Was wir für einen göttlichen Tag haben!" rief sie Rodenberg entgegen, indem sie ihm die Hand reichte — „ah, das ist Ihr Freund, Herr Rüding — unser Freund!" setzte sie mit einem so gewinnenden Lächeln hinzu, daß die Einbildungskraft des sanften Eduard sicherlich einen tollen Seiten-

ſprung gemacht hätte, wenn er nicht gar ſo niedergedrückt geweſen wäre.

„Ja, das iſt mein Freund Rüding,“ antwortete Rodenberg und ſetzte mit einer ehrfurchtsvollen Handbewegung auf Juanita hinzu: „Fräulein von Königsberg, ſehr befreundet mit unſerer verehrten Hauswirthin!“

Juanita lachte herzlich über ihren ins Deutſche überſetzten Namen, dann fragte ſie den ſanften Eduard: „Sie ſind gewiß, eben ſo wie Herr Rodenberg, ein vortrefflicher Reiter?“

„Mein Freund Rüding wird aus Beſcheidenheit Nein ſagen; doch verſteht er ſich vortrefflich auf dieſen Theil der noblen Paſſion, liebt aber, im Gegenſatze zu mir, die ſanfte, ruhige Gangart.“

„So hat man ja vortrefflich für Sie gewählt,“ ſagte Juanita. „Sie werden ein Damenpferd reiten, mit einem höchſt angenehmen Temperament, mein Rothſchimmel dort, den ich der Farbe zu lieb genommen — Sie wiſſen ja, Rodenberg,“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „ein Feuerfarbener trug den Linken, wie Sie mir geſagt —, ſcheint weniger geduldig, und ich will ſehen, wie ich mit ihm fertig werde, wobei ich mich ein wenig auf Ihre feſte Hand verlaſſe.“

Rodenberg verbeugte ſich, wobei er nicht unterlaſſen konnte, ſeine rechte Hand, in der er die Reitpeitſche hielt, gegen das Herz zu drücken; dann gingen ſie zu den Pferden hinab, die auf der Straße aufgeſtellt waren.

Der große, elegante Rappe, den der wilde Jäger reiten ſollte, um ein paar Häuſer Länge voraus, wurde mühſam gehalten von einem ſtarken Reitknechte, der es trotzdem nicht verhindern konnte, daß er zuweilen ſeinen Kopf herumwarf

die Halsbinde, als wolle er damit ſeine jetzige tiefe und verborgene Stellung ausdrücken.

„Ich hatte mir mit zwei vortrefflichen Kapiteln für dieſe große Arbeit geſchmeichelt, — Gasbeleuchtung — und dann — die neue Kirche. Wie geſagt, zwei vortreffliche Kapitel, vortrefflich durch die Mittheilungen, die ich von Ihnen zu erhalten hoffte.“

„Das iſt leider traurig,“ ſagte die Stimme im Nebenzimmer, „aber die Hauptmännin Steiner wird morgen einziehen, wie ich glaube.“

Stadtrath Schwämmle zuckte mit den Achſeln und ſagte: „dieſe Frau gibt niemals Ruhe und mit großem Unrecht. Sie liebt leider,“ ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „die Herren Schriftſteller nicht beſonders, — wiſſen Sie, die ſogenannten Literaten, und ſo eine Frau verſteht gar keinen Unterſchied zu machen. Aber ich kann Sie verſichern, daß die Zimmer droben noch nicht vermiethet ſind.“

„Das wäre mir äußerſt angenehm!“ ſagte der Doktor mit ſehr lauter Stimme, „und was das Kapitel Gasbeleuchtung anbelangt, ſo —“

„Ha, ha, ha!“ lachte die fette Stimme im Nebenzimmer, „dabei bitte ich aber nicht zu vergeſſen, des alten Schlachthauſes zu erwähnen, das heute noch wie vor fünfzig Jahren zum Scandal der ganzen Nachbarſchaft, zum Scandal der ganzen Stadt geblieben iſt, wie es war.“

„Frau!“ ſagte ſehr ernſt der Stadtrath.

„Und wenn Sie an die neue Kirche kommen,“ fuhr die hartnäckige Stadträthin fort, und bei der Anſtrengung des lauten Sprechens holte ſie tief Athem, „ſo gedenken Sie ja des Löſchcorps, das deßhalb niemals zu Stande kam, wodurch bereits ſo viel Unglück geſchehen.“

„Frau!“ ſagte der Stadtrath mit lauterer Stimme wie

und alsdann luſtig wieherte; einige Schritte hinter ihm hielt Rüding's Schimmel mit dem ruhigſten Ausſehen — das Pferd bewegte weder Kopf noch Schweif, obgleich es von Niemandem gehalten wurde, indem der Stallknecht, welcher es gebracht, mit einem anderen beſchäftigt war, den ſtarken und doch zierlichen Rothſchimmel vor der unteren Stufe der Treppe feſtzuſtellen, was ihnen aber nicht vollkommen gelang, denn bald trat er vor-, bald rückwärts und hob ſich auch zuweilen aus lauter Uebermuth; ein kräftiger Brauner für Don Joſe befand ſich nicht weit von Rüding's Schimmel.

„Ah, wie heiter mein Pferdchen iſt!“ ſagte Juanita — „mir iſt wohl, wenn ich einmal droben ſitze!“

Sie wandte ſich bei dieſen Worten mit einem reizenden Lächeln gegen Rodenberg, welcher ihr nun die Fläche ſeiner rechten Hand darbot, auf die ſie ihren zierlichen, kleinen Fuß ſetzte und alsdann, theils ſich ſelbſt emporſchnellend, theils von dem jungen Maler gehoben, der ſich dabei nicht enthalten konnte, leicht ihren Fuß zu drücken, in der nächſten Secunde auf ihrem Damenſattel ſaß. Dann faßte ſie die Zügel, während Rodenberg ihr Kleid ordnete, und ließ hierauf ihrem Pferde etwas Luft, um faſt im gleichen Augenblicke den Verſuch deſſelben zu einer kleinen Lançade durch eine kräftige Parade zu unterbrechen.

Rüding hatte dieſen Moment auf das Geſchickteſte benutzt, indem er die beiden disponiblen Stalleute zu ſich heran neben den kleinen Schimmel winkte, jedem mit der Schnelligkeit des Gedankens ein Zehnſilbergroſchenſtück ſpendete und ſie flüſternd bat, ihm beim Aufſitzen behülflich zu ſein. Es war dies ſehr klug manövrirt, denn kaum hatte

er ausgeſprochen, ſo fühlte er ſich ſchon von handfeſten Fäuſten in die Höhe gehoben und ſaß im Sattel, ehe er es ſich ſelbſt dachte. Die Zügel wurden ihm in die Hand gegeben, ſeine Steigbügel raſch etwas kürzer geſchnallt, und dann ſagte ihm einer der gutmüthigen Stallleute mit leiſer Stimme: „Das Pferd geht ruhig wie ein Lamm, und wenn Sie je einmal mit ihm ſetzen wollen, ſo brauchen Sie es nur vor eine Hecke oder einen Graben zu bringen und es durch einen Zungenſchlag zu ermuntern.“

Davor ſoll mich der gütige Himmel bewahren! dachte Rüding, hatte ſich aber trotzdem ſchon ſo weit geſammelt, daß er mit Intereſſe, ja, faſt mit Schadenfreude ſeinem Freunde Rodenberg zuſchaute, der den Sattel ſeines unruhigen Rappens nur dadurch gewinnen konnte, daß er, ohne den Bügel zu gebrauchen, hineinvoltigirte; dann aber faßte er ihn ſo kräftig zwiſchen Zügel und Schenkel, daß das unruhige Thier mit einem heftigen Kopfſchütteln ſeinen Meiſter erkannte.

Juanita ritt voraus, Rodenberg, auf einen Wink Don Joſe's, neben ihr; dann bewegte ſich Rüding's Schimmel vorwärts, ohne eine Hülfe abzuwarten, und neben ihm ritt der alte Herr.

Sie paſſirten das Rheinthor und wandten ſich alsdann gegen den Bayenthurm, um ſo die breite Landſtraße nach Bonn zu erreichen.

Hier, auf dieſem belebten Wege, ließ man die Pferde im Schritte gehen, was für Rüding ſehr erwünſcht war und was auch bei der allerdings ſanften Bewegung des kleinen Schimmels, bei der friſchen Winterluft, bei dem luſtigen, lebendigen Treiben am Ufer und am Strome ſeinen Muth

etwas hob, ja, ihm ſogar ſo viel Sicherheit verlieh, daß er es nicht nur wagte, kühn um ſich zu ſchauen, ſondern ſogar an den Fenſtern hinaufzublicken, und den Verſuch machte, ſeine rechte Hand elegant auf ſeinen Oberſchenkel zu ſtützen.

„Da iſt der Bayenthurm," ſagte Rodenberg zu der jungen Dame, als ſie am Fuße des mächtigen, finſteren Baues vorüberritten, „die Wohnung ſchwerer Verbrecher, welche, an Ketten geſchmiedet, wie die Galeerenſträflinge zu öffentlichen Arbeiten verwandt werden. Ich erinnere mich dabei eines Vorfalles vor einigen Jahren, als ich auf kurze Zeit in Köln war und einen Bekannten von mir, einen einjährigen Freiwilligen, beſuchte, als er ſich gerade hier auf Wache befand. Gar zu gern hätte ich dieſe Gefangenen in ihrer Behauſung geſehen, und um das möglich zu machen, zog ich zur nächſten Viſitation die Uniform meines Freundes an, nahm deſſen Muskete und gelangte ſo in den Thurm. Aber es war ein unerquicklicher, troſtloſer Anblick, dieſe Unglücklichen in langen Reihen auf ihrem breiten Lager zu ſehen. Mit dem rechten Fuße waren ſie vermittelſt einer ſchweren Kette an eine unten vorbeilaufende Eiſenſtange geſchloſſen. Die meiſten derſelben erwachten, als der Schein unſerer Laternen in ihre Augen fiel, warfen ſich ſeufzend, ſtöhnend oder auch Verwünſchungen murmelnd, von einer Seite auf die andere, wobei ihre Ketten unheimlich in dem hohen, gewölbten Gemache raſſelten."

„Vorbei — vorbei!" entgegnete Juanita, einen ernſten Blick auf den gewaltigen Bau werfend, der wie eine Wache an den Ufern des Rheines ſtand und auch den Zweck hatte, mit ſeinen Wallgängen und Schießſcharten das alte Köln

zu beſchützen. „Der Contraſt, dort das finſtere Thurmgefängniß mit ſeinen gefeſſelten Bewohnern, wir hier unten frei und fröhlich in den klaren, ſchönen Tag hineinreitend — zufrieden — glücklich!“

„Sind Sie das in der That, Juanita?“ fragte der junge Mann in einem weichen, ſchmachtenden Tone, indem er ſeinen unruhig vorwärts ſtrebenden Rappen mit ſtarker Hand ſo dicht an das Pferd der jungen Dame heranbrachte, daß er ſich nur ein wenig zu bücken brauchte, um den Trenſenzügel des Rothſchimmels, der etwas herabgeglitten war, wieder in Ordnung zu bringen, indem er ihn leicht durch ihre Finger zog, wobei es nicht anders möglich war, als daß ſeine Hand die ihrige berührte. — „Fühlen Sie ſich wirklich froh und glücklich?“

„Gewiß,“ entgegnete ſie lebhaft und ſah ihn dabei mit ihren leuchtenden Augen innig an; „ich lebe in der Gegenwart ſo unendlich froh und glücklich, daß ich weder an Vergangenheit noch Zukunft denken mag und der Zeit gebieten möchte, eine gute Weile ſtill zu ſtehen!“

„Sie ſind gern zu Pferde?“ fragte er.

„Sehr gern, ſehr gern — alsdann fühle ich mich aller geſellſchaftlichen Feſſeln ledig, ſo frei und unabhängig — nur reite ich nicht gern im Schritte, wie wir jetzt!“

„Armer Rüding!“ dachte Rodenberg, indem er, ihrem ausgeſprochenen Wunſche nachkommend, ſeinen Rappen in einen kurzen Galopp ſetzte, dem der Rothſchimmel augenblicklich folgte.

„Ah, herrlich, herrlich!“ jubelte Juanita — „wie liebenswürdig die Bewegungen meines kleinen Pferdchens ſind, ich muß dafür Onkel Joſe einen Kuß zuwerfen!“ — Sie

wandte hierauf ihren Oberkörper ein wenig und grüßte mit einer herzlichen Geberde rückwärts; doch lachte sie heiter, als sie nun ihr Gesicht gegen Rodenberg wandte.

„Jose und Ihr Freund traben hinter uns drein," sagte sie; „doch macht Ihr Freund, wie ich flüchtig sah, ein ganz eigenthümliches Gesicht und scheint sich nicht so behaglich zu fühlen, wie ich."

„Er ist lange nicht mehr geritten, wird sich aber nach und nach daran gewöhnen."

„Geht Ihr Rappe angenehm?" fragte sie nach einer Pause.

„Er hat harte Bewegungen, weil ich ihn stark zurückhalten muß — ich glaube, wenn ich ihn ausgreifen ließe, so würde er eben so schnell als angenehm sein."

„Wollen wir?" fragte sie mit schelmischem Lächeln und blitzenden Augen.

„Später," erwiederte er; „wir haben dort rechts am Thore noch einen Engweg mit Fußgängern, Reitern und Marktkarren — sehen Sie das Gewühle —, aber hinter dem Fort, dessen Werke dort zwischen den Bäumen hervorsehen, steigt die breite Chaussee sanft aufwärts."

„Sie haben Recht, wir wollen bis dahin warten. — Diese kleinen Festungswerke," fragte sie nach einer kurzen Pause, „dienen zur Vertheidigung Kölns?"

„Allerdings — es sind sogenannte Montalembert'sche Thürme, einer vom anderen unabhängig, einen weiten Kreis um die Stadt bildend — Festungen en miniature, mit kleinen Gräben und zierlichen Zugbrücken, angenehm beschatteten Glacis und einem Hofraume wie in einer alten Ritterburg. Ich war damals zuweilen in einem dieser Werke, und immer

regte ein ſolcher Beſuch meine Phantaſie an. Es war mir, als müſſe des Thürmers Lied zum Willkomm erklingen oder zur Abwehr, als müſſe mich irgend ein biederer Rittersmann unter dem Thorbogen willkommen heißen oder aus einem der vergitterten Fenſter mich eine Dame mit ihrem weißen Schleier zu ihrer Befreiung heranwinken — doch Scherz bei Seite, wir haben in einigen dieſer Forts, und gerade in dem dort vor uns liegenden, manche vergnügte Stunde verlebt. Damals wurde die Wache dort von der Artillerie gethan, unter deren Freiwilligen ich ein paar Freunde hatte, und wie gern fanden wir uns dort zum Beſuche ein bei einem ſelbſtgemachten Kaffee oder Punſch oder auch an ſchönen Frühlingstagen zum ſeligen Nichtsthun; ich erinnere mich noch gern dieſer glücklichen Zeit, wo die ganze Wache nebſt ihrem Beſuche draußen auf dem Glacis im Schatten der weißglänzenden Birken lag und träumend in den Himmel ſchaute, wenn er ſich ſo blau und klar wie heute über uns wölbte. Auch laſen wir zu jener Zeit Taſſo's befreites Jeruſalem und waren trotz Säbel und Wehrgehänge noch kindiſch genug, den Sturm auf die Mauern Zions an dem kleinen Thurme darzuſtellen, ſehr zum Entſetzen eines wohlbeleibten Majors du jour, welcher dazu kam und meinen Freunden einige Tage Arreſt in Ausſicht ſtellte."

„Ach, dieſe Erinnerungen," ſagte Juanita, „wie lieb ſie uns ſind und wie ſie ſo lebhaft, über irgend einer Gegend, um irgend ein Gebäude ſchwebend, uns beim Anblicke derſelben längſt vergangene Tage ſo lebendig auffriſchen, als ſei alles das erſt geſtern geſchehen!"

„Ja, ja," erwiederte er, vor ſich hinlächelnd, „tritt doch Taſſo's wunderbares Werk jetzt wieder ſo gewaltig vor

meine Seele, werde ich doch die grauen Mauern zwiſchen den weißen Birkenſtämmen hervorblinken ſehen, während ich ſo glücklich bin, an Ihrer Seite reiten zu dürfen!"

Sie hatten jetzt die Chauſſee vor dem Severinsthore erreicht und mußten hier, wie Rodenberg vorhin geſagt, im langſamſten Schritte reiten, um durch das Gewühl der Fußgänger, reitenden und fahrenden Landleute, die vom Markte nach Hauſe zurückkehrten, ohne Anſtoß durchzukommen, wobei man aber doch allerlei Bemerkungen über die Madame, welche ſpaziren ritt, und den jungen Herrn an ihrer Seite, beſonders aber über den ernſthaften alten Herrn, ſowie über die zuſammengeknickte Geſtalt des ſanften Eduard nicht entgehen konnte. Ueberhaupt ſchienen die meiſten dieſer Leute von der Luft des Carnevals, welche über Köln wehte, angeſteckt zu ſein. Hier ging ein Paar Arm in Arm, ein luſtiges Lied ſingend und dabei den ſchwankenden Gang ſchwer Betrunkener außerordentlich glücklich copirend; denn daß es eine Nachahmung war, hörte man an ihrem luſtigen Lachen, mit dem ſie jetzt ruhig ſtehen blieben und die Reiterſchaar vorbeiließen. Dort ſah man auf ſeinem leeren Marktkarren einen älteren Bauern ſitzen, eine Carnevalsmütze vom vergangenen Jahre auf dem Kopfe, die er vielleicht irgendwo zum Geſchenk erhalten, während ein junger Burſche neben ihm herſchritt und ſich nicht wenig auf ſeine ungeheure falſche Naſe zu Gute that.

Einem luſtig gemeinten „Geck, lohs Geck elans", welches Rodenberg einem vierſchrötigen Reiter zurief, der vor ihm auf der Mitte der Straße hielt, wurde lachend Folge geleiſtet und nur im Geiſte der Tage dadurch erwiedert, daß

der Reiter, Don Joſe ſtarr anſehend, ausrief: „Wat hätt dä Kähl en Nas!“

Rüding war tief aufathmend und etwas bleich ausſehend neben ſeinen Begleiter nun wieder dicht aufgerückt und erwiederte auf Rodenberg's Frage, wie es ihm gehe: er ſei zufrieden, wenn es nicht ſchlimmer komme; worauf ein Lächeln über die Züge des alten, ſonſt ſo ernſten Spaniers glitt und er in gutmüthigem Tone zu Juanita ſagte: „Du wirſt es uns nicht übel nehmen, mein Kind, wenn wir nicht immer dicht hinter Euch bleiben, der kleine Schimmel da geht einen gar zu langſamen Trab!“

Wenn auch der ſanfte Eduard für dieſe Worte mit einem ſtummen Blicke dankte, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, in einem etwas unwilligen Tone einzuſetzen: „Warum auch in die Welt hinausſtürmen, wie Rodenberg es ſo gern thut? Es iſt doch viel behaglicher, ſo in Ruhe des ſchönen Tages genießen zu können!“

„Gut, daß der Geſchmack auch darin verſchieden iſt,“ erwiederte die junge Dame lachend; „was mich betrifft, ſo athme ich ſo wonnig und frei, wenn ich mit meinem Pferde in einem raſchen Tempo dahinfliegen kann! — Du haſt doch nichts dagegen,“ wandte ſie ſich an Don Joſe, „wenn wir einmal verſuchen, wie unſere Pferde ausgreifen?“

Rüding blickte ſeinen Begleiter mit einer wahren Jammermiene an und athmete freudig auf, als dieſer ſagte: „Nur zu, was Euch anbelangt; ich und mein junger Freund hier, wir wollen indeſſen mit einem behaglichen Schritte fürlieb nehmen.“

Dahin flogen der Rappe und der Rothſchimmel, daß es eine Freude war, ihnen zuzuſehen, und Rüding glaubte

ſich für dieſes Mal ſchon gerettet, als der kleine Schimmel mit einem gänzlich unvorhergeſehenen Sprunge, vor deſſen Folgen ſich der Reiter nur durch ein krampfhaftes Erfaſſen des Sattelknopfes retten konnte, die rechte Kantare zwiſchen die Zähne nahm, dann den Kopf aufwarf und in einem geſtreckten Galopp folgte. Es war Rüding's Glück, daß er noch im Stande war, einen lauten Ruf: „Zu Hülfe, zu Hülfe!“ auszuſtoßen und daß dieſer Ruf von Don Joſe gehört und verſtanden wurde. Augenblicklich ließ er ſeinen großen Braunen folgen und hatte in wenigen Sätzen nicht nur den kleinen Schimmel erreicht, ſondern ſich auch des Zügels bemächtigt und das Pferd mit einem tüchtigen Ruck zum Stehen gebracht. Daß der ſanfte Eduard bei dieſer plötzlichen Parade das Gleichgewicht verlor und mit weit wegfliegendem Hute dem Schimmel um den Hals fiel, wobei er einen unnennbaren Theil ſeines Körpers auffallend erhob, hätte auch einem beſſeren Reiter geſchehen können. Doch war er für dieſes Mal von gänzlichem Sturze gerettet, krabbelte ſich wieder in ſeinen Sattel hinein und warf alsdann einen ſcheuen Blick auf ſeinen Hut, welcher glücklicher Weiſe dieſſeits des Straßengrabens liegen geblieben war.

Don Joſe, der in ſeiner Gutmüthigkeit dieſen Blick wohl verſtand, ritt ein paar Schritte ſeitwärts und hob mit ſeiner Reitpeitſche die Kopfbedeckung Rüding's vom Boden auf.

„Ich — danke — Ihnen — herzlich — für meine Rettung — Sie — haben — mich — vor — einem großen Unglücke bewahrt! Dieſer Schimmel ſcheint mir ein gefährlicher Durchgänger zu ſein!“

„Ich glaube das nicht,“ erwiederte Don Joſe mit großer Ruhe; „die Pferde ſind an einander gewohnt, und als die

Beiden davon ritten, hätten Sie nur Ihren Schimmel etwas feſter in die Hand nehmen ſollen; auch der Braune hier hatte eine Neigung, mit fortzugehen, doch mochte ich Sie nicht allein laſſen.“

„Wofür ich Ihnen aus tiefſter Seele danke! Allerdings bin ich früher häufig geritten und ſcheue mich auch nicht vor einem kleinen, ſoliden Trabe, ja, nicht einmal vor einem anſtändigen Galopp; aber wie im gewöhnlichen Leben, ſo haſſe ich auch auf dem Sattel alle rohen, unvorhergeſehenen Aufregungen!“

Juanita und Rodenberg waren indeſſen in einem geſtreckten Jagdgalopp über die ſanft anſteigende Chauſſee geritten und hatten ſchon nach wenigen Minuten das Gewühl der Marktleute, ſowie ihre beiden Begleiter weit hinter ſich gelaſſen. Die junge Spanierin athmete tief auf, nicht aus Anſtrengung über dieſen ſcharfen Ritt, ſondern aus Entzücken über die ungebändigte Freiheit der Bewegung ihres Pferdes, über die Schnelligkeit, mit der ſie dahinflog, über das Wohlbehagen, welches ſie empfand, indem ſie ſo wie ein Vogel in ſeinem Fluge die Luft durchſchnitt. Sie hätte laut aufjauchzen mögen vor Entzücken; ihre Augen leuchteten und ihr Geſicht glühte von der ſcharfen Luft, mehr noch aber von ihrer Aufregung.

„Wollen wir langſamer reiten, Juanita?“ fragte er.

„Nein, nein, noch nicht,“ gab ſie zur Antwort, „nur noch bis zu jener Baumgruppe dort vor uns auf der Wieſe, die ſich ſanft nach dem Rheine hinabſenkt, und wenn der Chauſſeegraben nicht zu breit iſt, wollen wir hinüberſetzen und ein wenig auf dem grünen Raſen halten; ich bin zu allen Tollheiten aufgelegt!“

bisher und eilte an die Thüre des Nebenzimmers, „schweige still, oder ich könnte mich veranlaßt sehen, dir einige Unannehmlichkeiten zu sagen! Es ist aber in der That besser, daß ich diese Thüre zuschließe und dich auf solche Art für unser Gespräch unschädlich mache.“

Bei diesen Worten drückte er die Thüre in's Schloß, doch ehe er mit diesem Geschäft zu Ende war, hörte man die Stadträthin sehr laut und gellend rufen: „dann bitte ich aber auch ein Kapitel zu machen, und das muß Steinmann heißen, und das muß erzählen, wie der Meßner von der Kirche sich am Glockenseile aufgehängt hat, weil er ein durchaus schlechter Kerl gewesen.“

Den Stadtrath hatte diese bösartige Anspielung sichtlich erschüttert. Er zuckte mit den Achseln und sagte: „mit dieser Frau läßt sich nichts machen.“ Nach einer Pause fragte er den Doktor: „sind Sie verheirathet?“ und als dieser verneinte, fuhr er fort: „so machen Sie auch nie den Versuch, sich eine Frau anzuschaffen, man hat davon nur Kummer und Verdruß. Wenn auch Alles Anfangs sehr gut geht, — und dieß war bei mir der Fall, — so legt einem doch endlich der Teufel ein Ei in die Wirthschaft. Was hat mich diese Frau nicht seit zwölf Jahren gequält, daß ich die Gasbeleuchtung contra Schlachthaus protegirt? Ihr Vater, nur Metzgeroberzunftmeister, sonst ein achtbarer Mann, agirte seit jener Zeit gegen mich; ich verfeindete mich mit der ganzen Familie, man that mir alles gebrannte Herzeleid an, ich habe nichts, wie mein Bewußtsein, und vielleicht die öffentliche Stimme, wenn ich einmal nicht mehr bin; und auch das Wenige will mir die eigene Familie nicht einmal lassen. Bester Herr Doktor Stechmaier,“ dabei faßte er gerührt die beiden Hände des Schriftstellers, „ich werde Sie der Hofräthin vorstellen, Sie und kein Anderer soll die beiden Zimmer haben! Und was die Kapitel anbelagt: Gasbeleuchtung und neue Kirche —“

„Wofür ich die Verantwortung übernehmen muß!“ antwortete Arthur.

„Davon entbinde ich Sie — und ängſtlich ſind Sie auch nicht, wie ich weiß — alſo vorwärts!“

Sie berührte ihren Rothſchimmel leicht mit der Reitpeitſche, und in verſtärktem Galopp flogen ſie der bezeichneten Baumgruppe zu.

Rodenberg, welcher die Zügel ſeines Pferdes in die rechte Hand genommen hatte, hielt ſich an der rechten Seite der kühnen Reiterin, und zwar ſo dicht, daß er im Stande war, ſogleich die Zügel ihres Pferdes zu ergreifen, ſobald er es für nothwendig hielt. Da hatten ſie die Baumgruppe dicht zu ihrer Linken, getrennt von der höher liegenden Straße durch einen allerdings mäßigen Graben.

„Hopp, mein Pferdchen,“ machte Juanita mit einem leichten Zungenſchlage, und der Rothſchimmel flog mit der ſchönen Reiterin ſo zierlich und gewandt auf den weichen Raſen hinüber, daß es eine Wonne war, ihr zuzuſchauen. Der junge Maler hätte ſich auch gar zu gern dieſes Schauſpiel vergönnt, doch trieb es ihn, dicht an ihrer Seite zu bleiben, und das gelang ihm auch mit ſolcher Genauigkeit, daß er im Stande geweſen wäre, ſeinen Arm um ihre Taille zu legen, wenn ſie nur im geringſten im Sattel gewankt hätte. Sie bemerkte dies auch wohl und lächelte ihm heiter, ja, glückſelig zu.

Da hielten die Beiden neben einander auf ihren ſchnaubenden Pferden, ſelbſt tief aufathmend. Arthur legte ſeinem Rappen, der nun vollkommen ruhig ſtand, die Zügel auf den Hals, nahm Juanita's rechte Hand, zog langſam ihren Reithandſchuh ab, was ſie lächelnd geſchehen ließ, und küßte

mit großer Bedächtigkeit die vier roſigen Grübchen oben auf ihrer Hand, als Zeichen der tiefſten Verehrung, wie er ſagte, für eine ſo ausgezeichnete und gewandte Reiterin.

„Wie wohlthuend iſt eine ſolche Bewegung, wie erregt ſie unſer Blut, ſo daß man deutlich fühlt, wie leicht und wonnig es in den Pulſen klopft — A—a—ah," ſetzte ſie, tief aufathmend, hinzu, „welche würzige und prächtige Luft! Sie müſſen mir ſchon zugeben, mein lieber Freund, daß ich Sie hier, freilich unbewußt, an einen wunderſchönen Punkt geführt habe — blicken Sie um ſich her!"

„Ich bin entzückt, einer ſo liebenswürdigen Führerin folgen zu dürfen, und in der That, die Ausſicht von hier iſt prächtig! Sehen Sie dort vor uns den majeſtätiſchen Strom mit ſeinem ſanft fließenden, grünlich ſchillernden Waſſer? Allerdings ſind die Ufer hier flach, doch gewähren Sie uns dafür auch einen Blick auf das maleriſch ſchöne Siebengebirge, das dort am Ende der weiten Ebene in ſeinen prächtigen Formen und in ſo wunderbarer Färbung emporſtrebt — ſchade, Sennora, daß wir noch keinen Frühling haben, um dort ein wenig zwiſchen den Bergen umherſchweifen zu können!"

„Man ſagt, die Thäler, welche ſie umſchließen, ſeien reizender in ihrer heimlichen Lieblichkeit, als ſelbſt der Anblick des ſchönen Gebirges von außen."

„O, ſie ſind entzückend ſchön — was gäbe ich darum, an Ihrer Seite vor der alten Kloſterruine Heiſterbach weilen zu dürfen — ſtellen Sie ſich ein kleines Thal vor, rings von dichtbewaldeten Bergen ſo eng umſchloſſen, daß man ſich in einer wonnigen Abgeſchiedenheit von der Welt fühlt; dort, am Ende eines weiten Raſenplatzes, hebt ſich die ma-

leriſche Ruine eines reichen gothiſchen Kirchenchores mit der röthlichen Farbe ihres Steines ſo prächtig von dem tiefen Grün des Eichenwaldes ab: vom ehemaligen Kloſtergarten iſt nichts mehr übrig, als mitten auf dem Raſenplatze eine mächtige Steinſchale mit einem hoch emporſpringenden klaren Waſſerſtrahle, der heute noch, begleitet vom heiteren Geſange der Vögel, eben ſo murmelt und rauſcht, wie damals bei den Klängen der Frühmeſſe und dem Läuten des Ave Maria — o, Juanita, dort eine Stunde allein mit Ihnen in tiefer, ſüßer Waldeinſamkeit!"

„Wie Sie ungenügſam ſind," erwiederte ſie in ſanftem Tone; „ich führe Sie auf dieſen ſchönen Punkt, ich zeige Ihnen den prächtigen Rheinſtrom, ich wollte gerade Ihren Blick lenken auf die alte, ſchöne Stadt dort vor uns, die von hier mit dieſem ihrem rieſenhaften Thurme einen wahrhaft überwältigenden Eindruck macht, und Sie haben auch an dem nicht genug, ſondern verlocken meine Sinne nach einer einſamen Waldwieſe!"

„O, wäre ich im Stande, dieſe Sinne zu verlocken und zu feſſeln!" ſagte Rodenberg.

„Schauen Sie lieber auf den luſtigen grünen und weißen Dampfer, wie er den Strom hinabfliegt," erwiederte ſie mit heiterer Miene und ſetzte nach einer Pauſe ernſter hinzu: „bald werde ich mit einem ziehen, der aufwärts geht!"

„Das weiß ich," verſetzte er traurig, „und da ich es weiß, möchte ich Sie entführen, fern von den Menſchen, und gefangen halten viele, viele Jahre lang!"

„Eine freundſchaftliche Idee — ich danke dafür!"

„Möchte ich Sie doch zu gern wieder in das Gebiet verſetzen, dem Sie ja als Fee des Waldes angehören, an

eine murmelnde Quelle unter duftendem Schattendache, ach, an eine Stelle wie jene, wo ich ſo unendlich glücklich war!"

„Wer kann das Glück halten," gab ſie träumeriſch zur Antwort, „es flattert davon wie ein Sonnenſtäubchen!"

„Nein, wir können's nicht halten, wenn es einmal entflattert; aber es zurückzurufen liegt ja in unſerem Willen, wenn wir es mit aller Macht der Seele wollen!"

„Der Winter iſt gekommen, hat die Blumen getödtet und die Bäume entblättert; ſind Sie ein Zauberer, mächtig genug, um Alles rings umher wieder blühend und grün zu machen?"

„Nein, das bin ich nicht, aber was Sie eben ſagten, Juanita, iſt unrichtig. Der Winter iſt vergangen und es will Frühling werden; merken Sie das nicht an dem entzückenden Dufte, den die Erde ausſtrömt unter dem warmen Kuſſe dieſer Sonne? — Sehen Sie es nicht an den ſchwellenden Knospen der Bäume? — O, könnten Sie es fühlen an dem Klopfen meines Herzens —"

„Mein Herz, es klopft beweglich,
Es klopft beweglich wild.
Ich liebe Dich unſäglich,
Du ſchönes Menſchenbild!

ſagt einer Ihrer Dichter," gab ſie lachend zur Antwort; „aber im Grunde haben Sie Recht!"

„Warum, Juanita?" fragte er raſch.

„Nicht im unſäglichen Klopfen Ihres Herzens, denn daran glaube ich leider immer noch nicht, aber im Gedanken vom anbrechenden Frühling."

„In unſerem Innern?"

„Nein, vor der Hand nur auf Erden; es iſt wahr, die

Knospen ſchwellen, die Erde duftet himmliſch, und wenn mich mein gutes Auge nicht trügt, ſo ſehe ich dort vor mir im Graſe ein ſchüchtern emporgeblühtes Veilchen!“

„Wo?“ rief er aus, indem er ſich mit der Schnelligkeit des Gedankens von ſeinem Pferde ſchwang.

„Da, neben dem kleinen, weißen Steinchen — hatte ich Recht?“

„Wie immer, Juanita,“ entgegnete er, indem er ſich wieder aufrichtete und ihr die gepflückte kleine Blume darreichte. Bei der raſchen Bewegung war ihm ſein Hut entfallen, und zu ihr aufſchauend, fuhr er mit der Hand über ſeine glühende Stirn.

„Ach, wie das ſo ſüß riecht — wie in uns dieſer Blumenduft ſo lebhaft die Erinnerung an eine ſchöne Vergangenheit wachruft!“ — Sie ſchaute ihn unter ihren langen Augenwimpern hervor mit einem träumeriſchen, unausſprechlich innigen Blicke an.

„O, Juanita!“ — Er hob flehend ſeine Hände zu ihr empor, und ſie legte langſam ihre Rechte mit der kleinen Blume hinein.

„O, Juanita,“ wiederholte er in innigem Tone, „es ſoll und muß Frühling werden — oder wollen Sie mich zu einem ewigen, troſtloſen Winter verdammen? Die Erde duftet, die Knospen ſchwellen und mein Herz klopft wild bewegt, denn ich liebe Dich, Juanita — ich liebe Dich, wie eine Menſchenſeele nur zu lieben im Stande iſt — und meine Liebe iſt Dir nicht verborgen geblieben, Du haſt es gewußt, mein ſüßes Geheimniß — o, theile es mit mir!“

In ihrem Auge glänzte es ſo warm und ſeltſam — ſie hatte ihre kleine Hand auf ſeine Schulter geſtützt — er fühlte

den Druck derſelben, als ſie eine Bewegung machte, ſich langſam zu ihm herabzubeugen.

Er hob tief athmend ſein glühendes Geſicht empor, er fühlte den Hauch ihres Mundes; er hatte kaum noch eine Linie bis zu der unbeſchreiblichen Seligkeit, ihre Lippen auf den ſeinigen zu fühlen, da verſchwanden ſie wie ein roſiger Schimmer vor ſeinem flimmernden Blicke und ihre heiße Wange ruhte eine kleine Secunde lang auf ſeinem lockigen Haar.

„O, Juanita, Du biſt entſetzlich grauſam!“

„Arthur, Arthur, es kann und darf nicht ſein!“

Wie würden ihn dieſe letzten Worte geſchmerzt, verletzt, zurückgeſtoßen haben, wenn er nicht zugleich gefühlt hätte, wie krampfhaft ſie mit ihren kleinen Fingern ſeine Hand feſthielt und drückte — nur einen Augenblick, denn alsdann trennte ſie ihr Pferd durch eine raſche Wendung von ihm.

„Juanita!“ bat er.

Doch ſchon hatte ſie ihr vollkommenes Gleichgewicht wieder erhalten. „Arthur, danken Sie Gott,“ rief ſie dem jungen Manne ſcherzend zu, „daß dieſer ſchreckliche Augenblick für uns Beide ſo gefahrlos vorüberging! Ich ſagte es Ihnen ja ſchon bei unſerer erſten Zuſammenkunft, wie gefährlich es für einen Sterblichen iſt, der verrätheriſchen Waldfee zu trauen — o, glauben Sie mir und nehmen Sie ſich für die Zukunft in Acht!“

„O, Du biſt keine Waldfee!“ gab er ihr wohl im Scherze, aber mit einem düſtern Geſichtsausdrucke zur Antwort — „jene Weſen, die ihr Leben verbringen in heiterem Sonnenſcheine, an murmelnder Quelle, im Schatten des

heiligen Waldes, fühlen tief und warm, und wenn ſie, wie ich glaube, einer Liebe fähig ſind, ſo laſſen ſie ſich auch von derſelben hinreißen — nein, nein, Juanita — ein ſolches Weſen, ein Geſchöpf des lichten Tages und des Sonnenſcheins biſt Du nicht!“

„Wie Du mich richtig erkannt haſt,“ gab ſie ihm kopfnickend zurück, nachdem ſie für einige Secunden die Hand auf ihr Herz gedrückt hielt, „und wie ich Dir leider Recht geben muß — ja, ich bin ein Gebilde der Nacht, eines jener ſchattenhaften Weſen, die nur in der Stunde der Geſpenſter für Augenblicke zu einem heißen Liebesleben erwachen, ein Vampyr — wenn Du willſt — nimm Dich in Acht, Arthur, vor einem ſolch entſetzlichen Ungeheuer — ein Wort aus meinem Munde, wie Du es wünſcheſt, würde gefolgt ſein von ewiger Trennung!“

Er hatte ſich ihr kopfſchüttelnd wieder genähert, nahm ihre herabhängende Rechte in ſeine beiden Hände und ſagte mit weicher Stimme: „O, Juanita, man ſollte auch im Scherze nicht ſolche Dinge ſagen! Doch weiß ich es wohl, ich trage die Schuld — ich fing an, und Du hatteſt doch ſo Recht, Dich hier — hier auf dieſer Stelle, vor meinem Ungeſtüm zurückzuziehen! O, ich war ein Wahnſinniger, dem der ſüße Hauch Deines Mundes die Sinne verwirrt — verzeihe mir, Juanita — und laß mich hoffen!“

Sie ſchauten ſich an, Auge in Auge; Eines verſenkte ſeinen Blick in den des Anderen mit dem Gefühle einer unbeſchreiblichen Seligkeit, langſam in demſelben untergehend — und erſt nach einer langen Pauſe erwiederte ſie: „Zwei ſchwere Bitten auf einmal!“

„Von denen eine aus der anderen folgt.“

„Ohne daß ich das zugeben kann, will ich doch Ihre erſte Bitte erfüllen.“

„Dank, Dank, tauſendmal Dank!“ rief er entzückt und hätte ihre Hand abermals an ſeine Lippen gedrückt, wenn das junge Mädchen nicht mit einer raſchen Bewegung des Kopfes geſagt:

„Dort ſehe ich unſere Freunde — auch ich ſage meinen Dank — aber nicht für Ihre wilden Worte, Arthur, ſondern ich ſage meinen Dank für dieſe Unterbrechung — beſteigen Sie Ihr Pferd und laſſen Sie uns Ihnen entgegenreiten.“

Rodenberg konnte ſich nicht enthalten, einen harten Gedanken gegen den unglücklichen Rüding zu faſſen, als er ſich in den Sattel ſchwang; doch müſſen wir geſtehen, daß ſich derſelbe ſogleich in ein Gefühl tiefen Mitleids verwandelte, als er die Jammergeſtalt ſeines Freundes herantraben ſah.

Es war nur ein kleiner, kurzer Hundetrab, in dem die beiden Reiter daherkamen; doch genügte er, um Rüding's Ellenbogen in einer fliegenden Bewegung zu erhalten, um ſeinen Oberkörper auf eine faſt gefährliche Art vornüber zu beugen, um ſein Geſicht mit einer fahlen Röthe zu überziehen und um ſeinem Hute eine entſchiedene Neigung zu geben, von ſeinem Hinterkopfe herabzugleiten.

Leider war Don Joſe ein paar Schritte voraus und ſah deßhalb nichts von den entſetzlichen Bemühungen des unglücklichen Reiters, der Bügel, Schluß und Haltung in ſolchem Grade verloren hatte, daß nur die geringſte außergewöhnliche Bewegung des Pferdes genügen mußte, ihn zu Fall zu bringen.

Der ſanfte Eduard ſah übrigens dieſes ſein Schickſal ſelbſt voraus und hatte trotzdem Seelenſtärke genug, zu

lächeln; denn er erkannte es als eine Güte der Vorſehung, daß der Braune vor ihm nun mit einem tüchtigen Sprunge auf die grüne Wieſe ſetzte, wo es ſich jedenfalls weicher liegen mußte, als hier auf der harten Landſtraße. Trotzdem war es ein entſetzlicher Augenblick, ſo mit jeder Secunde der gewiſſen Niederlage näher und näher zu kommen, einer unfehlbaren Niederlage, einer glänzenden Niederlage. Und dabei hatte Rüding, wie wir eben bemerkt, noch Seelenſtärke genug, um krampfhaft zu lächeln. Auch ſeine Geiſtesgegenwart verließ ihn ſo wenig, daß er, unter Anklammern an die dichte Mähne des Pferdes, ein paarmal mit den Füßen ſtrampelte, um ſich zu überzeugen, daß er von den Bügeln befreit ſei; denn es überfiel ihn der ſchreckliche Gedanke, hier vielleicht in ſeiner Jugendblüthe zu Tode geſchleift zu werden.

Da machte der kleine Schimmel eine Bewegung von der Straße ab, dem Braunen zu folgen; da ſchloß Rüding die Augen, hatte aber doch noch Seelenkraft genug, ungefähr mit denſelben Gefühlen, unter denen der Selbſtmörder ſeiner Piſtole eine doppelte Ladung gibt, einen Zungenſchnalzer zu verſuchen, der übrigens vollkommen überflüſſig war.

Da kam das Schickſal, roh und kalt
Faßt's des Freundes zärtliche Geſtalt
Und wirft ihn unter den Hufſchlag ſeiner Pferde.

Rüding war in einem tüchtigen Bogen vom Sattel auf das Gras niedergefallen und dort blieb er ein paar Secunden lang liegen, nicht als ob er die Beſinnung verloren hätte, ſondern weil er ſich fürchtete, durch eine Bewegung allzu früh zu erfahren, welches der zwölf Gliedmaßen er zerbrochen und welchen edlen Theil ſeines Körpers er verletzt.

Endlich öffnete er auf einen Zuruf Rodenberg's ſeine Augen, und dann ſah er den Freund neben ſich ſtehen, und es beruhigte ihn einiger Maßen, daß er keine unterdrückte Thräne in deſſen Auge ſah, vielmehr eine gewiſſe Heiterkeit, welche ihn ermuthigte, die dargereichte Hand zu ergreifen, um ſich ſo auf die Beine zu helfen; ja, er konnte ſtehen, er konnte gehen, er konnte ſeine Arme bewegen und mit dem Kopfe wackeln, was er am eifrigſten verſuchte, denn er hatte nur eine ſehr ſchwache Idee, was unter einem gebrochenen Halſe zu verſtehen ſei. Hierauf ſchritt er mehrere Male hin und her, glaubte auch den beruhigenden Worten Rodenberg's, wobei er ſich aber doch nicht enthalten konnte, ſeine ſchreckliche Vermuthung kund zu thun, er könne doch vielleicht irgend etwas heimlich zerbrochen haben, ein Unglück, was erſt ſpäter zum Vorſchein kommen würde.

Den Joſe hatte die Freundlichkeit, ſich auf's herzlichſte zu entſchuldigen; aber es ſei ihm nun einmal unmöglich geweſen, der Luſt, mit dem Braunen über den Graben zu ſetzen, zu widerſtehen.

Auch die junge Dame ritt herbei, und indem ſie das Vorgefallene aufrichtig bedauerte, gab ſie feierlich die Verſicherung, nur im langſamſten Schritte nach der Stadt zurückkehren zu wollen, um ſo jedem weiteren Vorfalle vorzubeugen.

Daß Rüding hierauf ſeinen kleinen Schimmel mißtrauiſch anſah, ſich ihm auch mit großer Vorſicht näherte, wird Jedermann, der ſich in gleicher Lage befunden hat, begreiflich finden; doch war Rodenberg klug genug, ihm keine Zeit zu großer Ueberlegung zu laſſen.

Nachdem nun Rüding's Anzug wieder ein wenig herge-

„So können Sie sich ganz auf mich verlassen," entgegnete der Doktor.

Nachdem der Stadtrath noch einen vorsichtigen Blick auf die Nebenthüre geworfen, verließ er mit dem angehenden Miethsmanne seine Wohnung und stieg eine Treppe höher hinauf, zu derjenigen der Hofräthin, wo er sich alsbald durch das Stubenmädchen anmelden ließ.

Sie traten in das Empfangzimmer, wo die violetten Plüschmöbel der seligen Schwiegertochter mit einem Ueberzug von weißem Zeug verhüllt waren; nicht wegen der Trauer, vielmehr wegen des Staubes und der Motten. An der Wand hiengen in schweren goldenen Rahmen die Portraits des einstigen jungen Eduards und seiner nunmehr dahingeschiedenen Frau, der Honoratiorentochter. Sie waren von einem der ersten Portrait-Künstler der Residenz gefertigt: dieser gefühlvolle Mann hatte sich bemüht, in den zu einander hingeneigten Köpfen der beiden Portraits, wie in zwei Paar zärtlich schmachtenden Augen, der Nachwelt ein inniges glückliches Verhältniß ahnen zu lassen, wie solches aber leider bei dem Paare im dornenvollen Diesseits nie existirt. Unter diesen Portraits bemerkte man ein Aquarell, die Söhne Eduard's vorstellend; nicht die unglücklichen Sprößlinge der englischen Königsfamilie, sondern die beiden Nachkommen des darüber hängenden Elternpaars. Wir würden dieses Aquarell's nicht erwähnt haben, wenn es nicht so außerordentlich in Zeichnung und Farbe gewesen wäre, daß man es auf einige Schritte für eine Landschaft hätte halten, oder wenn man einmal erkannt, daß es wirklich lebende Wesen gewesen seien, es nicht ebensogut für eine kleine Bärenfamilie oder für eine Zucht junger Meerschweine hätte ansehen können.

Doch die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich und die Hofräthin trat herein. Sie war ganz schwarz gekleidet, mit einem kleinen weißen Kragen, über welchem das eingetrocknete, sehr

ſtellt — glücklicher Weiſe war der Grasboden ziemlich trocken —, auch ſein Hut herbeigeholt war, zog Rodenberg den Schimmel herbei und zwang ſeinen kleinen Freund, trotz deſſen Widerſtrebens, in den Sattel, wobei er ihm zuflüſterte: „Ich will Dir etwas ſagen: bei einem Grabenſprunge kann auch ein guter Reiter aus dem Sattel kommen, und hat das durchaus nichts zu ſagen; übrigens haſt Du dich famos gehalten, was ich den Anderen erzählen werde — denke Dir aber das Gelächter von Walter und vom dicken van der Maaßen, wenn Du zu Fuße nach Hauſe zurückkehrteſt!“

„Darin haſt Du allerdings Recht,“ gab der ſanfte Eduard, nicht ohne eine tiefe Bewegung zu verrathen, trotzdem er ſich geſchmeichelt fühlte, zur Antwort; „ſei Du aber auch ſo gut und reite nicht wieder wie ein Verrückter in die Welt hinein — denke, wenn mir ein ſolches Unglück in Köln vor einer gaffenden Menge paſſirt wäre!“

„Wahr — wahr,“ entgegnete der Andere; „aber ich gebe Dir mein Wort, daß wir im Schritte reiten, wenigſtens bis ans Rheinthor; denn die paar Schritte von da bis zur Hausthür müſſen wir im Trabe zurückkommen, um Walter und die Anderen in Reſpect zu ſetzen — Du nimmſt im Nothfalle den Sattelknopf.“

„Aber wie komme ich aus der verfluchten Wieſe heraus?“

„Nichts leichter als das. Du hältſt Dich an meiner Seite, ich faſſe die Zügel Deines Schimmels, Du nimmſt tüchtig Mähne in die Hand, klemmſt die Waden an und wirſt alsdann ſehen, wie leicht ſich ein ſolcher Sprung aufwärts macht; dadurch ſtellſt Du auch Deine Reputation bei unſeren Begleitern wieder her.“

„In Gottes Namen denn!“

Diesmal ging auch Alles ohne Unfall vorüber, wie Redenberg geſagt. Der Rothſchimmel flog mit ſeiner kühnen Reiterin, gefolgt von dem Braunen, mit einem prachtvollen Satze auf die Chauſſee hinüber, und der Schimmel, der, von der Hand eines geübten Reiters geleitet, eigentlich mehr kletterte als ſprang, brachte den ſanften Eduard ebenfalls glücklich auf die Straße, und dann ritten ſie im Schritte mit einander der Stadt zu.

Juanita wandte ſich freundlich an Rüding und erſuchte ihn, mit ſeinem Pferde an ihre Seite zu kommen, was ihm auch unter Beihülfe von Redenberg's Reitpeitſche gelang.

„Sie haben doch keine unangenehmen Folgen von Ihrem kleinen Unfalle?“ fragte ſie alsdann mit der ihr eigenthümlichen Liebenswürdigkeit — „ich würde es mir nicht verzeihen können, da ich mich doch als die Urſache anſehen muß — denn ich hätte eigentlich auf der geraden Straße bleiben ſollen — ja, ja, das wäre viel beſſer geweſen,“ ſetzte ſie mit einem Blicke auf Redenberg hinzu — „aber fühlen Sie in der That keine Schmerzen?“

„Nicht die geringſten, mein gnädiges Fräulein,“ erwiederte der kleine Maler. „Aufrichtig geſagt, kam mir mein Sturz nicht unvorbereitet; denn wenn ich mich auch gerade nicht vor dem Sattel und einem unruhigen Pferde fürchte, ſo iſt es doch eigenthümlich, daß ich faſt jedesmal beim Springen über einen Graben oder über eine Barrière Unglück gehabt — ich habe einmal keinen Tact hierzu, und als ich nun ſah, wie der Schimmel dem Braunen nachſetzte, da ließ ich meine Zügel fahren und traf meine Vorbereitung ſo gut als möglich.“

„Ja, Du fielſt recht geſchickt, das iſt nicht zu läugnen,“

ſagte Rodenberg — „ein Anderer hätte ſich vielleicht furchtbar weh gethan.“

„Und wohl allen Muth verloren, wieder zu Pferde zu ſteigen,“ warf Don Joſe ein. „Ich habe Sie dabei bewundert und mache Ihnen mein Compliment.“

Rüding verbeugte ſich geſchmeichelt und wagte einen gelinden Verſuch, um den Kopf des Schimmels durch Anziehen der Zügel etwas in die Höhe zu nehmen; dann verſetzte er: „Mein gnädiges Fräulein, ich würde es wohl nicht verdienen, heute ſo wie in einigen Tagen in Ihrer Geſellſchaft zu reiten, wenn mich ein ſo kleiner Unfall abgeſchreckt hätte — im Gegentheil, es macht mich glücklich, weil ich dadurch den Beweis führen kann, daß nichts im Stande iſt, mich abzuſchrecken, wenn es gilt, Ihnen gefällig zu ſein, und nebenbei freue ich mich wie ein Kind auf unſeren Maskenzug — o, er muß großartig und glänzend werden!“

„Das hoffe ich auch,“ antwortete Juanita, „und mein guter Oheim, der nun einmal ſieht, daß ich von meiner kindiſchen Idee nicht laſſe, iſt ſo freundlich, die beſten Vorbereitungen zu treffen — doch habe ich noch eine extravagante Idee, über die Sie vielleicht lachen werden, Rodenberg, die aber eigentlich ganz verſtändig iſt — ich möchte eine Probe von unſerem Zuge ſehen — Sie wiſſen, wir Künſtlerinnen halten viel von einer Generalprobe!“

„Aber wie wäre das möglich, ohne daß wir uns ſelbſt zum großen Maskenzuge um alle Ueberraſchung brächten?“ fragte Rodenberg.

„Wir würden uns eine kleine Variation erlauben — die wilde Jagd müßte morgen Abend, ohne daß irgend Jemand vom Publikum davon wüßte, von Deutz her, unter

Fackelſchein und Muſikbegleitung plötzlich in Köln erſcheinen, an meinem verſchloſſenen Wagen vorüberziehen, und hätte ich dabei Gelegenheit, zu ſehen, ob der Zug impoſant genug iſt und wie er ſich in ſeiner Reihenfolge ausnimmt."

„Sie würden uns alſo bei dieſer Probe nicht begleiten?" erwiederte Rodenberg in einem Tone getäuſchter Erwartung.

„O, gewiß nicht," ſagte Don Joſe ernſt — „denken Sie doch, beim Dunkel der Nacht, und dann iſt's ja Juanita's Zweck, die Wirkung des Zuges zu prüfen!"

„Mein Oheim hat Recht," pflichtete das Mädchen, mit dem Kopfe nickend, bei und ſetzte leiſe hinzu, indem ſie ſich gegen Rodenberg hinneigte: „Ich habe dabei noch eine kleine Nebenabſicht. Der Prinz, der mich oft dadurch langweilt, daß er ſich in jeder Beziehung für unfehlbar hält und auch hier gerade ſo thut, als erhielte er von Allem, was geſchieht, die genaueſten Rapporte, ging eine Wette mit mir ein, es ſei nicht möglich, daß ohne Vorwiſſen des Kleinen Rathes ein nur halbwegs bedeutender Maskenzug arrangirt werden und ſeinen Auszug halten könne — ſoll ich meine Wette verlieren?"

„Gewiß nicht," gab Rodenberg zur Antwort; „aber ich wäre entzückt über dieſen Vorſchlag, wenn Sie nicht unſichtbare Zuſchauerin wären."

„Für Sie nicht," entgegnete ſie ganz leiſe, indem ſie ihren Rothſchimmel dicht neben den Rappen leitete; „ich werde links vom Thore in meinem Wagen halten — ſeien Sie mir nicht widerſpenſtig," fuhr ſie darauf mit lauter Stimme fort, „Sie machen es ja ärger, als mein guter Don Joſe, der am Ende ebenfalls nachgeben mußte!"

„Ja, mußte! — das iſt das richtige Wort," ſagte der alte Herr.

„Und der, wie ich ſchon vorhin ſagte, Alles aufs wunderbarſte arrangirt hat — nicht wahr, Don Joſe, Du biſt ſo liebenswürdig und verdirbſt mir meine Freude nicht — wogegen ich Dir aber erlaube, den Herren alles Nöthige mitzutheilen, und jetzt kein Wort mehr davon, denn ich ſelber will ein klein wenig überraſcht werden!"

Sie ſang ein paar luſtige, heitere Töne in die Luft hinaus und war gerade im Begriffe, ihrem Rothſchimmel die Zügel ſchießen zu laſſen, als ſie glücklicher Weiſe noch zu rechter Zeit an Rüding dachte und ſich deßhalb mit Bewilligung deſſelben nur einen ganz kurzen Galopp erlaubte, dem die anderen Pferde in einem mäßigen Trabe folgen konnten.

So gelangten ſie glücklicher Weiſe um das Glacis herum an den Bayenthurm zurück. Dann ging's wieder im Schritte bis an das Rheinthor, und hier hatte Rüding ſo viel Vertrauen in ſeine Reitkunſt gewonnen, daß er ſeinen Nachbar um einen gelinden Hieb mit der Reitpeitſche auf die Croupe des Schimmels erſuchte und ſo in einem wirklichen Galopp die Hausthür erreichte, wo er ſich alsdann aber bei der plötzlichen Parade des Pferdes in einer unbegreiflichen, einiger Maßen verdächtigen Schnelligkeit aus dem Sattel ſchwang.

Doch hatte er ſeinen Zweck glänzend erreicht. Aus den Fenſtern ihrer Wohnung ſchauten Walter, van der Maaßen und Bergmüller — und der kühne Reiter war nicht nur glänzend angaloppirt, ſondern er ſtand auch aufrecht neben ſeinem Pferde und warf ſeine Zügel mit einer eleganten

Leichtigkeit dem Stallknechte zu; ja, er klopfte dem Schimmel auf den Hals und hatte die Genugthuung, zu hören, wie Walter ſagte: „Ich hätte es in meinem Leben nicht geglaubt, daß der ſanfte Eduard im Sattel nach Hauſe zurückkehre!“ worauf van der Maaßen herabrief: »Bravo, mon ami, tu es un immense monteur de cheval!«

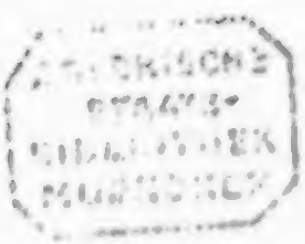

Künſtlerroman.

Vierter Band.

lange ſchmale Geſicht in blaßgelber Farbe glänzte. In der Hand trug ſie ein Gebetbuch und ihr Schritt war ſo abgemeſſen und feierlich, ihren Kopf trug ſie ſo wichtig und ſteif, die Augen blickten ſo unbeweglich, ja ſchwärmeriſch auf den Stadtrath, daß man hätte glauben ſollen, ſie probire den letzten Akt einer ſchrecklichen Tragödie, z. B. der Maria Stuart, und wandle geraden Wegs auf das Schaffot. — Aber ach, die Frau, die ſo ernſt mit dem Kopf nickte und ſich nach einer gelinden Handbewegung ſo feierlich auf ihren Stuhl niederließ, war kaum noch der Schatten der Hofräthin. Sie hatte mit dem Dieſſeits abgeſchloſſen, ſie lebte nur noch in freundlichen Betrachtungen des Jenſeits, und wenn ſie ſich ja, was aber höchſt ſelten vorkam, auf irdiſche Weiſe beſchäftigte, ſo beſtand das neben den Kaffee-Geſellſchaften ihrer Glaubens-Genoſſinnen in unendlichen Gardinen-Predigten, die ſie dem unverbeſſerlichen Hofrath hielt, der in Geſellſchaft ſeines, nunmehr wieder ledig gewordenen, Sohnes die Wirthshäuſer wieder mehr als je frequentirte.

Der Stadtrath ſtellte den Doktor in beſter Form vor, bezeichnete ihn als einen unſerer erſten deutſchen Schriftſteller, der ſich bei einem größeren Werke, das er im Begriff ſei, herauszugeben, namentlich zur Aufgabe gemacht habe, die kirchlichen Einrichtungen der Reſidenz kritiſch zu beleuchten und hauptſächlich für die Sonntagsfeier dringende Verbeſſerungen vorzuſchlagen. Der Stadtrath garantirte in jeder Hinſicht für ſeinen „Freund“, den Doktor Stechmaier, und nach einer kurzen Unterredung erhielt der Letztere die beiden Zimmer um einen billigen Preis und begab ſich in den engliſchen Hof zurück, um ſeine Effekten in das neue Quartier bringen zu laſſen. —

Der Balletmeiſter Dubelli war ebenfalls vor einigen Tagen ausgezogen und traf nun zufällig an der Thüre des Gaſthofes mit dem Doktor zuſammen, worüber ſich Beide außerordentlich freuten.

Künſtlerroman.

Von

F. W. Hackländer.

Vierter Band.

Das Recht der Ueberſetzungen in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1866.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Cotta'sche, in Stuttgart.

Inhalt.

Dreiunddreißigſtes Kapitel. Seite

Allen wohl und Niemand weh 1

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Der Narrheit Reich iſt neu begründet 33

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Köln am Rhein, du frohe Stadt 72

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Seht der Masken froh Gewimmel 102

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Seid froh begrüßt, ihr muntern Brüder 136

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn 172

Neununddreißigſtes Kapitel.

Es ſind bereitet Dir drei harte Schläge 205

Vierzigſtes Kapitel.

Wie biſt Du doch ſo ſtill geworden 235

Einundvierzigſtes Kapitel.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit 263

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Sie ſagen, ohne Feuer ſeiſt Du ganz 296

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Ich werde nicht mit Dir, Du Süße, rechten 333

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Wohl eine Ueberraſchung iſt mein Kommen 376

Künstlerroman.

XXXIII.

„Alles wohl und Niemand weh!“

Während ſich Jeder, der zu den Carnevalstagen nach Köln gekommen oder in der altehrwürdigen Stadt einheimiſch war, in der Zeit zwiſchen dem Weiber-Carneval und dem Faſchings-Sonntage mit ſeinen eigenen Intereſſen beſchäftigte, ohne dabei die Bedrängniß des Vaterlandes aus den Augen zu verlieren, hatte der Kleine Rath und die Regentſchaft aufs eifrigſte und pflichtgetreueſte die vorwiegend harte Zeit ins Auge gefaßt und den patriotiſchen Bürgern die unerhörteſten Anſtrengungen vorgeſchlagen, um dem Feinde aller Luſt und Freude, dem Neidhart und Griesgram, welcher ſich ſchon in verſchiedenen Stadttheilen feſtgeſetzt, die Spitze zu bieten. Echte kölner Geckenherzen, dem Aufrufe der Regentſchaft zur kräftigen Vertheidigung der Stadt Folge leiſtend, beeilten ſich, aus eigenen Mitteln ein Freicorps zu errichten und auszurüſten, ſowie die hier für ewige Zeiten verzeichneten Gegenſtände auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen:

1) Zwei hölzerne Trompeten, um die Krieger zum Kampfe aufzurufen.

2) Einen hölzernen Schild mit einem pro patria brennenden Herzen bemalt (beſonders bei Retiraden zum Rückendecken anwendbar).

3) Vier hölzerne Lanzen.

4) Ein hölzernes Schwert.

(Wir finden dieſe Waffen paſſender, als eiſerne, wegen der mit letzteren gewöhnlich verbundenen Gefahr.)

5) Sechs Krüge Braunbier und einen Krug Fuſel für die tapfern Funken.

6) Zwei Kaſſerolen, als Feldkeſſel zu gebrauchen; — wir vermuthen und hoffen, daß die kölniſchen Funken, gleich türkiſchen Janitſcharen, Alles zu deren Vertheidigung aufbieten werden.

7) Ein Bund Birkenruthen, um die Truppen gegen den Feind anzufeuern.

8) Drei Pfund Charpie und ein Paket Bandagen für unverhofft Verwundete.

9) Eine Partie Munition, beſtehend in a) einem Sacke Aepfel, großes Kaliber; b) einem Sacke detto, mittleres Kaliber; c) zweihundert Nüſſen und einem Sacke Kaſtanien zu Kartätſchen, und d) einem Säckchen Erbſen zu Kleingewehrfeuer.

10) Ein Blechſieb (ſchon alt und etwas defect) für die Kriegs-Waſſerbaumeiſter, um die Stadtgräben voll zu ſchöpfen. (Wir hätten mit Vergnügen eine kleine Kohlpfanne beigepackt, um den Schnee auf den Feldern um Köln zu ſchmelzen und ſo das Land gegen den Feind unter Waſſer zu ſetzen; ſie war aber bedeutend beſchädigt, und wir konnten die mit Zurichten und Putzen der Helme, Harniſche und anderer Kriegs-Armaturen für den bevorſtehenden Feldzug

beſchäftigten Keſſelflicker nicht bewegen, ſie in brauchbaren Stand zu ſetzen.)

11) Ein Tönnchen Sand, hauptſächlich gegen die feindlichen Augen anwendbar. (Eine funkelnagelneue Kriegsliſt! —)

12) Eine Flaſche Weineſſig für unſere tapfern Funken, im Falle ſie beim Anblicke des Feindes ohnmächtig werden.

13) Ein halbes Pfund Puderzucker, um ſauern Wein trinkbar zu machen.

14) Sechs Spiel Stricknadeln und ein Paket Sayette für die wachhabenden Funken.

15) Vier Döschen Schneeberger, beim Bombardement gegen Kopfſchmerzen.

16) Ein Päckchen feiner Lumpen zur Fertigung des Papiers für Armee-Bulletins und Proclamationen.

17) Ein Schächtelchen mit Pretioſen. (Der Ertrag derſelben könnte allenfalls zur Anlegung eines Feldlazareths verwendet werden.)

18) Einige Pfund Strangtabak, nöthigenfalls zwiſchen die Palliſaden zu flechten.

19) Ein halbes Dutzend feurige Naſen, bisheran in Spiritus conſervirt, um beim nächtlichen Recognosciren als Laternen zu dienen. (Dieſe Naſen wurden uns von verſchiedenen Perſonen, welche dieſelben theilweiſe erhalten, theilweiſe eingeſteckt hatten, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſehr billig überlaſſen.)

20) Zwei Haſenläufe und ein detto Kopf zum Feldzeichen für die Freicompagnie.

Wie es aber ſchon bei ſo vielen lang anbauernden, ſchweren Feldzügen zu gehen pflegte, daß die Staatskaſſen

leer werden und daß man auch der Steuerkraft des Landes nicht wieder zumuthen kann, dieſelben zu füllen, ſo auch hier in der hart bedrängten Colonia; weßhalb der Kleine Rath ſich genöthigt ſah, Papiergeld auszugeben in Form einer Pergamentmünze, welche auf der Vorderſeite einen von dem Geſtirne des wachſenden Lichtes mit der Narrennummer „Elf“ überſtrahlten und mit der Inſchrift »Sede vacante« umgebenen leeren Thronſeſſel in altdeutſcher Form zeigt; auf ihm liegt der Herrſchermantel und ein Kiſſen mit einem Globus, den als Verzierung in der Rückenlehne ein Kreis von Narrenbellen umgibt. An eine der vier Stützen des Thrones gelehnt, ruht das Narrenſcepter; vor dem Sitze argloſer Tollheit aber hält Minerva's Vogel Wache.

Die Rückſeite gilt der Thorheit im Allgemeinen. Zwiſchen einer Kreisſchrift, welche die in der Geſchichte der Mummerei oder der Tollheits-Originalität berühmteſten Namen: Abdera, Beckum, Cleve, Dülken, Gascogne, Polkwitz, Rom, Schilda, Schöppenſtädt, Schwaben, Venedig, und das Motto: „Alaaf Köln!“ in ſich faßt, iſt, mit dem Sinnbilde der Menſchlichkeit, wogegen kein Kluger den erſten Stein heben wird, dem Steckenpferde und dem Hülfsmittel Nießwurz durchkreuzt, der Spiegel eigener Prüfung zu ſehen, über ihm die bekannte Inſchrift des Tempels zu Delphi: „Kenne Dich ſelbſt!“ — Narrenkappe, Larve, Pritſche, Windmühle und der Becher der rheiniſchen Freude ſind die Eckverzierungen.

Um den Muth der belagerten Bürger zu heben und das Volk durch einige außergewöhnliche Ereigniſſe zu zerſtreuen, hatte die Regentſchaft ihr Möglichſtes gethan und auch zu dieſem Zwecke nochmals die dringendſte Aufforderung erlaſſen,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20746 / 012

es möchten doch einige patriotiſche Spione die außerordentliche Gewogenheit haben, ſich zu allgemeiner Zerſtreuung und Heiterkeit einfangen und aufhängen zu laſſen, zu welchem Zwecke ein ganz neuer und reich verzierter Galgen bei „Neu-Zintervilgen“ errichtet werden ſollte — umſonſt. Trotz aller Aufopferungsluſt und allem Heldenmuthe fand ſich doch Niemand, welcher dem Kleinen Rathe in dieſer Bedrängniß durch ſich ſelbſt hätte auf dieſe Art zu Hülfe kommen mögen, und der Regentſchaft wäre doch irgend ein unvorhergeſehenes Ereigniß zur Aufheiterung des Volkes und als Hoffnungspfand für die kommenden Tage gar zu erwünſcht geweſen.

So ſaß dieſelbe denn am Samſtage vor Carneval in der Dämmerung des Abends betrübt um den leeren Thronſeſſel herum, und es war nicht einmal der ſüß duftende Scharlachberger und der gewichtige Rüdesheimer oder das liebliche Moſelblümchen im Stande, von der Stirn die ſorgenvollen Falten zu verjagen, als der Commandant der Funkenwache in den Sitzungsſaal trat und mit freudig erregter Miene die Meldung machte, von Deutz herüber ziehe das wirkliche und wahrhaftige wilde Heer, den Rodenſteiner an der Spitze, der Stadt zu Hülfe gegen Neidhart und Iſegrimm.

Und ſo war es in der That. Ein Theil der erfreuten Regentſchaft warf ſich in die bereitſtehende Staatscaroſſe des Helden Carneval und gelangte, umfluthet von einer ungeheuren Menſchenmenge, bis zur Friedrich-Wilhelms-Straße, während die andere Hälfte des Kleinen Rathes im Sitzungsſaale zurückblieb, um dort die tapfern Odenwälder mit gebührendem Danke zu empfangen.

Von Deutz herüber erſchallten indeſſen die brauſenden

Klänge einer wilden, aufregenden Jägermuſik, und aus dem geräumigen Garten des Marienbildchens heraus betrat eine von unzähligen Fackeln begleitete phantaſtiſche Schaar die knarrenden Bretter der langen Schiffbrücke, umjubelt von der Volksmenge, welche dieſe eben ſo unerwartete als ſchöne nächtliche Scene mit Erſtaunen und Neugier verfolgte.

Die Spitze bildete die Muſikbande einer zahlreichen Schaar reitender Jäger, denen kräftige Geſtalten mit wilden, trotzigen Geſichtern in der gleichen Tracht zu Fuße folgten, die Armbruſt auf der Schulter oder den Jagdſpieß und den Hirſchfänger in den Händen. Eine zahlreiche, kläffende Meute wurde von Troßbuben geführt, und hinter dieſen kamen phantaſtiſche Figuren, fabelhafte wilde Männer, Thierfelle auf den Schultern, Kränze von Eichenlaub in die zottigen Haare gedrückt und mit lang herabwallenden Bärten; ſie trugen rieſige Keulen in den Fäuſten oder lange Aexte auf den Schultern und ſchienen die unmittelbaren Vorläufer des Rodenſteiners ſelbſt zu ſein, welcher ihnen nun auf einem großen, unruhigen, in den Zügel knirſchenden Rappen folgte. Faſt unheimlich erſchien dieſe beinahe ganz verhüllte Geſtalt des wilden Jägers. Ein weißer Mantel umfloß ihn von den Schultern bis zur Spitze der mächtigen Sporen, und unter dem herabgekrämpten Hute mit der ſchwarzen Feder bemerkte man nur zuweilen das Blitzen ſeines Auges.

Ein auserleſener Trupp von Jägern war ſein Geleite; reich und geſchmackvoll coſtumirte Geſtalten, den Jagdſpieß in der Hand, das Hüfthorn an der Seite, denen ſich eine Schaar ſeltſam ausſehender Weſen anſchloß, in langen, grauen Gewändern, den Leib mit einem Stricke oder einer Kette gegürtet, auf dem Kopfe weit vorfallende Capuzen, die an

der linken Seite mit einer blutrothen Hahnenfeder verziert waren. Es war, als bildeten dieſe den Uebergang von der wilden, kräftig-trotzigen Geſchichte des Rodenſteiners zum düſtern, unheimlichen Ende der Sage. Denn dieſen ſchweigſamen, langſam reitenden Phantomen folgten kleine, verwachſene, unheimlich anzuſehende Kobolde und Zwerge, hinter denen nun mit Einem Male die überraſchte, ja, erſchrockene Volksmenge den Teufel in Begleitung des Todes erſcheinen ſah — ſo die wilde Jagd würdig beſchließend. Beſonders war es der Tod, der auf die gaffende, ſcheu zurückweichende Menge einen ſo außerordentlichen Eindruck machte; er ritt einen magern Falben, und ein langer, zerfetzter, grauer Mantel ließ nur hier und da die ſchreckliche Knochengeſtalt durchſchimmern. Dabei ſaß er müde und verdrießlich im Sattel, auf der Schulter einen langen Spieß, welcher unterhalb der Spitze ſtatt bunter Farben einen Trauerflor zeigte; um die magere, weiße Stirn trug der Tod ſtatt jeder anderen Kopfbedeckung, als grellen Contraſt, einen Kranz von Eichenlaub — er, der Beſieger des trotzigen wilden Jägers.

Einen unbeſchreiblichen Anblick gewährte der Zug, als er ſich auf der langen Rheinbrücke befand: zahlloſe Fackeln und farbige Laternen, in den Händen von Jägern und zur Jagd gehörigen Treibern, umringten auf beiden Seiten die wilde Jagd, beleuchteten auf's eigenthümlichſte und lebendigſte den Rodenſteiner und ſein Gefolge und ſpiegelten ſich ſeenhaft in dem ruhig dahinfließenden Strome, deſſen dunkles Waſſer bis weit hinaus blitzartig und mit zitterndem Lichte beſtrahlt wurde. Es war überhaupt etwas Seltſames und Eigenthümliches in dieſem ganzen Aufzuge, von dem Nie-

mand noch kurz vorher eine Ahnung hatte und der gerade ſo plötzlich erſchien, als habe ihn der Nachtwind vom Odenwalde hergeweht. Auch ſonſt geſchah hierbei noch allerlei Seltſames und Unerklärliches; denn als der Zug das linke Stromufer erreicht hatte, blieb die vorausreitende Muſikbande einen Augenblick in der Friedrich-Wilhelms-Straße ſtehen, worauf der wilde Jäger ſeinen Rappen anhielt, allein links abbog und, von Hunderten neugieriger Blicke gefolgt, an einen verſchloſſenen Wagen ritt, der unter den Fenſtern des Großen Rheinbergs hielt. Dort beugte er ſich zum Schlage hinab, ſprach flüſternd ein paar Worte, und die Tradition aus dem Munde der Zunächſtſtehenden fügte hinzu, er habe eine kleine Hand, die aus dem Wagen zum Vorſchein gekommen, ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen gedrückt. Dann wandte er ſein Pferd wieder um und folgte dem Muſikcorps und den Vorausſchreitenden.

Trotz der breiten Straße bis zum Heumarkte konnte die dicht zuſammengedrängte Zuſchauermaſſe kaum Platz laſſen für den Zug des wilden Heeres, ſo ſehr hatte ſich hier Alles zuſammengedrängt, und noch immer ſtrömten aus allen Theilen der Stadt Hunderte und Hunderte von Neugierigen herbei und verengten die an ſich ſchon ſchmalen Straßen. Der ganze Zug hatte aber auch etwas wirklich Außerordentliches und ſetzte durch ſeine gelungene maleriſche Zuſammenſtellung alle Welt in das höchſte Erſtaunen. — Auch Nacht und Fackelbeleuchtung thaten das Ihrige, um das Intereſſe zu vergrößern, um die ſeltſamen Geſtalten noch unheimlicher erſcheinen zu laſſen und die Großartigkeit des Zuges zu erhöhen.

Wie ernſt und feierlich, ſo ganz ihrem Charakter gemäß

zogen die wilden Gesellen des Rodensteiners einher, ohne rechts und links zu schauen, nur mit sich selbst beschäftigt — und eben so der wilde Jäger, der in seinem weißen Mantel aufrecht, ohne Bewegung, wie eine Geistererscheinung auf seinem Rappen saß, die Rechte mit der gewaltigen Hetzpeitsche regungslos auf den Schenkel gestützt.

Der Teufel allein hatte seinem Charakter gemäß etwas Lebendigeres, ja, Freundliches, Zuthuliches, indem er zuweilen sein Pferd gegen einen Haufen Weiber lenkte, die von der Zuschauermasse vorgeschoben waren, oder indem er hier und da hinauf an die Fenster blinzelte, wo sich hübsche Mädchenköpfe sehen ließen.

Schauerlich war dagegen der Tod anzusehen mit einer gleichgültigen Ruhe in seiner zusammengesunkenen Haltung, und es machte in der That eine furchtbare Wirkung, wenn er zuweilen sein Haupt erhob und mit dem bleichen Gesichte um sich schaute — vor dem Gesichte und vor dem Blicke wichen die Zuschauer förmlich zurück.

Langsam ging der Zug hinauf durch die nun überall mit Menschen vollgepfropften Straßen bis zum Domhofe vor den Palast der Regentschaft und der Carnevals-General-Versammlung, wo ein Reiter aus dem Gefolge abstieg und eine Depesche des wilden Jägers abgab, worin derselbe seine Hülfe zusagte bei Vertheidigung der Lust und Freude und bei Verjagung des Neides und des Griesgrams; dann ging's weiter nach der Marzellenstraße und dem Eigelstein, umringt und gefolgt von gewaltigen Zuschauermassen, bis zum Thore der letztgenannten Straße, durch welches die wilde Jagd wieder ins Freie zog.

Hier aber wandte sich der Tod langsam um gegen die

nachſtrömende Menge, die vor ihm erſchrocken zurückwich, und es war faſt wie Zauberei anzuſehen, als nun die Fackeln und Lichter draußen mit Einem Male erloſchen und ſich der geſpenſtiſche Zug, jetzt lauter ſchattenhafte Geſtalten, in der dunkeln Nacht verlor und die Erſcheinung des Todes im langſamſten Schritte folgte.

Wenn auch der größte Theil der wilden Jagd hierauf vielleicht durch die Lüfte nach dem Odenwalde zurückkehrte, ſo müſſen wir doch, um bei der Wahrheit ſtehen zu bleiben, weiter berichten, daß der Rodenſteiner ſelbſt mit einigen ſeiner Geſellen kaum eine Stunde ſpäter, wenn auch in anderer Tracht, wieder unter den Lebenden erſchien, und zwar in dem uns wohlbekannten Salon des Hauſes Rheingaſſe 54, wo er ſchon längſt erwartet und mit großer Freude begrüßt wurde.

Die ſchöne Stellvertreterin der gaſtlichen Hauswirthin hatte ſämmtliche Freunde zu einem Souper eingeladen, und hier wurden ihr auch nicht nur van der Maaßen und Knorr vorgeſtellt, ſondern auch Bergmüller, deſſen Emancipation ſich ſogar bis zur Verwirklichung der kühnen Idee, den Maskenzug mitzumachen, ausgedehnt hatte. Er war es geweſen, welcher am Domhofe die Depeſche des wilden Jägers überbracht.

Juanita war entzückt, ſowohl über die Zuſammenſtellung des Zuges, als über die Coſtumirung der Einzelnen.

„Worin wir für Montag dadurch eine Steigerung hervorbringen,“ ſagte Rodenberg, „daß die wilde Jagd alsdann ihren finſtern, nächtlichen Charakter verlieren und erſcheinen muß, als habe der Wild- und Rheingraf ſo eben ins Horn

geſtoßen und zöge mit den Geſellen zur luſtigen Jagd — wir bringen dieſe Wirkung hervor durch kleine Aenderungen in den Trachten, durch Laubzweige auf den Hüten der Jäger, durch Hörnerklang und luſtiges Bellen der Rüden."

„Vor allen Dingen aber muß der Tod ſeinen fürchterlichen Charakter von heute Abend mäßigen," bemerkte van der Maaßen, „denn auf mot d'honneur, es wurde mir ein paar Mal ſelbſt gruſelig neben ihm!"

„Was man thut, ſoll man recht thun," verſetzte der lange Bildhauer mit ſeiner dumpfen Stimme — „ich glaube, daß ich als nächtlicher Tod, als ſchleichender Würger meine Rolle nicht ganz ſchlecht geſpielt habe!"

„Vortrefflich," rief Juanita, „obgleich mich bei Ihrem Anblicke ein eigenthümliches Grauen überfiel! Ich glaube, es ging allen Zuſchauern ſo — nicht wahr, Herr Walter?"

„Gewiß, mein gnädiges Fräulein," antwortete der alte Maler, indem er ſich bemühte, ſeinem ruhigen Tone einen Anſtrich von Freundlichkeit zu geben, denn er war entzückt von der Güte und der Liebenswürdigkeit der ſchönen jungen Dame — „ich ſchaute zu, im dickſten Haufen ſtehend, und der unheimliche Geſelle übte auf mich die gleiche Wirkung, wie auf alle Anderen. — Apropos," wandte er ſich lächelnd an Rodenberg, „ich vernahm bei dieſer Gelegenheit hinter mir Worte, welche mich die Sprecher ſogleich errathen ließen; eine Stimme fand den Zug eben ſo überraſchend als ſuperbe und magnifique, was eine andere Stimme mit dem Ausdrucke: ‚räuberhaft, trichinenhaft!' beſtätigte."

„Das iſt herrlich," rief Juanita freudig, indem ſie in ihre Hände ſchlug, „ſo wird mir der Prinz zugeſtehen müſſen, daß ich meine Wette gewonnen habe!"

Sollte ſich einer der geneigten Leſer ganz beſonders für das nun folgende Souper intereſſiren, ſo bin ich gern bereit, ihm nachträglich das Menu deſſelben zu überſenden, will aber hier, um den Gang unſerer wahrhaftigen Geſchichte nicht unnöthig aufzuhalten, nur noch beifügen, daß es vortrefflich war und zur vollſten Zufriedenheit aller Betheiligten verlief; vorzüglich war Walter über daſſelbe, beſonders über den ausgezeichneten, frappirten Champagner und vor Allem über die Geſellſchaft echter Künſtler, in der er ſich befunden, ſo in Extaſe gerathen, daß er, im gemeinſchaftlichen Schlafzimmer angekommen, Rodenberg eine große Rede hielt, worin er allerdings ſeine ſchon oft ausgeſprochene Bemerkung über den Tod der deutſchen Kunſt wiederholte, jedoch zu gleicher Zeit die tröſtliche Ahnung ausſprach, daß eine Wiedergeburt derſelben nicht unmöglich ſei.

So war denn der Carnevals-Sonntag herangekommen, und im Verlaufe dieſes erſten Feſttages fand eine der reichſten Kappenfahrten Statt, welche Köln je geſehen. Hunderte von offenen Wagen jeder Art mit zahlreichen Muſikbanden, alle beſetzt mit luſtigen Gecken, welche die bunte Schellenkappe auf dem Kopfe trugen, durchzogen die Hauptſtraßen und begaben ſich alsdann durch das Severinsthor nach dem „Todten Juden", bei der ſüdlichen Barrière, um den dort erſcheinenden Vortrab der verbündeten Heere feierlichſt zu empfangen und in die bedrängte, bange wartende Stadt zu führen. Dieſer Vortrab der tapferen Hülfsarmee, vom warmen Süden kommend, war mit allen Vertheidigungsmitteln eines Faſchingskrieges verſehen und brannte vor Begierde, dem von Griesgram bedrängten Norden zu Hülfe zu eilen. Für heute wurde allerdings nur zwiſchen den

Ankommenden und denen, die ſie mit begeiſtertem Beifalle empfingen, aufs gründlichſte fraterniſirt, und das einzige Blut, das heute überhaupt floß, war Blut der Trauben, welches indeſſen in Erwartung des morgenden heißen Schlachttages durchaus nicht geſpart wurde. Der Zug des verbündeten Vortrabs beſtand aus luſtigen Courieren verſchiedener Abſtammung: Dülkener, Römer, Clever, Gascogner, Abderiten, Cochemer, Schwaben wechſelten in bunter Miſchung, wetteifernd unter -ſich und mit den Pferden im Laufe der Sehnſucht, um das Gebiet der Stadt zu betreten, wo Tauſende von Zungen nach ihnen fragen, ſogar die des Gabbeck auf dem Rathhausthurme, der ſchon verſchiedene Male wie ſehnſüchtig den Rachen geöffnet, Tauſende von Flaſchen ſie erwarten. Die Couriere umgaben einen Zug, gebildet aus einem vierſpännigen Wagen, worin ſich die hohen Abgeordneten von Venedig und Rom befinden, zwei dreiſpännigen mit den Bundesgenoſſen von Cleve, Dülken, ſowie von Schwaben und der Gascogne, einem zweiſpännigen, welcher die Freunde von Abdera Przlautſch umſchließt, und einem Rüſtwagen, mit allen Attributen der Freude und Narrheit beladen.

Unter anhaltendem Volksjubel und ſchmetternder Muſik zogen nun die lebensfrohen Verbündeten, begleitet von zahlloſen Zuſchauermaſſen, über die Severinſtraße, den Waidmarkt, die Hochpforte, Unter Pfannenſchläger und Hochſtraße triumphirend ein, mit herzlichem Zuruf von ſchönen Lippen begrüßt, ſowie durch das Wehen der Taſchentücher in den Händen Tauſender lieblicher Mädchengeſichter, mit denen alle Fenſter vom Erdgeſchoſſe bis zum Dachſtocke beſetzt waren. Nachdem ſie den gefährlichen Engpaß an den Vier Winden

glücklich hinter sich hatten und sich hier dem vom Feinde besetzten nördlichen Stadttheile näherten, schlugen die tapfern Verbündeten ihr Hauptquartier im Kaiserlichen Hofe auf und trafen durch Ausstellung von Wachen, sowie durch Schleichpatrouillen in alle bekannten Wirthshäuser der Umgegend jene militärischen Vorsichtsmaßregeln, welche in der Nähe eines so starken und gefährlichen Feindes niemals außer Acht gelassen werden sollten.

Durch den glückverheißenden Einzug des Vortrabs der Hülfstruppen hatte sich denn auch die Stimmung der bedrängten Bürgerschaft beträchtlich gehoben, und man sah dies am deutlichsten in der letzten General-Versammlung aller Carnevalsfreunde, deren Sitzungen heute, mit dem Faschings-Sonntage, ihr Ende erreichten.

Für diejenigen der verehrten Leser, welche mit der außerordentlich praktischen Zusammenstellung der Carnevals-Verfassung noch nicht vertraut sind, finden wir es für nöthig, hier in Kurzem die Grundzüge derselben, wie sie sich alljährlich wiederholen, mitzutheilen. Doch ist hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß auch diese Verfassung so genau, wie sie auf dem Papiere steht, niemals gehalten wird, daß namentlich in den letzten Jahren die Interpretation der einzelnen Paragraphen zu Conflicten Veranlassung gab, welche mitunter das Fortbestehen des gesammten Narrenreiches in Frage stellten. In jenem Jahre jedoch, in welchem sich unsere höchst wahrhaftige Geschichte zugetragen hat, war die Verfassung des Faschings noch die folgende.

Der Fasching beginnt mit dem Anfange des neuen Jahres, und um diese Zeit erklärt sich das Comite des verflossenen Jahres für aufgelöst, präsentirt nochmals die über

„Ich habe nach Ihnen ſehen wollen, beſter Doktor,“ ſagte Dubelli, „und es iſt mir ſehr lieb, daß ich Sie hier treffe. Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, ſo kommen Sie mit mir, ich ſoll Sie unſerm neuen Intendanten vorſtellen, der es ſehr wünſcht, Ihre Bekanntſchaft zu machen.“

Der Doktor, nachdem er die nöthigen Befehle wegen ſeiner Effekten gegeben, fügte ſich gerne in das Verlangen ſeines Freundes, und Beide begaben ſich nach dem Hauſe des Grafen Alfons, wo ſie auch ſogleich vorgelaſſen wurden.

Der Graf war ganz Geſchäftsmann geworden und ſaß vor einer Menge von Papieren, die er aber bei Seite legte und ſeinen Balletmeiſter, ſowie den Doktor Stechmaier auf's Freundlichſte empfieng. Die Cigarren wurden angezündet und das Geſpräch beſchäftigte ſich mit dem Theater, mit neuen Einrichtungen deſſelben, dann mit bedeutenden Erſcheinungen der Literatur und hierauf mit dem neuen Werke des Doktor Stechmaier.

Eine Hand wäſcht in dieſer Welt immer die andere, und eine anſtändige Kameraderie iſt ebenſo erlaubt, wie nothwendig. Der Doktor nahm, nachdem Unterredung und Beſuch vielleicht eine halbe Stunde gedauert hatte, aus den Händen des Intendanten gern einen Freiplatz für das Theater und hatte zu gleicher Zeit die Idee zu einem neuen Kapitel für ſein unſterbliches Werk erobert.

„Apropos,“ ſagte Graf Alfons beim Weggehen zu Dubelli, „Ihr Gönner aus früherer Zeit, mein Freund, der Baron Karl, kommt in dieſen Tagen mit ſeiner Familie hieher, um den Winter in der Reſidenz zuzubringen. Sie werden ſich gewiß ſeines kleinen Hauſes vor dem Thore noch erinnern; machen Sie ihm Ihren Beſuch und ſtellen Sie dem Baron Ihren Freund, den Doktor Stechmaier, vor. Ich hoffe, daß wir den nächſten Winter recht heiter unter uns zubringen werden. Bälle und große Geſellſchaften ſind für uns keine Vergnügungen mehr; ich hoffe, wir

die vorigjährigen Geld-Einnahmen und Ausgaben gelegte Rechnung und trägt auf die Ernennung eines neuen, mit der Festordnung zu beauftragenden Ausschusses an. Sogleich wird zur Abstimmung durch ein geheimes Scrutinium geschritten, durch welches fünfzehn Mitglieder der Gesellschaft zu Anordnern ernannt, denen ausschließlich die Leitung des Ganzen übertragen wird. Unverzüglich tritt das neu gewählte Comite zusammen und beginnt sein Geschäft durch die Ernennung einer Commissio ex gremio, welche die der Aufforderung vom 2. Januar gemäß von mehreren Seiten eingegangenen Vorschläge zur diesjährigen Feier prüfen und begutachten soll. Ein Abend in jeder Woche wird für Zusammenkünfte des Comite's, der Sonntag-Nachmittag jeder Woche zu General-Versammlungen bestimmt. In den letzteren wird der Gesellschaft Rechenschaft vom Geschehenen gegeben und das neu Vorzunehmende angezeigt. Das Comite, wohl einsehend, daß nur durch Theilung der unglaublich vielen Vorbereitungsarbeiten die Sache gefördert werden könne, theilt sich in sechs kleinere Ausschüsse, wovon jeder seinen bestimmten Geschäftszweig angewiesen erhält mit dem Auftrage, darin selbständig zu wirken. So wird

1) Ein Ausschuß von fünf Mitgliedern für alle literarischen Arbeiten, als da sind: die Abfassung der Skizze, des Programms, der Lieder, die Redaction der officiellen und Oppositions-Blätter u. s. w., gewählt.

2) Ein Ausschuß von drei Mitgliedern für Besorgung der Musik, Auswahl der Musikcorps und der Melodieen für die zu singenden Lieder, Einrichtung derselben u. s. w.

3) Ein Ausschuß von vier Mitgliedern für Besorgung aller zum Zuge erforderlichen Decorirungen, Annahme der

nothwendigen Statiſten, Bekleidung derſelben ſowohl als der Muſikcorps.

4) Ein Ausſchuß von fünf Mitgliedern zur Anordnung des Balles.

5) Ein Ausſchuß von drei Mitgliedern für Beſchaffung der für den Zug nothwendigen Wagen und Wagenpferde und der für die Muſikcorps und Statiſten erforderlichen Reitpferde.

6) Endlich ein Ausſchuß von drei Mitgliedern für die Finanzen, Führung der Kaſſe, Beſorgung der Einnahmen und Ausgaben und für die Rechnungslegung.

Zugleich wählt das Geſammt-Comite einen Präſidenten, der ſowohl in den General-Verſammlungen als in jenen des Comite's Stimme und Vorſitz führt, einen zweiten, dieſen im Verhinderungsfalle vertretenden, und einen das Protokoll führenden Secretär.

Gegen Mitte Januar erklären ſich gewöhnlich die Ausſchüſſe für conſtituirt und beginnen ihre Arbeiten. Wöchentlich berichtet jeder Ausſchuß in der Sitzung des Geſammt-Comite's über den Fortgang der Arbeiten, macht die in ſeinen Geſchäftskreis einſchlagenden An- und Vorträge, erhält die nöthigen Ermächtigungen zu neuem Beginnen u. ſ. w. Sicheren Schrittes verfolgen ſo die verſchiedenen Abtheilungen ihre Beſtimmung, und daß ſie am beſtimmten Tage ſich am Vereinigungspunkte einfinden, daß alſo jeder die ihm gewordene Aufgabe löst, davon zeugt laut der Carnevals-Montag. Eine wahre Freude gewährt es, den zahlreichen Sitzungen des Comite's beizuwohnen, Zeuge zu ſein, wie beim Klingeln des Präſidenten und auf den Ruf: „Die Sitzung beginnt!“ allgemeine Stille eintritt, wie vor Allem

auf das glückliche Gedeihen der Unternehmung Jeder mit seinem Nachbar brüderlich anstößt, wie dann nur dasjenige Mitglied, welches das Wort hat, sich zu reden erlaubt, wie oft die entgegengesetztesten Meinungen durch gründliche Berathung und kluge Leitung sich ausgleichen und Jeder seine individuelle Ansicht nach vorgegangener Debattirung freisinnig aufzugeben weiß. Manches von Amts wegen zusammenberufene Collegium könnte in mehr als Einem Stücke diese, freiwilligen Gesetzen sich unterwerfende Gesellschaft zum Muster nehmen.

Um mit Einem Male so recht in den Strom des kölner Carnevalslebens zu kommen, muß man einer solchen General-Versammlung beiwohnen, zu welchem Zwecke sich denn auch unsere Freunde nach dem Domhofe begaben, um mit der bereits heranfluthenden Menge den großen Saal zu erreichen. Der weite Raum strahlte im hellsten Lichterglanze und zeigte an den Wänden und der Decke eine eben so reiche als sinnige Decoration in Fahnen, Inschriften, Bildern, Arabesken, phantastischen Gestalten, deren Grundidee irgendwie mit dem Carneval in Verbindung stand. Am oberen Ende war die Gallerie für das Orchester und unter ihr der Sitzungstisch des Kleinen Rathes oder der Regentschaft; ihm zur Rechten, etwas vortretend, der Tactstuhl des Musik-Directors; diesem gegenüber die Rednerbühne, welche die Form eines kräftigen kölnischen Waschweibes hatte, das auf dem Rücken eine Bütte trug, von wo aus der Redner zur Versammlung sprach. Der große Raum des Saales war mit zahlreichen Sitzreihen angefüllt, auf denen die General-Versammlung, fünf- bis sechshundert Männer, saßen. Jeder die bunte Narrenkappe auf dem Kopfe, in fröhlichem Gemische

alle Stände vertretend, Keiner herrſchend oder vorwiegend, erfüllt von Luſt und Heiterkeit. Da wurde geplaudert und gelacht, die Gläſer klingend zuſammengeſtoßen, auch wohl ſchüchtern ein Carnevalslied verſucht, bis ſich auf einmal die Aufmerkſamkeit ſämmtlicher Anweſenden auf den Tactſtuhl vor dem Orcheſter richtete, wo nun der Muſik-Director, gewöhnlich eines der Comite-Mitglieder, erſchien und den Muſikern das Zeichen zum Anfange des majeſtätiſchen Zugmarſches gab, unter deſſen rauſchenden Klängen nun der Kleine Rath, heute die Regentſchaft, unter Vortritt der Carnevalsfahne und der Hatſchiere der Palaſtwache, eintrat und ſich auf ſeinem erhöhten Sitze niederließ.

Als hierauf der Präſident die Klingel rührte, die Verſammelten mit einer kurzen Anrede begrüßte und dann zur Verſtärkung dieſes Grußes ſeine Schellenkappe ſchwang, gab es einen unbeſchreiblichen Anblick, die Hunderte im Saale ebenfalls ihre bunten Kappen ſchwingen zu ſehen, das Klingeln der Schellen zu hören und den gewaltigen Raum für ein paar Augenblicke mit einem Meere von beweglichen Farben erfüllt zu ſehen.

Die Sitzung nahm nun ihren Anfang, indem der Präſident Gäſte von bekannten oder berühmten Namen der Verſammlung anzeigte und indem er heute eine allgemeine Ueberſicht gab von dem Stande der großen ſtädtiſchen Angelegenheit, von den Fortſchritten des feindlichen Heeres, vom Einmarſche der Verbündeten und von den ungeheuren Maßregeln, welche für morgen zu treffen ſeien, um den düſtern, grämlichen Feind aus den Mauern der luſtigen Stadt hinauszuwerfen. „Edle Narren," fuhr der Redner mit gehobener Stimme fort, „die Muthloſigkeit, in welcher

ſich unſere Feinde jetzt ſchon befinden, iſt wahrhaft jammervoll zu nennen, denn ſie haben ſich überzeugt von der in der Stadt herrſchenden frohen Stimmung, ſowie von den ungeheuren Mitteln, welche der Regentſchaft zur Verfügung ſtehen. Dieſelbe hat Alles an Wehrkraft innerhalb der Mauern der Stadt mit großem Erfolge aufgeboten, ſelbſt die fürchterlichen Thier- und Menſchengeſtalten, die bisher an den alten Gebäuden, vor Allen dem Dome, nur zu Regenwaſſerleitungen oder als Schildhalter gedient haben, ſowie ſie auch die ſteinernen, ſchuß- und hiebfeſten Männer und Frauen veranlaßt hat, ihre feſten Stellungen zu verlaſſen, unter Anführung des Mannes mit der großen Naſe — ja, edle Narren, auf dieſe einſchüchternden Vorkehrungen hin hat der Feind bereits begehrt, Unterhandlungen anzuknüpfen, und die Diplomaten ſetzen ſich in Verbindung!“ — Bei dieſen Worten des Redners ging ein eigenthümlicher Ton durch die Verſammlung, welcher einem Grunzen ſo ähnlich war, wie ein faules Ei dem anderen, worauf der Redner lauter als bisher fortfuhr: „Edle Narren, grunzen Sie nicht, denn auch die carnevaliſtiſche Diplomatie kann als ein nothwendiges Uebel die Berechtigung zu ihrer Exiſtenz nachweiſen — ja, edle Gecken, die Diplomaten haben ſich bereits in Verbindung geſetzt, der Satire wird die Vermittlung übertragen, und unter ihrem Paniere verſammeln ſich die Arlequins und Arlequinos als deutſche Hanswürſte, um ihre gefürchtete Geißel zu ſchwingen, und ſo kann der Ausgang der Negociation, zu welcher der morgende Tag und die ſchon errichtete Tribüne auf dem Neumarkte beſtimmt iſt, nicht mehr zweifelhaft ſein! Glauben Sie nicht, edle Narren, daß die hohe Regentſchaft auch nur von der kleinſten Idee

des unangenehmen Gefühls beſeelt iſt, welches man im gewöhnlichen Leben Furcht zu nennen pflegt — wie wäre das auch möglich Angeſichts der tapfern Stimmung der zahlreichen Gecken Kölns, ſowie unſerer außerordentlichen Wehrkraft, welche, wie Sie Alle wiſſen, geſtern Abend noch vermehrt wurde durch den Einzug des wilden Heeres und heute durch die Ankunft unſerer hochherzigen Verbündeten! Und wenn wir nun trotz alledem mit dem Feinde in Unterhandlung treten, ſo geſchieht es nur, um nicht unnöthiges Bürgerblut zu vergießen, hauptſächlich aber auf den weiſen Rath Ulrich von Hutten's und Erasmus' von Rotterdam, welche ihre Gräber verlaſſen haben, um mit frohem Muthe der verſtändigen Narrheit ihre Vermittlung anzubieten!"

Dieſer patriotiſchen und ſehr verſtändigen Rede des Präſidenten folgte ein ungeheurer Beifallsſturm und ein ſo gewaltiges Verlangen nach Tuſch, daß die Muſikbande kaum im Stande war, dem nicht enden wollenden Jubel zu genügen. Auch würde derſelbe wohl über alle Gebühr fortgedauert haben, wenn nicht die Klingel des Vorſitzenden energiſch zur Ruhe gemahnt und dann mit einer Handbewegung gegen den Muſik-Director das Lied bezeichnet hätte, welches wohl geeignet ſei, die freudige Stimmung aller echten und gerechten Gecken Kölns in berauſchendem Klange kund zu thun.

Die Muſik begann das Lied zu ſpielen, und nun tönte es wahrhaft herzerſchütternd aus all' den Hunderten von kräftigen Kehlen:

„Mehr wie Waſſer unſre Quellen
Bergen unſre Keller Wein;

Drum, ihr Brüder mit den Schellen,
Schenkt aufs Neu' die Gläser ein,
Laßt Posaunen, Hörner klingen,
Laßt die Trommeln wirbeln laut,
Laßt den Ruf die Luft durchdringen,
Mächtig, gleich der Windesbraut:
Narrenstadt do Köln eyn Kroyn
Boven allen Steden schoyn,
Köllen an des Rheines Well'n,
Köln Alaaf, ja, Alaaf Köln!"

Hierbei können wir aber nicht verschweigen, daß trotz der besänftigenden Klänge dieses patriotischen Liedes und trotz dem, daß der Refrain des vorletzten Verses:

„Narrenstadt do Köln eyn Kroyn
Boven allen Steden schoyn!"

von allen Gecken mit einer erhabenen Rührung gesungen wurde, sich doch nach dem Schlusse eine geharnischte Opposition gegen die Rede des Präsidenten, besonders aber gegen die Einmischung der Diplomaten kund gab; ja, es gab in der General-Versammlung eine so ehrfurchtgebietende Kriegspartei, die den Entschluß aussprach, sich bis aufs Messer schlagen zu wollen, und die an den Präsidenten das stürmische Verlangen, nicht nach augenblicklicher Eröffnung der Feindseligkeiten, sondern nach der Gecken-Marseillaise stellte:

„Wie? Wer spricht da noch von Freuden?
Donnerwetter, dummes Zeug!
Ich bin ich! und sag' es Euch:
Krieg muß sein, stets Krieg hienieden!
Hört Ihr da nicht, dort nicht dräuen:
‚Her, da steh' ich! Risch, komm' an!'
‚Wag' es nur, man wird Dich bläuen!'
‚Komm', Karnickel, fang' nur an!'

„Donnerwetter, dummes Vieh!“
„Halt, Geſindel, ſteh' und zieh'!“

Es war ein Beweis von dem eben ſo großen Tact, von der außerordentlichen Klugheit des Vorſitzenden, ſowie auch von ſeiner Kenntniß des Volksſtammes der Gecken, mit dem er es zu thun hatte, daß er, obgleich er für den Frieden geſprochen, doch das wilde Kriegslied erſchallen ließ — er kannte ſeine deutſchen Gecken und wußte, welch vortrefflicher Ableiter die Macht des Liedes für ihre kriegeriſchen Gefühle ſei.

„Wo man ſingt, da laſſ' Dich ruhig nieder,
Böſe Menſchen haben keine Lieder.“

Die ſtürmiſche Kriegspartei ſchien denn auch in der That nach dem ſechsten Verſe der Gecken-Marſeillaiſe ſo beſänftigt, daß der Vorſitzende es wagen konnte, mit heiterem Angeſichte nochmals in ſeinem Sinne auf den morgenden Tag zurückzukommen und hierauf, um alle Meinungsverſchiedenheiten gänzlich auszugleichen, das berühmte Lied ohne Text vorſchlug.

Du, geneigter Leſer, der Du nie das Lied ohne Text gehört oder im brauſenden Chore einer Carnevals-General-Verſammlung mitgeſungen, haſt das vollkommenſte Recht, hierüber einiger Maßen Trauer zu empfinden. Dieſes Lied iſt eine Steigerung aller anderen Reden und Lieder, ungefähr ſo, als wenn bei einem Diner nach dem ſanften Bordeaux die Pfropfen knallen und der ſchäumende Champagner erſcheint.

Das Lied ohne Text iſt wie das Lied der Lorelei von einer gewaltigen Melodei; ſchon die Ankündigung deſſelben ergreift den Zuhörer mit dem Gefühle heiterer Luſt und

Freude, er blickt in dieſem Augenblicke nicht mehr hinab in das funkelnde Gold ſeines grünen Rheinweinrömers,

„Er ſchaut nur hinauf in die Höh',“

das heißt zum Muſik-Director und den Spielleuten über ihm, die mit einem vergnüglichen Grüßen ihre Inſtrumente in Bereitſchaft halten.

Und nun brauſt ſie daher, die Weiſe des Liedes ohne Text. Jedem klingt ſie an tief im Herzen, Jeder ſummt ſie mit, ohne ein Wort auszuſprechen, nur den heiteren Klängen folgend, bis er im Tacte derſelben mit dem Nachbar klingend das Glas zuſammenſtößt, bis er in die Hände klatſcht, bis er huſtet und pfeift, bis er mit „gluck, gluck“ den Ton nachmacht, mit dem der Wein durch die Kehle rinnt, und bis am Ende jedes Verſes die lang verhaltene ſtürmiſche Luſt in den Refrain losbricht:

„O jerum, jerum, jerum, jerum,
Tralalla, tralalla, tralallala!“

Dabei knallen die Pfropfen, dabei ſchäumt der Champagner, dabei werden die Gläſer klirrend zuſammengeſtoßen, man ſchüttelt dem Nachbar die Hand, man erinnert ſich der Vergangenheit, man ſpricht Hoffnungen aus für die Zukunft, man trinkt einander zu, ſelbſt auf weite Entfernung, mit hoch erhobenem Glaſe oder mit Schwingen der Schellenkappe, man drängt ſich zu der Rednerbühne hin, lacht, ohne zu wiſſen, warum, man redet zuweilen, ohne zu wiſſen, worüber, und während die Stirnen erglühen, werden die Stimmen lauter und lauter und endlich ſo laut und lärmend, daß die rauſchende Muſik kaum mehr durchdringen kann und der Präſident zuweilen derb die Klingel handhabt, um einem Redner zum Verſtändniß ſeiner Worte zu verhelfen.

„Und das hat mit ſeinen Klängen
Das Lied ohne Text gethan.“

Draußen aber lagert die ſtille Nacht auf dem weiten Platze, an dem auch der altehrwürdige Dom ſteht, und das rieſenhafte Münſter ſcheint ſich zu wundern über die eigenthümlichen, luſtigen Klänge, die aus den hell erleuchteten Fenſtern drüben ihr Echo an ſeine altersgrauen Mauern werfen; doch iſt es milde geſtimmt und denkt all' der langen, langen Jahre, wo es während dieſer Tage luſtige und glückliche Menſchen ſah — iſt es doch Carneval in Köln, das geiſtige Wahrzeichen der guten, alten Stadt, wie der Dom ſelbſt in ſeinem hoch emporragenden Rieſenbaue das ſichtbare Wahrzeichen iſt! —

Und der Montag kam — der Carnevals-Montag — der Roſen-Montag; ein Name, nicht abzuleiten von Roſe, der duftigen Blume, ſondern von dem altdeutſchen Raſen, was hier, in Verbindung mit dem Namen des Wochentages, deutlich den Charakter deſſelben anzeigt.

Wenn auch unſere Freunde nicht wie damals, als es galt, ſich zu dem Künſtlerfeſte vorzubereiten, ſchon um fünf Uhr Morgens in bangender Sorge nach dem Wetter ausſchauten, ſo war es doch noch eine recht frühe Tageszeit, als dieſelben durch den heute ſehr aufgeregten, unruhigen Rübing vom Lager getrieben wurden, und wo diejenigen unter ihnen, welche ans Fenſter traten, zu ihrer großen Freude bemerkten, daß das Wetter ſo günſtig als nur immer möglich ſei. Der vollkommen klare Himmel mochte wohl ſchuld daran ſein, daß es ein wenig gefroren war; doch war dieſer Froſt ſo gering, daß er ſich nicht einmal halten konnte vor den erſten Strahlen der Morgenſonne und daß er jetzt

werden uns wöchentlich ein paar Abende ſehen, um da einige Stunden angenehm zu verplaudern. Auch mein Haus ſoll zu dieſem Zweck beſtändig offen ſein. — Adieu, Dubelli, guten Morgen, Doktor!“

Graf Alfons ſetzte ſich wieder zu ſeinen Papieren nieder, doch hatte er kaum einige Minuten darin geleſen, als ihm ſein Kammerdiener eine Dame meldete.

„Vom Theater?“

„Ich glaube nicht, Herr Graf. Ich habe ſie bis jetzt nicht erkannt, doch ihr Geſicht iſt dicht verſchleiert,“ ſagte der Kammerdiener.

„Wenn ſie vom Theater iſt,“ antwortete der Intendant, „eines unſerer Mitglieder, oder vielleicht eine fremde Künſtlerin, ſo ſoll ſie ſich an den betreffenden Regiſſeur wenden. Im anderen Falle aber, wenn ſie mich perſönlich zu ſprechen verlangt, ſo laß' ſie eintreten.“

Der Kammerdiener gieng hinaus und einige Augenblicke darauf trat die angemeldete Dame in's Zimmer. Der Graf erhob ſich und machte eine leichte Verbeugung. Er blickte forſchend und betroffen auf dieſe Geſtalt, die ihm bekannt erſchien. — Sie ſchlug den Schleier zurück —

„Anna!“

„Ja, Herr Graf, ich bin es,“ ſagte das Mädchen mit ruhiger Stimme; „ich hatte nicht geglaubt, ja nicht gehofft, Sie wieder zu ſehen. Doch das Schickſal wollte es anders.“

„Ich danke dem Schickſal dafür,“ ſagte Graf Alfons verbindlich und bat das Mädchen, in einem kleinen Fauteuil, den er ihr hinſchob, Platz zu nehmen.

„Das Schickſal, Herr Graf,“ fuhr ſie mit ruhiger Stimme fort, „oder vielleicht der Zufall, führte Sie vor einigen Tagen in unſer Haus. Sie ſahen mich, Sie ſchienen mich leider zu erkennen. O, Herr Graf, um Gottes Barmherzigkeit willen,“ —

ſchon, zu dicken Thränen ſchmelzend, von den Dächern herabtropfte, um es der Erde wieder zu verkündigen, wie ſich das übermüthige Geſtirn da oben ſogar während der Monate, die doch der Herrſchaft ſeines Vaters, des Winters, eingeräumt ſeien, ſo höchſt anmaßende Eingriffe erlaube.

Walter allein dehnte ſich noch gähnend auf ſeinem Lager und brummte über das lächerliche Geſcheuche des ſanften Eduard, dem, wie er murrte, die Zeit noch früh genug herbeikomme, wo er ſich zu Pferde ſetzen und blamiren werde.

Rüding fuhr bei dieſer Rede zornig herum, und es würde wahrſcheinlich ein kleines Wortgefecht gegeben haben, wenn Rodenberg nicht in nachdrücklichen Worten zur Ruhe gemahnt hätte.

„Laßt doch endlich einmal dieſe ewigen Neckereien," ſagte er, indem er ſich nicht ohne Abſicht mit einem bezeichnenden Blicke gegen Walter wandte; „ich bin feſt überzeugt, daß Rüding ſich ſo vortrefflich ausnehmen wird, wie jeder Andere, und ſchaut um Euch — iſt hier nicht Alles wie durch Zauberei für uns aufs vortrefflichſte eingerichtet? Braucht von Euch wohl Einer zu fragen: wo ſind meine Stiefel — wo iſt mein Collet — wo meine Waffen? Hier iſt Alles geordnet, als wenn Jeder von Euch ſeinen eigenen Kammerdiener hätte — habe ich nicht Recht?"

„So iſt's, mein Feldherr," gab Knorr zur Antwort, der gerade in ſeinem Schlafrocke von ſchwarzem Sarſenet unter der Thür erſchien — „allerdings iſt's wie Zauberei oder wie in einem Märchen — möchte uns nur der Schluß nicht ſo erſcheinen, daß ſich das blanke Gold in dürre Blätter verwandelt, oder wo der Zauberpalaſt zuſammenſinkt und

man ſich plötzlich an einem rußigen, ausgebrannten Herde befindet!“

„Alte, melancholiſche Unke!“ brummte Walter. „Ich glaube, der Kerl denkt, er ſei in einem Wirthshauſe und könnte am Ende ſeine Rechnung nicht bezahlen!“

Der lange Bildhauer nickte ernſt mit dem Kopfe, ehe er ihm erwiederte: „Du haſt Recht, Walter, ohne es zu wiſſen; es gibt in dieſem Leben allerlei Rechnungen zu berichtigen, ohne daß man gerade Geld dazu braucht. — Ich hatte heute Nacht einen wilden Traum.“

„Wir wollen von Deinen Träumen nichts hören,“ ſagte verdrießlich der ſanfte Eduard; „daß Du nichts Heiteres träumſt, wiſſen wir Alle — aber ſo viel weiß ich für meine Perſon, daß ich nicht Luſt habe, mir durch Deine Phantaſieen den heutigen Tag zu verderben!“

„Rüding hat Recht,“ ſprach Walter mit einem grämlichen Lächeln — „jage dem ſanften Eduard keine Furcht ein, daß er vom Pferde fiele, oder daß ihm der Sattelgurt platzt, oder daß ſein Gaul ſtürzt, oder daß er auf irgend eine andere Art zum allgemeinen Gelächter wird!“

„So was kam in meinem Traume nicht vor!“

„Erzähle ihn uns,“ entſchied Rodenberg, indem er ſein ſchönes Jagdhorn betrachtete; „ich erinnere mich mit Freuden daran, wie Dein zweites Geſicht mir dieſe herrliche Gabe hier prophezeihte.“

„Deiner Aufforderung folge ich gern, denn Du kamſt in meinem Traume ganz beſonders vor.“

„So laß hören.“

„Mir träumte, wir ſeien gegen Abend auf einem prachtvollen Schloſſe verſammelt, jeder mit der Beſchäftigung, wie

er ſie gerade liebt; Walter zum Beiſpiel malte eine Sündfluth der Alltäglichkeit, in der die echte deutſche Kunſt untergeht. Rüding ließ in der Abendſonne eine Hand voll Gold glänzen, die er für ein unſterbliches Werk erhalten, und ich meißelte aus einem Marmorblocke die rieſenhafte Statue des heiligen Petrus."

„Und ich?" fragte Rodenberg.

„Du kamſt aus einer Seitenhalle des Schloſſes jauchzend, freudetrunken, Deine Augen glänzten von Seligkeit und Du rieſſt uns entgegen: ‚Freunde, ich habe den Höhepunkt meines Glückes erreicht!' — Das war ein böſes Wort, Arthur, denn wenn man den Höhepunkt erreicht hat, ſo iſt es folgerichtig, daß es von da an abwärts geht. Und es ging abwärts mit einer erſchreckenden Schnelligkeit. Meine Bildſäule trat fertig aus dem Marmorblocke hervor, legte mir die ſchwere ſteinerne Hand auf mein Haupt und ſagte: ‚Mache, daß Du fortkommſt, mein Sohn!'"

„Sprechen ſo die Apoſtel?" brummte Walter; „ich hatte eine andere Rede erwartet."

„Mache, daß Du fortkommſt!" fuhr der lange Bildhauer fort, indem er den Spötter ernſt anſah. „Es war wahrlich keine Zeit, lange ausgeſuchte Reden zu führen, denn kaum hatte er ausgeſprochen und kaum war ich Deinem eigenen Beiſpiele, Walter, ſchleunig gefolgt und befand mich vor dem Schloſſe — Dich, Rüding, ſah ich indeſſen ſchon mit einem Geldbeutel in der Hand in weiter Entfernung über das Feld laufen —, da krachte es furchtbar hinter mir, das Schloß ſtürzte in ſich zuſammen, und ohne daß ich mich von demſelben entfernt hätte, ſchwand es davon in unabſehbare Weiten."

„Das iſt kein ermunternder Traum für mich,“ meinte Rodenberg, „denn da Du mich nicht draußen bei Euch geſehen haſt, ſo erſcheint es wohl, als ſei ich allein in dem zuſammengeſtürzten Schloſſe zurückgeblieben.“

„Ja, ſo kam es mir auch vor,“ gab Knorr zur Antwort, „und es war mir in einem ſpäteren Traume ſo, als hätte ich Dich wirklich unter den Ruinen geſehen, allein, verlaſſen, ſehnſüchtig nach uns ausſchauend.“

„Ein wunderbarer Traum!“ ſagte Rodenberg — „wer ihn zu deuten wüßte! Denn ſo, wie Du ihn uns erzählt haſt, kann er wenigſtens in der nächſten Zeit nicht gut in Erfüllung gehen; vergebens denke ich darüber nach, wo das prachtvolle Schloß ſein könnte — und wenn es einmal ſo käme, wie Du geſehen, ſo ſchreckt mich Dein Traum immer noch nicht, wenn er nämlich gerade ſo in Erfüllung geht. Du ſagteſt doch, ich ſei vorher unbeſchreiblich glücklich geweſen, habe den Becher der Seligkeit bis auf den letzten Tropfen geleert — meinetwegen!“ ſetzte er leiſe hinzu, indem er langſam mit der Rechten über ſeine Augen fuhr, „danach mag kommen, was will!“

Walter hatte ſich unterdeſſen auch nothdürftig in ein Gewand geworfen und meinte, verdrießlich herbeiſchleichend: „Ich wäre in der That dafür, daß man dem Knorr verböte, ſeine Träume zu erzählen — wozu auch? Wenn Du, Rodenberg, nicht eine ſo glückliche Philoſophie beſäßeſt, ſo müßte Dir alsdann ſeine melancholiſche Geſchichte doch eine unbehagliche Stimmung zurücklaſſen, und das wäre gewiß ſehr unpaſſend am heutigen Tage — wir wollen luſtig ſein, ſo luſtig als möglich!“

„Ein Wunſch, in den ich von Herzen einſtimme,“ hörte

man jetzt die dünne Fistelstimme van der Maaßen's sagen und sah seine große, dicke Gestalt unter der Thür stehen — „fort mit allen Grillen — Vivo lo Carnaval! — Aber Du, Walter," fuhr er in gemüthlichem Tone fort, „siehst mir eigentlich nicht aus, wie der Anfang eines lustigen Tages!"

„Er präparirt sich auf den Drachen Griesgram, den er im Zuge vorstellen wird," meinte Rüding; „er wird mit seinem wunderbaren Costume, das wir vom Künstlerfeste her kennen, hier das ungeheuerste Aufsehen erregen!"

„Liebes Kind, das wird er auch," entgegnete Walter, wobei er dem sanften Eduard auf die Schulter klopfte; „es ist das ein Costume, tief erdacht und sinnig ausgeführt; aber um es zu begreifen, muß man nicht schwach auf der Brust sein, wie gewisse Leute!"

Er tippte bei diesen letzten Worten leicht mit seinem Zeigefinger auf die Stirn.

„Jungens," sagte van der Maaßen im heitersten Tone, „es ist draußen ein prachtvolles Wetter, klarer Himmel und durchaus nicht kalt; auch wird es schon in allen Ecken und Winkeln des alten Köln lebendig. Ich sage Euch, einen grandioseren Maskenzug wie den heutigen hat die alte Stadt niemals gesehen, und wir werden Aufsehen machen — wüthendes Aufsehen; denn Alles ist schon von dem entzückt, was es gestern Nacht von der wilden Jagd zu sehen bekam. Aber um Eines bitte ich Dich, Knorr, halte Dich nicht gar so schleichend und melancholisch, sei ein etwas heiterer, vergnügterer Tod, so ein Tod auf dem Schlachtfelde oder nach einem lustigen Gelage, nur nicht wie gestern, so ein still schleichender, nächtlicher Würgengel!"

„Das war gestern Abend ganz am Platze," erwiederte

der lange Bildhauer in gemeſſenem Tone; „heute werde ich ſchon mit ein wenig Humor auftreten!“

„So iſt's recht!“ rief van der Maaßen vergnügt. „Und mir mußt Du erlauben,“ wandte er ſich an Rodenberg, „daß ich auf meine ſchwarze Perrücke eine Schellenkappe ſetze — es wird von ungeheurer Wirkung ſein!“

„Aber nicht ganz paſſend für den Charakter der wilden Jagd, mein lieber Kerl; ſpare Deine Schellenkappe für heute Abend auf den Gürzenich — das iſt eine Steigerung.“

»Chez ma foi Tu as droit!«

Alle lachten, ſo daß ſich van der Maaßen nicht enthalten konnte, mit einzuſtimmen, indem er ſagte: „Ihr ſeid wohl erſtaunt über mein Franzöſiſch und daß ich es darin ſchon zu einem Reime gebracht habe — oui, oui, j'aperçois mes avantpas avec très beaucoup plaisir.“

„Aber ſo, daß man Dich wenigſtens für einen geborenen Pariſer halten wird,“ konnte Rodenberg ſich nicht enthalten, ihm mit luſtigem Lachen zu ſagen; das iſt aber gleichviel, Du bleibſt bei allem dem doch ein vortrefflicher Kerl und guter Freund!“

„Man hat mir geſtern erzählt,“ warf Rüding nach einer Pauſe leicht hin, „ſie hätten Dir in Deinem Hotel gekündigt, van der Maaßen.“

»Comment? moi? pour quoi pour une cause?«

„Du hätteſt Deiner alten Leidenſchaft gefröhnt und überall Schrauben ausgezogen, beſonders an der Kammerthür eines der Stubenmädchen.“

»Monstre, c'est non vrai, de puis long temps j'ai pas tiré un seul coup de vis et pour la porte des filles d'appartements, j'ai jamais eu un sentiment, mes désirs

montent infini plus hautement — haſt Du mich vielleicht verſtanden?“ ſchloß er in einem Tone der Geringſchätzung gegen den kleinen Maler.

„Ich prophezeihe Dir einen Fauteuil in der franzöſiſchen Akademie,“ ſagte Walter augenſcheinlich erheitert, „und es iſt wahr, Du haſt in der That raſende Fortſchritte gemacht!“

»Pourquoi je vous pris autour un déjeûner — denn ich ſehe, dort wird eben für Euch der Frühſtückstiſch gerichtet, und mit welchem Aufwande — ah, das laß ich mir gefallen, Thee, Auſtern und Champagner in Eis — je tirerais avant votre hôtel.«

„Es iſt Rüding's Galgenmahlzeit,“ warf Walter leicht hin; „der arme Kerl, er geht einen ſehr bitteren Gang!“

Auf dieſe Worte hin erſchien der, von dem die Rede war, unter der Thür des Nebenzimmers, wohin er gegangen war, um einen Theil ſeines Coſtume's anzuziehen, und ſagte mit freundlicher Miene, indem er wohlgefällig ſeine ſchönen Tricots, ſowie die feinen Stiefel mit Sporen zeigte: „Sage, was Du willſt, guter Drache Griesgram, ich verſtehe vollkommen Deine Worte voll Gift und Galle, Du mußt Dich doch auf Deine heutige Rolle vorbereiten; wenn Du aber erſt mein ganzes Coſtume geſehen haben wirſt, ſo bin ich überzeugt, daß Du vor Neid aus der Haut fährſt, und haſt alsdann die beſte Gelegenheit, Dir mit Deinem borſtigen Drachenfell Deinen alten Koffer überziehen zu laſſen!“

„Aber faſtig ſind Eure Freundſchaftsverſicherungen, das iſt nicht zu läugnen!“ ſagte van der Maaßen. — „Weißt Du vielleicht, Rodenberg,“ wandte er ſich an dieſen, „wohin man meine Sachen gebracht? Ich will auch anfangen, mich anzuziehen.“

„Thue das, Dein ganzer Anzug liegt im hinteren Zimmer, und wenn Ihr Alle ſo weit fertig ſeid, daß uns nur noch die letzte Verſchönerung fehlt, ſo wollen wir frühſtücken.“

„Und tüchtig frühſtücken,“ pflichtete van der Maaßen bei — chez ma foi nous voulons déjeûner, comment les empereurs et les rois.«

Wir können dem geneigten Leſer die Verſicherung geben, daß die Künſtler dieſen Vorſatz aufs gewiſſenhafteſte ausführten und daß ſie, um mit den Worten du digne employé de la maison Beauvillard et Compagnie zu reden, firent un déjeûner »comment les empereurs et les rois«, und daß ſie darauf ſo heiter und gutes Muthes wurden, daß ſelbſt der ſanfte Eduard den Augenblick kaum erwarten konnte, wo die Pferde kamen und er unterdeſſen den erſtaunten Freunden einen ungariſchen Sporentanz zum Beſten gab, wobei er ſelbſt den Czardas pfiff.

XXXIV.

„Der Narrheit Reich iſt neu begründet!“

Inzwiſchen hatte in den Straßen der alten Colonia ein ganz außerordentliches Leben begonnen. Die von der Sonne freundlich beglänzten Straßen füllten ſich mehr und mehr mit Menſchen an, und die Vorderſeiten der alten, grauen Häuſer begannen ſich ſo heiter als möglich zu ſchmücken — hier mit luſtig lachenden Mädchenköpfen in den offenen Fenſtern, von denen eine oder die andere eine klingelnde Schellenkappe auf die blonden Locken gedrückt hatte, dort mit farbigen Kiſſen, um beim Zuſchauen die Arme darauf zu legen, auch mit bunten Teppichen zum gleichen Zwecke; dazwiſchen ſah man Hähnchen in Weiß und Roth oder Gelb und Grün; auch bemerkte man jetzt auf der Straße zwiſchen der Menſchenmenge einzelne Masken, ernſthaft ausſehende Männer in langen, dunkeln Damaſtröcken aus dem vorigen Jahrhundert, mit ungeheuren Vatermördern und wehenden Jabots, das kleine Hütchen auf der weißen Perrücke, ein großes Buch unter dem Arme. Tief nachſinnend gehen ſie daher, um vielleicht dicht vor einer Truppe ihnen begegnender junger Damen ſo plötzlich und furchtbar zu ſtolpern, daß dieſe mit

einem lauten Schrei aus einander fahren. Zuweilen bleiben ſie auch vor einem Hauſe ſtehen, öffnen ihr Buch, drohen einer hartherzigen Schönen mit einem gefährlichen Proceſſe, oder declamiren ihr mit großem Pathos ein melancholiſches Liebeslied. Auch unechte Orgelmänner, Inhaber von Mordgeſchichten laſſen ſich an den Ecken der Straßen ſehen, ſowie wir jetzt in der Mitte derſelben eine Schaar von Kappesbauern bemerken, die, hin und her wankend, unter anzüglichen Reden unerhörte Räuſche zur Schau tragen.

„Zum zerum, zerum, Zafferon,
Der Puckel en Papeer gedonn,
Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit.
Zum zerum, zerum, Zafferon!“

ſchreien die Buben aus voller Kehle. Sie ziehen an uns vorüber, um vielleicht der Geſtalt eines mit ausgeſuchter Aermlichkeit gekleideten Bänkelſängers Platz zu machen, an deſſen fadenſcheinigem, blauem Schwalbenſchwanzfracke der eine Schooß fehlt, während ſeine viel zu kurze, bunt carrirte Hoſe Flecken in den auffallendſten Farben zeigt; er hat eine Guitarre mit einem himmelblauen Bande um die Schultern gehängt, und während er ſich von der nachdrängenden Menge fortſchieben läßt, ſingt er in melancholiſchem Tone:

„Oh, do ſitz en Fleeg an der Wand,
Fleeg en der Wand!“

Zuweilen bleibt er auch vor irgend einem ihm Begegnenden ſtehen, zieht demüthig ſeine Mütze und bittet mit hohler Stimme um ein Almoſen, wobei er verſichert, daß er ſeit ſechs Wochen keinen warmen Löffel im Leibe gehabt, daß er nicht nur das jüngſte von zwanzig hungrigen Kindern

dabei faltete ſie ihre Hände und ihre erkünſtelte Ruhe wich einer heftigen Aufregung — „haben Sie Jemand davon geſagt, daß Sie mich wieder geſehen? — Haben Sie es ihm geſagt, daß ich hier in der Stadt bin, daß ich mich in ſeiner ehemaligen Wohnung befinde? — Nein, Sie haben das nicht gethan! Ich hoffe auf Sie. — Nicht wahr, Sie haben ihm nichts geſagt?“

„Nein, Anna,“ ſagte Alfons ſehr ernſt, „ich hielt es für beſſer, nicht davon zu ſprechen.“

„O, ich danke Ihnen dafür!“ entgegnete das Mädchen, „ich wußte es wohl, Sie wollen mir nicht auf's Neue meine Ruhe, meinen Frieden rauben. — Dann iſt Alles gut.“

Graf Alfons blickte ſie fragend an.

„Benetti,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „hat dieſes Schreiben an Sie gerichtet, er hat mich beauftragt, es bei der Dienerſchaft abzugeben. Sie werden mir verzeihen, Herr Graf, daß ich es ſelbſt in Ihre Hände lege.“

Graf Alfons nahm erſtaunt den Brief aus ihrer Hand, riß das Couvert ab und durchflog das Schreiben.

Der alte Italiener ſchrieb an den Chef des Hoftheaters:

„Euer Excellenz!

Euer Excellenz werden wiſſen, daß ich über fünfzig Jahre dem hieſigen Theater diene. Schon ſeit zehn Jahren befand ich mich im Recht meiner vollen Penſions-Anſprüche, die ich aber nicht geltend machte, da ich mich noch in der Kraft und Laune fühlte, für das Inſtitut wirken zu können. Jetzt aber, Excellenz, beginnt dieſe Kraft nachzulaſſen, und zu gleicher Zeit fühle ich eine unbezwingbare Sehnſucht, noch einmal das Land zu ſehen, wo ich geboren: es zieht mich zurück nach dem ſchönen Italien, dort möchte ich meine letzten Tage verbringen, um mich, wenn ich ſterbe, begraben zu laſſen in der heiligen Erde Rom's. Euer Excellenz werden dieſe dringende Bitte eines alten Mannes und getreuen Dieners gerechtfertigt finden und Allerhöchſten Ortes

ſei, ſondern obendrein noch ſeine Wittwe mit acht unverſorgten Würmern zu erhalten habe.

Doch verſchwindet er uns bald in dem vielfarbigen Menſchenſtrome, der ihn umfluthet, und unſere Aufmerkſamkeit wendet ſich einer Truppe vortrefflich coſtumirter Reiter zu oder einem großen, reich verzierten, mit vier und ſechs Pferden beſpannten Wagen, die nach ihrem Verſammlungsorte ziehen.

So reiht ſich auf dem Wege, den wir bis zum Neumarkte zurückzulegen haben, ein buntes Bild an das andere; überall Luſt und Heiterkeit, überall Scherz und Lachen; alle Straßen und Plätze ſo dicht mit Menſchen bedeckt, daß man nicht begreift, wie es eine halbe Stunde ſpäter der große Maskenzug machen ſoll, ſich einen Weg durch dieſes unbeſchreibliche Gewühl zu bahnen.

Der Neumarkt, am weſtlichen Ende der Stadt gelegen, iſt der größte und ſchönſte Platz der Stadt; er iſt unbepflaſtert, rings mit Bäumen reich beſetzt, etwas erhöht gelegen und ſowohl auf ſeinen vier Seiten, als auch auf ſeinen vier Ecken münden Haupt- und Verkehrsſtraßen der Stadt; er iſt alſo außerordentlich zugänglich, was beſonders heute, wo er zum Verſammlungsorte der großen Maskenzüge dient, von beſonderer Wichtigkeit iſt.

Für den heutigen Tag iſt er auf allen Seiten durch leichte Schranken abgeſperrt, und nur im Oſten und Weſten ſind breite, aber bewachte Eingänge offen gelaſſen, um die Carnevalszüge einzulaſſen. Unter dem Schutze dieſer Carnevalswachen, meiſtens dem tapfern Funkenheere entnommen, wird hier ein Wegzoll entrichtet für Alle, die nicht zu dem Zuge gehören, welche den Neumarkt betreten wollen, um ſich

die großartige Maskerade in nächſter Nähe anzuſehen. Es iſt aber auch der Mühe werth, hier in dieſem Centralpunkte des kölner Faſchingslebens die einzelnen Maskenzüge ankommen zu ſehen und das luſtige Leben und Treiben der Vermummten zu Fuße, zu Pferde und zu Wagen zu beobachten.

Bei dem heitern, blauen Himmel und dem behaglichen Sonnenſcheine könnte man faſt glauben, auf dem Marcusplatze in Venedig zu ſein, ja, in einem koloſſalen Ballſaale, wo ſich Unzählbare zu einem glänzenden Maskenfeſte vereinigen, umringt und umjubelt von Tauſenden und abermals Tauſenden von Zuſchauern.

Wenn auch der Neumarkt Kölns nicht mit ſolch prächtigen Gebäuden umgeben iſt, wie der Platz des heiligen Marcus, wenn ihm auch der wundervolle Hintergrund jener maleriſch ſchönen Kathedrale und der ſtolz aufſteigende Glockenthurm fehlt, ſo hat dagegen der Neumarkt die Zierde der hochſtämmigen, allerdings jetzt entlaubten Bäume, ſowie den Anblick anſehnlicher alterthümlicher Häuſer, auch der ſchlanken Thürme der Kirche von St. Apoſteln, und nicht zu vergeſſen eine Merkwürdigkeit Kölns, die rieſenhaften Köpfe der beiden bekannten Schimmel, welche dort aus dem Söllerfenſter auf die Straße hinabſchauen.

Wir haben den Neumarkt ſo früh erreicht, daß wir uns dort mit aller Behaglichkeit umſchauen und bewegen können, bis die Maskenzüge nach und nach eintreffen. An der öſtlichen Seite des Platzes ſehen wir eine Tribüne aufgeſchlagen, mit weiß und rothen Fahnen decorirt, und überhaupt von einer Menge von Standarten mit den Farben aller der Länder, die geſonnen ſind, ihre Diplomaten hieher zur Gecken-

Verſammlung und zu einem Verſöhnungs-Congreſſe zu ſchicken — ja, wie ſchon geſtern der Präſident der General-Verſammlung kund und zu wiſſen that, ſo ſollen Friedensunterhandlungen angebahnt und alles Mögliche zur Ausſöhnung der feindlichen Parteien verſucht werden, ehe man zum Schwerte und zur Pritſche greife.

Auch hier haben die Funken eine Ehrenwache gegeben, und der Poſten vor dem Gewehre, der vor der Tribüne ſteht, hat ſeine alte Muskete neben ſich an das Geländer gelehnt und ſtrickt an einem ungeheuren Strumpfe. Nicht weit davon ſehen wir das Hauptquartier der Funken, ihre Wachſtube, ihr Arreſtlokal, die Marketenderin mit ihrem Eſel und den Commandanten dieſer alten, ehrbedürftigen Schaar auf einer Trommel ſitzend und ein kleines Frühſtück zu ſich nehmend. Da die Funken, wie es ſich von ſelbſt verſteht, die Erſten auf dem Platze ſind, ſo vereinigt ſich in ihnen die Aufmerkſamkeit der Zuſchauermaſſe rings umher, und ſind ſie bis jetzt die alleinige Zielſcheibe des ſpitzigen Witzes aller kölniſchen Jungen, was ſie aber mit doppelten Zinſen heimzahlen oder mit dem Ausdrucke der Verachtung zurückweiſen.

Von allen Kirchthürmen hat es zehn Uhr geſchlagen, die Stunde, wo ſich ſämmtliche Züge nach dem Neumarkte in Bewegung ſetzen werden, und ſchon hundertmal erklang indeſſen der Ruf aus allzeit fertigen Kehlen: „Do kütt gett!“ aber ein gellendes Hurrah verſuchte die Aufmerkſamkeit der Menſchenmenge auf irgend einen Platz hinzulenken. Endlich aber ſchien in der That etwas zu kommen. Die Zuſchauer an der nördlichen Seite des Platzes verließen die Schranken des Neumarktes, um ſich gegen die Straße zu wenden, und in der Schildergaſſe deutete das Hin- und Herwogen der

Maſſe auf etwas Außerordentliches hin. Jetzt vernahm man auch ſchmetternde Trompetenmuſik, und wenige Minuten darauf erſchien eine ſtattliche Reiterſchaar, Stadtwehr in den kölner Farben, roth und weiß. Sie begleitete einen vierſpännigen Wagen, in welchem ſich das feſtordnende Comite befand, welches am Neumarkte ausſtieg, ſogleich die Funkenwache inſpicirte, alle Vorbereitungen in Augenſchein nahm und dann an allen vier Ecken des Platzes reitende Vedetten zum Empfange der verſchiedenen Züge aufſtellte.

Unterdeſſen haben ſich alle die unzähligen Fenſter der umherliegenden Häuſer mit Zuſchauern gefüllt, die mit weißen Tüchern einem Bekannten auf der Straße oder von Haus zu Haus einander zuwinkten, von denen auch hier viele die bunte Schellenkappe auf dem Kopfe trugen und ſo das Lebhafte, Heitere der ganzen großartigen Scene vermehrten. Die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer war getheilt zwiſchen der rauſchenden Muſik der ſoeben angekommenen Reiterſchaar und dem Lärm auf der Straße mit ſeinen unaufhörlichen Hurrahs und dem weithin vernehmlichen Rufe: „Do kütt gett!“ — Und jetzt kam in der That wieder etwas, und zwar von der Cäcilienſtraße her der kölniſche Zug unter Anführung des berühmten Ritters Jan von Werth, deſſen Hofcapelle auf einem reich geſchmückten ſechsſpännigen Wagen vorausfuhr; der rüſtige Feldherr, ſeines Sieges über Iſegrimm, den feindlichen General, im voraus gewiß, hielt es unter ſeiner Würde, ſich hinter Panzer und Helm zu verkriechen. Pulver hatte er im dreißigjährigen Kriege ſchon genug gerochen. Hiebe abzuwehren oder ſie derb wiederzugeben, zumal wenn es ſich um geiſtige handelte, wußte er ſich als Kölner handfeſt genug, und ſo erſchien denn in leichter, blauer, ſamtner Jacke und

in gelbem Koller, in hohen Reiterſtiefeln und in einem Hute mit breiten Rändern, deſſen Federn ſowie eine Feldbinde Kölns Farben, weiß und roth, zeigten. Hinter den Rittern ſeines Gefolges, kräftigen Reitergeſtalten, erſchien das Geleite, welches Colonia dem tapfern Ritter beigegeben, unter Till Eulenſpiegel, der den Narrenſpiegel auf der Bruſt hatte, während ihm die Eule auf der Schulter ſaß.

Mit lautem Jubelrufe wurde dieſer Zug von der Zuſchauermaſſe empfangen, nicht nur, weil er der erſte war, ſondern weil er gewiſſer Maßen Köln repräſentirte und weil das Herz jedes guten Gecken und Bürgers höher ſchlug beim Anblicke dieſes berühmten kölniſchen Kindes, das ſeinen Namen zu großen Ehren gebracht und dadurch auch den ſeiner Heimat verherrlicht — gewiß, Jan von Werth iſt in Köln geboren; die Tradition bezeichnet das auf der Gereonsſtraße Nr. 36 gelegene, unter dem Namen „Das neue Kümpchen“ bekannte Haus, worin noch zwei auf den berühmten Feldherrn bezügliche Gemälde vorhanden ſind, als ſeine Geburtsſtätte. Ferner erzählt die Chronica, daß er in ſeiner Jugend, als er noch in geringem Stande geweſen, einer jungen kölniſchen Obſthändlerin Heirathsvorſchläge gemacht habe, aber von dieſer zurückgewieſen worden ſei; als er nun ſpäter in ſeinem Glanze dieſelbe Perſon wiedergeſehen, habe er, an ihr vorüberreitend, in kölniſcher Mundart ihr zugerufen: „Griet, wer et gebonn hätt!“ Darauf habe ſie geantwortet: „Jan, wer et gewoß hätt!“ —

Die einzelnen Masken dieſes reichen Zuges waren theils hiſtoriſche, theils phantaſtiſche, wobei ſich überall der frohe, originelle, tüchtige Geiſt der Kölner auszuſprechen wußte ſowohl in der Hindeutung auf das, was Köln in der Vorzeit ge-

weſen, als auch auf das, was es in der Gegenwart Tüchtiges und Großes leiſtet. Das ſah man an dem ehrenfeſten Stadtfähnrich Wackerſchwenk, in vollſtändiger Amtstracht, die große Faſtnachtsfahne mit dem zahlreich darauf gemalten Narrenperſonal tragend; ihn umgab rechts und links eine dichte Bubenſchaar, welche ſich ſo nahe, als es Pferd und Wagen erlaubten, zu ihrem Lieblinge hindrängte und ſo oft die Muſik ſchwieg aus voller Kehle ein bekanntes Lied ſang:

„Minge Mann, minge Mann es Fänderich,
Frau Fänderich ben ich!
Un wann minge Mann dat Fändel ſchwenk,
Dann ſpringen ich üvver Stöhl un Bänk.
Minge Mann, minge Mann es Fänderich,
Frau Fänderich ben ich!“

Hinter dem Fähnrich ritt Herr Gryn, der berühmte kölner Bürgermeiſter und Held, der Sieger in der worringer Schlacht, im Kettenpanzer von Kopf bis zu Fuß; zwei Trabanten führten ſein Pferd. Ihm folgte ein Stück Nibelungenlied, der gehörnte Siegfried, die Fahne mit dem kölner Stadtwappen in der Hand, umringt von mannlichen Recken.

Von der goldenen Sage zur göttlichen Kunſt übergehend, erſchien nun ebenfalls ein kölner Kind, Meiſter Rubens, ſein Gefolge bekannte Künſtler ſeiner Zeit in ſpaniſchen und niederländiſchen Trachten; dann folgte der kölniſche Bauer mit ſeinem Sinnſpruche:

„Halt faß, do kölſchen Boor,
Am Rich — fall et ſöß of ſoor!“

Der tapfere Kämpfer in der oben erwähnten worringer Schlacht, wo die Kölner ihre Stadtſchlüſſel in tollkühnem Uebermuthe auf einem offenen Wagen bei ſich führten, war

in halbrothe und halbweiße Beinkleider und Jacke gekleidet, mit der Helmkappe um Hut und Wappenkamm. In der Hand hielt er den Dreſchflegel und auf die Aermel hatte er die Stadtſchlüſſel geſtickt.

Vor Wurrigen auf dem weiten Plan
Ließ ich meinen Flegel umbher gahn,
Erwarb damit die Schlüſſel fein
Und trag' ſie noch am Arme mein.

Er diente als perſonificirte Standarte einer nachfolgenden Heldenſchaar, den Vertretern der das Recht beſchützenden Rittergeſchlechter, derer zur Steſſen, von Spee, Overſtolzen, Leparten, von Juden, Hardevuyſt, Hyrzelin, Mommersloch und Anderer, und damit ward eine ernſte Vergangenheit an uns vorübergeführt; und unter Anführung der bekannten luſtigen Perſonen: Beſtevader, Mariezebell und Hänneschen, erſchienen die Vorſteher der Zünfte, welche beim Drange ſchwerer Zeiten im Harniſch und der Pickelhaube eben ſo gut Schwert und Spieß zu führen wußten, als in luſtiger Zeit beim Mummenſchanz die Pritſche. Da ſah man unter Anführung des Bannerherrn der Steinmetzenzunft den Amtsmeiſter der Harniſchmacher, dann paarweiſe: Schwabbelich den Brauer-, Kleienfaß den Bäcker-, Pechklotz den Schuſter-, Beihau den Metzger-, Polterklopf den Faßbinder-, Tubalkain den Schmiede-, Fipps den Schneider-, Tomback den Goldſchmiede-, Rümpchen den Fiſchmenger-Amtsmeiſter, alle im Sonntagsrocke, an einem Stabe, der mit Epheu umkränzt, Attribute ihres Zunftgewerbes tragend, auf dem Hute die Faſtnachts-Cocarde, gelb und grün. Und da das Beſte immer zuletzt erſcheint, ſo folgten jetzt in mehreren vierſpännigen, mit Folianten und rieſenhaften Dintenfäſſern geſchmückten

Wagen die zur Unterhandlung mit dem Feinde erkorenen Diplomaten, der Bürgermeiſter Harbenrath, Syndicus Kronenberg, die Herren von Lyskirchen und von Hagen.

Kaum haben wir Zeit, um für den geneigten Leſer die Einzelheiten des kölner Zuges aufzuzeichnen und ihm nachzublicken, wie er ſich auf dem weſtlichen Ende des Platzes aufſtellt, als unſere Aufmerkſamkeit durch eigenthümliche Töne aus dem Bereiche der zuſchauenden Bubenſchaar in Anſpruch genommen wird; es iſt ein Ruf, der wie Hohn oder wie ein verkümmertes Hurrah klingt und dem zuweilen Laute folgen, die zwiſchen Grunzen und Brummen die Mitte halten. Der Zug der Feinde erſcheint von der Schildergaſſe her; ihn eröffnet eine zahlreiche Hornmuſik, ſechszehn ſchwarzgekleidete Derwiſche, die eine ernſte, faſt melancholiſche Weiſe vortragen; hinter ihnen reitet Mephiſtopheles, der Repräſentant aller böſen Mächte. Er trägt eine rothe Fahne, auf derſelben als Sinnbild den Raben; die Masken, welche ihn umgeben und ihm folgen, ſind Carricaturen und Darſtellungen aller böſen, dem frohen Genuſſe entgegenſtehenden Principien und auf dieſe Art die geeignetſten Vorläufer für die lange Wagenreihe, an deren Spitze ſich der Generaliſſimus Iſegrimm, Raugraf von Fahlhauſen, befindet, an deſſen Seite wir einen windigen Franzoſen, den Marquis de la Bile, erblicken. Aus den Mienen des feindlichen Generals ſprach ſehr deutlich Verdruß und Mißmuth, und nur zuweilen flog ein leichtes Lächeln über ſeine ſauertöpfiſchen Züge, wenn der Franzoſe ihn hier und da aufmerkſam machte auf irgend einen Bundesgenoſſen mit lichtſcheuem, verdrießlichem Geſichte, das hinter den halbzugezogenen Fenſtervorhängen auf die Straße hinabblickte. Die Diplomaten-Kanzlei des feindlichen Zuges

erſchien unter Leitung des Hofmarſchalls von Kalb; an ſeiner Seite ſah man den Bürgermeiſter von Krähwinkel und als Secretäre fungirten die bekannten Aſſiſtenten Grielächer und Mohnegrößer. Unter einem ſehr bezeichnenden Schweigen der Zuſchauermaſſe, wovon nur, wie ſchon oben bemerkt, die Jugend indiscreter Weiſe eine Ausnahme machte, bewegte ſich der Zug nach dem öſtlichen Theile des Neumarktes, wo er ſich finſter und ſchweigend aufſtellte.

Horch, welch' luſtig Schmettern erklingt jetzt von der Apoſtelnſtraße her; eine Muſikbande originellſter Art, geflügelte Hanswürſte in gelber und grüner Tracht an der Spitze des vermittelnden Zuges. Ihn eröffnete die Geißel aller Dunkelmänner, Ulrich von Hutten, mit ſeinem Adjutanten Schlichtegroll. Der berühmte Anführer erſcheint in der Doppelgeſtalt eines Ritters und gekrönten Dichters; Aeſop trägt im Namen aller Satiriker die Bundesfahne.

Es iſt das ein heiterer, vergnügter Zug, beſtehend aus den luſtigſten Perſonen vieler Jahrhunderte, ausgeſchmückt mit all' den berühmten Namen, welche Licht und Glanz geliebt, welche der Freude ergeben und abgeſagte Feinde aller verdrießlichen Launen und heimlicher Muckerei waren. Hier ſah man beſonders den Carneval der vorzüglichſten Städte in ſeinen ausgeſuchteſten Perſönlichkeiten vertreten: da war der Spanier Arlequino mit ſeiner Gemahlin Graciosa, der Italiener Arlequino mit Columbine, neben Truffaldino der deutſche Hanswurſt, Pierrot und Pierronette mit Polichinell; ihnen folgten zu Pferd und zu Wagen bekannte Figuren aus heiteren Opern und anderen luſtigen Theaterſtücken, Figaro mit Suſanne, denen der Page Cherubim folgt, Don Juan mit Leporello, Falſtaff und Don Pedro mit dem hölzernen

Beine; berühmte Satiriker, unter ihnen Plautus, Pasquino, Marforio, Vertreter der Mummerei, Rebekka, die den Jakob als Eſau maskirte, Abigail, die ihren Gemahl David durch eine Maske rettete, Aeſchylus, Erfinder der Theatermasken, Suſarion, Stifter der alten Komödie, und ſo weiter; ihnen folgt Noah, der Entdecker des Weines, mit ihm Anakreon, der Sänger des goldenen Rebenſaftes.

Der vermittelnde Zug beſetzte die Nordſeite des Platzes, und jetzt fehlten nur noch die Bundesgenoſſen, die dann auch unter klingendem Spiele durch die Straße Im Laach einrückten. Ihre Muſikbande beſtand aus Schellennarren in den kölner Farben, und der Anführer dieſes Zuges war Adolf, Graf zu Cleve. Wie bekannt, ſtiftete er im Jahre 1381 mit dem Grafen von Mörs und noch vierunddreißig anderen Herren und Rittern die cleviſche Narrengeſellſchaft. Ihr Kennzeichen war ein Narr mit roth und weiß gewürfeltem Kleide und einer gleichen Kappe mit goldenen Klingelbellen, gelben Strümpfen, ſchwarzen Schuhen mit Klingelbellen an den Spitzen und mit einer vergoldete Früchte enthaltenden Schüſſel; die Brüder trugen dieſe Narren in Silber oder Gold geſtickt als Ordenszeichen auf der Bruſt. Das Panier des Zuges der Verbündeten wurde vom Ritter von Schwanenfeld getragen und zeigte in himmelblauem Felde einen Schwan; ihm folgten drei reitende Herolde, und dann kam, von ſechs reich geſchirrten Roſſen gezogen, das Schloß zu Cleve, an welches ſich die Sage vom Schwanenritter knüpft. Auf jedem der ſechs als Vorſpann dienenden Pferde ſaß eine jener Geſtalten, mit welchen die dichteriſche Phantaſie die Tiefen der Gewäſſer bevölkert, ein Tritone mit ſchilfbekränztem Haupte, in der Rechten den Dreizack tragend. Ueberragt

bevorworten. Bekannt mit den wohlwollenden Geſinnungen Euer Excellenz, bitte ich demnach: mir baldigſt meine Entlaſſung geſtatten zu wollen; ich möchte gern dieß Land verlaſſen, ehe der Winter kommt, ich möchte gern jenſeits der Alpen noch einige warme, angenehme Herbſttage genießen — es ſind vielleicht meine letzten."

Der Intendant ließ die Hand mit dem Papiere ſinken und blickte nachſinnend vor ſich hin. „Und was bewog den alten Venetti zu dieſem Schreiben?" ſagte er nach einer Pauſe.

„Er hat dieſen Entſchluß ſchon ſeit längerer Zeit gefaßt," antwortete Anna, „ich glaube wirklich, Herr Graf, man kann es dieſem alten Manne nicht übel nehmen."

„Und Anna — Sie?" — forſchte Alfons weiter, „was wird aus Ihnen?"

„Ich verlaſſe mit ihm dieß Land, ich begleite den alten Mann. Aufrichtig geſagt, Herr Graf, habe ich meinestheils dieſen Entſchluß erſt gefaßt, ſeit ich Sie wieder geſehen, ſeit ich dadurch in meiner Verborgenheit entdeckt war. Auch er könnte ja auch eines Tags abermals den Verſuch machen, ſeinen alten Lehrer aufzuſuchen, ſich mit ihm zu verſöhnen — mich wiederfinden. — O das wäre ſchrecklich! Sie wiſſen nicht, Herr Graf, wie angenehm mir mein Geheimniß war, die Verborgenheit, in der ich lebte, — wie er glaubte, weit, weit weg von ihm, und doch in ſeiner Nähe! O ich war glücklich in dem Gedanken!"

„Und es iſt Ihr feſter Entſchluß, Anna, mit dem alten Italiener zu gehen, dem mürriſchen, alten Manne, der gewiß Ihr Leben verbittert; eine Exiſtenz fortzuſetzen, die Ihnen unerträglich ſein muß?"

„Glauben Sie das nicht!" erwiderte ernſt und beſtimmt das Mädchen. „Es iſt wahr, er kann heftig gegen mich ſein, Tage lang unfreundlich, er kann mich ſchelten wegen Kleinigkeiten. Aber bin ich nicht vollkommen glücklich darin, ſoll ich

wurden die Pferde, welche den Wagen zogen, von einem großen Schwane, welcher mit weit ausgeſpannten Flügeln auf den unter ihm befindlichen ſilbernen Wogen dahinzuſegeln ſchien. Dieſer majeſtätiſche Vogel war an eine reich verzierte große Muſchel geſchirrt und wurde von einem kleinen Kinde in Amorgeſtalt an goldenen Zügeln gehalten. Der Inſaſſe der Muſchel war der Schwanenritter, in herrlicher Rüſtung prangend, ſehnſüchtig hinaufſchauend nach dem Altane des mit Fahnen geſchmückten Schloſſes, wo die ſchöne Beatrix, die verwaiſte Erbin von Teuſterband, das Ziel ſeiner romantiſchen Fahrt, hold lächelnd zwiſchen Blumen herunterblickte.

Die Verbündeten, welche wir ſchon vor ein paar Tagen bei ihrem Einzuge begrüßt, folgten nun in langer, bunter Reihe, und dabei gewährte es einen heiteren Anblick, wenn man ſah, wie ſich zwiſchen die ernſthaften Abgeſandten der Narrenzünfte von Schilda, Venedig, Dülken, Abdera und Cochem die ſieben Schwaben in großer Action eingeſchoben und, der Jockele mit den gelben Füßen voran, alle den gewaltigen Speer angefaßt hatten, um auf den Haſen, das furchtbare Unthier, loszugehen. Oder wenn man den ſinnreichen Junker von der Mancha, unſern alten Bekannten, ſah mit langer Lanze auf einer furchtbar dürren Mähre, während hinter ihm ſein Schildknappe Sancho, mit einer langen Cervelatwurſt bewaffnet, auf einem dicken Eſel ritt. Nachdem die Verbündeten die ſüdliche Seite des Neumarktes beſetzt hatten, gab dieſer mit der Zuſchauermaſſe rings umher, mit den bunt beſetzten Fenſtern, unter dem ſchönen, blauen Himmel, überſtrahlt von Sonnenglanz, ein ſo reiches, heiteres und lebendiges Bild, wie etwas Aehnliches ſelbſt hier noch nie geſehen worden iſt; dazu die brauſende Muſik der zahl-

reichen Banden, welche zuerſt abwechſelnd ſpielten und ſich alsdann auf ein Zeichen des Carnevals-General-Muſikdirectors Radikati, der in ſeinem mit Noten verzierten Coſtume in die Mitte des Platzes ſprengte, um ihn in einem weiten Kreiſe zuſammenzogen und das Carnevals-Bundeslied anſtimmten, in deſſen bekannte Weiſe Tauſende und Tauſende von Stimmen einfielen. Eine großartigere Einleitung zu den diplomatiſchen Verhandlungen, die nun folgten, war nicht gut denkbar; auch ſah man deutlich, wie der ungeheure Enthuſiasmus aller guten Bürger und Gecken Kölns ſeine Wirkung auf den General des feindlichen Heeres und deſſen Adjutanten nicht verfehlte. Iſegrimm bedeckte eine Secunde lang ſeine Augen mit der Hand, und der Marquis de la Bile, deſſen franzöſiſche Zunge bis jetzt keinen Augenblick geſchwiegen, verſtummte plötzlich unter einem beſtürzten „Ach!“ und ſeine Züge erbleichten ſichtbar.

Nun verließen die Diplomaten ganz bedächtig ihre Wagen, näherten ſich gravitätiſch einherſchreitend, der Berathungstafel mit der Miene von Männern, auf denen das Schickſal der Welt ruht. Sie beginnen die Unterhandlung und ein Corps von Abgeſandten aus allen Zügen ſammelt ſich um dieſe Schickſalsmänner, um ſie in einem diplomatiſchen Quodlibet zu ermahnen, wohl zu reflectiren, voranzuſchreiten, zu prüfen, zu nießen, zu wanken, aufzuwachen und endlich zu enden. Aber die feindlichen Diplomaten ſind nicht alſo geſinnt, ſie ſehen das Siegelwachs ſieden, den Groß-Siegelbewahrer die Siegeljuffer ſchwingen, Sandeſel und Dintenverkäufer unter ihrer Laſt ſchwitzen, und nichts deſto weniger machen ſie tauſend Einwürfe und drohen ſogar, die Unterhandlungen abzubrechen.

Da tönen neue, gewaltige Klänge über den Neumarkt dahin mit ſeinen Tauſenden und Tauſenden von Zuſchauern, und unzählige Köpfe drehen ſich erſtaunt gegen die Schildergaſſe hin, aus der man es hört

Näher und näher brauſen,
Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd —

und kaum erklingt die bekannte hinreißende Weiſe, ſo wird ſie mit Begeiſterung aufgenommen und mitgeſungen von unzähligen Stimmen:

„Das iſt Lützow's wilde, verwegene Jagd."

Und ſie zieht heran, wie wir ſie genau kennen, wie wir ſie noch neulich Abends auf der Rheinbrücke ſahen, heute Morgen noch durch zahlreiche Reiter und Fußgänger vermehrt, prächtig coſtumirt, nicht ſo düſter und ernſt wie damals bei Fackelſchein, ſondern heiter und luſtig, glänzend im Sonnenſcheine, Hüte und Barette geſchmückt mit grünen Eichenkränzen. Und wo ſie vorbeireitet, die ſinnig geordnete Schaar, da erhebt ſich lauter Jubel, da begrüßen ſie wehende Tücher aus den Fenſtern der Häuſer, da werden ſie bewillkommt durch laute, nicht enden wollende Hurrahs; denn jedes Herz ſchlägt lauter bei dem Gedanken, daß der wilde Jäger mit ſeinen tapferen Geſellen bei den langweiligen Verhandlungen am Diplomatentiſche kräftig den Ausſchlag geben werde.

„Hurrah, die wilde Jagd!"

Und dabei ſchaut manches ſchöne Augenpaar ſo tief und anbauernd, als es ihm möglich iſt, auf die ſchlanke Geſtalt des Rodenſteiners, bewundert die Haltung, mit der er zu Pferde ſitzt, die Leichtigkeit, mit der er den ſtolz tanzenden Rappen regiert, die Schönheit ſeines Geſichtes und ſeiner

ſtrahlenden Blicke. Auch die beiden zierlichen Pagen, welche ihm zur Seite reiten, bleiben von Frauen und Mädchen nicht unbemerkt und manch' freundliches Wort wird über ſie geſprochen. Und wie trefflich ſie ihrem Charakter gemäß erſcheinen; der mit den blonden Locken auf dem weißen Pferde, der gute Geiſt des wilden Jägers, wie reitet er ſo ſchüchtern, faſt ängſtlich, wie läßt er ſein Pferd nur im kürzeſten Schritte gehen, wie wagt er kaum, ſeine Augen aufzuſchlagen, während der Andere auf feuerfarbenem Roſſe ſo vollkommen ein Bild des böſen Princips, des Trotzes und Uebermuthes iſt! Wie bleich und doch ſo edel und ſchön erſcheinen deſſen Züge unter den rabenſchwarzen Locken, wie glänzen ſeine ruheloſen Augen, mit denen er die Menge in den Straßen und an den Fenſtern bis in's oberſte Stockwerk hinauf muſtert! Wie keck und ſicher regiert ſeine Hand die Zügel, läßt jetzt den Rothſchimmel tanzen, zuweilen links aus der Reihe brechen, das muthige Thier courbettiren, um, wenn er hiedurch zurückbleibt, alsdann ſeinen Platz an der Linken des Rodenſteiners durch eine tolle Lançade wieder zu gewinnen. Wie ſinnig iſt auch alles Uebrige hier im Zuge geordnet, wie ſicher kann man auch jetzt ſchon das Schickſal des wilden Jägers vorausſagen; denn während er den guten Geiſt auf ſeiner Rechten mit Kälte, ja, mit Gleichgültigkeit behandelt, iſt ſeine ungetheilte Aufmerkſamkeit dem ſchlimmen Geſellen mit dem dunkelglühenden Blicke zugewandt; ihn läßt er nicht aus dem Auge, ihn ruft er zuweilen näher an ſeine Seite, um ihm ein Wort zuzuflüſtern oder ihn freundlich anzulächeln. Und dann das malerische Gewühle im ganzen Zuge, die Reiter mit ihren Jagdfalken, die Jäger zu Fuß mit ihren Armbruſten, die zuſammengekoppelten Hunde, welche

zuweilen kläglich aufheulen beim Klange der Hörner, endlich die Moral der Sage, Tod und Teufel, mit ihrem ſeltſamen, fabelhaften Gefolge. Dieſes hat ſich um vier unheimlich anzuſehende Reiter vermehrt, welche das engere Geleite des Teufels bilden und eigenthümlich ausſchauen, da ſie vom Kopfe bis zu den Füßen in anliegende Tricots gekleidet ſind, jeder in einer beſonderen Farbe, roth, weiß, gelb und grün; ihre Pferde haben weder Sattel noch Decken, der Griff ihrer Schwerter iſt mit einem Todtenkopfe verziert, während die Parirſtange derſelben aus zwei kreuzweiſe gelegten Knochen beſteht. Die Köpfe dieſer letzten Reiter, an denen man kaum Spuren von Haar entdeckt, ſind mit einer einzigen langen Hahnenfeder in der gleichen Farbe wie der ganze Anzug geſchmückt.

„Hurrah, die wilde Jagd!“

Ehe ſie noch erſcheint, bringt dieſer brauſende Ruf auf den Neumarkt und ſchlägt erſchreckend an das Ohr der widerſpenſtigen Diplomaten; beſtürzt ſchauen ſie um ſich, geben endlich vernünftigen Gründen Gehör, und in demſelben Augenblicke, als die wilde Jagd in den glänzenden Ring des Neumarktes einreitet, wird das Unterwerfungs-Inſtrument in nachfolgender Geſtalt unterzeichnet:

„Da Wir im Laufe dieſes Feldzuges, und beſonders während Wir, nicht ohne die gewaltſamſte Kraftanſtrengung, den nördlichen Theil der Hauptſtadt im Reiche der Freude proviſoriſch in Beſitz genommen, traurige Erfahrung gemacht haben,

„1) daß ein nicht unbedeutender Theil Unſeres Heeres, durch den Genuß des Rebenſaftes verleitet, als Verräther

an ‚Wahrheit und Gemeinwohl‘, Unſerer Fahne treulos geworden;

„2) daß ein anderer Theil ſich durch die Braubacher Würſte von dem Feinde hat kirren laſſen;

„3) daß die feindliche Munition ſich ſtündlich, und namentlich durch Zufuhr von Ahrweiler und Cochem her vermehrt;

„4) daß die zahlreichen, am geſtrigen Tage in Köln eingerückten Abderiten, Venetianer, Römer, Gascogner, Schöppenſtädter, Schildaer, Cochemer u. ſ. w., u. ſ. w., u. ſ. w. Unſeren Truppen völlig den Muth benommen haben, ſo daß

„5) noch ſo eben der rechte Flügel Unſerer Armee unter Anführung des Generals Reißaus zum Feinde übergegangen;

„6) daß es endlich Uns ſelbſt ſchwer, ja, unmöglich iſt, den luſtigen Mienen der Kölner zu widerſtehen,

„So haben Wir, Generaliſſimus der vereinten Heere aus der Barbarei, Melancholei, Kummer-, Neid- und Sauerland u. ſ. w., Iſegrimm, Raugraf von Fahlhauſen, nach vorher Statt gefundener Ueberlegung (wobei Unſere Diplomaten ſich großen Ruhm erworben), nach Anhörung Unſeres Kriegsrathes und nach vorher erhaltener Ratification des Fürſten Momus I., beſchloſſen und ſchwören hiermit in Unſerem und Unſeres Heeres Namen:

„1) Uns mit Unſerer ganzen Heeresmacht dem Tollhohen Helden Carneval III. während der Dauer ſeiner Regierung und, wenn Tollderſelbe nicht mehr ſein ſollte, deſſen legitimen Thronerben zu unterwerfen;

„2) in deſſen Tollhoher Abweſenheit ſtatt ihm dem als

Regentſchaft beſtellten luſtigen Rathe den Eid der Treue zu leiſten; demnach

„3) dem Griesgram, dem Mephiſtopheles und der Nummer ‚Einhundert und ein‘ förmlich und auf ewige Zeiten zu entſagen;

„4) Unſern durch Grillen und Grämlichkeiten abgemagerten Truppen das Weintrinken nicht nur zu erlauben, ſondern ſogar anzuempfehlen;

„5) die feindliche Cocarde abzulegen und die Carnevalsfarbe zu tragen;

„6) dieſen Unterwerfungsact auf dem Hauſe Gürzenich von Neuem zu beſchwören und daſelbſt der Höchſtluſtigen Regentſchaft zu huldigen;

„8) Heute Abend im ganzen Lager zu illuminiren;

„9) endlich aus Unſerem ehemaligen Feldzeichen, der Nummer 101, die ohnehin für nichts zählende Null zu annulliren und förmlich zu der feierlichen und gehaltvollen Nummer 11 zu ſchwören.

„Köln, den —. Februar 18—.

„(Unterz.) Iſegrimm. Marquis de la Bile.“

„Die Unterwerfung angenommen, und ſoll dieſelbe in allen Theilen Unſeres Freudenreiches bekannt gemacht werden.

„Der als Regentſchaft beſtellte luſtige Rath.

„Für denſelben:

„Der Generaliſſimus, Jan von Werth.“

Da für den Rodenſteiner und ſeine Geſellen keine der Seiten mehr frei geblieben iſt, ſo wird ihm vom feſtordnenden Comite eine Stelle in der Mitte des Platzes angewieſen, die er einnimmt, nachdem er vorher einmal rings bei ſämmt-

lichen Maskenzügen vorbeigeritten, ſie freundlich begrüßt und von ihnen mit Jubel empfangen worden iſt. Als ſie bei dieſem Umritte an dem feindlichen Heere vorüberzogen, konnte ſich der Tod nicht enthalten, den General Iſegrimm feſt in's Auge zu faſſen, und der Teufel van der Maaßen machte eine ſchnalzende Bewegung mit den Lippen, als freue er ſich ſchon im voraus auf einen köſtlichen Braten.

Der wilde Jäger aber hatte ſich hier in den Steigbügeln erhoben und winkte mit der Hand nach einem der Wagen, in welchem ſich die fabelhafte Geſtalt des Drachen Griesgram befand. Hierauf bezog die wilde Jagd ihr Standquartier, und weil dadurch der innere Platz des weiten Marktes theilweiſe bedeckt wurde, ſo gewann das bunte Leben und Treiben hier noch an Großartigkeit.

Wenn auch die Züge unter ſich geordnet blieben, ſo verließen doch Viele zu Fuße und zu Pferde die Reihen, um Beſuche bei Bekannten zu machen oder irgendwo an einem kleinen Frühſtücke Theil zu nehmen, zu welchem Zwecke die mitgenommene kalte Küche in Anſpruch genommen wurde und bei dem die Champagnerpfropfen knallten, wetteifernd mit der luſtig ſchmetternden Muſik.

Die unterzeichneten Documente waren unterdeſſen ausgetauſcht worden, worauf von der Mitte des Platzes ein farbiger Luftballon emporſtieg, um dem Helden Carneval, welcher, wie wir wiſſen, in fernen Landen weilte, die glückliche Botſchaft von der Errettung und Befreiung ſeiner Haupt- und Reſidenzſtadt zu bringen; zugleich krachten Freudenſchüſſe von allen Seiten, Schwärmer praſſelten, Raketen ſtiegen ziſchend in die Luft, und eine neue Ueberraſchung ſteigerte den Jubel der Tauſende und Tauſende der heitern Theil-

nehmer dieſes ſchönen Feſtes in's Unglaubliche: wie durch einen Zauber erſcheint' plötzlich von einer der Nebenſtraßen her auf einem durch acht Pferde gezogenen Mauerwagen die kölner Jungfrau. Ihr überreicht eine Deputation das werthvolle Actenſtück, worauf ſich nach wiederholtem Abſingen des Bundesliedes die ſämmtlichen Züge zum Triumphmarſche durch die Stadt in Bewegung ſetzen.

Es iſt eigenthümlich, wie beſcheiden hier die großartigſten Carnevals-Aufzüge in ihrer Einleitung und Eröffnung ſind; ſtatt einer der rauſchenden Muſikbanden oder einer der vielen glänzenden Reiterſchaaren ſchreitet, nach althergebrachter Ordnung, all den Hunderten, die ſich zu Wagen und zu Pferde verſammelt haben, eine kleine, unbedeutende Geſtalt voraus in weiß und rothem Anzuge, in der Linken einen Schild, in der Rechten einen hölzernen Säbel ſchwingend, das altberühmte Gecken-Bänchen, eine geſchichtlich gewordene Figur aus den früheſten Zeiten Kölns, wo ſie bei gewiſſen Proceſſionen vor dem Venerabile tanzte, vielleicht als Anſpielung auf König David vor der Bundeslade. Das Gecken-Bänchen ſchreitet, wie eben angedeutet, nicht gravitätiſch oder ſtolz einher, ſondern mit heitern Bewegungen und in tanzendem Schritte nach dem Tacte von Trommeln und Querpfeifen, die ihm folgen und welche die Muſik einer ebenfalls ſehr bekannten Genoſſenſchaft, der Heiligenknechte und Heiligenmädchen, im alterthümlichen, ſchwarzen Anzuge bilden; die Mädchen mit großen, weißen Hauben und weißen Schürzen, die Knechte mit breiten, dreieckigen Hüten, kurzen Hoſen und ſchwarzen Strümpfen. Sie gehen paarweiſe und ahmen den Gang des Gecken-Bänchens nach, tanzend zu der

Melodie des alten kölner Nationalmarſches, welchen Trommeln und Pfeifen an der Spitze ihres Zuges ſpielen.

Ihm folgen die überwundenen Feinde, hierauf der vermittelnde Zug, die tapfern Verbündeten, die Kölner, endlich die wilde Jagd vor dem Triumphwagen der kölner Jungfrau, welche letztere den Schluß des ungeheuren Zuges bildet. Er ging, mit der Schildergaſſe und der Hochſtraße beginnend, durch faſt alle größeren Straßen Kölns, über alle bedeutenden Plätze, und auf jedem derſelben wurde ein Halt gemacht, um den eben ſo erſtaunten als erfreuten Einwohnern die Unterwerfungsacte des Feindes vorzuleſen. Trotz dieſer außerordentlichen Wegelänge, welche der Maskenzug auf dieſe Art zurücklegen mußte, blieben ſich die Theilnehmer deſſelben nicht nur gleich in Heiterkeit, Frohſinn und Laune, ſondern man bemerkte auch in manchen Abtheilungen, beſonders in den ſpäteren Nachmittagsſtunden, eine faſt zur Aufgeregtheit gewordene Luſtigkeit, welche wohl mit der Menge der unterwegs geleerten Flaſchen und Schöppchen, ſowie der Maſſe der auffliegenden Champagnerpfropfen in Zuſammenhang gebracht werden konnte. Wer aber auch in den Straßen, wo die Zuſchauermaſſen kaum rechts und links an den Häuſern Platz machen konnten für die hindurchſchreitenden Züge, mit anſah, in welchem geiſtigen Rapport coſtumirtes und gewöhnliches Publikum mit einander ſtand, wie man ſich im Vorbeireiten und Vorbeifahren die Hände ſchüttelte, einen luſtigen Zuruf wechſelte, ſowie volle Flaſchen und Gläſer, wie man ſich bei der ungeheuren Höhe der vorbeiziehenden Wagen faſt bis in die oberen Stockwerke Blumenſträuße und Confect zuwerfen konnte, und wenn man durch alles dies aufs deutlichſte fühlte, wie ſich die Freude des Einen an der Luſt

nicht leiden und dulden, um wieder gut zu machen, was ich einſtens gefehlt?“ Bei dieſen Worten glänzte ihr Auge und ihre Stimme hob ſich. „Glauben Sie ja nicht, Herr Graf, daß ich ihn vergeſſen habe. O ich liebe ihn inniger, ja leidenſchaftlicher, wie damals. Aber ich fürchte, ich würde ihn nur ſo lange lieben können, bis zu dem Momente, wo ich ihn wiederſehen müßte, wo ich ſeine Stimme hörte, wo mich ſeine Hand berührte. Dann wäre Alles vorbei, dann würde ich fühlen, daß ich kein Recht habe, ihn zu lieben, dann käme das entſetzliche Bewußtſein meines Unglücks — — meiner Schmach über mich, und ich wäre wieder ſo unerhört elend wie damals. — Jetzt bin ich ruhiger geworden, und wenn ich ſo zurückdenke auf die Jahre, die verfloſſen ſind, ſo begreife ich nicht, wie ich, die ihn ſo wahr, ſo innig, ſo rein geliebt, je daran denken konnte, es könnten Tage kommen, wo mich jenes entſetzliche Bewußtſein nicht mehr quälen würde — ja, wo ich ihm angehören könnte. — Das iſt Alles vorbei, Herr Graf; ich bin dem Schickſal dankbar dafür, daß es mir vergönnte, Ihnen dieſe wenigen Worte ſagen zu können; es iſt mir eine Erleichterung, eine Beruhigung; und dann habe ich noch eine Bitte: Sie verſprechen mir feierlich, Herr Graf, — ich kann das von Ihnen verlangen — ihm meinen Namen jetzt nicht zu nennen; aber nach Jahren, vielleicht nach vielen Jahren, wenn Sie ihn dann wiederſehen, ſo ſprechen Sie von mir; o dann ſagen Sie ihm, wie unendlich ich ihn geliebt, weßhalb ich mich verborgen, weßhalb ich ihn geflohen, und daß ich mein ganzes Lebensglück mit Freuden geopfert, um ſeinen Namen rein zu erhalten!“

Mit dieſen Worten hatte ſich Anna langſam erhoben und ihr glänzendes Auge blickte begeiſtert in die Höhe.

„Nein, Anna!“ rief Alfons, „dieß Verſprechen lege ich Ihnen nicht ab, „bis jetzt ſprach ich mit meinem Freunde nicht von Ihnen; aber ich müßte mich ſelbſt verachten, wollte ich ihm

des Andern immer wieder neu entzündete und bis zum tollem Uebermuthe ſteigerte, der konnte es wohl begreiflich finden, daß der Jubel am heutigen Tage in der alten, heiligen Colonia zu einer wahren heidniſchen Tobung, wie der Carneval ja früher auch genannt wurde, ausartete.

Und doch ging dabei Alles friedlich und anſtändig von Statten; Alle waren von dem Wahlſpruche: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“ aufs innigſte beſeelt, und der Zuruf: „Geck, lohs Geck elans!“ fand heute hier ſelbſt in den ausſchweifendſten Variationen ſeine Berechtigung.

Wer es mit nüchternen Sinnen nicht begreifen kann, daß ſich ſelbſt ernſte, geſetzte Männer in dieſe tollen Strudel nicht nur mit fortreißen laſſen, ſondern ſich auch noch bemühen, wo es angeht, extravagante Bläschen zu bilden, der betrachte mit offenem Herzen und friſchem Sinne eine Zeit lang von irgend einem Fenſter herab eine dieſer engen Straßen mit ihren hohen Häuſern, bis zum Ueberfluthen angefüllt mit dem ungeheuerſten Carnevalsjubel — ja, überfluthet iſt das rechte Wort, denn die rieſenhaften, hohen, verzierten Wagen mit ihren flatternden Fahnen und jubelnden Masken ſcheinen aus lauter Luſt in die Höhe zu ſchwellen, und wir glauben den Augenblick zu erleben, wo der ganze buntfarbige Menſchenſtrom vorn durch irgend etwas geſtaut werden wird, um alsdann, langſam aufſteigend, die Straßen, die Dächer oder anſtoßenden Häuſer, ja, ganz Köln mit ihrer ſchäumenden, ſchillernden Fluth zu bedecken; dabei ſtehen die Zuſchauermaſſen ſo dicht gedrängt und fließen ſo hinein zwiſchen die Pferde- und Wagenreihen des Maskenzuges, daß Alles nur eine einzige compacte, bunte, ſchreiende, tobende Maſſe bildet, eine Maſſe, die ſich auch an den

Fronten der Häuſer bis hoch oben unter das Dach eben ſo lärmend und beweglich fortzuſetzen ſcheint; denn auch auf der Straße ſind alle Treppen, alle Eckſteine, alle Steinvorſprünge mit Menſchen bedeckt. Von dem Parterrefenſter an bis zum höchſten Dachladen bemerken wir an allen Oeffnungen Kopf an Kopf, ſehen wir bunte Tücher wehen und farbige Schärpen, und unter der Kopfbedeckung, ſelbſt bei den Kindern, iſt die grüne und rothe Schellenkappe vorherrſchend. Alles das deckt die grauen Häuſerfronten und läßt ſie in bunter Ausſchmückung erſcheinen, ja, um unſer Bild von vorhin wieder aufzunehmen, es iſt gerade ſo, als brande der wilde Carnevalsſtrom rechts und links an ſeinen Ufern, ſchäumend bis hoch an den Himmel hinan.

Und dabei eine dröhnende Muſik vor uns, eine andere hinter uns, während die ſchmetternden Klänge einer dritten und vierten aus der Mitte herüberklingen — und dazu die tolle Beweglichkeit aller derer, die den Zug mitmachen, auch wenn derſelbe Minuten, ja, Viertelſtunden lang ſtockt; da verlaſſen Reiter ihre Pferde, Masken klettern behende von den Wagen herab, um in irgend ein befreundetes Haus zu bringen, von wo man ihnen aus den offenen Fenſtern mit vollen Gläſern gewinkt — ja, alle Fenſter, an denen der Zug vorüberkommt, ſind am heutigen Tage weit geöffnet, und wenn es einmal zufällig ein Bißchen kalt iſt, ſo haben ſich die Damen mit leichten Pelzen ſo gut als möglich verwahrt, und ihre hübſchen Geſichter ſehen, vom Froſte angehaucht, friſch und roſig aus.

Aber heute iſt von Kälte durchaus nichts zu ſpüren — es iſt ein gottvolles Wetter, gerade wie ein warmer Frühlingstag, und das vermehrt den Jubel ins Unglaubliche.

Alles iſt luſtig und aufgeräumt — Leute, die uns gänzlich unbekannt und fremd ſind, werden von den offenen Fenſtern mit Wein und Kuchen bewirthet, die Muſikbanden ſpielen die heiterſten Weiſen, und vorn an der Spitze des Zuges tanzen die Heiligenknechte und Heiligenmädchen luſtig bei den Klängen derſelben, während das Gecken-Bänchen ſeine verwegenſten Sprünge macht.

Und die wilde Jagd — welch unerhörtes Aufſehen erregt ſie nicht überall, beſonders wenn ſie eine Zeit lang halten muß in den engeren Straßen, wo Frauen und Mädchen förmlich die Augen niederſchlagen, wenn ſie der Rodenſteiner gar zu dreiſt anblickt oder wenn ſeine beiden allerliebſten Jagdpagen, beſonders der auf dem Rothſchimmel, ſo außerordentlich nahe an den Fenſtern vorbeireiten! Und doch fühlt ſich manches Mädchenherz auf eine unerklärliche Weiſe zu dieſem ſchlanken, ſchwarzgelockten Reiter mit den eigenthümlichen, dunkeln, ſammtartigen Augen hingezogen, und manches junge Kind bietet ihm aus dem Fenſter heraus ein volles Glas und erſchrickt gleich darauf, daß es das gethan, noch mehr aber, wenn ihm der luſtige Jagdpage die kleine Hand mit dem feinen Handſchuh zum Dank entgegenſtreckt. Kenner hört man hier und da beim Anblicke des Reiters auf dem Rothſchimmel murmeln, es ſei das ein verkleidetes Mädchen; doch wenn derſelbe alsdann im nächſten Augenblicke ſein Pferd hoch aufſteigen läßt oder einen gar zu tollen Sprung mit demſelben macht, ſo werden dergleichen Bemerkungen kopfſchüttelnd zurückgenommen. Was den blonden Pagen anbelangt, ſo hatte man auch ihn häufig im Verdachte, dem ſchönen Geſchlechte anzugehören, wozu ſein ſchüchternes, ängſtliches Weſen Veranlaſſung gab, deßhalb reite er

auch nach Damenart — wenn man aber alsdann ſieht, mit welcher Fertigkeit er ein paar große Gläſer nach einander austrinkt, oder den Ton ſeiner Stimme hört, mit dem er ſich bedankt, ſo zweifelt man nicht mehr an ſeiner vollkommenen Berechtigung, einen Jagdpagen darſtellen zu dürfen.

Auch Tod und Teufel gefallen außerordentlich in ihrer gelungenen Erſcheinung, und wenn man ſich auch hier und da vor dem unheimlichen Anblicke des Todes ſcheu zurückzieht, ſo ſöhnt man ſich doch wieder aus durch das gemüthliche Ausſehen ſeines Nachfolgers, denn einen heitereren, wohlwollenderen und luſtigeren Teufel, als den dicken van der Maaßen, konnte es nicht leicht geben.

So durchzog man Straße um Straße, ſo verrann Stunde um Stunde, und als man endlich am Pauli'ſchen Hofe angekommen war, wo die Abtheilungen ſich trennten und vereinzelt in ihre verſchiedenen Standquartiere zurückkehrten, fingen dämmerige Schatten ſchon an, ſich auf dem feuchtgewordenen Straßenpflaſter niederzulaſſen, und die ſcheidende Sonne vergoldete nur noch die höchſten Firſten der Dächer. Die wilde Jagd zog über den Heumarkt, und dort bemerkte man den einen Jagdpagen, welcher den Rothſchimmel ritt, ſein Pferd gegen einen geſchloſſenen Wagen lenken, der neben der Börſe hielt, ſich aus dem Sattel ſchwingen und in dem Wagen verſchwinden, der dann augenblicklich in ſcharfem Trabe davonfuhr. Der Rodenſteiner ſelbſt hatte den Pagen bis an den Schlag des Wagens geleitet und dort von ihm Abſchied genommen; er zog dann die Friedrich-Wilhelms-Straße hinab bis zur Rheinbrücke, über welche ſich der größte Theil der wilden Jagd nach Deutz begab. Nur der wilde Jäger ſelbſt mit dem Tod und dem Teufel,

dem blonden Jagdpagen mit Bergmüller im Coſtume eines Jägers und mit ein paar Reitern, welche die Pferde zurücknehmen ſollten, ritten über den Thurnmarkt nach Hauſe.

„Gott ſei Dank!“ ſagte Rüding, als die Künſtler hierauf in ihr angenehm durchwärmtes Zimmer traten — „ich bin ſo froh, als wenn mir Einer fünfzig Thaler geſchenkt hätte, daß dieſe Geſchichte glücklich abgelaufen iſt!“

„Was machen wir jetzt?“ fragte van der Maaßen — „bleiben wir in unſeren Coſtumes, bis wir auf den Gürzenich gehen, oder was iſt überhaupt über uns im Rathe der Götter beſchloſſen?“

„Was mich anbelangt,“ meinte Knorr, „ſo habe ich wahrhaftig keine Luſt, den Ball als Tod zu beſuchen; ich habe den Leuten heute ſchon Schrecken genug eingejagt, und es iſt kein angenehmes Gefühl, ſo von Jedermann gemieden zu werden.“

„Aha, alter Schwede,“ lachte der Teufel, „Du willſt wohl auf dem Balle irgend welche Eroberung machen? Dazu taugt freilich Dein Coſtume nicht!“

„Und das Deinige?“ antwortete fragend der lange Bildhauer.

„Mit dem Meinigen iſt es etwas ganz Anderes; ich ſage Dir, die Weiber haben oft ganz verzwickte Neigungen, und wenn ſie ſich mit mir gut halten, ſo legen ſie vielleicht Capital für die Zukunft an — nun, wie iſt's, Rodenberg?“ wandte er ſich hierauf an den wilden Jäger — „bleiben wir, wie wir ſind?“

„Macht es Euch vor der Hand wenigſtens ſo bequem als möglich, ohne Euch förmlich auszukleiden; legt Eure Waffen ab, ich werde mich ein wenig auf Kundſchaft legen.“

„O, Du verfluchter Kerl,“ ſagte van der Maaßen mit leiſer Stimme in ſeiner heiteren Weinlaune, „gelt, gelt — Du willſt den Dank für unſere vortreffliche Aufführung allein encaſſiren, va Egoiste!“

„Im Gegentheil,“ erwiederte Arthur, einen gleichgültigen Ton annehmend, „ich ſorge nur für Euer Vergnügen und möchte nur, daß der Schluß des Tages ſo ſchön und glänzend iſt, als der Anfang.“

Während er ſo ſprach, hatte er die Hetzpeitſche von ſich geworfen und ſeinen langen Stoßdegen abgeſchnallt; ehe er aber hierauf das Zimmer verließ, winkte er Bergmüller an das Fenſter und ſagte, nur für ihn verſtändlich: „Haſt Du allein Deiner Frau den Wunſch meiner Anverwandten ausgerichtet?“

„Gewiß, das will ich meinen!“

„Und nahm ſie keinen Anſtand?“

„Pah, nicht den geringſten!“

„Meine Baſe hätte ihr natürlicher Weiſe einen Beſuch machen müſſen; doch nimmt man es im Carneval nicht ſo genau.“

„Ich ſage Dir, meine Frau iſt ein ganz vernünftiges Weib, ſie wird zu der beſtimmten Stunde kommen und freut ſich wie ein Kind auf die Maskerade auf dem Gürzenich.“

„Und Deine Schwiegermutter?“

„Iſt wie umgewandelt; ich glaube, wenn ich ihr ein kleines, gutes Wörtchen gäbe, ſie ginge ebenfalls mit.“

„Gut — ſo wäre das im Reinen; laßt Euch nieder und raucht, ich will Euch einen guten, ſtarken Kaffee beſorgen.“

„Eine vortreffliche Idee!“ rief van der Maaßen, der

die letzten, laut geſprochenen Worte gehört hatte — un café après la manière du sous-monde — heiß wie die Hölle, ſchwarz wie der Teufel und ſüß wie die Sünde!"

Rodenberg warf noch einen Blick in den Spiegel, ſtrich ſein blondes, lockiges Haar aus der erhitzten Stirn und verließ das Zimmer.

Draußen traf er denn auch den Haushofmeiſter, der ihn mit der größten Freundlichkeit nach dem kleinen Saale neben dem Eßzimmer geleitete und hier einen Augenblick zu warten bat, bis er ſeine Herrin benachrichtigt. Rodenberg brauchte indeſſen nicht lange hier zu warten, denn bald darauf erſchien Juanita, welche ihn herzlich willkommen hieß, wobei ſie dem jungen Manne ihre Hand entgegenſtreckte. Sie hatte ihr Barrett mit der rothen Hahnenfeder abgelegt und einen weiten, faltigen Burnus von weißer Farbe über ihr Coſtume geworfen.

„Ich wußte, daß ich Sie ſehen würde," ſagte ſie in herzlichem Tone, „obgleich ich bei unſerem Abſchiede vergeſſen habe, darum zu bitten — ach, was war das für ein ſchöner Tag — er wird nie aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden — ich habe mich göttlich unterhalten — Sie doch auch, mein Freund?"

„Gewiß, Juanita," entgegnete er mit leuchtendem Blicke, und beſonders iſt es Ihre Freude, die mich ſo glücklich macht!"

„Und Sie müſſen mir zugeſtehen, daß ich mich ganz gut aufgeführt und meine Rolle wenigſtens erträglich geſpielt habe?"

„Vortrefflich haben Sie ſie geſpielt — aufrichtig geſagt, ich habe nie einen luſtigeren, wilderen Pagen geſehen, als

Sie, und der auch als böſes Princip ſo vollkommen in ſeiner Rolle bleibt!“

„Wie ſo? — Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Nun, der ſo viele Veranlaſſung zu wilden, glühenden Gedanken gibt, ohne ſelbſt eines ſolchen theilhaftig zu werden, und der ſich alsdann lachend zurückzieht, wenn er Unheil angerichtet!“

„Wann hätte ich Unheil angerichtet?“ fragte ſie in einem ſo komiſch-ernſten, weichen und zugleich bittenden Tone, daß es ihn förmlich durchſchauerte und er einen Augenblick unſchlüſſig war, ob er nicht ſeine Rolle eines wildeſten aller Jäger aufnehmen, die ſüße, ſchlanke Geſtalt gewaltſam in ſeine Arme faſſen und davontragen ſolle; doch begnügte er ſich, in einem tiefen Athemzuge zu ſagen:

„Ah, Juanita, Sie ſind hart und grauſam — Ihr Herz iſt keiner Erwärmung fähig, oder, wenn tief in demſelben ein Funke glüht, ſo iſt er mit einer dicken Aſchenſchicht bedeckt!“

„Ein vortreffliches Bild!“ gab ſie zur Antwort und lachte alsdann ſo herzlich und glückſelig, daß man die weißen Zähne zwiſchen ihren rothen Lippen durchglänzen ſah — „ich werde es Ihnen wiederholen, wenn Sie einmal wieder Gelegenheit nehmen, an dieſes kalte, mit Aſche bedeckte Herz zu appelliren — doch Scherz bei Seite, Sie werden müde ſein, lieber Freund, und auch ich ſehne mich ein wenig nach Ruhe; Sie wiſſen, daß wir heute Abend noch große Feſtlichkeiten vor uns haben.“

„Den Ball auf dem Gürzenich ....“

„Ja, ich freue mich wie ein Kind darauf — die Frau Ihres Freundes verſprach, zu mir zu kommen, und ich habe

einen köſtlichen Spaß vor — finden Sie zwiſchen ihr und mir irgend eine Aehnlichkeit?“

„Nicht die geringſte!“ gab er mit einem leichten Seufzer zur Antwort, wobei er dem jungen, ſchönen Mädchen innig in die Augen blickte.

„Ich meine nicht eine Aehnlichkeit mit meinem Geſichte, ſondern mit meiner Geſtalt.“

„Darüber kann ich ja nicht urtheilen,“ gab er zögernd, mit einem eigenthümlichen Lächeln zur Antwort — der weite, neidiſche Mantel verhüllt ſie vollſtändig.“

War es nun in dieſem Augenblicke das Spiel des Zufalles oder half Juanita demſelben ein wenig nach, genug, die zu einer Schleife verbundene Schnur des Burnus hatte ſich aufgelöst und der glatte, geſchmeidige Stoff glitt raſch von ihrer Schulter herab, den ſchönſten, ſchlankeſten, entzückendſten Jagdpagen entwickelnd.

Im gleichen Augenblicke lag der wilde Jäger zu ihren Füßen, die kleinen Hände ergreifend, ſie abwechſelnd küſſend und dann, als ſie ihm dieſelben halb ärgerlich, halb verſchämt haſtig entzog, ihren ſchlanken Leib mit einer ſolchen Gluth umfaſſend und an ſich drückend, daß eine tiefe, glühende Röthe auf ihrem Geſichte aufflammte.

„Ah, Rodenberg,“ ſagte ſie in einem ſeltſam zitternden Tone, „das iſt nicht recht! Hätte ich Sie für ſo unbeſonnen gehalten, ſo würde ich Sie jetzt nicht empfangen haben — o, mein Freund, ich bitte Sie, bleiben Sie beſſer in Ihrer Rolle! Wie darf der tapfere Ritter von Rodenſtein vor ſeinem Jagdpagen knieen? Seien Sie ruhig und vernünftig, Arthur!“ — Sie ſagte dies in einem Tone, der kalt und

beſonnen klingen ſollte, aber nicht frei von innerer Bewegung war, worauf er ihr haſtig erwiederte:

„Ja, wer's über ſich vermöchte, ſo ruhig und vernünftig zu ſein wie Sie! Wir haben die Rollen gewechſelt — ich, der kalte Deutſche, liege erglühen zu Ihren Füßen, während Sie, die heiße Spanierin, mit kalter Miene von Ruhe und Beſonnenheit reden — doch Sie haben Recht, Juanita, ich will nicht zu Ihren Füßen liegen weil Sie es mir verboten, ich will aufſtehen und die Frage beantworten, welche Sie mir vorhin gethan.“

Er that ſo, wie er geſagt; er hob ſich langſam in die Höhe und zu gleicher Zeit den weißen Mantel des ſchönen Mädchens, den er nun, aufrecht neben ihr ſtehend, ſanft um ihre Schultern legte.

Daß ſie ihm dadurch wieder ſehr nahe kam, war wohl abermals ein Spiel des Zufalls, und es lag auch wohl nicht in ihrer Abſicht, ſeine eben ſo innige als ehrerbietige Liebe zu verletzen. Sie hätte nur einen Schritt zurückzutreten brauchen, was ſie nicht that, ſie hätte nicht nöthig gehabt, ihr erglühtes Geſicht emporzuheben, was ſie doch that, und da half denn wieder der Zufall nach, vielleicht auch das wilde Klopfen dieſer beiden jugendlichen Herzen, weßhalb es wohl nicht zu verwundern war, daß ſich ihre Lippen einen einzigen, aber über alle Beſchreibung ſeligen Augenblick vereinigten.

Nur eine Secunde, dann wand ſie ſich haſtig aus ſeinen Armen, und ſtampfte mit ihrem kleinen Fuße vor ihm auf den Boden, in unwilligem Tone ſagend: „Sie haben ſich Ihr Maskenrecht genommen — nun gut, aber ich bitte Sie dringend, Herr Hohenberg, ſehen Sie meine

durch ein feiges Stillſchweigen ſein höchſtes Glück rauben, ein ſo edles, großes Herz, wie das Ihrige. — Ich werde ihm Alles ſagen!“

„Alles?“ wiederholte das Mädchen mit ſeltſamer Stimme und ihr Auge blickte finſter, ja wild. „Alles, Herr Graf?“ Dabei hob ſich ihre Oberlippe trotzig wie damals, ſo daß die glänzenden Zähne hervorblickten. „Alles, einem Freunde, dem Sie bis jetzt geſchwiegen? — O Gott! Und mich ſeiner Verachtung preisgeben!“

Graf Alfons ſtützte ſich mit der Hand auf den Tiſch und ſchwieg erſchüttert ſtille.

Aus ihren Augen brachen die Thränen hervor und rollten langſam über ihr ſchönes, bleiches Geſicht. „Ja, nach langen, langen Jahren,“ ſagte ſie mit leiſer Stimme, „dann dürfen Sie ſprechen, ich bitte Sie, ich flehe Sie an, alsdann zu ſprechen! Nach langen Jahren, wenn ich vielleicht nicht mehr bin, wenn er meiner kaum mehr gedenkt — aber heute!“ — ihre Stimme wurde heftiger und ſie richtete ſich ſtolz auf, — „aber heute, jetzt, Herr Graf, ſoll er glauben, ich wolle mich in ſeine Arme werfen, ich wolle zu ihm zurückkehren, ſoll er mich vielleicht achſelzuckend aufheben? — Und wenn auch nicht — ſoll er mich vielleicht nachſchleppen durch dieſes Leben, mich, die Verworfene, mich — — — — die Geliebte ſeines glücklicheren Freundes?“

Der Graf war erſchütterter, wie je in ſeinem Leben. Er fühlte ſich klein vor der Größe der Seele dieſes Weibes. Er hatte einen Edelſtein, ein unſchätzbares Gut gefunden, und das ſollte er hinwegwerfen in den Staub des gewöhnlichen Lebens, verſchwinden, untergehen ſehen in der Alltäglichkeit?

„Sie ſind hart gegen mich,“ ſagte er nach einer längeren Pauſe, „aber Sie haben Recht und doch Unrecht. Wir wollen ſie nicht heraufrufen, jene Zeit, die lange hinter uns liegt, wo ich, ohne es zu wiſſen und zu wollen, das Gift in Ihre Seele

freundliche Schwäche für gar nichts Anderes an — bei Gott, für nichts Anderes — und nun laſſen Sie mich ein wenig ausruhen, vielleicht ſehen wir uns auf dem Maskenballe wieder."

Sie warf bei dieſen Worten das eine Ende ihres weißen Mantels über die linke Schulter, nickte dem jungen Manne kurz und vornehm zu und verließ das Zimmer.

Rodenberg ſtarrte ihr düſter nach, indem er ſich auf die Lippe biß. „So — bis an Dein kaltes, ſtolzes Herz dringt keines meiner innigen Worte," grollte er ihr nach, „und was Du mir gibſt, iſt eine ärmliche Zahlung auf ein mir gebührendes Maskenrecht — ſo erklärſt Du es mir wenigſtens," ſetzte er mit einem ſchmerzlichen Ausrufe hinzu, „in einem Augenblicke, als ich glaubte, Dir nahe zu ſein! — Und habe ich denn ein Recht, mich zu beklagen," fuhr er nach einer Pauſe fort, „haſt Du mich nicht beſtändig vor Dir ſelber gewarnt, haſt Du es mir nicht zur Genüge wiederholt, ich ſolle mich in Acht nehmen vor den Tücken der Waldſee — habe ich es hier nicht an meinem Hüfthorne in Silber eingravirt: ‚espera y tome?' — Und trotz alledem, ich will nach dieſer Deviſe handeln, hoffen und meinetwegen auch fürchten — thue Du aber daſſelbe!"

Die letzten Worte hatte er in heftiger, trotziger Erregung ausgeſtoßen, wobei er ſich abwandte, um das Zimmer zu verlaſſen; doch ehe er die Schwelle überſchritt, ehe er für heute den Theil des Hauſes verließ, in welchem ſie wohnte, überfiel ihn noch einmal eine tiefe Wehmuth; er drückte ſeine beiden Hände vor das Geſicht und rief mit einem ſchmerzlichen Tone: „O, warum liebe ich Dich ſo über alle Be-

ſchreibung — warum wäre ich glücklich, für Dich ſterben zu können, und wie überſelig, mit Dir leben zu dürfen!“

Er zwang ſich, heiter auszuſehen, als er wieder in das Zimmer zu den Genoſſen trat, die es ſich auf ſeine Aufforderung ſo bequem als möglich gemacht; auch waren ſie jetzt vollſtändig bei einander, denn der Drache Griesgram war ebenfalls erſchienen und hatte ſich bereits ſeines fabelhaft ſchönen Coſtume's entledigt, mit welchem er den Zug der Feinde verherrlicht.

„Solch eine Fahrt mit drei Kölnern in einem Wagen ſoll der Teufel holen!“ brummte er. „Jeder von Euch muß mir das Zeugniß geben, daß ich vor ein paar Flaſchen Wein nicht zurückſchrecke, aber wie das Volk zu ſaufen vermag, geht über alle Beſchreibung! Zuerſt hatten ſie unten im Wagen ſo viele Flaſchen, daß man die Füße nicht ſtellen konnte, weßhalb es ein Werk der Barmherzigkeit war, raſch zu trinken, um Platz zu gewinnen; auch dachte ich, dann würden ſie endlich genug haben, doch weit gefehlt — wie die Pferde bei der Extrapoſt, ſo hatten ſie ſich förmliche Weinſtationen eingerichtet, und bald wurden von rechts, bald von links Flaſchen in den Wagen hineingereicht — ah, das war ein hartes Stück Arbeit! Jetzt ſoll mich aber Niemand aus meinem bequemen Stuhle herausbringen, und ich möchte darauf ſchwören, heute keinen Tropfen mehr zu trinken!“

„Thue das lieber nicht,“ ſagte der muthwillige van der Maaßen; „draußen trifft man ſchon Anſtalt zu unſerem Diner, und dabei wirſt Du doch ein Tröpfchen nicht verſchmähen dürfen — zur Ehre des Hauſes — à honneur du maison!“

„Was macht unſer Album?“ wurde Bergmüller von Rodenberg gefragt. „Haſt Du heute danach geſehen?“

„Ich gab es bei einem chriſtlichen Meiſter in Arbeit, der nicht daran denkt, dem Carnevalsſchwindel nachzulaufen, und heute deßhalb doppelt fleißig daran arbeiten wird; geſtern Abend habe ich nachgeſehen und kann Dir wohl verſprechen, daß er ſeine Zeit einhalten und es morgen abliefern wird.“

„Ich hoffe, es ſoll ſchön werden!“ meinte Rodenberg nachſinnend.

„Schön und theuer; wie Du angeordnet, hat er alle Beſchläge von Silber genommen. Der Einband kann leicht auf fünfzig Thaler kommen.“

„Gut, und wenn wir dazu unſere Blätter rechnen, ſo haben wir uns anſtändig revanchirt!“ warf Rüding ein.

„Anſtändig allerdings,“ murrte Walter; „doch möchte ich dafür nicht bezahlen, was Du unſere liebenswürdige Hauswirthin allein gekoſtet — läßt ſich doch der Kerl jeden Tag zweimal friſiren, und alles das auf Unrechtskoſten.“

„Das iſt nicht wahr,“ brauste der ſanfte Eduard auf, „wenigſtens lag es nicht in meiner Abſicht, mich, wie Du Dich gemein genug ausdrückſt, auf Unrechtskoſten friſiren zu laſſen! Gleich am erſten Morgen habe ich dem Friſeur fünf Silbergroſchen in die Hand drücken wollen — kann ich dafür, daß er dieſelben zurückwies und geſagt, es ſei ihm ſtreng verboten, irgend etwas zu nehmen?“

„Ja, ja,“ brummte Walter, indem er, auf einem Fauteuil lang ausgeſtreckt, behaglich den Dampf einer Cigarre von ſich blies und an die Decke hinaufſchaute — „es iſt dies ein ungeheuer anſtändiges Haus; ſchade, daß wir es nicht

mit einer Fürſtin oder einer Königin zu thun haben, die ſich ein Vergnügen daraus machte, uns an ihrem Hofe zu beſchäftigen!"

»‚Ah! ça fut une grande idée — superbe!‘ würde der Begleiter des Prinzen Heinrich ſagen, oder ‚räuberhaft, brigandable!‘« meinte van der Maaßen.

„Eines iſt ſicher," fuhr Walter fort, indem er ſich mit großer Ruhe gegen den Employé des Hauſes Beauvillard u. Co. wandte, „Du bleibſt nicht lange in Deinem würdigen Hauſe, denn Dir blüht in Paris der erſte vacante Lehrſtuhl für franzöſiſche Literatur!"

„Warum nicht? So einen Poſten nähme ich auch gern bei unſerer liebenswürdigen Hauswirthin an," antwortete van der Maaßen; „mir gefällt Deine Idee, ihren Hofſtaat zu bilden."

„Da wüßte ich doch noch einen beſſeren Platz für Dich," ſagte Walter mit einem eigenthümlichen Lächeln, „beſonders in dem Falle, wenn ſie eine morgenländiſche Prinzeſſin wäre — ich würde Dich alsdann unbedingt zu ihrem Kislar Aga machen — ein ſchöner Poſten, Oberſter der — Gartenwache!"

„Auch das nähme ich an," rief van der Maaßen heiter; „doch müßte mir Rüding als College beigegeben werden!"

„Ich würde Director der Bildergallerie," fuhr Walter träumeriſch fort; „unſer Bergmüller da, der ein gewaltiger Nimrod iſt, bekäme das Departement der Wälder und Jagden, Rüding würde unter ihm Ober-Aufſeher der allerhöchſten Leithunde und Knorr erhielte eine Stelle als Hofcaplans-Aſſiſtent."

„Und ich?" fragte Rodenberg.

„Für Deine Anſtellung ließe ich Ihre Majeſtät ſelbſt ſorgen, und ich glaube, Du würdeſt Dich nicht ſchlecht dabei befinden!"

Knorr ſaß vor dem Kaminfeuer; er hatte ſeine Füße auf eine eiſerne Stange deſſelben geſtellt und ſagte, indem er unverwandt in die ſpielenden Flammen blickte: „Das ſtimmte ungefähr mit meiner Neigung überein; wenn es auch gerade nicht die Stelle eines Hofcaplans-Aſſiſtenten ſein müßte, ſo wäre mir doch ein ſtilles, beſchauliches Leben äußerſt angenehm, und ehrlich geſagt, habe ich auch in dieſer Richtung ſchon meine Schritte gethan.“

„Wie ſo,“ fragte Rodenberg erſtaunt, „Du willſt doch nicht etwa ins Kloſter gehen?“

„Ja und nein. Ich ſagte Euch neulich ſchon, daß ich einen guten Freund bei den Capucinern aufgeſucht; geſtern war ich wieder dort, und ich kann Euch nicht verſchweigen, wie wohlthuend mir der Contraſt von dem tollen Leben auf der Straße mit der Stille in dem ſchönen Kreuzgange und der friedlichen Kloſterzelle war.“

„Knorr, Knorr,“ rief Walter aus, „wenn Du ein Capuciner wirſt, ſo ſollſt Du an mir ein eifriges Beichtkind haben!“

„Das hat vor der Hand ſeine Schwierigkeiten — auch möchte ich meine Kunſt nicht an den Nagel hängen. Um aber dort ....“ Hier ſchwieg er, als hätte er ſchon zu viel geſagt, was auch in der That der Fall war, denn Walter wandte ſich haſtig nach ihm um, indem er ſagte:

„Heraus mit der Sprache, Knorr, Du haſt in dieſer Richtung einen Entſchluß gefaßt, den Du mir hoffentlich nicht verheimlichen willſt!“

„Dazu habe ich auch keine Urſache, denn mein Entſchluß iſt kein ſchlechter; ich habe im Kloſter der Capuciner eine Beſtellung zu einem lebensgroßen Crucifix angenommen, eine

Arbeit, die mich wohl ein Jahr beſchäftigen kann und die ich im Kloſter verfertigen ſoll.“

„A—a—a—ah!“ machten Alle in mehr oder minder erſtauntem Tone, und Rodenberg fragte:

„Du gehſt alſo nicht mit uns zurück?“

„Schwerlich!“

„Schade drum,“ ſagte Rodenberg, „ich hatte mir unſere Rückfahrt recht angenehm gedacht, plaudernd über das Geſchehene, mittheilend über Alles, was wir Intereſſantes erlebt haben!“

Rüding ſtieß bei dieſen Worten die Aſche von ſeiner Cigarre und ſprach, ohne aufzublicken, mit einem affectirten, gleichgültigen Tone: „Knorr hat eigentlich Recht, ſich einen anderen Wirkungskreis zu ſuchen, da unten kommen doch nur magere Beſtellungen an ihn — was mich betrifft, ſo beabſichtige ich ein Gleiches, wie er!“

„Auch Du, Brutus?“ rief Walter in komiſchem Tone. „Spürſt Du auch Neigung zum Kloſterleben in Dir, und willſt Du es vielleicht bei den Nonnen verſuchen?“

„Wenn Du nur einmal Deine ſchlechten Witze laſſen könnteſt!“ gab der ſanfte Eduard in beinahe gekränktem Tone zur Antwort. „Ich war geſtern Abend in einem der vielen vornehmen Häuſer meiner Bekanntſchaften, wo man mich begreiflicher Weiſe mit Auszeichnung empfängt, wo mir zwei Bilder beſtellt wurden. Zugleich bat mich einer der Beſteller, ihn nach dem Carneval auf ſein Landhaus zu begleiten, um dort den Frühling, Sommer, Herbſt, ſo lange es mir gefalle, bei ihm zuzubringen.“

„Das freut mich in der That,“ ſagte Rodenberg in herzlichem, wohlwollendem Tone, „und wenn es mir auch

leid thut, dadurch noch einen Freund zu verlieren, ſo haſt Du vollkommen Recht, eine ſo vortreffliche Gelegenheit nicht unbenutzt zu laſſen!“

„Da es mir mein Beſteller obendrein mit größter Liberalität überläßt, den Preis für meine Bilder ſelbſt zu beſtimmen.“

„Der arme Beſteller!“ konnte ſich Walter nicht enthalten, in den Bart zu murmeln. „Mache es gnädig mit ihm, Rüding, und vergiß nicht die guten Lehren, welche ich Dir ſtets gegeben und die Dich ſowohl als Künſtler wie als Menſchen in der rechten Bahn erhalten!“

Statt zu antworten, zuckte Rüding die Achſeln mit verächtlicher Miene und ſagte erſt nach einer längeren Pauſe: „Für alle die bitteren Bemerkungen, mein lieber Walter, bin ich doch gutmüthig genug, Dir ähnliche Freunde und Kunſtkenner zu wünſchen, ſowie einen reichen Liebhaber für Deine heilige Cäcilie!“

„Leider iſt dieſelbe unſchätzbar,“ verſetzte der alte Maler mit großer Ruhe; „ich denke oft daran, welche Bildergallerie reich genug iſt, um ſie zu bezahlen. Doch ſteigt ſie ja jeden Tag im Werthe.“

„Als letztes großes Meiſterwerk, da die deutſche Kunſt todt iſt!“ lachte der ſanfte Eduard.

„Allerdings iſt ſie todt, mein guter Freund,“ antwortete Walter, „und das wird Dein Beſteller zu ſeinem großen Schmerze baldigſt einſehen!“

„Laßt genug ſein des grauſamen Spiels,“ rief van der Maaßen luſtig, „da kommt was Beſſeres — voilà, Messieurs, votre mangor!“

XXXV.

„Köln am Rhein, du freie Stadt!“

Für diejenigen unserer geneigten Leser, welche vielleicht von dem altkölner Kaufhause „Gürzenich“ gehört, aber von demselben nicht viel mehr wissen, als daß dort die großen Carnevalsbälle abgehalten werden, müssen wir uns schon erlauben, ein paar kurze historische Notizen über dieses berühmte Gebäude mit seinem ungeheuren Saale zu geben.

Das Kaufhaus Gürzenich wurde im fünfzehnten Jahrhundert auf Kosten der Stadt Köln erbaut und erhielt seinen Namen von den Gebrüdern Gürzenich, reichen Kaufleuten, die ein bedeutendes Grundstück zu diesem prächtigen Baue der Stadt unentgeltlich verehrten. Das Gebäude ist von drei Seiten von Straßen umgeben und der ganze untere Theil dient als Waaren-Niederlage, während der obere in der ganzen Länge und Breite des ausgedehnten Bauwesens einen einzigen Saal bildet, der seit den frühesten Zeiten zu Gelagen und Festlichkeiten aller Art benutzt wurde und deßhalb auch das Tanzhaus hieß.

Als es fertig da stand, im Jahre 1452, beschloß der Rath, daß künftig die Bürgermeister ihren jährlichen Dienst

oder Essen auf diesem neuen „unserer Herrenhaus oben Mauern“ halten sollten, ein Essen, welches in späteren Jahren im Zeughause gehalten wurde. Die Rentmeister der Stadt erhielten damals den Auftrag, Tische, Bänke und andere Geräthschaften dazu machen zu lassen. Diejenigen aber, welche Bürgermeister wurden, sollten Tischgeräthe, Kissen und was sie gewöhnlich zu haben pflegen, hinbesorgen.

Die kölner Chronik erwähnt mehrerer prächtigen Feste, die der Rath von Köln verschiedenen deutschen Kaisern auf diesem Saale veranstaltet hat, sowie anderer kaiserlicher Feierlichkeiten.

Im Jahre 1473, am 30. November, kam Kaiser Friedrich III. mit seinem Sohne, Erzherzog Maximilian, nebst mehreren Fürsten und Herren zu Schiffe nach Köln, wo er am Rheinufer von der hohen Geistlichkeit, den Mönchen mit Kreuz und Fahnen, dann von dem Rathe der Stadt und den Bürgern feierlich empfangen und in den Dom begleitet wurde u. s. w.

Folgenden Tages verehrte die Stadt Köln dem Kaiser zehn Wagen mit Hafer, jeder Wagen mit zehn Maltern beladen, zehn schöne, feiste Ochsen, zehn Stückfässer mit Wein, sechs Tonnen mit Fischen: Aalen, Hechten, Karpfen u. s. w. Gegen die Mitte Decembers schenkte selbige dem Kaiser ein schönes, mehr denn zwanzig Mark schweres, silbervergoldetes Trinkgefäß, worin 2000 Gulden waren; dessen Sohne, dem Erzherzoge Maximilian, ein Paar schöne Kannen mit 600 Gulden; dem Erzbischofe von Mainz einen silber-vergoldeten Becher mit 100 Gulden, so wie die Stadt anderen Herren jedem nach Würde Einiges an Geld verehrte; und in des Kaisers Hoflager so wie allen anderen Fürsten, Grafen u. s. w.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20791 / 057

träufelte, das — ich ſehe es ein — Ihr ganzes Lebensglück verzehrt. Und doch kann ich Sie nicht ſo von mir laſſen. Ich liebe Charles, wie meinen Bruder; ich habe Sie kennen gelernt, Anna, Sie ſind wie ein Engel einem alten Manne erſchienen, der edler und beſſer iſt, wie Tauſende von uns; ich kann Sie nicht von mir laſſen, ich muß Sie meinem Freunde erhalten!"

„Unmöglich, Herr Graf!" ſagte ernſt und beſtimmt das Mädchen.

„Warum unmöglich?" erwiderte Alfons mit feſter Stimme nach einem tiefen Athemzuge. „Laſſen Sie mich meinem Freunde Alles ſagen — Alles, theure Anna, Ihre Fehltritte, Ihre Buße, Ihre Leiden! Ich will mit den Worten der Wahrheit Ihr ganzes Herz, Ihre Seele vor ihm offen hinlegen, und wenn er Ihnen darauf nicht mit dem größten Entzücken ſeine Arme öffnet, ſich nicht glücklich ſchätzt, ein ſolches Weib zu beſitzen, wenn in ſeinem Geſichte der geringſte Zweifel zuckt, wenn nur eine Miene etwas Anderes, wie das unbeſchreiblichſte Glück ausſpricht, ſo — biete ich ſelbſt Ihnen meine Hand an, um ihm, um der Welt zu beweiſen, wie ich von Ihnen denke, für welches unſchätzbare Kleinod ich Ihr Herz, Ihre Seele halte."

Das Mädchen war erſtaunt einen Schritt zurückgetreten; ſie ſah den Grafen mit ihren großen Augen feſt an und ein leichtes Lächeln ſtahl ſich über ihre bleichen Züge. Dann preßte ſie die Hand auf ihr Herz und ein langes: Ah! wie ein Seufzer der Befriedigung, des Glückes tönte aus dem Innerſten ihres Herzens empor.

„Was kümmert mich die Welt?" fuhr der Graf leidenſchaftlich fort, „ich habe ſie verachten gelernt. Was kümmert mich meine Stellung? — Ich werfe ſie dahin. Ich könnte Ihnen ſagen, Anna, daß ich Sie ſeit jenem Augenblicke nicht vergeſſen, daß Ihr Bild, wenn auch unklar und unbewußt, mich nicht verließ. — Doch glaube nicht, Mädchen, daß ich dir eine Erklärung

ſeines Gefolges ſchickte der Rath alle Tage den Wein mit den Rathskannen, daß alſo an den Kaiſer und deſſen Gefolge nicht weniger denn fünf Ahmen Wein verſchenkt wurden. Inzwiſchen verfügte ſich der Kaiſer in das ſtädtiſche Zeughaus, deſſen Reichthum an Geſchütz und Waffen ihn in Erſtaunen ſetzte.

In den erſten Tagen von 1474 äußerte der Kaiſer den Wunſch, die Schönen Kölns verſammelt zu ſehen. Der Rath der Stadt ſtellte dazu einen feinen feierlichen Tanz auf dem Hauſe Gürzenich an, und Erzherzog Maximilian eröffnete dieſen Tanz mit der Edeln von Vinſtingen, einer Stiftsdame von St. Urſula, denen zwei Edelleute ſeines Hofes nach hochfürſtlicher Weiſe vortanzten; nachher ordneten die beiden Kurfürſten von Mainz und Trier, daß die anweſenden Schönen ſich mit Händen paarweiſe faßten und ohne Herren, wohl zu ſechsunddreißig Paar, vor dem Kaiſer auf und nieder tanzten; dabei wurde herumgereicht Gekräute (wahrſcheinlich gewürztes Gebäck) und Wein, alter und neuer.

1475 forderte der abermals hier anweſende Kaiſer durch Abgeſandte den Herzog Wilhelm von Jülich auf, ihm mit ſeinen Völkern gegen den Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, der in das Erzſtift Köln eingefallen war und die Stadt Neuß belagerte, beizuſtehen, welches der jülich'ſche Herzog ablehnte. Der Kaiſer ließ denſelben vor ſein Gericht auf den Gürzenich vorladen, wogegen der Herzog ſeine Räthe ſchickte, die ihn beſtens zu vertheidigen ſtrebten; ſie wurden vom Kaiſer abgewieſen, mit dem ernſtlichen Bedeuten, den Herzog ſeiner Länder zu entſetzen, worauf Herzog Wilhelm perſönlich vor dem Kaiſer im Gerichte auf dem Gürzenich erſchien und ſich in deſſen Willen fügen mußte.

1477, gegen Ende Juni's, traf Erzherzog Maximilian, des Kaisers Friedrich älteſter Prinz, aus Oeſterreich mit großem Gefolge von mehreren deutſchen Fürſten in Köln ein, um mit dieſen zu ſeiner Braut, der Herzogin Maria von Burgund, hinzuziehen. Maria ſchickte viele Vornehme ihres Hofes ihrem Bräutigam bis nach Köln entgegen, welcher mit denſelben faſt einen vollen Monat hier verweilte, binnen welchem auch einige Feſte auf dem Gürzenich Statt hatten.

Gegen die Mitte Decembers 1485 kam Kaiſer Friedrich III. abermals nach Köln, wo er den Erzbiſchof und Kurfürſten Hermann IV., Landgrafen von Heſſen, mit einigen Ländern feierlich belehnte und darauf mit mehreren Fürſten nach Aachen zog, wo ihm ſein Sohn, Erzherzog Maximilian, den er ſeit deſſen Verehelichung nicht geſehen hatte, mit ſeiner Gemahlin Maria aus Brabant entgegen kam.

1486 im Januar belehnte der Kaiſer auf dem Saale Gürzenich den Herzog von Cleve mit einigen Ländern. Bei dieſer Gelegenheit wurden von Fürſten und Grafen mehrere ſcharfe Turniere auf dem Altenmarkte gehalten.

Nach Oſtern des nämlichen Jahres traf der Kaiſer abermals mit ſeinem nun zum römiſchen Könige erwählten Sohne Maximilian und einem großen Gefolge von Fürſten, Grafen und Herren in Köln ein. Am Weierthore gelobte der König, die Stadt bei ihren Privilegien zu ſchützen, die ihm hingegen den Eid der Treue leiſtete. Einige Tage darauf fanden große Feſtlichkeiten, Turnier und glänzendes Gaſtmahl im Hauſe Quattermarkt Statt. Nachher war Tanz auf dem Saale Gürzenich bis an den lichten Morgen.

Für das Jahr 1505 hatte Kaiſer Maximilian I. einen allgemeinen Reichstag nach Köln ausgeſchrieben, den er auch

am 20. Juni jenes Jahres auf dem Gürzenich in Perſon eröffnete. Am 15. Juli hielt der Kaiſer auf dem dazu prächtig geſchmückten Saale ein großes Bankett. Das Eſſen beſtand aus achtzehn Gerichten, von Fleiſch- und Fiſchſpeiſen koſtbar zubereitet; die hohe Geſellſchaft beſtand aus 1366 Perſonen, welche von ſilbernen Schüſſeln ſpeisten; auch befanden ſich dabei die Bürgermeiſter und die Stadt-Rentmeiſter nebſt anderen bürgerlichen Herren u. ſ. w. Nach beendigter Tafel wurde raſch der Saal zum Tanzen eingerichtet, und der Kaiſer eröffnete den Ball mit der Herzogin von Lüneburg, denen der Herzog Hans von Sachſen, Herzog Erich von Braunſchweig, Herzog Philipp von Braunſchweig und Herzog Albert von Mecklenburg mit vier brennenden Wachsfackeln vortanzten; nach dieſem tanzte Herzog Ulrich von Württemberg mit der alten Gräfin von Naſſau, dann Landgraf Wilhelm von Heſſen mit einer jüngeren Gräfin von Naſſau u. ſ. w. (Der Saal war mit Wachsfackeln und Lichtern prächtig beleuchtet.) Dann tanzte der Kurfürſt von Trier mit der Herzogin von Lüneburg, Herzog Ludwig von Baiern mit einer Gräfin von Naſſau, Herzog Wilhelm von Jülich mit der Gräfin Agnes von Oberſtein, Aebtiſſin von St. Urſula, und mehrere Grafen und Gräfinnen; alsdann der Herzog Heinrich von Mecklenburg mit einer Gräfin von Naſſau, Herzog Wilhelm von Jülich mit der Herzogin von Lüneburg u. ſ. w.; nach dieſen Herzog Ludwig von Baiern mit letztbeſagter Herzogin und Herzog Friedrich von Baiern mit einem Stiftsfräulein von St. Marien u. ſ. w. Dann Herzog Heinrich der Alte mit der Aebtiſſin Agnes, Herzog Friedrich von Baiern mit der Herzogin von Lüneburg, und ſo fort Grafen, Gräfinnen, auch bürgerlichen Standes; als-

dann der Kurfürſt Friedrich von Sachſen mit der Herzogin von Lüneburg und Herzog Wilhelm von Jülich mit einem Stiftsfräulein von St. Marien u. ſ. w.; dann Markgraf Friedrich von Brandenburg mit der alten Gräfin von Naſſau, Herzog Wilhelm von Jülich mit einem Stiftsfräulein von St. Urſula und der Herzog Erich von Braunſchweig mit der Hausfrau von Tilman Brücken an der Haſengaſſe (wobei der Kurfürſt Philipp von der Pfalz ſein Quartier hatte). Zuletzt tanzten alle hohen und bürgerlichen Frauenzimmer zu etwa achtundfünfzig Paar mit einander; nach dieſen Feierlichkeiten zogen Se. Majeſtät ſich gegen 3 Uhr Morgens zurück, und Alle verließen den Saal Gürzenich.

Am 24. Juli verrichtete der Kaiſer auf dem Saale Gürzenich die Belehnungen an mehrere Fürſten in aller kaiſerlichen Majeſtät und vollem Ornate, in Gegenwart aller Kurfürſten und mit Beobachtung der Belehnungsregeln und Feierlichkeiten, als: an den Herzog Heinrich von Mecklenburg, Herzog Ulrich von Württemberg, den Fürſtbiſchof Konrad von Münſter u. ſ. w.

Inzwiſchen waren auch die Reichstags-Verhandlungen auf dem Saale Gürzenich fortgeſetzt worden, wobei die Streitigkeiten zwiſchen den Herzogen Albrecht und Wolfgang von Baiern und Philipp dem Pfalzgrafen beigelegt wurden, auch die Wiederherſtellung des Kammergerichts nach ſeinem urſprünglichen, ehedeſſen zu Worms feſtgeſetzten Fuße beſchloſſen ward.

Am 1. Auguſt wurde dieſer Reichstag geſchloſſen, wo dann Kaiſer Maximilian nebſt ſeinem Gefolge am 3. Köln verließ, auch die anderen Fürſten, Grafen u. ſ. w. wieder vor und nach abzogen.

Noch mehrere auf diesem merkwürdigen Saale Statt gefundene große Festlichkeiten, welche die freie Reichsstadt Köln größtentheils gastfreundlich aus eigenen Mitteln bestritt, könnten hier aufgeführt werden; es genüge jedoch, nur noch Einiges aus den Zeiten Karl's V. erwähnt zu finden. — Dieser König von Spanien war 1520 in Frankfurt zum Kaiser erwählt und am 10. September zu Aachen von dem kölnischen Kurfürsten Hermann V., Grafen von Wied, gekrönt worden, und zog nun in Begleitung vieler Fürsten nach Köln, um sich hier huldigen zu lassen, bei welcher Gelegenheit denn natürlich wieder bedeutende Festlichkeiten an der Ordnung waren. Dazu gehörte auch ein Ball auf dem Saale Gürzenich, wo dem Kaiser unter Andern der auf seiner Rückreise aus Brabant begriffene große deutsche Maler Albrecht Dürer vorgestellt und von ihm mit Auszeichnung behandelt wurde.

Im Jahre 1530 lud Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg die Kurfürsten ein, auf den 21. December zur Wahl eines römischen Königs nach Köln zu kommen. Diese Wahl fand auch am 5. Januar 1531 auf dem Gürzenich Statt und fiel auf des Kaisers jüngeren Bruder Ferdinand. Mehrere Tage hindurch war nun auf dem Wahlsaale Tanz und sonstige Solennität.

Hierauf kam eine traurige Zeit für den alten, prächtigen Ballsaal, und es muß in der ehrwürdigen Colonia während vieler, vieler Jahre durchaus kein Bedürfniß gewesen sein nach einem so ausgedehnten und inmitten der Stadt herrlich gelegenen Versammlungsorte; denn das ehemalige Tanzhaus Gürzenich wurde auch in seinem oberen Theile als Waaren-Niederlage benutzt, und wo sich vormals Kaiser und Könige

mit den ſchönen Damen der reichen und vornehmen Geſchlechter im Rundtanze gedreht, da lagerten jetzt ſtaubige Kiſten und Fäſſer und die emſige Spinne wob ihr Netz vor den erblindeten Fenſterſcheiben. Der prächtige Saal Gürzenich war faſt zu einer Fabel geworden, und erſt dem Jahre 1821 war es vorbehalten, ihn wieder zu Ehren zu bringen, indem er durch die Feier des erſten großen niederrheiniſchen Muſikfeſtes die Weihe zu einem Tempel der Kunſt erhielt. Von dieſer Zeit an wurde er dem feſtordnenden Carnevals-Comite eingeräumt, und die glänzenden Maskenfeſte auf demſelben waren und ſind heute noch der Glanzpunkt des ganzen Faſchings.

Da liegt denn nun am Abende des Roſenmontags das Kaufhaus vor uns, eine gewaltige, aber einfache Maſſe, wenig geſchmückt durch zierliche, emporſtrebende Eck- und Wachtthürmchen, und doch glänzt es heiter in die Nacht hinaus mit ſeinen koloſſalen, blendend hell erleuchteten Fenſtern, ſeinen vom rothen Lichte der Pechpfannen in warmem Tone angeſtrahlten Steinmauern und dem gemüthlichen Faſtnachtsleben, welches ihm durch ſeinen weiten Eingang das Bild eines phantaſtiſchen, tollen und wildſchwärmenden Bienenſtockes verleiht. In langen Reihen ſtehen die Wagen bisweilen in die nächſten Straßen hinein, und nur langſam vorrückend ſind ſie im Stande, ſich ihres bunten Inhalts zu entledigen. Doch da das Wetter gleich gut und ſchön geblieben iſt, auch die Straßen faſt frei von Schnee ſind, ſo iſt die Zahl derjenigen, welche ſich zu Fuße zum Balle begeben, bei Weitem größer, als die, welche anfahren und, langſam vorrückend, oft Stunden lang warten müſſen. Auch unſere Freunde, mit Ausnahme Rüding's, befinden ſich unter

der Maſſe der Erſteren, obgleich der Haushofmeiſter nicht verſäumt, ihnen Wagen anzubieten.

Rodenberg war der Letzte, der aus dem Hauſe trat, und er hätte ſich gar zu gern in der dunkeln Straße aufgehalten, da er ſah, wie vor der Nebenthür ein vierſitziger geſchloſſener Stadtwagen mit leuchtenden Laternen hielt; doch gedachte er in gleichem Augenblicke des kurzen, förmlichen Kopfnickens, mit dem ihn Juanita heute Nachmittag entlaſſen, und dieſe Erinnerung machte nicht nur, daß er die Zähne heftig auf einander biß, ſondern daß er raſch ſeinen Arm unter den Bergmüller's ſchob und mit dem luſtigen Jäger davonging.

„Meine Frau iſt pünktlich zur beſtimmten Zeit gekommen," ſagte dieſer in heiterem Tone; „es war rührend anzuſehen, wie ſich das Weibchen auf die Maskerade gefreut."

„Und Du weißt nicht, worin dieſe beſteht?"

„Ich habe keine Idee davon — als ich ſie hinbegleitete, wurde mir ſehr höflich, aber ſehr beſtimmt die Thür vor der Naſe zugeſchloſſen; es iſt das eigentlich hart für einen Ehemann," ſetzte er lachend hinzu, „wenn man ſeine Frau ſo mir nichts dir nichts abgeben muß und ohne zu wiſſen, was mit ihr geſchieht."

„Obendrein in Rüding's gefährlicher Geſellſchaft, denn dieſer Spitzbube wurde ebenfalls hinübergeholt und ſoll jetzt noch wiederkommen."

„Darüber mache ich mir die kleinſte Sorge," erwiederte Bergmüller lachend; „aber ſage mir," fuhr er nach einer Pauſe fort, „haſt Du Dir Knorr recht angeſchaut?"

„Allerdings, er ſieht unheimlich aus."

„Schauerlicher, als wenn er in ſeiner Maske geblieben

wäre — es iſt das aber bei alledem ein alter Practikus mit ſeinem einfachen Coſtume."

„Und wie das bequem ſein muß, ſo in einem Schlafrocke auf den Ball zu gehen!"

„Aber wenn Du Dir das lange, blaſſe, ausdrucksvolle Geſicht mit dem angeklebten Barte betrachteſt und dazu die lange, dürre, ſchwarze Geſtalt mit dem hänfenen Stricke um den Leib, ſo iſt doch ein gewiſſes Chic in ſeiner ganzen Maskerade."

„Denke Dir nur," ſagte der wilde Jäger, einen Moment ſtehen bleibend, „er hat den Todtenkopf in ſeinem Koffer bei ſich und wollte ihn mit auf den Ball nehmen; natürlich habe ich es ihm ausgeredet, denn ich bin überzeugt, ſie hätten ihn mit demſelben gar nicht hineingelaſſen."

„Walter ſieht gut aus, er hat ſich eine Capucinerkutte beſorgen laſſen."

„Was ihm Knorr übel nehmen wollte; doch nun wandeln ſie in Freundſchaft neben einander, Arm in Arm, gefolgt vom dicken van der Maaßen, der es nicht unterlaſſen kann, zuweilen einen kleinen Griff nach dem Halſe des Mönches zu thun."

„Da ſind wir an Ort und Stelle," ſagte Bergmüller, „das iſt ein ſchönes Gedränge; wir wollen uns dicht hinter dem Teufel halten, vor dem haben ſie immer einen gewaltigen Reſpekt."

Jetzt betraten ſie die Treppe und wurden, eingekeilt in eine compacte Menſchenmaſſe, langſam vorwärts geſtoßen; von oben herab drang durch die geöffneten Thüren blendender Lichterſchein und die taktmäßigen Klänge einer rauſchenden Muſik, welche aber beſonders gedämpft erſchien durch den eigenthümlichen Ton, den Tauſende von Stimmen hervor-

brachten, die ſich plaudernd, lachend, rufend und in bekannten hohen Maskentönen quiekend vernehmen ließen.

„Man glaubt zu ſchieben und man wird geſchoben,“ ſagte der wilde Jäger, und Bergmüller ſetzte hinzu: „Ich bin noch froh darüber, daß wir die breite Maſſe des van der Maaßen vor uns haben.“

„Wenn ich aber zufällig rückwärts falle, was wohl geſchehen kann, ſo erdrücke ich Euch Beide.“

„Halte feſt, wackrer Teufel, bald ſind wir oben!“

„So — das war ein ſchweres Stück Arbeit.“

Aber auch welche Belohnung durch dieſen wahrhaft prächtigen Anblick!

Da lag der weite, weißglänzende Saal in feenhafter Beleuchtung von hundert und abermals hundert Lichtern vor ihnen — eine Welt für ſich, eine bunte, heitere, glänzende, ſtrahlende, entzückende Welt; man glaubte zu träumen, man glaubte ſich in ein Zauberreich verſetzt; ſtatt der gewaltigen Säulen, welche die Decke des Saales ſtützen, ſah man jetzt an deren Stelle rieſenhafte Champagnergläſer, aus deren weiten Oeffnungen der geiſtige Schaum bis zur Decke giſchte und ſich an derſelben in der mannigfachſten und ſeltſamſten Geſtaltung der Phantaſie ausbreitete. Da flogen bunte Schmetterlinge und zerrten Blumen-Guirlanden aus einander; da rankten ſeltſam geformte Stengel im maleriſchen Gewirre durch einander und zeigten fremdartige Blüten in den grellſten Farben; da ſchwebten koloſſale Libellen mit durchſichtig glänzenden Flügeln und trugen auf ihrem Rücken Amoretten und Genien, welche ſie an goldenen Zügeln regierten; hier hatte der weiße wolkige Champagnerſchaum rieſige Perlen an die Decke geworfen, dort vertheilte er ſich zu richtigen Ge-

wölke und zeigte ein dunkelblaues Firmament mit strahlenden Sternen. Und wo am Rande der Champagnergläser das kostbare Naß übergeflossen war, da hatte es sich ebenfalls in Blumen und Blüten verwandelt, welche in zierlichen Festons bis auf das Maskengewühl herabhingen.

Zwei stark besetzte Musikbanden spielten abwechselnd in dem Saale, und von den Orchestern am unteren und oberen Theile desselben gingen terrassenförmige Tribunen herab, mit dem bunteſten Maskengewühle angefüllt und so das glänzende Leben des Saales mit der phantastisch geschmückten Decke in Verbindung setzend, wobei man den General-Musik-Director des Prinzen Carneval, den Maestro Radikati, mit blitzschneller Geschäftigkeit von Orchester zu Orchester eilen sah, eine Riesenuhr in der Hand, um zu vermitteln, daß der Takt der Töne mit dem Takte der Freude gleichen Schritt gieng.

Es war in der That ein feenhafter Anblick. Der weite Saal mit seinen zahllosen Lichtern, welche auf krystallenen Kronleuchtern funkelten, die riesigen, blühenden Guirlanden, welche sich in geschmackvoller Eintracht von Pfeiler zu Pfeiler schlangen, die an den weiten Enden des Saales sich alsdann in Bogenform durchkreuzten, ein duftiges Gewölbe bildend über förmlichen Gärten von Lorbeer, Orangen und Granatbäumen, deren Fontainen krystallhelles, kühlendes, aber gewöhnliches Wasser emporwarfen, während an der andern Seite ein kleiner Springbrunnen aus dem echtesten, wohlriechendsten kölnischen Wasser einen wunderbaren Duft ringsum verbreitete — ein herrlicher Orangenduft, welcher lebhaft an den schönen Süden erinnerte, wo sich der Held Carneval in diesem Augenblicke befand.

machen will; ich will dich nur festhalten, wie einen kostbaren Edelstein, der am Rande des Abgrundes rollt: du sollst nicht verloren gehen, ich will dich retten, sei es für einen Anderen, sei es für mich."

Anna war bei diesen Worten des Grafen in ihren Fauteuil zurückgesunken und preßte beide Hände vor das Gesicht. Lange saß sie so da, und als sie langsam ihre Hände sinken ließ, standen ihre Augen voll Thränen, aber es waren nicht Thränen des Schmerzes, es waren Thränen des Glücks.

„Anna!" rief der Graf und faßte eine ihrer Hände, „darf ich reden oder nicht?"

Da schüttelte sie leise ihr Haupt und sagte mit ruhiger Stimme: „wie danke ich Ihnen, Graf Alfons, für das Geschenk, was Sie mir mit Ihren Worten gegeben! O ich könnte niederknieen und unsäglich danken, dem Himmel danken, Ihnen danken! Wenn das, was Sie eben sagten, Ihr Ernst war, — und ich zweifle nicht daran —, so müssen Sie mich achten, ja, Sie müssen mich ehren, und dieser Achtung will ich mich werth machen."

„So darf ich reden?" fragte der Graf.

„Nein, nein, gewiß nicht!" entgegnete leidenschaftlich das Mädchen. „Ein Wort aus Ihrem Munde zu ihm, daß ich in seiner Nähe sei, würde all' mein Glück zerstören, und wenn er mir auch seine Arme liebevoll wie damals öffnete, und wenn er mich auch wieder an sein Herz zöge mit unendlicher und inniger Liebe, nachdem Sie ihm gesagt, was Sie ihm sagen wollten, nachdem Sie ihn versichert, wie hoch ich in Ihrer Achtung stände, o glauben Sie mir, Graf Alfons, das Alles wäre nur für den Augenblick. Nach einiger Zeit würden doch Zweifel in ihm aufsteigen, er müßte sich sagen, das Alles sei eine verabredete Sache zwischen uns Beiden gewesen, und dann wäre sein und mein Leben gleich unglücklich. So aber bin ich es nur allein," fuhr sie mit leuchtenden Blicken und erhobener Stimme fort, „ja,

„Gut denn, Sie ſollen ſehen, wie folgſam ich bin; aber Eines, das ich Ihnen gegeben, nehme ich jetzt wieder von Ihnen zurück.“

„Ei, was wäre das?“ fragte ſie erſtaunt.

„Die Kenntniß meines Familiennamens — es wäre keine Gerechtigkeit darin, wenn Sie meinen Namen wüßten und ich nicht den Ihrigen.“

„Ich kann Sie doch nicht ebenfalls Edelweiß nennen oder Ihnen den Namen einer anderen Blume geben!“

„Das brauchen Sie auch nicht; ich will immer noch aufrichtiger ſein, wie Sie gegen mich, ich will Ihnen ſogar meinen ächten und wirklichen Vornamen ſagen und dieſen ſollen Sie anwenden: ich heiße Alfred — gefällt Ihnen der Name?“

„O, er iſt ſo übel nicht!“

„Sprechen Sie ihn einmal aus.“

„Al—fred,“ ſagte ſie, wobei ſie ihre Lippen etwas auffallend bewegte.

„Nicht ſo — man kann ihn weicher ausſprechen!“

„Al—frrrred.“

„Ohne ſo mit dem Rädchen in Ihrer Kehle zu ſchnurren.“

„Alfred.“

„Ah, das läßt ſich hören, meine ſchöne Edelweiß — jetzt muß ich Ihnen geſtehen, ich habe nicht gewußt, daß ich einen ſo wunderbar klingenden Vornamen habe; ich bitte, ſprechen Sie ihn noch einmal aus — aber ſehen Sie mich dabei auch an.“

„Alfred!“ wiederholte ſie herzlich, aber ihn unbefangen mit ihren großen Augen anſchauend.

Er that einen tiefen Athemzug, erhob ſich dann raſch

und fragte, dicht vor ſie hintretend: „Müſſen Sie auch darüber Jemanden fragen, ob Sie mich künftig bei meinem Vornamen nennen dürfen?“

Sie ſchüttelte leicht mit dem Kopfe. „Ich will nicht darum fragen, denn es iſt ja am Ende gleichgültig, wie ich Sie nenne.“

Er blickte ſie lange forſchend an, um in ihren Zügen etwas zu entdecken, das ihm geſagt hätte, ſie ſei in der That nicht ſo unbefangen, als ihre Worte klangen — aber vergebens: ſie ſchaute ihn an ſo offen und ehrlich, ſie ließ ihn durch ihre hellen, glänzenden Augen ſo tief in ihr Inneres blicken, daß er darauf nicht anders konnte, als ſich raſch abzuwenden und über einen ſtechenden Schmerz nachzudenken, den er in ſeinem Herzen ſpürte.

„Jetzt will ich Ihnen aber unſere kleine Beſitzung zeigen,“ ſagte ſie heiter — „doch halt, vorher muß ich Sie einen Augenblick verlaſſen, ich muß es melden, daß ein Fremder da iſt — ein Fremder und doch kein Fremder.“

„Wenn man ſich aber meiner von Zürich her nicht freundlich erinnert und mir nicht erlaubt, den Garten zu ſehen?“

„O, in dem Falle werde ich bitten, und da es ja wohl nichts Schlimmes ſein kann, daß Sie uns beſuchen, ſo wird man mir meine Bitte erfüllen — gedulden Sie ſich nur einen Augenblick.“

Sie winkte ihm freundlich mit Hand und Augen, dann ſchwebte ſie hinweg, die feine, weiße Geſtalt, leuchtend zwiſchen dem dunkeln Grün, als ſei auch ſie ein beglückender Sonnenſtrahl — mußte er nachfolgenden Schatten fürchten?“

wunderbares Licht verliehen. Hätte er dabei alle die Blumen, alle die kleinen, ſcherzhaften Gegenſtände in Zuckerwerk und ſonſtigen Spielereien annehmen wollen, welche ihm dargeboten wurden, er hätte ſie nicht bei ſich unterzubringen vermocht, und deßhalb wies er auch Alles bald ernſt, bald freundlich von ſich; nur ein einziges Mal nahm er ein Epheublatt, welches ihm ein Mönch mit weißem Haar und Barte bot und der zu ihm ſprach: „Nimm dies, mein Sohn, möge es Dich ſchützen vor dem ſchrecklichen Ende des wilden Jägers! Leider aber bleibt mir wenig Hoffnung, denn ich bemerkte wohl, wie ſehr Du heute geneigt waerſt, Dich dem böſen Principe zu Deiner Linken zuzuwenden — aber nimm' immerhin dieſes Epheublatt zu Deinem Schutze, und möge es Dir ein Talisman ſein!“

Rodenberg, der hierin eine kleine Anſpielung an ſie und an vergangene Tage fand und der dadurch aus ſeiner Theilnahmloſigkeit ſogleich auf's lebhafteſte aufgeſtört wurde, wollte den Mönch durch eine Antwort zu einem längeren Geſpräche feſthalten, als er wenige Schritte vor ſich im dichteſten Gewühle, obgleich im nächſten Augenblicke mit der Schnelligkeit eines Blitzes wieder verſchwindend, ſeine beiden Jagdpagen ſah, weßhalb er den frommen Mann ſogleich ſtehen ließ, um jenen nachzueilen; doch vergebens durchbrach er die dichten Reihen der Masken mit einer faſt unanſtändigen Heftigkeit; vergebens warf er ſeine Blicke rings um ſich her, vergebens ſchlüpfte er wie ein Aal durch die Menge, ſich bald rechts, bald links windend! Und doch konnte er ſich nicht geirrt haben — er hatte die beiden Pagen zu deutlich geſehen und erkannt, Juanita mit Rüding; wenn es auch kein Gefühl war, welches mit Eiferſucht nur die entfernteſte Aehnlichkeit

hatte, ſo war ihm doch der Gedanke peinlich, ſie am Arme eines Anderen zu wiſſen, ja, mehr als peinlich: verletzend, aufregend; ihm hätte auch dieſes Schickſal zu Theil werden können und er wäre vielleicht am heutigen Abende doch glücklich geweſen. Vergebliches Hoffen und Sehnen — die beiden Jagdpagen waren verſchwunden, und er mußte davon abſtehen, ſie wiederzufinden; es hätte, trotz der ungeheuren Menge, zu großes Aufſehen gegeben, wenn der Jäger ſeine wilde Jagd noch länger fortgeſetzt hätte. So traf er athemlos, erhitzt von dieſer Verfolgung, von dieſem vergeblichen Suchen, zufällig auf Walter, bei dem er ſtehen blieb.

„Was zum Teufel," ſagte der alte Maler, „Du ſchießeſt ja daher wie ein Pfeil — wem gilt's? Vielleicht jenem weißen Domino mit der ſchwarzen Sammtmaske, der dort hineilt?"

„Er kümmert mich nicht im geringſten," entgegnete der wilde Jäger raſch und ſetzte fragend hinzu: „Haſt Du nicht meine beiden Jagdpagen geſehen?"

„Doch, es mag eine Viertelſtunde her ſein — ſtandeſt Du nicht bei ihnen — nicht? Nun, ſo war es ein anderer Jäger, mit dem ſie ſprachen."

„Wo ſaheſt Du ſie?"

„Nun, faſt auf derſelben Stelle, wo wir uns jetzt befinden — ich mache keine große Anſtrengung im Umherwandern und pflege auf Maskenbällen nur mich meiſtens wie des Färbers Gaul im kleinen Kreiſe umherzutreiben — es iſt dies eine ſehr praktiſche Maßregel, bei der, wie Du überzeugt ſein kannſt, Alles an Dir vorüberſtrömt — ich rathe ſie Dir an."

„Und will ſie mir künftig merken," gab Rodenberg unge-

duldig zur Antwort — „doch ſage mir, biſt Du überzeugt, daß es Rüding und — der andere Page war?“

„Gewiß, der oder die,“ verſetzte Walter lachend. „obgleich ſie Larven trugen — die ſüße Geſtalt unſeres Cupido werde ich doch nicht verkennen! Er trug eine weiße Halbmaske, der oder die Andere eine rothe.“

„Und glaubſt Du, ſie ſei die Andere geweſen?“

„Ich möchte einen Eid darauf ablegen; wenigſtens war dieſe Geſtalt von der des ſanften Eduard in ihren zierlichen weichen Bewegungen ſo verſchieden wie ein eckiges Lineal von der Schönheitslinie — Du ſprachſt die Beiden alſo noch nicht?“

„Nein, möchte ſie aber einen Augenblick ſehen.“

„Gut, wenn ich ſie wiederfinde, was bei meinem untrüglichen Syſteme nicht fehlen kann, ſo werde ich ſie feſthalten und Dir zuführen — wo finde ich Dich aber?“

„Ich werde mich eine Zeit lang dort bei dem letzten Pfeiler auf der erhöhten Tribune aufſtellen.“

„Thue das — von dort kannſt Du auch mit Deinem ſcharfen Auge das Gewühl überſehen und mir, der ich hier in dieſer Gegend bleibe, mit einer Bewegung die Richtung anzeigen, wo Du Deine leichtſinnigen Jagdpagen gewahr wirſt — ich ſage, leichtſinnig, weil es die Pflicht und Schuldigkeit dieſer beiden Bürſchlein geweſen wäre, Dich, ihren Herrn und Meiſter, aufzuſuchen.“

„Ich danke Dir für dieſen Rath — es iſt alſo abgemacht; ich gehe ſogleich auf meinen Poſten.“

Rodenberg eilte davon, ſo raſch er konnte, wurde aber nach ein paar Schritten von einem ſchwarzen Domino angehalten, der ihm mit verſtellter Stimme ſagte: „Wilder

Jäger, man hat Dir gewiß heute ſchon Artigkeiten genug geſagt, und doch kann ich es nicht unterlaſſen, Dir die meinige beizufügen — ich habe nie etwas Gelungeneres geſehen, wie Deine famoſe Schaar — auf Ehre, räuberhaft!“

Rodenberg mußte lachen; obgleich es ihm im erſten Augenblicke ärgerlich geweſen war, aufgehalten zu werden, entgegnete er in heiterem Tone: „Ich danke Dir, ſchwarzer Domino, mit dem Namen Werdenberg, für Deine Anerkennung.“

Damit eilte er fort und hörte noch, wie der Andere verwundert ſagte: „Kennt mich der ſo plötzlich — das iſt doch wahrhaftig trichinenhaft!“

Der wilde Jäger hatte für ſeine Beobachtung einen prächtigen Platz erwählt. Da lag der ganze Saal vor ihm, und wenn dieſes Meer von Masken auch für den erſten Anblick wie eine einzige wogende, brauſende Maſſe ausſah, ſo vermochte er doch in kurzer Zeit die einzelnen Geſtalten von einander abzuſondern und in ihren Eigenthümlichkeiten zu erkennen.

Hier waren Masken, Charaktere, Anzüge, wie ſie nur die Phantaſie des Einzelnen ſo wie des Maskenverleihers zu erfinden im Stande war. Hier ſah man die ſchönſten Coſtumes und die hervorragendſten Figuren aus ſämmtlichen Zügen. Da erſchienen bunte Hanswürſte hier und da wie leuchtende Blitze, denen das Klatſchen der Pritſche als Donner folgte; da zeichneten ſich weinſelige Pierrots durch ihre weißen Anzüge und ihr täppiſches Weſen aus; da waren zahlloſe Gärtner und Gärtnerinnen, zierliche Italienerinnen mit wunderbaren Banditen; da waren junge Ritter in Baumwolle und Tricots, geſtickten Mänteln und dem unendlichſten

Wohlbehagen über ihren ſchönen, geſchmackloſen Anzug; da waren alle Nationen und alle Stände vertreten, vom weißen Müller bis zum ſchwarzen Schornſteinfeger; da war der berühmte Türke, der ſeine Sclaven an der Kette führt; da war die ſchreckliche Maske, die über und über mit gefährlichem Zuckerzeuge behangen war; da ſpazirte der harmloſe Ofen, deſſen aufrecht ſtehendem Rohr ſüße Düfte entquollen, mit der kleinen Thür auf der hinteren Seite, die von neugierigen Masken geöffnet, aber eben ſo raſch wieder geſchloſſen wurde; da ſah man den kleinen, dicken Paſcha von drei Roßſchweifen mit dem ſo eigenthümlichen, breiten Geſichte und ſonſt noch eine Unmaſſe ſchöner und ſinnreicher Masken, deren ſich gewiß noch Mancher aus der damaligen Zeit erinnern wird. Und zwiſchen all' dieſen bunten, farbigen Anzügen bildeten die unzähligen hellen und dunkeln Dominos eine angenehme Abwechslung von Licht und Schatten. Dabei dröhnten die brauſenden Klänge der Muſikbanden durch den Saal; dabei ſah man an verſchiedenen Orten ſchwache Verſuche, auf einem winzig kleinen Platze eine Quadrille zu tanzen; dabei probirten heldenkühne Tänzer mit einer unglaublichen Ausdauer, ſich vermittels eines Galopps oder eines Walzers Bahn zu brechen durch die eingekeilten Menſchenmaſſen.

So ſehr ſich aber Rodenberg abmühte, um eine Spur der beiden Jagdpagen zu erblicken, ſo war das doch gerade ſo vergeblich, als wenn er nach einer Stecknadel geforſcht hätte, die zu Boden gefallen wäre. Walter erblickte er zuweilen in dem kleinen Kreiſe, den dieſer inmitten des Saales beſchrieb. Und wenn er auch von hier aus ſah, daß deſſen Theorie richtig war, ſo bemerkte er aber auch eben ſo gut,

daß die Gesuchten nicht in den Bereich des dort aufgestellten Spähers kamen.

„Ah, wilder Jäger, Dich habe ich lange gesucht!“ hörte er jetzt eine Stimme sagen und erblickte einen schwarzen Domino, der tiefer wie er stand und zu ihm aufschaute. Der Domino trug eine stahlblaue Gesichtsmaske und hatte eine Schleife von derselben Farbe an seiner Capuze. — „Du hast Dir nicht umsonst diesen erhöhten Standpunkt ausgesucht — sage mir, auf welch' edles Wild Du fahndest?“

Der Angeredete war recht im Zuge, eine verbrießliche Antwort zu geben, und erwiederte achselzuckend: „Mein lieber Domino, Du stellst eine indiscrete Frage an mich oder Du mußt mich für einen ungeschickten und leichtsinnigen Jäger halten, der sich ein Vergnügen daraus macht, dem ersten besten Unbekannten auf die Fährte seines Wildes zu helfen!“

„Der Erste bin ich wohl nicht, aber einer von den Besten, darauf kannst Du Dich verlassen, wenigstens im freundschaftlichen Gefühle für Dich, und wenn auch Deine Antwort nicht zuvorkommend ist, so muß ich Dir doch Recht geben und die Klugheit des Jägers bewundern; aber — wenn meine Frage nur so eine Frage gewesen wäre, wie man sie zur Einleitung eines Gespräches stellt, wenn ich dem Jäger sagen könnte, auf welches Wild er lauert?“

Rodenberg ließ seinen Blick abwärts gleiten auf den schwarzen Domino; doch sah er nichts, als das gewöhnliche Leuchten eines Augenpaares aus den Augenhöhlen der gänzlich ausdruckslosen Larve.

„Nun, soll ich Dir Dein Wild näher bezeichnen?“

„Wenn Du das könntest,“ erwiederte Rodenberg, „so müßte ich Dich allerdings mit einigem Interesse betrachten;

doch wirſt Du mir im anderen Falle nicht übel nehmen, daß ich Dir ſage: Du ſtiehlſt mir hier eine koſtbare Minute, indem Du meine Aufmerkſamkeit von Wichtigerem ablenkſt!"

„Von Wichtigerem und Schönerem, da haſt Du Recht; wogegen ich es für unrecht finde von Deinen beiden Jagdpagen, daß ſie ſich ſo hartnäckig Deinem Blicke entziehen — ſuchſt Du ein anderes Wild, Rodenſteiner? Antworte mir ehrlich."

„Beim Himmel, ich will ehrlich ſein und ja ſagen — allerdings ſuche ich nach meinen beiden Jagdpagen!"

„Nimm Dich in Acht, Rodenſteiner," fuhr der ſchwarze Domino fort, „daß dieſelben Dir nicht treulos werden und einen anderen Dienſt ſuchen!"

„Hätteſt Du vielleicht Luſt, ſie in den Deinigen zu nehmen?"

„Wer weiß!"

„Darüber könnte man reden!" ſagte Rodenberg haſtig, und indem er nicht unterließ, ſeine Blicke wie bisher über das Maskengewühl ſchweifen zu laſſen, ſetzte er hinzu: „Aber vor allen Dingen müßte man wiſſen, wo ſie ſich aufhalten."

„Das iſt allerdings ſchwer zu ſagen, denn ſie ſtreichen umher nach Art leichtſinniger Pagen; doch will ich Dir ſie ſuchen helfen."

„Ich danke Dir, uneigennützige Maske, oder knüpfſt Du vielleicht an dieſen Vorſchlag irgend eine Bedingung, wenn wir ſie finden?"

„Allerdings. Aber eine billige Bedingung — ich ſchlage Dir eine Theilung vor."

Rodenberg lachte laut auf; doch war es kein Lachen der Heiterkeit, vielmehr klang es recht ingrimmig hervor zwiſchen

den zuſammengebiſſenen Zähnen; dabei machte er eine Bewegung mit der Hand, welche der Domino mit der ſtahlblauen Maske recht gut für eine Abweiſung halten konnte, dieſes Geſpräch abzubrechen.

Doch ſchien die Maske hierzu keine Luſt zu haben, denn ſie näherte ſich ſo dicht als möglich dem wilden Jäger und flüſterte ihm zu: „Thuſt Du doch gerade, als ſeien die Jagdpagen Deine Sclaven und läge es in Deinem Belieben, ihre Kette länger oder kürzer zu machen — oder," fuhr er in einem auffallend luſtigen Tone fort, „geht die Kette vielleicht von ihnen aus und biſt Du am Ende der Gefeſſelte — armer Rodenſteiner!"

Der junge Maler wandte ſich raſch gegen jenen Domino mit einer heftigen Antwort auf der Zunge; doch dachte er an den Carneval, und die trotzdem noch ſehr ſpitzige Antwort, welche er geben wollte, wurde ihm abgeſchnitten durch die Worte einer vermummten Dame, die ſich gegen den ſchwarzen Domino wandte und ihm ſagte: „Ich hoffe, Du biſt ſo artig, um mir für eine halbe Stunde Deinen Arm zu reichen?"

„Ich fürchte, ich bin es nicht," gab die blaue Larve zur Antwort — „verzeihe mir, ſchöne Unbekannte, aber Du biſt vielleicht die Zwölfte, welche dieſes Verlangen an mich ſtellt — bei den erſten ſechs war ich allerdings galant, ohne jedoch beſonders dafür belohnt zu werden."

„Mit anderen Worten, ich komme alſo zu ſpät für Dich, was ich aufrichtig in Deinem Intereſſe bedaure — ich glaube in der That, Du wäreſt belohnt worden!"

„Vielleicht — vielleicht auch nicht; aber verzeihe mir,

Graf Alfons, ich achte Sie hoch, ich werde Ihren Edelmuth nie vergeſſen, aber ich verlange Ihr Ehrenwort, einen Schwur, bei Allem, was Ihnen heilig iſt, jetzt nicht zu ihm zu ſprechen! Aber dabei bitte ich Sie flehend, ihm nach Jahren meine Geſchichte zu erzählen, mein Herz offen darzulegen!“

„Anna!“ entgegnete der Graf und küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand, „Anna, Sie ſind grauſam, Sie thun Unrecht.“

„Schwören Sie mir, Graf Alfons! Es iſt wohl die letzte Bitte, die Sie mir in dieſem Leben erfüllen können.“

„Und nichts kann Sie in dieſem Entſchluſſe wankend machen?“ ſagte ſchmerzlich bewegt der Graf, „alſo nichts iſt im Stande, Ihren Sinn zu ändern?“

„Nichts, Graf Alfons! — Schwören Sie mir!“

„Ich ſchwöre es Ihnen!“

„Weder ihm ſelbſt von mir zu ſprechen, noch ihm durch einen Anderen von mir ſprechen zu laſſen, noch ihm in der Sache zu ſchreiben.“

„Ich ſchwöre es Ihnen feierlichſt.“

„So danke ich Ihnen herzlichſt, Graf Alfons,“ ſagte das Mädchen in unendlich weichem Tone. — „Leben Sie wohl, ich darf Sie meinen Freund nennen; beweiſen Sie mir dieſe Freundſchaft und gewähren Sie bald die Bitte jenes alten Mannes. Ich kann nicht eher ruhig ſein, bis ich weit, weit von hier bin!“

„Ich werde thun, was ich kann, Anna,“ antwortete Graf Alfons gerührt und reichte ihr zum Abſchiede die Hand. „Da ich es nicht vermag, Sie zurückzuhalten, ſo will ich Ihren Wunſch ſchleunigſt erfüllen. Sie haben Recht: was Sie thun wollen, muß ſchnell geſchehen. Schon morgen ſoll Benetti ſeine ehrenvolle Entlaſſung haben.“

Er geleitete das Mädchen ehrfurchtsvoll an die Thüre, und da wandte ſie ſich noch einmal um, reichte ihm ihre beiden Hände, die er feſt und innig drückte. Sie blickte ihm dabei forſchend in

führt, der ihm ſo prachtvoll von dem blauen Firmamente entgegenleuchtete, der aus dem Säuſeln jedes Blattes und aus dem Rauſchen des benachbarten Baches zu ihm ſprach, der ihm glänzend erſchien in jedem goldenen Sonnenſtrahle, der ihn anlächelte — aus Margarethens feuchten Augen.

„Ich danke Dir in meinem Namen und in dem meines Freundes!“

Dann wandte er ſich zu Margarethe und ſagte, glückſelig lächelnd, indem er ihre Hand ergriff: „Ich habe ein gewichtiges Recht, Sie Margarethe zu nennen, aus der Vergangenheit her, ja, ich habe auch das Recht, Ihnen gute Lehren zu geben und zu verlangen, daß Sie denſelben pünktlich nachkommen!“

„Gewiß, Herr Warren, ich bin ſo folgſam, als man es ſich nur wünſchen kann; jetzt aber wollen wir die Rollen umkehren, und Sie ſollen mir folgen, durch den Garten nämlich, damit Sie ſehen, wie ſchön er iſt, und erſt die Ausſicht vor dem Hauſe — o, Sie werden entzückt ſein!“

„Gut, ich folge Ihnen, aber vor allen Dingen zu Conchitta — ich habe Dringendes mit ihr zu reden!“

„A—a—a—ah,“ machte ſie in einem Tone des Erſchreckens, „das darf ich nicht — o, ich bin ſchon zu weit gegangen, daß ich Ihnen eingeſtanden, wer ich bin!“

„Aus einem ſo natürlichen Grunde, den Conchitta verſtehen und achten muß — wenn Sie mich nicht hinführen wollen, ſo kündigen Sie mich wenigſtens an und ſagen Sie, daß ich als Engländer eigenſinnig genug wäre, nicht eher fortzugehen, als bis ich ſie geſprochen: fügen Sie auch hinzu, daß ich mich im voraus allen Vorſchriften des Gehorſams

und des Stillſchweigens fügen werde, welche an dieſem zauberhaften Orte im Gebrauche ſind."

„Das will ich ihr ſagen und ſo raſch wie ich kann wieder hier ſein."

„Wenn Sie es erlauben und es nicht als Mißbrauch der mir bewilligten Gaſtfreundſchaft angeſehen wird, ſo darf ich vielleicht indeſſen mein Pferd, das mir ungeduldig zu werden ſcheint, in den Garten führen und dort bei dem Baumgange, wo es keinen Schaden thun kann, anbinden — ſo ein ledigeſ Pferd," ſetzte er lächelnd hinzu, „könnte hier oben auch möglicher Weiſe unnöthiges Aufſehen erregen."

Sie ertheilte ihm gern dieſe Erlaubniß, dann flog ſie dem Hauſe zu.

Er that, wie er ſo eben geſagt; er zog das Pferd durch die kleine Pforte und betrat mit ihm die Allee, die, wie wir ſchon früher bemerkt, in einem Halbkreiſe dem Landhauſe zuführte. Warum er nicht zum Anbinden den erſten und zweiten Baum wählte, oder den dritten und vierten, ſind wir nicht im Stande, genau anzugeben: vielleicht befand ſich dort in der Nähe ein Blumenbeet, dem die Hufe des Pferdes hätten Schaden thun können, genug, er ſchritt, den Zügel im Arme, langſam vorwärts und blieb erſt an der Biegung der Allee, aber dann ſehr plötzlich ſtehen, als er eine Dame auf ſich zukommen ſah, die er augenblicklich erkannte. Es war Conchitta; aber wie prächtig hatte ſich das junge Mädchen von damals in dieſen Jahren entwickelt: ſie ſchien gewachſen zu ſein, ihre Geſtalt, die voller geworden war, hatte etwas außerordentlich Vornehmes und Edles, die krankhafte Bläſſe von einſtens war von ihren Zügen gewichen und dieſe, ohne von ihrer außerordentlichen Schönheit etwas verloren zu

Anblick der weißen Maske das Blut ins Geſicht — doch ich bin thöricht — warum ſollte er nicht andere kleine Engagements hier haben?"

Kaum hatte Rodenberg den warmen Druck ihrer kleinen Hand verſpürt, ſo konnte er es nicht unterlaſſen, ihre zierlichen Finger ſanft gegen ſeine Bruſt zu drücken, zu ihr zu ſagen: „O, Juanita, wie glücklich bin ich, Sie endlich gefunden zu haben!"

„Wer iſt dieſe Juanita?" fragte der weiße Domino in einem recht natürlichen Tone.

„Dieſe Juanita," gab er in einem Tone zur Antwort, in welchen er die ganze Seligkeit ſeines Herzens zu legen verſuchte, iſt ein ſeltſames Weſen, halb guter Engel, halb böſe Fee, eine wunderbare Künſtlerin; eben ſo gut, ſo herzlich, ſo lieb wie hartherzig, böſe und launiſch — dieſe Juanita iſt ein Weſen, das mich ſchon unendlich glücklich und auch wieder namenlos unglücklich gemacht hat, ein Weſen, das ...."

„Halt, halt, wilder Jäger, Du ſchilderſt mir da ein kleines Ungeheuer! Reden wir nichts mehr über dieſe Juanita."

„O, ſchöne Maske, laß mich von ihr reden — ich traue Dir ein fühlendes Herz zu und möchte mit Dir über Juanita ſprechen — Alles, Alles, wie es mein Herz erfüllt, was ich ihr vielleicht doch ſelbſt niemals ſagen kann!"

„Das könnte gefährlich werden, wilder Jäger!"

„Unbeſorgt — in Juanita's Herz werden meine Worte ja doch nicht dringen, wie ich fürchte, und doch muß ich ſie ausſprechen, damit meine Bruſt nicht zerſpringt!"

„Und warum das? Ich kenne dieſe Juanita nicht!"

„Deſto beſſer, ſo kannſt Du unparteiiſch urtheilen — o, wie ich ſie liebe, dieſe Juanita, wie ich ſie liebe und fürchte, meine Sirene, meine Waldſee — ah, und ſie weiß, daß ich ſie liebe!“

„In der That, weiß ſie das?“ fragte der Domino in einem ſehr heiteren Tone — „ich meine, es muß ſie ſtolz machen, ſich vom wilden Jäger geliebt zu wiſſen, wenn ſie anders Neigung hat für eine eben ſo berühmte als außerordentliche Geſellſchaft!“

„Ja, ſie liebt eine ſolche phantaſtiſche Geſellſchaft — iſt ſie doch aus gleichem Blute entſproſſen, dieſe böſe Waldſee, welche den armen Sterblichen erſcheint, um ihre Sinne zu verwirren, die in den wunderbarſten Tönen zu ſingen verſteht — ach, ein Geſang, der unſer Herz verzehrt und uns elend macht! Sie iſt eine neckende Fee, die uns an ſich feſſelt durch die Erinnerung an ihre wunderbare Schönheit, an ihren Geiſt und an ihre Liebenswürdigkeit, und die uns von ſich abhängig erhält, indem ſie uns verzauberte Epheublätter ſchenkt, die uns gefeſſelt halten an ſie, an ſchöne, vergangene Stunden, und die unſere höchſte Seligkeit darin beſtehen läßt, daß wir uns zurückträumen dürfen in den duftigen Wald, wo wir ſie zum erſten Male geſehen!“

Sie antwortete nicht, doch fühlte Rodenberg mit Entzücken den leichten Druck ihrer feinen Finger auf ſeinem Arme, und er bat:

„O, Juanita, ſage nur ein einziges liebes, freundliches Wort zu mir — ich weiß ja, daß Du es biſt, die an meiner Seite geht! Aber wir haben in den letzten Tagen ſo viel mit Zaubereien geſpielt, ſo viel Umgang gehabt mit phantaſtiſchen, dämoniſchen Geſtalten, ja, mit dem Tod und dem

Teufel verkehrt, daß es am Ende kein Wunder wäre, wenn irgend ein ſchattenhaftes Weſen, um mich noch mehr zu quälen, Deine Stimme angenommen hätte!"

„In dem Falle würde dieſes ſchattenhafte Weſen ja mit der Stimme Juanita's fortreden können, und Du hätteſt auch mit irgend einem zuſtimmenden Worte nichts gewonnen!"

„O doch — es gibt ein Wort, das derartige Weſen eben ſo wenig auszuſprechen vermögen, als ſie im Stande ſind, den Anblick des Kreuzes zu ertragen!"

„Auf dieſes Wort wäre ich in der That begierig!"

„O, es ſind die Worte, die ich Dir tauſendmal wiederholen möchte, die Worte: ‚ich liebe Dich!' — welche von Deinen Lippen zu hören mich zum ſeligſten Menſchen machen müßten — und Du biſt ſie mir ſchuldig, dieſe Worte, Juanita, als eine Belohnung für die Kälte, mit der Du mich heute Abend entlaſſen!"

„Schade, daß Dich Juanita nicht hört, wilder Jäger, aber wenn ich je ihre Bekanntſchaft machen ſollte, ſo verſpreche ich Dir, ihr Deine Worte zu wiederholen, ja, wenn es mir möglich iſt, eben ſo herzlich, eben ſo innig und mit dem ganzen Tone der Wahrheit, der durch Deine Worte zittert — vielleicht fühlt ſie dadurch ihr hartes Herz erweichen und ſagt Dir, wenn ſie Dich wiederſieht: ‚Arthur, ich liebe Dich!'"

„O, Juanita, Juanita!" ſagte er in einem gedämpften Tone, aber dabei mit einer ſolchen Heftigkeit und unverkennbaren Anſtrengung, dieſe Heftigkeit zu unterdrücken, daß ſie deutlich fühlte, wie ſein Arm, mit dem er den ihrigen an ſich preßte, zitternd bebte — „könnte ich Dir doch mit

Worten die Seligkeit ausdrücken, die mein Herz erfüllt — o, dürfte ich vor Dir niederfallen und den Saum Deines Kleides küssen!"

„Wilder Jäger, wilder Jäger," gab sie ihm leise zur Antwort, „diese Worte höre und verstehe ich, auch ohne daß Du es ausdrückst! Aber für Deinen Schrei muß ich mich bedanken — wir erregen so schon Aufsehen genug bei den uns Begegnenden, und da ich von Vielen, die mich hier kennen, unerkannt bleiben möchte, so erfülle meine Bitte und verlaß mich für eine kurze Zeit!"

„O, Juanita, das spricht wieder die grausame Waldfee!"

„Ja, sie spricht es," erwiederte sie in ernstem Tone, „und verlangt Gehorsam. Du weißt, daß ich Dich nur in dem Falle wiedersehen darf, wenn Du meine Bedingungen erfüllst."

„Diese grausamen Bedingungen — und wann sehe ich Dich wieder?"

„Stellen wir's dem Zufalle anheim!"

„O nein, Juanita, nicht das!" bat er herzlich — „ich habe es heute Abend schon erfahren, wie uns der Zufall zum Besten haben kann! Suchte ich Dich doch unter einer anderen Maske schon lange rastlos, ehe ich das Glück hatte, Dich zu finden!"

„Und daß Du mich fandest, dafür sei dem Zufalle dankbar!"

„Im Gegentheile — der Zufall führt uns nicht zusammen — Du warst so unendlich lieb, mich aufzusuchen!"

„Deine Einbildungskraft ist stark, wilder Jäger — doch trennen wir uns jetzt und forsche mir nicht nach, denn Du

weißt aus Erfahrung, wir Feen des Waldes können das nicht leiden!“

„Gut, ich forſche Dir nicht nach; aber wo ſehe ich Dich heute Abend wieder?“

„In einer Stunde auf derſelben Stelle, wo ich Dich gefunden.“

„Ich danke Dir, Juanita!“

Sie hatte ihre Hand aus ſeinem Arme gezogen und war im nächſten Augenblicke im Gewühle der Masken verſchwunden.

Rodenberg blieb tief aufathmend ſtehen und hörte jetzt erſt wieder, wie gewaltig die Klänge der Muſik durch den Saal brausten, wie die Masken rings um ihn her lachten, plauderten und mit verſtellten Stimmen fragten und antworteten. Jetzt erſt bemerkte er wieder den gewaltigen und rauſchenden tollen Strom, in dem er ſich nun auf einmal vorkam, wie der Schiffer ohne Compaß und Steuer auf wildem Meere.

Der ſchwarze Domino mit der ſtahlblauen Larve hatte den wilden Jäger mit der weißen Vermummten am Arme kaum verſchwinden ſehen, denn ſeine Aufmerkſamkeit war in dieſem Augenblicke auf eine ſchwarze Maske mit derſelben ſtahlblauen Larve gerichtet, welche ſich alle Mühe gab, raſch durch das Maskengewühl zu ihm zu gelangen. Endlich hatte ſie ihn erreicht und ſagte, mühſam Athem ſchöpfend: „Das iſt doch auf Ehre ein räuberhaftes Gedränge!“

„Haben Sie die beiden Masken gefunden?“ rief ihm der Andere haſtig entgegen.

„Schon mehrere Male, aber eben ſo oft verſchwanden ſie mir auch wieder.“

„Und jetzt?“

„Sitzen sie in der Laube hinter der kleinen Fontaine, die das Eau de Cologne spendet.“

„Ich danke Ihnen! Wenn ich sie nur dort noch finde — ich will auf dieser Seite des Saales zu ihnen zu gelangen suchen; nehmen Sie die andere Seite für den Fall, daß sie ihre Wanderung fortsetzten.“

„Unbesorgt; sie scheinen ermüdet und wollen ein wenig ausruhen.“

„Wenn wir sie finden, thun wir nach unserer Verabredung!“ rief der, welcher vorhin mit Rodenberg gesprochen, und verschwand hierauf sogleich zwischen den Masken.

XXXVI.

„Seht der Masken froh Gewimmel!“

Es war keine Kleinigkeit, den ungeheuren Saal mit einiger Schnelligkeit zu durchmessen, denn es war unmöglich, gerade vorwärts zu kommen; bald rechts, bald links die kleinste Lücke benutzend, traf der schwarze Domino jeden Augenblick auf förmliche Maskenknäuel, die er in einem Bogen umgehen mußte, wurde auch hin und wieder durch eine lange Reihe Harlequins und Pierrots, die Arm in Arm daher kamen, nicht nur aufgehalten, sondern eine weite Strecke zurückgedrängt, ehe er an ihnen vorüberschlüpfen konnte; und dabei hatte die stahlblaue Larve in kurzer Zeit so total ihre Richtung verloren, daß sie auf einmal zu ihrem großen Aerger an den beiden Springbrunnen mit dem gewöhnlichen Wasser stand und nun fluchend sich noch einmal durch den ganzen Saal kämpfen mußte.

Endlich erreichte er die kleine Fontaine und sah dort zu seinem großen Vergnügen den andern schwarzen Domino, mit dem er vorhin gesprochen, neben den beiden Jagdpagen sitzen. Seine Schritte hatte er bedeutend gemäßigt, um nicht durch hastiges Hinzueilen eine unnöthige Aufmerksam-

keit zu erregen — ja, ehe er vollends näher trat, betrachtete er den kleinen Springbrunnen, beugte ſich auch einen Augenblick über den Rand deſſelben, um den ſüßen Duft des wohlriechenden Waſſers einzuathmen; dann erſt näherte er ſich, die Drei mit einem raſchen Blicke überſchauend, und ſagte, ſich zu dem der zierlichen Pagen wendend, unter deſſen Jagdbarrett dunkles, glänzendes Haar hervorquoll: „Wenn es dem liebenswürdigen Jäger nicht unangenehm iſt, ſo darf ich mir vielleicht erlauben, einen Augenblick an ſeiner Seite Platz zu nehmen?“

Der andere ſchwarze Domino hatte beim Herannahen ſeines Ebenbildes dem Jagdpagen mit blonden Locken, neben dem er ſaß, etwas ins Ohr geflüſtert, worauf dieſer ſagte: „Wir ſind nicht ſo egoiſtiſch, einen Sitz für uns allein in Anſpruch nehmen zu wollen, der noch für Andere Raum bietet.“

„Ach, und welche Wohlthat Sie mir dadurch in jeder Hinſicht erweiſen!“ entgegnete die ſtahlblaue Larve, ſich neben den Pagen mit dem ſchwarzen Haare niederlaſſend. „Und auch Sie mißgönnen mir dieſes Plätzchen nicht?“ fragte er den letzteren.

Dieſer ſchüttelte den Kopf und antwortete mit einer offenbar und ſehr geſchickt verſtellten Stimme: „Gewiß nicht, es wäre grauſam, einen Ermüdeten um ein Haus weiter zu ſchicken!“

„Und woher weißt Du, ſchöner Jagdpage, daß ich müde bin?“

„Weil ich es geſehen, wie raſtlos Du den Saal durchſuchte, wie Du bald hier, bald dort warſt. Haſt Du endlich gefunden, was Dich ſo in Unruhe ſetzte?“

die Augen, ſie hatte noch etwas auf dem Herzen, doch brachte ſie eine Zeit lang kein Wort hervor. Endlich ſagte ſie aber mit ganz leiſer Stimme, während ſich ihre Augen abermals mit Thränen füllten: „nicht wahr, Graf Alfons, er liebt mich noch? — Sie müſſen das wiſſen. Liebt er mich noch wie damals? hat er keine Ahnung, wer ich war? Steht mein Andenken noch rein und unbefleckt in ſeinem Herzen?“

„Gewiß, Anna!“ ſagte der Graf tief ergriffen, „gewiß, er liebt Sie wahr und innig wie damals. Es wäre ſein höchſtes Glück, Sie zu finden, und deßhalb ſollten Sie nicht ſo feſt auf Ihrem Entſchluſſe beſtehen!“

„Das iſt Alles vorbei,“ erwiderte ruhig das Mädchen; „wie danke ich Ihnen, Graf Alfons, für Alles, was Sie mir heute geſagt. — Leben Sie wohl! wir ſehen uns wohl niemals wieder.“ „Dabei zog ſie ihren Schleier über das Geſicht, winkte dem Grafen mit der Hand, er möge zurückbleiben, und verſchwand in dem Z[illegible]immer.

Gra[illegible]ons ſchritt eine Zeit lang heftig im Zimmer auf und ab: ihn beſchäftigte lebhaft das Schickſal jenes armen Mädchens. Aber er konnte nichts für ſie thun, er konnte ihr in keiner Weiſe helfen. Er hatte ihr ja geſchworen, nichts von ihrem Aufenthalte zu ſagen, weder direkt an ihn, noch durch eine dritte Perſon, noch ſchriftlich. Die Hände waren ihm vollkommen gebunden. Mißmuthig warf er ſich in ſeinen Schreibſtuhl und blickte lange Zeit gedankenlos in die Papiere vor ihm, ohne ſich mit deren Inhalt zu beſchäftigen. Er verſank in tiefe Träumereien; bald wollte er ſie ſchriftlich um eine zweite Unterredung bitten, bald wollte er ſeinen Wagen verlangen, um zum alten Benetti hinaus zu fahren. Aber alle dieſe Projekte verwarf er wieder als unausführbar, und nach langem Nachſinnen nahm er das Schreiben des alten Italieners, ſchrieb dazu einige flüchtige

„Ja — ich glaube, es gefunden zu haben — doch was Du ſo eben geſagt von meinem raſtloſen Erſcheinen bald hier und bald da, ſo haſt Du nicht vollkommen Recht. Wie Du ſiehſt, iſt mein Freund dort in ganz gleicher Tracht, und da haſt Du beide Perſonen für Eine genommen."

„Gewiß nicht; Deinen Freund habe ich früher eben ſo gut bemerkt, wie jetzt, und Euer Anzug iſt allerdings ziemlich gleich, doch würde ich Dich als den echten Prinzen unter Tauſenden heraus kennen."

„A—a—a—ah!" machte die ſtahlblaue Larve mit dem unverkennbaren Ausdrucke höchſter Ueberraſchung und ſetzte in ſehr freundlichem Tone hinzu: „Ich wollte, Du könnteſt ſehen, ſchöner Jagdpage, wie ich erſtaune; aber," fuhr er leiſe fort, „wie ſehr ich mich freue, Dich endlich gefunden zu haben, kannſt Du wohl am Klange meiner Stimme entnehmen!"

„So haſt Du alſo mich geſucht?" fragte der Jagdpage, und als er jetzt ſeine rothe Halbmaske gegen den Anderen wandte, bemerkte dieſer deutlich das Leuchten eines glänzenden Augenpaares. — „Und es war nicht Ermüdung oder Zufall, was Dich an meine Seite geführt?"

„Dieſe Frage iſt eigentlich unverzeihlich, entzückt mich aber wieder durch ihre liebenswürdige Coquetterie. Ja, ich habe Dich geſucht, ſchöner Page, und jetzt, da ich Dich gefunden, empfinde ich erſt, daß dieſer ſonſt an ſich ſo langweilige Maskenball ganz außerordentlich reizend iſt, daß ich anfange, mich göttlich zu amuſiren, und daß ich auf dem beſten Wege bin, meine Wette zu gewinnen!"

„Welche Wette, mein edler Prinz?"

„Die Wette, die wir vor ein paar Tagen eingingen, entzückende Spanierin!“

„Ich wiederhole meine Frage: welche Wette?“

„Du erinnerst Dich nicht?“

„Nein, mit dem besten Willen!“

„Obgleich der Vorschlag von Dir ausging, Du wolltest auf diesem Maskenballe dreimal mit mir reden, und wenn ich Dich nicht erkennen würde, hätte ich meine Wette verloren!“

„Und wenn dem so wäre, wenn ich mich vielleicht erinnerte, was folgte daraus?“

„Daß Du Deine Wette verloren hättest. Ich habe jetzt zum ersten Male das Glück, mit Dir zu reden, und habe Dich gleich erkannt — erlauben Sie mir, daß ich Ihre Hand küsse, Donna Juanita!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, hatte er die zierlichen Finger des Jagdpagen ergriffen und einen recht warmen Kuß auf die kleine Stelle seines Armes gedrückt, die zwischen Handschuh und Aermel sichtbar war.

Der andere schwarze Domino hatte in diesem Augenblicke zu dem blonden Jagdpagen gesagt: „Finden Sie nicht, mein Freund, daß es bei dieser trichinenhaften Hitze köstlich wäre, ein Glas kühlen Champagners zu trinken? Kommen Sie, geben Sie mir Ihren Arm, und was Ihren Gefährten anbelangt, so können Sie sicher sein, wir finden ihn bei unserer Rückkehr hier oder anderswo wieder.“

Der Jagdpage mit dem schwarzen Haare, von welchem die Rede war, wandte sich bei diesen Worten an seinen Gefährten, als wollte er bitten, ihn nicht allein zu lassen; doch schien Ein Wort zu genügen, ihn förmlich zu beruhigen,

worauf die beiden Anderen nach der Richtung des Buffets zu verſchwanden.

„Ziehen Sie es nicht vor, noch einen Gang durch den Saal zu machen, ſtatt hier ſitzen zu bleiben und von allen Vorübergehenden angegafft zu werden?“

„Wie Sie wollen!“

Die ſtahlblaue Larve erhob ſich raſch und ſchien es kaum erwarten zu können, bis der zierliche Jagdpage ſeinen Arm in den ſeinigen legte; dann gingen ſie mit einander fort, worauf jener ſich durchaus keine Mühe zu geben ſchien, das Gedränge zu vermeiden, im Gegentheile das dichteſte Gewühl aufſuchte, dann aber die zärtlichſte Sorgfalt entwickelte, um die feine Figur vor jeder unſanften Berührung zu bewahren, wobei er bald deren Arm feſt an ſich drückte, bald ſeine Hand um deren ſchlanke Taille legte; ein unnennbar angenehmes Gefühl durchſtrömte ihn dabei, und um ſo mehr, da er wohl fühlte, wie ſich ſeine Gefährtin nicht durch ſcheues Zurückweichen undankbar für die innige Sorgfalt erwies, mit der er ſie führte.

„Ah, Juanita,“ ſagte der ſchwarze Domino endlich, als ſie an der anderen Seite des Saales eine etwas ruhigere Stelle erreicht hatten, „wie glücklich macht mich dieſe Begegnung und wie dankbar bin ich Ihnen für die Erlaubniß, Sie geleiten zu dürfen!“

„Ein Geleite, das Sie mit eben ſo viel Umſicht als Sorgfalt ausführten, das iſt nicht zu läugnen,“ gab der Jagdpage heiter zur Antwort — „wenn ich aber nicht Juanita wäre?“

„O, Du biſt's, laß jetzt Deine Neckereien, ſei gut und geſtehe mir zu, daß ich meine Wette gewonnen!“

„Und wenn Du Deine Wette verloren hätteſt?“

„Unmöglich — nimm Deine Maske ab, laß mich Deine ſchönen Züge ſehen und läugne dann noch, daß Du nicht Juanita biſt!“

„Ich nehme gar keinen Anſtand, Dein Verlangen zu erfüllen,“ ſprach der Jagdpage, indem er die Hand an ſeine Larve legte, „und da ich Dich, ſchwarzer Domino, genau kenne, ſo verlange ich nicht einmal, daß Du Dich ebenfalls demaskirſt. Fühlſt Du Dich wirklich ſtark genug, eine furchtbare Enttäuſchung zu ertragen?“

„Ich bitte nur, dieſe Larve ſo raſch als möglich zu entfernen, damit ich endlich Deine ſchönen Züge ſehe!“

„Wohlan denn — Du zwingſt mich!“

Es iſt bei ähnlichen Demaskirungen vorgekommen, daß man nach Entfernung der Larve ein ſolides, erhitztes Mädchenantlitz zu ſchauen glaubte und in alternde Züge blickte, welche uns die glühende Röthe ins Geſicht trieben, wenn wir an all' die ſüßen Worte dachten, vermittelſt deren wir dieſen unangenehmen Zeitpunct herbeigeführt — unangenehmer noch aber erging es dem ſchwarzen Domino mit der ſtahlblauen Larve; denn unter der Maske des Jagdpagen erſchien das ziemlich gewöhnliche Geſicht eines jungen, ſchmächtigen Menſchen, deſſen, wenn auch unbedeutender Anflug von Bart ſo abſchreckend auf den Anderen zu wirken ſchien, daß ſich dieſer, ohne ein Wort zu erwiedern, umwandte und in der größten Eile unter den Masken verſchwand.

Der wilde Jäger hatte, nachdem ihn der weiße Domino verlaſſen, ſeine Wanderung durch den Saal, ohne Zweck und Ziel, wieder aufgenommen; dabei hatte er im Vorbeigehen zu Walter geſagt, er ſolle ſich keine Mühe mehr geben, die

beiden Jagdpagen ausfindig zu machen, denn er habe ſchon mit ihnen geſprochen, worauf der ehemalige Drache Griesgram den Arm des Rodenſteiners genommen und mit ihm davongeſchlendert war, natürlicher Weiſe, dem Drange ſeines Herzens folgend, zu einem der Buffets in den Nebenſälen.

„Da haben wir ja, was wir geſucht,“ ſagte Walter, als ſie näher traten, „dort ſteht einer Deiner Jagdpagen und trinkt ein Glas Champagner, das heißt, eigentlich trinkt er nicht, ſondern nippt nur daran nach Frauenzimmer Art, was ich auch begreiflich finde.“

„Ich nicht,“ ſagte Rodenberg lachend; „der gehört ſo wenig zum ſchönen Geſchlechte, wie Du und ich! Mich freut es nur, die ſtahlblaue Larve bei meinem Jagdpagen wieder zu finden — er hat nicht minder nach demſelben geſucht, wie ich ſelber. — Ah, ſchwarzer Domino,“ fuhr er, an das Buffet tretend, fort, „ich gratulire Dir, Du haſt Deinen Zweck erreicht!“

„So halb und halb,“ entgegnete jener; „aber ich habe es da mit einer ſtummen Perſon zu thun, ſie ſpricht nicht und trinkt nicht.“

„Den blonden Locken nach iſt's Rüding,“ flüſterte Walter ſeinem Freunde ins Ohr.

„Möglich, doch würde der ſprechen und trinken.“

„Ich werde mit ihm anſtoßen und ihm dabei ein paar Schmeicheleien ſagen, die er nicht unbeantwortet läßt — laß Du nur Champagner kommen.“

Der Wein kam und ſchäumte in den Gläſern.

„Auf Dein Wohl, meine blaue Larve,“ ſagte der wilde Jäger, „und auf das Deines Doppelgängers, denn Ihr

ſeid Eurer Zwei und verfolgt wohl Beide den gleichen Zweck, der Eine, um mich waidgerecht auszudrücken, als Treiber, der Andere als Schütze — welchen habe ich vor mir?"

Der ſchwarze Domino ſtieß mit dem Rodenſteiner luſtig an, worauf er erwiederte: „Daß die Treiberei ein räuberhaftes Vergnügen iſt, deſſen kann ich Sie verſichern!"

„Ah, Major Werdenberg — ich freue mich, Sie hier zu finden! Wollen Sie aber nicht bei der Hitze die Larve ablegen?"

„Ich darf ja nicht," gab der Adjutant Seiner Hoheit in klagendem Tone zur Antwort, „ich muß ja vorſtellen, was ich nicht bin, um das nicht zu ſein, was ich vorſtelle; und dabei ennuyire ich mich wie ein Mops — ſcheußlich, auf Ehre — ganz immens trichinenhaft!" — Aber wo iſt mein Jagdpage geblieben? Hol' mich der Teufel, er iſt verſchwunden!"

Allerdings war er verſchwunden, und das bemerkte jetzt auch Walter zu ſeinem großen Bedauern, als er nach dem vierten Glaſe endlich anfangen wollte, dem vermeintlichen Rüding einige Schmeicheleien zu ſagen.

Rodenberg ſagte lachend: „Das ſoll Sie nicht beunruhigen — oder hatten Sie Auftrag, ihn zu hüten?"

„Allerdings hatte ich das, da mein Doppelgänger mit dem andern Jagdpagen unterwegs iſt. Jener trug eine rothe Larve und hatte dunkles Haar. Das iſt mir ein ſauberes Vergnügen, wenn man ſogar auf dem Maskenballe ſeinen Dienſt verſehen muß! Ich will nur wenigſtens an den Platz zurückgehen, wo wir die beiden Jagdpagen gefunden."

„Und das war?" fragte der wilde Jäger.

„An der kleinen Fontaine.“

„Aber zuerſt wollen wir unſern Champagner in aller Gemüthsruhe trinken, und dann helfen wir Beide Ihnen den Flüchtling einfangen.“

Darauf tranken ſie ihren Champagner und kehrten alsdann in erheiterter Stimmung wieder in den Saal zurück, wo ſie ſich mit dem Verſprechen trennten, den leichtſinnigen Jagdpagen, ſobald ſie ihn gefunden, nach der kleinen Fontaine zurückzubringen.

Sich hierauf ſo gut es gehen wollte, durch das Gewühl, welches immer noch zuzunehmen ſchien, wendend, blieb der wilde Jäger plötzlich wie angewurzelt ſtehen, änderte alsdann ſeine Richtung und ſtürzte einem weißen Domino nach, der wenige Schritte vor ihm aufleuchtete, um eben ſo raſch wieder zu verſchwinden — jetzt ſah er ihn wieder und bemerkte, wie derſelbe durch eine Schaar Hanswürſte aufgehalten wurde, und als die Maske, um ihnen zu entgehen, ſich umwandte, entdeckte er mit Entzücken an der Seite ihrer Capuze das Epheublatt.

Ohne Schonung Alles, was ſich in ſeinem Wege befand, auf die Seite drückend, hatte er in Kurzem den weißen Domino erreicht, und ſich an ſeine Seite drängend, ſagte er ihm flüſternd: „Obgleich die Stunde noch nicht verſtrichen iſt, ſo wirſt Du mir doch erlauben, ſchöne Maske, Dir ein freundliches Wort zuzuflüſtern, ſchon aus Erkenntlichkeit wegen meines muſterhaften Gehorſams, denn ich bin Dir nicht gefolgt, ich habe Dir nicht nachgeforſcht!“

„Was Du mir da ſagſt, verſtehe ich nicht,“ gab der weiße Domino in einem leiſen, faſt flüſternden Tone zur Antwort.

„O, ſei ſo gut, es zu verſtehen!“

„Mit Vergnügen, wenn ich könnte; aber ich wiederhole Dir, ich bin nicht im Stande, es zu thun — ich kenne Dich nicht!“

„Ah, Du kennſt mich nicht? Haſt mich auch wohl heute noch nicht geſehen?“

„O ja, wilder Jäger, ich ſah Dich heute ſchon und ſah Dich gern!“

„Für dieſes Wort danke ich Dir; aber verſtehen willſt Du mich nicht?“

„Ich kann nicht!“

„Ah, ſtrenge Waldfee, ich ſehe wohl, Du haſt große Luſt, mich dafür zu beſtrafen, daß ich Dir in den Weg getreten bin, ehe die mir beſtimmte Friſt abgelaufen war!“

„Wohl möglich!“

„Nun gut, ich verlaſſe Dich, aber zum Zeichen, daß Du mir verziehen, reiche mir Deine Hand!“

Das that denn auch der weiße Domino, ja, er litt es ſogar, daß der wilde Jäger dieſe Hand an ſeine Lippen drückte und dann ſtehen blieb, um der davoneilenden Maske lange nachzuſchauen.

Im nächſten Augenblicke aber feſſelte etwas Anderes ſeine Aufmerkſamkeit in ſo heiterer Art, daß er ſich eines Lächelns nicht enthalten konnte, denn er ſah einen der beiden ſchwarzen Domino's in ſeiner ſtahlblauen Larve, gewiß den räuberhaften Adjutanten, wie eine Rakete an ſich vorbeiſchießen und verſchwinden — vergeblich rief er ihm nach; jener ſetzte in höchſter Eile ſeinen Weg fort, bis er den weißen Domino erreicht, mit dem der wilde Jäger ſoeben geſprochen und deſſen Hand er geküßt.

„Halt, ſchöne Maske,“ ſagte er alsdann; „einmal war ich ſo unverantwortlich verblendet, Deinen Arm nicht anzunehmen, als Du ihn mir freiwillig boteſt, doch ſei gnädig, verzeihe mir, ich bin furchtbar dafür beſtraft worden!“

„Du irrſt Dich, ſchwarzer Domino,“ gab die vermummte Dame in ſehr leiſem Tone zur Antwort, „ich habe Dir nie meinen Arm angeboten!“

„Sei gut und läugne nicht; Du boteſt mir Deinen Arm an, dort an jener Stelle, vor nicht langer Zeit, und als ich ihn leider ablehnte, da ich Dich in einer andern Geſtalt ſuchte, ſo beglückteſt Du den wilden Jäger und erlaubteſt ihm, Dich zu begleiten!“

„Ich ſage Dir, Du irrſt Dich!“

„Gut, ich will mich denn geirrt haben; aber ſei ſo freundlich und reiche mir Deinen Arm, damit ich meine Unart gegen Dich wenigſtens in etwas wieder gut machen kann — willſt Du?“

„Warum nicht?“ ſagte die weiße Maske; „obgleich ich Dir wiederhole, daß Du Dich täuſcheſt!“

Dieſes Mal aber war die ſtahlblaue Larve ihrer Sache gewiß; hatte doch auch ſie vorhin das kleine Epheublatt bemerkt, das ſie jetzt an der Capuze wiederſah. Doch war der ſchwarze Domino, in Erinnerung an den unangenehmen Vorfall von vorhin, ſo klug geworden, mit ſeiner Hand die Finger des weißen Domino's zu faſſen und dadurch zu der feſten Ueberzeugung gelangt, daß er es dieſes Mal mit einer Damenhand zu thun habe, ja, mit einer kleinen, feinen Damenhand.

„Grauſame Juanita,“ ſagte er, an ihrer Seite gehend, „war es wohl recht, mich für meine Ablehnung ſo entſetzlich

zu bestrafen? — Fühlen Sie keine Reue darüber? — Wollen Sie mir nicht ein freundliches Wort sagen, das mich tröstet, mir kein Wort der Erwiederung gönnen, nicht einmal einen Ihrer schönen, süßen Blicke?"

„Ich wüßte nicht, warum ich Sie ansehen sollte, noch viel weniger, was ich Ihnen zu erwiedern hätte!"

„O, Sennora, das ist mehr als grausam, das ist verletzend, hart — Sie wissen ja, wer mit Ihnen spricht — Ihr bewußter Anhänger und Verehrer — Ihr Sclave, wenn Sie wollen!"

„Wenn ich Sie aber versichere, daß ich nicht weiß, wer Sie sind!" gab der weiße Domino mit lauterer Stimme zur Antwort und dadurch in einem so natürlichen Tone derselben, daß die stahlblaue Larve mit einer fühlbaren Bestürzung stehen blieb und seine Begleiterin, ohne zu reden, ein paar Secunden lang anstarrte.

„Sie wissen in der That nicht, wer ich bin? Sie hätten keine Ahnung davon?"

„In der That, ich weiß es nicht!"

„Das ist derselbe weiße Domino — das ist das kleine Epheublatt — es ist dieselbe vermummte Dame, mit der der wilde Jäger noch eben so angelegentlich gesprochen," dachte der schwarze Domino, dann sagte er laut: „Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?"

„Warum nicht, wenn ich kann!"

„Wollen Sie sich einen Augenblick demaskiren, sobald ich meine Larve abnehme?"

„Ich habe keinen Grund, Nein zu sagen!"

„So ersuche ich Sie darum ... — Ach, ich bitte um Vergebung — so etwas ist mir noch nie begegnet!"

bevorwortende Zeilen, ſiegelte dieſen Brief zu und klingelte dem Bedienten.

Der gereiste Lakai trat herein.

„Dieſer Brief wird ſogleich beſorgt!“ ſagte der Intendant, „aber augenblicklich, er darf keine Minute mehr im Hauſe bleiben. — War Jemand da?“

„Niemand als der junge Herr, der häufig zum Herrn Grafen kommt. Er erfuhr im Vorzimmer, daß der Herr Graf beſchäftigt ſeien und ließ dieſe Karte zurück.“

„Charles,“ ſagte der Graf leiſe vor ſich hin, „er war ihr ſo nah und doch ſo fern! — Wo iſt Amadäus? Wenn er ſich im Hauſe befindet, ſoll er gleich zu mir kommen!“

Auf dieſe Frage hin machte der gereiste Lakai ein äußerſt verſchmitztes Geſicht und verzog die Mundwinkel zu einem ſo komiſchen Grinſen, daß Graf Alfons, der zufällig aufblickte, gezwungen war, nach der Urſache dieſes ſonderbaren Lächelns zu fragen.

„Der Herr Haushofmeiſter,“ ſagte der Lakai, „wartete lange im Vorzimmer, bis die Dame, welche beim Herrn Grafen war, herauskam.“

„Bis jene Dame, welche eben bei mir war, herauskam?“ wiederholte aufmerkſam Alfons.

„Ja wohl, Herr Graf. Dann —“

„Nun dann? — Weiter!“

„Dann riß der Herr Amadäus ſeine Augen entſetzlich weit auf, wie er zuweilen thut, wenn er Geſpenſter ſieht.“

„Weiter, weiter!“

Die Dame eilte ſehr ſchnell an uns vorbei die Treppen hinab und der Herr Haushofmeiſter“ — hier grinste der Lakai abermals —

„Nun, was that er?“ fragte haſtig der Graf in der höchſten Erwartung.

Wenn auch die ſtahlblaue Larve dieſes Mal nicht auf ſo unangenehme Art enttäuſcht wurde, wie vorhin — denn aus der weißen Capuze ſchaute ihm ein friſches, allerliebſtes Geſicht mit lebhaften Augen entgegen, um deſſen hübſchen Mund ein ſchelmiſches Lächeln ſpielte —, ſo war es doch nicht die Dame, die er geſucht; er hatte ſich abermals vergebens bemüht, und ſo war es wohl nicht zu verwundern, daß der gewandte Weltmann, ſeine Larve wieder haſtig aufſetzend, mit einer etwas verlegenen Verbeugung den weißen Domino ſtehen ließ.

„Dergleichen,“ murmelte die ſtahlblaue Larve vor ſich hin, „könnte Einem den ganzen Ball, auf den ich mich ſo ſehr gefreut, verleiden, und doch bin ich ſicher, daß ſie ſich in ihrem Coſtume als Jagdpage in den Wagen geſetzt! Sollte es vielleicht der Andere geweſen ſein, bei dem Werdenberg zurückblieb? — doch hatte jener blonde Haare und dieſer ſchwarze — ah, und ich hätte darauf ſchwören mögen, es ſei ihre Figur! — Und dann wieder dieſer weiße Domino, obgleich ich mir dies allenfalls erklären kann; ich bin da zu einer Bekanntſchaft des jungen Malers hingerathen — ſie war wahrhaftig nicht ſo übel, und wenn mich dieſes verführeriſche Weſen nicht förmlich in Feſſeln gelegt hätte, ſo wäre ich dem Zufalle dafür dankbar geweſen, ein ſo allerliebſtes Geſichtchen kennen gelernt zu haben — wie wird ſie, die mein Abenteuer gewiß erfährt, über mich lachen! — Ah, Werdenberg — Sie in der Geſellſchaft?“

Das Erſtaunen, welches ſich im Tone der Stimme ausdrückte, mit dem der Prinz jene Worte ſprach, galt begreiflicher Weiſe der Maske, bei der ſich das Ebenbild Seiner Hoheit befand und welche Niemand anders war, als der

Jagdpage mit dem schwarzen Haare, den jener sich obendrein bemühte, auf's sorgsamste und angelegentlichste zu führen und auf's lebhafteste zu unterhalten.

„Wieder dieser verfluchte Bursche!“ murmelte der Prinz ärgerlich. „Sollte man nicht darauf schwören, wenn man diese Figur, diesen Gang betrachtet, das sei ein Mädchen und obendrein ein schön gewachsenes Weib!“

„Ich habe Dich wie eine Stecknadel gesucht, schwarzer Domino,“ sagte die zweite stahlblaue Larve, hastig hervortretend, ich und dieser liebenswürdige Page!“

„Was diesen liebenswürdigen Pagen anbelangt,“ gab der Prinz trocken zur Antwort, „so hätte er sich wohl denken können, daß mich sein Wiedersehen nicht besonders glücklich macht!“

„Unerklärlich,“ erwiederte der Doppelgänger des Anderen, „und doch haben wir ihn den ganzen Abend so lebhaft gesucht! Ich dachte, er wäre Dir entschlüpft, und war glücklich, Dich wiederzufinden!“

„Habe ich es Dir nicht gesagt,“ sprach jetzt der Jagdpage mit leiser Stimme, aus welchem aber unverkennbar ein Ton der Heiterkeit klang, daß Du mit mir bei Deinem Freunde wenig Ehre einlegen würdest? O, unsere Wünsche ändern sich von Minute zu Minute, und was wir so eben noch sehnlich erstrebt, sind wir jetzt bereit, ohne Weiteres wegzuwerfen!“

„Bei Gott, Du sprichst ganz vernünftig,“ erwiederte Seine Hoheit, „und da das Wort ‚wegwerfen‘ etwas stark ist, so wollen wir dafür ‚verlassen‘ sagen!“

„Also, ich soll Dich verlassen?“

„Wenn es Dir gefällig ist!“

„Und Du willſt nicht noch einmal ſo freundlich ſein, mich wie vorhin durch den Saal zu geleiten?“

„Mein lieber Jagdpage,“ ſagte Seine Hoheit in einem Tone des Ueberdruſſes, „es gibt in allen Dingen eine Gränze, die man nicht überſchreiten ſoll. Du haſt mich einmal angeführt, und es iſt wahrlich kein Compliment für mich, daß Du den Verſuch machſt, dieß zum zweiten Male zu thun. Amuſire Dich gut und grüße mir Deinen wilden Jäger — kommen Sie, Werdenberg!“

Und nun erzählte der Prinz dem Adjutanten, nicht ohne einigen Aerger dabei zu verrathen, ſein Abenteuer mit eben demſelben Jagdpagen, ohne dabei zu bemerken, wie ihn Herr von Werdenberg mit großem Erſtaunen anblickte, und ohne ihn, ſo oft er reden wollte, zu Worte kommen zu laſſen.

„Sagen Sie, was Sie wollen,“ rief er im Eifer des Geſpräches, während ſie dahingingen, „es war frech von dieſem jungen Burſchen, und von jener Dame, die ich ſo hoch verehre, gelinde geſagt, etwas rückſichtslos!“

„Aber jene Dame?“ ſagte der Adjutant.

„Jene Dame hätte unter einer Verkleidung, wie ſie ſie wählen mochte, ſich mir nähern können, mich intriguiren, mir alle möglichen ſcharfen Dinge ſagen — meinetwegen; aber mich dem ausſetzen, daß ich einen jungen Burſchen für ſie halte und an ihn hübſche Redensarten und dergleichen verſchwende — ah, mon chor, c'est trop fort!“

„Es iſt allerdings immens räuberhaft — aber jene Dame hat . . .“

„Jene Dame,“ fiel ihm der Prinz eifrig in's Wort, „hat nicht den Muth gehabt, mir gegenüber zu treten, noch

viel weniger, mich anzureden — würde ich ſie ſonſt nicht augenblicklich beim erſten Worte erkannt und ſo meine Wette glänzend gewonnen haben?“

„Eure Hoheit wollen mir verzeihen,“ entgegnete der Adjutant im Tone des höchſten Erſtaunens, „ich verſtehe Ihre Worte eben ſo wenig, als die kurze Abfertigung, die Sie vorhin meinem ſchönen Jagdpagen zu Theil werden ließen!“

„Bitte, lieber Werdenberg, berühren Sie dieſen Kerl nicht mehr!“

„Dieſen Kerl, Hoheit? Sie können allerdings unter der Larve meine Verwunderung nicht ſehen, aber ich verſichere Ihnen, daß ich im höchſten Grade erſtaunt bin! Welchen Kerl meinen Eure Hoheit?“

„Nun, Ihren Jagdpagen, dieſen ekelhaften Burſchen!“

„Mein Jagdpage, Hoheit — war ja eben jene Dame, von der Sie ſprachen und die Sie ſtundenlang vergeblich geſucht!“

„Machen Sie keine ſchlechten Späße, Werdenberg!“ rief der Prinz, indem er ſtehen blieb und ſeinen Arm raſch aus dem ſeines Begleiters zog.

„Der Himmel ſoll mich bewahren, daß ich Euer Hoheit gegenüber mit ernſten Dingen ſcherze! Der Jagdpage, den ich nach langem Suchen und nach einigen Fehlgriffen endlich ſo glücklich war, aufzufinden, war ...“

„Nun — nun, war?“

„Die Marqueſa Sennora Bizcarro.“

„Alle Teufel, wie iſt das möglich! Sind Sie Ihrer Sache gewiß?“

„So gewiß, als daß ich mit Ihnen rede — ſie gab ſich

mir ſogleich zu erkennen, ſie lüftete ihre Maske und zeigte mir ihr reizendes Geſicht!“

„Aber, Werdenberg,“ rief Seine Hoheit, die Hände zuſammenſchlagend, „wie konnten Sie ſo gegen mich handeln?“

„Ich verſtehe Sie nicht, gnädiger Herr!“

„Sie mußten doch hören, daß ich eine andere Perſon vor mir zu haben glaubte! Warum klärten Sie mich nicht auf?“

„Eure Hoheit ließen mich ja kaum zu Worte kommen und ſprachen ſo beſtimmt Ihre Anſicht aus, daß ich, da ich nicht wußte, was vorhergegangen, darin irgend ein mir allerdings unerklärliches Intriguenſpiel ſah!“

„O, das iſt ganz verflucht — aber Sie hätten mir mit Gewalt meinen Irrthum benehmen ſollen!“

„Ich vermochte das um ſo weniger, da mich die Dame auf den Empfang, wie er ihr zu Theil werden würde, ſehr richtig aufmerkſam gemacht hatte; ſie ſagte nämlich: ‚Ihr Doppelgänger wird mich nicht kennen wollen, und hat er dafür ſeine Gründe, die ich achten muß!‘“

„Ganz verflucht, das muß ich ſagen — ſaubere Gründe! — Nun, da iſt nichts zu machen,“ fuhr er nach einer längeren Pauſe in ruhigem Tone fort: „wir haben es mit einer ſehr ſchlauen Perſon zu thun und können nur Liſt gegen Liſt anwenden. Thun Sie mir die Liebe, Werdenberg, und ſuchen Sie des Jagdpagen nochmals habhaft zu werden; ſagen Sie ihm, ich hätte ihn allerdings erkannt, mich aber als kleine Strafe für ſeine Verrätherei ſo gegen ihn benommen, und was die Wette anbelange, ſo wolle ich großmüthiger Weiſe auf dreimaliges Anſprechen verzichten, und der ſoll gewonnen haben, der den Anderen bei der nächſten Be-

gegnung bei ſeinem richtigen Namen nennt; ich hoffe, ſie wird das eingehen, und dann wollen wir ſehen. Sie haben doch dafür geſorgt, daß ich einen meiner Leute mit dem blauen Domino an der bezeichneten Stelle finde?"

„Gewiß, gnädiger Herr!"

„Nun gut, machen Sie Ihre Sache vorſichtig; es wäre doch eine Schande, wenn wir nicht als Sieger aus dieſem Kampfe hervorgehen würden. — ein Kampf, der mich ganz müde gemacht hat! Ich muß mir einen Platz zum Sitzen ſuchen und hoffe ihn an der kleinen Fontaine zu finden! dort ſuchen Sie mich auf, wenn ich bitten darf!"

Die Beiden trennten ſich und der Prinz ſchritt dem Ausgange des Saales zu.

Der wilde Jäger war ſchon lange vor der abgelaufenen Stunde an dem Platze, wo der weiße Domino mit dem Epheublatte verſprochen, ihn wiederzufinden, und hatte unterdeſſen vergeblich nach demſelben ausgeſpäht. Es iſt doch eigenthümlich, dachte er, wie man im Leben gerade wie auf einem Maskenballe oft ſo vergeblich die Begegnung eines geliebten Weſens herbeiwünſchen kann, während uns andere, gleichgültige Perſonen jeden Augenblick in die Hände laufen! Wie oft war er in der letzten Zeit den beiden Jagdpagen begegnet, wie oft hatte er mit Walter ein paar Worte geſprochen oder dem langen Knorr in ſeinem Anzuge von ſchwarzem Sarſenet zugewinkt, welcher ruhig und ohne viel Theilnahme zu verrathen durch das Gedränge der tollen Masken ſchritt und von allen durch ſein eigenthümlich ſtilles Weſen gemieden zu werden ſchien! Den Teufel hatte er nur ein einziges Mal geſehen, was ſeinen Grund darin hatte, daß dieſer luſtige Geſelle einer Schaar toller Zechbrüder in

die Hände gefallen war, mit denen er in einem der Nebenzimmer tüchtig trank und heitere Lieder ſang — aber den weißen Domino hatte er ſeit lange nicht mehr erblickt, und wo er einen ſah und ihm nacheilte, da fehlte das bewußte Epheublatt. — Sollte ſie ihr Wort nicht halten — ſie hatte es ihm doch ſo feſt und ſicher verſprochen! — Da ſah er wieder einen der Jagdpagen auf ſich zutreten, Rüding, deſſen ſchöne, blonde Locken man unter ſchwarzen Haaren verborgen hatte; er ſchlenderte langſam näher, ſetzte ſich auf die Tribune zu den Füßen Rodenberg's nieder und ſagte mit leiſer Stimme: „Ich bin wahrhaftig müde; es ſcheint mir, Du haſt noch immer nicht genug und kannſt Dich an dem Gewühle nicht ſatt ſehen.“

„Das Gewühle kümmert mich wenig,“ gab Rodenberg zur Antwort, wobei er übrigens dem Gefährten wenig Aufmerkſamkeit ſchenkte.

„Ah, ich verſtehe, Du ſuchſt etwas in dieſem Gedränge — nimm mir's nicht übel, das iſt eine langweilige Art, ſich auf Bällen zu amuſiren!“

„Das verſtehſt Du nicht!“

„Du ſuchſt einen weißen Domino?“

„Und wenn auch, was geht's Dich an?“

„Allerdings, es geht mich nichts an — aber Du, nach dem ſich Aller Blicke richten, der von Hunderten von ſchönen Mädchenaugen verfolgt wird, Du könnteſt was Geſcheiteres thun, als Dich einer Einzigen widmen, die ſich ſtundenlang amuſirt, um Dir raſch im Vorbeigehen ein flüchtiges Wort zu ſagen!“

„Und Du thäteſt klüger, Dich um Deine eigenen Sachen

zu bekümmern, als mir mit verstellter Stimme gute Lehren zu geben!"

„Ich gebe das zu; aber erkläre mir das Angenehme einer so flüchtigen Begegnung."

Der wilde Jäger hörte nur mit halbem Ohre, denn er glaubte den weißen Domino in der Ferne zu sehen, sagte aber mit einem glücklichen Lächeln: „O, es ist etwas Entzückendes um so eine flüchtige Begegnung! Merke Dir das, Cupido, die leichte Berührung einer Hand sagt Dir oft mehr, als tausend gesprochene Worte!"

„So reiche mir einen Augenblick Deine Hand," sagte der Jagdpage mit dem schwarzen Haare und in einem plötzlich so veränderten Tone, daß Rodenberg betroffen niederblickte, die ihm dargebotenen kleinen Finger in seine Rechte nahm und in glückseligem Tone ausrief:

„Ah, nun laß ich Dich nimmer!"

„Und doch mußt Du mich wieder entlassen — ich habe hier ein köstliches Durcheinander angerichtet, mein wilder Jäger, und will Dir später Alles auf's genaueste berichten!"

„Nein, nein, ich lasse Dich nicht!"

„Denke nur an Deine eigenen Worte, wie viele gleichgültige Reden die leise Berührung einer Hand aufwiegt!"

„Aber ich will mit Dir nichts Gleichgültiges reden, ich möchte Dir einmal lange, lange sagen, wie sehr ich Dich liebe, schöner Jagdpage, und wie glücklich es mich machte, Dir dies sagen zu dürfen!"

„Aber nicht hier — jetzt nicht, ein Maskenball mit seinem wilden Treiben ist kein Ort dazu."

„Ah, darin hast Du nicht Unrecht, und ich will Dich

laſſen, wenn Du mir das Verſprechen gibſt, mich nur ein einziges Mal anhören zu wollen!“

„Die Erfüllung dieſes Verſprechens könnte gefährlich werden!“

„Bei Deinem ruhigen, ſtarken Herzen gewiß nicht — o, verſprich es mir, und ich laſſe Dich!“

Seit er ſie erkannt, hatte er ihre kleine Hand feſtgehalten und war, von der Tribune herabſteigend, neben ſie hingetreten, wobei er mit heißen Blicken ihre ſchlanke Geſtalt betrachtete und alsdann ſeufzend ſagte: „Und Dich ſoll ich jetzt wieder von mir laſſen, Du reizendes, verrätheriſches, wunderbares Geſchöpf, ſage mir nur Eines: wirſt Du mir endlich einmal in Deiner wahren Geſtalt erſcheinen, in einer Geſtalt, wo Du mich gern anhören wirſt, damit ich Dir ſage, wie ſehr ich Dich liebe?“

„Vielleicht — doch entlaſſe mich jetzt!“

„Vielleicht iſt ein trauriges Wort — ſage ein ehrliches Ja!“

„Ja denn — ja, Du wilder Menſch und böſer Jäger!“ hauchte ſie mit leiſer Stimme. Und ehe er ein weiteres Wort ſagen konnte, ſah er ſie behende durch die Masken ſchlüpfen.

Mittlerweile hatte ſich das Maskenleben im großen Saale des Gürzenich zur vollſten Blüte entfaltet. Eine Menge Theilnehmer der Züge waren ſpäter erſchienen, nachdem ſie ſich von den Mühſeligkeiten des Tages erholt, und die Regentſchaft des Helden Carneval, zwiſchen den beiden Springbrunnen aufgeſtellt, hatte die Huldigung der Geſandten fremder Staaten hier entgegen genommen, ſo wie ſich ausgezeichnete Perſönlichkeiten vorſtellen laſſen. Auch wurden

Gnaden verſchiedener Art ſo wie zahlreiche Orden an verdiente Männer und an die Mitglieder des diplomatiſchen Corps vertheilt, worauf das Wohl des Kleinen Rathes von den dankbaren Fremden aus großen ſilbernen Pokalen getrunken wurde.

Auch das tapfere Funkenheer war aufgezogen mit Muſik und Fahne und hatte mit großer Mühe Spalier gebildet um einen kleinen Platz vor der Regentſchaft, wo jetzt von hohen und höchſten Perſonen unter Paukenwirbel und Trompetenſchall eine feierliche Quadrille getanzt wurde.

Unter großem Jubel erſchien nun die berühmte Geſellſchaft ‚Zum Hahnen‘, begleitet von zahlreichen Käfigen, in denen ſich das Sinnbild ihrer Genoſſenſchaft in ſtattlichen lebendigen Exemplaren befand, die an verſchiedenen Stellen des Saales aufgeſtellt wurden, um ſpäter durch ihr helles Krähen den Glücklichen, welchen keine Stunde ſchlägt, das Herannahen des Tages zu verkündigen. Doch wurden dieſe Aufzüge und Vorſtellungen nur je von einem kleinen Theile der gewaltigen Maſſe bemerkt, verſtanden und mitgefeiert. Die übrige bunte, tolle Menge, die ſich wieder in Hunderte von kleinen Kreiſen und Wirbeln auflöste, bildete nach wie vor eine brauſende, farbige Flut, die alle Einzelheiten, kaum erſchienen, auch wieder ſpurlos verſchlang und die von den eben erwähnten Aufzügen, Tänzen und Feierlichkeiten in der nächſten Minute nichts weiter auf ihrer ſchillernden Oberfläche übrig ließ, als ein vermehrtes Drängen und Bewegen, den Waſſerkreiſen vergleichbar, die ein in die Flut geworfener Stein hervorgebracht hat. Und über dieſem wildbewegten Meere brauſten fort und fort die Klänge der Muſik, hier

„Er nahm ſeinen Hut von dem Tiſche und eilte der Dame nach, die Treppen hinab. Wir ſahen aus dem Fenſter, — der Herr Graf werden verzeihen — und auf der Straße —“

„Nun, auf der Straße?“

„Dort oben an der Ecke holte der Herr Haushofmeiſter die Dame ein und verſchwand mit ihr in einer Nebengaſſe.“

„Gott ſei Dank!“ ſagte Graf Alfons, indem er von ſeinem Seſſel emporſprang, „das iſt ein Hoffnungsſtrahl für die Arme; vielleicht kann noch Alles gut werden!“

und da den ab- und zuflutenden Wogen etwas Taktmäßiges verleihend.

Folgen wir einem blauſeidenen Domino, der von dem Nebenzimmer herkam und den Saal während einer halben Stunde mit einer Raſtloſigkeit durchſuchte, die wohl eines beſſeren Erfolges werth geweſen wäre; endlich aber lehnte er ſich ſichtbar ermüdet an einen der koloſſalen Kamine, die ſich auf der Längewand des Saales befinden, nahm hier ſeine Larve ab und zeigte ein ſehr erhitztes und verdrießliches Geſicht mit einer von Schweiß befeuchteten Stirn, welche er ſich bemühte, mit ſeinem Taſchentuche abzuwiſchen und ſich alsdann Kühlung zufächelte. In dieſer Beſchäftigung ließ er ſich auch nicht ſtören, als eine der ſtahlblauen Larven, von denen wir vorhin geſprochen, dicht vor ihn hintrat.

„Es iſt gerade ſo, als wenn ihn die Erde verſchlungen hätte," ſagte der im blauen Domino; ich habe den Saal ſo nach allen Richtungen durchmeſſen, daß er mir nicht hätte entgehen können! Haben Sie etwas von ihm bemerkt?"

„Vor einer halben Stunde ſah ich ihn mit dem wilden Jäger plaudern."

„Ah, man machte ſich vielleicht über mich luſtig; doch unbeſorgt, ich hoffe auch noch zum Lachen zu kommen, und gerade dadurch, daß ich die ganze Jagd fallen laſſe und wie ich von Anfang an hätte thun ſollen, meinem eigenen Vergnügen nachlaufe!"

„Verzeihen mir Eure Hoheit, wenn ich einen ſehr gewöhnlichen Ausdruck gebrauche, aber Sie ſprachen da ſo eben eine räuberhaft ſchöne Idee aus," erwiederte der Adjutant im Tone der Befriedigung, „die Anderen haben leicht mit

uns Maskerade spielen, sie sind ihrer Drei und Vier und . . .“

„Sind von einem klugen Kopfe regiert — nein, nein, Werdenberg, wir wollen ehrlich sein, tüchtig in die Karten haben wir uns sehen lassen; doch wie gesagt, ich gebe meine Jagd auf und meine Wette verloren; amusiren Sie sich noch so gut, als Sie können. Sehen Sie, da haben wir unsern weißen Domino wieder, denselben, mit dem ich vorhin sprach, eine allerliebste Person — ich werde ein wenig in ihrer Gesellschaft umherschlendern, wer weiß, welches Abenteuer uns noch schadlos hält!“

Damit setzte der Prinz seine Larve wieder auf und näherte sich rasch der Maske, von der er so eben gesprochen und welche durchaus keine Miene machte, als wolle sie ihm entgehen, ja, die ihn fast zu erwarten schien.

„Schöne Maske,“ sagte der blaue Domino, „verzeihe mir, daß ich nochmals in Deinen Weg trete!“

„Ah, Du bist es, der artige Ritter von vorhin mit der dunkelblauen Larve; scheint Dir meine Gesellschaft jetzt wünschenswerth?“

„Gewiß, und mir selbst zur Strafe bin ich seitdem allein geblieben und hatte Zeit über meine Unart nachzudenken, Dich vorhin so ohne Weiteres verlassen zu haben!“

„Das hat mir allerdings auch zu denken gegeben, und in diesen tiefen Gedanken versäumte ich es, meine Begleitung aufzusuchen, und daher bin ich eben so allein, wie Du.“

„Ein herrlicher Zufall, den wir dadurch nützen können, wenn wir uns jetzt für eine kleine halbe Stunde vereinigen — wärst Du großmüthig genug, meinen Arm anzunehmen?“

„Warum nicht, armer Ritter, denn Du dauerst mich

von Herzen — es iſt hart, zu einem einmal verſchmähten Gegenſtande zurückkehren zu müſſen!“

„Zu müſſen? Darin irrſt Du Dich! Wirſt Du mir wohl glauben, wenn ich Dir ſage, daß ich Dich ſeither überall geſucht, weil Dein freundliches Geſicht, Dein ſchönes Auge, Deine friſchen Lippen, vor Allem Dein blondes Haar einen außerordentlichen Eindruck auf mich gemacht — wirſt Du mir das glauben?“

„Nein,“ erwiederte der weiße Domino lachend, „denn als Du mich vorhin betrachteteſt, ſah ich in Deiner Miene nichts, als daß Du gränzenlos beſtürzt warſt, ſo unangenehm enttäuſcht zu ſein!“

„Du übertreibſt; obgleich ich Dir allerdings zugeben will, daß ich Dich für Jemand anders hielt, ſo war doch von Beſtürzung keine Rede, denn jede Perſon, die ich ſuchte, iſt mir im Grunde höchſt gleichgültig. Es betraf nur eine Wette, und wenn ich ihr allenfalls zu danken verpflichtet bin, ſo iſt es nur, weil ſie mir, ohne es zu wollen, Gelegenheit gab, Dich, reizende Blondine, kennen zu lernen!“

„Du gehſt raſch, blauer Domino, Du gibſt mir da Namen, die mir doch für unſere gar zu kurze Bekanntſchaft nicht paſſend erſcheinen!“

„So ſage mir, wie ich Dich nennen ſoll. Es hat etwas Geſpenſterhaftes, Jemanden zu lieben, der keinen Namen hat.“

„Du wirſt ſo raſch vorwärts gehen, daß Du über Deine eigenen Worte ſtrauchelſt und fällſt — ich habe durchaus nicht die Abſicht, von Dir geliebt ſein zu wollen!“

„Du wirſt doch einen Maskenſcherz verſtehen?“

„O gewiß, und wenn Du als ſolchen einen Namen für

mich brauchst, so nenne mich meinetwegen bei dem Namen jener, die Du gesucht und gefunden!"

„Nein, das wäre mir eine unangenehme Erinnerung!"

„Mir scheint, man muß sich vor Dir in Acht nehmen, Du bist eben so vergeßlich als undankbar!"

„Stelle mich auf die Probe, ob ich das wirklich bin — nenne mir Deinen Namen und Deine Wohnung, und Du wirst morgen sehen, ob ich vergeßlich oder undankbar bin."

„Schon wieder im Galopp, Ritter vom blauen Domino; ich ziehe einen langsamen Schritt vor!"

„Sei nicht so grausam, mir Alles zu verweigern und mir Deine kleine Hand zu entziehen, wie Du eben thust; es ist mir leichter und süßer, Dich so zu führen!"

„Wenn es mir aber nicht süßer ist, so geführt zu werden? — Erlaube mir überhaupt eine Frage, blauer Domino: wohin führst Du mich eigentlich?"

„Dort zu der kleinen Fontaine — es ist dies ein allerliebster Platz, um auszuruhen und zu plaudern, und dagegen wird Deine Grausamkeit wohl nichts einzuwenden haben?"

„Gewiß nicht, setzen wir uns!"

Sie ließen sich auf die Bank nieder, wo vorhin der schwarze Domino mit dem Jagdpagen gesessen, etwas, das der blaue Domino ganz vergessen zu haben schien, denn er bemühte sich, seine Nachbarin durch die süßesten Worte von dem außerordentlichen Eindrucke zu überzeugen, welchen sie auf ihn gemacht; ja, im Eifer des Gespräches hatte er ihre Hand genommen, und da er ein vollkommener Kenner war, so sah er mit großer Genugthuung sowohl die Feinheit der Finger als die Eleganz des tadellosen, hellen Handschuhes.

„Und Deinen Namen ſoll ich nie erfahren?“ fragte er dringender.

„Und wenn es ein Name wäre, der Dich erſchreckte?“

Der blaue Domino ſtutzte, denn es gab allerdings ſolche Namen, die, hier ausgeſprochen, ihn hätten erſchrecken können; doch faßte er ſich raſch und entgegnete: „Sei unbeſorgt, ſchöne Maske, um mich zu erſchrecken, müßteſt Du mir ein anderes Wort ſagen, als irgend einen beliebigen Namen; vielleicht ein Wort des Abſchiedes oder der Verabſchiedung.“

„Ei, ei, Prinz Heinrich,“ ſagte jetzt der Domino in ſehr ruhigem Tone, „Du verleugneſt ja jetzt auf einmal Deine ganze Vergangenheit, und ich bin doch überzeugt, daß ich nur irgend einen Namen zu nennen brauchte, um Dich an eine heitere oder an eine dunkle Stunde zu erinnern.“

Der blaue Domino war unwillkürlich etwas zuſammengefahren, doch lachte er in der nächſten Secunde hell und luſtig auf, worauf er zur Antwort gab: „Ich muß hier Jemanden haben, der mir merkwürdig ähnlich ſieht, oder der ein ähnliches Coſtume trägt; ich habe ſchon einige Male für meinen Doppelgänger pikante Bemerkungen aushalten müſſen.“

„Allerdings haſt Du einen Doppelgänger, doch er iſt der falſche, während Du der echte biſt!“

„Laß den Scherz, ſage mir lieber Deinen Namen!“

„Der Dich erſchrecken müßte!“

„O, unbeſorgt, ich habe ſtarke Nerven — nenne mir Deinen lieben Namen, damit ich ihn innig ausſpreche, wenn ich Deiner gedenke!“

„Nein, nein, Du biſt zu wandelbar, um Dir trauen zu

dürfen — wie oft haſt Du heute Abend ſchon die gleichen Redensarten angewandt!“

„Nicht ein einziges Mal, das könnte ich beſchwören!“

„Und wenn ich jene hörte, die Du vorhin aufgeſucht und der Du gewiß nicht minder innige Worte zugeflüſtert, wie jetzt mir!“

„Möchte ſie mich hören — ich verſichere Dich, reizende Maske, Du haſt mich in einem ganz falſchen Verdachte!“

„Nun denn,“ gab der weiße Domino lachend zur Antwort, indem er langſam ſeine Larve vom Geſichte entfernte, „ſo wollen wir den Scherz beendigen, um von Eurer Hoheit die Verſicherung zu erhalten, daß ich meine Wette glänzend gewonnen habe!“

Der Prinz war ein vollendeter Weltmann, ein vortrefflicher Fechter, bekannt durch ſeine Geiſtesgegenwart. Jeden Anderen, als ihn, müßte der Anblick Juanita's ziemlich aus der Faſſung gebracht haben; denn, um der Wahrheit die Ehre zu geben, er hatte nicht im entfernteſten daran gedacht, ſie unter dem weißen Domino zu finden. Auf ſeinen Zügen erſchien auch für eine Sekunde ein eigenthümlicher Ausdruck, welcher ſich aber, ſtatt in Erſtaunen und Ueberraſchung, in eine außerordentliche Heiterkeit verwandelte, mit welcher er lachend ſagte: „Das ganze Maskenſpiel von heute Abend, theuerſte Marqueſa, nenne ich doch ein pikantes Anziehen und Abſtoßen — erlauben Sie mir, daß ich Ihnen als großer Meiſterin in der Intrigue die Hand küſſe, geſtatten mir dabei aber, zu bemerken, daß in dem eben geſpielten Acte Ihres Luſtſpiels die Verwicklung von mir ausging — ich wußte genau, wen ich diesmal zur kleinen Fontaine führte!“

gewaltig ſetiren zu laſſen, was die Zeitungen niemals ermangelten, auf's ausführlichſte zu berichten, oder er zog ſich auf eines ſeiner Schlöſſer zurück, um von dort durch zahlreiche Einladungen den Hof in der Stadt zu entvölkern.

Von dem jungen Fürſten war er deßhalb geſchätzt und geachtet, weil er ihm eben ſo wenig einen ſchlechten Rath gab, als er ſich durchaus nicht ſcheute, das mit paſſenden Worten hervorzuheben, was ihm an der Aufführung ſeines regierenden Neffen allenfalls nicht gefiel.

Daß der Prinz ein Lebemann war und es namentlich in früheren Jahren mit ſeinen kleineren und größeren Verhältniſſen nie ſehr genau genommen hatte, darüber brauchte er keinem Menſchen Rechenſchaft abzulegen, denn er war unvermählt geblieben, und hatte alſo auch nach dieſer Richtung hin keine Feſſeln, welche die Frau Fürſtin-Mutter gelegentlich hätte verſuchen können, feſter anzuziehen.

Ob der junge Fürſt die Liebe und Zuneigung, welche er gern öffentlich für ſeinen Oheim zeigte, in der That ohne Rückhalt im Herzen trug, ſind wir nicht genau im Stande, anzugeben — zuweilen und faſt nur immer im Beiſein der Fürſtin-Mutter erlaubte er ſich hier und da ein pikantes Wort gegen den Prinzen, welches dieſer aber gewöhnlich lachend abſchüttelte oder, wenngleich in aller Ehrfurcht, kräftig erwiederte.

So ſchien denn der Prinz nach menſchlicher Berechnung vor jedem Falle, vor jeder Ungnade geſchützt; ſeine Partei, deren größter Theil ſich dadurch ziemlich ſicher fühlte, hatte nur eine Kleinigkeit vergeſſen: jene totale Veränderung nämlich, welcher wir Alle einmal unterworfen ſind und vor der ſich die Gewaltigen dieſer Erde nicht nur eben ſo gut beugen

müſſen, wie der geringſte Bettler, ſondern welche auch dieſe beiden Endpunkte der Geſellſchaft zu einem in die Ewigkeit fortrollenden Ringe macht.

Prinz Heinrich ſtarb — ohne eigentlich krank geweſen zu ſein, das heißt ſeine kurze Krankheit konnte von den Aerzten mit keinem Namen belegt werden, da ſie dieſelbe nicht begriffen — er fühlte ſich ein paar Tage unwohl, ohne daß während dieſer Zeit ſeine Bekannten ihre Beſuche unterbrachen, und an demſelben ſchönen Frühlingsmorgen, den wir im vorigen Kapitel zu ſchildern verſucht, ſchied er ſtill und ſchmerzlos aus dem Leben.

Damit war einer ſeiner ſehnlichſten Wünſche erfüllt worden, denn er hatte immer geſagt, es würde ihm ſchrecklich ſein, wenn er bei regneriſchem Herbſtwetter oder an einem unfreundlichen Wintertage dieſe ſchöne Welt verlaſſen müſſe, die ihm ſo viel Angenehmes geboten.

Und ſo war er dahingeſchieden bei geöffneten Fenſtern, unter Blumenduft und beim leiſen Rauſchen des Windes in den Bäumen vor ſeinem Balkone. — Er hatte ſich von ſeinem Kammerdiener noch eine Mappe voll Zeichnungen berühmter Meiſter vor den Lehnſtuhl bringen laſſen und hatte eigenthümlicher Weiſe durch einen matten Wink ſeiner Hand ein Zeichen gegeben, nicht weiter umzublättern, gerade bei einem prachtvollen Aquarell Roderich's, welches die Marcheſa de Monterey darſtellte, wie ſie bei jenem Künſtlerfeſte als Jägerin den Pokal hoch emporhob, den er ſelbſt ihr damals überreichte.

Nachdem er dieſes Blatt längere Zeit betrachtet, hatte der Prinz mit einem ſanften Lächeln die Augen geſchloſſen, und ſein Taſchentuch einen Augenblick an ſeine Lippen ge-

Sie mir die Erlaubniß geben, Sie ſtatt der reizenden Blondine einmal durch den Saal führen zu dürfen!"

„Wenn dieſes ‚Einmal' wörtlich zu verſtehen iſt, ſo will ich meine Herzensgüte leuchten laſſen — aber nur einmal, denn ich habe noch andere Verpflichtungen, und auf einem Maskenballe liebe ich ſchrankenloſe Freiheit!"

„O, der Glückliche, dem Sie ſich verpflichtet!"

„Es iſt ein Act der Dankbarkeit," entgegnete das ſchöne Mädchen in gleichgültigem Tone; dann legte ſie den Arm in den des Prinzen und ſchritt mit ihm durch den Saal. —

Walter war mit Bergmüller zuſammengetroffen, und letzterer führte einen der Jagdpagen am Arme.

„Wenn es Dir recht iſt," ſagte der alte Maler, „ſo ſchlängeln wir uns ein wenig in die Nebenſäle; ich muß Dir ſchon geſtehen, daß dieſes koloſſale Lärmen anfängt, bedeutend auf meinen Kopf zu wirken. Suchen wir van der Maaßen auf — das iſt gewiß der glücklichſte Teufel unter allen hölliſchen Heerſchaaren!"

„Ich will Dich für einen Augenblick hin begleiten," entgegnete Bergmüller und ſetzte mit einem Blicke auf ſeinen Gefährten hinzu: „dann aber nach Hauſe gehen — meine Frau iſt müde und auch ich ſehne mich nach Ruhe."

„Eigentlich könnte ich Deinem Beiſpiele folgen, doch muß ich vorher nach Rodenberg ſehen; wir wollten uns bei der dritten Säule dort treffen."

„Vor der Hand thuſt Du ihm keinen Gefallen, wenn Du ihm in den Weg trittſt," ſagte Bergmüller, indem er ſich lächelnd umſchaute; „ſieh', dort kommt er eilig daher, nicht weil er uns hier ſieht, ſondern weil er angelegentlich jenen beiden Dominos folgt, dem blauen und dem weißen."

„Er bleibt als der wildeste der Jäger in seiner Rolle und jagt die weiße Hindin," versetzte Walter und fragte gleich darauf: „Hast Du den sanften Eduard und Knorr nicht gesehen?"

„O ja, Rüding vor einer halben Stunde am Arme einer dicken Tyrolerin."

„Hast Du sie gekannt, Wassermüller?"

„Hm," machte jener mit einem eigenthümlichen Blicke auf seine Frau.

„Nun, wir werden morgen schon erfahren, welche vornehme Dame ihn beglückt hat; wenigstens war's eine Prinzessin — doch wo ist Knorr geblieben?"

Er langweilte sich und ist schon vor einer Stunde nach Hause."

„Doch sieh', Rodenberg hat seinen Zweck erreicht, der blaue Domino ist abgefahren, und er führt die weiße vermummte Dame mit einer Ruhe und Behaglichkeit, die mir zu denken gibt — welche Zeit ist es eigentlich?"

„Ein Uhr vorüber," sagte der Page am Arme Bergmüller's in einem bittenden Tone.

„Da können wir es nach einem so angestrengten Tagewerke verantworten, wenn wir uns zurückziehen; doch bleibe noch einen Augenblick, Nebelmüller, der wilde Jäger kommt gerade auf uns zu, vielleicht daß er uns des Versprechens, ihn zu erwarten, entbindet."

Rodenberg näherte sich in der That, den weißen Domino am Arme, welcher dem Jagdpagen die Hand darstreckte und in freundlichem Tone sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre Hülfe und hoffe, Sie werden es erfahren, wie erkenntlich

Sechszigſtes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

So ſind wir denn, geliebter Leſer, am Schluſſe unſerer namenloſen, aber ſehr wahrhaftigen, Geſchichten angekommen. Es wäre uns vielleicht wohl möglich geweſen, die ferneren Ereigniſſe einiger unſerer Bekannten aus den vorliegenden Blättern noch durch einige Kapitel weiter zu erzählen, wozu aber in der That kein rechter Grund vorhanden iſt, indem das Leben aller Derer, die ſich in den ſicheren Hafen einer angenehmen Exiſtenz gerettet, fortan freundlich und beruhigt dahinfloß, und ſie keine weiteren Stürme zu erleiden hatten, die bedeutend genug wären, um ſie hier aufzuzählen.

Dem Balletmeiſter Dubelli, ſowie dem Doktor Stechmaier gieng es fortan auf das Allererwünſchteſte, namentlich der Erſtere ſah ſeine kühnſten Hoffnungen erfüllt, als er an einem der nächſten Abende jener Zeit, wo unſer voriges Kapitel ſchließt, zu einer kleinen Geſellſchaft bei unſerem alten Freunde, dem Baron Karl, gebeten war, der mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern, wie es Graf Alfons geſagt, den Winter in der Reſidenz zubrachte.

ich Ihnen bin — gute Nacht, Herr Walter, morgen ſehen wir uns wieder!"

„Sollen wir Dich hier erwarten?" fragte der ehemalige Drache Griesgram.

„Sei ſo gut — ich bringe nur dieſe Dame an ihren Wagen und bin ſogleich wieder hier."

So war es auch. Rodenberg kam nach einigen Minuten wieder und war mit dem Vorſchlage Walter's, nach Hauſe zu gehen, vollkommen einverſtanden. Wenn man nur Rüding's hätte habhaft werden können! Doch war der vormalige Cupido nirgends vorzufinden, was dem alten Maler abermals und noch auf ganz andere Art zu denken gab, wie er ſagte — „was meinſt du, Nebelmüller?"

„Nun, er wird hoffentlich bei dem Wageſtück nicht verloren gehen!"

„Aber van der Maaßen müſſen wir mitnehmen," meinte der wilde Jäger.

„So viel ich vorhin geſehen, wird das ſchwerlich angehen; er iſt zu ſehr geiſtig erheitert, um ſein Gelage jetzt ſchon zu verlaſſen, und noch nicht erheitert genug, um uns gutmüthig nach Hauſe zu folgen — auch haben wir eigentlich keine Verpflichtung, dieſen Teufel in's Bett zu liefern."

„Als die allgemeinen Freundespflichten," ſagte Rodenberg.

„Nun, die will ich erfüllen," fuhr Walter fort, „indem ich an ſein Horn eine Viſitenkarte ſpieße mit ſeiner Adreſſe: ‚Mainzer Hof, Zimmer Vierzehn'; dahin wird ihn ſchon ſeiner Zeit eine mitleidige Seele abliefern."

„Ich habe nichts dagegen; aber vorher müſſen wir nach ihm ſehen."

„Nach ihm hören, wird geſcheiter ſein; denn wenn er

uns sieht, wie wir ihn, so wird er wehmüthig und läßt uns nicht mehr los — da ist er in seiner ganzen Größe und Dicke!"

Während des letzten Gespräches hatten sie den Ballsaal verlassen und erblickten, unter der Thür des Nebenzimmers stehend, den höchst glücklichen Employé des lyoner Hauses, wie er sich in einem Kreise lustiger Zecher bemühte, beim Genusse guten französischen Champagners schlechte deutsche Lieder zu singen, und zwar von einer Sorte, welche deutlich anzeigte, daß er, wie Walter vorher gesagt, noch nicht in jenen Zustand gekommen war, wo er sich seufzend und mit einem wehmüthigen Schluchzen der Führung eines guten Freundes unbedingt anvertraute; er schien noch vollkommen die Ahnung seines eigenen Ichs zu haben, denn er sang, wahrscheinlich in Beziehung auf seine Maske, mit seiner haarscharfen Discantstimme den Refrain eines berühmten Liedes:

„Wir brauchen keinen Schneider,
Kein' Schneider in der Höll', juchhe!"

XXXVII.

„Seid froh begrüßt, ihr muntern Brüder!“

Rodenberg und Walter hatten nach dem Balle, vor dem Kaminfeuer ſitzend, eine gute Cigarre geraucht und die Erlebniſſe des verfloſſenen Tages beſprochen — ein zweites und oft nicht minder angenehmes Genießen vergangener, ſchöner Stunden. Knorr, der ſchon früher nach Hauſe gekommen war, hatte ſich zu ihnen geſellt, da er, wie er ſagte, mit dem tollen Lärmen im Kopfe nicht ſchlafen könne. Sie hatten die Abſicht, Rüding zu erwarten; doch als dieſer immer noch nicht kam, gingen die Drei zu Bette, um, müde wie ſie waren, bis tief in den nächſten Tag hinein zu ſchlafen. Der lange Bildhauer hatte nicht einmal gehört, wann Rüding nach Hauſe gekommen, und war ſehr erſtaunt, beim Erwachen den ſanften Eduard ruhig ſchlummern zu ſehen.

Da ſich Niemand beſonders beeilte, ſein Lager zu verlaſſen, auch in dem Hauſe ſelbſt eine ſo außerordentlich wohlthuende Ruhe herrſchte, ſo verkündeten ſchon die Glocken der zahlreichen Kirchen Kölns die Mittagsſtunde, ehe ſich unſere Freunde um den Frühſtückstiſch verſammelt hatten,

welcher vom umsichtigen Haushofmeister mit Speisen und Getränken besetzt war, wie man sie nach einer Ballnacht gern sieht und genießt.

„Wenn ich denke, daß morgen Aschermittwoch ist," sagte Walter kopfschüttelnd, nachdem er seine Austern verzehrt und ein Glas Chablis dazu getrunken, „so möchte ich blutige Thränen weinen!"

„Besonders, daß die schönen Tage von Aranjuez alsdann vorüber sind," meinte Rüding mit einem leichten Seufzer.

„Wobei man, was Dich anbetrifft, hinzusetzen darf: ‚Euer Hoheit verlassen es nicht heiterer,' erwiederte der alte Maler; „denn ich bemerkte an Dir trübe Augen und ein melancholisches Herabhängen Deiner Unterlippe — he, Bürschlein, was war denn das gestern Abend mit einer gewissen Tyrolerin?"

„Habe ich Dich schon nach Deinen Abenteuern gefragt, oder hältst Du mich für indiscret genug, über Sachen zu reden, die nicht mich allein betreffen?"

„Ich glaube, da könntest Du Deine Discretion aus dem Spiele lassen und erzeigtest ihr einen Dienst, wenn Du so indiscret als möglich wärest."

„Darf ich wohl fragen, wen Du unter der Benennung ‚ihr' verstehst?" sagte Rüding in sehr hochnäsigem Tone.

„Nun, ‚sie, die Eine, Kleine, Meine,' würde van der Maaßen sagen — doch, Scherz bei Seite, sanfter Eduard, ich mache Dir mein Compliment; mich müßte Alles trügen, oder sie war aus einem guten — Hause."

Die Anderen lachten, mit Ausnahme Rüding's, welcher, nachdem er einen tüchtigen Bissen niedergekaut, ernsthaft zur

Antwort gab: „Sie iſt aus einer ſehr guten Familie; ihre Mutter iſt bei einem Wechſelgeſchäfte betheiligt.“

»En gros où en détail — ah, ich verſtehe und habe immer geſagt, Rüding iſt ein verfluchter Kerl, der ſtets das Fett von der Suppe abläffelt!“

»Bon jour, Messieurs, comment vous portez-vous?« hörte man jetzt die feine Stimme van der Maaßen's ſagen, während er ſeinen dicken Kopf zur Thür hereinſtreckte — „darf man näher kommen?“

„Auf dieſe beſcheidene Frage hin,“ ſagte Rodenberg lachend, „kann man Dir den Eintritt nicht verweigern, obgleich Du ſonſt durch Deine geſtrige Aufführung wohl verdient hätteſt, daß man für Dich in einem anſtändigen Hauſe nicht mehr ſichtbar wäre!“

»Mais comment? J'ai fêté le carnaval comme diverses Messieurs Français que je connaître après nous avons boiré et nous avons chanté.«

„Ja wohl, wunderſchöne Lieder — ‚Wir brauchen keine Schneider, keine Schneider in der Höll', juchhe!‘ — Sei ehrlich, van der Maaßen, und ſage, um welche Zeit hat man Dich hinausgeworfen?“

„Ich kann das nicht genau angeben, ob und wann; genug, ich fand mich auf der Straße wieder und weiß nur noch, daß ich an den Häuſern hinaufſtarrte, um irgend einen Straßennamen leſen zu können.“

„Bei ſtockdunkler Nacht — bei Dir muß es gut ausgeſehen haben!“

„Ich geſtehe das — ich war ſtark bekneipt.“

„Und wer brachte Dich zu Bette?“

„O, ſo weit ſind wir noch lange nicht! Ehe ich dazu

kam, habe ich einen entſetzlichen Vorfall erlebt, der mich ziemlich nüchtern machte."

„Setz' Dich nieder und erzähle, van der Maaßen — willſt Du ein Glas Wein trinken?"

„Ich ſehe da vortreffliche Sardellen, kühle, ſalzige Sardellen, die mich ſo einladend anſchauen ....

„Ich war alſo auf der Straße," fing van der Maaßen an, nachdem er tüchtig gegeſſen, „und weiß nicht ganz genau, ließ mich meine Geſellſchaft im Stiche oder ich die Geſellſchaft — genug, als ich keinen Straßennamen unterſcheiden konnte, ſetzte ich mich auf einen Eckſtein und wäre wahrſcheinlich eingeſchlafen, wenn mich nicht ein paar kreiſchende Weiberſtimmen aufgeſchreckt hätten."

„Die ſich vor dem Teufel auf dem Eckſteine fürchteten?"

„Wahrſcheinlich — ich zog alſo weiter durch die kalten Straßen, ſchauernd und fröſtelnd, denn ich hatte vergeſſen, meinen Paletot in der Garderobe abzuholen; ich glaube, ich zog dahin wie ein naß gewordener Hund mit eingezogenem Schweife, gerade aus, dann rechts, dann links, dann wieder links oder rechts, bis ich mir endlich einbildete, zu Hauſe zu ſein. Doch war dieß eine Täuſchung, welche durch einen ſchwachen Lichtſchein hervorgebracht wurde, der mir ſo recht behaglich aus einem Parterrezimmer entgegenleuchtete; ich glaubte, ich ſei am Mainzer Hofe und der Portier erwarte mich mit Schlüſſel und Licht."

„Aha," meinte Walter, „da biſt Du vielleicht einer dicken Tyrolerin begegnet, welche dem ſanften Eduard heimleuchtete?"

„Das weniger; es wäre mir lieber geweſen, als was ich fand. Als ich im Zickzack auf die Hausthür losging,

dieſelbe offen fand und in einen ſchmalen, dunkeln Gang kam, an dem ich mit den Händen forttappte, bis ich den Drücker einer Thür erfaßte, die ebenfalls aufging und mich in ein ſchwach erhelltes, aber angenehm erwärmtes Zimmer treten ließ — ich weiß nicht, wie mir war — aber trotz meines Rebels ſah ich hier etwas, das mir unheimlich vorkam: in der Mitte des Zimmers ſtand ein langer Schragen und darauf lag etwas Schmales und Eckiges mit ſeltſamen Formen, das mit einem weißen Tuche zugedeckt war; hinten in der Ecke des Zimmers aber bemerkte ich eine alte Frau auf einem Lehnſtuhle ſitzen, die wohl eingenickt ſein mochte, nun aber bei meinem Eintritte aufſchaute, ihre Augen weit aufriß und dann mit einem gellenden Schrei ins Nebenzimmer verſchwand.

„Ich fand das komiſch, und da ich keine Ahnung hatte, wo ich mich befand, mich auch die Wärme unwiderſtehlich ſchlaftrunken machte, ſo ſetzte ich mich in den Lehnſtuhl, wo ich augenblicklich einſchlief. Wie lange ich hier geruht, weiß ich nicht; aber ich erwachte, weil man mir kaltes Waſſer ins Geſicht ſpritzte, und als ich nun meine Augen aufriß, ſah ich eine Menge Menſchen vor mir im Zimmer ſtehen, ein paar brennende Kerzen, die ich vorher nicht bemerkt, und vor mir einen Mann, der ein weißes Hemd über ſeiner Kleidung trug und dem ich durch das Anſpritzen mit dem kalten Waſſer nicht nur mein Erwachen zu verdanken hatte, ſondern auch, daß ich ziemlich nüchtern geworden war — wo war ich — wer war ich? Ich fühlte dabei an meinen Kopf, und als ich dort die Hörner meiner Maske entdeckte, mich auch unter ſonderbaren Worten als Teufel anreden hörte, auch den Schragen etwas näher ins Auge faßte, da

ging' mir ein koloſſales Licht auf, und bei mir denkend: ‚Sauve qui peut!' ſprang ich in einem gewaltigen Satze von dem Seſſel auf gegen die Thür zu, wobei ich den Mann mit dem weißen Gewande beinahe auf den Boden geworfen hätte, und erreichte unter einem fürchterlichen Gezeter und Gekreiſche glücklich die Straße, wo ich aufs Gerathewohl davonlief, ſo raſch mich meine Beine tragen wollten. Der Morgen dämmerte herauf und von vielen Kirchthürmen klangen die hellen Glocken — ich kam mir recht ſündhaft vor."

„Das biſt Du auch," ſagte der lange Bildhauer in bedenklichem Tone — „nimm das als eine Mahnung und kehre bei Zeiten um; überhaupt," ſetzte er, ſich rings umſchauend, hinzu, „könnte uns ein Bißchen andere Lebensweiſe nicht ſchaden!"

„Sprichſt Du wieder wie Dein Todtenkopf?" brummte Walter — „nimm mir nicht übel, Du fängſt an, ein altes, unausſtehliches Kameel zu werden! Da macht er den Carneval mit, Maskenzug und Ball, wie der jüngſten Einer, und iſt darauf Prediger in der Wüſte!"

„Allerdings habe ich das Alles mitgemacht, aber mir ſelbſt gleichſam zur Buße, und morgen, wo die wilden Tage vorüber ſind, werde ich ein muſterhafteres Leben beginnen."

„Morgen, morgen, alter Heuchler — aber heute gehſt Du noch mit auf die Hochſtraße und treibſt Unſinn wie die Anderen!"

„Mitgehen werde ich, doch keinen Unſinn treiben; ich werde mich in ein ſchwarzes Gewand hüllen, ich werde den Todtenkopf unter meinen Arm nehmen und werde den Begegnenden mein ‚Mene, Mene!' zurufen."

Walter hatte ſeine Rechte um den Arm des langen Bildhauers gelegt und ſagte ihm mit ernſtem Tone: „Mein lieber Freund, es iſt wahrhaftig Zeit, daß Du Dich morgen ins Kloſter ſperrſt!“

„Gewiß, und ich werde für Dich dort ein Plätzchen vorbereiten.“

„Wer weiß, was geſchieht!“ erwiederte der alte Maler nachdenkend — „wenigſtens kannſt Du es mich wiſſen laſſen, wie es Dir drinnen bekommt.“

„Guten Morgen, ihr Leute!“ hörte man jetzt Bergmüller luſtig ausrufen, und als er ins Zimmer getreten war, ſchauten ihn Alle verwundert an: er trug einen ſchwarzen Frack, eine weiße Halsbinde und ſein dichtes, emporſtehendes Haar war aufs ſauberſte mit einem tiefen Scheitel verſehen.

„Nebelmüller, wo kommſt Du her?“

„Waſſermüller, was iſt mit Dir vorgegangen? Du ſiehſt ja ſo glücklich und heiter aus wie ein Bräutigam!“

„Biſt Du irgendwo Profeſſor geworden, Kohlenmüller?“

„Oder hat man Dir vielleicht ein Bild beſtellt?“ fragte der ſanfte Eduard in etwas neidiſchem Tone.

„Dein gutes Herz hat es getroffen!“ rief Bergmüller luſtig — „wie Ihr mich da ſeht, komme ich von einer Audienz bei Seiner Hoheit dem Prinzen Heinrich — Höchſtdieſelben geruhten, mir ein großes Bild zu beſtellen, und erlaubten mir, dafür den Preis zu beſtimmen!“

„Da wünſche ich Dir Glück!“ rief Rodenberg mit Herzlichkeit — „das freut mich aufrichtig, denn ich bin überzeugt, es gibt Deinem Leben eine ganz andere Wendung!“

„Gott geb's! — Ich war zu Hauſe, und ich ſage Euch,

mein kleines, gutes Weib hat eine ganz unsinnige Freude gehabt, und was die theure Schwiegermutter anbelangt, so betrachtet sie meine Persönlichkeit von nun an mit solcher Ehrfurcht, daß sie die Kattunjacke sogleich dem Lehrling geschenkt hat!"

Rodenberg hatte leise sein Glas erhoben und trank einen Toast ohne Worte, die aber in seinem Herzen so nachzittern mochten, daß er es nicht unterlassen konnte, die Rechte auf seine Brust zu drücken. — „So wäre denn für Manchen von uns dieser Aufenthalt von recht guten Folgen gewesen, nur Walter und ich gehen vor der Hand leer aus!"

„Du?" erwiederte der alte Maler mit einem eigenthümlichen Blicke — „sei ehrlich und laß — uns schweigen."

„Ich wollte auch nur noch hinzusetzen, daß wir unserer liebenswürdigen Wirthin für alles das zu Dank verpflichtet sind und daß es nicht zu viel ist, wenn wir ihr morgen unser Album übergeben."

„Wozu auch ich noch ein Aquarell beitragen werde," sagte Bergmüller; „den Einband sah ich heute Morgen, er ist in einer Stunde fertig und wird prachtvoll ausfallen — übergeben wir ihn in corpore?"

„Ich denke so — morgen um diese Zeit."

„Und spenden dazu unsern Dank für freundliche Aufnahme," sagte Walter.

„Und jetzt hinaus auf die Hochstraße!" rief van der Maaßen — wir essen doch zusammen?"

„Ja, wir wollen uns gegen sechs Uhr im Kaiserlichen Hofe treffen."

„Abgemacht — gehen wir mit einander fort und sehe Jeder, wie er's treibe," sprach der lange Bildhauer, worauf

Alfred von C. war ebenfalls aus Italien zurückgekehrt und auf ſein Gut bei Brüſſel gereist, aber nicht um dort zu bleiben. Die Einſamkeit war ihm quälend, unerträglich geworden und er hatte es zugeſagt, auch dieſen Winter mit den Freunden zubringen zu wollen, aber dießmal in Deutſchland. Graf Alfons hatte ihm den erſten Stock ſeines Hauſes eingeräumt und erwartete ihn täglich.

So war es abermals Spätherbſt geworden, und der geneigte Leſer, der uns ſo lange und weit gefolgt, muß zu guter Letzt noch die Freundlichkeit haben, mit uns in jenes dunkle, feuchte Gewölbe zu treten, in welchem unſere namenloſe Geſchichten beginnen. Wie damals fegte ein rauher, naßkalter Wind hindurch, befeuchtete Wände und Boden mit einem Gemiſch aus Schnee und Regen. Wie damals eilten die Fußgänger, die hier vorüber mußten, gern durch das alte Gewölbe, wo ſie eine Zeit lang vor dem Wetter draußen geſchützt gehen konnten, und ſtampften wie damals mit den Füßen und traten hart auf, und ſchüttelten ſich, um Regen und Schnee von Stiefeln und Röcken zu entfernen.

Da fuhr eine glänzende Equipage dicht vor den Eingang zum alten Stadtgraben, auf dem Bocke neben dem Kutſcher ſaß in ſeinen Mantel gehüllt ein großer Mann mit ſchwarzem Haar und Bart, der jetzt, ſowie der Wagen hielt, den Mantel abwarf und vom Bocke ſprang, um den Schlag des Wagens zu öffnen. — Es war der Lukas im ſchwarzen einfachen Anzug und nachdem er den Tritt herabgelaſſen, reichte er einer jungen blaſſen Dame den Arm, half ihr ſorgſam auf das Pflaſter und hob dann ein kleines Bübchen aus dem Wagen, das neben der Dame geſeſſen. Einige Augenblicke blieb dieſe ſtehen und blickte in dem finſteren, ſchmutzigen Gewölbe umher, dann ſtützte ſie ſich auf den Arm des Jägers und preßte ihre feinen Lippen zuſammen, als wolle ſie das Weinen unterdrücken.

Walter den ſanften Eduard auf die Schulter klopfte und hinzuſetzte: „Und wer ſteht, daß er nicht falle!“

Am Faſtnachts-Dienſtag hat das Leben in den Straßen Kölns viel von den Carnevals Italiens, namentlich der Städte Venedig und Rom. Wenn auch die meiſten Plätze und Straßen von mehr oder minder luſtigem Maskentreiben erfüllt ſind, ſo kann man doch die Hochſtraße als den Corſo Kölns betrachten, wo die dichtgedrängten Maſſen in Einem fort ab- und zuſtrömen. Von irgend einer allgemeinen Idee, die ausgeführt wird, iſt nicht mehr die Rede; Jeder amuſirt ſich für ſich, und wenn ſich hier und da eine kleine Geſellſchaft zuſammen gethan hat, ſo iſt es, um irgend etwas Vereinzeltes aufzuführen, was aber mit dem ganzen Leben und Treiben durchaus in keinem Zuſammenhange ſteht.

Und nicht nur einzelne Alters- oder Standesklaſſen ſind hier vertreten, Jeder, ohne Unterſchied des Ranges, und ſowohl die Jugend wie das Alter genießt den Carneval. Achtbare Kaufleute und Fabrikanten, die Träger bedeutender Firmen, welche in gewöhnlichen Zeiten von Morgens bis Abends ernſthaft vor ihrem Hauptbuche ſitzen oder auf ihrer Wiegkammer beſchäftigt ſind, treiben ſich heute in den abenteuerlichſten Coſtumes auf den Straßen umher, um dort ihre Bekannten zu finden oder Beſuche zu machen in befreundeten Häuſern, und finden es dabei ganz in der Ordnung, wenn ſich ihr jüngſter Commis oder Lehrling einen guten Witz erlaubt mit dem geſtrengen Principal. Solide Handwerker haben ſich aufs tollſte vermummt, ſuchen ihre Kunden auf und geniren ſich durchaus nicht, ihnen mit der Freiheit der Maske tüchtig die Wahrheit zu ſagen, wobei es aber nicht

ſellen vorkommt, daß ihnen von den eigenen Geſellen zuweilen arg mitgeſpielt wird.

Dabei erſcheint die Jugend im ausgelaſſenſten, tollſten Jubel, bald in anſtändigem Maskenanzuge, bald verkleidet mit Allem, was ihnen gerade in die Hände gefallen. Und ſelbſt die Lehrlinge und Buben, deren Geſchäft ihnen nicht erlaubt, den ganzen Tag auf der Straße herumzulaufen, ſtehen maskirt vor den Ladenfenſtern, an der Fleiſchbank oder der Druckerpreſſe und benutzen jeden Augenblick, um auf die Straße hinauszuſtürzen und dort ihr lärmendes Weſen zu treiben. Nimmt man hierzu den größten Theil der ſchönen Trachten und Charaktermasken, die wir bereits in dem Carnevalszuge geſehen, und bedenkt man, daß die Theilnehmer und Mitſpieler an dem heutigen Carnevalsfeſte auf Straßen und Plätzen nicht nach Hunderten, ſondern nach Tauſenden und aber Tauſenden zu zählen ſind, ſo kann man ſich vielleicht einen Begriff machen, welches ungeheure Leben und Treiben jetzt die alte Colonia erfüllt. Dazu kommt Muſik in allen Ecken und Enden, in den Häuſern, auf den Straßen, auf Plätzen, bald gut zuſammengeſetzte Banden, bald kleine Truppe, vielleicht aus zwei Streich- und zwei Blasinſtrumenten beſtehend; hier ein paar Dilettanten mit Violine und Clarinette, dort ein paar Andere mit Guitarre und Flöte, ein einzelnes Waldhorn oder eine ſchmetternde Trompete, auch wohl Trommeln und Triangel, ohne jede andere Begleitung von ein paar Mohren gehandhabt; hier ein Bärentanz mit dem dazu paſſenden Geleier, dort eine Hundekomödie mit Tamburin, Piccolo-Flöte, an der Straßenecke eine Mordgeſchichte mit verſtimmtem Leierkaſten und noch verſtimmterer Geſangbegleitung.

So hört man durch all' dieſes Gewühl und Gebrauſe den Klang unzähliger Inſtrumente und Stimmen, oft in der furchtbarſten Disharmonie, welche noch verſchärft wird durch das Grunzen der Rummelspötte, das Klatſchen der Pritſchen und das weithin ſchallende Geräuſch der hölzernen Klappern.

„Geck, lehs Geck elans!“ tönt es in unſern Ohren, und da wir uns beilen, raſch einer Truppe kölniſcher Bauern, welche Arm in Arm kommen, auszuweichen, ſtoßen wir mit einem Quackſalber zuſammen, der ſein Mordinſtrument augenblicklich auf uns richtet und uns ſo ſeitwärts treibt, vielleicht in den Arm eines Hanswurſtes, der klatſchend von ſeiner Pritſche Gebrauch macht und uns ſo unwillkürlich gegen einen ernſthaften Advocaten anrennen läßt, welcher uns erbost am Kragen faßt und für dieſes Attentat auf ſeinen ausgeſtopften Bauch mit einem ſchweren Proceſſe droht.

„Do kütt gett, do kütt gett!“ hören wir vor uns lärmen und erblicken einen der aufgeputzten Wagen, welche geſtern den Zug mitgemacht, dicht mit Masken beſetzt, die vielleicht ſingen oder muſiciren, oder welche gedruckte Zettel oder ſonſtige Scherze unter das Volk vertheilen oder an langen, hölzernen Scheeren ihren Bekannten ins zweite oder dritte Stockwerk hinaufreichen.

„Zum zerum, zerum, Zafferon,
Der Puckel en Papeer gedonn!“

lärmt uns eine Bubenſchaar entgegen, die mit weißen Hemden, blauen Blouſen und bunten Kattuntüchern, Schlafmützen und rothen Regenſchirmen aufs tollſte coſtumirt und welche als freiwilliger Vortrab und Begleitung einer aller-

liebſten Maskerade dienen, beſtehend aus einer zahlreichen Schaar kleiner Matroſen, ganz famoſe Theerjacken, aufs richtigſte angezogen, die ihre eigene Muſik bei ſich führen, aus Violinen und Trommeln beſtehend, und durch die Straßen ziehend, hier und da in die Häuſer von Bekannten eintreten, um einen Seemannstanz auszuführen.

Dabei ſind Wirths- und Privathäuſer bis oben an mit luſtigen Leuten gefüllt, in den Fenſtern lachende, neugierige, ſtaunende Geſichter, ſchöne Mädchen in Coſtume, Scherze und Blumen in Empfang nehmend und wieder austheilend; man ſieht Tauſende von Auswärtigen, aber keinen Fremden — es müßte denn Jemand durch eigene Schuld fremd bleiben wollen; und wie auf den Straßen, ſo treiben auch in den Häuſern Masken einzeln und in Banden ihr luſtiges Weſen. Advocaten und Quackſalber drängen ſich in die ihnen fremdeſten Familienkreiſe und werden mit Jubel empfangen, wenn ihren Worten nur nicht Witz und Laune fehlt und wenn ihre Anſpielungen glücklich ſind. Kartenſchlägerinnen bieten jungen Mädchen ihre Dienſte an, Marketenderinnen empfehlen ſich für den nächſten Feldzug dem dicken Major, der dort im Kreiſe der Seinigen lachend zum Fenſter hinausſchaut, und zudringliche Trödeljuden verfolgen einen unglücklichen Lieutenant, der trotz ſeines Civils ſogleich erkannt worden iſt.

Auf unſerer Wanderung durch die Stadt haben wir auch wieder einmal den Altenmarkt erreicht, der ungeachtet ſeiner Breite und Länge eben ſo mit luſtigem Getreibe angefüllt iſt, wie die ſchmale Hochſtraße oder Schildergaſſe, aber trotz einem Carnevalsleben niederen Ranges deßhalb nicht minder luſtig und ergötzlich; hier ſieht man kölniſche Bauern in

großer Anzahl, Bauernbirnen, Obſt- und Milchweiber, dazwiſchen Barbiere und Friſeure, Eckenſteher und Leuchtenträger, von denen namentlich die letzteren mit ihren brennenden Laternen all den Witz und Humor eines heiteren Volkscharakters entwickeln; hier vernimmt man die ohrenzerreißendſte Muſik, ſieht die furchtbarſten Mordgeſchichten. Wer, der dieſe Carnevalstage häufig mitgemacht hat, erinnert ſich nicht des privilegirten und patentirten geheimen Ober-Katzenmuſik-Orcheſters, welches gegen mäßige Vergütung für vorkommende Fälle ſeine Dienſte bei Tag und Nacht anbot, jener grotesken, abenteuerlichen Geſtalten mit wahren Lumpen maskirt, mit ihren grellen, geſchminkten Geſichtern, ihren durchlöcherten Hüten und ihren Inſtrumenten, aus Caſſerolen und Keſſeln beſtehend, aus Blechtrichtern, großen Deckeln, Hackbrettern und Gießkannen, welche als Trommeln dienen? Wer denkt nicht an den wunderbaren Rundtanz von einem Dutzend Kappesbauern um einen großen Papageikäfig mit einem ausgeſtopften Kanarienvogel nach dem Klange einer alten Straßenorgel, dieſes grotesken Tanzes der wunderbaren Siebenſprünge nach dem Rhythmus des berühmten Liedes:

„Hansjörgelche, ſühs Do nitt,
Dat Büggelchen, dat weld ſterve,
Hevv imm enns dat Stätzchen op,
Dat Stätzchen op, dat Stätzchen op, dat Stätzchen op
Un bloßß imm en et Kervche!“

Wer denkt nicht an jene furchtbare Bude auf dem Heumarkte, wo der große Holofernes unentgeldlich zu ſehen war?

„Geck, lohs Geck elans!“

Durch das Bechergäßchen führt uns abermals unſer

Weg, doch koſtet es heute noch größere Mühe, hier durchzukommen. Schon am Eingange deſſelben ſehen wir uns durch einen Zank aufgehalten, den ein koloſſales Obſtweib mit einem natürlicher Weiſe unechten Polizeibeamten hat, und endlich in die Gaſſe gelangt, finden wir ſie in der Mitte geſperrt durch einen der dickbäuchigſten Türken, den wir in unſerem Leben geſehen und an welchem ſich vorbeizudrücken kaum möglich iſt; hier haben die Buben ihren großen Zeitvertreib, denn da der Muſelmann mit ausgeſpreizten Beinen geht, ſo kriechen ſie mit ungeheurem Halloh unter ihm durch, nicht ohne dabei ſeine Rückſeite aufs empfindlichſte zu berühren.

Glücklich haben wir dieſen Engpaß hinter uns und gehen die breite Straße Am Hofe hinauf, wo das Funkenheer ſein ergötzliches Weſen treibt. Vor einem Wirthshauſe haben ſie hier ihr Lager bezogen, da ſteht ihre Wachtſtube, da ſteht ihr Arreſtlocal und vor demſelben ein hölzerner Eſel. Wehe dem unſchuldigen Zuſchauer, der ſich harmlos dieſem Thiere nähert! Augenblicklich wird er erfaßt und auf den ſcharfen Rücken des Thieres geſetzt, wo er nicht eher wieder herunterkommt, als bis ihm der Corporal der Wache die drolligen Kriegsartikel des Funkenheeres vorgeleſen. Auch Zuſchauerinnen, die ſich gar zu neugierig in die Nähe des Wachtpoſtens gewagt, werden zwar nicht auf den Eſel geſetzt, aber trotz ihres Widerſtrebens für eine Viertelſtunde in das Arreſtlocal geſperrt, was jedes Mal unter der zahlreichen Bubenſchaar ein außerordentliches Halloh hervorbringt; doch halten ſich dieſe echten Lotterboven Kölns kluger Weiſe in ſehr anſtändiger Entfernung von dem Wachtpoſten, da man ihnen im Falle des Ergriffenwerdens Eſelritt

und Arreſt, durch Peitſche verſchärft, mit mathematiſcher Gewißheit vorausſagen kann. Wie heulende Wölfe umſtehen ſie in weitem Kreiſe das Funkenheer, höhnen die beſtraften Unglücklichen, ſingen zuweilen im ſchauerlichen Chor ein Carnevalslied oder begrüßen den Funken-General, ſo oft er ſich ſehen läßt, mit dem einſtimmigen Geſchrei: „Wat hät dä Kähl en Nas!“

Ziehen wir leiſe vorbei, um über den Wallrafsplatz wieder in die Hochſtraße einzurücken, in den brauſenden Menſchenſtrom, deſſen Gedränge ſich hier von Stunde zu Stunde vermehrt. Leiden wir es geduldig, wenn eine unſichtbare Hand uns von hinten den Cylinder eintreibt, und halten wir geduldig die Umarmung eines wilden, verlumpten Kerls aus, der uns wiederholt an ſeine Bruſt drückt und dabei ſein Entzücken ausſpricht, endlich ſeinen Vetter aus Dülken oder aus Schwaben wiedergefunden zu haben. Wir wollen auch nicht murren oder uns ärgern, wenn ein paar anſcheinend total Betrunkene uns in ihre Mitte nehmen, uns mit dem ſcheußlichſten Tabak anſtänkern und uns zwingen, mit ihnen das heitere Lied zu ſingen:

„Oh, do ſitz en Fleeg an der Wand,
Fleeg an der Wand“ u. ſ. w.

Auch die ſtilleren Straßen, welche heute nicht mit hineingezogen ſind in den tollen Zauberkreis des Faſtnachtstreibens, ſind deßhalb nicht ohne luſtiges Leben; auch hier ſieht man kleine Banden umherziehen und einzelne Masken ihr Weſen treiben, oft zum Schrecken der Bewohner irgend eines Hauſes, vor deſſen Fenſtern eine oft ſehr anzügliche Geſchichte in Bild und Wort gezeigt und abgeſungen wird. Hier ſieht man zuweilen die eingefleiſchteſten Carnevalsfreunde, einen

ſcheinbar verlorenen Poſten wählend, ernſte Leute, die ruhig ihres Weges zu ziehen gedenken, mit in den Strudel hineinziehen. Und ſehr oft ſind dieſe vereinſamten Masken ſolche, die im gewöhnlichen Leben eine Unzahl Arbeiter beſchäftigen und vor denen die Börſenmäkler ehrfurchtsvoll ihren Hut ziehen. Da ziehen ſie einher, einzeln oder zu Zweien, als Advocat und Quackſalber ihre Dienſte anbietend, oder als Bänkelſänger und Sängerin, oft in grellfarbenem Florkleide mit hochroth geſchminkten Backen, die Haube mit flatternden Bändern auf dem Kopfe, unter dem Arme eine kleine Drehorgel; auch in phantaſtiſchem Coſtume einen Shawltanz aufführend, vielleicht vor einem unglücklichen Officier zu Pferde, dem es nicht möglich iſt, ſein ſtutzendes Pferd an einem ſolch fabelhaften Weſen vorüberzuzwängen, und der endlich, aufs tiefſte in ſeiner Würde gekränkt, umkehren und ſich einen andern Weg ſuchen muß. —

Unſere Freunde hatten ſtundenlang dieſes Treiben auf den Straßen mitgemacht, dann waren Walter, Knorr und Rüding nach Hauſe zurückgekehrt; erſterer hatte ſich mit einigen Stücken ſeines Coſtume's des Drachen Griesgram vermummt, Rüding ſeinen Jagdpagen-Anzug angelegt, und der lange Bildhauer war nicht abzuhalten geweſen, ſeinen Sarſenet-Schlafrock überzuwerfen, ſeine Lenden mit einem Stricke zu gürten und ſeinen Todtenkopf unter den Arm zu nehmen. So war er in der That nicht minder ſchauerlich anzuſehen als geſtern, wo er hoch zu Pferde den Tod dargeſtellt. Auch Rodenberg war ein paar Mal zu Hauſe geweſen, doch nicht, um ſich zu vermummen, ſondern um nach Juanita zu ſehen, die aber mit Don Joſe ausgegangen war und die für ihn ein kleines Billet zurückgelaſſen hatte, worin

ſie in ein paar freundlichen Worten ihr Bedauern ausſprach, ihn während des Tages nicht ſehen zu können, ihm aber die Nummer ihrer Loge bezeichnete, wo er ſie auf dem Theaterballe finden könne.

So ſehr er auch bedauerte, ſie nicht geſehen zu haben, ſo begriff er dies doch vollkommen bei dem tollen, intereſſanten Treiben des heutigen Tages, und war dabei entzückt durch die Ausſicht, am Abende in der Loge ein trauliches Wort mit ihr wechſeln zu können. Auch er warf ſich aufs Neue in das Straßengewühle, um ſich hier durch den Strom, ohne Zweck und Abſicht, forttreiben zu laſſen; ihn intereſſirte Alles und gar nichts, er lachte über den heiteren Scherz irgend einer hübſchen Maske, um dieſelbe im nächſten Augenblicke wieder vergeſſen zu haben; er ſchaute an den Fenſtern empor, nicht, um dort von ſchönen Augen und Lippen ein freundliches Wort, einen gelungenen Scherz zu erhalten und zu erwiedern, ſondern indem er immer hoffte, Juanita's edle Züge irgendwo zu ſehen. Im Uebrigen betrachtete er das ganze Faſchingsleben mit den Augen des Künſtlers, wie eine maleriſche Studie, aus der er Figuren, Gruppen, Farbenzuſammenſtellungen ſeinem Gedächtniſſe einprägte.

Walter war zufällig mit van der Maaßen zuſammengetroffen, welcher übrigens heute nicht in der Tracht als Teufel erſchienen war; doch hatte derſelbe in ſeinem Gefolge einige der luſtigen Zechbrüder von geſtern Abend, unter deren Leitung der ehemalige Drache Griesgram das Straßenleben ſehr häufig durch die Fenſter der verſchiedenartigſten Wirthshäuſer betrachtete.

Rüding hatte ſein Barett kühn auf die blonden Locken gedrückt und ging auf Eroberungen aus, zu welchem Zwecke

er sich bemühte, vor Häusern, deren Fenster mit hübschen Mädchen besetzt waren, möglichst vortheilhaft zu erscheinen und, so viel es ihm möglich, den Niedlichen zu machen. Dabei können wir nicht läugnen, daß es ihm auch gelang, von einer heiteren Familie zu einer Tasse Kaffee eingeladen zu werden, wo man sich erinnerte, ihn gestern im Zuge als kühnen Reiter gesehen zu haben, und wo er alsdann auch nicht verfehlte, seinen Namen zu nennen und sich als Künstler vorzustellen, und überaus glücklich war, als ihn der Hausherr versicherte, diesen Namen schon auf einem vortrefflichen Bilde gesehen zu haben.

Da ihm eine der hübschen Töchter des Hauses eigenhändig den Kaffee servirte und ihn dabei schalkhaft lächelnd ansah, so war er überzeugt, einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, und verließ das gastliche Haus mit dem festen Vorsatze, die Bekanntschaft desselben fortzusetzen.

Da aber unser Leben aus einer wechselvollen Kette von Angenehmem und Unangenehmem besteht, so hatte der sanfte Eduard, als er aus dem Hause trat, das Unglück, gerade in die Hände jenes ihm höchst fatalen Orgelmannes zu laufen, der ihn sofort wieder erkannte, und er mußte es erleben, von dem pöbelhaft aussehenden, fast unanständig starken Weibsbilde, welches denselben begleitete, vor den Augen jener jungen Damen stürmisch umhalst zu werden. Leider war er hierbei nicht verständig genug, den Scherz als solchen anzunehmen und lachend zu erwiedern, vielmehr gab er seine Entrüstung auf eine verletzende Art kund, wodurch er aus dem Regen in die Traufe gerieth, denn das gemein aussehende Weibsbild forderte die Umstehenden unter jammervollem Schluchzen auf, ihm beizustehen und diesen hart-

„Hier alſo hat ſie oft geſeſſen?“ ſagte die Dame, worauf Lukas ſchweigend mit dem Kopfe nickte und ſich mit der Hand über das Geſicht und den Bart ſtrich.

„Wer, Mama?“ fragte der kleine Graf von St. Alban.

„Deine Großmutter,“ entgegnete die Dame mit zitternder Stimme, „die ſehr alt und elend war.“

Dem Kleinen ſchien das ein Spaß zu ſein, denn er blickte lächelnd zu ſeiner Mutter empor und ſchüttelte ſeinen ſchwarzen Lockenkopf.

Alle drei giengen durch den Gang unter dem Stadtgraben nach dem ehemaligen Kloſter. An der Thüre blieb die Dame ſtehen und beſchaute mit ängſtlicher Haſt die Treppen vor dem Hauſe, die alte Thüre, den großen eiſernen Klopfer: Alles war noch da, wie vor langen, langen Jahren, Alles nicht mehr und nicht weniger zerſtört, voll Löcher, voll Flecken und Roſt, wie damals, wo ſie aus der Tanzſtunde kam und Mühe hatte, mit ihren beiden kleinen Händchen den ſchweren Klopfer in die Höhe zu heben.

Maria preßte die Hand auf ihr Herz und athmete ſchwer auf, als ſie nun in den dunklen Hausgang trat. Da war die große Wendeltreppe mit dem morſchen braunen Holzgeländer, mit den ausgetretenen Stufen und mit dem alten holzgeſchnitzten Kapuziner, der hier unten ebenſo wie damals, mit ewig unverwandtem Blick nach der Thüre, Schildwache zu ſtehen ſchien. Hier nahm Lukas ſeinen Hut von dem Kopfe, wahrſcheinlich in ſtiller Verehrung vor dem alten Herrn.

Die Gräfin von St. Alban ſtützte ſich auf ſeinen Arm und ſie ſtiegen die Treppen hinauf. Da wurden bei jedem Tritt, den ſie that, bei jedem Winkel, an dem ſie vorbei kamen, tauſend Erinnerungen in ihr wach. Hier hatte ſie ſich verſteckt, dort hatte ſie hinabgelauſcht in das finſtere Haus, um zu hören, ob ſich der Kapuziner nicht zuweilen räuſpere; denn ſo hatten es die anderen

herzigen Böſewicht, der an ſeinem Zuſtande ſchuld ſei, feſtzuhalten.

Dieſer verletzenden Scene ſchaute das Ungeheuer von einem Orgelmanne nicht nur gemüthlich zu, ſondern ſpielte und ſang im höhniſchen Gegenſatze zu den Thränen des Weibes die Fortſetzung jenes furchtbaren Liedes:

„Weine nicht, ſprach ſie mit ſanfter Stimme,
Ach, mein Vielgeliebter, weine nicht;
Ich erſcheine nicht vor Dir im Grimme,
Deiner neuen Liebe fluch ich nicht!“

Und dabei hatte er die Frechheit, bei den Worten ‚deiner neuen Liebe‘ ſeine zerlumpte Mütze gegen das gaſtliche, Kaffee ſpendende Haus zu ſchwingen.

Daß der ſanfte Eduard, ſobald ihn das ſcheußliche Weibsbild losließ, dem Hauſe und der Straße entfloh, als wäre er von Furien gejagt, brauchen wir kaum zu bemerken; auch hatte er allen Geſchmack an dieſem Treiben des Faſtnachts-Dienſtages auf den Straßen verloren und eilte nach Hauſe, um das Jagdpagen-Coſtume mit dem gewöhnlichen Anzuge zu vertauſchen.

Knorr war durch die Reihen der lachenden und luſtigen Masken gewandelt mit ſeinem langen, ſchwarzen Schlafrocke von Sarſenet, einen härenen Strick um den Leib, die dunkle Capuze, welche er noch obendrein mit Aſche beſtreut hatte, über das lange, bleiche Geſicht gezogen und den Todtenkopf unter dem Arme, einſam, ein Bild des Schreckens, und überall ſo ſehr gemieden, daß es kaum ein kecker Geſelle gewagt hatte, ihn mit leiſen, ſchüchternen Worten zu verhöhnen; doch fühlte er ſich glücklich in der Rolle, die er ſpielte; lag es doch in ſeiner Abſicht, als Schatten zu erſcheinen in

dem Glanze allgemeiner Fröhlichkeit, als ein Sinnbild jener ernsten Tage, die mit dem Schlage der Mitternacht eintraten, als ein lebendiger Aufruf zur Buße nach den tollen Freuden der Fastnacht, als ein verkörperter Aschermittwoch!

Recht ausgelassene Hanswürste oder ganz besonders lebensfrohe Gärtnerinnen oder Marketenderinnen waren wohl schon an ihn herangesprungen, aber ehe sie ihren Scherz mit ihm treiben konnten, vor dem ernsten Blicke seines Auges scheu auf die Seite gewichen. Die verwegensten Buben hatten es kaum gewagt, seine Nase in den Kreis ihrer Bewunderung zu ziehen, und durch diese Zeichen einer allgemeinen Achtung oder Furcht recht zufrieden, war der lange Bildhauer etwas weniger erstaunt, als sich ihm endlich eine Person näherte und ihn mit einer grinsenden Freundlichkeit ansprach.

Diese Person war weder vermummt, noch maskirt, sie war schwarz, aber etwas schäbig gekleidet, hatte einen cylinderartigen Hut mit breitem Rande auf dem Kopfe und an den Händen schwarze, etwas fuchsig gewordene Handschuhe; einen Hemdkragen, der heuchlerischer Weise frische Wäsche vorstellen sollte, hielt eine strickartige Binde zusammen und war das einzige Weiße, das man an der ganzen Figur sah, mit Ausnahme des Weißen in ihren Augen, welches diese Gestalt bei häufigen Verdrehungen sichtbar werden ließ. Sie ging mit gebeugtem Kopfe einher, und als sie zu Knerr trat, blickte sie ihn von unten herauf an und sagte mit einer unsichern, gedämpften Stimme: „Mitbruder im Glauben! Du wandelst als abschreckendes Beispiel einher, als stummer Warner unter der gottlosen Schaar derer, die das goldene

Kalb des Carnevals anbeten — ſollte ich Dich nicht richtig verſtanden haben?"

Der lange Bildhauer blickte die Geſtalt von der Seite an, die ſich ihm wie ſchwebend genähert hatte und ohne feſt aufzutreten ſich förmlich ſchattenhaft neben ihm bewegte, einem jener Nachtſchmetterlinge vergleichbar, welche bei der erſten heftigen Bewegung gegen ſie davonflattern.

„Ich weiß nicht recht," gab er ihm mißtrauiſch zur Antwort, „ob mir an Deinem Verſtändniſſe etwas gelegen iſt — auch möchte ich mich geradezu keinen Warner nennen, halte es vielmehr als echter und gerechter Künſtler für meine Pflicht, auf das allzu grelle Licht dieſer tollen Luſt einen wohlthuenden Schatten zu ſetzen."

„Vortrefflich geſagt, ſehr gut geſagt," erwiederte die Geſtalt, „und wenn man Dich ſo anſieht, ernſt und mahnend, ſo müßte es von größter Wirkung ſein, wenn Du Dich entſchließen wollteſt, den ſündhaften Menſchenkindern im Vorbeigehen dieſe Zettel in die Hand zu drücken, welche ich Dir hiermit übergebe."

Ehe noch Knorr dieſes Anſinnen zurückweiſen konnte, hatte ihm der Andere ſchon ein Paketchen Papier in die Hand gedrückt und war raſch, wie er herangekommen, auch wieder davongeflattert.

Der lange Bildhauer betrachtete einen dieſer Zettel und las: ‚Bedenke es wohl! Wer Du auch biſt, dem dieſes Blatt in die Hände fällt, reich oder arm, alt oder jung, gelehrt oder unwiſſend, warum biſt Du ſo beſorgt, für Andere den Schalksnarren zu machen, und denkſt nicht an das einzige Nothwendige, Dein Seelenheil? Deßhalb frage ich Dich

nochmals durch dieſes Blatt: willſt Du nur ſo gedankenlos dahinleben, immer Gott und Deine Seele vergeſſen?'

Dann ſchaute er um ſich her, wo die ſchwarze Geſtalt zu finden wäre, und als er ſie nicht mehr entdecken konnte, ging er in eine ſtille Nebengaſſe, um die Schrift zu Ende zu leſen. Er lachte nicht darüber, wie es Walter oder Rüding vielleicht gethan hätten, ſondern er dachte nach, wie wohl Jener gerade auf ihn verfallen ſei und ihn für fähig gehalten, als Verbreiter dieſer Schriften zu dienen. Es war ihm eigenthümlich zu Muthe, als er weiter und weiter darin las und als zu gleicher Zeit der Lärm des Faſtnachttreibens immer ſchwächer und ſchwächer an ſein Ohr ſchlug, was übrigens mit ganz natürlichen Dingen zuging, da er ſich leſend immer weiter von den belebten Straßen entfernte.

‚Du ſagſt vielleicht bei Dir ſelber, Du ſeiſt nicht ſchlechter, als Andere, Gott ſei barmherzig und er werde nicht mehr von Dir fordern, als Du leiſten könnteſt — Ungläubiger! Für wen iſt denn die Hölle? Biſt Du nicht ein Aufrührer gegen Gott, voll Ungerechtigkeit, Unreinigkeit, Feindſchaft, Neid, Zorn, Geiz und Hoffart? Weil Du dem menſchlichen Richter und ſeiner gerechten Strafe entgangen oder weil Du Deine Ehre bei den Menſchen nicht verloren haſt, glaubſt Du wohl, Du ſeiſt kein Mörder oder Dieb und Deine Strafe ſei Dir geſchenkt . . .'

„Ich habe niemals geglaubt," murmelte Knorr, „daß mir meine Strafe geſchenkt ſei, und ich fühle wohl, daß mir Buße noth thut; aber wenn ich auch ein Unrecht beging und dieſes Unrecht wie lebendig vor mich hintritt, ſo oft ich ein Gewand zeichne oder eine Draperie modellire, ſo bin ich deßhalb doch kein Mörder oder Dieb! — Aber Buße iſt mir

allerdings nöthig, und ich weiß einen ſtillen Ort, wo ich mich mit meinem Seelenheile beſchäftigen kann, wo ich zu gleicher Zeit ein Künſtler bleibe, wo man meiner aufrichtigen Reue freundlich die Hand reicht und mich nicht ohne Weiteres zu Mördern und Dieben ſtößt, wie hier in dieſem Blatte geſchieht!"

Der leiſe Ton einer Glocke ſchlug an ſein Ohr; es war ein ſchüchterner Klang, als fürchte er ſich förmlich, mit dem tobenden Jubel der übrigen in Berührung zu kommen. Knorr ſtand hier auf dem Scheidewege, beide Töne vernehmend, und zum Ueberfluſſe trat hier noch einmal der Carneval verkörpert vor ihn hin, und zwar in Geſtalt eines luſtigen Harlequins, der mit einer zierlichen, vollbuſigen Columbine am Arme aus einer der Straßen herausſprang, um ſich in das lebhafte, wilde Getümmel zu ſtürzen.

„Ha," rief der Harlequin, „trübſelige Maske, wo kommſt Du her und wo willſt Du hin?"

„Ich komme von dort, wohin Du Dich gerade begeben willſt," erwiederte der Mann mit dem Todtenkopfe in ernſtem Tone, „und ich gehe dem Orte zu, wohin Du mir gewiß nicht folgen willſt!"

„Ei das wäre — vielleicht ein ſtilles Wirthshaus? Nenne mir ſein Schild, und ich finde mich ſpäter ein."

„Später — ja, ſpäter kommen wir Alle zur ſelben Stelle. Behüte Dich der Himmel, luſtiger Harlequin, und grüße mir die Anderen!" erwiederte Knorr.

„Schade, daß Du ſchon nach Hauſe willſt; Du ſcheinſt mir ein heiterer Burſche zu ſein, obgleich Du ſo trübſelig ausſchauſt und wie Dein Todtenkopf ſprichſt: memento mori!

Komm' mit uns wieder zurück, wir nehmen Dich in die Mitte — nicht wahr, Columbine?"

„Gewiß," ſagte die weibliche Maske, „aber er muß ſeinen garſtigen Todtenkopf wegwerfen!"

„Das iſt wahr," lachte der Harlequin; „Deine Capuze ſchlägſt Du zurück, ſetzeſt meine bunte Mütze auf und biſt alsdann eine prächtige Maske — komm' mit, Knorr, und ſei geſcheit!"

Als ſich der lange Bildhauer bei ſeinem Namen anreden hörte, zeigte er gerade keine große Ueberraſchung; er lächelte ein wenig und nickte mit dem Kopfe, während er ſagte: „Habe ich doch gleich gedacht, die Stimme ſollte ich kennen — Du biſt es alſo, Kohlenmüller, mit Deiner allerliebſten Müllerin? Nun, ich freue mich in der That, daß Ihr ſo luſtig ſeid!"

„Und wo willſt Du denn eigentlich hin?" fragte Bergmüller.

„Ich habe es dem Harlequin ſchon geſagt und will es dem Freunde nicht wiederholen!"

„Du biſt ein eigener Kerl — nun, morgen früh ſehen wir uns wieder!"

„Vielleicht — vielleicht auch nicht — reicht mir noch einmal Eure Hände — ja ſo, ich habe ja meine Linke nicht frei wegen dieſer Papiere.

„Was haſt Du für Papiere, Knorr?"

„Er, der ſie mir gab, wünſchte auch wohl, daß ich Dir und anderen frohen Menſchen davon mittheilen ſollte; aber ich will es nicht thun, Nebelmüller — warum ſoll ich einen Schatten in Deinen luſtigen Tag werfen — was in dieſen Papieren ſteht, iſt überhaupt für Niemanden gemacht, der ſich

mit heiterem Sinne an der Luſt und Freude ſeiner Mitmenſchen vergnügt; das iſt nur für ſcheue Nachtvögel, die hinter jedem glücklichen Lächeln den Teufel hervorgrinſen ſehen; es ſind Bibelſprüche, mein lieber Bergmüller, die recht ſchön und nützlich ſind — aber Alles zu ſeiner Zeit, hat der große König Salomo geſagt, und ein größerer König ſagte: Seid fröhlich mit den Fröhlichen — danach handle Du und Deine Columbine."

Bei dieſen Worten, die er langſam ſprach, hatte der lange Bildhauer die Papiere in kleine Stücke zerriſſen, dieſelben auf die Straße geſtreut, und als er nun die Hände frei hatte, reichte er ſie den beiden jungen Leuten, von denen jeder eine nahm und ſie herzlich ſchüttelte.

Dann wandte ſich Knorr langſam um und ſetzte ſeinen Weg bedächtig fort. Harlequin und Columbine ſchauten ihm noch ein paar Augenblicke nach und eilten dann ebenfalls davon.

In den Straßen Kölns tobte das luſtige, wilde Leben in gleicher Weiſe fort und fort, lachend und plaudernd, ſchreiend und jubelnd, ſingend und klingend — Stunde um Stunde, und mit jeder ſchien ſich die allgemeine Luſt zu ſteigern — ja, als endlich der Abend niederſank, that dies den Freuden des Carnevals keinen Eintrag. Ueberall entzündeten ſich Lichter, ſah man leuchtende Fackeln, bunte Lampen, und fort und fort jubelte, rauſchte und klang es auf Plätzen und in den Gaſſen. Wenn auch die Stimmen etwas heiſer geworden waren und die Muſik etwas diſharmoniſch klang, ſo ſtimmte das vollkommen zu der ſich immer mehr ſteigernden tollen Ausgelaſſenheit; dabei waren alle Wirthshäuſer überfüllt und in den Wohnungen der luſtigen

Kölner wurde bei glänzendem Lichterſcheine heiter und gemüthlich bankettirt.

Rodenberg war der einzige von den Freunden, der zur abgeſprochenen Stunde ſich im Kaiſerlichen Hofe eingefunden, und hatte dort, als Niemand von den Anderen erſchien, allein ſein kleines Diner eingenommen; dann ſchlenderte er nochmals auf die Straßen hinaus, um dort vielleicht durch einen günſtigen Zufall irgend einen von den Anderen zu finden. Das tolle Treiben fing an, ihm zu mißfallen, und er war eigentlich froh darüber, ſo dahingehen zu können, ohne über das, was ihn umgab, reden zu müſſen, und ſo im Stande zu ſein, ſeinen Gedanken nachzuhangen. Er hatte in den letzten Tagen wenig Zeit dazu gehabt, um es ſich klar zu machen, daß jetzt die heitere und für ihn gewiſſermaßen glückliche Zeit vorübergerauſcht ſei und daß mit der morgenden ſtillen Zeit auch für ihn nun ſtillere, leere, ja, traurige Tage eintreten würden. War doch ſein Herz ſo ganz erfüllt von der innigen Liebe zu dem ſchönen, räthſelhaften Weſen, das ihm nun dreimal erſchienen war, immer wunderbarer, immer feenhafter, immer ſtrahlender, daß er ſich ſelbſt ſagen mußte, beim plötzlichen Erlöſchen all' des Glanzes, beim Verſchwinden ihrer leuchtenden Augen müßte ſeine Seele wie von einer kalten, traurigen Nacht umgeben ſein!

Dieſe Betrachtungen zuckten ſchmerzlich durch ſein Inneres und würden ihm noch tieferes Weh verurſacht haben, wenn ihn nicht der leichte Sinn der Jugend tröſtlich angeweht hätte und wenn nicht der Gedanke an ſeine ſchöne Kunſt wie ein heller Stern geleuchtet und ihn hätte fühlen laſſen, daß er ja noch immer ein freier und glücklicher Menſch ſei, an keine Scholle gebunden, an keine Stadt, an kein Band ge-

feſſelt. Genügten ihm doch ein Blatt Papier und ein Bleiſtift — konnte er doch ſeine Habe in ein leichtes Ränzchen packen und in die weite, weite, ſchöne Welt hinausziehen — ihr nach — ihr nach! —

„Zum zerum, zerum, Zafferon!“ jubelte eine luſtige Bubenſchaar, an ihm vorüberziehend, indem ſie lachend und ſingend einen Trupp Maskirter umtanzten. Es waren dies vielleicht ein Dutzend vierſchrötiger Weiber, die, eben ſo toll jubelnd, einen wohlbeleibten Türken umgaben, welcher gravitätiſch in ihrer Mitte ging — van der Maaßen.

Rodenberg hatte ihn augenblicklich erkannt und konnte ſich nicht enthalten, der Schaar nachzuziehen. Nicht weit davon, wo er ſie getroffen, fielen ſie in ein kleines Wirthshaus ein, wo ſie mit größtem Beifallsgeſchrei von zahlreichen Coſtumirten, die ſich dort ſchon befanden, ſo wie von einer kläglichen Muſik, Geigen, Clarinetten und einer raſſelnden Trommel, empfangen wurden — „türkiſche Muſik, türkiſche Muſik! Hurrah, der Paſcha zieht ein!“

Wie ſtrahlten die kleinen Augen van der Maaßen's ſo überglücklich, wie glänzten ſeine fetten Backen, wie klang ſeine dünne Stimme ſo krähend, als er alle Anweſenden in einer ſchönen Rede ſeiner Huld und Gnade verſicherte — ja, die Weiber, die ihm folgten und unter welchen Rodenberg mit größtem Erſtaunen auch Freund Walter erkannte, waren von dieſer Anſprache ſo gerührt, daß ſie den dicken Türken mit einem Stuhle auf den Tiſch hoben, dann einen furchtbaren Rundtanz um denſelben veranſtalteten, nach deſſen Beendigung ſie ſich im Kreiſe umherſetzten und die Champagnerpfropfen knallen ließen.

Rodenberg hätte auf ſich ſelbſt zürnen mögen, daß er

ſo gar keine Luſt in ſich verſpürte, einzutreten und an dem tollen Leben Theil zu nehmen; aber er fühlte einen förmlichen Widerwillen dagegen — er, der ſonſt bei einer ähnlichen Gelegenheit mit gleichen Füßen in einen ſolch' luſtigen Kreis geſprungen wäre, ihn zog es anderswo hin, wo ſie verſprochen hatte, daß er ſie ſehen dürfe, und gewiß auch ſprechen, flüſterte ihm die Hoffnung zu — und doch fühlte er, daß die hier in ihrem kleinen Wirthshauſe glücklicher ſeien, ſie, die ſo luſtig zechten, ohne an morgen zu denken, ohne ſich um die ganze Welt zu bekümmern! Er konnte nicht anders, er mußte tief aufſeufzen, als er noch aus der Ferne den Refrain ihres luſtigen Liedes hörte:

Kölſche Junge blieve junk,
Se ſinn nit zo bedoore —
Su lang noch ſchmeck 'ne gooden Drunk,
Ließ keiner ſich verſchmoore!

Das Wetter ſchien ſich ändern zu wollen; durch das Rheinthor blies ein naßkalter Wind und am Himmel ſah man zerriſſene Wolken eilig gen Oſten fliehen.

Zu Hauſe fand Rodenberg es ſehr einſam: Niemand war dort, mit dem er ein Wort hätte ſprechen können; er zog ſich deßhalb raſch an und ging auf den Theaterball — hier daſſelbe Getümmel, faſt das gleiche Leben wie geſtern auf dem Gürzenich, nur in verkleinertem Maßſtabe und deßhalb nicht ſo anregend, nicht ſo intereſſant. Anmuthig erſchienen die Logenreihen, mit Damen in blendenden Toiletten beſetzt; doch hatte er nur Augen für eine Parterreloge, die aber noch unbeſetzt war. Die Bühne war mit dem Parterre zu einem einzigen Raume zuſammengezogen worden, auf ihr ſetzten ſich die Logenreihen fort bis zum Hinter-

Kinder erzählt. Ach, es war ihr jeden Augenblick, als müsse jetzt Dubel die Treppen herab kommen, der Schneider Dubel in seinem abgeschabten Röckchen, ein Bündel unter dem Arm, oder die alte Kiliane mit ihrem weißen Haar und dem durchfurchten, freundlichen Gesichte, die sie so unendlich lieb gehabt. — Aber es kam nichts die Treppen herab, sie zu begrüßen: das Haus schien überhaupt viel stiller wie früher. Da hörte man keinen Lärm aus der Wirthsstube im ersten Stock, da erklangen durch das Haus keine jubilirenden Kinderstimmen.

Je höher Maria hinaufstieg, um so mehr fühlte sie ihr Herz zusammengepreßt, um so gewaltsamer drängten sich die Thränen nach ihren Augen. Jetzt hatte sie den Vorplatz erreicht: dort war die Waschküche, daneben das große Fenster, durch welches Abends der Mond hereinschien und wo die kleine Maria so gern getanzt hatte.

Hier war die Stubenthüre — Lukas klopfte an.

„Herein!"

Maria mußte sich gewaltsam zusammennehmen, damit es ihr möglich würde, etwas gefaßt über diese Schwelle zu treten, über diese Schwelle, die sie als Kind so oft betreten. Sie öffnete die Thüre — sie trat in das Zimmer. Da war Alles noch, wie es ehedem gewesen, Tische und sämmtliche Stühle standen auf derselben Stelle, an den Wänden hiengen dieselben alten vergilbten Kupferstiche; ach, zu den Fenstern herein blickten unverändert die Giebel der Nachbarhäuser, die alten bekannten Dächer mit ihren Kreuzen, mit ihren Fensterladen, mit ihren Dachrinnen.

Es war Samstag Nachmittag, wo die Arbeit der Woche gethan war und die Feierstunde bereits eingetreten. Dort war auch noch der alte große, viereckige Ofen, und neben ihm saß eine alte Frau, die emsig in einem Buche gelesen und jetzt verwundert aufblickte, wie der vornehme Besuch in ihr Zimmer trat. Sie hatte die Füße auf einen Schemel gestellt, ach, und diesen

grunde, welcher eine vortrefflich gemalte und glänzend erleuchtete Fernſicht zeigte, den Blick auf den Rhein, auf Köln mit ſeinem Dome ſo täuſchend arrangirt, daß man ſich verſucht ſah, bis dicht an die Baluſtrade zu treten, welche jene Ausſicht von dem Saale ſchied, um im Stande zu ſein, die Täuſchung zu entdecken.

Brauſende Muſik erfüllte den glänzenden Raum und Alles ſchien ſich außerordentlich zu amuſiren, faſt unbegreiflich für Rodenberg, der zwiſchen den plaudernden, lachenden, hier ſchüchternen, dort zudringlichen Masken ohne alles Intereſſe hindurchſchritt. Ja, wenn er an geſtern dachte, wie er als wilder Jäger ohne Raſt und Ruhe das koſtbarſte Wild gejagt, ſo konnte er darüber lächeln, und es erſchien ihm faſt unbegreiflich, beſonders wenn er ſich der immer noch leeren Parterreloge gegenüber befand, wo ſie erſcheinen werde, wie er ganz genau wußte, und wo er ſie ohne Mühe ſehen und ſprechen könne.

Wo blieb ſie aber ſo lange — gewiß befand ſie ſich in einer Geſellſchaft, wo man ſie begreiflicher Weiſe ſo lange als möglich zurückhielt — Rodenberg hatte ſie heute Morgen flüchtig geſehen, wo ſie heiter eine Menge Häuſer aufgezählt, in denen ſie heute Abend unfehlbar erwartet würde — „wenn ſie in jedem auch nur eine Viertelſtunde bleibt," ſprach er verdrießlich zu ſich ſelber, „ſo wird ſie nicht vor Mitternacht kommen, und jetzt iſt es erſt eilf Uhr!" —

Da öffnete ſich die Thür zur Parterreloge; da trat ſie ein in einfacher, aber doch blendender Toilette, hinter ihr Prinz Heinrich, dem Don Joſe und Werdenberg folgten, und durch die offene Thür bemerkte man noch einige Officiere in Civil, die ſich um den Vorrang zu ſtreiten ſchienen, wer zu

der gefeierten Künſtlerin eintreten dürfe. Endlich hatten ein paar den Sieg davon getragen.

Die kleine Loge war angefüllt, die Thür wieder geſchloſſen, und Juanita, in ihrer unvergleichlichen Schönheit, glänzte vorn an der Brüſtung wie ein Stern erſten Ranges durch Nebelflecken. Alles, was dort vorüberzog, verneigte ſich heiter und achtungsvoll vor dem wohlbekannten hohen Herrn, der mit ſeinem freundlichen Grüßen nach rechts und nach links durchaus nicht ſparſam war, und ebenſo vor Juanita, die, anmuthsvoll und glücklich lächelnd, wie eine Königin erſchien.

Für Rodenberg wäre es in der erſten halben Stunde ein vergebliches Bemühen geweſen, wenn er ſich der Loge hätte nähern wollen, um dort ſtehen zu bleiben, denn der immerfort vorbeiwogende Strom hätte ihm das jedenfalls unmöglich gemacht. Endlich, nach Beendigung eines Tanzes, entſtand dort für ein paar Augenblicke eine kleine Lücke, welche er raſch benutzte, um ſich der Brüſtung zu nähern. Seine Hoheit, welche gerade mit Juanita ſprach und dabei nicht unterließ, Alles um ſich her zu beobachten, entdeckte ihn ſogleich und grüßte ihn auf's herablaſſendſte mit dem Zurufe: „Ah, unſer wilder Jäger von geſtern!“ worauf der Prinz, gegen ſeine ſchöne Nachbarin gewendet, hinzuſetzte: „Wußten Sie, Marqueſa, wie auch er mich geſtern Abend geplagt mit fürchterlicher Ausdauer — doch da das wahrſcheinlich in Uebereinſtimmung mit Ihnen geſchah, alſo auf Ihren Befehl, ſo will ich es ihm gern verzeihen!“ ſetzte er galant hinzu.

Rodenberg hatte erwartet, daß ihm Juanita ihre Hand reichen werde, aber ſie that das nicht; allerdings grüßte ſie

ihn mit einem freundlichen Lächeln, und bei ihrer Frage, wie er ſich amuſire, berührte ſie ſeine Hand leicht mit der Spitze ihres Fächers.

Rodenberg gab ihr zur Antwort: „Was heute mein Amuſement betrifft, ſo findet ſich das bekannte Sprüchwort: ‚Die Tage folgen ſich wohl, aber ſie gleichen ſich nicht,‘ nie mehr gerechtfertigt, als bei einer Reihe dergleichen glänzender Feſte, wie wir ſie hier erleben; vielleicht hat ſchon zu viel davon auf mein Herz und meine Sinne gewirkt — wir Künſtler fühlen gar beſonders ſcharf — und hat mich müde gemacht. Dieſes Leben, welches mich geſtern noch auf's höchſte anſprach, rauſcht heute faſt ſpurlos an mir vorüber — ich fühle mich einſam und verlaſſen!“

„Ja, ja,“ ſagte Juanita beiſtimmend, und wenn ſie auch kein weiteres Wort hinzufügte, ſo drang dieſes einfache ‚Ja‘ doch tief in das Herz Rodenberg's, und er hätte jetzt auf einmal aufjauchzen mögen vor Glück und Seligkeit, denn es war wieder derſelbe leuchtende, unſäglich innige Blick, mit dem ſie ihn dabei anſchaute.

Wenn nur nicht bei allem dem, was dieſes räthſelhafte Weſen that und ſprach, ſtets ſo tiefe Schatten auf helles Licht gefolgt wären! Denn als er ſich jetzt raſch mit einem dankenden Blicke gegen ſie wandte, ſchien ſie denſelben durchaus nicht zu verſtehen, ſondern ſchaute kalt und gänzlich theilnahmlos an dem jungen Manne vorüber auf das Getümmel und ſagte alsdann: „Ich möchte doch einen Augenblick das Treiben im Saale anſehen — wollen mich Eure Hoheit begleiten?“

„Mit dem größten Vergnügen! Ich bin ſtolz darauf und freue mich wie ein Kind, den allgemeinen Neid zu erregen

— aber ehe wir gehen, erlauben Sie mir wohl, an unſern Freund, den wilden Jäger da, eine kleine Einladung zu richten; es betrifft ein beſcheidenes Diner, welches ich auf morgen Abend ſieben Uhr meinen verehrten Künſtlern und ein paar anderen guten Freunden zu geben gedenke — haben Sie Zeit für mich, Herr von Rodenberg?"

Dieſer verbeugte ſich, indem er ſagte: „Gewiß, Euer Hoheit, ich werde morgen Abend um ſieben Uhr die Ehre haben!"

„So darf ich Sie auch wohl bitten, meine Einladung den Freunden, mit denen Sie zuſammenwohnen, zu wiederholen — wir ſind ganz unter uns Männern, alſo ganz sans cérémonie."

Rodenberg verbeugte ſich abermals, und als ſich jetzt in der Loge Alles erhob, zog er ſich zurück. Er war verſtimmt; dieſer auffallende Wechſel von Schatten und Licht hatte ihn empfindlich berührt; er dachte ſchon daran, den Ball zu verlaſſen, da er nicht Luſt hatte, mit anzuſehen, wie der Prinz ſie durch den Saal führe und wie Aller Augen beneidend und bewundernd dem Paare folgten. Da fühlte er, wie Jemand den Arm unter den ſeinigen ſchob, und wie er ſich umſchaute, bemerkte er den Major von Werdenberg, der ihm lachend ſagte:

„Wenn es Ihnen recht iſt, ſo verſuchen wir ein Bißchen, vereint durch dieſes räuberhafte Gewühl zu kommen; ich bin froh darüber, daß Seine Hoheit die glückliche Idee hatte, im Saale ſpaziren zu gehen. Alſo morgen Abend ſehen wir uns?"

„Gewiß; doch können Sie mir vielleicht ſagen, was

der Prinz unter Einladung zu einem Diner sans cérémonio verſteht?"

„Ohne Stern und Orden."

„Ja, dem Befehle können wir leicht nachkommen!"

„Und ohne weiße Halsbinde — mit Einem Worte: in trichinenhafter Einfachheit."

„Hat Seine Hoheit einen beſonderen Grund, uns zu dieſem Diner einzuladen?"

„Lieber Freund, Sie ſind ein viel zu geſcheiter Menſch, um ſo etwas nicht zu verſtehen; in unſerer Zeit coquettirt man mit Kunſt und Künſtlern, und in öffentlichen Blättern wird es ſich ganz gut machen, wenn es vom Aufenthalte unſeres Prinzen heißt: ‚Und am letzten Abende ſeines Hierſeins verſammelte Seine Hoheit einen Kreis ausgezeichneter Künſtler um ſich' — es iſt Alles Schwindel in der Welt! Wir, die wir hinter den Couliſſen ſtehen und die Lampen anzünden helfen, ſehen deutlich die Fäden, von denen die ganze Harlequinade bewegt wird!"

„Das muß außerordentlich intereſſant ſein!"

„Sehr — nebenbei hat Seine Hoheit eine ganz außerordentliche Leidenſchaft für dieſe Spanierin gefaßt, eine Leidenſchaft, die nicht verborgen bleiben kann und für welche er fürchtet, in betreffenden allerhöchſten Kreiſen ein Bißchen aufgezogen zu werden — verſtehen Sie mich?"

„O ja, ich verſtehe Sie," erwiederte Rodenberg, wobei es ihm Mühe machte, dieſe Worte in gleichgültigem Tone vorzubringen.

„Sie iſt ja auch eine Künſtlerin, eine große Künſtlerin!"

„Und da dienen wir Andern, minder große Künſtler, ein klein wenig als Deckmantel bei dieſer Geſchichte."

„Iſt das nicht ganz ſuperb, räuberhaft amuſant!“

„Vortrefflich erdacht!“

„Aber dabei von reellem Nutzen für Sie und Andere — Seine Hoheit iſt dankbar, und wenn ſich der Prinz für Jemanden intereſſirt, ſo kann man auf ihn zählen — ich bin feſt überzeugt, ſollten Sie je die Abſicht haben, zu uns zu kommen und bei Hofe etwas zu erreichen, ſo können Sie ſich auf ſeinen Einfluß verlaſſen!“

„Wer weiß, was ſpäter einmal geſchieht!“

„Es wäre das Geſcheiteſte, was Sie thun könnten; ſo ſehr ich Ihre Kunſt achte und ſchätze, ſo kann ſie doch der Protection nicht entbehren, wir ſehen das ja täglich; es iſt traurig, aber wahr — Ihr Künſtler müßt Euch in die Mode bringen laſſen; dabei iſt es allerdings ſcheußlich, daß die Mittelmäßigkeit auch vorwärts kommt, wenn ſie protegirt wird oder gerade Mode iſt. Nehmen Sie einen Maler, einen wahren Albrecht Schmierer, der ſich aber einer allerhöchſten Protection erfreut und der das Glück hat, das jüngſte Erzeugniß einer hochſtehenden Excellenz malen zu dürfen — dieſer Kerl, ſo ſcheußlich er auch fudelt, iſt im Handumdrehen geſuchter Kindermaler der allerhöchſten Geſellſchaften!“

„Das iſt aber fürchterlich!“

„Nehmen wir einen Virtuoſen oder eine Virtuoſin, deren Künſtlerſchaft der Art iſt, daß man ſie als Rattenvertilgungsmittel gebrauchen könnte; dieſes Weſen ſpielt protectionsweiſe bei Hofe, und Sie können mir auf's Wort glauben, wenn daſſelbe hierauf ein Concert für ſich gibt, ſo fehlt es ihm kaum an einer brillanten Einnahme und immenſem Applaus, und die inſpirirten Journale ſprechen alsdann von einem großen, bis jetzt ganz verkannten Genie — ich erinnere mich

eines Vorleſers, der das Glück hatte, einen adeligen Namen zu führen, deſſen Vorleſungen aber eben ſo langweilig wie er unangenehm und häßlich waren, dem aber die Damen aus der hohen Geſellſchaft abwechſelnd ſich beeilten, zu ſeinen Vorleſungen Blumen und Sophakiſſen zu ſchicken — ich verſichere Sie, lieber Freund," fuhr Werdenberg geſchwätzig fort, als der Andere ſchwieg, „Sie müſſen ſich das einmal in der Nähe anſehen, und ich bin feſt überzeugt, Sie, ein vortrefflicher Künſtler, mit Protectionen, mit Ihrem angenehmen Aeußern, müſſen eine glänzende Carrière machen — doch ich muß Sie im Stiche laſſen; Seine Hoheit haben mir ſo eben gewinkt — alſo bis morgen!"

Rodenberg ſchritt noch ein paarmal wie willenlos durch den Saal, immer wieder zum Umkehren genöthigt, ſobald er von fern ihren leuchtenden Mantel erblickte, und dann wieder mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß er dem allgemeinen Strome folgte — was that er auch noch hier? Es mit anſehen, wie der Prinz, vollkommen glücklich, ſie durch die bewundernden Reihen führte, ſie, die kein freundliches Wort für ihn gehabt — ſie, die ihn nach jenem einzigen Blicke gar nicht mehr beachtete! — Und doch mußte er ſich faſt Gewalt anthun, um, raſch durch die Thür eilend, den Ball zu verlaſſen; dann aber nahm er haſtig ſeinen Ueberrock und trat ſo raſch als möglich in die dunkle Nacht.

Wenn auch in den Straßen hier und da der Carneval lärmte, ſo waren es doch nur einzelne Masken oder kleine Trupps, die ſingend und lachend vorüberzogen. Wäre das Wetter ſchön geblieben, wie es den Tag über war, ſo würde ſich wohl auch jetzt noch mehr Leben gezeigt haben; doch

führte der dunſtige Wind nun Regen und Schnee mit ſich und hatte das Pflaſter naß und ſchlüpfrig gemacht.

Rodenberg fühlte übrigens nicht viel davon, denn ſeine Gedanken waren bei ihr und flatterten immer wieder um die glänzende Erſcheinung, ſo ſehr er ſich auch bemühte, ſie von dem gefährlich glänzenden Lichte zurückzurufen — war das ganze Spiel, das ſie mit ihm getrieben eben nur ein Spiel geweſen, um einer vorübergehenden Laune zu folgen, um ein paar heitere Tage durch ſeine und ſeiner Freunde Geſellſchaft noch glänzender aufzuputzen — waren die innigen Worte, die ſie ihm vergönnt, die heißen Blicke, mit denen ſie ſein Herz getroffen, nur goldene Fäden geweſen, mit welchen ſie ihn an ihren Triumphwagen gefeſſelt — hatte ihr Herz nichts dabei gefühlt? — „Und wenn ſie vielleicht morgen übermorgen von Dir Abſchied nimmt," dachte er, „wird ſie wohl heiter hinzuſetzen: ‚wahrſcheinlich auf Nimmerwiederſehen!' und mich zurücklaſſen wie ein angenehmes Spielzeug, deſſen man überdrüſſig geworden iſt — Juanita, Juanita!" murmelte er zwiſchen zuſammengepreßten Lippen hervor, „nimm Dich in Acht, daß Dir das Spielzeug nicht gefährlich wird, wie Du ſelbſt es ihm geworden biſt — ja, gefährlich, gefährlich," rief er in ſchmerzlichem Tone, „denn ich bin ja nicht im Stande, Dich zu vergeſſen oder aus meinem Herzen das entzückende, gefährliche Gift zu entfernen, das ich von Deinen Lippen getrunken!"

XXXVIII.

„Gab ein Knab' ein Rätſel ſehn.“

Aſchermittwoch! — Welch ernſtes Wort, welch trübſeliger, nüchterner Begriff, der ſich damit verbindet, welch ſchneidender Contraſt zwiſchen geſtern und heute, ein Contraſt, fühlbarer, wie ſo viele andere, denn er hat keinen Uebergang; welch grau in grau gemaltes Bild von dem Abſterben einer lebensfrohen, heiteren Zeit; es iſt gerade dieſer plötzliche, wenn auch nicht unvorhergeſehene Tod des luſtigen Helden Carneval, der uns erſchreckt; iſt es doch kein allmähliches Verſchwinden mit freundlichem Abſchied und wiederholtem Händedruck; es iſt ein ſo erſchreckendes Abreißen jener ſtraff geſpannten Schnur, an der noch ſo eben unter dem Schalle luſtiger Muſik die ganze tolle Welt umhergewirbelt; es iſt das plötzlich ſtillſtehende Rad des tollen Faſchings, das nun mit einem fühlbaren Rucke ſtockt, wenn der nüchterne, bleifarbene Aſchermittwoch mit ſtarker Hand in ſeine ſauſenden Speichen greift — halt! — halt! — und wer nicht ſo plötzlich halten und dabei aufrecht auf ſeinen Beinen ſtehen kann, den findet der trübſelig anbrechende

Morgen hingestürzt, kaum im Stande, seine fünf Sinne zusammenzubringen, ruhend auf dem Straßenpflaster, im Winkel einer Treppe, auf einem bequemen Fauteuil, hinter einem schwarzen Vorhange, auf einem fremden Bette. Halt, lustige Maske von gestern, Deine Lebenskraft ist Dir plötzlich durchschnitten, starre nur mit trübem Auge um Dich, ziehe Dein leichtes, buntes Gewand fest um Deine Schultern, wenn Du frierend nach Hause wandelst — greife mit unsicherer Hand nach der entfallenen Larve, nach der verloren gegangenen Peitsche, schleiche so gut als möglich im Schatten der Häuser dahin, damit Dich Niemand sieht und Dich der heraufdämmernde Tag nicht überrascht, der Tag des Aschermittwoch!

Ja, Aschermittwoch, wir wissen, daß Du unfehlbar kommen wirst, und erschrecken doch, wenn wir so plötzlich, in vollem Genusse des heißen Vergnügens, Deine kalte Hand fühlen! Du trittst auch so schonungslos an uns heran, und das Grauenhafteste für den armen Helden Carneval, unsern heiteren, lebenslustigen Freund, ist wohl das, daß er seine Todesstunde so genau vorher weiß und daß Du alsdann ohne ein mahnendes Wort, so mit Einem Schlage herfällst über seine kräftige Jugend! Oder war es eine Mahnung, als der Himmel, der während der verflossenen Tage so heiter glänzte und so freundlich auf unser tolles Treiben herabsah, sich mit Einem Male verfinsterte, als es in der Natur tief aufseufzte und als der naßkalte Wind nicht nur unser Haar verwirrte, sondern uns auch Schnee und Regen ins Gesicht jagte? — Ja, es war dies eine kleine Mahnung — ein Aschermittwochs-Wetter, welches seinem kalten, strengen Gebieter erbarmungslos vorauszog,

Schemel kannte Maria nur zu gut! Wie oft hatte ſie darauf geſeſſen, wie oft hatte ſie mit ihm geſpielt!

Ueberwältigt von all' dieſen Erinnerungen, überwältigt endlich vom Anblick der alten Frau, ihrer zweiten Mutter, eilte Maria auf die Erſtaunte zu, faßte ihre beiden Hände, kniete auf dem Schemel nieder und verbarg ihr Geſicht laut weinend an deren Bruſt. Auf's Höchſte überraſcht, aber mit ahnungsvollem Herzen blickte die Frau Welſcher auf die Frau zu ihren Füßen, dann aber erkannte ſie Lukas, der ebenfalls in's Zimmer getreten war und deſſen großes ſchwarzes Auge ſonderbar funkelte und glänzte. Doch dauerte die Ueberraſchung der Frau nur einige Sekunden. Wenn ſie auch die fremde Dame nicht erkannt, ſo wußte ſie doch jetzt und auf einmal ganz genau, welche Hände ſie in den ihrigen hielt. Sie beugte ihr Haupt herab, ſie hob das der jungen Frau in die Höhe, ſie blickte ihr lange in die fremd gewordenen, ihr früher ſo bekannten Züge, dann rannen ihr langſam die Thränen über das Geſicht herab und ſie ſagte mit zitternder, ungewiſſer Stimme: „Maria, du biſt es!“

Ja, ſie war es, ſie kehrte heim aus der Fremde, wo ſie ſo unendlich viel geduldet und gelitten, wo ſie endlich vor den Augen der Welt glücklich geworden war. Sie kehrte in ihre Vaterſtadt zurück, in dieß alte, geringe Haus, das ihre Gedanken, ihr Herz nie verlaſſen. Sie war Gattin und Mutter; aber ſie hatte in dem prächtigen Palaſte des Grafen von St. Alban nie jenes wohlthätige heimiſche Gefühl gefunden, das ſie jetzt durchſtrömte beim Anblick des alten Kapuzinerkloſters, dieſer vier weißen, einfachen Wände.

Das Alles ſagte ſie mit vielen beredten Worten der alten Frau Welſcher, und ihre zweite Mutter verſtand ſie vollkommen.

Das kleine Bübchen blickte neugierig in dem einfachen Zimmer umher und verwunderte ſich höchlich, als ihm die Mutter

um den tollen Menſchen zu verkündigen, was ihrer morgen warte — Aſchermittwoch! —

Und die ganze Nacht hatte das ſchlimme Wetter fortgetobt, mit Schnee und Regen, mit Sauſen und Brauſen, und Rodenberg, der während der Nacht einige Mal erwachte, hüllte ſich halb im Traume fröſtelnd in ſeine Decke, wenn er den Wind hörte, wie er klagend durch den Kamin herabfuhr und mit rauher Hand an den Fenſterſcheiben raſſelte; dann wohl völlig wach werdend und ſeiner Freunde gedenkend, war es ihm eine große Beruhigung, Walter mit ſeiner tiefen Stimme zuweilen leicht huſten, ſowie ein feines, faſt zierliches Schnarchen zwiſchen den Lippen des ſanften Eduard hervor zu hören.

Endlich kam der Tag herauf, unfreundlich, kalt und naß; er war eingehüllt in graue Regenſchleier, die er verdrießlich über ſein Haupt zuſammenzog, ſo daß man nur wenig ſah von ſeinem nüchternen, mürriſchen Aſchermittwochs-Geſicht!

„Das heiße ich geſchlafen und geträumt," ſagte Walter gegen eilf Uhr, aufrecht in ſeinem Bette ſitzend und mit ziemlich matten Blicken in dem Zimmer umherſchauend, wo Rodenberg bereits angezogen am Fenſter ſaß und das bewußte Album zuſammenrichtete, indem er die verſchiedenen, ſauber aufgezogenen Zeichnungen in gehöriger Reihenfolge hineinlegte; doch unterbrach er dieſes Geſchäft bei dem erſten Worte, das der alte Maler ſprach, um in ein ſchallendes Gelächter auszubrechen.

Es war aber auch in der That nicht leicht etwas Komiſcheres zu ſehen, als der Anblick, den Jener bot. Auf ſeinem Kopfe hatte er eine Weiberhaube, aus der das blaſſe

Geſicht mit den wirren Haaren und dem ſtruppigen Barte ſchauerlich herausblickte, und was man ſonſt von ihm ſah, war ein buntes Kattunkleid, wie es die Marktweiber zu tragen pflegen, und das, verſchoben und zerfetzt, hier und da ſeinen gewöhnlichen Anzug ſehen ließ.

„Bin ich es ſelber, oder haben ſie mich geſtern Abend ſchmählich vertauſcht?“ fragte der alte Maler brummend mehr ſich ſelber, als Jemanden anders, wobei er mit ſcheuem Blicke um ſich herumſah. „Wenn ich nicht ausgetauſcht wurde, ſo haben ſie wenigſtens das Beſte von meinem Gedächtniſſe zurückbehalten, denn ich weiß gar nichts mehr, als daß ich ein gewiſſenloſer, alter, verſoffener Narr geweſen bin, — ſchade um dieſes ſchöne Bett, ſonſt würde ich Dich bitten, Rodenberg, mir eine Flaſche kalten Waſſers über meinen Kopf zu gießen.“

„So bemühe Dich heraus, und Dein Wunſch ſoll gleich in Erfüllung gehen,“ ſagte Rodenberg in heiterem, hellklingendem Tone.

„Aber warum lachſt Du wie ein Narr?“

„Nun, über Dein wunderbares Ausſehen!“

„Dein Anblick iſt freilich anders,“ ſagte der alte Maler, ihn erſtaunt anſehend — „Du haſt keinen Katzenjammer?“

„Nicht im geringſten.“

„Du warſt alſo geſtern Abend nicht betrunken?“

„Durchaus nicht — und Du?“

„Schrecklich — ſchrecklich — ſchrecklich!“ entgegnete der Andere, indem er den Kopf in die Kiſſen zurückfallen ließ; „ich fiel unter eine Bande liebenswürdiger kölner Mörder, Mörder gegenüber der gefüllten Flaſche, ſie nahmen mir mein Bewußtſein und ließen mich liegen.“

„Und wer war der Samariter, der ſich Deiner annahm?“

„Ich glaube, es war ein braver Nachtwächter.“

„So ließ Dich alſo van der Maaßen, dieſer Türke und Heide, im Stiche?“

„Es iſt mein Troſt,“ fuhr der alte Maler fort, „daß dieſes Ungeheuer, das mich verführt, ſich in einem noch viel jammervolleren Zuſtande befand; ſo viel ich mich ganz dunkel erinnern kann, haben wir ſein Begräbniß gefeiert!“

„Dummes Zeug!“

„Nein, nein, in aller Form Rechtens! Als er nicht mehr gehen und ſtehen konnte, legten wir ihn auf eine Tragbahre und trugen ihn nach Hauſe, wobei ich vermuthe, daß wir ein paar Mal mit ihm hingefallen ſind — o—o—o—oh, dieſe Carnevalsnacht — ich werde ihrer nie vergeſſen!“

„So mach', daß Du herauskommſt, um die ſchauerlichen Spuren an Dir ſelbſt zu verwiſchen; ich muß Dir geſtehen, Walter, daß Du ein fürchterliches Weibsbild biſt!“

„Guten Morgen,“ vernahm man jetzt Rüding's Stimme und ſah den ſanften Eduard, die Hände in die Hoſentaſche geſteckt und beim Anblicke Walter's ſüß lächelnd, auf der Schwelle des Nebenzimmers erſcheinen — „guten Morgen — ah, da haben wir noch ein ſchönes Stück Faſtnacht!“

„Ja wohl, junger Aſchermittwoch!“ brummte ihm Walter verdrießlich entgegen. „Was man iſt, ſoll man recht ſein — aber bei Dir weiß man nie, ob man es mit Fiſch oder Fleiſch zu thun hat; gehe mir aus dem Wege, damit ich aus dem Bette ſpringen kann!“

„Auch ich habe meinen Carneval genoſſen, eben ſo gut als Du,“ erwiederte der ehemalige Cupido, „aber auf eine

andere Art, und freue mich darüber; ich habe ſchöne Bekanntſchaften gemacht, die ich fortſetzen werde — aber Du ſiehſt merkwürdig aus, Walter!"

„Gefalle ich Dir? — glaub's wohl. Gib nur Acht, Rodenberg, was das wieder für ein Bild gibt: ein Marktweib vom Carneval heimkehrend und dabei ein Kreuz ſchlagend, als ſie die heiligen drei Könige ſieht. Oder könnteſt Du mich auch darſtellen als Mutter Deines hungrigen Zigeunerknaben?" — Nach dieſen Worten ſchob er knurrend und murrend ins Nebenzimmer ab.

„Du," ſagte Rüding zu Rodenberg, „Knorr iſt nicht nach Hauſe gekommen."

„Knorr?" fragte der Andere in faſt beſtürztem Tone. „Das könnte mich unruhig machen, denn er iſt nicht der Mann dazu, Nächte lang durchzuſchwärmen."

„Beruhige Dich; als ich geſtern Abend allein zu Hauſe war, ſchickte er einen Zettel, worin er bat, ſeine Sachen dem Ueberbringer deſſelben verabfolgen zu laſſen — er ſei ins Kloſter gegangen, um dort die Arbeit anzufangen, von der er uns geſagt."

„Und will nicht wieder hieher kommen, um Abſchied von uns zu nehmen?" ſprach Rodenberg gedankenvoll wie zu ſich ſelber; „es ſieht ihm ſchon ähnlich, aber thut mir leid!"

„Da iſt ſein Zettel."

‚Wenn Einer von Euch zu Hauſe iſt, ſo ſei er ſo gut und packe meine Habſeligkeiten zuſammen und gebe ſie dem Ueberbringer mit; ich gehe ins Kloſter, um dort zu arbeiten. Abſchied wollen wir nicht von einander nehmen,

denn ich weiß ganz genau, daß wir uns irgendwo wiederſehen.

„Indem ich Robenberg noch ganz beſonders grüße, bin ich Euer Knorr, Bildhauer.'

„Das iſt kurz und bündig wie ein Teſtament," meinte Robenberg; „es thut mir in der That leid, daß er uns ſo verläßt."

„Im Grunde hat er Recht; auch ich haſſe alles Abſchiednehmen, und wenn es nicht in meiner Abſicht läge, Dich zu bitten, unſerer liebenswürdigen Wirthin meinen beſten Dank zu ſagen, ſo würde ich mich auch auf franzöſiſch empfehlen."

„Richtig, Du bleibſt hier in Köln?"

„Ja, und will noch heute zu meinem freundlichen Bekannten überſiedeln, um morgen mit ihm aufs Land zu gehen."

„Willſt Du nicht dabei ſein, wenn ich das Album übergebe?" fragte Robenberg nach einer längeren Pauſe. „Sieh' es Dir an, es iſt ganz prächtig geworden."

„Ich ſah es geſtern Abend ſchon, als Bergmüller es ſchickte; er hat eine hübſche Zeichnung hineingelegt, nicht wahr?"

„Sehr hübſch; und ich glaube wohl, die Empfängerin kann mit unſerer Gabe zufrieden ſein!"

„Gewiß — ich habe das geſtern Abend zuſammengerechnet: der Einband fünfzig Thaler, dazu ſechs Arbeiten von tüchtigen Leuten, das Stück gering zu vier Friedrichsd'or angeſchlagen, macht zweihundert Thaler."

„Und dazu die Erinnerung an die ſchönen Tage dieſes Carnevals!" meinte Robenberg mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Wenn Du alſo nicht mit hinübergehen willſt, ſo

werde ich's allein überbringen, wofür mir Walter in seinem jetzigen Zustande dankbar sein wird."

„Gewiß," sagte dieser, unter die Thür tretend, „ich hätte ganz andere Wünsche, als schöne Redensarten zu spinnen und Süßholz zu raspeln — ganz andere Wünsche: in mir entwickelt sich ein unwiderstehlicher Drang nach einem frischen, saftigen Häring!"

„Pfui, Du bist ein materieller Kerl!"

„So muß ich denn wohl allein hinüber!"

„Wird's nicht noch zu früh sein?"

„Darauf rechne ich beinahe, denn ich nehme nicht gern einen Dank in Empfang."

Unter der Thür, im Weggehen begriffen, wandte sich Rodenberg nochmals zu seinen Freunden und sagte ihnen: „Bald hätte ich vergessen, Euch zu sagen, daß wir auf heute Abend zum Diner eingeladen sind."

„Ich hasse diese Diners!" brummte Walter.

„Gewöhnlich haben sie gar keinen Zweck!" meinte Rüding.

„Diesmal könntest Du Dich irren; wir sind zu Seiner Hoheit dem Prinzen Heinrich eingeladen, zu einem Diner auf heute Abend sieben Uhr im Kaiserlichen Hofe."

„A—a—a—ah, das ist etwas Anderes!" bemerkte der sanfte Eduard.

„Um sieben Uhr?" knurrte der alte Maler — „nun, das ist spät genug, da werde ich wieder etwas leisten können; auch muß ich gestehen, ich kann den Prinzen schon leiden. Gestern traf ich auf der Straße dessen Adjutanten, den Major von Werdenberg, der mich versicherte, daß Seine Hoheit sich außerordentlich für Kunst und Künstler interessiren."

„Für die todte deutſche Kunſt!“ ſagte Rüding ironiſch; „dieſes Intereſſe kommt etwas ſpät.“

„Ja, tyroler Seppel, beſſer ſpät als gar nicht. Und der Antheil, den der Prinz an der Kunſt nimmt, iſt dabei auf würdige Gegenſtände gerichtet, ernſte, religiöſe und würdige Compoſitionen; allerdings nicht auf hungrige Rüben und heilige drei Könige nach Rafael!“

Rodenberg mußte lachen und verließ alsdann das Zimmer, indem er noch ſagte: „Alſo Ihr kommt etwas vor ſieben Uhr in Frack und ſchwarzer Halsbinde; Du, Walter, da Du ein ſolches Kleidungsſtück nicht haſt, als würdige Perſönlichkeit, wie damals bei der berühmten Soirée.“ —

Der junge Maler ſchritt über den kleinen Corridor nach dem bekannten Eckzimmer, wo er denn auch den alten, freundlichen Haushofmeiſter fand, der ihm aber im Tone des Bedauerns ſagte, daß ſeine Herrin noch nicht zu ſprechen ſei; ſie habe aber dieſen Fall vorgeſehen und laſſe Herrn von Rodenberg auf zwei Uhr zum Frühſtücke einladen. — „Unſere ſchönen Tage hier ſind vorüber,“ ſetzte er wohlwollend hinzu; „ich glaube, wir werden morgen oder übermorgen reiſen.“

„Und wohin, wenn man ſich dieſe Frage erlauben darf?“

„Wer kann das wiſſen! Don Joſe liebt es durchaus nicht, über die Plane der Sennora zu ſprechen, und da ich das weiß, ſo frage ich nie danach. Die Marqueſa liebt es, oft zu verſchwinden wie durch Zauberei. Der Herr beſtellt die Poſtpferde gewöhnlich ſelbſt, ohne zu ſagen, wohin, und das hat auch ſein Angenehmes. Ueberraſchungen, welcher Art ſie auch ſein mögen, haben immer etwas Aufregendes in dem einförmigen Leben, wie ich es zu führen pflege.“

„Ich werde gewiß nicht ermangeln, mich um zwei Uhr einzufinden; würden Sie aber ſo gut ſein und dieſes Album in meinem und meiner Freunde Namen Ihrer Herrin zu übergeben? Es iſt ein kleiner Zoll der Dankbarkeit für die liebenswürdige Aufnahme, welche uns hier im Hauſe zu Theil geworden; und dabei geſtatten Sie mir auch wohl, Ihnen, mein lieber Herr, noch ganz beſonders zu danken für die Sorgfalt, mit der Sie ſich unſer angenommen! Was die Dienerſchaft des Hauſes anbelangt," ſetzte der junge Mann hinzu, indem er das Wort ‚Dienerſchaft' ſtark betonte, „ſo ſind Sie vielleicht ſo gütig, mir zu ſagen, an wen ich mich zu wenden habe, um unſere Erkenntlichkeit ...."

„Nichts der Art," fiel ihm der Haushofmeiſter in ernſtem Tone ins Wort, „ich bitte Sie dringend, Herr von Rodenberg, nichts der Art; ich würde es zu verantworten haben und von Don Joſe eine unangenehme Scene erleben. Das Haus der Sennora, obgleich ſie für die große Welt eine Sängerin iſt," ſetzte er mit Stolz hinzu, „iſt ein ſehr vornehmes Haus, was wenigſtens nach ſpaniſchem Begriffe mit — dem Anderen unvereinbar iſt!"

Rodenberg reichte dem alten Manne die Hand, ſchüttelte ſie herzlich und verließ ihn alsdann mit den Worten: „So bitte ich Sie alſo nochmals, unſern beſten Dank entgegen zu nehmen, wobei ich den Wunſch ausſpreche, daß es mir bei einer ſpäteren Begegnung, worauf ich feſt und innig hoffe, vergönnt ſein möge, Ihnen meine Dankbarkeit beſſer beweiſen zu können!" —

Auf ſein Zimmer zurückgekehrt, fand Rodenberg dort van der Maaßen und Bergmüller, erſteren etwas verdrießlich und leidend, den anderen guter Dinge.

„Schweige mir über die verfloſſene Nacht!“ rief der Muſelmann von geſtern; „es gibt Dinge, deren man ſich erſt nach jahrelanger Vergeſſenheit wieder erinnern mag. So traurig auch wohl Manchem der Aſchermittwoch erſcheint, ſo iſt er für mich wie ein Theatervorhang, der uns mit Einem Male und plötzlich von der tollen Poſſe trennt, in der wir allzu wild mitgeſpielt. Ich bin gekommen, Abſchied von Euch zu nehmen — mein Koffer iſt gepackt, hier in der Taſche habe ich mein Eilwagen-Billet nach Brüſſel —

Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!“

„Nun, Gott helfe Dir zu Deiner Gloire,“ brummte Walter, „Du kannſt ſie brauchen! — Du warſt ein arger Verführer, van der Maaßen, mich, einen ſoliden, alten Künſtler, in ein liederliches Weibsbild umzuwandeln; ich ſchäme mich vor mir ſelber und zum erſten Male vor Rüding — das iſt das Fürchterlichſte, was ich über mich auszuſprechen vermag!“

„Gehen wir darüber hinweg, allons sur ce va-t-on! — Mit dieſen Worten habe ich einen dicken Strich unter die Vergangenheit gemacht und bin nur noch der Employé du maison honorable Beauvillard et Compagnie — o, ich verſpreche Euch, Ihr Kerls, daß ich Euch alle Ehre machen will; und wenn Ihr von drüben herüber einmal ein ganz verrücktes Stoffmuſter zu ſehen bekommt, ſo könnt Ihr darauf fluchen, das hat van der Maaßen gemacht!“

„Erfinder eines trübſeligen Aſchermittwochſtoffs,“ entgegnete ihm Walter, „der wird bei uns reißenden Abſatz finden, „denn trotz alledem fühle ich immer mehr ....“

„Daß die deutſche Kunſt todt iſt!“ fiel ihm van der

Maaßen lachend ins Wort. — „Und nun kommt und bringt mich an den Eilwagen; etwas friſche Luft wird Euch wohl zuträglich ſein.“

„Wenn wir das erhabene Kurzholz da hätten,“ meinte Rüding, worauf ihm Walter mit einem verdrießlichen Blicke zur Antwort gab:

„Du kannſt daſſelbe immerhin vorſtellen; kurz genug biſt Du und auch vielleicht unten und oben angebrannt — doch allons sur ce va-t-en! wie van der Maaßen ſagt.“ —

Der dicke, gute, luſtige van der Maaßen war mit feuchten Augen abgereist; Rüding ſuchte ſeinen anſtändigen Freund und Gönner auf — Walter ging am Rhein ſpaziren, ſo viel er konnte gegen den Wind, um ſein Aeußeres und Inneres zu erfriſchen, und Rodenberg allein war nach Hauſe zurückgekehrt. Es ſchlug zwei Uhr, als er in den kleinen Eckſalon trat, wo er Juanita am Kamin ſtehend und ſeiner wartend fand. Auf dem Tiſche ſah man nur zwei Gedecke.

Sie ging ihm entgegen, reichte ihm ihre Hand, indem ſie mit heiterem Geſichte ſagte: „Wir ſind heute allein, mein lieber Freund. Joſe macht eine kleine Tour, von der er vor Abend nicht zurückkehren wird, und ich muß Sie deßhalb bitten, für heute meinen Geſellſchafter, meinen Tiſchgenoſſen, meinen Cavalier, kurz, Alles in Allem vorſtellen zu wollen, und zu gleicher Zeit erlauben Sie mir, Ihnen meinen gerührteſten und innigſten Dank zu ſagen für das wunderbare Album, das Sie und Ihre Freunde mir verehrten. Ich finde die Blätter deſſelben eben ſo vortrefflich ausgeführt als ſinnig erdacht; wie mich dabei die Erinnerung an Ihr herrliches Künſtlerfeſt ſo tief erfaßt, vermag ich

erzählte, hier habe ſie als Kind lange, lange Jahre gewohnt, dort habe ſie geſchlafen, hier habe ſie geſpielt. Ha, wie lachte Maria vor Freuden laut auf durch ihre Thränen, als ſie auf einem Schranke im Nebenzimmer eine alte hölzerne Figur erblickte, mit der ſie als Kind ſo oft geſpielt.

Den kleinen Grafen betrachtete die Frau Welſcher lange und nachdenkend, dann ſagte ſie: „ja, er ſieht dir ähnlich, Maria, ſein Geſichtchen iſt wie das deinige, als du noch klein warſt.“

— — — — — — — — — — — —

Mehrere Stunden blieb Maria bei ihrer Pflegemutter: ſie hatten ſich gegenſeitig ſo viel zu erzählen. Oefters kam Lukas in das Zimmer und meldete die Zeit, zog ſich aber immer lächelnd zurück, wenn ihm die Gräfin ungeduldig, aber freundlich zurückwinkte und ſagte: ſie habe noch ſo viel zu erzählen. Endlich aber mußte man ſich für heute trennen, und dann rief Maria erſt noch den Jäger herbei, und auch er mußte der Frau Welſcher in der Geſchwindigkeit erzählen, wie es ihm ergangen, was er Alles geſehen und erlebt.

„Und Sie haben in Italien ſchon den Baron Karl verlaſſen?“ fragte die Frau Welſcher, worauf Maria entgegnete:

„Ei freilich, Lukas war es, der mich in Neapel erkannt und aufgefunden. Ohne ihn wäre ich und das Kind hier elend zu Grunde gegangen. Dafür mußte er bei uns bleiben, und er iſt unſer Freund, unſer Rathgeber.“ — Sie reichte ihm ihre Hand, die er gerührt und herzlich drückte.

„Jetzt, Mutter, muß ich mich entfernen. — Aber Morgen komme ich wieder, oder du kommſt zu mir, und ſo alle Tage, ſo lange wir hier ſind.“ Damit ſchloß ſie die alte Frau feſt in ihre Arme, drückte mehrere innige Küſſe auf ihren Mund und ihre Stirne und verließ das alte Kloſter wieder.

Die Frau Welſcher trat an das Fenſter, blickte mit gefal-

Ihnen nicht auszudrücken — alſo nochmals meinen beſten, beſten Dank!“

Er hatte ſich vorgenommen, mit einem ernſten Geſichte vor ſie hinzutreten und eben ſo förmlich und fremd heute anzufangen, wie ſie ihn geſtern auf dem Balle entlaſſen; doch er vermochte es nicht, als er ihre heiteren und faſt glücklichen Blicke ſah, als er ihren herzlichen Dank vernahm, als ſie ſo unbefangen plaudernd vor ihn hintrat und als ſie ſogar nicht daran zu denken ſchien, ihre Hand aus der ſeinigen zu ziehen — nein, er konnte es nicht, er fühlte bei ihrem reizenden Anblicke ſein Herz ſo ungeſtüm und heftig ſchlagen, und wenn er etwas hätte thun mögen, ſo wäre es das geweſen, ihr zu Füßen zu fallen und ihr hundert Mal nach einander zu wiederholen: „Ich liebe Dich, Juanita!“

„Setzen wir uns,“ ſagte ſie mit ihrer weichen, melodiſchen Stimme, „und vor Allem bitte ich Sie, ein ſtrenges und würdiges Geſicht zu machen, damit ich in kindlicher Ehrfurcht zu Ihnen aufblicken kann; Sie dürfen das gar nicht verſäumen, damit ich nicht ausgelaſſen werde.“

„O, werden Sie ausgelaſſen — nur ein Mal — ich glaube nicht, daß Sie Talent dazu haben!“

„Ich nicht — ah, par exemple?“

„Sie mögen wohl Augenblicke haben, wo Sie Ihrer Laune ein Bißchen die Zügel ſchießen laſſen, aber als eine vortreffliche Reiterin, wie Sie ſind, können Sie das ohne alle Gefahr thun; Ihre heitere Laune oder Ihre Ausgelaſſenheit, wie Sie vorhin ſelbſt ſagten, wird nie dem Zügel ungehorſam ſein und da anhalten, wo Sie es wollen.“

„Wer weiß!“

„O, ich bin davon überzeugt!“

„Mein lieber Herr und Gebieter, befehlen Sie, wie ich den Thee machen ſoll — ſchwach oder ſtark?“

„Wie Sie wollen; er wird jedenfalls vortrefflich ſein.“

„Nein, nein, bei ſo ernſten Dingen wollen wir uns nicht mit Complimenten abgeben — wie wollen Sie ihn haben, ſchwach oder ſtark?“

„Nun denn, ſtark, wenn ich bitten darf!“

Man konnte nichts Reizenderes und Eleganteres ſehen, als die Art, wie das junge und ſchöne Mädchen den Thee zubereitete, wie ſie Alles ſo zierlich und ſicher angriff und wieder an ſeinen Ort brachte, wie ſie nie etwas vergaß oder zweimal nach einer Sache langte, und wie das Alles ſo raſch, pünktlich und ſicher von Statten ging, wobei ſie es nicht einen Augenblick unterließ, mit ihrem Gaſte heiter zu plaudern. Sie erzählte, wie ſie den geſtrigen Tag zugebracht, was ſie Alles geſehen und wo ſie es geſehen; ſie berichtete in äußerſt komiſcher Art von einem ſehr ernſten Diner und von einer erſtaunlich langweiligen Soirée — „dann kam der Theaterball, auf dem ich Sie ja geſehen habe.“

„Hatte ich wirklich das Glück, Sie dort zu ſehen?“ fragte er mit einem gut gemachten Erſtaunen — „ich erinnere mich nicht ganz genau.“

„Ah, das iſt amuſant — Sie ſtanden an meiner Loge und ſprachen mit mir!“

„Allerdings, ich erinnere mich, mit einer ſehr vornehmen, einer ſehr ſchönen und ſehr glänzenden Dame geſprochen zu haben; ſie befand ſich in der allerhöchſten Geſellſchaft und ſprach mit mir, wie man in dieſem Falle mit einem ſo ganz gewöhnlichen Sterblichen zu ſprechen pflegt.“

Juanita ſchaute ihn ein paar Secunden mit ihren

großen, dunkeln Augen an und es zuckte um ihre Lippen, als wollte dort ein verdrießlicher Zug zum Vorſchein kommen; doch ſiegte ihre gute Laune und ihr lieblicher Mund kräuſelte ſich zu einem herzlichen Lachen. „Ich habe es mir eingebildet," ſagte ſie in luſtigem Tone, „daß ich dieſe Lection bekommen würde, und doch haben Sie Unrecht, mein lieber Freund — gewiß Unrecht; wenn Sie wüßten, was ich ſchon Alles über meine eigenthümliche Idee, Sie hier in Köln zu ſehen, habe hören müſſen, ſo würden Sie mir nicht zürnen, und wenn Sie vernommen hätten, wie ich mich ſo gut als möglich herausgeredet, hier künſtleriſches Intereſſe eingeſtanden, das mich veranlaßte, Sie zu ſehen, dort gerade zugegeben, daß ...."

„Was, Juanita?"

„Nun, daß mich ein Verſprechen band, Sie hier wiederzuſehen, und daß ...."

„Was, Juanita?"

„Ah, mit Ihrem ewigen Fragen — verſuchen Sie, ob Ihr Thee ſtark genug iſt ...."

„Der Thee iſt vortrefflich, ſtark, aufregend. — Und als ich Sie geſtern Abend verließ, ging ich allein nach Hauſe, traurig und doch aufgeregt. Ich beneidete die, welche mir begegneten, die jubelnd und ſingend an mir vorüberkamen, nur die Luſt des Carnevals im Herzen — jene haben dieſe tollen Tage recht genoſſen — man ſollte nicht hieher kommen mit einer hoffnungsloſen Liebe im Herzen!"

„Nehmen Sie von dieſen Mandarinen," ſagte die ſchöne Spanierin — „ſie ſind ſo kühlend und erfriſchend, für mich die liebſten Früchte meines Heimathlandes, und dann, geſtrenger Herr und Gebieter, will ich mir erlauben, Ihnen

einen kleinen Vorſchlag zu machen — wie ſchon geſagt, ich bin heute ganz allein und auf Ihren Schutz und Ihre Hülfe angewieſen — darf ich mich derſelben bedienen, wie und wo ich will?"

„Je vollſtändiger Sie über mich verfügen, deſto glücklicher machen Sie mich!"

„Wollen Sie mich auf einem Gange durch die Stadt begleiten, mit mir in den Dom gehen?"

„Mit dem unendlichſten Vergnügen!"

„Gut denn — unſer kleines Frühſtück iſt beendigt, der Himmel hat ſich ein wenig aufgeklärt, obgleich er immer noch verdrießlich genug herabſchaut, und ich begreife das vollkommen nach all den Tollheiten, die er in den letzten Tagen mit angeſehen. Trotz dem Regen von heute Nacht ſoll es nicht ſehr ſchmutzig ſein, wie mir meine Kammerfrau geſagt. Der heftige Wind trocknet auf — iſt es Ihnen recht, ſo gehen wir."

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob dieſes Gehen buchſtäblich zu verſtehen iſt?"

„Verſteht ſich," erwiederte ſie in glücklichem Tone — „ich freue mich, mit Ihnen herumlaufen zu können — und Sie?"

„Ich finde das herrlich, ich bin entzückt darüber!"

„Nehmen Sie Ihren Ueberrock, es iſt kalt und windig, und ſobald Sie von Ihrem Zimmer zurückkommen, finden Sie mich draußen im Corridor."

Sie reichte ihm ihre Hand, und während er ſie langſam an ſeine Lippen führte, begegneten ſich ihre Augen in einem eigenthümlichen Blicke, der einen ganz beſonderen Ausdruck hatte. —

Der alte Haushofmeister lächelte so still vergnügt, als er drunten die Thür öffnete und das stattliche, schöne junge Paar auf die Straße ließ; ja, er schaute ihnen, auf der Treppe stehend, lange nach und schien mit seiner Beobachtung zufrieden zu sein. „Sie haben Beide ein recht vornehmes Ansehen," sprach er zu sich selbst, „und auch er würde das nobelste Haus, dem ich die Ehre habe, vorzustehen, aufs würdigste repräsentiren."

Juanita war einfach angezogen, aber ausgesucht elegant gerade in dieser Einfachheit; sie trug ein dunkelblaues Kleid von schwerem, doch weichem Seidenstoffe, darüber einen Sammtmantel von derselben Farbe, die nur durch das eigenthümliche Leuchten des Sammts von dem Kleide vortrefflich, harmonisch abstach — ein reizender Anzug, den der kleine, ebenfalls dunkelblaue Atlashut mit seinem kostbaren, schwarzen Spitzenschleier aufs schönste vervollständigte.

Sie hatte ihren Arm unter den seinigen geschoben und schmiegte sich fest an ihn, während er sie sorgsam führte.

Lange sprach Keines ein Wort; endlich sagte der junge Mann mit einer eigenthümlich tiefklingenden Stimme: „O, Juanita, ich bin unbeschreiblich glücklich!"

„Und das macht Sie so stumm? — Ich möchte gern in meinem Glücke heiter und lustig plaudern!"

„O, wie danke ich Ihnen für dieses süße, süße Wort — ja, wir wollen plaudern über Alles, was uns einfällt, was uns begegnet, was wir sehen und denken!"

„Gescheites und Ungescheites, wie es gerade kommt," erwiederte sie lachend.

„Ich habe eine prächtige Idee, Juanita — stellen wir uns vor, gestern Abend seien wir hier in Köln eingetroffen

und heute Morgen führe ich Dich herum, um mit Dir die Merkwürdigkeiten der Stadt anzuſehen!"

Sie ſah ihn mit einem forſchenden Blicke an, und erſt als ſie ihn zu verſtehen ſchien, gab ſie ihm zur Antwort: „Auf einem Spazirgange kann ich mir dieſe Idee ſchon gefallen laſſen und ſie in ſcherzhafter Weiſe erwiedern — alſo, hoher Herr und Gebieter, wo befinden wir uns?"

„Auf dem Thurnmarkte, meine Theure, einer engen Straße, die übrigens mit einem Markte durchaus keine Aehnlichkeit hat. Hier befinden ſich die größten Gaſthöfe der Stadt — hier mein Freund Diehmann im Königlichen Hofe, dort der Hof von Holland; bemerken Sie auf der anderen Seite der Straße die unglaublich große Anzahl von kleinen Wein- und Bierhäuſern."

„Sehr intereſſant!"

Sie gingen über die Friedrich-Wilhelms-Straße nach dem Heumarkte, wo Rodenberg ſeiner Begleiterin das Börſengebäude und die ſehr feſte Hauptwache zeigte. Von Oben Marspforten traten ſie auf den Platz vor dem Rathhauſe und bewunderten dieſes herrliche Gebäude aus den älteſten Zeiten Kölns mit ſeinen reichen, in Stein ausgehauenen Bildwerken, unter Anderem den tapfern Bürgermeiſter Gryn, wie er mit ſeinem leichten Schwerte und in dünnem Mantel mit einem Löwen kämpft. Auf der andern Seite jenes Thurmes, gegen den Altenmarkt zu, befindet ſich der Kopf des ſogenannten Gabbeck, der den Mund aufſperrt, ſo oft die Glocke ſchlägt.

„Begreiflich," entgegnete ihm Juanita, „denn er muß ſich fürchterlich langweilen, der Aermſte, und müde ſein, uns

undankbaren, gedankenloſen Menſchen in Einem fort die Zeit zu verkündigen."

„Er hat glänzendere Zeiten geſehen in dem alten Köln und auf dem Altenmarkte — die Erinnerung daran mag ihn auch wohl verdrießlich ſtimmen. Gehen wir weiter. Wollen Sie Kirchen ſehen?"

„Heute nur eine einzige, den Dom, welchen ich übrigens, ſeit ich hier bin, jeden Tag beſucht."

„Nicht Sanct Peter mit dem berühmten Bilde von Rubens?"

„Ich war vorgeſtern mit Don Joſe dort; erſt nach langer Unterhandlung zeigte man uns das Original — ſie wünſchten, wir ſollten uns mit der Copie begnügen."

„Alſo gehen wir zum Dome, der Krone aller Bauwerke."

Da trat er hervor, nachdem die Beiden ein paar enge Straßen durchſchritten hatten, und hob ſich majeſtätiſch empor, die gewaltige Maſſe, ſo rieſenhaft groß in ihrem Umriſſe und wieder ſo wunderbar zierlich in allen ihren Einzelheiten — dieſe reiche Blüthe der deutſchen Baukunſt, ein feingegliederter, zierlich aufgeführter Heiligenſchrein, verſteckt in einem Strauße von Steinblumen!

Seine Thüren waren geöffnet, und als Rodenberg und Juanita eintraten in den majeſtätiſchen Bau, fühlten ſie ſich wunderbar erregt und ergriffen von dem Dämmerlichte des trüben Tages, das obendrein noch gedämpft wurde durch die bunten Glasfenſter; ſie fühlten ſich eigenthümlich angehaucht von der warmen Luft, vermiſcht mit Weihrauchduft, die ſie umgab; ſie empfanden tief in ihrem Herzen die klagenden Töne der Orgel und das halblaute Gebet der Prieſter an

den Altären, welches von der andächtigen Menge mit einem unverständlichen Gesumme beantwortet wurde.

Rodenberg tauchte seine Hand in das Weihwasserbecken und benetzte Juanita's Finger damit, die ihm durch leichtes Aufschlagen der Augen dafür dankte, dann seinen Arm losließ und sich hierauf rasch einer Gruppe Betender näherte, um neben denselben auf das Steinpflaster niederzuknieen.

Arthur trat rückwärts und lehnte sich dort an einen der mächtigen Steinpfeiler, das knieende Mädchen betrachtend; seine Gedanken, getragen von Weihrauchduft und Orgelton, umkreisten die Betende und schwangen sich alsdann, in bunte Träume und süße Phantasie verwandelt, hoch empor an das graue Steingewölbe, wo sich vor seinen inneren Blicken die leuchtenden Goldpunkte in echte Sterne verwandelten, die mild lächelnd auf ihn und sein Glück herabschauten.

Es kam ihm vor, als sei er in eine milde Sommernacht versetzt und sehe zwischen den dichten Bäumen eines dunklen Parkes hindurch die glänzenden Lichter eines fern liegenden Schlosses und höre Musik von dort ertönen. Fast betäubend umfloß ihn der Duft der Blumen; eine süße Vorahnung durchschauerte ihn und er bebte fast, als eine liebliche Gestalt nun an ihn herantrat, die Hand auf seinen Arm legte und mit ihrer süßen, schier zauberhaften Stimme sagte: „Wir wollen jetzt nach Hause gehen!"

Was das Letztere anbelangte, so hatte er übrigens nicht vollständig geträumt, denn Juanita bewegte sich in ihrem leichten, schwebenden Gange gegen ihn und sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, Arthur, so kehren wir jetzt nach Hause zurück."

„Gewiß, meine einzig Geliebte!“ gab er ihr flüſternd zur Antwort und ſetzte dann, ſich entſchuldigend, hinzu: „Hier darf ich ja nicht lügen und heucheln, hier muß ich ſprechen, wie es mir um die Seele iſt, und auch Du, Juanita ....“

„Auch ich, Arthur — gewiß, auch ich; doch fürchte ich mich faſt, ein lautes Wort zu reden, und es iſt mir, als müßte es laut vom Gewölbe wiederhallen und aller Welt verkündigen, was ja aller Welt verborgen bleiben ſoll!“

Sie gingen mit einander fort, und erſt draußen ſagte Arthur: „So oft ich den Dom verlaſſe, iſt es mir, als nähme ich Abſchied von einem theuren Freunde, ohne zu wiſſen, wann und ob ich ihn wiederſehe — bin ich doch mit ſeinem Bilde im Herzen aufgewachſen, habe ich mich doch ſchon als Kind über die Heiligen gefreut, welche uns aus ihren Steinniſchen ſo ernſt anblicken, und über die ungeheuerlichen Geſtalten der fabelhaften, waſſerſpeienden Thiere da droben — ja, ſelbſt über die grünen Gebüſche und Geſträuche freute ich mich, die aus den Steinritzen der alten Thürme wuchſen. Und beſonders liebte ich den Domkrahnen, den Zeigefinger des Münſters, der, wie mir meine alte Amme ſagte, gen Himmel weiſt. — So oft ich ſpäter wiederkehrte, freute ich mich wie ein Kind über jeden neuen Stein, den ich aufgeſetzt fand, über jedes Mauerwerk, das man zur Vollendung des Domes aufgeführt, und wenn ich als Menſch und als Künſtler einen recht übermüthigen Wunſch ausſprechen dürfte, ſo wäre es der, den Dom in ſeiner ganzen Vollendung zu ſehen, die himmelanſtrebenden Thürme vollſtändig fertig bis auf die rieſenhafte Steinroſe, welche ihre Spitze krönen ſoll!“

„Dazu sage ich Amen und hoffe, wir erleben das und wir sehen es.“

„Wir, Juanita? Ah, das wäre ein noch größeres Glück, wenn wir Beide, wie heute, vereint den Thurm in seiner Vollendung sehen könnten!“

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe, ehe sie erwiederte: „Was bedeuten unsere Wünsche und Hoffnungen gegenüber der Bestimmung unseres Schicksals — ich fürchte, dasselbe hat uns ganz verschiedene Bahnen vorgezeichnet!“

„Das wäre schrecklich, Juanita!“

„Und doch ist es so, mein Freund — was Ihnen die Fee des Waldes damals sagte im berauschenden Dufte des frischen Laubes, erfüllt von der Poesie Ihres Künstlerfestes, muß ich Ihnen heute, an einem der ernstesten Tage des Jahres, an dem kalten und prosaischen Aschermittwoch, wiederholen: ich fürchte in der That, es war mir von der Feenkönigin vergönnt, Sie nur dreimal zu sehen!“

„Und so wäre es heute das letzte Mal — unmöglich! Ich kann nicht mehr von Dir lassen, Juanita, und wenn das Schicksal es so wollte — wir müssen dem Schicksal Trotz bieten!“

„Es wäre das eines Versuches werth,“ gab sie mit einem trüben Lächeln zur Antwort; „aber bei dem Versuche würde es bleiben, Arthur — ich fürchte, wir sind nicht für einander bestimmt!“

„Daß Du das fürchtest, meine Juanita,“ erwiederte er leidenschaftlich, „stärkt meinen Muth, es mit jedem Schicksal aufzunehmen — hat es uns doch bis jetzt freundlich gelächelt!“

teten Händen hinauf an den Himmel und dankte Gott, daß er das Herz ihres Pflegkindes ſo gut, ſo rein, ſo dankbar erhalten.

— — — — — — — — — — —

An dieſem ſelben Tage war am Königlichen Hoftheater die erſte Aufführung der neuen Oper unſeres Freundes, des Componiſten Charles, und das Publikum nahm dieſelbe günſtig über alle Erwartung auf. Der Componiſt wurde nach jedem Akte und am Schluſſe ſtürmiſch gerufen, und als er erſchien und ſeine Freunde hiebei bemerkten, daß er ungewöhnlich blaß und verſtört ausſah, ſo ſchrieben ſie das dem ungeheuren Erfolge zu, den er gehabt, und der Gemüthsbewegung, in welcher ſich jeder Künſtler in einem ähnlichen Falle befindet.

Einige dieſer Freunde waren nach der Vorſtellung in der Wohnung des General-Intendanten verſammelt, um den Componiſten ihre beſten Glückwünſche darzubringen und ihre große Freude auszudrücken über das Gelingen ſeines vortrefflichen Werkes.

Aber er kam lange nicht.

Alfred von C. war von Lüttich zurückgekehrt und er erzählte dem Baron Karl, welche Aenderungen er an ſeiner kleinen Villa getroffen. Der Balletmeiſter Dubelli, im eleganten ſchwarzen Frack, dehnte ſich mit ungeheurem Wohlbehagen in einem weichen Fauteuil und rauchte eine feine Cigarre. Der Doktor Stechmaier durchblätterte einige Albums, die auf dem Tiſche lagen.

Graf Alfons wurde von ſeinem Kammerdiener in das Nebenzimmer gerufen. Dort fand er ſeinen Freund Charles in heftiger Bewegung auf und ab gehen.

„Aber was treiben Sie, beſter Freund?“ fragte der Graf überraſcht. „Wir erwarten Sie drinnen, um Sie mit dem gerechteſten Lob zu überſchütten und Sie rennen hier im Halbdunkel auf und ab. Sind Sie von der Vorſtellung ſo aufgeregt, oder

„Fürchte die finſtern Mächte, ſie ſtreuen Roſen auf unſern Weg, um dadurch einen tiefen Abgrund zu unſern Füßen zu verdecken — fürchte die Roſen ....“ —

So plauderten ſie zuſammen mit langen Zwiſchenpauſen in ihrem Geſpräche, wo er alsdann ihren Arm innig an ſeine Bruſt drückte und ſie freundlich zu ihm auflächelte.

„Das Wetter war bis jetzt zu unſerem Spazirgange günſtig,“ meinte das ſchöne Mädchen; „aber mir ſcheint, die Friſt, die uns gegeben, iſt abgelaufen. Der Wind, der bisher verſchwunden war, läßt ſich wieder ſpüren in naßkaltem Hauche — es iſt gut, daß wir bald zu Hauſe ſind.“

„Und dann, Juanita?“

„Dann treten Sie noch einen Augenblick zu mir ein — Sie müſſen mir ein paar Blätter meines lieben Albums erklären, und dann nehmen wir Abſchied von einander, ſtill und bewegt.“

„Doch nur für heute?“ rief er erſchrocken.

„Ich fürchte, für länger, mein Freund — doch warum jetzt damit ſchon anfangen? Wir wollen uns dabei gegenſeitig nicht betrüben — ein herzlicher Handſchlag, ein freundliches Wort und dann wenigſtens die Hoffnung auf ein glückliches Wiederſehen!“

„Du nimmſt Alles ſo leicht, Juanita,“ ſagte er in einem faſt vorwurfsvollen Tone, worauf ſie ihm in Worten keine Antwort gab, dagegen langſam ihr Geſicht emporhob und ihn ein paar lange, lange Secunden in ihre leuchtenden Augen ſehen ließ.

Ueber das, was er las, mußte er aufſeufzen aus tiefem Herzen im Uebermaße ſtiller Seligkeit, und es war ihm unmöglich, ſeine Blicke wieder von ihr hinwegzuwenden. O,

er hätte mit ihr so stundenlang fortwandeln mögen, Hand in Hand, Auge in Auge!

Da waren sie aber an Ort und Stelle angelangt, da ließ er sie mit einer leichten Verbeugung die Treppe hinaufgehen und schritt alsdann hinter ihr drein. Da öffnete sich die Hausthür, und Juanita ging in ihre Wohnung hinauf, wobei sie heiter mit ihm redete. Oben angekommen, gab er einem der Bedienten Ueberrock und Hut und folgte der jungen Dame durch das Eckzimmer in den hintern Theil des Hauses, den sie bewohnte, in das kleine reizende Cabinet, wo sie ihn am ersten Tage seines Hierseins empfangen.

Es war schon spät am Nachmittag, und der kurze Wintertag hatte ohnedies ein so grämliches Aussehen, war jetzt wieder so finster und verdrießlich, daß man nicht zu sagen vermochte, wo er aufhörte und die Nacht anfing.

Um noch etwas von dem letzten Scheine des Tages zu benutzen, legte Juanita das Album auf ein Tischchen in der Fensternische, setzte sich davor und bat Rodenberg, neben ihr Platz zu nehmen. Dann betrachteten sie zusammen die einzelnen Blätter; bei Vielem fragte sie, und er erklärte ihr Alles auf's umständlichste. Ach, er hätte ihr stundenlang erklären mögen, so ganz dicht in ihrer Nähe, daß er, wenn er sich auf das Buch hinabbeugte, mit seiner heißen Wange ihr Haar berührte und den entzückenden Hauch ihres Mundes fühlte. Dabei saß sie so zutraulich an seine Seite geschmiegt, so ohne alle Scheu vor einer Berührung mit ihm, daß es ihn mächtig durchschauerte. Häufig ersuchte sie ihn, auf irgend einem der Blätter eine einzelne Stelle ganz genau zu betrachten; dann beg sie sich zurück, daß er sich mit weniger Mühe hinabbeugen konnte, und legte dabei ihre Hand auf

ſeine Schulter, wobei es ihm ein paar Mal vorkam, als berührten ihre feinen Finger ſein dichtes, krauſes, blondes Haar.

„Gewiß,“ ſagte Juanita nach einer langen Pauſe, „dieſes Album wird mir eine liebe Erinnerung ſein an heiter verlebte Tage, und wenn ich es durchblättere, ſoll Ihr Bild, Arthur, lebendig vor mich hintreten!“

Er ſchüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Es iſt traurig für mich, Juanita, daß Ihre Reden dahin gehen, als müßten wir durch weite Länder von einander getrennt bleiben — o, Juanita, es liegt ja in Ihrer Macht, mich an Ihre Fußſtapfen zu feſſeln, mir das Wiederſehen zu geſtatten, wann und wo Sie wollen!“

„Läge es wirklich in meiner Macht, wer weiß, ob ich e nicht thäte; doch glauben Sie mir, Arthur, auch ich bin nicht unabhängig, auch ich muß mich beugen vor Geſetz und Sitte — ſelbſt ich, eine Künſtlerin, eine Fee,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu. Dann ſchloß ſie das Album, erhob ſich raſch und machte einen Gang durch das kleine Zimmer, aus welchem die Schatten des Abends das falbe Licht des Tages faſt verdrängt hatten, ohne daß es darum dunkel geworden wäre, denn im Kamine loderte ein helles Feuer und aus dem geöffneten Nebenzimmer, zwiſchen dem ſchweren Thürvorhange hindurch bemerkte man das bleiche Licht einer Lampe mit matter Glaskugel.

„Und ſo bald ſchon müſſen wir ſcheiden?“ fragte er. „Wie entſetzlich raſch ſie vorübergegangen ſind, dieſe glücklichen Tage!“

„Ich hatte gehofft, ſie verlängern zu können; aber Verhältniſſe, mächtiger als ich, rufen mich hinweg.“

„Und wann, Juanita?"

„Schon morgen — und deßhalb wollen wir heute — jetzt — Abschied nehmen!"

Als er nicht antwortete und auch sie nicht weiter sprach, war es so still in dem kleinen Gemache; man hörte nur zuweilen das Knistern und Knattern der brennenden Kohlen im Kamin und das Rauschen des schweren Seidenstoffes an Juanita's Kleide, wenn es, indem sie auf und ab schritt, zuweilen an einem der Möbel streifte.

Rodenberg stand am Fenster und schaute in die dämmernde Nacht hinaus, wobei es ihm doppelt behaglich vorkam, daß er hier, aus dem sanft erwärmten Raume, das tolle Spiel sah und hörte, welches der Wind mit Schneeflocken trieb, die er draußen in wildem Uebermuthe durch einander mischte und zuweilen, ehe sie den nassen Boden berühren konnten, wieder hoch in die Luft führte.

Juanita war an seine Seite getreten, berührte seinen Arm leicht mit ihrer Hand und sagte: „Jetzt müssen wir scheiden, Arthur!"

„Und in solches Wetter wollen Sie mich hinausstoßen, aus Ihrer lieben, lieben Nähe in Regen, Schnee und Wind!"

„Sie übertreiben, mein Freund, Sie betrüben mich, indem Sie so reden; es ist ein Abschied, den wir beide vorausahen und der kommen mußte!"

„Ja," antwortete er in schmerzlichem Tone, „ein Abschied, der mich von Ihrer Seite hinweg zurück in das wilde Leben stößt, in ein Leben voll vergeblicher Sehnsucht, voll Gleichgültigkeit, in ein Leben, wahrhaftig kälter und trauriger, als die Nacht da draußen mit ihrem Schnee und Regen! Und warum mich jetzt schon fortschicken, Juanita, warum mir

nicht erlauben, noch eine kleine, kleine Weile bei Ihnen zu bleiben? Ich will Sie ja nur anſehen, nur den Wohllaut Ihrer Stimme vernehmen, nur in Ihrer Nähe athmen dürfen!"

„O, gehen Sie, Arthur, gehen Sie," bat Juanita mit leiſer Stimme, „es iſt beſſer für uns beide, wenn Sie gehen; gehen Sie mit der Hoffnung, daß wir uns wiederſehen!"

„O, ich ſoll die trügeriſche Hoffnung," rief er traurig aus, „für die lebendige, heiße Gegenwart nehmen! O, Juanita, Sie ſind ſchön und entzückend, aber ich glaube wirklich, eine neckiſche Fee, trügeriſch wie Fata Morgana, den Armen, der ſie ſieht, mit allen Reizen verlockend, um ihm für immer und ewig zu verſchwinden!"

„Gehen Sie, Arthur, wir müſſen uns trennen — o, laſſen Sie mich Ihnen dabei ſagen, daß mein Herz unter dieſer Trennung eben ſo fürchterlich leidet, wie das Ihrige — aber gehen Sie, ich beſchwöre Sie darum! Auf meiner Seele laſtet eine unbeſchreibliche Angſt und mein Herz zittert unter meinen tiefen Athemzügen!"

„Ja, ja, ich fühle das, Juanita, ich fühle die ſtürmiſchen Schläge Deines Herzens, und ſie erfüllen mich mit einer unendlichen Seligkeit — o, verſtoße mich noch nicht!"

„Doch, doch, Arthur, es muß ſein!"

Sie wand ſich ohne Heftigkeit, aber mit einer unwiderſtehlichen Gewalt aus ſeinen Armen; er wagte es, getroffen von ihrem flammenden, zürnenden Blicke, nicht, ſie zu halten, und bat nur in flehendem Tone: „Nur noch eine Viertelſtunde, Juanita!"

„Es wäre eine Seligkeit für mich," gab ſie ihm offen und ehrlich zur Antwort, Sie den ganzen Abend bei mir zu

ſehen, wenn Don Joſe bei mir wäre — o, wie würden wir vergnügt und doch verſtändig zuſammen plaudern!"

„Das können wir auch ohne Don Joſe, vergnügt plaudern und verſtändig ſein — gewiß, Juanita — o, nur noch eine kleine Viertelſtunde — iſt es nicht ein beſcheidener Wunſch vor einer Trennung — Gott mag wiſſen, auf wie lange!"

„Es widerſtrebt mir, Ihnen nachzugeben! Doch nehmen Sie mit Ihrem Fauteuil dieſen Kaminwinkel ein, ich ſetze mich in den anderen."

„Gut, und ſo wären wir durch eines der wildeſten Elemente, durch das Feuer, von einander getrennt — aber glauben Sie nicht, Juanita, daß meine Liebe zu Ihnen auch eine echte Feuerprobe beſtehen könnte?"

„Wir wollen den Verſuch nicht machen, ſondern verſtändig zuſammen plaudern!"

Sie ließ ſich auf der einen Seite des Kamins in einem tiefen Fauteuil nieder, während er ſeufzend auf der anderen Seite Platz nahm.

Das ſchöne Mädchen nahm von dem Geſimſe einen runden, grünen Fächer, um vermittels deſſelben die Gluth des Feuers von ihrem Geſichte abzuhalten; ihre beiden Füßchen, über einander gelegt, ruhten auf einem Kiſſen, das ſich vor dem Kamine befand.

Wie ſauste der Wind zuweilen durch den Kamin herab und blies zudringlich in die Flammen, daß dieſe vor Zorn dunkelroth aufglühten, worauf alsdann der tolle Geſelle draußen brauſend um die Ecke des Hauſes flog oder an den Fenſtern herumfuhr, daß ſie ängſtlich klirrend erzitterten!

Rodenberg ſchaute in die Gluth des Feuers und ſagte

nach einer längeren Pauſe in ruhigem, erzählendem Tone: „Es war einmal ein wilder Bube, der hatte ein kleines Mädchen verlockt, mit ihm in den Wald zu gehen.“

„Das Mädchen hätte ihm nicht folgen ſollen,“ meinte ſie.

„Sie folgte ihm aber doch, obgleich ſie obendrein die Tochter des Königs war und er nur ein armer, unbedeutender Geſelle — denn ſie liebten ſich!“

„A—a—a—ah!“

„Im Walde wurden ſie durch ein furchtbar wildes Wetter überraſcht, ſo ungefähr wie das, welches da draußen tobt, und fanden nach langem Suchen eine verlaſſene Hütte, wo es dem Geſellen nach vieler Mühe gelang, ein hell loderndes Feuer anzuzünden, vor welches ſie ſich hinſetzten, ſtumm und traurig, wie wir hier.“

„Jedes in ſeiner Ecke — ich finde das von der Königstochter ſehr verſtändig.“

„Aber der wilde Bube blieb nicht lange ſo ſitzen, denn ihm wollte das Herz faſt zerſpringen aus Liebe zu der ſchönen Königstochter und vor Kummer, daß er ſie wieder verlieren ſolle.“

„Die Königstochter aber befahl ihm wahrſcheinlich, er ſolle ruhig ſitzen bleiben?“

„Sie befahl es ihm allerdings, und ſo gern er ihr auch gehorſam geweſen wäre, er konnte ſich nicht enthalten, zu ihren Füßen niederzuſtürzen und ihr auf's Neue von ſeiner heißen, innigen Liebe zu reden!“ — Bei dieſen Worten that der junge, glühende Mann ſo, wie er erzählte; er kniete zu Juanita's Füßen nieder, und da ſie ſich raſch erheben wollte, umfaßte er ihren Leib und hielt ſie ſanft zurück.

„O, Juanita,“ flehte er, „meine ſüße, innig geliebte

Juanita! Wie kann ich in der letzten Stunde unseres Beisammenseins Dir so kalt gegenüber sitzen; es ist grausam, dies zu verlangen, und Du selbst willst nicht, daß ich Deinen Worten Folge leiste, denn diese Worte entsprangen Deinem Verstande, während Dir Dein Herz sagt, daß Du mich liebst, ja, daß Du mich eben so heiß und innig liebst, als ich Dich! O, Juanita, gestehe es mir mit einem einzigen Worte, oder wenn Du nicht reden willst, so lege Deine beiden lieben Hände auf mein Haupt, so neige Dein Gesicht zu mir herab und laß mich die süßen Worte in Deinen schönen, glänzenden Augen lesen! — O, meine Juanita, Du sagtest mir, das Schicksal werde uns aus einander reißen, ich hätte nicht das unendliche Glück, Deinen Lebenspfad wandeln zu dürfen — schrecklich, wenn es so wäre! Doch ich will Dir glauben, denn Du bist eine Seherin, eine Heilige — aber wenn es so ist, so sage mir, ehe wir vielleicht für immer scheiden: hast Du mich wirklich geliebt und willst meiner nicht vergessen?"

Er hatte sich bei diesen Worten, die er in leidenschaftlicher Hast ausstieß, fest an sie geschmiegt, und sie litt es geduldig; sie that, wie er gewünscht, sie umfaßte sein Haupt mit ihren kleinen Händen, sie beugte sich auf ihn herab mit offenen, glänzenden Augen, sie näherte langsam ihre heißen, duftigen Lippen den seinigen, sie küßte ihn zu wiederholten Malen mit einer unsagbaren Gluth und Innigkeit.

„Ah, Juanita," seufzte er, „Deine Lippen sind Rosen!"

„Fürchte die Rosen!"

„Wunderbare, duftige Rosen, sie ziehen uns zauberhaft mächtig an — o, ich möchte meine Seele in die Rosen versenken!"

„Fürchte die Roſen, Arthur, ich ſagte Dir das ſchon früher; ſie verdecken trügeriſch einen Abgrund, der uns auf ewig ſcheiden muß!“

„Nein, nein, Juanita!“

„Arthur, gewiß — höre mich einen Augenblick ruhig an.“ — Sie drückte mit ihren kleinen Händen ſeinen Kopf etwas von ſich und lehnte ihr Haupt zurück. — „Das Märchen, welches Du vorhin erzählteſt, iſt noch nicht zu Ende. Allerdings litt es die Königstochter ein paar Augenblicke, daß der wilde Knabe vor ihr knieete; dann aber ſagte ſie: ‚Fürchte die Beherrſcherin der Feen, die über meinem Haupte wacht — bringe nicht weiter in mich mit Deiner Liebe und ſei verſichert, daß ſonſt dieſes Dach, das uns Schutz verliehen, über uns zuſammenbricht und wir mit bitterer Reue und Vorwürfen im Herzen in die wilde Nacht hinausfliehen müſſen, Jedes ſeinen einſamen, dunkeln Pfad, und daß wir uns alsdann niemals, niemals wiederſehen werden!‘“

„Das iſt nicht möglich!“ rief er aus und ſetzte aufjauchzend hinzu: „Sie liebt mich, ſie liebt mich, ſie muß mich wiederſehen!“

Und von Neuem zog er das ſich ſträubende Mädchen in ſeine Arme, ſuchte ihre Lippen und fand ſie auch zu einem langen, langen, ſeligen Kuſſe.

Da war es, als wenn die Feenkönigin ſelbſt mahnend, warnend, rettend ihre mächtige Hand zwiſchen die beiden Liebenden ausſtreckte. Ein gewaltiger Windſtoß fuhr durch den Kamin herab, ließ Myriaden Funken aus dem Feuer aufſteigen und öffnete eines der ſchlecht verſchloſſenen Fenſter des Gemaches, um alsdann heulend und brauſend einzudringen.

Juanita hatte dieſen Moment benutzt und war raſch in die Höhe geſprungen. — „Hörſt Du, wie ſie uns drohen, die unſichtbaren Mächte?“ rief ſie, indem ſie ihre Hände abwehrend gegen Arthur ausſtreckte. „Verſtehſt Du dieſen Ruf, dieſe Klage? Laß ſie Eingang finden in Dein Herz — ſei zufrieden und glücklich in der Erinnerung — lebe wohl — lebe wohl — unſer Märchen iſt zu Ende geſpielt! — Wenn Du mich liebſt, ſo verlaß mich um dieſer Liebe, um Deiner Ehre willen — fürchte den Abgrund, der uns auf ewig ſcheiden muß — Du ſollſt und mußt mich verlaſſen — ich will es — lebe wohl!“

Sie faltete ihre Hände gegen ihn, und als ſie dieſelben darauf erhob, um ſie an ihre Lippen zu drücken, ſah er ihr Auge in feuchtem Glanze — nur einen kleinen, kurzen Augenblick, ehe ſie ſich umwandte und raſch im Nebenzimmer verſchwand.

Er wußte nicht, wie ihm geſchehen; wild raste das Blut durch ſeine Adern, und wenn er auch die Hand auf ſein Herz drückte, er vermochte nicht, das ungeſtüme Klopfen deſſelben zu bewältigen. Tief auf athmete er, und wohlthuend war ihm dabei die kalte Nachtluft, die in das Zimmer drang. Er warf einen glühenden Kuß nach der geöffneten Thür des Nebengemaches und wandte ſich darauf, um in gewaltiger Anſtrengung das Zimmer zu verlaſſen. — Sollte er aber nicht vorher das Fenſter ſchließen? Erwartete Juanita nicht, daß er, wenn auch nur mit einem einzigen Worte, Abſchied von ihr nehme?“

Einen letzten Abſchied, wer weiß, auf wie lange?

Da war es ihm, als höre er im Nebenzimmer einen leiſen Ton, einen Seufzer, ein unterdrücktes Weinen — oder

haben Sie etwas Anderes? — Bei Gott, was iſt Ihnen begegnet?“

„Viel, unendlich viel!“ erwiderte ernſt der Muſiker. „Sie wiſſen, daß ich vor einigen Tagen mit Ihrem alten Haushofmeiſter Amadäus über gewiſſe Sachen ſprach.“

„Ich weiß es.“

„Heute ſprach ich wieder mit ihm.“

„Ah!“

„Ich weiß Alles, Graf Alfons. Mein Unglück, mein Glück. — Der alte Benetti iſt abgereist.“

„Ja, geſtern Abend,“ erwiderte der Graf mit geſpannter Erwartung.

„Er iſt nach Florenz?“

Der Graf nickte mit dem Kopfe.

„So habe ich,“ ſagte leidenſchaftlich der Andere, „eine kleine Bitte an Sie, Graf Alfons, die Sie mir nicht abſchlagen werden.“

„Gewiß nicht!“ entgegnete ſchnell der Graf. „Ich will mit dem größten Vergnügen Alles für Sie thun, was in meinen Kräften ſteht.“

„So leihen Sie mir einen Ihrer kleinen Wagen: ich muß noch heute Nacht abreiſen.“

„Und wohin?“ fragte Alfons.

„Und das fragen Sie im Ernſt?“ rief Charles mit bewegter Stimme. „Wiſſen Sie nicht, daß ich ſie ſeit länger als zehn Jahren ſuche, daß ich jetzt endlich eine Spur erhalten, daß ich ihr nachreiſen werde, wohin ſie ſich auch wenden mag?“

„Ich verſtehe Alles,“ entgegnete Alfons; „Gott ſei Dank, daß es ſo gekommen iſt!“ Er zog die Klingel und gab dem eintretenden Kammerdiener einige Befehle. „Aber Sie kommen doch einige Augenblicke zur Geſellſchaft?“

täuſchte er ſich — vernahm er den Wind, der durch den Kamin ſauste, oder war es das Rauſchen ihres Gewandes. — — „Arthur, ich will, daß Sie mich verlaſſen, um des Himmels Barmherzigkeit willen, Arthur — fürchten Sie meinen Zorn — fürchten Sie meinen Dolch!“

XXXIX.

„Es ſind bereitet Dir drei harte Schläge!“

Wenn man von der naßkalten, windigen Straße, wo Regen und Schnee unbedingt regierten, wo ein ſcharfer Nordweſtwind an den Ecken lauerte und die harmlos Daherwandelnden meuchlings überfiel, um ſie erſt nach tüchtigem Durcheinanderſchütteln und heftiger Gegenwehr wieder ihres Weges ziehen zu laſſen; wenn man dabei die zerriſſenen Wolken an dem dunkeln Nachthimmel dahinjagen ſah, tückiſch bemüht, jedes Sternlein auszulöſchen und den wohlthuenden Glanz des Mondes zu verdecken, — in einen der kleinen Exſalons des Kaiſerlichen Hofes eintrat, ſo konnte man ſich eines unendlich behaglichen Gefühls nicht erwehren, indem man in dieſem von Blumen durchdufteten, angenehm erwärmten Raume die kleine Tafel für acht Perſonen mit allem Comfort, aller Eleganz, allem Raffinement ſervirt fand: das reiche Kryſtall- und Silber-Service, worin ſich zahlreiche Lichter blendend wiederſpiegelten, das rieſenhafte Bouquet auf der Spitze des Tafelaufſatzes, welcher eine förmliche Pyramide bildete, deren Fundamente, aus herben Früchten, Orangen, Mandarinen, Feigen und dergleichen beſtehend, oben mit

zierlichen, herabhangenden Weintrauben gekrönt waren, und noch höher hinauf die feinſten Zuckerwerke, beſonders Fandants, im Geſchmacke aller nur erdenklichen feinen Obſtſorten zeigten. In geſchliffenen Caraffen glänzten weiße und rothe Weine, deren Goldglanz oder deren dunkelrothe Gluth etwas Ausgezeichnetes verſprach, während noch vornehmere ihres Geſchlechtes, mit ſtattlichen Etiquetten verſehen, auf Nebentiſchen kalt und warm frappirt ſtanden, bis ſpäter die Reihe an ſie kommen würde. In einer Ecke des Gemaches, auf zierlichem Unterſatze, ſtand ein ſilberner Flaſchenkühler, ein wahres Kunſtwerk, der Stolz des Hauſes, wo aus ſchimmerndem Eiſe die grün verpichten Hälſe von einem halben Dutzend Champagnerflaſchen hervorſchauten. Auf dem Ecktiſche, bei jedem Gedecke, zu welchem eine Unmaſſe von Gläſern der verſchiedenſten Formen und Farben, Löffel, Meſſer und Gabeln in allen erdenklichen Größen, ſo wie ſonſtige fabelhafte Handwerkszeuge gehörten, lag, in einfacher Weiſe gedruckt, das Menu des heutigen Diners.

Eigentlich iſt es uns noch nicht vergönnt, einen Blick in dieſen Speiſeſalon zu werfen; doch da die Flügelthür zum Nebenzimmer, in welchem wir uns gerade befinden, offen ſteht, ſo konnten wir uns nicht enthalten, neugierig hineinzuſchauen.

Hier in dem Nebenzimmer befindet ſich der Major von Werdenberg, um Seiner Hoheit Gäſte zu empfangen, von welchen aber noch Niemand vorhanden iſt, als Walter, der etwas früher von Hauſe fortgegangen war und, in einer benachbarten Hausthür ſtehend, mit Sehnſucht die Zeit erwartet hatte, die ihm allenfalls erlaubte, ſich zum Diner einzufinden; doch war dies immerhin noch ſo früh geſchehen,

daß er faſt eine kleine Viertelſtunde warten mußte, ehe der Adjutant des Prinzen erſchien, um ſich als außerordentlich höflicher Mann dringend zu entſchuldigen.

Walter aber fühlte ſich ſelbſt einer ſolchen Entſchuldigung höchſt benöthigt und machte ſie ſogleich in doppelter Hinſicht wegen ſeines zu frühen Erſcheinens und wegen des mangelnden Frackes.

Ueber Beides aber beruhigte ihn Werdenberg auf die freundlichſte Art von der Welt, indem er ſagte: „Herr von Rodenberg wird Ihnen mitgetheilt haben, daß der Prinz bei ſeiner Einladung ausdrücklich hinzuſetzte, ‚ein kleines Diner sans cérémonie,‘ alſo im Anzuge, wie es Einem gutdünkt — ein kleines, einfaches Mittageſſen.“

Der alte Maler konnte ſich hierbei nicht enthalten, einen erſtaunten Blick in das Nebenzimmer zu werfen und bei ſich zu denken: ‚wenn das die Anſtalten zu einem einfachen Mittageſſen ſind, ſo möchte ich wirklich einem beiwohnen, das mit einiger Feierlichkeit gegeben wird!‘

„Was nun Ihr frühes Kommen anbelangt, mein lieber Herr Profeſſor, ſo kann ich Sie verſichern, daß mir dies außerordentlich erwünſcht iſt, indem es mir die Muße gönnt, mit Ihnen vor unſerem kleinen Diner ein wenig zu plaudern.“

Walter verbeugte ſich geſchmeichelt.

„Ich ſagte Ihnen neulich ſchon,“ fuhr der Adjutant fort, „daß Seine Hoheit, wie Sie auch bereits wiſſen werden, ein ganz außergewöhnlicher Kunſtfreund iſt; nicht ein ſolcher, welcher Bilder, Bronzen, Waffen, alte Möbel nur deßhalb kauft, weil es Mode iſt, dergleichen zu beſitzen, ſondern einer, der mit Kunſtſinn und einem geläuterten Geſchmacke nur das

wirklich Schöne erwirbt und der dies bei der Einrichtung ſeines Schloſſes am Mittelrheine auf's glänzendſte bewieſen hat."

„Ich hörte davon reden," entgegnete Walter, „und es erregte in mir mächtig die Luſt, dieſe Herrlichkeiten einmal anſchauen zu dürfen."

„Dazu iſt Hoffnung vorhanden," gab Werdenberg mit einem pfiffigen Lächeln zur Antwort und ſetzte hinzu, indem er ſein Gegenüber mit dem Zeigefinger leicht auf die Bruſt tippte: „Hoffnung — große Hoffnung!"

„Ich wäre entzückt darüber!"

„Und dazu haben Sie alle Urſache, denn ich kann Sie verſichern, das iſt eine ganz ſuperbe Einrichtung, räuberhaft — Seine Hoheit haben ſchon längſt die Abſicht, eine kleine Kapelle im dortigen Schloßhofe al fresco ausmalen zu laſſen, und als neulich wiederholt die Rede auf dieſen Gegenſtand kam, erlaubte ich mir, Ihren Namen zu nennen."

„Wofür ich Ihnen außerordentlich dankbar bin!" ſagte erfreut der alte Maler.

„Keine Urſache, mein lieber Herr Profeſſor; ich habe Ihre heilige Cäcilie geſehen und ich muß Ihnen geſtehen, daß Zeichnung, Colorit, Stimmung, geniale Auffaſſung, Schwung der Geſtalten ganz außerordentlich immens ſind — auf Ehre, trichinenhaft — ich war förmlich gerührt von dem Bilde, und es war mir zu Muthe, als höre ich ebenfalls die Engel ſingen!"

Walter verbeugte ſich abermals.

„Wahrhaftig, als hörte ich ſelbſt die Engel ſingen!" wiederholte Werdenberg — „natürlich war das eine Täuſchung, wie ſich bald herausſtellte, und nur der Klang einer entfern-

ten Straßenorgel — aber Sie können daraus ermeſſen, in welche räuberhafte Stimmung mich Ihr wunderbares Bild verſetzte!"

„Sie ſind zu freundlich, Herr Major!"

„Nein, nein, es iſt ein vortreffliches Bild! Seine Hoheit ſind ganz derſelben Anſicht, und Seine Hoheit," ſetzte der Adjutant flüſternd hinzu, „haben mir befohlen, bei Ihnen leiſe anzuklopfen, aber ganz leiſe und diplomatiſch, ob Sie vielleicht geneigt ſeien, die kleine Kapelle, von der ich vorhin ſprach, al fresco auszumalen."

„Ich würde glücklich über einen ſolchen Auftrag ſein!"

„Ein Auftrag," erwiederte der Adjutant, indem er mit vertraulicher Miene ſeinen Mund dicht an das Ohr des Andern brachte, „bei dem allerdings viel Ruhm und Ehre zu gewinnen wäre, wenn Ihre Forderungen, mein lieber Herr Profeſſor, mäßig geſtellt würden, das heißt mäßig, ohne dabei Ihrem Verdienſte zu nahe treten zu wollen. Sie werden mich verſtehen und meine freundſchaftlich gemeinten Worte in eben ſolcher Art aufnehmen."

„Gewiß, Herr Major, und ich bin hoch erfreut darüber!"

„Es kommt nur darauf an, ob Sie im Augenblicke frei ſind, denn Seine Hoheit drängen ein wenig mit der Ausführung!"

Walter war ſchon im Begriffe, hierauf zu entgegnen, daß er frei ſei wie der Vogel auf dem Dache; doch fiel es ihm noch zur rechten Zeit glücklicher Weiſe bei, eine etwas bedenkliche Miene zu machen, leicht den Kopf zu ſchütteln und nach einer Pauſe zu ſagen: „Allerdings müßte ich einige bedeutende Aufträge ſo lange bei Seite ſchieben; doch was thue ich nicht, um mich Seiner Hoheit zu verbinden!"

„Alſo in den Grundzügen wären wir einig; Sie ſind geneigt, die Bilder zu übernehmen, und laſſen, was die Bedingungen betrifft, mit ſich reden, ſobald Sie die kleine Kapelle geſehen?“

„Das wäre jedenfalls ſehr nothwendig.“

„Und könnte ſogleich geſchehen, wenn Sie ein paar Tage Zeit hätten, uns ſofort zu begleiten.“

„Und wann, wenn ich fragen darf?“

„Heute Abend noch. Seine Hoheit werden nach unſerem kleinen Diner vielleicht gegen eilf Uhr abreiſen; ich folge ihm eine halbe Stunde ſpäter und würde mich glücklich ſchätzen, wenn Sie einen Platz in meinem Wagen annehmen wollten — wir führen alsdann ganz behaglich die Nacht durch, wir plauderten und rauchten, ſchliefen auch hier und da ein wenig, tränken in Coblenz unſeren Kaffee und kämen zum Diner nach Falkenſtein — was meinen Sie dazu?“

„Die Beſchreibung Ihrer Fahrt iſt ſehr verlockend!“

„Wir würden uns räuberhaft amuſiren — auch da oben,“ ſetzte er hinzu, indem er pfiffig lächelnd die Augen zukniff — ſagte aber darauf in einem faſt erſchrockenen Tone: „Sie ſind doch nicht verheirathet?“

„Unbeſorgt,“ lachte Walter — „ich bin ſo ledig, als man nur ſein kann, und hauptſächlich aus dem Grunde kann ich Ihnen die Zuſage geben, noch heute Abend mit Ihnen abreiſen zu wollen.“

„Ah, das iſt ſuperb, trichinenhaft — alſo abgemacht! Doch da kommen von unſeren Gäſten.“ Er eilte nach der Thür, wo man Sporen- und Säbelgeklirr vernahm, und kehrte gleich darauf mit zwei Huſaren-Officieren zurück, denen er den Profeſſor Walter, einen ausgezeichneten Künſtler, mit

beſonderen Aufträgen Seiner Hoheit beehrt, vorſtellte und dann demſelben die Namen der beiden Officiere nannte: „Major von Prittwitz und der Rittmeiſter von Strachwitz.“ Letzterer reichte dem Maler, als einem alten Bekannten, die Hand und ſagte alsdann, ſich umſchauend: „Ich vermiſſe Freund Rodenberg, der, wie mir Werdenberg ſagte, doch ebenfalls zum Diner befohlen worden iſt — hat er ſich verſpätet oder ſind wir zu früh daran?“

„Bis jetzt keines von Beiden,“ gab der Adjutant des Prinzen zur Antwort; „wir haben noch vier Minuten bis ſieben Uhr. Und wenn ich nicht irre, kommt dort Herr von Rodenberg.“

„Nein, es iſt Herr . . .“

„Rüding,“ ſagte Walter.

„Richtig, Herr Rüding, unſer vortrefflicher Cupido, unſer beneidenswerther, räuberhafter Jagdpage!“

Der ſanfte Eduard trat mit einer tiefen Verbeugung in's Zimmer. Er ſah faſt elegant aus und wäre es in der That geweſen, wenn er zu ſeinen wohlfriſirten Locken, ſeinem tadelloſen Fracke und was dazu gehörte, Glanzſtiefel getragen hätte; er wurde vorgeſtellt und hielt ſich neben Walter, während er den Hut auf ſeinen Bauch drückte.

„Du mußt mir zugeben, von Prittwitz,“ ſagte Werdenberg, „daß der wilde Jäger im diesjährigen Maskenzuge die gelungenſte Abtheilung war — haſt Du Herrn Rüding als blonden Jagdpagen bemerkt? — O, ich ſage Dir, räuberhaft! und jener ſchwarze Page . . .“

„Vigoureux im Sattel, wie man nur was ſehen konnte,“ pflichtete der Rittmeiſter von Strachwitz bei, „und dabei von

einer faſt mädchenhaften Zierlichkeit — auch ein Maler — wie heißt er?"

„Ah, da kommt der wilde Jäger ſelbſt," ſagte Werdenberg, „der kann uns die beſte Auskunft geben — wenn er will," ſetzte er mit einem feinen Lächeln hinzu.

„Guten Abend, Rodenberg!"

„Guten Abend, Baron Strachwitz — guten Abend, meine Herren!"

„Wir ſangen eben Ihr Lob," ſagte der Rittmeiſter, „Ihnen vielleicht gleichgültig, das Sie wahrſcheinlich aus ſchönerem Munde ſchon genugſam gehört haben werden; aber eine Wiederholung ſchadet immer nichts. Ihr Zug war ganz außerordentlich und wäre das Vollendetſte geweſen, wenn Sie meinen Rappen geritten hätten."

„Natürlich," lachte der Huſaren-Major, „Ihr Rappe würde der Sache allerdings erſt die rechte Weihe gegeben haben — übrigens ritt Herr von Rodenberg kein ſchlechtes Pferd."

„Sie, mein theurer, wilder Jäger," ſagte der Rittmeiſter, indem er vertraulich ſeine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte, „wir ſprachen eben von Ihrem ſchwarzen Jagdpagen, ein allerliebſter Burſche — kann man ſeinen Namen erfahren?"

„Warum das nicht," entgegnete der Gefragte anſcheinend mit großer Offenheit; „es war ein junger Künſtler Namens Schmitz, mit dem eigenthümlichen Vornamen Michel Angelo." — Dieſer Name fiel ihm natürlicher Weiſe am erſten bei, da ſich ſeine Gedanken in dem Zauberkreiſe bewegten, den die beiden Schweſtern um ihn geſchlungen.

„Für einen ſolchen Jagdpagen gefällt mir der Name

ganz und gar nicht," meinte Strachwitz; „doch da iſt Seine Hoheit ..." — Der Prinz trat in's Zimmer, und während er die Anweſenden freundlich begrüßte, hatte der junge Bergmüller, der im Vorzimmer ſein widerſpänſtiges Haar etwas lange friſirt hatte, Zeit, hereinzuſchlüpfen und ſich hinter Walter aufzuſtellen.

Der Prinz wechſelte mit jedem der Herren ein paar freundliche Worte und nahm dann Werdenberg einen Augenblick auf die Seite, leiſe mit ihm ſprechend."

Walter ſagte indeſſen zu Rodenberg: „Denke Dir, ich bin eingeladen worden, den Prinzen noch heute Abend nach ſeinem Schloſſe Falkenſtein zu begleiten — es ſollte dort eine Kapelle al fresco ausgemalt werden."

„Das freut mich von Herzen!"

„Was der Kerl für ein Glück hat!"

„Ich ſoll ſogleich nach dem Diner mit dem Major Werdenberg fahren, und biſt Du vielleicht ſo freundlich, morgen früh meinen kleinen Nachtſack zu packen und ihn dem Dampfboote mitzugeben."

„Mit Vergnügen!"

„Aber vergreife Dich dabei nicht zu meinen Gunſten an Rüding's koſtbarer Garderobe, ſo lieb es mir auch ſonſt wäre, ein Andenken von ihm mitzunehmen."

„Mache Dir darüber keine Sorge!" erwiederte der ſanfte Eduard in einem giftigen Tone — „ich habe heute Nachmittag ſchon meine Sachen gepackt und abgeſchloſſen!"

„Und nun zu Tiſche!" rief der Prinz in heiterem Tone — „wenn ich ein Zauberer wäre, würde ich Ihnen hierzu die Ouverture der Oper Zampa ſpielen laſſen — ich kenne

„Es iſt mir faſt unmöglich!“ ſagte Charles, „ich bin zu aufgeregt, ich habe für nichts Anderes Sinn, nur für meine ſchnelle Abreiſe.“

„Die Vorbereitungen hiezu werden ſo eben gemacht,“ antwortete Alfons, „kommen Sie nur einen Augenblick; natürlich erwähnen wir drinnen dieſer Sache gar nicht. Sie ſind fatigirt, ich laſſe Sie — ſo ſagen wir — nach Ihrer Wohnung fahren. Sobald eingeſpannt iſt, wird es mir gemeldet. Mein Kutſcher führt Sie bis zur nächſten Station. Adieu, Charles — adieu, mein Freund! Möge Sie der Himmel glücklich führen; glauben Sie mir — ich kann über dieſe Angelegenheit nicht viel reden — aber glauben Sie dem Wort eines Mannes, der Ihretwegen gelitten hat, glauben Sie meiner Verſicherung: wenn Sie glücklich werden, ſo werden Sie unendlich glücklich.“

Charles drückte dem Grafen ſtillſchweigend die Hand und Beide begaben ſich in das Nebenzimmer.

Hier wurde viel geplaudert und gelacht, nur der Held des heutigen Abends, der Componiſt jener vortrefflichen Oper war und blieb einſylbig und in ſich gekehrt. Er iſt ermüdet, dachten die Anderen und fanden es deßhalb auch begreiflich, daß ihm eine halbe Stunde ſpäter Graf Alfons einen Wagen anbot, um nach Hauſe zu fahren, und darauf verließ er ſeine Freunde mit dem Wunſche des baldigen Wiederſehens.

Indem wir hiemit unſere namenloſen Geſchichten ſchließen, müſſen wir den geneigten Leſer verſichern, daß der junge Muſiker, der in derſelben Nacht mit flüchtigen Pferden nach Italien reiste, ſo bald nicht wiederkehrte, daß aber dagegen nicht ſehr lange nachher Briefe von ihm in der Heimath eintrafen, worin er ſeinen Bekannten ſagte, daß er jenſeits der Alpen vollkommen glücklich geworden ſei, und daß er ſtill und zufrieden in Florenz lebe.

nichts Aufregenderes, nichts, was mich mehr zu Luſt und Heiterkeit begeiſtern kann!“

Alle Acht nahmen nun um den kleinen Tiſch Platz und rüſteten ſich zum Anfange, wobei Walter und Bergmüller in ihrer natürlichen Ungezwungenheit viel freier und behaglicher erſchienen, als Rüding, der ſich Seine Hoheit als Vorbild genommen hatte und Alles, was dieſer that, auf eine faſt komiſche Art nachäffte.

Auſtern mit Chablis!

Rüding hatte das Unglück, eines dieſer ſchlüpfrigen Thierchen durch eine gar zu elegante Bewegung mit der Auſterngabel auf den Teller ſeines Nachbars, des Rittmeiſters von Strachwitz, zu ſchleudern, während Rodenberg dieſe Schüſſel nicht anrührte, dagegen haſtig einen großen Kelch des feurigen Weines trank.

„Wie ich von Werdenberg mit Vergnügen höre,“ ſagte der Prinz zu Walter, „ſo wollen Sie uns heute Abend begleiten — Sie kennen Falkenſtein noch nicht?“

„Nein, Hoheit — ich kenne noch nicht das Innere des Schloſſes, wohl aber ſeine entzückende Lage.“

„Es iſt ſchade, daß uns jetzt noch das Grün der Waldungen fehlt, die es umgeben; doch hoffe ich,“ ſetzte der Prinz verbindlich hinzu, „daß Sie meine kleine Beſitzung auch im Schmucke der ſchönen Jahreszeit ſehen werden. — Lieben Sie keine Auſtern, Rodenberg?“

„O doch, Hoheit,“ entgegnete dieſer, aus tiefen Gedanken auffahrend, „doch iſt das Menu ſo reichhaltig und ſo mit Lieblingsſpeiſen von mir angefüllt, daß ich behutſam vorgehen möchte!“

„Auſtern reizen den Appetit, und ein Mann von gutem Geſchmacke ſollte nie verſäumen, welche zu eſſen.“

„Gewiß nicht,“ pflichtete der Major von Prittwitz bei; „ich meinestheils würde es für eine Sünde halten, welche vorbeigehen zu laſſen!“

„Es iſt die einzige Speiſe, nach welcher man eine Begierde ſehen laſſen darf,“ ſagte der Prinz lächelnd; „denn ſchon eine alte Lebensregel ſagt, man ſoll ſtets mit drei Auſtern beſchäftigt ſein, die eine muß man in der Hand, die andere im Munde und die dritte im Auge haben — aber laßt unſern wilden Jäger; er gedenkt der verfloſſenen ſchönen Tage des Carnevals und findet mit Schrecken, daß es Aſchermittwoch geworden — habe ich nicht Recht?“

„Gewiß, Hoheit — ich kann das nicht läugnen — die vergangenen Tage boten mir des Schönen ſo viel, daß ich ſie mit Wehmuth ſcheiden ſah!“

„Uns Anderen geht es auch nicht beſſer,“ erwiederte der Prinz mit einem leichten Seufzer; „doch haben Sie als Künſtler ſehr viel vor uns voraus. Während wir wieder ins gewöhnliche proſaiſche Leben zurück müſſen, dürfen Sie ſich erlauben, mit Bleiſtift und Farbe die Vergangenheit in glühenden Bildern zurückzuzaubern — laſſen wir ſie leben, dieſe Vergangenheit, die vergangenen lichtvollen Tage des kölner Carnevals!“

Obgleich das Diner nach den Regeln der Kunſt noch nicht bis zum Champagner vorgerückt war, ſo ſtürzten doch die Bedienten eilig herbei, als der Prinz ſein Kelchglas berührte, um den ſchäumenden Champagner einzugießen. Und darum war es Seiner Hoheit eigentlich zu thun. Der Prinz wollte ſeine Gäſte luſtig und heiter ſehen.

Die Gläſer klangen zuſammen und in keinem derſelben blieb auch nur ein Tropfen übrig.

„Rodenberg,“ flüſterte der Prinz nach einer kleinen Pauſe dem Major, welcher zu ſeiner Seite ſaß, zu; „ich ſchlage Ihnen einen kleinen Separat-Toaſt vor — Sie werden mich verſtehen — trinken wir ganz im Stillen auf das Wohl der liebenswürdigſten Dame, die ich ſeit lange kennen gelernt!“

Der ehemalige wilde Jäger würde auf dieſen Trinkſpruch hin ein kleines Meer von Champagner ausgetrunken haben, wenn man es von ihm verlangt hätte, ſo ſchwärmeriſch gedachte er ihrer und ſo heiß glühte ſein Inneres.

„Eigentlich ſollte ich Ihnen böſe ſein,“ fuhr Jener fort, „denn Sie boten die Hand dazu, daß mir auf dem Gürzenich-Balle ein wenig ſtark mitgeſpielt wurde!“

„Das iſt wahr,“ lachte der Major Werdenberg; „es war das kein Maskenſcherz mehr, es war eine Maskenverfolgung. Ich erinnere mich keines Manövertages, bei welchem ich ſo in Bewegung geweſen wäre.“

„Ja, und der wilde Jäger war ſchuld daran, daß von mir ſtatt einer ſchönen Dame eine ganz andere Perſönlichkeit ſpaziren geführt wurde.“

Der ſanfte Eduard blickte ſchüchtern auf ein großes Stück wälſchen Hahns nieder, das er ſich nebſt einigen Trüffeln zugelegt hatte, und wagte es kaum, die Augen aufzuſchlagen.

„Doch habe ich Alles das verziehen,“ ſagte der Prinz heiter, „und trinke ſogar denen zu, die gegen mich ſich verſchworen.“

„Da wir das in einem ähnlichen Falle wahrſcheinlich

Alle gethan hätten," ſagte der Baron Strachwitz lachend, „ſo müſſen Sie uns erlauben, ebenfalls mit anzuſtoßen."

„Und ein zweites Mal," fügte Major von Prittwitz heiter bei, „indem ich die Hoffnung ausſpreche, daß es uns vergönnt ſein möge, noch oft ähnliche harmloſe Verſchwörungen gegen Eure Hoheit ins Werk zu ſetzen, mit Einem Worte, auf Ihr Wohl, gnädigſter Herr!"

Jetzt klangen die Champagnerkelche erſt recht zuſammen, und die zahlreiche Dienerſchaft konnte kaum mit dem Auffüllen derſelben fertig werden.

„Ich nehme Ihren Toaſt dankbar an; ehe ich ihn aber erwiedere, muß ich zuerſt hier mit unſerem ſchweigſamen Profeſſor anſtoßen und möchte ihn wohl fragen, warum er ſo ernſt in unſer heiteres Gelage hineinblickt."

„Darin iſt er wahrhaftig das Spiegelbild unſeres Freundes Rodenberg, den ich heute Abend kaum wiedererkenne," rief Strachwitz; „der wilde Jäger ſtarrt trübſelig auf ſeinen Teller, und nur zuweilen, wenn die Gläſer klingen, fährt er auf wie ein edles Schlachtroß, das die Trompete hört."

„Was mich anbelangt," erwiederte Walter, den Champagnerkelch gegen Seine Hoheit erhebend, „ſo fühle ich allerdings, daß ich ein wenig einſylbig bin; und daß ich nicht anders zu ſein vermag, iſt allein die Schuld eines hohen Beſchützers der Kunſt, auf deſſen Wohl ich mir noch ganz beſonders erlaube, mein Glas auszutrinken."

„Bravo, nur ausgetrunken, das iſt die Hauptſache!"

„Aber bei Allem dem hat der wilde Jäger ſchlecht an mir gehandelt, mißgünſtig im höchſten Grade!"

„Ja, ja, Rodenberg, das können Sie nicht läugnen,"

lachte Werdenberg; „es war ein räuberhaftes Betragen — Sie handelten ſchlecht an uns!“

Im Innern des jungen Malers, der ſcherzhafter Weiſe alſo angeredet wurde, tönten dieſe Worte wie ein ſchmerzlicher Klageruf wieder — ‚Fürchten Sie meinen Dolch!‘ — und er war glücklich, mit dem Glaſe Werdenberg's anſtoßen zu müſſen und dann das ſeinige austrinken zu dürfen.

Rüding's Syſtem hatte ſich bis jetzt vortrefflich bewährt und er den Prinzen in Behandlung der aufgetragenen Speiſen aufs glücklichſte nachgeahmt; doch wurden jetzt Artiſchocken ſervirt und unglücklicher Weiſe gerade bei ihm der Anfang damit gemacht — wir ſagen, unglücklicher Weiſe, indem der ſanfte Eduard ſich einige dieſer ihm unbekannten Früchte nahm und keiner der übrigen Herren ſeinem Beiſpiele folgte, was ihn ſchon deßhalb in große Verlegenheit ſetzte, weil die Dienerſchaft mit dem Wechſeln der Teller warten mußte, bis er mit ſeinen Artiſchocken fertig geworden und er ſo ein Dutzend erwartungsvoller Augen auf ſich gerichtet ſah. Er hatte nicht verſäumt, ſie tüchtig mit Sauce zu begießen, und fing dann, nach einem kummervollen Blicke rings umher, mit dem Muthe der Verzweiflung an, die Artiſchocken mittelſt Meſſer und Gabel zu zerſchneiden, die Biſſen zu kauen, ſo gut ihm das gelingen wollte, und dann hinunterzuwürgen. Zu verſchweigen iſt indeſſen dabei nicht, daß er faſt einem Erſtickungsanfalle unterlegen wäre und nur dadurch gerettet wurde, daß ihm einer der mitfühlenden Bedienten raſch den Teller wegnahm und daß ihm Walter, dem dieſe Scene wieder zu ſeiner Heiterkeit verholfen, mit einem gelinden Rippenſtoße zuflüſterte, raſch eine Rede

zu halten und ſich ſo auf geiſtreiche Art aus der Affaire zu ziehen.

Wäre Rüding nicht ſo gänzlich verdutzt geweſen, ſo hätte er dieſem boshaften Rathe gewiß keine Folge geleiſtet; ſo erhob er ſein Glas, öffnete den Mund, als ob er ſprechen wollte, wodurch ſein Geſicht das Ausſehen eines Karpfen bekam, der zufällig auf den Sand gerathen iſt, ſtarrte ein paar Secunden lang mit einem wirklich blödſinnigen Lächeln die Anweſenden an und ſetzte alsdann das Glas, indem er tief und haſtig ſchluckte, wieder nieder.

„Ah," rief der gutmüthige Strachwitz, „ich verſtehe dieſe ſtille Mahnung unſeres kleinen, vortrefflichen Künſtlers — ſein Herz war zu voll, um einem Trinkſpruche Worte zu leihen — ‚Was wir lieben!' — ein Toaſt, der gewiß Jedem aus der Seele geſprochen iſt — alſo, was wir lieben!"

Warum klangen dabei immerfort, und jetzt wieder ſtärker als vorher, in Rodenberg's Seele jene unglückſeligen Worte wieder: ‚Fürchten Sie meinen Dolch!' — jetzt dachte man ſeiner in Haß und Verachtung!

Er hatte während des Diners faſt nichts gegeſſen, aber mit Abſicht Champagner getrunken, um ſich zu betäuben — doch gelang es ihm nicht — ſein verzehrender Durſt mehrte ſich mit jedem Glaſe, ſein Bewußtſein wurde immer klarer, ſeine Gedanken richteten ſich immer mehr mit einer für ihn erſchreckenden Schärfe auf die jüngſte Vergangenheit — ‚Fürchten Sie meinen Dolch!'

Das kleine Diner näherte ſich ſeinem Ende; ein prachtvoller Aufſatz von Gefrorenem, in Form, Farbe und Geſchmack der verſchiedenartigſten Früchte, kühlte für einen

Augenblick die Hitze des Weines, um dieſelbe gleich darauf wieder flammender emporlodern zu laſſen.

„Nehmen Sie, meine Herren, nehmen Sie!“ rief der Prinz heiter — „das Eis iſt vortrefflich, ich liebe es ganz beſonders und freute mich ſchon im Voraus während des ganzen Diners darauf — mein lieber Profeſſor,“ wandte er ſich an Walter, „verſuchen Sie dieſe Schnitte Ananas, und Ihnen, Rodenberg, rathe ich dieſe kleine Melone mit Champagnerſchaum gefüllt!“

„Warum mir, Hoheit?“

„Um Sie ſelbſt ein wenig zum Schäumen zu bringen — Sie ſind verzweifelt ernſt — hat das vielleicht ſeine Urſache?“ ſetzte er mit einem auflauernden und aufleuchtenden Blicke hinzu — „waren wir unglücklich? — Ja, mein lieber, junger Freund, man darf den Weibern nicht zu viel trauen! Erlauben Sie,“ fuhr er mit lauter Stimme, aber mit einem lächelnden Seitenblicke auf ſeinen Nachbar fort, „daß ich Ihnen in Betreff des Gefrorenen den Ausſpruch einer Südländerin — ich glaube, einer Spanierin — mittheile: ‚Es iſt ſchade,‘ meinte dieſe, ‚daß das Eiseſſen keine Sünde iſt, dann würde ich's noch einmal ſo gern thun!‘“

„Ein ſuperber Ausſpruch — trichinenhaft! Die Südländerinnen ſollen leben!“

„Damit bin ich einverſtanden,“ ſagte Seine Hoheit ſtill lächelnd — vor allen die Spanierinnen!“

Und wieder ſtießen die Gläſer zuſammen, lauter und klingender, und wieder wurden dieſelben mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit gefüllt. Lachen und Scherz tönten um die kleine Tafel, und da der Zeitpunkt gekommen war, wo faſt Alle zuſammen ſprachen, ſo war es begreiflich,

daß Jeder nicht nur die Frage ſeines Nachbars beantwortete, ſondern ſeine Einfälle und Bemerkungen bald Dieſem, bald Jenem Preis gab; ja, dieſe luſtigen Einfälle, oft von ſchallendem Gelächter begleitet, nahmen die Gäſte ſo ſehr in Anſpruch, daß faſt keiner von ihnen bemerkte, wie der Prinz langſam ſeinen Stuhl zurückſchob und ins Nebenzimmer verſchwand.

Eine Stunde um die andere war ſeit dem Beginne des hübſchen Gelages verronnen, und als endlich die Standuhr über dem Kamine abermals anſchlug, zog der Major von Werdenberg mit einer etwas ſchwerfälligen Bewegung ſeine Uhr aus der Taſche und überzeugte ſich, obgleich mit unſicherem Blicke, daß es ſchon um die eilfte Stunde ſei.

„Alle Wetter, meine Herren," rief der Adjutant des Prinzen, „ſo leid es mir thut, muß ich doch zum Aufbruche blaſen — nur nicht haſtig, nur nicht haſtig — ich muß für ein paar Augenblicke nach meinen kleinen Angelegenheiten ſehen und komme gleich wieder!"

Alle hatten ſich erhoben. Die beiden Offiziere zündeten ſich eine Cigarre an, und während Rüding, mit eigenthümlichem Lächeln vor einem Spiegel ſtehend, durch ſeine blonden Locken ſtrich, war Rodenberg an den Kamin getreten und blickte finſter in die Gluth deſſelben.

Walter trat neben ihn, legte ſeine Hand auf die Schulter des Freundes und ſagte in einem viel weicheren Tone, als man es ſonſt an ihm gewohnt war: „Warum biſt Du ſo traurig, mein Junge — thut es Dir leid, daß wir heute Alle aus einander gehen?"

„Auch das, Walter!"

„Und was ſonſt noch?"

„Wenn ich es Dir ſagen könnte, würde ich es gewiß thun — doch kommt auch die Zeit vielleicht — ja, ſie kommt, und ich ſehne mich danach, wo ich mein Haupt an Deine Bruſt legen werde, Du treuer Geſelle, und mich ausweinen, wie ich es heute thun möchte und nicht thun darf!“

Der alte Maler ſchüttelte bedenklich mit dem Kopfe, als er in das ſonſt ſo heitere, fröhliche Geſicht ſeines Freundes ſchaute, als er die zuſammengepreßten, ſchmerzlich zuckenden Lippen ſah und den feuchten Glanz in Rodenberg's Augen.

„Kann ich Dir irgendwie helfen?“ fragte Walter haſtig. „Sag' es mir, mein Junge, und ich werde nicht daran denken, Dich zu verlaſſen!“

„Im Gegentheil, ich bitte Dich, mich zu verlaſſen — mich allein zu laſſen — ich werde alsdann ein wenig toben, ein wenig nachdenken und dann ſchließlich ruhiger werden — hoffentlich ſehen wir uns ja bald wieder!“

„Gewiß, mein Junge — wer ſollte daran zweifeln?“

„Alſo auf baldiges Wiederſehen — ohne Abſchied, mein Freund! Deine Sachen werde ich Dir morgen nach Falkenſtein beſorgen.“

Werdenberg war wieder eingetreten, hinter ihm ſein Diener mit Mänteln auf dem Arme.

„Ich habe auch einen für Sie mitgebracht, mein lieber Profeſſor,“ ſagte der Adjutant luſtig; „obgleich wir einen verſchloſſenen Wagen haben, ſo könnte es während der Nacht doch frieren. — Und nun, meine Herren, Verzeihung, daß ich Sie verlaſſen muß, Sie kennen das große Wort ‚Dienſt‘.

„Du brauchſt wahrhaftig keine Entſchuldigung,“ entgegnete lachend der Baron Strachwitz; „wenn man vier Stunden

lang ſo dinirt hat, dann ſehnt man ſich nach friſcher Luft — nicht wahr, Rodenberg?“

„Gewiß — ganz gewiß — ich bin vollkommen Ihrer Meinung,“ erwiederte dieſer, aus ſeinem Hinbrüten auffahrend — „wollen Sie keine Cigarre?“

„Ich danke!“

Jetzt trat Rüding zu den beiden Freunden und machte einen verunglückten Verſuch, wehmüthig auszuſehen. Auch Bergmüller, der mit ſtillem Behagen viel gegeſſen und im Verhältniß dazu getrunken hatte, erhob ſich aus einem Fauteuil in der Ecke des Zimmers.

„So wollen auch wir hier von einander Abſchied nehmen,“ ſagte der ſanfte Eduard — „behaltet mich im Andenken!“

„Das wollen wir gewiß thun,“ entgegnete Bergmüller, bei dem der kleine Champagnerrauſch plötzlich in eine tiefe Rührung überſchlug, ſo daß er mit ſchluchzender Stimme fortfuhr: „Ich bin Euch ſehr viel Dank ſchuldig — namentlich Dir, guter Rodenberg — denn aus einem geknechteten, armen Kerl — in bunter Kattunjacke — bin ich wieder ein Künſtler geworden — mit famoſen Beſtellungen — und das drückt mir das Herz ab vor Wehmuth!“

„Sei geſcheit, Kohlenmüller,“ brummte Walter, „und mache hier keine Scene; ſei fleißig, ehre Deine Schwiegermutter, liebe Deine Frau und ziehe Deine Kinder gut, wenn Du 'mal welche haſt!“

„So laßt uns dieſen ſuperben Abend mit einem letzten Glaſe beſchließen,“ rief Werdenberg; „ich habe mich räubermäßig amuſirt — auf Ehre, trichinenhaft!“

Damit ſchieden ſie von einander. Der Adjutant und

Walter fuhren davon. Rüding und Bergmüller zogen Arm in Arm nach dieſer Richtung, die beiden Officiere nach einer anderen, und Rodenberg ſah ſich allein in der dunkeln, ſtürmiſchen Nacht.

Langſamen Schrittes ging er dahin durch die ſtillen Straßen; hatte er doch durchaus keine Urſache, ſich zu beeilen, gab es doch nichts, was ihn heute nach Hauſe zurückgezogen hätte, wußte er doch, daß er, wenn auch behagliche, doch leere Räume finden würde, daß ihn keiner der Freunde erwarte, daß Niemand da ſein würde, um noch eine Stunde angenehm mit ihm zu verplaudern — dagegen aber graute es ihm förmlich vor dem ſtillen Hauſe, vor jenen ſchönen, friedlichen Räumen, zu welchen es ihn noch heute Nachmittag ſo mächtig hingezogen hatte — zu ihr, zu ihr! — Und wenn er jetzt an ſie dachte, ſo hemmte ſich ſein Schritt, und er hätte lieber fort und fort durch die Nacht gehen mögen, als unter das Dach zurückkehren, wo jener Ruf erklungen war: ‚Fürchte meinen Dolch!‘

Und wenn er ſo dachte und darauf zögernd dahin ſchritt, ſo trieb er ſich ſelbſt im nächſten Augenblicke wieder raſcher vorwärts, nicht trotzig, ſondern verzweiflungsvoll, zu ihr. — ‚Ja, ja,‘ rief es alsdann in ihm, ‚hin zu ihr, zu ihren Füßen Verzeihung erbetteln will ich, muß ich! Auf der Schwelle ihrer Thür werde ich mich lagern und ſo lange ihren Namen flüſtern in tiefem Schmerze und leidenſchaftlicher Liebe, bis ſich ihr Herz erweicht und ſie mir ein Wort der Verzeihung gönnt — ah, ſie muß mir verzeihen, ſie muß! Ich werde ihre Kniee umfaſſen, ich werde eine ihrer lieben Hände ergreifen und die ſüßen Finger ſo lange an

mein Herz, an meine Stirn, an meine Augen, an meinen Mund drücken, bis ſie durch Thränen lächelt und das Wort der Vergebung ausſpricht!'

Wie war die Stadt im Vergleiche zu geſtern Abend heute ſo ſtill und ruhig! Rodenberg begegnete keinem lebenden Weſen, und wo er irgend ein Geräuſch zu vernehmen glaubte, da war es der Wiederhall ſeiner eigenen Fußtritte auf dem Pflaſter oder ein Windſtoß, der ſich heulend an einer Hausecke brach. Dabei war es kälter geworden, der Regen hatte aufgehört und der Schnee wehte dem einſam Dahinwandelnden in's Geſicht und begann ſich ſchon hier und da auf Dächern und in trockenen Winkeln zu einer leichten, weißen Decke anzuſetzen.

Rodenberg dachte ſo lebhaft an jenen Abend, wo er mit den Freunden hier eingetroffen war; an jenen dadurch unangenehmen Abend, daß ſie, ungewiß des ihnen zu Theil werdenden Empfanges, durch die Straßen zogen. Und doch, welcher Unterſchied zwiſchen damals und jetzt, welcher Unterſchied zu Gunſten der Nacht ihrer Ankunft! — Was hätte er darum gegeben, heute nochmals ſo durch die nächtlichen Straßen ziehen zu dürfen in heiterer Laune, ſeinen kleinen Nachtſack in der Hand, im Geleite der Freunde! Er war jetzt wieder in jene Straße gekommen, durch die er auch damals vom Eigelſtein hergewandelt war; dort links ging es zum Rheine hinab, da war der Thurnmarkt und das Fenſter des kleinen Wirthshauſes, zu welchem heraus damals das Mädchen geſungen hatte: ‚Faſtelovend kütt eran!'

Vorbei — vorbei — alles das vorbei! — Vorbei die glückliche Zeit, wo man ihn erwartet, wo man vielleicht in der ſtillen Nacht an das Fenſter geeilt war und hallenden

Fußtritten gelauſcht, wo man gewiß mit Vergnügen und Herzlichkeit die Meldung entgegengenommen, daß die Freunde angekommen ſeien — vorüber die ſelige Stunde des Empfanges, all' die wunderbaren Augenblicke, die er dort verlebt — vorbei die Zeit, wo er überzeugt war, ſie freue ſich, wenn ſie ſeinen Tritt auf dem Corridor vernahm — vorbei — vorbei die glänzenden Tage des Carnevals — vorbei das heitere Zuſammenleben mit den Freunden — vorbei all' die Tage und Stunden ſeines Glückes — und er nun allein ſtehend in der kalten, unheimlichen Nacht, die einem ſo kalten, trüben Aſchermittwoch gefolgt war!

‚Es iſt begreiflicher Weiſe jetzt zu ſpät, um auch nur den Verſuch zu machen, noch etwas von Juanita zu erfahren,‘ dachte er, dahinſchreitend; ‚ich muß die lange, lange Nacht dahingehen laſſen, aber nicht, ohne mich mit ihr zu beſchäftigen — ich werde ihr ſchreiben, einen langen, langen Brief ſchreiben, worin ich meine Selbſtanklage, die wilden Vorwürfe, die ich mir mache, an ihr gutes Herz lege, worin ich ſie um Verzeihung anflehe. Und dieſes Schreiben muß das Erſte ſein, was morgen früh ihren Blicken begegnet — „ja, ſchreiben will ich ihr,“ rief er mit einem Athemzuge der Erleichterung, „und aus meinen Worten ſoll ſie erſehen, zwiſchen den Zeilen ſoll ihr reiner Sinn leſen, wie unglücklich ich mich ſelbſt gemacht!“

Da ſtand er vor dem Hauſe, und es ſchaute ihn ſo finſter und unbewohnt an wie vor einigen Tagen, als er mit den Freunden hier geſtanden; doch machte das finſtere Ausſehen des alten Gebäudes heute nicht die gleiche Wirkung auf ihn, wußte er doch, wie freundlich, wie wohlthuend be-

haglich es im Innern ausſah — ah, das Innere deſſelben — wahrſcheinlich jetzt ſein verlorenes Paradies!

Er rührte nur leicht den Klöpfer, er kannte ja die aufmerkſame Bedienung des Hauſes; brauchten er und ſeine Freunde doch nur das geringſte Zeichen ihrer Anweſenheit zu geben, und augenblicklich öffnete ſich die Thür, um Eintritt zu geſtatten in den ſanft erwärmten, angenehm erhellten Vorplatz.

Heute nicht — das war doch eigenthümlich; man mußte ihn doch gehört haben — es war ſchon ſpät.

Er klopfte wieder und lauter, als das erſte Mal — er mußte zum dritten Male klopfen und zum vierten Male, und als er endlich zum fünften Male den ſchweren Thürklöpfer in Bewegung ſetzte, ſchüttelte er leicht und nachdenklich mit dem Kopfe. „Was iſt das — was hat das zu bedeuten?“

Endlich rührte ſich etwas im Hauſe, es waren langſame, ſchleppende Fußtritte, die ſich der Thür näherten, und dann fragte eine dünne, zitternde Stimme: „Wer iſt da, und was will man ſo ſpät in der Nacht?“

Als ſich Rodenberg von ſeiner Verwunderung über das, was ihm begegnet, und über dieſe ſeltſame Frage einiger Maßen erholt, war es ſein erſter Gedanke, er habe, vor ſich hinträumend, das richtige Haus verfehlt, weßhalb er einen raſchen Blick auf daſſelbe warf und ſogleich ſah, daß er ſich nicht geirrt habe; es war das richtige Haus mit ſeinem hohen Giebel, er erkannte die Form der Fenſter, den Steinkopf mit dem grinſenden Geſichte, der ihn unverwandt anſtarrte, die Treppe, auf der er ſtand, und vor Allem die ſchildhaltenden Löwen zu beiden Seiten, welche auch heute wieder

leichte Perrücken von weißem Schnee auf ihren grimmig blickenden Köpfen hatten.

„Wer da ſei?“ antwortete er ungeduldig; „eine ſonderbare Frage — natürlich Jemand, der in's Haus gehört; macht nur auf, daß wir uns verſtändigen.“

Darauf hörte er, wie langſam der Schlüſſel im Schloſſe umgedreht wurde; dann öffnete ſich die Thür zu einer kleinen Spalte. Doch als Rodenberg jetzt raſch eintreten wollte, fand er, daß die Thür ſich nicht weiter öffnete, indem von innen eine Kette vorgelegt war.

„Was ſoll das heißen?“ fragte er ärgerlich.

„Was wollen Sie in einem leeren, unbewohnten Hauſe machen?“ fragte die dünne, zitternde Stimme eines alten Weibes.

„Ich wohne ja hier im erſten Stocke.“

„O — und bei wem?“

„Nun, bei der Herrſchaft, die das ganze Haus bewohnt!“

„O — die Herrſchaft iſt ſchon lange abgereist!“

„Nicht möglich!“ rief der junge Mann erſchrocken.

„O, es iſt möglich und es iſt wahr — was wollt Ihr ſonſt noch?“

„Seltſame Frage — auf mein Zimmer will ich, wo ſich meine Sachen noch befinden, dort ſchlafen, wenn es möglich iſt, und morgen früh, wenn der Tag graut, davonfliehen,“ ſetzte er ſchauernd hinzu und ſagte leiſe für ſich: „es kommt mir alles das ſo unheimlich vor, ſo zauberhaft, faſt wie das Ende eines ſchlimmen Märchens — ach ja, das iſt's — das iſt's! —

„Habt Ihr Angſt, mich einzulaſſen?“ rief er nach einer Pauſe.

„O, Angſt gerade nicht, denn ich und er fürchten uns vor gar nichts.“

„So laßt mich denn ein, und ich will Euch gut belohnen.“

Es dauerte noch eine gute Weile, ehe darauf hin etwas geſchah; nur hörte der junge Mann, als er durch die Thürſpalte aufmerkſam in's Haus hineinlauſchte, tiefe, kurze, ſeltſam ſchwere Athemzüge, die wie das Murren und Knurren eines wilden Thieres klangen. Endlich raſſelte die Kette im Innern nieder und die Thür öffnete ſich weit, um den jungen Mann einzulaſſen.

Bei dem Anblicke, der ſich ihm hier bot, hätte er faſt vorgezogen, wieder in die Nacht zurückzukehren; er blickte um ſich her, ob das vielleicht nicht Alles ein Traum ſei, er rieb ſich die Stirn, er ſchloß für ein paar Secunden die Augen, in der feſten Ueberzeugung, wenn er ſie wieder öffnen würde, ſtände ein ganz anderes Bild vor ihm — umſonſt: es war allerdings das bekannte Treppenhaus, aber ohne Wärme und Helle, ohne Teppich und Blumen, ohne ein freundliches Geſicht, das ihn herzlich willkommen geheißen hätte. — Vor ihm ſtand die Geſtalt eines alten Weibes, erſchreckend in ihrer Häßlichkeit, mit borſtigen, grauen Haaren, die unter einem ſchmutzigen, dunkeln Tuche hervorſtarrten, mit rothen, trieſenden Augen, eingefallenem, zahnloſem Munde, ſpitzig hervorragendem Kinn, und dabei ſo maleriſch in ihrem ärmlichen, zerfetzten Anzuge, daß ſie dem jungen Manne das höchſt willkommene Modell zu einer Hexe geweſen wäre. Heute aber ſchauderte er förmlich vor ihrem Anblicke zurück

und ſuchte vergeblich nach einem freundlichen Worte. Die Alte trug einen rothen, zerriſſenen Rock und eine Art von grauem Mantel, von dem ſie auch einen Zipfel über ihren Kopf geſchlagen hatte; ſie hatte in ihrer Rechten einen Stock, auf den ſie ſich ſtützte, und hielt mit der Linken eine qualmende Oellampe hoch empor, womit ſie das Geſicht des jungen Mannes beleuchtete.

Dieſer verſtand jetzt auch den ſchweren Athem, den er vorher gehört, das eigenthümliche Murren und Grunzen; denn neben der Alten ſtand ein rieſenhafter Hund mit zottigen Haaren, der mit ſeinen tiefliegenden, glühenden Augen die Geſtalt des Eingetretenen in Einem fort zu umkreiſen ſchien.

Das Geſicht Arthur's ſchien der Alten übrigens nicht zu mißfallen, ja, es zeigte ſich in ihren Mienen ein Glänzen, das man mit einiger Phantaſie für ein Lächeln hätte halten können.

„So, Ihr hattet auch hier gewohnt, ſchöner, junger Herr, und Euch gehören die Sachen, die oben noch umherliegen? Ich dachte, auch Ihr wäret plötzlich verſchwunden, wie die verzauberte Prinzeſſin.“

„Die Herrſchaft, welche droben gewohnt, iſt alſo abgereist?“ fragte er dringend.

„Es muß wohl ſein, denn das ganze Haus iſt leer; wann und wie ſie aber verſchwunden ſind, weiß ich nicht. Der Hauseigenthümer ließ mich heute Abend rufen und befahl mir, die Wache wieder zu übernehmen, bis andere Leute einzögen.“

„Darf man ſich droben in den leeren Räumen, wo die Herrſchaft gewohnt, umſehen?“ fragte Rodenberg. „Begleitet mich, ich will Euch dafür gut belohnen.“

Und als die Alte nichts dagegen zu haben ſchien, wollte er raſch die Treppe hinaufſpringen; doch erſuchte ſie ihn, dies langſam, recht langſam zu thun. „Denn," ſagte ſie, „mein Hündchen da nimmt es übel, wenn man ſo raſch davonſpringt — ruhig, Packer!"

Dann gingen ſie langſam mit einander hinauf, und Rodenberg ſchritt durch die Zimmer oben mit einem tiefen, wilden Weh im Herzen. — Waren das noch dieſelben lieben, freundlichen Räume, dieſe düſteren Zimmer mit den kahlen Wänden, dieſe Kamine und Oefen ohne freundliche Gluth, dieſe ſchwarzen, ächzenden Fußböden, ſo öde, ſo verlaſſen, wo der Nachtwind durch die offen ſtehenden Fenſter heulend ſeine Klagelieder erſchallen ließ? — Nur einen ſcheuen Blick wagte er hineinzuwerfen in das Zimmer, wo er ſie zuletzt geſehen, wo ſie, am flackernden Kaminfeuer ſitzend, ihm das Ende des Märchens prophezeit — — es war ſo eingetroffen, wie ſie geſagt: mit ſchwarzem Schleier bedeckt erſchien ihm die Vergangenheit, troſtlos ſeiner Liebe Zukunft, denn eingeſtürzt über ſeinem Haupte waren die glänzenden Luftſchlöſſer, die ſich ſeine Phantaſie erbaut, und drohten ihn zu begraben unter ihren Trümmern.

Er wandte ſich gegen das Fenſter, er lehnte ſeine heiße Stirn an die kalten Scheiben und vermochte es nicht, einzelne ſchwere Thränen zurückzuhalten, die aus ſeinen Augen tropften.

Vorbei — vorbei — Alles vorbei!

Nach einer Weile ging er äußerlich ziemlich gefaßt nach den Zimmern, die er und ſeine Freunde bewohnt hatten. Auch hier dieſelbe Zerſtörung, dieſelbe Oede — Alles kahl

und leer. In einer Ecke ſtand ſein Koffer und auf demſelben lagen ſeine und Walter's Habſeligkeiten.

Die Alte mit ihrem zottigen Hunde war ihm kopfſchüttelnd gefolgt, zuweilen unverſtändliche Worte murmelnd. — „Da wären wir, wo Ihr gewohnt," ſagte ſie, „und daß Ihr dieſe Nacht noch hier zubringt, dagegen habe ich nichts einzuwenden."

„Ich kann wohl nicht anders!" rief er in ſchmerzlichem Tone aus — „gar zu gern würde ich, ſo ſpät es auch iſt, eine andere Unterkunft ſuchen, aber ich müßte ja doch morgen früh zurückkehren, um meine Sachen zu holen, und ich vermöchte es doch nicht, noch einmal dieſe Schwelle zu überſchreiten!"

„Ihr ſeid wohl eben ſo verwöhnt als ſchön," ſagte die Alte lächelnd, „denn ſonſt würde ich es wagen, Euch einen Strohſack anzubieten."

„Ich danke Euch — es iſt nicht die erſte Nacht und wird auch nicht die letzte ſein, die ich, in meinen Mantel gehüllt, auf dem Boden liegend zubringe — könnt Ihr mir nicht eine Leuchte geben?"

„Es iſt nur dieſe einzige im Hauſe!"

„Auch gut," erwiederte er, indem er ſich mit einem leichten Seufzer darein ergab — „ſo laßt mich allein, und morgen früh will ich Euch dafür belohnen, daß Ihr mir dieſe Unterkunft gegeben."

Die Alte verließ kopfnickend das Zimmer; doch ſagte ſie noch unter der Thür: „Thut Euch ſelbſt den Gefallen, ſchöner junger Herr, und geht heute Nacht nicht auf den Gang hinaus; Packer macht ſeine Spazirgänge durch das Haus und könnte böſe werden."

Rodenberg befand ſich jetzt im Dunkeln und blieb eine gute Weile mit über einander geſchlagenen Armen auf derſelben Stelle ſtehen; dann fuhr er empor, und da ihm die hellere Nacht draußen ſo viel Licht gewährte, um die Gegenſtände um ſich her einiger Maßen erkennen zu können, ſo wickelte er Einiges von ſeinen Habſeligkeiten zu einem Kopfkiſſen zuſammen und legte ſich, nachdem er noch lange, lange ruhelos umhergeſchritten war, in ſeinen Mantel gewickelt auf den Boden hin. — Glückliche Zeit der Jugend! Er entſchlief nicht nur, ſondern er träumte einen ſchönen Traum.

Als er erwachte, blickte der helle Tag in's Zimmer, und da brauchte er eine geraume Zeit, ehe er wußte, wo er war, und ehe er ſich der Vorfälle der geſtrigen Nacht erinnern konnte: ſein Geiſt war wieder elaſtiſch geworden, und wenn auch ſchmerzlich bewegt, ſo machte er ſich doch ruhig daran, ſeine und Walter's Habſeligkeiten einzupacken. Bald erſchien auch die Alte wieder, um ihm zu ſagen, daß Packer an der Kette liege und er nun das Haus ungehindert verlaſſen könne.

Das that er denn auch in einer faſt fieberhaften Haſt, nachdem er die Alte belohnt, und war ſo glücklich, auf der Straße einen gerade vorüberfahrenden Miethwagen anzutreffen, den er mit ſeinem Koffer belud und alsdann hineinſprang, ohne noch einen Blick auf das alte, finſtere Haus zu werfen.

„Wohin fahren wir?“

„Nach dem blauen Ochſen auf dem Eigelſteine.“

Rodenberg hätte einen beſſeren Gaſthof wählen können — aber es machte ihm in ſeinem Seelenzuſtande eine, wenngleich ſchmerzliche, doch angenehme Erinnerung, damit hier, in Köln, ſeinen Kreislauf zu vollenden; auch fürchtete er, anderswo vielleicht Bekannte zu finden, die ihn anreden

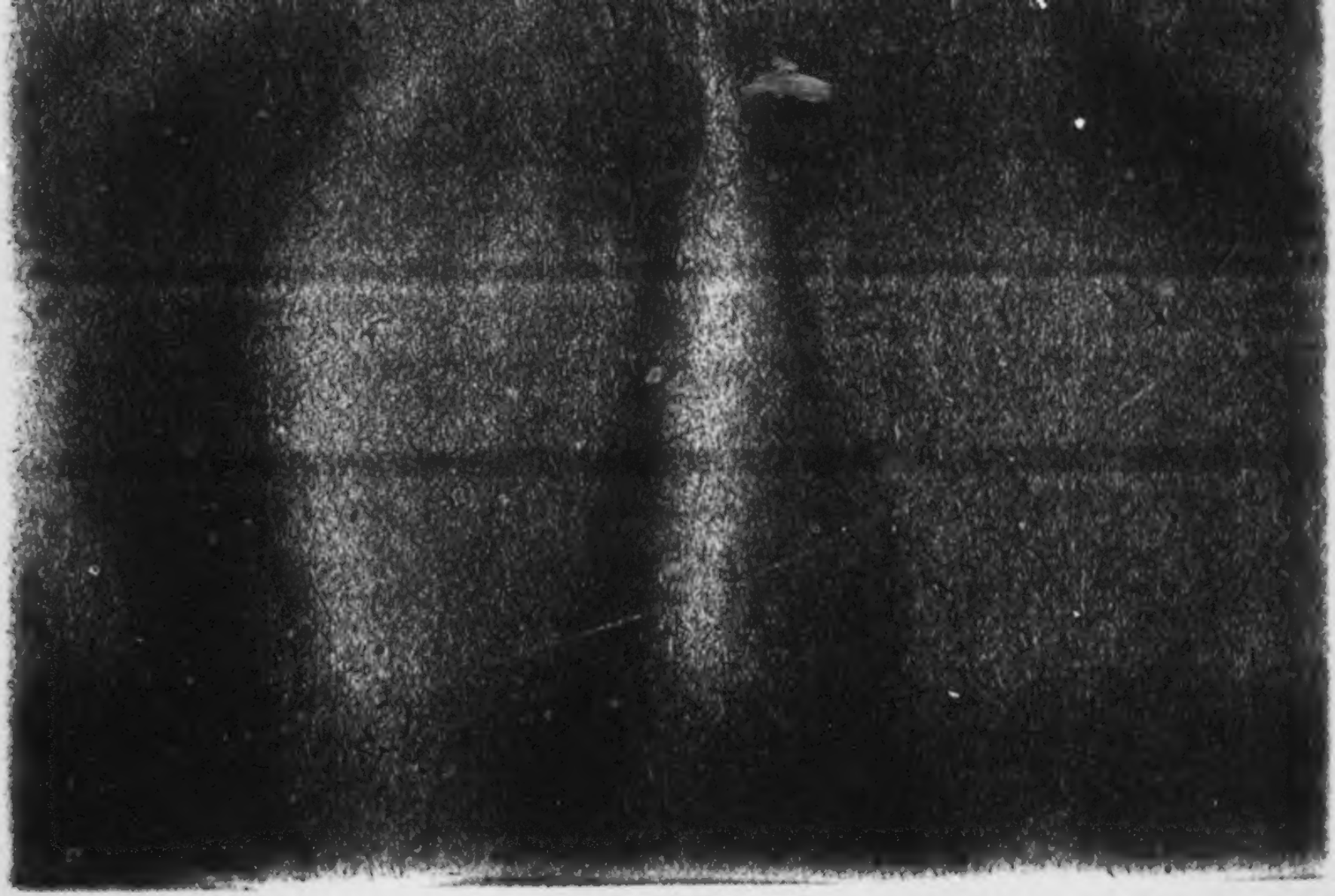

könnten, was ihm ſchrecklich geweſen wäre; denn ſeine Stimmung war ſo weich, daß er bei dem geringſten Anklange an die vergangenen Tage nur mühſam ſeine Feſtigkeit behaupten konnte; traten ihm doch die Thränen in die Augen, als er durch die heute ſo ſtillen Straßen fuhr, in denen er mit ihr gewandelt — beſonders, als er den Dom wiederſah und aus dem Thurme deſſelben die tiefen Glockentöne an ſein Ohr ſchlugen.

In dem kleinen Wirthshauſe, wohin er ſich gewandt, unter lärmenden Fuhrleuten, die ſich zur Abfahrt rüſteten, befand er ſich wohler und war hier ſo glücklich, denſelben Kutſcher zu finden, der ihn und die Freunde nach Köln gebracht und welcher ſich gerade zu einer Fahrt rheinabwärts anſchickte. Für die Sachen ſeines Freundes Walter hatte er bald alles Nöthige beſorgt und fuhr kurze Zeit darauf durch das Eigelſteinerthor über die knarrende Zugbrücke auf der geraden, ſchmutzigen Landſtraße dahin, die mit ihren gleichförmigen Pappelbäumen im trüben Dunſte des Morgens, überweht von Regen und Schnee, vortrefflich ſtimmte zu dem traurigen Zuſtande ſeines Gemüthes.

XL.

„Wie biſt Du doch ſo ſtill geworden!“

Diesmal hatte der Kutſcher, welcher den jungen Maler fuhr, durchaus kein Verſprechen gemacht, das Reiſeziel in erſtaunenswerther Schnelligkeit zu erreichen; im Gegentheil, als er auf den Bock ſtieg, wobei ihm ein College aus dem Norden geſagt hatte: „Du kletterſt ja da hinauf wie die Kuh auf den Appelboom!“ hatte er in ſchläfrigem Tone zur Antwort gegeben: „Ich möchte mich lieber ins Bett legen; wenn ich das Wetter betrachte und an den Schmutz auf der Chauſſee denke — na, wie der heilige Anton will!“

Ob ſie langſam oder raſch vorwärts kamen, war indeſſen Rodenberg höchſt gleichgültig; ja, wenn er ſah, wie der Kutſcher draußen die ſehr verdächtige Bewegung des Einſchlafens machte oder wie die Pferde, traurig mit dem Schweife wedelnd, im langſamſten Schritte dahinſchlichen, ſo gab er ſich nicht die Mühe, etwas darüber zu ſagen — war es ihm doch höchſt gleichgültig, ob er eine Reihe von Stunden früher oder ſpäter nach Hauſe zurückkäme.

Die Fahrt wurde denn auch, wie ſie angefangen, mit großer Bedächtigkeit fortgeſetzt, und es dunkelte bereits ſtark,

als ſie Neuß erreichten. Von da ging es etwas geſchwinder, wahrſcheinlich aus eigenem Antriebe der Pferde, die nun, auf bekanntem Terrain, die Nähe ihres Stalles zu ahnen ſchienen.

Endlich ſah Rodenberg durch den Abendnebel des regneriſchen Tages eine Reihe Lichter vor ſich ſchimmern und einen breiten, durch die Nacht in falbem Schimmer leuchtenden Streifen — den Rhein. Die Bohlen der Fähre ächzten unter den Rädern des Wagens, dann ſtand dieſer ſtill, die Pferde ſchüttelten ſich, ſo daß der Meſſingzierath an ihrem Geſchirre erklang; dann verhielten ſie ſich ruhig, worauf man nichts weiter vernahm, als das einförmige Rauſchen des Waſſers auf dem breiten Strome.

Da waren ſie angekommen, und der Wagen hielt vor einem kleinen Wirthshauſe von ungefähr dem gleichen Range wie der Blaue Ochſe in Köln, worauf Rodenberg, von einem Packträger begleitet, nach Hauſe ging — wohlthuendes Gefühl der Heimath! — Wenn auch Rodenberg hier weder ein beleuchtetes noch erwärmtes Treppenhaus, noch Teppiche und Blumen weder erwarten konnte noch erwartete, ſo erſchien doch das alte, finſtere Stiegenhaus mit ſeinen Ballen und Kiſten, mit ſeinem eigenthümlich ſcharfen Geruche wie zu ſeinem Empfange geſchmückt. Hinaufſteigend, legte er die Hand auf jeden Pfoſten der Treppe, ihn ſo begrüßend, und als er eben an der Thür vorbeikam, wo Rüding gehaust, war er faſt geneigt, einzutreten und ſich mit einer herzlichen Erinnerung in dem kleinen Gemache umzuſchauen. Doch trieb es ihn nach ſeinem eigenen Zimmer; er öffnete die Thür, zündete Licht an, und als er ſich nun wieder inmitten der wohlbekannten Gegenſtände befand, als er das alte

Hausgeräthe wieder sah: Tische, Stühle, Schränke, seine Staffelei, und in der Ecke die geheimnißvolle Nische, wo sich das erhabene Kurzholz befand, da war es ihm zu Muthe, als sei er nach jahrelanger Abwesenheit wieder nach Hause zurückgekehrt — nichts fehlte ihm, als irgend einer von den Freunden; am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn er den alten Walter da gehabt hätte, und er würde sich in diesem Augenblicke nicht gescheut haben, demselben seine ganze Liebes- und Leidensgeschichte zu erzählen.

Doch war er nicht allein — und darin liegt gerade das süße Gefühl der Heimath, daß die bekannten, lieben Gegenstände um uns her ihre eigene stumme und doch so beredte Sprache mit uns sprechen, daß sie uns erinnern an vergangene angenehme und trübe Stunden, daß sie uns dabei von den ersteren lebhafter erzählen, während die anderen discret genug sind, sich bescheiden in den Hintergrund zurückzuziehen.

Das Auge Rodenberg's fiel auf das Bild, welches ihm Olfers geschenkt, jene Scene aus dem Künstlerfeste, so wundervoll gemalt; das allein war er nicht im Stande, anzusehen, er nahm es herunter und stellte es verkehrt gegen die Wand.

Obgleich er den Tag über wenig gegessen und getrunken hatte, so fühlte er weder Hunger noch Durst; doch jetzt, nachdem er eine Stunde lang in dem Zimmer auf und ab gegangen war, Alles in demselben doppelt und dreifach begrüßend, erlaubte er sich die erste Cigarre des heutigen Tages, und wie er den feinen Duft in sich zog und dann die bläulichen Rauchwölkchen wieder ausstieß, so schienen seine tiefen Sorgen mit denselben langsam aufwärts zu steigen

und es wurde ihm freier um Kopf und Herz. Auf dem Tiſche hatte er Briefe liegen ſehen, die er jetzt erſt zu unterſuchen wagte. Von einem, deſſen Aufſchrift die Hand Roderich's zeigte, riß er haſtig den Umſchlag ab und las:

„Mein lieber Freund! Von dem innigen Antheile überzeugt, den Sie an meinem Schickſale nehmen, weiß ich wohl, daß die Beantwortung der Frage Sie am meiſten anſpricht, ob ich in meiner Nachforſchung glücklich geweſen bin, und um Sie darauf nicht warten zu laſſen, ſage ich Ihnen leider — nein, — obgleich ich es an Mühe und Klugheit nicht fehlen ließ. Wenn ich auch früher durchaus nicht im Zweifel war, daß ſich meine kleine Margarethe in den Händen ihrer Mutter befindet, ſo glaube ich jetzt darüber vollkommen Gewißheit erlangt zu haben, und ebenſo werden hier die Verſuche fortgeſetzt, mich glauben zu machen, daß die Familie meiner Frau bei dieſem unverantwortlichen Raube nicht nur durchaus unthätig und ohne alle Mitwiſſenſchaft wäre, ſondern daß ſie über dieſelbe entrüſtet ſei und daß ſie die Thäterin und ihre That verabſcheue. — Sollte ich dieſer Familie Unrecht thun, ſo möge mir Gott verzeihen; aber ich vermag ſo wenig ein Zutrauen zu ihren Betheuerungen zu faſſen, daß, als mir vor Kurzem von jener Seite ein Wink gegeben wurde, ſie, deren Namen ich nicht auszuſprechen vermag, ſei wahrſcheinlich nach der Schweiz gegangen, ich nicht einmal am ſelbigen Tage meinen Koffer packte und abreiſte, mich vielmehr auf ſchriftliche Nachforſchungen beſchränkte, um — beobachtend in der Nähe zu bleiben.

„So bin ich denn dadurch, ſowie auch durch tauſend Aufmerkſamkeiten, die man mir von allen Seiten erzeigt, hier gefeſſelt und würde mich unter anderen Verhältniſſen

behaglich fühlen können — aber so sitze ich ohne Lust, mich irgendwie häuslich einzurichten, ohne allen Drang, einsam beobachtend, wie auf einer hohen Warte, vergeblich nach dem Aufsteigen einer Staubwolke spähend, welche für mich gleichbedeutend mit einer guten Nachricht wäre.

„Zu Euch zurückkehren kann und will ich auch nicht, ja, ich vermöchte es nicht, selbst wenn ich mein geliebtes Kind wieder in meinen Armen hätte; ich bin dort zu gewaltsam aus allen meinen Verhältnissen herausgerissen worden, und ein Baum von meinen Jahren vermag wohl nicht zum zweiten Male auf dem gleichen Grunde feste Wurzeln zu schlagen — vielleicht auch anderswo nicht — gut, dann habe ich wenigstens nicht die Qual, stündlich durch Erinnerung an immerhin glücklicher verlebte Zeiten gepeinigt zu werden — lange aber halte ich es hier nicht aus, das fühle ich, denn ich merke wohl, daß man sich bemüht, nach und nach ein starkes Netz um mich zu spinnen, das mich hier festhalten soll; aber eines Tages, wenn ich den Augenblick für günstig halte, werde ich dasselbe, sowie alle hinterlistigen Bemühungen, mich hier zu fesseln, mit starkem Arme zerreißen, meinen Wanderstab ergreifen und von Ort zu Ort ziehen, bis ich mein Kind gefunden — doch genug über mich. Sie haben also den Carneval in Köln zugebracht und sich vortrefflich amusirt. Sollten Sie Zeit finden, mir Näheres darüber zu schreiben, so wäre ich Ihnen sehr dankbar dafür.

„Für die Zeilen, welche Sie mir sandten, meinen innigen, herzlichen Dank! Sie haben mich ziemlich ruhig gelassen, denn ich bin so mit dem Schicksale meines Kindes beschäftigt, daß ich nicht einmal den Versuch gemacht habe,

zwiſchen den Zeilen zu leſen, die mir Conchitta geſchrieben — ah, es war dies ein ſchöner Traum, aus dem ich traurig und fröſtelnd erwacht bin! — Was machen Sie? Sind Sie fleißig? — Ohne Sie von dort wegziehen zu wollen, möchte ich, der Ihr großes Talent anerkennt und der Sie lieb hat, Ihnen den Rath geben, in einer größeren Stadt einen weiteren Wirkungskreis aufzuſuchen. Wäre ich nicht hier wie der Vogel auf dem Zweige, ſo würde ich Ihnen ſagen: kommen Sie zu mir!

„Mein Geſchäftsmann ſchreibt mir, er habe meine Wohnung in der Stadt glücklich vermiethet und mein Atelier nebſt Garten verkauft; es ſchmerzte mich tief, als ich das betreffende Document unterſchrieb. Sie werden dort meinen treuen Andreas mit dem Einpacken beſchäftigt finden, und dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie ſo freundlich ſein wollten, ihn mit Ihrem Rathe zu unterſtützen. Sollten Sie in den ſchönen Räumen, die auch Ihnen ſo lieb waren, etwas finden, was Ihnen gefällt an Waffen, Gefäſſen, Geräthſchaften oder Studien, ſo nehmen Sie es unbedenklich und ſeien Sie überzeugt, daß Sie mir einen Gefallen damit thun; denn es wird lange dauern, ehe ich mich wieder an den ſo werthen Gegenſtänden erfreuen kann, da die gepackten Kiſten, der Himmel mag wiſſen, auf wie lange, dort depenirt bleiben ſollen.

„Und nun leben Sie wohl, Rodenberg, verwenden Sie recht bald eine Stunde an mich und ſchreiben Sie mir über Alles, was Sie wollen, wobei ich Ihnen verſichere, daß auch das Geringfügigſte, was Sie mir von dort mittheilen, mich anſpricht und meine Dankbarkeit gegen Sie vermehrt.“

Rodenberg las dieſen Brief zwei Mal durch und dachte

darüber nach, besonders über die Stelle, mit welcher ihm Olfers den Rath gab, eine größere Stadt zu seinem Aufenthalte zu nehmen, und da war es mit Einem Male, als kläre sich ein dichter Nebel auf, der seine Seele umfangen hielt, und als erblicke er ein glänzendes Ziel jetzt klar und deutlich vor sich, wonach er unbewußt gestrebt.

Was konnte ihn hier auch zurückhalten, nachdem ihn seine Freunde verlassen? Was konnte ihn noch fesseln an einen Ort, wo ihm so Vieles von vergangenen Tagen sprach, von glücklichen Stunden, die nun selbst in der Erinnerung jetzt allen Reiz für ihn verloren hatten?

„Ja, auch ich möchte," sprach er nach einem tiefen Athemzuge zu sich selber, „den Wanderstab ergreifen, die Zeichenmappe unter dem Arme, und ziehen

Weit in die Welt hinaus
Und singen meine Weisen
Und gehn von Haus zu Haus.
Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Am stillen Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.
Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was es will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!"

So entschlief er und träumte, daß er wirklich in die Welt hinausgezogen sei und daß er das geliebte Mädchen, dem all sein Hoffen, all sein Sehnen galt, endlich wiedergefunden habe — dann aber ging ein finsteres Bild durch seinen Traum, er sah sie vor sich, bleich und mit verweinten

Augen, ſie wandte ſich zürnend von ihm ab und ſagte: „Fürchten Sie meinen Dolch!“

Als er am anderen Morgen erwachte, hätte es ihm wohlgethan, wenn der kleine Rafael bei ihm eingetreten wäre mit ſeinem verſchmitzten Lächeln und zugleich zum Willkomm irgend einen Schelmenſtreich ausgeführt hätte. Mit Rafael hätte er plaudern können über Dies und Das, auch über deſſen Leiſtung bei dem Künſtlerfeſte, wo er als Zwerg der Waldfee erſchienen war, und wenn ihn dieſe Erinnerung ſelbſt ſchmerzlich berührt hätte, ſo hätte er doch ihren Namen nennen und von ihr reden dürfen. Er würde nach Figaro gefragt haben und nach Michel Angelo Schmitz.

Aber ſtatt des kleinen, beweglichen Burſchen trat Schwemmer in das Zimmer, ſteif und plump, mit der ganzen Grandezza eines Infanteriſten gehorſam ſeinen Guten Morgen wünſchend. Rodenberg kleidete ſich raſch an, und ſein erſter Gang war begreiflicher Weiſe in Olfers' Atelier, wo er den Gärtner Andreas fand, das Einpacken all der unzähligen Gegenſtände leitend, welche früher dieſe Räume ſo behaglich, ſo maleriſch, ſo künſtleriſch ſchön gemacht hatten. — Wie ſchmerzlich fand ſich der junge Maler berührt, als er hier eintrat, und es war ihm faſt, als ſei er von nun an dazu beſtimmt, überall, wohin er komme, Zerſtörung zu finden!

„Wie freue ich mich, daß Sie endlich da ſind!“ rief ihm Andreas entgegen — iſt das nicht ein troſtloſer Anblick, Herr Rodenberg? Mir iſt es gerade zu Muthe, als hätte ich meine ganze Familie begraben, und wenn ich hier fertig bin und draußen zum letzten Male den Schlüſſel umdrehe, ſo ſehe ich es ſchon kommen, daß ich alter Eſel mich

auf die Schwelle des Gartenthores niederſetze und bei den Vorübergehenden Almoſen einſammle, bis ich genug beiſammen habe, um mich ſelbſt einſcharren zu laſſen! — Sie, der Sie doch das ſchöne Atelier ſo lebendig im Gedächtniſſe haben, erlebten wohl nie einen größeren Contraſt?"

„Einen größeren wohl nicht, aber einen eben ſo großen," erwiederte Rodenberg und ſetzte ganz leiſe hinzu: „Noch vor ganz Kurzem .... — doch beruhigen Sie ſich, Andreas, was man hier einreißt, kann man ja anderswo wieder aufbauen."

„Aber wo und wann? Da hat ſich's was aufzubauen, wenn man Befehl ertheilt, Alles einzupacken und in ein finſteres Magazin zu ſtellen — doch wie Gott und der Herr will! — Jetzt habe ich ſchon zwanzig Kiſten bei einander und brauche immerhin noch ein paar Tage, ehe ich fertig werde; dabei fällt mir ein, Herr Rodenberg, daß Herr Olfers mir geſchrieben hat, Sie würden ſich von den Sachen hier etwas ausſuchen — thun Sie es ja — ſuchen Sie ſich aus, was Sie wollen; ich gönne es Ihnen von Herzen, denn ich weiß wohl, Sie wiſſen Alles das zu ſchätzen."

Rodenberg ſchaute um ſich her, um in der That ein Andenken zu finden, das er mit ſich nehmen wolle.

„Was meinen Sie zuerſt zu dem alten Kryſtallpocale hier?" fuhr der Gärtner nach einer Pauſe fort, indem er das ſchöne, kunſtvoll geſchliffene Gefäß herbeibrachte. Die Herren tranken ſo oft daraus, zum letzten Male an jenem Tage, als ich draußen den Maitrank angeſetzt hatte; ich glaube aber, Sie waren damals nicht hier."

„Ich war damals nicht hier, doch erzählte mir Walter davon."

Pyritzer Volksbibliothek
Inventar-Nr 13531
Abtheilungs-Nr

Ein Winter in Spanien.

I.

„Unter uns: es war das letzte Mal, wo man hier heiter und vergnügt war. Von da an ging's abwärts, ſteil abwärts; ich höre die Herren noch ſingen: ‚Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher!‘ Ja, ja, und jetzt wüßte ich wohl Einen, dem man den Wein geben ſollte, darum, weil er ſehr traurig liege!“

Rodenberg konnte ſich trotz ſeiner ernſten Stimmung nicht enthalten, über des Gärtners „liebevollen Becher“ zu lächeln, ſtellte alsdann das Kryſtallgefäß, welches ihm Andreas in die Hand gegeben, ſtumm auf einen Tiſch und ging raſch nach einer Ecke des Gemaches, wo er den Degen aus Toledo bemerkte, den er damals beim Künſtlerfeſte geführt. — „Den will ich mit mir nehmen, und ſonſt nichts,“ ſagte er, die Waffe aufnehmend.

„Und daran thun Sie wohl, Herr Rodenberg, es iſt ein ſchönes Stück, nur wird der Herr zanken, daß ich Ihnen geſtattet habe, ſo beſcheiden zu ſein, und Sie ſollten ſich in der That auch noch andere Sachen ausſuchen — du mein lieber Gott, wer weiß, wie lange die ſchönen Dinge da in den Kiſten verſteckt bleiben; bei Ihnen hätten ſie doch fröhliche Geſichter und Sonnenſchein.“

Der junge Maler ſchüttelte langſam mit dem Kopfe, ehe er zur Antwort gab: „Dafür könnte ich nicht einmal einſtehen; was die luſtigen Geſichter anbelangt, ſo ſind ſie auch zuweilen ſelten bei mir, und da ich faſt glaube, daß auch ich in der nächſten Zeit die Stadt verlaſſe, ſo müßte ich ſie auch in eine finſtere Kiſte ſchließen.“

„So, Sie wollen auch von hier fort?“ rief der Gärtner mit einem Freudentone; „na, ſehen Sie, es freut mich, daß rechte Leute, welche gute Freunde meines Herrn waren,

von hier weggehen; es muß doch Allen was fehlen, wenn ſie hier herauskommen und ſehen ihn nicht mehr arbeiten. Ich bin kein Künſtler, nur ein Gärtner und ein anhänglicher Menſch; aber mich fängt es jedes Mal im Herzen an zu drücken, ſo wie ich mich dem Garten nähere — ach, der ſtille, einſame Garten, wo Niemand mehr erſcheint, um nach meinem Herrn zu fragen, dem großen, berühmten Künſtler, und," ſetzte er flüſternd hinzu, „wo das kleine, liebe Mädchen nicht mehr herumſpringt und ſo heiter lacht! — Was das Lachen anbelangt, Herr Rodenberg," fuhr er nach einer Pauſe ſehr ernſthaft fort, „ſo iſt es damit hier im Garten nicht ganz richtig; denn wenn ich zuweilen draußen in der Laube ſtehe oder am Hauseingange lehne, ſehr mit meinen Gedanken beſchäftigt, ſo fahre ich auf einmal in die Höhe, denn ich höre es deutlich neben oder hinter mir lachen — herzlich lachen, wie nur unſere Margarethe lachen konnte — ach, das war ein liebes Kind, Herr Rodenberg — Gott beſchütze ſie, wo ſie auch ſein mag, und möge mir die Freude machen, die da einmal unter meine Finger zu kriegen — die Mamſell, wiſſen Sie, das war eine abgeſeimte, lächelnde, heuchleriſche Galgencreatur — o, hätte ich ſie ſo vor mir, wie dieſen Nagel, Herr Rodenberg, Gott ſtraf' mich, ich bin ein guter Chriſt, aber ..."

Damit ſpukte er in ſeine rechte Hand, ergriff alsdann den Hammer und trieb einen langen Nagel in die vor ihm ſtehende Kiſte ein, daß die Schläge laut durch das öde Gemach hallten.

„Und der Herr weiß nichts von der Kleinen," fuhr Andreas alsdann aufblickend fort, „nicht das Geringſte; aber warten Sie nur, Herr Rodenberg, die Sache kommt ſchon

anders. Wie ich hier mit dem Einpacken fertig bin, ſo gehe ich zu Herrn Olfers, und dann wollen wir dieſe troſtloſe Geſchichte an allen vier Zipfeln anpacken — denken Sie an mich, wir werden die Kleine finden!"

„Das gebe der Himmel, und bald!"

„Ja, bald iſt die Hauptſache! — Alſo Sie gedenken nicht mehr lange hier zu bleiben?" fragte der Gärtner nach einer Pauſe. „Und was macht der Herr Profeſſor Walter? Und der magere, komiſche Bildhauer? Kloß hieß er, wenn ich nicht irre."

„Er hieß nicht gerade ſo, mein lieber Andreas, aber er befindet ſich wohl und iſt in Köln geblieben, eben ſo wie Walter."

„Ei ſieh' mal, das freut mich — ſie kommen alſo nicht ſo bald wieder — aha," fuhr er mit einem eigenthümlichen Lächeln fort, indem er ſich vergnügt die Hände rieb, „das wird dann hier recht einſam werden!"

„Wer hat Olfers' Atelier gekauft?"

„Ein Handelsgärtner," entgegnete Andreas, „und das iſt mir lieb; einem anderen Künſtler hätte ich's nicht gegönnt."

Rodenberg warf noch lange aufmerkſame Blicke in dem Gemache umher, betrachtete noch Dies und Das von Waffen und Geräthſchaften, Vieles dabei denkend, ſo wie ſich lebhaft vergangener Stunden erinnernd, und als er endlich fortgehen wollte, reichte er ſeine Rechte dem Gärtner, der zuerſt ſeine beiden Hände an der Schürze abwiſchte, ehe er die dargebotene Hand nahm und dieſe herzlich ſchüttelnd ſagte: „Das ſoll doch wohl kein förmlicher Abſchied ſein?"

„Gewiß nicht, mein lieber Andreas, um ſo weniger, als

ich Sie ersuchen wollte, mir diesen Degen morgen früh in meine Wohnung zu bringen — wollen Sie?"

„Mit dem größten Vergnügen!"

„Meinen Dank im voraus."

Da der Gobelin am Eingange des Ateliers nicht mehr vorhanden war, so konnte der junge Maler von draußen noch einen Blick in das sonst so trauliche Gemach werfen, ehe er die Schwelle des Hauses überschritt. Auch hier wandte er sich noch einmal um, und das „Salve" zu seinen Füßen betrachtend, sagte er: „Du wirst mir wahrscheinlich nie mehr freundlich grüßend erscheinen — lebe wohl!"

Und hierauf langsam durch den Garten schreitend, pflückte er sich von einem Beete ein schon aufgeblühtes Schneeglöckchen, welches er in ein kleines Skizzenbuch legte, das er immer bei sich zu tragen pflegte.

Als er draußen im Parke war, dachte er: ‚So reißen einer nach dem anderen die Fäden, welche mich sonst so gewaltsam hier festhielten, und je mehr sich diese Bande lösen, je freier beginne ich wieder aufzuathmen, ja, ich fühle es jetzt, es wäre mir entsetzlich gewesen, hätte ich hier bleiben müssen unter der Wucht so vieler schmerzlicher Erinnerungen — ach, ich bin noch ein freier Mensch,' rief er, tief aufathmend, ‚Gott sei Dank, daß ich es bin — mein Skizzenbuch unterm Arme, meinen Wanderstab in der Hand, wenig Geld in der Tasche, will ich ausziehen, so heiter, als es mir möglich ist, mit dem Wahlspruche Espera y tomo in die weite, herrliche Welt!'

Während er so dahinging in gehobener Stimmung — er hatte die Straßen der Stadt wieder betreten —, sah er vor sich eine Gestalt, die zu erreichen er sich mit raschen

Schritten beeilte; es war ein kleiner Mann mit unverhältnißmäßig hohem, ſpitzigem Hute auf dem Kopfe, der mit dem linken Fuße ein wenig hinkte und ſich deßhalb auf einen dicken Stock ſtützte; neben ihm lief ein ſchöner, weißer Pudel.

„Michel Angelo, grüß' Dich Gott!“ rief Rodenberg, als er den kleinen Mann erreicht hatte, der ſich raſch umwandte und den Gruß eben ſo freundlich erwiederte. Auch der Pudel blieb ſtehen und betrachtete den Herangekommenen, wobei er ein klein wenig mit dem Schweife wedelte.

„Wie geht es Dir, mein lieber Schmitz?“

Bei dieſer Frage fuhr ein recht düſterer Schatten über die ſonſt ſo freundlichen Züge des kleinen Mannes, und ſtatt zu antworten, fragte er: „Wie lange warſt Du eigentlich fort?“

„Es werden über zehn Tage ſein.“

„Ja ſo, dann weißt Du es noch nicht,“ ſagte Michel Angelo traurig.

„Und was denn? Iſt bei Dir etwas Schlimmes vorgefallen? Ich hoffte, Dich in Glück und Freude zu finden — iſt Deine Mutter ...“

„Nein, nein,“ fiel ihm der kleine Schmitz raſch in's Wort, Gott ſei Dank, meine Mutter iſt wohl, aber ...“

„A—a—ah, mein lieber Freund!“ ſagte der junge Maler mit einem Blicke, der für Michel Angelo ſo verſtändlich war, daß dieſer kopfnickend erwiederte:

„Ja wohl, a—a—ah — Du wirſt es begreiflich finden, wie tief mich das ſchmerzen mußte! Daß es Leute gibt, die mich höhniſch lachend anſchauen und dann ſagen: ‚Das war auch von dem kleinen, unbedeutenden Schmitz eine über-

müthige Idee, so ein schönes Mädchen heirathen zu wollen' — ist mir sehr gleichgültig."

„Also Conchitta?"

„Ist mit ihrer Schwester abgereist."

„Und das kam so plötzlich?"

„Man kann es wohl plötzlich nennen," gab Michel Angelo in wehmüthigem Tone zur Antwort. „Heute sind es gerade acht Tage, da fand ich meine Mutter — Du weißt, was für eine ruhige Frau sie ist — in ziemlicher Aufregung. Mercedes war bei ihr gewesen, hatte einen halbjährigen Miethzins vorausbezahlen wollen und dabei angezeigt, daß sie und ihre Schwester abreisen müßten."

„Ich will nicht indiscret sein, lieber Michel Angelo," sagte der junge Maler in theilnehmendem Tone; „aber Du wirst mir die Frage erlauben, ob Conchitta Dir schuldig war, genaue Gründe für ihre plötzliche Abreise anzugeben."

„Ah, ich verstehe; nun, ehrlich gesagt, war sie mir das nicht schuldig. Alles, was über die gewisse Geschichte zwischen uns verhandelt wurde, ging in scherzhaftem Tone, obgleich es mir ungeheuer ernst war" — er legte bei diesen Worten die Hand auf sein Herz —, „sehr, sehr ernst, und dabei hoffte ich, sie werde es auch so ansehen!"

„Sei froh, Michel Angelo, daß es so gegangen ist," erwiederte Rodenberg mit einem Gefühle der Erleichterung, dessen er sich nicht erwehren konnte, das er aber, um dem Freunde nicht wehe zu thun, weder durch Wort noch durch Miene verrieth — „es ist besser so — glaube mir, der das besser versteht, als Du mit Deinem weichen, vertrauensvollen Herzen, voll Glauben und Liebe! Es ist allerdings eine

ſchmerzliche Enttäuſchung — aber wer muß unter ähnlichen nicht leiden?"

„Du doch nicht, Rodenberg?"

„O, ich auch, und ſchmerzlicher, als Du glaubſt!" erwiederte der junge Maler mit einem tiefen Seufzer. „Wie Du mich hier ſiehſt, habe ich in letzterer Zeit ſo herbe Erfahrungen gemacht, daß mir die ganze Stadt zuwider geworden iſt und ich deßhalb fort will, um mich in der Welt umzuſchauen."

„Darin haſt Du recht," verſetzte der Andere haſtig, „ſehr recht — o, ich wollte, ich könnte auch mit! — Wirſt Du meine Mutter beſuchen?" fragte er nach einer Pauſe.

„Wenn es Dir recht iſt, gehen wir zuſammen zu ihr hin."

„Leider kann ich Dich im Augenblicke nicht begleiten; ich muß in den Breidenbacher Hof zu einem pariſer Kunſthändler, mit dem ich Geſchäfte habe."

„Gut, gut, das wird Dich zerſtreuen; ſo will ich allein zu Deiner Mutter gehen — vielleicht kommſt Du bald nach?"

„Wenn es mir möglich iſt — ſonſt ſuche ich Dich morgen früh in Deiner Wohnung auf."

„Darum bitte ich Dich dringend, denn Du könnteſt mir einen großen Gefallen erzeigen. Ich habe noch eine Menge Zeichnungen und Skizzen von mir und Anderen, die ich verkaufen möchte, auch will ich von meinen Sachen da laſſen, welche Du wohl ſo freundlich biſt, für einige Zeit in Deinem Hauſe unterzubringen?"

„Das hat gar keinen Anſtand; auch nicht, was die Zeichnungen betrifft," fuhr der kleine Mann mit geheimnißvoller Miene fort, wobei ſich aber ſein Geſicht auffallend erheiterte.

„Willſt Du mir den Verkauf Deiner bedeutenden Gemäldeſammlung anvertrauen? — Dabei läßt ſich etwas machen an klingendem Nutzen, und vielleicht gelingt es mir, auch meine kleine Gallerie durch ein werthvolles Stück zu vergrößern.“

„Alſo bis nachher oder auf morgen.“

Michel Angelo wollte ſich gerade entfernen, doch wandte er ſich noch einmal um und ſagte lächelnd: „Du haſt dem Figaro noch gar kein freundliches Wort geſagt — o, das iſt ein geſcheites, liebes Thier! Er war faſt immer bei ihr; als ſie aber abreiste und das Haus verließ, ging er mit ihr nur bis an die Thür, worauf er ſie allein ziehen ließ. Meine Mutter, die von oben zuſchaute, behauptete, er habe mißbilligend mit ſeinem Kopfe geſchüttelt. Willſt Du ihn jetzt wiedernehmen?“ fragte er mit einiger Aengſtlichkeit.

„Ich denke, wir laſſen Figaro ſelbſt darüber entſcheiden; gehe Du ruhig Deines Weges, und wir wollen ſehen, wem er folgen will.“

Michel Angelo that, wie ihn ſein Freund geheißen, und obgleich ſich der Pudel ein paar Mal nach ſeinem alten Herrn umſchaute, folgte er doch dem kleinen Manne, und erſt als die Entfernung der Beiden bedeutend geworden war, pfiff Robenberg dem Hunde, wie er gewöhnlich zu pfeifen pflegte, worauf Figaro plötzlich ſtehen blieb, ſich herumwandte, ein paar Schritte gegen den jungen Maler machte, dann aber ſtehen blieb, um gleich darauf ſeinem neuen Herrn in vollem Laufe zu folgen.

Robenberg konnte ſich eines leichten Lächelns nicht enthalten, das aber doch einen bitteren Beigeſchmack für ihn hatte; dann ſetzte er ſeinen Weg zur Fingerſtraße fort und trat bald darauf in die Stube der Madame Schmitz.

Die alte Frau ſaß auf ihrem gewöhnlichen Platze am Fenſter, und als der Maler eintrat, reichte ſie ihm kopfnickend ihre Hand und ſagte mit geheimnißvoller Miene: „Dachte ich doch vorhin, als ich in meinem Spiegel bemerkte, daß Sie um die Ecke kamen: ich will doch einmal ſehen, ob Herr Rodenberg gar nicht zu uns kommt!“

„Ich war verreist, Madame Schmitz, und bin erſt geſtern zurückgekommen.“

„Ah, richtig, richtig, das hatte ich vergeſſen — Sie waren in Köln zum Carneval — wiſſen Sie denn ſchon . . .?“

„Ich ſprach vorhin Michel Angelo auf der Straße, der hat mir Alles geſagt.“

„Pſt!“ machte die alte Frau und winkte ihren Beſuch ſo dicht zu ſich heran, daß ſie ihm bequem in's Ohr ſprechen konnte. „Es hat Michel recht angegriffen, dieſe Geſchichte; aber ich“ — hier ſchaute ſie vorſichtig um ſich her, ob auch Niemand in der Nähe wäre, der lauſchen könnte — „bin im Grunde ganz zufrieden damit. Ich will nicht behaupten, daß die Beiden nicht anſtändig geweſen ſeien, aber es war von einer fremden Unbekannten ein etwas ſtarkes Verlangen, ſich ſo mir nichts dir nichts in ein geordnetes Hausweſen hineinzuſetzen — habe ich Recht oder Unrecht?“

„Ich will Letzteres gerade nicht behaupten; doch bei der Liebe, die Ihr Sohn empfunden, wäre es doch wohl eine glückliche Ehe geworden.“

„Möglich; aber es war doch etwas gar zu Phantaſtiſches dabei, etwas zu ſehr Künſtleriſches, wenn Sie mir dieſen Ausdruck nicht übel nehmen wollen. Die Schmitz haben ſeit undenklichen Zeiten immer in geordnete Familien hinein geheirathet, und wenn ich einmal eine Schwiegertochter haben

will, Herr Rodenberg, so möchte ich auch gern, daß ich eine anständige Verwandtschaft zum Kaffee einladen könnte!"

„Allerdings ist dieser Gesichtspunkt nicht unwichtig, und wie ich Michel Angelo kenne, wird er sich zu trösten wissen — reden wir nicht mehr darüber."

„Sie sind ein verständiger junger Mann, das habe ich immer gesagt. Was haben Sie von Herrn Olfers gehört? Weiß man noch nichts Näheres von dem armen Herrn und seinem kleinen Mädchen? Was die Frau anbelangt," fuhr sie flüsternd mit den bekannten Vorsichtsmaßregeln fort, „so wollen die Einen wissen, sie habe ihren Mann wegen einer Liebschaft mit einem fremden, vornehmen Herrn verlassen, wogegen Andere auf's bestimmteste versichern, sie sei in's Kloster gegangen — welches ist Ihre Ansicht darüber?"

„Ich glaube keines von Beidem — doch so viel ist gewiß, daß Olfers bis jetzt noch nicht weiß, wo seine Tochter hingekommen ist."

„Der arme Herr! Er hat sein Anwesen hier verkauft und wird wohl nicht mehr zurückkehren. Was nun dieses Anwesen anbelangt, Herr Rodenberg, so erzählt man sich allerlei darüber."

„Und was, Madame Schmitz, wenn ich fragen darf?"

„Verstehen Sie mich recht, ich glaube so was nicht; aber gräuliche Dinge erzählt man sich: man will in der Ecke des Ateliers Todtengebeine und gräßliche Gerippe gefunden haben — hm, was denken Sie darüber?"

Rodenberg zuckte die Achseln und schüttelte mit einer sehr bedächtigen Miene den Kopf. — „Es gibt allerdings Sachen," erwiederte er nach einem kleinen Stillschweigen, „über die man nicht hinausreden darf."

„Wirklich, Herr Rodenberg?“

„In der That, Madame Schmitz, es haben dort ſolche Gerippe exiſtirt!“

„Das iſt ja im höchſten Grade ſchauerlich!“

„Aber was denkt man von dieſen Gerippen?“

„Wiſſen Sie, auf Redereien gebe ich nicht viel, denn ich weiß, was man vom Geſchwätze der Leute zu halten hat; aber in dieſem Falle, wenn Sie ſelbſt, ein Freund von Olfers, es zugeſtehen, daß man dort Gerippe gefunden hat, ſo gewinnt dieſe Sache allerdings an Wahrſcheinlichkeit.“

„Es iſt wohl etwas Furchtbares, Madame Schmitz?“

„Es iſt, daß Einem die Haut ſchaudert; aber kommen Sie näher zu mir, ich rede nicht gern darüber und möchte um Alles nicht, daß mein Sohn Michel, wenn er zufällig in der Nähe wäre, mich darüber reden hörte — mein Sohn Michel kann es durchaus nicht leiden — ſo, Herr Rodenberg, kommen Sie ganz nahe. Man ſagt alſo,“ fuhr Madame Schmitz fort, nachdem ſie nicht nur einen vorſichtigen Blick im Zimmer umhergeworfen, ſondern auch durch ihren Spiegel vor dem Fenſter die Straße auf und ab geſpäht, „man ſagt, Herr Olfers habe ſeine Frau in das Atelier hinausgelockt, dort umgebracht und begraben — ich bitte Sie, Herr Rodenberg!“

„Pſt!“ machte hierauf der junge Maler, wo möglich mit noch geheimnißvollerer Miene, als die der alten Frau war, worauf er mit den Achſeln zuckte und alsdann ſehr bedeutungsvoll mit dem Kopfe nickte.

„Herr Rodenberg,“ ſagte Madame Schmitz zurückfahrend, „Sie ſehen, wie ich mich entſetze — um des Himmels

Barmherzigkeit willen, es wird doch wohl nichts Wahres daran ſein?!“

„Ich halte Sie für eine verſchwiegene Frau,“ erwiederte der junge Mann, indem er mit einer tiefen Bewegung ſeine Hand ausſtreckte, um die der Madame Schmitz zu ergreifen, „und da ich doch in Kurzem die Stadt verlaſſe, ſo kann ich wohl mein Gewiſſen erleichtern, indem ich Ihnen das Geſtändniß ablege, daß an dem Gerippe etwas Wahres iſt!“

„O—o—o—oh!“

„Denken Sie deßhalb nicht ſchlechter von mir, Madame Schmitz,“ fuhr Rodenberg augenſcheinlich gerührt fort, „es war Freundespflicht; ja, wir haben es gethan, und Ihr Sohn Michel Angelo war auch mit dabei!“

Darauf machte er eine Bewegung mit dem Schooße ſeines Ueberrockes, als wolle er mit demſelben in gänzlicher Zerknirſchung ſein Haupt verhüllen, und verließ raſch das Zimmer.

Zu Hauſe angekommen, blickte Rodenberg mit wahrer Befriedigung um ſich her, nicht an die Unthat denkend, von welcher er Madame Schmitz erzählt, ſondern weil er nun mit ſich völlig im Reinen war, die Stadt zu verlaſſen, und indem er zu dieſem Zwecke ſeine Habſeligkeiten überſchlug, was wohl des Mitnehmens der Mühe werth ſei und was hier zu veräußern wäre. Ja, durch den nun gefaßten Entſchluß fühlte er ſich ſo erleichtert, daß er mit Behagen daran ging, die Zerſtörung im Kleinen nachzuahmen, die er draußen in Olfers' Atelier im Großen geſehen. Allerdings brachte er es nicht ſo weit, eine Anzahl Kiſten anfüllen zu können, brauchte auch nicht beſonders viel Zeit, um mit Einpacken fertig zu werden. Und als es Abend geworden war, hatte

er mit Beihülfe Schwemmer's den größten Theil ſeiner Habſeligkeiten ſo weit geordnet, daß er ſeinen Koffer nur noch zuzuſchließen und einen Packträger herbeizurufen brauchte, um zwei mäßige Kiſten in das Haus ſeines Freundes Schmitz zu befördern. In einer dieſer Kiſten befand ſich auch die Klinge aus Toledo, welche ihm Andreas im Laufe des Tages gebracht, in der anderen Olfers' Bild, welches der junge Maler mit Recht ſeinen größten Schatz nannte.

Am folgenden Morgen ſtellte ſich Michel Angelo pünktlich ein, und nachdem er Rodenberg einige ſanfte Vorwürfe gemacht über die letzte Unterredung mit ſeiner Mutter und dabei verſichert, es habe ihn keine kleine Mühe gekoſtet, der alten Frau die fürchterliche Geſchichte auszureden, betrachtete der kleine Kunſthändler die ihm vorgelegten Skizzen und Zeichnungen mit prüfendem Blicke, und bald wurden die Beiden handelseinig, worauf Rodenberg ſogleich ausging, um ſeine kleinen Schulden zu bezahlen. Auf der Straße nahm er von Michel Angelo Abſchied, wobei wir geſtehen müſſen, daß es in den Augen des kleinen Malers verdächtig flimmerte — „ſo verſchwindet Einer nach dem Anderen, und ich bin nachgerade zu alt geworden, um mich an den jungen Nachwuchs anzuſchließen! — Ach, Rodenberg, Du biſt ein beneidenswerther Kerl — o, wäre ich doch wie Du ein Künſtler und könnte in die Welt hinaus mit dem ſeligen Bewußtſein, daß mir ein Blatt Papier und ein Bleiſtift genüge, um Ruhm und Geld zu verdienen!"

„Das hat nun alles ſeine zwei Seiten: die weite, weite Welt hat allerdings des Schönen viel für ein Künſtlergemüth; aber es iſt doch ein wildes, ungeſtümes Meer, und wer weiß, ob es mein Schifflein nicht zertrümmert und mich

verſchlingt, ehe ich eine ſichere Bucht gefunden, und ob ich nicht längſt tief da drunten liege, während Du am Abende Deines Lebens behaglich im ſichern Hafen ſitzeſt und vielleicht hier und da an den verſchollenen Rodenberg zurückdenkſt!“

„Wir wollen uns nicht weich machen, alter Freund; eines Jeden Leben beſteht aus Licht und Schatten, und Zufriedenheit iſt das höchſte Gut. Ich wäre es wahrhaftig im vollſten Umfange, wenn Alles ſo geblieben wäre, wie vor vier Wochen — wann reiſeſt Du?“

„Ich denke, morgen.“

„Und Niemand von den Freunden da, der Dir bis zum Grünen Baume das Geleite gibt?“ ſprach der kleine Mann im Tone der Wehmuth — „aber ich komme, darauf kannſt Du Dich verlaſſen, Rodenberg!“

„Wenn Du mir eine Liebe erzeigen willſt, lieber Schmitz, ſo kommſt Du nicht; wir könnten doch nicht heiter zuſammen ſein und es würde mir den Abſchied nur erſchweren — reich' mir Deine Hand — ſage, Du wolleſt meiner nicht vergeſſen, und dann lebe wohl — vielleicht nur für kurze Zeit; denn wenn ich es nirgendwo angenehmer finde, ſo komme ich wieder.“

Michel Angelo reichte ihm ſtumm ſeine beiden Hände, die der Andere herzlich ſchüttelte und darauf ſagte:

„Grüße mir auch noch Deine Mutter und entſchuldige mich, daß ich mir geſtern einen kleinen Scherz erlaubt — behüt' Dich Gott!“

„Leb' wohl, Rodenberg!“

Nach dieſen Worten trennten ſie ſich äußerſt eilfertig. Doch als Rodenberg die Ecke der Straße erreicht hatte, blieb

er ſtehen, und als er ſich raſch umwandte, ſah er, daß es Michel Angelo Schmitz an der anderen Ecke der Straße gerade ſo gemacht hatte. Beide winkten ſich noch einmal mit der Hand zum Abſchiede.

Als Rodenberg ſpäter wieder in ſein Zimmer trat, weidete er ſich förmlich an den kahlen Wänden und den leeren Schränken und Schubladen, an der Abweſenheit der mannigfachen Sachen und Geräthſchaften, die ihm ſonſt ſein Zimmer ſo angenehm gemacht hatten, die ihn mit tauſend Fäden an ſeine Häuslichkeit gebunden, Fäden oder Bande, die nun alle zerriſſen waren — da befand ſich aber noch eines der Dinge, welches ſo manche heitere Stunde mit erlebt und mit angeſehen hatte, das erhabene Kurzholz, in ſeiner altarähnlichen Niſche. Rodenberg hatte anfänglich die Abſicht gehabt, es an Michel Angelo Schmitz zu übergeben; da aber derſelbe eigentlich kein Künſtler war, ſo ſtand eine ſolche Vererbung im Widerſpruche mit den Satzungen der Brüderſchaft, der das erhabene Kurzholz als Fahne gedient. Von der jüngeren Generation wußte er auch Niemanden, der Poeſie genug gehabt hätte, die Myſterien dieſer Fahne auszuüben und den nachfolgenden Geſchlechtern zu überliefern, weßhalb er beſchloß, das erhabene Kurzholz von der Erde verſchwinden zu laſſen, nicht indem er es den Flammen überlieferte, ſondern indem er es dem Schooße der Erde anvertraute. Er nahm es aus der Niſche heraus, trennte es von der langen Stange, an der es getragen wurde, umwickelte es mit den farbigen Bändern, die ſonſt ſo zierlich von ihm herabgeflattert waren, und verpackte es ſorgfältig in Papier.

Ein leiſes Klopfen an der Stubenthür erweckte ihn aus den Träumereien, in die er verfallen bei der Erinnerung an

all' die heiteren Stunden, die er unter Vortragen jener Fahne mit den Freunden verlebt. Auf seinen Ruf trat Jemand in's Zimmer, an den er in den letzten Tagen öfters gedacht und den vor sich zu sehen er sich jetzt aufrichtig freute — Rafael.

„Ah, Herr Rodenberg," sagte der ehemalige Diener des Malers, „ich habe gehört, Sie wären zurückgekommen und wollten auch wieder abreisen — da konnte ich es nicht unterlassen, nach Ihnen zu sehen!"

„Wofür ich Dir dankbar bin," erwiederte der junge Maler, indem er dem jetzigen Laufburschen einer anständigen Kunst- und Buchhandlung freundlich seine Hand reichte.

Rafael sah auffallend wohlhabend aus; wenn auch seine Kleider nicht nach neuem Schnitte waren und noch weniger den jungfräulichen Glanz neuen Tuches zeigten, so waren sie doch sauber und verliehen ihm ein ganz gutes Aussehen; dabei erschien er rein gewaschen und hatte sogar den Versuch gemacht, seinem etwas struppigen Haare einen durchlaufenden Scheitel aufzuzwingen.

„Und wie geht es Dir, mein Junge?"

„Nicht schlecht, Herr Rodenberg — allerdings helfe ich mir ziemlich kümmerlich durch, doch lerne ich dabei und habe einen Zweck vor Augen."

„Welchen Zweck, wenn ich fragen darf?"

„Etwas Rechtes zu lernen und mich auszubilden."

„Das ist schön von Dir, Rafael. Du hast also die gute und große Idee, Dich zum Buchhändler auszubilden?"

„Ja—a—a—a—a, Herr Rodenberg," gab Jener stockend zur Antwort, „und wenn ich Talent hätte, was ich fast zu glauben mich unterstehen darf»..."

„So haſt Du doch wohl nicht die Abſicht, vielleicht ein mittelmäßiger Künſtler zu werden? Nimm Dich vor dieſer gefährlichen Klippe in Acht!“

„Das thue ich gewiß und danke beſonders Herrn Walter dafür — aber ...“

„Ah, ich erinnere mich,“ rief der junge Maler lachend, „Walter hatte die Unklugheit, mit Dir über Schriftſtellerei zu reden — er wird Dir doch dadurch keine Fliegen in den Kopf geſetzt haben?“

„Das nicht, Herr Rodenberg; aber würden Sie es denn für ſo unrecht halten, wenn ich in meinen Freiſtunden, nachdem ich gelernt, daß mir der Kopf brennt, kleine Verſuche mache?“

Rodenberg betrachtete ſeinen ehemaligen Diener kopfſchüttelnd, ehe er zur Antwort gab: „Ich glaube, es iſt ſchade um Dich, daß Du Dich ein paar Jahre bei uns herumgetummelt und von unſeren Reden mehr gehört haſt, als Dir zuträglich war; doch ſprechen wir nicht mehr darüber — thue, was Du nicht laſſen kannſt, was Dir zu ſagen unnütz iſt; denn wenn Du wirklich einen Funken in Dir haſt, ſo wird derſelbe doch fortglimmen und entweder Dein Inneres verbrennen oder ein Leuchter für Andere werden — verſtehſt Du mich?“

„Ich glaube, ja, Herr Rodenberg, und ich werde mich glücklich ſchätzen, Ihnen ſpäter einmal beweiſen zu können, daß ich wirklich etwas von einem Funken in mir habe — erlauben Sie mir jetzt wohl noch eine Frage?“

„Mit Vergnügen, mein Junge.“

„Haben Sie nichts mehr von jener ſchönen Prinzeſſin gehört, der ich ſo unendlich zu Dank verpflichtet bin?“

Das Geſicht des jungen Malers verdüſterte ſich und er wandte ſich gegen das Fenſter, ehe er zur Antwort gab: „Ja, ich ſah ſie wieder!“

„Und ſie erinnerte ſich noch an das ſchöne Künſtlerfeſt?“

„Sogar an Dich, Rafael!“

„Wie mich das freut — wenn ich mir denken könnte, die ſchöne Dame noch einmal wiederzuſehen und in anderer Geſtalt vor ſie hintreten zu dürfen, als damals, wie ein armer, unwiſſender, zerlumpter Bube — ja, der Gedanke,“ fuhr er mit einem leuchtenden Blicke fort, „treibt mich an, Tag und Nacht unabläſſig zu arbeiten! — Kann ich Ihnen wohl irgend einen Dienſt erweiſen?“ fuhr Rafael nach einer Pauſe fort, als Jener ſchwieg.

„Ich danke Dir — doch warte einen Augenblick.“

Der junge Maler ging in's Nebenzimmer und kehrte bald darauf mit einem Papier zurück, das er in Rafael's Hände legte. „Nimm das von mir als Andenken; es iſt nicht viel, doch füge ich den Wunſch bei, es möchte tauſendmal mehr ſein!“

„Deßhalb kam ich gewiß nicht her!“

„Das weiß ich wohl. Denke immerhin, Du ſeiſt der Rafael von ehemals oder ich mache Dir eine kleine Anleihe, die Du mir vielleicht einſtens mit Zinſen heimzahlen kannſt.“

„O, wenn ich das könnte!“

„Der Menſchen Wege ſind wunderbar,“ entgegnete Rodenberg, indem er ſich zu einem heitern Lächeln zwang; „es geht bald aufwärts, bald abwärts, und wenn wir uns einmal wiederſehen, ſo wünſche ich Dir und mir, es möchte auf der Höhe ſein — und nun gehab' Dich wohl!“

Rafael ergriff mit ſeinen beiden Händen die Rechte Ro-

denberg's und ſchaute ihm ein paar Secunden lang feſt in's Auge, worauf er ſich raſch abwandte und das Zimmer verließ.

Der junge Maler ſchritt eine Zeit lang ernſt und gedankenvoll im Zimmer auf und ab; er wunderte ſich faſt, daß ihn der Abſchied von ſeinem ehemaligen Diener in eine ſo trübe Stimmung verſetzt hatte, und doch war das wieder ſo begreiflich. Trat doch mit einem Male der wundervolle Tag im Walde wieder vor ſeine Seele und beſonders jener Augenblick, wo ihm der Zwerg der Fee das Horn überreicht hatte — »Espero y temo!« — Vorbei — vorbei!

Vorbei — vielleicht zerriſſen für immer jeder Zuſammenhang mit dem räthſelhaften, ſo heiß geliebten Weſen — vorbei ein ſchöner, entzückender Traum der Jugendzeit!

Ein Winter in Spanien.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1855.

L. 43/43

ſchäumendem Waſſer eine vergnügliche Abwechslung zu verſprechen ſcheinen.

Ja, es gibt in jeder Geſchichte ſolch troſtloſe Ebenen, die man entweder durchwandern oder überſpringen muß, ſchattenloſe Ebenen, durchglüht vom Sonnenbrande des Lebens, wo Jeder ohne Berührung mit dem Anderen ſeinen einſamen Pfad zieht, entweder in ſtiller Glückſeligkeit zehrend von dem, was ihm die letzten ſeligen Stunden geboten, entweder niedergebeugt, mit zerriſſenem Herzen, in wilden, düſteren Träumen über eine ſchreckliche Vergangenheit — hoffnungslos — oder auch vielleicht hoffnungsvoll, muthig in das Leben hineinwandernd, ſelbſt der dürren Gegenwart poetiſche Seiten abgewinnend und vor allen Dingen den feſten Blick auf die am Horizonte erſcheinende Bergkette geheftet, wo der Wanderer ſicher iſt, vor einem kleinen Hauſe ein ſchattiges, mit Weinlaub überranktes Dach zu finden, wo er behaglich ausruhen wird, heiter auf die zurückgelegte ſteinige und ſandige Ebene ſchauend, und von wo er erſt am Abende weiterziehen wird unter dem Geläute aus der nicht fernen Stadt, welche ſolcher Art ſeinen Einzug feiert.

Ja, ſo ziehen ſie dahin, die bunten Geſtalten unſerer Geſchichte, jede ihren eigenen Pfad, das Herz von verſchiedenen Wünſchen und Hoffnungen erfüllt, jede nach einer anderen Richtung, als ſei es auf Nimmerwiederſehen!

Ob und wie ein ſolches Wiederſehen ſtattfindet, dürfen wir im Intereſſe unſerer wahrhaftigen Geſchichte dem geneigten Leſer noch nicht verrathen; Alles, was wir jetzt zu thun im Stande ſind, iſt, ihn auf einige nebelhafte oder wie im Nebel dahinziehende Geſtalten aufmerkſam zu machen.

So ſehen wir Rodenberg einſam dem „Grünen Baume“

zuwandern, wohin er ſein leichtes Reiſegepäck vorausgeſchickt hat; unter dem Arme aber trägt er wohlverpackt das erhabene Kurzholz und geht mit demſelben ſeitab von der Landſtraße, wo er in einer unfruchtbaren Verſenkung aus früheren Zeiten her einen Steinhaufen kennt. Dieſen höhlt er künſtlich aus, gräbt unter ihm die Erde auf, verſcharrt das erhabene Kurzholz und baut den Steinhaufen über demſelben zu einem förmlichen Grabhügel auf.

Dort mag es ruhen, das erhabene Kurzholz, das ſo oft einer luſtigen Künſtlerſchaar gedient als Zeichen freudiger Vereinigung, als weithin ſichtbare Standarte, das ſo viele leere Flaſchen und volle Köpfe erlebt, das ſo oft mit dabei war, wenn die Gläſer klangen und luſtige Lieder ertönten!

Dort liegt es auf der Anhöhe, nicht weit vom „Grünen Baume“ unfern der heiteren Stadt Düſſeldorf. Ein leichter Wind, der durch die Felder ſtreicht, ſtreift die Gräſer rings umher flüſternd an einander und ſpricht in tröſtlichen Worten von einer einſtigen Auferſtehung.

Rodenberg ſteigt ohne Begleitung in den Eilwagen und kann es doch dabei nicht unterlaſſen, wenngleich kaum ſichtbar, nach verſchiedenen Seiten hin zu grüßen, und das gilt den Freunden, die er wenigſtens in Gedanken vor ſich ſieht.

Er erreicht Köln, nachdem es ſchon dunkel geworden, was ihm äußerſt angenehm iſt, da er ſich, ohne die Stadt zu berühren, auf das Dampfboot begeben kann, um durch die Nacht ſtromaufwärts zu fahren.

Als es ſchon längſt Tag geworden, verläßt er den Dampfer an einem jener kleinen, maleriſch gelegenen Städtchen am Rheine, um dort einige Tage bei ein paar Freunden zuzubringen.

Dieſe Freunde, Künſtler und Dichter, fand er aber nicht zu Hauſe, da ſie ſchon am frühen Morgen bei dem entzückend warmen Frühlingstage in die Berge hinaufgezogen waren. Doch ließ ſich Rodenberg in ihrem Zimmer nieder, um ihre Zurückkunft abzuwarten, und ſich hier umſchauend, mußte er unwillkürlich lächeln über die maleriſche Unordnung in Büchern, Kleidern, alten und neuen Bildern, vor Allem aber über einen großen, grünen Römer, der auf dem Tiſche ſtand, gefüllt mit weißem Weine, in welchem ein Strauß duftender Veilchen ihr junges Leben ſo unnatürlich verzehrten.

Nachdem er einige Tage bei den Freunden verweilt, zog er weiter, unter Anderem auch an Falkenſtein vorüber, dieſer kleinen, zierlichen Burg, welche wie ein Schwalbenneſt an einen Felſen geklebt iſt. Dort blickte er hinauf mit ſeinem ſcharfen Auge, und als er hoch auf dem Thurme neben der wehenden Fahne Jemanden ſtehen ſah, glaubte er, es ſei Walter, und winkte mit ſeinem weißen Taſchentuche.

Vergebens, der dort oben blickte wohl auf den weiten, ſchönen Rhein, aber nicht auf das vorbeifahrende, ſo klein erſcheinende Schiffchen.

Rodenberg wandte ſich ſeufzend ab; er fühlte es deutlicher als je, daß er von jetzt ab wohl dazu beſtimmt ſei, einſam und allein ſeinen Pfad zu ziehen, allein und ohne Hülfe eine neue Exiſtenz zu gründen.

Und dazu fühlte er die Kraft und den Muth in ſich und behielt beide auch im vollſten Umfange, als er einige Zeit danach, wenige Kreuzer in der Taſche, auf geringem, ſtoßendem Fuhrwerke in die große Reſidenzſtadt einfuhr, wo er vorläufig zu bleiben gedachte.

Walter war es allerdings geweſen, der an jenem Morgen auf dem Thurme ſtand, nicht ahnend, daß Rodenberg unten vorüberfuhr. Er führte ein behagliches Leben auf der alten, ſo wohnlich eingerichteten Burg und erſchrack durchaus nicht davor, nachdem er überſchlagen, daß er mit dem Ausmalen der Capelle drei bis vier Jahre vollauf zu thun hatte. Auch ſein fürſtlicher Gönner hatte dagegen nichts einzuwenden, da der alte Maler keine zu großen Bedingungen ſtellte; ja, er that noch mehr, er ſandte nach Verlauf eines Jahres den jungen Bergmüller mit einem tüchtigen Auftrage nach Falkenſtein, und durfte derſelbe ſeine Frau während der Sommermonate mitnehmen, und ſo führten denn die Beiden da oben in der ſchönen Natur ein ſo beneidenswerthes Künſtlerleben, wie es Walter in ſeinen kühnſten Träumen nie zu denken gewagt. Auch kam er hier wieder zu der Anſicht, daß die deutſche Kunſt doch nicht ganz erſtorben ſei und daß die heilige Flamme derſelben bei tüchtigem Brennmateriale wieder hoch aufzulodern vermöge.

Noch ein anderes Bild ſehen wir, rückwärts blickend, wie ein wirkliches Nebelbild: es iſt ein einſamer Schlitten, von raſchen Pferden gezogen, auf weiter Schneefläche dahinjagend. Die vereinzelt ſtehenden Tannen am Wege, mit niedergedrückten, ſchneebedeckten Zweigen, ſowie die kahlen Aeſte einſamer Birken ſchauern im ſcharfen Lufthauche und blicken ſehnſüchtig den grauen Wolken und Nebelmaſſen nach, die, mit Schnee vermiſcht, von einem eiſigen Nordwinde gegen Süden getrieben werden.

Und entgegen dieſem eiſigen Nordwinde fährt der bedeckte Schlitten, in dem ein junges, ſchönes, aber bleiches Mädchen an der Seite eines älteren, großen und hageren Mannes

ſitzt. Beide ſind in warme Pelze gehüllt, und doch ſchauert das junge Mädchen zuweilen zuſammen; aber es iſt eigenthümlich, daß dies jedes Mal nur dann geſchieht, wenn ſie, aus tiefem Nachſinnen aufſchreckend, um ſich her ſchaut.

Hier Schnee, Eis und kalter Nordwind — anderswo heiße Sonnengluth: dort, auf dem Platze vor Sanct Peter in Rom, wo die majeſtätiſchen Brunnen rauſchen und über welchen jetzt ein Mann in etwas gebückter Haltung ſchreitet, als ſuche er etwas auf den Steinplatten des Bodens. Er tritt ein in den gewaltigen Dom, aber ſtatt in demſelben umherzuſchauen und ſein Künſtlerauge zu erfreuen an den gewaltigen und doch ſo herrlichen Verhältniſſen dieſes Wunderbaues, geht er langſam nach einer der Bänke, die ſich unter den Tauben mit dem Oelzweige an den Pfeilern befinden, welche man mit der Hand erreichen zu können glaubt und die doch, wenn man näher kommt, hoch über unſeren Köpfen ſchweben. Dort läßt er ſich nieder und träumt.

Vielleicht von einem Garten, der in voller Frühlingspracht zwiſchen leichten Anhöhen ſo überaus heimlich verſteckt liegt, wo Flieder und Veilchen duften, in deſſen Mitte um ein kleines Haus gewaltige Kaſtanienbäume ſtehen, deren friſch hervorſproſſendes, ſo gleichförmig grünes Laub zwiſchen den ſchwarzen Aeſten ausſieht wie ein ſanft herniederrieſelnder Blätterregen. Auch träumt er dabei von einer hellen, friſchen, lieblichen Mädchenſtimme, erſchrickt aber auf einmal mitten in ſeinen Phantaſieen, als er ein großes, dunkles Augenpaar mit ſtrengem Blicke drohend auf ſich gerichtet ſieht.

Dann beſchäftigt ihn plötzlich ein anderes Bild, eine Landſchaft im Süden: am Ufer eines See's wachſen uralte

Steineichen, und mitten aus dem ſtillen Waſſer erhebt ſich ein graues Schloß mit vier ſtarken Eckthürmen — in den ſtillen Gängen dieſes alten Schloſſes wandelt eine weißgekleidete, jugendliche Geſtalt mit ernſtem, trübem Blicke und verſchwindet unter der Thür einer Capelle. Er erſchrickt, als er das in wachem Traume ſieht, und möchte ihr zurufen, ſich in Acht zu nehmen vor der Fallthür am Altare — doch lächelt er gleich darauf über ſich ſelber.

Es war das kein altes Märchen, das ihm plötzlich in den Sinn kam und das ihn wie ein unvergeßlicher Blumenduft an eine glückliche Zeit erinnerte — wie ſah er ſie ſo lebhaft vor ſich, die alten, bekannten Geſichter, wie ſah er ſie ſo lebendig vor ſich, die ganze trauliche Umgebung, das weite Gemach, in dem er ſo glücklich geweſen, ſeine Bilder und Zeichnungen, ſeine alten Waffen und ſeltenen Geräthſchaften, das heitere Lächeln der Freunde — Conchitta's ſeelenvoller Blick — und vor Allem die lieben Züge ſeines kleinen, unvergeßlichen Mädchens, ſeiner lieben Margarethe.

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein!"

So brach plötzlich die bekannte Weiſe in ſeine wildbewegten Träume hinein und ließ ſich nicht verbannen, trotz Orgelton und Chorgeſang, welche gewaltig durch die hohen Räume von Sanct Peter dröhnten. —

Ja, eine Reihe von Jahren iſt ſeitdem verfloſſen, und die Bilder, welche wir dem geneigten Leſer vorhin in leichten Umriſſen gezeigt, haben ſich mannigfach geändert und anders geſtaltet, ohne indeſſen viel von dem Charakter zu verlieren, unter dem ſie ſich ſoeben gezeigt. Die meiſten der Perſonen, die uns vielleicht in den vorliegenden Blättern werth geworden

ſind, wandern immer noch ohne inneren Zuſammenhang ihre einſame Straße, und wenn wir jetzt wieder anfangen, uns nach ihnen umzuſchauen, ſo geſchieht dies einestheils, weil ſonſt der Antheil an ihnen in Deinem Herzen, geliebter Leſer, vielleicht erkalten würde, und weil wir doch nicht bis zu einem neuen Geſchlechte warten dürfen, um Dir vom vergangenen Geſchlechte weiter zu berichten.

Ein ſolches Wiederſehen nach Jahren, ſei es im Leben oder im Roman, hat immer etwas Anziehendes, Aufregendes und gewiſſermaßen Angenehmes. Mit welch' lebendigen Erinnerungen durchwandern wir eine Stadt nach langer Abweſenheit, in der wir vielleicht unſere Jugend zugebracht — wie ſchrumpft ſie in Wirklichkeit zuſammen gegenüber dem Phantaſiebilde, das wir von ihr im Kopfe und Herzen getragen haben: iſt das die Straße oder der Hofraum, der damals ein ganzes Knabenheer in ſich aufnahm, wenn wir, in Inſelgriechen und Trojaner getheilt, auf einander losraukten? — Iſt das in Wahrheit derſelbe Hof, den wir jetzt mit drei Schritten durchmeſſen, und die Häuſer, die uns ſo bedeutend erſchienen, und die großen Zimmer, welche damals ſo verſchwenderiſchen Platz boten und die heute faſt ausgefüllt erſcheinen durch die wenigen Möbel, die in ihnen ſtehen, und welche neben ſich auf dem Fußboden gar keinen Platz zu bieten ſcheinen zum Aufbauen von hölzernen Häuſern und zum Herumfahren mit beſpannten Kanonen? — Und doch haben wir hier Häuſer gebaut und Artillerie-Manöver geleitet, während die älteren Schweſtern noch neben der Haushälterin am Tiſche ſaßen und der Vater auf dem kleinen Sopha über ſein Buch hinweg uns häufig zuſchaute — eine ganze Welt in ſo kleinem Raume!

Ach, und wie ergreifend ſprechen all dieſe Zeugen aus der Jugendzeit mit uns: die Hausthür in derſelben dunkelgrünen Farbe wie vor langen, langen Jahren, die abgenutzte Steinbank, auf der wir geſeſſen und an welcher wir mit ſteinernen Kugeln geſpielt, der alte, meſſingene Thürklopfer des Nachbars, an dem wir häufig nächtlich unbefugter Weiſe zogen!

Wie traulich plaudert das Alles mit uns von guten und ſchlimmen Tagen, von Luſt und Leid, wie iſt es doch ſo, als wollte jedes ſich überbieten im Zurückrufen längſt vergangener Tage! Die kleinen, matten Fenſter des Hauſes, die ausgetretene Thürſchwelle, der enge Garten, die Bank gegenüber der Straße, wohin wir in den erſten aufkeimenden Gefühlen das Schönſte brachten, das wir auf den Fluren geſucht — wenn ich mich recht erinnere, hieß meine erſte Flamme Roſalie und wollte nicht verſtehen die ſtummen Zeugen einer erwachenden Liebe.

Doch das verſchnörkelte eiſerne Treppengeländer mit ſeinen ſcharfen Spitzen ruft mir einen recht kummervollen Tag ins Gedächtniß zurück: eine zerriſſene Hoſe und das erſte Gefängniß — da ſehe ich wieder ſo deutlich vor mir das blaſſe Geſicht meines Vaters mit den ernſten, dunkeln Augen und fühle ſchaudernd, wie ſich dieſe Augen langſam ſchließen und er zurückſinkt und verſchwindet unter dem grünen Raſenhügel, der überſchattet iſt von einem vieläſtigen Strauche weißer Roſen.

Weiter — weiter!

Und wem gewährt es nicht ein ganz beſonderes Vergnügen, nach jahrelanger Abweſenheit Bekannte und gute Freunde wiederzuſehen, mit ihnen zu plaudern, von ihrem

vergangenen Leben zu erfahren, wenn ſie es für gut finden, uns etwas darüber mitzutheilen — und wie ſich die meiſten verändert haben zu ihrem Vortheile oder zu ihrem Nachtheile, wie von manchen Blüthen und Blätter abgeſtreift erſcheinen, wenn wir ſie ein paar Jahre nicht geſehen, während uns andere dagegen in unverwüſtlicher Kraft und Geſundheit erſcheinen. Aber immerhin erregt es in uns ein wohlthuendes Gefühl, wenn ſich unſer Pfad nach einer Reihe von Jahren wieder mit dem eines guten Bekannten kreuzt oder gar eine Zeit lang harmoniſch zuſammenläuft, und da wir das gleiche Gefühl auch bei Dir vorausſetzen, theurer und vielgeliebter Leſer, ſo wollen wir in unſerer wahren Geſchichte getroſt fortfahren.

Es iſt nach verſchiedenen Wintern, die unterdeſſen vorübergegangen ſind, wieder einmal Hoffnung vorhanden, daß es in nicht gar zu langer Zeit Frühling werden könnte, wenigſtens dem Kalender nach, der den Anfang des März zeigt, obgleich in der Natur von einem erwachenden Leben noch durchaus nichts zu entdecken iſt. Es iſt ſogar heute Morgen bitter kalt, da ein heftiger, trockener Wind durch die breiten Straßen der Reſidenz fegt und mit heulendem Hohngelächter alle Hoffnungen zu Schanden macht, welche ein paar wärmere Tage geſtern und vorgeſtern in den Herzen der Wintermüden hervorgerufen.

Die Straße, auf der wir wandern, zeigt uns ein langes Gebäude mit kleinen, halbrunden Fenſtern, die uns einen Marſtall anzeigen, was wir beſtätigt finden, da wir jetzt an einem breiten Thore vorübergehen, durch welches wir, da es nur angelehnt iſt, das Schnauben und Stampfen der Pferde

vernehmen und einen Augenblick angehaucht werden von der warmen, dunſtigen Stall-Atmoſphäre.

An dieſes Gebäude ſtößt ein hohes, eiſernes Gitter, durch welches wir eine offene, mit zierlich angeſtrichenen Planken bedeckte Reitbahn ſehen, hinter der ſich die hohen Bäume eines Parkes erheben. Dem Gitter folgend, kommen wir an ein ſtattliches Gebäude, deſſen der Straße zugekehrte hohe Giebelwand ein ſteingemeißeltes Relief, eine Hirſchjagd vorſtellend, zeigt; dann folgen abermals Gitter und Park, dann eine breite Einfahrt mit einer Avenue, die zu beiden Seiten mit uralten, rieſenhaften Kaſtanienbäumen beſetzt iſt und in gerader Linie zu dem großen Schloſſe führt, das, aus hellen Steinen erbaut, mit ſeinen hohen Fenſtern, ſeinen von Statuen gekrönten Dächern und einer Kuppel, über welcher eine weiße und rothe Fahne flattert, durch die kahlen Aeſte der Bäume und Geſträuche hervorleuchtet.

Wenn wir in dieſen Baumgang hineintreten und uns dem Schloſſe nähern, ſo werden wir bald bemerken, daß wir uns an der Rückſeite deſſelben befinden, wo ſich der Marſtall, die Hofjägerei und die Wohnungen höherer und niederer Hofbeamten befinden. Einige derſelben wohnen in einem Seitenflügel des Schloſſes, andere in kleinen Häuſern am Ende des Parks, an der Gränze der ſämmtliche Schloßgebäude umſchließenden Straße.

Dorthin führt uns unſer Weg, und zwar an ein kleines, elegantes Haus, welches etwas zurückgezogen von der Straße ſteht, aber dadurch den Vortheil eines kleinen Gärtchens hat. In dieſem iſt freilich jetzt nicht viel zu ſehen, als kahle Geſträuche, glatt und zierlich eingefaßte Kieswege, ein Raſen-

Gedruckt bei A. H. Herring & Comp.

platz mit einer weißen Marmorſchale und etwas Sonnenſchein, der durch die zerriſſenen Wolken gerade in dieſem Augenblicke die vordere Seite des kleinen Hauſes beleuchtet. Dort befindet ſich über der Eingangsthür ein Vordach von Glas, auf ſchlanken, eiſernen Säulen ruhend, unter das von der Straße her ein halbkreisförmiger, breiter Sandweg führt, für Wagen breit genug — das ſehen wir an dem eleganten, kleinen Coupé, beſpannt mit einem einzelnen ſtarken Pferde, das etwas zurückgezogen von der Anfahrt ſteht, aber nicht ſo weit entfernt, daß der Kutſcher auf dem Bocke nicht im Stande geweſen wäre, mit einem unter der Thür ſtehenden Bedienten ein kleines Geſpräch zu führen. Coupé, Pferd, Geſchirr und Kutſcher ſahen vornehm aus, letzterer ſogar würdevoll, wie er ſo da ſaß, in der Linken die Zügel haltend, in der Rechten die Peitſche, welche er auf dem Schenkel aufgeſtützt hatte.

Der Bediente an der Thür ſah einfach, aber ſehr anſtändig aus: dunkler Rock mit dunklen Knöpfen, dazu eine blendend weiße Halsbinde und hellgraue Gamaſchen; er lehnte, den wärmenden Sonnenſtrahl benutzend, an der Thür und brach von einem Stücke Brod, das er in der Hand hatte, kleine Stückchen ab, die er weit von ſich in den Fahrweg warf zwiſchen eine Schaar ſchöner Tauben, welche von hungrig zwitſchernden Sperlingen umſchwärmt waren.

„Alſo droben im Vorzimmer darfſt Du nie bleiben, wenn Beſuch da iſt?“ fragte der Kutſcher.

„Nie, und darauf wird ſehr ſtreng gehalten.“

„Nun, was das Strenghalten anbelangt,“ lachte der auf dem Wagen, „darüber könnt Ihr Euch überhaupt nicht

beklagen — man ſagt, Ihr hättet einen verdammt harten Dienſt und müßtet donnermäßig aufpaſſen!“

Der Lakai an der Thür hat ein offenes und doch ſehr pfiffiges Geſicht. Ehe er jetzt die Frage des Anderen beantwortete, kniff er leicht ſein rechtes Auge zu und ſpitzte darauf den Mund, als ob er pfeifen wollte; doch ließ er es dabei bewenden und antwortete nach einer Pauſe: „Streng, wie man's nimmt — aufpaſſen muß man allerdings, doch nur, bis er zum Diner geht; dafür hat man aber auch ſeine Abende frei.“

„So, Abends habt Ihr keinen Dienſt?“

„Nein, ſein Reitknecht muß auf ihn warten, bis er Abends nach Hauſe kommt.“

„Und auch im Uebrigen iſt leicht mit ihm umzugehen, wie man ſagt.“

„Sehr leicht; er gibt ſeine Befehle deutlich und beſtimmt; nur darf man mit keiner Sylbe widerſprechen und nicht vergeßlich ſein.“

„Das bilde ich mir ein, denn wenn man bei Euch vergeßlich wäre, ſo könnte es dort oben ſchwer empfunden werden.“ — Bei dieſen letzten Worten zeigte der Kutſcher mit ſeiner Peitſche nach dem Schloſſe hin. Dann fuhr er kopfſchüttelnd fort: „Es iſt doch eine ganz eigene Geſchichte mit dieſer Freundſchaft — man ſagt, Dein Herr habe Seiner Hoheit in früheren Zeiten einmal das Leben gerettet.“

„Das weiß ich nicht, glaub's auch nicht. Ueberhaupt, was iſt denn daran ſo Unbegreifliches — nicht wahr, wenn wir auf unſerem Wagen eine Grafenkrone führten oder auch eine nur von fünf oder ſieben Zacken, ſo würde man Alles das begreiflich finden — ich ſage Dir, Anton,“ fuhr der

Lakai in vertraulichem Tone fort, „was der da oben befiehlt, angibt oder arrangirt, hat Hand und Fuß, und wer das nicht merken und anerkennen will, muß es abſolut nicht thun wollen — habe ich Recht oder Unrecht?“

„Ich will das zugeben — aber warum miſcht er ſich in Alles?“

„Er nicht, es fällt ihm gar nicht ein — warum ſoll er aber nicht einen guten Rath geben, wenn er darum gefragt wird? — Aber daß wir Euch ein Dorn im Auge ſind,“ ſetzte er lachend hinzu, „das iſt durchaus kein Geheimniß!“

„Dein Vorgänger ſprach anders,“ erwiederte der Kutſcher, indem er bedeutſam mit dem Kopfe nickte.

„Das war von ihm eben ſo dumm und eben ſo ſchlecht als begreiflich.“

„Warum das?“

„Weil er von der Frau Fürſtin-Mutter hieher empfohlen und befohlen wurde und weil ſein Hauptdienſt war, nicht hier, ſondern dort zu dienen.“

„Du biſt ein verfluchter Kerl, Joſeph, und doch nicht geſcheit genug, denn Du denkſt nicht an Deine Zukunft!“

Der Lakai zuckte mit den Achſeln, indem er erwiederte: „Vielleicht denke ich beſſer daran, als Du begreifſt,“ und ſetzte dann lachend hinzu: „Wer weiß, ob ich Dich nicht ſpäter einmal zum Leibkutſcher vorſchlagen kann — doch ſo eben hat es oben geklingelt — fahre vor, denn Deine alte Excellenz wird ſogleich erſcheinen.“

Damit ſprang er eilfertig ins Haus und die Treppen hinauf in das Vorzimmer ſeines Herrn, wo er nur ein paar Secunden zu warten brauchte, bis ſich die Thüre in das anſtoßende Gemach öffnete und ein älterer, kleiner und dicker

Herr heraustrat, welcher einem Anderen, der ihm folgen wollte, mit der freundlichſten Miene zurückwinkte und die Thür hinter ſich ins Schloß zog, um ſo zu verhindern, daß der Andere ihm folge oder vielleicht bis zur Treppe ihn begleitete.

Das freundliche, faſt grinſende Lächeln auf dem rothen Geſichte des dicken, älteren Herrn verſchwand aber augenblicklich und machte einem finſtern Ausdrucke Platz, der ſich nur ein klein wenig aufhellte, als der im Vorzimmer ſtehende Lakai herbeieilte, um Seiner Excellenz beim Anziehen des ſchweren Pelzes behülflich zu ſein.

Seine Excellenz ſchritt darauf die Treppe hinab, in der Hand eine brennende Cigarre, die er, unten vor dem Hauſe angekommen, mit einer faſt heftigen Bewegung auf die Seite warf, ehe er in ſein Coupé ſtieg und davonfuhr.

„Ei, ei,“ ſagte der Lakai, der den Wagenſchlag geſchloſſen hatte, zu ſich ſelber, „ſchade für die echte Havannah-Cigarre — ich will ſie nur aufheben, um gelegentlich einen armen Kerl damit glücklich zu machen — nachdem ich ſie droben gezeigt,“ ſetzte er mit einem bedeutſamen Kopfnicken langſam hinzu — „ja, nachdem ich ſie droben gezeigt — denn er iſt mir wahrhaftig zu lieb, um ihm nicht eine ſolch kleine Warnung zukommen zu laſſen!“

Er ſtieg hierauf langſam die Treppe wieder hinauf bis in das Vorzimmer, wo er die angebrannte Cigarre in irgend einer Ecke unterbrachte.

An dieſes Vorzimmer ſtieß ein Schreibcabinet, denn daß dieſes kleine Gemach häufig zu dieſem Zwecke benutzt wurde, ſah man an dem mit grünem Tuche bedeckten, ziemlich großen Tiſche, der mit der ſchmalen Seite an das Fenſter ſtieß und

der beladen war mit Schreibzeug, Siegellack, Petschaft, Leuchter, Papieren verschiedener Art und zierlich geordnetem Briefpapier mit dazu gehörigen Umschlägen. Jetzt war indessen Niemand hier beschäftigt, überhaupt Niemand in dem kleinen Cabinet, weßhalb wir uns in das anstoßende Gemach begeben. Dieses war geräumig; eben so elegant als geschmackvoll eingerichtet, machte es auf den Eintretenden wohl dadurch einen so wohlthuenden Eindruck, daß man hier weder Gold noch prächtige Stoffe sah und daß der angenehme Eindruck dieses Raumes nur allein hervorgebracht wurde durch die so fein zusammenstimmende Farbe der Tapeten, Teppiche und Möbel, sowie die einfache, aber geschmackvolle Form der letzteren. Sie bestanden aus hellem Eichenholze mit Polsterungen aus grauem, mattem Seidenzeuge; dazu zeigte der smyrnaer Bodenteppich in seinem Gemisch von unzähligen Farben ein möglichst wenig erkennbares Dessin, und in den einfachen Tapeten war ein sanftes Blau vorherrschend.

Auch in diesem Zimmer befand sich ein kleiner Schreibtisch, schräg gegen das Fenster gestellt, und dicht unter dem letzteren ein Behälter aus zierlichem Strohgeflechte, der mit größeren und kleineren Papierrollen angefüllt war.

Das Gemach hatte einen Kamin von weißem Marmor, in dem ein lustiges Feuer brannte, nnd diesem gegenüber befand sich ein niedriger, ovaler Blumentisch mit seltenen Blattpflanzen, die so arrangirt waren, daß ein großes Bild, welches an der Wand hinter dem Blumentische hing, wie mit den phantastischen Ranken und Blättern desselben im Zusammenhange zu stehen oder aus denselben herauszusteigen schien.

Dieſes Bild ſtellte eine dichte Waldgegend vor, und es waren die knorrigen Stämme der Bäume, ſowie das ſaftige Grün ſo friſch und keck gemalt, daß ihm die lebendigen Pflanzen durchaus nicht wehe thaten; doch blieb der Blick hier nicht lange auf Bäumen und Sträuchern haften, ſondern wandte ſich ſogleich einer ſchönen Mädchengeſtalt zu, die, als Jägerin gekleidet, auf ihren Jagdſpeer geſtützt, dem luſtigen Treiben einer bunten Schaar zuſchaute, die unten zwiſchen den Bäumen ein heiteres Gelage feierte. Hinter der Jägerin und ſo weit zurück, daß ſie das Enſemble durchaus nicht ſtörten, bemerkte man vier wilde Männer, phantaſtiſch gekleidet, als ſeien ſie eben erſt von Wappenſchilden herabgeſtiegen — doch all dieſes Beiwerk betrachtete der Beſchauer nur flüchtig, und ſein Auge kehrte immer wieder zurück nach dem Bilde der wunderlieblichen, entzückenden Jägerin.

Der Bewohner des kleinen Hauſes ſaß neben dem Kamin in einem bequemen Fauteuil und mochte wohl ſoeben in einem Papiere geleſen haben, denn er hielt es noch halb geöffnet in der linken Hand; dieſe aber ruhte jetzt auf ſeinem Knie, während er nachdenkend vor ſich hinblickte: es iſt dies ein ſchöner, ſtattlicher Mann von vielleicht etwas mehr wie dreißig Jahren mit hellblondem, krauſem Haupthaare, angenehmen Geſichtszügen und einer breiten Stirn. —

Seit wir ihn zum letzten Mal geſehen, ſind einige Jahre vorübergegangen, wie wir Eingangs dieſes Capitels erwähnten; und dieſe Zeit mit ihren Freuden und Leiden iſt auch an Rodenberg nicht ganz ſpurlos vorübergezogen. Seine Geſtalt iſt etwas ſtärker geworden, ſeine Bewegungen ſind nicht mehr ſo haſtig, nicht mehr ſo friſch als damals, wo

ſich der wilde Jäger in den Sattel ſeines Rappen ſchwang, wo er in derſelben Viertelſtunde eine Skizze aufs Papier warf, einen Brief zu ſchreiben anfing und ehe dieſer noch halb beendigt war, eine Cigarre anzündete, um einem Freunde nachzueilen, der eben vorübergegangen.

War Rodenberg damals das Bild eines ſchönen, blühenden jungen Menſchen geweſen, eine ſprudelnde Künſtlernatur mit allen Tugenden und Fehlern einer ſolchen, ſo hat er jetzt das Ausſehen eines ſchönen, vornehmen Mannes, deſſen feine Lippen häufig ſchweigſam geſchloſſen waren, deſſen Stirn Ernſt und Offenheit zeigte und um deſſen Mund nur ſelten jenes reizende Lächeln erſchien, das damals, im Verein mit den dunkelblauen, leuchtenden Augen, ſein Geſicht ſo häufig mit dem glänzenden Sonnenſcheine der glücklichſten, übermüthigſten Laune überzog.

Häufiger als jenes Lächeln zeigte ſich jetzt ein bitterer Zug um ſeinen Mund, ein Ausdruck des Unbehagens, des Ueberdruſſes, und wenn dieſer Zug erſchien, ſo kam es nicht ſelten vor, daß er raſch in die Höhe ſprang und alsdann lebhaft mit der Rechten durch ſein krauſes, blondes Haar fuhr.

So auch jetzt, und als er aufſprang, warf er das Papier aus ſeiner Hand mit einer Miene des Verdruſſes auf ſeinen Schreibtiſch.

Dann ging er haſtig ein paar Mal im Zimmer auf und ab und ſprach endlich, vor dem Fenſter ſtehen bleibend, zu ſich ſelber: „Wie ſagte doch die alte Excellenz — mein intimer und ganz beſonderer Freund, der mich als Menſch liebt und als Künſtler hochſchätzt — obgleich er weder den einen noch den anderen kennt! Was geruhte er doch im allerhöchſten Auftrage der Frau Fürſtin-Mutter mir mitzu-

theilen? Es ſei nur eine Kleinigkeit, um welche man mich erſucht, und gerade weil es nur eine Kleinigkeit ſei, wäre man ſicher, daß ich mich beeilen würde, dem allerhöchſten Wunſche gerecht zu werden — eine Kleinigkeit! — Es ſind das allerdings eine ganze Kette von Kleinigkeiten: unſere Bauprojecte und Verſchönerungs-Ideen, unſere lebenden Bilder und Theater-Vorſtellungen, unſere phantaſtiſchen Bälle und maskirten Schlittenfahrten — freilich nur Kleinigkeiten; aber wenn man dieſe Kleinigkeiten für große Thaten anſieht, ſo iſt es doch nicht ſo leicht, ſie dem allerhöchſten Wunſche der geſtrengen Frau Fürſtin-Mutter gemäß zu unterlaſſen — für mich wenigſtens iſt das nicht ſo leicht," ſetzte er mit einer ungeduldigen Bewegung hinzu, „und jeder Wink, der von dort kommt und dem ich Folge leiſte, wird mir hier mit einem Blicke des Mißtrauens belohnt!"

„Soll ich ſie vergeſſen, die Aeußerungen, die ich ſchon ein paar Mal gehört, die man gegen mich, wenngleich mit lachendem Munde, gethan: ‚Rodenberg, Ihre Kraft läßt nach, Sie ſind nimmer ſo friſch, wie früher, Ihre Einbildungskraft iſt erlahmt ſchon beim dritten Balle dieſer Saiſon — Neues, Neues! Ich will Neues, man ſoll von meinen Feſten nicht ſagen, daß ſie an Glanz nachlaſſen, daß ſie matter werden, wir wollen uns das Renommée der Diſtinction erhalten!'?

„O, was meine Phantaſie anbelangt," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er auf die Straße hinausgeſchaut, „ſo iſt ſie noch lange nicht zu Ende — ſie iſt im Aufblühen begriffen! Aber hängt ſich mir nicht die Ungnade der Fürſtin-Mutter wie Blei an meine Glieder, jede freie Bewegung hemmend und beſonders das zurückhaltend, was

ich wirklich Großes und Schönes ausführen möchte, weil ich darin ſo wenig Unterſtützung finde!

„Alſo nur eine Kleinigkeit wünſcht man von mir: die Aufführung dieſes albernen Märchens — ſie nennt die wunderbare Poeſie des Dornröschens ein albernes Märchen!“ fuhr er mit bitterem Lachen fort — „ſoll auf dem nächſten großen Balle unterbleiben — dieſer allerhöchſte Wunſch einer Kleinigkeit!“ ſetzte er laut, im Tone der Ironie redend, bei.

„Ich brauchte ja nur zu ſagen, meinte Seine Excellenz, die Aufführung bis dahin ſei unmöglich — unmöglich! ein Wort, das bis jetzt im Wörterbuche meines Dienſtes nicht zu finden war und durch das, da ich es nicht kenne, ich geworden bin, was ich bin!

„Unmöglich — und wenn ich dieſes Wort wirklich auf meine Fahne ſchriebe, wenn ich, anſtatt raſch an die Ausführung eines mir gegebenen Befehls zu gehen, achſelzuckend eine Unmöglichkeit zugebe, wenn ich dadurch den erſten Schritt abwärts thäte, um von meiner äußerlich ſo glänzenden Stellung herabzuſteigen, vermöchte ich es über mich, mein künftiges Leben zu ertragen, ſo wie es ſich alsdann geſtalten würde und müßte — könnte ich, abwärts gehend, wieder aufwärts ſteigen in den dritten, vierten Stock eines unſcheinbaren Hauſes, dort das vergilbte Papier, die beſtaubten Bleiſtifte wieder in die Hand nehmen, um ein neues Fundament zum künftigen Glücke zu legen?

„Schande über mich, wenn ich es nicht könnte!“ rief er mit aufloderndem Blicke — „traurig genug,“ ſetzte er leiſer hinzu, „daß ich es ſo weit kommen ließ, daß mein Papier vergilbt iſt und meine Bleiſtifte verſtaubt!

„Mit welchen Hoffnungen zog ich in dieſe Stadt ein,

wie glänzend haben ſich dieſe Hoffnungen erfüllt und wie einſam und elend hat mich die Erfüllung der Künſtlerphantaſieen zuweilen gemacht — ſo elend, da die Verwirklichung meiner ausſchweifendſten Träume mich meinem Ziele nicht näher gebracht!

„Wie glückſelig athmete ich auf, nachdem ich die erſten, mühſamen Schritte aufwärts gethan, als ich mich endlich erhoben fühlte über das gewöhnliche Treiben der Menſchen, als ich wähnte, ihr dadurch näher zu kommen, die von ſchwindelnder Höhe auf mich herabblickte, der ich meine wilde leidenſchaftliche Liebe und auch ein wenig meinen Werth dadurch zu beweiſen hoffte, daß ich, ein armer, unbekannter Künſtler, einen Weg gemacht, der mich iht ſo nahe führt, daß ſie ſich keine zu große Mühe zu geben brauchte, mir ihre liebe Hand zu reichen!

„Doch verſchwunden iſt das liebliche Bild meiner Jugendträume — mir von damals nichts geblieben, als eine ſchmerzliche Erinnerung: ich fühle mich einſamer auf meiner zweifelhaften Höhe, als damals, wo ich noch dem Laufe des ſtillen Thales folgte!

„Und dieſe Höhe, das glänzende Leben, in dem ich mich bewege, füllt es mich aus, genügt es mir? — Nein, nein! Es befriedigt meine Eitelkeit, es füllt mit ſeinem Glanze, mit ſeinem wilden Treiben mir kaum all' die Stunden aus, deren qualvolle Leere mich verzehren müßte, verfolgt von dem Gedanken an ſie — an ſie! —"

Er macht einen raſchen Gang durch das Zimmer und blieb alsdann mit über einander geſchlagenen Armen vor dem Bilde, dem Kamine gegenüber, ſtehen. Lange ſchaut er in die lieblichen Züge der ſchönen Jägerin, dann ſagt er, tief

Seiner Majeſtät

dem

König Maximilian II. von Bayern

widmet dieſe Erinnerungen

als

Ausdruck ehrfurchtsvollſter Geſinnung

ganz unterthänigſt und treugehorſamſt

der Verfaſſer.

aufſeufzend: „Komme, was kommen mag, wenn mich auch die Wege des Lebens, die mich jetzt hoch auf ihrem unſicheren Rücken trägt, wieder hinabſchleudert in die Tiefe oder auf ein ödes, felſiges Eiland! — Muth genug fühle ich in mir, auch dann wieder eine neue, beſſere und vielleicht ſegensreichere Laufbahn zu beginnen! — Doch ſo lange ich noch das Steuerruder in der Hand habe," ſetzte er mit ſtolz erhobenem Haupte hinzu, „will ich meinen Curs feſthalten, Wind und Strömung benutzen ſo lange als möglich, nur dem Befehle eines Einzigen gehorchend, ihm, der mich mit Wohlthaten überhäuft, dem ich Dank ſchuldig bin!

„Und deßhalb," ſchließt er mit einem ironiſchen Lächeln, „bedauere ich ſehr, Euer Excellenz dieſes Mal nicht gefällig ſein zu können!" —

Nachdem Rodenberg dieſes Selbſtgeſpräch, das er bald lauter, bald leiſer geführt, mit langen Pauſen untermiſcht, in denen er die abgebrochenen Sätze, die er ausſprach, durch Gedanken an einander reihte, zu Ende geführt hatte, nahm er das Papier, das er auf den Schreibtiſch geworfen, und ſchloß es ſorgfältig ein, worauf er wieder vor dem Kamine Platz nahm, ein auf dem Boden liegendes Zeitungsblatt aufhob und darin zu leſen begann.

Doch dauerte es nicht lange, ſo trat der Lakai, den wir vorhin vor dem Hauſe geſehen, mit ſo unhörbaren Schritten ein, daß er ſich hinter der vorgehaltenen Hand leiſe räuſpern mußte, um ſeinen in's Leſen vertieften Herrn aufmerkſam zu machen.

„Was gibt's, Joſeph?"

Der Lakai näherte ſich mit einem ſilbernen Teller, auf dem eine Karte lag.

„Baurath Zweckel — was will der? — Ich glaube nicht, daß ich zu Hause bin.“

„Der Herr Baurath glaubt aber das Gegentheil, gnädiger Herr, und zwar mit vieler Gewißheit; denn er sagte mir, da Euer Gnaden noch nicht ausgegangen seien, würden Sie wohl einen Augenblick die Güte haben, ihn zu sehen.“

„Wenn ich nun aber nicht will?“

„Das ist natürlicher Weise etwas Anderes,“ entgegnete der Lakai, sich langsam zurückziehend — „so soll ich also sagen, Sie seien ausgegangen?“

Rodenberg dachte einen Augenblick nach, warf einen Blick in die Zeitung, aber an eine andere Stelle, als an die, wo er gerade gelesen, erhob sich dann lebhaft und sagte mit einem scharfen Lächeln, das rasch über seine Züge flog: „Wir wollen heute Morgen nicht lügen, Joseph, selbst nicht zur Noth, was ja häufig vorkommt — laß ihn hereinkommen.“

Joseph ging hinaus, und Rodenberg, der das Zeitungsblatt in der Hand behalten hatte, lehnte sich so an die Ecke des Kamins, daß er der Thür des Vorzimmers den Rücken zuwandte; auch schien er so in's Lesen vertieft zu sein, daß er sogar ein zweimaliges Husten hinter sich überhörte und sich erst nach einem dritten Male umwandte.

„Ah, Herr Baurath, was verschafft mir das Vergnügen? Sie verzeihen, wenn ich Sie bitte, ohne weitere Vorrede bei dem anzufangen, was Sie mir mitzutheilen wünschen, denn ich bin gerade heute Morgen so stark beschäftigt, daß ich sogar auf das Vergnügen verzichtet haben würde, Sie zu sehen, wenn Sie nicht so genau gewußt hätten, daß ich zu Hause sei — Sie sehen, ich bin offenherzig — gerade so wie Sie.“

Ein Bild der Offenherzigkeit bot nun das Geſicht des eben Eingetretenen nicht. Dieſes Geſicht befand ſich an einem dicken, etwas viereckigen Kopfe, der mit ſchwarzen Haaren bedeckt war, welche Zierde auch als leichter Auswuchs unter dem fetten Kinn des Baurathe erſchien; die kleinen, unſtäten Augen hatten etwas außerordentlich Verſchmitztes, und, um von der ganz gewöhnlichen Naſe zu ſeinem ziemlich breiten Munde überzugehen, ſo umſpielte die Lippen deſſelben gewöhnlich ein freundlich ſein ſollendes Lächeln, das aber auf den Beſchauer einen ganz anderen Eindruck zu machen pflegte. Komiſch war es indeſſen, daß dieſes Geſicht ſich all. Mühe gab, würdevoll auszuſehen, und zu dieſem Zwecke die kleine, unterſetzte Figur des Baurathe zu Hülfe nahm, deren übertrieben aufrechte Haltung mit dem unverhältnißmäßig hoch getragenen Kopfe dem Gange dieſes kleinen Mannes wohl etwas komiſch Geſpreiztes und doch durchaus nichts Würdevolles und Imponirendes verlieh. Dabei war er ſchwarz gekleidet, und wenn man zu gleicher Zeit auf ſeinem Scheitel eine kleine, verdächtig runde Lichtung ſah, den gravitätiſchen Gang vermittels eines großen Stockes mit goldenem Knopfe und die nach rechts und links geſpendeten huldvollen Grüße, ſo hätte man glauben können, einen wackern Landgeiſtlichen vor ſich zu ſehen.

„Nehmen Sie Platz, Herr Baurath, und dann ſagen Sie mir, womit ich Ihnen dienen kann.“

Dieſes Wort „dienen“ ſchien auf den kleinen Mann eine unangenehme Wirkung auszuüben, und er ſetzte ein paar Mal vergeblich an, es hinabzuſchlucken, ehe er erwiederte: „O, Herr Baron!“

„Bitte, Herr Baurath; ich bin eben ſo wenig Baron oder ſonſt etwas dergleichen, wie Sie.“

„Was nicht iſt, Herr von Rodenberg, kann noch werden,“ entgegnete der kleine Mann, indem er eine ſehr tiefe Verbeugung geſchickt dazu benutzte, um ſich in den hingeſchobenen Stuhl gleiten zu laſſen.

„Ah, Sie meinen, bei dem unbegreiflichen Einfluſſe, den ich genieße, bei dem unverdienten Glücke, das ich habe, Seiner Königlichen Hoheit nahe zu ſtehen!“

Bei dieſen Worten, welche Rodenberg ausnahmsweiſe ſtark betonte, flog eine dunkle Röthe über das Geſicht des Anderen; doch war er gewandt genug, eine beginnende Verlegenheit nicht aufkommen zu laſſen, ſondern wußte ſie geſchickt in ein ſanftes Lächeln aufzulöſen: „Gewiß, Herr von Rodenberg, bei dem ſegensreichen Einfluſſe, den Sie haben, bei Ihrem ſo ſehr verdienten Glücke.“

„Halten wir uns bei dieſer heutigen Variation nicht auf,“ ſagte Rodenberg in kaltem Tone, „ſondern erlauben Sie mir, meine Frage zu wiederholen: womit kann ich Ihnen dienen?“

„Offen und ehrlich geſprochen, Herr von Rodenberg — offen und ehrlich, wie Sie es ſo ſehr wünſchen und wie ich es mir ſtets zur Pflicht mache, gerade durch Ihren ſo guten und ſegensreichen Einfluß bei Seiner Königlichen Hoheit — ja, ich rede offen und ehrlich und ich handle auch ſo; der Beweis dafür iſt, daß ich im Bewußtſein meines Werthes und meiner Unſchuld gerade zu Ihnen, meinem — gerade zu Ihnen komme.“

„Zu Ihrem perſönlichen Feinde, wollen Sie ſagen — ich bewundere wirklich Ihren Muth für die — nun, für die

Angelegenheit, die Sie vertheidigen — erlauben Sie auch mir, ein Wort zu verſchweigen."

Der Baurath that einen Blick gen Himmel und machte eine demüthig ſein ſollende Bewegung mit ſeinen beiden Händen, als wollte er ſagen: Domine, fiat tua voluntas! Dann ſchluckte er anhaltend tief und ſagte: „Ich werde verleumdet, Herr von Rodenberg."

„Das heißt, man ſagt Ihnen unangenehme Dinge nach in Betreff Ihrer Kirchenbau-Angelegenheit; ob das Verleumdung iſt, weiß ich nicht — auch darin, wie in ſo vielen anderen Dingen, bin ich ein vollkommener Ignorant."

Auch dieſes letzte Wort betonte er wieder auf eine eigenthümliche Art, und wieder verwandelte ſich die auf's Neue erſcheinende Verlegenheit auf dem Geſichte des Anderen in ein mattes Lächeln, dieſes Mal in ein Lächeln der Ergebung.

„Es iſt eigenthümlich, mein lieber Herr Baurath, daß ſo etwas ſporadiſch auftritt, um gleich darauf epidemiſch zu werden; obendrein, ſcheint es mir, haben Sie unter den Journaliſten auch Ihre Feinde, wenn Sie auch Alles ausgebeutet, um die öffentliche Meinung zum Schweigen zu bringen, wenn Sie und Ihr Beſchützer, der Herr Cultus-Miniſter, auch das Mögliche gethan haben, um den Bericht einer gewiſſen Commiſſion todtzuſchweigen — ich las ſo eben über dieſe Angelegenheit."

„Wo?" fragte der kleine Mann mit einer Haſt und Aengſtlichkeit, welche natürlicher klang als Alles, was er bis jetzt geſagt.

„Hier im ‚Warner', mit Hinweiſung auf einen längeren Artikel in einer anderen Zeitung."

„Dürfte ich Sie vielleicht bitten, Herr von Rodenberg?"

„Wenn Sie mir gestatten, lese ich Ihnen das Wichtigste aus dem kleinen Aufsatze vor — nur einige Zeilen, aber sie geben zu denken.“

„Haben Sie die Güte,“ entgegnete der kleine Mann, wobei er, um sein Gesicht nicht sehen zu lassen, sich tief vornüber beugte, dabei den Knopf seines Stockes gegen den Bauch drückte und auf diese Weise aussah wie ein von unten gespießter schwarzer Käfer.

‚Wir sehen uns gezwungen,‘ las Rodenberg und unterbrach sich dann, indem er das Blatt mit seiner Hand einen Augenblick niedersinken ließ, „so sagt nämlich der Correspondent des ‚Warners‘, und Sie wissen, daß diese gemeinen Personen oft die unverschämte Manier haben, wie die allerhöchsten Herrschaften per ‚Wir‘ zu sprechen — ‚wir sehen uns gezwungen, den eben erwähnten Bauvorgang im großen Ganzen zu verurtheilen, indem wir nachgewiesen haben, daß die Anlage der Strebebogen und Gallerieen sowohl in constructiver als ästhetischer Beziehung verfehlt ist und daß namentlich die am Baue selbst erhaltenen Anzeichen über die richtige, ursprüngliche Intention der alten Meister in unverantwortlicher Weise außer Acht gelassen wurden‘ — „in unverantwortlicher Weise,“ setzte der Vorleser hinzu und schloß mit den Worten: „das war schon vor acht Tagen gedruckt und zu lesen, ohne daß eine Erwiederung darauf erschienen wäre.“

Der Baurath war dieser Vorlesung kopfnickend gefolgt, wobei er immer tiefer in sich zusammensank, unser gewagtes Bild von so eben vervollständigend; jetzt aber richtete er sich so energisch und anhaltend auf, daß er, obgleich mit seinem Gegenüber sprechend, bequem die Zimmerdecke betrachten konnte — seine gewöhnliche Haltung —, und sagte alsdann,

obwohl im Tone gekränkter Unſchuld, doch dabei mit der Feſtigkeit eines guten Gewiſſens: „Verleumdung, Herr von Rodenberg — die ſcheußlichſte, gemeinſte Verleumdung, zu gering, um darauf zu antworten! — Wer entgeht einer ſolchen, wenn ich fragen dürfte?“

„Ich nicht,“ erwiederte der Angeredete, „wie Sie am beſten wiſſen werden; doch ſeien Sie in dieſem Punkte ſtark und unangreifbar, wie ich es bin, und machen Sie ſich nichts aus dem, was der Stadtklatſch von Ihnen ſagt — was die Zeitungen ſchreiben — was gute Freunde mit bedauernden Worten, aber händereibend einander zuflüſtern — folgen Sie dabei dem Ausſpruche eines unſerer größten deutſchen Dichter.“

„Schiller's vielleicht?“

„Dieſes Mal nur Goethe's, den ich ebenfalls hochſchätze. Goethe ſagt nämlich irgendwo: Und wenn man mich beſchuldigte, ein Dutzend ſilberner Löffel geſtohlen zu haben, ich würde mich nicht darüber vertheidigen! — Machen Sie es eben ſo, mein lieber Herr Baurath, obgleich die Verleumdung noch nicht ſo weit gegangen iſt, Sie etwas Aehnlichen zu beſchuldigen — aber“ — Rodenberg ſah auf ſeine Uhr — „ich weiß immer noch nicht, womit ich Ihnen dienen kann; gerade heraus mit der Sprache, offen und ohne Rückhalt, wie ja der Wahlſpruch lautet, den wir auf unſere Fahne geſchrieben!“

„Gut denn, Herr von Rodenberg — Ihrem Befehle gemäß gehe ich gerade auf mein Ziel los: Sie wiſſen, daß Seine Königliche Hoheit gerade im Begriffe ſteht, ein neues Papageienhaus zu bauen ...“

„A—a—a—ah, dazu ſoll Ihnen mein Einfluß verhelfen?

— Bei Ihren Fähigkeiten, Herr Baurath, bei Ihren bekannten großartigen Leiſtungen bin ich überzeugt, daß Sie allein zu dieſem Ziele gelangen werden!"

„Ich weiß wohl," fuhr der Andere fort, ohne mit mehr als einem ſanften Lächeln etwas auf die Worte Rodenberg's zu erwiedern, „daß dieſes Bauwerk an ſich von keiner außerordentlichen Bedeutung iſt, aber da ich erfahren, daß es mit großer Pracht ausgeführt werden ſoll, ſo wäre mir die Uebertragung aus dem einzigen Grunde wünſchenswerth, um Seiner Königlichen Hoheit zeigen zu können, was ich in Anwendung reicher und geſchmackvoller Decorationen zu leiſten im Stande ſein würde."

Rodenberg hatte beide Hände in die Taſchen ſeiner Beinkleider verſenkt, ſich dabei lang in ſeinem Fauteuil ausgeſtreckt und betrachtete nun ſein Gegenüber mit einem ſo anhaltenden und eigenthümlichen Lächeln, daß ſich die breite und niedere Stirn des kleinen Mannes langſam zu röthen begann, daß er mit den Augen zwinkerte und daß ein auf's Neue verſuchtes Lächeln nicht im Stande war, den Ausdruck von Verlegenheit und Unruhe zu verjagen, der ſich ſeiner Züge bemächtigt.

„Sie wünſchen mein Fürwort," ſagte Rodenberg — „Sie, der Mann des Tages, der große Baumeiſter, der treue Freund ſeiner Freunde? — Bedürfen Sie eines Fürworts, nachdem Sie geleiſtet, was Sie geleiſtet, nachdem Sie Häuſer gebaut, die in ſtolzem Selbſtbewußtſein auch nicht den geringſten Verſuch machen, ihre unergründliche Harmonie durch eine regelrechte Front zu verdecken, und welche das Problem gelöst, auf allen vier Seiten Hintergebäude zu ſein — Sie, der Sie aus drei Plänen befreundeter Architekten einen vierten

zu Stande brachten, dem Sie als Preisrichter ſo uneigennützig waren, den Vorzug zu geben? — Sie ſehen, ich bleibe bei unſerer Fahne, doch, da ich in Ihren Mienen ſehe, daß Ihnen unſer Wahlſpruch nicht mehr ganz angenehm erſcheint, ſo werde ich mich bemühen, durch wenige Worte Heiterkeit auf Ihrem Geſichte hervorzuzaubern — ich werde feurige Kohlen auf Ihr Haupt ſammeln: man wird Ihnen das Bauweſen übertragen."

„Mir, Herr von Rodenberg — wiſſen Sie das gewiß?"

„So gewiß, als der Tag ſcheint, und dabei kann ich Sie noch mit der Verſicherung erfreuen, daß Sie meinem Einfluſſe nicht das Geringſte dabei verdanken!"

„Ich bin überraſcht und, ich geſtehe es, hoch erfreut — laſſen Sie mich Ihnen meine Dankbarkeit ausſprechen, denn ich bin nun feſt überzeugt, Sie haben als großmüthiger Feind an mir gehandelt!"

„Gewiß nicht, Herr Baurath — die Sache iſt ſehr einfach, und da ich fortwährend offen und ehrlich gegen Sie ſein will, ſo werde ich Ihnen nicht verſchweigen, daß Ihre Königliche Hoheit die Frau Fürſtin-Mutter beſchloſſen hat, meinem allergnädigſten Herrn durch die Erbauung des Papageienhauſes eine kleine Freude zu machen, und da nun Höchſtdieſelbe ihren Baumeiſter ſelbſt zu wählen hat, ſo werden Sie den Bau erhalten."

„A—a—a—ah!" machte der kleine Mann mit einem tiefen Athemzuge, wobei ſein Geſicht förmlich ſtrahlte.

„Hätten Sie das eine Stunde früher gewußt, ſo wäre Ihnen der ſaure Gang zu mir erſpart geblieben, und wie die Sachen nun einmal ſtehen, ſo gratulire ich Ihrer Königlichen Hoheit, Ihnen ſo wie dem Papageienhaus — dieſer Auf-

trag hätte in keine beſſeren Hände fallen können, und Sie werden darin Alles verdunkeln, was Sie bisher geleiſtet!“

„Glauben Sie in der That, daß mir der Auftrag ertheilt wird?“

„Kein Zweifel, denn man kennt allerhöchſten Ortes zu genau Ihre Talente, Ihre fabelhafte Bereitwilligkeit; Sie ſind ein Mann, wie man ihn wünſcht und brauchen kann, der ohne viel Ueberlegung durch Dick und Dünn geht, der die Werke ſeiner noch lebenden Freunde auf's unglaublichſte verbeſſert, wenn es von oben herab gewünſcht wird, und ſogar dann, wenn Sie ſelbſt überzeugt ſind, dem guten Geſchmacke tüchtig eins auf den Kopf zu geben!“

„A—ah, Herr Rodenberg, ich weiß, man muß Ihrem Scherze ſchon etwas zu Gute halten und darf ſich in Betracht Ihrer vortrefflichen Eigenſchaften durch ein raſches Wort nicht verletzt fühlen, ſonſt ...“

„Scheuen Sie ſich gar nicht, Herr Baurath, mir Ihre Gedanken auch einmal frei in's Geſicht zu ſagen; ich gebe Ihnen ja keine Schuld, wenn Sie eigenthümliche Befehle eigenthümlich ausführen, und daß Sie darin keine Schonung kennen, werden Sie mir zugeben — haben Sie je eine Zeichnung von mir geſehen?“

„Geſehen und bewundert, Herr von Rodenberg, wie Sie ſelbſt am beſten wiſſen, denn Sie erklärten ſich einverſtanden mit dem Rahmen, den ich zu Ihrem großem Blatte gezeichnet, welches in den Zimmern Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürſtin-Mutter hängt.“

„Hing, wollen Sie ſagen — reden wir von dieſer Zeichnung: wenn man Sie heute beauftragte, vor derſelben ein

Bayerische
Staatsbibliothek
München

tüchtiges eiſernes Gitter anzubringen — natürlicher Weiſe, um es zu ſchützen —, würden Sie ſich weigern?"

„Gewiß, Herr von Rodenberg!"

„Bleiben Sie bei unſerem Wahlſpruche, mein lieber Herr Baurath — Sie würden ein ſolches Gitter mit großem Vergnügen anfertigen, aber noch mehr Vergnügen würde es Ihnen verurſachen, wenn Sie den allerhöchſten Auftrag erhielten, um meine geringe Perſon ein ähnliches, recht ſtarkes Gitter anbringen zu dürfen — dabei würden Sie nicht einmal die Koſten der Vergoldung ſcheuen — habe ich Recht?"

Rodenberg ſagte dies mit ſo außerordentlich heiterem Geſichtsausdrucke und gefolgt von einem ſo herzlichen Lachen, daß der Andere es gerathen fand, bereitwillig auf eine ſo ſcherzhafte Wendung ihres ernſten Geſpräches einzugehen, und ebenfalls zu lachen anfing. Aber es lag in dieſem Lachen des kleinen Baumeiſters etwas Hyänenartiges; doch verhinderte ihn das Gefühl, welches dieſen ſeltſamen Ausdruck der Freude hervorbrachte, nicht, dem Anderen die Hand darzureichen und zu ſagen, als Jener ſie unter fortgeſetztem Lachen annahm und ſchüttelte: „Jeder thut ſeine Pflicht, Herr von Rodenberg, und auch Sie würden vielleicht ein Gitter für mich zu finden wiſſen!"

„Allerdings; aber mir würde es leid thun, hinter dieſem Gitter ſo große Fähigkeiten, wie man ſie Ihnen nicht abſprechen kann, zu verſchließen, und dann würde ich hingehen und hinter Ihrem Rücken ganz andere und beſſere Dinge über Sie verbreiten, als ich mir erlaubt, Ihnen hier in's Geſicht zu ſagen!"

„Ganz mein Fall, und ich hoffe, davon ſollen Sie ſich noch überzeugen, Herr von Rodenberg!"

„Ich bin davon überzeugt und wünsche Ihnen recht guten Morgen!“

Dabei war es merkwürdig, mit welcher Behendigkeit der kleine, dicke Baumeister mit einer kurzen, aber lebhaften Neigung des Kopfes aus dem Zimmer verschwand; noch merkwürdiger aber war die plötzliche Veränderung in seinem ganzen Wesen, nachdem er die Straße erreicht und in unglaublich, fast komisch weiten Schritten davoneilte — es war, als gleite er auf Schlittschuhen dahin, wobei er seinen Kopf so hoch erhoben hatte, daß ein Rückwärtsfallen zu befürchten gewesen wäre, wenn er nicht durch eine halbkreisförmige Schwingung seines rechten Armes, der mit dem langen Stocke bewaffnet war, glücklich das Gleichgewicht behauptet hätte. Er dachte dabei nicht an das Papageienhaus, sondern sein Geist war mit starken Gittern und festen Schlössern beschäftigt, welche er mit einem unaussprechlichen, wollustähnlichen Gefühle doppelt verschloß.

XLII.

„Sie sagen, ohne Feuer seist Du ganz.“

Rodenberg schritt in seinem Zimmer auf und ab, nachdem ihn der kleine Baurath verlassen, mit einem äußerst heiteren Lächeln auf den Lippen, ja, zuweilen die abgerissenen Tacte einer lustigen Weise pfeifend. — „Wie das wohlthut,“ sagte er dazwischen, „ja, wie angenehm eine solche kleine Aufregung wirkt, und welches Gefühl der Genugthuung, hier und da einem solchen guten Freunde einen allerdings etwas scharf geschliffenen Spiegel vorhalten zu dürfen! O, wenn ich jetzt so allmächtig wäre, in weite Entfernungen sehen und hören zu können, wenn ich ihn unsichtbar begleiten dürfte, diesen kleinen, lieben Jesuiten, wenn ich es mit ansehen könnte, wie er in das Zimmer der ersten Kammerfrau Ihrer Königlichen Hoheit tritt, sprachlos, empört, wie er sich erst sammeln muß, um seinen Schmerz am Busen seiner treuen Freundin auszuleeren — Busen kann man eigentlich nicht sagen,“ verbesserte er sich lächelnd, indem er stehen blieb — „doch gleichviel — was da in Wirklichkeit fehlt, ersetzt ihm seine üppige Phantasie, und er braucht welche — er braucht welche!

„Ah, wenn ich es mit anhören könnte, mit welcher Liebe, mit welcher Anerkennung meiner gedacht wird, meiner, des ganz gemeinen Emporkömmlings, des intriguanten, unwiſſenden Menſchen, des Räubers und Mörders — freilich,“ ſetzte er ironiſch lachend hinzu, „meinen Raub weiß ich ſo vortrefflich zu verſtecken, daß ich ihn ſelbſt nicht mehr wiederfinden kann, und was die Leichen meiner Erſchlagenen anbelangt, ſo habe ich ein chemiſches Mittel, um ſie in Luft und in unſichtbare Atome aufzulöſen!“

„Ah, wie köſtlich, wenn dieſe hochgebietende erſte Kammerfrau im überwältigenden Strome ihrer Rede ihre eigene Perſon mit der der allerhöchſten verwechſelt und anſtatt zu ſagen: ‚ſeien Sie ruhig,‘ treuer Freund, die Frau Fürſtin wird ihn ſchon noch zu faſſen wiſſen!‘ das Verſprechen gibt: ‚warten Sie, mein Lieber, ich werde ihn ſchon zu faſſen wiſſen!‘ — und bei Lichte beſehen, iſt eine Drohung aus dieſem Munde noch weniger zu verachten, als gehaßt zu ſein von oben herab. Dort iſt man noch häufig mit anderen und wichtigeren Dingen beſchäftigt, man hat das Glück, zuweilen vergeſſen oder wenigſtens nicht beachtet zu werden — aber wehe, wenn eine rachgierige Kammerfrau Deinen Namen unter freundlichen Bemerkungen in das Ohr ihrer Gebieterin flüſtert, abſichtlich dadurch üble Laune hervorrufend, die ſich langſam zu einem furchtbaren Gewitter anſammelt, das nur einer kleinen Reibung bedarf, um ſich unheilbringend über Deinem Haupte zu entladen!

„Meinetwegen, komme es, wie es mag, auf Regen folgt doch wieder Sonnenſchein, und wie der Menſch nun einmal iſt, wenn man zu lange unter heiterer Luft gewandelt, ſehnt man ſich nach umwölktem Himmel, und daß dieſer nicht

fehlen wird, dafür werden meine Freunde und meine Feinde ſorgen!“ —

„Was gibt's ſchon wieder, Joſeph?“

„Eine andere Viſitenkarte wurde auf dem ſilbernen Teller dargereicht, und nachdem Rodenberg den Namen auf derſelben geleſen, ſagte er in faſt unmuthigem Tone: „Was will ſie denn von mir?“

Joſeph zuckte mit den Achſeln, wie es jeder kluge Diener an ſeiner Stelle gethan haben würde.

„So laß ſie hereinkommen, ſage ihr aber, ich ſei im Begriffe, auszugehen.“

Joſeph verſchwand, und ehe er noch kurze Zeit darauf die Thür wieder geöffnet hatte, rauſchte es hinter derſelben wie von ſchweren Seidenſtoffen; dann trat eine junge Dame in den kleinen Salon, von blendender, wenn auch nicht gerade edler Schönheit. Ihre Toilette war etwas auffallend, etwas zu reich, und obgleich ſie im Vorzimmer ihren Ueberwurf von Zobel nachläſſig in die Arme des Lakaien hatte gleiten laſſen, ſo trug ſie unter demſelben zum Ueberfluſſe noch eine anſchließende Mantille von tiefblauem Sammt, einem Stoffe von außerordentlicher Schönheit in Farbe und Glanz, der nur ein wenig ſcharf abſtach gegen ihr Kleid von weißem Damaſt, das mit den breiteſten ſchwarzen Spitzen beſetzt und dabei rings umher von ſolcher Ausdehnung war, daß, als ſie im Zimmer angekommen und Rodenberg ihr die Hand darreichte, dieſer ſcheinbar den vergeblichen Verſuch machte, über den ungeheuren Umfang hinweg ihre Fingerſpitzen zu erreichen, wobei er ſagte: „Welche Schutzmauer für weibliche Tugend, dieſer ſo ſehr verſchrieene Reifrock; wahrhaftig, wenn ich ein Ehemann oder auch nur

ein eiferſüchtiger Liebhaber wäre, ſo würde ich mich bemühen, meiner Schönen die größtmöglichſte Ausdehnung zu geben, um jede Annäherung unmöglich zu machen!“

„Und wozu — welchen Nutzen brächte das?“ fragte die junge Dame mit einem ſecundenlangen Aufblitzen ihrer Augen und einem ſchalkhaften Lächeln, wobei in ihrem Geſichte ein paar reizende Grübchen ſichtbar wurden, ſowie Zähne, die in ihrer Friſche und Klarheit jeder Beſchreibung ſpotteten.

„Wozu, fragen Sie? Nun, ich ſagte es ja deutlich, um jede Annäherung zu verhindern.“

Die Dame zuckte unter einem mitleidigen Lächeln die Achſeln. — „Als ob man nicht jede Ringmauer überſteigen, jedes Hinderniß beſeitigen könnte — doch wenn Sie es erlauben, lieber Rodenberg, ſo reden wir ein wenig von ernſthaften Dingen.“

„Können Sie das?“

„Zuweilen ſehr; auch iſt das eine angenehme Abwechslung, und der Ernſt ſollte billig dem Scherze vorangehen; das wurde uns ſchon in der Schule gelehrt: zuerſt die Arbeit und dann das Vergnügen — darf ich mich ſetzen?“

Rodenberg lächelte über ihre Worte und die Frage, welche ſie that, und jeder Andere würde an ſeiner Stelle gelächelt haben; denn es lag in der Art und Weiſe der jungen Dame, zu ſprechen, ſich zu bewegen, in ihrem Blicke, in ihrem Coquettiren mit den jeden Augenblick zum Vorſchein kommenden Grübchen und blendenden Zähnen etwas ſo Friſches und Natürliches und dabei ſo berechnet Komiſches, daß man Allem dem wie einem anderen deliciöſen Schauſpiele mit Vergnügen zuſah: ſo auch Rodenberg, der,

ſo gern er auch ernſt und würdig geblieben wäre, nun doch mit einem heiteren Blicke ſagte: „Meine theure Leonie, vielleicht hat Ihnen draußen mein Diener geſagt, daß ich im Begriffe bin, auszugehen — daß ich ausgehen muß; Sie ſind viel zu geſcheit, um mich mißzuverſtehen, wenn ich Ihnen ſage: ich muß ins Schloß, ich werde dort erwartet.“

„Jetzt, um eilf Uhr? O, Herr von Rodenberg, ich möchte Sie nicht gern auf einer Lüge ertappen — allerhöchſten Orts dejeunirt man um dieſe Stunde.“

„Gewiß, auch rühme ich mich keiner Einladung, beſuche vielmehr meine Kanzlei, wo ich ſicher bin, ein wohlgefülltes Vorzimmer anzutreffen, welches meine Zeit bis gegen ein Uhr in Anſpruch nehmen wird.“

„Die können Alle warten,“ ſagte ſie in einem luſtig übermüthigen Tone; „ich habe ja auch einmal warten müſſen — erinnern Sie ſich noch, Rodenberg — es ſind ſchon ein paar Jahre her, und ich ſuchte um Ihren Schutz nach, weil mein Geſanglehrer die eigenthümliche Idee hatte, mehr Gefallen an meiner kleinen Perſönlichkeit zu finden, als an meiner Stimme — nicht wahr, es ſind das ſchon zwei Jahre?“

„Ich glaube faſt, es ſind vier, meine verehrte Leonie.“

„Sie erſchrecken mich — vier Jahre? Habe ich mich in der Zeit verändert?“

„Sie ſind ſchöner geworden.“

„Gehen Sie, Rodenberg, keine Schmeicheleien, ſie ſind von Ihnen doch nicht ernſt gemeint; Sie haben mich nie ſchön gefunden — nie,“ ſetzte ſie mit einem leichten Seufzer hinzu — „ſchade, wir Zwei hätten die Welt regiert!“

„Ich war immer Ihr Freund, Leonie — Sie können

das nicht läugnen, ich habe Ihnen immer den beſten Rath gegeben."

„Es gibt verſchiedenerlei Arten von Freunden," ſagte ſie achſelzuckend und mit einem faſt ernſten Geſichtsausdrucke, „wie es auch verſchiedenerlei Arten von Gewittern gibt; Ihre Freundſchaft für mich wetterleuchtet nur ſo am Horizonte herum, und ich habe gern, wenn es donnert und blitzt, fürchte mich auch durchaus nicht vor dem Einſchlagen — alſo die im Vorzimmer ſollen warten," ſetzte ſie mit einem raſchen Kopfaufwerfen hinzu, wonach ſie gegen den Fauteuil am Kamin ging und ſich in denſelben hineinwarf, ohne die geringſte Rückſicht auf ihr Kleid von ſtarrender Seide, ſowie auf ihte Sammtmantille zu nehmen. „Es iſt ſchade," fuhr ſie dabei ſich umſchauend und mit einer gleichgültigen Miene fort, „daß Sie in gewiſſen Dingen durchaus keine Belehrung annehmen."

Rodenberg lachte ſo anhaltend, daß ſie in einem vorwurfsvollen Tone fortfuhr: „Sie mißverſtehen mich vollkommen: was eine Belehrung anbelangt, die von mir kommt, ſo betrifft ſie nur die mangelhafte Einrichtung Ihres Zimmers, mit Ihren langweiligen kleinen Fauteuils — wie machen Sie es denn, wenn Sie leſen und ſich behaglich ausſtrecken wollen?"

„Nun, ich ziehe einen Stuhl heran und lege die Füße darauf."

„Das iſt ſehr unbequem — haben Sie ſchon die Chaises-longues von meiner Erfindung geſehen?"

„Ich war lange nicht bei Ihnen, wie Sie ſich erinnern werden — ich bin zu ernſt, ich möchte faſt ſagen, zu alt für Ihre heitere Unterhaltung."

„Man iſt nie zu alt, um zu lernen,“ ſagte ſie mit großer Würde — „ich werde Ihnen eine Chaise-longue von meiner Erfindung beſtellen und hieher ſenden.“

„Laſſen Sie das, theure Leonie — ich fürchte die Chaises-longues im gleichen Verhältniſſe, wie ich die Reifröcke verehre.“

„Sie ſind doch ſonſt ein Mann von Geſchmack — wie kann man aber auch nur Chaises-longues und Crinolinen zuſammenbringen? — Doch weiter — die im Vorzimmer werden alſo warten?“

„Ich fürchte, ſie werden nicht warten; und dann habe ich auch um zwei Uhr eine Probe unſerer lebenden Bilder — Sie wiſſen, daß wir beim nächſten Hofballe lebende Bilder haben?“

„Ich habe davon gehört,“ ſagte ſie gähnend — „das muß unendlich langweilig ſein.“

„Erlauben Sie mir — ich arrangire die lebenden Bilder.“ Er betonte das ich ziemlich ſtark.

„Allen Reſpect vor Ihren Arrangements, und doch muß es entſetzlich langweilig ſein — wen haben Sie in Ihren lebenden Bildern zu verwenden?“

„Wir haben reizende Damen in der Geſellſchaft.“

„Sprechen Sie auch ſchon von der Geſellſchaft?“ fragte ſie mit einem verächtlichen Aufwurf ihrer Oberlippe. „Was iſt denn Ihre ſogenannte Geſellſchaft, von der Sie ſo viel Weſens machen — die Geſellſchaft — iſt das ein beſſerer und würdigerer Theil des Ganzen, zu dem wir auch gehören? So wird das wenigſtens verſtanden; mir wird es, ich weiß nicht wie, wenn ich hören muß: er gehört zur Geſellſchaft, er geht in die Geſellſchaft. Wäre die Geſellſchaft

das, was ſie ſich zu ſein einbildet, ſo würde ſie nicht einmal den Verſuch machen, durch den ewigen Gebrauch dieſes Wortes eine Schranke zu bezeichnen, die eigentlich gar nicht beſteht und über welche als Corporation wir, die Canaille, uns luſtig machen müſſen, wenn Einzelne darunter auch ganz charmante Leute ſind. Was iſt Eure Geſellſchaft? Ein kleines Häuflein, welches lacht, tanzt und freundlich iſt, ſo wie es von oben gewünſcht wird, und das trauernd die Ohren hangen läßt und den Schweif einzieht, wenn die Allergnädigſten Kopfſchmerzen haben oder übel gelaunt ſind."

„Kommt ein ähnlicher Erguß in Ihrer nächſten Rolle vor?" fragte Rodenberg lachend.

„Ich würde mir gern etwas Derartiges einlegen — auch käme es mir auf die Strafe fürs Extemporiren nicht an; doch bin ich ohnehin ſchon ſo im ſchwarzen Buche, daß es klüger iſt, ein wenig nachzugeben — es iſt der gleiche Grund, warum ich Sie heute Morgen beläſtige."

„So reden Sie denn auf die Gefahr hin, ein ganzes Vorzimmer voll Leute warten zu laſſen."

Bei den letzten Worten, welche die junge Dame vorhin geſprochen, war ſie ein wenig ernſt geworden, und auch jetzt noch, als ſie fortfuhr: „Nein, laſſen Sie die armen Leute im Vorzimmer nicht warten, aber die von der Probe der lebenden Bilder. Ach," fuhr ſie übermüthig fort, „wie groß würde Rodenberg ſein, wenn er, ſtatt um zwei Uhr zu kommen, ſagen ließe, er hätte keine Zeit und bäte die Geſellſchaft, eine Stunde zu warten — Alle würden warten, Alle mit lächelnden, freundlichen Mienen, wenn ſie ihm auch mit Wolluſt ein Meſſer im Herzen umdrehen würden! Was ſagten Sie vorhin, Sie hätten reizende Damen in der

Der Titel des vorliegenden Buches nöthigt mich, ein paar einleitende Worte zu schreiben, denn es mag vielleicht einer Entschuldigung bedürfen, Spanien, das herrliche, südliche Land, das in unserer Phantasie mit Sonnenschein und Blüthenstaub lebt, das wir nicht zu trennen vermögen von dem Begriff lauer, entzückender Sommernächte nach glühendem Tagesbrand, im Winter bereist zu haben. Aber Verhältnisse bestimmen den Menschen, und eine Reise, deren Ausführung während des Sommers mir und meinen Freunden schwierig war, konnte zur Winterszeit leichter unternommen werden. Dabei will ich nicht verschweigen, daß Staub und unerträgliche Hitze, die in manchen Reisebeschreibungen eine so große Rolle spielen, uns ebenfalls für die kältere Jahreszeit bestimmten. Wenn wir hierbei manches von dem so reizenden spanischen Volksleben verloren, so hatten wir dagegen bei unsern Zügen durch das Land gute Gelegenheit, das Innere desselben kennen zu lernen; und gerade der Winter gestattete uns vom Sattel des Pferdes frei umzuschauen, wogegen uns der heiße Sommer fortwährend in den dunstigen Eilwagen mit seinen engen Fenstern gebannt hätte. Uebrigens bin ich weit entfernt, irgend einen der verehrlichen Leser in Betreff einer Reise nach Spanien für den Winter bestimmen zu wollen, aber eben so wenig, Jemanden zu einer Tour durch das Land während der Sommerszeit zu veranlassen. Wer Spanien auf bequeme und angenehme Art besuchen will, reise im Frühjahr der Küste entlang und mache einen Abstecher von Malaga nach Granada, und von Cadiz über Sevilla nach Cordova, so hat er das Schönste gesehen, was die Erde ihm zu bieten vermag.

Wenn ich auch bei meiner Reise manches Ungemach zu ertragen hatte, so wurde dasselbe doch gemildert durch die Gesellschaft zweier lieben Freunde, mit denen ich die angenehmen Stunden doppelt genoß,

Geſellſchaft? Das iſt wahr, das iſt nicht zu läugnen, aber trotzdem werden Eure lebenden Bilder langweilig ſein!“

„Zur Sache, zur Sache, Leonie!“

Sie machte eine abwehrende Handbewegung, ehe ſie fortfuhr: „Ja, langweilig, ich wiederhole das, weil Jugend und Schönheit ſich nicht voranzuſtellen wagt, ſondern mit tiefen Knixen der alternden Grandezza, der verblühten Schönheit, der erſten Rangclaſſe den Vortritt läßt.“

„Zur Sache, zur Sache!“

„Sie führen Dornröschen auf, dieſes wunderbare Märchen — gäbe es dafür wohl eine prachtvollere Darſtellerin, als Fräulein von Tellin, die auch zur Geſellſchaft gehört — und wer hat dagegen dieſe Rolle? Die gelbe Tochter Seiner Excellenz des Herrn Ober-Hofmarſchalls, die ſich einbildet, eine Aehnlichkeit mit Dornröschen zu haben, weil ſie ſelbſt wie ein dürrer Dornſtrauch ohne Roſen ausſieht!“

Rodenberg zuckte mit den Achſeln.

„Und den Prinzen macht der Sohn des preußiſchen Geſandten. Wenn derſelbe auch durchaus nicht elegant iſt und wenn ich auch überzeugt bin, daß er das, was ihm an Fähigkeiten zu dieſer Rolle abgeht, durch Eigendünkel erſetzt, ſo hätte ich ihm doch den Geſchmack zugetraut, ein ſolches Röslein ruhig unter ſeinen Dornen ſchlummern zu laſſen.“

„Wenn Sie nicht zur Sache kommen, Leonie, ſo begehe ich wahrhaftig die Unhöflichkeit und laſſe Sie hier ſitzen!“

„Immerhin — da ich weiß, wo Ihre Cigarren ſtehen und auch ein paar Bücher nach meinem Geſchmacke zu finden ſind, ſo will ich Sie erwarten!“

„Seien Sie ernſthaft, und wenn Sie mir etwas zu ſagen haben, ſo ſprechen Sie denn.“

„Meinetwegen, mit Ihnen iſt doch ja ſonſt nichts anzufangen — ach, Rodenberg, und das iſt ſchade: es gab eine Zeit, wo ich unendlich für Sie geſchwärmt habe!“

„Ich hoffe, dieſe Zeit iſt vorüber!“

„Wo ich für Sie jede Thorheit begangen hätte!“

„Nun, was das anbelangt, ſo haben Sie ſich auch ohne mich durchaus nicht geſcheut!“

„Sie ſind wirklich ein Ungeheuer!“

„Ich muß es glauben, da mir das ſo häufig geſagt wird — aber nun ....“ Er zog ſeine Uhr hervor.

„Alſo — geſchäftsmäßig; Sie waren ſo gut, Ihren großen Einfluß für mich zu verwenden und mir einen neuen fünfjährigen Contract zu verſchaffen — ich hoffe, Sie thaten das für mich aus Freundſchaft oder aus ....“

„Wenn Sie wollen, aus Freundſchaft,“ fiel ihr Rodenberg raſch in die Rede, „aber nur, weil ich Sie für eine gute Künſtlerin halte, die ihre Rollen vortrefflich ausführt.“

„Andere denken anders — ich habe allerdings einen fünfjährigen Contract, aber, wie Sie ſelbſt wiſſen werden, läßt man mich nicht ſingen!“

„So müſſen Sie Schritte beim Regiſſeur der Oper thun.“

„Unmöglich, lieber Rodenberg,“ entgegnete die Sängerin mit einem eigenthümlichen Lächeln; „dieſer Würdige bemüht ſich, ſo viele Schritte bei mir zu thun, daß die geringſte Zuvorkommenheit von meiner Seite ihm Hoffnungen erregen müßte, die ich verabſcheue!“

„So protegirt er Sie alſo?“

„Er würde mich protegiren, wenn ....“

„So wenden Sie ſich an Ihren Intendanten.“

„Geht auch nicht,“ ſagte ſie kopfſchüttelnd — „er findet mich nicht tugendhaft genug.“

„Hat er Beweiſe dafür?“

„Pfui, Rodenberg, eine ſo tugendhafte obere Hofcharge! Anfänglich hielt er mich allerdings für bildungsfähig, doch glaubte er mit der Zeit einzuſehen, ich ſei zu flatterhaft, nicht ernſthaft genug — leider hat er Recht!“

„Aber an Ihrem Geſange ſetzte er durchaus nichts aus, was ich von ihm ſelber weiß.“

„Aber an meiner Figur — denken Sie ſich, man hat mir geſtern eine meiner Lieblingsrollen abverlangt, den Orſini in der Lucrezia Borgia!“

„Ah, das iſt ſchade, Leonie, eine ſo ausgezeichnete Leiſtung, was Stimme und Figur anbelangt!“

„Eine ſchändliche Kabale, und um dieſes zu verhindern, müſſen Sie ſchon ſo gut ſein und Ihren Einfluß aufwenden!“

„Und Ihr Capellmeiſter, ſchützt der Sie nicht?“

Die junge Sängerin zuckte ihre Achſeln mit dem unverkennbaren Ausdrucke von Geringſchätzung in ihren Mienen, dann ſagte ſie: „Sie wiſſen doch, daß er einer meiner Hauptgegner iſt, daß er es nicht der Mühe werth findet, mich von ſeinem Pulte aus auch nur durch den kleinſten Blick zu ermuthigen, ja, daß er mir die Tempi mit einer Nachläſſigkeit angibt, die mich ſchon häufig in Verwirrung hätte bringen müſſen, wenn das überhaupt möglich wäre; hat er doch neulich, als ich meine Cavatine ſang, während das Ballet auf der Scene war, ohne mich zu beachten, ſeinen Tactirſtock niedergelegt, da er es unter ſeiner Würde findet, einen Tanz zu dirigiren — wie ſich auch darin die Zeiten ändern — er, der ....“

»Passons là-dessus!«

„Seit aber Fräulein Berger da iſt ....“

„Wer iſt das?“

„Gott lohne Ihnen dieſe Frage, lieber Rodenberg — aber alle Welt fragt das und Niemand weiß es. Sie wurde von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürſtin-Mutter dringend empfohlen; ſie iſt ſehr tugendhaft, dabei aber auch ſehr mager; ſie ſoll einen alten Vater zu ernähren haben und einen Bräutigam, der ein junger Theologe iſt — nun, dergleichen Schwindel kennen wir ſchon — das wäre Alles recht, wenn ſie Stimme hätte und etwas gelernt; aber thun Sie mir die Liebe und urtheilen Sie ſelbſt, wenn ſie das nächſte Mal ſingt — ſie hat ein paar gute Mitteltöne, aber die ganze Stimmlage iſt ungleich, arm, und wenn ſie ſingt, ſo klingt es gerade, als wenn ſie hinter einer wattirten Thür ſtände, die zuweilen geöffnet wird. Dabei iſt an ihrem Geſichte nichts Bemerkenswerthes, als ihr Mund, welcher, wenn ſie ſingt, eine täuſchende Aehnlichkeit mit dem Maule einer Heuſchrecke hat.“

„Brrr — Gott ſtehe ihr in Gnaden bei! Und ſie wird vom Capellmeiſter protegirt?“

„Mehr noch von der Capellmeiſterin, denn Fräulein Berger macht in ihren Freiſtunden dort die Kammerjungfer oder Dienſtmagd, beſorgt auch kleine Aufträge und kann auf dieſe Art mit vollem Rechte als ein höchſt brauchbares Mitglied des Hoftheaters bezeichnet werden.“

Joſeph hatte leiſe die Thür geöffnet und ſich die Bemerkung erlaubt, daß eilf Uhr vorüber ſei.

Die junge Sängerin hatte ſich hierauf raſch erhoben und ſagte, während ihr Rodenberg ſeine beiden Hände hin-

reichte: „Nicht wahr, Sie vergeſſen nicht, was ich Ihnen geſagt, Sie handeln für mich? Es wird Ihnen das nicht ſchwer werden.“

„Ich will ſehen, was ich thun kann.“

„Nur meinen Orſini ſoll man mir zurückgeben, es iſt eine meiner liebſten Rollen — und was meinen Dank anbelangt, lieber Rodenberg, ſo ...“

„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!“ entgegnete er lachend, wobei er den Anfang dieſes Satzes ſo ſcharf betonte, daß ſie ſich, obgleich in affectirter Entrüſtung, von ihm abwandte und mit dem Ausrufe: „Sie haben wahrhaftig viel zu thun, um mich zu verſöhnen!“ zum Zimmer hinausrauſchte.

Rodenberg blickte der Sängerin einen Augenblick nach, und als ſie außer Gehörweite war, ſagte er: „Ich muß etwas für ſie thun, ſie iſt mir zu wichtig als lebendige Chronique scandaleuse der Hof- und Künſtlerwelt.“ Dann ließ er ſich von dem Lakaien ſeinen Ueberzieher und Hut geben, und als dieſer ihm bemerkte, es ſei kein Wagen beſtellt, erwiederte er: „Deſto beſſer; es iſt mir ein wahres Bedürfniß, zu Fuße zu gehen — beſorge dieſen Brief an ſeine Adreſſe, und wenn der Herr, für den er beſtimmt iſt, Dir eine zuſtimmende Antwort gibt, ſo gehe in die goldene Kanne und beſtelle mir auf ſieben Uhr heute Abend ein gutes Diner zu zwei Gedecken, bemerke aber dabei, ich wünſche das Zimmer Nummer vier und man ſolle ein gutes Feuer in den Kamin machen, auch zu gehöriger Zeit einige Flaſchen Cliquot in Eis ſtellen.“

Nach dieſen Worten verließ er das Haus und ging mit ziemlich raſchen Schritten die Straße hinauf, an Stallungen und Nebengebäuden vorbei; wo hier Schildwachen ſtanden,

zogen ſie das Gewehr an, und Hofdiener, die ſich an den Thüren befanden oder ihm begegneten, grüßten ihn mit tiefer Verbeugung.

Als er das Schloß erreicht hatte, trat er durch eine kleine Seitenthür ein, ging in das zweite Stockwerk, wo er ſich gegen eine Flügelthür wandte, welche ein davorſtehender Lakai eiligſt vor ihm öffnete und ihn in ein Vorzimmer eintreten ließ, welches von einer Menge von Perſonen verſchiedenen Alters und Geſchlechtes angefüllt war.

Rodenberg ging, den Hut in der Hand, hindurch, indem er die tiefen Verbeugungen, welche ihm von allen Seiten zu Theil wurden, überall hin mit freundlichem Gruße erwiederte, und trat alsdann in ein anderes Zimmer, wo ſich ein Secretär befand.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir auch nur in flüchtigen Umriſſen den Unterredungen folgen wollten, welche er mit all' den Leuten hielt, die jetzt, Einer nach dem Anderen der Reihe nach, wie ſie in's Vorzimmer gekommen, zu ihm eintraten; auch wäre darüber wenig Erquickliches zu berichten: die Meiſten hatten Bittgeſuche der verſchiedenſten Art oder klagten über erlittenes Unrecht, welches Rodenberg durch unmittelbaren Vortrag wieder gut machen ſollte, was aber häufig weder in ſeiner Macht noch in dem ihm angewieſenen Wirkungskreiſe lag. — Da waren Künſtler, die ihn einluden, ihre Bilder oder ſonſtigen Kunſtwerke zu ſehen; da waren Andere, die ſich für Rafaele oder Tiziane hielten und welche über die unverdiente Zurückſetzung klagten, die ihnen dadurch zu Theil geworden, daß der Fürſt nicht jedes ihrer Bilder gekauft, und die es unbegreiflich fanden, daß man das Meiſterwerk eines deutſchen Ausländers der Arbeit eines

deutſchen inländiſchen Stümpers vorgezogen. Da präſentirten würdige Mütter ihre tugendhaften Töchter und ſuchten für irgend eine vacant gewordene Kammerjungferſtelle um Rodenberg's Fürſprache nach, wobei ſie es nicht unterlaſſen konnten, ihren gerechten Entrüſtungen Worte zu leihen über andere würdige Wittwen mit eben ſo tugendhaften Töchtern, die trotz pikanter Vorfälle im Vorzimmer in gleicher Abſicht zu warten ſchienen. Da waren junge Erfinder der verſchiedenartigſten nutzloſen Maſchinen, welche nur um die Kleinigkeit von ein paar Tauſend Gulden baten, um die Welt durch ihr Geiſtesproduct in Erſtaunen ſetzen zu können. Da waren Geſchäftsleute aller Art, vom kleinen Handwerker bis zum großen Capitaliſten, welche, Jeder auf ſeine Art, die Hülfe des Vielgeplagten in Anſpruch zu nehmen ſich erlaubten.

Und für Alle hatte Rodenberg ein freundliches Wort, einen guten Rath, und wo er ein Anliegen geradezu abweiſen mußte, that er das meiſtens mit Humor und in ſo guter Laune, daß den Abgewieſenen die bittere Pille wenigſtens verſüßt wurde und ſie ſich in ihr Schickſal ergaben.

Volle zwei Stunden dauerten dieſe Unterredungen, und es war kein Wunder, daß ſich Rodenberg hierauf ermüdet an ſeinen Schreibtiſch niederließ, um dort noch Ausfertigungen durchzuleſen und zu unterſchreiben, ſo wie Rapporte entgegen zu nehmen von Gärtnern, Decorateuren, Theater-Maſchiniſten, Waffenſchmieden und Schneidern, deren Dienſte er bedurfte zur heutigen Probe der lebenden Bilder.

Als auch dies vorbei war, blickte er ſehnſüchtig in die allerdings noch kahle Landſchaft hinaus in die weite Ferne, welche man auf dieſer Seite des Schloſſes vor ſich hatte, deren noch braune Raſen und kahle Sträuche jetzt aber we-

nigſtens freundlich vergoldet wurden von einem hellen Strahle der Nachmittagsſonne. Am Horizonte erhoben ſich dunkelblaue Berge, und Berge waren von je her die Leidenſchaft des Malers geweſen, ein Ruhepunkt für Körper und Gedanken, wenn man dort oben ruhte oder wenn die geſchäftige Phantaſie über die zackigen Gipfel ſchwärmte und mit den Augen des Geiſtes hinabſchaute in die weite, weite Ferne, wohin die Sehnſucht trieb und wo es gegen hier ſo unvergleichlich ſchön ſein mußte.

Und doch ſchwärmten Rodenberg's Gedanken jetzt ſelten in unbekannte Fernen; gewöhnlich kehrten ſie zurück in die Vergangenheit, zu jenen Tagen, die erfüllt waren von ſo vieler Freude und ſo wenig wirklichem Leide, zu jenen Tagen des Reichsapfels, wo man für heute ſorgte und ſich um morgen wenig kümmerte, wo man in ſprudelndem Uebermuthe und in der Hoffnung auf glänzende Zeiten, die nächſtens eintreffen mußten, weder leere Taſchen ſpürte, noch das Gefühl der Armuth kannte — zu jener glückſeligen Zeit, wo Knorr den Thee zubereitete und wo Brod und Wurſt für ein vortreffliches Nachteſſen galt — ach, jene herrliche, glückſelige Zeit, wo der junge Maler auf geborgtem Pferde in den friſchen, duftigen Wald hinausritt, in eine verkörperte Märchenwelt, wo ihm die murmelnde Quelle erzählte, wo ihm die ſäuſelnden Wipfel berichteten — wo ihm die wunderbare Fee erſchienen — ſie — ſie! Ach, wenn ihr Bild wie jetzt wieder ſo recht lebendig vor ſeine Seele trat, das Bild, wie er ſie damals im Walde geſehen, friſch, natürlich, voller Uebermuth, als ſei ſie zwiſchen duftigen Kräutern dem Boden entſtiegen oder als habe ſie ſich ſo eben der rauſchenden Quelle enthoben — ſo riß dieſes Bild plötzlich alle ſeine

Phantaſie mit einem ſchrillen Mißtone entzwei! Er ſchaute um ſich her und alsdann wühlte ein tiefes Weh in ſeinem Herzen, daß er ſtatt des friſchen, grünen Waldes, ſtatt der Räume, wo er gezeichnet und gemalt, ſtatt der lieben Geſichter der alten Geſellen ſich hier umgeben fand von den glänzenden Räumen des Reſidenzſchloſſes, von ſeidenen Tapeten, Malereien, Spiegelſcheiben und Vergoldungen! —

„Es iſt zwei Uhr," vernahm er jetzt die leiſe Stimme ſeines Secretärs, welcher hinzuſetzte: „Wie ich ſo eben gehört, werden Seine Königliche Hoheit der Probe der lebenden Bilder ſelbſt anwohnen."

Darauf ſchritt Rodenberg langſam hinunter in den großen Marmorſaal des Schloſſes, wo das Ballfeſt ſein ſollte und wo unter ſeiner Leitung Alles zur Aufführung der lebenden Bilder hergerichtet war. Da heute die letzte Probe Statt fand, wozu auch theilweiſe Coſtumes angelegt wurden, beſonders aber die vollkommene Wirkung der eigens hierzu gemalten prachtvollen Decorationen geprüft werden ſollte, ſo war das Tageslicht von dem Saale ausgeſchloſſen und derſelbe mit Hunderten von Wachskerzen erhellt.

Der dritte Theil des ungeheuren Raumes war zur Bühne genommen worden, auf der die lebenden Bilder dargeſtellt werden ſollten, und hier hatte es Rodenberg nach vielen Kämpfen mit dem Ober-Hofmarſchall und dem Baurath Zweckel durchgeſetzt, daß Gas eingeführt wurde, um mit ſtarker Leuchtkraft die Decorationen zur Geltung bringen zu können. Dieſe war für einige der Bilder die Hauptſache, und Rodenberg hatte dabei die Abſicht, einen jungen Decorationsmaler zu empfehlen, dem es nicht gelungen war, auch nur zu einer Probe ſeiner Kunſt beim Hoftheater zuge-

laſſen zu werden, nicht weil man ihn für keinen guten Künſtler hielt, ſondern weil er die Ungeſchicklichkeit begangen, der Bruder einer Schweſter zu ſein, welche ſich erkühnt hatte, gegen den Willen der erſten Kammerfrau der Frau Fürſtin-Mutter nach einem kleinen Dienſte bei Hofe zu ſtreben. Ihm zu Liebe hatte ſich Rodenberg dieſes Mal mit den Arrangements die außerordentlichſte Mühe gegeben.

Das Proſcenium war aus natürlichen Pflanzen hergeſtellt, und Palmen, ſchlanke Drakaenen, blühende Granaten und duftende Orangen bildeten, untermiſcht mit Blumen und kleinen Sträuchern, die weite Einfaſſung der Bühne, in der ſich der Vorhang wie duftiger Morgennebel zeigte, der auf einer reizenden Fernſicht lagerte, die man nur in einzelnen Umriſſen erkennen konnte. Dieſer Vorhang war die Erfindung und das Geheimniß des jungen Decorationsmalers und erhob ſich nicht in die Höhe, ſondern zertheilte ſich, ſeinem Charakter als feuchter Nebel treu bleibend, auf eine faſt unbegreifliche Art, zuerſt den Mittelpunkt des dahinter aufgeſtellten Bildes zeigend, was von außerordentlicher, faſt zauberhafter Wirkung war.

In der Nähe der Bühne war hinter ſpaniſchen Wänden ein kleiner Salon eingerichtet worden, der mit einem großen Theetiſche verſehen war, welchen Sopha's, Seſſel und Fauteuils aller Art umringten. Hier befand ſich der größte Theil der mitwirkenden Damen und Herren bereits verſammelt, und hier ſah man die majeſtätiſche Geſtalt der Gräfin Blendheim, welche einestheils die Honneurs machte, anderentheils die jungen Damen aus der Geſellſchaft chaperonnirte, deren Eltern oder Anverwandte vielleicht verhindert waren,

und in deren Begleitung die unangenehmen durch guten Humor, durch Scherz und Lachen verkürzt wurden.

Dabei lehrte mich der Eine dieser Freunde, Baumeister Leins von Stuttgart, der, noch ein junger Mann, hier in einem der schönsten und prächtigsten Bauwerke der Neuzeit den ganzen großen Schatz seiner Kunst entfaltet, und sich dadurch einen guten, wohlverdienten Namen in Deutschland gemacht, die herrlichen Bauwerke Spaniens kennen und verstehen, und seine gründlichen Aufzeichnungen waren mir bei Entstehung dieses Buches von außerordentlichem Nutzen. Der Andere, der Maler Theodor Horschelt von München, ebenfalls ein treuer Freund in allen Verhältnissen, stellte mir seine gesammelten, zahlreichen und schönen Skizzen zur Verfügung, von denen ich gewiß Gebrauch machen werde, wenn die Gunst des Lesers mir erlaubt, in einer neuen Auflage das bescheidene Gewand meines Buches zu illustriren. Für Horschelt, der uns in Oran verließ, um noch längere Zeit in den französischen Kolonien Afrikas zu bleiben, war diese Reise ein bedeutender Wendepunkt in Leben und Kunst, denn wenn auch schon seine früheren Bilder den vollen Beifall der Kenner erhielten, und kaum beendigt angekauft wurden, so hat er doch vor Kurzem ein größeres, wirklich herrliches Gemälde für Seine Majestät den König von Württemberg beendigt und so eine Frucht dieser Reise hervorgebracht, die seinem Namen einen guten und dauernden Klang verleihen muß.

Was ich nie für möglich gehalten, habe ich hier unwillkürlich gethan, — eine Vorrede geschrieben, und bitte den Leser um Entschuldigung, mit dem feierlichen Versprechen, mich eines solchen Mißbrauchs seiner Geduld nie mehr schuldig machen zu wollen. — Vorrede ist eigentlich falsch: es müßte Nachrede heißen; denn erst, wenn das Buch beendigt ist, sagen wir noch dem geneigten Leser ein paar passende Worte, wie wir ja einen guten Freund, der uns besuchte, bis an die Hausthüre begleiten und mit der Bitte entlassen, bald wieder zu kommen, wenn es ihm bei uns gefallen, — womit ich denn auch auf der Schwelle meines Hauses von dem freundlichen Leser Abschied nehmen will.

Haide-Haus, bei Stuttgart, im September 1855.

F. W. Hackländer.

zu Anfang der Probe zu erſcheinen oder derſelben überhaupt beizuwohnen.

Auch an der Gräfin Blendheim, deren ſich der geneigte Leſer gewiß noch erinnern wird, iſt die Zeit nicht ganz ſpurlos vorübergegangen: ſtärker iſt die ſchöne Frau nicht geworden, auch läßt der Glanz ihrer lebhaften Augen noch nichts zu wünſchen übrig, aber ... — doch ſtill, wir ſind bei Hofe, und ſchon ein ſolcher Gedanke, wie wir ihn eben zu faſſen im Begriffe waren, könnte von nachtheiligen Folgen für uns werden, denn die geiſtreiche Gräfin iſt noch immer ſtark mit dem Hofe liirt und immer noch die intime Freundin und verſtändige Rathgeberin des Prinzen Heinrich, welchen wir auch jetzt an ihrer Seite in einem ſehr niedrigen Fauteuil, beſchattet vom grünen Schirme einer Lampe, ausgeſtreckt ſehen.

Auch Seine Hoheit haben bedeutend ge—, wir wollten ſagen, auch Seine Hoheit haben ſich zur Probe eingefunden, denn dieſelben ſind ein leidenſchaftlicher Verehrer von derartigen Schauſpielen, ſei es auf der hell erleuchteten Bühne des Schloſſes oder im Halbdunkel der Hofbühne.

Wer ſich von den Mitwirkenden oder von den ganz wenigen Auserwählten, denen das Glück zu Theil wurde, einer Probe beiwohnen zu dürfen, nicht am Theetiſche befand, ſpazirte, mit Anderen plaudernd, im großen Saale auf und ab.

An der Thür traf Rodenberg den jungen Decorationsmaler, einen hübſchen Mann mit ſchwarzem, lockigem Haar und energiſchen Mienen und Bewegungen, der ihm entrüſtet ſagte:

„Sollten Sie es wohl glauben, daß ich vier Stunden zu thun gehabt habe, um meine Aufſtellung hier in Ord-

nung zu bringen, mit der ſich eine fremde Hand in der ſchlechteſten Abſicht beſchäftigt hatte? Es iſt gut, daß ich dem Landfrieden hier nicht getraut — wir hätten uns furchtbar blamiren können!"

„Und jetzt?" fragte Rodenberg nicht ohne einige Beſorgniß.

„Jetzt iſt Alles wieder in Ordnung: an den Eingängen ſtehen von meinen Leuten, Jeder mit einem großen Lattenſtücke, und haben den ſtrengſten Befehl, wo ſo ein betreßter Halunke die Naſe hineinſteckt, gleich draufzuſchlagen, denn es iſt Niemand als die Bande des Ober-Hofmarſchalls, welche uns, gewiß auf höheren Befehl, all' dieſen Schabernack ſpielte — hol' ſie der Teufel!"

„Wozu ich demſelben guten Appetit wünſche — aber jetzt bitte ich Sie dringend, nehmen Sie ſich zuſammen, daß Alles gut geht!"

„Unbeſorgt; ich weiß, was für mich auf dem Spiele ſteht — auch war der ganze Saal voll Gasgeruch, als ich heute Morgen hereintrat."

„Sie erſchrecken mich, Schlegel!"

„Angebohrt hatten ſie die proviſoriſche Leitung — angebohrt! Soll mich der Teufel holen — aber ich begab mich ſogleich auf die Kanzlei des Ober-Hofmarſchallamts, ich verlangte zu Protocoll vernommen zu werden, und zwar im Beiſein aller diſponibeln Dienerſchaft — ſie machten Schwierigkeiten, aber ich ſetzte es durch, und da ich ihnen an ihre Dickſchädel ſagte, daß ein infamer Halunke heute Morgen abſichtlich die Gasleitung angebohrt habe, und zwar mit einem Pfropfenzieher — das habe ich bemerkt —, und wie ich das mit der größten Beſtimmtheit ſagte, wußte ich auch

ſchon, wer es gethan hatte! Darauf erklärte ich ihnen einfach, wenn das wieder vorkomme und es träte hierauf Jemand mit Licht in den Saal, ſo flöge das ganze Schloß in die Luft! Das Geſchmier unterſchrieb ich und bat dringend, es durch Seine Excellenz vor den Fürſten bringen zu laſſen!"

„Daran thaten Sie ganz wohl, und auch ich will nachher Seiner Königlichen Hoheit darüber berichten — alſo bis nachher — behüt' Sie Gott, Schlegel, und machen Sie Ihre Sachen gut!"

Rodenberg ſchritt gegen den Tiſch, an dem ſich die Gräfin Blendheim befand, machte ihr und dem daneben ſitzenden Prinzen eine Verbeugung und grüßte dann die übrigen Anweſenden mit einer leichten, ungezwungenen Neigung des Kopfes, auch wohl mit irgend einem Worte oder einer Handbewegung. Eigenthümlich war es dabei, wie ihm dieſer Gruß, je nach der Parteiſtellung der Betreffenden, zurückgegeben wurde, wie Einige denſelben freundlich erwiederten, wie Andere dem jungen Manne ſogar freundlich die Hand reichten, Einige mit ſehr froſtigen Mienen kaum mit dem Kopfe nickten, Andere ſogar thaten, als hätten ſie von Rodenberg's Begrüßung durchaus nichts geſehen — ſo die allerdings ſehr gelbe Tochter des Ober-Hofmarſchalls, welche zu ihrer Nachbarin im Tone der Langenweile ſagte: „Nachgerade werden mir dieſe vielen Proben unausſtehlich."

Rodenberg hatte ſich um den Tiſch herum dem Prinzen genähert, der ihm ſeine Hand reichte und dann zur Gräfin Blendheim in lautem Tone ſagte: „Es freut mich immer, wenn ich dieſen guten Rodenberg ſehe; abgeſehen von ihm ſelbſt, dem ich kein Lob in's Geſicht ſagen will, ſo erinnert

er mich immer an eine ſo angenehme Zeit, die wir damals am Rheine verbrachten — wiſſen Sie noch, Gräfin?"

„Ob ich das je vergeſſe?" entgegnete ſie freundlich lächelnd — „wo ich mich dazu hergeben mußte, um ... —"

„Bſt," machte Seine Hoheit, „nicht aus der Schule plaudern — in meinem Herzen riefen Sie dadurch neben allen anderen Gefühlen auch noch das der Dankbarkeit hervor — a—a—a—ah!

„Am wunderſchönen grünen Rhein,
Als alle Knoſpen ſprangen!"

ſagt Heine. — Apropos, Rodenberg, ehe ich's vergeſſe, ich habe Ihnen nachher unter vier Augen etwas zu ſagen, was Sie intereſſiren wird — erinnern Sie mich ſpäter daran."

„Gewiß — ich werde es nicht vergeſſen!"

„Wenn es den Herrſchaften gefällig iſt," ſagte Rodenberg mit lauter Stimme, „ſo wollen wir mit der Probe beginnen!"

„Ehe Seine Königliche Hoheit erſcheint?" fragte der Ober-Hofmarſchall mit wichtiger Miene herantretend.

„Wir können vielleicht die einzelnen Bilder einmal durchprobiren, ehe Seine Königliche Hoheit kommt," erwiederte Rodenberg, ſich an die Geſellſchaft wendend, „und es geht dann ſpäter um ſo beſſer."

„Ja, ja, fangen wir an — er hat Recht — ein paar Proben können nichts ſchaden — aber zwei Mal die ganze Geſchichte — wie langweilig — das ſind meine letzten lebenden Bilder, in denen ich mitwirke!" hörte man verſchiedene Stimmen in ſehr verſchiedenem Tone ſagen.

„Ehe Sie anfangen, lieber Rodenberg," rief die Gräfin Blendheim, „nehmen Sie hier einen Brief, der an Sie ge-

kommen und in welchem, wie ich fürchte, nicht viel Angenehmes ſteckt — er iſt von der Baronin Stockhaußen!“

„A—a—a—ah, die Baronin iſt noch nicht hier?“

„Nein, aber ihr Brief!“

Rodenberg riß den Umſchlag ab und las mit lauter Stimme, nachdem er die Zeilen durchflogen: „Euer Wohlgeboren bedauere ich unendlich, anzeigen zu müſſen, daß es mir unmöglich iſt, der heutigen Probe beizuwohnen, ja, daß ich mich wahrſcheinlich zu meinem großen Leidweſen verhindert ſehen werde, bei der eigentlichen Aufführung mitzuwirken. Sie hatten die außerordentliche Güte, mir die Rolle der alten Frau anzuvertrauen, an deren Spindel ſich die Prinzeſſin verletzt und alsdann in ihren langen Schlaf ſinkt. Obgleich im Märchen, bleibt es doch immer eine Prinzeſſin, und ich wäre die, wennſchon unſchuldige Urſache an ihrem Unglücke, was aber meinem Gefühle ſo ſehr widerſtreitet, daß ich deßhalb die Rolle des ſonſt ſo intereſſanten alten Weibes nicht zu übernehmen vermag. Höflichſt — Adelgunde Baronin von Stockhaußen.“

Hätte Rodenberg in dieſem Augenblicke um ſich geſchaut, ſo wäre ihm die triumphirende Miene des Hofmarſchalls nicht entgangen, ſo wie ein raſcher Blick, welchen derſelbe mit ſeiner Tochter wechſelte. Dieſe erhob ſich hierauf mit einer gelangweilten Miene und verſchwand zwiſchen Orangenbüſchen, welche einen kleinen Eingang zur Bühne verdeckten.

„Das iſt gerade das erſte Bild!“ rief Rodenberg ärgerlich — „will keine der anweſenden Damen die Freundlichkeit haben und nur für heute die Rolle der Frau Baronin von Stockhaußen übernehmen? — Ich bitte dringend darum!“

„Ich würde es recht gern thun,“ rief die Gräfin Blend-

heim, doch darf ich meinen Poſten als surveillante généralo nicht verlaſſen!“

„Will keine von den Damen ſo freundlich ſein?“ bat Rodenberg, und da Alle ſchwiegen, wandte er ſich gegen eine ihm nahe ſtehende, außerordentlich ſchöne junge Dame und ſetzte in feſtem Tone hinzu: „Ich bin überzeugt, Fräulein von Tellin, Sie haben die Güte!“

„Ich hätte mich ſchon angeboten,“ erwiederte das junge Mädchen freundlich, doch ....“ — ſie ſtockte lächelnd und fuhr alsdann fort: „Wenn Sie mich brauchen können, ſtehe ich gern zu Dienſten.“

„Ich danke Ihnen und bitte, mir zu folgen.“

Er betrat mit der jungen Dame die Bühne und bat den Decorationsmaler Schlegel, ſie zur Aushülfe für heute Stellung nehmen zu laſſen.

Die Tochter des Oberhofmarſchalls machte große Augen und eine unmuthige Bewegung, als ſie dieſer alten Frau gegenüber aufgeſtellt wurde.

Rodenberg gab das Zeichen mit der Klingel, und darauf ſchoben ſich die Vorhänge geräuſchlos und präcis aus einander, was bei der nun ſtattfindenden allmählichen und doch raſchen Enthüllung des Bildes von ſo überraſchendem Effecte war, daß ſelbſt die Gegner des jungen Mannes nicht unterlaſſen konnten, ihr Intereſſe kund zu geben. Aber das Bild ſelbſt, welches nun erſchien, war von ſo ganz entgegengeſetzter Wirkung, daß es faſt komiſch war und man hätte glauben können, das alte Weib und Dornröschen hätten ihre Rollen vertauſcht. Alles lachte, und die ohnehin ſchon unmuthige Tochter des Ober-Hofmarſchalls warf einen giftigen Blick auf ihr Gegenüber und wandte ſich raſch um,

indem ſie ſagte: „Auf dieſe Art iſt keine Probe möglich — ich wenigſtens bedanke mich dafür und erlaube mir, das ganze Arrangement horribel zu finden!“

Rodenberg konnte ſich eines bittern Lächelns nicht enthalten, vermochte es aber auch nicht, die Bemerkung zu unterdrücken, daß, wenn etwas horribel zu finden ſei, ſo läge es einzig in der Rückſichtsloſigkeit, mit der man ſein Nichterſcheinen bei einer Probe erſt beim Beginne derſelben anzeige; „doch bin ich das zu ändern nicht im Stande und bitte, zum zweiten Bilde überzugehen: ‚Der Prinz mit ſeinem Jagdgefolge!‘“ rief er mit lauter Stimme.

Der Vorhang hatte ſich eben ſo geräuſchlos wieder geſchloſſen, und es erſchienen ein halbes Dutzend junger Herren, von denen einer, ein großer, ſchlanker, etwas magerer junger Mann mit auffallend blondem Haar, vor Rodenberg hintrat und mit einer ſchnarrenden Stimme ſagte, wobei er ſich, die Hände in den Taſchen ſeiner Beinkleider, auf ſeinen geſpreizten Beinen hin und her bewegte und die Naſe bedeutend hoch trug: „Er—r—rlauben Sie mir—r—r, mein Lieber—r—r—r ....“

Rodenberg wandte ſich langſam um und ſchaute hinter ſich, ob dort vielleicht noch Jemand ſtehe, der mit der Anrede: ‚Mein Lieber‘ gemeint ſein könne; als ſich dort aber Niemand befand, fragte er den langen jungen Mann mit ſcharfem Tone: „Ah, Sie ſprachen mit mir, Herr Graf von Donnitz?“

„Ganz gewiß, und wollte Ihnen nur—r—r meine Bemer—rkungen machen, daß ich unmöglich im Stande bin, das mir—r vor—rgeſchr—riebene gr—rüne Coſtume zu acceptir—ren — unmöglich, denn es paßt zu meinem Haar—r—r

wie — wie — nun, es paßt gar—r nicht," ſetzte er hinzu, da ihm kein paſſender Vergleich einfallen mochte — „ich habe an Blau gedacht ...."

„Der Prinz, welcher das Glück hat, von Ihnen vorgeſtellt zu werden, Herr Graf," entgegnete Rodenberg in gefälligem Tone, „iſt auf der Jagd, und auch damals ſchon waren alle Jäger-Anzüge grün."

„Aber—r—r er—rlauben Sie mir—r—r, mein Lieber—r—r, ein Prinz wird doch wohl das Recht haben, einen blauen Jagd-Anzug zu tragen, wenn es ihm beliebt — ich wenigſtens habe mich zu einem ſolchen entſchloſſen!"

„So werde ich Ihren Wunſch Seiner Königlichen Hoheit vortragen, welche nach meiner Anſicht geruhten, grüne und graue Anzüge für den Prinzen und ſein Jagdgefolge zu beſtimmen."

„Ja, nach Ihrer—r—r Anſicht, mein Lieber—r—r! Ihre Anſicht iſt aber—r—r durchaus nicht maßgebend für—r—r uns, und wenn Seine Königliche Hoheit dagegen meine Gründe hören, ſo werden Sie nicht ermangeln ...."

„Ihnen einen hellblauen Anzug mit Silber, ſowie ein weißes Barett mit hochrothen Federn zu geſtatten," konnte ſich Rodenberg nicht enthalten, in unmuthigem Tone zu erwiedern, worauf der lange junge Herr ſeine Augen weit aufriß und in noch ſchnarrenderem Tone ſagte:

„Es wär—re mir—r—r ſehr—r—r angenehm, wenn Sie mich künftig ausreden ließen — haben Sie mich ver—r—rſtanden, mein Lieber—r—r—r?"

„Gewiß, und werde Ihrem Wunſche willfahren, ſobald ich Zeit dazu habe — übrigens iſt mein Name Rodenberg, und wenn es den Herren nun gefällig iſt, ſo erſuche ich ſie

freundlich, zu dem zweiten Bilde zuſammenzutreten: ‚Der Prinz auf der Jagd ſieht in der Morgendämmerung das dicht verwachſene Schloß vor ſich liegen, in welchem Dornröschen ſchläft!‘ — Lieber Schlegel,“ rief er in die Couliſſen hinein, „wir probiren jetzt ohne Decorationswechſel nur die Stellungen der Figuren!“

„Ein verfluchter Kerl, dieſer Rodenberg,“ ſagte der lange Graf, der den Prinzen vorſtellte, zu ſeinen Cavalieren, nachdem ſie von dem Decorationsmaler geſtellt worden waren und der Andere weit zurückgetreten war, um den Effect aus der Ferne beurtheilen zu können — „ein ganz arroganter Burſche!“ ſetzte er hinzu — „ich begreife auf Ehre nicht, wie man ſich hier—r—r ſo etwas gefallen laſſen mag! Bei uns werden auch lebende Bilder arrangirt, und wenn je ein Bürgerlicher dazu gelaſſen wird, ſo hat er aus reſpectvoller Entfernung zu bitten, und wenn es meiner—r—r Anſicht nach beſſer—r—r iſt, es anders zu machen, ſo thue ich es, ohne lange danach zu fragen, und dabei haben unſere lebenden Bilder noch immer ſo reuſſirt, daß alle Welt davon entzückt war!“

„Man muß hier das ganz beſondere Verhältniß berückſichtigen, in welchem dieſer Herr Rodenberg zu Seiner Königlichen Hoheit ſteht ....“

„Stand, mein Lieber — ſtand; wir von da draußen wiſſen zuerſt, wo der Wind herkommt, und daß er hier im Begriffe iſt, ganz gewaltig zu changiren — darauf kann man ſich verlaſſen!“

„Alſo deßhalb machen Sie Ihre Oppoſition?“ lachte ein Dritter — „ich dachte es gleich, daß Sie Ihre Gründe hätten — armer Rodenberg!“

„Ich danke Ihnen, meine Herren,“ hörte man die helle Stimme des jungen Malers ſagen, „und wenn ich bitten darf, wollen wir nun das dritte Bild ſtellen — auch ohne Decorationswechſel, da wir nachher vor Seiner Königlichen Hoheit doch noch einmal mit Allem durchprobiren müſſen: ‚Der Prinz ſteht am Fuße der Schloßtreppe, auf welcher oben einer von der Dienerſchaft ſchlafend liegt!‘ — Es wird Ihnen dieſes Bild ſehr mager vorkommen,“ fuhr Rodenberg fort, „aber allerdings müſſen beim dritten und vierten Bilde die Decorationen die Hauptſache thun, und kann ich Ihnen davon eine wunderbare Wirkung verſprechen — ſo, ich danke Ihnen. — Jetzt zum fünften Bilde: ‚Der Prinz im Schloßhofe, wo am Eingange zu demſelben Pagen, Jäger und Dienerſchaft aller Art, von Schlingpflanzen umrankt, in tiefem Schlafe liegen!‘ — Herr Graf, darf ich Sie wohl bitten, etwas mehr Erſtaunen auszudrücken, denn was Sie als Königsſohn da ſehen, muß Ihnen ungewöhnlich vorkommen — ſo, heben Sie die rechte Hand etwas auf, wenn ich Sie ganz ergebenſt bitten darf — vortrefflich, ich danke Ihnen, meine Herren!

„Nun zum ſechsten Bilde! — Die Damen, wenn ich bitten darf: ‚Der Königsſohn tritt in das Innere des Schloſſes und ſieht hier den Hofſtaat der Prinzeſſin, ihre Damen, Edelknaben und Ritter, Alles in tiefem Zauberſchlafe!‘ — Ein Bild von zauberiſcher Wirkung, wenn es gut geſtellt und beleuchtet iſt — ſo, meine Damen — ich danke Ihnen — Sie haben die vorige Probe nicht vergeſſen — Fräulein von Tellin, dürfte ich Sie wohl bitten, den Kopf etwas mehr dem Publicum zuzuwenden — Herr Baron Hund war im Begriffe, der Dame, neben der Sie ſtehen,

Ein Winter in Spanien.

die Hand zu küſſen, und bitte ich, dieſe Bewegung ein wenig mehr zu nuanciren — ſo, ich danke Ihnen — vortrefflich! Mit dem Bilde im Coſtume und richtig beleuchtet, müſſen wir die größte Ehre einlegen — ich danke den Herrſchaften! — Jetzt kommt noch das Schluß-Tableau: ‚Der Königsſohn findet Dornröschen ſchlafend auf ihrem Lager; durch die Fenſteröffnungen haben ſich lange Ranken wilder Roſen in das Gemach geſtohlen und ſo über der Schlafenden eine Roſenlaube gebildet!‘ — Darf ich bitten — wo iſt die Baronin Hardenberg?“

„Meine Tochter iſt hinausgegangen, um friſche Luft zu ſchöpfen — der Dunſt der Lichter und der Geruch der Decorationen fing an, ihr unerträglich zu werden — iſt es nöthig, daß ich nach ihr ſehen laſſe?“

„Durchaus nicht,“ gab Rodenberg ihr in ſehr ruhigem Tone zur Antwort; „Fräulein von Tellin iſt wohl ſo gütig, auch für dieſe Rolle noch einmal einzutreten — darf ich Sie wohl bitten?“

„O, ich thue es recht gern, Herr Rodenberg!“

Der Königsſohn und Dornröschen nahmen ihre Stellung, und als hierauf der Decorationsmaler Schlegel plötzlich einen Lichtſtrahl auf das reizende Geſicht des ſchönen, ſchlafenden Mädchens fallen ließ, konnten ſich die Zuſchauer im Saale nicht enthalten, ſtürmiſch zu applaudiren.

Seine Excellenz der Herr Ober-Hofmarſchall war neben Rodenberg getreten und ſagte mit leiſer, aber etwas ärgerlich klingender Stimme: „Sie haben wohl, gemäß unſerer Unterredung von heute Morgen, nichts gefunden, um dem Wunſche Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürſtin-Mutter gerecht zu werden?“

„Leider nein, Excellenz, ſo ſehr ich die Sache auch bedacht und hin und her überlegt habe; mein gnädigſter Herr verſprechen ſich ſo viel von dieſen lebenden Bildern und freuen ſich ſo auf den Abend der Ausführung, daß ich es faſt für grauſam gehalten hätte, auch nur einen Verſuch zu machen, ihm dieſe Freude zu verderben — auch wüßte ich wahrhaftig dafür keinen halbwegs triftigen Grund anzugeben!“

„Das bedaure ich aufrichtig,“ entgegnete der Ober-Hofmarſchall in eiskaltem Tone; „es wäre für Sie ſelbſt, mein lieber Herr Rodenberg, nicht ganz unerſprießlich geweſen, der Frau Fürſtin-Mutter durch dieſe Kleinigkeit eine freundliche Bereitwilligkeit zu zeigen!“

„Ich glaube, Euer Excellenz werden ſich erinnern, ich habe das ſchon bei wichtigeren Dingen mit wahrer Aufopferung gethan!“

„Und dies hätte Sie eigentlich keine Mühe gekoſtet — Sie hätten Seiner Königlichen Hoheit nur zu ſagen brauchen, die Sache geht nicht, wie ſie gehen ſollte, wir müſſen die Ausführung verſchieben!“

„Wenn die Schuld davon mich allein betroffen hätte, ſo würde ich es vielleicht gethan haben; aber es ſteht dabei der Name, ja, die Zukunft eines jungen Künſtlers auf dem Spiele, der glücklich iſt, vor dem Fürſten zeigen zu können, daß er etwas verſteht!“

„Mit Ihrem jungen Künſtler,“ entgegnete der Hofmarſchall unmuthig, „mit Ihrem ewigen Protegiren von Leuten, denen man, gerade heraus geſagt, von oben herab nicht wohl will!“

„A—a—a—ah!“ machte Rodenberg.

„Sie ſchaden ſich ſelbſt damit, ohne Ihren Schützlingen zu nützen — oder glauben Sie, der Hoftheater-Intendant wird ſich von Ihnen einen Decorationsmaler octroyiren laſſen?“

„Von mir nicht, aber vielleicht doch von unſerem gemeinſchaftlichen Herrn.“

„Wir wollen ſehen.“

Damit verließ ihn Seine Excellenz, und Rodenberg, der ihm lächelnd nachgeſchaut, ſprach zu ſich ſelber: „Alle Welt hier protegirt und intriguirt — warum ſollte ich mich in dieſen Fächern nicht auch verſuchen? Denken wir ein wenig an die kleine Leonie, wie wir ihr nützlich ſein können.“ Er trat an den Tiſch, wo die Gräfin Blendheim ſaß, und wurde hier von dem Prinzen mit den freundlichſten Worten des Lobes und der Anerkennung empfangen — „ich bin ſtolz auf Sie,“ ſagte Seine Königliche Hoheit, „und habe ein Recht dazu, denn Sie können nicht läugnen, daß ich es eigentlich war, der Sie erfunden — erfunden, ein ganz ſuperbes Wort in dieſer Richtung — nicht wahr, Gräfin? Und die Erfindung macht mir alle Ehre — wie deliciös haben Sie das Proſcenium durch lebende Pflanzen hergeſtellt, wie zauberhaft öffnet ſich der Vorhang, und welch wunderbaren Licht-Effect wir uns verſprechen dürfen, haben wir beim Schluß-Tableau geſehen — ſah doch die kleine Tellin aus wie ein verklärter Engel!“

„Ich danke Euer Königlichen Hoheit für dieſe Anerkennung,“ erwiederte der junge Mann, ſich tief verbeugend, „und glaube in der That, verſprechen zu dürfen, daß unſere lebenden Bilder von guter Wirkung ſein werden — wir haben bis jetzt nur probirt und ohne Decorationen und

Coſtumes — denken ſich Euer Königliche Hoheit die reichen Gewänder, dazu die kräftige Beleuchtung und die Geſichter der Mitwirkenden ein wenig — wie ſoll ich mich doch ausdrücken, um nicht zu ſagen: geſchminkt — ein wenig mit Farbe arrangirt!"

„Iſt das nöthig?" fragte Prinz Heinrich.

„Unbedingt — bei der grellen Beleuchtung, die wir nöthig haben. Euer Königliche Hoheit ſahen gewiß, wie entſetzlich bleich Fräulein von Tellin ausſah, ſo ſchön ihre Züge auch erſchienen."

„Ich bemerkte das wohl," warf die Gräfin ein — „es war nicht mehr der Schlaf, es war deſſen ernſterer Bruder, der Tod."

„Außerordentlich richtig bemerkt, gnädigſte Gräfin, und da ich einmal der Schminke als etwas durchaus Nothwendigem gedachte, ſo müſſen wir auch auf Jemand denken, der es über ſich nimmt, in dieſer Richtung den Damen behülflich zu ſein — bis jetzt wurde ſtets eine von den Damen des Theaters gebeten, bei der Vorſtellung gegenwärtig zu ſein, auch um kleine Winke beim Ankleiden zu geben, was durchaus nichts ſchaden kann."

„Was meinen Euer Königliche Hoheit dazu?" wandte ſich die Gräfin an den Prinzen.

„Darin erlaube ich mir weder einen Rath, noch einen Vorſchlag; es iſt ein ſehr delicater Punkt, von dem man ſich fernhalten muß, um Vorwürfe zu vermeiden."

Seine Königliche Hoheit ſagten das mit einem eigenthümlichen Lächeln und indem ſie der Gräfin feſt in die noch immer ſchönen Augen blickten.

„Und Sie, Rodenberg?"

„Ich muß mich gänzlich der Anſicht des gnädigſten Herrn anſchließen — Euer Excellenz, als surveillante générale, als Ober-Intendantin der kleinen Vergnügungen Seiner Königlichen Hoheit, haben darin allein zu beſtimmen — es fragt ſich vielleicht nur, ob man eine von den älteren oder eine von den jüngeren Damen nehmen ſollte.“

„Darum handelt es ſich allerdings,“ ſagte Prinz Heinrich.

„So nennen Sie einige von den älteren und einige von den jüngeren Damen des Theaters, die Sie für paſſend halten.“

„Nennen Sie einige, nennen Sie einige,“ ſagte der Prinz, als Jener achſelzuckend ſchwieg.

„Nun, da wäre Frau Balſers oder Frau Scherbeck.“

„Von den älteren,“ bemerkten Seine Königliche Hoheit — „recht alt ....“

„Da wäre Frau von Lüders — Fräulein Leonie Gerhold von den jüngeren.“

„Und wen würden Sie von dieſen Vieren vorſchlagen?“

„Geſtatten Sie mir, gnädigſte Gräfin, keinen Vorſchlag zu machen, um gänzlich neutral zu bleiben; denn,“ ſetzte Rodenberg in einem bezüglichen Tone hinzu, als er ſah, wie ſich der Ober-Hofmarſchall näherte, „ich ſtehe ſo ſchon im Verdachte des Protegirens!“

„Das Beſte wäre wohl,“ meinte der Prinz, „man ließe die jungen Damen ſelbſt entſcheiden, und ſo wird kein Menſch ſagen können, daß hier Jemand eingewirkt habe.“

„So müſſen wir die jungen Damen zuſammenrufen.“

„Thun Sie das,“ ſagte die Gräfin Blendheim laut und ſetzte ſehr raſch mit leiſer Stimme hinzu: „Unter uns, für wen ſind Sie eigentlich?“

Rodenberg ſah die Gräfin achſelzuckend an, und erſt als ſie ihren Kopf unmuthig aufwarf und dabei ſprach: „So reden Sie doch!“ entgegnete er: „Ich glaube, es wäre maßgebend, die Dame auszuwählen, die es am beſten verſteht, ſich ſelbſt anzuziehen und zu ſchminken.“

„Das iſt wohl die Gerhold?“

Rodenberg begnügte ſich, leicht mit dem Kopfe zu nicken; dann rief er die jungen Damen zuſammen und zog ſich nun, um auch den Schein einer Einwirkung zu vermeiden, hinter die Couliſſen zurück.

Mit den jungen Damen waren auch die Herren erſchienen, denen aber die Gräfin bedeutete, daß ſie bei der Verhandlung nicht zugelaſſen werden könnten. Darauf trug ſie den jungen Damen das Nothwendige vor und ſtellte es ihnen anheim, ob ſie eine der älteren oder der jüngeren Damen bitten wollten, Ihnen beim Ankleiden behülflich zu ſein.

„Unbedingt eine von den jüngeren!“ vernahm man mit beifälligem Gemurmel aus dem Kreiſe der Herren.

„Sie haben hier durchaus keine Stimme,“ rief die Gräfin ernſt, „und ich will es nicht dulden, daß die Gallerieen einen Einfluß auf unſere wichtige Verhandlung ausüben!“

„Was eine der älteren Damen des Theaters anbelangt,“ ſprach die Baronin Hardenberg, die Tochter des Ober-Hofmarſchalls, welche nun draußen genug Luft geſchöpft hatte, „ſo hat eine ſolche allerdings die größere Erfahrung für ſich, aber auch den meiſten künſtleriſchen Eigenſinn, und wir werden uns gänzlich unterordnen müſſen, ohne auch nur das Recht zu haben, unſere Meinung zu ſagen — ich kenne das.“

„Ja, wir kennen das — wir kennen das!“

„Und eben ſo bin ich überzeugt,“ fuhr die Sprecherin fort, „daß wir im Falle einer Meinungsverſchiedenheit durchaus keine Hülfe an Herrn Rodenberg hätten — ich wäre deßhalb für eine der jüngeren Damen, die uns beſſer verſtehen und mit ſich reden laſſen.“

„Aber Frau Balſers verſteht es, ſich anzuziehen und zu ſchminken,“ ſagte eine andere der Damen, „und Frau Balſers iſt eine ſehr würdige Frau.“

„O—o—oh!“ hörte man die Herren ſagen, worauf ihnen die Gräfin Blendheim mit komiſch-ſtrengen Blicken zurief: „Bei der nächſten Einmiſchung werde ich die Gallerieen räumen laſſen!“

„Wollten Euer Excellenz nicht ſelbſt einen Vorſchlag machen?“ meinte die Baronin Hardenberg.

„Was meinen Sie zu Fräulein von Lüders?“

„Man kann gerade nicht ſagen, daß ſie ſich geſchmackvoll anzieht — gewiß nicht — und wie Kenner behaupten, verderbe ſie ihr nicht unſchönes Geſicht durch falſches Schminken.“

„Was meinen Sie zu Fräulein Bretten?“ ſagte die Baronin Hardenberg.

„Nur dieſe nicht — ſie iſt allerdings immer reich gekleidet, beſonders in Converſationsſtücken; aber ſie wählt die Farben ihres Anzuges ſchlecht — trug ſie doch bei der geſtrigen Vorſtellung zu einem Hute mit rothem Bande einen Shawl mit rothem Grunde — es ſah in der That abſcheulich aus!“

„Und neulich war ſie ein wandelnder Blumengarten mit Roſen und Bouquet — wo im Haar und auf dem Kleide

nur irgend ein Platz zu finden war — es ſah ſchrecklich geſchmacklos aus!“

„Wenn Sie ſo fortfahren,“ ſprach die Gräfin, „ſo werde ich mit meinen Vorſchlägen bald zu Ende ſein — was meinen Sie zu Fräulein Gerhold?“

Aus den Reihen der Herren ließ ſich trotz der vorher empfangenen Drohung ein ſo beifälliges Gemurmel vernehmen, daß die Gräfin ſich nicht enthalten konnte, warnend ihren Zeigefinger zu erheben; doch ſagte ſie dabei: „Daß Fräulein Gerhold immer geſchmackvoll und reizend angekleidet erſcheint, kann man ihr nicht abſprechen — was meinen Sie zu ihr? — Laſſen Sie uns zum Schluſſe kommen, meine Damen!“

„Sie iſt im gewöhnlichen Leben ein wenig auffallend,“ meinte die Baronin Hardenberg; „auch ſpricht ſie viel und verſchweigt nicht gern eine pikante Bemerkung.“

„Aber man ſagt, ſie ſei außerordentlich amuſant, und daß ſie tadellos angezogen iſt und ſich vortrefflich ſchminkt, muß man ihr laſſen.“

„Alſo bitten wir Fräulein Gerhold, wenn es den Damen recht iſt,“ ſagte die Gräfin Blendheim, und da hierauf keine Einwendungen mehr vorgebracht wurden, erlaubten ſich die Herren, lachend der unparteiiſchen und ſtrengen Präſidentin ihre Bewunderung auszudrücken.

Rodenberg, der herbeigerufen wurde, vernahm anſcheinend mit großer Gleichgültigkeit, daß die Wahl der jungen Damen für eine freundliche Hülfe bei den lebenden Bildern auf Fräulein Leonie Gerhold gefallen war, und ließ ſich von der Gräfin Blendheim beauftragen, die junge Künſtlerin hiervon in Kenntniß zu ſetzen.

Mit einer Verbeugung zurücktretend, ſprach er dann zu ſich ſelber: „Mehr konnte ich nicht für ſie thun, und ich bin überzeugt, daß ſie es ſich zum Nutzen machen wird, vor dieſem ausgeſuchten Kreiſe von jungen Damen plaudern zu dürfen, und daß ſie über ihren Intendanten, über Capellmeiſter und Capellmeiſterin und verſchiedene Colleginnen Pikantes genug liefern wird, um ſich ſo als ein von Intriguen verfolgtes ſchutzloſes Lamm darzuſtellen.“

Ein Lakai trat in dieſem Augenblicke an ihn heran, um ihm die Meldung zu machen, daß Seine Königliche Hoheit in dem nächſten Augenblicke eintreten würde.

Gleich darauf wurden die Flügelthüren des Saales geöffnet und der Fürſt trat in Begleitung einiger Herren ein.

XLIII.

„Ich werde nicht mit Dir, Du Süße, rechten!“

Seine Königliche Hoheit gingen, ohne viel nach rechts oder links zu ſchauen, mit ſehr aufrechtem Gange, aber etwas verlegener Miene gerade auf die Gräfin Blendheim los, reichten ihr die Hand und ſagten alsdann: „Es iſt ſehr gütig von Ihnen, Gräfin, daß Sie ſo freundlich ſind, die Beſchützerin dieſer jungen Damen zu machen.“

Die jungen Damen, welche rings im Kreiſe herumſtanden, bedankten ſich für ihre Erwähnung durch einen tiefen Knix.

„Und daß Sie,“ fuhr der Fürſt fort, „auch dabei die jungen Herren ein klein wenig im Auge behalten.“

Die jungen Herren bedankten ſich hierauf durch eine tiefe Verbeugung ebenfalls, und nur einer derſelben, der wohlgelitten war und ſich ſchon etwas herausnehmen konnte, erlaubte ſich die Bemerkung, daß die Gräfin außerordentlich ſtreng ſei und die ganze Sache zu ernſthaft nehme.

Worauf ſich Seine Königliche Hoheit die Hände rieben und dieſe Aeußerung des Wohlgelittenen ganz außerordentlich amuſant fanden.

„Wo iſt Rodenberg?“ fragte der Fürſt.

„Zu Eurer Königlichen Hoheit Befehl,“ ſagte jener, jetzt erſt in den Kreis tretend, der ſich um den Theetiſch verſammelt hatte.

„Wie weit ſind wir, lieber Rodenberg?“

„Wir haben die lebenden Bilder einmal durchgegangen, aber mit der Decorationsprobe auf Eure Königliche Hoheit gewartet.“

„Das iſt mir ſehr angenehm — ich habe mich den ganzen Tag darauf gefreut — glauben Sie, daß die Decorationen gelingen werden?“

„Ich bin davon überzeugt.“

„Unſer Hoftheater-Intendant, den ich mitgebracht habe, iſt es nicht ſo ganz — nun, wir wollen ſehen, wer Recht behält, die alte oder die neue Zeit.“

„Eure Königliche Hoheit thun mir Unrecht, wenn Sie mich als Gegner der neuen Zeit bezeichnen,“ ſagte der Hoftheater-Intendant Freiherr von Wurzen, ein ſchon älterer Herr mit einer gelben Weſte und einer weißen Halsbinde; „ich bin nur dafür, das Alte nicht eher wegzuwerfen, bis man ſich von dem Beſſeren des Neuen hinlänglich überzeugt hat.“

„Davon wollen wir uns gerade überzeugen,“ gab der Fürſt heiter lächelnd zur Antwort; „kommen Sie, Rodenberg, ich habe Ihnen etwas zu ſagen.“

Seine Königliche Hoheit wandte ſich nach dieſen Worten raſch um, der Kreis der Damen und Herren, die ihn umgaben, öffnete ſich ſchnell und ehrfurchtsvoll, ihn mit Rodenberg durchlaſſend, worauf er den jungen Mann am Arme nahm und mit ihm nach dem anderen Ende des Saales ging.

Die Zurückbleibenden ſchauten den Beiden mit ſehr verſchiedenem Ausdrucke in Blicken und Mienen nach; einige lächelten mit gleichgültiger Sanftmuth, als zeige ſich ihnen ein gewöhnliches und durchaus nicht unerwartetes Schauſpiel; andere ſahen befremdet drein und ſuchten fragend die Blicke ihrer Nebenſtehenden. Seine Excellenz, der Herr Ober-Hofmarſchall, welcher neben ſeine Tochter getreten war, flüſterte derſelben achſelzuckend hinzu: „Kann man ſich wohl noch auf das Wort von Jemandem verlaſſen, ſelbſt wenn dieſer Jemand zu den höchſtgeſtellten Perſonen gehört? — Nein, wahrhaftig nein! Den Aeußerungen nach, die mir heute Morgen gemacht wurden, hätte ich gewiß denken müſſen, man ſcheue ſich nicht, etwas von einer beginnenden Ungnade durchblicken zu laſſen, und nun bras dessus, bras dessous — man muß ſich in Acht nehmen, man muß nicht leichtſinnig ſein, noch weniger aber leichtſinnig vertrauen, am allerwenigſten aber leichtſinnig reden, ma chère, und darin biſt Du zuweilen recht ſtark — mache es doch wie ich und behalte Deine Abneigung für Dich — er müßte ſchon verflucht geſcheit ſein, wenn er mich nicht für einen zuverläſſigen Freund halten wollte!“

„Ich haſſe ihn!“ ziſchte die Baronin Hardenberg.

„Ich weiß das,“ entgegnete Seine Excellenz in ſehr gleichgültigem Tone; „Du haſſeſt ihn aber nicht aus höheren Rückſichten, nicht aus Gründen der Politik — ein Mädchenhaß.“

Der Darſteller des Königsſohnes in den lebenden Bildern, der lange, blonde Graf, wandte ſich an den Baron Hund vom Höllenſteine und ſagte ihm in ärgerlichem Tone: „Wie oft die beſten Nachrichten täuſchen — ich hätte eine

Million gewettet gegen eine Bratkartoffel, daß der da hinten nicht mehr der liebe Rodenberg des Fürſten geweſen wäre!"

„Und deßhalb nannten Sie ihn: Mein Lieber—r—r?" gab der Baron Hund lachend zur Antwort.

„Was wollen Sie, ein Diplomat muß zu nuanciren verſtehen und ſich dabei doch retiré halten — er konnte das ‚Mein Lieber' nehmen, wie er wollte."

„Aber er nahm es, wie Sie es meinten, denn, mon cher, c'est le ton, qui fait la chanson. —"

Seine Königliche Hoheit waren am Ende des Saales in eine Fenſterniſche getreten und ſagten zu Rodenberg, der vor ihm ſtand: „Unſere lebenden Bilder müſſen reuſſiren, müſſen glänzend ausfallen!"

„Ich wünſche das auch, da es der Wunſch Eurer Königlichen Hoheit iſt, und nebenbei meinem Decorateur zu Liebe, der gewiß zeigen wird, daß er 'was Rechtes verſteht."

„Nebenbei, Rodenberg — ja, nebenbei, lieber Rodenberg, iſt es mir aber um die Sache ſelbſt zu thun; ich glaube, daß die lebenden Bilder eine große Zukunft haben und daß, wenn man ſie in verſtändige Verbindung mit unſerer gewöhnlichen Oper oder mit dem Melodrama, ſelbſt mit Luſtſpielen bringt, daraus etwas ganz Neues und Ausgezeichnetes entſtehen könnte; ich beſchäftige mich ſehr damit — vielleicht zu ſehr — meine Mutter beliebt das zu ſagen, und meine Miniſter erlaubten ſich in dieſer Beziehung Anſpielungen. Ich war heute Morgen allerdings etwas zerſtreut bei ihrem Vortrage — ich dachte darüber nach, ob wir nicht den Verſuch machen ſollten, Dornröschen ſich im letzten Bilde

erheben zu laſſen, um das Ganze mit einer Anſprache an das Publikum zu beſchließen."

„Die Baronin Hardenberg als Dornröschen?" fragte Rodenberg in einem Tone des Zweifels.

„Ich weiß wohl," entgegnete der Fürſt mit einer ungeduldigen Bewegung — „wir wollen froh ſein, wenn ſie ſich glücklich hinaushilft, ohne den Mund aufzuthun — ich hätte gern die kleine Tellin genommen."

„Ich auch."

„Daran iſt nun nichts mehr zu ändern, und wenn meine Mutter zuſchaut, ſo thut ſie es nur, weil ihr Liebling die Hauptrolle hat — aber es wäre ſchön geweſen, wenn wir einen Schritt hätten thun können zur Verwirklichung meiner diſtinguirten Idee, lebende Bilder mit Oper oder Luſtſpiel zu verbinden — finden Sie nicht auch?"

„Gewiß," gab Rodenberg etwas zerſtreut zur Antwort.

„Ich weiß gar nicht, was meine Mutter und was meine Herren Miniſter wollen — man ſollte es anerkennen, wenn ich mich bemühe, einen neuen Styl, um mich ſo auszudrücken, für dramatiſche Werke zu finden, wie man zum Beiſpiel einen neuen Bauſtyl findet — habe ich nicht Recht?"

„Eure Königliche Hoheit haben allerdings Recht," entgegnete der junge Maler, „ſich in Ihren Freiſtunden mit ſo etwas zu beſchäftigen; doch darf ich mir wohl allerunterthänigſt die Bemerkung erlauben, daß Ihre Herren Miniſter ſo wichtige Dinge zum Vortrage bringen, daß denſelben wohl eine ungetheilte ..."

„Aufmerkſamkeit," erwiederte der Fürſt in gelangweiltem Tone, „zu Theil werden ſollte — o, ich weiß, was Sie

ſagen wollen, und es könnte mich faſt verdrießen, daß Sie immer und ewig auf ſo etwas zurückkommen!"

„Es iſt aber doch das Wichtigſte!"

„Aber auch das Langweiligſte und geht auch ſo — wofür habe ich meine Herren Miniſter — wofür habe ich meinen Staatsrath? — Soll ich vielleicht für ſie arbeiten? — Doch laſſen wir das jetzt — in dieſem Augenblicke habe ich eine Freiſtunde — will ich eine Freiſtunde haben — das werden Sie mir doch wohl erlauben — nicht wahr, mein lieber Herr Rodenberg?"

Dieſes Einſchieben des ‚Herrn' zwiſchen Beiwort und Namen war immer der Anfang eines beginnenden Unwillens, und da Rodenberg aus Erfahrung wußte, daß er ſich denſelben doch unnöthiger Weiſe zuziehen würde, ſo ſagte er lachend: „Verzeihen mir Eure Königliche Hoheit, man wirft mir immer vor, ich gebe ſo oft einen ſchlechten Rath, daß ich mir wohl einmal erlauben könnte, einen ausgezeichnet guten mitzutheilen!"

„Ja, ja, und ich glaube, daß Sie Recht haben. Aber laſſen wir das jetzt und beginnen wir unſere Proben; ich freue mich wie ein Kind darauf — alſo die Decorationen ſind in der That gelungen?"

„Dafür kann ich ſtehen."

„Und ſonſt nichts Neues?"

„Nichts von Wichtigkeit: die jungen Damen unter Vorſitz der Frau Gräfin von Blendheim haben den Beſchluß gefaßt, Fräulein Leonie Gerhold zu bitten, ihnen bei der Toilette behülflich zu ſein — wenn Eure Königliche Hoheit nichts dagegen haben."

„Durchaus nichts — ich mag die kleine Perſon wohl leiden — elle est si amusante — si drôle.“

„Und eine ſo vortreffliche Sängerin.“

„Gewiß, gewiß.“

„Unbegreiflich, daß man ſie verfolgt und ihr die beſten Rollen nimmt!“

„Wer verfolgt ſie? Wer nimmt ihr ihre Rollen?“

„Ich nenne nicht gern Namen — doch möchte ich Eure Königliche Hoheit ganz ergebenſt bitten, an geeigneten Orten nur den Wunſch auszuſprechen, daß die kleine Gerhold die Rolle als Orſini in der Lucrezia behalten möge.“

„Das will ich recht gern thun; aber Sie wiſſen, daß mein Intendant ein großer Herr iſt, mit dem ich nicht gern Kirſchen eſſe, er liebt es ſehr, uns anderen armen Leuten nur die Stiele und Steine zu laſſen — und Gründe weiß er vorzubringen — nun, ich denke, gerade wie meine Mutter — aber Ihnen zu Gefallen will ich den Wunſch ausſprechen; doch wollen wir froh ſein, wenn wir unſeren Decorationsmaler glücklich durchbringen — und nun vorwärts — laſſen Sie einige Seſſel, drei, vor's Proſcenium ſtellen, für mich, für meinen Oheim und für die Gräfin Blendheim — die Anderen können das ſtehend anſchauen.“

Rodenberg trat mit einer tiefen Verbeugung zurück, traf die befohlenen Anordnungen und begab ſich dann hinter den Vorhang.

Die Probe begann, nachdem ſich der Fürſt über die Einrichtung des Proſceniums und die Aufſtellung der lebenden Pflanzen ſo wie über den ſo kunſtvoll ſich öffnenden Vorhang lobend ausgeſprochen. Dann erſchien das erſte Bild: das Gemach der alten Frau, wo Dornröschen dem Spinnen

zuſteht, ſich an der Spindel verletzt, um alsdann in den hundertjährigen Schlaf zu fallen. Da Fräulein von Tellin abermals die alte Frau machte, ſo glaubte der Fürſt, man habe das Bild falſch geſtellt, und war ſchon im Begriffe, die gelbe Tochter des Ober-Hofmarſchalls auf's gröblichſte zu beleidigen, als ihm die Gräfin Blendheim noch zu rechter Zeit lachend zuflüſterte: „Ich bitte unterthänigſt, leiſe zu reden; Fräulein Tellin iſt nur aus Gefälligkeit für die Baronin von Stockhaußen eingetreten.“

„Ah ſo,“ erwiederte der Fürſt in ſehr heiterer Laune und eben ſo leiſe; „bei meinem Worte, ich habe ſchon geglaubt, die Hardenberg mache die alte Frau und ſei falſch geſtellt worden — es wäre auch ſo ganz vortrefflich gegangen.“ — Dann ſchaute er hinter ſich und rief dem Hoftheater-Intendanten zu: „Das zweite Bild iſt es, wo wir dieſe ausgezeichneten Decorationen zu ſehen bekommen werden; geben Sie Achtung, genau, aber unparteiiſch.“

Das zweite Bild ſtellte einen dichten Wald vor beim erſten Grauen des Tages: rechts auf einer Anhöhe lagerte der Königsſohn mit ſeinem Jagdgefolge, er ſelbſt lehnte am Stamme einer rieſenhaften Eiche und ſchaute in ein Thal, welches ſich im Hintergrunde ausbreitete und aus dem man nebelhaft eine bis jetzt noch unbekannte Maſſe emporſteigen ſah — waren es Baumgruppen — waren es Gebäude — waren es Felſen? — Unmöglich, dies jetzt ſchon bei den tiefen Schatten, in die das Thal gehüllt lag, ſo wie bei dem kaum anbrechenden Tageslichte zu erkennen; hoch oben in der Luft glänzte ein einſamer Stern.

„Das iſt der Stern der Liebe,
Den ich da flimmern ſeh'“

recitirte Prinz Heinrich, worauf ihm der junge Fürst nicht ohne Beziehung erwiederte: „Ganz gewiß, lieber Oheim, aber mir scheint, er ist im Begriffe, zu verschwinden.“

Und so war es auch. —

Der Stern erblaßte eben so langsam und allmählich, wie sich die Landschaft aufzuhellen schien; man sah förmlich, daß der Morgenduft wie von einem frischen Winde dahingetrieben dem Thale entlang floh und langsam verschwand vor dem anbrechenden Tageslichte, das, mit der größten Natürlichkeit und den sanftesten Uebergängen Berg und Thal erhellend, jetzt deutlich sehen ließ, daß das, was sich aus dem Hintergrunde erhob, ein altes, großartiges, prächtiges Schloß war, welches aber auf die wunderbarste und wunderlichste Weise eingehüllt erschien in Laubmassen und Schlingpflanzen — wie mit grünen Schleiern war es zugedeckt, und nur hier und da sah man eine Fensteröffnung hervortreten, einen Theil der Mauerzinnen, die Spitzen der Dächer über riesenhaften Baumkronen und den oberen Theil der großen Treppe, welche sich in einem zierlichen Bogen von einem Felsenvorsprunge auf die Höhe einer ausgedehnten Terrasse schwang.

Hierbei war aber Alles: Malerei, Beleuchtung, von so vollendeter Wirkung, daß man hätte glauben können, durch einen großen Bogen in's Freie zu sehen; da waren die Abstufungen des Lichtes so fein gewählt und durchaus nicht störend, da war es, als könne man sehen, daß sich nun links im Thaleinschnitte die Sonne erhebe und mit ihren glänzenden Strahlen das alte Mauerwerk vergolde, daß seine Fenster strahlten, daß seine Metalldächer zwischen dem überwuchernden Grün röthlich glänzten, daß die Wetterfahne auf

dem Hauptthurme wie ein leuchtender Punkt ausſah, daß das ganze verſammelte Publikum, der Fürſt zuerſt, in einen lauten Ruf der Bewunderung ausbrach und ſo anhaltend applaudirte, wie es nur ein Parterre von gewöhnlichen Kunſtenthuſiaſten zu thun im Stande iſt.

„Ich muß geſtehen, das iſt das Schönſte in Decorationen, was mir bis jetzt vor Augen gekommen — habe ich Recht?“ wandte er ſich an den Hoftheater-Intendanten.

„Allerdings, von großer Wirkung, doch muß ich geſtehen, etwas zu ſehr Diorama.“

„Pah, das iſt mir ganz gleich, wenn ich damit nur erreiche, was ich erreichen will!“

„Ob aber ein ähnlicher Effect bei unſeren gewöhnlichen Theatereinrichtungen zu erreichen iſt, wäre doch eine andere Frage.“

„Gewiß, Herr Baron,“ hörte man hier die Stimme Rodenberg's, welcher leiſe in den Kreis hinter den Fürſten getreten war; „der Decorationsmaler Schlegel, welcher dieſe Decorationen gemalt und aufgeſtellt hat, verpflichtet ſich, ohne viel Mühe und große Koſten etwas ganz Aehnliches auf der Hofbühne herzuſtellen.“

„Er verpflichtet ſich allerdings,“ ſagte der Hoftheater-Intendant in ſcharfem Tone; „ob er aber dieſer Verpflichtung nachkommen kann?“

„Aufmerkſamkeit, meine Herren,“ rief der Fürſt, „unſer Bild iſt noch nicht zu Ende — bis jetzt ſah man nur die Decoration, doch tritt nun das lebende Bild in ſeine Rechte; ſehen Sie, wie prachtvoll der Glanz des Morgens das Geſicht unſeres Königsſohnes erhellt, wie er erſtaunt und forſchend hinüberſchaut — vortreffliche Stellung — und das

Jagdgefolge — wie maleriſch geordnet — ah, ausgezeichnet — wunderſchön!“

Jetzt ſtand das Bild in der That in vollem Glanze und bot eine ſolche Fülle von Licht, gab Alles mit einer ſo unbeſchreiblichen Klarheit, daß man erſtaunt ſein mußte, wie es möglich ſei, eine ſolche Lichtmaſſe wirken zu laſſen — dann ſchloß ſich der Vorhang mit einer friſchen Jagdfanfare.

Für die Eingeweihten war das Räthſel einfach zu löſen; Rodenberg hatte dafür Sorge getragen, daß der Saal durch Auslöſchung einer Menge Kerzen verdunkelt war, und Schlegel hatte die glänzende Nachmittagsſonne zu Hülfe genommen und durch ihre glühenden Strahlen, die er im Hintergrunde der kleinen Bühne durch ein geöffnetes Fenſter einfallen ließ, dieſe zauberhafte Wirkung hervorgebracht.

Darin lag allerdings etwas von den Kräften, deren ſich das Diorama bedient, wie der Freiherr von Wurzen ganz richtig bemerkt; doch waren in dieſem Falle die Mittel gleichgültig, da der Zweck erreicht war.

Seine Königliche Hoheit ſagten in ſehr beſtimmtem Tone: „Schon nach dieſer Probe von der Kunſt Ihres Empfohlenen wäre es unverantwortlich, einen ſo talentvollen jungen Künſtler wieder ziehen zu laſſen — ich hoffe, man iſt meiner Anſicht — doch fahren wir fort!“

Das dritte Bild: ein ſchattiger Laubgang, an deſſen Ende man von einem einfallenden Sonnenſtrahle den Eingang zum inneren Schloſſe beleuchtet ſah.

„Bravo — bravo! — Außerordentlich ſchön! — Auf Ehre, räuberhaft! —“

Und eben ſo wurden die anderen Bilder, in denen nun die Perſonen mehr in den Vordergrund traten, durch rau-

Bayerische Staatsbibliothek München

Erſtes Kapitel.

Nach Italien.

Abreiſe von Stuttgart. Ein Eiſenbahnbild. Das Neckarthal. Herbſtliche Zeit. Ein Kirchlein. Bergriesen. Geißlingen. Ulm. Biberach. Ravensburg. Das Haus des Hannikel. »Turlesbach fertig.« Bodenseedampfer. Rorſchach. Ein Freund. Schweizer Telegraphen. Ueber den Splügen. Chiavenna. Donna è mobile! Gewitterſtürme. Colico und der Dampfer Adda. Fahrt auf dem Comerſee. Regenmantel, Regenwetter und Paſſagiere. Der energiſche Kellner. Como. Paßweſen auf der Eiſenbahn. Hôtel Reichmann.

An einem warmen ſchönen Herbſtmorgen, es war der 8. Oct. 1853, beſtieg ich mit meiner Familie in Stuttgart den Eiſenbahnwagen, um eine Reiſe nach Italien und Spanien anzutreten, — „fertig, fort“ rief der Zugführer, und es iſt das die letzte Abfertigung, das Signal zur Abfahrt — fertig, fort! — man hört es oft wenn man kleine Ausflüge in der Umgebung macht und freut ſich alsdann den dunkeln Bahnhof verlaſſen zu können. Heute aber, wie das „fertig, fort“ den leichten Faden zerriß, der uns noch an die Heimath band, und wir gleich darauf langſam vorwärts fahrend, noch einmal im Fluge die betrübten Geſichter der Freunde und Bekannten ſahen, die uns vom Abſchied ſchmerzlich bewegt das Geleite gegeben, winkend mit der Hand und mit feuchten Augen, unſer letztes Lebewohl ebenſo erwidernd — heute bewegt das

ſchenden Beifall belohnt — vor Allem das Schlußtableau: das Gemach der Prinzeſſin, wo die reiche Ausſchmückung, die Pracht des Geräthes und der Tapeten in wunderbaren Einklang gebracht war mit der maleriſchen Zerſtörung, die ſich nach hundertjähriger Verödung zeigte durch eingedrungene Schlingpflanzen, die Alles mit Grün umſponnen, ſo wie durch weiche, glänzende Mooſe, welche die Steinverzierungen bedeckten und auf dem Boden einen förmlichen Teppich bildeten. Und wie war hier wieder das einfallende Licht benutzt, glänzte es doch faſt nur auf dem Lager der Prinzeſſin, ſo daß ſie wie von einer Strahlenglorie umgeben ihrer Erweckung entgegenträumte!

Nach einem letzten rauſchenden Beifalle erhob ſich der Fürſt, und ſich halb gegen Rodenberg, halb gegen den Hoftheater-Intendanten wendend, ſagte er: „Laſſen Sie Ihren Zauberer hervortreten, ich muß ihm ſelbſt meinen Dank ſagen, ſo wie den Wunſch ausſprechen, ſeine Kunſt auch künftig verwenden zu dürfen.“

„Wollten Eure Königliche Hoheit mir nicht erlauben, vorher noch einige Renſeignements einzuziehen oder mir wenigſtens überlaſſen, mit dem jungen Manne in Unterhandlung zu treten, ehe Eure Königliche Hoheit ihm vielleicht Hoffnung machen?“

Der Fürſt warf unmuthig den Kopf empor, während er dem Sprecher in einem trockenen Tone in die Rede fiel: „Wie ſo, Hoffnungen machen? Davon kann gar nicht die Rede ſein, ſondern ich will ihn bei mir behalten — ich will!“

Einen Augenblick darauf ſtellte Rodenberg den jungen Künſtler vor, der vom Fürſten auf's beſte empfangen wurde, dem derſelbe ſeinen Dank ausſprach und alsdann hinzuſetzte:

„Der Hoftheater-Intendant ſoll durch Rodenberg die Wünſche erfahren, unter denen Sie bei uns bleiben wollen, und ich werde dafür ſorgen, daß Sie bald einer der Unſerigen ſind — nochmals meinen beſten Dank!“

Rodenberg drückte ſeinem Schützlinge herzlich die Hand und beeilte ſich, ihn einigen Herren und Damen vorzuſtellen, von deren Wohlwollen für ſich ſelber, alſo auch für den Anderen er überzeugt ſein zu können glaubte.

Auch hier empfing Schlegel Worte der Anerkennung, und man freute ſich, ein Talent zu beſitzen, das im Stande ſei, an manchem alten Schlendrian zu rütteln.

Der Adjutant des Prinzen Heinrich, welcher in den vergangenen Jahren nicht nur viel ſtärker, ſondern auch Oberſt geworden war, drückte am herzlichſten ſeine Freude aus, einen ſo außerordentlichen Künſtler perſönlich kennen zu lernen: „Fragen Sie Rodenberg, wie gern ich mich in Ihren Kreiſen bewege — wie glücklich ich bin, da ein freies Wort zu hören, eine friſche Anſicht — und auch noch aus anderen Gründen bin ich entzückt, daß Sie bei uns bleiben: als der Fürſt zuerſt über Sie und dann zu Ihnen ſprach, ſahen wir Geſichter, nicht wahr, Rodenberg, die ſo vergnügt ausſahen, als ſei man im Begriffe, ihnen einen hohlen Zahn auszuziehen — trichinenhaft, auf Ehre! — Ich hoffe, Sie beſuchen mich,“ ſagte er zu Schlegel und wandte ſich alsdann an Rodenberg, dem er zuflüſterte: „Ich glaube, der Prinz will Sie nachher auf einen Augenblick ſprechen, wenn er es nicht vergeſſen hat, was er Ihnen ſagen möchte; auf alle Fälle treten Sie ihm in den Weg, wenn er fortgeht.“

„Rodenberg!“ rief es aus dem Saale herüber.

„Gehen Sie, der Fürſt ruft Sie — ſchmieden Sie Ihr

Eiſen, ſo lange es warm iſt, das iſt der Rath eines guten Freundes — aber Sie thun es doch nicht — Sie können es nun einmal nicht laſſen, für alle Welt die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen!"

„Alſo halten Sie mich für dumm?" ſagte Rodenberg, indem er lachend hinübereilte.

„Nein, nein, aber für räuberhaft gutmüthig und für trichinenhaft beſcheiden!" —

„Sie baten mich vorhin um etwas," fragte der Fürſt, welcher mit der heiterſten Miene und die Hände reibend die Decoration des Proſceniums betrachtete, den Herbeieilenden — „was war das doch?"

„In Betreff der kleinen Gerhold."

„Richtig, aber das iſt ſchlimm, noch einmal mit dem Intendanten anzubinden — wir haben ihm ſchon ſtark auf den Fuß getreten."

„Das kommt auf meine Rechnung."

„Und ſo meinen Sie, ich ſolle die Gerhold über mich nehmen? — Wäre nicht ſo übel — aber Sie kennen meine Grundſätze, und ich möchte nicht gern in's Gerede kommen — gerade jetzt nicht."

„So darf ich mir vielleicht erlauben, in dieſem Falle Eure Königliche Hoheit zu bitten, mich als ganz unverſchämten Bittſteller und Querulanten zu bezeichnen — ich habe ſchon ſo viel auf meiner Rechnung, daß mich das Bißchen mehr auch nicht unglücklich macht."

„Meinetwegen, und Sie haben Recht, im Grunde ſind Sie auch ein unruhiger Querulant, aber nur im Intereſſe Anderer — denken Sie nie an ſich ſelber?"

„Gewiß, Eure Königliche Hoheit, und dann habe ich allerdings einen ſehnlichen Wunſch.“

„Und welcher iſt das? Ich wäre begierig, ihn kennen zu lernen.“

„Daß Eure Königliche Hoheit gegen mich ſo geſinnt bleiben, wie bisher!“

„Ich glaube, davon können Sie überzeugt ſein,“ entgegnete der Fürſt. — Doch können wir nicht verſchweigen, daß er bei dieſen Worten dem jungen Manne nicht ſo offen und frei in's Geſicht ſchaute, als er ſonſt wohl zu thun pflegte; auch ſagte er etwas haſtig: „Kommen Sie, ich will jetzt mit Wurzen reden.“

Der Hoftheater-Intendant war klug genug, auf ſeiner Stirn auch nicht mehr die geringſte Falte ſehen zu laſſen, ja, er lächelte wohlwollend und heiter, als der Fürſt mit Rodenberg auf ihn zutrat, und ſein Blick verdüſterte ſich auch dann nicht, als ihm der Fürſt mit lachendem Munde ſagte: „Wir kommen mit einer Bitte zu Ihnen, eigentlich Rodenberg — es betrifft die kleine Gerhold, gegen die Sie ja ſo außerordentlich hartherzig ſein ſollen — was ich in der That nicht begreifen kann.“

Jetzt flog ein leichter Schatten über das Geſicht des Hoftheater-Intendanten, doch blieb in ſeinen Mundwinkeln immer noch ein kleines Lächeln ſtehen, unter deſſen Einfluß er zur Antwort gab: „Hartherzig bin ich gewiß nie, mein allergnädigſter Herr, aber ſtets gerecht.“

„Nennen wir es meinetwegen ſo, doch hat auch die ſtrenge Gerechtigkeit ihre Gränzen, und gegen eine ſchöne Sängerin darf man wohl zuweilen milde ſein — was hat denn die kleine Gerhold verbrochen?“

„Durchaus nichts, Königliche Hoheit — ich ſah mich nur veranlaßt, ihr ein paar Rollen zu nehmen, für die ihre Stimmlage nicht recht paßt.“

„Aber Sie haben ihr den Orſini genommen, für den ſie ſo vortrefflich paßt.“

„In der äußeren Erſcheinung vielleicht.“

„Gewiß, und ihr Trinklied ſang ſie allerliebſt.“

„Ich mußte dieſe Rolle einem neuen Mitgliede geben, Königliche Hoheit, Fräulein Berger, welche als Altiſtin engagirt iſt; ihre Stimme iſt ſchön und ſtark.“

„Aber ſie ſelbſt iſt häßlich und mager, und ich hätte in der That lieber die Gerhold geſehen.“

„Eure Königliche Hoheit ſehen mich untröſtlich,“ ſagte der Hoftheater-Intendant, indem er ſeine Hände demuthsvoll zuſammenlegte — „untröſtlich — aber es würde dieſes neu eingetretene Mitglied außerordentlich kränken, wenn man ihm eine übertragene Rolle wieder abnähme!“

„Aber es kränkt ein ſchon länger engagirtes Mitglied nicht minder, wenn man ihm eine Rolle nimmt, in der es vortrefflich iſt,“ erlaubte ſich Rodenberg einzuwerfen, wofür ihn ein ſprühender Blick des Freiherrn von Wurzen belohnte, worauf dieſer ſich gegen den Fürſten wendend ſagte:

„Eure Königliche Hoheit ſind gewiß nicht dafür, ein neues, vortreffliches Mitglied auf dieſe Art zu kränken!“

„Gewiß nicht — haben Sie denn die Lucrezia auf dem Repertoire?“

„Sie ſoll ſogar am nächſten Sonntage gegeben werden.“

„Eine Oper, die ich überhaupt nicht beſonders mag,“ meinte der Fürſt achſelzuckend — „man könnte das ja ändern.“

„Es iſt unangenehm, ein Stück abzuändern," entgegnete der Hoftheater-Intendant.

„Eine ſehr richtige Bemerkung des Herrn Barons," warf Rodenberg in zuſtimmendem Tone ein, „denn auch das Publikum empfindet auf's unangenehmſte dieſe beſtändigen Abänderungen."

„Ja, das iſt wahr," ſtimmte der Fürſt bei, „in Abänderungen ſind wir ſtark; man hat mir neulich eine Liſte vorgelegt, ich weiß nicht mehr, wer, aus der ich erſehen, daß man ein Stück nicht nur ſelten an dem Abende gibt, an dem es auf dem Repertoire ſtand, ſondern daß oft zwei bis dreimal geändert wird, ehe wir überhaupt etwas zu ſehen bekommen."

„O weh," dachte Rodenberg, „die Liſte kommt auch auf meine Rechnung — für Leonie iſt heute nicht viel mehr zu machen — vielleicht helfen wir uns auf eine andere Art."

Und als nun der Fürſt ſagte: „Iſt es nicht ſo, Rodenberg?" Und dann zu dem Oberhof-Marſchall, der hinzugetreten war: „Nicht wahr, Excellenz, wir leiden Alle ſehr unter den ewigen Veränderungen?" ſo konnte ſich der junge Mann nicht enthalten, zu antworten:

„Ja, es iſt ſo, und deßhalb laſſe ich meine Bitte fallen, um mich nicht auch der Schuld theilhaftig zu machen, eine neue Abänderung auf dem Gewiſſen zu haben."

„Uebrigens hatten wir geſtern eine brillante Vorſtellung," ſagte der Fürſt in ſeiner Gutmüthigkeit, ehe er ſich abwandte, — „Adieu, meine Herren!"

Er verließ den Saal, und hierauf ſtob Alles mit der größten Eilfertigkeit aus einander.

Einer der Letzten war Prinz Heinrich, dem Rodenberg

dienſtfertig die große Flügelthür zur angränzenden Gallerie öffnete, über welche derſelbe in ſeine Wohnung gelangen konnte. Ehe der Prinz aber den Saal verließ, blieb er ſtehen, ſchaute dem jungen Manne einen Augenblick feſt ins Geſicht und ſagte nach einigem Beſinnen: „Beinahe hätte ich wieder vergeſſen, was ich Ihnen ſchon ſeit einigen Tagen ſagen wollte; kommen Sie einen Augenblick mit mir, wenn Sie Zeit haben. Guten Abend, Werdenberg — ich danke Ihnen!“

Nachdem der Prinz und Rodenberg hierauf die Gallerie, ſowie ein paar Corridore durchſchritten, gelangten ſie zu den Gemächern des Prinzen und hier in ein kleines, behaglich eingerichtetes Cabinet, das mit Kunſtſachen in ſeltenen Bronzen, Elfenbeinſchnitzereien, alten Waffen angefüllt war, deſſen reichſte Verzierung aber in einem wundervollen Bilde von Murillo beſtand, welches über einem breiten Divan hing.

Hier ließ ſich der Prinz nieder und bedeutete dem jungen Manne, ſich auf einen kleinen Fauteuil zu ſetzen, der an der Seite ſtand; dann lehnte er ſich in die Ecke des Divans zurück, faltete ſeine dünnen, weißen Finger in einander, und als er hierauf ſeine Augen ſchloß und den Kopf hinabſinken ließ, wurden die Züge ſeines Geſichtes ſchlaff, und er ſah alt, recht alt aus.

Die Jahre, welche zwiſchen jenem Carneval in Köln und dem heutigen Tage lagen, waren an Seiner Königlichen Hoheit nichts weniger als ſpurlos vorübergegangen, und gerade daß er ſich außerordentliche Mühe gab, dies ſeine gewöhnliche Umgebung nicht merken zu laſſen, veranlaßte ihn zu einer Kraftverſchwendung, auf die dann häufig eine ähnliche Abſpannung folgte.

Er war plötzlich eingeſchlafen, und Rodenberg, welcher vor ihm ſaß, wartete, die Arme über einander geſchlagen, geduldig, wartete recht gern und wartete mit Liebe auf das Wiedererwachen ſeines Gönners und Freundes.

Ja, das Letztere war er ihm in vollem Maße geweſen, ſeit er den jungen Mann an den Hof gebracht, ſeit er ſeine erſten Schritte geleitet und ſeitdem er ihm alsdann immer noch durch gute Winke, auch zuweilen noch durch leiſe Ermahnungen bei ſeinem Fortkommen behülflich war. Und dabei war er ehrlich genug geweſen, dem jungen Maler damals die beiden Wege zu zeigen, welche vor ihm lagen, um auf dem einen mit Sicherheit, auf dem anderen vielleicht eine glänzende Carrière zu machen. Der letztere war der Weg des Künſtlers, ein mühſamer, dornenvoller und weniger lohnender Weg, und ihn hätte auch Rodenberg unbedingt eingeſchlagen, wenn ihm bei dem anderen nicht ebenfalls ein künſtleriſches Streben möglich geweſen wäre und wenn er hier nicht die Ausſicht gehabt hätte, raſch die ſogenannten Höhen des menſchlichen Lebens zu erklettern.

Weßhalb es ihn da hinaufzog, wiſſen wir bereits und wollen auch nicht verſchweigen, daß der natürliche Ehrgeiz des ſtrebenden und mit dem Leben kräftig ringenden jungen Mannes es vorzog, ſich jener ſtarken Hand anzuvertrauen, die ihn raſch aufwärts führte, als in der mühevolleren Künſtlerlaufbahn einem Pfade zu folgen, der vielleicht doch nur die höchſte Höhe umkreiſte, ſtatt auf ihre Spitze zu führen.

Dabei war ſein Beſchützer für ihn gleich gut, gleich beſorgt geblieben, hatte ihm weder Lob noch Tadel geſpart,

hatte ihn über eingebildete Gefahren beruhigt, ihm dagegen wohl wirkliche Klippen und Abgründe gezeigt.

Daß eine der gefährlichſten Klippen in der Abneigung lag, welche die Mutter des regierenden Herrn gegen Rodenberg gefaßt hatte, und daß dieſe Klippe ihm früher oder ſpäter gefährlich werden, ja, ſeinen Untergang herbeiführen konnte, verſchwieg er ihm eben ſo wenig, als er ihm auch die beſten Anleitungen gab, ſein gebrechliches Schifflein zu ſteuern.

„Meine Schwägerin," hatte ihm der Prinz öfters geſagt, „welche natürlicher Weiſe jeden Einfluß eines Anderen auf ihren Sohn, den regierenden Herrn, mit ſcheelen Blicken anſieht, was ich auch ſehr begreiflich finde, bemüht ſich in Folge davon, dieſen Einfluß ſo ſchädlich als möglich darzuſtellen; deßhalb können Sie überzeugt ſein, daß Sie von ihr und ihrem Anhange mit den grellſten Farben als ein Ungeheuer der erſten Claſſe gezeichnet werden: Sie ſind ein Leichtſinniger, der den Fürſten zur Verſchwendung antreibt — Sie ſind ein Verleumder, der ſich unterſteht, nicht nur die edeln Eigenſchaften der Frau Fürſtin-Mutter zu verkleinern, ſondern der es ſogar wagt, und das iſt noch viel ſchlimmer, in unehrerbietigem Tone von Allerhöchſtderen Kammerfrauen und anderen Günſtlingen zu reden. — Sie ſind dabei ein höchſt eigennütziger Menſch, der den Fürſten zu großen Ausgaben veranlaßt, um ſelbſt ſein Schäfchen ins Trockene zu bringen — vor allen Dingen aber ſind Sie ein lockerer Geſelle, der den Fürſten zu allen möglichen Ausſchweifungen verführt, und das iſt die Klippe, an der Sie ſtranden werden."

Rodenberg hatte darauf wohl geantwortet: „Aber alle

dieſe Beſchuldigungen ſind falſch, wie Eure Königliche Hoheit es wiſſen und der ganze Hof, vor Allen aber der Fürſt."

Und Seine Hoheit hatten ihm dann mehr als einmal lächelnd erwiedert: „Wer das wiſſen will, muß es allerdings wiſſen — aber wie können Sie die Leute zwingen, wie können Sie ſie überreden, von Ihnen etwas Gutes zu glauben?"

„Aber was ich geleiſtet, was ich gethan, was an ſchönen und großen Einrichtungen auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit durch meine Hand entſtanden — wie kann man etwas verneinen, etwas abläugnen, was vor aller Welt Augen liegt?"

„Die Sache an ſich wird man Ihnen auch nicht abläugnen — aber wiſſen Sie, aus welchen Motiven Sie gearbeitet? Vor allen Dingen, um den Fürſten auf eine angenehme Weiſe zu beſchäftigen, um ihn von ernſten Dingen abzubringen, ſeinen Neigungen zu ſchmeicheln und ſich unentbehrlich zu machen — aus Eitelkeit, um ſich einen Namen zu erwerben, dann, um andere Leute Ihrer Klaſſe zu protegiren und emporzubringen, endlich, und das iſt die Hauptſache, um ſich auf unrechtmäßige Weiſe ein großes Vermögen zu ſammeln."

„Schändlich, abſcheulich!" hatte Rodenberg geantwortet und dann mit bitterem Lächeln hinzugeſetzt: „Leider vermag ich nur zu gut zu beweiſen, daß, wenn ich heute den Dienſt Seiner Königlichen Hoheit des Fürſten verlaſſe, meine erſte und ſehr ſchwere Sorge ſein muß, die Schulden zu bezahlen, welche ich während dieſer Dienſtzeit gemacht."

„Aber was der Pöbel, vornehmer und geringer, über dergleichen Dinge ſpricht," hatte der Prinz entgegnet, „eben

einfache „fertig, fort“ unſre Herzen, und wir, die wir abreiſen, ſitzen ſchweigend und gedankenvoll — an die Zukunft denkend, an den langen langen Weg vor uns, und auch viel und gern an eine glückliche Heimkehr. Nur die Kinder freuen ſich des Fahrens und ſchauen mit glänzenden Augen in das vielfarbige Grün des Schloßgartens, an deſſen Gränzen wir dahinfliegen, rücken aber nun ängſtlich zuſammen, als uns die Locomotive in den Roſenſteintunnel hineinreißt, und lachen erſt wieder als wir jenſeits des Berges das ſonnenbeglänzte Neckarthal erreichen. —

Ja es war ein ſchöner heiterer Tag, aber die Sonnenwärme hatte den klaren Himmel redlich erkämpft, erſt nach langen heftigen Gefechten ſchlug ſie die irdiſchen Nebelſchauer aufs Haupt und zwang ſie ſich in ihre Schluchten und Berge zurückzuziehen. Wohl ſchwebten noch längere Zeit einige Nachzügler, als Wolken zuſammengeballt, an dem tiefblauen Himmelsgewölbe dahin, doch führte der ſchöne Tag die Beſiegten wie im Triumph mit ſich; ihre weißen Maſſen dienten ſeiner Schönheit als Relief, und er benutzte ſie, um die glühende im bunten Herbſtſchmuck prangende Gegend hin und wieder mit zierlichen leicht vorüberziehenden Wolkenſchatten neu zu ſchmücken.

So fuhren wir dahin in ziemlich leerem Wagen, weßhalb es denn auch möglich war, ſelbſt gegen das Reglement hie und da an die Thür zu treten, um einen Blick in das ſchöne Neckarthal hinauszuwerfen. Bis nach Göppingen hinauf dampft die Locomotive faſt unter lauter Obſtbäumen dahin, die ſich über der Bahn die Hände reichen und jetzt ihre reifen Früchte in gelb und roth beinahe auf die Wagendecken herabhängen laſſen. Zur Rechten begleitet uns der Neckar bald in breitem Sand- und Kiesbette, bald durch mächtige Mauern eingeengt, die ihn auf die Seite drücken und ihm einen Platz für den Schienenweg abnöthigen; hier ſtürzt ſich der Fluß ſchäumend über ein Wehr hinab, dort trägt er geduldig und ergeben das Joch einer alten hölzernen Brücke mit ihren plumpen unregelmäßigen Formen, während ſich

ſo, was Ihre Schulden anbelangt, das ſind lauter Kleinigkeiten, die hier nicht in Betracht kommen; doch wovor ich Sie nochmals mit vollem Rechte warne, das iſt die Klippe, von der ich Ihnen vorhin ſprach, das iſt der Vorwurf, den man Ihnen, und gewiß mit Unrecht, machen wird, durch Anleitung zu Ausſchweifungen aller Art auf das Leben des Fürſten eingewirkt zu haben."

„Daß dieſer Vorwurf eine infame Lüge iſt, wird der Fürſt glänzend beweiſen."

„Und wenn er dieſen Beweis glänzend ſchuldig bleibt?"

„So iſt er edel und hochherzig genug, zu ſagen: ‚Rodenberg war mir bei meinen erlaubten Phantaſieen nützlich und behülflich — wir haben als junge Leute heiter und vergnügt zuſammen gelebt, wir haben die Kunſt gepflegt und dadurch Künſtler in jeder Richtung unterſtützt — wir haben allerdings dabei viel Geld ausgegeben, aber auch Schönes geſchaffen — wer aber behaupten wollte, Rodenberg habe mich zu unerlaubten Handlungen, zu Ausſchweifungen verleitet oder auch nur verleiten wollen, iſt ein ſehr ehrloſer Verleumder und Lügner!' — ſo wird der Fürſt reden, und ſo muß er reden."

In dieſem Augenblicke erwachte Prinz Heinrich und ſchaute ſein Gegenüber mit einem matten und erſtaunten Lächeln an; dann fuhr er mit der Hand über ſeine Stirn und fragte: „Sprachen Sie ſo eben zu mir, lieber Rodenberg, oder hat mir das nur geträumt?"

„Meine Gedanken waren wenigſtens mit Eurer Hoheit beſchäftigt — ich dachte an Ihr Wohlwollen, Ihre Güte, die Sie mir ſtets bewieſen, an die vortrefflichen Rathſchläge, ſowie auch an die Warnungen, welche Sie mir ertheilt."

„Ah ja, ah ja, daran dachten Sie also — Sie sind ein dankbares Gemüth; und ich träumte von dergleichen — ein Traum, der viel Wahrheit enthielt," setzte er seufzend hinzu — „mir träumte, ich sei alt geworden, sehr, sehr alt, oder noch besser gesagt, mir träumte, ich sei das geworden, wo man aufhört, alt oder jung zu sein."

„Verstehe ich Eure Hoheit recht, so hatten Sie einen Traum, der ein langes Leben verheißt."

„Man sagt so," erwiederte der Prinz kopfnickend; „aber daß ich recht alt geworden bin, erkenne ich daraus, daß ich in Ihrer Gegenwart einschlief — entschuldigen Sie mich!"

„Bedürfen Eure Hoheit eines solchen Wortes gegen mich?" fragte Rodenberg in einem fast vorwurfsvollen Tone. „Und es ist doch so begreiflich, daß Sie ermüdet sind — Sie stehen so früh auf, Sie haben gewiß einen langen Spazirritt gemacht, viel gearbeitet, und dann die Probe lebender Bilder — der dunkle Saal, das macht unwillkürlich schläfrig."

„Sie sind sehr freundlich, und es fällt mir ja auch nicht ein, vor Ihnen mein Alter abläugnen zu wollen — aber ich habe in der That von Ihnen geträumt, einen für uns Beide nicht sehr angenehmen Traum — ich war nicht mehr im Stande, Ihnen nützlich zu sein — meine Hand über Ihr Haupt halten zu können — wie ich so gern thue," sagte der Prinz mit weicher Stimme — „und da kam Alles so, wie ich es gefürchtet — doch besser, wir reden jetzt nicht mehr darüber — es war ja nur ein Traum."

„Gewiß; doch beweist mir auch dieses Leben im Traume, wie freundlich sich Eure Hoheit mit mir beschäftigen."

Der Prinz hatte sich wieder in die Ecke des Divans zurückgelehnt, hielt seine Hände gefaltet, und während er

einen Daumen um den anderen herumgehen ließ, betrachtete er den jungen Mann mit einem langen, freundlichen Blicke, ehe er ſprach: „Ich habe Sie gern, lieber Rodenberg, ich läugne das vor Niemandem und ſpreche es ſo oft und öffentlich aus, als mir nur möglich iſt; Sie haben vortreffliche Eigenſchaften, Sie ſind anhänglich und dankbar. Doch iſt es das nicht allein, was mich zu Ihnen hinzieht — wenn ich Sie ſehe, wenn ich mit Ihnen ſpreche, ſo tritt die Zeit, wo ich Sie kennen lernte, mit einer ſo friſchen Lebendigkeit vor mich hin, daß ich auffahre und ſuchend um mich her ſchaue, um — um — Jemanden anders zu finden — Sie verſtehen mich."

„Gewiß — gewiß."

„Eigenthümlich, lieber Rodenberg, daß wir uns damals in dem gleichen Gefühle trafen, Sie, der ganz junge Mann, ich ſchon in vorgerücktem Alter — noch ſonderbarer aber, daß ich damals Ihr Gefühl ſchon erkannte — ohne eiferſüchtig zu ſein — bei Gott, ich war nicht eiferſüchtig, obgleich ich dieſes ſonderbare Geſchöpf liebte, wie ich früher oder ſpäter niemals mehr etwas geliebt, und das, glaube ich, war und iſt bei Ihnen der gleiche Fall."

„Es war und iſt bei mir der gleiche Fall."

„Ah, jene Zeit," rief der Prinz mit einem Blicke des Glückes, „wie war ſie ſo ſchön — ich fühlte, daß ich noch lieben konnte, daß ich noch hätte glücklich ſein können — wenn — wenn — das überhaupt möglich geweſen wäre!"

„Und warum hätte es nicht möglich ſein können?" fragte Rodenberg mit leiſer Stimme und forſchendem Blicke, nachdem er langſam und ſchwer geathmet.

„Weil — weil — werden Sie es glauben, wenn ich

Ihnen ſage, daß ich damals die feſte Abſicht hatte, mich mit jenem wunderbaren Weſen dauernd zu verbinden — daß ich die erſten Schritte dazu that?"

Rodenberg zuckte unwillkürlich zuſammen.

„Was wollen Sie? — Sie war eine Marcheſa de Monterey, von einem alten, ſehr vornehmen Hauſe, und ich frei und unabhängig genug, um eine morganatiſche Ehe mit ihr ohne große Schwierigkeiten eingehen zu können — wie geſagt, ich that Schritte dazu — ich ließ ihr einen Vorſchlag machen."

„Den ſie ablehnte?" fragte der junge Maler in unbeſchreiblicher Spannung.

„Ja, den ſie ablehnte — weil ich zu ſpät kam."

„A—a—a—ah, weil Sie zu ſpät kamen — und wie iſt das wohl zu verſtehen? — liebte denn Sennora bereits einen Anderen?"

„Das glaube ich nicht, dazu hatte es nicht den Anſchein."

„Oder hatte ſie bereits ihr Wort gegeben?"

„Mehr als das — ich kam zu ſpät, da die Marcheſa bereits verheirathet war."

„Glücklicher Weiſe war Rodenberg auf etwas ganz Außerordentliches gefaßt und konnte deßhalb ohne einen Ausbruch des gränzenloſeſten Erſtaunens die eben geſagten Worte anhören, welche ſein Gegenüber ausſprach und ihn dabei ruhig und nicht einmal forſchend betrachtete. Nur glaubte der junge Mann zu fühlen, daß er auf eine Secunde furchtbar erbleichte und daß ihm im nächſten Augenblicke das Blut gewaltſam zum Kopfe ſtieg.

„Das überraſcht Sie einiger Maßen," fuhr der Prinz,

mild lächelnd, fort — „ging es mir doch im erſten Augenblicke eben ſo; doch muß ich geſtehen, daß ich halb und halb darauf vorbereitet war und daß mir das Verhältniß der ſchönen Sennora mit ihrem ehrwürdigen Begleiter beim näheren Betrachten etwas anders erſchien, als ein Verhältniß zwiſchen Oheim und Nichte."

„Oheim und Nichte," murmelte Rodenberg, dieſe Worte mühſam nachſprechend — „ſollten Eure Hoheit nicht irren? — Es wäre ja entſetzlich!"

„Entſetzlich fand ich es gerade nicht, nur erſchien es mir damals recht ſtörend — recht unangenehm eingreifend in meine Plane; doch habe ich mich getröſtet, und wenn ich mich jetzt betrachte und bei mir denke, wie weit während der letzten vergangenen Jahre ihr Alter und das meinige aus einander gegangen wäre, ſo glaube ich, dem Schickſale ſogar danken zu dürfen."

„Verheirathet — die Marcheſa mit Don Joſe? — Ah, unmöglich!"

„Sie ſind ſehr ungläubig, lieber Rodenberg — das macht Ihr glückliches Alter — auf der einen Seite leichtgläubig bis zum Exceß, auf der anderen das nicht glaubend, was wir mit Händen greifen können. — Es wundert Sie wohl," fuhr der Prinz nach einer kleinen Pauſe fort, „daß ich bis jetzt nie mit Ihnen darüber ſprach — wozu auch? Sie erwähnten nie des Namens unſerer reizenden Zauberin, und deßhalb ſchwieg ich aus Zartgefühl, denn Sie werden mir nicht läugnen, daß Sie ſehr verliebt in die Marcheſa waren."

„Ich läugne es nicht, und da ich es nicht thue, ſo werden mir Eure Hoheit verzeihen, daß ich nochmals im

Tone des Zweifels frage, ob Sie wirklich überzeugt ſind, daß Sennora Juanita mit Don Joſe verheirathet war."

„So überzeugt, als daß Sie vor mir ſitzen — aber ich hätte vielleicht auch jetzt noch nicht darüber geſprochen, wenn die Marcheſa, die für mich, vielleicht glücklicher Weiſe, ſo lange Jahre unſichtbar blieb, in ihrer raſtloſen, kometenartigen Künſtlerlaufbahn jetzt nicht wieder als ein Stern erſter Größe an unſerem Horizonte aufzudämmern drohte."

„Wie ſoll ich das verſtehen?" fragte Rodenberg in einem Tone des Erſchreckens, wie es unſer Herz bewegt, wenn wir uns vor einem Glücke, einer Freude fürchten.

„Auf die einfachſte Weiſe von der Welt — mein Neffe, unſer allergnädigſter Fürſt und Herr, der, wie Sie eben ſo gut als ich wiſſen, für das Theater außerordentlich eingenommen iſt, hat durch ſeinen Geſandten ſchon ſeit langer Zeit die Marcheſa de Monterey zu einem Gaſtſpiele einladen laſſen, was aber die vornehme Dame und große Künſtlerin bis jetzt dankend ablehnte, da ſie in andern kleinen Städten, wie London, Paris, Petersburg, New-York, zu ſehr beſchäftigt war."

„Und jetzt?" fragte Rodenberg in athemloſer Spannung.

„Scheint ſie dem hartnäckigen Erſuchen, ja, Bitten nachgeben zu wollen, um uns hier zu beglücken; doch nur als Concertſängerin, da ſie die Bühne nicht mehr betreten zu wollen ſcheint — he, mein junger Freund, was ſagt Ihr Herz dazu?"

„Mein Herz hat ſo lange geſchwiegen," erwiederte Rodenberg mit einem trüben Lächeln, „daß ich überhaupt nicht weiß, ob es nicht ganz die Sprache der Liebe verloren hat — dann ſagten mir Eure Hoheit ja auch, die Marcheſa ſei verheirathet."

„Schäker — das iſt allenfalls ein Grund für mich, aber nicht für Sie ....“

Rodenberg fühlte, wie dieſe harmlos ausgeſprochenen Worte tief ſchneidend, ſchmerzend in ſeine Seele drangen, und ein wilder Ausruf aus verfloſſener Zeit, der nur noch in Stunden ſchwerer Traurigkeit aus der Vergangenheit herüber tönte oder vielleicht in ſeltenen Fällen in Flammenſchrift ſichtbar ſeine wirren Träume beunruhigte, klang auf einmal wieder in ihm hell und lebendig: ‚Fürchten Sie meinen Dolch!‘

„Ich weiß, daß die Marcheſa Ihnen zugethan war, und glauben Sie mir, ich war anſtändig genug, keinen Neid darüber zu empfinden.“

„Alſo Eure Hoheit glauben, ſie komme hieher?“ fragte der junge Mann wie aus einem tiefen Traume auffahrend.

„Ohne allen Zweifel.“

„Mit — Don Joſe?“

„Mit ihrem Gemahl, allerdings, und wenn ich mein altes Herz frage, ſo iſt daſſelbe ſo ruhig geworden, um ſich in Erwartung der Marcheſa auf einen ſeltenen Kunſtgenuß zu freuen. Daneben wollen wir von vergangener Zeit plaudern und recht herzlich über unſere Jugendthorheiten lachen — Sie doch auch, Rodenberg?“

„Ich weiß das noch nicht ganz genau, ob ich lachen oder — nicht lachen werde; ehrlich geſagt,“ fuhr er mit leiſer Stimme fort, „iſt dieſe wunderbare Sängerin für mich immer noch eine Sirene, und wenn ich kann, werde ich ihrem Zaubergeſange fern bleiben.“

Der Prinz hatte abermals die Hände gefaltet und blickte nachſinnend auf ſeine Daumen, welche die erfolgloſe Jagd

um ſich herum wieder aufs Neue begonnen hatten. „Eigenthümlich,“ ſagte er alsdann, „daß Sie von der Nachricht, die ich Ihnen mittheilte, noch nichts gewußt — ſprach denn der Fürſt nicht mit Ihnen darüber?“

„Mit keiner Sylbe — er erwähnte wohl früher einmal der Sennora de Monterey, ſprach auch wohl den Wunſch aus, ſie zu hören, gab mir aber nie einen Auftrag in dieſer Richtung.“

„A—a—a—ah, ich verſtehe — ein kleines, gelungenes Manöver meiner hochverehrten Schwägerin — die Marcheſa iſt nicht nur eine große Künſtlerin, ſondern auch eine vornehme Dame, die jedem Salon zur Ehre gereicht, die man ſogar en petit comité empfangen kann und empfangen wird.“

„Ich verſtehe nicht ganz, was Eure Hoheit meinen.“

„Sie ſind oft ganz erſchrecklich unſchuldig — begreifen Sie denn nicht, daß man es vermeiden will, die Marcheſa von Ihnen hergebeten, von Ihnen eingeführt zu ſehen — aber es gefällt mir durchaus nicht, daß der Fürſt von dieſer Angelegenheit gegen Sie geſchwiegen — bemerken Sie ſonſt eine Veränderung an ihm?“

„Zuweilen glaube ich allerdings eine Zurückhaltung an ihm zu bemerken, doch nur vorübergehend und immer nur gewiſſe Angelegenheiten betreffend.“

„Und bei welchen Angelegenheiten iſt das zum Beiſpiel? Halten Sie mich wegen dieſer Frage nicht für neugierig oder indiscret — ich thue ſie nur in Ihrem Intereſſe.“

„Beſonders ſeine Vermählung betreffend — nach welcher doch ſo Manches anders werden wird und ſich wohl auch meine Stellung ändern kann.“

„Ja, ja,“ machte der Prinz nachdenklich, indem er mit

dem Kopfe nickte, „da wird ſich allerdings Manches ändern, und auch in Ihrer Stellung, mein lieber Rodenberg — ich will damit durchaus nicht geſagt haben, zum Schlimmen, aber Sie werden mir die Wahrheit des Sprüchwortes zugeben: ein jeder Wechſel ſchreckt den Glücklichen.

„So halten mich Eure Hoheit für glücklich?“

„Annähernd ja — Sie haben eine höchſt angenehme Stellung, Sie haben Macht ohne Verantwortung, Sie ſind einer der Günſtlinge des Fürſten, und doch dabei Künſtler geblieben — nur mit dem für Sie ſehr angenehmen und belohnenden Unterſchiede, daß Sie Ihre Entwürfe und Pläne, welche Sie früher nur dem Papier anvertrauen durften, jetzt in Wirklichkeit ausführen können.“

Rodenberg ſchaute den Prinzen mit einem langen Blicke und einem eigenthümlichen Lächeln an, dann erwiederte er fragend: „Halten mich Eure Hoheit in der That für glücklich? Trauen Sie mir nicht das volle Bewußtſein zu, an einem tiefen Abgrunde zu wandeln, in den mich ein einziger unvorſichtiger Schritt hineinſtürzen muß?“

„Es iſt gut, daß Sie Ihre Lage kennen, wenigſtens werden Sie nicht unvorbereitet ſtürzen und ſo, daß Sie, unten angelangt, wieder auf Ihre Füße zu ſtehen kommen: in dieſem ſchlimmſten Falle haben Sie eine höchſt intereſſante Epiſode hinter ſich und Manches gelernt — doch ſind wir von unſerem Geſprächsthema abgewichen, die Vermählung des Fürſten betreffend, und daß es bei derſelben allerdings Veränderungen, und große Veränderungen geben wird, darüber wollen wir uns nicht täuſchen laſſen — vor allen Dingen müſſen Sie, mein lieber Rodenberg, an dem gewiſſen Abgrunde noch bewußter wandeln, als Sie bisher

ſchon gethan — komme aber, was kommen mag, ſo ſollen Sie erfahren, daß Sie an mir einen treuen und aufrichtigen Freund haben!"

Nach dieſen Worten reichte der Prinz dem jungen Maler ſeine Hand, und da er dazu ſehr bezeichnend mit dem Kopfe nickte, ſo erhob ſich Rodenberg und verließ nach einem herzlich ausgeſprochenen Danke das kleine Cabinet.

Draußen im Vorzimmer erwartete ihn einer der Kammer-Lakaien des regierenden Fürſten, um ihn vor der Tafel, die um ſechs Uhr Statt fand, noch zu dieſem zu beſcheiden.

Rodenberg durchſchritt das Schloß ſeiner ganzen Länge nach, aber er wandelte wie im Traume — wie hatte er während des letzten Theiles ſeiner Unterredung mit dem Prinzen Heinrich ſeine Gedanken gewaltſam zuſammenhalten müſſen, um nicht vielleicht eine ganz unpaſſende Antwort zu geben! Wie athmete er tief auf, als ſich nun die Thür hinter ihm ſchloß und er über das Unerhörte, was man ihm mitgetheilt, wenigſtens einige Minuten ruhig nachdenken konnte! —

Juanita verheirathet — damals ſchon verheirathet, als er ſie in den luſtigen Carnevalstagen geſehen — ja, früher ſchon, als ſie ihm, ſich ſelbſt eine Waldfee nennend, erſchienen war! — Daher das neckiſche Spiel, welches man mit ihm getrieben, daher die argloſe Zuverſicht, mit der ſie ihn angezogen und wieder abgeſtoßen, daher in dieſem Augenblicke ihr heiteres Sichgehenlaſſen, ihr herzliches Annähern, um im nächſten Momente, wie alles das wieder vergeſſen habend, ihn faſt verwundert wie einen förmlichen Fremden zu betrachten — daher das Aufſuchen der Gefahr, die ſie wohl

bei Untertürkheim die zierlichen Geländer der so eben neuentstandenen eisernen Gitterbrücke wohlgefällig in seinen klaren Fluthen abspiegeln. Zur Linken haben wir die Abhänge der Berge, welche die Eisenbahn tragen, auf ihnen alte und neue Schlösser, Wartthürme, an ihrem Fuß freundliche Dörfer, meistens in kleinen heimlichen Nebenthälern liegend. Die Ernte ist aller Orten vorüber, kaum weht der Wind über die Stoppeln, und schon wird ein Theil der Felder von dem unersättlichen Menschengeschlecht wieder zu neuem Dienst vorbereitet; der Pflug reißt hier die dampfende Erde auf, dort wird die Seele der Landwirthschaft ausgebreitet, und während man an dieser Stelle noch Kartoffeln ausgräbt, wirft man drüben schon wieder die Wintersaat aus. Aber dieses Leben, diese Bewegung in der herbstlichen Landschaft ist so mannichfaltig, so schön, die Erde hat sich, nachdem sie alles hingegeben, mit dem armseligen Ueberrest ihres reichen Sommers herrlich geschmückt, und lächelt uns noch einmal freundlich zu, ehe des Winters kalte Hand über sie dahinfährt und von ihr streift den letzten Schmuck, die gelben und rothen Blätter, die schon jetzt bei jedem Lufthauch, ahnend ihr baldiges Vergehen, ängstlich an den matten Stielen zittern. Die Gärten, an denen wir vorüberdampfen, sehen schon recht traurig und verwahrlost aus, die halbvertrockneten Stängel und verwelkten Kräuter sind niedergetreten; Unkraut wuchert triumphirend über sie empor und lacht recht höhnisch zu den hohen Dahlien auf, die gestern noch stolz ihre bunten Köpfe trugen, und sie jetzt, durch den Reif verletzt, tief und traurig herabhängen lassen. Die gelben Capuciner haben schon ein zäheres Leben, und ihre hellen Blumen leuchten noch ziemlich frisch aus dem dunkeln Laub hervor; — vorbei — vorbei! Dort in einem Waldwinkel weidet eine Schafherde, und die weißen Thiere treten aus dem Grün deutlich hervor, der Hirt und sein Hund schauen uns nach, der Mann ist nachdenkend, er hat so traurige Gedanken über die Eisenbahn und das wilde Getriebe, das mit ihr hier in den stillen Thälern entstanden.

in ihrem ganzen Umfange nicht kannte, und daher ihr wilder, ſchreckensvoller Aufſchrei — als es zu ſpät war!

Der junge Mann hatte ſich jetzt durch eine Reihe leer ſtehender Zimmer den Gemächern des Fürſten genähert und brauchte nur noch den Salon zu durchſchreiten, wo die täglichen Rapporte abgegeben wurden und ſich die Miniſter aufzuhalten pflegten, ehe ſie in das Cabinet des Fürſten gerufen wurden. Da traf er an der Thür zu dieſem Salon auf den erſten Kammerdiener Seiner Königlichen Hoheit, Herrn Mathieu, der zwiſchen den ſchweren Thürvorhängen hervor wie aus der Wand gekommen plötzlich auf ihn zutrat und ihm mit ſeinem gewöhnlichen, leiſen, gefälligen Tone ſagte: „Herr Rodenberg werden es vielleicht vorziehen, heute den Weg durch das kleine gelbe Vorzimmer zu nehmen?“

„Und warum, mein lieber Herr Mathieu?“

„Weil ich weiß, daß es Ihnen nicht angenehm iſt, mit dem Staatsrathe vom Stumpfenfels im Vorzimmer zuſammenzutreffen — der Herr Staatsrath waren bei Seiner Königlichen Hoheit, berichteten Allerhöchſtdemſelben etwas, und dann mußte ich Sie rufen laſſen; jetzt unterhalten ſich der Herr Staatsrath im Vorzimmer mit dem dienſtthuenden Kammerherrn Freiherrn von Schenk auf höchſt angenehme, ſehr animirte und vergnügte Art.

„A—a—a—ah!“ machte Rodenberg, aufmerkſam werdend, denn er wußte, daß die beiden eben genannten Herren durchaus nicht zu ſeinen guten Freunden zählten — „gehen wir durch das kleine gelbe Zimmer.“

Sie verließen das Gemach, in dem ſie ſich befanden, und traten in einen langen und leeren Corridor. Hier blieb der Kammerdiener, nachdem er vorſichtig um ſich her ge-

ſchaut, ſtehen und ſagte flüſternd zu ſeinem Begleiter: „Ich danke Ihnen, Herr Rodenberg, für Ihre freundliche Protection meines Anverwandten, Schlegel's nämlich — des Decorationsmalers Schlegel, dem Sie, wie ja ſchon ſo Vielen, zu einer guten Anſtellung verhelfen werden!“

„Das bedarf gar keines Dankes, mein lieber Herr Mathieu — ich habe Schlegel empfohlen, weil ich ihn als einen ausgezeichneten Künſtler kenne, und ohne zu wiſſen, daß er überhaupt irgend Jemandes Vetter iſt.“

„Ich konnte mich dieſes Dankes nicht enthalten, obgleich ich Ihnen Wichtigeres mitzutheilen habe, was aber ebenfalls Schlegel betrifft — ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß man Alles daran ſetzen will, um ihn zu der gewünſchten Anſtellung nicht gelangen zu laſſen.“

„Ich weiß das, aber der Fürſt hat ſie ihm verſprochen.“

Der Kammerdiener ſah Rodenberg mit einem ganz eigenthümlichen Blicke an; es lag etwas wehmüthig oder mitleidig Lächelndes darin; dann ſagte er mit noch leiſerer Stimme: „Verſprochen allerdings, aber Sie wiſſen eben ſo gut, wie ich, daß der zuletzt Kommende gewöhnlich Recht behält!“

„A—ah, und der zuletzt Gekommene war der Staatsrath von Stumpfenfels?“

„Leider, Herr Rodenberg, und ich hörte Seine Hoheit deutlich ſagen: ‚Ah, wenn dieſer Schlegel ein ſolcher Monſieur iſt, ſo werde ich mich doppelt beſinnen!‘“

„Das hörten Sie, Herr Mathieu?“ fragte der junge Maler lächelnd.

„So deutlich, wie ich jetzt Sie höre.“

„Nun, dann hörten Sie auch noch Anderes, was ich

in dieſem Falle bitte, mir nicht vorzuenthalten, ſonſt, wiſſen Sie wohl, bin ich nicht neugierig."

„Der Herr Staatsrath berichteten Seiner Hoheit über Schlegel, nannten ihn einen gefährlichen Menſchen, der, wie man jetzt ganz genau wiſſe, mit dem Redacteur der Zeitſchrift Biene in genauer Verbindung ſtehe — Sie kennen die Biene, Herr Rodenberg?"

„Allerdings kenne ich ſie und leſe ſie mit großem Vergnügen."

„Dieſes Blatt ſoll ſich heftige Ausfälle gegen die Perſon Seiner Königlichen Hoheit und über Allerhöchſtdeſſelben Regierungshandlungen erlaubt haben — ſo berichteten der Herr Staatsrath und legten ſogar ein paar Nummern des Blattes Seiner Hoheit vor."

„Wie kann man aber Schlegel damit zuſammenbringen? Und wenn er wirklich den Redacteur kennt, ſo bin ich feſt überzeugt, er ſpricht nie mit ihm über ſolche Dinge — Schlegel denkt nur an ſeine Kunſt, weiß von dem Fürſten ſo gut wie gar nichts und von deſſen Regierungshandlungen noch weniger — ja, wenn die bewußten Artikel über Kunſt und Künſtler ſprächen, über Verſchönerungen von Gärten und Paläſten, über unſere Neubauten, über das Theater, da würde ich Schlegel am Ende ſchon zutrauen, daß er einen Artikel durch ein ſchonungsloſes Wort pikanter gemacht hätte — aber da fällt mir etwas ein — ah, mir flammt ein helles Licht auf — gewiß iſt es das Feuilleton der letzten Nummer der Biene, das der Clique unſeres freundlichen Staatsrathes ſo ſehr in die Naſe gefahren iſt — habe ich die Nummer nicht bei mir? — Ja, da iſt ſie und ſoll mir trefflich dienen!"

Der Kammerdiener ſah ihn fragend an.

„Nicht ſchlecht ausgedacht — meinen armen Schlegel bei dem Fürſten zu verdächtigen, als treibe dieſer eingefleiſchte Künſtler und Kunſtenthuſiaſt, der ſich um ſonſt nichts bekümmert, ſchnöde Politik, und wie ſie, um mehrere Fliegen mit Einem Schlage zu treffen, ihn um ſeine Anſtellung zu bringen, mich zu verdächtigen und an dem ihre Wuth auszulaſſen, den ſie für fähig halten, ihren unſaubern Pelz auszuklopfen, mit Artikeln wirken wollen, die, wie ich mich jetzt genau erinnere, vor ein paar Tagen erſchienen ſind, ſo — — doch ich danke Ihnen ſehr für Ihre Nachricht, lieber Herr Mathieu, und will, gerüſtet mit derſelben und mit dieſem Blatte, vor Seine Königliche Hoheit treten — da ſind wir — melden Sie mich an!“

Einen Augenblick darauf ſtand Rodenberg in dem kleinen Arbeitszimmer des Fürſten; dieſer ſelbſt war aber noch nicht anweſend, woraus er den richtigen Schluß zog, daß allerdings ein kleines Wetter im Anzuge war, denn in ſolchen Fällen liebte es der junge Herrſcher, etwas haſtig einzutreten, mit dem erſten Worte die fragliche Angelegenheit zu berühren, ohne aber den Betreffenden dabei anzuſehen, vielmehr betrachtete er in ſolchen Augenblicken die Bäume vor dem Fenſter oder die Wolken am Himmel, welche alsdann trotz ihrer nachweisbaren Unſchuld manches raſch geſprochene und harte Wort auf ſich beziehen konnten.

„Ah, da ſind Sie, Herr Rodenberg — ich habe Sie zu ſo ungewöhnlicher Zeit rufen laſſen, da mir etwas ganz Ungewöhnliches paſſirt iſt — ich mache mir perſönlich nichts daraus, wenn man mich angreift, wenn man direct oder indirect mit meinen Feinden in Verbindung tritt — ich mache

mir wirklich nichts daraus, denn ich bin von meinem inneren Werthe überzeugt — vollkommen überzeugt, trotz boshaften Schreibern, die nie im Stande ſein werden, meine Größe anzuerkennen — nie — nie!"

Da Seine Königliche Hoheit hier eine Pauſe machte und dem jungen Manne, der aufrecht vor ihm ſtand und ihn mit einem verwunderten Blicke anſchaute, jetzt in's Geſicht blickte, ſo war für dieſen die Zeit gekommen, zu ſagen: „Ich begreife Eure Königliche Hoheit nicht vollkommen — Eure Königliche Hoheit ſprachen von Schreibern, doch weiß ich das mit mir nicht in Verbindung zu bringen."

„Nicht direct, aber indirect — kennen Sie nicht ein Blatt, welches die Biene heißt?"

„O ja, ich kenne es!"

„Laſen Sie darin keine Artikel, die mich betreffen; das heißt, die mich und meine Handlungsweiſe auf eine niedere, lügneriſche Art angreifen?"

„Auch dieſe las ich."

„Und ſprachen mir nie darüber?"

„Weil ich ſie eben ſo wie Eure Königliche Hoheit für niedrig, gemein und lügneriſch halte und weil ich wahrhaftig nicht einſehen kann, warum ich Ihnen durch ſolches Geklatſch eine unangenehme Minute bereiten ſoll!"

Der Fürſt hatte ſich ſeinem Schreibtiſche genähert und die betreffenden Blätter in die Hand genommen; er durchflog die mit Roth angeſtrichenen Stellen raſch noch einmal, um ſich wieder in die nöthige Aufregung hinein zu verſetzen, welche bei ſeiner angeborenen Gutmüthigkeit ſchon wieder zu verſchwinden im Begriffe war. „Empörend, in hohem Grade empörend," ſagte er alsdann, „und am meiſten ärgert mich

der ironiſche Ton, in dem Alles geſagt iſt, und der Schein von Gutmüthigkeit, mit dem man mich für geringfügige Dinge belobt: kann es zum Beiſpiel etwas Anderes als Spott ſein, wenn man von dem gränzenloſen Jubel ſpricht, mit dem meine Rede neulich aufgenommen worden ſei, als ich die neue Ackerbauſchule eröffnete, wo ich mit ſo tiefer Sachkenntniß, ſo allumfaſſendem Wiſſen die Vortheile dargelegt, welche dieſe neue Anſtalt dem Lande bringen werde — iſt es nicht eine verwerfliche Heuchelei, wenn man von Sachen, die ich in's Leben gerufen, eine ſchwache und vielleicht unbedeutende Seite hervorzieht — und an welchen Dingen gibt es keine ſchwachen, unbedeutenden Seiten, die aber doch zur Vervollſtändigung des Ganzen dienen? — und gerade ſolches als das Vortrefflichſte darzuſtellen, wie man zum Beiſpiel in der neuen Adjuſtirung meines Heeres hervorgehoben, daß man mit tiefer Sachkenntniß dem Spornrade der Reiterei eine fünfte Spitze angefügt — gibt es wohl eine größere Grobheit, eine bodenloſere Frechheit, als zu ſagen, man bemühe ſich, alles früher Beſtandene, alles Dageweſene umzuwerfen, um Platz für neuere, großartigere Schöpfungen zu gewinnen — Schöpfungen, welche wohl die Welt eben ſo in Erſtaunen ſetzen würden, als das, was bis jetzt ſchon geleiſtet worden ſei — finden Sie das nicht, als Nachſatz zum ganzen Artikel, aller Bosheit die Krone aufgeſetzt?"

„Darf ich vielleicht Eure Königliche Hoheit bitten, mir ein einziges dieſer Blätter zu erlauben?"

„Gleich, gleich — hören Sie aber vorher noch einiges Lobenswerthe über ſich ſelbſt."

„Iſt mir auch ſchon bekannt," ſagte der junge Maler lächelnd.

„Von der Verſchwendung, mit welcher Sie, ein Ausländer, mit meinen Geldern umgehen, von unſeren neuen Einrichtungen und Bauten aus dem Marke des Landes — doch laſſen wir das; ich bin zu gutmüthig und es liegt nicht in meiner Abſicht, Ihnen mit ſolchen Erdichtungen eine Kränkung zuzufügen.“

„Eure Königliche Hoheit,“ erwiederte Rodenberg in ſehr ernſtem Tone, „ſind dazu allerdings zu gutmüthig und — zu gerecht, denn Sie wiſſen am beſten, ob das, was ich auf Ihren Befehl geſchaffen, eine Geldverſchwendung war, und Eure Königliche Hoheit ſo wie alle verſtändigen Menſchen haben es nie verkannt, daß der Zweck dieſer Schöpfungen ein großartiger und edler war, daß Sie dadurch Kunſt und Induſtrie gehoben, dem Grunde und Boden größeren Werth verliehen und daß ein großer Theil dieſer Schöpfungen nicht nur zu den geſchmackvollſten, ſondern auch zu den wohlthätigſten gezählt zu werden verdient!“

„Das will ich gewiß nicht läugnen, doch bin ich ganz von meinem Wege abgekommen; es fiel mir nicht ein, Ihnen darüber Vorwürfe zu machen, wogegen ich Ihnen Angeſichts dieſer Blätter nicht verhehlen darf, daß Sie mir Leute empfohlen, die mit dem Urheber dieſer Schändlichkeiten in ſo innigem Zuſammenhange ſtehen.“

„Von welchen Leuten reden Eure Königliche Hoheit?“

„Nun, unter Anderen von Ihrem Decorationsmaler Schlegel — einem genauen Freunde des ſaubern Redacteurs dieſer ſaubern Blätter.“

„Ob Schlegel ein genauer Freund deſſelben iſt, kann ich mit Beſtimmtheit nicht ſagen, möchte es aber entſchieden verneinen — daß jedoch Schlegel mit der Entſtehung dieſer

Artikel in durchaus keinem Zusammenhange steht, dafür glaube ich mich verbürgen zu können: Schlegel ist durch und durch Künstler, ein tüchtiger Künstler, der sich um das, was außer dieser Künstlersphäre liegt, durchaus nicht bekümmert, dabei harmlos wie ein Kind, ohne eine Spur von Ironie oder Bosheit, all' jenem Treiben fremd, und dabei ein Mann, der Eure Königliche Hoheit aufrichtig verehrt, von dem ich bei meinem Ehrenworte nie etwas Anderes, als Worte der höchsten Anerkennung über Sie gehört habe!"

„Und doch ist es so — ich habe es aus zu guter Quelle."

„O, ich kenne diese Quelle sehr genau!" erlaubte sich der junge Mann in trockenem Tone zu sagen.

„Was beliebt?"

„Ich habe gesagt, ich kenne diese Quelle sehr genau, aus der Eure Königliche Hoheit geschöpft haben, das heißt, geschöpft haben ist nicht das richtige Wort, man könnte viel eher sagen: eine Quelle, die Ihnen absichtlich vor die Füße gelaufen ist — sie entsprang in dem Herzen eines mir sehr freundschaftlich gesinnten Mannes, des Herrn Staatsraths von Stumpfenfels, was unverkennbar ist, da das Wasser in der Quelle so ganz genau das Spiegelbild jener Partei wiedergibt, die mich beständig anfeindet, wie das Eure Königliche Hoheit ganz genau wissen!"

„Bah, dieses Mal werden Sie sich irren — ich erhielt meine Mittheilung von anderer Seite."

„Mir kann es im Grunde gleichgültig sein, da die Wirkung die gleiche ist, das Mißtrauen Euer Königlichen Hoheit gegen mich hervorgerufen zu haben; doch möchte ich nochmals ganz gehorsamst bitten, mir einen Augenblick Einsicht in jene Blätter zu gestatten — ich möchte nur sehen, ob sie auch

ganz vollſtändig in Eurer Königlichen Hoheit Hände gelangt ſind."

„Da — nehmen Sie, aber ich muß ſie wiedererhalten."

„Gewiß — ah, es iſt ſo, wie ich gedacht! — Nummer drei dieſes Artikels, die Fortſetzung und Ergänzung dieſer beiden erſten, hat man nicht in Ihre Hände gelegt; vielleicht darf ich mir erlauben, dies hiermit zu thun."

Der Fürſt nahm das Blatt aus Rodenberg's Hand; doch ſtatt hineinzublicken, ſchüttelte er unmuthig mit dem Kopfe und ſagte: „Noch mehr? — Ich meine, es wäre an den beiden erſten genug geweſen!"

„Und doch hat dieſe Fortſetzung ihren Nutzen — denn Schiller's bekanntes Wort:

Aber wie ſoll man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergerniß von oben!

wendet ſie um und meint, wenn auch der Gebietende den beſten Willen hat, ſo iſt er doch nicht immer im Stande, ihn gegen kleinliche Cabalen und eigennützige Abſichten durchzuſetzen: man entwirft in dieſer dritten Nummer das Bild einer Camarilla, ſo ausgezeichnet zuſammengeſtellt und ſo ſyſtematiſch im eigenen Intereſſe wirkend, wie das ſonſt wohl nur in Romanen oder in Schauſpielen vorkommt — einer Camarilla, die wunderbar organiſirt iſt, wo ein Glied das andere ergänzt und wo alle geſchickt zuſammenwirken, um oft auf wirklich ſchamloſe Art zu intriguiren, zu protegiren und zu miniren und hier und da Jemanden, der ihnen hinderlich iſt, in die Luft zu ſprengen!"

„Sie brauchen da harte Ausdrücke!"

„Ich nicht, ſondern ich wiederhole nur, was jene verleumderiſchen Blätter ſagen, welche die Frechheit ſo weit trei-

ben, die Behauptung aufzustellen, daß es Fürsten gebe, die durchaus keinen eigenen Willen hätten, oder vielmehr keinen eigenen Willen geltend machen könnten, und die es sehr bequem fänden, sich von solch' klugen Leuten leiten zu lassen!"

„Das ist ja ein Horreur — so werde ich ja dargestellt wie eine Gliederpuppe, von unsichtbaren Händen gelenkt — so spricht man mir die Kraft und Fähigkeit ab, mein Land selbst zu regieren, so wären die eigentlichen Herrscher desselben ..."

„Ein kluger Staatsrath, ein ehrgeiziger General, ein paar intrigante Hofdamen und vor allen Dingen der starke Geist der höchsten Dame des Landes!"

„Ah, ich verstehe — und wenn ich mich recht lebhaft in die Verhältnisse hineindenke, so muß ich Ihnen im Vertrauen gestehen, daß die Fortsetzung dieser abscheulichen Artikel allerdings nicht ganz die Unwahrheit spricht, daß man in der That Versuche macht, mich zu lenken und mich zu veranlassen, so oder so zu handeln, wenn ich eigentlich ganz anders gewollt!"

„Doch nur in Kleinigkeiten, denn was wichtige Dinge anbelangt, so handeln Eure Königliche Hoheit stets nach eigener Entschließung!"

„Ich schmeichle mir damit, aber ich will auch nicht, daß man mich in kleinen Dingen lächerlich machen soll, und das bezweckt dieser abscheuliche Artikel!"

„Den man sich deßhalb wohl hütete, vor die Augen Eurer Königlichen Hoheit zu bringen, wie man es so bereitwillig mit seinen beiden Vorläufern gethan. Auch gibt er einige pikante Notizen, wie vortrefflich jene kleinen Machthaber im Rohre zu sitzen verstehen und sich dort allerliebste

Während wir nun auf der einen Seite an dem Fluß dahinfahren, der bald den Eiſenbahndamm beſpült, bald in einem weiten Bogen das fruchtbare Thal durchzieht, kreuzen wir häufig die alte Landſtraße und ſauſen hier an Fußwanderern vorbei, die alle das Geſicht gegen uns kehren, oder an Frachtwagen, die mit weißem Tuche überdeckt ſind und, obgleich mit kräftigen Pferden beſpannt, doch gar nicht von der Stelle zu kommen ſcheinen. Das alles laſſen wir im Augenblick hinter uns, und wenn wir uns dort oben am Berge das weiße Haus mit ſeinen grünen Läden und rothem Ziegeldach betrachten, und die Augen feſt darauf heften, ſo kommt es uns vor, als drehe ſich das Gebäude langſam, um uns nachzuſchauen. Neben dieſem Hauſe, nicht weit davon, ſteht ein altes graues Kirchlein mit ehrwürdigem Schlafmützenthurm; von ihm aus gehen zwei weiße Mauern, die wie zwei lange Arme den ſtillen Friedhof umfaſſen; auch das Kirchlein ſchaut uns mit ſeinen gothiſchen Fenſtern grämlich nach, ſcheint aber dabei die Arme feſter zuſammenzuziehen und flüſtert wahrſcheinlich zu den Ruhenden hinab, die früher auch hier vorüberzogen im Sonnenglanz und Leben: Laßt ſie nur dahinſauſen mit ihrem Feuerwagen, das hat alles ſein Ende, und auch die da unten werden über kurz oder lang ihr Plätzchen finden; ſchlaft nur, ſchlaft! Es iſt gut, daß in dieſem Augenblick eine Schaar luſtiger Tauben von dem Hügel nebenan emporfliegen und alle trüben Gedanken zerſtreuen, denn man blickt ihnen gern nach, wie ſie ſo dahinſchießen mit ihrem glänzenden Gefieder, bald in einem dichten Haufen, bald weit auseinander und zerſtreut, und wie ſie nun dort auf der Höhe langſam einfallen neben einem Bauer mit Ochſen und Pflug, der gegen den klaren blauen Himmel wie eine dunkle Silhouette abſticht. Aber an allem dem fliegen wir vorüber, immerzu, immerzu! Jetzt raſt die Maſchine mit aller Kraft dahin, jetzt fühlen wir, wie ſie langſam ihren Lauf mindert, um pfeifend und ſtöhnend endlich anzuhalten, eine neue Station mit altem bekanntem Leben. Paſſagiere, die ſich herandrängen, bald gleichgültig ausſchauend, bald

Pfeifen zuſchneiden, wie ſie durchaus nicht blöde ſind, die Stufenleiter der Ehren und Würden im Sturmſchritte zu erklettern, und wie wohl es ihnen iſt unter dem ſanften Regen von bedeutenden Stellen, Orden und Geſchenken aller Art, der auf ſie herabrieſelt! — Darf ich mir wohl erlauben, das Blatt in den Händen Eurer Königlichen Hoheit zu laſſen? Der Artikel in demſelben geht nachher auch auf das Theater, auf Künſtler und Kunſtbeſtrebungen über und will zeigen, wie auch hier die oben genannte Camarilla ihre Kreaturen emporhebt und zur Geltung bringt, wie es durchaus nicht darauf ankomme, Talente und Fähigkeiten zu beſitzen, ſondern wie es nur einer gewichtigen Empfehlung bedürfe, um auch ohne künſtleriſche Befähigung zu einer bedeutenden Stellung zu gelangen, und wie wahre Künſtler nur dann zur Geltung kommen, wenn ſie es verſtehen, mit gekrümmtem Rücken den Unterthänigen zu ſpielen und den Schooßhund irgend einer gnädigen Frau zu liebkoſen."

Der Fürſt machte ein paar haſtige Schritte durch das Zimmer, trat dann an's Fenſter und ſagte nach einer ziemlich langen Pauſe: „Gut, ich will das Blatt behalten; aber wird es Ihnen unangenehm ſein, wenn ich, daſſelbe benutzend, ſage, ich hätte es von Ihnen erhalten?"

Rodenberg hatte große Luſt, mit einem mitleidigen Lächeln die Achſeln zu zucken, doch unterließ er das aus leicht begreiflichen Gründen und ſagte nur in ziemlich kaltem Tone: „Ganz nach dem Belieben Eurer Königlichen Hoheit; denn wenn Sie mich auch nicht nennen würden, ſo würde man doch bei dem erſten Worte, welches Sie über dieſe Angelegenheit laut werden laſſen, ſogleich errathen, daß ich es ſei, der dieſe Fortſetzung vor Ihre Augen gebracht — etwas

mehr oder weniger Haß von dieſer Seite iſt mir am Ende vollkommen gleichgültig!"

„Alſo bis morgen," ſagte der Fürſt zum Fenſter hinausſchauend, und ſetzte, ſich auch jetzt noch nicht umwendend, hinzu: „Sie halten wohl keine Probe der lebenden Bilder mehr?"

„Ich glaube, es iſt unnöthig."

„Alſo bis morgen oder übermorgen!" —

Es war eigenthümlich, aber bei der Gemüthsſtimmung Rodenberg's leicht begreiflich, wie er ſo gar nicht darüber nachdachte, daß ihn der Fürſt etwas ungnädig entlaſſen — ja, daß er nach einem kurzen Abſchiede von Herrn Mathieu, durch die langen Gänge des Schloſſes ſchreitend, im nächſten Augenblicke ſogar die ganze Unterredung völlig vergaß und ſich mit ganz anderen, ihm für den Augenblick viel wichtigeren Dingen beſchäftigte — mit ihr — mit ſeiner glücklichen Vergangenheit.

War es ihm doch, als habe er bis jetzt lange Jahre hindurch in tiefer, unerquicklicher Nacht gewandelt und als bräche jetzt auf einmal in ſein kaltes, düſteres Leben wieder ein helleuchtender Strahl — aber, ach, nicht der Strahl einer aufſteigenden, hoffnungsreichen Morgenſonne, ſondern vielmehr das rothglühende, faſt traurig ſcheinende Licht des ſinkenden Tagesgeſtirns, wenn es, faſt verlöſchend unter ſchweren Wolken, noch einmal über dem Rande des Horizontes wehmüthig lächelnd in unſere Augen zuckt, ehe es für immer verſchwindet!

XLIV.

„Wohl eine Ueberraſchung iſt mein Kommen!“

Rodenberg war eine jener biegſamen, elaſtiſchen Naturen, die im Stande ſind, Leid und Weh zeitweiſe im Tiefſten des Herzens zu verſchließen, ſo daß dieſe traurigen Geſellen alsdann nicht an die Oberfläche zu bringen vermochten, um ſeine ruhige, wenn auch nicht heitere Laune, die er gewaltſam herbeigerufen, zu zerſtören.

Auf dem Wege durchs Schloß und nach ſeiner Wohnung, wo er ſeinen Frack mit einem unſcheinbaren Rocke und den hohen, ſchwarzen Hut mit einer leichten, weichen Kopfbedeckung, die ihn in ihrer maleriſchen Form ſo angenehm und doch wieder ſchmerzlich an vergangene Zeiten erinnerte, vertauſchte, ſowie auch von ſeiner Wohnung nach dem kleinen Gaſthauſe, welches das Schild ‚Zur goldenen Kanne‘ führte, hatte er ſich unabläſſig mit Juanita und mit dem beſchäftigt, was er vom Prinzen über ſie gehört. — Wie oft ſeit jenen Tagen hatte er ſie der Härte, der Liebloſigkeit, der Grauſamkeit beſchuldigt, wie oft hatte er verſucht, ſie zu haſſen, wenn er an das traurige, kalte Ende jenes wunderbaren, duftigen Märchens gedacht, wenn ihr letzter Ruf wieder ſo

lebendig in ihm erklang, wenn er bedachte, daß ſo manches Jahr verfloſſen war, eine ſo lange, lange Zeit, in der ſie ihm abſichtlich fern geblieben, in der ſie alle ſeine Schritte vereitelt, ſich ihr zu nähern und ſie ſeiner tiefen Reue und ſeiner unwandelbaren Liebe zu verſichern.

Und jetzt, wie konnte er noch daran zweifeln, daß Alles ſo kommen mußte, wie es gekommen — wie mußte er jetzt einſehen, daß ihre Härte Nothwendigkeit war, daß es ein Verbrechen geweſen wäre, wenn ſie ihm eine weitere Annäherung, ſei es auch nur eine ſchriftliche, geſtattet hätte!

Wenn er das bedachte, ſo athmete er leichter auf, als er in langen Jahren gethan in Erinnerung an jene ſchrecklich ſchöne Zeit, ſo konnte er nicht anders als unzählige Male ihren geliebten Namen ausſprechen mit der ganzen Gluth und Innigkeit einer neu erwachten Liebe — ſo war ſie wieder ſeine Juanita geworden, das ſchöne, glühende Weib, das ihn einſt beglückt, um dann auf ewig für ihn verloren zu ſein.

Wenn er davon träumte, ſo verſchwand das Herbe, das ſich bis jetzt beſtändig in die Erinnerung an ſie gemiſcht, und wie er jetzt auf ſeinem Wege durch die dunkeln Straßen ſanft glänzende Sterne über ſich flimmern ſah, ſo redete er ſie an mit dem geliebten Namen Juanita, und es war ihm, als ſähe er ihre ſüßen, leuchtenden Blicke.

Ja, unerreichbar wie die Sterne war ſie jetzt für ihn geworden, und das goß einen Troſt in ſein Herz, über den er hätte laut aufjubeln mögen — brauchte er doch jetzt nicht mehr in wahnſinniger Haſt aufwärts zu klimmen, um ihr ſo einſtens vielleicht näher zu kommen; konnte er doch bewundernd und auch liebend zu ihr aufblicken, aus tiefem,

beſcheidenem Thale eben ſo gut, als von der Höhe des Lebens. — Und wie ſehnte er ſich hinweg von dieſer Höhe, die mit anderen Höhen das gemeinſam hat, daß ſie immer öder und ſteiniger wird, je mehr man ſich dem Gipfel nähert, wo die Strahlen der Sonne wohl glänzen, aber nicht erwärmen!

Er befühlte ſeinen Sammtrock und ſeinen weichen Hut; er lachte herzlich in ſich hinein, als er an die Schadenfreude ſeiner Feinde dachte, die ſie ihm nicht verhehlen würden, wenn er wieder in dem beſcheidenen Thale angekommen, und daß er es eigentlich ſei, der alsdann ſchadenfroh zu lachen vermöge; denn er war überzeugt, daß der göttliche Funke der Kunſt, der in ihm lebe, wieder zu hellen Flammen aufſchlagen und ihm reichlich erſetzen werde, was er ſcheinbar verloren. —

In dem Augenblicke, als Rodenberg über die Schwelle des Gaſthauſes ‚Zur goldenen Kanne‘ treten wollte, ſah er Jemanden auf der Straße daher kommen, den ſein ſcharfes Auge ſogleich erkannte und der ihm zu keiner gelegeneren Zeit hätte erſcheinen können: es war Herr Eichner, der erſte Tenor des Hoftheaters, der, den Günſtling des Fürſten ebenfalls erkennend, mit einem ehrfurchtsvollen Gruße vorübergehen wollte.

„Guten Abend, Herr Eichner,“ rief ihm Rodenberg, ein paar Schritte entgegen tretend, zu; „woher ſo ſpät des Weges in dämmernder Nacht?“

„Aus reinem Pflichtgefühle, Herr Rodenberg, gehe ich um dieſe Stunde aus, wo ich faſt ſicher ſein darf, von Niemandem erkannt zu werden — ich ſtehe als unpäßlich auf dem Zettel und darf mich deßhalb nicht am hellen Tage zeigen.“

„So ſind Sie krank?“

„Nur eine kleine Heiſerkeit, die mich vorgeſtern hinderte, den Raoul zu ſingen.“

„Und dann gehen Sie bei dieſem ſcharfen Oſtwinde aus und obendrein ohne cache-nez — ah, wie leichtſinnig!“

Der erſte Tenor lächelte auf eine eigenthümliche Art und ſagte: „Streng genommen war ich nur für vorgeſtern heiſer, der Aerger war mir ein wenig in die Kehle gefahren: da haben ſie ein junges Ding engagirt und wollen ſie zur Probe die Valentine ſingen laſſen, die Valentine — zur Probe, ich bitte Sie, Herr Rodenberg! Sie wird von oben herab protegirt. Natürlich machen ſich die nichts daraus, wenn ſo eine Probe mißlingt; aber Unſereiner, der dabei auf der Bühne ſteht, befindet ſich in einer ſcheußlichen Lage — morgen früh aber werde ich mich geſund melden, da es der Intendant dringend wünſcht ....“

„Um am Sonntag den Gennaro zu ſingen?“

„Auf beſonderen Befehl des Fürſten — das kann man nicht abſchlagen.“

„Gewiß nicht, wenn es wirklich der Befehl Seiner Königlichen Hoheit iſt; es könnte aber auch wohl ſein, daß man die Lucrezia Borgia dran bringen will, um eine junge Dame, von der ich ſprechen hörte, als Orſini auftreten zu laſſen.“

„Die Berger — eine mittelmäßige Sängerin — doch iſt mir das gleichgültiger, als bei der Valentine, da ich mit ihr eigentlich nichts zu thun habe.“

„Mich dauert nur die arme Gerhold — ich weiß in der That nicht, warum man ſie zurückſetzt.“

„Ich auch nicht, und es iſt eine ihrer beſten Rollen.“

„Wie ich hörte,“ ſagte Rodenberg in gleichgültigem Tone, „hat ſie ſich darüber beklagt, und da die Gerhold gute Freunde hat, ſo kamen dieſe Klagen ſogar zu den Ohren des Fürſten.“

„Nun, und Seine Königliche Hoheit?“

„Können ſich um dergleichen Kleinigkeiten nicht bekümmern; doch ſagte der Fürſt, wie ich mit meinen eigenen Ohren gehört, er mache ſich durchaus nichts aus der Lucrezia Borgia.“

„Das haben Sie wirklich gehört, Herr Rodenberg?“ fragte der Sänger in einem pikirten Tone.

„Wie ich Ihnen ſage — ich ſtand dabei.“

„Gut, gut,“ erwiederte Herr Eichner, indem er mit einer würdevollen Bewegung die Zipfel ſeines langen Radmantels dichter um ſeinen Hals ſchlang; „ſo ſind wir armen Künſtler immer der Spielball aller möglichen Launen — auf meine Wünſche nimmt man keine Rückſicht, und ich ſoll dieſen langweiligen Gennaro ſingen, damit es jenem Fräulein Berger möglich wird, durch das unverwüſtliche Trinklied einen Applaus zu bekommen, und damit Herr Beil, der Liebling des Capellmeiſters, Gelegenheit erhält, dem Publikum mit ſeiner heiſeren Stimme wieder einmal zubrüllen zu können, daß er Venedig's Macht nicht fürchte; aber ich fürchte eine andere Macht auch nicht, und da ich jetzt in der That wieder ein ſehr unangenehmes Kratzen in der Kehle fühle, ſo glaube ich, daß Lucrezia Borgia dieſes Mal nicht giftmiſchen wird.“

„Worin ich Ihnen durchaus nicht Unrecht geben kann,“ entgegnete Rodenberg; „und wenn Sie wirklich eine kleine

Heiſerkeit geſpürt, ſo iſt es bei dem ſcharfen Oſtwinde räthlich, ſich zu ſchonen.“

„Ich danke Ihnen recht ſehr für dieſen Rath und werde ihn befolgen.“

„Gute Nacht, Herr Eichner!“

„Halte mich beſtens empfohlen, Herr Rodenberg!“

Unter der Hausthür des Gaſthauſes erwartete den Maler ein Kellner und führte ihn in das Zimmer Nummer vier, wo Rodenberg ein Eſſen zu zwei Perſonen beſtellt hatte. Die ‚Goldene Kanne‘ war ein recht altes Haus, etwas dunkel und düſter von außen; aber im Innern hatte es ſehr wohnliche und behagliche Räume, namentlich am Abend, wenn die niedrigen Zimmer mit den alten, gebräunten Holzdecken vom Kerzenſcheine freundlich erhellt waren und wenn, wie jetzt hier in Nummer vier, in dem großen, ſchmuckloſen Kamine ein loderndes Feuer brannte.

Vor dem Kamine ſtand der Eßtiſch mit zwei Gedecken, woraus zu erſehen war, daß Rodenberg einen Gaſt erwartete, und dieſer Gaſt befand ſich auch bereits im Zimmer: er ſtand an den Kamin gelehnt und näherte ſich dem raſch eintretenden Maler mit einem freundlichen Gruße.

Dieſer Gaſt war ein kleiner, ſchmächtiger und noch ſehr junger Mann mit einem klugen, man könnte ſagen, ſchlauen Geſichte, das aber für ſeinen Körper etwas zu alt ausſah: es zeigte eine gefurchte Stirn und über derſelben dichtes, ſtraffes Haar, welches ſichtbar unbewegt blieb gegen die Verſuche, ihm durch Kamm und Pommade eine gefällige Form zu verleihen.

„Haſt Du ſchon lange auf mich gewartet?“ fragte der Eingetretene.

„Ich bin erſt eine kleine halbe Stunde hier; doch da ich weiß, daß Sie nicht immer Herr Ihrer Zeit ſind, ſo kann ich nicht ſagen, daß ich gewartet habe, was man nämlich unter Warten verſteht — es iſt das hier ein ſo behagliches Zimmer," ſetzte der kleine Mann händereibend hinzu, „und es träumt ſich ſo angenehm, wenn man in die ſpielenden Flammen ſchaut — darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen?"

„Sieh' mich an," erwiederte Rodenberg, indem er ſich breit vor ſeinen Gaſt hinpflanzte, „wenn ich in dieſem Rocke ſtecke und meinen alten, grauen Hut auf dem Kopfe habe, ſo geht es mir immer vortrefflich, denn ich kann mir alsdann einbilden, wir hausten noch zuſammen im ‚Reichsapfel'."

„Ja, ja, und Sie riefen dem kleinen Rafael, um ihm den Text zu leſen für irgend eine Dummheit oder einen muthwilligen Streich, den er begangen."

„Leider ſind jene Zeiten vorbei — ich ſage, leider für mich, denn was Dich anbelangt, ſo hätteſt Du wohl heute keine Luſt mehr, wie damals den Diener von ein paar armen Malern zu machen, die Dich recht oft geplagt und geknufft, Dir aber dafür auch ſparſam zu eſſen gegeben haben."

„Was das Letztere betrifft," lachte der ehemalige Diener Rodenberg's, „ſo ſuchen Sie das, wie ſo vieles Andere, auf glänzende Art wieder gut zu machen." — Damit zeigte er auf den gedeckten Tiſch und ſetzte mit heiterem Blicke hinzu: „Der Kellner hat mir etwas verrathen von einer echten Gänſeleber-Paſtete, was mich heute beſonders glücklich macht, denn ich ſchreibe an einem Artikel über die merkwürdigen

Einwirkungen einer echten Gänſeleber-Paſtete auf den Humor des Menſchen und möchte dabei den Beweis führen, daß die Unverdaulichkeit dieſer an ſich ſo vortrefflichen Speiſe viel zu übeln, finſtern Launen und dadurch zum barſchen und herriſchen Auftreten hochgeſtellter Perſonen beiträgt."

„In dieſem Falle rathe ich Dir, nicht davon zu eſſen."

„O, unbeſorgt, ich bin keine hochgeſtellte Perſon und bei mir könnte ein Bißchen herriſches und barſches Auftreten nicht ſchaden, zumal an Tagen, wie heute, wo ich weich geſtimmt bin, ja, wo ich mich beſtändig in einem Anfluge von Rührung befinde."

„Und warum, mein lieber Raſael — iſt Dir etwas ſo außerordentlich Angenehmes zugeſtoßen? Fängt Dein Chef-Redacteur endlich an, Deine großen Verdienſte zu begreifen, oder hat Dir Dein hartherziger Buchhändler einen Pfennig mehr für die Zeile bewilligt?"

„Auf ein ſo großes Avancement darf ich ſo bald nicht hoffen, und was meinen Chef-Redacteur anbelangt, ſo war er heute biſſiger, als je, und ſchnappte und biß in Einem fort, bildlich wenigſtens, nach ſeiner ganzen Umgebung. Der Mann hat ſeine Beſtimmung verfehlt — er hätte eigentlich ein Kettenhund werden ſollen; aber ich bin nicht Egoiſt genug, um mich nur über das Gute zu freuen, das mir begegnet, im Gegentheil, es macht mich auch glücklich, wenn ich weiß, daß Anderen eine Freude bevorſteht."

„Nun, ſo wollen wir uns freuen, mein lieber Raſael, denn ich glaube, daß uns ein vortreffliches Eſſen bevorſteht — ſetzen wir uns — aha, Hunger haſt Du auch — ich habe Dich ſchon ein paar Mal darüber ertappt, wie Du nach der Thür ſchielteſt und Deine Uhr zu Rathe zogſt."

mit ernſter Miene rückwärts blickend nach den Ihrigen, die ſcheu auf dem Trottoir ſtehen bleiben, und leicht zuſammenfahren, wenn überflüſſiger Dampf ziſchend auffährt, während der Conducteur zur Eile treibt, und die Glocke demgemäß ihre drei Zeichen ſo ſchnell hintereinander gibt, als habe ſie eigentlich wichtigeres zu thun und gebe ſich nur ſo nebenbei aus purer Gefälligkeit mit dem Läuten ab — gleichviel, die Locomotive pfeift, huſtet und ſtöhnt erſt langſam, dann immer geſchwinder, die Häuſer an der Bahn fangen wieder ſcheinbar an rückwärts zu fliegen, von den Menſchen die uns angaffen ſehen wir nur eine lange Reihe unerkennbarer Geſichter, Bäume huſchen vorüber, die letzte Stätte des Orts liegt eben erſt hinter uns, und ſchon raſſeln wir an dem nächſten Bahnwärterhäuschen vorbei, wo der Beamte ſteht, den Arm ausgeſtreckt wie ein Telegraph, während ſein kleines Kind vor der Thür ſitzt und: „die Eiſenbahn“ ruft; doch würden wir kaum die erſte Sylbe vernehmen können, wenn das übrigens bei dem Getöſe möglich wäre, denn wenn es „bahn“ ausſpricht, ſind wir ſchon eine gute Strecke weiter. Hinter Göppingen wird das Thal auf Augenblicke weiter und ausgedehnter, und wir können uns deßhalb nicht mehr ſo mit den Einzelheiten von unſerm Wege beſchäftigen, auch iſt faſt alles heute Morgen ſchon dageweſen und kehrt immer wieder, die Felder in gelb, grau, grün, die Wälder mit ihrer prächtigen Färbung von Violett bis ins helle Roth, durch welche man nun die Form faſt eines jeden Baumes erkennt. Die weißen Häuſer mit den gelben glänzenden Welſchkornkränzen, der getrocknete Flachs am Boden in langen regelmäßigen Linien, ſchnatternde Gänſe, ſtaunende Pferde und wichtig dreinſchauende Ochſen; nur ein einſamer Waldweg an dem wir vorüberſauſen feſſelt vielleicht unſere Aufmerkſamkeit für einen Moment; dort ſteigt er vergeſſen die Höhe hinan, der arme Pfad, der einſtens, wie alle andern, nach Rom geführt, nun aber von niemand mehr betreten wird; denn umſonſt ſagt ein morſcher melancholiſcher Wegweiſer, gleich

„Im Gegentheil, Herr Rodenberg, was mich anbelangt, ſo würde ich mit großem Vergnügen noch warten und gern noch ein wenig plaudern, wenn es Ihnen genehm iſt.“

„Nein, nein, ich habe bedeutend Hunger — und mein Diner redlich verdient,“ ſetzte er nach einem tiefen Seufzer hinzu; „ich achte es auch für eine Belohnung, nach dem, was ich heute Alles erlebt, ſo angenehm ſpeiſen zu dürfen, mit Dir allein in einem ſo behaglichen Zimmer, und vor allen Dingen in meinem bequemen Sammtrocke. Läute dem Kellner, wenn es Dir gefällig iſt, der Kerl iſt heute wie eine Schnecke — ah, es lebe das Bißchen Freiheit, das ich zuweilen habe! Wie läßt doch Schiller ſeinen melancholiſchen Major in ‚Kabale und Liebe‘ ſagen,“ fuhr er fort, indem er ſeinen Rock aufknöpfte und weit von der Bruſt zurückwarf: „Gute Nacht, Herrendienſt!“

Rafael hatte der erhaltenen Weiſung zufolge geklingelt und ſtand nun vor dem Tiſche, an welchem Rodenberg bereits ſaß, über die Lehne des Stuhles gebeugt und den Anderen lächelnd betrachtend. — „Ein Diner zu Zweien iſt allerdings etwas Schönes,“ ſagte er, aber es gibt doch Fälle, wo die Unterhaltung ſtockt.“

„In dem Falle ißt man mit um ſo größerer Ruhe und Behaglichkeit.“

„Drei iſt eine vortreffliche Zahl — Zwei eſſen und der Dritte kann ſie unterhalten.“

„O ja, wenn ich nur einen Dritten herzaubern könnte, der mir angenehm wäre.“

Der kleine Mann blickte über Rodenberg hinweg abermals nach der Thür und zog dann verſtohlen wieder ſeine Uhr hervor; dann ſetzte er ſich und ſchaute ſeinen freund-

lichen Wirth an, der in Erwartung der Suppe ein Stück in Salz getauchtes Brod aß und den ſanft erwärmten Rothwein dazu verſuchte.

„Dein Vergleich von vorhin iſt in der That nicht ohne,“ ſagte er alsdann. „Dein Chef-Redacteur hat ſich wieder auf Tod und Leben mit uns herumgebiſſen — ich mußte heute viel darüber hören, und gelegentlich kannſt Du ihm ſagen, ſeine beiden erſten Artikel ſeien maßlos grob geweſen, und es ſei ein Glück, daß er den dritten als magenerwärmendes Mittel darauf geſetzt — trinke doch, Rafael, und ſei luſtig — ich weiß nicht, Du ſchneideſt heute abſonderliche Geſichter und Dein Schmachten mit der Thür will nicht aufhören — nun, da iſt der langſame Kellner — biſt Du jetzt zufrieden?“

„Wir werden bald zufrieden ſein, denn die Suppe ſcheint vortrefflich.“

„Angenehm erwärmend — wie Euer dritter Artikel und — ich brauche heute etwas Erwärmendes und Aufregendes — deßhalb wollen wir trinken.“

Und ſie ſtießen die gefüllten Gläſer an einander.

Rodenberg lehnte ſich darauf in ſeinen Stuhl zurück, ſah an die Decke empor und ſagte: „Heute wurde ich auf eine eigenthümliche Art an jene glückliche Zeit erinnert, wo wir im ‚Reichsapfel‘ wohnten, und wenn Du mir einen großen Gefallen thun willſt, ſo erzähle mir nachher beim Deſſert noch einmal die Geſchichte von der ſchönen Prinzeſſin, von Deiner Vorſtellung als Zwerg, womit Du Deine Künſtlerlaufbahn ſo glorreich begonnen haſt — wir wollen überhaupt von jenen Tagen plaudern — ich hatte ſo lange nicht Luſt und Gelegenheit, mir dieſelben wieder einmal

lebendig ins Gedächtniß zurückzurufen — plaudern wir alſo jetzt davon, mein Junge.“

„Ja, das wollen wir,“ erwiederte Rafael mit einem ſo eigenthümlich weichen Tone und einem ſo auffallenden Hinſtarren nach der Thür, daß Rodenberg lachend fortfuhr:

„Wenn es nicht gegen alle Ordnung wäre, ſo müßte ich glauben, Anton brächte jetzt ſchon die Gänſeleber-Paſtete, nach der Du ſo lüſtern biſt, denn Dein Geſicht iſt förmlich verklärt und Deine Augen leuchten.“

„Wozu ich meine Urſachen habe,“ ſagte der kleine Mann mit einer vor Rührung zitternden Stimme — „ach, Herr Rodenberg, Anton bringt dort eben etwas Beſſeres, als die Paſtete!“

„Nun, darauf bin ich neugierig,“ ſagte der Andere in ruhigem Tone, indem er langſam den Kopf gegen die Thür wandte, der er den Rücken zubrehte.

„Um Alles in der Welt, ſehe ich recht,“ rief Rodenberg alsdann aufſpringend — „biſt Du es, Walter, oder iſt es Dein Geiſt?“

„Dieſes Mal bin ich es noch ſelber,“ gab derjenige, welcher ſoeben ins Zimmer getreten war, zur Antwort, wobei der eigenthümliche Ton ſeiner tiefen Stimme die Bewegung ſeines Herzens verrieth; „wenn es aber wieder ſo lange dauert, bis wir uns begegnen, ſo glaube ich ſchon, daß wir alsdann etwas Nebelhaftes an uns haben.“

„Walter — welche Freude!“

„Rodenberg — mein guter Kerl!“

Die beiden Freunde ſtürzten einander in die Arme und hielten ſich eine Zeit lang ſchweigend umſchlungen, wobei es ſonderbar anzuſehen war, welch finſtere Grimaſſen der alte

Maler ſchnitt, um ſeine Rührung zu verbergen, wogegen Rodenberg ſich durchaus nicht ſcheute, laut und vernehmlich zu ſchluchzen.

Der kleine Rafael ſtand dabei und griff an ſeinen Kopf, um auf demſelben vielleicht die uns wohlbekannte verzierte, rothe, ſackähnliche Mütze zu finden und dieſelbe wie bei früheren heiteren Gelegenheiten zum Beweiſe ſeines Mitgefühls an die Zimmerdecke zu ſchleudern. Da er dieſe Kopfbedeckung begreiflicher Weiſe nicht fand, ihm aber jenes wunderbare Lied eigener Dichtung und Compoſition einfiel, ſo konnte er nicht umhin, dieſes anzuſtimmen und dazu ein ausgezeichnetes Solo zu tanzen.

„Nun ſetze Dich, Walter, und erzähle, welch glücklicher Zufall Dich hieher gebracht — Anton, ein Gedeck — hier iſt ein Stuhl — ah, welche Freude!“

„Einen Zufall will ich das gerade nicht nennen,“ ſagte der alte Maler — „heute Mittag angekommen, wollte ich mich gerade auf der Eiſenbahn nach Dir erkundigen, als ich ſah, wie eine Geſtalt, die mir bekannt vorkam, einige Briefe in die Briefladе ſtopfte.

„Rafael?“

„Ja, er war es, und wenn der Kerl auch ſo verwandelt ausſieht, wie der Engerling im vierten Jahre, ſo erkannte ich ihn doch augenblicklich wieder an ſeinem ſchaukelnden Gange und dann an ſeinem kindlichen Lächeln, das er noch nicht verloren hat.“

„Und ob ich Herrn Walter erkannte — augenblicklich aus dem ganzen Menſchenſtrome heraus, der an mir vorbeikam — meine Freude könnte ich unmöglich beſchreiben!“

„Das muß ich ihm bezeugen — es war rührend anzu-

ſehen — ich glaube, es gab Zuſchauer genug, die mich für ſeinen lang entbehrten Vater hielten.“

„Dann wollte er zu Ihnen, Herr Rodenberg; doch wußte ich von Ihrem Diener, daß Sie nicht zu Hauſe ſeien, und dann erlaubte ich mir, Herrn Walter auf heute Abend hieher einzuladen — habe ich es recht gemacht?“

„Vollkommen, mein Junge — eine größere und liebere Ueberraſchung hätteſt Du mir nicht bereiten können — ich ſage Dir, Walter, Rafael hat ſich ganz vortrefflich gemacht.“

„Das habe ich heute Mittag ſchon bemerkt und mich darüber gefreut — es war mir eine wahre Genugthuung, ihn ſo wiederzufinden — denn ich bin es doch eigentlich, der Talente in ihm entdeckte und ihn auf den richtigen Weg brachte, als dieſer Kerl damals den einen heiligen Dreikönig malte — ah, wenn ich an jene Zeit denke!“

„Rafael iſt Mitarbeiter an einem hieſigen Journale von ſo rother Färbung, daß ich ihn leider nur verſtohlen ſehen kann.“

„Und Du?“ wandte ſich Walter an Rodenberg. „Ich hätte geglaubt, Dich anders wiederzuſehen, und war der feſten Meinung, Du erſchienſt nur in ſchwarzem Fracke, weißer Halsbinde und mit einem kleinen Bandladen im Knopfloche — wie wohl mir nun Dein Sammtrock thut, kann ich Dir gar nicht ſagen — nennt man Dich Excellenz oder gnädiger Herr?“

„Laß dieſe Scherze und trübe damit nicht unſern heiteren Abend. Nun will ich Dich aber auch einmal betrachten — er hat kaum gealtert, dieſer Walter, Dein Haar und Bart ſind etwas weißer geworden — Dein Geſicht röther.“

„Das macht die ſcharfe Frühlingsluft.“

„Im Uebrigen ſiehſt Du ſo wohlhabend aus, wie ich's mir nur wünſchen kann."

„Es iſt mir auch ganz gut gegangen — ich komme aus Italien, aus Rom, wo ich, ſtatt eigenhändig geringe Bilder zu malen, die Meiſterwerke der Alten nicht ſchlecht copirte, mir damit einen anſtändigen Namen machte und viel Geld verdiente."

„Das weiß ich — es war mir jedes Mal wie ein Gruß von Dir, wenn ich beim Prinzen Heinrich von Deinen vortrefflichen Copieen ſah; doch ſagte er mir, Du ſeieſt auf dem Wege nach Spanien, und ich fürchtete wahrhaftig, Dich ſo bald nicht wiederzuſehen."

„Es war auch nur die Sehnſucht nach Euren Geſichtern und nach deutſcher Luft, die mich zurückführte — die ſpaniſchen Bilder laufen mir nicht davon; doch will ich vorher noch ein Jahr herumziehen und ſehen, was es hier bei Euch Neues gibt — was weißt Du von den alten Freunden?"

„Leider nicht viel — Bergmüller, der ein tüchtiger Landſchafter geworden iſt, ſchickte zuweilen Einiges zur Ausſtellung hieher — war auch ſelbſt einmal da — er iſt dicker geworden und ſchon einige Male Vater; ſeine Schwiegermutter ſtarb, und ſo geht es ihm auch in dieſer Richtung vortrefflich — aber trinken mußt Du, Walter, trinken — wir wollen luſtig ſein — ein Glas dem Andenken unſerer Freunde!"

„Aus vollem Herzen!"

„Nun ſage mir vor allen Dingen, was weißt Du von Olfers? Von ſeinen prachtvollen Bildern ſahen wir verſchiedene hier, aber von ihm ſelbſt habe ich keine Sylbe erfahren."

„Er hatte Rom verlaſſen und war nach Florenz gegangen — dort ſah ich ihn ſpäter — er empfing mich herzlich und freundlich, doch vermied er es, von vergangenen Tagen zu reden.“

„Unſer armer Freund, wie einſam er in der Welt herumzieht!“

„Aber ſie thut ihm wohl, dieſe Einſamkeit, ſie lindert ſeine trübe Stimmung, da ſie ihn träumen läßt von einer glücklichen Vergangenheit und ihm erlaubt, immer noch Luftſchlöſſer für die Zukunft zu bauen. Er ſagte mir das gerade und ehrlich heraus, und deßhalb ſah ich ihn auch nur ſelten. Wie furchtbar ſchön drückt ſich ſein umdüſtertes Gemüth in den großartigen Compoſitionen aus, die ich von ihm ſah; er entwarf gerade ein prächtiges Bild, ‚die Peſt in Florenz‘, gewaltig und ergreifend in der Anlage: eine Proceſſion, die hohe Geiſtlichkeit an der Spitze, durchzieht die Straßen, in denen man die grauenhafteſten Gruppen von Todten und Sterbenden ſieht, um den Himmel anzuflehen, daß er die ſchreckliche Krankheit aufhören laſſe — da ſtürzt aus einem Haufen Volkes ein verzweifeltes Weib hervor und wirft ihr todtes Kind zu den Füßen des voranſchreitenden Biſchofs.“

„Ein ergreifender, aber furchtbarer Vorwurf.“

„Wie in Allem, was er jetzt componirt und malt.“

„Und er hofft immer noch, ſeine Tochter wiederzufinden?“

„Es ſcheint mir ſo — ihn geradezu fragen mochte ich nicht; doch als ich ihm eines Tages ſagte, es ſcheine mir, er halte alles weitere Suchen für überflüſſig, da er ſich jahrelang in Italien aufhalte, ohne mit der Heimath in Verbindung zu bleiben, gab er mir zur Antwort, das heißt,

er ſprach eigentlich mehr zu ſich ſelber, als zu mir: ‚Ich werde ſie ſicher machen und ſie vielleicht veranlaſſen, unvorſichtig zu werden.‘ Dann blickte er raſch auf, legte ſeine Hand auf meine Schulter und fragte mich: ‚Nicht wahr, Walter, ich habe es mit einem treuen Freunde zu thun?‘ — Und Ihr hier außen,“ fuhr der alte Maler nach einer Pauſe fort, „habt Ihr gar nichts mehr von dieſer räthſelhaften Geſchichte erfahren?“

„So gut wie gar nichts,“ ſagte Rodenberg; „nur einmal, es ſind ſchon einige Jahre her, glaubte ich etwas zu erfahren — aber es war eine Nachricht ohne Anfang und Ende, etwas, das wie ein Blitz erſchien, das eben ſo ſpurlos wieder verſchwand und keine Erkundigungen geſtattete. Ich hörte nämlich eines Tages von einer Frau reden, die wenige Stunden von hier mit ihrer Tochter in tiefſter Verborgenheit lebe, um ſich Nachforſchungen zu entziehen, die ihr höchſt gefährlich werden könnten; ich ſchrieb darüber an Olfers, ſowie auch, daß ich Alles anwenden würde, der Sache auf die Spur zu kommen, gab mir auch alle erdenkliche Mühe, und als ich einen Faden gefunden, der mich dahin führte, wo jene Frau gewohnt, ſo war ſie verſchwunden und Niemand wußte, wohin ſie gegangen ſei.“

„Und konnteſt Du keine Schilderungen über Mutter und Tochter erhalten?“

„O ja, aber ſie paßten nicht — hatte ich doch Frau Hildegard noch ſo gut im Gedächtniß, daß es mir möglich war, ihr Geſicht mit ein paar Bleiſtiftſtrichen zu ſkizziren, und ebenſo die lieben Züge der kleinen Margarethe.“

„Nun?“

„Von der Frau, die dort gewohnt, ſagte mir Jemand,

der ſie häufig geſehen, ſei keine Spur in meiner Zeichnung zu finden, und wenn auch das Geſicht des jungen Mädchens eine Aehnlichkeit mit meiner Skizze zeige, ſo wäre dieſelbe keinenfalls ſtark hervortretend und mehr dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ein jugendliches Geſicht dem anderen immer etwas ähnlich ſehe."

„Wie hieß doch der gewiſſe Kammerjunker, der zur damaligen Zeit ſtark bei der Geſchichte betheiligt war und dem wir Alle mit einander nichts Gutes zutrauten?"

„Freiherr von Schenk, Kammerherr Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürſtin-Mutter, ein Mann von Bedeutung im Departement der allerhöchſten Unterröcke."

„Und dieſem Manne, deſſen Gewiſſen ſo faltenreich iſt, wie eines der gerade erwähnten Kleidungsſtücke, haſt Du nie verſucht, ihm auf den Zahn zu fühlen, ihm ein unbedachtes Wort zu entlocken?"

„Es war das ſehr ſchwierig, da er, einer andern Partei bei Hofe angehörend, mir ſtets ſo ſteif und förmlich entgegentrat, wohl abſichtlich, um jede Annäherung zu verhüten."

„Und Du biſt ihm nie auf den Leib gegangen?"

„O ja, das habe ich gethan, und ziemlich derb, indem ich ihm in Ausſicht ſtellte, in einer guten Stunde Seine Königliche Hoheit ſelbſt von dieſer Angelegenheit zu unterhalten. Da gab er denn endlich zu, er wolle nicht läugnen, daß er um den Aufenthalt Hildegard's und ihrer Tochter gewußt, ohne aber auch nur im geringſten bei der Entführung des jungen Mädchens betheiligt geweſen zu ſein. Feierlich gab er dabei ſein Ehrenwort, daß er von ihrem gegenwärtigen Aufenthalte nichts wiſſe, und ſetzte alsdann mit ſehr geſprächigem, hochmüthigem Weſen hinzu, er hoffe und wünſche

aber, daß ich ihn in Zukunft mit ähnlichen Fragen verſchonen möge.“

„Den Teufel auch — und das gab Dir keine Veranlaſſung, ein Bißchen Händel mit ihm zu ſuchen?“

„Zum Schein wahrlich nicht; aber in allem Ernſte entgegnete ich ihm, ich werde es mir nicht verbieten laſſen, eine ähnliche Frage an ihn zu ſtellen, und zwar ſo oft es mir beliebe.“

„Und dann?“

„Spitzte er ſein Maul, ſchloß die Augen und entgegnete, mit einer unvergleichlichen Grazie lächelnd: ‚Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſpäter nochmals zu fragen, ſo werde ich Ihnen doch keine andere Antwort geben können.‘ Daß ich ihn dadurch noch mehr zum Feinde bekam, merkte ich wohl, und deßhalb, wie auch als treuer Diener ſeiner Herrin und aus manchen anderen Gründen iſt er einer von den Leuten, die mich lieber heute als morgen aus dem Lande gejagt ſähen.“

„Und haſt Du Ausſicht, auf ſo anerkennende Weiſe Deine hieſige Carrière zu beſchließen?“

„Wer kann das wiſſen — bei dem ſchlüpfrigen Boden, auf dem wir wandeln, und bei der allerhöchſten Laune, von welcher wir Alle mehr oder minder abhängig ſind, kann Einem alles Mögliche begegnen.“

„Aber das iſt ein trauriges Handwerk,“ meinte Walter, indem er ſeinen Freund mit einem ernſten, ſorgenvollen Blicke anſah — „doch konnteſt Du Dich ſonſt ſicher ſtellen? Deine Einkünfte ſind ſo bedeutend, daß Du Dir etwas Tüchtiges zu erübrigen vermochteſt, obgleich Sparen früher nicht Deine Stärke war.“

einem zurückgekommenen Budenbeſitzer: „nur hereinſpaziert“, man zuckt die Achſeln und fliegt vorüber.

Dort iſt der hohe Stauffen, der Rechberg und Staufeneck, die auf Augenblicke in die Höhe zu ſtreben ſcheinen, um dann wieder hinter andern Bergen zu verſchwinden; die Fremden ſchauen dem erſten lange zu und denken wohl: majeſtätiſch genug ſieht er aus, das Fundament des ſo mächtigen und ſo unglücklichen Kaiſerhauſes; ja majeſtätiſch ernſt und traurig, eine gewaltige Pyramide, die auch ohne Hieroglyphen, getreu und deutlich, ihre rieſenhafte Geſchichte erzählt!

Ich glaube, es war der liebe und freundliche Juſtinus Kerner, der mir einſtens eine eigenthümliche, aber, wenn man das Auge dafür hat, ſehr wahre Anſicht über die Formation der Berge des Fils- und Neckarthals mittheilte, eine Anſicht die ich wenigſtens immer beſtätigt fand, wenn ich ſo im Dahinfahren träumend und ſinnend die Höhen beſchaute; jeder Berg hat nämlich, ſo ſagt er, die Geſtalt eines Rieſen, bald in ſitzender, bald in liegender Stellung. Dort ſieht man deutlich den zuſammengebückten Oberkörper, das Haupt tief auf die Bruſt herabgeſenkt, den Schooß und die Kniee ſcharf abgezeichnet, während die Füße ins Thal herabhängen; weiterhin ruht ein anderer lang ausgeſtreckt, den Kopf mit dem Arm unterſtützt, und blickt behaglich mit übereinandergeſchlagenen Beinen zu uns hernieder, vielleicht im Stillen lächelnd über das ſonderbare Spielzeug, das er da unten ſieht und das ſich dampfend in weiten Schlangenlinien um ihn herumwindet, ſcheinbar ſo geſchwind und doch für ihn ſchneckenhaft langſam. Denn wir brauchen ja eine geraume Zeit bis wir von ſeinem Kopf zu ſeinen Füßen gelangt ſind, aber wir wollen ſo geräuſchlos wie möglich vorübergleiten, um die Aufmerkſamkeit dieſer reſpectabeln Rieſenfamilie nicht allzu ſehr auf uns zu ziehen; denn ſonſt könnte es einmal einem der jungen Bengel, die winzig hinter den alten hervorlauſchen, in den Sinn kommen, mit der derben Fauſt nach uns zu langen, um die ſeltſam vielgliedrige Wagen-

„In welchem Punkte ich mich auch nicht beſſern konnte, denn erſtens verſtehe ich das nicht, und dann ſind meine Einkünfte der Art, daß ich mit dem beſten Willen nicht nur nichts erſparen kann, ſondern daß ich, wenn einmal eine Kataſtrophe eintritt, Alles, was ich habe, verkaufen muß, um meine Schulden zu bezahlen."

„Du biſt ein unverbeſſerlicher, leichtſinniger Kerl — aber wie konnteſt Du Dir unter ſolchen Bedingungen das goldene Halsband umlegen laſſen?"

„Es glänzte ſo ſchön, es wurde angeſtaunt und beneidet und ſchien mir den Weg zu zeigen nach einer ſchwindelnden Höhe, von wo ich auf eine wunderbare und beglückende Ausſicht hoffte — doch reden wir nicht davon," rief er in einem Tone der Ungeduld und des Ueberdruſſes — „in der Welt geht es auf und ab! Glaubſt Du vielleicht, ich würde mich nicht glücklicher fühlen, wenn ich an einem ſchönen Morgen, mein Skizzenbuch unter dem Arme, einen einfachen Stock in der Hand, die Stadt verließe?"

„Mit dem traurigen Gedanken, eine Reihe von Jahren nutzlos vergeudet zu haben!"

„Warum nutzlos? Ich habe doch ein reiches Material geſammelt für den Bleiſtift und die Feder; ich werde meine Memoiren ſchreiben und ſie vortrefflich illuſtriren — doch Scherz bei Seite — gebt mir meine freie Zeit wieder, ein Blatt Papier und einen Bleiſtift, und ich will Euch zeigen, ob ich heute nicht ein beſſerer Künſtler bin, wie damals — aber laßt uns heute darüber ſchweigen, wir wollen luſtig ſein, trinken — he, Raſael, ſchneide den Bindfaden durch, der den Pfropfen auf der Flaſche hält — ſo, ah, wie das vortrefflich knallt, und nun nichts mehr von der Gegenwart

— ein Glas des ſchäumenden Weins der Vergangenheit und zwei der Zukunft, ja, der Zukunft, wie ich ſie mir wünſche, bei gleichgeſtimmten guten Freunden, bei Menſchen mit warmen, ehrlichen Herzen, bei wahren Künſtlern, nicht dort, wo man des Gedankens nicht los wird, nur geduldet zu ſein, und bald erſchrocken, bald ſcheel betrachtet wird über ein freies, friſches Wort, das man ſpricht, wo man ſich unbehaglich fühlt, wo Einem das nöthige Waſſer zum Schwimmen fehlt und man, ſtatt frei auszuholen, mühſam laviren muß, wo man ewig fremd und verlaſſen bleibt, unter Larven die einzig fühlende Bruſt — alſo der Zukunft, mein Junge, zwei volle Gläſer — aber laſſet uns dabei der glücklichen Vergangenheit nicht vergeſſen!"

Walter hatte ſich eine von Rodenberg's Cigarren angezündet und ſagte, behaglich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt: „Wie gern erinnere ich mich jenes letzten Abends unſeres Beiſammenſeins und meiner nächtlichen Fahrt mit dem Herrn Major von Werdenberg, den ich morgen aufſuchen werde."

„Vergiß nicht, daß er Oberſt geworden iſt!"

„Aber wahrſcheinlich ein eben ſo räuberhaft guter Kerl, wie ehemals. Auf der alten, prachtvollen Burg, wohin er mich damals brachte, verlebte ich einige wunderbare Jahre — ich malte ſtill und fleißig und kann Dich verſichern, keine ſchlechten Bilder."

Rafael lächelte ſtill vergnügt in ſein Glas hinein, und Rodenberg ſagte: „Ganz vortreffliche Bilder ſind es, die Du dort gemalt, und jener kleine Schelm, der ſich im vergangenen Jahre eine Rheinreiſe erlaubt, hat darüber einige unſterbliche Artikel geſchrieben."

„Danke Dir, mein Sohn — Gott möge es Deinen

Kindern vergelten! Bei meinen Arbeiten, meiſtens allein, mit Ausnahme eines Jahres, in dem ich mit Bergmüller gemeinſchaftlich arbeitete, gewöhnte ich mich ſo an die Einſamkeit, daß ich wahrhaftig ein Mönch geworden wäre, hätte ich ein paſſendes Kloſter in der Nähe gewußt."

„Und Knorr, mein guter Knorr," rief Rodenberg, raſch ſein Glas erhebend, „wie konnte ich ſo vergeßlich ſein und nicht ſchon lange nach ihm fragen? Die letzten Nachrichten, welche ich von ihm aus Köln erhielt, ſagten, auch er ſei nach Italien gezogen, er habe eine Römerfahrt gemacht."

„Und in der vollſten Bedeutung dieſes Wortes: er ging nach Rom und trat dort als Bruder in das Capuciner-kloſter."

„Und warum wählte er ſich gerade einen ſolchen Ort?"

„Um frei zu ſein und Zeit zu ſeinen Arbeiten zu haben; er meißelt Euch jetzt ganz wunderbare Heilige in Stein und ſogar in Marmor — im Kloſter haben ſie ihm ein Atelier hergerichtet, wo ich ihn öfters beſuchte und bei den braunen Kutten manche heitere Stunde verlebte; auch fehlte es alsdann nie an einem vortrefflichen Glaſe Orvieto, natürlich nur mir, dem Gaſte, zu Ehren, doch hielten die frommen Brüder wacker mit; ein paar Mal zupfte es mich gewaltig, dort zu bleiben, aber wenn man nackte Göttinnen und dergleichen laſterhafte Geſchichten copirt, ſo paßt man doch nicht gut in ein Kloſter."

„Gedachte Knorr oft der Zeit im Reichsapfel und unſer Aller?"

„Gewiß, und wenn der prophetiſche Geiſt über ihn kommt, was immer noch zuweilen geſchieht, ſo konnte er ſagen: ‚Laßt ſie nur flattern und ihre Bahnen ziehen, den

Einen nach Oſten, den Anderen nach Weſten, Alle, die dazu berufen ſind und denen ich es im Grünen Baume prophezeiht, tragen einen goldenen Faden am Fuße, der ſie an den gewiſſen Ort zuſammenführen wird!'"

„Und was meint er mit dem gewiſſen Orte — vielleicht das Grab?"

„Dieſelbe Bemerkung machte ich ihm auch einmal, doch ſchüttelte er lächelnd ſein Haupt und ſagte: ‚Um dahin zu gelangen, braucht man kein wahrer Künſtler zu ſein und keinen goldenen Faden am Fuße zu haben — nein, wo wir uns noch einmal wiederſehen werden, das iſt am Hofe eines gewaltigen Königs unter Marmorhallen, die auf einem hohen Berge liegen, von wo man rings umher eine entzückende Ausſicht genießt, während duftende Orangen uns umgeben und murmelnde Springbrunnen wohlthätig die Hitze kühlen, wo lieben wird, wer zu lieben vermag und lieben darf!'"

„Die letztere Verheißung ſcheint mir im Munde eines Mönches etwas ruchlos zu ſein."

„‚Wer lieben darf!' ſagte er ja. — Es that mir leid, als ich den guten Knorr endlich verließ."

„Haſt Du ihn nicht in ſeiner Ordenstracht ſkizzirt?"

„Er verbot es mir, denn er wollte nicht, daß man ſich hier außen über ihn luſtig mache."

„Guter Knorr, ich hätte ſo gern Dein ehrliches deutſches Geſicht wieder einmal geſehen!"

„Und wem biſt Du in all der Zeit von den früheren Freunden begegnet?"

Rafael lächelte wie Jemand, der gern eine Mittheilung machen möchte, in das Geſpräch eines Anderen hineinlächelt, und der doch zu beſcheiden iſt, dies ohne Aufforderung zu thun.

„Ich ſprach vorhin ſchon von der Rheinreiſe unſeres kleinen Freundes — laß Dir erzählen, mit wem er auf dem Dampfboote zuſammentraf.“

„Nun, mit wem denn? Rafael, laß hören!“

„Wir fuhren von Mainz an einem heißen Tage den Rhein abwärts,“ erzählte Rafael, „das Schiff war ſehr voll, und ich war froh, ein ſchattiges Plätzchen hinter einem der Radkaſten gefunden zu haben — die Paſſagiere gingen an mir vorüber und ſprachen von Biebrich, an dem wir vorüberkamen, von Geiſenheim mit ſeinen rothen Kirchthürmen, vom Johannisberge, bewunderten die alte Brömſer Burg, die von außen wie ein unwirthbarer Steinhaufen erſcheint und im Innern die zierliche, reizende Wohnung der Gräfin Ingelheim verbirgt. Sie erklärten einander den Weg von Rüdesheim nach dem Niederwalde, erzählten die Sage vom Mäuſethurm und dergleichen.“

„Mir ſcheint, Rafael gibt uns einen Auszug aus ſeinem Reiſeberichte.“

„Vielleicht!“

„Aber nur in der Abſicht, um Sie in die Stimmung zu verſetzen, in die ich durch dieſes Geplauder rechts und links kam und in der ich alle dieſe Reden, dieſe Ausrufe der Bewunderung bei dem tactförmigen Rauſchen der Räder nur noch wie im Traume hörte. Plötzlich aber ſchlug eine Stimme an mein Ohr, die auf einmal meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm: es war eine hohe Fiſtelſtimme, welche ſagte: ‚Die archimediſche Schraube iſt ſehr einfach zu verſtehen, und auf ihr beruht das Syſtem der Propeller.‘“

„Van der Maaßen!“

„Allerdings war er es, den ich, raſch aufſpringend, vor mir ſah; er war äußerſt elegant gekleidet und neben ihm ſtand eine nicht mehr ganz junge, aber immerhin noch recht hübſche Dame.“

„Van der Maaßen verheirathet?“

„So war es, und er machte ſeine Hochzeitsreiſe. Anfangs kannte er mich nicht; als ich ihn aber bei Seite zog, meinen Namen nannte und raſch meine Erlebniſſe erzählte, auch von Herrn Rodenberg ſprach, da war er ganz wie früher, ſchüttelte mir kräftig die Hand und ſtellte mich ſeiner Frau vor, und dann blieben wir den ganzen Tag beiſammen, wo er mir, behaglich hinter dem Radkaſten ſitzend, aus ſeiner Vergangenheit erzählte, während wir das Erzeugniß der berühmten Weinberge, an denen wir vorüberfuhren, gewiſſenhaft verſuchten. Van der Maaßen hatte die erſten Jahre Muſter gezeichnet, dann war er Chef d'atelier geworden und endlich durch einen merkwürdigen Zufall Inſpector der großartigen Appretir-Anſtalt der Fabrik: man hatte eine Maſchine neueſter Conſtruction bekommen, die aber nur mangelhaft ihren Dienſt verſah, worauf van der Maaßen ſie eines Tages unterſuchte und, wie er behauptete, mit voller Ueberzeugung eine Schraube auszog, die ihm im Triebwerke hinderlich erſchien, worauf die Maſchine ſofort ihren Dienſt that und vortrefflich arbeitete.“

Die beiden Freunde lachten, und Walter ſagte: „Ich bin überzeugt, der gute dicke Kerl hat die Schraube aufs Gerathewohl ausgedreht; doch freut es mich für ihn, daß er ſeine Eichel gefunden.“

„Er verſprach, uns hier zu beſuchen, wie Rafael mir mittheilte; doch kam ſtatt ſeiner ein ſehr humoriſtiſcher Brief,

worin er mir die Mittheilung machte, daß ſeiner Frau eine weitere Reiſe eigenthümlicher Verhältniſſe wegen nicht zuträglich geſchienen und er deßhalb nach Hauſe zurückgekehrt ſei, aber dabei die Hoffnung ausſprach, in nicht zu langer Zeit auch uns ſehen zu können."

„Und der ſanfte Eduard — was weißt Du von ihm?"

„Nicht viel, doch ſoll es ihm ganz gut gehen: er ſchrieb einmal an mich, da er gehört, es ſei in unſerer Gemäldegallerie eine Inſpector-Stelle offen; doch war ich nicht im Stande, etwas für ihn zu thun — nach Lytton wollte ich Dich auch ſchon fragen — Du erkundigteſt Dich gewiß während Deiner Anweſenheit in Florenz bei Olfers nach ihm?"

„Allerdings that ich das — ich gedenke immer noch mit großer Anhänglichkeit jenes friſchen, lebensfrohen jungen Mannes, der ein tüchtiger Künſtler geworden wäre, wenn er nicht ſo viel Geld zur Verfügung gehabt hätte."

„Ja, er war ein guter, anhänglicher Kamerad — was wußte Olfers von ihm?"

Walter zog ſeine Stirn in düſtere Falten, ſtützte den Kopf in die Hand und ſagte mit einem affectirten, ernſten und hohlen Tone: „Lytton exiſtirt nicht mehr!"

„A—a—a—ah!" rief Rodenberg auffahrend — „wär's möglich, Lytton geſtorben? — Doch nein, ich ſehe den Schalk in Deinem Blicke, Deine Mundwinkel verziehen ſich — warum ſo traurige und ſchlechte Späſſe, mein alter Geſelle?"

„Was habe ich denn Trauriges geſagt? Ich berichtete nur, Lytton exiſtire nicht mehr, und darin ſprach ich die Wahrheit — Lytton als ſolcher hat aufgehört zu leben,

athmet nicht mehr im roſigen Lichte, wie der Dichter ſagt."

„Und wie ſollen wir das verſtehen?"

„So ein Engländer hat ein zähes Leben," entgegnete der alte Maler lachend, „er ſtirbt als Lytton und ſteht als Lord Warren wieder auf!"

„Ah, das freut mich — ſo ſtarb ſein Oheim, der ältere Bruder ſeines Vaters?"

„Er ſtarb, nachdem er vorher zum Heile des Lytton einen ſchwächlichen Sohn begraben. Olfers ſagte mir das, und es war das Einzige, was er mir mit reger Theilnahme erzählte; dabei lächelte er wieder einmal und ſeine Augen glänzten wie früher — ſchade um ihn!"

„Um wen? — Um Lytton?"

„Nein, um Olfers — welch kerniger Mittelpunkt wäre er für uns geblieben, wie belehrend, wie anregend — ich glaube, wenn mir die Urheberin ſeiner Leiden, jene verkniffene, gallichte, bittere Perſon je zu Geſicht käme, ich glaube, ich würde ihr mit einer theatraliſchen Attitude ſagen: Madame, ich verachte Sie!"

„Das würde ich nicht thun — ich würde ihr ſtillſchweigend folgen — ah, wie oft habe ich davon geträumt und welche Luſt wäre es mir geweſen, in dieſer Richtung für den guten Olfers wirken zu können — aber ich glaube, der Frau Hildegard folgt in dieſem Leben Niemand mehr!"

„Wie verſtehſt Du das?"

„Ich glaube, daß ſie geſtorben iſt — ich weiß nicht, ſoll ich ſagen: ich fürchte das, oder ich hoffe das?"

„Mir iſt nur Eines an der ganzen Sache unklar, daß nämlich Margarethe, die ja ihren Vater ſo innig liebte,

nicht endlich einmal feſt auftrat, nachdem ſie herangewachſen war — und herangewachſen iſt ſie — laßt mich einmal rechnen — wie alt war das kleine Mädchen damals?"

„Acht oder neun Jahre, ſo viel ich mich erinnere."

„Nun, ſo iſt ſie jetzt ſechzehn oder ſiebenzehn und wird wohl Verſtand genug haben, ſich ihres treuen, guten, ehrlichen Vaters zu erinnern."

„Ob ſie ſich aber ſeiner unter dieſen von Dir angeführten Benennungen erinnert, iſt wohl eine andere Frage — laß Du einmal lange Jahre in Dich hineinreden, über einen Abweſenden reden, der ſich nicht vertheidigen kann — höre Du täglich alles mögliche Böſe über ihn an, das heißt, wenn Du ein Kind von acht Jahren wäreſt, das noch nicht Urtheilskraft und Charakterſtärke genug hat, um unter dem Einfluſſe einer übelgeſinnten Mutter an den erſten, ihr damals ſo lieben Erinnerungen der Jugend feſtzuhalten — laß Du Dir durch Worte und Thränen, durch Klagen und Vorwürfe das Bild irgend Jemandes, den Du wirklich geliebt, trübe und unſcheinbar machen, und wir wollen ſehen, ob Du nicht auch am Ende der Anſicht Deiner ausſchließlichen Umgebung würdeſt!"

„Möglich — aber es wäre ſchrecklich!"

„Schrecklich allerdings, und beſonders in den Folgen für den armen Olfers — ich habe ſchon oft den furchtbaren Gedanken gehabt, es könne einmal vorkommen, daß er dicht an ihr vorüberginge, daß ſeine Hand ihr Gewand ſtreife, ja, daß Margarethe ihn ſogar erkennen würde und daß ſie, wenn auch vielleicht mit tiefem Schmerze, ſich abwenden, ihn aufs Neue fliehen würde — denn darauf kannſt Du Dich verlaſſen, Frau Hildegard hat nichts verſäumt, dem

Kinde den eigenen Vater als ein Ungeheuer von Liebloſigkeit und Falſchheit darzuſtellen.“

„Aber er würde ſein Kind unbedingt erkennen, wenn er ſie mit ſeinem ſcharfen Auge ſähe.“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht — denke Dir, es ſind acht Jahre verfloſſen; aus dem damaligen kleinen, ſchwächlichen Mädchen iſt vielleicht eine blühende Jungfrau erwachſen, deren Geſichtszüge ſich vollkommen verändert haben — man hat genug Beiſpiele der Art.“

„So wäre ſie alſo ewig für ihn verloren?“

„Ich fürchte faſt — und ſo grauſam es klingt, ſo möchte ich für ſeine Ruhe wünſchen, er vermöchte es über ſein Herz und ſeinen Verſtand, ſich an dieſen Gedanken zu gewöhnen — das allein könnte ihn der Welt und uns wiedergeben; doch wird er zu dieſer Ruhe ſchwerlich gelangen. Wie ich vorhin ſchon ſagte, ſo hat er ſich abſichtlich ſo lange von der Heimath fern gehalten und faſt alle Verbindungen mit ihr abgebrochen.“

„Das iſt wahr, denn auf ein paar lange und ausführliche Briefe, die ich ihm ſchrieb, erhielt ich einige ſpärliche, wenn auch nicht gerade unfreundliche Zeilen zur Antwort, zwiſchen denen ich aber deutlich leſen konnte, daß er eine Fortſetzung unſeres Briefwechſels nicht verlange und wünſche — ich muß Dir geſtehen, das ſchmerzte mich!“

„Aber mit Unrecht — denn ich kann Dich verſichern, er ſprach von Dir mit der größten Wärme und mit den Ausdrücken herzlicher Anhänglichkeit — freilich bedauerte er Deine jetzige Stellung und ſagte unverhohlen, die Hofluft, in der Du lebeſt, habe einen tüchtigen Künſtler umgebracht.“

„Umgebracht kann ich nicht zugeben — glaube mir,

ſchlange in der Nähe zu betrachten. Alſo auch hier ohne Aufenthalt vorüber, immerzu, gegen die hohen Berge der ſchwäbiſchen Alb hin, die wie eine koloſſale Mauer unſern Weg zu verſperren ſcheint.

Aber der geneigte Leſer wird den Kopf ſchütteln, daß ich mir erlaube, ihn hier ſpazieren zu führen, ohne ihm das geringſte neue mitzutheilen, nur altes, aber für mich ſo gern geſehenes, Feld, Wald, Flur und Haide, Dörfer und Berge, in immer wechſelnder neuer und ſchöner Pracht; vielleicht freut ſich aber auch ein einſam Leſender, denn ich ſchreibe ja nicht für die Paſſagiere und Mitreiſenden, nicht für Glückliche, die ebenfalls in dieſem Augenblick in der Welt herumfliegen, die wie ich die freie herrliche Luft durſtig einſaugen, ſondern ich erzähle das ja alles den Freunden, Bekannten und Unbekannten, die jetzt zu Hauſe ſitzen in der dunkeln Stube, und will glücklich ſein, wenn ich ihnen damit einen kleinen heitern Augenblick verſchafft, wenn ich ihnen vielleicht zurückgerufen einen ähnlichen Tag, den ſie ebenfalls verlebten im glänzenden Sonnenlicht, in gleicher Pracht und Herrlichkeit, will zufrieden ſein, wenn es mir gelungen für manchen, der mit mir fühlt, einen kleinen Spalt zwiſchen dieſen Zeilen zu eröffnen, durch welchen er hinausblicken kann in die freundlichen, bunten, glänzenden Berge, die mich umgeben.

Während wir nun eben von Geißlingen langſamer aufwärts dampfen, will ich alles Ernſtes die Phantaſien dahintenlaſſen und mich eines geſetzten Betragens befleißigen, wie es ſich für einen ſoliden Reiſebeſchreiber ziemt. Daß hier die Bahn zu 1 auf 40 ſteigt, wiſſen wir bereits; ebenfalls daß ſie ſich in engem und weitem Bogen an dem Felſenabhang hinwindet, auch daß man die grüne Kirchthurmſpitze des genannten Ortes bald weit unter ſich ſieht und auf der Hälfte der Steigung in ein ſtilles friedliches Waldthal hineinblickt, das tief zu unſern Füßen liegt mit murmelndem Waſſer und Mühle „in einem kühlen Grunde“, einſam und verlaſſen an der jetzt penſionirten Landſtraße. Das

Walter, ich fühle das heilige Feuer ſtark und kräftig unter der Aſche lodern, die ſich auf mein Herz gelagert, und hoffe auf einen wohlthätigen Ausbruch, der mich vielleicht unſanft in die Höhe ſchleudert, aber mich wieder verjüngt erſtehen läßt."

„Ein glänzender Phönix — ich hoffe das auch."

„Doch reden wir nicht von mir — wir kamen ganz von Lytton ab, oder von Lord Warren — wo iſt er und was treibt Seine Herrlichkeit?"

„Er hat die diplomatiſche Laufbahn ergriffen, wie mir Olfers ſagte, da es ihm wahrſcheinlich in ſeinem Vaterlande zu langweilig iſt; er hoffte damals, nach Italien verſetzt zu werden, worauf ſich Olfers wie ein Kind freute — wie möchte ich es ihm wünſchen, daß unſer armer Freund dieſen friſchen, lebensluſtigen Kerl an ſeiner Seite hätte!"

Walter trank langſam und behaglich ſein Glas aus, dann ſtrich er ſeinen vollen Bart und ſagte, indem er dem Rauche ſeiner Cigarre nachblickte: „Wie doch durch die Nennung von all' den Namen der guten Freunde von damals wieder jene Zeit ſo lebendig vor mich hintritt; ich befinde mich wieder in den winkligen Straßen und ſehe an jedem Fenſter ein bekanntes Geſicht — Aprepos, Michel Angelo Schmitz hat nicht geheirathet, wie ich ſchon auf Falkenſtein hörte. — Was wurde denn aus der ſchönen Conchitta, unſerer liebenswürdigen Collegin, und was weißt Du von unſerer vortrefflichen Wirthin in Köln? Die Dankbarkeit hätte mich eigentlich veranlaſſen ſollen, ſchon lange nach den beiden Schweſtern zu fragen, doch hielt mich ein gewiſſes Zartgefühl ab, denn aufrichtig geſagt, ich dachte, Du würdeſt ſogleich davon anfangen — weißt Du, guter Kerl, daß

eine meiner erſten Fragen an den kleinen Raſael die war, ob Du verheirathet ſeieſt?"

„Dummes Zeug — wie kommſt Du auf einen ſolchen Gedanken?"

„Nun, bei Gott iſt Alles möglich, und bei verliebten Weibern ebenfalls!"

„Zugegeben — aber die Bedingung der Liebe fehlte."

„Den Teufel auch, ſo viel bin ich doch wohl noch Kenner eines weiblichen Herzens oder eines Paares ſo ſchöner weiblicher Augen!"

„Die Kennerſchaft in Ehren — wir irrten uns damals außerordentlich!"

„Du auch?" fragte der alte Maler achſelzuckend — „nun, dann tröſte Dich mit dem Gedanken, daß es doch hätte ſein können und es vielleicht beſſer iſt, daß es kam, wie es kam!"

„Von Conchitta erfuhr ich nichts mehr," ſprach Rodenberg mit leiſer Stimme, indem er vor ſich niederſchaute, „und was die Andere anbelangt, ſo hat ſie gehalten, was ſie verſprochen."

„Alſo doch — ei, Du Heuchler!"

„Sei ſo gut und laß mich ausreden — ſie wurde eine große, berühmte Sängerin und entzückte durch ihre Kunſt die halbe Welt — wie ich neulich hörte, ſoll ſie auch nächſtens dieſen kleinen Erdenwinkel hier mit ihrer Gegenwart beglücken."

„Du ſagſt das mit einer ganz verfluchten Ruhe!" gab der alte Maler zur Antwort, indem er ſeinen Freund ſtarr und forſchend anblickte.

„Warum ſollte ich nicht? Wenn ich mich ſchon auf den Kunſtgenuß freue, der mir bevorſteht, freue auch Du

Dich: Volkslieder ſoll ſie mit einer ganz merkwürdigen Bravour ſingen — ich hoffe nicht, daß Du geizig geworden biſt und ein paar Thaler anſiehſt — doch nun genug des Vergangenen und Begrabenen!“ rief er mit einer gewaltſam ausbrechenden Luſtigkeit — „auch die Gegenwart hat ihr Recht, das heißt die gegenwärtige Stunde — ſtoßt an und laßt dieſen ſchäumenden Wein für uns in mancher Beziehung zum ächten und unverfälſchten Lethe werden!“

Künſtlerroman.

Fünfter Band.

Künſtlerroman.

Von

F. W. Hackländer.

Fünfter Band.

Das Recht der Ueberſetzungen in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1856.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vormals J. G. Cramer, in Stuttgart.

Inhalt.

Fünfundvierzigſtes Kapitel. Seite

Ich bin Dir nah, Du ahnſt es nimmer 1

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Du biſt wie eine Blume 47

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Der Tag neigt ſich zu Ende 126

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Ich möchte hingehn wie das Abendroth 162

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Merkſt Du der Liebe Flügelſchlag 191

Fünfzigſtes Kapitel.

O brich nicht Steg, du zitterſt ſehr 225

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb 256

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Gib mir die Hand, den Berg zu ſteigen 292

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Fahre wohl, o goldne Sonne 319

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Wohl bin ich frei nun wie der Fall 344

Der Künſtlerhof von Granada 363

Liebchen, welches vielleicht dort gewohnt hat und verſchwunden iſt, konnte wohl den Lockungen der Eiſenbahn nicht widerſtehen und fuhr gen Ulm, der alten Stadt an der Donau, jetzt Bundesfeſtung mit ſehr vielem und ſchönem Militär.

Auch wir kamen gegen halb 1 Uhr dorthin, um nach einer halbſtündigen Mittagsraſt durch die ausgedehnten Ebenen Oberſchwabens weiter zu fahren. Alles hat hier einen andern Charakter, die Gegend iſt flach, die Ausſicht faſt unbegränzt, nur hie und da haftet das Auge gern an einem majeſtätiſchen Schloß, einem prächtigen Kloſter oder an alten maleriſchen Städten, wie Biberach und Ravensburg, die noch immer wie gerüſtet daſtehen im verwitterten Steinharniſch, umgeben von Mauern und Thürmen. Eine angenehme Abwechslung iſt endlich der Schuſſendobel, den man über viele Brücken hinweg klirrend und ſauſend hinabrast, wieder einmal durch dichten Wald, zwiſchen Bergen dahin und über klares Waſſer. Der Schuſſendobel hat zwei Merkwürdigkeiten: das Haus des großen Hannickel, ein altes morſches graues Gebäude, ganz wie eine Zigeunerherberge ausſehend, und die Station Turlesbach, letztere berühmt, weil hier außer den Conducteuren noch nie eine menſchliche Seele aus- oder eingeſtiegen ſein ſoll, ſo ſagt nämlich die Tradition. „Turlesbach“ ruft der Zugführer und ſetzt gleich darauf hinzu „fertig“, worauf es ohne anzuhalten weiter geht.

In Friedrichshafen, wohin wir um 3 Uhr kamen, greift alles ſehr gut in einander, um den Reiſenden und ſein Gepäck ſogleich an den See und auf das Dampfſchiff zu befördern, welches ſich denn auch eine halbe Stunde ſpäter mit uns in Bewegung ſetzte und zu dem ſchönen neuen Hafen hinausfuhr. Die Quais deſſelben, ſeine Uferwand und der Leuchtthurm ſind nun vollendet; feſt und doch zierlich erbaut, geben ſie der Waſſerſeite Friedrichshafens ein heiteres ſtattliches Anſehen und gewähren den Schiffen den vollkommenſten Schutz gegen alles Unwetter des zuweilen ſehr aufgeregten und unartigen Sees. Von den Fahrten der

Künstlerroman.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

XLV.

„Ich bin Dir nah'. Du ahnst es nimmer!"

Die lebenden Bilder waren in ſchönſter Vollendung an den erſtaunten und mehr oder minder vergnügten Augen des ganzen Hofes, der Diplomatie ſo wie einer zahlreichen Menge Eingeladener vorübergegangen. Die Decoration war über alle Beſchreibung prachtvoll und wirkſam geweſen, und wenn auch Herr Schlegel am Abende der Vorſtellung nicht auf das Sonnenlicht rechnen durfte, ſo hatte er ſich doch in anderer Art zu helfen gewußt: die Coſtumes waren reich und geſchmackvoll und die mitwirkenden Perſonen hatten ſo vortrefflich geſtanden, daß ſie jeder Statue Concurrenz hätten machen können. Man hatte die alte Baronin von Stockhaußen durch einige paſſende Worte zur Vernunft zurückgebracht, und wenn ſie ſich auch mit tiefem Seufzer die Kneifbrille auf ihre knöcherne Naſe drücken ließ, dabei in Einem fort betheuernd, es werde ihr nicht gelingen, eine alte Perſon darzuſtellen, denn die Zeit, wo ſie als jugendliche Erſcheinung mitgewirkt, liege noch gar zu nahe, ſo gab ſie doch die vertrocknete Spinnerin mit einer ſolchen Wahrheit, daß ſelbſt ihr Gemahl, der Baron von Stockhaußen, gegen einen

vertrauten Freund die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, er habe noch nie eine vortrefflichere alte Hexe geſehen.

Und erſt die gelbe Tochter des Hofmarſchalls! An ihr hatte Fräulein Leonie Gerhold Wunder gethan; allerdings hatte ſich die Aermſte auch ſchon ſeit Nachmittags zwei Uhr in einem feſt verſchloſſenen, abgelegenen Cabinet mit ihr allein beſchäftigt, hatte ſie mit flüſſiger Perlſchminke und mit poudre de cramoisi, mit Reißſtaub, Schwanenflaum und Haſenpfote ſo gründlich bearbeitet, daß ſie ſpäter in der allgemeinen Garderobe mit einem Teint erſchien, gegen welchen Lilienblatt und Pfirſichblüthe wie vertrocknete Apfelſchalen erſchienen.

„A—a—a—ah, wirklich wunderbar!“ konnten ſich einige der Damen, die am meiſten mit Neid erfüllt waren, nicht enthalten laut auszurufen, und dabei war es äußerſt merkwürdig, wie jetzt die eine nach der anderen etwas ganz außerordentlich Dringendes im Geheimen mit der jungen Sängerin zu ſprechen hatte. Dieſe war überhaupt in Kurzem das Factotum ſämmtlicher jungen und älteren Damen; wo ſie gerade ſtand, vernahm man leiſes Kichern oder lautes Lachen, und dabei war ſie auf jeder Seite an allen Toilettetiſchen zu ſehen, hier rathend, dort helfend, hier vermindernd, dort zulegend, und dabei fand ſie immer noch Zeit, Ihre Excellenz die Frau Gräfin Blendheim, welche auch heute das Ganze wieder überwachend in ſtiller Majeſtät da ſaß, dringend um eine Anleitung oder einen vortheilhaften Rath zu bitten, wobei ihr Geplauder ſo unerſchöpflich, ſo allerliebſter Art war, daß die gute Gräfin oftmals ihrer Würde vergaß und vor Vergnügen laut hinauslachte.

Und dabei war alles ſo harmloſer Natur, was Leonie

Gerhold erzählte, wie bedauerte ſie ihren Chef, daß er ſo ſehr von den Intriguen der Mitglieder der Bühne und der Verleumdung der Stadt zu leiden habe, wie warm nahm ſie ſeine Partei und verſicherte auf das beſtimmteſte, daß er ſie und ihre Colleginnen nur mit den Intentionen eines Vaters, nur mit den wohlwollenden Geſinnungen eines Beſchützers behandle, daß er ohne die geringſte Parteilichkeit ſei, ohne vorgefaßte Meinung, daß er Alle mit der gleichen Liebe umfaſſe, Alle, incluſive Chor und Ballet, ja, ſogar die Geſang- und Tanzſchule. Dabei wußte ſie kleine, pikante Anekdoten zu erzählen von jungen Offizieren und alten Großwürdenträgern, die, nach demſelben Ziele ſtrebend, nicht immer gleich glücklich ſeien; von Geſchenken, welche die richtige Adreſſe verfehlt, und von eiferſüchtigen Frauen, die im Schatten eines dicken Baumes neben dem Theater gewartet, während der Gemahl ſich gänzlich unbemerkt im Dunkel der kleinen Ausgangsthür, welche zur Bühne führt, geglaubt. Auch von höchſt vornehmen Herren, welche auf eigene Art die Kunſt unterſtützt, wußte ſie Lehrreiches zu berichten und gab dabei Einiges von der Zeichenſprache zwiſchen Bühne und Publikum zum Beſten, daß zum Beiſpiel eine Bewegung gegen das Herz hin bedeute: wie glücklich war ich, dich zu ſehen! — das Bedecken der Augen: ſei auf deiner Hut, ein anderes Lorgnett iſt ſcharf auf mich gerichtet! — das Anfühlen des Haares: ſüßes Hoffen — das Aufheben der Hand: ich werde ſchreiben.

Weiter gab Leonie auch ergötzliche Dialoge zum Beſten, wie ſie auf der Bühne zuweilen von den handelnden Perſonen bei vorkommenden Gelegenheiten eingeſchoben werden, zum Beiſpiel in einer höchſt erregten Scene, wo die troſtloſe

Braut des räthſelhaft verſchwundenen Bräutigams den noch troſtloſeren Vater zu beruhigen ſucht: Auf den Himmel laß uns vertrauen, Vater, er wacht ja auch über deinen Sohn! ruft ſie im Tone des tiefſten Schmerzes und ſetzt flüſternd hinzu: „Ihre Perrücke hat ſich auf der linken Seite verſchoben.“ — „Ha,“ ſchreit er auf, ſein Haupt mit beiden Händen umfaſſend, „dem Himmel ſoll ich trauen, der mich mit furchtbaren Schlägen zu vernichten droht! — Sitzt ſie jetzt gerade? — Ja. — Ha, Entſetzen!“

Das erzählte ſie alles ungezwungen und natürlich, wodurch ihre kleinen Geſchichten erſt die richtige pikante Würze bekamen; auch verfehlte ſie dabei durchaus nicht, ihr Amt zu verwalten, und jede der anweſenden Damen mußte, als ſie fertig war und ſich vor dem koloſſalen Spiegel beſah, geſtehen, daß ſie nie ſo ſchön ausgeſchaut oder ſo — troſtlos häßlich, ſo förmlich zum Zurückſchaudern, wie die Baronin von Stockhauſen von ihrem Spiegelbilde ſprach.

Auch gute Lehren gab Leonie noch mit hinter die Couliſſen; um Alles in der Welt ſollten ſie keinen Verſuch machen, irgend einen Bekannten anzuſehen oder gar zu lächeln' Athem holen ſo leicht als möglich, und wenn ihnen gar etwas Menſchliches paſſiren ſollte, zum Beiſpiel das Nieſen ankäme, lieber dieſes gerade heraus zu thun, als es unter Geſichtsverzerrungen verheimlichen zu wollen.

So war ſie in den paar Stunden ihres Dienſtes der Liebling Aller geworden; ſogar die Baronin von Hardenberg hoffte, ſie ſpäter wieder zu ſehen, und die Gräfin Blendheim nannte ſie, als ſie nun Abſchied nahm, ein liebes Kind, bedauerte unendlich, daß es nicht möglich ſei, ſie die lebenden Bilder mit anſehen zu laſſen, und erſuchte ſie unter einem

vielsagenden Lächeln, am andern Morgen zwischen zehn und eilf Uhr zu ihr zu kommen.

„Ein liebenswürdiges Mädchen — ein vortreffliches Geschöpf — wie angenehm unterhaltend!“ so sprach der ganze weibliche Kreis über sie, und Alle fanden es incroyable, abominable, insupportable, daß man dieser vortrefflichen Sängerin Rollen habe abnehmen wollen, um sie dieser ennuyanten Berger zu geben — das macht die widerwärtige Wuth des Protegirens, unter der wir Alle zu leiden haben!“

Wie schon oben bemerkt, die Decorationen zu den lebenden Bildern waren außerordentlich befunden worden und verdienten es auch in der That, so benannt zu werden. Vor Allem war der anbrechende Morgen höchst gelungen, so daß eine junge, schwärmerische Dame sagt, sie vermisse nichts, als den Gesang der Vögel, und alsdann von ihrem Nachbar, einem eben so schwärmerischen Garde-Officier, seufzend zur Antwort erhielt, er sei vollkommen befriedigt — was gehe ihn der Gesang der Vögel an, da er an diesem wunderbaren Morgen das Glück habe, in die Augen der schönsten Fee zu blicken.

„Bravo, bravo!“ rief in diesem Augenblicke der Fürst, allerhöchstselbst heftig applaudirend, nicht über die Bemerkung des Garde-Lieutenants, sondern über das Erscheinen des verzauberten Schlosses in rosigem Morgenduste.

Dabei war auch die frische Jagdfanfare, ehe sich der Vorhang schloß, von gewaltiger Wirkung, und ein alter Geheimrath, ein Verehrer classischer Musik, sagte, die berühmte Trompetenfanfare in der Oper Fidelio habe ihn nicht mehr erschüttert, als hier der so vortrefflich angebrachte Klang des Waldhorns — der Geheimrath war nebenbei ein wenig Hof-

ſchmeichler, und ſeine ſehr laute Aeußerung wurde mit einem gnädigen allerhöchſten Blicke belohnt.

Für das Ende hatte Schlegel noch eine Ueberraſchung aufgeſpart; denn nachdem ſich der Vorhang hinter dem letzten Bilde geſchloſſen, öffnete er ſich wenige Minuten darauf langſam wieder und zeigte eine Gartenterraſſe des Schloſſes, in welchem nun wahrſcheinlich der Königsſohn mit Dornröschen wohnte.

Auf dieſer Terraſſe befand ſich, von Blumen umgeben, ein Marmorbaſſin, aus welchem ein lebendiger Waſſerſtrahl in die Höhe ſtieg und plätſchernd wieder niederfiel, während man über das Geländer hinweg eine wunderbare Fernſicht hatte.

Der Staatsrath von Stumpfenfels und der Kammerherr Freiherr von Schenk ſtanden neben dem Ober-Hofmarſchall, und als der Freiherr von Schenk den Fürſten jetzt abermals und ſehr heftig applaudiren ſah, flüſterte er ſeinen Collegen zu: „Wir hätten die Artikel eben ſo gut einſalzen können.“

„Und es wäre vielleicht klüger geweſen, denn der Fürſt ſprach mir vor ein paar Tagen mit koloſſaler Naivetät von einem dritten Artikel, den ich ihm nicht vorgelegt.“

„Ah, mon Dieu, iſt das nicht gefährlich?“

„Es macht unſer Manöver gegen den gemeinſchaftlichen Feind vor der Hand zu nichte — ich war ſo klug, über den Artikel zu lachen und ihm ſelbſt eine Stelle am Schluſſe in's Gedächtniß zurückzurufen, wo es von unſerem allerdings noch nicht weit vorgeſchrittenen zoologiſchen Garten heißt: ‚Man erlaubt ſich ſchließlich, ein geehrtes Publikum zu benachrichtigen, daß die Abtheilung für Würmer bedeutend ver-

mehrt worden ist, und zwar von der interessanten Gattung, welche ein gewisser hoher Beamter den Actionären aus der Nase zu ziehen glaubte, als er das Ganze in seine umsichtige und kräftige Hand nahm.' Allerhöchstdieselben lachten über den schlechten Witz anhaltend, so daß sie alles Andere total vergaßen."

„Die Frau Fürstin-Mutter," sagte der Ober-Hofmarschall, welcher die Bewegungen seiner Herrin genau beobachtet, „hat von der ganzen Komödie sehr wenig gesehen, sie unterhielt sich in Einem fort höchst gnädig mit ihren Nachbarn, und bei diesem letzten Trumpf, den Herr Rodenberg seinen Herrn Schlegel ausspielen läßt, wendet sie der Bühne den Rücken — wie ich die Eigenschaften dieser hohen Dame bewundere ..."

„Und ihre unerschütterliche Consequenz," ergänzte der Kammerherr — „ihre vornehme Kälte — ihren wundervollen Haß, der noch wie Keulenschläge auf die Häupter unserer Feinde niederfallen wird." —

Rodenberg hatte sich hinter der Scene von Schlegel verabschiedet und ihm dabei gesagt, wie zufrieden der Fürst mit seinen Leistungen sei und daß er sicher auf eine glänzende Anstellung rechnen dürfe. Der Decorationsmaler, welcher heute Abend selbst Hand angelegt hatte, wie ein halbes Dutzend Arbeiter in seiner bestaubten und mit Flecken besäeten Blouse, schüttelte ihm dankend die Hand und konnte mit einem Blicke auf den schwarzen Frack und die weiße Halsbinde des Anderen nicht unterlassen, zu sagen: „Nehmen Sie mir nicht übel, lieber Rodenberg, wenn ich mich glücklich schätze, jetzt, nach gethaner Arbeit, ruhen zu dürfen, daß ich mich deßhalb so schleunig zurückziehe, als möglich."

Dampfboote kann man ſagen, daß ſie jetzt ſehr zweckmäßig eingerichtet ſind, um die verſchiedenen Orte des Sees mit einander in Verbindung zu ſetzen, und der eilige Reiſende braucht nun nicht mehr wie früher trauernd an dieſem Waſſer zu ſitzen und ſehnſüchtig nach Rorſchach hinüber zu blicken, wohin ihm ſonſt die Fahrt nur an einigen bevorzugten Wochentagen vergönnt war. Auch die Reſtaurationen der Schiffe haben einen ſchönen Aufſchwung genommen, denn ich erinnere mich noch ſehr genau der Zeit, wo z. B. die Kaffeeſchale für einen mäßig ſtarken Mann als Fingerhut hätte dienen können, wo gute friſche Butter eine Fabel war, und wo ein zähes verbranntes Fleiſch Beefſteak genannt wurde — das iſt, wie geſagt, ganz anders geworden, und man kann ſich nun mit vieler Behaglichkeit zu einem Gabelfrühſtück mit Kaffee niederſetzen, und hat, wenn man endlich nach einer guten halben Stunde aufſteht, etwas ſolides im Magen und gleich darauf Rorſchach vor Augen, denn die Ueberfahrt dauert nicht viel länger.

Die Schweizer Douaniers ſind ſehr artige Leute und begnügen ſich mit der Verneinung der ſehr höflich geſtellten Frage: ob man irgend etwas Verzollbares bei ſich führe, worauf man ungehindert mit ſeinen ſieben Sachen zur nahe gelegenen Poſt ziehen kann, um mit dem bequemen und angenehm eingerichteten Eilwagen gegen halb 6 Uhr nach Chur weiter zu fahren. Der Fremdenzug durch die Schweiz iſt in dieſem Augenblick noch immer ſehr ſtark, und wir hatten drei große Beiwagen, lauter anſtändige Gebäude, mit guten Pferden beſpannt, dazu ſind die Straßen vortrefflich, die Poſtillons verſtehen zu fahren, und ſo kommt man ſehr raſch vorwärts.

Es war ſchon Nacht und ziemlich dunkel, als wir durch das Rheinthal fuhren, welches hier über eine Stunde breit iſt. An der gegenüberliegenden Bergkette Vorarlbergs liegt die Straße von Bregenz nach Chur faſt parallel mit der von Rorſchach; ich blickte lange dorthin, ſchmerzlich bewegt, und als ich durch die Finſterniß weit in der Ferne einige Lichter glänzen ſah, dachte ich, es könnte

„Wohin gehen Sie, Sie Glücklicher?“ fragte der Andere, indem ein leichter Schatten über ſeine Züge flog.

„Wir haben uns in die ‚Goldene Kanne‘ beſtellt — Walter kommt dorthin, den ich, ſeit er zurück iſt, nur ein paar Mal flüchtig geſehen, und auch der kleine Rafael — das iſt ein ganz gewichster Burſche, der ſeinen Weg machen wird.“

„Laſſen Sie nur öffentlich ſich nicht zu viel mit ihm ſehen,“ warnte Rodenberg; „nicht als ob er mir nicht eben ſo lieb als die vornehmſte Geſellſchaft wäre — aber wie Sie wohl wiſſen, iſt er Mitarbeiter eines ſehr bösartigen und deßhalb höchſt mißliebigen Blattes — Adieu, Schlegel, ich ſehe da einen Lakaien, der nach mir fahndet — weiß Gott, ich beneide Sie um Ihre bequeme Blouſe!“

„Seine Königliche Hoheit haben nach Ihnen geſehen,“ ſagte der Bediente, indem er alsdann ehrerbietig auf die Seite trat. —

Rodenberg hatte ſich am heutigen Abend noch nicht im Zuſchauerraume blicken laſſen: das Ballfeſt, wenn man es ſo nennen konnte, begann mit den lebenden Bildern, dann ſollte geſpielt und getanzt werden, ſpäter ſoupirt. Ehe die Vorſtellung begann und als Rodenberg ſicher war, daß Alles in Ordnung ſei und ſich Alles auf ſeinem Poſten befinde, begab er ſich an den Vorhang, wo eine kleine Oeffnung zum Hinausſchauen angebracht war; der große Saal war noch leer und zahlreiche Lakaien beſchäftigt, die Stuhlreihen ſo zu ordnen, daß die Herrſchaften mit leichter Mühe ihre Plätze einnehmen konnten und einander ſo wenig als möglich im Sehen hinderlich waren.

Zur beſtimmten Stunde ließ der Ober-Hofmeiſter des

Fürſten am Ende des Saales die Flügelthüren öffnen und diejenigen der Eingeladenen, welche ihrem Range nach in die zweite und dritte Reihe kamen, eintreten. Trotz ſeines guten Auges hatte ſich Rodenberg mit einem ſcharfen Glaſe bewaffnet und betrachtete jede eintretende Perſon mit einer Aufregung, die einem Gefühle der Angſt gleichkam. Zuweilen ſchlug ſein Herz laut und heftig, und allemal war er wieder glücklich, wenn er ſich getäuſcht hatte.

Sie war angekommen — ſie, für welche er ſich in den letzten Tagen trügeriſcher Weiſe ein Gefühl der Gleichgültigkeit eingeredet hatte — ſie, der er hoffte, kalt und förmlich entgegentreten zu können — Juanita!

Und doch, als er endlich erfuhr, ſie ſei in der That angekommen, ſie ſei mit Don Joſe angekommen, da hatte ſich ſein Herz krampfhaft zuſammengezogen, da war er erblaßt und hatte es mit aller Kraft kaum vermocht, ſeinem Gönner, dem Prinzen Heinrich, zu ſagen, er ſei begierig, ob ſich die berühmte Marcheſa de Monterey des wilden Jägers erinnern werde.

Er wußte, daß ſie zu Hofe eingeladen war; er wäre glücklich geweſen, wenn er ſie unter den Zuſchauern entdeckt hätte, und doch zitterte er vor dem Momente zurück, wo er die geliebten Züge erblicken, wo er das Leuchten dieſer glänzenden Augen ſehen würde.

Nun war die Hälfte des Saales beſetzt, das heißt die Eingeladenen ſtanden vor ihren Stühlen, den Hof erwartend, der jetzt durch eine andere Thür, empfangen von rauſchender Muſik, eintrat: der Fürſt mit der Fürſtin-Mutter, der Hofſtaat, das diplomatiſche Corps, die Miniſter und ſonſtigen Großwürdenträger, vornehme Gäſte, ein paar aus-

gezeichnete Fremde — nur ſie nicht. O, ſie wäre ſeinem ſcharfen Blicke nicht entgangen, noch weniger aber Don Joſe's hohe, auffallende Geſtalt — ſie war nicht da — ſie hatte wohl die Einladung abgelehnt — dachte auch ſie vielleicht an ihn, von dem ſie wohl wiſſen konnte, daß er hier war? — Fürchtete ſie, ihm zu begegnen? Doch hatte er dieſe eiteln Gedanken als eine Lächerlichkeit verworfen und war mit etwas leichterem Herzen zurückgetreten, um das Zeichen zum Anfange zu geben.

Ja, mit leichterem Herzen, denn er fürchtete ſich vor einer Begegnung mit Juanita, nicht als ob er des Glaubens geweſen wäre, ſie würde ihn mit einem Worte, ja, auch nur mit einem Blicke an die Stunden erinnert haben, unter denen ſie geſchieden — nein, das fürchtete er nicht, denn er kannte zu gut ihren Stolz, ihre vornehme Kälte, Eigenſchaften, die ſich bei ihrer glänzenden Laufbahn gewiß nicht vermindert hätten — aber es war ihm, als er von ihr hörte, wie wenn das Märchen wieder beginne, das ihn ſo ſelig und dann wieder ſo entſetzlich unglücklich gemacht: es war ihm, als erſchienen an ſeinem Horizonte finſtere Wolken und als müſſe er gewärtigen, ein ſchweres Verhängniß über ſein Haupt heranziehen zu ſehen — war es ihm doch überhaupt zu Muthe, als ſähe er, wenn auch in weiter Ferne, das Leuchten der Blitze und vernehme das Rollen des Donners.

Rodenberg ging der vorhin erhaltenen Aufforderung gemäß in den Saal zurück, und da der Fürſt nicht weit von ſeiner Mutter ſtand, welche im Begriffe war, verſchiedenen Perſonen eines großen, ſie in einem weiten Ringe umgebenden Cercle's etwas Angenehmes zu ſagen, ſo mußte er ſich ebenfalls dieſer Gruppe nähern, that es aber auf einem Um-

wege, um ſo in den Rücken der allerhöchſten Herrſchaften zu gelangen. Doch faßte ihn der Fürſt alsbald am Arme, um ihm ein paar kleine Aufträge zu geben, und da im gleichen Augenblicke der Kreis der Damen und Herren ehrerbietigſt beim Anblicke des etwas vortretenden Fürſten zurückwich, ſo konnte es nicht fehlen, daß Rodenberg im nächſten Augenblicke im Cercle der Frau Fürſtin-Mutter ſtand.

Sie war eine große, majeſtätiſch ausſehende Frau — auf ihrem Geſichte ſah man Spuren ehemaliger Schönheit, zugleich aber auch einen ſo eiſigen Ausdruck, daß es Einen fröſtelnd überlief und daß man ſich unwillkürlich nach einer kalten Zugluft umſchaute. Dieſes Gefühl aber hatte man alsdann am allerſtärkſten, wenn man getroffen wurde von dem Blicke dieſer großen, ſchönen Augen — Augen, die lebhaft erinnerten an das Leuchten des Mondlichtes auf eine weiße Schneefläche. Sie lachte nie, die Fürſtin, lächelte nur ſelten, und dann wußte man ziemlich genau, bei welchen Veranlaſſungen; wenn ſie aber einmal außer der Regel lächelte, ſo gingen ſelbſt ihre Günſtlinge ängſtlich mit ſich zu Rathe, ob ſie vielleicht hierzu Veranlaſſung gegeben hätten.

Als ſich die hohe Frau jetzt zufällig gegen Rodenberg wandte, traf ihn vorübergehend wie der Blitz ein Blick aus dieſen eigenthümlich ſchönen Augen; ſie lächelte und ſagte zu ihrem Sohne: „Vielleicht gefällt es Dir, mich in's Spielzimmer zu führen, das Stehen macht mich müde.“

Drei Viertel des Cirkels flatterten mit dem fürſtlichen Paare davon, und unter dieſen Wenige, welche für Rodenberg, wenn auch vielleicht widerſtrebend, nicht ein freundliches Kopfnicken oder ein angenehmes Wort gehabt hätten; Andere aber traten herzlich auf ihn zu, ſchüttelten ihm die

Hand und ſagten ihm ſo laut als möglich, wie entzückt ſie geweſen ſeien von ſeinem Arrangement der lebenden Bilder — „Sie tanzen nicht,“ ſagte ihm ein alter, verdienter Offizier, der General von Möllendorf, aus dem gewöhnlichen Soirée-Geplauder machen Sie ſich auch wenig — kommen Sie, wir wollen Leute zu einer Partie Whiſt werben — he, Baron Hund, ſind Sie engagirt?“

„Noch nicht,“ liſpelte der vom Höllenſteine; doch als er ein paar Schritte näher gekommen, ſeine Lorgnette aufgeſetzt und Rodenberg erkannt, ſetzte er raſch hinzu: „Wie ich ſo vergeßlich bin — habe ich doch dem Staatsrathe von Stumpfenfels verſprochen, eine Partie mit dem Strohmanne zu machen!“

„Dabei ſind Sie ſehr an Ihrem Platze,“ konnte ſich der alte General nicht enthalten, ihm zu ſagen — „kommen Sie, wir finden ſchon beſſere Leute.“

„Eure Excellenz geſtatten mir, zu bemerken, daß ſich die Fürſtin ſo eben in's Spielzimmer zurückgezogen.“

„Deſto beſſer, und um Allen ein Vergnügen zu machen, will ich ein paar Leute engagiren, die dieſes Engagement nur mit getheiltem Herzen annehmen — kommen Sie!“ Damit zog er Rodenberg davon.

„Da iſt der Kammerherr Freiherr von Schenk, der eine kleine Million darum gäbe, wenn er zur allerhöchſten Spielpartie befohlen würde — Herr Kammerherr,“ rief er dieſem zu, als ſie in's Spielzimmer eingetreten waren, „ich lade Sie zu einem kleinen Whiſt ein!“

„Mit Vergnügen, aber ich ſpiele gern zu Vieren mit Austreten.“

„Das können wir haben — auch zu Fünfen, wenn es

Ihnen so lieber ist — da sehe ich Stumpfenfels und den Baron Hund immer noch auf einen anderen Strohmann warten — bitte, ihnen zu sagen, ich ließe sie ersuchen, bei uns einzutreten — wir haben hier einen charmanten Tisch, wie in einer Laube, und hören von der Tanzmusik gerade genug, um zu wissen, daß wir auf einem Balle sind."

Der Freiherr von Schenk hatte die beiden eben Genannten von dem Wunsche des Generals in Kenntniß gesetzt, und da der General als ein Mann bekannt war, der ziemlich rücksichtslos das sagte, was er sich einmal zu sagen vorgenommen hatte, so erschienen die drei Herren mit sehr freundlicher Miene bei dem projectirten Whist zu Fünfen.

Rodenberg hatte bis jetzt dies ganz ruhig mit angesehen; als aber die Karten gezogen werden sollten, sagte er zu dem alten General: „Wenn Eure Excellenz es mir nicht ungnädig aufnehmen wollen, so bitte ich, mich von der Partie zurücktreten zu lassen — ich habe noch ein paar Anordnungen zu treffen, und ohne mich sind die Herren ja schon zu Vieren."

„Zu Fünfen ist ein recht angenehmes Spielen," meinte Baron Hund vom Höllensteine, während der alte General so lachte, daß die Epaulettes auf seiner Schulter förmlich tanzten.

„Man kann dabei zweimal austreten," sagte der Freiherr von Schenk.

„Und ich spiele gern zu Fünfen," versicherte der Staatsrath von Stumpfenfels.

Der Maler beantwortete diese freundlichen Aeußerungen mit einer ehrerbietigen Verbeugung und sagte alsdann, einen Schritt zurücktretend: „Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre

freundliche Einladung und werde mir mit Vergnügen erlauben, ein andermal davon Gebrauch zu machen."

„Darauf rechne ich," ſagte der General, indem er ihm die Hand reichte.

„Wir machen uns ſtets eine Ehre daraus," ſprach Hund vom Höllenſteine.

„Bei der nächſten Veranlaſſung hoffen wir ...," ſetzte der Kammerherr Freiherr von Schenk hinzu.

„Vergeſſen Sie uns nicht," ſchloß der Staatsrath von Stumpfenfels.

Rodenberg, der noch einen Augenblick ſtehen blieb, um dem Spiele zuzuſchauen, fühlte plötzlich, wie ſich leicht eine Hand auf ſeine Schulter legte, und hätte, ſich umwendend, vor Freude beinahe laut aufgeſchrieen, als er in das Geſicht Lytton's, des jetzigen Lord Warren, ſchaute. Da er ſich aber ſchon verſchiedene Jahre auf dem glatten Boden des Hofes bewegte, ſo hatte er auch gelernt, jeder Empfindung Meiſter zu werden, und that dies hier, trotzdem ihm der Andere ungemein herzlich entgegenlächelte, ihm ſeine Rechte darreichte und mit lauter Stimme ſagte: „Wie freue ich mich, lieber Rodenberg, Sie endlich gefunden zu haben!" Dann ſchob er ſeinen Arm unter den des Malers und zog ihn mit ſich fort.

„Wer war denn das?" fragte der alte General.

„Ein neuer Attaché der engliſchen Geſandtſchaft, Lord Warren."

„Aus einem guten Hauſe und ſehr reich."

„Er ſcheint den Herrn Rodenberg ſehr genau zu kennen."

„Von Düſſeldorf her," ſagte der Freiherr von Schenk,

„wo Lord Warren, ehemals Maſter Lytton, die Maler-Akademie beſuchte.“

„Es iſt etwas Eigenthümliches um dieſen engliſchen Adel,“ meinte der Staatsrath von Stumpfenfels; „heute ſind ſie Maſter gar nichts und morgen Lord Gott weiß was!“

„Das kommt bei uns auch vor,“ bemerkte der alte General; „ich kenne Leute, die vor einem Jahre noch ſehr einfache Legationsräthe waren und heute in der Stellung von Großwürdenträgern ſind.“

„Durch ihre Verdienſte, aber nicht durch ihre Geburt!“

„Allerdings durch ihre unmenſchlichen Verdienſte!“ —

Die beiden jungen Leute hatten das Spielzimmer verlaſſen und ſich in ein kleines anſtoßendes Cabinet begeben, wo Rodenberg hinter einer rieſenhaften Epheuwand ein ganz reizendes Plätzchen kannte, um unbelauſcht, ja, unbemerkt ein animirtes Geſpräch führen zu können. Dort ließen ſie ſich nieder, Jeder in einen kleinen Fauteuil, nachdem der Lord Warren zu dem Maler geſagt, indem er ihm herzlich beide Hände ſchüttelte: „Wie freue ich mich, Sie wiederzuſehen — ich finde Sie faſt unverändert, ein wenig ſtärker und ernſter geworden; doch iſt Beides der Tribut, den wir der Zeit entrichten müſſen,“ worauf ihm der Andere lachend erwiedert hatte: „So ſind Sie Ihren Tribut noch ſchuldig geblieben, denn ich finde Sie weder ſtärker noch ernſter geworden — Sie ſehen aus wie damals, und ich freue mich über Ihre heiteren Mienen und Ihre leuchtenden Blicke!“

Und es war in der That ſo, wie Rodenberg ſagte — Lytton hatte ſich ſo gut wie gar nicht verändert, und wenn man allenfalls ſagen konnte, die Züge des jungen Mannes von damals, der eben in's Leben trat, ſeien etwas männ-

licher geworden, ſo hätte man das auch wohl ſo ausdrücken können, daß ſein Geſicht ſich geiſtiger entwickelt habe und aus dem blühenden Jünglinge ein ſchöner junger Mann geworden ſei. Dabei hatte er in ſeinem ganzen Weſen etwas außerordentlich Vornehmes, welches von einem einfachen, aber ſehr gewählten Anzuge unterſtützt wurde.

„Was meine heitern Mienen und leuchtenden Blicke anbelangt, ſo ſind ſie nur die Wirkung der Freude, Jemand von den früheren Gefährten gefunden zu haben — ich kann Ihnen nicht ſagen, wie angenehm mir das iſt!“

„Wann kamen Sie hier an?“

„Geſtern Abend, und hätte Sie ſchon aufgeſucht, wenn mir nur eine Minute Zeit geblieben wäre; doch mußte ich mich über Hals und Kopf in die Geſchäfte ſtürzen, welche in dieſem Augenblicke ſehr wichtiger Natur ſind.“

„Es wird Sie freuen, wenn ich Ihnen ſage, daß Walter ebenfalls hier iſt.“

„Hier, auf dem Balle?“

„Nein, aber in der Stadt — unſer guter alter Freund war nicht ſo glücklich,“ ſetzte er mit kaltem Lächeln hinzu, „eine ſo glänzende Laufbahn zu machen, wie ich.“

„Als ich es gehört, hat's mich ſehr gefreut, und ich wünſche Ihnen von Herzen Glück dazu — das heißt, wenn Sie ſich ſelbſt zufrieden und glücklich fühlen.“

„Wer kann das überhaupt von ſich ſagen, und wer würde es wagen, das in meiner Stellung zu thun? — Was iſt die Gunſt meines jungen Fürſten? Gibt ſie mir einen Halt? Nicht mehr, als ein ſchwankes Rohr auf ſchlüpfrigem Boden — doch macht mir das wenig Kummer — ich ſchwimme mit dem glänzenden Strome, ſo lange derſelbe ſo

gütig ist, mich zu tragen — kommen aber einmal die Wellen zu heftig — o, sie werden nicht ausbleiben! — und werfen mich irgendwo an's Ufer, nun, so hoffe ich auch da meinen Weg finden zu können — doch was sprechen wir von mir — lassen Sie mich lieber von Ihrer Vergangenheit etwas hören."

„Die ist sehr bald erzählt: mein ältester Oheim starb und so wurde ich Lord Warren — leider, möchte ich hinzusetzen, denn nun wehrte sich mein Vater mit Händen und Füßen dagegen, mich abermals in die Welt hinauszulassen, besonders zu Euch nach Deutschland; meinte er doch damals schon, als ich zurück kam, ich hätte sehr viel von dem leichten Sichgehenlassen der Künstler angenommen, und um mich gründlich davon zu heilen, wurde ich beim verkörperten Gegensatze aller Poesie, beim auswärtigen Amte untergebracht, fing dann endlich als Attaché bei einem der kleinsten deutschen Höfe an und bin jetzt schon Legations-Secretär geworden; hier hoffe ich einige Jahre zu bleiben, mit Ihnen behaglich zu leben und meinen lieben Olfers wiederzusehen, dem ich sogleich meine Ernennung hieher schrieb und der mir augenblicklich geantwortet, das allein könne ihn bestimmen, wieder nach der Heimat zurückzukehren — so hoffe ich denn, daß er kommt, und da wir uns ziemlich vieler Freistunden erfreuen, so werde ich Zeit genug finden, um mit Euch nach der Weise der damaligen Zeit zu leben."

„Ich hoffe, Sie haben die Kunst nicht ganz bei Seite liegen lassen — bei einem Talente wie das Ihrige wäre das wahrhaftig jammerschade!"

„Ich danke Ihnen für das Compliment, habe mich desselben aber leider nicht allzu würdig gemacht — sind doch

Hohenems ſein, wo zur gleichen Stunde ein guter edler und lieber Freund an einer ſchweren Verwundung auf ſeinem Schmerzenslager ruht und nichts davon weiß, daß von ihm in geringer Entfernung Perſonen vorüberziehen, die tief bewegt an ſein Leid, an ſeinen Schmerz denken, die mit ihm fühlen, von deren Lippen eine gute ſanfte Nacht für ihn erfleht wird — ein Flehen, das wie ein Gebet klingt! — — Doch wir eilen dahin, immer weiter in die Nacht hinaus, um uns zittert der Schein der Wagenlaternen, vorüber huſchen Bäume und Häuſer, jetzt rollt der Wagen weich im Sande dahin, jetzt raſſelt er durch ſtille Ortſchaften, die lautlos, ſcheinbar ohne Leben daliegen, und deren Häuſer uns faſt erſtaunt betrachten, wie aufgeſchreckt aus tiefem Schlaf durch den Knall der Peitſche und das Traben der Pferde.

Neben mir im Wagen ſaß ein ſehr artiger Schweizer, der mich unter anderm auch über das Telegraphennetz unterhielt, das nun im Begriff iſt, ſich mit großer Schnelligkeit über alle Kantone auszuſpannen; auch an unſerer Straße ſtanden ſchon die Stangen mit Glashut und Drähten und reichten ſich die Hände, auf dieſe Art einen magiſchen Kreis um die Länder ziehend. Der letzte Anſtoß zur ſchnellen Errichtung der hieſigen Telegraphen wurde bei einem Mahl in Genf gegeben, wo dortige und Baſeler Kaufleute den Entſchluß faßten, im Nothfall auf eigene Koſten durch eine Linie dieſe beiden Städte und Bern zu verbinden; als kluge Leute aber wandten ſie ſich vorher noch an den Bund, der denn auch nach kurzer Berathung beſchloß, dieſe wichtige Sache ſelbſt und ſchleunigſt in die Hand zu nehmen. Alle Kantone und ſelbſt die einzelnen Gemeinden intereſſirten ſich lebhaft dafür; letztere lieferten Stangen und Platz auf eigenen Straßen, und ſo ging denn die Ausführung raſch von ſtatten. Da ſich die Bureaux meiſtens mit den Poſtämtern vereinigt finden, ſo ſind die Auslagen für Beamte und Betrieb ziemlich mäßig. Die Zinſen der ganzen Anlage, ſowie die Unterhaltungskoſten ſollen ſich jährlich auf 300,000 Fr. belaufen, wovon ſchon jetzt die Hälfte durch

Jahre vergangen, daß ich keinen Bleiſtift in die Hand nahm, als um auf unerquicklichen Aktenſtücken trockene Notizen zu machen. Als ich aber endlich von London ſchied und dem ehrwürdigen Amte, das mich zu einem ſoliden Geſchäftsmanne ausgebildet, Lebewohl ſagte, war es mein Erſtes, mir wieder ein Skizzenbuch zu kaufen, fing auch an, darin alles Mögliche zu zeichnen, und ihm verdankte ich im vergangenen Sommer eine recht artige Bekanntſchaft. Es war in der Schweiz, wohin wir uns im Sommer gern zu begeben pflegen, um uns," ſetzte er mit komiſcher Würde hinzu, „von den Mühſeligkeiten des verfloſſenen Winters zu erholen, von den Strapazen all' der Bälle, Soiréen, all' der großen und kleinen Diners, ſo wie von den anſtrengenden Arbeiten der Soupers und Spielpartien.

„Es war in Zug," erzählte Lord Warren, „wir kamen vom Rigi; einige Bekannte und ich ſaßen auf der Terraſſe des ‚Weißen Roſſes', zu unſeren Füßen der leuchtende See, rings um uns her die Großwürdenträger der wunderbaren Alpenwelt. Ich zeichnete ein Stück des mit ſeinen maleriſch zackigen Gipfeln ſeitwärts emporragenden Pilatus und ſummte ein Lied dabei, während meine Begleiter ſich entfernten, um im anſtoßenden Saale ihre kleinen Correſpondenzen zu beſorgen. Da fühlte ich die Nähe eines unbekannten Weſens und wußte, ohne aufzuſehen, daß Jemand in mein Blatt ſchaue: man hat zuweilen dergleichen Gefühle, und dieſelben haben immer etwas zu bedeuten."

„Ei, mir ſcheint, ich erfahre eine kleine Liebesgeſchichte."

„Ich wollte, ich könnte von etwas Derartigem berichten, doch blieb es meinerſeits bei dieſem Wunſche — ich wußte alſo, daß mir Jemand zuſchaute, und da ſich mir das mit

einem angenehmen Gefühle verrieth, ſo machte dies auf mich einen wohlthuenden Eindruck, und ich hütete mich lange, umzuſchauen, um nicht am Ende doch enttäuſcht zu werden. Endlich aber mußte ich mich zurückbeugen, um meine Skizze auch von der Entfernung und von der Seite anzublicken, und daß ich nebenbei aufwärts ſchaute, werden Sie ſehr natürlich finden. Da ſtand neben mir ein ganz junges Mädchen, einfach weiß gekleidet, aber gerade in dieſer Einfachheit äußerſt lieblich und elegant. Sie ſchaute mich mit großen, merkwürdig glänzenden Augen an und länger andauernd, als ſonſt ein junges Mädchen einen unbekannten jungen Mann anzuſchauen pflegt; aber in dem Blicke, mit dem ſie mich anſchaute, lag etwas ſo Wohlthuendes, wie ſoll ich ſagen, ſo Erwärmendes, daß ich wünſche, es hätte noch länger gedauert. Um mit ihr ein Geſpräch anzuknüpfen, brachte ich ihr mein Skizzenbuch vor die Augen und fragte ſie, ob ſie in meiner Zeichnung den gegenüberliegenden Berg erkenne.

„Da lächelte ſie anmuthig und mit dem Ausdrucke der Verwunderung, ehe ſie zur Antwort gab: ‚Wie ſollte man das nicht erkennen — ich finde die Zeichnung ſehr ähnlich und ſehr ſchön.'

„Sie hielt in der Hand einen leichten Strohhut, auf dem ich ein kleines Sträußchen Edelweiß bemerkte, und in der anderen einen hohen Alpenſtock, auf deſſen Gemshornkrücke ſie ihre feinen Finger gelegt hatte, und wie ſie ſo vor mir ſtand, umfloſſen von dem blendenden Lichte, welches die Landſchaft erfüllte und vom See ſtrahlend zurückgeworfen wurde, hätte ich ſie in ihrem weißen Gewande, mit dem ſchönen edeln Geſichte, dem ſo eigenthümlich leuchtenden Blicke und den eben erwähnten Attributen für irgend eine

lichte, übernatürliche Erſcheinung, für eine Göttin der Alpenwelt halten können."

„Sie beſchreiben mir das ſo genau und mit ſolcher Phantaſie, daß man ein Bild darnach malen könnte."

„Das wäre auch wahrhaftig der Mühe werth geweſen, und um ehrlich zu ſein, verſuchte ich es auch am Abend deſſelben Tages — doch Sie wiſſen, ich war immer ein Stümper in jeder Art von Staffage, und ſo blieb es denn auch bei dem guten Willen, dieſes reizende Bild feſtzuhalten, das heißt auf dem Papier feſtzuhalten, denn anderswo hat es ſich ſehr genau eingeprägt."

„Aha, und ſo werde ich auch erfahren, wer die Erſcheinung war, welche auf Ihr Herz einen ſo gewaltigen Eindruck ausübte; denn ich bin feſt überzeugt, Sie änderten Ihre Reiſeroute, wenn das möglich war, und reisten Ihrem Edelweiß nach."

„Das that ich auch in der That, aber ohne großen Nutzen."

„So ließ man Sie in Ungewißheit, wohin ſich die junge Dame wenden würde?"

„Ganz und gar nicht; denn als ſie noch neben mir ſtand, erſchien ihr Vater auf der Terraſſe, eine wohlhabende, behaglich ausſehende Perſönlichkeit mit einem geſunden Geſichte, der ich es ihrer derben Züge wegen nicht zugetraut hätte, der Vater dieſer Tochter zu ſein."

„Die Natur ſpielt ſeltſam."

„Ich war auf die Mutter begierig — doch war dieſe krank in Zürich zurückgeblieben, und Edelweiß wurde nur von einer älteren Kammerfrau begleitet."

„So waren es Leute von guter Familie?"

„Wenigstens reiche Leute." — Hier hielt Warren an und blickte seinen Freund mit einem komischen Lächeln an, das sich beinahe zu einem Lachen steigerte, als er sagte: „Der Vater war so freundlich, mich seine Bekanntschaft machen zu lassen — Herr Specht, Fabrikant aus Zwickau."

„Ah, aus Zwickau? — Ein prosaischer Name."

„Wozu der Vater vollkommen paßte und somit ganz das Gegentheil seiner Tochter war — so sehr das Gegentheil, daß ich mir später, als ich sie in Zürich wiedersah, häufig ihren Familiennamen und den Namen ihres Wohnortes vorsprechen mußte, um mich ein wenig zu beruhigen: Fräulein Specht aus Zwickau. Nur zuweilen, wenn ich sie mit ihrer alten Kammerfrau allein auf Spazirgängen traf oder wenn Vater Specht den Lord Warren, der nicht ungern gesehen war, zu einer Spazirfahrt einlud und wir allein rückwärts im Boote saßen, nannte ich sie scherzhaft Edelweiß und zeigte nach der Pflanze Heimat, den Bergen, die im wunderbarsten Glühen auf den glänzenden See hinabschauten."

„Und Sie blieben lange in Zürich? Sie machten häufig zusammen Spazirgänge und Wasserfahrten?"

„Leider nur vier Tage, dann mußte ich nach Baden reisen, wohin mich ein Telegramm meines gestrengen Herrn Vaters rief, der mir, von Paris kommend, jene Stadt als Zusammenkunftsort bezeichnete."

„Ich begreife wohl, daß ein Zusammentreffen der Art Ihre Phantasie beschäftigen konnte — und Sie erfuhren später nichts mehr von der Familie?"

„Herr Specht, dem ich meine Adresse gab, war so freundlich, mir nach Baden die Anzeige zu machen, daß er

wegen andauernden Unwohlseins seiner Frau die Reise habe abkürzen müssen und deßhalb auch nicht im Stande sei, nach Baden zu kommen, wie er mir fest versprochen. Auch verehrte er mir seine Photographie — ich kann sie Ihnen morgen zeigen; die der jungen Dame wäre mir lieber gewesen — auch Sie hätten alsdann urtheilen können, ob es etwas Unähnlicheres geben kann."

„So sah Edelweiß ihrer Mutter ähnlich?"

„Ja, wenn ich das nur wüßte — ich hatte nicht das Glück, die Bekanntschaft der Letzteren zu machen, da sie während meines Aufenthaltes in Zürich ihre Zimmer nicht verließ. — Jetzt habe ich Sie aber vielleicht mit meinen kleinen Erlebnissen gelangweilt und Sie von Besserem und Schönerem abgehalten — vielleicht wollten Sie tanzen oder dem Tanzen zuschauen?"

„Beides hat hier für mich kein Interesse; auch bin ich ein Bißchen müde — ich hatte die lebenden Bilder zu arrangiren. Sie kamen wohl später? Ich bemerkte Sie wenigstens nicht unter den Zuschauern."

„Leider kam ich später, und wie ich gehört, soll mir ein großer Genuß entgangen sein — Ihre lebenden Bilder, sagte man mir, sollen ganz außerordentlich gelungen gewesen sein — begreiflich — waren Sie doch schon von je her berühmt in Ihren Arrangements von Festlichkeiten und so weiter — ach, wie lebendig steht noch das herrliche Künstlerfest von damals mir vor den Augen, und besonders Ihre wilde Jagd — ich sah nie etwas Schöneres! Doch ich vergesse, Ihnen den Grund mitzutheilen, warum ich so spät kam, glaube aber, Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich Vieles und Wichtiges zu arbeiten vorfand, womit ich erst vor einer

Stunde fertig wurde — es betrifft die Verheirathung Ihres Fürsten."

„Ja, man spricht davon."

„Man spricht hier weniger davon, als man eifrig handelt — ich glaube, daß dieſe Angelegenheit ihrem Abſchluſſe nahe iſt."

„Glauben Sie in der That?" fragte Rodenberg, wobei der Ton ſeiner Stimme hohes Intereſſe verrieth.

„Darüber ſollte ich mir eigentlich von Ihnen einen richtigen Wink geben laſſen — von Ihnen, dem Günſtlinge des Fürſten."

„Der von manchen Dingen weniger weiß und erfährt, als der kleinſte Beamte des Hofes, und der froh iſt, von Sachen, die ihn nichts angehen, ſo wenig als möglich zu erfahren."

„Darin haben Sie ſehr Unrecht — in Ihrer Stellung muß Ihnen Alles daran gelegen ſein, klar zu ſehen und die Zukunft berechnen zu können — in Ihrem eigenen Intereſſe, mein lieber Freund, und beſonders an einem Hofe wie der hieſige, wo es zwei mächtige, einander entgegenwirkende Parteien gibt — mir ſcheint, Sie ſind ein ſehr vornehmer Herr geworden oder ein einfacher Künſtler geblieben?"

„Ich glaube und hoffe, das Letztere; ich vermag nicht zu intriguiren, kaum ein wenig zu protegiren — ich laſſe die Sachen eben gehen und kommen, wie ſie wollen, denn ich bin nicht allmächtig genug, irgendwie in den Gang der Ereigniſſe einzugreifen."

Zugegeben — doch muß ich, der Ausländer, Ihnen, dem Deutſchen, ein großes Wort Eures größten Dichters, den ich ganz beſonders verehre, anführen, Goethe's nämlich."

„Ich weiß, darin waren Sie von jeher ſehr ſtark,“ lächelte Rodenberg.

„‚Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſeres Schickſals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel feſtzuhalten und bald rechts, bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken.‘“

„Das thue ich auch ſo viel, als in meinen Kräften ſteht — fürchte mich aber, ehrlich geſagt, weder vor dem Sturze, noch vor dem Abgrunde — ach, wenn Sie wüßten, Lytten, wie ſatt ich dieſes Leben und Treiben habe, wie hundertmal ich es ſchon bereute, den Künſtler in mir zum gehorſamen Knechte gemacht zu haben und die edle Kunſt ſelbſt zur dienſtbaren Magd, über deren Arbeit man gnädig lächelt, ein wenig in die Hände klatſcht, während man charmant liſpelt oder deliciös und dabei an das Souper von ſpäter denkt und berechnet, daß der Nachbar einen viel gnädigeren allerhöchſten Blick erhalten!“

„Und doch iſt dieſes Leben in gewiſſer Beziehung intereſſant zu nennen.“

„Für Sie allerdings, der Sie in Ihrer Stellung außerhalb, ich möchte ſagen, über dieſem Getreibe ſtehen — ja, Ihre Stellung iſt beneidenswerth, und ich habe mir ſchon oft vorgenommen, wenn ich wieder auf die Welt käme, entweder ein Rafael, oder ein Millionär oder der Geſandte einer Großmacht an irgend einem kleinen Hofe zu werden.“

„Und warum nicht der Geſandte einer kleinen Macht an einem großen Hofe — Sie hätten da noch weniger Arbeit!“

„Richtig, aber auch weniger Anſehen, und ich bin ziemlich ehrgeizig."

„Ich weiß das, und aufſtrebend," ſagte Lord Warren mit einem ſchlauen Blicke. Wenn ich an jene Zeit zurückdenke, wo wir jünger waren und deßhalb glücklicher, und ich mir den wilden Jäger vergegenwärtige, wie er jene Zauberin, jenes Wunderweſen an das Hoflager des Prinzen Maiwein, an mein Hoflager geleitete, ſo ſchaute ich ihm mit Bewunderung, wenn auch mit etwas Neid zu — Sie hatten ſich keine geringe Aufgabe geſtellt!"

„Ohne ſie löſen zu können — es war das ein ſchöner Traum, gleich belohnend für uns Alle!"

„Doch wahrſcheinlich für den Einen mehr, für den Anderen weniger," lächelte der junge Engländer — „Sie hatten doch das voraus, ſie durch den duftigen, ſchönen Wald begleiten zu dürfen und ſie, wie ich mir, ich weiß nicht, von wem, erzählen ließ, in Köln wiederzuſehen!"

„Ja, ich läugne das nicht — eine Fortſetzung jenes blendenden Traumes mit ſehr enttäuſchendem Erwachen!"

„Ah, ſie war ſehr vornehm und ſehr ſtolz, die Marcheſa de Monterey — ich ſah ſie in London wieder als enfant le plus gâté der hohen Ariſtokratie — ſie behandelte mich ausnahmsweiſe gnädig, ſie erinnerte ſich ſogar jenes denkwürdigen Tages und plauderte lange mit mir darüber."

„Nun, ſehen Sie, das ſind wohl die gleichen Erfolge, die ich gehabt, und wenn ich Ihnen Ihre kleinen Anſpielungen zurückgeben wollte, ſo könnte ich ſagen, die Marcheſa de Monterey, welche es lange Jahre ablehnte, hieher zu kommen, trifft jetzt auf einmal hier ein, da auch Lord Warren eingetroffen iſt."

„So iſt ſie ſchon hier?“

„Sie wußten, daß ſie käme?“

„Allerdings — wer, der ſich mit Zeitungen beſchäftigen muß, ſollte das nicht wiſſen? — Alſo ſie iſt ſchon hier?“

„Mit ihrem Gemahl.“

„Mit was?“ fragte Lord Warren, indem er den Anderen erſtaunt betrachtete.

„Mit ihrem Gemahl — mit Don Joſe — Don Joſe iſt ihr Gemahl.“

„Ah bah!“ entgegnete der Legations-Secretär und ſetzte nach einer kleinen Pauſe hinzu: „Ich habe gewiß ſo eben ein recht albernes Geſicht gemacht, denn das war mir eine ganz unerwartete Nachricht — Ihnen wohl auch, als Sie davon hörten?“

„Sehr unerwartet — ich will das nicht läugnen — kaum glaublich, und doch iſt dem ſo!“

„Trau' Einer dieſen Weibern, begreife Einer die Beweggründe ihres Handelns! In London nahm man ſtillſchweigend an, Don Joſe ſei ihr Oheim, und ſie that nichts, um irgend Jemandem dieſen Irrthum zu benehmen.“

„Sie hat vielleicht ihre Gründe dazu gehabt,“ ſagte Rodenberg in einem bittern Tone.

„Ich bin nun begierig, ob ſie den langen, ernſthaften Mann hier als ihren Gemahl vorſtellen wird — alſo ſie iſt ſchon angekommen?“

„Schon geſtern, und ſie wurde für heute Abend hier im Schloſſe erwartet.“

„Ohne indiscret ſein zu wollen: ſtehen Sie mit ihr noch in irgend einer Verbindung.“

„Nicht in der allergeringſten.“

„Und ſahen ſie alſo eine lange Reihe von Jahren nicht?“

„So iſt's, Mylord,“ erwiederte Rodenberg, indem er ſich zu einem Lächeln zwang.

„Nun, da bin ich begierig, wie Sie von ihr empfangen werden — ob ſie ſich ihres wilden Jägers noch erinnert.“

„Vielleicht eines wilden Jägers, und mehr kann ich ja nicht verlangen.“

Lord Warren hatte ſeine Uhr hervorgezogen und meinte, einen Blick darauf werfend: „Da haben wir eine kleine Stunde angenehm verplaudert — welcher Gewinn — es iſt zehn Uhr — um eilf Uhr wird ſoupirt; in dieſer Zwiſchenzeit wollen wir, wenn es Ihnen recht iſt, dem Gewühle der Tanzenden zuſchauen — vor allen Dingen aber, Rodenberg, wo wohnen Sie, wann kann man Sie ſehen?“

„Neben dem Marſtallgebäude, Jägerſtraße Nummer vier, und für Sie bin ich natürlicher Weiſe ſtets zu ſprechen, ſo oft ich zu Hauſe bin.“

„Und wann iſt das gewöhnlich?“

„Bis gegen eilf Uhr Morgens und ſehr häufig von Nachmittags zwei bis ſechs Uhr, wo ich zuweilen zu Hauſe, häufiger aber noch in irgend einer Reſtauration zu Mittag eſſe.“

„Gibt es unter dieſen Reſtaurationen auch ein Lokal, wo man ſich zuweilen Abends ſehen und ein Bißchen ungenirt ſein kann?“

„O ja, in der Goldenen Kanne, wo man vortrefflich dinirt und wo ein Zimmer iſt, das nach meinem Namen benannt wird.“

„Sie ſcheinen dort Stammgaſt zu ſein?“

aufgegebene Depeschen gedeckt wird, was sich übrigens noch jeden Tag vermehren wird; denn die Schweizer waren so klug, den Telegraphentarif äußerst niedrig zu stellen: zwanzig Worte durch das ganze Land kosten nur 1 Franken, und dafür kann man sich schon einmal das Vergnügen machen, von Basel aus einen Genfer Bekannten zu fragen, wie ihm das gestrige Mahl bekommen, oder wie er geschlafen. Vielleicht die einzigen Feinde der Telegraphen sind die Schweizer Postillone. Denn sie oder vielmehr ihre langen Peitschen liegen in beständigem Kriege mit den längs der Straße laufenden Drähten und verwickeln sich nicht selten so in einander, daß der Schwager nur durch Herabsteigen von seinem hohen Bocke und kluges Nachgeben sein Scepter wieder zu erlangen im Stande ist.

Nach Chur kamen wir um 8 Uhr Morgens. Die Straßen lagen in diesem Städtchen wie immer nächtlicher Weile ohne sichtbare Beleuchtung in tiefste Dunkelheit gehüllt; doch ist auch hier für den Reisenden eine Verbesserung eingetreten, daß man nämlich während des stundenlangen Wartens jetzt ein freundlich geöffnetes, erhelltes Gastzimmer mit gutem Kaffee ꝛc. antrifft, statt daß man sich früher mit einem kalten Schnaps in einer sehr geringen Schenkstube behelfen mußte.

Wenn mein Bericht nicht schon so ungewöhnlich groß geworden, und der Weg von hier auf den Splügen nicht schon so oft beschrieben wäre, würde ich meinen Lesern noch einige Details mittheilen von dem großartigen Rheinthal jenseits Chur, wie der Feldbau allmählich kümmerlicher und der Baumwuchs nach und nach dürftiger wird, wie dort Felsberg in größerer Gefahr wie je schwebt, um endlich ganz verschüttet zu werden, wie die schöne Insel Reichenau heute Morgen im Glanz der Sonne so wunderbar dalag, rings umfluthet von den hier so durchsichtigen smaragdgrünen Wellen des stürmischen Rheins, und was dergleichen malerische Sachen mehr sind; so aber begnüge ich mich mit den praktischen und sage nur noch, daß man von den Ueberschwemmungen

„So iſt es — man muß irgend einen Winkel haben, wo man ſich behaglich fühlt und wo man für den größten Theil der übrigen Welt nicht auffindbar iſt — verheirathet bin ich nicht, wie Sie wiſſen.“

„Ich weiß es und freute mich darüber — ein Künſtler ſollte nicht heirathen — alſo in der Goldenen Kanne — und danke Ihnen für den Beweis des Zutrauens, den Sie mir durch Nennung Ihres Schlupfwinkels bezeigen; ich werde gewiß Gebrauch davon machen.“

So plaudernd, betraten die beiden jungen Leute abermals die Gallerie, wo geſpielt wurde, und hatten dieſelbe faſt durchſchritten, als ſich Herr Mathieu Rodenberg näherte und ihm in jenem Flüſtertone, welcher ihm eigen war und dem er gern ein ſanftes Lächeln der Protection beifügte, ſagte: „Seine Königliche Hoheit haben ſchon zweimal nach Ihnen gefragt.“

„Und Sie beauftragt, nach mir zu ſehen, mein lieber Herr Mathieu?“

„Das gerade nicht mit ausdrücklichen Worten, denn ich ſtand ungeſehen hinter einer Pflanzenwand, als Seine Hoheit ſagten: ‚Wo kann denn Rodenberg wohl ſein?‘ und das mit einer Betonung auf ‚wo‘, die mich veranlaßte, augenblicklich nach Ihnen zu ſehen.“

„Ich danke Ihnen recht ſehr, und wenn der Fürſt das ‚Wo‘ betont hat, ſo muß ich mich allerdings ſehen laſſen.“

„Ich laſſe Sie jetzt, Rodenberg,“ ſagte Lord Warren — „vielleicht wäre es möglich, daß wir beim Souper zuſammenſäßen?“

„Wenn ich nicht mit irgend einem Auftrage beehrt werde!“

„Auf alle Fälle will ich verſuchen, neben mir ein Gedeck frei zu halten.“

Rodenberg trat in den anſtoßenden Salon und von dort in einen kleinen Wintergarten, der, obgleich erſt nach ſeinen Plänen und ſpäter ans Schloß gebaut, doch von ihm auf eine höchſt reizende Art in das große Appartement mit hereingezogen war und mit ſeiner Kühle, ſeinem Pflanzenduſte, ſeinem murmelnden Springbrunnen ein allerliebſtes Retiré für die allerhöchſten Herrſchaften war. Dort ſtand der Fürſt, neben ihm der Prinz Heinrich mit ſeltſam leuchtenden Blicken und vor ihnen zwei Damen, die Gräfin Blendheim und — ſie —, welche der junge Mann augenblicklich erkannte, obgleich er ihr Geſicht nicht ſehen konnte — ja, zwiſchen dem Grün der Pflanzen hindurch kaum die zierlich geſchwungene Form ihres Wuchſes und die aufrechte Haltung ihres Hauptes — aber er würde ſie erkannt haben, ſelbſt wenn er bei zweifelhaftem Lichte nur ihren Schatten geſehen hätte!

Rodenberg fühlte, wie gewaltſam das Blut nach ſeinem Herzen ſtrömte; er mußte einige Male heftig und tief aufathmen, um ſeiner Bewegung Herr zu werden, wobei er wie angefeſſelt auf der Stelle ſtehen blieb — ja, er vermochte es nicht, auch nur den kleinſten Schritt vorwärts zu machen, und war im Begriffe, ſich langſam und geräuſchlos wieder zurückzuziehen.

Doch es war zu ſpät — der Fürſt, welcher den Kopf umwandte, hatte ihn geſehen und rief ihm zu; „Gut, daß Sie kommen, ich fürchtete ſchon, Sie wären mir heimlich davongegangen.“

Der junge Maler, ſich wie ein Mann faſſend, trat mit

langſamen Schritten und einer ehrerbietigen Verbeugung gegen die Gruppe näher. Alle ſchauten ihn an, aber auf verſchiedene Weiſe: der Fürſt gleichgültig, mit einem Auftrage beſchäftigt, den er ihm ertheilen wollte — Prinz Heinrich mit etwas lauerndem Blicke, die Gräfin Blendheim lächelnd und die Marcheſa de Monterey y Vizcarro mit einem vornehmen Blicke, ſo ruhig und gleichgültig, als habe ſie ihn in ihrem Leben noch nicht geſehen.

Hatte Robenberg gefürchtet oder gehofft, ſie würde nicht im Stande ſein, ihren vollen Blick auf ihn zu richten, dieſen zauberhaften, unerträglich ſchönen Blick, ohne die geringſte Verwirrung zu zeigen? — Ja, er hatte das gehofft und gefürchtet, und da es doch anders kam, ſo war er dankbar dafür, denn es gab ihm ſelbſt eine ruhige, entſchloſſene Haltung wieder.

Der Fürſt hatte die außerordentliche Gnade, ihn ſelbſt der Marcheſa vorzuſtellen, und der Prinz Heinrich konnte es nicht unterlaſſen, hinzuzufügen: „Es iſt Herr Robenberg, deſſen Sie ſich ſicher aus einer früheren Zeit noch erinnern werden.“

Die ſchöne Spanierin ſchaute den jungen Mann mit einem heiteren Lächeln an; dann ſagte ſie, ohne daß auch nur der geringſte Schatten ſichtbar an ihren leuchtenden Blicken vorübergezogen wäre: „Gewiß erinnere ich mich! Einer jener liebenswürdigen Künſtler, die ſo freundlich waren, mich an ihrem ſchönen Feſte Theil nehmen zu laſſen — wenn ich mich recht erinnere, ſtellte Herr Robenberg bei jenem Feſte im Walde den Prinzen Maiwein vor.“

Prinz Heinrich, der die Marcheſa verwundert anſchaute, wollte darauf etwas entgegnen; doch kam ihm Robenberg,

aller Etiquette zum Trotze, zuvor, indem er mit einer tiefen Verbeugung ſagte: „Ich bin für die gütige Erinnerung der Frau Marcheſa außerordentlich dankbar — darf mir dagegen eine kleine Berichtigung erlauben: ich war an jenem Tage Führer des wilden Heeres.“

„Ach ja — es wird ſo ſein,“ gab ſie mit einem liebenswürdig unbefangenen Lächeln zur Antwort — „verzeihen Sie mir, daß ich das vollſtändig vergaß. Aber dieſes Feſt,“ wandte ſie ſich an den Fürſten, „war wirklich eines der gelungenſten, dem ich je beiwohnte.“

„Ja, Rodenberg verſteht es, dergleichen zu arrangiren, und deßhalb muß ich nochmals mein Bedauern ausdrücken, daß Sie unſere lebenden Bilder von heute Abend nicht ſahen — ja, wir können ſtolz darauf ſein, nicht wahr, Oheim — nicht wahr, Gräfin? Ich bin wirklich troſtlos, unſere reizende Scenerie nicht vor die Kennekaugen der Marcheſa bringen zu können.“

„Auch ich bedaure das aufrichtig,“ entgegnete die ſchöne Spanierin, „und verſichere Eure Königlichen Hoheit, daß ich das Gefühl habe, für mein unverantwortliches Zuſpätkommen genügend beſtraft zu ſein.“

Der Fürſt machte unter einem zufriedenen Lächeln eine kleine Neigung mit dem Kopfe, worauf er ſich gegen Rodenberg wandte und, einen Schritt ſeitwärts machend, dieſen nöthigte, ihm zu folgen.

Prinz Heinrich näherte ſich den beiden Damen, und da er ſie zu gleicher Zeit veranlaßte, den Bau eines prachtvoll gefärbten japaniſchen Ahorns zu bewundern, der in einer Bronzeſchale von wunderbarer Arbeit ſtand, ſo waren die beiden Gruppen im Pflanzenſaale ſo weit getrennt, daß der

Fürſt nicht gar zu leiſe mit Rodenberg zu reden brauchte, ohne daß er hätte fürchten müſſen, von den Anderen gehört zu werden, und es lag in ſeiner Abſicht, ihm etwas ganz im Geheimen zu ſagen.

„Ich möchte dieſer ſchönen Frau und großen Künſtlerin eine kleine Ueberraſchung machen," ſprach er; „ſie hat ſo aufrichtig bedauert, unſere lebenden Bilder nicht geſehen zu haben, und mir wäre viel daran gelegen geweſen, ihr Urtheil über unſere Decorationen zu hören. Wäre es Ihnen möglich, lieber Rodenberg, es mir zu arrangiren, daß wir nach dem Souper ganz en petit comité noch einmal jenes Bild ſehen könnten, wo das Schloß von der Morgenſonne beleuchtet erſcheint — iſt das möglich? — Doch was frage ich," ſetzte er mit einem verbindlichen Lächeln hinzu, „Sie haben das Wort ‚unmöglich', wie Sie mir ſelbſt ſchon ſcherzhaft geſagt, aus Ihrem Wörterbuche geſtrichen — bleiben Sie auch jetzt bei Ihrem Ausſpruche?"

„Gewiß, Königliche Hoheit, und wenn es auch nicht ſo ganz leicht iſt, Ihren Befehl zu erfüllen, denn ich habe kaum noch anderthalb Stunden und muß meine Maſchiniſten und Gehülfen in der Stadt zuſammenſuchen laſſen, ſo hoffe ich es doch möglich zu machen, das befohlene lebende Bild nach dem Souper, alſo ungefähr gegen zwölf Uhr, ſtellen zu können — nur Eins iſt unmöglich, ohne zu großes Aufſehen zu machen."

„Und was wäre das?"

„Das Bild ſelbſt zu ſtellen, wie es Eure Königliche Hoheit heute Abend geſehen, das heißt, die Perſonen zuſammenzubringen und ſie ſich aufs Neue ankleiden zu laſſen."

„Das iſt wahr!"

„Die Herren und Damen ſind wahrſcheinlich für ſämmtliche Tänze engagirt, und wollte man ſie zuſammenbringen, ſo gäbe es ein Gerede und Fragen, das Ihnen gewiß nicht angenehm wäre — ich weiß mir mit Eurer Königlichen Hoheit Erlaubniß anders zu helfen," fuhr Rodenberg fort, da ihm der Fürſt kopfnickend zuhörte; „ich werde die Decoration ſtellen und irgend eine paſſende Staffage dazu von Leuten, die ich gerade bei der Hand habe."

„Schön — ſchön, da ſehen wir auch gleich etwas Neues," ſagte der Fürſt, indem er ſich lächelnd die Hände rieb — „ich verlaſſe mich alſo ganz auf Sie."

Der junge Mann trat mit einer Verbeugung zurück und eilte nach dem großen Saale, wo ſich die Bühne befand und wo er vorſichtiger Weiſe die Zimmerleute und Gehülfen des Theaters zurückbehalten hatte, bis der Ball beendigt und ſämmtliche Lichter ausgelöſcht ſein würden.

Unterwegs hatte er noch ein paar zuverläſſige Lakaien mitgenommen und beauftragte den Einen, in die Goldene Kanne zu gehen, dort nach dem Decorationsmaler Schlegel zu fragen und ihn unfehlbar mit ſich her zu bringen; dann ließ er langſam und allmählig, um kein Aufſehen zu erregen, den Vorhang ſchließen und die Verſatzſtücke herbeiholen, die er zur gewünſchten Decoration nothwendig hatte, und begab ſich hierauf in die rückwärts liegenden anſtoßenden Zimmer, welche man zur Garderobe für die Herren und Damen benutzt hatte.

Hier in dem halbdunkeln Raume auf einer Bank ſitzend, war es ihm alsdann ſehr angenehm, ſeinen Gedanken nachhangen zu können.

Waren dieſe Gedanken ernſter oder heiterer Natur?

Waren es freundliche oder unfreundliche Bilder, die ihn umgaukelten? — Weder das Eine noch das Andere. Während er da ſaß mit geſchloſſenen Augen, ward es in ſeinem Innern licht und lichter, taghell, und wie auf dem leuchtenden Kreiſe eines Schattenſpiels erſchienen ihm in bunter Reihenfolge vergangene gute und ſchlimme Tage, ausgedrückt durch bekannte Geſichter, ihn bald finſter, erbittert anſchauend, bald heiter, ja, glücklich lächelnd. In beiderlei Geſtalten erſchien ihm Juanita, zuerſt wie damals im Walde als gütige, glückverheißende Fee — ach, ſo heiter lächelnd, ihn ſo unverkennbar liebend anblickend, dann plötzlich wie zurückfahrend, das ſchöne Antlitz in düſterem Ernſte, die leuchtenden Augen Zorn und Haß ausdrückend. So ſtand ſie lange vor ſeinem inneren Auge, die rechte Hand drohend erhoben, nach und nach langſam verblaſſend, bleicher und lichter werdend und endlich wie ein Hauch an ihm vorüberſchwebend.

Haſtige und derbe Tritte, welche ſich in dieſem Augenblicke raſch auf dem hohltönenden Boden ihm näherten, ſchreckten ihn aus ſeinen Träumereien auf; emporblickend, ſah er Schlegel, welcher ſich ihm in ſehr heiterer Laune näherte und nun lachend ſagte: „Das muß ſchon wahr ſein, in kurzer Zeit bin ich ein viel verlangter Mann bei Hofe geworden — welche Befehle haben die Götter und Halbgötter dieſer Erde für mich armen Sterblichen?“

„Wahrſcheinlich zuerſt,“ erwiederte ihm Rodenberg flüſternd, aber mit großer Deutlichkeit, „daß Sie Ihre Stimme etwas mäßigen und nicht ſo ſchreien, daß man es im ganzen Saale hören kann.“

„Richtig, richtig,“ verſetzte der Andere, ſich heiter umſchauend, „dachte ich doch nicht mehr daran, wo wir uns

befinden, habe ich doch Wald und Flur hier ſo verdammt täuſchend gemalt, daß ich ſelbſt glaubte, ich befinde mich in tiefer Einſamkeit; aber ich bin überzeugt, daß es etwas Wichtiges iſt, was mich hieher ruft, denn ſonſt wäre es wahrlich ſchade um die intereſſante Sitzung, welche Ihr hereinſtürmender Lakai unterbrochen."

„Sehr ſchade!" vernahm Rodenberg jetzt eine andere Stimme in ſehr brummigem Tone, und als er aufblickte, ſah er Walter zwiſchen den Couliſſen ſtehen und hinter ihm, vorſichtig und zurückhaltend, das lächelnde Geſicht des kleinen Rafael.

„Daß wir mit hieher kamen," fuhr der alte Maler fort, „wirſt Du begreiflich finden nach dem bekannten Grundſatze: wer meine guten Stunden mit mir theilt, ſoll mich auch in den ſchlimmen nicht verlaſſen, und wir dachten nicht anders, als unſer guter Schlegel ſollte wegen irgend einer begangenen Miſſethat eingeſteckt werden — Ihr habt doch hier eine kleine, hübſche Baſtille, hoffe ich?"

Rodenberg war einen Augenblick im Begriffe, ſich zu ärgern und eine verdrießliche Antwort zu geben; doch bezwang er ſich glücklicher und vernünftiger Weiſe, und indem er Walter die Hand reichte, wiederholte er auch ihm, was er vorher Schlegel geſagt, und ſetzte flüſternd hinzu, daß ſie nur durch eine dünne Leinwand von dem großen Saale des Schloſſes getrennt ſeien, in welchem beſtändig eine Menge Gäſte, plaudernd oder der Hitze des Tanzſaales ſich entziehend, auf und ab gingen.

„Ah, das iſt köſtlich," meinte der alte Maler, „ſo werde ich mir eine Spalte in dem Vorhange ausſuchen und auf dieſe Art ungeſehen dem Hofballe beiwohnen."

„Später meinetwegen — aber jetzt laß mich einen Augenblick mit Schlegel allein und ſetze Dich dort auf jenen Felſen hinter den Couliſſen — ah, Rafael iſt auch da?“

„Nur faſt mit Gewalt von uns dahergeſchleppt,“ ſagte Walter — „dieſer arme Kerl hat einen gewaltigen Reſpect vor Dir.“

„Verzeihen Sie mir, daß ich der Ueberredung des Herrn Profeſſors gefolgt bin — einer Ueberredung,“ ſetzte der kleine Mann lächelnd hinzu, „der ich mit meiner ſchwachen Kraft nichts entgegenzuſetzen vermochte.“

Robenberg, der aufgeſtanden war, blickte nach Rafael hin, unbeweglich ſtehen bleibend, mit ſtarren Augen, wie in tiefes Nachſinnen verloren; dann aber belebten ſich ſeine Blicke mit Einem Male wieder — ein eigenthümliches Lächeln zuckte um ſeine Lippen und er ſagte, ganz nahe an ſeinen ehemaligen Diener herantretend und indem er ihm die Hand auf die Schulter legte: „Keine Entſchuldigung, Rafael; ich freue mich ſehr, daß Du gekommen biſt, denn Du kannſt mir einen großen Dienſt leiſten.“

„Mit tauſend Freuden!“

„Siehſt Du wohl, kleine Spinne, wie unnöthig es war, daß Du Dich ſträubteſt, mit uns zu gehen — Walter hat immer Recht, auch wenn er ſcheinbar im Unrecht iſt; das ſind die geiſtreichen Combinationen ſeines Gehirns, deren Flügelſchlag in erregtem und bewegtem Zuſtande lauſchend er ſicher iſt, das allein Wahre und Richtige zu finden — war das nicht ſchön geſagt?“

„Wunderbar — aber jetzt thue mir den Gefallen und halte für eine kurze Weile Dein Maul und laſſe Dich dort auf dem gepolſterten Felſen nieder.“

„Darf man hier rauchen?"

„Gott ſoll mich bewahren — Du haſt gute Begriffe von einem Hofballe!"

Darauf theilte Robenberg dem Decorationsmaler den Wunſch des Fürſten mit, worauf letzterer raſch ſeinen Rock abwarf, die Arbeiter um ſich verſammelte und ihnen mit leiſen Worten ſeine Befehle gab.

Robenberg hatte alsdann den kleinen Raſael am Arme genommen und ihn mit ſich ins Garderobezimmer geführt.

„Willſt Du mir in der That einen kleinen Dienſt leiſten?"

„Wie können Sie fragen — habe ich Sie nicht ſchon oft gebeten, rückſichtslos über mich zu verfügen? Was ſoll ich thun? Gebrauchen Sie meine Füße oder meine Feder?"

„Dieſes Mal Dich ſelbſt, Deine ganze Perſönlichkeit, mein lieber Raſael, und zwar zu einer kleinen Maskerade — es ſoll ſpäter noch ein lebendes Bild geſtellt werden, und in demſelben will ich Dich mit als Staffage benutzen."

„Nur zu — als was wollen Sie mich gebrauchen? Als irgend einen fahrenden Ritter vor den Fenſtern einer hartherzigen Schönen? Schade alsdann, daß meine Geſtalt nicht höher und bedeutender iſt."

„Zu dem, was Du vorſtellen ſollſt, iſt Deine Geſtalt immer noch höher, als ich wünſche — es gilt einen Zwerg, mein kleiner Raſael."

„Ah, einen Zwerg — beim Barte meiner Feder, könnte ich ſagen, in dieſem Fache habe ich früher ſchon Bedeutendes geleiſtet!"

„Gewiß — und gerade deßhalb wünſche ich eine Wiederholung."

„Eine Wiederholung des Zwerges von damals?"

des Frühjahrs an der ſchönen Straße nichts mehr bemerkt, und daß man mit dieſen Schweizer Eilwägen und ihren umſichtigen Conducteurs auf die beſte Art von der Welt durch die prachtvolle wild-romantiſche Via mala nach dem Dorfe Splügen gelangt.

Wie es im Herbſt und Frühjahr bei Alpenübergängen ſtets der Fall iſt, ſo hört man ſchon in Rorſchach und Chur bald gute, bald bedenkliche Nachrichten. Vorgeſtern, hieß es, habe ſich der Eilwagen um vier Stunden verſpätet, geſtern hätten ihn 8 Pferde mühſam durch fußhohen Schnee geſchleppt, und wenn es die letzte Nacht ſo fortgeſchneit, ſo ſtänden Schlitten in Ausſicht. Von all dem aber fanden wir gar nichts; nach eingenommenem Mittageſſen fuhren wir langſam und ſicher aufwärts, nur hatte ſich hier oben die Sonne verſchleiert, und der Himmel hüllte uns, wie wir allmählich emporſtiegen, in ſeine dichten Nebelmaſſen. Auf der Höhe erreichten wir auch ein wenig Schnee, doch bedeckte derſelbe kaum die Hufe der Pferde; die Straße ſelbſt iſt, wie immer, vortrefflich unterhalten, neue Gallerien ſind gebaut und die Wegeinfaſſungen im beſten Zuſtand. Von der öſterreichiſchen Mauth auf dem Splügen kann man in Wahrheit nur das angenehmſte und freundlichſte ſagen: man begnügte ſich hier mit einem ſehr oberflächlichen Durchſehen unſerer Koffer und Nachtſäcke, und nachdem wir auch dieſe Charybdis glücklich hinter uns hatten, rollten wir wohlgemuth gen Italien hinab. Bald verließen wir den Schnee, und auf den bisher ganz kahlen Felſen zeigten ſich hie und da wieder verkrüppelte Nadelhölzer, tiefer unten ſchlanke und hohe Tannen und magerere Wieſen mit munter herumſpringenden Ziegen. Waſſerfälle ſtürzten lautroſend von den Felſen in die Abgründe oder unter dem Damm unſeres Weges hindurch, der bald rechts, bald links in den kühnſten Wendungen die koloſſale Steinwand hinabklettert. Die Poſtſtation Campo Dolcino lag mit ihren kleinen ſchwärzlich grünen Häuern öde und einſam da, wie immer; man befindet ſich dort noch

„Ganz deſſelben — leider biſt Du ſeit jener Zeit um einen halben Kopf gewachſen, doch müſſen wir das durch größere Dicke auszugleichen ſuchen.“

„Aber wo finden wir das ſchöne Coſtume, das ich damals der Güte jener holdſeligen Prinzeſſin verdankte? Ah, ſie war ſo gut, ſie war ſo wundervoll — ſo unvergeßlich wundervoll —

‚Sie lachte ſo ſchön — ſie lachte ſo toll
Und mit ſo weißen Zähnen,
Und wenn ich an das Lachen denk',
So weine ich plötzlich Thränen.‘

Damals lachte ſie wenigſtens ganz ausgelaſſen, als ich mich ihr in meinem Anzuge vorſtellte.“

„Vielleicht daß Du ſie heute wieder lachen ſiehſt,“ ſagte Rodenberg, nicht ohne eine tiefe Bewegung durch den Ton ſeiner Stimme zu verrathen.

Raſael prallte förmlich zurück und hob beide Hände hoch empor: „Sie wiederſehen, meine ſchöne Prinzeſſin? — O, Sie treiben Ihren Scherz mit mir!“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Rodenberg ſo ruhig als möglich; jene ſchöne, vornehme Dame, Deine Prinzeſſin, mein lieber Raſael, iſt die Frau Marcheſa de Monterey y Vizcarro — ſie befindet ſich mit ihrem Gemahl ....“

„A—ah, mit ihrem Gemahl?“

„Mit ihrem Gemahl befindet ſie ſich in einem der glänzend erleuchteten Säle dort drüben, angeſtaunt von Hunderten entzückter und neidiſcher Augen, in der Geſellſchaft Seiner Königlichen Hoheit meines allergnädigſten Herrn.“

„Und Sie ſahen ſie wieder?“

„Ich ſah ſie und ſie ſah mich.“

„O, wie glücklich Sie sind! — Und Sie sprachen mit ihr?"

„Ein paar sehr gleichgültige Worte — sie erinnerte sich meiner nur noch sehr ungenau."

„Sollte das möglich sein — sollte sie jenes schönen Tages so ganz vergessen haben?"

„Des schönen Tages vielleicht nicht so ganz, aber wohl der einzelnen an sich unbedeutenden Figuren, aus denen das Fest jenes schönen Tages bestand."

„Und Sie wollen es ihr in Erinnerung bringen, indem Sie mich als Zwerg erscheinen lassen?"

„So ist es beinahe, mein lieber Rafael," sagte Rodenberg mit einem fast traurigen Tone; „ich möchte es sie nur erkennen lassen, daß wir ihrer nicht so ganz vergessen haben, wie sie unser vergaß."

„Gut, verwandeln Sie mich und machen Sie mich jenem glücklichen Zwerge so ähnlich, als nur möglich."

„Ich erinnere mich des Costumes noch ziemlich genau," sagte Rodenberg, indem er einen der anwesenden Theaterschneider hervorwinkte und ihm darauf Befehl zum Herbeibringen verschiedener Garderobestücke ertheilte; dann sandte er seinen Diener nach Hause in seine Wohnung, um von dort das bewußte Horn herbeizuholen. —

Es war beinahe Mitternacht geworden, als die Frau Fürstin-Mutter, nachdem sie einen Blick mit ihrem Sohne gewechselt, sich vom Souper erhob und so das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche gab. — Wie geräuschvoll rutschten die Stühle, wie bemühten sich die Lakaien, mit der größten Geschwindigkeit möglichst viele derselben unter den Betreffenden, nachdem sie sich kaum zur Hälfte erhoben, wegzureißen, und wie gefährlich wäre es gewesen, sich in einem

ſolchen Augenblicke noch einmal auf ſeinen Sitz niederlaſſen zu wollen! Wie beſchleunigte das Orcheſter die letzten Tacte ſeines italieniſchen Salates aller möglichen Komponiſten, deren Namen ſich auf i endigen, denn Seine Königliche Hoheit waren ein Liebhaber wälſcher Muſik! Wie graziös verneigten ſich die Staats- und Hofdamen vor der Frau Fürſtin-Mutter, die ihnen mit lächelndem Rundblicke wohl geſpeist zu haben wünſchte — wie raſch unterbrachen dort die alten Excellenzen ihre Erörterung über die wichtige Streitfrage, ob es erſprießlicher ſei, zuerſt das Oel und dann den Eſſig an den Salat zu gießen — wie ſchnell verſorgten noch ein paar wohlgenährte Stabsofficiere ihren Bordeaux und ihr letztes Glas Champagner, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſich durch einen plötzlichen Huſtenanfall vor dem umherſchauenden Oberſt-Hofmeiſter zu verrathen — wie ſchien dort ein magerer Referendar und ein junger Lieutenant jeder vier Paar Hände zu haben, wenn man die unglaubliche Geſchwindigkeit anſah, mit der noch zu guter Letzt ein halbes Dutzend Orangen und eine eben ſo große Zahl Bonbons von den benachbarten, kaum zu erreichenden Aufſätzen verſchwanden!“

„Die Frau Fürſtin-Mutter war freundlich genug, ſich ſogleich nach dem Souper zurückzuziehen und ſo der jüngeren Welt noch einige Stunden lang ein ungeſtörteres Tanzvergnügen zu verſchaffen.

Seine Königliche Hoheit hatte noch ein paar kühle, aber doch gnädige Worte für die Gemahlin des engliſchen Geſandten, die an ſeiner Seite geſeſſen, nickte auch Dieſen oder Jenen in der Nähe oder Ferne flüchtig zu, um alsdann, ſich raſch umdrehend, den Cirkel zu durchbrechen, der ſich, in

ehrfurchtsvollem Schweigen ein gnädiges Wort unterthänigſt und treugehorſamſt zu erwarten, um ihn gebildet hatte.

Er eilte auf die Gräfin Blenbheim zu, die, mit dem Prinzen Heinrich plaudernd, etwas bei Seite ſtand, und ſagte: „Wie froh bin ich, daß dieſes langweilige Souper zu Ende iſt — wenn nur Rodenberg Wort gehalten hat — ich bin begierig wie ein Kind, nochmals dieſe ſchöne Decoration zu ſehen — wo iſt die Marcheſa? Glauben Sie, daß Rodenberg uns im Stiche laſſen wird?"

„Gewiß nicht," ſagte Prinz Heinrich — „er iſt eben ſo energiſch als zuverläſſig, und wenn er es gar nicht hätte möglich machen können, ſo würde er Ihnen ſicherlich eine Meldung darüber haben zugehen laſſen."

„Das iſt mein Troſt — wo iſt denn die Marcheſa?"

„Sie ſpricht dort mit dem Staatsrathe von Stumpfenfels, der ziemlich ſüße Augen an ſie hinmacht."

„Nach ſeiner Gewohnheit!" ſagte der Fürſt ärgerlich — „er thäte beſſer daran, ſeine Geſchäfte im Kopfe zu behalten!"

„Ich werde die Marcheſa benachrichtigen, daß Sie ſie erwarten."

„Thun Sie das, Oheim — wen nehmen wir ſonſt noch mit uns — nur kein großes Cortége!"

„Gewiß nicht, das wäre langweilig — vielleicht den Oberſt-Hofmeiſter."

„Und meinen erſten Adjutanten — ſonſt gibt es wieder Eiferſüchteleien und ſaure Geſichter."

„Ah, Frau Marcheſa," wandte ſich der Fürſt hierauf gegen die ſchöne Spanierin, welche, von Don Joſe gefolgt, am Arme des Prinzen herbeikam — „ich hoffe, Ihnen jetzt

in einer wundervollen Decoration die Crême unſerer lebenden Bilder zu zeigen — leider ohne die mitwirkenden Perſonen, die man wegen zu großen Aufſehens nicht gut ihren Tanz-Engagements entreißen könnte — gehen wir, meine Damen — es iſt zwölf Uhr, und wir dürfen uns auf Rodenberg verlaſſen."

Der Fürſt bot der Marcheſa ſeinen Arm und die kleine auserleſene Geſellſchaft ſchritt dem großen Saale zu, von neugierigen Blicken, von Kopfſchütteln und Achſelzucken verfolgt.

In dem weiten, jetzt wieder halbdunkeln Raume befand ſich Niemand, als ein paar Lakaien, welche den Eingetretenen die ſchweren Seſſel hinſchoben und ſich dann zurückzogen.

Hinter dem Vorhange erſchallte eine ſanfte Muſik von vier Waldhörnern wie ein leiſer Windhauch, wie der Klang einer Aeolsharfe, in welche nun nach und nach ein paar andere Inſtrumente einſetzten, um in einen rauſchenden Satz überzugehen, bei deſſen erſten Klängen der Vorhang raſch aus einander flog und nun vor dem erſtaunten Auge der kleinen Geſellſchaft die Decoration des zweiten Bildes zeigte, aber mit ganz anderer Staffage und Beleuchtung: das Waldthal, deſſen wir uns wohl erinnern, beſonders aber das ſcharf hervortretende Schloß lag da in glühender Abendbeleuchtung, die ſo natürlich, ſo meiſterhaft war, daß ſich die Zuſchauer, beſonders der Fürſt, eines lauten Ausrufes der Bewunderung nicht erwehren konnten.

„Vortrefflich," ſagte Seine Hoheit und wandte ſich alsdann mit den erklärenden Worten zur Marcheſa: „Bei der Aufführung von heute Abend ſahen wir das alles in der Morgendämmerung, nach und nach Tag werdend — geben

Sie Achtung, Rodenberg hat noch eine andere Ueberraſchung für uns im Hintergrunde, und mit welch' veränderter Staffage er diesmal das Bild ausgeſchmückt hat!"

In der That, eine ganz eigenthümliche Staffage!

Da ſah man allerdings tief im Schatten der Laubmaſſen, aber doch deutlich und ſcharf hervortretend, vier trotzige Geſtalten, Eichenkränze um die ſtruppigen, bärtigen Häupter, Thierfelle um die Schultern, Keulen in den Händen, vor ihnen die Figur eines Zwerges — zwerghaft im Gegenſatze zu den rieſigen Geſtalten der wilden Männer —; der ein Horn in ſeinen Händen trug und es einem Jäger anzubieten ſchien, der am Stamme einer Buche lehnte und mit verwundertem Blicke auf die Gruppe zu ſchauen ſchien.

„Rodenberg," ſagte die Gräfin Blendheim — „wie gut er ausſieht!"

„Vortrefflich — und wie paſſend es iſt, uns ſo, ſtatt eines herausgeriſſenen Bildes aus dem Märchen, etwas ganz Neues zu improviſiren — Bravo, Bravo!"

Prinz Heinrich, deſſen Bruſt ein tiefer Athemzug ſchwellte, konnte ſich nicht enthalten, einen flüchtigen Blick auf die Marcheſa zu werfen, auf deren ſchönem, ruhigem, marmorähnlichem Geſichte nur der Ausdruck einer aufmerkſamen Zuſchauerin zu leſen war und um deren Lippen nur ein ganz unbedeutendes Lächeln ſpielte, wie als Compliment für ihren freundlichen Nachbar und Feſtgeber.

Die rauſchende Muſik hinter der Scene verſtummte, und wie ſie, ſchwächer und ſchwächer werdend, endlich nur noch wie im Anfange von den vier Waldhörnern ausgeführt wurde, verminderte ſich die Gluth des Abendſonnenſcheines; die unteren Partieen des Bildes hüllten ſich in tiefe, nächtliche

Schatten, und nur ein paar Secunden lang ſah man noch das Schloß im Hintergrunde, angehaucht vom letzten Strahle der Sonne; dann wurde auch dieſes kalt und farblos, und als nun zwei der Waldhörner ſchwiegen und die beiden anderen im Zweiklange hinzuſterben ſchienen, blitzte mit Einem Male auf dem jetzt ganz dunkeln Himmel ein einziger, ſanft funkelnder Stern, worauf ſich der Vorhang geräuſchlos ſchloß.

„Bravo, Bravo!“ rief der Fürſt, indem er heiter in ſeine Hände ſchlug — „Bravo, Rodenberg! — Hat er nicht ſeine Aufgabe herrlich gelöst,“ wandte er ſich hierauf an die Gräfin Blendheim, „und uns zugleich auf eine zierliche Art gute Nacht geſagt? Ah, die Idee mit dem Stern iſt doch eine ganz vortreffliche Idee — wie ſagten Sie doch vorhin, mon cher oncle? Das iſt der Stern der Liebe, den ich dort flimmern ſah — erſchien er Ihnen nicht auch ſo, verehrteſte Frau Marcheſa? — Und wie hat Ihnen überhaupt die ganze kleine Vorſtellung gefallen?“

Juanita verbeugte ſich lächelnd und dankend gegen Seine Königliche Hoheit und ſagte hierauf: „Ich muß geſtehen, daß hier die Täuſchung bis zu einem Grade getrieben iſt, den ich ſelbſt für unmöglich hielt — Sie müſſen ganz vortreffliche Decorateure und Maſchiniſten haben!“

„Gewiß, Frau Marcheſa,“ erwiederte der Fürſt und ſagte dann, indem er ſich gegen ſeinen Oberſt-Hofmeiſter wandte: „Sie werden ſehen, wir haben an dieſem Schlegel eine brillante Acquiſition gemacht — „aber,“ ſprach er hierauf wieder direct zur Marcheſa, „die Hauptperſon bei allen dieſen Arrangements iſt doch Rodenberg — ich laſſe ihn bitten, einen Augenblick zu kommen, ich muß ihm ein Wort des Dankes ſagen.“

Der Fürſt erhob ſich raſch, und mit ihm die kleine Geſellſchaft, die ihn umgeben. Einige Augenblicke ſpäter trat Rodenberg in ſeinem Jägerkleide hervor, in ſeiner Hand das Horn haltend, welches ihm der Zwerg heute zum zweiten Male übergeben.

Unter denen, die ihn jetzt umſtanden und von denen die meiſten ihm ein freundliches Wort ſagten, war wohl kaum eine Perſon, die es wenigſtens heute noch mit ihm nicht aufrichtig gut gemeint hätte: Prinz Heinrich reichte ihm die Hand und ſagte in launigem Tone, wobei er ſich an den Fürſten wandte: „Es war doch unläugbar ein guter Augenblick, wo ich ihn entdeckte und zur Geltung brachte!“

„Gewiß, Oheim, und ich darf wohl den Wunſch hinzufügen, alle Ihre Erwerbungen möchten ähnlicher Art geweſen ſein — doch ich wollte Ihnen meinen Dank ſagen, Rodenberg, und Sie bitten, denſelben Ihrem Schützlinge zu wiederholen — Sie haben mir in der That ein großes Vergnügen gemacht, und auch unſer lieber und verehrter Gaſt hat ſich recht anerkennend über Ihre Arrangements geäußert!“

„Was mich in der That doppelt glücklich macht,“ entgegnete der junge Maler mit einer tiefen Verbeugung und einem ruhigen, leidenſchaftsloſen Tone, „und höre ich ein lobendes Wort aus dem Munde einer ſo großen Künſtlerin, wie die Frau Marcheſa iſt, mit aufrichtiger Freude — ſchade, daß es nicht möglich war, Ihnen das ganze Märchen vorzuführen — es war die Geſchichte von Dornröschen, die nach langjährigem Entſchwinden, nach langjährigem Zauberſchlafe endlich doch noch glücklich wurde, da ſie glücklich machte!“

„Ein ſchönes Märchen, ich kenne es,“ gab die Marcheſa zur Antwort, wobei ſie heiter lächelnd und mit der unbe-

fangenſten, gleichgültigſten Miene von der Welt den jungen Mann betrachtete und dann, ſich gegen den Fürſten wendend, hinzuſetzte: „Sie beſitzen in dieſen Märchen einen wahren Schatz — wir Spanier ſind nicht ſo glücklich!“

„Wogegen bei Ihnen, im ſchönen Lande des Weines und der Geſänge,“ ſagte Prinz Heinrich galant, „immer noch reizende Feen und mächtige Zauberinnen zu erſcheinen pflegen, die ſich gar kein Gewiſſen daraus machen, uns arme Sterbliche durch einen Blick, durch einen Ton in Feſſeln zu ſchlagen!“

„Gehen wir zur Geſellſchaft zurück,“ lachte der Fürſt — um Gotteswillen, gehen wir! Mein Oheim beginnt mit ſeinen poetiſchen Artigkeiten und ſchwächt dadurch aus Egoismus den Eindruck, den wir mit der kleinen Vorſtellung auf unſern liebenswürdigen Gaſt gemacht — kommen Sie!“

Damit ging die kleine und ſehr auserleſene Geſellſchaft davon und Keiner aus derſelben hatte einen Blick mehr für den Künſtler, der ihr mit einem bittern Lächeln auf den Lippen nachſchaute und der endlich faſt erſchrocken aus ſeinem finſtern Dahinſtarren emporfuhr, als er von der Bühne her Walter's Stimme vernahm, die ihm zurief: „Mir ſcheint es, mein Junge, Du haſt auch jetzt noch Luſt, jenen Sternen zu folgen, die ſo eben an Deinem bürgerlichen Horizonte untergegangen ſind — ſei geſcheit, wende Dich zu uns und folge einem anderen Zeichen, das leuchtend vor Dir aufſteigt, Dir noch ein paar heitere, glückliche Stunden verſpricht — Vergeſſen des Vergangenen, Hoffnung auf die Zukunft — ein gutes Zeichen, wie für Künſtler geſchaffen, die Goldene Kanne!“

XLVI.

„Du biſt wie eine Blume.“

Lord Warren hatte ſich mit dem praktiſchen Sinne, der den Engländern eigen iſt, ſo wie mit ſeinem feinen, ausgebildeten Geſchmacke in kurzer Zeit eben ſo bequem als elegant eingerichtet. Dabei dürfen wir aber nicht verſchweigen, daß er es für eine Kleinigkeit anſah, einen ganzen Eiſenbahnwagen voll Kiſten von einem Orte zum anderen mit ſich herum zu ſchleppen, die eine Unmaſſe von Sachen aller Art enthielten, daß ſein Kammerdiener unter Beihülfe einiger Lakaien ein paar Wochen zu thun hatte, ehe er Alles ausgepackt und in buntem Durcheinander Möbel, Bilder, Waffen, Gefäße an den Wänden der verſchiedenen Salons und Gemächer aufgeſtellt hatte. Dieſe Gegenſtände nun zu ordnen, das heißt ihnen einen paſſenden Platz anzuweiſen, war Sache einer längeren Ueberlegung, und der junge Lord brauchte oft Wochen lang, um die verſchiedenen Geräthe eines einzigen Zimmers gehörig unterzubringen. Dies zu bewerkſtelligen, rollte er einen Lehnſeſſel in die Mitte des Gemaches und überlegte dann lange, probirte auch wohl, wo dieſes Bild oder jenes Möbel anzubringen ſei.

fortwährend zwiſchen ungeheuern Bergwänden, nur vor ſich ſieht man ſie etwas gelichtet. Da theilen ſie ſich mehr auseinander und durch die grauen ſtarren Maſſen erblickt man tief unter ſich freundlichere Formen, ſtatt dem einförmigen Grau in ſanfter, röthlich-violetter Färbung; das ſind ſchon die Berge, deren Fuß der ſchöne Comerſee beſpült. Auch wir kommen bald dort hinab, noch einige unheimliche Felspartien haben wir zu paſſiren, noch einige Zickzackwege, welche die guten und ſichern Pferde in vollem Trabe hinablaufen, dann wird die Gegend rechts und links reicher und lieblicher, die Häuſer bekommen ſchon ein wohnlicheres Anſehen, Laubholz aller Art, worunter viele zahme Caſtanien und welſche Nüſſe, beſchatten unſere Straße; die öden Steinmauern, die bisher unſern Weg begränzten, verwandeln ſich in zierliche Veranden, überrankt von wehendem Weinlaub, und bei ſinkender Nacht erreichen wir Chiavenna. Hier in den engen Straßen ſind alle Buden geöffnet, Lichterglanz ſtrahlt in unſere Augen; der Wagen raſſelt fürchterlich auf dem Pflaſter, die Poſtillone knallen übermäßig mit ihren langen Peitſchen, und vor einem der zahlreichen Kaffeehäuſer hält eine große Orgel und ſpielt aus Rigoletto:

Donna è mobile
Comme il vento! — — — —

Das Hôtel zur Poſt in Chiavenna war früher in der Hand eines deutſchen Wirthes und ein ſehr guter Gaſthof, jetzt wird es von Italienern verwaltet und man iſt gezwungen, ſich mit den ärmlichen vernachläßigten Einrichtungen des Hauſes zu begnügen, da es das Einzige iſt, in welchem fremde Reiſende ein Unterkommen finden. Wir erhielten die beſten Zimmer gegenüber der maleriſchen Ruine des alten Schloſſes von Kleven, die ich bei meinen früheren häufigen Reiſen nach Italien ſo oft geſehen. Sehr ermüdet, wie wir alle waren, legten wir uns bald zur Ruhe und ſchliefen nun zum erſtenmal jenſeits der Alpen wie wir zu Hauſe ſagen, feſt und ungeſtört wie in der Heimath.

Die Einrichtung dieſer Wohnung würde bei der Eigenheit Warren's noch viel mehr Zeit in Anſpruch genommen haben, als ſie ohnehin ſchon that, wenn nicht Rodenberg ihm gern an die Hand gegangen wäre und ihn nicht nur für dieſes oder jenes Arrangement zu beſtimmen gewußt, ſondern ſich auch nebenbei über die Pedanterie luſtig gemacht hätte, mit welcher der Engländer zu Werke ging.

„Oberflächlich betrachtet, haben Sie vollkommen Recht,“ gab dieſer zur Antwort, „wie ich Ihnen auch gar nicht übel nehme, wenn Sie ſich darüber luſtig machen, daß ich überhaupt alle dieſe Gegenſtände, ſtatt ſie nach England zu ſchicken, mir überall nachkommen laſſe; doch hat es auch ſeine vernünftigen Gründe, denn erſtens ſchmücke ich die kahlen Wände meiner Wohnung damit aus und erfreue mich täglich und ſtündlich an allen dieſen Dingen, die ich nun einmal liebgewonnen habe und die mir theils als Erinnerung an einen Ort, wo ich angenehm lebte, theils wegen ihrer ſeltſamen oder eleganten Formen angenehm in die Augen ſpringen, zweitens habe ich die Abſicht, dies alles einmal in einem kleinen Schloſſe, welches ich in England beſitze, zuſammenzubringen, und ſehe jetzt ſchon, wenn ich Bilder, Waffen und Geräthſchaften betrachte, im Geiſte dieſe oder jene Wand, dieſen oder jenen Erker vor mir, wo ich etwas davon anbringen werde; drittens endlich kann ich mich hier in meinem Salon, der, wie Sie ganz richtig bemerken, in maleriſcher Unordnung glänzt, ſo recht lebhaft in jene herrliche Zeit zurückverſetzen, wo ich die meiſten Stunden meiner Tage und Abende im Atelier des guten Olfers verbrachte. — Sie werden bemerken, daß ich mich bemüht habe, durch den Gobelin dort an der Thür, durch jene alten Tiſche mit den zier-

lichen Krügen, durch Hellebarden und Stoßdegen eine wenngleich ſchlechte Copie hervorzubringen; aber es geht ihr wie allen mittelmäßigen Nachahmungen — ihr fehlt der Geiſt des Originals, hier vor allen Dingen die wunderbaren Skizzen und Zeichnungen Roderich's und dann er ſelbſt mit ſeinem guten, klugen Auge, mit dem freundlichen, oft ſarkaſtiſchen Lächeln auf den Lippen, wenn er meine überzarten Bleiſtiftzeichnungen, wie er anfänglich ſo gern that, mit dicken, ſchwarzen Kreideſtrichen verbeſſerte."

„Ach ja, jene Zeit," meinte auch Rodenberg nachdenkend, „ſie war zu ſchön, als daß ſie länger hätte andauern können oder daß ſie wiederkehren dürfte!"

„Und doch hoffe ich darauf und bin gewiß, daß ſie wiederkehren wird, wenigſtens eine ähnliche, nicht minder glückliche."

Rodenberg ſchüttelte langſam mit dem Kopfe. „Wir ſind," ſagte er alsdann, „ſeit jener Zeit nicht nur um manches Jahr älter geworden, ſondern es hat auch Jeder von uns andere Bahnen eingeſchlagen, die ſich wohl einmal wieder nähern werden, kreuzen können, aber ſchwerlich für längere Zeit neben einander, ein gleiches Ziel verfolgend, fortlaufen. Was nun beſonders Roderich anbelangt, ſo iſt ſeine Exiſtenz durch jenes ſchreckliche Ereigniß untergraben, und wenn auch die ſtarken, zähen Wurzeln ſeines Lebensbaumes noch immer kräftig in den Boden eingreifen, ihn ſelbſt mächtig aufrecht haltend, ſo fürchte ich doch, er wird uns nicht mehr jener Baum mit Schatten ſpendendem Laubdache ſein, bei dem wir uns ſo gern verſammelten und heimiſch fühlten."

„Wohl wahr; aber ich brenne vor Begierde, ihn wieder-

zuſehen und zu erfahren, ob der tiefe Riß ſeines Innern nicht endlich anfängt, zu heilen oder zu vernarben."

„So viel ich von Walter hörte, iſt das nicht der Fall, und was ihn aufrecht erhält, iſt neben ſeiner Kunſt die Hoffnung, Margarethe doch noch wiederzufinden."

„Darauf hoffe auch ich noch," ſprach Warren in ſehr entſchiedenem Tone — „ſie kann nicht gänzlich verloren, nicht geſtorben ſein, das kleine, gute Mädchen nämlich. Was Madame anbelangt, ſo gönne ich ihr den beſten Frieden — gewiß, Rodenberg, ich kann mir nun einmal den Glauben nicht nehmen laſſen, daß wir ſie wiederfinden und eine zweite und ſchönere Auflage unſeres Künſtlerlebens feiern werden — hier oder anderswo."

„Ah, wenn nicht hier auf Erden, ſo hoffen Sie in ſo ausſchweifender Weiſe auf das Jenſeits!"

„O nein, o nein! Der Himmel mag eine ſehr ſchöne Sache ſein, aber ich halte es doch wieder einmal mit eurem großen Goethe, wenn er ſagt:

‚Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägſt Du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entſtehen.
Aus dieſer Erde quillen meine Freuden
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden,
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag was will und kann geſchehen.'"

„Es iſt gefährlich, mit Ihnen umzugehen," lachte Rodenberg; „was Sie da citiren, das ſollte ein frommer Künſtler nicht anhören. — Haben Sie Briefe von Olfers?" fragte er nach einer kleinen Pauſe.

„O ja, und in ihnen die Hoffnung, daß er meinen

Bitten, Italien zu verlaſſen und zu uns zurückzukehren, endlich nachgeben werde. Was habe ich dieſem ſtarren Herzen nicht ſchon für Vorſchläge gemacht, meine ganze, glänzende Carrière habe ich ihm opfern wollen, die Ausſicht, einmal Botſchafter zu werden an irgend einem kleinen deutſchen Hofe, indem ich mich anheiſchig machte, mit ihm ſo lange kreuz und quer durch die Welt zu ziehen, bis wir Margarethe gefunden oder wenigſtens — irgend eine Spur von ihr. — Ach," ſetzte er nach einem kleinen Stillſchweigen mit einem tiefen Seufzer hinzu, wobei er mit der Hand über ſeine Augen fuhr, „ich kann und will es nicht denken und faſſen, daß es am Ende doch möglich wäre, ihr kleines Grab zu finden und daran jenes unſelige Weib, das mit ſeinem wilden, eigenſinnigen Herzen ihm und ſich ſelbſt Alles genommen! — Und am Ende wäre eine ſolche Gewißheit immer noch vorzuziehen dem marternden Gedanken, was aus jenem ſüßen Kinde geworden ſei. — Ich weiß nicht," fuhr er nach einiger Zeit mit einem trüben Lächeln fort, „daß ich überhaupt ſo unglücklich im Wiederfinden bin, daß ſchon ſo Vieles, wofür ich mich lebhaft intereſſirt, meinem Geſichtskreiſe verſchwindet, ohne eine Spur zurückzulaſſen — erinnern Sie ſich, daß ich Ihnen neulich von einer Begegnung am Zuger See erzählte?"

„Ah, mit Prinzeſſin Edelweiß?"

„Oder mit einer neckiſchen Fee — ich glaube wahrhaftig, ſie war irgend einem Märchen entſprungen, ein Gebilde aus Blumenduft und Bergkryſtall, zart, rein, berauſchend!"

„Ei, ei, Warren, dieſe flüchtige Erſcheinung ſcheint einen tiefen Eindruck auf Ihr Herz gemacht zu haben!"

„Ich läugne das nicht; es war ein entzückendes Traum-

bild, wie ein ſolches erſcheinend und wie ein ſolches wieder verſchwindend — und haben Sie nie gefunden, daß Geſichte, die man im Traume hat, oft den tiefſten Eindruck hinterlaſſen? Doch ich wollte Ihnen von Edelweiß ſagen ..."

„Daß ſie ſpurlos verſchwunden ſei?"

„Ja, trotz der genaueſten Nachforſchungen, die ich in der Stadt anſtellen ließ, welche man mir als ihren Wohnort angab."

„Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf," ſagte Rodenberg mit einem eigenthümlichen Lächeln, „ſo hätte ich für die ſchöne, junge Dame, wie Sie ſie mir beſchrieben, einen anderen Wohnort gewünſcht, als gerade Zwickau, und einen poetiſcheren Namen, als Specht."

„Namen wie andere — ſie klingen nicht ſo übel."

„Für Sie — für uns Deutſche wohl, und wenn es ſich ſo verhält, wie Sie eben ſagten, daß die Familie Specht in Zwickau nicht aufzufinden war, ſo fürchte ich faſt, der vorſichtige Vater des jungen Mädchens hat Ihnen abſichtlich einen falſchen Namen geſagt."

„Welchen Grund könnte er gehabt haben?"

Rodenberg betrachtete den ſchönen jungen Mann lächelnd von Kopf bis zu Fuß und ſagte alsdann: „Grund genug, wenn man Sie ſo anſieht; Edelweiß brauchte nur mit einem Tauſendſtel Theile der Begeiſterung von Ihnen zu ſprechen, mit der Sie ſich über das junge Mädchen ausſprachen, und ihre Angehörigen thaten ſehr klug daran, ſie verſchwinden zu laſſen."

„Falſch," entgegnete der Engländer in ſehr entſchiedenem Tone; „ich würde ſie geheirathet haben, wenn ſie mir bei näherer Bekanntſchaft eben ſo gefallen hätte, wie bei unſerer

flüchtigen Begegnung, vorausgeſetzt, Edelweiß hätte Lady Warren werden mögen — doch iſt das vorbei," ſetzte er ſeufzend hinzu, „wie ſo manches Andere!"

Rodenberg hatte hier häufig ähnliche Unterredungen mit ſeinem Freunde, und dieſer verbrachte dagegen manche Stunde in den Zimmern des Malers. Lord Warren zeichnete und malte gern, und auch Rodenberg ſetzte ſich, wenn er bei jenem war, zuweilen vor ein Blatt Papier, das vielleicht nicht ohne Abſicht auf das Reißbrett geſpannt worden war, und entwarf mit Bleiſtift und Kohle flüchtige Skizzen. Auch Walter ließ ſich häufig ſehen, und ſo wurde der Salon Warren's, den er ſein Atelier nannte, zu einem Mittelpunkte für die Künſtler, welche ſich nach längerer Zeit hier wieder zuſammengefunden hatten; man war dort ſo frei als möglich, man plauderte über die Begebenheiten des täglichen Lebens und über Erſcheinungen auf dem Gebiete der Kunſt. Man zog es häufig vor, ſtatt die ‚Goldene Kanne' zu beſuchen, die kühlen Abende des Aprils hier am flackernden Kaminfeuer zuzubringen, wobei ſich auch zuweilen Schlegel und der kleine Raſael einfanden. Da wurde gelacht und geraucht bei vortrefflichem Punſche, den Niemand ſo gut anzufertigen wußte, wie der Kammerdiener des Lord; dann wurde der Vergangenheit gedacht, wobei ſich Alle ganz beſonders ergötzten an den drolligen Schilderungen des kleinen Schriftſtellers, hauptſächlich aber, wenn er in unnachahmlicher Komik mit Rodenberg, der in dieſen Stunden und in dieſer Umgebung wieder ſo heiter wie in früheren Tagen war, eine Scene aus der Zeit des ‚Reichsapfels' aufführte und als kleiner, raſch und vortrefflich coſtumirter Bedienter den rück-

wärts geworfenen Pinsel seines Herrn auffing und dabei seine Neckereien mit dem allerdings unsichtbaren Figaro trieb.

Was Schlegel anbelangte, so hatte er seine Anstellung als Decorationsmaler des fürstlichen Hoftheaters erhalten; allerdings gegen den Willen des betreffenden Departements-Chefs, weßhalb dieser bei vorkommender Gelegenheit einen Gruß Rodenberg's noch kühler erwiederte, als er bisher zu thun pflegte. Ueberhaupt hätte der junge Maler ein Buch schreiben können über die Nuancen des Grüßens bei Hofe, die untrüglicher für das herrschende Wetter sind, als der sicherste Barometer bei Regen und Wind, wobei er sich nicht verhehlen konnte, daß für ihn das Wetter bei Hofe nicht mehr so klar und sonnig strahlte, wie bisher. Eine Hauptursache lag in dem steigenden Einflusse der Frau Fürstin-Mutter auf ihren Sohn, und daß dieser Einfluß, was Rodenberg betraf, im jetzigen Augenblicke des kräftigen Gegengewichtes fast ganz entbehrte, welches ihm bisher die Freundschaft des Prinzen Heinrich verliehen.

Seine Hoheit waren, wie wir bereits wissen, ein älterer Herr, hatte einen ziemlich schlechten Winter gehabt und litt auf Besorgniß erregende Art unter dem Einflusse eines lang andauernden naßkalten Frühjahres. Wenn er auch den jungen Mann noch häufiger zu sich beschied, als früher, so war er doch nicht mehr im Stande, auch anderswo so für ihn zu wirken, wie er es bis jetzt gethan, und wenn der Prinz, was seine eigene Person betraf, recht trübe in die nächste Zukunft blickte, so entschlüpften ihm dabei häufig Aeußerungen des Bedauerns über seinen Schützling.

„Es reut mich fast," konnte er wohl sagen, „daß ich Sie hiehergebracht; ich hätte wissen sollen, daß es für ein

Gemüth wie das Ihrige unmöglich ist, hier auf diesem harten, felsigen Boden Wurzel zu fassen — man beneidet Sie wohl, man fürchtet Sie vielleicht, aber man liebt Sie nicht — eine Künstlernatur wie die Ihrige kann bei Hofe nicht gedeihen; Sie haben es nicht lernen können und wollen, sich unter jede Windströmung zu beugen, und wenn einmal der Halt verloren ist, den ich Ihnen gab, weil ich Ihre guten Eigenschaften erkannt und Sie deßhalb geliebt, so wird Sie der erste Sturm zu Boden schleudern."

„Eure Hoheit haben ganz Recht," hatte ihm der junge Mann hierauf geantwortet, „aber wenn ich es allerdings auch nicht gelernt, Wetterfahne zu sein und mich tief zu bücken, wo ich meinem Bewußtsein nach das volle Recht habe, mit sehr erhobener Nase vorüberzugehen, so habe ich doch sonst in den paar Jahren, die ich am Hofe zubrachte, meine Kenntnisse auf sehr nutzbringende Art erweitert, und Sie können mir glauben, gnädiger Herr, was mich betreffen soll, trifft mich nicht unvorbereitet und wird mir hoffentlich die gute Laune nicht verderben."

Es war nicht nur Redensart, wenn Rodenberg so sprach, ja, er sehnte sich hinweg aus dem glänzenden Kreise, der ihm einst als das höchste Ziel seiner Wünsche erschienen war, und eigenthümlicher Weise war diese Sehnsucht erst dann besonders stark bei ihm erwacht, seit die Freunde, namentlich Walter, wieder um ihn waren und er durch sie abermals in das Künstlerleben hineingezogen wurde, zu dem ihn alle seine Neigungen, seine ganze Begabung drängten. Stunden lang konnte er, auf einen Schemel gekauert, neben der Staffelei seines alten Freundes sitzen, ihm zuschauen und sich von dessen Reisen, am liebsten aber von jenen Tagen erzählen

laſſen, wo ſie zuſammen die Maler-Akademie beſucht. Der jüngere Mann verſank dann leicht in tiefe Träumereien und gedachte in dieſen nicht ungern der letzten Jahre, die er verlebt — hatte er doch während derſelben an einem Phantaſiebilde gearbeitet, hatte er doch einen ſchönen Traum gehabt, aus dem er nun, plötzlich erwachend, das Leben in troſtloſer Alltäglichkeit vor ſich ſah.

Juanita war es, deren plötzliches Erſcheinen, deren weder ſchroffes noch feindſeliges, aber vollkommen gleichgültiges Auftreten ihn auf ſo ſchonungsloſe Art erweckt. Sie war länger in der Reſidenz und bei Hofe geblieben, als es vielleicht anfänglich in ihrer Abſicht gelegen und als er nach der erſten Begegnung mit ihr gehofft hatte; ſie war geblieben, weil es ihr ſo gefiel, weil ſie wahrſcheinlich nicht Luſt hatte, dem reichen Kranze ihrer Lorbeeren neue Blätter hinzuzufügen, oder weil es ihr geringfügig erſchien, ihren koloſſalen Reichthum — denn ſie hatte ihren Proceß gewonnen — noch zu vermehren. Vielleicht auch war ſie geblieben, weil ſie mit ihrer Kunſt, ihrer Schönheit, ihrem vornehmen Range an dem kleinen deutſchen Hofe auf eine bisher unerhörte Weiſe gefeiert wurde, ja, von dem regierenden Herrn auf ſo ausgezeichnete Art, daß die Fürſtin-Mutter zu fürchten anfing, ſich aber bald wieder durch das taktvolle, feſte und in jeder Beziehung tadelloſe Benehmen der ſchönen Marcheſa beruhigt fühlte. Nebenbei gefiel ihr auch die ſchöne Gegend, und ſie pflegte oft Tage lang mit einer vertrauten Kammerfrau oder mit Don Joſe in der Umgebung der Stadt umherzuſchweifen, wobei ſie das Ziel ſolcher Ausflüge abſichtlich und ſo augenſcheinlich in tiefes Dunkel zu hüllen liebte, daß der Fürſt ſelbſt einmal lachend geſagt: „Wehe dem Glück-

lichen, für welchen Sie uns so manche Stunde entziehen, wenn ich erfahre, wer es ist!“

Von irgend einer Beziehung zwischen Juanita und Rodenberg konnte in keiner Weise die Rede sein, ja, um das Verhältniß zwischen Beiden zu bezeichnen, hätte man allenfalls sagen dürfen: sie standen gar nicht mit einander, wie schon bemerkt, weder freundlich noch feindlich. Daß der junge Mann seit dem Abende, an welchem er ihr vorgestellt worden war, nie mehr den Versuch irgend einer Annäherung gemacht, dürfen wir vielleicht zu seinen Gunsten herausheben, wenn wir zu gleicher Zeit hinzusetzen, daß der Anblick dieses schönen, liebenswürdigen und reizenden Weibes stets seine volle Leidenschaft aufregte und daß er nie in ihre Nähe kam, als mit dem glühenden Wunsche, vor ihr niederzuknieen, ihre Kniee zu umfassen und sie mit der ganzen Kraft seiner Liebe zu fragen: Willst Du mich denn nie mehr kennen, Juanita? — Ich bin es ja, der Dir einst nahe gestanden und der in jahrelanger Verbannung von Dir das Unrecht doch gewiß abgebüßt, welches er Dir zugefügt! — Wenn er so dachte und sie in wilder Leidenschaftlichkeit betrachtete, so stahl sich wohl hier und da ein heißer Blick aus seinen Augen nach ihr hin, unbemerkt von den Anderen, unbemerkt von ihr selber, wie er überzeugt war, und wenn sie auch vielleicht den Ausdruck seines Auges sah, so hatte sie es gewiß vergessen, daß sie einst ähnliche Blicke eben so innig erwiedert, denn sie glitten ab an dem unbeweglich heitern Ausdrucke ihrer Züge, und nur ein einziges Mal, als sie bei Hofe sang — eines jener spanischen Lieder, die er zuerst auf der Soirée des Prinzen Heinrich von ihr gehört —, blitzte es einen Augenblick nach dem fernen Winkel hinüber, wo er, sie beob-

Durch die regelmäßige Befahrung des Comerſees mit Dampfbooten von Colico nach Como, und durch die Eiſenbahn von Camerlata nach Mailand, erreicht man letztere Stadt mit größerer Bequemlichkeit als ſonſt, obgleich man an der Geſchwindigkeit etwas verliert, da man hiedurch ſich entſchließt, nach mühſeliger Splügenfahrt die Nacht in Chiavenna zuzubringen. Freilich geht von dort immer noch der Nachteilwagen nach Mailand, da aber derſelbe erſt den andern Tag gegen Mittag ankommt, und der Zug von Camerlata nur um ſechs Stunden ſpäter, ſo wird jeder, der zu ſeinem Vergnügen reist, Comerſee und Eiſenbahn vorziehen. Mit eigenem leichten Wagen und Extrapoſtpferden würde man vielleicht bei ſehr gutem Fahren in vierunddreißig Stunden von Stuttgart nach Mailand gelangen können; man müßte alsdann nämlich den zweiten Tag um 1 Uhr Colico am Ufer des Sees erreichen. Außer der kaiſerlichen Poſt gibt es in Chiavenna noch ein paar Geſellſchaften, bei denen man zur Fahrt nach Mailand für Dampfboot und Eiſenbahn ſein Billet löst, und alsdann für nichts mehr zu ſorgen hat. Obgleich die Poſt ein paar Lire theurer iſt als dieſe Geſellſchaften, thut doch der Reiſende, der des Landes und der Sprache nicht vollkommen mächtig iſt, beſſer mit ihr zu fahren.

Ein klarer heiterer Himmel, der uns von Chiavenna bis an den See zu Theil wurde, verſprach einen freundlichen Tag; die Schluchten der Alpen, durch welche uns geſtern unſer Weg geführt, lagen in tiefvioletter Färbung hinter uns, die Sonne vergoldete ihre Felſenkronen, färbte aber auch zu gleicher Zeit Nebel und Wolken, die langſam aufſtiegen, mit einem glühenden Roth. Der Weg von Chiavenna führt auf einer ebenen, theilweiſe gut unterhaltenen Straße am Fuße der Gebirgsausläufer hin, die hier, zerbröckelt, voll Klüfte und Spalten und wild zerriſſen, bei jedem Regenguß eine Menge Sand und Steine ins Thal hinabrollen, welche die Landſtraße, namentlich zur Frühjahrszeit, vielfach verderben und oft unſicher, ja gefährlich machen. So paſſirten wir

achtend, im Schatten stand; doch war auch jener Blitz nur täuschend gewesen, hatte wahrscheinlich ihm nicht gegolten; wem aber, wußte er nicht, da er, um sich herschauend, Niemanden in seiner Nähe sah — vielleicht dem Monde, der durch eine Vorhangspalte neugierig in den Saal blickte.

Es konnte nicht anders sein, als daß er der schönen Marchesa häufig begegnete bei Hofe, in andern Gesellschaften, auf der Straße, und jedes Mal hatte sie für seinen achtungsvollen Gruß eine beinahe freundliche Erwiederung, und das war es gerade, was er auf die Dauer nicht auszuhalten vermochte — o, hätte sie ihn nur ein einziges Mal finster angeblickt, hätte sie nur einmal, wenn sie ihn gesehen, ihre schönen Lippen fester auf einander gepreßt oder mit der Hand eine zuckende Bewegung gemacht — o, hätte sie sich gegen ihn zurückstoßend, feindselig benommen!

Einmal schien er der Erfüllung dieses Wunsches nahe zu sein, und es durchbebte ihn freudig: der Fürst hatte die Anordnungen zu einem kleinen Concerte wie gewöhnlich in seine Hand gelegt, ja, ihn beauftragt, die Befehle der Frau Marchesa persönlich einzuholen. Mit welchem Gefühle hatte er ihre Wohnung betreten, wie fühlte er sich völlig athemlos, nachdem er die Stufen erstiegen, die zu ihren Gemächern führten! Er wurde als von Seiner Königlichen Hoheit kommend angemeldet, um — nicht vorgelassen zu werden. Aber leider geschah dies nicht mit einer kurzen Abfertigung, die er hätte übel nehmen können: Don Jose selbst erschien, bat ihn im Namen der Marchesa um Entschuldigung, daß sie nicht im Stande sei, in dem gegenwärtigen Augenblicke zu empfangen, doch wisse sie bereits, daß es die Anordnungen zum Concerte beträfe; sie bäte aber Herrn Rodenberg, sich

durchaus darin nicht weiter zu bemühen, da Seine Excellenz der Herr Oberst-Hofmeister selbst für alle Arrangements Sorge tragen wolle.

Schon diese an sich so unbedeutende Ablehnung seiner Dienste machte ihn glücklich, gab ihm eine kleine Hoffnung, wie dem Seefahrer bei gänzlicher Windstille die leichteste Brise, welche die Wellen kräuselt, mit dem schlaffen Segel spielt — und auch dieses Mal wieder vergebliche Hoffnung! Don Jose, welcher den jungen Mann mit freundlicher Gewalt in sein eigenes Zimmer nöthigte, sagte ihm hier, daß das Concert auf den Wunsch der Frau Fürstin-Mutter in deren Gemächern gehalten würde und daß der Oberst-Hofmeister nun auf höchsten besonderen Wunsch die Anordnungen übernommen habe — ‚der Marchesa würde es ja ganz gleichgültig gewesen sein,‘ hatte er hinzugesetzt, und jedes dieser Worte war ein Dolchstoß für den armen Rodenberg!

Gleichgültig — allerdings gleichgültig!

Don Jose hatte sich seit seinem Hiersein nicht nur beständig herzlich und annähernd gegen den jungen Mann benommen, sondern er hatte auch demselben gegenüber häufig seine Verwunderung über das so gänzlich veränderte Benehmen Juanita's nicht verborgen.

„Weiberlaunen sind allerdings nicht zu berechnen,“ hatte er gesagt, „und habe ich darin schon viel erlebt; aber ehrlich gestanden, verstehe ich, die ganze Veränderlichkeit eines Weibes zugebend, doch nicht die jetzige Haltung der Marchesa gegen Sie — wenn ich nach jener Zeit zurückschaue, wo wir lachten und tollten, so kann ich mir nicht anders denken, als daß Juanita ganz besondere Gründe hat, wenn auch nur Scheingründe, einen guten Freund, einen jungen Mann von

ſo ganz beſonderer Begabung vollſtändig vergeſſen zu haben — und Sie waren ihr Freund, ihr intimer Freund, das vermag ſie wahrſcheinlich ſelbſt nicht zu läugnen."

Nach dieſen Worten hatte der alte Spanier Rodenberg unbemerkt mit einem liſtigen, ſcharfen Blicke betrachtet, dieſem aber ſogleich wieder einen wohlwollenden Ausdruck gegeben, als der junge Mann, aufſchauend, ihm unbefangen erwiederte: „Die Frau Marcheſa hat mich in jener Zeit durch ihre außerordentliche Güte und Liebenswürdigkeit zu größtem Danke verpflichtet, mich ſo zu ihrem Schuldner gemacht, daß ich wohl Anlaß hatte, ihr meine Dienſte zu weihen, ohne dafür die geringſte Vergeltung anzuſprechen. Sie war allerdings ſo gütig gegen mich, mich wie einen Freund zu behandeln, vielleicht nur den Künſtler in mir, und deßhalb kann ich es auch begreiflich finden," ſetzte er mit einem bittern Lächeln hinzu, „daß ſie ſelbſt, eine echte Künſtlerin, dieſen Rodenberg, den Günſtling, Höfling, den unterthänigen Diener allerhöchſter, höchſter und excellenter Perſonen, nicht mehr zu kennen wünſcht!"

„Daran könnte bei ihrem eigenen Charakter etwas Wahres ſein."

„Gewiß!" rief Rodenberg, und ein Strahl der Hoffnung durchzuckte ihn — „ſie ſchätzte den unabhängigen Künſtler, der ihr in jenen glücklichen Tagen, wenn auch nicht groß, doch eigenthümlich erſchien, den ſie jetzt, untergegangen in dieſer kleinlichen Welt, ihrer Beachtung nicht mehr werth findet — gewiß — gewiß!"

„Ich glaube, darin thun Sie der Marcheſa Unrecht, und wie ich ihre offene, ja, zuweilen rückhaltloſe Manier kenne, ſo würde ſie ſich durchaus nicht geſcheut haben, mit

Ihnen darüber zu reden — Ihre Gründe zu hören, um ſie zu billigen oder zu verwerfen."

„Ich wünſchte, ſie hätte mir dieſe Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſie hätte für mich, den ſie damals mit ſo vieler Güte und Aufmerkſamkeit behandelte, irgend ein Gefühl behalten, ſelbſt das des Mitleids oder das des Haſſes!"

„Ah, Sie begehren viel!" hatte Don Joſe mit demſelben ſchlauen Lächeln auf den Lippen geantwortet und dann hinzugeſetzt: „Ich mag Sie wohl leiden, mein lieber junger Freund, und will Ihnen deßhalb geſtehen, daß Sie bei meiner — bei Juanita die Region des Haſſes paſſirt haben."

„Und daß ich jetzt in der erſtarrenden Zone der Gleichgültigkeit angekommen bin!"

„Daß man ruhiger geworden iſt und Vergangenes mit ewigem Vergeſſen zu bedecken wünſcht."

Wieder derſelbe forſchende Blick des alten Spaniers.

„Ewig — Vergeſſen, zwei furchtbare Begriffe — und ſo ungerecht gegen mich, einer Laune entſprungen! Die Marcheſa hätte mir bleiben dürfen, was ſie mir war," entgegnete Rodenberg, indem er ſich zwang, den ſchlauen Blick Don Joſe's ruhig und unbefangen auszuhalten — „die von mir hochverehrte, angebetete Künſtlerin, an der ich aufſchaute mit dem Gefühle der Dankbarkeit und der Bewunderung; doch habe ich kein Recht, mich zu beklagen, habe überhaupt weder einen Grund, ja, nicht einmal den Schein eines Rechtes, um zu verlangen, daß ſich die Frau Marcheſa des unbedeutenden Künſtlers von damals erinnere!"

Nach dieſer Unterredung hatte Don Joſe die Hand des jungen Mannes genommen, ſie kräftig geſchüttelt und ihm

geſagt: „Vergeſſen Sie nicht, daß Sie, wo und wann es ſein mag, an mir einen zuverläſſigen Freund haben!“ —

Auch an Lord Warren hatte Rodenberg in jeder Beziehung einen zuverläſſigen Freund, und durch ihn erhielt er auch die genaueſten Mittheilungen von der baldigen Verwirklichung des Projectes der Heirath des jungen Fürſten mit der Tochter eines benachbarten Hofes, ihm dabei nicht verhehlend, daß man drüben überzeugt ſei, bei nothwendiger Entfernung ſchädlichen Einfluſſes würden auch die kleinen Liebhabereien des Fürſten für Theater und Decorationen, koſtſpielige Feſte und dergleichen leicht zu mäßigen ſein.

Der Fürſt ſprach mit Rodenberg ſelten über dieſe Angelegenheit und dann als wie von etwas, das noch in weitem Felde liege; doch vermied er in ſolchen Augenblicken, den jungen Mann anzuſehen, und ſprang auch gewöhnlich raſch auf ein anderes Geſprächsthema über. Er ſah ihn überhaupt in den letzten Zeiten nicht mehr ſo viel wie früher, was wohl daher kam, daß eine Anzahl von Todesfällen in anderen fürſtlichen Familien, bei der allgemeinen Verwandtſchaft all' dieſer gekrönten Häupter, eine Reihe von kürzeren oder längeren Hoftrauern herbeiführte, welche natürlicher Weiſe lebende Bilder, Theater und ähnliche kleine Luſtbarkeiten unterbrachen.

Wir haben ſchon erwähnt, daß ſich einem langen, ſtrengen Winter ein hartes Frühjahr angeſchloſſen, welches man füglich als eine Fortſetzung deſſelben betrachten konnte: Kälte mit Schnee und Eis herrſchte bis Ende April, und da endlich am Anfange des Mai der Frühling mit aller Macht hervortrat, ſo konnte man ihn ſeit langer Zeit wieder einmal den Wonnemonat nennen: es war, als ſeien Knospen

und Blüthen dieſes Mal unter ihrer Umhüllung ganz beſonders gerüſtet und fertig geweſen und als hätten ſie es nicht erwarten können, unter Beihülfe des erſten warmen Windhauches ihre Umhüllung zu ſprengen, ans Tageslicht zu bringen und in der milden, feuchten Luft faſt ſichtbarlich zu wachſen. Wie mit einem Zauberſchlage war Alles grün geworden, Wieſen, Felder und Wald, und eben ſo raſch, wie die Blätter erſchienen waren, folgten auch die duftigen Blüthen unter dem wärmenden Kuſſe der Frühlingsſonne.

Wie bald hatte man des langen und harten Winters vergeſſen, indem man ſich mit aller Luſt und Liebe ſeinem blühenden Nachfolger hingab; wie betrachtete man Pelze und Mäntel, die kalten Oefen und erloſchenen Kamine beinahe wie der Fabelwelt angehörend; wie blickte man verwundert auf einen noch in irgend einem Hofe ſtehen gebliebenen Schlitten, und wie unnütz erſchienen warme Paletots und Ueberſchuhe! Ueberall ſah man offene Fenſter, und wer gerade nicht ausgehen konnte, ſog wenigſtens von dort die lang entbehrte, warme, würzige Luft in ſich. Auf der Straße vernahm man wieder die luſtigen, jubilirenden Kinderſtimmen und ſah ſie die alten, bekannten Spiele treiben; Geſang erſchallte überall während der Abendſtunden in den Straßen der Stadt von heitern Menſchen, beim anbrechenden Morgen im ſchönen duftigen Walde von luſtigen Vögeln.

„Jetzt möcht' ich wieder wandern," ſagte eines Tages Lord Warren zu Rodenberg, der ihn, von einem Morgen-Spazirgange heimkehrend, beſuchte; „jetzt zieht es mich faſt unaufhaltſam in die Ferne, und ich muß alle meine Vernunft zuſammennehmen, um nicht im gegenwärtigen Augenblicke durch ein Urlaubsgeſuch mich förmlich lächerlich zu machen,

denn wir ſind mit wichtigen Arbeiten überhäuft: wir nähern uns den großen Ereigniſſen, von denen ich Ihnen ſchon früher ſprach, und dabei iſt es keine Kleinigkeit für einen Geſandten, der Erſte zu ſein, dergleichen an ſeinen Hof zu berichten mit allen wichtigen Nebenumſtänden, ſo zum Beiſpiel von einem höchſten Schnupfen, deſſen Beendigung noch abgewartet werden muß, ehe man mit Beſtimmtheit ſagen kann, ob Allerhöchſtdieſelben, das vorliegende Project betreffend, keine Schwierigkeiten machen werden — ja, wir haben leider alsdann ſehr viel zu thun, um falſche Gerüchte zu widerlegen, Thatſachen der Wahrheit gemäß zu berichtigen, und müſſen uns in dieſer Zeit noch ganz beſonderer Geſandtſchaftsohren bedienen, um irgend etwas zu erfahren, von dem die übrige Welt noch keine Ahnung hat, namentlich wir armen Attachés und Secretäre, und wir ſind das unſerer Carrière ſchuldig, denn ich bin feſt überzeugt, eine Vormerkung zu raſcherem Avancement könnte mir nicht fehlen, wenn ich vor allen Anderen im Stande wäre, meinem verehrten Chef zu berichten, daß der Brautſchmuck der künftigen Fürſtin ſo eben beſtellt worden ſei — Smaragden und Brillanten, darunter ein ausgezeichnetes Prachtſtück in Herzform mit eingravirter, verſchlungener Namensſchiffre, Alliance-Wappen — brrrr!"

„Könnte dabei ein reger Geiſt mit viel Erfindungsgabe nicht nützlich ſein?" fragte Rodenberg lachend — „in dem Falle wäre ich zu gebrauchen!"

„Nein, nein — auch haſſe ich es, Freunde auf dieſe Art in Contribution zu ſetzen, ſonſt hätte ich mich ſchon lange an Sie gewandt mit der Bitte um Angabe eines dieſer ſo wichtigen Details."

„Was ich erfahre, ſoll Ihnen im Intereſſe europäiſcher Politik nicht vorenthalten bleiben; doch wird man gegen mich immer zugeknöpfter.“

„Schlimmer,“ ſagte Warren, „oder beſſer,“ ſetzte er hinzu, indem er dem Anderen die Hand auf die Schulter legte — „es iſt nichts für uns in dieſer Luft, für Sie nicht und für mich auch nicht; im Winter kann man ſich das ſchon gefallen laſſen, wenn man von Schnee und Eis umſchloſſen iſt wie von Gefängnißmauern, wenn man nicht hinaus kann in die weite, freie, ſchöne Welt, und wenn man ſich alsdann noch glücklich ſchätzt, von einem behaglichen Platze aus ſo einem luſtigen Marionetten-Theater zuſchauen zu können.“

„Gewiß,“ ſtimmte Rodenberg heiter bei, „beſonders wenn man ſo glücklich iſt, einen Platz zu haben, der uns ein Bißchen Einſicht hinter die Couliſſen geſtattet, wenn man die für alle Welt unſichtbaren Drähte ſieht, welche die ſteifen, bezopften Köpfe zum Nicken bringen, welche gewaltſam die Hände von Freund und Feind erheben und ſelbſt diejenigen Leute Freundſchaftsbezeigungen wechſeln laſſen, welche ſich lieber gegenſeitig auffreſſen möchten.“

„Ja, ja, all' dieſe Unnatur iſt zu ertragen bei künſtlicher Sonnenwärme, bei nachgemachtem Sonnenlichte, bei rauchenden Kaminen und qualmenden Lichtern. Aber wenn der ſtarre Reif geſprungen iſt, welcher Erde, Luft und Waſſer zuſammenſchnürte, wenn die graue Nebeldecke des Himmels zerriß und, wie jetzt, das ſiegreiche Blau niederglänzt, hereinbrechende Sonnenſtrahlen uns umſpielen, das Grün des Waldes mit tauſend und aber tauſend Fingern winkt, da fällt in ſich zuſammen all' der hohle, geſpenſtiſche Faſtnachts-

kram: da erſtarrt auf den Lippen das glückliche Lächeln, hervorgerufen durch einen gnädigſten oder allergnädigſten Blick, und bleibt ſo ſtehen bis zur nächſten Winterſaiſon, um gleich aufs Neue bei der Hand zu ſein; da erblindet der Glanz all' dieſer falſchen Sterne unter einer Staubmaſſe, die ſich unbeſchreiblich raſch ablagert; da verwundern ſich die mitſpielenden Puppen, daß es draußen noch ein ſchöneres Theater gibt und daß neben ihrem Höchſten noch ein Allerhöchſter lebt, der es doch noch viel beſſer verſteht, wahre innere Wärme zu erzeugen und heitere, ſonnige Feſte zu veranſtalten. Schauen Sie um ſich, Rodenberg, dort die Kaſtanienbäume vor meinem Fenſter mit ihren aufgeſteckten Lichtchen; den blühenden Flieder des Gartens, und dort an den Bergen hinauf das ſaftige, grüne, bewegliche, goldglitzernde Blättermeer; und dabei Alles ſo wunderbar friſch wie heute Morgen nach dem prächtigen Regen der vergangenen Nacht — laſſen Sie uns einen Ritt machen! Es gibt nichts Wunderbareres, als jetzt, durch einen Waldweg reitend, hier und da an das Gebüſch zu ſtreifen und von den glänzenden Thautropfen wie mit Wonneſchauern überſchüttet zu werden — kommen Sie mit mir!"

„Wenn ich gewiſſer Maßen ein freier Mann wäre, wie Sie — mit vieler Freude; ſo aber habe ich neben tauſend kleinen Geſchäften das große Geſchäft, wahrſcheinlich vergeblich warten zu müſſen, bis ich gerufen werde — ich bin nicht mehr Herr über meinen ſchönen, thaubeglänzten, ſonnigen Morgen," ſetzte er mit einem ernſten Tone hinzu; „gegen Abend vielleicht löst ſich meine Kette und läßt mich auf die Höhe eines Berges ſteigen, um an eine ſchöne Vergangenheit zu denken und der ſinkenden Sonne nachzublicken."

„Pah, keine trüben Gedanken, dafür ſind wir noch zu jung, Rodenberg; wer wird an den Abend denken, wenn uns der Morgen noch ſo heiter ſtrahlt!“

„Für Sie wäre es Unrecht, wenn Sie es thäten — Sie ſind noch nicht im Schatten dieſes Lebens gewandelt, Sie fürchten keinen Blitzſtrahl aus einer vorüberziehenden dunkeln Wolke.“

„Auch Sie nicht, das weiß ich beſſer.“

„Sie mögen Recht haben — ich fürchte ihn vielleicht nicht, wenn er niederfährt, aber die Erwartung iſt peinlich; doch laſſe ich Sie jetzt allein, Warren. Ihr Plan, in den ſchönen, grünen Wald hinaus zu reiten, iſt ſo ſchön, daß es Sünde wäre, Sie auch nur einen Augenblick davon abzuhalten — wohin reiten Sie?“

„Das weiß ich ſelbſt noch nicht; ich überlaſſe mich dem Zufalle und freue mich jedes Mal, wenn ich bei meinen Entdeckungs-Ausflügen irgend eine ſchöne Ausſicht, irgend ein mir unbekanntes Thal auffinde.“

Die beiden jungen Leute trennten ſich, und Rodenberg trat auf die Straße, um nach Hauſe zurückzukehren.

Lord Warren ließ ſatteln und beſtieg kurze Zeit darauf ſein hellbraunes, engliſches, langgeſtrecktes Jagdpferd mit dem Gefühle eines Mannes, der ſich vorgenommen hat, ein paar Stunden Alles um ſich her ausgezeichnet, unvergleichlich ſchön zu finden.

Dazu brauchte er ſich übrigens an dem heutigen Tage keine beſondere Mühe zu geben, denn es war einer der herrlichſten Frühlingsmorgen, wie ihn ſich eine reiche Phantaſie nur auszudenken vermag. Da es während der Nacht ſanft geregnet hatte, ſo war der Boden der Straße weich und die

die Stelle wo, ich glaube es war im Monat Junius dieſes Jahrs, der Eilwagen von Gewitterſturm und heftigem Regen erfaßt und vollſtändig weggeſchwemmt wurde, ſo daß ſich nur der Poſtillon und der Conducteur auf einem Pferde retteten, Paſſagiere waren glücklicherweiſe nicht im Wagen. Die Straße, obgleich wieder hergeſtellt, glich immer noch einem jetzt vertrockneten Flußbett, und große Kieſelmaſſen, ſowie anſehnliche Felsſtücke bedeckten weithin die Felder.

Um halb ein Uhr erreichten wir Colico, den kleinen gefährlichen Ort, rings mit Sümpfen umgeben, wo der Reiſende, der hier übernachtet, ſehr leicht vom Wechſelfieber befallen werden kann. Ja ſogar des Nachts bei der Durchfahrt ſoll man ſich vor dem allzufeſten Schlafen hüten, und ein vorſichtiger Conducteur vergißt ſelten, dieß ſeinen Paſſagieren bei der Abfahrt von hier in Erinnerung zu bringen.

Auf dem See dampfte ſchon das kleine Boot, die „Adda", und ſchaukelte kaum merklich auf dem Waſſer, doch war das Waſſer nicht ſo tief grün und klar, wie ich es ſonſt wohl hier geſehen, denn leider hatte ſich der Himmel überzogen und ſchmutzig graue Regenwolken ſpiegelten ſich in der Fluth wieder. Die Abfahrt ging für ein italieniſches Dampfboot ziemlich regelmäßig von ſtatten, auch wurde von den Schiffsleuten nicht allzuviel Geſchrei und Spektakel gemacht, nur blieb ich längere Zeit zweifelhaft, wer der eigentliche Befehlshaber des Bootes ſei; denn ein wohlgenährter Mann in Schiffsjacke und Mütze, mit mächtigem ſchwarzem Backenbart, der ſich bei der Abfahrt wenigſtens das Anſehen gab, als ſei ſeine Perſon auf dem Radkaſten unumgänglich nothwendig, nahm kurze Zeit nachher eine Serviette auf den linken Arm und erkundigte ſich höflichſt, ob wir una collazione wünſchten. Das Verdeck des kleinen Bootes war recht bequem eingerichtet, auf den Bänken an der Wand lagen hohe Polſter, auch hatten wir vollkommen Raum, denn von Colico aus beſtanden ſämmtliche Paſſagiere des erſten Platzes aus der auf allen

Felder ſtrömten den eigenthümlichen Geruch aus, der uns ſo lebhaft an jene Zeit erinnert, wo wir, durch eine erſte Liebe beglückt, gedankenvoll der Lerche nachſchauten, wenn ſie ſich von den dampfenden Schollen jubilirend gen Himmel ſchwingt: Büſche, Sträucher und Bäume rings um uns her waren, von einem leiſen Windhauche bewegt, immer noch auf die freigebigſte Art beſchäftigt, über die Erde unzählige Brillanten auszuſtreuen, womit ſie die Fee des nächtlichen Regens geſchmückt, und da die Sonne vom klarſten Himmel herableuchtete, ſo ſah man überall einen unvergleichlichen Glanz und Flimmer, dort noch auf den Blättern, hier durch die Luft ſprühend, unten an langen Gräſern hangend, die ſich coquet aufgeputzt hatten mit den himmliſchen Tropfen.

Und welches Leben über, unter und neben dieſen Gräſern, welches Gewimmel auf der ſonnbeglänzten Erde! Wie fleißig ſummten die Bienen um die ſonnigen, ſtrotzenden Blüthen, wie geſchäftig durchkreuzten ſich zahlloſe Ameiſen, ſcheinbar ohne vernünftigen Grund, und doch wußte jede genau, warum ſie hin und wider lief; wie vorſichtig hob dort, von der Feuchtigkeit angezogen, der glatte Regenwurm die kleine Erdſcholle auf und erſchrack gewiß beim Anblicke jenes gepanzerten Käfers, der mit den langen Beinen ſo eilfertig ſeines Weges ging und deſſen grüner Harniſch wie mit Gold eingelegt glänzte, wenn er in den Strahl der Sonne kam.

Auch Schmetterlinge waren ſchon unterwegs, jenes leichtfertige, kupplériſche Volk, welche Grüße tragen und heimliche Liebesworte, nicht nur von Roſe zu Roſe, ſondern auch von einem Menſchenherzen zum anderen, was für den keine Fabel

iſt, der ihren ſchwebenden Flug und das Summen ihrer Flügel verſteht.

Lord Warren ſah das Alles und noch viel mehr. Er hatte jetzt die Stadt und ihre angränzenden Gärten hinter ſich, und da er ohne irgend eine beſtimmte Abſicht umherſchweifen, auf Entdeckungsreiſen ausgehen wollte, ſo hatte er ſeinem rüſtig ausſchreitenden Pferde die Zügel gelaſſen, und es war ihm ganz lieb, daß daſſelbe, von der großen Straße ablenkend, einen ſchmäleren Pfad einſchlug, der, langſam aufſteigend, in die Berge führte — ein klares Waſſer, welches von oben herabkam und luſtig plaudernd dem aufwärts führenden Wege von der Schönheit des Waldes erzählte, mochte das Pferd wohl angezogen haben.

‚Ein herrlicher Bach,‘ dachte der junge Mann; ‚ſchade, daß ich mein Angelgeräth zu Hauſe gelaſſen — doch kann man nicht Alles zu gleicher Zeit haben.‘ — Auch vermochte er es nicht, eine Cigarre anzuzünden, denn der Duft, welcher dem oben liegenden Walde entſtrömte, war hier ſchon ſo friſch, ſo ſüß, ſo erquickend, daß er ihn in vollen Zügen einathmete.

Eine Viertelſtunde ſpäter traf der ſchmälere Weg, welcher ziemlich ſteil bergan ſtieg, wieder mit der großen Straße zuſammen, und hier ſchien das Pferd einiger Maßen in Verlegenheit zu ſein, da ſein Herr es auch hier ohne alle Anweiſung ließ; denn Warren blickte auf die Stadt hinab, welche er von hier ganz überſchaute. Sie war mit einem feinen, durchſichtigen Dunſtſchleier bedeckt, welcher ſich noch weit über ſie hinaus in die Ebene fortſetzte und erſt dann lichter ward und am Ende ganz verſchwand, wo an der andern Seite des ausgedehnten Thales die Berge, ſanfter

anſteigend, mit ihren waldgekrönten Häuptern hervortraten.

Und wie das Thal zu ſeinen Füßen unter dem Nebelſchleier ſauste, brauste, klang und tönte, wobei ihm die Stadt erſchien wie ein koloſſaler Ameiſenhaufen, von muthwilligen Kindern leicht zugedeckt, und die armen Geſchöpfe gäben ſich alle Mühe, die Hülle zu durchbrechen und aufwärts zu klettern, damit es auch ihnen möglich werde, die friſche Waldluft einzuathmen!

„Dem bin ich für heute glücklich entronnen,“ ſagte der junge Mann lächelnd zu ſich ſelber, „und wenn man, wie ich hier oben, ſo recht den Unterſchied ſieht, ſo ſollte man mit feierlichem Eide geloben, nie mehr in den Dunſt zurückzukehren, ſondern ſollte hier oben bleiben und ſich irgendwo eine Einſiedelei bauen.“

Darauf lenkte er das Pferd abermals gegen den ſchmäleren, ſteileren Weg, und als er nun wieder dem murmelnden Waſſer entgegenritt, unter dicht herabhangenden Zweigen, in ſo wunderbarer Kühle, da der Sonnenſtrahl nur hier und da die dichten Laubmaſſen zu durchdringen vermochte, ſo träumte er weiter von dem Baue einer Einſiedelei, wie ſie auch Raum haben dürfe für zwei oder drei Perſonen, wobei es ſelbſt auf ein Dutzend mehr oder weniger nicht ankäme; wie er ſchon einen Platz dafür wüßte auf ſeinen Gütern zu Hauſe, ebenfalls an einem Berggelände mit vielem Schatten und einem eben ſo munteren als geſchwätzigen Waſſer. Dabei fielen ihm die Kunſtſchätze ein, die Bilder, Waffen und ſeltenen Geräthe, welche er auf ſeinen Reiſen erworben, und da er das Alles in gehöriger Art unterbringen wollte, ſo wurde ſein Schloß doch unter der Hand größer, als ihm

lieb war; und dann wischte er es wieder aus von der Tafel seiner Phantasie und entwarf ein neues kleineres, eine zwischen Bäumen und Blumen versteckte Cottage, dieses Mal mehr im Style einer Einsiedelei, auf deren Dache auch die hellklingende Glocke nicht fehlen durfte.

Horch — was war das, das so mit Einem Male seiner Phantasie zu Hülfe kam? Der Ton eines wirklichen Glöckleins, anscheinend droben im Walde; wie wohlthuend, wie friedlich schwammen die melodischen Klänge in der reinen Morgenluft: es war gerade so, als hätte man sie nicht nur hören, sondern auch strahlenartig sehen müssen.

Gab es vielleicht in diesem Lande auch Einsiedeleien und hatte er vielleicht in nächster Zeit das poetische Vergnügen, irgend einen Pater Hilarius vor sich zu sehen, neben der kleinen Hütte sitzend oder an einem aus rohen Baumstämmen zusammengefügten Kreuze betend? Fast unwillkürlich trieb er sein Pferd zu rascherem Gange an, und nachdem er noch eine Viertelstunde, anfänglich unter dem Schalle des Glöckleins, das alsdann aber wieder verstummt war, aufwärts geritten, sah er, wie die Schlucht, durch welche sich sein Weg an der Seite des abwärts stürzenden Baches hinaufwand, sich mit Einem Male erweiterte, indem die Berge, hier oben zurücktretend, einen weiten Halbkreis bildeten, man hätte sagen können, eine Hochebene, welche aber auf drei Seiten von waldbewachsenen Höhenzügen überragt wurde — die vierte Seite ließ einen entzückenden Blick auf ein weites Thal offen, wo am Fuße malerischer Berge der klare Fluß herkam, welcher an der Stadt vorbeiströmte; nur war diese letztere von hier aus unsichtbar, und man hörte ihre Nähe nur durch das melodische Läuten einiger Glocken.

Der Weg, welcher den jungen Mann bis hieher geführt, ſchien nun ſeine Schuldigkeit gethan zu haben, denn er hörte an der kleinen Thür einer wohlerhaltenen Gartenmauer in der bisherigen Breite auf, um ſich als ſchmaler Fußpfad längs der Mauer gegen den Wald hin zu verlieren.

Warren ſchwelgte lange in dem entzückenden Anblicke des weiten, ſonnenbeglänzten Thales, welches um ſo ſchöner hervortrat, da es wie ein Bild hier oben, wo er hielt, von einer Gruppe alter, mächtiger Nußbäume auf der linken Seite bekränzt wurde, während auf der andern Seite jene Gartenmauer einen natürlichen Rahmen bildete. Dabei war hier oben Alles ſo wunderbar ſtill und einſam, nur ein paar Vögel ſangen in einem benachbarten Walde. Und welch' friſche, erquickende Luft man hier oben athmete! Der junge Mann ſog ſie in vollen Zügen ein und konnte ſich alsdann eines lauten Ausrufes der Verwunderung an dieſer herrlichen Natur nicht enthalten, die auch ſein Pferd zu theilen ſchien, denn dieſes hob den Kopf und wieherte leiſe.

‚Wo eine ſolche Gartenmauer iſt,‘ dachte Warren, ‚und ein Weg hinführt, muß ſich auch ein Haus befinden, und wo ein Haus iſt, gibt es wahrſcheinlich Menſchen, deren Bekanntſchaft man vielleicht machen kann, um zuweilen einen ſolch göttlichen Punkt wie dieſen beſuchen zu dürfen.‘ Hätte er nicht ſo ausſchließlich in die Gegend hinabgeſchaut, ſo würde er vielleicht ſchon etwas von einem lebenden Weſen bemerkt haben, deſſen Kopf ſich, nachdem das Pferd gewiehert, über die Gartenmauer erhoben und mit dem Ausdrucke des höchſten Erſtaunens nach ihm hingeblickt hatte — aber nur eine Secunde, denn ſowie der junge Mann ſein Pferd wandte, um näher gegen die Mauer zu reiten und ſo über

dieſelbe hinwegſehen zu können, verſchwand jener Kopf wieder.

Vom Sattel aus konnte der junge Mann bequem über die Mauer hinüberſchauen und war entzückt, einen eben ſo zierlich als geſchmackvoll angelegten Garten vor ſich zu ſehen: da waren dichte Gebüſchpartieen mit ſorgfältig erhaltenen Kieswegen, kleine Wieſenſtrecken mit ausgepflanzten Blumen, die wahrſcheinlich im Sommer, ein leuchtendes Farbenſpiel entfaltend, Allem hier eine noch köſtlichere Abwechslung geben würden. Gerade vor ſich ſah er eine prächtige Lindenallee, die, ſich von der Pforte längs der Mauer hinziehend, einen ſchattigen Spazirgang bot und die jetzt bei der glänzenden Morgenſonne einen reizenden Anblick gab, indem die Blätter, von einem leichten Windhauche bewegt, förmlich mit den Sonnenſtrahlen zu ſpielen ſchienen, ihnen hier das Eindringen erlaubten, dort verboten und dadurch auf dem hellgelben Wege, den die ſtarken Bäume einfaßten, ein maleriſches, lebendiges Spiel von Licht und Schatten hervorbrachten, beſtändig wechſelnd, die ſonderbarſten, willkürlichſten Zeichnungen bildend, ein Necken und Haſchen der fliehenden Lichtpunkte und der ſie verfolgenden Schatten.

Am Ende dieſes Baumganges, welcher einen weiten, geſpannten Halbkreis bildete, ſah Warren ein Haus mit weitvorſpringendem Dache, zweiſtöckig, auf einer Terraſſe liegend, von der man wahrſcheinlich dieſelbe Ausſicht haben mußte, die er vorhin bei den alten Nußbäumen gehabt; denn dort ſenkte ſich die Bergwand ins Thal hinab und man bemerkte das Haus ſelber mit ſeiner vorſpringenden Veranda, bedeckt von rankendem Rebenlaube, ſcharf auf dem hellen Morgenhimmel abgezeichnet.

Der junge Engländer hatte die Gewohnheit, wenn er ſich allein befand, laut zu denken, oder Manches, was er dachte, laut auszuſprechen; ſo auch jetzt, als er beinahe quer und ſehr bequem im Sattel ſitzend mit über einander geſchlagenen Armen in dieſe reizend gelegene Beſitzung ſah.

„Das iſt die wahre Einſiedelei, von der ich vorhin geträumt," ſagte er ziemlich laut; „dort drüben auf dem Dache ſehe ich auch das Glöckchen, welches mich hergeführt — aber ein langbärtiger Eremit paßt durchaus nicht als Staffage. Dieſe Geſchichte müßte meinem Geſchmacke nach anders belebt ſein: durch das hell leuchtende Kleid irgend einer jungen Dame, die, in einem bequemen Stuhle ruhend, mit Lecture beſchäftigt war; aber das Buch iſt ihrer Hand entſunken, ihre ſchönen Augen ſchweifen nach dem Thale hin und ihre Gedanken auch, denn ſie erwartet irgend Jemanden, meinetwegen mich ſelber, wenn es die richtige Perſon wäre," ſetzte er heiter hinzu.

„Ich muß doch dieſen Rodenberg, der die ganze Umgebung kennt, fragen, wem dieſe reizende Beſitzung gehört; es ſoll allerdings viele ähnliche Landhäuſer hier in den Bergen geben, doch iſt dieſe nicht zu verkennen, wenn ich ſie ihm gehörig beſchreibe — hätte ich nur nicht wieder mein Skizzenbuch vergeſſen, ſo könnte ich ihm ein kleines Croquis davon machen; man ſollte Bleiſtift und Papier immer mit ſich führen," rief er ziemlich laut und ſetzte, an ſeine Bruſt fühlend, hinzu: „nicht einmal meine Brieftaſche habe ich mitgenommen."

Unwillkürlich ſchaute er nach dieſen Worten umher, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man über etwas verdrießlich iſt, und wäre in dieſem Augenblicke vor Erſtaunen faſt

von seinem Pferde nicht gefallen, aber gesprungen, als er bemerkte, wie aus einem dichten Fliedergebüsche, welches keine zwanzig Schritte von ihm entfernt war, ein weißes Blatt Papier aufflog und von dem leichten Windhauche eine kleine Strecke gegen ihn geführt wurde.

„Ah, wenn das nicht eine freundliche Zauberei ist, so muß sich dort Jemand befinden, der meine natürlicher Weise wieder ziemlich laut ausgesprochenen Gedanken gehört hat und sie erfüllen möchte — ein höflicher Unbekannter oder am Ende gar eine liebenswürdige Fee — ah, wir müssen ihr danken und von ihrer Freundlichkeit Gebrauch machen — das Gegentheil wäre Unhöflichkeit!"

Er glitt rasch vom Sattel des Pferdes herab, wandte sich nach der kleinen Eingangsthür und fand umherschauend neben derselben an der Mauer einen starken Eisenring, der ihm besonders dazu gemacht erschien, um sein Pferd anzubinden.

‚Ei, ei,' dachte er, dieses Mal aber ohne seine Gedanken laut werden zu lassen, ‚sollte dieser Ring absichtlich deßhalb angebracht sein? Kommen vielleicht öfters Besuche zu Pferde hieher? — Nun, wir werden das schon noch erfahren.'

Die kleine Thür öffnete sich, nachdem er mit der Hand auf die Klinke des Schlosses gedrückt, und er trat mit abgenommenem Hute in den Garten. Er that dies nicht sowohl gegen die unsichtbaren Abwesenden, als vielmehr weil es ihm warm geworden war und weil er, mit der Hand durch sein krauses, blondes Haar fahrend, dasselbe einiger Maßen wieder in Ordnung bringen wollte — man konnte ja nicht wissen, wer sich hinter dem Fliedergebüsche befand.

Dorthin lenkte er seine Schritte, umging dasselbe auf

dem Kieswege, der dieſe Richtung nahm, hob hier im Vorbeigehen das Blatt Papier auf, bog um einen mächtigen Strauch mit weit ausgebreiteten Zweigen und ſtand — vor einer Dame, deren Geſicht er nicht ſehen konnte, da ſie ihm den Rücken zuwandte und, ohne emporzublicken, in einem Skizzenbuche, welches auf ihren Knieen lag, emſig zu zeichnen fortfuhr.

Es mußte eine ſehr junge Dame ſein, das ſah man an ihrer ſchlanken Geſtalt, eine Dame von feinem, zierlichem Wuchſe, das bemerkte man ebenfalls; ſie war weiß gekleidet, einfach und geſchmackvoll, hatte ſich aber einen eigenthümlichen Kopfputz gewählt: lange Dolden ſchneeweißen Flieders nämlich, die ſie zu beiden Seiten in ihre Haare geſteckt hatte, was eben ſo eigenthümlich als hübſch ausſah.

„Madame," ſagte Warren, nachdem er ſo nahe, als ihm der Anſtand erlaubte, an die ruhig Fortzeichnende hingetreten — er wußte ja noch nicht, ob eine andere Anrede paſſender war — „Madame, ich habe mir die Freiheit genommen, in Ihren offen ſtehenden Garten einzudringen, weil mir derſelbe von draußen ſo überaus reizend erſchien und weil ich mir erlauben wollte, Ihnen dieſes Blatt Papier zurückzubringen, welches Ihnen wahrſcheinlich der Wind entführt hat, im Falle Sie nicht, was mir angenehmer wäre, eine freundliche Fee ſind, welche die Wünſche armer Sterblicher gütigſt erhört."

Die Dame verharrte noch einige Augenblicke wie über ſeine Worte nachdenkend in ihrer Haltung und hob dann langſam ihren Kopf empor, ihr volles Geſicht dem jungen Manne zuwendend.

Dieſer ſtreckte die Hände aus, wie vor höchſter Ueber-

raſchung zurückfahrend; doch ſtand dieſes Zurückfahren nicht im Einklange mit dem Ausdrucke höchſten Glückes, der mit Einem Male über ſeine ſchönen Züge flog.

„Edelweiß, ſind Sie es, oder iſt es nur eine Erſcheinung, die im nächſten Augenblicke wieder verſchwindet?“

„Allerdings bin ich es, Herr Warren, und freue mich, Sie zu ſehen, während Sie ja faſt erſchrocken über meinen Anblick zu ſein ſcheinen.“

„Erſchrocken? Sehen Sie mein Geſicht an, ob es den Ausdruck des Schreckens zeigt — wenn Sie dieſen Ausdruck nicht verſtehen, ſo will ich ihn Ihnen erklären: der Ausdruck der Ueberraſchung, der Freude, des Glückes — ſind Sie es denn wirklich, Edelweiß?“

„Allerdings bin ich es,“ erwiederte ſie, mit einem herzlichen Lächeln aufſtehend — „ſehen Sie, daß ich es bin, das kleine Edelweiß, wie Sie mich ſo oft genannt.“

„O, Edelweiß, und Sie waren es auch, welche dieſes Blatt Papier über den Flieder hinwegfliegen ließ?“

„Auch das war ich.“

„Für mich beſtimmt?“

„Für Sie beſtimmt — aber es iſt keine Zauberei dabei — ich ſaß hier und zeichnete die prächtigen Bäume der Allee, als ich von Weitem her das Nahen eines Pferdes hörte; der Morgen iſt ſo ſtill und die Luft ſo rein, man hört hier Alles von der Ferne — ich bin neugierig, Herr Warren, und war es namentlich auch auf ein ſo ſeltenes Ereigniß, wie das eines Reiters hier in dieſer Einſamkeit; ich trat an das Thor, ich ſchaute durch eine kleine Spalte, die Sie nicht bemerkt haben, und ſah Sie den Berg heraufreiten.“

„Mich, Edelweiß — alſo Sie erkannten mich ſogleich?“

Reiſen immer unvermeidlichen engliſchen Familie mit Büchern und Karten in der Hand und den ſtets aufmerkſamen und erſtaunten Weſen. Die Freude auf dem Verdeck mit friſcher angenehmer Luft, mit Polſter und engliſcher Familie ſollte übrigens nicht lange dauern, denn ſchon bei den erſten Regentropfen, die bald nachher niederfielen, flüchtete ſich die letztere in die Cajüte, die Sitze wurden uns von den allzu vorſichtigen Bootsleuten faſt mit Gewalt unter einem unausſprechlichen Theil des Körpers weggezogen, und da der See ſich vollſtändig in Regen und Nebel einzuhüllen begann, ſo brachte ſich Alles was nicht waſſerdicht war, ebenfalls ſchleunigſt unter Deck. Ich machte hievon eine Ausnahme, denn ich hatte mir nicht umſonſt in Stuttgart einen ſehr theuren Regenmantel angeſchafft, und fühlte mich nun recht glücklich, dieſes Kleidungsſtück endlich einmal benützen zu können; damit angethan hielten mich die Bootsleute wahrſcheinlich für einen engliſchen Courier oder dergleichen, denn ſie behandelten mich mit außerordentlicher Hochachtung. Um noch ein Wort über meinen ſchönen Regenmantel zu ſagen, den ich ja nicht mit einem ordinären Mackintoſh zu verwechſeln bitte, ſo hielt er freilich den Oberkörper vollkommen trocken, bildete aber unten in jeder Falte eine förmliche Dachrinne, wodurch alles von den Knieen abwärts in einer beſtändigen und ſehr unangenehmen Feuchtigkeit erhalten wurde.

Der See war ſchlecht gelaunt, er hatte ſchwere Wolken tief auf ſich herabgezogen, und ſeine Fluthen, mürriſch und verdrießlich, hatten hie und da weiße Schaumkronen aufgeſetzt, und ſchaukelten in kurzer Zeit das Schiff mehr als gerade nothwendig war; die Farbe des Waſſers war dunkelgrün faſt wie die Nadeln der Cypreſſen, rund an den Ufern aber tiefgrau und ſchmutzig ſchien es faſt eins zu ſein mit den Bergen und Felſen die hier faſt überall keck und ſchroff in den See abfallen. Die zahlreichen prachtvollen Villen und die maleriſch gelegenen Städte an ſeinen Ufern waren kaum zu erkennen, und nur einzelne mächtige Paläſte ſchimmerten, ob-

„Gewiß, und ich freute mich ſehr, als ich Sie erkannte.“

„Wie danke ich Ihnen!“

„Dann ſahen Sie in das Thal hinab, und ich, die doch ein wenig ſehr überraſcht war, ging nachdenklich hieher zurück, recht ſtark nachdenkend!“

„Worüber?“

„Nun, über Mancherlei in Betreff Ihres Erſcheinens.“

„Was denn?“ fragte er dringender.

„Das kann ich Ihnen doch nicht Alles ſagen — ich ging hieher zurück, und dann kamen Sie an die Gartenmauer, bedauerten, Ihr Skizzenbuch nicht bei ſich zu haben, und ich weiß nicht, wie mir der Gedanke kam, dieſes Blatt Papier über den Fliederbuſch fliegen zu laſſen.“

„Eine glückſelige Idee!“ rief der junge Mann entzückt.

„Nein, nein, es war nicht ganz recht von mir,“ erwiederte ſie mit niedergeſchlagenen Blicken; „doch da es nun einmal geſchehen iſt, wollen wir nicht mehr darüber reden.“

„Und doch, davon müſſen wir noch reden, und ich muß Ihnen dafür meinen herzlichſten, innigſten Dank ſagen — o, Edelweiß, ohne das Blatt Papier hätte ich Sie vielleicht nicht wiedergefunden — welches Unglück!“

„Sie ſind ſonderbar, Herr Warren — waren Sie denn unglücklich, ſo lange Sie mich nicht geſehen? Dazu haben Sie gar keine Urſache gehabt, denn wie Sie ſich erinnern, ſo trennten wir uns damals, ohne uns ein Wiederſehen zu verſprechen.“

Sie ſagte das in einem ſo heiteren, unbefangenen Tone, daß die glücklichen Mienen des jungen Mannes plötzlich ernſt

wurden und er ihr entgegnete: „Es thut mir leid, daß Ihnen mein Wiederſehen völlig gleichgültig ſcheint.“

„Gleichgültig nicht, auch freue ich mich darüber — aber ....“

„Für ein Glück halten Sie es gerade nicht,“ fiel er ihr raſch ins Wort; „nun, ich will hoffen, auch für kein Unglück, aber mich laſſen Sie die tiefe Freude meines Herzens ausdrücken, Sie wiedergefunden zu haben, und nun muß ich Sie genau betrachten, ob Sie ſich in gar nichts verändert haben.“

Warren trat ihr lächelnd näher und nahm ihre beiden Hände, welche ſie ihm ohne das geringſte Widerſtreben ließ. Sie ſchaute ihn heiter und unbefangen an und ſchien es nicht zu empfinden, warum ſeine Blicke glänzender, leuchtender wurden — warum ein tiefer Athemzug ſeine Bruſt ſchwellte, warum er langſam erſt die eine, dann die andere ihrer kleinen Hände an ſeine Lippen führte.

„Nun — habe ich mich verändert?“

„Ja, Edelweiß,“ ſagte er in beinahe traurigem Tone, „Sie ſind noch ſchöner geworden.“

„Das müſſen Sie nicht ſagen, Herr Warren,“ ſprach ſie, indem ſie nun raſch, aber ohne Ziererei, ihre Hände zurückzog — „erzählen Sie mir lieber etwas: wie es Ihnen gegangen iſt, wo Sie in all' der Zeit waren — ſetzen wir uns, da iſt ein recht bequemer Stuhl für Sie.“

„Nein, der iſt für Sie — laſſen Sie mich dort auf Ihrem Schemel ſitzen.“

„Wie Sie wollen, aber er iſt nur dann bequem, wenn man zeichnet.“

„Darf ich einen Blick in Ihr Skizzenbuch werfen?“

„Warum nicht!“ — Sie reichte es ihm bereitwillig hinüber.

„Das haben Sie Alles gezeichnet?“ rief er mit Erſtaunen, nachdem er einige Blätter umgeſchlagen — „Alles das, Sie junges Mädchen, mit der kleinen Hand?“

Sie ſah ihn erſtaunt an. — „Nun ja, das habe ich allerdings gezeichnet — was iſt denn ſo Merkwürdiges dabei?“

„Ich zeichne auch,“ fuhr er kopfſchüttelnd fort; „man ſagte mir, meine Skizzen ſeien gerade nicht ſchlecht, und in meinem Leben habe ich ſchon viele Zeichnungen geſehen, aber wenn Sie mir nicht ſelbſt ſagten, Sie hätten das Alles gezeichnet, ſo würde ich es nicht glauben.“

Sie war raſch an ſeine Seite getreten, als er Blatt um Blatt umſchlug und legte nun plötzlich ihre kleine Hand auf das Buch, indem ſie ſagte: „Was Sie bis jetzt ſahen, iſt in der That Alles von mir; doch nun kommen einige Blätter von anderer Hand, was ich Ihnen aber nicht zu ſagen brauche, Sie werden es ſelber ſehen — ah, die ſind ſchön — außerordentlich ſchön!“

„Meiſterhaft,“ erwiederte er, nachdem er eine prachtvoll gezeichnete Waldpartie, ein Blatt, welches allerdings die Zeichnungen des jungen Mädchens bei Weitem übertraf, lange betrachtet — „meiſterhaft,“ wiederholte er, fragend aufblickend.

„Sie ſind — von meiner Mutter,“ ſagte ſie mit leiſer Stimme.

„Ihre Mutter iſt eine bedeutende Künſtlerin.“

„Ja, ja,“ gab das junge Mädchen haſtig zur Antwort, indem es das Skizzenbuch aus ſeiner Hand nahm und bei

Seite legte; „aber jetzt erzählen Sie mir, wo Sie waren und woher Sie kommen.“

„Das iſt Alles ungeheuer gleichgültig — ſagen Sie mir lieber, Edelweiß, wie es gekommen iſt, daß Sie nicht nach Baden reisten. War Ihre Mutter in der That ſo ſchwer in Zürich erkrankt? Und wie kam es, daß ich in Zwickau vergeblich nach Ihnen geforſcht, und durch welchen Zufall bin ich nun ſo überaus glücklich, Sie hier wiederzuſehen?“

„Das kann ich Ihnen nicht erklären, trage auch an Allem dem keine Schuld.“

„Sprachen Ihre Eltern nie mit Ihnen darüber?“

„Meine Eltern“ — ſagte ſie mit einem ſchmerzlichen Blicke — „meine gute Mutter ſtarb und meinen Vater habe ich nur wenig gekannt.“

„Alſo jener Herr, den ich in Zürich kennen lernte, Herr Specht, war nicht Ihr Vater?“

Ihre Augen waren feucht geworden, doch ſpielte bei dieſer Frage des jungen Mannes ein leichtes Lächeln um ihre Lippen; ſie ſchüttelte mit dem Kopfe und erwiederte dann: „Er war ein ſehr guter Freund, aber nicht mein Vater — ah, mein Vater,“ ſagte ſie mit einem Aufleuchten des Blickes, „war ein anderer Mann!“

„Können Sie mir dieſes Räthſel nicht löſen?“ fragte Warren, da ſie ſchwieg. „Wer ſind Sie denn, Edelweiß?“

Sie blickte vor ſich nieder auf die gefalteten Hände und gab erſt nach einem längeren Stillſchweigen zur Antwort: „Als Sie mich damals ſcherzhaft Edelweiß nannten, gefiel mir dieſer Name ſo außerordentlich gut, daß ich wünſchte, keinen anderen zu haben — o, Edelweiß iſt eine ſchöne

Blume: ſie wächst an der Gränze des ewigen Schnee's als letzte Blüthe unter kalten Winden und kaum wärmendem Sonnenſtrahle, und doch iſt ſie ſo fein und zierlich, dem Sommer angehörig und mit ihren Blättchen wie aus feinem, weißem Pelz gemacht — eine Hinweiſung auf den Winter; es koſtet Mühe, ſie zu erlangen — haben Sie ſchon Edelweiß gefunden?"

„Solches, von dem Sie ſo eben redeten, nicht, aber — ſchöneres."

Sie wandte wie ſchmollend einen Augenblick ihr Geſicht ab; doch dauerten die Schatten in dieſen großen, ſchönen Augen wohl nie lange, denn gleich darauf wandte ſie ſich wieder mit heiterem Blicke zu dem jungen Manne: „Nennen Sie mich alſo fort und fort Edelweiß; aus Ihrem Munde klingt dieſer Name ſo gut."

„Recht gern, meine kleine, ſchöne Edelweiß; aber ich bin erſchrecklich neugierig, ich möchte gern wiſſen, wie Sie ſonſt heißen, wer Ihre Familie iſt."

„Nehmen wir an, ich hätte gar keine — ich ſei die Einzige meines Stammes, wie das wirkliche Edelweiß, ich wachſe hier oben in der glänzenden Sonne in einem einfachen weißen Kleide, wie Sie ſehen, und wenn alsdann der Winter kommt, der Winter des Lebens, deckt er mich zu mit Schnee und Eis und ich vergehe ſpurlos oder wilde Stürme entblättern mich und führen mich Gott weiß wohin."

„Das wäre ſchrecklich!" rief der junge Mann im Ernſte aufgeregt, und als fürchte er, es könne jetzt ſchon ein Sturmwind daherbrauſen, legte er raſch ſeine Hand auf die ſeinen Finger des lieblichen Mädchens.

Sie lachte herzlich. — „Noch hat es ja keine Gefahr

mit dem Winter, mit Stürmen oder mit Schnee und Eis — ſehen Sie doch, wie prachtvoll grün Alles iſt, wie es blüht und duftet, wie die Sonne ſcheint — ach, wie ſchön, wie ſchön!“

Sie hatte ſich erhoben, ſie entzog ihm langſam ihre Rechte und drückte dann beide Hände vor das Geſicht, wobei ſie wiederholte: „Ach, wie ſchön, wie ſchön!“ und wobei ſichtbarlich ein leichter Schauer über ihren ſchlanken Körper flog.

„Ja, es iſt ſo ſchön, das Erwachen des Frühlings!“

„Und eine Bitte habe ich an Sie, Herr Warren,“ ſprach ſie nach einer Pauſe, wobei ſie die Hände gegen ihn faltete — „nicht wahr, Sie fragen mich nicht mehr nach meinem Namen und nach meiner Familie? — Ich dürfte Ihnen doch nicht antworten. — Sie forſchen auch nicht nach uns, wie Sie damals in Zürich gethan, wir wiſſen das ganz genau, denn ſonſt ....“

„Denn ſonſt?“

„Müßte ich Ihnen entfliehen wie damals, und wer weiß, ob wir uns alsdann wiederfänden — an einem ſo ſchönen Orte gewiß nicht.“

„Sagen Sie nichts ſo Schreckliches, ich könnte es nicht aushalten, wenn Sie mir wieder verloren gingen — wenn ich alſo folgſam bin und nicht mehr frage und auch nicht forſche, ſo darf ich Sie zuweilen ſehen?“

„Vielleicht, doch darüber muß ich erſt fragen — aber wenn es möglich iſt, wird ſie es mir ſchon erlauben.“

„Wer iſt ſie?“

„Pſt,“ machte Edelweiß, indem ſie ihren Finger auf den Mund legte, „auch das gehört zu den verbotenen Fragen.“

„Gut denn, Sie ſollen ſehen, wie folgſam ich bin; aber Eines, das ich Ihnen gegeben, nehme ich jetzt wieder von Ihnen zurück.“

„Ei, was wäre das?“ fragte ſie erſtaunt.

„Die Kenntniß meines Familiennamens — es wäre keine Gerechtigkeit darin, wenn Sie meinen Namen wüßten und ich nicht den Ihrigen.“

„Ich kann Sie doch nicht ebenfalls Edelweiß nennen oder Ihnen den Namen einer anderen Blume geben!“

„Das brauchen Sie auch nicht; ich will immer noch aufrichtiger ſein, wie Sie gegen mich, ich will Ihnen ſogar meinen ächten und wirklichen Vornamen ſagen und dieſen ſollen Sie anwenden: ich heiße Alfred — gefällt Ihnen der Name?“

„O, er iſt ſo übel nicht!“

„Sprechen Sie ihn einmal aus.“

„Al—fred,“ ſagte ſie, wobei ſie ihre Lippen etwas auffallend bewegte.

„Nicht ſo — man kann ihn weicher ausſprechen!“

„Al—frrrred.“

„Ohne ſo mit dem Rädchen in Ihrer Kehle zu ſchnurren.“

„Alfred.“

„Ah, das läßt ſich hören, meine ſchöne Edelweiß — jetzt muß ich Ihnen geſtehen, ich habe nicht gewußt, daß ich einen ſo wunderbar klingenden Vornamen habe; ich bitte, ſprechen Sie ihn noch einmal aus — aber ſehen Sie mich dabei auch an.“

„Alfred!“ wiederholte ſie herzlich, aber ihn unbefangen mit ihren großen Augen anſchauend.

Er that einen tiefen Athemzug, erhob ſich dann raſch

und fragte, dicht vor ſie hintretend: „Müſſen Sie auch darüber Jemanden fragen, ob Sie mich künftig bei meinem Vornamen nennen dürfen?“

Sie ſchüttelte leicht mit dem Kopfe. „Ich will nicht darum fragen, denn es iſt ja am Ende gleichgültig, wie ich Sie nenne.“

Er blickte ſie lange forſchend an, um in ihren Zügen etwas zu entdecken, das ihm geſagt hätte, ſie ſei in der That nicht ſo unbefangen, als ihre Worte klangen — aber vergebens: ſie ſchaute ihn an ſo offen und ehrlich, ſie ließ ihn durch ihre hellen, glänzenden Augen ſo tief in ihr Inneres blicken, daß er darauf nicht anders konnte, als ſich raſch abzuwenden und über einen ſtechenden Schmerz nachzudenken, den er in ſeinem Herzen ſpürte.

„Jetzt will ich Ihnen aber unſere kleine Beſitzung zeigen,“ ſagte ſie heiter — „doch halt, vorher muß ich Sie einen Augenblick verlaſſen, ich muß es melden, daß ein Fremder da iſt — ein Fremder und doch kein Fremder.“

„Wenn man ſich aber meiner von Zürich her nicht freundlich erinnert und mir nicht erlaubt, den Garten zu ſehen?“

„O, in dem Falle werde ich bitten, und da es ja wohl nichts Schlimmes ſein kann, daß Sie uns beſuchen, ſo wird man mir meine Bitte erfüllen — gedulden Sie ſich nur einen Augenblick.“

Sie winkte ihm freundlich mit Hand und Augen, dann ſchwebte ſie hinweg, die feine, weiße Geſtalt, leuchtend zwiſchen dem dunkeln Grün, als ſei auch ſie ein beglückender Sonnenſtrahl — mußte er nachfolgenden Schatten fürchten?“

Er ließ ſich auf den kleinen Schemel nieder, wo ſie vorhin geſeſſen, nahm das Skizzenbuch, geſchloſſen wie es war, von dem anderen Sitze weg vor ſich auf ſeine Kniee — es war ihm ſo angenehm, etwas unter ſeinen Händen zu haben, was ihr angehörte.

Er lächelte über dieſen Gedanken, wie man über den Anblick eines guten Bekannten lächelt, den wir plötzlich wiederfinden, der ſich uns ſtürmiſch an die Bruſt wirft und mit dem wir plaudern können von Vergangenheit und Zukunft.

Und wie plauderte er mit ſeinen Gedanken, wie ſagte er ſich tauſend und tauſend Mal, daß er ſo glücklich ſei, ſie kennen gelernt zu haben, und wie bedeutſam es ſei, daß er ſie hier wiedergefunden; wenn ſich auch für den Augenblick all' die Ungewißheit über das junge Mädchen, über ihre Herkunft, über ihre Familie zuweilen wie ein dunkler Schatten durch ſeine glückliche Phantaſie zog, ſo ſagte er ſich gleich darauf: ‚Pah, was geht mich ihre Herkunft und ihre Familie an — ich bin ſo ſelbſtändig, wie ein Menſch nur ſein kann, mag ſich auch vielleicht noch manches Unangenehme, ja, manch' Düſteres enthüllen, mag auch vielleicht ihre Vergangenheit unter trüben Schleiern erſcheinen, Edelweiß würde nicht Edelweiß ſein, wenn ſie in einem geregelten Parke erblüht wäre, vielleicht wurde ſie ſo, wie ſie iſt, ſo ſchön, ſo rein, weil ſie ſich zwiſchen finſteren Klippen des Lebens entfaltete.'

Aber ....

Dieſes Aber mußte ein bedeutender Einwurf zwiſchen ſeinen glänzenden Phantaſieen ſein, denn er ſtützte den Kopf in die Hand und vergrub ſeine Finger in das dichte, krauſe, lockige Haar.

Aber ....

Es war ja auch möglich, daß ſie ſich in höchſt gleichgültiger Art über dieſes Wiederſehen freute — ja, wahrhaftig, wenn er in ruhiger Ueberlegung ihre Worte, ihre Mienen, ihre Blicke zuſammenſtellte, ſo ſprach ſich darin wohl eine kindliche Freude aus, dieſen angenehmen Herrn Warren wiederzuſehen, welcher in Zürich ſo außerordentlich artig gegen Sie geweſen, der mit ihr ſpaziren gegangen war und ſie auf dem See gerudert hatte — natürlich Alles unter Aufſicht und Obhut des Herrn Specht, der ihn gewiß für einen recht anſtändigen jungen Mann erklärt hatte, und ſo mochte ſie ihn auch wohl finden und nicht daran denken, ihn anders finden zu wollen.

Verfluchte Selbſtquälerei!

Wenn er aber dieſe verfluchte Selbſtquälerei im nächſten Augenblicke weit wegwarf und ſich bemühte, ihren Worten, ihren Mienen, der Art, wie ſie ſeinen Namen ausgeſprochen, eine andere Bedeutung zu geben, ſo fühlte er es förmlich höhniſch in ſich auflachen und er ſchauderte faſt zurück vor der kalten Stimme der Vernunft, die ihm zurief: ‚Warren, Du biſt ein recht eingebildeter, thörichter Menſch — Warren, ich hätte Dir mehr Verſtand zugetraut!‘

Um dieſer ſelbſtquäleriſchen Gedanken los zu werden, ſchlug er das Skizzenbuch auf und betrachtete wiederholt die ſchönen, correcten Zeichnungen des jungen Mädchens; es lag darin eine Feſtigkeit, ein Schwung, die er weder ihrem Alter, noch ihrer feinen Hand zugetraut hatte. So das Buch durchblätternd, kam er abermals zu jenen anderen Zeichnungen, die freilich alle Arbeiten des jungen Mädchens in Schatten ſtellten und neben welchen dieſelben faſt ſchüler-

gleich undeutlich, aus dem Nebel und Regen hervor. Und was für ein Regen war es, mit dem wir heute bedient wurden: man hätte das Waſſer zuweilen füglich einen Wolkenbruch nennen können, wobei ich übrigens meinem Regenmantel zulieb tapfer auf dem Verdeck aushielt, faſt allein mit einem dicken italieniſchen Ehepaar, das ſich indeſſen unter dem Schutz eines ſo koloſſalen rothſeidenen Regenſchirms befand, wie ich nie etwas ähnliches geſehen, ſowie mit dem Lenker unſeres Schiffes, der, in graues Wachstuch gehüllt, zuſammengekauert am Steuerruder, ſaß und mit ſeinem ebenfalls grauen Geſicht einer verwitterten Steinfigur glich, auf die ein Waſſerfall herabſtürzt, deſſen Tropfen nach allen Seiten hinausſpritzen.

Zuweilen warf ich einen Blick in die Cajüte, doch da unten war es indeſſen fürchterlich geworden, das Dampfboot hielt nämlich jeden Augenblick um zahlreiche Paſſagiere aufzunehmen, die in großen mit Segeltuch überſpannten Barken trotz des ſtrömenden Regens von allen Seiten ankamen. Dabei gab es komiſche Auftritte genug; die ängſtliche Haſt, mit der man ſuchte an Bord zu kommen verurſachte manchen Fehltritt, manche Vergeßlichkeit, und oft wenn die Barken ſchon wieder abgefahren waren, ſtürzte irgendeine Dame an die Schiffswand und ſchrie nach einem Paketchen oder nach ihrem Sonnenſchirm, den ſie in der Eile zurückgelaſſen. Ja es waren viele Sonnenſchirme heute zu ſehen, und dazu reiche und elegante Toiletten, für ſchönes Wetter eingerichtet von Unglücklichen, die ſich nach dem heitern Himmel von heute Morgen eingerichtet, auf eine Fahrt über den herrlichen See gefreut und nun ſo ſchlimm von Wind und Regen mitgenommen wurden. Da ſaßen ſie denn alle zuſammengepfropft in der engen Cajütte mit langen Geſichtern, und in einer wahrhaft unerträglichen Hitze.

Bis jetzt hatte der Wind nicht vermocht, die Regenwolken zu zertheilen, oder über den See hinwegzujagen, ſie hingen faſt unbeweglich und ſchwer zwiſchen den Bergen; glücklicherweiſe aber

haft erschienen: sie mußten erst vor Kurzem gemacht worden sein, denn Warren fand, als er sie genau betrachtete, daß es ohne Zweifel Partieen von den Ufern des neben der Besitzung hinstürzenden Waldbaches sein mußten — ja, so war es, die zusammengewölbten Zweige, unter denen das Wasser hervorschoß, von einem mit Moos bewachsenen mächtigen Steine eine kurze Strecke unterhalb getheilt — dort der schmale Weg, den er emporgeritten — es war unverkennbar.

Hatte er nicht früher einmal Zeichnungen von der gleichen Hand gesehen? Es war ihm doch, als wehte es ihn an aus diesen zierlichen und doch wieder so kräftigen Strichen wie aus einer bekannten Handschrift — er wußte nicht, woher es kam, daß dieser Gedanke so stürmische Empfindungen in ihm erregte: es war wie der Klang eines bekannten Liedes, der plötzlich an unser Ohr schlägt, nachdem wir ihn Jahre lang nicht mehr gehört, und der uns nun mit Einem Male so wunderbar lebhaft in einen gewissen Kreis der Vergangenheit zurückversetzt, so lebhaft, daß Bilder und Gestalten aus derselben nicht nur mit unbegreiflicher Schärfe vor ihn traten, sondern daß liebe, bekannte Züge von damals, ihm selbst noch unbewußt, sich in der Gegenwart wiederspielten — Edelweiß — er konnte jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß er sie vor Jahren schon gesehen.

Diese durch einander wogenden Gedanken, in welche er keine Klarheit zu bringen vermochte, bewegten ihn wohl gerade deßhalb traurig: es war ihm, als wandelten Freunde, die er lange vermißt, im Schatten der Nacht dicht an ihm vorüber: er hörte bekannte Laute, ohne im Stande zu sein, sich durch ein Wort zu erkennen zu geben und so die ruhig vorbeigleitenden Schatten festzuhalten.

Er lag wie in einem Zauberschlafe, und obgleich er wußte, daß er nur ein einziges Wort auszusprechen brauchte, um den auf ihm lastenden Bann zu lösen, so vermochte er es doch nicht, dieses Wort zu finden: sein Athem war beengt, seine Pulse schlugen heftig. Und rings umher lag eine so wundervolle, eine so traurig stimmende Stille und Einsamkeit. Seit ihn Edelweiß verlassen, war es ihm zu Muthe, als befinde er sich allein auf diesem Berge, allein in der weiten, weiten Welt, und von all' den Gedanken gepeinigt, konnte die schöne, reine, safterfüllte Natur des jungen Mannes, bestürmt von räthselhaften Erinnerungen, nicht anders, als seine Lippen auf eines der Blätter drücken, wo die Hand des lieblichen Mädchens geruht, unbekümmert darum, ob seine hervorstürzenden Thränen die schöne Zeichnung verdarben. —

Das hatte ihn erleichtert, ohne ihm übrigens das Chaos seiner Erinnerungen zu entwirren; er nahm sein Taschentuch und drückte es behutsam auf die feucht gewordene Zeichnung, und da er sich wohl dem jungen Mädchen gegenüber dieser heftigen Empfindung schämen mochte, so legte er sorgfältig das vorhergehende Blatt auf das betreffende und ging alsdann das ganze Buch noch einmal rückwärts blätternd durch bis zur ersten Seite, die er bis jetzt nicht beachtet und bei deren Betrachten er nun mit einem lauten Schrei in die Höhe sprang.

Da standen die einfachen Worte: ‚Am sechzehnten Mai, Roderich.'

„Margarethe — o Margarethe!" — Da sah er sie in der Ferne wieder vom Hause zurückkommen mit leichten, raschen Schritten, den Kopf erhoben, die Miene angenehm erregt, das schöne Auge strahlend.

Er wollte ihr entgegenſtürzen, er wollte ihr in fliegender Eile Alles ſagen, doch vermochte er es nicht über ſich, ſo mit etwas ganz Anderem, Neuem, unendlich Ueberraſchendem ihren freudigen Lauf zu unterbrechen — er vermochte es nicht, von ihren Lippen abzuſchneiden, was ſie ihm ſagen mochte, und ſo blieb er neben dem Stuhle ſtehen, die Hände gefaltet, tief athmend, ſie mit dem Ausdrucke einer unendlichen Liebe betrachtend.

„Nicht wahr, ich bin ziemlich lange ausgeblieben?“ rief Edelweiß dem jungen Manne ſchon von Weitem zu — „dafür bringe ich aber auch recht angenehme Botſchaft: ſie hat es recht gern, wenn Sie den Garten ſehen und auch wenn Sie wiederkommen — aber warum ſehen Sie mich ſo ſtarr an mit einem ſo ſeltſamen, ganz veränderten Blicke? Freut es Sie nicht, daß Sie hier gern geſehen ſind?“

„O, Margarethe!“

Sie blieb plötzlich ſtehen und zuckte zuſammen — war es, weil er ihren wirklichen Namen nannte, oder machte es der unendlich weiche, innig liebende Ton, mit dem er dieſen Namen ausſprach?

„O Margarethe, wo hatte ich meine Augen, wo war mein Herz, daß ich Sie nicht gleich wiedererkannte?“

„Sie haben mich ja ſogleich wiedererkannt,“ gab ſie mit einem ſcheuen Blicke zur Antwort — „Sie nannten mich ja ſogleich Edelweiß und erinnerten mich an unſern Aufenthalt in Zürich — ich verſtehe Sie nicht, Herr Warren!“

„Sie werden mich verſtehen, Margarethe — ich kannte Sie ja ſchon früher, ehe ich Sie Edelweiß nannte und ehe ich Sie in Zürich ſah — viele Jahre früher kannte ich die kleine Margarethe!“

„Ah, mein Gott!“

„O, erinnern Sie ſich an jene Zeit: Sie waren damals noch ein kleines Kind, vielleicht neun Jahre alt, und können nichts davon vergeſſen haben — o, Sie werden ſich Ihres guten Vaters erinnern!“

„Meines Vaters?“ rief ſie in einem ſchmerzlich rührenden Tone.

„Ihres guten Vaters, eines der beſten und edelſten Menſchen — eines großen Künſtlers — o, Sie erinnern ſich ſeiner genau — ich ſehe es an Ihrem leuchtenden Auge: er ſteht vor Ihrem inneren Blicke noch lebendiger, wie vor dem meinigen!“

„Ja, ja,“ ſagte ſie mit einem glückſeligen Ausdrucke.

„Und da müſſen Sie ſich auch jener Zeit erinnern, wo wir zuſammen in dem kleinen Garten waren — Ihr Vater und ſeine Freunde, wozu auch ich ſo glücklich war, mich rechnen zu dürfen!“

„Auch Sie, auch Sie — ich fange an, mich Alles deutlich zu erinnern!“

„Des großen Ateliers voller Bilder, Waffen und Geräthſchaften, wo Ihr Vater malte und wo Sie als ein kleines Mädchen häufig zuſahen.“

„Ja, ja — ja, ja!“

Der Ton ihrer Stimme drang tief in ſein Herz. — „Conchitta war oft da,“ fuhr er fort, „und deren Schweſter Mercedes.“

„Beide, beide!“ lachte ſie laut und fröhlich.

„Und Conchitta liebte Sie unbeſchreiblich, und Sie ſaßen immer an ihrer Seite oder ruhten in ihrem Schooße — erinnern Sie ſich deſſen genau, Margarethe?“

„Ob ich mich erinnere! — Lassen Sie mich einen Augenblick jene Bilder zurückrufen!“

Sie drückte ein paar Secunden lang ihre Hände vor das Gesicht, und als sie dieselben wieder herabsinken ließ, sagte sie mit einem glückseligen Ausdrucke: „Ich erinnere mich ganz genau: an einem Morgen, wo Alle da waren, mein Vater malte nach dem Gesichte Conchitta's, ich saß neben ihr auf einem kleinen Bänkchen, sie erzählte die Geschichte von der Katze mit der rothen Halsbinde — o, ich habe deren nicht vergessen, und ein alter Maler war da mit einem struppigen Barte, der öfter kam und viel rauchte!“

„Walter.“

„Ganz richtig, Walter — und Sie waren da, Herr Warren, aber man nannte Sie damals anders — wie hießen Sie doch?“

„Lytton.“

„Richtig, Lytton, Lytton — Lytton; der Name kam mir so komisch vor.“

„Und Sie erinnern sich Lytton's?“

„O ja, und begreife jetzt nicht, daß ich Sie nicht sogleich wiedererkannte — und doch ist es mir erklärlich,“ fuhr sie, plötzlich ernst werdend, fort, „man hat mich daran gewöhnt, jene Zeit so wie die lieben Freunde von damals nach und nach zu vergessen — man verwirrte absichtlich mein Gedächtniß, und wenn ich Dieses oder Jenes beschrieb — o, so deutlich beschrieb —, so sagten sie immer, ich hätte mich geirrt und es sei ganz anders gewesen!“

„Wer wagte es, so an Ihnen zu handeln?“ brauste der junge Mann auf.

„O, stille, stille!“ bat Margarethe mit sanfter Stimme,

„die es that, hatte ein Recht dazu und schonte sich selber dabei auch nicht!“

„Ah, ich vergaß — und sie ist es auch, welche die Veranlassung war, daß Sie damals vor mir flohen, und die es nicht erlaubte, daß Sie mir Ihren Namen nannten — unnütze Vorsicht — das Schicksal war mir günstig und auch der Zufall: hier die wenigen Worte in diesem Buche, der Name eines geliebten Freundes redeten offen und wahr mit mir, wie er von je her zu thun gewohnt war — er selbst hat mich zu Ihnen geführt und deßhalb Trotz geboten allen Hindernissen — fürchten Sie nichts, Margarethe — kommen Sie, führen Sie mich zu Ihrer Mutter!“

Sie schüttelte leicht mit dem Kopfe, und ihn bewegt ansehend, gab sie zur Antwort: „Meine Mutter ist seit mehreren Jahren todt — ich sagte es Ihnen ja schon früher!“

„Wer ist es denn, der Sie beschützt?“ fragte er erstaunt — „der Ihre Schritte lenkt, der aus der kleinen, schwächlichen Margarethe die schöne, herrliche Edelweiß entwickelt?“

„Sie hatte das Skizzenbuch aus der Hand genommen und eines der Blätter aufgeschlagen, die er so sehr bewundert; darauf hin zeigte sie, indem sie stumm mit dem Kopfe nickte.

„Ah, auch das wird mir jetzt klar!“ rief er in lautem, glückseligem Tone — „wie konnte ich diese Zeichnungen verkennen — Conchitta!

„Ja, Conchitta — meine zweite Mutter!“

Er konnte nicht anders, als in den dankbarsten Empfindungen seine leuchtenden Blicke gen Himmel erheben; ja, er hätte niederknieen mögen hier oben in der freien, herrlichen Natur, anbetend den allgewaltigen Geist, der ihn hieher ge-

führt, der ihm ſo prachtvoll von dem blauen Firmamente entgegenleuchtete, der aus dem Säuſeln jedes Blattes und aus dem Rauſchen des benachbarten Baches zu ihm ſprach, der ihm glänzend erſchien in jedem goldenen Sonnenſtrahle, der ihn anlächelte — aus Margarethens feuchten Augen.

„Ich danke Dir in meinem Namen und in dem meines Freundes!“

Dann wandte er ſich zu Margarethe und ſagte, glückſelig lächelnd, indem er ihre Hand ergriff: „Ich habe ein gewichtiges Recht, Sie Margarethe zu nennen, aus der Vergangenheit her, ja, ich habe auch das Recht, Ihnen gute Lehren zu geben und zu verlangen, daß Sie denſelben pünktlich nachkommen!“

„Gewiß, Herr Warren, ich bin ſo folgſam, als man es ſich nur wünſchen kann; jetzt aber wollen wir die Rollen umkehren, und Sie ſollen mir folgen, durch den Garten nämlich, damit Sie ſehen, wie ſchön er iſt, und erſt die Ausſicht vor dem Hauſe — o, Sie werden entzückt ſein!“

„Gut, ich folge Ihnen, aber vor allen Dingen zu Conchitta — ich habe Dringendes mit ihr zu reden!“

„A—a—a—ah,“ machte ſie in einem Tone des Erſchreckens, „das darf ich nicht — o, ich bin ſchon zu weit gegangen, daß ich Ihnen eingeſtanden, wer ich bin!“

„Aus einem ſo natürlichen Grunde, den Conchitta verſtehen und achten muß — wenn Sie mich nicht hinführen wollen, ſo kündigen Sie mich wenigſtens an und ſagen Sie, daß ich als Engländer eigenſinnig genug wäre, nicht eher fortzugehen, als bis ich ſie geſprochen: fügen Sie auch hinzu, daß ich mich im voraus allen Vorſchriften des Gehorſams

und des Stillſchweigens fügen werde, welche an dieſem zauberhaften Orte im Gebrauche ſind.“

„Das will ich ihr ſagen und ſo raſch wie ich kann wieder hier ſein.“

„Wenn Sie es erlauben und es nicht als Mißbrauch der mir bewilligten Gaſtfreundſchaft angeſehen wird, ſo darf ich vielleicht indeſſen mein Pferd, das mir ungeduldig zu werden ſcheint, in den Garten führen und dort bei dem Baumgange, wo es keinen Schaden thun kann, anbinden — ſo ein lediges Pferd,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „könnte hier oben auch möglicher Weiſe unnöthiges Aufſehen erregen.“

Sie ertheilte ihm gern dieſe Erlaubniß, dann flog ſie dem Hauſe zu.

Er that, wie er ſo eben geſagt; er zog das Pferd durch die kleine Pforte und betrat mit ihm die Allee, die, wie wir ſchon früher bemerkt, in einem Halbkreiſe dem Landhauſe zuführte. Warum er nicht zum Anbinden den erſten und zweiten Baum wählte, oder den dritten und vierten, ſind wir nicht im Stande, genau anzugeben: vielleicht befand ſich dort in der Nähe ein Blumenbeet, dem die Hufe des Pferdes hätten Schaden thun können, genug, er ſchritt, den Zügel im Arme, langſam vorwärts und blieb erſt an der Biegung der Allee, aber dann ſehr plötzlich ſtehen, als er eine Dame auf ſich zukommen ſah, die er augenblicklich erkannte. Es war Conchitta; aber wie prächtig hatte ſich das junge Mädchen von damals in dieſen Jahren entwickelt: ſie ſchien gewachſen zu ſein, ihre Geſtalt, die voller geworden war, hatte etwas außerordentlich Vornehmes und Edles, die krankhafte Bläſſe von einſtens war von ihren Zügen gewichen und dieſe, ohne von ihrer außerordentlichen Schönheit etwas verloren zu

haben, zeigten eine wohlthuende Ruhe, ohne gerade heiter zu ſein, und wenn ſich jetzt beim Anblicke des bekannten Mannes ein freundliches Lächeln um ihre Lippen lagerte, ſo war dies doch nicht ſtark genug, um den ernſten, faſt ſchwermüthigen Blick aus ihren großen, dunkeln Augen zu verbannen.

Sie reichte ihm ihre Rechte, welche er mit einem Gefühle der Ehrerbietung an ſeine Lippen drückte. — „Der Zufall, Lord Warren," ſagte ſie, „hat Ihnen unſere Geheimniſſe verrathen, und wie ich Sie von früher her kenne, glaube ich dem Zufalle dafür — nicht böſe ſein zu dürfen."

Hoffentlich hat Ihnen der liebenswürdige Bote, den ich mir erlaubte, an Sie abzuſchicken, meine Bereitwilligkeit mitgetheilt, mich allen Regeln dieſer faſt klöſterlichen Einſamkeit zu unterwerfen; es liegt in Ihrer Hand, meine Lippen zu verſiegeln, ſo daß, wenn ich aus dieſem Paradieſe ſcheiden muß, ich ſogar den Verſuch machen würde, meinem Herzen zu befehlen, nicht mehr daran zurückzudenken, wenn Sie das verlangen und wenn das möglich wäre!"

„So grauſam bin ich nicht, und was ich allenfalls von Ihnen verlangen muß, iſt bedingt durch die eigenthümlichen Verhältniſſe, in denen ich mich befinde; Ihnen dieſe Verhältniſſe aber vor allen Dingen zu erklären, halte ich für meine Pflicht — deßhalb bitte ich Sie, mir ins Haus zu folgen."

Sie winkte einem Diener, der ſich in der Entfernung zeigte und welcher ſogleich herbeieilte, das Pferd des jungen Mannes zu nehmen und ſeitwärts zu führen.

Wenn ſich auch Conchitta ſehr verändert hatte, und wir müſſen ſagen, zu ihren Gunſten, denn aus dem bleichen, faſt zu ſchlanken Mädchen war eine herrliche Jungfrau erblüht, ſo war ſie ſich doch in ihrem Aeußern und ihrem Anzuge

merkwürdiger Weise ziemlich gleich geblieben, denn auch heute wie damals in Roderich's Atelier trug sie ein einfaches graues Kleid und als einzigen Schmuck eine schwarze, glänzende Halskette, an der ein einfaches silbernes Kreuzchen hing.

Wie sie so neben ihm dahinschritt durch den halbdunkeln Baumgang und wie er nun vor sich das Haus hervortreten sah mit der breiten Terrasse und ihrer prachtvollen Aussicht und dann, aufwärts blickend, auf dem Dache das kleine Thürmchen mit der Glocke, die ihn heute Morgen so freundlich begrüßt, wie Alles sonst um ihn her eben so still und schweigsam war, wie seine Begleiterin, da konnte er sich von einem Gedanken an eine klösterliche Einsamkeit nicht losmachen, an ein Abgeschlossensein von der ganzen Außenwelt, unter deren Schutze Margarethe so wunderbar erblüht war.

Da stand diese selbst neben Mercedes an der Brüstung der Terrasse, und obgleich die Gestalt des jungen Mädchens gegen die Aussicht gewandt war, so hatte sie doch ihr Gesicht gegen ihn, den von seitwärts Kommenden, gerichtet, und was auf ihren Zügen in tiefer Röthe glühte, war vielleicht der Wiederschein der Sonne.

Mercedes trat auf ihn zu und begrüßte ihn freundlich. Auch diese hatte sich wenig verändert. Sie erwähnte mit ein paar herzlichen Worten der Vergangenheit und trat dann wieder zu Margarethe, das junge Mädchen traulich mit ihrem Arme umschlingend.

Warren folgte seiner Führerin von der Terrasse in ein Zimmer zu ebener Erde, welches einfach, aber geschmackvoll eingerichtet war und dabei so behaglich, daß er sich mit einem wohlthuenden Gefühle und mit einem Ausdrucke der

BAYERISCH. STAATS-

erhob ſich ein ſchärferer Luftzug, und zwar angeſichts von Como, ſo daß wir die Hoffnung hatten, uns wenigſtens trocken ausſchiffen zu können. Alles ſtrömte aus der engen Cajüte auf's Verdeck, und jeder ſchien glücklich, wieder friſche Luft athmen zu können. Mit dem Anlegen ans Ufer hatte es indeß noch ſeine Schwierigkeiten; der Capitän — ich hatte ihn endlich herausgefunden — ließ die Maſchine zu früh halten, und ſtatt daß wir mit der Schiffsſeite, wie es ſich gebührt, an die Landungsbrücke fuhren, kam der Schiffsſchnabel in ziemlich verdächtige Berührung mit dem Geländer; alle Hände beorderten ſich ſelbſt aufs Deck, und jeder der Schiffsmannſchaft bemühte ſich dem Capitän mit vielem Geſchrei Befehle geben zu helfen, wodurch der Dampfer denn auch merklich zurückwich, und wir vielleicht wieder nach Colico gekommen wären, wenn nicht der Mann mit der Serviette und dem ſchwarzen Backenbart energiſch eingegriffen und, zugleich mit Capitän und Matroſen an einem Tau ziehend, das Schiff vorwärts und glücklich ans Ufer gebracht hätte. Bei dem Herüberbringen des Gepäcks durch das Hafenthor, hinter welchem der Wagen ſtand, der uns nach Camerlata hinaufführen ſollte, kamen, wie gewöhnlich, noch allerlei Wortwechſel zwiſchen den verſchiedenen Facchini vor, die größtentheils mit einem ſolchen Aufwand von heftigen Redensarten und wilden Pantomimen geführt werden, daß der Fremde jeden Augenblick glaubt, jetzt würden die Meſſer gezogen und es gebe ein blutiges und allgemeines Handgemenge; aber nichts von allem dem — plötzlich iſt der Streit zu Ende, die Parteien klopfen ſich auf die Schulter, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, und jedermann geht beruhigt ſeinen Weg.

Como iſt eine recht freundliche Stadt mit hohen ſteinernen Häuſern, von denen viele bei uns für Paläſte gelten würden; die Straßen ſind vortrefflich gepflaſtert und haben für die Räder der Wagen zwei ſchmale Streifen von harten Steinen, durch welche das Fahren ſanft und geräuſchlos gemacht wird. Auf

Zufriedenheit umschaute. Der Boden war mit feinen Strohmatten bedeckt, die Möbel eben so bequem als zierlich, und in den Bildern und Skizzen an den Wänden sah er fast nur Bekanntes; da war auch ein Bild Roderich's von außerordentlicher Aehnlichkeit, mit einem dichten Epheukranze umgeben, und daß ihm gerade hier in diesem Gemache, welches, wie ihm dünkte, der gewöhnliche Aufenthalt Conchitta's war, das Bild des lieben Freundes entgegentrat, bewegte ihn mit einer unaussprechlichen Freude. Er konnte sich deßhalb auch nicht enthalten, nachdem er es lange angesehen, gegen Conchitta mit einem dankenden Ausdrucke seine Rechte auszustrecken, welche sie mit ihren beiden Händen ergriff und ihm durch ihr feucht gewordenes Auge zeigte, daß sie ihn vollkommen verstanden.

Auch sprach ihn ihre Staffelei so traulich an, welche an dem einzigen großen Fenster stand und das schönste Nordlicht mit einem Blicke über die wellenförmigen, bewaldeten Höhen verband. Auf derselben stand ein kleines, fast beendigtes Bildchen, ungefähr derselbe Vorwurf des Blattes aus dem Skizzenbuche, saftiges Grün und schäumendes Wasser, wahrhaft erquickend.

„Wie freut es mich, daß Sie der Kunst treu geblieben sind, und welche Fortschritte Sie in der Zeit gemacht haben, seit wir uns nicht gesehen!"

„Es macht mir viel Vergnügen, daß Sie das sagen — warum sollte ich der Kunst nicht treu geblieben sein, ihr, die fast allein meinem Leben einen Halt gibt, welche mich in traurigen Stunden tröstet und die mit mir so reizend von der Vergangenheit plaudert?"

„So denken Sie gern an die Vergangenheit?"

„O ich weiß, welche Vergangenheit Sie meinen, und ſage Ihnen offen und ohne Rückhalt: ja, ich denke gern an ſie — es hat lange gedauert, ehe ich ſo weit kam — lange, lange ſah ich, rückwärts ſchauend, jene Tage mit tiefen Schatten bedeckt, endlich aber ſanken dieſe und der klare Himmel mit dem herrlichſten Sonnenſcheine lächelte mir wieder zu!“

„Und Sie hoffen, Conchitta? — O, nicht wahr, ich darf glauben, daß Sie hoffen? Dieſer Gedanke würde mich mit einer unbeſchreiblichen Freude erfüllen!“

„Und warum ſoll ich hoffen?“ erwiederte ſie, ihn ruhig anſehend.

„Für ſich und Andere — die Hoffnung eines ſo guten und reinen Herzens wie des Ihrigen muß in Erfüllung gehen, und dieſe Erfüllung würde uns Alle glücklich machen!“

Sie hob wie abwehrend ihre Rechte gegen ihn empor, dann ließ ſie dieſelbe mit einer anmuthigen Bewegung wieder niederſinken und ſagte: „Setzen wir uns, Lord Warren, ich habe Ihnen einige Räthſel zu löſen, rechne dabei auf Ihre Freundſchaft, auf Ihren guten Rath.“ — Sie winkte ihm, in einem kleinen Lehnſtuhle Platz zu nehmen, und er that das, nachdem er den Stuhl ſo geſtellt, daß er das Bild Roderich's anſchauen konnte. Conchitta ſetzte ſich ihm gegenüber auf einen kleinen Divan und ſtützte den Kopf in ihre Hand, ſo daß, als ſie nun zu reden anfing, er ihr Geſicht nicht ſehen konnte.

„„Sie erinnern ſich jenes Ereigniſſes, welches einen Kreis guter und lieber Freunde, zu denen auch ich mich zu zählen die Berechtigung hatte, ſo erbarmungslos aus einander ſprengte. Roderich verließ die Stadt, wo wir ſo ſchöne

Stunden verlebt, und es war vielleicht ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß faſt alle die, welche ihm nahe ſtanden, nach verſchiedenen Richtungen hin verſchwanden, wenn auch nicht gerade in Folge jenes Ereigniſſes."

„Ich ſelbſt war in dieſem Falle."

„Wie tief mich jenes Ereigniß erſchütterte, brauche ich Ihnen, der mit allen Verhältniſſen aufs genaueſte bekannt war, Ihnen, dem treueſten Freunde und Anhänger Roderich's, wohl nicht ſagen. Obgleich ich mir keine Vorwürfe zu machen hatte," ſetzte ſie, aufblickend, mit ſtolzer Ruhe hinzu, „ſo konnte ich doch nicht anders, als das Benehmen der Mutter Margarethens gegen mich mit ihrer unüberlegten That in Zuſammenhang bringen; ich fühlte mich mitſchuldig, ohne ſchuldig zu ſein. Ob es auch noch andere Urſachen gab, welche mir den Aufenthalt in jener Stadt unleidlich machten, thut eigentlich nichts zur Sache — genug, ich verließ dieſelbe, um mit allen Mitteln, die mir zu Gebote ſtanden, nach dem verſchwundenen Kinde zu forſchen. Sie werden mir nicht zutrauen, daß es meine Abſicht geweſen, das Kind ſeinem Vater wieder zuzuführen, dazu hätte ich ja kein Recht gehabt, dagegen hob ſich auch das Gefühl unverdienter Kränkung, die ich erfahren, zugleich mit dem glühenden Wunſche, ſo rein, wie mein Herz war, eben ſo rein vor derjenigen zu erſcheinen, die mir faſt den Glauben an mich ſelbſt geraubt hätte!

„Lange ſuchte ich vergebens — die Erzählung des Wie und Wo ſei einer ſpäteren Zeit aufbehalten —, lange fand ich keine Spur von Mutter und Tochter, was Sie übrigens nicht Wunder nehmen wird, wenn Sie ſich erinnern, wie vergeblich auch die raſtloſen Bemühungen des Vaters waren,

und wenn ich Ihnen ſage, daß die Betreffende ſich mit einer eben ſo großen Umſicht als mit einem unbegreiflichen Glücke allen Nachforſchungen zu entziehen wußte: ſie handelte dabei mit einer überraſchenden Kühnheit, und gerade dieſe war es wohl, die uns irre führte, denn wir ſuchten oft in der Ferne, was uns nahe lag."

„Gerade ſo, wie es mir erging und Roderich. Ah," rief er, leidenſchaftlich auffahrend, „wenn ich ſeinen Namen ausſpreche, ſo drängt ſich mir eine Frage auf, die Sie mir beantworten müſſen, ehe Sie weiter erzählen — weiß er, daß Margarethe bei Ihnen iſt — weiß er überhaupt etwas von Ihnen?"

„Er weiß nichts von mir — Sie ſehen mich mit Erſtaunen an, und doch wird Ihnen dieſes Räthſel klar werden, wenn Sie mich ruhig anhören."

„Dazu bin ich kaum im Stande!" rief er heftig erregt — „iſt es nicht ein Verbrechen gegen meinen Freund, daß ich, ſtatt ruhig hier zu ſitzen, nicht ſchon längſt auf dem Wege zum Telegraphen bin? O, wunderbare, geſegnete Erfindung unſeres Zeitalters! Noch ehe er heute Abend ſein ſorgenvolles Haupt zur Ruhe niederlegt, kann ich ihm aus einer Entfernung von Hunderten von Meilen einen leuchtenden Blitz zuſchleudern, der die finſtere Nacht ſeines Kummers erhellen wird, der ihm zuruft: ‚ſie ſind wiedergefunden,' — o, laſſen Sie mich fort, Conchitta, ich beſchwöre Sie!"

„Es iſt beſſer, wenn Sie ruhig da bleiben und mich anhören," ſagte ſie, obgleich mit milder Stimme, doch mit einem Ernſte, der ihm imponirte, während deſſen ſie langſam ihre Augen auf das Bild mit dem Epheukranze gerichtet — „zweifeln Sie daran, ob ich an meinen verehrten Meiſter mit weniger Innigkeit

gedacht, als Sie, ob ich nicht mit einer unnennbaren Glückſeligkeit mir den Augenblick vergegenwärtigt, wo ich ihm ſeine entſchwundene Tochter wieder zuführen könnte oder Kenntniß von ihrem Daſein geben? Und wenn Sie daran zweifeln, ſo werden Sie glauben, daß ich Gründe habe, zu handeln, wie ich gethan, und daß dieſe Gründe vielleicht wichtig genug für Sie ſind, mich eine kleine Weile anzuhören!"

„Gewiß — gewiß, und ich bitte wegen meiner ſtürmiſchen Eile um Entſchuldigung — will Ihnen jetzt auch ohne Unterbrechung mit einer wahren Andacht zuhören!"

„Dort zwiſchen jenen bewaldeten Höhen, die Sie durch's Fenſter ſehen," fuhr Conchitta fort, „lebte Frau Hildegard mit ihrer Tochter, während Roderich in der Stadt war und Alles in Bewegung ſetzte, ſie wiederzufinden; daß es ihr gelang, unentdeckt zu bleiben, verdankte ſie den Bemühungen ihrer Familie, die wohl nicht unterließ, ſie aufs genaueſte von allen Schritten Roderich's in Kenntniß zu ſetzen."

„Ah, der Freiherr von Schenk wird die Mittelsperſon gemacht haben!"

„Wahrſcheinlich, denn es iſt kein Zweifel, daß die Mutter Margarethens mit ihrem Vetter in genauen Beziehungen ſtand und blieb. Als ſich nun Roderich nach Süden wandte, ging ſie nach Norden, und da war es, wo mir der Zufall das gewährte, was meinen emſigſten Beſtrebungen nicht gelungen war: der Zufall und Margarethens Liebe zu mir. Nachdem ich ſie im Norden Deutſchlands vergeblich geſucht, wo ſie auch eine zahlreiche Familie hatte, wandte ich mich wieder hieher, und da war es, wo ich bei anbrechender Nacht vor einem kleinen Poſthauſe in einem

unbedeutenden Dorfe zu gleicher Zeit mit einem Wagen, der uns entgegengekommen war, die Pferde wechselte. Ich war ausgestiegen und sprach einige Worte mit meinem Diener, der das Umspannen beschleunigte, und stand zufällig so, daß der Schein einer Laterne auf mein Gesicht fiel. In diesem Augenblicke kam der andere Wagen an mir vorüber und ich hörte eine laute, mir wohlbekannte Stimme rufen: ‚Conchitta — es ist meine liebe Conchitta!‘

„Daß ich folgte, versteht sich von selbst, eben so, daß ich meinen Postknecht bewog, den voranfahrenden Wagen nicht aus den Augen zu verlieren und nur so viel zurückzubleiben, daß man unsere Verfolgung nicht bemerke. So fuhren wir die Nacht hindurch und erreichten am andern Morgen Dresden, wo ich mir Zimmer in dem gleichen Gasthofe geben ließ.

„Als ich mich auf diese Art meinem Ziele genähert hatte und ruhig überlegte, was weiter zu geschehen sei, schien sich gerade dieses Ziel wieder weit, weit von mir zu entfernen, denn wie konnte ich es anfangen, um mich der Mutter Margarethens zu nähern, ohne befürchten zu müssen, die Kluft, die uns trennte, noch zu vergrößern!

„Sobald ich auf diese Art in ihrer Nähe war, sobald ich mit ihr unter dem gleichen Dache wohnte und nur eine Thür zu öffnen brauchte, um vor ihr zu stehen, fühlte ich erst das Schwierige meines Unternehmens: ich sollte einer Frau gegenübertreten, deren Haß gegen mich, obgleich ich denselben gewiß nicht verdient, sich durch das, was inzwischen vorgegangen war, und durch das, was sie gelitten, sicher nicht gemildert hatte; und dabei erfuhr ich, daß sie leidend war, ja, sehr krank.

„Ich durfte und ich wollte mich der kleinen Margarethe nicht nähern ohne die Erlaubniß der Mutter, und dieſe zu erlangen, ſchien mir ſo unmöglich, daß ich es nicht über mich vermochte, in dieſer Richtung irgend einen Schritt zu thun. Auch fühlte ich mich ja ſchon dadurch glücklich, daß ich Margarethe wiedergefunden, und war unzählige Male im Begriffe, Roderich, deſſen Aufenthalt ich wohl hätte erfahren können, davon in Kenntniß zu ſetzen; doch konnte ich es nicht über mich gewinnen. Es erſchien mir wie ein Unrecht, wie eine Feigheit, die arglos neben mir Verweilende mit dem Manne zuſammenzubringen, dem ſie ſein Theuerſtes geraubt, den ſie ſelbſt in wildem Haſſe floh.

„So vergingen Tage, Wochen, und das kalte Wetter des Spätherbſtes zugleich mit der zunehmenden Krankheit der Mutter Margarethens, die ſie in ihrem Zimmer feſthielt, war wohl die Urſache, daß ich ohne ihr Wiſſen in ihrer Nähe weilen konnte.

„Weder Mercedes noch ich gingen aus, ohne die größte Vorſicht zu beobachten, und wenn ich die Gemälde-Gallerie beſucht, was faſt täglich geſchah, ſo blieb ſie zu Hauſe, um mich von allem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen. Ich war rathlos: jetzt, da ich Margarethe gefunden, wußte ich nicht, was ich thun ſollte, obgleich mir das früher ſo außerordentlich leicht geſchienen. Da half mir der Zufall, indem er, wie ich ſpäter erſt erfuhr, alle meine Vorſicht vereitelte und meine Abſicht, unerkannt zu bleiben, an einer unbedeutenden Klippe ſcheitern ließ. Margarethe, welche häufig mit ihrer Gouvernante — nicht jener Eliſe — im Gaſthofe aus- und einging und die der Liebling Aller geworden war, wurde eines Tages von dem Portier ſcherzhaft aufgefordert, die

Adresse eines Briefes zu lesen, die sie gewiß nicht verstehen würde. Diese Adresse in spanischer Sprache aber, von meiner Schwester Juanita, war an mich, und das junge Mädchen bestürmte ihre Gouvernante so lange mit innigen Bitten, bis sie ihr erlaubte, mir selbst diesen Brief zu überbringen. Welche Ueberraschung — welches Wiedersehen: Margarethe warf sich mir weinend an den Hals, und meine Thränen flossen reichlicher, als die des Kindes!"

„Und wie fanden Sie damals das junge Mädchen?" fragte Warren mit lebhaftem Interesse. „Hatte sie sich zu jener Zeit schon so sehr verändert, wie jetzt? Denn ich gestehe Ihnen offenherzig, damals, als ich sie nach so langer Zeit zum ersten Male in Zürich wiedersah, fand ich in ihrem Gesichte keine Spur, die mich mit Sicherheit auf meinen ehemaligen kleinen Liebling geführt hätte."

„Und jetzt?" fragte Conchitta lächelnd.

„Jetzt allerdings, da ich weiß, daß sie es ist, treten Züge hervor, die mich so lebhaft an die Vergangenheit erinnern, daß ich es nicht begreifen kann, wie blind ich gewesen!"

„Trösten Sie sich — es wäre mir vielleicht ergangen wie Ihnen, hätte ich nicht gewußt, wer sich mir so stürmisch an den Hals warf, und auch da noch mußte ich das liebe, gute Gesichtchen sorgfältig studiren, um meine kleine Margarethe von ehemals wiederzuerkennen: nicht nur die Jahre hatten begreiflicher Weise so gewaltig an ihr geändert und sie fast unkenntlich gemacht, sondern noch mehr das beginnende Erblühen des schwächlichen Kindes zu einer herrlichen Jungfrau."

„Ja, ja," sagte der junge Mann, schwärmerisch vor sich niederblickend.

„Da ſaßen wir einander gegenüber, Hand in Hand, Auge in Auge, und ſie erzählte mir Alles ſeit jenem traurigen Weihnachtsabende. An ihrem Vater hing ſie noch mit der gleichen Zärtlichkeit, wie damals, und ihre kindliche Liebe hatte das jahrelange Alleinſein mit der Mutter, deren Thränen und kummervolles Darlegen der früheren Lebensverhältniſſe, erfüllt mit liebloſen Anſpielungen und ſchweren Anklagen, nicht vermindern können — ſie ſtellte mir mit bebender Stimme eine Frage in Betreff ihres Vaters, und Gott iſt mein Zeuge,“ ſagte Conchitta, indem ſie die Augen gen Himmel richtete, „ich konnte nicht anders, als ihr dieſelbe der vollen Wahrheit gemäß beantworten, worauf ſie laut aufjubelte, dann aber ihre Hände faltete und mit thränenden Augen ſprach: ‚Meine arme, arme Mutter!‘

„Die Gouvernante Margarethens, eine ältere, brave und ſehr verſtändige Frau, mußte ohne Rückhalt von den Verhältniſſen unterrichtet werden, und glücklicher Weiſe kannte ſie ſchon ſo viel davon, daß es mir nicht ſchwer wurde, ſie wohlwollend für mich zu ſtimmen. ‚Was die Mutter Margarethens betrifft,‘ ſagte ſie mir einige Tage ſpäter, als wir allein waren, ‚ſo haben wir es mit einer ſchwer Kranken zu thun, deren Willenskraft durch langes Leiden allerdings gebrochen iſt, deren Haß gegen den Urheber ihres Unglückes, wie ſie ihn nennt, ſich indeſſen kaum vermindert hat. Gelingt es mir im Verein mit Margarethe, die Leidende zu überzeugen, daß Sie, ſogar alle freundſchaftlichen Verbindungen löſend, uns gefolgt, um den Beweis zu liefern, daß Sie entſchloſſen ſind, ſo zu handeln, wie Sie ſich in jener Unterredung, die Sie mir mitgetheilt, ausſprachen, ſo habe

ich nicht alle Hoffnung verloren, daß uns ein Verſtändniß gelingt.'"

Nachdem Conchitta ſo weit erzählt, legte ſie ihr Geſicht in beide Hände, eine lange Weile ſo bleibend, worauf ſie wieder, emporſchauend mit umflortem Blicke und einem leichten Schauer, fortfuhr: „Es gelang, aber nach ſchweren Kämpfen, wobei ich mich aller und jeder Waffe begab, wobei ich duldete und litt, wie vielleicht noch kein weibliches Herz in meiner Lage gedulbet und gelitten hat. Doch laſſen Sie mich ſchweigend darüber hinweggehen und Ihnen nur noch vom Ende dieſes peinlichen Zuſammenlebens erzählen — Sie müſſen es wiſſen bei dem Antheile, welchen Sie an Margarethe nehmen.

„Es war ein ſtürmiſcher, kalter Herbſtabend, als ich lange an ihrem Lager ſaß und ruhig das anhörte, was ſie mir von unglücklichen Tagen wohl hundert Mal wiederholt: ſie hatte ihre brennenden Augen auf mich gerichtet, und wenn ſie einen Augenblick, zu kraftlos, um weiter zu ſprechen, inne hielt, ſo bewegte ſie doch unaufhörlich ihre Lippen, mich ſo erkennen laſſend, daß ſich ſelbſt dann noch ihre Gedanken raſtlos jagten, wenn ſie auch dieſelben nicht zum Ausbruche gelangen laſſen konnte. Bei ähnlichen Auftritten, die ſich häufig wiederholten, wußte ich mir nur dadurch zu helfen, daß ich um Erlaubniß bat, Margarethe rufen zu dürfen, denn eine Entgegnung auf ihre bittern Worte, auf ihre heftigen Klagen war mir durch ihren Zuſtand verboten."

„Sie müſſen viel gelitten haben, Conchitta?"

„Gott weiß es, und wenn ich für irgend ein unüberlegtes Wort meines früheren Lebens, für einen unbedachten Blick Strafe verdient habe, ſo iſt mir die in reichſtem Maße

einem Platz ſteht die Statue Volta's, in weißem Marmor ausgeführt. An freundlichen mit Bäumen bepflanzten Spaziergängen um die Stadt fehlt es nicht; doch wird, ſeit die Eiſenbahn eröffnet iſt, der breite und gut unterhaltene Weg nach Camerlata hinauf für Fußgänger, Reiter und Fahrende am meiſten benützt. Man braucht eine gute halbe Stunde, um von der Stadt auf den Bahnhof zu fahren, genießt aber, während man langſam aufwärts ſteigt, eine ſchöne Ausſicht auf die umliegenden Schlöſſer und Villen, ſowie auf einen Theil des Sees. Die Einrichtung der Wagen auf dieſer Eiſenbahn iſt nach dem amerikaniſchen Syſtem; alle ſind bedeckt, die erſte Claſſe ſehr elegant, und auch die zweite anſtändig genug eingerichtet, mit ſchwarzledernen Sitzkiſſen und gepolſterter Rücklehne. Das Fahren dagegen geht ziemlich langſam von ſtatten, obgleich die Stationen weit von einander entfernt ſind, und man die Maſchinen tüchtig könnte auslaufen laſſen. Es dunkelte bereits, als wir abfuhren, doch verloren wir dadurch bei der bekannten Einförmigkeit der lombardiſchen Ebene nicht viel; rechts und links hat man nichts wie flache Felder mit Maulbeerbäumen bepflanzt, an denen ſich Reben in langen Gewinden emporſchlingen.

Die einzelnen Stationen waren belebt durch zahlreiche Aus- und Einſteigende und die Höfe derſelben beleuchtet durch lodernde Pechpfannen, die ihren röthlich zitternden Schein auf die neugierigen Geſichter der Mitfahrenden warfen, die bei jedem Anhalten in großer Anzahl die Köpfe zu den Wagenfenſtern hinausſtreckten. Einen wahrhaft mühſamen Dienſt haben bei den Fahrten hier die öſterreichiſchen Polizeibeamten, welche durch alle Wägen gehen und ſich von den Reiſenden die Päſſe erbitten, wofür man einen Empfangſchein erhält; doch verfahren ſie dabei mit der größten Artigkeit, und man iſt durch dieſe Maßregel viel weniger geplagt als früher, wo man oft lange Zeit genöthigt war, unter den Thoren der Stadt ſtill zu halten.

Wir erreichten Mailand gegen 7 Uhr, und wurden in einem

zu Theil geworden! — Auch an jenem Abende brachte ich die Rede auf ihr Kind und hoffte, sie würde nach ihm verlangen; doch schüttelte sie heftig mit dem Kopfe und sagte: ‚Jetzt nicht!‘ Dann versuchte sie es, ihr Haupt emporzuheben, und sah mich mit ihrem scharfen Blicke eine Zeit lang, ohne zu sprechen, auf eine fast unerträgliche Art an — o, es lag viel Haß in diesem Blicke, wenngleich ein leichtes Lächeln um ihren Mund spielte! — ‚Sie sind Katholikin,‘ sagte sie, ‚und was Sie mir auf das Crucifix schwören, werden Sie halten?‘

„Gewiß, brachte ich mühsam hervor, doch braucht es keines Schwures, damit ich ein Versprechen, das ich Ihnen geben soll, halte.

„‚Ein Schwur ist mir lieber,‘ sagte sie und holte unter ihrem Kopfkissen ein kleines Kreuzchen hervor. — ‚Ich könnte von Ihnen verlangen,‘ fuhr die Kranke mit einem unnatürlichen Aufflammen ihres Blickes fort, „daß Sie mir schwören sollen, nie das Weib irgend eines Mannes zu werden — doch ein solcher Schwur läßt sich deuteln, umgehen — ein solches Verlangen müßte mich in die gleiche Klasse ganz gewöhnlicher Weiber werfen! Und doch will ich Ihnen vor meinem Ende beweisen, daß ich Vertrauen in Sie setze!‘

„Ich machte eine beschwichtigende Handbewegung; doch erwiederte sie mit einem matten Lächeln: ‚O, keinen Trost, der für mich kein Trost ist! Ich kenne ganz genau meinen Zustand, in Kurzem werde ich diese Welt verlassen, die mir so viel Leid gebracht, und Margarethe wird allein stehen — schutzlos, rathlos!‘“

„Und nannten Sie in diesem Augenblicke nicht den Namen des Vaters, unseres gemeinschaftlichen Freundes?“

„Ich that es, und, weiß Gott, mit eindringlichen Worten — doch entgegnete ſie mir mit einer Kraft, die ich ihr nicht mehr zugetraut hätte, wobei ſie ihre Hände mehrere Male unruhig von ſich abſtreckte: ‚Von ihm nichts — nichts von ihm — deßhalb gerade vertraue ich Ihnen, nachdem Sie mir geſchworen haben, daß Sie ihn — nie — nie — nie erfahren laſſen ſollen, wo Margarethe iſt, weder durch Wort, noch Schrift, noch durch Vermittlung eines Dritten!‘“

„Und Sie beſchworen das, Conchitta?“ fragte der junge Mann mit einem ängſtlichen Tone der Stimme.

„Dazu war keine Zeit mehr,“ erwiederte ſie mit feuchtem Blicke; „die gewaltige Anſtrengung hatte das Ende der unglücklichen Frau beſchleunigt; aber auch ohne daß ich ihr den verlangten Schwur geleiſtet, hielt ich mich für verpflichtet, ihren letzten Willen ſo viel ich vermochte zu erfüllen.“

„Ah, Conchitta, ich verſtehe Sie kaum — um dem Vater die Tochter vorzuenthalten, die er ſo ſehr geliebt?“

„Ich hoffte auf ein gutes Geſchick — auf die Gerechtigkeit Gottes — auf einen Zufall — habe ich umſonſt gehofft?“ ſagte ſie, unter Thränen lächelnd, indem ſie Lord Warren ihre Hand darreichte.

„Nein, nein!“ rief er in glücklichem Tone — „aber warum ließen Sie dieſen Zufall nicht ſchon vor einem Jahre walten, wo ich Ihnen ſo nahe war?“

„So bin ich nun ſchon ſeit zwei Jahren,“ fuhr ſie fort, ohne auf ſeine dringende Frage zu antworten, „die Beſchützerin Margarethens — eigentlich meine gute Mercedes iſt es, denn dieſe leitet und bevormundet uns gemeinſchaftlich, und ich war glücklich, daß ſie gleich ſo thatkräftig eingriff, denn

es gab ſo viel zu thun und zu ordnen, von dem ich, die ich mich früher nur um meine Bilder bekümmert, ſo gar keinen Begriff hatte — auch fand ich in den hinterlaſſenen Papieren die Aufforderung, in einem Falle wie dem damals vorliegenden einen Verwandten der Verſtorbenen, den Freiherrn von Schenk, zu Rathe zu ziehen."

„Ah, denſelben, welcher damals auf ſo wunderbar uneigennützige Art jene Verhandlungen zwiſchen Olfers und ſeiner Gattin leitete und der auch durchaus nichts mit dem Verſchwinden des jungen Mädchens zu thun gehabt haben wollte! Ich hatte die Ehre, ihn da unten wiederzuſehen, und ich kann Sie verſichern, daß mir beim Anblicke dieſes glatten, ewig lächelnden Geſichtes das Blut emporſtieg — ich glaube, eine trockenere und wortkargere Vorſtellung, als die zwiſchen uns Beiden, hat es noch nie gegeben — weiß er, daß Sie hier oben wohnen?"

„Er weiß es."

„Und macht ſeine verwandtſchaftlichen Rechte durch Beſuche geltend?"

„Ja, da ich das nicht hindern kann. — Ihm übergab ich nach dem Tode der Mutter das Vermögen Margarethens, und darüber glaubt er mir zuweilen Rechenſchaft ablegen zu müſſen. Doch beſucht er mich ſelten; Margarethe ſieht ihn faſt nie, da ſie einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen ihn hat."

„Ah, ſie fühlt wahr und richtig!"

„Es ſind nun faſt zwei Jahre, daß ich mit Margarethe zuſammen lebe, und ſo ſehr ich auch auf den weiteren Zufall hoffe, der eben ſo gut wie Sie auch den Vater in unſere Nähe führen kann, ſo ſehe ich doch dieſem Zeitpunkte mit

Zagen entgegen — es wäre mir entsetzlich, das so innig geliebte Mädchen zu verlieren!"

„Und verlieren werden Sie sie doch einmal," sagte der junge Mann, mehr mit sich selbst als mit Conchitta sprechend — „auch Roderich kann nicht lange mehr ausbleiben — fast seit einem Jahre finde ich in seinen Briefen Andeutungen, daß er zurückkehren wird."

Conchitta hatte ihre Hände gefaltet und ein Schatten flog über ihre Züge. „Ja, ja, es wird so kommen!" sagte sie mit gepreßt klingender Stimme — „er wird zurückkehren und der Zufall seine Schritte hieher leiten, er wird Margarethe wiederfinden und sie mit sich nehmen, nachdem er mir vielleicht ein dankbares: ‚Gott vergelt' es!' gesagt!"

„Das ist nicht Ihr Ernst, Conchitta!"

„Und warum sollte es mein Ernst nicht sein? — O, ich habe mit innigem Antheile, in der herzlichsten Freundschaft die Schritte unseres verehrten Meisters verfolgt: er ist als Künstler einen großen Weg gegangen, sein Name ist berühmt, so weit die Kunst geachtet wird, die ganze Welt staunt seine wundervollen Bilder an, seine riesenhaften Compositionen — was werden wir, seine früheren Freunde, ihm ferner sein? — Ich spreche nicht von Ihnen, Lord Warren, aber ich, eine unbedeutende, arme Malerin?"

Der junge Maler hatte mit fast finsterem Blicke und mit großer Entschiedenheit seinen Kopf geschüttelt; als sie aber so speciell von sich selber sprach, da konnte er sich eines eigenthümlichen Lächelns nicht erwehren. — „Sind Sie, die arme Malerin, denn nicht die Schwester der Marchesa Donna Juanita de Monterey aus dem alten Hause der Vizcarro, die gemeinschaftlich mit dieser Schwester jenen

großen Proceß gewonnen, der Sie in den Beſitz fabelhafter Reichthümer ſetzt? Wir plauderten geſtern noch darüber; einer unſerer Attaché's in Madrid wurde als Legations-Secretär hieher verſetzt — ich gratulire Ihrer Armuth, Sennora Conchitta!"

„Und ohne Neid, Lord Warren," gab ſie lächelnd zur Antwort, „wie ich bei Ihren eigenen Verhältniſſen überzeugt bin; doch beantworten Sie mir aufrichtig eine Frage: kann man nicht auch bei großem Reichthume arm ſein, und glauben Sie, daß derſelbe mich, die ſo wenig zum Leben braucht, glücklich machen kann?"

„Ich will Ihnen das zugeben, Conchitta, und will auch verſtehen, daß Sie ſich vorhin eine arme Malerin nannten; doch was Sie über Roderich ſagten, unſern gemeinſchaftlichen treuen und zuverläſſigen Freund, muß ich mit Entſchiedenheit zurückweiſen und bin überzeugt, daß dieſe Vertheidigung in Ihrem Herzen ein lautes Echo findet."

„O, wäre es ſo, wie glücklich wollte ich ſein, mich geirrt zu haben, wenn ich von jenem Augenblicke, dem ich mit ſo heißer Sehnſucht entgegenſehe, nicht fürchten muß, daß er mir Alles — ohne Erſatz nimmt!"

Sie war raſch aufgeſtanden und an das Fenſter getreten, um ihre Bewegung zu verbergen. Warren eilte ihr nach, nahm ſanft ihre Hand, und nachdem er ſie an ſeine Lippen geführt, ſagte er: „Wir werden Alle noch glücklich — Alle, und wenn ich an den Augenblick denke, wo er ſein Kind in die Arme ſchließen wird„ ſein ſo lange und ſchmerzlich entbehrtes Kind, und wenn ich ihm dann ſagen muß, daß — und wenn ich ihm alsdann geſtehe, ohne Margarethe nicht leben zu können, ſo ...."

Bei dieſen haſtig hervorgeſtoßenen Worten hatte ſie ſich raſch umgewandt und ſchaute ihn mit ihren großen Augen fragend, erſtaunt, aber nicht unangenehm überraſcht an.

„Jetzt habe ich mich doch einmal verrathen,“ fuhr er achſelzuckend fort, „und muß mich nun der Güte Ihres Herzens auf Gnade und Ungnade übergeben — darf ich nach dieſem Geſtändniſſe wiederkommen?“ fragte er in ſchüchternem Tone.

„Das muß ich mit Mercedes überlegen,“ erwiederte ſie, ſinnend vor ſich niederblickend, wobei es reizend anzuſehen war, wie über ihr ſchönes Geſicht eine leichte Röthe flog; ſie drückte die Hände vor ihre Bruſt und meinte nach einer Pauſe: „Aber Eins verſprechen Sie mir, laſſen Sie Margarethe ſo lange über Ihre Liebe in Ungewißheit, bis ſie ſich ſelbſt verräth, und wenn ſie Sie liebt, wird dieſer ſelige Verrath nicht lange auf ſich warten laſſen; und ich will meinen Schützling alsdann doppelt lieben, denn ich fühle es,“ ſetzte ſie mit einem glücklichen Blicke hinzu, „dieſe Neigung wird die Anzahl der Jahre zwiſchen ihr und mir verringern.“

„Ich darf alſo wiederkommen?“

„Was kann ich machen, da der Zufall Sie in unſere Einſamkeit geführt?“

„Nicht ſo ganz der Zufall, ſondern der helle Klang eines Glöckleins, und ich thue hiermit feierlich das Gelübde, irgendwo eines mit ähnlichem Tone zu ſtiften, wenn — wir Alle glücklich werden.“

„Kommen Sie aber mit Vorſicht und nicht zu oft — eine Stimme in meinem Inneren befiehlt mir, Alles abzu-

wenden, damit unſere glückliche Einſamkeit nicht verrathen werde."

„Wie ich für die Einſamkeit ſchwärme!" rief er leidenſchaftlich und ſetzte bittend hinzu: „Darf ich jetzt auf die Terraſſe hinaus, um Ihre ſchöne Ausſicht zu bewundern?"

„Ja, aber ohne es auffallend und häufig zu wiederholen, daß Sie dieſe Ausſicht ſchön finden."

„Ich verſtehe Sie, und Sie ſollen mit mir zufrieden ſein."

Mercedes befand ſich noch auf der Terraſſe und bei ihr Edelweiß. Da das Haus hier gegen Norden gerichtet war, ſo hatte man da an ſommerlichen Tagen Schatten und Kühle, ſowie den Blick auf ein von der Sonne beglänztes Thal; daß man aber von der Stadt nichts ſah, war der Vortheil dieſes kleinen Landſitzes, und es überraſchte die hier Wohnenden jedes Mal auf eine eigenthümliche Art, wenn ſcheinbar aus der dichtbewaldeten Schlucht, durch welche der Weg emporführte, die tiefen Töne der Glocken heraufdrangen. Margarethe ſaß an einem kleinen Tiſchchen und hatte ein Buch in der Hand, aus welchem ſie Mercedes, die mit einer Arbeit beſchäftigt war, vorgeleſen zu haben ſchien; denn jetzt, als die Beiden erſchienen, las ſie nicht mehr, ſondern ließ Hände und Buch in ihren Schooß ſinken und ſchaute mit einem leuchtenden, überaus ſeligen Blicke empor.

„Ah, wie ſchön es hier iſt!" ſagte der junge Mann, dieſes Mal ohne alle Zweideutigkeit, denn er ſchwelgte in der That in dem Anblicke des maleriſch ſchönen Thales — erſt als er wiederholte: „ah, wie ſchön!" und ſich tief aufſeufzend nach allen umſchaute, konnte ſich Conchitta nicht ent-

halten, ihn lächelnd auf dieſen oder jenen Punkt aufmerkſam zu machen.

„Und das Haus ſelbſt," ſagte er, ſich endlich raſch umwendend, „iſt eben ſo einfach als hübſch. Sie ſind ſehr glücklich, hier oben wohnen zu dürfen!" wandte er ſich an Margarethe.

„O ja, und ich empfinde das auch und bin ſo dankbar dafür!"

Warren hätte ihr noch ſo viel zu ſagen gehabt, und obgleich er durchaus nicht ſchüchtern in der Unterhaltung war, ſo verſtummte er ſogleich wieder, wenn er Conchitta anſah, trotzdem ſich dieſe vollkommen unbefangen neben ihre Schweſter geſetzt hatte. Auf dem Tiſche lag das Skizzenbuch, welches ihm einen willkommenen Stoff zur Unterhaltung gab, indem er mit Enthuſiasmus von den Zeichnungen Conchitta's ſprach und dabei Veranlaſſung nahm, auch die Schülerin zu loben.

Margarethe ſchien durchaus keinen Werth auf ihre Arbeit zu legen, und da er das hörte, ſo durfte er ſich wohl erlauben, ihr zu ſagen: „Ah, Fräulein Margarethe, wenn Sie ſo wenig Werth auf Ihre ſchönen Zeichnungen legen, ſo dürfte ſich ein alter Bekannter wohl erlauben, Sie um eine derſelben zu bitten."

Es war eigenthümlich, daß er ſie jetzt in Gegenwart der beiden Schweſtern niemals Margarethe allein nannte, noch viel weniger Edelweiß.

„Mit Vergnügen gebe ich Ihnen etwas, doch möchte ich demſelben dadurch einigen Werth beilegen, daß ich es für Sie mache; ich will Ihnen den kleinen Platz zeichnen, auf dem Sie mich heute Morgen gefunden — würde Ihnen das Freude machen?"

„Eine unbeſchreibliche Freude! Da es Ihnen aber wohl nicht möglich iſt, ſich ſelbſt als reizende Staffage hinzuſetzen, ſo bitte ich, nur ein kleines Stück Papier, als hätte es der Wind hinweggeweht, auf dem Boden anzudeuten.“

„Ah, mein Papier!“

„Das Papier, welches mir auf ſo freundliche Art den Weg zeigte.“

„Ei, ei, Margarethe,“ ſagte Conchitta, „Du haſt dieſen Herrn erſt vor einer kleinen Stunde wiedergeſehen und haſt ſchon Geheimniſſe!“

„Geheimniſſe durchaus nicht,“ gab ſie mit einem ehrlichen Blicke zur Antwort; „ich habe es Mercedes erzählt, und ſie hat es recht hübſch gefunden, ich werde es Dir auch erzählen.“

„Später, ſonſt müßte es für unſern werthen Gaſt langweilig ſein.“

„O, das nun gerade nicht; es war ein reizender Gedanke, ein lieber Gedanke, mich durch ein Blatt Papier aufmerkſam zu machen, und welches Glück war das für uns Alle — das werden auch Sie nicht läugnen, Sennora Conchitta?“

„Wie ich lachen mußte,“ ſagte Margarethe, „als ich durch die Zweige Ihr verwundertes Geſicht ſah, und wie raſch Sie hinter der Mauer verſchwanden, um gleich darauf unter dem kleinen Thörchen wieder zum Vorſchein zu kommen!“

„Ja, ſehr raſch — aus Neugierde, aber als ich Sie geſehen und meine liebe Bekannte vom Zuger See wiedergefunden, verwandelte ſich die Neugierde in eine ganz unbeſchreibliche Freude.“

„Auch bei mir — ich ....“

„Doch hatten Sie damals noch keine Idee, wen Sie vor ſich hatten,“ fiel ihr Conchitta raſch ins Wort.

„Nein, Sennora, doch fühlte ich wohl, daß ſich hier etwas ganz Außerordentliches begebe.“

Er warf einen innigen Blick auf das junge Mädchen, als er fortfuhr: „Schon der Klang des Glöckchens, den ich vernahm, erweckte in mir ganz eigene Empfindungen: mein Herz war förmlich berauſcht von Waldesduft, vom Rieſeln der Quelle, von der bezaubernden Ausſicht; mein Gemüth war empfänglich für alles Poetiſche, Phantaſtiſche, Zauberhafte, ich wußte im Voraus ganz genau, daß mich hier oben etwas Unvorhergeſehenes, etwas Schönes, ja, ein großes Glück erwarte.“

„Sie ſind wahrlich in Ihren Anſprüchen genügſam,“ warf Conchitta ein, „wenn Sie das für ein großes Glück halten!“ und es war mehr der eigenthümliche Ton ihrer Stimme, als die Worte ſelbſt, welcher ſeine Leidenſchaftlichkeit herabſtimmte.

Er konnte ſich eines leichten Seufzers nicht entſchlagen, als er dachte, wie unbefangen und dabei wie ſelig er vorhin in demſelben Fliedergebüſche mit Edelweiß geplaudert — eine Unterhaltung, die auf ſolche Art heute Morgen gewiß nicht wieder herzuſtellen war — vielleicht ſpäter an einem andern Tage, und das ſpäteſtens morgen, hoffte er; und wenn er dann ſo glücklich ſein ſollte, Margarethe wieder einmal allein im Garten zu finden, ſo wollte er gewiß nicht zugeben, daß ſie abermals ins Haus ginge, um zu fragen, ob er bleiben dürfe. — Undankbarer, der er war, hatte er nicht gerade dadurch Conchitta wiedergeſehen und aus ihrem Munde er-

eigenen Wagen nach dem Poſtgebäude gebracht, hier aber durch einen furchtbaren Regenguß noch eine Zeitlang feſtgehalten, denn Mailand, obgleich eine ſo elegante und in vielfacher Beziehung ſo wohl eingerichtete Stadt, entbehrt immer noch eines geregelten Fiakerſyſtems; weder für Geld noch gute Worte war ein Wagen zu bekommen, und um nicht vielleicht bis in ſpäter Nacht hier ſitzen zu bleiben, mußten wir die Regenſchirme auspacken; ich war genöthigt, meinen jüngſten Sohn auf den Rücken zu nehmen, den andern in meinen ſchon vielfach geprieſenen Regenmantel zu wickeln, und ſo hielten wir unſern Einzug in das Hôtel Reichmann, wo wir aber bei freundlichem und herzlichem Empfang die Mühſeligkeiten der bisherigen Reiſe bald vergaßen. Der deutſche Reiſende befindet ſich überhaupt bei Herrn Reichmann wie zu Hauſe; obgleich Gaſthof erſten Rangs, kann man hier ein ſtilles behagliches Familienleben führen; die ganze Dienerſchaft ſpricht deutſch, die vortreffliche Küche erinnert an die Heimath, und das herzliche Entgegenkommen des Herrn Reichmann ſowie ſeiner liebenswürdigen Mutter erleichtert dem Reiſenden jeden Verkehr, und läßt ihn nicht fühlen, daß er in der Fremde iſt.

fahren, was ihn und einen Anderen glücklich machen mußte — an Roderich hatte er bis jetzt mit keiner Sylbe weiter gedacht und schämte sich, als ihm das einfiel. Hätte er nicht schon lange auf dem Wege nach dem Telegraphen-Bureau sein müssen, um ihm ein paar Worte zublitzen zu lassen, die ihn zur rascheren Rückkehr zwangen, wenn er auch dadurch die ganze Wahrheit doch noch nicht erfuhr?

Ja, er mußte fort, denn er sah an dem Kürzerwerden der Schatten auf der Terrasse, daß die Sonne hoch am Himmel stand — ja, er mußte fort, und auch aus dem Grunde, um Conchitta's wohlgemeinten Wunsch nicht gänzlich außer Acht zu lassen — und es war ihm doch so schwer, diesen vernünftigen Wunsch zu erfüllen, denn er ertappte sich jeden Augenblick auf einem Gefühle, welches sein Herz ängstlicher schlagen machte und das ihm die Worte in den Mund legen zu wollen schien: ‚Warum sprechen wir so gleichgültige Dinge, Du und ich, da es doch die höchste Zeit wäre, daß ich Dir zu Füßen fiele, Deine kleinen Hände ergriffe und Dir zuriefe: Margarethe, ich liebe Dich, o sage, daß auch Du mich liebst!?'

Wer weiß aber, ob er dies gethan hätte, selbst wenn sie Beide ganz allein gewesen wären: Margarethe blickte ihn wohl freundlich, aber dabei so unbefangen an, so arglos, daß es wohl möglich gewesen wäre, daß sie ihm statt mit den sehnlich gewünschten Worten mit einem herzlichen Lachen oder vielleicht mit der freundlichen Versicherung geantwortet hätte, daß sie ihn recht lieb habe, gerade so wie damals, als er mit dem kleinen Mädchen spielte und als er sich erlauben durfte, ihr blondes, krauses Haar mit Goldschaum, den es in einem Büchlein hatte, zu bestreuen, oder wenn er ihm

beim Mittageſſen im Garten ſeines Vaters die Erdbeeren mit ſehr viel Zucker und Rahm zubereitete — ja, dann hatte ſie ihn recht lieb gehabt und ihm das auch niemals verheimlicht. So wohlthuend ihm dieſe Erinnerungen vorſchwebten, ſo dachte er doch im anderen Augenblicke: Es wäre beſſer, wenn ich Margarethe jetzt erſt kennen lernte, denn einem Gefühle, das ich ſo gern in dieſem ſchönen, reinen Herzen entſtehen ſähe, ſteht wohl jenes andere hindernd im Wege, das Gefühl der freundſchaftlichen Zuneigung des kleinen Mädchens gegen ihn, den damals ſchon ſo großen und alten Menſchen — er vergaß alsdann, daß er heute ſiebenundzwanzig Jahre alt war.

Als er nun endlich aufſtand und Conchitta mit einem vielſagenden Blicke verſicherte, dringende Geſchäfte riefen ihn nach der Stadt zurück, ſo ſagte ſie zu ihm: „Ich will und kann das nicht zu verhindern ſuchen, wozu Ihnen der Zufall geholfen; durchkreuzt und zerſtört er ja doch ſo oft unſere mühſamſt angelegten Wege, unſere ſorgfältigſten Berechnungen.“

„Mir war er ein glückſeliger Wegweiſer; ich möchte den Zufall verehren wie eine Gottheit, und wie klug es von ihm war, auf einmal hineinzufahren in das, was wir unſere feinen Berechnungen nennen — weg mit all' dieſen ſogenannten feinen Berechnungen, weg mit allen diplomatiſchen Schlangenwindungen!“ rief er in der heiterſten Laune; „dann erſt werden wir Alle anfangen, wieder recht zu leben, wenn wir uns dem Zufalle überlaſſen und von ihm tüchtig hin und her geſtoßen werden — gewiß, Sennora Conchitta,“ ſetzte er, ſich gegen dieſe neigend, mit leiſer Stimme hinzu, „es lebe der Zufall, der mich, als ich Waldesduft und Aus-

ſicht ſuchte, etwas viel Schöneres finden ließ — ſo Gott will, meine Braut!“

Margarethe hatte ſich mit Mercedes ebenfalls erhoben, und letztere ſagte in beinahe bittendem Tone zu ihrer Schweſter: „Wenn Du nichts dagegen haſt, ſo begleiten wir Beide Herrn Warren bis auf die Straße?“ — eine Frage, wofür ſie von dem Betreffenden mit einem dankbaren Blicke belohnt wurde, der ſich in einen vollkommen glücklichen verwandelte, als Conchitta gern beiſtimmte und nun hier auf der Terraſſe dem jungen Manne die Hand zum Abſchiede reichte.

„Auf Wiederſehen, auf baldiges Wiederſehen!“ ſagte er, und dann gingen die Drei mit einander fort, nicht auf dem geraden Wege der uns bekannten kleinen Pforte zu, denn es wäre ja unrecht geweſen, wenn man dem Gaſte nicht vorher den ganzen Garten gezeigt hätte, und dieſer war von einer bedeutenden Größe und bot eine hübſche Abwechslung von parkähnlichen Anlagen, freien Plätzen, Wieſenſtücken mit Obſtbäumen und Gemüſeland. Als ſie an eine Stelle kamen, wo ein dichtes und hohes Gebüſch die Grenze deckte, ſagte Margarethe: „Dies iſt zum Schutze gegen die große Fahrſtraße, welche Sie wahrſcheinlich unten geſehen haben; ſie umſchlingt den Berg und ſtößt hier an den Garten, doch wer vorüberkommt, ſieht von demſelben nichts als dieſe Gebüſchmaſſe, während wir, wenn wir wollen, die Fahrſtraße benutzen können.“

„Hier würden auch Sie bequemer hinabreiten,“ meinte Mercedes; doch erwiederte der junge Mann mit einem Blicke auf Margarethe, er ziehe es vor, den Weg zurückzunehmen, den er gekommen, und er werde alsdann aufs ausführlichſte

ſeine jetzigen glücklichen Gedanken vergleichen mit den höchſt gleichgültigen, unter denen er heraufgeritten.

Während ſie das Alles anſchauten und mit einander plauderten, ging er neben Edelweiß und war eigentlich ein unaufmerkſamer Beſchauer; denn anſtatt Baumgruppen, Wieſenflächen, Obſtbäume, Gemüſebeete anzuſchauen, ſtellte er ſich ſo, daß er wenigſtens das Profil von Margarethens Geſicht ſehen konnte, und ſagte dann in Einem fort: „Ja, es iſt ſo ſchön, außerordentlich ſchön — ich bin entzückt, es zu ſehen — und möchte den Blick gar nicht mehr abwenden!“ Wenn ſie dann weiter gingen, wo der Weg ein wenig ſchmal wurde, ſo daß man ſich zuſammendrängen mußte, dann traf es ſich immer ſo, daß ſeine Hand einen Theil ihres Gewandes oder gar ihre zierlichen Finger ſtreifte, worauf ſie ihn dann freundlich anſah, um gleich darauf vor ſeinem leuchtenden Blicke zu erröthen.

Ueberhangende Zweige waren ihm höchſt willkommen, denn er hatte alsdann Gelegenheit, dieſe über ihrem Haupte zu erheben, und wußte es dabei häufig ſo einzurichten, daß er mit ihrem kühlen Haare in Berührung kam. In demſelben trug ſie noch immer die weißen Fliederblüthen, und er hätte ſie ſchon lange um eine derſelben gebeten, wenn ſie dort nicht gar ſo hübſch an ihrer Stelle geweſen wären. Sie ſah in denſelben ſo wunderbar ſchön geſchmückt aus, ſie erſchien ihm wie eine Prieſterin des Frühlings, ſie kam ihm ſo bräutlich vor, daß er, an die Zukunft denkend, nicht wagen mochte, etwas an dieſem reizenden Bilde zu verändern.

Auch dorthin gingen ſie, wo er Edelweiß heute gefunden, und Margarethe erzählte Mercedes noch einmal ganz

genau, wie ſie das Pferd habe ſchnauben hören, wie ſie darauf den Reiter geſehen und erkannt, wie ſie aber eigentlich gar nicht erſchrocken darüber, ſondern gleich gefaßt geweſen ſei und auf ſeinen laut ausgeſprochenen Wunſch das Blatt habe fliegen laſſen.

„Dann kam er und ſtand vor mir,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe und einem tiefen Athemzuge hinzu, nachdem ſie ihre Hände leicht zuſammengelegt. Aber dieſe einfachen Worte begleitete ſie mit einem ſo unausſprechlich glücklichen Blicke, der ſo unverkennbar die Seligkeit ihres Herzens ausſprach, daß er hätte laut aufjauchzen und ihr zu Füßen ſtürzen mögen, und dies wahrſcheinlich trotz Mercedes' Gegenwart auch gethan hätte, wenn in dieſem Augenblicke nicht der Bediente mit ſeinem Pferde erſchienen wäre.

Auch wieder ein Zufall, doch viel eher noch eine Freundlichkeit Conchitta's, die ihn wahrſcheinlich vernünftiger Weiſe von einem übereilten oder wohl gar thörichten Schritte abhielt. So mußte er denn Abſchied nehmen, und wenn er ſich auch bemühte, durch fortgeſetztes lebhaftes Geſpräch die beiden Damen zu veranlaſſen, ihn noch eine Strecke zu begleiten, ſo nahm doch dieſe Begleitung wie Alles in der Welt ihr Ende, und nachdem er, wie er ſich gleich darauf erinnerte, eine Zeit lang gar nichts Anderes mehr geſehen, als das reizende Oval ihres Geſichtes, als ihre guten, ſchönen Augen und die Fliederblüthen in ihrem reichen Haare, und nichts mehr gehört, als daß ſie geſagt: „Auf baldiges Wiederſehen!“ ſowie einige gänzlich unverſtändliche Worte Mercedes' —

fand er ſich allein auf dem ſchmalen Pfade neben dem herabrauſchenden Bache, und es fiel ihm nun auf einmal ſchwer aufs Herz, daß er ſich in die Stadt hinab begeben mußte, in die heiße, dunſtige Stadt, angefüllt mit langweiligen Geſichtern. O, er wäre ſo gern hier oben geblieben, er hätte ſeine heiße Seele ſo gern getaucht in das duftige, kühle Waldesdunkel, ſein Geſicht gedrückt in den feuchten Dunſt bemooster Felſen, dabei aufmerkſam lauſchend dem Geflüſter der murmelnden Quelle!

Ach, es ging ſo raſch abwärts — wenn er auch noch ſo kleine Schritte machte und ſich noch ſo häufig umſchaute, ſo hatte er doch in Kurzem wieder die Stelle erreicht, wo er heute Morgen das Glöcklein gehört! Hier warf er den Zügel ſeines Pferdes, welches langſam hinter ihm drein ſchritt, um einen Baumaſt, nachdem er aus einer kleinen Satteltaſche etwas genommen, und bahnte ſich alsdann einen Weg durch die herabhangenden Zweige bis zu dem klaren Bache, der hier ſchäumend zwiſchen größeren bemoosten Steinen hinabſchoß. Auch in der Mitte des Waſſers lag ein ſolcher flacher, mit Moos bewachſener Stein, den er mit einem tüchtigen Sprunge erreichte, worauf er auf demſelben niederkniete. Er that das übrigens nicht, um ein Gebet zu ſprechen, was wir unter einem ſolchen verſtehen, und doch wieder hatten ſeine Worte die größte Aehnlichkeit damit, wenn auch vielleicht für unſere chriſtlichen Begriffe mit einem etwas heidniſchen Beigeſchmacke. Das, was er vorhin aus der Satteltaſche genommen, war ein koſtbares, doppelſchneidiges, indiſches Jagdmeſſer, das Geſchenk eines Freundes, der lange in Hindoſtan gelebt: es war eine feine Damaſcenerklinge, die

Scheide von Gold, der Griff mit Edelsteinen besetzt — es war das Kostbarste, was er bei sich hatte, ja, in jeder Beziehung das Werthvollste seiner reichen Sammlung; er machte eine Oeffnung in die dicke Moosdecke, schob das Jagdmesser behutsam unter dieselbe, ein Opfer dem Schicksale, welches unsere Tage lenkt, es anflehend, ihm gnädig zu sein.

Darauf sprang er zurück an das Ufer, und wie er dort kaum Fuß gefaßt hatte und sich noch an den dichten Zweigen hielt, die ihn vor jedem Blicke verdeckten, ward ihm eine wunderbare Erscheinung wie eine Antwort auf seine Frage: oben auf der Höhe, von wo der Bach gegen ihn herabgerauscht kam, in ihrem weißen Kleide leuchtend hervortretend auf dem dunkeln Hintergrunde der dichten Laubmassen, erschien ihm Edelweiß, wahrscheinlich ihm, dem Freunde, nachblickend; einen Augenblick stand sie unbeweglich über dem herabstürzenden Wasser, die sichtbar gewordene Nymphe der Wasserquelle, dem flüssigen, flüchtigen, rauschenden Elemente trauernd nachschauend; dann beugte sie sich herüber, nahm eine der Fliederblüthen aus ihren Haaren, drückte sie an ihre Lippen und ließ alsdann diesen zarten, sinnigen Blumengruß auf den raschen Wellen zu ihm ins Thal heruntergleiten.

Er sah diesem Spiele athemlos zu, mit gierigem Auge der Blume folgend, die, wie unter dem Schutze des Himmels stehend, ohne an den Steinen und Baumstämmen sich verletzend anzustoßen, gegen ihn herabschwamm und endlich von seiner Hand erfaßt wurde.

Als er dankbar aufblickte, Hand und Blume wie zum Gruße hoch in die Höhe haltend, war die süße Erschei-

nung droben verſchwunden — ihm aber zu ſeinem unausſprechlichen Entzücken die duftige, weiße Blüthe geblieben, die an ihrem Haare geruht, welche ihre Lippen berührt und deren kleine Kelche ihm tauſend herzliche Grüße überbrachten.

XLVII.

„Der Tag neigt sich zu Ende.“

Die Frau Fürstin-Mutter hatte mit ihrem Schwager, dem Prinzen Heinrich, nie in besonders guten Verhältnissen gelebt. Als diese Dame ihren verstorbenen Gemahl geheirathet, waren beide Brüder lebenslustige junge Herren gewesen, besonders Prinz Heinrich, von dessen heiterer Gesellschaft die Frau Fürstin einen schlimmen Einfluß auf ihren Gemahl gefürchtet — ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir dahingestellt sein lassen. Daß aber die Abneigung zwischen Schwager und Schwägerin eine gegenseitige war, dürfen wir eben so wenig verschweigen, als daß damals schon der Hof, wie auch heute noch, zwei sich ziemlich schroff einander gegenüberstehende Parteien bildete, zwischen denen der verstorbene regierende Herr in seiner Gutmüthigkeit zu vermitteln suchte und, ohne eine Annäherung möglich zu machen, dadurch selbst in eine schwankende Stellung gerieth, sich heute zu dieser, morgen zu jener Partei neigend.

Prinz Heinrich hatte einen scharfen Verstand, war energisch und konnte es vor allen Dingen nicht ertragen, daß seine mit gleichen Eigenschaften begabte Schwägerin hiedurch

die Herrschaft über ihren schwächeren Gemahl errang und davon einen tüchtigen Gebrauch machte.

Denn der höchst unangenehmen, langweiligen und zuweilen lebensgefährlichen Pantoffelkrankheit, an der wir armen bürgerlichen Sterblichen zu leiden haben, sind auch die Großen dieser Erde unterworfen, in Ursachen und Wirkungen vollkommen ähnlich, nur daß bei den allerhöchsten Bevorzugten die höhere, unnahbare Region, in der sie zu leben pflegen, die weiten Räume ihrer Schlösser, Parks und Villen, der Purpur der Hermelinmäntel, der Glanz der Throne sie mit einem Zauberkreise umgeben, durch den die ärgerlichen und oft sehr lauten Aeußerungen dieser Krankheit nicht durchzudringen vermögen. Der regierende Fürst war ein stiller Dulder, doch wußten nur die vertrautesten Eingeweihten, daß, wenn er seinen festen, unbeugsamen Willen aussprach, dies nur eine auswendig gelernte Lection war, und daß, wenn er nur in den allerseltensten Fällen von diesem einmal ausgesprochenen Willen abging, dies nur deßhalb geschah, weil ihn ein kräftiger Geist überwachte und leitete.

Prinz Heinrich war einer der Wenigen, welche diesem kräftigeren Geiste so viel als ihnen möglich war widerstrebten; er that dies zuweilen mit Erfolg, und gerade diese Fälle waren es, welche die Abneigung der Fürstin-Mutter gegen ihn vergrößerten und sein Schuldbuch schwer belasteten.

Als nun der Fürst gestorben war, erschien es der Mutter leicht, die Herrschaft, welche sie über ihren Gemahl ausgeübt, auch über ihren Sohn zu behaupten, und hier war es wieder der Prinz, der kräftiger als bisher einschritt und der durch sein unabläſſiges Bemühen, Ermahnen und

Zweites Kapitel.

Von Mailand nach Florenz.

Mailand. Die Villa reale. Erinnerungen an Vater Radetzky und sein Hauptquartier. Ballet in der Scala. Der Courier nach Genua. Räubergeschichten. Eine Regennacht. Das Meer!! Genua. Guardia civica. Straßenlieder. Die italienischen Seedampfer und ihre Versprechungen. Sonntag in Livorno. Ankunft in Florenz.

Mailand hatte ich seit den wichtigen Ereignissen des Jahrs 1849 nicht mehr gesehen; damals war alles voll Militär, in den Straßen begegnete man auf Schritt und Tritt Offizieren jeder Waffengattung, wogegen die Bürger sich mehr bei sich und zu Hause hielten. Heute fand ich das ganz anders, fast nur auf den Wachen und Posten sah man österreichische Soldaten, und man konnte durch mehrere Straßen gehen, ehe man einem Offizier in weißer Uniform begegnete, wogegen mir der sonstige Straßenverkehr lebhaft und geräuschvoll, wie in frühern Zeiten erschien. Gewiß ist daß das wahnsinnige und verbrecherische Unternehmen des 6. Februar 1853 nichts weiter zurückgelassen hat als eine tiefe Entrüstung der ganzen Bevölkerung gegen die Anstifter desselben, die, wie schon so oft, hinter den Coulissen spielten, und selbst ungesehen, ihre armen verblendeten Acteurs nach mißlungenem Attentat ihrem traurigen, wenn auch verdienten Schicksal überließen. Eine Vorsichtsmaßregel gegen abermalige Ueberfälle

Einwirken dem jungen Fürſten wenigſtens in einiger Beziehung zu einer gewiſſen Selbſtändigkeit verhalf. Hatte er ſich damals geſcheut, ſeinen Bruder zu auffallend zu unterſtützen, um den Frieden der fürſtlichen Ehe nicht zu ſtören, ſo fiel jetzt dieſe Rückſicht weg und eine andere trat um ſo ſchärfer hervor, die Regierung nämlich nicht gänzlich in die Hände einer gewaltthätigen, ehrgeizigen, dem Lande fremden Frau fallen zu laſſen. Zu den Mitteln, die er hierzu benutzte und durch die er günſtig auf den regierenden Herrn einwirkte, gehörte auch Rodenberg. Anfänglich ſollte derſelbe nicht viel mehr ſein, als ein Spielzeug, das er dem Fürſten zur Ausfüllung müßiger Stunden, deren derſelbe viele hatte, vorſtellte; doch hatte er ſich in ſo weit in dem Charakter der beiden jungen Leute getäuſcht, als es dem Maler gründlicher Ernſt damit war, in der Stelle, welche einzunehmen er das Glück hatte, die Kunſt in ihren verſchiedenen Zweigen zu unterſtützen und die Luſt hierzu in dem Herzen des jungen Fürſten wachzurufen, was ihm auch glänzend gelang, indem bei dieſem Zuſammenwirken von Herrn und Diener nicht nur ſchöne Bauten entſtanden, Maler und Bildhauer vollauf zu thun hatten, ſondern auch die Wiſſenſchaften nicht unbedacht blieben, indem es Rodenberg's eifrigſtes Bemühen war, neben den verſchiedenſten Künſtlern auch Gelehrte aller Art in die Umgebung des Fürſten zu bringen.

Daß bei dieſer Nachahmung des Zeitalters der Mediceer im Kleinen der Punct der Oekonomie nicht gar zu genau genommen wurde, iſt nicht zu läugnen; doch wenn auch bei Verausgabung bedeutender Summen die Fürſtin-Mutter und ihre getreuen Räthe häufig Luſt zeigten, die Hände über dem

Kopfe zuſammenſchlagen, wenn ſich das für ſo hohe Perſonen geſchickt hätte, ſo brachten anderentheils dieſe Beſtrebungen des Fürſten, Künſtler und Gelehrte zu unterſtützen und an ſich heranzuziehen, einen außerordentlich günſtigen Eindruck im Lande hervor, theils durch die Werke, welche unter den Händen jener Männer entſtanden, theils durch die ſchwärmeriſche Verehrung, die ſie dem jungen kunſtliebenden Fürſten zollten.

Rodenberg war, wie ſchon geſagt, die Seele dieſes Kreiſes jüngerer und älterer Männer, welche den Fürſten umgaben, in deren Geſellſchaft er ſich wohl befand und mit denen er den ſprudelnden Schaum ſeiner Jünglingstage genoß. Wenn der junge Maler für ſeine Bemühungen von der Fürſtin-Mutter und einem guten Theile des Hofes deßhalb auch mit ſehr unangenehmen Blicken betrachtet wurde, ſo galt er ihnen doch nur eigentlich als das Werkzeug des Prinzen Heinrich, wofür letzterer mit dem geſammten Haſſe der Partei belohnt wurde.

Wäre nur eine Ausſicht vorhanden geweſen, daß Prinz Heinrich in Ungnade hätte fallen können — doch lag dies beinahe außer dem Bereiche der Möglichkeit: der Prinz, mit einem großen Vermögen, hatte ſich förmlich unabhängig zu machen gewußt und litt auch nicht im mindeſten unter dem oft genug deutlich werdenden Mißfallen der Frau Fürſtin-Mutter — für ihre anzüglichen Worte hatte er eine wenigſtens eben ſo anzügliche Antwort — ihre gehäſſigen Blicke ſchien er gar nicht zu ſehen, und wenn es je einmal eine kleine Scene gab, auf welche etwas Außerordentliches geſchehen mußte, ſo machte er eine Reiſe ins Ausland, um ſich dort

gewaltig fetiren zu lassen, was die Zeitungen niemals ermangelten, auf's ausführlichste zu berichten, oder er zog sich auf eines seiner Schlösser zurück, um von dort durch zahlreiche Einladungen den Hof in der Stadt zu entvölkern.

Von dem jungen Fürsten war er deßhalb geschätzt und geachtet, weil er ihm eben so wenig einen schlechten Rath gab, als er sich durchaus nicht scheute, das mit passenden Worten hervorzuheben, was ihm an der Aufführung seines regierenden Neffen allenfalls nicht gefiel.

Daß der Prinz ein Lebemann war und es namentlich in früheren Jahren mit seinen kleineren und größeren Verhältnissen nie sehr genau genommen hatte, darüber brauchte er keinem Menschen Rechenschaft abzulegen, denn er war unvermählt geblieben, und hatte also auch nach dieser Richtung hin keine Fesseln, welche die Frau Fürstin-Mutter gelegentlich hätte versuchen können, fester anzuziehen.

Ob der junge Fürst die Liebe und Zuneigung, welche er gern öffentlich für seinen Oheim zeigte, in der That ohne Rückhalt im Herzen trug, sind wir nicht genau im Stande, anzugeben — zuweilen und fast nur immer im Beisein der Fürstin-Mutter erlaubte er sich hier und da ein pikantes Wort gegen den Prinzen, welches dieser aber gewöhnlich lachend abschüttelte oder, wenngleich in aller Ehrfurcht, kräftig erwiederte.

So schien denn der Prinz nach menschlicher Berechnung vor jedem Falle, vor jeder Ungnade geschützt; seine Partei, deren größter Theil sich dadurch ziemlich sicher fühlte, hatte nur eine Kleinigkeit vergessen: jene totale Veränderung nämlich, welcher wir Alle einmal unterworfen sind und vor der sich die Gewaltigen dieser Erde nicht nur eben so gut beugen

müſſen, wie der geringſte Bettler, ſondern welche auch dieſe beiden Endpunkte der Geſellſchaft zu einem in die Ewigkeit fortrollenden Ringe macht.

Prinz Heinrich ſtarb — ohne eigentlich krank geweſen zu ſein, das heißt ſeine kurze Krankheit konnte von den Aerzten mit keinem Namen belegt werden, da ſie dieſelbe nicht begriffen — er fühlte ſich ein paar Tage unwohl, ohne daß während dieſer Zeit ſeine Bekannten ihre Beſuche unterbrachen, und an demſelben ſchönen Frühlingsmorgen, den wir im vorigen Kapitel zu ſchildern verſucht, ſchied er ſtill und ſchmerzlos aus dem Leben.

Damit war einer ſeiner ſehnlichſten Wünſche erfüllt worden, denn er hatte immer geſagt, es würde ihm ſchrecklich ſein, wenn er bei regneriſchem Herbſtwetter oder an einem unfreundlichen Wintertage dieſe ſchöne Welt verlaſſen müſſe, die ihm ſo viel Angenehmes geboten.

Und ſo war er dahingeſchieden bei geöffneten Fenſtern, unter Blumenduft und beim leiſen Rauſchen des Windes in den Bäumen vor ſeinem Balkone. — Er hatte ſich von ſeinem Kammerdiener noch eine Mappe voll Zeichnungen berühmter Meiſter vor den Lehnſtuhl bringen laſſen und hatte eigenthümlicher Weiſe durch einen matten Wink ſeiner Hand ein Zeichen gegeben, nicht weiter umzublättern, gerade bei einem prachtvollen Aquarell Roberich's, welches die Marcheſa de Monterey darſtellte, wie ſie bei jenem Künſtlerfeſte als Jägerin den Pokal hoch emporhob, den er ſelbſt ihr damals überreichte.

Nachdem er dieſes Blatt längere Zeit betrachtet, hatte der Prinz mit einem ſanften Lächeln die Augen geſchloſſen, und ſein Taſchentuch einen Augenblick an ſeine Lippen ge-

drückt, um alsdann die Hand mit demſelben etwas raſch zurückſinken zu laſſen.

Eine Zeit lang hatte der geduldig wartende Kammerdiener geglaubt, Seine Königliche Hoheit ſchlafe nur, dann aber die Wahrheit eingeſehen. —

Hier der Tod, dort zu gleicher Zeit in der Bruſt des glücklichen jungen Mannes das friſchquellendſte Leben.

Warren hatte nach einem tüchtigen Jagdgalopp die Stadt erreicht und ritt vor die Wohnung ſeines Freundes Rodenberg, um ihn mit der unerhörten, freudigen Nachricht zu überraſchen. Der Bediente, welcher ihm auf der Treppe entgegenkam, flüſterte ihm hinter der vorgehaltenen Hand zu, was ſich im Schloſſe begeben, daß ſein Herr ſogleich dahin geeilt ſei und wahrſcheinlich den ganzen Tag dort bleiben werde.

Und das war in der That der Fall: der Prinz, der bei allem leichten, heitern Sinne ein umſichtiger Geſchäftsmann geweſen war, hatte nicht nur vor längerer Zeit ſchon alle teſtamentariſchen Verfügungen getroffen, ſondern er hatte ſeinem jungen Freunde Rodenberg ganz beſonders und auf's ſtrengſte anbefohlen, Papiere und Briefſchaften, welche derſelbe in genau bezeichneten Fächern finden würde, im Falle eines plötzlich eintretenden Todes zu verbrennen. Rodenberg war vorſichtig genug geweſen, ſich für dieſen Fall eine ſchriftliche Inſtruction des Prinzen geben zu laſſen, und nach dieſer handelte er nun vielleicht eine Stunde nach dem Tode ſeines Wohlthäters, nachdem er auf die erkalteten Hände desſelben im Gefühle tiefen Schmerzes und unbegränzter Dankbarkeit ſeine Lippen gedrückt und ſeine Thränen vergoſſen.

Dieſen ſchriftlichen Befehl des Verſtorbenen zeigte er

dem Kammerdiener, welcher ſich dagegen ein paar leichte Einwendungen erlaubte, endlich aber nicht ohne Achſelzucken und Kopfſchütteln daran ging, die bezeichneten Fächer aufzuſchließen und die genau chiffrirten Pakete herauszunehmen.

Rodenberg hatte bei dem Verſtorbenen deſſen Adjutanten Oberſten von Werdenberg getroffen, welcher ſich durchaus keine Mühe gab, die Thränen zu verbergen, welche ihm aus den Augen in den dicken Bart rollten.

„Das war ein vortrefflicher Herr," ſagte er, dem Eintretenden die Hand reichend; „Wenige haben ihn ſo gekannt und erkannt, wie wir Beide, und für Wenige iſt auch dieſer Verluſt ſo ſchmerzlich, ja, wahrſcheinlich von ſo großen Folgen, wie für mich und für Sie, mein lieber Rodenberg — darüber wollen wir uns keinen Illuſionen hingeben — es iſt räuberhaft, aber wahr!"

„Ich verſtehe wohl Ihren Schmerz um den Hingeſchiedenen — er war Ihnen mehr ein Freund, als ein Gebieter; doch was kann ſein Tod in Ihren Verhältniſſen ändern; man wird Ihre vortrefflichen Dienſte anerkennen und Ihnen wahrſcheinlich die Wahl laſſen, als Adjutant des Fürſten weiter zu dienen oder ein Regiment zu übernehmen."

„Oder mich mit Penſion in Ruheſtand verſetzen zu laſſen," ſagte Werdenberg achſelzuckend, „und das iſt das Beſte, was noch geſchehen kann; ich gehöre einer vergangenen Zeit an und vermag mich in die neuen, ſchauderhaften Verhältniſſe nicht zu ſchicken; neben dem, was jetzt bei Hofe gilt, kommen wir uns, Gott verzeih' mir die Sünde! faſt unbedeutend vor; man bemerkt, daß wir neben dieſer jungen Generation ſo gar kein Verdienſt haben — ſehen Sie einmal meine Bruſt an — nicht wahr, eine hübſche, breite Bruſt —

eine wahrhaft räubermäßige Bruſt — nun ſehen Sie, mein lieber Rodenberg, wenn ich bei Hofe bin und zufällig auf dieſe Bruſt hinabſchiele, ſo erſcheint mir das Kreuz für meine fünfundzwanzigjährigen Dienſte wie ein verlorener Poſten, und ich komme mir ſo ohne alles Verdienſt vor neben meinen jungen und ſehr friſchen Kameraden, auf deren Bruſt ſechs Decorationen prangen . . . .“

„Aber wenn Sie dagegen bedenken, wofür jene ihre Decorationen erhielten — für keine lange und ehrenvolle Dienſtzeit, für keine glänzende Waffenthat, oft nicht einmal für eine verdienſtvolle Handlung!“

„Das weiß ich allerdings: für ſechs Beſuche an fremden Höfen und dabei geweſen zu ſein, wenn ſechsmal irgend eine große Begebenheit notificirt wurde, ſechs Orden — dieſe Rechnung iſt richtig!“

„Nun alſo?“

„Aber die Welt urtheilt nach dem Scheine, und ich kann Sie verſichern, es herrſcht heutzutage eine ſolch räubermäßige Begriffsverwirrung, daß die Betreffenden ſelbſt ſich nach ein paar Jahren kaum noch zu erinnern vermögen, bei welcher außerordentlichen That oder für welch großes Verdienſt ſie dieſes oder jenes Kreuz erhalten — nein, nein, ich mag Niemandem im Wege ſtehen, und daß ich das thun würde, wenn ich bliebe, darauf können Sie ſich verlaſſen! Deßhalb iſt mein Entſchluß gefaßt und ich will es ihnen durchaus nicht ſchwer machen, wenn ſie mir auf ehrenvolle Art meinen Abſchied geben!“

„So würde ich alſo zwei Freunde, zwei Beſchützer auf einmal verlieren!“ ſprach der junge Mann in traurigem Tone, worauf ihn der Oberſt von Werdenberg mit großen

Augen anſchaute und ihm nach einer kleinen Pauſe erwiederte:

„Sie ſagten mir früher einmal, daß Sie ſich nach dem Augenblicke ſehnten, wo Sie wieder mit Wanderſtab und Skizzenbuch in die Welt hinausgehen könnten — es thäte mir leid, wenn Sie Ihre Anſicht gerade jetzt geändert hätten — gerade jetzt," fuhr er mit einem bedeutſamen Blicke auf den Verſtorbenen fort — „was aber meine Freundſchaft anbelangt, ſo halte ich ſie Ihnen unverkürzt feſt, darauf können Sie ſich verlaſſen, und wenn Ihnen ſpäter einmal der Schutz eines beſcheidenen Daches genügt, ſo wiſſen Sie, wo ich mein kleines Landgut habe, auf dem ich jetzt ein räuberhaft idylliſches Leben führen werde — da bin ich Fürſt auf meinem eigenen Grunde und Boden und habe meinen eigenen Hof, gehörnt und ungehörnt, lauter treue, redliche und dankbare Beſtien!"

Er wiſchte ſich mit der umgekehrten linken Hand über die Augen, reichte dem jungen Manne ſeine Rechte und verließ alsdann das Zimmer, ohne ein Wort weiter zu ſprechen. —

Die Aerzte, welche man eiligſt gerufen, die aber nur kurze Zeit da geweſen und raſch davongeeilt waren, um ihre weiteren Meldungen zu machen, hatten in Rückſicht auf den regierenden Herrn und die Frau Fürſtin-Mutter eine ſpaniſche Wand um den Fauteuil ſtellen laſſen, auf welchem der Verſtorbene ruhte.

Im Nebenzimmer war unterdeſſen ein Lakai damit beſchäftigt geweſen, Feuer in einem Kamine anzuzünden; doch während er dies auf die Weiſung Rodenberg's that, nickte er mit dem Kopfe, nachdem ihn Jener verlaſſen, und ſprach

halblaut vor sich hin: „Nun, das wird wohl der letzte Befehl sein, den ich von dem da erhalte — daß es wenigstens der letzte ist, den ich ausführe, darauf kann er sich jedenfalls verlassen!“

Der Maler trat dicht an den Fauteuil, in welchem sein Wohlthäter ruhte, und da die strenge Hand des Todes seinem Gefühle nach den Unterschied des Standes so weit verwischt hatte, daß er in dem Verstorbenen nur noch einen edeln Menschen sah, der ihn geliebt, der ihm Gutes erzeigt, so drückte er seine warmen Lippen auf die eiskalte Stirn des Todten, und während seine Thränen abermals und reichlicher flossen, flüsterte er ihm heiße Worte der Dankbarkeit zu.

Draußen lachte der wunderbarste Frühlingsmorgen und drang mit Sonnenschein und Blätterduft zu den geöffneten Fenstern herein.

Eine tiefe, feierliche Stille rings umher wurde wohlthuend unterbrochen durch das leise Rauschen in den Blättern, durch das Summen leichtbeschwingter Bienen, durch den tiefen Klang einer einzigen Glocke, die absichtslos zum Sterbegeläute ward — ein leuchtendweißer Schmetterling umgaukelte einen Augenblick die weiße, kalte Stirn des Verstorbenen und schwang sich dann durch das geöffnete Fenster hoch gen den blauen Himmel empor.

Nach diesem einfachen Trauerdienste, den Sonnenglanz, Blumenduft, leidtragende Biene und Schmetterling hier zugleich mit dem tief ergriffenen Gemüthe des jungen Mannes gefeiert, richtete sich dieser auf und begann im Nebencabinette den ihm übertragenen Dienst.

Es war eine ziemlich bedeutende Anzahl der bezeichne-

ten Pakete da, welche zerſtört werden ſollten, und da Rodenberg nur immer eines nach dem anderen vornahm, um keine unverbrannten Reſte zu hinterlaſſen, ſo brauchte er eine ziemliche Zeit dazu. Die Thür neben ſich hatte er angelehnt und hörte deutlich, wie nach und nach eine Menge Perſonen dort eintraten und wieder fortgingen, ohne daß ſeine Aufmerkſamkeit dadurch beſonders in Anſpruch genommen worden wäre. Jetzt aber ſchien ſich nebenan etwas Wichtigeres zu begeben; er hörte ziemlich laut die Stimme des Oberſt-Hofmeiſters und des dienſtthuenden Kammerherrn des Verſtorbenen, das Wegrücken von Möbeln und dann nach einer kleinen Pauſe das geräuſchvolle Oeffnen der anderen Thür, das Rauſchen eines ſchweren Kleides und den Ton einer ſehr ruhigen, harten Stimme, welche fragte: „Wo iſt die Leiche?“

Er vernahm das Wegrücken der ſpaniſchen Wand und hierauf die Stimme des Fürſten, der in weichem Tone ſagte: „Mein armer, guter Oheim!“ —

„Ein eigenthümlicher Geruch,“ hörte er nach ein paar Minuten die Stimme der Frau Fürſtin-Mutter ſagen; „es iſt gerade, als wenn hier etwas verbrannt worden wäre!“ — Dann vernahm man die flüſternde Stimme des Kammerdieners, ohne deſſen Worte verſtehen zu können, und hierauf ein allgemeines A—a—a—ah! der Ueberraſchung, welchem die hohe Dame hinzuſetzte: „Das iſt doch ſeltſam!“

Raſch wurde nun die Thür von dem dienſtthuenden Kammerherrn geöffnet, und Rodenberg, welcher ganz ruhig vor dem Kamine ſtand und bis jetzt die züngelnden Flammen betrachtet hatte, ſchaute, aufblickend, verſchiedene hohe, höchſte

einzelner Individuen auf die kaiſerlichen Wachen beſteht darin, daß man die Poſten vor dem Gewehr mit eiſernen Gittern umgeben hat, hinter welche ſich im Nothfall die ganze Wache zurückziehen kann; eine Einrichtung, die auch in Paris ſchon ſeit vielen Jahren beſteht. Das einzige militäriſche Schauſpiel, welches man in dieſem Augenblick in Mailand ſehen konnte, beſtand täglich um 1 Uhr in dem Aufziehen der Wache vor der kaiſerlichen Burg, wobei eine der vortrefflichen Muſikbanden auf dem Domplatze ſpielte. Zahlreiche Menſchenmaſſen fanden ſich meiſtens dabei ein und lauſchten mit ſichtlichem Behagen den mächtigen Klängen, die, an dem koloſſalen Dom wiederhallend, über den weiten Platz dahinbrausten.

Einer meiner erſten Gänge war nach der Villa reale, dem damaligen Hauptquartier des Feldmarſchalls, wo ich ſo viel angenehmes, ja großes erfahren und geſehen. Lebhaft erinnere ich mich jener Zeit, als ich den Corſo hinabging und nun links auf den mit Bäumen beſetzten Platz einbog, der an den Garten des Palaſtes gränzt und ſich bis zum Eingang deſſelben erſtreckt. Wie lebhaft war es damals hier, welches Gewühl von Offizieren aller Waffen, zu Pferd, zu Fuß und zu Wagen, die aus dem Hauptquartier kamen und dorthin gingen; Freunde und Bekannte aus entfernten Garniſonen, die ſich lange nicht geſehen und ſich nun eilig im Vorübergehen ein freundliches Wort zuriefen oder flüchtig die Hand ſchüttelten — auf Wiederſehen morgen, übermorgen — draußen wenn's losgeht — t'schau — leb wohl — und dahin eilten alsdann die jugendlich kräftigen Geſtalten, um ſich vielleicht wenige Zeit nachher mit dem Orden geſchmückt wiederzuſehen — oder auch vielleicht nie wieder. Dort unter den Bäumen hielten beſtändig Ordonanzen, Huſaren oder Stabsdragoner hoch zu Pferde, oder abgeſeſſen ſich an den Sattel lehnend; und wenn man näher zur Villa reale kam, wie lebendig und bewegt wurde es da, wie ritt und ging es ab und zu! Am Eingangsthor ſah man meiſtens die hohen Geſtalten der

und allerhöchste Augen, welche für ihn durchaus keinen Ausdruck von Freundlichkeit hatten.

„A—a—a—ah, das ist sogar sehr stark!“

„Mindestens unbegreiflich!“ sagte der Fürst, während ein paar der obersten Hofchargen vor Entsetzen sichtlich zusammenschauerten und einige ohnehin schon sehr angegriffene Hofdamen in Ohnmacht zu fallen drohten.

„Frech — das ist das richtige Wort!“

Wir müssen gestehen, daß die Hand des Ober-Hofmarschalls der Frau Fürstin-Mutter förmlich bebte, als er den Händen des Malers jenes Blatt Papier entnahm, welches ihn nicht nur berechtigte, hier zu sein, sondern ihm auch zu handeln befahl, wie er gethan.

„Eine jener sonderbaren, unerklärlichen Grillen meines theuren Schwagers!“

„Welche zur Ausführung,“ sprach der Ober-Hofmarschall in tiefster Entrüstung, „eine Hand gefunden hat, die auch wohl zu Anderem fähig ist!“

Robenberg war im Begriffe, dem Sprecher einen bezeichnenden Blick zuzuwerfen, doch besann er sich eines Besseren und sagte kalt und ruhig: „Die Hand, Herr Ober-Hofmarschall, welche hier ihre Pflicht gethan, that es nur nach einem verlangten und gegebenen feierlichen Versprechen — dieses Blatt hier ist Nebensache und sollte nur für alle Fälle zu meiner Legitimation dienen.“

„Sagen Sie diesem Herrn,“ wandte sich jetzt die Fürstin-Mutter an ihren Ober-Hofmarschall — „natürlicher Weise mit der Erlaubniß meines Sohnes —, daß in solchen Fällen ein Versprechen und ein ähnliches Blatt Papier nur dann irgend eine Gültigkeit haben kann, wenn betreffenden

Orts hierüber ein Befehl eingeholt worden iſt — nicht wahr, mein Sohn?"

„Gewiß, Mama!"

„So klar wie die Sonne!" ſagte der Ober-Hofmarſchall mit einem Blicke gen Himmel.

„So habe ich denn Unrecht begangen," entgegnete der Maler, ſich gewaltſam zuſammennehmend, in ehrerbietigem Tone, „das ich leider für kein Unrecht erkennen kann — ich hatte geglaubt, letztwillige Verfügungen würden in jedem Kreiſe heilig gehalten." — Er wollte hinzuſetzen: „Nicht nur bei uns gewöhnlichen Bürgersleuten," doch ſchwieg er.

„Sie hätten dieſes Blatt Papier vorzeigen und einen Befehl darüber einholen müſſen!" bemerkte der Fürſt in einem etwas ſtrengen Tone, während ſich ſeine Augenbrauen finſter zuſammenzogen.

„Wenn ich einen Fehler begangen habe, ſo bitte ich um Verzeihung, ſo wie nachträglich um Erlaubniß, das, was ich verſprochen, halten zu dürfen!"

»Ah, c'en trop fort!« hörte man im Hintergrunde des Zimmers.

Die Frau Fürſtin-Mutter hielt das Blatt Papier in ihren Händen und übergab es jetzt, ohne den jungen Mann auch nur eines Theiles jenes kalten, gleichgültigen Blickes aus ihren Augen zu würdigen, dem Ober-Hofmarſchall — wo Rodenberg ſtand, war für ſie Luft und nichts als Luft, und der ſtrenge Ton ihrer Stimme vervollſtändigte ihre Worte, als ſie nun zu ihrem Sohne ſagte: „Es iſt wohl überhaupt nicht Dein Befehl, daß jener Herr uns in dieſem feierlichen Augenblicke länger mit ſeiner Gegenwart beehre?"

„Gehen Sie, Rodenberg, gehen Sie und erwarten Sie

mich," ſagte der Fürſt in einem etwas milderen Tone; doch ſetzte er nicht hinzu, wo er ihn erwarten ſolle, wie er vielleicht auszuſprechen gewillt war, denn die Frau Fürſtin-Mutter befahl dem Kammerdiener mit ſehr lauter Stimme, die noch neben dem Kamine liegenden unverbrannten Pakete aufzuheben und ihrem Ober-Hofmarſchall zu übergeben.

Rodenberg that nun hier allerdings etwas, das gegen alle Etiquette war, denn er trat mit einer tiefen Verbeugung bis auf die Schwelle des Gemaches, ſehr nahe vor die Herrſchaften, und ſagte alsdann in einem eigenthümlich bewegten Tone und mit einem Blicke, welcher dem ſtillen Manne im Lehnſtuhle galt: „Da es mir alſo nicht vergönnt iſt, mein Verſprechen zu halten, ſo möge mir der verzeihen, dem ich's gab, und er wird es thun, da er von mir überzeugt ſein konnte, daß ich nach ſeinem Willen gehandelt haben würde, ohne Rückhalt, ohne Deutelei, ohne irgend eine Nebenabſicht!" — Dann machte er eine zweite Verbeugung, wandte ſich kurz um und verließ das Cabinet und das Schloß mit ſo hoch erhobenem Kopfe, daß manche der Beamten und Lakaien, welche ihm begegneten, in dem Glauben, er ſei von den allerhöchſten Herrſchaften außerordentlich gnädig behandelt worden, an ihm mit ganz beſonders ehrfurchtsvollem Gruße vorbeigingen. Wie ärgerten ſich die meiſten von ihnen, als ſie ſpäter den wahren Sachverhalt erfuhren, und wie gern hätten ſie ihren ehrfurchtsvollen Gruß zurückgenommen, um ihn mit einem gewiſſen ſtillen Lächeln der Befriedigung vertauſchen zu können!

Rodenberg verließ das Schloß und ging nach ſeiner Wohnung. Dort, in ſeinem Zimmer, ſchritt er lange traurig bewegt, aber durchaus nicht unglücklich auf und ab, ja, wenn

ihm auf Augenblicke das Bild ſeines verſtorbenen Wohlthäters und Freundes verſchwand und er an ſich ſelbſt und an den wahrſcheinlichen Stand ſeiner Angelegenheiten dachte, ſo konnte er ſich eines tiefen Athemzuges nicht erwehren, eines jener Athemzüge, welche die Bruſt erleichtern und uns unwillkürlich mit einem frohen Ausdrucke gen Himmel blicken laſſen. Er fühlte es wohl, die goldene Kette war zerriſſen, die man ſo gern trägt, trotzdem ſie eine Feſſel iſt; er ſchaute um ſich her auf die Bäume vor ſeinem Fenſter und über ſie hinweg auf die fernen Berge, und es war ihm gerade zu Muthe, als bemerke er den kleinen Pfad, den er in Kurzem wandern werde — er mit ſeinem Skizzenbuche und ſeinem Stocke, ſonſt allein — ganz allein.

Er ſtrich langſam mit der linken Hand über ſeine Bruſt in der Gegend des Herzens, als könne er dort Erinnerungen abſtreifen, die ſchon lange von ſelbſt fallen wollten wie verwelkte Blätter — Erinnerungen an die Jahre, die er hier verbracht — Erinnerungen an ſie — an ſie.

„Das Alles muß ich verſuchen, hier zurückzulaſſen,“ ſagte er ohne Traurigkeit, wenngleich ſchmerzlich bewegt — „es war ein ſchöner Traum, aus dem man mich ein wenig unſanft aufgeweckt hat!“

So verging dieſer Tag, an dem Rodenberg ſeine Wohnung nicht mehr verließ — ſeine täglichen Geſchäfte im Schloſſe widerten ihn an: da ſollte er Verſprechungen machen, da ſollte er befürworten, er, der überzeugt zu ſein glaubte, daß ſein Fürwort von nun an nur noch eine entgegengeſetzte Wirkung haben konnte, er, der ja nicht im Stande war, die für ſeine Perſon gegebenen Verſprechungen zu halten.

Am anderen Morgen ließ er auf ſeiner Kanzlei anfragen, ob dringende Geſchäfte vorhanden ſeien; ob ihn viele Leute erwarteten, darüber ſollte ihm ſein Diener mündlich berichten. Die Antwort des Secretärs lautete, Dringendes gäbe es gar nichts, und der Lakai ſagte, das Vorzimmer ſei ganz leer geweſen.

Rodenberg hatte geſtern Niemanden ſehen wollen, und deßhalb war auch Warren zweimal vergeblich da geweſen — heute aber ließ dieſer ſich nicht abweiſen und trat mit der Frage ins Zimmer, ob er auch heute für ihn nicht zu Hauſe ſei. „Das iſt ein eigenes Benehmen," ſetzte er hinzu, „ſeine Thür zu verſchließen, wenn im inneren wie im äußeren Departement ſo Wichtiges vorgeht!"

„Ja, Unangenehmes genug, und ich erwarte von Ihnen eher eine Belobung, weil ich es vor der Hand für mich behalten wollte."

„Graſſer Egoismus und unnütze Vorſicht — glauben Sie denn, eine Geſchichte, welche ſich vor einem guten Theile des Hofes zutrug, habe ſich nicht geſtern ſchon mit den wunderbarſten Zuſätzen verbreitet wie ein Lauffeuer in dürrem Graſe?"

„Ich kann mir dieſe Zuſätze denken."

„Nein, das können Sie wahrhaftig nicht, obgleich Sie einige Phantaſie haben."

„So laſſen Sie mich etwas davon hören."

„Wozu das? Sie würden ſich nur darüber ärgern."

„Gewiß nicht, und ich halte es für gut, Nachreden über mich jetzt ſchon kennen zu lernen."

„Erinnern Sie ſich der würdigen Madame Schmitz, der Mutter unſeres gemeinſchaftlichen Freundes Michel Angelo?

Von ihr erzählten Sie mir einmal, auf welche erfindungsreiche Art man damals das Unglück Roderich's vergrößert."

„O ja, brachte man doch ſogar das Skelett in ſeinem Atelier mit dem Verſchwinden ſeiner Frau in Zuſammenhang. — Sie zweifelten vorhin an meiner Phantaſie — ſoll ich Ihnen wiederholen, was man über mich ſagt?"

„Darauf wäre ich begierig."

„Zuerſt weiß man ganz genau, daß jener ſchriftliche Befehl des Prinzen, ſeine Briefe zu verbrennen, von mir ſelbſt gemacht war, um mich in den Beſitz wichtiger und werthvoller Papiere zu ſetzen."

„Getroffen — getroffen!" ſagte Warren heiter.

„Andere, gutmüthigere Leute ließen mich zu gleicher Zeit noch ein paar Hände voll Brillanten mitnehmen, die mir natürlicher Weiſe auf Befehl des Fürſten wieder abgenommen wurden."

„Weiß Gott, Sie haben die Gabe des zweiten Geſichtes!"

„Die Beſten," fuhr Rodenberg gleichmüthig fort, „flüſtern, der Prinz ſei eigentlich keines natürlichen Todes geſtorben, ſondern habe Gift getrunken, das ich ihm gemiſcht."

„Ausgezeichnet," lachte Warren, „ganz vortrefflich, und wenn das ſo fortgeht, ſo erfahren wir morgen früh, Sie hätten das Feuer im Kamine entweder angezündet, um vermittels der umhergeſtreuten Papiere das Schloß in Brand zu ſtecken oder damit Ihren Wohlthäter zu röſten und dann zu verſpeiſen — ein ſolcher Gebrauch, um den Verſtorbenen zu ehren, ſoll noch bei einigen Stämmen von Wilden Statt finden."

„Auf alle Fälle ſcheint man freundlich über mich ge-

ſtimmt zu ſein," ſagte der Maler, indem er gedankenvoll zum Fenſter hinausblickte.

„Wundert Sie das? Mich durchaus nicht!"

„Sie ſind noch nicht lange genug hier, lieber Warren," fuhr der Andere in ruhigem Tone fort, „als daß ich zu Ihnen ſagen könnte: nennen Sie mir irgend Jemanden, dem ich wiſſentlich Unrecht gethan, oder dem ich nicht geholfen, wenn ich ihm helfen konnte — es würde Ihnen ſchwer werden, und wenn Sie Buch geführt hätten über alle meine Thaten und über jeden meiner Schritte, wogegen es mir ein Leichtes wäre, Ihnen Namen zu nennen aus den verſchiedenſten Kreiſen, aus den verſchiedenſten Ständen, denen ich gefällig war, denen ich geholfen, denen ich Gutes gethan, ſo viel es in meiner Macht ſtand — ich darf das wohl ſagen, da ich mich ja vorhin nicht ſcheute, mit Ihnen über meine jetzigen Nachreden zu ſprechen — doch laſſen wir das — nur wenn Sie etwas Poſitives über mich in Erfahrung gebracht, was mit dem geſtrigen Vorfalle im Zuſammenhange ſteht, ſo erzeigen Sie mir eine Gefälligkeit, wenn Sie es mir mittheilen."

„Ich erfuhr nur ſo viel, daß Ihre Feinde bei Hofe — und Sie haben deren eine gute Anzahl — gewaltig heitere Mienen machen, wenn von geſtern und von Ihnen die Rede iſt. Sie werden mir dabei glauben, daß ich einige ſehr verblüffte Geſichter hervorrief, als ich über Sie ſprach, wie es aus meinem Herzen kam."

„Sie ſollten das in Ihrer Stellung nicht thun."

„Pah, meine Stellung — habe ich ſie mir ſelbſt gewählt? — Ich ließ mich durch meinen Vater in die diplomatiſche Carrière lanciren, um aus England fortzukommen, weil es mir dort langweilig war und weil ich mit Sicherheit

darauf rechnen konnte, im Auslande Euch, meinen lieben Freunden, zu begegnen, und daß wir Beide berechtigt ſind, uns mit dieſem Namen zu nennen, daran werden Sie auch wohl nicht zweifeln?"

Er reichte bei dieſen Worten Rodenberg ſeine beiden Hände, die Jener herzlich ſchüttelte, worauf Warren fortfuhr: „So, das wäre das innere Departement; jetzt wollen wir zum äußeren übergehen, und von dem will ich Ihnen eine kleine Idylle erzählen, welche alle Schatten, alle Falten von Ihrer Stirn ſcheuchen wird — aber ſetzen wir uns, oder vielmehr, ſetzen Sie ſich, denn ich muß auf und ab gehen, wenn ich Ihnen das erzähle, ich muß hinauslachen können, hinausjubeln, vielleicht auch hier und da vor Freude einen Luftſprung machen!

„Aber wie ſoll ich anfangen, um im Style einer hübſchen Novelle Ihnen der Reihe nach zu erzählen, wie ſich Alles das begeben?" ſprach Lord Warren in ſichtlicher Erregung zu ſeinem Freunde Rodenberg. „Ich ſah Sie ja noch, ehe ich zu Pferde ſtieg, dann ritt ich fort durch das friſche Grün, und, berauſcht von Frühlingsluft, verſtand ich das Murmeln des Waſſers, die Sprache eines Glöckleins, den Geſang der Vögel, das Duften der Blumen — kurz, wurde ganz unſinnig vor Freude!" — Das Alles ſprach, jubelte er vielmehr in toller Haſt heraus, und als er ſah, wie ihn der Andere kopfſchüttelnd betrachtete, ſchlug er ſich vor die Stirn und ſagte nach einem tiefen Athemzuge: „Ich habe es ja wohl gewußt, daß es mit dem Erzählen ſo nicht geht — hier im Herzen und da in der Kehle ſteckt mir der Schluß meiner Novelle, und ehe ich dieſen nicht hinausſprudle, wird

es mir nicht möglich sein, Ihnen etwas in einer anständigen Folge zu erzählen!"

„Nun, so sprudeln Sie denn in Gottes Namen zu — es ist wahr, Ihre Mittheilungen sind ein wenig verwirrt."

„Vor Freude — und auch Sie werden verwirrt werden — bereiten Sie sich denn vor, etwas ganz Außerordentliches zu vernehmen!"

„Nur zu — ich bin vorbereitet genug — mein Inneres ist dürr und trocken und kann durch ein großes, freudiges Ereigniß nur erfrischt und gehoben werden!"

„Aber Sie haben gar keine Idee davon, was Sie hören werden," sagte Warren, indem er sich vor den Freund hinstellte, die Hände gefaltet und ihn kopfnickend betrachtend — „halten Sie sich fest, Rodenberg — halten Sie sich fest!" — Er legte ihm die Rechte auf die Schulter und rief ihm mit lauter Stimme zu: „Denken Sie sich, ich habe Edelweiß wiedergefunden!"

„A—ah, die junge Dame, die Sie in Zürich trafen und für die Sie sich interessirten!"

„Was junge Dame — was interessiren? — Edelweiß — einzig in ihrer Art wie ihre Blumenschwester — Edelweiß, die ich ganz toll und rasend liebe!"

„Nun, nun, das überrascht mich wohl und freut mich auch einiger Maßen, ich fürchte aber, wir werden in Folge davon von einem unüberlegten Streiche hören."

„Möglich, möglich — aber hören Sie weiter."

„Noch eine Ueberraschung? Ich hoffe auf eine noch angenehmere," bemerkte Rodenberg lächelnd.

Warren hatte sich gegen ihn geworfen, hatte mit seinem Arme den Hals des jungen Malers umfangen und den

Mund ſeinem Ohre genähert, als wolle er ihm etwas zuflüſtern, rief ihm aber bebend vor Aufregung mit lauter Stimme zu: „Ich habe Edelweiß gefunden, und Edelweiß iſt Margarethe, unſere kleine Margarethe von damals — Olfers' Margarethe!“

„A—a—ah, Warren! Und deſſen ſind Sie gewiß?“

„So gewiß ich es über mich ſelbſt bin!“

„Margarethe wiedergefunden — und iſt kein Irrthum möglich?“

„Unmöglich — ich bin der Wahrheit ſicher durch die liebſten und wahrſten Zeugen — nennen Sie auch dieſe Neuigkeit unbedeutend?“

„Sie iſt ſo groß, daß ich ſie kaum zu faſſen vermag — Margarethe wiedergefunden!“

„Und wie — ſchön und liebenswürdig über alle Beſchreibung!“

„Margarethe — welches Glück für unſern guten Roderich!“

„Und für uns!“ rief Warren begeiſtert — „ein Hurrah dafür, und noch eines und noch eines!“

„Ja, ein Hurrah aus vollem Herzen und einen Freudenſprung dazu!“ rief der junge Maler auffahrend, und da ihn der Andere nicht losließ und der Freudenſprung doch gemacht werden mußte, ſo entſtand daraus eine ganze Kette von Freudenſprüngen, welche einem tollen und wilden, durch das ganze Zimmer raſenden Walzer außerordentlich ähnlich ſahen.

Endlich ſtanden die Beiden, hoch aufathmend und dabei lachend, ſo gut es eben gehen wollte, ſtill und waren nicht wenig erſtaunt, einen Zuſchauer zu haben, der ſeinerſeits ein

Grenadiere mit den ſchwarzen Bärenmützen über den ernſten braunen Geſichtern; Gewehr im Arm ſchritten ſie auf und ab, oder ſaßen neben einander auf hölzernen Bänken am Thor. Mittags ſpielte ſtets eine Muſikbande im Hof, und dabei gab man ſeinem militäriſchen Freunde ein Rendezvous, man plauderte mit einander, man lachte, man ſpazierte auf und ab luſtig und guter Dinge, bis ſich hinten im Hof die gewiſſe Thür öffnete, und der kleine Mann heraustrat, die Hände auf dem Rücken, etwas vorn übergebeugt mit dem ſo lieben und freundlichen Angeſicht; da ſchwiegen plötzlich alle Geſpräche, die Luſtwandelnden ſtanden ſtill, die Gruppen lösten ſich auf, und jeder Säbel, ehrerbietig an die Seite genommen, ſtieß klirrend auf das Pflaſter, und in jeder Bruſt regte ſich ein eigenes Gefühl: es war, als müſſe man den alten Marſchall, ſo oft er erſcheine, mit einem lauten jubelnden Lebehoch empfangen.

Das alles dachte ich, als ich vom Corſo auf jenen Platz mit den Bäumen einbog, der jetzt ſo lautlos und ohne Leben dalag; ein leiſer Lufthauch rauſchte durch die Blätter und ſchien mit mir von vergangenen Zeiten plaudern zu wollen. Außer mir ging niemand unter den Bäumen; das Ohr vernahm nicht mehr das Wiehern eines Pferdes, nicht mehr das Klirren eines Säbels — kein freundliches Begrüßungswort — alles, alles ſtill und einſam. Vor dem Thore des Palaſtes ſchlenderte ein einzelner Wachtpoſten auf und ab, im Hofe brütete die Sonne, und war hier nichts zu erwecken als ein melancholiſches Echo der eigenen Schritte; die Thüren waren verſchloſſen, die Fenſter verhängt, und erſt nach langem Suchen gelang es mir, einen Portier aufzufinden, der mich gähnend verſicherte, das Innere der Villa ſei verſchloſſen und er habe keine Erlaubniß, die Zimmer zu öffnen. So war es mir alſo nicht vergönnt, jene Gemächer noch einmal zu betreten, wo ich das Glück hatte, dem Marſchall vorgeſtellt zu werden, wo ich die Generale Heß und Schönhals kennen gelernt hatte, wo ich durch meinen edlen und lieben Freund, den

noch größeres Erſtaunen an den Tag legte. Unter der Thür ſtand nämlich der Kammerherr Freiherr von Schenk, und das ſtereotype Lächeln ſeines glatten Geſichtes, das auch jetzt noch nicht gewichen war, brachte, gemiſcht mit dem eben angedeuteten Erſtaunen, auf ſeinen Zügen einen höchſt ſonderbaren Ausdruck hervor; dabei hatten ſich ſeine Augenbrauen ſehr hoch emporgezogen, während ſeine Unterlippe ſehr tief herabhing.

„A—a—a—ah — Sie verzeihen — meine — Herren — der Bediente führte mich herein!“

„Und das bedarf durchaus keiner Entſchuldigung, Herr Baron,“ ſagte Rodenberg, auch jetzt noch ein heiteres Lächeln um die Lippen — „ich läugne es nicht, daß wir luſtig waren.“

„Bei offenen Thüren,“ warf Lord Warren ein, „alſo ohne daraus ein Geheimniß machen zu wollen.“

„Ich bin entzückt von Ihrer Fröhlichkeit und bedaure nur, dieſelbe geſtört zu haben; doch dürfen Sie überzeugt ſein, daß ich dies ohne einen triftigen Grund gewiß nicht gethan haben würde, und hätte auch mit demſelben noch gewartet, wenn ich nicht durch Ihren Diener hereingeführt worden wäre — bitte alſo nochmals um Entſchuldigung!“

„Unnöthig, Herr Baron — auch kann ich meinem Diener keine Schuld geben, denn er weiß am beſten, daß in meiner Wohnung Alles bei offenen Thüren verhandelt wird!“

„Ich laſſe Sie jetzt, Rodenberg,“ ſagte Warren, indem er dem Freunde die Hand reichte, „behalte mir aber ganz genaue Mittheilung bis ſpäter vor — ich muß meine reizende Novelle an den Mann bringen.“

„Und ich freue mich ſehr darauf!“

Der Lord machte dem Kammerherrn eine abgemeſſene Verbeugung, welche dieſer in der Art erwiederte, wie ein Nußknacker zu machen pflegt, wenn man ſeinen ſteifen Zopf hinten aufhebt. — „Ein charmanter junger Herr!“ ſagte er aber, dem jungen Engländer nachſchauend, als dieſer im Vorzimmer verſchwunden war.

„O ja, und ein guter, zuverläſſiger Freund!“ warf Rodenberg leicht hin, indem er mit der Hand nach einem kleinen Fauteuil wies, auf den ſich der Kammerherr Freiherr von Schenk langſam und ſehr bedächtig, ſeiner ſtramm angezogenen Beinkleider wegen, niederließ. — „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Baron?“

Der Kammerherr hatte ſeine ſchwere goldene Uhrkette um den ausgeſtreckten Zeigefinger gewickelt und ließ jetzt ſeine Augenlider leicht herabfallen, während ſich ſeine Brauen abermals hoch emporzogen: es gibt dies dem Geſichte eine gewiſſe Wichtigkeit und ſoll in der Anleitung für junge Hofherren vorgeſchrieben ſein.

„Ich erlaubte mir ſchon, Ihnen zu bemerken, Herr Rodenberg, daß ich in einem Auftrage zu Ihnen komme, und zwar — im höchſten Auftrage unſeres allergnädigſten Fürſten.“

Der junge Maler machte eine Verbeugung, worauf ſich die Augen des Kammerherrn beinahe ganz ſchloſſen, als er fortfuhr: „Mich dieſes allerhöchſten Auftrages zu entledigen, bin ich gezwungen, auf einen Vorfall hinzudeuten, der wohl noch in Ihrer Erinnerung ſteht.“

„Gewiß, Herr Kammerherr, ſo lebhaft in meiner Erin-

nerung, daß ich mich vollkommen in der Verfaſſung fühle, Alles anzuhören, was Sie mir zu ſagen haben."

„In allerhöchſtem Auftrage — ich bitte das nicht zu vergeſſen —, und ich darf wohl hinzuſetzen, daß Seine Königliche Hoheit in der allergnädigſten Abſicht die Frage an Sie ſtellen laſſen, ob es Ihnen nicht genehm wäre, durch einen kleinen mehrwöchentlichen oder, wenn Sie wünſchen, mehrmonatlichen Urlaub Gelegenheit zu erhalten, dieſen — eigenthümlichen Vorfall in Vergeſſenheit zu bringen?"

Rodenberg betrachtete den Sprecher lächelnd und fing auf dieſe Art einen forſchenden Blick ab, den jener unter den herabgeſenkten Augenwimpern nach ihm richtete.

„Sollten Sie mich vielleicht verſtanden haben," fragte der Freiherr von Schenk nach einer kleinen Pauſe mit einem ſüßlichen Tone, welcher Wohlwollen ausdrücken ſollte — „oder würden Sie vielleicht die Güte haben, mich verſtehen zu wollen?"

„Obgleich einige Jahre bei Hofe, bin ich doch noch nicht ganz auf der Höhe der Situation, um Ihnen mit Beſtimmtheit ſagen zu können, daß ich Sie vollkommen verſtanden; doch fängt es bei mir an zu dämmern, und dürfte ich mir vielleicht erlauben, Ihnen verſuchsweiſe anzudeuten, ob ich Sie verſtanden?"

„Thun Sie das, mein verehrter Herr Rodenberg, thun Sie das."

„Ich ſoll um einen mehrwöchentlichen Urlaub anhalten — beſſer noch um einen mehrmonatlichen — einen Urlaub, den ich natürlicher Weiſe fern von der Stadt, vielleicht ſogar fern vom Lande zubringe?"

Der Kammerherr nickte beiſtimmend mit dem Kopfe.

„Nach Verlauf dieſes mehrmonatlichen Urlaubs finde ich, daß es ſchwer werden wird, mich wieder in meine früheren Verhältniſſe zu ſchicken, und komme um meinen Abſchied ein — iſt's nicht ſo, Herr Baron?"

„Gewiß, gewiß," erwiederte dieſer mit einer Lebhaftigkeit, welche ihm in der Freude ſeines Herzens entſchlüpfte, die er aber im nächſten Augenblicke dadurch wieder gut zu machen ſuchte, daß er ſich ernſtlich auszuſehen bemühte, in Wahrheit aber ziemlich albern ausſah, und hinzuſetzte: „Im allerhöchſten Auftrage, den ich auszuführen die Ehre habe, iſt dies durchaus nicht vorgeſehen; ſollten Sie, verehrter Herr Rodenberg, aber freiwillig, gänzlich ungezwungen, nach einem ſolchen mehrwöchentlichen Urlaube, ja, ich möchte ſagen, ſogleich um Ihren Abſchied einkommen, ſo glaube ich, daß dies allerhöchſten Ortes aufs allergnädigſte angeſehen und belohnt würde."

Rodenberg konnte ſich nicht enthalten, hierauf einen raſchen Gang durch das Zimmer zu machen, während welchem er die Hände in ſeine Hoſentaſchen ſteckte und im Vorüberkommen hier und da einen Blick ſcharf und zuckend wie ein Blitz auf den Anderen warf, was dieſer aber nicht zu bemerken ſchien, da er ſich angelegentlich damit beſchäftigte, die Quaſten ſeines Stockbandes, welche etwas in Unordnung gerathen waren, ſorgfältig zu glätten.

Plötzlich blieb Rodenberg ſtehen und ſagte in einem ruhigen, feſten, aber ſehr entſchiedenen Tone: „Herr Kammerherr, Sie haben ſich des allerhöchſten Auftrages mit einer Genauigkeit entledigt, die nichts zu wünſchen übrig läßt und mir auch nicht den leiſeſten Zweifel über die Lage der Sache geſtattet. Da ich aber darin ſo außerordentlich hell ſehe,

ſo muß ich mir ſchon erlauben, Ihnen zur Antwort zu geben, daß ich es für unverantwortlich gegen mich ſelbſt gehandelt hielte, ja, für feige, wenn ich durch das Verlangen eines Urlaubs meine Stellung hier verließe, auf der ich, wie mir ſcheint, ſehr mißliebig geworden bin; ich zweifle nicht, daß man den Willen und die Macht hat, mich davon zu entfernen, und werde auch in dieſer Richtung die Befehle Seiner Königlichen Hoheit erwarten und pflichtſchuldigſt erfüllen."

„Sie ſind argwöhniſch, Herr Rodenberg, und ſuchen im Schatten Dinge, die nicht vorhanden ſind."

„Gewiß nicht, Herr Baron; aber ſchon der Schatten an ſich, unter dem man mich verſchwinden laſſen möchte, ohne irgend welches Geräuſch, ohne einen erklärten Abſchied, wie eine unnütz gewordene Luſtſpiel-Figur — dieſer Schatten an ſich iſt mir unangenehm — denn als ein Künſtler liebe ich das gute, ehrliche Tageslicht, die Helle, die Durchſichtigkeit, und mit dieſen herrlichen Freunden will ich Alles erwarten, was man über mich zu beſchließen für gut findet. Es wäre doch ſchade," ſetzte er ironiſch lächelnd hinzu, „wenn Ihnen der Anblick entginge, wie ich an einem ſchönen Morgen, den Wanderſtab in der Hand, mein Skizzenbuch unterm Arme, zum Thore hinaus wandere, und dabei leiſte ich Ihnen das Verſprechen, Herr Kammerherr, daß ich nicht einmal den geradeſten Weg zum Thore nehmen will, ſondern an Ihrer Wohnung vorüber, ſowie an denen mancher anderen guten und lieben Freunde, und daß ich dabei nicht einmal betrübt ſein werde, wenn ich auf Ihren heiteren Geſichtern leſe, wie glücklich Sie dieſer Wechſel alles Irdiſchen macht."

Freiherr von Schenk zuckte leicht mit den Achſeln, und während er ſich langſam erhob, gönnte er dem jungen Manne einen beinahe vollen Blick ſeiner matten Augen, zugleich mit den ſanft ausgeſprochenen Worten: „Sie thun Unrecht, Sie thun ſich ſelbſt großes Unrecht!“

„Sei es darum,“ entgegnete ihm der Andere mit heiterem Sinne; ein beliebtes Sprüchwort heißt freilich: ‚Es iſt beſſer, Unrecht leiden, als Unrecht thun!‘ Doch wollen wir es einmal umkehren, wenn es Ihnen ſo recht iſt, und was hintendrein kommt, ruhig abwarten.“

„Sie haben mir nichts weiter zu ſagen?“

„In dieſer Angelegenheit nicht, Herr Kammerherr; aber vielleicht freut es Sie, zu erfahren, daß Ihr Vetter, Herr Maler Roderich Olfers, dieſer große, berühmte Künſtler, in kurzer Zeit hier eintreffen wird — ſeinen Briefen nach ſcheint er ſeine Reiſe ſo viel als möglich zu beſchleunigen.“

Der Freiherr von Schenk, ſchon im Abgehen begriffen, hatte ſeinen Hut mit beiden Händen erfaßt und ſchien das Fabrikzeichen in demſelben angelegentlichſt zu ſtudiren, war aber trotzdem nicht im Stande, eine leichte Röthe zu verbergen, welche über ſeine Züge flog: die Worte des jungen Malers beantwortete er nur mit einer Verbeugung und verließ alsdann das Zimmer, in dem ſich nun zwei andere und willkommenere Geſichter ſehen ließen.

„Hier riecht's wie auf einem Hochgerichte,“ ſagte Walter, dem Davongehenden finſter nachblickend; „auch fliegen ſchon die Raben davon — biſt Du gelinde geröſtet worden oder ein wenig von unten herauf gerädert? — Eines davon iſt doch unſer Schickſal, habe ich geſtern den großen Räuber Moor ſagen hören.“

„Wir ſtehen am Vorabende großer Ereigniſſe,“ entgegnete ihm Rodenberg lachend, „und da iſt man beſonders glücklich, gute Freunde um ſich zu haben — wie geht's Ihnen, Schlegel — merken Sie ſchon Gegenwind?“

„Vor der Hand erſt Windſtille — die Segel ſchlappen am Maſte und ich kann nicht vorwärts kommen: was die Decorationen, mit denen ich zu einer neuen Oper beauftragt war, anbelangt, meinte mein hoher Chef, es könnten Verhältniſſe eintreten, welche andere Schauſpiele wünſchenswerth machten.“

„Doch erſt nach der Trauerzeit für den Prinzen Heinrich?“

„Die wird verdammt kurz dauern!“ brummte Walter.

„Hat aber ihre nach dem Hof-Reglement beſtimmte Zeit, und man wird nicht ſo gegen Sitte und Herkommen handeln, um die Trauerzeit für einen der nächſten Verwandten abzukürzen.“

„Man wird einen Vorwand finden, darauf kannſt Du Dich verlaſſen, und die Frau Fürſtin-Mutter iſt in dieſen Dingen ſehr erfinderiſch.“

„Haſt Du etwas darüber gehört?“

„Allerdings — etwas, das meine Worte beſtätigt.“

„Vielleicht in irgend einer Kneipe?“ ſagte Rodenberg achſelzuckend.

„Ich habe nie geläugnet,“ ſprach Walter in einem barſchen, trotzigen Tone, „daß ich in Kneipen manche gute Erfahrung geſammelt! So eine Kneipe mit ihrem Inhalte kommt mir vor wie ein Waſſer-Filtrir-Baſſin: da hinein läuft die trübe, ſchwammige Fluth des Tagesgeſchwätzes, und wenn ſie ſich durch die verſchiedenen Zungen abgeklärt hat, bringt

unten nicht ſelten ein Tropfen klarer Wahrheit durch! In dieſen Kneipen, wie Du es zu nennen beliebſt, ſitzen Leute, die am Morgen ihrem Herrn die Hoſengurten feſtzogen und es mit anhörten, wie ein guter Freund, der dabei ſtand, freilich flüſternd, aber doch laut genug davon ſprach, daß man die Verheirathung des Fürſten beſchleunigen werde, um ſo mit guter Manier die Hoftrauer abkürzen zu können!“

„Armer Prinz Heinrich,“ ſagte Rodenberg vor ſich niederblickend, „ſo wollen ſie Dir das nicht einmal gönnen, was doch der geringſte Bettler für ſeinen Verwandten übrig hat!“

„Pah, was kann ihm das nutzen oder ſchaden?“

„Er hielt auf Formen,“ fuhr der junge Mann, wie mit ſich ſelbſt redend, fort, „und hatte beſonders in ſeiner Stellung Recht, daß er es that — aber Du haſt falſch gehört: ſie werden nicht tanzen und jubiliren an dem kaum geſchloſſenen Grabe!“

„Und doch habe ich meine Nachrichten aus der allerbeſten Quelle!“

„Pah — gib mir Beweiſe dafür!“

„Gut — Beweiſe für die Richtigkeit meiner Vertrauensmänner, indem ich Dir ſage, was jener Rabe von Dir gewollt!“

„Darauf wäre ich begierig!“

„Er bot Dir einen Urlaub an, damit es leichter werde, Dir aus der Entfernung Deinen Abſchied zu geben — ſpare eine Antwort und ein beſcheidenes Läugnen, Dein Geſicht verräth es mir, daß mein Vertrauensmann die Wahrheit ſprach — und willſt Du wiſſen, wer der Vertrauensmann iſt? — Der Leibkutſcher Seiner Excellenz des Herrn Ober-

Hofmarſchalls — er hat vortreffliche Ohren und hörte geſtern bei der Spazirfahrt deutlich, wie ſein Herr über dieſe Angelegenheit ſprach; er meinte, der Herr nämlich, nicht der Knecht, Du müßteſt ſehr bornirt ſein, wenn Du nicht mit beiden Händen darnach griffeſt, Deine Stellung auf ſo angenehme Art verlaſſen zu können — biſt Du wirklich ſo bornirt?"

„Leider — ich kann es nicht läugnen!"

„Ich habe es nicht anders erwartet und es freut mich — laß ſie ankommen und zeige ihnen die Zähne ſo lange als möglich. Unterdeſſen wollen wir unſere Bündel ſchnüren — ich das meinige, ſowie Du das beinige."

„Wahrſcheinlich werde ich mich anſchließen," ſagte der Decorationsmaler — „Sie wiſſen es am beſten, Rodenberg, wie ſehr mein Chef gegen meine Anſtellung war, und wenn Sie fortgehen, habe ich allen Halt verloren."

„Den Teufel auch haben Sie verloren!" brauste Walter auf — „welch beſſern Halt wollen Sie haben, als Ihre Kunſt? Haben nicht Ihre neuen Decorationen für das Hoftheater glänzend durchgeſchlagen? Wurden Sie nicht in jedem Acte ſtürmiſch gerufen, und ſprach ſich nicht die geſammte Preſſe," ſetzte er hinzu, indem er auf höchſt komiſche Art ſeine Backen aufblies, „dahin aus, wie ſehr man dem erhabenen Herrſcher, dem geliebten Fürſten dafür dankbar ſein müſſe, daß er durch das Heranziehen Ihres auffallend großen Talentes einem längſt gefühlten Bedürfniſſe abgeholfen? Mich freut es nur, wie Sie nach Rodenberg's Sturze finden werden, daß dieſe Lumpenblätter ſich ſelbſt wieder einmal aufs Maul geſchlagen und ſie ſich winden werden wie der Wurm an der Nadel, bis ſie eingeſtehen,

man habe ſich doch in Ihrer Kunſt geirrt und man müſſe abermals die Weisheit des erhabenen Herrſchers und geliebten Fürſten anſtaunen, der ſchon den Befehl gegeben habe, Sie als einen unfähigen Menſchen zu entlaſſen!"

„Was Rodenberg nicht gethan und nicht thun konnte," ſagte der Decorationsmaler, „kann ich in meiner beſcheidenen Stellung wohl thun: um einen Urlaub nachſuchen und mich wo anders umſchauen."

„Ja, Sie können das thun und Sie müſſen das thun!" knurrte Walter und ſagte dann, indem er einen Blick ungeheuchelter Wehmuth, ein Gefühl, das ſich bei ihm ſo ſelten ausſprach, auf Rodenberg richtete: „O, wäreſt Du ein Künſtler geblieben, nichts als ein Künſtler, dann würde ich auch Dir den Rath gegeben haben: wirf ihnen Deine Palette vor die Füße und ſtecke Deinen Malerſtock zum Fenſter hinaus mit der ſtolzen Inſchrift: ‚Rodenberg lebte hier und Rodenberg iſt gegangen, weil man den Künſtler in ihm nicht geachtet!'"

„Ja, Du haſt Recht," erwiederte ihm der junge Maler mit leiſer Stimme — „Rodenberg der Künſtler hätte gehen können, freiwillig, mit hoch erhobenem Kopfe, aber Rodenberg der Höfling muß bleiben, bis man ihn fortſchickt."

„Nimm's nicht zu Herzen, mein Junge," entgegnete ihm Walter gutmüthig; „es läuft am Ende auf Eines hinaus, und wenn man auch eine Zeit lang den kurzgeſchwänzten Frack getragen und das Halsband mit der Kette unter einer weißen Halsbinde verborgen, ſo ſind wir doch immerhin rechte Kerls geblieben und wollen den ſehen, welcher uns das Gegentheil beweiſt. Doch nun zu etwas Vernünftigem und Geſchäftlichem — ich hatte noch eine gute

unvergeßlichen Grafen Guſtav Neipperg, den leider der Tod hinweggerafft, eingeführt wurde — — wo wir ſo heiter dinirten, und wo Adjutanten und Ordonanzen, die jungen tapfern Kiebitze des Marſchalls, ihr heiteres Weſen trieben. Ja nicht einmal hineinblicken durfte ich in die untern Räume, wo ſich die Kanzleien befanden, aus denen ich ſo manchen unſterblichen Bericht ſchrieb, wo Oberſt Eberhardt den freundlichſten Wirth machte, und wo uns der Erſtürmer der Villa rotunda, der tapfere General v. Reiſchach, den hölliſchen Proteus erklärte. Sie ſind vor der Hand dahin jene Zeiten, und ich empfand es an dieſem Morgen recht ſchmerzlich, von all den lieben Bekannten und Freunden, die einſtens hier beiſammen, nun weit auseinander zerſtreut leben, nicht einen einzigen mehr zu finden. Wem aber von allen dieſe Zeilen zu Geſicht kommen, der möge ſie als einen herzlichen Gruß von mir annehmen und als ein Zeichen daß ich der damaligen Tage ſtets in Freundſchaft und Dankbarkeit gedenke.

Nur der Eintritt in den Garten der Villa reale wurde mir geſtattet, und ich machte mir das traurige Vergnügen, eine Viertelſtunde in den jetzt ſo einſamen Gängen herumzuſpazieren. Auch auf dieſer Seite des Palaſtes waren Läden und Thüren feſt verſchloſſen, und an den Zimmern des Marſchalls hingen die weiß und gelben Vorhänge vor den Fenſtern herab. Dort ſtand er ſo gern und ſchaute hinab auf den grünen Raſenplatz vor der breiten Treppe, auf die ruhige Fläche des kleinen Sees mit ſeiner Inſel und ſeinem Tempel. Damals kam das Frühjahr, über Nacht waren die Knospen aufgeſprungen, und die kahlen Aeſte von geſtern zeigten ſich heute zart und friſch belaubt — jetzt war es auch hier Herbſt geworden, Bäume und Büſche hatten ſich gelb und roth gefärbt, und ſchon bedeckten herabgefallene Blätter den Boden, obgleich die Sonne wie an jenem Tage glänzend und klar auf Palaſt und Garten herniederſah. Glücklicherweiſe entdeckte ich hier noch zu guter Letzt ein paar alte Bekannte, doch war es unmöglich, ſich mit ihnen zu verſtändigen: zwei große

Anzahl Copieen für den Prinzen Heinrich angefangen, dem Gott die ewige Ruhe auf ſo ſanfte Art als möglich ſchenken möge, doch wurden mir dieſe Arbeiten augenblicklich abbeſtellt — wogegen ich eine Vergütung anzuſprechen hätte für bereits aufgewandte Zeit, für Leinwand und Oelfarben," ſetzte er mit komiſcher Würde hinzu, „ungefähr ſo, wie man den Schneider für ein verpfuſchtes Kamiſol belohnt; die Sache wäre mir ſehr unangenehm geweſen, da fand ſich zum Glücke ein anderer Beſteller, für den ich nun dieſe Arbeiten unter noch beſſeren Bedingungen beendige — wer, glaubſt Du wohl, iſt dieſer neue Beſteller?"

„Vielleicht der Kaiſer von China?"

„O nein, der erhabene Vater des himmliſchen Reiches leidet eben ſo gut an Geldmangel, wie manche ſeiner höchſten und allerhöchſten Vettern — nein, nein — eine Collegin nahm ſich meiner an — eine große Künſtlerin half einem bedeutenden Künſtler — ich male nicht mehr für eine allerhöchſte Perſon, ich bin geſtiegen, denn ich male für eine Künſtlerin, für die Marcheſa de Monterey!"

„Wie mich das freut!" ſagte Rodenberg, indem er ſich umwandte und nachſinnend zum Fenſter hinausſchaute.

„Und auf welche liebenswürdige Art ſie mich erſuchte, die Bilder für ſie fertig zu machen, um ſo ein Andenken an den verewigten Beſteller zu haben, der ihr ſo freundlich geſinnt geweſen! — Ich war einige Mal bei ihr, und ſie fragte mich jedes Mal nach Dir, Rodenberg — ſie ſcheint mit den Verhältniſſen hier ſehr bekannt zu ſein und wollte von mir wiſſen, ob ſich Deine Stellung nicht auf eine unangenehme Art verändern würde — und ſie fragte mich, ob es Dich unglücklich machen werde."

„Unglücklich gewiß nicht — warum glaubte das die Marcheſa?“ fragte Rodenberg, ohne ſich umzuwenden, mit angenommener Gleichgültigkeit.

„Nun, ſie meinte nur ſo — vielleicht dachte ſie, Du habeſt Dich ſo vollkommen in Deine Stellung gefunden und in ſie hineingelebt, daß es Dir ſchwer werden würde, wieder mit Bleiſtift und Papier umzugehen.“

„Glaubt ſie das von mir?“

„Sie ſagte das nicht deutlich, aber wenn es ſo wäre, ſo bedauere ſie Dich.“

„Ich danke ihr für dieſe Theilnahme,“ brachte der junge Mann mühſam zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor, „ſie kommt etwas ſpät, zu ſpät — doch ich freue mich aufrichtig, Walter, daß Deine Arbeiten nicht unterbrochen werden — und was Sie betrifft, Schlegel, ſo würde ich mich an Ihrer Stelle beſinnen, einen Wirkungskreis zu verlaſſen, an dem Sie Großes leiſten können.“

„Um ſo mehr, da ihm die Ehre zu Theil geworden iſt,“ warf Walter in knurrendem Tone ein, „die Decorationen zu den Beiſetzungsfeierlichkeiten unſeres verewigten Wohlthäters auszuführen.“

„So viel ich mich erinnere,“ ſagte Rodenberg lebhaft, „hat der Prinz ſtets gewünſcht, ſo einfach als möglich zur Ruhe gebracht zu werden.“

„Und dieſen Wunſch in ſeinem Teſtamente ausdrücklich wiederholt — aber trotzdem wird eine feierliche Ausſtellung in einem der Säle des Schloſſes ſtattfinden.“

„Auf den ausdrücklichen Wunſch der Frau Fürſtin-Mutter, der es ſchwer fällt, ſich ſo raſch von der geliebten, entſeelten Hülle zu trennen.“

„Das kann nicht Ihr Ernſt ſein, Schlegel!“

„Sie halten mich doch nicht für fähig, über ſolche Dinge zu ſcherzen?“

„Ich finde dieſe Ausſtellung ſo begreiflich:“ bemerkte Walter mit einem ironiſchen Lächeln — „vor der ganzen Welt ſein Mitgefühl und ſeine Theilnahme zu zeigen und als Gegenleiſtung wiedererzeigt zu erhalten, iſt bei einem Todesfalle wie dem gegenwärtigen ſchon deßhalb ein ganz beſonders anſprechendes Geſchäft, weil wir es mit einer nicht unangenehmen Thatſache zu thun haben!“

Rodenberg ſchüttelte mit dem Kopfe: „Für das, was da vielleicht verfehlt wurde, muß man die Umgebung verantwortlich machen; wo Rechte ſind, da gibt es auch Pflichten, und wer ſich behaglich im Scheine allerhöchſter Gunſt ſonnt, der ſoll auch den Muth haben, für ein offenes, freies Wort vielleicht eine finſtere Wolke herauszubeſchwören!“

„Ueber die Ausſchmückung des Saales,“ ſagte Schlegel, „hätte ich gern Ihren Rath gehört; doch begreife ich wohl, daß dies eine ſonderbare Zumuthung iſt.“

„Geſchähe es, um den mir ſo theuren Verſtorbenen wirklich zu ehren, ſo wäre ich mit Freuden bereit dazu, doch da die ganze Ceremonie gegen ſeinen ausdrücklichen Willen iſt, ſo begreifen Sie wohl, daß ich kein Gemüth dazu habe.“

„Schlegel iſt ein undankbarer Kerl,“ ſagte Walter; „ich gab ihm ſchon Andeutungen, wie er es zu machen habe, um den wahren Sinn durch die Trauer-Decorationen ſchimmern zu laſſen und ſich ſelbſt dadurch für die Zukunft beliebt zu machen; er ſoll nämlich alle Trauer-Draperieen mit luſtigem Roth und gemüthlichem Gelb unterfüttern, und wenn die Geſchichte vorbei iſt, braucht man nur Alles umzukehren,

um den gewünſchten heitern Anblick zu haben, in der gleichen Art, wenn auch ganz anders, wie ſie es beim Militär zu machen pflegen: hinaus mit dumpfem Trommelſchall und feierlichen Klängen, ernſt und leidtragend; zurück unter rauſchenden, heitern Weiſen, mit den Gefühlen glücklich lachender Erben!“

XLVIII.

„Ich möchte hingehn wie das Abendrot.“

Einige Tage waren vergangen, und Rodenberg hatte den Versuch gemacht, seinen Geschäften wie früher nachzugehen, das heißt, er besuchte seine Kanzlei, wie er bisher immer gethan und ohne sich dadurch irre machen zu lassen, daß es auf dieser Kanzlei, die sonst mit Geschäften überhäuft war, jetzt fast gar nichts mehr zu thun gab; es war gerade so, als ob die Flut der Angelegenheiten, die er früher zu besorgen hatte, durch irgend eine geheimnißvolle Macht in einen unsichtbaren Nebencanal abgeleitet worden wäre: er saß mit seinem Schreiber förmlich auf dem Trocknen und hatte Muße genug, über den Wechsel alles Irdischen nachzudenken. Wie man in der Welt gegen ihn gesinnt sei, konnte er nicht erfahren, denn die Trauerzeit um den verstorbenen Prinzen und der begonnene Frühling hatten alle Gesellschaft eingestellt; Besuche, die er machte, galten nur genauen Freunden oder solchen, von deren Wohlwollen er überzeugt war; doch blieb er deßhalb nicht im Zweifel, was ihm die nächste Zeit bringen würde, denn Leute, die ihn noch vor Kurzem mit den tiefsten Bücklingen beehrt, berühr-

ten jetzt kaum noch den Rand ihres Hutes, andere bogen ſchon von der Ferne in eine Seitengaſſe ein, ſobald ſie ihn kommen ſahen, und ſolche, die es bei einer zufälligen Begegnung nicht vermeiden konnten, bei ihm ſtehen zu bleiben, ja, ihm die Hand zu reichen und mit ihm zu ſprechen, thaten dies mit ſauerſüßen Mienen und mit einem verlegenen Umherblicken, welches ſein tiefſtes Mitleid erregte und ihn veranlaßte, ſo bald als möglich eine ſolche peinliche Unterhaltung abzubrechen.

Gemeine Seelen grüßten ihn auch gar nicht mehr und thaten überhaupt, als ſei für ſie ein Weſen, Rodenberg genannt, gar nicht auf der Welt. Das waren aber meiſtens Subjecte, denen er Wohlthaten und Gefälligkeiten erzeigt, und die ihn noch vor Kurzem ihrer unwandelbaren Dankbarkeit und Anhänglichkeit verſicherten. Wir können dabei nicht verſchweigen, daß ihm ſolche Begegnungen nicht den geringſten Schmerz oder Kummer verurſachten, höchſtens ein Gefühl des Ekels gegen die Erbärmlichkeit dieſer Menſchen.

Der Fürſt, bei dem er ſich, wie bisher regelmäßig geſchehen, zum Rapport anmelden ließ, hatte wenigſtens die Artigkeit, ihm mit dem Zuſatze danken zu laſſen, daß er ihm keine Befehle zu ertheilen habe, und wenn der Kammerdiener, Herr Mathieu, dem jungen Manne dieſe Botſchaft brachte, ſo unterließ dieſer nicht, in freundſchaftlichem Tone hinzuzufügen: „Das iſt ein Gewitterſturm, Herr Rodenberg, der vorüberziehen wird und vorüberziehen muß!“ wogegen die kummervollen Mienen des getreuen Mannes aber das Gegentheil ausſprachen.

Ja, es war ein Gewitterſturm, der über ſeinem Haupte

heranzog, und nach so vielem unschädlichen Wetterleuchten vernahm Rodenberg jetzt zum ersten Male das Rollen des Donners, als er von einem seiner Freunde gehört, daß die Frau Fürstin-Mutter in einer Soirée intime ganz en petit comité gesagt hätte: „Mein Sohn muß diese Geschichte jetzt einmal zu Ende bringen; es ist mir unerträglich, diesen Herrn nach wie vor im Schlosse aus- und eingehen zu sehen."

Rodenberg befand sich in seiner Wohnung und horchte lächelnd Warren's begeisterter Erzählung eines Besuches, den dieser gestern, wie jetzt täglich, droben auf der kleinen Einsiedelei gemacht. Nachdem er ihm des Breiteren erzählt, wie er durchaus nicht mehr im Zweifel sei, daß ihn Edelweiß liebe und daß Conchitta diese Zuneigung gutheiße, versicherte er ihn des tiefsten Mitgefühls der Damen droben und setzte hinzu, Margarethe habe gesagt: ‚Wenn Rodenberg denn nicht eher zu uns kommen will, bis drunten sein Schicksal entschieden ist, so wünsche ich, das geschähe lieber heute als morgen, und dann soll er zu uns kommen, wir haben Platz genug, ihn aufzunehmen.'

„Die andern Damen lächelten darüber," fuhr Warren fort, „Conchitta, Mercedes und Juanita."

„Auch sie war dort?"

„Allerdings, und sie verschloß mit der Hand den reizenden Mund meiner geliebten Edelweiß, als diese allerlei in nicht ganz ehrerbietiger Weise über hohe und höchste Personen herausprudelte."

„Natürlich, denn auch in den Augen der Marchesa de Monterey werde ich ein schlimmes und undankbares Geschöpf sein?"

„Darüber habe ich Sie schon oft des Gegentheils versichert, und wenn sie auch gerade keine besondere Neigung zu dem bisherigen Günstlinge des Fürsten an den Tag legte, so spricht sie nicht nur gern, sondern mit der lebendigsten Theilnahme von dem Künstler und dessen Vergangenheit."

In den Augen des jungen Malers zuckte es lebhaft empor, und schon oft, wenn er sich an das seltsame Betragen dieses wunderbaren, ungestümen und doch so charakterfesten Weibes erinnerte, fuhr ein zündender Funke in sein Herz, welcher es schneller schlagen ließ und ihn, wenngleich nur auf Secunden, mit einem leidenschaftlichen Entzücken erfüllte — wäre sie vielleicht dem einfachen Künstler näher geblieben, als ihm in seiner falschen Stellung?

Doch wozu unzählige Male eine solche Frage an sich selbst richten, deren Beantwortung ihm unmöglich war?

Während Rodenberg finster vor sich niederschaute, betrachtete Warren mit einem seligen Blicke den leuchtenden Himmel und fuhr alsdann mit der Hand über die Augen, als wolle er sich gewaltsam zu anderen Gedanken zwingen, worauf er sagte: „Von Olfers habe ich heute Morgen einen Brief erhalten, er ist abgereist und muß in den nächsten Tagen hier sein; beinahe fürchte ich mich vor dem Augenblicke, wo eine solche Masse von Glück über ihn herfallen wird, auch sind wir noch nicht einig darüber, ob ich ihn hinaufführen werde oder ob wir ihm Edelweiß hier unten ans Herz legen sollen — ich bin für Letzteres," fuhr der lebhafte Freund fort, „und hoffe auch, mit meiner Ansicht durchzudringen; ich will sie zu ihm führen und sagen: ‚Roderich, da ist deine Tochter, unsere kleine Margarethe, die ich eigent-

lich aufgefunden habe und die ich deßhalb auch sehr Willens bin, für mich zu behalten.'"

Dann wechselten abermals die Bilder seines Geistes: er drückte herzlich lachend seine beiden Hände vor's Gesicht und sagte: „Denken Sie sich, Rodenberg, meine Besuche dort eben sind ausgekundschaftet worden und werden mit sehr mißliebigen Augen betrachtet — rathen Sie, von wem? O, es würde mich glücklich machen, wenn man vielleicht auf mich eifersüchtig wäre, und ich vermuthe so etwas."

„Wer denn? Wer könnte das sein?"

„Unser gemeinschaftlicher Freund, der Freiherr von Schenk."

„Ah," machte der junge Maler, „ich finde es schon außerordentlich angenehm, wenn Ihre Besuche droben ihn ärgern — sollte sich aber ein Gefühl von Eifersucht beimischen, so könnten wir in der That nicht mehr verlangen — der gute, freundliche, gemüthliche Kammerherr Freiherr Schenk von Schenkenberg verliebt in seine Base Margarethe Olfers — oder in deren Vermögen — was gäbe ich um eine solche Gewißheit!"

„Die wird zu erlangen sein, denn so wie meine Sache droben steht — ich bin davon überzeugt —, brauche ich mich nicht mehr so gewaltig in Acht zu nehmen und lauere mit Begierde, dem glatten Kammerherrn auf eine halbwegs bezügliche Frage eine sehr offene und dabei pikante Antwort zu geben."

„Welche er nicht verstehen wird — ist er doch wie mit Oel gesalbt und schlüpft Ihnen zwischen den Fingern durch wie ein Aal."

„Und doch wird es wohl noch ein Mittel geben, ihm

wenigſtens für einmal dieſes Entſchlüpfen unmöglich zu machen, und gebe Gott, daß ich der Glückliche bin, der das Netz über ihm zuſammenzieht — ſchon für den Gedanken, ſeine matten, geiſtloſen Augen zu Edelweiß erheben zu wollen, verdient er Strafe!"

Rodenberg's Bedienter trat ein und überbrachte ein Schreiben und eine große Karte. Der junge Maler nahm das erſtere und betrachtete das Siegel — es war aus dem Cabinette des Fürſten. — „Es iſt roth geſiegelt," ſagte er zu ſeinem Freunde; „alſo hat die Hoftrauer ſchon aufgehört?"

„Natürlich, in Folge des freudigen Ereigniſſes, wovon ja Hof, Stadt und Land über alle Maßen entzückt ſind, wie die Zeitungen ſagen. Ein außerordentlicher Geſandter iſt vor drei Tagen an den benachbarten Hof abgegangen und ein eben ſo außerordentlicher Courier, welcher geſtern Abend eintraf, hat die allerhöchſten Wangen mit Gluth der Freude übergoſſen, welche ſich nun natürlicher Weiſe auf dieſem Siegel wiederſpiegelt."

Rodenberg betrachtete nachſinnend das Siegel, dann die Aufſchrift und dann abermals das Siegel: „In der linken Ecke des Umſchlages ſteht der Name des Staatsraths Stumpfenfels — ich weiß, was dieſes Schreiben zu bedeuten hat."

„Ich weiß es auch, und da dieſe Gewißheit uns Beiden keine ſchweren Herzen machen wird, ſo wollen wir den Inhalt mit leichtem Herzen leſen."

Der junge Mann riß den Umſchlag ab, durchflog die Zeilen und reichte das Blatt alsdann ſeinem Freunde, der es ebenfalls las und dann kopfnickend ſagte: „Kurz und

Schwäne nämlich, die ſchon zu jener Zeit hier gehaust, ſchwammen heute noch eben ſo ſtolz und ſchweigſam auf den Fluthen des Sees umher; ſie hatten ihre Köpfe hoch erhoben und würdigten meinen freundlichen Zuruf keines Blicks.

Von Mailand weiß ich in der That ſonſt nicht viel zu berichten; nur will ich mir noch erlauben ein paar Worte über die Scala zu ſagen, wo ich einer Aufführung von Oper und Ballet beiwohnte. Das weite unermeßliche Haus iſt im Innern etwas reſtaurirt worden, und erſcheint glänzend und prachtvoll wie immer; es iſt eigentlich zu groß in allen ſeinen Verhältniſſen, denn wenn man ſich nicht nahe bei der Bühne befindet, ſo geht für den Zuſchauer nicht allein alle Mimik verloren, die namentlich zum Verſtändniß eines Ballets ſo nothwendig iſt, ſondern die Figuren der Darſteller ſchrumpfen ſcheinbar ſo zuſammen, daß man ſich oftmals der Idee nicht erwehren kann, man habe es mit ſehr künſtlichen Marionetten zu thun.

Das Parterre war am heutigen Abend recht gut beſetzt, die Sitze deſſelben faſt alle beſetzt, und in dem weiter zurückgelegenen übergroßen Stehplatz wogte eine große Menſchenmaſſe wie gewöhnlich hin und her; man kam, man ging; hier wird geplaudert, dort gelacht; an dieſer Seite ſprechen einige laut und ungenirt über Sänger und Sängerinnen, während an einer andern Stelle ſich eine Gruppe mit nicht leiſerer Stimme über die Ereigniſſe des Tages unterhält; auch die Melodien der Oper werden von einzelnen Enthuſiaſten mitgeſungen, wogegen andere durch ein kräftiges Ziſchen zur Stille auffordern, um ſelbſt gleich darauf die Aufmerkſamkeit ihrer Nachbarn durch ein überlautes bene oder bravo auf ſich zu ziehen.

Zuweilen werden dieſe Ausrufungen von andern durch Händeklatſchen begleitet, noch öfter aber rufen ſie ein wahres Hohngelächter hervor: ſo ſummt und wogt es im Parterre durch einander, und wenn man die Augen von der Bühne ab und feſt darauf hinwendet, ſo könnte man glauben, man befinde ſich auf

bündig; man könnte die Abfassung dieser Zeilen etwas grob nennen, wenn das nicht gegen den allerhöchsten Respect wäre; man sagt weder etwas von Ihren Verdiensten, mein lieber Rodenberg, noch wird die Ihnen gegebene Entlassung durch den Ausdruck des Bedauerns und fortwährender Gnade gemildert — suchen Sie sich zu fassen," setzte er lachend hinzu.

„Ob ich gefaßt bin!" gab der Andere mit einer ungeheuchelten Heiterkeit zur Antwort. „Was mir bis jetzt einiger Maßen drückend auf der Brust lag, war die schwüle Ungewißheit; jetzt, wo der Blitz eingeschlagen hat, fühle ich nichts mehr, als die herrliche Einwirkung der elastischen, beglückenden Freiheitsluft, der Bann ist von mir genommen, meine Fesseln sind gebrochen, und ich sage dem Himmel, welcher ja einen guten Künstler niemals untergehen läßt, meinen innigsten Dank dafür!"

„Amen!" versetzte Warren und fügte darauf mit einer komisch klingenden Bedächtigkeit hinzu: „Verzeihe mir der freie Künstler und vortreffliche Freund eine etwas prosaische Frage."

„Ich kann sie mir denken," fiel ihm der Andere rasch ins Wort, und möchte sie lieber unbeantwortet lassen — es war von je her mein Fehler, nicht für den kommenden Tag zu sorgen, doch — verstehen Sie mich recht, Warren, ich möchte um Alles in der Welt nicht unter dem Nachrufe eines zu geordneten Geschäftsmannes, eines Mannes von einigen Mitteln von dannen gehen; was meine Schulden anbelangt, nach denen Sie doch wohl fragen wollten, so sind dieselben gerade nicht bedeutend und können von dem Eigenthum in meinen Zimmern hier ganz gut gedeckt werden, und es soll

mir ein außerordentliches Vergnügen machen, mich dieſes Eigenthums in einer öffentlichen Verſteigerung zu entäußern. Hoffentlich kommen alsdann manche meiner Freunde und Feinde, um dieſes oder jenes Stück mit einem prix d'affection zu bezahlen — wobei ich auch auf Sie rechne, lieber Warren!"

„Wie in allen Stücken," gab ihm der junge Engländer zur Antwort, indem er ſeine Hand ergriff und ſie herzlich ſchüttelte — „eine ſolche Künſtler-Auction iſt ein wunderbarer Gedanke, ſo bei lebendem Leibe zuzuſehen, wie das Volk mit unſerem Nachlaſſe umſpringt — ein reizender Gedanke, den ich Luſt hätte, nachzuahmen — bis das aber ſo weit iſt, hoffe auch ich fertig zu ſein, und vielleicht ziehen wir mit einander davon — was haben wir denn da noch für eine Karte?"

Rodenberg hatte dieſelbe mit einem ſeltſamen Lächeln überflogen und las dann laut vor: „Der Miniſter des Hauſes gibt ſich die Ehre, Herrn Rodenberg auf morgen Abend einzuladen; man vereinigt ſich um acht Uhr." Darauf ſagte er: „Der Mann wird ſich ſehr ärgern, er ſcheint keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß jenes Schreiben heute an mich abgegangen iſt; ich finde es von dem Staatsrathe von Stumpfenfels unverantwortlich, ſeine Freunde in Verlegenheit zu bringen."

„Seien Sie ruhig, er wird ſeine Einladung widerrufen."

„Möglich, doch werde ich alle Schritte thun, damit dieſer Widerruf nicht in meine Hände gelangt," entgegnete Rodenberg mit größter Ruhe.

„Und zu welchem Zwecke?"

„Weil ich mir fest vorgenommen habe, von dieser Einladung Gebrauch zu machen und meinen guten Freunden nochmals Auge in Auge gegenüber zu treten."

„Das wollten Sie thun?"

„Das will ich thun."

„Bei Gott, ich will Ihnen nicht abrathen: es ist ein aufregendes Spiel, und ich finde eben so viel Muth darin, als eine feindliche Batterie zu stürmen, natürlich werde ich dort sein, damit Sie auf alle Fälle Jemanden haben, der Ihnen die Hand zum Gruße reicht!"

„Nur darin keine Unvorsichtigkeit, lieber Warren — denken Sie an Ihre Stellung!"

„Pah, meine Stellung!" lachte der junge Mann — „wäre ich statt eines unbedeutenden Legations-Secretärs Chef der Gesandtschaft, so könnte es mir vielleicht Vergnügen machen, auf diesen Brief hin meine Pässe zu verlangen, mich natürlicher Weise vom auswärtigen Amte in London desavouiren zu lassen, um zur Heilung meiner überspannten Nerven in die milde Luft Italiens gesandt zu werden, was ja mit meinen Wünschen vollkommen zusammenträfe; so aber kann ich in der That nichts thun, als Ihnen, wenn Sie in den Salon treten, nicht eine, sondern beide Hände entgegenstrecken." — Er zog seine Uhr hervor. — „Es ist eilf Uhr, ich muß zum Frühstücke nach Hause und meinem verehrten Chef diese Geschichte auf meine Art vortragen; er muß mir schon den Gefallen thun, einige seiner Collegen zu veranlassen, daß sich dieselben morgen Abend persönlich nach Ihrem Befinden erkundigen: es wird das einen guten Eindruck machen und einigen Aerger verursachen — halt," setzte er, sich umschauend, mit leiser Stimme hinzu, „da kommt ein

neues Schreiben, Kanzleiformat, großes Siegel — ich will abwarten, bis Sie daſſelbe geleſen."

Der Diener brachte aber nicht nur ein, ſondern ſogar zwei neue Schreiben, welche er in die Hände Rodenberg's legte, wobei er mit den Augen einen Blick ſeines Herrn zu erhaſchen ſuchte und, als ihm dies nicht gelang, mit einer betrübten Miene das Zimmer verließ.

„Mir ſcheint es, ich empfange heute Morgen Schreiben von allen Hofſtäben und Departements, natürlich Beileidsbezeigungen, es kann nicht anders ſein — ſehen wir zuerſt, was mein ſpecieller Freund, der Ober-Hofmarſchall von Hardenberg, zu ſagen hat."

„Darauf bin ich auch begierig, und um Ihnen vielleicht einen guten Rath zu geben, bleibe ich da."

Rodenberg las: „Euer Wohlgeboren! Im allerhöchſten Auftrage habe ich Ihnen die Mittheilung zu machen, daß die von Ihnen bisher inne gehabte Wohnung zur Verfügung des unterzeichneten Amtes geſtellt iſt, und da daſſelbe vorausſetzt, daß die Räumung derſelben binnen drei Tagen keine Schwierigkeit hat, ſo werden Sie benachrichtigt, daß über die betreffende Wohnung nach Ablauf dieſer Friſt anderweitig beſtimmt worden iſt."

Warren konnte ſich eines lauten Lachens nicht enthalten. — „Jetzt zum zweiten — wir werden wahrſcheinlich ähnliche Freundlichkeiten in ähnlichem Style finden."

„Dieſes iſt von dem Staatsrathe von Stumpfenfels und der äußeren Form nach ein vertrauliches Schreiben, hat auch kein amtliches Siegel."

„Euer Wohlgeboren! Nachdem ich mich des allerhöchſten Auftrages in amtlicher Eigenſchaft entledigt, beehre ich mich,

privatim Ihnen den Wunsch meines allergnädigsten Herrn auszudrücken, welcher aus leicht begreiflichen Gründen darin besteht, daß Sie die Stadt und das Land in möglichst kurzer Zeit verlassen möchten."

„Ueberzeugt, daß dieser allerhöchste Wunsch von Ihnen verstanden und getheilt werden wird, ersuche ich Sie, sich mit mir, Ihre Abreise betreffend, ins Einvernehmen zu setzen, wobei Sie überzeugt sein mögen, daß Alles geschehen wird, um billigen Anforderungen Ihrerseits zu genügen."

„Ah, das ist stark, und ich freue mich in der That, daß ich indiscret genug war, hier zu bleiben und so den Inhalt dieser beiden liebenswürdigen Schreiben zu erfahren."

Rodenberg hatte die Hand mit den beiden Briefen sinken lassen und starrte zum Fenster hinaus: seine Züge waren von einer erschrecklichen Blässe überzogen, er hatte die Lippen fest auf einander gebissen und athmete mühsam.

Warren trat dicht an ihn heran, legte ihm seine Rechte auf die Schulter und sagte mit weicher Stimme: „Keine Erregung — wir haben bis jetzt Alles mit so gutem Humor getragen, daß es eine Schande wäre, denen da jetzt noch den Gefallen zu thun, sich zu grämen, selbst nur für Einen Augenblick. Ich verstehe wohl, daß das Sie angegriffen hat, aber es darf nicht nachhaltend sein; thun Sie es sich und Ihren Freunden zu lieb und verrathen nicht durch eine Miene, nicht durch eine Falte Ihrer Stirn, daß Ihnen dieser Schlag unerwartet gekommen."

„Dieser Schlag kam mir auch nicht unerwartet," brachte der Maler mühsam hervor, „aber die Art, wie er geführt wurde," setzte er zähneknirschend hinzu; „es soll Einer kommen und sein Gewehr auf mich anschlagen oder mir die

Mündung eines Piſtols vor die Stirn halten, es wird mich weiter nicht aufregen oder beunruhigen — aber kennen Sie das Gefühl, Lord Warren, wenn man den Stock wider uns aufhebt?"

„Ich kann mich auch in dieſes Gefühl hineindenken und Ihnen dennoch ſagen: beruhigen Sie ſich; ich will Ihnen nicht den Rath geben, mit gleichen Waffen zu antworten, Ihnen aber, obgleich jünger und unerfahrener als Sie, die Antwort auf das letzte Schreiben dictiren — ſetzen Sie ſich an Ihren Schreibtiſch, Rodenberg."

Es lag etwas ſo Eigenthümliches, ſo Gebieteriſches in dem Tone, womit Warren dieſe Worte ausſprach, ſowie in dem Leuchten ſeiner Augen, daß der Andere, nachdem er ihn einen Augenblick erſtaunt angeſehen, langſam an ſeinen Schreibtiſch ging, ſich niederſetzte und ohne Weiteres die Feder in die Hand nahm.

„Euer Hochwohlgeboren privates Schreiben von heute iſt eine ſo außerordentliche Steigerung zweier anderer Zuſchriften, welche ich kurz zuvor zu empfangen die Ehre hatte, daß vielleicht eben darin der Grund zu ſuchen iſt, wenn ich augenblicklich noch nicht im Stande bin, die in demſelben ausgedrückten freundſchaftlichen Geſinnungen gegen mich in ganz gleicher Weiſe zu erwiedern. Vor der Hand kann ich nur aufrichtig bedauern, den ausgeſprochenen Wunſch nicht erfüllen zu können, da mich noch dringende Geſchäfte hier zurückhalten, und ſollte vielleicht Euer Hochwohlgeboren noch irgend etwas mit mir zu verhandeln haben, ſo wäre ich vorerſt in dem königlich großbritanniſchen Geſandtſchaftshotel zu erfragen, wo ich bei meinem Freunde, Lord Warren, Wohnung genommen habe."

„So," sagte der junge Lord, nachdem er dieses Dictat beendigt, „jetzt wollen wir doch einmal sehen, ob der Wunsch, daß Sie die Stadt verlassen sollen, wiederholt wird. Würde dies aber dennoch geschehen, so nehme ich Sie für die Gesandtschaft in Dienste, als Dolmetscher für irgend ein paar unbekannte barbarische Sprachen, und mache mir gar keine Sorge darüber, irgend eine Verantwortung zu übernehmen."

„Ich habe geschrieben, was Sie verlangt," sagte Rodenberg, nachdenklich das Blatt überlesend, „doch sollten Sie sich meinetwegen auch nicht der kleinsten Verdrießlichkeit aussetzen — den Gefallen, Stadt und Land zu verlassen, werde ich ihnen ohnehin thun, sobald mir das irgend möglich ist."

„Und wenn auch, so wollen wir gehen, wenn es uns beliebt, und nicht, sobald man es für gut findet, uns fortzuschicken. Wie Sie diese Zeilen geschrieben haben, sind sie ganz in Ordnung, jetzt dieselben in Umschlag gebracht und ohne weitere Ueberlegung fortgeschickt, was ich durch meinen Diener besorgen lassen werde. Ueberflüssig ist es dabei wohl, Ihnen zu wiederholen, lieber Rodenberg, daß sogleich Zimmer für Sie bei mir in Bereitschaft sein werden, und will ich nur hoffen, daß Sie so viel Freundschaft für mich haben, um baldigen Gebrauch davon zu machen — also auf Wiedersehen in ganz kurzer Zeit!"

So war denn der Schlag gefallen, den Rodenberg vorausgesehen, und jetzt, wo er vor der vollendeten Thatsache stand, mußte er sich eingestehen, daß namentlich die Art und Weise, wie man denselben geführt, ihn tief erschüttert habe. Dabei war es nicht das Gefühl eines in Ungnade Gefallenen, eines seiner Macht Beraubten, was ihm peinlich war

— nein, es war mehr das jähe Losreißen aus ſeinen jetzigen Verhältniſſen in Anbetracht ſeiner Schöpfungen, die er einestheils als fertig noch überwachte und die er anderentheils noch vollenden zu können gehofft hatte — ſie erſchienen ihm wie liebe Freunde, die ſeines Schutzes ſo ſehr bedurften und deren Zukunft mehr als ungewiß war.

Wenn er auch das Gerede der Welt in Folge ſeiner Entlaſſung nicht fürchtete, ſo machte doch der Gedanke daran einen widrigen Eindruck auf ihn, und die Fabel vom Fußtritte des Eſels trat lebendig vor ſeine Phantaſie: er empfand ſchon im Voraus die Gehäſſigkeit, mit der ihn der entfeſſelte Stadtklatſch an öffentlichen Orten, in Thee- und Kaffeegeſellſchaften zerfleiſchen würde, ſowie die zarten Ergüſſe eines Theiles der Preſſe, jener augendieneriſchen Schand- und Schmutzblätter, die in ſchmatzender Unterthänigkeit Koth auf ihn werfen würden, nur um ihre Loyalität und Anhänglichkeit zu beweiſen.

Ja, ſo vorbereitet er auch auf Alles das zu ſein glaubte, ſo hatte es doch, als es nun ſo plötzlich geſchah, in ſeinem Nervenſyſteme eine Erſchütterung hervorgebracht, wie wenn man ein kräftig umherſauſendes Rad durch Eingreifen in die Speichen mit Einem Ruck zum Halten bringt — die ganze, ſonſt ſo gut gebaute Maſchine bebte in ihren Fugen und der gewaltſam aufgeregte Schlag ſeines Herzens machte ſeinen Körper momentan erzittern.

Rodenberg warf einen Blick in den Spiegel, als er an demſelben vorüberſchritt, und erſchrack über die Bläſſe, die auf ſeinen Zügen lag. Er rieb ſich die Stirn, er ſchritt mehrere Male im Zimmer raſch auf und ab, er legte ſein noch immer bleiches Spiegelbild dem vielleicht trüben Glaſe

zur Last, er schellte seinem Diener, und als dieser eintrat und ihn unverkennbar mit einem Ausdrucke des Schreckens ansah, fragte er ihn hastig und barsch: „Was betrachtest Du mich so? Habe ich etwas Auffallendes an mir?“

„Das gerade nicht, Herr von Rodenberg, nur sehen Sie ziemlich blaß aus, was man sonst nicht an Ihnen gewohnt ist.“

„Ja, ja,“ antwortete er dem Diener mit leiser Stimme, „es kann wohl sein, ich fühle mich nicht ganz wohl, ich spüre einen Druck auf dem Herzen, der mich hindert, tief Athem zu holen — doch wird das vorübergehen — Du weißt schon, daß ich entlassen bin?“

Der Diener senkte den Kopf und zuckte die Achseln mit einer traurigen Geberde.

„Es thut mir leid um Dich — Du warst mir anhänglich, und ich bin überzeugt, man wird Dir daraus kein Verdienst machen, doch wenn Du willst, empfehle ich Dich einem der mir wohl noch gebliebenen Freunde — ich würde Dich gern bei mir behalten, doch weiß ich selbst noch nicht, wie sich meine nächste Zukunft gestaltet — keinesfalls aber so, daß ich von hier einen Diener mit mir nehmen kann.“

„Wir hoffen immer noch, diese — Sache werde wieder beigelegt werden können.“

„Wir?“ fragte Rodenberg lächelnd — „lieber Joseph, Du wirst eine sehr geringe Minderzahl haben; was Dich selbst anbelangt, so bin ich von Deiner Theilnahme fest überzeugt, und da ich das bin,“ setzte er mit weicher Stimme hinzu, „so ersuche ich Dich, Deine traurige Miene aufzuheitern und mir meine ruhige Ueberlegung zu lassen — da kommt ohnehin Jemand,“ setzte er aufblickend hinzu, „der

Dich leider in dem Geſchäfte, mich zu bedauern, ablöſen wird."

„Iſt es denn wahr, Herr Rodenberg?"

„Ja, mein lieber Raſael, und eben ſo ſchnell wie das Unheil ſelbſt ſcheint mir auch die Verbreitung deſſelben zu ſchreiten — wer hat Dir anvertraut, daß ich eine gefallene Größe bin?"

„Wer?" ſagte der kleine Schriftſteller, die Hände zuſammenſchlagend — „da iſt vor der Hand kein Name zu nennen: es ſaust in der Luft, die Steine erzählen davon und die Brunnen plätſchern die ganze Geſchichte!"

„Ich hätte nimmermehr gedacht, daß ich eine ſo wichtige Perſon ſei, und bin ich jetzt ſehr begierig darauf, in einem Nekrologe, der mein Amt betrifft, meine Verdienſte kennen zu lernen -- Du ſchüttelſt mit dem Kopfe, Du wirſt mich doch im Ernſte nicht für ſo eitel halten, an eine gute Nachrede zu glauben — wenigſtens vorläufig nicht — vielleicht ſpäter einmal, nach Jahren," ſetzte er hinzu, indem er mit über einander geſchlagenen Armen am Fenſter ſtehen blieb und hinausſchaute, „wenn die zahlloſen Bäume, die ich pflanzen ließ, luſtig heranwachſen, wenn das Waſſer, das ich herleiten half, angenehme Kühlung verbreitet, ſo ſagt vielleicht der Eine oder der Andere: ‚er war doch keiner von den Schlimmſten!' — Aber jetzt zu etwas Anderem," fuhr er, ſich entſchuldigend, fort — „findeſt Du ebenfalls, daß ich bleich ausſehe?"

„Das iſt nicht zu läugnen, und es wundert mich auch nicht — ach, Herr Rodenberg!" ſprach der kleine Mann, die Hände faltend, mit einer ſehr wehmüthigen Miene.

„Ach, mein lieber Raſael, weßhalb die ſo unmotivirte

der Gallerie irgend einer Börse oder sonst eines Ortes des öffentlichen Verkehrs. Auch die Logen fand ich besetzter als in den früheren Jahren, und wenn auch noch hie und da in den ersten Rängen manche schwarze Lücke klafft, so glänzen doch wieder von allen Seiten die schönen Augen der Mailänderinnen, elegante Toiletten und weiße Arme und Schultern hervor unter Spitzen, künstlichen Blumen und Brillanten. Auch hier wird viel geplaudert und gelacht, Lippen und Fächer sind in der emsigsten Bewegung, und dieß allgemeine Leben ist um so verschiedenartiger und blendender, als die Aufmerksamkeit aller nicht nach der Bühne gerichtet ist, sondern jede Loge einen kleinen gesellschaftlichen Kreis bildet, der für sich handelt, denkt und plaudert. Bekanntlich sind ja in allen italienischen Theatern die Logen durch feste Wände von einander getrennt, man befindet sich wie in einem kleinen Salon. Drei höchstens vier Personen haben in einer schon großen Loge kaum Platz an der Brüstung, die andern sitzen nebeneinander auf den kleinen Divans an den Wänden, und nur, wenn etwas besonderes auf der Bühne vorgeht, drängt sich alles vor, um hinauszuschauen; woher es denn oft kommt, daß das Haus, welches jetzt von unten gesehen ziemlich leer erscheint, im nächsten Augenblick Tausende von Gesichtern zeigt, die sich überall neugierig hervordrängen. Es gehört hier in Italien sehr zum guten Ton, die Logen der Häuser, wo man eingeführt ist, wenn auch nur auf kurze Zeit, doch fleißig zu besuchen, und es wird für eben so unhöflich gehalten, sich hier längere Zeit nicht sehen zu lassen, als wenn man es vernachlässigte die gewöhnlichen Besuche im Hause selbst zu machen.

Plötzlich aber ändert die Musik Tempo und Tonart; es tritt ein beliebter Sänger, eine geschätzte Sängerin auf, und alles Gespräch verstummt. Lautlose Stille liegt über dem ganzen Hause, worin das Parterre mit gutem Beispiel vorangeht; die Damen in den Logen beugen sich über die Brüstung, Augen und Lippen sind regungslos, selbst das cokette Spiel mit dem Fächer hört auf. Man kann sich denken, daß der Künstler, für diese all-

Trauer? Ich möchte Dich lieber heiter ſehen, da ich jetzt wieder im Begriffe bin, ganz der Kunſt anzugehören, und was unſere Zukunft anbelangt, ſo glaube ich wahrhaftig, ich habe ſchon an Dich gedacht: Deine kleine Geſtalt wenigſtens ſchwebte an meinem inneren Auge vorüber, und es war mir gerade zu Muthe, als gäben wir zuſammen ein illuſtrirtes Journal heraus."

„Sie ſcherzen, wo ich weinen möchte!"

„Spare Deine Thränen für etwas Wichtigeres — auch ſcherze ich in der That nicht: denke Dir, wenn ich Deine kleinen, boshaften Artikel mit paſſenden oder unpaſſenden Randverzierungen verſähe — doch gehen wir vor der Hand auch darüber hinweg und beantworte mir die Frage, wie es Dir geht, das heißt, ob Deine nächſte Zukunft als geſichert zu betrachten iſt."

„Ich habe einen guten Contract auf zwei Jahre — Alles, was ein armer Schriftſteller nur verlangen kann."

„Einen Contract ſchwarz auf weiß, ohne Clauſel, ohne Hinterthür, ohne Wenn oder im Falle aber? Nimm Dich vor den Buchhändlern in Acht! — Alſo Du kannſt mir die Verſicherung geben, daß der Deinige nicht an einem ſchönen Tage Deinen Contract auflöſen kann, weil vielleicht die Biene nicht mehr ſo viel Geld abwirft, als es ſeine Gefräßigkeit erwartet?"

Raſael ſchüttelte mit dem Kopfe — „ſeien Sie unbeſorgt," ſagte er alsdann, „mein Contract iſt feſt und bündig, vor der Hand fliegt die Biene noch hoch und ſicher, und daß ſie auch zu ſtechen im Stande iſt, ſollen Ihre Feinde bald erfahren!"

„Darin keine Uebereilung, mein lieber Raſael — kein

fruchtloſes Geplänkel mit dem Feinde, wo man ſeine Munition verſchießt, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich lenkt, um am Ende doch kein Reſultat zu erzielen; nein, ruhig abgewartet, bis ſich der Feind Blößen genug gegeben hat, und dann einen ſicher treffenden, verheerenden Kartätſchenſchuß mit offenem Viſir — vor der Hand ſchweige mich todt: es iſt der beſte Dienſt, den Du mir zu leiſten vermagſt."

„Und wenn man Sie angreift, was nicht ausbleiben wird?"

„Auch dann haue Dich nicht mit Ihnen herum — was würde es nützen, wenn die Biene den ſüßeſten Honig für mich verträufelte? Würden ſie nicht rufen: ‚das iſt ganz natürlich, daß der ſeinen Freund nicht im Stiche läßt' — und mein Freund biſt Du und bleibſt Du, nicht wahr, mein lieber Rafael?"

„Bis in den Tod!" rief der kleine Mann mit überſtrömendem Gefühle, indem er mit ſeinen beiden Händen Robenberg's Rechte erfaßte und ſie herzlich drückte — „und da ich weiß, wie gut Sie es mit mir meinen, ſo will ich, wenn Sie es verlangen, meine beiden Jahre hier aushalten, dann aber ſuche ich Sie auf und werde Sie finden, wo Sie auch ſein mögen — ach, Herr Robenberg, es war damals auch ſchön!"

„Ja, Rafael, es war damals ſchön und ſchöner!"

„Als wir noch im Reichsapfel wohnten und ich Ihre Kleider und Pinſel putzte, als Herr Knorr noch da war und Herr Rüding!"

„Figaro's nicht zu vergeſſen," ſagte der Maler, mit einem trüben Lächeln vor ſich niederſtarrend.

„Ach, unſere luſtige Zeit und unſere ſchönen Feſte, meine Rolle als Zwerg, als ich Ihnen das ſchöne Horn überbrachte!“

„Dort hängt es mit ſeiner Inſchrift: ‚Tomo y espera‘ — ich habe gehofft und es iſt ſchlimmer gekommen, als ich gefürchtet! — Fürchten Sie meinen Dolch!“ rief Rodenberg plötzlich wild ausbrechend, wobei er ſeine Rechte ballte und ſeine Zähne zuſammenbiß — „da ſtehe ich nun, losgeriſſen von Allen und allein, nach einigen unnütz verlebten Jahren der Jugendzeit, ohne Freundſchaft, ohne Liebe — allein — allein — o, das iſt ſehr traurig!

„So — ſo,“ fuhr er nach einer ziemlich langen Pauſe fort, ſich mit der Hand langſam über das Geſicht fahrend, „auch der Anfall wäre vorüber, ein kleiner Gewitterſturm, der die Luft reinigt; es iſt mir leichter, auch athme ich freier — komm, Raſael, ſetze dich nieder, ich werde Dir eine ganz vortreffliche Cigarre geben, vielleicht ſelbſt ein paar Züge verſuchen, denn es verjagt die Sorgen.“

Der kleine Schriftſteller, ohne der Weiſung Rodenberg's, ſich zu ſetzen, ſogleich Folge zu leiſten, wandte ſich raſch nach der geöffneten Thür und warf einen fragenden Blick auf den Maler, denn im Vorzimmer vernahm man einen eilig ſich nähernden Tritt und das Rauſchen eines Damenkleides.

„Beſuche auf Beſuche,“ ſagte Rodenberg lächelnd — „wie Unrecht thue ich, wenn ich ſage, ich hätte keine Freunde mehr!“

„Soll ich Sie verlaſſen?“

„Im Gegentheil, ſetze Dich dorthin — Du weißt, wo die Cigarren ſind.“

Es rauſchte heran, es rauſchte herein, es blieb auf der Schwelle ſtehen in ſeiner ganzen üppigen Schönheit, dieſes Mal ſchwarz gekleidet, mit ſchwarzem Hute und ſchwarzem Schleier.

„Ihr Anblick ſagt mir vollkommen, was in Ihrem Herzen vorgeht, ſchöne Leonie!“ rief Rodenberg der Sängerin in heiterem Tone entgegen — „aber wie unvorſichtig, ſich ſo zu zeigen, da man doch weiß, daß Ihnen kein naher Angehöriger geſtorben iſt!“

„Sie finden das unvorſichtig, Rodenberg — nun, Gott ſei Dank, daß Sie meine Abſicht verſtehen! O, könnte ich noch mehr für Sie thun, als aller Welt auf dieſe Art meine Theilnahme zeigen.“

„Und doch wäre es klüger, wenn Sie das nicht gethan haben würden!“

„Klüger vielleicht, aber feige: vor einer Stunde war ich bei meinem hohen Chef in himmelblauem Atlaß, von ihm erfuhr ich Ihre Entlaſſung — was konnte ich Richtigeres thun, als nach Hauſe fahren, mich umzukleiden, um ſo, wie Sie mich da ſehen, in der Probe zu erſcheinen!“

„Das wird ein artiges Gerede werden — verzeihen Sie, daß ich Sie tadeln muß — Ihr Name iſt ſo ſchon ſchwarz genug angeſchrieben, Sie hätten dieſes Trauer-Anzuges nicht bedurft!“

„Ich weiß das und bin ſtolz darauf, und iſt es mir gleichviel, ob Sie mich tadeln — ich werde ſo, wie ich da bin, in die Probe gehen, ich werde den Capellmeiſter zur Verzweiflung bringen, indem ich alle Arien in Moll ſinge, dann werde ich mich auf der Promenade ſehen laſſen, eine lebendige Anklage für Ihre Feinde, und mein Taſchentuch an die

Augen drücken, ſo oft ich irgend einer der betreffenden Perſonen begegne — ach, Rodenberg, Sie hätten ſich nicht ſollen verabſchieden laſſen!“ rief ſie jetzt in einem wirklich traurigen Tone — „ich ſage das durchaus nicht aus Selbſtſucht, weil ich für meine Exiſtenz fürchte — früher habe ich im Geheimen intriguirt, jetzt werde ich einen offenen Krieg führen: ich werde heiſer werden, ſo oft ich ſingen ſoll, und recht laut ſingen, wo man wünſcht, daß ich ſtillſchweigen ſolle!“

„Dieſes Vergnügen, theure Leonie, wird von kurzer Dauer ſein!“

„Das iſt ja mein Beſtreben, und ich bin noch nicht recht mit mir im Reinen, mit welch' unerhörtem Eclat ich mich hier unmöglich machen will, ob ich an einem allerhöchſten Geburtstage, wenn das Haus recht beſetzt iſt, vor meinem erſten Auftreten ohnmächtig werde, oder ob ich auf offener Scene dem Capellmeiſter eine ihm gebührende Grobheit mache, weil er mich unverſchämter Weiſe nie grüßt, ſo oft er mir begegnet — Eines davon thue ich, darauf können Sie ſich feſt verlaſſen!“

„Und glauben Sie mir irgendwie damit nützen zu können?“

„Nein, lieber Freund,“ gab ſie achſelzuckend zur Antwort, „ich fürchte faſt, es kann Ihnen von keinem Nutzen ſein; betrachten wir es als eine Grabſchrift, die ich Ihnen widme, wie einen Nachruf, den ich Ihnen halte!“

„Ich danke für einen ſolchen Nachruf, liebe Leonie!“

„Aber ich kann einmal nicht anders,“ rief die Sängerin, ihre Hände ausbreitend, „ich muß einen kleinen Scandal machen, oder ich gehe zu Grunde, und Letzteres wäre mir

bei meiner Jugend doch unangenehm! Aber einen Scandal ſo oder ſo wird's geben, und die Journale ſollen darüber reden, nicht wahr, das verſprechen auch Sie mir, Herr Raſael? Sie widmen mir in einem Artikel einige Variationen über das Thema, daß der Bogen endlich bricht, den man zu ſtark ſpannt!"

Der kleine Schriftſteller verbeugte ſich lächelnd, und Rodenberg ſagte in ruhigem Tone: „Seien Sie vernünftig, Leonie, warum ſich und mich bloßſtellen? Durch einen Scandal, von dem alles Unrecht auf Sie ſelbſt zurückfällt, werden Sie doch nichts ändern."

Sie nickte heftig mit dem Kopfe, dann zog ſie auf eine erſchreckende Art den Athem an ſich — „ich weiß das, aber es thut wohl, ich hätte mit Ihnen gar nicht darüber reden ſollen, beachten Sie nicht weiter, was ich geſagt, und ſeien Sie von meiner innigſten Theilnahme überzeugt — morgen werde ich Sie beſuchen, um Ihnen zu ſagen, welchen Eindruck mein Trauer-Anzug gemacht!"

„Ich kann Ihnen nur noch einmal wiederholen, theure Leonie, ſeien Sie vernünftig!"

„Gewiß, Jeder ſo gut er kann!" — Damit rauſchte ſie, ihr Taſchentuch vor den Augen, hinaus.

„Das iſt auch eine von denen," ſagte Rodenberg, der jungen Sängerin nachblickend, „über welche würdige Mütter und tugendhafte, aber ältliche Honoratiorentöchter die Naſe rümpfen, junge Damen aus ſtillen Familien nur mit einem gewiſſen moraliſchen Schauder zu ſprechen vermögen und von der manche ihrer Colleginnen ſagt: ‚ich danke dir, Schickſal, daß ich nicht bin, wie ſie!' — Und doch iſt dieſes Mädchen eine große Künſtlerin und hat in einem Tropfen

Blut ihres kleinen Fingers mehr Gefühl, mehr Wärme und Gemüth, ja, mehr Schicklichkeitsgefühl, als manche der eben Genannten, die einen offenen Blick, ein friſches Wort, einen herzlichen Gruß mit ihrer Tugend unvereinbar und nur das für erlaubt finden, was ſie in ſtiller Heimlichkeit zu thun vermögen."

„Für ſolche Scheinheiligen wäre es eine dankbare Aufgabe, einen Tugendſpiegel zu ſchreiben, wie es einen Narrenſpiegel gibt, in welchem ſie, ſich beſchauend, ihre innerſten Gedanken in erſchreckender Wahrheit ſähen."

„Mit Illuſtrationen — ich könnte Beiträge dazu liefern."

„Ich könnte ein Feuilleton unter dem Namen ‚Tugendſpiegel' beginnen und unſere Feinde ſanft ein wenig herklämmen, ohne ihren Namen auch nur zu nennen."

„Es iſt noch zu früh: das Geiſtreichſte und Pikanteſte, was Du zu ſagen vermöchteſt, ginge im gegenwärtigen Augenblicke ſpurlos ohne Nutzen verloren; laß den Himmel über uns wieder heiter werden und dann fahre gelegentlich mit einem Wetter drein — o, ſo ein Blitzſtrahl aus blauer Luft thut eine ganz abſonderliche Wirkung! — Laß mich aber jetzt allein, mein guter Rafael, ich muß anfangen, meine Papiere ein wenig nachzuſehen: ich habe da Schubladen voll Briefe und Schreiben aller Art, von denen ich vor meinem Weggehen nichts vergeſſen möchte; ich will ein Autodafé halten, bei dem ich nicht wie vor einiger Zeit unterbrochen zu werden hoffe."

„Leider Gottes, daß Sie damals unterbrochen wurden!"

„Wie ſo?" fragte Rodenberg, durch den eigenthümlichen Ton, mit dem ſein Freund dieſe Wort ſprach, aufmerkſam

gemacht — „ich verbrannte, was ich konnte, und das Uebrige wird hoffentlich in guten Händen sein!“

„O ja, in guten Händen — man spricht in der Stadt davon: in diesen übrig gebliebenen Briefen und Papieren des hohen Verstorbenen haben Leute gelesen und sich über den Inhalt lustig gemacht, welche bei Lebzeiten desselben sich nicht tief genug zu bücken vermochten und glücklich gewesen wären, seine Schuhriemen lösen zu dürfen!“

„Ah, verflucht, das hätte ich doch nicht erwartet — deßhalb der allerhöchste Zorn, daß ich gewagt, ein gegebenes Versprechen zu erfüllen! — Kannst Du mir irgend einen Namen nennen, an den ich mich vielleicht halten könnte?“

„Das kann ich so wenig wie ein Anderer — wer hat es gesagt oder wer wird eingestehen, daß er es gesagt? Es klingt durch die Luft deutlich und klar, es erscheint, obgleich schattenhaft, aber mit erschreckender Wahrheit! Viele wissen darum, Viele haben es gehört — ein Gerücht, wie so manches andere, das lautlos verstummt, so wie man hinhorcht, dessen Bilder in Dunst verschwinden, sobald man sie mit dem Blicke festhalten will — daß man es dem Verstorbenen so gemacht, ist eben der Lauf der Welt!“

„Ja, die Fabel von dem Esel und dem sterbenden Löwen!“

Rodenberg reichte seinem kleinen Freunde die Hand, welche dieser herzlich schüttelte und alsdann mit leisen Schritten das Zimmer verließ.

Der Maler ging noch einige Male in dem Gemache auf und ab, und man hätte aus seinen Gesichtszügen, die sich jetzt seltsam änderten, lesen können, wie sehr er litt; doch war dieses Leiden mehr körperlicher Art: er drückte zuweilen

die Lippen fest auf einander, wie um einen Schmerz zu bekämpfen, dann athmete er tief auf und fuhr auch zuweilen mit der Hand über seine Stirn, die jetzt brennend heiß war, was er mit Erstaunen zu bemerken schien, und dann, in den Spiegel blickend, sah er, wie eine fieberhafte Röthe seine noch vor Kurzem so bleichen Gesichtszüge überflog; auch hatte er ein Gefühl von Müdigkeit sowie ein eigenthümliches Ziehen in den Gliedern, so daß er kopfschüttelnd zu sich selber sagte: was soll das Alles sein? Ist das Rückwirkung der geistigen Erregtheit und vorübergehend, oder droht mir sonst irgend etwas? Wer wird gleich an das Schlimmste denken! — „Pah," stieß er nach einer Pause mühsam zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, „wenn es in ihrer Macht läge, auch auf solche Art über mich zu verfügen, so könnte ich mich für besorgt und aufgehoben betrachten — jetzt zu unseren Geschäften!"

Er öffnete seinen Schreibtisch, er zog Schublade um Schublade heraus und mußte lächeln, als er diesen Wust von Papieren sah. War es ihm doch fast ergangen, wie dem Erzbischofe von Cambrai, Groß-Almosenier Ludwig's des Vierzehnten, der Briefe und Acten in den weiten Taschen unzähliger Beinkleider verwahrte, welche, systematisch geordnet, eines der eigenthümlichsten Archive bildeten, während Rodenberg wenigstens für jeden Jahrgang eine bestimmte Schublade hatte, in welcher indessen Alles bunt genug durch einander lag; doch handelte es sich hier allerdings nur um Privatpapiere, während dort der Ehevertrag des Königs von Frankreich erst nach langem Suchen in den Beinkleidern Seiner Eminenz, Litera H Nummer sechszehn, gefunden wurde.

An dieſe Geſchichte dachte Rodenberg, als er mit dem Ordnen ſeiner Papiere begann, und ſie heiterte ein wenig ſeine düſtere Gemüthsart auf.

Ein Schlag auf die Glocke, die vor ihm ſtand, rief den Diener herbei, welchem er den gemeſſenen Befehl gab, Niemanden, es möge ſein, wer es wolle, zu ihm herein zu laſſen — „ich verlaſſe mich darin auf Deine Anhänglichkeit wie auf Deine Klugheit in einer anderen Sache: es könnte nämlich heute oder morgen früh ein Schreiben des Miniſters des Hauſes kommen, welches ich unter keiner Bedingung zu erhalten wünſche und das mir nicht vor Augen kommen darf, damit ich ſagen kann, ich hätte es nicht geſehen — haſt Du mich verſtanden, Joſeph?“

„Gewiß, Herr von Rodenberg — ſollte dieſes Schreiben kommen, ſo werde ich es ſo einzurichten ſuchen, daß es der Betreffende wieder mitnimmt, indem ich ihm ſage, Sie ſeien ausgegangen und hätten wahrſcheinlich auf ein paar Tage die Stadt verlaſſen.“

„Laß mich überlegen, ob es beſſer iſt, wenn der betreffende Brief wieder zurückgenommen wird — nein, nein, es iſt beſſer, wenn er in Deinen Händen bleibt, doch ſagſt Du dem Beſteller ausdrücklich, Du nähmſt ihn ohne alle Verantwortung und könnteſt durchaus nicht dafür ſtehen, daß dieſes Schreiben heute oder morgen in meine Hände käme — Du verſtehſt mich?“

„Gewiß, Herr von Rodenberg.“

„Mit dem Briefe kannſt Du alsdann anfangen, was Du willſt; am beſten iſt es, wenn Du ihn verlierſt, ſo daß weder Du noch irgend Jemand ihn wiederfindet — kann ich mich auf Dich verlaſſen?“

gemeine Aufmerkſamkeit dankbar', ſein möglichſtes thut; er ſingt vortrefflich und überſchüttet das Publikum mit den weichen italieniſchen Melodien, die, hier geſungen, ſo zu Herzen gehen. Er iſt ſich ſeines Sieges im Voraus bewußt und ſteigert ſich deßhalb zur höchſten Kraft und Anſtrengung — jetzt hat er geendet, und ein wüthender Beifallsſturm bricht los; man tobt, man ſchreit, man iſt außer ſich; das Parterre leiſtet das Uebermögliche im Spectakelmachen; jede Dame in ihrer Loge hört von den anweſenden Herren mit einer wahren Wonne die entzückten Ausrufungen über den Sänger, als wären das ebenſo viele Complimente über ſie ſelbſt und ihre ſchönen Augen. Aber nun iſt das Feuerwerk verpufft, und die ſprühenden Raketen von ſo eben laſſen die Nacht um ſo finſterer erſcheinen; alles wendet ſich zu ſeinen Nachbarn, und mag weiter auf der Bühne geſchehen was da will, niemand ſchenkt dem ferner die geringſte Aufmerkſamkeit.

Man gab am heutigen Abend Ernani, Verdi's alte ausgeſungene Oper, mit ziemlich mittelmäßigen Kräften, wie überhaupt die gegenwärtige Stagione, was den Geſang anbelangt, ziemlich ſchlecht beſtellt iſt. Der erſte Act ging denn auch ziemlich ſpurlos vorüber, und das Publikum that, als geſchehe auf der Bühne gar nichts; die meiſten Zuſchauer ſchienen nur des Ballets wegen gekommen zu ſein, und als die Muſik deſſelben anfing, wurde es ſchon bedeutend ſtiller im Hauſe. Die Ballete der Scala waren von jeher berühmt, ſowohl wegen ihrer Compoſition mehr aber noch wegen der Pracht der Decorationen, der Coſtüme des zahlreichen und gut eingeübten Balletchors und der großen Tänzerinnen, welche in Mailand ihren Ruf begründeten. Früher konnte hier keine Stagione glänzend ſein ohne Namen wie der der Taglione, der Elßler, der Cerito oder wie ſie alle heißen mögen. Das heutige Ballet hieß „Un fallo — Ein Fehltritt"; es war eine venetianiſche Geſchichte, deren Knoten ſich auf einem prachtvollen Maskenball ſchürzt, wo nämlich ein reicher und edler Venezianer, der dieſes Feſt in ſeinem Palaſt veranſtaltet, nach

„Wie immer, gnädiger Herr.“

„So laß mich allein und ungestört.“

„Soll ich nicht etwas zu essen für Sie holen?“

„Nein, ich danke — ich habe nicht den geringsten Hunger; doch gib mir Zuckerwasser, ich fühle einen eigenthümlichen, brennenden Durst.“

Darauf fing er an, seine Papiere zu ordnen, das heißt, er nahm die Schreiben eines nach dem anderen hervor, sah nach Unterschrift und Datum und warf die meisten neben sich auf den Boden; nur wenige wurden in ein leeres Kästchen gelegt, welches offen neben ihm stand.

So verging Stunde um Stunde, und schon einige Male war der Papierhaufen zu einer solchen Höhe angewachsen, daß er seinen Bedienten hereingerufen hatte und die Briefe im Kamine verbrennen ließ.

Dann war es dunkel geworden: Joseph hatte Lichter gebracht und sich jetzt die Frage erlaubt, ob er etwas zum Nachtessen bringen solle, worauf Rodenberg auch dieses Mal wieder frisches Zuckerwasser verlangte und dann in seinem Vernichtungsgeschäfte fortfuhr.

Endlich kam der Bediente ungerufen wieder herein, und da er sich ziemlich auffallend in der Nähe des Schreibtisches umhertrieb, so blickte der Maler, verdießlich über diese Störung, in die Höhe, worauf jener mit leiser Stimme sagte: „Es ist bereits eilf Uhr, Herr von Rodenberg.“

„So geh' zu Bette!“

„Sie haben mir nichts mehr zu befehlen und werden die Lichter selbst auslöschen?“

„Sobald ich fertig bin!“

Hierauf nahm er wieder Papiere und Briefe in die

Hand, durchflog zuweilen raſch den Inhalt eines derſelben und lächelte trübe oder er blickte auch wohl eine Zeit lang gedankenvoll in den Schein der Kerze, ehe er es zu den übrigen warf.

Endlich überkam ihn der Schlaf oder vielmehr eine fieberhafte Abſpannung, der er nur gewaltſam zu widerſtehen vermochte; dabei begann ihn ſein Kopf zu ſchmerzen und ſeine Pulſe flogen raſch und heftig; auch waren ſeine beiden Kerzen herabgebrannt, denn es war zwei Uhr in der Nacht geworden.

Er begab ſich beinahe ſchwankend in ſein Bett, und als er ſich in demſelben behaglich ausgeſtreckt hatte und mit einem unbeſchreiblichen Gefühle von Müdigkeit und ſehnſüchtig den Schlaf erwartete, wollte dieſer in erquickender Form nicht kommen, ſondern Rodenberg hatte während eines unruhigen Schlummers das Gefühl, als ruhe er auf einem ſchwankenden Nachen und als ſitze Jemand neben ihm, der, den Mund an ſein Ohr gelegt, ihm die Ereigniſſe des vergangenen Tages mit einer ermüdenden Eintönigkeit ohne jede Unterbrechung wiederholte. Hundert Mal fuhr er empor und entſchlummerte gleich darauf in der Hoffnung, dem unſichtbaren, nervenaufregenden Quälgeiſte zu entgehen — vergeblich; das Phantom fing augenblicklich wieder an faſt mit denſelben Worten, mit dem gleichen, entſetzlichen, einförmigen Tonfalle.

So kam der Tag: die Bäume vor ſeinem offenen Fenſter rauſchten im Morgenwinde, und zuweilen ſtahl ſich ein erquickender Hauch in das heiße Schlafzimmer; die Vögel begannen leiſe zu zwitſchern, und erſt bei dieſen Anzeichen

des erwachenden Lebens entfloh der Kobold, der Rodenberg's Schlaf beunruhigt.

Als er endlich erwachte, wenig erfrischt und ausgeruht, blitzte die Sonne durch die Spalten der Fensterläden, welche Joseph, leise hereinschleichend, während des festeren Frühschlummers seines Herrn geschlossen hatte. Er brauchte einige Augenblicke, um sich die Ereignisse des gestrigen Tages wieder klar zu machen, wobei ihm die Papiere zu Hülfe kamen, welche er durch die geöffnete Thür in seinem Schreibzimmer neben dem Kamine liegen sah.

Draußen brannte die Sonne heiß vom wolkenlosen Himmel: es war ein schwüler Tag, so recht geeignet dazu, um bei zugemachten Fensterläden zu Hause zu bleiben, was Rodenberg denn auch that, und mit jedem Papiere, das er ordnete oder zerriß, mit jedem Briefe, den er vernichtete, ein weiteres Band löste, das ihn mit der Gegenwart verknüpfte.

„Bald werde ich frei sein," sprach er aufathmend zu sich selber, „ich werde diese schattenlose, staubige Stadt verlassen, um, aller Fesseln ledig, meines Weges zu ziehen — durch duftige, kühle Wälder, an murmelnden Bächen vorbei!"

Es war begreiflich, daß gerade heute bei dem raschen Klopfen seiner Pulse, bei seiner brennenden Stirn der Gedanke an schattige, kühle Wälder, an frische, murmelnde Quellwasser so etwas unendlich Tröstendes und Erquickendes für ihn hatte.

II.

„Weißt Du der Liebe Siegesschlag?“

Der Minister des Hauses war ein geistreicher Herr, ein bedeutender Beamter und wäre auch ein großer Staatsmann geworden, wenn er, anstatt das Schiffchen eines kleinen Herzogthums zu leiten, das Glück gehabt hätte, das Ruder eines großen Staatsschiffes zu führen: er war nicht nur ein kenntnißreicher, sondern auch ein liebenswürdiger Mann, der die Wissenschaft schätzte, Kunst und Künstler liebte und, obgleich Freiherr aus einem sehr alten Hause, doch so wenig von Standesvorurtheilen geblendet, daß er sich in den meisten Fällen lieber mit einem gescheiten Künstler oder Schriftsteller, als mit einem beschränkten Standesgenossen unterhielt.

Er hatte Rodenberg beständig auf das Freundlichste behandelt, er hatte nie vergessen, demselben Einladungen nicht nur zu größeren, sondern auch zu kleineren Gesellschaften zu senden — so lange der junge Mann beim Fürsten in Gunst stand, und wenn dem Minister natürlicher Weise die jetzige zweifelhafte Stellung desselben nicht unbekannt war, so hatte man doch schon einige Male erlebt, daß Günstlinge Seiner Königlichen Hoheit aus sehr starkem Schwanken wieder das

vollkommenste Gleichgewicht erlangt hatten. Auch war die Einladung durch den Secretär Seiner Excellenz nach der gewöhnlichen Liste angefertigt worden, und als nun plötzlich die Entlassung Rodenberg's zur unbezweifelten Thatsache ward, so wurde der kleine Beamte von seinem Chef ziemlich hart angelassen, daß er nicht in diesem ganz speciellen Falle besondere Instructionen eingeholt hätte.

Denn der Minister hatte neben all' seinen glänzenden Eigenschaften nach einer gewissen Richtung hin doch einen Mangel an bürgerlichem Muthe und mochte sich sogar nicht einmal in Gedanken in die fürchterliche Lage hineinversetzen, daß der in Ungnade gefallene Rodenberg vielleicht die Luft desselben Salons athme, in welchem die allerhöchsten Herrschaften ihren wunderbaren Lüstre und fabelhaften Dunstkreis verbreiteten.

Die in Rede stehende Soirée war nämlich eine sehr große, und zu Ehren eines die Vermählung des Fürsten betreffenden, vom benachbarten Hofe angekommenen außerordentlichen Botschafters veranstaltet, bei welcher der allerhöchste Hof weder fehlen konnte, noch durfte, noch würde. Seine Excellenz war deßhalb außerordentlich ungnädig, daß der arme Secretär so ohne Weiteres die Befehle seines Gebieters vollzogen, und ersuchte ihn mit einer ausnehmenden Höflichkeit, welche aber oft schärfer zu wirken pflegt, als der strengste Befehl, ein sehr diplomatisches Schreiben an Rodenberg zu entwerfen, worin diesem so fein als möglich gesagt werde, daß er, der Secretär, sich einer falschen Liste bedient, oder etwas ähnliches Unglaubliches, wenn es nur den Schein der Wahrscheinlichkeit für sich haben konnte.

Dieser Brief war geschrieben und an seine Adresse be-

fördert worden; doch erging es dem unglücklichen Schreiben, wie wir im vorigen Kapitel angedeutet: der Bediente Rodenberg's hatte es übernommen, aber ohne alle Verantwortlichkeit, daß es heute oder morgen in die Hände ſeines Herrn gelangen werde, denn dieſer habe für ein paar Tage die Stadt verlaſſen und man wiſſe nicht, ob er morgen zurückkommen werde.

Seine Excellenz hatte ſich durch dieſe Meldung, welche ihm der Secretär augenblicklich hinterbracht, einiger Maßen beruhigt gefühlt und ſprach zu ſich ſelber: „Rodenberg iſt trotz alledem ein Mann, der zu leben verſteht, und zu geſcheit, um eine ſolche ganz koloſſale Taktloſigkeit zu begehen — denn es wäre über alle Beſchreibung. — Stellen Sie ſich dieſe Scene vor," ſprach er zu ſeinem Secretär, „die Frau Fürſtin-Mutter im rothen Salon ſitzend und Rodenberg am Eingange erſcheinend — ich bitte Sie um Alles in der Welt, ſtellen Sie ſich das vor!"

Und der Secretär ſtellte ſich das pflichtſchuldigſt vor, ſo gut er konnte, und ſchauderte vom Wirbel bis zur Zehe.

Als er dieſen Schauder ſo weit bemeiſtert, daß er wieder reden konnte, fragte er mit einer Grabesſtimme: „Und wenn ſich etwas ſo Fürchterliches wirklich zutrüge, ſollte für dieſen Fall Euer Excellenz Dienerſchaft nicht inſtruirt werden?"

„Um Gottes willen nicht, mein Lieber, das würde den Scandal nur noch vergrößern! Alles, was Sie thun können, iſt, daß Sie ſich im Vorzimmer aufhalten und mich in dem betreffenden, aber nicht denkbaren Falle ſogleich rufen laſſen."

Darauf trennten ſich Herr und Diener, wobei der Erſtere ſeufzend ſagte: „Und bei Allem dem beneidet man

uns und will nicht die Klippen bemerken, die uns von allen Seiten entgegen ſtarren und durch welche unſer Privatſchiffchen glücklich durchzurudern gewiß keine kleine Aufgabe iſt!“

Der Tag ging vorüber, an dem die gelungſtigte Excellenz einen kleinen Balſam darin gefunden hatte, daß ſie auf einem Nachmittagſpaziergange dem Fürſten begegnet war, der ſie auf die huldreichſte Art mitten in der Straße vor allen Vorübergehenden anſprach und dabei die außerordentliche Gnade hatte, zu verſichern, man freue ſich ſehr auf die heutige Soirée, für deren Veranlaſſung man dem Haus- und Staats-Miniſter noch ganz beſonders zu Dank verpflichtet ſei.

Der Abend kam und mit ihm die Gäſte; zuerſt das kleine Federvieh zu Fuß und in ein- und zweiſpännigen Droſchken: Salonfutter, Tapetenmaterial, anſtrebende junge Leute, kleine Beamte, Departements-Angehörige aller Art, von denen viele ſchon dem impoſanten Portier am Einfahrtsthore die erſte Verbeugung machen und ſich ſo fort verbeugend und tief nickend die Treppen hinaufſchlängeln durch die Schaar der Lakaien bis an das Veſtibule eben an der Treppe, wo ſich der Kammerdiener Seiner Excellenz befindet, mit dem ſie in ihrer Herzensangſt ein Geſpräch anzuknüpfen ſuchen, worauf ſich aber dieſer kleine Großwürdenträger nicht einlaſſen kann, da er offenbar Wichtigeres zu thun hat.

Hier in dieſem Veſtibule zögern die einzeln und ſehr früh Gekommenen mit einer unverkennbaren Abſichtlichkeit, betrachten ihr wohlfriſirtes Haar in einem zwiſchen Blumen aufgeſtellten Spiegel, beſichtigen ihre Handſchuhe, ziehen Weſte und Frack in die Hüfte und warten ſo, bis nach und

nach ein Dutzend zuſammengekommen iſt, welche alsdann in dieſer anſehnlichen Maſſe das erſte Vorzimmer forciren, um ſich hier nach einer aus beſcheidener Entfernung dem Secretär Seiner Excellenz dargebrachten tiefen Verbeugung augenblicklich an die Wände und in die Ecken zu verlieren und ſich ſo unſcheinbar und unſichtbar als möglich zu machen, zu welchem Zwecke eine tiefe Fenſternische, ein hervorſpringender Ofen, eine breite Girandole und dergleichen ſehr geſuchte Gegenſtände ſind.

Im Uebrigen iſt eine ſolche verſteckte Ecke des Vorzimmers ein ſehr intereſſanter Platz: man ſieht nach und nach die Gäſte kommen, und hier außen meiſtens noch in ihrer ganzen Natürlichkeit — ein im Wagen angefangenes Geſpräch fortſetzend, eine witzige Bemerkung vollendend, einen freundlichen Gruß oder gar einen ſtillen Händedruck erwiedernd; Bewegungen und Geberden ſind hier noch ungekünſtelt und ohne Heuchelei, und es iſt ergötzlich anzuſehen, wie ſie jetzt mit Einem Male anfangen, ſteifer und förmlicher zu werden, mit einer faſt erſchreckenden Steigerung bis in den rothen Salon, wo nur noch ein officielles Lächeln erlaubt iſt, wo die Damen beim tiefen Complimente mit Eclat rückwärts rauſchen, ſich faſt auf den Boden niederſetzen, und wo die Figuren der Herren mit den tief herabgeſenkten Stirnen faſt einen rechten Winkel bilden.

Dabei fängt es an, warm und wärmer zu werden, und in allen Sälen herrſcht eine ſo ſchwere, dunſtige Atmoſphäre vor, daß die Kerzen trübe brennen und ſich manche alte Excellenz heimlich den Schweiß von der Stirn wiſcht: man ſteht ſo dicht auf einander und drängt ſich ſo eng um einander herum, daß eine förmliche Unverſchämtheit dazu gehört,

sich von den aufwartenden Dienern eine Tasse Thee geben zu lassen, oder den Versuch zu machen, das andere Ende des Salons zu erreichen, um dort mit einem Bekannten zu plaudern. Und doch hört man rings umher nur Ausrufe, wie: ‚Quelle soirée charmante!' — ‚Délicieuse!' — ‚Welch wunderbares Appartement!' — ‚Ja, aber räuberhaft heiß' — ‚und welch reizende Toiletten' — ‚haben Sie die Robe der Baronin Hardenberg bemerkt?' — ‚Ravissante!' — ‚Ja, krokodilenhaft' — ‚und die Gräfin Blendheim so einfach wie nie' — ‚sie hat alle Ursache dazu, die arme Gräfin, denn ihre schönen Tage sind nun vorüber.'

So schwirrt es durch einander und plaudert und lächelt, freut sich und ärgert sich, und dazu duftet S-Bouquet und Jockey-Club, Violettes de Nice, New-month-hay nebst anderen Gerüchen, die nicht gut zu classificiren sind.

Und welche Masse von Orden und Sternen blitzen hier von den Uniformen und Fräcken, Kleinkreuze, Commandeur- und Großkreuze, Bänder in allen Farben, angestaunt und beneidet von den Aermsten, deren Knopflöcher noch leer sind und die sich höchstens aus Coquetterie eine kleine Rosenknospe einzustecken wagen — welche unsägliche Menge von Verdienst — glückliches, beneidenswerthes Land!

Je mehr man sich denen nähert, die auf der Höhe des Lebens wandeln, um so dichter wird das Gedränge, um so heißer die Luft, um so geringer das Wohlbehagen, um so größer die Ehre; in einem Kreise, so weit es nur eben möglich ist, stehen die Glücklichen dicht geschaart, die es wagen dürfen, sich hier ohne Scheu sehen zu lassen, Alle klopfenden Herzens, Alle in ängstlicher Erwartung, erfüllt mit Furcht, daß sie mit Blick oder Wort übergangen werden

könnten, beseelt von Neid gegen die Nachbarn, denen schon von fern ein gnädiger Gruß zu Theil geworden.

Wie charmant und liebenswürdig die Herrschaften heute sind — wie genau bekannt mit allen Verhältnissen, wie treffend in ihren Fragen, wie geistreich in ihren Bemerkungen; besonders Seine Königliche Hoheit ist heute förmlich bezaubernd und spricht mit Jedermann, der in seine Nähe kommt und dem er unmöglich entgehen kann: er erinnert sich des Herrn von Mayer und des Herrn von Schülz, er weiß, daß Beide vortreffliche Väter hatten und daß sie sich selbst um das Wohl des Staates sehr verdient machen; er sagt dem Herrn von Perthel, daß er von dessen schönen Gemälden gehört, und dem Herrn von Sterthel, daß er hoffe, dessen braune Stute werde beim nächsten Rennen den Preis davontragen; er erinnert sich, den Herrn Baum in Baden und den Herrn Strauch anderswo gesehen zu haben — freilich passirt es ihm dabei, die Herren von Goldlack und von Rosenholz mit einander zu verwechseln, doch hat das nicht viel zu bedeuten, da Beide gleich langweilige und gleich zudringliche Kerle sind.

Endlich reicht die Frau Fürstin-Mutter der glücklichen Excellenz, dem Herrn des Hauses, der neben ihr steht, den Arm und läßt sich von ihm in den großen Saal führen, der, da heute nicht getanzt wird, zu einem Blumengarten umgewandelt und mit zahlreichen Spieltischen besetzt ist — ihr folgt der Fürst, glücklich, endlich von dem langweiligen Cercle befreit zu sein, mit einem höchst gnädigen Rundcompliments, und sowie er den Rücken gewandt, löst sich der Kreis auf, Fächer wehen, man lächelt, man plaudert; die Damen versuchen es, ungesehen ihre zusammengedrückten Schleppen

demſelben von einem falſchen Freund auf die Gallerie geführt wird, wo er ſieht, wie ſeine dem Libretto nach übrigens tugendhafte Frau einem Liebhaber, den ſie abgewieſen, ein Andenken dieſer traurigen Stunde gibt; ſeine Wuth erwacht, und es iſt wahrhaft grauenhaft mit anzuſehen, wie er nach dem Tact der Muſik mit verzerrten Zügen in gräßlichſter Eiferſucht über die Bühne ſchreitet. Einige ſechzig Tänzer und Tänzerinnen im Hintergrunde verwundern ſich à tempo darüber und während die Männer zu gleicher Zeit die Hände erheben und mit dem Kopf wackeln, was in der Balletſprache heißen ſoll: „etwas fürchterliches geſchah", tanzen die Damen ſehr ausdrucksvoll: „laßt uns eilen, die Herrin zu benachrichtigen". Darauf folgt im zweiten Act eine häusliche Scene mit Händeringen und Thränen von Seite der Frau, ſowie vielem Fußgeſtampfe von Seite des Gemahls, worauf ſich letzterer im dritten Act entſchließt, der Sache ein kurzes Ende zu machen, indem er ſeinen Nebenbuhler erdolcht; unglücklicherweiſe aber hält ein leichtſinniger armer Teufel in derſelben Straße ein Rendezvous, ſtolpert, als er nach Hauſe gehen will, über den Ermordeten und wird ergriffen und eingeſteckt. Vierter Act: großes Gericht im Saal des Dogenpalaſtes mit außerordentlicher Pracht; der unglückliche junge Menſch wird zum Tode verurtheilt, ſein Richter, jener venezianiſche Nobile, der wirkliche Mörder, hilft den Unglücklichen verdammen; da erſcheint der falſche Freund aus dem erſten Act wieder, und während hinten die Rathsherren und Gerichtsbeiſitzer viel mit ihren Armen und Beinen umherſchlenkern, ſagt jener vorn zum Nobile: Du — nimm Dich — in Acht — meine Augen — ſahen daß Du — ihn erdolchteſt — rette ihn — oder mich ſoll der Teufel holen wenn ich Deinen Collegen nicht alles erzähle. Der Verbrecher ſtürzt zerknirſcht von der Bühne, und im fünften Act ſehen wir eine ländliche Scene, vielleicht der öffentliche Garten bei Venedig, wo das ganze Balletchor ſich bemüht, tanzend ſeinen Schmerz an den Tag zu legen, daß der arme junge Menſch, den ſie alle kennen, verurtheilt

hinten ein wenig aufzuſchütteln, die Herren betrachten ihre zuſammengequetſchten Hüte, und wenn auch die Meiſten darüber einig ſind, die allerhöchſten Herrſchaften noch nie ſo gnädig geſehen zu haben, ſo gibt es doch auch Andere, welche ſich achſelzuckend in eine Fenſterniſche zurückziehen und es unbegreiflich finden, daß man nicht mit ihnen geſprochen, ja, daß man ſie nicht einmal bemerkt habe.

Die Vorzimmer haben ſich indeſſen ſchon ein wenig entleert: viele der kleinen Beamten in ihren altmodiſchen Fracks und den ſteifen, hohen Halsbinden, die nun beinahe ſchon zwei Stunden an den Wänden geſtanden, Alles mit einer gewiſſen Freundlichkeit ſtarr anlächelnd, was an ihnen vorüberging und rauſchte, dazwiſchen zuweilen wie auf Commando tiefe Complimente machend, aus Uebermüdung dem Zuſammenknicken nahe, haben ſich langſam davon geſchlichen, um ſich in einem ſtillen Wirthshäuschen für die ausgeſtandene Ehre zu erholen. Und der Secretär Seiner Excellenz, der ſchon ſeit Beginn der Soirée mit einer krampfhaften Aufmerkſamkeit nach dem Veſtibule geſchaut, fängt an, freier aufzuathmen und ſpricht zu ſich ſelbſt: „Gott ſei Dank, das wäre glücklich vorübergegangen!“ Ja, er fühlt ſich jetzt ſo ſicher, daß er ſich ins Nebenzimmer begibt und dort eine Taſſe Thee mit ſehr viel Backwerk zu ſich nimmt; alsdann liegt es in ſeiner Abſicht, ſich in den großen Saal zu begeben, um von Weitem den Blick ſeines Herrn zu erhaſchen und ihm durch ein Zeichen bemerklich zu machen, daß alle Gefahr jetzt vorüber iſt; war er doch überzeugt, daß Seine Excellenz ſich in eben ſo peinlicher Aufregung befände, als er ſelbſt, ja, in noch peinlicherer; denn der Herr Miniſter war zur Whiſtpartie der Frau Fürſtin-Mutter befohlen worden

mit dem franzöſiſchen Geſandten und dem außerordentlichen Botſchafter des benachbarten Hofes — er war alſo gefeſſelt, hätte das Schrecklichſte über ſich ergehen laſſen müſſen und wäre nicht im Stande geweſen, den gefürchteten Gaſt durch ein freundliches Wort wenigſtens vom großen Saale fern zu halten.

Und hier war Alles Luſt und Freude, Harmonie und unendliche Glückſeligkeit; dieſes weite, hohe Gemach war mit einer außerordentlichen Geſchicklichkeit durch lebende Pflanzen in kleine Partieen abgetheilt, wo man ſich ungeſehen und ungehört hier angenehmem Geplauder hingeben konnte, während dort junge Damen mit unternehmenden Officieren ſich mit jeu d'esprit beluſtigten und dabei doch Alle das Glück hatten, ſich mit den höchſten Herrſchaften in gleichem Raume zu befinden und dieſelbe Luft athmen zu dürfen.

Die Frau Fürſtin-Mutter war eine ausgezeichnete Whiſtſpielerin und bekam nebenbei gewöhnlich die beſten Karten: ſie hatte ſoeben mit einer triumphirenden Miene die letzten ſechs Blätter aus ihrer Hand auf den Tiſch hingelegt, da ſie überzeugt war, die Gegner würden nicht im Stande ſein, ihr noch einen Stich davon ſtreitig zu machen. Sie nahm es durchaus nicht ungnädig auf, daß ein paar zuſchauende ältere Herren und Damen einander, aber mit ſehr deutlicher Stimme, zuflüſterten: „Wie wunderbar Ihre Königliche Hoheit dieſes ſchwierige Spiel geleitet haben!“ Sie lächelte ihrem Partner, dem Miniſter des Hauſes, freundlich zu, und Seine Excellenz war eben im Begriffe, dieſes gnädige Lächeln mit einem unverkennbar glücklichen Blicke einzukaſſiren, als er mit Schrecken bemerkte, wie der Blick der hohen Dame plötzlich einen ganz anderen Ausdruck, einen Ausdruck der

Gehässigkeit, ja, des Zornes annahm. Freilich verschwand dieser Ausdruck wie ein Blitz wieder, um derselben wohlwollenden Miene wie so eben Platz zu machen; doch fuhr es ihm brennend heiß durch den ganzen Körper, und er hätte viel darum gegeben, wenn er sich hätte umschauen dürfen; aber es war an ihm, die Karten für das neue Spiel zu vertheilen, und wir können nicht verschweigen, er mischte mit zitternden Fingern, ja, er hatte sogar das Unglück, zu vergeben und nochmals von vorn anfangen zu müssen, wobei ihm der Angstschweiß auf die Stirn trat, denn die Frau Fürstin-Mutter hustete leicht hinter dem vorgehaltenen Fächer, sie warf einen eigenthümlichen Blick auf ihre Ober-Hofmarschallin, welche neben dem preußischen Gesandten stand, und die unglückliche Excellenz glaubte sogar bemerkt zu haben, daß sie leicht mit den Achseln gezuckt. Endlich waren die Karten gegeben, und der Minister des Hauses hatte, wie man zu sagen pflegt, ein ganz niederträchtiges Papier erhalten — auch das noch!

Wenigstens war es ihm jetzt vergönnt, während sein Nachbar mit einem Lächeln der Entschuldigung gegen die Frau Fürstin-Mutter quatre d'honneur von oben herab ausspielte, ein wenig auf die Seite zu schauen.

Gerechter Gott — was er geahnt, war geschehen — hinter ihm, fast in der Mitte des großen Saales, den allerhöchsten Augen sichtbar, stand Rodenberg, und nicht einmal allein stand der in Ungnade Gefallene da, neben ihm befand sich Lord Warren, vor ihm stand der alte General von Möllendorf, ihm sogar die Hand reichend, und jetzt trat sogar noch der englische Gesandte dazu, und die Vier plauderten mit einander, als ob sich das ganz von selbst verstände.

Dazu blickte die Frau Fürſtin-Mutter ziemlich ernſt in ihre Karten, dazu häuften ſich die Tricks der Gegenpartei, dazu hatte er das furchtbare Unglück, an einem Schlemm ſchuld zu ſein, indem er ſeine einzige hohe Karte, den Piquebuben, ganz unnöthiger Weiſe auf einen ſchon verlorenen Stich geworfen hatte.

Alſo groß Schlemm in jeder Beziehung!

Ihre Hoheit entfalteten etwas geräuſchvoll den Fächer und rückten ihren Stuhl ein wenig vom Tiſche ab, zum Zeichen, daß die Whiſtpartie für heute beendigt ſei. Alle erhoben ſich, und während der Ober-Hofmarſchall mit einem ſehr ernſten Geſichtsausdrucke herbeikam, um die Rechnung für die hohe Dame zu bereinigen, trat dieſe nach einer leichten Verbeugung zurück, den außerordentlichen Botſchafter des benachbarten Hofes zu ſich heranwinkend, um mit dieſem und ihrer Ober-Hofmarſchallin hinter einer der künſtlichen Laub- und Blumenwände zu verſchwinden.

Der Herr des Hauſes ſtand einen Augenblick rathlos, ja, trotz ſeiner großen Sicherheit und ſeinem ausgezeichneten Takte war er ſchon im Begriffe, das Unklügſte zu thun, was er hätte thun können, ſich nämlich mit einer pikanten Redensart an Rodenberg zu wenden, als er ſich eines Beſſeren beſann und nun gerades Weges auf den Fürſten zutrat. welcher, neben der Baronin Hardenberg ſitzend, den jungen Maler ebenfalls bemerkt hatte und ihn, wenn auch nicht gerade erzürnt, doch mit einiger Verwunderung anblickte. Auch war Seine Königliche Hoheit gutmüthig genug, dem herantretenden Miniſter, in deſſen Geſicht Schrecken und Beſtürzung deutlich zu leſen waren, freundlich entgegen zu

treten und die Geſchichte von der widerrufenen Einladung mit ziemlich gläubiger Miene anzuhören.

„Wenn Herr Rodenberg die Stirn hat,“ ſagte er hierauf, indem ein unverkennbarer Schatten über ſeine Züge flog, „ſich hier zu zeigen, wozu er ja als Eingeladener berechtigt iſt, ſo kann ich nichts dawider einwenden.“

Damit wandte er ſich um und ließ Seine Excellenz ſtehen.

‚Wozu er ja als Eingeladener berechtigt iſt,‘ hatte Seine Königliche Hoheit geſagt, und in einem Tone — o, in einem Tone, welcher noch vieles Andere hinzuſetzte!

Jetzt trat auch obendrein noch Rodenberg auf den Miniſter zu, verbeugte ſich und ſagte mit ſeiner tiefen, ruhigen Stimme: „Ich konnte mich nicht entſchließen, Euer Excellenz freundliche Einladung abzulehnen und in einem Hauſe zu fehlen, welches nach Euer Excellenz Verſicherung ſtets ſo gütig war, auch nebenbei den Künſtler in mir zu ehren, und in dieſer Eigenſchaft,“ ſetzte er mit kaum bemerkbarem Lächeln hinzu, „habe ich mir denn auch erlaubt, zu erſcheinen.“

Es war dem Herrn des Hauſes nicht möglich, hierauf etwas Verſtändliches zu erwiedern, denn die Worte quollen ihm ſo im Munde, daß er fürchten mußte, an ihnen zu erſticken; er begnügte ſich deßhalb mit einer leichten Neigung des Kopfes und einer bezeichnenden Handbewegung, worauf er ſich umwandte und davon ſchoß, um eine ihm ſehr befreundete Hofdame der Frau Fürſtin-Mutter aufzuſuchen — eine geiſtreiche Hofdame, welche vor der feinſten Filigran-Arbeit im Fache der Intriguen nicht zurückſchrack und die auch Einfluß genug beſaß, um den armen Miniſter allerhöchſten Ortes als ein bedauernswerthes Opfer darzuſtellen,

welches in Folge eines unerhörten Gewebes von Lug, Trug und Ränken ſo wie einer ganz unglaublichen Frechheit in eine ihm liſtig geſtellte Falle gegangen war.

Arme Excellenz! — er machte in der That ein Geſicht, als wenn er ein Fuchseiſen am Fuße hätte.

Rodenberg war unterdeſſen ſo unbefangen, als es ihm möglich war, in Begleitung Lord Warren's, welcher ihm treu zur Seite blieb, an's andere Ende des großen Saales gegangen, und wenn er um ſich geſchaut hätte, was er übrigens nicht that, ſo hätte er bemerken müſſen, daß, wenn auch viele Blicke ihm mit dem Ausdrucke von Haß und Schadenfreude folgten, auch andere auf ihm ruhten, die Intereſſe und Theilnahme ausſprachen; beſonders waren es Frauen- und Mädchenaugen, welche auf letztere Art dem ſchönen jungen Manne folgten, der heute begreiflicher und rührender Weiſe ſo außerordentlich blaß ausſah, aber dabei ſo feſt und unbekümmert wie früher auftrat: hinter manchem wedelnden Fächer hervor ſchaute es nach ihm aus und hätte vielleicht ſeinen Gruß erwiedert, wenn er daran gedacht hätte, irgendwo hin zu grüßen.

Aber er dachte nicht daran — ſo feſt er anſcheinend auch auftrat, ſo war ihm doch in Wirklichkeit zu Muthe, als beträte ſein Fuß ſchwankende Bretter, und er hatte Augenblicke, wo er ſtarr geradeaus ſchauen mußte, um ſich zu überzeugen, daß der weite Saal mit ſeinen Menſchen, Lichtern, Blumen und Pflanzen nicht anfange, ſich langſam herumzudrehen. Es war dies jedoch keine Folge ſeiner geiſtigen Erregtheit, es war das körperliche Unwohlſein von geſtern Abend, welches ſich heute noch heftiger auf ihn geworfen. Warren hätte ihm gern geſagt, wie furchtbar er

zuweilen erbleiche, während im nächsten Augenblicke eine glühende Röthe auf seinem Gesichte aufflamme, doch fürchtete er hiedurch, und nicht mit Unrecht, das Uebel noch ärger zu machen, blieb aber nicht nur mit ausdauernder Treue an seiner Seite, sondern bemühte sich auch, ihn durch Bemerkungen und allerlei Einfälle zu zerstreuen.

„Sie sind gescheit genug," sagte er lächelnd, „daß ich Sie auf drei Gesichter aufmerksam machen darf, die dort unten halb versteckt hinter dem riesenhaften Blumentische stehen: ein Offizier, ein Arzt und ein nicht bedeutender Beamter — ein würdiges Kleeblatt, von dem Jeder Sie gestern noch über die breiteste Straße gegrüßt hätte, ja, Ihnen entgegen geeilt wäre, um einen herzlichen Händedruck mit Ihnen zu wechseln, die sich so sehr freuten, wenn Sie ihnen begegneten, welche nur bedauerten, daß dies nicht viel häufiger geschähe, und welche es dem Schicksale nie verzeihen konnten, daß es ihnen noch keine Gelegenheit gegeben, der Welt zu beweisen, wie sehr Sie von ihnen geschätzt und geliebt werden — heute hätten dieselben die prachtvollste Gelegenheit dazu, und nun geben Sie Acht, wie sie diese benutzen werden."

„Ich bin im voraus davon überzeugt."

„Ich auch — aber es macht mir immer Spaß, solcher Erbärmlichkeit ins Gesicht sehen zu können."

„Sie urtheilen zu hart, Warren — Sie müssen die Stellung dieser Leute berücksichtigen: der Eine fürchtet, wenn er sich ferner noch öffentlich zu meinen Freunden rechnet, beim Avancement, wieder Andere, beim nächsten Ordensschub übergangen zu werden, und der Dritte hätte alle Aussicht, seine Praxis bei den Kammerjungfern vornehmer Häuser zu verlieren — kommen Sie, wir wollen unseren Strich ändern,

um ihnen die Verlegenheit zu erſparen, uns grüßen zu müſſen."

„Beruhigen Sie ſich," lachte Warren, „auch das fällt ihnen nicht einmal ein: ſehen Sie die vortreffliche Schwenkung des hoffnungsvollen Beamten, er läßt ſeine beiden Gefährten die enorme Höhe des Saales bewundern, und wenn wir nahe ſind, werden wir nur die beſte Seite dieſer Herren zu betrachten haben — aber rechts können Sie einen Gruß anbringen — müſſen einen anbringen: da ſehe ich die kleine, liebenswürdige Tellin, die Sie mit ihren großen, ſchönen Augen förmlich auffordert, ihr einen freundlichen Blick zu ſchenken — ich habe mich immer für dieſes reizende Mädchen intereſſirt."

„Ei, ei, Warren!"

„Nur weil ſie Edelweiß ein wenig ähnlich ſieht — ich wollte, Sie könnten mir darin Recht geben!"

„Ja, wenn ich die gute Margarethe erſt geſehen hätte. Aber ich hatte in den letzten Tagen kein Gemüth dazu."

„Begreiflich — aber jetzt grüßen Sie, ſonſt ſind Sie unartig."

Rodenberg that, wie ihn der Andere geheißen, und das junge Mädchen dankte auf die verbindlichſte Art, ja, es ſchien, als ſei ſie im Begriffe geweſen, einen Schritt gegen die beiden jungen Leute zu thun, welche bloßſtellende Demonſtration aber von der klügeren Mutter, einer knöchernen Perſönlichkeit, dadurch verhindert wurde, daß ſie ungeſehen auf die Schleppe ihrer Tochter trat.

Das Kleeblatt hatte ſich in der That ſo gewandt, daß es förmlich lächerlich geweſen wäre, einen Gruß von ihnen zu verlangen.

Hinter einer hohen Wand von lebenden Blumen saß eine Whistpartie, bestehend aus dem Staatsrathe von Stumpfenfels, dem Baron Hund vom Höllensteine und dem Kammerherrn Freiherrn von Schenk. Der letztere machte mit einer zierlichen Handbewegung Coeur zu Atout, und da er auffallend hierzu lächelte, so fand sich der Staatsrath veranlaßt, ihm zu sagen: „Ei, ei, Baron, Sie beschäftigen sich heute Abend so viel mit dem Coeur-Atout, daß ich darin die Stimme des Schicksals erkennen muß!"

„O, das ist schon lange kein Geheimniß mehr, daß er verliebt ist!" meinte Hund vom Höllensteine — „er ist einer von den Stillen, von den Heimlichthuern, aber man hat ihm den Schleier abgezogen, und alle Welt weiß . . . ."

„Was weiß alle Welt?"

„Nun, von Ihren Spazirgängen zu Fuße und zu Wagen nach einem verborgen gelegenen Landsitze, wo sich außer ein paar alten Bedienten nichts Männliches befindet und wo Sie also vollkommen Hahn im Korbe sind!"

„Diese Bemerkung streift an's Equivoque," sagte der Kammerherr, indem er die Augenbrauen so hoch als möglich emporzog, um ernst und würdig auszusehen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte.

„Und Baron Schenk hat Recht, wenn er sich in doppelter Hinsicht gegen Ihre Bemerkungen verwahrt," sagte der Staatsrath, „denn erstens haben sie etwas Zweideutiges und zweitens ist es nicht einmal wahr, daß der Kammerherr dort droben allein Hahn im Korbe ist — ja, ja, Sie haben einen sehr gefährlichen Nebenbuhler," fuhr der Sprecher in ruhigem Tone fort, als ihn der Andere erstaunt anblickte.

„Pah, ich weiß schon, was Sie sagen wollen," meinte

er alsdann achſelzuckend — „es iſt allerdings traurig, Zudringlichkeiten gewiſſer Leute ausgeſetzt zu ſein . . . .“

„Nehmen Sie ſich in Acht, daß Lord Warren Sie nicht hört, er verſteht in ſolchen Dingen keinen Spaß!“

„Meinetwegen kann er mich hören,“ erwiederte der Kammerherr, ſagte dies aber mit ſehr leiſer Stimme und indem er einen ſcheuen Blick in ſeine nächſte Nachbarſchaft warf.

„Alſo darf man Ihnen in der That Glück wünſchen?“

„Ich liebe keine Gratulationen über ungeſchehene Dinge, ich bin der Mann der faits accomplis!“

Die beiden Anderen lachten über die Bemühungen des Kammerherrn, ernſt und würdevoll auszuſehen, denn dieſes Beſtreben fiel meiſtens ſehr unglücklich aus und verlieh ſeinem Geſichte einen unausſprechlich faden Ausdruck.

„Es iſt eigentlich ſchade, daß Lord Warren nicht da iſt,“ meinte Baron Hund, „ich glaube, er gäbe uns etwas zum Beſten von ſeinen intereſſanten Spazirritten.“

„Iſt er heute Abend nicht hier?“

„Ich glaube kaum, da ſein Freund und beſtändiger Begleiter, dieſer gewiſſe Herr von Rodenberg, abgehalten iſt, hier zu erſcheinen.“

„Darin irren Sie ſich, meine Herren,“ hörte man eine tiefe Stimme in luſtigem Tone ſagen, und als ſie aufblickten, bemerkten ſie den General von Möllendorf, welcher lächelnd näher trat. — „Wahrhaftig, Sie ſind ſchlecht berichtet, denn ich kann Sie verſichern, daß ich ſo eben Lord Warren und dieſen gewiſſen Herrn von Rodenberg geſehen!““

„Unmöglich, Excellenz!“

„Unglaublich!“

iſt — Paukenwirbel und Trompetengeſchmetter — da erſcheint nicht der Henker oder ſein Opfer, ſondern — um durchs Angenehme das Traurige zu verſüßen, die liebliche Maywood, eine der graziöſeſten Tänzerinnen, welche es in dieſem Augenblick gibt, und tanzt ein ſo reizendes pas de deux, daß man die Augen ſchließen möchte und ſie lange nicht mehr öffnen. Im ſechsten Act endlich ſind wir während der Nacht auf der Piazzetta, eine der prachtvollſten Decorationen die ich lange geſehen. Weit hinten leuchtet das Meer im Mondſchein, glänzend erhellte Gondeln fahren vorüber, während der Dogenpalaſt und die Procurazien im Licht Tauſender von Lampen ſtrahlen. Der arme Verbrecher wird zum Tod geführt, aber hinter ihm her kommt das bekannte weiße Tuch, hundertzwanzig Arme und Beine tanzen Gnade! Gnade! man ſtürzt einander in die Arme, die Geliebte des jungen Menſchen, die wir vom Rendezvous her kennen, wird herbeigeführt — ungeheurer Jubel; das koloſſale Orcheſter der Scala wird noch unterſtützt von einem zahlreichen Muſikchor auf der Bühne, bacchantiſche Luſt ſchallt rings umher, die Bewegungen der Tänzerinnen werden in ihrer Herzensfreude immer wilder und ausſchweifender, und, um mich eines bekannten Ausdrucks zu bedienen, ſieht man, ehe der Vorhang fällt, bei einer letzten verzweifelten Anſtrengung nichts als Himmel und Tricot.

Es gibt gewiſſe Zeitungen, die ſich ein Vergnügen daraus zu machen ſcheinen, ihren Leſern einen möglichſt ſchlechten Begriff von der Sicherheit italieniſcher Landſtraßen beizubringen; namentlich erzählt man viel von Räubereien in der Lombardei, ja ähnlichen Sachen, die ſich dicht vor den Thoren Mailands zugetragen. Ich hatte mir einige dergleichen Facta gemerkt, um mich an Ort und Stelle darnach zu erkundigen, fand aber faſt alles übertrieben, und die größte Räubergeſchichte ſchrumpfte, in der Nähe beſehen, zu einem unbedeutenden Ereigniß zuſammen. Auch über die Straße von Mailand nach Genua wurde mir ſchon zu Hauſe in dieſer Richtung manch übles geſagt, und auch hier

„Was die Augen ſehen, glaubt das Herz: ſchauen Sie dorthin, wenn ich bitten darf — wer iſt das?“

„Rodenberg — hol' mich der Teufel!“

»Ah, c'est trop fort!«

„Eine unbegreifliche Keckheit!“

„Habe ich Sie falſch berichtet?“ fragte der alte General mit heiterm Ausdrucke — „es iſt Rodenberg, und wenn ich nicht irre, lenkt er ſeine Schritte gerade hieher — er wird Luſt zu einer Partie Whiſt haben, und da Ihnen der vierte Mann fehlt, ſo kommt er ganz à propos — ah, mein lieber Rodenberg,“ rief er mit lauter Stimme, „Sie ſuchen Freunde — hier ſind welche!“

„Excellenz, ich muß dringend bitten,“ ſagte der Staatsrath entrüſtet, aber in gedämpftem Tone.

„Um Gottes willen, das iſt ja förmlich compromittirend!“

„Ich wünſche mir keine Partie zu Vieren,“ knurrte Hund vom Höllenſteine.

Doch das Unglück war ſchon geſchehen, denn Rodenberg hatte dem Rufe des Generals Folge geleiſtet und trat an den Spieltiſch.

Der General reichte ihm die Hand, ſchüttelte ihm dieſelbe vor Aller Augen herzlich und ſagte: „Ich weiß nicht, ob Sie ſpielen wollen, lieber Rodenberg, aber in dieſem Falle werden ſich dieſe drei Herren einer kleinen Whiſtpartie bei Hofe nach den letzten lebenden Bildern erinnern, wo es jeder von ihnen bedauerte, daß Sie nicht mitſpielen wollten, und wo der Herr Kammerherr Freiherr von Schenk ſagte, bei der nächſten Veranlaſſung hoffe er auf Sie — ich ſelbſt

war ja damals dabei und ſtehe auch jetzt wieder zur Verfügung!“

Eine etwas peinliche Stille folgte auf dieſe Worte, doch gewährte ſie dem jungen Maler eine ganz außerordentliche Genugthuung, daß er ſich nicht enthalten konnte, die drei Spieler der Reihe nach anzuſchauen und dann, ſich verbeugend, zu ſagen: „Ich fühle mich für dieſe Güte recht verpflichtet, muß aber in der That aufrichtig danken!“

Der Kammerherr und der Baron Hund athmeten auf, und der Staatsrath, dem es an Tact und Geiſtesgegenwart nicht fehlte, antwortete: „Im Falle es Ihnen Vergnügen macht, Herr Rodenberg, hier einzutreten, bitte ich, Platz zu nehmen!“

„Nein, meine Herren, ich danke recht ſehr!“ wandte ſich dieſer mit unbefangener Freundlichkeit an den General ſo wie an den Staatsrath — wenn ich es auch für dringend nothwendig hielt, dieſe auserleſene Geſellſchaft, zu der ich natürlicher Weiſe eingeladen war, zu beſuchen, ſo werden Sie auch ſelbſt ſehr gut begreifen, daß ich gerade keine beſondere Luſt zu ſpielen habe — alſo nochmals meinen beſten Dank!“

Damit verbeugte er ſich wiederholt gegen den General und verließ die Whiſtpartie, um nach einem anderen Theile des Saales zu gehen. Er fühlte wohl, wie furchtbar aufgeregt er war: ſein Herz ſchlug bang und heftig, ſeine Pulſe flogen, und als er jetzt zufällig an einem Spiegel vorbeikam, warf er einen Blick hinein und erſchrack über die tiefe Röthe, welche ſein Geſicht bedeckte — auch fühlte er wohl, wie trocken ſeine Lippen waren, wobei ihn ein empfindlicher Durſt quälte, weßhalb er ſich von einem vorübergehenden

Bedienten ein Glas Limonade geben ließ, welches ihn wenigstens für den Augenblick außerordentlich erfrischte.

Er verließ den großen Saal und trat in eines der Nebenzimmer, die er leer zu finden hoffte, und wo er für eine Viertelstunde ausruhen wollte — er durfte die Gesellschaft noch nicht verlassen, es waren noch manche Leute da, die er noch einen Augenblick zu erfreuen wünschte — er mußte mindestens noch eine furchtbar lange Stunde bleiben, und hierzu bedurfte er der Ruhe und Stärkung: da war ein breiter Fauteuil, der ihm seine gastlichen Arme öffnete, neben einer großen Epheuwand, ein Winkel wie auserlesen, um sich mit Behagen für eine Viertelstunde vom Gewühle draußen zurückzuziehen.

Es war Niemand in dem Zimmer, als ein älterer Beamter mit sehr hoher, weißer Halsbinde und vielen Orden. Dieser würdige Mann blätterte in einem Album, dessen Deckel er aber augenblicklich zuschlug, sowie der junge Mann eintrat, und darauf das Gemach eilfertig verließ.

‚Es hat etwas Komisches und doch wieder etwas recht Trauriges, wie mich die Leute fliehen,‘ dachte Rodenberg — ‚dieser alte Herr fand noch vor kurzer Zeit das größte Behagen an meiner Unterhaltung, wie er wenigstens sagte; er liebte es so außerordentlich, mit mir über Kunst zu plaudern; er meinte, bei solchen Hoffesten ist es, als ob man einen erfrischenden Quell in der Wüste antrifft, wenn man sich mit Jemandem unterhalten kann, und das über andere Dinge, als man sonst hier zu hören bekommt — und jetzt flieht auch er mich, den lebendigen Wasserquell, und zieht hinaus in den dürren Sand, dieses alte Schiff der Wüste — fahr' hin, wie die Anderen! — O, wie fühle ich mich

glücklich, daß mir das Scheiden aus dieſen Kreiſen ſo leicht gemacht wird!“

Er ließ den Kopf in die Hand ſinken und verfiel halb wachend in ein ganz eigenthümliches Traumleben: es erging ihm wieder wie in der vergangenen Nacht, und es war ihm gerade, als neige ſich Jemand zu ſeinem Ohre, um ihm in einem förmlich klagenden Tone allerlei ſeltſame Geſchichten zu erzählen, Geſchichten, die er wirklich erlebt, aber vermiſcht mit ganz wunderbaren und oft ſehr wilden Phantaſieen.

„Ich weiß nicht, was in meinem Blute tobt,“ ſagte er unmuthig, indem er auffuhr und, obgleich er wußte, daß außer ihm Niemand im Zimmer war, doch ſcheu und forſchend neben den Fauteuil blickte, als müſſe er dort etwas Geſpenſterhaftes entdecken, das mit ihm geſprochen.

„Wohl weiß ich, daß es meine aufgeregten Nerven ſind, aber wenn ich jetzt die Augen ſchließe, ſo flüſtert es mir wieder zu, ſo einförmig, ſo klagend, und was das Schrecklichſte iſt, es flüſtert mir meine eigenen Gedanken zu — o, man könnte darüber wahnſinnig werden!“

Er ſtrich ſein dichtes Haar von der heißen Stirn und wandte ſich endlich mit geſchloſſenen Augen unmuthig auf die andere Seite. — Dann zuckte er erſchreckend zuſammen — nein, das war keine Täuſchung, wie die Stimme ſeines Innern, die zu ihm ſprach!

Eine Hand hatte, obgleich ſehr leiſe, ſeine Schulter berührt.

Eine Secunde dauerte es, ehe er ſeine Augen öffnete, denn in dieſem Momente fürchtete er etwas Entſetzliches zu

ſehen — dann fuhr er empor und ſah die Marcheſa de Monterey vor ſich ſtehen.

Nein, es war nicht die Marcheſa de Monterey, die vornehme Dame, das verzogene Kind des Hofes — es war Juanita, jene Juanita, deren Blick in früheren, glücklichen Tagen zuweilen eben ſo auf ihm geruht, wie jetzt wieder. Es war wieder die Zeit der Künſtlerfeſte, wo er die ſchöne Jägerin begleiten durfte, es war wieder die Zeit des kölner Carnevals, denn auch jetzt ſtand ſie vor ihm in einer Tracht, die nicht ihre gewöhnliche war, in einem Gewande, welches ſo wenig harmonirte mit dieſer reichen Künſtlernatur — o, dieſe wunderbare, ſelige Künſtlernatur, die ihn anlächelte aus ihren großen, dunkeln, verſchwimmenden Augen, die er fühlte in dem leichten Drucke ihrer zarten Finger auf ſeiner Schulter und die ſich für heute wie zu einem Faſtnachtsſcherze umgeben hatte mit ſchweren ſeidenen Stoffen, mit Spitzen, Bändern, falſchen Blumen, Brillanten und Perlen!

Oder war es ein ſchöner Traum, der ihn umfing, und mußte er im nächſten Augenblicke erwachen an dem kleinen Kaminfeuer im Hauſe in der Rheingaſſe in Köln, an jenem verhängnißvollen Abende? — Er wußte nicht, warum gerade jener Abend heute, ſüß und furchtbar zugleich, ſo gar lebendig vor ſeine Erinnerung trat und warum ihm der Gedanke kam, er müſſe ein neues Leben mit Uebergehung der letzten, öden Jahre an die Begebniſſe jenes denkwürdigen Abends knüpfen.

Las er ſo etwas im Glanze ihrer feuchten Augen oder in dem allerdings traurigen Lächeln um ihren Mund?

Er ſprang in die Höhe, doch ſchwankte er ſo, daß er die Lehne des Stuhles ergreifen mußte, um ſich daran zu halten.

Sie ſagte mit dem herzlichſten Tone ihrer ſchönen, weichen Stimme: „Bitte, bleiben Sie ſitzen — ich ſetze mich neben Sie.“

Er machte einen Verſuch, den Stuhl, nach dem ſie ſich wandte, heranzuziehen, doch winkte ſie ihm faſt gebieteriſch mit der Hand, worauf er in ſeinen Fauteuil zurückſank und mit einem Schauer der Wonne fühlte, wie nahe das geliebte, ſchöne Weib an ſeine Seite rückte, ja, ſo nahe, daß, als ſie ſich jetzt gegen ihn neigte und zu ihm ſprach, er die warmen, duftigen Wellen ihres Athems empfand.

„Wiſſen Sie wohl, daß Sie krank ſind, mein lieber Freund,“ ſagte ihm Juanita, „und daß es in dieſer Beziehung von Ihnen unrecht war, hieher zu kommen — daß Sie hätten zu Hauſe bleiben und dort der Ruhe pflegen ſollen?“

Der Dämon des Mißtrauens zog durch Rodenberg's Bruſt und flüſterte ihm zu: ‚ich muß wirklich recht krank ausſehen, daß die Marcheſa mit mir empfindet und auf dieſe Art zu mir redet; ich muß ſehr krank ſein, ich könnte am Ende hier bewußtlos zuſammenbrechen oder gar in Fieberphantaſieen verfallen und unartige, compromittirende Dinge ausſprechen‘ — „o,“ ſagte er hierauf, indem er ſich aufrichtete, ſich zurückbeugte, ſo viel es ihm möglich war, und die Marcheſa mit ſtarren Augen anblickte, „krank bin ich nicht, es iſt nur ein leichtes Unwohlſein — wenn ich nachher in die friſche Nachtluft komme, wird es mir beſſer werden!“

„O, wie würde ich mich darüber freuen!“

„Wirklich, Frau Marcheſa?“

„Ich verſtehe dieſen Ton, Herr Rodenberg, und muß ihn begreiflich finden — aber laſſen wir das jetzt — glauben

Sie mir, daß es wohl Niemanden auf der weiten Welt gibt, der ſo innigen Antheil an Ihrem Schickſale nimmt, als ich — o glauben Sie es, Arthur — ich bitte, ich flehe darum!"

„Sie beweiſen mir dieſen Antheil etwas ſpät, Frau Marcheſa — vor einigen Monaten hätte mich der geringſte Beweis davon zum glücklichſten Menſchen gemacht!"

„Ich glaube es Ihnen — gewiß, ich glaube es Ihnen ...."

„Und ſeien Sie verſichert, daß ich gerade jetzt in meiner eigenthümlichen Stellung Ihren Antheil zu ſchätzen weiß, denn er beweist mir, daß die große Künſtlerin wenigſtens im gegenwärtigen Augenblicke den Sieg davongetragen hat über die vornehme Weltdame — o, über die ſchöne Weltdame," ſagte er, indem er mit einem Seufzer die Augen ſchloß, „deren ſtrahlende Brillanten meine Augen blenden — und ich danke dem Zufalle, daß es mir vergönnt war, wieder einmal den Ton Ihrer Stimme gehört zu haben, der mich ſchon ſo unendlich glücklich gemacht — einen Ton, wie er nur den Engeln im Himmel eigen iſt!"

„Danken Sie nicht dem Zufalle — dieſen Dank verdiene ich ſelber."

„Sie traten nicht zufällig in dieſes Gemach?"

„Beim allmächtigen Gott, nein — vor nicht einmal fünf Minuten verließ ich meinen Wagen, worauf ich durch alle Säle eilte, um Sie zu ſuchen!"

„So ſpät, Frau Marcheſa?"

„So ſpät, Arthur, denn es lag gar nicht in meiner Abſicht, früher oder überhaupt hieher zu gehen, da ich erfahren, Sie, mein Freund, würden nicht anweſend ſein, denn ich wußte, daß der Miniſter die Einladung an Sie widerrufen."

„Und wer ſagte Ihnen alsdann, daß Sie mich hier finden würden?“

„Don Joſe — er wußte wohl, wie ſehr mich dieſe Nachricht intereſſirte!“

„Don Joſe? — Ihr Gemahl?“

Sie machte eine raſche, ungeduldige Bewegung. „Ich weiß es beſſer,“ ſagte ſie alsdann mit Entſchiedenheit, „Sie haben im Ernſte nie an dieſes Märchen geglaubt — ich brauchte es vor den Augen der Welt, um mich ſicherer und freier bewegen zu können, um läſtige Anträge und noch läſtigere Bewerber fern zu halten — o, Arthur,“ ſetzte ſie mit einem innigen Blicke hinzu und mit einem ſo zauberhaft weichen Tone der Stimme, daß es ihn tief erſchütterte — „ich war eine treue Wittwe!“

Er warf ſich haſtig zurück, er ſchaute ſie ſtarr an, um auch in ihren Blicken die entzückende Wahrheit ihrer Worte finden zu können — und da ſtand es deutlich wiederholt, da lag ihre ganze ſchöne, große, ihre herrliche Seele vor ihm aufgeſchlagen, ſich wiederſpiegelnd in dem heißen, glänzenden Blicke des ſchönen Weibes!

„Juanita! — Juanita — meine Seele!“

„Ruhig, mein Freund,“ ſprach ſie, während ſie ihre kleine Hand auf ſeine Stirn legte und ihn ſanft auf den Fauteuil zurückdrückte — „ruhig, Arthur, hier haben die Wände Ohren, und wir wollen dieſer Welt kein Schauſpiel geben. O, ich verſtehe Ihren Blick — wenn Sie wollen, ſo reichen Sie mir Ihren Arm und führen mich vor den Augen des ganzen Hofes vorbei an meinen Wagen — o, es würde mich glücklich machen, wenn ich ihnen Allen auf dieſe Weiſe zeigen könnte, wie die Künſtlerin zu dem Künſtler

hält! Aber sie würden dem ein anderes Motiv unterschieben, sie würden achselzuckend von unserem intimen Verhältnisse reden, das ich unter dem heuchlerischen Scheine von Kälte, Würde und Tugend bis jetzt recht gut verheimlicht — sie würden meinen guten Ruf, meinen fleckenlosen Lebenswandel auf so leichte Art zerreißen, und das wäre mir schmerzlich, auch um Deinetwillen, Arthur, denn in Wahrheit, mein Leben seit damals floß rein und klar dahin — siehe in mein Auge, und Du mußt es erkennen, daß ich die Wahrheit rede!"

„O, meine Juanita, wie kann man so unsäglich glücklich sein? Doch Du hast Recht, wie immer — auch damals hattest Du Recht — doch hättest Du mir gewiß vergeben, wenn Du gewußt, wie ich mich damals, leider nur in Gedanken — ich konnte ja nicht anders —, zu Deinen Füßen wand und um Verzeihung flehte!"

„Ich danke Dir für Deine Worte, mein Arthur — doch still jetzt, man kommt!"

Mit einem Drucke ihres Fußes schob sie den kleinen Sessel, auf dem sie saß, so weit zurück, daß Rodenberg und sie für den Eintretenden eine ganz unverfängliche Gruppe bildeten.

Dieser Eintretende war der Herr des Hauses, der einen Augenblick im Begriffe war, erschrocken auf der Schwelle eben zu bleiben, als er den jungen Mann erkannte, sich alsdann aber, mit einem forschenden Blicke rings umher, näherte und in einem scherzhaft sein sollenden Tone sagte: „Mein Gott, Herr von Rodenberg, Sie haben mich da vorhin in keine kleine Verlegenheit gebracht!"

„Euer Excellenz werden mir glauben, daß ich das auf-

richtig bedaure," erwiederte Rodenberg, indem er seine Kraft zusammennahm und sich mühsam erhob.

„In große Verlegenheit — doch zürne ich Ihnen darüber nicht, Sie wissen, wie sehr ich stets den Künstler in Ihnen geschätzt — nun hatte ich aber zu Ihrem eigenen Vortheile den allerhöchsten Herrschaften die Versicherung gegeben, Sie hätten mir für die heutige Soirée schriftlich in den passendsten Ausdrücken ablehnend gedankt — was unser allergnädigster Herr mit Güte, ja, ich kann sogar sagen, mit Wohlwollen für Sie anzuhören die Gnade hatte — nun erscheinen Sie plötzlich selbst und strafen mich Lügen — doch reden wir nicht weiter davon — die Sache ist abgemacht, und ich bitte Sie, zu glauben, daß Sie in meiner Achtung und Freundschaft auch nicht das Mindeste verloren haben!"

Rodenberg verbeugte sich, worauf Seine Excellenz, gegen die Marchesa gewandt, fortfuhr: „Verzeihen Sie mir, daß ich vorher etwas Geschäftliches — man könnte es so nennen — bereinigte, um Ihnen, meine verehrte gnädige Frau, nun mit leichterem Herzen einen Wunsch der Frau Fürstin-Mutter zu überbringen — sie wünscht, Sie in Ihrer Nähe zu sehen — aus doppeltem Eigennutz," flüsterte er mit schlauem Lächeln hinter der vorgehaltenen Hand, „denn erstens möchte sie mit Ihnen plaudern und zweitens möchte sie sich entzücken lassen durch eines Ihrer wunderbaren Lieder."

Die Marchesa hustete leicht in ihren Fächer und machte ein sehr ernstes Gesicht.

„Persönlich würden Sie auch mich dadurch auf das außerordentlichste verbinden," fuhr die Excellenz in einem etwas verzagten Tone fort, „denn ich darf Ihnen wohl ge-

ſollte eine Stunde nach dem Ave Maria, alſo bei anbrechender Dunkelheit, manch unheimliches vorgefallen ſein. Doch wußte in Mailand auch davon niemand ein Wort, und man verſicherte mich, Diligencen und Couriere ſeien ſeit undenklichen Zeiten nicht mehr beläſtigt worden.

Um von hier nach Genua zu gelangen kann man ſich dieſer beiden Transportmittel bedienen; die Diligencen gehen etwas langſamer, koſten dafür auch weniger, doch ſind die Wagen nicht ſo bequem wie die des Couriers, welcher ſich eine kaiſerl. königl. öſterreichiſche und königl. ſardiniſche Anſtalt nennt, auch die Wappen beider Reiche prakticabel mit ſich führt; denn wenn man den Ticino überſchritten hat, verſchwindet der Doppeladler vom Wagenſchlag und das weiße Kreuz nimmt ſeine Stelle ein. Man muß die Plätze für den Courier ein paar Tage vorher beſtellen, da der Zudrang von Reiſenden beſtändig ſehr groß iſt, und hier, wie in ganz Italien, keine Beiwagen gegeben werden. Der Courier hat im Coupé außer dem Platz für den Conducteur noch zwei andere, und im Innern acht Plätze, drei vorwärts, drei rückwärts, und zwei Seſſel, Poldrone genannt, an den Wagenſchlägen.

An dem Tag, wo wir abfuhren, war der Courier ebenfalls vollſtändig beſetzt und ſchwer mit Gepäck beladen, auch außerdem beſchwert mit einigen dreißig umfangreichen Geldpaketen; eine herrliche Gelegenheit für irgend einen Räuberchef, wenn ein ſolcher dageweſen wäre oder es gewußt hätte, in dem Fall aber auch vielleicht für uns ein gutes Ableitungsmittel.

Sämmtliche Eilwagen werden hier in Italien immer noch, wie auch bei uns in frühern Zeiten, vom Sattel aus geführt, dazu hat jedes paar Pferde ſeinen Poſtillon, weßhalb es auch nie ſehr raſch vorwärts geht; die Sattelpferde können bei dem Zug nicht viel mitwirken, da jedes genug an dem langbeinigen Schlingel zu ſchleppen hat, der, die Arme hin- und herwerfend, auf dem Sattel ſitzt und bei jeder Veranlaſſung, namentlich in den Städten, unſinnig mit ſeiner Peitſche knallt. Durch die ſchönen

ſtehen," ſetzte der Miniſter mit einem raſchen Blicke auf den jungen Mann, welcher beſcheiden zurückgetreten war, hinzu, „ich befinde mich ein wenig in der Lage des unglücklichen David, ohne im Stande zu ſein, eine allerhöchſte trübe Stimmung durch mein Harfenſpiel verſcheuchen zu können."

„So bedaure ich Eure Excellenz aufrichtig," gab die Marcheſa mit feſter Stimme zur Antwort, „denn ich bin heute Abend durchaus nicht in der Lage, ſingen zu können."

„Sie erſchrecken mich!"

„Sie wiſſen, wie bereitwillig ich ähnlichen Wünſchen auch häufig in Ihrem Hauſe entgegenkam, doch heute iſt es mir wahrhaftig unmöglich!"

„Thun Sie es mir zu Liebe," flehte der Miniſter — „Sie kennen die Frau Fürſtin-Mutter — wenn ich meine traurige Botſchaft überbringe, ſo wird ſie ſich ſelbſt an Sie wenden, und dann ...."

„Würde ſie von mir die gleiche Antwort erhalten."

„A—a—a—ah!"

„Gewiß, Excellenz, denn ich bin heute Abend einmal zum Singen nicht aufgelegt, werde alſo nicht ſingen."

Der Miniſter warf einen eigenthümlichen Blick auf Rodenberg.

„Da ich nun aber weiß, wie unangenehm es Ihnen iſt, eine ſolche traurige Botſchaft zu hinterbringen, ſo bitte ich um Ihren Arm, Excellenz, und erſuche Sie, mich zu Ihrer Hoheit begleiten zu wollen. — Herr Rodenberg," wandte ſie ſich an den jungen Mann, „ich hoffe, Sie morgen früh bei mir zu ſehen!"

Damit verließen Beide das Gemach, und Rodenberg, der zurückgeblieben war, drückte ſeine beiden Hände einen

Augenblick feſt vor das Geſicht und ſagte alsdann tief aufathmend und mit einem ſeligen Blicke nach oben: „O, das iſt des Glückes zu viel, und ich bin nicht einmal im Stande, darüber nachzudenken — es ſummt mir im Kopfe wie eine alte, bekannte Weiſe, wie ein Wiegenlied aus der Kindheit, und ich möchte jetzt am liebſten ſchlafen — tief ſchlafen — lange ſchlafen, aber dabei wunderbar träumen!“

Dann raffte er ſich gewaltſam zuſammen und verließ das leere Zimmer, um wenigſtens bis zum Eingange des großen Saales zu gehen und dort noch einmal ihre Geſtalt zu erblicken: wie ſie dahin ſchwebte, von allen Seiten faſt ehrfurchtsvoll begrüßt, nach allen Seiten hin freundlichſt dankend — ſie, die große Künſtlerin — ſie, im wahren Sinne des Wortes eine Fürſtin dieſer glänzend erhellten Räume — ſeine Königin!

Er lehnte an der Thür, er preßte ſeine glühende Stirn an die Einfaſſung und ſchwelgte in dem Anblicke der wunderbaren Frau, welche unter Allen hervorleuchtete wie ein heller Stern in Nebelflecken; dann drückte er die Hand auf ſein Herz, weil es gar ſo wild pochte und weil er befürchtete, es werde auf einmal in einen ungeheuren Jubel ausbrechen und mit lauter Stimme hinausrufen, daß es ſeine Juanita ſei, welche von der Fürſtin-Mutter wie eine Tochter empfangen wurde, welcher der Fürſt mit einer Verbeugung die Hand reichte — ſeine Juanita!

Da wurden ſeine Träumereien durch ein paar Worte unterbrochen, welche im großen Saale dicht neben ihm geſprochen wurden und die ihn durchzuckten und zornig bewegten; er kannte die Stimme, die da ſprach, ohne eine Ahnung zu haben, daß er in der Nähe war: ſie gehörte dem

jungen, hochblonden Grafen, der damals in dem Märchen Dornröschen den Prinzen vorgeſtellt und der ſich jetzt alſo vernehmen ließ:

„Wenn es in meinem Salon vorgekommen wäre“ — auf das Wort ‚meinem‘ wurde ein bedeutender Nachdruck gelegt —, „daß ſich ein Ueberläſtiger, der überhaupt niemals dahin gehörte, ſehen ließe, obgleich er Tags zuvor aus ſeiner Stellung gejagt worden, ſo würde ich ihm durch einen Lakaien den Weg haben zeigen laſſen.“

Ein Ruck, und Rodenberg ſtand unter der Thür vor einer Gruppe junger Leute, die dort ſaßen und ſtanden und von denen einige mit wohlgefälligen Mienen, andere aber achſelzuckend die Worte des Sprechenden vernahmen.

„Dürfte ich mir,“ ſagte der junge Maler mit einer faſt tonloſen Stimme, die aber wie das Rollen eines fernen Donners klang, „eine Erklärung über Ihre Worte ausbitten, Herr Graf? — Doch iſt eine Erklärung Ihrerſeits eigentlich ganz unnöthig, ich habe Ihre Worte gehört — ich habe ſie verſtanden, und nun will ich Ihnen eine Erklärung geben!“

„Aber nicht hier, Herr Rodenberg — ich bitte Sie dringend!“ ſprach einer von den jungen Leuten, welcher ſich von jeher ſehr freundſchaftlich gegen den Maler benommen hatte.

„Und überhaupt,“ ſagte der Graf in einem ſehr hohen Tone, „finde ich weder eine Erklärung noch eine Antwort nöthig, denn ich erinnere mich nicht, mit Ihnen geſprochen zu haben, mein Lieber—r—r—r!“

„Sie ſprachen allerdings nicht mit mir, mein Lieber—r—r—r,“ erwiederte Rodenberg beinahe lächelnd, „aber

Sie ſprachen von mir, mein Lieber—r—r—r, und wenn Sie, mein Lieber—r—r—r, nicht Luſt haben, mir eine Erklärung zu geben, daß Sie Ihre Worte nicht auf mich bezogen, und das vor dieſen Herren, ſo werde ich Ihnen dagegen die Erklärung geben, mein Lieber—r—r—r, daß Sie ein ....“

„Um Gottes willen, Herr Rodenberg,“ rief der ſo eben erwähnte junge Mann, indem er den Maler, ehe er vollenden konnte, faſt mit Gewalt in das Nebenzimmer zurückdrängte, „vollenden Sie Ihre Worte an dieſem Orte nicht — Sie ſollen Ihre Erklärung haben, dafür ſtehe ich Ihnen ein! Dieſer kleine Wortwechſel,“ ſagte er, ſich erſchrocken umſchauend, „hat ſchon Aufſehen genug gegeben — ſehen Sie, die Marcheſa de Monterey, die ſo eben mit Ihrer Hoheit ſprach, ſchaut ſich um und macht einen Schritt hieher.“

Dieſe letzte Bemerkung beſänftigte augenblicklich die furchtbare Aufregung Rodenberg's in ſolchem Grade, daß er ſich raſch zurückzog, um von dem großen Saale aus nicht mehr geſehen zu werden — es wäre ſchrecklich geweſen, hätte ſich die leidenſchaftliche und an ſich ſchon ſo erregte Dame veranlaßt geſehen, ſo ohne allen Beweggrund näher zu treten!

„Verlaſſen Sie ſich darauf, Herr Rodenberg, Sie ſollen morgen früh Ihre Erklärung haben, und eine, die Sie vollkommen zufriedenſtellt — ich kenne den da, aber thun Sie mir die Liebe, heute und hier keinen neuen Zuſammenſtoß mit ihm zu ſuchen!“

Der Maler verbeugte ſich — er hätte für die freundlichen Worte des Anderen gern gedankt, doch war er nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen — er konnte ſeine

Augen kaum offen halten, und während die Wände des Saales wieder begannen, ſich langſam um ihn herum zu drehen, ſchlugen ſeine Zähne wie vor Froſt klappernd auf einander.

Noch einen Blick aus der Tiefe des Zimmers, in dem er ſtand, in den großen Saal, und dann dieſes Haus verlaſſen!

Da ſtand Juanita immer noch vor der Fürſtin-Mutter und dem Fürſten, und der Anblick des ſo heiß geliebten Weſens war ſogar im Stande, für ein paar Augenblicke das Fieber, welches ihn durchtobte, niederzukämpfen und ihn ſo klar ſehen zu laſſen, wie ſonſt bei gänzlich hellen Augen.

Der Fürſt machte ein ernſtes, faſt verlegenes Geſicht, und die Frau Fürſtin-Mutter, die ihren Kopf ſehr hoch trug, bewegte unmuthig ihre Schultern.

Im nächſten Augenblicke wandte ſich die hohe Dame mit einer kaum merklichen Neigung des Kopfes raſch von der Marcheſa ab, und dieſe ſchien ihrerſeits wieder den Fürſten zu entlaſſen, indem ſie ſich mit einem ſehr tiefen Complimente von ihm zurückzog.

„Ah, ſie ſingt nicht,“ klang es jubelnd in Rodenberg's Herz, „ſie ſingt nie wieder vor dieſen Leuten, die mir Schmach angethan, die meine treuen Dienſte mit Undank belohnt — o, meine Juanita, heißen, heißen Dank!“

Dann fiel das häßliche Fieber wieder über ihn her, ſo daß er vor dem Toben ſeines Blutes die Lehne des Stuhles, vor dem er ſtand, faſſen und einen Moment die Augen ſchließen mußte — er hörte nur noch undeutlich, wie eine Stimme draußen im Vorſaale rief: „Der Wagen der Frau Marcheſa de Monterey!“ Dann hatte er [illegible], als

werde er fortan in dieſer Welt gar nichts mehr hören — doch ſiegte auch dieſes Mal wieder ſeine kräftige Natur, und nach ein paar qualvollen Secunden war er im Stande, mit langſamen Schritten das Zimmer zu verlaſſen.

Er ſchritt durch den Vorſaal, er ging die Treppe hinab, wobei er ſich aber auf das Geländer derſelben ſtützte — er verließ das Haus, und als er ſich auf der Straße befand, fühlte er, wie unendlich wohlthuend, wie erfriſchend die kühle Nacht auf ihn einwirkte.

„Wenn nur zufällig irgend ein Fiaker vorüberführe,“ ſagte er kopfſchüttelnd, „es wäre wahrhaftig beſſer, denn ich habe einen weiten Weg nach Hauſe — ſehen wir, wie wir uns forthelfen!“

Er wankte an den Häuſern vorbei, nicht ohne zuweilen mit den Fingerſpitzen die Steine derſelben zu berühren — er nahm einen kürzeren Weg als den, auf dem er vor einigen Stunden hergefahren, und welcher ihn jetzt durch engere Straßen führte.

Auf einmal blieb er ſtehen, ballte ſeine Hände und biß die Zähne auf einander, denn die Schläge ſeines Pulſes und das Klopfen ſeines Herzens wurden ſo gewaltig, daß er fürchtete, unter jedem Schlage zuſammen zu brechen: „Verflucht, wie man ſo ſchwach ſein kann — ich werde kaum nach Hauſe kommen!“

Da bemerkte er, wie er rathlos um ſich her und in die Höhe ſchaute, vor ſich in einem kleinen, unſcheinbaren Hauſe ein paar erhellte Fenſter im oberſten Stockwerke, und ein Lächeln flog über ſeine bleichen Züge: „Da hinauf werde ich ſchon noch kommen, und dann ſoll Raſael ſehen, wie er mich weiter ſchafft.“

Die Thüre des Hauſes war noch unverſchloſſen — Rodenberg erreichte taſtend die Treppe, faßte das Geländer derſelben und ſtieg nun den ihm wohlbekannten Weg langſam und ſchwer athmend hinauf. Lange dauerte es, ehe er oben war, doch hatte er jetzt glücklich die Zimmerthür erreicht, ſie öffnete ſich vom Drucke ſeiner Hand, er ſah die Geſichter von Raſael und Walter, die ihn erſtaunt, faſt erſchreckt anblickten, dann — —

L.

„O, bricht nicht, Sieg, du glitzerst sehr!“

Roderich Olfers war aus Italien zurückgekehrt, begleitet von Lord Warren, welcher ihm eine Tagereise entgegen geeilt war. Dieser hatte sich fest vorgenommen, die glückliche Wendung, welche dessen Schicksal genommen, unterwegs zu verheimlichen und ihm um keinen Preis etwas davon zu verrathen, daß Roderich's geliebtes Kind wiedergefunden sei. Doch war das Herz des jungen Mannes so voll Glück, so voll Seligkeit, daß er bei den Bemühungen, seine unbegränzte Heiterkeit, das Leuchten seiner Augen allein auf die Freude des Wiedersehens zwischen ihnen beiden zu schieben, fast komisch erschien und daß ihm der ältere und ernstere Mann schon nach den ersten Stunden des Beisammenseins ruhig, aber bestimmt sagte: „Mein lieber Warren, ich bin überzeugt von Deiner Anhänglichkeit an mich, welche ich auch von Herzen theile, doch ist Dir auch sonst noch etwas ganz absonderlich Glückseliges widerfahren — mich täuschest Du darin nicht — wenn Du aber Gründe hast, es für Dich zu behalten, so reden wir nicht mehr darüber, obgleich Du versichert sein wirst, daß Niemand so mit Dir zu fühlen im

Stande iſt, als ich, Dein alter, ich könnte faſt ſagen, väterlicher Freund.“

Sie ſaßen auf der Eiſenbahn in einem Coupé erſter Claſſe zufällig ganz allein, und da gab ihm der junge Engländer mit einem jubelnden, faſt tollen Ausbruche der Freude zur Antwort: „Hole der Teufel alle Heuchelei und alle Verſtellung, ja, ich bin glücklich, wie es nur ein Menſch zu ſein vermag — aber Du, Roderich, biſt es nicht minder!“

„Wie ſoll ich Deine Aufregung verſtehen?“

„Ich habe es immer geſagt, daß ich durchaus keine Anlagen zum Diplomaten habe, denn ich kann nicht mit meinen Gefühlen zurückhaltend ſein — ich verſtehe es nicht, aus der Mücke einen Elephanten zu machen, und kann etwas Großes, Herrliches und Edles nicht dadurch herabzuwürdigen verſuchen, daß ich davon mit Gleichgültigkeit ſpreche oder es durch Aufdeckung eingebildeter oder wirklicher Fehler in den Augen eines Anderen herabzuſetzen ſuche — gewiß, Roderich, ich will und muß die diplomatiſche Carrière verlaſſen und wieder ein Künſtler werden, bei Dir, in Deinem Atelier!“

„In meinem Atelier?“ ſagte der Andere achſelzuckend, wobei er mit einem trüben Blicke auf die ſcheinbar vorbeiſauſende Landſchaft blickte. „Wo iſt mein Atelier? Wo bin ich zu Hauſe, ich, der ich unſteter bin, als der Vogel auf dem Zweige?“

„Das muß aufhören, Mann,“ gab Warren lachend zur Antwort, indem er in der Freude ſeines Herzens mit ſeinen Fingerſpitzen einen leichten Stoß gegen die Bruſt des Anderen führte, „das muß aufhören; wir müſſen wieder ein Haus haben, und wir wollen wieder ein Haus haben und ein Atelier — was für ein Atelier!“ rief er in komiſchem Pathos. „Phantaſie haben wir beide genug, um

uns des Deinigen von damals auf's genaueste zu erinnern, und gerade so machen wir es wieder — Deine Kunstschätze sind alle noch vorhanden, das weiß ich, bis auf den Gobelin, unter dem wir so oft aus- und einschlüpften!"

„Was soll aber alles das, Du närrischer Mensch?"

„Nun, das soll eigentlich nicht mehr, als daß ich, wie ich eben schon gesagt, wieder ein Künstler werden und in Deinem Atelier arbeiten will — o, ich erinnere mich mit einer unbeschreiblichen Seligkeit jenes Frühlingsmorgens noch, als wir einen Maitrank bei Dir bekamen — einen wunderbaren, duftigen Maitrank — erinnerst Du Dich noch daran?"

„O ja, o ja!" gab Roderich düster zur Antwort.

„Es war ein schöner Tag, wie heute."

„Nein — es war früher — die Rosen zeigten erst ihre jungen Knospen — o, meine Rosenknospe!" sagte er, die Hände vor das Gesicht drückend.

„Geduld, Mann, Geduld, ich bringe diese Bilder wahrhaftig nicht vor Deine Seele, um schmerzliche Erinnerungen in Dir wachzurufen — gewiß nicht, und wenn Du mich ruhig anhören willst — sei so gut und thue das," bat er, — „so sollst Du auch zum Schlusse etwas Gutes zu hören bekommen!"

Olfers reichte dem jungen Manne die Hand, ohne etwas zu erwiedern; dann fuhr dieser fort: „Ja, Dein Atelier, wie es gerade jetzt lebhaft vor mir steht, so schattig kühl, während draußen die Hitze brütete — Deine jungen Leute hinter dem Carton!"

„Wo sind sie geblieben? Wo sind die Anderen, die sich damals mit uns lustig freuten? Wo Alle, die unseren Herzen

und glatten Straßen Mailands fuhren wir ziemlich raſch und freuten uns, daß der Courier auf dieſe Art im Stand ſein werde, ſeine Fahrzeit nach Genua von 16 Stunden einzuhalten. Kaum aber hatten wir das Thor hinter uns, ſo verfiel er in ein ſehr langſames Tempo, und der Conducteur ſprach achſelzuckend von der Strada cattiva. Es iſt das ein Lieblingswort der italieniſchen Poſtillone, und ich hab' es hören müſſen bei ſchönem und ſchlechtem Weg, bei Schmutz oder Staub, bei Regen und Sonnenſchein. Die Straße war allerdings von dem vielen Regen der vergangenen Woche etwas durchweicht, doch hätten ſich daraus z. B. die fünf kräftigen Pferde der ehemaligen franzöſiſchen Malleposſt nichts gemacht, hier aber hatten wir ſechs italieniſche Roſſe, ſchwache Thiere, von dürftigem Körper, mit mangelhaftem Geſchirr.

Die Straße nach Pavia iſt ſchön, breit, aber langweilig; ſie läuft beſtändig an dem Ufer des Canals hin, welcher den Ticino mit dem Po verbindet, und auf welchem man hie und da eines der flachen ſchwarzen Boote ſieht, die uns, von Pferden oder Maulthieren gezogen, begegnen oder in den zahlreichen Schleußen auf- und abſteigen. Rechts und links iſt die Ausſicht auf das flache Land durch Bäume und Rebengewinde verdeckt, und nur zuweilen blickt man auf die endloſen Felder hinaus, ſieht dort ebenfalls endloſe Baumreihen, tiefe Waſſergräben oder junge Reisfelder, deren friſches Grün aus dem ſchlammigen und naſſen Boden, der zu ſeinem Wachsthum nothwendig iſt, eben erſt hervorgebrochen iſt.

In Pavia erwachten wieder Kriegserinnerungen auf das lebhafteſte in mir, als wir durch die engen ſteilen Straßen gegen den Ticino hinabfuhren. Dort auf dem Balcon jenes Eckhauſes ſtand der Marſchall und ließ die Truppen bei ſich vorüberdefiliren, unten im Hauſe in dem großen Thorbogen ſtanden wir faſt den ganzen Tag des zwanzigſten Märzen, und wechſelten mit den luſtig Vorüberziehenden Gruß und Handſchlag. Drunten auf dem Fluß behauptete die alte ſteinerne Brücke heute wieder die Herr-

lieb und theuer waren? — Vielleicht geſtorben und verdorben!“

„Nicht ſo ganz, wenigſtens nicht Alle — von unſerem Kohlen-, Wald- und Nebelmüller habe ich gehört, daß er glücklich und zufrieden in Köln lebt — Michel Angelo Schmitz ſoll ſich verheirathet haben.“

„Ei der Tauſend — das hätte ich ihm nicht zugetraut!“

„Ja, und obendrein eine Wittwe, die ihn köderte — und womit glaubſt Du wohl?“

„Wer kann das wiſſen!“

„Mit einem alten geſchnitzten Schranke und einem Portrait, angeblich von Holbein — er kam auf dieſe Art und mit dieſer vollſtändig ins Fach der Alterthümer hinein.“

„Der arme Kerl! Und Madame Schmitz, ſeine würdige Mutter?“

„Sie ſtarb vor dieſer Kataſtrophe, und als es ſo weit kam und ſich Freunde und Familie ſchon weinend abgewandt hatten, bewegte ſie noch einmal ihren Zeigefinger und winkte ſo ihren Sohn zurück, dem ſie noch die Worte ins Ohr flüſterte: ‚In meinem Leinwandſchranke, in der oberſten Schublade rechts — laß es nicht zu Grunde gehen!‘ — dann ſtarb ſie.“

„Dort hatte ſie wahrſcheinlich ihr Geld verborgen?“

„So dachte Michel Angelo auch, doch als er nachſah, beſtand das, was er nicht zu Grunde gehen laſſen ſollte, in einem Stücke ſchon ziemlich trockenen Kuchens, den Frau Schmitz von einer Kaffeegeſellſchaft nach Hauſe gebracht hatte.“

„Sie ſtarb, wie ſie gelebt — es war eine brave Frau — Gott habe ſie ſelig! — Aber wer hat Dir dieſe Geſchichte

erzählt? — In den Noten Deines auswärtigen Amtes kommt dergleichen schwerlich vor."

„Ich hörte sie von Walter — der gute Kerl, wie habe ich mich gefreut, ihn wiederzusehen!"

„So ist er bei Euch?"

„Ja, und auch noch Andere von damals — Du siehst also, daß doch nicht Alles gestorben und verdorben ist — erinnerst Du Dich des kleinen Rafael, des Dieners von Rodenberg?"

„Gewiß, und Rodenberg werde ich auch wiedersehen — ich freue mich auf diesen gesunden, lebenskräftigen Künstler und Freund — wie geht es ihm?"

„Im Augenblicke geht es ihm nicht gut: er wurde aus seiner Stellung bei Hofe entlassen."

„Wozu ich ihm nur Glück wünschen kann. — Ich bin überzeugt, so lange er dort war, hat er weder Bleistift noch Pinsel angerührt — wirklich schade um dieses große Talent — aber Deine Nachrichten freuen mich; so werde ich doch wenigstens Einige wiederfinden."

„O, Viele, Viele, mein lieber Roderich!"

„Was wolltest Du mir vorhin von dem kleinen Rafael sagen — das war doch damals der kleine Diener Rodenberg's? Ich erinnere mich seiner noch als Zwerg bei dem Künstlerfeste."

„Aus dem Zwerge ist ein ganz tüchtiger Kerl erwachsen; Du weißt, daß er zu einem Buchhändler in die Lehre trat, anstatt aber Bücher zu verkaufen, macht er nun selbst welche, wenigstens Artikel in Zeitungen, die gern gelesen werden."

„Es freut mich, doch auch wieder von Einem zu hören,

dem es gut geht; gewöhnlich wenn man nach einer Reihe von Jahren nach Hause zurückkehrt und sich fragend an Jemanden wendet, so heißt es in der Regel: Dieser ist gestorben, Jener zu Grunde gegangen, ein Anderer hat eine traurige Heirath gemacht, ein Vierter hilft sich kümmerlich durch, von einem Fünften redet man nicht gern, und so fort."

„Schlegel, dessen Du Dich wohl noch erinnerst, ich glaube, Du gabst ihm selbst den Rath, Decorationsmaler zu werden, hat eine gute Anstellung bei unserem Hoftheater — und das sind doch nun alles Leute: Bekannte, Freunde," setzte Warren mit einem eigenthümlich klingenden Tone hinzu, „welche Dein Atelier wieder füllen werden, wenn Du es für gut fändest, dasselbe wieder einzurichten — darum fiel mir auch gerade jener Frühlingsmorgen ein, wo wir sangen:

‚Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir brächten ihm den Wein!'

Wer weiß, guter, lieber Roderich," setzte er mit bewegter Stimme hinzu, ob Dir nicht auch Jemand einen recht erfrischenden, glücklich machenden Trunk reicht!"

„O ja, wenn er aus dem Lethe käme, könnte er mich glücklich machen!"

„Was, Lethe — das ist für Kopfhänger, für zerrüttete, verlorene Gemüther, aber nicht für frische Leute, wie wir sind!" Er bedeckte einen Augenblick sein Gesicht mit beiden Händen und fuhr dann, sich gewaltsam bezwingend, in einem ruhigen Tone fort: „Ja, gerade jener Morgen — ich vergesse seiner nie! Allerdings, der gute Prinz Heinrich kann Dich nicht mehr besuchen, Du wirst gelesen haben, daß

er gestorben ist — aber Werdenberg würde kommen und Alles noch so räubermäßig und trichinenhaft finden, wie damals. Noch Einer, der superbe Hund vom Höllensteine, ist auch hieher übergesiedelt: seine Familie hat Güter in der Nachbarschaft unserer Stadt."

„Ah, die Familie der Hunde mit dem gestutzten Schweife!" sagte Olfers, zum ersten Male ein wenig lächelnd.

„Richtig, und wer war denn sonst im Atelier?"

Roderich sah ihn seltsam fragend an, dann sagte er: „Da waren noch andere Freunde, andere, unserem Herzen Näherstehende, denen mein Ausdruck von vorhin galt: verdorben und gestorben. — Was sollen mir Alle, die Du so eben genannt, gegen jene? Da sie nicht mehr sind, so gibt es Augenblicke, wo ich die ganze Welt für leer und ausgestorben halte — verzeihe mir den Ausdruck des Schmerzes, Warren, denn Du weißt, wie lieb ich Dich habe!"

„Wenn ich mich nur erinnern könnte," erwiederte der junge Engländer mit einer angenommenen Gleichgültigkeit — „wer war denn damals noch im Atelier?"

„Hast Du denn, ohne einen anderen Namen zu nennen, Conchitta so ganz vergessen?"

„Richtig, Conchitta — o, wie mir so etwas passiren kann!"

„Nun, Warren, was hast Du denn?"

„O nichts, gar nichts, auf der weiten Welt nichts, als daß ich jetzt in der Freude meines Herzens aus dem Wagen springen, ein wenig neben ihm fortlaufen und mich dann wieder hineinschwingen möchte!"

„Du bist mir förmlich räthselhaft!"

„Das bin ich mir selbst auch und bewundere meine Art, mit Dir zu reden — doch hat alles Ding ein Ende, und so muß ich Dir denn sagen, daß Du Conchitta auch wiederfinden wirst!“

Roderich fuhr aus seiner ruhenden Lage wie von einer Feder geschnellt in die Höhe. — „Conchitta? — Du treibst Deinen Scherz mit mir!“

„Gott soll mich bewahren! Aber erlaube mir eine Frage, Roderich: wird es Dich freuen, Conchitta wiederzusehen?“

„Ob es mich freuen wird,“ gab der Andere mit einem innigen Blicke gen Himmel zur Antwort, „ist mir doch die Erinnerung an sie unzertrennlich von einem anderen theuren, geliebten Wesen!“

„Ah, ich weiß, was Du meinst, unsere gute, kleine Margarethe — sie war ja damals auch in unserem Atelier.“

Olfers nickte stumm mit dem Kopfe und blickte, die Arme über einander schlagend, finster vor sich nieder, so daß er es nicht bemerken konnte, wie Warren ihn mit weit aufgerissenen Augen betrachtete, Augen, die voller Thränen standen, wie er dabei zu lächeln versuchte und wie er, als ihm dies nicht gelang, die Unterlippe zwischen die Zähne klemmte.

„Ja, Margarethe!“ sagte er nach einer ziemlich langen Pause mit einem so seltsam klingenden Tone, daß Olfers unwillkürlich aufschaute und ihm nun beide Hände darreichte.

„Ich weiß, wie lieb Du das Kind gehabt, und danke Dir für Deine Theilnahme an meinem Schmerze!“

„Für meine Theilnahme kannst Du mir meinetwegen danken,“ sprudelte jetzt der junge Mann mit Heftigkeit heraus, daß ihn Roderich erstaunt anblickte — „aber von Schmerz

sollst Du nicht reden, nie mehr reden — nie mehr, Mann — nie mehr, mein guter, lieber Freund! — Siehst Du denn nicht, Künstler und Menschenkenner, daß ich im Begriffe bin, vor Freude ganz unerhörte Dinge zu begehen, und wäre ich dazu im Stande, wenn Max ....?"

„Wenn Margarethe?" fiel ihm der Andere hastig ins Wort, wobei eine tiefe Blässe seine Züge überflog.

„Wenn Margarethe nicht ebenfalls wiedergefunden wäre?"

„Gerechter Gott! Sprichst Du die Wahrheit?"

„In alle Wege und so wahr mir Gott helfe, wie es in alten Urkunden und bei feierlichen Schwüren heißt!"

„Meine Margarethe — mein Kind — das ist des Glückes zu viel!"

„Es ist allerdings mehr, als wir erwartet und auch vielleicht verdient haben," sprach der junge Engländer, wobei er es ruhig geschehen ließ, daß ihm die Thränen aus den Augen tropften. Dann hob er auf einmal seine beiden Hände gen Himmel und sang mit lauter Stimme:

„Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!"

worauf er sich mit einem jubelnden Lachen unterbrach und sagte: „Habe ich es nicht recht geschickt gemacht, daß ich Dich von jenem Frühlingsmorgen im Atelier so klug vorbereitend auf unser höchstes Glück gebracht?"

Roderich hatte sich zurückgelehnt, und die Augen mit der rechten Hand bedeckend, sagte er tief bewegt: „Du hast Deine Vorbereitung auf meine starken Nerven berechnet, und trotz derselben bebe ich unter dieser unerwarteten Seligkeit —

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20792 / 058

erzähle mir etwas darüber, laß mich vor Freude zitternd mit empfinden, wie ſich dieſes unerhörte Glück begab!“

Worauf der Andere ſo umſtändlich als möglich berichtete, was wir bereits wiſſen: wie er Edelweiß am Zuger See kennen gelernt und ſpäter in Zürich wieder geſehen, ohne zu wiſſen, wen er vor ſich habe, und endlich von jenem glücklichen Tage, wo ihn der Klang des Glöckleins auf den richtigen Weg gebracht.

Er erzählte lange und umſtändlich, doch je mehr er ſeine Erzählung ausſpann, um ſo mehr Einzelheiten verlangte Olfers. Wie oft hatte er ihm ſchon Margarethe beſchreiben müſſen und Conchitta ebenfalls, und immer hatte der glückliche Vater weitere Fragen zu ſtellen!

Dabei ſauste der Bahnzug an einer Station um die andere vorbei, und obgleich Bäume und Häuſer, Mauern und Brücken nur ſo vorüber zu fliegen ſchienen, meinte Roderich doch, der Zug gehe über alle Beſchreibung langſam.

„Das kann man gerechter Weiſe nicht ſagen,“ entgegnete ihm Warren, „obgleich auch ich dieſelbe Empfindung habe — begreiflich, denn wenn wir mit dem Telegraphen flögen, wäre uns das kaum ſchnell genug!“

„Gewiß, Alfred, gewiß!“

„Nach meiner Berechnung kommen wir heute Abend gegen zehn Uhr an — ſchade, daß es zu ſpät iſt, um noch zu Conchitta hinauf zu fahren!“

„So muß ich bis morgen warten, ehe ich Margarethe in meine Arme ſchließen kann?“

„Es wird ſich wohl nicht anders thun, und da ich es vorher berechnet habe, ſo ließ ich die Damen über die genaue

Zeit Deiner Ankunft in Ungewißheit — ich glaube, ich habe das klug gemacht."

„In dieſem Falle, ja; überhaupt, Alfred, muß ich Dir eingeſtehen, daß Du ein ganzer Mann geworden biſt, was mich mit Freude erfüllt, und darf ich wohl mit Stolz hinzuſetzen: die paar Jahre, in denen ich Dich unter meiner Aufſicht gehabt, haben ihre guten Früchte getragen."

„Das meinen andere Leute auch," entgegnete Warren, indem er mit einem ſchwärmeriſchen Blicke vor ſich niederſah.

„Wie es mich glücklich macht, daß gerade Du es biſt, welcher Margarethe aufgefunden!"

„Nicht glücklicher, als es mich gemacht — Du weißt, wie ſehr ich ſchon damals für ſie eingenommen war!"

„Eine gegenſeitige kleine Neigung, über die ich oft gelacht und die Du, wie mir ſcheint, ſo freundlich warſt, dem Kinde zu bewahren."

„Dem Kinde — ja, ja, hm, hm —" machte Warren mit einem eigenthümlichen, ſchelmiſchen Lächeln; „ja, wir ſpielten damals recht heiter zuſammen, wenn wir in Deinem kleinen Garten zu Mittag aßen und mir Margarethe unverſehens eine Handvoll Roſenblätter als Grünzeug in die Suppe warf."

„O, mit welcher Seligkeit ich mich daran erinnere!"

„Das würde ſie heute nicht mehr thun."

„Warum nicht? Ich bin vollkommen überzeugt, daß es ſich gleich geblieben iſt, mein gutes Kind!"

„Allerdings iſt es ſich gleich geblieben in den meiſten Dingen, nur in einer Kleinigkeit nicht, was Du überſehen zu haben ſcheinſt — es iſt nämlich kein Kind mehr."

„A—a—a—ah, ja, daran habe ich wahrhaftig noch nicht gedacht!“

„Sonst iſt es ſich ſo ziemlich gleich geblieben, wie geſagt, und doch wieder ganz anders geworden, daß es mir anfänglich Mühe machte, aus den lieben, ſchönen Zügen der Jungfrau die Züge des Kindes wieder heraus zu ſtudiren.“

„A—a—a—ah, Du gabſt Dich dieſen Studien hin?“

„Aus ganzem Herzen und mit voller Seele!“

„Ei, ei, Alfred — und was ſagte Conchitta dazu?“

„O, ſie freute ſich über meinen Schönheitsſinn und hat es oft bedauernd ausgeſprochen, daß ich kein Künſtler geblieben!“

„Richtig, Margarethe iſt kein Kind mehr — und was ſagt denn ſie zu Deinem Studium?“

„Lieber Roderich, Du ſtellſt ganz außerordentlich eigenthümliche Fragen.“

„Die Du doch dem Freunde wohl beantworten kannſt,“ ſagte Roderich, indem er das Wort „Freunde“ ſtark betonte.

„Gewiß, wenn wir nur allein wären und nicht der Vater dabei ſäße,“ gab Warren mit einem komiſch ernſten Geſichtsausdrucke Antwort. Doch faßte er gleich darauf mit einer faſt ängſtlichen Haſt Roderich's beide Hände, ſchüttelte ſie herzlich und ſagte: „Laß es für heute genug ſein an dem, was Du erfahren: ſei zufrieden, daß Du die liebe Tochter wieder gefunden, und jetzt, wo ich vom Erzählen und Sprechen ganz müde und matt geworden bin, will ich mich in meine Ecke zurücklehnen und etwas träumen, es dämmert bereits, und ſo im Zwielicht umflattern uns die lieblichſten und heiterſten Bilder.“

„Ja wohl, ja wohl!“ —

ſchaft allein. Gott weiß, wie ihre beiden leichten Schweſtern von damals ſich jetzt befinden, und in welch finſterm Magazin die armen Pontons nun träumen mögen von jenen ſchönen Tagen, wo ſie ſtolz darauf waren die öſterreichiſche Armee tragen zu dürfen, die unter Jubelruf und beim Klang der Muſik an das jenſeitige Ufer zog.

In Gravellona iſt die piemonteſiſche Gränze und dort wurden unſere Effekten auf eine, ich muß geſtehen, ſehr nachſichtige und höfliche Art durchſucht. Auf dem Poſtſchein, den man in Mailand für den Courier erhält, ſteht die Bemerkung: „Der Wagen halte weder zum Souper noch zum Diner, wonach ſich der Reiſende zu richten habe“, was wir denn auch wie alle übrigen Paſſagiere gethan, und uns mit kalter Küche verſehen hatten, die wir in dem Dämmerlicht des ſinkenden, ſehr regneriſchen Tages verzehrten. Wir hatten dazu alle Muße, denn der Courier — Gott möge ihm dieſen prahleriſchen Namen vergeben! — ſchlich trotz unſerer ſechs Pferde und trotz dem Geſchrei und Peitſchengeknall unſerer Roſſelenker im langſamſten Schritt durch tiefen Sand und Schmutz dahin. Ein Mailänder, der mit uns im Wagen war, gab uns die wenig troſtreiche Verſicherung: wir würden, anſtatt am andern Morgen um 8 Uhr, nicht vor Mittag oder wohl gar erſt im Laufe des Nachmittags in Genua ankommen, und der Mann hatte ſehr wahr geſprochen. Zuweilen wurden die Pferde zu einem gelinden Trabe aufgemuntert, verfielen aber bald darauf wieder in ihren Schneckengang; der Wagen war offenbar für den ſchlechten Weg zu ſchwer beladen, dazu ſaßen wir ziemlich dicht zuſammengepreßt; meine beiden kleinen Kinder, denen ich am Boden von Nachtſäcken und Mänteln ein nothdürftiges Lager hergerichtet, erhoben zuweilen ein Klagegeſchrei, und meinten ſchlaftrunken, ihr Bett ſei zu kurz und ſtände ja nicht einmal ſtille, weßhalb die Fahrt eine recht unerquickliche war.

Bei völliger Nacht und dichtem Regen erreichten wir den Po, der mit ſeinen ohnedieß flachen und melancholiſchen Sandufern

Es war um so rascher dunkel geworden, als der Zug jetzt durch tiefe Einschnitte, durch Tunnels und bewaldete Hügelreihen hinsauste; die beiden Freunde ruhten jeder in seiner Ecke und keiner konnte des Anderen Gesichtszüge mehr unterscheiden. Da sprach der junge Engländer: „Soll ich Dir sagen, woran Du denkst, Roderich?"

„Das ist nicht schwer zu errathen — an meine gute, liebe Margarethe!"

„Und soll ich Dir auch sagen, woran ich denke?"

„Ja, laß hören."

„Ich denke ebenfalls an meine gute, schöne, innigst geliebte Margarethe, und wenn Du etwas dagegen einzuwenden hast, so melde Dich bei Zeiten, denn später werden keine Einsprachen mehr angenommen."

Roderich lachte herzlich in sich hinein, doch leise, daß es der Andere nicht hörte; auch sagte er etwas, das Warren nicht verstand, denn die Locomotive pfiff jetzt so laut und gellend, wie eine Locomotive aus Freude zu pfeifen pflegt, wenn sie nach langem, heißem und rußigem Tagwerke endlich ihre behagliche Schlußstation vor sich sieht.

Da standen die beiden Freunde auf dem Bahnhofe, und Olfers fragte: „In welchem Gasthofe werde ich wohnen — was meinst Du, Alfred?"

„Komm' nur mit mir," erwiederte Lord Warren lachend, „ich habe den Wagen Deines Gasthofes schon auf den Bahnhof befohlen und Dir natürlicher Weise ein Appartement bestellt: vier Zimmer im Erdgeschoß, gut ausgestattet und nicht zu theuer, unter der Krone von England — bist Du damit zufrieden?"

„Vollkommen, und ich danke Dir für Deine Sorgfalt."

Draußen hielt der Wagen des jungen Lords, und während sie nach dessen Wohnung fuhren, schaute Olfers umher und meinte: „Wie mir das Alles heute um Vieles freundlicher erscheint, als vor einigen Jahren, als ich hieher kam mit so tiefem, tiefem Weh im Herzen!“ —

Am anderen Morgen war Lord Warren schon sehr frühzeitig auf, und nachdem er sich vollständig und sorgfältig angekleidet hatte, ging er selbst in den Stall hinunter und befahl, seinen kleinen, sehr eleganten Brougham anzuspannen, den er vor einem Jahre aus England erhalten und dessen weiche Federn und angenehme Art, zu fahren, Alles übertraf, was in dieser Art bis jetzt noch da gewesen war. Dann blieb er dabei stehen, bis dieser Brougham im langsamsten Schritte, um seinen Gast nicht zu erwecken, den Hof verlassen hatte, worauf er anordnete, daß ihn der Kutscher vor dem Thore der Stadt zu erwarten habe. Seinem Kammerdiener gab er sodann den Auftrag, Herrn Olfers schlafen zu lassen, so lange es demselben beliebe, und wenn er erwache und nach ihm, dem Lord, frage, zur Antwort zu geben, er mache einen Morgen-Spazirgang und werde genau zur richtigen Zeit wieder nach Hause kommen.

Dann ging er davon, lachend sich die Hände reibend und sich freuend über den prachtvollen Morgen, der ihm gerade heute den Gefallen that, so schön über der leuchtenden Erde aufzugehen. Vor der Stadt bestieg er den Wagen, und welche Richtung derselbe nahm, brauchen wir wohl nicht zu sagen; auf der Hälfte des Weges aber, wo der Fuß- und Reitweg die Fahrstraße kreuzte, ließ er halten, den Wagen seinen Weg fortsetzen und stieg den kürzeren Pfad zu Fuße aufwärts.

Wie gedachte er jenes Morgens, an dem er zum ersten Male hier hinaufgeritten war, wie er droben die Aussicht bewundert und wie ihm das fliegende Blatt Papier den richtigen Weg gezeigt! Er öffnete die kleine Pforte und schritt rasch der Stelle zu, wo er Edelweiß damals gesehen und wo sie ihn seitdem so gern erwartete.

Auch heute saß das liebe Mädchen da und war beschäftigt, aus üppigen Rosen, die in einem Körbchen zu ihren Füßen lagen, einen Strauß zu binden. Als sie seine Schritte hörte, sprang sie lauschend auf, und als sie ihn erkannte, flog sie in seine Arme.

„Ich wußte, daß Du heute früher als gewöhnlich kommen würdest," flüsterte sie mit einem unsicheren, fast bangen Tone der Stimme — „ja, denke Dir nur, Alfred, Conchitta, Mercedes und ich, wir saßen gestern Abend bis nach Mitternacht auf der Terrasse und horchten auf das Pfeifen der Locomotiven! Conchitta war sehr bewegt, und als der Zug einfuhr, auf dem Du Dich befinden mußtest, da trat sie an die Brüstung und faltete ihre Hände zum Gebete — ich konnte mir nicht anders helfen, als daß ich laut zu weinen anfing — und nun sage mir, Alfred, hast Du meinen Vater gefunden und ist er mit Dir gekommen?"

Lord Warren nickte stumm mit dem Kopfe.

„Ich hätte das wohl zuerst fragen sollen," fuhr sie, ihn mit einem innigen Blicke anschauend, fort, wobei ihre großen, schönen Augen voll Thränen standen, „doch war ich zu bewegt und hätte ohne einige einleitende Worte vor übergroßem Glücke keine Sylbe hervorgebracht."

„Ja, er ist da und freut sich unendlich, Dich in seine Arme schließen zu können."

„Und wann werde ich ihn ſehen?“ fragte ſie dringend.

„Sogleich, nachdem ich mit Conchitta geſprochen — komm, wir wollen nach ihr ſehen — aber willſt Du nicht vorher Deinen Roſenſtrauß vollenden?“

„Nein, nein, Mercedes wird es thun, ich habe jetzt keine Zeit und keine Laune dazu, obgleich er für Dich beſtimmt war, lieber Alfred, doch will ich Dir die ſchönſte Knospe ausſuchen — da, nimm!“

„So ſchön, wie Du — Dein Bild, meine ſüße Margarethe!“

Und dann nahm er die Roſenknospe aus ihrer Hand, drückte ſie zwiſchen ihre friſchen Lippen und ſteckte ſie hierauf an ſeine Bruſt, indem er ſagte: „So, jetzt iſt dieſe Roſenknospe geweiht und muß mir Glück bringen!“

Sie ſah ihn nach dieſem Spiele heiter lächelnd an, und als er hierauf das junge, ſchöne Mädchen an ſeine Bruſt zog, hob ſie mit halb geſchloſſenen Augen ihr Geſicht zu ihm empor, und ihre heißen, durſtigen Lippen fanden ſich in einem unendlich ſeligen Kuſſe.

Der Himmel ſchaute ihnen zu und lachte ſo heiter über ihnen, daß man deutlich ſah, er habe eine innige Freude an dieſen beiden reinen, jungen und ſchönen Menſchen: die Roſen hatten bemerkt, wie ſie ſich küßten, ſowie auch die leicht zitternden Blätter der Bäume, und hatten ebenfalls ihre Luſt daran — aber auch Jemand anders hatte ungeſehen zugeſchaut und war durchaus nicht entzückt davon.

Es war dies ein glattes Geſicht mit einem Paar großer, geiſtloſer Augen, welches einen Moment über der Mauer ſichtbar geworden war, um alsdann mit einer Schnelligkeit wieder zu verſchwinden, wie der ſpionirende Störenfried

in der Marionetten-Komödie, nachdem er sehr Unliebsames gesehen.

Die beiden Glücklichen gingen indessen Arm in Arm dem Hause zu, auf dessen Terrasse ihnen Conchitta entgegen trat: sie that keine Frage, sondern schaute nur ängstlich forschend in das Gesicht Warren's, worauf sie sich rasch abwandte, um in ihr Zimmer zurückzueilen.

Warren folgte ihr und fand sie mit gefalteten Händen vor dem Bilde Roderich's, zu dem sie ihre in Thränen schwimmenden Augen erhob.

„Es ist ja Alles, Alles gut," sagte er mit weicher Stimme, „Alles, meine gute Conchitta — so klar der Himmel über uns sich wölbt, so klar und ungetrübt wird unsere Zukunft sein — that ich nicht wohl daran, vorauszueilen, um Ihnen Nachricht zu bringen? — Dann habe ich auch noch eine sehr große und schwere Bitte auf dem Herzen, die Sie mir nicht abschlagen dürfen und welche Sie bei ruhiger Ueberlegung eben so begreiflich als zweckmäßig für uns Alle finden müssen ...."

Sie sah ihn fragend an.

„Draußen hält mein Wagen, und ich bin gekommen, Margarethe mit mir zu nehmen, um sie zu ihrem Vater zu geleiten. — Ist mein Gefühl nicht das richtige," fragte er nach einer Pause, indem er ihre Hand ergriff, „daß ich dem Vater die Tochter zuführen will, damit er sich ohne Zeugen über sein wiedergefundenes Kind freue?"

„O gewiß, gewiß, Lord Warren!"

„Und werden Sie alsdann drei glücklichen Menschen erlauben, daß sie in Kurzem hieher eilen, um Sie an diesem unaussprechlichen Glücke Theil nehmen zu lassen?"

„Ich werde mit mir zu Rathe gehen, ob mir das möglich ist," sagte sie mit leise zitternder Stimme; „Ihr Besuch wird mir aufs höchste willkommen sein — ob ich aber vollkommen Theil nehmen kann, das wird Gott in mein Herz legen."

„O," rief Warren im herzlichsten Tone, dessen er fähig war, „an Ihrem Herzen haben wir einen mächtigen Bundesgenossen, davon bin ich überzeugt, und es wird sich nicht ungern bestimmen lassen — in dieser Hoffnung scheide ich auf baldiges Wiedersehen!"

Er nahm sanft ihre rechte Hand, drückte einen Kuß darauf und bat dann mit schmeichelnder Stimme: „Sagen Sie es Margarethen, daß sie mich begleiten darf!"

Sie ging kopfnickend hinaus und er blieb noch einen Augenblick still lächelnd vor dem Bilde des Freundes stehen, wobei er mit einem Anfluge von Lustigkeit sagte: „Wie Du da aus dem Rahmen herausblickst, so schaust Du vielleicht drunten auf die Straße und kannst es nicht begreifen, daß ich so lange Morgen-Spazirgänge mache und es mir gar nicht so eilig ist, Dich hier heraufzuführen, und doch habe ich klug gethan, es zu machen, wie ich gemacht — trau' Einer dem Herzen eines Weibes — ich bin dieser Conchitta mit ihrem starken Herzen durchaus nicht sicher, und es hätte mich gar nicht gewundert, wenn sie einem Ueberfalle, wie wir ihn vor hatten, aus dem Wege gegangen wäre — so kann sie bei sich überlegen, und dieses Mal hoffe ich, soll das Herz über den allzu klugen Verstand den Sieg davontragen!"

Draußen fand er schon Margarethe bei Mercedes, welche ihr den Hut aufgesetzt und den leichten Paletot zugeknöpft;

dann legte sie ihre beiden Hände auf die Schultern des jungen Mädchens und sagte ihr: „Geh' mit Gott, mein Kind Margarethe — einen schöneren und glückseligeren Morgen wie den heutigen wirst Du schwerlich haben!"

Daß Margarethe eben so fühlte, sah man am freudigen Leuchten ihrer Augen, sowie an dem unbeschreiblichen Ausdrucke von Glück, mit dem sie ihrem Begleiter die Hand reichte, nachdem sie Mercedes herzlich umarmt. „Nicht wahr, wir gehen eine Strecke zu Fuße?" flüsterte sie alsdann, ein Vorschlag, den Lord Warren mit Vergnügen aufnahm, worauf er seinem Kutscher befahl, ihn an der ersten Biegung des Weges zu erwarten.

Dann gingen sie mit einander fort, das glückliche, schöne junge Paar, und sie schmiegte sich so fest an ihn, daß er jedes Mal, wenn sie sprach — und sie sprach heute Morgen sehr viel —, den warmen, süßen Hauch ihres Mundes empfand. Sie schritten durch den Garten und verließen denselben durch die uns wohlbekannte kleine Pforte. Mercedes schaute ihnen mit Segenswünschen auf den Lippen nach, und als sie nun neben dem sprudelnden Bergwasser abwärts wandelten, blickte ihnen, hinter einem Baumstamme verborgen, auch noch Jemand nach, der aber für sie keine Segenswünsche auf den Lippen hatte.

Es war dies der Freiherr von Schenk, der heute Morgen ganz zufällig einen Spazirgang hier herauf gemacht, wie er öfter zu thun pflegte, welcher vorhin ebenfalls ganz zufällig über die Mauer geschaut und der nun vor Entsetzen die Hände über dem Kopfe hätte zusammenschlagen mögen, wenn er nicht gefürchtet hätte, sich durch ein Geräusch zu verrathen.

„Ich muß ſchon geſtehen, daß dies über alle Beſchreibung iſt!“ murmelte er mit ingrimmig zuſammengebiſſenen Zähnen, wobei aber ſelbſt jetzt nicht einmal ſein glattes Geſicht eine Falte des Unmuthes zeigte; höchſtens ſtarrten die Augen mit einem etwas lebhafteren Ausdrucke, wie ſonſt. — „Was ſoll das bedeuten und wohin will man ſeine Schritte lenken? A—a—a—ah, wahrſcheinlich eine kleine Promenade in den Wald, nach irgend einer maleriſchen Stelle, zu einem heitern Geplauder — ich werde ſie nicht aus den Augen verlieren, um als Dritter zu erſcheinen und was an mir liegt, die Ehre der Familie zu wahren — denn ich kann ſie nun doch einmal nicht verläugnen — auch hier nicht,“ ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, indem er mit der geballten Hand heftig an ſeine linke Bruſt ſchlug.

Er bewegte ſich nun in ſchlangenartigen Windungen vorwärts, jeden Baum, jeden Strauch zu ſeiner Deckung benutzend, jetzt ſtehen bleibend, ſich jetzt niederbückend — eine unnöthige Vorſicht, die er ſich gab, denn die beiden glücklichen Menſchen, denen er folgte, waren ſo mit ſich ſelbſt beſchäftigt und im Geſpräche vertieft, daß ſie wohl kaum umgeſchaut, wenn ſie ſeine Fußtritte auch vernommen haben würden.

Jetzt hatten ſie die breite Fahrſtraße und zu gleicher Zeit den Wagen erreicht. Lord Warren öffnete den Schlag, hob Margarethe hinein, und nachdem er ſelbſt raſch gefolgt war, liefen die Pferde in ſcharfem Trabe davon.

Hatte der Kammerherr in dieſem Augenblicke wirklich ein lautes ‚Halt, Halt!‘ gerufen oder nur ſchreien wollen und hierzu bereits den Mund geöffnet, ſind wir nicht im Stande, anzugeben: er ſtand wenigſtens da mit weit aufge-

rissenem Munde, die Hände von sich abgestreckt, wie Jemand, der ziemlich rathlos ist — den Pferden nachzulaufen, wäre eine Lächerlichkeit gewesen, und Freiherr von Schenk schauderte schon bei dem bloßen Gedanken, sich lächerlich zu machen.

„Eine Entführung — soll mich der Teufel holen! — Eine Entführung, und ich nicht im Stande, diesem jungen, unbesonnenen Mädchen nachzusetzen! — Doch kann ich mir nicht denken, daß er direct auf den Bahnhof fahren will — es wäre doch bei allem Uebermuthe dieses Engländers eine schlecht gewählte Tageszeit. — thun wir, was wir können — dieser Fußweg kürzt bedeutend ab, vielleicht daß es mir gelingt, so lange den Wagen in Sicht zu behalten, bis ich drunten zu weiterer Verfolgung eine Kutsche finde!"

„Und ich will ihn verfolgen!" setzte er, abwärts stolpernd, hinzu, wobei sich der rasch laufende Mann mit den hellen, perlfarbenen, stramm angespannten Beinkleidern, den zierlichen Lackstiefeln, der hellgelben Weste mit der hin- und herfliegenden goldenen Kette und dem leichten Morgen-Fracke ziemlich komisch ausnahm, nicht zu gedenken seines Gesichtes, welches, allmählich röther und röther werdend, den würdigen, kammerherrlichen Ausdruck krampfhaft festhielt und so in seiner gleichgültigen Miene, in seiner tadellosen Glätte, wohl rasirt und frisirt, aussah, als habe es mit den hastig davonrennenden Beinen durchaus keine Gemeinschaft.

Als der Baron ziemlich außer Athem gekommen war, denn er lief sehr rasch, schöpfte er Luft, nicht auf plebejische Art wie andere gewöhnliche Menschen, die den Mund auf gemeine Weise aufreißen, sondern nur seine Backen arbeiteten wie ein Blasebalg, wobei übrigens seine starren Augen etwas

ſtark hervortraten: indeſſen hatte er Glück in ſeiner Verfolgung, denn als er das Thal erreichte und den betreffenden Wagen ſchon in einer ziemlichen Entfernung von ihm der Stadt zueilen ſah, traf er einen Fiaker, der, von einer Spazirfahrt leer heimkehrend, ihn bereitwillig aufnahm und Alles zu thun verſicherte, um die elegante Equipage mit den raſchen Pferden wenigſtens nicht aus den Augen zu verlieren.

Nachdem ſich der Kammerherr, ausgeſtreckt in dem Wagen ruhend, von ſeinem Rennen wieder ſo weit erholt hatte, daß er eines geordneten Gedankens fähig war, verſicherte er ſich ſelbſt zu wiederholten Malen, daß es ſeine Pflicht und Schuldigkeit ſei, das entlaufene Mädchen, welche trauriger Weiſe durch ihre unglückliche Mutter mit ihm verwandt war, zur Vernunft und auf ihr ſtilles Landhaus zurückzubringen. — Es war nöthig, daß er ſich ſelbſt beruhigte, denn er hatte ſchon einige Male Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß Lord Warren etwas heftiger und aufbrauſender Natur war und es durchaus nicht liebte, wenn man ihm moraliſch oder phyſiſch auf die Hühneraugen trat — und er war im Begriffe, ihm ſehr nahe zu treten. — „Doch es muß ſein," ſprach er nach einer längeren Pauſe der Ueberlegung ſeufzend zu ſich ſelber; „auch müßte dieſer junge Mann ein Barbar ſein, wenn er nicht anerkennen wollte, daß ich ein Recht habe, mich um die Aufführung dieſer jungen Dame zu bekümmern, und wenn er es aufs Aeußerſte ankommen laſſen wollte — aufs Aeußerſte?" — Der Baron hatte hierbei ein Gefühl, wie wenn man unverhofft auf ein tüchtiges Sandkorn beißt oder ſich erhitzt einem kalten Zugwinde ausſetzt — „aufs Aeußerſte?" — Dieſes Aeußerſte

dergleichen Zugaben nicht braucht, um trübſelig und verdrießlich auszuſehen; weißlichgrau wie ein Nebelſtreif floß er unter der knarrenden und ächzenden Schiffbrücke dahin, und ſchien uns obendrein liebgewonnen zu haben und feſthalten zu wollen, denn am andern Ufer angekommen, klemmte er die Räder unſeres Wagens ſo feſt in ſeinem tiefen Sand ein, daß uns die müden Pferde nicht mehr von der Stelle brachten, und wir erſt durch die kräftige Hand der Brückenmannſchaft wieder flott werden konnten. Der Weg wurde von Station zu Station ſchlechter; hinter Tortona kamen wir in eine wahre Felspartie, denn das Geſtein, womit man hier die Chauſſee beſchüttet hatte, konnte man nicht anders nennen: da lagen über fauſtdicke Kieſel und Steinbrocken ſchuhhoch über einander, und wenn wir zwölf der ſtärkſten Pferde vor dem Wagen gehabt hätten, ſie wären nicht im Stande geweſen, den ſchwerbeladenen Courier anders als im Schritt vorwärts zu ſchleppen. Glücklicherweiſe hat man auf der größten Strecke dieſes Weges keine Berge zu paſſiren, und ſo kamen wir denn freilich ſtatt um Mitternacht doch ſchon Morgens um 4 Uhr nach Novi. Hier trennte ſich einer unſerer Reiſegeſellſchafter, obgleich er wie wir bis Genua eingeſchrieben war, von uns, und den Grund zu dieſem Verfahren erfuhr ich erſt den andern Mittag. In Novi nämlich kreuzt die Eiſenbahn von Turin nach Genua die Straße von Mailand; klugerweiſe blieb jener Herr hier zurück, legte ſich wahrſcheinlich ins Bett, ſchlief bis den andern Morgen um 9 Uhr, während wir fort und fort durch Moraſt und Schlamm geſchüttelt wurden, und erreichte mit dem erſten Zug zur ſelben Zeit wie wir Buſſala, den vorläufigen Endpunkt der Genueſer Bahn, wo er zahlreiche Omnibuſſe fand, die ihn noch vor uns ans Ziel der Reiſe brachten. Aber

Mit Geduld und Zeit
Wird aus einem Maulbeerblatt ein Kleid

ſagte mir einmal ein würdiger Freund, der viel im Leben erfahren, und ich fand dieſen Grundſatz ſelbſt auf unſere Fahrt, die über

gegenüber einem jungen, aufbrausenden Menschen, dem man ein junges und sehr schönes Mädchen abnehmen wollte, konnte zu sehr unangenehmen Dingen führen. — Der Kammerherr, welcher rasch einige Blätter Selbstbetrachtung überschlug, sah sich schon im Geiste abermals ausgestreckt in einem gemeinen Fiaker fahren, neben sich einen Mann vom Fache, welcher mit sehr besorgten Mienen hier und da einen Verband befühlte — schauderhaft! Der gesunde Kammerherr klopfte dem davonrasenden Kutscher auf die Achsel, um ihm eine andere Richtung anzuempfehlen; doch hieb dieser mißverstehend auf seine Pferde und zeigte mit einem triumphirenden Lächeln nach vorn.

„So nimm, Gerechtigkeit, denn deinen Lauf!“ — Der Kammerherr stärkte sich an dem Gedanken, seine Pflicht zu thun, dieses junge, unerfahrene, schöne und reiche Mädchen vielleicht doch noch den Krallen ihres Verführers entreißen zu können, und dabei dachte er an die vielen Spöttereien seiner Bekannten, wenn sie von den Spazirgängen Lord Warren's, die, wie wir bereits wissen, kein Geheimniß mehr waren, sprachen.

In diesem Augenblicke hielt der Fiaker, seine Pferde scharf parirend, und der Kammerherr sah, hinausblickend, daß er sich vor dem englischen Gesandtschaftshotel befand.

„Also hat dieser junge, unbesonnene Mensch die Kühnheit gehabt, das unerfahrene Mädchen nach seiner Wohnung zu bringen — und sie ist ihm gefolgt — o,“ seufzte er aussteigend, „sie hat keinen Tropfen vom blauen Blute der Schenk von Schenkenberg — sie verläugnet ihre plebejische Abstammung von Seiten ihres Vaters nicht, und für dieses

gemeine Blut ſoll ich vielleicht in den Fall kommen, mein edles zu verſpritzen?“

Doch es war zu ſpät zur Umkehr. Der Portier des Geſandtſchaftshotels hatte den Kammerherrn bemerkt, und da er ihn auch erkannte, die Hausthür weit vor ihm geöffnet. Da ſtand er denn etwas ſtark klopfenden Herzens und mußte das Erſuchen ſtellen, dem Lord Warren gemeldet zu werden.

Dieſer Portier war ein vortrefflicher Diener: er hatte neben der ſo nöthigen unerſchütterlichen Ruhe und Kaltblütigkeit ein ſo nichtsſagendes Geſicht, daß es durchaus unmöglich war, auf demſelben, um mich eines gangbaren Ausdruckes zu bedienen, zwiſchen den Zeilen zu leſen; als er deßhalb zur Antwort gab, Seine Herrlichkeit würden kaum aufgeſtanden ſein, ſeien aber jedenfalls noch nicht ſichtbar geworden, ſo hätte dies dem Geſichtsausdrucke nach wahr ſein können. Da aber der Herr von Schenk genau unterrichtet war, ſo wiederholte er mit kurzen, aber dringenden Worten ſeinen Wunſch, augenblicklich gemeldet zu werden, zu welchem Zwecke er dem Portier ſeine Karte behändigte. Dieſer rief durch einen Klingelzug einen Lakaien herbei, welcher mit der Karte hinter einer anſtoßenden Thür verſchwand, um nach höchſtens einer Minute wiederzukommen und zu ſagen, Seine Herrlichkeit mache ſich ein außerordentliches Vergnügen daraus, den Herrn Baron von Schenk ſelbſt zu ſo früher Stunde bei ſich zu empfangen.

Einen Augenblick ſpäter, und der Kammerherr ſtand in dem Schreibzimmer des jungen Diplomaten, welcher, ihn durchaus nicht warten laſſend, ſogleich von der anderen Seite eintrat.

„Ah, Herr Baron — freue mich sehr, Sie bei mir zu sehen, obendrein noch zu so früher Stunde, was mir nebenbei noch anzeigt, daß dieser Besuch für mich wahrscheinlich von ganz besonderer Wichtigkeit sein wird — darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?"

Der Kammerherr ließ sich mit einer etwas steifen Verbeugung nieder, und als er jetzt saß und auf seine Glanzstiefel hinabblickte, bemerkte er erst, wie staubig diese waren und wie sehr sein sonst so zierlich angespanntes Beinkleid auch nicht annähernd mehr das war, was es früher gewesen: sein Stolz und der seines Schneiders. — „Sie verzeihen," konnte er sich nicht enthalten, dem jungen Manne, der ihn lächelnd betrachtete, zu sagen, und zwar in sehr ausdrucksvollem Tone, „daß mein Anzug etwas derangirt ist, aber ich komme soeben von einem großen und bedeutenden Morgen-Spazirgange zurück!"

„Ah, Sie haben den herrlichen Sommermorgen ebenfalls benutzt? — Ganz wie ich!"

„Vielleicht, Mylord," sagte der Freiherr von Schenk in sehr trockenem Tone — „ich darf demnach wohl annehmen, daß Eure Herrlichkeit ebenfalls spaziren gegangen sind?"

„Allerdings — spaziren gegangen, spaziren gefahren, wie Sie wollen!"

Der Kammerherr hob seinen Kopf etwas hoch empor, bemühte sich, ernst und würdevoll auszusehen, und sagte dann: „So habe ich mich also nicht getäuscht?"

„Ich weiß nicht, worin Sie sich nicht getäuscht haben — aber ich erlaube mir, aus angeborener Artigkeit ganz Ihrer Ansicht zu sein."

„Sie machten Ihren Spazirgang von heute Morgen wohl nach jener Gegend zu, wohin Sie in der letzten Zeit häufig Spazirgänge zu machen pflegten?“

„Gewiß, denn ich liebe jene Gegend — ſie bietet mir Alles, was ich wünſche: einen ſchattigen Weg, ein erfriſchendes Waſſer, und oben auf dem Berge welch wunderbar elaſtiſche Luft — welche Ausſicht!“

„Ich war auch heute Morgen dort oben — es iſt allerdings eine ſchöne Ausſicht, entzückend — wenn man ſie in Geſellſchaft genießt.“

„So waren Sie heute Morgen nicht allein dort oben?“

„O ja, ich war ſehr allein — doch Eure Herrlichkeit, welche ich das Glück hatte, zu ſehen, ſchien mir dort in ſehr angenehmer Geſellſchaft zu ſein.“

„Ich könnte das abläugnen, mein lieber Herr Baron, denn ehrlich geſagt, glaube ich nicht, daß ich irgend Jemandem über meine Spazirgänge Rechenſchaft ſchuldig bin; aber in dieſem ganz beſonderen Falle will ich zugeben, daß ich dort oben in ſehr liebenswürdiger und angenehmer Geſellſchaft war.“

„Sie finden dieſen Fall alſo in der That ganz beſonders?“

„Ihnen gegenüber, ja!“

„Ich danke Ihnen, Mylord — Sie erſparen mir durch dieſes Geſtändniß die detaillirte Erzählung meines Morgen-Spazirganges von dem Augenblicke an, wo ich Sie nach einer kleinen Luſtwandlung in den Wagen ſteigen ſah, bis zu jenem, wo ich dieſem Wagen bis vor Ihr Hotel folgte.“

„Mit großem Vergnügen erſpare ich Ihnen dieſe Details und will mir nicht einmal die Frage erlauben, aus

welchem Grunde überhaupt meine Morgen-Promenade Sie sehr interessirt, denn ich kann mir diese Frage selbst beantworten."

„Ah, ich danke Ihnen auch für diese Erleichterung, und brauche Eurer Herrlichkeit wohl jetzt nicht mehr zu erklären, in welcher Absicht ich mich eigentlich hier befinde!"

„Darüber bin ich doch nicht so ganz im Klaren — ist es ein Interesse, welches Sie an mir nehmen, oder ist es freundliche Theilnahme für meine liebenswürdige Begleiterin?"

„Mylord, Sie sprechen dieses Wort mit einer Gelassenheit aus, welche ich mir kaum zu erklären im Stande bin!" sagte der Kammerherr, indem er eine gelinde Entrüstung in den Ton seiner Stimme legte — „fern sei es von mir, mich auch nur im geringsten um die Spazirgänge Eurer Herrlichkeit zu kümmern; da Sie aber einmal Ihrer Begleiterin erwähnt haben, so muß ich mir schon die Bemerkung erlauben, daß diese Begleiterin zu meiner sehr ehrenwerthen Familie gerechnet werden kann und daß ich deßhalb nicht ganz im Unrechte bin, wenn ich Sie in Betreff dieser jungen Begleiterin um eine genügende Erklärung ersuche!"

Der Freiherr von Schenk hatte sich bei diesen Worten erhoben, denn nach dem, was er jetzt gesagt, hielt er es für passender, dem jungen Manne aufrecht in seiner ganzen Größe gegenüber zu stehen.

Doch folgte dieser seinem Beispiele nicht, sondern blieb mit voller Behaglichkeit sitzen, während er lächelnd antwortete: „Ah, Sie verlangen eine Erklärung von mir, doch nur in verwandtschaftlichem Sinne?"

„Ich weiß nicht recht, wie ich das zu verstehen habe,

überhaupt wäre mir eine ernsthaftere Behandlung dieser Angelegenheit sehr erwünscht — nehmen Sie mir nicht übel, Mylord, Alles hat seine Gränzen: ich verstehe," sagte er achselzuckend, „daß es Ihrer Liebenswürdigkeit gelungen ist, ein unerfahrenes, junges Mädchen für sich einzunehmen — ich begreife ferner, daß Sie sich kein Gewissen daraus gemacht, dieses junge, unerfahrene Mädchen zu einem Morgen-Spazirgange zu veranlassen, ja, ich will Ihnen ehrlich gestehen, daß eine Entführung in die weite Welt hinaus mit einem allenfallsigen anderweitigen Ersatze für Gretna Green zu verzeihen gewesen wäre; aber, Mylord, ich verstehe es nicht, wie Sie es über sich vermochten, ein Mädchen, für das Sie sich interessiren, ihrem Asyle zu entreißen, um dasselbe, aller Sitte Hohn sprechend, hier in Ihre Wohnung zu bringen — ah, Mylord, das ist eine sehr häßliche Geschichte!"

Der junge Engländer hatte sich jetzt ebenfalls rasch erhoben, sich dann von dem Kammerherrn abgewandt und blickte nun, statt zu antworten, zum Fenster hinaus.

„Sie werden mir zugeben," fuhr dieser, durch dieses Stillschweigen ermuthigt, fort, „daß ich diese Angelegenheit bis jetzt mit aller Schonung besprochen, ohne die gewiß verzeihliche Heftigkeit eines beleidigten Verwandten, in der Haltung eines Ehrenmannes, der Ihre genügenden Vorschläge hören möchte, auf welche Art diese etwas scandalöse Geschichte wieder gut zu machen wäre!"

„Ich muß einem Verwandten dieses Recht einräumen," erwiederte Lord Warren in einem außerordentlich ruhigen Tone und indem er sich langsam herumwandte, „wußte aber in der That nicht, daß dieses junge Mädchen so ehrenwerthe

Verwandte hatte, die sich um ihr Wohl oder Weh auch nur im entferntesten bekümmerten — ich hielt dasselbe für eine arme Waise — arm insofern, als sie, ohne von Vater- oder Mutterliebe beschützt zu sein, in dieser Richtung gewisser Maßen von der Gnade fremder Leute abhing — ich hielt sie für eine Verlassene, eigentlich keiner Familie angehörig; denn was ich so unter der Hand über dieses junge Mädchen gehört, sagte mir, sie sei das Kind einer Mutter, welche diese einzige Tochter in früher Jugend dem eigenen Vater stehlen ließ, und dies nicht ohne Vorwissen der Familie eben dieser Mutter!"

„Das würde schwer zu beweisen sein!"

„Allerdings, und es hätte dieser Beweis auch jetzt keinen großen Nutzen mehr — doch lassen Sie mich Ihnen weiter erzählen, was ich gehört: der Vater, aufs furchtbarste betroffen von dem Verluste seines lieben Kindes, suchte dasselbe mit einem an Verzweiflung gränzenden Kummer — vergeblich. Bei diesem Suchen fand er sich häufig sehr nahe dem Orte, wo sich die Mutter mit ihrem Kinde verborgen hielt — das wußte jene Familie, der auch Sie anzugehören die Ehre haben, und kein Mitglied derselben hatte so viel Herz, so viel Gefühl, die Partei eines unglücklichen Vaters und dabei eines braven Mannes zu nehmen.

„Endlich starb die Mutter und unnatürliche Gattin, ihr Kind einer Fremden überlassend, während sie das Vermögen dieses Kindes, allerdings nur zur Verwaltung, in die Hände eines Mitgliedes ihrer ehrenwerthen Familie übergeben ließ. — Das Glied dieser Familie übernahm die Verwaltung dieses Vermögens, ohne sich um das verlassene Kind weiter zu bekümmern."

„Erlauben Sie, Mylord ....“

„Später kommt auch an Sie die Reihe, Herr Kammerherr, doch bitte ich, vorher meine Erzählung beendigen zu dürfen; man nahm vielleicht an, das Kind befinde ſich in ganz guten Händen, was denn auch, dem Himmel ſei es gedankt! der Fall war — doch es hätte auch anders ſein, es hätte in ſchlimme Hände gerathen, es hätte zu Grunde gehen können — aber es wuchs heran, körperlich und geiſtig, zu einer wunderbaren Vollendung, wie Sie ſelbſt wohl wiſſen werden.“

Freiherr von Schenk verbeugte ſich.

„Zu einer Vollendung, welche mich für ſie intereſſirte, als ich ſie das erſte Mal ſah, die mich antrieb, ſie näher kennen zu lernen, und hier muß ich nun geſtehen, daß ſich dieſes Intereſſe bei mir gar bald in eine Neigung verwandelte, die unbewußt in eine glühende Leidenſchaft überging — und in dieſer Leidenſchaft,“ ſetzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „habe ich vielleicht anders gehandelt, als ich hätte handeln ſollen, und bin bereit, Ihnen, Herr Kammerherr, dem ehrenwerthen Verwandten dieſes jungen Mädchens, jede Genugthuung zu geben, wie ſie unter Männern von Ehre und Muth immer noch gebräuchlich iſt — ſelbſt dann noch, nachdem ich Ihnen den Beweis geliefert, daß ich den Ruf dieſes jungen Mädchens auch nicht im mindeſten bloßgeſtellt dadurch, daß ich mir erlaubte, ſie hieher in meine Wohnung zu bringen!“

„Ein Beweis, der ſchwer zu führen iſt!“

„Durchaus nicht,“ erwiederte Lord Warren mit einer bewegten Stimme, indem er auf das Nebenzimmer zuſchritt und die Thür deſſelben weit öffnete — „wie Sie hier ſehen,

habe ich das junge Mädchen, um welche es sich handelt, habe ich meine Braut in die Arme ihres Vaters gelegt.

„Sollten Sie aber, Herr Kammerherr, noch eine andere Erklärung und Genugthuung wünschen, so seien Sie versichert, daß ich auch darin mit allem Vergnügen zu Ihren Diensten stehe!“

Lord Warren machte hierauf eine so tiefe und nicht zu mißkennende Verbeugung, daß der Freiherr von Schenk es für das Beste fand, statt aller weiteren Erörterungen diese Verbeugung eben so tief zu erwiedern und darauf das Gemach schleunigst zu verlassen.

LI.

„Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!“

Das Haus, in welchem ſich die Wohnung Rafael's befand, hatte eine Aehnlichkeit mit dem ‚Reichsapfel‘ in der Wurſtgaſſe glorreichen Andenkens und war von dem kleinen Schriftſteller in dankbarer Erinnerung der Vergangenheit vielleicht gerade deßhalb gewählt worden: es zeigte eine eben ſolche ausgezackte Giebelwand, unten befand ſich gleichfalls leerer Raum, angefüllt mit Kiſten und Fäſſern, welcher einem im Hauſe wohnenden Stärkefabrikanten als Magazin diente.

Dieſe Aehnlichkeit der beiden Häuſer war auch Walter aufgefallen, als er zum erſten Male hieher kam, und hatte auch ihn vermocht, ſich hier einzumiethen, und bewohnte letzterer nun im zweiten Stocke zwei Zimmer, während Rafael noch ein Stockwerk höher zwei ganz behagliche Giebelgemächer, eines nach vorn heraus und eines in den ruhigen Hof hinein, inne hatte und hier ſeine unſterblichen Artikel für das weit verbreitete Journal, ‚Die Biene‘, ſchrieb.

Die Setzerjungen aus der Druckerei, welche häufig mit Manuſcripten und Correcturbogen hier heraufklettern mußten,

alle Beſchreibung mühſelig und langweilig war, anwendbar. Mit dem Grauen des Morgens wurde es freilich inſoweit noch ſchlimmer, als wir bei Arquata in die Berge kamen und noch langſamer aufwärts kletterten; abwärts ging es jetzt zuweilen im Trabe, doch war alsdann das Knirſchen der Räder auf der faſt bodenloſen Kieſelunterlage wahrhaft nervenerſchütternd; dazu verfolgten uns ſchon gleich nach Mitternacht ſchwere Gewitter, die ſich mit unaufhörlichen Blitzen und fürchterlichen Regen über der Straße entluden. Unſer umſichtiger Conducteur hatte vielleicht auf das himmliſche Leuchten gerechnet, denn ſeine irdiſche Wagenlaterne war ihm aus Mangel an Oel oder wegen ſonſtiger ſchlechter Beſchaffenheit ſchon hinter Novi faſt ausgegangen, und glimmte nur noch ſo trübſelig fort, daß ſie bei der ſtockfinſtern Nacht kaum im Stande war, den Rücken des Poſtillons an der Deichſel und die Schweife ſeiner Pferde zu beleuchten. In Arquata wurde uns erlaubt, ein kleines Frühſtück zu uns zu nehmen; doch war Kaffeehaus, Wirth, Geſchirr und alles vollkommen zu der ganzen bisherigen Reiſe paſſend: der Wirth, ein alter Mann, hatte gewiß noch nie ſo viele Gäſte auf einmal zu bedienen gehabt und fühlte ſich dieſer Aufgabe auch ſo wenig gewachſen, daß er ſich in eine Ecke zurückzog und uns die ganze Wirthſchaft überließ. Da ſein Vorrath an Milch ſehr gering war und das Ganze „zum Eintunken“ in einigen harten Zwiebacken beſtand, ſo trennten wir uns bald und ſchmerzlos von dieſem ungaſtlichen Hauſe und ſtiegen wieder in unſern Wagen, Damen und Kinder vermittelſt einer Treppe, denn die ſchlammbedeckte Hauptſtraße des Orts erſchien für zartere Füße grundlos.

Durch den Apenninen-Paß der Bocchetta führt eine prächtig angelegte Straße, die auch für uns in ſo weit beſſer zu befahren war, als man noch keine Kieſelhaufen darauf ausgebreitet hatte. Doch ſandt' uns der Himmel beſtändig neue Gewitter, deren Donner in den Bergen fürchterlich wiederhallte; der Regen, der dabei in Strömen floß, überfluthete hie und da die Straße, und ſtürzte,

hatten über die hohe Lage dieſer Wohnung ſchon oft ihre bitteren Anſpielungen gemacht und dabei nicht einmal die tröſtlich ſein ſollende Bemerkung des jungen Schriftſtellers verſtanden, daß der Weg auf den Parnaß ſtets ein ſehr mühevoller ſei; da aber Rafael hierzu lächelte, ſo nahmen ſie es als etwas Freundliches auf und verließen bei ſolchen Gelegenheiten den Parnaß auf eine ziemlich ungehörige und geräuſchvolle Art, indem ſie rittlings das Treppengeländer hinabrutſchten oder mit ihren pantoffelartigen Schuhen ſo auf den Stufen klapperten, daß ſich die unteren Hausbewohner ſchon öfter darüber beſchwert hatten.

Auf einmal aber, und erſt vor wenigen Tagen, war ihnen dieſer und aller ähnliche Lärm, wie zum Beiſpiel Singen und Pfeifen, von Rafael auf's ſtrengſte unterſagt worden, ja, wenn er einen ſeiner Trabanten heraufkommen hörte, ſo eilte er ihm an die Treppe entgegen und empfahl ihm durch ein nicht zu verkennendes Zeichen mit aufgehobenen Händen die größte Ruhe an, packte auch wohl einen beim Ohrläppchen und flüſterte ihm zu, daß der Erſte, der noch einmal geräuſchvoll die Treppe hinabſpränge, mindeſtens aufgehängt würde.

Das war die Zeit, wo Robenberg in der hinteren Stube der Wohnung Rafael's ſchwer erkrankt und ein paar Tage beſinnungslos in den heftigſten Fieberanfällen lag. Er war an jenem Abende kaum ins Zimmer getreten, als er vor den erſchreckten Blicken der beiden Freunde zuſammenbrach und von ihnen mühſam zu Bette gebracht wurde. Der herbeigerufene Arzt ſprach von einem Nervenfieber, das im Anzuge und kaum wohl noch abzuwenden ſei. Rafael hatte ſich in der vorderen Stube ein Bett gemacht und er

und Walter wichen in der ersten Nacht nicht von dem Lager des kranken Freundes, an dessen erregtem Geiste die Begebenheiten der letzten Tage in tollen Bildern vorüberzogen.

Den andern Tag war er wohl etwas ruhiger geworden, und anstatt, wie in der vergangenen Nacht, mit Heftigkeit zu reden, lag er jetzt ruhig da, mit geschlossenen Augen, kaum seine Lippen bewegend.

Rafael und Walter saßen an dem Bette des Kranken und berathschlagten mit einander, ob es nicht gut für ihn wäre, jede Störung, sei sie welcher Art sie wolle, von ihm fern zu halten und deßhalb den Bekannten Rodenberg's in den ersten Tagen nichts von seiner Krankheit mitzutheilen; nur Eine Ausnahme beschloß der kleine Schriftsteller zu machen, vergaß aber dabei, daß gewöhnlich eine Ausnahme das Umstoßen der ganzen Regel herbeiführt; er sagte zu Walter: „Was meinen Sie, Herr Professor, wenn wir auch unseren guten Herrn Rodenberg mit der ganzen, großen Liebe pflegen, die wir für ihn im Herzen haben, so sind wir doch nicht so anstellig und geschickt dabei, wie die Hand eines weiblichen Wesens — eines weiblichen Wesens obendrein, welches an dem zu Pflegenden innigen Antheil nimmt?"

Walter, der eben etwas eingeschlummert, knurrte halb im Schlafe zur Antwort: „Was willst Du mit diesen confusen Redensarten? Mach's kurz und deutlich, ich hasse alle Umschweifungen!"

„Ich meine, Herr Rodenberg sollte eine Krankenwärterin haben."

„Das meine ich ebenfalls und bin dabei der Ansicht, daß wir uns heute Nacht so linkisch als möglich benommen."

„Wir haben gethan, was wir konnten," verſetzte der kleine Schriftſteller mit einem wehmüthigen Blicke auf den Kranken, indem er deſſen heiße Lippen mit einem feuchten Tuche kühlte.

„Allerdings, darüber können wir uns tröſten; aber zur Krankenpflege gehören gewiſſe Handgriffe, wie ich mir habe ſagen laſſen, und vor allen Dingen eine Sorgfalt, wie ich ſie von mir nicht rühmen kann."

„Deßhalb habe ich an eine Krankenwärterin gedacht."

„Ja, woher eine nehmen, ohne ſie zu ſtehlen?"

„Ich könnte ins Hoſpital oder in die Diakoniſſen-Anſtalt gehen — aber wie ich Herrn Rodenberg's Gemüth kenne, ſo bin ich überzeugt, daß es ihn raſch wieder geſund machen wird, wenn er ſich hier und da von einem Weſen bewacht ſieht, das — wenn er ſich von einer Hand gepflegt ſieht, die . . . ."

„Nun, was iſt mit Deinem Das und Die? Drücke Dich doch einmal deutlicher aus!"

„Haben Sie ihn heute Nacht nicht reden hören?"

„O ja, er hat viel dummes Zeug geſprochen."

„Das möchte ich im Allgemeinen nicht behaupten; für mich lag in Manchem, was er ſagte, ein tiefer Sinn."

„In Fieberphantaſieen ein tiefer Sinn — ihr Leute vom Gänſekiel ſeid doch ein unverbeſſerliches Volk!"

„Haben Sie nicht gehört, wie Rodenberg, zuweilen auffahrend und uns ziemlich vernünftig anſtarrend, mehrmals wiederholte: ‚Sie weiß es ja nicht, daß man mich in's Gefängniß geworfen und mit Ketten gefeſſelt — ach, ſie weiß es nicht und wird mich vergeblich erwarten!'"

„Hm—m—m," brummte Walter, „das hat er allerdings

geſagt, wer iſt aber dieſe Sie? Ich fürchte, er wird von Vielen erwartet, und wenn wir etwas darauf geben wollten, ſo könnten wir hier eine ſchöne Muſterkarte zuſammen bekommen."

Rafael ſchüttelte mit dem Kopfe, als er zur Antwort gab: „Er wird nicht von Vielen erwartet, das weiß ich beſſer; ich möchte auch errathen, wer ſie iſt, und wenn man es ihr ſagt, kommt ſie gewiß."

„Blamire Dich nicht, guter Rafael, Du haſt immer noch zu viel kindliches Gemüth und glaubſt an die Fortdauer einſtigen Intereſſes — ich möchte lachen, wenn ich es hier thun dürfte — aber Du wärſt dazu im Stande."

„Und warum nicht? Sie iſt nicht ſchöner, als ſie gut iſt, und daß ſie Herrn Rodenberg immer noch liebt, weiß ich ganz genau, obgleich er ſich nie viel aus ihr gemacht hat."

„Umgekehrt, willſt Du ſagen, Bürſchlein — umgekehrt — glaube mir, guter Rafael, Du kennſt die Menſchen nicht und noch viel weniger die Weiber, welche in mancher Beziehung kaum unter die Menſchen zu rechnen ſind — Du fühlſt Dich noch immer als Leibzwerg dieſer verwunſchenen Prinzeſſin, und da ſie Dir einmal ein paar ſchöne, freundliche Worte geſagt, Dich vielleicht damals auf die Schulter geklopft, worauf ſie ſich aber ſicher nachher die Hände mit Seife gewaſchen, ſo träumſt Du, guter Kerl, von ihrem edeln Herzen und biſt überzeugt, daß ſie zur Pflege dieſes armen Kranken herbeieilen wird, dieſe hochmüthige Marcheſa, ſobald Du — nun, was ſiehſt Du mich denn ſo mit allen Zeichen des Erſtaunens an?"

„Weil ich es nicht begreife, Herr Profeſſor, wie Sie mich ſo mißverſtehen konnten."

„Ah, ich habe Dich mißverſtanden, die gewiſſe Sie war eine Andere, als die Marcheſa? Nun, da können wir noch einig werden. Wen meinte alſo Rodenberg, indem er ſagte: ‚ſie erwartet mich und ich kann doch nicht kommen‘?“

„Nun, eine junge Dame vom Theater, die ſich viel und mit großem Intereſſe um ihn bekümmerte, obgleich Herr Rodenberg, wie ich vorhin bemerkt, dieſes Intereſſe in keiner beſonderen Weiſe erwiedert hat — Fräulein Leonie Gerhold.“

„Ah, eine ſchöne Perſon,“ machte Walter, mit dem Kopfe nickend, „und hat ein gutes Geſicht mit ehrlichen Augen; ſo eine Krankenwärterin ließe ich mir auch gefallen — vergiß das nicht, mein Sohn, wenn ich einmal in einen ähnlichen Fall komme.“

„Trotz allem Intereſſe, welches Fräulein Leonie für Herrn Rodenberg hat,“ fuhr der kleine Schriftſteller fort, ohne die Worte des alten Malers zu beachten, „ſo würde ich ihr doch nicht die Zumuthung ſtellen, nach unſerem Kranken zu ſehen, wenn er es nicht ſelbſt gewünſcht hätte, denn als ich ihn in einem lichten Augenblicke fragte, antwortete er mir: „Ja, laß es ſie wiſſen!“

„Thue, was Du willſt,“ murrte Walter nach einer Pauſe, „aber ſei verſichert, daß die Theaterprinzeſſin, trotz ihrer Theilnahme und Güte, nicht hieher kommen wird, um ſein zu pflegen.“

„Möglich und ſogar ſehr glaublich, daß ſie die Pflege Herrn Rodenberg's nicht übernimmt, aber daß ſie uns eine ganz tüchtige Perſon beſorgen wird, deſſen können wir ſicher ſein — ich kenne ſie: wenn es ſein muß, macht ſie dem

Leibarzte des Fürſten einen Beſuch und läßt ſich von dieſem den Namen der beſten Krankenwärterin aufſchreiben."

„Nun, meinetwegen," ſagte Walter, mit ſchläfrigem Blicke in den Tag hinausſchauend; „es iſt ſo ſpät geworden, daß Du mit Anſtand Beſuche machen kannſt, während ich die Krankenwache hier fortſetze, das heißt, da der arme Kerl ziemlich wacker ſchläft, ſo werde ich ebenfalls ein wenig ſchlummern."

„Nur nicht zu feſt!"

„Unbeſorgt!"

Rafael zog ſich raſch an, doch war er damit noch nicht zu Ende, als er Walter im Nebenzimmer ſo furchtbar ſchnarchen hörte, daß er eine alte Frau, welche bei ihm das Amt eines Dieners verſah, in das Krankenzimmer ſchickte, um den ſo ſanft Schlummernden aufzuwecken, damit der Kranke ungehindert ſchlafen könne.

Fräulein Leonie Gerhold war zu Hauſe und eben im Begriffe, in einige Magazine zu fahren, um unnöthige Einkäufe zu machen. Nachdem ſie Rafael flüchtig angehört, nahm ſie ſich kaum Zeit, ihre Toilette zu vollenden; und wenige Minuten nachher hielt ihr Wagen vor dem alten Hauſe, deſſen drei Treppen ſie mit einer unglaublichen Leichtigkeit emporſtieg; dann ſchlich ſie, von dem kleinen Schriftſteller geführt, in das Zimmer, wo Rodenberg lag, und gebrauchte obendrein die Vorſicht, bei der engen Thür des Zimmers ihr rauſchendes Seidenkleid auf die rückſichtsloſeſte Art zuſammen zu drücken.

„Mein armer Rodenberg!" flüſterte ſie, als ſie ſich über ihn hingebeugt hatte, als ſie ſeinen ſchweren Athem vernahm und ſeine heiße Stirn befühlte.

Walter hatte ſich von der alten Frau beſtimmen laſſen, ihr ſeinen Wächterdienſt abzutreten, und ſchlief nun unten auf ſeinem Lager einen faſt unglaublichen Schlaf.

„Welchen Arzt haben Sie?“

„Den Doctor Windler, den Arzt Rodenberg's.“

„Er ſoll nicht ſchlecht ſein,“ erwiederte Leonie, „doch werden Sie nichts dagegen haben, daß ich heute Nachmittag, wenn ich wiederkomme, den Leibarzt des Fürſten mitbringe; man kann nicht vorſichtig genug ſein, und ich fürchte, der arme Rodenberg iſt am Anfange einer ſehr ſchweren Krankheit.“

„Ich rechne auf ſeine gute und kräftige Natur.“

„Danach fragt ein ſolches Fieber nichts — ich kenne das, mein Lieber — ja, ſchauen Sie mich nur erſtaunt an — ich kenne das, denn es hat mir von je her ein großes Vergnügen gemacht, mediciniſche Schriften zu leſen: man weiß nie, wozu das dienen kann — ſein Puls macht hundertundbreißig Schläge, das heißt, er iſt ganz enorm — was haben Sie zu trinken für ihn?“

„Etwas Zuckerwaſſer, wir wußten nicht . . . .“

„So laſſen Sie eine Citrone holen, daß ich ihm eine leichte Limonade machen kann; auch iſt es viel zu hell in dem Zimmer — haben Sie keine Fenſterläden?“

„Nein, mein Fräulein.“

„Und nur dieſen dünnen, weißen Vorhang? Ueberhaupt,“ meinte ſie, ſich rings umſchauend — ſie wollte hinzuſetzen: ‚ſehe ich hier ſehr wenig Comfort‘; doch dachte ſie im gleichen Augenblicke an die beſcheidenen Verhältniſſe des jungen Schriftſtellers, die ihr bekannt waren — „überhaupt müſſen wir dieſes Zimmer dunkler machen, dieſes

blendende Licht thut den Augen weh — was haben wir denn dazu?"

Da ſie aber im Zimmer nichts Zweckentſprechendes fand, ſo warf ſie raſch ihre weite Mantille von ſchwerem, ſchwarzem Seidenſtoffe von der Schulter, reichte Raſael ein Ende, und nun machten die Beiden einen ziemlich genügenden Vorhang, wobei der ſchwere Seidenſtoff übrigens ſtark in Anſpruch genommen wurde.

„So," ſagte die junge Sängerin hierauf, indem ſie ſich auf einem Stuhle vor dem Bette niederließ, „jetzt beſorgen Sie eine Citrone, und ich will unſern armen Freund ein paar Stunden lang beobachten, um dem Arzte ſagen zu können, für was ich ſeine Krankheit anſehe — haben Sie nichts zu leſen? Es iſt gleichviel, was es iſt, meinetwegen eine Correctur der neueſten Biene — Sie brauchen ſich nicht zu geniren, wenn ich auch ſelbſt darin ein wenig ſchlecht behandelt bin — ich mache mir nicht viel daraus."

Raſael verließ das Zimmer, nachdem er der ſchönen Krankenwärterin die neueſte Nummer ſeines Journals eingehändigt.

Da ſaß nun dieſes Bild üppiger Kraft und Schönheit neben dem Lager des Schwerkranken, und ihre glänzenden Blicke verließen jeden Augenblick die Zeilen, welche ſie laſen, um alle Bewegungen Rodenberg's zu überwachen; zuweilen ſtöhnte er auf, dann erhob ſie ſich raſch, flößte ihm etwas Zuckerwaſſer ein oder wiſchte ihm mit ihrem eigenen Taſchentuche den perlenden Schweiß von der Stirn. Dabei, ſchaute ſie zuweilen lange und nachdenkend in dieſe edeln, jetzt ſo matten Züge, wobei ihre Blicke den Ausdruck innigſter, ja, liebevoller Theilnahme zeigten; einmal beugte ſie ſich ſogar

neben ihn auf das Kiſſen und legte ihre Lippen leicht auf ſein blondes Haar.

„Wenn Du ſo jung ſterben müßteſt,“ flüſterte ſie alsdann, „ſo hätte ich keine Ruhe mehr und könnte mir ein ſtilles Plätzchen in irgend einem Kloſter ſuchen — ſo etwas iſt ſehr in Aufnahme gekommen und gäbe unſerem vortrefflichen Rafael Stoff zu den ſchönſten Artikeln — wie pikant wäre es,“ ſagte ſie lächelnd, „wenn es eines Tages hieße, Fräulein Leonie Gerhold iſt unter die barmherzigen Schweſtern gegangen!“ — In der nächſten Secunde aber verlor ſich dieſes Lächeln wieder, und ſie liſpelte, gegen den Kranken gewandt: „Und wenn Du am Leben bleibſt, was ich ſo ſehr hoffe und wünſche, ſo wirſt Du mir eines Tages kaum eine Karte zum Abſchiede ſenden — das iſt nun einmal der Lauf der Welt — ach, du weißt es nicht, Arthur, wie unendlich glücklich Du hätteſt ſein können! — Doch weg mit dieſen Gedanken — leſen wir lieber in der Biene von Unglücksfällen, Diebſtählen und verlorenen Armbändern — fort mit der Selbſtſucht!“

Rafael kam mit der verlangten Citrone zurück, und auch der Arzt kam, ſchüttelte den Kopf, ſchrieb etwas auf und ging. Auch die Stunden kamen und gingen, wie das ſo ihr Brauch iſt: die Mittagszeit war längſt vorüber, und Leonie ließ ſich einen Wagen holen, um nach Hauſe zurückzukehren, dann den Leibarzt aufzuſuchen, ſo wie für heute Nacht die beſte Krankenwärterin zu beſorgen, welche aufzutreiben war. — „Ich kann ohne meine Mantille nicht zu Fuße gehen,“ ſagte ſie, „und ſie von dem Fenſter wegzunehmen, wäre eine Sünde — wie prächtig ſie das Zimmer verdunkelt! Da ſoll ſie bleiben, bis er wieder geſund iſt,

und dann gelobe ich feierlich, ſie in der Freude meines Herzens der Erſten Beſten zu ſchenken, welche mir auf der Straße begegnet" — daß ſie im anderen, traurigen Falle feſt entſchloſſen war, ihn in dieſer ſelben ſchwarzen Mantille zu begleiten, das ſagte ſie nicht, aber ſie dachte es. Am anderen Tage kam der Leibarzt des Fürſten, ein berühmter Mediciner, in Begleitung der jungen Sängerin und ſagte dasſelbe, was ſein minder berühmter College, der Doctor Windler, geſagt, daß man nämlich noch gar nichts ſagen könne und die Entwicklung der Krankheit abwarten müſſe.

Ob Gefahr vorhanden ſei, hatte Leonie gefragt, worauf der Leibarzt mit einem Achſelzucken geantwortet und den Zuſtand Rodenberg's allerdings für ſehr bedenklich erklärt hatte; er entfernte ſich mit dem Verſprechen, über den Vorfall nicht zu reden, denn auch Leonie hielt es für unnöthig, all das Gerede der jüngſten Zeit über den Maler noch durch das Bekanntwerden ſeiner Krankheit zu vermehren.

Dabei hatten die Betheiligten aber nicht bedacht, wie ſo häufig das, was man verheimlichen will, ſeinen Weg in die Oeffentlichkeit findet; doch vergingen immerhin ein paar Tage, während welcher ſich der Zuſtand des Kranken ziemlich gleich blieb, bis man überhaupt von der Krankheit Rodenberg's ſprach, eine Nachricht, die indeſſen von Manchem mit einem ungläubigen Kopfſchütteln aufgenommen wurde.

„Was gibt es doch für Menſchen!" ſagte Rafael eines Tages zu Walter, als er aus der Druckerei nach Hauſe kam — „halten Sie es wohl für möglich, daß man mit Achſelzucken von der angeblichen Krankheit Rodenberg's ſpricht, daß man mitleidig lächelnd ſich ſo ſtellt, als wolle

angeſammelt auf allen Seiten, in ſchäumenden Waſſerfällen von den Bergwänden herab. Dazu hingen die Wolken tief hernieder aufs Gebirg, und nach jedem Gewitterſturm rieſelte der Regen wohl noch eine gute Stunde ſanft, aber unaufhörlich hinab, weßhalb wir den Wagen meiſtens verſchloſſen halten mußten. So keuchten die Pferde mit uns in die Berge dahin, und wir hatten gerade wieder einmal ein recht ſaftiges Stück Weg zu paſſiren, als plötzlich neben uns auf der mit der Straße faſt in gleicher Höhe liegenden Eiſenbahn der Zug von Novi leicht bei uns vorüberrollte; es verurſachte uns dieſer Anblick ein recht peinliches Gefühl, da wir, ſo langſam und beſchwerlich vorwärts kommend, den hübſchen und eleganten Convoi ſahen, wie die leichten zierlichen Räder ſeiner Wagen auf den glatten Schienen ſo mühelos dahin glitten.

Die Eiſenbahn von Turin nach Genua war ihrer größern Strecke nach bereits fertig und verband erſtgenannte Stadt über Aleſſandria und Novi mit Buſſala, einem kleinen Ort von welchem aus man Genua in etwa 4 Stunden mittelſt Eilwagen und Omnibus erreicht. Wenn auch dieſe Bahn von der Hauptſtadt des Landes aus bis nach Novi nicht viele Terrainſchwierigkeiten zu überwinden hatte, ſo braucht es dagegen in Wahrheit koloſſale Arbeiten, um durch die Schluchten und Berge des obengenannten Apenninenpaſſes zu bringen. Man kann dieſe Strecke Weges mit ihren vielen Brücken, Tunnels, Curven und Einſchnitten der uns bekannten von Aachen nach Lüttich an die Seite ſtellen; auch hier war eine Schwierigkeit nach der andern zu überwinden, und wenn man das oftmals ganz von Felſen eingeſchloſſene Thal ſieht, durch welches die Bahn ſich einen Weg ſuchen mußte, ſo begreift man nicht, wie ſie ſich herauswinden würde; bei einer Biegung der Chauſſee ſieht man ſie nun aber ebenfalls wenden, gerade auf die Landſtraße zukommen und unter derſelben verſchwinden, nachdem ſie das Thal des reißenden Bergwaſſers auf einem koloſ-

man mir den Gefallen thun, an dieſes Märchen zu glauben? — Hole der Teufel dergleichen ſchlechte Seelen!"

„Du nimmſt Dich in Deinem edlen Eifer ſehr gut aus, aber was Du mir da ſagſt, wundert mich nicht im geringſten: die Menſchen ſind immer geneigter, eine Schlechtigkeit oder wenigſtens eine Zweideutigkeit anzunehmen, als ein Unglück, und ſo werden ſie von Rodenberg wahrſcheinlich ſagen, er ſei durchgegangen, und begreiflicher Weiſe mit Hinterlaſſung koloſſaler Schulden."

„O, noch Schlimmeres, noch Schlimmeres!"

„Richtig, ſie werden ſagen, er habe Gelder veruntreut, geſtohlen und betrogen — dieſe Kerle, ſelbſt gut genug zum Galgen, können es nicht begreifen, daß Jemand, der vielleicht ungeſtraft Schlechtigkeiten begehen konnte, ein ehrlicher Mann bleibt! Aber man ſollte doch dagegen auftreten und ihnen ſagen, daß und wo Rodenberg ſchwer erkrankt liegt."

„In der Biene habe ich es bereits veranlaßt, doch da ſie wiſſen, wie bekannt ich mit Herrn Rodenberg bin, ſo wird man auch über meine ſchriftliche Verſicherung mitleidig lächeln — was nun meine Herren Collegen anbelangt," ſagte der kleine Schriftſteller nach einem tiefen Athemzuge, „die Redacteure anderer Blätter hieſiger Stadt, ſo fand ich auch ſehr wenig Bereitwilligkeit — die meiſten dieſer Kerle ſind feige, ſchmutzige Seelen, die gegenüber ihren allerhöchſten Gönnern ihre Hundenatur ſo ſchweifwedelnd zur Schau tragen, um eine berichtigende Notiz meinerſeits über den in Ungnade Gefallenen entweder gar nicht oder nur verſtümmelt geben zu wollen!"

„Dieſe gemeinen, im Staube kriechenden, ſpeichelleckeriſchen Seelen, dieſe ſchlimmſte Art von Götzenanbetern, denn

ſie verwirren nicht nur den Geſchmack und richtigen Sinn des Volkes, ſondern beſtärken ihren Jupiter in ſeinem Wahne, als habe er wirklich einen Donnerkeil in der Hand, während das, womit er droht und blendet, doch nur ſchlechte Vergoldung iſt!"

„Bei Lord Warren war ich auch," ſagte Rafael; „er war abgereist, dem Herrn Olfers entgegen, der von Italien zurückkehrt — ich mache mir jetzt Vorwürfe darüber, nicht früher zu ihm, einem der beſten Freunde Rodenberg's, gegangen zu ſein."

„So machſt Du auch mir indirect Vorwürfe," knurrte Walter, „und ſagſt, ich alter Eſel hätte geſcheiter ſein ſollen, als Deine zarte Jugend — aber ich kann Dir nicht Recht geben — wir wären wahrſcheinlich mit Beſuchen überhäuft worden, während er jetzt einer ganz wohlthuenden Ruhe genoſſen und ſeiner Pflege, Dank ſei dieſem liebenswürdigen Frauenzimmer, gewiß nichts gemangelt hat."

„Letzteres muß ich zugeben."

„Ja, wie ſie Alles das angreift und vollbringt," meinte der alte Maler — ſo viel Ausdauer, Sorgfalt und dabei ſo viel Jugend und Schönheit! Wenn die alte Hexe ſie ablöst, die auch eine ſehr brave Perſon iſt, ſo meine ich immer, es müſſe Nacht werden, eine Sonnenfinſterniß kommen oder ſonſt eine unangenehme Naturerſcheinung eintreten — dieſe Leonie hat mir's angethan und wäre im Stande, mich zu einem Verehrer des ganzen weiblichen Geſchlechtes umzuwandeln."

„Eine ſtarke Wandlung," entgegnete Rafael, „denn ich erinnere mich noch zu gut der Zeit, wo Sie, wenn auch nur vorübergehend, den Entſchluß faßten, nur männliche Heilige

zu malen, indem Sie behaupteten, daß das weibliche Geſchlecht ſelbſt auf der Leinwand voller Launen, Ränke und Schwänke ſei."

„Habe ich geſagt: auf der Leinwand, junger Menſch?"

„Oder gemalt — das iſt doch gleichviel!"

„Nicht ganz, Freund Rafael, aber gleichviel, ob gemalt oder auf der Leinwand; Du ſprachſt ein großes Wort gelaſſen aus, und ich hatte Recht, wenn ich ſagte, in beiden Fällen ſind Sie voller Launen, Ränke und Schwänke — und wenn ich meinen nächſtens nicht einmal mehr melirten Bart betrachte, ſo halte ich es für klüger, zu meiner damaligen Anſicht zurückzukehren und mich nur mit männlichen Heiligen einzulaſſen."

„Lord Warren wird uns Vorwürfe machen, wenn er zurückkehrt, und mit vollem Rechte — wie ich vernahm, war er aufs höchſte beunruhigt über das Verſchwinden Rodenberg's und hat ſogleich energiſche Schritte gethan, daß deſſen Wohnung unangetaſtet bleibt, bis er zurückkehrt."

„Ich werde natürlicher Weiſe morgen früh hingehen, Roderich begrüßen und ihm, ſowie Warren, die ganze Sache aus einander ſetzen."

Leonie trat in dieſem Augenblicke ins Zimmer, und ihr vor Freude ſtrahlendes Geſicht zeigte, daß ſie eine gute Nachricht bringe. — „Vor ein paar Stunden war der Arzt da," ſagte ſie, „und ſchien ſehr zufrieden mit dem Zuſtande des Kranken; ich mußte ihm mehrmals ſeine Arznei reichen und er ſchied mit dem Wunſche, daß der Kranke einſchlafen möge. Dies iſt nun geſchehen, und es iſt nicht mehr jener unſtete, qualvolle Fieberſchlummer, bei dem er ſich raſtlos hin und her warf, vielmehr ſchläft er mit ruhigem Geſichts-

ausdrucke und athmet in langen, feſten Zügen — o, wie mich das glücklich macht!“

„Gott ſei gedankt!“ ſagte Walter in rauhem Tone, doch klang etwas wie Rührung durch ſeine Stimme.

„Ehe er entſchlief, öffnete er ſeine Augen und ſchien mich zu kennen, doch war er zu matt, um ſeine Gedanken ſammeln zu können,“ ſprach Leonie; „ich werde bei ihm bleiben, wenigſtens ſo lange, bis er erwacht, und dann, je nachdem ſein Befinden iſt, noch zum Leibarzte gehen — ich glaube übrigens, wir haben eine bedeutende Kriſis hinter uns.“

„Wie mich Ihre Worte freuen,“ erwiederte Rafael, „und da ich unſern lieben Herrn Rodenberg in ſo vortrefflichen Händen weiß, ſo werde ich mir erlauben, ein paar kleine Ausgänge zu machen, die ich ſchon lange verſchob — wenn ich aber da bleiben ſoll, ſo bitte ich, es mir zu ſagen, mein verehrtes Fräulein!“

„Im Gegentheil, je mehr Ruhe — deſto beſſer iſt's für ihn — Ihre alte Dienerin iſt ja da für den Fall, daß ich etwas brauche.“

„Dann werde auch ich für einige Stunden meiner Wege gehen, um ein paar Schoppen friſcher Luft einzuathmen; ich weiß, was ſo ein Schlummer nach einer Kriſis zu bedeuten hat: man hat mir erzählt, bei einer ähnlichen Gelegenheit hätte ich einmal vierundzwanzig Stunden geſchlafen, ſei alsdann aufgeſtanden und habe mir augenblicklich meine Palette zugerichtet — das macht eine geſunde, kräftige Natur, und unſer guter Rodenberg beſitzt Gott ſei Dank keine ſchlechtere, als ich!“

Damit gingen die Beiden fort, und Leonie öffnete langſam die Thür des Nebenzimmers und ſetzte ſich in den alten

Lehnſtuhl, welchen Walter vorhin verlaſſen, und gerade ſo, daß ſie das Bett des Kranken im Auge hatte, nachdem ſie der alten Frau, die draußen einige Geſchäfte beſorgte, die größte Stille anbefohlen.

Es war gegen den Abend eines ſchönen Sommertages, es war obendrein ein Feiertag, weßhalb die ſonſt ſo geräuſchvolle Nachbarſchaft in einer tiefen, wohlthuenden Ruhe begraben lag; nur das eigenthümliche Brauſen, welches das Leben einer großen Stadt hervorbringt, ſchlug an das Ohr des jungen Mädchens und wiegte ſie unwillkürlich in Schlummer. Sie fühlte das, und da ſie ſich des Schlafes erwehren wollte, ſo nahm ſie ein Buch, um darin zu leſen; doch ruhte es im nächſten Augenblicke in ihrem Schooße, während ihr ſchöner Kopf langſam gegen die Lehne des hohen Seſſels zurückſank. Ausnahmsweiſe war Leonie heute ſehr einfach angezogen und trug ein Kleid von einem leichten, dunkeln Sommerſtoffe, ein Gewand, welches ſie in keiner Weiſe an den häuslichen Verrichtungen hinderte, die ſie in der kleinen Küche draußen und auch an dem Lager des kranken Freundes zu beſorgen hatte. Jetzt, wo ſie ſich ganz allein wußte, hatte ſie es ſich bei der heißen, drückenden Luft, die im Zimmer herrſchte, bequem gemacht und eine Schleife gelöst, welche ihr Kleid über den Schultern zuſammenhielt.

So lag ſie da und ſchlief, ein reizendes Bild üppiger Schönheit, leiſe athmend, die Wangen ſanft geröthet, eine Folge ihres tiefen Schlafes, ſowie auch des Wiederſcheines eines Sonnenſtrahles, der, ſchräg durch das Fenſter einfallend, ihre feinen, zuſammengefalteten Hände roſig beſtrahlte.

Da wurde ihr Schlaf geſtört durch ein leiſes Geräuſch,

und als ſie raſch ihre Augen öffnete, um nach dem Bette des Kranken hinzuſchauen, ſah ſie auf der Schwelle des Zimmers eine Dame ſtehen, welche offenbar zögerte, dieſe Schwelle zu überſchreiten. Das Geſicht dieſer Dame war ſo ſchön und ausdrucksvoll, ſo eigenthümlich, daß man es nicht vergeſſen konnte, wenn man es nur einmal geſehen, und Leonie hatte es ſchon häufig geſehen — ja, ſie erinnerte ſich im nächſten Augenblicke dieſer Züge ganz genau und alsdann auch noch des Namens der jungen Dame, die vor ihr ſtand.

Es war die Marcheſa de Monterey, jene große Künſtlerin, deren Stimme Leonie ein paar Mal mit dem größten Entzücken gehört, aber zugleich auch mit tiefer Wehmuth, wenn auch mit keinem Gefühle des Neides.

Sie erhob ſich lebhaft, und da ſie in der Ueberraſchung vergaß, die Schleife ihres Kleides zu knüpfen, ſo ſank dasſelbe von ihren blendend weißen Schultern herab, was auf die Dame an der Thür einen ganz eigenthümlichen Eindruck zu machen ſchien, denn ſie erbleichte ſichtbarlich und drückte ihre feinen Lippen einen Augenblick feſt auf einander, ehe ſie tief aufathmend ſagte: „Man hat mir wohl nicht das richtige Zimmer gezeigt?“

Hatte ſie dabei die leuchtenden Blicke ihrer großen, glänzenden Augen etwas auffallend über die volle Figur des ſchönen Mädchens gleiten laſſen, oder erinnerte dieſe ſich ſelbſt des Mangels ihrer Toilette — genug, Leonie zog raſch die Schleife zuſammen und knüpfte ſie, nicht ohne dabei zu erröthen; dann erwiederte ſie: „Und darf ich fragen, wer das Glück hat, von der Frau Marcheſa de Monterey aufgeſucht zu werden?“

„Sie kennen mich? Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Leonie Gerhold, ein unbedeutendes Mitglied des hiesigen Theaters.“

„Ah, jetzt erinnere ich mich Ihrer — ich hatte das Vergnügen, Sie zu hören!“ — Die Marchesa betonte das Wort ‚Vergnügen‘ sehr ausdrucksvoll und ihre Züge hatten sich offenbar erheitert, als sie hinzusetzte: „So bin ich also in Ihrer Wohnung, und so angenehm es mir auch ist, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, kann ich mich doch nur darüber freuen, daß ich fehlgegangen bin — entschuldigen Sie!“

Leonie wußte selbst nicht, woher es kam, daß diese Worte einen peinlichen Eindruck auf sie hervorbrachten, und ihre Stimme klang etwas unsicher, als sie erwiederte: „Es ist dies nicht meine Wohnung, Frau Marchesa, es ist die Wohnung eines meiner Bekannten, und ich versehe hier nur das Amt einer Krankenwärterin, welche,“ setzte sie mit einem entschuldigenden Lächeln hinzu, „aus Ermüdung ein wenig in Schlaf gefallen war.“

„Und dieser Kranke?“ fragte die Andere mit einer Hast und einem Ausdrucke der Stimme, welche auffallen mußten.

Leonie begnügte sich, mit der Hand nach dem Nebenzimmer zu zeigen, und sah darauf zu ihrem Erstaunen, wie sich die Marchesa der Thür desselben leidenschaftlich in ihren Bewegungen, sowie im Ausdrucke ihres Gesichtes näherte; doch war ihr Gang dabei so leise, so unhörbar, daß er unmöglich den Schlafenden stören konnte, auch wenn dieser nicht in einem so festen Schlafe, dem ersten seit einigen Tagen und Nächten, gelegen hätte. Er hörte nicht das Rauschen ihres seidenen Kleides, er merkte es nicht, daß sie

ſich über ihn beugte, ſein Herz ſchlug nicht heftiger, als nun die Geliebte ſeiner Seele, das Endziel aller ſeiner glühenden Wünſche, ſich über ihn hinbeugte und einen Kuß auf ſeine heiße Stirn hauchte; ja, die plötzlichen Thränen, die dabei aus ihren Augen rollten und auf ſeine Hände tropften, ſchien er nicht zu fühlen. Vielleicht waren es auch Thränen jener Art, die ſich im Niederfallen verflüchtigen und von Engeln aufwärts getragen werden. Wir ſind berechtigt, dies anzunehmen, denn ſie kamen aus einem reinen, edlen, aber faſt vor Schmerz brechenden Herzen — hatte ſie doch den, den ſie ſo lange Jahre treu geliebt, den ſie vor wenigen Tagen endlich wiederfinden durfte und worüber ihre Seele gejauchzt, heute nun für ewig verloren — nicht als ob ſie ſchon die Hand des Todes erblickt hätte, welche ſich nach dieſer jungen, ſchönen Beute ausſtreckte — daran dachte ſie nicht, ſondern ſie fühlte beim Anblicke und den Worten Leonie's, daß ſie ihn verloren habe!

O, hätte er in dieſem Augenblicke ſeine Augen aufgeſchlagen und ihre feuchten Blicke mit dem wunderbaren Ausdrucke von Liebe und Schmerz, von Treue und Entſagung auf ſich gerichtet geſehen — hätte er ſeine Arme um ihren Hals legen, ſie an ſein Herz drücken und ihr mit dem unverkennbaren Ausdrucke der Wahrheit ſagen können, was und wie wenig ihm Jene ſei, ſo würde ſie in voller Ueberzeugung dem Himmel gedankt und ihm ihr Glück, ihre Seligkeit geſtanden haben!

So aber richtete ſie ſich langſam empor, drückte einen Augenblick ihr Taſchentuch vor die Augen, und als ſie hierauf langſam mit demſelben über ihr Geſicht hinabfuhr, hatte ſie mit gewaltiger Kraft den Ausdruck des tiefen Schmerzes

auf demſelben verwiſcht und war im Stande, ruhig, ja, ſogar mit einem, wenn auch trüben Lächeln um die Lippen in das andere Zimmer vor die Glücklichere hinzutreten. Sie ſagte alsdann mit leiſer Stimme: „Sagen Sie mir, mein Fräulein, wie kommt es, daß ſich Herr Rodenberg, ein vortrefflicher Künſtler, für den ich mich ſehr intereſſire, hier befindet?“

„Seine Krankheit erfaßte ihn, von einer Abendgeſellſchaft heimkehrend, ſo plötzlich, daß er kaum noch dieſe Zimmer, die Wohnung ....“ — die Marcheſa machte eine abwehrende Handbewegung — „die Wohnung eines ſeiner Bekannten, erreichte, um alsdann bewußtlos zuſammenzuſinken; auch war ſein Zuſtand ſo gefährlich, daß nicht daran zu denken war, ihn nach ſeiner Wohnung zu bringen, doch hat der Arzt, der ihn vor einer halben Stunde verließ, die beſten Hoffnungen gegeben, und es ſoll der tiefe Schlummer, in den er geſunken iſt, entſcheidend ſein.“

„Ich danke Gott dafür!“ ſprach die Marcheſa kaum hörbar, wobei ſie ihr ſchönes Auge nach oben wandte und die Hände faltete — „dürfte ich eine Bitte gegen Sie ausſprechen, mein Fräulein?“

„Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, ſie zu erfüllen!“

„Sie ſehen wohl, welches Intereſſe ich an Herrn Rodenberg nehme, und möchte für die beiden Tage, welche ich noch in der Stadt verweile — ich bin nämlich im Begriffe, abzureiſen —, Nachrichten von ſeinem Befinden haben — würden Sie wohl ſo freundlich ſein, mir dieſe zukommen zu laſſen?“

„Mit dem größten Vergnügen, da ich verſichert bin,

Ihnen ſchon heute Abend oder morgen früh Erfreuliches mittheilen zu können! — Der Schlaf des Kranken iſt ſo tief und ruhig, daß er ſich dadurch wunderbar geſtärkt fühlen wird, weßhalb ich ſeinem Erwachen mit der größten Spannung entgegenſehe."

„Ich begreife das und beneide Sie um dieſen erſten Blick — alſo ich darf darauf rechnen, Nachrichten von Ihnen zu erhalten?"

„Gewiß — wünſchen Sie, daß ich Herrn Rodenberg, ſobald er erwacht, von Ihrem Beſuche Kenntniß gebe?"

„Ich bitte Sie dringend, dies nicht zu thun, ja, ich fordere als eine Gunſt, die eine Frau der anderen nicht abſchlagen wird, Herrn Rodenberg meine Gegenwart ſtrengſtens zu verheimlichen — heute, morgen, überhaupt die nächſten Tage, bis er vollkommen wieder hergeſtellt ſein wird — es könnte ihn beunruhigen, wenn er weiß, daß ich da geweſen bin," ſetzte ſie mit leiſer, faſt bebender Stimme hinzu — „er hatte mir eine Zeichnung verſprochen und könnte glauben, ich hätte ihn deßhalb aufgeſucht — Sie verſprechen mir Stillſchweigen?"

„Gewiß, Frau Marcheſa!"

„So danke ich Ihnen herzlich!" Sie reichte Leonie die Hand, und als jene die ihrige hineinlegte, zuckte die Marcheſa kaum merklich zuſammen, zog ſie alsdann aber raſch zurück, um von ihrem Handgelenke zwei Armbänder abzuſtreifen, von denen ſie eines, überreich mit Brillanten beſetzt, dem jungen Mädchen mit den Worten übergab: „Für Sie, mein Fräulein, zum Andenken an dieſe Stunde und als Zeichen meiner innigſten Erkenntlichkeit für die Erfüllung meiner zweiten Bitte: dieſen einfachen Reif Herrn Rodenberg zu

ſalen Viadukt leicht und gewandt überſchritten. Jenſeits ſetzt ſie nun ihren Weg in einem engern Seitenthal auf die gleiche Art fort, bald an den Felſen hingleitend, bald über einen hohen Damm ziehend, und nachdem ſie ſich der Landſtraße abermals in einem großen Bogen genähert, ſcheint ſie es abſichtlich vermeiden zu wollen, unſern Weg abermals zu durchkreuzen, und bricht durch eine Felſenwand durch, worauf ſie für längere Zeit unſern Blicken entſchwindet. Was man ſo oberflächlich von dem Bahnkörper ſieht, iſt außerordentlich ſolid, ja elegant gebaut; die Viaducte und Brücken ſind aus Backſteinen mit Krönung und Verzierungen von grauem Sandſtein, in Formen und Farbe angenehm und freundlich für das Auge.

Vor Ronco hatten wir nochmals einen ziemlichen Kampf mit der Straße zu beſtehen; begegnende Fuhrleute ſagten uns, weiter oberhalb habe der Regen die Chauſſee zerriſſen, und es ſei für unſern ſchweren Wagen unmöglich, dort zu paſſiren. Da wir aber wußten, daß man hier zu Lande in dergleichen Dingen gern übertreibt, ſo fuhren wir getroſten Muthes weiter und erreichten in kurzer Zeit jene Strecke. Dort waren ſchon eine Menge Menſchen beſchäftigt, die Straße, welche allerdings ſehr gelitten hatte, wieder auszubeſſern, und wir kamen denn auch glücklich hinüber, wobei der Wagen übrigens ſtark hin und her ſchwankte, und wir in etwas bedenkliche Nähe mit dem Rand der Chauſſee kamen, die hier in einer Höhe von über 100 Fuß neben dem Flußbett hinzieht. Bei Buſſala trafen wir eine große Menge Eilwagen und Omnibuſſe, welche ſich anſchickten, die Paſſagiere der Eiſenbahn nach Genua zu bringen. Auch von hier iſt der Bahnkörper bereits beendigt und größtentheils mit Schienen belegt; wie man mir ſagte, ſoll die ganze Strecke von Turin nach Genua, reſpective S. Pier' d'Arena, einer Vorſtadt Genuas, ſchon zu Anfang des nächſten Jahres eröffnet werden. Bei Ponte Decimo hielt man gerade Probefahrten mit ein paar Locomotiven, was die

übergeben, ſobald er gänzlich hergeſtellt iſt und ſobald Sie erfahren, daß ich abgereist bin — er iſt ſo einfach, dieſer goldene Reif," fügte ſie mit ganz leiſer Stimme hinzu, „und doch das Koſtbarſte, was ich beſitze."

Hierauf wandte ſich die Marcheſa zum Abgehen, und als Leonie ſie begleiten wollte, ſagte ſie haſtig: „Bleiben Sie, bleiben Sie — ich finde meinen Weg allein! — Allein," wiederholte Juanita mit ſchmerzlich bewegter Stimme, als ſie die Treppen hinabſtieg — „allein — allein — und immer allein — o, mein Gott!"

Leonie ſtand droben neben dem Tiſche, auf welchen ſie eine Hand aufgeſtützt hatte, während ſie in der anderen die beiden Armſpangen hielt, und blickte der Marcheſa, in tiefe Gedanken verſunken, nach.

„Was war das?" ſprach das kluge Mädchen zu ſich ſelber — „hätte ich ſie nicht nöthigen ſollen, da zu bleiben, bis Rodenberg erwachte? Hätte ich ſo nicht beſſer an ihm gehandelt? Ja, wenn ich ihm nur eine treue Freundin ſein wollte — und doch möchte ich ihm mehr ſein — Alles!" ſetzte ſie ſeufzend hinzu.

Dann warf ſie einen Blick in den Spiegel, ſtrich ihr reiches Haar von den Schläfen zurück — „und warum bin ich ihm nicht mehr und kann ihm nicht mehr ſein — wer weiß? — Es iſt gut, daß ich ſie gehen ließ, und mein Verſprechen, verſchwiegen zu ſein, will ich unverbrüchlich halten!"

Sie trat an das Fenſter, um hinauszuſchauen, während ſie die beiden Armbänder über ihre Handgelenke ſchob.

Der Kranke hatte ruhig und ununterbrochen mehrere Stunden fortgeſchlafen, und als er nun endlich erwachte,

war es bereits Nacht geworden und Walter und Raſael ſaßen um den Tiſch im Zimmer des letzteren, mit ihrem Abendeſſen beſchäftigt, welches aus Thee und Brod beſtand und das in ſeiner Einfachheit ſehr an die kleinen Soupers im Reichsapfel erinnerte. Eine angenehme Zugabe hier war das ſchöne Mädchen, die mit dem Anſtande einer vornehmen Dame zuweilen, gegenüber dem ärmlichen Service und dem mehr als beſcheidenen Hausgeräthe, dieſen Anſtand carikirte, was dann zu gegenſeitiger, faſt ausgelaſſener Heiterkeit Veranlaſſung gab, und dieſe Heiterkeit war verzeihlich, denn der Arzt hatte, nachdem Rodenberg ein paar Stunden geſchlafen, nochmals ſeinen Kopf zur Thür hereingeſtreckt und, den Kranken von Weitem betrachtend, geſagt: „Wenn er ſo noch eine Zeit lang fortſchläft, ſo ſind wir über alles Schlimme hinüber und müſſen es nur zu verhüten ſuchen, daß er, ſich zu kräftig fühlend, keine unnöthigen Anſtrengungen macht.“

Als nun der Kranke endlich erwacht war, hatte er eine Weile ruhig gelegen, ſo die Drei in dem Nebenzimmer im Glauben laſſend, als ſchlafe er noch fort. Er that das aber nicht mit Abſicht, ſondern er blickte verwundert um ſich her und konnte ſich im erſten Augenblicke durchaus nicht erinnern, wo er ſich befand. Langſam und nach klärten ſich ihm die Erlebniſſe der vergangenen Tage auf. Doch als er ſich der letzten Abendgeſellſchaft, wo er ſich ſchon unwohl gefühlt, bewußt wurde, ſo wie ſeines Eintrittes in die Wohnung Raſael's, die er endlich erkannte, glaubte er nicht anders, als daß alles dies erſt vor einigen Stunden geſchehen wäre, und beſonders deßhalb, weil er die beiden Freunde beim Scheine einer Lampe, gerade wieder ſo wie bei ſeinem Ein-

tritte, um den Tiſch ſitzen ſah; nur was die Gerhold hier zu thun hätte, beſchäftigte ſeine Gedanken. Als er ihre ſchönen, lachenden Züge ſah und ihr ſtrahlendes Auge, da machten dieſe Züge auf ihn einen unangenehmen Eindruck, denn jetzt trat mit Einem Male das Bild Juanita's mit der Erinnerung an die herzlichen Worte, die ſie im Salon des Miniſters vor wenigen Stunden erſt, wie er glaubte, zu ihm geſprochen, vor ſeine Seele — und welcher Unterſchied zwiſchen der herausfordernden Schönheit Leonie's und den edlen Zügen Juanita's, und hundert Mal verſchiedener als das Aeußere dieſer Beiden war deren Inneres — ganz unvergleichbar!"

Endlich rief er mit ſehr vernehmlicher Stimme den Namen Rafael's, und dieſer Ruf brachte bei den Dreien eine außerordentliche Wirkung hervor: Leonie war die Erſte an ſeinem Bette, und während ſie dahineilte, ſchaute ſie flüchtig nach, ob die beiden Armbänder unter ihren anſchließenden Aermeln auch ſorgfältig verſteckt ſeien; ſie ergriff prüfend ſeine Hände, und als ſie fand, daß dieſe kühl anzufühlen waren und der Puls fieberfrei, ſo konnte ſie ſich nicht enthalten, aufſchluchzend vor Freude ihre Lippen auf die Hand des Kranken zu drücken, ſo daß dieſer faſt unwillig zuſammenzuckte und ſich mit der Frage an den herbeieilenden Rafael wandte, was denn dies Alles zu bedeuten habe.

„Dies hat zu bedeuten," gab ihm Walter zur Antwort, deſſen Stimme dumpf und umflort wie nie klang, „daß Du nach einem feſten und ruhigen Schlummer nun wieder dem Leben angehörſt und daß wir uns darüber freuen."

„Ah ja, ich erinnere mich jetzt, wie krank ich mich vor einigen Stunden gefühlt."

„Hm," machte Walter.

„Als ich zu Euch in's Zimmer trat, muß ich sogleich bewußtlos niedergefallen sein, denn seit jenem Augenblicke weiß ich nichts mehr von mir."

„Eine recht lange Zeit," sagte Rafael.

„So — wie viel Uhr ist es denn eigentlich? Dann muß es ja fast Morgen sein?"

Der alte Maler sah Leonie mit einem fragenden Blicke an, worauf sich diese auf Rodenberg niederbeugte und ihm mit weicher Stimme sagte: „Forschen Sie darüber heute nicht; wie wir Ihnen schon vorhin bemerkt, waren Sie sehr krank und bedürfen auch jetzt noch der außerordentlichsten Ruhe."

„Ich fühle mich nicht sehr schwach."

„Gott sei gedankt dafür!"

„Auch habe ich bedeutend Hunger."

„Wofür auch nach Umständen gesorgt werden kann," sagte Walter mit gerührter, bewegter Stimme — „schau dorthin, mein guter Kerl, wo wir beim Thee saßen, und wenn Du diese Anstalt betrachtest, so wirst Du Dich gewiß der lucullischen Mahle erinnern, die wir Anno dazumal hielten, und zu einer solchen Schlemmerei bist Du auch jetzt höflichst eingeladen: Thee und etwas Brod, aber das Brod ist geröstet, ein Luxus, den wir uns damals nicht erlaubten."

„Ach, jene alte, glückliche Zeit!" sprach der Kranke mit bewegter Stimme leise vor sich hin — „wollte sie doch noch einmal wiederkehren mit ihren kleinen Leiden und großen Freuden!"

„Sie wird wiederkehren," brummte Walter, „sie wird

es, da Du jetzt wieder nichts als Künstler bist! Sei nur ganz ruhig und freue Dich auf die Zukunft — wenn Du wieder fest auf den Beinen bist, so ziehen wir zusammen in die Welt hinaus, Du und ich, denn auch mir fängt es an, hier mißbehaglich zu werden! Wenn wir auch das erhabene Kurzholz nicht bei der Hand haben, so wird irgend ein grüner Baum aufzufinden sein, an dem wir noch einmal einen Rückblick halten auf die Stadt, so wir zu verlassen gedenken!"

„Vielleicht gehen wir Beide nicht allein," versetzte Rodenberg mit einem glückseligen Lächeln, „vielleicht finden sich noch andere Freunde, die mit uns ziehen!"

„Du hast Recht und sprichst so ruhig und verständig, auch so wenig angegriffen, daß man mit Dir wohl reden kann wie mit einem richtigen Menschen — Roderich ist hieher unterwegs!"

„Wie mich das freut — ach, wer dabei sein könnte, wenn er sein liebes Kind an sein Herz schließt!"

„Ich glaube wahrhaftig," knurrte Walter, „das könnte selbst meinen alten, trockenen Augen ein Bißchen aufhelfen — weiß der Teufel," fuhr er, sich schüttelnd, fort, „ich ertappe mich oft auf Gemüthsschwächen, wie ich sie seit vierzig Jahren nicht mehr gekannt, und ich könnte fast jetzt schon vor Freude flennen, wenn ich denke, daß wir wieder einmal Alle zusammen gemüthlich wirthschaften können!"

„Dabei dürfte ich wohl auch sein?" fragte schüchtern der kleine Schriftsteller.

„Das versteht sich, mein guter Rafael, wenn Du uns folgen willst und kannst!"

„O, ich betrachte das als eine glückliche, lichte Zukunft!“ sagte Rafael, indem er leicht seine Rechte auf eine von Rodenberg's Händen legte.

Das junge Mädchen sprach gar nichts zwischen diesen Reden der Freunde, ja, sie hatte sich um ein paar Schritte zurückgezogen und stand da mit festverschlungenen Händen, den Kranken mit einem seltsamen Blicke betrachtend. Dieser Blick hatte einen unbeschreiblich traurigen Ausdruck, während ihre Oberlippe trotzig aufgeworfen erschien.

Rodenberg hatte bis jetzt kein Wort, keinen nur halbwegs guten Blick für sie gehabt; nur ein Mal, als sie sich vorhin über ihn gebeugt, hatte er flüchtig zu ihr aufgeblickt und dann war ein unangenehmer Schatten über seine Züge geflogen.

‚Er wird nicht einmal bemerken, daß ich fortgegangen bin!‘ und dies bei sich denkend, zog sie sich langsam in's andere Zimmer zurück.

Allerdings hätte er das sehen müssen, besonders jetzt, wo sie auf der Schwelle der Thüre stand und wo ihre Gestalt die Stube, in welcher er lag, verdunkelte.

Aber er sah es nicht oder wollte es nicht sehen, und nun drückte sie ihre linke Hand fest auf das Herz und hatte die Kraft, sich zu einem heitern Tone zu zwingen, in welchem sie sagte: „Es ist spät für mich, ich gehe jetzt nach Hause — hoffentlich finde ich unseren Kranken morgen aus dem Bette!“ So wandte sie nicht einmal die Worte direct an ihn — damit er nicht nöthig habe, zu antworten, dachte sie schmerzlich bewegt.

Rodenberg antwortete auch nicht, sondern nickte nur ein wenig mit dem Kopfe, was sie aber allerdings nicht

ſehen konnte; doch eilte ihr Walter an die Thür nach und bot ihr ſeine Begleitung an, welche ſie dankend ablehnte.

„Iſt ſie fort?“ fragte der Kranke, als der alte Maler zurückkehrte.

„Freilich iſt ſie fort!“ murrte dieſer — „doch hätteſt Du ſie wohl mit einem freundlichen Worte entlaſſen können — es iſt Zeit, daß Du wieder vollſtändig einer der Unſrigen wirſt, denn Du haſt Dir ſchon ſehr ſtark die Manieren eines großen Herrn zugelegt — Undank iſt der Welt Lohn!“

„Ich verſtehe Dich nicht.“

„Iſt auch für heute gar nicht nöthig!“

„Und doch, wenn Du mir Vorwürfe machſt, ſo theile mir auch deren gerechten Grund mit — Rafael weiß, daß die Gerhold ſich häufig zu mir gedrängt hat, was ich ihr beſtändig auf die freundſchaftlichſte Art widerrieth — ſonſt habe ich nichts gegen ſie und habe ihr Dienſte geleiſtet, wo und wie ich konnte.“

„Die ſie Dir vielleicht einiger Maßen dadurch vergelten wollte, daß ſie während Deiner Krankheit Nächte lang hier an Deinem Bette gewacht und Dich gepflegt, wie man ein kleines, hülfloſes Kind nur pflegen kann — o, das iſt eine vortreffliche Perſon!“

„Nächte lang?“ fragte Rodenberg mit einem ungläubigen Lächeln.

„Nächte lang, da Du mich nun einmal zum Reden zwingſt, denn ſeit Du an jenem verhängnißvollen Abende hier in's Zimmer tratſt, ſind ſechs Tage verfloſſen!“

Der Kranke blickte auf Rafael, der ſtumm mit dem Kopfe nickte.

„Dieſe Tage waren naturgemäß an einander gereiht

durch Nächte," fuhr der alte Maler brummend fort, „und von dieſen Nächten hat Fräulein Leonie vier vollſtändig vor dieſem Bette zugebracht, nicht zu gedenken, daß ſie auch während des Tages aus- und einlief, um nach Dir zu ſchauen!"

„Walter, ſprichſt Du die Wahrheit?"

„Die reine Wahrheit — nichts, als die Wahrheit — nur Wahrheit!"

„So hätte ich ſechs Tage hier in dieſem Bette zugebracht?"

„Elend und krank!"

„Ohne Beſinnung?"

„So ſcheint es, denn ſonſt müßteſt Du Dich jedenfalls der ſorgfältigen Pflege dieſer armen Gerhold erinnern!"

„Ich habe ihr alſo Unrecht gethan, das ſchmerzt mich — ich werde ſie um Verzeihung bitten, ſobald ich aufſtehen kann — aber ſagt mir, iſt denn das möglich, ſechs Tage hätte ich hier ohne Bewußtſein gelegen?"

„Nun, hier und da haſt Du wohl einen lichten Augenblick gehabt, wenigſtens haſt Du uns zuweilen ziemlich verſtändig angeſchaut, auch wohl zu trinken verlangt, um alsdann gleich darauf wieder in wilder Flucht auf dem tollſten Roſſe der Phantaſie durchzugehen."

„So habe ich wohl viel geſprochen — Unzuſammenhängendes?"

„Das iſt nicht zu läugnen, Unzuſammenhängendes und Zuſammenhängendes, tolles Zeug — doch kannſt Du Dich beruhigen, fremde Leute waren nicht bei Dir, und wir, Rafael und ich, haben nicht beſonders darauf geachtet."

Der Kranke ſtreckte ſich lang und behaglich in ſeinem

Bette aus, worauf er mit ſeinen beiden Händen die Rechte Walter's erfaßte und ziemlich kräftig ſchüttelte — „wie danke ich Euch für Eure Liebe und Sorgfalt — ja, ich muß ſehr krank geweſen ſein, und die fürchterliche Zeit, wo ich nach jener Geſellſchaft durch die Straßen ſchlich, ſteht lebhaft vor mir: wie verzehrendes Feuer durchzuckte es meinen Körper, und die Pulsſchläge in meinem Gehirn kamen mir wie gewaltige Keulenſchläge vor, ſo daß ich jede Secunde fürchtete, unter ihrer Wucht zuſammenzubrechen!“

„Was Du aber kluger Weiſe aufſparteſt, bis Du zu uns in's Zimmer getreten wareſt; dann ſtürzteſt Du aber nieder, wie vom Blitze getroffen!“

„Wie wir erſchraken, lieber Herr Rodenberg!“ ſagte Rafael — „nachdem wir Sie zu Bette gebracht, lief ich zu Ihrem Arzte, dem Doctor Windler, der auch ſogleich kam und von einem Nervenfieber ſprach!“

„In welch angenehmer Hoffnung er uns bis geſtern erhalten hat!“ knurrte der alte Maler — „es iſt ein garſtiges Volk, dieſe Aerzte, und es kommt ihnen gar nicht darauf an, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen!“

„Nun, in dieſem Falle war es ſchlimm genug, und da Doctor Windler ſogleich eine Krankenwärterin für Sie verlangte,“ ſprach der kleine Schriftſteller, „ſo wußte ich nichts Beſſeres zu thun, als mir bei Fräulein Gerhold Raths zu erholen!“

Rodenberg meinte lächelnd: „Ich bewundere Deine Phantaſie, Rafael — mir wäre es ſelbſt im Traume nicht eingefallen, mich in Krankenwärters-Angelegenheiten an Leonie zu wenden!“

„So erkenne jetzt Dein Unrecht, denn ich kann Dich versichern, sie hat dieses Geschäft bei Dir undankbarem Ungeheuer mit einer Geschicklichkeit versehen, daß der Doctor Windler sehr oft zugesehen und ihr die glänzendsten Anerbietungen für eine Carrière als barmherzige Schwester gemacht!"

„Das glaube ich wohl," sagte der Kranke heiter — „Windler, so verdrießlich er auch gewöhnlich aussieht, ist ein Schäker, und die Damen vom Theater sind ihm immer gefährlich gewesen."

„Also auch hier keine Tugend," brummte Walter — „ich komme immer mehr zu der Ansicht, daß unser guter Knorr damals den besten Theil erwählt, als er ins Kloster ging!"

„Vor Kurzem dachte ich auch noch so, doch fühle ich mich seit gestern wieder von neuer Lebenslust durchglüht!"

„Seit gestern? — Du meinst wohl, seit heute?"

„Ah, ich vergesse immer jene unglücklichen sechs Tage — nun denn, ehe mich die Krankheit erfaßte — o, damals loderte die Lust zum Leben wieder in den hellsten Flammen in mir auf, trotz des Gefühls von Krankheit, welches mich umstrickte, und jetzt, wo auch dies verschwunden ist, wo ich mich wieder wie neugeboren fühle, liegt mir nichts ferner, als der Gedanke an klösterliche Einsamkeit — im Gegentheil, ich will erst recht anfangen, zu leben, heiter leben, glücklich leben — o, es soll ein Leben werden voll unbeschreiblicher Seligkeit!"

Rafael blickte besorgt auf Walter, doch schüttelte dieser seinen Kopf und meinte trocken: „Unbesorgt, dieses Mal

Verwunderung eines großen Theils der Einwohnerſchaft in hohem Grad erregte, ja einige Weiber und ein paar Duzend Kinder ſprangen ſchreiend davon, als die Locomotive ziſchend und brauſend anfing, ſich in Bewegung zu ſetzen. Hier im Thal des oft ſehr reißenden Fluſſes Polcevera fiel es mir auf, daß der hohe Damm der Eiſenbahn aus lauter Flußkieſeln zuſammengeſchüttet war, und ich kann mir nicht gut denken, wie derſelbe bei nothwendig mangelnder Vegetation haltbar und ſicher wird.

Bei heiterm Himmel ſieht man ſchon auf der Höhe zwiſchen Buſſala und Ponte decimo das Meer vor ſich liegen — tiefblau, weit hinaus heller werdend und ſich ſcheinbar mit dem Himmel vermiſchend; heut aber lagen dichte Nebelmaſſen an den Rändern des Gebirgs und verſperrten alle Ausſicht. Erſt in San Pierr' d'Arena ſah ich ſie wieder die liebe gewaltige Fluth, nach der ich ſchon ſeit Stunden ſehnſüchtig ausgeſchaut. Die See ſchien verdrießlich, und ihre im Wiederſchein des trüben Himmels gelblich grau gefärbten Wogen bewegten ſich unmuthig hin und her, ſtiegen bald in die Höhe, ſanken bald tief hinab und ſtürmten zuweilen in einem Anfall von Wuth gegen das felſige Ufer, daß Waſſer und Schaum hoch emporſpritzte.

Wie unſer Reiſegefährte vorausgeſagt, war es denn auch 4 Uhr geworden, ehe wir den Poſthof in Genua erreichten, und es thut mir wahrhaftig leid, daß ich über meine dießmalige Fahrt von Mailand hieher nichts beſſeres zu berichten im Stande bin, denn ich habe dieſe an ſich ſo ſchöne Straße ſchon einigemal raſch und angenehm durchzogen, und habe zu ihrer Rechtfertigung gerne geſagt, daß nur das Zuſammentreffen verſchiedener für den Reiſenden ſo verdrießlicher Umſtände, als ſchlechtes Wetter und in Folge deſſelben der grundloſe Boden, an unſerer langen und langweiligen Fahrt ſchuld war. Sobald die Eiſenbahn bis Genua eröffnet ſein wird, thut man übrigens, um nach Mailand zu gehen, viel beſſer ſie bis Novarra zu benutzen — eine Fahrt von etwa

phantasirt er nicht — nun, mich soll es in Wahrheit freuen, wenn Dein künftiges Leben voll Glück und Seligkeit ist, und es ist möglich, da Du jetzt wieder ein Künstler geworden bist — wenn Du aber jetzt nichts dagegen einzuwenden hast," fuhr der alte Maler fort, „so stopfe ich mir ein Pfeifchen, denn wisse, ich habe seit sechs Tagen keinen Zug in Deiner kostbaren Nähe thun dürfen!"

„Genire Dich nicht, mein guter Walter, habe ich doch selbst eine, freilich noch etwas unklare Ansicht von einem köstlichen Dinge, welches man Cigarre nennt!"

„Nun, wenn Du so weit bist, dann ist das Schwerste überstanden!"

Als Walter ins Nebenzimmer gegangen war, winkte Rodenberg den kleinen Schriftsteller zu sich heran und sagte ihm mit leiser Stimme: „Du mußt mir einen Gefallen thun, Rafael — ich bin auf's tiefste erschrocken, als ich vernommen, daß ich sechs Tage ohne Bewußtsein gelegen, und doch hatte ich ihr versprochen, sie am anderen Tage zu besuchen!"

Rafael sah ihn fragend an.

„Die Marchesa de Monterey, Juanita — o, Du wirst Dich doch der holdseligen Prinzessin erinnern, glücklicher Leibzwerg?"

Dann bedeckte der junge Maler sein Gesicht mit beiden Händen und flüsterte mit weicher, leiser Stimme, wie in süße Erinnerungen versunken:

„Die Fürstin zog zu Walde
Mit Jägern und Marschall,
Da sah sie reiten balde
Ein junger Edelfall;

Er ſprach: wie ſtrahlt Dein Mieder,
Wie glänzt Agraff' und Treff',
Wie lächelſt Du hernieder,
Holdſelige Prinzeß!

„O, Rafael, Rafael, mein guter Junge, an dem Tage, wo ich mit Dir wieder einmal durch den Wald reiten werde, ſchenke ich Dir eine kleine Million — und wenn es auch etwas weniger iſt — Du ſollſt zufrieden ſein!“

„O gewiß, ich werde zufrieden ſein!“ gab der kleine Schriftſteller zur Antwort, wobei er den Kranken mit einem beſorgten, beinahe ſcheuen Blicke anſah.

„Du haſt ſie auch verehrt, Rafael, und ich weiß, ſie hat Dich gern gehabt — o, Juanita! — Denke Dir, geſtern ſah ich ſie wieder!“

„Das iſt — ganz — erſtaunlich!“

„Und nicht ſo, wie ich ſie ſchon ſeit lange wiedergeſehen, ſondern ganz anders, Rafael — ganz glückſelig anders — o, mir fehlen die Worte, um zu ſagen, wie anders! Deßhalb fühle ich mich auch ſo unendlich glücklich, daß die Krankheit von mir gewichen und mich wieder ein behagliches Gefühl von Geſundheit durchſtrömt — jetzt zu ſterben, wäre ſchrecklich — ich will und muß leben — glücklich, glücklich leben!“

„Gewiß, gewiß, Herr Rodenberg, das hat der Arzt auch geſagt — aber Sie müſſen ſich doch noch ein wenig ruhig verhalten.“

„Du weißt, wo ſie wohnt,“ fuhr der Kranke flüſternd fort, nachdem er einen forſchenden Blick ins Nebenzimmer geworfen, wo Walter am offenen Fenſter ſtand und mächtige

Rauchwolken in die Nacht hinausblies — „Du wirſt mir den Gefallen thun und morgen früh zu ihr gehen?“

„Gewiß, Herr Rodenberg.“

„Und wirſt Dich nicht abweiſen laſſen?“

„Gewiß nicht.“

„Dann erzählſt Du ihr Alles, wie es mir ergangen, daß ich nach der Geſellſchaft kaum noch bis zu Euch gekommen, daß ich ſehr krank geweſen und daß ich hoffe, ſie übermorgen beſuchen zu können — das bleibt aber unter uns, Rafael, Du brauchſt Walter nichts davon zu ſagen — ſo gut er iſt, ſo fehlt ihm doch in dieſen Sachen das richtige Verſtändniß — alſo morgen früh gegen zehn Uhr.“

Der kleine Schriftſteller nickte mit dem Kopfe und nun ſtreckte ſich der Kranke mit dem wohlthuenden Gefühle einer angenehmen Ermüdung und beruhigten Herzens aus.

„Das Sprechen hat mich müde gemacht, und ich glaube, wenn ich etwas zu eſſen bekäme, würde ich wieder vortrefflich einſchlafen können.“

Es war gerade, als hätte die alte Frau draußen nur auf dieſen Wunſch gewartet, denn ſie erſchien unter der Thür und brachte einen Teller voll kräftiger Fleiſchbrühe, in welcher ſich die zarteſten Stückchen eines Huhns ſorgfältig verſchnitten befanden; ſie breitete ein Tiſchtuch vor dem Kranken aus, der ſich mit freundlichem Blicke aufgerichtet hatte, und als ſie ihm den Teller vorhielt, ſagte ſie: „Das Fräulein hat es geſchickt; ſie hat Doctor Windler geſprochen, und der hat geſagt, Sie möchten die Suppe nur eſſen, er käme ſpäter noch und werde nachſehen.“

Rodenberg aß mit einem köſtlichen Appetite aus dem Teller, welchen ihm die alte Frau vorhielt, und bemerkte

nicht einmal, daß Rafael in das Vorzimmer gegangen war, wo er in beſorgtem Tone zu Walter ſagte: „Er iſt doch noch kränker, als wir gedacht; er hat ſo eben wieder phantaſirt.“

„Aus Ermüdung vielleicht!“

„Wohl möglich; er ſprach von der Marcheſa de Monterey und daß er ſie geſtern geſehen und geſprochen.“

„Natürlich in ſeinen Phantaſieen.“

„Und beauftragte mich, morgen früh zu ihr hinzugehen und ihr zu erzählen von Rodenberg's Krankheit und daß er hoffe, ſie übermorgen beſuchen zu können.“

„Ja, hat ſich 'was,“ brummte Walter, „nun, Du warſt hoffentlich geſcheit genug, ihm Alles zu verſprechen, was er verlangte?“

„Ja wohl.“

„Eine Fieberphantaſie, weiter nichts, und wenn er vielleicht morgen, ſelbſt bei vollem Bewußtſein, ſeinen Auftrag wiederholte, dürfteſt Du doch nicht hingehen.“

„Auch dann nicht?“ fragte Rafael.

„Auch dann nicht, mein gutes Bürſchlein,“ ſagte der alte Maler, indem er eine große Wolke aus ſeiner Pfeife blies — „ſiehſt Du, Rodenberg's Körper iſt ſehr ſchwach, und das hat auch ſeinem Geiſte an Schärfe und Spannkraft Abbruch gethan — er iſt weich geworden im Gemüth, und deßhalb will er ſich vielleicht morgen, ſogar bei klarem, aber ſchwachem Verſtande, jener ſtolzen, hochmüthigen Spanierin wieder nähern, die ihn ſo ſchlecht behandelt, will vor ihr ſchwänzeln und ſcharwenzeln, um vielleicht wieder zu Gnaden angenommen zu werden. Doch hoffe ich,“ ſetzte er mit finſterem Blicke hinzu, „dazu wirſt

Du Deine Hülfe nicht bieten, denn ſonſt müßte ich recht ſehr bedauern, daß ich Dir nicht in jener ſchönen Zeit, wo Du noch ein vortrefflicher, treuer Diener warſt, bei irgend einer paſſenden Gelegenheit den Hals umgedreht habe — ich glaube, ich habe mich hinlänglich deutlich ausgedrückt?"

„Gewiß, gewiß," lachte der kleine Schriftſteller; „allerdings etwas hausbacken und grobknochig, aber wir ſind das ja Alle an Ihnen gewohnt, und ich weiß trotzdem, wie gut und ehrlich Sie es mit Ihrem Freunde meinen."

Dieſer Freund, der gute Rodenberg nämlich, hatte ſeine Suppe nicht einmal ganz gegeſſen, ſo ſank er ſchon mit einem ſüßen Gefühle der Mattigkeit in die Kiſſen zurück und fiel augenblicklich wieder in einen feſten Schlaf — beruhigt und — hoffnungsreich — da er es ja nicht wußte, wie gut es ſeine Freunde mit ihm meinten.

LII.

„Gib mir die Hand, den Berg zu steigen!“

Welch glückselige Zeit ist doch die des Brautstandes — — von ihr hätte der Dichter eigentlich den Wunsch ausdrücken sollen: ‚O daß sie länger grünend bliebe!‘ Denn mit ihrem Abschlusse, der Heirath nämlich, ändert sich Manches bei Manchen oft so plötzlich und vollkommen, daß wir nach einiger Zeit mit schmerzlicher Verwunderung rückwärts schauen und jene wunderbare Zeit für eine trügerische Fata Morgana, für einen gleißenden Traum halten müssen, von dem auch nicht die Spur übrig geblieben ist.

Diese Bemerkungen sind eigentlich hier vollständig unpassend, denn wir wollten des Brautstandes eines Paares erwähnen, von dem wir überzeugt sind, daß demselben eine der glücklichsten und wonnevollsten Ehen folgen wird, und der zweite Theil unseres Satzes ist uns eigentlich ganz unwillkürlich entschlüpft, weßhalb wir nochmals, uns verbessernd, anfangen wollen: welch glückselige Zeit war die des Brautstandes von Alfred und Margarethe.

Mit Verkündigung desselben hatte Lord Warren nur so

lange gewartet, bis er auf telegraphiſchem Wege die Einwilligung ſeines Vaters erhalten; ſie wurde aufs bereitwilligſte gegeben, da Roderich Olfers als Mann dem alten Herrn aus den begeiſterten Schilderungen des Sohnes ſchon frühe vertraut geworden war und da er ihn als Künſtler aus eigener Anſchauung kannte und verehrte.

Es gab nicht leicht ein ſchöneres Brautpaar, als dieſe beiden jungen Leute, und ſie waren ſo glücklich, daß Olfers als Vater kaum glücklicher genannt werden konnte, und doch war dieſer im Uebermaße des Glückes in den wenigen Tagen ſeines Hierſeins beinahe wieder zu einem jungen Manne geworden. Dabei war es komiſch, wie jeder der beiden Männer es dem anderen an Aufmerkſamkeiten und Geſchenken für die liebliche Braut zuvorthun wollte: brachte ihr Roderich einen hübſchen Strauß Roſen, ſo hatte man es ſchon erlebt, daß oben vor dem kleinen Landhauſe, wo Margarethe wohnte, wie durch Zauberei eine Gruppe der üppigſt blühenden Roſen entſtanden war; kaufte der glückliche Vater irgend etwas von Schmuckſachen für die geliebte Tochter, ein Armband mit Smaragden oder ſo was dergleichen, ſo war es ſelbſtverſtändlich, daß ſie am anderen Tage von Alfred eines mit Rubinen oder Brillanten erhielt, ſo daß Olfers endlich lachend ſagte, er dürfe ſich gar nicht mehr unterſtehen, ſeiner Tochter irgend ein Geſchenk zu machen, um nicht ſchuld zu ſein an dem Ruine ſeines künftigen Schwiegerſohnes. Doch machte er dabei eine glückſelig heitere Miene, welche deutlich anzeigte, daß er irgend etwas im Rückhalte habe, um die Bemühungen des Bräutigams zu überflügeln, und dies gelang ihm auch ſo vollkommen, daß Warren nicht umhin konnte, lachend die Verſicherung abzugeben, es ſei dies einer

der gelungenſten, aber hinterliſtigſten Ueberfälle, welche ihm in ſeinem Leben vorgekommen.

Roderich hatte nämlich im Laufe mehrerer Stunden, ſobald er ſich ohne Alfred auf dem kleinen Landſitze befand was, obgleich ſelten, doch hier und da vorkam, angefangen, ein lebensgroßes Bild ſeiner Tochter zu malen und hatte ſchon in kurzer Zeit mit ſeiner Meiſterhand eine ſo vollendete Arbeit geliefert, daß Warren in lautes Entzücken ausbrach, als ihm endlich erlaubt wurde, das Bild zu ſehen.

Und Conchitta? — Sie war dem Freunde, als ſie ihn nach langen Jahren wiederſah, mit einer ſolch offenen Herzlichkeit, mit einer ſo tiefen Bewegung in Auge und Stimme entgegen getreten, daß er, ihren bittenden Blick verſtehend und auf die Zukunft bauend, ſein Verhältniß zu ihr ſo einrichtete, daß dieſe glücklichen Menſchen im Stande waren, in ungetrübter Heiterkeit, im feſten Glauben an einander, ja, in hoffender Liebe zuſammen zu leben.

War es doch gerade jetzt, wo Roderich droben malte, als ſeien die vergangenen Jahre wie finſtere Wetterwolken vorüber gezogen — dieſelbe Sonne, welche damals durch drohende Wolken ſcharf und unheimlich hervorblitzte, glänzte ihm jetzt von einem heiteren, klaren Himmel!

Roderich hatte ſeine Staffelei in Conchitta's Atelier aufgeſtellt und gebrauchte mit ganz beſonderer Vorliebe die Malergeräthſchaften ſeiner ehemaligen Schülerin. Er konnte zuweilen ſinnend auf die Palette blicken, welche ſo oft in ihrer feinen Hand geruht, und manchmal mußte er ſich geſtehen, daß er nicht ohne Abſicht einen der Pinſel, mit denen ſie gemalt, zwiſchen ſeine Lippen nahm.

Da ſtand ſie neben Margarethe, ordnete etwas an deren

Haar oder an dem einfach weißen Kleide, in welchem der Vater sie darstellte — da saß Mercedes häufig in der Ecke des Zimmers und ergriff nicht selten ihre Mandoline, um zuweilen zwischen das heitere Gespräch der Anderen hinein heitere Accorde erklingen zu lassen — da stand Alfred, nachdem ihm endlich der Eintritt erlaubt worden, sein Skizzenbuch in der Hand, und zeichnete wie damals ein Profil; doch war es heute das seiner geliebten Braut, welche aber dabei so häufig ihren Kopf nach ihm umwandte, daß ihn Roderich endlich zur Beendigung seiner Zeichnung auf eine spätere Zeit verweisen mußte — da ließ Margarethe, wenn sie ausruhen durfte, sich so gern auf ein kleines Tabouret zu den Füßen Conchitta's nieder und sagte ihr, sie mit den schönen, hellen Augen glückselig anblickend: „Bitte, liebe Conchitta, erzähle mir noch einmal die Geschichte von der Katze mit der rothen Halsbinde!“ — da trat ein altes, bekanntes Gesicht in das Gemach, Andreas, der Gärtner, der treue Diener und Begleiter seines Herrn, schelmisch lachend und mit dem Kopfe nickend, wenn ihm Margarethe mit beiden Händen freundlich entgegenwinkte, und meldete, daß der Wagen der Frau Marchesa de Monterey soeben angefahren sei.

Da erschien Juanita. Es war gerade der Tag nach ihrem Besuche bei Rodenberg. Mit der Gewalt, welche sie über sich selbst, besonders über ihre Mienen besaß, war es ihr möglich, mit einem heiteren Ausdrucke in den Zügen einzutreten, während sie noch soeben finster in der Ecke ihres Wagens geruht, ihre Lippen zusammengepreßt, schmerzlich bewegt. — Sie grüßte nach allen Seiten, reichte Olfers flüchtig ihre Hand und ging dann zu Margarethe, welche

ſie in ihre Arme ſchloß und leidenſchaftlich küßte. „Mein gutes Kind, es iſt mir ſo wohlthuend, Dich zu ſehen, Deine liebe, holdſelige Miene macht mir immer das angenehme Gefühl eines verſöhnenden Accordes zwiſchen den Mißklängen dieſes Lebens — aber laßt Euch nicht ſtören," ſetzte ſie rund um ſich herblickend hinzu. — „Guten Tag, liebe Merced, behalte Deine Mandoline in der Hand und laß zuweilen einen Ton hören — es hat das für mich etwas Beruhigendes."

Sie warf ſich in einen kleinen Fauteuil, der am Fenſter ſtand, und blickte in die lachende Gegend hinaus.

Conchitta trat an ihre Seite und beugte ſich ſanft zu der Schweſter hinab, mit ihrer Stirn deren Haar berührend. — „Du biſt heute traurig, Juanita, Dir fehlt etwas," ſprach ſie alsdann mit leiſer Stimme.

„O ja, und ich läugne es nicht!"

„Darf man die Urſache wiſſen?"

„Warum nicht, liebe Conchitta, ſo weit Du ſie verſtehen wirſt: Du weißt, ich hatte noch eine Verpflichtung für dieſen Sommer eingegangen, den Leuten in London etwas vorzuſingen — ah, wie mir das zuwider iſt!"

„Du willſt alſo doch hingehen?" fragte die Andere erſtaunt. „Beauftragteſt Du nicht neulich Don Joſe, ſich nach der Summe zu erkundigen, welche Du als Strafe zahlen müßteſt, wenn Du nicht hinkämeſt?"

„Das that ich allerdings — damals — doch — habe ich Urſache, meinen Entſchluß zu ändern. Sie verlangten eine ungeheure Summe, eine Summe, mit der man ein Paar glückliche Menſchen machen könnte, und nebenbei würden ſie in der ganzen Welt ein unangenehmes Geſchrei

ſechs Stunden, um von dort in 4 Stunden die Hauptſtadt der Lombardei zu erreichen.

Wenn man heut über die Straßen von Genua wandelt, ſo findet man in dem Leben auf denſelben, in der Beweglichkeit der Maſſen, in dem regen öffentlichen Verkehr gegen früher durchaus keine Veränderung; wie ehemals ſind die engen finſtern, alle vom Hafen aufwärts ſteigenden Gaſſen mit ihren himmelhohen dunkeln Häuſern angefüllt mit Menſchen, Laſtthieren und Wagen, die ſich in einer ewigen Unruhe begegnen, folgen, drängen und ſtoßen. Uebrigens macht man hier wenig Umſtände mit einander, und wer nicht Augen und Ohren offen hat, der kann leicht von einem dahereilenden Sackträger überrannt werden, oder unſanft auf die Seite gedrückt von einem Zug Mauleſel, die oft zu ſechs bis acht vor einen zweiräderigen ſchweren Karren geſpannt, mit vielem Geſchrei und tüchtigen Peitſchenhieben vorwärts getrieben werden. Handel und Wandel der, wie in allen italieniſchen Städten, auch hier offen auf der Straße betrieben wird, verengt dieſelben noch mehr, und trägt mit dem Geſchrei der Verkäufer, dem Raſſeln der Räder, dem Klopfen der Hämmer ſein Gehöriges zu dem großartigen Spectakel bei, das den Spaziergänger ganz verwirrt machen kann. Dabei entſtrömt jeder Bude, jeder Werkſtatt ein eigenthümlicher Duft, und all dieſe Gerüche zuſammengenommen bilden einen unausſprechlichen Parfüm, der nur den italieniſchen Städten eigen iſt, und in welchem verbranntes ſchlechtes Fett ſowie verdorbene Früchte einen Hauptbeſtandtheil zu bilden ſcheinen.

Die höher gelegenen und vornehmern Straßen, die Strada balbi, Strada nuova und nuoviſſima, bilden zu dem Leben der tiefer gelegenen Stadtviertel einen ſtarken Contraſt; hier ſieht men wenig von der Bewegung der Volksmaſſe, ſelten rollt eine der wenigen Equipagen Genuas über dieß glatte und ſchöne Pflaſter, nur einzelne Spaziergänger ſieht man hier, und das ſind meiſtens Fremde, die betrachtend vor einem der rieſenhaften Paläſte ſtehen, aus denen namentlich die Strada balbi faſt ganz beſteht. Hier

über meine Wortbrüchigkeit machen, und ich mag das nicht haben am Schluſſe meiner Künſtlerlaufbahn. — Verſtehſt Du jetzt, liebe Schweſter, warum ich verdrießlich bin?“ ſagte ſie nach einer Pauſe, während welcher ſie die Rechte Conchitta's zwiſchen ihre beiden Hände nahm und leidenſchaftlich drückte. — „Verſtehſt Du jetzt, warum ich verdrießlich, ja, traurig bin? — Singen zu müſſen, wenn man nicht mag, heiter und lachend zu erſcheinen in den großen, glanzerfüllten Räumen, wenn man ſtill bei ſich ſitzen möchte in einer dunkeln Ecke und denken an Dieſes und Jenes, Gutes und Böſes träumen, und vor allen Dingen, wenn man ſtill und glücklich bei Euch hätte ſein können!“

„Du dauerſt mich, Juanita, und es ſchmerzt mich für uns Alle — wie hatte der gute Warren bei ſeinem Feſte auf Dich gehofft!“

„Und nicht vergebens,“ erwiederte die Marcheſa raſch; „ich reiſe morgen Abend nach Paris, um den Vertrag, welchen Don Joſe für den nächſten Winter eingeleitet, ſelbſt zu löſen.“

„Du haſt Dich raſch dazu entſchloſſen.“

„Allerdings, doch trieben mich dazu auch noch andere Gründe, die Du verſtehen wirſt, wenn ich Dir ſage, daß man ſich neulich erlaubt hat, mir ungnädig zu begegnen, da ich nicht ſingen wollte, weil ich keine Luſt dazu hatte und nachdem man ....“

Ohne dieſen Satz zu vollenden, fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort: „Da ſah ich auf einmal dieſes ganze Leben und Treiben in ſeiner nackten Wirklichkeit, und es widert mich an — überhaupt will ich nicht mehr länger in dem kalten Deutſchland verweilen, es friert mich,“ ſagte ſie

mit leiſe bebender Stimme und ſetzte leidenſchaftlich haſtig hinzu: „ich ſehne mich nach meiner Heimath, dorthin wollen wir, Conchitta, wir Alle, die wir uns lieben, die wir uns angehören dürfen — erröthe nicht, meine gute Schweſter — o, könnteſt Du fühlen, wie ich mich über Dein Glück freue, und es iſt ein Glück, o, ein unendliches Glück, ihn endlich beſitzen zu dürfen, den man lange, lange geliebt — endlich — endlich! — Und wie werde ich mich erſt über Euer Glück freuen, wenn wir wieder in unſerer Heimath ſind, in dem ſchönen, ſchönen Spanien, auf der Bergeshöhe, wo ich mir ein Schloß gebaut, hinabſchauend auf das wunderbare Thal des Xenil!“

Conchitta hatte ſich langſam neben ihrer Schweſter auf den Boden niedergelaſſen und ſie ſanft mit ihren beiden Armen umſchlungen; dabei hatte ſie den Kopf an Juanita's Bruſt gelegt und ſagte nun mit dem weichen, beruhigenden Tone ihrer Stimme: „Wie heftig Dein Herz klopft — o, beruhige Dich!“

„Laß mir wenigſtens dieſe Aufregung, die heiße, ungeſtüme Freude, welche ich haben werde, Euch glücklich zu ſehen!“

„Conchitta hob den Blick empor und betrachtete ſie kopfſchüttelnd. „Du biſt nicht ganz aufrichtig!“ ſagte ſie alsdann.

„Laß mich — laß mich — ich bin, wie ich ſein kann, wie ich ſein darf! Geſtern erhielt ich Zeichnungen und Pläne aus Granada,“ fuhr ſie, das Geſpräch plötzlich ändernd, nach einer kleinen Pauſe fort; „ſie liegen in meinem Wagen — ah, wie ſchön das geworden ſein muß, wie Ihr da glücklich und zufrieden wohnen könnt!“

„Ihr? Juanita, ich glaubte, Du wollteſt ſagen: wir?“

„So dachte ich auch einmal, aber ich habe jetzt einen anderen Entschluß gefaßt: ich will in Castillo de Monterey wohnen.“

„In dem alten, öden Schlosse mit seinen fürchterlichen Erinnerungen?“

„Gerade da — ich sehne mich nach Stille, nach Ruhe, nach gänzlicher Abgeschiedenheit, und werde diese finden, wenn ich die Zugbrücke aufgezogen habe und wenn ich jedem Boote verbiete, sich den Mauern des Schlosses zu nähern.“

Conchitta sah die Schwester mit einem Blicke an, welchen diese wohl verstand, denn sie legte ihre Hand auf den Arm Conchitta's und sagte mit bittender Stimme: „Laß mich, laß mich — lege nicht diese bittende Frage in Deinen Blick — Du weißt, ich kann Deinen Bitten nicht widerstehen, doch wenn ich reden wollte, müßte ich meine Worte in wildem Schmerze hinausschreien — später — später! — Ich gehe also heute Abend nach Paris,“ fuhr sie nach einer längeren Pause in ruhigem Tone fort, „und dort erwarte ich Euch; Warren's Vater kommt dorthin, um der Vermählung seines Sohnes anzuwohnen — mich freut es, daß Olfers in diesem Punkte nachgegeben; im Grunde konnte es ihm ja auch gleichgültig sein, ihm, der doch eigentlich keine Heimath mehr hat — ein starker und großer Geist, wie der seinige, ein Gemüth, das so viel gelitten, findet sich glücklich, wo es im Vereine mit seinen Lieben leben kann — und wie denkt er über Spanien?“

„Neulich sagte er auf meine Frage: ‚Ich glaube, man könnte dort sehr glücklich sein — was hält mich hier in Deutschland zurück — was konnte mich an eine Stadt

feſſeln, welche meine Tochter und meine Freunde verlaſſen haben?“

„Und Warren?“

„In ſeinem glücklichen Uebermuthe meinte er neulich, er müſſe allerdings für den Anfang des Herbſtes ſeine Güter beſuchen, wolle ſich aber bei den umliegenden Gutsbeſitzern, ſowie bei ſeiner eigenen Familie ſo unleidlich machen, daß man es für ein Glück anſehen würde, wenn er den Winter im Süden zubrächte.“

So ſprachen die beiden Schweſtern leiſe flüſternd mit einander, während die Anderen, welche Roderich umgaben; ihr eigenes Geſprächsthema mit lauter Stimme verhandelten, ohne daß man bis jetzt irgend etwas geredet, was die Aufmerkſamkeit der Beiden am Fenſter erregt hätte. Da ſagte Warren im Laufe des Geſpräches: „Der arme Rodenberg!“

Die Nennung des Namens Rodenberg durch Lord Warren fiel in ein längeres Stillſchweigen der beiden Damen, während welchem Juanita zum Fenſter hinausſchaute und Conchitta den Arm ihrer Schweſter in ihren Händen ruhen ließ. Plötzlich ſagte die Letztere, wohl nur, um das peinliche Stillſchweigen zu unterbrechen: „Ich vermiſſe Dein mauriſches Armband, von dem Du Dich nie trennſt — iſt etwas daran zerbrochen?“

„Es iſt drunten,“ gab jene zur Antwort, wobei ſie ſich raſch erhob und an die Staffelei neben Warren trat, welcher zu ſprechen fortfuhr:

„Ich war heute Morgen in aller Frühe bei ihm: dieſe Krankheit konnte unſern armen Freund nicht ungeſchickter überfallen; ſein plötzliches Verſchwinden gab begreiflicher Weiſe zu dem Gerüchte Urſache, er habe die Stadt verlaſſen,

und er habe Grund gehabt, dieſelbe heimlich zu verlaſſen — welche Nahrung das dieſen böſen Zungen gab! — In den letzten Tagen hatte ich mehrmals Veranlaſſung, wenn die Rede auf ihn kam, ſeine Partie zu nehmen, mir Erklärungen auszubitten und einigen dieſer edeln, wohlwollenden Menſchen zu ſagen, wenn ſie nicht die Güte haben wollten, meine Worte für vollſtändige Wahrheit anzunehmen, ſo ſähe ich mich genöthigt, jeden Zweifel ſo aufzufaſſen, als ſei er gegen meine eigene Glaubwürdigkeit gerichtet."

„Das war recht, Alfred," ſagte Olfers — „und wie fandeſt Du Rodenberg?"

„Beſſer — wenigſtens außer aller Gefahr, wie mir der Arzt ſagte, den ich dort traf; übrigens hat ihn dieſer Anfall furchtbar mitgenommen und er bedarf noch ein paar Tage unbedingter Ruhe."

„Darf man ihn beſuchen?"

„Gewiß, und er freut ſich wie ein Kind darauf, Dich zu ſehen — auch von der guten Margarethe ſprach er und ſchilderte mir lebhaft die Vergangenheit, wo er begreiflicher Weiſe an mir einen entzückten Zuhörer hatte, obgleich er mir nicht viel Neues ſagte, doch was man gern hört, kann man nicht oft genug hören. Auch Ihren Namen nannte er, Juanita."

„Als er von der Vergangenheit ſprach?" fragte dieſe in gleichgültigem Tone.

„Aus Vergangenheit und Gegenwart; er erſuchte mich nämlich, Ihnen von ſeiner Krankheit zu erzählen und wie glücklich er ſich ſchätzen würde, wenn es ihm vergönnt wäre, Sie wiederzuſehen — ich hätte Ihnen das gleich geſagt, als Sie eintraten, wenn ich nicht gewußt hätte, wie wenig In-

tereſſe Sie an unſerem Freunde nehmen — oder wäre es wahr, was mir erzählt wurde und worüber ich Sie noch nicht befragte, Juanita, weil es mir unglaublich ſchien, daß Sie auf jener Soirée bei dem Miniſter des Hauſes mit Robenberg lange und angelegentlich geſprochen hätten?"

„Ja, ich ſprach mit ihm, ob lange und angelegentlich, weiß ich nicht mehr — ich hielt es für meine Pflicht, dem vortrefflichen Künſtler meine Freude darüber auszubrücken, daß er wieder ein freier, unabhängiger Mann geworden ſei."

Nach dieſen Worten wandte ſich die Marcheſa gegen das Bild Margarethens und bezeigte mit heiterer Miene ihr Vergnügen über die wundervolle Aehnlichkeit deſſelben. — „Wenn ich noch eitel wäre," ſagte ſie, „oder unbeſcheiden ſein wollte, ſo würde ich Sie bitten, lieber Roderich, Ihre Kunſt auch einmal an mir zu verſuchen."

„Er würde kein ſchöneres Bild von Ihnen machen," warf Warren heiter ein, „als er früher ſchon gemacht."

„Und wann wäre das geweſen?" fragte Juanita erſtaunt.

„In jenen ſchönen, glücklichen Tagen, die jetzt wiederkehren werden," gab der junge Mann zur Antwort, indem er mit einem leuchtenden Blicke rings um ſich her ſchaute — „in jenen erhabenen, romantiſchen Künſtlertagen, wo die reizendſte aller Jägerinnen an das Hoflager des Prinzen Maiwein kam!"

„Damals hätten Sie mich gemalt?"

„Ja, und es war keine ſchlechte Arbeit," erwiederte Roderich lächelnd; „freilich ſaßen Sie mir nicht dazu, doch ſtanden Ihre Züge," ſprach er mit einem innigen Blicke auf Conchitta, „lebhaft genug vor meiner Phantaſie."

„Und wo iſt dieſes Bild? O, ich gäbe viel darum, wenn ich es haben könnte!“

„Ich ſchenkte es damals Rodenberg — ich ließ ihn, den treuen, anhänglichen Freund, unter meinen Sachen etwas auswählen, und — er wählte keinen Augenblick, ſondern nahm mit einer leidenſchaftlichen Haſt jenes Bild.“

„Ich ſah es oft bei ihm,“ ſagte Warren — „es hing in ſeinem Zimmer, und da ich wußte, daß es ihm das Koſtbarſte von allen Sachen ſei, die er beſitzt, ſo ließ ich dieſes Bild mit Deinem Stoßbegen, Roderich, und jenem Horne, welches er als wilder Jäger führte, aufs pünktlichſte einpacken, während ich Sorge trug, daß alle ſeine übrigen Sachen unberührt blieben. Wie mich ſein Arzt verſicherte, darf er in den nächſten Tagen ausgehen, und ſein erſter Gang wird zu Dir ſein, Roderich, da er ſich unendlich darauf freut, Dich wiederzuſehen.“

„Ich würde ihm gern darin zuvorkommen und ihn noch heute aufſuchen, wenn Du mir nicht eben geſagt hätteſt, daß er der Ruhe bedürfe; doch hoffe ich, ihn morgen zu ſehen, und freue mich ſehr darauf! — Glaubſt Du, daß Rodenberg in der Lage ſein wird, über ſeine Zukunft unabhängig verfügen zu können?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Dieſe Frage möchte ich Dir lieber nicht beantworten,“ entgegnete Alfred, „denn wenn ich es thue und Dir mittheile, was ich zu thun für meine Pflicht halte, ſo könnte es prahleriſch erſcheinen.“

„Bah,“ machte Olfers, „unter Freunden, welche dasſelbe Ziel verfolgen — doch wie ich Rodenberg kenne, wird ihm in dieſer Richtung ſchwer beizukommen ſein; auch hat

er Ruhm und Geld in ſeiner Hand, wenn er ſein Talent ausbeuten will."

„Das wird er, davon bin ich überzeugt!"

„Hat er Schulden?"

„Er hatte welche, doch wurden ſie bezahlt, da man in dem Teſtamente des Prinzen Heinrich die Beſtimmung fand, an Rodenberg, den er ſeinen Freund nannte, eine gewiſſe Summe zu bezahlen, damit ſich derſelbe bei einer Entlaſſung aus dem Dienſte von läſtigen Verbindlichkeiten befreien könne — man legte dieſer Beſtimmung einen anderen Sinn unter und ließ allerhöchſtſelbſt das Bezahlen von Rodenberg's Schulden beſorgen."

„Mich freut es, daß er mit Schulden von ſeinem Amte abgetreten iſt, und in dieſer Richtung iſt es mir lieb, daß er während der Jahre ſeines Hierſeins als Künſtler nichts gearbeitet und ohne viel Ueberlegung in den Tag hinein gelebt hat — es wird das ſeinen Feinden einigen Kummer verurſachen."

„Noch mehr Kummer hat es ihnen gemacht," ſagte Lord Warren lachend, „daß man in ſeinen Papieren und Rechnungen auch nicht das Mindeſte gefunden, was auch nur einen Schatten auf ihn zu werfen im Stande geweſen wäre — o, Ihr hättet ſehen ſollen, mit welcher Gier man in ſeiner verlaſſenen Wohnung umherſtöberte und wie man erſtaunt war, ſeine Correſpondenz und Rechnungsbücher unverſchloſſen und in beſter Ordnung zu finden! Ich betrachtete es beinahe als ein Glück für Rodenberg, daß ihn ſeine Krankheit fern von ſeinem Hauſe überfiel und daß er auf dieſe Art gewiſſer Maßen gezwungen war, Alles ohne Einſchränkung denen Preis zu geben, welche gewiß nicht unter-

lassen haben, ängstlich nach irgend etwas zu forschen, was ihn hätte bloßstellen können! Ich vermochte den Oberst-Hofmeister des Fürsten, der für Rodenberg nicht unfreundlich gesinnt ist, mich nach dessen Wohnung zu begleiten, und fand die Beauftragten damit beschäftigt, Briefe und Rechnungen zu durchsuchen. Mit der Hülfe Seiner Excellenz erwirkte ich, daß seine Privatsachen unangetastet blieben."

Die Marchesa hatte sich liebevoll mit Margarethe beschäftigt; jetzt drückte sie ihre Lippen auf die Stirn des jungen Mädchens und sagte, ohne sich an die Sprechenden zu wenden: „Ich schätze in Herrn Rodenberg den vortrefflichen Künstler, sowie den treuen Freund meiner Freunde; wenn Sie glauben, Alfred, daß ich etwas für ihn thun darf, so bitte ich über mich zu verfügen."

„Dafür muß ich aufrichtig danken, meine liebe Freundin — ich fürchte ohnehin schon, daß Rodenberg nicht zu bestimmen sein wird, unsere Hülfe, die Hülfe seiner alten Kameraden, anzunehmen, noch viel weniger aber ...."

„O, vollenden Sie nicht," unterbrach ihn Juanita mit einem Anfluge von Bitterkeit, „Sie sind eigennützig und eifersüchtig — ich hoffe ohne Ihre Vermittlung handeln zu können!"

Sie warf das leicht hin, als handle es sich für sie um eine gleichgültige Sache, worauf sie zu Olfers trat und, sich sanft an seine Schulter lehnend, ins Anschauen des lieblichen Bildes, das einer glücklichen Braut, tief versunken erschien.

Wenige Tage darauf hatte Roderich dieses Gemälde vollendet und in einem einfachen, geschmackvollen Rahmen in seinem Zimmer in der Wohnung Lord Warren's aufgestellt,

wo es in den vertrauten Kreiſen, in welchen es gezeigt wurde, enthuſiaſtiſche Bewunderung fand. Dieſer Kreis aber war außerordentlich eng gezogen, und Warren ſchien ſich ein Vergnügen daraus zu machen, Beſuche, welche zahlreich kamen, um dieſes Kunſtwerk zu ſehen, einfach und ohne Weiteres abzulehnen.

„Es thut Einem ordentlich wohl,“ ſagte Walter, der vor dem Bilde ſaß, „daß Unſereins einmal etwas voraus hat vor Titel und Ordensband bei einem ſo vornehmen Herrn, wie Lytton geworden iſt!“

„Das verſteht ſich doch wohl von ſelbſt,“ ſagte der junge Lord heiter — „häuft Titel und alle Orden der Welt auf einander, und laßt ſehen, ob das eine Wirkung hervorbringt, wie das zarte Weiß der Fliederblüthen in ihrem Haar!“

„Der ſpricht, wie ein Verliebter ſprechen muß,“ brummte der alte Maler, „und doch hat er Recht — es iſt wahrlich eine Kleinigkeit, Titel und Orden zu verleihen, aber um einen Künſtler zu machen, dazu braucht es eines Höheren, als des Allerhöchſten!“

„Dafür hat dieſer aber ein anderes, ſchöneres Vorrecht,“ meinte Olfers hinzutretend, „Kunſt und Künſtler zu unterſtützen und zu belohnen!“

„Wie das zuweilen geſchieht,“ knurrte Walter, „ſieht man dort an dem bleichen Geſichte unſeres guten Rodenberg — doch ich habe Unrecht, indem ich das ſage — er hatte den Künſtler bei Seite gelegt und war auf dem beſten Wege, in der Allgemeinheit unterzugehen — nicht wahr,“ ſetzte er, den Kopf umwendend, hinzu, „Du witterſt Morgenluft, wenn Du wieder einmal ein ſo prachtvolles Bild ſiehſt!“

herrſchte früher der reiche Genueſer Adel, und wenn die Nachkommen deſſelben auch noch heute dort wohnen, ſo begnügen ſie ſich mit einer einzigen Zimmerreihe, und haben größtentheils weder Luſt noch Mittel, Säle, Treppen und Höfe ihrer Paläſte, wie früher, mit zahlreichen Gäſten und glänzender Dienerſchaft zu beleben.

In der Strada nuova herrſcht ein etwas regerer Verkehr als in der Strada balbi, denn hierdurch geht der Weg zu den einzigen und wunderſchönen Spaziergängen Genuas, der Acqua ſola, einem reizenden hochgelegenen Punkt, von welchem man die ganze Stadt, den Hafen mit ſeinen Leuchtthürmen und zahlreichen Schiffen, ſowie das Meer weit hinaus überblickt. Kein Fremder, der hieher kommt, ſollte es verſäumen, die an dieſen Spaziergang gränzende und noch etwas höher gelegene Villa Negri zu beſuchen, deren freundlicher Beſitzer jedem den Eintritt gern geſtattet. Leider hatten auch hier die Regengüſſe der vergangenen Woche arg gehaust und die auf Terraſſen gelegenen Gärten ſtark mitgenommen; namentlich war ein heimliches Plätzchen, wo man aus dem Norden kommend die erſten Palmen im Freien wachſen ſieht, ſehr beſchädigt und einer dieſer ſtolzen Bäume ſelbſt zu Boden geriſſen und zerſchmettert.

Genua wird immer noch als eine leicht erregbare, ſtolze und unzufriedene Stadt geſchildert, die heut noch vor allen andern am lebhafteſten ihre träurigen Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 49 bewahrt. Für den oberflächlichen Beſchauer mag es ſchwer ſein, hierüber zu urtheilen, doch muß ich geſtehen, daß mir einiges, was ich hier ſah und hörte, ſeltſam auffiel. So wird der Wachtdienſt an einigen Poſten noch immer von der Guardia civica verſehen, die, im gewöhnlichen bürgerlichen Anzug oft mit einer Soldatenmütze auf dem Kopf, Gewehr im Arm mit großer Würde und Selbſtzufriedenheit auf- und abſpazierte; ferner ziehen am Tag, meiſtens aber des Abends, Bänkelſänger durch die Straßen, gewöhnlich ein Mann und eine Frau, er mit einer Violine, ſie

„Ja, ja, es ist mir zu Muthe, als ließe ich eine lange Nacht hinter mir — der Morgen dämmert auf ....“

„Und mir ist zu Muthe,“ grollte der alte Maler, „als müsse ich mich bei den Ohren packen und selbst zur Thür hinauswerfen — ich fühle es schmerzlich, daß ich nichts bin, als ein alter Narr und ein miserabler Stümper — was mich tröstet, ist allein der Gedanke, daß nicht Jeder ein großer Meister sein kann!“

„Und daß die deutsche Kunst doch noch nicht todt ist — nicht wahr, Walter?“ sagte Rodenberg — „wie wohl mir diese lieblichen Züge thun: wie hat sich Margarethe verändert, und doch finde ich immer noch einen Anklang an das herzlich liebe Gesicht des kleinen Mädchens — Sie sind in der That glücklich zu nennen, Lytton, doch gönne ich Ihnen Ihr Glück von Herzen!“

Er sagte das in einem innigen, aber sehr ruhigen Tone, und wenn man auch den düstern Blick seiner sonst so glänzenden, lebensfrischen Augen noch einer Nachwirkung der eben überstandenen schweren Krankheit zuschreiben konnte, so lagerte doch ein schmerzlicher Zug um seine Lippen und etwas Stilles, fast Theilnahmloses in seinem ganzen Wesen, was man wohl einem andern Grunde zuschreiben mußte und auch mit Recht zuschreiben konnte.

Sein erster Gang, als er Zimmer und Haus verlassen durfte, war zu Juanita gewesen, denn Rafael, den er mit einem Auftrage an die Marchesa gesandt, hatte ihm nur gesagt, er habe sie nicht zu Hause getroffen, und statt sie wiederzusehen, mußte er erfahren, daß sie abgereist sei, ohne irgend eine Nachricht für ihn zu hinterlassen. Es war das ein fürchterlicher Schlag gewesen, der in seiner fast vernich-

tenden Wirkung nicht gemindert werden konnte durch die Herzlichkeit, mit welcher er am anderen Tage von Conchitta empfangen wurde, nicht durch die rückhaltloseste Freude, durch den Jubel, mit dem ihm Margarethe entgegeneilte, seine beiden Hände ergriff und aufs herzlichste mit ihm plauderte und lachte, wie man es nur mit dem treuesten Freunde, mit einem lieben Anverwandten zu thun vermag — allerdings hatte ihm auch die Freundschaft wohlgethan, mit der ihn Olfers und Warren empfangen, trotzdem aber fühlte er sich allein, so trostlos allein, als sei er aus einem fremden Sterne jetzt erst in diese Welt geschleudert worden — es war ihm, der bis dahin ein so bewegtes Leben geführt hatte, so schmerzlich ungewohnt, jetzt nichts mehr zu thun zu haben. Häufig ging er, etwas ihm selbst Unbewußtes suchend, bald hierhin, bald dorthin; oftmals fand er sich in der Wohnung Rafael's, auch wenn dieser nicht da war, und konnte alsdann, plötzlich aus langem Dahinbrüten auffahrend, sich erstaunt an dem Bette sitzen sehen, in dem er während seiner Krankheit gelegen. Auch Leonie hatte er aufgesucht, hauptsächlich auf Walter's Drängen, um ihr für die freundliche Sorgfalt zu danken, die sie ihm bewiesen. Wie überrascht aber war er, als er ihre Wohnung verschlossen fand und als ihm die Hausbesitzerin sagte, Fräulein Gerhold sei abgereist und würde wohl nicht wieder zurückkehren; auf Befragen an anderer Stelle erfuhr er dann, daß sie plötzlich ihre Entlassung gefordert und erhalten habe. Auch das machte ihm ein unbehagliches Gefühl, ohne daß er selbst wußte, weßhalb; er hatte ihr ja nur seinen Dank sagen und mit ihr, wie früher so oft, über gleichgültige Dinge plaudern

wollen, und nun war auch sie verschwunden, ohne ihm ein Wort des Abschiedes gesagt zu haben!

Es hatte Rodenberg's krankhaft empfindliches Gemüth fast bis zu Thränen gerührt, als ihn Lord Warren in ein Zimmer seiner, Warren's, Wohnung führte, wo er von seinen eigenen Sachen fand und wo er dem Freunde versprechen mußte, seinen Aufenthalt zu nehmen, so lange er überhaupt noch hier bleiben wolle — „wir werden einander um so weniger geniren," hatte Jener gesagt, „als Olfers und ich in den nächsten Tagen abzureisen gedenken; mein Urlaub hat bereits angefangen, und während wir uns in Paris aufhalten, steht mein ganzes Appartement zu Ihrer Verfügung."

Darauf hin hatte Rodenberg zu bleiben versprochen, „doch nur für kurze Zeit," wie er sagte — „was könnte mich länger hier zurückhalten?"

Walter hatte sich auf seinem Stuhle lang ausgestreckt und die Hände in die Taschen seiner Hosen versenkt, als er kopfschüttelnd sagte: „Es ist eigentlich schade, daß wir nun hier wieder aus einander gesprengt werden, es hätte sich ganz gemüthlich zu einem tüchtigen Künstlerleben angelassen — ein würdiges Haupt hatten wir in Dir, Olfers, da ist Rodenberg, Schlegel ist in seinem Kreise auch zu gebrauchen, Andere wären nachgekommen, und bald wäre der ganze Bienenschwarm bei einander gewesen — die da oben verstehen ihren Vortheil nicht!"

„Nun, man gab sich Mühe genug, Roderich zu halten," sagte Warren, „und wer weiß, ob er unter anderen Verhältnissen nicht geblieben wäre!"

„Ich glaube kaum," warf der Betreffende ein; „in den

acht Jahren, in denen ich nicht hier war, hat ſich ſo Manches geändert, und nach meiner Anſicht nicht zum Vortheil!"

„Du warſt beim Fürſten?"

„Ja, er ließ mich rufen, und ich kann nicht anders ſagen, als daß er mich ſo liebenswürdig empfing, als möglich: er fragte nach meiner Tochter, er fand ſich ſogar bewogen, über Dich, Alfred, verſchiedenes Gutes zu ſagen, und als er wiſſen wollte, ob ich nicht geſonnen ſei, hier zu bleiben, nahm ich Gelegenheit, Rodenberg's Namen zu nennen; ich ſagte nämlich Seiner Königlichen Hoheit, ich ſei noch nicht entſchloſſen, wo ich mich vor der Hand niederlaſſen wolle, und hinge dabei von Freunden ab, mit denen ich gern zuſammenleben möchte."

„Da machte er wohl ein Geſicht, wie wir anderen armen Sterblichen zu thun pflegen, wenn wir unverſehens auf ein Sandkorn beißen?"

„Nicht einmal auffallend; er ſcheute ſich nicht, Rodenberg's Namen auszuſprechen, wobei er hinzuſetzte, er ſei ein vortrefflicher Künſtler und es ſei eigentlich ſchade, daß man ihn verliere — darauf führte er mich zur Frau Fürſtin-Mutter."

„A— a—a—ah," machte Rodenberg, „ich bin überzeugt, Sie wurden auch dort vortrefflich empfangen!"

„Das kann ich nicht läugnen — Ihr wißt, ich malte vor acht Jahren das Portrait Ihrer Königlichen Hoheit, und da ſie nun der Anſicht war, ein paar Stellen in dieſem für ſie unſchätzbaren Bilde . . . ."

„O—o—o—oh!" machte Walter.

„Hätten ein wenig nachgedunkelt, ſo bat ſie um meinen Rath. — Ich bereue nicht, bei ihr geweſen zu ſein, denn

ich ſah dort jenen wunderbaren Murillo aus der Sammlung des Prinzen Heinrich wieder — ein prachtvolles Bild, unvergleichlich, hinreißend ſchön! Ach, wenn man ſo etwas ſieht, ſollte man den Pinſel weit von ſich werfen . . . .“

„Nun, wenn Du das ſagſt,“ murrte Walter, „ſo können wir anderen Künſtler nichts Beſſeres thun, als Schwefelhölzer machen — zu einem Wirthshausſchilde langt es nimmer!“

„Olfers hat Recht,“ miſchte ſich Rodenberg ins Geſpräch; „vor dieſer Madonna könnte ich Stunden lang ſitzen, und nach und nach würde mir die Bruſt ſo leicht, das Herz ſo rein werden, daß ich mich zum Kinde zurückträumen könnte und anbetend niederknieen im Glauben, als ſähe ich in der That den Himmel offen und würde beſeligt von einem überirdiſchen Glücke!“

„Alſo auch dieſes Bild iſt in den Beſitz der Frau Fürſtin-Mutter gelangt?“

„Nein, und das iſt gerade ihr Kummer — eine Verfügung des Teſtamentes ſagt ausdrücklich, dieſes Bild, der koſtbarſte Schatz ſeiner Sammlung, ſolle öffentlich verſteigert werden.“

Auf Rodenberg's bleichem Geſichte erſchien ein trübes Lächeln:

„Gönnt Alles ſeinen Erben,
Den Becher nicht zugleich!

Er wußte wohl,“ ſagte er, „welch leidenſchaftliche Verehrerin dieſes Bildes ſie war!“

„Nun, und was weiter?“ fragte Walter — „das werden ſie ganz unter ſich abmachen: der Verſteigerer bietet

das Bild aus zu tauſend Thalern, ein ſchüchterner Liebhaber ſchlägt vielleicht zehn Groſchen darauf, um alsdann durch den geſtrengen Blick irgend einer Excellenz daran erinnert zu werden, daß dieſes Daraufbieten im gegebenen Falle eigentlich eine Unverſchämtheit ſei!"

„So wird es doch wohl nicht kommen," meinte Olfers; eine weitere Beſtimmung beſagt, daß der Verkauf dieſes Bildes in ſechs Zeitungen bekannt gemacht werden ſolle. Das iſt nun allerdings ziemlich raſch geſchehen und die Verſteigerung wird in den nächſten Tagen Statt finden."

„Hätteſt Du keine Luſt dazu?" fragte Warren mit leuchtendem Blicke; „wie wäre es, wenn wir einige Tauſend Pfund daran wendeten?"

„Und die allerhöchſte Ungnade, junger Diplomat — Du würdeſt Dich nicht nur hier unmöglich machen, ſondern auch an manchen anderen Höfen als ſehr rückſichtsloſes mit Achſelzucken empfangen werden!"

„Du weißt, daraus mache ich mir nicht viel, und was meine diplomatiſche Laufbahn betrifft, ſo fürchte ich, daß ſie am längſten gedauert hat — ich will mein Leben auf andere Art genießen, mit und bei Euch genießen, und wenn ich auch ſelbſt kein großer Künſtler werden kann, ſo werde ich ſtolz ſein auf den Titel eines Beſchützers der Kunſt!"

Er hatte das mit komiſchem Pathos geſagt und ſetzte nun in ſeinem gewöhnlichen Tone hinzu: „So weit es meine Mittel erlauben."

„Reſpect davor — Warren hat alles Zeug, ein kleiner Mediciier zu werden!"

„Ja, aber vor der Hand nicht genug, um einen ſolchen

ächten Murillo zu kaufen — die Perle aller Bilder dieſes unvergleichlichen Meiſters, welche ſich außerhalb ſeines Vaterlandes befinden — zweitauſend Pfund — fünfzig- bis ſechszigtauſend Franken iſt allerdings eine hübſche Summe, doch werden ſie das Bild dafür nicht fortlaſſen."

„So ſoll jeder von uns noch einen Thaler zehn Silbergroſchen darauf legen — ſeid Ihr damit einverſtanden? — — Doch glaube ich, Olfers hat Recht — wenn die richtigen Leute hieherkämen und das Bild nur annähernd bis zu ſeinem Werthe hinaufgetrieben würde, ſo könnten wir von hundert- bis hundertfünfzigtauſend Thalern hören!"

„Die Marcheſa hatte Luſt, es zu kaufen, und ich bedauere jetzt beinahe, daß ich ihr nicht zugeredet habe — ſie möchte ihren berühmten Landsmann nicht hier laſſen, ſagte ſie — ich brachte das Geſpräch nicht wieder darauf, und da ſie vor ihrer Abreiſe andere Sachen im Kopfe zu haben ſchien, ſo muß ſie Bild und Verſteigerung vergeſſen haben; jetzt thut es mir leid — ihr wäre es gleichgültig geweſen, ſo ein hunderttauſend Thaler daran zu wenden."

„Gott erhalte ſie!" ſagte Walter, indem er ſeine Hände aus den Taſchen hervorzog und feierlich zuſammenlegte, wobei er auf ſeinem Stuhle eine tiefe Verbeugung machte — „das iſt eine würdige Dame, eine erhabene Beſchützerin der Kunſt, in Wahrheit eine höchſte und allerhöchſte Perſon — hätte ich nur meine verdammte Beſcheidenheit laſſen können, ſo ſäße ich faſt als ein wohlhabender Mann vor Euch, denn als ihr Oheim, jener vortreffliche Hidalgo, meine Rechnung regelte, erſuchte er mich, irgend eine beliebige Summe als Vorſchuß für künftige Bilder anzunehmen — ſo was iſt einem deutſchen Künſtler noch nie vorgekommen!"

„Und das Neue, Ueberraſchende daran vermochte Dich auch wohl, dieſen Vorſchlag abzulehnen?“

„Ich ſchämte mich ein wenig, denn der edle Don Joſe hatte meine kleine Rechnung ohnehin aus freien Stücken ſchon um etwas ganz Erhebliches vermehrt; deßhalb verbeugte ich mich und ſprach: ‚Walter, mein theuer Don, iſt ein gewiſſenhafter Künſtler — Walter könnte ſterben, ehe er ſeine Aufträge beendigt hat, und es wäre dieſem Walter ſehr unangenehm, wenn er darob im Grabe keine Ruhe fände und als malendes Geſpenſt umgehen müßte!‘“

„Eine gräßliche Idee — ein malendes Geſpenſt — ſchade, daß Rüding nicht da iſt — es gäbe ihm Stoff zu einem Bilde!“

„Gewiß,“ fuhr Walter mit ausnahmsweiſe heiterem Geſichte fort, „und man würde alsdann dieſem Malergeſpenſte anſehen, daß es Hunger gelitten, wie Rüding's berühmte Zigeunerknaben von damals!“

„Was macht Rüding?“ warf Olfers ein.

„Man ſagt, er ſei von der Kunſt zur Mechanik übergegangen, irgendwo Director einer großen photographiſchen Anſtalt geworden und habe für ein paar gelungene Photographieen einen Orden bekommen — das Ziel aller ſeiner Wünſche — doch ich bin noch nicht zu Ende mit meinem begeiſterten Lobe für die ſchöne Marcheſa und ihren unvergleichlichen Oheim: ‚Gut,‘ ſprach dieſer würdige Mann, nachdem ich abgelehnt und mit ſtolzem Bewußtſein vor ihm ſtand, ‚doch werden Sie mir erlauben, daß ich im Auftrage meiner Nichte bei deren Banquier eine Summe deponire, genügend für Sie, Herr Profeſſor, zu einer Reiſe nach Spanien, denn es könnte wohl vorkommen, daß die Marcheſa

Sie dort zu ſehen wünſcht, um mit Ihnen über neue Kunſtwerke zu reden' — was ſagt Ihr nun?"

Rodenberg ſagte gar nichts, da er mit verſchränkten Armen dicht vor deren Bilde ſtand.

Olfers meinte, die Marcheſa ſei eine Dame von eben ſo viel Geſchmack als Geiſt, welche einen richtigen Gebrauch von ihrem ungeheuren Vermögen mache.

Und Warren fragte mit einem heitern Lachen: „Wißt Ihr denn auch ſchon die wunderbare Geſchichte mit Schlegel?"

„Was iſt es mit ihm?" klang es aus dem Munde Rodenberg's, ohne daß er ſich umwandte.

Doch murrte Walter dazwiſchen: „Wie kann man mich mit dieſem Schlegel unterbrechen, während ich noch ſehr Vieles zum Lobe meiner hohen Dame zu ſagen habe?"

„Es betrifft ja ebenfalls Deine hohe Dame, wie Du ſogleich hören wirſt — Schlegel wurde vor ſeinen erhabenen Chef beordert und ihm mit geziemender, vornehmer Weiſe angekündigt, daß man allerdings die Gnade haben wolle, ſeine Anſtellung fortbeſtehen zu laſſen, daß man aber höheren Ortes erwarte, er werde ſich durch Fleiß und vor allen Dingen durch ein ſtrenges dienſtliches Betragen dieſer allerhöchſten Gnade würdig machen."

„Nun?" fragte Rodenberg, ſich raſch umwendend.

„Ich meine, ich könnte Schlegel ſehen," warf Walter dazwiſchen, „wie er in jenem Augenblicke vor ſeinem hohen Chef ſtand, in baumwollenen Handſchuhen, an denen ſich verſchiedene Farbenſpuren zeigten, ſeinen breitrandigen Hut in der Linken, auf den er mit der Rechten wie auf ein Tamburin ſchlug."

„Ja, ja," fuhr Warren fort, und dazu ſprach er mit

ſeiner tiefen Baßſtimme: „Ich danke dem Herrn Baron für die gute Meinung, für die allerhöchſte Gnade und für das dienſtliche Betragen — lieber aber wäre es mir, wenn mir mein Abſchied gegeben würde — ich habe keine Luſt, länger da zu bleiben!“

„Das iſt unvorſichtig von Schlegel!“ meinte Rodenberg in einer ſchmerzlichen Erregung.

„Ganz und gar nicht, denn er hat eine viel beſſere Anſtellung bekommen: er wurde von Don Joſe unter fabelhaften Bedingungen nach Granada geſchickt, um dort die letzte Hand anzulegen an die Ausſchmückung eines Schloſſes, welches die Marcheſa de Montercy gebaut hat!“

„A—a—a—ah,“ machte Rodenberg, „deßhalb ſah ich ihn nicht mehr — ich dachte ſchon, er hätte mein vergeſſen!“

„Der Dich vergeſſen?“ brummte Walter — „ich ſage Dir, nach Deiner Kataſtrophe, während Du krank lagſt, lief er umher wie ein angeſchoſſener Eber, war gegen Jedermann grob, rannte auf der Straße nicht ſelten gegen die vornehmſten Perſonen und hatte es ganz beſonders auf die Hühneraugen ihm mißliebiger Leute abgeſehen — mir iſt es ein großer Troſt, daß, wenn ich einmal nach Spanien gehe, ich ihn dort finde — in dem Falle gingeſt Du auch mit, nicht wahr, Rodenberg?“

„Ich?“ fragte dieſer achſelzuckend — „was ſoll ich dort machen? Sobald meine kleinen Angelegenheiten hier geordnet ſind, will ich ein paar alte Erinnerungen auffriſchen, ich will unſere Akademie-Stadt wiederſehen und den Wald, wo wir oft ſo glücklich und heiter waren; ich will den

mit einer Guitarre verſehen, und klimpern und präludiren ſo lange, bis ſich ein ziemlicher Volkshaufe um ſie verſammelt; dann geht ihr Spiel in eine melancholiſche Melodie über, bei welcher der Mann die Stimme der Frau ſecundirt, und ſie ſingen die Strophe eines Liedes, welches ſie alsdann gedruckt zum Verkauf anbieten. Welchen Inhalts aber dieſe Geſänge ſind, kann man aus einer kleinen Probe entnehmen, die ich hier mittheile; ich mußte das lange unter meinem Fenſter mit anhören, und meine Leſer können ſich denken, daß es mir ein eigenthümliches Gefühl verurſachte, als ſie ſangen — „Der Berſagliere zieht in den Krieg:

Per combatter gli Allemani,
Che vantavan farci a brani;
Ignorando la sua sorte
Se inconstrasse o no la morte.
Giunto in Italia
E con mano sicura
Batte i Tedeschi
Senza nissuna paura.

Faſt täglich hat man hier in Genua Gelegenheit zur See nach Livorno zu fahren; außer der engliſch-orientaliſchen Geſellſchaft, welche ſeit kurzer Zeit zweimal den Monat ihre großen ſchnellen Schiffe von Neapel nach Marſeille gehend hier anlegen läßt, gehen faſt jeden Tag die Fahrzeuge zweier andern Geſellſchaften, die der ſardiniſchen Compagnie, mit guten, ziemlich großen Schiffen, ſowie die kleinen und ſchwachen Dampfer eines andern Vereins. Obgleich die Fahrten auf den letztern etwas billiger ſind, ſo werden ſie doch von Fremden nur mit ſeltenen Ausnahmen benutzt, und man wartet lieber einen Tag, um mit den Dampfbooten der ſardiniſchen Compagnie gehen zu können. Der Preis von hier nach Livorno iſt für eine Perſon auf der erſten Claſſe 40 Francs, was für eine einzige Nacht ziemlich viel iſt; indeſſen laſſen die Agenten auf dem Bureau, namentlich wenn man mit Familie reist, mit ſich handeln und gern von der ganzen

Reichsapfel beſuchen und ſehen, welch junger Nachwuchs in unſeren Zimmern haust; dann will ich ein paar Tage in Köln verweilen und dort jener Stunden gedenken, die wir in dem alten Hauſe in der Rheingaſſe zuſammen verlebt."

„Das ſind Fledermaus-Ideen, die zu gar nichts Geſcheitem führen."

„Dann will ich mir einen ſtillen Wald aufſuchen, mir dort bei irgend einem Förſter ein Zimmer miethen und meine Zeichnungen zu den deutſchen Märchen wieder vornehmen."

Roderich war dicht an ihn herangetreten, hatte ihm eine Hand auf die Schulter gelegt und ſagte ihm nun mit ſeiner zu Herzen dringenden Stimme: „Vor allen Dingen aber werden Sie Ihre Freunde in Erinnerung behalten und mir das feierliche Verſprechen geben, mich wiſſen zu laſſen, wo Sie Ihren ſtillen Wald und Ihr Förſterhaus gefunden haben. — Glauben Sie denn, Egoiſt, wir würden Sie allein die Seligkeit eines ſolchen Waldaufenthaltes genießen laſſen? Nein, wir wollen dabei ſein — wir wollen an irgend einem paſſenden Orte ein neues, fröhliches Künſtlerleben beginnen!"

„Ja, nachdem wir den wunderbaren Quell gefunden, der uns vergeſſen hilft!"

„Den Quell tragen wir in uns — es iſt unſere erhabene, göttliche Kunſt — machen Sie ihm Bahn, indem Sie Kummer und Sorgen verſcheuchen, und er wird emporſprudeln, friſcher und kräftiger denn ehemals!"

„Ja," rief Walter mit komiſcher Gravität, indem er

rings um ſich her ſchaute, „trinken wir Lethe in Ermangelung von etwas Beſſerem!“

Und es war gerade, als habe der Kammerdiener des Lord Warren auf dieſen ſeinen Wink gewartet, denn er öffnete die Thür des Speiſeſaales und meldete, daß das Diner ſervirt ſei.

LIII.

„Fahre wohl, o goldne Sonne!“

Das kleine Landhaus auf der Höhe des Berges ſtand leer: Conchitta, Mercedes und Margarethe waren abgereiſt und Olfers und Warren ihnen den Tag darauf gefolgt.

Nur durch das dringende Bitten der letzteren hatte ſich Rodenberg beſtimmen laſſen, wenigſtens noch ſo lange zu bleiben, bis er Nachricht von den Freunden erhalten werde, wohin ſie ſich von Paris aus begeben würden, und dabei hatte der junge Lord geſagt, eine längere Hochzeitsreiſe läge nicht in ſeinem Plane, und wenn er ſich auf eines ſeiner Güter nach England begeben würde, ſo hoffe er zuverſichtlich, daß Rodenberg ihm folgen werde, hinzufügend: „Dort finde ich ſchon einen Wald, wie Sie ihn brauchen können, und ein Förſterhaus mit einiger Bequemlichkeit,“ und Roderich hatte hinzugeſetzt: „Laſſen Sie ſich im Bewußtſein eines guten Gewiſſens ſo häufig und ſo öffentlich ſehen, als Ihnen nur möglich iſt; daß Sie ihnen damit keinen Gefallen thun, brauche ich nicht zu wiederholen, aber thun Sie es mir zu lieb und geben Sie auf die ſauerſüßen Mienen

Acht, die ſie machen werden, wenn man Sie hier und da erblicken wird."

„Und vor allen Dingen, lieber Rodenberg," fügte Warren hinzu, „ſchonen Sie meine Pferde und Wagen nicht, dieſe edlen Thiere müſſen Bewegung haben, und hoffe ich mich auch in dieſem Punkte auf Sie, den vortrefflichen Reiter, verlaſſen zu können."

So war er denn allein zurückgeblieben und fühlte ſchmerzlich dieſe Einſamkeit; Walter hatte ſich zu einer kleinen Reiſe genöthigt geſehen, und wenn er auch Rafael ſo häufig als möglich ſah, ſo war doch die Zeit des kleinen Schriftſtellers ſo ſehr beſchränkt, daß dieſer ſie nur in den Abendſtunden ſeinem hochverehrten Freunde widmen konnte.

Der Maler ſah ſich faſt in der gleichen Lage, wie einſt, als er, von jenen Faſchingstagen heimkehrend, die Freunde ebenfalls nach allen Richtungen aus einander geſtoben fand; doch war er damals um ſo viele Jahre jünger, und die Hoffnung, ſie, die er ſo heiß liebte, wiederzufinden, ihre Verzeihung zu erlangen und dadurch doch noch glücklich zu werden, hielt ihn aufrecht.

Das war jetzt Alles verſchwunden; er hatte Juanita allerdings wiedergeſehen, ſie hatte ihm ſogar ein herzliches, liebes Wort geſagt, doch wenn er an jene Abendgeſellſchaft dachte und an jene Krankheit, welche ihn gleich darauf befallen, ſo kam ihm Alles das wie ein Traumbild vor, und es gab Augenblicke, wo er über ſich ſelbſt lächeln mußte, daß er nur habe glauben können, die ſtolze Marcheſa de Monterey habe ſich ihm in Wirklichkeit genähert, habe mit ihm geſprochen und der Vergangenheit erwähnt.

Ja, ja, es mußte ein Traum geweſen ſein, eine Fieber-

phantaſie, entſprungen aus jenem Zuſtande halber Bewußtloſigkeit, von ſchwindelhaften Viſionen, die er an jenem Abende mehrmals gehabt zu haben ſich erinnerte; hätte ſie ſonſt die Stadt verlaſſen können, ohne ihm nur ein Lebenszeichen zu geben, ohne ſich nach ihm zu erkundigen, ohne ihn wiederzuſehen? — — Und wenn er auch wohl fühlte, mit welch furchtbarem Schmerze ihn dieſe getäuſchte Hoffnung erfüllte, ſo hatte er andererſeits wieder Augenblicke, wo er hoch und frei in dem Bewußtſein aufathmete, daß nun auch die letzte und ſtärkſte der Feſſeln geriſſen ſei, die im Stande geweſen wäre, ihn im Kreiſe ſeiner Freunde zurückzuhalten, und daß er nun frei und ledig ſei, wie der Vogel auf dem Zweige.

Es war dieſes aber eine Philoſophie der Verzweiflung, und um in der gewaltigen Gegenſtrömung, welche ſein Herz erbeben ließ, nicht hoffnungslos unterzugehen, malte er ſich in ſeiner lebhaften Phantaſie ein künftiges freies und unabhängiges Leben mit den glänzendſten Farben aus. In ſolchen Seelenzuſtänden ordnete er ſeine Sachen, packte Kiſten und Koffer, ſtellte Alles das bei Seite, was er nicht mitzunehmen gedachte, und war hoch erfreut, als er ſah, auf wie wenig er ſich zu beſchränken im Stande war — ein einfaches Gewand mit weichem Hute, einen tüchtigen Stock, einen Plaid, in den die nothwendigſte Wäſche gewickelt, und ſein Skizzenbuch.

Seinem gegebenen Verſprechen gemäß — er hatte es mit ſeinem Ehrenworte bekräftigen müſſen — wollte er nur die Briefe der Freunde abwarten und dann hinausziehen in die weite, weite Welt.

Seine ehemalige Wohnung hatte er nun gänzlich geräumt,

und wenn er ſich in ſeiner jetzigen, eigentlich Warren's Wohnung umſchaute, ſo konnte er ſich eines Lächelns bei dem Gedanken nicht erwehren, daß er ſich für eine in Ungnade gefallene Größe, für einen armen Maler in ganz anſtändiger Umgebung befände: die Gemächer des jungen Lords waren eben ſo reich und elegant als geſchmackvoll möblirt, und eine Menge Kunſtſchätze, die er während ſeines Aufenthaltes hier ſchon erworben hatte, bildeten einen Hauptſchmuck der koſtbaren Einrichtung; dazu war das ganze Haus in der comfortablen und praktiſchen Art ausgeſtattet, wie man es nur bei einem jungen Engländer aus vornehmem Hauſe, der über außerordentliche Mittel zu verfügen hat, findet.

Obgleich Warren nur den unteren Stock des großen Hotels bewohnte, ſo hatte er doch auch die ausgedehnten Souterrains mit Küche und Keller inne und konnte eigentlich der Herr des Hauſes genannt werden, denn ſein Chef, der Geſandte, war ein alter Hageſtolz, der ſich auf wenige Zimmer im erſten Stocke beſchränkte, weil er ſo oft in Urlaub ging, als es ihm nur möglich war. Auch jetzt war er eben ſo, wie ſein Attaché, wieder abweſend, und die Geſchäfte der Geſandtſchaft wurden durch den erſten Secretär beſorgt, welcher aber verheirathet war und nicht im Hauſe wohnte.

Regelmäßig jeden Morgen erſchien der Haushofmeiſter Lord Warren's, um ſich nach den Befehlen Rodenberg's zu erkundigen, und unterließ das niemals, ſo oft auch Rodenberg ſchon darum gebeten hatte. „Ich habe keine Befehle zu geben," ſagte der Maler dem alten, ernſten Manne mit der weißen Halsbinde, „man verſteht mich ja aufs verſchwenderiſchſte mit Allem, was ich brauche und nicht brauche: man ſervirt mir ein reiches Frühſtück und noch ein reicheres

Diner; man fragt, ob ich reiten oder fahren will, in meinem Vorzimmer sitzt einer der Leute, der stets zu Ausgängen für mich bereit ist. — Sie sollten mich nicht so verwöhnen, mein lieber Herr Augier, ich komme mir vor, wie der verwünschte Prinz im Märchen, nur mit dem Unterschiede, daß ich den Zeitpunkt ganz genau voraussehe, in welchem diese zauberhafte Umgebung für mich nicht mehr da sein wird und ich von dannen pilgere mit jenem einfachen Wanderstabe dort in der Hand."

„Und doch hörte ich Seine Herrlichkeit mehrmals sagen," antwortete der Haushofmeister mit einer tiefen Verbeugung, „daß Herr von Rodenberg uns die Ehre erzeigen würde, mit Seiner Lordschaft nach England zu gehen; Seine Lordschaft haben daraufhin schon befohlen, das Wald-Cottage bei Lyttonhall für Sie einzurichten."

„Das ist eine große Güte von Seiner Herrlichkeit, doch werde ich wohl in der nächsten Zeit keinen Gebrauch davon machen können."

Der eben erwähnte Diener trat in diesem Augenblicke aus dem Vorzimmer herein und überbrachte auf einem silbernen Teller eine Karte.

»Madame la Comtesse de Tornichieff,« las Rodenberg — „ich kenne diese Dame nicht, es ist vielleicht ein Irrthum, wahrscheinlich sucht sie Lord Warren."

„Die Dame, welche noch im Wagen sitzt, nannte Ihren Namen, Herr von Rodenberg."

„So lassen Sie die Frau Gräfin eintreten, und ich will hören, was sie will."

Der Diener ging hinaus, und gleich darauf rauschte es im Vorzimmer, die Ankunft einer sehr vornehmen Dame

oder wenigſtens eines ſehr weiten Gewandes von ſchwerem Seidenſtoffe anzeigend.

„Leonie! — Fräulein — Gerhold — oder Frau Gräfin Ternichieff — Sie ſehen mein Erſtaunen!“

„Und finde es vollkommen gerechtfertigt,“ erwiederte ſie mit einer heiteren Miene, wobei ſie auf Rodenberg zueilte, ihm ihre beiden Hände entgegenſtreckte und hinzuſetzte: „Ehe ich Ihnen aber dieſes Räthſel löſe, will ich Ihnen meine herzliche Freude ausdrücken, Sie ſo wiederzuſehen — Undankbarer!“

„Sie ſchwächen dieſe Theilnahme durch eine Ungerechtigkeit ab, ich bin nie undankbar — einer meiner erſten Gänge war, einen Beſuch bei Ihnen zu machen, um Ihnen meinen beſten Dank abzuſtatten für die freundliche Sorgfalt, die Sie mir bewieſen.“

„Reden wir lieber nicht darüber, oder wenn ich mein Wort von vorhin vertheidigen darf, ſo erinnern Sie ſich jenes Abends, wo Sie nach tagelanger Bewußtloſigkeit Ihre Freunde wiedererkannten. Mit dieſer Benennung meine ich Walter und Rafael, denn daß ich Ihnen eine Zudringliche, eine Ueberläſtige war, ſah ich deutlich an dem erſten und einzigen Blicke, den Sie auf mich warfen.“

„Sie rechnen zu hart mit mir, Leonie — Sie ſagten ja ſoeben, ich ſei damals kaum zum Bewußtſein erwacht.“

„Ja, nach einem erquickenden Schlafe ſo geſtärkt, daß Sie herzliche Worte des Dankes fanden für die Theilnahme, die man ihnen bewies. — Worte, die aber nicht an mich verſchwendet wurden. — — Laſſen Sie mich einen Augenblick darüber reden,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe, plötzlich ernſt werdend, hinzu; „ich muß darüber reden, denn die

Härte, mit der Sie mich damals behandelten, iſt mit ſchuld daran, daß wir uns ſo wiederſehen."

„Daß ich die Gräfin Tornichieff vor mir ſehe? Ich hoffe nicht, Leonie."

„Ja, Arthur — doch ich will Ihnen darüber keine Vorwürfe machen — was ich gethan, lag ja in meinem freien Willen, und hoffe ich, auf dieſe Art glücklich, wenigſtens zufrieden leben zu können. — O, ich war an jenem Abende ſo ſelig," fuhr ſie in einem weichen Tone fort, „als ich, Ihre Hand faſſend, fühlte, daß das garſtige Fieber verſchwunden war, o, ſo entzückt, daß ich mich nicht enthalten konnte, meine Lippen auf dieſe Hand zu drücken — ein Glück für mich, daß ich es that; denn Sie zerriſſen auf einmal alle meine Illuſionen und ſagten mir mit einem einzigen Blicke, den ich beſſer begriff, als früher Hunderte Ihrer Worte, wie fern ich Ihrem Herzen ſtand."

„Ich wußte es damals nicht, Leonie, daß Sie mich ſo treu gepflegt."

„Und wenn Sie es gewußt hätten, lieber Rodenberg, ſo würde ich wahrſcheinlich mein beſcheiden Theil des Dankes erhalten haben, vielleicht auch ein paar innige Worte, die mich in dem alten Wahne gelaſſen hätten. — Doch gehen wir darüber hinweg," ſagte ſie und ſetzte mit ihrem gewöhnlichen, muthwillig heiteren Tone hinzu: „ich hielt es für nöthig, Ihnen das ſentimentale Fundament zu zeigen, auf das ich meine jetzige Größe gebaut, und nun werden Sie mir erlauben, daß ich mich für ein paar Augenblicke ſetzen darf — lange werde ich Sie nicht beläſtigen, denn wenn Sie auch heute vielleicht mehr Zeit für mich hätten, als

dieſes wohl früher der Fall war, ſo ſind meine Augenblicke leider gezählt."

Ob in dieſen Worten eine kleine Bosheit zu finden war, darüber hatte der Maler keine Luſt, weiter nachzudenken; er rollte für die Frau Gräfin einen Fauteuil herbei, auf den ſie ſich mit dem ihr eigenen Anſtande niederließ, wie das keine geborene Fürſtin beſſer gemacht haben könnte. Dabei wußte ſie mit einer reizenden Coquetterie ihre Robe wie eine Wolke um ſich auszubreiten, den ächten indiſchen Shawl von den Schultern herabfallen zu laſſen und ihren Fächer beſcheiden in der Hand zu halten, während ſie für ein paar Secunden mit einem leichten Seufzer ihre Augen niederſchlug. „Ja," ſagte ſie alsdann mit einem etwas affectirten Tone, „ſo ſehen wir uns wieder; ich hätte das vor Kurzem nicht gedacht, und Sie gewiß auch nicht."

„Ich geſtehe Ihnen, Leonie, daß ich vor Erſtaunen gar nicht zu mir kommen kann, und harre mit Begier der Erklärung, die Sie mir zu geben verſprachen."

„Das iſt ſo einfach und doch ſo bedeutend: es war vergangenes Jahr in Baden, daß ich zufällig den Grafen Ternichieff kennen lernte."

„Ein Ruſſe?"

„Vollblut," gab ſie mit einem ſo komiſchen Augenaufſchlage zur Antwort, daß Beide unwillkürlich in ein lautes Lachen ausbrachen, „aber ein ſehr braver und reſpectabler Edelmann; jung iſt er nicht mehr, näher an den Sechzigen als an den Fünfzigen — ſchön? — das kann man auch gerade nicht ſagen; es wäre mir auch nicht möglich geweſen, die Frau eines ſchönen Mannes zu werden; es paßt das nicht zu einer Convenienz-Heirath."

Summe 10 Procent und auch noch mehr nach; doch muß man dieß Verfahren kennen und feſt darauf beſtehen. Für den Preis von 40 Francs iſt die Beköſtigung einbegriffen; doch will das nicht viel heißen, denn die meiſten Reiſenden eſſen am Land, und legen ſich gleich bei der Abfahrt auf Sopha und Betten, um der Seekrankheit zu entgehen. Wer aber trotz dem Schaukeln des Meers ſeinen guten Appetit behält, und gern ein ſolides Nachteſſen zu ſich nimmt, auch am andern Morgen Kaffee mit Milch nicht verſchmäht, ohne noch extra hierfür bezahlen zu müſſen, der verlaſſe ſich nicht auf die gedruckten Anpreiſungen dieſer italieniſchen Geſellſchaften, ſondern erkundige ſich im Detail, was man zu erhalten und was man nicht zu erhalten hat. So las man z. B. auf den gedruckten Zetteln der ſardiniſchen Compagnie: „Il paſſeggiere di 1a e 2a claſſe gode d'un completo trattamento, 1a claſſe vino compreſo", und als man uns auf dem Schiff hatte, bewies uns der Riſtoratore, daß dieſer vollſtändige Lebensunterhalt für den Tag aus einem einmaligen und ſehr geringen Eſſen beſtehe, „denn", ſagt er pfiffig lächelnd und die Achſeln bis an die Ohren hinaufziehend, „auf den Fahrbillets der einzelnen Herrſchaften ſtehe es ja nicht anders gedruckt", und der Italiener hatte Recht; denn im Widerſpruch mit jener erſten Anzeige ſtanden dort auf einer Ecke des Papiers die Worte: das Trattamento beſtehe aus einem einzigen pranzo.

Unſer Schiff war der „Corriere Siciliano", ein ganz neues im Jahr 1852 erbautes Boot, ſeine Einrichtungen waren reich und elegant, ſeine Maſchinen kräftig. Es ſchien nun aber ſchon einmal auf dieſer Reiſe unſere Beſtimmung zu ſein, mit den Couriern nicht gut von der Stelle zu kommen. Die Abfahrt dieſes Sicilianers war auf 7 Uhr Abends feſtgeſetzt, doch wurde mit dem Einſchiffen großer Wagenladungen ſo ſpät begonnen, daß wir erſt um 11 Uhr aus dem Hafen hinausdampften. Der Conducteur des Schiffs, den einige hierüber zur Rede ſtellten, ſchloß ſanft lächelnd ſeine Augen, ſchnalzte mit der

„Ich verstehe."

„Der Graf nahm sich vor einem Jahre die Freiheit, mir Anträge machen zu lassen," fuhr sie achselzuckend fort, „worauf ich ihm mit einer kolossalen Unverschämtheit antwortete und augenblicklich abreiste. Er folgte mir hieher, um meine Verzeihung zu erlangen, doch nahm ich ihn nicht an. Da erkrankten Sie, lieber Rodenberg, und wie ich Sie pflegte, wissen Sie — ach, ich hatte dabei Augenblicke, wo ich wähnte, doch noch glücklich werden zu können — Augenblicke ...."

„Halt! Leonie," fuhr er ihr rasch ins Wort, „Sie wissen, wie gut ich es stets mit Ihnen gemeint; Sie werden nicht vergessen haben, wie gern ich mich bemühte, Ihnen kleine Dienste zu leisten; aber Sie werden dagegen folgerecht sein und mir eingestehen, daß ich mich Ihnen nie, auch nicht einmal im Scherze, näherte und Ihnen Veranlassung gab, zu glauben, in meinem Herzen spreche etwas mehr für Sie, als das Gefühl der Freundschaft."

„Ich will die Wahrheit Ihrer Worte mit einem Eide bekräftigen, und doch gab es Augenblicke, in welchen ich mich einem anderen, schöneren Glauben hingab — warum soll ich es Ihnen nicht sagen, Rodenberg, was Sie doch schon lange gewußt, daß ich Sie liebte, heiß und innig liebte, wie dieses wilde Herz nur zu lieben vermag. Freilich hat es sich etwas beruhigt, dieses arme Herz; es ist eine friedliche, aber fest verschlossene Ruhestätte geworden, und wenn ich einmal hoch im Norden bin unter Schnee und Eis, da wird die Sache schon werden, wie sie sein soll. — Dann wurden Sie wieder besser," fuhr sie in ruhigem Tone fort, „und als ich darauf, zur Erkenntniß gekommen, nach Hause ging und dort mit

tief betrübtem Herzen in meinem Fauteuil lag, kam das Schicksal in Gestalt eines förmlichen Heirathsantrages des Grafen Ternichieff mit einem leidenschaftlichen Briefe, daß er ja zu Allem gern bereit sein, sich allen meinen kleinen und großen Launen fügen wolle, und so willigte ich ein."

Rodenberg war dicht neben sie getreten, und da er sich etwas hinabbeugte, reichte sie ihm ihre Rechte, die er stumm an seine Lippen drückte; er sah, wie ihr Auge seltsam flimmerte, und wußte es ihrem starken Herzen Dank, daß sie trotzdem heiter lachend fortfuhr: „Ich habe ihm meine Bedingungen gestellt, von denen ich glaubte, daß ihm einige hart erscheinen würden; doch glitt er über Alles das mit einer wunderbaren Zuvorkommenheit hinweg, versprach mir, an seinem Palais zu Moskau einen Wintergarten bauen zu lassen, in welchem ich bequem spaziren reiten könne, und als ich ihm sagte, ich gebrauche täglich zu meinem Bade ein Dutzend Flaschen Eau de Cologne, fand er diese Idee entzückend ...."

„Und Sie sind da, um von mir Abschied zu nehmen, Leonie?"

„Es scheint mir selbst so," erwiederte sie achselzuckend, „doch was man so unter Abschiednehmen versteht, wollen wir vernünftiger Weise bleiben lassen; wir reichen uns die Hände und sagen: auf Wiedersehen! — Ehe dieses aber geschieht," fuhr sie zögernd fort, „muß ich mich eines wichtigen Auftrages entledigen, den ich an Sie übernommen; es war vielleicht eine kleine Rache, daß ich ihn bis jetzt nicht ausführte."

„Von wem rührt dieser Auftrag her?"

„Von einer Dame.“

Rodenberg wurde aufmerksam, doch sagte er kopfschüttelnd: „Ich wüßte keine Dame unserer Bekanntschaft, die ich mit einem wichtigen Auftrage an mich zusammenreimen könnte.“

„Es war an jenem Abende, wo Sie wieder zum Leben erwachten, als eine Dame Sie besuchte. Sie lagen noch in Ihrem tiefen Schlafe. Ich empfing diese Dame ....“

„In welcher Eigenschaft empfingen Sie diese Dame?“ fragte er mit einem sonderbaren Tone.

„Ich sprach mich darüber begreiflicher Weise nicht aus; doch schien ich auf jene Dame den ganz richtigen Eindruck zu machen.“

„Und welchen richtigen Eindruck?“

„Nun, den eines jungen Mädchens, die einen Geliebten pflegt,“ gab sie in dem ihr natürlichen leichtsinnigen Tone zur Antwort.

„Sie erkundigte sich angelegentlich nach Ihnen; ich bemerkte tiefe Theilnahme in ihren schönen Zügen, sie trat an Ihr Bett, während Sie fest schliefen, und wenn ich mich nicht irre, so berührte sie Ihre Stirn mit ihren Lippen.“

„Und wer war es?“ fragte er wiederholt und mit großem Ernste.

Die Gräfin Ternichieff hatte ihre Rechte in eine verborgene Tasche ihres Kleides versenkt und brachte jetzt etwas daraus hervor, was sie Rodenberg darreichte, welcher hastig das Papier abriß und alsdann einen flammenden Blick auf Leonie warf — er erinnerte sich, das Armband gesehen zu haben, er ahnte die ganze fürchterliche Wahrheit, und eine glühende Röthe bedeckte seine Stirn.

„Die Dame ſagte mir, ſie verlaſſe in den nächſten Tagen die Stadt, und bat mich dringend, ihr, ſo oft es mir möglich ſei, Nachrichten von Ihrem Befinden zu geben.“

„Und wer war die Dame? Nach Allem dem, was Sie gethan, bitte ich Sie, auch damit nicht zurückzuhalten!“

„Es war die Marcheſa de Monterey.“

„O, mein Gott,“ rief Rodenberg, „ich habe es geahnt! — Warum haben Sie mir das gethan?“

Die Gräfin Ternichieff hatte die Hände zuſammengefaltet in den Schooß gelegt und ſchaute ihn, ſtatt zu antworten, mit einem langen Blicke an.

Er verſtand dieſen Blick und wandte ſich raſch von ihr ab gegen das Fenſter und verharrte dort eine Zeit lang im ſchmerzlichſten Nachſinnen.

„Glauben Sie nicht, Arthur,“ ſagte ſie nach einer peinlichen Pauſe, „daß es damals Rache von mir war, ſo zu handeln — wäre es ſpäter geweſen, ſo hätten Sie es ſo nennen können — damals wagte ich noch zu hoffen, damals hatte mir Ihr kalter, verletzender Blick noch nicht geſagt, daß ich Ihnen an Ihrem Krankenlager läſtig und zudringlich erſchien — warum beeilte ſich auch die Marcheſa ſo ſehr, ihren Beſuch abzukürzen, und warum verließ ſie ſchon nach zwei Tagen die Stadt, wenn ſie in der That ſo großes Intereſſe an Ihnen nahm? — Ich würde das nicht gethan haben — mich ſtießen Sie zurück, Arthur, und doch blieb ich in Ihrer Nähe, bis Sie gänzlich wieder hergeſtellt waren, obgleich Sie mich nicht mehr ſahen!“

Rodenberg hätte ſie wohl darüber aufklären können, warum die Marcheſa mit ihrer ungeſtümen, leidenſchaftlichen Natur ihn und die Stadt ſo raſch verlaſſen, nachdem ſie in

Leonie ſeine Geliebte zu ſehen geglaubt; denn wie mußte er vor ihr erſchienen ſein, nachdem er kurz zuvor ſo innige, herzliche Worte mit Juanita gewechſelt — und doch war er nicht im Stande, ſich ſelbſt dieſe Frage zu ſeiner Beruhigung zu beantworten — nein, Juanita liebte ihn nicht — Juanita hatte ihn nie geliebt, denn ſonſt hätte ſie nicht zum zweiten Male, kurz abbrechend, ihm die Gelegenheit geraubt, Aufklärungen zu geben, die zu einem glücklichen, beſeligenden Ende geführt haben müßten — ſie war ihm verloren, unwiederbringlich verloren!

Die Gräfin Ternichieff hatte ſich erhoben, ſtützte ſich auf die Lehne des Fauteuils und ſchaute nach Rodenberg hin, der mit raſchen Schritten im Zimmer auf und ab ging. — „Die Marcheſa ſagte mir noch," ſprach ſie nach einer längeren Pauſe, „daß, ſo einfach der goldene Reif auch ſei, es doch das Koſtbarſte wäre, was ſie beſitze. — Und nun habe ich Ihnen Alles geſagt, Arthur, und nichts mehr zu thun, als Ihre Verzeihung zu erflehen — o, gehen Sie nicht ſo hart mit mir um," ſetzte ſie, ihre Hände zuſammenfaltend, hinzu, „laſſen Sie uns nicht ſo, wahrſcheinlich für immer, von einander ſcheiden!"

Er hatte ſeinen Schmerz gewaltſam niedergekämpft, er hatte eine Thräne in ſeinem Auge zerdrückt, und als er ſich jetzt gegen das ſchöne Weib umwandte, vermochte er es über ſich, ſie mit einem ruhigen, faſt freundlichen Blicke anzuſehen und ihr ſeine beiden Hände entgegen zu ſtrecken.

Da brachen aber ihre Thränen gewaltſam hervor, da ſchwellte ſich ihre Bruſt unter der Gewalt eines ungeheuren Schmerzes: ſie warf ſich ihm entgegen, ſie umſchlang ihn mit ihren Armen, ſie bedeckte ſeine Lippen mit heißen, glü-

henden Küſſen, doch riß ſie ſich im nächſten Augenblicke eben ſo leidenſchaftlich ungeſtüm wieder empor, hob die beiden Hände zuſammengefaltet hoch über ihr Haupt, und nachdem ſie das Bild des heißgeliebten Mannes mit einem langen, langen Blicke noch einmal in ſich aufgenommen, klang es von ihren bebenden Lippen: „So leb' denn wohl!“ und im nächſten Augenblicke war ſie ihm entſchwunden.

Drunten rollte ihr Wagen davon mit dumpfem Dröhnen, und Rodenberg, der ſich in den Lehnſtuhl geworfen hatte, horchte mit einem langen, ſchmerzlichen Gefühle auf dieſes immer leiſer werdende Geräuſch, bis auch der letzte Ton verhallt war und Alles wieder ſtill um ihn geworden, ſo furchtbar ſtill! —

Es erſchien Rodenberg als ein Glück, daß ſeine ſich wild kreuzenden Gedanken, die ihm zuweilen einen Ausruf des tiefſten Schmerzes, ja, der Verzweiflung entlockten, durch den Eintritt Rafael's unterbrochen wurden. Der kleine Schriftſteller hatte das Recht, unangemeldet zu kommen; doch als er jetzt unter der Thüre ſtand und Rodenberg's verſtörte Geſichtszüge ſah, ſo wie ſeine zuckenden Finger, die er in ſeinem dichten Haar vergraben, da blieb er ſchüchtern am Eingange ſtehen und zog, wie zu ſeiner Legitimation oder wie um Entſchuldigung bittend, ein Schreiben aus der Taſche, und erſt als ihn der Maler mit einem Kopfnicken begrüßt, kam er langſam näher.

„Ich freue mich, Dich zu ſehen, mein guter Rafael,“ ſagte Rodenberg mit tonloſer Stimme — „haſt Du etwas an mich?“

„Ja, ein Schreiben, welches mir mit dem Erſuchen

überſandt wurde, es ſicher in Ihre Hände gelangen zu laſſen."

„Es wird wohl nichts Wichtiges ſein — wirf es dort auf den Tiſch und erzähle mir irgend etwas — ſei es, was es wolle."

Rafael behielt aber den Brief in ſeiner Hand und erwiederte: „Es wäre doch vielleicht der Mühe werth, ihn gleich zu leſen."

„Weißt Du, von wem er kommt?"

„Von Don Joſe, dem Oheim der Frau Marcheſa de Monterey."

Rodenberg ſprang in die Höhe und ließ dem kleinen Manne keine Zeit, das Schreiben zu übergeben, ſondern er nahm es ihm haſtig ab und trat ans Fenſter. Der Andere blickte ihm erſtaunt nach, und dieſes Erſtaunen wurde nicht gemäßigt, als er bemerkte, wie Rodenberg den Brief raſch durchlas, dann die Hand mit demſelben ſinken ließ und dabei auf eine eigenthümlich erſchreckende Art laut hinauslachte — ſo hatte der kleine Schriftſteller weder ihn, noch überhaupt jemals einen Menſchen lachen hören.

Es dauerte wenigſtens fünf bis ſechs Minuten, ehe ſich der Maler, am Fenſter ſtehend, zu erinnern ſchien, daß außer ihm noch Jemand im Zimmer ſei. Er las das Schreiben, welches er in ſeiner Hand hielt, zu wiederholten Malen durch, und jedes Mal folgte demſelben ein neues, krampfhaftes, aber immer ſchwächer werdendes Lachen; dann warf er es weit von ſich, und erſt als er hierbei dem Papiere mit den Augen folgte, ſchien er Rafael zu bemerken, und ſagte mit zuſammengebiſſenen Zähnen: „Nun behaupte

Einer noch, daß man durch gar nichts mehr überraſcht werden könne!"

„Sie ſind furchtbar aufgeregt, mein lieber Herr Rodenberg," gab der kleine Schriftſteller ſchüchtern zur Antwort: „ich bemerkte das ſchon, als ich eintrat, und deßhalb mag Ihnen der Inhalt dieſes Schreibens wohl auch ſo zu Herzen gegangen ſein."

„O nein, das iſt es nicht — bei Gott, das iſt es nicht, wenn ich auch vielleicht durch meine Aufregung, die ich nicht läugnen will, empfindlicher als ſonſt bin — nimm dieſen Brief, mein guter, lieber Rafael — lies Du ihn als gänzlich Unparteiiſcher, und wir wollen ſehen, ob Du das Blatt nicht auch von Dir wirfſt, als brenne es Dich wie glühende Kohlen!"

Da Rafael unſchlüſſig war, ob das Verlangen Rodenberg's ernſtlich gemeint ſei, hob er das Papier zwar auf, behielt es aber in der Hand und entfaltete es erſt dann, als ihm der Andere zurief:

„Ich bitte Dich, lies, Rafael — lies laut, vernehmlich und mit dem ſchönſten Ausdrucke, deſſen Du fähig biſt!"

Rodenberg warf ſich nach dieſen Worten in ſeinen Lehnſtuhl nieder, legte ſeine zuſammengefalteten Hände unter den Kopf und blickte an die Decke empor.

„Mein lieber Rodenberg!" las der kleine Schriftſteller. „Unſere unerwartet ſchnelle Abreiſe beraubte mich des Vergnügens, mich bei Ihnen perſönlich verabſchieden zu können. Man wird Ihnen indeſſen geſagt haben, daß ich den Verſuch machte, Sie zu ſehen, ohne begreiflicher Weiſe bis zu Ihnen zu gelangen, da Sie ſich damals noch zu leidend befanden, um überhaupt Beſuche annehmen zu können."

„Davon hat man mir nichts geſagt, auch Du nicht, Rafael!“

„Ich kann feierlich betheuern, daß ich weder Don Joſe geſehen, noch von deſſen Beſuch irgend etwas erfahren!“

„Walter — Walter und ſie!“ brachte Rodenberg mühſam zwiſchen den zuſammengepreßten Lippen hervor — doch lies weiter!“

„Ich kam nicht allein aus eigenem Antriebe, ſo ſehr es mich auch intereſſirte, über Ihr Befinden, verehrter Freund, günſtige Nachrichten zu haben, ſondern auch im Auftrage meiner Nichte Juanita, welche unruhig war, direct nichts Weiteres von Ihnen zu hören, obgleich ſie dringend gebeten, daß man ihr Nachricht über Ihr Befinden zukommen laſſen möge.“

„Abermals ſie!“

Rafael hatte die letzten Zeilen mit etwas unſicherer Stimme geleſen, und ehe er fortfuhr, warf er einen Blick auf Rodenberg, den dieſer auffing und wie in Gedanken zu ſich ſelber ſprach: „Es war viel Unglück dabei — es war, als hätte es ſo ſein müſſen, daß Juanita keine Nachricht von mir erhielt — daß ſie es verhinderten, finde ich begreiflich; Walter ſprach ſich beſtändig gegen die Marcheſa aus, aber es war traurig, daß Du ſie nicht zu Hauſe treffen konnteſt, Rafael, oder nicht vor ſie gelaſſen wurdeſt!“

„Ja, das war ſehr traurig!“ pflichtete der kleine Schriftſteller in leiſem, ſchüchternen Tone bei.

„Und Du würdeſt Dich doch ſo ſehr gefreut haben, Deine ſchöne Prinzeſſin wiederzuſehen? — Doch iſt das vorbei — Alles vorbei! — Lies weiter.“

„Unruhig iſt das rechte Wort,“ fuhr Rafael zu leſen

fort, „und ich nehme es nicht zurück — ja, ſie war trotz Allem dem, was ſie erfahren, unruhig, einen Freund in Gefahr zu wiſſen, und beſonders zu einer Zeit, wo ſie nicht umhin konnte, eine längere Reiſe anzutreten. — Juanita beauftragte mich, Ihnen Alles das zu ſagen und hinzuzufügen, wie ihr das Scheiden von dort, von manchen geſellſchaftlichen Verhältniſſen, von Freunden und Bekannten unbeſchreiblich ſchwer geworden ſei, und wie nur ein Troſt für ſie darin liegen könne, wenn ſie überzeugt ſein dürfe, daß die Benennung eines Freundes von Ihnen erwiedert würde und daß Sie, mein lieber Rodenberg, Manches vergeſſend, unſerer, der Scheidenden gedenken würden mit dem innigen Gefühle einer herzlichen Freundſchaft. Da aber wahre Freundſchaft aufopfernd iſt, ſo komme ich zugleich, um von der Ihrigen ein Opfer zu verlangen: wir gehen nach Spanien zurück, nach Granada, wo Juanita ein Schloß erbauen ließ, um dort einen großen Theil des Jahres zuzubringen. Sie wünſcht aber ſehr, mit Deutſchland in künſtleriſcher Beziehung in Verbindung zu bleiben, und, um mich gegen Sie genau auszudrücken, möchte ſie von Ihnen Zeichnungen, überhaupt Alles das erhalten, was Sie in den nächſten Jahren auszuführen im Stande ſein würden. — So weit geht der Auftrag meiner Nichte Juanita, welche Ihnen ſchließlich noch tauſend herzliche Grüße ſagen läßt, und darf ich, als trockener Geſchäftsmann, mir wohl noch erlauben, Ihnen die eingebogene Anweiſung zu behändigen, wobei ich noch die Bemerkung hinzufüge, daß Juanita unglücklich wäre, wenn Sie ſich durch dieſe kleine Beſtellung veranlaßt ſähen, mehr zu arbeiten, als es überhaupt in Ihrer Abſicht gelegen — verſtehen wir uns recht, mein lieber Freund und

Zunge und ſagte darauf achſelzuckend: „Che vuole — es iſt wahr, wir fahren ſpät von Genua fort, ſind aber binnen 5 bis 6 Stunden in Livorno; dort müſſen Sie bis 8 Uhr warten, bis Sie ausſchiffen können, und ob Sie nun hier oder dort im Hafen liegen, iſt doch ganz gleichgültig — dieß Schiff", dabei ſtieß er die Zeigefinger beider Hände zuſammen, „è d'una forza ſtraordinaria, und wir kommen viel zu früh an." Dem war aber nicht ſo; entweder war die forza nicht ſtraordinaria, oder der Capitän ſparte die Kohlen, was ich eher glaube; genug, wir kamen erſt um 10 Uhr nach Livorno, und hatten alſo 11 Stunden gebraucht. Bei der Ueberfahrt war das Meer ziemlich bewegt: faſt alle Damen litten mehr oder minder; doch waren meine beiden kleinen Kinder ſo glücklich, ſich während der ganzen Nacht eines außerordentlich guten Schlafs zu erfreuen. In Livorno iſt man ſchon gewohnt, unendlich lang auf die Erlaubniß der Sanitätsbehörde zum Ausſchiffen warten zu müſſen; leider war's aber heute Sonntag, die Herren wahrſcheinlich noch im Bett oder mit ihrer Toilette beſchäftigt, und wir mußten ſo lange auf dem Schiff und noch dazu ohne Frühſtück warten, indem ſchändlicherweiſe keine Milch an Bord war, ſo daß ſelbſt einem Türken die Geduld ausgegangen wäre.

In Livorno waren alle Läden geſchloſſen, und ſonntäglich geputzt ſtrömte eine große Volksmenge durch die langen, breiten, aber einförmigen Straßen, elegante Bürger von Livorno mit ihren Frauen, Handwerker in brauner Sammtjacke, Matroſen der im Hafen liegenden Schiffe, nach dem Rang ihres Fahrzeugs herausgeputzt, die von den Kauffahrern meiſtens mit dem dunkeln farbig ausgenähten Mantel auf der Schulter, einer rothen Mütze auf dem Kopf; dort die Matroſen eines Kriegsſchiffs in ſauberer Jacke, mit dem breitumgelegten, reinlichen Hemdkragen, dem ſchwarzlakirten Hut auf dem Hinterkopf, zu ſechs bis acht Arm in Arm. Langſam und faul bei ihnen vorbei ſchlenderten Griechen und Türken mit dem rothen Fes oder Turban, die lange

hochgeſchätzter Künſtler, zeichnen Sie für uns etwas, wenn Sie ſich einmal ſehr dazu aufgelegt fühlen, und ſeien Sie verſichert, daß Sie im anderen Falle durch einen mit Bleiſtift beſchriebenen Zettel: ‚Ich befinde mich wohl und denke gern an vergangene Zeiten!‘ auf's höchſte erfreuen würden eben ſo wohl Juanita als auch Ihren ganz ergebenen Diener

Don Joſe de Monterey y Bizcarro.“

„Und Du lachſt nicht, Rafael?“ fragte Rodenberg, als der Andere zu Ende geleſen.

„Ich darf mir vielleicht erlauben,“ gab Jener nach einer kleinen Pauſe zur Antwort, „darin durchaus nichts Lächerliches zu finden — es iſt das ein ſehr herzliches und wohlgemeintes Schreiben.“

„Ah ja, ich vergaß, daß Du anders denken mußt, als ich, und doch haſt auch Du ſie ein klein wenig lieb gehabt — geſtehe das, mein guter Rafael!“

„Mit tauſend Freuden gebe ich das zu!“ entgegnete der kleine Schriftſteller, indem er ſeine Augen ſchwärmeriſch gegen Himmel erhob.

„Ich aber habe ſie geliebt, wie das ungeſtüme, unverdorbene Herz eines Mannes nur zu lieben vermag, mit dem ganzen Feuer einer erſten Liebe — ich habe ſie mit einer Liebe geliebt, Rafael, über deren Ausdehnung, über deren Gluth Du erſchrecken müßteſt, wenn ich ſie Dir begreiflich machen könnte — und ich liebe ſie noch eben ſo — das wußte ſie, das weiß ſie! Und anſtatt mir ſcheidend mit zwei Worten zu geſtehen, daß auch ich ihrem Herzen theuer geweſen, wagt ſie den Verſuch, mir meine Liebe, meine ſeligen Erinnerungen abkaufen zu wollen! — Du ſiehſt mich zweifelnd an, Dein Kopfſchütteln ſagt mir, daß Du anderer

Anſicht biſt, und ich begreife das und kann darüber mit Dir nicht ſtreiten!"

„Ich glaube," erwiederte Rafael nach einem langen Stillſchweigen, „wenn Walter hier wäre, ſelbſt der würde über dieſen Brief nicht ſo hart urtheilen."

„Gewiß nicht, er würde ihn von der praktiſchen Seite nehmen — und findeſt Du dieſe praktiſche Seite," fuhr er mit einem verächtlichen Lächeln fort, „einer ſo vornehmen und reichen Dame nicht würdig?"

„Ich bin faſt erſchrocken, als ich die Summe las: viermalhunderttauſend Franken auf den erſten Banquier unſerer Stadt, von demſelben angenommen nach Sicht — o, es muß doch etwas Schönes ſein, ein ſolches Papier ſchreiben zu können!"

„Gewiß, ſchöner, als es anzunehmen — ſo viel ich mich erinnere, iſt unten am Briefe die Adreſſe des Schreibers angegeben, alſo nahm er kluger Weiſe den Fall an, ich würde das Papier zurückſenden."

„Es kann ſein, daß Sie dieſe Abſicht haben, Herr Rodenberg," ſagte Rafael in einem beſorgten Tone, „doch erfüllen Sie mir vorher eine Bitte!"

„Und welche?"

„Laſſen Sie wenigſtens drei Tage vorübergehen, ehe Sie dieſe Anweiſung zurückſenden!"

„Glaubſt Du, ich könnte meine Anſicht ändern?"

„Ich wage das nicht zu behaupten, doch werden Sie nach drei Tagen freundlicher, herzlicher ſchreiben, als Sie es heute zu thun im Stande ſind."

„Ja, ja, mein Kopf iſt angegriffen und wüſt — ich leide ſehr!"

„So laſſen Sie uns von etwas Anderem plaudern,“ verſetzte Raſael in herzlicher Gutmüthigkeit, und dann nahm er ein kleines Tabouret, trug es hin zu dem Fauteuil, in welchem der Maler ruhte, und kauerte ſo neben denſelben, indem er die Hände auf ſeine Kniee legte und ihm freundlich in die Augen ſah.

„Ja, plaudern wir — von Dir, Raſael; Du bleibſt vor der Hand in Deiner Stellung?“

„Ich muß wohl — habe aber ſeit ein paar Tagen Hoffnung zu einer kleinen, für mich ganz angenehmen Aenderung.“

„Und worin beſteht dieſelbe?“

„Es wäre ein Avancement — unſer Bienenſtock ſoll vergrößert werden: wir wollen ein wenig in Politik und Länderkunde machen, und ich bin dazu beſtimmt, einen Flug ins Freie zu thun, fremde Wunderpflanzen aufzuſuchen und von dort Honig heimzutragen.“

„Du haſt Dich recht poetiſch ausgedrückt,“ meinte Rodenberg mit einem trüben Lächeln, „doch freut es mich für Dich, und wenn Du mich alsdann wiſſen läſſeſt, welche Gegend Du beglücken wirſt, ſo komme ich gelegentlich, um nach Dir zu ſehen.

„Zu dieſem Vorſchlage habe ich auf einem kleinen Umwege gelangen wollen,“ ſagte der kleine Schriftſteller mit einem ſehr pfiffigen Geſichtsausdrucke — unſer Journal nämlich ſoll nicht nur vergrößert werden, ſondern auch illuſtrirt erſcheinen.“

„Vortrefflich, Raſael — auf die Art kann es mir nicht fehlen, und es würde mir wahrhaftig ein Vergnügen

machen, mit Dir zuſammen zu arbeiten — beſſer iſt das immer, als die Beſtellung der Frau Marcheſa de Monterey."

„Daß ich den Vorſchlag, für eine Zeit lang fortzugehen, mit beiden Händen ergriff, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen, denn Sie ſind im Begriffe, abzureiſen, und dann," ſetzte er mit komiſcher Gravität hinzu, bin ich noch mißliebiger geworden, als ich es früher ſchon war."

„Ei der Tauſend, Rafael — auch Du ein Opfer hoher Politik?"

„Ja, ich bin ſtolz darauf — ich beſaß mit dreien meiner Collegen ein Freibillet in's hieſige Hoftheater, bin aber von dieſer Begünſtigung in Folge einer neueren, höheren Anordnung ausgeſchloſſen worden."

„Man hat Dich an meinem Grabe geopfert, guter Rafael!"

„Möglich — doch habe ich das provocirt, wie Sie das aus dieſem kleinen Artikel erſehen werden." Er zog ein Blatt ſeiner Zeitung aus der Taſche, und während Rodenberg las, fuhr er fort: „Ich habe das gewiß nicht geſagt, um mich einer Freundlichkeit gegen Sie zu rühmen; es kam aus meinem Herzen, und ich muß geſtehen, die Anerkennung für das, was Sie geleiſtet, wurde von unſerem Haupt-Redacteur noch möglichſt verſchärft."

„Ich danke Dir, doch hätteſt Du es bleiben laſſen ſollen — was ich allenfalls hier gethan und gewirkt, kommt ſpäter einmal zur Geltung, und wenn Andere vielleicht in Zukunft Hunderttauſende hinauswerfen, um durch glänzende Feſte koſtſpielige Reiſen, Geſchenke an Vertraute und Günſtlinge, durch unnöthige luxuriöſe Einrichtungen von ſich reden zu machen, ſo wird man finden, daß wir mit beſcheidenen Mit-

teln Größeres und Segensreicheres gewirkt. — Daß Euer Journal in die Höhe kommt, freut mich; auch sehe ich," fuhr er, das Blatt umwendend, fort, „daß Ihr bedeutend an Anzeigen zugenommen habt, — eine Haupteinnahme jeder Zeitung."

„Nur werden nicht alle bezahlt," meinte Rafael lächelnd; „hier ist zum Beispiel eine Anzeige, die ich jetzt während vierzehn Tagen aus ganz besonderer Liebhaberei täglich umsonst habe einrücken lassen, und zwar mit der größten Schrift, die wir in der Druckerei haben — diese da: ‚Verkauf eines unschätzbaren Kunstwerkes, eines der schönsten Originalbilder von Murillo.'"

Warum fuhr Rodenberg rasch und energisch in die Höhe, als sein Blick jetzt auf die angedeutete Stelle fiel? Warum glänzte sein Auge plötzlich, wie es seit lange nicht geglänzt? Warum zeigte sich um seine Lippen ein heiteres, ja, glückseliges Lächeln?

Rafael sah diese Veränderung, legte ihr aber einen anderen Grund bei und sagte, indem er sich schmunzelnd die Hände rieb: „Ich komme mir vor, wie ein ganz kleiner David, der die finstere Laune seines theuren Königs Saul verjagt hat, und der glücklich darüber ist. Dabei bitte ich Sie aber nur um Eines — schicken Sie nach mir, wenn Sie mich in dieser oder jener Richtung gebrauchen können."

„Gewiß, gewiß," sagte der Andere, hastig das Zimmer durchschreitend.

„Vielleicht behält mein harmloses Geplauder ein Bischen die Kraft, Sie zu erheitern, oder wenn nicht mehr, so greifen wir weiter zurück in jene Tage, wo ich meine Soli

tanzte vor dem unvergleichlichen Pudel Figaro — ich glaube, auch darin noch etwas leiſten zu können."

„Gewiß, gewiß," wiederholte Rodenberg, zurückkehrend; dann ſagte er, wie aus tiefen Gedanken auffahrend, indem er in das Zeitungsblatt ſah, welches er immer noch in der Hand hielt: „Alſo heute um drei Uhr iſt die Verſteigerung? Ah, da habe ich nicht mehr viel Zeit übrig, denn es iſt zwei Uhr vorüber. Entſchuldige mich, guter Rafael," wandte er ſich an dieſen, indem er ihm beide Hände auf die Schultern legte, „daß ich Dich eines dringenden Geſchäftes wegen verlaſſen muß — lebe wohl! — und noch Eines — ich bin in einer unzurechnungsfähigen Gemüthsſtimmung — es könnte mir einmal in den Sinn kommen, davon zu rennen, ohne vorher nach Dir geſehen zu haben; nimm mir eine ſolche Handlungsweiſe alsdann aber nicht übel; Du weißt wohl, wie gern ich Dich gehabt, wie lieb ich Dich habe und wie anhänglich ich Dir immer ſein werde — ſollte ſich aber der eben erwähnte Fall ereignen, ſo ſei verſichert, daß ich Dir von der erſten beſten Waldſchenke, wo ich mein Haupt nieder lege, ſchreiben werde, um Dir Nachricht zu geben von meinen Planen für die Zukunft — wirſt Du mir das übel nehmen?"

Statt aller Antwort ſchüttelte der kleine Schriftſteller der ſich durch die Worte Rodenberg's und beſonders durch den Ausdruck, mit dem er ſie ſprach, tief bewegt fühlte, den Kopf, nahm dann die beiden Hände ſeines Freundes, drückte ſie feſt zuſammen und alsdann gegen ſein Herz.

„So lebe denn wohl — auf baldiges Wiederſehen!"

„Gott behüte Sie, Herr Rodenberg!...."

Und nun war dieſer allein im Zimmer, allein in der

ganzen Stadt, allein in der Welt. Abgeſtreift hatte er alle Feſſeln der Freundſchaft und Liebe und konnte ſo mit leichtem Herzen einen Gang thun, der Manchem ſchwer erſchienen wäre, von dem er ſich aber eine doppelte, ſüße Rache verſprach.

Er klingelte dem Bedienten, er verlangte einen Wagen, und als ihn der Eintretende fragte, ob er das kleine Coupé oder den Stadtwagen Seiner Herrlichkeit verlange, entgegnete er faſt ungeduldig: „Nichts vom Hauſe, nichts von Lord Warren — laſſen Sie mir vom nächſten Stande einen Fiaker holen.“

Dann ging er in's Nebenzimmer, kleidete ſich raſch, aber mit äußerſter Sorgfalt an, warf ſich in den unterdeſſen herbeigekommenen Wagen und fuhr davon, nachdem er dem Kutſcher ſeine Anweiſung gegeben.....

LIV.

„Wohl bin ich frei nun, wie der Falk!“

Es war nach halb drei Uhr, als sich in einem der kleinen Höfe des fürstlichen Schlosses, da, wo sich früher die Gemächer des Prinzen Heinrich befanden, eine für diese Tageszeit unverhältnißmäßig große Anzahl vornehmer und glänzender Equipagen sehen ließ, die sich ihres Inhaltes an einer der Treppen entleerten, um darauf zu einer dicht geschlossenen Colonne zusammenzufahren, welche in der Mitte des Hofes wartend hielt, — ein Beweis, daß die Besitzer dieser Equipagen nicht gar zu lange zu verweilen gedachten. Alle Ausgestiegenen waren durch einen diensthuenden Kammerlakaien nach dem großen gelben Saale gewiesen worden, und wer da eintrat, fand sich im Angesichte einer sehr exclusiven Gesellschaft. Da waren im Hintergrunde des Saales versammelt nicht nur die obersten Hofchargen mit ihren Damen und erwachsenen Töchtern, nicht nur die Minister, nicht nur Mitglieder fremder Gesandtschaften und die Spitzen der Beamten, sondern da war auch von älteren und jüngeren Kammerherren, von Militärs, von Privatpersonen, ausgezeichneten Fremden Alles, was darauf Anspruch machte, zu

den Cercles les plus recherchés zu gehören; kurz, die Crême der Geſellſchaft — lauter blaues Blut.

Allerdings befand ſich auch gewöhnliches Volk, Kunſtfreunde, reiche Banquiers und Kaufleute, gewöhnlich im Gegenſatze zu den Hochgeſtellten dieſer Erde, in dieſem gelben Saale; doch war dieſes, ſeiner niedrigen Stellung bewußt, beſcheiden genug, ſich rechts und links an den Eingangsthüren aufzuhalten, und nur zuweilen wagte es eine kecke Natur, bis zu dem langen Tiſche vorzubringen, auf welchem die zu verſteigernden Gegenſtände aufgeſtellt waren. Wir haben abſichtlich von Gegenſtänden in der Mehrzahl geſprochen, die neben dem Bilde von Murillo zur Verſteigerung kommen ſollten, und waren dieſes kleine Nippſachen, unbedeutende Dinge aus der Verlaſſenſchaft des Prinzen Heinrich, durch deren Verkauf den zahlreichen Verehrern des Verſtorbenen Gelegenheit gegeben werden ſollte, ſich ein Andenken an ihn zu erwerben, ſowie es auch loyalen Unterthanen dadurch ermöglicht wurde, ihre tiefe Ergebenheit für das fürſtliche Haus an den Tag zu legen.

Das Bild des großen ſpaniſchen Malers ſtand auf einer Staffelei neben dem Tiſche und war mit einem grünſeidenen Vorhange verhüllt.

Man wußte in den Hofkreiſen ganz genau, daß die Frau Fürſtin-Mutter den Befehl gegeben hatte, das Bild für ſie zu erwerben, daß ſie zu dieſem Zwecke eine ſehr hohe Summe beſtimmt, ja, eine ſo außerordentliche Summe, daß der Ober-Hofmarſchall, der ſo glücklich war, mit dieſem Ankaufe betraut zu werden, lächelnd geſagt hatte: „Eure Königliche Hoheit ſcheinen mir doch, wenn ich mir dieſe Bemerkung allerunterthänigſt erlauben darf, dieſe Summe etwas

zu hoch angenommen zu haben — ein Bild für fünfzigtauſend Thaler — undenkbar!“ — ‚Wird es überhaupt Jemand wagen,‘ hatte Seine Excellenz, zufrieden lächelnd, gedacht, ‚mir gegenüber zu treten und mich zu ſteigern, wenn ich ihn mit dem gewiſſen Blicke von oben herunter oder, wenn dieſer nichts hilft, mit dem noch ſchärferen von unten herauf anſchaue?‘ — So dachte der Ober-Hofmarſchall, und doch gab es am anderen Ende des Saales Leute, welche in der feſten Abſicht gekommen waren, das berühmte Bild nicht weggehen zu laſſen, ohne darauf zu bieten, was in ihren Kräften ſtand. Allerdings waren dies gemeine, rückſichtsloſe Naturen, Kunſthändler oder dergleichen; doch können wir hier nicht verſchweigen, daß ſich zuweilen aus den recherchirten Kreiſen Einer oder der Andere, doch mit wenigen Ausnahmen faſt nur Angehörige der fremden Geſandtſchaften, gegen den Eingang hin verloren, um dort mit einem bekannten Banquier oder Kunſtfreunde zu ſprechen, dabei aber nicht unterließen, im Vorbeigehen irgend einem der eben erwähnten Händler ein paar vertrauliche Worte zuzuflüſtern.

Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Fürſtin-Mutter war an der Erwerbung dieſes Bildes ſo außerordentlich viel gelegen, daß ſie, da es gegen den Anſtand geweſen wäre, höchſtſelbſt dem Verkaufe beizuwohnen, wenigſtens in der Nähe bleiben wollte, um von dem günſtigen Reſultate ſogleich Kenntniß zu erlangen. Zu dieſem Zwecke befand ſie ſich zu Wagen in den angränzenden ſchattigen Baumgängen des Schloſſes, langſam auf und ab fahrend, von wo aus eine ihrer Hofdamen das Fenſter des Saales, in welchem die Verſteigerung abgehalten wurde, im Auge behielt und von welchem Fenſter aus der Kammerherr Freiherr von Schenk

Pfeife in der Hand, ohne von den andern Spaziergängern erſtaunt angeſehen zu werden, ebenſowenig als dort die drei oder vier Neger in möglichſt modiſcher Kleidung, deren ſchwarze, glänzende Geſichter ſo ſeltſam aus der rothen Halsbinde und zwiſchen den weißen Hemdkragen hervorſchauten, — denn das iſt ja etwas alltägliches in der bewegten Hafenſtadt.

Von hier nach Florenz fährt man mit der Eiſenbahn in vierthalb Stunden. Beim Einſteigen hatte ich noch einen Kampf mit dem Billetausgeber zu beſtehen, indem er für meine beiden kleinen Buben wie für zwei Erwachſene bezahlt haben wollte; ein Kerl in einer verblichenen Livree, der dabei ſtand, ſollte Schiedsrichter ſein und ſprach natürlicherweiſe für ſeinen Landsmann; ich aber ruhte nicht eher, bis ich einen höhern Beamten aufgefunden, der denn auch die beiden Kinder mit einem einzigen Billet paſſiren ließ.

Die Eiſenbahn von hier läuft vollkommen eben durch einen Theil der toscaniſchen Maremmen, ein ziemlich ödes und ſehr feuchtes Haideland mit nothdürftiger Cultur; das Auge fliegt gern über ſie hinweg nach den ſchönen maleriſchen Linien der Apenninen, die in duftiger, weicher Färbung, aber in ihren Formen ernſt und gewaltig am Horizont liegen. Gern hätte ich dem ſchiefen Thurm in Piſa einen Blick geſchenkt, doch iſt der Bahnhof zu weit von der Stadt entfernt, und man ſieht von ihr nichts als einige Häuſer, welche durch das Grün der Maulbeerbäume und durch dichte Rebengewinde hellgelb hervorſchimmern.

Die Einrichtung der toskaniſchen Eiſenbahn läßt viel zu wünſchen übrig; die Wagen der zweiten Claſſe ſind faſt wie die der dritten auf den meiſten Bahnen Deutſchlands, und trotz langer Stationen wird ſehr langſam gefahren. Da es ſchon halb 5 Uhr war, als wir Livorno verließen, ſo hüllte uns ſchon bald hinter Piſa eine finſtere Nacht in tiefſte Dunkelheit; auch hatten wir

durch Schwenkung seines weißen Taschentuches ein Zeichen zu geben hatte, sobald der Hammer zum dritten Male niedergefallen war.

Die Versteigerung begann, und als der hierzu beorderte Beamte das erste Stück zum Verkaufe aussetzte, näherte sich auch die Masse der an der Thür Befindlichen mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit dem großen Tische, denselben auf der einen Seite umringend, während sich der größte Theil der ‚Gesellschaft' auf der anderen Seite auf zahlreiche Stühle niederließ, welche von den Lakaien für sie in Bereitschaft gehalten worden waren.

Bei diesem Anfange des Gefechtes hatte der Versteigerer keine große Mühe — die Kleinigkeiten, welche ausgeboten wurden, waren sich in ihrem mäßigen Werthe ziemlich gleich, und da es Seiner Excellenz dem Minister des Hauses ganz gleichgültig war, ob er statt einer Reitpeitsche oder einer Cigarrentasche eine kleine Porcellanvase oder eine Theetasse ersteigere, so wurde das mit collegialischer Freundlichkeit abgemacht, und die eine Excellenz trat gern zurück, wenn die andere Excellenz ein Angebot gethan. Daß hie zu lösende Summe hiedurch nicht bedeutend wurde, versteht sich von selbst, doch war das ja nur Nebensache; lag ja der Schwerpunkt der Versteigerung, wie wir oben schon erwähnt, ganz wo anders. Zu bedauern war dies immerhin, da der ganze Erlös, inbegriffen der für das Murillo'sche Bild, durch die Güte des verstorbenen Prinzen zu einer mildthätigen Stiftung bestimmt war.

Die Vorsteher dieser wohlthätigen Stiftung, ernste Herren in schwarzen Röcken, welche sich bei dieser feierlichen Gelegenheit mit hohen, weißen Cravatten herausgeputzt

hatten, ſtanden dicht am Tiſche, und ihre bekümmerten Mienen zeigten deutlich, daß es ihnen wohl lieber geweſen wäre, wenn die eine Excellenz der anderen dieſe Reitpeitſche oder jenen Theekeſſel unter keiner Bedingung gegönnt hätte.

Dieſe kleinen Plänkeleien mochten eine halbe Stunde gedauert haben, während welcher Zeit die Anweſenden ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen der Verſteigerung und dem ungenirten Geſpräch mit ihren Nachbarn getheilt hatten — es war noch kein rechter Ernſt bei der Sache, und auf beiden Seiten ſah man Gruppen plaudernd fern vom Tiſche ſtehen, und andere, welche an den beiden Enden des Saales auf und ab ſchritten und nur zuweilen einen gleichgültigen Blick hinüberwarfen.

Jetzt aber hatte ſich der Auctionator umgewandt, die Stirn mit einem rothcarrirten Sacktuche abgewiſcht, und als er ſich jetzt wieder der Verſammlung entgegendrehte, war im Gegenſatze zu früher — er hatte nämlich bis dahin zuweilen kleine ſchelmiſche Aeußerungen in die Verſteigerung einfließen laſſen — ſein Geſicht von einem feierlichen, würdevollen Ausdrucke umfloſſen, und er ſtützte die rechte Hand auf den Tiſch, was ſein Anſehen vermehren ſollte, und ſagte: „Meine hohen Herrſchaften und verehrungswürdiges Publikum! Wir kommen jetzt zu dem zweiten Theile unſeres Geſchäftes, in welchem das unvergleichliche Meiſterwerk eines der berühmteſten Maler aller Zeiten und aller Völker dem Verkaufe ausgeſetzt wird. Ich kann hierbei die Bemerkung nicht unterlaſſen," fuhr der Beamte fort, nachdem er von einem der ſchwarzen Herren mit der weißen Halsbinde, welcher dicht hinter ihm ſtand, einen ſanften Rippenſtoß empfangen, „daß der Erlös dieſes koſtbaren Bildes, eines ächten Murillo,

durch die Munificenz Seiner Hoheit des hochseligen Prinzen Heinrich für eine mildthätige Stiftung bestimmt worden ist."

„Eine sehr überflüssige Bemerkung," murmelte der Ober-Hofmarschall, welcher dicht an den Tisch getreten war und jetzt schon durch furchtlos umhergesandte Blicke eine vorläufige, gelinde Einschüchterung versuchte.

Das Bild wurde jetzt von zwei Lakaien neben den Auctionator gestellt, und als es nun von demselben mit einer gravitätischen Handbewegung enthüllt wurde, brach von allen Seiten ein förmlicher Beifallssturm los und man applaudirte mit Begeisterung dieses wunderbare Kunstwerk.

Nach einer ziemlich langen Pause, während welcher der Versteigerer sein rothcarrirtes Taschentuch wie in einem Anfluge von Rührung ein paar Mal an seine Augen gedrückt, blickte er, den aufgestemmten Hammer in der Hand, wie Ruhe gebietend um sich her und sagte alsdann mit seiner schrillen Stimme: „Dieses Bild, ein ächter Murillo, wird um den Preis von zehntausend Thalern zum Verkaufe ausgesetzt."

Allgemeines Stillschweigen, dann eine Stimme aus dem Hintergrunde: „Und fünfhundert Thaler."

Der Hofmarschall nickte lächelnd dem Beamten zu, welcher hierauf verkündigte: „Eilftausend Thaler."

„Und fünfhundert."

Dasselbe Spiel — „Zwölftausend Thaler." — „Und fünfhundert."

Und eine Minute darauf wieder das gleiche Spiel: „Dreizehntausend Thaler" — „und fünfhundert" — nur mit dem kleinen Unterschiede, daß dem Lächeln des Ober-

Hofmarſchalls jetzt ein klein wenig Entrüſtung beigemiſcht war und daß ſchon mehrere Lorgnetten an hochadeligen Augen den unſichtbaren Bieter zu entdecken ſuchten.

Doch blieb dieſer nicht allein, und nachdem das Bild die Summe von achtzehntauſend Thalern erreicht hatte, vernahm man auch noch andere Bieter, am Tiſche ſtehend, ſowie aus dem Hintergrunde, welche das Gemälde in Kurzem auf die Summe von fünfundzwanzigtauſend Thalern hinaufbrachten.

Der Kammerherr Freiherr von Schenk, welcher an dem bezeichneten Fenſter ſtand, hatte ſchon ein paar Mal angefangen, ſein weißes Sacktuch herauszuziehen, daſſelbe aber in die Rocktaſche zurückfallen laſſen, wenn er bemerkte, wie Seine Excellenz zuweilen mit den Achſeln zuckte und wie ſich die Gegner deſſelben mit jedem Angebot mehrten.

„Dreißigtauſend Thaler.“

„Einunddreißigtauſend Thaler.“

„Zweiunddreißigtauſend Thaler.“

„Fünfunddreißigtauſend Thaler,“ hörte man die Stimme des Ober-Hofmarſchalls und ſah ihn, wie er, die Arme über einander geſchlagen, etwas rückwärts gebogen da ſtand, die Naſe hoch erhoben, ein leichtes Lächeln um die Lippen und die Augen feſt geheftet auf einen Kunſthändler, welcher ihm gerade gegenüber ſtand und gegen ihn bot, aber nicht ohne Zeichen einiger Verlegenheit und Unbehaglichkeit.

„Fünfunddreißigtauſend Thaler,“ wiederholte der Beamte, und einer der ſchwarzen Herren neben ihm ſagte kopfſchüttelnd mit gefalteten Händen halblaut zu ſeinem Nachbar:

„Das iſt ein ſehr niedriger Preis für dieſes Kunſtwerk.“

Und es war, als hätte diese Bemerkung die Brust des Kunsthändlers mit neuem Muthe umpanzert, denn er sagte: „Sechsunddreißigtausend Thaler.“

„Und fünfhundert,“ klang es abermals aus dem Hintergrunde.

„Siebenunddreißigtausend.“

„Und fünfhundert.“

„Achtunddreißigtausend.“

„Wir müssen der Sache ein Ende machen,“ sprach nun der Ober-Hofmarschall mit einer vor Aerger zitternden Stimme; „ich finde dieses Ueberbieten von einer unbeschreiblichen Rücksichtslosigkeit.“

„Horrible, da man weiß, für wen Seine Excellenz das Bild kauft!“

»C'est un manque de dévouement impardonnable!«

»C'est une honte!«

„Auf Ehre, scheußlich — man sollte dem Beamten einen Wink geben, daß er rasch zuschlägt!“

„Das darf man nicht thun — es sind zu viel Augen hier, die den Vorgang scharf beobachten!“

„Nicht zu gedenken jener beiden Schwarzröcke, die bald blaß, bald roth werden und von denen der eine schon einmal Miene machte, dem Versteigerer in den Arm zu fallen, als er zuschlagen wollte.“

„Vierzigtausend Thaler.“

Der Kunsthändler ihm gegenüber blickte rückwärts, und als er, wie es schien, aus dem Hintergrunde des Saales ein Zeichen erhalten hatte, sagte er: „Einundvierzigtausend Thaler.“

„Und fünfhundert,“ klang es abermals aus dem Gedränge.

„Söll mich der Teufel holen," hörte man einen jungen Garde-Officier einem anderen zuflüſtern, „daß mich jene Beſtie, die dort aus dem Hintergrunde beſtändig unſichtbar ihr ‚Und fünfhundert' ruft, noch mehr ärgert, als dieſer infame Kunſthändler!"

„Gewiß, es geht mir eben ſo — ſehen Sie nur Seine Excellenz an, ſie iſt daran, ſich ernſtlich zu fachiren."

„Es iſt aber auch eine noch niemals da geweſene Rückſichtsloſigkeit!"

„Wer iſt denn dieſer Kunſthändler?"

„Irgend ein Herr Müller oder Maier, handelt aber natürlich im Auftrage Anderer. Leider habe ich ſchon ein paar Herren aus der Geſellſchaft bemerkt, die zuweilen abſeits ſchleichen und ihm indirect einen Wink geben laſſen — ich will nur nicht indiscret ſein."

Der Ober-Hofmarſchall hatte ſich gegen den Freiherrn von Schenk gewandt und ihn durch einen bezeichnenden Blick an ſeine Seite gerufen. „Eilen Sie zur Frau Fürſtin-Mutter, mein lieber Baron," flüſterte er ihm zu — „Sie finden Ihre Königliche Hoheit in der großen Allee —, ſagen Sie ihr, es würde hier mit einer Rückſichtsloſigkeit auf das Bild geboten, die — die .... nun, ſagen Sie ihr, was Sie gehört und geſehen haben, und ich ließe ſie um eine neue Limite bitten, wie weit ich im ſchlimmſten Falle gehen könne — aber ich beſchwöre Sie, Baron, eilen Sie!"

Nachdem hierauf der Kammerherr mit dem Anſtande eines Hofmannes langſamen Schrittes zum Saale hinausgegangen war, um ſich vor dem gemeinen Volke keine Blöße zu geben, ſchoß er, vor der Thür angekommen, wie ein Pfeil über die Treppen hinab und war ſo glücklich, den Wagen

der Frau Fürstin-Mutter an der bezeichneten Stelle dicht beim Schlosse zu finden."

„Quel manque d'égards!" sagte die hohe Dame, nachdem sie die Botschaft Seiner Excellenz angehört — „sollte man nicht glauben, unser theurer Schwager Liebden mache sich aus dem Grabe heraus noch das Vergnügen, uns diese Freundlichkeit zu erweisen?"

„Darf ich Eure Königliche Hoheit um einen Befehl bitten?" drängte der Kammerherr.

„Sagen Sie meinem Ober-Hofmarschall, wenn es nicht anders sein könne, so solle er bis auf achtzigtausend Thaler gehen — ein horribler Preis — doch kann und will ich das Bild einmal nicht lassen — es wäre mir zu schmerzlich! — Sagen Sie ihm das und setzen Sie hinzu, ich verließe mich ganz auf seinen mir bekannten Aplomb und wäre ruhig!"

Mit dieser Botschaft stürmte der Baron von Schenk seinen Weg zurück und behielt kaum Athem genug, dieselbe in das Ohr Seiner Excellenz zu flüstern.

Die Versteigerung war unterdessen langsam fortgegangen, denn nicht bloß der Ober-Hofmarschall hatte nur in kleinen Summen geboten, sondern der Kunsthändler war ein paarmal zurückgetreten, um mit einem Bekannten zu flüstern, ehe er wieder weiter bot. Dadurch war einmal eine so gefährliche Pause entstanden, daß der Hammer schon zum drittmaligen Zuschlage in der Luft schwebte und wohl auch niedergefallen wäre, wenn nicht einer der schwarzen Herren den Arm des Beamten berührt hätte.

„Ich muß sehr bitten, das künftig zu unterlassen!" hatte ihn der Ober-Hofmarschall angeherrscht, und Jener

darauf erwiedert: „Verzeihen mir Eure Excellenz, ich dachte an meine Armen und an meine Kranken!“

„Das kümmert mich wenig — wenn dergleichen wieder vorkommt, ſo werde ich den Auctionator dafür verantwortlich machen — weiter, wenn ich bitten darf!“ — Dieſes ‚weiter‘ aber ſprach er in einem ſolchen Tone und begleitet von einem ſo herausfordernden Blicke, daß ſich der Kunſthändler achſelzuckend abwandte und ſich auch die Fünfhundert-Thaler-Stimme nicht mehr hören ließ.

„Fünfundvierzigtauſend Thaler zum erſten Male!“ ſagte der Auctionator — „und fünfundvierzigtauſend Thaler zum zweiten Male!“

„Uebereilen Sie ſich gar nicht,“ ſprach jetzt der Ober-Hofmarſchall mit einer Würde, welche einen Beifall verdient hätte — „übereilen Sie ſich nicht; man ſoll uns nicht nachſagen, als hätten wir nicht mit großer Ruhe ein neues Gebot erwarten können.“

„Bravo — unvergleichlich!“ hörte man flüſternde Stimmen aus der Geſellſchaft.

„Ich wiederhole alſo: fünfundvierzigtauſend Thaler zum zweiten Male — und fünfundvierzigtauſend Thaler zum ....“

Statt das Wort ‚dritten Male‘ aber auszuſprechen, blieb der Beamte mit offenem Munde da ſtehen, als eine bis jetzt noch nicht gehörte Stimme in ſehr ruhigem Tone ſagte:

„Fünfzigtauſend Thaler.“

Die ſchwarzen Herren mit der weißen Halsbinde fuhren wie der Blitz zurück, um einem jungen Manne Platz zu machen, welcher dieſes letzte Angebot gethan.

„Ah, Herr Rodenberg!“ tönte es von der Lippe des

Ober-Hofmarſchalls, wobei man bemerkte, wie das Antlitz Seiner Excellenz von tiefer Zornesröthe übergoſſen wurde.

Rodenberg verbeugte ſich auf eine gefällige Art und entſchuldigte ſich bei dem Auctionator, daß er leider gekommen ſei, um ihm weitere Mühe zu machen.

Der Name Rodenberg's hatte ſich, allerdings in Ziſchlauten, mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers durch die anweſende Geſellſchaft verbreitet und manchen Herrn und manche Dame, die bis jetzt behaglich in ihren Sitzen geruht, um mit großer Genugthuung das dritte letztmalige Aufſchlagen des Hammers zu vernehmen, von ihren Sitzen emporgeſchnellt und ihnen Veranlaſſung gegeben, in ſprachloſer Ueberraſchung den frechen Eindringling durch Lorgnetten und Gläſer aller Art zu betrachten.

„Iſt denn das möglich?"

„Ja, es war ſo, und wenn ſich auch der Ober-Hofmarſchall mit der Hand über die Augen fuhr, wie um das verhaßte Bild des jungen Mannes verſchwinden zu laſſen, ſo bemerkte er dieſen doch in der nächſten Secunde wieder mit einem ruhigen Lächeln vor ſich ſtehen und ſah an dieſem ruhigen Lächeln, daß er es mit einem Gegner zu thun habe, der wahrſcheinlich gut gerüſtet ſei und den er nicht im Stande war, durch Stirnrunzeln und finſtere Blicke zu verſcheuchen.

Faſt hätte Rodenberg das Bild um fünfzigtauſend Thaler gehabt, doch trat hier abermals der freundliche ſchwarze Herr ins Mittel, indem er den Auctionator flüſternd darauf aufmerkſam machte, Seine Excellenz ſeien überraſcht, ja, förmlich beſtürzt, und er möge ſich um Gottes willen nicht übereilen.

„Fünfundfünfzigtauſend Thaler!“ ſagte der Ober-Hofmarſchall.

„Sechzigtauſend Thaler!“ ſprach Rodenberg.

Die Sache wurde jetzt ſo intereſſant, daß von allen Seiten ein förmliches Gedränge um den Tiſch entſtand; überall ſtreckten ſich die Hälſe, um die beiden Kämpfer ins Auge zu faſſen. Dieſe aber boten einen ſehr verſchiedenartigen Ausdruck: der Ober-Hofmarſchall hatte die rechte geballte Fauſt auf den Tiſch geſtützt und gab ſich, aber auf keine täuſchende Art, jene ſorgloſe Miene von Gleichgültigkeit, welche der Andere ihm gegenüber durchaus nicht zu affectiren brauchte, ſondern in Wirklichkeit beſaß.

Dabei dürfen wir aber nicht verſchweigen, daß die Linke des Hauſes entſchieden für den jungen Mann Partei nahm und daß, ſo oft er ſein Gegenüber mit einer immer größeren Summe ſchlug, ein beifälliges Gemurmel, ja, gelindes Bravo erſcholl.

„Fünfundſechzigtauſend Thaler!“

„Zweiundſiebenzigtauſend Thaler!“ betonte Rodenberg etwas ſchüchtern.

„Dieſer Herr dort,“ vernahm man jetzt die etwas unſichere Stimme des Ober-Hofmarſchalls, „kam ſehr ſpät und kennt vielleicht nicht die Bedingung, welche, den Verkauf dieſes Bildes anbelangend, zu Anfang der Verſteigerung vorgeleſen wurde.“

„Darf ich Sie um den Inhalt dieſer Bedingung bitten?“ wandte ſich Rodenberg mit außerordentlicher Höflichkeit an den Beamten.

„Das Bild muß innerhalb vierundzwanzig Stunden baar bezahlt werden.“

abermals ein Gewitter mit großartigen Regengüſſen, die bis nach Florenz getreu bei uns aushielten. Es war das bei ſtockdunkler Nacht und ſehr ſpärlicher Beleuchtung eine recht troſtloſe Ankunft; mit Mühe fand ich für mein vieles Gepäck und für fünf Perſonen einen elenden Einſpänner, der durch uns aber ſo überladen wurde, daß er bedenklich hin und her ſchwankte, weßhalb ich es für das Gerathenſte hielt, abzuſteigen und zu Fuß zu gehen. Der Kutſcher that ein Gleiches, und ſo patſchten wir durch den ſtrömenden Regen dahin. Ein dritter, ſehr nothwendiger Begleiter unſeres Fahrzeugs war ein Mann mit einer Laterne, welcher uns durch die finſtern Straßen vorleuchtete, und durch deſſen Hülfe es uns nach längerer Zeit endlich möglich wurde, die Hausnummer zu finden, die wir lange vergeblich geſucht.

„Ah!“ machte der junge Mann, und das Herz Seiner Excellenz klopfte ſtärker, denn er glaubte nicht nur eine kleine Verlegenheit in deſſen Zügen bemerkt zu haben, ſondern er ſah zu ſeiner großen Genugthuung, wie Jener in der That Miene machte, ſich zurückzuziehen.

Der Feind war im Weichen begriffen, alſo Victoria! mit einer tüchtigen Salve:

„Achtzigtauſend Thaler!“

„Achtzigtauſend Thaler zum erſten Male!“ wiederholte der Beamte.

„Achtzigtauſend Thaler zum zweiten Male!“

Der Kammerherr von Schenk zog ſein Schnupftuch aus der Taſche.

„Und achtzigtauſend Thaler zum — dritten ....“

Der Kammerherr von Schenk war voreilig genug, ſein weißes Tuch flattern zu laſſen, ehe er den verhängnißvollen Schlag gehört.

Und dieſer erfolgte nicht, denn ehe der Beamte im Stande war, den Hammer niederfallen und zu gleicher Zeit die zwei letzten, Alles beendigenden Sylben ertönen zu laſſen, vernahm man die Stimme Rodenberg's, welche in ruhigem Tone, als handle es ſich um eine Kleinigkeit, zwiſchen den beiden entzückt da ſtehenden ſchwarzen Herren die Worte ſprach: „Hunderttauſend Thaler!“

Zu gleicher Zeit, und das war wohl das Kränkendſte für ſein Gegenüber, legte er, ohne den dritten Hammerſchlag abzuwarten, eine Anweiſung von viermalhunderttauſend Franken vor den Beamten hin und zog ſich alsdann beſcheiden wieder vom Tiſche zurück, ruhig in der ſicheren Vorausſetzung, daß ihm das Bild zugeſchlagen werden müſſe.

So geſchah es denn auch, nachdem der Verſteigerer möglichſt lange gezögert und Seine Excellenz zu verſchiedenen Malen mit den Blicken befragt.

„Hunderttauſend Thaler zum dritten Male!“

Und während auf der einen Seite ein lautes Ah! der Befriedigung und der Freude die dicht herangedrängte Zuſchauermenge durchflog, rauſchte es auf der anderen von den Stühlen empor und ſo eilig wie möglich zum Saale hinaus, ſo daß in wenigen Minuten von der ganzen Geſellſchaft nichts mehr übrig geblieben war, als der Ober-Hofmarſchall und der Kammerherr Freiherr von Schenk.

Der letztere ſchlug ſeine Hände wie in Verzweiflung zuſammen und ſein ſonſt beſtändig glattes und zufrieden lächelndes Geſicht zeigte jetzt Schrecken und Beſtürzung. „Um Gottes willen,“ ſtieß er mühſam hervor, „wir haben das Bild nicht, Excellenz!“

„Nein, wir haben es nicht!“

„So bin ich ein verlorener Mann, denn ehe ich das Wort ‚zum dritten Male‘ hörte, ließ ich mein weißes Taſchentuch zum Fenſter hinausflattern!“

„Gerechter Gott, was haben Sie gemacht?“

„Ihre Königliche Hoheit die Frau Fürſtin-Mutter winkten äußerſt gnädig und fuhren davon!“

„Eine Uebereilung, mein Lieber, welche Sie Ihre Stelle koſten muß,“ erwiederte Seine Excellenz der Ober-Hofmarſchall mit einem kalten, unheilverkündenden Tone — „ich werde ſogleich Ihre Königliche Hoheit die Frau Fürſtin-Mutter aufſuchen und darf es ihr nicht verſchweigen, mit welcher Uebereilung Sie gehandelt!“

Er wandte ſich raſch um und ließ den unglücklichen

Kammerherrn ſtehen — als ein Bild des Erbarmens in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle. —

Nachdem die Theilnehmer und Zuſchauer dieſer intereſſanten Verſteigerung nach und nach den Saal verlaſſen hatten, nicht ohne daß eine große Anzahl derſelben unter den herzlichſten Glückwünſchen von Rodenberg geſchieden war, wobei die Herren mit den weißen Halsbinden mit aufgehobenen Händen noch ganz beſonders betonten, daß einer ſolchen That der Segen des Himmels unmöglich fehlen könne, traf der Maler die nothwendigen Anordnungen zur Zahlung des Bildes, ſowie um daſſelbe an die Adreſſe der Frau Marcheſa de Monterey gelangen zu laſſen. Er fuhr zu dieſem Zwecke mit dem Beamten, welcher die Verſteigerung geleitet, nach dem Bankhauſe, das den Wechſel acceptirt und auch ſeit längerer Zeit Geſchäfte für die Frau Marcheſa beſorgt hatte. Er erſuchte den Chef des Hauſes, dieſer Dame über den Ankauf des Bildes und mit demſelben zugleich eine Notiz zugehen zu laſſen und ſich die Beſtimmung zu erbitten, was mit der übrig gebliebenen Summe geſchehen ſolle. Daß des Verſteigerers dabei nicht vergeſſen wurde, ſondern daß er durch ein reiches Geſchenk belohnt ward, brauchte hier eigentlich nicht erwähnt zu werden; doch wollen wir auch in dieſer Kleinigkeit unſere bekannte Wahrheitstreue nicht verläugnen.

Rodenberg hatte Alles das beſorgt mit einer faſt unerklärlichen Ruhe, im Gegenſatze zu der Aufregung, die man wohl bei ihm hätte vorausſetzen können; doch war dieſe Ruhe keine erkünſtelte, vielmehr hatte ſich ein Behagen über ihn ausgegoſſen, welches wir zu empfinden pflegen, wenn wir uns nach einem ermüdenden Tagewerke endlich aller

Sorgen entſchlagen haben und in angenehmem Nichtsthun die Bilder der letzten Vergangenheit an uns vorübergleiten laſſen.

Unter dieſen Gefühlen fuhr Rodenberg nach Hauſe und lächelte ſtill in ſich hinein, als er an dem Schloſſe vorüberkam, als er die Straßen alle ſah, durch die er ſchon unter ſo wechſelnden Verhältniſſen gewandelt war, als er endlich ſeine ehemalige Wohnung erblickte, im Aeußern bis auf die an der Thür lungernden Bedienten unverändert, wobei er ſich indeſſen des eigenthümlichen Gedankens nicht entſchlagen konnte, als kehre er heute wieder nach jahrelanger Abweſenheit zurück. Und dabei fühlte er, wie fremd ihm Alles geworden — ja, ſo fremd, daß er den Augenblick kaum erwarten konnte, wo ihm geſtattet wäre, der Stadt den Rücken zu kehren.

Glücklicher Weiſe konnte er dieſen Augenblick beſchleunigen, und er that es mit einer faſt ängſtlichen Haſt.

In der Wohnung Lord Warren's angelangt, vertauſchte er ſeinen Anzug mit dem, von welchem wir weiter oben geſprochen, und als er ſich in der einfachen Sammtblouſe ſah, um den Hals das loſe geknüpfte ſeidene Tuch, als er ſeinen weichen Hut ſchief auf ſein reiches Haar drückte und wie zur Probe ſeinen ſchweren Wanderſtab ſchwang, da flog ein behagliches Lächeln über ſeine Züge und er beeilte ſich, den kleinen Koffer, den er ſchon lange gepackt hatte, vollends anzufüllen, zu verſchließen und mit einer Aufſchrift zu verſehen, wohin ihm derſelbe nachgeſchickt werden ſolle — und eben dahin, ſagte er dem hereintretenden Haushofmeiſter, möge er auch die Güte haben, ihm alle einlaufenden Briefe zu ſenden.

„Ich mache nur eine kleine Reiſe," ſagte er zur Beſchwichtigung des alten Herrn, welcher ſtets zuvorkommend gegen ihn geweſen war und auch jetzt mit freundlicher, bittender Miene einige Einwendungen nicht unterlaſſen konnte.

„Seine Herrlichkeit werden betrübt ſein, Sie nicht mehr hier zu finden!"

„Vielleicht kehre ich raſcher hieher zurück, als Sie ſich einbilden, mein lieber Herr Augier — ſenden Sie mir die Briefe Lord Warren's, welche an mich einlaufen, und ſollten Sie Seiner Herrlichkeit ſchreiben, ſo bitte ich, ihm zu ſagen, daß ich meines Verſprechens eingedenk ſei und ihm ſo bald als möglich Nachrichten von mir geben würde. — Nun leben Sie wohl und empfangen Sie meinen innigſten Dank für alle Güte, welche Sie gegen mich gehabt!"

Der alte Haushofmeiſter drückte ihm herzlich beide Hände und ſah ihm darauf kopfſchüttelnd nach. „Es iſt doch etwas Eigenthümliches um ſo eine Künſtlernatur — könnte behaglich wohnen in einem der comfortabelſt eingerichteten Hotels, wo ihm Alles zur unbeſchränkteſten Verfügung ſteht: Dienerſchaft, Reitpferde, Equipage im Hauſe Seiner Herrlichkeit des Lords Warren — bei mir — und rennt da, den Stock in der Hand, den Plaid auf der Schulter, in die Welt hinaus!"

Als Rodenberg die Treppe hinabſprang, dachte er an Rafael. — Warum nochmals von dieſem guten Kerl einen vielleicht wehmüthigen Abſchied nehmen? Ich werde ſeiner gedenken, wie er auch meiner gewiß nicht vergeſſen wird, und daß wir uns wiederſehen, davon bin ich feſt überzeugt!"

So ſchritt er durch die Straßen, ſein Skizzenbuch unter dem Arme, den Stock in der Hand, ſeinen zuſammengewickelten

Plaid auf der Schulter, im Beſitze einer Baarſchaft, welche geringer war als die, mit der er vor ſo und ſo viel Jahren hier eingewandert.

So lange er rechts und links Häuſer hatte, ging er langſam, nach allen Seiten behaglich ausſchauend; als er ſich aber vor der Stadt befand, ſchritt er rüſtig von dannen in die Berge hinein. Da oben war ein Punkt, wo ſich die breite Fahrſtraße ſcharf um eine Felsecke herumbog, und dort blieb er, rückwärts gewandt, einige Minuten ſtehen, nochmals hinabſchauend auf die Häuſermaſſen, denen er jetzt wohl für immer Lebewohl ſagte — da lag für ihn eine traurige Vergangenheit, und dorthin, dem weiten Thale zu, an deſſen ſcheinbarem Horizonte ſich gewaltige Bergmaſſen auf einander thürmten — eine ungewiſſe Zukunft.

„Wohl bin ich frei nun, wie der Falk',
Der über die Berge fliegt,
Vor dem die Welt, die ſchöne Welt,
Hellſonnig offen liegt;
Doch hat der Falk' ſein heimiſch Neſt,
Und wo wird mir einſt Ruh'?
Ach, Keine, Keine find' ich je,
Die mich geliebt, wie Du!"

Der Künſtlerhof von Granada.

Es war im Monat Mai irgend eines Jahres — die bezeichnende Zahl thut nichts zur Sache, doch wollen wir hinzufügen, es war das Jahr, welches jenem gefolgt, in dem wir im vergangenen Kapitel vom freundlichen Leſer Abſchied genommen —, als ein Reiſender mit wenigem, aber anſtändig ausſehendem Gepäcke die Cannebière von Marſeille hinabſchritt, dann in die Straße Des Ambaſſadeurs einbog und ſich den Gaſthof gleichen Namens ein wenig beſchaute, ehe er in den finſteren Thorweg desſelben trat. Der Reiſende hatte ſich einen anderen Begriff gemacht von den Gaſthöfen dieſer ſüdlichen Stadt und von einem wenngleich beſcheidenen Zimmer — aber mit der Ausſicht auf das blaue Meer, die weißen Felſen der Küſte, auf Chateau d'If mit einem tüchtigen Stücke glänzenden Himmels dazu, welchem entlang ſeine Gedanken ſo bequem nach Spanien, ja, nach Afrika hätten ſegeln können, und nun dieſe enge Gaſſe mit dem düſtern Hauſe!

Er trat achſelzuckend ein, mußte aber einen Augenblick warten, ehe er ſich an den Portier wenden konnte, da dieſer im Begriffe war, ſich von einem Fremden, welcher gerade

ausgehen wollte, den Schlüſſel einhändigen zu laſſen. Unſer Reiſender würde dieſen Fremden weiter auch nicht beachtet haben, wenn derſelbe nicht im reinſten Deutſch geſagt hätte: „Ich gehe nach dem Hafen, um mich noch einmal genau nach der Abfahrt des ſpaniſchen Schiffes zu erkundigen.“ — Und mit welchem Klange der Stimme ſagte er das, ja, ſo mächtig ergreifend für den ſo eben Eingetretenen, daß dieſer, nachdem er einen Augenblick ſprachlos geſtanden, auf den Fremden zuſtürzte, ihn am Kragen nahm und raſch gegen ſich drehte, was indeſſen keinen großen Kraftaufwand erforderte, da der Fremde ein kleiner und ſchmächtiger Mann, unſer Reiſender dagegen eine ziemlich breite und große Perſönlichkeit war.

„Rafael — oder iſt es irgend ein Geſpenſt, das Deine Geſtalt angenommen hat?“

„Gott ſteh' mir bei — Herr Profeſſor Walter — die Freude, Sie wiederzuſehen!“

„Und die meinige doppelt, weil Du Dich ſo eben nach den ſpaniſchen Schiffen erkundigt und ich daraus erſehe, daß wir Ein Reiſeziel haben!“

Der Portier des Gaſthofes, welcher als Elſäßer vollkommen Deutſch verſtand und dem ſolche Erkennungsſcenen wohl ſchon häufig vorgekommen waren, gab dem Fremden ſeinen Schlüſſel wieder, und dieſer ſtieg mit dem Anderen, nachdem auch ihm ein Zimmer angewieſen, die Treppen hinauf.

„Aber nur um den Reiſeſtaub abzuſchütteln und mich etwas anſtändig zu machen, dann gehen wir irgendwo hin, wo wir friſche Luft und Sonnenſchein haben — denn ich kann Dir nicht ſagen, Rafael, wie ich mich freue!“

„Sie kommen ſo eben an?“

„Vor einer Viertelſtunde — aber Eines geht nicht mehr,“ ſagte er, plötzlich ſtehen bleibend und den kleinen Schriftſteller betrachtend, „daß ich nämlich als Anklang längſt vergangener Zeiten Du zu Dir ſage, oder wir müſſen die Gleichheit dadurch herſtellen, daß wir irgendwo bei einem Glaſe guten Weins ſchmolliren — Du weißt gewiß dazu einen paſſenden Ort und wirſt hiermit angewieſen, mich augenblicklich dorthin zu führen.“

Da Rafael ſchon einige Tage in Marſeille war, ſo wußte er allerdings einen ſolchen Ort auf dem Wege nach Notre Dame de la Garde, eine kleine Kneipe, wie ſie ein deutſcher Künſtler nur wünſchen mochte: auf den Felſen gelegen, die hier ſteil in's Meer abfallen, war das ein kleines Häuschen mit einer Veranda aus rohen Baumſtämmen, welche durch eine gewaltige Weinrebe zur dichten und kühlen Laube umgeſtaltet war. Da ſaßen die Beiden an einem roh gezimmerten Tiſche, der aber mit weißem Brode, ſaftigem Schinken, vortrefflichem Käſe und dunkelrothem Weine beſetzt war, wurden angehaucht von dem kühlen Seewinde, vernahmen das einförmige und ſo beruhigende Anſchlagen der Meereswellen an den Felſen drunten und ſahen vor ſich die dunkelblaue Salzflut mit aus- und einfahrenden Schiffen bedeckt: ſchwarzen Dampfern, die, wie Seeungeheuer tief die Wellen furchend, unaufhaltſam ihren Weg verfolgten, während kleinere Boote mit leuchtend weißen Segeln gleich Möven über das Waſſer dahin zu fliegen ſchienen. Dort lag das maleriſche Chateau d'If und Ratonneau, links zogen die hellen Felſen an der Küſte gen Italien zu und rechts

über La Joliette hinaus verſchwammen die Ufer in weicheren Formen in der Richtung gen Spanien.

„Dorthin fahren wir morgen Abend," ſagte Rafael. — Das war aber auch Alles, was von den Beiden heute bei dieſem erſten Wiederſehen über ihr gemeinſchaftliches Reiſeziel geſprochen wurde.

Ihre Gedanken folgten nicht den Augen, denn während dieſe entzückt im Anblicke jenes prachtvollen Seegemäldes ſchwelgten, flogen jene nach der Heimat zurück und verſenkten ſich dort in enge, ſchattige Straßen, in ſtille deutſche Häuſer, beſchäftigten ſich mit vergangenen Tagen und mit Freunden, die ihrem Geſichtskreiſe entſchwunden.

„Und Rüding?" fragte Walter.

„Hat ſich lange gegen die Feſſeln der Ehe gewehrt, iſt ihnen aber endlich im vollen Sinne des Wortes verfallen: ſeine Gattin, eine ältere Witwe, ſchnitt ihm das Lockenhaar ab, worauf er ſo ſtolz war; er hat ſich darüber gegrämt, nahm aber trotzdem an Leibesumfang zu wie ſeine photographiſche Anſtalt an Renommée."

„Alſo es geht ihm gut?"

„Ja und nein; er wandelt mit ſo vielen Anderen die breite, ausgetretene, gewöhnliche Fahrſtraße dieſes Lebens; zuweilen ſoll er ſich noch der vergangenen Künſtlerzeit erinnern und dann hier und da leiſe mit ſeiner Kette klirren."

„Dem Kohlenmüller iſt es, wie ich gehört, beſſer ergangen?"

„Gewiß, und dieſe friſche, geſunde Natur hat es auch verdient: er malt und zeichnet große und kleine Landſchaften, hat ſich nach dem Tode ſeiner Schwiegermutter in Düſſeldorf ein kleines Häuschen gebaut und viele Kinder in die Welt geſetzt."

Drittes Kapitel.

Florenz.

Straßenleben. — Alte Paläſte. — Mercato vecchio. — Via dei Calzainoli. — Vergißmeinnicht. — Annehmlichkeiten beim Beſuch der Gallerien und Kunſtſchätze. — Die Caſcinen. — Gewühl auf dem Lungarno. — Schöner Sonnenuntergang. — Luſthäuſer. — Theater. — Der Prophet als Ballet. — Ein Knabeninſtitut.

Das alte liebe Florenz! Da bin ich wieder einmal in ſeinen Mauern, und wenn ich um mich herſchaue und alles ſo unverändert finde, die hohen Häuſer und über ihnen den tiefblauen Himmel, die Kirchen und Thürme, die Plätze mit ihren ſchweigſamen Statuen, immer in der gleichen Haltung, die Straßen mit demſelben Getreibe wie damals, ſo könnte ich faſt auf die Vermuthung kommen, ich ſei noch vom letztenmal da. Doch habe ich glücklicherweiſe einen richtigen Zeitmeſſer bei mir, mein eigenes Herz nämlich, das mich leiſe ſchlagend daran erinnert, es ſeien ſchon etliche lange Jahre zwiſchen jener Zeit und heute dahin gegangen. Und es iſt gut, daß jenes mir wirklich ſo treue Herz mich daran mahnt, wir beide ſeien doch um ein paar Jahre älter geworden und müßten uns ſchon eines geſetzteren Weſens befleißigen als damals, denn wer weiß, wohin einen ſonſt die Phantaſie hinreißen könnte! Alſo Florenz iſt ſich vollkommen gleich geblieben, — heiter, lebendig, luſtig und vergnüglich, wenn die Sonne

„Davon hörte ich,“ ſagte Walter, indem er lächelnd in ſein Glas ſchaute; „und dieſer dankbare Kerl hat ſie alle nach uns benannt: er beſitzt einen Michel Angelo, einen Rafael, einen Walter, einen Arthur, dem er obendrein noch den Spitznamen ‚Der wilde Jäger‘ zugelegt hat, und eine Tochter, die er Juanita genannt.“

„Ach, wie freue ich mich, die ächte Juanita, meine Prinzeſſin, wiederzuſehen,“ rief der kleine Schriftſteller enthuſiaſtiſch — auf ihr Wohl!“

Beide erhoben die Gläſer, ſtießen an und tranken aus, nachdem ſie mit einer leichten Handbewegung gegen die ſpaniſche Küſte gewinkt.

„Wann haſt Du die letzten Nachrichten von Rodenberg erhalten?“

„Ich fand hier einen Brief von ihm vor — Du aber warſt im vergangenen Winter längere Zeit mit ihm in Rom zuſammen?“

„Das war ich, und wenn ich ſchon früher alle Achtung vor dem großen Talente unſeres Freundes hatte, ſo muß ich Dir ſchon geſtehen, daß dieſelbe zur Bewunderung wurde, nachdem er mir erlaubt, ſeine Mappen durchzublättern — welche Compoſitionen — wie tief und poetiſch aufgefaßt, wie wunderbar ausgeführt! Ich möchte mir ſelbſt ein Compliment machen, daß ich es war, welcher ihn damals veranlaßt, die leidige Farbenſchmiererei an den Nagel zu hängen — erinnerſt Du Dich, kleiner Rafael?“

„Wohl erinnere ich mich.“

„Ja, ja, es war dieſelbe Zeit, wo ich auch Dir eine moraliſche Kopfnuß gab, welche bei Dir gut angeſchlagen hat. Aber um wieder auf Rodenberg zu kommen, ſo er-

ſchienen damals die erſten Lieferungen ſeiner prachtvollen Illuſtrationen über Don Quixote — nun, Du wirſt davon gehört haben?“

„Und mit welcher Freude ich davon gehört, darüber geleſen, darüber geſchrieben habe! Hat doch ſelten etwas ein ſo ſchnelles, ungeheures Aufſehen gemacht; Rodenberg wäre ein gemachter Mann, wenn auch das Andere anders gekommen wäre. Alſo Du ſahſt Beide in Rom?“

„Ja,“ erwiederte der alte Maler, träumeriſch vor ſich niederblickend, „ich war dabei, als ſie ſich wiederſahen, und ich werde das nie vergeſſen.“

„O, erzähle mir das — Rodenberg ſchrieb mir wohl darüber, aber ſeine Worte kamen aus einem ſo von Glück berauſchten Herzen, daß er ſich nur in Ausrufungen erging und ich mir mühſam den Faden der Begebenheit zuſammenſuchen mußte.“

„Daß Juanita mit ihrem Oheim Don Joſe in Rom war, wußte ich von Schlegel, der ſich bei ihr befand und ihr im Ankaufe von Kunſtwerken aller Art behülflich war, auch daß ihr derſelbe genau und bündig erklärt hatte, welch harmloſes Verhältniß damals zwiſchen Rodenberg und ſeiner ſchönen Krankenpflegerin Leonie beſtanden — wir wiſſen das ja ebenfalls. Nun war aber Arthur ſo eigenthümlich und ſcheu geworden, daß ſie überzeugt ſein konnte, er würde Rom augenblicklich verlaſſen, wenn er Kunde erhielte, daß die Marcheſa de Monterey ebenfalls dort ſei. Da waren wir an einem ſtillen Nachmittage faſt allein in dem Dome von Sanct Peter: Rodenberg hatte ſeine Blicke erhoben zur Wölbung der majeſtätiſchen Kuppel, und ich, der wußte, was ſich begeben ſollte, hatte mich an einen der Pfeiler zurück-

gezogen — ich ſah ſie wohl kommen: ganz allein und unhörbar ſchritt ſie daher; ſie trug ein Kleid von kornblauer Farbe, einen eben ſolchen Sammetmantel und einen Hut von gleicher Farbe. Es wird Dir eigenthümlich vorkommen, daß ich, der ſonſt für Toiletten kein Gedächtniß hat, die der Marcheſa ſo genau behielt; doch war ſie gerade ſo angezogen, als ich ſie zum letzten Male damals in Köln ſah — es war am Aſchermittwoch. — Sie trat alſo an Rodenberg heran, legte ihre Hand auf ſeine Schulter und ſagte zu ihm: ‚Laß es jetzt genug ſein, mein Freund, da hinaufzuſchauen, wende Dich der Gegenwart wieder zu und begleite mich nach Hauſe.‘ Da ſah ich ihn zuſammenzucken, ſah, wie er ſeine Hände einen Augenblick vor das Geſicht preßte, und fürchtete ſchon, er würde ſie ſtehen laſſen und davonlaufen.“

„Nun, nun?“

„Er war aber geſcheit genug, das nicht zu thun; hätte er es aber gethan, ſo wären ihm von mir unermeßliche Grobheiten zu Theil geworden, denn ich war über ſeine Halsſtarrigkeit geladen bis oben hin — wie war ſie ſo ſchön, wie ſah ſie ihn ſo bittend und ſo demüthig an! Und doch dauerte es einige für mich ſehr peinliche Secunden, ehe er ihr den Arm reichte und dem Ausgange des Domes zuſchritt. Gewonnen, gewonnen! jubelte es in mir, und ich alter Narr fühlte, daß es mit der Trockenheit meiner Augen nicht ganz richtig ſei, fühlte aber auch zu gleicher Zeit, wie mich Jemand leiſe am Arme berührte — und wer glaubſt Du wohl, daß es geweſen ſei?“

„Nun, wahrſcheinlich Schlegel?“

„Weit gefehlt — es war ihr alter Haushofmeiſter, der

dann hinlängliche Muße, ſich Marſeille noch einige Tage anzuſchauen."

„Da kommt ein Boot von der Dampfyacht," ſagte Raphael, „bemannt wie das Fahrzeug eines Kriegsſchiffes — wie ſauber die Matroſen ausſehen mit ihren breiten, umgelegten Hemdkragen und ihren ſchwarzen, lackirten Hüten; das Boot iſt größer, als man vermuthet, es führt acht Ruder."

„Und kommt gerade auf uns zu, als wolle es uns zur Mitfahrt einladen; auch greift der rothnaſige Kerl im Hintergrunde an ſeinen Theerhut, als wolle er uns begrüßen — wer weiß," ſetzte Walter lächelnd hinzu, „ob ich nicht während der Nacht in irgend einen Mylord verwandelt worden bin, es hat mir nämlich 'was der Art geträumt."

„Für dieſes Mal nicht," erwiederte Rafael, ſich umwendend; „dort ſteigen die, denen der Gruß gilt, aus einem ſehr eleganten Wagen."

„Wir wollen ihnen aus dem Wege gehen."

„Du, Walter!"

„Was ſoll's, berühmter Schriftſteller?"

„Schau Dir 'mal den Herrn genau an."

„Welchen?"

„Nun, den, von dem ich eben ſprach, der ſich mit jener jungen Dame auf das Schiff zu begeben ſcheint."

„Gott ſtehe uns in Gnaden bei! — wenn das nicht Lytton oder vielmehr Lord Warren iſt, ſo will ich ein Schwefelholz ſein!"

Hatte nun der Fremde den ziemlich lauten Ausruf des alten Malers vernommen oder zufällig hinübergeblickt, genug, er blieb ſtehen, eine lebhafte Röthe überflog ſein Geſicht,

er wechſelte ein paar Worte mit ſeiner ſchönen Begleiterin und eilte dann raſch auf die beiden Freunde zu.

„Walter, ſind Sie es in der That?“

„So lebendig, als möglich!“

„Wie ich mich darüber freue — und was machen Sie hier?“

„Ich bin mit meinem Begleiter Don Rafael, deſſen Sie ſich vielleicht noch erinnern, nach Granada gewünſcht und ſtehe hier ziemlich verdrießlich am Ufer, da das Schiff, welches heute abdampfen ſollte, erſt in acht Tagen fährt.“

„Nun,“ rief Lord Warren, „da hat es doch auf dieſer Welt nie ein glücklicheres Zuſammentreffen gegeben: dort liegt unſere Dampfyacht und wartet nur auf uns, um nach Malaga abzugehen — alſo nach Hauſe geeilt, Gepäck geholt, wozu Sie den Wagen nehmen können, der mich hieher gebracht — mein Boot ſoll Sie hier erwarten, und wenn wir dann ſpäter auf dem Verdeck ſitzen und von der Vergangenheit plaudern, da wollen wir vergnügt ſein, wie lange nicht — o Margarethe,“ rief er der Lady Warren entgegen, „da iſt unſer Freund Walter, und Herr Rafael, deſſen Du Dich gewiß noch erinnern wirſt!“

Und auf welch herzliche, liebenswürdige Art erinnerte ſich die ſchöne junge Frau der Bekannten ihres Mannes und ihres Vaters, ja, auf ſo gewinnende Art, daß, als nun die Beiden nach der eleganten Equipage eilten, der kleine Rafael, welcher tief in Gedanken verſunken war, beſtändig über Dieſes oder Jenes ſtolperte, während Walter ſeltſame Grimaſſen ſchnitt.

Eine Stunde darauf befanden ſie ſich auf dem Deck

der kleinen Yacht, die den Namen Roderich führte, und dampften gen Süden.

Es war das eine entzückende Fahrt bei prachtvollem Wetter und ruhiger See. Als die Nacht kam, koſtete es die Freunde Mühe, ſich zu trennen, und beim erſten Strahle der Morgenſonne waren ſie ſchon wieder auf dem Verdecke, um das ſtolze Barcelona mit dem die Stadt beherrſchenden Montjuy zu betrachten.

Den dritten Tag in der Frühe erreichten ſie Malaga, von wo ſie auf buntgeſchirrten, kräftigen Maulthieren die Straße nach Loja einſchlugen, welche ſich ſtundenlang an jähen Felswänden hinaufwindet, ſchwindelerregend als Weg, prachtvoll aber durch die maleriſch zerklüfteten Felſen und den ſich immer vergrößernden Rückblick auf das unendliche Meer.

Nachdem die Reiſenden in Loja übernachtet, näherten ſie ſich am Nachmittage des anderen Tages dem Ziele ihrer Reiſe. Doch ging die Sonne ſchon unter, als ſie ſich endlich Granada ſo weit genähert hatten, um die charakteriſtiſchen Einzelheiten der verworrenen Häuſermaſſen dieſer Stadt erkennen zu können. Der ſchlechte Weg, auf dem die Maulthiere bisher nur mühſam gegangen waren, verwandelte ſich in eine gut erhaltene Straße, von Baumreihen und Büſchen eingefaßt, zwiſchen denen hier und da auch ſchon einzelne Häuſer ſichtbar wurden — und welche Bäume, welche Büſche, welch maleriſche Häuſer!

Wären unſere Freunde langſam durch Spanien nach dem Süden vorgedrungen, ſo hätten ſie ſich an Alles das nach und nach gewöhnt; ſo aber erſchienen ihnen wie in einem Märchen mit einem Male die Wunder Andaluſiens

hier in Granada, auf dem lieblichſten Fleck der Erde, hier, wo die Vegetation des Südens und des Nordens wunderbar lieblich gemiſcht iſt, wo neben gewaltigen Eichen und Buchen Oleander und Lorbeer ſtehen, neben Granatbüſchen mit den dunkelroth blühenden Blumen, duftender Flieder, über welchen hinaus faſt ſchwarze Cypreſſen hoch in die Luft emporragen, und eben ſo ſind Frühling und Sommer in der Vega von Granada verſchmolzen: ſchwarzblauer Himmel, poetiſches Abendlicht, warme, koſende Mailuft, ſo hell und ſo durchſichtig, daß die Sehkraft verdoppelt ſcheint und die Perſpective ſich in überraſchender, nie erlebter Wirkung darſtellt. Und dazu die ſchöne, altersgraue Stadt, deren Geſchichte ſo lebhaft vor unſer Gedächtniß tritt und wie ein wunderbares Märchen erſcheint, voll Kampf, Gedicht und Liebe. — Granada La Hermoſa mit ihren zahlloſen Thürmen und Kuppeln und den keck geſchnittenen Giebeln ihrer Häuſer, eingefaßt von einem Halbkreiſe blaugrüner Berge, welche ſich rechts nach den Schneegipfeln der Sierra Nevada hinaufziehen, während die Stadt ſelbſt an mehreren Stellen die ſteilen Abhänge hinanſteigt.

„Dort liegt die Alhambra,“ rief Walter, wobei aus den Blicken des alten Malers eine außerordentliche Begeiſterung blihte; „ich erkenne die Torres Bermejas an ihrer rothbraunen Farbe, ein Entzücken jedes Künſtlers — wie oft habe ich von ihnen geleſen, wie oft ſie in Zeichnungen geſehen und in meiner Phantaſie! Dort iſt auch der Torre de la Vela, von welchem herab der ſpaniſche Feldherr im Namen der Kronen von Caſtilien und Arragon von dem eroberten Granada Beſitz nahm.“

Lord Warren, der zu Fuße gegangen war, trat, als

nun Alle wie auf Verabredung ſtill hielten, neben Margarethe, küßte ſchmeichelnd ihre Hand und verſtand die ſtumme Sprache ihres großen, glänzenden, feuchten Auges.

Vom großen Dome herunter tönte jetzt feierlichen Klanges die Abendglocke, und als die Reiſenden nun weiter zogen, ſahen ſie, wie Alles mit jedem Schritte auf maleriſch eigenthümliche Art lebendig wurde, und hörten das dumpfe Gebrauſe der großen Stadt ſtärker und immer ſtärker an ihr Ohr tönen. Neugierige Mädchengeſichter ſchauen dort aus der Weinlaube über die Gartenmauer erſtaunt und freundlich auf die Fremden — aus jenem Kiosk klingt eine ſchöne Männerſtimme hervor, kaum hörbar von der Guitarre begleitet; dazu goldener Himmel gen Weſten, auf dem ſich der mächtige Schneekegel des Mulhacen geiſterhaft bleich abhebt, hier und da ſchon ein einſamer Stern in der Höhe, unten aber auf der Erde Geſang und Guitarrenklang, und ſo drang von allen Seiten der Odem eines warmen, poeſievollen Lebens auf die Reiſenden ein.

Ohne ein Wort mit einander zu ſprechen, ſtaunend, ſinnend, entzückt, ritten ſie ſchweigſam bei dämmerndem Abend in die Stadt der Sagen und Wunder ein über die Vivarambla, durch die Calle del Darro, von dem die Straße ihren Namen hat, dann aufwärts dem Ufer des murmelnden Flüßleins entlang, geführt von einem der Maulthiertreiber, welcher nicht nur die Stadt genau kannte, ſondern auch das Landhaus vor dem Thore derſelben, wo ſie von den Freunden erwartet wurden.

Endlich hatten ſie es erreicht: dort über der hellen Umfaſſungsmauer hoben ſich die Kronen mächtiger Bäume; dort war das weit geöffnete Eingangsthor des Gartens,

dort ſank Margarethe mit einem lauten Ausrufe der Freude in die Arme ihres Vaters, dort breitete Rodenberg die Arme aus, um entzückt die Freunde abwechſelnd an ſeine Bruſt zu drücken; dort ſtand auch Schlegel mit gerührtem Blicke, und daß dieſes Gefühl auch ſein Herz bewegte, bewies er dadurch, daß er bald die Rechte Walter's, bald die des kleinen Rafael ergriff und dieſelbe faſt übermäßig ſchüttelte. Dort waren auch Diener mit brennenden Fackeln, dort war der Haushofmeiſter der ehemaligen Marcheſa de Monterey, der freundliche alte Mann mit ſeinem weißen Haar und dem gemüthlichen Lächeln, der nun ſeinen Leuten Anweiſung wegen der Maulthiere und des Gepäckes gab und dann den hochgeehrten Fremden voran dem Schloſſe entgegenſchritt.

Sanft führte der Weg aufwärts an leuchtenden Blumenpartieen vorbei, zwiſchen duftenden Büſchen dahin, unter mächtigen, leiſe rauſchenden Bäumen, an murmelndem Waſſer vorüber, das ſie hörten, ohne es zu ſehen, und mündete endlich in einen großen, halbkreisförmigen Raſenplatz, an deſſen Ende ſich das ſchloßähnliche Landhaus erhob. Hier machte ſich Margarethe ſanft von der Hand ihres Vaters los und flog den Weg hinan dem hell erleuchteten Portale zu, wo ſie im nächſten Augenblicke in den Armen der beiden Schweſtern ruhte, von ihnen zärtlich umarmt und geküßt, wie eine lang vermißte, innig geliebte Tochter; dann kam auch Mercedes und Don Joſe, und keiner von Allen war vor Rührung und Freude zu ſprechen im Stande, am wenigſten Margarethe, die entzückt um ſich her ſchaute, bald in die freudigen Augen ihrer Lieben, bald an den dunkeln Nachthimmel empor zu der feinen Mondſichel und den glänzenden Sternen, wobei ſie in Einem fort ausrief: „O, wie

ſcheint, und kenne ich wiederum keine Stadt der Welt, deren gute und üble Laune ſo ſehr vom Wetter abhängig wäre. Bei trüben Tagen ſind Straßen und Häuſer gleich verdrießlich. Die Dachrinnen weinen ihren tiefen Schmerz in ſeltener Energie auf das Straßenpflaſter nieder, die hohen Thürme haben lange Regenkappen aufgeſetzt, und das Kirchengeläute tönt als wären die Glocken vierfach mit dichtem Flor umwunden. Und der Italiener, ſonſt immer heiter und guter Dinge, immer luſtig davonſpringend, als gehöre ihm irgendein ſchönes, wenn auch unbekanntes Stück der Welt, den Hut keck aufgeſetzt, beſtändig eine Cigarre im Munde, oder in Ermanglung derſelben eine Arie von Verdi oder Donizetti, blickt dann troſtlos empor nach ſeinem verloren gegangenen blauen Himmel, ſteckt den Kopf zwiſchen die Schultern, und hat ganz das Anſehen eines geſtern noch ſehr ſchönen Hahns, der heute tüchtig naß geworden. Aber la tramontana, das iſt der Wind, der von den Bergen herabkommt, hat die Luft wieder rein gefegt, das Pflaſter getrocknet, und Florenz iſt wieder Florenz. Es iſt gerade, als müßte ſelbſt die Sonne dieſe Stadt liebgewonnen haben, denn ſie concentrirt auf ihren Plätzen und Straßen eine ſolche Menge von Strahlen, von Glanz und Wärme, daß alles davon wie geſättigt erſcheint und man ſelbſt oft glaubt, nur dahin fliegen zu können, wie ein Sonnenſtäubchen oder wie irgend ein bunter Schmetterling. Dergeſtalt aber wogt auch hier alles durch einander im ewigen Farbenwechſel ohne Ruh und Raſt, ſtrahlend in bunten Kleidern, glänzend im Sonnenlichte, durchwebt von Blumen, die man in Maſſen auf allen Seiten ſieht, plaudernd und lachend, kaufend und verkaufend unter lautem Geſchrei und öffentlichem Ausrufe, unter dem Geraſſel unzähliger Wagen, die in den engen Gaſſen in ſcharfem Trabe fahren und doch ſelten oder nie jemanden beſchädigen. Dazu kommen unzählige Läden und Magazine in allen Straßen mit der reichen und eleganten Auslegung ihrer glänzenden Waaren jeder Art, um das Auge noch mehr zu blenden. Und wie putzt erſt die Sonne

ſchön iſt es hier bei Euch, wie wunderbar ſchön und herrlich, und wie glücklich bin ich!"

Dann kamen auch die Anderen nach und nach, und der Empfang, der ihnen zu Theil wurde, war gerade ſo, wie er ſein ſollte: aufs herzlichſte, wie man ſeine Lieben empfängt, die man lange nicht geſehen und die von nun an bei uns bleiben wollen. Da war Lord Warren ſo über alle Beſchreibung glücklich, daß er gern irgend einen tollen Streich ausgeführt hätte, wozu er aber keine Veranlaſſung fand; da bemühte ſich Walter, ernſthaft und würdig, faſt trotzig auszuſehen, um die naſeweiſen Thränen zurückzudrängen, welche ſeine grauen Wimpern beſeuchteten; da glaubte Rafael in Einem fort zu träumen, wobei er ſich vor einem unangenehmen Erwachen fürchtete.

Da fuhr der alte Maler plötzlich zuſammen, als eine lange, dunkle Geſtalt auf ihn zutrat, ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn mit den Worten anredete: ‚Pax tecum!' — jubelte aber im nächſten Augenblicke laut auf, als er in der Capucinerkutte Knorr erkannte, der ihm nun ſeine Hände entgegenſtreckte und ihn willkommen hieß mit ſo freundlichem Ausdrucke, als das ſein hageres Geſicht zuließ.

Dann dauerte es noch eine Zeit lang, ehe wieder Ruhe eingekehrt war in dem großen, prächtigen Gebäude, und war dies erſt dann der Fall, als Alle in der weiten und hohen Halle beim Abendeſſen verſammelt waren; recht gemüthlich fanden es aber die Freunde erſt ſpäter, als ſie in einem kleinen, reizenden Zimmer Rodenberg's plaudernd und rauchend bei einander ſaßen: da wurde der entfernten Freunde und Bekannten gedacht, überhaupt der Vergangenheit, und die Erinnerung an ſie wurde mächtig unterſtützt durch Bilder

und Geräthſchaften: da war der Toledaner Roderich's und das Hüfthorn des wilden Jägers; da hing an der Wand das Bild, welches Olfers damals für Arthur gemalt: Juanita beim Künſtlerfeſte, und Murillo's prachtvolles Bild, welches Rodenberg in jener denkwürdigen Verſteigerung erſtanden.

Der Mond war untergegangen, die Sterne erbleichten und die Blüthenbüſche vor dem offenen Fenſter ſtrömten berauſchender ihren Duft aus, als ſich die Freunde endlich trennten.

Am Morgen war es Knorr, welcher Walter und Rafael umherführte und ihnen die prächtige Beſitzung zeigte, wobei er ihnen erklärte, das Schloß habe Juanita bauen laſſen, die mächtigen Bäume des Gartens aber ſtammten noch aus der Zeit der Mauren, wo hier einer jener fürſtlichen Paläſte geſtanden, mit denen ſämmtliche Höhen um Granada gekrönt waren; „auch iſt von dem damaligen Prachtbau noch ein ſchönes Stück erhalten und durch Schlegel wieder hergeſtellt worden," ſagte er; „dort glänzt es hervor zwiſchen den Lorbeerbüſchen und bietet ſchon von hier, überragt von den ſchwarzen Cypreſſen, einen maleriſchen Anblick — dort ſind unſere Ateliers und dort iſt auch eines für Dich, Walter."

Ehe ſie aber dort eintraten, hatte Walter noch die Freude, einen guten Bekannten begrüßen zu dürfen, den alten Gärtner Andreas, der ihnen mit einem Veilchenſtrauße in der Hand entgegentrat und ihm nach den erſten Begrüßungen mit vor Vergnügen ſtrahlendem Geſichte ſagte: „Erinnern Sie ſich noch, Herr Profeſſor, jener Tage, wo ich damals die Kiſten verpackt und wo Sie die Hoffnung

ausſprachen, daß das Atelier unſeres guten Herrn wohl doch wieder im alten Glanze erſtehen würde? Nun, ich ſehe, Herr Knorr führt Sie dahin — ich ſage Ihnen, Sie werden ſtaunen und ſich freuen!“

„Aus Staunen und Freude komme ich hier ſchon gar nicht mehr hinaus,“ gab Walter heiter zur Antwort, „doch muß ich vor der Hand Alles über mich ergehen laſſen, wie ein ausgedorrtes Land den wohlthätigen Regen; erſt wenn ich einmal mit Luſt und Freude gehörig durchweicht bin, kann ich ſelbſt wieder mittheilſam werden, und dann ſuche ich Euch auf, Andreas, und erzähle Euch von da drüben.“

Er reichte dem alten Gärtner ſeine Rechte, und als dieſer ſie mit ſeinen beiden Händen ergriff und innig drückte, zuckte es ſeltſam auf Walter's Geſichte; dann folgte er raſch dem vorangegangenen Freunde.

Und welch prachtvolle Räume betraten ſie jetzt, ganz dazu geeignet, der übermüthigſten Künſtlerphantaſie zu genügen: das Haus ſelbſt war ein mächtiges Viereck mit einem reizenden Hofe in der Mitte, deſſen rings umher laufender Gang aus hufeiſenförmigen, durchbrochenen Bogen beſtand, die von ſchlanken Marmorſäulen getragen wurden. In der Mitte des aus buntem Moſaik beſtehenden Fußbodens des Hofes befand ſich eine weiße Brunnenſchaale, aus der ein Waſſerſtrahl in die Höhe ſtieg, um mit einem ſanften Geplätſcher rings umher das Echo wach zu rufen; blühende Granatbäume und duftende Orangen bildeten kleine Ruheplätze in den Ecken des Hofes, wo ſich niedere Tiſche und bequeme Stühle fanden, die dem Ganzen einen um ſo wohnlicheren Anſtrich gaben, als hier noch eine Menge Gegenſtände verrieth, daß der Hof häufig beſucht, ja, förmlich

bewohnt wurde. Da ſtanden rieſenhafte Veilchenſträuße in den bunten Vaſen, dort hing eine grellfarbige Manta über einem der Stühle, da lag ein breitkrämpiger Strohhut auf einem Skizzenbuche; hier befanden ſich Cigarren und lange Türkenpfeifen, dort eine Laute auf dem prächtigen Tiſchteppiche, der in den lebhafteſten Farben und den wundervollen arabiſchen Zeichnungen leuchtete.

Knorr ſagte hier, als er mit großer Genugthuung das Staunen der Freunde ſah: „Dies hier iſt im engeren Sinne der Künſtlerhof von Granada; Donna Juanita belegt freilich zuweilen ſcherzhaft unſere ganze Anſiedlung mit dieſem Namen, doch ſollte es eher heißen: Künſtler-Republik, denn von Allem, was zu einem Hofe gehört, findet Ihr hier keine Spur: wir kennen hier weder Neid noch Mißgunſt, Jeder freut ſich über das Glück und Wohlergehen des Andern, Verleumdung iſt ein Begriff, der aus unſerem Wörterbuche geſtrichen iſt; ein Orden beſteht bei uns allerdings auch: der Granatblüth-Orden; Donna Conchitta hat ihn geſtiftet, und Jeder, der ſich deſſelben würdig glaubt, darf ihn ſich nehmen, aber noch hat Keiner davon Gebrauch gemacht, und ſo leben wir frei und glücklich, heute einfach und beſcheiden, morgen vornehm, faſt verſchwenderiſch, aber immer in wohlthuender, republikaniſcher Gleichheit, und deßhalb ſprach ich von einer Republik.“

„Falſch, falſch!“ rief der alte Maler mit ſtrahlenden Augen — „es iſt keine Republik! Wenn Du meine Bemerkungen auch für profan hältſt, ſo möchte ich doch Euer göttliches Zuſammenleben einen Prieſterſtaat nennen: Eure Gottheit, Euer beglückendes Symbol iſt die hohe, heilige Kunſt, ſie hat Euer irdiſches Paradies hier erſchaffen, ſie, die ich

einſtens erſtorben geglaubt und die nun in unvergleichlichem Glanze auch über mein armes, ſterbliches Haupt emporflammt — wir beten ſie an, Jeder auf ſeine Weiſe, und während unſere ſchönen Prieſterinnen ihren Altar mit Blumen bekränzen, wollen wir ihr dienen mit Pinſel, Griffel, Meißel und Feder — und wenn ich das nur eine Zeit lang in ſolch entzückender Weiſe gethan, ſo möchte ich ſterben, denn ich habe den Höhepunkt meines Künſtlerlebens erreicht!"

„Du ſollſt aber leben, mein Freund, und noch lange glücklich leben!" ſagte Knorr mit ſeiner ernſten Stimme — „hier iſt das Atelier."

„Prächtig!" jubelte Walter.

„Dort wird Rafael hauſen und die Chronik unſeres Künſtlerhofes ſchreiben."

Der kleine Schriftſteller ſagte nichts, aber während er ſo mit gefalteten Händen dahinging, waren ſeine Blicke um ſo beredter.

„Hier, Roderich's Atelier iſt der Mittelpunkt unſeres Künſtlerlebens — nun, was ſagſt Du, Freund Walter? Glaubſt Du nicht, Du beträteſt wieder jenen Raum in der luſtigen Stadt Düſſeldorf, wo Roderich ſein ſchönes Bild gemalt?"

„Wahrhaftig, Knorr, ich bin wie ein altes Kameel, nachdem es zu viel Waſſer getrunken, denn die Tropfen rinnen mir unaufhaltſam wieder heraus — das iſt ja wie Zauberei: hier iſt der Gobelin, unter dem wir eintraten, dort ſeine Staffelei, an der Wand ſeine Skizzen und Bilder, ſeine Waffen, ſeine Möbel, ſeine Geräthſchaften — drehe mich ein paarmal um mich ſelbſt herum, und ich werde darauf ſchwören, wir ſeien Alle um viele Jahre jünger geworden!"

„Das wohl nicht, aber anders, vielleicht beſſer," ſagte der Capuciner, wobei ſeine harten Geſichtszüge durch eine ruhige Milde förmlich verſchönert wurden — „ich wenigſtens fühle in meinem Herzen ſo etwas, und wenn Ihr eine Zeit lang hier unter dieſen guten und edlen Menſchen gelebt habt, bei dieſen herrlichen Künſtlernaturen, ſo werdet Ihr erfahren, welch ein himmliſcher Friede über Euch kommt — hier iſt Rodenberg's Atelier: an den Wänden ſiehſt Du die Originale ſeiner wunderbaren Zeichnungen, mit welchen er ſich in der unglaublich kurzen Zeit einen ſo großen Namen gemacht. — In dieſem Raume hauſe ich, und wenn Du Dir die Mühe geben willſt, meine angefangene Statue Moſes', die Tafeln des Geſetzes emporhebend, prüfend anzuſchauen, ſo wirſt Du mir ſagen, ob ich Fortſchritte gemacht habe."

„Und welche Fortſchritte, mein lieber Knorr!" rief der alte Maler freudig, nachdem er die Statue lange beſchaut — „Du biſt ein ganzer Kerl geworden!"

„Vieles davon mußt Du auch auf Rechnung des prächtigen Materials bringen," ſagte beſcheiden der lange Bildhauer; „es war das ein außerordentlich ſchöner Marmorblock."

„Nein, nein, Du haſt ihn ausgezeichnet bearbeitet — ja, ja, mein lieber Freund," fuhr er nach einem längeren Stillſchweigen kopfnickend fort, „wenn ich an Roderich's neues Bild denke, das ich, kaum angefangen, auf ſeiner Staffelei ſah, oder an die Zeichnungen Rodenberg's, oder wenn ich Deine Statue betrachte, ſo vergeht mir der Muth, Bleiſtift oder Pinſel in die Hand zu nehmen — was meinſt Du, Rafael?"

„Ich möchte mich beinahe darüber freuen," ſagte der kleine Schriftſteller demüthig, „daß ich kein Künſtler ge-

worden, ja, daß ich eigentlich ſo wenig bin, daß man an mich nur beſcheidene Anforderungen ſtellen darf.“

„Und doch,“ rief der alte Maler mit leuchtenden Augen, „wollen wir nicht verzagen — laß es gut ſein, mein Junge, bei ſolchen Freunden, in ſolcher Umgebung muß man was Tüchtiges leiſten!“

Weiter ſchreitend, zeigte Knorr den Freunden noch ein paar ſtattliche leere Räume für Gäſte, und zuletzt warfen ſie noch einen Blick in Schlegel's Werkſtatt, wie er ſein Atelier zu nennen pflegte.

Und bei dieſer Benennung hatte er nicht ganz Unrecht, denn hier ſchien Kunſt und Handwerk vereinigt zu ſein: da ſah man neben Bauplänen und Decorations-Entwürfen, welche die Wände bedeckten oder ſich halbfertig auf den Reißbrettern befanden, eine Hobel- und eine Drehbank mit den dazu nöthigen Werkzeugen.

Als ſie hierauf durch den Garten zurück nach dem Hauſe gingen, führte ſie Knorr auf die große Terraſſe vor demſelben, wo alle Uebrigen ſchon verſammelt waren: Olfers und Conchitta, Rodenberg und Juanita, Lord Warren und Margarethe, ſowie Don Joſe und Mercedes, welch letztere es ſich trotz des Kopfſchüttelns des alten Haushofmeiſters nicht hatte nehmen laſſen, heute Morgen die Sorge für den Frühſtückstiſch zu übernehmen.

Der lange Bildhauer hatte Walter und Rafael an die Brüſtung der Terraſſe geführt, und ohne zu ſprechen, deutete er durch eine Bewegung mit der Hand auf das Rundgemälde, welches ſich hier vor ihren Blicken aufthat.

In dieſem Augenblicke trat Juanita, auf Rodenberg's Arm geſtützt, zu ihnen und ſagte mit heiterem, glückſeligen

Lächeln: „Es iſt mein Hausrecht, das ich mir unter keiner Bedingung nehmen laſſe, lieben Freunden die Ausſicht zu erklären!“

„Und wie ſie das verſteht!“ ſagte Rodenberg, ſie mit leuchtenden Augen betrachtend — „gib Acht, Rafael, und ſuche jedes ihrer Worte im Gedächtniß zu behalten, Du wirſt das gut gebrauchen können für Deinen erſten, unſterblichen Artikel von hier.“

Sie lachte ein paar Augenblicke ſo heiter und glücklich zu Arthur empor, als er auf dieſe Art mit ihr ſprach, dann aber wandte ſie ſich mit einem ernſten Geſichtsausdrucke zu den Freunden: „Wir befinden uns hier auf dem rechten Ufer des Xenil, der dort unten, verdeckt durch Lorbeer- und Granatbüſche, durch das Thal fließt; vor uns iſt die Albaycin, die ehemalige Ritterſtadt Granada's, jetzt etwas verödet und verfallen, mit verwilderten Gärten und ruinenhaften Häuſern, aber maleriſch durch ihren Pflanzenwuchs, durch ihre hellgrünen, mächtigen Cactushecken, durch die Pracht ihrer Mandelbäume, durch ihre hochſtämmigen, ſchwarzgrünen Cypreſſen. Aber wir laſſen ſie hier unten liegen und erheben unſern Blick zur Alhambra, ein Wort, das in ſeinem Begriffe mich immer tief bewegt, denn ich kann es nicht ausſprechen, ohne dabei jene wundervollen, phantaſtiſchen Räume vor mir zu ſehen, die Höfe mit den murmelnden Springbrunnen, Alles das angefüllt mit dem prachtvollen Leben jener glänzenden Zeit — ich kann es nicht ausſprechen, ohne vor mir zu ſehen die Blüthe ſpaniſcher und mauriſcher Ritterſchaft, kämpfend um jeden Zoll breit dieſes blutgetränkten Bodens, glücklich als Sieger, ja, ſelbſt noch glücklich als Beſiegte mit dem Gefühle, wenigſtens hier in dieſem irdiſchen

Paradiese sterben zu dürfen. Dort liegt sie vor uns mit ihren mächtigen, röthlichen Thürmen, von denen sie ihren Namen hat, eingeschlossen durch halbverfallene Mauern, ein wunderbares Chaos von Gärten und Parkanlagen, Festungswerken, Trümmern von Palästen, bescheidenen Privathäusern und armseligen Hütten; nur wenige ihrer Thürme stehen noch aufrecht da und die anderen sind in ihren Trümmern noch schön und malerisch, bedeckt mit freundlichem Grün, mit Feigenbäumen und Aloe, umklammert von Rebgewinde. So liegt die Alhambra vor unsern Augen wie eine rauhe Schale, die aber wunderbar Schönes in ihrem Innern verbirgt — wir werden Alles das sehen, die Höfe und die Gemächer in fabelhaft maurischer Pracht, die Fischteiche mit Blumen umgeben, den Löwenhof mit seinem berühmten Brunnen und seinen leichten maurischen Arcaden. Und dann der köstliche Mittelpunkt des Ganzen, der Garten der Lindaraja, im Herzen des Baues, mit seinen Rosen- und Citronenbüschen, wie ein Smaragd in goldener Einfassung. Rechts von der Alhambra liegt die Stadt, liegt Granada, ehrwürdig und doch jugendfrisch, durchflochten von frischem Grün, durchrauscht von krystallhellem Wasser. Nach jener Seite hin erheben sich in weiter Ferne die kahlen, verbrannten Felsenstirnen der Sierra Elvira, eine prächtige Abwechslung gegenüber den üppigen Reizen der Vega von Granada, welche sich bis zum Fuße der Gebirge vor unsern Augen ausbreitet, jener blühenden Wildniß von Bäumen und Gärten und fruchtbaren Obstwäldern, durch welche sich der Xenil in silberner Schlangenlinie windet, sein Wasser rechts und links den alten maurischen Canälen mittheilt und sie so in beständiges Grün kleidet; dort sind die Gärten mit murmelndem Wasser, die

ſchattigen Laub- und Bogengänge, die kleinen, reizenden Wohnungen, für welche die Mauren mit ſolch verzweifelter Tapferkeit fochten — ſieht man doch heute noch an den Prachthäuſern und Hütten, welche nun von den Bauern bewohnt werden, die Spuren von Arabesken und anderen prächtigen Verzierungen, die uns erzählen, daß dieſe alten Mauern ſchönere Tage geſehen und zur Zeit der Araber zierliche Wohnungen geweſen ſind! — Dort rechts am Ende der Bergſtadt ſehen wir einen alleinſtehenden, eigenthümlich geformten Bergkegel: der letzte Seufzer des Mauren, von wo herab König Boabdil einen letzten Blick auf ſein verlorenes Paradies warf.“

„Wunderbar, unvergleichlich ſchön — in der That ein Paradies auf Erden!“

„Nun wenden wir nochmals den Blick aufwärts über die Alhambra hinweg nach jenem Bergabhange, wo zwiſchen Baumgruppen und Weinlauben kleine, weiße Pavillons hervorglänzen, und deſſen Höhe gekrönt iſt mit jenem luftigen Palaſte, der ſich mit ſeinen ſchlanken, weißen Thürmen, ſeinen langen Arcaden und Säulengängen von hier wie feine Elfenbeinſchnitzerei ausnimmt: es iſt die Xeneralifa, der Sommerpalaſt der mauriſchen Könige, und hoch über ſeinen zahlreichen, dunkeln Cypreſſen, hoch über den tiefgrünen, üppigen Laubmaſſen, welche das kleine Schloß in einem friſchen Kranze umgeben, thront oben am dunkelblauen Himmel der Mulhacen mit ſeinen Schneemaſſen, die höchſte Spitze der Sierra Nevada, der Stolz und die Freude Granada's, die Quelle ſeiner erfriſchenden Winde, ſeines ewigen Grüns, ſeiner unerſchöpflichen Brunnen, ſeiner ſtrömenden Bäche.

„Noch heute wollen wir zur Xeneralifa hinaufreiten,

die alten ehrwürdigen Kirchen und Häuser heraus mit Licht und Schatten, wie glänzt und ſtrahlt der Dom in ſeinem buntfarbigen Moſaikſchmucke! An ſolchen Tagen wie heute erſcheint auf der Höhe des Glockenthurms jedes Säulchen, jede Verzierung rein und ſcharf abgezeichnet gegen die blaue Luft. Und die alten finſtern Paläſte in den engen Straßen, wie hat ſie das Sonnenlicht ſo ſchön bemalt mit hellem Glanz und tiefem Schatten! Namentlich iſt dieß wunderbar ſchön anzuſehen, wenn man in eine der dunklern und ruhigern Straßen geht, vielleicht von Piazza del Granduca öſtlich in das Labyrinth von kleinen ſchwarzen Gaſſen mit trotzig daſtehenden altersgrauen Paläſten, deren ſchwer vergitterte Fenſter nicht dazu beſtimmt ſcheinen, Luft und Leben ein- und auszulaſſen. Hier muß man den kräftigen Pinſel ſehen, mit dem der große Künſtler, die Sonne, malt, wie ſie nur in Gold und Schwarz eintaucht, und wie es ihr gelingt, mit einem einzigen Streiflicht von der Höhe des Dachs bis hinab zu den Fundamenten, oder durch einen einzigen Strahl, der unter irgend einem finſtern Thorwege vorbricht, den ganzen Anblick einer Straße, eines Platzes ſo mit einemmale und ſo prächtig zu verändern.

Und Florenz hat viele dergleichen ernſte, gewaltige, ja trübe Plätze und Straßen, und braucht deßhalb zu ihrer Verſchönerung unendlich viel Sonnenlicht; aber die alten Gebäude hier ſind dafür auch dankbar und blicken nicht grämlich auf die neue Zeit herab; es ſind würdige und gemüthliche Herrſchaften, die ſich zu ihrer Zeit auch des Lebens gefreut haben und nun zufrieden ſcheinen mit dem, wenn gleich oft kleinlichen Glanz, durch welchen ſie die Jetztzeit aufſchmückt. So z. B. der alte finſtere Palazzo Strozzi in der Nähe des Kaffee Donney und der ſchönſten der Arno-Brücken — wie er ſo daliegt, ein ſchwarzer gewaltiger Steinhaufen, faſt ohne Fenſter, mit einem ungeheuren Eingangsthor. Rings an den Mauern befinden ſich Ringe und Träger von armsdickem Eiſen, ſie hielten zur Zeit des Glanzes und der nächtlichen Feſte zahlreiche Fackeln. An der einen Seite mündet nun der

nicht wahr, Arthur, um das kleine Zauberſchloß den Freunden in der Nähe zu zeigen?“ bat das ſchöne junge Weib in ſchmeichelndem Tone.

„Gewiß, Juanita, wenn es Dir Freude macht,“ erwiederte Rodenberg und ſetzte lächelnd, gegen Walter gewandt, hinzu: „Es iſt einer ihrer Lieblingsplätze, es zieht ſie, wie faſt alle Frauen, mächtig dorthin, und wenn ſie droben ruht am Fuße jener tauſendjährigen Cypreſſe, wo die ſchöne Königin den kühnen, ritterlichen Mauren ſah, da fühlt ſie inniges Mitleid mit den unglücklich Liebenden, und in ihrem Herzen erklingen alle die wunderbaren Sagen von dem Glücke und dem blutigen Ende des Abencerragen.“

„Ja, ja,“ ſagte Juanita, ſinnend in das Auge Arthur's blickend, „aber auch Anderes erklingt in mir, wenn ich da oben ſitze an dem erfriſchenden Waſſer unter der Lorbeerhalle, wenn es um mich her ſprudelt, ſchäumt, leuchtet und ſchimmert, klingt und duftet, dann denke ich, wie glücklich ich ſelbſt geworden bin, wie ſelig in Deiner Liebe, mein Arthur!“

„Ja, glücklich geworden und Andere glücklich gemacht,“ ſprach Roderich, der mit Conchitta leiſe näher getreten war — „wie hat ſich für uns Alles ſo unausſprechlich und ſo unerwartet ſchön gefügt: vereinigt in Glück und Liebe, umgeben von theuren Freunden, nur der Kunſt leben zu können, ohne jede beengende Schranke!“

„Ein wahrer Künſtlerhof!“ rief Walter laut, mit überſtrömendem Gefühle. — —

Und hier wollen wir Abſchied nehmen von Granada, von jenen Glücklichen, die wir für eine Zeit lang begleitet haben auf ihrer wechſelvollen Lebensbahn, und ich auch für dieſes Mal von Dir, geneigter und vielgeliebter Leſer, wobei

ich Dir wohl anvertrauen darf, daß das Glück der Freunde ein dauerndes iſt und daß der Künſtlerhof, wie ich ihn Dir geſchildert, heute noch beſteht.

Sollteſt Du je nach Granada kommen, ſo ſuche ihn auf: er heißt im gewöhnlichen Leben Villa de Monterey, und Du wirſt ſicher ſein, an jenem Hofe eine freundliche Aufnahme zu finden, auch wenn Du keine Ahnen nachzuweiſen haſt, auch wenn Deine Bruſt nicht geſchmückt iſt mit unverdienten oder verdienten Orden — auch brauchſt Du nicht demüthig um die Protection eines Ober-Hofmeiſters oder um die oft noch wichtigere einer erſten Kammerfrau nachzuſuchen. Du mußt nur beweiſen, daß Du die Kunſt liebſt und die Künſtler verehrſt, vor allen Dingen aber die Verſicherung geben, daß Du meine freilich etwas lange, aber wahre Geſchichte weder zu lang, noch zu langweilig gefunden.

Im Verlag von **Adolph Krabbe** in **Stuttgart** ist soeben in **fünfter Auflage** erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Otilie Wildermuth:

Bilder und Geschichten

aus

Schwaben.

2 Bände. Geheftet 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr. rhein.
Elegant gebunden 2 Rthlr. 15 Sgr. oder 4 fl. 24 kr. rhein.

Aus dem Frauenleben.

2 Bände. Geheftet 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr. rhein.
Eleg. gebunden 2 Rthlr. 15 Sgr. oder 4 fl. 24 kr. rhein.

Es gibt vielleicht keine zweite Schriftstellerin Deutschlands, die in so wenigen Jahren seit dem Erscheinen ihres ersten Buchs einen solchen Beifall erlangte, wie Otilie Wildermuth. Das hat nicht nur die Kritik bezeugt, sondern auch das Publikum, denn ihre Schriften sind in Auflagen verbreitet, wie sie auf dem Gebiet der schönen Literatur, mit sehr wenigen Ausnahmen, sonst nicht leicht gefunden werden dürften, und dennoch nicht genügen. Dasjenige jedoch, was unser heutiges Publikum verlangt — die Naturwahrheit — findet man in diesen Büchern aber auch so scharf und einzig ausgeprägt, wie es kein anderes Buch der Gegenwart in höherem Maße gewährt. Das Drollige und das Erhebende, die Lebenslust und der Lebensernst sind unmittelbar aus der Wirklichkeit genommen und in einer Weise wiedergegeben, welche es zu erreichen weiß, daß diese Bilder in allen Gauen unsres Vaterlandes denselben Anklang finden und dieselbe Wahrheit und Geltung haben, wie in dem engen Lande und Stamme, dem sie ursprünglich entnommen wurden. Sie verdanken dies aber auch, neben allen übrigen Vorzügen, hauptsächlich dem tief sittlichen, religiösen Gefühl, welches dem Leser überall, in den ernstesten wie in den launigsten Stellen wohlthuend entgegentritt.

Neuer Roman von Hackländer. Complet.

Im Verlage von **Adolph Krabbe** in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die dunkle Stunde

von

F. W. Hackländer.

5 Bände. Geh. 4 Rthlr. 22½ Sgr. oder 7 fl. 36 kr. Rhein.

Hackländer ist in der letzten Zeit so selten mit einer umfangreichen poetischen Darstellung aufgetreten, daß schon um dessentwillen ein neues Buch von ihm fast ein Ereigniß genannt werden und dem Publikum eine der willkommensten Erscheinungen sein muß. Wir freuen uns wahrhaft, den Verfasser in diesem Roman ganz als den alten, stets hochwillkommenen, stets unterhaltenden Freund wiederzufinden. Das Buch zeigt in Darstellung und Zeichnung Hackländer's bekannte Meisterschaft. Er ist ein Kenner des Lebens und Menschenherzens wie wenige, und versteht seinen Stoff zu erfassen und bearbeiten, wie kaum ein Anderer außer ihm. Die dunkle Stunde schließt sich auf's würdigste seinen früheren Romanen an.

BAYERISCHE STAATS-

Im Verlage von **Adolph Krabbe** in **Stuttgart** sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Edmund Hoefer's

Erzählende Schriften

in 12 Bänden.

Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich.

Eleg. geh. 5 Rthlr. 12 Sgr. 9 fl. rhein. 8 fl. 64. östr. W.

Edmund Hoefer hat gleich von Anfang an eine hervorragende Stelle eingenommen, ist aber in kurzer Zeit unser erster und bester deutscher Erzähler geworden. Die höchste Wahrheit und Naturtreue der Schilderungen, Originalität der Auffassung, tiefe Kenntniß der Natur, des Lebens und Menschenherzens sichern ihm diesen Platz in der Literatur und die Liebe und Anhänglichkeit seiner Leser. Die Erfindungsgabe des Verfassers zeigt sich in allen Geschichten überaus glänzend und frisch. Nirgends wird man Behandlung, Darstellung und Schilderung reifer und schöner finden — nirgends lieblicher und ergreifender. Der folgende Inhalt wird besonders den Reichthum und Wechsel des Stoffs zeigen.

Aus einer Familie. — Das verlassene Haus. — Auf der Universität. — Das Annecken von Seedorf. — An der Grenze. — Die alte Apfelfrau. — Die alte Erlaucht. — Der wilde Heide. — Madonna Luna. — In einer stillen Straße. — Der Onkel Stephan. — Das Haus van der Roos. — Helene. — Verlorene Liebe. — Ein alter Mann. — Fräulein Else. — Erhard Waldow. — Das Burgfräulein. — Verhandelte Treue. — Die Dohlenkönigin. — Anno 92. — Vom großen Bart. — Rolof, der Rekrut. — Der Aufruhr. — Aus dem Freiheitskriege. — Der alte Kapitän. — Das Wyler Schlößchen. — Ein Schrei. — Das schwarze Schiff. — Die rothen Nelken. — Der Schäfer von Rodeck. — Musketier und Musketierin. — Es waren einmal zwei alte Soldaten. — Eine Gespenstergeschichte. — Bei den zwei hohen Tannen. — Im rothen Hause. — Erzählungen eines alten Fiedlers. — Melusine. — Die hellen Fenster — Peter van Amon. — Kapitän Ketelhoek. — Der stille Kamerad. — Der Buschhof.

Zur gefälligen Beachtung.

Den Herren Abonnenten auf

Hackländer, Künſtlerroman

mache ich die ergebenſte Anzeige, daß ich behufs eines geſchmackvollen und ſoliden Einbandes für dieſes Buch

Decken in roth Calico mit eleganter Rückenvergoldung und Blindpreſſung auf dem Deckel

anfertigen ließ und ſämmtliche 5 Decken um den billigen Preis von 25 Sgr. oder 1 fl. 12 kr. rheiniſch durch jede Buchhandlung zu beziehen ſind.

Stuttgart, im April 1866.

Albert Schmidt, Buchbinder,
Calwerſtraße Nr. 9.

Neue Geschichten

von

F. W. Hackländer.

Mercato vecchio, und bis an ſeine Mauern gehen die kleinen Buden der Verkäufer von Obſt und Früchten in den hellſten, glänzendſten Farben und von Victualien und Gemüſen aller Art; gegenüber hat ſich ein Blumenverkäufer niedergelaſſen und hält dort im Freien eine tägliche Ausſtellung der ſchönſten und ſeltenſten Gewächſe, wohlriechender Kräuter und duftiger, vielfarbiger Blüthen und Blumen. Dem allem kommt nun wieder das alliebende Sonnenlicht zur Hülfe, und an einem ſonnig-ſchönen Tage ſcheint ſelbſt der alte finſtere Palaſt Strozzi, obgleich etwas ärmlich geſchmückt für ſeine gewaltigen Verhältniſſe, doch dankbar und freundlich zu lächeln.

Es iſt nicht meine Abſicht, eine genaue Beſchreibung der Stadt Florenz zu geben; es iſt das ſchon ſo oft, ſo genau und erſchöpfend geſchehen, weßhalb ich mich darauf beſchränken will, ein kleines Bild des Straßenlebens, wie es im gegenwärtigen Augenblick iſt, zu entwerfen, und deßhalb nur ein paar ſeiner Hauptſtraßen durchwandern, deren lebendiges Bild ſich in allen übrigen mehr oder minder genau widerſpiegelt. Da wir uns gerade bei Palazzo Strozzi befinden, ſo nehmen wir eine der Hauptverkehrsadern, die hier mündet, den Mercato vecchio, eine ſchmale Straße, zwiſchen unendlich hohen Häuſern, wo ſich Bude an Bude reiht, in denen man alles findet, was das menſchliche Leben zur materiellen Exiſtenz bedarf. Die weit geöffneten Gewölbe ſtrömen ordentlich über von der Menge der Gegenſtände und breiten ſich von der Straße auf weiten Geſtellen aus, ſo dieſe Straße noch mehr verengend. Hier iſt Fleiſch, Brod, ſchwere und leichte Würſte und rieſenhafte Käſe in allen Farben und Gattungen neben- und übereinander aufgeſchichtet; dabei ſieht man Mehl, Reis, getrocknete Pflaumen, Feigen und die bekannten dickbäuchigen Flaſchen, bis zum langen engen Hals mit Stroh umflochten und mit Papier zugeſtopft, enthaltend Wein und Olivenöl. Neben ihnen kommen Früchte aller Art, friſche Feigen und Granatäpfel, Pfirſiche, Aprikoſen und gewöhnliche Aepfel

Neue Geſchichten.

Der Toreador. Ein Eiſenbahn-Abenteuer.
Am Herdfeuer. Reiſeluſt.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1867.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Der Torreador. Novelle	1
Ein Eisenbahn-Abenteuer. Erzählung	147
Am Herdfeuer. Erzählung	213
Reiselust. Humoristische Skizze	287

Der Toreador.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Es iſt Mitte Mai und wir ſind in Sevilla. Man könnte aber richtiger und bezeichnender ſagen, wir ſind im Wonnemond und mitten im Paradieſe, denn Sevilla kann zu allen Zeiten ein irdiſches Paradies genannt werden, mag man in ſeinen Mauern leben oder es von Weitem ſehen — mag man ſich ihm nähern zu Lande von den duftigen Gebirgen herabſteigend, welche die Stadt im Nordweſten und Nordoſten umgeben und von wo das Auge des Reiſenden ſchon lange magnetiſch angezogen wird von der wunderbaren Form der leuchtenden Giralda, ſo daß er kaum einen Blick hat für die prachtvollen Thürme und Kuppeln der zahlloſen Kirchen, ſowie für die majeſtätiſche, vom Sonnenglanz vergoldete und umfunkelte Stadt mit ihren unzähligen Dächern und Zinnen, — mag der Reiſende den mächtigen Strom hinaufziehen, der Sevillas Mauern beſpült, durch die lieblichen Riberas des Inſeln bildenden Quadalquivirs, an ſchönen Anlagen vorbei, die ſich in der Nähe der Stadt über eine Stunde lang in vierfachen Alleen an den Ufern hinziehen, umſäumt mit duftendem Laubgehölz: reiche, exotiſche Pflan-

zungen, Zaubergärten von Orangen-, Feigen- und Granatbäumen, mit Roſen durchflochten, von ſprudelndem Waſſer gekühlt. Selbſt der Wechſel der Jahreszeit hat wenig Einfluß auf die Schönheit Sevillas; mag man es beſuchen im Herbſt und Winter, wenn der Boden in den ewig grünen Orangenwäldern rings um die Stadt mit goldenen Früchten bedeckt iſt und wenn der Windhauch vom Gebirge die heiße Luft des Sommers abgekühlt hat — mag man Sevilla beſuchen, wenn der glühende afrikaniſche Wind die Bewohner lähmend angehaucht hat, wenn die ſonſt ſo heitere und glückliche Stadt am Tage faſt wie ausgeſtorben ſcheint unter dem Drucke der Alles verſengenden Sonne, wenn Fenſter und Augen ſchläfrig geſchloſſen ſind — auch dann hat Sevilla ſeine wunderbaren Stunden, die Stunden der Nacht, wo Mond und Sterne in einem blendenden Glanze am Himmel funkeln, einen zweiten Tag mit zauberhafterem, weicherem Lichte hervorlockend, wo die Blüten der Orangen, der Roſen und des Jasmins ſtärker duften, wo auf dem Strome zahlloſe Nachen mit buntfarbigen Laternen hin und wieder rudern und an verſteckten Plätzen die angenehme Friſche des Waſſers zum Baden einladet. Das Leben und Gedränge auf der Alameda in der Nähe des goldenen Thurmes gegenüber von Triana am Ufer des Fluſſes erſcheint dann wie ein phantaſtiſches Maskenſpiel: unter rauſchender Militär-

musik beim Scheine zahlloſer Lichter ergehen ſich die vornehmen Sevillanerinnen mit ihren Freundinnen, Verwandten und Geliebten, den ſchwarzen Schleier mit ein paar glühenden Granatblüten ſo kokett um das ſchöne Haupt geſchlungen, mit der ſchlanken Taille, dem elaſtiſchen Gange, den kleinen Füßchen und mit ſprühenden Augen, den Fächer rauſchend auseinanderſchlagend und langſam wieder zuſammenfallen laſſend, um jetzt leicht die Mantille damit zu berühren, um ihn hängend am Handgelenk zu tragen — Alles leicht verſtändliche Zeichen der Fächerſprache, die von den glücklichen Apaſſionnados in ritterlicher Diskretion mit der Handſchuhſprache erwiedert werden, wogegen auf der anderen Seite des großen Spazierganges beim Scheine des Mondes ein nicht minder lebhaftes, aber noch weit anziehenderes Treiben herrſcht. Hier ſieht man die tanzluſtige Welt aus den niederen Ständen in den maleriſchen Koſtümen der verſchiedenen Provinzen, in den zahlreichen Landestrachten Spaniens ſich in Schmuck und Zierlichkeit überbietend; die heitere, glänzende andaluſiſche Tracht, die einfache galiziſche, die von Valencia mit ihren hellen, leuchtenden Farben, die ernſte, dunkle des ſtolzen Kaſtilianers und die aus den Gebirgen von Burgos — ein wechſelvolles, luſtiges Drängen und Treiben, ein blendendes Durcheinander, die lauteſte Fröhlichkeit ohne alle Unordnung, ohne alle Rohheit:

Spanier tanzt, und wenn er tanzt, iſt er glücklich und zufrieden.

Und wie einfach ſind hier die Vorbereitungen, deren es bedarf, um eine Gruppe Tanzender zuſammenzubringen — dort unter der hohen, dichtbelaubten Platane ertönen die Klänge einer Guitarre, begleitend eines jener ſchwärmeriſchen, melancholiſchen Lieder, denen das Knattern luſtig ſchmetternder Kaſtagnetten den richtigen Takt verleiht. Und bei dieſer einfachen Muſik werden auf dieſer Seite verſchiedenartige Landestänze ausgeführt, während ſich auf einer andern eine zahlreiche Gruppe junger Mädchen und Burſche mit Leidenſchaft der danza gentil hingeben. — Und wie tanzt der Spanier, beſonders aber die Spanierin: nicht nur die Füße ſind in der lebhafteſten Bewegung, ſondern auch die Augen, die Lippen, der Buſen, die Herzen — das ſüßeſte Vergeſſen lacht im Auge, blüht auf den Lippen und Wangen. Und wenn auch die Figuren des Tanzes ſich immer mehr zu verwirren ſcheinen, ſo findet ſich doch immer wieder in der Muſik eine glückliche Pauſe oder ein Wechſel des Rhythmus, welcher die leuchtende Gruppe befriedigend auflöst oder für ein paar Sekunden zum Stillſtehen bringt.

Das iſt die Luſt der Sommerabende in Sevilla, und wenn wir nun von dem Frühlinge, von dem wunderbaren Monate Mai als einer Steigerung in dem heiteren Leben

und Birnen. Eine angenehme Abwechslung bringt dazwiſchen eine Bude mit ſchönen Kräutern und Gemüſen, alle Sorten grün durch einander, zwiſchen denen die purpurrothen Liebesäpfel ſo angenehm hervorleuchten, oder auch die übergroßen ſaftigen Melonenſtücke, die, um den Appetit der Vorübergehenden zu reizen, ſo recht vornehin gelegt ſind. Ihnen folgen die Fiſchhändler; die glänzenden zappelnden „Meerfrüchte“ befinden ſich in großen Kübeln voll friſchen Waſſers und werden natürlich auf der ganzen Straße zu gleichem Preis ausgeboten. In der Mitte der ganzen Länge erweitert ſich der Mercato vecchio zu einem kleinen Platze, dem eigentlichen Fleiſchmarkt, von dem übrigens nur zu ſagen iſt, daß ſich über ihm eine von Säulen getragene Halle wölbt, die aber, wie der ganze Platz, ziemlich ſchmierig und unſauber ausſieht. Hinter dem Fleiſchmarkt fangen die Buden wieder an wie vor demſelben, und da ſie, wie ſchon geſagt, förmlich bis zum Straßenpflaſter überquellen mit Früchten und Victualien aller Art, ſo ſieht der ganze Mercato vecchio wie eine coloſſale fette Guirlande aus, zuſammengeſetzt aus Grünem, aus Früchten, Fleiſch, Butter, Käſe, Eiern, Schinken, in welche hineinverflochten ſind die vielen Käufer und Käuferinnen, die handelnd auf- und abrennen, und ebenſo auch die dicken Verkäufer in ihren weißen Schürzen und Jacken, heftig geſticulirend, wobei ſie mit ihren großen Schlachtmeſſern ſehr wild ausſehende Bewegungen machen.

Vom Mercato vecchio gelangen wir in eine andere Straße, die noch vor wenigen Jahren eine enge Gaſſe war, jetzt aber die breiteſte und ſchönſte geworden iſt. Die Regierung, welche ſchon ſo manchen düſtern Theil von Florenz mit größter Pietät für die beſtehenden alten Baudenkmale gelüftet und zugänglich gemacht, hat hier eine wahre Rieſenarbeit ausgeführt. Früher war die Piazza del Granduca mit dem Dome auf geradem Wege nur durch die oben erwähnte enge Gaſſe, die Via dei Calzajuoli verbunden, und da hier das Herz der Stadt iſt, hier ſich alles Leben concentrirt, ſo war dieſe Straße für alle Welt unzureichend

dieſer glücklichen Stadt reden wollen, ſo dürfen wir wohl ſagen, daß es ja eben der Frühling iſt, deſſen laue, balſamiſche Düfte auch der Tageszeit ihr Recht laſſen, und daß man nicht auf die Nacht zu warten braucht, um ſich in Sevilla zu erfreuen, um glücklich zu ſein bei der Pracht der auch hier zu neuem und friſcherem Leben erwachenden Natur, bei dem berauſchenden Dufte dieſer Maſſen von Veilchen und Roſen.

Es iſt alſo Mitte Mai und wir ſind in Sevilla, und zwar an einem Montag Nachmittag zu der Stunde, wo das Stiergefecht, das allwöchentlich gehalten wird, beendigt iſt. Die Tauſende von Zuſchauern haben die Plaza de los toros verlaſſen und ſind zu ihrem Mittag- oder Abendeſſen in ihre Häuſer zurückgekehrt; Sevilla iſt vollkommen ruhig, glücklich und zufrieden, denn das heutige Nachmittagsgefecht war eines der glänzendſten und hatte ſich durch allerlei pikante und nervenaufregende Zufälle ausgezeichnet.

Unterdeſſen iſt es Abend geworden und ehe wir uns erlauben, den geneigten Leſer in einen jener Familienkreiſe einzuführen, welche ſich nach eben beendigtem Mittageſſen bei Puros oder Cigaritos über das heutige, glänzende Stiergefecht unterhalten, wollen wir uns, durch die Straßen ſchlendernd, einen Blick erlauben in die reizenden Patios der Häuſer, was wir ganz ungehindert thun können,

da überall die beiden Flügel der breiten Hausthüren weit offen ſtehen, Befreundete zum Eintritt auffordernd und Fremde veranlaſſend, wie wir es thun, ſtehen zu bleiben.

Wie in ſo vielem Anderen, ſo tritt uns hier in Sevilla in der Einrichtung der Häuſer und deren Benützung die poetiſche Zeit der Mauren lebhaft vor Augen: wie damals iſt auch heute noch der Wohnhof rings umgeben von Schlafzimmern und anderen Gemächern: der eigentliche Salon des Hauſes und der Verſammlungsort für die Glieder der Familie und deren Freunde, ihn trennen nur feine eiſerne Gitter von zierlicher Zeichnung, die Raja, von der Vorhalle, einem häufig von Säulen getragenen Veſtibule an der Straße, und da, wie wir vorhin ſchon bemerkt, die Hausthüre gaſtfreundlich offen ſteht, ſo ſchauen wir um ſo ungehinderter in das heitere Leben des Wohnhofes, da jetzt, wo es Abend geworden iſt, die Sonnenzelte von den Balkonen wie von den Höfen weggezogen ſind. Was wir ſehen und hören, erregt unſere Luſt einzutreten, um alle unſere Sinne auf die angenehmſte Art zu beſchäftigen. Dort ſteht der Eßtiſch in maleriſcher Unordnung mit feinem Backwerk, herrlichen Südfrüchten, dunkel glühendem Wein in zierlichen Karaffen, Blumenduft um uns her im Hofe, Blumenduft von den Balkonfenſtern, ja von den Dächern herunter. Und dabei iſt der Patio ſelbſt wunderbar in

einen Garten verwandelt — dort in der Ecke erblicken wir eine dichte Laube aus Weinreben gebildet, und während der Marmorbehälter in der Mitte, aus dem ein lebendiger Waſſerſtrahl in die Höhe ſteigt, von Myrthen, Lorbeer und Orangen umgeben iſt, ſehen wir drüben dieſelben herrlichen Bäume mit anderen feinblätterigen Gebüſchen gruppenartig geordnet und aus dem dunkeln Laube weiße Marmorſtatuen hervorleuchten. Dabei ſtrahlt reicher Lichterglanz durch die Räume dieſer Marmorhöfe, ſich wiederſpiegelnd in dem glänzend polirten Steine, ja auf dem Moſaikboden, vor Allem in dem zitternden Waſſerſtrahl und ſich langſam verlierend in den Ecken des weiten Raumes, dort im Laube der Bäume zwiſchen Blumen verſchwindend, nur hie und da noch eine weiße Blüte oder eine goldene Frucht deutlich hervorhebend. Dazu glänzt von oben der ſüdliche Sternenhimmel oder der helle Schein des Mondes, wunderbar reflektirend in unbeſchreiblich ſchönen Augen.

Und Lieder erſchallen überall, wo man hinhorcht, hier von einer einzigen Stimme, begleitet von ſanftem Guitarrenklang, dort ein mehrſtimmiger, fröhlicher Geſang, dazwiſchen das Raſſeln des Tamburins, das Knattern der Kaſtagnetten; auch ſpärlicher beleuchtete Patios ſehen wir mitunter, wo eine ältere Dame ſchläfrig in ihrem Stuhle nickt, während wir aus dem Gebüſche hinter ihr im Hofe

ein paar lispelnde Stimmen vernehmen, oder während vielleicht am Gitter der halbdunkeln Vorhalle eine schlanke Mädchengestalt lehnt, heimlich Worte und Küsse tauschend.

Wir sind in der Calle de la Lonja, einer Straße mit prächtigen öffentlichen und Privatgebäuden; hier wohnen Leute vom ältesten und reichsten Adel neben Kaufherren, deren Schiffe von Cadix aus durch die ganze Welt gehen; an manchem Portale hier sieht man eine Herzogs- und Grafenkrone, auch nicht selten einen Kardinalshut ausgemeißelt, was bedeuten will, daß Einer oder Mehrere dieses erlauchten Hauses die große Ehre und das außerordentliche Glück hatten, den Purpur tragen zu dürfen.

Es ist gerade ein derartig verziertes Haus, in welches wir eintreten: die Vorhalle ist glänzend beleuchtet, der Wohnhof nicht minder, und hier bemerken wir alles das, was wir vorhin beschrieben, auf's Reichste und Eleganteste: dort den Eßtisch in seiner malerischen Unordnung, bedeckt mit Krystall und Silbergeschirr, strahlend im Widerschein der Wachskerzen, die auf gediegenen Leuchtern von edlem Metall brennen — hier zwischen dunkeln Gruppen von Orangen- und Lorbeerbäumen hellleuchtende Marmorfiguren, den sprudelnden Wasserstrahl in der Mitte des Patio und eine auserlesene Gesellschaft, von denen sich die älteren Herren und Damen, sowie auch einige der heiteren

Jugend noch am Eßtiſche befinden, während andere ſich ſchon in die dunkleren Theile des Marmorhofes zurückgezogen haben, von woher Lachen und Plaudern erſchallt, auch zuweilen ein kaum hörbarer Guitarrenakkord, ſowie das leiſe Anſchlagen einer Kaſtagnette, welche ſchüchtern zu fragen ſcheint, ob es nicht bald erlaubt ſei, einen Bolero oder Fandango zu beginnen. Dabei duften die Blumen von allen Seiten und von hoch über Alles herab blickt der funkelnde Sternenhimmel, eine wunderbare Nacht anzeigend, wie ſie uns in ihrer ſtillen Pracht und Herrlichkeit nur im ſüdlichen Spanien zu entzücken vermag.

Von denen, welche noch am Tiſche ſaßen, ſandten manche ihre Blicke nach dem prachtvollen Nachthimmel, aber mit ganz verſchiedenem Ausdruck: hier der Herr des Hauſes, Don Francisco Melendez, neben dem dicken, wohlgenährten Kanonikus und einem anderen Freunde der Familie in ſtiller Beſchaulichkeit mit wohlthuender Ruhe dem Geſchäfte des Verdauens obliegend — dort Donna Leocadia Melendez, zwei anderen, ältlichen Damen halblaut die Verſicherung gebend, daß man ihr eigentlich ſagen könne, was man wolle, ſo ſei ſie doch noch nicht zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Sterne da oben nicht wie feſtgenagelt ſtänden und auf und ab gingen — was die Augen ſehen, glaubt das Herz. Etwas zurückgezogen vom Tiſche und den Schatten eines Granatbaumes be-

nutzend, ſaßen ein paar junge Damen, leiſe, aber eifrig zuſammenplaudernd, und wenn abwechſelnd bald die Eine, bald die Andere hinaufſchaute zu dem glänzenden Nachthimmel, ſo war das bei der Einen verbunden mit einem glücklichen Lächeln, bei der Andern aber mit einem ſtillen, faſt ſchmerzlichen Seufzer. Noch zwei weitere Perſonen befinden ſich hier: ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit in einfachem, weißem Kleide von dünnſtem Stoffe, welches feſt um ihren Oberkörper anſchließend faſt zu verrätheriſch die ſchönen, ſchwellenden Formen ihres Körpers zeigt: Donna Paula, die Tochter des Hauſes. Ehe ſie ſich zu Tiſche ſetzte, hatte ſie ſich, wie die übrigen Damen, der Mantille entledigt und die Basquine abgelegt: der Tag iſt ja ſo heiß und man iſt hier unter lauter guten Freunden. Auch Paula betrachtet, in ihren Stuhl zurückgelehnt, den Himmel, wenigſtens hat ſie demſelben ihr Geſicht zugekehrt. Wenn wir aber näher hinſchauen, bemerken wir, daß ihre Lider ſchläfrig die Augen bedecken — ſchade: zu dieſem prächtigen Kopfe mit den faſt zu ſtarken, blauſchwarzen Haarflechten gehört gewiß ein Paar wunderbar leuchtender Augen. Doch warten wir einen Augenblick: unter den langen, ſeidenen Wimpern blitzt es hervor — jetzt ſchaut Donna Paula um ſich: ah, wir ſind in unſerer Erwartung nicht betrogen, ſie hat ein herrliches Auge, nur von etwas düſterem Aus-

drucke, und wenn ſie ſo plötzlich aufblickt, ſo wird man unwillkürlich erinnert an das Wetterleuchten einer ſchwülen Sommernacht.

Im Anſchauen dieſes vollendet ſchönen ſpaniſchen Mädchens von vielleicht ſechzehn oder ſiebenzehn Jahren hätten wir bald eines jungen Mannes mit beſcheidenem Aeußern vergeſſen, welcher halb verborgen hinter dem Stuhle des Kanonikus ſitzt, den Arm auf die Lehne deſſelben geſtützt, darauf den Kopf legt und ſo der Einzige iſt, der nicht zum Himmel hinaufblickt. Fügen wir hinzu, daß dieſer junge Mann in der Tracht der Licenciaten iſt, ſo finden wir es vielleicht gerechtfertigt, daß er, wahrſcheinlich an den Himmel des Jenſeits denkend, für die Pracht des irdiſchen kein Auge hat.

«Tengo vos el mi pandero.»
Klinge, klinge, mein Pandero,
Doch an Anderes denkt mein Herz.

hörte man aus dem Hintergrunde des Hofes, wohin ſich, wie ſchon oben bemerkt, die meiſten jüngeren Leute zurückgezogen hatten, eine friſche Mädchenſtimme unter leiſer Guitarrebegleitung halb ſingend, halb recitirend vortragen, worauf die unſichtbare Sängerin von ein paar anderen Mädchenſtimmen durch lautes Lachen unterbrochen wurde und hierauf der raſſelnde Ton einer kleinen Schellentrommel lärmend einfiel.

„Ja, ja," ſagte der Kanonikus, indem er behaglich die Daumen ſeiner fetten Hände, die zuſammengefaltet auf ſeinem Bauche ruhten, um einander herumſpazieren ließ, „klinge, klinge, mein Pandero, doch an Anderes denkt mein Herz — das iſt eine lange Weisheit in kurzen Worten ausgedrückt, und paſſirt — dem heiligen Jakob von Compoſtella ſei es geklagt — ſo häufig manchem ehrlichen Chriſtenmenſchen. Es wäre ein Glück, wenn man ſeine Gedanken beſtändig bei der Sache halten könnte, mit der man gerade beſchäftigt iſt; aber es gibt leider ſo wenig Dinge, welche Seele und Leib zu gleicher Zeit gründlich beſchäftigen."

„Ich finde dieſe Aeußerung eigentlich undankbar von Euch — Señor Sobrino y Canonico," bemerkte der Freund des Hauſes, „undankbar nach einem ſo vortrefflichen Diner, welches doch alle jene Bedingungen erfüllt hat."

„Gewiß, Tomaſo, und indem ich gerade an dieſes herrliche Diner dachte, mußte ich ſeufzen über das, was die Juvencita geſungen: es iſt eine Anklage meiner ſelbſt und ich geſtehe ehrlich, daß ich oft an etwas ganz Anderes denke, als was der Klang der Glocken zu bedeuten hat, wenn ich in meine Kapelle gehe — der Menſch iſt ein ſchwaches Geſchöpf, die Madonna ſoll mir verzeihen."

„Was nicht von unſerer lieben Frau für ein ungeheurer Vorrath von Barmherzigkeit täglich verlangt wird,"

lachte die Herrin des Hauses, sich über den Tisch hinüber in das Gespräch mischend, „o über die sündige Welt, so etwas aus Eurem Munde hören zu müssen — wenn das noch Don Ruiz gesagt hätte, welcher erst mit einem Bein auf der Schwelle der Kirche steht.“

„Falsch, falsch, Sobrina — ich, dessen Frömmigkeit sich sozusagen in Feuer und Wasser erprobt hat, kann mir schon eine solche Bemerkung erlauben, aber ein junger Licenciat, der damit umgeht, nächstens seine erste theologische Vorlesung zu halten, muß dahin streben und arbeiten, seine Gedanken fest bei einander zu halten.“

Der Licenciat, von dem die Rede war, hatte langsam seinen Kopf erhoben und zeigte ein sehr schönes Gesicht mit einem glänzenden Augenpaar, von ziemlich weltlichem Ausdrucke: seine bartlosen Lippen kräuselten sich zu einem leichten Lächeln, während er zur Antwort gab: „Señor Bartolomeo hat mich ganz richtig beurtheilt; wenn ich an etwas denke, so thue ich es mit Leib und Seele, ja mit der ganzen Kraft meines Herzens — und mein Herz ist ziemlich kräftig.“

Als er dieses sagte, flog sein Blick langsam über die Tischgesellschaft hin mit dem Ausdrucke großer Gleichgültigkeit, der sich aber von Allen unbemerkt plötzlich in einen flammenden Blitz verwandelte, als er an den geschlossenen Augen Paula's eine Sekunde haftete.

„Wenn Du mumt'res Ding verſtändeſt
Meine Qual und ſie empfändeſt,
Jeder Ton, den Du entſendeſt,
Würde klagen meinen Schmerz"

klang es zu gleicher Zeit aus dem Gebüſche herüber, und als hierauf Paula langſam ihre Augen öffnete und den heißen Blick aus dem Auge des Licenciaten bemerkte, wandte ſie ihren Kopf mit einer finſteren, faſt unwilligen Miene ab und richtete ſich raſch in die Höhe, wie um an dem Geſpräche Theil zu nehmen oder ſich zu den Sängern zu geſellen; dabei hob ſie ihren rechten Arm etwas in die Höhe, ſo daß der weite Aermel von Muſſelin zurückfiel und ihren ſchön gerundeten, fein geformten Arm zeigte.

Donna Leocadia ſah zu ihrer Tochter hinüber, und als ihr Blick leicht begreiflich an dem Handgelenk Paula's verweilte, ſagte ſie in fragendem Tone, „haſt Du Dein mauriſches Armband abgelegt? — während des Stiergefechts habe ich es doch noch bemerkt; ich hoffe nicht, daß Du es verloren haſt."

Paula blickte wie erſtaunt auf ihren Arm, doch war dieſes Erſtaunen ein gekünſteltes; es mußte mit dem Armband etwas ganz Abſonderliches vorgefallen ſein, denn die ſonſt ſo ruhigen, blaſſen Züge des ſchönen Mädchens waren plötzlich von einer flammenden Röthe überzogen, welche, obgleich ſie ziemlich im Schatten ſaß, doch ſogleich

und unangenehm. Ich erinnere mich noch recht wohl der frühern mittelalterlichen Gasse mit den hohen finstern Häusern, deren weit vorspringende Dächer sogar am hohen Mittag den Sonnenstrahlen das Eindringen neidisch verwehrten, jetzt ist aus ihr eine breite, lichte, wohlgebahnte Straße geworden mit Fußpfaden zu beiden Seiten, die ihrer ganzen Länge nach aus reichen und eleganten Magazinen besteht. Ein Pariser, wenn er sehr gut gelaunt wäre, würde ihr vielleicht das große Compliment machen, sie mit dem schmaleren Theil der Rue de la Pair zu vergleichen, ein Wiener mit der Kärnthnerthor-Straße, für Florenz aber ist die Via dei Calzajuoli beides zugleich und in jeder Beziehung eine freundliche und angenehme Straße. Weder der Corso Orientale in Mailand, noch Toledo in Neapel oder die lange Zeile des eleganten Cassaro in Palermo geben ein sprechenderes Bild des Lebens im Süden, zeigen ein klareres Gepräge des regen Treibens einer volksreichen Hauptstadt. Aber wie alles in der Welt muß man auch die Via dei Calzajuoli in ihrer guten Laune sehen, das heißt, in den Mittagsstunden eines schönen Tages des Spätherbstes, wenn die begüterten Familien den ruhigen Landsitz wieder mit dem lärmenden Getreibe der Stadt vertauschen, wenn der Fremdenzug aus dem Norden, um mich eines Ausdrucks der Schnepfenjagd zu bedienen, in sein Lätare getreten ist. Das Pflaster ist feucht und gibt deßhalb keinen Staub von sich, alle Magazine sind geöffnet, und ein tiefblauer Himmel spannt sich über der Straße aus, sowie über die Hunderte von Menschen, die in allen möglichen Anzügen, buntfarbig, summend, lachend, beschäftigt und müßig gehend hier auf- und abschwärmen. Den Mittelweg nehmen Fahrzeuge aller Art ein, vornehme Damen liegen in ihren Wagen lang ausgestreckt und lassen nur hie und da einen Blick durch die Menge gleiten, dem bald nachher vielleicht ein leichtes Kopfnicken folgt, im übrigen scheint sie weder Straße noch Lärmen, noch Magazine zu interessiren; und sie fühlen darin gleich mit ihrem Bedienten auf dem hohen Hintersitze, der mit

von der Mutter bemerkt wurde, sowie auch von dem jungen Licenciaten, der jetzt einen zweiten und nicht minder raschen und bezeichnenden Blick hinüberwarf.

„Bei der heiligen Leocadia, meiner Schutzpatronin," sagte die Mutter, „es wäre mir nicht lieb, wenn Du das Armband verloren hättest — von seinem Geldwerthe will ich gar nicht reden, aber meine Mutter und meine Großmutter haben es so in Ehren gehalten, als sei es rund umher mit Brillanten besetzt — Du wirst es droben abgelegt haben und es mir nachher zeigen, nicht wahr, Paulita?"

„Droben kann sie es nicht abgelegt haben," erscholl jetzt eine andere Stimme hinter dem Stuhle des jungen Mädchens — die Stimme eines jungen Mannes, welcher aus dem dunkeln Theile des Hofes herangetreten war und sich plötzlich in das Gespräch mischte. Dieser junge Mann hatte eine so auffallende Aehnlichkeit mit Paula, daß man nicht einen Augenblick im Zweifel sein konnte, es sei ihr Bruder, wobei es eigenthümlich war, daß er sich im Gegensatze zu allen Uebrigen in andalusischer Landestracht befand: er trug Weste und Unterweste von greller Farbe, reich betreßt, seine gemsledernen Gamaschen waren auf's Reichste gestickt, mit zahllosen Schnüren, Knöpfen und Eicheln versehen, und den Hut mit Sammetbesatz und aufwärts stehender Krämpe hatte er keck auf das rechte Ohr gesetzt.

„Und warum ſollte ich das Armband nicht droben abgelegt haben?“ frug Paula mit blitzenden Augen.

„Weil Du nach dem Stiergefechte gar nicht oben warſt, und weil —“

„Was Du wiſſen willſt, weiß ich beſſer,“ entgegnete ſie, „und wenn ich das, was ich weiß, ſagen will, ſo habe ich zuerſt das Recht dazu, Fernando.“

Der junge Mann zuckte mit den Achſeln und warf ſeine halbverbrannte Papiercigarre auf den Boden, wo er ſie mit dem Fuße austrat.

„Ruhe, Ruhe!“ ermahnte der Vater — „was iſt denn das wieder? Ich glaube, der Burſche kommt nur von draußen zu uns herein, um mit ſeiner Schweſter Händel anzufangen — was iſt's mit dem Armband, Paulita?“

Ehe dieſe aber etwas antworten konnte oder wollte, ſagte der Domherr mit einem breiten Lächeln: „laßt mir Fernando zufrieden; der kommt wahrlich nicht von der Hacienda nach Sevilla, um mit hübſchen Mädchen zu zanken, ſondern mich müßte Alles täuſchen, wenn es nicht das Stiergefecht wäre, das ihn jeden Montag ſo pflichtlich erſcheinen läßt — he, mein Junge, habe ich recht? — ja, ja, nicke nur mit dem Kopfe — das liegt nun einmal im Blute.“

„Leider, leider,“ brummte der Herr des Hauſes, „doch hat dieſe Leidenſchaft über mich und über Donna Leocadia einen großen Sprung gemacht.“

„Und ſich vom Großvater auf den Enkel vererbt,“ meinte Don Bartolomeo, „wie das auch bei andern Neigungen oft vorzukommen pflegt — ja, ja, auf Enkel und auf Enkelinnen.“

Bei den letzten Worten bemühte ſich der Kanonikus, ſchelmiſch lächelnd nach Paula hinüberzuſchauen und machte dazu eine ſehr pfiffige und geheimnißvolle Miene.

„Daß ſich die Heiligen erbarmen mögen,“ ſeufzte die Mutter, „aber es iſt was Wahres d'ran — denkt nur, Donna Tereſa,“ wandte ſie ſich an eine ältliche Frau, die neben ihr ſaß, „ſowie der Montag kommt, iſt das Ding da nicht mehr zu halten — ſie will zum Stiergefecht und ſie muß zum Stiergefecht, und ich mache mir doch gar nichts daraus und Don Francisco eben ſo wenig — heute hat ſie es durchgeſetzt, daß wir ſie mit ihrer Tante Donna Manuela gehen ließen.“

„Und hat dabei ihr Armband verloren,“ ſagte der unerbittliche Bruder.

„Das wäre ſchrecklich, Paulita, und Du wirſt mir angeben, wo Du es verloren haben kannſt, beim Eingange oder beim Ausgange, auf der Straße oder auf dem Balkon.“

„Baſe Leocadia,“ ſagte der Kanonikus, indem er den Kopf langſam hin und her wiegte, „quält mir das Mädchen nicht unnöthiger Weiſe — beim Patron unſerer

Kirche, ich kenne ſie beſſer als Ihr, und wenn ihre Unterlippe, die an ſich ſchon klein genug iſt, beinahe ganz verſchwindet, wie jetzt, ſo könnt Ihr ſicher ſein, nichts aus ihr herauszubringen."

„Der Vetter hat recht," rief Fernando, „und da ſie nicht reden will, ſo werde ich's ſagen."

„Schande über Dich, Aufpaſſer und Verräther," rief das junge Mädchen in leidenſchaftlichem Tone, indem ſie ſich raſch umwandte und den Bruder mit blitzenden Augen von oben bis unten betrachtete — —, „doch meinetwegen ſage was Du willſt, kannſt auch obendrein noch lügen, wenn es Dir Vergnügen macht — willſt Du aber die Wahrheit reden, ſo werde ich ſie nicht leugnen." Darauf verwandelte ſich der Zorn in ihren Augen in einen Ausdruck der Verachtung, wobei ihre Lider wie gelangweilt oder ſchläfrig herabfielen, doch verrieth ein unverkennbares Funkeln unter denſelben, daß die Bruſt des jungen Mädchens von ganz anderen Gefühlen bewegt war; auch zitterten ihre kleinen Fingerchen ein wenig, als ſie ſich vom Tiſche die kleine Tenacilla nahm, mit derſelben ein Cigarito faßte, dieſelbe langſam anzündete und den Rauch mit einem ſo tiefen Zuge in ſich ſog, daß ſich ihr Buſen hoch emporhob, wobei ſie merkwürdiger Weiſe beide Reihen ihrer ſchneeweißen, feſt aufeinander gebiſſenen Zähne ſehen ließ.

«Pax vobiscum!» ſagte der Domherr in gemüthlichem Tone, „was nützt es, ſich zu zanken oder auch nur lange zu reden über geſchehene Dinge, die nicht mehr zu ändern ſind — iſt das Armband unwiederbringlich verloren, ſo wird das eben ſo unangenehm für Paula ſein, die, wie ich ſelbſt weiß, ſehr viel Werth darauf legte — kann man es wiederfinden — — oder — wieder erhalten — — deſto beſſer — — und wenn ich der Bruder einer ſo ſchönen Schweſter wäre, ſo würde ich, ſtatt weiter über die Sache zu reden, ſelber Schritte thun, um das Kleinod wieder herbeizuſchaffen.“

„Das hätte ich wahrlich von ſelbſt gethan,“ erwiederte der junge Mann aufbrauſend, „wenn ſie nicht von ſo unverträglich zurückſtoßendem Charakter wäre, und wenn ſie mich nicht ſchon auf dem Heimwege, als ich gutmüthig mit ihr darüber ſprach, wie einen Gitano behandelt hätte.“

„Ich verſtehe von allem dem gar nichts,“ bemerkte der Vater mit einem ziemlich albernen Geſichtsausdrucke, wogegen Donna Leocadia zuerſt gen Himmel blickte und dann mit einem tiefen Seufzer zu ihrer Nachbarin ſagte, „es wird ſo ſein, wie ich es mir gedacht.“

„Und was wird ſo ſein? was haſt Du Dir gedacht?“ fragte der Herr des Hauſes welcher dieſe Worte gehört, in einem lauten Tone, und da ihm dieſe Gelegenheit paſſend erſchien, um vor dem Vetter Kanonikus, der ihn

häufig mit dem Gegentheile neckte, zu beweiſen, daß er wohl ſeinen Willen ausſprechen dürfe, ſetzte er ſehr entſchieden hinzu, „ich will das wiſſen.“

Doch lächelte ihn Don Bartolomeo gemüthlich von der Seite an und ſagte, indem er ſeinen breiten Kopf etwas aufwarf: „Vetter Francisco, Du biſt ein viel zu geſcheidter Mann, um der Sache nicht auf den Grund zu ſehen. — Was es geweſen ſei? fragſt Du — nun die Antwort darauf iſt ſehr einfach: Deine Tochter Paulita hat ſich hinreißen laſſen von der ganz außerordentlichen Kunſt und Gewandtheit des großen Eſtevan in der heutigen glänzenden Nachmittags-Korrida, der ja, wie wir während des Eſſens von Fernando gehört, ſeine vier Toros nach einander ebenſo ritterlich als graziös beſiegte.“

„Was hat meine Tochter mit dem Torero zu ſchaffen?“

„Wahrlich nichts — darüber kannſt Du ruhig ſein — aber haſt Du es nicht ſelbſt erlebt oder wenigſtens mit angeſehen, wie die vornehmſten Damen des Hofes ihre Fächer, Geldbörſen und Armbänder in den Ring warfen, wenn der große Mendovia, nachdem der wildeſte Stier von ſeiner Hand wie vom Blitze getroffen ihm zu Füßen geſunken, und er, der ſoeben dem Tode mit einer wunderbaren Würde und Anſtand getrotzt, ſich für den ungeheuren Beifallsſturm nun ſo ruhig und beſcheiden, ja mit einer Gleichgültigkeit, als grüße er einen Freund,

oder küsse die Hand einer schönen Frau, bedankt — gestehe es, Francisco, da hat Dein altes spanisches Herz ebenfalls geklopft, so wie das meiner höchst ehrbaren Base dort, und ich möchte es nicht verschwören, ob nicht auch Leocadia in ihrer Jugend auf solche Art Fächer oder Armband verloren?"

„Niemals," erwiederte Donna Melendez mit Entschiedenheit und großer Entrüstung, „und ich hätte nicht gedacht, daß ich so etwas von Paula erleben sollte — o ungerathene Tochter! — ich werde morgen Deinen Beichtvater kommen lassen und ihn bitten, daß er Dir in's Gewissen spricht."

„Gib Dir keine unnöthige Mühe, Leocadia," sagte der Geistliche in etwas leichtfertigem Tone, „wenn Paula in der That eine Ungeschicklichkeit begangen hat, die Du zu einer Sünde stempeln möchtest, so wird ihr Beichtvater wohlweislich unterscheiden, ob diese Sünde mit Absicht, mit Vorbedacht gethan oder ob sie aus Uebereilung gehandelt oder ob es gar nur ein bloßes Unglück gewesen, und ich glaube in diesem Falle das Letztere: Paula wollte ihren Fächer in den Ring werfen und streifte unglücklicher Weise das Armband ab — ist's nicht so, Juvencita?"

Das junge Mädchen machte eine Bewegung mit dem Kopfe, die man ebensogut für eine Verneinung wie für eine Bejahung halten konnte, weßhalb denn auch die

Mutter ungeduldig ihre Achseln zuckte, und wahrscheinlich auf's Neue wieder angefangen, wenn nicht Don Francisco mit einem Blick der Ueberzeugung gesagt hätte, „ja, ja, es wird und muß so sein, und ich erinnere mich jetzt deutlich der großen Torrida vor zwei Jahren, welcher der Hof beiwohnte, wo Ihre Majestät allerhöchstselbst dem betreffenden Lidiador ein Ehrengeschenk reichen ließen, während die Damen des Hofes Goldunzen in ihre Taschentücher gebunden hinabwarfen, und wobei es allgemeinen Beifall erregte, als die junge und schöne Herzogin Manfredia ihren mit Brillanten besetzten Dolch aus der Haarflechte zog und ebenfalls hinabschleuderte, und den der unglückliche Torero die Kühnheit hatte, wie eine Waffe an seinen Gürtel zu befestigen — sangre de Dios! Das war ein glorreicher Tag."

„Und dieser Jubel, dieser Taumel ist so begreiflich," sagte der Domherr, „der aufregende Kampf, der Einem das Blut vom Herzen in die Wangen treibt und das Athmen erschwert, der Jubel der Tausenden von Zuschauern, die berauschende Musik, die glänzende Cuadrilla mit ihren Campeadores, ihren leichten Banderilleros in den grellen Farben, die wallenden Federbüsche der Mulos mit ihrem vergoldeten Geschirr, das immer toller werdende Jauchzen der Menge, die gefährlichen Zufälle während des Spiels, die uns zuweilen das Blut erstarren machen —

dazu das Schnauben und Brüllen der Toros, die verletzt am Boden zappelnden Pferde, der aufwirbelnde Staub, dazwiſchen das Glänzen der reichen Gewänder und das Leuchten der rothen Mäntel der Campeadores. Und das Alles iſt wie eine Pyramide, die ſich zuſpitzt, um hoch oben den letzten Kämpfer, den Eſpada, im wunderbarſten Lichte der Tapferkeit zu zeigen, oder es iſt wie ein Vorſpiel, wo Alles darauf berechnet iſt, um der Hauptperſon des Spektakelſtückes, das ſchließlich noch zu einem Drama werden kann, zur Folie zu dienen — und wie mag es uns deßhalb wundern, wenn nun alle dieſe aufgeregten Herzen dem Lidiador in ängſtlicher Erwartung entgegen klopfen — bei den Männern, wenn demſelben der Ruf der Tapferkeit und Gewandtheit vorausgeht, bei den Weibern, wenn er noch obendrein ein ſchöner Mann iſt, wie Señor Eſtevan — oder Don Eſtevan, wie man ihn hie und da zu nennen beliebt, da ſeine Cuadrilla behauptet, er ſei von eben ſo gutem altem Adel und gothiſchem Blute, wie die Guzman oder die Medina."

Während des ganzen letzten Geſprächs, das zwiſchen Paula und Fernando, ſowie deren Eltern und dem Vetter Kanonikus gehalten wurde, hatte der junge Licenciat mit großer Ruhe und ungemeiner Zierlichkeit eine Orange geſchält, auseinander gebrochen und langſam verzehrt, wobei es ſchien, als achte er nicht beſonders auf das Geſpräch

der Anderen; nur bei der lebhaften Schilderung Bartolomeo's ſchaute er langſam auf, und ſeine Augen, die jetzt mit unverkennbarem Intereſſe auf dem Erzähler haften blieben, leuchteten und ſtrahlten einige Sekunden mit dem gleichen Feuer wie früher, als er Paula betrachtet.

„Der Vetter hat recht," rief Fernando begeiſtert, „und ich will es ja auch begreiflich finden, daß man ſich hinreißen läßt — nur ſoll man es nicht gar zu auffallend machen und es hintendrein ableugnen wollen."

„Ich habe niemals etwas abgeleugnet," ſagte Paula mit ſo leiſer Stimme, daß Niemand ihre Worte verſtand, und der Bruder, ſie für ein Zugeſtändniß ſeiner Vorwürfe nehmend, deßhalb wie begütigend fortfuhr: „Es war in der That ein erhabener Augenblick, als der große Mendovia nun auftrat unter den rauſchenden Klängen der Muſik und von Tauſenden und Tauſenden mit den jubelndſten Zurufen empfangen wurde: viva el currito Mendovia, el mas sandunguero de los la tierra de Dios! — vivat der geliebte Mendovia, der anmuthigſte aus dem Lande Gottes! während Andere ſchrieen: es lebe das Schwert des Cid Campeador und die Kraft des Don Juan Chacon!"

„Und welch' ſchöner Mann iſt dieſer Eſtevan," ſagte der Domherr mit einem eigenthümlichen Blinzeln ſeiner Augen — „ſpielt er nicht mit dem wüthendſten Stiere wie

übergeſchlagenen Armen, den Hut etwas ſchief auf dem Kopfe, alles unter und neben ſich mit ſouveräner Verachtung anſchaut. Andere Equipagen, die folgen, bilden das vollkommene Gegentheil: da iſt der Bediente zugleich Cicerone und erzählt lebhaft von der alten Strumpfwirkergaſſe, von St. Michele u. dgl. m., während die deutſche Familie im Wagen ungeheuer aufmerkſam zulauſcht und noch mehr ſieht, als wirklich da iſt. Zahlreiche Miethwagen folgen oder begegnen ſich und werden dem Fremden ungemein läſtig, denn wenn er eilig in eine Seitengaſſe ablenken will, ſo ſtellt ſich ihm der dienſteifrige Fiaker gerade in den Weg und bietet ſeine Carrozza an. Schwere beſtaubte Reiſewagen rollen langſam durch die Calzajuoli, und überwachte, nüchterne, blonde engliſche Geſichter ſchauen etwas geſpenſterhaft in den glänzenden Tag hinaus; zwiſchen dieſen geſetzteren Fahrzeugen rollen leichte Barocino's mit den kleinen Pferdchen und dem klingenden Geſchirr hierhin und dorthin; — junge Elegants erregen die Aufmerkſamkeit, indem ſie ſich in wahren Kinderwagen bewegen — Wagen, Pferde, alles iſt en miniature bis auf den oftmals dicken Beſitzer ſelbſt, der auf ſeinem engen Sitze nach allen Seiten überquillt. Auch Handkarren bewegen ſich im allgemeinen Strome dahin, Verkäufer, die ihr ganzes Waarenlager mit ſich herumſchleppen, um es ſtückweiſe mit lautem Geſchrei anzubieten.

Wenn man hierzu annimmt, daß die Calzajuoli der geſuchteſte Theil der Stadt iſt, daß man in ihren Läden faſt alle Wünſche befriedigen kann, und daß ſchon deßhalb eine große Menſchenmenge hier zuſammenſtrömt um einer andern zu begegnen, welche nur daher kommt, um zu ſehen oder geſehen zu werden, ſo kann man ſich vielleicht einen Begriff machen von dem Leben in dieſer Straße. Auf den Fußpfaden zu beiden Seiten findet ein beſtändiges Ausweichen ſtatt, namentlich an den Ecken, wo eine neugierige Menge die übergroßen Anzeigen und Maueranſchläge aller Art lieſt, ſowie auch vor Kaffeehäuſern, wo ſtets eine große Anzahl junger und alter nach dem Journal gekleideter Herren

die Katze mit der Maus — weißt Du noch, Francisco, wie er sich mit der zierlichsten Wendung durch das Horn des vorbeirasenden Stieres das Schnupftuch aus der Seitentasche reißen ließ?"

„Ja, ja, und wie er ein anderes Mal, als er zwischen den Toro und las Tablas gerieth, sein Leben durch den wunderbarsten salta sobra testuz rettete, indem er mit der Gewandtheit eines Operntänzers den Fuß zwischen die Hörner des Stiers setzte und über ihn hinüber sprang."

„Er braucht niemals einen Cachetero, denn wenn er seinen Arm ausstreckt und den Toro mit der Spitze seines Degens berührt, so hat die letzte Sekunde des unbändigsten Thieres geschlagen und es stürzt ihm zu Füßen wie vom Blitze getroffen."

„Und dabei soll er kein roher Geselle sein, wie so viele seines Gewerbes, sich mit seiner Cuadrilla nur abgeben bei den Uebungen, an denen er zu ihrer Belehrung gewissenhaft Theil nimmt, und sich im Uebrigen ferne halten von dem wilden Leben der Lidiadores."

„Und dabei von gutem Adel — da verstehe ich es allerdings, daß es Damen geben kann, deren Herz beim Eintritt des Toreadors rascher schlagen soll."

„Ich verstehe das wohl, aber ich begreife es nicht," sagte Don Fernando.

Der Licenciat hatte ſeine Apfelſine verzehrt, ſich hierauf ſeine zarten weißen Finger mit einem Tuche von äußerſt feiner Leinwand abgewiſcht und ſagte alsdann mit ſeiner weichen, einſchmeichelnden Stimme: „Man ſoll keinen Chriſtenmenſchen verachten, ſelbſt einen Lidiador nicht; doch wenn er ſelbſt von altem gothiſchem Blute wäre, ſo iſt ſein Gewerbe wenig beſſer, als das der fahrenden Komödianten und der Zigeuner — nicht wahr, Oheim Bartolomeo?“

„Daß Du dieſe Anſicht haſt, mein Sohn, finde ich begreiflich — als ich noch ein junger Licenciat war, dachte ich ebenſo, heute aber ſind meine Gedanken ganz anders, und deßhalb muß ich Euch geſtehen, daß unſer Geſpräch nach einem ſo guten Diner etwas zu ſchwer und ernſt geworden iſt — da lob' ich mir das leichte, ſprudelnde, und ich gäbe was darum,“ ſetzte er mit ſeiner lauten, weittönenden Stimme hinzu, „wenn es da drüben einer unſerer Juvencitas gefiele, noch einmal anzuſtimmen:

Tango vos el mi pandero —

ſchaut die herrliche Nacht an — ſcheint ſie nicht mit ihren tauſend Augen erſtaunt zu fragen, wie könnt Ihr Euch da um weitliegende Dinge bekümmern, ſtatt zu dem zu greifen, was Ihr am nächſten habt — zu Muſik und Tanz? — Deßhalb noch einmal:

Tango vos el mi pandero.»

Und nun hörte man, gehorsam dieser Aufforderung, aus den grünen Gebüschen des Gartens hervor zuerst einleitende Guitarrenklänge in raschem Takte, und dann eine frische Stimme eine jener einfachen melancholischen Weisen singen, zu denen es sich so gut tanzt, wenn die Kastagnetten in raschem und sicherem Takte so knatternd wie möglich und zur richtigen Zeit einfallen.

„Einen Bolero, Señorita?“

„Lieber einen Fandango.“

„Wer tanzt mit?“

Paula hatte sich bei dieser Aufforderuug auf's Neue eine Cigarre gedreht, ohne eine Miene zu verändern und ohne so zu thun, als könnte es ihr auch nur in den Sinn kommen, sich an der Lustbarkeit der anderen jungen Leute zu betheiligen, und als ihr die Mutter in leisem, aber sehr bestimmtem Tone sagte, „ich hoffe, daß Du jetzt von Deinen unverständigen Träumereien lässest und als Tochter des Hauses ein gutes Beispiel gibst,“ erwiederte sie achselzuckend und mit einem verächtlichen Tone, „Ihr wollt wohl, Mutter, daß ich den Fandango vortanze, und mit wem? wenn ich fragen darf — sind nicht schon alle Tänzer nach hinten gegangen?“

„Weil keiner sich die unnöthige Mühe machen will, Dich vergebens aufzufordern.“

„Nun also, so laßt auch Ihr mich in Frieden; wenn

man keinen Tänzer hat, ſo kann man auch nicht tanzen — nicht wahr, Vetter?“ wandte ſich das junge Mädchen an den Kanonikus.

Dieſer blickte ihr ſchmunzelnd in die glänzenden Augen und auf die vor Unmuth ſanft gerötheten Wangen, dann ſagte er, mit einem verſtändigen Blick an ſich herunterſchauend: „Schade, Paulita, daß ich mich nicht anbieten kann — ja wenn mir eine Señorita Deines Schlages vor zwanzig Jahren gekommen wäre.“

„Aber, Vetter, damals waret Ihr ja ſchon ein Geiſtlicher.“

„O, einen Bolero oder Fandango tanzen iſt keine Sünde, und mein Stand würde mich heute wenig abhalten, wenn ich jung und gewandt wäre wie dort unſer Licenciat Don Ruiz.“

„Jung — ja wohl,“ ſagte die junge, ſchöne Spanierin, und ſetzte mit aufgeworfener Oberlippe hinzu, „aber gewandt? — er war es vielleicht einmal, aber ſeinem ſchwarzen Kleide zu lieb hat er Alles vergeſſen.“

„Ihr meint wohl mich, Paulita?“ fragte der angehende Geiſtliche, wie aus tiefen Träumereien auffahrend.

„Wen anders,“ ſagte der Domherr — „aber es wäre in der That ſchade, wenn ſie recht hätte und Du Alles vergeſſen haben würdeſt — bei San Jago, wenn ich mich erinnere, wie Du noch vor wenigen Jahren am Tage

del Corpus in Deiner Pagentracht mit den Anderen vor dem Hochaltar getanzt, ja ſo getanzt, daß Du die beifällige Aufmerkſamkeit des Señor Erzbiſchofs auf Dich gezogen, ſo begreife ich nicht, wie Du das Alles in den paar Jahren verlernt haben ſollſt."

„Mangel an Uebung, Tio."

„Ach was, Mangel an Uebung — ein Caballero Deines Blutes, dazu ein junger Mann, ſollte, ſelbſt wenn er ein Geiſtlicher iſt, nicht ſo aus der Uebung kommen."

„Verſucht es doch einmal, Don Ruiz," ſagte Paula lachend.

„Mit Euch, Señora?" fragte der Licenciat mit einem eigenthümlichen Blinzeln ſeiner Augen.

Ein paar Sekunden blieb ſie ihm die Antwort ſchuldig, dann richtete ſie ſich raſch empor, umſpannte ihre ſchlanke Taille mit den feinen Händchen und gab, ſich in den Hüften wiegend, zur Antwort: „Des Kontraſtes wegen, ja, Don Ruiz, wenn Ihr wollt — was tanzt Ihr am Liebſten, einen Bolero oder einen Fandango?"

„So iſt es recht, mein Sohn," rief der Hausherr, „aber für einen jungen Geiſtlichen wäre ein Bolero paſſender — meint Ihr nicht auch, Don Ruiz?"

„O ja, ich meine auch ſo," erwiederte der Licenciat mit niedergeſchlagenen Augen, indem er einen ungemein

beſcheidenen Ton in den Ausdruck legte, „wenn aber die Señora vorziehen ſollte —“

„Einen Fandango zu tanzen?“ unterbrach ihn Paula raſch — „allerdings ziehe ich das vor — überhaupt tanze ich nur Fandangos.“

„Wird ſich das auch ſchicken?“ fragte Don Francisco beſorgt den Domherrn, worauf dieſer ihm in jovialem Tone zur Antwort gab, „warum denn nicht, wir ſind hier ja unter uns, und wenn Don Ruiz, abgeſehen davon, daß Fandangotanzen für einen Geiſtlichen keine Sünde iſt, ſein Gewiſſen morgen früh beſchwert fühlen ſollte, ſo will ich ihm morgen eine kleine wohlthätige Buße auflegen.“

Der Licenciat blickte bei dieſen Worten mit einem eigenthümlichen Blicke auf ſeinen Oheim, wobei es um ſeinen Mund ſchelmiſch zuckte. „Ei, Tio,“ ſagte er alsdann, „wenn nur dieſe Buße nicht zu groß ausfällt für das kleine Vergnügen, das ich Señora Paula vielleicht durch meinen Tanz gewähre.“

„Ein Vergnügen, mir?“ erwiederte das junge Mädchen achſelzuckend; „tanze ich ſelbſt in dieſem Falle zu meinem Vergnügen? ei, Ihr habt eine große Meinung von Euch ſelber.“

Da Ruiz es vermied, Paula anzuſchauen, vielmehr fragend auf den Domherrn blickte, ſo ſagte dieſer lächelnd:

„Du ſollſt mit der Buße, die ich Dir auferlegen werde, nicht unzufrieden ſein.“

„Etwa eine Auslegung des Breviers bei Eurer alten Haushälterin, Tio?“

„Nach einem guten Diner warum nicht, es wäre das Dank und Buße zugleich; aber nun vorwärts, Don Ruiz! macht uns keine Schande und verleiht der Tertulia Glanz und Leben.“

„Wenn ich das könnte,“ erwiederte der Licenciat und erhob ſich langſam, dann ſagte er achſelzuckend, „beſonders in meinem langen Gewande.“

„Richtig, mein Sohn — aber lege Dein Kleid ab; ich übernehme dafür jede Verantwortung, und ihr dahinten, Muſikanten und Sänger, kommt etwas näher und laſſet euren beſten Fandango hören!“

„Soll es wirklich Ernſt werden?“ fragte Paula und ſuchte mit den Augen ihren Tänzer, der unterdeſſen im Hintergrunde des Gartens verſchwunden war.

Von dorther tönten jetzt die Klänge der Guitarre, das Raſſeln des Pandero näher und näher, und dazu knatterten die Kaſtagnetten in ſo verführeriſcher, taktvoller und lärmender Weiſe, daß es nicht des heißen Blutes Paula's bedurft hätte, um, ihren ſchlanken Leib aus den Hüften ſtreckend, einen guten Zoll zu wachſen, und um ihre Caſtañuelas von weißem Elfenbein mit einer wilden, heraus-

fordernden Geschicklichkeit zu handhaben, wobei sie mit aufgeworfener Oberlippe um sich her schaute: Vista ciega, luz oscura.

Wo blieb denn ihr Tänzer?

Jetzt hörte man zarte Mädchenhände lustig applaudiren, und es trat aus dem dichten Lorbeergebüsch in der Ecke des Hofes ein Tänzer hervor. — War es Don Ruiz, wenigstens war es sein Gesicht und auch seine Gestalt, aber wie verändert: er hatte sich den Wink des Domherrn zu Nutzen gemacht, hatte in der Ecke sein langes, schwarzes Gewand abgeworfen und dafür die zierlichen Gamaschen, die Jacke und den Sombrero Don Francisco's genommen und war aus dem blöden, ungelenken Licenciaten ein so vollkommen jugendfrischer und schöner Majo geworden, daß Paula unwillkürlich ihre Kastagnetten ruhen ließ, und ihn mit einem gemischten Blick des Erstaunens, der Verwunderung, ja des Wohlgefallens betrachtete — „es ist schon lange her, daß wir Euch so gesehen haben, Don Ruiz."

„Und habt mich auch darin ganz vergessen, Paula," gab er in weichem Tone zur Antwort, setzte aber gleich darauf heiter und übermüthig hinzu, „fort mit allen Erinnerungen — sie sollen ruhen mit meinem schwarzen Kleide."

Dabei wirbelt er seine Kastagnetten mit einer Gewalt, daß sie alle anderen übertönten und man zwei Dutzend Castañuelas zu hören glaubte.

„Fandango — Fandango!“

Der Fandango beginnt, ein Tanz, von dem Du gewiß oft gehört haſt, geneigter Leſer, den Du auch vielleicht tanzen, geſehen auf Maskenbällen und Theatern, von falſchen und echten Spaniern und Spanierinnen; aber wenn ihn dieſe auch noch ſo wahr, noch ſo graziös, noch ſo lebendig vorgeführt, ſo iſt es doch ganz etwas Anderes, wenn Du ihn in jener warmen Nacht im wunderbaren Sevilla mit angeſchaut, gefühlt, empfunden hätteſt, jenen Tanz, wo, wie auch noch in anderen Dingen, der Anfänger den Meiſter übertrifft, wo ein jugendliches Herz voll Glut und Liebe in der Aufregung Schritte, Windungen erfindet, Blicke verſendet und dafür andere empfängt, die Niemand lehren und Niemand lernen kann, die, wie eine wundervolle hinreißende Melodie zwiſchen den Fingern des Virtuoſen hervorquillt, von dieſem Augenblicke eingegeben, in jenem wieder vergeſſen ſind — das Leuchten des Blitzes — ein vorüberziehender Blumenduft.

Wir haben ein ſolches reizendes, gluterfülltes Bild zwar nicht vergeſſen, es ſteht lebhaft in unſerer Erinnerung; um Dir aber einen ſchwachen Begriff davon zu geben, müſſen wir uns der Worte eines Spaniers bedienen: Wer vermag den Fandango zu beſchreiben?! — Tänzer und Tänzerin fliegen ſich entgegen wie getrennte Liebende, die nach langem Suchen einander gefunden.

Aber mitten im Fluge halten sie still, neigen sich schüchtern vorwärts und verrathen durch graziöse Mimik ihre verschwiegenste Sehnsucht, ihre heißesten Wünsche: sie scheinen in den Boden gewurzelt, regungslos sich und die Welt zu vergessen — das Orchester spielt auf und sie erwachen entzückt, die Arme ausgebreitet. Mit der rauschenden Musik wird auch die Leidenschaft kühner, die Bewegung rascher, die Mimik bedeutungsvoller. Sie flieht verschämt, er verfolgt sie flehend, bald sehen sie einander tief in die Augen, bald sind ihre Blicke auf den Boden geheftet; das Neigen und Beugen, das Wenden und Wiegen und Schweben ist mimische Musik. Alle Reize weiblicher Schönheit und männlicher Kraft zeigen sich in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit. Die Tänzer sind im Himmel und haben vor Begeisterung sich und die Zuschauer vergessen, die ihrerseits, von der Tarantel gestochen, im Geiste mittanzen und mit flammendem Blick, wallendem Busen und pochendem Herzen der leisesten Bewegung und Schwingung des phantastischen Tanzes folgen. Und doch ist in all' den wunderbaren Stellungen und Schritten des Fandango, welche der Wahnsinn romantischer Leidenschaft improvisirt, kein Hauch von Gemeinheit, nicht der leiseste Schatten grober Sinnlichkeit. Die geheime Sprache des Herzens ist erklungen, ein Schauer hat eure Nerven überflogen, aber die Seele ist mitten im Rausche rein

ſich aufhält, das Glas im Auge, die Cigarre im Munde, und mit wohlgepflegtem Haare und Bartwuchs. Mit ſolchen Lions iſt überhaupt Florenz reich geſegnet, die es verſtehen, den Mantel maleriſch umzuwerfen, ſich ein unendliches Anſehen zu geben, hinter dem eigentlich gar nichts zu finden iſt, als vielleicht ein paar Bemerkungen über das Wetter, ſowie eine gründliche Kenntniß der letzten Verdi'ſchen Opern, von denen natürlicherweiſe eine immer göttlicher iſt als die andere, und deren Melodien nachzuſingen eine ihrer Hauptbeſchäftigungen bildet. Einer Romanze aus dem Troubadour, welcher jetzt gerade gegeben wurde, konnte man nirgends entgehen, und ganz Florenz war in dieſem Augenblick wie eine fette Wieſe im Frühjahre, denn die Schlußworte jener Romanze „ricordate mi“ — Vergiß mein nicht — ſproßten überall luſtig empor. Die Straße iſt überhaupt die eigentliche Wohnung des Italieners, namentlich des Florentiners: er muß ſehen und geſehen werden und zeigt ſich nur in ſeinem beſten Glanze, weßhalb man denn auch überall den reichſten und eleganteſten Toiletten begegnet. Mag es dagegen zu Hauſe ausſehen wie es will, das iſt ganz gleichgültig, nur draußen ein ſeidenes Kleid, einen eleganten Paletot, friſche Handſchuhe, lakirte Stiefeln, ſowie Blumen im Knopfloch oder in der Hand. Etwas dagegen habe ich in den Straßen von Florenz beſtändig gerne vermißt — das iſt, man hört nie Kindergeſchrei, man ſieht nie einen Betrunkenen und nie kleine Buben ſich herumbalgen. Letzteres wäre auch ſehr gefährlich, denn bei dem unaufhörlichen Wagenverkehr würde es der jungen Generation ſehr ſchwer fallen, einen ruhigen Platz für ihre Fauſtkämpfe zu finden. Ich muß geſtehen, es gibt ſogar in Paris wenige Straßen, die ſo beſtändig mit Fahrzeugen aller Art bedeckt ſind, wie viele hier in Florenz.

Um noch einmal auf die Via dei Calzajuoli zurückzukommen, ſo iſt ſie auch deßwegen ſchon von den Fremden ſo ſtark beſucht, weil ihr Anfang und Ende die herrlichſten Kunſtſchätze der Arno-Stadt aufweiſt. So beginnt ſie am Domplatz, der in der

geblieben . . . nur möchte der Tänzer nachher mit keiner anderen Dame als seiner ersten Tänzerin tanzen — magnetisch fühlen sich Beide zu einander hingezogen. Wie schön sie war! denkt er — wie zärtlich er blickte! sagt sie zu sich. —

Nun hatten sie geendigt — nun applaudirte Vetter Kanonikus mit einer kraftvollen Ausgiebigkeit, und ein paar Dutzend Hände und Händchen waren in Bewegung, dem schönen Paare ihren Beifall zu bezeigen, als sei man im Theater.

«Ole, ole, salero!»

Paula's Auge leuchtete in seliger Trunkenheit; sie athmete tief und schwer und dabei biß sie ihre weißen Zähne auf einander und ballte ihre kleinen Hände, als müsse sie auf diese Art ein tiefes Leid oder einen heftigen Zorn in ihr stürmisch klopfendes Herz zurückdrängen, und in der That war sie von beiden Leidenschaften bewegt.

«Ole, salero!»

Jetzt wollte sie mit einem kalten, gleichgültigen Blicke von ihrem Tänzer Abschied nehmen und ihm mit einem höhnischen Worte sagen, er möge doch so gut sein und nun mit seinem schwarzen Kleide seine wahre Gestalt wieder annehmen — ja sie würde es gethan haben, wenn er ihr nur den geringsten herausfordernden Blick zugeworfen hätte. Da sie ihn aber vor sich sah, im Begriffe, bescheiden

und wie verletzt durch die Lobsprüche von den schönsten Lippen demüthig zurückzutreten, so warf sie einen flammenden Blick rings umher, beantwortete ein neues, stürmisches Salero! scherzhaft mit der tiefen Verbeugung und dem lächelnden Blicke einer Donna del Teatro und reichte ihrem Tänzer die Hand, um sich hinter die Coulissen — hier hinter die dichte Laubwand von Orangen, Lorbeer und Granaten führen zu lassen.

Da stand eine kleine Bank, auf welche sich das glühende, gewaltig erregte Mädchen niederwarf, die Hände vor ihr Gesicht drückte und heftig zu weinen anfing.

Don Ruiz stand vor ihr, betrachtete sie mit einem langen, ernsten Blicke, ohne ein Wort zu sprechen.

Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe sie ihren tiefen Athemzügen einzelne Worte abzuringen vermochte, dann stieß sie in abgebrochener Weise kaum vernehmlich und doch mit einer erschreckenden Glut die Worte hervor: „Du weißt, daß Du mir gleichgültig gewesen warst, Ruiz, ich konnte Dich kommen und gehen sehen, ohne irgend etwas zu empfinden — ja, Du warst mir gleichgültig — o so gleichgültig — — jetzt hasse ich Dich."

„Ich muß es mir gefallen lassen, Paulita," gab er nach einer langen Pause zur Antwort, „doch da Du mir das gerade jetzt sagst, nehme ich es um so lieber hin als wohlverdiente Strafe."

„Haſt Du Gewiſſensbiſſe darüber, daß Du überhaupt getanzt?“ fragte ſie in leidenſchaftlichem Tone — „o wenn das iſt, ſo nehme ich mein Wort zurück, denn ich möchte die Qual Deines Innern nicht lindern — ja ich möchte Dir ſagen, ich liebe Dich, Ruiz, wenn ich ſicher wäre, daß dieſe Worte einen Stachel in Deinem Herzen zurückließen, der Dich für ewige Zeiten unglücklich machte.“

„Ich würde das nicht glauben, Paulita,“ gab er in einem Tone zur Antwort, deſſen Ruhe erſchreckend abſtach gegen die Glut ihrer wild hervorgeſtoßenen Worte, „Du liebſt mich nicht und haſt mich nie geliebt.“

„Gewiß nicht, gewiß nicht,“ lächelte ſie laut und höhniſch, „denn wenn es der Fall wäre, würde ich mir den Scherz des Tanzes wahrlich nicht erlaubt haben.“

Er nickte langſam mit dem Kopfe, that aber, ohne daß ſie es ſah und hörte, einen tiefen Athemzug, denn es flimmerte ihm faſt vor den Augen, wenn er an den Tanz von ſoeben dachte, wenn er es nachfühlte, wie hingebend ſie ſich in ſeine Umarmung hineingeſchmiegt, wie ihr blitzendes Auge ihn faſt verſengt, wie heiß ihr Athem geweſen und wie zuweilen ihr jugendfriſcher Körper in ſeinen Armen zuſammengezuckt war und gebebt hatte unter dem glatten, krachenden Atlaß ihres Leibchens.

„Da nun dieſer Scherz des Tanzes,“ ſprach Don Ruiz nach einer ziemlich langen Pauſe, „demnach beendigt iſt,

ſo werdet Ihr mir wohl erlauben mich zurückzuziehen, um nicht noch größere Sünde auf mich zu laden, wenn ich nämlich noch länger in dieſem für mich unpaſſend gewordenen Anzuge bliebe."

„Darin habt Ihr wahrhaftig Recht," erwiederte Paula, ſich gewaltſam faſſend, wobei ſie die trotzig aufgeworfene Oberlippe zu einem leichten Lächeln zwang — „führt mich, um kein Aufſehen zu erregen, zu der Geſellſchaft zurück, wenn es Euch beliebt."

„Euer Geſicht iſt erhitzt und Eure Augen ſchwimmen in feuchtem Glanze," ſagte er mit einem ruhigen, ernſthaften und dabei gutmüthigen Blicke.

„Ich verſtehe," rief ſie haſtig aufſpringend, „und will hinauf in mein Zimmer, damit Ihr Zeit habt, die finſtere Tracht wieder anzulegen, die Euch ſo lieb geworden iſt, da ſie zu Eurem Sinne paßt, und damit ich Don Bartolomeo keine Gelegenheit gebe zu boshaften Bemerkungen, die Euch ja ſehr verletzen würden — addios, Don Ruiz!" ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, wobei ſie ihm mit einiger Ueberwindung ihre kleine Hand entgegenſtreckte — „trotz alledem ſage ich meinen Dank für den Tanz, kann aber nicht unterlaſſen, den allerdings vergeblichen Wunſch hinzuzuſetzen, ich möchte doch nicht die Schuld geweſen ſein an der großen Sünde, welche Ihr begangen."

Damit warf ſie ihren Kopf empor und ſchritt ſtolz und elaſtiſch von dannen, mit lauter, klangvoller Stimme ein Liedchen trällernd:

«Vete amor y veto.»

o, ein Lied, deſſen Inhalt er wohl kannte, das ſo gar nicht paſſend war nach dem eben gehaltenen Zwiegeſpräch und das gerade des Kontraſtes wegen ſein Herz mit einem tiefen, wilden Weh erfüllte.

Geh', Geliebter, geh' jetzt,
Sieh' der Morgen dämmert:
Leute geh'n ſchon durch die Gaſſe
Und der Markt wird ſo belebt,
Da der Morgen wohl, der blaſſe,
Schon die weißen Flügel hebt.
Und vor unſern Nachbarn bin ich
Bange, daß Du Anſtoß gibſt,
Denn ſie wiſſen nicht, wie innig
Ich Dich lieb' und Du mich liebſt.

Neben dem Tiſche im hellen Glanze der Lichter war indeſſen ein anderer Fandango getanzt worden, und als jetzt Don Ruiz in ſeinem langen, ſchwarzen Gewande wieder zu der luſtigen Geſellſchaft trat, ſchien er kaum beachtet zu werden, nur Donna Leocadia fragte nach ihrer Tochter und nickte beruhigt mit dem Kopfe, als ihr der Licenciat ſagte, Paula ſei auf ihr Zimmer gegangen.

„Wahrſcheinlich um nach dem Armband zu ſehen, ob ſie es droben nicht abgelegt hat.“

„Wohl möglich," erwiederte der junge Mann mit großer Gleichgültigkeit.

Ein paar Minuten ſpäter trat Fernando, der Sohn des Hauſes, neben den Licenciaten und ſagte, ihn leicht mit dem Ellbogen anſtoßend, „ich hätte Luſt fortzugehen — willſt Du mich begleiten?"

„So bleibſt Du während der Nacht nicht hier in Sevilla?"

„Nein, ich reite nach der Hacienda zurück, wo ich morgen früh zu thun habe."

„Wichtige Geſchäfte?"

„So, ſo."

„Doch wichtig genug, daß keines der ſchmachtenden Mädchenaugen hier Dich zu feſſeln im Stande ſind — Donna Ines brennt vor Begierde, mit Dir einen Fandango zu tanzen."

„Ich habe kein Intereſſe dabei, mit ihr zu tanzen, und nach dem, was Du, Heuchler, geleiſtet, werde ich mich ſehr hüten, mich ſehen zu laſſen."

„Unſinn, Fernando, vollendeter Caballero, der Du biſt."

„Gewiß, Ruiz — vollendeter Geiſtlicher, der Du biſt, gehſt Du mit mir?"

„Wohin, wenn man fragen darf?"

„Nun, wir ſchlendern noch durch ein paar Straßen bis zur Alameda, wo ich in der Poſada ‚zur Glocke'

meine Pferde und Diener habe — geh' ein paar Schritte mit — es iſt eine wunderbare Frühlingsnacht — ah, wie das duftet."

„Ja, ja," ſagte der junge Geiſtliche nachdenklich — „wie das duftet."

„Gehſt Du mit?"

„Es iſt Chriſtenpflicht, Dich nach Triana zu begleiten, um ſicher zu ſein, daß Du von dort den Weg nach Santiponce einſchlägſt," ſetzte der Licenciat mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

„So laß uns gehen, und dieſesmal ohne den Segen Bartolomeo's zu empfangen; er rückt auf ſeinem Stuhle hin und her, ein Zeichen, daß er ſelber aufbrechen will — wenn er ſich aber an uns hängt, dann gute Nacht ſchöne Frühlingsluft."

„Nach der Aeußerung habe ich einige Beſorgniſſe, mit Dir zu gehen," ſprach der Licenciat in einem würdevollen Tone, „bedenke mein Gewand."

„Das habe ich ſchon bedacht, und da wir an Deiner Wohnung vorüberkommen, ſo wirſt Du mir den Gefallen thun und für einige Nachtſtunden ein anderes anlegen."

„Gut denn, gehen wir."

Während der Licenciat mit langſamen Schritten dem Vorhofe zuging, verabſchiedete ſich Fernando raſch und heimlich bei ſeiner Mutter und hörte flüchtig noch ein

paar Aufträge Don Francesco's an, welche ihm dieſer für den Pächter der Hacienda gab.

„So, das wäre nun einmal wieder überſtanden," ſagte er auf der Straße, indem er ſeinen Arm unter den des Freundes ſchob.

„Ich begreife Dich nicht; ich habe mich ſo vortrefflich amüſirt, wie ich es nur meinem Stande gegenüber verantworten kann."

„Und weit darüber hinaus," lachte der Andere — „wenn ich meine Schweſter Paula und eure gegenſeitige Abneigung nicht ſo genau kennen würde, ſo hätte ich mir Gedanken machen können."

„Schon durch dieſe Worte begehſt Du eine große Sünde, Du ſollteſt wiſſen, wen Du vor Dir haſt."

„Und beim Himmel, ich weiß es auch — einen lebensluſtigen jungen Mann aus einem der edelſten Häuſer Spaniens, einen vollendeten Caballero, einen ausgezeichneten Tänzer und Reiter, einen raufluſtigen Studenten, ſo oft er ſich heimlich dieſer Leidenſchaft hingeben konnte."

„O—o," machte der Licenciat mit einer ablehnenden Handbewegung.

„Einen jungen Mann ſo voll Muth, Kraft und kaltem Blute, daß ſeine vertrauten Freunde erzählen, er ſei auf einer Ferienreiſe, unter dem harmloſen Vor-

wande, das Kloſter auf dem Montſerrat zu beſuchen, in Barcelona geweſen und habe ſich dort an einem Stiergefecht von Aficinados nicht nur betheiligt, ſondern ſogar ausgezeichnet.“

„Das ſagen unſere Freunde? Da kann man wieder die Wahrheit des Sprüchworts ſehen: ‚Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden.‘“

„Ruhig, ruhig, ich habe noch mehr hinzuzuſetzen: zu dem Bilde des Mannes, den ich vor mir habe, von dem man ſagt, daß er der edeln Tauromaquia immer noch mit ganz beſonderem Eifer zugethan iſt und es nur bedauert, daß die glorreichen Zeiten Kaiſer Karl's des Fünften vorüber ſind, um als tapferer Kämpfer den Stier ſelbſt fällen zu dürfen, wie es damals die edelſten Geſchlechter und die höchſten Herren bei Hofe thaten.“

„Zu viel Ehre für einen armen, demüthigen Licenciaten.“

„Und um nun zum Schluſſe zu kommen — denn wir ſind hier bei Deiner Wohnung — habe ich es auch niemals geglaubt, daß alle dieſe ſchönen und glänzenden Eigenſchaften ſo plötzlich auszutilgen wären durch ein langes, ſchwarzes Gewand, wie es der Lichtlöſcher mit der brennenden Kerze macht — jetzt beeile Dich und laß Dich bald in einem andern Kleide ſehen.“

Don Ruiz verſchwand in dem Hauſe, vor dem ſie ſich gerade befanden, und der junge Melendez drehte ſich eine Papiercigarre, die er, trotzdem ſie ſehr klein und fein ausgefallen war, doch noch nicht zur Hälfte ausgeraucht hatte, als der Andere ſchon wieder und zwar gänzlich verwandelt erſchien. Ueber das Koſtüm, das er trug, iſt nicht viel zu ſagen, da es dem von Fernando ſehr ähnlich ſah, nur weniger helle Farben zeigte und durch einen langen, dunkeln Mantel von ſehr leichtem Stoffe vervollſtändigt war, den er auf der linken Schulter trug; im Gürtel hatte er das gewaltige zweiſchneidige Meſſer, die Navaja, wie es jeder Majo trägt, und etwas rückwärts an der rechten Hüfte einen langen Puño mit zierlichem Griffe, einen echten Toledanerdolch, hängen.

„Nun, die Verwandlung kann nicht beſſer und köſtlicher ſein — im Handumdrehen aus einem Licenciaten in einen Caballero, dem nur der Trabucco fehlt, um auf der Heerſtraße dem harmloſen Wanderer zurufen zu können: ‚Señores, die heilige Mutter Gottes beſchütze Euch in Gnaden.‘“

„Jeder verſtändige Menſch richtet ſich nach ſeiner Geſellſchaft, und da ich mit Dir gehe, ſo kann ich wohl nicht anders ausſehen.“

„Ich danke für das Kompliment — willſt Du eine Puro?“

neueſten Zeit bedeutend erweitert wurde, und nun von allen Seiten einen freien Anblick auf dieß herrliche Bauwerk geſtattet. Weſtlich von demſelben hat man an einem großen Palaſt ſehr ſinnreich die ſchön gearbeiteten Statuen der Erbauer aufgeſtellt, und während Arnolpho aufmerkſam zu den Fundamenten und dem Grundriſſe herabſteht, blickt Brunelleschi träumend zu der kühnen Kuppelwölbung empor. Das Ende der Strumpfwirkerſtraße iſt an der herrlichen Piazza del Granduca, dieſem prachtvollen Muſeum im Freien, mit ſeinen Statuen, Brunnen, Bronzefiguren, Logen und Paläſten, wo ſich übrigens häufig eine zahlreiche Volksmenge komiſch genug ausnimmt, die den Wagen eines neumodiſchen Dulcamara umſtehend — Mixturen und Pillen gegen alle erdenklichen Uebel kauft.

Was Florenz für den Kunſtliebhaber ſo außerordentlich angenehm macht, iſt die ſchöne, elegante und zugängliche Ausſtellung aller Kunſtſchätze; wie angenehm ſpaziert es ſich in der Loggia degli Uffici, wie iſt hier ſelbſt die ſonſt eben nicht nachahmungswerthe Durcheinanderſtellung von Statuen und Bildern ſo glücklich und dem Auge wohlthuend gelungen, wie ungezwungen fühlt ſich der Beſchauer, der hier ohne Einlaßkarten und Erlaubniß täglich ſtundenlang umherwandeln, oder ſich in bequemen Stühlen vor den herrlichen Antiken, oder vor den wunderbaren Bildern Raphaels und Tizians niederlaſſen darf. Eben ſo zugänglich iſt auch die Gallerie im Palaſt Pitti, der Wohnung des Großherzogs, wo jedes Bild ein Meiſterwerk, eine unſchätzbare Perle iſt, wo das Auge, wenn es vom ernſten Schauen ermüdet ausruhen will, die koſtbaren Pietradura-Arbeiten der Tiſche betrachten kann, die in faſt allen Sälen ſtehen, und an welch jedem faſt ein halbes Menſchenalter gearbeitet, oder wo man zur Abwechslung in die kleinen zierlichen Cabinette tritt, pompejaniſch verziert mit reizenden Marmor-Statuen, oder in andere Zimmer, wo von Benvenuto Cellini oder andern großen Meiſtern der Florentiner Goldſchmiedekunſt jene ſeltſamen Gefäſſe ſtehen, ſo ſonderbar zuſammengeſetzt, aus Perlen, Edelſteinen, Gold und Emaille.

„Ich bin damit verſehen — alſo wir gehen vorerſt nach der Alameda?“

„Zuerſt ja, um nach meinen Pferden und Dienern zu ſehen — dann —“

„Ich weiß, ich weiß, und ich bereue es jetzt ſchon, das Haus Deiner ehrwürdigen Eltern mit Dir verlaſſen zu haben und von dem Pfade der Tugend abgewichen zu ſein, denn die Spuren der Tertulia, wohin Du mich zu führen gedenkſt, werden nicht leicht mit einer Bula de Compoſition abzuwaſchen ſein — doch verſtehe mich recht, ich gehe nur zu Deinem Schutze mit und um Dich vor Thorheiten zu bewahren.“

„Beſten Dank, ehrwürdiger Vater, ich verlange es auch nicht beſſer.“

„Beim Cid! Dir zu Liebe führe ich ein ganz abſonderliches Leben.“

„Ich beneide Dich darum, ſowie um Deine Ausſicht: bei Deinen Talenten und Deinem raſtloſen, hochſtrebenden Sinne wirſt Du nicht beim Domherrn ſtehen bleiben, wie Dein guter Oheim Bartolomeo, der Dir den Weg ebnet; Du wirſt es zum Prälaten bringen, zum Biſchof, ja vielleicht bis zum Erzbiſchof von Sevilla, mit dem rothen Hute obendrein, denn der Vetter hat es ausgeflügelt und neulich Deiner erlauchten Mutter klar gemacht, daß die Familie des heiligen Vaters in Rom mit der

Eurigen und zwar ziemlich nahe verwandt iſt — ſind das keine Ausſichten? und dazu noch das Glück, ſo lange Du nicht die ſieben Weihen haſt, in meiner Geſellſchaft Triana beſuchen zu dürfen und die ſchönſten Mädchen der Welt tanzen zu ſehen."

„Tanzen zu ſehen —"

„Vielleicht auch mitzutanzen, wenn es Dir Vergnügen macht."

„Das that ich ſchon heute Abend, und wahrlich in viel beſſerer Geſellſchaft — ja, in der edelſten und ſchönſten, die man ſich nur wünſchen kann."

Der Licenciat ſagte das in einem eigenthümlich warmen Tone der Stimme, welcher ſcharf abſtach gegen die frivole Art zu reden, die er angenommen hatte, ſeit er ſein Gewand gewechſelt — wir ſagen nicht ohne Abſicht: angenommen hatte, denn ein ſchärferer Beobachter, als Fernando war, hätte es wohl hören müſſen, daß Don Ruiz mit einer anhaltenden Luſtigkeit, ja mit einer erkünſtelten Aufregung ſprach, und daß er viel und luſtig redete, wie um nicht aus ſeiner jetzigen Rolle zu fallen.

Jetzt ragte die gewaltige Maſſe des Torre del oro in dem hellen Mondſchein vor ihnen empor, und während ſie über die lange Brücke des Quadalquivirs ſchritten, warfen ſie einen Blick nach der Alameda, wo noch zahlreiche Spaziergänger zu ſehen waren, auch Lichterglanz,

und von wo her man immer noch einzelne Guitarrenklänge und das Knattern der Kaſtagnetten hörte.

„Dort iſt eine breitäſtige Platane," bemerkte Fernando heiter, „wo man immer auserleſene Geſellſchaft findet — neulich wäre ich dort faſt von meinem geſtrengen Papa bemerkt worden, oder, was noch ſchlimmer geweſen wäre, von Donna Leocadia, als ich gerade aus dem Stegreif einen glänzenden Fandango tanzte — ſchade, daß es für Triana zu ſpät würde, wenn wir jetzt noch unter die Platane gingen."

„Auch müßte es ſich gut machen, wenn ich zufällig dort erkannt würde — o, über Deinen unverbeſſerlichen Leichtſinn — Triana iſt ſchon mehr als genug für mich, einen Licenciaten und künftigen Domherrn."

„Und ſo weiter, und ſo weiter," lachte Fernando.

Manche unſerer Leſer werden von Triana, der Vorſtadt Sevillas, gehört haben, und trotzdem der größte Theil ihrer Bewohner aus Zigeunern beſteht, trotzdem Triana das Aſyl der Kontrebandiſten und Leuten von noch ſchlimmerem Handwerk iſt, trotzdem hier die beſuchteſten Vergnügungsorte für Maulthiertreiber, Stierfechter und ausgelaſſene junge Leute der beſſeren Stände ſind, ſo kann man doch, wie in vielen anderen Dingen, von ihr ſagen, ſie ſei beſſer als ihr Ruf, welcher dem von Traſtevere bei Rom ziemlich gleich ſteht. Hier finden ſich Tanzlokale, wie Mabile und la Chaumiere in Paris, nur

minder prachtvoll, nur minder glänzend, dabei aber weit anſtändiger, und wer nach Triana geht, um ſich im Anſchauen der wunderbarſten Weiber der Welt in den ſchönſten und reichſten Nationaltrachten und deren Tanzen zu vergnügen, einem Tanze, der durchaus nicht wilder und ausgelaſſener iſt, als wir ihn in der Tertulia bei der ehrenwerthen Donna Leocadia geſehen, wird anſtändig und freundlich behandelt, ſo lange er ſelbſt es unterläßt, ſich unerlaubte Freiheiten herauszunehmen.

Begreiflicherweiſe gibt es hier auch Gaſſen, welche Jeder vermeidet, der nicht gerade zu den Señores Alguazils gehört, finſtere Schlupfwinkel, wo der verdächtig gewordene Schmuggler ausruht, der die Serañа de Ronda oder die Küſten des mittelländiſchen Meeres ausbeutet, wo ſich der Bandit verbirgt, der vielleicht in einer der Sierras ein etwas zu blutiges Rencontre gehabt, oder wo eine Manola ſo lange im Verborgenen haust, bis es vergeſſen worden iſt, daß ſie einem ungetreuen Liebhaber mit dem Dolche vielleicht etwas zu nahe gekommen.

Was unſere beiden jungen Caballeros anbelangt, ſo ſind wir nach dem vorher Geſagten wohl eine Erklärung darüber ſchuldig, was Beide an dem heutigen Abende bewog, nach Triana zu gehen, indem wir hinzufügen, daß, wenn auch weder Fernando noch Ruiz einem ausgelaſſenen Vergnügen aus dem Wege gingen, es doch

durchaus nicht zu ihren Gewohnheiten gehörte, ſich in der Zigeunervorſtadt ſehen zu laſſen.

Fernando war allerdings häufiger dort zu bemerken, denn wie wir ſchon vorhin angedeutet, lag die Hacienda ſeines Vaters, welche er bewirthſchaften half, bei Santiponce, wodurch es häufig vorkam, daß er zu Pferde und zu Fuß durch die Straßen Trianas kam. Dadurch war er denn auch hier ſo bekannt geworden, daß ihn Jedermann freundlich grüßte, und daß ihn ſogar die wilden Zigeunerbuben, welche ſo gerne geneigt ſind, einen Futraque, anders Gekleideten, mit Steinwürfen zu verfolgen, ihn nicht nur mit Achtung, ſondern mit Ehrfurcht betrachteten, denn ebenſo wie ſie ſeine milde Hand kennen gelernt hatten, war es ihnen auch nicht unbekannt geblieben, daß er gegen Erwachſene eine derbe Fauſt zu führen verſtand, und daß er ſich durchaus nicht ſcheute, einem allzukecken Manolo mit dem Meſſer entgegen zu treten.

Oft konnte es indeſſen geſchehen, daß er Monate lang mit ſeinen Dienern durch die Straßen ritt, ohne mehr als einen ſehr kurzen Gruß zu haben für alte Bekannte, die ihn ſchüchtern zu grüßen wagten, während ſie ſcheu an ihm vorüberſchlichen, wogegen er es zu anderen Zeiten nicht verſchmähte, hier und dort ſelbſt am Tage anzuhalten, einen Cigarito zu wechſeln oder ſich das gläſerne Weingefäß auf's Pferd reichen zu laſſen und mit außer-

ordentlicher Grazie den rothen Strahl von oben herab in ſeinen Mund zu gießen. Da er obendrein ein ausgezeichneter Reiter und vortrefflicher Tänzer war, hatte er ſich durch alle dieſe ſchönen Eigenſchaften ſeine wilden Nachbarn ſo zu Freunden gemacht, daß ſie ſeine Grenzen nicht beläſtigten, ihm höchſt ſelten Früchte ſtahlen, ja ſeine Orangengärten am Quadalquivir häufig gegen anderes Geſindel vertheidigten. Auch konnte er es bei den kleinen ungezwungenen Tertulias wagen, irgend eine beſonders reizende Manola zum Tanze aufzufordern, ohne von deren anweſenden hitzköpfigen Geliebten mehr zu vernehmen, als die in vertraulicher Art gemachte Aeußerung: „Nehmt Euch in Acht, Don Fernando, es ſollte mir leid um Euch thun.“

Was nun Don Ruiz betraf, ſo war auch er häufiger in Triana, als man es bei ſeinem Stande wohl hätte erwarten können: ihn trieben ganz andere Beweggründe dahin, und wie andere junge Leute ſeines Schlages vielleicht heimlicher Weiſe den Fechtboden oder die Reitbahn beſuchten, um in beiden ritterlichen Künſten in der Uebung zu bleiben, ſo war es ſeine größte Liebhaberei, den Uebungen der Stierfechter nicht nur anzuwohnen, ſondern auch daran Theil zu nehmen, was er auch mit ſolchem Erfolge gethan, daß man Alonzo — ſo nannte er ſich — ſchon öfters aufgefordert hatte, an einer Cuadrilla Theil zu

nehmen, wobei man ihm die Verſicherung gegeben, daß er es bei ſeinem tollkühnen Muthe und ſeiner Gewandtheit zu einem großen Eſpada bringen würde.

Es war indeſſen eine Zeit geweſen, wo er ein Jahr hatte vorübergehen laſſen, ohne den Fuß auf die Brücke des Quadalquivir zu ſetzen, und zwar damals, als er dem Wunſche ſeiner Mutter, ſowie der Vorſtellung ſeines Oheims, Don Bartolomeo's, nachgegeben und in Ausſicht auf ein Erzbisthum oder etwas Aehnliches Licenciat geworden war. Damals hatte er ſich mit allem Fleiße den Studien gewidmet, um nicht unverdient zu einer hohen kirchlichen Würde zu gelangen, und um das Bild eines geliebten Mädchens verbleichen zu laſſen, die er mit der Glut eines achtzehnjährigen Herzens angebetet, ohne ihrer Gegenliebe gewiß zu ſein. Der Vater unſeres Licenciaten, Don Juan aus dem alten vornehmen Hauſe der Cisneros, hatte ſeiner Wittwe und ſeinem Sohne ſo gut wie gar kein Vermögen hinterlaſſen, und ſein reicher Oheim, Don Bartolomeo, der Bruder der Donna Cisneros, welcher eine hohe Stellung nicht ſelbſt hatte erreichen können, da er in der Jugend zu offenkundig in ein paar Verdrießlichkeiten verwickelt worden war, wollte dem Neffen ſein Vermögen nur in dem Falle hinterlaſſen, wenn er ſich bemühe, dem alten Wappen der Cisneros den Inful oder die purpurnen Quaſten beizufügen.

Als nun hierauf Don Ruiz zum erſten Male in langem, ſchwarzen Gewande mit ganz glatter Oberlippe und dem abſcheulichen Hute der Licenciaten vor Paula hingetreten war, hatte ſie ſich bebend, ja mit unverkennbarem Abſcheu von ihm abgewandt, und als er ſie ſchmerzlich bewegt an die lange Zeit erinnerte, wo er ihr auf's Demüthigſte vergeblich gedient, wo er nur ihre Farben getragen, wo der Name Paula ſein einziges Gebet geweſen, da hatte ſie ſich ſtolz emporgerichtet, hatte ihn lange und feſt mit den blitzenden Augen angeſehen und ihm dann geſagt, bevor ſie ſich raſch abwandte: „Ich wollte lieber, Du wäreſt ein Torero geworden.“

Anfänglich hatte er es über ſich vermocht, dieſe Aeußerung zu belächeln, wenn ſie ihm auch ein zu bitteres, ſchmerzliches Gefühl verurſachte, um ſie vergeſſen zu können, ebenſowenig als den letzten heißen Blick des geliebten Mädchens. Er war, wie früher ſchon geſagt, eifriger als je ſeinen Studien obgelegen, ja er glaubte ſich einreden zu können, daß ſich ſein Herz nach und nach beruhige, daß er ſie vergeſſen könne, und er gründete dieſe Hoffnung darauf, da er bemerkte, Paula gräme ſich nicht im geringſten um ihn, ja ſie ſei ausgelaſſener und luſtiger wie bisher, was nicht zu bezweifeln war: in den kleinen Tertulias ihres elterlichen Hauſes, welche er als Verwandter Anſtands halber hie und da beſuchte, ſprühte

ſie ordentlich vor Luſt und Laune; auf der Alameda hatte ſie eine ganze Schaar von Caballeros in ihrem Gefolge, und beim Stiergefecht war ſie, allerdings in Begleitung ihrer Eltern, ſo häufig zu ſehen, wie es ſich nur mit dem guten Ton vereinigen ließ, ſparte dort ebenſowenig, wie manche andere junge und vornehme Dame, ihre Beifallsbezeugungen, klatſchte mit den kleinen Händen, daß die Nähte der feinen Handſchuhe ſprangen, und verſchmähte es nicht, ihren Blumenſtrauß und ihren Fächer einem beſonders geſchickten Eſpada zuzuwerfen.

Wir dürfen es wohl noch einmal wiederholen, daß der junge Licenciat ſeinen Studien mit dem gleichen Eifer nicht gar zu lange oblag, ja, daß ſeine Luſt zu lernen nach Verlauf eines Jahres faſt in das Gegentheil umſchlug, und dieſe Veränderung trat nicht einmal bloß nach und nach ein, ſondern plötzlich zu gleicher Zeit, als Don Fernando Melendez von ſeinem Vater auf deſſen Hacienda in der Nähe von Sevilla geſandt wurde, um ihn ein wenig zu entfernen von dem gar zu wilden Leben ſeiner täglichen Geſellſchaft. Damals hatte ihn Don Ruiz auf ein paar Tage begleitet, hatte wieder einmal die buntfarbige Jacke angelegt, Gamaſchen und Sombrero, ſich in den Sattel eines wilden Pferdes geſchwungen, um in Geſellſchaft des Freundes, jubelnd vor Uebermuth, die ausgedehnten Ländereien der Hacienda zu beſichtigen und

dann in die grünende Huerta bis in die nicht allzufernen Berge zu ſtreifen, wo die Melendez noch ein kleines Gut hatten, auf welchem feurige, muthvolle Stiere beſonders für den Zirkus von Sevilla gezüchtet wurden. Hier fand die Leidenſchaft des jungen Mannes für das ritterliche Schauſpiel die ausgiebigſte Nahrung, und ſo oft er konnte, wiederholte er ſeine Beſuche dieſer kleinen Hacienda im Gebirge und lernte hier mit einer außerordentlichen Geſchmeidigkeit die Anfangsgründe der edeln Tauromaquia, welche vor allen Dingen darin beſtehen, daß der Toreador, nachdem er den Stier betrachtet und ſeine erſten Bewegungen geſehen, die Art, wie er den Kopf ſenkt — ſich demüthigt — wie er ſich ſtellt und wendet, ſeine guten und ſchlimmen Eigenſchaften erkennt, denn nur durch eine große Fertigkeit hierin iſt es ihm möglich, mit kaltem Blute lächelnd den Hörnern der wildeſten Beſtie zu trotzen.

Wenn Don Ruiz zu dieſer Zeit ſo eifrig, als es ihm möglich war, meiſtens heimlich und verkleidet, den Stierplatz in Sevilla beſuchte, ſo hatte er dabei einen doppelten Zweck: den, das glänzende Schauſpiel, dem er mit Begeiſterung anhing, zu genießen, und Paula nicht nur zu ſehen, ſondern auch zu beobachten. Damals trat nämlich ein junger Eſpada im Zirkus auf, deſſen Name bisher ganz unbekannt geweſen, der ſich aber nach dem erſten überaus glänzenden Gefechte einen Ruf machte, wie

Ja dieſe freundlichen Einrichtungen ſind es, welche die Gallerien von Florenz für die Beſchauer ſo unvergeßlich machen; wie wird man ſich nicht beſtändig eines der letzten Zimmer im Palaſt Pitti erinnern, wo die wunderbare Venus von Canova ſteht, jenes herrliche Menſchenbild mit dem edlen Geſichtsausdruck und dem ſelbſt im harten Stein ſo weichen und elaſtiſchen Körper!

Mit der gleichen Artigkeit, mit der man jedem den Zutritt zu dieſen Schätzen geſtattet, wird auch von der großherzoglichen Behörde die Erlaubniß zur Beſichtigung einzelner Paläſte und Villen ertheilt, man braucht ſich nur an die Schloßverwaltung zu wenden, um mit der größten Freundlichkeit überallhin Eintrittskarten zu erhalten.

Um in unſerer Straßenſchau fortzufahren, muß ich der bekannten Caſcinen erwähnen, jener ſchönen Spaziergänge vor der Porta del Prado am Ufer des Arno, wo ſich wenigſtens an Sonntagen ein großer Theil der Einwohnerſchaft von Florenz zuſammen findet, um unter den dichten Alleen luſtwandelnd und fahrend den Klängen der ſchönen öſterreichiſchen Militärmuſik zu lauſchen, welche hier wöchentlich mehreremale ſpielt. Obgleich es aber hier ziemlich beſucht war, erſchienen mir die Caſcinen dießmal ſtiller, ja melancholiſcher als in früheren Jahren; namentlich an der Seite des Fluſſes, wo ſich ſonſt die elegante Welt zahlreich auf- und abbewegte, ſah man jetzt wenig und einſame Spaziergänger. Dieſe langen Alleen an dem ſchönen Fluß müſſen belebt ſein, ſonſt laſſen ſie uns hier in der gewaltigen ſchönen Natur leicht nachdenkend, ja traurig werden. Die gelben Blätter der Bäume flattern langſam auf unſern Pfad herab, im Waſſer ſpiegelt ſich der glühende Abendhimmel mit ſeinen leicht dahinziehenden Wolken, das dunkle Laub der immer grünen Gebüſche, der Steineichen und des Epheu blickt dich ſo ernſt und traurig an, und von den Höhen herab ſchauen die Klöſter und Kirchen zwiſchen unbeweglichen ſchwarzen Cypreſſen melancholiſch hervor. Du biſt allein, ganz allein, und der leiſe Klang einer Glocke, welcher von weit her an dein Ohr ſchlägt, ſtimmt dich nicht freudiger, ebenſowenig

in früheren Zeiten Don Juan Chacon und in ſpäteren der große Montez.

Der junge, ſchöne Eſpada hieß Mendovia — Don Eſtevan Mendovia, und ſeine Anhänger und enthuſiaſtiſchen Freunde, zu denen alle eifrigen Dilettanten des Zirkus, ſowie faſt die ganze Damenwelt gehörte, wollten genau wiſſen — Einer ſagte es wenigſtens dem Andern nach — daß die Familie Mendovia, von der er abſtamme, dieſelbe wäre, welche mit dem alten Hauſe der Guzman verwandt ſei. Wenn er eingetreten war, mit ſeinem Degen nach der königlichen Loge hinaufgegrüßt hatte und ſich dann ruhig gegen den Stier umwandte, der ſich langſam bis zum Torill — dem Thierzwinger — zurückgezogen hatte und mit wildem, tückiſchen Blicke den Mann betrachtete, der ihm nun ſo allein gegenübertrat, wobei das Thier wohl ahnte, daß dieſes ſein gefährlichſter Feind ſei — wenn Mendovia nun ſo daſtand, ſchlank und wohlgebaut, von einer faſt zierlichen Geſtalt, ſich leicht in den Hüften wiegend und dann, als führe er eine Dame zum Tanze, mit den graziöſeſten Schritten durch den weiten Raum ſchritt, ſo war der Eſpada allerdings eine ſo ſchöne, ritterliche Erſcheinung, daß man es wohl begreiflich finden konnte, wie die Aficionados ihm mit Enthuſiasmus und größter Spannung nachſchauten, und wie die Herzen unzähliger Damen faſt ängſtlich für ihren Liebling klopften.

Dabei waren die Züge ſeines edlen Geſichtes von einem heiteren Lächeln überzogen, und wenn er ſich für den rauſchenden Empfang, der ihm ſchon bei ſeinem Auftreten zu Theil wurde, nach allen Seiten hin bedankte, ſo war dabei ſeine Handbewegung oder die Neigung ſeines Kopfes eher ſtolz als demüthig, würdig eines Caballero vom beſten Blute.

So begeiſtert auch Don Ruiz für dieſen Liebling des Publikums war, ſo konnte er doch nicht anders, als ihm während ſeines Auftretens, ja ſogar während des glänzendſten Gefechtes, nur hie und da einen flüchtigen Blick zu ſchenken, denn der arme Licenciat hatte zu viel zu thun, um die Augen Paula's zu beobachten, welche mit einem faſt ſchwärmeriſchen Ausdrucke an dem jungen Toreador hingen. Das konnte man allerdings auch von vielen anderen ſchönen Augen ſagen, doch hatte Don Ruiz dafür nicht die geringſte Theilnahme, ſondern für ihn waren in dieſer Richtung nur die Blicke der einzig Geliebten vorhanden; wenn unter hundert Blumenſträußen auch der ihrige hinabflog, ſo ſah er nur dieſen einzigen, und dann mußte er an ſich halten, um nicht über die Tablas zu ſetzen und dem glücklichen Eſpada mit dem Rufe entgegenzutreten: „Jetzt zu mir, Don Eſtevan! hier ſteht ein ſchlimmerer Feind.“

Nach dieſer kleinen Abſchweifung im Intereſſe unſerer

Geſchichte, welche der geneigte Leſer entſchuldigen wird, kehren wir zu den beiden jungen Leuten zurück, welche ſchon ein paar Gaſſen von Triana durchſchritten haben und nun vor einer hohen Mauer ſtehen, über welche Lorbeer und Granatbüſche herüberniken und die ein Thor zeigt, deſſen Krönung aus einem mauriſchen Bogen mit zierlichen, aber jetzt verwiſchten und zerſtörten Arabesken und Inſchriften beſtand; eine ſchlecht gezimmerte hölzerne Thür war nur angelehnt, und durch dieſe traten ſie in einen großen verwilderten Garten. Es war gut, daß aus einem am Ende des Gartens liegenden Hauſe heller Lichterglanz durch die weitgeöffnete Thür drang und ſo ihren Pfad erhellte und daß nebenbei Fernando mit demſelben genau bekannt zu ſein ſchien, denn ſonſt würden ſie wahrſcheinlich ziemlich oft geſtolpert ſein über Steintrümmer aller Art, Marmorſtücke, zerbrochene Vaſen, Springbrunnen-Einfaſſungen, Ueberreſte aus der Blütezeit dieſes einſt prächtigen mauriſchen Gartens; auch der Klang der Guitarren und das Knattern der Kaſtagnetten ſchallte ihnen entgegen und veranlaßte den jungen Melendez zu der halblauten Aeußerung: „Der Ball iſt eröffnet, ich hoffe zu finden, was ich ſuche.“

„So ſuchſt Du etwas?“

„Ja, und es müßte mich Alles trügen, wenn Du mich heute nicht in derſelben Abſicht hierher begleitet

hätteſt; doch ſchweigen wir darüber — ſelbſt Einer gegen den Anderen, denn je unbefangener wir ſind und je abſichtsloſer wir betrachten, um ſo eher kommen wir zu einem glücklichen Ergebniſſe — oho!“ rief er, mit einem großen Sprunge über die Schwelle in das Haus ſpringend: «Ole salero! viva la gente Morena!»

«Viva Don Fernando!»

Es war eine recht zahlreiche, hübſche Geſellſchaft, die hier zuſammen war, vielleicht zwanzig Männer, meiſtens junge Leute, und ein Dutzend ſchöner Mädchen, die theils im Tanzen begriffen waren, theils auf den Bänken ſaßen, wo die Weinflaſchen fleißig herumgingen und wo ſüße Näſchereien aller Art jetzt zwiſchen dieſelben feinen Lippen geſteckt wurden, die noch ſo eben den dampfenden Cigarito gehalten. Im Hintergrunde des Raumes, der einer Scheune ziemlich ähnlich ſah, ſaßen auf dem Platze, wo im Winter das Herdfeuer zu brennen pflegte, ein paar ältere Männer in der Capa und dem ſpitzen Hute, die Guitarre in der Hand, deren Saiten ſie mit unendlich langen Fingernägeln bearbeiteten und wozu ſie abwechſelnd eine luſtige Sequidilla nach der anderen aus dem Stegreif ſangen. Es waren dieſes die gedungenen Muſikanten und neben ihnen ſah man einige Zigeunerinnen in hellen, faſt modiſchen Kleidern mit weißen Buſentüchern, welche den Spielleuten zuweilen das Trinkgefäß hinreichten

oder ihnen eine Papiercigarre drehten. Dieſe Gruppe ausgenommen, würde die ganze übrige Geſellſchaft in ihren wirklich eleganten Bewegungen, in der Schönheit und dem Reichthum ihrer Kleidung dem vornehmſten Zirkel zur Ausſchmückung gedient haben; die Tanzenden waren lauter echte oder unechte Majos und echte Majas, die Männer hübſche, wohlgewachſene Burſche in der bekannten andaluſiſchen Tracht, die aber hier bei dieſer Abendgeſellſchaft aus den feinſten Stoffen beſtand, Sammet, Atlaß, Tuch mit Stickereien und ſilbernen Knöpfen überladen; wahrhaft reizend waren die Mädchen — ihre Füße mit ſeidenen Strümpfen ruhten in wahren Kinderſchuhen, und über denſelben waren die Knöchel ſo fein und zierlich, daß man nur erſtaunt war, das Bein weiter oben ſo anſehnlich gerundet und doch ſo ganz im Verhältniß zu ſehen. Die ziemlich kurzen Röckchen beſtanden aus hellem Seidenzeug und wurden oben gefaßt von einem Jubon oder Wamms von Seiden- oder Wollenſtoff mit einer Weſpentaille, ziemlich mangelhaft in der Bruſt- und Schultergegend, mit engen Aermeln, die bis an die Ellbogen mit Knöpfen aus Silber, Filigran oder ſeidenem Schnürwerk verziert waren. Dazu ein Schildkrötenkamm in den dichten, faſt blauſchwarzen Haaren, und eine Mantille, welche von der Maja mit der gleichen Koketterie getragen wird, ob ſie nun ein paar Franken oder ein

paar tauſend Realen werth iſt. Die meiſten der Tänzerinnen hatten die Mantille abgelegt, das volle, ſchwarze Haar über die feinen Ohren zurückgeſtrichen, ſo daß von hinten der lange ſchlanke Hals bis tief zu den Schultern ſichtbar war — und welcher Hals, welcher Kopf! Dieſe wunderbaren, ſchmal geſchnittenen Augen mit der entzückenden Sammetfarbe, die feinen und doch begehrlichen Lippen, die glänzenden Zähne — ja, unter Allen, die hier tanzten, war vielleicht keine einzige, die nicht den gerechteſten Anſpruch auf eine vollkommene Schönheit hätte machen können.

Bei der Ankunft der beiden jungen Leute war ein Bolero zu Ende, und die wilden Mädchen ließen ſich ſchwer athmend und mit glänzenden feuchten Blicken auf die Bänke und Rohrſtühlchen nieder, ſo daß die ſeidenen Röcke rauſchten und die atlaſſenen Mieder bedenklich krachten. Hie und da nahm eine ein paar getrocknete Früchte, auch eine Feige oder Orange, die auf einem Nebentiſchchen ſtanden, oder ließ ſie ein paar Tropfen Wein aufwärts blickend zwiſchen die Lippen träufeln, aber nicht lange konnten ſie's ruhig auf ihren Sitzen aushalten; beſonders die Burſche, die, wenn auch der wilde Tanz beendigt war, doch noch mit ihren extravaganten Pas fortmachten, bald zu Zweien, hart an den franzöſiſchen Cancan ſtreifend, bald allein, wie mit dem eigenen

Schatten tanzend. Dann fingen die Guitarren wieder leiſe an zu klingen und nach einigen Akkorden fiel einer der Majos ein:

«Ay! sal, bella joven,
Sal, angel de amores
Y al que la flores
De lindo pensil.»

Ein Anderer ſprang vor die Mädchen hin, klatſchte in die Hände, ein Dritter rief: «Viva la gente Morena!» und dann war im Augenblicke die Tanzpartie wieder arrangirt: hoch aufgerichtet, den Oberkörper halb durchgebogen, ſtanden die Andaluſierinnen da, die eine Hand in die Seite geſtemmt, mit den Fingern der anderen leicht an die eine der Kaſtagnetten ſchlagend und die Bewegungen der Tänzer begleitend, die nun herausfordernd vorgeſchritten kamen; wenn dieſe wieder zurückwichen, folgten ihnen die Mädchen, unnachahmlich den Körper, namentlich die Hüften, bewegend, die Augen auf den Boden geheftet und die Caſtañuelos mit den vorgeſtreckten Händen leicht anſchlagend. Um die ſichere Beute nun raſch zu umſchlingen, öffnet der Tänzer weit ſeine Arme, aber in dem ſanft und zierlich vorgegangenen Mädchen erwacht nun auf einmal der Stolz der Spanierin, auf ihren höhniſch aufgeworfenen Lippen glaubt man ein Caramba! zu leſen, als ſie nun plötzlich auf- und zurück-

fährt, wobei die Kaſtagnetten laut und zornig knacken; dabei hat ſie den Kopf ſtolz erhoben, wie eine Schlange biegt ſie den Oberkörper, ſenkt gleich darauf die Stirne herausfordernd nieder, und während ſie mit vorgehaltenen Händen zurückflieht, wallen ihre leichten Röcke unbeſchreiblich maleriſch um die Hüften. Etwas Aehnliches wiederholt ſich in den meiſten ſpaniſchen Enſembletänzen: mit einem Alles verachtenden Stolze beginnt die Andaluſierin, um nachgiebig zu werden, wenn das Blut anfängt zu wallen und das Herz zu klopfen, und dieſe Folge iſt ſo natürlich und wahr im Tanze wie im Leben.

Daß die beiden jungen Leute in dieſem Kreiſe keine Fremden waren, ſah man an der freundlichen, ja herzlichen Begrüßung, mit der ſie von allen Seiten empfangen wurden, doch gingen dieſe Begrüßungen für Fernando größtentheils von den Lippen der ſchönen Mädchen aus, während Don Ruiz häufig mit den anweſenden Männern einen Händedruck wechſelte — „ſo, Du auch hier?“

„Warum nicht? man muß im Leben Alles kennen lernen — man kann aus allen Blumen Honig ſaugen.“

„Gewiß, und wenn man ein Kenner iſt, nimmt man ſich vor dem Gift in Acht.“

Manche dieſer Hände, welche ſich in diejenige des jungen Licenciaten legten, waren fein und zierlich, andere dagegen derb und voll Schwielen, und wenn man die

Gestalten genau betrachtete, welchen die Hände der letzten Art angehörten, so bemerkte man an diesen jene gewandten und doch wieder so sicheren Bewegungen, wie wir sie beim Stiergefechte an den Campeadores und Banderilleros so sehr zu schätzen wissen; hier aber waren sie Caballeros wie die Anderen, und man bemerkte an ihrem Hinterkopfe nichts von dem rothen Netze und dem kleinen Haarbeutel: sie trugen ihren aufgekrämpten Sombrero keck auf dem rechten Ohre wie jeder Andere.

„Ich hatte gehofft, den großen Mendovia hier zu finden," sagte Fernando, worauf ihm sein Gefährte, welcher ebenfalls suchend umhergeschaut, mit einem finstern Blicke und einem eigenthümlichen Zucken in den Mundwinkeln zur Antwort gab: „Vielleicht hat er Besseres zu thun oder ist von der heutigen Corrida ermüdet."

„Letzteres gewiß nicht — wahrscheinlich wird er noch kommen, denn ich sehe dort meine Freundin Teresa und neben ihr Dolores; die Letztere sieht ziemlich finster und zerstreut aus und blickt häufig nach der Thür."

„Teresa auch," sagte Ruiz lächelnd, „ihr Kopfaufwerfen und das Emporheben ihrer rechten Hand scheint Dir zu gelten — ah, welch' reizendes Mädchen!"

„Ja, ja," pflichtete der Andere bei, setzte aber gleich darauf in etwas ernstem Tone hinzu: „Wenn ich mich einmal ihrer Gunst unwürdig gemacht, nach ihren Be-

griffen nämlich, ſo handle ich ſehr klug, wenn ich mich ferner nicht mehr in Triana ſehen laſſe; es iſt eine ſchlimme Gewohnheit von dieſem Mädchen, ſo gern mit ihrem kleinen Dolche zu ſpielen, und neulich, als wir die Navaja auswarfen, traf ſie ihre Melone wie ein Mann — komm', wir wollen zu ihnen."

„Laß mich lieber hier, ich habe nicht die geringſte Luſt zu zierlichen Redensarten."

„Meinetwegen, und wenn Du nur beobachten willſt, ſo thu' mir die Liebe und benachrichtige mich, ehe Du eine Deiner Beobachtungen preisgibſt — verſtehſt Du mich?"

„Ich glaube Dich zu verſtehen, und Du kannſt Dich darauf verlaſſen, daß ich nicht hiehergekommen bin, um Händel anzufangen oder um ein Meſſer zu gebrauchen, dazu wäre mir Zeit, Ort und Gegenſtand nicht paſſend und würdig genug."

Er ließ ſich neben der Thüre auf eine kleine Bank nieder, während der junge Melendez durch das Gemach ſchreitend hier den Tanzenden durch eine kleine Bewegung auswich, dort eines der jungen Mädchen, welches ſich keck und luſtig an ſeine Bruſt warf, ein paarmal um ſich ſelber drehte, endlich vor den beiden Majas ſtand, die, dem Tanze zuſchauend, auf einer Bank ruhten und ihre Cigaritos rauchten. Beide waren jung und dabei

als die einzelnen Töne der Militärmuſik, die du von weitem hörſt, und die in dieſem Augenblick ein altes bekanntes Lied ſpielt — ach es ſind dieß oft nur einfache Klänge, aber ſie treffen gewaltig dein Herz: denn ſie erzählen dir von vergangenen Tagen, wo du ſie ebenfalls gehört, aber wo ſie dich hinriſſen zu Glück und Freude.

Mit ſolchen Gefühlen im Herzen iſt es beſſer man ſucht das Gewühl der Menſchen wieder auf, als daß man hier für ſich in der Einſamkeit bleibt, und wir haben nicht weit zu gehen, um die Mauer der Stadt zu erreichen und nach dem Lungarno zu kommen, wohin ſich an ſchönen Tagen die ganze elegante Welt von Florenz zu beſtellen ſcheint. Dieſer Lungarno iſt der Quai auf der rechten Seite des Fluſſes von dem Ponte alla Carraja bis hinauf zum Ponte vecchio, wo die Goldſchmiede ihre Buden und Magazine haben. Auf der linken Seite des Arno iſt ebenfalls ein Kai, der aber weniger zu Spaziergängen benützt wird; hier liegen große ſtille Paläſte mit wenig Buden und Magazinen, von vornehmen Familien bewohnt, welche die Morgenſonne lieben und das Geräuſch der Wagen und Karren nicht gern den ganzen Tag unter ihrem Fenſter hören. Wenige dieſer alten Gebäude gewähren übrigens dem Auge einen freundlichen Anblick, und faſt nur ein einziges kleineres Haus nicht weit von dem Ponte alla Carraja macht hievon eine freundliche Ausnahme. Es iſt dieß die Villino Delci, die Wohnung des öſterreichiſchen Geſandten Baron v. Hügel; ſie iſt auch im Innern ſo fein und zierlich eingerichtet wie man es nur von dem Beſitzer mit ſeinem bekannten Kunſtſinn und fein ausgebildeten Geſchmack erwarten darf. Baron Hügel, der Schöpfer der bekannten prachtvollen Anlagen in Hitzing bei Wien, hat hier aus ſeinen Kunſtſchätzen in Bildern, Bronzen, Vaſen und Sachen aller Art ein reizendes Ganze zuſammengeſtellt.

Kehren wir aber nach dieſer kleinen Abſchweifung zu unſerm Spaziergang auf die linke Seite des Fluſſes zurück.

Die Straße iſt hier nicht beſonders breit, an ihr liegen die bedeutendſten Gaſthöfe von Florenz, und da nebenbei die Wagen-

wundervoll von Geſtalt und Geſicht, daß man ihnen ſelbſt hier, wo es der reizenden Mädchen genug gab, unbeſtritten den Preis der Schönheit zuerkennen mußte.

„Ihr braucht lange von der Thür bis hieher, Don Fernando,“ ſagte Tereſa, während Dolores in ſpöttiſchem Tone hinzuſetzte: „Du haſt ihm den Weg zu Deinem Herzen zu kurz gemacht, deßhalb läßt er Dich warten.“

„Zu meinem Herzen? — daß ich nicht wüßte; ich habe keine Erklärung vor meiner Mutter von Don Fernando, und auf der Alameda haſt Du uns gewiß noch nie zuſammen geſehen — wir Beide haben noch unſere goldene Freiheit, und die benützt Don Fernando ſo gut wie ich.“

„Nur bin ich ehrlicher und nicht ſo grauſam, denn ich ſage Dir tauſendmal, daß ich Dich liebe und hoffe, Dir das heute Abend noch zehntauſendmal zu wiederholen.“

„Willſt einſam mich verlaſſen
In dieſer Oede
Du ſchlimmer, ſchlimmer Gallizier“

ſang ſie mit leiſer Stimme und ſprach hierauf achſelzuckend: „Nicht wahr, mein Herz, Du hatteſt heute zu viel zu thun, um früher an mich denken zu können? Du warſt bei der Corrida — ich weiß es, Du warſt dort, dann in dem prächtigen Hauſe Deiner Eltern bei einer Tertulia, wo Du getanzt haſt.“

„Getanzt habe ich wahrlich nicht,“ ſagte er lachend den Kopf ſchüttelnd, „und wenn Du ſo fortfährſt, werde ich wahrlich auch hier nicht tanzen.“

„Ah, keine Neckereien,“ rief Dolores ihrer Gefährtin zu, „Du biſt undankbar und grauſam — iſt Fernando nicht gekommen, um uns zu ſehen? — was willſt Du noch mehr?“

„Ja, im Vorbeireiten nach Santiponce — draußen ſtehen ſeine Pferde, darauf wette ich, und noch nie,“ ſetzte ſie mit einem freundlicheren Blicke hinzu, während ſie ihm die kleine Hand reichte, „hat mir der Verräther eins angeboten, um mit ihm in die Berge zu fliehen.“

„Das wird Alles kommen, wenn die Zeit dazu da iſt,“ ſprach Dolores und ſetzte hinzu: „Aber er iſt doch wenigſtens da,“ worauf ſie einen düſtern, leidenſchaftlichen Blick nach dem Eingange der Halle warf.

„Nicht wahr, der hübſche junge Mann, den Du mitgebracht haſt, iſt wohl Dein Vetter, der fromme Licenciat?“

„Pſt! — ſo was denkt man nur, aber man ſagt es nicht.“

„Ja, ja, nach der Art aller Männer — ich bin anders — ich kann nun einmal nichts denken, ohne es auszuſprechen, und da ich jetzt denke, ich möchte einen Fandango tanzen, ſo —“

„Bin ich auch, ohne daß Du es ſagſt, mit dem größten Vergnügen dazu bereit.“

Bereitwillig machte man der ſchönen Tereſa Platz, als ſie nun mit ihrem Tänzer in die Reihen trat, und wenn auch der Fandango, den die Beiden jetzt zuſammen tanzten, große Aehnlichkeit hatte mit dem, welchen wir im Hauſe der Donna Leocadia geſehen, ſo können wir doch nicht leugnen, daß Schritte und Bewegungen hier um ein gutes Theil wilder und ausgelaſſener waren, wozu der Hauptgrund wohl darin zu ſuchen war, daß die Muſikanten in ihrem tollen Tempo das Uebermögliche thaten und nebenbei das ſchöne Paar durch das lebhafteſte Augen- und Geberdenſpiel anfeuerten.

„Nachher mußt Du auch mit Fernando tanzen,“ ſagte Tereſa, als ſie tief athmend wieder neben ihrer Freundin ſaß, „er tanzt ſo gut und ich habe Dich ſo lieb.“ Dabei bog ſie ſich rückwärts, legte ihren Kopf in den Schooß der Anderen, und während ſich ihre Bruſt gewaltig hob und ſenkte, hatte ſie ihre friſchen Lippen leicht geöffnet und blickte den jungen Mann unter den ſchläfrigen, halb zugefallenen Augenlidern mit einem glühenden Blicke an, — „ja, ich hab' Dich ſo lieb!“

„Ich werde heute mit keinem Manne tanzen,“ erwiederte Dolores — „und ſelbſt wenn er jetzt käme, ſo tanzte ich doch nicht mit ihm — aber er kommt nicht.“

Dieſe letzten Worte ſtieß ſie kaum vernehmlich zwiſchen ihren feſtverſchloſſenen weißen Zähnen hervor.

„Aber mit mir wirſt Du tanzen, Dolores, mit mir, Deiner Freundin, welche Dich liebt? — ja ſo innig liebt, daß ich Dir zuſchwöre, auch heute nicht mehr mit Fernando tanzen zu wollen, wenn Du mir nicht den Gefallen thuſt.“

„Vielleicht — ſpäter.“

Fernando hatte kleine Näſchereien herbeigebracht und bot ſie abwechſelnd den beiden Mädchen an, während er ſich zu ihren Füßen auf einen der kleinen Rohrſtühle niedergelaſſen hatte, dann drehte er für jede eine Cigarito und holte nun aus der buntſeidenen Schärpe, die er um den Leib trug, eine kleine goldene Zange hervor, die er Tereſa mit den Worten reichte, „da habe ich Dir ein Paar Tenacillas mitgebracht, damit Du Dir Deine kleinen Fingerchen nicht verbrennſt — und hier iſt auch Feuer — auch für Euch, Señorita,“ wandte er ſich an Dolores.

Es war gut, daß die Letztere dieſes Feuer annahm und ihre Cigarito anzündete, während Tereſa heiter den Tanzenden zuſchaute, denn ſonſt hätten beide Mädchen bemerken müſſen, wie ſich die Blicke Fernando's verfinſterten, ja, wie er die Lippen feſt aufeinander biß, um mühſam ein lautes Wort der Verwunderung, des Unmuths, ja vielleicht des Zornes zu unterdrücken, denn als

Dolores das Feuer von ihm annahm, hob ſie den Arm, und in dieſem Augenblicke hatte er unter dem etwas zurückfallenden Aermel des Jäckchens einen Goldreif entdeckt, den er, ſo einfach er auch war, unter Tauſenden wieder erkannt hätte: das Armband ſeiner Schweſter Paulita.

Er warf einen Blick nach dem Eingange des Gemachs, wo er Don Ruiz im Geſpräche mit einem Bekannten ſitzen ſah, und ließ hierauf ein paar Minuten vorübergehen, während welcher er ſich bemühte, ſeinen früheren, heiteren Geſichtsausdruck wieder zu gewinnen. — „Ei, Donna Dolores," wandte er ſich darauf an das junge Mädchen, „Ihr habt da an Eurem Arm ein koſtbares Stück aus der alten Zeit."

„Meint Ihr, es ſei ſo koſtbar?" fragte ſie mit einem geringſchätzenden Blick.

„Koſtbar durch ſeine Seltenheit — ich bin ein Kenner und Liebhaber von ſolchen Dingen — hätte man es mir ſtatt Euch zum Kaufe angeboten, ich würde es theuer bezahlt haben."

„Ich habe es gar nicht bezahlt," erwiederte ſie achſelzuckend — „Eſtevan gab es mir heute nach der Corrida — vielleicht hätte er mir es nicht gegeben," ſetzte ſie mit einem aufflammenden Blicke hinzu, „wenn ich es nicht zufällig mit angeſehen, wie eines jener tollen Weiber es

ihm zuwarf — Schande über ſie — ich war zu weit von ihr entfernt; auch zu anſtändig, ſonſt hätte ich ihr vielleicht ein Salero zugerufen, das ſie auf ſich hätte beziehen können.“

„Ja, wie ſie glücklich ſind, dieſe großen Eſpadas,“ ſagte Fernando nicht ohne Abſicht, „und vor allen Don Eſtevan, geliebt von den Männern, verehrt von den ſchönſten Weibern.“

Dolores machte eine unmuthige Bewegung.

„Damit meine ich Euch, Señorita.“

„Habt mir aber mit dieſer Aeußerung durchaus keine Freude gemacht.“.

„Und mir eine Unart geſagt,“ warf Tereſa in halbem Scherze ein.

„Und doch kann ich die Worte nicht zurücknehmen,“ fuhr der junge Mann lächelnd fort.

Dolores betrachtete mit düſterem Blicke das Armband und ſagte dann nach einer längeren Pauſe: „die es ihm zuwarf, war ſchön, o ſehr ſchön, auch reich und vornehm, das ſah man an ihrer Umgebung, ſowie an der Art, mit der die jungen Caballeros ſich ihr näherten und die oft lange genug warten mußten, bis ſie einen Blick erhielten von der ſchönen Dame.“

„Sie iſt gewiß nicht ſo ſchön, wie Ihr, Dolores.“

„Fernando!“ rief die Andere mit funkelnden Augen,

„wenn Ihr ſo fortmacht, ſo wird es Euch bei der Lola nichts nützen, und bei mir mehr ſchaden, als Euch lieb ſein könnte.“

Hätte nur der junge Melendez ſeiner heißblütigen Geliebten den Grund angeben dürfen, warum es ihm unmöglich war, das Geſpräch wegen des Armbandes abzubrechen und warum er Dolores noch ein paar bittere Artigkeiten ſagen wollte, aber ſie verſtand das nicht und ſprang deßhalb, faſt im Ernſte zürnend, auf, um ſich draußen durch einen Athemzug zu erfriſchen — abzukühlen, wie ſie ſagte, in Wahrheit aber um von dem dunkeln Garten her ein wenig in den hellen, erleuchteten Raum zu ſpähen.

Dolores merkte kaum, daß ihre Freundin gegangen, denn ihre Gedanken waren offenbar mit etwas beſchäftigt, was ſie ſehr in Anſpruch nahm und ſie nicht gerade heiter ſtimmte; auch kam Eſtevan nicht, wie er doch ſicher verſprochen.

„Als er mir das Armband gab,“ ſprach ſie zu ſich ſelber, aber doch laut genug, daß der junge Mann ihre Worte verſtehen konnte, „ſah er nicht ſo vergnügt aus, wie man wohl iſt, wenn man der Geliebten ſeiner Seele eine Freude macht — ah, wenn es ihm keine Freude gemacht hätte, mir das Armband zu geben — wenn es ihm theuer geweſen wäre, wenn — wenn —“. Doch

fort mit dieſen Quälereien," murmelte ſie jetzt unverſtändlich für Fernando, „und fort vor allen Dingen mit der Wolke von meiner Stirne, denn da kommt er — der Verräther."

Und in der That kam von dem Eingange her in Begleitung Tereſa's der berühmte Torero, der Stolz ſeiner Landsleute, und wurde empfangen mit begeiſtertem Hutſchwenken der Männer, mit Händeklatſchen von den Mädchen.

Wir haben Don Eſtevan ſchon zur Genüge beſchrieben, und wie er ſo daherkam, freundlich nach allen Seiten grüßend, mußte man geſtehen, nicht leicht einen ſchöneren Mann mit vornehmeren Formen geſehen zu haben, und doch war, was das Letztere betraf, das vornehme Weſen bei ihm nur äußerlich, künſtlich angeſtrebt und angelernt, und verſchwand ſowie er zu ſprechen anfing oder ſich, wie hier, unter Seinesgleichen vollkommen gehen ließ.

Daß Dolores, die aufgeſprungen war und die linke Hand in die Hüfte geſtützt ihm mit leuchtenden Blicken entgegen kam, ſchien ihn nicht beſonders zu kümmern oder ſeinen Schritt zu beſchleunigen: er hatte den Arm ſeiner Begleiterin unter den Arm gezogen, und während dieſe unter koketтem Fächerſpiel, indem ſie nach allen Seiten hinblickte, heiter mit ihm ſprach, hatte er noch Zeit genug, hier einem der ſchönſten Mädchen zuzuwinken, dort einen

Bekannten zu grüßen; ja, als er in die Nähe der Muſikanten kam, blieb er einen Augenblick ruhig ſtehen, um aus ſeinem buntfarbenen Gürtel ein paar Silbermünzen herauszuziehen, die er etwas prahleriſch in den Hut des Guitarrenſpielers warf. Dann erſt trat er zu Dolores, ihr auch jetzt nur einen flüchtigen Blick ſchenkend, wogegen er den jungen Mann an ihrer Seite mit einigem Erſtaunen betrachtete.

„Ihr kommt ſehr ſpät, Eſtevan," rief das junge Mädchen mit unmuthig aufgeworfenem Kopfe.

„Früh genug, mein Schätzchen," gab der Torero mit einer rauhen Stimme zur Antwort, „um Deine Schönheit anzuſtaunen und die Bekanntſchaft dieſes jungen Caballeros zu machen."

„Dieſer junge und ſehr liebenswürdige Herr," erwiederte Dolores — doch trat Tereſa raſch vor und ſagte, den Satz ihrer Freundin vollendend, „iſt mein Freund, und werde ich mir die Ehre geben, die beiden Caballeros mit einander bekannt zu machen — dieſes iſt Don Eſtevan Mendovia, der Stolz —"

„Andaluſiens und ganz Spaniens," fiel Fernando ihr in die Rede, „wer Don Eſtevan einmal geſehen, kann ihn nimmer vergeſſen und wird ſich immer glücklich ſchätzen, ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen."

„Das muß ich ſo oft hören, daß ich es beinahe ſelbſt

glaube," erwiederte der Stierfechter und ſetzte mit einer etwas theatraliſchen Bewegung hinzu, „ja, ja, wir haben ſchon etwas geleiſtet und dürfen uns mit einigem Stolz Andaluſier nennen."

Während er dieſes ſagte, blickte er zerſtreut um ſich und ſchenkte dem jungen Mann nicht die Aufmerkſamkeit, die man gewöhnlich dem ſpendet, der uns durch ein ſchönes Mädchen vorgeſtellt wird.

„Und dieſes iſt Don Fernando Melendez."

Kaum hatte Tereſa den Namen ausgeſprochen, als man bemerkte, welch' großen Eindruck er auf den Torero machte: ſeine etwas ſchläfrigen Blicke wurden weit und leuchtend, er ſchien einen Zoll zu wachſen und wandte ſich raſch gegen den jungen Mann, ihm mit außerordentlicher Freundlichkeit die Hand darreichend.

Keine dieſer auffallenden Bewegungen war Dolores entgangen, und ſie fragte mit einem eigenthümlichen Lächeln, „Eſtevan, kennt Ihr die Familie Don Fernando's?"

„Und warum ſollte ich ſie nicht kennen? eine Familie von ſehr gutem Klange — freue mich in der That," wandte er ſich an Melendez, „Eure Bekanntſchaft zu machen, und gerade hier zu machen, Caballero — hoffe, wir werden uns näher kennen lernen."

Fernando hatte faſt zögernd ſeine Hand in die des

frequenz außerordentlich groß ist, so gewinnt der Spaziergang durch das ewige Rasseln der Wagen und Karren auf dem Pflaster nicht besonders an Annehmlichkeit. In den Nachmittagsstunden von 3 bis 5 Uhr ist es überhaupt ein eingebildetes Vergnügen, am Lungarno spazieren zu gehen, und wenn es nicht zum guten Ton gehörte, sich hier sehen zu lassen, würde mancher wegbleiben; so aber läßt man sich schon etwas gefallen, man wird gedrängt und drängt andere wieder, man weicht aus, man stößt an und bittet um Entschuldigung, man verliert seine Gesellschaft, die man rechts neben sich oder hinter sich glaubt, und möchte mit Mephisto ausrufen: „was? dort schon hingerissen?“ kann aber kein Hausrecht gebrauchen, denn man muß eben mit dem Strome schwimmen. Alles drängt sich hier bunt durcheinander — Herren und Damen aus allen Ständen, wirklich elegante Toiletten und seidene Kleider in den schreiendsten Farben, österreichische Officiere in ihren weißen einfachen Uniformen, laut, breit und vergnüglich deutsch redend, sowie toscanisches Militär in bunten vielfarbigen Anzügen. Wie überall in Florenz spielen auch hier die schönen Blumensträuße eine große Rolle, und überall durch die Menge hindurch schlüpfen die Blumenverkäuferinnen, auf dem Kopfe die großen, runden, nickenden Strohhüte, und theilen bereitwillig die schönsten Sträuße aus, ohne gerade dafür eine Gabe zu verlangen. Wenn nur dabei die vielen Equipagen nicht wären! Aber man schwebt jeden Augenblick in Gefahr, unter die Räder zu kommen, und wenn man hier auf ein lautes „Hoe“ links springt, so prallt man vielleicht auf der anderen Seite an ein paar Pferdeköpfe, die gerade rechts wenden. Dieß macht denn auch alle Conversation ungenießbar; man hört nur mit einem Ohre, denn das andere ist auf ein verdächtiges Rasseln hinter uns gerichtet; man muß eine sehr schöne Bemerkung oftmals in der Mitte abbrechen oder als Erwiderung auf eine geistreiche Frage mit einem blödsinnigen Lächeln auf die Seite springen, um seine Hühneraugen vor den Rädern eines daherrollenden ganz gemeinen Barocino zu retten.

Stierfechters gelegt, denn es hatte ihm ein widriges Gefühl verurſacht, als er bemerkte, welchen Eindruck die Nennung ſeines Familiennamens auf den Anderen gemacht, und deßhalb konnte er ſich nicht enthalten, ihm zu entgegnen, „hoffentlich ſoll es Sie nicht gereuen, die Bekanntſchaft eines jungen unbedeutenden Mannes gemacht zu haben, und da wir einmal dabei ſind, Bekanntſchaft zu machen, ſo will ich Ihnen hier noch den Namen meines beſten Freundes nennen, des jungen Mannes, der dort eben von der Thüre her auf uns zuſchlendert — he, Ruiz! Du ſollſt den berühmteſten Torero Spaniens kennen lernen, Don Eſtevan Mendovia.— und dieſes iſt Don Ruiz Cisneros.“

Der Stierfechter blickte den jungen Mann, der raſch hinzutrat, erſtaunt an und ſagte: „Don Ruiz, Ihr müßt hier in Sevilla einen Doppelgänger haben — einen meiner Kollegen, denn ich ſah nie eine tollere Aehnlichkeit — braucht Euch deßhalb aber nicht zu ſchämen, denn der junge Mann, den ich meine, iſt auf dem beſten Wege, ein glänzender Eſpada zu werden.“

„Der, von dem Ihr ſo freundlich ſeid, alſo zu reden, bin ich ſelber, doch kann ich, ein ſchwacher Aficionado, Euer Lob nicht annehmen.“

„Den Teufel auch — Ihr führt eine feſte Hand, um die ich Euch beneiden würde, wenn ich nicht Eſtevan

Mendovia wäre, doch iſt es eine Ehre für uns, wenn Söhne ſo guter Häuſer der edeln Tauromaquia pflegen: das muß unſerem Stande aufhelfen und könnte die alte gute Zeit wieder zurückführen, wo es Kaiſer und Könige nicht verſchmähten, den rothen Mantel und den Degen zu führen und wo ein großer Torero bei den vornehmſten Geſchlechtern aus- und einging, ganz wie bei Seinesgleichen — ah, eine ſchöne Zeit! glücklich wir Alle, wenn ſie wiederkehrte."

Dolores, der kein Blick, kein Wort des Stierfechters entgangen war, und die mit dem Scharfſinne eines eiferſüchtigen Mädchens jedem derſelben einen, und wir können das nicht leugnen, richtigen Sinn unterlegte, ſprach zu ſich ſelber in einem fragenden Tone: wir Alle? wobei ſie ſich gewaltſam zwang, eine heitere, argloſe Miene zu zeigen.

„Aufgeſpielt, ihr Muſikanten!" rief Eſtevan, „wir wollen tanzen, oder wenn es Euch genehm wäre, Caballeros, ſo möchte ich einmal ſehen, wie Leute Eures Standes mit einem Fandango umgehen, vielleicht iſt Dolores ſo liebenswürdig, dem Don Cisneros ihre Hand zu reichen, und für das andere Paar brauchen wir nicht zu ſorgen," ſetzte er mit einem ſchallenden Lachen hinzu.

„Und Ihr wollt nicht mit mir tanzen, Eſtevan?"

„Später, meine Taube."

„Was meinſt Du, Tereſa?“

„Ich meine, Don Fernando braucht keine Vermittlung, und da er mir nicht ſelbſt einen Tanz angeboten, ſo habe ich auch keine Luſt zu einem Fandango mit ihm.“

„Aus dem gleichen Grunde bedaure auch ich ſehr, die Hand Don Cisneros nicht annehmen zu können, ſo große Ehre mir das ſonſt auch geweſen wäre.“

„Und doch wollen wir tanzen,“ rief Tereſa mit einem leuchtenden Blicke, „ole salero! wir Beide allein — was meinſt Du, Dolores?“

Den Torero ſchien es nicht viel zu bekümmern, daß man ſeinen Vorſchlag abgewieſen, denn er ſchlug luſtig ſeine Hände, gegen die Muſikanten gewendet, laut ſchallend zuſammen und rief den jungen Leuten zu: „wenn die Beiden zuſammen tanzen, werdet ihr etwas zu ſehen bekommen, das euch heute Nacht im Traume wieder erſcheint — he da, ihr Muſikanten! euren beſten Fandango, und ihr da, Leute, Platz für Dolores und Tereſa!“

Die Erſtere ſchien einen Augenblick unſchlüſſig, ob ſie dem Wunſche ihrer Freundin nachgeben ſollte, doch als nun die Guitarren und das Tamburin luſtig erklangen, als die anderen Tänzer und Tänzerinnen ſogleich einen großen Kreis bildeten, da warf ſie noch einen düſteren Blick auf Eſtevan, reichte der Freundin die Hand und trat mit ihr zu einem Fandango in die Mitte des

Raumes, empfangen von einem lauten und jubelnden Händeklatſchen.

Wie prachtvoll waren die Geſtalten dieſer beiden Mädchen, als ſie nun gegenüberſtehend ſich langſam auf den Hüften hin- und herwiegten und dazu die Kaſtagnetten leiſe und doch in ſcharfem Takte anſchlugen; dann bewegten ſie ſich um einander in langſamen, graziöſen Schritten, faſt kalt und förmlich, und dabei war es wunderbar anzuſehen, wie ſich ihr Blut langſam zu erwärmen ſchien, wie ſich ihre ſchläfrig zufallenden Augen allmälig öffneten, wie ihre Blicke leuchtender und glänzender wurden, und wie die Glut in ihnen aufflammte in gleichem Verhältniſſe, wie ſie ſich langſam einander näherten.

Dabei berührten ſie ſich anfänglich nur ſanft mit den Fingerſpitzen, dann legte Dolores ihre Hand leicht um Tereſa's ſchlanke Hüfte, drückte ſie feſt an ſich, und als auf dieſe Art das Eis endlich gebrochen ſchien, brach auch die Flut der Leidenſchaft um ſo gewaltiger hervor.

Maleriſch gruppirt, umſtanden die Uebrigen das ſchöne Paar, und nicht nur die Majos und andere junge Leute, ſondern auch die älteren Männer waren auf Stühle und Bänke geſtiegen, um beſſer in den Kreis zu ſehen, und dazu brachen bei jeder ſchönen Bewegung neue und immer heftigere Ausrufe der Bewunderung hervor: Ay Salero! ole, ole! — ole salero! — Herz, Du über-

triffſt Dich ſelbſt — bravo, bravo, Kinder! — bravo, Kinder, bravo! — ſo was ſieht die Welt nicht wieder! — ole salero!

Nur zwei Perſonen befanden ſich im Kreiſe der Zuſchauer, welche durch den Tanz nicht ſo hingeriſſen ſchienen, um demſelben ihre ganze Aufmerkſamkeit zuzuwenden, das war der Toreador und Don Ruiz; der Erſtere blickte allerdings zuweilen lächelnd auf das üppig ſchöne Mädchen hin, doch war dieß ein ſehr ruhiges Lächeln der Zufriedenheit, ungefähr wie ein Geizhals lächelt, der ſeine Gold- und Silberhaufen wohlverſchloſſen in der Truhe hat. Nur hie und da leuchteten ſeine Blicke auf, wenn Dolores, ſich rückwärts biegend, einen langen, heißen Blick auf ihn warf und alsdann zwiſchen den geöffneten Lippen die weißen Zähne ſehen ließ — ole salero! Dabei machte ſich Eſtevan eine Papiercigarre um die andere, und wenn er den würzigen Duft tief athmend in ſich einſog, ſo verſank er dabei nicht ſelten in tiefe Gedanken, deren Zauber nur durch ein neues, wildes Bravorufen gelöst werden konnte.

Don Ruiz, der neben ihm ſtand, beſchäftigte ſich auch in Wahrheit nicht viel mit den Tanzenden, obgleich er ſo that, als ſchenkte er den beiden ſchönen Mädchen ſeine vollſte Aufmerkſamkeit; doch ſchweiften ſeine Blicke häufig und meiſtens verſtohlen zu ſeinem Nachbar hinüber, den

er alsdann mit einem finsteren gehässigen Ausdrucke betrachtete.

Und wie unrecht war es eigentlich von den Beiden, dem schönen wilden Tanze nicht ihr volles Interesse zu Theil werden zu lassen — wie sehr verdienten es die beiden Mädchen, daß man sich für sie interessire, wie reizend war es anzusehen, wenn sie sich sekundenlang umschlungen hielten und die hochklopfenden Herzen aneinander drückten, um sich alsdann nach einer augenblicklichen Trennung wieder mit neuer Inbrunst in die Arme zu stürzen, Auge in Auge wurzelnd, die Lippen geöffnet, um irgend ein süßes Geheimniß zu verrathen.

— — Und nun ein wilder Ausdruck der Freude rings umher, als der Tanz jetzt endigte mit einem langen innigen Kusse, wobei die elastischen, weichen Körper der beiden Mädchen wie schmerzlich zuckten.

Dieses war das Letzte für heute Abend, nachher mochte Niemand mehr tanzen: Dolores war so schläfrig wie möglich, sie sank auf ihren Sitz zurück, lehnte sich gegen die Wand und ließ die Augen mehr denn wie zum Scherze zufallen.

„Ich bin der Ansicht, wir gehen jetzt," sagte Don Ruiz zu Fernando; „denke ich doch, wir wissen, was wir wissen wollten."

„Auch Du? — ich sah Dich nicht mit Dolores sprechen — Du kamst ja nicht einmal in ihre Nähe."

„Ein einziger Blick auf ihren Arm genügte mir,“ ſtieß er mühſam zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor, „ein einziger Blick ſagte mir mehr als ſie Dir mit ihrem langen Geplauder, welches ich wohl von meinem Platze an der Thüre bemerkte, denn ich hatte ja keinen Sinn für etwas Anderes — ich habe ja keinen anderen Gedanken mehr, als jenes Armband wieder zu erlangen.“

Fernando ſah ſeinen Freund mit einem ſo langen und bezeichnenden Blicke an, daß dieſer unwillkürlich die Augen abwandte, dann ſagte der Erſtere: „Das wird nicht ſo leicht ſein, beſonders jetzt, da mir Dolores auf dem beſten Wege ſcheint, ſich mit dem Torero zu entzweien.“

„Sieh' nur, wie energiſch ſie ihm den Rücken zuwendet und ihm die Mantille, die er ihr darbietet, förmlich aus der Hand reißt — nimm Dich in Acht, Eſtevan, mein tapferer Torero — das Mädchen führt eine ſichere Klinge —“

„In dem Falle wird es Dolores zur Abbüßung ihrer Sünde irgendwo der Kirche opfern.“

„Ausſicht für mich, es auf einem Umwege gegen reichen Erſatz wieder zu erlangen,“ ſagte der Licenciat mit einem trüben Lächeln — „doch, ernſtlich geſprochen, gehſt Du mit mir?“

„Ja und nein.“

„Ah, ich verſtehe — nimm auch Du Dich in Acht, Fernando — während des Tanzes ſah ich wohl, wie auch Tereſa einigemale finſter gegen Dich hinübergeblitzt.“

„Finſter nach mir? — o den Blitz ihrer Augen bemerkte ich wohl, doch ſchien es mir, als habe ſie mit ganz beſonderem Wohlgefallen nach Dir geblickt.“

Don Ruiz zuckte mit den Achſeln, ehe er zur Antwort gab: „o könnte ich auf Deinen Scherz eingehen — doch ſei vorſichtig.“

„Unbeſorgt, ich bin ihr verſtändiger Berather — ihr Freund, wenn Du ſo willſt, und wenn ich geſehen, daß Tereſa, was ſchon verſchiedene Male vorgekommen, gar zu lebhaft nach irgend einem Caballero auf der Alameda geblickt, ſo habe ich mit ihr darüber gelacht, und auf dieſe Art ſind unſere Bande keine Feſſeln geworden — ich bin ihr Beſchützer, und für die Nachbarſchaft unſerer Hacienda nützt ſie mich mehr als ein Dutzend Alguazils, denn ſie hat ſchon oft in Erfahrung gebracht, wenn einer dieſer liebenswürdigen Majos Abſichten auf irgend etwas von meinem Eigenthum hatte und gab mir auf dieſe Art Gelegenheit, ihn mit einer Handvoll Peſetos zu begrüßen — nebenbei —“

„Komm', komm'!“ unterbrach ihn haſtig Don Ruiz, „ſie hat ſchon ein paarmal ſehr auffordernd nach Dir

umgeſchaut, und ich meinestheils möchte dieſen Don Eſteban womöglich noch ein wenig im Auge behalten.“

„Zu welchem Zwecke, Ruiz?“ fragte der Andere in beſorgtem Tone — „Du haſt mich vorhin gewarnt, und ich glaube, daß ich ein Recht habe, Dir dieſe Warnung zurückzugeben.“

„Beruhige Dich, Fernando, und ſei verſichert, daß es mir nicht einfallen wird, ohne gegründete Urſache Händel anzufangen — ſollte ſich aber irgend eine triftige Urſache finden, ſo fürchte ich dieſen Torero eben ſo wenig wie jeden anderen Menſchen.“

„So laſſ' mich Dich begleiten.“

„Nein, nein, wir zu zweien könnten ja nimmermehr Gelegenheit finden, ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden, und brauchſt Du Dich überhaupt nicht in dieſe Angelegenheit zu miſchen — laſſ' ſie mir ganz allein und halte Du Dich ferne davon: Du biſt der einzige Sohn Deines Vaters, der Erbe des großen Vermögens der Melendez, und was bin ich? — ein armer Licenciat, eine Sorte Menſchen, von denen es ſo viele gibt, daß es auf einen mehr oder weniger nicht ankommt.“

„Sprich nicht ſo, Ruiz, Du weißt, daß man Dich bei uns betrachtet wie einen anderen Sohn des Hauſes — ja, wie einen erſteren und beſſeren: man ſtellt Dich mir zum Muſter auf, ſo betrage Dich auch wie ein Muſter.“

„Das werde ich auch, wie ein musterhafter, spanischer Caballero — und nun addios! — wenn es mir möglich ist, such' ich Dich morgen in Deiner Hacienda auf."

Die Lichter waren erloschen, und der Raum, in welchem noch vor wenigen Augenblicken die vollste, tollste Lust geherrscht, lag jetzt still und öde in dem verwahrlosten maurischen Garten.

Don Ruiz war in weiter Entfernung dem Toreador gefolgt, und obgleich er ihn sowie dessen Begleiterin nur schattenhaft vor sich sah, so hörte er doch zuweilen einen Ausruf der Letzteren, ein scharfes, zorniges Wort, welches Estevan anfänglich in begütigendem Tone zu beantworten schien, endlich aber unwillig mit einem lauten caraxo! erwiederte.

Der Licenciat, welcher begriff, daß diesem wohlberechneten Worte ein plötzlicher Abschied folgen werde, drückte sich in einen dunklen Hauseingang und warf zum Ueberfluß seinen Mantel bis dicht unter die Augen vor das Gesicht; da stand er regungslos und sah den Toreador näher kommen und dann rasch an sich vorüberschreiten; er ließ ihm einen ziemlichen Vorsprung und folgte ihm alsdann so behutsam als möglich, wobei er zu seiner Deckung den tiefen Schatten der Häuser benützte.

So gingen die Beiden hinter einander über die Brücke des Quadalquivir, und als Estevan die Alameda erreicht

Trotz alle dem hat aber das Spazierengehen hier am Arno ſeine ſchönen und reizenden Seiten, nur muß man warten, bis ſich die große Menge wieder verlaufen hat, bis der Abend kommt, bis die Paläſte an den Ufern lange ſeltſam gezackte Schatten herüberwerfen, bis die ſchweren Maſſen der Brücken dunkler, das Waſſer des Arno aber und der Himmel über uns immer heller und klarer werden. Wie reines Silber fließt der Fluß jetzt unter den ſchwarzen Brückenbogen daher und nimmt nach und nach alle die ſchönen und glühenden Töne des Himmels an. Vor uns haben wir die Chieſa di Caſtello mit ihrer großen Kuppel und dem kleinen ſchlank und zierlich geformten Glockenthurme — hinter ihr hinab verſchwindet die Sonne und zeigt uns dort jede Säule, jede Verzierung, jedes Kreuz ſcharf abgezeichnet auf dem hellen Himmel; aus allen Oeffnungen der Kuppel und des Glockenthurms ſcheint für einen Augenblick Feuer hervorzubrechen, und die Strahlen, welche dort hervorzucken, erfüllen das ganze Thal mit einem violetten, glühend angeſtrahlten warmen Dufte. Die alten Kirchen und Schlöſſer auf den Höhen ſcheinen aufzuathmen unter dieſem letzten herzlichen Kuſſe, ja ſelbſt drüben das ehrwürdige San-Miniato in ſeinem ſchwarzen Cypreſſen-Walde glaubt man noch einmal wehmüthig lächeln zu ſehen. Aber die Sonne geht nicht in ungetrübtem Glanze hinunter, eine Wolkenſchichte am Horizont ſcheint ihr Feuer erlöſchen zu wollen, wird aber dafür beſtraft und lodert nun ſelbſt in wilder Gluth empor — für uns ein herrlicher Anblick — denn hinter der Kirche di Caſtello bricht es hervor wie eine gewaltige Feuersbrunſt, ſo daß weit an dem Himmel hinauf eine glühende Lohe ſchlägt .... So ſah ich ſie noch am letzten Tage meines Aufenthalts in Florenz untergehen meine liebe ſchöne Sonne vom Lungarno, und wenn ſie auch mit noch ſolcher Procht verſchwand, ſo machte es mich doch traurig und nachdenkend, denn ſie ging hier für mich auf lange Zeit unter — vielleicht für immer — — denn wer kann dem Wetter und den Umſtänden trauen! Sie hatte ſo etwas

hatte, war Don Ruiz schon im Begriffe, ihn mit ein paar raschen Sprüngen einzuholen, würde dieses auch gethan haben, wenn der Andere den Fluß aufwärts gegangen wäre, über den jetzt so stillen und menschenleeren Spaziergang. Statt dieses aber zu thun, verschwand er in einer der kleinen Gassen, die vom goldenen Thurme nach dem Stierplatze führen, umschritt dann den Letzteren und verlor sich in einem kleinen Hause in der Nähe desselben.

„Sollte er in seine Wohnung gegangen sein?“ fragte sich der Licenciat stehen bleibend — „es sähe ihm das nicht ähnlich nach seinem heutigen Erfolge bei der Corrida — er müßte ein schlechter Spanier sein, wenn er nicht wenigstens den Versuch machte, die Rosenknospe aufblühen zu sehen, die sich ihm entgegengeneigt — Fluch über ihn und Fluch über sie, wenn die Aufwallung mehr war als ein Entzücken über den unvergleichlichen Toreador! — vielleicht aber auch, daß ich trotz meiner Vorsicht nicht unbemerkt von ihm geblieben bin, daß er dem Nachfolgenden entgehen will, oder sich für alle Fälle eine gute Waffe holen — das Letztere wäre mir das Angenehmste. — Jedenfalls weiß ich, wo ich ihn zu finden habe, wenn er überhaupt heute Nacht noch zu finden ist, und warum sollte er es nicht, es ist ja noch so früh.“

Ein Uhr war kaum vorüber in dieſer wundervollen milden Frühlingsnacht. Dabei war der Mond ſo freundlich, nicht am Himmel ſichtbar zu ſein, und der ſanfte Schein der Sterne gab kaum ſo viel Licht, um erkennen zu laſſen, wenn man erkennen oder erkannt ſein wollte.

Don Ruiz ſchritt dicht an dem Hauſe vorüber, in dem der Andere verſchwunden war, und anſtatt alsdann auf dem geraden Wege dorthin zu gehen, wohin er gelangen wollte, ging er in derſelben Richtung nur durch ein paar andere Gaſſen wieder zurück und befand ſich in Kurzem auf der Alameda, wo er unter den dicht belaubten Bäumen ein paarmal auf- und abging. Er that das einestheils, um den Anderen ſicherer überraſchen zu können, ſowie auch um ruhiger zu werden, und Letzteres gelang ihm auch ſo vortrefflich, daß er nun im Stande war, den Zipfel ſeines Mantels gleichmüthig über die rechte Schulter zu werfen und auf dieſe Art die Hälfte ſeines Geſichtes zu verbergen; auch drückte er den Hut ein wenig in die Stirne und griff darauf leiſe an ſeine Hüfte, wo ſich der lange Dolch befand, den er von Hauſe mitgenommen hatte.

In den Straßen, durch welche er kam, befand ſich noch Leben genug, hier und dort leiſes Geplauder an den Gitterthüren oder von einem Balkon herab, auch wohl noch die Klänge der Guitarre und das leiſe Knacken der

Kaſtagnetten aus einem Hofe hervor und Lieder durch die ſtille Nacht zum Klange der Mandoline.

Jetzt hatte er die Calle della Lonja erreicht — dort lag das Haus der Melendez, dunkel ohne Lichtſchimmer, wie es ihm ſchien. Es hatte eine vortreffliche Lage, hier von der Nachbarſchaft ungehört und ungeſehen der Geliebten des Herzens ſeine Grüße und Wünſche darbringen zu können; gegenüber war ein kleiner Platz mit alten Bäumen beſetzt, an der einen Seite des Hauſes eine Straße, an der anderen grenzte es an einen Palaſt der Regierung, wo es bei eintretender Nacht ſo ſtill und leblos war, wie man es nur wünſchen konnte.

Ah, wie glücklich hatte ihn die einſame Lage des Hauſes vor Jahren gemacht, als er, noch ein ganz junger Menſch, hier ebenfalls ſeine Lieder geſungen, ſeiner kindlichen Zuhörerin gewiß, die ihm vom Balkon lachend zulauſchte und ihm neckiſche Worte herunterrief, auch wohl zum Dank einen Blumenſtrauß herabwarf, wofür alsdann Paula regelmäßig einige allerdings nicht böſe gemeinte Vorwürfe von Donna Leocadia erhielt.

Dieſes Balkonfenſter, das Schlafzimmer Paula's, befand ſich nach dem Regierungspalaſte zu, den eine ziemlich hohe und breite Mauer mit dem Hauſe der Melendez verband, eine Mauer, wie eigens dazu gemacht, um auf ihr ſitzend ſeine Lieder ertönen zu laſſen.

Und es ertönte ein Lied dort oben, leiſe zwar, ſehr leiſe — die Finger des Sängers ſchienen kaum die Saiten zu berühren und ſein Geſang war eher ein Flüſtern zu nennen.

Don Ruiz ſchlich ſich unter dem tiefen Schatten der Bäume näher; ihn kümmerte zuerſt nicht der Sänger, vielleicht ein Unverſchämter, der eine Gunſtbezeugung, die ſeinem Gewerbe galt, auf ſeine Perſon bezog — ihm war es viel wichtiger, das Fenſter Paula's in's Auge zu faſſen und zu entdecken, ob ſich dort irgend ein Leben zeige.

Verflucht! ja er ſah dort einen Lichtſchimmer, allerdings kaum erkennbar, einen feinen, kaum etwas helleren Streifen durch die dunkeln Vorhänge — ſein Ohr hörte nicht auf Spiel und Geſang, ſein Auge ſtarrte nach dem Fenſter, wobei ſein Herz heftig ſchlug in der Befürchtung, dort den Lichtſchimmer größer werden zu ſehen. Oft meinte er, jetzt werde es dort heller, und wenn er alsdann inne ward, daß er ſich getäuſcht hatte, that er einen tiefen Athemzug unter dem Gefühl augenblicklicher Beruhigung.

In Wirklichkeit blieb aber dort oben Alles unverändert und ſtill, trotz den innigen glühenden Worten des Sängers, trotz ſeiner Bitte, nur durch das geringſte Zeichen zu verrathen, daß man den Seufzer ſeines Herzens verſtehe und nicht verwechsle mit dem Flüſtern des Nachtwindes!

Jetzt trat Don Ruiz näher, nicht mehr gedeckt durch den Schatten der Bäume, sondern über die hellere Straße gehend, dicht an die Mauer heran, und als er nun zu den Füßen des Sängers stand, der, die dunkle Gestalt herankommen sehend, seine Mandoline in den Schooß sinken ließ, rief er ihm mit gedämpfter Stimme zu: „He, Ihr da oben! wollt Ihr nicht Euer wüstes Lied vollends zu Ende bringen und Euch dann zu mir herabbemühen?“

Der auf der Mauer hatte sich vornüber gebeugt, seine rechte Hand auf die Hüfte gestützt, und sagte erst nach einer ziemlich langen Pause: „Ihr nennt meinen Gesang ein wüstes Lied, was mir beweist, daß Ihr kein Caballero seid und mich veranlaßt, nicht zu Euch hinabzukommen, da ich so gut wie ohne Waffen bin.“

„Pah, was nennt Ihr Waffen? — glaubt Ihr vielleicht, ich wäre Euch gefolgt, ich hätte Euch belauscht, um mit Pistole und Stoßdegen einen Angriff auf Euch zu machen?“

„Also gefolgt seid Ihr mir und habt mich belauscht?“

„Das ist nicht zu leugnen, und da ich mir einmal diese Mühe gegeben, so bin ich auch gesonnen, hier zu bleiben, bis Ihr Euch herabbemüht, oder bis einige freundliche Alguazils vorbeistreifen, oder bis der Tag kommt.“

„Eure Stimme klingt mir bekannt und Ihr ſcheint mir von einer ganz verfluchten Entſchloſſenheit.“

„Das Erſte iſt möglich und was das Zweite anbelangt, ſo iſt meine Entſchloſſenheit, in Eurer Nähe auszuharren, eine Pflicht gegen die Bewohner dieſes Hauſes; denn aufrichtig geſagt, glaube ich nicht, daß es Euch Ernſt iſt mit Eurer Serenade.“

„Ei zum Teufel, und warum wäre ich hier oben?“

„Nun vielleicht um Gewißheit zu erhalten, daß Alles feſt genug im Schlafe liegt, um alsdann Euer Handwerk treiben zu können.“

„Caraxo! — — ich bin zu Eurer Verfügung, und wenn Ihr zwei Stoßdegen und zwei Piſtolen gegen meinen armſeligen Puño zu wenden hättet.“

Er warf ſeine Mandoline über die Schulter und glitt mit der Behendigkeit einer Katze von der Mauer herab, hiebei die Stangen eines eiſernen Gitterthores benützend.

Don Ruiz war ein paar Schritte zurückgetreten, hatte ſich mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt und den Mantel ſoweit zurückgeworfen, daß der Andere wohl ſehen konnte, es ſei hier weder von Piſtolen noch von Stoßdegen die Rede; dabei hatte er die rechte Hand in die Seite geſtützt, wodurch die Finger deſſelben leicht den Knopf ſeines Dolches berührten.

„Ah, Don Cisneros!“ rief der Andere, der raſch näher getreten war, „bei allen Heiligen Spaniens, mehr als ſelbſt über die mir angethane, wilde Beleidigung bin ich erſtaunt, gerade Euch hier zu ſehen — darf ich Euch fragen, ob Ihr vielleicht einen Anderen als mich hier vermuthet?“

„Gewiß nicht, Señor Eſtevan Mendovia — Euch ſuchte ich gerade hier, und bin äußerſt vergnügt, Euch gefunden zu haben — gerade hier.“

„A — a — a — ah, gerade hier — ich glaube zu verſtehen — Ihr ſucht — Händel mit mir, weil ich mich gerade vor dieſem Hauſe befinde — — — hatte ich doch gedacht, ſobald ich Euch nach der mir angethanen Beleidigung erkannt, Dolores' ſchöne Augen hätten es Euch angethan — — wenn dem ſo wäre,“ fuhr er mit einem faſt gemeinen Lachen fort, „ſo brauchen wir keinen Gang zuſammen zu machen — — darum ſcheint es Euch doch zu thun zu ſein?“

„Ich bin entzückt, von Euch errathen zu werden — und wenn Ihr alſo mit mir einverſtanden ſeid? —“

„Gewiß, Don Cisneros, es iſt für den gemeinen Toreador eine große Ehre, ſeinen Degen meſſen zu dürfen mit dem Ablömmlinge eines der edelſten Häuſer Spaniens — wann und wo beliebt es Euch?“

„Ich möchte mich keines Vortheils gegen Euch bedie-

nen, Señor Eſtevan," verſetzte Don Ruiz in kaltem Tone, „und das würde der Fall ſein, wenn wir nach Hauſe gingen um Stoßdegen zu holen, denn es iſt das eine Waffe, worin ich, ohne Eigenlob zu ſagen, Meiſter bin — auch drängt die Zeit und ich möchte deßhalb lieber," ſetzte er mit einem Tone hinzu, in welchem eine Geringſchätzung, ja eine Verachtung unverkennbar war, „eine andere Waffe vorſchlagen, die Euch beſſer in der Hand liegt — die Navaja oder, wenn Ihr wollt, den Dolch, den Ihr wahrſcheinlich bei Euch führen werdet."

„Gehen wir!" rief der Stierfechter, indem er dem jungen Manne einen furchtbaren Blick zuwarf. „Euer Wunſch ſoll erfüllt werden."

Sie gingen mit einander fort.

„Aber ohne Gehäſſigkeit, Señor Eſtevan," ſagte Ruiz in einem freundlichen, faſt heiteren Tone, nachdem ſie einige Schritte zurückgelegt hatten, „Ihr habt vorhin der ſchönen Augen von Donna Dolores als Grund erwähnt, warum ich mit Euch Händel ſuchte — laſſen wir alle ſchönen Augen aus dem Spiele."

„Wie es Euch beliebt, Don Eiſneros."

„Auch meinen Rang, wenn es Euch gefällig iſt, nennt mich Señor Ruiz und betrachtet mich wie einen angehenden Lidiador, der auf Euch, den berühmten Mendovia, eiferſüchtig iſt."

„Alſo Eiferſucht iſt doch im Spiele?“

„Warum nicht — doch gehen wir!“

„Wohin iſt es Euch genehm?“

„Die Alameda ſieht zu häufig Aehnliches wie unſer Vorhaben, und können wir dort der Wache in die Hände fallen — wißt Ihr was, Ihr habt jedenfalls einen Schlüſſel bei Euch zu irgend einer Nebenthüre des Stierplatzes — da werden wir ungeſtört ſein.“

„Ich ſehe, daß es Euch Ernſt iſt.“

„Tiefer Ernſt.“

„Und bewundere Euern Muth.“

„Ich danke Euch für Euer Lob, obgleich daſſelbe etwas zweideutig klingt.“

„Wir ſind zur Stelle,“ ſagte der Toreador, nachdem ſie ſtillſchweigend den ziemlich langen Weg nach dem Stierplatze zurückgelegt; er öffnete eine kleine Thüre, indem er einen Knopf an derſelben drehte, und als die Beiden nun in dem weiten ſtillen Kreiſe ſtanden, ſagte der Toreador mit großem Ernſte, indem er die Thüre ſchloß, ſchaut her, Don Ruiz — Ihr braucht nur auf dieſe Art gegen das Schloß zu drücken, um den Ausgang wieder zu gewinnen — ich muß Euch das ſagen, denn es liegt ja bei alledem im Bereich der Möglichkeit, daß Ihr den Circus allein verließet.

Der eben aufgegangene Mond erſchien über der oberſten

Gallerie und erfüllte den großen Kreis mit einem ſanften Schimmer.

„Es iſt mir ein ſonderbares Gefühl,“ ſagte Ruiz, als er ſich gewandt über die Tablas ſchwang, „den Circus auf dieſe eigenthümliche Art zu betreten.“

„Es ſoll noch immer in Eurer Macht liegen, den Platz zu verlaſſen,“ ſagte ihm der Toreador, „nachdem Ihr ihn Euch bei Mondbeleuchtung angeſehen — gebt mir eine genügende Erklärung über Eure ungeſtümen Worte.“

Der Andere ſchüttelte mit dem Kopfe, indem er den Mantel auf die linke Schulter warf, das Ende deſſelben leicht um ſeinen linken Arm wickelte und den Dolch zog. „Ich habe einen Schwur gethan, etwas von Eurem Blute zu ſehen,“ ſagte er alsdann in einem ſeltſam klingenden Tone — „ich denke, Señor Eſtevan — Ihr zieht den Dolch der Navaja vor?“

„Gewiß — die Navaja iſt eine Waffe für Maulthiertreiber und Kontrabandiſten.“

„Die Klingen ſind wie mir ſcheint von gleicher Länge.“

„Allerdings, zwei gute Toledaner.“

Don Ruiz hob ſich in den Hüften empor, trat mit dem linken Fuße etwas rückwärts und bohrte den Abſatz deſſelben in den Sand.

Der Toreador machte es ebenſo, und als nun die beiden ſchönen, ſchlanken, prachtvoll gewachſenen jungen

menſchlich rührendes an dieſem Abende bei ihrem Niedergang und gab ein Bild ſo manchen Lebens; ſie ging dahin wie ein glühendes wildes Menſchenherz, unter in vergeblichen, unerreichbaren Wünſchen.....

Nach und nach verblaßte die Gluth am Horizont. Die Brückenbogen der Carraja ſtanden ſchwarz gegen den hellen Schein; die Menſchen, die hinüberſchritten, glichen unbeſtimmten ſchattenhaften Weſen; das Waſſer allein erſchien noch hell und glänzend, und ein einſamer Nachen, der auf dem Arno dahin fuhr, zog einen langen und dunkeln Streifen nach ſich. Jetzt wurden an den Ufern die Gaslaternen angezündet, und die weißen ſtrahlenden Lichter machten eine unbeſchreibliche Wirkung gegen den noch immer röthlich gefärbten Nachthimmel und die dunkeln Maſſen der Häuſer.

Unterdeſſen hat ſich der Spaziergang gänzlich entvölkert; man iſt zur Tafel gegangen, in die Kaffees, in die verſchiedenen Theater. Ein italieniſches Kaffeehaus hat nicht viel bemerkenswerthes: die Räume ſind einfach, die Converſation wird ſehr leiſe geführt, und den größten Lärm machen die Kellner, die mit einem unnachahmlichen Aplomb Kaffee, Gefrorenes und dergleichen vor den Fremden hin lanciren, und nachher die kleine Münze, die man allenfalls heraus bekommt, mit außerordentlichem Geſchrei dem ganzen Kaffee verkündigen.

Was die dießjährige Theaterſaiſon in Florenz anbelangt, ſo kann ich nicht viel rühmliches davon ſagen. Pergola hatte einen ordentlichen Tenor, eine leidliche Prima Donna, die für eine Engländerin das Italieniſche recht gut ausſprach und auch bei ihren Bravour-Arien gehörig ins Feuer kam; ihre Stimme iſt ſchön, doch in den obern Lagen etwas ſchreiend. Gegeben wurde der oben ſchon erwähnte Trovadore, eine neue Oper, welche Verdi eigens für die jetzige Saiſon und Sänger geſchrieben. Was die Muſik anlangt, ſo läßt ſich nicht viel darüber ſagen. Die Florentiner ſind entzückt davon und meinen, ſie ſei faſt beſſer als Luiſa Miller;

Männer einander gegenüber ſtanden, als ihre Augen langſam anfingen zu leuchten, als ſie ihre Glieder ſtreckten und Einer des Anderen Blick magnetiſch feſtzuhalten ſchien, da konnte man nur bedauern, daß keine Zuſchauer vorhanden waren, um dieſen eigenthümlichen Zweikampf anzuſehen.

Er begann faſt wie der Tanz der beiden Mädchen in der Poſada in Triana: da Keiner einen direkten Angriff auf den Anderen machte, ſo umſchritten ſie ſich, mit dem linken Arm die Bruſt deckend, die Rechte mit dem Dolche herabhängen laſſend; jetzt erfolgte ein Anprall, plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen, aber ſo gewaltig, daß beide Kämpfer nach einer Sekunde wieder zurückwichen, wobei man nichts hörte als ein paar tiefe Athemzüge und das Klingen des Stahls gegen einander. Beide ſchienen ſich an Kraft ziemlich gleich — eine Ueberwältigung auf die eben beſchriebene Art war unmöglich: die Gewandtheit mußte ſiegen.

Langſam näherten ſie ſich wieder, Jeder den linken Arm vorgeſtreckt und ſo vorſichtig und allmälig, daß es war, als wollte Jeder ſo lange als möglich die Berührung mit dem Andern vermeiden, und als nun endlich Beide feſt aneinanderlagen, ſah man eine Zeitlang keine Bewegung in den blitzenden Klingen — dann leuchteten Beide zu gleicher Zeit auf, nur traf eine Fauſt die andere,

Beide drückten eine Sekunde gewaltſam gegen einander, um dann das gleiche Spiel von eben wieder zu beginnen. So wenig ſich dabei die Kämpfer bewegten, und ſo unbedeutend die aufgewendete Kraft ſchien, ſo war dieß doch in Wirklichkeit anders, was man deutlich an den tiefen Athemzügen ſah, ja hören konnte, auch würde man, wenn es heller geweſen wäre, bemerkt haben, wie ſtraff die Geſichtszüge Beider angeſpannt waren, wie ſie Zähne und Lippen feſt aufeinander biſſen, wie eine dunkle Röthe auf ihren Geſichtern emporflammte und wie perlender Schweiß auf der Stirne erſchien.

— Da fuhr die Klinge Don Ruiz' wie ein leuchtender Blitz unter dem Arme des Stierfechters durch und würde ſich unfehlbar in deſſen Bruſt eingebohrt haben, wenn dem Anderen nicht ſeine große Gewandtheit zu Hülfe gekommen wäre — aber ſo machte er eine Viertelswendung von links nach rechts, drehte ſich auf dem Abſatz herum, und da Don Ruiz ſeinen Stoß mit zu viel Kraft geführt hatte, ſo hätte er ſich, zu weit ausfallend, wahrſcheinlich eine Blöße gegeben, wenn er nicht durch ein Zucken im Auge des Toreadors auf dieſen Seitenſprung, den bekannten Quiebro des Circus, aufmerkſam geworden wäre und ſich in dem Augenblicke raſch zurückgeworfen hätte, wo Eſtevan ſein Meſſer erhob, um es ihm in die Seite zu ſtoßen; da er aber faſt

ebenſo gewandt war wie ſein Gegner, ſo folgte dieſem augenblicklichen Zurückweichen ein neuer behender Stoß, den Eſtevan, überraſcht durch die Sammlung ſeines Gegners, nicht ſo vollſtändig abwehrte, daß nicht deſſen Meſſer ſeinen Arm, allerdings nur leicht, geritzt hätte, doch ſah man das Blut dunkel gefärbt an dem hellen Aermel herabtröpfeln.

Die Mundwinkel des Toreadors zuckten heftig, nicht vor Schmerz, ſondern vor zorniger Aufregung, ſeine Augen leuchteten drohend, als er dem Anderen zurief, „mein Blut hättet Ihr nun geſehen, Don Ruiz, und Ihr würdet es mir ſehr verdenken, wenn mich jetzt nicht auch nach der Farbe des Eurigen gelüſtete.“

„Gewiß, Señor Eſtevan — gewiß.“

Und das gleiche Kampfſpiel begann wieder, nur hätte ein unbefangener Zuſchauer jetzt deutlich ſehen können, wie es die Abſicht des Toreadors war, ſeinen Gegner langſam zu einer Bewegung zu zwingen, damit der Schein des Mondes, der ſich jetzt über der oberen Gallerie des Circus erhoben hatte, voll auf deſſen Geſicht fiel, und daß ihm dieſes gelang, war wohl die einzige Unvorſichtigkeit, die ſich Don Ruiz zu Schulden kommen ließ — aber auch das allein würde vielleicht nicht einmal ſeinen Blick verwirrt, ſeine Fauſt unſicher gemacht haben, denn er beachtete das Licht [illegible] ſondern ſein

Bayerische Staatsbibliothek München

Auge wurzelte fest in dem seines ihn gewaltig bedrängenden Gegners.

Da aber schien das Mondlicht plötzlich zu verschwinden, ein schwarzer Schein fiel auf sein Gesicht und veranlaßte ihn, rasch einen Blick in die Höhe zu werfen. Da sah er denn auf der höchsten Gallerie vor der Mondesscheibe eine schwarze Gestalt stehen und eine Bewegung machen, als entfalte sie dunkle Schwingen, um in den Circus hinabzufliegen. — — — —

— — „Ah, verflucht!“ knirschte er im nächsten Augenblicke, denn der Toreador, seine augenblickliche Zerstreuung benützend, hatte in einem furchtbaren Anprall seines ganzen Körpers ihn aus dem Gleichgewicht gebracht. Zwar fiel er nur auf das rechte Knie nieder, stemmte jedoch mechanisch, willenlos die rechte Faust in den Sand, um nicht gänzlich auf den Boden zu fallen, wodurch er sich aber seinem Gegner preisgab, dessen leuchtende Klinge über seiner Brust schwebte.

Da vernahm er die gellende Stimme eines Weibes von oben herab tönen: „Estevan! Estevan! — wer es auch ist, der den Stoß führt, er ist ein Mörder — ein Mörder — ein Mörder.“

„Beim — Himmel! — darin hat sie Recht,“ keuchte der Toreador. — „hier — hier — gerade hier auf diesem Platz — steht auf, Don Ruiz! — ich glaube Ihr könnt zufrieden sein.“

Er ließ die Hand mit der Klinge ſinken, während er murmelte, „ich bin überzeugt, bei der nächſten Corrida würde er als ein blutiges Geſpenſt zwiſchen mich und den Toro treten.“

Der Licenciat hatte ſich langſam erhoben und als er nun vor ſeinem Gegner ſtand, reichte er ihm die Hand, wobei er ſagte: „Ihr habt auf eine andere Art geſiegt — als ich gehofft und gewünſcht, und ich kann Euch verſichern, Señor Eſtevan, daß ich mit betrübterem Herzen von dannen gehe, als ich hieher gekommen.“

„Geht immerhin, Don Ruiz, und freut Euch Eures jungen Lebens, auch ohne Beſchämung, denn wer weiß, ob ich nicht blutend hier zu Euren Füßen läge, wenn ſie da oben nicht erſchienen wäre — Dolores — ich kannte die Stimme wohl, ſie iſt uns gefolgt, ſie hat unſeren Kampf geſtört, um alsdann ſpurlos wieder zu verſchwinden — das weiſſagt mir nichts Gutes.“

„Ich ſehe ſie nicht mehr — wollen wir ſie aufſuchen? — ich begleite Euch, Señor Eſtevan.“

„Unnöthige Mühe — ſie iſt eben ſo raſch wieder verſchwunden, wie ſie gekommen — lebt wohl!“

„Auf Wiederſehen! denn ich bin Euch Dank ſchuldig.“

Die beiden Männer ſteckten ihre Dolche ein, und außerhalb des Stierplatzes ging jeder einſam ſeines Weges.

Deßhalb aber war der weite Kreis doch noch nicht

ganz verlaſſen; denn nachdem die Schritte der Davoneilenden in der ſtillen Nacht verklungen waren, erhob ſich auf der oberſten Reihe der Gallerie dieſelbe Geſtalt im ſchwarzen Mantel wieder, welche beinahe am Tode Don Ruiz' ſchuldig geweſen wäre. Es war Dolores, welche ſich, nachdem ſie geſehen, daß ihre Worte den Kampf beendigt, zuſammengekauert in dem tiefen Schatten, der hier oben zwiſchen den Sitzreihen herrſchte, unſichtbar gemacht, nun wieder erhoben hatte und Beiden nachſchauend mit einem verächtlichen Aufwerfen der Lippen ſagte: „dort unten habe ich wenigſtens ein Unglück verhütet, wenn daſſelbe auch hier" — ſie preßte beide Hände auf ihr Herz — „mit Leid und Kummer eingezogen iſt — o er hat meine Stimme erkannt, deß bin ich ſicher, fand aber nicht der Mühe werth, nach mir zu ſuchen und mich zu verſöhnen — begreiflich — begreiflich — denn ſein Herz iſt erfüllt vom Bilde jener ſchönen Señora, die ihm koſtbare Armbänder zuwirft und der er Serenaden bringt — Fluch über ſie, die mir Alles rauben will — Fluch über ſie, und möge der Dolchſtoß, den ich hier in die Luft führe, ihr Herz treffen und es tödtlich verwunden — nochmals Fluch über ſie, Fluch über ſie."

Bei den letzten Worten hatte ſie ihren kleinen Dolch gen Himmel erhoben und murmelte noch ein paar ſchwere Verwünſchungen, während ſie ihre Augen mit einer furcht-

baren Innigkeit auf den im Mondlicht leuchtenden Stahl heftete, dann verbarg sie die Waffe in ihrem Gürtel, hüllte sich in ihren weiten, dunkeln Mantel und stieg langsam und sicher die finsteren, schmalen Stufen, welche die verschiedenen Sitzreihen miteinander verbinden, hinab. Unten angekommen, öffnete sie ein kleines Thürchen und verließ dann ebenfalls den Stierplatz.

Sie ging nach ihrer Wohnung in Triana zurück, und als sie auf den Zehen schleichend ihr dürftiges Stübchen erreicht hatte, warf sie sich in ihren glänzenden, seidenen Kleidern auf ein ärmliches Lager, nicht um zu schlafen, sondern um mit aufgestütztem Arme in eine Ecke des Zimmers zu blicken, wo sich ein Strahl des Mondes an der Wand zeigte, an dem nun ihre Augen haften blieben Stunde um Stunde, dem ihre Blicke folgten, wie er langsam sich hob und endlich verblich, sowie der erste Schimmer des Tages in das Zimmer drang.

So still und unbewegt Dolores äußerlich auch schien, so wild und gewaltig stürmte es in ihrem Innern, besonders so lange sie noch unabläſſig mit einem Entschlusse rang, und erst als sich der freundliche Schein der Morgensonne in's Zimmer stahl, wurde sie innerlich ruhiger und gefaßter, während sich ihre heißen, brennenden Augen durch wohlthätige Thränen befeuchteten.

Sie erhob sich von ihrem Lager, sie nahm statt ihrer

hellen, glänzenden Tracht eine dunkle Basquina und eine ſchwarze Mantilla und verließ das Haus, nachdem ſie ihrer alten Mutter geſagt, ſie gehe in's benachbarte Kloſter, um die Frühmeſſe zu hören. Dorthin wandte ſie auch ihre Schritte, aber nur um einen Blick in die dämmerige Kirche zu werfen und nach jener alten Frau zu ſchauen, die hier am Eingang zu ſitzen pflegte und einen Handel mit Wachskerzen, Roſenkränzen und dergleichen trieb. Als ſie dieſelbe nicht ſah, ging ſie mit raſchen Schritten durch Triana hindurch und trat vor dem Orte in einen kleinen, ſchlecht eingezäunten Garten, in welchem ſich neben einem Brunnen mit Paternoſterwerk ein ärmliches Häuschen befand, wo eine alte Frau beſchäftigt war, einige Salatſtengel in einem kleinen Kübel zu waſchen.

„Ei," ſagte dieſe, aufblickend, „welch' ein Wunder, Señora Dolores ſchon ſo früh auf ihren kleinen Füßchen zu ſehen, nachdem dieſe kleinen Füßchen geſtern Nacht gewiß ihr Möglichſtes gethan haben."

„Ja, ja, es wurde getanzt, aber ich war nicht recht dabei, Mutter."

„Das heißt, Deine Füßchen wohl, aber nicht Dein Herz — Señor Eſtevan ſollte ſich ſchämen, Deinen ſchönen Augen ſo wehe zu thun, wie er gethan hat — ja, ich verſtehe Alles und ſehe es wohl, daß Du geweint

und gewacht haſt — das iſt Gift für Deine Jugend und Schönheit.“

Die Alte fuhr mit ihrer knöchernen Hand über das weiche, blauſchwarze, ſeidenartige, glänzende Haar des jungen Mädchens, und dabei tief aufſeufzend, dachte ſie wohl an ihre Jugend, an jene Zeit, wo ihr eigenes Haar wie eine Flut über ihren Nacken gewallt, von dem jetzt nur noch ungekämmte, graue Flechten und Stränge übrig waren, und dabei leuchtete es in ihrem eingefallenen gerötheten Auge unheimlich auf, während ſie wiederholte, „ja Gram und Sorgen ſind Gift für Deinen ſüßen Körper — Schande über ihn, wenn er Dir Urſache zur Klage gab — hat er das wirklich gethan?“

Dolores nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Hat er Dich ſchlecht behandelt oder iſt er Dir gar untreu geworden?“

„Beides — beides.“

„Ah, und Du kommſt zu mir, meine Taube, damit wir ein Bischen mit ihm abrechnen — mit ihm, dieſem hochmüthigen Toreador, dem ich Dich nie gegönnt — o er iſt herzlos und grauſam.“

„Nein, nein, das iſt er nicht, nur verblendet durch die Schönheit einer jener vornehmen Señoritas, deren Abgott er iſt, und die ihm Blumen zuwerfen und noch koſtbarere Dinge.“

„Und doch iſt er grauſam und herzlos,“ wiederholte die hartnäckige Alte, „wenigſtens gegen arme Leute, wie ich bin — als er neulich Sonntags hier vorüberritt und ich an der Thüre ſtand, beſpritzte mich der Tritt ſeines Pferdes mit Schmutz, und da lachte er und ſagte: was ſich ſucht, findet ſich auch.“

„Das müßt Ihr ihm ſo hoch nicht anrechnen — das war eine übermüthige Laune.“

„Ah, Du entſchuldigſt ihn; liebſt ihn alſo immer noch.“

„Bei unſerer lieben Frau von Triana, wilder als je.“

„So biſt Du wohl zu mir gekommen, daß ich ſein Herz in Wachs nachbilde und es dann langſam mit glühendem Meſſer durchbohre, auf den ein Tropfen Deines Blutes gefallen iſt?“

„Nein, nein,“ ſagte das junge Mädchen ſchaudernd, „deßhalb kam ich nicht.“

Die Blicke der Alten leuchteten unheimlich auf, als ſie mit ſich ſelbſt redend murmelnd fortfuhr, „dem Antonio hat es ſeine Früchte getragen, ich weiß ganz genau, daß er ſiech und auf den Tod elend im Spitale zu Cadix liegt, und dem Eſtevan geſchähe es auch recht.“

„Nein, nein,“ rief Dolores ängſtlich — „ich will ihm kein Leid anthun — hört Ihr, Mutter Barbara? ich weiß, Ihr liebt mich, und wenn es ihm ginge wie

was indeſſen nicht hoch geſchworen iſt, denn Schillers Cabale und Liebe wurde von Meiſter Verdi mit einer Muſik verſehen, die über alle Beſchreibung langweilig iſt. Aber die Vergißmeinnicht-Romanze reißt den Troubadour durch, denn wenn die Muſik derſelben im letzten Act anhebt, ſo rückt der Italiener unruhig hin und her, hebt die Schulter in die Höhe, blickt ſchmachtend an dem Kronleuchter empor, und fühlt ſich, indem er ſagt: come è bello, für den ganzen Abend hinreichend entſchädigt.

In Cocomero arbeitete eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft; ſie gab unter anderm „Honneur et Argent" von Ponſard, ohne aber weder das eine noch das andere damit zu verdienen, denn der Beifall war verdientermaßen ſehr gering und das Haus in allen Theilen wenig beſetzt.

Im Theater Leopoldo mimte man neben einer unbedeutend und ſchlecht beſetzten Oper den Meyerbeer'ſchen Propheten als Ballet, was ſchon der Mühe werth war angeſehen zu werden. Leopoldo iſt ein Theater vierten Rangs. Der Eintritt aufs Parterre koſtet hier nach unſerm Geld ungefähr 16 kr., und dafür hat man eine ganze Oper, freilich tant bien que mal, und ein Ballet von ſieben bis acht Acten — in Summa ein Vergnügen, welches von 8 Uhr bis Mitternacht dauert. Das Publikum iſt dabei ſehr ungenirt, hat im Parterre den Hut auf dem Kopf, ſpeist Feigen und Orangen, und treibt in den Zwiſchenacten allerlei erlaubte Kurzweil. Die Logen ſind, wie in den großen Theatern, von einander abgetheilt, und bei einem Stück wie der Prophet, welches die elegante Welt ebenfalls ſehen will, bemerkt man hier oft reiche und glänzende Toiletten, die dann ſeltſam genug mit dem Parterre contraſtiren. Auf den Zetteln für heute Abend war „il Sole" mit rieſengroßen Buchſtaben bemerkt, und ich bin überzeugt, daß dieſes bis jetzt hier noch unerhörte Schauſpiel die große Menge bedeutend anzog.

Das Ballet begann übrigens mit den Schalmeien der Hirten, wie die Oper ſelbſt, und ich glaubte ſchon aus der Muſik derſelben ein angenehmes Potpourri zu vernehmen; doch war dieſe Täu-

dem Antonio, ſo würde ich in den Fluß ſpringen, und meine Leiche gewiß hier an's Ufer treiben wie —"

„Sage mir nichts ſo Gräßliches," unterbrach ſie raſch die Alte, wobei ihr ſpitziges, hervortretendes Kinn ſichtbar bebte — — „bin ich denn vielleicht zu Dir gekommen," fuhr ſie nach einer Pauſe trotzig fort, „um von dem Eſteban Uebles zu ſagen? — oder kamſt Du zu mir?"

„Ja, ich kam zu Euch mit der Bitte, daß Ihr mir helfen ſollt, denn Ihr vermögt Vieles, Alles, wenn Ihr wollt."

„So willſt Du alſo?"

„Nicht hier — kommt in's Haus."

Sie gingen mit einander in die alte Hütte, und dort warf ſich Dolores auf eine Bank nieder und weinte bitterlich. „Ich will ihm ja nichts zu Leide thun," rief ſie ſchluchzend, „denn ich liebe ihn, wie ich nur lieben kann und wie ich nur ihn — nur ihn lieben werde — wollt Ihr mir helfen — wollt Ihr ihn zu mir zurückführen?"

„Ob ich will, mein Herz? — gewiß will ich; nur Eines iſt dabei zu bedenken, ob die Andere —?"

Dolores' Augen funkelten, und ſie legte raſch die Hand auf den Griff ihres Dolches.

„Ob die vornehme Señora nämlich nicht auch mit geheimen Mitteln auf ihn eingewirkt hat?"

„Nein, nein."

„Oder mit einem Amulet, das ſie ihm anzuhängen gewußt hat?“

„Das wird es wohl ſein,“ ſeufzte Dolores, indem ſie ihren rechten Arm gegen Mutter Barbara ausſtreckte, „bei der geſtrigen Corrida warf ſie ihm dieſe Armſpange zu.“

„Laß ſie mich ſehen, mein Herz? — Ah, das iſt ein gefährliches Amulet,“ ſagte die Alte mit gierigen Blicken, während ſie den ſchweren Goldreif in der Hand wog — „ſiehſt Du hier dieſe arabiſchen Buchſtaben? — Das kann ein mächtiger Zauber ſein — nimm Du Dich ſelbſt davor in Acht.“

„Ich will es der Kirche unſerer lieben Frau weihen.“

„Auch das will ich Dir beſorgen, wenn Du willſt — irre ich nicht, ſo bedeuten dieſe Buchſtaben — Du weißt, ich verſtehe das Arabiſche — Gott hat uns unauflöslich verbunden.“

„Schrecklich! — ſchrecklich! — fort damit! es brennt mich in meiner Hand.“

„Und nun höre mich an: bei dem ſtarken Zauber, der auf Dich eingewirkt, müſſen wir ſchon ein kräftiges Mittel gebrauchen — ein Amulet thut's nicht mehr, ich werde Dir einen Trank geben.“

Die glänzenden Augen des jungen Mädchens bohrten ſich förmlich ein in die unheimlich funkelnden Augen der Alten und zwangen ſie ſo, ihr ebenfalls feſt in's Geſicht zu ſchauen — ſie wollte in ihrer Seele leſen, doch ſchaute

jene ſie ſo unbefangen an, als handle es ſich um eine unſchuldige Sache.

„Glaubſt Du im Stande zu ſein, ihm von dem Tranke, den ich Dir reichen werde, hie und da einige Tropfen geben zu können?“

„Gewiß, er hat mich allerdings ſchlecht behandelt, aber noch nicht förmlich mit mir gebrochen — er wird kommen und ſich mit mir verſöhnen wollen.“

„Gut, gut, alsdann bezwinge Dich und mache ihm keine Vorwürfe — lache ſelbſt über Deine eiferſüchtigen Grillen — er wird bei Dir einen Zuccarillo trinken, in welchem ſich vier Tropfen meines Trankes befinden — ſo viel darfſt Du ihm jedesmal geben, aber nicht mehr, es ſei denn, daß Du ihn für eine gewiſſe Stunde, die ich Dir nicht näher zu bezeichnen brauche, unempfindlich machen wollteſt für die Blicke der Anderen.“

„Und auch dann würden einige Tropfen mehr ſeiner Lebenskraft nicht ſchaden?“

„Nur vorübergehend — nur ganz vorübergehend, darauf kannſt Du Dich verlaſſen; ſie würden nur ſeine Tollheit etwas zähmen, ſie würden ihn weich und verſöhnlich ſtimmen. er würde ſich glücklich ſchätzen, an Deinem ſchönen Buſen, mein Herz, ausruhen zu können.“

„So gebt her — und das Armband.“

„Soll richtig in die Hände eines frommen Dieners unſerer heiligen Kirche gelangen.“

„Das ſchwört Ihr mir?“

„Hier auf mein Kruzifix ſchwöre ich es Euch,“ ſagte die Alte, indem ſie drei Finger ihrer Hand auf ein grobes Holzkreuz, welches an der Wand hing, legte.

„Und Ihr gebt mir nochmals die Betheuerung, daß die Tropfen ſeiner Geſundheit nichts ſchaden?“

„Bin ich denn eine Giftmiſcherin? — Beruhige Dich, mein Herz — dieſe Tröpfchen werden ihn zu Dir zurückführen. Das iſt Alles — ſie werden ihn biegſam und ſchmiegſam machen, und er wird zu den Füßen ſeiner ſchönen Lola niederſinken wie ein Lamm — kannſt Du mehr verlangen?“

„Nein, nein, damit bin ich vollkommen zufrieden — und vier Tropfen genügen?“

„Vier genügen — nur wie geſagt, in irgend einem entſcheidenden Momente, wo Du von den Augen der Anderen Gefahr für ihn fürchteſt, kannſt Du ihm etwas mehr reichen.“

„Ich danke Euch herzlich, und wenn Alles nach Wunſch geht, ſo werde ich auch ſonſt noch meine Erkenntlichkeit beweiſen.“

Sie eilte davon, und die Alte ſagte, ihr nachblickend, indem ſie das ſchwere Armband in ihre Taſche gleiten

ließ — „nun, eine kleine Belohnung habe ich ſchon erhalten — das da iſt unter Brüdern ſeine zwanzig Duros werth — wenn ich nur nicht ſo bereitwillig auf das Kruzifix geſchworen hätte, das Armband einem Geiſtlichen zu übergeben — nun, wir werden ſchon einen finden, der ein hübſches Stück Geld für ein ſo koſtbares Alterthum gibt, beſonders wenn ich ihm die Verſicherung gebe, wie er es als Amulet gebrauchen kann, um ein Herz unauflöslich an ſich zu binden.“

— — — —

Sevilla befand ſich in Glanz und Aufregung: es war ein Montag und prachtvolles Wetter, prachtvoll in jeder Beziehung, beſonders für den heutigen Tag des Stiergefechts: die Sonne glänzte am wolkenloſen Himmel, ohne daß es gerade zu heiß war, und ein Gewitter in der vergangenen Nacht hatte nicht nur Blatt und Baum, ſondern auch die Seelen der Menſchen erfriſcht, den Staub auf der Alameda gedämpft, den Sand im Stierplatze gekühlt.

Und dorthin zogen die Bewohner und Bewohnerinnen Sevillas jeden Standes in hellen Haufen — wohin man ſah, bemerkte man am lebhaften Mienenſpiel der Dahinwandelnden und an den glänzenden Mädchenaugen, daß die Corrida von heute ganz ausgezeichnet zu werden verſpreche, und wohin man horchte, war von nichts die Rede als von Los Toros.

Und wie ſchon lange vor dem Anfang des Schauſpiels der untere Platz des weiten Amphitheaters, der Tendido, bunt beſetzt iſt, wie man hier alle Stände in der bunteſten und ſeltſamſten Miſchung bei einander findet: Kinder neben Greiſen, würdige Geiſtliche neben ausgelaſſenen Manolas, ſich ſo gut als möglich fügend in die oft ganz beſonderen Launen dieſer Mädchen, welche ſich vornehmer dünken als die pariſer Griſette und beſcheidener ſind als die Damen der Demi-monde! Hinter ihr hielt ſich gewöhnlich einer ihrer genauen Bekannten auf, was ſie aber nicht abhält, dem nächſten hübſchen Majo oder einem vornehmen Herrn, der vielleicht neben ihr ſitzt, einen Cigarito anzubieten oder ſich deren Tenacillas zu borgen, damit ſie ihre feinen Fingerchen nicht verbrenne. Dabei ſind dieſe zahlreichen Damen hier im unteren Theile des Circus das belebende Element — frei wie der Vogel in der Luft, ohne irgend ein anderes Beſitzthum, als das Herz ihres Geliebten, ſind ſie über alle Beſchreibung ſorglos und naiv, voll witziger Einfälle und dabei der Schrecken der Stierplatzbeamten, ja ſogar der ganzen Quadrilla; denn die Manolas mit ihrem Anhange, am genaueſten bekannt mit allen Geſetzen und Regeln, ſind darum auch tonangebend bei Spendung von Lob und Tadel. Wenn eine kecke Stimme einem etwas ſchüchternen Banderillero zuruft: „Du haſt wohl Furcht, mein Sohn, der

gute Stier könnte Deiner ſchönen Jacke zu nahe kommen?“ ſo folgt dieſer Aeußerung zuerſt ein lautes Gelächter, und dann, wenn der Betreffende ſich wirklich eine kleine Blöße gegeben hat, wenn er zum Beiſpiel ſtatt gerade auf das Thier loszuziehen, beide Arme zwiſchen deſſen Hörner zu ſtecken und ihm tollkühn die Banderilla an ſeinen Hals zu heften und alsdann die Beſtie vorbeiſchießen zu laſſen, was er dadurch ausführt, daß er im entſcheidenden Augenblicke eine Viertels-Bewegung und einen Quiebro macht, wenn er, ſagen wir, ſtatt deſſen, beim Anblick des wüthenden Thieres vielleicht eine Sekunde zu lange gewartet, ihm alsdann von der Seite beikommen will, wobei er aber nichts erreicht, als daß er beinahe von den Hörnern gepackt wird und die Banderillas fallen läßt, ſo braucht er auf die eben erwähnte Anregung hin um ein allgemeines wildes Echo rings umher nicht beſorgt zu ſein: da fliegen Zitronenſchalen, wohl auch Steine in den Ring, da wird der Aermſte ermahnt, ſich künftig den Stier genauer anzuſehen, damit er wiſſe, wo ſich Kopf und Schweif befinden. „Ja, ja,“ hört man ſchreien, „von vornen iſt ihm die Sache zu gefährlich — geh' nach Haus und verſchlafe Deine Angſt — wiſſen möcht' ich wohl, wie die Aermſte heißt, welche Dir ihr Herz geſchenkt hat, Du Hahn ohne Kamm — pfui!“

Aber im nächſten Augenblicke haben ſich die wild

erzürnten Wogen dieſer Menſchenmenge wieder auf wunderbare Art gelegt, die Lippen ſchweigen, die Hände ruhen im Schooße — Aller Augen ſind auf einen Banderillero gerichtet, der förmlich mit dem Stiere ſpielt und ihm jetzt ein paar der buntbebänderten Pfeile nach den Regeln der Kunſt angeheftet hat, mitten am Halſe zu beiden Seiten des ſchwarzen Streifens, der die Rückenwirbelſäule bezeichnet — „ſchön gemacht! — bravo! — bravo!“ Und nun bezeigen die Zuſchauer auf dem Tendido ihre Anerkennung auf eben ſo laute Art wie vorhin ihre Verachtung: Tauſende von Stöcken und Tauſende von ſchweren Stiefeln lärmen und klopfen und trommeln auf dem bretternen Fußboden.

Doch ſind wir dem Schauſpiel unwillkürlich etwas vorausgeeilt, da es uns eigentlich doch nur darum zu thun war, den geneigten Leſer vor Beginn der Corrida einen Blick in den Circus werfen zu laſſen, wo der Tendido und ſämmtliche obere Sitzreihen ſchon dicht mit Menſchen angefüllt ſind, während die theureren Plätze, die Balkone (palcos), Schatten (ombra) und zwiſchen Sonne und Schatten (entre sol y ombra), vor allen aber die bedeckte Gallerie (grada cubierta), als reſervirte Plätze für die Reichen und die Ariſtokratie noch leer ſind.

Wir haben es mit einem Nachmittagsgefecht zu thun, welches, um drei Uhr beginnend, wohl kürzer aber

glänzender iſt als das Vormittagsgefecht. Erſt um dieſe Zeit werden die glänzenden Equipagen der vornehmen Welt anfahren und ſich die Aficinados puros einfinden, um von der anderen, ſchon ziemlich lange wartenden Menge mit anzüglichen oder boshaften Bemerkungen empfangen zu werden.

Daß Don Francesco Melendez zu denen gehörte, welche auf ihren Balkonen nicht vor der eben erwähnten Zeit erſchienen, brauchen wir eigentlich nicht zu ſagen, obgleich dieſes ſpäte Kommen durchaus nicht von Donna Paulita verſchuldet wurde, denn dieſe wartete ſchon lange vor zwei Uhr an dem murmelnden Springbrunnen des Patio und ſchien ſich in Erwartung der Corrida ſo zu langweilen, daß ihre ſchönen Augen beinahe freudig aufleuchteten, als der Licenciat in ſeinem langen, ſchwarzen Mantel das Gitterthor öffnete und in den Hof trat. Doch als er das junge Mädchen allein ſah, wollte er mit einer ernſten Verbeugung an ihr vorüber nach jenem Theile des Hauſes ſchreiten, wo Don Francesco wohnte, blieb aber ſtehen, als ſie ihm neckend zurief: „Nun, Don Ruiz, ich denke, es wird Eurer künftigen Heiligkeit keinen Schaden bringen, wenn Ihr mit mir ein paar Worte plaudert, und wenn Ihr es nicht gerne thut, ſo betrachtet es als eine Buße.“

„Meinetwegen, Paulita, und wollen wir Beide es als eine Buße betrachten.“

„Warum wir Beide?“

„Nun, von mir ſeid Ihr ja überzeugt, daß ich es einer Buße gleich achte, mit Euch zu plaudern, und ich habe wohl ein Recht, das Gleiche bei Euch vorauszuſetzen.“

„Laſſen wir das, Ruiz, in den Dingen ſeid Ihr mir zu ſtark — erzählt mir lieber etwas von draußen, ich habe heute den Patio noch nicht verlaſſen.“

„Von draußen? — alſo etwas von der Straße, ob es dort ſehr lebhaft iſt? — ja, ja, darüber könnt Ihr Euch beruhigen — es ziehen Menſchen genug hinaus nach dem Stierplatz, um ihn zum Ueberlaufen zu bringen, wenn es möglich wäre.“

„Darnach habe ich eigentlich nicht gefragt!“

„Doch macht es Euch Vergnügen, wenn ich Euch die Verſicherung gebe, daß es heute eine der glänzendſten Corridas geben wird.“

„Wird mein Bruder nicht hereinkommen?“

„Als wir uns heute vor acht Tagen trennten, ſagte er nichts davon.“

Paula hob langſam ihre ſchläfrigen Augenlider empor, und als ihre Blicke bis zum Geſichte des jungen Mannes gekommen, ſagte ſie mit einer ungeduldigen Bewegung: „Thut mir die Liebe, Ruiz, und nehmt Euren abſcheulichen Hut ab — wenn ich nur wüßte, warum Ihr gerade

ſchung bald zu Ende, und die allergewöhnlichſte Balletmuſik unterſtützte Pantomimiſten und Tänzer in ihren extravaganten Bewegungen. Uebrigens kommt jede Scene der Oper: Bertha wird von Overthal entführt, die drei Wiedertäufer reizen das Volk auf, und im zweiten Act erſcheint Johann von Leyden, ein außerordentlich gewandter Pantomimiſt. Decoration und Coſtüm mußte man wirklich ſchön und elegant nennen; auch waren einige Corpstänze, namentlich im zweiten Act, ſo meiſterhaft arrangirt, daß ſie das Publikum unter einem raſenden Beifallſturm da capo verlangte; und die armen Geſchöpfe auf der Bühne, außer Athem abgehetzt, zwangen ſich zu dem bekannten unheimlichen Lächeln und begannen aufs neue. Darin iſt das hieſige Publicum grauſam und will nicht begreifen, daß von denen droben manche Lunge kaum noch zu athmen vermag und manches Herz unter raſenden Schlägen zu erſticken droht. Fortgetanzt muß werden, worauf man dann freilich den Balletmeiſter, die Solotänzer, die Decorationen und Gott weiß was noch alles zum Dank herausruft. Johann von Leyden wurde übrigens vortrefflich gegeben, und ich hätte nie geglaubt, daß jemand ohne Worte und Geſang, blos durch Bewegung und Mienenſpiel, z. B. die Abſchiedsſcene von der Mutter, ſo wirklich ergreifend darzuſtellen im Stande wäre. Im dritten Act erſchien das Lager von Münſter. Morgendämmerung; der Prophet ordnet ſeine Schaaren zum Sturm gegen die Stadt; der Hintergrund beginnt heller und röther zu werden, und das Publikum rückt unruhig auf ſeinen Sitzen hin und her, denn der große Augenblick naht, wo il Sole ſich präſentiren wird; endlich ſchießt ſie die erſten Strahlen empor. Auf der oberſten Gallerie des Hauſes ſieht man lachende Geſichter mit blinzelnden Augen, wie vom hellſten Sonnenlicht beſtrahlt. Die Lampen des Kronleuchters ſcheinen trüb und roth zu brennen. Unten iſt das ganze Haus wie mit gewaltigem Staub bedeckt, während ſich, im gleichen Verhältniß wie auf der Bühne die Sonne emporſteigt, die Strahlen immer tiefer und weiter ausbreiten. Das Parterre iſt vor Ent-

dieſe garſtige Kleidung gewählt — ich glaube, Ihr habt es nur gethan, um mich recht empfindlich zu ärgern!“

„Wenn ich das glauben ſollte, müßte ich annehmen, Ihr hättet doch einmal einen regen Antheil an mir genommen; trotzdem ich aber vom Gegentheil überzeugt bin, will ich doch meinen Hut abnehmen, da Ihr es wünſchet.“

„Ich danke, Ruiz, ſetzt Euch zu mir her, denn wenn ich Euch neben mir ſehe, ſo kann ich wenigſtens Euer Geſicht betrachten, und ſchaue nicht immer auf den langen, ſchwarzen, traurigen Mantel.“

„Ihr habt Unrecht, mein Kleid zu ſchmähen,“ gab er zur Antwort, nachdem er ſich neben ihr niedergelaſſen, „es ſollte Euch ſogar lieb ſein, und wäre es auch nur des Kontraſtes wegen — mein ſchwarzes Gewand beruhigt Eure ſchönen Augen, die nachher noch Pracht und Glanz genug ſehen müſſen.“

„Geht Ihr auch zum Stiergefecht?“ fragte ſie in gleichgültigem Tone.

„Don Bartolomeo, der ſich häufig genug dieſes Vergnügen gewährt, ſieht es nicht gerne, wenn ich mich dorten ſehen laſſe, und ehrlich geſtanden, obgleich ich auch anfange, mich mit den Eitelkeiten dieſer Welt abzufinden, ſo bin ich doch noch nicht weit genug darin gekommen, um unter all' den geputzten Leuten mich in meiner

Licenciatentracht ſehen zu laſſen, weil wenige von ihnen denken, daß unter dieſem unſcheinbaren Kleide oft ein in vieler Beziehung tüchtigerer Kerl ſteckt, als unter der verſchnürten Sammetjacke."

„Mich nehmt aus, Ruiz — ich denke oft daran, habe mich aber leider noch gar nicht vom eitlen Getriebe dieſer Welt abgewöhnen können, und darf Euch wohl verſichern, daß es mir wohlthun würde, Euch zuweilen anders zu ſehen — neulich als wir zuſammen tanzten —"

„O das war eine Schwachheit, erinnert mich nicht mehr daran."

„Da war es mir gerade, als ſeiet Ihr noch der Ruiz von damals."

„Und wenn ich der wäre — müßte es mich nicht tief betrüben?"

„Warum, Sobrino?"

„Weil Ihr ſo gar nicht mehr die Paula von damals ſeid."

„Und wer trüge daran die Schuld?"

Er wollte etwas erwiedern, doch begnügte er ſich, ſie mit einem langen Blicke zu betrachten, worauf ſie mit faſt geſchloſſenen Augen fortfuhr: „Es war Euer Uebermuth, Ruiz, der mir trotzig unſere Jugendzeit und damit glückliche, vergangene Tage vor die Füße warf, als er Euch das ſchwarze Kleid anzog."

„Nein, ich folgte dem Wunſche meiner Mutter und dem Don Bartolomeo's und — weil ich doch keine Hoffnung für die Zukunft hatte.“

„Klinge, klinge, mein Pandero,
Doch an Anderes denkt mein Herz“

ſang ſie halblaut träumeriſch vor ſich hin, fuhr alsdann nach einer Pauſe lebhaft in die Höhe, legte ihre Hand auf den groben Aermel ſeines Kleides und ſagte: „Ich bin heute ſo ehrlich, ſo heiter, ſo treu geſtimmt, daß ich es nicht unterlaſſen will, Dir zu ſagen, wie ſehr es mein Herz mit Freude erfüllen würde, wenn ich Dich auch dort wie hier an meiner Seite ſähe.“

„Aber in einem anderen Gewande?“

„Das will ich nicht leugnen — und dann würde ich mit Dir plaudern und mich ebenſoſehr an Deinen Bemerkungen erfreuen als an der glänzenden Corrida. — O,“ fuhr ſie fort, wobei tiefer Schatten über ihre Züge flog und ſie ihre Rechte auf das Herz drückte, „es iſt hier oft ſo öde, ſo ſtill und traurig, daß ich gewaltſam und abſichtlich alle Pforten meiner Seele aufreiße, um ſo viel Luft, Licht und Glanz als möglich hereinſtrömen zu laſſen.“

„Die Pforten Deiner Seele und die Thüre Deines Balkonfenſters?“

„Ruiz?“

„Um nächtlichen Serenaden zu lauſchen,“ fuhr er ſchwer athmend fort: „ich erfuhr es von einem Bekannten, der mitten in der Nacht zufällig hier am Hauſe vorbeiging.“

„Du ſelber.“

„Ich nicht — — ſonſt,“ rief er, ſich vergeſſend, mit einem leuchtenden Blicke, ſetzte aber gleich darauf mit niedergeſchlagenen Augen hinzu, „es hat mir aber auch ſo weh genug gethan.“

„Und ich war empört darüber.“

„Kam es Dir ſo gänzlich unerwartet?“

„Ja, ich zitterte vor Zorn.“

„Vielleicht weil Du keine Ahnung hatteſt, wer der nächtliche Sänger ſei.“

„Du weißt es?“

„Ich ahnte es ebenſogut wie Du.“

In dieſem Augenblicke trat der alte Melendez in den Hof, gefolgt von Donna Leocadia und dem Kanonikus. Die gute Frau begrüßte den Licenciaten auf's Herzlichſte und machte ſich noch etwas am Anzuge der ſchönen Tochter zu ſchaffen, indem ſie ein kleines Büſchchen Granatblüten in deren ſchwarzem Haare von den Spitzen der Mantilla befreite, um die feurigen Blumen mehr hervorleuchten zu laſſen, dann küßte ſie ſie auf die Stirne und

ſagte: „Freue Dich Deines Lebens, mein Kind — als ich in Deinen Tagen war, ſehnte ich mich nach dem Treiben der Welt, und mein Herz bebte vor Luſt, jenem glänzenden Schauſpiele beizuwohnen — das iſt nun anders geworden und ich ziehe es jetzt vor, hier in aller Ruhe am Springbrunnen ſitzen zu bleiben — vielleicht leiſtet mir Ruiz Geſellſchaft.“

„Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, doch iſt es mir heute unmöglich,“ entgegnete der Licenciat mit einiger Verwirrung — „es rufen mich noch einige dringende Geſchäfte nach Haus, vielleicht komme ich ſpäter wieder her.“

„So begleitet Ihr mich bis an den Wagen?“ fragte Paula und ging an ſeiner Seite bis auf die Straße, wo die Drei die glänzende Equipage des Hauſes beſtiegen, während Don Ruiz, nachdem ſie davon gefahren waren, ihnen noch ein paar Minuten ſinnend nachblickte.

Um nach ſeinem Hauſe zu kommen, ſchien er übrigens keine große Eile zu haben, denn er ſchlenderte langſam durch die Straßen dahin, indem er zu ſich ſelber ſprach: „Es iſt halb drei Uhr vorüber — wir haben im Ganzen ſechs Stiere; bei den erſten beiden ſind ein paar unbedeutende Eſpadas beſchäftigt, alſo wird Mendovia erſt um vier Uhr erſcheinen.“

Dabei blieb er ohne beſondere Abſicht vor einem großen

Gewölbe an der Ecke der Calle de Cadix ſtehen, wo ſich einer der bedeutendſten Gold- und Juwelenläden Sevillas befand, und beſchaute mit ſehr getheilter Aufmerkſamkeit die ausgeſtellten glänzenden Gegenſtände.

Plötzlich hörte er eine leiſe Stimme ſich anreden: „Sind der fromme, junge und ſchöne Herr vielleicht ein beſonderer Liebhaber koſtbarer Dinge?“ und als er ſich hierauf raſch umwandte, erblickte er ein häßliches altes Weib, ziemlich anſtändig gekleidet, welche ihn, eine Antwort erwartend, fragend anſah.

Er war ſchon im Begriffe, ſie mit einem rauhen Worte abzufertigen, als die Alte, ihm hiezu keine Zeit laſſend, geſchwätzig fortfuhr: „Ich wollte nur ſagen, Caballero, wenn der ſo junge, fromme und ſchöne Herr, wie Ihr einer ſeid, dergleichen kaufen wollte, ſo könntet Ihr Manches vielleicht billiger und beſſer haben, als bei dieſen Kaufleuten, welche nie wiſſen, wie viel ſie von Euresgleichen fordern ſollen.“

„Du magſt wohl gute Waare haben,“ gab der Licenciat in geringſchätzendem Tone zur Antwort, „aber zu ſchön und zu gefährlich.“

„Ihr mißverſteht mich — es handelt ſich um wirkliches Gold, um ſchönes und koſtbares Gold.“

„Das Du irgendwo —?“

„Auf ehrliche Art erworben — ſo iſt es, Caballero —

vor langen, langen Jahren, denn es ist ein altes Stück, das ich Euch zum Kaufe anbieten möchte — ein werthvolles Stück — aus der Maurenzeit."

Bei diesen letzten Worten hatte sie ihre rechte Hand aus der Tasche des Kleides hervorgezogen und dem jungen Manne ein einfaches goldenes Armband gezeigt, erschrak aber auf's Höchste, als der Licenciat sie beim Erblicken dieses Reifes hart am Faustgelenke packte und mit einer obgleich leisen, aber erregten Stimme sagte: „So ertappe ich Dich gleich auf einer Lüge — wie willst Du dieses Geschmeide vor langen Jahren erhandelt haben, da ich es doch kenne, und da ich ganz genau weiß, daß es noch vor wenigen Tagen in ganz anderen als in Deinen Fingern gewesen ist — doch ist hier keine Stelle zu Erörterungen — folge mir in meine Wohnung und sei versichert, daß ich mit Dir einen ehrlichen Handel abschließen will, selbst wenn Du mir eingeständest, daß Du dieses Armband gestohlen habest."

„Bei unserer lieben Frau von Triana, es ist auf ehrliche Art in meinen Besitz gekommen.

„Desto besser — desto schlimmer wollt' ich eigentlich sagen, aber jetzt komme und halte Dich neben mir — suchst Du mir zu entfliehen, so bringst Du mich in die unangenehme Lage, irgend einen Alguazil um seine Begleitung zu bitten."

Sie gingen mit einander fort, und da der Licenciat jetzt größere und eiligere Schritte machte, so hatten sie bald dessen Wohnung erreicht und wurden, dort angekommen, um so rascher des Handels einig, als die Alte ziemlich der Wahrheit gemäß erzählte, wie sie in den Besitz des Armbandes gekommen und dabei Dolores' Namen nannte, bei welcher sich ja der Licenciat erinnerte, den Goldreif gesehen zu haben.

Don Ruiz fühlte sich unendlich glücklich, in den Besitz dieses Kleinods gekommen zu sein, und als er es an sein Handgelenk schob, war ihm zu Muthe, als ströme aus dem nackten Goldreifen eine wunderbare Glückseligkeit in sein Inneres. Er drückte das Armband an seine Lippen, er las mit Entzücken die Inschrift desselben: Gott hat uns unauflöslich verbunden; er war ein ganz anderer Mann geworden, er hoffte wieder auf irgend ein großes, unaussprechlich süßes Glück, wenn er auch im Augenblicke noch keinen Pfad entdecken konnte, der ihn dorthin zu führen vermöchte. Rasch warf er seinen Mantel ab, sowie das dunkle Unterkleid, unter welchem er schon so angezogen war, daß er nur noch ein Paar reichverzierter Ledergamaschen anzulegen, in eine einfache, aber elegant verzierte Sammetjacke zu schlüpfen nöthig hatte und den kleinen Hut mit breiter aufrecht stehender Krämpe keck auf's Ohr und in die Stirne zu drücken brauchte, um

einem jener leichtfüßigen, kühnen Weſen ähnlich zu ſehen, die auf dem Stierplatze draußen in angenommener Gleichgültigkeit an den Tablas lehnten, die Trompeterfanfare erwartend, welche mit der Ankunft des Generalkapitäns von Sevilla den Beginn der Corrida verkündigte.

Wie war der weite Circus in dieſem Augenblicke vor geſpannter Erwartung belebt und bewegt — wie flogen Lachen und Plaudern, Witzworte über jede erdenkliche Kleinigkeit hinüber und herüber — wie brauste und jauchzte es von allen Seiten — hier wurde geſungen und geſchrieen und dort dazu der Takt mit den Füßen getrommelt. Von oben nach unten, oder auch umgekehrt, flogen Orangenſchalen, und wenn man ſtatt des Bekannten einen Fremden getroffen, ſo erhoben ſich beide Theile zu gleicher Zeit, ſagten ſich unter heftigen Pantomimen einige paſſende Worte, ohne daß man übrigens nur ein einziges rohes Schimpfwort gehört hätte. Und dieſer Wortwechſel dauerte meiſtens ſo lange, bis ein paar von unbekannter Hand geſchleuderte Orangenſchalen die ſtreitenden Partieen nachdrücklich trafen, worauf ſich dann gewöhnlich Beide unter wüthendem Halloh der Umſitzenden zur Ruhe begaben. Aeußerſt komiſch war es, wenn Einer, der hoch oben ſaß, zufällig tief unten einen Bekannten entdeckte und nun über Sitze und Sitzende hinweg hinabſtieg oder eigentlich hinabfiel; denn Jeder, in

deſſen Nähe er kam, erleichterte ihm unter ſchallendem Gelächter das Hinabkommen, was denn auf ſolche Art eigentlich ein Hinabrutſchen zu nennen war. Meiſtens ging das übrigens in Liebe vor ſich, nur erzürnte ſich hier und da eine Schöne, deren Mantilla etwas ſtark geſtreift worden war, wurde aber auf die komiſchſte Art von der Welt von dem Hinabfallenden beſänftigt, indem er ſie verſicherte, ihr gutes Ausſehen habe durchaus nichts gelitten, er mache ihr ſein Kompliment, denn ſie ſähe immer noch reizender aus, als tauſend Mädchen ſeiner Bekanntſchaft, deren Namen ihm im gegenwärtigen Augenblicke nicht einfielen.

Auf allen Seiten des gewaltigen Kreiſes gab es dergleichen Szenen, und wenn es hier einen Augenblick ruhig war, ſo fing es drüben um ſo toller wieder an. Dabei war das Auge geblendet von der bunten Menſchenmenge, von den lebhaften Farben der Damenanzüge und von dem brennenden Roth der vielen Mantas, namentlich aber von dem ſtrahlenden Sonnenlichte, das einen Theil des Kreiſes glänzend beleuchtete. Dort hielt man denn auch die Fächer in immerwährender Bewegung, theils um ſich vor den Strahlen der Sonne zu ſchützen, theils um ſich affektirt Kühlung zuzuwehen, oder um ſich mit entfernter Sitzenden durch Zeichen zu unterhalten.

Plötzlich verſtummte aller Lärmen und in dem weiten

zücken außer ſich; man dreht ſich herum, man lacht, man ſchreit, man hält die Hände vor das Geſicht, und ſelbſt glänzend angeſtrahlt erblickt man lautlachend den Nachbar, deſſen Geſicht ſo hell und roſig übergoſſen iſt wie an einem ſchönen Sonnentag — und die Sonne hier iſt nicht geizig; bei uns begnügt ſie ſich ein paar Zoll über den Horizont emporzuſteigen, dann fällt neidiſch der Vorhang; hier aber ſteigt ſie glänzend und ſtrahlend, ohne ein einzigesmal zu verſagen, bis hoch an den Himmel. Der vierte Act ſpielt auf der Straße. Fides ſammelt Almoſen ein, worauf ſich das Theater in eine prächtige Halle verwandelt — das Innere der Kirche darf in Italien begreiflicherweiſe hier nicht gezeigt werden — der Krönungsmarſch erſchallt diesmal wieder aus der Oper, und der Einzug des Propheten erfolgt in aller Pracht und Herrlichkeit. So lange der König von Zion ſein ländliches Coſtüm trug, die kurze Jacke, das enganliegende Beinkleid, hatten ſeine heftigen Bewegungen und Pantomimen durchaus nichts ſtörendes; ſobald er aber in langem weißem Gewand erſcheint und damit wie in einem weiten Schlafrock auf der Bühne umherrast, die Krone auf dem Kopf, Scepter und Kugel in der Hand und, wie namentlich im vierten Act, die ſchauerlichſten Grimaſſen ſchneidet, geht alle Illuſion verloren, und Johann von Leyden ſieht aus wie ein wahnſinnig gewordener Kartenkönig; ſo geht denn auch die gewaltige Scene wie er ſeine Mutter zum Niederknieen zwingt, faſt ſpurlos vorüber. Fides war in dieſem Augenblick ſchon beſſer und hatte in ihrem Spiel wirklich ergreifende Momente, ſo als er ſie fragte: „Liebteſt du dieſen Sohn?“, und ſie ihm antwortete: „Ob ich ihn liebte?“ Da war auf dieſem Geſicht eine wahrhaft rührende Innigkeit, Hingebung und Liebe zu leſen.

Im Duett und Terzett des fünften Acts iſt der Prophet aber nun ganz toll geworden, er raſet hin und her, ſo daß ſeine langen ſchleppenden Kleider weit von ihm abfliegen, die Krone wird mehreremal auf den Boden geworfen und wieder aufgeſetzt,

Kreiſe herrſchte eine tiefe Stille: der Generalkapitän iſt in ſeine Loge eingetreten, und unten im Ringe erſcheint auf einem mageren Roſſe ein Alguazil in altſpaniſcher Tracht mit Federhut und ſteifer Halskrauſe, ein kleines, ſchwankes Rohr in der Hand, um ſich dem Herkommen nach die Erlaubniß zum Beginn der Corrida zu erbitten, welche dadurch gewährt wird, daß der Generalkapitän den Schlüſſel zum Aufſchließen des Thierzwingers herabwirft, worauf der ſchwarze Mann den Circus eilfertig verläßt, eine Furcht heuchelnd, daß der Toro gar zu raſch hinter ihm drein kommen könnte. Dieſes Ganze iſt eine Formalität, wie Jedermann weiß, ein luſtiges Vorſpiel, beſonders durch die ſteife Grandezza des Alguazils und durch ſein ſcheues Umſchauen nach dem Thierzwinger, weßhalb es jetzt den Zuſchauermaſſen vor dem Beginn des ernſten Gefechts noch eine kleine Erheiterung verſchafft, indem ſie den Diener der öffentlichen Gewalt verhöhnen: „He, Señora Juſtizia, nehmt auch Eure Rockſchöße in Acht — ich ſehe ſchon den Kopf des Stieres hervorkommen — vorwärts, Herr Fledermaus! — aufgepaßt, da iſt er ſchon, gebt Eurem Rößlein kräftig die Sporen und macht, daß Ihr über die Schranken kommt — oho! — oho!“ Dann aber wieder plötzliche Stille, denn unter rauſchenden Muſikklängen erſcheint die Quadrilla de los Toreros; die Picadores auf dürren hochbeinigen Kleppern, die langen

Lanzen hoch erhoben, die Chulos, Banderilleros und dann einige Espadas, aber nicht der große Mendovia, der es unter seiner Würde hält, sich früher sehen zu lassen, als im entscheidenden Augenblicke, wo er mit dem wildesten Stiere zu thun haben wird, ein Cachetero, der Mann, welcher dazu bestimmt ist, mit einem kurzen, dolchartigen Messer in gewissen Fällen dem Stiere den Gnadenstoß zu geben, machen den Schluß der Quadrilla, und nun folgen die Maulthiere, welche die getödteten Toros aus der Arena schleppen. An ihnen, ihrem Geschirr, ihren Führern wird die größte Pracht verschwendet und werden sie von dem Volke des Tendido mit einem lauten Händeklatschen empfangen. Es ist aber auch der Mühe werth, die mulas del arrastradero zu betrachten: ihr Joch ist von vergoldetem Maroquin und Palissanderholz, behängt mit Gold und Seidenfransen; auf ihrer Stirne kreuzen sich kostbare Schnüre und Schleifen, zwischen ihren Ohren wallen Federbüsche von einem fabelhaften Werthe, der Zaum ist von blauem Sammet, goldbesternt wie ein Sommerhimmel. — Und das ganze Geschirr auf Brust, Rücken und unter dem Halse klingelt von Glöckchen aus massivem Silber. Ebenso überladen ist die torerosartige Tracht der Chulos, welche die Maulthiere lenken. Diesen Putz bezahlt irgend ein Grande, und wer weiß, ob er sich in diesem Augenblicke nicht selbst unter den Chulos,

den Statiſten dieſes Nationaltheaters befindet; denn wie oft ſah man große Herren vom reinſten Gothenvollblut, die jeden Montag ihre Herzogskrone gegen das xeresaniſche Fuhrmannskäppchen und den Heldendegen ihrer Ahnen gegen die Peitſche des Zagals vertauſchten: es iſt eben ein nationaler Sport, wie das Fuchsjagen und Pferderennen in England.

Der Gang des Stiergefechts iſt ſchon ſo oft beſchrieben worden, und jede Nummer des Programms ähnelt ſo ſehr der andern, daß ſie nur Abwechslung bietet durch das allerdings ſehr verſchiedenartige Temperament der Stiere, und es wäre für die Leſer langweilig, wenn wir uns in Einzelnheiten ergehen würden über die Anfänge der heutigen Corrida, bei der obendrein keine beſonders wilden Thiere geboten wurden. „Lämmer! Lämmer!“ hörte man Stimmen aus dem Tendido, „aber keine Toros — man hat ſie tüchtig freſſen laſſen, damit ſie ſich auf ihren Beinen halten können — marrajos, echte Duckmäuſer — ſollte man nicht glauben, der da müſſe mit ſeinen Hörnern den Picador ſammt Pferd über ſich hinüberwerfen wie einen Federball, und iſt doch ſo feige, nach ſeinem Zwinger zurückzukriechen — treibe ihn vorwärts mit der Peitſche, wenn es nicht anders geht! — nein, mit Feuer! Banderillas de Fuego!“ rufen einige Stimmen und Tauſende brüllen nach, „ja, Banderillas de Fuego!“

Das iſt der grauſamſte und unangenehmſte Anblick beim Stiergefecht: dieſe Banderillas, mit phantaſtiſchen Papierſchnitzeln, künſtlichen Spitzen und farbigen Bändern geziert, haben an der Eiſenſpitze mit Widerhaken kleine angezündete Lunten, welche mit Raketen und Schwärmern in Verbindung ſtehen. Schon ſitzt ein Paar am Hals des muthloſen Toro, ſie entzünden ſich, die Raketen fahren wie glühende Schlangen an ſeiner Haut hernieder, die ziſchenden Schwärmer überſchütten ihn mit unbarmherzigem Feuer.

Und nun ſtürzt er vorwärts toll und wild, rennt einige Chulos über den Haufen, die nicht raſch genug über die Schranken flogen, und macht dem Eſpada, der ein Anfänger iſt, noch ſo viel zu ſchaffen, daß dieſer nicht im Stande war, ſich Bravorufen und Beifallklatſchen zu verdienen. Er thut einen Fehlſtoß, denn ſeinen Degen, der im Leibe des Thieres ſtecken bleibt, muß er fahren laſſen, da das Thier nicht tödtlich getroffen iſt und noch toller als vorher durch die Arena raſt. — Armer Eſpada! Da bewegt ſich keine Hand zum Gruße, da entfalten ſich die Fächer vor den Augen der Damen, um den Ungeſchickten nicht zu ſehen, die Herren plaudern laut und gleichgültig mit einander und zünden ſich eine friſche Cigarre an, während die Manolas mit ihrem Anhange auf dem Tendido dem armen Eſpada rathen, ſich ein neues Federmeſſer

zu laufen, da ihm der Stier das ſeinige abgenommen; andere erſuchen ihn nach Hauſe zu gehen und ſeine Furcht in einem gut durchräucherten Bette auszuſchwitzen. „He! Seor zampa brutos! — Thierfreſſer, nimm Dich in Acht! Dort kommt der Stier zurück und will ſich rächen für Deine ſchlechte Behandlung.“

Das würde vielleicht noch länger ſo fortdauern, wenn der Stier nicht auf ſeinen Beinen anfinge zu wanken und endlich vor Blutverluſt zuſammenſtürzte, worauf ihn der Cachetero mit einem raſchen Stoße tödtet und das Maulthiergeſpann hereinklingelt, um ihn davon zu ſchleppen.

Doch ein anderes Gefecht beginnt nach einer nicht allzulangen Pauſe, welche von den Zuſchauern dazu benützt wurde, zu lachen, zu plaudern, ihre Bemerkungen auszutauſchen, während die Muſik ein heiteres Stück ſpielt. Der Zwinger wird auf's Neue geöffnet, und wie der Stier erſcheint, hört man vielfach den Ruf: „eine rothe Deviſa!“ — „eine rothe Deviſa!“ — wir werden etwas Beſſeres zu ſehen bekommen. Deviſa bedeutet die Bandſchleife, mit welcher das Thier geſchmückt worden iſt, und die rothe Farbe zeigt an, daß man es mit einem Stier von Raſſe, de buen trapio, zu thun hat, und ſo erſcheint er auch den Kennern, wie er nun langſam und bedächtig, ohne ſich durch Sonnenlicht, Glanz und Muſik überraſcht zu

zeigen, in den Circus tritt. Er mochte vielleicht sechs Jahre zählen, hatte feines, glänzendes Haar, einen langen, elastischen Schweif, gelenkige Kniee, kleine Hufe, starke schwarze und nicht zu lange Hörner, bewegliche, runde Ohren und feurige, dunkle Augen. Die Chulos und Banderilleros, obgleich sie wohl erkennen, daß sie es hier mit einem anderen Gegner zu thun haben, sind doch durch dessen zahmen Vorgänger allzusicher geworden, denn statt, wie es beim Erscheinen des neuen Stieres Regel ist, sich beobachtend möglichst nahe an den Schranken zu halten, standen sie unbekümmert plaudernd in kleinen Gruppen nebeneinander, einige sogar in der Nähe des Zwingers und blickten fast gleichgültig nach dem Stiere hin, welcher harmlos und ruhig einige Schritte vorwärts ging, um sich dann mit einem Male wie toll und wüthend gegen die Chulos zu stürzen, was eine allgemeine und höchst ergötzliche Flucht zur Folge hatte; nach den verschiedensten Richtungen stoben seine leichtfüßigen Gegner auseinander und manche, die sich im Augenblicke für überflüssig hielten, übersprangen die Schranken mit außerordentlicher Behendigkeit, wobei einer von dem Stiere so fest auf's Korn genommen wurde, daß dieser mit dem Chulo fast zu gleicher Zeit an die Schranke kam und kein Zoll Raum mehr blieb zwischen den Hörnern des Toro und den seidenen Beinkleidern des Chulos, als dieser erschreckt und

athemlos über die Schranken flog. — «Bravo toro! — bravo! — un bojante puro!»

Jetzt erscheinen die Picadores — der erste war glücklich und traf das Thier mit seiner Lanze dicht hinter den Hörnern, worauf es sich rasch abwandte; der zweite aber, statt links auszuweichen, hat die Bestie an sich herankommen lassen, und nun gleitet die Lanze über den Rücken hin statt den Hals zu stacheln — armes Thier! Die Hörner des wüthenden Thieres bohren sich tief in seinen Leib, und während es durch den gewaltigen Anprall zusammenstürzt, bedeckt sein Blut und sein Eingeweide den Boden — der Picador arbeitet sich mühsam unter seinem Rosse hervor, und da der Stier glücklicherweise naiv ist und auf das vorgehaltene rothseidene Mäntelchen des Capeadors losgeht, so hat der Picador Zeit in die Höhe zu kommen und hinkend die Arena zu verlassen.

Ein dritter Picador ist indessen nicht glücklicher als sein Vorgänger: es blieb ihm beim Anprall des Stieres nicht einmal so viel Zeit, sein steifes Roß herumzuwerfen, worauf sich dieses, durch die Hörner des Stieres furchtbar in der Brust verletzt, hoch aufbäumt und überschlägt. Ein ganzer Schwarm der herbeieilenden Banderilleros war nöthig, um den Stier von Roß und Mann abzulenken, worauf der Letztere besinnungslos weggetragen wird.

Die Zuschauer sind zufrieden: „Ah, welch' glänzendes

Gefecht! — welch' braver Stier!“ hört man von allen Seiten. — Die Damen laſſen ihre Fächer ruhen und manche Cigarre erliſcht bei der ungetheilten Aufmerkſamkeit, die man der Corrida widmet. Und welche Steigerung iſt zu erwarten! vier Pferde ſchon ausgewaidet, die beiden Picadores, die ſo eben in die Schranke reiten, werden kein beſſeres Schickſal haben — nein, wahrlich nicht; das iſt ja ein wahrer Pferdetödter — und wie er das ſo leicht und ſpielend betreibt — wir wollen ſehen, ob es den Capeadores gelingt, ihn durch Schwenken ihrer rothen Mäntel zu ermüden, oder ob die Banderilleros im Stande ſein werden, ihm auf regelrechte Art ein paar Pfeile anzuheften — das iſt aber eigentlich ganz gleichgültig, denn Don Eſtevan, der große Eſpada, wird doch mit ihm fertig und wenn er gerade friſch hereinkäme von den fetten Waiden Antequeras.

Ja das Gefecht war ſo intereſſant und glänzend, daß ſich die eifrigen Liebhaber in den Gang hinab begaben, welcher die Tablas von den erſten Sitzreihen trennt, um ſich die Corrida in der großen verſteckten Ecke, welche der Zwinger mit der Schranke bildet, beſſer in der Nähe anſehen zu können. Hier befanden ſich ſchon ſeit dem Anfange des Schauſpiels einige junge Männer, von denen einer in der Tracht eines Majo ſich ſo geſchickt an der Ecke des Zwingers aufgeſtellt hatte, daß er den ganzen

Zuſchauerraum überblicken konnte, ohne von Jemand Anderem als den Toreros geſehen zu werden. Von dieſen ſchienen verſchiedene den jungen Mann zu kennen, denn zuweilen trat einer oder der andere in den Pauſen neben ihn, um ein paar Augenblicke mit ihm zu plaudern oder ein Cigarito zu rauchen. Auch Mendovia hatte ſich hier ſchon ſehen laſſen, und wir dürfen es nicht verſchweigen, daß Don Ruiz, als der berühmte Stierfechter zu ihm hintrat, ihm die Hand entgegenſtreckte und die Rechte Mendovia's herzlich ſchüttelte.

Obgleich Eſtevan bei den Corridas, in welchen er zu thun hatte, immer ſehr ernſt und ruhig erſchien, ſo war es doch unverkennbar, daß heute ein tiefer, faſt düſterer Schatten auf ſeinen Zügen lagerte, ſo daß der Licenciat ſich nicht enthalten konnte, nach der Urſache zu fragen, worauf der Torero zur Antwort gab, „ich weiß es ſelbſt nicht, wogegen ich fühle, daß Sie Recht haben: es beherrſche mich eine Unbehaglichkeit, die ich nicht überwinden kann, und wenn ich überhaupt eine Ahnung davon hätte, was das Wort Furcht bedeutet, ſo müßte ich ſagen, ich würde mich glücklich ſchätzen, wenn das heutige Gefecht vorüber wäre. A—a—ah," machte er, nachdem ſich durch einen tiefen Athemzug ſeine breite, hochgewölbte Bruſt ausgedehnt, „iſt mir doch gerade, als ſei ich ermüdet und weiß doch nicht wovon."

Don Ruiz ſchaute ihn beſorgt an, da er auf der Stirne Eſtevan's plötzlich eine Röthe aufflammen ſah, die eben ſo raſch wieder verſchwand. „Bei Gott," flüſterte er ihm zu, „wenn Sie unwohl ſind, Señor Eſtevan, wie ich faſt vermuthe, ſo bleiben Sie aus der Arena — Sie ſagten mir vorhin, Sie hätten es mit einer ganz beſonders tollen Beſtie zu thun."

„Warum nicht gar," lächelte der Andere — „was würden Sie von einem Offizier halten, welcher Angeſichts des Feindes ſeinen Degen einſteckte? und wahrlich, ich bin ſo ſtolz, mich in einem ähnlichen Falle zu glauben."

„Gewiß, aber der Offizier tritt dem Feinde nie allein entgegen, wie Sie, und wenn ihm etwas Menſchliches begegnet, ſo weiß er, daß Hülfe nicht weit iſt — ſchicken Sie wenigſtens die Chulos und Banderilleros nicht aus dem Ringe, wie Sie zu thun pflegen, wenn Sie dem Stier entgegentreten."

„Auch das geht nicht, es würde meinem Namen ſchaden, und ehe ich einen Flecken auf dieſen kommen ließe, würde ich mich lieber Allem ausſetzen. — Es wird auch vorübergehend ſein, eine leichte Erkältung oder ſo etwas: ich fühle nur Schwere in den Füßen, doch iſt meine Hand ſo ſicher wie früher — ich hoffe, wir lachen ſpäter über Ihre Beſorgniß, für welche ich Ihnen indeſſen als einen Beweis von Theilnahme dankbar bin."

mit ſataniſcher Freude und entſetzlichem Kopfnicken zeigt er dem Publikum die wohlgefüllte Pulvermine, alles ſoll zu Grunde gehen, tanzte er — alles — alles — alles — Verwandlung. — Der Tanzſaal. — Dieſe letzte Scene des Ballets beginnt mit einem großen eingelegten pas de deux, während deſſen der Prophet hinten an ſeinem Tiſch ſitzt, ſchmauſend und zechend; auch iſt er wieder ganz bon homme geworden und treibt mit den Tänzerinnen die ihn bedienen allerlei kleine unſchädliche Späße — bis zu dem großen Moment, wo die Künſtlerin vorne ihre letzte Verbeugung gemacht hat, und er nun hinten den Pokal ergreift um Meyerbeers wunderbares Trinklied abzupantomimiren. Darauf geht die Geſchichte zum Schluß, wie wir bereits wiſſen. Die Dämpfe ſteigen aus dem Podium empor, rechts und links brechen die Wände auseinander, und im Hintergrunde brennt Münſter.

Obgleich es über den mir ſelbſt vorgeſteckten Raum dieſer Blätter hinausgehen würde, wenn ich mir erlauben wollte, über hieſige öffentliche Anſtalten, ſeien es auch nur einzelne Zweige, wie z. B. das Unterrichtsweſen, zu berichten, ſo kann ich doch nicht umhin eine Anſtalt zu erwähnen, die im Auslande wenig bekannt, und doch, namentlich für Familien, die ſich längere Zeit hier aufhalten wollen, von großem Intereſſe iſt: es iſt dies nämlich ein Inſtitut für Knaben, von Familienvätern gegründet, welches den Zweck hat, die Kinder unter den Augen ihrer Eltern in allen nöthigen Fächern der Wiſſenſchaft ſo weit heranzubilden, daß ſie von hier aus in jede höhere Lehranſtalt des Auslandes eintreten können. Die Geſellſchaft, welche begreiflicherweiſe nicht die Idee hat, bei dieſer Anſtalt etwas zu gewinnen, ja die im Gegentheil noch große Opfer bringt, wurde im Jahre 1838 von einigen Familienvätern allein in der Abſicht gegründet, ihren Kindern eine geſunde, ſorgfältige und chriſtliche Erziehung zu verſchaffen. Die meiſten waren deutſche Proteſtanten oder Angehörige der engliſchen Kirche, doch wurden auch Katholiken aufgenommen, und viele italieniſche Familien dieſer Religion ließen ihre Kinder dort

Er reichte dem jungen Manne die Hand und ſetzte hinzu, indem er ihn lächelnd betrachtete: „Schade, daß Sie nicht zu uns gehören, — Sie ſind ſchon in Ihrem Aeußeren der vollendetſte und ſchönſte Torero, den ich je geſehen, und was Ihren Muth, Ihre Gewandtheit und die Kraft Ihres Armes anbelangt, ſo habe ich ein Recht, darüber zu urtheilen.“

„Stille darüber, Señor Eſtevan — Sie erinnern mich an meine Schwäche.“

„Nichts von Schwäche, Don Ruiz; Sie waren in jenem Augenblicke verzaubert durch das faſt geſpenſterhafte Erſcheinen von Dolores — verzaubert, und ſo iſt auch mir gerade zu Muth — doch Scherz bei Seite — ich hoffe, einem ſo großen Kenner, wie Sie ſind, Freude zu machen — ſchenken Sie mir Ihre Aufmerkſamkeit.“

„Verlaſſen Sie ſich darauf, Señor Eſtevan, ich werde jede Ihrer Bewegungen überwachen.“

Die Zuſchauer hatten Recht gehabt in ihrem Enthuſiasmus über die Stärke und Ausdauer des Stieres mit der rothen Deviſa: die Capeadores hatten ihn mit ihrem Mantelſchwingen, ihren zierlichen Bewegungen und Sprüngen nicht im Mindeſten ermüdet, und dem tollkühnſten Banderillero war es kaum gelungen, ihm ein paar Pfeile anzuheften. Der Toro ſtand jetzt noch ſo aufrecht da, als wie er aus dem Zwinger kam, den Kopf hoch getragen,

die Naſe nach dem Winde gerichtet; er hatte immer noch Füße, wie es in der Kunſtſprache heißt, wenn man ausdrücken will, daß er noch im Stande iſt, den flüchtigſten Chulos zu überholen.

Und nun verließen die Chulos und Banderilleros den Ring, eine Trompeterfanfare ertönte, und von einem unbeſchreiblichen Jubel der Tauſende von Zuſchauer empfangen, trat Eſtevan Mendovia in den Kreis: die Damen ſchwenkten ihre Blumenſträuße, die Herren grüßten mit den Händen, das Volk auf dem Tendido rief jubelnd: «viva el currito Mendovia!»

Und bei all' dem Lärmen ſchritt der Torero, ohne ſich um den Stier zu bekümmern, bis unter die Loge des Generalkapitäns, den er mit einer Neigung ſeines Degens begrüßte, bedankte ſich darauf mit einer anmuthigen Verbeugung des Kopfes für den freundlichen Empfang und wendete ſich alsdann erſt gegen den Stier, der ſich langſam gegen die Tablas zurückgezogen hatte und ihn mit leuchtenden Augen betrachtete, in welchen unverkennbare Bosheit funkelte, als erkenne er in ihm ſeinen gefährlichſten Feind — da war kein Herz unter all' den Zuſchauern, das nicht etwas befangener ſchlug, kein Auge, das nicht mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit jeder Bewegung des muthigen Mannes folgte.

Wie ſich der Stier in ſich zuſammenzieht, wie er den

Kopf ſenkt und vorwärts ſtürzt! Man hätte darauf ſchwören ſollen, es ſei dem Torero, der ihn ſtehenden Fußes erwartete, nicht möglich geweſen, dem furchtbaren Anpralle auszuweichen; doch in dem Augenblicke, als er dem Stiere auf zwei Schritte Auge in Auge ſchaute, lüftete Mendovia kokett ſeinen Hut ein wenig, lächelte und warf den Degen, den er bis dahin läſſig in der linken Hand getragen hatte, in die rechte hinüber, wobei er mit der linken die rothe Muleta leicht gegen den Kopf des Thieres ſchwang. Dieſer ſchien förmlich mit den Augen zu zielen und bog ſich alsdann etwas zurück, um hierauf mit einem einzigen Sprunge das rothe Tuch zu erreichen, aber nicht den Torero. Dieſer blickte dem Stiere, der nun vorüberſchoß, nach, und wenn er dieſes auch anſcheinend mit einer ganz unbefangenen Miene that und ſich darauf mit der gleichen Sicherheit wieder gegen das zurückkehrende Thier wandte, ſo bemerkte doch Don Ruiz, welcher dicht an die Schranken getreten war und allen Bewegungen des Torero mit einer beinahe fieberhaften Spannung folgte, daß jener ſchwer aufathmete, für eine Sekunde ſeine Augen ſchloß, ja einmal langſam mit der rechten Hand über die Stirne fuhr; auch war es unverkennbar, daß ſeiner Haltung und ſeinen Bewegungen jene vollendete Sicherheit fehlte, durch die er ſich ſonſt ſo ſehr auszeichnete.

Don Ruiz fühlte ſich auf's Höchſte erregt — das geräuſchvolle glänzende Treiben des Ortes, wo er ſich befand — das intereſſante Gefecht, welches ſich vor ſeinen Augen abſpielte, um ſo anziehender für ihn, da er ſich von Furcht bewegt fühlte für den Torero, brachte ſein ohnehin heißes Blut in eine unbeſchreibliche Wallung — aber es war eine Wallung, die ſeinen Arm ſtählte, die eine tolle Kampfluſt in ihm erregte: er fühlte, wie ſich alle Sehnen ſeines Körpers anſpannten — er hätte es in dieſem Augenblicke mit einem Dutzend Stiere aufnehmen mögen; er bemerkte die außerordentliche Erregung der beinahe athemlos zuſchauenden Menge an der Todtenſtille, welche über dem ganzen Hauſe lag; er hatte, ſich vorbeugend, einen Blick auf Paula geworfen, und ſein Herz klopfte ſtürmiſch, als er bemerkte, wie auch ſie bleich mit ſtarrem Auge auf den Torero blickte. — „Fortes fortuna adjuvat — dem Muthigen gehört die Welt, er erreicht das Unglaubliche," murmelte Ruiz zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen, wobei ſeine Augen flammten.

Mendovia ſtand jetzt abermals dem Stiere auf wenige Schritte gegenüber, bleich, mit gerötheten Augen, doch wie man an der ganzen geſtreckten Haltung ſeines Körpers ſah, feſt entſchloſſen, ſich jetzt ſeines gefährlichen Gegners zu entledigen. Schon hob er langſam zielend den Degen zum Stoße empor, als ſein linker Fuß, auf den er ſich

feſt ſtützte, auszugleiten ſchien und er rückwärts taumelnd Mantel und Schwert fallen ließ.

In einem einzigen Schrei des Entſetzens kreiſchte es rings umher auf — Alles erhob ſich ſtürmiſch von den Sitzen, um mit entſetzlicher Spannung dem fürchterlichen Ende dieſes Kampfes zuzuſchauen, denn der Stier, der vorbeigeſchoſſen war, warf ſich nun mit einer gewaltigen Schwenkung gegen ſeinen wehrloſen Feind und ſenkte ſchon von Weitem den Kopf, um ihn dieſesmal nicht zu verfehlen; auch ließ er ſich nicht im geringſten irre machen durch das Geſchrei der Chulos und Banderilleros, die von allen Seiten in den Ring ſprangen und dem Torero zuriefen, ſich durch die Flucht zu retten.

Dieſer hatte ſich allerdings wieder erhoben, doch ſtand er ſchwankend da und machte nur einen leiſen Verſuch, Mantel und Schwert wieder vom Boden aufzuraffen, dann ſtand er ruhig da, das wüthende Thier erwartend. — Wie hätte er ſich auch zur Flucht entſchließen können, er, Eſtevan Mendovia — nie! — nie!

Dieſes geſchah Alles im kurzen Zeitpunkt von einigen Sekunden mit ſolcher Blitzesſchnelle, daß ſich die Zuſchauer geblendet, betäubt fühlten, unfähig jeder Bewegung, unfähig eines Lautes nach jenem erſten Schrei des Entſetzens. Und etwas Unerhörteres, das jetzt geſchah, war im erſten Momente ſogar nicht einmal im Stande, ihre

Zungen zu löſen — die Geſtalt eines jungen Mannes aus den Reihen der Zuſchauer in andaluſiſcher Tracht, der ſich mit der Leichtigkeit eines Vogels über die Schranken ſchwang, der mit zwei gewaltigen Sprüngen an der Seite des Torero ſtand, Muleta und Degen deſſelben vom Boden aufraffend, ehe der Stier nahe gekommen war — der den Torero, welcher ihn mit einem ſeltſamen Blicke anſtarrte, ſanft auf die Seite ſchob und alsdann noch ſo viel Zeit übrig hatte, um durch eine Schwenkung nach allen Regeln der Kunſt den Stier dicht unter ſeinem Arme, dicht an ſeiner Bruſt vorüberſchießen zu laſſen.

Das undankbare Ungeheuer Publikum hatte jetzt kaum noch einen Blick für den wehrloſen Mann, dem es noch vor Kurzem begeiſtert entgegengejubelt und welcher nun von den herbeigeſtürzten Banderilleros umringt und zur Seite geführt wurde — und er, Mendovia, der es ſonſt mit einem Dutzend dieſer Leute aufgenommen hätte, ließ Alles mit ſich geſchehen wie ein ſchwacher Knabe, wie ein Schlaftrunkener, wie Jemand, deſſen Sinne durch eine unbegreifliche Macht gefeſſelt ſind. Und ſo war es auch: „Zauberei!“ hörte man hier und da aus dem Munde dieſer wilden Geſellen, als ſie ihn nun neben der Arena im Spital der Toreros auf ein Lager niedergelaſſen, wo er bewegungslos, ruhig athmend, entſchlummerte, wo ihn nicht einmal erweckte der wilde Jubelſchrei, der aus dem

anſtoßenden Circus herüberdrang — ein Jubelſchrei, eine Begeiſterung, ein Toben der Menge, wie man noch nichts Aehnliches gehört. Mit Blumen überſchüttet wurde der junge Mann, der den heranſtürmenden Stier mit ſolcher Ruhe, ſo regelrecht gefällt, daß er mitten im Sprunge zu den Füßen ſeines Siegers zuſammengeſtürzt war. Da ſtand er und dankte nur mit einer leichten, ſtolzen Neigung des Kopfes für den unermeßlichen Beifall, der nicht enden wollte und immer wieder auf's Neue anfing bei dem wilden Jubelruf des auf's Höchſte erregten Volkes auf dem Tendido. — Wo es auf den Balkonen keine Blumen mehr gab weder in der Hand der Damen noch in ihrem Haare, da warfen ſie ihre Fächer in den Kreis, und die Manolas, denen dieſes noch nicht genügte, um den wunderbaren Toreador zu ehren, der ſo plötzlich erſchienen war ſiegreich wie der heilige Georg, eben ſo ſchön und ritterlich anzuſehen wie dieſer, brannten ihre Papierfächer an, ſchwangen ſie ein paarmal über dem Kopfe und warfen ſie alsdann hinab mit den Rufen: «viva, viva el currito! — hoch lebe der Gewaltigſte und Schönſte im Lande Gottes — vereinigt ſind in ihm das Schwert des Cid Campeador und die Kraft des Don Juan Chacon — viva! viva! salero! welch' ein Meiſterſtoß! — barbaro! barbaro! — o que barbaridad!»

Während man ſo von allen Seiten dem ſich langſam

entfernenden Sieger zurief, zujubelte, zulärmte, gab es einen einzigen Balkon in der Arena, auf deſſen Beſitzer die Erſcheinung des jungen Mannes wie ein Blitzſtrahl gewirkt hatte, aber wie ein lähmender Blitzſtrahl, und wenn auch Paula's Augen wild und leidenſchaftlich aufflammten, wenn ihre Blicke auch mit einer furchtbaren Spannung dieſem unerhörten Ereigniſſe folgten, wenn ihre Bruſt ſich bis zum Zerſpringen hob, ſo brach doch kein Wort, kein Laut hervor zwiſchen ihren feſtgeſchloſſenen Lippen; der alte Melendez, der ſich mit ausgebreiteten Händen gegen die Brüſtung geworfen hatte, ſtarrte mit weit aufgeriſſenen Augen athemlos zu, und während Fernando allein einen leiſen, kaum vernehmbaren Ausruf des Erſtaunens und der Bewunderung hören ließ, ſtöhnte der dicke Kanonikus auf eine wahrhaft beängſtigende Art, und war es dieſer auch, der nach einiger Zeit unter dem allgemeinen Lärmen zuerſt das peinliche Stillſchweigen brach, indem er ſagte: „Das iſt eine wunderbare Aufführung für einen zukünftigen Prälaten oder Biſchof — unſere liebe Frau von Montſerrat ſei mir gnädig.“ Auch Paula bewegte langſam ihre Lippen und warf einen ſo innigen Blick gen Himmel empor, daß es unverkennbar war, auch ſie wende ſich an eine freundliche Heilige; doch da zu gleicher Zeit ein Strahl des Glücks ihren Blicken entſtrömte, ſo glauben wir annehmen zu können, daß ſie

im Gegenſatz zu Don Bartolomeo eher ein Gebet des Dankes, als ein Wort der Verdammung ſprach — alle Viere aber waren glücklich, daß ihnen die allgemeine Aufregung Gelegenheit gab, ſich unbemerkt von ihrem Balkon zurückzuziehen.

Don Ruiz hatte ſich zu dem Torero begeben, welcher noch immer in einem ſchlummerähnlichen Zuſtande lag; daß er aber nicht wirklich ſchlief, bemerkte man daran, daß er zuweilen ſeine Augen öffnete, auch auf die Fragen des herbeigeeilten Arztes kurze Antworten gab, aus denen man entnahm, daß ihn eine plötzliche, unerklärliche Schwäche befallen, die aber jetzt ſchon wieder zu verſchwinden anfange. Der Arzt, nachdem er etwas Beruhigendes verordnet, zuckte mit den Achſeln und warf einen langen Blick auf das todtenbleiche Geſicht eines jungen, ſchönen Mädchens, das mit allen Zeichen der Verzweiflung neben dem Lager Eſtevan's ſaß, ſeine Hand mit Küſſen bedeckte und die ſüßeſten Schmeichelnamen über ihn hinflüſterte.

Nur mit Mühe konnte Ruiz das in Thränen aufgelöste Mädchen abhalten ihm zu Füßen zu ſtürzen, ſeine Kniee zu umfaſſen und ſeine Hände zu küſſen, doch ſchauderte ſie mit einem Male zurück, als unter ſeinem Aermel hervor ihr jener matte, nur zu wohlbekannte Goldreif entgegenblickte.

Es iſt wiederum Abend geworden, wie zu Anfang unſerer kleinen Erzählung, und in dem reizenden Hofe des Hauſes Melendez ſind beinahe die gleichen Perſonen abermals verſammelt, doch hatte es der ehemalige Licenciat nicht für nöthig gehalten in ſeinem ſchwarzen Mantel und ſeinem abſcheulichen Hute vor Paula zu erſcheinen und vor den noch immer finſter blickenden Augen des erzürnten Kanonikus.

„Da führe einer noch ſo künſtliche Gebäude auf,“ grollte Letzterer, „ein Windhauch ſtürzt ſie zuſammen.“

„Oder der gute Stoß eines Degens,“ lachte Fernando, „und ich muß ſchon geſtehen, daß es ſchade wäre, wenn dieſer Degen,“ ſetzte er doppelſinnig hinzu, „unter dem ſchwarzen Kleide eines Licenciaten verſchwinden würde.“

„Damit ſind wir zu Ende,“ ſeufzte Don Bartolomeo, „denn bei aller Keckheit, die ich ihm zutraue, wird Ruiz die Frechheit doch nicht ſo weit treiben, ſich morgen vor ſeinen Oberen ſehen zu laſſen.“

„Leider ſind mir die Pforten dieſes Himmels verſchloſſen,“ gab jener mit einer etwas ſcheinheiligen Miene zur Antwort, „aber vielleicht kann ich doch noch glücklich und ſelig werden.“ Er warf bei dieſen Worten einen innigen Blick nach Paula hinüber, und als dieſe ihm ſtatt einer anderen Antwort ihre Hand entgegenſtreckte, jubelte er ſo laut und ſtürmiſch auf, daß

erziehen; doch wurde es in jüngſter Zeit den letztern verboten, ihre Kinder an dem Inſtitut theilnehmen zu laſſen. Daſſelbe befindet ſich in Florenz Caſa Minucci Via dell' Ardiglione, ein ſchönes geräumiges Haus mit freundlichem Hofraume und Garten, welches von dem Directorium zu deren Zwecken erkauft wurde. Die Knaben haben hier luftige angenehme Schulzimmer und befinden ſich, ohne im Raum beſchränkt zu ſein, beſtändig unter der Aufſicht ihrer Lehrer. Es gibt zwei Claſſen von Zöglingen: die einen welche bei ihren Eltern wohnen und nur die Schulſtunden beſuchen, die andern aber, die eigentlichen Penſionäre, die gegen möglichſt billige Vergütung im Schulhaus ſelbſt untergebracht ſind. Die Profeſſoren der Anſtalt ſind mit größter Sorgfalt gewählt und ſprechen alle deutſch. Der Stundenplan iſt ſehr reichhaltig: man lehrt Deutſch, Engliſch, Italieniſch, Franzöſiſch, Lateiniſch und Griechiſch, allgemeine Geſchichte, Geographie, Naturwiſſenſchaften, Mathematik, Zeichnen, Singen und Tanzen. Mehrere Stunden der Woche ſind für gymnaſtiſche Uebungen aller Art beſtimmt, und da tummeln ſich denn die kleinen Kerle der verſchiedenſten Nationen luſtig durcheinander, ererciren militäriſch oder arbeiten an der Schwingſtange und dem Kletterbaum. Es herrſcht ein wohlthuendes angenehmes Verhältniß zwiſchen Kindern und Lehrern, und alles betrachtet ſich wie zu einer einzigen großen Familie gehörend. Der Director des Comites iſt in dieſem Augenblicke Hr. Dufresne, ein Genfer Kaufmann, deſſen freundliche liebenswürdige Perſönlichkeit wie ein guter Geiſt durch das ganze Inſtitut zu gehen ſcheint, und deſſen Herzlichkeit das Band der Liebe und Zuneigung feſter um Lehrer und Lernende zieht.

---

der Kanonikus mit einer verdrießlichen Miene die Ohren zuhielt.

„Geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern,“ ſagte Melendez achſelzuckend, „und wenn Don Bartolomeo, woran ich nach dem Vorgefallenen nicht zweifle, mit uns einverſtanden iſt, ſo wird auch Donna Leocadia vernünftig ſein und zugeſtehen, daß dieſer falſche Torero ihr lieber iſt, als — — nächtliche Serenaden, die unſere Nachtruhe ſtören.“

Er hätte das nicht flüſternd zu ſagen brauchen, um das Gefühl ſeiner Tochter zu ſchonen, denn dieſe hatte ſich raſch erhoben, um mit Don Ruiz im Schatten der duftigen Bäume zu verſchwinden.

Ein Eisenbahn-Abenteuer.

Von dem Zuge, welcher eben im Begriff ſtand, in die Welt hinauszudampfen, war das erſte Zeichen gegeben worden, und der betreffende Kondukteur hatte die verehrlichen Paſſagiere nach Ulm, Augsburg, München, Salzburg, Wien erſucht, ihre Plätze einzunehmen, worauf die Reiſenden dieſer Aufforderung gemäß die Wartſäle eilfertig verließen, ihr Handgepäck aus den Händen eines Hausknechts oder Packträgers nahmen, zum letzten Male eine verwandtſchaftliche Begleitung oder ein paar gute Freunde umarmten, hier einem Bekannten zuwinkten, dort ſich über einen Mitfahrenden freuten oder ärgerten, Jemand, den ſie bis zum letzten Augenblick vergeblich erwartet, ängſtlich ſuchten, was Alles zuſammengenommen jenes lebendige Bild eines wilden Durcheinanders gibt, wie es uns auch ein Ameiſenhaufen bietet, deſſen Bewohner durch ein unvorhergeſehenes Ereigniß aufgeſchreckt worden ſind.

Dem Himmel ſei Dank, daß die geöffneten Wagenthüren des Zuges, unterſtützt von der drängenden Zeit, die wogende Flut der Reiſenden ſo raſch in ſich aufnehmen!

Hie und da bemerkt man beim Einſteigen noch einige Rangſtreitigkeiten, noch ein paar Verſehen zwiſchen zweiter und dritter Klaſſe, vielleicht auch irgendwo eine Szene à la Mac Donald, wo dann der Kondukteur, oder wenn's hoch kommt der Zugmeiſter ſchlichtend, ermahnend, befehlend eintritt, um die Widerſpenſtigen oder Furchtſamen der ganzen Herde glücklich in den Pferch zu bringen. Endlich fliegen die Thüren zu und werden durch die Vorreiber geſchloſſen. Die Lokomotive beantwortet das letzte Glockengeläute mit einem gellenden Pfiff — fertig! — fort! — und der Zug ſetzt ſich langſam in Bewegung.

Hie und da wagt es noch einer der Paſſagiere, ſeinen Kopf ſchüchtern aus dem Wagen herauszuſtrecken, um nach Jemand zu ſchauen, der ſich vielleicht auch in athemloſem Laufe am Eingange der Halle zeigt. Ein Kellner der Reſtauration macht den vergeblichen Verſuch, eine ſchuldig gebliebene Zeche zu reklamiren, wo er es alsdann außerordentlich eilig hat, oder er hat Geld herauszugeben, was er mit viel größerer Ruhe und Behaglichkeit auszuführen ſich beſtrebt. Zuletzt ſieht man wohl noch ein weißes Taſchentuch an einem der Fenſter erſcheinen, als verabredetes Zeichen, daß er ihrer noch gedacht, und dann wird's ſtill im Bahnhof, bis vielleicht in einer Stunde dieſelbe Szene ſich von Neuem wiederholt. Die Beamten verſchwinden vom Trottoir, die Thüren der Wartſäle

werden geſchloſſen, der Portier ſtellt ſeinen ſilberbeſchlagenen Stock in eine Ecke, und die begleitenden Freunde verlaſſen die Halle, wobei ſie in hundert Variationen die geiſtreiche Bemerkung machen: „Nun iſt der auch wieder abgereist — das wäre wieder einmal vorüber.“

Der junge Mann, von dem in unſerem kleinen Abenteuer die Rede ſein wird, gehört indeſſen nicht den Zurückbleibenden an — er hatte nicht begleitet, war glücklicher Weiſe nicht begleitet worden, ſondern nimmt, da er ſich an einem fremden Orte befindet, die angenehme neutrale Stellung ein, Alles mit großer Seelenruhe betrachten zu können, unbewegt von ſanften Händedrücken und heimlichen Thränen. Auch braucht er für ſeinen Platz nicht beſorgt zu ſein; denn da er von weiter herkommt, ſo behält er ſeinen Platz und zwar einen ganz vortrefflichen in der rechten Ecke eines rückwärts fahrenden Halbcoupés, wo er vortrefflich eingerichtet war. Er hatte über ſich Nachtſack und einen leichten Sommerpaletot, rechts in der Wagentaſche ein paar Bücher, in denen er zuweilen las, und vor ſich eine mächtige Cigarrentaſche mit der ganzen dazu nöthigen Feuervorrichtung. Auch hatte er ſeine kleine Behauſung, obgleich er dieſelbe erſt ſeit heute Morgen fünf Uhr bewohnt, förmlich liebgewonnen und befindet ſich überhaupt in ſo guter Reiſelaune, daß er, anſtatt heute Abend ſein Reiſeziel in München beendigt

zu ſehen, eben ſo lieb die ganze Nacht hindurch gefahren wäre.

Er hatte vortrefflich gefrühſtückt, nicht in der Bahnhofreſtauration, ſondern ehe der Zug ankam in aller Ruhe und Behaglichkeit aus einem Etui, das er zu dieſem Zwecke immer bei ſich zu führen pflegte. Und was ihn nun, nachdem man wieder eingeſtiegen war, allein für ſeine Reiſezukunft beunruhigte, war die Ungewißheit, ob ſeine Nebenpaſſagiere Raucher oder Nichtraucher ſeien, denn das Coupé, in dem er ſich befand, war für Nichtraucher beſtimmt. Da er aber ſchon ein paar Cigarren verdampft hatte, ſo konnte er es doch mit Gemüthlichkeit abwarten, es überhaupt mit einer gewiſſen Schadenfreude anſehen, wie ſeine Mitreiſenden eine gute Viertelſtunde brauchten, ehe ſie ſich auf ihren Sitzen zurecht gefunden, ihr Gepäck und ihre Füße gehörig untergebracht hatten, dabei verſchiedene Male einander wegen irgend einer Kleinigkeit um Entſchuldigung gebeten, ihn forſchend betrachtet, dabei ungemüthlich ausſehend, während er in ſeiner Ecke mit übereinandergeſchlagenen Armen zu ihnen hinüberſchielte, wie der rechtmäßige Beſitzer auf ſchüchterne Eindringlinge.

Der Eine von ihnen, der neben dem Helden unſerer wahrhaften Geſchichte ſaß, war eine wohlbeleibte Perſönlichkeit, mit faſt gar keinem Halſe und einem rothen, erhitzten Geſichte, was der junge Mann einem raſchen Gehen,

um den Bahnhof zur rechten Zeit zu erreichen, zuſchrieb. Da ſich aber auch ſpäter die Röthe ſeines Geſichtes gleich blieb, ſo nahm er an, daß der Mann an innerlicher Hitze zu leiden habe, denn er ſaß meiſtens mit unbedecktem Haupte da, und ſein ſchwerer Athem klang wie ein unterdrücktes Schnauben und Blaſen.

In der andern Ecke befand ſich ein alter Herr, der ein reiſender Gelehrter, ein Schriftſteller oder dergleichen zu ſein ſchien. Sein Gepäck beſtand aus einem kleinen Handſack und einigen Büchern, die er unter dem Arme trug und worin er nicht nur faſt beſtändig las, ſondern worin er auch häufig Bleiſtiftnotizen machte.

Zwiſchen dieſem und dem dicken Herrn ſaß eine lange und dürre Perſönlichkeit, die ſich dadurch auszeichnete, daß ſie einen Anzug trug von einem auffallend karrirten Stoffe, aus dem ſogar ſeine Gamaſchen und ſeine Reiſemütze beſtand. Sein Geſicht war gerade nicht angenehm zu nennen, und ſeine grauen, unſtäten Augen hatte er meiſtens halb geſchloſſen, und wenn er ſie einmal öffnete, ſo geſchah dieſes nur, um verſtohlen nach rechts oder links zu ſchielen. Dabei hatte er die eigenthümliche Gewohnheit, in einem fort nicht nur ſtill vor ſich hin zu pfeifen, ſondern auch noch ſtets die gleiche, an ſich ſchon ſo bekannte Weiſe des Liedes: „Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht“ vor ſich hinzuſummen, und ſich nur manchmal

eine Abwechslung der Tonart zu erlauben. Auch ſchien er ſich ſo an dieſe Uebung gewöhnt zu haben, daß er, wenn er einmal ſein Pfeifen unterbrach, doch immer noch die Bewegung des Mundſpitzens machte.

Im Uebrigen waren alle Drei harmloſe Menſchen von angenehmen Eigenſchaften, die ihren Mitreiſenden in keiner Weiſe unbequem waren, und wie ſich ſpäter herausſtellte, das Rauchen ertragen konnten.

Der dicke Herr war dabei redſelig; er erzählte gerne und mit heiterem Geſichtsausdrucke, ſelbſt wenn er von Eiſenbahnunfällen ſprach, welche durch eine leichtverſtändliche Ideenverkettung eines der erſten Themas der Unterhaltung waren. Er kam aus dem Heſſiſchen und wollte in einem Wagen gefahren ſein in dem Augenblick, als durch die Decke deſſelben zwei Pferde eingebrochen ſeien, die auf einer Brücke über der Bahn durch den heranbrauſenden Zug ſcheu geworden, über das Geländer geſetzt und auf den Wagen hinabgefallen ſeien. Dabei beſchrieb er den Augenblick recht lebendig und anſchaulich, als nach einem unerhörten Krachen oben über ihren Häuptern verſchiedene Pferdehufe ſichtbar geworden ſeien. Hieran knüpfte er noch eine Geſchichte eigener Erfahrung, daß er einmal eines Abends in der Dämmerung mit eigenem zweiſpännigen Gefährte die Bahn in ſehr koupirtem Terrain ſeiner Gegend habe kreuzen wollen, und da

Viertes Kapitel.

Nach Carrara.

Die toscanische Eisenbahn. Warmes Herbstwetter. Pisa und Lucca. Die Fahrtaxe im Abstreich. il Signor Conte. Cecco und sein Parrocino. Tolle Fahrt. Prachtvolle Aussicht von Monte di Chiesa. Pietra santa. Leben auf den Landstraßen. Massa und Carrara. Die zerstörte Capelle. Der Bildhauer Schlaraffenland. Hofer. Die Marmorbrüche. Ein Gastfreund.

Durch die Eisenbahnen von Florenz nach Pisa und von Pisa nach Lucca ist Carrara mit seinen berühmten Marmorbrüchen und zahlreichen Bildhauer-Ateliers der Arnostadt um ein bedeutendes näher gerückt, obgleich man noch immer eine gute Tagreise braucht, um dorthin zu gelangen. Der Bahnhof der toscanischen Central-Eisenbahn liegt vor der Porta al Prado in der Nähe des berühmten Spaziergangs der Caseinen. Das Bahnhofgebäude ist ziemlich geräumig und besteht neben den Wartesälen, den Zimmern für die Beamten ꝛc. aus einer geräumigen Halle, unter welcher der Zug hält und die Passagiere einsteigen; da man die Fahrbillets am Eingang in dieselbe vorzeigen muß, wo sie auch markirt werden, so wird niemanden ohne ein solches der Zutritt gestattet, weßhalb es für begleitende Freunde einer besondern Erlaubniß bedarf, um eintreten zu können. Restaurationen fehlen

die diesseitige Kette geöffnet gewesen, dieses auch zur Hälfte gethan, worauf aber seine Pferde vor der andern gesperrten Kette stehen geblieben seien. In diesem Augenblick hörte er in nächster Nähe das Brausen eines herannahenden Zuges und sah nach einer halben Minute die Lokomotive mit ihren rothen tückischen Augen in einem kleinen Bogen gegen ihn heransausen. Was war zu thun? Die unruhigen Pferde wollten umdrehen, wozu aber keine Zeit mehr war. „Rasch erhob ich meine Peitsche," sagte er, „hieb mit aller Kraft auf sie ein, worauf sie sich in einem wilden Satze gegen die Kette warfen und dieselbe durchbrachen. Ich kann Sie versichern, es war mir zu Muthe, als nähme das schnaubende Ungethüm in meinem Rücken ein Stück meiner Hinterräder mit, so dicht sauste es vorüber."

Der mit dem karrirten Anzuge bezeugte seinen Antheil an dieser aufregenden Geschichte dadurch, daß er die Fahnenwacht in einer Molltonart pfiff.

Um das Bild des Halbcoupés zu vervollkommnen, fügen wir bei, daß der junge Mann in der rechten Ecke in dem schönen Alter zwischen Zwanzig und Dreißig war, daß er sich einer großen Lebens- und Reiselust erfreute, welche aus einer vortrefflichen Gesundheit und einer wohlgefüllten Geldtasche entsprang. Daß er tiefbraunes, dichtgelocktes Haar hatte, einen allerdings etwas bräunlichen

Teint, dazu aber recht gut passende, dunkle Augen, vortreffliche Zähne und sonst noch allerlei gute Eigenschaften, die er auch nicht verfehlte, in Herren- wie in Damengesellschaft zur Geltung zu bringen.

Lustig sauste die Lokomotive durch das Neckarthal und zeigte den Reisenden die reiche, malerische Abwechslung eines schönen, landschaftlichen Bildes, Hügel und Thäler, Waldungen und Fruchtfelder, einzelne Höfe, kleine Dörfer an sanft geschwungenen Anhöhen; zuweilen das im Sonnenlicht glitzernde Wasser eines Flüßchens und dazu die bekannte Staffage, einen vorüberbrausenden Eisenbahnzug, schreiende Buben auf der Landstraße, ein paar unruhig werdende Pferde, nachblickende Feldarbeiter und die vergeblichen Versuche eines zur Seite des Zuges dahinjagenden Hundes.

Alles das unterhält uns eine Zeitlang, dann werfen wir unsere ausgebrannte Cigarre weg, ziehen ein Buch hervor, lesen eine halbe Stunde, stecken es bei Seite und lehnen uns wieder in die Ecke zurück, um Vergangenheit und Zukunft in heiteren oder ernsten Bildern an uns vorüberziehen zu lassen.

So machte es auch der junge Mann in der rechten Ecke des Halbcoupés, während sein dicker Nachbar fest eingeschlafen war, während der im karrirten Anzuge mit kleinen Unterbrechungen die Weise der Fahnenwacht pfiff

und während der Gelehrte in der anderen Ecke las oder mit seinem Bleistift etwas notirte.

Dem Wagen, worin unsere Gesellschaft fuhr, folgte natürlicher Weise ein anderer, ebenfalls mit einem Halbcoupé, das leer zu sein schien, denn die grünseidenen Vorhänge desselben waren an allen Fenstern herabgelassen.

Als der junge Mann nicht mehr lesen mochte, auch seine Gedanken wieder verabschiedet hatte, und anfing, die landschaftlichen Bilder, an denen er vorüberfuhr, gewöhnlich, fast langweilig zu finden, begann er sich mit dem ihnen dicht folgenden Halbcoupé zu beschäftigen, wobei er sich in Phantasieen erging, ob dasselbe wirklich leer sei oder ob die Darinsitzenden vielleicht Gründe hätten, sich durch die seidenen Vorhänge so von der ganzen Welt abzusperren; ja, dieses Interesse steigerte sich so zur Neugierde, daß er an dem nächsten Halteorte seinen Platz verließ, um den betreffenden Wagen von der Seite anzuschauen; aber auch hier waren die grünseidenen Vorhänge herabgelassen, doch sagte ihm der Kondukteur auf seine Frage mit kurzen Worten, daß jenes Halbcoupé besetzt sei.

„Eine eigenthümliche Laune," dachte er im Weiterfahren, „so durch einen schönen Sommertag und eine interessante Gegend mit herabgelassenen Vorhängen zu

fahren. Vielleicht iſt's ein Kranker, der, grämlich gegen die Welt, mit Sehnſucht dem Ende ſeiner Reiſe, irgend einer Molkenanſtalt oder einem Mineralbrunnen entgegenſieht. — Vielleicht iſt's auch eine Familie, welche die Nacht durchgefahren iſt und die verſäumte Ruhe durch einen langen Morgenſchlummer einbringt. Ja, ja," ſprach er zu ſich ſelber, „es gibt Leute, die während der Nacht nicht zu ſchlafen im Stande ſind aus Angſt vor allerlei eingebildeten Unfällen — aber wiſſen möchte ich doch, wer hinter den grünſeidenen Vorhängen ſteckt."

Aber auch die nächſte größere Station brachte ihm hierüber keine Gewißheit — fünf Minuten Aufenthalt — lange fünf Minuten, wo jeder vernünftige Menſch den Wagen verließ, um ſeine Beine etwas gelenkig zu machen. Auch der dicke Herr neben ihm und der Großkarrirte, der nun draußen auf dem Trottoir die Fahnenwacht pfiff, wo ſelbſt der Gelehrte ſein Buch zuſchlug und den Kopf zum Wagen herausſtreckte — fünf Minuten und von den Reiſenden im Coupé nicht das Geringſte zu entdecken.

Abermals fuhren ſie weiter und kamen an einen berühmten Gebirgsübergang mit außerordentlich ſtarker Steigung, mit Felswänden an der einen Seite, Abgründe an der andern; ein großartiges Werk, welches die Aufmerkſamkeit der Reiſenden im höchſten Grade in Anſpruch nimmt. Hörte doch ſogar hier der Karrirte zu pfeifen

auf, ja er machte nicht einmal mehr die Geberde des Mundspitzens, als er voll Erstaunen zum Fenster hinausblickte — hinter den grünseidenen Vorhängen aber, es war rein zum Verrücktwerden, nicht die Spur einer Bewegung.

Jetzt hatte der Zug die Hochebene der Alp erreicht und jagte in gemüthlicher Geschwindigkeit über die weite Ebene dahin, jetzt schnaubend und brausend über Dämme und Viadukte, um gleich darauf pfeifend und rasselnd durch tiefe Einschnitte zu rasen.

Da bemerkte der junge Mann, welcher sich um die ganze Gegend nichts bekümmerte und, was im Grunde höchst lächerlich war, nur Augen hatte für das ihm folgende Halbcoupé, da bemerkte er, sagen wir, eine kleine Bewegung an den grünseidenen Vorhängen und zwar an dem des Fensters ihm gerade gegenüber. Es war keine Täuschung. Der Vorhang bewegte sich langsam in die Höhe und zeigte ihm eine junge und sehr schöne Dame in einem reizenden Reiseanzug, welche aus entzückenden dunkelblauen Augen, die aber merkwürdiger Weise unter schwarzen Brauen hervorleuchteten, den Himmel betrachtete. Hierauf kam auch eine feine, weiße Hand zum Vorschein, die mit einer unbeschreiblichen Grazie das dichte, hellblonde, wellenförmige Haar etwas aus der blendenden Stirne strich, um gleich darauf wieder in einen perlfarbenen Glacéhandschuh zu schlüpfen.

„A—a—a—ah!“

Wir wollen nicht annehmen, daß die junge Dame gegenüber im Stande geweſen war, vor dem Wagengeraſſel dieſes „Ah“ aufrichtiger Bewunderung zu vernehmen, doch ſchien ſie im gleichen Augenblicke ihre Himmelsbetrachtungen, welche gewiß himmliſche Betrachtungen waren, beendigt zu haben, und ließ ihre ſchönen Augen aus höheren Sphären wieder auf unſere arme Erde herabgleiten, wobei aber das Erſte, welches ſich ihren Blicken darbot, leicht begreiflicher Weiſe unſer junger Mann war, der ſich obendrein etwas ſtark vorgebeugt hatte und vielleicht gerade dadurch die Veranlaſſung war, daß der grünſeidene Vorhang mit einem höchſt energiſchen Ruck herabgelaſſen wurde.

Es war aber auch zu taktlos von ihm geweſen, ſein ſchönes Gegenüber ſo auffallend anzuſchauen: er mußte ſich das ſelbſt geſtehen und konnte es dabei nicht unterlaſſen, ſich für dieſe Indiskretion ein paar paſſende Worte zu ſagen — ſchade, daß die junge Dame drüben gar ſo empfindlich war; es iſt ſchon ſo angenehm und pikant, von Haus zu Haus, von einem Fenſter zum andern eine neue, allerliebſte Bekanntſchaft anzuknüpfen, mit gänzlich unbewußten Mienen und Bewegungen beginnend, die ſich nach und nach in beſtimmte Zeichen verwandeln und endlich eine förmliche Sprache werden, ſo ſtumm und doch

ſo beredt, ſo ſchwer zu begreifen und doch wieder ſo leicht verſtändlich; — aber um ſo reizender wäre es, dachte der junge Mann und vielleicht mit ihm ſo mancher unſerer geehrten Leſer, auf ſo einer langwierigen Eiſenbahnfahrt das Herz eines ſchönen Gegenübers zu erobern, um mit unterſchiedlichen Haltorten endlich an's gewünſchte Ziel zu gelangen.

Der junge Mann hatte eine ſehr ſchöne Stimme, und wenn es möglich geweſen wäre, ſie unter dem Wagengeraſſel vernehmlich zu machen, ſo würde er verſucht haben, die junge Dame durch ein Lied voll ſüßer Anſpielung darüber aufzuklären, welch' glühendes Herz im Halbcoupé, dem ihrigen gegenüber, ſchlage — ja, wir können unſer Wort nicht zurücknehmen, ſein Herz ſchlug ſchon für ſie. Es war ihm ergangen wie dem Jäger im Nachtlager von Granada:

„Ihr Blick ihm zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich."

Im Grunde hatte die junge Dame Recht gehabt, ſich vor ſeinem Anſtarren zurückzuziehen, und er ſann darüber nach, ob es denn keine Möglichkeit gebe, ihr pantomimiſch auszudrücken, wie ſehr er es bereue, den irdiſchen Himmel in ihren Augen geſucht zu haben, ſtatt ſich an den zu wenden, zu welchem auch ſie aufgeſchaut. Da kam ihm

ein glücklicher Gedanke, den er ausführte, indem er den grünſeidenen Vorhang in ſeinem eigenen Coupé herabzog, begreiflicher Weiſe eine haarſcharfe Oeffnung freilaſſend, durch welche er nach dem folgenden Wagen ſpähte, wie der Vogelſteller nach dem ausgeſpannten Netze.

Eine gute Zeit lang blieb dieſes Manöver ohne Erfolg; endlich aber bewegte ſich der Vorhang; abermals hob er ſich in die Höhe und zeigte wiederholt die ſchöne junge Dame, wie ſie raſch einen forſchenden Blick herüberwarf, und als ſie dort den herabgelaſſenen Vorhang bemerkte, einen Blick auf die Gegend warf, ſich dann in ihre Ecke zurücklehnte, gleich darauf wieder zum Vorſchein kam, um nochmals den Himmel zu betrachten; worauf ſie abermals die feine Hand an ihr Haar brachte und dann, als erinnere ſie ſich plötzlich an etwas, anfing, dieſes volle Haar zu ordnen, wozu indeſſen durchaus keine Veranlaſſung vorlag, denn ſo etwas locker, wie es ſich um ihren Kopf befand, ſtand es ihr wahrhaft entzückend.

Wie leicht und elegant waren dabei alle ihre Bewegungen, wie legte ſie die ſchweren Bandeaux wieder um ihren Kopf zurecht, und wie wunderbar erſchien dabei ihre zierliche und doch ſo volle Geſtalt, als ſie nun ihre beiden Arme hoch erhob, um auch die reichen Flechten ihrer rückſeitigen Friſur zu ordnen; dann nahm ſie neben ſich vom Sitze eines jener kleinen, aufgekrämpten, ver-

führeriſchen Hütchen von ſchwarzem Sammt, drückte es feſt auf das dicke, blonde Haar und ſah nun ſo reizend aus, daß ſich der junge Mann an ſeiner Vorhangsſpalte eines Ausdrucks des Entzückens nicht enthalten konnte. Glücklicher Weiſe ſchien dieſer Ausruf von keinem der Mitreiſenden gehört worden zu ſein, denn der dicke Herr ſchlief, der karrirte pfiff und der gelehrte las — harmloſe, glückliche Menſchen, höchſt angenehme Geſellſchafter in ähnlichen Verhältniſſen!

Ja, er dachte bereits an Verhältniſſe und an Verhältniß, und um zum Beginne eines ſolchen ein ſolides Fundament zu legen, nahm er ſeinen Handſpiegel, fuhr ſich mit der Haarbürſte ein paar Mal durch ſeine dunkeln, krauſen Locken, drehte die Spitzen ſeines Schnurrbartes unternehmend aufwärts und ſchritt dann zum Angriff, indem er den grünſeidenen Vorhang langſam aufzog, ſo eine gefährliche Breſchebatterie, wie er bei ſich ſelbſt dachte, demaskirend.

Er zitterte bei dem Gedanken, der Feind werde ſich abermals hinter ſeine Verſchanzung zurückziehen; doch war der ſchöne Feind nicht ſo grauſam. Er warf einen Blick herüber, allerdings ſo kalt und gleichgültig, daß es den jungen Mann förmlich fröſtelte, dann lehnte ſich das reizende Gegenüber in die Ecke zurück, brachte ein Buch zum Vorſchein und fing an zu leſen.

Ulm! — zehn Minuten Aufenthalt!

Zehn Minuten iſt eine Zeit, in der man ſchon etwas unternehmen kann: unſer junger Mann ſprang mit der Leichtigkeit eines Vogels aus dem Wagen, nachdem er vorher ſeinen grauen, weichen Filzhut ſo kokett als möglich aufgeſetzt, worauf er am Zuge auf- und niedergehend nach mehrmaligem vergeblichem Spähen endlich bemerkte, daß die junge Dame allein in ihrem Halbcoupé ſaß — aber mit ſeinen Angriffsmanövern machte er während dieſer zehn Minuten noch ſonſtige große Fortſchritte: er benutzte geſchickt den Moment, wo die Blicke der ſchönen Dame gewiß ganz zufällig die ſeinigen trafen, um ſie ehrfurchtsvoll zu grüßen, worauf ſein Herz einen wahren Sturmmarſch pochte, als er bemerkte, daß ſie dieſen Gruß nicht nur mit einer leichten Neigung des Kopfes erwiederte, ſondern daß dabei auch ein feines Lächeln um ihre ſchönen Lippen ſpielte — aber, er ſollte noch glücklicher ſein, es ſollte ihm gelingen, während dieſes Aufenthaltes von zehn Minuten in der deutſchen Bundesfeſtung ſeine Angriffslaufgräben noch weiter vorwärts zu treiben.

Die junge Dame hatte das Seitenfenſter niedergelaſſen, ſchaute hinaus und ſchien irgend etwas zu ſuchen. Was war natürlicher, als daß er ſich raſch an ihrer Seite befand und ſich mit abgezogenem Hute erkundigte, ob er ſo

hier gänzlich, und der Fremde, der hierauf gerechnet, muß hungrig und durſtig abziehen.

Von Florenz führt die Eiſenbahn flach und eben durch das Arnothal faſt bis Piſa auf dem rechten Ufer dieſes Fluſſes. Als ich abfuhr, lag Florenz in Nebel gehüllt, der von der Sonne niedergedrückt wurde, was einen ſchönen Tag verſprach; nur die vielen Kuppeln und Thürme der zahlreichen Kirchen ſchimmerten deutlich hervor, das andere war ein graues Chaos von Häuſermaſſen und Rauch, aus welchem die hellen und tiefen Töne der Glocken, da es gerade Sonntag war, unaufhörlich hervorklangen. Die Ausläufer der Apenninen hatten ſich von oben herab ſchon etwas mehr geklärt, und hie und da glänzten die Spitzen derſelben roth angeſtrahlt von der aufſteigenden Sonne; ſo maleriſch und ſchön ſich die zahlreichen Villen und Dörfer, im Einzelnen betrachtet, an den Abhängen dieſer Berge ausnehmen, ſo ſtören ſie doch den Geſammteffect der Landſchaft; nirgends hat man eine ruhige ſanfte Fläche, über welche das Auge ſo gerne hinſchweift, über grüne Wieſengründe, durch dichtbelaubte Wälder, um droben auf der Höhe beim Anblick eines Schloſſes, einer Ruine zu verweilen. Von weitem geſehen erſcheint alles wie zerriſſen und zerklüftet, und die Tauſende von Häuſern und Villen bilden überall Gruppen von weißen Punkten oder unregelmäßige Linien, welche die an ſich ſo ſchönen Formen der Berge unruhig machen, ja faſt zerſtören.

Es war der ſechste November, und die Luft ſo angenehm und warm, daß es mir in einem leichten Sommerrock nicht zu kühl war. An den Ufern des Arno ſaßen Gruppen von Männern, Weibern und Kindern, an einem andern Ort ſpielten junge Burſche in Hemdärmeln mit hölzernen Kugeln, welche ſie ſo dicht wie möglich an die Mauer irgend einer alten Kapelle warfen — ein Spiel, das man, ſo glaube ich, bei uns „Anwerfen“ nennt; barfüßige Kinder ſtanden dabei und ſchienen an ihrer ſehr dünnen Bekleidung vollkommen genug zu haben, und doch war es auch

glücklich ſein dürfe, ihr zur Erfüllung eines Wunſches behülflich zu ſein!

„Sie ſind zu gütig, mein Herr“ — gab ſie ihm mit einer weichen, melodiſchen Stimme zur Antwort, wobei ſie leicht erröthete; „ich ſehe nach dem Kondukteur, um zu fragen, ob es wohl möglich ſei, ein Glas Waſſer zu bekommen?“

„Eine Kleinigkeit, mein Fräulein!“ rief er entzückt. Und obgleich das zweite Zeichen ſchon gellend an ſein Ohr ſchlug, eilte er nach der Reſtauration mit einer ſolchen Haſt, daß er beinahe in Gefahr kam, einige Paſſagiere, ſowie einige zuſchauende Lieutenants niederzurennen, nahm ein Glas vom Büffet, warf dafür ein Halbguldenſtück hin und ſtürzte nach dem laufenden Brunnen neben dem Bahnhofgebäude, füllte es, und kam wieder bei dem Wagen an, als der Glockenzieher des Bahnhofs eben das dritte Zeichen geben wollte.

„Ich danke Ihnen, mein Herr! ich danke Ihnen recht ſehr!“

„Einſteigen!“ drängte der Kondukteur.

„Sie werden nicht Zeit haben, dieſes Glas zurückzugeben?“ ſagte die junge Dame in einem beſorgten Tone, „ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, zurückzubleiben?“

„Es liegt auch durchaus nicht in meiner Abſicht, es zurückzugeben, ſondern ich werde es mit mir nehmen als

Erinnerung an einen kleinen Dienſt, welchen ich ſo glücklich war, Ihnen leiſten zu dürfen!"

Sie gab ihm das Glas, welches ſie halb leer getrunken, zurück und ſagte dabei mit einem ſo wunderbar klingenden Tone, mit einem ſo reizenden Lächeln, „ich danke Ihnen, mein Herr!" daß er im Begriffe war, das Glas mit einem Ruf der Begeiſterung auf ihr Wohl auszutrinken, wenn ihn nicht der Kondukteur in dieſem Augenblick an dem Arme gefaßt und ihm ziemlich unſanft geſagt hätte: „Wenn Sie nicht ſogleich einſteigen, ſo werden Sie zurückbleiben."

Eine ſchreckliche Drohung, die den jungen Mann veranlaßte, ſeinen Platz ſo raſch als möglich wieder einzunehmen, wobei er aber Sorge trug, das übrig gebliebene Waſſer nicht zu verſchütten; denn als nun der Zug wieder in Bewegung war, als ſie die Donaubrücke hinter ſich hatten, brachte er das Glas an ſeinen Mund, nachdem er am Rande deſſelben lange wähleriſch die Stelle ausgeſucht, welche vielleicht mit ihren ſüßen Lippen in Verbindung gekommen war, und dann trank er es aus bis auf den letzten Tropfen mit einem ſichtlichen Wohlbehagen.

Sie las währenddem in ihrem Buche; doch mußte dieß eine angenehme Stelle ſein, auf welcher gerade ihre Augen ruhten, denn auf ihren Zügen glänzte eine unverkennbare Heiterkeit.

Neu-Ulm hatte nur zwei Minuten Aufenthalt, ſo daß der Kondukteur keinem Reiſenden geſtatten wollte, den Wagen zu verlaſſen: doch war dieſer bayeriſche Schaffner ſo freundlich, den jungen Mann auf Günzburg zu vertröſten, wo man zehn Minuten habe und wo auch ein erträgliches Bier zu finden ſei.

Alſo Geduld bis dahin! Tröſtlich war es ihm, als er zu ſehen glaubte, die junge ſchöne Dame habe wohl bemerkt, daß es abermals in ſeiner Abſicht gelegen, den Wagen zu verlaſſen. Sie legte ihr Buch bei Seite, ſie zog das Seitenfenſter hinauf und ließ dafür das vordere Fenſter herab; doch nur ein paar Sekunden, denn der Luftzug war zu ſcharf, weßhalb ſie gleich darauf die Scheibe wieder in die Höhe zog. Das that ſie aber mit einem bezeichnenden Lächeln, ja es war ihm, als ſchüttle ſie dabei unmuthig den Kopf.

So fuhren ſie weiter und weiter. Ein neckiſches Spiel, auf der Eiſenbahn, gegenüber einem ſo reizenden Weſen zu fahren, immer in gleicher Entfernung bleibend und dabei, was umgekehrt paſſender geweſen wäre, er fliehend, ſie ihn verfolgend. Dabei bemerkte er indeſſen mit Entzücken, daß ſie ſeine Aufmerkſamkeit auf irgend einen Gegenſtand hie und da in der Landſchaft zu theilen ſchien; denn wenn er angelegentlich irgendwohin ſchaute, ſo ſah er, wie auch ſie ihre Blicke dahin wandte. Ja, als er

nun ſein Lorgnon hervornahm und es auf einen fernen, maleriſch gelegenen Punkt richtete, machte ſie es ebenſo und bewegte darauf ihre Lippen in ſo ſprechender Weiſe, daß er trotz des unausſtehlichen Raſſelns des Zuges die Worte zu verſtehen glaubte, „das iſt ſehr ſchön, ich danke Ihnen.“ Konnte man es ihm hierauf übel nehmen, daß er ſeine Hand mit einem langen, langen Blicke an ſeine Lippen brachte, eine Bewegung, die gewiß manchem unſerer verehrten Leſer verſtändlich genug iſt, als daß wir nöthig hätten, ihre Bedeutung näher zu erklären?

Einen Augenblick zitterte er, ſie möchte dieſe Bewegung übel genommen haben, denn er ſah, wie ihre kleine Hand den grünſeidenen Vorhang faßte und ihn halb herabzog. Als ſie ihn aber hierauf heiter lächelnd wieder in die Höhe ſchnellen ließ, konnte er, ein unverbeſſerlicher Menſch, ſich nicht enthalten gen Himmel zu ſchauen und dabei die Hand auf ſein Herz zu legen.

Dabei war er innerlich hoch erfreut, daß ihm ſeine Reiſegeſellſchaft ſo gar keine Aufmerkſamkeit ſchenkte. Der dicke Herr neben ihm war wieder eingeſchlafen, und deſſen ſchweres Schnarchen klang um ſo eigenthümlicher, als der Großkarrirte zu dieſem erſchütternden Grundbaß in gleichem Takte die Fahnenwacht pfiff.

„Günzburg!“ rief der freundliche bayeriſche Schaffner, „ſechs Minuten Aufenthalt!“ Auch war derſelbe ſo gefällig,

das Coupé unſeres jungen Mannes zuerſt zu öffnen, was auch nicht unbelohnt blieb; denn während derſelbe ausſtieg, ließ er ein Guldenſtück in die Hand des einigermaßen erſtaunten Beamten gleiten.

„Wünſchen Sie vielleicht einen andern Platz?“ fragte er flüſternd.

„Im Augenblick nicht; aber vielleicht ſpäter.“

„Wenden Sie ſich alsdann nur an mich.“

Der junge Mann trat an die Thüre des andern Coupés, wo die ſchöne Dame ihn bereits zu erwarten ſchien, ihn wenigſtens mit einem freundlichen Blicke anſchaute, und ſich nicht, wie ſie heute Morgen gethan, bei ſeinem Anblick in die Ecke zurücklehnte; ja, ſie ſaß gegen das Fenſter vorgebeugt, hatte ihre kleine, feine Hand auf den Schlag gelegt und lächelte freundlich, als er herantrat und zu ihr ſprach: „Da Sie vorhin ſo außerordentlich gütig waren, einen kleinen Dienſt von mir anzunehmen, ſo gibt mir dieſes ein, wenn gleich ganz unbedeutendes Recht, Sie zu fragen, ob Sie mich nicht dadurch glücklich machen wollen, indem ſie weiter über mich bebefehlen?“

„Ich danke Ihnen recht ſehr!“ gab ſie zur Antwort. Und dieſe Worte klangen ſo weich und ſo melodiſch, ſie öffnete dabei ſo eigenthümlich reizend die ſchwellenden Lippen, daß man ihre blendend weißen Zähne ſah; ihre

Augen ruhten ſo freundlich auf ſeinem Geſicht, daß er nicht wußte wie ihm geſchah und an plötzliche Verzauberung dachte, ja, daß er eigentlich gar nichts dachte, ſondern nur den glühenden Wunſch fühlte, wenigſtens ihre feine, weiße Hand in aller Geſchwindigkeit mit ein paar Dutzend Küſſen bedecken zu dürfen.

„Es iſt ſchade," ſprach ſie nach einer Pauſe, „daß der Aufenthalt hier ſehr kurz dauert; ich wäre gern ein paar Mal auf dem Trottoir hin- und hergegangen. Doch iſt es jetzt zu ſpät dazu."

„Vielleicht in Augsburg?" erwiederte er und begleitete dieſe Frage mit einem ſo zündenden Blicke, als er ihn nur im Zeughauſe ſeiner Liebenswürdigkeit vorräthig hatte.

„Ja vielleicht in Augsburg — Sie reiſen wahrſcheinlich nach München, oder gehen Sie vielleicht nach Wien?"

„Ich gedenke heute in München zu bleiben — darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie, mein Fräulein, über das Ziel Ihrer Reiſe zu befragen?"

„Es iſt dieß eine ganz eigenthümliche Geſchichte," gab ſie mit einem anmuthigen Lächeln zur Antwort, „man könnte ſie ernſthaft nennen, wenn ſie nicht gar ſo komiſch wäre — wollen Sie die Freundlichkeit haben, einen Blick durch das Fenſter in mein Coupé zu werfen?"

Bei dieſer Aufforderung ſprang er mit einer Haſt

auf den Tritt des Wagens, als gälte es einen Anlauf zu nehmen, um den Himmel zu erreichen; ja, er that dieß so ungemein lebhaft, daß die junge Dame ſich raſch zurückbog, wenn ſie auch dabei ihr liebenswürdiges Lächeln durchaus nicht verlor — „ſehen Sie dieſe Menge Gepäck? gewiß mehr und von anderer Art, als Sie bei mir vermutheten.“

Und ſo war es auch in der That; denn der junge Mann ſah mit einigem Erſtaunen zwei bis drei ſtarke, dabei höchſt elegante Nachtſäcke, ein paar zuſammengeſchnallte Plaids, ein Futteral mit Regenſchirmen und — Herrenſtöcken, ſowie zum Ueberfluſſe auf dem Sitze eine große engliſche Cigarrentaſche neben einem weißen Männerpaletot, auf dem ein rothes Herrencachenez lag.

„A—a—ah!“ machte er, einigermaßen verblüfft, „Sie reiſen alſo nicht allein, mein Fräulein? — oder meine Gnädige?“

„Vorderhand wollen wir es bei dem Fräulein bewenden laſſen,“ erwiederte ſie heiter, „und Ihre Frage will ich dahin beantworten, daß ich bis vor wenigen Stunden allerdings nicht allein reiſte. Wir fuhren geſtern Abend von Paris ab, mein Bruder und ich, um ohne Aufenthalt nach Wien zu gehen — denken Sie aber, was mir geſchieht. In Stuttgart hieß es, zwanzig Minuten Aufenthalt. Mein Bruder verließ den Bahnhof, um einen

Blick auf die neuen Schloßplatzanlagen zu werfen, von denen er gehört — ich, die ich seine große Pünktlichkeit kenne, war durchaus nicht besorgt, als er nach dem ersten und zweiten Zeichen zur Abfahrt nicht erschien, selbst nicht, als zum dritten Male geläutet wurde; denn ich dachte, er habe sich etwas verspätet und sei vielleicht in einen der letzten Wagen gesprungen — nun haben wir aber seitdem schon eine Menge Stationen gemacht, und da er bis jetzt nicht zum Vorschein kam, so muß ich annehmen, daß er in Stuttgart zurückgeblieben ist."

Der junge Mann beobachtete aufmerksam ihre Gesichtszüge, als sie von diesem Vorfalle sprach; denn es war ihm sehr daran gelegen, in dem Ausdruck derselben lesen zu können, ob hier in der That von einem Bruder, oder von einem Manne, oder gar von einem Geliebten die Rede sei — nein, es konnte nicht anders sein, es war ihr Bruder, der zurückgeblieben; denn während sie davon sprach, flog nicht die Spur eines Schattens über ihre schönen Züge — sie lachte so fröhlich über das Zurückbleiben desselben und bedauerte nur, daß sie jetzt ihre Reise unterbrechen und die Nacht in München bleiben müsse — „Das ist für mich keine Kleinigkeit," sagte sie, plötzlich ernst werdend, „bei der Masse von Gepäck und der späten Stunde unserer Ankunft!"

Er begriff es nicht, oder wollte es nicht begreifen,

weßhalb jetzt ſein Herz ſo heftig, faſt ungeſtüm ſchlug und woher es kam, daß er die Worte, die er nun ſprach, ſo mühſam hervorbrachte: „Mein Fräulein, ich bedaure aufrichtig Ihren Unfall; doch, wenn ich ſo glücklich ſein dürfte, Ihnen bei der Ankunft in München behülflich zu ſein, Ihr Gepäck zu beſorgen, Ihnen eine Droſchke zu ſuchen und ſie vielleicht bis an den Gaſthof zu begleiten, ſo wäre dieſer Abend der ſchönſte Tag meines Lebens!“

„Ich wünſche Ihnen für Ihre Güte noch weit ſchönere Tage!“ gab ſie launig zur Antwort, „und wenn Sie mir erlauben, überlege ich auf der Fahrt nach Augsburg, ob und wie ich mir wohl geſtatten darf, von Ihrer außerordentlichen Freundlichkeit Gebrauch zu machen.“

„Einſteigen — nach Augsburg!“

„Bitte, überlegen Sie nicht allzu genau, und ſeien Sie verſichert, daß mein Anerbieten in der uneigennützigſten Abſicht geſchah.“

Der junge Mann trat an ſeinen Wagen, und hier ſagte ihm der freundliche bayeriſche Schaffner, während er einſtieg, „wenn Sie mir nur einen Wink gegeben hätten, ſo würde ich Ihnen den Schlag da drüben geöffnet haben; es iſt allerdings erſte Klaſſe, aber für ein paar Stationen nimmt man das nicht ſo genau.“

„Ich danke Ihnen und werde mir das für die nächſte Station merken.“

Wieder raſſelte und brauste der Zug dahin und die Lokomotive pfiff gellend in den heitern Abend hinaus, als freue ſie ſich ihres eiligen Laufes in der milden Sommerluft, durch die von den letzten Strahlen der Sonne beſchienene Landſchaft. Ein gleiches Gefühl von Behaglichkeit durchſtrömte auch die meiſten der fühlenden Weſen auf dem Zuge, und wenn ſie hinausſchauten auf die weite Ebene, die ſich vor ihren Blicken aufthat, und auf die zurückweichenden Anhöhen, gekrönt mit Schlöſſern und Kirchen, deren Fenſter wie glühende Augen funkelten, wenn ſie den Blick ſchweifen ließen über die blumigen Wieſen, beſtrahlt von dem röthlichen Sonnenglanze, der jetzt ſo intenſiv war, daß die herumgaukelnden weißen Schmetterlinge golden und röthlich glänzend ausſahen, wenn man dazu bemerkte, wie die Arbeiter mit Weib und Kind wieder von ihrem harten Tagewerke langſam in ihr Dorf heimkehrten, ſo fühlte man ſich von einem unendlich wohlthuenden Gefühle, von einem ſüßen Frieden beſeelt, wobei man mit offenen Augen ſo angenehm träumen konnte und wobei die lieblichſten Bilder aus Vergangenheit und Zukunft ſo lebendig vor unſerem inneren Blicke vorüberzogen.

Auch der junge Mann in der rechten Ecke des Halbcoupés hätte ſo gern das liebliche Bild gegenüber hoffnungsvoll und erwartend mit ſeinen phantaſtiſchen Ge-

hier ſchon Winter; der Boden bedeckt mit den gelben und rothen Blättern der Caſtanien, Ulmen, Eſchen, kurz all der Bäume, die auch hier in der kalten Jahreszeit ihr Laub verlieren; die immergrünenden Bäume und Gebüſche aber, die dazwiſchen ſtehen, Steineichen, Lorbeeren, ſowie die coloſſalen Epheuranken, welche ganze Stämme umwunden haben und das abgefallene Laub derſelben vollſtändig erſetzen, machen den Anblick der Gegend hier ſo maleriſch und ſchön; es liegt das wie aller Effect in den Contraſten, und man kann nichts ſchöneres ſehen als dort z. B. jenes weiße Haus mit ſeiner weit vorſpringenden Veranda, deren Laubdach theils auf alten grauen Holzſtämmen, theils auf roh gemauerten Pfeilern ruht. Unter den Fenſtern hängen Welſchkornkränze von goldgelber Farbe, wilde Reben, die leicht über eine niedrige Mauer geſchlungen ſind, ſehen glänzend roth aus, und während ſich eine mächtige immergrüne Eiche wie liebend über das Dach hinneigt, ſtehen vorn am Eingange des Gehöftes zwei ſehr hohe ſchwarze Cypreſſen ernſt und unbeweglich, das Koſen der milden Luft, welches die andern Blätter leicht erzittern läßt, macht auf ſie keine Wirkung, und ſie verharren ungerührt, finſter, ja melancholiſch; es iſt noch ein Glück, daß ein junges hübſches Mädchen mit üppigem Haarwuchs und ſchwarzen, glänzenden Augen an einem dieſer mürriſchen Stämme lehnt und lachend „Dio mio“ ruft, während wir vorüber ſauſen. Die Rebgewinde haben auch ſchon meiſtens ihre Blätter verloren, und man ſieht deutlicher ihre phantaſtiſchen und ſeltſamen Verſchlingungen. Wenn ich ſo die alten Maulbeerbäume anſehe, welche geduldig die Umarmungen der Rebe ertragen, ſo kommt es mir oft vor, als thäten ſie das nur zu ihrem eigenen Vergnügen, und als hielten die bejahrten Stämme zuweilen eine kleine Tanzpartie und gebrauchten hierzu die Rebe als Guirlande oder Blumenkranz.

Doch wir ſind bereits dritthalb Stunden gefahren, immer an ähnlichen Gegenſtänden vorüber, die ſich mit geringen Abwechslungen gleich bleiben, und haben Piſa erreicht, wo man beim

danken umſponnen, ſeine Wünſche nur auf ſie gerichtet, hätte ſich ſo gerne nur mit ihr allein beſchäftigt, wenn ihm ſein dicker Nachbar hiezu die nöthige Ruhe und Muße vergönnt. Dieſes Murmelthier war aber nach einem fünfſtündigen Schlafe jetzt zu klarem Bewußtſein aufgewacht, und erſchien ihm wie einer jener fetten Nachtſchmetterlinge, die bei ſinkender Nacht beweglich werden und uns durch ihr unaufhörliches Geſumme beunruhigen; dabei hatte dieſer Mann ein fürchterliches Gedächtniß, denn er fing ſein Geſpräch damit an, wo er es vor dem Einſchlafen hatte fallen laſſen, bei Eiſenbahnunfällen der unglaublichſten Art. Hiezu kam noch, daß er ſich mit ſeinen Erzählungen an Niemand anders als an ſeinen rechten Nachbar wenden konnte; denn wenn er auch gegen den Linken, den Großkarrirten, eine Bemerkung hinwarf, ſo that dieſes durchaus keine andere Wirkung, als daß jener vielleicht ſein berühmtes Lied ein oder zwei Minuten lang in einer ganz verſchiedenen Tonart wieder zu pfeifen anfing. Zum öfteren ſah der junge Mann auf ſeine Uhr und der dahinjagende Zug ſchien ihm förmlich langſam zu ſchleichen. Doch gibt es kein wahreres Sprüchwort, als folgendes:

„Mit Geduld und Zeit
Wird aus einem Maulbeerbaum ein Kleid.“

Auch müſſen wir eingeſtehen, daß er die Fahrt auf

dieſer ziemlich langen Station nicht unbenützt verlor — er hatte wieder angefangen, ſich mit ſeinem ſchönen Gegenüber pantomimiſch zu unterhalten, und bemerkte mit Entzücken, daß er wenigſtens ſo weit gekommen war, daß ſie ſeine ſtummen Liebeserklärungen mit einem nicht unfreundlichen Lächeln, ja ſogar erröthend, mit einem gewiſſen vielſagenden Augenniederſchlag beantwortete. Jetzt ſah man rechts und links an der Bahn zahlreiche Bauernhöfe und Landhäuſer mit parkähnlichen Umgebungen, auch hohe und lange Fabrikgebäude mit zahlloſen, hell erleuchteten Fenſtern, endlich den Schimmer von Gaslichtern, und nun pfiff auch die Lokomotive anhaltend und heftig.

„Augsburg — zehn Minuten Aufenthalt!“

Dießmal hatte unſer junger Mann die Vorſicht gebraucht, die Thüre während der Einfahrt in den Bahnhof zu öffnen, und ſprang heraus, als der Zug noch nicht einmal ruhig ſtand.

Dann öffnete er raſch die Thüre des Coupés gegenüber, bot der jungen Dame ſeinen Arm, und es durchzuckte ihn ein wonniges Gefühl, als ſie ſich während des Ausſteigens feſt darauf ſtützte; dann legte ſie ihren Arm in den ſeinigen und ſchritt mit ihm auf dem Trottoir auf und nieder. Wie war ihm dabei ſo froh und glücklich zu Muthe, denn das junge Mädchen ſchien alle Scheu vor ihm als einem fremden Manne gänzlich verloren zu haben.

Sie hatte ſich feſt an ſeinen Arm gehängt, ja man hätte ſagen können, innig an ihn geſchmiegt, und plauderte dabei unbefangen, luſtig, faſt ausgelaſſen, indem ſie die andern Paſſagiere, die auf- und abgingen, zur Zielſcheibe ihrer fröhlichen Bemerkungen machte. Auch die Nachbarn des jungen Mannes entgingen ihren pikanten Einfällen nicht, beſonders, nachdem er ihr dieſelben geſchildert; ja, er hatte Mühe, das heitere Mädchen davon abzubringen, daß ſie nicht die Fahnenwacht vor ſich hinſummte, als ihr der Großkarrirte begegnete; doch konnte ſie nicht unterlaſſen, ihm einen ſehr heiteren Blick zuzuwerfen, den er aber nicht zu ſehen ſchien, oder den er, wenn er ihn ſah, mit einer an Verachtung ſtreifenden Gleichgültigkeit erwiederte.

„Haben Sie einen Entſchluß gefaßt in Betreff der Ankunft in München?“ fragte er in einem bittenden Tone, „und werden Sie mir erlauben, mit aller Ehrfurcht, die ich einer Dame ſchuldig, dort für Sie zu ſorgen?“

„Was kann ich machen?“ — gab ſie in ernſtem Tone, doch mit einer ergebenen Miene zur Antwort, „komme ich mir doch vor wie ein ſchwacher Kahn, den der Sturm dem ſicheren Hafen entführt, und muß froh ſein, eine ſtarke Hand gefunden zu haben, die das arme Fahrzeug auf die rechte Bahn zurückführt.“

„Gewiß, mein Fräulein, eine ſtarke Hand,“ ſagte er und ſetzte mit einem innigen Tone hinzu: „welche aber von einem ehrlichen Herzen regiert wird.“

„So will ich ihr denn vertrauen!“ verſetzte ſie, ihn offen und ehrlich anſchauend, „denn ich glaube in Ihren Zügen zu leſen, daß Sie nicht im Stand ſind, ein Ihnen geſchenktes Vertrauen zu mißbrauchen.“

„Sie ſind alſo entſchloſſen, für heute in München zu bleiben?“

„Kann ich anders? Und dabei iſt nur Eines, was mich beruhigt, daß nämlich mein Bruder, der ſehr praktiſch iſt, überzeugt ſein wird, daß ich mich morgen Abend zur ſelben Stunde entweder hier in Augsburg oder, was ich in dieſem Falle vorziehe,“ ſagte ſie, den jungen Mann freundlich anblickend, „in München bei der Ankunft des Schnellzuges einfinden werde.“

„Wenn Sie erlauben, in meiner Begleitung, um mich Ihrem Herrn Bruder vorzuſtellen und ihm zu ſagen, wie glücklich mich ſein Unfall gemacht?“

„Gut denn, ich begebe mich unter Ihren Schutz; darf aber jetzt wohl um Ihren Namen bitten?“

„Ich heiße Eugen Stollberg — Beſitzer eines kleinen, aber ſchön gelegenen Gutes an den Ufern des Rheines, in der Nähe von Bingen — Sie kennen wohl die herrlichſte Gegend unſeres ſchönſten deutſchen Stromes?“

„Gewiß, Herr Stollberg, ich beſuchte Bingen, ich war auf dem Niederwald und auf dem Johannisberg. Der letztere gehört zu meinen liebſten Erinnerungen. Ich war dort vor zwei Jahren auf ein paar Tage zum Beſuch bei Fürſt Metternich.“

„A—ah!“ machte der junge Mann und konnte ſich nicht enthalten, ſeine ſchöne Nachbarin mit einer etwas ſcheuen Ehrerbietung zu betrachten.

„Kennen Sie den Johannisberg?“ fragte ſie.

„Ich war ſehr häufig droben — aber,“ ſetzte er mit einer Verbeugung hinzu, „nie zu gleicher Zeit mit der fürſtlichen Familie.“

„Hätte ich das Vergnügen gehabt, früher mit Ihnen bekannt zu werden, ſo würde ich Ihnen ein paar empfehlende Worte an den Fürſten gegeben haben — was indeſſen immer noch geſchehen kann,“ fuhr ſie heiter fort, „wenn Sie nämlich Ihren Poſten als mein Kavalier zu meiner vollkommenſten Zufriedenheit ausfüllen — jedenfalls will ich Ihnen meine Karte geben, damit Sie ſich vielleicht ſpäter erinnern, wem Sie ſo gütig waren, Ihre Dienſte anzubieten.“

Als ſie ſo ſprach, ſtand die junge Dame neben dem Coupé, wo ſie ihren Platz hatte, und zeigte auf eine Reiſetaſche von rothem Maroquin, die aber ſo weit entfernt lag, daß ſie ſie mit der Hand nicht erreichen konnte,

„Wollen Sie vielleicht ſo freundlich ſein, mir meine Taſche zu geben?“

Er ſprang raſch in den Wagen und reichte ihr das Verlangte.

Sie öffnete die Reiſetaſche, nahm ein kleines Etui von weißem Elfenbein heraus und zog aus demſelben eine Karte, die ſie ihm darreichte.

Die Eiſenbahnglocke gab in dieſem Augenblicke das dritte Zeichen.

Er glaubte, es ſei beſcheidener, wenn er die Viſitenkarte ungeleſen in die Taſche ſtecke; doch da ſie ſein Vorhaben errieth, ſagte ſie lächelnd: „Leſen Sie immerhin; es wäre unrecht von mir, wenn ich, die Ihren Namen weiß, jetzt noch als Unbekannte vor Ihnen ſtände.“

Darauf las er beim Schein einer Laterne: „Mathilde, Gräfin Patasky,“ und machte alsdann gegen die junge Dame eine tiefe Verbeugung, was einigermaßen komiſch ausſah, da er vorher ſchon in etwas gebückter Stellung in dem Coupé ſtand.

„Einſteigen nach München!“ rief der freundliche bayriſche Schaffner, und da er ein kluger Mann war und die Lage der Dinge mit einem einzigen Blicke überſchaute, ſo half er der Dame einſteigen, ohne dem jungen Manne Zeit zu laſſen, aus dem Coupé zu ſpringen.

„Laſſen Sie mich doch zuerſt hinaus!“ rief dieſer, „mein Platz iſt im andern Wagen.“

Da aber die junge Dame, ohne etwas zu erwiedern, einſtieg, ſo nahm der Schaffner das Alles für eine ausgemachte Sache an, ſchloß raſch die Thüre des Coupés und ſagte, ehe er davon ging: „Wir haben bis München keine Zwiſchenſtation; die Fahrt dauert eine ſtarke Stunde.“

„Sie ſehen mich untröſtlich!“ ſagte der junge Mann, nachdem er ſich in ehrerbietiger Entfernung von der Gräfin Patasky niedergelaſſen, „daß der Zufall ſchuld daran iſt, wenn ich Sie durch meine Gegenwart beläſtige.“

„Eine Bemerkung,“ gab ſie heiter zur Antwort, „die eben ſo unwahr als unrichtig iſt. Sie ſind darüber nicht untröſtlich und Ihre Gegenwart beläſtigt mich nicht im Geringſten — bedenken Sie nur die langweilige Fahrt einer ganzen Stunde ohne Zwiſchenſtation — ich hoffe, Sie fangen Ihren Dienſt als mein Kavalier ſchon jetzt dadurch an, daß Sie ein wenig mit mir plaudern.“

Der Zug hatte ſich wieder in Bewegung geſetzt, und Herr Stollberg fand, wie unendlich er in jeder Beziehung bei dem Wagentauſch gewonnen. Wie angenehm ſaß er hier auf dem weichen Sammetkiſſen und der viel ſanfteren Bewegung dieſes neueren und beſſeren Wagens. Ungleich köſtlichere Atmoſphäre herrſchte hier; die junge, ſchöne

Dame ſtrömte einen ſanften Duft wie von Veilchen aus und dabei that es ihm außerordentlich wohl, endlich einmal erlöst zu ſein von dem Eiſenbahnunfälle erzählenden dicken Herrn und von der Weiſe der Fahnenwacht, welche Beide ihm unerträglich geworden waren. Dabei herrſchte in dem Coupé ein angenehmer Dämmerſchein, denn das Licht der Kryſtallſchale mit der Lampe oben in der Decke war gemildert durch einen halb darübergezogenen grünſeidenen Vorhang.

Um nun dem ihm ertheilten Befehle, ſeine intereſſante Nachbarin zu unterhalten, ſo gut als möglich nachzukommen, erzählte er, welches Intereſſe ihm ſeit der Abfahrt von Stuttgart dieſes hermetiſch verſchloſſene Coupé eingeflößt, und welch' mächtigen Eindruck es auf ihn gemacht, als die Dame in demſelben nun endlich, nach ſehr langer Zeit, ſo freundlich geweſen war, den grünſeidenen Vorhang aufzuziehen. Auch berichtete er ferner, als nun derſelbe grünſeidene Vorhang ſo plötzlich wieder niedergefallen wäre, ſei ihm zu Muthe geweſen, wie wenn an einem klaren Sommertage plötzlich die Sonne durch eine ſchwere neidiſche Wolke verfinſtert würde. Dieſes Bild war an ſich nicht neu, auch nicht übermäßig poetiſch; doch verfehlte es nicht, einen heiteren Eindruck auf die ſchöne Nachbarin des Herrn Stollberg zu machen. Ja, ſie ſagte nach einer Pauſe: „Sie wiſſen es, daß, wenn

man ſo allein in einem Coupé fährt, man ſich endlich langweilt, und in dieſer Langenweile gewährte es mir eine kleine Zerſtreuung, hinter dem Vorhange her mein Gegenüber zu beobachten. Schon lange vorher, ehe Sie mich ſahen, hatte ich Sie bemerkt — neben Ihnen einen dicken Herrn mit echauffirtem Geſicht — dann eine lange Figur mit großkarrirtem Anzuge —"

„Und noch langweiliger dadurch," fiel ihr der junge Mann in's Wort, „daß dieſes Ungeheuer in einem fort die Weiſe eines Liedes, ‚die Fahnenwacht' pfiff."

Herr Stollberg hatte eine ſehr ſchöne Stimme, und da ſeine Nachbarin nun in einem fragenden Tone ſagte: „Die Fahnenwacht?" und dann wie nachdenkend ſchwieg, ſang er «mezza voce»:

„Kennſt Du das Lied,
Das ich einſt ſo gerne gehört?"

Sie erwiederte lachend: „Das Lied, welches Sie einſt ſo gerne gehört, kenne ich allerdings, wenn dieſes Lied nämlich die ‚Fahnenwacht' iſt, ich hörte es einmal in einem Konzert — dann war in der andern Ecke Ihres Wagens noch ein Herr, der beſtändig las."

„Ein Gelehrter oder ein Schriftſteller — er war ſtumm wie ein Fiſch, und wenn wir rauchten, ſo ſchien er wie ein ſolcher nach Luft zu ſchnappen."

„Sie ſind ein Raucher?"

„Ja wohl, gnädige Gräfin.“

„Warum rauchen Sie nicht!“

„O, in Ihrer Gegenwart würde ich mich deſſen nicht unterſtehen.“

„Dazu ſehe ich keinen Grund: man öffnet ein Fenſter und iſt durchaus nicht genirt.“

„Verzeihen Sie mir, gnädige Gräfin, aber in Ihrer Gegenwart würde mir, wie ich überzeugt bin, die feinſte Cigarre nicht ſchmecken; auch erinnere ich mich ſo eben, meine Cigarrentaſche drüben gelaſſen zu haben.“

„Das iſt kein Grund; nehmen Sie von meinen Cigarren — das heißt, von denen meines Bruders — Sie werden ſie in der ledernen Taſche finden dort neben dem hellen Paletot.“

„Ich weiß in der That nicht, ob ich mir erlauben darf —“

„Machen Sie keine Umſtände, ich rauche mit Ihnen.“

„A—a—ah!“ ſagte der junge Mann, und in der Betonung dieſes Ausrufs lag eine nicht unbedeutende Verwunderung.

„Wollen Sie mir eine Cigarre reichen?“

„Mit dem größten Vergnügen.“

„Und ſich ſelber eine nehmen?“

„Mit noch größerem Vergnügen.“

„Schön — — — — ich danke Ihnen. Sie werden

Aussteigen durch eine fast undurchdringliche Schaar von Kutschern und Dienstfertigen aller Art, die uns selbst und unser Gepäck davonführen wollen, aufgehalten wird. Pisa ist für seine jetzige Bevölkerung viel zu groß, und seine Straßen liegen deßhalb öd und leer; man kann dieß selbst vom dortigen Lungarno sagen, der übrigens weit schöner und prachtvoller ist, als der Florentiner; wenige Spaziergänger sieht man hier in gewöhnlichen Stunden, selten rasselt eine Equipage über das Pflaster, und die großen Paläste und Häuser an den Quais stehen da ernst und trauernd. Uebrigens ist Pisa bekanntermaßen eine schöne und sehr merkwürdige Stadt, im Sommer besucht von zahlreichen Fremden, welche die milde, einer kranken Brust so zuträgliche Luft einathmen und sich am Anblick der alten herrlichen Bauwerke, des Campo santo, der Kathedrale und des schiefen Thurmes ergötzen. Ach! mit dem Bild des schiefen Thurmes tritt mir eine Erinnerung aus der Jugendzeit so lebhaft vor die Seele! Ich hatte denselben auf einem Schreibheft abgebildet, konnte nicht begreifen, warum er in solcher naturwidrigen Haltung nicht umstürze, und versuchte eines Tages den Baumeister, der vielleicht Zufall heißt, auf meinem Schreibheft zu verbessern, indem ich den schiefen Thurm durch einige dicke Tintenstriche an der überhängenden Seite mit einem soliden Strebepfeiler unterstützte; dieß trug mir übrigens tüchtige Klapse ein, was aber unter anderm den Vortheil hatte, daß ich Pisa und seinen schiefen Thurm niemals vergaß.

Der Eisenbahnhof nach Lucca liegt in Pisa entgegengesetzt von dem Florentiner, und man muß die ganze Stadt durchfahren, um dorthin zu gelangen; er ist klein, etwas kümmerlich, und sieht sehr provisorisch aus. Nach Lucca kommt man in ungefähr dreiviertel Stunden durch eine wunderschöne und reizende Gegend; die Bahn führt meistens an den Bergabhängen hin, die mit Schlössern, Thürmen, kleinen und großen Villen übersäet sind, und bekleidet mit einer mannichfaltigen jetzt noch tief grünen Vegeta-

auch dort das Feuerzeug finden, und bitte ich Sie um ein brennendes Wachskerzchen."

Er hatte ihr die Cigarre dargereicht und nun auch das brennende Wachskerzchen; dann ſchaute er ihr zu, wie elegant ſie eine kleine Scheere handhabte und damit die Spitze der Cigarre abſchnitt. Auch konnte er es nicht unterlaſſen, hierauf mit einem langen Blicke ihr ſchönes Geſicht anzuſehen, als es nun ſo eigenthümlich roth angeſtrahlt war von dem Schein des kleinen Lichtes, während ſie ihre Cigarre anzündete. Dabei wandte ſie ihm ihre leuchtenden Augen zu und ſah ihn ſo freundlich an, daß er nicht unterlaſſen konnte, einen tiefen Athemzug zu thun.

„So, jetzt rauchen Sie auch — und dann fahren Sie in Ihrer Erzählung von vorhin fort, oder wenn Sie wollen, will ich es thun. Als Sie, nachdem ich meinen Vorhang herabgelaſſen, es mit dem Ihrigen ebenſo machten, lachte ich über Ihre Kriegsliſt, denn ich bemerkte wohl, wie Sie mich durch einen etwas zu großen Spalt fortwährend betrachteten; das amüſirte mich und ich mochte Sie nun nicht länger des Glückes berauben, mich anſehen zu dürfen."

„Ach ja, des Glückes — wer möchte das leugnen. Darf ich nun wieder fortfahren?"

„Es iſt dieß eigentlich unnöthig, denn was nun geſchah, blieb Keinem von uns Beiden verborgen."

„Sie machen mich glücklich, indem Sie das ſagen und mich ſo ahnen laſſen, daß Sie mich auch verſtanden.“

„Ob ich Sie verſtanden, weiß ich nicht genau,“ entgegnete die ſchöne Gräfin in einem gleichgültigen Tone, „ich glaube, Sie machten mich, Ihr vis-à-vis, zuweilen auf die Schönheit der Gegend aufmerkſam.“

„Ja — und —“

„Auf beſonders maleriſch gelegene Schlöſſer? Erinnern Sie ſich an eines derſelben, es lag auf meiner linken Seite, hoch auf einem Berge? ein anmuthiges, höchſt pittoreskes Gebäude.“

„Burgau?“

„Ah — das war Burgau — iſt es bewohnt?“

„Ich glaube, daß es bewohnt iſt,“ erwiederte der junge Mann mit einem ſo auffallenden Seufzer, daß ſie nicht anders konnte, als ihn nach der Bedeutung deſſelben zu fragen.

„Dieſes Burgau,“ gab er zur Antwort, „kommt mir immer vor, ſo oft ich es ſehe, wie der Sitz der Glückſeligkeit, wie das Aſyl einer ſtill verborgenen, wunderbaren Liebe — ich weiß nicht warum, aber in dem kleinen Schloſſe ſcheint mir, fern von aller Welt, irgend ein glückliches Liebespaar zu hauſen, und in meiner Phantaſie ſehe ich dieſes Paar Hand in Hand an einem der Fenſter

ſitzen, ſelig in ihrer Abgeſchiedenheit den fern dahinziehenden Eiſenbahnzügen zuſchauend."

„Fänden Sie es aber nicht langweilig, wenn das liebende Paar den ganzen Tag Hand in Hand am Fenſter ſäße?"

„Meinetwegen mit Unterbrechung — ſie werden auch ſonſt noch etwas zu thun haben."

— — — — „Es iſt dieß doch eine ſehr lange Station," ſagte die junge Dame, nachdem ſie eine Zeitlang geſchwiegen und ſich in ihre Ecke zurückgelehnt hatte.

„Ach, wenn ich mir nur erlauben dürfte, dieß ganz und gar nicht bedauerlich zu finden!" konnte er ſich nicht enthalten zur Antwort zu geben; „ſo oft ich das Pfeifen auf einer Zwiſchenſtation höre, fürchte ich immer, es ſei München."

„Unbeſorgt — wir fahren kaum eine Viertelſtunde," entgegnete ſie, nachdem ſie bei der Glut ihrer Cigarre auf ihre kleine Uhr geſehen, die ſie an einer ſchweren Kette im Gürtel trug.

„Wenn wir ankommen, gnädige Gräfin, ſo darf ich mir alſo erlauben, Ihr Kavalier zu ſein?"

„Gewiß — aber thun Sie mir einen Gefallen und ſagen Sie nicht immer ‚gnädige Gräfin', das klingt ſo unendlich langweilig" — ſie ſah ihn bei dieſen Worten

mit einem ausdrucksvollen Blicke an — „ſo förmlich,“ ſetzte ſie aufathmend hinzu, „und da uns das Schickſal, oder wenn Sie wollen, der Zufall in ein gewiſſes Verhältniß zu einander gebracht, ſo wollen wir auch die übergroßen Förmlichkeiten verbannen, wenn Sie es zufrieden ſind.“

„Ob ich es zufrieden bin, aber —“

„Was quält Sie für ein Aber?“

„Ich muß doch wiſſen, wie ich Sie nennen ſoll?“

„Nennen Sie mich einfach Gräfin, oder Gräfin Mathilde, was Ihnen geläufiger erſcheint.“

„Ich glaube, am geläufigſten wird mir Ihr Titel mit dem ſchönen Namen Mathilde ſein — ach! ein Name, der für mich einen ganz beſonders zauberhaften Klang hat.“

Dann ſummte er aus der Oper Tell die Arie Melchthal's: „Mathilde, o Mathilde!“ worüber ſie ſtill vor ſich hin lächelte und dann ſagte: „Es iſt doch eine großartige Muſik!“

„Ja,“ fuhr er in einem innigen Tone fort, „und ein ſo rein menſchliches Verhältniß, das zwiſchen den beiden Liebenden — zwiſchen dem bürgerlichen Melchthal und der Gräfin Mathilde.“

„Iſt ſie in der Oper wirklich eine Gräfin? Ich dachte, ſie wäre ein Freifräulein.“

„Es iſt das auch möglich," entgegnete er mit einem Seufzer, „und in der Oper wie im gewöhnlichen Leben von keiner großen Bedeutung — Freifräulein oder Gräfin, eine Kluft, die nicht zu überſpringen iſt."

„Ohne Brücke allerdings nicht, mein lieber Herr Stollberg," ſagte ſie leicht hingeworfen, „und es gibt Leute, die den Muth haben, eine ſolche Brücke zu ſchlagen."

Während die ſchöne Gräfin das ſagte, hatte ſie das Fenſter ein wenig herabgelaſſen und ihre Cigarre hinausgeworfen. Dann fuhr ſie mit ihrem feinen Taſchentuch wiederholt über ihre Lippen und nahm hierauf aus einer kleinen Reiſetaſche eine Orange, die ſie auf's Zierlichſte ſchälte, auseinanderbrach, ihrem Nachbar dann anbot, indem ſie ſich auf eine ungezwungene Art gegen ihn neigte, und dann von der Frucht eſſend mit aufgeſtütztem Arm in dieſer Stellung verblieb.

Sie kam ihm dabei ſo nahe, daß er mit gierigem Ohr ihre Athemzüge hörte und daß ihm zu Muthe war, als ſteige die Temperatur in dem Eiſenbahnwagen um zehn Grad Reaumur. Er zog haſtig ſeine Uhr hervor und ſah zu ſeinem Schrecken, daß ſie bereits fünfundzwanzig Minuten gefahren waren.

„Was ſagte ich doch vorhin?" fragte ſie nach einer kleinen Pauſe.

„Sie ſprachen von Jemand, der den Muth hätte,

über einen Abgrund im gesellschaftlichen Leben eine Brücke zu legen — wenn er aber bei diesem Versuche eine Niederlage erlitte?"

„Wer kann wissen, ob ihm nicht vom anderen Ufer eine hülfreiche Hand geboten wird?"

„Um ihn zu sich in die Höhe zu ziehen?" fragte er hastig.

„Vielleicht — vielleicht aber auch, um mit ihm in den Abgrund zu stürzen."

„Ah, mein Fräulein, auch das wäre eine Seligkeit, mit Jemand, den man liebt, in einen Abgrund zu stürzen."

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin."

„Das, was Sie soeben deklamirten," sagte sie heiter, „ist aus jener glücklichen Zeit, als die Seejungfrauen noch öffentlich ihr gefährliches Wesen treiben durften."

„Ah — gewiß eine glückliche Zeit! ich möchte auch so hinsinken wie jener Jüngling, selbst auf die Gefahr hin, nicht mehr gesehen zu werden."

Er hatte sich bei diesen Worten, welche er mit großer Bewegung aussprach, langsam gegen sie geneigt und dabei hatte seine Hand, die er ebenfalls aufstützte, die ihrige leicht berührt, doch nur für eine Sekunde, denn alsdann richtete sie sich rasch auf und sagte, zum Fenster hinaus-

ſchauend: „So viel ich ſehen kann, fahren wir über eine flache, einförmige, traurige, öde Gegend.“

„Ja, traurig und öde — ſehr öde und ſehr traurig.“

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen auch ſo geht,“ fuhr ſie in einem gefälligen Tone fort, „aber das Vorbeihuſchen im Dunkel der Nacht an Gegenſtänden, die man nicht zu unterſcheiden vermag, hat für mich etwas Unheimliches; ich ziehe es vor, im ringsum verſchloſſenen Coupé zu ſitzen, wobei man ſich einbilden kann, man ſei zu Hauſe in ſeinem kleinen Boudoir.“

Bei dieſen Worten zog ſie langſam den grünſeidenen Vorhang des Seitenfenſters herab.

Ein Blick auf die Uhr belehrte ihn, daß ſie nur noch zwanzig Minuten bis München hatten, doch zog er jetzt um ſo eher den grünſeidenen Vorhang an ſeiner Seite mit einer nicht zu verkennenden Ungeduld ebenfalls herab.

„So,“ ſagte ſie mit einer liebenswürdigen Heiterkeit, „jetzt ſitzen wir wie die Kinder in einem verſchloſſenen Wagen und können uns Märchen erzählen — ſaßen Sie als Kind ebenfalls gerne im verſchloſſenen Wagen?“ ſagte ſie.

„O ja — außerordentlich gerne.“

„Ich that es wegen des köſtlichen Ledergeruchs — und weßwegen thaten Sie es?“

„Ich wegen einer minder unſchuldigen Urſache — ich hatte damals eine kleine Geliebte.“

„Als Kind — Sie haben früh angefangen.“

„Sie werden mich nicht mißverſtehen, Gräfin Mathilde. Es war eine jener kleinen Leidenſchaften, für welche man Vogelneſter ausnimmt, die Aepfel des Nachbars ſtiehlt, dem Haushahn die ſchönſten Federn ausrupft und Veilchen ſucht — — ach!“ rief er enthuſiaſtiſch, „und Veilchen liebten wir Beide leidenſchaftlich!“ Er ſagte dieß mit Beziehung auf das feine Parfüm ihres Sacktuches, das ſie ihm nun lachend zuwarf, indem ſie ſagte: „Es iſt eigenthümlich, Herr Stollberg, trotzdem wir uns bisher nicht gekannt, ſympathiſiren wir doch in einem gemeinſchaftlichen Odeur, in der Liebhaberei, in einer verſchloſſenen Kutſche zu fahren, und —“

„In dem Gedanken,“ fiel er raſch ein, „daß nur Muth dazu gehört, um einen tiefen Abgrund zu überbrücken.“

„Darin ſympathiſiren wir nicht ſo ganz, denn ich bin der Anſicht, daß der Muth nur dann etwas hilft, wenn uns vom anderen Ufer eine hülfreiche Hand geboten wird.“

Sie brauchten nur noch eine Viertelſtunde, um München zu erreichen.

„O, Gräfin Mathilde, reichen Sie mir für einen Augenblick Ihre Hand.“

„Und wozu?“

„Um mir über einen Abgrund hinwegzuhelfen!“ rief er in leidenſchaftlichem Tone.

„Ich ſehe aber keinen Abgrund.“

„O ja, er iſt da, tief und gefährlich; ich fürchte nicht das Hereinſtürzen, ich fürchte nur, wenn ich in dieſen Abgrund fiele, daß Sie droben am Rande ſtehen blieben, herzlich lachend über den armen Getäuſchten — darum reichen Sie mir Ihre Hand — o, nur die Spitze Ihres Fingers.“

Die Lokomotive des Zuges ſtieß einen gellenden Pfiff aus.

„Ich glaube, wir werden bald in München ſein,“ ſagte ſie in ruhigem Tone.

„Und kein Mitleid, keine Güte, kein Erbarmen?“

„Wollen Sie nicht ſo freundlich ſein, zu ſehen, ob Sie ſchon etwas von der Stadt erblicken, vielleicht Gaslichter in der Ferne? — es iſt das immer ein tröſtlicher Anblick, wenn man ſich ſeinem Reiſeziele nähert.“

„Für mich ein ſehr unglücklicher,“ ſprach er mit einem tiefen Seufzer, doch kam ihm plötzlich eine ſehr glückliche Idee.

Er ließ raſch den Vorhang in die Höhe ſchnellen und ſagte in lebhaftem Tone: „Dort ſieht man ferne Gaslichter durch die Nacht ſchimmern; es wird München ſein — wollen Sie vielleicht hinausſchauen?“

Sie erhob ſich raſch, wobei ihr Kleid von ſchwerer Seide rauſchte; ſie trat neben ihn — ſie ſchaute hinaus.

„Wo denn?“ fragte ſie.

„Dort, mehr nach vorne — Sie müſſen ſich etwas mehr vorbeugen — ſehen Sie die Gaslichter?“

„Ja, ich ſehe ſie —“

„Schon das Ziel unſerer Fahrt — iſt das nicht traurig — einer ſo ſchönen Fahrt — — — die ich nie, nie vergeſſen werde.“

„Auch ich werde dieſer Fahrt und Ihrer dankbar gedenken.“

„O, Dankbarkeit iſt nicht das Gefühl, welches Sie beſeelt — ich bat Sie, mir Ihre Hand zu reichen, Sie haben es mir grauſam verweigert, und trotzdem bitte ich noch einmal darum.“

„Sie ſind ein ſonderbarer Menſch! Da haben Sie meine Hand.“

Er hätte gern mit glühenden Worten dafür gedankt; doch war ihm das im gegenwärtigen Augenblick nicht möglich, denn er führte dieſe kleine, weiche Hand an ſeine Lippen und drückte unzählige Küſſe darauf.

Auch ließ ſie das nicht nur geſchehen, ſondern da ſie die Gaslaternen deutlicher ſehen wollte, ſo beugte ſie ſich noch ſtärker gegen das Fenſter, wodurch ſie ihn mit ihrer ſchlanken und doch ſo vollen Geſtalt eine

tion; klare Waſſer ſtürzen aus den Schluchten hervor, und eilen unter der Bahn durch in das flache Land, das ſich auf unſerer Linken in einer unabſehbaren Ebene bis zum Meer hinausſtreckt. Um Lucca treten die Berge etwas zurück; es iſt eine eigenthümliche Stadt, die man, einmal geſehen, nicht ſo leicht wieder vergißt; einſt eine Feſtung hat es ſeine Gräben und Wälle behalten, und letztere, aus grauen Mauern beſtehend, erheben ſich in langen, geraden und regelmäßigen Linien ringsumher aus der Ebene, ſo die Stadt umgebend. Dieſe Wälle ſind Spaziergänge, mit hohen, dichtbelaubten Bäumen bepflanzt, weßhalb man von außen von Lucca wenig mehr ſieht als die gerade graue Mauer mit ihren Baumreihen, und über ſie hinaus ragen die Thürme einiger Kirchen.

Nur bis hieher konnte ich die Eiſenbahn benutzen und mußte meinen Weg über Pietra ſanta nach Carrara auf einem Miethwagen fortſetzen. Um einen ſolchen zu erlangen, ließ ich mich in die Stadt hineinführen vor eines der Wirthshäuſer, wo ſich Vetturini und Kutſcher zu verſammeln pflegen, und war auch im Augenblick meiner Ankunft von einer ſolchen Schaar dienſtfertiger Geſellen umgeben, die einander wegſtießen, ſich vordrängten und mir mit ſo gellender Stimme und lautem Geſchrei ihre Wagen und Pferde anprieſen, daß ich genöthigt war, mir eine Zeitlang die Ohren zuzuhalten. Dabei war es ein completer Abſtreich um meine werthe Perſon, und wenn mich einer um 10 Paoli haben wollte, ſo verlangte der andere 9, ein dritter 8 und ein vierter 7; ich glaube, wenn ich den Spaß länger ertragen hätte, ich wäre umſonſt gefahren worden, ich würde noch Geld dazu erhalten haben. Die Kerle, die mich übrigens in ganz kurzer Zeit von einem einfachen Signor zum Cavaliere und Signor Conte vorrücken ließen, drängten ſich mir gar zu pöbelhaft auf den Leib, und als ich über ſie hinweg nach einem rettenden Gegenſtand blickte, bemerkte ich auf der Treppe des gegenüberliegenden Hauſes einen kleinen unterſetzten Kerl mit einem grauen Calabreſer auf

Sekunde lang berührte, ſo daß es ihn elektriſch durchzuckte. — — —

— — — — „Seien Sie verſtändig,“ ſagte ſie in ſehr ernſtem Tone, „dort iſt ſchon der Bahnhof — Sie verſprachen mir in ehrerbietiger Weiſe mein Kavalier zu ſein, und ein Ehrenmann hält ſein Wort — machen Sie mich nicht böſe, ſonſt —“

„Was ſonſt?“ rief er glühend.

„Sonſt nehme ich auf dem Bahnhofe Abſchied und werde Ihnen gewiß nicht erlauben, mich in meinem Hotel wieder zu ſehen.“

„Aber wenn ich folgſam bin wie ein Kind?“

„In dem Falle — vielleicht.“

„O gewiß — gewiß!“ jubelte er, „jetzt befehlen Sie über mich, was ſoll ich thun?“

„Mir behülflich ſein,“ meine kleinen Sachen und die meines Bruders aus dem Wagen zu bringen, mir alsdann eine Droſchke zu beſorgen, die mich allein zu den ‚Vier Jahreszeiten‘ bringt.“

„Allein, Gräfin Mathilde?“

„Allerdings allein — wogegen ich es Ihnen nicht verwehre, ebenfalls in den ‚Vier Jahreszeiten‘ Ihre Wohnung zu nehmen — verſtehen Sie mich?“

„Ich hoffe, Sie zu verſtehen!“ rief er in einem Tone des Glückes.

„Also nun zu unseren verschiedenen Sachen — nicht wahr, das ist eine schöne Menge — wir werden kaum Alles tragen können, und dann noch Paletot und Shawl meines Bruders — wissen Sie was?“ sagte sie in heiterer Laune, „ziehen Sie Paletot und Shawl an, das wird Sie so weniger geniren. Sollte Jemand auf dem Zuge sein, der uns in Stuttgart einsteigen sah, so wird er Sie für meinen Bruder halten — wollen Sie meinen Bruder vorstellen?“ fragte Sie mit einem schalkhaften, süßen Blicke.

„Ich will Alles das sein und vorstellen, wozu Sie die Güte haben, mich zu machen.“

„Gut, das ist köstlich — ich versichere Sie, es macht mich glücklich, zu sehen, wie Ihre Gestalt der meines Bruders ähnelt — — so, jetzt werfen Sie den rothen Shawl über Ihre Schultern, wie er zu thun pflegte, und Jeder, der uns früher sah, wird uns für ein Geschwisterpaar halten.“

Das gellende Pfeifen der Lokomotive war verstummt, der Zug hielt, die Wagenthüren wurden aufgerissen; die Gräfin hatte einen großen Theil ihrer Effekten selbst zu sich genommen, und er trug ein paar kleine, aber schwere Handsäcke. Sein eigenes Gepäck in dem Halbcoupé vis-à-vis kümmerte ihn wenig. Dasselbe konnte ruhig dort liegen bleiben, bis er die Dame in einen Wagen und

nach dem Gasthofe gebracht hatte. Der Schnellzug, mit dem er gekommen, hatte, ehe er weiter nach Wien ging, hier einen Aufenthalt von fast drei Viertelstunden.

Der junge Mann stieg so langsam wie möglich aus dem Coupé, und dazu hatte er seine Gründe, da es ihm begreiflicher Weise nicht sehr angenehm gewesen wäre, jetzt mit seinen früheren Reisegefährten wieder zusammenzutreffen; doch waren dieselben bereits verschwunden — nur glaubte er zwischen der Menschenmenge am Ende des Bahnhofes die Gestalt des Großkarrirten verschwinden zu sehen. Herr Stollberg dachte vergnügt bei sich, ob derselbe wohl immer noch die Fahnenwacht pfeife?

Jetzt folgten die Beiden den Passagieren, welche sich langsam entfernten, und die Gräfin sagte: „Jetzt erst fällt mir ein, daß mein Bruder den Gepäckschein hat — das ist sehr fatal; ich werde mich behelfen müssen.“ Sie näherten sich dem Ausgange und wollten eben den Bahnhof verlassen, als ein fremder Herr mit einem behaglichen Aeußern und in einer sehr wohlwollenden Miene Herrn Stollberg leicht am Arme berührte und ihm in freundlichem Tone sagte: „Dürfte ich Sie wohl bitten, mir zwei Worte allein zu gönnen?“

„Ist dieß ein Bekannter von Ihnen?“ fragte die Gräfin ihren Begleiter.

„Ich habe diesen Herrn in meinem Leben noch nie

geſehen“ — erwiederte Herr Stollberg, und ſich alsdann zu dem wohlwollend Ausſehenden wendend, ſagte er in einem ärgerlichen Tone: „Ich begreife in der That nicht, was Sie, ein gänzlich Fremder, mir zu ſagen hätten; auch können Sie doch wohl nicht verlangen, daß ich die Dame hier ſtehen laſſe und mit Ihnen auf die Seite trete.“

„Und doch muß ich meinen Wunſch wiederholen,“ erwiederte der Andere ſo höflich als möglich. „Madame wird vielleicht die Güte haben, einen Augenblick hier zu warten, wenn es Madame nicht vorziehen ſollte, ſo lange in die Reſtauration zu treten.“

„So ſprechen Sie hier, was Sie mir zu ſagen haben — ich mag Madame nicht allein laſſen.“

„Seien Sie wegen meiner unbeſorgt,“ flüſterte ihm die Gräfin zu, „ich mache mir nichts daraus, einen Augenblick zu warten.“

„Nun, ſo kommen Sie, mein Herr!“ ſagte der junge Mann aufbrauſend; „aber deſſen kann ich Sie verſichern, wenn Ihre Mittheilungen für mich nicht vom höchſten Intereſſe ſind, ſo werden Sie die Erfahrung machen, daß ich Ihr aufdringliches Benehmen für eine ſtarke Beleidigung nehmen und als ſolche behandeln werde.“

Der behaglich ausſehende Fremde verbeugte ſich lächelnd und erſuchte darauf den jungen Mann, in ein Zimmer

zu treten, deſſen Thüre ſich neben dem Bahnhofausgange befand.

„Und nun? was wollen Sie von mir?“

„Erlauben Sie zuerſt, daß ich mich Ihnen vorſtelle. Ich bin der Polizeikommiſſär Wildhuber.“

Der junge Mann war ſo arglos und dabei ſo aufgebracht über die Einmiſchung dieſes Fremden in ſein kleines Privatverhältniß, daß er mit ſehr lauter Stimme erwiederte: „Herr, es iſt mir ſehr gleichgültig, wer Sie ſind, und ich frage nochmals, was wollen Sie von mir?“

„Der Polizeikommiſſär Wildhuber,“ entgegnete der freundliche Beamte in ſehr ſanftem und langſamem Tone, „wünſcht eine Unterredung mit Ihnen.“

„Und zu welchem Zwecke? Ich habe nichts mit Ihnen zu ſchaffen und haſſe die Polizei.“

Der Andere zeigte ein gemüthliches Lächeln, ehe er erwiederte: „Dergleichen Ausbrüche der Abneigung ſind wir zu gewohnt, als daß ſie irgend einen Einfluß auf uns hervorbringen könnten; auch bitte ich, nicht zu vergeſſen, daß ich Ihnen nicht aus eigenem Antriebe in den Weg getreten bin, ſondern daß ich hier in höherem Auftrage vor Ihnen ſtehe.“

„Vor mir? — vor Eugen Stollberg aus Frankfurt am Main, als den ich mich mit meiner Paßkarte legitimiren kann?“

„Vor Ihnen, mein lieber Herr — das heißt vor Ihrer Perſon, ohne daß wir auf dieſen Namen gerade viel Gewicht legen wollen.“

„Erlauben Sie — ich lege auf meinen Namen ſehr viel Gewicht — dieſer Name ſteht hier auf meiner Paßkarte; ich bin in einem konſtitutionellen Staate und ich erkläre Ihnen jetzt kurz und bündig, daß ich es ſatt habe, mich hier auf einem ſo unwürdigen Orte ausfragen zu laſſen.“

Damit wandte er ſich um, um das Zimmer raſch zu verlaſſen; doch ſagte ihm der Beamte: „Ich bitte Sie recht ſchön, Herr—r—r, wie heißen Sie? doch bitte ich heute kein unnöthiges Aufſehen zu machen und mir zu glauben, daß es mir zuweilen ſelbſt peinlich iſt, meine Pflicht erfüllen zu müſſen.“

Doch Herr Stollberg hörte nicht auf dieſe Worte — er hatte die Hand auf den Drücker des Schloſſes gelegt, er öffnete die Thüre, fuhr aber etwas betreten zurück, als er dort einen ſehr breitſchulterigen Gendarmen bemerkte, der ihm bei ſeinem Erſcheinen etwas auffallend entgegentrat. Trotzdem aber der junge Mann im höchſten Grade überraſcht war, benutzte er doch den Augenblick, wo die Thüre offen war, um einen Blick in die Bahnhofhalle zu werfen und nach der ſchönen Gräfin zu ſehen.

Die Bahnhofhalle war ſo leer als möglich und die

Gräfin Mathilde Patasky verschwunden — natürlich — wer hätte auch von einer so eleganten und vornehmen Frau erwarten können, daß sie sich hier von naseweisen Bahnhofbeamten angaffen lasse — vielleicht hatte sie die Restauration betreten — vielleicht hatte sie auch bei dem Bahnhofinspektor eine Klage zu seinen Gunsten vorgebracht — das Letztere schien das Wahrscheinlichere — er schloß die Thüre wieder und wandte sich in's Zimmer zurück.

„Nun, mein Herr, ich bin also Ihr Gefangener?"

„Es scheint fast so."

Und was haben Sie weiter mit mir vor?"

„Das hängt sehr von Ihnen ab, mein lieber Herr — fügen Sie sich der für Sie allerdings traurigen Nothwendigkeit, und wollen Sie mich mit gutem Willen und hübschem Anstand begleiten, so führe ich Sie sogleich zu dem Herrn Polizeidirektor; ziehen Sie es aber vielleicht vor, oder halten Sie es für nöthig, vorher Ihren vielleicht gerechten Unmuth zu beschwichtigen, so will ich Sie recht gerne einige Stunden allein in diesem Zimmer lassen."

„Gegen die Gewalt ist nichts auszurichten!" gab der junge Mann zähneknirschend zur Antwort: „aber, Herr Polizeikommissär," fuhr er in einem tiefen Athemzuge fort, wobei er seine Hände krampfhaft zusammenballte,

„glauben Sie ja nicht, daß ich mich wie einen Schulbuben behandeln lasse, und seien Sie versichert, daß ich von Ihnen und von Ihrem Herrn Polizeidirektor Rechenschaft verlangen werde."

Der freundliche Beamte zuckte die Achseln, wobei sein Gesicht einen Ausdruck annahm, in dem man deutlich las, daß die Aussicht, zur Rechenschaft gezogen zu werden, keinen großen Eindruck auf ihn mache.

„Nein, das ist unerhört — das ist empörend!" rief der junge Reisende, wobei er mit hastigen Schritten auf und ab ging. „vor ihren Augen verhaftet zu werden — o, sie wird mich für einen zweideutigen Menschen, für einen Taugenichts ersten Ranges halten — mein Herr! Sie haben ein grenzenloses Unrecht an mir begangen — Sie behandeln mich mit einer Gewaltthätigkeit, für welche ich im anderen Falle die Verantwortung nicht übernehmen würde."

„Ich übernehme sie mit großem Vergnügen, und da es mir scheint, Sie wünschen noch ein paar Stunden allein zu bleiben, um sich zu beruhigen — so will ich Ihnen damit nicht hinderlich sein."

Er machte Miene, das Zimmer zu verlassen. Doch bezwang sich der junge Mann so gut es ihm möglich war, und sagte nach einem tiefen Seufzer: „Ich verlange durchaus nicht, allein gelassen zu werden, ich

bin in Ihrer Gewalt, führen Sie mich, wohin Sie wollen."

„Dieser Entschluß ist sehr vernünftig — Sie haben gewiß einen Gepäckschein bei sich?"

„Hier ist er."

„Sie ließen vielleicht auch noch Handgepäck im Wagen?"

„Ja, in der rechten Ecke eines Halbcoupés zweiter Klasse — o, mein Gott! wer hätte das vor einer Stunde gedacht."

„Sie wollen mir also folgen mit gutem Anstand, ohne Aufsehen zu erregen?"

„Ich muß wohl — aber halt — da kommt mir eine Idee! Wenn ich hier Jemand auffinde, der mich und meine Familie kennt, der bereit ist, jede zu verlangende Bürgschaft für mich zu leisten —"

„In dem Falle," entgegnete der Polizeikommissär mit einem ungläubigen Lächeln, wobei ein Blick aus dessen Augen scharf und rasch wie ein Blitz über die Gestalt und das Gesicht des jungen Mannes fuhr — „in dem Falle allerdings — doch ist ein solcher Fall nicht denkbar."

„O, er ist sehr denkbar, mein Herr," versetzte der junge Mann in lebhaftem Tone, „gewiß, ich werde Jemand finden, der meine Identität beweisen kann — denn meiner

Verhaftung kann nur eine Verwechslung zu Grunde liegen — ich werde Jemand finden, der für mich bürgt."

„Das müßte eine sehr respektable Person sein."

„Ah, ich weiß, wer für mich bürgt — kennen Sie Herrn Schimon, Besitzer der ‚Vier Jahreszeiten'?"

„Gewiß," lächelte der Polizeikommissär, „und in dem für mich unglaublichen Falle, daß Herr Schimon eine Bürgschaft für Sie übernehme oder daß er Sie persönlich kennt, daß er überzeugt ist, Sie seien in der That Herr — —"

„Eugen Stollberg aus Frankfurt am Main."

„Richtig — daß Sie dieser Herr Stollberg wirklich sind, so würde ich keinen Augenblick Anstand nehmen, Sie unter der vortrefflichen Obhut des Herrn Schimon zu lassen und Ihnen obendrein noch meine Entschuldigung machen."

„Gut! fahren wir nach den ‚Vier Jahreszeiten' — ich bitte Sie dringend darum."

„Ich will Ihnen diese Bitte nicht abschlagen — obgleich ich überzeugt bin, daß wir einen vergeblichen Umweg machen."

„Aber sagen Sie mir um's Himmels willen, wenn ich nicht Eugen Stollberg aus Frankfurt am Main bin, wer soll ich denn eigentlich sein?"

„Der Herr, welcher in Begleitung jener Dame reist."

dem Kopfe und angethan mit carrirter Jacke wie ſie die engliſchen Stallleute zu tragen pflegen; um den Hals hatte er trotz des warmen Tags einen dicken Shawl geſchlungen und kauete an dem Reſte eines ſogenannten Rattenſchwanzes. Als ich ihn anſah, zuckte er die Achſeln, ſchloß gegen die mich umgebende Menge verächtlich die Augen, indem er mir durch Pantomimen ſagte: er fahre mich um ſechs Paoli. Der Mann gefiel mir, ich brach mir gewaltſam Bahn durch den Kreis der andern Kutſcher und ging mit jenem davon; natürlicherweiſe wurden ihm einige ſehr unſaubere Redensarten nachgerufen, und einer ſagte mir boshafter Weiſe, man zahle hier nie mehr als fünf Paoli für eine Fahrt nach Pietra ſanta. Mein Mann ließ ſich aber durch alles das nicht aus dem Gleichmuth bringen, er ſchritt ſtill lächelnd vor mir dahin, wobei er übrigens mit allen Leuten, die ihm begegneten, ſehr bekannt that; ſo grüßte er auch alle hübſchen Mädchen, die ihm begegneten, bald mit irgend einem Wort, bald indem er das linke Auge vertraulich gegen ſie zukniff. Es war gut, daß ich in Lucca nicht bekannt war, ſonſt hätte ich in dieſer Geſellſchaft leicht in übles Gerede kommen können. Der Wagen, den er mir als unſere Reiſe-Equipage vorſtellte, war nichts mehr und nichts weniger, als ein einfacher Barocino, d. i. ein zweirädriger Karren mit einem Sitze, der in Riemen hängt, und deſſen Gabelbäume hoch auf dem Packſattel eines der kleinen lebhaften Pferdchen befeſtigt werden, wodurch das ganze Fahrzeug ſehr hinten überhängt, was namentlich beim Bergſteigen äußerſt unbequem iſt. Während mein Kutſcher, er hieß Cecco, ſein Gefährte herrichtete, machte ich einen Gang durch die Stadt. Die Straßen von Lucca waren zu keiner Zeit ſehr lebhaft, und liegen nun, ſeit der früher hier regierende Herzog Parma übernommen und dort reſidirt, in troſtloſer Oede und Einſamkeit. Während der Sommer- und Bade-Saiſon wird es freilich anders ſein, denn die Bäder von Lucca haben immer noch einen guten Namen, und ſollen recht beſucht ſein.

„Sie kennen die Dame?“

„Nein. Die Dame ist uns sehr gleichgültig.“

„Aber der Herr?“

„Nun — der Herr,“ erwiederte der Polizeikommissär mit einem eigenthümlichen sehr freundlichen Lächeln, „reist mit jener Dame und trägt einen hellgrauen Paletot und einen rothen Shawl, dessen Ende er die Gewohnheit hat, über die rechte Schulter zu werfen.“

„Alle Teufel! mir geht ein Licht auf! — Ich, der ich glaubte, ein so delicioses Abenteuer gefunden zu haben, bin zum Beschluß desselben in die Hände der Polizei gerathen — aber kommen Sie nach den ‚Vier Jahreszeiten‘ — kommen Sie so rasch als möglich.“

Sie verließen das Zimmer des Bahnhofgebäudes zu Zwei und den Bahnhof selbst zu Drei; denn der breitschulterige Gendarm folgte ihnen und setzte sich auf den Bock eines schon bereitstehenden Wagens. Dann fuhren sie davon zu einem Seitenausgange hinaus, um bei der Hauptfront des Gebäudes, wo sich die Einsteighalle und Restauration befindet, vorüberzufahren.

— — War es Täuschung — war er geblendet von den Lichtern der Gasflammen, oder war sie es wirklich, die Gräfin Mathilde Patasky, die dort oben unter der Säulenhalle stand, neben ihr das großkarrirte Ungeheuer, mit demselben lachend und plaudernd — ja, sie war es —

ſie waren es Beide und ihm ſchien es, als blicke ſie den vorüberrollenden Wagen an.

Nein, das war zu arg; er mußte hin zu ihr; ſie und der Großkarrirte ſollten ihm Rede ſtehen. Und da Herr Stollberg ein junger Mann von raſchen Entſchlüſſen war und ſtets bereit, dieſelben ohne Säumen auszuführen, ſo öffnete er haſtig den Wagenſchlag, um hinauszuſpringen. Doch fühlte er ſich plötzlich von einer kräftigen Hand am Kragen gepackt und vernahm die Stimme des Polizeikommiſſärs neben ihm, der ihm aber nicht in dem freundlichen und wohlwollenden Tone wie früher ſagte: „Herr, laſſen Sie Ihre Dummheiten unterwegs. Sie verſprachen mir, ſich ruhig und anſtändig aufzuführen, und zum Dank dafür, daß ich Ihnen geglaubt, wollen Sie mir entwiſchen.“

„Herr! — ich habe keine Urſache, zu entwiſchen.“

„Herr! — mäßigen Sie ſich oder ich laſſe halten und lege Ihnen Handſchellen an.“

„Mir Handſchellen?“

„Für Ihren Fluchtverſuch.“

„Es iſt mir durchaus nicht eingefallen, zu entfliehen; dieſe Vermuthung iſt höchſt lächerlich. Dort vor der Eiſenbahn ſah ich jene Dame ſtehen, um derentwillen ich verhaftet wurde, und neben ihr dieſen verfluchten großkarrirten Kerl, der mich mit ſeiner Fahnenwacht ſchon genug

malträtirt hat — thun Sie mir den Gefallen und laſſen Sie mich einen Augenblick hin, um Beide zur Rede zu ſtellen.“

„Thun Sie ſich und mir den Gefallen, ruhig zu bleiben — es iſt das Geſcheidteſte, was Sie thun können — zwingen Sie mich nicht, mit Ihnen hart umzugehen und Sie, ohne bei den ‚Vier Jahreszeiten‘ anzuhalten, auf die Polizeidirektion abzuliefern.“

„Das wäre entſetzlich! — Gut denn, ich will ruhig ſein.“

Bei dieſen Worten warf ſich der junge Mann, ſo ergeben in ſein Schickſal als ihm möglich war, in die Wageneke zurück.

Endlich hielt die Droſchke. Die nervenerſchütternde große Gaſthofsglocke erklang und in einem Kreiſe von ſechs eleganten Kellnern ſtand Herr Schimon vor der Treppe ſeines Hotels, um die ankommenden Gäſte zu empfangen, die zu ſeinem großen Befremden mit Gendarmenbegleitung anrückten. Da aber Niemand den Wagen verließ, ſo trat der gefällige Wirth auf das Trottoir, um ſich dieſe ſeltſame Erſcheinung in der Nähe zu betrachten.

„Guten Abend, Herr Schimon, ſagte der freundliche Beamte im Wagen.

„Ah! — Herr Polizeikommiſſär — womit kann ich dienen?“

„Ich habe hier einen jungen Herrn bei mir, welcher von Ihnen genau gekannt ſein will; bitte, betrachten Sie ihn.“

„Ah! Das iſt ja Herr Stollberg aus Frankfurt.“

„In der That? Sie kennen ihn alſo?“

„Wie mich ſelber, Herr Polizeikommiſſär.“

„Und Sie irren ſich nicht?“

„Durchaus nicht — ich kenne Herrn Stollberg ſowie auch deſſen höchſt achtbare Familie auf's Genaueſte.“

„Und wollen jede Bürgſchaft übernehmen, daß dieſes in der That Herr Stollberg iſt?“

„Jede, welche Sie verlangen.“

„Das iſt ſehr unangenehm,“ ſagte der Beamte mit einer verdrießlichen Miene.

„Nein, das iſt ſehr angenehm!“ rief der junge Mann, indem er mit einem raſchen Satze aus dem Wagen ſprang und dem freundlichen Hotelbeſitzer herzlich dankend die Hand ſchüttelte.

Auch der Polizeikommiſſär ſtieg aus dem Wagen, aber ziemlich langſam, bedächtig und kopfſchüttelnd.

„Ich muß um Entſchuldigung bitten,“ ſagte er alsdann; „aber wer hätte das auch denken können! Alles traf ſo genau, die elegante Dame, Ihre Geſtalt, Ihr Anzug.“

„Hol' der Teufel dieſen Anzug! es iſt ja nicht der

meinige — aus Artigkeit gegen jene Dame zog ich ihn an und um beſſer die Hände frei zu haben, deren Gepäck zu tragen.“

„Aber wem gehört denn dieſer hellgraue Paletot und das rothe Tuch?“

„Dem Bruder der Gräfin Mathilde Patasky.“

„Ah was, Gräfin Patasky — ſahen Sie während der Fahrt hieher nicht, ob die Dame ſonſt mit einem Paſſagier verkehrte?“

„Während der Fahrt nicht; aber vorhin, erinnern Sie ſich, Herr Polizeikommiſſär, als Sie mir Handſchellen anlegen wollten, ſtand jene Dame auf der Treppe vor der Einſteighalle mit dem Großkarrirten.“

„Wer iſt der Großkarrirte?“

„Ein höchſt langweiliger Kerl, der an einem fort die Fahnenwacht pfeift und zuerſt in einem Coupé mit mir ſaß, ehe ich mich durch die Schönheit meiner intereſſanten Bekanntſchaft verführen ließ, meinen ſeitherigen Platz zu verlaſſen.“

„Ich hätte die Dame ebenfalls arretiren ſollen,“ ſagte der Polizeikommiſſär mit einem nachdenklichen Kopfſchütteln; „aber ich hatte keinen Befehl dazu; doch wollen wir thun, was in unſerer Macht ſteht — erinnern Sie ſich genau der Kleidung der Dame?“

„Ziemlich genau — ſie hatte ein Kleid von ſchwerem

grauem, ſich ſehr weich anfühlenden Seidenſtoffe an, darüber einen weiten, braunen Mantel, deſſen Enden ſie mit außerordentlicher Geſchicklichkeit über die linke Schulter zu ſchlagen verſtand."

„Wie ihr Begleiter es mit dem rothen Halstuch in entgegengeſetzter Richtung zu machen pflegt."

„Auf dem Kopfe trug ſie ein ſogenanntes Koſſuthütchen von ſchwarzem Sammet — aber wer iſt jene Dame, Herr Polizeikommiſſär?"

„Ich kann Ihnen das mit Beſtimmtheit nicht ſagen."

„Und ihr Begleiter, für den ich gehalten wurde?"

„Iſt ein ganz infamer Kerl — ein Hauptſchwindler, welcher die deutſche Polizei mit einer Geſchicklichkeit an der Naſe herumführt, die einer beſſeren Sache werth wäre."

„Es iſt ohne allen Zweifel der Großkarrirte — tröſten Sie ſich mit mir, Herr Polizeikommiſſär — ich wurde ärger an der Naſe herumgeführt, wie Sie, und ließ mich freiwillig herumführen, während dieß Ihr Dienſt mit ſich brachte."

„Bitte, Herr Stollberg, beſchreiben Sie mir ein wenig den Großkarrirten."

„O, wie geſagt, ein höchſt langweiliger Kerl, der beſtändig die Fahnenwacht pfeift."

„Das ſind nur innere Vorzüge deſſelben. Wie aber ſah ſein Aeußeres aus?"

„Nun, ſein Anzug, um von unten anzufangen, Gamaſchen, Beinkleider, Weſte, Rock, Reiſemütze, ich glaube wahrhaftig, auch ſein Taſchentuch beſtand aus einem großkarrirten wollenen Stoffe, in welchem auf hellgrauem Grunde Dunkelgrau und Dunkelblau vorherrſchend waren — daß er von meiner Geſtalt war, wiſſen Sie, aber ich ſchmeichle mir eines intereſſanteren, mindeſtens viel offeneren und ehrlicheren Geſichtes; er hatte höchſt moquante Züge um die Lippen und ſeine kleinen, ſtechenden Augen blinzelten unruhig unter buſchigen Augenbrauen hervor.“

„Ich danke Ihnen — aber dieſer Ehrenmann iſt wie ein Chamäleon. Von Stuttgart reiste er ab in hellgrauem Paletot und rothem Halstuch; hier finden wir ihn großkarrirt, und wer weiß, ob er nicht in einer andern Station in gelben Lederhoſen und blauer Blouſe ausſteigt.“

„Wollen Sie nicht mit mir ſoupiren, Herr Polizeikommiſſär?“

„Unmöglich — ich muß noch einen Bericht machen — wünſche vergnügten Abend.“

Bald nachher ſaß Herr Stollberg mit ſeinem freundlichen Wirth im behaglichen Speiſeſaal der ‚Vier Jahreszeiten‘, ſoupirte ausgezeichnet und trank dazu einen vortrefflichen Wein. Und als er ſpäter eine Cigarre anzündete, konnte er ſich der Frage nicht enthalten: „Wo mag jetzt wohl die ſchöne Gräfin Patasky ſein?“

Eine Frage, die faſt im ſelben Augenblick auch der Polizeikommiſſär Wildhuber an ſich that, nachdem er nach verſchiedenen Richtungen hin per Telegraph ein und einem halben Dutzend ſeiner verehrlichen Kollegen eine junge Dame im grauen Seidenkleide, braunem Mantel und Roſſuthut, ſowie deren Begleiter, wahrſcheinlich in einem Anzuge von großkarrirtem Stoffe, in dem die Farben hellgrau und blau vorherrſchend waren, beſtens empfohlen und dringend an ihr fürſorgliches Polizeiherz gelegt hatte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Unterdeſſen hatte mein Cecco ſein Pferd eingeſpannt; ich beſtieg den ſchwankenden Sitz, er warf ſich neben mich hin, und nachdem er mich ermahnt recht feſt zu ſitzen, ging es vom Fleck aus im vollen Lauf durch die engen und winkligen Straßen Lucca's hindurch über das glatte Pflaſter hinweg. Ich muß geſtehen, daß ich mich zuweilen ſcheu umblickte, denn ich konnte die Idee nicht unterdrücken, es müſſe an der oder jener Ecke nothwendigerweiſe irgend etwas von uns hängen geblieben ſein; Cecco aber lächelte vergnügt zu meinen Blicken, ſchnalzte mit der Zunge, zerrte an ſeinen Zügeln und knallte mit der Peitſche. Ich habe nie einen Kerl von größerer Lebhaftigkeit geſehen, nicht eine Secunde lang konnte er ruhig ſitzen bleiben; bald wandte er ſich rechts, bald links, bald rückwärts, jetzt ſchaute er zu den Rädern hinab, dann ſtand er auf um ſich den Kopf ſeines Pferdes in der Nähe zu betrachten, kurz, er fuhr beſtändig auf ſeinem Sitz hin und her wie — doch ich hätte mich faſt eines unziemlichen Ausdrucks bedient.

Von Lucca aus führt die ſchöne breite Straße eben bis an den Fuß des Gebirges an zahlreichen Villen vorbei, durch kleine Dörfer unter hochſtämmigen Bäumen dahin, die ſich oben zuſammenneigen und ſo ein Laubdach über unſere Wege bilden. Da es, wie ſchon geſagt, Sonntag war, ſo befand ſich ein großer Theil der Bevölkerung auf der Straße, theils ſpazieren gehend, theils in lebhafter Unterhaltung auf den Mauern und Wegſteinen ſitzend, oder auch gruppenweiſe in der Mitte der Straße ſtehend, was meinen Cecco jedesmal veranlaßte, mit vielem Geſchrei an ihnen vorüber zu fahren. Unter den Weibern und Mädchen der Umgegend von Lucca ſah ich viel mehr ſchöne Geſichter und Figuren als in der Nähe von Florenz, zuweilen bemerkte man wahrhaft herrliche Geſtalten junger Mädchen, mit aufgelegtem Arm nachläſſig an einen Thürpfoſten gelehnt, die, wenn wir vorüberrollten, langſam, faſt träge den Kof aufhoben, dagegen unter den dunkeln Wimpern einen Blick hervorſchießen ließen, der von großer Wärme und Lebhaftigkeit zeugte. Nach einer kleinen Stunde faſt unauf-

Neue Geschichten.

Der Coreador. Ein Eisenbahn-Abenteuer.
Am Herdfeuer. Reiselust.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

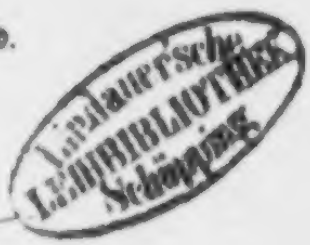

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1867.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Am Herdfeuer.

Bayerische
Staats-Bibliothek
München

Es iſt eine kalte Winternacht. Der Mond am Himmel bildete eine ſcharfe, glänzende Sichel, und rings um ihn her funkelten die Sterne ſo klar und leuchtend, daß man hätte glauben ſollen, ſie hätten heute ganz beſonders eingeheizt, um nicht gleichfalls zu frieren wie die Erde mit ihren Bewohnern, von welchen indeſſen am heutigen Abend ſehr wenig auf den Straßen der Reſidenz, von der wir zu erzählen die Ehre haben, ſichtbar waren. Die aber, welche nach Hauſe gingen oder vielleicht noch ſo ſpät ihrem Geſchäfte oder dem Vergnügen nachliefen, thaten dieß mit einer außerordentlichen Eilfertigkeit, die Hände in irgend einer Taſche vergraben, die Schultern hoch emporgezogen, Hals und Geſicht bis zur Naſe mit einem dicken Tuche verwahrt. So huſchten ſie vorüber im leichten Röckchen, im dicken Paletot und Mantel oder im warmen Pelze, und wo ihr Fuß die Erde betrat, da knirſchte der getretene Schnee mißmuthig, denn er war in ſeinem Rechte, im Rechte des Winters. Auch dahinrollende Equipagen erregten den Unmuth dieſes Schnees,

denn wo die Räder denſelben durchſchnitten, da heulte er förmlich ingrimmig auf. — Ja, es iſt eine recht kalte Winternacht, in der jedes lebende Weſen ſo bald als möglich unter Obdach zu kommen ſucht, wo Jeder dahineilt, haſtig wie eine Lokomotive, eingehüllt in den Dampf des eigenen Athems oder dem einer brennenden Cigarre, wo uns der Bart zu Eiszapfen friert, und wo wir noch fern von unſerer Wohnung mit einigem Neide jedes freundlich erhellte Fenſter betrachten, indem wir uns lebhaft die Glücklichen vorſtellen, die dort in der angenehm erwärmten Stube ſitzen.

Ja, es iſt ſchneidend, bitter kalt, und wir würden uns ein Gewiſſen daraus machen, dem geneigten Leſer zuzumuthen, uns in einer ſolchen Nacht zu folgen, wenn wir nicht die Abſicht hätten, wie auch ſchon der Titel unſerer Geſchichte beſagt, ihn irgend wohin zu führen, wo er von der Kälte und Unbehaglichkeit einer Winternacht durchaus nicht beläſtigt wird.

Wir ſtehen vor einem großen, maſſiven Gebäude, das von vier rieſigen Eckthürmen flankirt iſt, einem alten Schloſſe, deſſen trotziges, ernſtes, geharniſchtes, nächtlich düſteres Ausſehen einigermaßen gemildert wird durch ein paar glänzend erleuchtete Fenſter neben den ebenfalls erhellten breiten Thorwegen, noch mehr aber durch eine jüngere Nachbarſchaft, einem eleganten, reich verzierten

Schloßgebäude aus der Jetztzeit, vor deſſen Eingang Pechfackeln lodern und deſſen lange Fenſterreihe im erſten Stock einen leuchtenden Lichterſchein in die Nacht hinauswerfen und welcher ſpiegelnd widerſtrahlt in dem Waſſer eines ſchmalen Flüßchens, deſſen reißender Lauf bis jetzt der Eisfeſſel des Winters ſpottete. Das alte und das neue Schloß ſind durch eine brückenartige Gallerie mit einander verbunden, und da dieſe Gallerie, die aus Eiſen und Glas beſteht, ebenfalls hell erleuchtet iſt, ſo ſieht das aus, als wölbe ſich eine Feuerbrücke hoch in der Luft von einem der großen Gebäude zum andern — ein recht hübſcher Anblick, der aber für heute Abend keinen Zuſchauer findet, ebenſowenig wie die rauſchenden Klänge der Tanzmuſik Zuhörer haben außerhalb der Mauern des neuen Schloſſes.

Auch wir laſſen uns weder durch Muſik noch durch Lichterglanz blenden, näher heranzutreten, ſondern wenden uns dem Thorwege des älteren Gebäudes zu und ſteigen innerhalb deſſelben auf einer breiten, geraden Treppe in den erſten Stock, ungefähr in gleicher Höhe mit der obenerwähnten Gallerie, und treten dort in ein geräumiges Vorgemach, welches an allen vier Wänden mit Schränken verſehen iſt und von wo wir in einen zweiten Raum gelangen, der faſt ein kleiner Saal zu nennen iſt, deſſen Decke aus einem einzigen ſoliden Gewölbe beſteht und in

deſſen Mitte wie ein mächtiger Altar oder Opferſtein der große Küchenherd ſteht.

Derſelbe iſt gebaut aus weißen Fayenceplatten, bedeckt mit einer koloſſalen Platte von mattblinkendem Eiſen, und ſeine Thüren, Waſſerwärmer, Deckel beſtehen aus blankem, röthlichem Kupfer.

Drüben im neuen Schloſſe iſt Hofball, und da das Souper vorüber iſt, ſo ſind die Feuer des großen Herdes in der Mitte des Raumes am Abglühen, während ein kleinerer Herd in der Ecke, wo Punſch und Glühwein bereitet wird, noch in jugendlicher Hitze ſtrahlt. Wer hier das geſchäftige Treiben noch vor einer Stunde ſah, wo der Obermundkoch, das Ganze überwachend, vor einem der Anrichttiſche an der langen Wand thronte, das mächtige Tranſchirmeſſer wie ein Szepter ſchwingend, angeſtrahlt von dem praſſelnden Feuer,

ſchön und prächtig wie blut'ger Nordlichtſchein,

als die Köche erſten und zweiten Ranges noch in raſtloſer, ſchwitzender Thätigkeit waren, als in dieſer großen Küchenſchlacht überall die ſilbernen Gefäße und Teller wie Pelotonfeuer klangen, während die zuklappenden Deckel der großen Kaſſerolen das ſchwere Geſchützfeuer dazu bildeten, während das Auge zitternder Küchenjungen an dem geſtrengen Blick des Herrn und Meiſters hing oder dieſe

ſich auch zuweilen in anerkennenswerther Schnelligkeit aus dem Staube machten, um einer klatſchenden Ohrfeige zu entgehen, während das niedere Schloßperſonal ruhig und erwartungsvoll wie eine alte Garde im Feuer ſtand — ja, wer alles das noch vor einer Stunde geſehen hatte, dem mußte die königliche Küche jetzt wie eine Stätte des tiefſten Friedens vorkommen — wie eine Wahlſtatt nach gewonnener Schlacht. Das kochende Waſſer in der Ecke ſummte ſo ſanft und behaglich, die leuchtenden Kaſſerolen ſtanden nach gethaner Arbeit ſo ſtill und friedlich bei einander, und der Koch, der unter Beihülfe einiger Küchenjungen Notizen in das große Buch einträgt, erſcheint uns wie der Kommandant einer Feldwache, und es klingt uns ſo außerordentlich paſſend, daß er dazu die Melodie des ſchönen Liedes:

„Steh' ich in finſt'rer Mitternacht"

leiſe vor ſich hinpfeift.

Ja, dieſes Feld der Ehre, die königliche Hofküche, iſt in dem Augenblick, wo wir eintreten, ziemlich verödet, und der Generaliſſimus ſämmtlicher Küchenbatterien hat ſich in ein kleines Nebengemach zurückgezogen, wo er in behaglicher Beſchaulichkeit vor einem lodernden Kaminfeuer ruht.

Der erſte Mundkoch Seiner Majeſtät und Oberküchen-

meiſter iſt ein Mann in den Fünfzigen — eine große und breite wohlgenährte Perſönlichkeit mit einem würdevollen Geſichte, deſſen röthliche Farbe noch ganz beſonders hervorgehoben wird durch die weiße Mütze, die ſein Haupt bedeckt, durch ein weißes Halstuch von feinem Battiſt und durch eine weiße Jacke von dem allerfeinſten engliſchen Piqué, zu deren Taſche auf der rechten Seite als angenehme Abwechslung ein rothſeidenes Tuch herausſchaut.

Der Großwürdenträger iſt indeſſen nicht allein — neben ihm ſteht einer der erſten Köche und in der Ecke an einem Tiſchchen befindet ſich ein Küchenjunge, der den warmen, ſüßduftenden Punſch in einer kleinen, zierlichen Kryſtallbowle mit einem goldenen Löffel langſam umrührt.

Der Oberküchenmeiſter, Herr Brezelberger, hatte die Hände zuſammengefaltet und nickte ſtill lächelnd mit dem Kopfe, während er zu dem erſten Koche ſagte: „Ich bin überzeugt, daß Seine Excellenz, der Herr Oberſthofmeiſter, heute nach dem Souper um ſich geſchaut hat, als wollte er ſagen: ‚Nun, hat ſich meine Küche nicht mit Ruhm bedeckt?‘ und, mein lieber Stepper! wir haben uns mit Ruhm bedeckt — ich habe noch keinen Rapport von drüben bekommen, aber Sie werden ſehen, ob bei unſerem heutigen Souper bei aller vornehmen Einfachheit eine außerordentliche Feinheit verkannt werden kann — ah, da

hörlichen Galoppirens unſeres Pferdchens erreichten wir den Monte di Chieſa, den ich, um das arme Thier etwas ausruhen zu laſſen, zu Fuß hinanſtieg.

Man kann ſich nichts lieblicheres und ſchöneres denken als dieſen Weg. Kaum hat man die erſten Krümmungen deſſelben hinter ſich, ſo iſt das Thal, welches wir ſo eben verlaſſen, unſern Blicken gänzlich entſchwunden, und wir befinden uns plötzlich in einer feierlich ſtillen gewaltigen Bergnatur; murmelnde Quellen rieſeln von den Höhen herab uns entgegen und würden uns gewiß viel ſchönes erzählen, wenn wir ihre Sprache verſtänden; die Bergwände, welche dicht neben der Straße ſteil in die Höhe ſteigen, ſind dicht mit Büſchen und Bäumen bedeckt, und auf der dunkeln Farbe der immergrünen Eichen und des Lorbeers zeichnen ſich die Blätter des Olivenbaums mit ihrem grauen Schimmer, ſowie die gelben und rothen Blätter der andern ſchon herbſtlich gefärbten Waldbäume ſo mannichfaltig und prächtig ab. Die Ränder des Wegs ſind mit allerlei wildwachſenden Blumen bedeckt, die ihre weißen Sterne und blauen Glocken hier cokett aufrecht tragen, dort ſinnend, vielleicht trauernd herabhängen laſſen. Da es bereits 4 Uhr war, ſo neigte ſich die Sonne ſtark abwärts und war ſchon hinter dem Monte di Chieſa, den ich eben erſtieg, verſchwunden; die Schellen von Geccos Pferd hörte ich nur noch in weiter Entfernung klingeln, und da ſonſt kein Fuhrwerk auf der Straße war, ſo befand ich mich ganz allein in dieſen Bergen, zwiſchen dieſen Schluchten, die ſchon mit tiefen Schatten bedeckt waren — allein mit meinen Gedanken, welche, ich will es geſtehen, am heutigen Tage zu meiner ernſten, ja finſtern Umgebung vortrefflich paßten. Glücklicherweiſe hatte mich die Sonne noch nicht ganz verlaſſen, ſondern ſandte durch eine Oeffnung in den Bergen einen kleinen glänzenden Strahl ihres freundlichen Lichts, der die Spitzen der höher gelegenen Felswände prächtig vergoldete. Unten Nacht und Schatten, von oben Licht und Hoffnung, ein Bild unſeres Lebens.

iſt Georg! komm' nur herein, Georg, und laß hören, was Du uns zu ſagen haſt."

Georg, der unter der Thüre erſchienen war und nun näher trat, war ein junger Lakai von einem angenehmen Aeußern und einem ſchlauen, glatten Geſichte.

„Nun, wie war's drüben?"

„Ganz vortrefflich, Herr Oberküchenmeiſter! Seine Majeſtät, der K—"

„St!" machte der Großwürdenträger der Küche, indem er die rechte Hand emporhob und ſeine weiße Mütze ein wenig lüftete — „Seine Majeſtät der König, für den ich nun ſchon ſeit dreißig Jahren zu kochen die Ehre habe, iſt natürlicher Weiſe in allen Dingen die erſte Perſon und ich hoffe zu Gott, daß das Souper des heutigen Balles von Allerhöchſtdemſelben leicht und angenehm verdaut werden möge. Aber wie Seine Majeſtät in allen Dingen ein gnädiger, gütiger Herr ſind, ſo glaube ich auch, daß Höchſtdieſelben es durch keine Miene kund thun würden, wenn unſer Souper nicht ganz vortrefflich geweſen wäre."

„Auch Seine Excellenz, der Herr Oberſthofmeiſter, ſchienen ſehr zufrieden."

„Das glaube ich wohl!" entgegnete Herr Brezelberger mit großer Würde, „und wenn ich meinen hohen Chef in allen Dingen anerkenne und verehre, ſo —"

„Doch da kommt Friedrich und ſein ſtrahlendes Geſicht zeigt mir an, daß er mir eine gute Nachricht zu bringen hat — nun, mein Sohn!“ rief er dem Eintretenden haſtig entgegen, „warſt Du auf Deinem Poſten, wie ich Dir befohlen, und wie fand man unſer Souper?“

„Alle Welt war darüber entzückt, Herr Oberküchenmeiſter.“

„Alle Welt?“ ſagte Herr Brezelberger mit einem mißbilligenden Kopfſchütteln — „was kümmert mich alle Welt? — alle Welt iſt eine große Maſſe, von der Dreiviertel nicht weiß, ob ſie von einer Poularde oder von einem Kapaunen ißt, und welche Trüffeln von Trüffeln nicht zu unterſcheiden vermag.“

„Dann, als die Tafel aufgehoben wurde, befand ich mich in der Nähe Seiner Excellenz, des Herrn Miniſters des Auswärtigen, als dieſelben mit dem franzöſiſchen Geſandten ſprachen und dabei dem alten Herrn Baron von Rotteck die Hand reichend —“

„A—ah! jetzt ſind wir auf der rechten Höhe, da haben wir drei Kenner.“

„Seine Excellenz ſagten: ‚ein vortreffliches Souper!‘, worauf der franzöſiſche Geſandte bemerkten: ‚ſogar Mr. Tailland —‘“

„Talleyrand wird er geſagt haben?“

„Ja, ja! ‚Monſieur Talleyrand müßte zugeſtehen,

daß wir nicht zu Nacht geſpeist, ſondern ſoupirt haben.'"

„Und der alte Herr Baron von Rotteck?"

„Fügte hinzu: ‚meine Herren! es wäre Wahnſinn, für zweihundert Perſonen ein feines Souper zu verlangen; was aber darin geleiſtet werden kann, hat mein alter Freund, Herr Brezelberger, geleiſtet.'"

Der Oberküchenmeiſter blickte mit einem gerührten Lächeln an die Decke des Gemaches empor; dann ließ er ſich ein Glas Punſch geben und trank mit halb zugeſchloſſenen Augen auf das Wohl des Herrn Barons von Rotteck.

„Das iſt ein Mann," ſagte er hierauf, „der ſeine Beſtimmung verfehlt hat — ein Talent, ein Genie! ich werde es ihm nie vergeſſen, als er mich eines Tages beſuchte, ganz allein in der Abſicht, um mir den vortrefflichen Rath zu geben, Cotelettes à la Soubiſe, ehe ſie ſervirt würden, zwei Minuten lang in eine heiße Kaſſerole zu ſtellen, die ſorgfältig mit Knoblauch ausgerieben worden — ich that es und machte dadurch Cotelettes à la Soubiſe durch den feinen Beigeſchmack, den ſie auf dieſe künſtleriſche Behandlung hin bekamen, zu einem Lieblingsgericht."

„Erſtaunlich!" erlaubte ſich Herr Stepper zu ſagen, und die beiden Lakaien, die in ehrerbietiger Entfernung

ſtanden, bewegten ihre Lippen, als erlaubten ſie ſich, einen ähnlichen Ausdruck des Erſtaunens wenigſtens zu murmeln.

„Ich ſage Ihnen, ein Genie!“ fuhr der Oberküchenmeiſter mit Begeiſterung fort; „iſt dieſer Herr Baron von Rotteck doch auch ſchuld daran, daß ich die Tonnert-Sauce durch einen Tropfen zur höchſten Vollkommenheit gebracht, ein Geheimniß, welches ich jahrelang bewahrte, bis es mir endlich durch die Niederträchtigkeit eines mich belauſchenden jungen Mannes, dem ich mein Vertrauen geſchenkt, entwendet wurde. Es wäre mein Stolz,“ ſetzte Herr Brezelberger mit kummervoller Miene hinzu, „dieſes Geheimniß mit in's Grab zu nehmen — ja, ich hätte es über mich vermocht, eine ſolche Untreue an Seiner Königlichen Majeſtät, meinem ſonſt ſo vielgeliebten Herrn, zu begehen! — Jeder Menſch hat ſchwache Stunden, ſelbſt ein Oberküchenmeiſter, und in einer ſolchen ſchwachen Stunde kam es mir ungemein tröſtlich vor, im Geiſte vorwärts zu ſchauen in eine noch ferne Zeit und künftige Oberküchenmeiſter in gelinder Verzweiflung zu erblicken, daß das Rezept zur echten und wahren Tonnert-Sauce verloren gegangen ſei. Von Herrn Baron von Rotteck war ich überzeugt, er hätte das Geheimniß des Tropfens aufgelöster Assa foetida, ein Geheimniß, das er, durch langjähriges Studium entdeckt, keinem andern Sterblichen

anvertraut; denn wie er oft ſagte, zwiſchen ihm, einem großartigen Genie, und mir beſtehe eine unläugbare Wahlverwandtſchaft.“

Nach dieſer langen und ſchönen Rede, von der übrigens der Koch, Herr Stepper, ſehr wenig und die Lakeien gar nichts verſtanden hatten, ließ ſich Herr Brezelberger ein neues Glas Punſch eingießen und befahl ſeinem kleinen Pagen in weißem Anzuge, dem erſten Koch ebenfalls ein ſolches zukommen zu laſſen.

Die beiden Lakeien wurden durch eine erhabene Handbewegung entlaſſen, nachdem Friedrich noch bedeutet worden, den Herren Kammerdienern im Ballſaale zu verſtehen zu geben, daß hier ein gutes Glas Punſch in einem angenehmen Winkel ihrer warte.

„Finden Sie den Punſch gut, Herr Oberküchenmeiſter?“ fragte der erſte Koch, nachdem er einen tüchtigen Schluck zu ſich genommen; worauf der Großwürdenträger des inneren Dienſtes ſeinen Mund ſpitzte, die unruhig umherblickenden Augen ſchloß und nach einem leichten Schnalz mit der Zunge erwiederte: „Gut iſt ein ſehr weiter Begriff, Herr Stepper — es iſt ein Punſch, wie ihn wohl wenige der Herrſchaften, die drüben ſind, bei ſich erhalten mögen. Der Geſchmack deſſelben iſt gerade nicht unwürdig, es iſt darin ſogar ein guter Gedanke vorherrſchend; doch finde ich immer noch nicht,“ fügte er kopfſchüttelnd

und mit einer wehmüthigen Miene bei, „die Zuthat, welche bis jetzt jedem Punsch mangelt, um ihn auf den höchsten Punkt der Vollkommenheit zu bringen — ich habe große Versuche damit angestellt, ohne zu einem glücklichen Resultate zu gelangen.“

Der erste Koch nickte stillschweigend mit dem Kopfe.

„Einmal war ich nahe daran, eine großartige Erfindung zu machen; es war bei einem Herbstfeste, wo durch die Unvorsichtigkeit eines Küchenjungen — eines dieser Rangen, die Gott zu unserer Zuchtruthe erschaffen — ein ganzes Packet Feuerwerk in Brand gerieth und zwar in einem kleinen Pavillon, wo ich für die allerhöchsten Herrschaften eigenhändig einen Punsch zubereitet. Daß wir uns Alle in's Freie retteten, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, muß aber hinzufügen, daß die Fenster und Thüren des besagten kleinen Pavillons sorgfältig verschlossen wurden, um die Flammen zu ersticken.“

„Das hätte ja ein schreckliches Unglück werden können, Herr Oberküchenmeister!“

„Ja, mein Freund, ich war nahe daran, zu verbrennen, während ich in meinem Amte beschäftigt war, wäre also in doppelter Beziehung ein Märtyrer geworden, vielleicht der heilige Brezelberger!“

„Der künftige Schutzpatron aller Köche.“

„Doch es kam anders. Als wir nach einer guten

Viertelstunde den Pavillon wieder öffneten, fand sich, daß außer dem Feuerwerk eigentlich so gut wie gar nichts verbrannt war, und auf dem Herd dampfte der Punsch eben so gemüthlich, wie ich ihn verlassen. Denken Sie aber mein freudiges Erschrecken, Herr Stepper, als ich nun diesen Punsch versuchte und an demselben einen so eigenthümlichen, nicht unangenehmen — wie soll ich mich ausdrücken — militärfeldzüglichen Geschmack entdeckte — die Blume des Pulverdampfes verbunden mit dem Geruch und Geschmack der feinsten Orange — ich hätte die ganze Bowle austrinken können, so entzückt war ich über diesen pikanten Geschmack — ich ließ ihn serviren, und während Seine Majestät davon tranken, schlich ich mich so rasch als möglich an Höchstdieselben heran, wo ich dann hörte, wie der König zu dem Oberststallmeister sprach: ‚General, geht es Ihnen wie mir? Ich weiß nicht, warum mich der Geschmack dieses Punsches an das Gefecht bei Montereau erinnert, wo mir Ihre kleine Feldflasche einen so guten Dienst leistete.‘“

„Aber die Damen des Hofes, Herr Oberküchenmeister, wie fanden die Ihren Punsch?

„Nicht so schlecht, denn Alle tranken wiederholt davon — vielleicht erinnerten sie sich dabei anderer Vorfälle, die mit Militär und Gefecht in Verbindung zu bringen waren — der Herr Baron von Rotteck aber

ſuchte mich auf, reichte mir die Hand und ſagte: ‚Brezelberger, wenn das nicht ein Zufall war, ſo ſind Sie in der That ein großer Mann, ein ausgezeichneter Künſtler.‘ — Aber leider war es Zufall und ein Zufall, den ich mir trotz des größten Raffinements nicht mehr denkbar machen konnte. Ich verſuchte Alles, ohne dieſen wunderbaren Geſchmack wieder hervorbringen zu können — er iſt leider für die Wiſſenſchaft verloren.“

„Schade — ſehr ſchade!“ — ſprach Herr Stepper nach einem unterdrückten Seufzer und im Tone tiefer Rührung.

„Gehen wir darüber hinweg — es iſt einmal nicht anders — apropos! — haben Sie unſern jungen Menſchen von Paris heute Abend bei der Arbeit beobachtet — verſpricht er etwas?“

„O ja, Herr Oberküchenmeiſter — er iſt von großer Handfertigkeit, faßt Alles ſicher und elegant an und hat, ſo viel ich bemerkte, kaltes Blut und Geiſtesgegenwart.“

„Zwei Haupterforderniſſe für unſere Kunſt, mein lieber Herr Stepper, kaltes Blut und Geiſtesgegenwart. Es ſind dieß Eigenſchaften, welche die Herren Militärs ſo gerne für ſich allein in Anſpruch nehmen, und doch kann ich Sie verſichern, daß das Geſchick großer Reiche und Länder eben ſo oft in die Hand eines kaltblütigen Koches gegeben iſt, als in die eines großen Staatsmannes oder

tapfern Feldherrn. — Wie Sie mich da ſehen, Herr Stepper, ſo war ich als ein junger Koch beim Aachener Kongreß im Hauſe des Fürſten Metternich angeſtellt, und eines Tages vor einer wichtigen Sitzung gaben Seine Durchlaucht vier bis fünf bedeutenden Herren ein kleines freundſchaftliches Frühſtück. Der Chef der Küche war ein alter Franzoſe, allerdings von großen Fähigkeiten, der aber den einzigen Fehler hatte, daß er gern Abſynth trank und dann die Sache etwas leicht nahm — merken Sie wohl auf — ich ſage nicht ohne Grund Abſynth, denn in einem der Küchenſchränke befand ſich ſtets eine Flaſche voll Extrakt dieſes ſtarken Getränkes.

„Der Haushofmeiſter Seiner Durchlaucht hatte nicht ohne Abſicht ein kleines, aber ganz außerordentliches Dejeuner anbefohlen — ich erinnere mich des Menus nimmer genau, weiß aber, daß wir zum Entrée Poulets sautés à la régence hatten, eine Platte, deren Sauce Herr Blazin, unſer Chef de cuisine ſelbſt zu bereiten pflegte; das Entrée iſt ſoeben ſervirt worden, als der Haushofmeiſter bleich in die Küche ſtürzt und Herrn Blazin zuflüſtert, Fürſt Talleyrand habe beim Geruch der Sauce verächtlich mit dem Kopfe geſchüttelt — denken Sie ſich, was Herr Blazin, der bereits zu viel Abſynth getrunken, dem Haushofmeiſter zur Antwort gibt? — er mit ſammt dem Fürſten Talleyrand ſollen zum Teufel

gehen! — doch jetzt geben Sie acht, was Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit auszuführen vermag: ich erhasche wie im Fluge die Kasserole mit der übrigen Sauce, ich tauche meinen Finger hinein, muß sie aber allerdings etwas matter finden, als die Sauce des Herrn Blazin in der Regel zu sein pflegte, ich schaue in Verzweiflung um mich her, was noch dazu zu thun wäre, setze rasch ein wenig glace de viande und ein paar Löffel Trüffeleſſenz bei — alles bekannte Dinge, die nicht im Stande ſind, einer Sauce einen außerordenklichen Geſchmack zu geben; da erblicke ich die Abſynthflaſche des Herrn Blazin, rühre auch davon, wie auf eine höhere Eingebung, einen Löffel voll hinein, fange mir mit einem einzigen Griff der Hand eine ſilberne Saucière, gieße die Sauce ein und drücke ſie dem erſtaunten Haushofmeiſter in die Hand. Dieſer ſtürzt in den Speiſeſaal zurück und kommt nach einigen Minuten mit freudeſtrahlendem Geſicht wieder. Es war ihm gelungen, die neue Sauce zu ſerviren, und der Fürſt Talleyrand hatte darauf geſagt, ‚dieſe iſt nicht ganz à la régence, aber ſie iſt — vortrefflicher.‘

„Der Haushofmeiſter, dem Thränen der Rührung in den Augen ſtanden, umarmte mich vor der ganzen Küche, und der Morgen meines Glückes war angebrochen, denn Seine Durchlaucht der Fürſt befahlen, daß die Sauce meiner Kompoſition fortan à la Brezelberger heißen ſolle;

Wenn man den Monte di Chiesa hinaufgestiegen ist, und endlich auf die Höhe gelangt, so wird man durch die prachtvolle Aussicht, die man hier oben hat, vollständig belohnt; ein reicheres und herrlicheres Panorama kann man nicht leicht sehen. Da wo sich der Weg wieder abwärts neigt, steht eine kleine Capelle mit einem Vordach, welches auf dunkeln grauen Säulen ruht. Da an dem Kirchlein setzt' ich mich nieder und blickte lang hinab auf die Kuppen und Abhänge des grünen Bergs, zwischen welchen sich der Weg wie eine gelbe Schlange in vielfacher Bewegung durchwindet, bis er endlich in einem kleinen Dörfchen, dessen rother Kirchthum freundlich emporblickt, scheinbar verschwindet und zu Ende ist; aber nur scheinbar, denn wahrscheinlich ermüdet von dem Bergsteigen, will er ein bischen faullenzen und verliert sich im flachen Land am Fuß der Felswand unter Olivenbäumen und Lorbeersträuchen.

Vor uns bildet der Monte di Chiesa eine gewaltige Schlucht, die ihren Fuß auf die Ebene vor uns setzt und uns so einen Blick gestattet weit über das flache Land hinaus bis zum Meer hin, das am Horizont in Wolken und Nebelmassen zu verschwinden scheint.

Die Färbung war unnennbar schön: durch die untergehende Sonne wurde ein Theil des Himmels mit einem Glanz bestrahlt, der von der Farbe des Goldes langsam in das feinste Roth überging, wodurch die dunkelblaue Luft, da wo sie mit jenem Colorit zusammentraf, hell seegrün erschien; all diese Farben nun spiegelten sich in den zahlreichen Wassergräben, in den Lachen der Sümpfe und Reisfelder wieder, womit die Ebene bedeckt war, und so glänzte es da unten in Gelb, Roth, Grün, Violett, als sei die ganze Fläche weit hinaus mit ungeheuern Stücken Perlmutter übersäet, und am Horizont erschien das Meer wie eine Einfassung von dunkelm Stahl, von dem die Flammen eines ungeheuern Brandes abstrahlen.

Mit einem Gefährt wie das unsrige kann man in der Ebene rasch vorwärts kommen, bergauf und bergab geht es sehr langsam,

ein Name, der beſonders bei den Franzoſen Aufſehen machte, weil ſie ihn gar nicht ausſprechen konnten.“

„Wie dankbar bin ich Ihnen für dieſe Belehrung und Mittheilung!“ rief der erſte Koch enthuſiaſtiſch aus; „doch wie ſchade iſt es, daß Sie dieſe wunderbare Sauce nicht mehr anfertigen laſſen!“

„Sie iſt veraltet, mein Lieber — aus der Mode gekommen, obgleich ich deßhalb durchaus nicht behaupten will, daß unſere heutigen Saucen beſſer ſeien — jede Zeit hat ihre großen Ereigniſſe — ſo der Aachener Kongreß und die Sauce à la Brezelberger.“

Indem öffnete ein Glied des niederen Küchenperſonals die Thüre zu dem kleinen Gemache, ſoweit es ihm möglich war, und ließ zwei Herren eintreten in hellblauen, ſilbergeſtickten Fräcken, weißen Halsbinden, ſchwarzatlaſſenen Kniehoſen und weißſeidenen Strümpfen, welche ſich dem Oberküchenmeiſter mit einer vertraulichen Ungezwungenheit näherten, demſelben die dargereichte Hand ſchüttelten und ſich alsdann auf bequeme Lehnſtühle niederließen, die von dem anweſenden Küchenjungen eiligſt herbeigebracht wurden.

„A—a—ah!“ ſagte der eine der Angekommenen, indem er ſich behaglich vor dem Kamine dehnte und die Füße ſo weit als möglich von ſich ſtreckte, „das war ein heißer Abend, Gott ſei Dank, daß er vorüber iſt.“

„Ja, ja," meinte der Andere „man muß sein bischen Leben sauer genug verdienen; Ihr habt es doch hier ganz anders in Eurer behaglichen Küche."

„Wir?" gab Herr Brezelberger mit der Miene großen Erstaunens zur Antwort — „wir? Was sagen Sie dazu, Herr Stepper? Ich wünschte nur, unsere beiden Freunde da hätten uns vor einer Stunde gesehen in der Hitze des Kampfes!"

„Ich will das glauben, doch sind das nur wenige Augenblicke."

„Aber in denen sich die Kraft und Energie eines ganzen Tages konzentrirt — was steht bei uns hier nicht Alles auf dem Spiele — sind wir nicht die Seele des Ganzen, die geheime, aber wichtigste Triebfeder des ganzen Maschinenwerkes, ‚Hof' genannt — merken es zum Beispiel nicht die äußersten Glieder, wenn wir eine Suppe serviren lassen, die zu heiß ist oder gar versalzen? was übrigens unter unserer Regierung noch niemals vorgekommen."

„Es ist allerdings etwas Wahres daran."

„Viel Wahres, mein lieber Freund! — Kennen Sie das wichtigste aller Sprüchwörter: ‚kleine Ursache — große Wirkung?' Wissen Sie wohl, wie der innerste Dienst zu freundlichen Worten kommt bei Seiner Excellenz dem Herrn Obersthofmeister, ja bei Seiner Königlichen Majestät selbst?

Wenn wir unſere Schuldigkeit gethan haben, wenn man vortrefflich geſpeist hat und — was daraus folgt, wenn die Verdauung ſanft und regelmäßig eintritt."

„Sie ſind nicht nur ein ausgezeichneter Künſtler, lieber Brezelberger, ſondern auch ein großer Philoſoph! — und dieſer Punſch iſt ganz vortrefflich."

„Noch beſſer als der, den wir drüben ſerviren ließen."

Die beiden Kammerdiener, denn dieſe hohe Stelle bekleideten die Herren in den blauen, ſilbergeſtickten Fräcken, lächelten einander zu und erhoben darauf ihr Glas gegen den Großwürdenträger der Küche, ihm dergeſtalt ihre Ehrfurcht bezeigend.

„Was gibt's Neues drüben?" fragte Herr Brezelberger nach einer Pauſe — „was haben wir erlebt? viel heitere Geſichter? gute Launen?"

„Im Allgemeinen, ja. Seine Majeſtät ſpielten mit dem öſterreichiſchen Geſandten, mit der Frau Geſandtin und der Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät."

„Das Letztere freut mich ganz beſonders, denn es gibt Leute, welche behaupten wollten, Seine Majeſtät würden in dieſem Winter nicht mehr mit der Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät ſpielen."

„Tanzten Ihre Majeſtät?"

„Ja, eine Françaiſe mit dem engliſchen Geſandten,

wobei derſelbe das Unglück hatte, der Prinzeſſin Mathilde, ſeinem vis-à-vis, auf die Schleppe zu treten.“

„So ein Engländer thut nichts ohne Abſicht; — wer weiß, ob er nicht beauftragt war, auf dieſe Art mit unſerem Hofe eine kleine Streitigkeit einzufädeln.“

„Das war überhaupt eine merkwürdige Française!“ ſagte der andere Kammerdiener. „Der Prinz Alfred refüſirte den Hoftheater-Intendanten als vis-à-vis, wie ich den Adjutanten Seiner Hoheit erzählen hörte.“.

„Aha!“

„Auch hörte ich mit eigenen Ohren, daß er ihm nach Beendigung des Tanzes ein paar pikante Worte ſagte. Seine Königliche Hoheit finden nämlich, wie ich genau weiß, daß der Hoftheater-Intendant die Signora Paolucci ſelbſt ein wenig ſtark protegirt.“

„Auch haben wir ein neues Brautpaar. Ich befand mich zufällig bei dem neuen Springbrunnen im rothen Saale, der mit einem dichten Gebüſch von grünen Blumen umgeben iſt.“

„Der Stolz Seiner Excellenz des Herrn Oberſthofmeiſters.“

„Ja. Und da vernahm ich die Worte: ‚ſprechen Sie mit meiner Mutter.‘“

„Ganz wie bei uns. Und wer ſind die Glücklichen.“

„Baron von Keller und Fräulein von Golding.“

„Ah — sie ist sehr reich!“ sagte lachend der Oberküchenmeister, „und der Herr Baron sind ein wenig derangirt. In diesem Falle sagen die Franzosen: un mariage pour fumer ses terres.“

„Das ist gleichviel. Trinken wir auf das Wohl des Brautpaares.“

„Mit Vergnügen, denn man muß nie die Gelegenheit vorbeigehen lassen, seinen Nebenmenschen etwas Angenehmes zu wünschen.“

„Und einen guten Trunk zu thun.“

„Bemerkte man keine neuen Ungnaden?“ fragte der Großwürdenträger der Küche, „oder wurden die alten fleißig aufgemischt?“

„Beides — beides!“ lachte einer der Kammerdiener; „so hatte der Hofbaumeister Zweckel die Kühnheit gehabt, sich nicht krank zu melden, sondern zu erscheinen — war auch nicht bescheiden genug, sich beim Herannahen Seiner Majestät hinter ein paar alten Excellenzen zu verbergen, pflanzte sich vielmehr, wie es seine Gewohnheit ist, mit hocherhobener Nase in erster Reihe auf; rechts neben ihm stand der Regierungspräsident Herr Schmerler, links der Herr Steuerdirektor Platter. Zum Ersten sprach Seine Majestät: ‚wir haben Unglück in unserem Kirchenbau, es soll ja wieder ein Strebepfeiler weichen wollen — es ist das sehr schlimm!‘ Und dann sagte sie zum Steuerdirektor:

‚ich habe eine Kommiſſion ernannt, um dieſe Angelegenheit zu unterſuchen; man wird abhelfen können.‘“

„Und der Hofbaumeiſter Zweckel, der in der Nähe ſtand?“

„War Luft für Seine Majeſtät — Höchſtdieſelben ſchauten ſo ruhig und gleichmüthig über ihn hinaus, als wenn gar nichts dageweſen wäre.“

„Nun, unter uns geſagt,“ meinte Herr Brezelberger, „viel war auch nicht da, und ſeit dieſer naſeweiſe Herr unſere guten Rathſchläge in Betreff von Küchefeuerungen förmlich verlachte —“

„Hat er das wirklich gethan?“

„Wie wir Euch verſichern,“ erwiederte der Oberküchenmeiſter mit großer Würde, „verlacht, wenigſtens verlächelt mit jenem ihm eigenthümlichen, jeſuitiſchen Lächeln, indem er ſich erlaubte, zu ſagen: ‚mein lieber Herr Oberküchenmeiſter‘ — als wenn ich eines ſolchen Anfängers ‚lieber‘ wäre — dieſe Anrede, ‚mein Lieber‘, kann allerdings etwas recht Schmeichelhaftes für mich haben, aber nur, wenn ſie von Seiner Königlichen Majeſtät ſelbſt angewandt wird.“

„Ganz meine Meinung!“ bekräftigte der eine der beiden Kammerdiener, während der andere ſeine Zuſtimmung durch ein nicht zu mißdeutendes Kopfnicken kund gab.

Die leeren Gläſer wurden von Herrn Stepper wieder vollgegoſſen und alsdann von dem Küchenjungen herum-

gereicht, — auch die Bowle frisch aufgefüllt, da Herr Brezelberger einen ernsten und bedeutungsvollen Blick auf sie geworfen.

„Wie lange ist's wohl schon her, Brezelberger," fragte der ältere der beiden Kammerdiener, „daß Sie dem letzten Hofball selbst angewohnt haben?"

„Lassen Sie mich nachdenken — das können wohl schon zehn Jahre her sein — es war das damals ein solennes Ballfest bei der Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers von Rußland — eine allerhöchste Festlichkeit. Dieselbe wurde gehalten im großen Styl, und bei dem Souper dirigirte ich das Ganze mit dem weißen Küchenstab in der Hand. Die einzelnen Gänge der Allerhöchsten Tafel wurden auf einen Wink Seiner Excellenz unter unserem speziellen Vortritt aufgetragen, jedesmal mit einer Trompetenfanfare; es waren das allerdings meistens nur Schaugerichte, aber von außerordentlicher Schönheit, und die Tafel selbst war mit einer seltenen Pracht servirt."

Nach diesen Worten schaute Herr Brezelberger nachsinnend in seinen Punsch und schien sich lebhaft jenes vergangenen, außerordentlich schönen Tages zu erinnern, wobei seine Mienen so ernst und feierlich aussahen, daß es lange Zeit Niemand wagte, ihn aus seinen Träumen aufzustören.

Endlich erlaubte sich einer der Kammerdiener in etwas

schüchternem Tone die Bemerkung: „Es ist wohl schon sehr lange her, daß hier im alten Schlosse keine Hofbälle mehr gehalten werden?“

„Schon so lange,“ sagte Herr Brezelberger, nachdem er sich vollkommen Zeit gegönnt, aus seinem Nachdenken zu sich selbst zu kommen, „daß der Aelteste sich eines solchen Balles kaum mehr erinnern wird — ich glaube, der letzte war vor fünfzig Jahren, als des Höchstseligen Königs Majestät noch hier im Schlosse wohnte.“

„Ja, ja,“ bekräftigte der andere der Kammerdiener, „so lange ich mir denken kann, steht das ungeheure Appartement öde und verlassen.“

„Und wie öde!“ sagte Herr Stepper. „Wenn man zufällig einmal hinein muß, so weht es einen förmlich wie Kellerluft an und läuft einem fröstelnd den Rücken hinauf.“

„Ja,“ meinte der andere Kammerdiener, „es liegt etwas Unheimliches über dieser unendlichen Reihe düsterer Zimmer; ich mußte im Dienste Allerhöchster fremder Herrschaften im südlichen Theil der Enfilade oft Tage lang zubringen, gestehe aber ehrlich, daß ich stets mit Widerwillen hineinging und mich, wenn ich zufällig allein war, eines schauerlichen Gefühls nicht erwehren konnte.“

„Ja, ja, es ist so!“ setzte Herr Stepper hinzu, „man schaut sich häufig unwillkürlich um, als müßte etwas an

einem vorüberkommen, was nicht ganz geheuer ist, oder als höre man etwas Unnatürliches."

„Wie kann man denn etwas Unnatürliches hören?" fragte einer der Kammerdiener, wobei er sich zu einem heiteren Lächeln zwang.

„Das ist doch sehr einfach. Sie lehnen zum Beispiel in der tiefen Fensternische eines jener hohen düsteren Zimmer und auf einmal schwören Sie darauf, Sie vernehmen den Klang von Fußtritten, dicht an Ihnen vorüberkommend, oder das Rauschen eines seidenen Kleides."

„Ist Ihnen das schon vorgekommen?"

„Unter uns gesagt, ja — doch ganz im Vertrauen. Seine Excellenz wünschen nicht, daß man darüber spricht."

„Wenn man dergleichen glauben dürfte," sagte Herr Brezelberger, „oder wenn es solch' geheimnißvollen Wesen erlaubt wäre, sich einen Tummelplatz auszusuchen, so könnten sie sich keinen passenderen wählen, als eben jene lange Reihe stets verschlossener Zimmer. Die Fenster zwischen den dicken Mauern, welche ohnehin so wenig Tageslicht als möglich hereinlassen, sind oft drinnen noch verhüllt mit schweren Vorhängen, und da sowohl an Tapeten als an Möbelüberzügen roth und gold vorherrschend ist, so besteht hier ein schwerfälliges Halbdunkel, das selbst der blendende Glanz unzähliger Lichter kaum zu verbannen im Stande ist; dazu die hohen Räume,

die alten Bilder mit den lebensgroßen ernstblickenden Herrschaften; die dunkeln, geschnitzten Eichenholzmöbel, die schwerfälligen Plafonds mit der verblichenen Malerei, und mitten in allen diesen Herrlichkeiten das kleine, stets verschlossene Porzellankabinet, an dessen Thüre man sich immer scheu umschaut, ob nicht irgend ein längst verstorbenes Wesen herausstürzen und den Vorübergehenden um Hülfe anrufen würde."

„Ah, das Kabinet mit den Blutstropfen?"

„Dasselbe. — Doch gehen wir darüber hinweg; ich glaube ohnehin nicht an die Blutstropfen; was man dafür hält, können ebensogut Fettflecken sein."

Die beiden Kammerdiener lächelten einander zu und verstanden es vollkommen, als nun der Oberküchenmeister dem kleinen Pagen mit weißer Jacke, der mit aufgesperrtem Munde zuhorchte, den Befehl gab, draußen nachzusehen, wie weit man mit dem Aufräumen der Küche sei. Dann fuhr der alte Herr fort: „Ich kann wohl sagen, daß ich zu allen Tag- und Nachtzeiten drüben in dem großen Appartement war, und außer jenem Gefühl von Unbehagen, das einen dort unwillkürlich beschleicht, weder etwas wirklich Unheimliches gesehen noch gehört habe — daß es zuweilen seltsam in den hohen Zimmern rauscht, kann seine natürliche Ursache darin haben, daß ein Luftzug durch das Kamin mit den verblichenen, hie und da

was übrigens meinen Cecco ſehr ungeduldig machte. Da ich ihm auf ſeine vielen Fragen wenig Antworten gab, ſo unterhielt er ſich meiſtens mit ſeinem Pferd, welches er denn auch, ſobald wir wieder in der Ebene angelangt waren, bald mit Schmeicheleien, bald mit Schimpfworten zu neuem und eiligem Lauf antrieb; jetzt behauptete er, das Pferdchen ſei ſeine theuerſte Freundin, ſeine liebe Emilia; doch meinte er gleich darauf, es ſei eigentlich doch wohl nur aus einer Hunderace entſproſſen, und die niederträchtigſte Beſtie, die auf der ganzen weiten Welt zu finden ſei; dabei hatte er aber noch vollkommen Zeit kein Mädchen ungeneckt ihres Wegs ziehen zu laſſen, bald warf er ihnen Kußhände zu, bald knallte er nach ihnen mit der Peitſche, und wenn wir zufällig einen jungen Menſchen erreichten, der mit ſeiner Freundin von der Chauſſee in einen Feldweg einbog, ſo ſang er ihnen eine Strophe irgend eines unüberſetzbaren italieniſchen Liedes nach.

So rollten wir, den Monte di Chieſa hinter uns, zur Rechten die Bergwand, zur Linken die Maremmen und Reisfelder, auf der ebenen Landſtraße dahin; die Luft war ſo klar und rein, daß man jedes Baumblatt ſcharf abgezeichnet ſah und den Drath des Telegraphen neben uns weit hinaus mit den Augen verfolgen konnte. An der Straße ſtanden hohe Ulmen, die ihre Kronen zu einander neigten und deren Stämme ſtundenweit durch Reben mit einander verflochten waren; dabei wurde die Färbung in der Luft, auf der Ebene und an den Bergwänden mit jedem Augenblick glühender, und war ſo weich, duftig und warm; gegen Weſten lag auf dem Himmel ein wahrer Goldgrund, auf welchem ſich Häuſer, Bäume ſcharf und ſchwarz abzeichneten. Neben der Straße ſah ich zuweilen einen einſamen dunkeln Nachen auf ſo hellem und ruhigem Waſſer liegen, daß ſein Schatten nicht einmal eine leiſe zitternde Bewegung zeigte. Inſecten ſummten um uns her, und von fern und nah vernahm man den melodiſchen Klang der Glocken, welche das Ave Maria läuteten. Es lag ein unnennbarer Friede über der ganzen Natur, der ſich aber in Ernſt und Trauer

loſe hängenden Tapeten ſein Spiel treibt; und daß die alten Möbel, beſonders aber die Fußböden krachen, finde ich ſehr begreiflich, denn ſie dehnen ſich wahrſcheinlich ſehr oft mißmuthig und gelangweilt."

„Allerdings ein guter Grund," ſagte einer der Kammerdiener, „aber gehört haben Sie doch gewiß Manches über das erſte Stockwerk dieſes alten Schloſſes."

„Gehört wohl, aber noch nie, daß Jemand geſagt hätte: das habe ich geſehen, das habe ich erlebt. Da heißt es wie bei allen ordinären Geſpenſtergeſchichten, meinem Vater iſt es erzählt worden, oder mein Großvater hat es erzählt."

„Verzeihen Sie, Herr Oberküchenmeiſter," ſagte der erſte Koch ſchüchtern, „daß ich Sie an den alten Silberdiener Flinter erinnere."

„Ich bin überzeugt, Flinter hat damals einen Rauſch gehabt," entgegnete der Chef der Küche, indem er nachdenkend in die Flammen des kleinen Herdes blickte — „mir hat er die Geſchichte auch erzählt und Andern ebenfalls, bis man ihm verboten, darüber zu reden."

„Aber er erzählte ſie ſehr glaubwürdig."

„Ich habe nie etwas davon gehört," ſagte der ältere Kammerdiener — „da wir ſo ganz unter uns ſind, kann man ſie wohl erfahren."

„Daß Sie nichts davon gehört haben, begreife ich

wohl," erwiederte der Oberküchenmeiſter; „es geſchehen mehr Dinge hier in dieſem alten Schloſſe, wovon Ihr drüben in der neuen Reſidenz keine Ahnung habt."

„Nun, ſo laßt uns dieſe Geſchichte hören."

„Meinetwegen — Stepper ſoll ſie erzählen."

„Es ſind ungefähr vierzig Jahre her, da beſchloß der Vater unſerer jetzigen Excellenz, der alte Oberſthofmeiſter, privatim einen Ball zu geben und zwar nicht in ſeiner Wohnung, ſondern in einem Theil der Appartements des erſten Stockes, von dem wir ſo eben geſprochen. Und ſo geſchah es auch; es war ein ſchönes Feſt, das ſelbſt Ihre Königlichen Majeſtäten mit Ihrem Beſuche beehrten. Es ging auch Alles ſeinen gewöhnlichen Gang und wurde durchaus nichts Auffallendes bemerkt, ja nicht einmal zwiſchen zwölf und ein Uhr."

„Doch, doch," ſagte der Oberküchenmeiſter mit leiſer Stimme, „wenigſtens wurde ſo erzählt — erinnern Sie ſich doch, Stepper — das aber doppelt unter uns."

„Ach ja — es hatte ſich ein ſchönes junges Paar aus der Reihe der Tanzenden unbemerkt in eine jener tiefen Fenſterniſchen hinter den ſchützenden Vorhang zurückgezogen, und der junge Herr küßte gerade der Dame etwas feurig die Hand, als er neben ſich ſo deutlich nießen hörte, daß er im Glauben, ſeine Nachbarin habe es gethan, artig ſagte: ‚Zur Geſundheit!' Kaum hatte

er das Wort ausgesprochen, so sah er, aber mit der Schnelligkeit eines Blitzes erscheinen und verschwinden, vor sich eine Gestalt in einem uralten Hofkleide, die ihn mit einem traurigen Blick anschaute, die aber, wie eben bemerkt, im Handumdrehen wieder in Nichts zerflossen war. — Ich glaube, die junge Dame fiel darauf mit einem lauten Schrei in Ohnmacht und es gab einen kleinen Skandal, worüber die böse Welt allerlei munkelte."

„Geschah nicht auch noch etwas mit den Fackelträgern unten im Hofe?"

„Richtig — man erzählte so etwas, aber es kam Niemand glaubwürdig vor."

„Wie die meisten dergleichen Geschichten, doch hört man sie gern in Gesellschaft am lodernden Feuer bei einem guten Glase Punsch."

„Ein alter Portier erzählte nämlich später, er habe deutlich gesehen, wie die Fackelträger, welche der Allerhöchsten Herrschaft leuchteten, immer doppelt gewesen wären, das heißt: diese Doppelgänger hätten dicht hinter unseren Leuten gestanden, aber ebenfalls in uralter Tracht und wie Schatten anzusehen."

„Es wird seinen guten Grund gehabt haben," meinte Herr Brezelberger, „weßhalb jener alte Portier doppelt gesehen hat."

„Aber es klingt unheimlich — doch fahren Sie fort, Stepper.“

„Nun, der Ball ging zu Ende, wie jeder Ball zu Ende zu gehen pflegt. Nach dem Souper empfahlen sich die Allerhöchsten Herrschaften und dann wurde es bald leer in den Zimmern, die Hoflakeien verschwanden eilfertig wie immer, und die Dienerschaft Seiner Excellenz trug das Silberzeug zusammen, um es zu verschließen und löschte die Lichter aus, da —“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des kleinen Gemaches und es trat ein älterer Mann herein im Anzug der höheren Hofdienerschaft, sein Gesicht zeigte einen ernsten Ausdruck, doch hatte er lebhafte durchdringende Augen, welche lebhaft kontrastirten mit seiner gefurchten Stirne und seinen schneeweißen Haaren.

„Ah, Flinter!“ rief ihm der Oberküchenmeister entgegen, „es ist seltsam, daß Ihr jetzt gerade kommt; was wollt Ihr, mein lieber Freund?“

„Es fehlt vom großen Service noch ein goldener Punschlöffel und nach dem wollte ich mich erkundigen,“ sagte der alte Silberdiener in einem ruhigen, ernsten Tone.

„Der goldene Löffel ist da,“ entgegnete Herr Brezelberger, „darüber könnt Ihr Euch beruhigen, und nun ersuche ich Euch, den Löffel in die Hand zu nehmen und Euch damit ein Glas Punsch einzugießen.“

Der alte Mann that, wie ihm geheißen; ehe er aber aus dem Glaſe trank, nickte er dem Chef der Küche ehrerbietig zu.

„Das wäre wieder einmal vorüber!“ ſagte dieſer in einer frohen Laune, „und ich hoffe, Flinter, Ihr habt alle Eure Schutzbefohlenen ohne irgend einen Deſerteur wieder eingeſperrt.“

„Alle, Herr Oberküchenmeiſter, bis auf jenen goldenen Löffel, der aber in guten Händen iſt — auf Euer Wohlſein, Ihr Herren.“

„Denkt Euch nur, Flinter,“ ſagte Herr Brezelberger nach einer langen Pauſe, „wir ſprachen eben von Euch.“

„Viel Ehre für mich, womit kann ich dienen?“

„Ich will gerade nicht ſagen, daß Ihr uns mit etwas dienen ſollt; aber Stepper erzählt da unter uns eine Geſchichte, bei der Ihr betheiligt ſeid.“

„Ah! ich kann mir ſchon denken,“ entgegnete der alte Mann in etwas verdrießlichem Tone, „was er erzählt hat, *Sie wußten es ja ſchon, Herr Oberküchenmeiſter.*“

„Aber wir wiſſen es noch nicht,“ ſagte der ältere Kammerdiener, „ſind jedoch ſehr begierig, es zu erfahren. Und da Ihr nun einmal da ſeid, Flinter, ſo wäre es hübſch von Euch, wenn Ihr uns ſelbſt vom Ende jenes Balles erzählen wolltet.“

„Ah, vom Ende jenes Balles — ich thue das nicht

besonders gerne," sprach der Silberdiener, vorsichtig um sich schauend.

„Ganz unter uns, Flinter."

„So möchte ich es auch angesehen haben — nun denn, der Ball war zu Ende und wir hatten die Lichter ausgelöscht, alle von der Dienerschaft waren weggegangen mit Ausnahme des Kammerlakeien Martin, der nach dem Kaminfeuer sah, ob nicht irgendwo Glut vorhanden wäre — es mochte ungefähr drei Uhr Morgens sein. Ich ging mit einer brennenden Wachskerze durch sämmtliche Zimmer, um mich zu überzeugen, ob nicht etwas vergessen worden, und so kam ich denn zuletzt an das kleine Kabinet mit den grauen Seidentapeten und den alten, blauen Damastmöbeln."

„Hattet Ihr denn ein ängstliches Gefühl, Flinter, oder ward Ihr sonst, was man aufgeregt nennt?"

„Ganz und gar nicht — ich war nur müde und freute mich auf mein Bett. So trete ich in das graue Kabinet und sehe auf dem gelben Divan eine Dame in weißem Kleide liegen, welche zu schlafen scheint."

„A—a—ah!"

„Ich war darüber nicht einmal besonders erschrocken, sondern dachte nur, es ist doch sonderbar, daß irgend eine Dame, statt nach Hause zu gehen, sich dahin zum Schlafen gelegt."

„Kannten Sie die Dame?“

„Sie kam mir allerdings ſehr bekannt vor,“ fuhr der alte Mann in einem eigenthümlichen Tone fort, „ich hatte ihr Porträt früher ſchon geſehen und ſah es auch ſpäter wieder; doch dachte ich in dem Augenblicke nicht daran, ſondern ging raſch hinaus, um im Vorſaale nachzuſehen, ob dort noch ein Garderobeſtück liegen geblieben ſei; da ich aber nichts fand, winkte ich dem Kammerlakeien Martin, er ſolle mitkommen. Und als wir wieder an die Thüre des grauen Kabinets kamen, lag die weiße Frau noch immer regungslos auf dem Divan.

Martin wurde vor Schrecken im Geſichte weißer, als es die Erſcheinung war, und rannte davon, als ob ihn der Kopf brennte — hat den Schrecken auch verbüßen müſſen, der arme Martin, Gott habe ihn ſelig — ich aber ging hinauf zu Seiner Excellenz und meldete dieſe Geſchichte. Der alte Herr lag ſchon im Bette, und als ich ihm berichtete, was ich unten geſehen, lächelte er in ganz beſonderer Weiſe und ſagte: ‚Es iſt ſchon gut, Flinter, ſchließe die äußere Thüre ab und reden wir nicht mehr darüber.‘

„Das that ich denn auch, und jetzt erſt, als ich herunterging, zitterte ich am ganzen Leibe ſo, daß ich kaum den Schlüſſel zu der Thüre des Vorſaales zu finden fand

einzuſtecken vermochte — in das Kabinet ſelbſt wäre ich für keine Million mehr gegangen."

„Nun?" fragte der Oberküchenmeiſter, indem er die Anweſenden der Reihe nach anſchaute.

„Flinter ſagt, er hätte es ſelbſt geſehen, und da muß man ihm wohl glauben."

„Trinkt Euer Glas aus, Flinter, und ſchenkt Euch noch einmal ein — dort iſt auch ein Stuhl, den Ihr hieher nehmen könnt, um Euch darauf zu ſetzen — ich ſehe, unſere Bowle fängt an leer zu werden, und wenn dieſer ernſte Fall wirklich eingetreten iſt, ſo mögt Ihr alsdann immerhin Euren goldenen Löffel mitnehmen. Aber ſagt mir noch eins," fuhr er fort, als der Silberdiener der erhaltenen Aufforderung gemäß ſich allerdings etwas reſpektvoll zurückgezogen und auf den ihm bezeichneten Stuhl niedergelaſſen — „hat Euch der Schrecken denn gar nichts gethan?"

„Mir nichts, Herr Oberküchenmeiſter, wie Sie wohl ſehen; denn erſtens bin ich, wie man zu ſagen pflegt, ein Sonntagskind, und dann hat mir auch ſpäter mein Doktor geſagt, dem ich die Geſchichte im Vertrauen erzählte — denn der Schrecken hatte mich doch etwas angegriffen — ich ſolle nur Gott danken, daß ich eine ſo magere Kreatur ſei, ſonſt hätte ich wohl einen Schlag oder ein Nervenfieber erwiſchen können. Der Kammerlakei Martin —"

„O, ich erinnere mich ſeiner noch ganz genau," fiel ihm hier Herr Brezelberger mit einem nachdenklichen Kopfnicken in die Rede, „das war ein großer und dicker Mann, nicht wahr, Flinter!"

„Ja, ein bischen ſchwammig war er, und daß er trotz ſeiner Dicke ein halbes Jahr darauf an der Abzehrung ſtarb, war, wie ich feſt überzeugt bin, die Folge deſſen, was er damals geſehen — der Schrecken war ihm in den Magen gefahren, und von dem Augenblick an verdaute er ſehr mangelhaft."

„Gott bewahre jeden Chriſtenmenſchen vor etwas Aehnlichem!" ſagte Herr Brezelberger, indem er ſich bedächtig umſchaute; doch zwang er ſich gleich darauf gewaltſam zur Heiterkeit, indem er ausrief: „Drum laßt uns das Leben anſtändig genießen, ſo lange es noch Zeit iſt. Trinken wir eins!"

Stepper hatte abermals die Gläſer gefüllt, und während die Anweſenden mit ſichtlichem Behagen das vortreffliche Getränk ſchlürften, las man in ihren Mienen, wie ſehr ſie geneigt ſeien, dem beizupflichten, was der Chef der Küche ſoeben geſagt.

Es war hierauf eine ziemlich lange Pauſe vergangen, ehe der jüngere Kammerdiener fragte: „Und ſaht Ihr ſpäter nie mehr etwas dergleichen?"

„Nie mehr. Es wurde aber auch kein Ball mehr in

den alten Appartements abgehalten, von uns lebenden Menſchen wenigſtens nicht," ſetzte er mit einem ſchlauen Lächeln hinzu.

„Nun, die — Anderen werden doch wohl nicht daran denken, Bälle zu halten."

Der Silberdiener Flinter zuckte mit den Achſeln und erwiederte: „Darüber ließe ſich viel reden."

„Nur zu, alter Geſelle!" rief der Oberküchenmeiſter, „ich habe Ihm ſchon einmal geſagt, daß wir ganz unter uns ſind — alſo laß Er hören, was Er in Betreff jener kurioſen Bälle erlebt hat."

„Ich müßte lügen, wenn ich ſagen wollte, ich habe in dem Punkte ſelbſt etwas erlebt — aber was man darüber noch vor dreißig Jahren ſprach, das ſagte man ſo ungenirt, als wie man morgen früh vom heutigen Hofball erzählen wird."

„Nun denn — was erzählte man ſich damals?"

„Es gab gewiſſe Nächte, wo es in den alten Gemächern ganz abſonderlich lebhaft herzugehen pflegte; von einer Nacht wußte man es ganz genau, und da konnte man oft genug hören, wie ſich die alten Lakaien zuflüſterten: ‚da drinnen wird's in ein paar Stunden auch wieder losgehen', und dann ſo eilfertig als möglich die große Treppe hinabhuſchten."

verwandelte, ſowie die himmliſchen Lichter rings umher ausgelöſcht waren und die grauen Abendnebel aufſtiegen. Zu dieſer Stunde fuhren wir überdies noch durch einen dichten Olivenwald, der an ſich ſchon etwas düſteres und melancholiſches hat. Wenn ſich das Blatt dieſes Baumes, auf anderm Grün geſehen, mit ſeinem grauen Schimmer freundlich ausnimmt, ſo gibt auch eben dieſe graue Farbe da, wo die Bäume dicht bei einander ſtehen, denſelben etwas unbeſtimmtes, und ſie erſcheinen wie in graue Schleier gehüllt, wobei ein ſolcher Wald einen eigenthümlichen, obgleich nicht unangenehmen Duft aushaucht. Ein Muttergottesbild von weißem Marmor, bei dem wir vorbeirollten, und vor welchem Cecco ehrerbietig ſeinen Hut abzog, hatte in dieſer Umgebung etwas unendlich verſöhnendes.

Pietra ſanta, ein kleines Städtchen mit hohen Mauern und feſten Thoren, erreichten wir bei völliger Nacht, was übrigens meinen Kutſcher nicht abhielt, auch ohne Wagenlaterne im geſtreckten Lauf hindurch zu fahren. Ich wußte wohl, daß Pietra ſanta einen ſehr guten Gaſthof hatte, „Alla Poſta“ bei Bertolani Fratelli, leider hatte ich aber dieſen Namen vergeſſen, und obgleich ich nach der erſten Locanda verlangte, führte mich Cecco dennoch nach einer kleinen Kneipe, wo es, ſeiner Ausſage nach, vortrefflich ſein ſollte. Nachdem ich einmal dort abgeſtiegen war, ließ man mich auch nicht mehr fort, und als ich in einem finſtern Erdgeſchoß ein ſehr ſchlechtes Nachteſſen verzehrt und meine Cigarre angezündet hatte um noch einen kleinen Spaziergang zu machen, war es für mich ein unangenehmes Gefühl, nach einigem Umherſchlendern das Haus Bertolani zufälligerweiſe aufzufinden, welchem der breite erhellte Thorweg, freundliche Gaſtzimmer und anſtändige Kellner ein ſo wohnliches Anſehen gaben.

Am andern Morgen ſetzte ich meine Fahrt nach Carrara wieder auf einem Barocino fort, doch war mein Kutſcher diesmal ein alter geſetzter Mann mit geflickter Jacke und grauem unraſirtem Kinn. Sein Pferd paßte vortrefflich zu ihm und zeigte durchaus

„Und was ging denn dort los?“ fragte der jüngere Kammerdiener.

„Nun, ein förmlicher Ball — wenigſtens nach dem zu urtheilen, was man hörte; wenn man auch nicht das Geringſte ſah. Es gab wohl muthige oder naſeweiſe Leute der Dienerſchaft, die ihren Vorwitz nicht bändigen konnten und ſich auf's Lauſchen legten, ſobald in jener Nacht die Mitternacht vorüber war; die ſchworen hoch und theuer, ſie hätten deutlich gehört, wie die unſichtbaren Gäſte die große Treppe heraufkamen — das Schlürfen der Füße auf den Marmorplatten, das Rauſchen der ſchweren Kleider. Und drinnen erſt hinter den verſchloſſenen Thüren, da ging es hoch her; von da vernahm man allerdings ſo leiſe wie das Gezirpe der Grillen eine vollſtändige Tanzmuſik, nach deren Takte man unſichtbare Füße ſich bewegen hörte.“

„Und hat's nie Jemand gewagt, die Räume während eines ſolchen geſpenſterhaften Balles zu betreten.“

„O ja,“ ſagte Flinter lächelnd, „und das iſt eigentlich das Merkwürdigſte an der ganzen Geſchichte — die Herren wiſſen wohl, daß die meiſten der Geiſter, die ſich unbefugter Weiſe ſehen laſſen, erlöst werden können, wenn man nur das richtige Wort zu ihrer Erlöſung findet — wer aber dieſes Wort fände, dem müßte ein ganz beſonderes Glück zu Theil werden. Da waren denn

dazumal zwei Küchejungen bei Hofe, Rangen, wie sie alle sind, zu den tollsten Streichen aufgelegt, die beide beschlossen hatten, das Abenteuer zu bestehen und sich den gespensterhaften Ball näher zu betrachten. Da aber keiner von dem Anderen etwas wußte, so schlich sich nach Mitternacht jeder von ihnen durch eine besondere Thüre, wozu er sich einen Schlüssel verschafft hatte, in die finsteren Räume, wo nun allerdings keiner etwas von dem unheimlichen Leben des Balles hörte, denn die Geister pflegen nicht zu erscheinen, wenn man zu Zweien ist, wo aber jeder der Küchejungen nicht nur die Schritte des Anderen hörte, sondern auch dessen schattenhafte Gestalt erblickte, was beiden einen so furchtbaren Schrecken einjagte, daß sie so schleunig als möglich wieder davon liefen."

„Dadurch fanden aber die Geister keine Erlösung, mein lieber Flinter," sagte der Oberküchenmeister.

„Gewiß nicht. Aber beide Küchejungen erfuhren am andern Tage, daß Einer sich vor dem Andern gefürchtet, und beschlossen, die Sache noch einmal zu versuchen und dann jeder allein — so geschah es auch. Und der Eine erzählte nachher, er habe den ganzen unheimlichen Lärmen so deutlich als möglich vernommen. Die Geister schienen sogar recht vergnügt gewesen zu sein und einer habe sogar dicht neben ihm genießt, worauf er selbstverständlich

‚Zur Geſundheit‘ geſagt habe. Da habe ſich plötzlich der ganze Saal, in dem er gerade geſtanden, wie durch einen ungeheuern Blitz erhellt, in deſſen Lichte er ganz deutlich eine große Menge Herren und Damen geſehen hätte, aber nur eine halbe Sekunde lang, dann ſei Alles wieder ſo finſter als vorher geweſen, er habe eine klatſchende Ohrfeige verſpürt und ſei darauf zu Boden gefallen. Was nun den andern Küchejungen betraf, ſo erzählte er faſt die gleiche Geſchichte, nur mit einem andern Ausgange; er habe auch die leiſe Muſik gehört, den Schall der Füße im Takte des Tanzes, das Rauſchen der Kleider und endlich ein deutliches Nießen neben ſich. Da habe er denn ſeinen Muth zuſammengenommen und ein kräftiges ‚Helf Gott‘ gerufen.“

„Und das war das Richtige,“ warf Herr Stepper ein.

„Allerdings ſei es das Richtige geweſen, meinte auch jener, denn er erzählte weiter, kaum habe er ‚Helf Gott‘ geſagt, ſo ſei Alles rings um ihn her von ganz überirdiſchen Lichtern erhellt geweſen, die Lüſtres haben geflammt, die Muſik habe luſtig und hell aufgeſpielt, und Hunderte von Herren und Damen in einer uralten, aber ſehr glänzenden Tracht ſeien mit heiteren Mienen durcheinander gelaufen, hätten Komplimente vor einander gemacht, ſich die Hände geſchüttelt, wobei ſie eifrig die Lippen bewegten, ohne daß man aber hätte vernehmen

können, was sie sprächen. Es sei aber gewesen, wie bei den großen Hoffesten in der Neujahrsnacht, sobald es zwölf Uhr schlägt und sich Alles beglückwünscht."

„Das ist sehr begreiflich — sie gratulirten sich zu ihrer endlichen Erlösung."

„Und waren in der That erlöst," sprach der alte Silberdiener mit großem Ernste: „denn seit jener Nacht hat man nie mehr etwas von einem gespenstigen Balle gehört. Und was jenen Küchejungen betraf, so trug er allerdings kein sichtbares Zeichen der Erkenntlichkeit davon, aber von da an hatte er Glück in Allem, was er angriff, und er soll heute ein reicher Mann sein."

„Wir sind da auf ein Thema gerathen," sagte Herr Brezelberger nach einer längeren Pause, während welcher er sich sein Glas durch den ersten Koch noch einmal auffüllen ließ, „das mir nicht besonders angenehm ist — ich mag eigentlich keine Gespenstergeschichten hören — es bleibt einem immer etwas davon im Kopfe, und wenn man nachher zu Bette geht und sieht sich zufällig mit der weißen Nachtmütze im Spiegel, so erschrickt man vor seinem eigenen dummen Gesichte; es ist mir das schon einmal passirt; überhaupt sollten wir vom Küchendepartement uns nie mit solchen Geschichten abgeben, denn es ist erwiesen, daß die Gespenster von uns nichts wollen. Man hat noch nie von einem Küchengespenst

gehört oder von einem Geiſte, der gegeſſen oder getrunken hätte."

„Ja, das iſt wahr," ſagte der ältere Kammerdiener, „dieſes Volk hat ſeine ganz beſonderen Geſetze. So hat man zum Beiſpiel noch nie vernommen, daß irgend eines von ihnen ſich hätte bei Tage ſehen laſſen."

„Das muß ich mir erlauben zu beſtreiten," ſagte der Silberdiener mit großer Beſcheidenheit.

„Um des Himmelswillen!" rief der Oberküchenmeiſter mit Erſchrecken, „ich hoffe nicht, daß Sie ſchon ein Geſpenſt bei Tage geſehen haben?"

„Das nicht, Herr Brezelberger; aber ich habe einen Vetter, der hat mir hoch und theuer zugeſchworen, daß er am hellen Tage eine geſpenſterhafte Erſcheinung gehabt — wollen Sie die Geſchichte hören?"

„Iſt ſie ſehr unheimlich?" fragte der Chef der Küche.

„Durchaus nicht, man könnte ſie eher heiter nennen."

„Dann wollen wir ſie hören, denn ich liebe es ſehr, mit einer angenehmen Erinnerung einzuſchlafen, es gibt das fröhliche und behagliche Träume — wie iſt's mit unſerer kleinen Bowle, Herr Stepper, iſt nicht noch ein Tröpfchen vorhanden?"

„O, noch recht viel, Herr Oberküchenmeiſter; darf ich mir Ihr Glas ausbitten, um es auffüllen zu können?"

„Thun Sie das — vergeſſen Sie aber dabei auch nicht unſere Freunde, und vor allen Dingen nicht den würdigen Flinter.“

Dieſer trank aus dem auf's Neue gefüllten Glaſe, ſchmatzte mit ſeinen Lippen und ſagte dann: „Ich hatte einen Vetter, der war Kanzleibeamter und dabei ein ganz merkwürdiger Menſch; der Herr Oberküchenmeiſter werden ſich ſeiner gewiß ſpäter erinnern; klein von Geſtalt, wie er war, mit einem etwas langen und ſchmalen Kopfe, hatte ihm, Gott mochte wiſſen wer, eingeredet, er ſähe dem alten Napoleon, dem großen Kaiſer, frappant ähnlich. — Was that hierauf mein Vetter? — Er ließ ſich hohe Stiefeln machen — eine weiße Weſte mit langen Schößen — einen grauen Rock, und ſpazierte ſo zum Entſetzen ſeiner Kollegen und zur Entrüſtung ſeiner Vorgeſetzten in den Straßen umher. Da er begreiflicher Weiſe das kleine Hütchen des großen Kaiſers in der bekannten Form nicht tragen durfte, ſo liebte er es, in bloßem Kopfe zu gehen, wobei er dann ſeine Hände auf dem Rücken zuſammengefaltet hielt und dabei in der Rechten *einen kleinen Feldſtecher, den er alle Augenblicke* vor das Auge führte, um ſich nahe und entfernte Gegenſtände anzuſehen, wobei er alsdann mitten in der Straße ſtehen blieb mit geſpreizten Beinen, ganz wie es der große Napoleon zu machen pflegte. Da er ſonſt übrigens

harmloſer Natur war, auch ſeinen Kanzleigeſchäften pünktlich oblag, ließ man ihn gewähren. Er war unverheirathet und ſpeiſte in einem kleinen Gaſthaf, wo er es ſehr wohlgefällig aufnahm, wenn ihn der Kellner mit einem tiefen Bückling grüßte, und wenn ihn der Wirth oder irgend einer der Gäſte, erſtaunt über ſeine Aehnlichkeit mit dem großen Kaiſer, die Rede auf denſelben brachte. Hier hatte er ſein kleines Fernrohr neben ſich ſtehen, und ſo oft der Kellner mit einer neuen Schüſſel unter der Thüre erſchien, behielt er dieſelbe mit Anwendung des Fernrohrs im Auge, bis ſie auf den Tiſch niedergeſetzt wurde — ja, bis ſie die Runde gemacht hatte und zu ihm kam."

„Das ſind Geſchichten, wie ich ſie liebe," unterbrach ihn der Oberküchenmeiſter; „ſie regen die Nerven nicht auf und man braucht nicht viel darüber nachzudenken."

„Es war an einem regneriſchen Sonntag Nachmittag," fuhr der Silberdiener Flinter fort, „als mein Vetter zum Ausgehen gerüſtet unter der Thüre ſeines Hauſes ſtand, aber das Unmögliche einſah, ſpazieren zu gehen, da es wie mit Kübeln heruntergoß. Er blickte zum Himmel hinauf: da war aber Alles von dem gleichförmigſten Grau und nirgends die Spur einer helleren Wolke zu entdecken. Kaffeehäuſer gab es damals noch keine; Beſuche machte mein Vetter nie und in's Wirthshaus ging er nur Abends. Was war nun anzufangen? Auf ſeine

kleine Stube zurückkehren oder die Kanzlei beſuchen? Er wählte das Letztere, ging in das große, heute ſo einſame Gebäude, über die ſtillen Treppen durch die hallenden Gänge — das Haus war ehemals ein Kloſter geweſen, und als er ſeine Thüre auf- und zuſchloß, da klang es gerade, als würde ein Dutzend Thüren auf- und zugeſchloſſen. Hier fühlte er ſich nun aber ganz behaglich und glücklich. ‚Jetzt kann mir dieſer Regen geſtohlen werden‘, ſagte er vor ſich hin, zog ſeine Schreibärmel an und begann eine intereſſante Verhandlung abzuſchreiben. Dabei konnte er, ſo angenehm im Trocknen ſitzend, ein Stück des verdrießlichen grauen Himmels ſehen und ebenſo an der gegenüberliegenden Fenſteröffnung die Streifen des jetzt feiner, aber dichter gewordenen Regens. Während er ſo emſig ſchrieb, lachte er förmlich in ſich hinein über ſein ſtilles Glück gegenüber anderen Menſchen, die jetzt gelangweilt zum Fenſter hinausſahen, oder unter triefendem Regenſchirm in den Straßen umherliefen — rings um ihn her war es ſo angenehm ruhig, ſo feierlich ſtill.

„Da hörte er auf einmal, als wenn etwas hinter ihm mit einer ſehr feinen Stimme ‚bſt! bſt!‘ machte. Er wandte ſich um, ſchaute zuerſt ohne, dann mit ſeinem Fernrohr durch das ganze Zimmer, ohne das Geringſte zu entdecken, was im Stande geweſen wäre, den obenerwähnten Laut von ſich zu geben. Nachdem er nichts

entdeckt hatte, ſchrieb er ruhig weiter. Nach ein paar Minuten vernahm er denſelben Ton, doch klang es ihm jetzt, als wenn zwei harte Gegenſtände aneinander gerieben würden, und wieder blickte er auf nach einem alten Aktenſchranke hin, von woher dieſes Geräuſch zu kommen ſchien. Schon war er im Begriff den alten Schrank zu öffnen, als er einen Beſen bemerkte, der ſeitwärts am Schranke herunterhing, deſſen Stiel ſich wie der Perpendikel einer Uhr hin und her bewegte und ſo das eben erwähnte Geräuſch hervorbrachte.

„‚Höchſt eigenthümlich‘, dachte mein Vetter; doch wuchs ſein Erſtaunen faſt bis zum Erſchrecken, als er nun ſah, wie dieſer Beſen einen Satz von dem Schranke herab machte und anfing, die Stube auszukehren.“

„O, Sie erzählen uns Märchen, lieber Flinter!“ ſagte Herr Brezelberger.

„Ich berichte Ihnen, wie mein Vetter mich hoch und theuer verſicherte, daß er es ſelbſt erlebt habe. Der Beſen, ohne von einer ſichtbaren Hand regiert zu werden, kehrte den Stubenboden ſauber und fleißig ab; ja, als er an den Schreibtiſch kam, wo mein Vetter ſaß, machte er ſo wenig Umſtände, daß mein Vetter raſch ſeine Beine in die Höhe ziehen mußte, um nicht getroffen zu werden. Seltſam, dachte er bei ſich. Und da der Beſen nicht aufhörte, im Zimmer herumzukehren, ſo fing er wieder an zu ſchreiben.“

„Es scheint mir, Ihr Vetter hatte gute Nerven.“

„Daran litt er keinen Mangel; doch auf einmal kam ihm die Idee, das seltsame Betragen dieses Besens möchte für ihn von einer Bedeutung sein. Wer weiß, dachte er, ob es mir nicht anzeigt, daß ich nächstens zum Leben hinausgekehrt werden soll; wenn man einmal in's Denken kommt, so hört man nicht so bald wieder auf, und nachdem mein Vetter alles Mögliche mit dem, was er sah, in Verbindung gebracht, sagte er sich zuletzt: am eigenthümlichsten ist es doch, daß dieser Besen gerade am Sonntag Nachmittag kehrt; ja, wenn es noch Samstag wäre oder sonst ein Wochentag!“

„Aha!“ machte der Oberküchenmeister kopfnickend.

„Und während mein Vetter dieses dachte, sprach er plötzlich zu sich selber: Du machst es ja nicht anders als der Besen, und schreibst, statt am Sonntag Nachmittag, wie es Gesetz ist, zu feiern. Kaum hatte er dieses halblaut gesprochen, als er, der Besen nämlich, wieder an seinen Platz hüpfte, und mein Vetter mit Hut und Schirm rasch die Kanzlei verließ und in die nächste Kirche ging, um noch ein Stück vom Nachmittagsgottesdienste mit anzuhören.“

Die beiden Kammerdiener lachten, Herr Stepper schüttelte seinen Kopf. Doch erklärte sich der Oberküchenmeister mit der Erzählung des alten Silberdieners vollkommen zufrieden.

keine Neigung zu den ſchnelleren Gangarten; dagegen ſcheute es vor jedem Stein, vor jedem Waſſergraben, und zeigte beim Stehenbleiben eine große Vorliebe für retrograde Bewegungen. So klepperten wir vorwärts, und unſer langſames Fahren hatte den Vortheil, daß ich mit größerer Bequemlichkeit die immerfort ſchöne Gegend betrachten konnte. Hier hat alles ein maleriſches und eigenthümliches Anſehen, jedes Haus, jeder Stall, jede Mauer würde ſich ohne Zuthat allerliebſt in einem Bild ausnehmen. Mit den Welſchkornkolben verzieren ſie dergeſtalt die Façaden ihrer Wohnungen, daß ſie der ganzen Architektur genau folgen, wodurch die Gebäude mit einer goldgelben Farbe überzogen zu ſein ſcheinen; auch die Staffage dieſer Landſchaft iſt ſo bunt und mannichfaltig, die leichten Barocino's, die uns im vollen Lauf begegnen, die Pferde mit blankem Meſſinggeſchirr und Schellen behängt, oben auf dem Kammdeckel nicht ſelten mit einer kleinen Windfahne verſehen, führen bald eine einzelne Perſon in brauner Sammetjacke und ſpitzem Hut, oder ſind zuweilen beladen mit einem halben Duzend ſtämmiger Kerle oder gewichtiger Weiber. Auch altväteriſch gebaute Miethkutſchen kommen uns langſam entgegen, der Wagenkaſten ſchwankt bedeutend hin und her, die Pferde laſſen ihre Köpfe hängen, und der Vetturin, die Cigarre im Mund, zuckt vergeblich aufmunternd an den Zügeln. Oft iſt die Straße weite Strecken bedeckt mit zahlreichen Ochſenkarren, welche Holz, Erde und Steine führen, die Thiere ſind meiſtens weiß, Räder und Geſtell zinoberroth angeſtrichen, und hoch oben auf der Ladung ſitzt der Fuhrmann und lenkt das Ganze mit einer langen zugeſpitzten Stange und einem ausdrucksvollen Zungenſchnalzen.

Bald hatten wir Maſſa Carrara erreicht, einen der lieblichſten Punkte, die man auf dieſer Erde ſehen kann. Die Stadt iſt in einer Schlucht an den Berg hinangebaut, der oben gekrönt iſt von den rieſenhaften Trümmern einer ehemaligen Feſtung, vorne öffnet ſich dieſe Schlucht auf die Ebene und das Meer, und iſt bis tief hinab angefüllt mit Orangen, Citronen und Lorbeeren mit duftenden

„Es iſt dieß eine moraliſche Geſchichte," ſagte er, „und das kann uns Allen nicht ſchaden. Ueberdem hat die Idee eines regneriſchen Sonntag Nachmittags etwas ſo Nervenberuhigendes, daß ich ſpäter nur daran zu denken brauche, um alsdann augenblicklich einzuſchlafen — ich danke vielmal, lieber Flinter."

Hier wurde die Unterhaltung unterbrochen durch den eintretenden Kammerfourier vom Dienſte, welcher in angemeſſener Haltung und würdevollem Ausſehen vor den Oberküchenmeiſter hintrat und ihm mittheilte, daß er, der Kammerfourier, ſich in hohem Auftrage Seiner Excellenz des Herrn Oberſthofmeiſters hier befinde, um ihm, dem Oberküchenmeiſter, zu ſagen, daß Seine Excellenz mit dem heutigen Souper ſehr zufrieden geweſen ſeien; daß Seine Excellenz dieſes ſelbſt dem Herrn Brezelberger geſagt haben würde, wenn Seine Excellenz nicht genau wüßten, wie ſehr der Oberküchenmeiſter nach einer ſo angeſtrengten Thätigkeit der Ruhe bedürftig ſei; worauf ſich Herr Brezelberger erhob, ſeinen gerührten Dank ausſprach, und nachdem er auf das Wohl ſeines verehrten hohen Chefs ſein Glas ausgetrunken, die denkwürdigen Worte ſprach: „Der Herr Oberſthofmeiſter verdienen es, einen Oberküchenmeiſter zu haben, wie Brezelberger iſt, denn Seine Excellenz wiſſen, wie man mit Künſtlern erſten Ranges umgehen muß. Und nach dieſem Tropfen, mein Herr,"

ſetzte er gerührt hinzu, „keinen weiteren mehr. Es iſt ſo angenehm, mit einer freundlichen Erinnerung zu Bett zu gehen. Gott ſchenke uns Allen einen angenehmen Schlaf und bewahre uns vor jähem Schrecken, wozu ich Alles rechne, was an übernatürliche Erſcheinungen ſtreift.“

Drüben war indeſſen gegen Mitternacht der Hofball zu Ende gegangen. Damen und Herren hüllten ſich in ihre Mäntel und Pelze. Wer einen Wagen hatte, fuhr in demſelben nach Hauſe und träumte von der vergangenen Freude und Herrlichkeit, während ſich die Räder pfeifend auf dem hartgefrorenen Schnee drehten. Von denen aber, die zu Fuß das Schloß verließen, hatten die Meiſten noch ein ganz beſonderes und lang entbehrtes Vergnügen. Das war der Genuß einer guten Cigarre, die niemals beſſer ſchmeckt, als nach einem ſtundenlang dauernden, ſo ſehr amüſanten Hofball.

Daß indeſſen Alle, die von dort herkamen, geraden Wegs nach Hauſe gegangen wären, können wir der Wahrheit gemäß gerade nicht behaupten. Es war, wie ſchon Eingangs dieſer Geſchichte geſagt, mitten in der Karnevalszeit, und dem Grundſatze huldigend, daß nach der Arbeit ein Vergnügen erlaubt ſei, ſuchten viele der jungen Herren, die ſoeben noch mit Gräfinnen galoppirt und von Prinzeſſinnen zu einer Française befohlen worden waren, durch andere, minder vornehme Geſellſchaft

jene Stunden ernſter Pracht und gemeſſener Herrlichkeiten wieder mit ihrem beſcheidenen Daſein in Einklang zu bringen.

Wie glänzten die zahlloſen Gasflammen in dem großen Saale, wo die allgemeine Maskenredoute abgehalten wurde, wie toll und luſtig ſchmetterten die Klänge der wilden Muſik, wie buntfarbig wogten hier die Masken durcheinander, und wie raſch verſchwanden die längſt erwarteten ſchwarzen Fräcke des Hofballs in dem Gewühle dieſes überſprudelnden Faſtnachttreibens. — Es wurde gerade der Baciowalzer geſpielt und manches heiße, ſchwellende Lippenpaar zuckte begehrend und antizipirte pantomimiſch ſpätere Freuden.

So war die Nacht vorübergegangen — dort im rauſchenden, glänzenden Fluge, anderswo in behaglicher Ruhe oder in bleierner Langſamkeit unter fieberhaft erregten Pulsſchlägen.

Die Uhr in der Ecke des alten Schloſſes, von dem wir oben ſprachen und wo jetzt Alles im tiefſten Schlafe lag, that in gellendem Tone fünf Schläge, als in der Pforte des großen Eingangsthores, deſſen ſchwere Flügel während der Nacht verſchloſſen waren, langſam ein Schlüſſel gedreht wurde und zwei Perſonen in den Schloßhof traten. Es war ein Herr in einem dicken Paletot und eine Dame in einem weiten dunkeln Mantel, die ſich fröſtelnd und

wie es ſchien furchtſam an ihren Begleiter ſchmiegte. Wir glauben, daß das letztere Motiv vorherrſchend war; denn die junge Dame ſagte nach einem tiefen Seufzer in faſt weinerlichem Tone: „Wie ſoll das enden, Heinrich, wie ſoll das enden?!“

„Hoffentlich ſo, wie es angefangen, heiter und vergnügt — man muß nur nicht gleich allen Muth verlieren,“ gab der junge Mann in einem luſtigen Tone zur Antwort.

„Du haſt gut reden — wenn Du ſpäter darüber nachdenkſt, ſo kommt Dir Alles wie ein Scherz vor, und ich fürchte faſt, Du nimmſt es auch ſo — leider Gottes, Heinrich! Könnteſt Du nur ſehen, wie ich zittere und aufgeregt bin — doch wo führſt Du mich hin!“

„Darüber bin ich eben mit mir ſelbſt zu Rathe gegangen — meine Wohnung —“

Sie zog haſtig ihren Arm aus dem ſeinigen und entgegnete mit großer Entſchiedenheit: „Lieber ſetze ich mich vor die Thüre unſeres Hauſes und mag daraus entſtehen, was da will.“

„Laß mich doch ausreden, mein Herz — ich wollte ja ſagen, meine Wohnung kann und darf ich Dir aus vielerlei Gründen nicht vorſchlagen — und doch, wie gern möchte ich Dich dorthin führen, geraden Wegs zu meiner Mutter, und ihr ſagen: wir ſind allerdings ein bischen

leichtſinnig geweſen, wir haben die Nacht auf dem Balle verjubelt; aber jetzt ſind wir da und wollen nicht mehr von einander gehen."

Sie ſeufzte aus tiefem Herzen, ehe ſie zur Antwort gab: „Ich hoffe, Du würdeſt ſo reden, Heinrich; doch wahrſcheinlich auch dieſes Mal wieder ohne Erfolg; denn Deine Mutter iſt eine ſtrenge Frau, der ich, die arme Tochter einer armen Wittwe, lange nicht vornehm und reich genug bin — o, rings um mich her iſt Alles finſter, ich ſehe nirgends einen Ausweg, nirgends einen tröſtenden Lichtſchein!"

„Du biſt ſonſt ſo verſtändig, Roſa, daß ich oft nicht begreife, wie Du dann plötzlich ſo an Allem verzagen magſt; thue mir die Liebe und laß die Zukunft vorderhand aus dem Spiele, wenigſtens ſo lange, bis wir in dieſer bitterkalten Nacht ein Obdach gefunden haben — hui, wie eiſig der Wind bläst! fühlſt Du das auch, mein armes Herz?"

„Nein, nein, ich fühle es nicht, ich bin zu ſehr mit Anderem beſchäftigt."

Die Beiden ſtanden immer noch unter dem hochgewölbten, dunkeln Thorbogen, und der junge Mann hatte das Mädchen feſt an ſich gedrückt, wie um ſie vor der erſtarrenden Kälte zu ſchützen, und währenddem dachte er darüber nach, wohin er ſie bringen könne, und ver-

warf einen Plan um den andern. Endlich aber fuhr er empor und flüſterte ihr zu: „Muth, Roſa, Muth! Ich weiß jetzt ein Plätzchen für uns Beide, heimlich und ſicher, wie man es ſich in unſerer Lage nur wünſchen kann — halte Dich feſt an mich und folge mir ohne Furcht.“

„Aber wohin, Heinrich!“ fragte ſie mit ängſtlicher Stimme.

„Nach einem Orte, wohin Du mit allem Anſtand folgen kannſt!“

„Mit allem Anſtand!“ ſeufzte ſie, „als wenn ich armes Mädchen daran denken dürfte — nun, wie Gott will!“

Damit folgte ſie ihrem Begleiter, der den rechten Arm ſanft um ihre ſchlanke Taille legte und ſie vorſichtig quer über den Hof führte; dann ging es ein paar Stufen hinauf bis zu einer Wendeltreppe und auf dieſer ſtiegen ſie in den erſten Stock des alten Schloſſes.

„Wo ſind wir, Heinrich?“

„Hier ſind die Hofküchen und am Ende derſelben befindet ſich ein kleines Gemach, welches mein Vater, der geſtrenge Oberküchenmeiſter, als ſein Arbeitskabinet benützt — ich weiß, wohin er den Schlüſſel zu legen pflegt, und dort ſind wir ſo ſicher aufgehoben, als wir es nur wünſchen können — warm wird das kleine Zimmer auch noch ſein, denn heute Nacht war Hofball und da wird

es immer ein bis zwei Uhr, ehe die Herdfeuer gänzlich erlöschen, wenn sie überhaupt erlöschen."

„Wie Du willst."

„So, jetzt tritt ein, liebe Rosa; bleibe aber an der Thür stehen, bis ich Licht gemacht habe. Nicht wahr, es ist hier angenehm warm?"

„Ach ja, und ich bin froh darüber, denn es ist draußen so grimmig kalt."

„Ehrlich gestanden, ich habe es auch wohl gefühlt; doch mochte ich es vorhin nicht sagen, da Du so gar muthlos warst — so, jetzt schau um Dich her — ist das nicht ein freundliches Zimmerchen?"

„O ja, und ich bin glücklich, daß wir wenigstens ein Obdach gefunden haben. Wird man aber draußen das Licht nicht sehen?"

„Unbesorgt, mein Herz; der Laden vor dem einzigen schmalen Fenster ist so dicht verschlossen, daß auch kein Strahl durchdringt; ich weiß das aus Bemerkungen meines verehrten Papas, der es nicht liebt, wenn man ihn hier spät arbeiten sieht — und heute Nacht," setzte er hinzu, indem er seine Nase erhob, „scheint er mit ein paar guten Freunden hier stark gearbeitet zu haben — richtig, da ist die kleine Punschbowle; aber keinen Tropfen haben sie drin gelassen, die Neidhämmel."

„Du wirst doch wohl jetzt keinen Punsch mehr

trinken wollen?“ fragte das junge Mädchen in beſorgtem Tone.

„Ich würde ‚doch‘ ſagen, wenn welcher da wäre; aber ſei unbeſorgt, Roſa, die Bowle iſt förmlich ausgetrocknet; aber da ſehe ich noch Glut in dem kleinen Herde, jetzt gib Achtung, welch' freundliches Feuer ich Dir in Kurzem anzünden werde — vor allen Dingen aber ſetze Dich in dieſen weichen Stuhl; wenn Du Deine kleinen Füße an Dich ziehſt, ſo könnte er Dir als Bett dienen, nicht wahr?“

„Gewiß, Heinrich, und die Wärme thut mir ſo wohl.“

„O, ich weiß etwas, was Dir noch beſſer thun wird,“ ſagte er in freundlichem Tone. „Ich werde Dir eine Taſſe Thee machen und dann wollen wir überlegen, auf welche Art ich Dich heute Morgen ohne Gefahr der Entdeckung aus dem Schloſſe bringe.“

„Ohne Gefahr der Entdeckung?“ fragte ſie im Tone des Zweifels — „und wenn das auch gelingt, was werde ich meiner armen Mutter ſagen?“

„Du wirſt ihr ſagen, daß wir uns lieben und daß wir uns heirathen werden, wie ich Dir ſchon oft geſchworen und wie ich Dir heute wiederholt ſchwören will — Du biſt ein geſcheidtes Mädchen, liebe Roſa, und kennſt mich genugſam, um meinen Worten Glauben zu ſchenken.

„Wäre ich mein eigener Herr," fuhr er fort, indem er auf außerordentlich geſchickte Art den verſprochenen Thee bereitete, „ſo hätte ich Dich auch in meiner jetzigen Stellung ſchon lange geheirathet; aber was mir einestheils von Nutzen iſt, bildet, wie Du ſelbſt weißt, anderntheils die größten Hinderniſſe, nämlich, daß mein Vater Oberküchenmeiſter iſt und alſo auch mein Vorgeſetzter — — wäre das nicht der Fall und wäre ich nur erſter Koch, ſo hätte ich auf mein Wort die Sache ſchon lange in Richtigkeit gebracht; aber Du kennſt meinen Vater und weißt auch, daß er nichts zu thun wagt, als was meine Mutter gut heißt — — und meine Mutter — — o— o—o—, meine Mutter —"

„Ach ja, Deine Mutter — iſt es denn wahr, Heinrich, daß ſie Dich mit ihrer Baſe verheirathen will?"

„Das iſt ebenſo wahr, als daß ich entſchloſſen bin, ihren Willen nicht zu thun, und in dieſer Angelegenheit ſteht auch mein Vater auf meiner Seite. Er nennt die Baſe nur eine dürre, bösartige Vogelſcheuche."

„Aber ſie iſt reich und ihr Vater iſt Regierungsrath."

„Das macht ſie nicht angenehmer und nicht ſtärker, und ich habe den Geſchmack meines Vaters," ſagte der junge Mann, indem er dicht neben den Lehnſtuhl trat und ſeinen Arm um den Hals des jungen Mädchens legte, welche vertrauensvoll zu ihm aufblickte, „wir lieben

die guten, heiteren Geſichter und herzige, runde, weiße Geſtalten, ſo wie die Deinige, Roſa."

Und das waren allerdings Eigenſchaften, die dem reizenden, jungen, friſchen Mädchen nicht abzuſprechen waren; es war eine liebliche Erſcheinung, wie ſie da zuſammengekauert in dem großen Lehnſtuhle ruhte, mit den zierlichen kleinen Füßchen, der vollen Geſtalt, den guten, freundlichen Augen und den feinen Lippen, um welche jetzt ein freundliches Lächeln ſpielte. Von ihrem ſtarken, dunkelbraunen Haare ſah man nicht viel, denn es war faſt ganz unter einem weißen Schleier verborgen. Roſa hatte den Maskenball in der Tracht einer Veſtalin beſucht, und wenn auch manche wohlwollende Seele darüber die Achſeln gezuckt hatte, ſo wußte doch der junge Mann ihre vollkommene Berechtigung zu dieſem Koſtüm anzuerkennen.

„So, der Thee wäre fertig, und ich kann mit vollem Rechte ſagen, daß Seine Majeſtät morgen früh keinen beſſeren trinkt und lange nicht in ſo ſchöner Geſellſchaft — jetzt ſei aber auch ein bischen heiter, mein Herz; es wird ja noch Alles gut — wie oft war ich ſchon im Begriffe, mich meiner Mutter zu entdecken. Aber weißt Du wohl, was dann geſchehen würde? — Sie ruhte nicht eher, bis mein Vater mich für ein paar Jahre nach Paris oder ſonſt wohin geſchickt hätte — o, ich kenne ſie;

Blüthen und goldgelben Früchten. Es iſt eigenthümlich, daß das ganze Maſſa Carrara etwas ruinenartiges hat, und es iſt auch wohl hauptſächlich das, was ihm neben ſeiner prächtigen Lage einen ſo beſondern Reiz verleiht. Wohl gibt es Straßen in der Stadt, die ſehr wohnlich und gut erhalten ſind, doch außerhalb der Mauern ſieht man Veranden, Thorbogen, Garteneinfaſſungen in Ruinen, was um ſo mehr auffällt, als das Baumaterial vielfach weißer Marmor war, und man oft an zierlichen Treppen, an ſchlanken Säulen erkennen kann, wie ſorgfältig die Gebäude einſtens aufgeführt wurden, die man nun in Trümmer zerfallen ließ. Aber die Natur hat mit liebender Hand dieſe Wunden zuzudecken gewußt, und es beſchleicht uns nur zuweilen ein Gefühl der Wehmuth, wenn wir in einen Garten hineinblicken, deſſen marmornes Thor niedergeſtürzt iſt, deſſen Mauer zertrümmert daliegt, und wenn wir ſehen, daß ihre Stellen ſo freundlich eingenommen wurden von duftenden immergrünen Bäumen, die ſich jetzt ſtatt des Thors am Eingang gegen einander neigen, oder von wehendem überhängendem Rebenlaub, welches nun die Stelle der Mauer vertritt. Ich hatte den Lorbeer nie ſo ſchön und kräftig wachſen ſehen wie in der Umgebung von Maſſa Carrara, und es erregt ein eigenthümliches Gefühl, wenn man draußen vor der Stadt kleinen Kindern oder Weibern begegnet, die auf ihrem Kopf ein großes Bündel dieſer edlen und ſchönen Zweige mit ihrer runden dunkelrothen Frucht tragen, wie man bei uns zu Land ein Bündel Reiſig oder Tannenholz mit ſich nimmt.

Der Platz vor dem Schloß hin iſt mit einer zweifachen Allee von großen ſtarken Orangenbäumen umgeben. Es iſt dieß ſelbſt hier in Italien eine Merkwürdigkeit, denn wo man ſonſt kräftige Bäume dieſer Art ſieht, iſt das an Plätzen, wo ſie durch eine Mauer, einen Fels oder dergleichen vor der rauhen Witterung einigermaßen geſchützt ſind. Ehemals befand ſich auf einer Seite des Schloßplatzes in Lucca eine kleine Capelle, welche von den Franzoſen zerſtört und niedergeriſſen wurde; ſpäter füllte man

und ſo lieb mich mein Vater auch hat, ſo müßte doch ein ganz beſonderes Ereigniß eintreten, das im Stande wäre, ihn ſo feſt zu machen, um meiner Mutter gegenüber ſeinen Willen durchzuſetzen."

„Und wenn er handeln könnte, wie er wollte, glaubſt Du, er nähme mich armes Geſchöpf als ſeine Schwiegertochter in's Haus?"

„Auf alle Fälle. Und er würde glücklich ſein über Deine frohe Laune und über Dein gutes, heiteres Geſicht; ja, was ſoll ich es verſchweigen, er hat eine Ahnung von unſerem Verhältniß; denn neulich, als ich ein kleines Diner, woran ihm ſehr viel gelegen war, ganz allein überwachte und vortrefflich fertig machte, zupfte er mich am Ohr, was er nur thut, wenn er gut gelaunt iſt, und ſagte: ‚Mein Junge, ich weiß, was ich weiß; aber ich weiß auch, daß es einen Mordſpektakel gibt, wenn es die Frau Oberküchenmeiſterin erfährt — alſo ſei geſcheidt und nimm Dich in acht, damit wir Alle das bischen Ruhe behalten, was ſie geneigt iſt, uns zu laſſen'."

„Aehnlich ſprach meine Mutter auch ſchon," erwiederte das junge Mädchen; „ſie meinte, wenn Dein Vater könnte, wie er wollte, ſo würde ich glücklich werden — ach, ſo unendlich glücklich, Heinrich — und meine gute Mutter erſt — doch iſt das zu ſchön," ſetzte ſie mit einem traurigen Tone hinzu, „als daß es in Erfüllung gehen könnte."

„Nur nicht verzagt, Rosa, und Hoffnung behalten, sie läßt nicht zu Schanden werden.“

„O nein, nein, ich hoffe nicht mehr, und besonders nicht, nachdem wir heute so leichtsinnig gewesen — denke nur, Heinrich, wenn Deine Mutter erführe, was wir gethan, und daß ich hier bei Dir den Tag erwartet — o, hättest Du mich doch nach Hause gehen lassen.“

„Ohne Deinen Hausschlüssel, den ich leider Gottes verloren. Das wäre eine schöne Geschichte geworden; wir hätten anläuten müssen und das ganze Haus hätte erfahren, daß wir die Nacht über auf dem Balle gewesen.“

„Und werden sie es nicht auch so erfahren — wie soll ich von hier wieder fortkommen?“

„Darüber ist mir eine ganz prächtige Idee gekommen,“ sagte der junge Mann, auf seine Uhr sehend: „es ist jetzt beinahe sechs — um sieben Uhr wird Euer Haus geöffnet, und da es alsdann noch dunkel ist, so sieht Dich Niemand hineingehen.“

„In meinem weißen Kleide?“

„Auch daran habe ich gedacht — ich hole nachher einen schwarzen Domino, den ich droben habe und der Dich vom Kopf bis zu den Füßen verhüllt — aber jetzt sei auch ein bischen heiter, mein Kind; wenn Du nur wüßtest, Rosa, wie glücklich es mich macht, hier in dem

traulichen, warmen Gemache ſo allein bei Dir ſein zu können.“

Und daß er in der That glücklich war, bemerkte man an ſeinen leuchtenden Augen, ſowie an der Innigkeit, mit der er ihre kleinen Hände küßte, mit welcher er ſie anſchaute und mit welcher er ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib legte.

„Nicht ſo, Heinrich, nicht ſo; willſt Du mich noch trauriger machen, als ich ſchon bin?“

„Das nicht — das gewiß nicht — aber einen einzigen Kuß wirſt Du mir doch erlauben?“

„Hier nicht, Heinrich — hier nicht, ſo wahr mir Gott helfe — ich ſchwöre es Dir zu — hier nicht, und wenn Du mich lieb haſt, ſo dringſt Du nicht darauf.“

„Ich habe Dich lieb, das weißt Du; aber Du biſt zu grauſam gegen mich.“

„Und wenn ich wirklich grauſam bin, ſo wirſt Du mir ſpäter Dank dafür wiſſen — horch, da ſchlägt es ſechs Uhr!“ ſagte das junge Mädchen, indem ſie ſich haſtig in dem Lehnſtuhl aufrichtete und ihn ſanft, aber kräftig von ſich wegdrückte — „was Du vorhin ſagteſt, iſt ganz vortrefflich; hole den Domino, aber jetzt — gleich, wenn ich Dich bitten darf. Du wirſt Dich auch noch umziehen wollen, denn in Deinem Maskenkoſtüm kannſt Du mich doch nicht nach Hauſe begleiten.“

„Ich thue ja, was Du willſt, geliebte Roſa; aber gewähre mir wenigſtens einen einzigen kleinen Kuß, der ja nicht der Rede werth iſt.“

„Du weißt wohl, Heinrich, es wäre nicht der erſte und wird auch hoffentlich nicht der letzte ſein; aber ſei verſtändig und dringe hier nicht weiter in mich; wenn Du wüßteſt, wie ich mich ängſtige, Du müßteſt Mitleid mit mir haben.“

„Nun denn,“ rief er, ſich haſtig erhebend, in unmuthigem Tone, „ſo will ich denn thun, was Du verlangſt, aber es iſt nicht recht von Dir, Roſa, mich ſo hart zu behandeln, da Du weißt, wie ſehr ich Dich liebe, und darauf bauſt Du und thuſt mir auch nicht den kleinſten Gefallen.“

„So mußt Du nicht reden, denn es iſt nicht Dein Ernſt — verſprich mir jetzt gleich, Deinen Domino zu holen und dann —“

„Und dann?“ fragte er haſtig, indem er an der Thüre ſtehen blieb und ſich gegen ſie wandte.

„Dann, Heinrich,“ rief ſie, auf ihn zueilend und ihre Arme um ſeinen Hals ſchlingend, „dann thue ich freiwillig, um was Du mich ſoeben gebeten.“

„O, meine ſüße Roſa —“

„Jetzt gehſt Du aber auch, mein Heinrich, nicht, wahr? Du haſt es mir ſtillſchweigend verſprochen

und hältſt Dein Wort, wie Du es immer zu thun pflegſt."

„Ich halte es, weil ich muß — aber wenn Du wüßteſt, Roſa, welche Ueberwindung es mich koſtet, Dich jetzt zu verlaſſen, ſo von Dir zu gehen aus dieſem warmen und behaglichen Stübchen — ach wenn Du das verſtehen könnteſt —"

„Nein, Heinrich — ich verſtehe es aber nicht — gewiß, ich verſtehe es nicht."

„O, denke Dich an meine Stelle und ſuche mich zu verſtehen."

„Wenn ich an Deiner Stelle wäre, wüßte ich ſchon, was ich thäte," ſagte ſie ſchalkhaft lächelnd.

„Und was thäteſt Du, mein liebes Herz?" rief er haſtig.

„Ich hielte mein Verſprechen, ich ginge ſogleich, um den Domino zu holen und ich wüßte, wie unendlich dankbar mir Jemand dafür ſein würde."

„Ja, ja, Du haſt gut reden," ſagte er, tief aufſeufzend, „Ihr wißt nicht, wie — nun, ich gehe ja ſchon. Setze Dich wieder in Deinen Lehnſeſſel, und wenn Du nichts dagegen haſt, ſo ſchließe ich Dich bis zu meiner Wiederkunft ein."

„Warum das, Heinrich?"

„Es iſt halb ſieben Uhr, es könnte Jemand kommen und hier hereinſchauen."

„Du haſt Recht und Du kommſt ja auch gleich wieder.“

„Gewiß, mein Herz. Beunruhige Dich nur nicht und mache es Dir in dem großen Stuhle des Herrn Oberküchenmeiſters ſo bequem als möglich.“ Dieſes ſagte der junge Mann lächelnd und warf ihr noch eine Kußhand zu, ehe er das Gemach verließ, welches er alsdann ſorgfältig hinter ſich verſchloß.

Er ſchritt eine Wendeltreppe hinauf, einen langen Gang entlang und kam ſo an einen der rieſenhaften Eckthürme des alten Schloſſes, wo ſich die Wohnung des Herrn Brezelberger befand. Dieſe Wohnung hatte natürlicher Weiſe eine Thüre und dieſe Thüre hatte eine ſehr lauttönende Klingel, welche dem jungen Herrn Brezelberger bei nächtlichen Exkurſionen zuweilen ſchon ſehr läſtig gefallen war. Auch heute blieb er einen Augenblick ſtehen, ehe er die Hand nach der Thürklinke ausſtreckte, und war nicht wenig erfreut, als ſich dieſe Hausthüre geräuſchlos öffnete und unter derſelben die alte Magd erſchien, ein ziemlich ehrwürdiges Möbel, die einſtens bei dem jungen Brezelberger Amme geweſen und darauf ſchon eine ſehr große Reihe von Jahren als Hausjungfer fortgedient hatte.

„Bst,“ machte die alte Babette, „das hätte ich glücklich abgepaßt. Die Frau Mutter ſchläft noch, und wenn

Sie leiſe thun, hört Sie Niemand; auch habe ich den Ofen in Ihrem Zimmer warm gehalten und in der Bratkachel ſteht eine Taſſe Thee.“

„Danke, Babette. Aber laßt die Thüre noch einen Augenblick auf, ich muß noch einmal fortgehen — in's Schloß hinunter,“ ſetzte er hinzu, als er das beſorgte Geſicht der alten Magd ſah, „ich habe dem Holzverwalter etwas zu ſagen, was ich geſtern vergeſſen.“

Dann trat er ſo leiſe als möglich in ſeine Stube und fühlte ſich hier behaglich angeweht von der wohldurchwärmten Atmoſphäre, ſowie beim Anblick ſeines bequemen Bettes und ſeiner übrigen recht eleganten Möbel. Ach, es iſt ſo wohlthuend, wenn man ſich nach einer durchſchwärmten Nacht wieder in ſeinen vier Pfählen befindet, ſich ausſchirren und in einen bequemen Rock ſchlüpfen kann. Es war auch für den jungen Herrn Brezelberger ein Genuß, dieſes zu thun; dann ſuchte er ſeinen ſchwarzen Domino und ließ ſich hierauf nur für ein paar Minuten in einen ſehr bequemen Fauteuil nieder.

„Alles in Allem genommen,“ dachte er bei ſich, „bin ich heute Nacht bei dem Balle ſo ziemlich auf meine Koſten gekommen; ich habe mich göttlich amüſirt, ich habe — intriguirt, ich — habe — nicht ſchlecht ſoupirt — und — — bin — mehr — wie — je überzeugt —

daß meine — — Rosa — — eines — — der — — liebenswürdigsten — — Mädchen — — ist — — — und — — — für — — — mich — — — paßt — — — wie — — — keine — — — Andere — —. Wie — — — — glücklich — — — — — werden — — — — wir — — — — — sein — — — — — ich — — — — mit — — — — — ih — — — — — — — r — r — r — r — "

Kleine Ursachen, große Wirkungen: ein Sprüchwort von erschütternder Wahrheit, das sich seit undenklichen Zeiten bewährt hat, sich heute noch bewährt und sich immer noch mehr bewähren wird, je verwickelter die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft werden.

Seine Excellenz der Herr Oberſthofmeister hatten Seine Königliche Majestät, seinem Dienste gemäß, bis an die Thüre von Allerhöchstdero persönlichen Gemächern begleitet; ehe aber Seine Majestät dort eintrat, waren dieselben an's Fenster gegangen, hatten hinausgeblickt und gesagt: „Ich glaube, die Kälte hat bedeutend zugenommen," worauf Seine Excellenz in großem Diensteifer an einem Nebenfenster, wo sich ein Thermometer befand, eine Scheibe rasch geöffnet, um Seiner Majestät berichten zu können, daß man eine Kälte von 20 Grad habe. Hierauf waren Seine Majestät dankend verschwunden, Und als der Oberſthofmeister nach dem Ballsaale zurückging, mußte

er dreimal heftig nießen. Als er ſich hierauf ſpäter zu Bett legte, fröſtelte es ihn ſehr unangenehm, und gegen Morgen hatten Seine Excellenz den ſchönſten Katarrh, den man ſich nur wünſchen konnte und der ſich, wie bei ihm gewöhnlich, mit einem heftigen Huſten einzuſtellen pflegte.

Nun verſtand aber der Oberküchenmeiſter aus braunem Zucker, dem Gelben von Eiern und aus ſonſt nur ihm allein bekannten Ingredienzien ein Mittel anzufertigen, das, kaffeelöffelvoll genommen, bei ſolchen Huſtenanfällen Wunder zu thun pflegte.

Seine Excellenz klingelten ungefähr um ſechs Uhr in der Frühe dem erſten Kammerdiener und befahl ihm, zum Oberküchenmeiſter zu gehen und ihn um eine Taſſe voll von ſeinem berühmten Huſtenſaft zu bitten — zu bitten, hatte Seine Excellenz geſagt, dieſes Wort ſcharf betonend, und hinzugefügt, er ſolle Herrn Brezelberger ſagen, wie leid es ihm thue, daß er ihn zu ſo früher Zeit beläſtige.

Bitten — und beläſtige. Dieſe beiden Worte waren ſchuld daran, daß Herr Brezelberger mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit ſeinem Bette entſtieg, ſich eilig aber warm anzog, zum Ueberfluß noch in einen dicken Pelz ſchlüpfte, die Nachtmütze über die Ohren zog und — in der einen Hand ein brennendes Licht, in der andern einen Schlüſſelbund, durch die immer noch ſtillen Gänge der kleinen

Küche zuſchritt, wo er in ſeinem Privatſchranke Alles vorräthig hatte, was er zu ſeinem unübertrefflichen Balſam brauchte.

Da fand er, daß der Schlüſſel zu dem kleinen Gemache abgezogen war, weßhalb er den Hauptſchlüſſel herausſuchte und damit die Thüre leiſe öffnete.

„Ei," dachte er, „wie warm es hier noch iſt; und ein Licht haben ſie geſtern Abend brennen laſſen, dieſe — Schlingel — von — Schloßknechten — — gerechter Gott, was iſt das?"

Der Oberküchenmeiſter ſtand in der geöffneten Thüre; er fühlte, wie ſich ſein Blut zuerſt gewaltſam nach dem Herzen drängte und dann ſiedend in ſein Gehirn ſtrömte. Mit der entſetzlichen Lebhaftigkeit trat der geſtrige Abend vor ſeine Seele. Die Geſchichte von dem geſpenſtigen Ball, die Erzählung Flinter's, das unglückliche Ende des Kammerlakeien Martin, da — da — da — vor ihm — keine vier Schritte von ihm entfernt ruhte die weiße Frau in ſeinem, des Oberküchenmeiſters eigenem Lehnſeſſel — — — — — eine Täuſchung war nicht möglich — und ein Traum war es auch nicht — es war die weiße Frau, und die Sache mußte nun für ihn ihren traurigen, unzuhemmenden Verlauf nehmen.

Ein Anderer an der Stelle des wohlbeleibten Oberküchenmeiſters wäre vielleicht auf die Erſcheinung los-

dieſe Lücke ebenfalls mit Orangenbäumen aus, doch wollten ſie nie recht gedeihen; ich ſah das heute wieder, denn während die Kronen der andern Bäume voll und rund ſind, auch im ſaftigſten Grün prangen, vegetiren die an jenem Platz kümmerlich fort mit kahlen Aeſten und gelbem Laub. Natürlich behauptet der Volksglaube, der heilige Grund der zerſtörten Capelle räche ſich hierdurch an den armen und unſchuldigen Bäumen; die Wahrheit aber iſt, daß ſie durch eine Häuſerlücke, ihnen gerade gegenüber, von den Nordwinden beſtrichen werden, die zuweilen ſehr kalt von den Gebirgen herabwehen.

Jenſeits der großen Brücke aus weißem Marmor, welche ſich über einen ſchäumenden Waldbach ſpannt und den Berg von Maſſa mit La Foce verbindet, welche durch eine tiefe Schlucht geſchieden ſind, fanden wir einen umgeworfenen Reiſewagen, deſſen beide linke Räder zerbrochen waren, und der ſich an einer ſehr abſchüſſigen Stelle mit dem Wagenkaſten an das Mauergeländer lehnte; glücklicherweiſe war kein weiteres Unglück vorgefallen, und die vier Paſſagiere deſſelben umſtanden lachend ihr Fuhrwerk, während der Kutſcher fluchend bemüht war, das Gepäck herabzuwerfen. Mir unbegreiflicherweiſe hatte dabei nur der Telegraphendrath Schaden gelitten, denn er war an dieſer Stelle zerriſſen und hing neben dem Wagen herab.

Meinem alten Kutſcher voraus ſtieg ich zu Fuß den Berg hinan, um droben von der Höhe von La Foce die herrliche Ausſicht einen Augenblick genießen zu können. Tief unter ſich hat man auf der linken Seite Maſſa Carrara, und ſieht jetzt ſo deutlich, wie es an den Bergen angebaut iſt, unten die Stadt mit ihren gelben und weißen Häuſern in einer Felſenſchale voll des ſchönſten und friſcheſten Grüns liegend, oberhalb derſelben das Schloß aus röthlichem Stein erbaut, mit ſeinen vielen Bogen, Gewölben und großen Fenſtern, und endlich auf der Spitze des Bergs die alte Feſtung, eine ſchwere dunkelgraue Maſſe, deren Formen ſich ſcharf auf dem blauen Himmel abzeichnen; vor uns flacht ſich das Ge-

gestürzt; er aber, nachdem er das Entsetzliche gesehen, zog die Thüre wieder langsam zu, verschloß sie, wandte sich um und kehrte mit bedächtigen Schritten nach seiner Wohnung zurück, wobei er aber sehr bleich aussah und der Schlüsselbund in seiner Hand bedeutsam klirrte. Zu Hause angekommen, ging er nicht in sein Schlafzimmer, wo seine bessere Hälfte noch gemüthlich schlief, sondern er trat in das Zimmer seines Sohnes. Wäre Herr Brezelberger in der Stimmung gewesen, jetzt noch über irgend etwas zu erstaunen, so würde er erstaunt gewesen sein, seinen Sohn vollständig angezogen zu finden und ihn, als er eintrat, aus tiefem Schlafe auffahren zu sehen.

Der junge Mann erschrak heftig, sowohl darüber, daß er geschlafen, mehr aber noch über das Aussehen des alten Mannes, der sich ihm mit wankenden Schritten näherte und förmlich in das Fauteuil hineinfiel, das der Sohn soeben eilig verlassen.

„Was ist geschehen?“ fragte der junge Mann nach einer kleinen Pause, „brennt es irgendwo im Schlosse?“

„O, schlimmer als das, mein Heinrich!“ gab der Oberküchenmeister mit matter Stimme zur Antwort, — „es ist mir was Schreckliches passirt — ich habe die weiße Frau gesehen.“

„Jetzt? in der Morgenstunde? Unmöglich, Vater!“

„Jetzt, in der Morgenſtunde.“

„Und wo denn?“

„Unten — neben — der — Küche — in meinem kleinen Kabinet. Sie lag wie ſchlafend in meinem Lehnſtuhle — weißt Du, Heinrich, was es für mich bedeutet?“

Der junge Brezelberger hätte gerne gelacht, wenn ihm ſeine Lage, die des jungen Mädchens und die ſeines alten Vaters nicht gar zu ernſt erſchienen wäre. Da er natürlicher Weiſe überlegte, wie er ſich hier heraushelfen könne, ſo ſchwieg er ſtill, und auf dieſes Schweigen hin fuhr der Oberküchenmeiſter langſam mit dem Kopfe nickend fort: „Weißt Du, was dieſe Erſcheinung für mich bedeutet, mein Sohn? — ſie bedeutet mein nahes Ende.“

„Welche Idee, Vater, wer wird ſich ſolche Sachen in den Kopf ſetzen — vielleicht — — haſt Du — — falſch geſehen; vielleicht hat ſich Jemand in dem warmen Zimmer zum Schlafen niedergelegt.“

„Vielleicht, mein Sohn — vielleicht — es ſind das Räthſel, die mir wahrſcheinlich in kurzer Zeit klar werden.“

„Kindereien, Vater! Du haſt Dich geirrt, und um Dir das zu beweiſen, bitte ich Dich dringend, mit mir noch einmal dorthin zu gehen, um Dich zu überzeugen, daß Du nicht die weiße Frau geſehen.“

„Ich? — nicht um eine Million!“

„In meiner Gesellschaft — ich bitte Dich darum, Vater; ich beschwöre Dich, Du bist es Dir und uns Allen schuldig, Dich zu überzeugen, daß Du Dich geirrt hast.“

Der junge Mann sprach so eindringlich und bat seinen Vater so flehend, daß dieser sich endlich nach längerem Zögern entschloß, nochmals dorthin zu gehen, wo ihm das Fürchterliche widerfahren, und so langsame Schritte er auch machte, so standen sie doch endlich vor dem verhängnißvollen Kabinet, dessen Thüre der junge Herr Brezelberger so geräuschlos als möglich öffnete.

„Da — da — da, mein Sohn — habe ich mich geirrt? — siehst Du?“

„Ich sehe Alles, was Du auch siehst — allerdings eine weiße Frau, aber nicht die weiße Frau.“

Er zog bei diesen Worten den widerstrebenden alten Herrn in das Gemach, verschloß es vorsichtig von innen und näherte sich mit ihm dem vermeintlichen Gespenste.

Dieses sah aber in seinem tiefen Schlafe so frisch und artig aus, lächelte so anmuthig und athmete so tief menschlich und regelmäßig, daß sich der Oberküchenmeister eines gewaltigen Athemzuges der Befriedigung nicht erwehren konnte.

„Ich glaube, junger Mensch,“ sagte er hierauf mit einem langen Blicke auf seinen Sohn, „Du kennst dieses Gespenst?“

„Ja, Vater, da hilft kein Leugnen mehr, ich kenne es; wir waren heute Nacht zuſammen auf dem Balle, und da ich ſeinen Hausſchlüſſel verlor, ſo konnte ich es nicht zu ſeiner Mutter zurückbringen. Doch ich bin glücklich, daß Du Dich überzeugt haſt, es ſei nicht die weiße Frau und daß es nichts Schlimmes für Dich bedeutet.“

„Und was bedeutet es ſonſt für mich?“

„Eine Schwiegertochter, mein lieber, guter Vater — ich weiß, Du kennſt Roſa und ihre achtbare, wenn auch arme Mutter, und Du wirſt nicht dem Glück Deines einzigen Sohnes entgegen ſein.“

„Aber Du kennſt auch Madame Brezelberger, Deine Frau Mutter, und weißt eben ſo genau, wie ſie in dieſem Punkte geſinnt iſt —“

„Denke Dir aber, es ſei in der That die weiße Frau geweſen, die Du geſehen.“

„Ich ſchaudere, wenn ich daran denke.“

„Du würdeſt geglaubt haben, dieſe Erſcheinung ſei eine ſchlimme Vorbedeutung für Dich, und nun, da es anders iſt, fühlſt Du Dich doch gewiß froh und glücklich.“

„Gewiß, Heinrich — gewiß.“

„So tritt denn in dieſer Freude, in dieſem Glücke vor die Mutter hin, ſage, es ſei Dein Wille, daß ich Roſa heirathe, und mache uns nicht unglücklich, ſondern ſelig.“

„Das ſoll ich Deiner Mutter ſagen?“ erwiederte der Oberküchenmeiſter in kleinmüthigem Tone. „Und weißt Du auch, daß Madame Brezelberger, ohne mich anzuhören, ſich bei Seiner Excellenz würde melden laſſen und ein paar Jahre Urlaub für Dich erbitten?“

„Der Herr Oberſthofmeiſter will mir wohl und hat mir ſchon lange eine feſte Anſtellung verſprochen.“

„Ja, wenn Du die erſt hätteſt!“ — ſeufzte der alte Herr, „dann wollte ich aus vollem Grunde meines Herzens ‚Amen‘ ſagen.“

„Kleine Urſachen — große Wirkungen“ — wir müſſen dieſes Wort hier noch einmal wiederholen, da es den glücklichen Schluß unſerer kleinen Geſchichte bedingt.

Der Herr Oberſthofmeiſter hatte vergeblich auf den ſo ſehnlichſt gewünſchten Huſtenſaft gewartet, und als Seine Excellenz hierauf ſpäter verdrießlich und huſtend vor ſeinem Kaffee ſaß und den täglichen Bericht des Oberſchloßinſpektors in Empfang genommen hatte, ſagte er: „So ein tüchtiger Mann der alte Brezelberger in ſeinem Fache auch iſt, ſo fängt er doch an, ein wenig vergeßlich zu werden und ich habe deßhalb beſchloſſen, die Ernennung ſeines Sohnes, des jungen Brezelberger's, zum Oberkoch und Gehülfen ſeines Vaters heute Morgen noch Seiner Majeſtät zu unterbreiten. Meinen Sie nicht auch?“

Da nun ein Oberſchloßinſpektor faſt nie anderer Meinung zu ſein pflegt, als ſein hoher Chef, ſo verneigte ſich Erſterer zuſtimmend, worauf die Ernennung unterbreitet und der junge Brezelberger Oberkoch wurde.

Was die Oberküchenmeiſterin anbelangte, ſo koſtete es keine kleine Mühe, ihre Beiſtimmung zu der Mesalliance ihres Sohnes zu erlangen; doch wurde auch ſie endlich erweicht, worauf Heinrich die weiße Frau heirathete, welche ſein Vater am Herdfeuer geſehen.

Reiſeluſt.

Wenn es irgendwo Anwendung findet, daß die aufgehäuften und endlich überwundenen Schwierigkeiten die Luſt des Gelingens verſchärfen, ſo iſt dieſes ganz beſonders beim Reiſen der Fall. Für den, der häufig reiſt, deſſen Paßkarte ſtets vorräthig iſt oder dem ſie erneuert wird, indem der betreffende Beamte bei der Uebergabe noch eine tiefe Verbeugung macht — der zwei Zeilen an ſeinen Bankier ſchreibt um ſo und ſo viel Napoleons in specie oder um einen beliebigen Kreditbrief auf Paris oder London, für den iſt das Reiſen oft eine Laſt, ein nothwendiges Uebel, wie eine Bewegung in friſcher Luft, ein Spaziergang, den der Arzt verordnet, ein kleines Amuſement wie jedes andere.

Wer aber an ſein kleines Reiſevergnügen zuerſt nur wie an einen glücklichen, kaum zu erreichenden Traum, an ein lebhaftes Phantaſiegebilde denkt, wer ſich zuerſt, an ſchönen Sommertagen am Schreibtiſche ſitzend und beim Betrachten des ſtrahlenden, blauen Himmels hoch über des Nachbars rußiger Mauer mißmuthig ſeine Feder zerkauend, ſo, wir möchten ſagen, nur im Allgemeinen

reisen sieht, jetzt auf dem heiteren Dampfboot, jetzt im lustigen Eilwagen oder auf der ernsten Eisenbahn, wer sich aus diesen auseinanderfahrenden Träumen erst nach und nach ein kleines, bescheidenes Bild zusammenzieht, sich im Laufe der Zeit allgemach für irgend eine Gegend entscheidet, die ihm ganz besonders gepriesen wurde, wo er frische Bergluft findet, Ruhe für seine angegriffenen Nerven und billige Gasthöfe, wer endlich sich schüchtern zu sagen erlaubt: vielleicht das nächste Jahr über's Jahr, wenn ich gesund bin, wenn ich Urlaub erhalte, wenn ich Geld habe, wenn die Frau nichts dagegen einwendet — wenn — wenn — und wenn — —

Wer nach Ueberwindung aller dieser Schwierigkeiten endlich so glücklich ist, von dem verdrießlich blickenden Kanzleichef die Urlaubsbescheinigung zu erhalten, der jener gewiß nicht vergißt hinzuzufügen: „Sie haben es allerdings gut, Sie laufen vom Aktentische weg, wenn es Ihnen beliebt, unbekümmert, ob die Arbeit gethan ist oder liegen bleibt," wer hierauf diese freundlichen Worte unbekümmert über sich hinabrieseln läßt wie der Hund den Regen, wer alsdann noch beim Anziehen Morgens früh um drei Uhr die unvermeidliche Gardinenpredigt hinter sich hat, alle so nothwendigen und praktischen Ermahnungen, alle Hausmittel gegen Geldverschwendung, Erkältungen, zu viel Essen und Trinken, gegen Luftzug auf

birge ab, die Berge werden Hügel, die Hügel immer flacher und ebener, in unſerer Nähe ſehen wir alles das in hell- und dunkelgrün gekleidet, weiterhin wird es violett und grau, bis unten in der Ebene die letzte Farbe vorherrſcht, und alles wie Nebel und Duft erſcheint, wie ein grauer koloſſaler Schleier mit einzelnen Licht- und Schattenpunkten, der endlich am Horizont eingefaßt iſt von dem ſilberglänzenden Meere.

Der Bergrücken von La Foce trennt die beiden Thäler, in denen Maſſa Carrara und Carrara liegt, und kaum iſt man die erſten Windungen der Straße hinabgefahren, ſo erblickt man auch den letztern Ort ſchon vor ſich: ein Mittelpunkt von weißen und grauen Häuſern, überragt von ein Paar nicht all zu hoher Kirchthürme, um welche herum zerſtreut andere Wohnungen liegen, die ſich auf einigen Seiten als ſchmaler Streifen in die Schluchten des Gebirgs fortſetzen. So liegt Carrara vor uns tief gebettet zwiſchen hohen ſtarren Felsmaſſen, die unten, wie alles übrige Gebirg, grün und grau erſcheinen, oben aber ſchon von weitem ſeltſam erſcheinende glänzendweiße Flecke, Riſſe und Linien zeigen, welche vollkommen das Anſehen haben, als ſei da und dort in Schluchten und Höhlen eine beträchtliche Menge Schnees liegen geblieben. Die warme klare Luft aber und die grünen Bäume ſprechen vom Gegentheil und haben vollkommen recht, und was wir dort vor uns ſehen, ſind die berühmten Marmorbrüche von Carrara, von denen immer neue vor unſere Augen treten, ſowie wir uns dem Thale nähern.

Wenn bei uns ein junger angehender Bildhauer ſeine erſten Phantaſien in grauem Thon ausarbeitet, der ſpäter beim Brennen öfters eine andere Form annimmt als der Künſtler gewollt und z. B. ein edel gedachtes Geſicht einigermaßen verzerrt wiedergibt, oder wenn er einmal ſo glücklich iſt, einen kleinen Entwurf ausführen zu dürfen, und nun am ſpröden deutſchen Sandſtein herumhämmert, ſo denkt er ſeufzend an ein Schlaraffenland, aber nicht an das, wo der große Mandelkuchenberg exiſtirt oder wo die

der Eisenbahn, gegen schöne Kellnerinnen im Gasthof, wer nach allem Dem nun vollständig angezogen ist, seine Brieftasche mit dem Reisegeld tastend befühlt, seinen aufgewärmten Kaffee verzehrt hat mit Weißbrod vom gestrigen Tage, wer nun leise, leise die dunstige Kammer hinter sich zuzieht, nicht ohne noch etwas vom Selbstgespräch seiner besseren Hälfte zu vernehmen, daß der Mann gewiß aller guten Lehren vergessen, sich erkälten oder erhitzen werde, auch sich nicht in acht nehmen vor Zugluft und schönen Kellnerinnen, und hierauf nun in der Frühe um halb fünf Uhr in die herrliche, kühle, würzige Morgenluft hinaustritt, übermüthig seinen Reisestab zum Abschied gegen das verschlafene Haus schwingend, ja es sogar wagend, mit den Fingern in der Tasche seines Beinkleides ein Schnippchen zu schlagen, das ist ein Mann, der mit wirklichem Behagen reisen wird, ein Mann, dem das Reisen zur Lust wird — ein Mann, dem wir folgen wollen.

Die Sonne, welche am wolkenlosen Himmel noch nicht erschienen ist, hat aber schon einen Golddust vor sich hergesandt, von dem das blaue, glänzende Gewölbe droben auch der Erde etwas zukommen läßt, die Vorahnung auf einen wundervoll schönen Tag. Dabei liegen die Straßen der Stadt noch so angenehm einsam, der größte Theil der Häuser und Menschen ist noch nicht erwacht, und

Leute, die vielleicht ebenfalls auf Reiſen gehen oder einen Morgenſpaziergang machen, ſehen wir ſchon am Ende der längſten Straße, können ſie faſt erkennen und hören von weitem her ihre ſchallenden Fußtritte; die Brunnen plätſchern ſo geheimnißvoll, als wollten ſie uns allerlei Merkwürdiges erzählen von der vergangenen Nacht; ebenſo der Wachtel leiſer Schlag hier in ihrem Käfig, ſowie die letzten klagenden Triller einer gefangenen Nachtigall, welche dort aus der engen, noch dunkleren Gaſſe hervortönen. — Doch haben wir keine Zeit, ſie anzuhören, denn vom Bahnhof her vernehmen wir ſchon zuweilen das gellende Pfeifen einer Lokomotive; wir brauchen uns deßhalb aber nicht zu beeilen, denn wir ſind ſicher, daß der Zug erſt um fünf Uhr abgeht und unſere Taſchenuhr haben wir geſtern auf's Sorgfältigſte gerichtet: das Gepfeife dort bedeutet die Zuſammenſtellung der Züge — wir kennen das und haben es oft genug erlebt: zwei Wagenlängen — eine Wagenlänge — eine halbe — einen Fuß, dann ein gelinder Anprall.

Etwas lebhafter wird es ſchon auf der Straße, je mehr wir uns dem Bahnhofe nähern, jetzt hört man auch Trommelſchlag, fällt unwillkürlich in den Takt desſelben, marſchirt noch einmal ſo friſch und munter dahin — ah, eine Kompagnie Jugendwehr, die zu einem Reiſemarſch auszieht und bei deren Anblick über das Geſicht

unſeres Reiſenden ein leichter Schatten fliegt, der erſte an dieſem ſonnigen Morgen — dort in der Ferne ziehen ſie vorüber, die Krieger der Zukunft, uniformirt, mit Ober- und Untergewehr, der Stolz der Mütter, häufig der Schrecken der Väter. Hat doch auch unſer Reiſender, Herr Oberreviſor Schmauder, einen hoffnungsvollen Sprößling bei der Jugendwehr, deſſen Uniform ihn ein Bedeutendes gekoſtet, der in ſeinem fünfzehnten Jahre ſchon ein erhöhtes Taſchengeld verlangte, um ſich würdig mit vereinigen zu können bei kühlem Biere nach den Anſtrengungen eines Reiſemarſches, der in ſtolzem Selbſtbewußtſein nach kleinen Strafen, die er in der Schule erduldet, zu Hauſe von ſeinem Rechte ſpricht, jeder Tyrannei kräftig entgegenzutreten, deſſen Klaſſenzeugniß immer ſchlechter wird, je mehr er ſich im Exerziren vervollkommnet, ſowie in den Pflichten eines freien deutſchen Wehrmanns, der in der Uniform ſpazieren geht, zuweilen auch mit dem Säbelchen, und der es in ſolchen Augenblicken ſehr ungnädig aufnimmt, daß den Schildwachen, dieſen gewöhnlichen Soldaten, nicht ſchon lange der Befehl zugegangen iſt, vor ihnen, den Unteroffizieren der Jugendwehr, eine Ehrenbezeugung abzugeben.

Da ziehen ſie hin und das Geſicht des Herrn Schmauder klärt ſich auf, als der Letzte um die ferne Straßenecke hinum verſchwunden iſt — wie ſollte er auch im

Stande ſein, heute Morgen ernſten Gedanken nachzuhängen, denn ſchon von Ferne ſah er den Bahnhof vor ſich liegen und eine Menge Leute, die mit ihm dem gemeinſamen Ziele zuſtrebten.

Wir haben zu bemerken vergeſſen, daß es ein Sonntag war, und würden vielleicht auch jetzt noch nicht daran gedacht haben, wenn in dieſem Augenblicke nicht Glockengeläute, durch die reine Morgenluft daherklingend, den Tag des Herrn verkündigt hätte. Unſer Reiſender, welcher Mitglied des Männergeſangvereins war, fühlte ſich jetzt in doppelt gehobener Stimmung und würde gerne dazwiſchen hinein angeſtimmt haben:

Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur,
Sonſt Stille nah und fern.

wenn dieſes nicht eine gar zu große Anomalie geweſen wäre, da er jetzt gerade in einen wahren Strudel ſonntäglich geputzter Leute mit vergnügten Geſichtern gerathen war, von denen ihn manche freundlich grüßten und die plaudernd und lachend mit großen Schritten dahinzogen. Hie und da ſah man auch eine frühzeitige Droſchke oder einen Gaſthofomnibus hoch mit Gepäck beladen, deſſen Inſaſſen vielleicht in Erinnerung an kurze Betten und lange Rechnungen grämlich ausſchauten.

Da ſind wir endlich gegenüber der Eiſenbahnkaſſe,

doch wird es noch eine Zeitlang dauern, ehe wir glücklich unſer Billet gelöst haben. Eine gewaltige Menſchenmenge hat ſich davor zuſammengedrängt: der aufgeſtellte Portier hat genug zu erinnern, daß man von rechts an den Schalter tritt, um nach links wieder zu verſchwinden; auch ermahnt er, nicht vorwärts zu drängen, was aber ziemlich fruchtlos bleibt; denn ſo oft drinnen ein Glockenton erſchallt, oder irgend eine Lokomotive pfeift, ſo preßt ſich der Menſchenknäuel wieder um ſo feſter zuſammen, da Jeder die Befürchtung hat, zu ſpät zu kommen. Herr Schmauder hat ſich, bewaffnet mit dem Grundſatze, daß es ohne Mühe kein Vergnügen gibt, muthig in dieſen Strudel geſtürzt und ſteht nun da, eingekeilt zwiſchen einem wohlbeleibten Herrn, der noch obendrein ſehr unnöthiger Weiſe immer etwas in ſeinen hintern Rocktaſchen zu ſuchen hat, und einer umfangreichen Dame, welche ihre beiden Fäuſte, mit Sonnenſchirm und einem kleinen Nachtſacke bewaffnet, vor ſich hält und auf dieſe Art in unangenehme Berührung kommt mit dem Rücken des Oberreviſors. So geht es langſam Zoll um Zoll vorwärts, und es würde viel raſcher gegangen ſein, wenn nur alle Leute ſo diskret wären, ſich mit kleinem Gelde zu verſehen, oder wenn ſie nicht bei dem geplagten Eiſenbahnkaſſier Erkundigungen über die Länge irgend einer Fahrzeit oder anderer Dinge einziehen wollten. Solche Kerle

ſind wirklich unausſtehlich und ſogar Herr Schmauder, der von ſehr ruhiger und ſanfter Gemüthsart war, fühlte ſich unangenehm berührt durch das Betragen des dicken Herrn vor ihm, der ſich, an der Kaſſe angekommen, zuerſt ein paar Male verſprach über Wagenklaſſe und Reiſeziel, auch etwas harthörig war, ſich auf's Umſtändlichſte nach dem Preiſe und der Dauer der Retourbillete erkundigte und zuletzt ſein Reiſegeld aus allen Weſten- und Hoſentaſchen zuſammenſuchte. Dazu qualmte er eine ſcheußliche Cigarre und hatte die unartige Gewohnheit, ſeinen Stock horizontal unter den Arm zu nehmen, wobei er ſeinen Hintermann einige Male empfindlich auf den Bauch geſtoßen hatte.

Endlich ſah ſich Herr Schmauder von dieſem Unholde befreit, er verlangte ſeine Karte und händigte dafür dem Kaſſier mit einer rührenden Genauigkeit das abgezählte Geld in gangbarer Landesmünze ein, wofür ihn der betreffende Eiſenbahnbeamte mit einem gnädigen Kopfnicken entließ.

Es war doch ſchon etwas ſpät geworden und Diejenigen, welche jetzt noch mit dem Zuge fort wollten, mußten ſich zu einem kleinen Dauerlaufe bequemen.

„Dritter Klaſſe nach Nördlingen?“

„Hier!“

„Ich danke Ihnen.“

Da ſaß unſer Reiſender endlich, tief und glücklich aufathmend und hatte einen außerordentlich ſchönen Platz rückwärts am Fenſter, Schattenſeite. — Auch war es nicht übermäßig voll, hie und da noch ein Platz frei, und lange zu warten brauchte man auch nicht: die Glocke gab ihre üblichen Zeichen, die Lokomotive puſtete aſthmatiſch und dann ging's aus dem dunkeln Bahnhof in den freien Sonnenſchein hinaus.

Der Oberreviſor war ein Raucher, doch nur zu ſeinem Vergnügen und nicht ſich ſelbſt und Andern zur Laſt. Vormittags eine Cigarre — Nachmittags eine zweite — Abends bei einem Glaſe Bier die dritte, und ſelbſt auf Reiſen erlaubte er ſich höchſt ſelten, eine vierte einzuſchieben. Hat man doch auf der Eiſenbahn überdieß Unterhaltung genug: man betrachtet die Gegend, ſeine Mitreiſenden, man freut ſich über den freundlichen Kondukteur, der ſo gemüthlich Karte um Karte mit ſeiner Zange durchlöchert, man betrachtet alsdann dieſe Karte von allen Seiten, man hält ſie auch zuweilen vor das Auge, um ſich durch das kleine runde Loch die Gegend anzuſehen, man lieſt die im Wagen angehefteten Plakate, unter anderen, daß dort ein Eingang zu einem Coupé iſt, in welchem nicht geraucht werden darf, daß der Wagen, in welchem wir uns befinden, die Nummer viertauſend und ſechsundzwanzig trägt, daß man bei vor-

kommender beſchwerlicher Veranlaſſung einer angenehmen Einrichtung im Gepäckwagen verſichert ſein darf, und man erfährt mit Schaudern, daß es lebensgefährlich iſt, den Kopf oder andere Theile des Körpers zum Wagen hinauszubeugen. — So kommt man vorwärts und hat ſchon im Umſehen die nächſte Station erreicht.

Hier neuer Reiſender die Menge, gewöhnliche Leute, dicht gedrängt auf dem Trottoir, und was den Oberreviſor einigermaßen intereſſirte, eine Schaar jugendlicher, kräftiger Turner in weißer Zwillichkleidung mit ſchwarzen Gürteln oder rothen Schärpen um den Leib, die Hüte mit Eichenlaub geziert. Der Fahnenträger, eine viereckige, hohe Geſtalt, ſteht ſo nahe an den Schienen, daß man hätte befürchten können, ein Stück ſeiner Naſe bleibe an dem vorüberfahrenden Wagen hängen, doch lächelte er gemüthlich und machte ſich gar nichts daraus, als einer der Eiſenbahnbeamten den Verſuch machte, ihn ein wenig zurückzuziehen — übrigens ohne alle Wirkung, denn der Turner ſtand da wie ein Fels im Meere und hatte Anderes zu thun; denn ſowie der Zug vorüberbrauste, öffnete er weit ſeinen Mund und begann mit lauter, kräftiger Stimme:

Turner zieh'n froh dahin,
Wann die Bäume ſchwellen grün,
Wanderſchaft, ſtreng und hart,
Das iſt Turner Art.

Turnerſinn iſt wohlbeſtellt,
Turnern Wandern wohl gefällt,
Darum frei, Turnerei
Stets geprieſen ſei — juchhei!

welches Lied von der ganzen Schaar begeiſtert mitgeſungen wurde — das heißt nur der erſte Vers, denn alsdann ſtanden die Wagen und die rüſtigen jungen Leute flutheten zu allen Thüren herein; einer ſchwang ſich ſogar durch das Fenſter, an dem Herr Schmauder ſaß, und wenn dieſer ſich nicht raſch in die Ecke gedrückt hätte, ſo würde es einen feſten Zuſammenſtoß gegeben haben, ſo aber blieb es nur bei einem gelinden Anprall — doch war es mit dem behaglichen Sitzen vorbei: nicht nur die leeren Plätze wurden von den munteren, jungen Leuten eingenommen, ſondern auch die Seiten und Rücklehnen nach Turner-Art; der Gang im Wagen füllte ſich ebenfalls an und draußen auf den Treppen ſah es aus wie vor einem Bienenkorbe, der zu ſchwärmen im Begriffe iſt.

Und Alle waren ſo heiter und guter Dinge: friſch, fromm, fröhlich, frei; ſie hatten auch große Trinkhörner bei ſich und tranken einander munter zu, und wenn ſie getrunken hatten, unterhielten ſie ſich über die vorhabende Turnfahrt, lachten, jubelten und ſchenkten auch den Dörfern, an denen man vorüberkam und wo nicht gehalten

wurde, alle mögliche Aufmerksamkeit, hier durch ein Schwenken des Hutes, dort durch ein donnerndes Gut Heil! oder indem sie sich, unbekümmert um das angeheftete Plakat, so weit als es ihnen möglich war zu den Wagen hinausbeugten. Im letzteren leistete der Nachbar des Oberrevisors das Möglichste, und so oft sich seine breite Gestalt gegen das Wagenfenster lehnte, übte er einen gelinden Druck auf Herrn Schmauder aus, nicht ohne jedesmal mit einer tiefen Baßstimme um Entschuldigung zu bitten.

Glücklicher Weise war unser Reisender von sehr dünner Leibesbeschaffenheit und zwängte sich in seine Ecke so gut als es nur thunlich war, zog auch die Beine krampfhaft unter seinen Sitz, um seinem Gegenüber desto mehr Platz zu lassen, welcher auch von dieser Freundlichkeit den ausgiebigsten Gebrauch machte, indem er lang ausgestreckt so bequem als möglich auf seinem Sitze ruhte, die Hände in den Taschen seiner weiten Zwillichhosen, auch erschrecklich dampfte und dabei Herrn Schmauder genau betrachtend, als müsse er sich erinnern, dieses Gesicht schon irgendwo gesehen zu haben.

Wenn auch unser Reisender gehofft hatte, an diesem schönen, stillen Sonntagsmorgen in einem weniger besetzten Wagen zu fahren, bequem sitzend, ohne Gegenüber seinen Betrachtungen hingegeben, so war er doch nicht so

gebratenen Tauben und gebackenen Ferkel inſtändigſt bitten man möge ſie verzehren, ſondern er denkt an ein Land, wo die Felſen aus dem ſchönſten weißen Marmor beſtehen, wo die Straßen mit dieſem edeln Material bedeckt ſind, wo ſelbſt ganze Häuſer oder doch wenigſtens ſämmtliche Treppen, Thür- und Fenſtereinfaſſungen, Thorbogen, Mauern, Fußpfade, Brunnentröge aus dieſem glänzend weißen Stein beſtehen — kurz er denkt an Carrara. Und es iſt hier in Wahrheit ſo. Sowie man die Stadt betritt, ſchreitet man über Marmorſteine durch Marmorſtaub bei großen Haufen zerſchlagener Stücke vorbei, die vor den Ateliers liegen und genau wie weißer Zucker ausſehen; aus den meiſten Häuſern, namentlich in der äußern Stadt, ſchallt uns der Schlag der Hämmer, das Knirſchen der Marmorſäge entgegen, wo wir in eine weitgeöffnete Thüre hineinblicken, ſehen wir zahlreiche Künſtler an der Arbeit; dort arbeiten gewöhnliche Steinhauer den Block im Rohen einigermaßen zu, daneben ſind die Punktſetzer, die unter ihrem Netz von Fäden mechaniſch die ganze Figur nach dem Modell des Künſtlers, ohne ſelbſt Künſtler zu ſein, hervorbringen; daneben ſteht der Meiſter ſelbſt und legt die letzte Hand an ſein Werk, um die Statue, die bis jetzt nur in den Formen richtig dargeſtellt wurde, zu überarbeiten und ihr Leben und Bewegung zu verleihen. Es iſt ein heiteres vergnügtes Leben in dieſen Ateliers, die Bildhauer ſind guter Dinge, wenn ſie nur vollauf zu arbeiten haben, und ſchaffen da mit Luſt und Liebe an dem edeln Stein herum. Der Staub in einem ſolchen Atelier iſt faſt wie der in einer Mühle und überzieht die Kleider mit einer weißlichgrauen Farbe. Um das Haar davor zu bewahren, tragen die meiſten kleine Mützen von Papier in den ſeltſamſten Formen auf dem Kopf.

Freund Hofer von Stuttgart, den einzigen deutſchen Bildhauer, der ſich in dieſem Augenblick in Carrara aufhält, fand ich ebenfalls in ſeinem großen Atelier in voller Arbeit. Nachdem er ſeine herrlichen Pferdegruppen vollendet, erhielt er von Sr.

ſelbſtſüchtig, um dieſen friſchen, jungen Leuten ihre Fröhlichkeit zu verargen und ihrem luſtigen Getreibe zu zürnen — es dauerte auch wohl nicht lange, vielleicht drei oder vier Stationen, dann verließen die Turner und wahrſcheinlich auch ein großer Theil der anderen Mitfahrenden den Wagen, und darauf freute er ſich jetzt ſchon — dann hatte er ſeine Bank wieder für ſich allein, konnte ſich bequem ausſtrecken, ſinnend in die Landſchaft hinausſchauen, und dann kam auch jener ſchöne Augenblick, an welchem er ſich ſeine Morgen-Cigarre anzünden wollte, womit er bis jetzt gezögert.

Beruhigt durch dieſe Gedanken, gewann er es nun ohne großen Zwang über ſich, mit freundlichem Lächeln rhytmiſch den Kopf auf- und abzuwägen, als nun der Fahnenträger, welcher mit geſpreizten Beinen an der Thüre ſtand, die Fahne und ſich an der Fahne haltend, wieder ein Lied begann, das jubelnd aufgenommen, ſogleich in vollem Chorus durch den Wagen brauste:

Vier Worte nenn' ich euch, inhaltsſchwer,
Die pflanzet von Munde zu Munde,
Sie tragt als Gepräge von außen her,
Wie tief in des Herzens Grunde,
Der Turner iſt ſeines Namens nicht werth,
Wenn er nicht auf die vier Worte hört.

Der gellende, langanhaltende Pfiff der Lokomotive und dann ein donnerndes Gut Heil! von außen hereinſchallend,

zerriß die letzte Strophe des Liedes, und da sich jetzt Alles hastig an die Wagenfenster stürzte und gerade auf die Seite, wo Herr Schmauder saß, so war es ihm doch einigermaßen unangenehm, daß er nun einem halben Dutzend kräftiger Turner als Stützpunkt dienen mußte, ohne dabei ein sonderliches Vergnügen zu genießen; denn daß draußen auf dem Perron eine fast eben so große Schaar dieser weißgekleideten jungen Leute bereit war, sich von dem schon überfüllten Zuge aufnehmen zu lassen, konnte gerade nicht zur Vermehrung der Heiterkeit unseres Reisenden beitragen. Allerdings wurden noch einige Wagen angeschoben, doch schienen es die Turner ganz besonders auf den abgesehen zu haben, in welchem sich die Fahne befand.

Herr Schmauder stieg einen Augenblick aus, um frische Luft zu schöpfen, und da es schon ziemlich warm geworden war, so hatte er nicht übel Lust, das Bier zu versuchen, doch war das Restaurationslokal und in demselben der Schenktisch so von Durstigen belagert, daß es Tollkühnheit gewesen wäre, sich gegen dieses Gewühl zu stürzen — war es sogar schon gefährlich, harmlos auf dem Trottoir zu wandeln, denn das Wiederfinden und Erkennen Einzelner wurde auf etwas stürmische Art gefeiert: hier schallte ein gewaltiges Gut Heil! dort klatschte der gewechselte Handschlag; daneben wurde aus

großen Biergläſern vor- und nachgetrunken, auch wohl kräftig angeſtoßen.

Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben! geſchieden muß ſein!
Ade nun ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus.

Mit verſchlungenen Armen zu ſechſen oder achten auf- und abwandelnd nahmen ſie dort das ganze Trottoir ein, während einige Andere die Freude des Wiederſehens feierten, indem ſie ſich im Ringkampfe anſtrengten, Einer den Andern ſo hoch als möglich vom Boden zu erheben.

Als nun nach ziemlich langem Aufenthalte wieder eingeſtiegen wurde, machte ſich der Oberreviſor nicht viel daraus, daß ſeine Ecke durch einen Anderen beſetzt worden war; denn er hielt es für beſſer, an der geöffneten Thüre ſtehen zu bleiben — war es ihm hier doch möglich, über die Köpfe der auf der Treppe ſitzenden Turner hinweg in die maleriſche Landſchaft hinauszuſchauen, und beim Anblick der fernen blauen Berge zu träumen von ſtillen Thälern, welche dahinter lagen, von einem freundlichen Dörfchen mit murmelndem Waſſer, mit kühlen Baumſchatten und einem ſtillen Wirthshaus, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual, denn der Lärm um ihn her wurde ihm doch ein wenig zu arg. Je höher die Sonne ſtieg, deſto raſcher kreisten die wiedergefüllten

Trinkhörner, und je mehr dieſe umherwanderten, um ſo häufiger wurden Lieder angeſtimmt, leider aber nicht immer das gleiche, und da er ſich am Eingange ſeines Wagens alſo vollkommen in Hörweite des nachfolgenden befand, ſo klang es ihm nicht gerade harmoniſch, wenn von drüben erſchallte:

Stimmt an mit hellem hohem Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder!

während es um und hinter ihm jubelnd ertönte:

Ein Ruf iſt erklungen
Durch Berg und durch Thal,
Heraus ihr deutſchen Jungen,
Zum grünen Waffenſaal!

Neue Station — neue kleine Leiden: es befinden ſich Reiſende auf dem Zuge, die keine Turner ſind und nicht ſo geduldig als unſer Reiſender; hie und da hat man ſchon kleine Wortwechſel gehört, und die betreffenden Kondukteure um ihre Einmiſchung erſucht, und jetzt beim Anhalten wird dringend das gerechte Verlangen laut, genügende Wagen herbeizuſchaffen, damit ſich Jeder ſetzen könne und man nicht genöthigt ſei, wie die Pöckelhäringe zuſammengedrängt in den Gängen ſtehen zu müſſen.

„Iſt das eine Wirthſchaft auf der Eiſenbahn!“ hört man eine Stimme mit Entrüſtung; „damit man einen lumpigen Wagen ſpart, müſſen ſich die Reiſenden auf

die kläglichſte Art behelfen — erlauben Sie mir eine Frage, Herr Zugführer: ‚Sind die Paſſagiere der Eiſenbahn wegen da, oder die Eiſenbahn wegen der Paſſagiere?‘“ — Allerdings eine einfache, wohl aufzuwerfende Frage, welche auf ſo viele Verhältniſſe paßt, aber noch niemals endgültig gelöst worden iſt.

„Freiheit und Gleichheit!“ hörte man ſchallen — revolutionäres Verlangen, bei dieſer außerordentlichen Veranlaſſung zweite und erſte Klaſſe zu öffnen — warum ſoll das deutſche Volk ſtehen, wenn es dem deutſchen Volke beliebt niederzuſitzen? — einiger Ariſtokraten wegen, die ihr Geld dazu benützen, um ſich in ihrem Hochmuthe von uns abzuſondern — „Hören Sie, Herr Zugmeiſter, das kann nicht ſo fortgehen!“ ruft eine energiſche Stimme, und eine kläglich dünne ſetzte hinzu: „Gewiß, Herr Zugmeiſter, da müſſen Sie helfen, mir iſt von dem Gedränge ſchon ganz übel.“

Der Zugmeiſter zieht eine Uhr hervor und ſagt achſelzuckend: „Wir haben ſchon zwanzig Minuten Verſpätung, und wenn ich jetzt wieder Wagen anſchieben laſſen muß, ſo finden wir in Nördlingen keinen Anſchluß — die Bayern warten überhaupt nur darauf, uns zum Spott gerade vor der Naſe davon zu fahren.“

Merkwürdiger Weiſe nun werden dieſelben Vorwürfe gemacht in Bayern den Schwaben, in Baden den Heſſen,

in Heſſen den Frankfurtern, in Frankfurt den Naſſauern, in Naſſau den Preußen.

„Es iſt uns höchſt gleichgültig, ob wir Anſchluß haben oder nicht," hört man von Denen rufen, die nicht weiter wollen, „Wagen her!" Wogegen von den Mitfahrenden, die ſehr auf einen Anſchluß in Nördlingen hoffen, energiſch verlangt wird, ſo raſch als möglich weiter zu fahren, worauf keines von beiden geſchieht: Bahnhofinſpektor, Zugmeiſter und Kondukteure haben nach längerer Berathſchlagung gefunden, daß es zuviel Zeit wegnehmen würde, hier noch mehr Wagen anzuhängen — Publikum wird auf die nächſte größere Station vertröſtet und endlich keucht die Lokomotive wieder vorwärts; daß ſie ſchwer zu ziehen hat, hört man an ihrem mühſamen Athemholen und fühlt es an der Langſamkeit ihrer Bewegungen.

Die Vertröſtung auf die nächſte Station war eine gelungene Kriegsliſt der Beamten, denn dort verließen die Turner den Zug und für die paar übrigen lumpigen Perſonen war alsdann Platz genug vorhanden.

Dabei aber wurde die Entrüſtung der Mitfahrenden, beſonders der friſchen, frohen, fröhlichen Schaar durchaus nicht vermindert, es gährte bedenklich in allen Wagen, beſonders in dem, wo der Fahnenträger mit geſpreizten Beinen jetzt dicht neben Herrn Schmauder ſtand, ja er

hob den Schaft dieſer Fahne etwas vom Boden empor, um ihn darauf energiſch wieder auf den Fußboden niederzuſtoßen, traf aber dabei unglücklicherweiſe das beſte Hühnerauge des armen Oberrevisors, der vor Schmerzen laut aufbrüllte — was indeſſen nur als Zeichen ſeiner Beiſtimmung zu der allgemeinen Aufregung angeſehen und von einem klugen Redner geſchickt benützt wurde: „Sogar ruhige Staatsbürger," ſchrie dieſer, auf eine Bank ſteigend, über die zuſammengepreßte Menge hinweg — „höhere Beamte finden ſich bewogen, dieſes rückſichtsloſe Verfahren gegen die Paſſagiere des Zuges durch einen ſehr bezeichnenden Ruf des Unwillens kund zu thun. — Ferne ſei es von mir, unſer gekränktes Recht durch Gewalt wieder herzuſtellen, indem wir eindringen in die faſt leere zweite und in die ganz leere erſte Klaſſe — eben ſo ferne aber ſei es von mir, euch, meine Brüder, zu veranlaſſen, euer Haupt demüthig zu beugen unter das Joch bornirten Beamtenthums — ſchaaren wir uns dichter zuſammen, meine Freunde — thun wir, was uns in unſerer Lage zu thun übrig bleibt und zeigen wir wenigſtens das Vollmaß unſerer gerechten Entrüſtung; unſere, wenn gleich gefeſſelte Kraft, indem wir das Lied anſtimmen:

„Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte!"

Und während dieſes begeiſternde Lied durch die Wagenreihe dahin brauste, that der Fahnenträger einen mächtigen Zug aus einem der Trinkhörner und reichte es Herrn Schmauder, nachdem er ſeinen Mund mit den Aermeln abgewiſcht, wozu er in anerkennendem Tone die Worte ſprach: „Bitte, trinken Sie, Sie waren durch Ihr vortreffliches, zeitgemäßes Gebrülle Veranlaſſung zu jener ausgezeichneten Rede — ſchade, daß Sie kein Turner ſind — gut Heil! — trinken Sie!“

Ob Herr Schmauder wirklich trank, ſind wir nicht im Stande genau anzugeben, wohl aber, daß er das gewaltige Trinkhorn an ſeine dünnen Lippen ſetzte und daß, da der Wagen jetzt gerade ſehr heftig ſtieß, ſich ein Bedeutendes von dem röthlich ſchimmernden Inhalte dieſes Trinkhorns auf die gelbe Weſte und das weiße Hemd des Oberreviſors ergoß. Da er aber ein Mann war, der es in einer langen Ehe und einer ſchwierigen Beamtenlaufbahn gelernt hatte, gute Miene zum böſen Spiele zu machen, ſo gab er das Trinkhorn mit einem beinahe verbindlichen Lächeln zurück und ſchluchzte dazu „gut Heil!“, obgleich er lieber geſagt hätte: „Hol' Sie der Teufel mit ſammt Ihrem rothen Wein!“

Es war aber auch in der That ſehr ärgerlich, ſich am frühen Morgen ſo zu beſchütten und obendrein mit Wein — das ſah man auf den erſten Blick, ja Jemand,

der ſich ſpäter dicht zu ihm hinſetzte, mußte es riechen, was ihm durchaus nicht gleichgültig war, denn Herr Schmauder, der ſehr wenig Wein trank, liebte es nicht, für einen Trunkenbold angeſehen zu werden.

Da hielt der Zug endlich auf der größeren Station, und Herr Schmauder begab ſich in einen ſtillen Winkel des Bahnhofs, nicht der angezeigten Aufſchrift wegen, ſondern um mit ſeinem Taſchentuch ſo viel als möglich die Weinſpuren auf Hemd und Weſte zu verwiſchen. Nebenbei hatte er ſich aber auch in dieſe Einſamkeit zurückgezogen, um von dem Abmarſch der ungeheuer heiteren Turner nichts mehr zu ſehen — ſeine Ohren konnte er indeſſen nicht verſchließen, brummte aber in ſehr verdrießlichem Tone: „Auf Nimmerwiederſehen!“ in ähnlicher Weiſe als er ſie davonziehen und ſingen hörte:

„Auf, ihr Turner, laßt uns wallen
In den lieben, freien Wald,
In der Eichen grünen Hallen
Kräft'ger der Geſang erſchallt.
Wo die alten Väter wohnten,
Löwenſtark — doch taubentreu,
Wo einſt freie Adler thronten,
Sich das Herz erhebet frei.“

Als unſer Reiſender wieder in den Wagen ſtieg, ſah er, daß derſelbe doch nicht ſo leer war, wie er gehofft und gewünſcht, doch hatte er die Ecke wieder allein für

ſich, wo ſein Nachtſack lag, und ſeine Mitreiſenden ſchienen ſehr ruhige und anſtändige Leute zu ſein, die meiſten gehörten dem Bauernſtande an und waren feſttäglich angezogen; zwiſchen ihnen aber bemerkte man andere Herren, welche zu kleinen Gruppen, die ſich dadurch bildeten, daß die Betreffenden ihre Köpfe ſo nahe wie möglich zuſammenſtreckten, eifrig und wie es ſchien belehrend ſprachen. Dieſe Herren trugen lange, ſchwarze Röcke, einige hatten auch weiße, freilich etwas verkümmerte Halsbinden, alle aber trugen ihren Kopf mit einer gewiſſen unverkennbaren Hoheit und Würde, welche das Recht des Befehlens und Regierens bezeichnet — und dabei handhabten ſie ihre Stöcke im Eifer des Geſprächs mit jener elaſtiſchen Gewandtheit und Sicherheit, welche nur dem Lehrerſtande eigen iſt.

Das Geſpräch, an dem ſich alle Männer auf's Lebhafteſte betheiligten, wurde in einem leiſen, faſt ſummenden Tone geführt, und dieſer Ton hatte etwas ſo Einſchläferndes, daß unſerem, durch die Anſtrengung der ereignißreichen Fahrt ermüdeten Reiſenden manchmal unwillkürlich die Augen zufielen. In ſolchen Fällen vernahm er auch einzelne Worte der Unterhaltung, die er ſich indeſſen nicht recht zuſammenzureimen vermochte: man ſprach von Blumenſtaub und von ärmerem und reicherem Zuckerſtoffe dieſes oder jenes Blumenkelchs, auch vom Gewicht

Maj. dem König von Württemberg den Auftrag, mehrere Statuen über Lebensgröße in weißem Marmor für den königlichen Schloßgarten in Stuttgart anzufertigen; bereits seit einigen Jahren arbeitet er mit großem Fleiß daran, so daß er diesen großen ihn ehrenden Auftrag wohl noch im Lauf des nächsten Sommers beendigen wird. Die meisten der Statuen stehen schon von seiner Hand überarbeitet vollendet da, und außer der wirklich künstlerischen schönen Ausführung, die sehr zu loben ist, hat sich Hofer bemüht, vollkommen fehlerfreien Marmor zu finden von gleicher Farbe, was bei so großen Stücken, wie er sie gebrauchte, sehr schwierig ist.

Hofer führte mich mit großer Freundlichkeit in den Ateliers von Carrara umher, und zeigte mir alles, was hier von angefangenen oder vollendeten Arbeiten von irgend einer Bedeutung war.

Carrara ist in diesem Augenblick außerordentlich beschäftigt, weßhalb denn auch die Preise des Rohmaterials und der fertigen Arbeiten gegen frühere Jahre bedeutend gestiegen sind. Steinhauer, Bildhauer, sowie auch die Ornamentisten haben alle Hände voll zu thun; Nordamerika hat große Bestellungen gemacht, und fast überall trifft man hier Statuen, dort Kamine oder Säulen, ja selbst ganze Monumente für Kirchen oder für das Freie bestimmt, die über das Meer wandern sollen; auch für Rußland wird stark gearbeitet, und eins der größten Ateliers ist schon seit längerer Zeit beschäftigt, Sachen, die zur Ausschmückung der Isaakskirche in St. Petersburg bestimmt sind, anzufertigen. Se. Maj. der Kaiser Nikolaus hat nämlich, wie man mir sagte, in Rom die Bilder verschiedener russischen Heiligen in kolossalen Dimensionen und in Mosaik ausführen lassen, für welche nun hier in Carrara die Einfassungen aus dem besten weißen Marmor erster Qualität gemacht werden; sie stellen Früchte und Blumenguirlanden vor, zwischen denen Vögel und andere Thierchen durchschlüpfen, einander folgen und so mit Laub und Blättern, welche die einzelnen

der Waben und der Schwere der Stöcke, dann wurde über Schwärmerei im Allgemeinen und im Speziellen verhandelt, auch über die ſtreng monarchiſche Regierungsform, die in gegebenen Fällen ſo außerordentlich lehrreich ſei, weil man wieder ſo viele republikaniſche Anklänge in ihr vertreten finde — alſo einestheils ein Ringen nach unbegrenzter Freiheit, während anderntheils der Begriff eines Oberhaupts, einer Königin genüge, um das ganze bewegliche, thatkräftige Reich in ſchönſter Ordnung zu erhalten.

„Was überhaupt das Weſen dieſer Königin anbelangt," ſagte einer der Herren in langem Rocke und mit weißer Halsbinde, „ſo habe ich das Studium derſelben zu meiner Lebensaufgabe gemacht und glaube zu glänzenden Ergebniſſen gelangt zu ſein; meine lieben Freunde, Vereinsbrüder, deutſche Bienenzüchter," fuhr er im Rednertone fort, „es wäre überflüſſig, Ihnen die Thatſache in Erinnerung zu bringen, daß das Volk der Bienen bei Gründung eines neuen Reiches mit etwas türkiſcher Juſtiz zu verfahren pflegt — Sie wiſſen, daß neben der Wahlkönigin keine dem gleichen königlichen Geſchlechte entſproſſene lebend geduldet wird, ſondern daß Alle dieſer erlauchten Familie mit Ausnahme der einzigen erſten getödtet und aus dem Stocke entfernt werden. Jahrelang habe ich mich unabläſſig bemüht, etwas von dem Weſen dieſer

Wahlhandlung und der darauffolgenden Grausamkeit zu ergründen, zu welchem Zwecke ich den von mir erfundenen gläsernen Bienenstock konstruirte, und kann ich wohl sagen, daß meine rastlosen Bemühungen von gutem Erfolge gekrönt worden sind: es gelang mir nicht nur, das ganze Verfahren des Bienenvolkes bei der Wahl einer Königin zu beobachten, sondern ich war auch im Stande, durch den höchst sinnreichen Mechanismus meines Bienenstockes eine der zum Tode verurtheilten Bienen abzusperren und den Händen ihrer grausamen Verfolger zu entreißen."

„A—a—a—ah!" hörte man von allen Seiten im Tone höchster Befriedigung.

„Ja, meine lieben Freunde und Bienenzüchter, ich war so glücklich, dieselbe ihrem Schicksale zu entziehen und damit ein höchst wichtiges Experiment zu machen. Unser verehrter Freund, mein werther Kollege, der Schullehrer von Nebelklingen, wo wir tagen werden, schrieb mir von einem Stocke, der einen Schwarm ausgetrieben habe, welchem nun eine Königin als Anhaltspunkt fehlt und welcher deßhalb auseinander zu schwärmen und zu verwildern droht — nun möchte ich den Versuch machen, ob sich dieses Volk eine Königin aus fremdem Stamme oktroyiren läßt, und wenn dieses gelingt, so scheint mir ein sehr wichtiges Problem gelöst zu sein, so scheint mir

das Herrſchen dieſes gewiſſen Stammes als zu Recht beſtehend, was ein ſehr konſervatives Element und vielleicht im Stande wäre, auch die höhere Abſtammung und das Recht des Regierens unſerer eigenen Fürſten zu dokumentiren."

Man hörte hierauf aus der Ecke des Wagens ein paar ſchüchterne Bravo's, doch ließ die Mehrzahl ein verſchärftes Summen hören, welches faſt wie ein beginnendes Grunzen klang, auch rief eine derbe Stimme: „Keine Politik! es iſt die Hereinziehung derſelben nach den Statuten unſeres Vereins verboten."

„Gewiß, keine Politik!" fuhr der Redner fort, indem er ſeine ſanften hechtgrauen Augen dem Unterbrecher zuwandte, „ich ſtreife nur willenlos, werde mich aber bemühen, wenn Sie mir noch für zwei Minuten Gehör ſchenken wollen, wieder in den richtigen Flug zurückzukommen."

„Bravo! bravo!"

„Ich werde alſo das Experiment vor Ihren Augen machen, und wenn es gelingt, ſo ſoll Ihr Zeugniß, das der bekannteſten und berühmteſten Bienenzüchter unſeres Landes, darin ein neues, bisher noch unbekanntes Naturgeſetz bekräftigen."

„Sehr gut! — ſehr gut! — vortrefflich!" ſummte es von allen Seiten, und als dabei der Redner, welcher

ſich mit ſeiner langen Figur erhoben hatte, leuchtenden Blickes um ſich ſchaute und ein kleines Schächtelchen aus der Taſche zog, worin er die Bienenprinzeſſin verwahrte, und als ſich nun Alle haſtig erhoben und ihn neugierig umdrängten, da erſchien dem unparteiiſch zuſchauenden Oberreviſor der ganze Eiſenbahnwagen wie ein großer Bienenkorb und er hätte ſich durchaus nicht gewundert, wenn der ganze Verein, den langen, dürren Schullehrer als Bienenkönigin an der Spitze, zu den weitgeöffneten Thüren in die warme Sommerluft hinausgeſchwärmt wäre. Dieſes geſchah nun allerdings nicht, aber etwas anderes nicht minder Bemerkenswerthes, denn irgend ein mit Neid erfüllter Kollege oder das ſtillſchweigende Verhängniß erſchien in Geſtalt eines böſen Zufalls und ließ das Schächtelchen den Fingern des Betreffenden entgleiten, worauf ſich die eingeſchloſſene Bienenkönigin aller weiteren Unterſuchungen dadurch entzog, daß ſie augenblicklich davon flog.

Mochte ſie aber durch die lange Gefangenſchaft etwas betäubt ſein oder ahnte ſie, daß unſer Reiſender hier unter Larven die einzig fühlende Bruſt ſei, genug, ſie erhob ſich an die Decke des Wagens, ſtieß dort an, um alsdann mit ziemlicher Gewalt gegen die Naſe des Oberreviſors zu prallen.

Bienen ſind ſehr harmloſe Geſchöpfe, wenn man ſie

nicht reizt, indem man nach ihnen ſchlägt oder ſie auf ſonſtige Art zu verjagen ſucht, doch kann man auch in den Fall kommen, dieſes zu thun, wenn man ſich in einer Lage wie die unſeres Reiſenden befindet: die Bienenkönigin war ein Prachtexemplar von Schönheit und Stärke und würde wahrſcheinlich nach einem augenblicklichen Ausruhen weiter geflogen ſein, wenn nicht Herr Schmauder, erſchreckt durch dieſes unvorhergeſehene Attentat, mit dem Schnupftuche, das er in der Hand hielt, nach ihr geſchlagen hätte; allerdings flog ſie jetzt davon, aber nicht ohne ihn vorher tüchtig in die Naſe geſtochen zu haben. Der heftige Schmerz preßte ihm einen Schrei aus, welcher aber übertönt wurde durch die Ausrufe der Ueberraſchung, ja der Verzweiflung eines großen Theils der Bienenzüchter; auch erhoben ſich alle geräuſchvoll von ihren Sitzen, wandten ſich gegen den erſchreckten Oberreviſor, welcher den Augenblick einer thätlichen Mißhandlung erſcheinen ſah und der, mit der linken Hand ſeine Naſe haltend, mit der rechten ſein dünnes Spazierſtöckchen erhob. Doch dachte man nicht im Entfernteſten daran, ihm für das Entkommen der Bienenkönigin Unangenehmes zuzufügen — Alle hatten ſich nur an die Fenſter gedrängt, um der Entflohenen nachzuſchauen, allerdings mit Blicken einer entſchwundenen Hoffnung — ja der lange Schullehrer, indem er recht kummervoll, tief betrübt, zerſchmettert in die glänzende

Landſchaft hinausſchaute, drückte ſeine zuſammengefalteten Hände krampfhaft an den Leib unter einem traurigen Seufzer der Ergebung. Doch dachte er groß genug, um ſich im nächſten Augenblick gegen den fremden Paſſagier zu wenden, deſſen Naſe anfing bedeutend aufzuſchwellen, wobei er ihm in einem allerdings noch kummervollen Tone ſagte: „Da Sie wahrſcheinlich kein Bienenzüchter ſind, mein Herr, ſo verſtehe ich Ihren Schrecken bei dem Anblick dieſes wunderbaren Exemplars von der Species unſerer gewöhnlichen Honigbienen und drücke Ihnen mein Bedauern aus, daß dieſer Zuſammenſtoß für Sie ſo unangenehm geworden iſt — im Grunde aber eine Kleinigkeit —“

„Erlauben Sie mir, mein Herr,“ ſagte Herr Schmauder im Tone gerechter Entrüſtung, „das iſt für mich durchaus keine Kleinigkeit; wenn man, wie ich, zum Vergnügen eine Reiſe unternimmt, ſo kann es Einem, abgeſehen von allen Schmerzen, nicht gleichgültig ſein, tagelang mit einer geſchwollenen Naſe herumzulaufen.“

„Ich wollte nur ſagen, eine Kleinigkeit in den Augen von uns Bienenzüchtern,“ erwiederte der lange Mann in beſchwichtigendem Tone.

„Ich bin aber kein Bienenzüchter,“ fuhr Herr Schmauder aufgeregt fort, „habe überhaupt bis jetzt nicht gewußt, daß die Bienenzucht als förmliches Gewerbe betrieben wird

und daß die Bienenzüchter Vereine bilden, welche zum Schaden ihren Nebenmenſchen in der Welt herumfahren.“

„Erlauben Sie mir, daß ich dieſen Schaden, den ich allerdings, ohne es zu wollen, angerichtet habe, ſo raſch als möglich wieder gut mache.“ Er zog ein Fläſchchen mit Salmiakgeiſt aus der Taſche, und als der Leidende nach einigem Widerſtreben ſich damit die Naſe hatte betupfen laſſen, rief der Schullehrer nach irgend einem Stücke Metall, worauf ein robuſt ausſehender Mann aus der Verſammlung, der, obgleich Bienenzüchter, ſeines Zeichens ein Schreiner war, ein Hobeleiſen aus der Taſche zog, welches für eine kleine halbe Stunde vermittelſt des Taſchentuchs auf die bereits im Schwellen begriffene Stelle gelegt wurde.

Da ſaß er denn nun mit verbundenem Kopfe in ſeiner Ecke, und wenn ſeine Seele jemals von finſteren, ja von wilden Gedanken beherrſcht wurde, ſo war es in dieſem Augenblicke der Fall — Turner und Bienenzüchter hatten ihm gleich übel mitgeſpielt und er erlaubte ſich im Stillen aber ingrimmig eine Frage an das Schickſal, warum denn er gerade an demſelben Tage habe auf Reiſen gehen müſſen, wo dieſe Vereine es für gut befunden, harmloſe Paſſagiere durch ihre Gegenwart zu beläſtigen. — Wozu überhaupt alle dieſe Vereinigungen, dachte er finſter und dabei fiel ihm unwillkürlich ein

gediegenes Wort ſeiner Gattin ein, das ſie damals zu ihm geſprochen, als er ſich in den Männergeſangverein aufnehmen ließ: „Bei allen dieſen Vereinigungen,“ hatte die verſtändige Frau geſagt, „bei Sängerfeſten und Freiſchießen, bei Turnfahrten, bei forſt- und landwirthſchaftlichen Vereinen, bei den großen Zuſammenkünften der Schriftſteller, der Buchhändler und Drucker, der Naturforſcher, der Künſtler, der Juriſten, der Philologen und Theologen, der Müller und Schornſteinfeger, der Bienenzüchter und Siegellackfabrikanten, der Aerzte und Scharfrichter, iſt das, was geſungen, geſchoſſen, geturnt, verhandelt, berathen, geſprochen, geheilt und hingerichtet wird, doch nur Nebenſache und euer Hauptaugenmerk iſt, nachdem ihr das arme Weib mit den Kindern allein zu Hauſe gelaſſen, ein paar Tage lang ohne alle Aufſicht in der Welt herumzufahren, viel Geld auszugeben, auf alle Art zu praſſen, reichlich zu eſſen, noch reichlicher zu trinken, bis ihr euch nicht mehr recht beſinnen könnt, in welches Herren Land ihr euch gerade befindet und dann wohl daran thut, täglich ein halb Dutzend Mal zu fragen: iſt's Schwabenland? iſt's Heſſenland? iſt's wo am Rhein die Rebe blüht? iſt's wo am Belt die Möve zieht? — Mich freut nur Eines,“ hatte Madame Schmauder, die zuweilen ihre Zeitung las, hinzugeſetzt, „daß ſie im Norden und Oſten ein Haar darin gefunden haben und

daß ſie jetzt nicht wiſſen, wo ſie das Geld hernehmen ſollen, das ſo unnöthiger Weiſe verknallt und verjubelt wurde — wäre ich nur die Frau eines bremer Senators oder eines dresdener Rathsherrn — mein Mann brauchte wahrlich nicht zu ſagen: Gott ſtraf' mich!"

Damals hatte der Oberreviſor dieſe unziemlichen Reden mit gerechter Entrüſtung zurückgewieſen, jetzt aber, wo er ſeine befleckte gelbe Weſte und trotz Salmiakgeiſt und Hobeleiſen doch noch empfindlichen Schmerzen an der Naſe verſpürte, mußte er zugeben, daß allerdings viel Unnöthiges in dieſen Vereinigungen zu liegen ſcheine. Dabei erſchien ihm der Gedanke an das freundliche Nachbarland, welches er in einer guten Stunde zu erreichen hoffte, wie eine lichte Stelle an einem trüben Nebelhimmel; er erinnerte ſich ſo lebhaft der kleinen Eiſenbahnwagen, der gemüthlichen bayeriſchen Eiſenbahnbeamten, des vortrefflichen Biers, der warmen Würſtchen in Gunzenhauſen, die man beſonders wohlſchmeckend findet, wenn man nicht Beſitzer von Ansbacher Eiſenbahnobligationen iſt.

Auf der nächſten Station ſummten die Bienenzüchter aus dem Wagen und ſchwärmten über einen ſchmalen Feldweg eine Anhöhe hinan, auf welcher das Dorf Nebelklingen lag, deſſen Kirchthurm zur Feier des heutigen großen Tages mit einer ſchwarzrothgoldenen Fahne geziert

war. Der Schreiner hat ſein Hobeleiſen mitgenommen, und als Herr Schmauder das Reſtaurationslokal betrat, um nach all' dem Erlebten eine wohlverdiente Stärkung zu ſich zu nehmen, warf er einen Blick in den Spiegel und ſah zu ſeinem großen Vergnügen, daß Salmiakgeiſt und kaltes Metall ihre Schuldigkeit gethan. Wenn auch ſeine Naſe an der betreffenden Stelle immer noch ein wenig geſchwollen war, ſo ſah ſein Geſicht doch gerade nicht entſtellt aus, nur hatte die kleine Geſchwulſt ſeinen ſonſt ſo ſanften Zügen etwas Markirteres, man hätte ſagen können Energiſcheres verliehen.

Glücklicher Ort, dieſe Station: es befand ſich hier nur ein einziger Paſſagier und zwar ein junger Mann, allerdings in zahlreicher Begleitung; an ſeinem Halſe weinte eine bange Braut, und während die Mutter ſeinen Kopf mit Küſſen bedeckte, wo ſie nur gerade eine Stelle erreichen konnte, drückte ihm der Vater gerührt die Hände und ſtanden vier kleinere Brüder und ſechs erwachſene Schweſtern im Kreiſe um ihn herum mit den unverkennbarſten Zeichen inniger Theilnahme und tiefer Traurigkeit: der junge Mann machte ſeine erſte große Reiſe und zwar nach München, einer ſehr großen, ſchönen, aber dabei verführeriſchen Stadt. Endlich riß er ſich los, ſtieg ein und drückte dabei ſeinen Nachtſack wie ein Palladium an ſein Herz — einen ſehr ſchönen Nachtſack, von

Theile verbinden, eine reizende bewegte Kette bilden. Es ſind dieß in der That ſehr ſchöne Arbeiten, ſowohl was Compoſition als Ausführung anbelangt. Hofer zeigte mir hierbei noch, daß man dieſe Arbeiten der größern Genauigkeit und Zierlichkeit wegen vorher in Punkte geſetzt habe, was man ſonſt bei Ornamenten nie zu thun pflegte. Nach Modellen von Rauch ſah ich vier herrliche Genien für Se. königl. Hoheit, den Prinzen von Preußen beſtimmt, in Arbeit, ſowie von demſelben Meiſter die Reiterſtatue Friedrichs des Großen, nach dem gleichen Modell des großen Monuments in Berlin, natürlich im kleinern Maßſtab als dort; an letzterm hatte man erſt vor kurzem begonnen, und es war ein eigenthümlicher Anblick, wenn man ſah, wie auf dem großen Marmorblock die Figur anfing ſo ſchattenhaft hervorzutreten.

Die Marmorbrüche von Carrara ſind öſtlich von der Stadt gelegen, in einer Thalſchlucht, durch welche der Carrione, ein zuweilen recht wildes Bergwaſſer, ſchäumend und brauſend herabkommt; ſeine grünen Wellen haben ſich ein tiefes Bett gewühlt, und treiben Mühlen und Marmorſägen. Da er in eigenſinnigen Windungen ſeinen Lauf nimmt, ſo muß ſich der geduldige Weg bequemen, ihm bald rechts, bald links Platz zu machen und ſich zuweilen mit recht wenig Raum begnügen. In der Nähe der Stadt ſind die Wände der Thalſchlucht dicht mit Grün bewachſen, mit Bäumen und Sträuchen, die bis auf den Weg herunterreichen und von den ſteilen Ufern des Fluſſes in das Waſſer hinabſchauen — weiter oben aber wird das Thal breiter, kahler und bald ſieht man auf beiden Seiten ein noch graues Steingeröll mit weißen Marmorbrocken vermiſcht, die von der Höhe herab im Gefolge der großen Blöcke bis unter unſere Füße gerollt ſind. Lange helle Streifen von Staub und Steinen ziehen ſich die Bergwand hinauf, und wenn man ihnen mit dem Blicke folgt, ſo bemerkt man zwiſchen den dunklen Felſen eine weißglänzende Fläche und ſieht dort Menſchen beſchäftigt, die einen mächtigen Block abgelöst haben und ihn, nachdem ſie vorher durch ein Hornſignal die

liebender Hand gestickt, auf dem ein Vergißmeinnichtkranz eine braune Ausfüllung einrahmte, auf welch' letzterer mit gelber Seide die Worte gestickt waren: „Auf ewig Deine Anna."

Glückseliges Gefühl des Alleinseins. Herr Schmauder hatte den ganzen Wagen für sich und machte davon den umfassendsten Gebrauch; zuerst zündete er sich seine Cigarre an, dann spazierte er mit Wohlbehagen rauchend im Gange auf und ab und konnte es in dem beseligenden Gefühle, von Niemand mehr belästigt zu werden, nicht unterlassen, zu jedem Fenster hinauszuschauen, natürlich unter Beobachtung der gehörigen Vorsichtsmaßregeln in Betreff seines Kopfes und anderer Körpertheile.

Leider fliegen die glücklichsten Augenblicke am raschesten vorüber — kaum gedacht, ward der Lust ein End' gemacht: da pfiff schon die Lokomotive, da verminderte der Zug seine Schnelligkeit und hielt auf dem Bahnhofe einer ehemaligen Reichsstadt, wo sich Herr Schmauder zur Sicherung seines guten Eckplatzes wieder auf demselben niederließ.

Leute gab es genug auf dem Trottoir, doch war bei dem allgemeinen Durcheinander noch schwer zu unterscheiden, wer von diesen wirklich Selbstreisender war oder nur Begleiter. Zu seiner Beruhigung sah der Oberrevisor im ersten Augenblick allerdings, daß sich hier keine Turner-

ſchaar befand, welche Luſt hatte, die Eiſenbahn unſicher zu machen, dagegen bemerkte er nicht ohne einige Beſorgniß zwei geſondert ſtehende, zuſammengedrängte Gruppen, deren Mitglieder eifrig zuſammenſprachen und jetzt die Köpfe etwas auffallend dem Zuge zuwandten.

„Einſteigen nach Vopfingen, Nördlingen, München, Wien, Peſth!“

„Wunderbares Verbindungsmittel dieſe Eiſenbahnen — verbinden uns mit den entfernteſten Ländern, und ich bin feſt überzeugt, daß es gar nicht unbehaglich ſein muß, in der Türkei zu reiſen — ich glaube nicht, daß die muſelmänniſchen Turner und Bienenzüchter ſo beläſtigende Fahrten durch ihr Land anſtellen werden.“

Eingeſtiegen wurde nun auf den Ruf der Kondukteure, aber ſehr mäßig und dabei blieb höchſt angenehmer Weiſe der Wagen, in welchem unſer Reiſender ſaß, gänzlich verſchont; verdächtig waren indeß immer noch die beiden Gruppen, die ſich ſtreng abgeſchloſſen hielten, und dieſer Verdacht wurde zur fürchterlichen Wahrheit, als der Kondukteur ihnen zurief: „Meine Herren, es iſt die höchſte Zeit, wenn Sie mitfahren wollen, der letzte Wagen iſt noch ganz unbeſetzt, worauf ſich die eine Gruppe raſch in Bewegung ſetzte, den Wagen des Herrn Schmauder beſtieg und die Seite, auf der er ſich befand, vollſtändig einnahm.

„Sonſt iſt im Zuge kein Platz mehr für uns als im letzten Wagen?“ frug einer aus der ſtehen gebliebenen Gruppe den Eiſenbahnbeamten, welcher zur Antwort gab: „Zu Zweien und Dreien kann ich Sie vielleicht im ganzen Zuge vertheilen — wenn Sie aber zuſammenbleiben wollen, ſo haben Sie hier die beſte Gelegenheit — die eine Seite des letzten Wagens iſt ganz leer.“

„Alſo vorwärts denn!“ ſagte der, welcher ſoeben geſprochen, mit finſterer Miene und darauf beſtieg auch die zweite Gruppe den Wagen und nahm genau die andere Hälfte deſſelben ein.

„Fertig — — fort!“

So fuhr man dahin und ziemlich beengt — Herr Schmauder hatte ſogar ſeinen kleinen Reiſeſack unter die Bank legen müſſen, da Einer der neu Angekommenen dieſes harmloſe Geräth und hierauf den Beſitzer deſſelben mit dem gewiſſen fragenden und auffordernden Blicke angeſehen hatte — auch brummte dieſer, als er ſich niederließ: „Es iſt eigentlich überflüſſig, ſich für eine ſo kleine Tour noch mit Gepäck zu beläſtigen.“ Zudem war dieſer Mann im Allgemeinen kein angenehmes Gegenüber: er rauchte eine erſchrecklich ſchlechte Cigarre, indem er dieſelbe obendrein noch beſtändig in den Mundwinkeln hin und her ſchob und den hiedurch entſtandenen braunen Saft meiſtens zum Fenſter hinausſpritzte — wir ſagen

meiſtens, denn zuweilen ſpuckte er auch auf den Boden nieder und zwar ſo nahe an den hellen Tuchbeinkleidern unſeres Reiſenden vorbei, daß dieſer jedesmal erſchrocken die Kniee einzog.

Lärmend konnte man die Eingeſtiegenen übrigens nicht nennen: beide Gruppen beobachteten ein düſteres Schweigen, nur zuweilen ſtreckte ein Paar flüſternd die Köpfe zuſammen, worauf vielleicht drüben eine Stimme laut wurde: „Das iſt doch ſo klar wie die Sonne," oder hüben: „Wer das nicht einſehen will, der muß gar keinen Verſtand haben."

Endlich ſprach der mit der ſchlechten Cigarre zu ſeinen beiden Nachbarn, wobei er, ſich vorne überbeugend, eine derbe Hand auf einen mächtigen Schenkel ſtützte: „Habe ich denen da drüben die Sache nicht ſo klar und überzeugend auseinander geſetzt, daß es die Schulbuben hätten begreifen müſſen — Alles umſonſt — gehen wir die Sache noch einmal ruhig durch, um unſere Gründe feſtzuſtellen: Der Weg, um den es ſich handelt, welcher unſere Markung von denen da drüben trennt und die Grenze bildet, macht allerdings im Kreuzlosthäle einen tüchtigen Bogen, ein gutes Stück Land aus unſerer Flur herausſchneidend, was denen da drüben zu gut kam und wogegen wir auch nie etwas einzuwenden gehabt hätten, wenn ihnen nicht der verfluchte Gedanke gekommen wäre,

gerade innerhalb dieſes Bogens ihre Knochen- und Leimſiederei zu errichten, alſo gewiſſermaßen zwiſchen unſerem Grund und Boden ihre Stinkerei anzulegen. Wenn ich auch zugeben will, daß ſie dabei in ihrem Rechte ſind," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „ſo ſoll mich doch der Teufel holen, wenn ich nicht Alles daran ſetzen will, ihnen ihr Projekt tüchtig zu verſalzen."

„Ja, ja, es iſt ein förmlicher Schimpf, der uns angethan wird," ſagte beiſtimmend der Nebenmann des Oberreviſors.

„Aber ihr Recht," ſetzte der Dritte achſelzuckend hinzu, „ich wäre doch ſehr dafür, ſie gütlich zu überreden, ſich einen andern Platz für ihre Knochenſiederei auszuſuchen."

„O, es iſt himmelſchreiend," fuhr der Erſtere mit Entrüſtung fort, „und ſich gerade das Kreuzlesthäle auszuſuchen, den ſchönſten Punkt auf der ganzen Flur mit ſeinem kleinen Bache, ſeinen ſchattigen Bäumen, ſeinen grünen Raſen — gebt nur Achtung, wenn ſie ihre Schändlichkeit auch durchſetzen, ſo wird die Herrlichkeit doch nicht lange dauern, denn alle Bauern und ihre Knechte, die bei jeder Feldarbeit, beſonders aber bei der heißen Ernte dort zu Mittag aßen und veſperten, werden keinen Stein auf dem andern laſſen, und Recht haben ſie — Recht!" Dabei ſchlug er mit der gewaltigen

Hand auf ſeinen Schenkel, daß es laut klatſchte — ja, Recht haben ſie — oder vielleicht nicht?“ wandte er ſich fragend an Herrn Schmauder, der ihm gegenüber ſaß und auf deſſen Geſicht allerdings ein kleiner Zweifel zu leſen war.

Da unſer Reiſender nun Oberreviſor bei der königlichen Domänenverwaltung war und er bei derſelben die Abtheilung für Grenzſtreitigkeiten aller Art zu verhandeln hatte, ſo befand ſich derſelbe bei dieſer Frage zu ſehr in ſeinem Fahrwaſſer, um dieſelbe, was vielleicht klüger geweſen wäre, mit einem einfachen Achſelzucken zu beantworten; er ſagte darum mit großer Ruhe und vieler Sicherheit: „Wenn ich Sie recht verſtanden habe, ſo wollen Ihre Nachbarn auf eigenem Grund und Boden, der allerdings in Ihre Flur hineinragt, ein induſtrielles Unternehmen gründen?“

„Erlauben Sie mir, eine unwürdige Stinkerei iſt die richtige Benennung.“

Da er dieſes ziemlich laut ſprach, ſo vernahm man von der anderen Seite des Wagens ein ausdrucksvolles „Oho!“ als Erwiederung; auch ſah man mehrere Köpfe ſich emporſtrecken, um dieſer Unterredung zu lauſchen.

„Der Name thut am Ende nichts zur Sache,“ fuhr der Oberreviſor fort, „auch geht mich ja die Sache durchaus nichts an; wenn Sie mich aber fragen, ob Andere

das Recht hätten, ein Unternehmen gewaltsam zu zerstören, das ich auf meinem eigenen Grund und Boden mit Beobachtung der bestehenden polizeilichen Verordnungen errichtet habe, so muß ich Ihnen diese Frage entschieden verneinen."

Der Andere warf einen finsteren Blick hinüber, bewegte sich heftig auf seinem Sitze, um nach einer Pause zu sagen: „Pah, das war nur so eine Redensart, aber zugeben werden Sie mir doch, daß wir es nicht zu leiden brauchen, wenn man uns muthwillig unsere Felder verpestet."

„Das ist allerdings sehr unangenehm, aber wenn nicht naheliegende Wohnungen durch eine solche Fabrikanlage geschädigt werden, so wird Sie eine Einsprache nicht viel nützen."

„Das muß ein Kind einsehen," hörte man von drüben rufen, „und Wohnungen, welche belästigt werden könnten, gibt es auf eine Stunde Weges nicht."

Der mit der schlechten Cigarre warf einen so wüthenden Blick hinüber, daß Herr Schmauder beschwichtigend sagte: „Im vorliegenden Falle scheint mir ein gütlicher Vergleich der einzig richtige Weg — vielleicht ein Ankauf des streitigen Grundstücks."

„Nicht um eine Million," klang es von drüben her, „wir haben die Bauerlaubniß und wir werden bauen,

überhaupt muß man uns so nicht kommen; wir haben eingewilligt, die Sache nochmals mit euch in Augenschein zu nehmen, aber wenn ihr ein Recht zu haben glaubt, so sucht euch das schwarz auf weiß zu verschaffen, wie wir uns unsere Bauerlaubniß, die wir in der Tasche haben."

„Ja," sagte Herr Schmauder mit einem leichten Lächeln, „wenn Ihre Nachbarn die Bauerlaubniß haben und sich nicht gütlich vergleichen wollen, so frage ich Sie, meine lieben Herren, auf welchen Gesetzesparagraphen hin Sie den Bau verhindern wollen?"

„Und ich möchte Sie dagegen fragen," sprach der Andere aufbrausend, „mit welchem Rechte Sie sich in unsere Angelegenheiten mischen — überhaupt, mit welchem Rechte Sie hier auf unserer Seite sitzen, wenn Sie zu den Stinkern gehören? — ja, ich nehme das Wort nicht zurück," rief er, sich umschauend — „so hätten Sie sich nicht hier bei anständigen Leuten niederlassen sollen."

„Gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken," hörte man die schwache Stimme des Oberrevisors, welche aber im nächsten Augenblick übertönt wurde von dem von jenseits kommenden Rufe: „Dieser unverschämte Kerl! — sollte man nicht den Zug halten lassen und ihn hinauswerfen?"

„Mich hinauswerfen?“ brüllte der mit der gewaltigen Faust, indem er sich rasch erhob, dabei aber durch einen plötzlichen Stoß des Wagens so heftig auf den armen Oberrevisor geschleudert wurde, daß dieser, einen thätlichen Angriff vermuthend, laut und erbärmlich um Hülfe schrie.

Auf allen Seiten des Wagens sprangen Männer mit geballten Fäusten in die Höhe und würden kampfbereite Ausrufe hörbar: „Hie Welf! — Hie Waiblingen!“

„Was, Grobheiten statt guter Worte?“

„Was, zu Eurer Stinkerei hin sollen wir uns noch Unverschämtheiten gefallen lassen?“

„Hol' euch Alle der Teufel!“

„Wird ihm nicht einfallen — er hat besseren Braten genug.“

Schon war jener Augenblick gekommen, wo einige der Erbittertsten, sich schroff gegen einander beugend, Auge in Auge wurzeln ließen wie Kampfhähne, während sich die rückwärts gestreckten Hände zu Fäusten ballten — jene schwüle Stille vor dem einschlagenden Blitze, jener Vorläufer geschwungener Hände und klatschender Ohrfeigen.

Da öffnete der Zugmeister die Thüre des Wagens, durcheilte rasch den Gang, nach beiden Seiten Frieden gebietend, und nachdem ihm dieses schnell gelungen, denn

wir müſſen geſtehen, daß die Betreffenden vernünftig genug waren, ihre Aufregung einzuſehen, ſo erkundigte er ſich wohlwollend nach dem Beginne dieſes heftigen Wortwechſels.

„Wir wiſſen es nicht genau," riefen Einige von der Leimſiederpartei, „da drüben in der Ecke fing es an!"

„Ja, ja, drüben in der Ecke," bekräftigte ein Anderer, „der Schloſſer Bärer mit ſeiner bekannten Heftigkeit."

„Der Teufel ſei nicht heftig," erwiederte der mit der ſchlechten Cigarre, „wenn man beleidigt wird."

„Und wer hat Sie denn beleidigt?" fragte der Zugmeiſter.

„Dieſer Herr, der ſich ohne alle Veranlaſſung in unſer Geſpräch miſchte, der mir Unrecht gab, ohne daß er gefragt wurde, der uns, allerdings mit anderen Worten, ſagte, es ſei von uns dumm genug, zu glauben, daß mit denen da drüben etwas anzufangen wäre."

„Erlauben Sie —"

„Das Eiſenbahnreglement ſchreibt für die Paſſagiere ein ruhiges und geordnetes Betragen vor, Vermeidung aller Streitigkeiten."

„Aber erlauben Sie doch —"

„Solchen Widerſpruch brauchen wir Beamte nicht zu leiden, ſonſt muß ich von meinem Rechte Gebrauch

unten Beſchäftigten aufmerkſam gemacht, in das Thal hinabrollen laſſen. Rauſchend und praſſelnd kommt er daher, alles was in ſeinem Weg iſt zermalmend, ſo daß ringsum weißer Staub aufſteigt, und nicht eher ruhend, bis er unten angekommen iſt. Zuweilen nimmt auch ein ſolcher Stein eine falſche Richtung, wendet ſich an irgendeinem Felsſtück und ſtürzt nicht ſelten an jäher Wand hernieder, ſich ſelbſt zerſchmetternd oder unglückliche Arbeiter, die vielleicht dort unten ſaßen und arglos ihr Brod verzehrten.

Es iſt intereſſant, die älteſten Brüche zu beſuchen — ſo den Bruch Colonnata, der noch aus der Römerzeit herrührt — und hier zu ſehen, wie mühſam man die großen Blöcke damals durch den Meißel ablöſen mußte, ein Geſchäft, welches jetzt ungleich leichter durch die Kraft des Pulvers beſorgt wird. Uebrigens kommen heutzutage die meiſten Unglücke bei den Sprengungen vor. Das Signal hierzu wird gegeben, da es aber zuweilen etwas lange dauert, bis die Mine losgeht, ſo ſchaut hier oder da ein neugieriger Kopf hervor, um von einem umherfliegenden Stück getroffen zu werden. Weit hinten im Thal des Carrione liegt der Bruch Tantiſcritto, wo auf einer glatten weißen Wand Buonarotti ſein Handzeichen ſelbſt eingehauen hat, mit großen Buchſtaben: Michel Angelo! Sobald die Blöcke im Thalgrund angekommen ſind, werden ihnen die ſcharfen Kanten genommen, und ſie alsdann auf die niedrigen ſchweren Balkenwagen geladen und durch Ochſen nach Carrara geſchleppt, um dort verarbeitet oder zur Verladung nach der Marine (la Venza) gebracht zu werden. Leider wird für die Wege hier ſo gut wie nichts gethan, und es iſt jammervoll anzuſehen, wie ſich oft zehn bis zwölf der armen Zugthiere abquälen müſſen, um die ſchwere Maſſe, vor die man ſie geſpannt, von der Stelle zu bewegen. Ein Engländer, Hr. Walton, der bei la Venza die ſchöne Brücke ins Meer hineingebaut, über welche man den Marmor leicht in die Schiffe ladet, geht damit um, ein Eiſenbahn von den Brüchen zur Marine

machen, Sie auf der nächsten Station aus dem Wagen zu entfernen."

„So erlauben Sie wenigstens —"

„Ueberhaupt wäre es beſſer, wenn Sie dieſe Herren künftig ungeſtört ließen und ſich in den nächſten Wagen begäben, wo noch Platz genug iſt."

„Ich werde das thun!" rief der Oberreviſor, aber nicht ſehr laut, denn er war vor Entrüſtung heiſer geworden, „mir aber ſpäter erlauben —"

„Thun Sie, was Sie wollen — auch ich werde nicht ermangeln, meinen Bericht zu machen, und wer zuerſt kommt, der mahlt zuerſt."

Herr Schmauder riß den Nachtſack unter der Bank hervor und folgte auf's Tiefſte gekränkt mit heftig klopfendem Herzen und zitternden Knieen dem Zugmeiſter in den anſtoßenden Wagen, wo er auf eine Bank niederſank neben jenem jungen Mann mit dem braunen Reiſeſack, der vorhin ſo ſchmerzlich Abſchied genommen. Der braune Reiſeſack ſtand gegenüber auf der anderen Bank, und als unſer tief gekränkter Reiſender jetzt abermals die Worte las: Ewig Deine Anna! ſo überkam ihn ein wehmüthiges Gefühl und er dachte ſchmerzlich bewegt an ſein Weib und an ſeine Kinder.

— — — —

„Was war denn das eigentlich für ein Kerl?“ frug der Schloſſer Bärer nach einer großen Pauſe.

„Ein verdächtiges Geſicht, die geſchwollene Naſe, gerade als wäre er heute Morgen ſchon in einer Balgerei geweſen.“

„Und ſich in Sachen zu miſchen, die ihn nichts angehen.“

„Es gibt ſolche Leute, die ſich ein Vergnügen daraus machen, Andere zu verhetzen.“

„Man ſoll ſich aber nicht verhetzen laſſen,“ vernahm man auf der anderen Seite des Wagens, „ja ſich nicht verhetzen laſſen, ich wiederhole es, und nicht gleich heftig werden.“

„Ja, Bärer, darin haſt Du wieder einmal gefehlt — weiß der Henker, daß Du Dein Maul nicht aufthun kannſt ohne grob zu werden.“

„Das kommt vom Schmiedefeuer,“ gab der Schloſſermeiſter, deſſen Zorn ſich gelegt hatte, heiter zur Antwort, „man kann es Einem aber nicht übel nehmen, daß man wild wird, wenn ſo ein Subjekt daherkommt und Einem mir nichts dir nichts über's Maul fährt.“

„Ich glaube, der hat eine geheime Abſicht dabei, uns in Händel zu verwickeln, was ihm beinahe gelungen wäre.“

„Aber nur beinahe — es wäre wahrhaftig ein Skandal vor der ganzen Welt.“

„Ihr ſeid aber auch ſo erſchrecklich eigenſinnig — gerade eure Leimſiederei auf den ſchönſten Platz der ganzen Gegend zu ſetzen — da — ſchaut hinaus, da könnt ihr ſchon die mächtigen alten Bäume ſehen — muß Einem nicht das Herz im Leibe wehe thun, wenn man bedenkt, daß Alt und Jung ſich dort künftig während der Mittagshitze nicht mehr aufhalten darf — ſeid geſcheidt und laßt uns übereinkommen und wenn es nur deßhalb wäre, um ſolche Neidhämmel zu ärgern, wie den Kerl da mit der geſchwollenen Naſe.“

„Ihr habt uns noch keinen annehmbaren Vorſchlag gemacht.“

„Doch, doch!“ klang es dieſſeits.

„Nein, nein!“ tönte es jenſeits.

„Wir haben euch den Steinacker weiter oben angeboten und zweitauſend Gulden gegen das Kreuzlesthäle, mehr könnt ihr nicht verlangen, da der Werth des ganzen Grundſtücks nicht tauſend Gulden beträgt — ſeid geſcheidt — warum Feindſchaft unter Nachbarn?“

„An der Feindſchaft trägt allein der Schloſſer Schuld, der hat immer gehetzt und gewühlt.“

„So mache ich euch einen Vorſchlag,“ rief eine ſo dünne Stimme, daß dem Beſitzer derſelben offenbar keine große Kraft zuzutrauen war, „wir wollen den Steinacker nehmen und die zweitauſend Gulden, dann muß

ich aber das Recht haben, den Schloſſer Bärer durchzuprügeln.“

Alle lachten und der Betreffende ebenfalls, und dieſes Lachen war der erſte Schritt zur Verſöhnung, welche denn auch ſo raſch vor ſich ging, daß beide Parteien einig waren, als die Lokomotive auf der nächſten Station anhielt.

„Alſo abgemacht!“ ſchrie der rieſige Schloſſer, „und ſtatt hinaus in's Kreuzlesthäle, gehen wir in's Wirthshaus und Arm in Arm durch den nächſten Wagen hindurch, daß der Kerl mit ſeiner geſchwollenen Naſe ſich grün und gelb ärgert.“

So geſchah es zum Staunen ſämmtlicher Paſſagiere und zum Erſchrecken des armen Herrn Schmauder, der bei dieſer ſonderbaren Polonaiſe das Beſte that, was er thun konnte, nämlich ſein Auge tiefer zu ſenken auf den Namen jener Anna, deren Liebe ewig zu ſein verſprach.

„Pflaumloch!“ ſagte der Zugmeiſter und ſetzte hinzu, indem er einen Blick auf ſeine Uhr warf, „es iſt rein zum Davonlaufen, jetzt haben wir ſchon zwanzig Minuten Verſpätung — na, die Bayern werden uns wieder auslachen — einſteigen nach Nördlingen und raſch, wenn's gefällig iſt.“

Dieſe Worte, obgleich im Allgemeinen geſprochen, waren doch noch ganz beſonders gegen eine dichte Gruppe geputzter Herren und Damen gerichtet, die mit ungemeiner

Beweglichkeit in Geberden und Sprachweise mit einander und durch einander sprachen, wobei fast Jeder eine Bemerkung machte, ohne auf die Antwort dessen, an den sie gerichtet war, viel Rücksicht zu nehmen, und die sich über Alles ganz außerordentlich zu freuen schienen.

„Einsteigen nach Nördlingen — haben wir es doch wohl verstanden — hätten nicht gebraucht so zu schreien, Herr Kondukteur — kommt doch soeben erst der Lokomotiv und haben mer doch schon fast den Fuß im Wagen — wie kann mer überhaupt steigen eher ein ehe angekommen ist der Zug — nun eilt euch! — eilt euch! — eilt euch!"

„Wäre es doch ein wahres Unglück für Dich und Sara, wenn mer müßten bleiben hier zurück und kämen nicht zum Anschluß nach Fürth bei Nürnberg."

So plaudernd stiegen sie ein, vergnügt in sich selbst, vergnügt über sich selbst, vergnügt über Alles, was sie umgab und deßhalb mit noch besonders lachendem Munde und ganz außerordentlich leuchtenden Augen. War es doch ein hochzeitliches Paar, welches die ganze Freundschaft gen Nördlingen begleitete, und war es doch auch für den unparteiischen Zuschauer ergötzlich und zugleich rührend anzusehen, wie Braut und Bräutigam von den Zurückbleibenden einen fast wehmüthigen Abschied nahmen, um alsdann, kaum in den Wagen

getreten, wieder die lauteſte, glücklichſte Fröhlichkeit zu ſein.

Der Hochzeitsvater mit einer jüngeren, ſehr hübſchen Tochter hatte Herrn Schmauder gegenüber Platz genommen, und zwei kleine Buben zwiſchen fünf und acht Jahren, welche wahrſcheinlich als Kinder, die nachgetragen werden, um den halben Preis mitfuhren, auf ſeinen Knieen untergebracht und ihnen geſagt: „Drück Dich zuſammen, Amſel — ſtreck' Dich nicht ſo, Mayer, damit der Herr Kondukteur nicht glaubt, Du ſeieſt ſchon erwachſen.“

Die junge Dame hatte ein fein geſchnittenes Geſicht, prächtig leuchtende Augen und eine höchſt angenehme Rundung, welche beſonders unter einer ſchweren, goldenen Kette, die ihr vom Halſe herabhing, auffallend erſchien, und Alles das war ſehr anziehend für ein paar junge Elegants der Geſellſchaft, die lachend und flüſternd und ziemlich eng den Sitz umſtanden, auf welchem der Oberreviſor ſaß — er fühlte ſich in der That ſehr angegriffen durch die wechſelvollen Ereigniſſe dieſer Eiſenbahnfahrt, durch die heftigen Gemüthsbewegungen von vorhin, durch ſeinen jetzigen beengten Sitz; denn die kleinen Buben auf den Knieen ihres Erzeugers machten es ſich ſo bequem als möglich, während die eleganten jungen Leute an ſeiner Seite in ihrem Geſpräch mit der jungen Dame,

welcher ſie zuweilen leiſe etwas in's Ohr zu ſagen hatten, durchaus keine Rückſicht auf ihn nahmen — vielleicht hatte er auch eine kräftige Cigarre etwas zu raſch geraucht oder fühlte er ſich unangenehm berührt von irgend einem ſtark hervortretenden Odeur, genug, ihn überkam jenes Gefühl der Mattigkeit und Angſt, welches uns bei heftigem Herzſchlagen ſchwer und tief aufathmen läßt, welches uns Schweißtropfen auf die Stirne treibt, ein Gefühl, unter deſſen Einfluſſe wir raſch und auffallend erbleichen.

Dieſes war denn auch bei Herrn Schmauder der Fall, und kaum hatte es ſein Gegenüber bemerkt, als er unter ſichtlichem Erſchrecken ſeine beiden Sprößlinge von den Knieen herabgleiten ließ, aufſprang und mit der jungen Dame und den beiden Elegants die Flucht ergriff, dem eintretenden Kondukteur zurufend: „Ein kranker Mann, Herr Kondukteur — es iſt ein kranker Mann auf die Eiſenbahn — bewahre uns der Himmel vor Anſteckung! Sara, wo biſt Du!“

„Hier, Papa!“ rief die junge Frau aus dem Nebenwagen, wohin ſie ſich mit ihrem Manne zurückgezogen, „ſoll ich kommen zu Dir?“

„Nein, bleib' nur wo Du biſt — wenn de noch haſt einen Platz fer uns, ſo kommen mer zu Dir.“

„Platz genug, Papa — komm' nur!“

Herr Schmauder hatte in der That ein paar Augenblicke geglaubt, es müsse ihm etwas ganz Entsetzliches passiren, ja er hatte, obgleich mit zitternder Hand, langsam das Fenster geöffnet, an dem der junge Mann saß, und, nicht achtend des Plakats im Wagen, seinen Kopf zum Fenster hinausgebeugt — glücklicherweüse umsonst, denn der scharfe Luftzug erfrischte ihn so, daß er schon nach einigen Sekunden im Stande war, einen tiefen Athemzug der Befriedigung zu thun.

Da pfiff auch schon die Lokomotive gellend und anhaltend und unser Reisender war überzeugt, daß etwas Bewegung und ein Trunk frischen Wassers ihn augenblicklich herstellen würde.

O mit welcher Sehnsucht dachte er jetzt wiederholt an die Seligkeit eines einsamen stillen Wirthshauses, im Schatten weitästiger Buchen gelegen, neben einem frisch murmelnden Wasser, welches in's Thal hinabhüpfte und dann weit, weit, Stunde um Stunde durch die Ebene floß, ehe es belebte Dörfer und geräuschvolle, qualmende Städte traf — Ach, und wie haßte er in diesem Augenblick alles Geräusch, Gewühl, Gequalm der Menschen und Städte — was hätte er darum gegeben, jetzt in einer solchen beneidenswerthen Einsamkeit zu sein — behaglich an einem Baumstamm lehnend, vor sich ein Glas kühlen Weines.

Allein, allein auf weiter Flur,
Und eine Morgenglocke nur,
Sonſt Stille nah und fern.

Das dachte er aber nicht in ſeinen Träumen, ſondern es ſchlug vielſtimmig an ſein Ohr, als der Zug auf dem Bahnhof in Nördlingen hielt.

Gerechter Himmel! welches Menſchengewühl, welche Unmaſſe nichtsſagender Geſichter mit aufgeſperrten Mäulern, an denen er nun vorüberfuhr und die wie zum Hohne auf ſeinen Gemüthszuſtand und auf ihr eigenes lärmendes Getriebe von „Stille nah und fern“ ſangen und von „Alleinſein auf weiter Flur“. In langen Reihen ſtanden ſie da auf dem Trottoir, überragt von bunten Fahnen, Eichenzweigen an Hüten und Mützen, in feſttäglicher Kleidung und feſttäglicher Stimmung — eine Sängerfahrt von zwanzig verſchiedenen Männergeſangvereinen und Liedertafeln. Dort befand ſich der Dirigent, etwas erhöht ſtehend, und Herr Schmauder fand in ihm Aehnlichkeit mit dem langen, bienenzüchtenden Schullehrer, doch war dieſer hier gewaltiger in ſeinen Bewegungen — jetzt ſtreckte er ſeine Arme mit auseinander geſpreizten Fingern nach beiden Seiten aus, einen Halt in der Muſik anzeigend, dann erhob er beide Fäuſte, in der einen den Taktirſtock, mit einer wüthenden Energie hoch über ſeinem Kopfe, und als ſie nun wieder niederfielen,

brüllten die Hunderte von Menſchen, die hier verſammelt waren, mit Kraft und Ausdauer: „Das iſt der Tag des Herrn.“

Es zitterte förmlich wie Hohn durch die Seele des Oberreviſors, und als er ſo langſamen Schrittes ausſtieg und, ſich auf den Stock ſtützend, nach dem Bahnhofgebäude ſchlich, hätte Niemand in ihm jenen lebensfriſchen Mann vermuthet, der heute Morgen, luſtig den Stock ſchwingend, der feſten Abſicht geweſen war, ſich heute einmal ganz der Reiſeluſt hinzugeben. In der Reſtauration war heute daſſelbe Gedränge wie auf dem Bahnhofe — er hätte keinen Stuhl erhalten können und wenn er eine Million dafür geboten: die Sängerfahrt hatte ſich aller Sitzgelegenheiten bemächtigt — kein noch ſo beſcheidenes Tröpfchen Bier: die Sängerfahrt hatte alle Fäſſer ausgetrunken und harrte mit großer Ungeduld auf ein bedeutendes Mehr von Nürnberg — kein Stückchen Brod: die deutſchen Sänger hatten wie eine Heerde Heuſchrecken Alles kahl gefreſſen — keinen Becher Waſſer: denn wenn auch der Brunnen neben dem Hauſe in unerſchöpflicher Gutmüthigkeit fort und fort rieſelte, ſo hatte doch ein erfindungsreicher Liedertäfler das Trinkgefäß losgemacht, um es zu ſchnödem Bier zu benützen — und dazu die Schreckensnachricht, daß der nürnberger Zug vor einer Viertelſtunde abgefahren ſei, weßhalb man bis

zu bauen; doch wird darüber eine gute Zeit hingehen und bis dahin noch eine große Anzahl der armen Ochſen eine Beute des Carrareſiſchen Moraſts und der Seuche werden, die ſtark unter ihnen graſſirt. Die Wagenlenker hier zu Lande machen es ſich im Gegenſatz zu ihrem Vieh ſo bequem als möglich, ſie ſitzen meiſtens oben auf dem Joch, das ein paar Ochſen verbindet, das Geſicht den Thieren zugekehrt, die ſie durch Worte und Hiebe aufmuntern. Es iſt bekannt, daß aller Marmor aus den Brüchen verzollt werden muß, und dieß geſchah früher nach dem Maß der Blöcke, in neuerer Zeit aber nach dem Gewicht, indem man die beladenen Karren auf eine Brückenwaage führt, wodurch man bis zum Loth die Schwere jedes Steins erfahren und beſteuern kann.

Carrara hat ungefähr 8000 Einwohner, von denen nicht die Hälfte in den Brüchen, bei den Sägen, beim Zuhauen der rohen Blöcke und in den Ateliers, deren es etwa 60 hier gibt, beſchäftigt iſt. An öffentlichen ſchönen Bauwerken iſt die Stadt ſehr arm; das einzige nennenswerthe iſt die prächtige antike Kirche Madonna delle Grazie, ſowie das neue aus weißem Marmor erbaute Theater, das aber leer ſteht und es auch wohl für die jetzige Carnevals-Saiſon bleiben wird, denn die Herren vom Comité ſind mit ſich uneins, ob ſie ſich bis zur Oper verſteigen oder mit einer Komödie begnügen ſollen. Die Locanden hier ſind ſchauderhaft, und wer eben kann, ſucht um die Gaſtfreundſchaft irgendeines Bildhauers nach, da es einige gibt, die gegen ſehr mäßige oder bei guter Empfehlung auch ohne alle Vergütung den Fremden gern ein Zimmer und Platz am Tiſch gewähren. Ich war ſo glücklich, dieß bei Herrn Livi zu finden, den ich in einem ähnlichen Fall allen meinen Leſern nicht bloß als freundlichen, liebenswürdigen Wirth, ſondern auch als ſehr guten, talentvollen und geſchickten Bildhauer beſtens empfehlen kann.

Nachmittag hätte warten müſſen, wenn nicht des Sonntags wegen heute ein beſonderer Zug eingeſchoben würde — ein Hoffnungsſchimmer — eine kleine Gunſt des Schickſals.

Da ſaß Herr Schmauder auf der Treppe des Bahnhofes, in ſtiller Ergebung die Hände gefaltet, und hatte die gleichen Gedanken wie die Geſellſchaft der Station Pflaumloch, welche etwas entfernt von ihm Platz genommen hatte, und auch er hätte weinen mögen, wenn er an ſein Zion gedachte, an ſein kleines, ſtilles Eßzimmer mit den alten wohlbekannten Möbeln, an den kleinen Fleck hinter dem Hauſe, von zehn Schuh im Quadrat, mit zwei kümmerlichen Stachelbeerſtauden, wo er, wenn nicht gerade dort Wäſche aufgehängt war, ſeine Pfeife zu rauchen pflegte, an ſein Sonntagsgericht, einem gemüthlichen Kalbsbraten mit weichen, ſchwellenden Kartoffeln oder friſchem, grünen Salat.

Er konnte ſich eines leichten Schmatzens nicht enthalten und hätte ſich wahrſcheinlich noch ſüßer vertieft in dieſe eingebildeten Genüſſe, wenn nicht ein lautes, donnerndes Hoch die Luft und auch ſeine Gedanken zerriſſen hätte.

„Hoch! — und abermals Hoch!“

„Ja, meine verehrten Freunde, Mitſänger, deutſche Sangesbrüder! Der erhebende Gedanke deutſcher Einheit,

der aus unſern Beſtrebungen hervorleuchtet, der hiedurch, im Kleinen angebahnt, gewaltig emporſtreben wird, ſeine Zweige weit emporſtreckend in die freie, deutſche Luft, die um ſo freier und deutſcher wird, je höher wir emporſteigen bis zu jenen Regionen, von denen unſer großer deutſcher Schiller das große Wort ſprach: Die Welt iſt vollkommen überall, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual."

„Bravo! — bravo! — ſehr gut! — bravo!"

„Ja, deutſche Sangesbrüder, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual — — — — wenn auch — obgleich — ſondern — nichtsdeſtoweniger — aber — ja, aber dieſe freien Regionen, ſind ſie in unſerem verderbten, reaktionären, verdummten Jahrhundert wohl anders zu erreichen als auf freien, deutſchen Sangesflügeln?"

„Sehr gut! — bravo! — ſehr gut!"

„Laßt ſie deßhalb immerhin lächeln über die unverkennbare Gährung, welche in dieſem Augenblicke das deutſche Volk beherrſcht und welche ſich kund gibt in jenem Drange nach Vereinigung beim ſchäumenden Becher, beim fröhlichen Lied. — Wie ſagt der deutſche Dichter? ‚Wir ſind uns eines ſchönen Zieles bewußt,' und wie ruft er ein anderes Mal? ‚Hoher Sinn liegt oft im kindlichen Spiele' — und dieſes Ziel und dieſen Wahrſpruch wollen wir vor Augen behalten, deutſche Sangesbrüder, ihm

nacheifernd durch Wort und Gesang, denn seid versichert, deutsche Bundesbrüder und Mitsänger, bei Sang und Becherklang, bei des Gastmahls fröhlichem Verein werden wir jene politische Reife erlangen, die uns einst die Berechtigung gibt, an jenem großen Tage, wenn von Berg zu Berg die Feuerzeichen leuchten und wenn sich die Sonne einer neuen Zeit glanzvoll erhebt zum Schrecken unserer Feinde, unsere schwarzrothgoldene Fahne mit der Inschrift zu schmücken: ‚Das ganze Deutschland soll es sein!‘“

Der Jubel, der nach dieser schönen Rede ertönte, war so gewaltig und sinnverwirrend, daß Herr Schmauder seinen Reisesack ergriff und rasch auf die andere Seite des Hauses flüchtete zu den gemüthlichen bayerischen Schaffnern in freundlicher blau und weißer Uniform, die aber heute auch nicht so gut gelaunt waren als sonst — ja er hörte einen derb fluchen und zu seinen Kollegen sagen: „Diese Malefizfestlichkeiten könnten einem das ganze Geschäft entleiden — hat man doch kaum Zeit, an den unvernünftig großen Zügen die Thüren auf und zu zu schließen, von einer kleinen Erquickung, die sich der Mensch, ja selbst der Eisenbahnbeamte erlauben muß, ist schon gar keine Rede mehr — hol' der Teufel all' den Schwindel!“

„Wird der Zug, mit dem wir nach Nürnberg fahren,

wohl ſtark beſetzt ſein?“ erlaubte ſich der Oberreviſor ſchüchtern zu fragen.

„Stark beſetzt ſein? — Fragen Sie lieber, ob unſere Wagen ausreichen werden, um Alles das fortzubringen.“

„Du, mein lieber Gott — wir werden doch nicht die ſämmtlichen Sänger von da drüben mitnehmen?“

„Nun das fehlte uns noch — wir werden an unſeren Schützen gerade genug haben.“

„An unſeren Schützen?“ frug Herr Schmauder mit einer matten Stimme.

„Ja, wiſſen's denn nit, daß in Nürnberg 's Schützenfeſt abgehalten wird?“

Der Oberreviſor warf einen matten Blick gen Himmel: Scylla und Charybdis — dort ſchwäbiſche Sänger, hier bayeriſche Schützen.“

„Da kommt der Zug!“ rief der Schaffner und ſetzte gutmüthig hinzu: „wenn ich Ihnen rathen darf, ſo ſehen Sie zu, wo Sie ein Plätzchen finden — es iſt hier nur ein Halt von zwei Minuten und wenn Sie nirgendwo unterkommen, ſo müſſen's halt vier Stunden auf den nächſten Zug warten.“

Da ſtanden die Wagen, da wurden eilfertig die Thüren aufgeriſſen und da ſprangen die Paſſagiere eben ſo eilfertig wieder heraus, um vielleicht ein Tröpfchen Bier zu erhalten oder ſonſt etwas — zu beſorgen.

Da wurde gelacht und geplaudert, auch wohl ein Juchzer gehört oder ein Bekannter im vierten oder fünften Wagen mit gewaltiger Stimme angerufen — da wimmelten alle Wagen voll grauer Juppen und spitzer grüner Hüte mit Gemsbart und Spielhahnfeder und besteckt mit grünen, rothen und weißen Zetteln, lauter gemüthlich aussehende, heitere Leute mit so lustigen Gesichtern, daß es wahrhaftig eine Freude sein mußte, mit ihnen zu fahren, wenn man nur erst einen Platz gehabt hätte.

Herr Schmauder lief, seinen Nachtsack in der Hand, an der Wagenreihe hin und her, und überall, allüberall, wo er mit einer bittenden Geberde hinschaute, schallte es ihm entgegen, daß hier schon Alles besetzt sei. Dabei wurde er zuweilen unsanft auf die Seite gedrückt, da er einem Glücklicheren im Wege stand, der zurückkam, um seinen alten Platz wieder einzunehmen. Dazu drängten die Schaffner zum Einsteigen und dazu lärmte die Eisenbahnglocke mit einer erschreckenden Hast das letzte Zeichen, weßhalb sich unser armer Reisender mit dem Muthe der Verzweiflung in den ersten besten Wagen schwang und trotz der kräftigsten Protestationen der Insitzenden dort nicht auf einen Sitz, sondern auf den Schooß eines wohlbeleibten Schützen niederfiel, welcher unglücklicherweise seine Büchse auf den Knieen liegen hatte, so daß ein unnenn-

barer Theil von Herrn Schmauder's Körper mit dem gefühlloſen Eiſen des Hahnkamms in unangenehme und ſchmerzliche Berührung kam.

Er konnte ſich auch nicht enthalten, mit einem Schmerzensrufe wieder in die Höhe zu ſchnellen, vielleicht wieder zum Wagen hinaus, wenn die Thüre hinter ihm nicht augenblicklich zugeſchlagen worden wäre, wobei er ein ſo jammervolles Geſicht machte, daß ſämmtliche Paſſagiere — es waren deren bereits acht und darunter manch' wohlbeleibter — aus der Noth eine Tugend zu machen beſchloſſen und ihn nicht böſe anſchauten, ja einige ihn ſogar freundlich anlächelten; doch war dieſes Lächeln eigentlich mehr die Folge der Beruhigung des oben erwähnten Schützens, der jetzt nämlich mit großer Seelenruhe ſagte: „Machen wir uns nichts daraus, ſeien wir nur froh, daß dabei nicht irgend etwas losgegangen iſt.“ Auch rückten Alle ſo gut wie möglich zuſammen und da der Körpertheil, auf welchen man gewöhnlich ſich zu ſetzen pflegt, bei dem mageren Herrn Schmauder im Verein mit deſſen Schultern einen förmlichen Keil bildete, ſo war er durch das Rütteln und Schütteln des Wagens in kurzer Zeit ſo zwiſchen ſeine Nachbarn gezwängt, daß er mit denſelben eine kompakte, unbewegliche Maſſe bildete. Dazu mochte in dem Wagen eine Hitze von ungefähr achtundzwanzig Grad herrſchen, auch war des Luftzuges halber

nur ein Fenſter geöffnet und alle acht Schützen rauchten aus Pfeifen und Cigarren einen mehr oder minder ſchlechten Tabak.

Der Oberreviſor hatte bis hieher noch nicht viel von der Hitze zu leiden gehabt, jetzt aber rann der Schweiß in hellen Tropfen von ſeiner Stirne herunter und nicht allein der Wärme oder des engen Sitzens wegen, ſondern er konnte ſich auch eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren beim Anblick all' der Schußwaffen, die ſich im Wagen befanden, der gefüllten Pulverhörner und des beiſpielloſen Leichtſinns, mit welchem man hier die brennenden Zündhölzchen und glimmenden Cigarren zu behandeln pflegte: da brauchte ja nur eines dieſer Pulverhörner nicht vollkommen dicht zu ſein und von ſeinem Inhalte auf den Boden rinnen laſſen, da brauchte nur eines der Gewehre loszugehen — welch' gräßliches Unglück ſtand da in Ausſicht: der ganze Zug war mit Schützen beſetzt, von denen jeder Munition in hinreichender Menge mit ſich führte, vielleicht war auch noch ein Packwagen mit Schießpulver angehängt für das Schützenfeſt in Nürnberg. Wenn Herr Schmauder lebhaft daran dachte, ſo fühlte er, wie ſich ſein Haar unter der Reiſemütze langſam auflüpfte und er ſah im Geiſte jenen fürchterlichen Augenblick vor ſich, wo ſich der ganze, lange Zug in eine feurige Schlange auflöſen werde. Er faltete

langsam seine Hände, um sich das feste Gelöbniß zu thun, nie mehr einen Eisenbahnzug zu betreten, auf dem sich Turner und Bienenzüchter, Liedertafeln und Schützen zu angenehmen Vereinsfahrten zusammengefunden — er gelobte sich ferner, alsbald nach seiner Rückkehr aus dem Männergesangverein auszutreten und seinen ältesten Sohn zu veranlassen, es bei der Jugendwehr ebenso zu machen, er nahm sich fest vor, so viel als möglich dahin zu wirken durch die Macht der Schrift und des gesprochenen freien Wortes, daß dem wilden Drange unserer Zeit, sich zu vereinen, möglichst Einhalt gethan werde. In seinem Geiste faßte er die Idee, eine Gesellschaft zu gründen, von der jedes Mitglied es sich zur Aufgabe macht, dadurch für die Menschheit wohlthätig zu wirken, von allen Ecken unseres gesegneten deutschen Vaterlandes Mittheilungen zu machen, Warnungsrufe ergehen zu lassen an harmlose Reisende, welche Stille und Einsamkeit suchen und statt dessen irgend einem Schützen-, Sänger- oder Turnfest zur Beute werden. — Er beschloß, spekulative Gastwirthe aufzufordern, in den Zeitungen anzuzeigen, zum Beispiel: Während der nächsten Sommermonate kann man sich bei uns ungestört des Lebens freuen, denn wir vermögen eidlich zu erhärten, daß weder bei uns noch in einem Umkreis von zehn Stunden irgend eine Vereinigung zum Singen, Schießen, Turnen, Rudern

stattfinden wird — unsere Gegend ist rein von jeder Epidemie, auch sind noch keine Fälle von Hundswuth vorgekommen.

Ja, je mehr die Hitze stieg, je intensiver der Tabaksqualm um ihn her wurde, um so wilder stieg der Haß und der Zorn in der Brust dieses sonst so sanftmüthigen und geduldigen Beamten; es gab Augenblicke, wo er sich selbst fragte, was könnte mir eigentlich geschehen, wenn ich diesen fetten Kerl mir gegenüber, der mich mit seinen wulstigen Knieen in einem fort mißhandelt, der auf meine Stiefel spuckt, der den Wassersack seiner Pfeife auf den Boden ausgießt statt zum Fenster hinaus, wenn ich ihn plötzlich an der Gurgel packte und ein wenig zu würgen versuchte — was könnte mir geschehen? — Vielleicht würde ich auf der nächsten Station hinausgeworfen, hinaus aus diesem Hitz-, Schwitz- und Qualmkasten in Gottes schöne, freie Natur; vielleicht auch sperrten sie mich, wenn sie Ursache zu haben glaubten, an meinem Verstande zu zweifeln, in einen Gepäckwagen oder vielleicht sogar in eine Hundeabtheilung. — Das dachte unser Reisender und war physisch und moralisch so heruntergekommen, daß er sich den Aufenthalt in einer Hundeabtheilung durchaus nicht so abschreckend vorstellte.

Und doch waren alle die Leute, mit denen er fuhr, gute, harmlose Menschen, die nicht minder von der Hitze

litten, welche aber gute Miene zum bösen Spiele machten, sich auf das Nachmittagsschießen in Nürnberg freuten, dabei aber in Ausdrücken sprachen, welche dem Herrn Schmauder durchaus nicht verständlich waren und die ihn als förmlich sinnlos umrauschten. Was wußte er von Stand-, Feld-, Kehrscheibe, was von Stecher, Schnapper und Haupt, von Nummern und Zeiger, von schwarzer, von rother, von gelber Fahne, von Auflegen und Freihandschießen?

Ihm wurde von alle Dem so dumm,
Als ging ihm ein Mühlrad im Kopfe herum.

Und dabei hatte auch dieser Zug seine gehörige Verspätung und auf Stationen, wo man fünf Minuten hätte halten sollen, um ein wenig Luft zu schöpfen oder sich die Glieder wieder gelenkig zu machen, öffneten die Schaffner eilfertig die Thüren, um sie in der nächsten Sekunde wie zum Hohne wieder zuzuschlagen und zu verriegeln — so hatte man beim Anblick von Gunzenhausen's saftig-appetitlichen Würstchen und kühlen Bierkrügen Tantalusqualen, da es nur wenigen Glücklichen gelungen war, wie im Fluge etwas zu erhaschen — da sauste man an Pleinfeld, Roth, Schwabach vorüber, da zuckte der wahrheitsliebende Schaffner die Achseln, wenn man ihn um die Länge des Aufenthalts in Nürnberg befragte, und setzte

Die Rückfahrt nach Florenz machte ich auf demſelben Weg über Lucca und Piſa, war aber ſo glücklich, in Carrara ſtatt des Barocino einen geſchloſſenen Wagen zu erhalten, in welchem ich mich trotz des Mangels jeglicher Ausſicht ſehr wohl befand, denn es regnete den ganzen Tag unaufhörlich und ich hatte dadurch Muße, mich auf meine ſpaniſche Reiſe vorzubereiten, indem ich ſehr fleißig conjugirte amo, amas, ama. —

hinzu: „Nach Bamberg und Würzburg wird es augenblicklich weiter gehen, wir kommen eine halbe Stunde zu spät.“

In der Richtung der ersteren Stadt lag auch das Ziel unseres Reisenden — er hatte auf Nürnberg gehofft, dort verließen ja sämmtliche Schützen den Wagen, und obendrein hatte er beschlossen, sich für die letzte Strecke seines Weges zur zweiten Klasse aufzuschwingen, wo er doch sicher sein durfte vor Sänger- und Turnvereinen, und wo er auf bequemem Sitze seinen müden Körper und seinen noch müderen Geist ausruhen lassen konnte.

„Alles aussteigen!“ rief der betreffende Beamte auf dem nürnberger Bahnhofe den Schützen zu, bei denen sich auch unser Reisender befand, „diese Wagen werden abgehängt und nach Bamberg und Würzburg wird weiter vornen eingestiegen — doch bitte ich, sich möglichst zu beeilen, der Zug wird im Augenblicke abgehen.“

Also den Nachtsack in die Hand genommen, die Mütze fester in die Stirne gezogen und nun von Schweiß triefend in einem animirten Hundetrab durch die ganze Länge des Bahnhofs, wo sich die neue Lokomotive zischend und rauchend so ungeberdig und ungeduldig anstellte, als habe sie nur darauf gewartet, daß Herr Schmauder einsteigen werde, um hierauf mit gellendem Pfiffe loszugehen; ja sie hatte es so eilig, daß die Thüre hinter dem Einsteigenden

ſo raſch und energiſch zugeſchlagen wurde, daß er ſchneller, als dieſes ſonſt wohl geſchehen wäre, auf den einzigen noch freien Platz befördert wurde.

Alles das ging mit ſolcher Eile und Alles ging mit ſolcher Haſt, daß der Oberreviſor bereits auf den viel weicheren Kiſſen der zweiten Klaſſe ſaß und daß der Zug ſchon aus dem Bahnhofe hinaus war, ehe er Zeit hatte zur Beſinnung zu kommen, und obendrein wurde er noch auf eine für ihn ſehr unangenehme Art in die Wirklichkeit zurückverſetzt: der Schaffner, der jetzt erſt an der Thüre des Coupé's erſchien, um die Karten zu löchern oder abzunehmen, machte beim Betrachten derjenigen unſeres Reiſenden ein ſehr verwundertes Geſicht und rief: „Mein Herr, Sie befinden ſich auf einem falſchen Zuge — Sie wollen nach Bamberg und dieſer geht nach Würzburg.“

Jetzt aber war die Geduld des unglücklichen Eiſenbahnſchlachtopfers erſchöpft, und was er lange nicht gethan, er fluchte und riß ſich in Verzweiflung fluchend ſeine unſchuldige Reiſemütze vom Kopfe: „Kreuztauſendmillionen Schock Donnerwetter — ſo wollt' ich doch, daß der Teufel hinein führe!“

„Was auch nicht viel helfen würde,“ erwiederte der Schaffner in philoſophiſcher Ruhe, „ich will es dem Zugmeiſter melden und glaube ſchon, daß er Sie die Fahrt

von Nürnberg nach Würzburg nicht nachzahlen lassen wird — thut mir recht leid — wenn Sie indessen auf der fürther Kreuzung aussteigen wollen, so dürfen Sie es nur sagen."

Der Oberrevisor schlug die Arme übereinander, preßte die Zähne zusammen und murmelte mit einer hartnäckigen Entschlossenheit: „Nein, ich will nicht an der fürther Kreuzung aussteigen, ich will nach Würzburg fahren oder meinetwegen zum Teufel."

„Wie es Ihnen beliebt."

Auch dieses Mal befand man sich wieder zu Achten im Wagen, doch entdeckte unser Reisender nach einiger Zeit, daß er viel bequemer saß, als vorher bei den Schützen. Bis jetzt hatte er seine Reisegesellschaft noch keines Blickes gewürdigt und schaute nun erst um sich her, besonders weil er entdeckte, daß keiner der Mitfahrenden ein Wort sprach, keiner rauchte und daß sich sein Nachbar mit einer gewissen Scheu vor ihm in die andere Ecke zurückzuziehen schien. Dieser Nachbar, obgleich ein Mann in vorgerückten Lebensjahren, hatte langes, glatt herabfallendes Haar, trug eine weiße Halsbinde und einen schwarzen Anzug; ebenso war dessen Gegenüber gekleidet, sowie alle Anderen, und sie bildeten still und schweigsam mit würdevollem Gesichtsausdruck eine sehr ernste Gesellschaft.

Dem Oberrevisor war indessen diese Ruhe nach den bewegten Stunden, die er durchlebt, durchaus nicht unangenehm, obgleich er sich anderntheils gestehen mußte, daß ein unterhaltendes aber leidenschaftsloses Gespräch mit Menschen noch mehr im Stande gewesen wäre, seine aufgeregten Nerven zu beruhigen; doch schienen die Sieben im Wagen entweder das Gelübde gethan zu haben, die Fahrt schweigend zurückzulegen, oder war der Eindringling ihnen unbequem und schuld daran, daß an Aller Mund der Zähne doppelt Gatter dicht verschlossen lag. Dabei waren sie indessen nicht unaufmerksam für auffallende Gegenstände, an denen man vorüberfuhr, auch hob zuweilen einer den Arm, um auf irgend etwas in der Landschaft zu deuten, worauf die anderen Sechse durch gemessenes Kopfnicken ihre Theilnahme bezeigten.

Hinter der fürther Kreuzung erschien der Zugmeister in eigener Person mit dem tröstlichen Ausspruche, daß er von einer nochmaligen Zahlung absehen wolle, ersuchte aber den Reisenden, sich künftig den richtigen Zug auszusuchen, damit nicht er selbst, sowie auch die Beamten in Verlegenheit kämen.

„Dazu wird dem Reisenden ja nicht einmal Zeit gelassen," sagte Herr Schmauder, als es nun wieder weiter ging, und ohne diese Worte gerade direkt an einen der Sieben zu richten, sprach er sie doch so laut, daß

Alle darauf eine Antwort hätten geben können, wenn es in ihrer Absicht gelegen wäre; doch schwiegen sie auch jetzt beharrlich und nur der, welcher unserem Reisenden gegenüber saß und welchen er bei der gemachten Bemerkung anschaute, zuckte leicht die Achseln und schloß milde lächelnd seine Augen eine Sekunde lang, um gleich darauf seinen Blicken eine ganz andere Richtung zu geben.

Daß aber die Sieben nicht stumm waren, erfuhr der Oberrevisor auf der nächsten Station, wo ein anderer, ebenfalls schwarz gekleideter Herr mit weißer Halsbinde und langen Haaren vor der geöffneten Wagenthüre erschien und sich in warmem und gewinnendem Tone nach dem Befinden der werthen Kollegen erkundigte, worauf ihm freundlich stille Antwort ward, daß es den Umständen nach vortrefflich gehe, daß man sich erbaue an dem heiteren Sonntage, daß man aber nichtsdestoweniger eine stille Sehnsucht empfinde nach dem freundlichen Neustadt und dem anmuthenden, lehrreichen Gespräche mit Gleichgesinnten.

Auch ein Kellner erschien mit gefüllten Biergläsern, machte aber bei den Sieben schlechte Geschäfte, denn der erste Kollege verneinte dankend, wandte sich mit einer zweifelhaft verneinenden Frage an den zweiten Kollegen, dieser an den dritten, welcher sich mit Umgehung Herrn Schmauder's an den vierten wandte, auf welche Art der

Kellner keine Geschäfte machte, wenn sich nicht unser Reisender mit einer Energie, die ihm sonst nicht eigen war, eines Glases bemächtigt und es ohne Anstrengung auf einen Zug ausgetrunken hätte. In dieser Art zu handeln lag etwas absichtlich Herausforderndes, was dem sanften Gemüthe des Oberrevisors sonst nicht eigen war, doch fühlte er sich in Wahrheit verletzt durch das schroffe Stillschweigen seiner Reisegesellschaft. Es hätte ihm so wohl gethan, eine freundliche Gesellschaft zu finden, mit der er hätte plaudern können über die ausgestandenen Leiden des heutigen Tages — ja, er fühlte sich so bedürftig eines gemüthlichen Wortes, daß er einige Male versuchte, das Eis dieser sittlich umpanzerten Herzen zu durchbrechen und diesem festen und starren Felsen einen Redequell zu entlocken — vergeblich — ein bezeichnendes Achselzucken, ein leichtes Kopfschütteln war Alles, was er zur Antwort erhielt, oder es wurde seine Frage nach dem Namen eines Dorfes, eines Schlosses, an dem sie vorüberfuhren, in flüsterndem Tone dem Nachbar wiederholt, um von diesem alsdann achselzuckend oder kopfschüttelnd beantwortet zu werden.

Und doch entsprang dieses zurückhaltende Benehmen der sieben Herren nicht aus Stolz oder Hochmuth, sondern es dünkte ihnen unzulässig, mit einem Menschen — und sei es auch nur durch Fragen oder Antworten —

in Berührung zu kommen, der so gewissenlos fluchte, wie Herr Schmauder allerdings gethan, mit einem Menschen, dessen verwildertes, verdorbenes Inneres sich gewiß zu erkennen gab in jedem finsteren Ausdrucke, der seiner rauchigen Seele entstieg — warum sich trüben lassen den stillen, evangelischen Frieden ihres Innern? warum ihre Schuhsohlen in Berührung bringen mit dem Schmutze des gewöhnlichen Lebens, sie, die da wandelten im strahlenden Lichte bekannter und unbekannter Tugenden, sie, deren Lippen so oft überflossen von Ausübung der Nächstenliebe, von freundlichem Ertragen seiner Schwächen, von christlicher Geduld und Duldung.

Endlich — „Neustadt!“ — ein kleiner unbedeutender Bahnhof, heute mit einer großen bedeutenden Menschenmenge — und welch' verschiedenartiges Leben: vor der Restauration sah man ein gewaltiges Bierfaß, grün bekränzt, und daneben hohe, kräftige Gestalten jubelnd und singend; die meisten waren gekleidet in graue und blaue saubere Tuchjacken, hatten breiträndrige, steife, schwarze Filzhüte auf dem Kopfe und an den Füßen hohe Wasserstiefeln, die ihnen bis über die Mitte der Schenkel reichten; schwere Aexte schienen von Einigen als Spazierstöcke benutzt zu werden, während Andere zu demselben Zwecke tüchtige Knittel mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit schwangen.

„Vorwärts Ihr Mannen!“ rief eine weithin ſchallende Stimme, „da iſt der Zug;“ worauf ein paar Andere antworteten: „Nur Geduld, die werden ſchon warten, bis wir unſer Bier ausgetrunken haben — da bringt einmal dem Zugmeiſter das Maßkrugl.“

So bildete ſich lebendig und geräuſchvoll der Hintergrund, während auf dem Perron die Schuljugend des kleinen Städtchens in einer langen Doppelreihe ſtand, um unter Anführung ihrer Lehrer die ſchwarzgekleideten Herren mit langen Haaren und weißen Halsbinden durch Abſingung eines Chorals würdig zu empfangen. Da der Zug dieſes Mal keine Verſpätung hatte, auch das Bier vortrefflich war, ſo beeilte ſich der kommandirende Beamte nicht mit der Abfahrt, und erſt als die ſingende Schuljugend, einer Unmaſſe ſchwarzer Herren, die den Wagen entſtiegen waren, voranſchreitend, hinter dem Bahnhofgebäude verſchwunden war, gab die Glocke das zweite Zeichen.

Herr Schmauder hatte ſich in eine Ecke gedrückt und ſah nun mit Beſorgniß, wie die rieſenhaften Geſtalten mit den hohen Stiefeln, mit den Aexten und Knitteln jubelnd und jauchzend förmlich den Wagen ſtürmten; ihrer Acht hatten im Augenblick das Coupé eingenommen, in welchem er ſich bereits befand und wo er von dem zuerſt Eingetretenen mit einem faſt erſtaunten Blicke entdeckt worden war.

„Der scheint das Aussteigen vergessen zu haben," rief der Flößer, wobei indessen ein gutmüthiges Lachen das Derbe in diesem Anrufe ein wenig milderte. „Gehört Ihr nicht auch zu den Schwarzkitteln? — wenn das ist, so müßt Ihr laufen, denn sie sind schon weit weg."

„Er scheint mir doch nicht dazu zu gehören," sagte ein Anderer lachend, „aber er ist gewiß so angenehm und verläßt unsere Gesellschaft hier im Wagen — dahinten ist noch Platz genug — meint Ihr nicht auch, Herr Zugmeister?" rief er, sich rückwärts wendend, „daß es für den einzelnen Herrn hier besser wäre, wenn Ihr ihn anderswo unterbrächtet?" wobei ein Dritter, ohne erst die Zustimmung des Herrn Schmauder abzuwarten, dessen Nachtsack von der Bank genommen hatte, wobei er ihm in freundlichem Tone sagte: „Das Geschirr da will ich Euch schon hinausreichen."

Wir brauchen kaum zu sagen, daß sich Herr Schmauder schon bei der ersten Aufforderung bereitwillig erhoben hatte und nun dankend seinen Nachtsack ergriff und dem Wagen enteilte.

Bier ist eine herrliche Sache, wenn man es selbst trinkt und nicht allein mit dem zweifelhaften Dufte desselben vorlieb nehmen muß, wie sich auch allenfalls eine Freimaurercigarre selbst rauchend ertragen läßt, aber so und so, das überbot alles bisher Erfahrene und Geduldete.

Da ſtand er auf dem Bahnhofe von Neuſtadt, ſo unbeweglich, ſo vollkommen ergeben und dabei ſo überdrüſſig alles Reiſens, daß er es nicht einmal vermochte, den Schaffner um einen andern Platz zu erſuchen, und doch wurde ſchon das dritte Zeichen laut und vernehmlich gegeben, während vom Städtchen her harmoniſch die Glocken läuteten.

„Ihr werdet auch froh ſein, von dem Gelärme wegzukommen,“ hörte er eine angenehm klingende Stimme neben ſich ſagen und ſah, als er ſich umſchaute, einen älteren Mann in wohlhabender Bauerntracht, der mit geſpreizten Beinen daſtand, wohlgefällig ſchmunzelnd gegen den Zug lächelte und leicht mit ſeiner Peitſche knallte, als wolle er die Lokomotive antreiben.

„Wenn ich das nur von mir ſagen könnte, aber ich muß noch weiter.“

„Mit den Flößern da, die in Würzburg drunten eine Verſammlung haben? — da möchte ich ſchon danken — beneide Euch nicht um Euer Unterkommen.“

„Ich glaube, Ihr habt Recht,“ antwortete unſer Reiſender kleinlaut, „zudem habe ich in Würzburg auch durchaus nichts verloren.“

„Ah, Ihr reiſet alſo zu Eurem Vergnügen?“

„Ja, ich hab's erfahren und genoſſen, dieſes Vergnügen,“ ſeufzte Herr Schmauder.

Fünftes Kapitel.

Marſeille.

Abſchied von Florenz. Der Vectis. Engliſche Sitten während des Diner. Die ſchöne franzöſiſche Küſte. A la Réſerve. Eigenthümlich ſchöne Lage von Marſeille. Hafenleben. Hôtel des Ambaſſadeurs. Krankheit, Kälte und theures Holz. Eine Fahrt am Meer. Spaziergänge in der Stadt. Straßen und Magazine. Theater. Kaſerhäuſer. Seltſame Prozeſſionsmuſik. Ein Beſuch auf Château d'If. Rekruten der Fremdenlegion. Cachot Monte-Chriſto. Die franzöſiſchen Behörden helfen ihren Schriftſtellern. Sonderbare Vertreter des deutſchen Bundes. Der arme Magdeburger. Prachtvoller Abend zur Heimfahrt.

So hatte ich denn einmal wieder vier Wochen in Florenz verträumt und durch die Gunſt des Wetters einen ſchönen Herbſt verlebt, hatte die meiſten der Orte wieder beſucht, die ich in früheren Zeiten geſehen, jene reizende Punkte in- und außerhalb der Stadt, die man nicht mehr vergißt. Unſere Wohnung war in der Nähe des Domes, und deſſen prachtvoller Glockenthurm aus weißem, rothem und ſchwarzem Marmor ſtand gerade vor meinen Fenſtern. Faſt jedesmal, wenn ich nach Hauſe zurückkehrte, führte mich mein Weg dort vorbei und an den wunderbaren Broncethüren Ghibertis vorüber, welche das Battiſterio zieren.

Auch Santa Maria Novella beſuchte ich wieder, das ſchöne Kloſter mit ſeiner noch ſchöneren Apotheke; daß ich manche Stunde im Palazzo degli Uffici und in der Galerie Pitti zubrachte, verſteht ſich von ſelbſt. Die meiſte Zeit brachte ich aber mit meiner Familie, der all das Herrliche neu war, auf Spaziergängen zu in der

„Würde Euch noch eher rathen, in Neustadt zu bleiben; da aber hier die Geistlichkeit einen Vereinstag hält, so werdet Ihr auch hier auf ein Bett und auf ein gutes Essen verzichten müssen.“

Der Oberrevisor blickte, ohne zu antworten, gen Himmel, dann aber, als habe er sich einer höheren Eingebung zu erfreuen, wandte er sich plötzlich an seinen Nachbar mit der Frage: „Und wohin reiset Ihr, mein lieber Freund?“

„Ich fahre mit meinem Wägelchen, das dort hinter dem Bahnhofgebäude steht, nach Hause, nach Windsheim; da besitze ich am Abhange des Berges, ein paar Büchsenschüsse von der Stadt, ein Haus.“

„Gewiß mit einer schönen Aussicht?“

„Das will ich meinen, und eine weite Aussicht — bei klarem Wetter sehen wir die Thürme von Würzburg — ah, da droben ist es schön — besonders an einem heißen Sommertage wie heute: schattiger Wald und frisches Wasser — doch wenn Ihr weiter wollt, so beeilt Euch!“

„Ist dort oben herum kein kleines, stilles Wirthshaus?“ frug Herr Schnauder mit einer Hast, die dem Anderen eigenthümlich erscheinen mußte, denn er erwiederte lächelnd: „Das brauchen wir nicht weit zu suchen, mein Haus selbst ist ein kleines Wirthshaus — ‚Zur Eichenruhe‘. Eichen hat's genug da oben und ruhig ist

es auch mit Ausnahme des Sonntag Nachmittags, wo ſie alsdann gerne von Windsheim heraufkommen, um bei uns Kaffee zu trinken."

„Sie bleiben hier in Neuſtadt?" rief der Zugmeiſter mit einem von Eifer gerötheten Geſichte unſerm Reiſenden zu, „ſonſt —"

„Fahren Sie mit Gott!" rief Herr Schmauder in einem unverkennbaren Tone der Befriedigung, dann wandte er ſich raſch gegen den Wirth zur Eichenruhe und ſagte: „Ich bin nach Franken gereist, um in irgend einem ſtillen, friedlichen Wirthshaus ein paar ruhige Tage zu verleben — wollt Ihr mich mitnehmen? Aber nach Einem möchte ich mich vorher noch erkundigen: gibt es in Windsheim einen Turnverein? — eine Liedertafel? — einen Schützenverein? — hat es dort viele Bienenzüchter? — könnte es geſchehen, daß ſich dort in der nächſten Zeit Theologen zuſammenfänden, oder Philologen, oder Forſt- und Landwirthe, oder Müller, Flößer und Künſtler, um dort zu tagen?"

Worauf der Andere lachend zur Antwort gab: „Nein, nein, den Schwindel überlaſſen wir größeren Orten — bin ich doch eigens hieher gefahren, um mir das Treiben der Flößer und der Geiſtlichen anzuſchauen, habe aber ſo bald genug gekriegt, daß ich nicht einmal ausſpannen ließ."

„Wie mich das freut — also wir können gleich weiter fahren?“

„Im Augenblick, kommen Sie nur.“

Bald saßen sie auf dem ländlichen, aber bequemen Wägelchen, vor das zwei kräftige Braune gespannt waren. Der Wirth zur Eichenruhe ergriff die Zügel, schnalzte mit der Zunge und dahin flogen sie, bequem sitzend, in die freie, würzige Luft, angefächelt von einem leichten Windhauche, und als der Oberrevisor zurückblickend den schwarzen Eisenbahnzug gen Würzburg dampfen sah, da konnte er sich nicht enthalten, sein Inneres durch ein tief empfundenes „Gott sei Dank“ zu erleichtern.

„Und das ist die Aisch,“ sagte sein Nachbar und zeigte mit der Peitsche auf einen munteren Bach, der ihnen entgegenrauschte und an dessen Ufern sie dahin fuhren — „hat auch gute Forellen.“

„Ah, Forellen ist etwas Gutes, aber sie sind wohl sehr theuer?“

„Draußen bei Euch wohl, aber hier nicht besonders — könnt' Euch selbst welche fangen, wenn Ihr genug Langeweile ertragen könnt — Angelgeräth kann ich Euch liefern — habt Ihr schon geangelt?“

„Noch nie.“

„Ihr wißt doch, was eine Angel ist?“ frug der Bauer schmunzelnd.

„Ich denke ſo.“

„Vielleicht nach allgemeinen Begriffen wißt Ihr es wohl, neulich aber hat ſie uns Jemand auf eine Art bezeichnet, die mir ſehr wohl gefallen hat, er ſagte: eine Angel iſt ein langer Stecken mit einer Schnur daran, an einer Seite hängt ein Regenwurm, an der anderen ein Müßiggänger — hopp Liſe!“

Dieſer Ausruf galt einem der beiden Pferde und wirkte beſſer als Zungenſchlag und Peitſchenknall, denn die beiden Braunen trabten ſo raſch dahin, daß die Meſſingzierrathen an ihren Geſchirren klirrten und klingelten.

„Da haben wir Windsheim,“ ſagte der Wirth nach einiger Zeit, „und da Ihr wohl in dem Städtchen ſelbſt nichts zu thun habt, ſo wollen wir außen herum zu uns hinauffahren — jetzt, da es langſamer geht, ſchaut Euch einmal mit Behagen um, wie man ſo nach und nach immer mehr Land überſieht — dort erkenne ich den Sankt Sebalduskthurm von Nürnberg, und nach der anderen Seite hin tritt jetzt auch Würzburg hervor; droben aus den Fenſtern ſieht ein geübtes Auge auch den Main blinken — ſchaut Euch nur um. Und wie ſchön die Felder ſtehen und wie prächtig der Weinſtock iſt — ja ja, dieſes Franken iſt ein beſonders geſegnetes Land.“

„Das weiß Gott — und wie wunderbar ruhig und

still es hier oben ist; der Himmel ist aber auch herrlich blau und die mächtigen Bäume schauen uns so ernst an, daß man sich ordentlich scheut, ein unnöthiges Wort zu sprechen."

„Daraus sollte man sich überhaupt ein Gewissen machen und wenn man darüber nachdenkt, so haben die Vereinler da unten viel auf dem Gewissen."

„Es ist hier oben so prächtig," meinte Herr Schmauder nach einer Pause in bekümmertem Tone, „daß wohl irgend einer darauf verfallen könnte, hier oben ein Sängerfest zu feiern — das wäre schrecklich."

„Hat keine Gefahr — dazu fehlt es in Sinsheim an unruhigen Köpfen — wißt Ihr von denen, die gerne in den Zeitungen viel Geschrei machen, die es lieben, sich gedruckt zu lesen und denen es Freude macht, wenn bei einer solchen Versammlung über sie recht laut und viel gesprochen wird — ich habe das Alles mit angehört — ‚nur den Bemühungen unseres', dann kommt der Vor- und Zunahme, ‚haben wir es zu danken, daß dieses seltene, schöne Fest zu Stande kam;' oder vielleicht auch: ‚wessen Name, meine verehrten Anwesenden, klingt heute wohl besser in unseren Herzen an, als der unseres thatkräftigen, unermüdlichen,' wieder Name und Vornahme, und während nun Alles so laut als möglich dreimal hoch! schreit, trinkt der unermüdliche Betreffende sein Gott weiß

wie vielſtes Glas leer, um ſich hierauf durch eine ähnliche Rede zu bedanken, die wieder bejubelt und angetrunken wird und eine dritte Veranlaſſung gibt, das Gleiche zu thun im Reden und Trinken — doch da iſt die Eichenruhe und wir wollen nicht weiter darüber reden."

„Gewiß nicht, der Anſicht bin ich auch: nicht mehr darüber reden, nicht mehr daran denken."

Alles hier oben erſchien unſerem Reiſenden wie ein ſeliger Traum: das nette Stübchen mit dem reinlichen Bette und den anſpruchloſen Möbeln, welches man ihm angewieſen, das freundliche Geſicht der Wirthin, vor Allem die entzückende Ausſicht, deren er hier oben aus ſeinem Fenſter genoß, und dieſe Ruhe, dieſer Frieden!

Herr Schmauder zog einen alten Lehnſtuhl an's Fenſter, ſetzte ſich hinein und ſchwelgte mit gefalteten Händen in einem unausſprechlichen Behagen — kein Ton, kein ſtörender Laut drang aus der Ebene hieher, nur zuweilen vernahm man leiſe, leiſe den Geſang eines Vogels oder das Rauſchen des Windhauches durch die ausgebreiteten Aeſte der mächtigen Bäume — glückſelig der, dem ein Tag ſo zu Ende geht.

Der Oberreviſor war jetzt ſchon im Stande, ohne Schauder an ſeine heutige Fahrt zurückzudenken, und als er weit, weit in der Ferne einen Bahnzug vorüberdampfen ſah, verurſachte ihm das nicht gerade ein unheimliches

Gefühl, doch rieb er ſich die Hände und ſagte: „Wenn Ihr dort unten wüßtet, wie wohl mir hier oben wäre!“ Und nun erſt das einfache, aber gute Nachteſſen unter den ſchattigen Bäumen, dann das allgemache, linde Herniederſinken der Nacht, ſo nervenberuhigend, ſo einſchläfernd, daß Herr Schmauder ſich nicht enthalten konnte, ſchon um neun Uhr nach ſeinem Zimmer zu fragen, hier ſich alsbald zu Bette legte und augenblicklich einſchlief.

Er würde wahrſcheinlich bis zum Morgen fortgeſchlafen haben und ohne beunruhigende Träume ſanft und ſelig wie ein Kind in der Wiege, wenn er nicht auf einmal dadurch aufgeweckt worden wäre, daß Jemand heftig an ſeiner Schulter rüttelte.

Er fuhr empor und ſah den Wirth, eine Lampe in der Hand, an ſeinem Bette. „Was gibt es denn? — brennt es irgendwo?“

„Das nicht, aber ich hielt es für meine Pflicht, Euch aufzuwecken, um mit mir etwas ganz Abſonderliches anzuſchauen. Man ſoll den Teufel nie an die Wand malen; habe ich Euch geſtern Nachmittag doch aus innerſter Ueberzeugung verſichert, daß ſie uns hier oben mit ihren Vereinen in Ruhe laſſen würden, und nun hat ſich doch einer eingeſtellt.“

„Mitten in der Nacht?“

„Ja, und das iſt noch nicht das Aergſte — wenn

es noch ein Sängerverein wäre, der uns ein paar Lieder zum Besten gäbe — aber" — setzte er mit starren Augen hinzu, indem er sich auf's Ohr seines Gastes niederbeugte, denkt Euch nur, es sind die deutschen Scharfrichter, die oben auf einem freien Platze im Walde nächten — tagen kann man es nicht nennen."

„Schauderhaft — und das wollt Ihr doch nicht mit ansehen?"

„Allerdings will ich das und bitte Euch dringend, mich zu begleiten."

Der gestern so gemüthlich und freundlich aussehende Wirth zur Eichenruhe hatte heute in seinen Zügen etwas so Starres, Unheimliches, und seine Augen glänzten so seltsam, daß es Herr Schmauder nicht gewagt hätte, ihm seinen allerdings eigenthümlichen Wunsch abzuschlagen. — So rasch wie in diesem Falle war er noch nie in seine Kleider gekommen, als sie aber jetzt draußen unter den leise rauschenden Bäumen standen, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß er in der Eile vergessen hatte, seine Hosen anzuziehen; doch fand der Wirth dieses sonst unentbehrliche Kleidungsstück heute in der lauen Sommernacht durchaus nicht nöthig, faßte den Gast an der Hand und zog ihn trotz seines Sträubens mit unwiderstehlicher Gewalt den Berg hinan.

„Da — da — da sind sie."

In der That ſah man innerhalb einer Waldlichtung auf abgehauenen Baumſtämmen im Kreiſe umher ein Dutzend ſtiller Männer ſitzen, die mit erhobenen, bleichen Geſichtern den Mond anſtarrten, welcher hoch über ihren Häuptern ſtand und Alles rings umher in einem zweifelhaften Lichte zeigte, ſo unbeſtimmt und duftig wie bei leichtem Nebel, woher es auch wohl kommen mochte, daß ein in der Mitte ſtehender langer Mann, der ſich auf ein gewaltiges Richtſchwert ſtützte, mehr wie ein Schatten ausſah, als wie etwas Körperliches; nur die Klinge des Schwertes glänzte unheimlich, beſonders jetzt, wo er dieſelbe langſam erhob, den Griff mit beiden Händen haltend, ſie dicht vor ſein Geſicht brachte und dann langſam die auf daſſelbe eingeätzten Worte las: „Wenn dem armen Sünder iſt abgeſprochen das Leben, ſo wird er in meine Hand gegeben;“ dann fuhr er mit einer dumpfen Stimme fort, die erklang wie das Seufzen des Nachtwindes, wenn er an Häuſerecken oder dicken Baumſtämmen vorüberſtreift: „So ſteht es da und wurde geſagt in alten guten Zeiten für alle Zeiten — iſt alſo ein Geſetz und Gebot, wonach ſich richten ſollten die kommenden Geſchlechter. Und welch' ein Troſt iſt es für den armen Sünder, von dem lebendigen Schwerte getroffen zu werden, ſtatt abgeſchlachtet von einer gefühlloſen Maſchine! — Wehe! Wehe der Guillotine!“

„Ja, sie ist es," fuhr der Redner fort, wobei seine Stimme oft gewaltig klang, um gleich darauf zu einem kaum hörbaren, aber doch sehr verständlichen Säuseln herabzusinken, „sie ist es, diese verruchte Maschine, welche die Poesie aus unserem sonst so ehrwürdigen Stande verbannt hat, welche unsere von unseren Eltern und Voreltern ererbte Kunst zu einem Handwerk herabsinken ließ."

„Wehe! Wehe der Guillotine! — Ja, Wehe über dieses feige Instrument! Und um wenigstens zu versuchen, ob es der vereinten Kraft deutscher Scharfrichter nicht gelingen kann, dem altehrwürdigen Richtschwert wieder zu seinem guten Rechte zu verhelfen, nachten wir hier, werthe Kollegen, Freunde und Vereinsbrüder!"

„Fluch der Guillotine!"

„Ja, Fluch ihr und thatkräftiges Zusammenhalten — denn nur die Vereinigung macht stark."

„Stark — stark — stark!"

War es der ungewisse dämmerige Schein des Mondes oder die eigenthümlich summende, seufzende Art, mit welcher der Redner sprach, und das sonderbar hinsterbende Geflüster, mit dem der Chor antwortete, genug, unser entsetzter Zuschauer, Herr Schmauder, obgleich er Alles deutlich sah und hörte — denn sein Wirth hatte ihn trotz des Sträubens dicht an die Lichtung vorgeschoben —

reizenden Umgebung von Florenz, und wo gibt es ſchönere Punkte als bei dem Luſtſchloſſe Poggio imperiale, über welchem in der Höhe die Villa einer befreundeten Familie lag, wohin uns ein lieber Hausgenoſſe, Herr L., brachte, dem ich hier nochmals meine beſten, herzlichſten Grüße ſage. Oefters ſaßen wir auf der verfallenen Mauer des Kloſters San Miniato unter den rieſenhaften dunklen Cypreſſen, wo man die prachtvollſte Ausſicht hat auf die Stadt mit ihren unzähligen Kirchen, auf das Arnothal und die Apenninen. Häufig aber machten wir weitere Spaziergänge über Bellosguardo hinaus, wo ſich eine Villa an die andere reiht, wo wir liebe Freunde fanden, die uns unvergeßlich ſind, und wo wir uns Genüſſe bereiten konnten, die uns in der Heimath eigentlich fremd ſind. War es doch Herbſt, die Zeit der reifen Feigen, und es war ſchon intereſſant für uns, ſich dieſe Frucht vom Baume pflücken zu laſſen und mit weißem Brod und ſaftigen Salamiſchnitten unter einer ungeheuren Lorbeerlaube zu verzehren, während gelbglänzende Orangen und Citronen zwiſchen tiefem, dunklem Grün freundlich zu uns herübernickten, wie auf dem Landhauſe der freundlichen Signora Sofia.

Endlich aber war es für mich Zeit von Florenz zu ſcheiden. Nachdem ich meine Familie hier bei lieben Verwandten untergebracht und ſie beſtens aufgenommen ſah bei guten Freunden, wozu ich vor Allen das freundliche Haus der Madame J. rechne, der ich für alle uns bewieſene Liebenswürdigkeit und Freundſchaft hiemit nochmals beſten Dank ſage, wollte ich meine Reiſe nach Spanien antreten. Was jedoch die Zeit dieſer Abreiſe anbetraf, ſo mußte ich mich nach meinen beiden Freunden richten, dem Maler Horſchelt aus München und dem Baumeiſter Leins aus Stuttgart, von denen ich denn auch eines Tages Briefe erhielt, worin ſie mir anzeigten, daß ſie Ende November in Marſeille eintreffen würden, von wo wir dann zuſammen unſere Reiſe nach Spanien fortſetzen wollten.

Der Abſchied von meinen Lieben wurde mir recht ſchwer.

wurde von einem ſchwindelhaften Gefühle beherrſcht, als würde er mit Wald und Lichtung, ja mit der ganzen Verſammlung langſam, aber unaufhörlich im Kreiſe herumgedreht, und dabei ſchien der volle Mond nicht einmal unbeweglich am Himmel zu ſtehen, denn er zuckte zuſammen und verzog ſein ſonſt ſo ernſtes Geſicht unverkennbar zu einem grinſenden Lachen.

„So wollen wir denn unſere Berathung beginnen,“ nahm der Redner in der Mitte des Kreiſes wieder das Wort, „nachdem wir uns, wie ſtets in ähnlichen Fällen, geſtärkt durch das herkömmliche Opfer. — Ja, Vereinsbrüder, unſere gerechte Sache muß ſiegen — ich fühle es an dem Zucken meines Schwertes, ich fühle es an der Nähe unſeres Opfers.“

Da geſchah es in dieſem Augenblicke, daß ſich dem unglücklichen Oberreviſor vor Entſetzen das Haar ſichtbarlich in die Höhe ſträubte, denn kaum hatte der Redner ſo geſprochen, ſo wenden ſich die zwölf Männer auf den abgehauenen Baumſtumpfen langſam nach ihm hin und ſagten mit den Worten des Ogres im Märchen: „Ja, ja, wir riechen Menſchenfleiſch“ — da wollte er fliehen und konnte nicht, denn wie er den Verſuch machte, einen Fuß aufzuheben, ſo fühlte er, daß derſelbe am Boden feſtgewachſen war; kaum gelang es ihm, den Kopf herumzudrehen, um nach ſeinem Führer zu ſchauen und ihn

um Hülfe anzuflehen — neues Entsetzen! dieser war verschwunden, und als Herr Schmauder nach ihm rufen wollte, brachte er keinen Ton aus seiner vertrockneten Kehle.

Da streckte der im Kreise das Richtschwert gegen das arme wehrlose Vereinsschlachtopfer aus, und als sei die Klinge ein Magnet und er selbst ein Stück Eisen, so unwiderstehlich und gewaltig zog es ihn, trotz seines Zappelns und Sträubens, mitten in den Kreis hinein zu den Füßen des Unbarmherzigen.

Fern sei es von uns, mit grausamer Lust die letzten Augenblicke des Unglücklichen umständlich auszumalen — ging doch Alles, was jetzt hier noch Grauenhaftes geschah, mit entsetzlicher Schnelligkeit vorüber, wobei die zwölf Männer sich erhoben hatten und mit verschlungenen Händen einen kannibalischen Reihentanz aufführten.

Er war todt — Herr Schmauder war todt und es hatte ihm nicht einmal besonders weh gethan — er hatte nur das Gefühl einer starken Zugluft empfunden, worauf alsdann mit einem Male seinen Körper ein unaussprechliches Gefühl von Wonne und Seligkeit durchzog — es war ihm so leicht, so unaussprechlich leicht zu Muthe, und er wollte schon anfangen, sich darüber zu wundern, als er plötzlich bemerkte, daß er rasend schnell aufwärts flog. Dabei fühlte er sich frei und glücklich, und wenn

ihm eine Erinnerung kam an kleinliche Erdenſorgen, die ihn geſtern noch ſo tief bekümmert, ſo hatte er jetzt dafür nur noch das ſanfte Lächeln eines Engels, ſelbſt wenn er an ſeinen Kopf dachte, denn ein leiſer Griff hatte ihn überzeugt, daß derſelbe wie ehemals feſt auf ſeinen Schultern ſaß — war er doch im Stande, einen Blick nach unten zu werfen, wo er zu ſeiner großen Genugthuung entdeckte, daß das kurze flatternde Kleidungsſtück, deſſen er ſich vorhin ganz beſonders geſchämt, lang und wackelnd, eine prächtige Schleppe bildend, hinter ihm drein flog.

Höher und immer höher, am Monde vorüber, der ſich nicht enthalten konnte, ein wenig nach ihm umzuſchauen und ihm verdrießlich nachblickte — höher in den Dunſtkreis hinein, der unſere Erde umgibt, wo es indeſſen nicht mehr ſo behaglich war, wie in der reinen Luft unterhalb des Dunſtkreiſes, denn er athmete hier raſcher und ſchwerer; auch überfiel ihn zum erſten Male eine Bangigkeit, wenn er an das dachte, was jetzt kommen werde. Da er indeſſen mit einer fabelhaften Geſchwindigkeit aufwärts flog, ſo hatte er in kurzer Zeit auch dieſen Dunſtkreis überſchritten und ſah mit Entſetzen einen kohlſchwarzen Himmel über ſich, an dem die zahlloſen Sterne nicht feſt und ruhig ſtanden, ſondern an dem ſie hin und her, kreuz und quer, auf und nieder

hier in geraden Linien, dort in wilden Umdrehungen wie Raketen und Schwärmer durcheinander schossen.

Dieser Anblick war zu stark für ihn, obgleich er schon das Meiste vom groben, irdischen Stoffe abgestreift. Er nahm die Schleppe seines Kleides und verhüllte damit ängstlich sein Gesicht — glücklich für ihn, daß er es that, denn er fühlte jetzt mit einem Male sich mit einer solch' rasenden Schnelligkeit fortgerissen, daß das, was er bis jetzt geleistet, nur mit dem Gange einer Schnecke zu vergleichen war. Dann fiel er irgendwo nieder, nicht gerade unsanft, doch da er im gleichen Augenblick unbeweglich liegen blieb, so beeilte er sich, das Gewand von seinem Kopfe herabzuziehen und um sich zu schauen.

Daß er sich vor dem Himmelsthore befand, fühlte er augenblicklich, ohne daß es ihm Jemand gesagt; da sah er auch den heiligen Petrus mit dem Schlüsselbunde am Gürtel, und er mußte sich nur wundern, wie bequem es sich der vielbeschäftigte Pförtner machte: statt den Ankommenden Red' und Antwort zu stehen, zeigte er mit dem Daumen der rechten Hand bald nach Rechts, bald nach Links, nachdem er sie allerdings und nicht unfreundlich angehört, wobei er sich zuweilen seinen langen Bart strich. Als der selige Oberrevisor seine Augen nach dieser Richtung wandte, bemerkte er ein paar schmale Pfade, welche dicht an der Himmelsmauer

hinführten, aber eine verdächtige Neigung nach abwärts zeigten.

Nur in seltenen Fällen erhob sich der heilige Petrus, schloß das Himmelsthor auf und ließ einen der Angekommenen eintreten, nachdem er ihm freundlich auf die Backen geklopft. Da man nun im Zustande des ehemaligen Herrn Schmauder schon zu einer rascheren und sichereren Erkenntniß gelangt ist, so wußte er auch augenblicklich, daß das Verweisen nach Rechts und nach Links nicht gerade Himmel erster Klasse zu bedeuten habe, und da er sah, wie Viele nach den beiden Seiten verwiesen wurden, so näherte er sich nicht ohne einige Beklommenheit, wobei er sich nicht verhehlen konnte, daß die Art und Weise, wie er die Erde verlassen habe, ihn hier oben in einem sehr zweifelhaften Lichte vorstellen müsse, und finden wir es deßhalb begreiflich, daß er zögernd an einer Biegung des Weges stehen blieb, nahe genug, um die Reden der Ankommenden deutlich hören zu können. Manche nannten einfach und in demüthiger Weise ihren Namen, worauf nicht gerade unfreundlich die Weisung nach Rechts und Links erfolgte; Andere, die zuversichtlich auftraten, mit erhobener Nase, im Gefühle ihrer einstigen hohen irdischen Stellung, wurden etwas derb nach Links hinab verwiesen, und wenn sie sich hierauf nicht beeilten, erfolgte eine bedenkliche oder nachdrückliche Neigung mit

dem Kopfe. Viele ließ der ernste Heilige gar nicht einmal dazu kommen, sich zu nennen, sondern hob schon bei ihrem Anblick den Daumen, zuweilen in den Bart brummend: „Weiß schon — weiß schon.“

Was der selige Herr Schmauder hier aber hörte, erfüllte sein Herz mit Hoffnung, mit Freude und Bewunderung, denn er empfand mit Entzücken, wie vortrefflich der unbeugsame Pförtner seine Leute kannte — jetzt schaute derselbe einem Vortretenden mißtrauisch in's Gesicht, und derselbe hatte noch nicht ausgesprochen: „Mitglied des Schützenvereins —“, als er schon nach Links gewiesen wurde.

„Vorturner.“

„Weiß schon — da hinab.“

„Dirigent der Liedertafel und des Männergesangvereins in — —“

„Mitglied des Vereins für Landwirthschaft und für Forstwirthschaft.“

„Mitglied des Künstlervereins.“

„Vorstand bei Schriftstellerversammlungen,“ sagte ein Anderer mit lakonischer Kürze.

„Mitglied des Bienenzuchtvereins.“

„Links hinab — links hinab!“

„Direkt von der Theologenversammlung kommend,“ sprach eine lange Gestalt in hochmüthigem Tone.

„Weiß ſchon," — der Daumen des heiligen Petrus zeigte mit einer energiſchen Bewegung nach Links.

„Habe ich mich vielleicht nicht deutlich ausgedrückt?"

„Nach Links — nach Links! und raſch, wenn ich bitten darf!"

„Mitglied des Vereins für Baukunde."

Der heilige Petrus machte ein verdrießliches Geſicht und brummte, während er nach Links zeigte, in den Bart: „Weiß ſchon — eingeſtürzte Häuſer — ſchlecht konſtruirte Strebepfeiler, Geld- und Goldverſchwendung — viel Unglück angeſtellt — tief hinab — ſehr tief hinab!"

„Mitglied des Thierſchutzvereins!" hörte man jetzt eine beſcheidene Stimme ſagen, worauf der heilige Petrus mit großer Freundlichkeit ſeinen Schlüſſelbund losmachte, das Himmelsthor weit aufſchloß und die kleine, dürftige Geſtalt, nachdem er ſie freundlich auf beide Backen gepätſchelt, eintreten ließ, wobei er ſagte: „Freut mich, Dich zu ſehen — haſt nur Gutes gethan in Deinem Leben — biſt allerdings bei einem Verein geweſen — haſt aber nie an einem Feſteſſen Theil genommen, haſt auch keine weitſchweifigen, überflüſſigen Reden gehalten, warſt immer beſcheiden und haſt darum auch niemals geſungen:

Sein Vaterland muß größer ſein,

— geh' in Frieden, mein Sohn!"

Eine impoſante Geſtalt mit einer Krone auf dem Kopfe, welche nicht anders annahm, als daß die Himmelsthüre für ſie geöffnet ſei, machte ein ſehr verwundertes Geſicht, als der heilige Petrus ſie ihr vor der Naſe zuſchloß mit dem Erſuchen, den Anderen zu folgen.

Wohl hatte der ſelige Oberreviſor bemerkt, daß die, welche ſo abwärts gewieſen wurden, mit kummervollem Blicke und ſeufzend verſchwanden, und das machte auch ihn beſorgt für ſein Schickſal, dem er nicht mehr entgehen konnte. Auch hatte er ſchon lange genug gezögert, ſich vor dem Generalgewaltigen des Himmels zu zeigen, und es war ihm gerade, als hätte derſelbe ſchon einige Male unter den buſchigen Brauen hervor nach ihm hingeſehen, da nahm er ſich denn ein Herz und trat vor den heiligen Mann hin, welcher ihn gerade nicht unfreundlich betrachtete und ihm ſagte, als er eben ſeinen Namen nennen wollte: „Weiß ſchon — weiß ſchon, hatteſt allerdings Einiges im Buche ſtehen, was hätte abgebüßt werden müſſen, wollen aber Deine Leiden des geſtrigen Tages in die Wagſchale legen, weil Du ſonſt ein braver Kerl geweſen biſt; — es iſt keine Kleinigkeit, ſo aus den Händen eines dieſer v— — — — Vereine in die des anderen zu fallen und einen langen, lieben Sommertag hindurch das Gedudel und Geſchnatter mit anhören zu müſſen — geh' deßhalb dort rechts hinab, mein Sohn, wir werden uns ſpäter wieder ſehen."

Da beugte ſich der überglückliche und hochſelige Oberreviſor im höchſten Entzücken über dieſe unverhoffte Aufnahme tief hinab, als wolle er den Saum vom Kleide des heiligen Petrus küſſen, hatte aber dabei keine Acht, daß die etwas abſchüſſige Stelle, auf der er ſtand, ſehr ſchlüpfrig war vom himmliſchen Thau; deßhalb glitt er aus und fiel, ohne ſich halten zu können, ſo mit aller Kraft auf den Boden nieder, daß ihm im wahren Sinne des Wortes Hören und Sehen verging.

— — — — — — — —

Da lag er und ſtarrte verwundert empor und ebenſo erſtaunt um ſich her, weil er nichts mehr erblickte von der Himmelspforte, noch von dem Pfade nach Rechts, den er eben im Begriff geweſen war zu wandeln — — auch lag er nicht mehr zu den Füßen des heiligen Petrus, ſondern auf dem Boden vor ſeinem Bette im Wirthshauſe zur Eichenruhe. Es war heller Tag, und nachdem Herr Schmauder ſich emporgerafft, raſch an's Fenſter getreten war und in die lachende, ſonnbeglänzte Gegend hinausgeſchaut hatte, faltete er dankend ſeine Hände und es überkam ihn das Gefühl, ſo ſchön es da droben auch wohl geweſen wäre, ſo ſeien die irdiſchen Freuden doch auch nicht zu verachten, namentlich hier auf der Bergeshöhe, in der ſtillen, behaglichen Einſamkeit, entfernt von all' dem lärmenden, unnöthigen Getreibe der Menſchen.

Und da er ſich während der acht Tage, die er hier oben zubrachte, in allen ſeinen Erwartungen nicht getäuſcht fühlte, ſo trat er endlich, an Geiſt und Körper erfriſcht und geſtärkt, ſeinen Rückweg an, wobei er ſich aber vorſichtigerweiſe nur der Güterzüge bediente aus Furcht vor einem abermaligen Zuſammentreffen mit Turnern, Bienenzüchtern, Grenzregulirungs-Bevollmächtigen, Sängern, Schützen, Flößern und Theologen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ich werde den Morgen nie vergeſſen, wo alle, beſonders meine beiden lieben Buben, immer und immer wieder mit thränenden Augen Abſchied von mir nahmen. Damals war ich ſehr traurig, denn ich wußte ja nicht, ob ich Alle, die meinem Herzen nahe ſtanden, geſund und froh wiederſehen würde.

Die Fahrt nach Livorno machte mich trübe und mißſtimmig. Erinnerte mich doch bald dieſes Dorf, bald jene Ausſicht, Alles, Alles an die liebe Geſellſchaft, mit der ich dieſelbe Fahrt vor wenigen Wochen gemacht. Endlich in Livorno angekommen, war ich recht froh, in dem Gewühl der Hafenſtadt einigermaßen Zerſtreuung zu finden, beſonders aber darüber, daß ich ein Paar deutſche Bekannte traf und ſo den Abend nicht einſam zu verbringen brauchte.

Damals hatte die große orientaliſche Dampfſchiffgeſellſchaft angefangen, die Linie von Malta nach Marſeille mit zwei ſchönen neuen Dampfern, Vectis und Lavalette, zu befahren, und berührte dabei die Häfen von Neapel, Civita vecchia, Livorno und Genua, ohne ſich überall länger aufzuhalten, als nothwendig iſt, um Paſſagiere und Güter ein- und auszuladen. Dadurch, ſowie durch ſchnelleres Fahren, ward die Reiſe bedeutend abgekürzt, und aus dieſem Grunde machten die neuen Schiffe den alten Geſellſchaften eine gefährliche Concurrenz.

Am 18. November, Morgens um 10 Uhr, fuhr der „Vectis“ von Livorno, und ich ſchiffte mich bei ziemlich ruhiger See und dem heiterſten Wetter auf ihm ein. Ich habe ſelten auf dem Meer eine ſo klare und ſchöne Fernſicht gehabt, wie heute Morgen. Die langen regelmäßigen Wellen ſchlugen kaum merklich ans Ufer und ſchaukelten ſanft und leicht das Boot, welches mich an Bord brachte, ohne auf den ziemlich großen Dampfer im geringſten einzuwirken; er lag unbeweglich da mit ſeinem ſchwarzen Körper in der von der Sonne hell angeſtrahlten Fluth, aus ſeinen beiden ſchiefſtehenden Schornſteinen wälzte ſich dichter Rauch hervor, während zuweilen weißer Dampf ziſchend und ungeduldig auf-

Das Geheimniß der Stadt.

I.

Das

Geheimniß der Stadt.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1868.

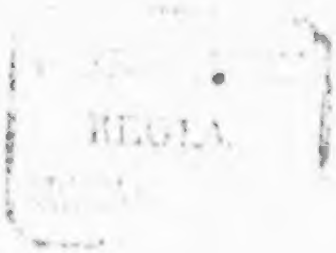

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Meinem

Freunde und Verleger

Herrn Adolph Krabbe.

BAYERISCHE STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Als ich im Jahre 1867 die vorliegende Geſchichte beendigte und zurückblätternd in Erinnerung und Wirklichkeit zu dem Buche gelangte, welches als mein Erſtlingswerk in Ihrem Verlage erſchien, ſah ich, daß es die Jahreszahl 1842 trug und mithin die hübſche Reihe von 25 Jahren eröffnet, welche unſere Verbindung als Schriftſteller und Verleger jetzt zurückgelegt hat. Wir dürfen alſo heute die Feier einer ſilbernen Hochzeit feſtlich begehen; denn in wie Vielem gleicht nicht die Verbindung zwiſchen Schriftſteller und Verleger einem Ehebündniß, wenigſtens einer Vernunftheirat, die doch häufig auch zu beiderſeitigem Segen und Gedeihen ge-

ſchloſſen werden. Freilich wohl haben wir arme Schriftſteller bei einem ſolchen Bündniß das Unglück, daß das Gedeihen gewöhnlich auf Seite des Verlegers iſt, welcher alsdann, rund und behaglich geworden, mit Wohlgefallen auf jene angenehme Zeit zurückblickt, wo er die reiche Ernte eingeheimst hat, während wir als literariſche Aehrenleſer nebenherliefen. Was nun unſere Verbindung anbelangt, ſo iſt dieſelbe vor vielen anderen unbedingt eine Muſterehe zu nennen geweſen. Wir haben nicht mehr und nicht öfter in Unfrieden gelebt als nöthig war, um das Blut raſcher kreiſen zu machen und um Verſöhnungen wünſchenswerth zu finden. Wi-

fuhr. Der „Vectis" iſt ein langes und ſchmales Boot, nach Art der Klipper gebaut, ich glaube von 1000 Tonnen Gehalt und 400 Pferdekräften; jedenfalls waren ſeine Maſchinen übrig ſtark genug für das Schiff.

Die Engländer ſind pünktliche Seeleute, und kaum war es 10 Uhr, ſo erſchien der Conſul mit Briefſchaften und Päſſen; der Anker wurde gehoben, und bald nachher dampften wir in die See hinaus. Rechts hatten wir die italieniſche Küſte mit ihren maleriſch zerklüfteten Formen und ihrer gelblich röthlichen Färbung, die wir auch bis Genua nicht aus dem Geſicht verloren, ja ſo nahe fuhren wir an ihr hin, daß wir ſpäter ganz deutlich die weißen Flecke der Carrareſer Marmorbrüche, ſo wie la Spezzia mit ſeinem alten Schloß und ſchönen Hafen, dann Chiavari und die vielen Ortſchaften und Villen ſahen, welche das ganze Ufer faſt ohne Unterbrechung bedecken.

Die italieniſchen Schiffe legen den Weg von Livorno nach Genua in etwa 10 bis 12 Stunden zurück. Der „Vectis" aber wollte das Gleiche in 5 bis 6 Stunden thun, und wenn man ſeine kräftigen Maſchinen ſtets mit überflüſſigem Dampf in voller Kraft arbeiten ſah, ſo konnte man glauben, er habe nicht zu viel verſprochen. Dafür glühten aber auch die Schornſteine in ihren untern Theilen ſo, daß man kaum bei ihnen vorbeigehen konnte, und die überaus hohen Schaufelräder machten bei 24 Umdrehungen in der Minute. Bei alledem aber fühlt man ſich auf keinem Schiffe ſo angenehm und ſicher wie auf einem engliſchen; der Dienſt wird mit militäriſcher Genauigkeit verſehen, ja wenn man die Pünktlichkeit betrachtet, mit der alles ineinandergreift, die Ruhe und Ordnung auf dem Verdeck, das reſpectvolle Verhalten zwiſchen Matroſen, Officier und Capitän, wo alles nur zuſammenredet mit der Hand an Mütze und Hut, ſo könnte man glauben auf einem Kriegsſchiff zu ſein. Dabei war an jungen Officieren auf dem „Vectis" ein wahrer Ueberfluß, lauter hübſche Leute mit wohlfriſirten Haaren, feiner Wäſche und hellen Hand-

haben uns dann mündlich und schriftlich unseren Fehler kräftigst vorgehalten und meistens nach dieser Offenherzigkeit segensreiche Wirkung verspürt. Kleine gegenseitige Untreuen sind auch wohl mitunter vorgekommen — wir waren eben junge Leute; doch blieben diese Untreuen ohne Folgen und somit auch ohne störenden Einfluß auf unser Zusammenleben. Wohl kam es auch im Laufe der Zeiten zu ernsthaften Zerwürfnissen, die so weit gingen, daß wir begannen an eine Scheidung von Schreibtisch und Comptoir-Pult zu denken und wo wir alsdann das Unklugste thaten, was wir nur hätten thun können, nämlich wohlwollende Freunde um ihren Rath zu

fragen. Aber wir thaten das glücklicherweise mit beſtem Erfolg. Denn als Sie mir durch dieſe guten, wohlmeinenden Freunde als ein ganz eigennütziges Ungeheuer geſchildert wurden, ſo wie ich Ihnen als ein Charakter, bei deſſen Verluſt nur zu gewinnen ſei, vertrugen wir uns augenblicklich wieder und ſchloßen neu und feſter unſere Verbindung; gewiß zum Heil unſerer kleinen Minderjährigen, die damals noch nicht unter dem ſchützenden Dach geſammelter Werke ſaßen. Seit aber dieſes Dach unſeren umherwandernden und weit zerſtreuten Geiſteskindern eine Heimat gegeben, iſt unſere Verbindung eine noch feſtere geworden, und

wir haben uns beide mit Geduld und Ergebung, wie in mancher wirklichen Ehe, darein gefügt, mit einander zu leben und zu arbeiten; ja vielleicht diese Verbindung noch in unseren Nachkommen fortdauern zu lassen, wenn Ihr Sohn ein wohlwollender Verleger zu werden verspricht, und wenn einer der Meinigen den leidigen Drang in sich verspüren sollte, zu schriftstellern.

Und so nehmen Sie denn die Widmung dieses kleinen Buches freundlich entgegen, mein lieber Krabbe, als einen Beweis, daß ich mit wahrem Vergnügen unseres 25jährigen Geschäftsverkehres gedenke, und lassen Sie uns heute ein neues Conto

beginnen für eine weitere lange Reihe von Jahren, und ferner sein Verleger und Schriftsteller in solch ungetrübtem Frieden und leuchtender Eintracht, wie solche wohl selten oder nie verzeichnet stehen in den Annalen der Weltgeschichte.

Rom am Forum Trajanum, im März 1868.

F. W. Bachländer.

Inhalt.

Erſtes Kapitel 1
Zweites Kapitel 37
Drittes Kapitel 64
Viertes Kapitel 99
Fünftes Kapitel 121
Sechstes Kapitel 142
Siebentes Kapitel 160
Achtes Kapitel 181
Neuntes Kapitel 204

Das Geheimniß der Stadt.

Erſtes Kapitel.

Wie ſo Vieles in dieſer Welt einen Mittelpunkt oder Kern hat, von welchem aus ſich ſtrahlenförmig Leben und Bewegung bis zur äußerſten Schale der Umhüllung verbreitet, ſo auch die Stadt, von welcher wir die Ehre haben, dem geneigten Leſer Einiges, vielleicht nicht Unintereſſantes mitzutheilen; ja, was dieſe Stadt anbelangt, ſo konnte man den ehemaligen Mittelpunkt derſelben ihren eigentlichen Kern nennen, und dieſer Mittelpunkt war das Rathhaus, um welches herum ſich vor langen, langen Jahren die erſten Häuſer ohne große Symmetrie gruppirten, da herum wieder andere, und zwar ſo willkürlich und unregelmäßig, daß es dem ſpäteren Stadtbaumeiſter gewiß nicht wenig Kopfzerbrechens gemacht hatte, irgend welches Ebenmaß in dieſes Durcheinander zu bringen und eine halbwegs anſtändige Straße anzulegen.

Dieſes jetzige Rathhaus war urſprünglich ein fürſtliches Jagdſchloß geweſen, in einem weiten Thale liegend. Dichter Wald, mit Hirſchen, Bären und Wölfen bevölkert, bedeckte die umliegenden Höhen, und klares Bergwaſſer, welches von dort herabkam, floß nahe an den Mauern des alten Jagdſchloſſes vorüber.

Meiſtens lag es ſtill und einſam, beſonders zur Sommerszeit, wo alsdann der Forſtwart mit ſeinen Knechten, ſowie Hirſche und Rehe gute Tage hatten. Sobald aber der Herbſt die uralten Eichen und Buchen der Waldungen bunt färbte, zog der fürſtliche Eigenthümer mit zahlreichem Gefolge ein, und dann ward es auf Monate lang ringsum lebendig vom Halloh der Jäger, vom Klange der Hörner und Abends in der unteren großen Halle des Schloſſes vom Klirren der Becher, von luſtigen Reimſprüchen und von keck geſungenen Schelmenliedern.

Nach und nach aber verminderte ſich das Wild in den Wäldern, auch vernahm man ſchon hier und da auf den Höhen, beſonders an Stellen, wo hundertjährige Eichen beiſammen ſtanden, das Seufzen der Säge und die ſchallenden Schläge der Axt; dann bemerkte der alte Forſtwart vom Söller des Jagdſchloſſes oft, wie drohend einer der gewaltigen Baumrieſen mißmuthig ſein Haupt zu ſchütteln begann, hierauf krachend umſank, kleine Bäume und niedrige Sträucher in ſeinem Falle mit zu Boden reißend, worauf jener ſeinen grauen Bart ſtrich und zu ſich ſelber

ſchuhen, die ſich mit Seekarten, Compaß und Logtafel beſchäftigten. Der Capitän war ein kleiner lächelnder Mann, mit ſtarkem Bart und den größten ſchneeweißen Zähnen, die ich ſeit lange geſehen; er ſchaute mit ſtillem Vergnügen dem kräftigen Lauf ſeines Schiffes zu und rieb ſich die Hände, wenn das Auswerfen des Log ergab, daß wir 16 bis 17 Meilen in der Stunde fuhren. Paſſagiere hatten wir ungefähr 40 an Bord, Engländer vorherrſchend, einige Italiener, Franzoſen und Deutſche.

Die Ueberfahrt von Livorno nach Marſeille koſtet 80 Fr., alle Verpflegung einbegriffen, und ſo eine engliſche Verpflegung genügt auch für das ausſchweifendſte Verlangen. Ein Frühſtück um 9 Uhr iſt eine wahre Ausſtellung von kalten und warmen Fleiſchſorten aller Art, Käſe, Bier, die verſchiedenſten Weine, ſowie ungeheure Kannen Thee und Kaffe. Der Lunch um 12 Uhr iſt eine kleine Wiederholung des ebengenannten und für Mägen beſtimmt, denen es zu ſchwer wird bis 4 Uhr zu warten, wo ein ſehr copiöſes Diner den Reiſenden gänzlich vergeſſen macht, daß er ſich in den Räumen eines Schiffs mitten auf dem Waſſer befindet. Für Uneingeweihte in engliſche Sitte, oder für jemand, der die Sprache gar nicht verſteht, iſt ein ſolches Eſſen eigentlich aber mit Tantalusqualen zu vergleichen. Ein ſchüchterner junger Menſch ſieht die ſchönſten Sachen vor ſich ſtehen, die ſo ſehr zur Stillung ſeines außerordentlichen Hungers geeignet wären, umſonſt, niemand bietet ihm davon an; der Kellner eilt mit vollem Teller, für andere beſtimmt, an ihm vorüber, ſein Nachbar ſchneidet das ſaftigſte Roſtbeef an, ohne ihm davon zu geben, ſo lange er ihn nicht freundlich darum erſucht, und das iſt ſehr ſchwer, wenn man kein Wort Engliſch verſteht. Auch in andere Verlegenheiten kann man hier gerathen, wie z. B. ein junger Schweizer, der neben mir ſaß, und vor den das ſchönſte Exemplar eines wälſchen Hahns geſtellt war; ihm gegenüber befand ſich eine ältliche Engländerin, die offenbar nach uns herübercokettirte, d. h. nach dem Turkey; vergeblich ermahnte ich den Schweizer: es ſei ſeine Schuldigkeit den

ſprach: Es iſt gut, daß ich ſchon ſo alt bin; für meine paar Jahre halten Wald und Wild noch aus.

Das thaten ſie denn auch; aber es dauerte nicht ſehr lange mehr, ſo hatte es hier mit der Waldeinſamkeit und Jagdherrlichkeit ein Ende, es kamen für den fürſtlichen Beſitzer ſo ſchlimme Zeiten, es fegte draußen in der Welt ein ſo ſcharfer Wind, daß er es behaglicher fand, ſich hier, etwas abſeits von der großen Verkehrsſtraße, feſter anzuſiedeln und das alte Jagdſchloß auch während des Sommers zu beſuchen. Damals war es, wo man in einem mäßigen Umkreiſe um das Schloß herum die erſten Häuſer baute, von denen wir oben ſprachen, und alſo den Kern einer Stadt bildete, die denn auch bald ſchnell, bald langſam rings umher anwuchs, mit der Zeit das ganze Thal ausfüllte, ja, zu den flachen Höhen hinanſtieg, wo ſich auf einer derſelben ein prächtiges Schloß erhob, das in nicht gar zu langer Zeit wieder einen Mittelpunkt für ſich bildete. Und zwar den Mittelpunkt reicher, eleganter Stadttheile, die mit geraden Straßen und palaſtähnlichen Häuſern, mit Parkanlagen und den großen Verkehrsanſtalten vornehm auf das alte Jagdſchloß herabblickten, das aber in ſeiner Eigenſchaft als Rathhaus immer noch gewiſſermaßen der Mittelpunkt, ja, der Kern der ganzen Reſidenz war, — hier, wo das öffentliche Leben ſtärker wogte, als in jenen anderen Stadttheilen, hier, wo man es nicht vergaß, daß da, in dem Mittelpunkte der erbgeſeſſenen

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20793 / 059

Bürgerſchaft, die eigentliche Kraft, der Lebensnerv der Stadt liege, hier, wo man häufig bei Unbilden, die man von oben erfahren, allerdings nur die Fauſt im Sacke machte, zuweilen aber auch dieſe Fauſt kräftig gezeigt hatte.

Der Umkreis um das ehemalige Jagdſchloß war nun Marktplatz geworden, und wenn man die denſelben bildenden Häuſer betrachtete, wie ſie ſo eng geſchloſſen daſtanden, mit den trotzig gezackten Giebeln, mit den keck hervorſpringenden Erkern, mit den kleinen Fenſtern und ſchmalen Thüren, deren Holz, mit fauſtdicken eiſernen Nägeln beſchlagen, einem tüchtigen Anpralle zu widerſtehen vermochte, wenn man oben neben den ſpitzigen Dächern die emporſtrebenden Eckthürmchen ſah, an der Seite des Hauſes hinabgehend und anzuſchauen wie die gewaltige Wehre in der Hand eines Rieſen, dazu oben auf der Spitze der Giebel die bunt verzierten und verſchnörkelten Windfahnen wie Sturmhaubenbüſche und Helmzierden, ſo erſchien Einem dieſer ganze gedrängte, bewaffnete Kreis wie eine Schaar Leibwächter, die bereit war, das ehrwürdige, alte Schloß in ihrer Mitte und damit ihre eigenen Privilegien und Freiheiten bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Aehnliches war denn auch ſchon vorgekommen, aber es hatte die Zeit dort an herausfordernden Uebermuth, hier an Trotz und eiferſüchtige Halsſtarrigkeit mildernd die Hand gelegt; man begann, anſtatt ſich mit Schwert und Kolben drohend gegenüber zu treten, kleine, angenehme,

freundliche Uebereinkünfte zu ſchließen, wo jeder Theil ein wenig Haar laſſen mußte und wo der am beſten wegkam, welcher am pfiffigſten zu reden und am meiſten zu verſprechen wußte.

Nach ſolchen Fehden, welche in dieſen milder gewordenen Zeiten wenig oder kein Blut, aber viel Dinte gekoſtet hatten, wo die Papiermüller frohlockten, weil ſie gute Geſchäfte machten, und wo das Geſchlecht der Gänſe in Gefahr war, auszuſterben — nach ſolchen Fehden erſchien dann die Taube als Sinnbild des Friedens, aber nicht mit dem Oelblatte im Schnabel, ſondern wie es ſich für die ganz anders gewordenen Zeiten paßte, mit farbigen Bändern, um ſo ſymboliſch eine innigere und feſtere Verbindung zu bezeichnen. Freilich, als der erſte regierende Bürgermeiſter das erſte farbige Bändlein in das Knopfloch ſteckte, da gab es finſtere Geſichter in der Bürgerverſammlung, und in der Mitternacht ſollen ſich die Häuſer der alten Patrizier rings um das Rathhaus herum unmuthig geſchüttelt haben. Doch ging auch das vorüber; die alten Zeiten, Anſichten und Gewohnheiten verblaßten nach und nach zu nebelhaften Umriſſen, und in der Zeit, wo unſere wahre Geſchichte beginnt, erſchien ein farbiges Bändlein im Knopfloche des regierenden Stadtoberhauptes ſo ſelbſtredend und folgerichtig wie der rothbackige Apfel im Herbſte, der ja auch ohne beſonderes Zuthun des Baumes von

ſelbſt zeitigt, oder wie vergängliche Eisblumen bei ſtarkem Froſte, welche kommen, wie Gott will.

Im Innern hatte ſich das ehemalige Jagdſchloß noch ziemlich in ſeiner früheren Geſtalt erhalten; die großen Räume deſſelben wurden zu Stadtraths-Sitzungen und ſonſtigen Verſammlungen benutzt und die kleineren Gemächer zu Kanzleien und Arbeitszimmern. Leider hatte man die runden, in Blech gefaßten Scheiben beinahe überall entfernt, um mehr Licht zu bekommen, und dadurch dem maleriſchen Eindrucke des Hauſes geſchadet; doch war es immerhin noch eine große Zierde der alten Stadt, und künſtleriſche Naturen, die an den reichen Paläſten der oberen Stadt ziemlich theilnahmlos vorüberſchritten, geriethen in Entzücken, wenn ſie auf den Marktplatz kamen, dort das maleriſche Rathhaus erblickten und die alten, dunkeln Häuſer rings umher, die von unten bis zur Spitze des Daches eine Fundgrube der wunderbarſten Details waren.

Es iſt Winter; ein leichter Schnee deckt die Dächer der Häuſer ſowie das Pflaſter des Marktplatzes, und auf demſelben ſehen wir zahlreiche Fußgänger, von denen ſich die meiſten an der breiten, weit offen ſtehenden Thür des Rathhauſes zuſammenfinden. Wir folgen ihnen getroſt, denn wir könnten ja in einer der zahlreichen Kanzleien Geſchäfte zu beſorgen haben und nicht nur von unſerer Neugierde hieher geführt ſein, oder, der Nothwendigkeit gehorchend, hier unſere Geſchichte beginnen.

Durch die Eingangsthür treten wir in einen geräumigen Vorplatz, von dem eine breite Treppe in die oberen Stockwerke führt; hier iſt Alles: Decke, Wände, Unterſtützungsbalken, mit einer wahren Verſchwendung aus feſtem, nun faſt ſchwarz gewordenem Eichenholze gezimmert; hier und da ſieht man leichte Anfänge von Verzierungen, grob geſchnitzte Kapitäle, ſehr einfach verzierte Tragbalken, ſchüchterne Verſuche, den rings an den Wänden hinlaufenden Bänken ein angenehmes Aeußeres zu geben; doch nur im Hintergrunde dieſes Raumes hat ſich die Phantaſie des Erbauers zu einem kleinen Kunſtwerke aufgeſchwungen, beſtehend in einem für unſere Zeit faſt rieſenhaften Hirſchkopfe, geziert mit einem natürlichen Geweihe von 24 Enden, unter welchem eine breite Doppelthür in die große Halle des ehemaligen Jagdſchloſſes führt. Hier ſieht es trotz der erſtaunlichen Ausdehnung des gewaltigen Raumes ſchon wohnlicher aus; die Wände ſind mannshoch mit Holz vertäfelt, die Decke iſt nicht nur künſtlich zuſammengefügt, ſondern an den Ecken ihrer Felder hangen geſchnitzte Holzzapfen herab, die in Kugeln und Spitzen endigen. Der Mittelpunkt dieſer weitgeſpannten Decke wird getragen von einem aus Quadern gehauenen mächtigen Pfeiler, welchen ſpiralförmig ein breites Holzband umſchließt, auf dem, allerdings ziemlich roh, Sauhetzen, Hirſchjagden, ſowie die Hatz des Bären abgebildet ſind. Auf der linken Seite dieſer Halle befinden ſich Brandſpritzen und ſonſtige Löſch-

geräthſchaften und über denſelben Feuereimer in langen Reihen; rechts aber ſehen wir eine Einrichtung aus der neueren Zeit, welche der maleriſchen Schönheit dieſes Raumes großen Abbruch thut, Holzverſchläge nämlich mit neumodiſchen Fenſterſcheiben, die Schreibſtube des Marktmeiſters und des ſtädtiſchen Beamten, der die kleinen Steuern für die zu Markt gebrachten Lebensmittel zu erheben hat.

Gegenüber der Thür hat aber dagegen eine behagliche Einrichtung der alten Zeit ſiegreich ihren Platz behauptet, wenn auch nicht ihr vollkommenes Recht, der gewaltige Kamin nämlich, der ſich mit ſeinem eiſernen Holzroſte und ſeinen großen Feuerhunden allerdings noch unverändert hier befindet, aber leider keine lodernden Flammen mehr zeigt; er iſt von ſolchen Dimenſionen, daß der größte Mann mit dem Hute auf dem Kopfe aufrecht in demſelben ſtehen kann, weßhalb der kleine eiſerne Ofen, der ſpäter hinein gebaut wurde, um ſo ſpärlicher ausſieht. Doch wird derſelbe tüchtig geheizt und iſt deßhalb ſchon im Stande, den anſtoßenden Verſchlägen einige wenige Wärme mitzutheilen; viele iſt gerade auch nicht nöthig, denn der eine der Beamten, der hier beſchäftigt iſt, der Marktmeiſter, hat meiſtens auf dem Platze draußen zu thun, und der andere hat ſeinen Schreibtiſch, an dem er bei jedem Markttage nur kurze Zeit zu thun hat, am Eingange des Verſchlages ſo nahe wie möglich beim Kamine ſtehen; auch benutzt

dieſer würdige Beamte jeden Augenblick ſeiner freien Zeit, deren er ſogar während der Dienſtſtunden viele hat, um aus ſeinem Verſchlage hervorzuhüpfen, was dann jedesmal ausſieht, als wenn eine Krähe ihren Käfig verläßt. Der Betreffende trägt einen ziemlich fadenſcheinigen ſchwarzen Frack, gleichfarbige Beinkleider, eine feſt unter dem Kinn zugeknöpfte Weſte, die durchaus nichts von weißer Wäſche ſehen läßt; dabei hat er den Hals vorgeſtreckt, trägt die ſpitzige Naſe ziemlich hoch und hat in allen ſeinen Bewegungen etwas Haſtiges, Hüpfendes, ja, Flatterndes, was uns vielleicht Berechtigung zu dem kühnen Vergleiche von vorhin gab. Auch jetzt kommt er wieder auf die eben beſchriebene Art hervor, eine ſchwarze Kappe mit weit vorſtehendem Schild auf dem Kopfe, mit Schreibärmeln von ſchwarzem Sarſenet verſehen, und ſtellt ſich händereibend vor den kniſternden Ofen, wobei er denſelben mit eingezogenen Knieen tänzelnd umhüpft und zugleich eine andere Perſönlichkeit, welche vor dieſem Ofen ſteht und ſich den Rücken wärmt. Dieſes iſt ein ziemlich großer Mann mit ſehr aufrechter Haltung, einem vollen, geſund ausſehenden Geſichte von ſehr würdevollem Ausdrucke; er trägt einen dunkelblauen Rock, auf deſſen meſſingenen Knöpfen das Stadtwappen zu ſehen iſt, eine dreizackige Mauerkrone; auf dem Kopfe trägt er eine blaue Mütze mit ſchwarzem Streifen und der gleichen Auszeichnung. Dieſer Mann hat die Gewohnheit, beſonders wenn er, wie jetzt, in tiefes

Nachdenken verſunken ſcheint, ſeine Backen aufzublaſen, hierauf den Mund zu ſpitzen und alsdann ſeinen Athem mit einem ziſchenden Laute auszuſtoßen, eine Gewohnheit, die wir auch ſchon bei anderen bedeutenden Perſönlichkeiten bemerkt haben — wir ſagen: anderen bedeutenden Perſönlichkeiten, denn der Mann, welcher ſo harmlos am Ofen ſteht, iſt nichts Geringeres als der Amtsdiener des hochweiſen Raths und zugleich in vieler Beziehung das Factotum des regierenden Bürgermeiſters.

Der Andere hatte ihn ſchon ein paar Mal im Halbkreiſe umhüpft und ſagte endlich, die Hände zuſammenſchlagend: „Jetzt werden wir doch endlich einmal Winter kriegen, Schnee und Froſt; dieſes unangenehme Sudelwetter habe ich ſatt. Man bekommt bei der ewigen Feuchtigkeit gar keinen warmen Fuß mehr, beſonders da drinnen in dem verfluchten Affenkaſten. Glauben Sie nicht auch, daß es kalt bleibt — was ſagt Ihr Barometer, Herr Amtsdiener?“

„Er iſt geſtiegen,“ gab der Gefragte, aber erſt nach einer ziemlichen Pauſe, zur Antwort; „doch gebe ich nicht viel darauf, das ſteigt und fällt in letzter Zeit ohne alle Urſache.“

„Wie ſo Manches in dieſer Welt,“ erwiederte lächelnd der Andere; „wer aber kein Glück hat, kann machen, was er will. Hat er noch ſo viel Fähigkeiten, noch ſo viel Fleiß und Ausdauer, er purzelt doch bei jedem Schritte,

den er aufwärts thun will, drei Schritte abwärts. Ich kenne ſolche Leute," ſetzte er ſeufzend hinzu, indem er an ſeinem abgeſchabten Anzuge hinunter ſah, „die immer unten bleiben ohne alle Urſache ...."

„Ohne alle Urſache," wiederholte der Amtsdiener in ſo gleichgültigem Tone, daß man annehmen konnte, er habe die Worte des Steuerſchreibers gänzlich überhört, der ſich aber dadurch nicht ſtören ließ, ſondern hüpfend und händereibend fortfuhr:

„Andere, Glückliche dagegen ſteigen, ſie mögen thun, was ſie wollen; davon iſt unſer Herr Stadtſchultheiß ſelbſt ein redendes Beiſpiel. Was hat der Mann für eine Carriere gemacht, allerdings durch ſein Verdienſt, oder vielmehr — was haben wir, die Bürger der Stadt, ihn für eine Carriere machen laſſen! Vor zwei Jahren noch ſimpler Beigeordneter, heute regierender Stadtſchultheiß. Und dieſes ſein Glück bewährt ſich auch in Kleinigkeiten; opponirt er einmal der Regierung oder dem Hofe, ſo bemüht man ſich, einig mit ihm zu gehen, und ſtatt daß es hohe oder allerhöchſte Zurechtweiſungen gibt, fallen Belohnungen aller Art, haſt du nicht geſehen?!"

„Und mit vollem Rechte," ſagte trocken der Amtsdiener, während er bei dem Sprecher vorbei nach der halboffenen Thür des Einganges ſchaute und durch dieſe auf den Marktplatz, wobei ein Zuſammenziehen ſeiner Augen anzeigte, daß er dort etwas für ihn Intereſſantes erblickte.

Wälschen zu zerlegen und den Damen anzubieten, er wurde roth bis über die Ohren, indem er verſicherte: das ſei ihm gänzlich unmöglich, und als gleich darauf die Lady ſchüchtern ſagte: „I will thank you for a little turkey," meinte er zu mir: „ſehen Sie, ich hatte ganz recht, ſie will ja gar kein Geflügel, denn ſie bedankt ſich beſtens dafür!" Um 6 Uhr ward zum Thee geläutet, und endlich um 10 Uhr erſcheinen nochmals alle möglichen Weine, auch Rum, Brandy u. dgl., ſowie Butter, Brod und kaltes Fleiſch.

Der Capitän des Vectis hatte übrigens nicht zu viel verſprochen, denn nach einer Fahrt von $5^1/_2$ Stunden ließ er gegen 4 Uhr in dem reizenden Golf von Genua den Anker fallen. Da wir nur einige Zeit im Hafen blieben, ſo hatte ich keine Luſt ans Land zu gehen. Was ſollte ich auch einſam und allein in den Gaſſen der alten Stadt machen, die ich noch vor wenigen Wochen in Geſellſchaft der Meinigen geſehen — eine Erinnerung, die mich mehr trüb, ja traurig ſtimmte, und die nicht heiterer wurde, als ich auf einmal auf dem Quai dieſelbe melancholiſche Muſik hörte, von der ich erzählte, und in deren Text wir Deutſche ſo ſchlecht bedacht ſind. Gegen 8 Uhr dampften wir wieder aus dem Hafen hinaus und waren bald in Nacht und Nebel eingehüllt, durch welche unſer Schiff einherzog, ein ſchwarzes, rauchendes, feuerſpeiendes Ungeheuer, mit ſeinen ſtampfenden Maſchinen und kräftig ſchlagenden Schaufeln, welche haſtig das Waſſer peitſchten, ſo daß wir beſtändig in weißen Schaumwellen dahinfuhren. Bald ward es ruhig auf und unter dem Deck, nur hie und da krachte eine Planke oder ſtöhnte ein armer Seekranker in ſeiner Cabine.

Der Vectis lief übrigens in der Nacht nicht ſo geſchwind wie am Tag. Die Schornſteine waren bedeutend abgekühlt, und der Kapitän geſtand offenherzig: er ſpare jetzt ſeine Kohlen, denn es ſei ja doch gleichgültig, ob man eine Stunde früher oder ſpäter nach Marſeille komme. Sobald am andern Morgen die Sonne

„Iſt irgend ein Feſt, welches im Freien abgehalten werden muß, und es ſchüttet noch den Tag vorher und die ganze Nacht wie mit Kübeln, den andern Tag haben wir das ſchönſte Wetter von der Welt.“ „Iſt es denn wahr,“ fuhr der Schreiber nach einer kleinen Pauſe in vertraulichem Tone fort, „daß der Kronprinz heute auf dem Balle des Herrn Stadtſchultheißen erſcheinen wird?“

„Dummes Zeug! Der wird nicht ohne Einladung kommen, und daß ihn der Herr Stadtſchultheiß nicht eingeladen hat, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen, denn es wäre keine Veranlaſſung dazu da und unpaſſend.“

„Allerdings unpaſſend — in gewiſſer Beziehung recht unpaſſend, und im Stadtrathe würde man komiſch die Köpfe darüber zuſammenſtecken. Nun, mir könnte es ganz gleichgültig ſein; ich bin doch nicht eingeladen zu dieſem Balle in ſo vornehme Geſellſchaft.“

Dabei ſchnalzte er mit den Fingern, pfiff eine Melodie vor ſich hin und war ſchon im Begriffe, in ſeinen Käfig zurückzutänzeln, als er ſah, wie das ernſte Geſicht des Amtsdieners ſich zu einem freundlichen Schmunzeln verzog und wie jener den Ofen verließ, um ſich ſo raſch, als es ſeine amtliche Stellung erlaubte, einem hübſchen Dienſtmädchen zu nähern, das mit koketter Einfachheit und tadelloſer Reinheit angezogen war und einen möglichſt kleinen, aber zierlich ausſehenden Marktkorb am Arme trug.

„Ah, Jungfer Margarethe, was bringen wir Neues?“

„Ein paar Briefe für den Herrn, auf welche aber keine Antwort nöthig iſt, wie die Frau Stadtſchultheiß ſagte; dann aber hier einen Zettel, den der Herr, wenn's angehe, durchſehen möchte und mit Bleiſtift darauf ſchreiben, was er will. Können Sie das jetzt hinaufbringen, und kann ich darauf warten?"

Der Amtsdiener legte ſeine rechte Hand unter das Kinn, blickte an die Decke empor und ſagte nach einer kleinen Ueberlegung: „Es wird angehen; ich war ſchon vor einer Viertelſtunde oben, und da fing gerade der Herr Stadtrath, Seifenſieder-Ober-Zunftmeiſter Spitzel, an zu reden. Der thut's nie unter drei Viertelſtunden, und wenn der Herr Stadtſchultheiß nur auf die letzten zwölf Worte Achtung gibt, ſo weiß er ganz genau, was der Mann geſagt hat."

„So will ich hier warten," erwiederte das hübſche Dienſtmädchen. „Aber bleiben Sie nicht zu lange aus, es iſt mir immer graulich hier, und faſt am hellen Tage fürchte ich mich in dieſem öden, geheimnißvollen Saale."

Der Amtsdiener war mit den Papieren hinausgegangen, und Jungfer Margarethe, obgleich ſie den Steuerſchreiber, der am Eingange eine Feder ſchnitt, wohl geſehen, that nach Art wohlgezogener Dienſtmädchen guter Häuſer doch, als ob ſie ihn gar nicht bemerkt, ja, auch dann nicht einmal, als er mit einem Strohſeſſel hervortänzelte, den er ihr zum Sitze anbot.

„Ich danke Ihnen, ich bin nicht müde.“

„Aber wenn man ſo herumgehen muß — heute, bei den vielen Commiſſionen ....“

„Die der Knecht beſorgt,“ fiel ihm das hübſche Dienſtmädchen etwas hochmüthig in die Rede. „Ich würde die Zimmer nicht verlaſſen haben, wenn es nicht ein Auftrag von Wichtigkeit an den Herrn wäre.“ Sie betrachtete bei dieſen Worten mit einem leichten, etwas affectirten Seufzer ihre für den Schnee draußen allerdings etwas zu feinen und zierlichen Schuhe — ein Seufzer, den der Steuerſchreiber verſtand und händereibend und ſchmunzelnd ſagte:

„Wer wird aber auch ſo in den Schnee hinausgehen und in die Kälte! Wenn Sie ſich nicht ſetzen wollen, ſo ſtellen Sie wenigſtens den Fuß auf den Stuhl und trocknen Sie die Schuhe.“

Warum Jungfer Margarethe dieſen Vorſchlag annahm, wiſſen wir nicht zu ſagen; aber ſie that es und zeigte dabei ihre ſchlanke und doch wieder volle Geſtalt in ſo angenehmen, runden Formen, daß der Steuerſchreiber, der neben ihr herumtanzte, eine Pantomime machte wie Jemand, dem das Waſſer im Munde zuſammenläuft. Er hatte Schulbildung genoſſen und ſagte plötzlich, ſcheinbar ohne allen Zuſammenhang:

„Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes ſein,“ womit er ausdrücken wollte: „Wenn ich nicht Steuer-

ſchreiber wäre, möchte ich Hausknecht bei Stadtſchultheißens ſein — ah der Teufel!“

Er hatte übrigens keine Zeit, dieſen zarten Gefühlen weiteren Ausdruck zu geben, denn der Amtsdiener kam in dieſem Augenblicke zurück, kopfſchüttelnd und mit aufgehobenem Zeigefinger, vermittelſt welchem er ebenfalls das Zeichen des Verneinens machte. Ich habe Alles pflichtſchuldigſt abgegeben, auch den Zettel mit den Fragen dicht vor den Herrn Stadtſchultheißen hingelegt, es war aber nichts zu machen; der Herr Stadtrath, Metzger-Ober-Zunftmeiſter Krampler, hatte gerade das Wort verlangt zu einer perſönlichen Bemerkung gegen den Vorredner, und wenn ſo etwas vorkommt, Jungfer Margarethe, da käme man bei Herrn Stadtſchultheißen bös an, wenn man ihn ſtören wollte.“

„Aber warten kann ich hier unmöglich,“ meinte das hübſche Dienſtmädchen etwas ſchnippiſch. „Gott, wir haben heute ſo viel zu thun, und die Fragen auf dem Zettel ſind dringend! Was machen wir denn nun?“

„Das iſt ſehr einfach,“ erwiederte der Amtsdiener, indem er auf Jungfer Margarethe zutrat und mit natürlichem Wohlwollen ihr rundes Kinn in die Höhe hob. „Ich paſſe den günſtigen Moment ab, und ſobald ich den Zettel habe, bringe ich ihn ſelber oder ſchicke ihn durch irgend jemand Zuverläſſiges; aber wahrſcheinlich bringe ich ihn ſelber.“

Das glaube ich auch, dachte der Steuerſchreiber, und

als ihm nun Jungfer Margarethe mit einem recht freundlichen Blicke für den Stuhl dankte, entgegnete er mit auffallender Galanterie: „Ich werde mich eines ſüßen Gefühls nicht erwehren können, wenn ich mich auf dieſelbe Stelle ſetze, wo Ihr reizendes Füßchen geruht.“

Der Amtsdiener dachte bei dieſen Worten: Es iſt doch ein recht fades Geſchöpf, ſo ein Schreiber! Und Jungfer Margarethe, die ſchon in der Halle ihren Regenſchirm aufſpannte und ihre Röcke hinten zierlich und gerade hoch genug aufhob, ſprach zu ſich ſelber: „Es haben dieſe Schreiber doch immer eine artige Manier und wiſſen Einem ſtets etwas Angenehmes zu ſagen.“

Jetzt war ſie verſchwunden, und der Steuerſchreiber wandte ſich neugierig gegen den Amtsdiener und fragte: „Alſo droben wird wieder heftig opponirt? Ja, wenn der Krampler Jemandem zu einer perſönlichen Bemerkung in die Rede fällt, da fliegen die Haare davon. Ich kenne das.“

„Nun, ſo arg wird's nicht ſein; aber ich will doch ins Vorzimmer hinauf, ſchon des Zettels halber.“ Damit verließ der Amtsdiener langſam die Halle und ſtieg die Treppe hinauf.

„Den du natürlich ſelbſt hinbringen wirſt, alter Sünder!“ ſagte der Schreiber, als jener aus der Gehörweite war. „Was ſo ein Thier für ein unverſchämtes Glück hat! War vor noch nicht lange ein plumper Markthelfer und iſt jetzt Amtsdiener mit freier Wohnung und 800 Gulden Gehalt, während ich, der ich doch mein Gymnaſium abſolvirte und ein

gebildeter Menſch bin, mir für 1 Gulden 12 Kreuzer Taggeld die Finger abſchreibe — nein, das kann ich eigentlich nicht ſagen, aber hier zum Vergnügen der dummen Marktweiber umhertummeln und frieren muß — hol's der Henker!"

Die Treppe, welche der Amtsdiener emporſtieg und auf der wir ihm ungeſehen folgen wollen, ging im Viereck hinauf und hatte ein breites, hübſch durchbrochenes Eichenholz-Geländer, das jedes Mal in den Ecken, wo ſich die Treppe bog, mit zierlich geſchnitzten Pfeilern verbunden war, auf denen ſich Schildhalter in den verſchiedenſten Geſtalten befanden, unten geharniſchte Ritter mit Schild und Speer, dort weiter oben das fabelhafte Einhorn und gegenüber ein Löwe, deſſen unnatürliche Mähne wie eine Allonge-Perrücke ausſah, dort Greifen und aufrecht ſtehende Drachen, ganz oben, wo die Treppe auf den Vorplatz mündete, zwei grimmig ausſehende Bären, die Wappenthiere der Stadt, welche in ihren Krallen den Schild hielten mit der dreizackigen Mauerkrone.

Der Fußboden dieſes Vorplatzes war mit platten Steinen bedeckt, und von hier aus führten hohe und breite Flügelthüren in verſchiedene Gemächer. Wir betreten eines derſelben, das Vorzimmer, wo wir den Amtsdiener Herrn Sprandel wiederfinden, und zwar in gebückter Haltung am Schlüſſelloche des Rathhausſaales ſtehend, in welchen wir jetzt in unſerer unſichtbaren Eigenſchaft, ohne irgend eine Störung zu verurſachen, eintreten.

Der Rathhausſaal war von der Größe der unteren Halle, nur um ein Bedeutendes höher, wodurch er auch, ſelbſt ohne ſeine reiche Verzierung, einen guten Eindruck gemacht haben würde. Doch hatte man dieſen Ritter- und Bankett-Saal des ehemaligen fürſtlichen Schloſſes glücklicher Weiſe in ſeiner ganzen Schönheit beſtehen laſſen, und bildete er deßhalb heute noch ein reiches, künſtleriſches, ſchönes Ganzes. Er zeigte nur an einer Seite Fenſter; aber da dieſe beinahe vom Fußboden bis an die Decke gingen und dazu eine verhältnißmäßige Breite zeigten, ſo hatte man hier nicht nöthig gehabt, die alten, in Blei und Eiſen gefaßten Scheiben zu entfernen, und dadurch eine Hauptſchönheit des ganzen Gemaches erhalten, beſonders da jede einzelne Abtheilung dieſer Fenſter, durch zierliche Steinſproſſen geſchieden, in der Mitte ein großes, kunſtreich gemaltes Wappen zeigte. Die farbige, reich verzierte Decke ſchloß ſich in den Ecken und den Langſeiten mit einer leichten Wölbung an die Wände an und war mit ſchildhaltenden Löwen verziert, welche, in gebückter Haltung ſtehend, ſo die Decke zu tragen ſchienen. Gegenüber der Eingangsthür beſtand die andere ſchmale Wand des Saales aus einem aufs kunſtreichſte geſchnitzten, neben und über einander aufgebauten Wandſchranke, welcher ehedem zur Aufbewahrung der Tafelgeräthe und der Trinkgeſchirre gedient, jetzt aber zum ſtädtiſchen Archiv benutzt wurde. Eine Hauptzierde des Saales bildete der Kamin; nicht ſo hoch wie der in

der unteren Halle, hatte er einen reichen, aus Stein gemeißelten Oberbau, in deſſen Mitte man das große fürſtliche Wappen ſah, rechts und links von geharniſchten Rittern bewacht.

Was dem ganzen Eindrucke indeſſen einigen Abbruch that, war der moderne, mit einem grünen Tuche überdeckte Tiſch in der Mitte des Saales, mit ſeinen einfachen Stühlen und dem Stücke ziemlich geſchmacklos carrirten Fußteppichs, auf dem er ſtand. Wenn man aber die Beſtimmung dieſes Tiſches mit ſeinen Actenſtößen und plumpen, ſchwarzen Dintenfäſſern ins Auge faßte, und wenn man die würdigen Männer betrachtete, die, um ihn herumgereiht, ihre volle Thätigkeit dem Wohle der Stadt widmeten, ſo mußte man ſich das Recht der Gegenwart gefallen laſſen, das Recht der der Poeſie feindlichen Proſa, wo ſich das Schöne und Angenehme mit dem Nützlichen verbinden muß.

Ein mächtiger Kachelofen in einer Ecke des Saales, viereckig und unſchön, kann unſere Aufmerkſamkeit nur deßhalb in Anſpruch nehmen, weil er in dem großen Raume eine recht behagliche Wärme verbreitet.

In der Mitte an der langen Seite der Tafel ſaß der Stadtſchultheiß in einem bequemen Armſtuhle, vor ſich Dintenzeug, Papiere, ein Glas Waſſer und die Handglocke mit majeſtätiſchem Klange, welcher oft genöthigt war, die ſtreitenden Parteien zu beruhigen, wenn ſie ſich überboten

in ihren Bemühungen, mit Geiſt und Stimme für das Beſte der Stadt zu ſorgen.

Ja, mit Geiſt und Stimme; denn daß es der erſtere nie allein thut, hat der ſchmächtige Seifenſieder-Ober-Zunftmeiſter Herr Spitzler erfahren, weil ſein weiches, geſchmeidiges Organ nicht einmal im Stande geweſen war, den laut ausgeſtoßenen Ah und Oh der Gegenwärtigen zu widerſtehen, noch weniger aber der perſönlichen Bemerkung ſeines ganz beſonderen Feindes, des Metzger-Ober-Zunftmeiſters Herrn Krampler, welcher es dem Collegen Stadtrath nie verzeihen konnte, daß er einmal behauptete, der ſchlechte Geruch ſeiner Seife ſei durch verdorbenes Fett des Herrn Krampler entſtanden.

„Meine Herren," donnerte der letztere, „wenn mir auch allerdings der Herr Stadtſchultheiß das Wort nur zu einer perſönlichen Bemerkung gegeben, ſo frage ich Jeden, dem das Wohl der Stadt am Herzen liegt, ja, jeden Biedermann, ob er wohl im Stande iſt, nach den Bemerkungen unſeres verehrten Collegen zu ſchweigen, ohne den perſönlichen Bemerkungen ein paar allgemeine anzuhängen — meine Herren . . . ."

„Herr Stadtrath Krampler," unterbrach ihn hier der Herr Stadtſchultheiß mit einer nicht ſehr lauten, aber, da er ruhig ſprach und jedes Wort genau betonte, ſehr vernehmlichen Stimme, „der Herr Stadtrath Spitzler hat das Wort, und ich kann Ihnen nie erlauben, eine geſtattete

perſönliche Bemerkung zu einer ſelbſtändigen Rede auszudehnen."

Leichtes Beifallsmurmeln von verſchiedenen Seiten des Tiſches und halb unterdrückte Bravo's, welche von dem unterbrochenen Redner, nachdem er gegen den Stadtſchultheißen eine ſteife Neigung mit dem Kopfe gemacht, durch einen wilden Blick des Haſſes erwidert wurden, worauf er ſich alsdann ſo hart und gewaltſam auf ſeinen Stuhl niederließ, daß dieſes ſehr ſolide Möbel bedenklich unter ihm krachte.

„Meine Herren," lispelte nun der Stadtrath Spitzler, „wenn auch die perſönliche Bemerkung meines verehrten Collegen in mehr als einer Beziehung Verletzendes für mich enthielt, ſo bin ich es mir ſelbſt und dieſer achtbaren Verſammlung ſchuldig, mit Stillſchweigen darüber hinwegzugehen und mich der wichtigen Angelegenheit, die uns hier vereinigt, wieder zuzuwenden. Meine Herren . . . ."

Wahrſcheinlich der Anſicht huldigend, die der Amtsdiener drunten über die Reden des Seifenſieder-Ober-Zunftmeiſters ausgeſprochen, daß dieſelben gewöhnlich ſehr lang und wäſſerig, nur das einzige Gute hätten, daß man ja nicht auf ſie zu hören brauchte und es in der Gewohnheit des Redners lag, ſchließlich das allenfalls Genießbare ſeines Vortrages mit kurzen Worten zu wiederholen, hatte ſich der Stadtſchultheiß über einen aufgeſchlagenen Aktenfascikel hingebeugt, ſcheinbar, als ſtudire er darin, in Wahrheit aber nur, um die empfangenen Briefe und Zettel durch-

aufgieng — und ſie erhob ſich ſchnell und ſtrahlend — gieng ich aufs Verdeck hinauf um mich umzuſchauen. Rechts hatten wir das offene Meer, links die Küſte von Frankreich, der wir auch nun bis Marſeille ziemlich nahe blieben. Um 10 Uhr ſahen wir den Golf von Toulon, und gegen Mittag machte unſer Dampfer eine kleine Wendung nach Norden, wandte ſich um ein ſeltſames Vorgebirge, das nackt, ſteil, ja ſchroff in die See abfiel, worauf wir in den Meerbuſen der alten Phönizierſtadt einfuhren, die auf drei Seiten von der Küſte und verſchiedenen Inſeln eingeſchloſſen iſt. Der tiefblaue Himmel über uns, und das ſtrahlende Sonnenlicht zeigte uns alles das im ſchönſten Glanz, und ich werde dieſen Anblick nie vergeſſen: röthlichgelb, faſt glänzend ſtieg die Küſte mit ihren weichen ſchönen Formen aus dem grünen ſchillernden Waſſer empor; ſcharf ausgezackte dunkle Felſen bildeten rechts den Vordergrund, während links die Inſeln Ratoneau, Pomegne und jener gewaltige Steinhaufen, der das Château d'If mit ſeinen plumpen Thürmen trägt, ſich im hellſten Licht, faſt weiß aus der tiefdunkeln Meeresfluth erhoben. Von hier aus ahnte man kaum die Stadt; von der Bergwand im Hintergrund des Meerbuſens ſah man durch Nebel und Rauch Häuſermaſſen emporſteigen, doch ganz undeutlich, da ſie faſt von der Farbe der Felſen waren, an denen ſie lehnten; vor ihnen ſtiegen Wälle und Thürme auf in gewaltigen Dimenſionen, die trotzig den Eingang zum Hafen bewachten, und dazwiſchen bemerkte man Maſtſpitzen, bunte Wimpel und weiße Segel. Mitten im Golf angekommen, minderte der Vectis die Kraft ſeiner Maſchinen, und wir nahmen einen Lootſen an Bord, der von ſeinem Schiff auf eine eigene Art zu uns hinaufſtieg, denn er erkletterte ſeinen Maſt und ſprang von da auf das Deck des Dampfers. Mit leichten Schlägen glitt unſer Schiff nun dem innern Hafen zu, an andern Dampfern vorbei, die uns entgegenkamen, ſowie an Kauffahrteiſchiffen der verſchiedenſten Größe, die mit ausgeſpannten Segeln den Landwind benutzten um in die See hinauszugehen.

zuleſen. Die erſteren waren von verſchiedener Hand, und der Schreiber oder die Schreiberin derſelben beehrte ſich, in kurzen Worten mit großem Bedauern anzuzeigen, daß es ihnen unmöglich geworden ſei, den erhaltenen und angenommenen Einladungen zu der heute ſtattfindenden Abendgeſellſchaft Folge zu leiſten. Dies ſchienen aber alles Leute zu ſein, an denen dem Feſtgeber wenig gelegen war, denn ſeine Stirn blieb glatt, ja ſeine Lippen kräuſelten ſich ein paar Mal zu einem behaglichen Schmunzeln. Herr Stadtrath Spitzler ſprach während deſſen noch immer mit größter Ruhe und Salbung.

Dann zog der Herr Stadtſchultheiß langſam den erhaltenen Zettel vor ſich hin und las, von der Hand der Gattin geſchrieben, die Worte:

„Die Auſtern ſind angekommen, ſcheinen noch friſch zu ſein; ich mußte aber den Tarbot zurückſchicken, da er ſchon bedeutend roch, will nun dafür Hecht nehmen oder Salm, der friſch angezeigt iſt, wenn Dir letzterer nicht zu theuer erſcheint, das Pfund 2 Gulden. Die Bramler hat abgeſagt, ſie iſt eine dumme Perſon, woran ich jedoch nie gezweifelt; ſie war ſelbſt da und meinte, für große Geſellſchaft tauge ſie doch nicht recht! was ſie liebe, ſei ein kleiner Kreis ihrer Freunde. Ich verſtand dieſen fein ſein ſollenden Stich wohl, weil wir ſie neulich Abends nicht eingeladen — alſo Hecht oder Salm?“

Der Seifenſieder-Ober-Zunftmeiſter ſprach immer noch

mit großer Salbung und Ruhe, doch hatte ſich ſein ſchwaches Organ etwas gehoben, was auf den Schluß ſeiner Rede hinzudeuten ſchien, und gewiß nur aus dieſem Grunde, um ſo einige Hauptgedanken des Redners zu notiren, nahm der Stadtſchultheiß eine Bleifeder zur Hand, blickte nachdenklich auf den Sprecher, dann an die Decke des Saales empor und ſchrieb auf den vor ihm liegenden Zettel: „Hecht, wenn er groß iſt und wenn die Köchin ihn ſchmackhaft zu ſpicken verſteht.“

„Ja, meine Herren,“ ſprach jetzt der Redner mit hörbarem Aufſchwunge, „nur im reinen Bewußtſein, meinen Mitbürgern zu dienen, unbeirrt von allen Parteirückſichten, unbewegt von äußeren Einflüſſen und nachdem ich mit meinem Gewiſſen reiflich zu Rathe gegangen bin, muß ich Ihnen ſagen, daß ich vollkommen mit dem Vorſchlage des Herrn Stadtſchultheißen einverſtanden bin, daß ich für denſelben ſtimme und daß ich es für einen zeitgemäßen Fortſchritt anſehe, wenn die eiſerne Gitterthür im großen Keller des Rathhauſes endlich einmal zugemauert wird und dadurch den übelriechenden Ausdünſtungen, welche nicht nur zur Zeit in den unteren Räumen ſehr bemerkbar, ſondern auch hier und da in unſerem Sitzungsſaale für empfindliche Naſen zu ſpüren ſind, kräftig ein Ziel geſetzt wird.“

Der Redner ſetzte ſich hierauf nieder, ſichtlich erregt und bewegt, mit Naſenflügeln und Lippen zitternd wie ein gejagtes Kaninchen, mit den Fingern der rechten Hand

leiſe auf den Tiſch trommelnd, als trüge dies dazu bei, den Sturm ſeiner Seele raſcher austoben zu laſſen. Ihm gegenüber hatte ſich indeſſen ſchon ein gerüſteter Kampfhahn, der Metzger-Ober-Zunftmeiſter Krampler, erhoben, die breite Bruſt herausgedrückt, die rechte Fauſt auf den Tiſch geſtützt, den Kopf zurückgeworfen, mit zornig geſträubtem Gefieder. „Meine Herren," donnerte er — dieſe Worte ſchallten durch den Saal, als befände ſich in jeder Ecke ein ſeine Rede beginnender Metzger-Ober-Zunftmeiſter, ja, als ſprächen Verſchiedene von der Decke herab oder hervor aus den tiefen Fenſterniſchen — „meine Herren! Ein Kind kann die wohlfeile Anſpielung verſtehen, mit der mein geehrter Vorredner ſeine Rede ſchloß; allerdings wird in Kreiſen der Stadt, die aber nicht gerade unſere Achtung verdienen, der ſchlechte Witz zum Ekel wiederholt, daß ſich in den Sitzungen des Stadtraths zuweilen ein übler Geruch bemerklich mache — daß etwas faul ſei im Staate Dänemark. Aber, meine Herren und verehrten Collegen, hätten wir erwarten können, daß ein Mann von ſo — ich wollte ſagen: im gewöhnlichen Leben von ſo verſöhnlichem Gemüthe wie mein verehrter College, der Herr Seifenſieder-Ober-Zunftmeiſter" — dieſe Worte waren von einem ironiſch fein ſollenden Lächeln begleitet —, „ja, von ſo verſöhnlicher Gemüthsart, daß dieſer Mann, durch die Anklage gegen den hier herrſchenden üblen Geruch, auf ſo eigenthümliche Art für den Antrag unſeres allverehrte-

ſten Herrn Stadtſchultheißen zu wirken ſuchen würde? Aber um auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen," fuhr der Redner nach einer Pauſe fort, während welcher er langſam ſeine Arme übereinander geſchlagen hatte — „etwas Wahres iſt doch an der Sache. Der Stadtrath hat ſich allerdings bei der Bürgerſchaft in einen üblen Geruch gebracht; ich gebe die Wirkung zu, aber läugne die angegebene Urſache."

Ein Gemurmel flog um den Tiſch herum, ein Gemurmel der Mißſtimmung, aber auch des Beifalls, und wir müſſen geſtehen, daß das letztere faſt die Oberhand hatte.

„Ja, meine Herren, wir ſind bei der Bürgerſchaft in einen üblen Geruch gekommen, und ohne mich auf Vergangenes einzulaſſen, was ich könnte, ja, was ich ſehr könnte, will ich bei der Angelegenheit, die uns gegenwärtig beſchäftigt, verweilen und Ihnen beweiſen, daß die Angelegenheit, ſo harmlos ſie auch erſcheint, wohl dazu angethan iſt, dieſen oft erwähnten üblen Geruch zu verſtärken."

Ein theils erſtaunendes, theils beiſtimmendes, theils fragendes Ah, Ah! wurde ringsum hörbar; nur der Stadtſchultheiß blickte gedankenvoll wie früher vor ſich nieder und lächelte ein ganz klein wenig, ſchlug aber raſch die Augen auf, als eine andere Stimme wie die des Sprechers ihm gegenüber hörbar wurde, die des Oberbaurathes Lievens, eines langen, hageren Mannes mit großen Brillen-

gläſern, der ſich mit aufgeſtützten Händen halb erhob und um das Wort zu einer wichtigen Bemerkung bat, ſobald der geehrte Vorredner geendigt.

„Erlauben Sie mir, meine Herren," fuhr Herr Krampler fort, „daß ich Ihnen in Betreff des Vorſchlages unſeres verehrten Herrn Stadtſchultheißen die Worte des großen Dichters zurufe: ‚Tiefer Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel!' Nicht aber, als ob ich den eben erwähnten Vorſchlag mit dem Ausdrucke kindiſchen Spieles bezeichnen wollte — der Himmel bewahre mich davor! — Wenige ſchätzen und achten ſo wie ich das verehrte Oberhaupt unſeres ſtädtiſchen Staates —, ſondern ich wollte nur ausdrücken, daß unter allen Projekten unſeres verehrten Herrn Stadtſchultheißen tiefer Sinn verborgen liegt, für Viele oft ſo tief, daß es nicht Jedermanns Sache iſt, denſelben zu entdecken." — Dieſe letzten Worte, welche ſpeciell dem Seifenſieder-Ober-Zunftmeiſter galten, wurden denn auch demſelben mit einem bezeichnenden Blicke zugeſandt; dann fuhr der Redner in ruhigem Tone fort: „Ja, meine Herren, der Vorſchlag, den wir ſo eben gehört, nimmt ſich ſo harmlos aus, wie nur immer möglich. Es iſt im großen Keller des Rathauſes," ſprach er in behaglich erzählendem Tone, „ein unterirdiſcher Gang, welcher ſich, wie bekannt, unter einigen Straßen fortſetzt und in einem alten Gebäude endigt, in deſſen oberem Theile ſich das Staatsarchiv befindet und im unteren die Hauptwache. Es iſt dies ein maſſives Ge-

bäude mit ſechs Fuß dicken Mauern, Fenſtern wie Schießſcharten, gewölbten Räumen, plattem, kupfernem Dache, durch Aufſchüttung von vier Fuß Erde leicht bombenfeſt zu machen, alſo in eine Citadelle zu verwandeln!“

„Ah, ah, ah! Das iſt doch etwas zu weit gegangen!“

„Ja, meine Herren, in eine Citadelle, in einen feſten Platz, wichtig für bedenkliche Zeiten, die kommen können — in ein Zwing-Uri.

„Dieſe Citadelle — ich werde mir erlauben, den Namen beizubehalten — hängt alſo durch einen unterirdiſchen Gang mit unſerem Rathhauſe zuſammen, iſt aber in den großen Kellern desſelben vermittelſt einer eiſernen Thür verſchloſſen, von ſo ſolider Conſtruction, mit ſo feſten Schlöſſern, ſo verklammert in den Mauern, daß es den ſtärkſten Männern mit Heb- und Brecheiſen unmöglich iſt, die Thür auf- oder aus ihren Angeln zu brechen, ohne zu gleicher Zeit das Gewölbe ſelbſt in Gefahr zu bringen — iſt es nicht ſo, Herr Ober-Baurath Lievens? Ich rufe gerade Sie auf, weil beſonders Ihr Zeugniß, das eines politiſchen Gegners, für mich abzugeben von ſchlagender Wirkung ſein muß — habe ich Recht oder Unrecht?“

„Allerdings,“ murmelte der Gefragte; „die Thür iſt ſo feſt, wie nur eine Thür ſein kann; ſie aufzubrechen iſt faſt unmöglich.“

„Haben Sie es gehört, meine Herren?“ jubelte Herr Krampler. „Der Herr Ober-Baurath Lievens, ein Fach-

mann, wie wir wenige haben, kann nicht umhin, zu erklären, daß es beinahe unmöglich iſt, die Thür mit Gewalt aufzubrechen!“

„Und wenn dem ſo iſt, was beweiſt das?“ fragte der Stadtſchultheiß in ſehr ruhigem Tone.

„Was das beweiſt? Daß wir im Beſitze dieſer Gitterthür, die wir mit unſeren Schlüſſeln jederzeit öffnen können, zu gleicher Zeit im Beſitze eines unterirdiſchen Ganges ſind, der bis zu jenem Gebäude führt, das einſt zu einem Zwing-Uri werden kann, deſſen Kanonen, drohend hieher gerichtet, die Freiheit der Bürgerſchaft zu begraben im Stande ſind — laſſen Sie mich ausreden, meine Herren —, während im anderen Falle Söldlinge, die auf unſere Privilegien gehetzt werden, mit blutender Naſe umkehren müßten an der Gitterthür im Rathhauskeller, durch welchen hindurch wir im Stande ſein würden, ſie zu empfangen und kräftig zurückzuwerfen.“ — Der Redner hatte die letzten Sätze mit ſteigender Begeiſterung geſprochen; jetzt aber ließ er plötzlich ſeine Stimme wieder ſinken und fuhr in fragendem Tone fort: „Und warum dieſe alte, ehrwürdige Gitterthür entfernen? Warum nach und nach die glorreichen Zeugen einer beſſeren Vergangenheit ohne genügende Gründe vertilgen? Warum ſo beſtändig am Althergebrachten rütteln? Warum eine Mauer aufführen von kalten, fühlloſen Steinen, die mit eben ſo leichter Mühe, als ſie zuſammengefügt wird, auch wieder hinweggeräumt werden kann? Warum

alles das? Nicht, wie es ſo oft heißt, um einem tiefen, lange gefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen, auch nicht um des üblen Geruches willen, der ſo oft unſere Sitzungen erfüllt, nein, meine Herren, das alles ſind nicht die wahren Gründe, ſondern ich will ſie Ihnen aufdecken — unſere Gitterthür, unſere arme, bürgerliche Gitterthür ſoll den Platz räumen, weil man ſich dadurch regierungsfreundlich bezeigen will, weil an hoher Stelle der Wunſch ausgeſprochen wurde, daß das Ende des unterirdiſchen Ganges mit leichtem, gebrechlichem Mauerwerke verſchloſſen werde, und gerade deßhalb ſtimme ich gegen den Vorſchlag des Herrn Stadtſchultheißen und bin überzeugt, daß meine Stimme, die eines unabhängigen freien Mannes, nicht ohne Wirkung bleiben wird in dieſer höchſt achtbaren Verſammlung."

Nachdem Herr Krampler alſo geſprochen, ſetzte er ſich nieder, nicht ergriffen und bewegt wie ſein verehrter Vorredner, ſondern mit herausfordernden Blicken, welche der Reihe nach bald auf dem Geſichte Dieſes oder Jenes haften blieben und ſehr häufig mit einem leicht zuſtimmenden Kopfnicken beantwortet wurden.

Auch der Stadtſchultheiß hatte nach dem Schluſſe der Rede um ſich her geſchaut, vorher aber ſeine Uhr zu Rathe gezogen, und ſagte nun nach einer Pauſe mit einem freundlichen Lächeln auf ſeinen Zügen: „Als Antragſteller ſteht mir das Recht zu, noch einmal das Wort zu ergreifen. Doch was könnte ich mehr ſagen, als ich ſchon Eingangs

unſerer heutigen Sitzung geſagt, nur meine Betheurung wiederholen, daß ich auch in dieſer Sache nur das Wohl der Stadt und Bürgerſchaft im Auge habe; vielleicht noch hinzufügen, daß unſer verehrter Freund und College, der Herr Ober-Baurath Lievens, auch meiner Anſicht das beſte Zeugniß ausſtellen und mir beipflichten muß, wenn ich ſage, daß der unterirdiſche Gang, um den es ſich handelt, an manchen Stellen morſch und baufällig iſt und daß ſeine gelockerten Wände mit vorbeilaufenden ſehr unreinlichen Kanälen leider in unläugbarem Zuſammenhange ſtehen und daß dies jede empfängliche Naſe der verehrten Verſammlung ſchon häufig genug empfunden haben muß. Doch eilen wir zum Schluſſe und ſchreiten wir zur Abſtimmung: ich bitte die verehrten Herren Collegen, welche für meinen Antrag ſind, ſich zu erheben."

Dies geſchah denn auch alsbald; doch ſahen ſich die Anhänger des Stadtſchultheißen in ſo kleiner Zahl, daß der Vorſchlag desſelben auch ohne genaue Zählung ſogleich als abgewieſen zu erkennen war.

Dieſe Sache und auch die Sitzung wären hiermit wohl beendigt geweſen, wenn der Herr Ober-Baurath Lievens nicht daran erinnert hätte, daß er vorhin das Wort zu einer kleinen Bemerkung verlangt habe; doch dauerte es eine Zeit lang, ehe der lange, hagere Mann, nachdem er ſich ſchon lange erhoben, zu Worte kommen konnte, denn um die Tafelrunde flog ein ſehr lautes Gemurmel, theils des

Beifalls, theils aber auch der Mißbilligung über die eben Statt gehabte Verhandlung, welche Pauſe der Stadtſchultheiß benutzte, um durch einen Zug an der Klingelſchnur, die ſich vor ſeinem Sitze unter der Tiſchplatte befand, den Amtsdiener herein zu rufen und ihm den Zettel zu übergeben, den er aber vorher in einen Umſchlag geſteckt und dieſen zugeklebt. „Schicken Sie dies meiner Frau," ſagte er dabei leiſe; „ich habe noch Aufträge für Sie, ſonſt könnten Sie es ſelbſt hinbringen."

Wir wollen hier noch raſch beifügen, daß ſich der Amtsdiener eilig entfernte und nach einiger Ueberlegung den Gehülfen des Marktmeiſters unten beauftragte, das Schreiben ſchnell und pünktlich zu beſorgen.

Unterdeſſen ſprach der Ober-Baurath Lievens: „Mein verehrter Vorredner, der Metzger-Ober-Zunftmeiſter Herr Krampler, ließ uns eine Bemerkung hören, als ſtänden wir in den Augen der Bürgerſchaft, ich ſollte eigentlich ſagen in den Naſen derſelben in einem üblen Geruche, ohne daß äußerliche, natürliche Einwirkungen, wie ſie der Herr Stadtſchultheiß mit vollem Rechte angegeben, daran ſchuld wären. Der Stadtrath ſtände alſo nun, um mich deutlicher zu erklären, moraliſch in einem üblen Geruche, und möchte ich mir die Frage an den verehrten Vorredner erlauben, welche unſerer Handlungen einen ſolchen bitteren Vorwurf verdient haben."

Da ſich nach dieſen Worten Herr Lievens wieder auf

Wenn man näher zur Stadt kommt, ſieht man rechts die Höhen des Ufers mit phantaſtiſchen buntbemalten Häuſern bedeckt, ein kleines Stück China, ſolche Formen haben ſie, wie wir ſie aus Abbildungen vom himmliſchen Reich her kennen: luſtige Gallerien, grüne ſonderbare Dächer — hier iſt einer der Vergnügungsorte der Marſeiller aller Stände — à la Reſerve, wo man gute Weine findet, Tafel zu jedem Preis und überall die berühmte Bouillabaiſſe, ein übrigens ſchauerliches Gericht aus allen möglichen Fiſchſorten zuſammengekocht. Mein lieber Freund L., dem ich ſie zu Liebe, da er ſie mir außerordentlich gerühmt, in den erſten Tagen meines Hierſeins verſucht, möge mir verzeihen; aber entweder ich habe nicht die richtige Quelle gefunden, oder das Gericht iſt überhaupt nur für den Magen eines Provençalen.

Zwiſchen der Citadelle St. Nicolas und dem Fort St. Jean fährt man in den alten Hafen, ein langes ſchmales, rings von Quaien und Häuſern eingefaßtes Becken, tief genug für die größten Schiffe, und in ſeiner Lage vollkommen geſichert gegen die wildeſten Stürme. Wenn man ſich die Umgebungen hinwegdenkt, ſo hat es eine Aehnlichkeit mit dem goldenen Horn Konſtantinopels; natürlich ſieht man hier ſtatt der bunten türkiſchen Häuſer, ſtatt Moſcheen und Cypreſſen, große fünf- bis ſechsſtöckige ſteinerne Gebäude von grauer Farbe mit unzählbaren Fenſtern, die auf das Gewühl im Hafen blicken, und lebhaft genug geht es hier zu: in langen Reihen liegen die Schiffe aller Nationen neben einander und jedes bietet ein beſonderes Bild. Hier wird ausgeladen, wozu niedrige ſchwimmende Gerüſte an die Seite gebracht werden, auf welche man nun Fäſſer, Breiter, Kiſten in unendlicher Zahl aufſtapelt und ſo hinwegführt; dort wird auf gleiche eingeladen, jenes Schiff iſt angekommen und wird unter melancholiſchem Geſang der Matroſen in die Reihe der andern hineingezogen, ein anderes bereitet ſich zum Auslaufen. Die Raaen werden aufgezogen, die Ruder befeſtigt und mehrere

ſeinen Stuhl niederließ, ſo ſchnellte Herr Krampler abermals kampfbereit in die Höhe und erwiederte, nachdem er um das Wort gebeten: „Habe ich von Handlungen geſprochen? Ich kann mich deſſen nicht erinnern. Nein, Handlungen ſind es gerade nicht, die den Stadtrath in einen üblen Geruch gebracht haben, nicht Sünden, um mich dieſes harten Ausdruckes zu bedienen, die verübt, aber Sünden, die wir durch Nachläſſigkeit, durch Gemächlichkeit, durch Wohldienerei begangen — Unterlaſſungsſünden!“

Wichtig und groß umherſchauend, machte er hier eine Pauſe, während welcher er ein Paket Zeitungen aus der Taſche zog und dann erſt fortfuhr: „Man wird mir das Zeugniß geben, daß ich nicht der Mann bin, der einen beſonderen Werth legt auf das Geklatſch einzelner Tagesblätter, auf Zeitungsgeſchwätz; aber, meine Herren, wenn die ganze Preſſe hieſiger Stadt ſo einſtimmig unſer Lob ſingt, ſo ſollten wir doch in uns gehen und fragen, was daran verdient oder unverdient iſt. So iſt hier in den ſämmtlichen Blättern, welche ich Ihnen vorzulegen die Ehre habe, eine ſtändige Rubrik zu ſehen über die Straßenreinigung der Reſidenzſtadt, und jeder Unbefangene muß geſtehen, daß dieſe Artikel unendlich viel Wahres enthalten. Wir ſind hier ganz unter uns und brauchen deßhalb kein Blatt vor den Mund zu nehmen, ja, wir brauchen nicht zu erröthen, wenn ich die Anſicht ausſpreche, daß gerade

unſere Stadt eine der ſchmutzigſten, dreckigſten des geſammten deutſchen Vaterlandes iſt . . . ."

„O—o—oh!"

„Eine der ſchmierigſten unſeres deutſchen Vaterlandes," wiederholte der Redner, „und ich kann die Behauptung wagen, daß es für einen reinlichen Menſchen nur dann möglich iſt, mit einigem Behagen die Straßen zu durchwandern, wenn vierzehntägiger Sonnenſchein den Schmutz aufgetrocknet oder wenn wohlthätiges Froſtwetter ihn zum Erſtarren gebracht hat; in allen übrigen Zeiten aber ſind Pflaſter und Trottoir mit einer gelben, zähen, knöcheltiefen Brühe bedeckt, mit einem Urſchmutze, Angeſichts deſſen man es dem Publikum und den Zeitungen nicht verargen kann, wenn ſie uns freundſchaftlich eine Ermahnung zukommen laſſen, unſere Naſe in den eigenen Dreck zu ſtecken, ſtatt uns um andere, minder wichtige Dinge zu bekümmern...."

„Ich muß hier um das Wort bitten!" rief eine große, breitſchulterige Perſönlichkeit. „Wer mit einiger Sachkenntniß urtheilt, wird zugeben müſſen, daß es bei den vielen Bauten nicht möglich iſt, das Straßenpflaſter reinlicher zu halten; doch ſind an verſchiedenen Straßen rein gekehrte Uebergänge . . . ."

„Dieſe wollte ich ſo eben berühren," unterbrach Herr Krampler mit gewaltiger Stimme den, der es gewagt, ihm in die Rede zu fallen. „Allerdings gibt es rein gekehrte

Uebergänge, aber wo ſind ſolche zu finden? Nur in ſolchen Gegenden, wo die Herren Stadträthe wohnen! Iſt die allgemeine Klage nun eine gerechte Klage . . . .“

„Eine Behauptung, die . . . .“

Der Herr Stadtſchultheiß hatte ſich in ſeinen Lehnſtuhl zurückgelehnt, die Augen halb geſchloſſen und ſagte nun, nachdem er langſam ſich wieder aufrichtete: „Meine Herren! Ich muß Sie, der vorgerückten Zeit wegen, dringend erſuchen, nicht zu weitläufig zu werden, Dinge, die mit der Geſchäftsordnung nichts zu thun haben, lieber für heute unberührt zu laſſen, vor allen Dingen aber die Redeordnung zu beachten.“

Dieſe letzteren Worte galten dem großen, breitſchulterigen Manne, der ſich nun auch nach einem leichten Kopfnicken raſch niederſetzte.

Herr Krampler aber fuhr fort: „Ich werde mich möglichſt kurz faſſen, würde auch durchaus nicht das Wort verlangt haben, wenn nicht mein verehrter College Herr Ober-Baurath Lievens mich dazu gedrängt, muß aber jetzt wiederholen, daß es unter Anderem der grundloſe Schmutz unſerer Reſidenz iſt, der uns, den Stadtrath, bei der Bürgerſchaft in einen üblen Geruch bringt; ferner aber, meine Herren, das ganz miſerable Pflaſter, auf dem die Bürgerſchaft wandeln zu müſſen ſo unglücklich iſt . . . .“

„O—o—oh, zum Schluß! Oh, zum Schluß!“

„Ja, das Straßenpflaſter, meine Herren, welches nicht,

wie es ſollte, eine platte, angenehme Fläche bildet, ſondern eine Compoſition iſt von Erhöhungen und Löchern, von kleinen Hügeln und großen Thälern, ein Ruin für die Stiefel der Fußgänger, die Hufe der Pferde und die Räder der Equipagen, eine Zuſammenſetzung von Erhöhungen, über welche man ſtolpert, und von Kothlachen, in die man unverſehens hineinpatſcht . . . .“

„Zum Schluß, zum Schluß! Wir haben genug gehört!“

„Ja, wir haben genug gehört!“ rief Herr Krampler mit erhöhter Stimme. „Wir haben genug gehört, genug geleſen, ſind aber ſelbſt überzeugt, daß es nicht beſſer werden wird, bis der Stadtrath die Pflaſterung der Stadt anderen und ſachkundigeren Händen übergibt, wie eine unabhängige Partei dieſes verehrten Collegiums ſchon ſo oft beantragt, und Sie werden mir zugeben, daß es ein Widerſinn iſt, die Pflaſterung der Stadt durch einen Buchbindermeiſter beſorgen zu laſſen . . . .“

„Genug, genug! Zum Schluß!“

„Ja, zum Schluß,“ ſtimmte der Metzger-Ober-Zunftmeiſter bei, indem er ſich langſam niederſetzte, „denn um fertig zu werden mit allem dem, was uns bei der Bürgerſchaft in einen üblen Geruch bringt, könnte ich mindeſtens vier Wochen lang fortfahren.“

Hierauf verkündete der Stadtſchultheiß den Schluß der heutigen Verſammlung, das Aufnahme-Protokoll wurde verleſen und unterzeichnet und dann die Sitzung aufgehoben.

Die Mitglieder des Stadtraths traten nachher kurze Zeit in verſchiedene Gruppen zuſammen, verließen aber bald, durch die Rathhausuhr an die weit über Mittag vorgerückte Zeit erinnert, nach kurzen, gegenſeitigen Begrüßungen den Verſammlungsſaal.

Zweites Kapitel.

Der Stadtſchultheiß ſchritt mit auf den Rücken gelegten Händen nachdenklich neben dem langen Tiſche hin und her, während der Amtsdiener beſchäftigt war, die verſchiedenen Aktenfascikel zuſammen zu leſen, um ſie wieder ins Archiv zu bringen. Letzterer that dies übrigens nicht ſchweigend, ſondern indem er ſich erlaubte, einige abgeriſſene Bemerkungen vor ſich hinzuſprechen, die aber darauf berechnet waren, von dem regierenden Oberhaupte der Stadt gehört zu werden.

„Das hätte man ſich doch denken können," ſagte Herr Sprandel — „das war eine vorher abgekartete Geſchichte — Alles überlegt — Alles beſprochen — davon pfiff der Spatz auf dem Dache."

„Was beliebt, he? Wovon pfiff der Spatz auf dem Dache?"

„Habe ich etwas gesagt, Herr Stadtschultheiß?"

„Vielleicht nach Ihrer Gewohnheit nur laut gedacht, wie ich annehmen will. Aber was war abgemacht und besprochen? Ich will, daß Sie reden."

„Nun, wegen der heutigen Verhandlung. Der Metzger-Oberzunftmeister Krampler hat seinen Kopf darauf gesetzt, daß der Vorschlag des Herrn Stadtschultheißen nicht durchgehen soll; er vergißt es nicht, daß sein Bruder bestraft wird, so oft er, statt im Schlachthause, zu Hause schlachtet."

„Dummes Zeug!" sagte der Stadtschultheiß, indem er sich an das Fenster stellte und auf den Marktplatz hinausschaute, der nun wieder leer von Käufern und Verkäufern war, dafür aber langsam mit dicht herabfallendem Schnee bedeckt wurde, welcher rasch die Spuren von heute Morgen unsichtbar machte.

„Ja, dummes Zeug," fuhr der Amtsdiener laut zu denken fort, „allerdings dummes Zeug von dem Metzger-Oberzunftmeister mit seinem Anhange; aber ich hätte es doch anders angefangen."

„Und was hätten Sie anders angefangen?" fragte der Stadtschultheiß, sich rasch umwendend. „Sprechen Sie — ich will es — was hätten Sie anders angefangen — nun?"

„O, es ist das nur so meine Meinung, die Meinung eines ganz unwissenden, unbedeutenden Mannes."

„Nun denn, lassen Sie Ihre Meinung hören," sagte

das Oberhaupt der Stadt in herablaſſendem Tone, wobei Herr Welkermann ſeine Augen halb zuſchloß und ſein Kinn in die etwas weite, weiße Halsbinde vergrub, „laſſen Sie hören; wir lieben es ſehr, Stimmen aus allen Schichten der Bürgerſchaft zu vernehmen. Und wie hätten Sie die Sache anders angefangen, anders dargeſtellt, anders vorgebracht?“

„Wenn Sie mir alſo zu reden befehlen, Herr Stadtſchultheiß, ſo will ich denn auch ehrlich ſagen, daß ich das gar nicht dargeſtellt und gar nicht vorgebracht hätte.“

„Ah, das iſt neu! Und was hätten Sie gethan?“

„Ich — verzeihen Sie mir aber, daß ich mir erlaube, zu ſprechen, als wenn ich der Herr Stadtſchultheiß geweſen wäre — in dieſem Falle würde ich zum Amtsdiener geſagt haben: Sprandel, da haben wir im Keller ein eiſernes Gitter vor einem unterirdiſchen Gange, der zuweilen donnermäßig ſchlecht riecht, was auch der Metzger-Oberzunftmeiſter Krampler gerade ſo gut weiß, wie wir Beide — alſo, hätte ich geſagt, dieſer Gang muß mit Steinen zugemauert werden, und das laſſen Sie mir beſorgen, Sprandel.“

„In der That, das iſt eine ganz eigenthümliche Anſicht dieſer Sache.“

„Dann hätte der Amtsdiener Sprandel einen tüchtigen Maurer genommen, den er kennt, und da in dem großen Keller ganze Haufen Bauſteine liegen, ſo wäre die Oeffnung des Ganges im Handumdrehen zugemauert geweſen.“

Der Stadtſchultheiß hatte ſeinen Kopf hoch aus der Halsbinde erhoben, wie um beſſer hören zu können, was der Andere ſprach, ließ aber ſein Kinn alsdann wieder raſch und tiefer niedertauchen, wobei er kopfſchüttelnd ſagte: „Das ſind ja ganz revolutionäre Anſichten, Sprandel; gerade ſo, als wenn ich Herr und Meiſter hier im Rathhauſe wäre und nicht bloß unter Controle des Stadtrathes verwaltende Behörde, von dem Zutrauen der Bürgerſchaft dorthin geſetzt und deßhalb verpflichtet, Alles zu thun, um dieſes Vertrauen zu rechtfertigen.“

„Die Bürgerſchaft würde ſich wenig darum gekümmert haben und hätte es dem Dank wiſſen müſſen, der den alten Gang zumauern ließ.“

Vielleicht, dachte der Stadtſchultheiß, vielleicht wäre es ſo möglich geweſen. Er drehte ſich abermals gegen das Fenſter herum, blickte noch ein paar Minuten lang in die hin- und herwirbelnden Schneeflocken, that hierauf einen tiefen Athemzug und ließ ſich alsdann von dem Amtsdiener ſeinen Ueberrock, Hut und Regenſchirm geben, um nach Hauſe zu gehen, wo ihn dringende Geſchäfte erwarteten. —

Die Tageshelle eines ſolchen Winternachmittags — es war im Monat Januar — iſt raſch vorüber, beſonders wenn die Luft durch Schneegeſtöber verdunkelt wird, und ſo war es denn heute kaum vier Uhr, als ſchon die Straßenlaternen angezündet wurden und ſich in den Häuſern hier

und da Fenſter erhellten. Damit gingen auch die Geſchäfte in der Rathhaushalle zu Ende; der Marktmeiſter verſchloß ſeine Bücher und ſein Gehülfe verließ den jetzt kalt gewordenen öden Raum, nachdem er ſeinen ſchwarzen Rock bis unter das Kinn zugeknöpft, ſeine Mütze tief in den Kopf hineingezogen und einen grauen groben Plaid um die Schultern gehängt hatte.

Draußen zündete er ſich den Reſt einer Cigarre an, den er ſorgfältig in ein Papier gewickelt bei ſich trug, und ging nun, die Hände in den Taſchen ſeiner Beinkleider, ſo gut als möglich gegen Schnee und Kälte verwahrt davon. Wohin, das wußte er eigentlich ſelbſt kaum. Nach ſeiner Wohnung? Was ſollte er dort thun, in einem ungeheizten Raume, zwiſchen vier kahlen Wänden, mit der Ausſicht auf die Dächer der Nachbarſchaft, wenn überhaupt bei der Nacht eine Ausſicht möglich geweſen wäre? Beſſer war jedenfalls der Gedanke, einen Gang aus der alten Stadt in die neue zu machen, dort, wo es auf den breiten Trottoirs und bei der helleren Gasbeleuchtung viel unterhaltender war, als hier in den winkeligen Gaſſen. Dort hatte er auch in einem ſehr eleganten und frequenten Geſchäfte einen Freund, den er zuweilen beſuchen durfte, wenn derſelbe gerade nicht zu ſehr beſchäftigt war; auch gab es dort oben allerlei Vergnügungen, die unentgeldlich zu haben waren: man konnte die reichen Equipagen betrachten, man konnte ſich an dem großen Theater aufſtellen, und nach all

Boote voll Mannſchaft bugſiren den rieſenhaften ſchwerfälligen Schiffskörper ſo langſam vorwärts, daß man kaum eine Bewegung an ihm wahrnimmt. Vor uns liegt eine ganze Reihe großer und kleiner Dampfer; einige haben angefangen zu heizen und rauchen leicht, andere laſſen den weißen Dampf ziſchend ausfahren wie auch unſer Vectis, der wie in weiße Wolken eingehüllt iſt und nach allen Seiten ſeine überflüſſige Kraft hinausſpritzt. Unzählige Boote ſchwärmen zwiſchen den Schiffskoloſſen umher; alle ſind mit dem Namen irgend eines Heiligen verſehen, und die ganze bibliſche Geſchichte ſchwimmt hier auf dem Waſſer umher. Die Schiffer ſind meiſtens in brauner Jacke, mit der rothen phrygiſchen Mütze auf dem Kopf, und bringen uns in kurzer Zeit für 1 Fr. 50 Cent. mit unſerm Gepäck an den Quai d'Orleans, wo die berühmteſte Straße von Marſeille, die Cannebière beginnt, von der die hieſigen ehemaligen Phönizier in ihrer Beſcheidenheit ſagen: wenn Paris eine Cannebière hätte, ſo wäre es ein kleines Marſeille. Uebrigens concentrirt ſich auch faſt das ganze hieſige Leben auf die Straße und die Hafenquais, an der Cannebière ſind die ſchönſten Läden, Magazine, die erſten Gaſthöfe, die prächtigſten Cafés, und wenn man hier umherſchlendert, iſt man ſicher, nach und nach ſämmtlichen Fremden zu begegnen, die ſich in Marſeille aufhalten. Die Quais an beiden Seiten des Hafens ſind unendlich belebt; in langen Reihen folgt ein ſchwerbeladener zweirädriger Karren dem andern, mit ſtarken, meiſtens grauen Pferden beſpannt; die Geſchirre ſind mit Meſſing und rothen Quaſten bedeckt, und an beiden Seiten des Kummets ſtehen lange geſchweifte Hölzer wie Hörner hervor, die der ganzen Beſpannung ein eigenthümliches Anſehen geben. Laſtträger mit Säcken und Kiſten durchkreuzen dieſe Linie jeden Augenblick, natürlicherweiſe unter vielem Geſchrei, da ſie oft in unangenehme Berührung mit den Wagen kommen. Schiffer ſtehen Cigarren rauchend in Gruppen beiſammen oder irgend welche Kaufleute umgebend, die über Fracht und Ladung mit ihnen handeln; hier werden Kiſten und

dieſen Unterhaltungen ſchwebte ihm dann am glänzenden Endziele irgend ein kleines Wirthshaus vor, wo er vielleicht ſo bekannt war, mit der Bezahlung des zweiten Schoppens Bier auf morgen zu vertröſten, nachdem er dem Kellner für den erſten gerecht geworden. Ehe er aber die innere Stadt verließ, verſchaffte er ſich hier in einem kleinen Laden Alles wohlfeiler, als in ähnlichen Verkaufslokalen der reichen Stadttheile, wo die Metzger einen unvernünftigen Luxus trieben mit Blumen hinter ihren Schaufenſtern, mit kleinen Springbrunnen und ſinnreich verzierten Schweinsköpfen.

Bei ſeinem abendlichen Spaziergange nahm er, vielleicht unwillkürlich, vielleicht aber auch in einer leicht begreiflichen Ideenverbindung, den gleichen Weg wie heute Mittag, wo er den Brief des Amtsdieners nach der Wohnung des Stadtſchultheißen beſorgte, wo es ihm ſehr angenehm geweſen war, ſeine Botſchaft an das hübſche Dienſtmädchen ausrichten zu dürfen, welches heute Morgen einen großen Eindruck auf ſein Herz gemacht. Da lag in Kurzem das große, ſtattliche Haus vor ihm, und an der langen Reihe der hohen Fenſter ſah man überall, wenn auch jetzt nur erſt gedämpftes Licht, die Anfänge der ſpäter glänzenden Beleuchtung. Auf der einen Seite dieſes Hauſes war eine ſchmale Gaſſe, von der aus man die Nebenſeite des Gebäudes, das Treppenhaus, Küche ſowie auch die Stallung überſehen konnte. Hier machte ſich ein ungewöhnliches Leben bemerkbar, Lichterglanz huſchte die Treppe

auf und ab, im Hofe war der Kutſcher beſchäftigt, auch die an der hinteren Seite des Hauſes angebrachten Laternen zu entzünden, und die Küche ſtrahlte in einem wahren Meere von Beleuchtung.

Es iſt ſehr angenehm, die Zurüſtungen zu einem glänzenden Feſte in ſeinen erſten Anfängen zu ſehen, wenn man ſpäter berechtigt iſt, demſelben anzuwohnen. Hat man aber die Ausſicht auf ein Souper von Wurſt und Bier, ſo iſt es beſſer, von einer hell erleuchteten Küche mit ziſchenden und brodelnden Caſſerolen und Pfannen die Blicke abzuwenden.

Unſer Schreiber that dies denn auch, ſein Haupt ſchmerzvoll mit dem Plaid verhüllt, doppeltes Leid im Herzen, denn als er ein paar Schritte weiter ging und einen Blick in das heimliche Stübchen neben der Küche warf, ſah er dort das Fenſter allerdings nur zu einer kleinen Spalte geöffnet; doch war dieſe groß genug, um einen ſüßen Bratenduft ſowie einen feinen Geruch von Gewürzen aller Art, von kochenden Aepfeln und Roſinen entſtrömen und ihn bemerken zu laſſen, daß der wohlbeleibte Koch im weißen Anzuge mit dem feiſten, rothen, lächelnden Geſichte der Jungfer Margareth gerade ein Glas dampfenden Punſches ausfüllte und daß beide alsdann mit gegenſeitigen wohlwollenden Blicken anſtießen. Er hätte gern Proſit! gerufen, doch nahm er einen beſſeren Theil und zog ſchweigend ſeines Weges, wobei er aber dachte,

daß, wenn er je in den Fall kommen ſollte, ein derartiges reiches Hausweſen zu beſitzen, er es nicht dulden würde, daß ſo feiſte, unverſchämte Köche, wenn auch vorübergehend, in ſeiner Küche beſchäftigt würden.

Jetzt hatte er die engen Gaſſen der alten Stadt hinter ſich, und vor ihm lag die breite Schloßſtraße, welche an der fürſtlichen Reſidenz vorüberführte und die Hauptpulsader der neuen Stadt genannt werden konnte. Das Schneegeſtöber hatte aufgehört; nur hier und da noch wirbelten Flocken um die glänzenden Gaslaternen wie die Mücken ums Licht. Equipagen mit ſtrahlenden Laternen rollten hin und her, die breiten Trottoirs waren mit Fußgängern aller Art bedeckt.

Es war aber auch ſchon der Mühe werth, hier an den taghell erleuchteten Schaufenſtern vorüber zu ſpazieren, die ſo verführeriſch ausgelegten buntfarbigen Stoffe zu betrachten, die goldenen Geſchmeide, die Bronze- und Kryſtallwaaren; nicht minder intereſſant ſchien es aber unſerem Spaziergänger im grauen Plaid, die Leute zu betrachten, die wie er in die hohen Spiegelſcheiben blickten, um aber oft etwas ganz Anderes zu beobachten, als die ausgelegten Waaren, Blicke zu entdecken, die hin und her gewechſelt wurden, leiſe geflüſterte Worte zu verſtehen oder zu deuten.

Vor einem dieſer Magazine, welches ſich weniger durch den Reichthum oder die Mannigfaltigkeit der ausgelegten Waaren bemerklich machte, als durch eine lebensgroße

Dame in violettem Sommerkleide, mit glänzend weißen Schultern, eben solchem Nacken und einem schönen Gesichte von einer fast erschreckenden Regelmäßigkeit, blieb unser Schreiber stehen. Sie hatte den Kopf kokett ein klein wenig auf die Seite geneigt, ein freundliches Lächeln spielte um ihren viel zu kleinen Mund und die großen, blauen, starren Augen schauten, anstatt die sie Betrachtenden ebenfalls anzusehen, ziemlich theilnahmlos hinaus in weite Fernen. Diese Dame drehte sich beständig, aber sehr langsam um sich selber herum, den Zuschauern jetzt den glänzenden Nacken mit dem kunstreichen Chignon zeigend, dann den etwas kühn gewölbten Busen mit zwei langen Locken, welche zur Seite ihres Kopfes herabhingen.

Der Gehülfe des Marktmeisters betrachtete indessen, während er durch die Ladenscheibe sah, nicht die kokette, sich in Einem fort drehende Dame, auch nicht die kleinen Flaschen, Büchsen, Gläser mit den verschiedensten Aufschriften, oder Haar- und andere Bürsten, sondern seine Blicke drangen zwischen diesen Gegenständen hindurch in das Innere des Ladens, wo man vor vier großen Spiegeln vier bequeme Lehnsessel sah, von denen zwei mit Herren besetzt waren, welche, in weiße Pudermäntel gehüllt, sich frisiren ließen. Unser Zuschauer wartete geduldig, bis diese beiden Herren das Gewölbe wieder verlassen hatten und bis einer der Gehülfen des Friseurs, um frische Luft zu schöpfen, an die Thür des Magazins kam. Dann trat

er vor, und an der Art, wie die Beiden ſich begrüßten, konnte man ſehen, daß es Bekannte waren; doch lag immerhin eine Verſchiedenartigkeit in dieſem Begrüßen und Erkennen, denn während der Mann im grauen Plaid faſt ſchüchtern ſeine Mütze abnahm und in einem beinahe ehrerbietigen Tone ſagte: „Ich würde dich einen Augenblick beſuchen, wenn ich nicht fürchten müßte, zu ſtören," entgegnete der Andere mit dem gezwungenen Lächeln eines großmüthigen Beſchützers, indem er mit auseinander geſpreizten Beinen da ſtand, ſich langſam auf den Hüften wiegend:

„Komm nur herein, alter Kerl, und ſetze dich in die Ecke; wir können ein wenig plaudern, denn unſer geſtrenger Chef iſt ausgegangen." Und vornehm in den Laden eingetreten, fuhr er alsdann fort: „Da laß dich einen Augenblick vor dem Spiegel nieder, und unſer neuer Lehrling kann deine verwahrloſten Haare indeß ein wenig in Ordnung bringen; wenn du dich alsdann maleriſch in deinen Plaid wickelſt und dich dort in die halbdunkle Ecke begibſt, ſo wird dich Jedermann für etwas Rechtes halten."

Der Lehrling warf dem Schreiber einen ſchon etwas gebrauchten Pudermandel um, den dieſer ſelbſt dicht unter dem Kinn zuſammenzog, und als nun nach einiger Mühe ſein ſtruppiges Haar, durch Kamm und Bürſte gebändigt, durch Pomade geglättet, anſtändige Formen annahm, meinte er, ſeufzend in den Spiegel blickend: „Wie wahr

iſt doch das Sprüchwort: Kleider machen Leute; denn wenn ich mich zu der Idee verſteigen könnte, daß ſich hier unter dem Pudermantel ein eleganter Anzug befände, ſo wirſt du mir zugeben müſſen, daß mein Kopf dazu paſſen würde, ſelbſt wenn dieſer Anzug ein modiſcher ſchwarzer Frack mit einem glänzenden Stern wäre, und ich alsdann wie ein vornehmer Herr ausſähe."

„Nicht ſo ganz," erwiederte lachend der Gehülfe des Friſeurs; „ſage meinetwegen, du würdeſt ausſehen wie der erſte Schreiber eines reichen Notars, oder wie ein Sprachlehrer, höchſtens wie ein Candidat der Theologie, denn mit einem ſolchen hat dein ſcheinheiliges Geſicht mit den niedergeſchlagenen Augen am meiſten Aehnlichkeit, oder auch mit einem Tanzmeiſter, wenn man deinen hüpfenden Gang ſieht, der ſo gar nicht zu deiner Phyſiognomie ſtimmt. Du biſt überhaupt ein Kerl, der innerlich und äußerlich aus zwei ganz entgegengeſetzten Theilen beſteht: im Kopfe und in den Händen Talente genug, in deinem Herzen und in deinem Willen die größte Faulheit. Wie möchte ich ſo wie du für mageren Lohn den Marktweibern ihren Kohl und ihre Kartoffeln aufſchreiben, da es ja doch in deinem Willen läge, dir bei einem Kupferſtecher oder Lithographen ein behaglicheres und beſſeres Auskommen zu verſchaffen?"

„Ich kann nicht ruhig auf einem Platze ſitzen bleiben," erwiederte der Andere. „Du haſt gut reden; ich möchte

dich einmal den ganzen Tag auf dem Stuhle ſitzen und Striche machen ſehen, bis dir die Augen blind werden."

„Und das könnteſt du ſehen und haſt es ſchon oft geſehen — meinſt, es ſei weniger ſchwierig und unterhaltender, einzelne Haare in ſeine Seide zu fädeln?"

„Das geſchieht aber nur zur Abwechslung und wenn ihr nichts Anderes zu thun habt. Wie unterhaltend iſt dagegen eure übrige Arbeit, den Leuten an ihren Köpfen herumzuſpielen, dabei zu plaudern und zu lachen, alles Neue zu erfahren, Jedermanns Freund zu ſein — und dann erſt die Damen! Ich dachte mir ſchon oft, es iſt ſehr ſchade, daß ich kein Friſeur geworden bin."

„Auch das hat ſeine Schattenſeiten," meinte ſeufzend der Haarkräusler-Gehülfe; „allerdings thut man dabei Blicke in Familien- und andere Geheimniſſe und empfängt Eindrücke, die, ohne Ausſicht auf Erfolg, nur zu unſerer Beunruhigung dienen und ſchwer wieder zu verwiſchen ſind."

„Aber ihr wißt, wofür ihr arbeitet, ſeid gut bezahlt, und das, was ſo nebenbei abfällt, iſt auch nicht zu verachten, während ſo ein armer Kupferſtecher oder ein noch ärmerer Lithograph gerade ſo viel verdient, um nicht Hungers zu ſterben."

„Nun, bei der Marktſchreiberei ſcheinſt du mir auch nicht beſſer geſtellt zu ſein, du erſcheinſt da wahrhaftig in einem unverantwortlichen Anzuge; wenn nicht die Erinnerungen an unſere gemeinſchaftliche Schulzeit ſo mächtig

in mir wären und ich nicht wüßte, daß du im Grunde ein guter Kerl biſt, ſo müßte ich wahrhaftig in meiner Stellung allen Umgang mit dir abbrechen."

Der Perrückenmacher ſagte das, indem er den rechten Fuß wie in einem Tanzpas vorgeſetzt hatte, den Oberkörper etwas zurückgebogen und ſeinen Freund von oben bis unten betrachtend, wobei er ein Brenneiſen, welches er am Zeigefinger ſeiner rechten Hand hangen hatte, jetzt mit großer Geſchicklichkeit im Kreiſe herum wirbelte — und das mußte wahr ſein, der Andere, jetzt des ſo viele Mängel verhüllenden Pudermantels entledigt, ſah gerade nicht empfehlenswerth aus. Seinen abgeſchabten ſchwarzen Frack kennen wir bereits — Wäſche war durchaus keine ſichtbar, die Weſte nicht nennenswerth, und was ſeine Beinkleider anbelangte, ſo wollen wir lieber den Blick ſtillſchweigend daran hinunter gleiten laſſen, um ſein Piedeſtal höchſt traurig zu finden.

Die letzte Bemerkung mochte der Friſeur machen, denn er fragte ihn: „Trägſt du Schuhe oder Stiefel?"

„Stiefel, das will ich meinen!"

„So würde ich dir den Rath geben, die Beinkleider in dieſelben hinein zu ſtecken, wie es jetzt Mode iſt, denn ich ſehe an denſelben ein paar verdächtige Franſen oder etwas Aehnliches; vor allen Dingen aber ſetze dich dort in die Ecke und wirf deinen Plaid maleriſch auf Kniee und Füße

— oder haſt du vielleicht ſonſt noch Gänge vor, die deine Zeit in Anſpruch nehmen?"

„Das gerade nicht," erwiederte der Gefragte und fuhr, nachdem er in der halbdunklen Ecke Platz genommen, etwas kleinlaut fort: „Es iſt wahr, mit der verfluchten Schreiberei iſt nicht viel verdient, man kommt auf keinen grünen Zweig; Zeit habe ich genug, aber kein Geld."

„Und was machſt du mit deiner überflüſſigen Zeit auf deinem ſogenannten Bureau?"

„Zeichnungen, um mir die Langeweile zu vertreiben."

„Und früher, als du zeichnen ſollteſt, machteſt du zu gleichem Zwecke unnöthige Schreibereien."

„Ja, der Menſch iſt mit ſeinem Schickſale nie zufrieden!" ſeufzte der Gehülfe des Marktmeiſters.

„Und was zeichneſt du?"

„Spielereien, Caricaturen, lebende Buchſtaben, das heißt Buchſtaben, die aus menſchlichen Körpern zuſammengeſetzt ſind, und darin kann ich etwas leiſten, das mußt du ſehen."

Der Schreiber zog bei dieſen Worten eine alte Brieftaſche hervor, nahm daraus ein Blatt Papier, welches er auseinander faltete und dem Anderen überreichte.

„Siehſt du, wenn du das aus einiger Entfernung betrachteſt, ſo lieſt du deutlich den Namen Sprandel, ſo heißt der Amtsdiener des Raths und das Factotum des Stadtſchultheißen; ſchauſt du es aber in der Nähe an, ſo

findeſt du, daß die Buchſtaben aus lauter einzelnen Sprandeln beſtehen: Sprandel, wenn er Morgens verdrießlich daher ſchlendert, Sprandel, wenn er ſich vorm Stadtſchultheißen oder Einem vom Gemeinderathe bückelt, Sprandel, wenn er ſich am Ofen den Rücken wärmt, Sprandel, wenn er ſeinen Frühſtücksſchoppen trinkt, und hier am Schluſſe Sprandel, wie er mir über die Achſel ſchaut. Iſt das nicht famos?"

„Ich kenne deinen Sprandel nicht, aber du ſelbſt biſt zu erkennen, und deßhalb muß ich ſchon ſagen, daß es unverantwortlich iſt, ſo ein Talent, ſo eine feſte Hand, ſo ein feſtes Auge nur zu dergleichen Kindereien zu benutzen."

„Nicht wahr, ich bin ähnlich, und erſt der Sprandel, obgleich ſein Geſicht nicht viel größer als ein Stecknadelkopf iſt; es hat mich das aber Mühe genug gekoſtet, und ſiehſt du, was die Hauptſache iſt, das iſt die feine Schraffirung von haarſcharfen Strichen, die ſchräg über das Ganze laufen und Nebel und Regen vorſtellen ſollen; das iſt gerade wie guillochirt — doch was verſtehſt du von der Guillochir-Maſchine!"

„Allerdings ſo gut wie gar nichts — aber laß mir das Blatt; ich friſire da zuweilen den Commis einer Kunſthandlung, die ſtark in Landkarten arbeitet, das wäre eigentlich dein Fach. Doch jetzt ſetze dich in jene Ecke, es kommen Leute."

Der Schreiber that, wie ihm befohlen, und der Andere,

Fäſſer zugeſchlagen und bezeichnet, dort große Haufen Getreide von Staub und Schiffsſchmutz gereinigt. Auch an Eckenſtehern fehlt es hier nicht, die auf dem Werft umherlungern und auf den Augenblick paſſen, wo ſie mit dieſer oder jener Dienſtleiſtung einige Sous verdienen können, ebenſo wenig wie an Müßiggängern aller Art, welche die Straße verengen und jedermann im Wege ſtehen; zu den letztern rechne ich beſonders die Bootsleute der griechiſchen Schiffe, ſowie die aus Algier, Tunis und Marocco, welche man den ganzen Tag im langſamſten Schritt auf den Quais umherſchlendern ſieht; doch bilden ſie zwiſchen der andern Bevölkerung für das Auge eine maleriſche Abwechslung, und man ſieht ſie gern die gelben, braunen und ſchwarzen Geſichter unter dem weißen Turban oder den rothen und grünen Kopftüchern in ihren kurzen verzierten Jacken oder dem weißen Burnus, unter dem die hagern Arme hervorſchauen und die knöcherne Fauſt, welche die lange Pfeife trägt.

Das weibliche Geſchlecht iſt hier nicht aufs zierlichſte vertreten; die Matroſenweiber und Verkäuferinnen von Tabak, Wein und Branntwein haben ein ſchlampiges und ſchmieriges Ausſehen, und wenn man zuweilen eine ſchlanke, wohlgebaute Geſtalt ſieht, die aufrechten Hauptes einhergeht und das gebräunte ernſte Geſicht nur auf ihren Weg richtet, ſo iſt ſie vielleicht vom Dorf der Catalanen draußen. Zuweilen ſieht man auch Mädchen aus der Gegend von Toulouſe in einer eigenthümlichen, nicht unangenehmen Tracht; ſie haben graue Röcke, ſchwarze Spenſer, ein weißes Tuch, das über die linke Schulter herabfällt, und das ſchwarze Haar mit einem dunkelrothen Lappen umwunden.

Wie an allen Seehäfen, ſo herrſcht auch hier ein unausſprechlicher Parfüm, ein Gemiſch von Gerüchen aller Art, deſſen Hauptbeſtandtheil die Ausdünſtung des hier faſt ſtillſtehenden Seewaſſers bildet. Nur in der Nähe der Citadelle St. Nicolas auf dem Quai de la Rive neuve nimmt die Atmoſphäre einen aus-

da er zwei Herren eintreten ſah, zog an der Klingel, welche in das obere Atelier führte, und lud den einen Herrn mit einer graziöſen Handbewegung zum Sitzen ein, während er dem anderen, der ſchon vor einem der Spiegel Platz genommen hatte, mit einer unnachahmlichen Leichtigkeit den Pudermantel umwarf.

„Einen geraden Scheitel, wie gewöhnlich, und Eispommade?“ fragte der Friſeur.

„Geraden Scheitel, ja, aber Eispommade, nein; ſie riecht nach einer Stunde wie altes Unſchlitt, man kommt dadurch in die größte Verlegenheit.“

Dann wandte er ſich an den anderen jungen Herrn, ein Geſpräch ungenirt fortſetzend, das beide ſchon wahrſcheinlich auf der Straße angefangen.

„Mit dem Alten iſt in dieſer Richtung nichts anzufangen; aber meiner Mutter habe ich es geſagt — es nutzt aber nichts —, warum dergleichen große Geſchichten arrangiren, mag man ſie nun Bälle nennen oder mit dem beſcheidenen Namen Thés dansants? Man kann doch nicht mehr thun, als die Zimmer ſo vollſtopfen, wie nur immer möglich — und doch ladet man ſich für zehn Eingeladene ein Dutzend Mißvergnügter auf den Hals, die man übergehen mußte. Ueberhaupt bin ich ein Feind aller dieſer Damengeſellſchaften; man muß da Rückſichten nach allen Seiten nehmen, man iſt den ganzen Abend ein gefeſſelter Sklave, man muß plaudern, wo man ſchweigen möchte,

und umgekehrt; man muß auch tanzen, mit wem man nicht mag, zum Beiſpiel ich heute Abend in meiner Stellung als Sohn vom Hauſe ſollte ich das wenigſtens thun; aber ich glaube faſt, daß ich mir den Fuß übertreten habe — ich rechne auf dich, du kannſt für mich herumhüpfen — ich bin ohnehin ſchon zu alt dazu."

Der, welcher ſo ſprach, war ein junger Mann von vielleicht 20 oder 22 Jahren, ziemlich groß, ſchlank, mit einem vollen, nicht unangenehmen Geſichte und kleinem Schnurrbarte.

Der Andere, welcher ſich nun ebenfalls unter den Händen, und zwar des zweiten Friſeurs befand, war von kleiner, ſchmächtiger Statur, höchſtens um einige Jahre älter und hatte ein ſchmales Geſicht, dem wohl der ſtarke, röthliche Backenbart, welcher auf beiden Seiten in langen Spitzen bis auf die Bruſt herabhing, etwas Rundung geben ſollte. Er wandte jetzt lachend ſeinen Kopf herum und entgegnete: „Was ich vermag, werde ich leiſten, jugendlicher Greis, obgleich du mich in Betreff der kleinen Pfälzinger gewiß wieder vergeſſen haſt."

„Vergeſſen keinenfalls, aber meine Alte machte ein Geſicht — weißt du, kein Geſicht des Verdruſſes, aber eines von ſo grenzenloſer Verwunderung, daß ich ſogleich einſah, wie unmöglich es ſei, hier durchzudringen. Sie ſagte nur: ‚Eine Schauſpielerin? Ach, das muß ich mir ausbitten, was würde die Welt dazu ſagen!'"

„Ja, die Welt, die Welt!“ ſeufzte der Andere; „deine Mutter iſt ſonſt eine ſo aufgeklärte Frau.“

„Ich hatte viel für dich gethan,“ fuhr der Andere fort; „ich hatte meine Tante, die Frau Haupt-Staatsſchulden-zahlungs-Caſſen-Reviſorin — ein verfluchter Titel —, in ihrem Hauſe wohnt ja die Kleine, mit Hülfe meines Oheims, der ſchon als Demokrat freieren Anſichten huldigt, breit-geſchlagen.“

„Siehſt du, das iſt doch ein Beweis, wie anſtändig die Pfälzinger iſt.“

„Das mußt du am beſten wiſſen; das einzige Zwei-deutige, das ich von dem Mädchen weiß, iſt, daß ſie dir erlaubt, ſie zu beſuchen — geht mich aber nichts an. Meine Mutter ſchien's nicht ſo verſtehen zu wollen; als ich ſagte, Tante Reviſorin hätte ſich entſchloſſen, die Kleine mitzu-bringen, und das wäre doch ein ſicherer Beweis ihrer Anſtändigkeit, da lachte ſie laut auf und meinte: ‚O, die Tante kenne ich; ſie würde noch ganz jemand Anderes mit-bringen, weil ſie überzeugt wäre, dadurch ein Dutzend ſo-genannte anſtändige und brave Frauen zu ärgern.‘“

„Auch nicht übel!“

Das Friſiren war beendigt, und während ſich der größere der beiden Herren, der Sohn des Stadtſchultheißen Welker-mann, im Spiegel betrachtete und dabei ſeinen eleganten Paletot von dem Gehülfen leicht abſtauben ließ, meinte er:

„Du wirſt aber nicht zu kurz kommen; ich ſage dir,

die Mama hat im Departement der Einladungen für alles geſorgt, was gut und theuer iſt, ſo wie der Alte im Departement der inneren Angelegenheiten. Auch habe ich es ſo eingerichtet, daß wir unter uns Pfarrerstöchtern im hinteren Zimmer ſoupiren, und zwar mit Beihülfe einer guten Anzahl Flaſchen Roederer carte blanche. Biſt du nun zufrieden?"

„Ich hoffe, es zu werden," erwiederte der mit dem rothen Barte. „Doch werde ich morgen mit der kleinen Pfälzinger einen ſchweren Stand haben, oder vielmehr mit ihrer Mutter, der viel daran gelegen war, die Tochter in euer Haus zu bringen."

„Dieſe Mutter iſt eine ſehr brave Frau, im Intereſſe ihrer Tochter nämlich; doch hoffe ich, Kleiner, daß du es begreifſt, daß man dir dadurch ein neues Seil um die Hörner geworfen hätte," entgegnete der Sohn des Stadtſchultheißen in gleichgültigem Tone und ſetzte hinzu, während er, vor dem Spiegel ſtehend, ſeinen Schnurrbart drehte: „Begreiflicher Weiſe ohne irgend welche Anſpielung."

„Ich mache mir nichts daraus, man muß ſich eben an deine gewagten Bilder gewöhnen."

Hier erlaubte ſich der Friſeur, zu ſagen: „Man freut ſich allgemein auf den heutigen Ball des Herrn Stadtſchultheißen; der Principal iſt ſeit Mittag ſchon in den beſten Häuſern beſchäftigt."

„Dieſe armen Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit,"

meinte Herr Welkermann junior, „die da frisirt einen ganzen Nachmittag sitzen müssen und schon todtmüde sind, bis sie erst einmal zum Anziehen kommen. Da haben wir es doch besser. Was meinst du, wollen wir in den Jagdclub und dort eine Partie Billard spielen?“

„Dafür danke ich; ich hoffe mir heute Abend noch Bewegung genug zu machen.“

„Oder bringen wir sonst die Zeit herum; ich habe mich schon gleich nach Tisch auf der Bank verabschiedet, was man sehr begreiflich fand.“

Der Gehülfe reichte den beiden Herren ihre Hüte und sagte dabei, er wünsche ihnen viel Vergnügen.

„Das wird mäßig genug ausfallen,“ meinte der Sohn des Stadtschultheißen; „es ist eine harte Arbeit, so ein Ballabend. Ich bin überzeugt, Monsieur Fritz amusiren sich viel besser.“

„Ich hoffe, das Meinige zu leisten, Herr Welkermann — eine kleine Tanzpartie im Tivoli.“

„Dort ist es sehr amusant. Was meinst du, Kleiner, wenn es bei uns nicht zu spät würde, könnten wir noch ein Bißchen dorthin gehen?“

Nachdem die Beiden den Laden verlassen hatten, fragte der Gehülfe des Marktmeisters: „Denkst du wirklich daran, ins Tivoli zu gehen?“

„Warum nicht? Und wenn es dir Spaß macht, kannst du mich begleiten. Ich habe heute einen guten Tag ge-

habt, und wenn ich dich auch gerade nicht zum Tanz auffordern will, so wirst du mir es nicht abschlagen, an einem kleinen Nachtessen Theil zu nehmen; ich weiß nicht, warum ich nun einmal den Affen an dir gefressen habe — sind es allein unsere Schulzeit-Erinnerungen, oder ist es die Hoffnung, daß du später doch noch etwas Tüchtiges leisten wirst, oder ist es, weil du jetzt schon was Rechtes bist, in der Liederlichkeit nämlich, und weil man mit dir immer ein gewisses Aufsehen macht? Doch sei still, bemühe dich mit keiner Antwort und laß deinen Plaid ein klein wenig mehr über die trostlosen Stiefel herabhangen; ich höre einen Wagen anfahren. Wahrscheinlich etwas, das hier bei uns nicht an Gestalten wie die deinige gewohnt ist."

Ein Lakai öffnete die Thür des kleinen Cabinets, und als er sah, daß niemand Fremdes da war — den Schreiber in der Ecke schien er nicht zu beachten —, flüsterte er dem Gehülfen zu: „Es ist mir recht, daß Sie allein sind; mein Herr will sich im Vorbeifahren rasch seine Haare herrichten lassen!" Und damit verschwand er wieder.

„Wer ist sein Herr?" fragte leise der Schreiber.

„Der Baron von Rivola, ein schon älterer Herr, wohnt eine Stunde von der Residenz auf seinem Gute, kommt aber häufig in die Stadt, ist nicht nur bei Hofe gern gesehen, sondern auch in allen Kreisen der Gesellschaft; es sollte mich gar nicht wundern, wenn er heute Abend beim Stadtschultheißen wäre. Doch halte dich ruhig, da kommt er."

Der Gehülfe ging nach dieſen Worten dem hereinkommenden Herrn entgegen, machte eine tiefe Verbeugung und führte ihn vor den größten Spiegel des Cabinets, neben welchem ausnahmsweiſe zwei Gasflammen brannten; auch wandte er ſorgfältig das Sitzkiſſen des Fauteuils um und holte mit raſchem Griffe aus einer Commode einen ganz reinen Pudermantel heraus.

Baron Rivola, ein Mann ſtark in den Fünfzigern, ließ ſich ſtillſchweigend nieder und ſagte erſt, als ihn der Gehülfe fragend anſah: „Nur das Haar ausbürſten und etwas Pomade.“

Dieſes Haar, ſehr ſtark und ungebändigt aufſtrebend, war aber ſchon ſtark ergraut; unter demſelben ſah man eine hohe, breite Stirn, ein Paar blaue Brillengläſer, eine ſtarke, knochige Naſe ſowie einen ſcharf gezeichneten Mund mit dünnen Lippen und ein hervorſtehendes Kinn, beides Zeichen großer Energie.

„Befehlen der Herr Baron eine Zeitung?“

„Ich danke, es wird nicht zu lange dauern.“

„Schlechtes Wetter, Herr Baron; ich glaubte, heute nicht mehr das Glück zu haben, den Herrn Baron bei uns zu ſehen.“

„Es wäre auch zu Hauſe an meinem Kaminfeuer angenehmer; doch muß man der Geſellſchaft, in welcher man lebt, Opfer bringen.“

„Ich glaube, es iſt eine Soirée bei Hofe; der Adjutant

Sr. Majeſtät, Graf Dichſenheim, ſprach heute Morgen davon.“

„So — ich weiß nicht.“

„Auch iſt ein Ball beim Herrn Stadtſchultheiß.“

„A—a—ah!“

Vielleicht mochte dieſes ausholende Geſpräch dem Betreffenden gerade nicht angenehm ſein, denn er griff mit der Hand nach den Zeitungen, die vor ihm unter dem Spiegel lagen, bekam aber ſtatt deſſen die Zeichnung des Marktſchreibergehülfen in die Hand, welche Monſieur Fritz dort hingelegt. Der Baron entfaltete ſie, blickte ſie zuerſt gleichgültig, dann aber offenbar mit ſo großer Aufmerkſamkeit und ſo unverkennbarem Intereſſe an, daß ſich der Friſeur nicht enthalten konnte, den Kopf ſeitwärts zu wenden und ſeinen Freund durch ein bedeutſames Nicken darauf aufmerkſam zu machen.

Der Herr Baron hatte jetzt das Papier ganz dicht der Gasflamme genähert und fragte: „Was iſt denn das?“

„Federproben eines meiner Freunde, der allerdings ſehr correkt zu zeichnen verſteht, wie der Herr Baron, der ein ſo großer Kenner iſt, gewiß ſogleich geſehen hat.“

„Sehr correkt.“

„Dieß iſt aber nur die Frucht einer müßigen Stunde, nur ſo aufs Papier hingeworfen; wenn ſich mein Freund Mühe geben will, ſo kann er noch ganz Anderes zu Stande bringen. Hat er doch neulich einmal das Vaterunſer auf

einen Kreuzer geſchrieben, und ſo deutlich, daß man es mit der Loupe leſen konnte."

„Ah, mit der Loupe — er verſteht damit umzugehen?"

„Gewiß, Herr Baron."

Dieſer faßte mit den Händen an den Taſchen ſeiner Weſte herum und brachte nach einigem Suchen eines der eben genannten Inſtrumente hervor, hielt dieſes über die Zeichnung und prüfte lange, nachdem er ſeine blaue Brille in die Höhe geſchoben und die Loupe vor das rechte Auge gebracht hatte. Dann ſagte er: „In der That, ſehr correkt!" Worauf er, nachdem er das Blatt hingelegt und die Loupe wieder eingeſchoben, in gleichgültigem Tone ſagte: „Und wer iſt dieſer Freund — ein Kupferſtecher oder ſo etwas?"

Monſieur Fritz zuckte mit den Achſeln und ſagte lächelnd: „Er iſt von Allem etwas, Herr Baron, und im Ganzen mehr als wenig; er war auch einmal Kupferſtecher, auch Lithograph, iſt jetzt Schreibereigehülfe des Marktmeiſters, wo er ein kärgliches Brod verdient, und — in dieſem Augenblicke zufällig hier im Zimmer."

Der Betreffende, welcher den Augenblick gekommen glaubte, ſich vorſtellen zu dürfen, kam aus der Ecke hervor, wobei er aber die Vorſicht gebrauchte, durch den Plaid den unteren, defekten Theil ſeiner Beinkleider ſowie ſeiner beſchmutzten Stiefel bedeckt zu halten, was ſeiner ganzen Figur ein eigenthümliches Ausſehen verlieh.

„Ei," ſagte der alte Herr, indem er dieſe ſeltſame Er-

ſcheinung aufmerkſam betrachtete, „für das, was Ihr Freund vielleicht könnte, hat er es nicht weit gebracht.“

„Das habe ich ihm ſchon oft geſagt, Herr Baron; er hätte bei der Kupferſtecherei bleiben ſollen, aber er hat kein Sitzfleiſch — verzeihen Sie mir den Ausdruck, Herr Baron!“

Ueber die Züge des alten Herrn flog ein kurzes, ſcharfes Lächeln, als er erwiederte: „Er ſieht allerdings ſehr mager aus — ja, ohne Fleiß und Ausdauer bringt man es zu gar nichts.“

„Er würde auch Fleiß und Ausdauer haben, aber nur für kurze Zeit; ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen, Herr Baron?“

„Ausdauer für kurze Zeit? Nein, das verſtehe ich nicht.“

„Ich meine nur, er würde eine gute Arbeit mit großem Fleiße, vieler Mühe und Ausdauer meiſterhaft zu Stande bringen, wenn er dafür ſo ordentlich belohnt würde, daß er alsdann eine Zeit lang wieder nichts zu thun brauchte.“

„Ah, und das Geld, welches er alsdann verdient, luſtig auszugeben?“

„So iſt's, Herr Baron. Aber beſſer wäre es noch, wenn man ihm vielleicht einen ganz kleinen Dienſt verſchaffen könnte, vielleicht in einer Bibliothek, denn er kann auch Latein und Griechiſch, und einen Katalog würde Niemand ſo ſchön ſchreiben, wie er; auch wäre er für ein Kupferſtich-Cabinet verwendbar. Der Herr Baron haben

geſprochenen Charakter an, weil hier Theergeruch vorherrſcht, der vom Kalfatern alter ruinirter Schiffe herkommt.

Einer unſerer Reiſegeſellſchaft vom Vectis hatte mir das Hôtel des Empereurs vorgeſchlagen, ein impoſantes Gebäude auf der Cannebière, doch war's mir nicht möglich, hier ein einigermaßen ordentliches Zimmer zu erhalten; man gab mir eines auf der Hinterſeite des Hauſes mit abgefallenen Kalkwänden, einem Steinboden ohne Teppich und der Ausſicht auf ein paar Dutzend ſchwarzer Schornſteine, die mir nur den Anblick eines ganz kleinen Stückchens blauen Himmel geſtatteten. Da ich aber vorausſichtlich mehrere Tage in Marſeille bleiben mußte, — denn weder waren meine beiden Freunde eingetroffen noch fand ich Briefe von ihnen — ſo ſuchte ich mir ein behaglicheres Quartier, das ich auch im Hôtel des Ambaſſadeurs fand. Es ging mir hier faſt wie jenem Württemberger am Cap der guten Hoffnung, der nach einem Sindelfinger fragte und einen Böblinger traf, und wenn mich auch kein Landsmann aus letztgenannter Stadt bewillkommte, ſo fand ich doch in dem Geſchäftsführer des Hauſes einen Stuttgarter, der mich aufs freundlichſte empfing. Es war übrigens ein glücklicher Zufall, der mir ein angenehmes Quartier verſchaffte, denn ich hatte mich wahrſcheinlich auf dem Meer erkältet, und eine hartnäckige Halsentzündung feſſelte mich mehrere Tage ans Zimmer. Uebrigens rathe ich jedem, der es gut mit ſeiner Kaſſe meint, in Marſeille nicht krank zu werden; denn für das Auflegen einiger hungrigen Blutegel und ſehr unangenehmer Kataplasmen mußte ich ein ungeheures Geld bezahlen. Ohne mich in weitere Details einzulaſſen, will ich nur noch erwähnen, daß, wenn der Miſtral durch die Straßen wehte, ich täglich für drei Franken Holz verbrennen mußte, wenn ich nicht halb erfroren vor meinem Kamin ſitzen wollte.

Dabei war ich ſo entſetzlich allein, die Tage wollten nicht vorübergehen und die langen Abende nicht endigen. Bekannte

eine ſo große Bekanntſchaft," fuhr der Gehülfe des Friſeurs in bittendem Tone fort, „und ſchon ſo manchem jungen Künſtler geholfen, wenn Sie nur einmal die Gnade hätten, Sich meines Freundes gelegentlich zu erinnern — Franz Steffler, Gehülfe bei dem hieſigen Marktmeiſter."

„Schreiben Sie mir den Namen da auf die Zeichnung, und auch, wo Ihr Freund wohnt."

„Gott lohne es Ihnen, Herr Baron! So unſcheinbar er auch ausſieht, ſo hat er doch ein gutes Gemüth und iſt über alle Beſchreibung dankbar."

Der Freiherr von Rivola ſteckte die Zeichnung in die Taſche und ſagte, während er ſeinen Hut aufſetzte: „Ich werde mich Ihres Freundes erinnern; ob ich aber etwas für ihn thun kann, iſt die Frage."

Er verließ das Cabinet, und der Friſeur eilte ihm nach bis auf die Straße, wo er ihn gern in den Wagen gehoben und den Schlag hinter ihm geſchloſſen hätte, wenn dies alles nicht der elegante Diener beſorgt.

„Siehſt du, Kerl," rief er hierauf, als er wieder in das Cabinet zurückgekommen war, „jetzt müßte mich Alles trügen, oder ich habe deinem Glücke eine gute Handhabe gedreht; wenn der etwas für dich thun will, ſo kann er's — dich vielleicht bei der Bibliothek anſtellen laſſen oder beim Kupferſtich-Cabinet, oder auch dir eine gute Arbeit verſchaffen, welche dir tüchtig Geld einträgt."

„Das Letztere wäre mir das Liebſte, nur ſo viel, um

mich ordentlich herrichten zu können, um nach Amerika auszuwandern, denn aufrichtig gestanden, hier komme ich doch auf keinen grünen Zweig."

„Darin hast du allerdings nicht Unrecht."

„Was hält mich auch hier zurück? Ich habe keine Eltern mehr, auch sonst keine Verwandten, und den Leuten, die sich allenfalls für mich interessiren, die zuweilen zärtlich nach mir ausschauen, ob ich noch am Leben bin, gehe ich gern aus dem Wege; ja, wenn ich wirklich einmal etwas Rechtes verdiente, so würden sie ihre Sorgfalt so weit treiben, mich höflich zu ersuchen, ihnen so bald als möglich einen freundschaftlichen Besuch zu machen. Deßhalb Geld verdient und dann aufgepackt und fort!"

„Ohne Anzeige in den öffentlichen Blättern, wer vor deiner Abreise nach Amerika noch eine gültige Forderung zu stellen habe, möge sich bei Zeiten melden?"

„Es ginge auch ohne das."

„Nun aber Scherz bei Seite. Ich weiß nicht, es ist mir immer, als wenn der Mann etwas für dich thäte; deßhalb wollen wir auch allen Ernstes heute Abend ins Tivoli gehen. Verfüge dich in deine Wohnung, mache dich so anständig, als immer möglich, und hole mich um acht Uhr ab."

Drittes Kapitel.

Nachdem wir vorhin das Haus des Stadtſchultheißen von der Straße aus geſehen mit ſeinen Zurichtungen zum heutigen Balle, müſſen wir uns im Verlaufe unſerer Geſchichte ſchon erlauben, auch das Innere deſſelben zu betreten. Sehr viele Einladungen zum heutigen Feſte waren ergangen, Einladungen mit verblümten Redensarten, wie ſie jetzt bei ſolchen Veranlaſſungen der Brauch ſind, die häufig nur errathen laſſen, wozu der Gaſt eingeladen iſt: „Für einen Ball bittet ſich Madame N. von Herrn N. N. die Ehre aus, den Abend des und des bei ihr zubringen zu wollen", oder: „Herr N. und Madame N. werden ſich freuen, wenn Herr N. N. eine Taſſe Thee bei ihnen annehmen wolle"; zu einem Diner heißt es gewöhnlich „auf einen Löffel Suppe".

Die Eingeladenen zum Feſte des Stadtſchultheißen

wußten aber ſchon, woran ſie waren, und Madame Welkermann hatte kein Geheimniß daraus gemacht, daß es ein wirklicher Ball ſein ſolle, und zwar aus einer Veranlaſſung, die ihrem Mutterherzen wohlthat. War doch ihre achtzehn Jahre alte Tochter vor Kurzem aus der Penſion zurückgekehrt und ſollte nun mit vollem Glanze zum erſten Male in die Welt eingeführt werden!

Madame Welkermann war eine brave Frau, hatte aber als Tochter einer der erſten Patrizierfamilien einer ehemaligen Reichsſtadt den Glauben, ſie habe Herrn Welkermann eine außerordentliche Ehre angethan, indem ſie ihm ihre Hand reichte. Allerdings war dieſer damals nichts Anderes geweſen, als ein kleiner ſtädtiſcher Beamter, der übrigens, als Sohn des verſtorbenen reichen Stadtſchreibers Welkermann, mit Verſtand ſowie ſehr vielen natürlichen Anlagen ausgerüſtet, wohl zu einer guten Laufbahn Hoffnung gab, welche, wie wir bereits geſehen, denn auch eingetroffen war. Madame Welkermann war im Laufe der Jahre Stadtſchultheißin geworden, und die Familien derer von der Eſchenbach betrachteten ſie, wenn auch nicht mit Stolz, doch mit Genugthuung.

In der Küche des Hauſes loderte das Feuer ſtärker als je, und der für heute dirigirende Koch gab ſich die größte Mühe, die Thüren ſeines Appartements feſt verſchloſſen zu halten, damit kein Speiſegeruch auf Vorſaal und Treppe hinaus dringe, was er mit vollem Rechte für

höchſt unanſtändig erklärte. Doch bemerkte man nur in den unteren Räumen Leben und Bewegung; oben und auf den Treppen hatte alles unnöthige Gelaufe aufgehört, und das ganze anſehnliche und reiche Apartement befand ſich zur Aufnahme der Gäſte bereit und in voller Parade. Dieſe hielt der Stadtſchultheiß in eigener Perſon, im ſchwarzen Frack, weißer Halsbinde, tadellos von den ſtraff emporgebürſteten Haaren bis zu den Spitzen ſeiner lackirten Stiefel, nun zum letzten Male ab, und zwar in Begleitung ſeines heutigen dienſtthuenden Adjutanten Herrn Aſcher, eines ehemaligen Kammerlakaien, der ſich vom Dienſte zurückgezogen und nun in guten Häuſern bei Feſtlichkeiten aushalf.

Die Parade fing bei der Hausthür an, wo der Amtsdiener des Stadtraths ſtand, um die männlichen Gäſte in die unten befindliche Garderobe zu weiſen, die Damen dagegen zu bitten, ſich zur Ablegung ihrer Mäntel und Shawls die Treppe hinauf zu bemühen.

Daß Herr Sprandel mitten in grünem Geſträuche ſtand, verſteht ſich von ſelbſt, ebenſo, daß die breite Treppe mit Blumen beſetzt und mit Teppichen belegt war. Dann kam man oben, nachdem man einen ſchweren Vorhang aufgehoben, welches Geſchäft der Kutſcher des Hauſes für die Gäſte zu beſorgen hatte, in ein reich beleuchtetes Veſtibule. Es war dies in den gewöhnlichen Zeiten ein dunkler, unbehaglicher Raum, der aber jetzt, mit Teppichen belegt,

mit Pflanzen und Sitzgelegenheiten decorirt, einen festlichen Anblick bot.

„Charmant!“ sagte der Stadtschultheiß zu Herrn Ascher, welcher sich stillschweigend verbeugte. Nun ging man durch die ganze Zimmerreihe, an der sämmtliche Thüren ausgehoben worden waren, sowie alles entfernt, was an die niederen täglichen Bedürfnisse des Lebens erinnern konnte. War doch sogar das Schlaf- und Arbeitszimmer des Herrn Welkermann nicht geschont worden und Alles, bis auf eine einzige abgesonderte Stube, in den Bereich der Festlichkeit gezogen! Diese Stube bot dafür aber auch ein merkwürdiges Durcheinander, ein wahres Chaos von Kisten, Schränken, Möbeln und Bettwerk. Es war ein Glück, daß dort Finsterniß herrschte, und der Stadtschultheiß hatte zu seiner Beruhigung den Schlüssel zweimal umgedreht und in seine Tasche gesteckt.

„Es ist das alles in der That gelungen,“ sagte er, nachdem er in der Begleitung Ascher's sämmtliche Zimmer durchgegangen; „es ist überall hell genug, nicht zu warm und duftet höchst angenehm.“

„Letzteres ist das Einzige, was ich allenfalls auszusetzen hätte, Herr Stadtschultheiß,“ meinte Herr Ascher mit einer wichtigen Miene. „Die Frau Stadtschultheiß haben das Räuchern angeordnet, trotzdem ich mir zu bemerken erlaubte, daß in den großen und vornehmen Häusern, in denen ich zu serviren das Glück habe, niemals geräuchert

wird. Seine Excellenz der Herr Graf von Schapperbach, welcher mir beim Feſte Alles zu überlaſſen pflegt, welcher mich an nichts zu erinnern braucht, denn er kennt mich, unterläßt es dennoch nie, nachdem er mir Alles übertragen, warnend den Zeigefinger aufzuheben — jedes Mal, Herr Stadtſchultheiß —, was ſo viel heißen ſoll: Mein lieber Herr Aſcher, ich bin mit allem, was Sie thun, einverſtanden — aber um Gottes willen keine Räucherung!"

„Man könnte ja ein paar Fenſter öffnen," meinte der Stadtſchultheiß.

„Unbeſorgt; dieſer Geruch verflüchtigt ſich ſchon, ehe die Gäſte kommen."

„Im Uebrigen," fragte der Herr des Hauſes, „ſind Sie aber überzeugt, daß unſere Apartements einen guten, ja, wohlthuenden oder, wie ſoll ich ſagen, reichen Eindruck auf unſere Eingeladenen machen werden?"

„Gewiß, Herr Stadtſchultheiß. Ich bin überzeugt, daß ſogar unſere jungen, verwöhnten Herren „ſuberbe" ſagen, und Sie werden ſehen, daß Seine Excellenz der Herr Miniſter des Innern nicht verfehlen wird, Ihnen ſogleich ein Compliment zu machen."

„Es ſollte mich freuen, und ich weiß nicht, wem ich meine Erkenntlichkeit zu beweiſen habe, wenn unſer ganzes Feſt ſo vorübergeht, wie wir es wünſchen. Richten Sie Ihr Augenmerk noch ganz beſonders auf das Souper — man wird in zwei Hälften zu Nacht ſpeiſen: zuerſt bis

älteren Herrſchaften, welche nicht tanzen, dann die jungen Leute. Seien Sie mit dem Champagner nicht zu ſparſam, vergeſſen Sie aber auch nicht, daß wir zweierlei Sorten haben — nur zum Beſten der jungen Leute, denen, vom Tanze erhitzt, etwas Leichtes, Ungefährliches viel zuträglicher iſt."

„Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich, Herr Stadtſchultheiß. Ich werde das beſorgen, wie ſtets in den vornehmen Häuſern, mit deren Vertrauen ich beehrt werde."

„So — ich danke Ihnen. Bleiben Sie ſo viel wie möglich in der Nähe, wenigſtens bis die Geſchichte vollkommen im Gange iſt und dann von ſelbſt geht. Vergeſſen Sie nicht, mir ſagen zu laſſen, ſobald der Wagen des Miniſters ankommt, damit ich ihm die Treppen hinab entgegengehen kann."

„Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, ſo glaube ich ſagen zu müſſen: bis an die Treppe wäre genug. Seine Excellenz der Graf Schapperbach pflegt nur die Treppe hinab zu gehen, wenn es ſich um allerhöchſte Mitglieder der fürſtlichen Familie handelt.

„Gut," entgegnete der Herr des Hauſes, indem er würdevoll ſein Kinn aus der Halsbinde emporhob. „Machen wir es in dieſem Punkte, wie der Graf Schapperbach."

Der ehemalige Kammer-Lakai zog ſich mit einer Verbeugung krebsartig zurück und verließ alsdann in wichtiger Eilfertigkeit das Zimmer, nachdem er der Frau Stadtſchult-

heißin an der Thür ein tieferes Compliment gemacht hatte, als vorhin deren Gatten.

Madame Welkermann war geſchmackvoll, ohne Ueberladung gekleidet und führte ihre Tochter an der Hand, die ſich nun aber raſch dem Vater näherte, beide Hände um deſſen Hals legte und ihn mit vor Freude ſtrahlendem Geſichte herzlich küßte.

„Das Kind hat ſich kaum anziehen laſſen," ſagte die Mutter; „ſie war ſo ungeduldig und aufgeregt, daß es mich gar nicht wundern ſollte, wenn noch jetzt, obgleich wir ſie ſchon ein dutzendmal ringsum betrachtet, an ihrem Anzuge etwas Mangelhaftes wäre."

„Ich bemerke nichts," meinte der Stadtſchultheiß, indem er das ſchöne Mädchen eine Zeit lang mit großem Vergnügen betrachtete. „Sie ſieht gut aus und vor allen Dingen einfach, wie ich es wünſche."

„Ah, mein weißes Kleid iſt hübſch! Ich habe Weiß ſehr gern, und ein junges Mädchen muß auf ſeinem erſten Balle immer im weißen Kleide erſcheinen."

„Doch war Eliſe ſo eigenſinnig, zu Gürtelband und Kopfputz die blaue Farbe zu wählen; Roth wäre mir bei ihren dunklen Haaren am liebſten geweſen."

„Du weißt, das iſt kein Eigenſinn, Mama."

„Meinetwegen denn, aber eine kindiſche Idee; ſie hat ſich mit ihrer Penſionsfreundin Lucy verabredet, zur Toilette ihres erſten Balles Blau und Weiß zu wählen. Lucy mit

ihren hellblonden Haaren konnte das ganz gut thun, es wird ihr vortrefflich ſtehen — Lucy würde gewiß kein Roth genommen haben."

„Darin thuſt du ihr ſehr Unrecht. Sie iſt doch ſo gut, ſo freundlich, ſo nachgiebig; ſie war es, die Roth vorſchlug, weil ſie ſagte, das ſtände beſſer zu meinen dunklen Haaren. Aber ich beſtand auf Blau, weil ich wußte, wie reizend ſie in Blau ausſieht."

„Ein edler Wettſtreit," meinte Herr Welkermann lächelnd. „Nun, beruhige dich nur, Mama, Eliſe ſieht recht gut aus."

„Wenn ich nur Tänzer bekomme!"

„Nun, daran wird es dir wahrſcheinlich nicht fehlen," entgegnete die Mutter, wobei ihr Geſicht eine etwas hochmüthige Miene annahm und wobei ſie auf ihre Tochter ſchaute und dann einen Blick über den hell erleuchteten und allerdings glänzenden Salon gleiten ließ.

„Haſt du auch Nachricht, daß Lucy gewiß kommt?" fragte Eliſe ihren Vater nach einer Pauſe.

„Ganz ſichere Nachricht. Baron Rivola ſchrieb mir noch heute Vormittag mit zwei Zeilen, das leichte Unwohlſein ſeiner Frau habe ſich ſo raſch gebeſſert, daß auch dieſe bei uns erſcheinen werde."

„Wie mich das freut!" antwortete Eliſe. Dann ſetzte ſie hinzu, indem ſie nach dem Eingange des Salons eilte: „Dort kommt auch mein Bruder Ferdinand, aber noch gar nicht ſchön angezogen."

hatte ich in Marſeille ſo gut wie gar keine, und wenn auch zuweilen der deutſche Secretär des Gaſthofs mich Vormittags beſuchen kam, ſo blieb er höchſtens eine Viertelſtunde, da ihn die unerbittliche Glocke ſogleich wieder aufs Comptoir rief. Zufällig hatte ich die Bekanntſchaft eines kleinen handlungsbefliſſenen Landsmanns gemacht, ſehr jung noch, und der beſuchte mich alle zwei Tage auf eine Stunde von 7 bis 8 Uhr Abends, wenn das Comptoir geſchloſſen war und Privatſtunden, die er nahm, noch nicht begonnen hatten. Sprechen konnte ich begreiflicher Weiſe nicht viel mit ihm, mein Hals ſchmerzte mich zu ſehr, und doch war ich ſo froh, zuweilen ein menſchliches Weſen mir gegenüber zu haben, daß ich an den Tagen, wo er kam, ſchon 5 Uhr auf die Uhr blickte, und mich freute, wenn der Zeiger mit jeder Minute näher auf 7 rückte. Wenn er mich freilich um 8 Uhr wieder verließ, dann fühlte ich meine Einſamkeit doppelt. War dieß doch die Stunde, wo man ſich jetzt in Florenz um den großen, runden Tiſch ſetzte, wo die Lampe angezündet wurde, und wo meine beiden lieben Buben kurz vor ihrem Schlafengehen alle möglichen Poſſen trieben, wenn ſie dem italieniſchen Dienſtmädchen nachäfften, die alsdann zu ihnen ſprach: Adesso è tempo di andar a letto. Von Leins und Horſchelt erfuhr ich lange nichts; ich war der Erſte und Pünktlichſte beim Rendezvous und dafür mußte ich nun mit meiner Einſamkeit büßen. Endlich erhielt ich ein Schreiben meines großen Malers aus Paris, worin er mir ſagte, er ſei von München über Stuttgart gereist, um Baumeiſter Leins mitzunehmen; dieſer aber habe noch einige unaufſchiebbare Geſchäfte zu beſorgen gehabt, aber ſicher verſprochen, in den nächſten Tagen nachzufolgen. So war denn die kleine Hoffnung vorhanden, daß unſere Reiſegeſellſchaft nächſtens beiſammen ſei und wir nach Spanien abreiſen könnten. Ich mußte mich in Geduld faſſen. Von meinen Lieben in Florenz erhielt ich begreiflicher Weiſe keine Zeile, denn, da ich nicht auf einen längeren Aufenthalt in Marſeille rechnete, hatte ich gebeten, die erſten Briefe

Und in der That war es der junge Herr Welkermann, Sohn des Stadtſchultheißen, Commis bei der königlichen Bank, deſſen Bekanntſchaft wir ſchon ſo glücklich geweſen, bei dem Hof-Friſeur Herrn Sieger zu machen. Er ſchlenderte langſam durch das Vorzimmer, Alles mit größter Aufmerkſamkeit, aber mit gleichgültiger Miene betrachtend. Er war in demſelben Anzuge, wie wir ihn früher geſehen haben, den Hut auf dem Kopfe, die rechte Hand in der Taſche ſeines Beinkleides, und fuchtelte mit ſeinem Spazierſtocke in der Luft herum.

„Aber das iſt doch zu arg, Ferdinand!“ rief die Mutter, indem ſie ihm einige Schritte entgegeneilte, während Herr Welkermann senior mit hoch erhobenem Kopfe und einigem Stirnrunzeln ſeinen Sprößling betrachtete: „So ſpät nach Hauſe zu kommen und noch gar nicht angezogen zu ſein, wenn man jede Sekunde Gäſte zu erwarten hat!“

Ferdinand ließ ſich durch dieſe Worte weder in ſeinen Betrachtungen ſtören, noch beeilte er ſich, raſcher näher zu kommen, und jetzt, wo er ziemlich in der Mitte des Zimmers ſtand, lüpfte er ſeinen Hut ein klein wenig gegen ſeinen Vater und ſagte, ſich umſchauend: „Es iſt recht hübſch bei euch, aber ich weiß nicht, was du willſt, Mutter, mit deinem vorwurfsvollen Geſichte — ich komme ja noch viel zu früh, es iſt ja noch Niemand da!“

„Noch Niemand da!“ wiederholte der Stadtſchultheiß, indem er unmuthig mit den Achſeln zuckte. „Und das

ſagt dieſer Menſch, ganz ſo, wie er von der Straße herein-kommt, den Hut auf dem Kopfe, den Stock in der Hand! Gott ſei Dank, daß noch Niemand da iſt, der dich hier und zu dieſer Stunde in dieſem Anzuge ſieht!"

„Mit euren Anzügen!" gab der Sohn in einem ver-ächtlichen Tone zur Antwort. „Es iſt ein ſehr altmodiſches Vorurtheil, daß man deßhalb anſtändiger ausſehen ſoll, wenn man den Rock zu einem Schwalbenſchwanz zuſammen-geſchnitten hat, oder wenn man eine weiße Binde um den Hals ſchnürt, die Niemandem zum Geſichte ſteht! Wir ſind im Begriffe, einen Klub zu gründen für perſönliche Frei-heit, und Paragraph 1 wird heißen: Verbannung des Fracks und des Cylinders."

„Und aller guten Manieren," ſchaltete raſch der Stadt-ſchultheiß ein. „Man ſollte alle eure Klubs und Geſell-ſchaften von Polizei wegen verbieten, und da wir, was uns anbelangt, noch nicht ſo weit in der Bildung vorge-ſchritten ſind, ſo gehe auf dein Zimmer und mache dich ſchön nach unſeren engherzigen Begriffen. Du ſollſt dir auch darin ein Muſter an deinem Vater nehmen."

Ferdinand klemmte ſein Glas ins Auge, und nachdem er den Stadtſchultheißen einen Augenblick aufmerkſam be-trachtet, ſagte er lächelnd: „Der Vater ſieht ganz famos aus, das iſt nicht zu läugnen. Seine weiße Weſte und ſein ſteifer Kragen machen eine gute Wirkung, die Wirkung

einer ſtarren Vergangenheit, welche wir Anderen glücklich überwunden haben."

„Es iſt das Kleid, welches uns der Anſtand für gewiſſe Vereinigungen vorſchreibt," ſagte Herr Welkermann mit großer Würde. „Leider, daß ihr euch anmaßt, auch hieran zu rütteln."

„Lieber Vater, wir wollen darüber nicht ſtreiten. Frack und weiße Halsbinde bleiben, wie geſagt, das Bild einer ſtarren Vergangenheit, das Kleid einer Kaſte, und da in unſerem bewegten Jahrhundert aller Kaſtengeiſt, Gott ſei Dank, verſchwindet, ſo werde ich es auch noch erleben, daß der Frack zu Grabe getragen wird."

„Wenn wir einmal ſo weit ſind," entgegnete ungeduldig der Stadtſchultheiß, „ſo möchte ich ihm den Nachruf widmen: Hier ruht das Kleid der alten guten Sitte!"

„Da wir aber noch nicht ſo weit ſind," ſchaltete die Stadtſchultheißin ein, „ſo geh' auf dein Zimmer, beweglicher junger Herr der Zukunft, und wirf dich in die ſtarre Vergangenheit. Wahrhaftig, es iſt mir gerade, als hörte ich ſchon Wagengeraſſel — der Schweſter Eliſe haſt du auch noch kein freundliches Wort geſagt, und das gute Kind ſteht doch ſchon lange vor dir und ſieht dich lächelnd an!"

„Ah, Lieschen! Sieht ſehr gut aus."

„Danke Ferdinand — aber du mußt mich nicht mehr Lieschen nennen, wenigſtens heute Abend nicht."

„Das kann ich am Ende auch laſſen; aber in der That, du gefällſt mir, Lies— Eliſe wollt' ich ſagen."

„Nun denn, Herr Bruder, wenn dem ſo iſt, erwiederte das junge Mädchen mit einem tiefen Knixe, „ſo will ich dir auch erlauben, daß du mit mir den Ball eröffneſt."

„Ich tanzen?" fragte der junge Menſch mit großem Erſtaunen. „Wie kommſt du mir vor? Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, und in meinem Alter tanzt man nicht mehr, das überläßt man der nachwachſenden Generation." Mit dieſen Worten nahm er ſeinen Hut ab, weil es ihm wahrſcheinlich zu warm wurde, und fuhr ſich leicht mit der Hand über das Haar, an dem man noch die Spuren der künſtleriſchen Leiſtungen des Friſeurs ſah; dann ſpitzte er den Mund, als wollte er irgend eine Melodie pfeifen, und verließ den Salon.

Seine Mutter blickte ihm nach mit etwas bekümmertem Geſichte, und es war ein nicht ganz natürliches Lächeln, das um ihre Lippen ſpielte, als ſie nun ſagte: „Er tanzt ſchon nicht mehr — und was thut man denn in ſeinem Alter?"

Dieſe Frage beantwortete der Stadtſchultheiß nach einer unmuthigen Bewegung und nachdem er ſeine Weſte mit einem etwas heftigen Rucke über den Leib herabgezogen, indem er ſagte: „Man erklärt Frack und weiße Halsbinde für ein altmodiſches Kleidungsſtück und bummelt dafür in einem Ding herum, was nicht Rock und nicht Jacke iſt,

aber weite Taſchen hat, um die leeren Hände darin zu verbergen. Man reitet und fährt ſpazieren, man raucht Cigarren, man gibt das Geld der Eltern aus, man klagt über Langeweile und ein unerquickliches Daſein, weil man keine Luſt hat, Kraft und Gedanken auf etwas Ernſthaftes zu richten; man führt prächtig tönende Redensarten im Munde und huldigt auf dieſe Art dem fortſchreitenden Jahrhundert, deſſen Prophet man zu ſein glaubt .... — „Aber brennt da hinten nicht etwas?“ rief er, ſich unterbrechend, indem er die Luft ſchnüffelte und nach Aſcher rief. Doch wurde dieſer gleich mit der Verſicherung im Vorzimmer ſichtbar, daß dem nicht ſo ſei, worauf er den Stadtſchultheißen bat, ſich vollkommen zu beruhigen, da in den vornehmſten Häuſern, in welchen er bis jetzt ſervirt, bei ähnlichen Veranlaſſungen Funken, Brände oder dergleichen Ungehöriges durchaus nicht vorkommen könnten.

Herr Aſcher machte hierauf eine tiefe Verbeugung gegen das Veſtibule, deren Gegenſtand Eliſe, welche der Thür zunächſt ſtand, aber erſt in einigen Sekunden zu ſehen im Stande war. Dann aber eilte ſie raſch gegen das Vorzimmer und rief: „Oheim Welkermann und Tante Brigitte!“

Aſcher hatte dieſe beiden erſten Gäſte mit lauter Stimme ankündigen wollen; doch war ihm von den Betreffenden in einem etwas mürriſchen Tone geſagt worden: „Laſſen Sie das bleiben, wir ſind dergleichen Geſchichten nicht gewohnt.“

Und jetzt näherten ſich Beide, der Herr Haupt-Staats-

ſchuldenzahlungs-Kaſſen-Reviſor Welkermann mit Gattin, trotz der herzlichen Begrüßung Eliſens, mit ziemlich froſtigen Geſichtern.

„Guten Abend, Albert, guten Abend, Brigitte!“ ſagte der Stadtſchultheiß, während Madame Welkermann ihrer Schwägerin freundlich die Hand bot. „Ich freue mich recht, daß ihr ſo früh kommt.“

Die Frau Reviſorin war ſehr einfach, aber doch mit einer gewiſſen Feierlichkeit gekleidet, wozu indeſſen ihre Haube, mit bunten, flatternden Bändern, nicht genau paßte, hatte in ihrem ſchon ältlichen Geſichte ein Paar ſtechende Augen, eine ſpitzige Naſe und einen Mund mit faltigen Lippen, die, wenn ſie nicht ſprach, ſtets ſo feſt zuſammengezogen waren, als wollten ſie ausdrücken: „Ich wollte doch den ſehen, der mich zum Reden zwingt!“ Sie machte jetzt vor dem Stadtſchultheißen einen ziemlich förmlichen Knix, indem ſie ſagte: „War es uns doch zu Muthe, Albert und mir, als ſeien wir fehlgegangen; du kannſt dir denken, daß wir zu Fuße kommen — geringe Reviſorsleute wie wir nehmen keinen Wagen.“

„Und warum glaubtet ihr fehlgegangen zu ſein?“

„Ich dachte, wir kämen zu Hofe, ſo prachtvoll iſt es ſchon unten bei euch. Das Licht, die Blumen, dabei dein Amtsdiener, der wahrhaftig ausſieht wie ein königlicher Portier, und auf der Treppe die Teppiche und alles das! Gewiß,“ ſetzte ſie mit einem ſtechenden Lächeln hinzu, „es

gereut uns faſt, daß wir gekommen ſind — nicht wahr, Albert?"

„Ich wüßte nicht, warum es mich gereuen ſollte. Ich bin hier bei meinem Bruder; wenn ich auch nicht ſelbſt tanze, denn dazu bin ich zu alt, ſo werde ich tanzen ſehen; wenn ich auch nicht ſelbſt ſpiele, denn dazu habe ich kein Geld, ſo ſchaue ich den Spielenden zu."

„Aber es gibt auch noch andere Vergnügungen, denen du hoffentlich nicht zuſehen wirſt," ſprach gutmüthig lächelnd der Stadtſchultheiß, „ein Geplauder mit guten Freunden und dann unſer Nachteſſen — ah, du wirſt zufrieden ſein!"

Die Reviſorin wollte erwiedern: „Natürlich, wenn wir armen Leute abgefüttert ſind, hat man genug gethan!" Doch wurde ſie durch die laute Stimme Aſcher's unterbrochen, welche aus dem Vorzimmer meldete: „Der Herr Ober-Baurath Lievens, der Herr Geheime Ober-Steuerrath Marx."

Zuerſt rauſchten jetzt zwei Perſonen herein, der Ober-Baurath und die Ober-Bauräthin, dann Steuerraths: Vater, Mutter, zwei Töchter, nicht mehr in der ganz erſten Jugendfriſche, ſowie der Sohn, ein ſehr aufgeſchoſſener, etwas ſchlankelhafter junger Referendar.

In dieſer Maſſe von Seide, leichten Stoffen, flatternden Bändern, Tüll, Spitzen und Blumen, die ſo durch die Thür hereinſchob und ſich dann näherte, war nur ein einziger, aber recht bemerkenswerther Kern, die Frau Ober-

Bauräthin nämlich, eine ſchöne, ſtarke, große Frau mit weißen, runden Armen, runden Schultern, einem ſchlanken Halſe, auf dem der Kopf mit dem pikanten Geſichte frei und beweglich ſaß. Ueber ihren dunkel leuchtenden Augen ſah man ſchön gewölbte Brauen, und in ihren vollen Haaren hatte ſie nichts, als eine einzige rothe Roſe und etwas Band von gleicher Farbe. „Mehr darf ich nicht thun," pflegte ſie kokett zu ſagen; „denn bei der geringſten Friſur, die ich ſonſt anwende, erſcheint mein zu dickes Haar unförmlich." Und dick und ſchön war dieſes Haar, das mußte ihr der Neid geſtehen! Der Ober-Baurath war eine klapperdürre Perſönlichkeit und an ihm äußerlich nichts bemerkenswerth, als ſeine koloſſalen Brillengläſer ſowie ſeine Manier, den Hut, mit beiden Händen am Rande gefaßt, auf dem Rücken zu tragen, wo derſelbe bei jedem Schritte zierlich hin und her ſchwankte. Böſe junge Leute hatten dieſen Hut bei ähnlichen Feſten wie das heutige ſchon einige Mal mit Brod, Papier, ja, mit Servietten gefüllt, ohne daß es der Beſitzer gemerkt.

Ober-Steuerrath und Frau hatten ſich aufs wohlwollendſte über die vortrefflichen Arrangements des Hauſes ausgeſprochen, während die beiden ältlichen Töchter förmlich mit einem freundſchaftlichen Heißhunger über die jugendliche Eliſe hergefallen waren, ſie in ihre Mitte genommen hatten, ihren Anzug gelobt und dabei hervorgehoben, daß Weiß immer die paſſendſte Farbe für ganz junge Mädchen

ſei — ſie ſelbſt waren nämlich weiß gekleidet — und daß man erſt ſpäter, nach langen, langen Jahren, dazu käme, durch etwas Farbiges nachzuhelfen, wenn das nöthig ſein ſollte.

„Wenn das nöthig ſein ſollte?“ ſagte der junge Herr Marx, der bei den drei Mädchen ſtand und es ſehr paſſend und geiſtreich fand, ſich an der Unterhaltung der Art zu betheiligen, daß er von dem, was die anderen Leute ſagten, beſtändig die letzten Worte wiederholte.

„Ach, wie ich mich auf den heutigen Ball freue, Eliſe!“

„Und ich erſt, das könnt ihr euch denken!“

„Das glaub' ich wohl. Welche Auswahl haſt du unter den Tänzern — alle Welt wird dir huldigen:“

„Wird Ihnen huldigen,“ ſagte der junge Marx.

„Die Herren Lieutenants Schmitter und Schmetter, Herr Doktor Roſenfeld, Herr Doktor Goldglanz, der Herr Geheime Kammerrath Zipperer, der Herr Legations-Sekretär Baron Buff . . . .“

„Sehr erfreut, Sie zu ſehen!“ — „Deliciöſes Appartement! Sie waren ſo freundlich, uns zu befehlen . . . .“ — „Bitte recht ſehr! Sehr dankbar, daß Sie ſo gütig waren, unſere Einladung anzunehmen . . . .“

„Herr Bank-Direktor von Schwemmer, Herr Rittmeiſter Graf Pliß, Herr Lieutenant von Falkenſtein, Herrrrr ....“

Aſcher war ſchon nicht mehr recht im Stande, Titel und Namen der Ankommenden mit gehöriger Deutlichkeit

zu ſagen, ſo maſſenhaft drängten jetzt die Eingeladenen heran, weßhalb er den richtigen Ausweg ergriff, nur noch bedeutende Perſönlichkeiten zu nennen und das geringere Geſindel unangemeldet durchſchlüpfen zu laſſen.

„Herr Baron von Rivola!“

Es war der alte Herr, den wir vor einer Stunde bei dem Hof-Friſeur geſehen, jetzt im ſchwarzen Frack, einen Stern auf der Bruſt, in weißer Halsbinde und mit ſeiner blauen Brille. Er führte ſeine Frau am Arme, und an ſeiner rechten Seite ſah man ſeine Tochter Lucy. Die Baronin Rivola war eine ausgezeichnete Erſcheinung, elegant und vornehm; ihr Angeſicht zeigte Spuren großer Schönheit, doch erſchienen ihre Züge etwas blaß und abgeſpannt, vielleicht vom Nachweh des Unwohlſeins der letzten Tage. Sie grüßte herablaſſend nach allen Seiten; doch ſchien das Lächeln, welches dabei um ihre feinen Lippen ſpielte, nicht ganz natürlich, und wenn es ſehr raſch, wie immer, verſchwand, ſo lagerte ſich ohne Uebergang ein tiefer Ernſt, ja, etwas wie Verdrießlichkeit auf ihre Züge.

Sie war eine geborene Gräfin Hartenſtein, aus einem der vornehmſten und ſtolzeſten Geſchlechter des Landes, und als dieſe Ehe zu Stande kam, hatte alle Welt das bei dem ziemlich unbekannten Namen des Freiherrn von Rivola nur begreiflich gefunden, weil die Gräfin Hartenſtein ihre

mir nach Barcellona zu ſchicken. Endlich beſſerte ſich mein Hals ein wenig, Dank einiger energiſchen Einſchnitte, die mir der Arzt auf meinen dringenden Wunſch machte. Die Entzündung ließ nach, bald konnte ich wieder ohne Schmerzen eine Fleiſchſuppe genießen und ein paar Tage nachher wurde mir eine Spazierfahrt erlaubt.

Es war ein prachtvoller, klarer Tag. Ich fuhr gegen den wunderſchönen Spaziergang zum Château des Fleurs hinauf, aus der engen dunkeln Gaſſe hinweg, in der mein Gaſthof lag, wollte ich mit einem Male den Anblick der prachtvollſten Natur genießen. Gegen das Verbot des Arztes ließ ich ein Wagenfenſter herab, denn die Sonne ſchien ſo entzückend warm, und fuhr ſo, nein ich ſchwelgte auf dem ſchönen breiten Wege am Ufer des Meeres dahin. Die Wellen waren vom Miſtral, der vor wenigen Tagen geherrſcht, noch ziemlich bewegt und ſchlugen toſend gegen die Felſengeſtade empor. Weiter hinaus hatte die See ſchon wieder ihre tiefblaue Farbe, die am Horizonte faſt ins Schwarze überging und aus der die Geſtade gegen Toulon hin, ſowie vor mir die Inſel Ratoneau und der helle Felſen mit dem Château d'If, blendend weiß hervorblickten. Dampfer und Segelſchiffe zogen ihre Bahn; erſtere finſter und traurig, den langen Rauch wie einen ſchwarzen Schleier hinter ſich drein ziehend; die andern luſtig und elegant, vor dem Wind auf den Wellen tanzend, mit den weißen Segeln koloſſalen Schwänen vergleichbar.

An einem kleinen Häuschen — es war eine Wirthſchaft, ich glaube auf dem Schilde war ſogar: Bière allemande angezeigt, es hatte eine kunſtloſe Veranda, aus ein paar Latten beſtehend, die an Bäumen befeſtigt waren und um welche ſich eine gewaltige Rebe ſchlang — ließ ich meinen Wagen halten. Das Häuschen ſtand an einer Stelle des Weges, wo eine ſchroffe Felswand faſt ſenkrecht in's Meer hinabhing, an der ſich die Wogen, Schaum ſpritzend und toſend, brachen. Ich blickte in das Meer hinaus, vergnügt, faſt glücklich. Es lag ein ſo unermeßlicher Sonnen-

Jugendblüthe ebenſogut hinter ſich hatte, wie der alte Graf den Blüthenſtand ſeiner Finanzen.

Lucy, die einzige Tochter des Barons, war von einer anmuthigen Schönheit. Ihre regelmäßigen, blendend weißen Geſichtszüge würden etwas bleich erſchienen ſein, wenn nicht der feinſte Schimmer friſcheſter Jugend dieſelben roſig angehaucht hätte; ja, die ganze Erſcheinung hatte etwas von einer ſich noch nicht entwickelten Roſe, aber von einer Waldroſe durch die ungezwungene liebenswürdige Natürlichkeit dieſes jungen Mädchens. Ihre großen, braunen Augen blickten freundlich und gutmüthig, und das Haar, von einem eigenthümlich hellen, aſchfarbigen Blond hätte in ſeiner ſeltenen Fülle ſogar von der Ober-Bauräthin beneidet werden können. Und dabei wurde es von Lucy ungezwungen, man hätte faſt ſagen können, unfriſirt getragen, nur von den früher ſchon beſprochenen blauen Bändern zuſammengehalten, aber nicht gebändigt, denn es drängte überall hindurch in krauſen Locken und Wellen, auch ſo unſeren Vergleich von vorhin rechtfertigend, den Vergleich mit einer Waldroſe, und zwar mit einer weißen Waldroſe.

Dabei war Lucy von Rivola die einzige Tochter einer zärtlichen Mutter, eines um ſie in jeder Hinſicht ſorgenden reichen Vaters, achtzehn Jahre alt und ebenſo wie ihre Freundin Eliſe heute zum erſten Male auf einem Balle — welches Glück, welche Seligkeit!

Man hätte aber auch die heißhungrigen Blicke faſt all

der jungen Herren betrachten sollen und wie sie heimlich ihre Ballkarten hervorzogen, um auf die beiden Mädchen, die sich natürlich alsbald gefunden hatten, loszustürzen, sobald sich der erste Sturm der Begrüßungen gelegt haben würde. Nur der Sohn des Hauses, der jetzt auch, und wir müssen gestehen, in untadelhafter Toilette erschienen war, machte davon eine rühmliche Ausnahme. Hatte er doch mit einer höchst gleichgültigen Miene die Ballkarte zurückgewiesen, welche ihm der Bediente an der Thür einhändigen wollte, und war doch diese Miene nicht anders geworden, als er sich, nothgedrungen und von der Schwester herbeigewinkt, ein paar Sekunden lang mit Fräulein von Rivola unterhalten mußte, welche mit strahlendem Lächeln, geöffneten Lippen in einem fest geschlossenen Kreise junger Herren stand und leider schon so viele Körbe hatte austheilen müssen, daß man damit nicht nur die beiden Steuerrathstöchter, sondern auch noch eine Menge anderer armer Wesen hätte glücklich machen können. Das Einzige, wodurch der Sohn des Hauses indessen sein Interesse für die reizende Waldrose an den Tag legte, war, daß er sich durch seine Schwester einen Tanz für seinen Freund mit dem rothen Backenbarte zu verschaffen wußte, dem er alsdann sagte: „Siehst du wohl, das ist doch etwas ganz Anderes, als deine Pfälzinger — in der That, ein ganz hübsches Mädchen, diese Lucy von Rivola, ebenso gescheit

als ſchön, freilich faſt noch Backfiſch, aber das hat auch ſeine angenehmen Seiten!“

Unterdeſſen hatte Aſcher auf die oben beſchriebene Art an Einem fort angemeldet und war dabei auffallend heiſer geworden, ſo daß man es ihm nicht übel nehmen konnte, wenn er, nachdem der größte Theil der Gäſte anweſend war und als nun der Bediente Thee und Backwerk ſervirte, für einige Zeit von dem Schauplatze ſeiner angeſtrengten Thätigkeit verſchwand, um drunten am Eingange der Küche ein Glas heißen Punſches zu ſich zu nehmen. Hier hatte er auch die Hausthür im Auge und es war ihm möglich, ſogleich die Ankunft Sr. Excellenz des Herrn Miniſters des Innern zu melden, ſobald ſich die Equipage desſelben zeigen würde.

Droben hatte indeſſen Thee und Backwerk das Gute gehabt, nicht nur die Zungen zu löſen und das Geſpräch lebhafter zu machen, ſondern auch, da die Damen ſich hier und da einen Platz zum Sitzen ſuchten, umſtanden von den Herren, welche, die Cylinder unter dem linken Arme, dabei mit mehr oder weniger Grazie ihre Taſſe hielten, die Geſellſchaft aus einander zu treiben, den erſten und zweiten Salon überfließen zu machen, wodurch ſich in kurzer Zeit der Strom der Gäſte ziemlich gleichförmig durch das ganze Apartement vertheilte.

Jetzt ertönte der erſte Geigenſtrich mit ſeiner elektriſirenden Wirkung, der ſich ſogar ältere Frauen ohne Bedenken

inſoweit hingaben, als ſie durch Bewegungen mit dem Kopfe den Takt markirten und vielleicht zu einer Nachbarin ſagten: „Ach, dabei erinnere ich mich dieſes oder jenes Balles — wiſſen Sie noch, wie wir in der Polonaiſe hinter einander gingen, wo ſich mir die Haarſchleife gelöst hatte, was aber, wie mir die jungen Herren verſicherten, ſehr pikant ausſah, daß man es nicht duldete, als ich ſie mir wieder aufheften laſſen wollte — wiſſen Sie es noch, meine liebe Commercienräthin?“

„Ob ich es noch weiß, meine gute Ober-Regierungsräthin — war es doch derſelbe Ball, wo es faſt Aufſehen erregte, daß der junge Graf Schmettau mit mir, einer verheiratheten Frau, ſo häufig tanzte!“

„Ach, die ſchönen Zeiten!“

„Ja, jene ſchönen Zeiten!“

Junge ältere Damen oder ältere junge Damen, die zufällig nicht engagirt worden waren, thaten dagegen häufig ſo, als hätten ſie noch gar keine Ahnung davon, daß der Tanz drüben begonnen, oder wenn man ſie vielleicht deßhalb fragend anſah oder gar etwas darüber bemerkte, ſo konnten ſie mit jenem gänzlich ungezwungenen Lächeln ſagen: „So ein Ballabend iſt lang, ich würde um Alles in der Welt nicht mit dem erſten Tanze anfangen — erſt die zweite Hälfte eines Balles iſt das, was mich intereſſirt — Gott, man wird ſo noch müde genug!“

In dem erſten, dem größten Salon des Hauſes, wo

die Gäſte empfangen worden waren, hatte Aſcher, nachdem er ſich unten überzeugt, daß der Punſch den Gäſten ſpäter gut ſchmecken würde, und nachdem er einen Anderen auf die Lauerpoſt von wegen des Miniſters geſtellt, einen großen runden Theetiſch arrangirt, an welchem nun, nach langem Sträuben, die Ober-Bauräthin mit den ſchönen Haaren den Vorſitz führte. Man hatte dieſen Ehrenpoſten begreiflicher Weiſe zuerſt der Frau von Rivola angeboten; doch hatte dieſe auf die liebenswürdigſte Art gebeten, man möge ihr geſtatten, Lucy zum erſten Male tanzen zu ſehen. Dann war ſie Arm in Arm mit ihrem Gatten in das Nebenzimmer gegangen.

„Es thut Einem ordentlich wohl," ſagte eine ſtreng ausſehende Ober-Kriegsräthin, den Beiden nachblickend, „wenn man auch in jenen Kreiſen ein ſo vortreffliches Familienleben ſieht, und das muß man den Rivola nachſagen, mein Mann, der es vom Kriegs-Miniſter hat, erzählte mir öfter davon. Er iſt ſo voll zarter Aufmerkſamkeit gegen die Frau, als wenn ſie erſt ſeit geſtern verheirathet wären, und es muß ſchon eine wichtige Urſache ſein, die ihn veranlaſſen könnte, einmal für längere Zeit ſein Landhaus und ſeine Familie zu verlaſſen. Sie werden ſehen, meine Damen, wie er den ganzen Abend um Frau und Tochter beſorgt iſt und wie er ihnen ſo gern alle die kleinen Dienſte leiſtet, die uns ſo angenehm ſind — mancher Andere könnte ſich daran ein Beiſpiel nehmen."

Die ſtreng ausſehende Kriegsräthin betonte dieſe Worte ein wenig ſtark und blickte dabei nach dem Vorzimmer, wo ihr eigener Gemahl mit dem Strome junger Leute verſchwunden war, vielleicht um in einem entfernten Zimmer zu ſpielen, vielleicht um dem Tanze zuzuſchauen, vielleicht auch ſogar, um ſelbſt zu tanzen, natürlicher Weiſe, wenn er förmlich dazu genöthigt wurde.

„Ja," ſeufzte eine junge Lieutenantsfrau, welche ſich ihren Mann erſt vor einigen Monaten durch Hinterlegung der Caution erheirathet — „es iſt ein ſo wohlthuendes Gefühl, ſelbſt in einer größeren Geſellſchaft Jemand an ſeiner Seite zu haben, mit dem man intime Gedanken austauſchen kann."

„Und davon haben die Männer im Allgemeinen keinen Begriff."

„O, gewiß nicht!"

„Es iſt unbegreiflich, aber wahr — dürfte ich Sie um Zucker bitten, liebe Ober-Bauräthin?"

„An ſo einem Ballabend," fuhr die ſtrenge Ober-Kriegsräthin fort, „ſind wir Ballaſt für unſere Männer; wie froh ſind ſie, wenn ſie uns irgendwo über Bord geworfen haben, um dann ihr Schifflein auf hoher Fluth allein tanzen zu laſſen."

„Reichen Sie mir gefälligſt Ihre Taſſe, Frau Bank-Direktor," ſagte die Ober-Bauräthin mit dem ſchönen Haare; ſie hatte über das Thema rückſichtsloſer oder un-

duldſamer Männer nicht mit eingeſtimmt, hatte aber auch keine Urſache dazu, denn wenn auch der Ober-Baurath ſich nicht immer als einen rückſichtsvollen, d. h. zärtlichen Ehemann bewies, ſo war er dagegen in einer gewiſſen Beziehung von einer Duldſamkeit, welche, wie die guten Freundinnen ſeiner ſchönen Frau zu ſagen pflegten, ans Fabelhafte ſtreifte — ja, beſonders boshafte Zungen hatten oft den ſchlechten Witz gemacht, die Duldſamkeit des Ober-Baraths grenze ans Geniale, was ſich auf einen jungen Ingenieur bezog, der auf dem Bureau des Ober-Baraths beſchäftigt war und von deſſen Gattin allerdings ſehr bevorzugt wurde.

„Sagen Sie mir doch, liebe Ober-Steuerräthin," fragte die Bank-Direktorin ihre Nachbarin, „wer iſt die etwas eigenthümlich gekleidete Frau, die dort mit der Stadtſchultheißin kommt?"

„Das iſt die Reviſorin Welkermann, eine Frau mit einer unausſtehlich ſcharfen Zunge."

„Man ſieht es ihr an — ſie hat ſo etwas Verbiſſenes in ihren Geſichtszügen."

„Beißt auch, wenn man ihr in die Quere kommt — eine böſe Sieben," ſprach die ſtreng ausſehende Ober-Kriegsräthin, „und iſt dabei boshaft wie ein Affe."

„Müſſen wir ihr Platz machen, ſie einladen, ſich zu uns zu ſetzen?"

„Es wird ſich wohl nicht anders thun laſſen, da ſie mit ihrer Schwägerin gerade auf uns zu kommt."

„Das ist das Unangenehme an solchen Häusern, welche eine große und nicht zusammen passende Familie haben!“ flüsterte die Commercienräthin hochmüthig.

„Ach, meine Damen, wie freue ich mich,“ sagte die Stadtschultheißin, welche dazu getreten, „daß Sie hier einen so hübschen Kreis haben; schade, daß ich als Hausfrau zu sehr beschäftigt bin, um mich demselben anzuschließen!“

„Wie wir das bedauern!“ meinte die Ober-Steuerräthin.

„Aber Sie bringen uns dafür einen Ersatz, Ihre liebe Schwägerin. Bitte, Frau Ober-Reviſorin, hier neben mir habe ich ein hübſches Plätzchen für Sie — die Damen kennen Sie doch alle?“

„Ganz gewiß! — O ja wir haben das Vergnügen!“

Nur die Bank-Direktorin ſagte: „Bitte, mich bekannt zu machen!“

„Frau Haupt-Staatsſchuldentilgungs-Caſſen-Ober-Reviſorin Welkermann — Frau Bank-Direktor von Schwemmer.“

„Sehr erfreut, Sie endlich kennen zu lernen,“ ſagte die letztere, „nachdem ich ſchon ſo oft Freundliches und Liebes von Ihnen gehört!“

„Das Vergnügen iſt ganz auf meiner Seite,“ entgegnete die Vorgeſtellte — „Sie ſind zu gütig, auch die Frau Ober-Kriegsräthin, indem ſie mich vorſtellte! Mein Mann hat noch nicht das Glück gehabt, für ſeine Verdienſte zum Ober-Reviſor ernannt zu werden — einfach Reviſorin, wenn ich bitten darf!“

noch bei Baron Schnellers; da ſagte ſie, ſie gehe ſelten in große Geſellſchaft und vermeide es, wo ſie könne; zu Hofe müſſe ſie natürlicher Weiſe, doch ſei ihr auch das jedes Mal ein Opfer."

„Schade — recht ſchade!" murmelte es rings umher im Kreiſe, bis die Ober-Bauräthin dem Geſpräche dadurch einen neuen Aufſchwung gab, daß ſie, gegen die Stadtſchultheißin gewandt, hinzuſetzte:

„Ich hätte es der Frau Miniſterin wohl gönnen mögen, wenn ſie Ihr in der That wundervolles Apartement geſehen hätte — ein entzückendes Arrangement; ich muß ſchon geſtehen, in einem Privathauſe nichts Aehnliches gefunden zu haben!"

„Wunderbar — reizend — ausgezeichnet — und wie Alles ſo vergnügt und heiter iſt!"

„Es liegt doch eine große Belohnung darin, ſo eine Menge guter Freunde und Bekannten bei ſich zu vereinigen und ihnen einen ſo wundervollen Abend zu verſchaffen!"

„Ja, es iſt ein großes Opfer, Frau Stadtſchultheißin, aber es wird anerkannt!"

„Schade, daß meine Wohnung zu klein iſt," meinte die Ober-Steuerräthin, ich würde nie mehr eine kleine Geſellſchaft geben."

„Ich danke Ihnen herzlich!" erwiederte die Frau des Hauſes. „Doch damit ich Ihr Lob verdiene, müſſen Sie

reichthum auf Land und See, daß das Herz davon anſchwoll und freudiger ſchlug. Es ſtrahlte, zitterte, leuchtete, glänzte rings um mich her von den Felsgeſtaden, von Meer und Himmel, und dazu wehte ein angenehmer, erfriſchender Seewind, den ich begierig einathmete und der, das fühlte ich, für mein Leiden zuträglicher war als Zimmerluft und Arzneien. Ja nach beendigter Spazierfahrt hatte ich einen ungeheuern Schritt in meiner Geneſung vorwärts gethan. Ich konnte ſeit vielen Tagen zum erſten Mal mit etwas Appetit eſſen und hätte auch vortrefflich geſchlafen, wenn mich nicht um 11 Uhr in der Nacht der allabendliche Lärm, den die ankommenden Fremden machten, welche der letzte Pariſer Bahnzug von Avignon herbrachte, wieder aufgeſchreckt hätte. Heute wars beſonders lebhaft und als ich eine halbe Stunde ſpäter wieder einſchlummerte, war es mir gerade, als hörte ich die Stimme meines Freundes Horſchelt vor der Thüre. Täuſchung! dachte ich, ſchlief gleich darauf wieder ein und träumte von meinem Reiſegefährten, daß er mir aus Paris einen Brief geſchrieben, worin er mir mit dürren Worten anzeigt, er habe keine Luſt, nach dem langweiligen Spanien zu gehen, wolle vielmehr lieber in Paris bleiben, um König der Franzoſen zu werden. Höchſt ärgerlich erwachte ich am andern Morgen und was ſah mein erſter Blick? Unter der Thüre ſtehend die lange Geſtalt meines lieben Freundes, mit dem guten lächelnden Geſichte. Ich war außerordentlich erfreut, nun einen Gefährten zu haben. Der Arzt, der nachher kam und der mich unterſuchte, erklärte den Zuſtand meines Halſes für ſo befriedigend, daß er mich als geneſen entließ. Von Baumeiſter Leins wußte Horſchelt nur, was er ihm nach Paris geſchrieben hatte. Zu den unaufſchiebbaren Geſchäften ſeien andere noch viel unaufſchiebbarere gekommen, die ihn verhinderten, zur verſprochenen Zeit in Paris einzutreffen; doch habe es gar keinen Anſtand, daß er uns in wenigen Tagen, jedenfalls vor dem erſten December hier überraſchen würde.

mich ſchon entſchuldigen — das Auge der Hausfrau muß überall ſein."

„Gewiß — allerdings — wie wir das bedauern!"

Die Stadtſchultheißin entfernte ſich nach einer freundlichen Verbeugung, und da ſie beim Weggehen an ihre Schwägerin eine leiſe Frage that, ſo ſah auch dieſe ſich veranlaßt, einen Kreis zu verlaſſen, von dem ſie ſo ſehr geſchätzt und geliebt wurde und dem ſie Gleiches mit Gleichem vergalt.

„So," ſagte ſie zu ihrer Schwägerin, als ſie außer Hörweite waren; „ich glaube, ich bekäme die Gelbſucht, wenn ich bei dieſen böſen Zungen und hochmüthigen Weibern eine Stunde bleiben müßte."

„Haſt du die Commercienräthin gehört? Sollte man nicht glauben, Miniſter, Grafen und Prinzen bildeten ihre beſtändige Geſellſchaft? Sie denkt nicht mehr daran, wie froh ihre Mutter war, wenn ſie von der meinigen auf ein Schälchen Kaffee eingeladen war mit recht viel Eintunkens, denn die arme Frau hatte immer einen großen Hunger, und jetzt, da der Geheime Commercienrath durch ſeine bekannten Geſchäftchen mit dem Bruder des Miniſters, der auch noch ſein Bißchen Vermögen an der Börſe verlieren wird, einen Orden erſchwindelt hat, weiß ſie nicht mehr, wo ihr der Kopf ſteht."

Der Damenkreis, von deſſen einem Mitgliede die Frau Reviſorin alſo ſprach, blieb indeſſen ein paar Minuten

ſtumm bei einander ſitzen; man hörte nichts, als das Klappern des Theelöffels und das Krachen des Backwerks zwiſchen den Zähnen. Dann ſagte die Ober-Kriegsräthin:

„Es iſt allerdings ſehr angenehm, ſich bei einer ſo großen Geſellſchaft viele Leute auf einmal zu verbinden, eine allgemeine Abfütterung zu halten, aber man ladet ſich doch dabei viel Sorge, viele Geſchäfte auf den Hals, ohne beſonderen Dank zu erwerben.“

„Ganz meine Anſicht,“ ſagte eifrig die Ober-Steuerräthin; „ich bin im Grunde froh, daß meine Zimmer mir verbieten, viele Leute zuſammen zu laden. Welchen Sinn hat überhaupt eine ſo große Geſellſchaft, wo man ſich kaum rühren kann, wo man vor Hitze umkommt, wo man ſein Bißchen Thee und ſein beſcheidenes Nachteſſen durch Complimente und ſchöne Redensarten ſauer genug verdienen muß?“

„Ja, und wenn man es deutlich einſieht, weßhalb eine ſonſt ſo gute Frau wie die Stadtſchultheißin ſich eine ſolche Laſt aufladet — es iſt unglaublich, nur um eine Excellenz bei ſich zu ſehen und darüber reden zu laſſen; bei Mancher begreife ich das, aber bei der Wellermann nicht, ſie iſt ſonſt wirklich gut und geſcheit.“

„Gut, meinetwegen,“ gab die Geheime Ober-Steuerräthin zu, „aber geſcheit? Nun, man ſoll ſeinem Mitmenſchen nichts Böſes nachſagen, und deßhalb ſchweige ich lieber.“

„Darin muß ich Ihnen Recht geben, Frau Ober-Steuerräthin," meinte die Ober-Bauräthin. Herr Welkermann iſt aber nun einmal Stadtſchultheiß, und das Sprüchwort ſagt, wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand — doch laſſen wir ihn aus dem Spiele. Was dagegen die Frau anbelangt, ſo braucht man, wie die Frau Ober-Steuerräthin ſo eben richtig bemerkt, nur ihr Beſtreben zu ſehen, vornehme Leute in ihr Haus zu locken; den jungen Prinzen Bartenfels hat ſie auch eingeladen, doch ſagte er meinem Bruder, dem Ober-Lieutenant, er wiſſe noch nicht, ob er komme, er habe eine Spielpartie, das ſei ihm lieber."

„Doch muß man zugeben, daß die Stadtſchultheißin eine Frau iſt, mit der man auskommen kann — Verſtand kann man nicht mit Geld kaufen; aber die Welkermann, die ſoeben da war, die Reviſorin, das iſt eine böſe Sieben."

„Ja, ja, hätten Sie nur die Blicke bemerkt, mit denen ſie Ihre Toilette muſterte, Frau Geheime Commercienräthin, und die Ihrige, Frau Ober-Regierungsräthin!"

„Ich habe es wohl bemerkt, und der Neid ſchaute ihr aus den Augen, als ſie Ihren Bernſteinſchmuck anſah."

„Nicht ſo laut, dort ſitzt ihr Mann!" ſagte die Commercienräthin.

„Ein braver Mann — er thut mir in der Seele weh — der echte Kreuzträger!"

„Ja, bei ſo einer Frau," fuhr die Ober-Regierungs-

räthin fort — „aber Ihr Bernſteinſchmuck iſt wirklich wunderſchön, Sie haben ihn noch nicht lange?“

Die Angeredete griff etwas kokett mit ihren feinen Fingern nach der eben erwähnten Halskette, die in der That ſehr ſchön war und mit ihrem matten Gelb die weißen Schultern der ſchönen Frau noch beſonders hervorleuchten ließ.

„Ich habe ihn noch nicht lange,“ ſagte ſie in gleichgültigem Tone; „er gefiel meinem Manne, und da kaufte er ihn mir. — Doch fällt mir ein, daß ich dem Ober-Baurathe etwas zu ſagen habe — Sie werden mich entſchuldigen, daß ich Sie verlaſſe, um ihn aufzuſuchen, es iſt etwas, das ſich auf den heutigen Abend bezieht. Die Frau Stadtſchultheiß war ſo gütig, den jungen Ingenieur Welden, der auf unſerem Bureau arbeitet, einzuladen; doch kann derſelbe erſt ſpäter kommen, da er draußen auf der Bahnlinie war, die jetzt traſſirt wird, um im nächſten Frühjahre in Angriff genommen zu werden — bis nachher, meine Damen!“

Sie empfahl ſich mit einem anmuthigen Lächeln, und als ſie nun dahinſchritt, die ſchöne, volle Geſtalt, ihr ſchwarzes Haar in dicken Flechten auf den allerdings etwas ſtark entblößten Schultern wiegend, war ſie eine auffallend üppige Erſcheinung und wohl geeignet, die mißbilligenden Blicke ſo ſtrenger Sittenrichterinnen nach ſich zu ziehen.

„Hm,“ ſagte die ſtreng ausſehende Ober-Kriegsräthin,

„dieſe liebe Ober-Bauräthin iſt von einer unglaublichen Naivetät oder hält uns für fabelhaft dumm; ſie macht ſich gar nichts daraus, von dem jungen Welden zu ſprechen, als ſei er für ſie eine ganz unverfängliche Perſon, und doch weiß Jedermann . . . .“

„O gewiß, gewiß, es iſt das ein öffentliches Geheimniß!“

„Und iſt es dabei nicht ungeheuer komiſch,“ fuhr die Ober-Kriegsräthin fort, „wenn ſie von „unſerem“ Bureau, auf dem der junge Menſch arbeitet, ſpricht? Das iſt doch ein Bißchen ſtark!“

„Die gute Frau hat gewiß Niemanden, der ihr einen Wink darüber gibt; es iſt ſchade um ſie, ich mag ſie wohl leiden — es iſt eine angenehme Erſcheinung.“

„Aber gränzenlos kokett,“ ſagte die Ober-Kriegsräthin dieſes Mal in ausnahmsweiſe ſtrengem Tone; betrachten Sie nur ihren vielbelobten Bernſteinſchmuck, dieſe lange, vorn ſo tief herabhangende Kette. Das zieht allerdings die Blicke der Männer auf ſich, aber wenn man ſo ſtark iſt wie die gute Lievens, ſo ſollte man eher die Blicke abzuwenden ſuchen, als anzuziehen — mich dauert nur ihr Mann.“

„Ein lieber Mann, der Ober-Baurath!“

„Einer unſerer beſten Freunde!“

„Aber was die Frau ſo eben erzählte, daß er den Bernſteinſchmuck gekauft, das haben Sie doch nicht geglaubt?“

„Es sähe ihm wenigstens nicht ähnlich, denn er ist furchtbar geizig.“

„Unter uns,“ flüsterte die Commercienräthin — „mein Mann hat es mir erzählt, Lievens hat bei den letzten Staatsbauten einer bedeutenden Eisengießerei des Auslandes große Bestellung zugewendet, und darauf ist Allerlei erfolgt — Sie werden mich verstehen, meine Damen.“

„Auch der Bernsteinschmuck!“

„Und auch — doch soll man seinem Nebenmenschen nichts Böses nachsagen, und ich würde es nicht erwähnt haben, wenn nicht gerade die Rede darauf gekommen wäre.“ So sprach die Commercienräthin, indem sie langsam ihre Handschuhe anzog und ihr Ballbouquet vom Tische nahm, während sie hinzusetzte: „Jetzt wollen wir doch einmal sehen, wie es drüben aussieht; es muß dort, wo sie jetzt tanzen, eine recht artige Hitze sein — ich kenne das kleine Zimmer wohl. Gehen Sie mit, Frau Bank-Direktor?“

„Recht gern; es wäre mir lieb, eine Whistpartie zu finden — wir haben noch lange bis zum Souper, welches wohl um zehn Uhr beginnen wird; um eilf Uhr habe ich meinen Wagen bestellt.“

Die Beiden gingen mit einander davon, und da sie so weit waren, daß die Zurückgebliebenen sie nicht mehr hören konnten, sagte die Commercienräthin:

„Von dem Bernsteinschmucke und den Lieferungen der Eisengießerei habe ich vorhin der Ober-Kriegsräthin und

der Ober-Regierungsräthin nicht umsonst erzählt, denn man weiß schon, wie es in Betreff der Lieferungen während des letzten Feldzuges zugegangen ist; die armen Soldaten mußten hungern und dursten, während — nun, ich will nichts Böses wiederholen."

Die Ober-Kriegsräthin und die Ober-Regierungsräthin blieben an dem großen Theetische sitzen, und erstere sagte nach einer Pause:

„Es gibt doch kein wahreres Sprüchwort, als das vom Balken und Splitter; wenn auch die gute Ober-Bauräthin recht kokett ist, so läßt es sich doch mit ihr leben und man darf nachfragen, wer ihre Eltern gewesen sind, wogegen ein gewisses geheimnißvolles Dunkel über der Herkunft der Commercienräthin ruht. Daß deren Mutter ihrer Zeit auf Pfänder geliehen hat, das weiß ich ganz bestimmt und nun thut sie gerade in ihrem ganzen Auftreten, als stamme sie von einer der besten Familien des Landes — ja, gute Ober-Regierungsräthin, es ist nichts mehr mit dieser verdorbenen Welt!"

„Gewiß nicht, und daß die klapperdürre Bank-Direktorin allerdings keinen Bernsteinschmuck sehen läßt, um Blicke auf sich zu ziehen, versteht sich wohl von selbst."

„Kommen Sie, wir wollen einen Gang durch die Zimmer machen; man sieht und hört immer etwas Neues und bereichert dadurch seine Erfahrungen zum Besten seiner Nebenmenschen."

Viertes Kapitel.

Das Zimmer, in welchem heute Abend getanzt wurde, war indessen durchaus nicht so klein, als man nach den Reden der Commercienräthin hätte vermuthen können. Es war allerdings kein Ballsaal, und wenn man auch zu der doppelten Quadrille, jede zu acht Paar, zuweilen mit dem Paare in seinem Rücken ein wenig in Collision kam, so hatte das bei der allgemeinen Heiterkeit nicht viel zu bedeuten. Auch waren rechts und links geräumige Nebenzimmer, welche die Tanzenden nach beendigter Tour aufnahmen, und was die Musik anbetraf, so war für dieselbe ein Stück des Corridors mit spanischen Wänden abgetheilt worden, so daß diese nicht im geringsten genirte.

Seine Excellenz der Herr Staatsminister des Innern war allerdings etwas spät erschienen, aber er war doch gekommen und von dem Herrn des Hauses auf der Mitte

der Treppe empfangen worden, sowie darauf durch das ganze Apartement geleitet, ein lebendiges Schauſtück, dem zahlloſe Bücklinge und Knixe geſpendet wurden, von welchen noch ein beſcheidener Theil auf den vor Freude ſtrahlenden Gaſtgeber fiel.

Später war Seine Excellenz in einem kleinen Cabinete an einem Whiſt-Tiſche zur Ruhe gebracht worden, und wurde er hier von Aſcher eigenhändig mit Thee bedient. Seine Mitſpieler waren der Bankdirektor, der Geheime Commercienrath Zipperer und der Oberbaurath Lievens, mit deſſen Gattin ſich der Miniſter des Innern vorher nicht nur lange und huldreichſt unterhalten, ſondern ſie auch gebeten hatte, wenn ſie nichts Beſſeres zu thun wiſſe, während des Spiels an ſeiner Seite Platz zu nehmen, wobei er galant verſicherte, eine ſchöne Frau brächte ihm jedes Mal Glück.

Sie hatte das aufs bereitwilligſte gethan, ſich aber vorher erlaubt, Seiner Excellenz einen jungen Mann vorzuſtellen, der es als das höchſte Glück betrachte, von Seiner Excellenz perſönlich gekannt zu ſein.

Und dabei hatte die Bauräthin, während ſie mit niedergeſchlagenen Augen ihre Bernſteinkette in die Höhe zog, hinzugeſetzt: „Eigentlich hätte mein Mann Ihnen den Herrn Ingenieur Welden vorſtellen ſollen, doch meinte er, das ohne einen beſonderen Wunſch Eurer Excellenz nicht wagen zu können, wogegen ich,“ ſagte ſie mit einem ſchalkhaften

Lächeln, „mir vielleicht auch ohne speciellen Befehl so was erlauben darf.“

Der Minister des Innern war ein kleiner und dicker Herr mit kurzem Halse und kurzem Athem; er hatte dicke Lippen und feiste Backen. Seine Gesichtsfarbe, die gewöhnlich sehr roth war, spielte, wenn er sich erhitzte oder für etwas lebhaft interessirte, ins Bläuliche, und wenn er mit Erregung und Gefühl sprach, so hatte seine Stimme etwas Fettiges.

„Schöne Frau,“ flüsterte er der Oberbauräthin zu, „Jeder, den Sie mir vorstellen, ist mir angenehm; nur möchte ich mit einem leichten Seufzer hinzusetzen, ich möchte dieser Kuno gewesen sein.“

„Ach, Excellenz, es ist gefährlich, mit Ihnen zu reden, und wenn ich meine Bitte nicht schon ausgesprochen hätte, würde ich es nicht mehr thun.“

„Eigentlich hätten Sie sich diese Mühe auch sparen können,“ hörte man jetzt eine tiefe, wohlklingende Stimme in sehr gleichgültigem, fast trockenem Tone sagen. „Ich bin Seiner Excellenz bereits vorgestellt worden; nur erinnern sich der Herr Minister meiner nicht mehr.“

Der, welcher so sprach und jetzt ohne irgend welche Verlegenheit an den Spieltisch trat, war ein junger, schlanker Mann von einigen zwanzig Jahren, mit ausdrucksvollen, ernsten Gesichtszügen, einem lebhaften Auge, mit blondem, leicht gelocktem Haar und einem etwas ins Röthliche spie-

Marſeille hat als Stadt, das Hafenleben abgerechnet, viel Aehnlichkeit mit Brüſſel, iſt auch wie dieſes an den Berg hinangebaut, und ſeine Läden, Kaffees, Spaziergänge ſind hier wie dort nach Pariſer Modellen eingerichtet. Sehr angenehm iſt es, daß in Marſeille viele Straßen mit Bäumen bepflanzt ſind, die ebenfalls wie in der Hauptſtadt Boulevards genannt werden, ohne ehemals Wälle geweſen zu ſein.

Was die Ausſtellung und elegante Einrichtung der hieſigen Buden und Magazine anbelangt, ſo wird darin das Uebermögliche geleiſtet, und kann die Provinz mit der Hauptſtadt concurriren. In den Hauptverkehrsſtraßen der Cannebière, der Rue de Paradis, de Rome und andern herrſcht Abends eine ungeheure Verſchwendung an Gaslicht und macht die Nacht zum Tag, und wenn auch die Straßenbeleuchtung ſelbſt nicht übermäßig glänzend iſt, ſo ſtrahlt doch aus den ſogenannten Bazars und den großen Gewölben ein blendender Lichtglanz hervor. Dabei verſtehen ſie es auch hier ihre Waaren elegant und lockend auszulegen; man könnte leicht verſucht werden, hier in ein glänzendes Porzellanmagazin einzutreten, dort den ſo ſehr appetitlich aufgeſtellten Eßwaren aller Art einen Beſuch zu machen, oder gar nach Californien zu gehen, einem Goldſchmiedgewölbe mit den ſchönſten und reizendſten Sachen, wo edle Metalle und Steine durcheinander funkeln und glänzen. In einer dieſer Straßen machte mir beſonders ein Teppichmagazin einen heimlichen und angenehmen Eindruck; es war wie ein kleines Theater gebaut, deſſen Hintergrund und Couliſſen aus den weichen bunten Stoffen beſtehen, deren vielfarbige Deſſins von einander gegenüberſtehenden Spiegeln ins unendliche wiederholt werden. Am erſten Tag meiner Anweſenheit ſah ich in der Allée de Meilhan ein Gebäude, von oben bis unten vollſtändig illuminirt; an der Thüre waren Wachen aufgeſtellt, und eine Menge Volks drängte ſich aus und ein. Natürlicherweiſe folgte auch ich dem Strom der Neugierigen, und ſah, daß dieſes Haus nichts mehr und nichts weniger als eine große

lenden Vollbarte. Er war in gehöriger Balltoilette, mit weißer Halsbinde — nur hatte die Schleife derſelben ſowie auch ſein tief herabgeſchlagener Kragen etwas ſehr Ungezwungenes, welches übrigens auch ſein ganzes Weſen, wenn er ſtand, ging und ſprach, charakteriſirte.

„Ah, richtig, Herr Welden!“ ſagte die Excellenz mit einem freundlichen Lächeln. „Natürlich kennen wir uns, nur hatte ich mich Ihrer Perſon nicht mehr recht erinnert — oh, wir ſahen uns häufig! Das letzte Mal, als wir dem guten Baron Rivola ein Stückchen ſeines Waldes wegnehmen mußten; ich glaube, er hat ſich noch nicht recht darein finden können.“

„Er hat es verſchmerzt, wie er mir neulich ſagte,“ erwiederte der junge Ingenieur. „Daß es ihm unangenehm war, finde ich begreiflich; doch habe ich ihm ſeine nunmehrige Gränze ein wenig hergerichtet. Auch wird er neue Bäume anpflanzen, ſo daß ſich der etwas ſchroffe Abſchnitt vergleicht.“

„Sie ſind jetzt hier einer der Unſrigen?“ fragte der Miniſter.

„Nur für den Winter, Excellenz. Ich habe auf dem Bureau des Herrn Oberbaurathes Lievens mit den Plänen der neuen Bahnlinie zu thun, hoffe aber mit dem früheſten Frühjahr wieder hinauszukommen.“

„Es iſt dieſem jungen Manne,“ wandte ſich ſeine Excellenz mit einem freundlichen Lächeln an ſeine Nachbarin,

„hier in der Stadt zu Muthe wie den gefangenen Waldvögeln, und wenn ſie es auch noch ſo gut haben; und ich glaube," ſetzte er flüſternd hinzu, „der da hat es gut, beneidenswerth gut auf dem Bureau Ihres Gemahls — ah, dieſe jungen Leute — was nützen uns Amt und Würde!" — Hier legte er leicht die rechte Hand an die linke Bruſt, an den Stern, den er auf dem Fracke trug, oder an die Stelle, wo er ſein Herz vermuthete. „Was nützt uns alles das ſchönen Frauen gegenüber, wenn man die Sechzig auf dem Rücken hat! Spielen wir alſo, wenn es gefällig iſt, obgleich auch nur mit Karten."

Der junge Ingenieur war mit einer leichten Verbeugung vom Tiſche zurückgekehrt, hatte ſich an die Thür des Zimmers geſtellt, in welchem getanzt wurde, und blickte ziemlich gleichgültig in das Gewühl der luſtig ſich drehenden Paare. Er war zu ſpät gekommen, um noch hoffen zu können, auf dem Coursblatte der begehrten Tänzerinnen notirt zu werden; auch war er kein leidenſchaftlicher Tänzer und hatte auch hier kein Intereſſe, um es zu ſein. Damit wollen wir aber nicht geſagt haben, als ob er alle an ihm vorbeiſchwebenden Damen mit derſelben Gleichgültigkeit betrachtet hätte. Erging es ihm doch auch wie manchem anderen der zuſchauenden älteren und jüngeren Herren, welche die Tochter des Hauſes und Lucy von Rivola mit den angelegentlichſten Blicken verfolgten. Man konnte aber auch nichts Reizenderes ſehen, als dieſe jungen Mädchen

in ihrer anmuthig ſchwebenden Bewegung, ſo feſt, ſo ſicher und doch wieder ſo gänzlich ungenirt, nur ihrem eigenen, beiderſeitigen Vergnügen lebend; denn wenn ſie bei einem Ruhepunkte nicht gar zu weit aus einander ſtanden, ſo reichten ſie ſich mit einem entzückten Lächeln gern die Hand oder flüſterten einander irgend ein gewiſſes gleichgültiges Wort zu, anſtatt ihre Aufmerkſamkeit auf das zu wenden, was ihnen ihre Tänzer ſagten.

Beſonders aber war es Lucy, die mit ihrem eigenthümlichen Haar unter allen übrigen Tänzerinnen hervorleuchtete, und wenn ſie ſo vorüberſchwebte, zuweilen ihre blonden Locken durch ein energiſches Kopfſchütteln zurückwerfend, mit den großen, braunen Augen, die vor Glückſeligkeit ſtrahlten, plötzlich Jemanden anſchauend, ſo konnten ſich wohl gänzlich Fremde nicht enthalten, ihr mit der freundlichſten Theilnahme zuzunicken.

So that auch Herr Welden, obgleich er kein Fremder für ſie war, und über ſein ernſtes, faſt theilnahmloſes Geſicht flog ein wohlwollendes Lächeln, als ſie ein paar Schritte von ihm entfernt ihren Kopf während des Tanzens nochmals gegen ihn umwandte und ihre ſtrahlenden Augen ſo lange als möglich auf ihm ruhen ließ.

Dann war der Walzer zu Ende, und die beiden jungen Mädchen, nachdem ſie ſich von ihren Tänzern flüchtig verabſchiedet, traten an die Thür des Spielzimmers, wo der Ingenieur noch immer ſtand und nun von Eliſe und Lucy

aufs freundlichſte begrüßt wurde. „Sie kommen wieder einmal recht ſpät, Herr Welden,“ ſagte die erſtere, und Fräulein von Rivola ſetzte hinzu: „Daß Herr Welden überhaupt noch hieherkommt, wo ja nur getanzt und über die gleichgültigſten Dinge geplaudert wird, mußt du ihm als Tochter des Hauſes ſehr hoch anrechnen. Nicht wahr, Herr Welden, Sie wären lieber gar nicht gekommen?“

Sie ſagte dies in einem offenen, heiteren, neckenden Tone, der von dem jungen Manne ebenſo erwiedert wurde, als er ihr entgegnete: „Darin haben Sie ganz Recht, mein Fräulein. Tanz und Geplauder haben mich aber gewiß nicht hiehergezogen, ſondern nur die Artigkeit gegen unſern freundlichen Wirth, den Vater des Fräuleins Welkermann; dann aber vor allen Dingen, um Sie auf Ihrem erſten Balle tanzen zu ſehen.“

„Wie dankbar bin ich Ihnen für dieſes Intereſſe, das ich hoch anrechnen muß! Aber in der That iſt es unrecht, daß Sie ſo ſpät erſcheinen, ich hätte Ihnen gerne einen Tanz aufgehoben.“

„Das hätten Sie immerhin thun können, denn ich ſagte Ihnen, ich würde ſicher hieherkommen, und ich meine, ich hätte hinzugeſetzt, wenn ich auch ſonſt nicht tanze, ſo würde es mich doch ſehr freuen, mit Ihnen eine Ausnahme zu machen.“

„Hätten Sie das wirklich geſagt?“ erwiederte das junge Mädchen in einem beinahe erſchrockenen Tone, wobei ſie

ihre kleine Tanzkarte aus dem Gürtelbande hervorzog, ihm dann aber, nachdem sie einen Blick darauf geworfen, mit heiterer Miene zurief: „O nein, so haben Sie nicht gesagt! ‚Wenn ich überhaupt tanzen wollte,' sprachen Sie, ‚so würde es mir Vergnügen machen, Sie um einen Tanz zu bitten' — haben Sie nicht so gesagt?"

„Es kann sein," erwiederte er lächelnd; „ich will zugeben, daß Sie Recht haben."

„Aber eine Extra-Tour, Herr Welden."

„Eine solche halte ich für Unrecht gegen den betreffenden Tänzer. Damit ich aber nicht zu kurz komme und ein wenig mit Ihnen plaudern kann, so werde ich suchen, während des Soupers in Ihre Nähe zu kommen. Doch hätte ich beinahe vergessen, den beiden Damen einen Gruß zu sagen, der mir an Sie aufgetragen wurde — aufgetragen sollte ich eigentlich nicht sagen, vielmehr las ich in den Mienen des Betreffenden, wie sehr er wünschte, bei Ihnen in Erinnerung gebracht zu werden."

„Ei, und wer kann das sein?" fragte Lucy.

„Ein alter Herr, jetzt mit weißem Haar und Bart."

„Ein alter Herr — kannst du dir denken, Elise, wen Herr Welden meint?"

„Ein alter, wohlwollender Herr, dessen Sprechen wie ein freundliches Murmeln klingt und dessen Gemurmel ich gern zugelauscht ...."

„Ach, Sie ſprechen wieder in Bildern und Räthſeln!“ meinte Eliſe. „Wer iſt denn Ihr alter Herr?“

Lucy hatte ihre Hand auf die Schulter ihrer Freundin gelegt, Herrn Welden dabei mit ihren tiefen, ſinnigen Augen ſcharf angeblickt und ſagte nun: „Ach, ich weiß es, wen er mit ſeinem alten, murmelnden Herrn meint, der jetzt ein weißes Haar und weißen Bart hat! Iſt er nicht trotz alledem heute noch ſehr beweglich, queckſilbern-unruhig, ſo daß er beſtändig zappelt, um von der Stelle zu kommen und, obwohl er ſich in Einem fort bewegt und abmüht, doch an dem Orte bleibt, wo wir ihn geſehen?“

„Ja, mein Kind.“

„Verſtehſt du ihn denn nicht, Eliſe? Er meint ja den Waſſerfall nicht weit von unſerer Penſion von Kloſterberg!“

„Ah ſo — und da waren Sie heute?“

„Ja, ich mußte eine Meſſung nachſehen zu der Eiſenbahnbrücke, die über den Waſſerfall projektirt iſt und im nächſten Frühjahr gebaut wird. Es war trotz des winterlichen Wetters prächtig da oben im Gebirge, lauter Schnee und Eis, und ſo eine Winterlandſchaft hat eine große Schönheit.“

„Ach ja, jetzt verſtehe ich es,“ ſagte Eliſe nach einer Pauſe, „warum Herr Welden uns einen Gruß von dem Waſſerfall bringt! Es war ja an jenem Orte vor einem Jahre, wo wir ihn zufällig trafen und wo unſere geſtrenge

Vorſteherin erlaubte, daß uns Herr Welden die Linie der damals erſt projektirten Bahn erklärte."

„Ich habe ſogleich daran gedacht," meinte Lucy. „Damals aber ſagten Sie uns, es ſei vielleicht möglich, die Linie ein klein wenig nach Süden zu legen, um ſo den herrlichen Waſſerfall zu ſchonen."

„Ich habe gethan, was ich konnte, um ſo den alten Herrn zu ſchonen, und es iſt mir inſoweit gelungen, als ich mit meinem Projekte durchgedrungen bin und ihn nun mit einem einzigen Bogen überwölben werde, ſtatt die Schlucht zu zerſtören, durch welche er fließt."

„Dafür wollen wir Ihnen dankbar ſein, nicht wahr, Eliſe? Wir in unſerem eigenen Namen und in dem aller jener unglücklichen Penſionärinnen, welche wie wir ihr Vergnügen haben an jener prächtigen Cascade, dem häufigen Endziele unſerer Spaziergänge."

„Ich habe eine kleine Skizze davon gemacht, um zu ſehen, wie ſich der Waſſerfall und Brücke ausnimmt."

„Für mich?" fragte Lucy.

„Nein, mein Kind, dieſes Mal nicht für Sie."

Sagte er das in einem beſonders trockenen Tone oder hatte ſie erwartet, er würde ihr die Zeichnung anbieten — genug, ſie erwiederte plötzlich ſehr ernſt, faſt verſtimmt: „O, ich habe das auch nicht geſagt, um ſie behalten zu dürfen, ſondern nur um den Verſuch zu machen, ſie zu copiren, denn ich habe dazu gar nichts hübſches Neues

mehr, und dann möchte ich auch eine Anſicht jenes Platzes noch beſtimmter haben, als er in meiner Erinnerung lebt.“

Abermals begann ein Tanz, und diesmal waren es ein paar unternehmende Lieutenants, welche ſich eilfertig näherten, indem ſie raſch ihrem Schnurrbarte die entſprechende Lage gegeben und die Uniform in die Taille herabgezogen hatten.

Welden wandte ſich langſam um, dem Spielzimmer zu, wo die Ober-Bauräthin Lievens immer noch neben Seiner Excellenz ſaß und ihm offenbar Glück brachte, wie er mit ſeiner fettigen Stimme behauptete. Die ſchöne Frau hatte den rechten Arm auf die Lehne des Seſſels ihres Nachbars geſtützt und ſchien gar nicht das Näherkommen des jungen Mannes zu beachten. Nur jetzt, als er dicht neben ihr ſtand, erhob ſie langſam ihre glänzenden Augen zu ihm und ſagte:

„Ich dachte mir, Sie hätten getanzt oder wenigſtens Luſt gehabt, zu tanzen.“

„Leider nicht, ſonſt würde vielleicht Eines durch das Andere ausgeführt. Ich ſah zu und plauderte ein wenig.“

„Gerade ſo wie ich hier dem Spiele zuſehe ohne alles Intereſſe,“ ſagte ſie mit einem Blicke, deſſen eigentlicher Ausdruck noch durch einen leichten, kaum vernehmbaren Seufzer verſtärkt wurde.

„Wir könnten Sie ja mit einer kleinen Wette intereſſiren,“ erwiederte Seine Excellenz, welche die Worte

der Ober-Bauräthin ganz allein auf den Gang des Spiels bezog.

„Was ich mit Vergnügen annehmen würde, wenn die Wärme aus dem Tanzſaale nicht gar zu ſtark heraus-dränge," entgegnete ſie, ihren Fächer entfaltend. „Ich muß mir ſchon einen kühleren Platz ausſuchen."

Dabei erhob ſie ſich und ſagte im Fortgehen zu dem jungen Ingenieur: „Wollen Sie mich vielleicht begleiten, Herr Welden? Man kann allerdings nicht weit gehen oder etwa Einſamkeit aufſuchen," fuhr ſie nach einem heiteren Lächeln fort, „denn die Zimmer der guten Stadtſchultheißin ſind gar ſo vollgepfropft. Doch habe ich noch nicht einmal alle geſehen, und wenn es Ihnen recht iſt, machen wir gemeinſchaftlich eine Zimmer-Promenade."

Er wollte ihr ſeinen Arm anbieten; doch lehnte ſie dies dankend ab, wobei ſie für einen Augenblick leicht ihre Hand auf ſeinen Arm legte und heiter ſagte: „Man braucht den Leuten hier nicht Stoff zu unnöthigen Reden zu geben. Auch wenn ich gar nicht hinblicke, ſehe ich mich beſtändig von verſchiedenen Augen guter Freundinnen verfolgt, mache mir aber gar nichts daraus.

„Sehen Sie," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ſie einige Zimmer durchwandert, „hier, entfernt vom ſogenannten Tanzſaale, iſt es ſchon etwas leerer, und dort in dem Wohnzimmer der kleinen Eliſe ſcheint eine ganz erträgliche Atmoſphäre zu ſein. Es war fürchterlich

heiß da drinnen — so, hier wollen wir uns setzen und ein wenig plaudern."

Sie ließ sich in die Ecke eines Sopha's nieder und bezeichnete für ihren Begleiter einen Stuhl, der daneben stand, wobei sie mit einem schalkhaften Lächeln sagte: „So sind wir denn vor den Augen der Welt und auch zu unserer eigenen Genugthuung durch eine hohe Lehne getrennt, und nun sagen Sie mir, wie gefällt es Ihnen hier?"

Sie hatte sich bei diesen letzten Worten, welche sie sehr langsam sprach, so bequem als möglich in die Ecke des Sopha's niedergelassen, und so nahe an die bezeichnete Lehne, daß, wenn sie ihren Kopf noch etwas mehr hinübergelegt hätte, als sie schon that, ihre Haare mit denen des jungen Mannes in Berührung gekommen wären.

Und es ist etwas höchst Gefährliches um eine solche Berührung; es ist das verrätherische Gefühl einer Kühle, von der man weiß, daß sie häufig heiße Gluth verbirgt, Schnee auf einem Vulcan; wir reden natürlich von einem so schönen, reichen Haar, welches uns zu denken gibt, und so war das der reizenden Frau, neben welcher Welden saß, ob mit den eben angegebenen Gefühlen, wollen wir gerade nicht behaupten, denn seine Mienen und sein Blick sprachen nicht dafür, ja, er machte sogar mit dem Stuhle eine leichte Wendung, wodurch er allerdings aus der gefährlichen Nähe dieses Haares, dadurch aber mehr noch in das Feuer ihrer sprühenden Augen kam.

Niederlage von fertigen Kleidern und Stoffen aller Art war, die man aber auf eine wahrhaft lächerliche Art beleuchtet hatte; außer unzähligen Lüstren, die überall von den Plafonds herabhiengen, ſtanden Armleuchter und Lampen auf den Fußböden, in den Fenſterniſchen, auf den Treppengeländern, kurz wo nur irgend ein Platz war um Licht anzubringen; es war hier eine fabelhafte Helle, die den Augen weh that und grell von den hellen ſeidenen Stoffen abſtrahlte. Der Beſitzer mit ſeinen Ladengehülfen in ſchwarzen Fräcken und weißen Halsbinden ſpazierte in den Zimmern auf und ab, und da ich nicht wußte, was ich von all dem zu halten hatte, ſo bat ich um Auskunft. Der Principal, an den ich mich zufällig gewandt, zupfte ſeine Halsbinde in die Höhe, ſtrich ſich durchs Haar und ſagte mir: dieß große Kleidermagazin, la Maiſon du Prophète, werde auf gleiche Weiſe drei Tage lang wie heute in demſelben Glanz gezeigt, worauf am nächſten Montag der Verkauf beginne; er halte ſich in Pantalons, Weſten und Paletots beſtens empfohlen, und ſei überzeugt, meinem dringenden, längſt gefühlten Bedürfniß hiedurch abzuhelfen. Nach dieſen Worten maß er mich mit einem Blick, der deutlich zu ſagen ſchien: er ſpeculire ſtark auf Abſchaffung meines nicht ſehr eleganten Reiſecoſtüms.

Wenn man mit friſcher Erinnerung an die italieniſchen Theater hieher kommt, die mit ihren regelmäßig abgetheilten Logen, mit den eleganten Damentoiletten und der reichen Beleuchtung einen ſo angenehmen Eindruck machen, und man betritt eines der hieſigen Schauſpielhäuſer, ſo findet man einen gar traurigen Contraſt. Um unten anzufangen, beſuchte ich le Gymnaſe, ein kleines Haus mit dunklem Parterre und einem breiten ringsherumgehenden Amphitheater, welches die Stelle der erſten Gallerie vertritt. Logen gibt es hinter demſelben nur einige wenige, und man ſieht alles in bunter Reihe durcheinander. Ueber die Brüſtung herab hängen Damenhüte, Shawls, Paletots, und wenn die Sitze gerade nicht ſehr beſetzt ſind, ſo legt ſich jeder ſo bequem als möglich hin, der Arm wird auf die hintere Bank geſtützt, der

„Wie es mir hier gefällt? Hier auf dem Balle oder in meiner neuen Stellung auf dem Bureau? — Was das Letztere anbelangt, so muß ich ehrlich ſagen, daß der Miniſter nicht ganz Unrecht hatte, als er von den Gefühlen eines gefangenen Waldvogels ſprach. Doch wenn es eine Gefangenſchaft iſt, ſo wird dieſe allerdings gemildert, ja, ich möchte ſagen, faſt ganz wieder aufgehoben durch die Freundlichkeit des Herrn Oberbaurathes und durch Ihre Güte."

„Empfinden Sie das wirklich, lieber Welden?"

„Gewiß! In dieſer Hinſicht ſehe ich dem Frühling nicht mit dem gleichen Verlangen entgegen, wie ich es ſonſt wohl thun würde."

„Ach ja, dieſer Frühling!" ſagte ſie mit einem leichten Seufzer. „Dann öffnet ſich Ihr Käfig wieder und Sie flattern davon, vielleicht ohne eine angenehme Erinnerung an die Vergangenheit. Sind Sie überhaupt flatterhaft?" fragte ſie raſch, indem ſie ſich gegen ihn wandte.

„Ich glaube nicht," entgegnete er lächelnd, „obgleich ich mir ſelbſt darüber ſo genau noch keine Rechenſchaft geben kann. Was iſt flatterhaft? Mit Leichtigkeit einen Gegenſtand vergeſſen, der uns intereſſirt? Wenn es das iſt, ſo bin ich allerdings nicht flatterhaft, denn ich habe noch nie etwas vergeſſen, das mir werth geworden."

„Und was muß man thun, um Ihnen werth zu ſein, um von Ihnen nicht ſo bald vergeſſen zu werden?"

Beinahe hätte Welden nicht gewußt, was er für eine Antwort geben ſollte, und er entgegnete nun: „Wer zum Beiſpiel ſo liebenswürdig gegen mich iſt, wie Sie, verehrte Frau, darf wohl überzeugt ſein, daß ich ſeiner mit Dankbarkeit gedenke.“

„Mit Dankbarkeit?“ gab ſie lächelnd zur Antwort. „Das iſt immer ſchon etwas, und ich bin vor der Hand zufrieden; aber nun ſagen Sie mir auch, wie es Ihnen hier auf dem Balle gefällt?“

Er zuckte mit den Achſeln und ſagte dann: „Es gibt Dinge, welche ich dieſem geräuſchvollen Treiben vorziehe. Ich habe nie ein Vergnügen daran gefunden, ohne eigentlichen Zweck mit vielen Leuten in einem engen Raume zu ſein; man findet, beſonders ohne eine ſo freundliche Führerin wie Sie, ſelten einen behaglichen Raum zum Sitzen, kaum zum Stehen, und wenn man plaudern will, muß man ſich erſt ſorgfältig nach einer rückenfreien Ecke umſehen. Auch iſt dieſes Geplauder, wie man es gewöhnlich auf einem Balle führt — immer mit Ausnahmen,“ ſetzte er verbindlich hinzu —, „nicht von der Art, wie ich es wünſche.“

„Oder man muß eine große Menge von Bekannten haben, in deren Gedächtniß man ſich durch irgend ein Wort, eine Frage auffriſchen will, und Sie haben wohl nicht viele Bekannte hier?“

„Sehr wenige. Bin ich doch ſelbſt mit dem Herrn

Stadtſchultheißen nur flüchtig bekannt; ſeinen Sohn ſah ich und ſprach ihn einige Mal im Kaffeehauſe; dann kenne ich die Familie Rivola."

„Woher kennen Sie dieſe? Ah, wahrſcheinlich von der Zeit im vergangenen Sommer, als draußen bei dem Gute des Barons die neue Eiſenbahnlinie tracirt wurde!"

„So iſt es. Trotzdem ich gezwungen war, ihm ein hübſches Stückchen ſeines Waldes abzuſchneiden, war er doch ſtets ſehr freundlich gegen mich. Allerdings ſchonte ich auch ſein Eigenthum ſo gut es mir nur möglich war, wofür man ſich dankbar erwies, denn er öffnete mir nicht nur aufs freundlichſte ſein Haus, ſondern er räumte mir auch auf einem Vorwerke ein kleines Gebäude zu einer Bauhütte für mich und mein Perſonal ein."

„Eine eigenthümliche Familie, dieſe Rivola — ſie werden für ſehr reich gehalten."

„Sind es auch, wie mir ſcheint; ihr Hausweſen iſt wenigſtens danach eingerichtet, und dabei ſind ſie gaſtfrei in der weiteſten und ſchönſten Ausdehnung des Wortes."

„Nicht für Jedermann, mein lieber Herr Welden. Ich hörte ſchon ſagen, daß, wenn das Haus des Barons auch häufig eingeladene Geſellſchaften ſähe, es doch ſonſt für das, was man vertrauliche Beſuche nennt, beinahe hermetiſch verſchloſſen ſei."

„Möglich, daß er aus einem Grunde, den ich vielleicht errathe, mit mir eine Ausnahme machte. Der Baron

Rivola iſt nicht nur Kunſtkenner, ſondern war auch in ſeiner Jugend ausübender Künſtler, Mechaniker, Baulieb-haber, und da ich in dieſen Fächern einige Kenntniſſe habe, ſo ſuchte er wohl deßhalb meine Geſellſchaft, von welcher jedoch ich den größten Nutzen zog, denn ich kann Sie ver-ſichern, ſeine enormen Kenntniſſe, ſowie ſeine große Er-fahrung haben mir ſchon Manches klar gemacht."

„War Fräulein Lucy damals ſchon zu Hauſe?" fragte die Oberbauräthin nach einer kleinen Pauſe.

„Nein, ſie war den Sommer über abweſend und ich ſah ſie erſt in den letzten Tagen meines Dortſeins, zu Anfang des Herbſtes."

„Ein hübſches Kind."

„Ja, eigenthümlich und intereſſant, etwas verwöhnt, was ich begreiflich finde, denn ſie iſt der Abgott ihrer Eltern."

„Wie ſchön iſt das ſonderbare Haar dieſes Mädchens!" meinte die Oberbauräthin nachdenkend, indem ſie leicht mit ihrer Hand über ihre weiße, glatte Stirn ſtrich. „Ich wünſchte mir eines von dieſer Farbe."

„Ah, Sie ſollten zufrieden ſein!" meinte der junge In-genieur. „Ich ſah ein ſo prachtvolles Haar wie das Ihrige nur in Rom, und die Römerinnen bilden ſich etwas dar-auf ein."

„Das der Italienerinnen ſoll etwas hart und rauh ſein, ſagt man, während mein Haar vielleicht den einzigen

Vorzug der Weiche hat. Fühlen Sie es einmal an, Herr Welden, Sie sind ein Kenner."

Sie wandte das hübsche Gesicht kokett von ihm ab, und als er der Aufforderung gemäß die schweren, dicken Flechten, welche über ihren Nacken herabhingen, durch die Finger gleiten ließ, konnte es nicht fehlen, daß seine Hand mit ihrer weichen, glatten, kühlen Schulter in Berührung kam.

Sie zuckte zusammen und sagte, sich ihm rasch wieder zuwendend: „Schade, daß Sie nicht tanzen, Herr Welden!"

„Ich liebe überhaupt dieses Vergnügen nicht mehr so wie früher, tanze nur, wenn ich für Jemanden ein ganz besonderes Interesse empfinde."

„Für Jemanden, der Ihnen werth geworden? Wie schade, daß das bei mir Ihnen gegenüber noch nicht zutrifft!"

„Würden Sie gern tanzen?"

„Warum nicht," entgegnete sie unbefangen, „wenn ich als Frau nicht fürchten müßte, den jungen Mädchen unnöthiger Weise Platz wegzunehmen."

„Darüber brauchen Sie sich keine Sorge zu machen," erwiederte der junge Ingenieur, der sich bewußt war, ein ausgezeichneter Tänzer zu sein, der es verstand, eine gewandte Tänzerin sicher und zierlich durch die engste Lücke zu bringen. Auch dachte er dabei an die kleine Lucy, die es nicht einmal der Mühe werth gefunden hatte, nur ihr Bedauern darüber auszudrücken, daß sie nicht mit ihm tanzen könne.

Die Oberbauräthin hatte sich rasch erhoben, und indem sie jetzt ihren Arm in den des jungen Mannes legte, sprach sie: „Da wir nun zum Tanze gehen, dürfen Sie mich auch führen.“ Und so gingen sie den Weg durch die Zimmer zurück, den sie soeben gekommen. Ihrem Manne am Spieltische sagte sie im Vorbeigehen: „Herr Welden hat mich zum Tanze aufgefordert.“ Worauf der Oberbaurath in sehr gleichgültigem und trockenem Tone, welcher aber vollkommen zu seiner Geschäftsmiene und seiner ausgedörrten Gestalt stimmte, zur Antwort gab: „Das ist mir sehr angenehm, Mathilde.“

„Ha, beneidenswerther junger Mann,“ rief Se. Excellenz, „so mit schönen Frauen durchs Leben tanzen zu dürfen!“

„Während wir hier im Schweiße unseres Angesichtes einen Rubber um den anderen verlieren — Coeur ist à tout!“

Es war übrigens in demselben Augenblicke nicht leicht, sich ohne Gefahr in die dichten Massen der Tanzenden zu stürzen, denn ein beliebter Walzer, den die Musik spielte, hatte auch ältere Herren herbeigelockt, um, bekannten Klängen folgend, vielleicht in alten, süßen Erinnerungen zu schwelgen.

„Entschuldigen Sie mich,“ sagte Herr Welden zu der etwas schwer athmenden jungen, schönen Frau, „wenn ich Sie fester an mich schließe, als ich wohl zu thun pflege, denn sonst würde es unmöglich sein, da hinein und mit einiger Sicherheit wieder heraus zu kommen.“

„Ich fürchte mich ein wenig, lieber Welden," entgegnete sie mit leiser Stimme, indem sie sich mit halbgeschlossenen Augen fest an ihn anschloß. „Es wäre fürchterlich, wenn uns etwas widerfahren sollte — ist es mir doch gerade, als sähe ich schon verschiedene scharfe Blicke auf mich gerichtet und hörte liebevolles Geflüster über die da, die doch verheirathet sei und doch das Tanzen nicht lassen könne!"

„Unbesorgt!" sagte er lachend und mit dem rechten Arme ihre feine Taille fester umschlingend; „ich habe nur einen Augenblick gewartet, um nicht mit jenem alten Herrn, der dort herumhüpft, zu caramboliren."

Und schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt!

recitirte Se. Excellenz, welche mit ihrem Augenglase dem Paare zuschaute, als dieses nun in dem Strudel der Tanzenden verschwand, aber nicht unterging, und es war eine Freude, zu sehen, wenn der junge Ingenieur, mit seiner gerade nicht leichten Tänzerin allerdings die seltsamsten Figuren beschreibend, hier bei einem Paare vorüber schlüpfte, dort, sich auf der Stelle drehend, ein anderes vorüber ließ, jetzt, rückwärts tanzend, einen kleinen Raum hinter sich benutzte, um wieder ins Freie zu kommen, und dann durch eine zufällig entstandene Lücke von einem Ende des Saales bis an das andere schoß. Die Zuschauer klatschten Beifall, manche der Tanzenden hörten auf, um dem Paare Platz zu machen, manche Tänzerin mit lächelnder Miene, manche

aber mit einem etwas ſpöttiſchen Geſichtsausdrucke, hier und dort eine junge Dame kopfſchüttelnd oder mit großen, erſtaunten Blicken, wie Lucy von Rivola.

„Siehſt du, wie gut Herr Welden tanzt," ſagte ſie zu Eliſe, die ſich ihrer Freundin genähert hatte — „und wie ſchön er tanzt! Wer iſt denn ſeine Tänzerin?"

„Eine Bekannte unſeres Hauſes."

„Eine ſchöne Frau!" ſagte Lucy, indem ſie mit ihren Blicken das Paar verfolgte, welches jetzt nicht weit von ihr an der Thür plötzlich ſtill ſtand und dann lächelnd durch dieſelbe verſchwand.

Dieſes war die letzte Tour vor dem Souper geweſen, und Herr Aſcher, der am Eingange des Apartements ſtand und auf dieſen Moment mit nicht weniger Spannung gewartet hatte, als ein General auf das Aufblitzen des erſten Kanonenſchuſſes beim Beginne einer Schlacht, entfaltete nun mit ſeinen Haustruppen eine großartige Thätigkeit — es ſollte an kleinen Tiſchen, die in ſämmtlichen Zimmern vertheilt waren, von allen Eingeladenen zu gleicher Zeit ſoupirt werden, eine Aenderung des urſprünglichen Schlachtplanes, nach welchem zuerſt der ältere Theil und dann erſt die jungen Leute hätten abgefüttert werden ſollen.

Herr Aſcher hatte dem zweifelnden Herrn des Hauſes verſichert, es mache ſich auf dieſe Art unbedingt ſchöner und großartiger und für Jeden angenehmer, denn eine Andacht ſei doch nicht mehr von den Tanzenden zu erwarten,

wenn einmal im Nebenzimmer die Teller klapperten. Und Herr Aſcher hatte nicht nur Recht behalten, ſondern in kürzeſter Zeit das Unglaublichſte geleiſtet. Dabei war er aber, beſonders mit den ſpielenden Partieen, ziemlich ſchonungslos verfahren, ſo daß ſich ſogar Se. Excellenz der Herr Miniſter zu der Aeußerung veranlaßt geſehen hatte: „Dieſer Aſcher iſt ein ganz verfluchter Kerl — ich kenne ihn von ähnlichen Gelegenheiten her; er wäre im Stande, das Tiſchtuch über unſere Karten zu decken oder uns, was noch ſchrecklicher wäre, gar nicht ſerviren zu laſſen — der Klügſte gibt nach!“

Darauf erhob ſich Se. Excellenz vom Tiſche, Aſcher that auch hier ſeine Schuldigkeit, und nach kurzer Zeit hörte man durch das ganze Apartement das leichte, vergnügliche Summen halblaut geführter Tiſchgeſpräche, das Klappern der Meſſer und Gabeln ſowie das Klingen der Gläſer.

Fünftes Kapitel.

Nach eingenommenem gutem Souper ändert ſich gewöhnlich die Phyſiognomie eines Balles, Alles fühlt ſich behaglicher, freier, mit den ſtarren Formen geſellſchaftlicher Etiquette wird es nicht mehr ſo ganz genau genommen, ſtreng erzogene junge Damen erlauben ſich ſchon ein kurzes, lautes Lachen, unternehmende Lieutenants werden kühner, und ſehr ſchüchterne junge Leute, die es zu Anfang des Feſtes nicht gewagt hatten, ein Ballgeſpräch anders einzuleiten, als mit der Bemerkung, daß es heute im Saale ſehr voll, ſehr heiß ſei oder daß es draußen regne oder ſchneie, ſchwangen ſich jetzt ſchon zu dem Geſtändniſſe auf, daß ſie ſich göttlich amuſirten, ja, ſetzten ſogar ſeufzend hinzu: O, daß ſie ewig grünen bliebe, die ſchöne Zeit eines erſten Balles! — was ſich allerdings nicht reimte, aber trotzdem hier und da gern gehört wurde.

Fuß auf die vordere gelegt, den Hut auf dem Kopf, ſummt auch nach der Melodie die Geſänge mit, oder ſpricht ziemlich ungezwungen mit ſeinem Nachbar. Man gab ein paar kleine Vaudevilles; das erſte war durchaus unbedeutend, und das zweite ſo voll Zweideutigkeiten, die gar keine Zweideutigkeiten mehr waren, daß ich mich nicht erinnere ähnliches gehört zu haben. Es hieß l'amour qu'est ce que c'est que cela? und die Hauptpointe war, daß eine junge Müllerin und ein hübſcher Bauerburſch, die ſich unbewußt lieben, durch allerlei ſeltſamen Unterricht, den ſie von einem alten Knecht erhalten, ſowie auch durch praktiſche Anleitung endlich zur Erkenntniß kommen, was denn eigentlich die Liebe ſei. Das große Theater, wo meiſtens Opern gegeben werden, iſt ebenſo wenig elegant und freundlich, wie das kleinere; auch hier ſtatt der Logen im erſten Rang eine einzige große Gallerie, ebenſo verziert mit herabhängenden Kleidungsſtücken wie im Gymnaſe; Herren und Damen durcheinander, und wenig ſchöne Toiletten. Für den Fremden iſt es ſehr unangenehm, daß alle beſſern Plätze für das ganze Jahr verkauft ſind, und man bei einer guten Vorſtellung für theures Geld das Vergnügen hat den ganzen Abend aur premiers an der Thüre ſtehen zu dürfen, oder vielleicht einen Platz hinter den Blechinſtrumenten und Pauken zu erhalten, wo man zu wenig ſieht und viel zu viel hört. Ich ſah hier die Norma, welche von einer Mad. Lafont vortrefflich geſungen und geſpielt wurde, namentlich den zweiten Act gab ſie mit einer Gluth und Energie, wie ich in Italien von der beſten Sängerin nie etwas ähnliches gehört. Sie hatte eine hohe prächtige Geſtalt, und ſüdlich leidenſchaftlich war jeder Ausdruck ihres ſchönen Geſichts, niederſchmetternd jeder Blitz aus ihren ſchwarzen Augen. Sever dagegen war ein vollkommener Waſchlappen ohne den geringſten Geſchmack in ſeiner Leidenſchaft für eine ſehr dicke Adalgiſe, die übrigens ſonderbarerweiſe der Liebling des Publicums zu ſein ſchien. Verdientermaßen kam Norma hinter die Schliche des römiſchen Proconſuls; bei uns verzeiht am Schluſſe die Seherin mit deut-

Aeltere Herren und Damen, beſonders wenn ſie ohne Ballnachwuchs erſchienen waren, bewegten ſich jetzt, häufig im langſamſten Tempo und dabei ſo angelegentlich plaudernd, als begänne für ſie jetzt erſt das eigentliche Vergnügen des Balles, der Thür zu, welche zur Treppe führte, und machten ſauerſüße Geſichter, wenn ſie vielleicht noch im letzten Zimmer von ſolchen zum Dableiben und Sitzen eingeladen wurden, die hartnäckig an ihrem Tiſche geblieben und ſich den Champagner gut ſchmecken ließen.

Andere, die ausdauernder waren, erinnerten ſich gern, daß bei den Feſten des Stadtſchultheißen ſpäter ein vortrefflicher Punſch ſervirt würde, und bedauerten nur, daß ein Rauchkabinet fehle; hier und da, aber ſehr vereinzelt, ſetzte man auch noch eine Spielpartie fort, wogegen übrigens die meiſten der Spieler Ruhe nach gethaner Arbeit — damit meinten ſie das wirklich vortrefflich Souper — vorzogen: ſo auch Se. Excellenz der Herr Miniſter, der ſich einen bequemen Fauteuil in einer Ecke ausgeſucht und hier mit einem Rieſenſchlangengefühle behaglich ausruhte.

Eliſe hatte ihre Freundin Lucy unter den Arm genommen und war mit ihr nach dem kleinen Zimmer gegangen, wo vordem Herr Welden mit der Oberbauräthin geſeſſen, dem kleinen, mit Pflanzen dekorirten Gemache, im gewöhnlichen Leben Eliſens Schlafzimmer.

„Biſt du müde?“ fragte die Tochter des Hauſes.

„Müde gerade nicht, aber ich habe ſehr viel getanzt,

und wenn ich dürfte, möchte ich wohl einige Touren überſchlagen.“

Die beiden jungen Mädchen ſetzten ſich auf das Sopha, und Lucy legte ihren Kopf auf die Schulter der Freundin.

„Du ſcheinſt in der That müde, meine gute Lucy,“ ſagte jene ſchmeichelnd und beugte dabei ihr Köpfchen herab, um ihre Lippen in deren ſeidenweiches Haar zu drücken.

„Nein, müde bin ich gerade nicht, aber ich habe mir von meinem erſten Balle eigentlich mehr verſprochen; ich freue mich allerdings, wenn ich tanze, und doch finde ich eben kein ſo großes Intereſſe dabei. Auf den Bällen in der Penſion, wo wir ganz unter uns waren, habe ich mich ebenſogut amuſirt — über was alles haben wir da nicht geplaudert, wie haben wir gelacht, beſonders wenn Eine von uns ſich einen kleinen Schnurrbart gemalt, was indeſſen ſtreng verboten war!“

„Und haben dabei immer von dem Vergnügen geſprochen, das uns ſpäter einmal ein wirklicher Ball gewähren würde.“

„Und dir hat dieſer erſte wirkliche Ball auch alles gehalten, was du dir in der Einbildung davon verſprochen haſt? Ich freue mich in der That, dich ſo heiter und glücklich zu ſehen, und du haſt auch alle Urſache, es zu ſein!“

„Und du doch auch, liebe Lucy?“

„Ich kann das nicht verneinen, ich wüßte wenigſtens keine Urſache, es zu thun, und doch war ich zu Anfang

glücklicher, als ich jetzt bin; vielleicht kommt es daher, daß mir meine gute Mutter heute so blaß und so ernst erscheint. Haſt du das nicht auch bemerkt? Auch ſitzt Papa ſo häufig neben ihr, fragt ſie mit beſorgter Miene, und wenn er ja einmal von ihr weggeht, ſo bemerke ich wohl, wie er nach ihr hinüber blickt."

„Deine Mutter war in den letzten Tagen unwohl; vielleicht denkt dein Vater daran, und du weißt ja überhaupt, wie ſehr er ſich um die geringſte ernſte oder trübe Miene deiner Mutter bekümmern kann."

„Ja, mein guter, guter Vater, meine theure, liebe Mutter! Ich glaube, du haſt Recht; ſtimmt es mich doch auch bei all der Luſt und Freude, die mich umgibt, unbegreiflicher Weiſe ſo ſehr traurig, wenn ich meine Mutter ſo blaß, ja, ſo theilnahmlos da ſitzen ſehe — ich könnte weinen, Eliſe!"

„Närrchen, dich hat das Tanzen aufgeregt! Deine Mutter fühlt ſich wahrſcheinlich etwas ermüdet; du wirſt ſchon ſehen, das iſt morgen vorüber, und wenn ich dich in den nächſten Tagen beſuche, ſo plaudern und lachen wir über den heutigen Ball, und deine Mutter lacht ebenfalls mit."

„Vielleicht — ich hoffe ſo!"

Damit trat in der Unterhaltung der Beiden eine kleine Pauſe ein, und erſt nach einigen Minuten fragte Lucy, ohne ihre Freundin anzuſehen: „Wer, haſt du mir vorhin geſagt, war die Dame, mit der Herr Welden getanzt?"

„Eine Oberbauräthin Lievens; ihr Mann iſt ein genauer Freund meines Vaters.“

„Ah, ſie hat einen Mann, dieſe Frau?“

„Ja, er ſaß beim Souper neben deiner Mutter — ein großer, dünner Herr.“

„Ah, der — der ſieht ja älter aus wie mein Papa, er könnte ja der Vater dieſer jungen Frau ſein.“

„Das haben andere Leute auch ſchon geſagt,“ entgegnete Eliſe lächelnd. „Doch was kümmert dich“ — ſie wollte ſagen: „Herr Welden,“ verbeſſerte ſich aber und ſagte: „die Oberbauräthin?“

„O, gar nichts — durchaus nichts; ich kam nur darauf, weil ich Beide vor dem Souper, als mich meine Mutter einen Augenblick aus dem Tanzſaale abrief, hier ſitzen ſah und weil ich es für eigenthümlich fand, daß Herr Welden dich, die Tochter des Hauſes, nicht um einen Tanz bat und doch mit Anderen tanzte.“

„Es wäre mir das eigentlich leid geweſen, denn ich hätte ihm keinen Tanz mehr geben können.“

„Ich auch nicht, und würde ihm auch keinen gegeben haben.“

„Mit wem wirſt du jetzt tanzen, Lucy?“

„Mit deinem Bruder; er war ſo galant, mich um einen Tanz zu bitten, was bei ihm äußerſt ſelten iſt.“

„Da kommt er mit Herrn Welden.“

Lucy richtete ſich haſtig auf und warf in einem energi-

ſchen Kopfſchütteln ihr gelocktes Haar, welches ſich unter Band und Schleife eigenſinnig bäumte und, wo es konnte, frei zu machen ſuchte, aus der erhitzten Stirn.

„Was wollen die Beiden?“

„Was weiß ich, liebes Herz? Der Eine, dich zum Tanze abholen, denn ich höre ſchon die Muſik beginnen, der Andere? Das kann ich nicht errathen.“

Damit traten die beiden jungen Leute in das Zimmer, und Ferdinand ſagte mit ſeiner ungemeinen Gleichgültigkeit:

„Mein gnädiges Fräulein, der Tanz beginnt; doch da ich weiß, daß es für Sie von gar keinem Werthe iſt, mit meiner unwürdigen Wenigkeit zu tanzen, ſo möchte ich mir erlauben, Ihnen einen würdigen Stellvertreter für mich vorzuſtellen, Herrn Welden.“

„Wie ſich unſere Wünſche treffen, Herr Welkermann,“ erwiederte das junge Mädchen lächelnd und ohne jetzt noch die geringſte Spur von Aufregung zu verrathen — „ich bin Ihnen recht dankbar dafür, daß Sie mein Verſprechen löſen!“

„So darf ich vielleicht bitten, Fräulein von Rivola?“ ſagte der junge Ingenieur, vortretend.

„Bitten wohl, Herr Welden, aber es thut mir ſehr leid, Ihre Bitte nicht erfüllen zu können! ich bin recht froh, einen Tanz ausſetzen zu dürfen, ich bin in der That ein

wenig ermüdet, und Eliſe und ich, wir wollen eine Tour plaudern."

Welden verbeugte ſich, nicht verwundert darüber, daß Lucy ihm einen Tanz abgeſchlagen, aber einiger Maßen erſtaunt, daß ſie nicht hinzugeſetzt hatte: „Wollen Sie nicht mit uns plaudern?" — denn ſie plauderte ſonſt ſo gern mit ihm, und auch ihm machte es ſtets ein großes Vergnügen, die kindlichen, friſchen Anſichten und Aeußerungen des jungen Mädchens entweder lächelnd hinzunehmen oder mit dem Ernſte und der Würde eines älteren Freundes zu corrigiren.

„So ziehen wir uns denn zurück," meinte Ferdinand lachend, „verſchmäht und verſtoßen, aber mit dem guten Bewußtſein, unſere Pflicht wie immer erfüllt zu haben — kommen Sie, Welden!" Und als ſie nun beide das Zimmer verlaſſen hatten, ſetzte er hinzu: „Ich habe oben in meinem Apartement, das leider nur aus einer einzigen Stube beſteht, ein kleines Jeu arrangirt, mit Cigarren, heißem Punſch und kühlem Bier; ich werde es auch den anderen richtigen Leuten ſagen."

„Vielleicht komme ich," erwiederte zerſtreut der Ingenieur; „doch ſehe ich dort Ihren Papa mit dem Oberbaurathe — der Herr Stadtſchultheiß ſagte mir ſchon vor dem Souper, daß er mich zu ſprechen wünſche."

„Gut, ſo kommen Sie ſpäter," verſetzte der Sohn des Hauſes, und dann ſah man ihn langſam durch den Tanz-

ſaal ſtreichen, bald hier, bald dort einem der jungen Herren etwas zuflüſtern und hierauf gegen die Treppe hin verſchwinden.

Welden trat zu einer Gruppe älterer Herren, die es ſich in einer Ecke des Spielzimmers bequem gemacht hatten — es waren hier der Baron Rivola, der Oberbaurath Lievens und der Stadtſchultheiß, letzterer vor Sr. Excellenz dem Miniſter des Innern ſtehend; dieſer hatte ſeinen Hut in der Hand und verſicherte mit einer noch fettigeren Stimme, als er ſonſt wohl zu haben pflegte, dem Herrn des Hauſes, daß das Souper ganz außerordentlich geweſen ſei — vortrefflich, wenn man die Menge der Gäſte annehme, ganz aus—ge—zeich—net.

Dann ergriff er heimlich mit zwei Fingern die rechte Hand des Stadtſchultheißen, ſchüttelte ſie ein wenig krampfhaft, ſchloß lächelnd ſeine Augen und wandte ſich langſam, um ohne Aufſehen zu verſchwinden.

Herr Welkermann ließ ſich mit dem Gefühle eines Mannes in den Stuhl nieder, der ſeine Schuldigkeit gethan, Anerkennung gefunden hat und mit ſich ſelbſt zufrieden iſt.

„Ich muß noch einmal auf die Sache zurückkommen, über die wir vorhin ſprachen," nahm der Oberbaurath Lievens das Wort, nachdem ſich Se. Excellenz entfernt hatte. „Ich bin nun einmal der Anſicht, lieber Welkermann, daß ich die Sache nicht vor den Stadtrath gebracht

hätte; Herr Baron von Rivola wird mir gewiß Recht geben."

„Ich weiß nicht ganz genau, um was es ſich handelt," entgegnete der Genannte in ſehr höflichem Tone.

„Um eine ganz einfache Geſchichte," erwiederte der Stadtſchultheiß: „es beſteht ein unterirdiſcher Gang, der in alten Zeiten Rathhaus und Münze zuſammen verband."

„Sollte die Exiſtenz dieſes unterirdiſchen Ganges in ſeiner ganzen Ausdehnung nicht auch eine Fabel ſein, wie die ſo vieler ähnlicher Gänge, von denen man ſpricht?"

„O nein," erwiederte der Oberbaurath, „mit dieſem hat es ſeine Richtigkeit, es liegen die genaueſten Pläne darüber vor."

„Und hat einer der Herren ihn je begangen oder unterſucht?"

„Von uns Niemand — wozu auch? In früheren Zeiten iſt er öfter unterſucht worden, worüber ebenfalls die Akten vorhanden ſind; beſonders gangbar hat man ihn auch damals nicht befunden, ja, bei dem letzten Augenſchein, der vor beiläufig fünfzig Jahren laut ſtadträthlichem Beſchluſſe vorgenommen wurde, ſoll ſich ungefähr in der Hälfte des Ganges eine Verengung gefunden haben, ungefähr in der Gegend, wo ſich die Bärenſtraße mit dem Glockengäßchen kreuzt, faſt genau dort, wo das uralte Haus „Zum goldenen Hammer" ſteht, welches Ihnen gehört, Herr Baron von Rivola."

„Ah, dort — ja, ja, bei meinem unfruchtbaren Beſitzthum, das mir nicht einmal die Steuern und Reparaturkoſten einträgt. Ich hoffe immer noch," ſetzte er mit einer verbindlichen Verbeugung gegen den Stadtſchultheißen hinzu, „daß der Stadtrath dieſes Haus kaufen wird, es abreiße und ſo die dort enge Paſſage erweitere."

„Es wäre doch ſchade um das alterthümliche Haus!"

„Haus kann man es eigentlich nicht nennen, es iſt vielmehr nur ein alter Thurm, ſeiner Feſtigkeit wegen übrig geblieben von der Umwallung der Stadt."

„Aber intereſſant — die Nachbarn laſſen es ſich einmal nicht nehmen, daß dort Geiſter umgehen; häufig in der Mitternacht ſah man ſchon Licht in den unteren, gänzlich unbewohnten Räumen."

„Ja, ja, ich hörte davon," ſprach lächelnd Herr von Rivola, „gab mir auch die Mühe, die Sache zu unterſuchen, und fand, daß die unheimliche Beleuchtung dieſer Räume von dem Wiederſcheine einer Laterne auf ein halb erblindetes Fenſter herrühre; als ich darauf das Fenſter durch einen tüchtigen eiſernen Laden verſchließen ließ, ſah man nichts mehr von dieſen nächtlichen geſpenſterhaften Beleuchtungen."

„Das iſt allerdings wahr," ſagte der Stadtſchultheiß, „doch berichteten damals häufig die Nachtwächter von eigenthümlichem Geräuſche, welches ſie in der ſtillen Nacht auf der Straße vor dem alten Thurme gehört."

„Ratten," meinte der Oberbaurath.

„Ganz gewiß Ratten," ſagte Herr von Rivola; „doch ſind wir durch meine Frage ganz davon abgekommen, was der Herr Oberbaurath in Betreff der heutigen Stadtraths-ſitzung ſagen wollte."

„Das iſt ſehr einfach, ich hätte, wie ſchon bemerkt, die Sache nicht vor den Stadtrath gebracht."

„Der unterirdiſche Gang nämlich," wandte ſich Herr Welkermann direkt an Herrn von Rivola, „deſſen Exiſtenz nicht zu läugnen iſt, mündet in den großen Keller des Rathhauſes und iſt dort nur durch eine, allerdings ſehr ſtarke eiſerne Gitterthür verſchloſſen, welche aber dumpfe Luft und unangenehme Gerüche aller Art nicht abhält; dieſe Gitterthür wollte ich entfernen und durch ein ſolides Mauerwerk erſetzen, ein Vorſchlag, den aber die Majorität des Stadtrathes in heutiger Sitzung nicht gut zu heißen beliebte."

„Und ich meinte," ſprach Herr Lievens, „Welkermann hätte dieſe Kleinigkeit gar nicht vor den Stadtrath bringen, ſondern mir, unter dem die ſtädtiſchen Gebäude ſtehen, einfach den Auftrag geben ſollen, die Oeffnung zu ver-mauern; das hätte ohne alles Aufſehen geſchehen können, da dort unten Bauſteine genug vorhanden ſind, und wenn ich an Welkermann's Stelle wäre, ſo würde ich vier Wochen vergehen laſſen und es dann doch trotz Stadtrathsbeſchluß ſo machen, wie ich es für das Richtige hielt."

ſcher Gutmüthigkeit, und nachdem Sever erfahren, „welch treues Herz er hintergieng," eilen ſie gemeinſchaftlich zum Tode. Mad. Lafont aber ließ ſich kalt und ſtolz in den ſchwarzen Schleier hüllen, verſicherte den erbärmlichen Liebhaber ſchließlich ihrer vollſten Verachtung, und ging, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern, allein — in die Garderobe.

An ſehr ſchönen geräumigen Kaffeehäuſern hat Marſeille keinen Mangel, und jedes Jahr entſtehen neue, welche es an Glanz und Pracht der innern Einrichtung den andern zuvorthun wollen. So haben ſie ſich denn jetzt ſchon ſo geſteigert, daß zwei erſt vor kurzem eröffnete, der l'Univers und Caffé Turc, ſo fabelhaft luxuriös eingerichtet ſind, daß man ſich nicht mehr behaglich in dieſen Räumen findet. Im erſten ſind alle Wände mit Spiegeln bedeckt, welche die Hunderte von Gaslichtern und ſämmtliche Gäſte wahrhaft unheimlich vervielfältigt in einer weiten, weiten Ferne zeigen, bis alles nur noch ein undeutliches Gewühl iſt und ſich die Gasflammen wie blaue Punkte ausnehmen. Die Decke wird getragen von Bronzefiguren, Faunen und Nymphen mit kleinen Amoretten, welche Blumenguirlanden halten oder um reichvergoldete Kronleuchter geſchlungen ſind; im Hintergrund plätſchern Brunnen, dort ſtürzt das Waſſer zwiſchen künſtlichen Blumen und Früchten herab, die, am Tag ihre natürlichen Farben zeigend, Abends durch blaues Feuer nachgebildet ſind. Die Einrichtung des Café Turc gränzt aber ans Unſinnige; hier ſind nicht nur alle Wände von Spiegeln, nicht nur ſämmtliche Tiſchplatten, wodurch man auf allen Seiten, ſelbſt neben den Kaffeeſchalen, beſtändig ſein eigenes, unintereſſantes Geſicht ſieht, ſondern horribile dictu auch die Plafonds des ganzen Etabliſſements, in deren Wiederſchein man beſtändig die Gäſte wie Fliegen an der Zimmerdecke mit dem Kopfe abwärts herumſpazieren ſieht; namentlich gewähren hierbei die Damen einen ſehr ängſtlichen Anblick, denn man befürchtet jeden Augenblick, es müſſe nothwendigerweiſe etwas ſchreckliches da oben geſchehen. Um den Wahnſinn voll zu machen ſind

Der Stadtſchultheiß hatte eine äußerſt wichtige Miene angenommen und wiederholte die Worte ſeines Freundes: „Gegen den Stadtrathsbeſchluß“ kopfſchüttelnd und in bedenklichem Tone.

„Das könnte allerdings Mißſtimmungen hervorrufen,“ meinte Herr von Rivola mit ſeiner ruhigen, faſt ſanften Stimme, welche nicht immer genau zuſammenpaßte mit den ſcharf ausgeprägten energiſchen Zügen um den Mund. „Man könnte einfach die Thür beſtehen laſſen und damit auch den heutigen Beſchluß des Stadtrathes; aber wer verbietet es Ihnen, hinter jener Thür eine ſolide Mauer aufzuführen?“

„Ah, das iſt wahr,“ meinte der Oberbaurath, wobei ein vergnügliches Lächeln über ſeine Züge flog: „du hätteſt deinen Willen durchgeſetzt, Welkermann, die Mauer wäre aufgerichtet, um die wirklich manchmal abſcheulichen Dünſte aufzuhalten, die aus dem Keller aufſteigen, und wenn der hochweiſe Stadtrath über kurz oder lang von der Sache erführe, ſo müßte er ſich doch geſtehen, ſich in ſeinem Beſchluſſe vom Heutigen nicht beſonders deutlich ausgedrückt zu haben.“

„Und was die Maßregel an ſich anbelangt,“ meinte der Freiherr von Rivola, „ſo halte ich ſie für ſo gut, daß der Herr Stadtſchultheiß ſich wohl erlauben könnte, darüber nicht nur anderer Anſicht zu ſein, wie der Stadtrath, ſondern auch ſeine Anſicht auf die eben erwähnte Art durch-

zuführen; früher, als ich noch des Glaubens war, es ließe sich mit dem alten Thurme, den ich, beiläufig gesagt, nicht einmal billig kaufte, irgend etwas Solides anfangen, war es mein erstes Geschäft, die Oeffnung im unteren Gewölbe desselben, die wahrscheinlich in vordenklichen Zeiten mit dem alten Gange in Verbindung gestanden, zumauern zu lassen, denn auch da unten wurde man zuweilen von unangenehmen Ausdünstungen belästigt. Also, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Herr Stadtschultheiß, so würde ich allerdings das ehrwürdige Gitter nicht angreifen, aber, wie vorhin schon gesagt, ich würde hinter demselben eine sehr solide Mauer aufführen."

„Die Idee ist nicht übel, und ich bereue nur, dies nicht ohne Weiteres gethan zu haben, denn jetzt ist der stadträthliche Beschluß nicht ohne etwas jesuitische Deutelei, verzeihen Sie mir den Ausdruck, Herr Baron, zu umgehen."

„Aber doch zu umgehen, und wenn dir etwas daran gelegen ist, so thue es."

„Und würdest du," wendete sich der Stadtschultheiß direkt an Herrn Lievens, „ohne Weiteres den Gang zumauern lassen, wenn ich dich damit beauftrage?"

„Hm — hm — ja — allerdings."

„Es läge das in deinem Amte, der du die Oberaufsicht über alle städtischen Bauten hast."

„Allerdings, und ich würde mich davon wahrscheinlich

auch nicht zurückziehen, trotz des ſtadträthlichen Beſchluſſes, obgleich dieſer Beſchluß mir heute ſchon kundgethan wurde, und würde auf einen förmlichen Befehl von dir die Arbeit ſogleich ausführen laſſen."

„Ja, auf einen förmlichen Befehl von mir, da gerade ſteckt der Knoten."

„Ach, das ließe ſich auf die einfachſte Art von der Welt umgehen," ſprach Herr von Rivola, nachdem er eine Zeit lang nachſinnend vor ſich niedergeblickt — „Sie, Herr Oberbaurath, beauftragen einen Ihrer jungen Leute, natürlich Jemanden, auf den Sie ſich verlaſſen können, die etwas ſchadhaft erſcheinenden Wände des Rathhauskellers, wo ſich die Gitterthür befindet, zu unterſuchen und nach Befund und eigenem Ermeſſen zu handeln."

Bei dieſen letzten Worten hob Herr von Rivola den Zeigefinger in die Höhe, als fordere er ganz beſondere Aufmerkſamkeit für dieſelben.

„Nach Befund und eigenem Ermeſſen."

„Sehr gut," ſagte der Oberbaurath, „dieſer Befund iſt eine ſchadhafte Stelle über der alten Gitterthür, worauf es der Unterſucher für angemeſſen findet, die beſagte Oeffnung zu vermauern."

„Natürlich, und der Betreffende müßte Jemand ſein, der nicht zurücktritt und Ihnen, falls er angefochten würde, beweiſt, daß er gerade ſo und nicht anders habe handeln

können. Hätten Sie Jemand unter Ihren jungen Leuten, der das thäte?"

„Das will ich meinen, und dort kommt er gerade wie gerufen," erwiederte der Oberbaurath — „Herr Welden beſorgt uns dieſe Kleinigkeit, deſſen bin ich ſicher; ich werde gleich mit ihm reden."

„Dürfte ich mir wohl erlauben, Ihnen das zu widerrathen?" ſprach Herr von Rivola in gefälligem Tone. „Meiner Anſicht nach wäre es beſſer, dem Herrn Welden, den ich, wie Sie wiſſen, hochſchätze, dieſe Sache allein, ohne Zeugen, vielleicht morgen geſprächsweiſe mitzutheilen — Sie verſtehen mich?"

„Gewiß," ſagte der Oberbaurath, und der Stadtſchultheiß nickte ernſthaft mit dem Kopfe.

„Im Uebrigen muß ich um Entſchuldigung bitten," fuhr Herr von Rivola in freundlichſtem Tone fort, „daß ich mir erlaubt habe, in Ihre Angelegenheit hinein zu reden — verzeihen Sie meine Freiheit und betrachten Sie, was wir geſprochen, wie jede andere gewöhnliche Converſation!"

Mit dieſen Worten erhob er ſich, und indem er dem Herrn des Hauſes die Hand reichte, flüſterte er ihm einige verbindliche Worte zu und ſagte dann mit einer Verbeugung gegen den Oberbaurath: „Es iſt ſchon ſpät; ich muß doch einmal nach Frau und Tochter ſehen." — Als er an Welden, der ſich den Herren näherte, vorbei kam, klopfte er ihm leicht auf die Schulter, nickte ihm freundlich zu

und verließ ihn alsdann mit den Worten: „Ich hoffe, daß Sie sich bald draußen bei uns sehen lassen!“

„Ein gescheiter Mann, dieser Baron Rivola!“ meinte der Oberbaurath.

„Ja, so gescheit, um im gewöhnlichen Leben nichts Gewöhnliches zu sprechen; seine Worte sind vollgültige Stücke, er gibt sich in der Unterhaltung nie mit Scheidemünze ab.“

„Etwas verschlossen, könnte man sagen, in seinen Redensarten wie in seinem Leben.“

„Er lebt für seine Familie, ist aber gesellig, wo er dies für gut findet, nimmt allerdings selten Einladungen an, aber doch zuweilen.“ Dies sagte der Stadtschultheiß in einer selbstgefälligen Laune.

„Du kennst ihn schon länger?“

„Seit ungefähr zehn Jahren, so lange er hier ist; ich vermittelte den Ankauf seines Gutes.“

„Hältst du ihn für reich?“

„Wer kann das sagen? Als er Eichenwald kaufte, bezahlte er es baar, und wie die Familie draußen lebt, muß er über große Einkünfte zu verfügen haben. Das Haus ist gut eingerichtet, der Park um dasselbe und der allerdings sehr kleine Gütercomplex bestens erhalten — der Baron hat Wagen und Pferde, hinlängliche Dienerschaft, weßhalb ich glaube, daß er sich in sehr guten Verhältnissen befindet. Das Gegentheil würde mir in meiner Stellung

nicht verſchwiegen geblieben ſein. Woher er ſeine Einkünfte bezieht, weiß ich allerdings nicht; ſie müſſen ihm wahrſcheinlich von auswärts, wo er früher lebte, vermittelt werden. Mein Sohn Ferdinand, der, wie du weißt, bei der königlichen Bank angeſtellt iſt, ſagte mir einmal, Rivola ſtände mit keinem der hieſigen Banquiers in einer fortdauernden Geſchäftsverbindung."

„Es iſt jedenfalls ein intereſſanter Mann, von großen Kenntniſſen," ſagte der Oberbaurath, „Kenntniſſe, über die ich erſtaunte, als wir neulich zur Begutachtung der großen Eiſenbahnbrücke droben waren, wo er die Güte hatte, die Commiſſion zu Tiſche zu laden — ich ſage dir, gediegene Kenntniſſe, ſowohl in der Architektur als in der Mechanik, und er zeichnet mit einer Sicherheit, die uns Alle in Erſtaunen ſetzte, trotzdem er nur ein einziges gutes Auge hat und trotz ſeiner blauen Brille."

„Dieſe blaue Brille iſt wohl das Einzige, das mir zuweilen an dem Manne unbehaglich iſt; ich liebe überhaupt die blauen Brillen nicht, ſie verdecken uns den Ausdruck des Auges; der, welcher ſie trägt, ſteht für den Anderen beſtändig wie im tiefen Schatten, während jener auf unſerem Geſichte unſere Gedanken beſſer abzuleſen im Stande iſt."

„Kennſt du die Baronin näher?"

„Ich ſah ſie allerdings häufig und muß geſtehen, daß ſie nie einen beſonders günſtigen Eindruck auf mich machte; ſo liebenswürdig und mittheilſam, wie er iſt, eben ſo kalt

und verſchloſſen liebt ſie es, ſich zu zeigen. Uebrigens iſt ſie eine vornehme Dame von den beſten Manieren — eine geborene Gräfin Hartenſtein."

„Und die Rivola?"

„Stammen, wie der Baron ſagt, aus Italien, lebten längere Zeit in Frankreich, ſpäter in Belgien; ich habe den Namen früher nie gehört. Es iſt rührend, aber begreiflich, mit welcher Zärtlichkeit, ja, ich möchte ſagen, mit welcher Verehrung der Baron ſeine Frau liebt; bei allem, was er thut, ſcheint er nur auf ihr Wohl, an ihre Behaglichkeit zu denken. Er ſcheint ſich ferner zur Lebensaufgabe zu machen, ihr das Daſein in jeder möglichen Weiſe zu verſchönern, und wenn du heute darauf Achtung gibſt, wie beſorgt er auch in Kleinigkeiten um ſie iſt, ſo kommt er dir eher vor wie ein zärtlicher Bräutigam, als wie ein Ehemann, der ſchon eine erwachſene Tochter hat."

„Eine reizende Tochter, ſie iſt im höchſten Grade anziehend, ohne gerade regelmäßig ſchön zu ſein," ſagte der Oberbaurath. Und da Welden indeſſen näher getreten war, ſo wandte er ſich an denſelben, indem er hinzuſetzte: „Wir ſprachen gerade von Fräulein von Rivola, die ſelbſt für unſere älteren Herzen etwas außerordentlich Wohlthuendes, Anziehendes und Erwärmendes hat — ſind Sie nicht meiner Anſicht?"

„Gewiß, Herr Oberbaurath, Fräulein von Rivola iſt eine ſonnige Erſcheinung, eine liebenswürdige junge Dame,

deren Schattenſeiten, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, noch Vorzüge ſind."

„Sehe mir einer dieſen jungen Mann an," lächelte Herr Lievens, „findet da mit ſeinen kaum dreißig Jahren Schattenſeiten, wo wir ruhige Leute nur helles Licht erblicken! Und was ſind das für Schattenſeiten?"

„Die auch vielleicht Vorzüge genannt werden können, wie ich ſchon vorhin bemerkt," erwiederte der Ingenieur: „ich meine die offene, rückhaltloſe Art, ſich zu geben, welche bei dieſer jungen Dame allerdings etwas ſo wunderbar Beſtechendes hat."

„Was wollen Sie, lieber Welden," warf der Stadtſchultheiß ein, „bei einem jungen Mädchen, welches das Leben nur von der roſigſten Seite kennt, das einzige Kind zärtlicher Eltern, das mit einem warmen, empfänglichen Herzen alles begrüßt, was ihm entgegentritt! Meine Tochter Eliſe erzählte mir, wie Lucy ſo herzlich und ungezwungen allem entgegenfliegt, was einen angenehmen Eindruck auf ſie macht, allerdings oft ohne große Ueberlegung, ohne Rückhaltung, und nicht nur bildlich, ſondern ſogar in der Wirklichkeit."

„Ja, ja, ich ſah das auch wohl," ſagte Welden lächelnd; „möchte ſie doch gern dahinſchweben, mit ausgebreiteten Armen dem Schmetterlinge, der emporſteigenden Lerche folgend, und macht es ihr doch zuweilen Vergnügen, ihr Geſicht in alle Roſenkelche zu drücken, an denen ſie vorüberkommt."

„Unſchuldige Gelüſte," meinte der Oberbaurath, indem er aufſtand und auf ſeine Uhr ſchaute, „das gibt ſich alles mit der Zeit; man hat mir oft geſagt, meine Frau ſei als Mädchen gerade ſo geweſen, eben ſo harmlos, eben ſo wohlwollend und entgegenkommend, und das hat ſich doch bei ihr ſehr verändert, was ich am beſten wiſſen muß."

Es war ein eigenthümlicher Blick, eine nicht ganz beiſtimmende Miene, mit welcher der junge Ingenieur den Oberbaurath anblickte; dann begab er ſich mit dem Herrn des Hauſes in den ſchon recht leer gewordenen Tanzſaal.

Die Muſikanten waren müde, das ſah man an ihren ſchon matt gewordenen Griffen und Strichen, die Tanzenden waren müde, denn ſie machten zwiſchen dem Vergnügen außerordentlich lange Ruhepauſen — Herr Aſcher war müde, denn wenn er auch ſo aufrechten Hauptes wie zu Anfang des Balles an der Thür ſtand und mit ſeinem Blicke die Welt regierte, ſo war' doch dieſer Blick etwas matt und ſchläfrig geworden, und Herr Aſcher gähnte hinter der vorgehaltenen Hand. Am lebendigſten, ſtellenweiſe ſogar heiter und aufgeweckt ging es noch im Zimmer des Herrn Ferdinand im oberen Stocke zu, wo bei Bier und Punſch geſpielt wurde, zuerſt das gemüthliche Makao, dann das aufregendere Landsknecht. Obgleich man nicht beſonders viel baares Geld auf dem Tiſche ſah, ſo war doch der Umſatz nicht unbedeutend und wurde durch kleine Bons vermittelt, die einer Uebereinkunft ge-

mäß den dritten Tag von heute an eingelöst werden mußten.

Aber auch dieſes intereſſante Spiel ging zu Ende, freilich erſt, als es im ganzen Hauſe ſchon ſehr ſtill geworden war; dann ſchlichen ſich die letzten der Gäſte die Treppe hinab, und Ferdinand öffnete einen Flügel ſeiner Fenſter, um den garſtigen Tabaksqualm hinauszulaſſen. Dann trat er mit einem nüchternen, verdrießlichen Blicke an den Tiſch und betrachtete, die Hände in die Taſchen ſeiner Beinkleider geſteckt, die bunt umher geſtreuten Kartenblätter; er hatte einige Hundert Gulden verloren, was ihn nicht gerade unglücklich machte, ihm aber doch ſehr, ſehr unangenehm war und zu denken gab.

alle Kellner türkiſch gekleidet, und es macht einen komiſchen Eindruck, wenn unter dem rothen Fes ein gutmüthiges franzöſiſches Geſicht die Worte ruft: „versez au quatre!“

Sehr angenehm und behaglich iſt das Café de Luxembourg, wo man vortreffliche Getränke aller Art, gute Geſellſchaft und die Allgemeine Zeitung findet.

Einen Beſuch auf dem Château d'If hatte ich mir aufgehoben, bis Freund Horſchelt aus München angekommen ſei, mit dem ich denſelben gemeinſchaftlich machen wollte. Einem Bekannten in Deutſchland verſprach ich bei meiner Abreiſe feierlich, mich auf dem alten Schloß umzuſehen, nicht nach Mirabeaus oder Lafayettes Kerker, ſondern nach den Spuren, die ſich vielleich dort noch von Alexander Dumas fabelhaftem Monte Chriſto auffinden laſſen würden; es gibt zarte Seelen, die ſich für ſo etwas intereſſiren, und was man verſpricht muß man halten. Um aber jenen Auftrag in vollkommenſter Ausdehnung erfüllen zu können, machten wir einen Spaziergang um das ganze Hafenbecken, gingen durch die Vorwerke der Citadelle St. Nicolas und ſtiegen hinter derſelben die kleine Anhöhe hinan, wo ein einfaches Wirthshaus liegt, deſſen Beſitzer uns die feierlichſte Verſicherung gab: in jener Laube vor ſeinem Haus, auf dem grob gezimmerten Tiſch ſei jene Denunciation geſchrieben worden, die den unglücklichen Dantes ins Gefängniß lieferte.

Vor unſern Augen hatten wir das Dorf der Catalanen, eine Reihe kleiner ärmlicher Häuſer, aber ohne die Spur einer Mercedes; rechts das Meer mit den weißen Maſſen des Château d'If. Wir befanden uns alſo vollkommen bei der Expoſition des Romans und konnten unſere Fahrt nach der Inſel getroſt beginnen. Als wir zum Hafen hinabſtiegen, begegneten wir auf dem Quai einer ſeltſamen Proceſſion: weißgekleidete und vermummte Männer trugen das hölzerne und buntbemalte Bild irgend eines Heiligen, dem eine große Schaar Andächtiger mit brennenden Kerzen in der Hand folgte; voraus zog eine Militärmuſikbande,

Sechstes Kapitel.

Wenn man die Stadt, von der im vorigen Kapitel die Rede iſt, im Norden auf einer guten, ſehr breiten Chauſſee verließ, ſo gelangte man, ſanft anſteigend, auf ein ſtundenlanges und breites Plateau, das gerade keine einförmige Fläche genannt werden konnte, ſondern durch kleinere oder größere Einſattelungen maleriſche Abwechslung erhielt. Dieſe Einſattelungen bildeten hier und da langgeſtreckte, mäßige Thäler, meiſt mit kleineren Bächen, welche von den nördlich gelegenen hohen, mit Waldungen beſetzten Bergen herabkamen und dem Wanderer luſtig entgegenmurmelten.

Auf dieſem Plateau angekommen, bemerkte man, daß die höheren Berge, von denen wir ſoeben ſprachen, auf einem Punkte einen ſtark hervortretenden Winkel bildeten, welcher, dicht bewaldet, unten mit Wieſen umſäumt war,

und da, wo dieſe Wieſen ſich mit der Hochebene verglichen, gewahrte man ein nicht ſehr großes, aber weithin leuchtendes Gebäude, Eichenwald, das Landgut des Freiherrn von Rivola. Wohl eine gute Stunde führte die Landſtraße über das Plateau fort, bald eines der eben erwähnten Thäler umgehend, bald ein anderes ab- und aufſteigend durchſchneidend, ehe man Eichenwald erreichte. Endlich ſah man es dicht vor ſich liegen, ein viereckiges, hellgelbes Haus mit ziemlich flachem Dache, vorn ein breiter Altan, mit wenigen, aber großen Fenſtern. Die Landſtraße führt dicht an der Umfaſſungsmauer des Gartens vorbei, der zum Landhauſe gehörte, das aber, ſelbſt etwas höher als die Landſtraße gelegen, dieſe und die ganze Hochebene mit ſeiner Ausſicht beherrſchte. Zwei mächtige, ſteinerne Thorpfeiler mit ſtarken Eiſengittern führten in die Beſitzung, und wenn man dieſe hinter ſich hatte — doch mußte man vorher anläuten, und dann dauerte es oft eine Weile, ehe der Bediente vom Hauſe herabkam, um zu öffnen —, ſo gelangte man auf einem breiten Kieswege, der ſich in einer ſchlangenförmigen Windung erhob, bei Blumenpartieen und Gebüſch vorüber an die oben erwähnte Terraſſe, vor welcher ſich ein Springbrunnen befand, der ſein Waſſer in einer förmlichen Garbe hoch emporwarf. Hier oben auf der Terraſſe, wo man einen prächtigen, weiten Blick über die Hochebene, ja, auf den höher liegenden Theil der Stadt hatte, wo man die Kirchthürme derſelben deutlich ſah, war

während der guten Jahreszeit ein Lieblingsplatz der hier wohnenden Familie, aber auch jetzt, zur Zeit des Winters, war der Blick auf die weite Winterlandschaft großartig schön.

Es hatte in den letzten Tagen stark geschneit, dann war Frost eingetreten und nun wölbte sich ein klarer, blauer Himmel über die weiße, funkelnde Schneedecke. Wie eigenthümlich und doch so malerisch schön erschienen unter ihr die ausgebreitete Hochebene, die kleinen Thalschnitte mit ihren dunkeln Rändern, die Landstraße mit ihren Nebenwegen wie gelblich gefärbte Striche, die Hecken, kleinen Gebüsche wie Pelzverbrämung auf dem Kleide von weißem Sammt, das die Erde um sich geschlungen, und im Hintergrunde die große Stadt, durch die weißen Dächer ihrer Häuser fast unsichtbar geworden und nur kennbar hervortretend durch Dampf und Rauch, der dort aus dem Thale hervorqualmte.

In der jetzigen Jahreszeit war das Landhaus auf dieser Seite fest gegen die Winterkälte verwahrt, die doppelten, bis auf den Boden gehenden Glasthüren verschlossen und von außen am Fußboden durch zierlich geflochtene Strohkränze gegen das Eindringen der Zugluft geschützt. Auf dieser Seite des Hauses war übrigens auch während der Sommermonate kein Eingang für die Fremden, sondern dieser befand sich auf der anderen Seite, konnte auch von der Straße erreicht werden, ohne daß man nöthig gehabt hätte, sich die große Gitterthür öffnen zu lassen, wenn

man nämlich von der Chaussee aus einem schmalen Fußwege folgte, der außen an der hohen Gartenmauer vorbeilief und zu einem kleinen, aber festen Thürchen führte, das sich unmittelbar gegenüber dem Haupteingange befand; doch kannten und benutzten nur die genauen Freunde des Hauses diese kleine Pforte.

Das Landhaus hatte einen großen Salon, welcher mit der Flügelthür auf die vorhin besprochene Terrasse ging und der allgemeine Versammlungsort für die Familie und das Empfangszimmer für die Fremden war. Dieser Salon war reich und elegant eingerichtet und sein Hauptreiz bestand in den großen Spiegelscheiben, durch welche man in die Landschaft hinaussah, hauptsächlich aber jetzt im Winter aus einer sehr behaglichen Kaminecke, den Thüren gegenüber, wo inmitten von den bequemsten Sitzgelegenheiten den ganzen Tag ein helles Steinkohlenfeuer glühte und den ziemlich großen Raum angenehm erwärmte. Rechts von diesem Salon befanden sich ein Speisezimmer und ein dazu gehöriges Servircabinet, welches durch ein Vorzimmer, mit Glas- und Porzellanschränken angefüllt, mit der Küche in Zusammenhang stand. Links vom Salon war eine kleine Bibliothek, daneben das Schreibzimmer des Herrn vom Hause sowie ein Gastzimmer, das aber selten benutzt wurde, und daneben ein anderes Zimmer für die Haushälterin, an welches wieder eine Art Rumpelkammer stieß, wo Herr von Rivola alles Mögliche aufbewahrte,

Gegenstände, die er gerade nicht wegwerfen, aber aus den Augen schaffen wollte. Die festen Fensterläden dieser Rumpelkammer waren beständig verschlossen, denn Herr von Rivola meinte, es sei viel angenehmer, von außen auf diese zu schauen, als auf das Gerümpel, welches sich im Laufe der Jahre hier angesammelt. Im ersten Stocke des Hauses war die gleiche Zimmereintheilung wie unten; in der Mitte ein gemeinschaftlicher Salon, an dessen linker Seite sich Wohn- und Schlafgemach der Frau von Rivola und deren Tochter befanden; auf der anderen die des Hausherrn, und die einzige Abweichung von unten war hier oben ein kleines Zimmer in der Ecke, dessen Thür auf eine kleine, runde Treppe mündete, die beinahe ausschließlich von Herrn von Rivola benutzt wurde und unten durch eine starke eiserne Thür mit dem kleinen Hofraume in Verbindung stand.

Einen weiteren Stock hatte das Haus nicht, und des sehr flachen Daches wegen auch unter demselben keine weiteren Räumlichkeiten.

Neben dem Landhause, vielleicht auf fünfzehn Schritte Entfernung, war ein Hintergebäude mit den nothwendigen Räumlichkeiten für die Haushaltung, mit Stallung und Remise sowie Wohnung für die Dienerschaft. Dieses Haus war ziemlich lang und in der Mitte in zwei Theile getheilt durch einen breiten Thorbogen, vermittelst dessen man auf die dahinter liegende große Wiesenfläche gelangen konnte. Wenn der Grasertrag derselben auch für die auf der Höhe

gelegene kleine Meierei benutzt wurde, so hatte der Freiherr von Rivola der im Sommer einförmig grünen Oberfläche doch dadurch eine malerische Abwechslung zu geben vermocht, daß er sie mit gewundenen, sanft aufsteigenden Wegen versah und hier und da eine kleine Gebüschpartie anlegte. An diese Wiese stieß der dichte Wald, welcher, am Saume allerdings jungen Nachwuchs zeigend, aus mächtigen Eichen bestand, von denen das Gut seinen Namen hatte.

Wir sind es unserer wahrhaftigen Geschichte schuldig, trotz Schnee und Eis diesen Wald zu durchdringen, den beiden Fahrwegen folgend, bis zu der Stelle, wo, wie wir den Ingenieur Welden vor einigen Tagen auf dem Balle erzählen hörten, ein Stück von dem Walde des Freiherrn von Rivola für den neu projectirten Eisenbahnbau abgeschnitten werden mußte. Dies hatte allerdings in das früher so gut abgerundete Anwesen einen argen Riß gethan und ein Stück Wald, das nun jenseit der Bahnlinie lag, fast werthlos gemacht, eine kleine, reizende Berghöhe, welche früher für die Familie nicht nur dadurch werthvoll gewesen war, daß man hier oben nach Norden eine weite Aussicht hatte, sondern hauptsächlich dadurch, weil hier oben die Trümmer einer alten Burg, die Eichenkron, lagen. Wie oft hatte sich Herr von Rivola mit Entwürfen getragen, den bequemen Fahrweg bis dort hinauf zu verlängern und später einmal die an sich nicht große Burg wieder aufzu-

bauen und zum Sitze für seine Nachkommen zu machen! Vielleicht hätte er auch diesen Gedanken ausgeführt, wenn nicht Lucy sein einziges Kind gewesen wäre. So aber hatten die vernünftigen Einwendungen der Frau von Rivola gegen dieses kostspielige Unternehmen den Sieg davongetragen.

Wir können da nicht umhin, die Bemerkung einzuschalten, daß die Rathschläge der Frau von Rivola überhaupt sehr maßgebend für ihren Gatten waren und daß er mit seinem großen Verstande, seiner Energie und seinen Lebenserfahrungen sich nicht selten durch die ruhige Berechnung seiner Frau von irgend einem Entschlusse, einem Plane abbringen ließ, den er mit Liebe gefaßt und längere Zeit mit sich herumgetragen. Dabei müssen wir aber hervorheben, daß die kluge Frau ihm niemals dergleichen Bemerkungen aufzudrängen suchte, sondern sie nur zu machen pflegte, wenn er mit ihr über seinen Plan sprach und ihren Rath einholte. Daß sie es aber vermochte, ihn stets und ehe er an die Ausführung ging, zum Auseinandersetzen seiner Plane zu bringen, darin bestand einestheils die wohlthätige Herrschaft, welche sie in dieser Richtung über ihn ausübte, anderentheils darin, daß sie seine Eigenliebe nie durch schroffe Bemerkungen oder eigensinnigen Widerspruch verletzte, sondern daß sie, auf seine Ansicht eingehend, ihm die betreffende Angelegenheit durch leidenschaftslose Be-

trachtungen in einem ganz anderen Lichte erſcheinen ließ, als er ſie bisher geſehen.

Daß Herr von Rivola ſeine Frau heute noch, nach langjähriger Ehe, zärtlich liebte, wiſſen wir bereits. Sie verdiente das durch ihre großen und guten Eigenſchaften, und wenn er mit ſeinem Verſtande und ſeinen Kenntniſſen ſie auch in geiſtiger Beziehung weit überragte, ſo blickte er doch heute noch in faſt ſchwärmeriſcher Verehrung zu ihr empor und that überlegend, wählend und prüfend alles, was ihm nur möglich war, um ihr das Leben angenehm zu machen, um jeden Schatten zu entfernen, der ihre Tage hätte verdüſtern können.

Vielleicht vermochte er das aber nicht immer, und in dem Falle, daß er ihr etwas Unangenehmes mitzutheilen hatte, that er das ſo ſchonend wie möglich und behielt gewiß das Schlimmſte für ſich allein. In welchem Leben, in welcher Ehe erſcheinen nicht Urſachen zu trüben Stunden und Tagen — und vielleicht war es ſein Beſtreben, ihr dergleichen Urſachen zu verheimlichen, die Herrn von Rivola zuweilen ſo nachdenklich, ſo trübe, ja, finſter geſtimmt erſcheinen ließen, wenn er allein vor ſeinem Schreibtiſche ſaß, die Hände gefalten, den Kopf tief auf die Bruſt herabgeſunken. Wenn er in ſolchem Augenblicke ſeine Brille abgelegt hätte, ſo hätte man alsdann wohl ſein düſter umflortes Auge bemerken können, aber auch die ängſtliche Haſt, mit welcher er ſeine kummervollen Blicke durch die

blauen Gläser wieder verdeckte, wenn er vor der Thür den ruhigen Schritt seiner Frau vernahm oder die helle Stimme Lucy's.

Das Hintergebäude, von dem wir vorhin sprachen, hatte ein großes Gemach, welches zum Aufenthalte sowie zum Speisezimmer der Dienerschaft bestimmt war, und hier sehen wir nun zwei derselben am Frühstückstische sitzen, den Kutscher und den Bedienten, während Madame Werber, die Haushälterin, am Fenster stand. Alle drei waren schon lange Jahre im Hause, und der Bediente versah bei Herrn von Rivola zugleich die Stelle eines Kammerdieners. Dieser letztere rührte in einer großen Kaffeetasse und sagte alsdann:

„Und wenn Sie, Madame Werber, und auch Ihr, David, hundert Mal das Gegentheil versichert, so bleibe ich doch bei meiner Behauptung, daß es nur Geiz von dem Herrn ist, wenn er uns Monate lang auf die Bezahlung unserer Rechnungen warten läßt, die wir ihm vorlegen — Geiz, sage ich, und nichts Anderes!"

Die Haushälterin schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, und es dauerte längere Zeit, ehe sie hierauf erwiederte: „Wenn es nur Geiz wäre, so wüßte die gnädige Frau, die ja alle Eigenheiten des gnädigen Herrn so genau kennt, auch davon und würde ihm sagen, daß es unschicklich ist, Haushaltungsrechnungen nicht zu bezahlen."

„Weiß sie denn um diese unbezahlten Rechnungen?"

fragte der Kutscher. „Ich meinestheils will lieber all mein Erspartes bis zum letzten Heller daran verwenden, ehe ich einer so vornehmen Dame darin einen betrübten Augenblick machen möchte.“

„Ganz meine Ansicht,“ meinte die Haushälterin, „auch ich möchte die gnädige Frau mit so etwas absichtlich nicht beunruhigen; dafür aber kann ich nichts, daß sie neulich, als ich mein Buch und meine Rechnungen zum Herrn bringen wollte, zufällig hineinschaute und dann mit einem leichten Erstaunen sagte: ‚Was, Madame Werber, da sehe ich ja unbezahlte Rechnungen, die über einen Monat alt sind — Sie wissen wohl, daß mein Mann das nicht leiden kann!‘“

„Und ich sage dir,“ sprach der Kutscher in einem entschuldigenden Tone zu dem Bedienten, „daß ich trotz der blauen Brille des gnädigen Herrn und trotzdem er in seinen Papieren kramte, doch deutlich die Verlegenheit auf seinem Gesichte bemerkte, als ich ihm, es können heute acht Tage sein, zum letzten Male meine ziemlich stark aufgelaufene Rechnung für Hafer und Heu vorlegte; auch zog er ein paar Schubladen auf, in welchen sich allerdings etwas Geld befand, und sagte dann in einem verdrießlichen Tone: „Ich mag bei dem Wetter Niemanden von euch in die Stadt schicken!“ — Allerdings regnete und schneite es an demselben Morgen, was es nur konnte, aber Nachmittags fuhr der Herr selbst in die Stadt, ohne mich am anderen

welche mit luſtigen Klängen wieder an die geſtrige Oper erinnerte, denn ſie ſpielte zu der gewiß feierlichen Handlung aus dem erſten Act der Norma die Arie Severs:

„Mit Adalgiſe Hand in Hand
Stand ich am Traualtare.“

Um den Preis von ſechs Franken fanden wir einen alten Fährmann, der uns zum Château d'If hinausrudern wollte, doch bedingte er ſich eine Zulage aus im Fall das Meer unruhig ſei; die See war aber ſpiegelglatt, und unſer Boot glitt dahin faſt ohne alle Bewegung und ſchaukelte nur einmal bedeutend, als wir draußen in das Fahrwaſſer eines der großen Dampfer kamen, der vor uns zum Hafen hinausfuhr. Man braucht eine gute Stunde um das alte einſame Schloß zu erreichen. Die Felſen, auf denen man ſteht, heben ſich faſt ſenkrecht aus dem Waſſer hervor, und oben hängen die kleinen Eckthürme der erſten Mauer wie Schwalbenneſter in der Luft. Auf einem Zickzackwege, den mehrere gewaltige Thore verſchließen, ſtiegen wir hinauf in den Schloßhof. Ein ziemlich geräumiger Platz, deſſen Hintergrund das Schloß einnimmt, ein rohes Gebäude mit vier runden gewaltigen Thürmen, einige kleine Häuſer, die Wohnung des Aufſehers, eine Wachtſtube und ein paar Schenken liegen ohne Symmetrie umher und faſſen einen Platz ein, der vollkommen uneben, hier aus dem nackten Felſen beſteht, dort mit Steingeröll bedeckt iſt, und in ein paar Ecken auf ſehr magerer Erde einen dürftigen Graswuchs zeigt. Die Ausſicht von hier auf die See, auf die felſigen Geſtade des Golfs von Marſeille iſt wahrhaft entzückend, namentlich heute, wo die weißen Felſen wie mit goldenem Licht übergoſſen waren und das Meer zwiſchen ihnen im hellen Sonnenſchein funkelte und ſtrahlte.

Man hatte uns in Marſeille geſagt, auf dem Château d'If ſei eine ſtändige Garniſon, doch fanden wir neben ein paar franzöſiſchen Soldaten, welche am Thor die Wache hatten, auf dem Schloß eine ſonderbare Geſellſchaft verſammelt. Vielleicht dreißig bis vierzig

Morgen rufen zu laſſen und mir zu ſagen: ‚Nun kommher, David, damit wir unſere Rechnungen ordnen!‘“

Der Bediente hörte das ruhig an und blickte dabei lächelnd mit einem Gefühle außerordentlicher Sicherheit bald auf den Kutſcher, bald auf die Haushälterin, wobei er behaglich mit den Fingern auf dem Tiſche trommelte, ſich überhaupt ein Anſehen gab, als ſei er im Stande, die Behauptungen, die er eben gehört, mit wenigen Worten niederzuſchlagen. Doch ließ er die Beiden erſt eine Weile reden, und erſt als ſie mit einander darüber einig waren, daß dies ein Zuſtand wäre, der bei dem ſonſt ſo reſpektablen Hauſe und der wohlwollend freundlich geſinnten Herrſchaft ſehr unangenehm ſei, ſprach er mit großer Würde nochmals das Wort „Geiz“ aus, betonte es dreimal ausdrucksvoll hinter einander und fuhr dann erſt nach einem längeren Stillſchweigen und nachdem er ſich genugſam an den erſtaunten, fragenden Blicken der Anderen geweidet hatte, fort: „Geiz, und das will ich euch ſogleich beweiſen. Auch ich legte dem Herrn neulich meine Rechnung vor, auch vor meinen Augen kramte er in den Schubladen ſeines Schreibtiſches mit derſelben Miene, von der David eben ſprach, und ſchickte mich ſpazieren, ohne mir Geld zu geben, ſo gut wie euch. Kurz darauf hatte ich etwas in der Bibliothek zu thun und ſah durch die Thür, daß der Herr, der in tiefen Gedanken an ſeinem Schreibtiſche ſaß und mich nicht bemerkt haben mochte, eine Schublade ganz her-

auszog, an einem Knopfe des Tiſches drehte und nun aus einem verborgenen Winkel eine rothlederne Mappe hervorzog, die er vor ſich legte, öffnete und in der ſich — nun, was glaubt ihr wohl, daß ſich darin befunden hätte?"

„Nun, Papiere, Briefe," ſagte der Kutſcher.

„Weit gefehlt," fuhr der Bediente in leiſerem Tone fort; „es befand ſich in der Mappe ein ſolcher dicker Pack großer Banknoten, daß mir bei dem Gedanken, wie viel Geld das wohl ſein müſſe, beinahe ſchwindelig wurde, denn das waren keine Fünf- oder Zehnguldenzettel, das waren Fünfhunderter, wenn nicht Tauſender. Ich war überraſcht und erfreut im Intereſſe unſerer Herrſchaft, ich kann wohl ſagen, daß ich ein Buch, welches ich für das gnädige Fräulein umtauſchen ſollte, faſt hätte auf den Boden fallen laſſen; glücklicher Weiſe that ich das nicht, ſondern ſchlich mich davon, ohne gehört zu werden."

„Daß dich das Donnerwetter!" rief der Kutſcher, indem er die geballte Fauſt vor ſich auf den Tiſch legte. „Aber wie kann man ſo geizig ſein?"

„Herr des Himmels," ſagte Madame Werber, „das iſt doch ein Bischen ſtark, Leute in Verlegenheit zu ſetzen, die es ſonſt gut mit dem Hauſe meinen! Und doch beruhigt mich die Entdeckung, die Jakob gemacht hat."

„Auch mich hat es beruhigt, daß ich ſie gemacht, das kann ich Sie verſichern, Madame Werber; es iſt doch viel beſſer, einem geizigen Herrn zu dienen, der nebenbei ſein

Haus und seine Leute so anständig hält, wie der Herr Baron, als wenn man bei Jemanden wäre, bei dem es so aussieht, daß er seine Haushaltungsrechnungen nicht zu bezahlen im Stande ist."

„Dafür würde ich mich bedanken, denn von einer solchen Lumperei bleibt leider Gottes immer etwas am Renommée der Dienerschaft kleben!"

„Aber es ist doch nicht recht — Alles sollte seine Gränzen haben, auch der Geiz, und nach dem, was wir jetzt erfahren, werde ich mir erlauben, dem Herrn meine Rechnungen heute oder morgen aufs dringendste vorzulegen."

„Ja, das könnte nichts schaden," pflichtete der Kutscher bei, „und obgleich ich an deinem pfiffig lächelnden Gesichte sehe," wandte er sich an den Bedienten, „daß du nicht dieser Ansicht bist, so werde ich mir doch erlauben, eben so zu thun, wie Madame Werber, und hoffe, daß du es gerade so machen wirst."

„Das versteht sich von selbst, und ich lächelte nur, weil ich daran dachte, wie sehr man hier über die Verhältnisse des Herrn im Irrthum befangen war — Unsereiner sieht schon klarer. Ich habe einmal in einem Buche gelesen," setzte er selbstgefällig hinzu, „daß ein gescheiter Kammerdiener jede, auch die kleinste Schwäche seines Herrn kennen müsse — wie sollte ihm alsdann der größte Fehler desselben, nämlich kein Geld zu haben, entgehen?"

„Legen wir also unsere Rechnungen vor, und das so bald als möglich.“

Als man damit im Reinen und wohl zufrieden war, zu diesem Entschlusse gekommen zu sein, ging die Haushälterin zu einem anderen Gesprächsthema über, indem sie fragte: „Nun, wie war es gestern Abend in der Stadt?“

„Kalt und naß,“ erwiederte David, „eine unangenehme Fahrt, die nur dadurch allenfalls erträglich gemacht wurde, weil der Herr, immer pünktlich wie seine Uhr, mich keine Viertelstunde warten ließ und weil die kurze Zeit, die ich vor dem Hause des Stadtschultheißen halten mußte, mir dadurch angenehm vertrieben wurde, daß ich so wie noch ein anderer herrschaftlicher Kutscher, der neben mir hielt, von Rechts wegen mit einem heißen Glase Punsch bedacht wurde — respektable Leute das, wo dächten Andere, die sich viel vornehmer dünken, daran, daß ein armer Kutscher draußen auf seinem Bocke ebenfalls ein Mensch ist?“

„Es war ein förmlicher Ball?“

„Das will ich meinen, die Musik stolperte gerade nach Hause, als ich abfuhr; aber ich bin noch müde, denn ich hatte gestern einen harten Tag, die Pferde ebenfalls, war ich doch Nachmittags schon einmal in der Stadt!“

„Der Herr mußte wohl wichtige Geschäfte haben, bei dem Wetter zwei Mal hinein zu fahren?“

„Davon habe ich nicht viel gemerkt; er war bei dem Hoffriseur Sieger, und dann fuhren wir an das schmale

Haus in der Stadt, neben dem alten Thurme, das heißt nicht eigentlich an das alte Haus selbst, sondern wir hielten an der Ecke der Straße, und der Herr ging allein hinein und blieb eine gute Weile aus."

„Waren Sie je in dem Hause?" fragte Madame Werber den Bedienten.

„O ja, schon verschiedene Male; der Herr schickte mich schon häufig mit Briefen an den alten Friedrich, seinen ehemaligen Kammerdiener, der jetzt so eine Art von Verwalter über das Haus ist; es hat sich aber da nicht viel zu verwalten — das Haus ist ein schmales Ding, an den alten Thurm angeklebt, mit drei niedrigen Stockwerken, in deren unterstem der Friedrich wohnt, während die beiden anderen vermiethet sind, aber an geringe Leute — es wohnt nichts Rechtes da."

„Deßhalb ist dem Herrn wohl auch die ganze Sache verleidet, denn man sagt, er wolle Haus und Thurm verkaufen."

„Gewiß, das weiß ich aus bester Quelle; aber wer könnte die alten Gebäude gebrauchen? Nur die Stadt, um sie wegzureißen und so bei dem Winkelwerke der dortigen Straßen einen kleinen Platz zu gewinnen."

„Der Stadtschultheiß wird dem Herrn schon den Gefallen thun, aber die Stadt hat kein Geld."

„Wie kam der alte Thurm in den Besitz des Herrn von Rivola?" fragte die Haushälterin.

„Er kaufte ihn, als er vor ungefähr zehn Jahren hieher kam; der Herr iſt ja heute noch ein Liebhaber von ſo alterthümlichen Geſchichten — hat er doch auch die Eichenkrone da oben erſt ſpäter zu dem Gute hier gekauft.“

„Die ihm die Eiſenbahnlinie jetzt wieder davon abgetrennt hat.“

„Ja, aber noch nicht bezahlt, ſo viel ich weiß — der Herr und die Verwaltung haben ja einen Prozeß mit einander.“

„Richtig, bei dem Advokaten, der ihn führt, waren wir geſtern, das hätte ich faſt ganz vergeſſen; er brachte den Herrn an den Wagen, und während dieſer einſtieg, ſagte er zu ihm: ‚In den nächſten Tagen muß es entſchieden ſein!‘“

„Daß Herr von Rivola die Eichenkrone gekauft, begreife ich ganz gut,“ ſagte die Haushälterin — „was iſt da oben für eine prächtige Ausſicht! aber den alten Thurm in der Stadt — mir graut immer, wenn ich ihn ſehe, ich würde ihn nicht geſchenkt nehmen, denn man ſagt mir, es ſei ehedem ein Gefängniß darin geweſen, ich glaube ſogar, eine Folterkammer.“

„Das hat den Herrn gerade angezogen; vielleicht dachte er, es ſeien alte Waffen und Geräthſchaften dort verſteckt oder begraben. Ich erfuhr einmal zufällig in einem Wirthshauſe nahe bei dem Thurme, daß der Herr und Friedrich lange damit beſchäftigt waren, irgend etwas Intereſſantes

darin zu finden; es muß aber nicht viel damit gewesen sein, außer ein paar alten Spießen und der Armbrust, die jetzt in der Bibliothek hängt."

„Nicht wahr, den Friedrich brachte der Herr damals mit, als er hieher kam?"

„So ist es, Madame Werber, und er war längere Jahre hier auf dem Gute, welches der Herr bei seiner Ankunft sogleich gekauft hatte. Friedrich war verheirathet und wohnte in dem Zimmer, in welchem wir uns gerade befinden, bis die Frau von einem Schlaganfalle gelähmt wurde. Dann versetzte ihn Herr von Rivola in die Stadt; Kinder hatten sie keine, und er führt nun ein recht behagliches Leben, denn der Herr zahlt ihm ein ansehnliches Gehalt und thut auch sonst alles mögliche, um ihm die Last der Krankheit seiner Frau zu erleichtern."

„Es ist überhaupt ein braver Herr, der Herr Baron," sagte der Kutscher, „und ich muß ehrlich sagen, es ist mir schon lieber, daß er geizig ist, als wenn ich denken müßte, seine Verhältnisse seien nicht in Ordnung und er habe kein Geld — nicht wegen der paar Gulden, die man allenfalls verlieren könnte, sondern wegen des Unglücks, das alsdann die gnädige Frau und das Fräulein mitbetreffen müßte, und die gnädige Frau ist aus einem absonderlich guten Hause, das weiß Niemand besser als ich. War doch mein Vater lange, lange Jahre in dem Hause des Grafen Hartenstein, wo es hoch herging, allerdings ein Bischen zu

hoch, und die gute, gnädige Frau hat es in ihrer Jugend ſchon einmal mit anſehen müſſen, welcher Jammer es iſt, wenn es mit einem ſo vornehmen Hauſe bergab geht! Es thäte mir in der Seele weh, wenn ſie das zum zweiten Male erleben müßte, und an ihrer eigenen Wirthſchaft. Deßhalb bin ich ſchon froh, daß der pfiffige Jakob, ohne es zu wollen, durch die Thür der Bibliothek in das Schreibzimmer geſchaut und geſehen hat, wie der Herr einen ſo unmenſchlichen Haufen Banknoten betrachtete. Nicht wahr, ſo hoch war der Haufen?" ſetzte er lächelnd hinzu, indem er mit der Hand über dem Tiſche eine allerdings etwas große Entfernung bezeichnete.

„Wenn auch nicht gerade ſo groß," entgegnete der Bediente, „ſo war es doch gewiß hundert Mal mehr, als wir Drei hier in unſerem Leben aufbrauchen könnten."

„So wollen wir darauf hin unſere Rechnungen vorlegen," entſchied die Haushälterin.

Siebentes Kapitel.

In dem Parterresalon mit den drei großen Doppelfenstern pflegte sich die Familie jeden Morgen zum Frühstück zu versammeln, zum sogenannten zweiten Frühstück, welches aber in seiner Einfachheit wohl ein erstes hätte sein können. Herr von Rivola nahm hier eine Tasse Thee und ein paar geröstete Brodschnitten, vielleicht mit einem weichen Ei, seine Frau und Lucy Chocolade mit Brod und frischer Butter von der eigenen Meierei; die Damen saßen dabei in der Nähe des Kamins, wo sie oft nach Beendigung des Frühstücks, mit einem Buche oder einer weiblichen Arbeit beschäftigt, längere Zeit sitzen blieben, während Herr von Rivola, nachdem er kaum seinen Thee genommen, aufstand und an der Unterhaltung Theil nahm, indem er im großen Gemache auf und ab ging. Er pflegte überhaupt so wenig wie möglich zu sitzen, und wenn er nicht

an seinem Schreibtische beschäftigt war, wo er allerdings stundenlang saß, so schritt er entweder in seinem Zimmer auf und ab oder er machte Spaziergänge durch seinen kleinen Park, wobei aber ein aufmerksamer Beobachter sehen konnte, daß er dies gewöhnlich nicht that, um nach seinen Blumengruppen oder Obstbäumen zu sehen, sondern einfach um sich Bewegung zu machen, denn er schritt vielleicht stundenlang auf einem geraden Wege hin und her, nachsinnend, mit gesenktem Haupte. Wären die Züge seines Gesichtes nicht fast beständig gleichmäßig ernst, ja, man hätte sagen können, theilnahmlos gewesen, so hätte man glauben mögen, er würde von einer inneren Unruhe umhergetrieben; so aber war es lediglich eine Gewohnheit, die er, wie wir eben gesagt, selbst in der Nähe seiner von ihm so sehr geliebten Familie beibehielt, und daß er für alles, was seine Frau und Tochter thaten, die herzlichste Theilnahme empfand, das bewies in solchen Augenblicken der alsdann rege Ausdruck seines Gesichtes, das zufriedene Lächeln um seinen Mund, ja, das Aufleuchten seines Blickes, welches man hier wohl sah, da er bei nicht allzu grellem Lichte im Zimmer seine Brille abzulegen pflegte.

Zuweilen so während des Auf- und Abschreitens ging er dicht hinter Lucy's Stuhl vorbei, berührte leicht mit der Hand ihre Schulter, ihre Arme, oder ließ seine Finger über ihr blondes Haar gleiten, worauf dann das junge Mädchen nie verfehlte, mit dem Kopfe zu nicken, ihr Ge-

Männer trieben ſich dort umher; einige gingen auf und ab, andere ſtanden in Gruppen beiſammen, dann auf verſchiedenen Ueberreſten der alten Mauer ſaßen viele und blickten, wie mir ſchien, nachdenkend in das Meer hinaus. Von einer Uniform war bei ihnen keine Rede, und wenn wir nicht gewußt hätten, daß das Schloß keine Gefangenen mehr beherbergt, ſo wären wir auf die Idee gekommen, es ſei gerade die Zeit des Spazierengehens für derartige Unglückliche. Man ſah hier die abgetragenſten Kleider, fadenſcheinige Blouſen, dort einen alten zerriſſenen Militärmantel, hier die rothe Hoſe des franzöſiſchen Soldaten. Erſt ſpäter ſollte uns dieſes Räthſel gelöst werden, denn als der Aufſeher des Schloſſes kam, um uns daſſelbe zu zeigen, hatten wir vorderhand keine Zeit, Erkundigungen einzuziehen. Ein ziemlich tiefer Graben umgibt das alte Gebäude, und eine morſche Brücke mit ausgetretenen Planken führt hinüber unter einen breiten gewölbten Thorweg, durch welchen man in einen kleinen melancholiſchen Hof gelangt. Dieſer hatte was unbeſchreiblich trauriges und wahrhaft gefängnißartiges — ein würdiger Vorhof für einen Unglücklichen, der hier vielleicht auf Lebenszeit eingeſchloſſen wurde. Die hohen Wände des Schloſſes, welche ihn umgeben, laſſen kaum das Tageslicht, geſchweige einen Sonnenſtrahl eindringen; rechts und links ſind kleine gewölbte Thüren, die in die ehemaligen Gefängniſſe führen. An einer Seite windet ſich von Säulen getragen eine ſteinerne Treppe in die obern Stockwerke und in der Mitte des Hofs befindet ſich ein Brunnen, über dem unter drei eiſernen Stangen an roſtiger Kette ein Eimer hängt. Gleich bei unſerm Eintritt ſahen wir über einer kleinen gewölbten Thüre mit großen Buchſtaben die Worte „Hôtel Monte Chriſto“; dieß war nun freilich von einem Unberufenen hingemalt worden, aber auf der kleinen ſchwarzen Tafel, die von Rechtswegen an derſelben Thüre hing, las man deutlich: Nr. 1. Cachot Monte Chriſto.

Es iſt in der That lobenswerth, daß die beaufſichtigende Behörde des Château d'If den franzöſiſchen Schriftſteller nicht

ſicht gegen ihn zu wenden, etwas, das ſie eben geſagt, nochmals, direkt an ihn gerichtet, zu wiederholen, oder vielleicht einfach zu ſagen: „Lieber Papa!“ Darüber lächelte wohl Frau von Nivola auf die herzlichſte Art, und wenn ſie hierauf einen Blick mit ihrem Gatten wechſelte, ſo drückte dieſer Blick ihre Freude, ja, ihre Glückſeligkeit aus, daß ihr das gütige Geſchick ein ſo liebenswürdiges Weſen gegeben.

Es war dieſes allem Anſcheine nach eine vollkommen glückliche und zufriedene Familie; des Glaubens mußte jeder ſein, dem es vergönnt geweſen wäre, einen Blick in den Salon des Freiherrn zu werfen. Es war beſonders heute Morgen Alles ſo licht, ſo hell, ſo freundlich; von draußen herein blinkte der Schnee, der hier oben ſchon ſeit einigen Tagen gefallen war, während es drunten noch geſtern abwechſelnd geſchneit und geregnet hatte; er leuchtete förmlich unter dem klaren, blauen Winterhimmel — dazu die behagliche Wärme in dem Gemache, welche von dem offenen Kamine ausging, deſſen ſpielende Flammen zugleich mit der weißen Landſchaft draußen ſo recht ein ſchönes, behagliches Bild des Winters vervollſtändigten.

Lucy ſprach von dem Balle beim Stadtſchultheißen, und wenn ſie auch geſtand, ſich dort ſehr gut unterhalten zu haben, ſo hätte ſie ſich doch mehr verſprochen von einem erſten derartigen Vergnügen.

„Vielleicht hätte ich ſollen mit einem Balle bei Hofe

anfangen," ſagte ſie lächelnd und ſetzte fragend hinzu: „Was meinſt du dazu, Papa?"

„Der erſte Eindruck wäre vielleicht größer geweſen, doch haſt du ſo immerhin eine Steigerung zu erwarten."

„Und das iſt auch etwas werth," meinte Frau von Rivola; „es iſt überhaupt beſſer, wenn man mit allen Dingen beſcheiden anfängt."

„Und ich hatte es auch Eliſen verſprochen, daß ich bei ihr zum erſten Male ſo recht tanzen wolle."

„Und haſt dein Wort gehalten, Lucy," meinte die Mutter mit einem freundlichen Blicke auf das junge Mädchen; „ich mache dir auch darüber durchaus keinen Vorwurf, wenn du dich nur gut unterhalten haſt."

„Während des Tanzens, gewiß, Mama, und auch nachher, wie ich mit Eliſen darüber plaudern konnte."

„Ja, ja, du haſt mit deiner Freundin viel zuſammengeſteckt," ſagte Herr von Rivola, indem er einen Augenblick ſtehen blieb und eine gar zu willkürliche Locke ihres Haares ſanft unter das Netz, welches ſie auf dem Kopfe trug, zwängte; „mich haben einige Male deine Tänzer gedauert, die du beim letzten Geigenſtriche erbarmungslos ſtehen ließeſt, indem du ihnen kaum mit einer leichten Verbeugung gedankt. Du hätteſt dich von ihnen an deinen Platz zurückbegleiten laſſen und freundlich das anhören ſollen, was ſie über das eben ausgeſtandene Vergnügen zu ſagen hatten oder was ſie ſonſt zu erzählen wußten."

„Ach, Papa, das war immer dieſelbe Geſchichte, dieſelben Fragen: ob ich den Winter ſchon viel getanzt — Nein; ob ich mich amuſire — o ja, recht ſehr; ob es für mich nicht unangenehm ſei, nach einem ſolchen Balle den weiten Weg zurückfahren zu müſſen. Gewiß nicht, gab ich darauf zur Antwort und hätte gern hinzugeſetzt: da ſchaukle ich in meinem bequemen Wagen, ſchließe die Augen und laſſe halb im Traume die Bilder des vergangenen Abends, jetzt von der Erinnerung verſchönert, an meiner Seele vorüberziehen. — Sei ruhig, liebe Mama," unterbrach ſie jetzt laut und fröhlich lachend den weichen, bewegten Ton ihrer Stimme, mit dem ſie die letzten Worte geſprochen hatte — „blicke mich nicht mit ſo ernſter Miene an, du kannſt dir wohl denken, daß ich dergleichen nicht geſagt, kaum gedacht. Gegen wen hätte ich auch ſo etwas ausſprechen ſollen? Ich hatte faſt gar keine Bekannten dort, Tänzer genug, und Niemanden, für den ich mich intereſſiren mochte."

„Ja, ja, es iſt eigenthümlich," ſagte Herr von Rivola, „wie raſch Einem dieſe jungen Herren aus unſerem Geſichtskreiſe gleiten, wie ſchnell heutzutage eine ſolche Tanzgeneration wechſelt — es ſind ja nicht einmal zwei Jahre, daß ich zuletzt in jenen Kreiſen der Geſellſchaft war, die wir beim Stadtſchultheißen ſahen, und wenn ich die älteren Herren ausnehme, ſo merkte auch ich beinahe nur fremde Geſichter, verſteht ſich unter den Tanzenden — junge Herren, die

vor drei oder vier Jahren vielleicht ihren ersten Ball besuchten, bemerkte man jetzt schon gelangweilt, kaum hier und da an der Unterhaltung Theil nehmend oder am Spieltische."

„Darin hat Papa ganz Recht, die meisten jungen Herren, die ich dort kannte, tanzten eigentlich gar nicht, und wenn sie mir auch aus Artigkeit eine Tour anboten, so schienen sie nicht einmal darüber betrübt, wenn ich sie ihnen abschlagen mußte; das hat mich allein von Herrn Welden verdrossen, der kaum einen Tanz von mir verlangte, und er hat es hier bei uns im vergangenen Herbste doch so oft gesagt, wie sehr er sich freue, mit mir zu tanzen, wenn ich auf meinem ersten Balle erscheinen würde."

„Das war nur so eine Redensart," sagte Frau von Rivola; „Herr Welden ist ein ernsthafter Geschäftsmann, der mit dir wie mit einem ganz kleinen Mädchen gespielt und der dir versprochen, mit dir zu tanzen, wie er dir auch versprochen haben würde, mit dir Schmetterlinge zu fangen oder deinen Puppenwagen zu ziehen, wenn du noch jünger gewesen wärest — es ist mir sogar lieber, daß er sein Versprechen nicht gehalten hat."

„Aber was man verspricht, muß man halten, und wenn ich mich recht entsinne, hat Herr Welden sogar den Versuch gemacht, das zu thun — ja, ja, so ist es," fuhr Lucy fort, nachdem sie sich einige Augenblicke recht auffallend bedacht, „er hat einen Tanz von mir gewollt, aber

ſo ſpät, daß ich keinen mehr für ihn übrig hatte — warum kam er nicht früher? Er darf mir keine Vorwürfe machen, daß ich ihn vernachläßigt."

„Das wird er gewiß nicht thun," entgegnete Frau von Rivola lächelnd; „er erſchien überhaupt wohl nicht auf dem Balle, um zu tanzen."

„Er gehört doch noch zu den jungen Leuten?" ſagte Lucy, halb fragend.

„Zu den jungen Leuten, welche heutzutage noch tanzen, gehört er doch wohl nicht mehr," antwortete Herr von Rivola, am Fenſter ſtehend, „er kann ſich mit Fug und Recht auf einem Balle der Unterhaltung oder dem Spiele hingeben; ich ſchätze Herrn Welden auf dreißig Jahre, wenn er dieſelben noch nicht überſchritten hat."

„Und er hat doch getanzt," ſagte Lucy.

„Ja, ja, mit der Frau ſeines Bureauchefs, das war ſo ein Tanz aus Convenienz."

„Meinſt du?" fragte Frau von Rivola mit einem zweifelhaften Lächeln; doch als habe ſie in Gegenwart ihrer Tochter ſchon zu viel geſagt, ſetzte ſie raſch hinzu: „Eine angenehme Frau, die Oberbauräthin; Herr Welden hatte ganz Recht, mit ihr zu tanzen, Herr Lievens kann ihm in ſeiner Carriere viel nützen."

„Das glaube ich nun gerade nicht," ſagte Herr von Rivola in trockenem Tone; „ich ſchätze und achte unſeren verehrten Freund, den Oberbaurath, aber wenn ich ſeine

Fähigkeiten und Kenntniſſe mit denen jenes jungen Ingenieurs vergleiche, ſo kommt ein großer Ueberſchuß zu Welden's Gunſten heraus — ich kenne das."

„Nun, eine große Carriere wird er jedenfalls machen," warf Lucy's Mutter leicht hin, „mit oder ohne Protektion. Du verſtehſt, ſeine Kenntniſſe zu beurtheilen, ich ſchätze ſein offenes, angenehmes Weſen, ſeinen angeborenen Takt, ſich im Salon ſo wie im Walde, vor ſeinen Arbeitern wie vor den vornehmſten Perſonen eben ſo richtig und energiſch, wo das Noth thut, als zuvorkommend und fein zu benehmen — iſt er von Familie?"

Auf dem Geſichte des Herrn von Rivola zeigte ſich ein eigenthümliches Lächeln, worauf er ſagte: „Die Frage: iſt er von Familie, iſt gerade wie die andere: gehört er zur Geſellſchaft, und in beiden liegt der verſteckte Sinn, daß, wer nicht ein halbes Dutzend Ahnen aufzuweiſen hat, weder zur Geſellſchaft gehört noch von Familie iſt — nicht wahr, meine ſonſt ſo gute Eliſabeth?"

„Allerdings, ich will dir geſtehen," gab Frau von Rivola in einem etwas hohen Tone zur Antwort, „daß ich dieſe beiden Benennungen zuweilen, und das ſehr ſtreng, in dem von dir angezogenen Tone, und gewiß mit vollem Rechte, auffaſſe — ſchlimm genug, daß Zeit und Verhältniſſe ſo viel dazu beitragen, alle Schranken, welche ſonſt die geſellſchaftlichen Kreiſe ſo wohlthätig trennten, niederzureißen. Doch kann das keine Beziehung auf Herrn

Welden haben, den ich gerade deßhalb ſo beſonders achte, weil er ſeine Stellung überall begreift, und um dir zu beweiſen, daß ich deinem Herrn Welden eine kleine Conceſſion machen will, wiederhole ich meine Frage mit dem genügenden Zuſatze, ob er von einer bekannten Familie iſt."

„Ich glaube nicht — das bietet auch heutzutage in ſeinem Stande gar keinen Vortheil mehr, iſt überhaupt jetzt, um eine große Carriere zu machen, von wenig Bedeutung." — Herr von Rivola ſagte das nicht ohne Abſicht, denn die etwas zu ſtreng ariſtokratiſchen Geſinnungen ſeiner Frau, der geborenen Gräfin Hartenſtein, waren vielleicht das Einzige, wodurch es zuweilen Differenzen zwiſchen beiden Gatten gab. — „Welden iſt, ſo viel ich weiß, der Sohn eines armen Dorfſchullehrers; er verlor Vater und Mutter ſehr früh und wurde im Waiſenhauſe erzogen, wo er ſich aber durch Fleiß und Fähigkeiten ſo auszeichnete, daß man ihm die Mittel verſchaffte, die polytechniſche Schule zu beſuchen; hier zählte er gleich zu den beſten Köpfen, und als er ſeinen Curſus beendigt hatte, konnte er unter den verſchiedenen Baubureaux wählen."

„Iſt es dir nicht ſchon aufgefallen," fragte Lucy's Mutter nach einem längeren Stillſchweigen, „daß dieſer Herr Welden unſerem armen Vetter Erich Hartenſtein ähnlich ſieht?"

„Entfernt, ja, doch war Erich, ſo viel ich mich erinnere, etwas größer und ſtärker gebaut, als Herr Welden."

„Du ſahſt meinen Vetter nur in der Küraſſier-Uniform, wodurch er dir größer und ſtärker erſchien; die Beiden haben eine große Aehnlichkeit miteinander, und das iſt es auch wohl," ſetzte Frau von Rivola nachſinnend hinzu, „weßhalb ich mich ſogleich für Herrn Welden intereſſirte. — Mein guter Erich — er war doch noch den Tag vorher bei uns, ehe er ſo unglücklich mit dem Pferde ſtürzte — Lucy, erinnerſt du dich noch deines Vetters?"

Das junge Mädchen hatte ſtillſchweigend da geſeſſen, aber ſehr aufmerkſam dem Geſpräche ſeiner Eltern gelauſcht, wobei es ſeine braunen, leuchtenden Augen von Einem zum Anderen wandern ließ, ja, ſich rückwärts wandte, als der Vater, immer noch am Fenſter ſtehend, von der Vergangenheit des Herrn Welden und von dieſem ſelbſt manches Gute ſprach; denn als die Mutter des Vetters Erich erwähnte, hatte ſie ſich ganz gut den jungen Ingenieur in der Küraſſier-Uniform denken können, und dieſe Ideenverbindung war wohl ſchuld daran, daß ſie jetzt zur Antwort gab: „Gewiß, Mama, ich erinnere mich ſeiner, doch müßte ſich Herr Welden in Uniform ebenfalls ganz gut ausnehmen."

„Das glaube ich auch," ſagte lachend Herr von Rivola, „aber du kannſt verſichert ſein, Lucy, daß ihm die Uniform der Arbeit, ſeine hohen Stiefel und ſeine kurze, graue Jacke, lieber iſt."

Lucy hätte hierauf gern geſagt: „Mir iſt die ſeinige

auch lieber" — doch that ſie es nicht, vielmehr wandte ſie das Geſpräch, nachdem auch die Mutter weder auf Erich noch auf Herrn Welden zurückkam, nach einer längeren Pauſe auf einen anderen Gegenſtand, indem ſie ſagte: „Nicht wahr, liebe Mama, ich darf auf eine recht groſſe Steigerung meiner Bälle für dieſen Winter rechnen?"

„Darüber mußt du mit deinem Vater reden."

„Nun, Papa, darf ich hoffen?"

Herr von Rivola war hinter den Stuhl ſeiner Tochter getreten, bog ihren Kopf leicht hinten über, ſo daß er ſie auf die Stirn küſſen konnte; dann blickte er auf ſeine Frau, die ihn mit einem fragenden, freundlich wartenden Blicke anſah.

„Du weißt, daß Mama in ſolchen Dingen allein zu wünſchen und zu befehlen hat."

„Zu wünſchen, ja; aber in den Erfüllungen meiner Wünſche bin ich, und mit Freuden, von dir abhängig."

„Alſo die Wünſche wären da," ſprach Herr von Rivola, indem es leicht um ſeine Lippen zuckte. Ob ſeine Augen dazu freundlich ſchauten, konnte man nicht genau ſehen, denn als er vorhin in die blendende, ſchneebedeckte Landſchaft hinausſah, hatte er ſeine blaue Brille wieder aufgeſetzt.

„Gewiß, Papa! Die Wünſche ſind da, und recht viele. Zuerſt ein paar Bälle bei Hofe, wozu du ja Einladungen erhältſt, wie mir geſtern der Rittmeiſter Graf Riß

gesagt; er sah die Hofliste bei seinem Vetter, dem ersten Kammerherrn des Königs."

„Daran zweifle ich durchaus nicht," fuhr Frau von Rivola in einem etwas hohen Tone fort, „und wenn Papa keine ganz besonderen Gründe dagegen hat, so wird er für diesen Winter, wo du, Lucy, in die Welt getreten bist, die Einladungen, welche ja alljährlich an uns kommen, annehmen."

„Welche Gründe sollten mich zur Ablehnung veranlassen?"

„Nun, man muß Alles überlegen. Lucy braucht viel, wenn sie in der Welt so erscheinen soll, wie ich es für meine Tochter wünsche, und auch ich habe neulich einen bedenklichen Kriegsrath mit Madame Pauline und dem Hof-Juwelier gehalten — es ist doch schon einige Jahre her, daß wir zu großen Gelegenheiten nicht mehr erschienen sind."

„Papa hat es darin besser," sagte heiter das junge Mädchen. „Sein schwarzer Frack ist immer modern, und seine weißen Halsbinden zu besorgen, habe ich von Madame Werber gelernt — ach, und es ist mir ein so großes Vergnügen, den guten Papa schön zu machen!"

Ueber die ernst gewordenen Züge des also Erwähnten flog ein zweifelhaftes Lächeln, welches sich indessen in ein wirkliches und fast freudiges verwandelte, als die Baronin, nun aufblickend, ihm voll ins Gesicht schaute. Dann sagte sie zu ihrer Tochter: „Dein Vater muß für Alles sorgen,

ausſchließt, vielmehr ſo bereitwillig auf ſeine Phantaſie eingeht; bei uns würde man bei einer ähnlichen Veranlaſſung wahrſcheinlich durch ein großes Placat an ein verehrliches Publikum die Warnung ergehen laſſen, der Fabel keinen Glauben zu ſchenken, die ſich der Schriftſteller N. N. unterſtanden, über hieſiges königl. Gefängniß in ſeinem lügenhaften Buche zu verbreiten. Der Aufſeher des Château d'If aber ſchwört auf ſeinen Monte Chriſto, indem er uns die kleine Thüre öffnet. Man gelangt in ein niedriges ſchmales Gewölbe, und von dort ein paar Stufen tiefer in ein finſteres Loch, das in den Felſen gehauen iſt, in dem man nur gebückt ſtehen und vielleicht ſechs Schritte machen kann. Wenn auch jene Perſon Dumas' eine Fabel iſt, ſo durchrieſelte es uns doch kalt bei dem Gedanken, daß hier ein Menſch Wochen, Monate, Jahre zugebracht — und daß hier wirklich Unglückliche vielleicht ihre ganze Lebenszeit verſeufzten, iſt wohl unzweifelhaft.

Unſer Aufſeher indeſſen wußte ſeinen ganzen Roman auswendig und zeigte uns in der Ecke eine aufgewühlte Stelle, wo der berühmte Verbindungsweg geweſen ſei, und führte uns ſpäter durch eine andere Thüre in das Gefängniß des Abbé Faria. Die obern Räume des Schloſſes enthalten ebenfalls unheimliche finſtere Hallen; doch hat man jetzt mehrere durch Abbrechen der Zwiſchenwände vereinigt und ſo größere Räume geſchaffen, die jedoch immer noch unfreundlich genug ausſehen; hier waren elende hölzerne Schragen aufgeſtellt mit dürftigen Strohſäcken und mit braunen abgenutzten Teppichen bedeckt, die Lagerſtätten der bedauernswerthen Geſellſchaft im Hofe. Wir mußten mehrere derſelben durchſchreiten, um einige andere merkwürdige Kammern des Schloſſes zu beſichtigen, ſo das Zimmer Mirabeau's und ein rundes vollkommen finſteres Gewölbe, in welchem die ſogenannte eiſerne Maske eine Zeitlang eingeſperrt war.

So traurig der kleine Schloßhof, zu dem wir jetzt wieder hinabſtiegen, auch war, ſo hat er doch etwas ſo maleriſches, daß Horſchelt eine Zeichnung davon entwarf; er hatte ſich aber kaum

mein liebes Kind. Ich gestehe, es würde mir ein großes Vergnügen machen, gerade mit dir die Welt wieder zu besuchen; aber wenn wir jetzt nach einigen Unterbrechungen wieder bei Hofe erscheinen, so möchte ich nicht, daß aufmerksame Augen, an denen es nicht fehlen wird, vielleicht die Bemerkung machen: die Rivola traten doch vor ein paar Jahren anders auf, als jetzt; ihre Wagen, ihre Pferde, die Livreen ihrer Diener sind nicht schöner geworden!"

Herr von Rivola unterdrückte einen leichten Seufzer, worauf er achselzuckend, aber immer noch mit heiterer Miene erwiederte: „Darin hat die Mutter ganz Recht, und wenn wir bei unserem Erscheinen auch durch Glanz und Pracht gerade kein Aufsehen erregen wollen, so soll und muß dieses Auftreten doch würdig und angemessen sein; es wird allerdings etwas Geld kosten, aber was thut's?"

Er sagte das mit großer Gleichgültigkeit; nur zuckten die Finger seiner rechten Hand, welche er auf die Lehne von Lucy's Stuhl gelegt hatte, etwas krampfhaft zusammen, während er mit der linken Hand seine blaue Brille fester gegen die Augen drückte.

„Und es muß doch wohl sein, daß wir wieder in die Welt gehen," meinte Frau von Rivola; „nicht für mich, aber für Lucy, und wenn es dir keine großen Sorgen macht, lieber Albert, so gestehe ich dir schon, daß ich mich auf den Augenblick freue, mit einer solch hübsch aufblühen-

den Tochter in den Kreisen der Gesellschaft zu erscheinen — wenn es dir also keine Sorgen macht ...."

„O, über die Sorgen sind wir hinüber!" sagte der Angeredete mit einem etwas harten Lächeln.

„Prächtig, Papa! Wie ich mich darauf freue! Ach, das wäre ein glückseliger Winter — und die Steigerung im Vergnügen!"

„Wie verstehst du denn eigentlich diese Steigerung des Vergnügens?"

„Das ist doch sehr einfach. Gestern der Thé dansant bei meiner Freundin Elise, dann ein kleiner Hofball, dann ein großer Hofball, und zuletzt ein prächtiges Fest bei uns selbst!"

„Was das Kind für eine ausschweifende Phantasie hat — was sagst du dazu, Albert?"

„O, der Gedanke ist nicht so übel," erwiederte Herr von Rivola in sehr ruhigem Tone — „ein Fest bei uns; doch müßte man dazu schon den Frühling abwarten. Man könnte doch eigentlich den Leuten nicht zumuthen, im Winter bei Schnee und Eis zu uns heraus zu fahren, um in später Nacht wieder heimzukehren."

„Ach so, ein Frühlingsfest wäre prächtig! Du bist doch ein sehr guter und sehr lieber Papa und ich eine recht bescheidene Tochter, das kannst du nicht anders sagen."

„Nun, nun, das geht allenfalls an, ich will gerade nicht das Gegentheil behaupten."

„Nein, Papa, das kannſt du auch nicht; ich bin ſogar ſo beſcheiden, daß ich nicht einmal auf Verſprechungen zurückkomme, die du mir gemacht.“

„Und was hätte ich dir verſprochen, meine liebe Lucy?“

„Weißt du noch, ehe ich in die Penſion trat, als die junge Gräfin Arnſtein hier draußen war, um meinen Abſchiedsbeſuch zu erwiedern, da gefiel mir ſo außerordentlich ihre kleine Pony-Equipage, und da ſagteſt du, wenn ich einmal aus der Penſion zurückkäme, würdeſt du mir auch eine ſolche zuſammenſtellen laſſen.“

„Habe ich das wirklich geſagt? Ja, ich glaube mich erinnern zu können.“

„Aber, Kind, dieſe Extravaganzen!“ ſprach Frau von Rivola mit einem leichten, mißbilligenden Kopfſchütteln.

„Ach, es wäre ſo ſchön, Mama!“

Dieſe zuckte die Achſeln, indem ſie wie fragend in das Geſicht ihres Mannes blickte, welches indeſſen in dieſem Augenblicke weder Staunen, noch Ueberraſchung, noch viel weniger aber den Ausdruck von Unzufriedenheit zeigte.

„Wenn ich doch einmal Pferde, Wägen und Livree erneuern muß, ſo geht das vielleicht in Einem hin — und was thue ich nicht alles, um meinem geliebten, lieben Mädchen eine kleine Freude zu machen! Sei es darum. Wenn ich in die Stadt gehe, will ich ſehen, was ich wegen einer Pony-Equipage thun kann.“

„Ach, und einen kleinen Schlitten dazu, das wäre wun-

derbar — mit Bärendecken und einem prächtigen Geläute!“

„Gewiß, auch einen Schlitten, Lucy.“

Frau von Rivola hatte zweifelnd in das Geſicht ihres Mannes geblickt und immer erwartet, er würde in ironiſchem oder ärgerlichem Tone hinzuſetzen: „Und was willſt du ſonſt noch? Glaubſt du, ich ſei ein Kröſus?“ Sie hatte vorhin ſchon beinahe ängſtlich von den Anſchaffungen geſprochen, die dringend nothwendig ſeien, wenn man in dieſem Winter mit Lucy bei Hofe erſcheinen wolle; ſie hatte erwartet, gefürchtet, bei ihrem Manne auf entſchiedenen Widerſpruch zu ſtoßen, und nun, da dies nicht der Fall war, da er alles das, was zuſammen keine kleine Summe ausmachte, ruhig lächelnd bewilligte, ſo fühlte ſich ihr Herz von einer großen Laſt befreit. Nicht als ob ſie beſonders für ihre Perſon ſo außerordentlichen Werth darauf gelegt hätte, mit Lucy in der großen Welt zu erſcheinen — nebenbei war es allerdings der geborenen Gräfin Hartenſtein recht angenehm, dies mit dem nöthigen Aufwande thun zu können — aber ſie hatte angſtvoll erwartet, Herr von Rivola würde ihr bei einer ähnlichen Anforderung erwiedern, daß ſeine Mittel ihm einen ſolchen Aufwand nicht erlaubten; denn wie groß ſeine Mittel ſeien, welche Einnahmen ihm zu Gebote ſtänden, darüber war ſie während ihrer langjährigen Ehe ziemlich im Unklaren geblieben; anfänglich hatte ſie ſich auch ſehr wenig darum bekümmert.

Die Gräfin Hartenſtein, aus einer finanziell zurückgekommenen Familie, lebte nach ihrer Verheirathung mit ihrem Manne in und mit der vornehmen Welt auf einem ſo großen Fuße, den nur der Beſitz eines ganz außerordentlichen Vermögens rechtfertigen konnte.

Und dieſes Vermögen, der Ertrag von Gütern, ſowie von induſtriellen Unternehmungen aller Art, welche Herr von Rivola in Belgien beſaß, ſchien ſich auch nicht im geringſten zu vermindern, und wenn die Familie endlich von Brüſſel, wo ſie anfänglich lebte, hieher in die Heimath der Gräfin Hartenſtein zog und einfach auf dem Lande blieb, anſtatt in der Reſidenzſtadt ein groſſes Haus zu machen, ſo lag das nur daran, weil ſich bei dem Freiherrn eine Augenkrankheit zu entwickeln begann, welche ihm unbedingte Schonung und Ruhe gebot. Leider waren auch dieſe nicht im Stande geweſen, den grauen Staar zurückzuhalten, der ſich auf ſeinem rechten Auge gebildet hatte und allerdings ſpäter durch eine geſchickte Operation beſeitigt wurde, nicht aber ohne dem kranken Auge eine große Schwäche zu hinterlaſſen.

So offen und rückhaltslos ſich Herr von Rivola über alle Angelegenheiten gegen ſeine Frau, die er nicht nur innig liebte, ſondern auch hoch verehrte, ausſprach, ſo war dies doch nicht der Fall in Betreff ſeiner Einnahmen und ſeines Vermögens. Er vermied es, darüber zu reden, und

wenn ſeine Frau in früheren Jahren zuweilen verſucht hatte, ihn zu einer ausführlichen Mittheilung zu drängen, ſo war er, ſtatt ſich zu einer ſolchen herbeizulaſſen, immer ſehr leicht darüber hinweggegangen, indem er vielleicht geſagt: „Es iſt mir unmöglich, dir genau anzugeben, wie und wo ich meine Kapitalien angelegt — genug, ſie exiſtiren, wie du an der reichen und dabei ſoliden Art unſeres Lebens ſiehſt. Ich habe mein Vermögen durch Unternehmungen und Spekulationen erworben, und in ſolchen curſirt auch heute noch ein großer Theil deſſelben.“

Wenn Frau von Rivola, als die Familie hieher und aufs Land zog, auch den Glauben der Welt zu theilen ſchien, es geſchähe dies nur zur Schonung der Augen ihres Gemahls, ſo fand ſich doch auch häufig, und zwar zu ihrem eigenen Erſchrecken, in ihrem Herzen ein kleiner Widerſpruch mit dieſer Anſicht. Man hatte nämlich bei ihrem Wegzuge von Brüſſel die ganze reiche, faſt fürſtliche Einrichtung ihres großen Hotels verkauft, die Dienerſchaft, mit einer einzigen Ausnahme des alten Kammerdieners Frederic, entlaſſen, die koſtbaren Equipagen und Pferde veräußert und war hier aufs Land gezogen, wo man, gegenüber von damals, in einfach beſcheidenen Verhältniſſen lebte. „Wozu wieder den alten Train beginnen?“ hatte der Freiherr manchmal achſelzuckend geſagt. „Welche Gründe könnten uns dazu nöthigen? Ich habe das Ge-

treibe der großen Stadt ſo ſatt als möglich, und auch du haſt mir häufig verſichert, daß du dich nach Ruhe ſehnſt. Lucy iſt acht Jahre alt" — ſo hatte er damals geſagt — „ihre beginnende Erziehung bedarf aller Sorgfalt des Vaters und der Mutter; iſt ſie einmal groß genug, um in die Welt zu treten, ſo wird es gerechtfertigt ſein, unſer Haus auf einen anderen, glänzenden Fuß zu ſetzen."

Dieſer Zeitpunkt war gekommen, und wir haben ſchon vorhin erwähnt, daß Frau von Rivola einem Geſpräche, wie das eben gehaltene, mit Spannung, faſt mit Angſt entgegen geſehen hatte. Glaubte ſie doch zuweilen Entdeckungen gemacht zu haben, welche ihr den Beweis gaben, daß die Einfachheit ihres jetzigen Hausweſens doch etwas tiefere Urſachen hatte, als eine bloße Laune ihres Mannes, als ein Bedürfniß nach Ruhe und Zurückgezogenheit. Jetzt fühlte ſich ihr Herz erleichtert, und ſie konnte ſich nicht enthalten, ihrem Manne mit dem Ausdrucke innigſten Dankes und mit deutlicher, ſichtbarer Freude ihre beiden Hände entgegen zu ſtrecken.

„Ja, du biſt ein lieber, lieber Papa!" jubelte Lucy. „Und noch Eines mußt du mir verſprechen: daß ich dich in meiner Pony-Equipage, ſobald ich ſolche habe, zuerſt ausfahren darf! Aber jetzt haben wir erſchrecklich viel zu thun, nicht wahr, liebe Mama? Ich werde noch heute an Madame Pauline ſchreiben, daß wir ſie morgen zwiſchen Eilf und Zwölf beſuchen und daß ſie ſich um dieſe Zeit

mit ihrem ganzen Magazine zu unserer Verfügung zu stellen hat."

„Gewiß, mein Kind, thue das," sagte ihr Vater, und Frau von Rivola erhob sich lächelnd von dem Frühstückstische und bemerkte, indem sie ihre Hand auf Lucy's Haupt legte: „Wenn wir es auch nicht so arg machen wollen, wie du es in deinem kleinen Köpfchen denkst, so haben wir doch Manches nachzusehen und zu ordnen, um zu dem ersten Hofballe, der gewiß Anfangs der nächsten Woche stattfindet, bereit zu sein; deßhalb entschuldige uns, mein lieber Albert, wichtiger Geschäfte halber."

„Ja, wichtiger Geschäfte halber, mein lieber, guter Papa — oh, ich kann dir nicht sagen, wie glücklich du mich gemacht hast!" Damit wandte sich Lucy gegen ihn, schlang ihre beiden Hände um seinen Hals und küßte ihn wiederholt aufs herzlichste.

Mutter und Tochter hatten das Zimmer verlassen, und Herr von Rivola stand noch immer auf derselben Stelle, wo er zuletzt mit diesen beiden geliebten Wesen gesprochen, hinter dem Stuhle, auf welchem Lucy gesessen. Warum blieb er dort noch stehen? Warum faßte er mit seinen beiden Händen krampfhaft die Lehne desselben? Warum erstarrte auf seinen Zügen so plötzlich das freundliche Lächeln, als die Thür sich hinter Beiden geschlossen? Warum biß er die Lippen aufeinander und ließ sein Haupt

auf die Bruſt niederſinken, wobei ſeine Züge von gewaltigem Schmerze durchwühlt waren? —

Warum? — Wir werden das erfahren, wenn wir Herrn von Rivola in ſein Schreibzimmer folgen, wohin er ſich mit wankenden Schritten begab.

Achtes Kapitel.

Herr von Rivola verſchloß die Thür hinter ſich, dann ging er langſamen Schrittes zu dem einzigen Fenſter des Schreibzimmers, ließ dort den weißen Vorhang herab, obgleich ihm das Sonnenlicht auf dieſer nördlichen Seite des Hauſes durchaus nicht weh that; dann ließ er ſich auf dem Stuhle vor dem Schreibtiſche nieder, wo er in ſich zuſammenſank, die gefalteten Hände auf den Knieen.

Es verging eine geraume Zeit, daß er ſo in tiefem Nachſinnen, in finſterem Brüten vor ſich hinſchaute. Zuweilen entrang ſich ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt, zuweilen murmelte er ein paar Worte vor ſich hin, welche wie eine Frage klangen, die er ſich gleich darauf ſelbſt beantwortete. Zuerſt waren dieſe Fragen ziemlich lange geweſen, die Antworten kurz, häufig aus dem einzigen Worte Nein oder Nimmermehr beſtehend; dann aber trat das umgekehrte

hier an einer Seite auf einen Stein niedergelaſſen, als mehrere der Leute, von denen ich vorhin ſprach, uns neugierig umſtanden; ſie blickten aufmerkſam auf das Papier, und endlich, „o ſüßer Laut vom Ufer der Garonne“, hörte ich einen im reinſten Kölniſch ſagen: „Es iſt wohl der Mühe werth, das alte Loch hier abzumalen.“ Natürlicherweiſe wandte ich mich an den Mann, und als ich ihn deutſch anſprach, drängten ſich die andern auch hinzu, und ich muß leider geſtehen, daß unter den abgeriſſenen Geſellen mit den confiscirten Geſichtern faſt der ganze deutſche Bund vertreten war. Ehemalige badiſche Dragoner waren mehrere da, auch nicht wenige Preußen, von denen einer ſogar in einer abgetragenen, freilich kaum mehr kenntlichen Uhlanenuniform erſchien. Wir erfuhren denn auch in kurzer Zeit, daß auf Château d'If ein Depot der Fremdenlegion ſei, und alle die armen Menſchen klagten ſehr über den hieſigen Aufenthalt und hofften ſehnſüchtig auf den Augenblick, wo ein Dampfboot ſie fern von der Heimath nach der Küſte Afrika's bringen werde. Als Horſchelt ſeine Zeichnung beendigt hatte und wir das Schloß verließen, wurde gerade zum Eſſen getrommelt. An dem äußern Pfeiler der Zugbrücke lehnte ein junger, ſchöner, großer Mann mit wohlgepflegtem Bart, der vorhin den andern ſeine Fahrten erzählte; er war aus Magdeburg und ſagte jetzt mit einem tiefen Seufzer: „Seht, wir Deutſchen kommen immer zuletzt, jetzt ſind die Franzoſen in der Küche und freſſen das Fett von der Suppe, und dann gießen ſie für uns Waſſer nach — o du Heimath.“ Der Mann that mir weh und ich verſtand vollkommen ſein letztes Wort; denkt man doch gern und dennoch ſchmerzlich an die ferne Heimath, ſelbſt wenn man in glücklichen Verhältniſſen und aus freiem Willen reist, wie viel mehr aber noch, wenn man ohne Hoffnung der Rückkehr in halber Gefangenſchaft auf dem Château d'If ſitzt und mit Waſſer verdünnte Suppen eſſen muß — armer Magdeburger! Die Sonne ſank eben hinter der Inſel Ratoneau unter, als wir das Schloß verließen und unſern Nachen wieder beſtiegen; ihre letzten Strah-

Verhältniß ein, die Fragen wurden kürzer, die Antworten länger, und zuletzt verwandelten sich diese Worte in halblaut gesprochene Reflexionen.

„Und was bleibt mir anders übrig, als es zu thun?“ sprach er mit dumpfer Stimme. „O, ich wäre nicht zu feig, mir das Leben zu nehmen, aber ich habe nicht den Muth, die thränenden Augen, den Jammer meiner unglücklichen Elisabeth, meiner armen Lucy mit anzusehen! Nur für sie thue ich, was ich thun muß — Gott weiß es und wird es in meine Rechnung tragen, welch unsäglich wilden Kampf ich Jahre lang gekämpft, welche Verzweiflung ich so oft, so lange verbergen mußte unter dem Schein froher Laune; wie ich behaglich, gleichgültig erscheinen mußte, in ungetrübter Stimmung, während meine Hände vor tiefem Schmerze krampfhaft zusammenzuckten, während meine Brust vor Schmerz zerspringen wollte.

„Und doch muß es sein — greift doch der Ertrinkende nach einem Strohhalme, nach einer rettenden Hand, wenn er sich auch vielleicht schaudernd sagen muß, diese Hand sei zu schwach, um ihn zu retten, er werde seinen Retter mit sich in den kalten Tod ziehen — es ist doch eine Hoffnung, ein Aufschub, während dessen mir eine wirkliche Rettung erscheinen könnte!“

Hierauf fuhr er sich mit der Hand hastig durch sein graues, immer noch dichtes Haar und legte seine blaue Brille ab, als hinderte ihn diese bei der genauen Durch-

ſicht eines großen Buches, das er aus einem ſorgfältig verſchloſſenen Gemache nun hervorholte.

Langſam ſchlug er Blatt um Blatt herum und nahm zuweilen die Bleifeder, um hier und da die Grundſumme einer Zahlenreihe nachzurechnen — immer vergebens, wie man wohl an ſeinem traurigen Kopfſchütteln hätte bemerken können. „Hier nichts und dort nichts!“ ſeufzte er. „Da iſt mein Rechnungsauszug von der königlichen Bank klar und deutlich abgeſchloſſen, und wenn mir die Herren von der Verwaltung in ihrem Schreiben auch mit den höflichſten Worten geſagt, die Ueberreichung dieſes Rechnungsauszuges mit einem Saldo zu Gunſten der königlichen Bank geſchähe nur, weil vierteljährige Abrechnung in ihrem Dienſtreglement liege, ſo darf ich doch nicht wagen, meinen Credit dort höher anzuſpannen.“

Dann ſchloß er den kleinen Kaſſenbehälter auf, welcher ſich unten in ſeinem Schreibtiſche befand, und betrachtete mit trüber Miene den mageren Inhalt derſelben, ein paar Dutzend Goldſtücke, einige Banknoten von keinem großen Betrage, einige ſehr dünne Geldrollen, und wieder richtete er den Blick auf das große Buch, und zwar auf die letztbeſchriebene Seite desſelben, wo eine Forderung von 6000 Gulden verzeichnet ſtand, welche er an die Eiſenbahnverwaltung für das abgetretene Stückchen Wald geſtellt hatte, die aber für gut gefunden, darüber zu prozeſſiren.

„Und wenn ich auch — handeln wollte, wenn ich auch

thun muß, was ich nicht mehr laſſen kann, ſo darf ich es doch nicht eher thun, als bis mir dieſe elende Summe ausbezahlt worden iſt. Geſtern ſprach mein Advokat davon, daß die Entſcheidung, und zwar eine Entſcheidung zu meinen Gunſten, in den nächſten Tagen kommen müſſe — in den nächſten Tagen, das ginge allenfalls noch an, wenn nicht wieder Wochen und Monate dazwiſchen lägen — Geld, baares Geld muß ich mir verſchaffen, koſte es, was es wolle!"

Die Schlüſſel in ſeiner Hand zitterten, als er nun ein anderes Schubladenfach ganz herauszog, um ein dahinter befindliches, ſehr ſorgfältig gearbeitetes Schloß zu öffnen, welches ſich ſo tief im Hintergrunde des Schreibtiſches befand, daß er ſich auf den Boden niederkauern mußte, um dasſelbe zu erreichen, worauf er ſich wieder erhob, an einem der Knöpfe drehte, die ſich vorn im Tiſche befanden, und nun erſt im Stande war, eine kleine Kaſſette von Eiſen aus jenem verborgenen Raume hervorzuziehen. Er öffnete dieſe Kaſſette, und in derſelben lag eine rothe Mappe; auf dieſer ſah man ein Paar Schmuckétuis von violettem Sammt, welche Herr von Rivola zu ſich nahm und alsdann haſtig mit einem ſcheuen Blicke auf die rothe Mappe den Deckel der Kaſſette wieder zudrückte.

Durch einen Druck an der betreffenden Stelle ließ er von dieſen beiden Etuis die Deckel aufſpringen, und in jedem zeigten ſich Stücke eines Schmuckes in alter Faſſung,

aber mit sehr schönen Brillanten. Er betrachtete einen Augenblick die funkelnden Steine, dann rückte er die Deckel wieder zu, legte die Etuis auf die Seite, zog dann mit einer düsteren Miene die eiserne Kassette zu sich und nahm nach sichtbarem Widerstreben die rothe Mappe heraus.

Es war wohl dieselbe, von welcher der Bediente heute Morgen erzählte, daß er sie gesehen habe; denn als Herr von Rivola auch hier das künstliche Schloß geöffnet und den Deckel aufgeworfen hatte, sah man in der Mappe, aufs pünktlichste geordnet, mit Papierstreifen versehen, mehrere sehr schwere Pakete von Banknoten, und von Banknoten keines kleinen Betrages. Es waren Fünfhunderter und Tausender, wenn auch kein ungeheures Vermögen, wie es Jakob geschätzt, so doch immerhin ein sehr bedeutendes Kapital.

Es war, als müßte sich der alte Mann erst langsam wieder an den Anblick dieses Reichthums gewöhnen, denn es dauerte eine Zeit lang, ehe sich etwas Scheues, Unruhiges in seinen Blicken verloren hatte, ehe er mit festem Auge, allerdings unter den düster zusammengezogenen Brauen, seinen sorgfältig verwahrten Schatz betrachtete, und auch dann währte es wieder ein paar Minuten, ehe er sich, wie es schien, entschließen konnte, die Banknoten mit den Händen zu berühren; ja, ehe er hierauf ein Paket herausnahm, erhob er sich vorher, um zu sehen, ob sich auch Niemand in der anstoßenden Bibliothek befände, ob der

Vorhang an ſeinem Fenſter ſorgfältig herabgelaſſen war und ob der Schlüſſel im Schloſſe der Thür, welche in den Salon führte, ſo geſtellt ſei, daß Niemand durchſehen könne.

Dann erſt nahm er ein Paket der Fünfhunderter ſowie eines der Tauſender, zog aus jedem fünf bis ſechs Banknoten heraus, legte dieſe vor ſich hin und betrachtete nun aufmerkſam die Zeichnungen auf denſelben, indem er nicht nur jedes einzelne Blatt dicht vor ſein linkes Auge brachte, ſondern er holte alsdann auch noch aus einem kleinen Fache im Schreibtiſche eine Loupe, mit der er Schrift und Zeichnungen aufs genaueſte unterſuchte. Es ſchien ihm ſchwer zu werden, ſich auch nur vom kleinſten Theile ſeines Schatzes zu trennen, und als hierauf ſeine Unterſuchung zu ſeiner Zufriedenheit beendigt ſchien, notirte er ſich mit einer Bleifeder nicht nur die einzelnen Nummern, ſondern er ſchrieb auch auf die Rückſeite von ein paar der Tauſender-Banknoten mit flüchtigem Zuge ſeinen Namen; dann erſt legte er ſie ſorgfältig in eine Briefta ſche und ſteckte dieſe in die Bruſttaſche ſeines Rockes.

Offenbar war Herr von Rivola ein Geizhals von der ſchlimmſten Art, dem es eine ſchwere Ueberwindung koſtete, ſeinen hier aufgeſtappelten Mammon anzugreifen, und der erſt im Stande war, ſich ein wenig zu erheitern, nachdem er dieſen ſchweren Entſchluß gefaßt und ausgeführt. Ja, nachdem er die Banknoten in ſeine Bruſttaſche gelegt, klärte ſich ſeine Miene ein wenig auf, und wenn ſeine Augen-

brauen auch immer noch finſter zuſammengezogen blieben, ſo erſchien doch jetzt wieder um ſeine bisher ſchlaffen Lippen jener Zug von Trotz und Energie, den man ſo häufig an ihm bemerkte.

Er hatte jetzt den Kopf in beide Hände geſtützt, ſaß in gebeugter Stellung über der geöffneten Kaſſette und blickte nun mit einem eigenthümlichen Ausdrucke von Wohlbehagen, ja, mit einer Art wilder Freude auf ſeinen Schatz, und es war, als koſte es ihn jetzt Ueberwindung, ſeine Augen davon abzuwenden und den Deckel der Kaſſette wieder zu ſchließen.

Dann aber fuhr er plötzlich mit einem Ausdrucke jähen Schreckens aus der Behaglichkeit, in die er verſunken ſchien, und zwar aufgeſcheucht durch den hellen Ton von Lucy's Stimme, die, an der Thür des Schreibzimmers ſtehend, die Frage that, ob Papa vielleicht Aufträge nach der Stadt habe, denn Mama und ſie ſeien bereit und fertig, um dorthin zu fahren.

War der alte Mann doch in dieſem Augenblicke anzuſchauen, als habe er ſo eben einen wüſten, ſchweren Traum durchgekämpft! Er ſtarrte vor ſich hin, drückte dann ſeine beiden Hände an die pochenden Schläfe, und man hätte deutlich ſehen können, welch furchtbare Anſtrengung es ihn koſtete, die Frage ſeines Kindes mit einem natürlichen, ungezwungenen Tone zu beantworten, nachdem er vorher einen ſcheuen Blick gegen die Stubenthür geworfen.

„Ach, ihr fahret nach der Stadt!“

„Ja, Papa, im Schlitten — wie ich mich darauf freue! Haſt du nichts zu beſorgen?“

„Ich danke dir, mein Kind.“

„Soll ich hereinkommen und dir einen Kuß geben?“

„Wenn du zurückkommſt, will ich ihn doppelt haben, mein liebes Herz; ich habe wichtiges zu ſchreiben, und möchte nicht gern geſtört ſein.“

„Ich habe mir's gedacht, Papa; Mama auch. Sie läßt dich freundlich grüßen, und mit den Einkäufen wollen wir es ſo gnädig wie möglich machen — Adieu, Papa!“

„Adieu, mein Kind!“

Damit hörte man, wie ſich ihr leichter Tritt von der Thür entfernte, und kurze Zeit darauf vernahm man das Klingeln eines Schlittens, der ſich vom Stalle aus der Hausthür näherte.

Herr von Rivola hatte indeſſen mit derſelben ängſtlichen Haſt die Kaſſette wieder verborgen und verſchloſſen, und öffnete nun raſch das Fenſter, um ſeiner Frau und Tochter, welche eben davonfuhren, noch mit der Hand nachzuwinken. Frau von Rivola ſah heiter und vergnügt aus, und die überglückliche Lucy warf, ſich umwendend, ihrem Vater Kußhände zu.

Eine halbe Stunde nach ihnen verließ auch der Freiherr das Landhaus, und zwar zu Fuße. Es that ihm wohl, ſich in der friſchen Winterluft eine Bewegung zu

machen. Er ging ebenfalls nach der Stadt, aber auf einem weit kürzeren Fußwege, auf welchem er fast eben so rasch dorthin gelangte, als der Schlitten auf der Landstraße, welche, vom Terrain gezwungen, große Umwege machte.

Trotzdem er sehr langsam dahinschritt, so war er doch so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er sich bereits nach sehr kurzer Zeit, wie ihm däuchte, plötzlich in dem Gewühle der Wagen und Menschen befand, welches schon eine gute Strecke vor dem Thore die Nähe der Residenz anzeigte.

Hier folgte er eine Zeit lang der belebten Straße, die, langsam aufsteigend, zum Schloßplatze in der königlichen Residenz führte; dann bog er in eine Seitengasse und erreichte nach kurzer Zeit die niedrig gelegenen Stadtviertel, den Marktplatz und das Rathhaus. Von da wandte er sich durch ein wahres Labyrinth von Gäßchen und kam bald an einen Knotenpunkt derselben, dessen viele Ecken auf einer Seite in einen runden Thurm von massivem, dunklem Mauerwerke ausliefen. Neben demselben befand sich ein kleines Haus, welches mit diesem Thurme förmlich verwachsen zu sein schien. Von außen hatte derselbe durchaus nichts Bemerkenswerthes; seine schmalen, unregelmäßig angebrachten Fenster waren mit schweren Eisengittern versehen, und wenn man sich die Mühe gab, um den Blick durch die erblindeten Fensterscheiben dringen zu lassen, so bemerkte man, daß alle weitere Einsicht in das Innere

durch eiſerne Laden verwehrt war. Nirgends gewahrte man außen ein Thor oder einen ſonſtigen Eingang, auch keine Verzierung irgend welcher Art; doch war das alte Gemäuer ſcheinbar gut erhalten bis auf die Zinne, welche ehemals den oberen Rand gekrönt hatte. Dieſe war unter dem Dache des anſtoßenden, bei Weitem jüngeren Hauſes, welches Dach ſich ſchützend über den alten Thurm ausbreitete, verborgen und nur noch in ihren unteren Theilen ſichtbar. Herr von Rivola zog die Klingel an dem Hauſe, worauf die Thür von einem alten Manne geöffnet wurde, welcher den Ankommenden mit allen Zeichen der Ehrerbietung in ein Stübchen zu ebener Erde führte.

Die Einrichtung des Stübchens war einfach, ohne ärmlich zu ſein; ein großer Lehnſtuhl neben dem Ofen, weiße Vorhänge an den Fenſtern und einige Kupferſtiche an den Wänden zeugten ſogar von Wohlhabenheit.

Der alte Mann ſchien in einem Buche geleſen zu haben, welches noch aufgeſchlagen auf einem Tiſchchen neben dem Lehnſeſſel lag. Indeſſen ſetzte ſich Herr von Rivola, während der alte Mann, ein kleines Sammtmützchen in der Hand haltend, vor ihm ſtehen blieb.

„Was gibt es Neues, Friedrich? Was macht die Frau? Hat mein Advokat weiter nichts für mich geſchickt?“

Der alte Mann hatte ein offenes Geſicht, aber mit harten, durchgearbeiteten Zügen, und wenn wir nicht bereits wüßten, daß er während langer Jahre der Kammerdiener

des Freiherrn gewesen war, so würden wir diesem Gesichtsausdrucke nach, auch wegen der ganzen Haltung dieser nicht großen aber derbknochigen Gestalt, besonders aber in Betracht seiner großen, rauhen Hände viel eher geglaubt haben, einen Handwerker, einen Schmied oder Schlosser vor uns zu sehen.

Dabei hatte er dichte, buschige Augenbrauen, unter welchen hervor seine grauen Augen mit einem Feuer leuchteten, welches nicht gut in Einklang zu bringen war mit den sonstigen Spuren hohen Alters.

„Das Beste werde ich zuerst beantworten," erwiederte er in einem tiefen, etwas rauhen Tone. „Der Advokat war heute Morgen da und zeigte mir händereibend an, daß der Prozeß zu Ihren Gunsten entschieden sei, oder, daß ich es besser sage, die Eisenbahnverwaltung habe sich beim letzten Termine gar nicht mehr vertreten lassen, ihm, dem Advokaten, vielmehr die verlangte Summe von 6000 Gulden eingehändigt. Sie können dieselbe erheben, sobald es Ihnen beliebt."

Herr von Rivola that einen erleichternden Athemzug.

„Sonst gibt es nichts Neues, gnädiger Herr. Mit der Frau ist es die alte, traurige Geschichte; sie verläßt ihr Bett nicht mehr, ist dankbar für alles, was man ihr thut, und daß ich mein Möglichstes für ihre Pflege leiste, wissen Sie."

len goſſen einen unbeſchreiblich ſchönen Schein, einen warmen violetten Duft auf die Geſtade ringsumher aus. Auf dem glühenden Abendhimmel zeichneten ſich die früher rothen Formen des düſtern Gefängniſſes jetzt dunkel und ſchattenhaft ab. Wir warfen einen Blick rückwärts und ſahen ſchwarze Geſtalten auf den Mauern umherſitzen, die gewiß ſehnſüchtig unſerm Boot nachſchauten, das auf der glänzenden Fluth ſo leicht dahinglitt; waren wir doch freie Menſchen und uns die Rückkehr in die Heimath wohl nicht verſchloſſen. Meer und Hafen hüllten ſich allmählich in Nacht ein; kleine Fiſcherbarken mit weißen Segeln ſchoſſen vor uns dahin, vom Werfte beim Catalanen-Dorfe ſchallte ein melancholiſcher Geſang herüber und während ſich der Abendnebel auf den Maſtenwald und die Stadt herniederſenkte, erglühten über uns am dunkeln Himmel Tauſende von Sternen — bekannte Bilder — ſüße Erinnerungen an andere ſchöne Nächte.

„Gewiß, Friedrich; auch darin biſt du, wie in allen Dingen, zuverläßig und treu wie Gold.“

„Warum ſollte ich es auch nicht ſein — Untreue ſchlägt ihren eigenen Herrn, und wer einen Herrn hat, wie Sie es mir ſtets geweſen ſind, der müßte ein durchaus ſchlechter Kerl ſein, wenn er nicht, um Ihren Ausdruck zu gebrauchen, treu wie Gold wäre und anhänglich wie ein guter Hund, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Doch reden wir darüber nicht weiter, gnädiger Herr; das iſt meine Schuldigkeit und gar kein Verdienſt.“

Herr von Rivola blickte ſinnend vor ſich nieder, nachdem er vorher ſeinem alten Diener, mehrmals mit dem Kopfe nickend, voll ins Geſicht geſchaut; dann verſank er in ein längeres Stillſchweigen, welches ſich in einem tiefen und ſchmerzlichen Seufzer auflöste.

„Friedrich, die Zeiten ſind ſchlecht!“

„Ich weiß es, gnädiger Herr, ich kann es mir wenigſtens denken.“

„Das Glück will mir nicht mehr ſo wohl, wie in früheren Zeiten; ich habe mich vergebens bemüht, irgend etwas zu verdienen, irgend ein neues und ſchönes Unternehmen ins Leben zu rufen, es iſt mir nicht gelungen — ich habe ſpekulirt und viel dabei verloren.“

„Ich erfuhr das,“ ſagte der alte Diener in ruhigem Tone.

„Von wem?“ fragte haſtig Herr von Rivola.

„Von dem alten Nikolas aus Lüttich, der mir zuweilen ſchreibt — es iſt das eine treue Haut und hängt noch mit ganzer Seele an Ihnen.“

„Ja, er kann darum wiſſen — ich verwandte große Summen, ich muß geſtehen, die letzte, welche ich zu verwenden hatte, auf eine neue engliſche Erfindung, die allerdings erſt in ihrer Kindheit iſt, die aber ein Rieſe werden muß, die, wenn ſie gelingt, Millionen einträgt.“

„So ſchrieb auch Nikolas, er hatte auch darein, wie in alles, was Sie unternehmen, großes Vertrauen; aber die Herren lachten darüber, ſie verlaborirten die Summen, welche Sie, gnädiger Herr, ihnen zugewieſen, und ſagten dann achſelzuckend: „Es geht nicht!“

„Ich weiß, ich weiß,“ antwortete Herr von Rivola mit einem traurigen Blicke, „war ich doch, wie du weißt, im vergangenen Jahre Monate lang auf dem Eiſenwerke und fühlte es wohl, daß ich weniger mit dem ſpröden Metalle, als mit dem unbeugſamen Widerſpruchsgeiſte der Betreffenden zu kämpfen hatte; die kleinen Proben gelangen, aber wenn wir etwas Größeres gießen wollten, ſo war es eben immer kein Gußſtahl, der aus den Tiegeln kam, ſondern ganz gewöhnliches, hartes, unelaſtiſches Eiſen — und doch ſage ich dir, Friedrich, man wird dahin kommen, die größten Maſſen Gußſtahl herzuſtellen, und von einer Zähigkeit, um ſie zu Geſchützen ſchwerſten Kalibers zu verwenden — ich

werde das allerdings wohl nicht mehr erleben, oder wenn ich es erlebe, ſo werde ich ſehen müſſen, daß es Andere zu reichen Leuten macht, während ich mein letztes Geld daran verloren."

„Ihr letztes Geld, Herr Baron? Das wäre ja entſetzlich!"

„Es iſt entſetzlich, und ich ſtehe vor einem Abgrunde, deſſen furchtbare Tiefe du allein zu ermeſſen im Stande biſt!"

„Ja, ja, ich verſtehe Sie," verſetzte der alte Diener nach einer langen Pauſe, während welcher er langſam mit der umgekehrten Hand ſich zu wiederholten Malen über ſeine Stirn und ſeine Augenbrauen gewiſcht.

„Es kann uns doch Niemand hier hören?"

„O nein — die arme, alte Frau liegt im dritten Zimmer, ſie ſchläft, und das kleine Mädchen, welches für unſere Bedürfniſſe ſorgt, habe ich auf den Markt geſchickt."

„Die Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft, welche ich ins Leben rief," fuhr der alte Freiherr in einem traurigen Tone fort, „mußte ebenfalls liquidiren, und nur dadurch, daß ich all den Summen, die ich hinein geſteckt, freiwillig entſagte, war es möglich, daß die übrigen Aktionäre ohne größeren Schaden davonkamen — auch da wird ein Anderer ernten, was ich geſäet."

„Wie es ſchon bei den Waſch- und Badehäuſern geſchehen; dieſes Unternehmen mußten Sie ebenfalls mit

großem Schaden abwickeln, und nun trägt es seine zwanzig Prozent."

Herr von Rivola schaute seinen ehemaligen Diener mit einem traurigen Lächeln an, ehe er kopfnickend sagte: „Und so sind alle diese reellen, gut durchdachten, soliden Unternehmungen für mich zu Grunde gegangen, und wenn ich nicht selbst mit untergehen will, so muß ich mich dem Einzigen wieder zuwenden, von dem ich mich schon damals mit Schaudern abgewandt."

Ueber die harten Züge des Anderen zuckte es auf eine eigenthümlich schmerzliche Art; dann blinzelte er mit den Augen und preßte seine dünnen Lippen fest aufeinander.

Herr von Rivola hatte sich rasch erhoben und einen Gang durch das kleine Zimmer gemacht; dann blieb er vor seinem alten Diener stehen, stützte seinen Kopf an dessen Schulter und sagte: „Es ist ja nicht für mich, gewiß nicht für mich — nur für meine Frau und für meine arme Lucy! O, könnte ich mein Haus verlassen, in meinem Innern ungekränkt, ohne mein Gewissen aufs Neue zu belasten; lieber möchte ich an der Schwelle den Staub von meinen Füßen schütteln, keinen Blick mehr rückwärts werfen und noch einmal anfangen, wie wir damals begonnen, ich mit der Feder, du mit Hammer und Feile in der Hand, um so im ehrlichen Gewerbe ein, wenn auch kärgliches Brod zu verdienen, ehrlich, unbescholten!"

„Das ist nun leider vorbei," erwiederte Friedrich in

einem eigenthümlich rauhen Tone; „wir können nicht wieder anfangen, wie damals, auch meine Knochen ſind alt geworden, und es thäte mir leid um die arme, alte Frau da drinnen, wenn ich ſie für die letzten Wochen ihres Lebens, fürchte ich, wieder mit hinauszerren müßte in das rauhe Leben, und wenn auch — und wenn wir auch mit unſerer Hände Arbeit ein mageres Brod verdienen könnten, — die Erinnerung an das, was geſchehen, würde uns bleiben; man kann ſein Gewiſſen nicht reinigen wie ein Stück Eiſen von Roſt und Schlacken.“

„Und doch hatte ich gedacht, das zu können,“ entgegnete eifrig Herr von Rivola, „und hatte auch dazu gethan, was in meiner Macht lag; du weißt es ganz genau, welche Summen ich damals, als meine Unternehmungen glänzenden Ertrag abwarfen, dazu verwandte, um — die Zeugen unſerer Thätigkeit wieder in meine Hände zu bekommen.“

„Ja, ja, ich weiß das.“

„Geſtehen darf ich dir wohl, daß ich mit einer gewiſſen Beruhigung, ja, mit Stolz die zerknitterten Blätter betrachtete, wenn ſie ſich nach und nach zu anſehnlichen Haufen in meiner rothen Mappe wieder anſammelten. Es hatte das mein Gewiſſen ſehr erleichtert. Kam es mir doch vor wie eine allerdings leichtſinnige Anleihe, die ich gemacht und die vollkommen ſolid geworden war, nachdem ich ſie zurückbezahlt; war es doch am Ende nichts Anderes, als ein allerdings unerlaubtes und gefährliches Wechſel-

geſchäft, welches ich trieb mit einem reichen Geſchäftshauſe, dem der Verluſt einer Million im ſchlimmen Falle keinen großen Schaden machen würde."

„Und warum wollen Sie die gleiche Sache nicht heute wieder gerade ſo anſehen?"

„Weil ich alt geworden bin, Friedrich, weil ich nicht mehr, wie damals, lange Jahre vor mir habe und die volle Kraft des Mannes in körperlicher und geiſtiger Beziehung, um meine Vergehen wieder gut zu machen — mein Geiſt hat ſeine Elaſticität verloren, wie meine Augen die Schärfe der Sehkraft. Heute Morgen, als ich mit der Loupe dieſe haarſcharf ſich durcheinander kreuzenden Linien betrachtete, verdunkelte das Waſſer ſogleich meine Blicke; das hat mich ſehr traurig gemacht."

„Wozu ich keinen Grund einſehe, ſagte der Andere kopfſchüttelnd, denn Sie hatten doch gewiß nicht die Abſicht, eine ſo mühſame und gefährliche Arbeit wieder zu beginnen."

Herr von Rivola blieb hierauf die Antwort ein paar Minuten lang ſchuldig, während welcher er gegen das Fenſter gewandt ſtand, die Hände auf den Rücken gelegt.

„Und doch," ſagte er, ſich raſch gegen Friedrich umwendend, „wäre es mir eine Erleichterung meines Gewiſſens geweſen, wenn ich erſt wieder durch unſäglich mühevolle, angeſtrengte Arbeit zu jenem Ziele gelangt wäre; ich hätte gewiſſermaßen Leib und Leben eingeſetzt,

ſtatt daß ich jetzt die Frucht des Verbrechens ernten kann, ohne Arbeit, ohne Mühe, indem ich faul die Hände in den Schooß lege."

„Denken Sie an jene Zeit, gnädiger Herr — denken Sie an jene ſchreckliche Zeit, wo Sie nach tage- und nächtelanger Arbeit vor Ihrem Tiſche zuſammenſanken, unvermögend, dem Schlafe zu widerſtehen, und doch wieder zu aufgeregt, um ſich demſelben hingeben zu können — denken Sie, wenn ich Sie zuweilen gefunden, einen Schweißtropfen an jedem Haare, körperlich und geiſtig aufgerieben — o, das war eine gräßliche Zeit, und wenn ich mir alles das vergegenwärtige, ſo würde ich mir durchaus kein Gewiſſen daraus machen, heute einmal dieſe Frucht ohne Mühe zu pflücken!"

Der alte Freiherr hatte ſich langſam in ſeinen Lehnſeſſel niedergelaſſen und ſaß nun da, nachdenklich den Kopf auf die Bruſt geſenkt. Dann ſagte er nach einer längeren Pauſe: „Und doch bedauere ich es, daß mein Auge ſtumpf geworden iſt, daß meine Hand zittert; auf dem Wege hieher — ich kam nämlich zu Fuße — iſt mir eine äußerſt glückliche Idee gekommen, eine Manipulation zu noch größerer Sicherheit gegen jede Entdeckung."

„Sollte das nöthig ſein — ſollte Ihnen eine Sorge kommen, nachdem unſere Arbeit jahrelang durch die Welt gelaufen, ohne je beanſtandet worden zu ſein — gewiß vielfältig unterſucht und geprüft, um eben ſo gültig wie

ihre echten Brüder weiter zu wandern? Ah," fuhr Friedrich lächelnd fort, „was eine Entdeckung anbelangt, wie man sie gewöhnlich fürchtet, darüber können Sie ganz ruhig sein!"

„Kunst und Wissenschaft, auch in diesem Zweige, sind seit jener Zeit bedeutend fortgeschritten; wenn auch gerade keine neuen Platten hergestellt wurden, so ist es doch möglich, daß den vorhandenen irgend eine kleine, bedeutende Aenderung angefügt wurde, die wir nicht kennen, und daß, wenn nun plötzlich eine größere Menge erschien ohne jene Aenderung, man aufmerksam werden würde, sorgfältig nachforschen und — o, laß mich meinen Gedanken nicht weiter aussprechen, Friedrich!"

„Das sind nur Muthmaßungen, gnädiger Herr," versetzte der alte Diener in ruhigem Tone, „Befürchtungen, wie Sie sie öfter hatten, die sich aber stets grundlos erwiesen; nein, nein, ich glaube nicht, daß sich irgend etwas geändert habe. Sie sind von Ihrer kunstvollen Arbeit zu überzeugt; ich machte mir früher häufig und auch jetzt noch zuweilen das Vergnügen, in meinen müßigen Stunden, deren ich ja so viele habe, eines jener echten Papiere mit einem anderen vermittelst der schärfsten Loupe zu untersuchen — und was meine Augen anbelangt, darin leistete ich was damals —, nun war es mir aber niemals möglich, auch nur einen Unterschied zu entdecken von der Größe

einer Haarſpitze. Wie geſagt, darin können wir ganz ſicher ſein.“

„Ja, wenn die Zahlen nicht wären,“ ſprach Herr von Rivola mehr zu ſich ſelber, als zu dem Anderen.

„Wenn ich vorhin von Abweichungen ſprach, ſo meine ich ſolche, die wir ſelbſt nicht ſchon längſt erkannt haben.“

„Darum handelt es ſich eben,“ ſagte Herr von Rivola eifrig, „und gerade auf jener Abweichung beruht die Manipulation, von der ich vorhin ſprach.“

„Sie iſt ſo unbedeutend, daß ſie von Anderen nie entdeckt wurde; ſie befindet ſich in der linken Ecke der Tauſender, dort, wo die Arabeske in Schneckenform endigt.“

„So iſt es, das haarſcharfe Ende jener Verzierung läuft bei den echten genau parallel mit dem letzten Ringe, bei den unſeren aber biegt es ſich um eine Idee nach einwärts, iſt auch vielleicht eine halbe Linie länger. Sobald nun durch die Ausgabe neuer Papiere irgend ein Verdacht rege werden könnte, wird man dieſe aufs genaueſte unterſuchen und dann vielleicht auf jene noch unmerklichere Abweichung in den Waſſerzeichen kommen — eine Abweichung, die allerdings ſo unbedeutend iſt, daß ich vor Jahren ſchon den Direktor der königlichen Bank eines Tages darauf aufmerkſam machte, welcher aber ſo gütig war, mich vollkommen zu beruhigen; trotzdem aber wäre es möglich, daß man bei einer ſchärferen Unterſuchung auch jene zu lange und zu eingebogene Arabeske entdeckte, und dieſe nun den

echten Papieren, ſo viele ich derſelben durch Umtauſch hier und dort in meine Hände bekommen kann, ebenfalls anzufügen, iſt eine Vorſichtsmaßregel, welche du gewiß nicht verwerfen wirſt.“

„Gewiß nicht, aber dieſes Anfügen hat ſeine Schwierigkeit, ohne dadurch gerade die Blicke auf dieſen Punkt hinzulenken.“

„Mit der Feder könnte es nicht geſchehen, nein, es dürfte nur auf mechaniſchem Wege mit einem Stempel hergeſtellt werden, in welchem die verlängerte und eingebogene Arabeskenſpitze aufs genaueſte geſchnitten iſt, und das zu thun, bin ich mit meinem Auge nicht mehr im Stande; auch iſt meine Hand nicht mehr ſicher genug, um zu einer ſo haarſcharfen Linie den Grabſtichel zu führen.“

„Was das Auge anbelangt, damit könnte ich ſchon aushelfen,“ meinte der alte Diener, „aber hier mit dieſen Händen wäre es wohl eine Unmöglichkeit.“

Damit betrachtete er ſeine groben, knochigen Finger.

Herr von Rivola hatte ſich raſch wieder erhoben und ging mit weit leichterem und ſichererem Schritte, als er früher gethan, in dem kleinen Zimmer hin und her. Auch erſchien ſeine Miene jetzt, wo er dieſe Angelegenheit, die ihn vorhin noch ſo tief niedergebeugt hatte, nun rein geſchäftlich, wir möchten ſagen: techniſch behandelte, belebt, faſt aufgeheitert; die tiefen Furchen ſeiner Stirn hatten ſich zu den gewöhnlichen Falten geglättet und das ſchmerzliche,

Sechstes Kapitel.

Von Marseille nach Barcelona.

Abreise von Marseille. Schlechte Einkäufe. Hafenleben. Der Cid auf stiller See. Neue Reisegefährten. Mondnacht auf dem Meere. Barcelonata. Barcelona. Mauthquälereien. Die Fonda del Oriente. Spanische Briefausgabe. Eine Trauerfeierlichkeit. Bergartillerie. Neue Straßen. Die Kathedrale. Straßenleben. Das Militairspital. El Paseo nuevo. Der Garten des Gouverneurs. Auf der Rambla. Der neue Marktplatz. Die alte Stadt. Bilderläden und einfache Buchhandlungen. Fleißige Hunde. Der große Friedhof. Der Monjuich. Abends am Hafen. Theater. Spanische Tänzerinnen.

Wie in einigen anderen Seestädten findet man auch an der Börse von Marseille einen Anschlag, der besagt, welche Schiffe ankommen sollen, angekommen sind oder abgehen. Es ist das eine sehr angenehme Einrichtung, und der Reisende kann seine Abreise danach projectiren. Wir sagen: projectiren, denn es ist immer noch ein großer Unterschied zwischen der angezeigten Abfahrtszeit eines Schiffes und der wirklich erfolgten Abfahrt. Doch ist hier die Differenz nie groß, und man geht in diesem Punkte sehr gnädig mit den Passagieren um, wogegen wir später in Spanien die traurige Erfahrung machten, daß auf

faſt ängſtliche Zucken um ſeine Mundwinkel hatte jetzt dem energiſchen Zuge wieder Platz gemacht.

„Die Zahlung der Eiſenbahnverwaltung, von der du mir vorhin ſprachſt, ſagte er auf- und abgehend in ruhigem, geſchäftsmäßigem Tone, hilft mir allerdings etwas, aber wenig, nutzt mir dagegen immerhin dadurch, daß ich öffentlich auf der Staatshauptkaſſe Gelder einzunehmen habe, und ich will ſchon dafür ſorgen, daß man mich in Tauſendern und Fünfhundertern ausbezahlt. Hier habe ich auch noch zwei Pretioſen mitgebracht — er holte bei dieſen Worten das Etuis aus ſeiner Taſche hervor —, die ich dir da laſſen werde und auf welche du mir bei dem Juwelenhändler in der Schloßſtraße, nur nicht beim Hof-Juwelier, wohl verſtanden, die Summe von 4000 Gulden aufnehmen ſollſt — ſie ſind das Vierfache werth. Dabei brauchſt du gar kein Geheimniß daraus zu machen, daß ich es bin, der ſie für ein paar Tage in Verſatz gibt; er wird durchaus keine Schwierigkeiten machen, und du läßt dir dafür Tauſender geben.“

„Das ſoll alles pünktlich, wie immer, beſorgt werden, gnädiger Herr.“

„Ich bin davon überzeugt, Friedrich, und du kannſt mir glauben,“ ſagte Herr von Rivola mit einem leichten Seufzer, „daß ich ſo ſchonend, wie möglich, mit der Ausgabe jener Papiere ſein werde — der Himmel iſt mein Zeuge, wie glücklich ich wäre, nicht mehr zu dieſen Mitteln

meine Zuflucht nehmen zu müſſen, aber ich kann nicht anders, ich habe Schulden, die mich drücken, ich habe ſehr große Ausgaben vor mir, denen ich nicht entgehen kann.“

Während Herr von Rivola ſo ſprach, war er in die Nähe des Fenſters gekommen und fragte nun plötzlich, hinausblickend: „Ah, wen haben wir da an der Hausthür?“

Neuntes Kapitel.

Der alte Diener war neben Herrn von Rivola getreten und ſagte über die Achſeln desſelben ſchauend: „So viel ich mich erinnere, kennen Sie dieſen jungen Herrn, den Sohn des Stadtſchultheißen.“

„Allerdings kenne ich ihn, nur wundere ich mich darüber, ihn hier, an deiner Hausthür, zu ſehen; du ſiehſt, er iſt im Begriffe, die Klingel zu ziehen.“

„Und wird das auch thun,“ gnädiger Herr, doch gilt dieſer Beſuch nicht mir; Sie werden ſich erinnern, daß wir Miethsleute haben.“

„Ach ja, ich vergaß, danach zu fragen; du erzähltest mir von einer Madame Mayer, die, ſehr beſcheiden auftretend, mit ihrer hübſchen Tochter eingezogen ſei, welche du für ſehr ſtille Leute gehalten, die aber — ach, jetzt verſtehe ich auch, wem der Beſuch des Herrn Ferdinand gilt!“

„Allerdings. der Madame Mayer, aber nicht der hübschen Tochter wegen. Unsere Mietherin," fuhr Friedrich fort, nachdem ihn Herr von Rivola forschend angeblickt, „hat ein kleines, stilles Nebengeschäft, das mir unbehaglich ist: sie leiht auf Pfänder her und gibt auch den Söhnen reicher Eltern Geld auf Wechselunterschrift, weßhalb ich derselben auch mit Ihrer Genehmigung wieder kündigen werde."

„Eine solche Mietherin ist allerdings nicht angenehm."

Unterdessen hatte Herr Ferdinand — denn er war es wirklich — an dem Hause angeläutet, worauf die Thür von oben durch einen Zug geöffnet wurde.

Der Eintretende warf sie ziemlich stark ins Schloß zurück und ging dann mit lauten Schritten durch den Corridor die Treppe hinauf.

„Er ist häufig hier," sagte der alte Diener — „es muß ein etwas lockerer junger Herr sein."

Herr von Rivola antwortete auf diese Bemerkung nichts, sondern schien in tiefes Nachdenken versunken zu sein; er hatte seinen rechten Arm gegen das Fenster gedrückt und seinen Kopf darauf gelegt. Endlich, nach längerem Stillschweigen, wandte er sich mit der Frage an Friedrich: „Er kommt also häufig hieher?"

„Gewiß; ich kann wohl sagen, daß er einer der besten Kunden der Madame Mayer ist."

„Vortrefflich," murmelte Herr von Rivola — „das iſt eine gute Idee!"

Er ſchritt ein paar Mal im Zimmer auf und ab; dann ſagte er, vor dem alten Diener ſtehen bleibend: „Dieſer junge Herr iſt auf der königlichen Bank angeſtellt — es iſt nicht übel, ihn zum Freunde zu haben; mache dir draußen im Gange etwas zu thun, wenn er herunter kommt, ſo betrachte ihn genau, ſiehſt du an ſeiner zufriedenen Miene, daß er ſeinen Zweck erreicht hat, gut, ſo laß ihn gehen, hat er aber ein unzufriedenes oder enttäuſchtes Geſicht, ſo ſage ihm, ich ſei hier, habe ihn geſehen und würde mich freuen, ein paar Worte mit ihm zu plaudern."

Friedrich ging hinaus, und Herr von Rivola ſetzte ſich in den großen Lehnſtuhl, brauchte aber nicht lange zu warten, denn ſchon nach wenigen Minuten hörte man droben eine Thür ziemlich heftig zuſchlagen, dann raſche, derbe Schritte, und Herr Ferdinand Wellermann, der ſeinen Zweck bei Madame Mayer auch nicht im entfernteſten erreicht haben mußte, trat kurze Zeit darauf in das Zimmer, deſſen Thür ihm Friedrich dienſtfertig öffnete.

Der junge Mann ſah verdrießlich, ja, finſter, aber durchaus nicht verlegen aus und begrüßte den Freiherrn auf eine nachläſſige, ungezwungene Art, indem er ſeinen Hut abnahm und darauf dem alten Herrn, der ſich ein wenig erhoben hatte, zwei Finger ſeiner rechten Hand entgegenſtreckte.

„Sie verzeihen mir, Herr Wellermann, daß ich mir erlaubte, Sie durch den Bedienten auf meine Anwesenheit hier aufmerksam zu machen, ich dachte mir aber, man läßt gute Freunde nicht so davon gehen, wenn man sich mit ihnen unter Einem Dache befindet; ich sah Sie eintreten und möchte mich gar zu gern nach Ihrem Befinden erkundigen, sowie nach dem Ihrer werthen Familie — bitte, Sich zu setzen."

Der alte Herr hatte bei diesen Worten einen Stuhl herbeigezogen und bot dem Anderen seinen Lehnstuhl an, auf dem auch Ferdinand ohne Weiteres Platz nahm.

„Noch heute Morgen sprachen wir von dem charmanten Balle in Ihrem Hause; es war ganz deliciös, und wir amusirten uns vortrefflich, vor Allem meine Tochter Lucy, wie Sie Sich wohl denken können."

Wenn auch Ferdinand durchaus nicht verlegen war, so befand er sich doch augenscheinlich in einer so verdrießlichen, bitteren Stimmung, daß er selbst von dem Restchen Höflichkeit, welches ihm noch geblieben war, hier den allerbescheidensten Gebrauch machte und die freundlichen Worte des alten Herrn mit einem viel oder nichts sagenden Achselzucken beantwortete; allerdings setzte er gleich darauf hinzu, er hoffe, Frau von Rivola und Fräulein Lucy befänden sich wohl, doch war das nur so ins Leere hinein gesprochen, und er schien es gar nicht einmal zu bemerken, daß ihm Herr von Rivola hierauf keine direkte Antwort gab, son-

dern ſich mit einem Kopfnicken begnügte und, ſeinen Stuhl in vertraulicher Weiſe näher an den Seſſel Ferdinand's herziehend, im freundlichſten Tone ſagte:

„Sie haben es mir doch nicht übel genommen, daß ich Sie bat, zu mir herein zu treten? Ich erkannte Sie, als Sie die Klingel zogen, und Friedrich ſagte mir, daß Sie Madame Mayer, der Mietherin dieſes meines Hauſes, zuweilen Ihren Beſuch machten — ah, junger Herr, Madame Mayer hat eine ſchöne Tochter, kommt man ſo zufällig hinter Ihre kleinen Geheimniſſe?"

„Verzeihen Sie mir," gab Ferdinand mit großer Ruhe zur Antwort, „ich bemühe mich niemals, vor der Welt meine Thorheiten zu verbergen, denn ich habe die gewiß richtige Anſicht, daß man ſich ſelbſt ganz allein über das, was man thut, Rechenſchaft ſchuldig iſt — verſtehen Sie mich recht, Herr Baron — ich ſpreche das ohne die geringſte Anzüglichkeit aus, was ich Ihnen dadurch beweiſe, indem ich Ihnen ſage, daß ich mich um die Schönheit des Fräuleins Mayer noch nicht im geringſten bekümmert, daß ich es leider aber mit der Mutter zu thun habe, welche ein alter, verfluchter Vampyr iſt!"

„Ah, ich verſtehe Sie recht."

„Das iſt nicht ſehr ſchwer, Herr von Rivola; ich bin ein junger Menſch, der ſein Leben genießt, der ſich vergnügt, wie und wo er kann. Ich liebe ein gutes Diner incluſive des beſten Weines, ich reite und fahre gern und habe, was

vielleicht traurig ist, allzu große Leidenschaft für das Spiel; ich kann nun einmal nicht anders, und, ehrlich gesagt, was wäre das Leben ohne diese kleinen, ärmlichen Vergnügungen? In der letzten Zeit habe ich unglücklich gespielt und mich deßhalb häufiger an Madame Mayer wenden müssen, als mir lieb ist."

„Ah, Madame Mayer vermittelt Geldanleihen?"

„Sagen Sie lieber, sie saugt Einem den letzten Tropfen Blutes aus; diese Frau hat die Unverschämtheit, sich mit zwanzig Procent vierteljährlich nicht zu begnügen — das ist denn doch ein wenig zu viel."

„Aber warum sich an eine solche Person wenden?"

„Was wollen Sie, Herr Baron — daß man mit dem Bischen Taschengeld nicht auskommen kann, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen; die laufenden Schulden werden allerdings nach genossener Strafpredigt vom Hause hier und da bezahlt, nun aber kommen andere Ausgaben, die man doch dem Alten unmöglich vorlegen kann. Wie singt der Chor in Robert der Teufel?"

‚Der Wein, das Spiel und die verdammte Liebe!'

„Beinahe so," entgegnete lachend Herr von Rivola, „und wenn ich an meine Jugend zurück denke, da verstehe ich ganz die Lage, in die Sie bei der Lebhaftigkeit Ihres Temperaments zuweilen gerathen können."

„Gott lohne es Ihnen! Ich wollte, mein Vater hätte zuweilen auch dieses vernünftige Verständniß, aber weit ge-

fehlt, und wenn ich nicht hier und da einen anständigen Zuschuß von meiner Mutter erhielte, so hätte ich mich schon längst für insolvent erklären müssen, und würde mich auch durchaus nicht geniren, das dem Alten zum Aerger zu thun; aber meine gesellschaftliche Stellung würde ebenfalls damit scheitern, und meine Anstellung an der königlichen Bank gibt einen nicht zu verachtenden Kredit — leider habe ich denselben in letzter Zeit ein wenig zu sehr angestrengt."

„Ich wollte vorhin sagen," bemerkte Herr von Rivola mit freundlicher Miene, „daß ich mich aus meiner Jugend ebenfalls erinnere, Schulden gemacht zu haben, und zwar nicht unbedeutende Schulden, daß ich aber so klug war — Sie verzeihen mir den Ausdruck —, mich anstatt an solche Wucherer an gute Freunde meines Hauses zu wenden, an wohlwollende Leute, die selbst gelebt haben und die sich ein Vergnügen daraus machen, junge, anständige Leute aus kleinen Verlegenheiten zu ziehen."

„Wo wären solche Phönixe zu finden?" fragte Ferdinand achselzuckend. „Glauben Sie mir, Herr Baron, ich habe schon rings um mich her geschaut, um einen solchen Freund zu finden; aber die jungen Leute meiner Bekanntschaft haben selbst nichts, und zu den älteren Herren, die Einem allenfalls helfen könnten, hat man doch nicht das nöthige Vertrauen."

„Und warum nicht?" fragte Herr von Rivola in so ausdrucksvollem Tone und mit so wohlwollendem Blicke,

daß Ferdinand dieſen verſtehen mußte; in ſeinen matten Augen blitzte eine leichte Freude auf, er richtete ſich empor und erwiederte lächelnd:

„Herr Baron, Sie ſprachen da eben ſo zuverſichtlich von guten Freunden, daß ich mir vielleicht die Bitte erlauben könnte, mich die Bekanntſchaft eines ſolchen edlen Mannes machen zu laſſen.“

„Danach brauchen wir nicht lange zu ſuchen, Herr Welkermann; ich ſchätze Ihre Eltern und kenne deren geſellſchaftliche Stellung, ich mag Sie ſelbſt als einen eleganten, lebensluſtigen jungen Herrn gut leiden und will nur noch hinzufügen: gebieten Sie über meine Kaſſe.“

„Ah, Herr Baron, Sie überraſchen mich in der That, aber ....“

„Kein Aber, mein lieber junger Freund; ich war ſo indiscret, Ihnen Ihre kleinen Geheimniſſe zu entreißen, und müßte es jetzt als eine Beleidigung anſehen, wenn Sie meine unbedeutende Hülfe zurückweiſen wollten — nun, ſagen Sie ehrlich, womit kann ich Ihnen helfen?“

„Helfen?“ fragte der junge Mann achſelzuckend; „erlauben Sie mir in dieſer Richtung ein beſcheidenes Stillſchweigen — was mich aber augenblicklich drückt, iſt allerdings ein kleinerer Poſten ....“

„Nun, wie viel?“ fragte Herr von Rivola, als Ferdinand ſtockte und ſchwieg.

„So tauſend bis zwölfhundert Gulden, dumme Spiel-

heute angezeigte Schiffe erſt in vierzehn Tagen oder drei Wochen eintrafen, wie es uns z. B. in Barcelona erging.

Auf den vierten December war der „Cid“ annoncirt, ein, wie man uns ſagte, recht gutes ſpaniſches Schiff. Mir war es nicht unlieb, Spanien unter der Aegide des tapfern Campeador zu betreten, weßhalb ich mich denn auch mit meinem Reiſegefährten auf das Dampfboot-Bureau begab, um Plätze zu nehmen und einige Procente der Ueberfahrtspreiſe herunterzuhandeln. Leider iſt dieſes Handeln an der ganzen ſpaniſchen Küſte Mode, und wer darin etwas leiſten kann, ſoll manchmal außerordentlich billig fahren.

Vergeblich forſchten wir am Tage vor der Abfahrt noch auf allen Bahnzügen und ankommenden Diligencen, die von Paris kamen, nach unſerem Baumeiſter Leins, der vor dem erſten December nicht erſchienen war, wie er verſprochen, ſich aber, wie ich zufällig erfahren, in der Hauptſtadt Frankreichs umher bewegte — er kam nicht, weßhalb wir Briefe und Adreſſen nach Barcelona für ihn zurückließen und uns am vierten December mit unſeren ſämmtlichen Habſeligkeiten auf das Dampfboot begaben. Auch waren wir beide, Horſchelt und ich, recht froh, endlich Marſeille verlaſſen zu können; es iſt hier ein ſehr theures Pflaſter, und obendrein hatte der Maler alle Urſache, mit Marſeille unzufrieden zu ſein: hatte man ihm doch für theures Geld ſehr ſchlechte Farben verkauft, und als er ſich ein ledernes Riemenwerk machen ließ, um Mappe und Farbenkaſten darin zu tragen, war dieſes Ding ſo unpraktiſch gemacht, daß das Eingeſchnallte ſchon nach wenigen Schritten herausrutſchte. Doch da man ſuchen muß, jedem Ding eine praktiſche Bedeutung abzugewinnen, ſo wurde das Riemenwerk ſorgfältig aufgehoben und diente ſpäter als Freßkorb, indem wir es den Maulthieren mit Heu gefüllt umhängten. Auch einen ſoliden Feldſtuhl hatte ſich Horſchelt angeſchafft, der ihn aber am erſten Tage des Gebrauches faſt ins Unglück gebracht hätte; denn

ſchulden und Wetten; aber ich habe mir feſt vorgenommen, die Kerls gehörig dafür abzuſtrafen — ich werde nur noch hoch ſpielen, wenn ich im Glücke bin."

„Das iſt ein ſehr vernünftiger Vorſatz — kleines Spiel, bis man das Wetter ausgekundſchaftet, und ſobald ſich ein paar Sonnenblicke zeigen, mit tüchtigen Schlägen hintendrein; ſo hielt ich es in meiner Jugend und war gefürchtet, wenn ich an den Spieltiſch trat — glauben Sie mir, mein lieber Herr Ferdinand, ich kann Ihnen mancherlei kleine praktiſche Anleitungen geben; wenn Sie mich draußen wieder einmal beſuchen, ſprechen wir mehr darüber."

Während Herr von Rivola dies mit großer Ruhe ſagte, hatte er ſeine Brieftaſche herausgezogen, derſelben zwei Billets von je tauſend Gulden entnommen, und zwar ſolche, auf die er flüchtig ſeinen Namen geſchrieben, und legte ſie vor den jungen Mann auf den Tiſch, welcher trotz allem dem, was ihm Herr von Rivola geſagt, doch immer noch in einem kleinen Zweifel geblieben war und nun gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit etwas befangen ſagte:

„Aber, Herr Baron, ich kann das unmöglich annehmen!"

„Und warum nicht? Eine kleine Anleihe unter Freunden gegen Quittung und mäßige Zinſen zu fünf Procent per Jahr; ich glaube, Sie bezifferten Ihre augenblickliche Verlegenheit mit zwölfhundert Gulden, hier ſind zweitauſend, und wenn Sie den Reſt anderswo verwenden wollen, bitte

ich, mir über die ganze Summe gelegentlich einen Schein auszuſtellen."

„Das auf keinen Fall, Herr Baron," erwiederte eifrig Herr Wellermann; „die zwölfhundert Gulden acceptire ich, aber keinen Heller weiter, und werde mir erlauben, Ihnen den Reſt von achthundert Gulden heute noch zuzuſchicken."

„Wie Sie wollen — damit wir uns aber ganz verſtehen, will ich Ihnen auch neben der Freundſchaft für Sie und Ihre Eltern noch einen anderen Grund ſagen, welcher mich und mit Freuden dazu beſtimmt, nicht nur heute, ſondern auch ſpäter Ihren Banquier zu machen. Als die Perſon da oben einzog, wußte mein alter Diener nichts von dem Gewerbe, welches dieſelbe betreibt; ich erfuhr es ſo eben erſt, als ich Sie eintreten ſah, worauf mir Friedrich ſagte, daß Sie ſchon einige Male dort oben geweſen ſeien. Nun kann's mir aber nicht gleichgültig ſein, daß mit dem Sohne eines Freundes in meinem Hauſe ein ſo ſträflicher Wucher getrieben wird — Sie ſehen daraus, wie ſehr ich Egoiſt bin, und ich muß deßhalb Ihren Dank aufs entſchiedenſte zurückweiſen."

„Darf ich mir alſo erlauben, Ihnen den Schein und den Reſt von achthundert Gulden hieher zu ſchicken oder hinaus nach Eichenwald?"

„Wohin Sie wollen; ſollte es Sie aber im geringſten geniren, dieſe Tauſender wechſeln zu laſſen, ſo glaube ich,

noch zwölfhundert Gulden in kleinen Banknoten in meiner Brieftaſche finden zu können."

Herr von Rivola griff nach dieſen Worten in ſeine Bruſttaſche.

„Bitte recht ſehr," ſagte Ferdinand lächelnd und ſetzte in einem Tone hinzu, aus dem zu hören war, wie wohl es ihm that, Herrn von Rivola mit ſeiner amtlichen Stellung imponiren zu können: „Das Umwechſeln der Banknoten iſt ja mein tägliches Geſchäft, allerdings zuweilen unter Tantalusqualen — aber was will man machen?"

„Ah, richtig, Sie ſind auf der Kaſſe der königlichen Bank ſelbſt beſchäftigt."

„Nur ausnahmsweiſe, aber häufig — man liebt es, den Sohn des Stadtſchultheißen zu dieſen Geſchäften zu verwenden, die allerdings ein gewiſſes Zutrauen erheiſchen."

„Ich verſtehe das vollkommen; es muß ein anſtrengendes Geſchäft ſein, ſo einen ganzen Tag lang Zahlungen zu machen und Gelder einzuziehen."

„Das iſt das Geſchäft des Hauptkaſſirers; da habe ich gewöhnlich leichtere Arbeit: die Banknoten zu ſortiren, die Pakete zu ſiegeln und einzutragen."

„So kann ich mich alſo, wenn ich einmal in den Fall komme, eine größere Summe in kleinere Abſchnitte umzuwechſeln, direkt auf der Bankkaſſe an Sie wenden?"

„Das wohl nicht, dazu iſt der Hauptkaſſirer da; aber wenn Sie mir in einem ähnlichen Falle die betreffende

Summe anvertrauen wollen, ſo will ich ſie Ihnen unter der Hand umſetzen."

Herr von Rivola dachte einen Augenblick nach, dann ſagte er: „Wenn Sie ſo freundlich ſein wollten, Herr Welkermann, ſo können Sie mir dadurch gerade jetzt einen Gang erſparen; ich brauche für zehntauſend Gulden kleinere Scheine: Fünfer, Zehner, Fünfziger, Hunderter, wie Sie es gerade haben — macht es Ihnen keine Mühe, mir dieſe umzuwechſeln?"

„Nicht die geringſte, nur hätte ich dabei eine kleine Bitte, die nämlich, nicht darüber zu reden — ich kann durch eine ſolche Umwechslung unter der Hand durchaus in keine Ungelegenheit kommen, aber es ſoll gerade nicht ſein; wenn Sie alſo nicht verlangen, daß ich mit dem Hauptkaſſirer, einem alten, widerwärtigen Brummelbären, der wie ein Angehöriger der heiligen Inquiſition zu forſchen und zu fragen pflegt, darüber reden ſoll, ſo beſorge ich Ihnen das ſelbſt, jetzt und ſo oft Sie wollen."

„Beſten Dank! Hier ſind alſo zehn Stück Tauſender, oder zwölf Stück, die ich gerade bei mir habe."

„Und mit dem Scheine werde ich Ihnen heute noch die Gelder übermachen."

„Damit Sie aber mit dem Verpacken keine Mühe haben, ſo bitte ich, das Paket einfach verſiegelt meinem alten Diener hier zu übergeben. — Nein, nein, Sie brauchen mir nicht zu danken, es iſt das eine ſo unbedeutende Ge-

fälligkeit, daß Sie mich in der That beſchämen — ſeien Sie verſichert, daß es mir ein wahres Vergnügen geweſen iſt, einem ſo angenehmen jungen Manne, dem Sohne eines werthen Bekannten, gefällig zu ſein — bitte, zu Hauſe meine beſten Grüße zu ſagen!“

Bei dieſen Worten hatte Herr von Rivola Ferdinand bis zur Hausthür begleitet und ſich hier mit einem herzlichen Händedrucke von ihm verabſchiedet; dann trat der alte Mann raſch in das Zimmer zurück und ſtellte ſich an das Fenſter, von wo er Herrn Welkermann nachblickte, der mit leichten, elaſtiſchen Schritten, in gehobener Haltung ſeinen Spazierſtock ſchwingend, von dannen eilte.

Doch war Herr von Rivola nicht der Einzige, welcher ihm mit den Augen folgte; im oberen Stockwerke hatte auch Madame Mayer den Fenſtervorhang etwas auf die Seite geſchoben und ſagte dann zu ihrer Tochter, welche hinter ihr ſtand: „Bei wem mag ſich der Welkermann unten im Hauſe ſo lange aufgehalten haben? Vielleicht hat ihn der Alte ausgeforſcht, weiß Gott, ihm am Ende ſelbſt das Geld geliehen, denn der junge Herr läuft davon, als hätte er Kapitalien in ſeiner Taſche.“

Herr von Rivola drunten ſchien in dieſem Augenblicke von ernſten, ja, finſteren Gedanken überwältigt werden zu ſein: der Würfel war gefallen, er hatte eine Saat eingeſtreut, die verderblich für ihn aufgehen konnte. Er griff mit der Hand haſtig nach dem Fenſterriegel, um das

Fenster zu öffnen; ja, er hatte ein paar Secunden lang die Absicht, den jungen Mann zurückzurufen — unmöglich — was geschehen war, konnte er nicht mehr ungeschehen machen. Er hatte sein Schiff aus dem stillen, behaglichen Hafen, in welchem es Jahre lang geruht, wieder in die hohe See getrieben, der Wind hatte die Segel erfaßt, und nun, um die Klippen zu vermeiden, die sich allerdings während der Fahrt fürchterlich drohend erheben werden, und um das geträumte Goldland zu erreichen, kam es allerdings darauf an, mit fester, sicherer Hand das Ruder zu führen.

Und dazu war er entschlossen.

Als er sich umwandte, sah er den alten Diener an der Thür des Zimmers stehen, das er wieder betreten hatte, sobald sich Herr Welkermann junior entfernt.

„Es drängt mich jetzt," sagte Herr von Rivola zu ihm, „einmal wieder einen Gang durch den alten Thurm zu machen; es ist schon eine Zeit lang her, daß ich jene Räume nicht betreten."

„Es sind schon manche Jahre, während ich dort aus- und eingehe und gern dort verweile," erwiederte Friedrich.

Dann nahm er von seinem alten Schreibtische ein paar Schlüssel und schritt seinem Herrn durch den Hausgang voran. Auf der Hälfte der Treppe, die in den oberen Stock führte, war links eine Thür, die an sich selbst und in ihrer Einfachheit so modern aussah, als führe sie in

ein Zimmer des gleichen Hauses, indem wir uns gerade befinden. Diese Thür aber sowie die ganze Wand des Treppenhauses war nur dazu da, um die Rundung des alten Thurmes zu verbergen, welcher mit seinen mächtigen Quadern gleich dahinter begann; hier war auch eine zweite Thür, mit einem rohen Spitzbogen geziert und mit einer eisernen Thür verschlossen, die Friedrich öffnete, worauf beide in ein rundes, leeres Gemach traten, welches eine Treppe enthielt, die aufwärts und abwärts führte. Die Beiden stiegen auf derselben zuerst in den unteren Raum, dessen Decke gewölbt war und welcher ein ziemlich helles Licht durch vier der schon oben erwähnten schmalen und vergitterten Fenster empfing, die so hoch über dem Boden angebracht waren, daß selbst Jemand, der von außen herangeklettert wäre, nicht bis auf den Grund dieses Gemaches hätte sehen können. Auf einer Seite desselben sah man hier eine Feueresse mit einem ganz vollständigen Schlossergeräthe, mit Amboß und Schraubstöcken, deren Kamin mit einem des angebauten Hauses in Verbindung stand, so daß man selbst wenn hier unten gearbeitet wurde, keinen Rauch aus dem alten Thurme hätte aufsteigen sehen können. Doch schien die ganze Einrichtung lange Jahre nicht gebraucht worden zu sein; auf dem Amboß und den Schraubstöcken lag Staub und an den früher gewiß sehr blank und reinlich gewesenen Werkzeugen hatte sich hier und da der Rost angesetzt.

„Das iſt gut ſo,“ bemerkte Herr von Rivola, nachdem er einen aufmerkſamen Blick umhergeworfen; „man ſieht, daß hier lange Jahre nicht gearbeitet worden iſt.“

„Es iſt auch ſchon eine geraume Zeit her, daß ich das Schloſſerhandwerk wieder aufgegeben,“ gab der alte Diener mit einem eigenthümlichen Lächeln zur Antwort; „es kam nicht viel dabei heraus. Den goldenen Hammer ließ ich über der Thür, zum Zeichen, daß hier einſtens viel Geld verdient worden iſt.“

Herr von Rivola ſchien dieſe Worte überhört zu haben; er ging langſam an der Wand des Gemaches vorbei, indem er an den kleinen Fenſtern hinaufſchaute.

„Nach dieſer Richtung,“ ſagte er endlich, indem er mit der ausgeſtreckten Hand die Mauer berührte, „liegt das Bärengäßchen, und dorthin,“ fuhr er fort, indem er ſich umwandte, „das Rathhaus, und deßhalb muß an jedem Theile des Thurmes der unterirdiſche Gang vorüberführen, von dem neulich die Rede war.“

Er ſagte dieſes halblaut, doch hatte Friedrich ſeine Worte wohl verſtanden.

„Allerdings iſt dort der unterirdiſche Gang,“ ſagte er; „es iſt dies auch keine Fabel, wie ich früher geglaubt, und wenn Sie ſich in den Keller hinunter bemühen wollen, ſo kann ich Ihnen deutlich eine Stelle zeigen, wo ehemals der Thurm eine kleine Thür hatte, durch welche man in jenen Gang kommen konnte; ſie muß ſpäter erſt, und dann

auch ſehr nachläſſig vermauert worden ſein, man könnte ſämmtliche Steine mit leichter Mühe herausziehen."

„Hätte man das vielleicht ändern ſollen?" fragte Herr von Rivola. „Es wäre doch möglich, daß Jemand auf den Einfall gekommen wäre, den Gang zu unterſuchen, und auf dieſe Art den alten Eingang da unten gefunden hätte."

„So leicht, wie Sie denken, gnädiger Herr, läßt er ſich doch wohl nicht öffnen; für den Nothfall habe ich aber auch noch ein tüchtiges eiſernes Kreuz davor befeſtigt. Wollen Sie es ſehen?"

„Für heute nicht; laß uns hinaufſteigen."

Sie gingen die Treppe durch das mittlere Gemach hinauf in ein oberes Thurmzimmer, welches ſchon wohnlicher ausſah und an deſſen Geräthſchaften und Wandverzierungen man deutlich wahrnahm, daß hier eine künſtleriſche Hand geſchafft. Eigenthümlich war die Decke dieſes Gemaches conſtruirt: ſie beſtand aus einem Zeltdache von Eiſenblech, welches an vier Seiten mattes Glas ſtatt Metall hatte, wodurch das ganze Gemach taghell erleuchtet war. Unter einer dieſer Scheiben ſtand ein Arbeitstiſch, wie ihn die Kupferſtecher zu gebrauchen pflegen; über dieſem bemerkte man eine ſehr ſinnreiche Einrichtung, um mit leichter Mühe das Licht zu dämpfen oder zu verſtärken. In einem Käſtchen neben dem Tiſche, welches mehrere Abtheilungen hatte, waren ſorgfältig geordnet einfache und

farbige Bleistifte, Rabenfedern und Tuschnäpfchen, Grabstichel, Radir- und Gravirnadeln, daneben in einem anderen Behälter Loupen der verschiedensten Größe und Fassung.

Gegenüber, auf der anderen Seite des Thurmzimmers, sah man eine kleine Bibliothek rein technischer Werke, Schriften über Kupferstecherkunst, Baukunde, Mechanik, Daguerreotypie, Farbendruck, Anleitung zur Papierbereitung. Unter der Etagère, auf welcher diese Bücher standen, war ein kleiner Tisch mit einem Reibsteine für Farben und neben demselben verschiedene Porzellanschüsselchen mit Resten von Druckerschwärze und anderen farbigen Substanzen.

An den Wänden des Gemaches hingen Abdrücke von Radirungen und Lithographieen, alles Arbeiten des Herrn von Rivola aus früheren Jahren; hier war seine Werkstatt, sein Studirzimmer, hier hatte er sich ehedem aus Liebhaberei in den verschiedensten Künsten versucht und auch vor der Welt, d. h. vor Leuten, die sich für so etwas interessirten, durchaus kein Hehl daraus gemacht; ja, er setzte einen Stolz darein, daß seine Bekannten es wußten, er sei ein eben so geschickter Landschafts- wie Portraitmaler, ein tüchtiger Zeichner, Lithograph, Kupferstecher, Drechsler, Chemiker, Uhrmacher, Mechaniker, Schlosser, kurz, in allen derlei Künsten und Wissenschaften außerordentlich bewandert und belesen.

als er auf einer ſteilen Klippe am Meer zeichnend ſaß, brach der hintere Fuß dieſes Möbels, und Horſchelt wäre um ein Haar in die Fluthen hinabgerollt.

Die Abfahrt des Cid war auf acht Uhr Morgens feſtgeſtellt: als wir aber eine halbe Stunde früher an Bord ruderten, ſtiegen erſt ganz leiſe Rauchwolken aus dem Schornſtein auf, das Verdeck wurde jetzt erſt gewaſchen, der Kellner machte ſeine Morgen-Toilette, und vom Capitän und den übrigen Paſſagieren war noch keine Spur zu ſehen. Das Schiff lag ziemlich am Ende des Hafens und war rings von andern Fahrzeugen umgeben, wodurch es nicht an amüſanten und lebendigen Scenen fehlte. Hier wurde aus-, dort eingeladen, zu unſerer Rechten ein Schiff in den Hafen hineinbugſirt, links eines zum Auslaufen fertig gemacht. Dazu waren die Segel ſchon halb herabgelaſſen und ſchlugen leicht gegen den Maſt, am Pavillon war die Flagge aufgezogen, und die Matroſen in ihren rothen und blauen Hemden hatten ein langes Tau erfaßt, vermittelſt deſſen ſie das Schiff langſam vorwärts bewegten. Dabei riefen ſie ihr gewöhnliches: Oho — i! oder ſangen auch wohl eine luſtige Melodie, wozu ſie den Tact mit den Füßen trampelten, während ſie vorwärts ſtrebten.

Endlich gegen halb neun Uhr ließ ſich unſer Capitän blicken, nach und nach kamen einige Paſſagiere, aber ſehr wenige, dann wurde der Anker gehoben, der Schornſtein begann dichte und ſchwarze Rauchwolken auszuſpeien, die Schiffsmannſchaft beſchäftigte ſich eifrig damit, Ballen, Fäſſer und Koffer in den Raum hinabzuſtauen, dann fingen die Räder langſam an zu ſchlagen, und wir trieben faſt unmerklich durch das Gewühl der Schiffer dem Ausgang des Hafens zu.

Es war ein prächtiger und klarer Tag; die Inſeln vor dem Hafen von Marſeille ſowie Château d'If lagen da mit ihren gelben Felſen hell im glänzenden Sonnenlichte wie vergoldet; das Geſtade zu unſerer Rechten hatte eine etwas dunklere Färbung und verlor ſich vor uns in einem bläulichen Streifen nach der ſpaniſchen

In früheren Zeiten, als Herr von Rivola ſich noch mehrere Tage der Woche hier zu ſeinem Vergnügen beſchäftigte, war es ihm ſehr angenehm geweſen, Beſuche zu empfangen, und er machte ſich auch gar nichts daraus, geſtört zu werden, wenn er las, laborirte oder ſeine Landſchaften auf der Kupferplatte radirte; es bedurfte alsdann nichts Weiteres, als unten die Frage an Friedrich, ob der Herr Baron auf ſeinem Atelier ſei, worauf der alte Diener die Betreffenden, die er ja meiſtens perſönlich kannte, einfach die Treppe hinaufwies; daß er aber gleich darauf an einer kleinen Feder drückte, die ſich unten, für jeden Anderen unſichtbar, in der Mauer befand, die mit einem Drahte und Hammer in Verbindung ſtand, welcher, droben an eine ſilberne Glocke ſchlagend, einen feinen, aber ſcharfen Ton von ſich gab, wußte Niemand.

Der Kupferſtechertiſch, an welchem Herr von Rivola malte oder gravirte, war durch eine ſinnreiche Vorrichtung derartig conſtruirt, daß es ihm möglich war, ſobald der Ton jener Glocke erklang, jede Spur ſeiner wirklichen Beſchäftigung zu verbergen. Der Tiſch hatte nämlich unter der oberen, jederzeit ſichtbaren Platte noch eine zweite verborgen, welche bis zu einer gewiſſen Breite herausgezogen werden konnte und vor welcher nun Herr von Rivola ſaß und arbeitete, um, ſobald ſich Jemand der Thür näherte, ſich einfach etwas vorwärts zu neigen und durch dieſe Bewegung des Oberleibes die untere Tiſchplatte zu-

rückzuſchieben. So konnte Niemand beim Eintritte ins Zimmer bemerken, daß irgend eine Veränderung vorgegangen war, und Herr von Rivola empfing alsdann ſeine Beſuche mit freundlichſter, unbefangenſter Miene, die Kupferplatte mit irgend einer angefangenen Landſchaft vor ſich, den Grabſtichel oder die Gravirnadel in der Hand, und entſchuldigte ſich auf die höflichſte Art wegen ſeiner beſtaubten oder beſchmutzten Fächer.

Neben dem Arbeitstiſche befand ſich eine zierliche Drehbank, welche allein zum Vergnügen der ihn beſuchenden Damen ſeiner Bekanntſchaft, die vor Neugierde brannten, das Atelier zu ſehen und von Frau von Rivola bereitwilligſt eingeführt wurden, zu dienen ſchien, denn auf derſelben machte Herr von Rivola aus zuſammengeleimten, buntfarbigen Hölzern die zierlichſten Arbeiten, und es galt damals als Modeſache in der hohen und höchſten Geſellſchaft der Reſidenzſtadt, etwas von dieſer hübſchen Arbeit des Freiherrn unter ſeinen Nippſachen zu beſitzen.

Aber auch dieſe Mode ſowie das Verlangen, den vornehmen Künſtler in ſeiner Werkſtatt zu beſuchen, war, wie ſo manches Andere, außer Gebrauch gekommen, und es war gerade, als hätte Herr von Rivola mit der Abnahme der allgemeinen Bewunderung, die ihm für ſeine Talente gezollt wurde, auch die Luſt an dieſen ſelbſt verloren; er kam weniger auf das Atelier, endlich gar nicht mehr, was ſeine Bekannten übrigens ganz begreiflich fanden,

denn damals hatte ſich ſein Augenleiden, das Jahre lang unbedeutend zu ſein ſchien, plötzlich ſo verſchlimmert, daß ihm ſein Arzt alle und jede anſtrengende Thätigkeit der oben beſchriebenen Art aufs ernſtlichſte unterſagte.

Heute ſtand er nun nach langer Zeit zum erſten Male wieder in dem runden Thurmzimmer, und es war ein eigenthümlicher, tiefer Ernſt, der ſich auf ſeine Züge gelagert hatte, als er nun alle die bekannten Dinge überſchaute. Dabei vermied aber er und auch Friedrich es auf das ſorgfältigſte, irgend etwas zu berühren, ja, er ſchien den dicken Staub, der ſich hier auf Alles gelagert hatte und der nur Jahren ſein Entſtehen verdanken konnte, aufs wohlgefälligſte zu betrachten, wie er ſich denn jetzt mit einem allerdings etwas trüben Lächeln über das Käſtchen beugte und den alten Diener auf die ſchönen, ſoliden, regelmäßigen Spinngewebe aufmerkſam machte, welche mit ſtarken Fäden von jener Einrichtung zur Dämpfung des Lichtes bis herab auf den Arbeitstiſch geſpannt waren, die dort auf der anderen Seite mit ihren grauen Verzierungen die Titelwand mancher Bücher bedeckten und hier das Tretbrett der Drehbank gefeſſelt zu haben ſchienen.

„Das iſt ein ſchöner Staub," ſagte er, nachdem Beide lange geſchwiegen, kopfnickend, „ein ſo natürlicher, ſchöner Staub, für mich eben ſo wohlgefällig wie der Edelroſt für den Alterthumskenner."

„Ich habe ihn aber auch gehütet wie meinen Augapfel und bin nach langen Proben ſo weit gekommen, ſelbſt die leichteſten Fußtapfen auf dem Boden hier wieder verwiſchen und undeutlich machen zu können.“

Die Wände dieſes Thurmzimmers waren nicht tapezirt, ja nicht einmal getüncht, nur mit einer einfach grauen, dem Auge wohlthuenden Farbe angeſtrichen. Zu beiden Seiten neben der Thür bemerkte man ein Paar ſchwere Pilaſter mit ziemlich rohen Kapitälen als einzige Verzierung des Gemaches. Dorthin ſchaute Herr von Rivola und ſprach alsdann mit leiſer Stimme:

„Es iſt ſo, wie ich dir unten geſagt, Friedrich — ich kann mir nicht anders helfen, als daß ich jetzt Gebrauch mache von unſerer Arbeit, die wir ſchon vor langen Jahren beendigt; gäbe es für mich einen Ausweg, ich würde ihn benutzen.“

„Ich hätte nicht ſo lange damit gewartet,“ meinte der alte Diener, „und wenn es am Ende gar nicht dazu gekommen wäre, ſo hätte mich nur die unſägliche Mühe gedauert, welche Sie ſich damals mit dieſer Rieſenarbeit gegeben.“

Und doch ſchien Herr von Rivola nochmals einen heftigen Kampf zu beſtehen; er blickte unverwandt nach einem der alten, grauen Steinkapitäle, während er die Lippen feſt aufeinander preßte und ſein Geſicht vor

Schmerz, ja vor Angſt verzerrt war; dann ſagte er in kaum hörbarem Tone: „So wollen wir denn die Platten herausnehmen.“

Friedrich öffnete die Thür des Gemaches langſam und ſorgfältig, wobei er von Zeit zu Zeit mit der Hand an eines der Kapitäle griff und verſuchte, es vom Platze zu bewegen, und endlich, nach längeren Verſuchen, hatte er die Thür in die richtige Stellung gebracht, wodurch es ihm möglich war, das Kapitäl, welches durch einen äußerſt feinen Mechanismus mit den Angeln der Thür in Verbindung ſtand, zu bewegen und wie die Thür eines kleinen Schrankes herauszudrehen. In dem Steine war eine kleine Höhlung, welche etwas in Papier Gewickeltes enthielt, das nun der alte Diener herausnahm und ſeinem Herrn überreichte.

Dabei wurde weiter kein Wort gewechſelt, und Beide verließen ſtillſchweigend das Thurmgemach und ſtiegen die Treppe wieder hinab in den mittleren Theil des Thurmes, wo Friedrich die Thüren ſorgfältig wieder verſchloß.

Unten in dem Wohnzimmer angekommen, ſchaute Herr von Rivola auf ſeine Uhr und dann entfernte er die feinen Seidenpapiere von dem Gegenſtande, den er in der Hand trug. Es waren dies zwei kleine, dünne, äußerſt fein gravirte Kupferplatten, die er, an das Fen-

ſter tretend, einen Augenblick betrachtete, wobei ein bitteres Lächeln über ſeine jetzt ſehr gefurchten Züge flog.

„Nimm eine Metallſcheere, Friedrich," ſagte er alsdann, „und gib mir eine andere."

Der Diener holte die verlangten Werkzeuge herbei, und Beide begannen nun, die koſtbaren Platten, die Frucht jahrelanger Anſtrengung, in kleine Stücke zu zerſchneiden.

Es dauerte eine ziemliche Zeit, bis ſie damit fertig waren; dann ſcharrte Herr von Rivola die einzelnen Theile ſorgfältig zuſammen und wandte ſein Auge gegen den kleinen Steinkohlenofen, welcher im Zimmer ſtand und bei dem kalten Wetter draußen eine behagliche Wärme ausſtrömte.

Friedrich verſtand dieſen Blick, öffnete die obere Thür des Ofens, worauf Herr von Rivola die Kupferſtückchen, ſie in beiden Händen tragend, auf die glühenden, intenſiv brennenden Kohlen ausleerte. Dann wechſelte er einen bezeichnenden Blick mit dem alten Diener, den dieſer mit einem Zeichen der Zuſtimmung erwiederte, worauf Herr von Rivola ſagte: „Rücke mir den Seſſel hieher und nimm dir auch einen Stuhl; es intereſſirt mich, das koſtbare Metall vergehen zu ſehen. Er ließ ſich vor dem Ofen nieder, und nachdem Friedrich neben ihm Platz genommen, blickten Beide unverwandten Auges in die

glänzende Helle, welche aus der unterſten Ofenthür hervorſtrahlte.

„Ich ſagte dir damals ſchon," bemerkte Herr von Rivola, nachdem er ein paar Minuten ſchweigend da geſeſſen, „daß ich die Platten zerſtören würde, ehe ich mich entſchloſſen, von dem erſten Abzuge derſelben einen Gebrauch zu machen — von dem erſten Abzuge ſollte ich eigentlich nicht ſagen, denn ich machte damals einen einzigen, um die Sorgfalt der Arbeit zu probiren, kam aber wieder in ſeinen Beſitz."

Obgleich dieſe Worte an den alten Diener gerichtet waren, ſo ſprach doch Herr von Rivola, als rede er mit ſich ſelber, wobei er den rechten Arm auf die Lehne des Stuhles geſtützt und den Kopf darauf gelegt hatte, während er in den glühenden Wiederſchein des Feuers ſtarrte. „Ich ſandte dieſe Tauſend-Gulden-Note an den Polizeidirektor, ohne mich zu nennen — er ſammelte damals für die Ueberſchwemmten —, und ich wußte es ſo einzurichten, daß ich ihm einen Beſuch machte, während gerade jener Brief bei ihm einlief, und hatte dabei das ungeheure Glück, den Bankdirektor dort zu finden, welcher, das Erſtaunen des Beamten über die reiche Gabe theilend, die Banknote etwas mißtrauiſch betrachtete; ja, er nahm ſie mit ſich und erzählte mir am anderen Abend bei einer Soiree des Kriegsminiſters, er habe allerdings im erſten Augenblicke die Echtheit dieſer Banknote bezweifelt, doch

ſei dieſelbe von dem Hauptkaſſirer als vollkommen unverdächtig erklärt worden — ob mir das eine Beruhigung war!

„Am anderen Tage wechſelte ich zehntauſend Gulden auf der Bank und bekam dieſelbe Note wieder. Darüber ſind nun Jahre verfloſſen, die Noten in meinem Beſitze haben ſowohl durch das lange Liegen in meiner Mappe als auch durch kleine Nachhülfe vollkommen das Anſehen von Papiergeld bekommen, welches längſt im Umlaufe war, die Platten ſind zerſtört — von deiner Treue bin ich überzeugt, und ſo glaube ich denn, was das anbetrifft, der Zukunft mit Ruhe entgegenſehen zu können. — Und doch liegt es wie Felſenlaſt auf meiner Bruſt, und doch bin ich ſeit einer Stunde ein ganz anderer Menſch geworden. Zittere ich doch beinahe bei dem Gedanken, meine Frau wiederzuſehen und meine Lucy, meine arme, gute Lucy mit den offenen, ehrlichen Augen! Iſt es mir doch zu Muthe, als trüge ich das Zeichen des Verbrechens auf der Stirn! Ja, Friedrich, dieſes furchtbare Gefühl kann ich nicht los werden, und ich habe in Einem fort das Bedürfniß, mit der Hand über jene Stelle zu fahren, wo ich eine rothe, verrätheriſche Stelle ahne!“

„Wer wird ſolchen Gedanken nachhangen, gnädiger Herr? Wenn Sie damals ſo ſprachen, erſchöpft, aufgeregt von der Arbeit, ſo konnte ich das begreifen.“

„O nein, wenn ich damals arbeitete, ſo konnte ich mir

einreden, es ſei Laune, das — das — täuſchend nachzumachen, und ich war damals ein vermögender Mann und hatte nicht nöthig, mich durch ein Verbrechen zu retten; es war die Grille eines Künſtlers — oh, wenn es das geblieben wäre!"

Darauf verſank er wieder in tiefes Nachſinnen, die Augen auf die rothe Gluth gerichtet, und erſt als dort der erſte weißglühende Tropfen ſichtbar wurde, der, durch den eiſernen Roſt fallend, in der unten angehäuften Aſche verloſch und verſchwand, fuhr er aus ſeinen Träumereien empor und ſagte: „Wie mir bei dieſem Anblicke ſo lebhaft wieder jene Zeit vor die Seele tritt, wo wir Beide unſere Laufbahn begannen, du ein Lehrling in der Maſchinenſchloſſerei, ich der arme Neffe des reichen Hüttenwerksbeſitzers — erinnerſt du dich, Friedrich, wie oft wir neben dem Gebläſe des Hochofens kauerten, dem wilden Rauſchen der Blaſebälge ängſtlich horchend und dabei durch die kleine, runde Oeffnung in die Gluth ſchauten, wo ebenfalls ſolche glühende Tropfen aus den ſchmelzenden Eiſenſteinen herabrannen, ein ſchwaches Abbild des Höllenfeuers, wie uns der alte Maſchinenmeiſter zu verſichern pflegte?"

„Ja, ja," gab Friedrich kopfnickend zur Antwort, „ſeit jener Zeit hat ſich viel geändert, auch in unſeren Anſichten über Dies und Das."

„Ich möchte wohl noch einmal dort ſitzen können, ein kleines, harmloſes, unſchuldiges Kind!"

„Ich nicht, gnädiger Herr. Wozu auch — um vielleicht die Klippe, welche ich nun kenne, zu vermeiden und dafür an einer anderen um so ärger zu scheitern? Lassen Sie es gut sein mit diesen trüben Gedanken — denken Sie, Sie hätten als Künstler ein großes Werk zu Stande gebracht, für das Ihnen der Staat eine halbe Million bezahlt."

„O, es wäre gegen das, was ich jetzt fühle, ein entzückender Gedanke! Doch du hast Recht; ich kann nicht mehr zurück, ich will vorwärts, so gut es gehen mag."

Zuerst waren vereinzelte Tropfen des geschmolzenen Kupfers herabgefallen, dann hatten sich dieselben vermehrt, und jetzt hörte dieser eigenthümliche Regen wieder eben so langsam auf.

„Das ist nun vorüber," meinte Friedrich, indem er mit dem Schüreisen in der Asche wühlte und dann mit der Hand von den noch heißen, aber zusammengeronnenen Tropfen, die so bunt gefärbt waren, hervorsuchte. „Wir müssen sie hier entfernen," fuhr er alsdann fort. „Jemand, der die Asche fände, könnte sich doch wundern, woher dieses Metall käme; man kann in der Welt nicht zu vorsichtig sein." — Er hatte das Aschenfach hervorgezogen, dasselbe auf der Steinplatte vor dem Ofen entleert und in Kurzem die verschiedenen Kupferstücke zusammengesucht."

„Ich will sie mit mir nehmen, Friedrich," meinte

Küſte zu. Ich erinnere mich nicht, ein ruhigeres Meer geſehen zu haben, der Ausdruck „wie ein Spiegel" paßte heute vollkommen hieher; auch nicht die mindeſte Bewegung war auf dem Verdecke zu ſpüren. Der Cid glitt ſo ruhig dahin, wie ein Dampfer auf dem Rheine, und man hätte wirklich an eine Flußfahrt glauben können, wenn man rechts und links die Berge und Felſen betrachtete, die Schlöſſer und Ruinen und rückwärts Marſeille, die mächtige Stadt mit den grünen Höhen, die es überragten, und mit dem Maſtenwald zu ſeinen Füßen.

Bald aber ließen wir alles das hinter uns, die letzte der Inſeln blieb zurück, das zerklüftete Geſtade gegen Toulon mit ſeinen zackigen, ſonderbaren Felſen ſchien nach und nach flach und weich zu werden und verſchwamm endlich zu einer langen farbloſen Linie. Am längſten konnten wir die weißen Mauern des Château d'If erkennen und gaben ihm noch manchen Gruß zur Beſtellung auf an Frankreich und Italien, die es ausrichten konnte durch eines der vielen Schiffe, die täglich bei ihm vorüberfuhren. Auch unſerer armen Landsleute von der Fremdenlegion gedachten wir, die dort oben auf den Mauern ſaßen und gewiß ſehnſüchtig dem Cid nachblickten.

Jetzt lag zu unſerer Linken das weite, gewaltige Meer, ohne Wellen, ja faſt ohne Schwingung, eine tiefblaue Fläche, die das Sonnenlicht ſtrahlend zurückwarf; zu unſerer Rechten behielten wir das Ufer in Sicht, welches mit ſeinen maleriſchen kühnen Felſenbildungen, ſeinen ſcharf ein- und ausſpringenden Winkeln ſeinen Weinbergen, Dörfern und Schlöſſern die beiden großen Nachbarſtaaten verbindet. Wie ſchon bemerkt, hatten wir wenig Paſſagiere; uns intereſſirten eigentlich nur zwei Herren, die ſich ebenfalls auf dem Hinterdeck befanden und, wie mir ſchien, geläufig Engliſch zuſammenſprachen. Gleich Anfangs aber war ich überzeugt, daß ſie keine Engländer ſeien, namentlich der Eine, der etwas außerordentlich Gutmüthiges und Deutſches in ſeinem ganzen Weſen zeigte. Ich hatte mich auch nicht geirrt, denn als

Herr von Rivola, welcher ſich langſam erhoben hatte. „Vergiß nicht, heute Abend die ausgebrannten Kohlen noch einmal zu unterſuchen, ob nichts mehr übrig geblieben iſt.“

„Unbeſorgt; Sie kennen meine Vorſicht.“

„Gewiß, mein alter Friedrich,“ antwortete Herr von Rivola, indem er ſeinem Diener die Hand reichte, und gerade deine Vorſicht und Treue iſt es, welche es mir leichter macht, die Laſt meines Gewiſſens zu tragen.“

„Ich trage ſie gern mit Ihnen und gewiß ohne Eigennutz,“ erwiederte der alte Mann achſelzuckend. „Kommen Sie nur zu uns, wenn Sie eines Troſtes bedürftig ſind.“

„Wie du zu mir kommen ſollſt, wenn du irgend einen Wunſch haſt für dich oder deine arme Frau.“

Friedrich machte eine abwehrende Geberde, was aber ſein Herr nicht ſah, da er ſich in dieſem Augenblicke abgewandt hatte, um ſeinen Hut vom Tiſche zu nehmen — „wir brauchen ſo wenig, die alte Frau und ich, und haben ſo viel!“

„O, ihr ſeid reich und glücklich!“

„Ich nicht ſo ſehr, als die arme Frau; ſie iſt reich und glücklich, gnädiger Herr. Sie weiß wenig von der ſchlimmen Welt und hat in ſich einen Schatz, von dem ſie mir häufig mittheilt. Deßhalb ſagte ich vorhin,“ ſetzte er mit leiſer Stimme in bittendem Tone und mit einem

seltsam umflorten Blicke hinzu, „kommen Sie zu uns, gnädiger Herr, wenn Sie einmal des Trostes recht bedürftig sind, und verschmähen es nicht, an dem Bette der kranken Frau zu sitzen, wie ich sehr, sehr viele Stunden thue."

Es hatte sich ein tiefer Schatten auf den Zügen des Freiherrn gezeigt, und er wischte jetzt in der That über seine Stirn, wie er vorhin angedeutet, doch gewiß weniger, um dort einen eingebildeten rothen Flecken zu entfernen, als um seine Gedanken zu verjagen und zu verändern. Dies gelang ihm auch, denn er sagte gleich darauf in geschäftsmäßigem Tone: „Noch Eines, Friedrich. Meine Augen erlauben es mir nicht, die Aenderung, von der ich dir früher sprach, selbst zu machen; doch glaube ich einen jungen Menschen gefunden zu haben, der tüchtig und dabei zu verwenden ist. Ich sah ihn neulich zufällig zu gleicher Zeit mit Federzeichnungen, die er gemacht, welche so fein und correct waren, wie ich lange nichts gesehen; er selbst dagegen scheint aber durchaus nicht fein und correct, vielmehr ein großer Lump zu sein; es ist das gut oder schlecht, wie man es nimmt."

„Ah, ich weiß, von wem Sie reden, gnädiger Herr! Der junge Mensch heißt Franz Steffler und ist Gehülfe des Marktschreibers."

„Ist er bekannt — als Lump oder als geschickter Zeichner?"

„Als Beides; doch nur in einem beſchränkten Kreiſe, ein Kreis, den ich deßhalb zuweilen berühre, weil ſich meine Wohnung ja ſo nah' am Rathhauſe befindet und ich auf der Marktſchreiberei zuweilen einſpreche."

„Gut — ſieh, was mit ihm zu machen iſt; ich brauche dir gar keine Vorſicht anzuempfehlen. Der Gehülfe des Hof-Friſeurs, wo ich Jenen traf, bat mich um meine Protection für Steffler. Natürlicher Weiſe wird er ihm auch meinen Namen genannt haben, weßhalb du kein Geheimniß daraus zu machen brauchſt, daß ich mich für ihn intereſſiren, ihn vielleicht bei der Geheimen Staats-druckerei empfehlen wolle. Sage ihm, ich würde eine kleine Probe von ihm verlangen als Beweis für ſein ſcharfes Auge und ſeine feſte Hand, etwas im Grunde ſehr Unbedeutendes — du weißt, was ich meine."

„Gewiß, gnädiger Herr, verlaſſen Sie ſich wie immer auch darin auf mich."

Herr von Rivola hatte die geſchmolzenen Kupferſtück-chen ſorgfältig in einer ſeiner Taſchen verwahrt und nun das Haus verlaſſen. Er ging durch die Glockengaſſe fort mit feſtem Schritte und aufrechter Haltung, wie er immer zu thun pflegte. Friedrich, der im Zimmer geblieben war — ſein Herr hatte es ſo haben wollen — blickte ihm durch das Fenſter nach und murmelte vor ſich hin: „Es hat ihn hart angegriffen, aber er wird es eben ſo raſch wieder vergeſſen in dem Bewußtſein, jetzt wieder über

Hunderttausend zu gebieten in den Zerstreuungen und in dem Strudel der sogenannten Welt. Mir dagegen wird es schon schwerer, mit meinem Gewissen zurecht zu kommen. Ist mir doch der alte Thurm beinahe unheimlich geworden, da nun das, was dort so lange geschlummert, ins wirkliche Leben eintritt! Und doch möchte ich nicht mit ihm dahingehen, ich würde mich da draußen fürchten vor einem Schlage, der mich unversehens niederstreckte. Kommt mir doch jetzt die dunkle Hinterstube, wo die alte Frau liegt, mehr als je wie ein sicherer Zufluchtsort vor! Ich will mich zu ihr setzen, und sie soll mit ihrer guten, weichen Stimme von dem erzählen, was man ihr aus guten Büchern gestern Abend vorgelesen."

So that denn auch der alte Diener des Freiherrn. Er trat mit leisen Schritten in die halbdunkle Hinterstube, wo auf einem reinlichen Bette eine bejahrte Frau mit guten, sanften Zügen lag. Sie reichte ihm ihre schmale, weiße Hand, die er herzlich zwischen seinen knochigen Fingern drückte, und sie schien es gern zu hören, als er ihr nun erzählte, daß der gnädige Herr da gewesen sei, daß er aufs theilnehmendste nach ihr gefragt und sich die Räume des alten Thurmes wieder einmal angesehen habe.

„Er hat doch nicht die Absicht, jetzt das Haus zu verkaufen?" fragte sie mit sehr leiser Stimme in ängstlichem Tone. „Jetzt, wo ich so krank bin!"

„Welche Idee — warum er das Haus gerade jetzt verkaufen wolle!“

„Ich habe dir schon erzählt, daß ich neulich von ihm träumte — o, sehr schmerzlich träumte! Ich sah ihn in ärmlichen Kleidern bleich und zitternd die Stadt verlassen; er hatte nichts bei sich, wie einen einzigen Stock, an dem er sich mühsam fortschleppte.“

„Solche Träume bedeuten immer das Gegentheil — o, er ist sehr reich, der gnädige Herr!“ — —

Und das war ja auch der Fall, wenigstens mußte es jeder glauben, der Herrn von Rivola in diesem Augenblicke sah. Er war rasch in den oberen Theil der Stadt gelangt und sah dort vor dem Laden des Hof-Juweliers seinen Schlitten halten. Wie freute sich Frau von Rivola, wie entzückt war Lucy, als der gütige Vater sie hier bei ihren Einkäufen überraschte! Er kam gerade recht, um sich von dem Juwelenhändler die Rechnung über die Gegenstände, welche seine Frau ausgesucht und ihm mit einem fragenden Blicke vorlegte, quittiren lassen zu können; der Betrag war nicht groß, etwas über viertausend Gulden.

Papa wurde aber darauf wieder lachend und in Gnaden entlassen, denn die beiden Damen begaben sich von hier zu der ersten Putzmacherin der Stadt, Madame Pauline, zu wichtiger, geheimer Berathung, bei welcher ihm unmöglich Sitz und Stimme bewilligt werden konnte. Doch

war ihm dies durchaus nicht unangenehm; hatte er doch seine eigenen Geschäfte zu besorgen, seinen Rechtsanwalt aufzusuchen, um sich Bericht erstatten zu lassen über die glückliche Beilegung seines Processes mit der Eisenbahn-Verwaltung. Hier empfing er auch das Papier über die ihm angewiesenen sechstausend Gulden und begab sich alsdann auf die Staats-Hauptkasse, um dieses Geld in Empfang zu nehmen. Auf seinen Wunsch übermachte man ihm den Betrag in Tausend-Gulden-Noten, und nachdem er darüber quittirt, erbat er sich freundlichst einen Bleistift, um vor den Augen des ersten Kassirers in flüchtigen Zügen seinen Namen auf die Rückseite der Banknoten zu schreiben.

Neueſter Roman von Hackländer. Complet.

Bei **Adolph Krabbe** in Stuttgart erſchien ſoeben vollſtändig und iſt vorräthig in allen Buchhandlungen:

Künſtlerroman

von

F. W. Hackländer.

5 Bände. 8. (110 Bog.)

Geh. 5 Thlr. 22½ Sgr. oder 9 fl. 12 kr. Rhein.

Hackländer iſt vielleicht mehr als irgend ein anderer Schriftſteller der Gegenwart nicht nur in die Tiefen, ſondern auch in jene ſogenannten Kleinſeiten des Lebens eingedrungen, von denen die meiſten Autoren und Leſer ſo gut wie nichts erfahren. Die Kreiſe, die er uns erſchließt, ſind anſcheinend, aber auch nur anſcheinend, jedermann bekannt; wenn wir indeſſen an Hackländers Hand hineintreten, ſo merken wir wohl, daß wir bisher kaum mehr von ihnen als das Aeußere, oft auch nur eine Maske gekannt, und dies beſtätigt auch wieder das neueſte Buch, der „Künſtlerroman". Was kennen wir denn von den Künſtlern im Grunde mehr als ihre Werke, zuweilen ein Atelier, und hie und da auch einen von ihnen perſönlich? Von dem eigentlichen, wirklichen inneren Kunſt- und Künſtler-, von dem — ſagen wir: Standesleben und Treiben erfahren wir ſchwerlich etwas, und es iſt daher eine völlig neue Welt, in der wir hier mit der gewohnten Meiſterſchaft des Dichters zugleich bekannt und heimiſch gemacht werden.

Neueſtes von Ottilie Wildermuth.

Im Verlage von **Adolph Krabbe** in Stuttgart iſt ſoeben erſchienen und zu haben in allen Buchhandlungen:

Perlen aus dem Sande.

Erzählungen

von

Ottilie Wildermuth.

8. Eleg. geh. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein.
Eleg. geb. 1 Rthlr. 7½ Sgr. oder 2 fl. 12 kr. Rhein.

Die Frau Verfaſſerin tritt nach einem faſt vierjährigen Schweigen wieder mit einem jener Bücher vor uns, welche nicht nur zu den geleſenſten der Gegenwart gehören, ſondern dieſe Beliebtheit auch vor den meiſten neuen Erſcheinungen verdienen. „Perlen aus dem Sande“ hieß ſie das Buch, und ſchon dieſer Titel zeigt, daß ſie ihrem bisherigen Genre treu geblieben — da, wo ſo unendlich Viele gleichgültig und überſichtig vorübergehen und nichts zu entdecken vermögen, was des Anſehens und Aufbewahrens werth wäre, da findet Ottilie Wildermuths Aug' und Herz das, was uns in ihrer meiſterhaften Darſtellung am reizendſten anmuthet, am tiefſten ergreift, am innigſten erfreut und erwärmt — Perlen aus dem Sande. Wir zweifeln nicht, daß das Publikum dieſem unſerem Urtheil freudig zuſtimmen werde.

Das Geheimniß der Stadt.

II.

ich die Kajüte hinabstieg, mich dort ans Clavier setzte und ein deutsches Lied spielte, kamen Beide zu mir und baten mich in unserer theuren Muttersprache, das Lied noch einmal zu spielen. Beide Herren waren Kaufleute, seit langen Jahren in England etablirt, Herr Weinberg, ein Hamburger, Herr Erichsen, ein Däne, der übrigens auch ganz geläufig Deutsch sprach. Ich habe dieses Zusammentreffen, sowie die Namen der beiden Herren erwähnt, weil wir in Spanien längere Zeit zusammen reisten und weil beide Herren beständig für uns sehr angenehme und liebenswürdige Reisegefährten waren.

Unsere Meerfahrt ging in ihrer Gesellschaft so unterhaltend wie möglich vor sich; wir frühstückten, rauchten, spielten Domino, dinirten, befanden uns aber trotz allem dem die meiste Zeit auf dem Verdeck, um dem schönen Lauf der Ufer, wenn auch von fern, folgen zu können. Dort war Port Vendre mit seinen alten maurischen Thürmen und dem Fort St. Helena; bald waren wir gegenüber dem Dorfe Bagnols, wo ein scharfer Gebirgseinschnitt die französisch-spanische Gränze bezeichnet. In später Nachmittagsstunde sah man auch die Bucht von Rosas mit ihren vielen Ortschaften und der alten trotzigen Araber-Burg, überragt von den schneebedeckten Häuptern der Pyrenäen, hinter denen bald darauf die Sonne prächtig niedersank.

Als es endlich Nacht geworden war, saßen wir in der Kajüte zusammen, erzählten gegenseitig von unserem vergangenen Leben und brauten einen kräftigen Punsch, bei dem wir uns so lange unterhielten, bis die Kajüten-Uhr Eilf schlug und unsere Bekannten ihre Betten aufsuchten. Horschelt und ich stiegen auf das Verdeck hinauf und erfreuten uns dort noch längere Zeit an der prachtvollen, wahrhaft blendenden Mondnacht. Wohl nie sah ich eine größere Klarheit des Himmels und der See; dabei hatte letztere, von dem weißen Mondlicht übergossen, etwas unnennbar Erhabenes, ja Geheimnißvolles. Wie still und feierlich hob und senkte sich das Wasser, jedoch fast unmerklich, so, als wage

Das

Geheimniß der Stadt.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1868.

Schnellpreſſendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Inhalt.

Zehntes Kapitel 1
Elftes Kapitel 35
Zwölftes Kapitel 64
Dreizehntes Kapitel 81
Vierzehntes Kapitel 101
Fünfzehntes Kapitel 130
Sechszehntes Kapitel 159
Siebenzehntes Kapitel 181
Achtzehntes Kapitel 206
Neunzehntes Kapitel 227

Das Geheimniß der Stadt.

Zehntes Kapitel.

Es mochten vielleicht vierzehn Tage nach diesen Vorfällen verflossen sein, um die bewegteste Zeit des gesellschaftlichen Lebens der Residenz, wo Abendgesellschaften aller Art, mit und ohne Spiel und Souperrouts, kleine und große Bälle im üppigsten Flor standen, als die Frau Staats-Hauptcassen-Schuldentilgungs-Revisorin Welkermann Einladungen zu einer Kaffeegesellschaft ergehen ließ, um auch das Ihrige zum allgemeinen Vergnügen beizutragen und sich für Genossenes zu revanchiren.

Sie that es gerade an einem Tage, von dem sie wußte, daß ihre Schwägerin, die Frau Stadtschultheißin Welkermann, schon anderweitig gebeten war, um alsdann mit Achselzucken sagen zu können: Die Frau ist vornehm und hochmüthig geworden und findet es unter ihrer Würde, bei armen Revisorsleuten, die nicht so mit Tep-

pichen und Silbergeschirr dienen können, ein harmloses Schälchen Kaffee anzunehmen!

Deßhalb fehlte es der Gastgeberin aber nicht an Namen von gutem Klange, deren Trägerinnen sich um den runden Tisch versammelten; doch bemerkte man hier meistens Gattinnen solcher Männer, welche der Regierung und dem Stadtschultheißen — letzterem besonders in den gemeinderäthlichen Sitzungen — Opposition zu machen pflegten. War doch auch der Revisor selbst ein Mann des Fortschritts und kämpfte wacker mit für das Beste des Volkes, für Freiheit und Aufklärung, wobei wir indessen nicht unterlassen können, zu bemerken, daß er in seinem eigenen Hauswesen diese glänzenden Ziele noch bei Weitem nicht erreicht hatte. Madame Welkermann wollte von persönlicher Freiheit in gewisser Beziehung nichts wissen, und was das Andere anbelangte, so war sie allerdings eifrig darauf aus, über alles, was ihr vorkam, gründlich aufgeklärt zu werden, dagegen sehr parteiisch und einseitig in Aufklärungen, die sie zu geben hatte.

Die armen Revisorsleute, wie Madame Welkermann sich und ihren Gatten in ironischer Weise gern zu bezeichnen pflegte, hatten übrigens eine sehr behaglich aussehende Wohnung. Wenn da auch kein Luxus war in Teppichen, Portieren, kostbaren Bildern, Kronleuchtern und dergleichen, so war doch Alles sehr wohnlich und behaglich eingerichtet und von einer Pünktlichkeit und Reinlich-

keit, welche der Stolz der Hausfrau und der Schreck ihrer Dienstmädchen war, denn sie liebte es, wenigstens an jedem Tage einmal, besonders des Morgens, die sogenannte Staubprobe zu machen, wobei sie mit dem Zeigefinger über gewöhnlich sehr versteckte Möbelflächen fuhr, um alsdann etwas darauf hangen Gebliebenes der Betreffenden, und zuweilen sehr dicht, unter die Nase zu halten. Auch liebte sie, die Fenstervorhänge sanft zu schütteln, dies aber gewöhnlich dann, wenn ein heller Sonnenstrahl ins Zimmer drang, und nahm sie hierauf die ohnedies harmlos umherfliegenden Staubatome zum Grundtexte einer erbaulichen Reinlichkeitspredigt. Böse Zungen behaupteten dabei, daß die Revisorin, um ihre Leute stets auf dem Allarmpunkte zu erhalten, zuweilen kleine Unordnungen, wenn solche sich nicht von selbst fanden, eigenhändig und heimlich arrangire, um so Gelegenheit zu finden, über Unordnung im Allgemeinen und Unsauberkeit im Speziellen zu reden.

Herr Welkermann, der in seinen Freiheit athmenden Reden, die er in seinem Club, oder im Rathhause, oder bei Wahlbewegungen gern zu halten pflegte, stets ein heißes Unabhängigkeitsgefühl zur Schau trug, wagte es doch nicht, diese schönen Eigenschaften in sein Hauswesen zu übertragen. Hier stand er in dem zweifelhaften Verhältnisse, eigentlich nur geduldet und der erste Sklave einer tyrannischen Hausordnung zu sein. Saß er doch

es kaum zu athmen unter dem ſüßen Kuß des ſtrahlenden Geſtirns. Gewöhnlich wird die nächtliche Ruhe der See durch den Schlag der Wellen unterbrochen, die im Mondlicht vielfach ſtrahlend und glänzend ebenfalls ihr Reizendes haben wie das Schlagen der Räder und das Stöhnen und Seufzen des Schiffes und der Maſchine. Heute Nacht aber glitten wir ſo ohne alle Bewegung dahin, völlig geſpenſterhaft; die Wimpel hingen ſchlaff an den Maſten herunter, kein Lufthauch bewegte die Taue, ja die Schatten, welche dieſelben auf das Verdeck warfen, zitterten nicht einmal. Vorn im Schiffe ſaßen die Matroſen in leiſem Geſpräch beiſammen, und der Steuermann hinten ſchien unbeweglich: das Steuerruder folgte dem leiſeſten Drucke der Hand.

Es war eine unvergeßliche Nacht, eine Nacht, in der man oft unwillkürlich und lauſchend ſtehen blieb, als müſſe man jetzt den Geſang der Sirenen und Meerjungfern vernehmen, und als müſſe man ſie ſehen, wie ſie langſam aus der Tiefe aufſtiegen, gelockt von dem weißen Mondlichte, um den ſchlafenden Wellen zu ſingen und zu ſpielen. Aber es kam nichts dergleichen; nur derbe irdiſche Geſtalten unterbrachen zuweilen den Lauf meiner Phantaſie: der Kellner, der jetzt ſchlaftrunken über das Verdeck ſtolperte, oder der Capitän mit brennender Cigarre, der leiſe mit dem Steuermann ſprach, dann in das erhellte Compaßhäuschen blickte und hierauf mit uns eine ſpaniſche Converſation anfing, die uns aber leider vollkommen ſpaniſch vorkam. Das mochte er auch einſehen und zog ſich daher bald wieder von uns zurück. Zuweilen drehte ſich das Schiff ein wenig, aber ſo leicht und geräuſchlos, daß man, in den Mond blickend, hätte glauben können, dieſer ſpaziere zu ſeinem Vergnügen ein wenig um uns herum.

Jetzt verkündete vorn am Schiffe der Klang der Glocke die zweite Wache und dann war Alles wieder ſtill wie zuvor. — Und war ich denn wirklich ſo weit von der Heimath, befand ich mich wirklich auf dem Cid und ſchwamm an den herrlichen Geſtaden

auf Kohlen, wenn eine Gemeinderathssitzung sich ausnahmsweise einmal über den Mittag ausdehnte, und war es in solchen Fällen wohl schon vorgekommen, daß sein Bruder, der Herr Stadtschultheiß, ihn höchstselbst nach Hause begleitet hatte! Ja, Leute, die boshaft genug waren, an seinem persönlichen Muthe zu Hause zu zweifeln, erinnerten sich seiner Rede, die er bei einer Wahl für seine Partei gehalten, daß er Mittags beim Glockenschlage Zwölf plötzlich mit den begeisterten Worten schloß, obgleich er noch lange nicht alles gesagt hatte, was er sagen wollte: „Doch wozu der weiteren Worte? Mögen die drohenden Schläge der Uhr es verkündigen unseren Feinden, ihnen, die auch zugleich Feinde des Rechtes und der Wahrheit sind, daß auch für sie die zwölfte Stunde in Kurzem schlagen wird!“ Ungeheures Bravo, große, allgemeine Begeisterung, unter der Herr Wellermann sich so rasch er konnte nach Hause schlich.

Doch es gibt auch Augenblicke, wo sich selbst das Lamm empört, und ein solcher war es, als die Frau Revisorin in ihrem Reinlichkeitsgefühle den Wunsch äußerte, er möge sich doch dazu entschließen, bei Regenwetter die Stiefel vor der Stubenthür auszuziehen, worauf er allerdings nicht heftig wurde, aber mit einem bezeichnenden Blicke auf das appetitliche Stubenmädchen die bedeutsamen Worte sprach: „Wenn du es für gut findest, in meinem Hause solche orientalische Moscheegebräuche einzuführen,

ſo werde ich mir erlauben, andererſeits die Türkei zum Muſter zu nehmen.“

Es war kurze Zeit vor der Kaffeeſtunde, beinahe um drei Uhr Nachmittags, jene günſtige Zeit, wo die Verdauung des Mittageſſens ſo weit vorgeſchritten iſt, um wieder etwas leiſten zu können, und wo während der kurzen Tage der Winterzeit bald die Lampen angezündet werden konnten, um mit ihrem traulichen Scheine den Kreis der Damen noch enger zu ſchließen und ein freieres Wort zu geſtatten, welches nach gehöriger Wirkung von der Sonnenſeite des Kaffeetiſches raſch in die Schatten des Abends und in die Vergeſſenheit hinüberflog.

In dem blauen Zimmer war der Kaffeetiſch mit äußerſter Sorgfalt gedeckt und ſtand da an Kuchen und mürbem Backwerk in einer Auswahl, wie ſie ein weibliches Herz nur erfreuen konnte; dabei ganze Berge ſchneeweißen, in den Bruchtheilen glänzenden Zuckers, ſowie dickbäuchige Porzellankannen mit gelbem, fettem, gemüthlichem Rahm.

Die Reviſorin hatte ein einfaches ſchwarzſeidenes Kleid an und eine Haube mit langen, gelben Bändern, welche vorn über ihre Schultern herabhingen, die ſie aber, wenn bei aufregender Unterhaltung der Geſprächskampf begann, über die Achſeln zu werfen pflegte. Man kannte dieſe Bewegung, und es machte dies auf ihre Gegner faſt dieſelbe Wirkung, als wenn ein Ritter ſein Viſir

ſchließt und die Lanze einlegt. Sie traf ihre letzten Anordnungen, wobei ſie ihrem Stubenmädchen wiederholte, daß ſie überhaupt Alles von der linken Seite anzubieten und dazu, ohne gerade auf dumme Art zu lachen, ein heiteres Geſicht zu zeigen, dabei ſtets mit den Augen den ganzen Tiſch zu überſehen habe und gleich bei der Hand ſein müſſe, wenn etwas umfalle oder ſonſt in Unordnung gerathe; auch müſſe ſie ſtets eine reine Serviette bei der Hand haben und ſich natürlicher Weiſe niemals unterſtehen, irgend etwas, am allerwenigſten ihre Finger an der weißen Schürze abzutrocknen.

Dieſe Vorbereitung zum Gefechte commandirte die Reviſorin mit tiefſtem Ernſte und einer eiſigen Ruhe; ja, ſie ſah faſt finſter aus, als ſie draußen der etwas leichtfertigen Köchin nochmals einſchärfte, keine der Damen vorwitzig anzureden, wie ſie es gern zu thun pflege, ſondern nur beſcheidene Antwort zu geben, auch nicht zum Beiſpiel zu ſagen: „Ja wohl, Madame Krampler“, ſondern „Frau Oberzunftmeiſter“; ferner ſchade es nichts, die Frau des Vorſtandes der Feuerwehr einfach mit „Frau Director“ anzureden. Vor allen Dingen aber ſolle ſie Damen nicht einen Augenblick auf dem Vorplatze ſtehen laſſen, ſondern ſogleich zur Ablegung ihrer Mäntel und Shawls in das Schreibzimmer des Herrn führen.

Die Klingel ertönte, und Madame Welkermann huſchte ins Zimmer zurück, um gleich darauf mit dem verbind-

lichſten Lächeln ihren Gäſten bis unter die Thür entgegen zu gehen.

„Ah, Frau Oberzunftmeiſter, Sie ſind wie immer die Pünktlichſte, freue mich ſehr, Sie zu ſehen! Bitte, nehmen Sie hier Platz — ich weiß, Sie lieben die Helle des Fenſters nicht.“

Madame Krampler war eine ſtämmige Frau, der es einige Mühe gemacht hatte, die zwei Stockwerke hoch zu ſteigen, und die ſich nun, etwas ſchwer athmend, ohne viele Worte auf den angewieſenen Sitz niederließ.

Wir müſſen es hier dem geneigten Leſer unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit anvertrauen, daß Madame Krampler etwas unter dem Niveau der anderen Gäſte ſtand; doch hatte ihr Mann als Oberzunftmeiſter und Beſitzer eines ſehr großen Vermögens einen zu bedeutenden Anhang und war dem Reviſor bei Parteizwecken ſowie auch in Privatangelegenheiten ſchon zu oft gefällig geweſen, um ſeine Gattin, die auch in anderen, eben ſo guten Häuſern erſchien, nicht gleichfalls einzuladen.

Dabei war ſie eine gute, beſcheidene Frau, welche, um durchaus kein Aufſehen zu erregen, ſtets zu früh kam und ſehr wenig ſprach; aber auch dieſes Wenige war häufig noch zu viel, denn da ſie etwas langſamen Geiſtes war, ſo warf ſie gewöhnlich eine Bemerkung erſt

dann in die Conversation, nachdem das Gesprächsthema bereits auf einen anderen Gegenstand übergegangen war.

Inzwischen läutete die Glocke draußen ununterbrochen und hörte man die flinke Zunge der Köchin mit lauter Stimme alle möglichen Titulaturen des Staatshandbuches aussprechen. Und dann sah man sie nach der Reihe erscheinen, mit freundlich gütigem Lächeln eintreten, von der Wirthin aufs herzlichste empfangen werden und die Frau Staats-Hauptcassen-Schuldentilgungs-Revisorin theils mit herzlichem Händedrucke, theils mit einer gewissen Vornehmheit begrüßen. Dann wurden stehend einige nothwendige Bemerkungen über das Wetter gemacht, rasch ein paar dringende Familienbeziehungen besprochen und das Aussehen im Allgemeinen ganz vortrefflich gefunden und dann, nach den nothwendigsten Complimenten, entwickelte sich eine prächtige Tafelrunde.

Wir bemerken hier einige Bekannte von dem Balle des Stadtschultheißen her: die Obersteuerräthin Marx mit ihren beiden Töchtern, die leider schon so ältlich waren, daß sie sogar in diesem Kreise verheiratheter Damen zugelassen wurden und daß man sich in ihrer Gegenwart durchaus nicht genirte, von jenen kleinen, pikanten Anekdoten aus dem Nähkörbchen mitzutheilen; da befand sich ferner, und zwar am Ehrenplatze des Tisches, in der rechten Sophaecke, die streng aussehende Oberkriegsräthin Schnapper und schien mit ihrer spitzigen

Naſe das Ganze, die Hauswirthin inbegriffen, zu beherrſchen, denn der Oberkriegsräthin noch ſchlagfertigere und noch ſchärfere Zunge war wohl die einzige, vor der die Reviſorin einigen Reſpekt hatte; da war natürlich eine Madame Mayer und eine Madame Müller; da war der Kriegerſtand vertreten durch die uns ebenfalls ſchon bekannte, erſt kurz vorher verheirathete Lieutenantsfrau, ſowie durch eine alte, zweifelhafte Majorin von etwas fadenſcheinigem Aeußern, zweifelhaft, weil ſie als Wittwe eines einfachen Lieutenants eines kaiſerlichen Grenzregiments ſich ein paar Jahre als Frau Oberlieutenant in Peſth, ſpäter als Hauptmännin in einer kleinen öſterreichiſchen Stadt aufgehalten und ſich nun hier in ihrer Vaterſtadt als Majorin zur Ruhe geſetzt hatte; in ihrem Beitrage zur Unterhaltung kam ſie ſelten über die Eingangsworte: „Mein Mann, der Major“ — entweder daß ſie danach ihre eigene Rede ſelbſt vergeſſen hatte oder daß ihr das Wort von einer gewandteren Rednerin abgeſchnitten wurde. Da waren noch andere Damen, die wir vielleicht im Verlaufe der Unterhaltung kennen lernen werden oder die ohne beſonderes Intereſſe nur zum allgemeinen Ganzen gehörten und deren ſchüchterne Bemerkungen nicht der Mühe werth ſind, um für die Nachwelt aufgezeichnet zu werden.

Taſſen und Löffelchen klapperten, das Stubenmädchen bot den von der Reviſorin eingeſchenkten Kaffee herum,

Kuchen und mürbes Backwerk wurden ſo tapfer in Angriff genommen, daß die Hauswirthin kaum nöthig hatte, mit einigen ſchüchternen Nöthigungen das ohnehin hitzige Kaffeegefecht anzufeuern.

Die Erſte, welche von dem energiſchen Angriffe auf den überaus delikaten Kaffee abſtand, war die Oberkriegsräthin, indem ſie die ſtrengen Augen auf die Hauswirthin richtete und mit dieſer ein kleines Vorpoſtengeplänkel begann.

„Wo iſt denn Ihre liebe Schwägerin, die Frau Stadtſchultheißin?“ ſagte ſie mit ſo ſanfter Stimme, als es ihr möglich war. „Ich hatte gehofft, ſie hier zu finden — gewiß kommt ſie ſpäter? Schade, daß ſie nicht ſchon da iſt!“ Ein Bedauern, welches durch ſämmtliche Damen im Chor unter den ſchmeichelhafteſten Aeußerungen für die gute Stadtſchultheißin verſtärkt wurde.

„Ach, ich habe wirklich Unglück mit meiner lieben Schwägerin!“ gab die Reviſorin mit einem freundlichen Lächeln zur Antwort. „Daß ich ſie natürlicher Weiſe dringend bat, mir das Vergnügen zu machen, verſteht ſich von ſelbſt; aber die gute Frau iſt ſo in Anſpruch genommen, daß ſie ſich oft nicht einmal ihrer eigenen Familie widmen kann.“

Die Oberkriegsräthin ſchüttelte mit dem Kopfe, ehe ſie trocken zur Antwort gab: „Ei, die Familie ſollte immer vorgehen; meine Schwägerin ſagt lieber zehn Geſell-

ſchaften ab, als daß ſie bei mir eine Einladung ausſchlägt."

„Verhältniſſe beſtimmen den Menſchen, liebe Oberkriegsräthin," verſetzte Madame Welkermann mit einem leichten, ſchmerzlichen Tone um die Mundwinkel. „Darf ich wirklich keine Taſſe Kaffee mehr anbieten?"

„Danke ſchön, er war ganz vortrefflich! Da überleg' ich mir eben," fuhr Madame Schnapper nach einer Pauſe fort, „wo unſere gute Stadtſchultheißin ſein könnte; außer unſerem Kreiſe wüßte ich von keiner größeren Einladung, und es müßte auch etwas ganz Außerordentliches ſein, um Ihnen abzuſagen."

„Müßte es das wirklich?" fragte die Reviſorin in einem etwas gedrückten Tone, wobei die gelben Haubenbänder auf ihrer Schulter ein wenig zu zucken ſchienen. „Ich nehme das nicht ſo genau," ſetzte ſie mit einem leichten Seufzer hinzu, „bin dergleichen ſchon gewohnt und habe treue Freundinnen genug, die auch eine kleine Zurückſetzung wohl verſchmerzen laſſen — bitte, Frau Majorin, nehmen Sie noch etwas von dieſem mürben Kuchen!" ſetzte ſie mit einer Gewandtheit im Aendern des Geſprächsthema's hinzu, welche ihrem vortrefflichen Herzen alle Ehre machte. „Er iſt bei mir nach einem ganz neuen Recepte gebacken."

„Ganz ausgezeichnet," ſagte Madame Müller.

„Ich habe noch nie etwas Aehnliches gegeſſen," pflichtete Madame Mayer bei.

„Mein Mann, der Major . . . ."

„Wenn er Ihnen in der That ſo ſchmeckt, meine liebe Madame Mayer, ſo bitte ich, verhelfen Sie ſich noch zu einem Stückchen — und auch Sie, Frau Oberzunftmeiſter — ich ſehe beſtändig Ihren Teller leer.

Frau Krampler, welche eifrig ſtrickte, fuhr faſt erſchrocken aus ihrem Nachſinnen auf, und da ſie ſich doch auch verpflichtet fühlte, etwas zur Unterhaltung beizutragen, ſo ſagte ſie, noch mit dem vorigen Geſprächsthema beſchäftigt: „Die Köchin der Frau Stadtſchutheißin hat der meinigen eine Schwarzwildſulz gelehrt, die ganz vortrefflich iſt."

„ Ei, in der That? D...."

Ueber die ſtrengen Züge der Madame Schnapper flog ein bezeichnendes Lächeln, unter dem ſie ihrem Gegenüber ſagte: „Ich achte und ehre eine gute Sulz zum Schwarzwildpret, aber man kann eine gute Köchin haben und doch nicht immer ganz correct gegen ſeine Verwandten ſein."

Dies hatte weder die zweifelhafte Majorin, noch Madame Krampler verſtanden, da ſie ſich keinen Zuſammenhang zwiſchen einem Schwarzwild in Sulze und einer verwandten Familie denken konnten. Deßhalb ſagte die Oberzunftmeiſterin mit einem fragenden Blicke: „Ich ſprach doch von Schwarzwild, und ich kann Sie verſichern, es iſt

eine ganz köſtliche Sulz; vielleicht wünſcht jemand von den Damen das Recept ..."

Worauf die Majorin hinzuſetzte: „Mein Mann, der Major, hatte ...." (ſie wollte ſagen: hatte einen wahren Abſcheu vor allem Schwarzwild); doch kam ſie nicht dazu, die Bemerkung zu vollenden, denn die junge Lieutenantsfrau rief laut über den Tiſch hinüber:

„Ach, Frau Oberkriegsräthin, die Frau Oberſteuerräthin erzählt da ſoeben, daß ſie vorhin in der Kirche war und die Trauung des jungen Oberlieutenants Wimmer anſah."

„Schauderhaft!" meinten beide Fräulein Marx in gleichem Tone. „Es war ein ſchreckliches Paar!"

„Sie kennen doch den kurzen, dicken Wimmer mit ſeinem lächelnden Geſichte, auf dem ſich unverwüſtliche Heiterkeit ausprägt?" ſagte die Oberſteuerräthin. „Denken Sie ſich dazu eine wahre Hopfenſtange von einem Frauenzimmer, im weißen Kleide decolletirt bei der Kälte, gelb wie eine Citrone von Geſicht und Schultern, und was für Schultern! Nein, ich ſage Ihnen, etwas ſo Mageres und Spitziges habe ich in meinem Leben nicht geſehen!"

„Man hätte darauf ſchreiben ſollen: ‚Wir wollen Schultern vorſtellen!'" meinte das jüngere Fräulein Marx.

„Die ganze Figur ſah aus wie ein Kleiderſtänder," ergänzte die ältere.

Spaniens? Ich konnte das oftmals ſelbſt nicht glauben und trat dann zum Steuermanne hin, um ihn zu fragen, wann wir ankämen. Es war das ein Franzoſe und deßhalb verſtand ich ihn, als er mir zur Antwort gab: „Wenn die See ruhig bleibt, werden wir gegen acht Uhr Barcelona erreichen — Barcelona, eine ſehr ſchöne Stadt", fügte er hinzu. — Alſo doch! In ſolchen Augenblicken fiel mir immer das Lied Alfred de Muſſet's ein, welches Freiligrath ſo ſchön überſetzt hat:

Wer, der auf Barcelona's Gaſſe
Mein andaluſiſch Mädchen ſah,
Wer ſah ſie ſtehn auf der Terraſſe?
'S iſt meine Löwin, meine blaſſe
Marqueſa d'Amangui ja! —

Ich konnte es zwar damals nicht recht begreifen, warum es gerade ein andaluſiſches Mädchen ſein ſollte, die auf den Gaſſen von Barcelona ſolche Wirkung hervorbrachte. Später aber begriff ich es vollkommen.

Der Tag kam ſchön und klar herauf, ein würdiger Sohn der vergangenen herrlichen Nacht. Auf der See bin ich immer ſehr frühzeitig, und ſo betrat ich denn auch heute ſchon das Verdeck gleich nach dem gähnenden Kellner, der auf meine Frage nach den Geſtaden Spaniens auf einen ſchon ziemlich deutlichen Landſtreifen vor uns zeigte. Zu erkennen war da freilich ſo gut wie gar nichts; die Formen der Küſte waren noch ſehr unregelmäßig und wechſelten ab mit hellen und dunklen Stellen. Eine der letzteren ſollte Barcelona ſein und die bedeutende Spitze daneben, die ſchon etwas klarer aus dem Waſſerdunſte hervorſah, der Monjuich. Es iſt für mich immer ein höchſt angenehmes Gefühl, ſo einem mir gänzlich fremden Lande zuzuſteuern; man macht ſich allerlei Phantaſien von der Lage einer Stadt, die ſich derſelben dann beim Näherkommen öfters anpaſſen, ſo daß man meint, man habe ſich dieſelbe ſo und nicht anders vorgeſtellt.

Die Stille des Meeres hatte ſich nicht geändert. Der Eid

„Aber ſie hat Geld, meine Damen," ſprach die Oberkriegsräthin und ſetzte hinzu, indem ſie ihre Naſe eine kleine Wendung gegen die Lieutenantin machen ließ: „Es iſt das ſo eine eigenthümliche Geſchichte mit manchen militäriſchen Heirathen; man kann die Kaution bezahlen, man möchte gern einen Mann haben — die jetzige Madame Wimmer ſoll reich ſein."

„Mein Mann, der Major ...."

„Aber wie kann man ſich zu ſo etwas entſchließen?" ſeufzte Madame Müller, eine junge Frau von angenehmem Aeußern, welche, wie die böſe Welt ſagte, ihren Mann verſchiedener Umſtände halber zu einer Neigungsheirath gezwungen hatte. „Ich meine nämlich, wenn ich Herr Oberlieutenant Wimmer wäre — ſchrecklich, wenn ich daran denke — ich fürchte, der junge Ehemann wird ein troſtloſes Erwachen haben!"

Obgleich nun in dieſen Worten durchaus nichts beſonders Verfängliches lag, ſo bemühten ſich doch beide Fräulein Marx, mit einem Anfluge von Erröthen auf ihre Teller niederzuſchauen, und es war ein Glück, daß Madame Krampler die Bemerkung einwarf, daß der ſelbſtgebackene Kuchen der Staats-Hauptkaſſen-Schuldentilgungs-Reviſorin allerdings vortrefflich ſei und daß ſie gern bereit wäre, das Recept deſſelben gegen das der mehr erwähnten Sulze umzutauſchen.

„Und wie ſie nach ihm hinuntergeſchmachtet hat!"

fuhr die Obersteuerräthin fort, die Trauungsfeierlichkeiten in der Kirche zu beschreiben, „und dabei wollte sie verschämt thun wie ein junges Mädchen, dieses alte Gerüst!“

„Ja, es war schrecklich anzusehen!“ betheuerten beide Fräulein Marx wie aus Einem Munde, und die ältere setzte hinzu: „Und als es nun zum Jasagen kam, schluckte der arme Wimmer vorher, als vermöge er irgend etwas kaum hinabzuwürgen. Er wird noch mehr zu würgen kriegen, ich kenne ihre Familie; alle ihre Schwestern sind verbissene Wesen, bis auf die jüngste, deren Fehltritt allein Entschuldigung findet in dem Beispiele ihrer Tante, die ja notorisch ....“

Hier war die Sprecherin so gnädig, sich durch einen Blick der Obersteuerräthin unterbrechen zu lassen, mit welchem diese, ihre Töchter betreffend, sagen zu wollen schien: „Schone die Unschuld!“ was auch gewiß geschehen wäre, da die Hauswirthin die Unterhaltungsschleuse dadurch voll aufzog, indem sie das Kapitel auf die Verwerflichkeit der Dienstboten heutzutage brachte, wenn nicht, als die Conservation hierüber schon längst im Gange war, Madame Krampler die verfängliche Frage hineingeworfen hätte, ob denn jener Fehltritt von Folgen gewesen sei.

Daraufhin flog für eine Minute lang ein Engel durch das Zimmer, oder ein Polizeidiener, wie man an ande-

ren Orten zu ſagen pflegt, und dann bedurfte es der ganzen Energie der Oberkriegsräthin, um das Geſpräch wieder in Gang zu bringen. Allerdings wählte ſie hierzu ein die Reviſorin etwas nahe berührendes Thema, denn ſie erwähnte des neulichen Balles beim Stadtſchultheißen, lobte das Feſt im Allgemeinen und kam alsdann auf die gemeinderäthliche Sitzung zu ſprechen, welche an jenem Tage ſtattgefunden hatte und die als nicht öffentlich, trotz Amtsgeheimniß, in der Stadt ſo bekannt geworden war, als ſei die Verhandlung darüber gedruckt und vertheilt worden. Es war das für ſämmtliche Damen ein ſo intereſſantes Thema, daß ſich ſelbſt Madame Krampler der Gegenwart hin- und die Verſicherung abgab, daß ihr Mann, der Oberzunftmeiſter, nie ſo erregt nach Hauſe gekommen wäre, als gerade nach dieſer Sitzung, und doch habe es ſich in ihren Augen nur um eine große Kleinigkeit gehandelt."

„Eine Kleinigkeit?" bemerkte die Hauswirthin mit einem etwas auffallenden Lächeln, und die Oberkriegsräthin ſetzte mit ihrem ſtrengen Blicke und einem entſchiedenen Kopfſchütteln hinzu: „Eine Kleinigkeit? Das möchte ich nun gerade nicht behaupten."

„Und warum nicht?" fragte die Oberſteuerräthin. „Was kann Großes darin liegen, ob ein altes Gitter im Keller des Rathhauſes offen bleibt oder zugemauert wird?"

„Dabei kommt doch wohl Alles auf die Gründe an, welche der Herr Stadtſchultheiß, mein ſehr verehrter Schwager, hatte," meinte die Reviſorin.

„Ja, die Gründe — allerdings, die Gründe ſollte man genau kennen."

„Dieſe hat ja der Herr Stadtſchultheiß durchaus nicht verheimlicht," gab Madame Krampler zur Antwort, wobei ſie ſo ſehr bei der Sache war, daß ſie das Strickzeug in den Schooß fallen ließ und ihre fetten Finger auf den Tiſch zuſammenfaltete. „Gewiß, er hat ſeine Gründe angegeben, und ich glaube, ſie wären vom ganzen Gemeinderathe anerkannt worden, wenn man nicht gedacht hätte, es ſtecke die Regierung dahinter, welche eine Verbindung zwiſchen der Hauptwache und dem Rathhauſe für vorkommende Fälle beſeitigen wolle, und deßhalb machten wir die Oppoſition."

„Die Regierung?" rief die Oberkriegsräthin in ſehr entſchiedenem Tone aus. „Was kann der Regierung daran liegen, ob ein Gitter im Rathhauskeller vermauert wird oder nicht! Wollte ſie dadurch ihre Hauptwache für vorkommende Fälle, wie die Frau Oberzunftmeiſter ſagte, ſchützen, ſo brauchte ſie ja nur den Gang dieſſeits verſchütten zu laſſen, was ja auch längſt geſchehen iſt, wie ich weiß. Nein, nein, meine Liebe," ſetzte ſie mit einem vielſagenden Lächeln hinzu, „es waren andere Gründe, die den Herrn Stadtſchultheißen beſtimmten!"

„Gewiß, andere Gründe.“

„Der üble Geruch bei den Sitzungen des Gemeinderaths.“

„Den wird doch eine zugemauerte Thür nicht vertreiben!“ ſprach ironiſch die Kriegsräthin.

„Nein, nein; andere Gründe.“

„Ja, ja, andere Gründe.“

„Mein Mann, der Major ....“

„Gründe, die Jedermann weiß, denen man aber keine Worte leiht.“

„Unter uns? Sind doch nur ganz gute Freundinnen hier verſammelt!“

Die Oberſteuerräthin, welche nicht nur allen Hochzeitsfeierlichkeiten in der Kirche, allen Taufen daſelbſt oder allen wichtigen Begräbniſſen auf dem Friedhofe, ſoweit dies möglich war, ſelbſt beiwohnte oder ſich durch eine ihrer Töchter vertreten ließ, hatte ſehr lange bedeutſam mit dem Kopfe genickt und ſagte jetzt: „Meine Damen, wir ſind es eigentlich unſerer verehrten Wirthin, der Staats-Hauptkaſſen-Schuldentilgungs-Reviſorin ſchuldig, dieſe delikaten Punkte nicht weiter zu berühren; es iſt das ein Geheimniß der Stadt, und obgleich Jeder es weiß, ſpricht man doch beſonders in gewiſſen Kreiſen nicht gern darüber.“

In dieſem Augenblicke nun zeigte die Reviſorin ihre ganze Charaktergröße — ſie warf das eine ihrer gelben

Bänder über die rechte Schulter hinüber, richtete sich stolz und gerade auf und sagte: „Keine Rücksichten, meine Damen, keinen Zwang; Sie wissen wohl, daß es Lagen in diesem Leben gibt, in denen man sich besser an die Freundschaft, als an die Verwandtschaft anschließt."

„Sehr wahr, Frau Revisorin," sagte die Oberkriegsräthin.

„Auch habe ich wahrlich keine Ursache dazu," fuhr die Hauswirthin fort, indem sie nun das andere gelbe Band über die betreffende Schulter warf. „Man ist seinen Verwandten nur so lange Rücksicht schuldig, als man von ihnen rücksichtsvoll behandelt wird."

„Gewiß, gewiß — o gewiß!"

„Ich sagte es ja früher schon," warf hier die Oberkriegsräthin achselzuckend ein, „daß ich durchaus von keiner Gesellschaft wüßte, wo die Frau Stadtschultheißin hätte verpflichtet sein können; ich kenne so ziemlich alle Einladungen in unseren Kreisen."

„Das wäre am Ende Nebensache. Du lieber Gott, wenn man eine so hohe gesellschaftliche Stellung einnimmt, wie mein Herr Schwager, der Stadtschultheiß, so begreift es sich, daß man sehr von oben auf arme Revisorsleute herabsieht!"

Da diese Worte von einem ironischen Lächeln begleitet waren und die Hauswirthin dabei ihre Blicke über den

behaglichen Kaffeetiſch gleiten ließ, ſo erregten dieſelben eine laute, ja, faſt ausgelaſſene Heiterkeit.

„Doch das bei Seite," fuhr Madame Welkermann fort; „auch ſonſt noch in tauſend Dingen — doch reden wir nicht darüber — laſſen wir uns durchaus nicht in unſerer gemüthlichen Unterhaltung ſtören. Fahren Sie fort, Frau Oberſteuerräthin, und ſeien Sie verſichert, daß ich die Letzte war, welche daran glaubt, daß dem Herrn Stadtſchultheißen das Zumauern der Thür wegen eines üblen Geruches im Rathhausſaale ſo wichtig geweſen wäre — darin ſpielen ganz andere Motive."

„Gewiß, ganz andere, wichtige Gründe."

Inzwiſchen hatte ſich die Dämmerung herabgelaſſen, mit dem heiteren Tageslichte waren auch vermittelſt der geſchäftigen Hände des Stubenmädchens, ſowie der Köchin, die gemüthlichen Kaffeekannen und die Reſte harmloſen Backwerks abgeräumt, zwei ſtrahlende Lampen auf den Tiſch geſetzt und die Fenſtervorhänge herabgelaſſen worden. In den Ecken des Zimmers herrſchte jene trauliche Dämmerung, von der wir früher ſchon einmal ſprachen und die wie ein Band den Damenkreis enger zuſammenſchloß, welcher nun, von vorn ſo gemüthlich beſtrahlt, ſich zum Austauſche ernſterer Reden viel geneigter fühlte, als früher bei dem Alles durchdringenden Tageslichte. Auch war eine rieſenhafte Torte Dame blanche aufgeſetzt worden, deren Name ſchon etwas Geſpenſter-

haftes hatte, und neben derſelben funkelte dunkelrother Wein in geſchliffenen Karaffen.

„Daß ein Verbindungsgang zwiſchen dem Rathhauſe und der Hauptwache beſteht, darüber kann kein Zweifel herrſchen," erzählte die Oberkriegsräthin. „Mein Mann war vor zwei Jahren bei der Commiſſion, welche dieſen finſteren, unterirdiſchen Weg zu unterſuchen hatte."

„Ah, wie das intereſſant iſt!" ſprachen beide Fräulein Marx, und die Majorin ſetzte hinzu: „Mein Mann, der Major, hatte einen ähnlichen ...."

„Dieſe Verbindung führte neben den Kellern der Häuſer jenes alten, jetzt etwas ärmlichen Stadtviertels, und zwar ſo nahe vorüber, daß die Commiſſion damals, wenn ſie lauſchend ſtehen blieb, die Leute in den Gewölben arbeiten, klopfen, plaudern, lachen und auch andere Töne hörte, deren Entſtehung man ſich nicht ſogleich erklären konnte. Der Stadtſchultheiß führte dieſe Commiſſion und ſchien in dem alten Gange ſehr bewandert zu ſein, denn wo die Anderen ſich trotz der Laternen nur tappend und ängſtlich fortbewegten, ging er mit einer Sicherheit, als befände er ſich in ſeinem Schreibzimmer."

„Ah, das iſt ja erſtaunlich!"

„Ueberraſchend!" meinte Madame Mayer gegen Madame Müller gewandt, indem ſie ein ſehr erſtauntes Geſicht machte.

„Auch kannte der Herr Stadtſchultheiß nicht nur alle

über den Gang hinlaufenden Straßen und wußte deren Lauf genau zu bezeichnen, sondern auch einzelne Häuser, wie zum Beispiel das an dem alten Thurme am Glockengäßchen, welches dem Herrn Baron von Rivola gehört."

„Ah, dem Herrn Baron von Rivola!"

„Die runden Fundamente dieses Thurmes," fuhr die Oberkriegsräthin fort, „bildeten eine Biegung in dem Gange, und als die Commission neugieriger Weise das alte, interessante Mauerwerk mit den Laternen beleuchten ließ, sah sie, daß sich hier eine Thür befand, welche nur locker durch eingeschobene Steine zugemacht erschien."

Alle Damen waren dieser Erzählung mit großer Aufmerksamkeit gefolgt, besonders die Obersteuerräthin, welche gierig jedes Wort von den Lippen der Rednerin abzulauschen schien, und zwar mit einem so beistimmenden Gesichtsausdrucke und dabei unruhig auf ihrem Stuhle hin und her rückend, daß man deutlich sah, sie warte nur auf einen günstigen Augenblick, um die weitere Erzählung an sich zu reißen.

Dieser war jetzt erschienen, und zwar dadurch, daß die Oberkriegsräthin ihr Weinglas an die Lippen setzte, worauf die Andere fortfuhr:

„Es ist ganz so, wie die Frau Oberkriegsräthin erzählt hat; ich habe es ebenfalls aus bester Quelle, von meinem Bruder, der damals Stadtbaumeister war. Das Mauerwerk in der Thür des alten Thurmes war so locker

eingesetzt, daß man es mit der Schulter hätte eindrücken können, worauf man auch den Herrn Stadtschultheißen aufmerksam machte, der aber, weiterschreitend, erwiederte, eine wirkliche Oeffnung sei hier nie gewesen."

„Wobei er aber, wie mein Mann versichert hat, eine etwas verlegene Miene gemacht habe."

„So ist es, meine Damen, ganz genau so," fuhr die Obersteuerräthin in sehr lautem Tone fort, „und nun bitte ich Sie, mußte das nicht auffallend erscheinen — eine nothdürftig verschlossene Oeffnung mit dem Rathhause in Verbindung stehend durch eine Gitterthür, zu welcher der Stadtschultheiß allein den Schlüssel hatte!"

„Daß er allein diesen Schlüssel hat, weiß ich ganz genau," bemerkte die Hauswirthin.

„Das ist allerdings auffallend."

„Und verdächtig," rief die Obersteuerräthin, „wenn man bedenkt, daß der Herr Stadtschultheiß damals schon in einem außerordentlich intimen Verkehr mit jenem Herrn von Rivola, dem Eigenthümer des alten Thurmes, stand, der zu jener Zeit plötzlich erschien und, wie alle Welt weiß, mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet wurde."

„Als Fremder allerdings, wie das ja gewöhnlich der Fall ist," warf Madame Müller ein, „sonst aber wohl unverdienter Weise; kam er doch bald in die besten Ge-

arbeitete wacker darauf los, und wie die Küste vor uns höher und höher aufstieg, so wurde sie auch deutlicher, und bald konnten wir genau unterscheiden, wo kleine Buchten ins Land hineingingen und wo die Felswände ins Meer vorsprangen und sich schnell aus demselben erhoben. Dieses war namentlich bei dem Monjuich der der Fall, der in seiner imposanten Gestalt herausfordernd allein an der Küste zu stehen schien, ein trotziger Wächter, dessen Kanonen rings umher Alles beherrschen und an dessen Fuß sanft hingeschmiegt Barcelona liegt, über welche Stadt er schützend oder drohend seine eiserne Hand ausstreckt.

Hohe Gebirge erheben sich nicht hinter Barcelona, und der Horizont ist nur begränzt von einer unbedeutenden Bergkette, schön gezackt in dunkelvioletter Färbung. Hinter derselben, rechts vom Monjuich, aber weit ins Land hinein, bemerkte man an dem klaren Morgen ziemlich deutlich einen einzelnen Bergkegel von seltsamer, sonderbar ausgezackter Gestalt — Monserrat, den heiligen Berg, dem wir ebenfalls einen Besuch zugedacht; bei unserem Näherkommen sank er langsam hinter die vor ihm liegende Bergkette, wogegen der Monjuich immer höher und stolzer emporstieg. Bald konnte man schon die Festungswerke droben erkennen, so wie den Weg, der hinauf führt — ein hellerer Streifen auf dem gelben Sandstein, bald über den nackten Felsen im Zickzack hinlaufend, bald rechts und links mit grünen Hecken besetzt.

Jetzt lag auch der Hafen deutlich vor uns, der, begränzt durch die hohen Ufermauern, von den Häusern der Stadt nicht viel sehen läßt. Die Einfahrt in denselben, namentlich wenn man von Marseille kommt, stimmt die Erwartungen des Reisenden sehr herab; dort das Gewühl der großen Stadt, welches am Hafen am lebhaftesten ist, die hohen Häuser, dicht an die Quais gebaut, im Hafen-Bassin selbst Hunderte von Fahrzeugen aller Nationen, worunter oft ein Dutzend Dampfer in einer Reihe, Alles voll Leben und Bewegung; hier eine stille Wasserfläche,

ſellſchaften und wurde gleich damals, wie auch heute noch, ſehr gern bei Hofe geſehen."

„Aber darin liegt gerade etwas Verdächtiges; Herr Baron von Rivola hängt mit allem, was zu Hofe gehört, ſehr genau zuſammen, bewegt ſich überhaupt nur in den höchſten Kreiſen, verkehrt nur mit den vornehmſten Häuſern, mit alleiniger Ausnahme desjenigen des Stadtſchultheißen — und woher kommt das?"

So ſchloß die Oberſteuerräthin fragend, wobei ſie einen feſten, herausfordernden Blick auf ſämmtliche Damen warf.

„Ich möchte auch wiſſen, woher das kommt," meinte die Reviſorin — „vielleicht von der geiſtreichen Unterhaltung, welche der Baron und die Baronin bei meiner verehrten Schwägerin finden."

Ueber dieſe Aeußerung lachten ſämmtliche Damen pflichtſchuldigſt; dann fuhr die Oberkriegsräthin fort:

„Ueber dieſen Mann iſt allerdings damals ſehr viel geſprochen worden, und bei aller Milde, die meinem Charakter eigen iſt, muß man dieſen intimen Verkehr ſchon auffallend finden — weniger, was den Herrn Baron von Rivola anbetrifft, als ſeine Frau, die eine geborene Gräfin Hartenſtein iſt — damit iſt ſchon genug geſagt."

„Gewiß, Frau Oberkriegsräthin, damit iſt genug ge-

ſagt — dieſe Hartenſtein ſind arm wie die Kirchenmäuſe, aber von einem empörenden Hochmuthe.“

„Eine Frau, die nicht einmal weiß, ob ſie ſich für einen empfangenen Gruß bedanken ſoll.“

„Die beſtändig wie eine Puppe ausgeſtreckt in ihrem Wagen liegt, mit halb geſchloſſenen Augen, als wolle ſie ſagen: ihr da unten ſeid Alle viel zu gering für mich!“

„Eine Frau, die ihre Kammerjungfer hereinklingelt, wenn ihr das Schnupftuch entfallen iſt.“

„Ja,“ rief hier Madame Mayer eifrig, „die die Gouvernante ihrer Tochter, eines reſpektablen Pfarrers Tochter und Verwandte von mir, eines Abends, als dieſelbe nach vollbrachtem mühevollem Tagewerke vor dem Landhauſe ſaß, ſich des ſchönen Abends freuend, dort mit den Worten wegwies: ſie gehöre hinter das Haus, aber nicht auf die Terraſſe, wo der Platz der Herrſchaft ſei.“

„Ah, unglaublich, empörend!“

„Und ſo eine Frau ſollte ſich ſo weit herablaſſen,“ fuhr nach dieſen Ausrufungen die Oberkriegsräthin kopfſchüttelnd fort, „und eine Geſellſchaft wie die im Hauſe unſeres allverehrten Herrn Stadtſchultheißen mit ihrer Gegenwart zu beglücken, wenn dazu nicht ganz beſondere Gründe vorlägen? — ganz beſondere Gründe, habe ich geſagt.“

„Konnte doch ein Kind ſehen,“ fiel ihr die Reviſorin hier eifrig ins Wort, „daß ſie ſich ſo unbehaglich als

möglich in jener Gesellschaft fühlte; ließ sie doch ihren Mann gar nicht von der Seite und hätte wahrscheinlich ihrer Tochter den Tanz verboten, wenn das möglich gewesen wäre."

„Und beim Souper," sprach die Obersteuerräthin, „saß sie in einer Ecke des Sopha's, ihren Mann rechts, ihre Tochter links, damit sie nur ja in keine Berührung käme mit den übrigen, so gar gewöhnlichen Menschen."

„Und wie sie ihre Nase so hoch erhoben hatte, wenn sie durch die Zimmer ging!"

„Ja, und die Augen halb geschlossen."

„Selbst gegen Seine Excellenz den Herrn Minister sprach sie sehr von oben herab."

„Natürlich, er ist ja nicht von Adel."

Die Oberkriegsräthin hatte Mühe, ihre Stimme in diesem Durcheinandersprechen geltend zu machen, als sie ausrief: „Und nun, meine Damen, frage ich Sie, sollten es nicht ganz besondere Gründe sein, welche die Frau vermocht haben, jene Gesellschaft zu besuchen?"

„Gewiß — o, gewiß!"

„Die sie zwangen, dorthin zu gehen, wo es ihr so höchst unbehaglich war?"

„Wer wird daran zweifeln!"

„Also hat dieser Baron von Rivola vielleicht ganz eigenthümliche Verpflichtungen gegen den Stadtschultheißen."

„Und dieſer gegen ihn, das laſſe ich mir nicht abſtreiten — allerdings heißt es: eine Penſionsfreundſchaft der beiden jungen Mädchen, ja, gehorſamer Diener, man kennt das!“

„Zwiſchen beiden Herren hat von jeher eine Muſchelei ſtattgefunden.“

„Und eine Muſchelei, die das Auge der Welt zu ſcheuen hat.“

„Woher ſonſt die unterirdiſche, geheimnißvolle Verbindung zwiſchen dem Rathhauſe und dem alten Thurme?“

„Jenem alten Thurme, dem man nie etwas Gutes nachſagt.“

„Man ſollte ſo was nicht wiederholen, aber wir ſind ja hier ganz unter uns, unter guten, verſchwiegenen Freundinnen,“ meinte die Oberſteuerräthin; „doch ich erinnere mich ganz genau, wie man vor einigen Jahren davon ſprach, daß namentlich während der Nacht allerlei ſeltſames Geräuſch in dem alten Thurme gehört worden ſei.“

„Und das Haus, das daran gebaut iſt, wird obendrein von ganz verdächtigen Leuten bewohnt; meine Büglerin, eine ſehr zuverläſſige Perſon, erzählte mir von einer Madame Mayer, die dort mit ihrer ſehr hübſchen Tochter wohne.“

„Mit mehreren hübſchen Töchtern und zwei Nichten.“

„Es iſt ein wahres Unglück, wenn man Mayer heißt!“ ſeufzte die aus der Geſellſchaft, welche mit dem nämlichen Namen behaftet war.

„Und dazu der alte, geheimnißvolle Diener, der unten wohnt und den Hausherrn ſpielt; man ſagt, er ſei ſeines Handwerks ein Schloſſer, aber für gute Häuſer und ehrliche Leute hat er noch niemals gearbeitet, ich wenigſtens weiß nichts davon.“

„Dieſer Mann hatte auch früher eine Frau, aber ſie ſoll ſeit Jahren ſpurlos verſchwunden ſein, ohne daß man von ihrem Tode etwas erfahren; ja, das ſind alles ſo gräuliche Geſchichten, über die man eigentlich am beſten ſchweigt.“

„Und mit ſolchen Menſchen ſteht der Stadtſchultheiß in den engſten Beziehungen!“ ſagte die Reviſorin mit einem Blicke gen Himmel. „Mich dauert trotz allem dem doch meine arme Schwägerin, denn wenn ſie im Grunde auch keine geſcheite und eine ſehr übermüthige Frau iſt, ſo iſt ſie doch gewiß an ſolch' ſchrecklichen Geſchichten unſchuldig und heißt doch einmal Welkermann — o, es iſt eine ſchlechte Welt!“

„Das weiß Gott, Frau Haupt-Staatsſchulden-Tilgungscaſſen-Reviſorin, daß es eine ſchlechte Welt iſt,“ meinte Madame Mayer, „und wenn man erſt die böswilligen Verleumdungen dazu rechnet, denen ſich manche Menſchen leider Gottes ſo gern hingeben, was mag da alles über

die seltsame Verbindung des Herrn von Rivola mit dem Stadtschultheißen und über das grauenhafte Treiben in dem unterirdischen Gange und dem alten Thurme gefabelt werden!"

„Nun, so ganz Fabel wird es doch wohl nicht sein," meinte die Obersteuerräthin.

„Dazu muß ich auch mit tiefem Schmerze ‚leider' sagen," seufzte die Revisorin, „denn die Verbindung zwischen ihm und dem Baron von Rivola ist nun einmal offenkundig, und was den geheimnißvollen Gang anbelangt mit der betreffenden Gitterthür, so hat der Stadtschultheiß den Schlüssel dazu immer in ganz eigener Verwahrung."

„Grauenhaft!"

„Und es war Alles so still nnd ruhig darüber geworden — kein Mensch dachte mehr daran, daß sich dort unter der Erde so unerhörte Dinge begeben, bis der Stadtschultheiß nun auf einmal diese Geschichte wieder aufwärmt, indem er verlangt, daß die Thür zugemauert werden soll. Warum verlangt er das eigentlich — ohne allen Grund? O, dieser Mann thut nie etwas ohne Grund!"

So sprach die Obersteuerräthin, wobei man deutlich an ihren Blicken sah, daß sie noch ganz andere Dinge mittheilen könne, wenn sie nur wolle, und dann bog sie sich vornüber gegen den Tisch, den anderen Damen ein

Zeichen machend, es eben ſo zu thun, worauf der ganze Kreis die Köpfe zuſammenſtreckte, als fürchteten ſie ſich, von etwas Unſichtbarem, das hinter ihnen herumſchleiche, belauſcht zu werden, worauf ſie flüſternd fortfuhr:

„Der Herr Baron von Rivola, der in den letzten Jahren ſelten mehr in dem alten Hauſe erſchien, kommt jetzt wieder häufig dorthin; auch ſagt man — hier dämpfte ſie ihre Stimme abermals um ein Bedeutendes, — es ſtände mit ſeinem Vermögen durchaus nicht ſo brillant, als man wohl glaubt — er habe enorme Schulden, es fehle dort häufig an baarem Gelde.“

„Und was die Leute für Aufwand machen!“

„Ja, aber woher nehmen ſie das Geld? — Sie verſetzen, was ſie haben. Mein Adolf, der mit dem Sohne des Juweliers Steiner in der Schloßſtraße genau bekannt iſt, hat mir erzählt, daß der alte Diener des Barons, derſelbe, der in dem Thurme wohnt, neulich auf ein Armband und eine Broſche einige Tauſend Gulden entliehen habe — laſſen Sie mich ausreden, meine Damen; — dieſe Brillanten ſeien aber ſo wundervoll und groß geweſen, daß Herr Steiner ordentlich darüber erſchrack — er hat zu ſeiner Frau geſagt, die Königin hätte keine ſchöneren, und hinzugefügt, er wäre anfänglich im Zweifel geweſen, ob ſie auch echt ſeien.“

Bei dieſen Worten fuhren die Köpfe ſämmtlicher Damen auseinander, als ſei jede durch eine beſondere

Feder in die Höhe geſchnellt worden, und eine betrachtete die andere mit der Miene eines eigenthümlichen Erſtaunens.

„Aber ſie waren echt und hatten dadurch einen ſolchen Werth, daß der Juwelier Steiner viermal ſo viel darauf gegeben hätte, als verlangt wurde.“

„Es iſt immer eine eigenthümliche Geſchichte, daß die Leute, die ſolchen Aufwand machen, auch in Geldverlegenheit kommen können, denn ihr Aufwand iſt über alle Beſchreibung. Der Baron hat vor Kurzem für ſeine Frau und Tochter nicht nur Wagen und neue Pferde gekauft, ſondern ſogar einen Schlitten mit Ponies für ſeine Tochter — und wenn ich eine Million hätte, würde ich meine Kinder nicht ſo verwöhnen!“

„Mein Mann, der Major, hatte — Ponies . . . .“

„Leute, die wirklich Millionen beſitzen, thun auch ſelten ſo etwas, und deßhalb iſt das ganze Getreibe in dem Rivola'ſchen Hauſe auch, gelinde geſagt, ſeltſam.“

„Man könnte ohne Weiteres ſagen: verdächtig, wenn man an die Verbindung denkt, welche zwiſchen dem alten Thurme und dem unterirdiſchen Gange beſteht.“

„Wer weiß, was dort alles ſchon geſchehen iſt!“

„Und in der nächſten Zeit geſchehen wird!“

„Deßhalb war es nicht klug von dem Herrn Stadtſchultheißen, ſo auf das Zumauern jener Thür zu drängen.“

„Seinem Freunde zu lieb, der dort nun treiben kann, was er will, ohne befürchten zu müſſen, daß er durch irgend etwas geſtört wird."

„Die Commiſſion, von der Sie, Frau Oberkriegsräthin erzählten," ſprach Madame Krampler, welche mit ihren Gedanken noch immer in dem finſtern Gange umherſtrich, „meinte damals ſchon, man könne die Gitterthür im Rathhauskeller ohne Weiteres zumauern."

„Ganz richtig — aber damals opponirte gerade mein verehrter Herr Schwager dagegen, ich erinnere mich ganz genau — und warum erſcheint ihm das nun heute ſo wünſchenswerth, was er damals ſo hartnäckig verwarf?"

„Das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferſtehen," deklamirte die Oberſteuerräthin in einem ernſten Tone, worauf beide Fräulein Marx ihre Mutter inſtändig baten, doch nicht ſo grauliche Sachen zu ſprechen, und die zweifelhafte Majorin aus tiefem Herzen ſeufzte:

„Ach, du lieber Gott, ja, auch mein Mann, der Major, könnte auferſtehen und reden!"

Die Unterhaltung bekam hier einen augenblicklichen Riß, weil das Stubenmädchen eintrat, um nach allenfallſigen leeren Flaſchen und Tellern zu ſehen; doch war dieſe Fürſorge unnöthig, da das lebhaft geführte Geſpräch die Damen nicht zum wackeren Angriffe auf die aufgeſtellten Gottesgaben hatte kommen laſſen. Dies ſah denn auch die Hauswirthin mit Schrecken und ſetzte ihre hart-

nächigen Nöthigungen ſo lange fort, bis rings umher die Meſſer und Löffelchen klirrten, bis die Gläſer klangen und bis ſich der Ausdruck von Güte und Milde auf den etwas erregten Zügen der Anweſenden gelagert hatte.

Madame Krampler wollte allerdings noch einmal auf den unterirdiſchen Gang zurückkommen, doch fand dieſes Geſprächsthema ſo wenig Anklang mehr, daß ſich die Oberkriegsräthin nicht enthalten konnte, ihrer Nachbarin im Tone der Mißbilligung zuzuflüſtern:

„Dieſe Frau“ — damit meinte ſie die Oberzunftmeiſterin — „iſt offenbar eine halbe Stunde zu ſpät auf die Welt gekommen, denn ſie ſchleicht ſtets mit ihren Bemerkungen hintendrein.“

Ueberhaupt wollte ſo recht ein animirtes Geſpräch nicht mehr zu Stande kommen, und als nun die Standuhr die ſiebente Stunde ſchlug, erinnerten ſich die meiſten anweſenden Damen, daß ſie nun lange genug Zeit und Geduld der guten Reviſorin mißbraucht und es unbeſcheiden wäre, noch länger zu bleiben.

Eine Viertelſtunde nachher hatten Alle das Haus verlaſſen und gingen einzeln oder auch zu Zwei oder Drei ihres Weges dahin; aufgeregt von der Unterhaltung, empfänglich für alles Gute, konnte es nicht fehlen, daß der Samen, welche Eine in das wohlwollende Gemüth der Anderen geſäet, zur üppigſten Saat aufſchoß und daß es bald in dem Herzen einer Jeden unzweifelhaft

ein faſt todter Hafen mit wenigen unbedeutenden Schiffen, die wie ſchlafend an den Ankerketten liegen, faſt gar kein Verkehr zwiſchen ihnen und dem Lande. Zwei kleine Dampfer in der Mitte des Hafens waren alles, was auf eine Communication mit dem Auslande deutete, rings am Strande dagegen eine unzählige Menge Schifferbarken in der bekannten maleriſchen Unordnung, dabei aber in Allem ihre Armuth zur Schau tragend; hinter ihnen ein ſandiger Strand und dann erſt bis auf die ſchon genannten Hafenmauern zur Linken unbedeutende Uferbauten, hinter welchen man die graue Feſtungsmauer ſah und kleine, niedrige Häuſer.

So war der Anblick des Hafens von Barcelona. Glücklicherweiſe Weiſe brauchten wir nicht lange auf Erlaubniß zu warten, um das Land betreten zu können; wir vertrauten uns mit unſerem Gepäck einem Nachen an und wurden von zwei Kerlen in zerlumpten braunen Mänteln ans Ufer gerudert. Dort hatte ſich ein artiges Geſindel verſammelt, um uns in Empfang zu nehmen; Strauchdiebe aller Art in abgeriſſenen kurzen Hoſen, nackten Beinen, ſchmierigen Jacken, was aber alles von der blutrothen Manta verdeckt wurde, welche weithin leuchtet und den Burſchen das Ausſehen von Scharfrichtern gab, die mit uns ſchleunigſt fertig machen würden; dazu paßten auch ihre wilden Bewegungen und der Ausdruck ihrer unraſirten Geſichter.

Von uns Vieren, die wir nun ans Land ſtiegen, der Maler nämlich, Herr Erichſen und Herr Weinberg, ſowie ich, wußte Keiner ſich im Spaniſchen auch nur halbwegs vernünftig auszudrücken. Herr Weinberg, der ein Vocabulaire in der Hand ſchwang, radebrechte freilich aus demſelben allerlei ſeltſam klingende Phraſen, welche aber den Cataloniern eben ſo wenig verſtändlich ſchienen, als unſer ehrliches Deutſch. So ſtanden wir denn ziemlich rathlos da, und wenn uns auch pantomimiſch allerlei Hülfsleiſtungen angeboten wurden, ſo ließ uns doch gerade die Verſchiedenheit derſelben zu keinem Entſchluſſe kommen. Der Eine wies uns auf unſere Fragen nach Barcelona hierhin, der Andere dorthin;

war, daß zwiſchen dem Stadtſchultheißen und dem Baron von Rivola eine geheimnißvolle Verbindung beſtehe; daß der alte Thurm mit dem unterirdiſchen Gange eine ſehr dunkle Geſchichte habe, in welcher der ehemalige Bediente des Freiherrn, welcher ſeine Frau heimlich aus der Welt geſchafft, eine große Rolle ſpiele. Manche erinnerten ſich auch, daß der Stadtſchultheiß ein Lebemann und dem ſchönen Geſchlechte ſehr zugethan geweſen, damals öffentlich, jetzt im Geheimen, und wenn er nun, wo Madame Mayer mit vielen ſchönen Töchtern und zahlreichen Nichten dort ihr Weſen treibe, den Gang zumauern wolle, ſo geſchehe das nur, um die Blicke von ſeinem Treiben abzulenken.

Was die Juwelen anbelangte, ſo wußte die gute Oberſteuerräthin jedenfalls mehr, als ſie geſagt, und ſo viel ſtand feſt, entweder waren dieſe Juwelen falſch oder Gott weiß durch welches Verbrechen in die Hände des Herrn von Rivola gekommen.

Elftes Kapitel.

Auf dem Platze vor dem Rathhause herrſchte das an Markttagen ſo unruhige und lebendige Treiben: da ſtanden oder ſaßen in langen Reihen die Verkäufer und Verkäuferinnen hinter ihren Körben und Säcken, die meiſten, ſo gut als es möglich war, in ihre Tücher gehüllt oder ihre dicken Tuchjacken zugeknöpft, mit ſchweren Fauſthandſchuhen, gerötheten Wangen und triefenden, blauen Naſen, denn es war recht kalt geworden, eine feſt gefrorene Schneedecke lagerte auf der Erde, ein ſchneidiger Nordoſtwind fegte durch die Straßen; da wurde angeboten und gehandelt, Käufe abgeſchloſſen, oder die Betreffenden, die nicht handelseinig werden konnten, ſetzten achſelzuckend ihren Weg fort. Poſſierlich war es dabei anzuſehen, wenn die Marktweiber vor ihrer Waare hin und her trippelten, um die Füße zu erwärmen, und wenn ſie fröſtelnd ihre Arme eifrig übereinander ſchlugen.

Wahrhaft abgehärtet erſchienen dagegen die viel zarteren Köchinnen und Dienſtmädchen guter Häuſer, die, oft in einem dünnen Kattunkleidchen, mit ſehr kleinem Umſchlagetuch, ein Paar leichte, geſtrickte Handſchuhe an den Händen, die Kälte gar nicht zu fühlen ſchienen und ohne irgend eine hierauf bezügliche lebhaftere Bewegung zu machen mit dem Anſtande und der Würde, wie ſie ſich für die Repräſentantinnen guter Häuſer geziemen, ihre Einkäufe beſorgten.

So bemerken wir hier eine unſerer Bekanntinnen, recht kokett angezogen, das hübſche, lockige Haar unter einem zierlichen Häubchen verborgen, ein leichtes Körbchen am Arme, welches allerdings nicht dazu geſchaffen war, um gröbere Marktерzeugniſſe in ſich aufzunehmen; auch ſchien Jungfer Margarethe heute Morgen außerordentlich wähleriſch in ihren Einkäufen zu ſein und ſchwer damit zu Stande zu kommen, denn wenn ſie auch hier und da ſtehen blieb, um nach dem Preiſe einer Waare zu fragen, ſo ſah man ſie doch gleich darauf wieder kopfſchüttelnd weitergehen.

Auf dieſe Art Schritt um Schritt vorbringend, näherte ſie ſich indeſſen, wenngleich langſam und zögernd, der offen ſtehenden Thür der unteren Rathhaushalle. Endlich aber beſchrieb ſie einen großen Bogen um die letzte Reihe der Marktweiber und ſchien es alsdann ſehr eilig zu

haben, an der Treppe der oben erwähnten Halle vorbei zu kommen. Zufälliger Weiſe aber befand ſich hier noch eine letzte Verkäuferin, die ſo auffallend ſchöne Meerrettigſtangen feil bot, daß Jungfer Margarethe unmöglich daran vorübergehen konnte; doch verlangte die Verkäuferin gar zu hohe Preiſe, ſo daß ſich jene veranlaßt fand, mit hellklingender Stimme auf das Ungehörige der Forderung aufmerkſam zu machen.

„Da würde ſich die Frau Stadtſchultheißin bedanken," rief ſie lachend, „wenn ich ſo theuer einkaufte — nein, nein, es iſt noch genug davon zu haben — ah, guten Morgen, Herr Amtsdiener, habe ich nicht vollkommen Recht? Denken Sie nur, was die Frau für ihren Meerrettig verlangt, es iſt unerhört!"

Der würdige Beamte hatte wahrſcheinlich, von der hellen Stimme Margarethens angelockt, ſeinen warmen Ofen verlaſſen und war unter die Thür der Halle getreten, wo er das Dienſtmädchen des Stadtſchultheißen mit einem mehr als gnädigen, ja mit einem freundlichen Kopfnicken begrüßte.

„Die wiſſen überhaupt nächſtens gar nicht mehr, was ſie verlangen ſollen," brummte er; „wie hat ſich das alles geändert — wenn ich noch denke, daß man vor ein paar Jahren ſo einen ganzen Korb um zwölf Kreuzer kaufte!"

„Und jetzt verlangt ſie ſo viel für eine einzige Stange.“

„Aber er iſt ſehr ſchön und ſaftig,“ ſagte die Verkäuferin; „wenn ich mit dem Meſſer hinein ſchneide und Sie daran riechen, ſo fängt die Jungfer augenblicklich an zu weinen.“

„Dafür danke ich — man hat andere Gelegenheiten genug, das zu thun.“

„Wenn ich was zu ſagen hätte,“ fuhr der würdige Beamte kopfnickend fort, „ſo ſollte man, ſo oft die Weiber ihre Waare theuer hielten, auch mit der Marktſteuer hinaufgehen.“

„Wenn der Meerrettig wirklich ſo gut und ſcharf iſt, wie Sie ſagt,“ ſprach Jungfer Margarethe mit ſehr lauter Stimme, ſo will ich doch einen Verſuch machen.“

Dabei ſchaute ſie ſtatt auf die Waare, die ſie kaufen wollte, angelegentlich in das Innere der Markthalle, wo nun jemand Anderes zum Vorſcheine kam und ſich der Thür näherte.

„Schlecht ſieht er nicht aus; was meint Ihr dazu, Steffler?“

Franz Steffler, der Gehülfe des Marktſchreibers, welcher jetzt in ganzer Geſtalt unter der Thür der Rathhaushalle ſichtbar wurde, machte zuerſt dem hübſchen Dienſtmädchen des Stadtſchultheißen eine elegante, ſolide Verbeugung; dann ſagte er:

„Der Meerrettig iſt zu empfehlen; ich kenne die Frau.“

Der Handel wurde nun zur Zufriedenheit beider Theile abgeſchloſſen, und da Jungfer Margarethe in der Nachbarſchaft auch noch andere Einkäufe zu machen hatte, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß ſie die groben Meerrettigſtangen nicht mit ſich herumſchleppte, ſondern bis zu ihrer Zurückkunft in der Rathhaushalle deponirte.

Herr Franz Steffler trug ſie ſelbſt in ſeinen Schreibverſchlag und wickelte ſie dort in ein blaues Papier, das er zum Ueberfluſſe noch mit einem Bindfaden umwand, wobei ihm der Amtsdiener, am Ofen ſtehend, mit einem mürriſchen Lächeln — er hatte eigentlich kein anderes — zuſchaute.

„Es iſt mir doch lieb, daß ich dergleichen hinter mir habe und um ein Paar hübſcher Augen willen keine Papierverſchwendung mehr treibe.“

Hierauf blies er ſeine Backen auf und ſpitzte die Lippen, als ob er pfeifen wollte, kam aber nicht dazu.

„Allerdings ein Paar hübſche Augen,“ ſagte der Gehülfe des Marktmeiſters, aus ſeinem Verſchlage hervorkommend — „und was für Augen!“

Mit dem Aeußern des Herrn Steffler war eine große Veränderung vorgegangen: ſtatt des fadenſcheinigen, ſchwarzen Anzuges trug er jetzt einen wohlhabend ausſehenden Paletot von braunem Winterſtoffe, Beinkleider

von derſelben Farbe, und an ſeinem Halſe bemerkte man ſogar einen weißen Kragen; dabei war es eigenthümlich, wie dieſes anſtändige Kleid auf den ganzen Menſchen eingewirkt zu haben ſchien. Seine Bewegungen waren nicht mehr hüpfend, wie damals, auch tänzelte er nicht mehr mit dem Ausdrucke der Ehrerbietung um den Amtsdiener herum, bis es dieſem gefiel, an dem warmen Ofen ein Bißchen Platz für den armen Steuerſchreiber zu machen, ſondern er pflanzte ſich jetzt ohne Weiteres neben dem Amtsdiener auf, die Hände auf den Rücken gelegt, wobei er die ungnädigen Blicke deſſelben mit einem leichten Lächeln beantwortete.

„Ja, die Zeiten ändern ſich," ſagte er alsdann; doch gab es gewiß eine Zeit, wo Sie für ſo hübſche Augen noch mehr gethan hätten, als einige Stangen Meerrettig in ein blaues Papier zu wickeln."

„Mehr allerdings, aber das doch wohl nicht," antwortete der Amtsdiener in mürriſchem Tone; „freilich haben ſich die Zeiten geändert, daß ſich Gott erbarme! Damals gehörte mehr dazu, als plötzlich einen guten Rock anhaben und Meerrettig einwickeln, um — doch iſt darum nichts beſſer geworden, auch die Mädel heutzutage nicht."

„Mein lieber Herr Amtsdiener," entgegnete der Andere in einem heiteren Tone, „auf das Aeußere kommt's nicht an, man kann tragen, was man will, und bleibt deßhalb doch im Innern, was man iſt — die innere Ei-

genſchaft, die Fähigkeit, welche man beſitzt, das macht eigentlich den Menſchen aus; ich war allerdings noch vor Kurzem, was man einen rohen Edelſtein nennt, und ſelbſt Sie werden nicht läugnen, daß ich heute ziemlich geſchliffen ausſehe — doch wollen wir darüber kein Wort weiter verlieren. Da kommt auch Jungfer Margarethe zurück, und Sie ſollen ſehen, ob ſie es nicht ſehr wohlgefällig aufnimmt, daß ich ihr die ſchmutzigen Meerrettigſtangen eingewickelt habe."

Dies war denn auch in der That der Fall; bei ihrem Eintreten nickte ſie gegen den Amtsdiener nur leicht mit dem Kopfe und trat alsdann mit Herrn Steffler in den kleinen Verſchlag, wobei ſie gegen dieſen die Bitte ausſprach, die Geſammtſumme ihrer Einkäufe nachzurechnen.

Der Amtsdiener draußen blies ſeine Backen auf und machte ein höchſt unzufriedenes Geſicht, als in dieſem Augenblicke die Glocke ertönte, welche ihn in den Sitzungs-Saal des Gemeinderathes hinaufrief.

Der Steuerſchreiber hatte ſich an ſeinen Tiſch geſetzt und durchflog die Zahlenreihe, während Jungfer Margarethe ſehr dicht neben ihm ſtand, ihre Hand aufgeſtützt hatte und ihm über die Schulter ſah.

„Dieſe Rechnung iſt richtig," ſagte er, mit einem leichten Seufzer aufſchauend, und da er ſich hierbei ein wenig emporrichtete, ſo konnte es nicht fehlen, daß er ſie mit ſeiner Schulter ſtreifte; „bitte aber, ſelbſt noch einmal

nachzuſehen: zwei und zwei ſind vier und acht ſind zwölf und ſieben ſind neunzehn und fünf ſind vierundzwanzig — behalte zwei — zweiundfünfzig von dem anderen Zettel dazu machen ſechsundſiebenzig, und nun einen Kuß dazu, ſüße Margarethe, ſo haben wir einen Gulden vierundzwanzig Kreuzer."

„Pfui, Herr Steffler, Sie können Ihre ſchlechten Witze niemals laſſen und ſind wirklich ein gefährlicher Menſch, der darauf ausgeht, ein unerfahrenes Mädchen ins Gerede zu bringen!"

„Das ſagen Sie nicht im Ernſte, Margarethe — Sie wiſſen, wie gut und zart ich für Sie denke!"

„Bei einem ſolchen Verlangen hier in der offenen Halle!"

„O, mein liebes Kind, die Fenſter ſind vor Staub ſo blind, als man es nur wünſchen kann, und ich kenne kein heimlicheres Winkelchen als dieſen Verſchlag."

„Das haben Sie wahrſcheinlich ſchon oft erprobt?"

„Jetzt, Margarethe, ſage ich „pfui" und ſetze mit Entrüſtung hinzu: das iſt nicht dein Ernſt!"

„Und wenn der Herr Amtsdiener Sprandel hereintritt, ſo fällt ſein erſter Blick hierher — ich kenne das."

„Aber er wird nicht hereintreten — ſei geſcheit, liebes Kind!"

„O, ich bin ſehr geſcheit!"

„Aber ſchlechte Zahlen machſt du — ich glaube, ich habe mich doch geirrt; ſoll das hier ein Vierer ſein oder am Ende ein Siebener? Sieh' einmal genau hin — noch näher — ſo iſt es recht."

„Schämen Sie ſich, Herr Steffler, ſo meine Argloſigkeit und Unſchuld zu mißbrauchen! Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich gewiß nicht hieher gekommen, überhaupt . . . ."

„Was überhaupt, meine herzige Margarethe?"

„Ueberhaupt ſpricht man ſchon im Hauſe davon, daß Sie ſich ſo oft in der Nähe unſeres Hauſes ſehen laſſen, und der Kutſcher hat neulich behauptet, er habe es ganz deutlich geſehen, wie Sie an der Ecke auf mich gewartet."

„Nun, und was weiter?"

„Was weiter? Sie haben gut fragen — meinen Sie denn, man fange ſo mir nichts dir nichts eine Liebſchaft an, ohne ſolide Ausſichten zu haben?"

„Das meine ich gewiß nicht, mein liebes Kind; ich habe dir ſchon geſagt, daß ich die beſten Ausſichten habe."

„Und doch bleiben Sie hier auf dieſer kleinen Stelle, im ſtändigen Verkehr mit den dummen Marktweibern da draußen — das gefällt mir durchaus nicht."

Sie ſagte das in einem etwas ſchnippiſchen Tone.

„Alles hat einen Uebergang, wie ſchon der ſelige Fuchs bemerkte, als man ihm das Fell über die Ohren

eine Partie wollte unſere Koffer auf die Schultern laden, die andere auf einen Karren werfen, und ein paar Zollſoldaten ſchienen den Wunſch zu hegen, ſie in einem der dunklen Gewölbe deponirt zu ſehen, die ſich in der Ufermauer befinden. Und dabei lärmten die Kerle über alle Gebühr, drängten ſich uns auf den Leib und rochen nach Knoblauch, daß es zum Erbarmen war. Ich glaube, ſie wären noch unſertwegen in Händel gerathen, wenn nicht in dieſem Augenblicke ein Retter erſchienen wäre, ein wohlgekleideter Mann nämlich, der ſich uns in ganz gutem Franzöſiſch als Lohnbedienter der Fonda del Oriente, des Gaſthofes, den wir aufſuchen wollten, dargeſtellt hätte. Ihm überließen wir denn auch gleich die Sorge für unſer Gepäck, welches er auf einen großen Karren laden ließ, dem wir folgten.

Es ging aufwärts das Ufer hinan durch einen halb zerſtörten Thorbogen, dann kamen wir auf einen weiten öden Platz, der einſtens zum Schiffswerfte für kleinere Fahrzeuge gedient haben mochte; jetzt lagen da unbrauchbare Schiffsplanken, altes Tauwerk, roſtige Anker, auch hier und da ein Haufe Ballen oder Fäſſer, durch Strohmatten gegen die Sonne geſchützt. Dieſer Platz war auf der der See gegenüber liegenden Seite mit einer langen Reihe niedriger Häuſer beſetzt, alle von gleicher Bauart und gleicher Höhe. Viele waren roth angeſtrichen, und die zahlreichen weißen Fenſtereinfaſſungen hätten dem Anblick etwas Heimathliches gegeben, wenn nicht jedes dieſer Fenſter mit einem kleinen eiſernen Balken verſehen geweſen wäre, welcher uns erinnerte, daß wir endlich in Spanien waren. Es war eine kleine Stadt, die vor uns lag, aber mit unſcheinbaren Häuſern, ſo ärmlich ausſehend, daß wir uns ſchüchtern fragten: Soll das Barcelona ſein? Worauf uns übrigens der Lohnbediente zu unſerem Troſt mit einem ſanften Lächeln ſagte: Das iſt nur die Vorſtadt Barceloneta; dieſelbe iſt übrigens nicht unbedeutend, neuer als die große Stadt, und ihre Straßen laufen ganz gerade und durchſchneiden einander rechtwinkelig. Hier iſt das Fiſcher- und Matroſenviertel, es gibt

zog — aufgesagt habe ich, und wenn nicht der Marktmeister, wie du wohl weißt, krank wäre, so würde ich gleich am anderen Tage ausgetreten sein."

„Und du wirst deine Anstellung bekommen?"

„Das ist so gut, wie sicher, und zwar eine sehr respektable Anstellung, meinen Fähigkeiten entsprechend, in der Staatsdruckerei, auf dem Bureau der Staatsbanknoten."

„Und dann?"

„Dann, meine süße Margarethe, brauche ich nicht mehr Abends um euer Haus herumzuschleichen; du kannst alsdann deine Liebe zu mir offen und frei gestehen."

„Nein, Sie sind wirklich unausstehlich, Herr Steffler," schmollte das hübsche Dienstmädchen, indem es ihn auf die Finger schlug, „und dabei sind Sie von einer fürchterlichen Einbildung! Lassen Sie jetzt Ihre Kindereien gehen, und Sie meinen wohl, es sei etwas Rechtes, Ihre Liebe, und ich müßte mich sehr geehrt fühlen, dieselbe laut und öffentlich erklären zu können? Sagen Sie mir lieber etwas Vernünftiges von Ihren soliden Aussichten."

„Als Angestellter der Staatsdruckerei habe ich mehr als genügendes Auskommen."

„Ist diese Anstellung so gewiß?"

„Wie der Tag scheint; obgleich ich in dem Herrn von Rivola einen mächtigen Fürsprecher besitze, so habe ich

das Ganze doch mir selbst zu verdanken, was auch schon etwas werth ist. Herr von Rivola wurde zufällig auf mein Zeichen- und Gravirtalent aufmerksam; er ist ein großer Kunstkenner, und da er mich sogleich richtig erkannte, so war es ihm bei sei seinen großen Connexionen ein Leichtes, mich zu einer guten Stelle vorzuschlagen. Ich besorgte auch kleine Arbeiten für ihn, wofür er mich so außerordentlich belohnte, daß ich schon mit Recht der Ansicht sein kann, daß in mir etwas ganz Besonderes steckt; wenn ich freilich im Verhältniß danach beständig bezahlt würde, so könnte ich es noch zu einem Millionär bringen."

„Ich glaube, Sie schneiden ein wenig auf, Herr Steffler."

„Ganz und gar nicht, mein liebes Kind; so hundert Gulden für eine ganz kleine Arbeit und noch ein tüchtiges Geschenk für meine zukünftige Einrichtung, und das für eine Arbeit, die ich, unter uns gesagt, an einem einzigen Sonntagmorgen zu Stande brachte!"

„Was war denn das für eine Arbeit?"

„Man kann es eigentlich nicht einmal eine Arbeit nennen; es war nur eine Probe, damit sie in der Staatsdruckerei sehen können, daß ich ein scharfes Auge und eine sichere Hand habe."

„Wissen Sie auch, lieber Franz, daß ich ebenfalls für Sie gearbeitet habe?"

Der Steuerſchreiber ſah ſie fragend an.

„Neulich ſprach ich einmal mit der Frau Stadtſchultheißin, daß wohl die Zeit kommen könne, wo ich mich gern verändern möchte.“

„So, du möchteſt dich verändern?“

„Nun ja — wenn — Sie wiſſen das ja“ — bei dieſen Worten ſpielte Jungfer Margarethe mit einer affectirten Verlegenheit an ihren Schurzbändern, — „und ſagte das auch der Frau Stadtſchultheißin, nannte dabei Ihren Namen und ſetzte hinzu, daß der Herr Baron von Rivola Ihnen eine gute Anſtellung verſchaffen wolle, worauf die Frau Stadtſchultheißin erwiederte: ‚Ja, in dieſem Falle kannſt du ſchon ruhig ſein, denn wenn der Herr Baron von Rivola Jemanden protegirt, ſo muß dieſer Jemand‘ — nein, ich ſag' es doch nicht, du biſt ſo ſchon eitel genug!“

„So muß dieſer Jemand etwas Rechtes ſein,“ hat ſie geſagt, ergänzte der Steuerſchreiber — o, ich weiß genau, was in mir ſteckt!“

„Laſſen Sie Ihre Kindereien, da kommt der Herr Amtsdiener zurück; geben Sie mir meine Rechnung.“

„Hier, Jungfer Margarethe,“ ſagte Herr Steffler, indem er, ſcheinbar mit großer Ruhe, nochmals die Zahlenreihe überflog und dann dem hübſchen Dienſtmädchen das Papier einhändigte, welches es dankend empfing, dann Herrn Sprandel einen Knix machte und hierauf mit ſo

koketter Bewegung, als es ihr nur möglich war, die Halle verließ.

Der Amtsdiener hatte bei seinem Eintreten rasch einen lauernden Blick hinter den Verschlag gesandt und sagte nun, als sich Jungfer Margarethe entfernt hatte: „Das hat lange genug gedauert — ich möchte nur wissen, was die Frau Stadtschultheißin denken würde, wenn sie erführe, daß ihr Dienstbote hier eine förmliche Auflage hielte; doch mir kann es gleichgültig sein, in jeder Beziehung gleichgültig."

Er ging bei diesen Worten quer durch die Halle, öffnete einen dort befindlichen Wandschrank, aus dem er eine große Laterne nahm, deren Lampe er mit einem Schwefelhölzchen anzündete; dann rückte er seine Mütze fester in die Stirn, blies die Backen auf und verließ das Gemach durch eine Thür, die sich hinter der großen Treppe befand und die zu öffnen ihm einige Mühe kostete.

Herr Steffler, der durchaus keine Lust mehr verspürte, seine doch nun bald ganz beendigten Geschäfte für den erkrankten Marktmeister heute Morgen, da es ohnehin schon stark auf Mittag ging, fortzusetzen, klappte sein Buch zu, nahm seinen Hut und schloß den Verschlag hinter sich ab.

Er stand schon unter der Eingangsthür, um die Halle zu verlassen, als er von oben Jemand die Treppe herabkommen und, sich umwendend, den Stadtschultheißen sah, der mit einem jungen Manne in eifrigem Gespräche die Stufen

niederſtieg und, ohne ihn zu bemerken, mit dieſem durch dieſelbe Thür ging, durch welche ſoeben der Amtsdiener mit ſeiner leuchtenden Laterne verſchwunden war. Daran war nun durchaus nichts Auffallendes; jene Thür führte zu dem Rathhauskeller, in welchem der Stadtſchultheiß wahrſcheinlich irgend etwas in Augenſchein nehmen wollte, vielleicht eine bauliche Veränderung, denn er erinnerte ſich dunkel, den jungen Mann auch ſchon irgendwo geſehen zu haben — richtig, bei ſeinem Freunde, dem Friſeur Fritz, welcher geſagt, der junge Mann ſei ein Baumeiſter, Ingenieur oder dergleichen.

Herr Steffler zog, auf der Treppe ſtehend, ſeine Handſchuhe an und ging von dannen, um in der Nachbarſchaft noch einen kleinen Beſuch zu machen.

Die Treppe, welche von der Halle in den tiefen Rathhauskeller führte, war breit, etwas ſchlüpfrig zwar, aber nicht ſo dunkel, daß man ein Licht gebraucht hätte, weßhalb der Amtsdiener mit ſeiner Laterne hinabgeſtiegen war, um unten auf die ihm folgenden beiden Herren zu warten.

„Das iſt ein ſchönes Gewölbe," meinte der Ingenieur Welden, nachdem er mit dem Stadtſchultheißen angekommen und den aus dicken Quadern erbauten Kreuzbogen aufmerkſam betrachtete; es wäre eine Freude, wenn man heutzutage noch ſo bauen dürfte. Dort in jener Ecke muß

nach dem alten Plane, den ich genau durchgesehen, die fragliche Thür sein."

„Ja, dort ist sie, und hier der Schlüssel," sagte der Stadtschultheiß — „leuchten Sie dorthin, Sprandel."

Der Ingenieur nahm den Schlüssel und drehte ihn nicht ohne große Kraftanstrengung in dem Schlosse herum, wobei er bemerkte: „Das ist lange nicht gebraucht worden."

Es war eine schwere, kunstlos gearbeitete, aber sehr feste eiserne Thür, vor welcher nun die Drei standen, der Amtsdiener mit hoch erhobener Laterne, deren Lichtschein in einen unterirdischen Gang sehen ließ, welcher hier begann und aus welchem eine modrige, allerdings etwas übel riechende Luft herausdrang.

Welden nahm die Laterne aus der Hand des Amtsdieners, und nachdem er die Thür aufgedrückt, die sich kreischend in ihren Angeln drehte, ging er ohne Weiteres voran; ihm folgte der Stadtschultheiß, nachdem er Herrn Sprandel bedeutet, ihn oben in der Halle zu erwarten.

„Ist der Weg hier eben, oder gibt es Stufen?" fragte der Ingenieur.

„Ganz eben, nur läuft der Gang, der Straße folgend, wie Sie finden werden, ein wenig aufwärts."

Langsam weiter schreitend, beleuchtete Welden die Wände sowie die Decke des festgebauten Gewölbes und

ſagte: „Das iſt ebenfalls in einer Zeit erbaut, wo man weder an Steinen noch an Zeit zu ſparen pflegte — ſchade darum, daß dieſer Gang, wie Sie mir ſagten, auf der Seite der jetzigen Hauptwache verſchüttet worden iſt; er würde noch Jahrhunderte allem Gewichte trotzen, das man für gut fände, auf ihn zu laden.“

„Und er hat nicht einmal viel zu tragen, denn er folgt meiſt den Straßen und geht nur kurz vor ſeinem Ende unter einem Häuſerquadrat durch, iſt auch wahrſcheinlich der größeren Sicherheit wegen dort verſchüttet worden.“

„Wie das zuſammengefügt iſt und mit Sorgfalt gearbeitet!“

Und ſo war es auch in der That; die Quadern, welche man zu dem Baue benutzt hatte, von feſtem Stein und ſo regelmäßig behauen, daß die Fugen heute, nach vielen hundert Jahren, noch wie mit dem Lineal gezogen erſchienen und kaum zu bemerken waren. Die Luft hier war dick und warm, doch nicht ſo, daß ſie das Athmen beſchwerlich gemacht hätte. Von dem Geräuſche des täglichen Verkehrs oben ſowie von dem in den rechts und links anſtoßenden Kellern hörte man nur wenig, zuweilen das Rollen eines Wagens, hier und da auch ein dumpfes Klopfen und Hämmern.

„Ich hatte mir den Gang viel verfallener gedacht,“ ſprach Herr Welden, „und von dem Geſichtspunkte aus-

gehend, wäre ich ganz mit Ihnen einverſtanden geweſen, auch die eine Mündung im Rathhauskeller zu vermauern, wie es mit der anderen bei der Hauptwache ſchon vor langen Jahren geſchehen; wie ich aber jetzt die Conſtruction des Gewölbes finde, ſo wäre es eigentlich ſchade, ihn gänzlich unzugänglich zu machen, es gibt Architekten genug, die hier an den Steinſchnitten des Gewölbes etwas lernen können — doch was haben wir hier? Ah, eine Biegung des Ganges und an der runden Ecke derſelben ein viel lockereres Mauerwerk, als wir bisher geſehen — betrachten Sie das, Herr Stadtſchultheiß."

„Ich weiß wohl, wir ſind hier an der Ecke der Bären- und Glockengaſſe, und die Rundung, welche wir hier haben, ſind die Fundamente des alten Thurmes, der dem Herrn Baron von Rivola gehört."

„Richtig, den Thurm, welchen er, wie Sie mir ſagten, der Stadt ſchon verſchiedene Male zum Kaufe angeboten hat. Warum erwerben Sie dieſes intereſſante Bauwerk nicht? Sie könnten es zu einem ſtädtiſchen Archive oder dergleichen benutzen, ließen den Eingang, der hier unſtreitig in den Thurm führte, wieder herſtellen und hätten alsdann eine unterirdiſche Verbindung mit dem Rathhauſe, die für mancherlei Fälle wohl zu benutzen wäre."

„Daß hier ein Eingang war," fuhr Welden nach einer Pauſe fort, während welcher er die Mauer mit der

Laterne aufs ſorgfältigſte beleuchtete, „daran iſt nicht zu zweifeln; ſieht man doch deutlich hier die Thüreinfaſſung roh in Stein gehauen und bemerkt eben ſo genau, daß die Steine, welche die Oeffnung jetzt verſchließen, in ſpäterer Zeit, und zwar mit ſehr wenig Sorgfalt eingefügt worden ſind.“

„Ich wußte das wohl, auch ſprechen ſchon die alten Chroniken davon, daß jener Thurm unter der Erde mit dem damaligen Jagdſchloſſe in genauer Verbindung ſtand durch dieſen Gang, der dann weiter fort in einen alten Steinbruch führte, wo jetzt die Hauptwache ſteht; zu welchem Zwecke, iſt nicht angegeben.“

„Vielleicht zu ganz verſchiedenen Zwecken, um ein Schlupfloch offen zu halten und, was dieſen Thurm anbelangt, irgend einen ſicheren Aufbewahrungsort zu haben, ſei es für Schätze, ſei es für Gefangene, und es wäre eine ſehr dankbare Aufgabe, ihn gewiſſermaßen als Schatzkammer wieder herzuſtellen; ſo viel ich weiß, fehlt es Ihnen doch an Platz für Ihre Akten und Archive, und ich hätte ſchon lange gewünſcht, daß die prächtigen Schränke in Ihrem ſchönen Rathhausſaale zu anderen Zwecken benutzt würden, als um vergilbte Papiere dort aufzubewahren.“

„Ihr Gedanke gefällt mir in der That, und wenn man den Gang von hier aus, wo er allerdings nicht mehr ſo feſt und mit Steinen und Schutt ausgefüllt iſt,

wenn man ihn gerade hier hinter dem Thurme mit einem ſoliden Mauerwerke verſchlöſſe, ſo würde man ſicher auch die von weiter her dringenden übeln Gerüche abſchneiden. Wir könnten noch einige Schritte vordringen, und dann würden Sie gleich ſehen, wie dort das Mauerwerk unhaltbar und zerklüfteter iſt."

„Ich begreife das — der ſolid conſtruirte Gang zwiſchen Thurm und Jagdſchloß war ihnen die Hauptſache."

„Ganz richtig; weiterhin ſteht er durch Schachtlöcher mit einigen Häuſern in Verbindung, durch welche die Bewohner, allerdings gegen die Vorſchrift, Aſche und Kehricht hinabſchütten."

„Wenn es Ihnen recht iſt, gehen wir doch noch ein paar Schritte vorwärts," ſagte der Ingenieur — „doch halt — bitte, Herr Stadtſchultheiß, bleiben Sie einen Augenblick ſtehen — hören Sie hier nicht ein eigenthümliches Geräuſch?"

„Nichts Beſonderes, Fußtritte droben und das entfernte Rollen eines Wagens."

„Nein, nein, das iſt es nicht — warten wir einen Augenblick, bis es über uns in der Straße wieder ſtill geworden iſt — jetzt hören Sie."

„In der That, Sie haben Recht — was kann das ſein?"

„Etwas wie das Rad einer Maſchine, das ſich ein

hier viele Kneipen und viele Tabakläden, dazwiſchen Gewölbe mit bunten Schifferhemden und rothen Mantas, welche Farbe für dieſes Kleidungsſtück hier in Catalonien Mode zu ſein ſcheint.

Die Straßen ſahen recht öde und leer aus, eben ſo die Häuſer; die meiſten Fenſter waren verſchloſſen, zum Theil auch nur mit weißen Gardinen verhängt, und nur hie und da lehnte eine weibliche Geſtalt an dem Balcongeländer, mit vollen Körperformen, blaſſem Geſicht und ſehr ſchwarzen Haaren, die mit ſilbernen Nadeln aufgeputzt waren.

Barceloneta, zwiſchen 1755 und 1775 durch den Marquis de la Mina gegründet, iſt ſehr lang geſtreckt, und wir brauchten eine gute Viertelſtunde, ehe wir die Gräben und Mauern der wohlbefeſtigten großen Stadt erreichten. Das Thor, welchem wir uns näherten, hatte uns ſchon von Weitem, ſehr hell von der ſchmutzigen Häuſermaſſe, an der wir vorbeikamen, abſtechend, durch ſeine ſeltſame Formenbildung und die Prätenſion ſeiner ganzen Anordnung, die ein ganz modernes Bauwerk verrieth, beſonders intereſſirt; die zwei Thorbogen neben einander, der eine zur Ein-, der andere zur Ausfahrt beſtimmt, ſchienen die völlig geſchloſſene Kreisform zu haben, eingeſpannt zwiſchen einen Wald von griechiſch-doriſchen Säulen, und bei näherer Betrachtung zeigte es ſich auch faſt ſo, denn aus der untern Hälfte der Kreiſe war nur ein ſo großes Stück ausgeſchnitten, um eine ebene Schwelle zu erhalten. Der Aufwand an reichen Architekturformen und die Präciſion der Ausführung wären einer beſſeren Geſammtanordnung werth geweſen.

Hinter dieſer Puerta del Mar ſah es auch nun gleich ganz anders und großſtädtiſch aus. Vor uns hatten wir einen weiten, wohlgepflaſterten Platz, in deſſen Mitte man eben irgend ein Denkmal aufzurichten im Begriffe ſtand, deſſen anſehnlicher, würfelförmiger Unterbau bereits fertig war. Auf einer Seite des Platzes befinden ſich vier- bis fünfſtöckige Häuſer, neben dieſen die ſehr gering ausſehende Lonja oder Börſe, links ein großes

paar Mal herumdreht und dann jedes Mal ſtill gehalten wird. Iſt hier in der Nähe irgendwo die Werkſtätte ein Kupferdruckers?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Oder eines Lithographen?"

„Auch nicht; hier herum gibt es nur Krämer, Metzger, Bäcker und dergleichen Gewerbsleute. Das Geräuſch könnte ja auch von einem Spinnrade herkommen."

„Der Faden der Spinnerin müßte ſehr regelmäßig abreißen," meinte Welden kopfſchüttelnd; „treten Sie ein wenig näher zu mir, hier hören Sie es deutlicher."

Er hielt die Laterne hoch empor, um oben das Gewölbe zu beleuchten, und dann ließ er den Schein des Lichtes langſam an der feuchtglänzenden Mauer herabgleiten bis zu der ſchlecht vermauerten Oeffnung in dem runden Thurme.

„Wenn Sie ſich etwas niederbeugen wollen," ſagte er alsdann, „ſo hören Sie es am deutlichſten."

„Ach ja," erwiederte der Stadtſchultheiß, nachdem er eine Zeit lang an der Mauer gehorcht, „das Geräuſch ſcheint in der That aus dem Thurme des Herrn von Rivola zu kommen; vielleicht daß ſein alter Diener, der ehemalige Schloſſer, ſich mit der Drehbank ſeines Herrn zu ſchaffen macht?"

„Ach, das könnte ſein! Ja, ja, das Geräuſch klingt

ſo, als wenn ein widerſpenſtiges Rad nach verſchiedenen Seiten probirt wird, um es wieder in Gang zu bringen. Jetzt hat das Geräuſch ganz aufgehört; ich habe es mir immer zur Richtſchnur genommen, über irgend etwas Ungewöhnliches, das ich beſonders zur Nachtzeit höre, ſo lange nachzudenken oder, wenn es möglich iſt, dasſelbe zu unterſuchen, bis ich zu irgend einer genügenden Erklärung gelange. Wenn das Jeder thäte, gäbe es keine Geiſtererſcheinungen mehr."

„Dazu fehlt aber Manchem Ihre Umſicht oder Ihr Muth, mein lieber Herr Welden. Hier iſt es jedoch ſicher der alte Friedrich geweſen; wenn ich ihn wieder ſehe, will ich ihn darum befragen. Laſſen Sie uns aber jetzt noch einige Schritte weiter vordringen, damit Sie ſehen, wie ſich die Conſtruktion des Ganges hier endet."

„Ach ja, auffallend ſchlecht! Wie ich ſchon vorhin ſagte, es iſt meine Anſicht, daß es meinen Collegen von dazumal hauptſächlich darum zu thun war, die Verbindung zwiſchen Thurm und Rathhaus wahrſcheinlich für den täglichen Verkehr im Stande zu halten; mit dem weiteren Gange mußte man ſich für gewiſſe Fälle ſo gut als möglich behelfen."

„Das hier iſt allerdings recht ſorglos zuſammengefügt, und hier dicht am Rivola'ſchen Hauſe ſehen Sie einen jener Schachte, von denen ich vorhin ſprach. Wie hier Kehricht und Aſche zu einem tüchtigen Haufen an-

gewachsen sind! Ich muß denen da oben wieder einmal die Polizeivorschrift auffrischen lassen."

Welden hatte mit der Laterne gegen den Boden geleuchtet, wo sich allerdings ein tüchtiger Haufen von Abfall aller Art und Asche befand; jetzt beugte er sich tief hinab und betrachtete etwas, das sich glänzend aus dem grauen Staube hervorhob.

„Was haben Sie da?"

„Wenn ich nicht irre, ein Stückchen geschmolzenen Kupfers, förmlich einen Tropfen bildend; man sollte glauben in der Nähe einer Galmeischmelze zu sein, gerade so tropft das Metall aus dem Steine."

„Sehen Sie wohl, wie interessant es ist, diesen alten Gang zu untersuchen," meinte lächelnd der Stadtschultheiß. „Da haben wir schon ein paar wichtige Entdeckungen gemacht; wer weiß, was wir fänden, wenn wir noch weiter fortschritten! Doch habe ich Ihre Zeit und Geduld genugsam in Anspruch genommen, kann Ihnen auch weiter nichts mehr zeigen."

Welden hatte das Stückchen geschmolzenen Kupfers zwischen den Fingern gerieben und dann eigentlich ganz absichtslos in die Westentasche geschoben. Hierauf betrachtete er noch einen Augenblick die Steine und Erdmasse, welche sich allerdings hier jedem weiteren Vorbringen widersetzten, und sagte alsdann: „Ich muß meinen Vorschlag von vorhin wiederholen, den alten Thurm zu

kaufen und hier eine solide Mauer aufzuführen. Denken Sie nur, Herr Stadtschultheiß, was das für ein Rettungsweg wäre bei einem Brande oder dergleichen! Und dann eignet sich der alte Thurm mit seinen riesenhaften Mauern wie gar nichts Anderes zu einem städtischen Archiv."

Der Stadtschultheiß ging dem Anderen schweigend voraus durch den alten Gang zurück; Welden schloß die alte Gitterthür nicht ohne einige Mühe wieder zu und sagte dabei: „Wenn Sie mir den Schlüssel anvertrauen wollten, so würde ich dieses schöne, aber verrostete Schloß einmal nachsehen lassen; das müßte bei guter Behandlung wie ein Uhrwerk gehen."

„Thun Sie das, mein Lieber, und wenn Sie noch einen Augenblick Zeit für mich haben, so bitte ich Sie, mich nach oben zu begleiten."

Neben dem Rathhaussaale hatte der Stadtschultheiß ein kleines, aber behagliches Arbeitszimmer, wo er den jungen Ingenieur zum Sitzen einlud und, als dieser das dankend ablehnte, mit ihm auf und ab ging.

„Das, was Sie mir vorhin vorschlugen, scheint mir als außerordentlich zweckmäßig. Der Herr Baron von Rivola äußerte schon einige Mal die Absicht, den Thurm und das Haus verkaufen zu wollen; auch war der verlangte Preis, ohne gerade gering zu sein, doch auch nicht übermäßig, und wir haben hier im Rathhause so wenig Platz, daß es schon sehr erwünscht wäre, in der Nähe

einen ſolid gebauten Raum für Archiv, Magazin und dergleichen zu haben, ſowie auch noch ein paar Schreibſtuben für ſolche Geſchäftszweige, die gerade nicht unmittelbar hier im Rathhauſe zu ſein brauchen. Sie wiſſen, mein lieber junger Freund, daß ich neulich in der Gemeinderathsſitzung recht tüchtig mit meinem Antrage auf Zumauern des Ganges überſtimmt wurde; nun meinen allerdings meine Freunde, ich ſolle mich daran nicht kehren, und ich glaube, Sie machten neulich bei meinem Balle den Vorſchlag, weder Gitterthür noch Oeffnung zuzumauern, ſondern dahinter ein ſolides Mauerwerk aufzuführen."

„Nein, nein; Herr von Rivola ſagte ſo, und fand ich damals dagegen nichts einzuwenden. Heute aber, wo ich den Gang geſehen, faßte ich eine andere Anſicht."

„Und Ihre Anſicht iſt ganz vortrefflich; ich werde vor den Gemeinderath hintreten und werde ihm ſagen: Meine Herren und Collegen . . . ." — der Stadtſchultheiß legte bei dieſen Worten ſeine rechte Hand auf die Bruſt — „Sie haben neulich meinen Antrag verworfen, und ich habe mich dem Beſchluſſe des verehrlichen Collegiums ſo gern und willig gefügt, daß ich ſogar nach reiflicher Ueberlegung auf den Gedanken gekommen bin, den Gang, der nach Ihrem Beſchluſſe erhalten bleiben ſoll, für das Allgemeine nützlich zu machen, indem — und ſo weiter und ſo weiter. Ich ſchmücke mich dabei mit fremden

Federn," ſetzte er mit einer verbindlichen Verbeugung gegen Welden hinzu, „doch werden Sie mir ſchon erlauben, mir auf dieſe Art Ihre vortreffliche Idee anzueignen."

„Gewiß."

„Und noch eine weitere Bitte erfüllen. Wenn ich mich auch ſelbſt der Freundſchaft des hochverehrten Mannes, des Herrn Barons von Rivola rühmen darf, ſo möchte ich doch nicht gern in meiner Eigenſchaft als Stadtſchultheiß ihn um den Preis ſeines Hauſes fragen; die ſtädtiſchen Mittel ſind etwas beſchränkt, und in dieſem Punkte iſt mit großen Herren am allerſchlechteſten Kirſchen eſſen. Sie aber, mein verehrter Freund, ſtehen ihm nicht nur näher, als ich — ich weiß, Sie ſind Hausfreund in Eichenwald — bitte, bitte, ſo oft ich im Herbſte draußen war, ſah ich, daß man Sie wie zur Familie gehörig betrachtete, ja, ſogar die Baronin — doch gehen wir darüber hinweg. Sie können dem Baron begreiflich machen, daß uns der alte Thurm allerdings ſehr nützlich wäre und daß er gerade in Betracht unſerer beſchränkten Mittel wohl ein gelindes Opfer bringen könnte, um der Stadt die Anſchaffung dieſes kleinen, ihm doch ſo entbehrlichen Anweſens möglich zu machen. Sehen Sie, mein lieber junger Freund," fuhr der Stadtſchultheiß fort, indem er Welden ſeine beiden Hände darreichte, „wenn ich vor den Gemeinderath hintreten könnte, um meinen oft ſo miß-

günſtigen und widerhaarigen Collegen zu ſagen: So fügt ſich der Stadtſchultheiß in eure Beſchlüſſe; nicht nur, daß er ſeine eigene Idee, die Zumauerung des alten Ganges, bereitwilligſt aufgab, nein, er that noch mehr, um euren Wünſchen gefällig zu ſein, er will dieſen beſagten Gang ſogar wieder herſtellen, um ihn in Verbindung zu bringen mit einem Denkmale alter Zeit, für das wir nützliche Verwendung haben und welch' altehrwürdiges Denkmal er für euch um den Spottpreis von ſo und ſo viel erhandelt hat — ich glaube, ein alter Römer hätte nicht mit größerer Selbſtverläugnung handeln können."

„Ganz meine Anſicht," gab Welden zur Antwort, während ein leichtes Lächeln über ſeine ſonſt ernſten Züge flog; „und um dieſer Selbſtverläugnung willen werde ich alles Mögliche thun, um von Herrn von Rivola in der That einen Spottpreis zu erlangen."

„Gott lohne es Ihnen! Seien Sie aber meiner vollen Dankbarkeit gewiß, und wenn Sie einmal — was nicht mehr lange dauern kann — als Mitglied des Rathes in den Saal hier nebenan eingeführt werden, ſo werde ich das als die glücklichſte Zeit meiner Amtsführung betrachten, und was ich dazu beitragen kann . . ."

Jetzt lächelte der junge Ingenieur in der That aufs herzlichſte. Gewiß mochte ihm die Ausſicht, einſtens an dem großen, grünen Tiſche ſo viel leeres Stroh mitdreſchen zu helfen, nicht gerade als das glänzendſte Ziel

ſeiner Wünſche erſcheinen. Dem Stadtſchultheißen ſchützte er allerdings ſeine Jugend und Unerfahrenheit im Geſchäfte vor, worauf dieſer ihm wohlwollend die Rechte auf die Schulter legte und in einem ſehr ernſten Tone erwiederte:

„Ihre Jugend, mein lieber Freund, würde der Stolz Ihrer Eltern ſein, wenn dieſe das Glück gehabt hätten, Ihre glänzenden Erfolge zu erleben. Könnte ich von meinem Ferdinand dasſelbe ſagen! Verzeihen Sie mir, daß ich dieſen Schatten in unſere Unterhaltung bringe, aber es iſt ein Schatten, der mein Leben verbittert und über den Sie mir vielleicht ein paar Worte erlauben werden — Sie ſind ja auch ein Bekannter meines Sohnes.“

Welden verbeugte ſich mit einem leichten Achſelzucken.

„O, ich verſtehe dieſe Miene! Ich wollte auch eigentlich nur ſagen: Sie kennen ihn, Sie ſehen ihn auch zuweilen, obgleich Sie ein paar Jahre älter ſind. O, wenn es Ihnen ſchon deßhalb möglich wäre, hier und da ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden! Er ſchlägt ſo ganz aus der Art, daß ich zuweilen förmlich erſchrocken bin, wie ein ſolcher Verſchwender in unſere Familie hineingerathen konnte.“

„Ferdinand iſt allerdings etwas luſtig, doch ſonſt ein in jeder Beziehung anſtändiger junger Mann; ich würde

gewiß ſeinen Umgang nicht vermeiden, wenn ich mehr freie Zeit hätte."

„Davon hat er viel zu viel, das iſt gerade das Unglück."

„Auch erlauben mir meine Mittel nicht, kleine, oft angenehme und gewiß unſchuldige Thorheiten mitzumachen."

„Was nennen Sie ſeine Mittel? Das allerdings reichliche Taſchengeld, welches ich ihm gebe, und dazu das Andere, das ihm ſeine Mutter heimlich zuſteckt — ich wollte nicht davon reden, aber ich fürchte, er macht Schulden, bedeutende Schulden."

„Sollte Ihnen das verſchwiegen bleiben?"

„Vollkommen; und deßhalb fürchte ich, er iſt in die Hände von Wucherern gefallen. Man weiß, daß ich einiges Vermögen beſitze, und iſt der Anſicht, der Stadtſchultheiß könne doch unmöglich den eigenen Sohn in den Schuldthurm ſperren laſſen — es wäre darin etwas von einem Brutus, aber ich danke dafür! Nun weiß ich, Ferdinand hat einen ziemlichen Reſpekt vor Ihnen, eben ſo wie manche der jungen Leute, die er ſeine Freunde nennt, ſo der kleine Beſenbach, der mit dem rothen Barte."

„Ah, ich kenne ihn!"

„Thun Sie es einem beſorgten Vater zu Liebe, Herr Welden, und ſagen Sie es mir, wenn Sie etwas in dieſer leidigen Angelegenheit erfahren. Ich weiß, daß er

namentlich in allerletzter Zeit Summen ausgibt, die mich erſchrecken. Summen für jenes gefährliche Kleeblatt: Wein, Spiel und Liebe! Seien Sie meiner Dankbarkeit und Verſchwiegenheit gewiß und überzeugt, daß ich zu allen Gegendienſten bereit bin.“

„Vielleicht iſt das ſchwer zu erfahren, vielleicht auch ohne große Mühe, und da ich überzeugt bin, daß Sie, Herr Stadtſchultheiß, Ihrem Sohne ſtets ein gütiger Vater ſein werden, ſo will ich Ihnen gern Mittheilung darüber machen, wenn ich zufällig etwas erfahre — zufällig, denn dem nachzuforſchen, wird ſich nicht gut thun laſſen.“

„Was ich vollkommen begreife,“ ſagte der Stadtſchultheiß und ſetzte mit einem herzlichen Ausdrucke in Blick und Miene hinzu: „Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen alſo mit zwei wichtigen Aufträgen beſchwerlich geworden bin, unſeren gemeinſchaftlichen Freund, den Freiherrn von Rivola betreffend, und die Quelle, aus welcher mein ungerathener Sohn das Geld für ſeine Schulden ſchöpft — allerdings zwei ganz entgegengeſetzte Dinge.“

Gebäude mit Arcaden, unter welchen ſich, beiläufig geſagt, ein Kaffeehaus befindet, das „Zu den ſieben Thüren“ heißt. Dieſes beſagte die Inſchrift auf der gleichen Anzahl Eingänge in ſieben verſchiedenen Sprachen, worunter ſich auch eine deutſche befindet. Es iſt dieß der Palaſt eines Amerikaners, in welchem nach den Bürgerkriegen Eſpartero wohnte, als ſich der Hof damals hier befand, und der Balcon des Siegesherzogs war dem der beiden Königinnen gerade gegenüber, denn rechts am Platze iſt der königliche Palaſt, ein rothes Gebäude in einem mittelalterlich ſein ſollenden Style; doch ſind die theilweiſe ſehr geſchmackloſen Verzierungen nur gemalt. Es iſt darin eine Nachahmung des Dogenpalaſtes zu Venedig verſucht worden, aber blos der Schein ſtatt des Weſens; die fingirten Incruſtationen bunter Marmorplatten, die halb gothiſchen, halb arabiſchen Einzelheiten und die ausgezackte hölzerne Mauerkrönung geben dem Ganzen ein ſehr barockes Ausſehen. Hübſch nahm ſich nur der im Hauptſtockwerke auf die ganze Hauslänge ſich erſtreckende verglaste Balcon aus, eine in dieſer Ausdehnung uns noch ganz neue Sache, die wir erſt mehr im Süden des Landes in vielerlei mannigfaltigen Arten wiederfinden ſollten. Unmöglich kann ich hier noch zwei Schilderhäuſer unerwähnt laſſen, blau und weiß angeſtrichen, in Zeltform, da ich nicht leicht etwas Plumperes der Art geſehen habe.

Neben dem Palaſt iſt das Mauthgebäude, wohin unſer Karren dirigirt wurde. So viel Unangenehmes man mir auch ſchon über die ſpaniſche Mauth geſagt, ſo fand ich doch, daß die Barceloneſer beſſer ſei als ihr Ruf; die Leute behandelten uns recht artig, ließen freilich unſere Koffer öffnen, begnügten ſich aber damit, mit der linken Hand nur leicht auf den Kleidungsſtücken umherzufahren, wogegen die Rechte, wie ich nicht läugnen darf, eine vielſagende Bewegung machte, die ich denn auch durch Hineingleitenlaſſen einer Peſeta alsbald ausglich. Dieſe Viſitationen in Spanien, abgeſehen von hier, wo wir von Frankreich kommend die Landesgränze betraten, ſind nicht genug zu rügen und für den

Zwölftes Kapitel.

Welden hatte das Rathhaus verlaſſen und ging über den hart gefrorenen Schnee nach der oberen Stadt. Es war gegen die Mittagszeit, was man an der größeren Stille des gewerblichen Stadtviertels, von dem er ſoeben herkam, wohl bemerkte; denn hier waren die Werkſtätten und kleineren Läden für eine oder zwei Stunden geſchloſſen, ebenſo die Comptoirs und Bureaux, und alle, die von der Frühe bis zwölf Uhr gearbeitet hatten, genoſſen der verdienten Ruhe zwiſchen ihren vier Pfählen. Anders war es dagegen in der oberen Stadt, wo ſich in den breiten Straßen, hervorgelockt von dem glänzenden Sonnenſcheine, zahlreiche Spaziergänger hin und her bewegten, um den klingenden Schlitten mit den reich geſchirrten Pferden zuzuſchauen.

Welden blieb häufig ſtehen, um hier und da ein paar

Worte mit einem Bekannten zu wechseln oder um ebenfalls dem bunten Treiben auf der Schneebahn zuzuschauen. Hier war aber auch alles ans helle Tageslicht gezogen, was von Schlitten während der wärmeren Jahreszeit auf Söllern und in dunklen Magazinen von dieser nur zu kurzen Schmetterlingszeit zu träumen pflegte, und gerade so, wie während der Sommerszeit die bunt geflügelten Tagesfalter über die grünen Wiesen oder am Ufer des Baches dahinflattern, so schossen jetzt die Schlitten in allen Gestalten und Farben hin und wieder auf der weißglänzenden Schneefläche. Da bemerkte man neben neueren, eleganteren Schlitten alte in den phantastischsten Gestaltungen, ausgehöhlte Löwen und Bären, dort einen riesenhaften Schwan, hier in Muschelform, ähnlich dem Wagen der Schaumentstiegenen, nur war der Inhalt weniger schön und begehrlich. Auch Pelze in allen Formen brüsteten sich vom einfachen Rehfelle bis zur schwarzen Bärendecke, die, in rother und goldener Einfassung koketter Weise rechts und links zu beiden Seiten des Schlittens tief herabhangend, mit ihren Quasten und Troddeln den Schnee schleifte, und dazu hundertfach vielstimmiges Geklingel und das Knallen der Peitschen.

Welden sah sich nach einer stilleren Seitenstraße um, denn er hatte dieses Getreibes genug, nachdem er es eine Viertelstunde betrachtet; doch hielt ihn noch das jetzt auf-

fallende Zuſammenſtrömen der Zuſchauer am Rande des breiten Trottoirs.

Ah, da kam der Hof mit der höchſten Geſellſchaft in einigen zwanzig Schlitten! Allerdings ein prächtiger Anblick, die feurigen, herrlichen Pferde mit dem bunt verzierten Geſchirre, Federbüſche auf den Köpfen, die koſtbaren Pelzdecken, die Schlitten ſelbſt in ſtrotzender Vergoldung, Stallmeiſter und Vorreiter voran und zu beiden Seiten, alles das begleitet von einem wahrhaft betäubenden Geklingel, und die Herren und Damen in ihren reichen Wintertoiletten, Zobel und Hermelin, wohin man blickte, im reichſten Beſatze auf ſchwarzen und farbigen Sammtmänteln.

Jetzt wurde Welden von einem der Vorüberfahrenden freundlich durch eine tiefe Senkung der Peitſche gegrüßt: es war der Baron von Rivola, welcher die Oberſthofmeiſterin der Königin führte. Hinter ihm kam ſeine Frau an der Seite ihres Bruders, des Oberſten der Leib-Küraſſiere, Grafen Hartenſtein.

Es mußten das wohl neue Pferde ſein, mit denen Herr von Rivola fuhr, ein Paar herrliche Rappen. Welden hatte ſie bis jetzt noch nicht in ſeinem Stalle geſehen. Und wie geſchmackvoll-einfach Geſchirr und Schlitten waren! Letzterer tiefblau mit einer leichten Goldverzierung, nur mit einer wahren Verſchwendung von Bärenpelz, hintenauf zwei Bediente mit niedrigen, blauen, ſilberbeſetzten Mützen.

Auch Frau von Rivola bemerkte den jungen Ingenieur; doch war es ein sehr einfaches, steifes Kopfnicken, mit dem sie seinen ehrfurchtsvollen Gruß erwiederte.

Der Schlitten, welcher diesem folgte, erregte am meisten die Aufmerksamkeit der Zuschauermenge, besonders der Damenwelt, welche rechts und links an der Straße versammelt war. Derselbe war klein, aber von höchster Zierlichkeit, bespannt mit zwei muthigen Scheck-Ponies, die Geschirre roth mit Gold, die Decken von langhaarigem, seidenartig glänzendem Astrachanpelz, dessen Farbe so rein und leuchtend war, daß der Schnee gelblich dagegen erschien.

Welden hatte bereits von der kleinen Equipage Lucy's gehört und erkannte schon von Weitem den Schlitten an seiner Bespannung, sonst hätte er das junge Mädchen kaum bemerken können, denn Lucy, die, einen Bedienten hinter sich, allein in ihrem Schlitten saß, war umringt von jungen Herren zu Pferde, von welchen einer, ihr Vetter, Graf Hartenstein von den Gardehusaren, auf der dem Ingenieur zugekehrten Seite des Schlittens heiter plaudernd dicht neben ihr ritt und sie so mit seinem Pferde fast verdeckte.

Das junge Mädchen sah wundervoll aus; ihr schönes Gesicht war von der Kälte und von der Aufregung sanft geröthet, und da sie, freundlich aufschauend, die Bemerkungen des jungen Offiziers lächelnd erwiederte, so sah

man zwiſchen den friſchen, weich geformten Lippen ihre hellglänzenden Zähne. Sie trug ein anliegendes Kleid von blauem Sammt, mit weißem Pelze beſetzt, und eine kleine Mütze von gleichem Stoffe und gleicher Farbe.

Welden ſchaute der lieblichen Erſcheinung, welche mit den nachfolgenden Schlitten wie ein bunter Traum an ſeinem Blicke vorüberzog, ſinnend nach.

Traum und Wirklichkeit — oder war dieſes der eigentliche Lebenskreis des jungen Mädchens und für ihn die Erinnerung traumhaft, wenn er ſich Lucy von Rivola zu Hauſe dachte, ſo einfach und natürlich mit ihm plaudernd, ſeinen Worten lauſchend mit innigen Blicken, oder auf Spaziergängen an der Seite ihres Vaters, wenn ſie ihm ſo gern eine ſeltene, ihr fremde Waldblume brachte, einen glänzenden Stein zur Beurtheilung, oder wenn ſie ſich ſeinen Hut ausbat, den höchſt einfach grauen Filzhut, um eine Epheuranke darum zu winden — eigenthümliche Gedanken! Er wußte in der That nicht, weßhalb ſie jetzt auf ihn eindrangen. Nur ſo viel wußte er, daß er ſich nach ſeinem ſtillen Arbeitszimmer ſehne, um auf dem Papiere die ſchwierige Conſtruction jener Werke zu beendigen, die er im nächſten Frühjahre auszuführen hoffte dort oben in der maleriſch ſchönen Landſchaft, an deren zerklüftetem Terrain er unter kaum zu beſiegenden Schwierigkeiten ſeine ganze Kunſt zu zeigen vermochte. Ja, jenes Schaffen in Feld und Wald war die Wirklichkeit, ſeine Wirklich-

keit, die glänzenden Bilder, welche soeben an seinem Blicke vorüberzogen, in denen das junge, schöne Mädchen für ihn allerdings den Mittelpunkt bildete, nur ein phantastischer Traum.

„Die kleine Rivola ist allerdings so schön, daß selbst ein ruhiger Beobachter wie unser Freund Welden vor Erstaunen angefesselt bleibt!“ hörte der Ingenieur Jemanden neben sich lachend sagen und sah, als er sich umwandte, daß der Kreis der Zuschauer um ihn her verschwunden war und er beinahe allein auf dem Trottoir stand, neben ihm ein eleganter einspänniger Schlitten, aus welchem die eben gehörten Worte heraustönten, und zwar aus dem Munde Besenbach's, der neben Ferdinand Welkermann, letzterer kutschirend, in der Ecke des Schlittens lehnte.

„Schön ist nicht das richtige Wort,“ meinte Ferdinand; „sagen wir meinetwegen: erfrischend anzusehen. Aber, offen gesagt, ist es im Ganzen etwas sehr Insipides um diese Eigenschaftswörter; ich bin überzeugt, so denkt Herr Welden auch, und statt dieser Maskerade nachzuschauen, hat er gewiß an einem dieser Häuser einen architektonischen Schnitzer entdeckt — wie geht es Ihnen?“

„Danke, nicht schlecht,“ gab der Ingenieur zur Antwort und setzte, näher tretend, hinzu: „wenn auch nicht so gut, wie Ihnen — Sie haben sich da ein hübsches Geschirr angeschafft!“

„Man muß doch irgend etwas thun, um ſich das langweilige Daſein zu verkürzen; alle Welt fährt im Schlitten, da thue ich es auch.“

„Sie haben ja ein wirklich außerordentlich ſchönes Pferd!“

„Er hat es von Herrn von Rivola erhandelt,“ ſagte Beſenbach. „Haben Sie Rivola's prachtvolle Rappen geſehen?“

„In der That, ein Paar brillante Pferde.“

„Koſten ihn auch viertauſend Gulden, incluſive dieſes kleinen Fuchſes, der ſo zu ſagen als Knochenſtück beigegeben wurde.“

„Ein theures Knochenſtück! Koſtet mich achthundert Gulden und iſt nicht einmal zum Reiten oder zu einem Wagen geeignet! Wenn die Schlittenbahn vorbei iſt, werde ich es für das halbe Geld weggeben müſſen.“

„Was machen Sie ſich daraus, Sie haben es ja!“ meinte der junge Ingenieur.

„Ja wohl, und wo unſer Einkommen nicht ausreicht, machen wir Schulden!“ lachte Beſenbach.

Ferdinand warf ſeinem Nachbar einen unangenehmen Blick zu, den er mit den Worten begleitete: „Du kannſt eigentlich nicht ſagen: machen wir Schulden, denn dieſes Geſchäft beſorge ich für dich ebenfalls mit — doch laßt uns über etwas Geſcheiteres reden. Haben Sie was vor, lieber Welden?“

„Ich bin gerade im Begriffe, nach Hauſe zu gehen und zu arbeiten.“

„Das wird auch wohl keine Ewigkeit dauern, in drei Stunden ſehen Sie nichts mehr, und wenn Sie nichts Beſſeres zu thun wiſſen, ſo treffen Sie uns um fünf Uhr im Holländiſchen Hofe, wo wir ein kleines Diner machen; es iſt ſo eine Art Schlitten-Club, der ſich conſtituirt.“

„Aber das Diner iſt die Hauptſache,“ lachte Beſenbach; „es wäre hübſch von Ihnen, wenn Sie kämen, lieber Welden.“

„Ich will ſehen, was ſich thun läßt; ganz ſicher aber dürfen Sie auf mich nicht rechnen, ich könnte durch Eines oder das Andere auf dem Bureau feſtgehalten werden.“

„Machen Sie das, wie Sie wollen und können, und wenn Sie auch erſt beim Nachtiſche erſcheinen, ſo ſind Sie uns eben ſo angenehm und willkommen.“

„Das wäre vielleicht möglich, zu Kaffee und einer Cigarre.“

»Bon!«

Das muthige Pferd, welches ſchon ungeduldig mit dem Fuße geſcharrt, flog jetzt mit leichten Schritten über die glatte Schneedecke dahin. Welden hatte zum Abſchiede mit der Hand gegrüßt und verließ nun die breite Schloßſtraße, um ſich durch eine der ſchmalen Seitengaſſen nach ſeiner Wohnung zu begeben.

Dieſelbe befand ſich in einem großen, ſtattlichen Hauſe

in einer neuen Straße, die mit der Schloßstraße parallel lief, mit der, von welcher Welden soeben herkam. Oberbaurath Lievens hatte dieses Haus erbaut und den ganzen Parterrestock zu Eisenbahnbureaux an den Staat vermiethet. Er selbst wohnte im ersten Stocke, und da er kinderlos war und selbst wenig Platz gebrauchte, so hatte er dem jungen Ingenieur zwei rückwärts liegende Zimmer eingeräumt. Welden war nicht nur die rechte Hand seines Chefs, sondern man konnte ihn auch füglich als die rechte Hand des ganzen Baubureau's betrachten; ja, der Minister selbst hatte geschwankt, ob ihm nicht schon an Lievens' Stelle die Oberleitung selbständig übertragen werden könne. Doch war er dafür in einem Lande, wo zu einer derartigen Stelle ein gewisses Alter als höchst erforderlich galt, noch zu jung befunden worden. Allerdings hatte er bei seinen Kenntnissen die Bedingung stellen können, entweder ganz unabhängig oder gar nicht zu arbeiten; doch fesselte ihn ein Gefühl der Dankbarkeit an Lievens, auf dessen Bureau er schon als junger Mensch beschäftigt gewesen, der seine Fähigkeit vollkommen erkannte und ihm deßhalb ein Vorgesetzter war, wie er ihn sich nur wünschen konnte. Lächelte ihn doch der gute Oberbaurath auf eine gemüthliche Weise an, wenn er ihn hier und da um seinen Rath fragte, und pflegte alsdann zu sagen: „Machen Sie es, wie Sie wollen, es wird schon recht werden."

Was die Oberbauräthin anbelangte, ſo hatte ſie ſich ſchon damals, als der junge Mann mit dem ganzen Baubureau aus den Bergen nach der Stadt zurückkehrte, ſeiner mit mütterlicher Sorgfalt angenommen und war dem Wunſche ihres Gemahls, Welden ſo nahe als möglich bei ſich zu haben, ſo bereitwillig entgegengekommen, daß ſie ihm die beiden Zimmer, welche bis jetzt für allenfallſige Gäſte benutzt wurden, ſogleich einräumte.

Der junge Ingenieur, welcher mit angeſtrengter Thätigkeit arbeitete und dem es anfänglich, wenn er Abends Zirkel und Reißfeder weggeworfen, eine Erholung war, das gutmüthige Geplauder ſeiner Hauswirthin anzuhören, hatte ſeine häufigen Beſuche ſpäter als einen Zoll der Dankbarkeit fortgeſetzt und auch dann nicht unterlaſſen, als ſich ihm andere Häuſer bereitwilligſt geöffnet, beſonders da er zu ſehen glaubte, daß es die Oberbauräthin einigermaßen ſchwer nahm, wenn er nicht regelmäßig zu den gewöhnlichen Stunden bei ihr erſchien.

Wir wiſſen bereits, daß Welden der Sohn armer Eltern war, daß er dieſe früh verlor und ſich nun gänzlich ohne Vermögen allein in der Welt forthelfen mußte. Dies war nur durch einen eiſernen Fleiß möglich geweſen, und zwar nur dadurch, daß er ſeit früheſter Jugend, nachdem er während des Tages mit angeſtrengteſtem Fleiße gearbeitet hatte, auch noch Andere lehrte, oft bis tief in die Nacht hinein, um darauf mit dem kärglichſten Abendeſſen

Reiſenden wahrhaft empörend. Jedes miſerable Neſt glaubt das Recht zu haben, den müden und hungrigen Reiſenden unter dem Thore feſtzuhalten und Geld von ihm zu erpreſſen; denn nur das iſt die Abſicht. Bei unſeren ſpäteren Touren zu Pferde brauchte nur Einer vorauszureiten und einfach ſeine Börſe hervorzuziehen, ſo verlangte man nicht einmal, daß das Maulthier abgepackt wurde, ſondern ließ uns nach Spendung einiger Peſeten (die Peſeta iſt vier Realen, gleich einem franzöſiſchen Franc) ruhig weiter ziehen.

Nachdem wir mit der Mauth fertig waren, folgten wir abermals dem Lohnbedienten; er hieß Maurice, und ich kann ihn jedem meiner Leſer, der zufällig nach Barcelona kommt, beſtens empfehlen. Von dem freien Platze geriethen wir gleich in das Gewühl der Stadt, das in den ſehr engen Straßen, die mit vier- bis fünfſtockigen Häuſern beſetzt ſind, in einigen Vierteln wahrhaft betäubend iſt. Heute war es Sonntag, und die hellen und tiefen Glockenſtimmen der vielen Kirchen riefen die Andächtigen zur Meſſe. Maurice, der den Karren führte, eilte indeſſen ſo ſchnell vorwärts, daß wir beſtändig nach ihm zu ſehen hatten, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Und ſo mußten wir denn ziemlich theilnahmlos an der bunten, uns begegnenden Menſchenmenge vorübereilen, welche in ihren Coſtümen viel Neues für uns darbot, namentlich die bunten Mantos, welche die Männer über ihre Schultern hangen hatten, die ſeltſam geformten cataloniſchen Hüte von ſchwarzem Filz mit ziemlich breitem Rande, oben ſich verengend, vor allem aber die zahlreichen Schaaren des weiblichen Geſchlechts mit der reizenden Mantilla, Blumen im Haar, ſcharf gezeichneten Augenbrauen und glänzenden Augen.

Nach ziemlich langem Marſche kamen wir endlich auf eine breite Straße nach Art der Pariſer Boulevards, eben ſo wie dieſe mit Bäumen beſetzt — die Rambla, der Hauptſpaziergang der Barceloneſer, welcher die Stadt in zwei ungleiche Hälften theilt, ihr öffentlicher Garten, ihr Alles in dieſer Hinſicht. Hier befinden

und sehr ärmlicher Umgebung seine Nachtruhe zu suchen und zu finden.

Begreiflich war es, daß er so keine Zeit und Gelegenheit hatte, in Gesellschaft zu kommen, nicht in gute, aber auch nicht in schlechte; unbegreiflich dagegen, daß er trotzdem aus sich selbst heraus die gesellschaftlichen Formen der besten Art zu finden wußte und sich in dem ersten Salon, den er betrat, durchaus nicht eckig und ungelenk benahm, sondern so, als sei ihm Parquetboden und Teppich ganz bekannt und geläufig. Sein erstes Debut hierin hatte er draußen im Rivola'schen Hause gegeben, und daß die Baronin selbst, welche auf gesellschaftliche Formen außerordentlich viel hielt, ihn für einen wohlgezogenen und äußerst anständigen jungen Mann erklärte, war wohl das größte Compliment, das man ihm machen konnte. Schon früher, ehe Herr von Rivola ihn ins Haus brachte, hatte er von ihm gesprochen, seine Umsicht, seine Kenntnisse gelobt, und dabei von seiner Kraft und Gewandtheit erzählt, wie er, schwierige Arbeiten leitend, zuweilen zum Staunen der Arbeiter selbst mit eingriff, und ihn dabei geschildert in seinen hohen Wasserstiefeln, der dicken, kurzen Joppe, wodurch nach und nach sowohl bei Frau von Rivola als bei Lucy ein ganz eigenthümliches Bild des jungen Ingenieurs entstanden war, und zwar so, daß, als derselbe nun endlich einmal in einfachem, kleidsamem Anzuge erschien, die Baronin später zu ihrem Manne sagte: „Ich

war in der That ganz überraſcht beim Anblicke deines Welden, den ich mir nach deinen Schilderungen als ein kleines, verwildertes Ungeheuer gedacht, und nun ....— Hätte man mir ihn als Herrn von Welden vorgeſtellt, ſo würde ich ſeinem Aeußern und ſeinem Benehmen nach geglaubt haben, daß er aus einer ſehr guten Familie ſei."

Trotzdem er aber nach dem Begriffe der Frau von Rivola eigentlich aus gar keiner Familie war, nur ein höherer Arbeiter, welcher hier auf dem Lande nützliche Dienſte erzeigte und glücklicher Weiſe von ſo guten geſellſchaftlichen Formen war, daß man ſich ſeiner nicht zu ſchämen brauchte, wenn ihn zufällig einmal ein Beſuch aus der Stadt traf, dabei das offene, gerade Weſen des jungen Mannes, alles das hatte es gemacht, daß man ihn unbefangen, ja, faſt traulich behandelte, und daraus war gefolgt, daß er, der ſich ein etwas kindliches Gemüth bewahrt, unter dem nachwirkenden Eindrucke jener für ihn glücklichen Stunden im Rivola'ſchen Hauſe dasjenige der Oberbauräthin betrat, auch hier an Unbefangenheit und ganz harmloſe Vertraulichkeit glaubend.

Wäre Herr Welden in der That der Herr von Welden geweſen, ſo würde es die Baronin Rivola gewiß nicht ſo bereitwillig zugegeben haben, daß er Lucy, natürlicher Weiſe in Gegenwart von deren Gouvernante, auf Spaziergängen durch den Park oder durch Feld und Wald, wo das gute Mädchen ſo gern umherſtreifte, begleitet

hätte. Allerdings waren dieſe Spaziergänge zugleich Unterrichtsſtunden für ſie, in denen Welden mit ihr Botanik und Mineralogie trieb oder ſie Anſichten der Natur zeichnen ließ, wofür ſie ein hübſches Talent hatte. Auch im Hauſe behandelte ihn die Baronin in gleich unbefangener, vertraulicher Weiſe; er durfte ihr nicht nur zuweilen vorleſen, ſondern ſie erging ſich auch gern mit ihm über das, was er geleſen, in weiterführenden Betrachtungen, ja, ihr Auge ruhte alsdann wohlwollend auf ſeinen offenen Zügen, und ſie hatte ſich dabei ſchon einmal auf dem Gedanken ertappt, wie ſchön es doch wäre, wenn ſie einen eigenen Sohn ihr ſo gegenüber ſitzen ſehen könnte. Es war das eigentlich ein komiſcher, extravaganter Gedanke, der ihr dadurch gemildert erſchien, daß ſie ſich Welden natürlicher Weiſe in der Uniform eines Küraſſier- oder Huſaren-Regiments dachte, und ſie entſchuldigte ſich ſelbſt gegenüber dieſem Gedanken, daß der junge Mann in der That ihrem Vetter, dem Grafen Erich Hartenſtein, ziemlich ähnlich ſehe.

Als Welden nun hierauf in die Stadt und in das Haus des Oberbauraths kam, trug er ſein Verhältniß zu Frau von Rivola auch hieher über, nur vermißte er allerdings Lucy's lebhaftes Geſicht, Lucy's munteres, herzliches Weſen, ja, er ertappte ſich oft auf dem Gedanken, wenn er an den grauen, herbſtlichen Himmel hinaufblickte oder auf die vier Wände ſeines Bureau-Zimmers, daß er ſich

gegen früher jetzt wie in einem Gefängnisse befinde, ließ seine Phantasie hinaus über Berg und Thal schweifen, lagerte sich, natürlich in Gedanken, unter dem duftigen Schatten der Wälder oder an einem munteren Bergwasser, welches seine klare Flut über breite, glatte Kiesel und vorbei an moosbedeckten Felsen führte, munter plaudernd, wobei ihm dann häufig die Gestalt des jungen Mädchens erschien, ganz verkörpert, ja, identisch mit dem wunderbaren Dufte des Waldes, mit der heiteren, gesprächigen, Herz und Seele erfrischenden Quelle — eine lieblich blühende, wilde Rose.

Das Gute hatten Herbst und Winter, daß an Spaziergänge nicht gedacht werden konnte, er hätte dabei hier doch Manches von dem unbefangenen Wesen der Frau von Rivola und Lucy's vermißt; denn daß die Oberbauräthin nicht so ganz unbefangen, nicht so unbewußt natürlich mit ihm war, wie jene, hatte er trotz alledem bald herausgefühlt. Auch sie plauderte allerdings herzlich und zutraulich, aber aus allem, was sie sagte, klang ein Grundgedanke heraus, den er sich anfänglich nicht klar machen konnte, ja, er sprach aus ihren Blicken, wenn sie ihm gegenüber saß und sich, was auch hier häufig geschah, von ihm vorlesen ließ. Oft unterbrach sie auch den Lauf der Vorlesung, gerade wie Frau von Rivola gethan, nur waren die Betrachtungen, welche sie an etwas knüpfte, ganz anderer Art, meistens nicht aus dem Gelesenen her-

vorgehend, ſondern in daſſelbe hineingetragen, oft auch eine Situation der Romanfiguren mit ihrer eigenen Lage vergleichend, dabei zu ſcherzhaften Redewendungen Veranlaſſung gebend, welche die ſchöne Frau dadurch endete, daß ſie ſich zu dem jungen Manne hinüberbeugte, ihm das Buch mit ſanfter Gewalt aus den Händen nahm und dabei ſagte: „Laſſen wir jetzt Vorleſung und Wortſtreit; es iſt gefährlich, ſich mit Ihnen einzulaſſen.“

Nun ſah er aber anfänglich durchaus keine Gefahr dabei, weder für ſich, noch für Madame Lievens. Fühlte er doch keine Regung irgend welcher Art, wenn ſie ihr blitzendes Auge mit dem ruheloſen Blicke in ſeine Blicke verſenkte und wenn ſie alsdann, mit herabgeſenkten Lidern das Feuer dieſer Blicke auslöſchend, ſich in die Ecke des Sopha's zurücklehnte, die ſtarken, aber ſchön geformten Lippen geöffnet und leicht aufſeufzend. Nur einmal, als er ihr am Tage nach der Wagner'ſchen Oper die Legende des Tannhäuſer vorlas, während ſie an ihrem Flügel ſaß und aus der Oper die betreffenden Melodieen ſpielte, überkam ihn etwas wie eine gewaltige Sehnſucht nach Morgenthau, nach dem Dufte friſchen Quellwaſſers, und er fühlte ſich auf einmal ſo beengt, als ſei er aus der friſchen, ſonnbeglänzten Natur ſelbſt in den Hörſelberg hinabgeſtiegen.

Es war eigenthümlich, daß ihm gerade heute ſolche und ähnliche Gedanken kamen, jetzt, wo er über ſein

großes Reißbrett gebeugt ſtand und mit ſicherer Hand Kreiſe zog und Linien zeichnete. Es war ein ſchönes Stück Arbeit, das er da vor ſich hatte, die Conſtruktion einer Eiſenbahnbrücke, welche in einem einzigen Bogen über ein ſchmales Felsthal geſprengt werden mußte. Unten floß das Bergwaſſer, an dem er ſo oft mit Lucy gewandelt; daneben befand ſich ein Weg, der nach Eichenwald führte. Wie war es ſo erklärlich, daß ihm das blendend weiße Papier die Schneebahn, welche er ſo eben verlaſſen, lebhaft ins Gedächtniß zurückführte! War doch auch jetzt droben in den Bergen die Landſchaft mit tiefem Schnee bedeckt, und war es doch als ſicher anzunehmen, daß Lucy ihren Lieblingsweg an dem ſprudelnden Bache vorbei häufig mit ihrem Schlitten und den beiden Ponies fahren würde — eine reizende Staffage unter dem hochgeſprengten Brückenbogen!

Und wenn ſie emporblicken würde, wenn das Werk ſeiner Hände dort oben ſo kühn und ſicher zwiſchen den beiden rieſigen Naturſteinpfeilern ruhe, vielleicht auch in ſpäteren Zeiten noch an den Erbauer, ihren freundlichen Lehrer, denkend!

Während er aber nun an das junge Mädchen dachte, hatte ſich der Bleiſtift in ſeiner Hand haſtig auf dem Papiere bewegt und ohne daß dies wiſſentlich in ſeiner Abſicht gelegen war, trat mit Einem Male hier der kleine Schlitten mit den Pferdchen und der ſchönen Lenkerin her-

vor. Sie fuhr gegen den Brückenbogen und hob ihren Kopf empor, um ſein Werk anſchauen zu können. Das Köpfchen, welches er gezeichnet, war ganz klein und doch von einer ſolchen Aehnlichkeit, daß er, als es fertig war, faſt erſchrocken zu dem Gummi griff, um es wieder auszulöſchen. Aber er that es nicht. Wozu auch, warum es nicht für ſpätere Zeiten aufbewahren, wo er überzeugt war, daß es ihm in der Erinnerung große Freude machen würde, ſie ſo wieder zu ſehen, aufblickend nach dem nun fertig gewordenen Werke, deſſen Erbauer, er ſelbſt, weiß Gott wo in der Welt herumſtreifen würde? Er ließ die angefangene Zeichnung, wie ſie war, und nahm die nöthigen Materialien, um einen anderen weißen Bogen darüber zu ſpannen, auf dem er alsdann wieder begann, Linien zu ziehen und Kreiſe zu zeichnen, diesmal ungeſtört von Gedanken, die vorhin ſo bereitwillig geweſen waren, ihm Anderes in ſeine Arbeit hineinzutragen. Jetzt hatte er ſich deſſen entledigt, und nach leichter, obgleich ſtundenlanger Arbeit ſtand die Conſtruction der Brücke mit den nöthigen Gerüſten ſo ſicher auf dem Papiere, daß er ſelbſt ſeine Freude daran hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Es begann bereits zu dunkeln, als Welden endlich die Reißfeder weglegte, ſein Werk mit zufriedenen Blicken nochmals betrachtete und dann ans Fenſter trat, um auf den ſtillen, ſchneebedeckten Hof hinabzuſchauen. Die Uhr der Stadt ſchlug die fünfte Stunde, und er erinnerte ſich, daß er Herrn Ferdinand Welkermann halb und halb verſprochen hatte, zu deſſen Diner im Holländiſchen Hofe zu kommen. Es war ihm indeſſen durchaus nichts daran gelegen, auch hatte er nicht geradezu abgelehnt, weil er ſich der Unterhaltung mit dem Stadtſchultheißen am heutigen Morgen erinnert hatte und gern etwas erfahren hätte, um den alten Herrn in Betreff ſeines Sohnes zu beruhigen.

Daß die jungen Leute allerdings ſpielten, wußte er, jedoch nicht, wie hoch, da er Einladungen zu dieſen Spiel-

abenden, die oft an ihn ergangen waren, beſtändig abgelehnt hatte, und aus triftigen Gründen, welche jene auch gelten ließen; denn wenn Welden auch ein gutes Einkommen hatte, ſo wußte man dagegen, daß er in jeder Beziehung ſehr anſtändig lebte und kleine Schwächen für eine gute Handzeichnung, für ein ſchönes Aquarell oder eine koſtbare alte Waffe oder dergleichen hatte.

Dem Diner beizuwohnen, fühlte er indeſſen durchaus keine Luſt — während ein paar Stunden all das Geſchwätz anhören zu müſſen über Mädchen, Pferde und Hunde! Er konnte ja ſpäter dort erſcheinen, um eine Cigarre dort zu rauchen; er erinnerte ſich jetzt, das eigentlich auch nur verſprochen zu haben, und dann gab es ſich von ſelbſt, dem unvermeidlichen Spiele zuzuſchauen.

Welden nahm ſeinen Hut und Paletot und verließ das Zimmer; er mußte an der Küche vorbei, deren Thür weit geöffnet war und deren Beherrſcherin, leiſe vor ſich hinſingend, am Herde ſtand.

„Ah, Herr Welden," ſagte ſie, als ſie ihn erblickte, „die Frau Oberbauräthin haben ſchon nach Ihnen gefragt; ich wußte aber nicht, daß Sie auf Ihrem Zimmer waren — ich hatte Sie nicht nach Hauſe kommen hören."

„So — iſt die Frau Oberbauräthin in ihrem Zimmer?"

„Gewiß, treten Sie nur ein."

„Iſt Geſellſchaft da?“

„Niemand, als der Bruder der Frau Oberbaurätin, der Herr Polizeirath Merkel.“

Es war dem Ingenieur angenehm, den Polizeirath zu treffen, weßhalb er denn auch ohne Weiteres ſeinen Paletot vor der Thür ablegte und in das Zimmer trat.

Madame Lievens ſaß in der Ecke ihres Sopha's, beim ſtrahlenden Lichte der Carcellampe mit einer Handarbeit beſchäftigt, und vor ihr in einem kleinen Fauteuil lehnte behaglich der Polizeirath; er liebte es ſehr, um dieſe Zeit der Dämmerung ſeine Beſuche, beſonders bei der einzigen Schweſter, zu machen. Verheirathet war er nicht, weßhalb er die Zeit vom Verſchwinden des Tageslichtes, bis zum Beginne des Theaters, oder bis zu der Stunde, wo er Bekannte in ſeinem Club traf, oder wo ſonſt Geſellſchaft anfing, nicht gern in ſeinen vier Wänden verbrachte; es war ihm keine Erholung, dort allein zu ſein, und da er oft tagelang ſchweigend über den verwickeltſten Akten ſaß, ſo fand er großes Behagen daran, in dieſer Zwiſchenzeit ſich am liebſten ganz gleichgültigem Geplauder hinzugeben.

Der Polizeirath glich ſeiner Schweſter und war ein ſchöner Mann, von elegantem Aeußern und den beſten geſellſchaftlichen Manieren; er war es auch faſt allein von ſeinen Collegen, der in die feinſten Kreiſe gezogen wurde, ja, der ſich nicht nur der Gunſt ſeines Miniſters,

ſich die Theater, die vorzüglichſten Kaffeehäuſer und die erſten Gaſthöfe, unter ihnen die Fonda del Oriente, uns als der beſte bezeichnet, wo wir unſere Einkehr hielten. Monſieur Maurice ſorgte auch hier aufs beſte für uns, und bald waren wir vier auf dem erſten Stock inſtallirt; H. und ich hatten ein gemeinſchaftliches großes Zimmer, an welches zwei Schlafkabinette ſtießen; der Fußboden war mit guten Teppichen bedeckt. Dazu hatten wir uns mit dem Oberkellner über Frühſtück und Diner verſtändigt und ſollten für Alles zuſammen Jeder täglich 20 Realen zahlen, ungefähr 2 Fl. 30 Kr., was keine übertriebene Forderung war.

Wenn ich eine fremde Stadt betrete, iſt es für mich ein wahres Vergnügen, ohne Ziel und Zweck in den Straßen umher zu ſtreichen, mich bald hierhin, bald dorthin wendend, wobei ich es dem Zufall überlaſſe, mich zu führen, wohin es ihm beliebt. Natürlich dauert eine ſolche Promenade immer mehrere Stunden, denn ich flanire in aller Beharrlichkeit umher, betrachte mir Menſchen, Häuſer, Straßen und Magazine. Dadurch bekomme ich einen friſchen, urſprünglichen Totaleindruck, der ſich mir ſpäter nicht mehr verwiſcht, und der auch nach langer Zeit in dem inzwiſchen ſchon verſchwimmenden Bilde einer Stadt in meinem Gedächtniß wie ein heller Streifen zurückbleibt. Auch hier in Barcelona hatten wir kaum unſere Schiffstoilette etwas corrigirt, ſo betraten wir die Rambla und folgten dem Strome der Spaziergänger, gleichviel, wohin er uns treiben würde; doch hatten wir nur wenige Schritte gethan, als wir ſchräg unſerem Gaſthofe gegenüber den Correo, die Poſt, bemerkten, wohin wir uns wandten, um nach Poſtreſtante-Briefen für uns zu forſchen. Was dieſe betrifft, ſo hat man in ganz Spanien ein eigenthümliches Verfahren für die Ausgabe derſelben. In einem Vorplatze der Poſt findet man nämlich große Liſten angeklebt, worauf, mit einer fortlaufenden Numer verſehen, die Adreſſen aller Briefe aufgeſchrieben ſind, welche poſtreſtante einliefen. Selbſtverſtändlich ſind dieſe Liſten in den größeren Städten, wie hier in Barcelona, ſehr zahl-

ſondern auch der allerhöchſten Zufriedenheit in hohem Grade erfreute. Er hatte ſchon in den delikateſten Miſſionen Außerordentliches geleiſtet, war ſchon häufig in andere Reſidenzſtädte verſchickt, ja, von dort erbeten worden, um in beſonders ſchwierigen Fällen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Herr Polizeirath Merkel trug bei paſſenden Gelegenheiten in den Knopflöchern ſeines ſchwarzen Fracks Orden der verſchiedenſten Potentaten und wäre ſchon längſt durch den Titel „Geheimer Polizeirath“ aus den Reihen ſeiner Collegen emporgehoben worden oder hätte mit dem Titel eines Geheimenrathes in die Regierung treten können, wenn er dies nicht ſtets hätte zu hintertreiben gewußt, da es in ſeiner Abſicht lag, ſeinen jetzigen Chef, den Oberpolizeidirektor, einen ſchon alten Herrn, einſtens in dieſer hohen Würde zu erſetzen. Faktiſch führte er deſſen Departement jetzt ſchon, als Kanzleidirektor der Polizeiabtheilung, ziemlich ſelbſtändig, was aber nicht ausſchloß, daß er ſich intereſſanten Fällen eben ſo energiſch wie unermüdlich widmete, als ſei er einer der jüngſten Polizeibeamten geweſen. Seine Collegen, welche nicht nur ſeine Leidenſchaft für alles das kannten, was mit großer Schwierigkeit verknüpft war, ſondern die auch ſammt und ſonders vor ſeinem Scharfſinne und ſeiner Klugheit zurücktraten, überließen ihm bereitwilligſt die Ausſpürung und Klarlegung irgend eines ganz beſonders bemerkenswerthen Verbrechens,

und wenn es hieß, der Polizeirath Merkel habe irgend eine Sache ganz beſonders in die Hand genommen, ſo gaben ſich die betreffenden Uebelthäter, im Eifer, ihm zu entgehen, oft die bemerkenswertheſten Blößen. Wer ihn nicht kannte, hätte ihn aber eher für alles Andere, als für einen Polizeibeamten gehalten; ſeine offenen, wohlwollenden Züge ſchienen Einblicke zu geſtatten bis in das Innerſte ſeiner Seele, und ſeine Redeweiſe war ſo harmlos, daß es jeder Unbefangene für Unrecht halten mußte, dieſem Manne nicht mit dem größten Vertrauen entgegenzukommen.

Wie ſchon oben bemerkt, ſaß er am heutigen Abende vor ſeiner Schweſter, der Oberbauräthin, den Hut neben ſich auf den Boden geſtellt, den Stock quer auf den Knieen liegend, ganz behaglich plaudernd. Beim Eintritte Welden's wollte er ſich in höflichſter Weiſe erheben, was der junge Mann nur dadurch verhinderte, daß er raſch hinzutrat, die dargereichte Hand des Polizeiraths ergriff und, einen Stuhl herbeiziehend, ſich auf eine Handbewegung der Frau vom Hauſe ebenfalls niederließ.

Welden erkundigte ſich nach dem Befinden der Oberbauräthin, und als ihm dieſe hierauf genügende Auskunft ertheilt, fragte ſie ihn, ob er jetzt erſt nach Hauſe komme.

„Im Gegentheil," gab der Ingenieur zur Antwort, „ich habe ein paar Stunden auf meinem Zimmer gearbeitet und war gerade im Begriffe, ein wenig an die

frische Luft zu gehen — es muß ein herrlicher Abend draußen sein."

„Wie der ganze heutige Tag," sagte der Polizeirath. „Der Hof hat wieder einmal das Glück gehabt, das schönste Wetter zu seiner Schlittenfahrt zu haben; Seine Majestät sind darin ganz besonders bevorzugt."

„Und es ist das wahrlich kein kleines Glück, wenn man dagegen Leute betrachtet, die von der Ungunst des Wetters so zu sagen verfolgt sind — ich zum Beispiel."

„Sie? Ich hatte das nicht gewußt," warf Madame Lievens ein, ohne von ihrer Stickerei aufzuschauen.

„Ja, ich, und wie Allem in diesem Leben, muß ich auch dem Wetter seine Gunst förmlich abkämpfen; ich habe das oft erfahren, wo ich bei Bauten sehnsüchtig auf Sonnenschein hoffte und alsdann bei strömendem Regen unter größeren Schwierigkeiten anfangen mußte."

„Und blieben Sieger, weil Sie nicht nachgaben."

„Ja, ich erkämpfte mir einen freundlichen Sonnenblick, als sollte ich für meine Beharrlichkeit belohnt werden."

„Uns geht es auch zuweilen nicht anders, und die moralischen Regengüsse, unter denen wir bei unserer Praxis zu leiden haben, sind oft schlimmer, als die wirklichen."

„Ja, und was Du am Ende Sonnenblicke nennst," sprach Madame Lievens zu ihrem Bruder gewandt, „wäre für mich das Fürchterlichste."

„Es ist das eine Wissenschaft wie jede andere — Sie werden mich verstehen, mein lieber Herr Welden: bei Ihnen eine gelungene Construction, bei mir das verhängnißvolle: Ja, ich bin schuldig.'"

„Haben Sie die Schlittenfahrt heute gesehen?" fragte die Oberbauräthin; „ich fand sie nicht so außerordentlich als ich erwartete."

„Allerdings nicht sehr zahlreich," versetzte Welden, nachdem er die an ihn gethane Frage durch ein Kopfnicken bejaht hatte, „doch sah man schöne Schlitten und prachtvolle Pferde."

„Besonders der des Freiherrn von Rivola," sprach der Polizeirath; „reizend waren auch die Ponies, Geschirr und Schlitten von dessen Tochter."

„Und die Kleine selbst," rief Madame Lievens, „wie sie emporschaute mit einem solchen Ausdrucke von Glückseligkeit auf ihrem rosigen Gesichte!"

„Ist sie doch auch glücklich, dieses junge Mädchen," sagte Welden nachdenkend, „mit allen Vorzügen des Geistes und des Körpers begabt, jung, schön, reich, die einzige Tochter ihrer Eltern, deren Abgott sie ist."

„Ja, und Eltern," stimmte die Oberbauräthin ein, „die im Stande sind, alle ihre kleinen und großen Wünsche zu erfüllen; schon der Gedanke hätte mich als junges Mädchen glücklich gemacht, auch nur ein einziges

Mal in einer ſolchen deliciöſen Equipage fahren zu können — der Freiherr von Rivola muß enorm reich ſein."

„Man weiß das nicht ſo genau," ſprach der Polizeirath, wobei er ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnte und an die Decke emporſchaute; „wie über der Herkunft ſeiner Familie, ſo ſchwebt auch über der Quelle ſeines Vermögens ein gewiſſes Dunkel, was ich aber wieder begreiflich finde. Der Freiherr von Rivola lebte früher in Belgien; dort war er induſtrieller Speculant, und wenn man alsdann von dieſer bürgerlichen Sphäre in die allerhöchſten Regionen emporſteigt — bei dem Worte ‚emporſteigt' zeigte ſich ein ſarkaſtiſches Lächeln auf den Zügen des klugen Mannes —, „ſo vermeidet man oft, über etwas Derartiges zu reden, woraus man ſich ſonſt eine große Ehre macht."

„Das kann man von dem Freiherrn eigentlich nicht ſagen," erwiederte Welden; „er liebt es ſogar ſehr, ſeine gediegenen Kenntniſſe zu zeigen."

„Als Kenner — ja, als genauer Kenner, was Handel und Induſtrie anbelangt, auch als Protector gemeinnütziger Unternehmungen; aber er wird nicht vielen Leuten erzählt haben, daß er in ſeiner Jugend an der Eiſenfabrikation von der Pike auf gedient, daß er am Amboß geſtanden und den Hochofen überwacht."

„Mir hat er davon erzählt."

„Ein Compliment für Sie, lieber Welden — ver-

zeihen Sie mir, wenn ich Sie ins Geſicht lobe: er wußte, daß ſich da die große Intelligenz mit der großen Intelligenz unterhielt; nehmen Sie mir dieſes Lob nicht übel, Sie wiſſen, wie ſehr ich Sie ſchätze und liebe!"

Der Polizeirath reichte bei dieſen Worten dem jungen Manne ſeine Hand, die Welden kräftig ſchüttelte, worauf der Andere, zu ſeiner Schweſter gewendet, fortfuhr:

„Ich habe dir ſchon oft geſagt, daß ich es bedauere, ihn nicht in unſerem Departement zu haben, das wäre eine Kraft, auf die man ſich verlaſſen könnte."

„Mir iſt es ſo lieber!" erwiederte der junge Mann lachend.

„Begreiflich — um aber noch einmal auf Herrn von Rivola zurückzukommen, ſo iſt gerade wohl die Dunkelheit, welche für den großen Haufen auf ſeinem früheren Leben liegt, ſchuld daran, daß ſich der Stadtklatſch, vor Allem die Kaffeeklatſcherei, ſo gern mit ihm zu ſchaffen macht — ich kann dieſe furchtbare Leidenſchaft vor dir frei und offen betonen, liebe Sophie, denn ſo viel ich weiß, biſt du keine Liebhaberin dieſer Kaffeekränzchen, welche ſchon ſo viel Böſes geſtiftet haben."

„Ich vermeide ſie, wo ich kann," gab Madame Lievens zur Antwort, „und bin lieber für mich allein oder für ein paar genaue Freunde zu Hauſe."

Da ſich der Polizeirath in dieſem Augenblicke mit der Hand über die Augen fuhr, ſo warf die ſchöne Frau

über ihre Stickerei hinweg einen raſchen, leuchtenden Blick auf Welden, den dieſer mit einer kurzen, verbindlichen Verbeugung erwiederte.

„Es iſt eigenthümlich," fuhr der Polizeirath fort, „wie ſehr man ſich gerade wieder in der letzten Zeit um Rivola bekümmert."

„Und doch wohl nicht ganz ohne Grund," meinte die Oberbauräthin; „ſie lebten ein paar Jahre ſtill, wenig beachtet auf ihrem Landgute."

„Wenig beachtet kannſt du eigentlich nicht ſagen, ſie waren in den allerhöchſten Kreiſen gern geſehen."

„Meinetwegen ja; ich will alſo ſagen: ſie lebten ohne großen Aufwand bis ganz vor Kurzem."

„Wo Lucy zurückkam und nun in die Welt eintritt; es iſt doch ſo klar und folgerichtig, daß die Rivola, wenn ſie überhaupt ihre Tochter einführen wollen, dies mit einem gewiſſen Aufwande thun müſſen. Aber dieſer Aufwand iſt es nicht, über den man ſpricht; der Himmel mag es wiſſen, woher es kommt, daß wieder einmal, wie früher ſchon, der alte, harmloſe Thurm, welcher dem Freiherrn von Rivola gehört, in aller Welt Munde iſt."

„Wer iſt denn in dieſer Beziehung alle Welt?" fragte Madame Lievens.

„Amtsgeheimniſſe," erwiederte lachend der Polizeirath. „Ich kann Ihnen verſichern, lieber Welden," wandte er ſich an dieſen, „auch ohne Kaffeekränzchen zu beſuchen,

erfahre ich Aehnliches, wie dort verhandelt wird, ſo viel, daß mir oft die Ohren davon ſauſen.“

„Und wahrſcheinlich oft aus derſelben Quelle.“

„Das iſt wohl möglich, und dabei iſt es zuweilen recht ſchwer, die Spreu von dem Weizen zu ſondern.“

„Treiben wieder einmal Geſpenſter in dem alten Thurme ihr Weſen?“ fragte die Oberbauräthin.

„Nein, aber in dem Keller unter demſelben ſoll Herr von Rivola in jüngſter Zeit einen Schatz gefunden haben, der ihn, welcher vis-à-vis de rien geweſen, wieder zum reichen Manne gemacht und ihm geſtattet, ſeinen allerdings etwas großen Aufwand in Pferden, Equipagen, Livreen zu machen, und dabei iſt es eigenthümlich, daß mit dieſer Schatzgräberei unſer ruhiger, ehrenwerther und höchſt ſolider Freund, der Stadtſchultheiß, in Zuſammenhang gebracht wird.“

„Ah, durch ſeinen neulichen Antrag, den gewiſſen unterirdiſchen Gang zuzumauern,“ bemerkte Welden lächelnd — „ſehr gut — in der That — natürlich mußte der Gang abgeſperrt werden, damit Herr von Rivola ungeſtört ſeine Schatzgräberei betreiben konnte — vortrefflich — in der That . . . .!“

„Der Stadtſchultheiß aber macht keinen Aufwand, der nicht mit ſeinen Mitteln im Einklange ſtände.“

„Er allerdings nicht,“ erwiederte der Polizeirath, „aber ſein Sohn, und wenn es mir auch im Traume

nicht einfallen könnte, den Herrn von Rivola durch eine Schatzgräberei, die an sich schon eine Lächerlichkeit ist, mit dem Stadtschultheißen und dessen Sohn in Verbindung zu bringen, so ist es doch wahr und habe ich es aus guter Quelle, daß der letztere, besonders in jüngster Zeit, zuweilen eine recht tolle Verschwendung treibt."

„Er ist der Liebling seiner Mutter," sagte Madame Lievens achselzuckend. „Die von der Eschenbach sind eine reiche Familie; sie wird ihm, was sie kann, zu seinen Ausschweifungen geben — sie ist eine gute, aber schwache Frau."

„Das ist auch meine Ansicht, obgleich man dem Stadtschultheißen über das Treiben seines Sohnes die Augen öffnen sollte."

„O, er weiß genau davon," sagte Welden, „und sprach noch heute Morgen mit mir im Vertrauen darüber."

„Aber komisch ist es doch," meinte die Oberbauräthin, „daß man den Aufwand des gewiß reichen Hauses Rivola mit den Ausgaben Ferdinands, jenes lockeren Zeisigs, und mit einer Schatzgräberei unter dem alten Thurme in Verbindung bringen will — rein lächerlich, nicht wahr, Joseph?"

„Darüber bin ich ganz deiner Ansicht," antwortete der Polizeirath nach einer kleinen Pause, während welcher er, das Kinn in die Hand gelegt, sinnend an die Decke

emporgeſchaut; „ich ſehe darin vernünftiger Weiſe auch nicht den entfernteſten möglichen Zuſammenhang, und doch iſt es mir in meiner Praxis ſchon vorgekommen, daß Gerüchte und Thatſachen, die mit einander anſcheinend eben ſo wenig in Verbindung gebracht werden konnten, die von den verſchiedenſten Seiten und mehrmals zu gleicher Zeit an mich hintraten, ſich ſpäter zu meiner größten Ueberraſchung als ganz genau zuſammenhangend darſtellten — doch, wie ſchon geſagt, ganz ohne Vergleichung mit vorliegendem Falle. Gott ſoll mich bewahren, denn es iſt ja heutzutage ſchon eine Abſurdität, an Schatzgräbereien zu glauben, und noch dazu auf einem Boden, der ſo vielfach durchwühlt iſt.“

„Ich war heute Morgen zufällig in jenem unterirdiſchen Gange,“ ſagte der junge Ingenieur, „und zwar mit dem Stadtſchultheißen; er hatte mich ſchon lange gebeten, denſelben in Augenſchein zu nehmen — ich bewunderte ſeine feſte und ſchöne Conſtruction.“

„Nehmen Sie ſich in Acht, lieber Welden, wenn das in einer Kaffeegeſellſchaft bekannt wird, ſo werden auch Sie mit jener Schatzgräberei in Verbindung gebracht, — man liebt es überhaupt, Sie mit dem Rivola'ſchen Hauſe in Verbindung zu bringen!“

Die Oberbauräthin lächelte bei dieſen Worten wohlwollend und freundlich, doch hob ſich ihr Buſen etwas ſtärker, als gewöhnlich.

reich, und man hat große Mühe, ſeinen eigenen, meiſtens arg verſtümmelten Namen aus den Hunderten der anderen heraus zu finden. Da man alsdann am Poſtſchalter nur die Numer anzugeben braucht, unter welcher der Brief auf der Liſte vorgemerkt iſt, um ihn zu erhalten, ſo kann man ſich denken, daß hiedurch mancher Mißbrauch geſchieht; denn jeder Unbefugte kann ohne irgend welche Legitimation eine beliebige Nummer fordern und erhält vielleicht meinen Brief, was auch häufig genug vorkommen ſoll, weßhalb Fremde viel beſſer daran thun, ihre Briefe an irgend einen Banquier adreſſiren zu laſſen oder an den Conſul ihrer Nation, welche ſich meiſtens ein Vergnügen daraus machen, ihren Landsleuten auf dieſe Art behülflich zu ſein.

Obgleich es für die allgemeine Promenade auf der Rambla noch ziemlich früh war — erſt eilf Uhr Vormittags —, ſo war doch eine anſehnliche Menſchenmenge da, welche etwas zu erwarten ſchien. Ohne zu wiſſen, um was es ſich handle, warteten wir ebenfalls und vernahmen bald die Klänge eines Militärmuſikcorps, welches ſich auf dem Spaziergange gegen uns herbewegte. Doch habe ich nicht leicht etwas Erbärmlicheres gehört, als dieſe Muſik. Obgleich die große Trommel ſo wie ein paar Becken ihr Möglichſtes thaten, einigen Tact in dieſes Muſikcorps zu bringen, ſo konnten ſie doch damit nicht zu Stande kommen, und jeder der Muſici ſchien nicht blos eine andere Tact- und Tonart, ſondern auch ſogar ſeine eigene Melodie zu ſpielen. Und das Ganze klang immer toller, je näher das Muſikcorps an uns heran kam. Jetzt defilirten ſie bei uns vorbei; die Leute ſahen gar nicht ſchlecht aus, waren auch gut uniformirt und marſchirten mit der größten Oſtentation vorüber, denn ſie nahmen die ganze Breite der Rambla ein, und um dieß zu bewerkſtelligen, hatte jeder Muſicant zwiſchen ſich und dem Nebenmann einen Zwiſchenraum von wenigſtens drei Schuh — ein wahrer Horreur für ein preußiſches Herz, dem die „Fühlung“ beim Marſch zur zweiten Natur geworden iſt.

Hinter dem Muſikcorps kamen ein paar Bataillone Infan-

„Ja, und wenn man noch obendrein wüßte, daß wir in der That Metall dort unten gefunden.“

„Wirklich?“ fragte Herr Merkel.

„Es iſt nur ein Scherz. Wir drangen heute Morgen vor bis zum erwähnten runden Thurme des Herrn von Rivola; da ſah ich beim Scheine einer Laterne zwiſchen Aſche und Kehricht etwas hervorglänzen und fand dieſes hier.“

Er nahm aus der Weſtentaſche das Metallklümpchen und reichte es dem Polizeirathe.

„Kupfer,“ ſagte dieſer in gleichgültigem Tone; „wenn das nun ſtatt deſſen ein erkaltetes Tröpfchen Blei geweſen wäre, ſo . . . .“ Er ſtrich ſich mit der Hand über die Augen und fuhr dann heiter lächelnd fort: „Wie einem doch die Polizeiwiſſenſchaft förmlich ins Blut geht und wie man dadurch ſo gern geneigt iſt, ſeine Phantaſie über Dinge ſpielen zu laſſen, von deren Grundloſigkeit, ja, Dummheit man ſich überzeugt hat.“

Madame Lievens und Welden ſahen ihn fragend an.

„Da machte zu gleicher Zeit noch ein anderes, viel tolleres Gerücht ſeine Runde in den hierzu beſonders geeigneten Schichten unſerer Geſellſchaft. Sie wiſſen, daß in dem alten Hauſe des Herrn von Rivola, neben dem Thurme, einer ſeiner ehemaligen Bedienten wohnt, der gewiſſermaßen die Aufſicht dort führt und auf dieſe Art zur Ruhe geſetzt wurde.“

„Ich kenne ihn wohl, den alten Friedrich," sagte Welden, „ein geschickter Schlosser."

„Das ist er in der That," fuhr der Polizeirath fort; „ich erholte mir schon mehrmals Raths bei ihm, noch vor Kurzem in einer verwickelten Angelegenheit, wo er mir constatiren mußte, ob ein überaus künstliches Schloß ohne den hierzu gefertigten Schlüssel geöffnet und wieder habe geschlossen werden können. — Dieser Mann hatte eine sehr kränkliche Frau, seit Jahren vom Schlage gelähmt, die er aber mit äußerster Sorgfalt und Liebe pflegte. Wir wissen das ganz genau — wir, die Polizei," setzte er mit einem komisch gravitätischen Lächeln hinzu, indem er sich mit dem Zeigefinger auf die Brust tippte, „wie wir überhaupt Manches wissen, von dem sich die Schulweisheit Anderer nichts träumen läßt. Nun erfuhr ich vor ein paar Tagen, diese Frau sei gestorben, und dabei wahrhaft beunruhigende Nebenumstände, so bestimmt zwar, daß ich mich veranlaßt sah, ganz im Vertrauen mit dem Hausarzte jenes Mannes über die Sache zu reden; doch that ich das eigentlich nur, um Andere überzeugen zu können, denn ich selbst fühlte im ersten Augenblicke, daß an diesem Gerüchte eben so wenig war, als an dem von der Schatzgräberei, was mir denn auch jener Arzt bestätigte, indem er mir den Todesfall erzählte und klar aus einander setzte; die arme Frau, von dem langen Krankenlager geschwächt, war sanft und ruhig entschlafen,

zufällig und vielleicht glücklicher Weise in des Arztes Gegenwart."

„Die Ausbreitung solcher Gerüchte sollte aber nicht unbestraft bleiben," sagte die Oberbauräthin — „wer hat nicht schon unter Aehnlichem leiden müssen?" — Sie seufzte leicht auf, indem sie einen raschen Blick auf den Ingenieur warf.

„Dieses Mal interessirt es mich ganz besonders, der Entstehung jenes Gerüchtes auf die Spur zu kommen," fuhr der Polizeirath fort, „was mir auch in so fern gelungen, als ich festzustellen vermochte, daß am Tage nach einer gewissen Kaffeegesellschaft, die ich allerdings nicht näher zu bezeichnen vermag, in drei oder vier Häusern zugleich von dieser Angelegenheit gesprochen wurde."

„Man sollte eigentlich alle Kaffeegesellschaften verbieten," meinte Welden lächelnd.

„Oder wenigstens einen Polizeibeamten beiordnen, wie es ja bei minder gefährlichen Versammlungen zu geschehen pflegt," sagte die Oberbauräthin.

„Oder einen eigenen Verleumdungscodex ausarbeiten lassen," sprach der Polizeirath, „mit großem Spielraume für den betreffenden Beamten: Entziehung des Kaffee's für sechs bis acht Wochen, Schloß vor den Mund von einem bis zu acht Tagen — und welchen Dank man sich durch letztere Maßregel bei allen Ehemännern verdienen würde! Diese selbst würden alsdann die

unerbittlichſten Angeber ihrer Frauen ſein. Doch Scherz bei Seite — ich ſagte da vorhin, wie man doch ſo gern geneigt iſt, die Phantaſie auf unſere ernſteſten Geſchäfte einwirken zu laſſen, wenigſtens geneigt ſein könnte, denn dadurch ſetzt man ſo leicht furchtbare und dabei glaubenswürdige Geſchichten zuſammen; die kranke Frau hätte über Nacht, ohne Beiſein eines Arztes ſterben können, und das Gerücht hätte ſich mit viel mehr Wahrſcheinlichkeit jenes Todesfalles bemächtigt, als es jetzt gethan. Man wäre alle möglichen unnatürlichen Todesarten durchgegangen, denen ſie hätte erliegen können, und wenn Sie, lieber Welden, nun unter der Wohnung des Betreffenden in Aſche und Kehricht ſtatt des Kupfers ein geſchmolzenes Tröpfchen Blei gefunden, ſo hätte man ja am Ende auch an eine neue Auflage jener alten Geſchichten glauben können, wo der Betreffende dadurch getödtet wurde, daß man ihm ein Tröpfchen Blei ins Ohr goß und den kleinen Reſt der übrig gebliebenen Maſſe unvorſichtiger Weiſe in die Kohlenaſche ſchüttete."

„Du biſt ein ſchrecklicher Menſch!" ſagte die Oberbauräthin; „ſo oft du Abends bei uns biſt und deine Geſchichten vorbringſt, träume ich in der Nacht von Mördern und Geſpenſtern."

„Und mit großem Unrecht, denn was ich dir erzähle, hat meiſtens einen verſöhnenden Schluß, wie auch dieſes Mal wieder: die arme Frau wurde auf die natürlichſte

Weiſe von ihren Leiden erlöst, unſer Freund Welden fand kein Tröpfchen Blei, ſondern ein Bißchen Kupfer, und ſo verſchwindet das Geheimnißvolle wenigſtens in dieſer Richtung, das man wieder einmal mit jenem alten Hauſe in Verbindung gebracht, ohne daß aber ähnliche Gerüchte deßhalb ganz aufhören werden; ſo ein alter Thurm mit einem unterirdiſchen Gange bietet eine gar zu prächtige Gelegenheit und iſt und bleibt gewiſſermaßen ein Geheimniß der Stadt — daß unſer verehrter Freund, der Stadtſchultheiß an dieſes Geheimniß gerührt, dadurch entſtand die Sage von der Schatzgräberei, welche Nahrung findet durch die allerdings etwas tolle Verſchwendung ſeines Sohnes."

„Er muß Schulden machen, und bedeutende Schulden," bemerkte Welden, „denn ich kann Sie verſichern, Herr Polizeirath, daß der Stadtſchultheiß eben ſo betrübt als erſtaunt über die enormen Ausgaben ſeines Sohnes iſt."

„Allerdings macht er Schulden, Wucherſchulden, und wird ſich in Kurzem auf eine böſe Art hineingeritten haben; und dabei iſt es merkwürdig, daß, was dieſe Schulden anbelangt, die Fäden auch wieder in dem Hauſe an dem alten Thurme zuſammenlaufen. Dort wohnt eine ſichere Frau Mayer, bei der Herr Ferdinand Wellermann ſeine kleinen Anleihen negociirt. Das ginge uns eigentlich nichts an, aber er ſpielt und verführt auch andere junge Leute dazu — es thäte mir wahrhaftig leid um

den Stadtſchultheißen und um die Stellung des jungen Mannes bei der Bank, wenn wir uns gelegentlich einmiſchen müßten."

Welden gedachte hier ſeines Verſprechens, das er Ferdinand halb und halb gegeben, und beſchloß, den jungen Mann aufzuſuchen, um durch eine Warnung, die er ihm natürlich in aller Discretion zukommen ließ, vielleicht ſein dem Stadtſchultheißen gegebenes Verſprechen löſen zu können.

Die Oberbauräthin entließ ihn, wobei ſie ihm auf die unbefangenſte Art ihre Hand reichte und dann in ziemlich gleichgültigem Tone ſagte: „Wenn Sie nicht zu ſpät nach Hauſe kommen, lieber Welden, ſo finden Sie uns noch und bekommen eine Taſſe Thee; ich glaube, mein Mann hat etwas mit Ihnen zu reden. Gehſt du auch ſchon?" fragte ſie den Polizeirath, der ſich ebenfalls erhoben hatte und ſeinen Hut in die Hand nahm.

„Ja, ich habe noch privatim eine kleine Runde zu machen. Es wäre intereſſant für Sie, lieber Welden, wenn Sie mich begleiten könnten, das heißt, wenn ich Ihnen das Geſchäftliche meines kleinen Abendſpazierganges mittheilen dürfte — leider aber ſind das Amtsgeheimniſſe."

„Wofür dir Herr Welden nur dankbar ſein kann," ſagte die ſchöne Frau, welche den Augenblick benutzt hatte, wo der Polizeirath aus der Ecke des Zimmers ſeinen

Paletot herbeiholte, um dem jungen Ingenieur einen faſt düſter leuchtenden Blick zuzuwerfen. „Warum ſoll er ſich ſeine Einbildung mit deinen Rabengeſchichten bewölken laſſen? — Geben Sie nicht mit ihm und kommen recht bald wieder.“

Vierzehntes Kapitel.

Die beiden Männer hatten mit einander das Haus verlaſſen. Auf der Straße ſchob der Polizeirath ſeinen Arm unter den des Ingenieurs, indem er ihm ſagte: „Bis zur Schloßſtraße gehen unſere Wege zuſammen; dann laſſe ich Sie den geraden Weg der Tugend gehen und ich folge alsdann leider dem krummen Pfade des Laſters. Es iſt ein Glück, daß ich nicht verheirathet bin — ein Arzt und ein Polizeibeamter ſollten nie heirathen, oder Frauen finden, denen die Eiferſucht etwas Unbekanntes iſt und bleibt. Eigentlich iſt es ſchade, daß ich Sie nicht mitnehmen kann, um Ihnen, wie ein zweiter Asmodeus, von dem inneren Treiben mancher Häuſer mehr mitzutheilen, als vielleicht jener luſtige Teufel im Stande wäre. Um aber alles das zu erfahren und auszuſpüren, braucht man nicht nur Eifer zu unſerem oft unglücklichen Geſchäfte, ſondern auch Talente.“

„Wie Sie in hohem Grade haben!“ ſagte Welden lachend. „Wahrhaftig, wenn ich je einmal in gewiſſen Beziehungen ein böſes Gewiſſen hätte, ich würde mich gar nicht mehr vor Ihnen ſehen laſſen!“

„Und ſich gerade dadurch verdächtig machen; doch haben Sie Recht. Ich weiß, daß ich in meinem Fache mehr bin und gelte, als hundert Andere; ich betreibe es mit Vorliebe rationell wiſſenſchaftlich und muß Ihnen ſchon geſtehen, mit einer Ausdauer, die manchmal einer beſſeren Sache werth wäre, als der, welcher ich meine Kräfte leihen muß. Gott ſei Dank habe ich eine gute Geſundheit, und es kommt mir auf ein paar durchwachte Nächte nicht an. Wie geſagt, ſchade, daß Sie mich nicht begleiten können! Vielleicht ſpäter einmal. Heute habe ich zu Wichtiges vor, das heißt in einigen Stunden, wo ich meine Wohnung in einer Verkleidung verlaſſe, daß Sie mich nicht wieder kennen würden, und wenn wir beim hellen Gaslichte eine Flaſche Champagner mit einander tränken.“

„Das käme doch auf eine Wette an!“ meinte Welden in heiterem Tone.

„Die Sie gewiß verlieren würden; doch laſſen wir das. Wenn es Ihnen recht iſt, nehme ich Sie ſpäter einmal mit, und Sie ſollen erſtaunen, wenn ich Ihnen zeigen werde, wie wir nicht nur begangene Unthaten zur Strafe zu ziehen ſuchen, ſondern auch langſam reifende

Verbrechen beobachten und häufig glücklich verhindern. Ich könnte Ihnen ein Haus zeigen, wo ein großer Betrüger vor seinen gepackten Koffern sitzt und nur noch eine Nachricht erwartet, um die Stadt zu verlassen; er wird die Nachricht erhalten, aber wenn er das betreffende Papier umwendet, seinen Verhaftsbefehl lesen. Doch ist das ein für uns unbedeutender Fall, weil er nicht zu große Schwierigkeiten bietet; aber ich könnte Sie an ein anderes Haus führen, ich könnte Ihnen erleuchtete Fenster zeigen, wo eine anscheinend glückliche und zufriedene Familie bei einander sitzt und wo ich alle Anzeichen habe, daß sich dort langsam das furchtbarste aller Verbrechen, ein Mord, vorbereitet. Dergleichen sind die tiefen Schatten unseres Standes, welche selbst mir oft das Herz erschüttern und die Brust fast zerspringen machen, wobei es mir aber eine Erleichterung ist," setzte der Polizeirath hinzu, rasch aus einem sehr ernsten Tone in einen gefälligen übergehend, „mit einem lieben Freunde, wie Sie sind, darüber plaudern zu können. Doch vergessen Sie, was wir gesprochen, und wenn Sie wieder einmal Zeit und Lust zu einer guten Cigarre haben, so besuchen Sie mich auf meinem Bureau — Sie kennen das magische Wort, welches Ihnen stets meine Thür öffnet."

„Gewiß," sagte Welden heiter lachend, „und habe mir vorgenommen, es zu benutzen, wenn ich einmal mit der heiligen Hermandad in einen ernsten Conflict gekommen

terie. Die Leute ſahen gut aus, und ihre ſauberen Uniformen hatten etwas vom franzöſiſchen Schnitte an ſich; nur waren die Farben heller und bunter, man ſah viel Roth und Gelb. Ihre Fahnen waren mit ſchwarzem Flor umwickelt; das muß etwas zu bedeuten haben, eben ſo die einzelnen Kanonenſchüſſe, die ſich vom Monjuich herab vernehmen ließen, ſobald die Truppe die Rambla betrat. Natürlich nahmen wir unſere Spazierſtöcke hoch in den Arm und marſchirten, in Erinnerung an unſere Jugendzeit, im Schritte neben dem Muſikcorps her, welches ſich am Ende der Rambla vor einer kleinen Kirche aufſtellte, deren Façade mit ſchwarzem Tuch beſchlagen war. Ein General der Garniſon war geſtorben, und ihm galten dieſe Trauerfeierlichkeiten. Eine große Menſchenmenge umflutete die Kirche, doch bemerkten wir, daß nur Wenigen der Eintritt geſtattet wurde. Auch wir traten in den Vorhof und wandten uns in franzöſiſcher Sprache und mit der Bitte an einen Offizier, uns den Eintritt erlauben zu wollen. Obgleich uns der Spanier gewiß nicht verſtand, ſo ſchien er doch unſeren Wunſch zu errathen und ließ uns mit einer freundlichen Handbewegung und einigen höflichen Worten paſſiren.

Ueberhaupt iſt Höflichkeit und ein ſehr zuvorkommendes Betragen gegen Fremde ein ſchöner Zug im ſpaniſchen Charakter. Mit der größten Bereitwilligkeit erhält man auf ſeine Fragen jederzeit die beſte Antwort, und wenn man ſelbſt ſehr ſchlecht Spaniſch ſpricht, ſo bemüht ſich der Angeredete, den Sinn deſſen, was man ihm ſagen will, zu verſtehen, und hilft gern mit einem erklärenden Worte. Das iſt ſo in allen Schichten der Geſellſchaft; der Arbeiter hilft einem bereitwillig irgend ein Haus aufſuchen, und es iſt mir ſpäter öfter paſſirt, daß aufs eleganteſte gekleidete Herren mehrere Straßen mit mir gingen, um irgend Jemanden zu ſuchen, den wir oft erſt nach vielem Fragen in einem Hinterhauſe fanden. Dann ſchied der freundliche Führer, meiſtens mit einem freundlichen Händedruck und dem bekannten „a la disposicion

ſein werde, und wenn Sie, verehrter Freund, ſelbſt mich unter meinem eigenen Namen nicht annehmen würden, dann laſſe ich Ihnen herein ſagen, es wäre die Zeit, welche Sie beſtimmten."

„Ganz richtig, ſo iſt es, und dieſer Ausdruck hat bei meinem vertrauten Amtsdiener eine ſolche Kraft, daß er Sie in meinem Schreibzimmer warten ließe, wenn ich zufällig nicht da wäre. Und nun auf Wiederſehen!"

Der Polizeirath hatte den Arm Welden's losgelaſſen, ſchüttelte ihm herzlich die Hand und ließ ihn auf der breiten Schloßſtraße allein, indem er in eine der kleinen Gaſſen trat, die hier mündeten.

Es war eine mondhelle Nacht, und das Licht reflektirte ſo ſtark auf der weißen Schneedecke, daß man weit und breit wie am Tage um ſich ſchauen konnte.

Welden blieb unwillkürlich ſtehen, um dem Davongehenden nachzuſchauen, der, wie es ſeine Gewohnheit war, in ſtrammer Haltung, mit hoch erhobenem Kopfe die kleine Gaſſe betrat, um hier dicht vor den Augen des Ingenieurs zu verſchwinden, das heißt, die Geſtalt, welche er in der eben beſchriebenen Haltung von ſich gehen ſah, war plötzlich eine ganz andere geworden, und ſtatt des feſt auftretenden Polizeirathes ſchlich jetzt ein gebeugter Mann mit ſchlottrigen, faſt wankenden Schritten an den Häuſern dahin. Ueberraſcht wäre Welden ihm beinahe nachgeeilt; doch erinnerte er ſich, was ihm Merkel ſoeben

von seiner Verkleidungskunst gesagt, und er mußte sich gestehen, daß, wenn jener so im hellen Mondeslichte hier an ihm vorübergekommen wäre, er ihn schwerlich erkannt haben würde — dagegen im hellen Gaslichte mit ihm Champagner trinkend, wie vorhin der Polizeirath gesagt, würde ihm das Wiedererkennen doch schon leichter werden.

Er ging die breite Straße hinab und kam am Ende derselben auf einen kleinen Platz, wo sich der Holländische Hof befand.

Welden kannte das Zimmer, wo ähnliche kleine Diners und Soupers gehalten wurden, gegen den Hof des Hauses gelegen, und lenkte seine Schritte dorthin, nachdem er den Gruß des Portiers, der ihn kannte, mit einem leichten Kopfnicken erwiedert; doch eilte ihm ein Kellner voraus und öffnete diensteifrig das Vorzimmer, wo die Herren ihre Hüte und Ueberzieher abgelegt hatten und das in den kleinen, eleganten Speisesalon führte. Hier vernahm man schon das Klingen der Gläser und die durch einander sprechenden und lachenden Stimmen. Man war eben beim Dessert, als Welden eintrat und von den anwesenden zehn bis zwölf jungen Leuten mit lärmender Freundlichkeit begrüßt wurde.

„Seht ihr wohl, ich habe es gesagt," rief ihm Welkermann entgegen, „spät kommt er, doch er kommt!"

„Immer noch früh genug," fiel ihm Herr Besenbach

mit dem rothen Backenbarte ins Wort, „um an dieſer neuen, ganz vortrefflichen Auflage famos frappirten Champagners Theil zu nehmen.“

„Welden iſt ein Gourmand, er hat es im Voraus gewußt, daß das Diner manquirt ſein würde.“

„Und daß wir auf die alte, ſüßliche, ſchlecht frappirte Veuve Cliquot einen ſtärkeren Roederer Carte blanche ſetzen würden — ein Kapitalwein!“

„Mit dem man bis morgen früh fortmachen könnte — ein Hoch auf Welden!“

„Für welches er ſich dadurch bedanken muß, daß er mit Jedem von uns ein Glas trinkt!“

„Mit Vergnügen,“ erwiederte der alſo Gefeierte; „doch werden Sie mir geſtatten, das in ganz kleinen Pauſen zu thun.“

„Höchſtens Pauſen von drei Minuten — eingeſchenkt! Und du, Beſenbach, nimm die Uhr heraus und mache mit deiner bekannten Unparteilichkeit den Schiedsrichter!“

„Oder mit deiner unbekannten Parteilichkeit!“

Welden ſah wohl, daß alle Anweſenden ſich in heiterer Stimmung befanden und daß er nach dem Sprüchwort: „Mit den Wölfen muß man heulen, wenn man gemüthlich unter ihnen leben will!“ das an ihn geſtellte Verlangen erfüllen mußte. Auch fürchtete er ſich durchaus nicht vor einem Dutzend Gläſer guten, gekühlten Champagners, ja, es war ihm ſogar lieb, ſich dadurch etwas

der Stimmung der Uebrigen zu nähern. Und er hatte Recht; denn es ist nichts unangenehmer, als völlig ruhig und ohne die geringste Begeisterung ein ähnliches Gelage als Spätkommender mitmachen zu müssen. Er hielt auch nicht einmal die ihm bewilligten Pausen von drei Minuten zwischen jedem Glase ein und trank noch ein Glas extra auf das Wohl der ganzen Gesellschaft, worauf man ihn denn auch, was das Trinken anbelangte, in Frieden und die unterbrochene Unterhaltung wieder ihren alten Gang gehen ließ.

Die Gesellschaft bestand aus jungen Kaufleuten, meistens Söhnen reicher und angesehener Häuser, aus ein paar Beamten und Offizieren in Civil. Die Gespräche drehten sich, wie meistens in ähnlichen Kreisen, um die üblichen Gegenstände: Mädchen, Pferde, Hunde, und Einer überbot den Anderen in mehr als pikanten Anekdoten. Die Cigarren wurden angezündet, und bald gesellte sich zum unsichtbaren, aber doch hier und da bemerklichen Dunste des Weines der sichtbare, ja, sehr dichte Dampf von einem Dutzend Cigarren.

„Um noch einmal auf besagten Handel zurückzukommen, so habe ich es selbst gehört," rief ein junger Cavallerie-Offizier, „wie der Oberstallmeister sagte, als Herr von Rivola mit seinen prachtvollen Rappen in den Hof fuhr: ‚Das ist ein Ideal von einem Gespann, und ich hoffe nur, daß Seine Majestät diese wunderbaren Thiere heute

nicht ſorgfältig ins Auge faſſen wird, denn ſonſt höre ich ſeine Frage, warum wir dem Ankaufe des Freiherrn von Rivola nicht zuvorgekommen ſeien.'"

„Die Pferde waren auch von dem Händler für den königlichen Dienſt beſtimmt, und ich müßte den jetzigen Beſitzer nicht ſo genau kennen, wenn ich nicht wüßte, daß er ſie auf die leiſeſte Andeutung hin Seiner Majeſtät zum Geſchenke anbieten werde."

Dies ſagte Ferdinand Welkermann, behaglich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt und mit der zuverſichtlichen Miene eines Mannes, der von der Richtigkeit ſeiner ausgeſprochenen Meinung vollkommen überzeugt iſt.

„Ein ſchönes Geſchenk von vierhundert Louisd'or!"

„Nun, das iſt gerade ſo, wie wenn man die Wurſt nach der Speckſeite wirft; dem Herrn von Rivola fehlt immer noch das große Band des Hausordens."

„Mir wäre doch die Wurſt lieber wie die Speckſeite."

„Das verſtehſt du nicht. Wenn man ſo bei Hofe aus- und eingeht und Excellenzen zu ſeiner täglichen Geſellſchaft hat, ſo liebt man es doch, ein breites, rothes Band über der weißen Weſte tragen zu dürfen."

„Als Toilettenſtück meinetwegen," entſchied Ferdinand; „denn der Freiherr von Rivola iſt ein viel zu geſcheiter Mann, um ſich im Grunde viel aus einem ſolchen Anhängſel zu machen."

„Ja, ein geſcheiter und dabei ebenſo liebenswürdiger als zuvorkommender Herr und Freund.“

„Höre, Ferdinand,“ ſagte Beſenbach lachend, „es iſt eigentlich ſchade, daß du den alten Adel deiner Mutter nicht auf dich kannſt übertragen laſſen, denn ſonſt wüßte ich für dich keine beſſere Partie, als die kleine Rivola.“

„Pah, dummes Zeug!“

„Bitte recht ſehr! Dummes Zeug? Das iſt ein Juwel, eine Perle!“

„Hol' mich der Teufel, Sparner hat Recht — ein Diamant von reinſtem Waſſer!“

„Von ſeltener Schönheit, ein roſiger Diamant — das ſind die theuerſten!“

„Unſchätzbar, wie Fräulein Rivola auch ohne die reiche Faſſung durch das koloſſale Vermögen ihres Vaters! Gewiß, Ferdinand, es iſt ſchade, daß du nicht der Graf Wellermann biſt; du haſt, wie ich weiß, bei dem Vater einen verflucht dicken Stein im Brette!“

„Und bei der Tochter!“ lachte der Reiter-Offizier. „Sah ich doch deutlich heute Mittag, daß die ſchöne Lucy ſich raſch genug gegen uns wandte, ſobald ſie Ferdinand's Pferd und Schlitten bemerkte!“

„Ihr haltet mich wohl für ſo dumm, dergleichen auf meine geringe Perſönlichkeit zu beziehen! Dabei fanden ſich andere Leute, wie ich, denen das Umſchauen eher gelten konnte.“

„Und wer denn, wenn man fragen darf!“

„Nun, da waren zum Beispiel Sie selbst,“ wandte sich der junge Wellermann an den Reiter-Offizier, „dann Besenbach, dessen rother Bart wunderbar von dem weißen Schnee abstach, und auch unser Freund Welden dort, ein älterer und genauerer Bekannter im Rivola'schen Hause, als ich.“

Der Ingenieur fühlte sich unangenehm berührt durch dieses Gespräch, hauptsächlich aber, als sein Name mit hineinverflochten wurde. Es war seinem richtigen Gefühle eine Entweihung, Lucy's in dieser Gesellschaft erwähnen zu hören. Es war ihm, als erscheine auf ihrem reinen, unschuldsvollen Bilde, wie es vor seiner Seele stand, ein leichter, trüber Anhauch, und wenn er auch in der nächsten Sekunde innerlich diesen Gedanken lächerlich fand, so versuchte er doch, den Namen des jungen Mädchens dadurch aus dem Gespräche zu bringen, daß er sagte: „Sie sind Alle im Irrthum, meine Herren. Auch ich bemerkte wohl, daß jene junge Dame den Kopf nach der Seite wandte, wo wir standen, doch, weiß Gott, nicht in der Absicht, um Einen von uns zu betrachten, sondern ich sah deutlich, wie sie auf die Stränge ihres Sattelpferdchens schaute, welche fast auf dem Boden schleiften, und darauf den kleinen Schecken durch eine leichte Berührung mit der Peitsche etwas antrieb.“

„Sie waren verflucht aufmerksam darauf, mein lieber

Weiden," bemerkte Ferdinand, deſſen Eigenliebe ein wenig gekränkt war, da es ihm geſchmeichelt hätte, wenn die Anderen auf ihrer Meinung, als habe Fräulein von Rivola nach ihm geſehen, beharrt hätten. Doch ſuchte er das verlorene Terrain dadurch wieder zu gewinnen, daß er mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln hinzuſetzte: „Wie ſollte ich, eine ſo unbedeutende Perſönlichkeit, auch dazu kommen? Und dann wißt ihr auch, daß die Weiber meine ſchwache Seite nicht ſind; über dieſe Thorheiten bin ich hinaus. Ein Glas gut frappirten Champagners zu einem animirten Souper ziehe ich allen Lucy's der ganzen Welt vor."

Beſenbach, der ſich ein Geſchäft daraus machte, ſeinem Freunde durch ſeine unbedeutende Perſönlichkeit oder auch durch paſſende Bemerkungen ein Relief zu geben, konnte ſich nicht enthalten, übermäßig zu lachen und dabei auszurufen: „Du biſt ein ganz verfluchter Duckmäuſer! Als wenn wir nicht wüßten, wie intim du mit dem alten Baron von Rivola biſt, und als wenn wir das Sprüchwort nicht kennten, daß, wer die Tochter haben will...."

„Was verſtehſt du davon?" rief der junge Welkermann hier unwirſch. „Das ſind Geſchäftsangelegenheiten, die ich als Beamter der Bank mit dem Freiherrn habe!"

Wäre Beſenbach's Auge nicht durch den Duft des Weines ſchon zu ſehr getrübt geweſen, ſo hätte er wohl

merken müſſen, daß ihm Ferdinand ernſtlich einen böſen Blick zuſchleuderte; doch ſo hielt er alles, was jener ſagte, noch für affektirte Leidenſchaft, und fuhr mit lauter Stimme fort: „Sage was du willſt, jugendlicher Bankbeamter, eure Geldgeſchäfte werden auf euren Bureaux abgemacht! Du aber verkehrſt auch noch außerhalb derſelben auf das Intimſte mit dem alten, reichen Freiherrn von Rivola, der eine ſo wunderſchöne Tochter hat — ja, du verkehrſt mit ihm, wie ich das ganz genau weiß, und zwar draußen auf ſeinem Landgute, ſowie in dem kleinen, geheimnißvollen Hauſe an dem alten Thurme, und wenn ich Sie nun bitte, meine Herren, Ihre Gläſer zu füllen, ſo geſchieht das, um Sie zu erſuchen, mit mir auf das Wohl zu trinken des — des ....“

Hier ſchien nun endlich Beſenbach den richtigen Ausdruck in den zornfunkelnden Augen ſeines Ferdinands erkannt zu haben, ſowie auch eine verdächtige Bewegung deſſelben, als ſei Ferdinand im Begriffe, ihm ſein leeres Glas an den Kopf zu werfen, was den kleinen Mann dermaßen aus dem Concepte warf, daß er ſich, verlegen umſchauend, des Gegenſtandes, auf deſſen Wohl er trinken wollte, nicht mehr zu erinnern ſchien und ſich hierauf unter allgemeinem Gelächter wieder niederſetzte.

„Des — des —“ ſpottete Ferdinand's Gegenüber. „Was haſt du denn eigentlich ſagen wollen?“

„Du — kleines Vieh!“ ziſchte er kaum hörbar zwiſchen

den Zähnen hervor. „Des — des — ich will es euch sagen," fuhr er, sich erhebend, fort, „er meint das liebenswürdigste aller Spiele, dem wir schon lange, ja, allzu lange unsere Aufmerksamkeit entzogen, des liebenswürdigen Makao, wenn ihr nicht einen Landsknecht vorzieht!"

„Vortrefflich!" riefen die Meisten. „Doch nichts von Landsknecht," setzten ein paar Andere hinzu, „das ist ein insipides Spiel ohne alle aufregenden Nuancen — meine Tante, deine Tante — Makao, Makao!"

Die Kellner, durch die Klingel herbeigerufen, beeilten sich, den Tisch abzuräumen und abzubürsten, dann eine grüne Wollendecke darüber zu breiten und ein Kästchen mit Karten herbeizubringen und dasselbe vor Ferdinand Welkermann zu stellen, der nun seine Geldbörse hervorzog und den Inhalt derselben, Gold- und Silberstücke, vor sich auf den Tisch schüttete. „Das mögen ungefähr vierhundert Gulden sein, doch ist die Bank bis zu jeder beliebigen Summe garantirt." Bei diesen Worten zog er aus seiner Brusttasche ein wohlgefülltes Schreibbuch hervor, das er neben sich auf den Tisch legte.

„Ehe wir anfangen, sollen die Kellner abtreten, sonst haben wir morgen früh wieder die übertriebensten Schwätzereien über unser kleines, harmloses Spiel!"

„Ja, ja, der Franz und Joseph, so famos sie auch serviren, können ihr Maul nicht halten!" sagte Ferdinand Welkermann, mehrere Spiele Karten unter einander mi-

de usted", was so viel heißt, als: ich bin auch später ganz zu Ihrer Verfügung.

Wir traten also in die Kirche, die ebenfalls mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und angefüllt war von Offizieren aller Waffen und Grade. Die Fenster waren dicht verhängt, und es brannten in dem Kirchenschiff und dem Chor eine unzählige Menge von Wachskerzen, deren rothe, wehende Flammen die bunten Uniformen und das viele Gold und Silber an denselben mit düsteren Streiflichtern beleuchteten, was einen eigenthümlichen Effect machte, der noch erhöht wurde durch die melancholischen Klänge einer Trauermusik, die, unterstützt von einer Sängerschaar, im Chor aufgestellt war. Dazu donnerten zuweilen die Kanonen vom Monjuich dumpf herüber und es ertönten die Gebete der Priester. Auf einem hohen Katafalk in der Mitte des Kirchenschiffes lag der Verstorbene unter einer weit herabfallenden schwarzen Sammtdecke, die mit Silber gestickt war und deren vier Ecken je von einem Unteroffizier gehalten wurden, welche regungslos wie Statuen an ihrem Posten aushalten mußten, weßhalb sie aber auch häufig abgelöst wurden.

Als die Trauerfeierlichkeiten bis zu einem gewissen Grade gediehen waren, dessen Bedeutung ich übrigens nicht anzugeben vermag, wo das Musik- und Sängercorps in der Kirche eigentlich viel zu laut für den kleinen Raum derselben einsetzte, ertönte auch die Musik draußen auf der Rambla, und zwischen den dumpfen Kanonenschüssen von der Festung herab krachten die Geschütze jetzt in unmittelbarer Nähe von der Kirche, was mich veranlaßte, diese zu verlassen, um zum ersten Male dem Feuern einer spanischen Batterie zuzusehen. So sehr uns Anfangs das Feuern mitten in der Stadt überraschte, so wurden wir doch alsbald gewahr, daß den Barcelonesen dieß keineswegs ungewohnt war, und beim Umschauen sahen wir am Ende der Rambla als Schlußpunkt der Muralla del Mar eine hohe Bastei über den Platz hereinragen, aus deren Scharten man die Rambla der Länge nach nordwestlich

ſchend. „Ich ſprach vor unſerem Diner mit Herrn Ringler darüber — auch ſo ein alter Philiſter, denn er meinte achſelzuckend, unſer Beſuch ſei allerdings eine große Ehre für ſein Haus, aber wenn nicht gar zu hoch geſpielt würde, ſei es ihm doch lieber; er wäre ſchon ein paar Mal beinahe in unangenehme Conflikte mit der Polizei gerathen.“

„Deßhalb wollen wir noch ein paar Flaſchen hereinſtellen laſſen und dann die Thüren ſchließen.“

„Warum nicht gar — was geht uns die Polizei an!“ ſagte Ferdinand aufblickend. „Man kann doch nicht die halbe Nacht ohne Bedienung da ſitzen, und wenn wir die Thüren ſchließen, machen wir die Geſchichte erſt recht verdächtig! Das meinte auch Herr Ringler. Er verſprach mir, die Kellner zu Bette zu ſchicken, und wird einen dummen, aber zuverläſſigen Kerl ins Vorzimmer ſetzen, den wir hereinrufen können, ſobald wir ſeiner benöthigt ſind. Alſo, meine Herren, faitos votro jeu! Ich werde drei Karten für euch auflegen, theilt euch unparteiiſch darein — Sie ſpielen doch auch mit, Welden?“

„Warum nicht, wenn Sie auch kleine Einſätze nicht verſchmähen.“

Nun begann das Spiel, anfänglich klein und beſcheiden; man ſah neben Thaler und Guldenſtücken auch halbe Gulden und Sechſer, man lachte noch über ein geborenes Honneur, und wenn einer der Baiſſe gegen den

Banquier gewann, ſo zahlte dieſer mit großem Gleichmuthe die immer noch unbedeutenden Summen.

Dabei wurde noch ziemlich ſtark getrunken und zur Abwechslung Papiercigarren aus einem auf dem Tiſche ſtehenden Kiſtchen geraucht.

„Es grenzt eigentlich an Straßenräuberei, wenn Sie die Bank haben," ſagte der Reiteroffizier zu Ferdinand; „ſchon das dritte Mal, daß Sie einen geborenen Neuner auflegen. Ich muß mich auf Sechſer beſchränken, ſonſt kann ich nächſtens aufhören, oder verliere zu viel."

„Sie wiſſen, daß die Bank Credit gibt, ſo viel, als ihre Mittel erlauben," ſagte der Betreffende.

„Bis morgen Mittag zwölf Uhr," ergänzte Beſenbach, „wie es mit allen ehrlichen Spielſchulden gehalten wird."

„Deßhalb, Messieurs, faites votre jeu!"

„Und das Spiel wurde ſchon lebhafter und größer. Auch hatte die Bank nicht mehr ſo entſchiedenes Glück wie Anfangs, obgleich immer noch das meiſte baare Geld, Banknoten und Zettel, mit verſchiedenen Summen und Unterſchriften verſehen, vor Ferdinand lagen. Beſonders hatten Beſenbach und der Reiteroffizier in der zweiten Taille bedeutende Chancen, ja, ſogar Welden, vor dem ſich, obgleich dieſer mit kleinem Einſatze ſpielte, die Gulden- und Thalerſtücke raſch aufhäuften.

Doch flatterte das Glück auf Augenblicke wieder zu Ferdinand, wie eben jetzt, wo er, nach ſechsmaligem Um-

ſchlag und Doubliren, mit einer gewiſſen Befriedigung ſagte: „Es ſtehen vierhundert Gulden; wer hält ſie?“

„Moitié, für mich!“ rief einer der jungen Kaufleute.

„Und für mich den Reſt,“ ſagte der Reiteroffizier.

Ehe Ferdinand die Karten abzog, bemerkte er nochmals, daß die Bank auch für jede andere Summe garantirt ſei, worauf von den Uebrigen in verſchiedenen Beträgen noch faſt die gleiche Summe pointirt wurde, alſo im Ganzen beinahe achthundert Gulden ſtanden.

Der Reiteroffizier gouſtirte lange und ſorgfältig, ſah ſich dann genöthigt, eine Karte zu kaufen, und legte darauf mit ſehr unbefriedigtem Geſichtsausdrucke vier auf.

Der Banquier kaufte ebenfalls und warf ſeine drei Karten mit einer ſehr gleichgültigen Miene auf den großen Haufen; es waren drei Zehner. „Verloren — wie viel ſteht im Ganzen?“

„Achthundertundvierzig Gulden im Ganzen.“

„Hier iſt ein Tauſender,“ ſagte Ferdinand Welkermann, ohne die geringſte Bewegung zu verrathen, indem er ſeine Brieftaſche öffnete und die betreffende Banknote hinüber warf; gebet mir heraus und theilet euch darein. Ich mag mein baares Geld nicht alles weggeben — und nun vorwärts, wenn ich bitten darf, es iſt Alles garantirt.“

Welden fing an, ſich für das Spiel in hohem Grade zu intereſſiren, nicht als ob er leidenſchaftlich geſetzt oder

für einen der Spieler besonders Partei genommen hätte; er beobachtete Ferdinand, ja, er mußte die merkwürdige Ruhe bewundern, mit welcher dieser bedeutende Sätze einzog und ausbezahlte. Allerdings lag diese Ruhe und Gleichgültigkeit stets im Wesen des jungen Welkermann; doch hatte Welden den Ausdruck derselben, wie im gewöhnlichen Leben häufig geschieht, an diesem jungen Manne für Affektation gehalten, hier aber schien seine Ruhe und Kälte echt zu sein. Es lag Welden viel daran, die wirklichen Ursachen zu ergründen. War Ferdinand gleichgültig gegen das Spiel selbst oder gleichgültig gegen die Summen, die er verlor? Und im letzteren Falle mußte er nach den Befürchtungen seines Vaters eine sehr ergiebige Quelle haben, sich auf sehr leichte Art Geld zu verschaffen. Dies schien das Wahrscheinlichere, denn der Bankhalter, der offenbar in großem Unglück war, lächelte fast gemüthlich, so oft er eine neue große Note aus seinem Taschenbuche hervorzog, ja, er sagte, indem er leicht mit den Fingern über die Ränder des ziemlich dicken Pakets der Bankbillets fuhr:

„Wartet nur, ich werde alles das schon wieder herumbringen, sei es nun in meiner eigenen Bank oder wenn Sie halten, Baron Miltau.“

Diese letzten Worte galten speziell dem Reiteroffizier, der einen tüchtigen Haufen von Papier und Gold vor sich liegen hatte.

„Ich habe nichts dagegen, die Bank zu nehmen," sagte dieser, seine Gelder mit einem flüchtigen Blicke musternd; „ich kann sagen, daß die Bank für zweitausend Gulden garantirt ist. Bitte aber um Eines," wandte er sich gegen Ferdinand, forciren Sie mich gleich Anfangs nicht zu stark, denn sonst wird mein Vergnügen bald zu Ende sein — und nun zur Attaque, meine Herren!"

Welden hatte die noch in seiner Hand befindlichen Karten dem Reiteroffizier zugeworfen, der den ganzen großen Haufen sortirte und mischte. Dann zündete der ehemalige Bankier eine Papiercigarre an, lehnte sich behaglich in den Stuhl zurück und sagte: „Unbesorgt, ich werde ein wenig ausruhen, führe aber später schon gewichtige Truppen gegen Sie ins Feld — wenn es nur nicht so verdammt heiß geworden wäre!"

„Trink Champagner, der kühlt ab," meinte der kleine Besenbach, der sehr vorsichtig und dabei recht glücklich spielte. Vor sich hatte er zierlich aufgestellte Geldhäufchen liegen, systematisch geordnet vom Sechser bis zum Friedrichsd'or — mit Papier gab er sich nicht gern ab.

„Nein, ich möchte Wasser haben, frisches kaltes Wasser, aber alle diese Murmelthiere von Kellnern sind verschwunden — sieh doch Jemand zu, ob keiner im Vorzimmer ist."

Einer der jüngeren Leute sprang dienstfertig hinaus und kehrte gleich darauf mit der einzigen Bedienung zurück, die er draußen gefunden, einem Mittelding zwischen

Kellner und Hausknecht, einem einfältig aussehenden Menschen, wie der Gastwirth, Herr Ringler, verheißen.

„Der Kerl schlief draußen wie eine Bombe; ich mußte ihn erst aufwecken."

„Er soll Wasser bringen, aber frisches Wasser vom Brunnen weg."

„Jawohl, Herr."

„Auch könnten noch einige weitere Flaschen Champagner nichts schaden."

„Kannst du die ebenfalls beschaffen?"

„Jawohl, Herr."

„So troll' dich und mach', daß du wiederkommst!"

„Eh bien, Messieurs, le jeu est fait!"

Und wiederum begann das Spiel, zuerst abermals mit kleineren Sätzen, wie zu Anfang, sich aber rascher steigernd. Ferdinand betheiligte sich nur mit unbedeutenden Sätzen, zwischen denen er hastig einige Gläser kalten Wassers hinunterstürzte, die ihm der Kellner einschenkte und darreichte, worauf sich dieser wieder in den Hintergrund des Zimmers zurückzog.

Hatte der Sohn des Stadtschultheißen in seiner Bank Unglück gehabt, so machte dagegen Baron Miltau glänzende Geschäfte, unter sechs Mal drei, auch wohl vier geborene Honneurs; es war rein zum Verzweifeln, und mit solchem Ausdrucke, wenigstens mit dem des größten Unbehagens, schauten auch die Meisten auf den sich

unverhältnißmäßig mehrenden Haufen von Gold und Papier.

„Finis Poloniae!“ ſagte einer der jungen Kaufleute, wobei er ſowohl an ſein Portemonnaie als an ſeine Briefta ſche leicht mit den Fingern ſchlug, ohne daß noch irgend etwas herausgefallen wäre.

Welden betrachtete Ferdinand, der, ohne das Geringſte zu ſehen, mit großer Ruhe eine Papiercigarre um die andere rauchte, ſchon längſt kein Waſſer mehr trank, aber deſto mehr Champagner, welcher ihm von Beſenbach eingegoſſen wurde und wobei dieſer nie unterließ, ihn mit dem Ellenbogen anzuſtoßen und ihm dabei zuzuflüſtern:

„Geh' ihm doch endlich einmal zu Leibe — wie kannſt du denn zuſchauen, daß wir ſo ausgeraubt werden?“

Der Reiteroffizier hatte übrigens etwas von dieſen Worten verſtanden und warf lachend die Bemerkung hinüber: „Allerdings, eine hitzige Schlacht, und mit glorreichem Ende, wenn nicht bald Verſtärkung gegen mich anrückt; Herr Welkermann hat ſich in ſein Zelt eingeſchloſſen, wie der ſelige Achill, und ſcheint mit ſeinen Myrmidonen nicht mehr eintreten zu wollen.“

„Allerdings iſt Achill müde,“ erwiederte der Angeredete, indem er gähnte und mit der Hand über ſeine Augen fuhr; „doch werde ich meinen Patroklus ſchicken, um vielleicht die Feldſchlacht noch einmal zum Stehen zu bringen. Da, Beſenbach, pointire, wenn du Luſt haſt!

Damit warf er ihm seine gefüllte Brieftasche hinüber, aus welcher, durch den Wurf verschoben, Billette von tausend, fünfhundert und hundert Gulden hervorblickten. Du brauchst dich nicht zu geniren!"

„Gut denn — ein Einzelkampf zwischen Patroklus und Herkules."

Alles blickte gespannt auf die Spieler mit vorgestrecktem Halse und weit geöffneten Augen.

„Die Bank ist für dreitausend Gulden garantirt."

„So fangen wir klein an," sagte Besenbach, „und nehmen ihr hundert Gulden — geborener Achter."

„Oder umgekehrt," sagte lachend der Reiteroffizier, „hier ist die Geburt eines Neuners zu melden."

„Unerhört — abermals hundert."

„Leider mit dem gleichen Erfolge."

„Versuch es einmal mit fünfhundert," sagte Ferdinand gleichgültig.

„Verdammt, die sind auch beim Teufel — Baron Miltau, Sie haben einen Bund mit dem Bösen gemacht!"

Ferdinand hatte ein großes Wasserglas mit Champagner hinuntergeschluckt, und seine Augen fingen an, unheimlich zu leuchten. — „Nochmals fünfhundert."

„Und nochmals verloren."

„Das ist wirklich ein ganz fabelhaftes Glück," sagte einer der jüngeren Leute; „hören Sie auf, Welkermann, dem Baron Miltau ist heute nicht beizukommen!"

„Und für wie viel ist die Bank garantirt?“ fragte der Sohn des Stadtschultheißen mit einer Stimme, der man nicht die geringste Aufregung anmerkte und wobei sich sogar ein kleines Lächeln um seinen Mund zeigte.

„Für dreitausend Gulden,“ antwortete der Reiteroffizier; „den Rest ziehe ich zurück.“

„Nicht mehr als billig.“

„Couvrire diese dreitausend Gulden,“ sagte Ferdinand zu Besenbach, „und dann laß mich einmal die Karten aufnehmen.“

„Nein, nein,“ riefen ein paar der Anwesenden, indem sie sich halb von ihren Stühlen erhoben, „das geht über den Spaß; treibt das meinetwegen so fort, nachdem wir das Zimmer im Rücken haben — Gute Nacht!“

„Pfui, wer wird so kindisch sein, eine Spielgesellschaft unter guten Freunden durch vorzeitiges Weglaufen aus einander zu sprengen!“ bemerkte Ferdinand; „was kann es euch verschlagen, ob ich verliere oder gewinne? Denkt, wir spielen um Nüsse oder um Rechenpfennige — haben doch diese Papierfetzen auch nur einen eingebildeten Werth.“

„Du thust gerade, als wenn du eine Banknotenpresse bei dir zu Hause stehen hättest,“ erwiederte lachend einer der Kaufleute; „nun ich kann auch noch da bleiben, mir kann es gleich sein.“

„Also Sie halten die dreitausend?“

„Gewiß.“

Der Sohn des Stadtſchultheißen nahm die Karten, ohne daß ſeine Finger oder ſeine Miene auch nur das geringſte Zeichen von Aufregung verrathen hätten; doch gouſtirte er aufs ſorgfältigſte, bis oben der Strich erſchien, der ihm ein Bild anzeigte. Dann wandte er die Karten lächelnd herum; die andere war ein Vierer — auf vier bleibt man nicht ſtehen; er ließ ſich eine dritte Karte geben: es war ein Sechſer; er hatte alſo verloren, wenn der Bankier nicht ebenfalls zwei Zehner oder zwei Bilder hatte. Dieſer laufte ebenfalls und legte mit triumphirendem Blicke ein Aß auf — er hatte um einen einzigen Point gewonnen, denn auch er hatte in der That zwei Zehner gehabt.

Ein leiſer Ruf der Ueberraſchung flog durch den Kreis, der ſich näher um die beiden Spielenden zuſammendrängte — es war dieſes aber auch ein ganz außerordentliches Spiel, ſo außergewöhnlich, daß es ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Kellners erregte, der unbeachtet im Zimmer geblieben war und nun mit lang vorgeſtrecktem Halſe, von Niemandem beachtet, über den Kreis hinüber auf den Tiſch ſchaute.

Der Reiteroffizier behielt ſein Paket Karten in der Hand und blickte fragend zu Ferdinand hinüber, der ſich lachend mit der Frage an Beſenbach wandte: „Was haben wir noch aufzuwenden?“

beſtreichen kann, und von wo aus etwaige Volksaufläufe kräftig zerſtreut werden können, auch wohl ſchon zerſtreut worden ſind.

Es war Bergartillerie, die ſich auf einem kleinen Platze neben der Rambla aufgeſtellt hatte, für mich von beſonderem Intereſſe, da ich dieſelbe bisher noch nie manövriren ſah. Es ſind kleine Geſchütze, die dreipfündige Vollkugeln und Granaten ſchießen; die Laffette ruht auf Rädern, hat aber keine Protze, da ſich der Munitionskarren auf dem Rücken eines Maulthieres befindet, welches rückwärts aufgeſtellt wird. Die Fortbewegung des Geſchützes geſchieht vermittelſt zweier anderen Maulthiere; beide haben Packſättel, wovon jeder mit Packtaſchen und dergleichen einen Centner wiegt. Ein Maulthier trägt die Laffette — Corunna, ein Gewicht von zwei Centnern, das andere das metallene Rohr, Pieza, von gleichem Gewichte. Die Munition im zweiten Kaſten beſteht aus ſechs Granatwürfen und zwei Kartätſchenladungen und wiegt circa $1\,^1/_8$ Centner. Die Bedienungsmannſchaft jedes Geſchützes beſteht aus acht Leuten, drei, welche die Maulthiere führen, und drei, welche bedienen, mit zwei Mann Reſerve.

Bei der großen Laſt, welche die Maulthiere tragen müſſen, ſind dieſe ſehr ausgeſucht und waren hier vortrefflich im Stande; ſie werden nicht vor dem ſechsten Jahre genommen und ſind mit einzelnen Ausnahmen bis zum ſechszehnten und achtzehnten Jahr im Dienſte. Eigenthümlicher Weiſe nimmt man nur dunkelfarbene Maulthiere zur Bergartillerie, indem man aus Erfahrung wiſſen will, daß die hellfarbenen nicht ſo kräftig ſeien; man wählt kurze, gedrungene Thiere mit ſtarker Bruſt und Hals, rundem Rücken und kurzen feſten Beinen. Das ſchwarze Geſchirr iſt ſo einfach wie möglich, das Kopfzeug beſteht aus einer Trenſe und der Hufbeſchlag iſt ohne Stollen; dabei werden dieſe Maulthiere im Gegenſatz zu allen übrigen, welche man in Spanien ſieht, nicht geſchoren. So viel ich bei dem heutigen Schießen nur mit der Manövercartouche bemerken konnte, bedienen die Leute ihre Geſchütze raſch und pünktlich. Ob irgend ein anderer Staat Bergartillerie

Der kleine Mann mit dem rothen Barte machte ein gar klägliches Geſicht, offenbar befand er ſich durch das unſinnige Spiel in viel größerer Beſtürzung, als der, dem es doch eigentlich galt. „Laß es gut ſein," flüſterte er ihm zu — „wozu ſeinem Gelde nachrennen und Alles verlieren?"

„Das iſt meine Sache; wie viel iſt noch in der Briefſtaſche?"

„Noch neun Stück Fünfhunderter."

„Halten Sie mir noch viertauſend Gulden?" fragte Ferdinand in verbindlichem Tone den Baron von Miltau.

„Mit Vergnügen, auch mehr."

„Gut, geben Sie aus."

Dieſes Mal kam der junge Welkermann weder zum Gouſtiren noch zum Kaufen, denn der Cavallerieoffizier legte achſelzuckend und mit den Worten: „Mir ſelbſt unbegreiflich!" einen geborenen Neuner auf.

Sonſt ſprach Keiner im Kreiſe rings umher, Alle ſchienen beſtürzt über die unter den obwaltenden Umſtänden koloſſale Höhe, welche das Spiel, das man mit Sechſern und halben Guldenſtücken begonnen, ſo unverhofft genommen; nur der, den es am meiſten betraf, ſchien nicht viel Weſens daraus zu machen. Er ſteckte Portemonnaie und Briefſtaſche mit großer Ruhe ein, worauf er das letzte Bankbillet von fünfhundert Gulden, das er noch hatte, langſam zwiſchen den Fingern umher-

ſchob und dann der Länge nach bedächtig zuſammenfaltete. Allerdings waren ſeine Blicke etwas ſtarr geworden und ſeine Zunge ſchwer und lallend, als er ſprach.

„Es iſt mir das allerdings unangenehm," ſagte er, „aber ich kann Ihnen auf meine Ehre verſichern, mehr für Sie, als für mich ſelber, da es unſern heiteren Abend mit einer Diſſonanz zu beſchließen droht; deßhalb noch ein volles Glas, Beſenbach, zur Abwehr der Mißſtimmung, und ihr Anderen ſchenkt euch noch einmal ein — an Stoff fehlt es nicht — ſtoßt an auf unſer beſſeres Glück ein ander Mal!"

„Und zur Revanche jeder Zeit!" rief der Freiherr von Miltau.

„Wie Sie wollen," antwortete Ferdinand; „doch könnte mir auch die verflucht geſcheite Idee kommen, gar keine Karten mehr anzurühren, vielleicht aus Mangel an Fonds," ſetzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, und um den eben ausgeſprochenen Vorſatz halten zu können, iſt es beſſer, wenn ich meine Schiffe hinter mir verbrenne."

Bei den letzten Worten näherte er die zu einem Fidibus zuſammengedrehte, letzte Banknote dem Lichte, welches vor ihm ſtand, und ehe Welden, der, der einzige vollkommen Nüchterne, allen ſeinen Bewegungen aufs genaueſte gefolgt war, ihn am Arme ergreifend daran hin-

dern konnte, hatte das Papier bereits Feuer gefangen; doch riß es ihm der junge Ingenieur trotzdem aus der Hand, zerdrückte die Flamme mit den Händen und sagte dann, ihn ernst anschauend:

„Herr Welkermann, ich kenne allerdings nicht Ihre Vermögensverhältnisse, aber ich glaube doch, Sie werden mir morgen Dank wissen, daß ich Sie von etwas abgehalten, das selbst durch die aufgeregte Stimmung, in der man sich eben befindet, nicht zu rechtfertigen ist!"

Dieses war der Funke, welcher in den aufgehäuften Zündstoff flog, den der junge Mann bis jetzt mühsam vor dem Aufflammen bewahrt; er sprang, wie von einer Feder geschnellt, in die Höhe, seine feuchten Lippen bebten, und indem er beide Fäuste auf den Tisch stemmte, beugte er sich so weit gegen den Ingenieur, daß er dessen Stirn fast mit der seinigen berührte.

„Weder morgen noch heute werde ich Ihnen Dank wissen, Herr — wissen Sie wohl, daß Sie eine Unverschämtheit gegen mich begangen, daß ich Ihnen darauf mit einer Ohrfeige antworten würde, wenn mich die Anwesenheit jener ehrenwerthen Leute nicht davon zurückhalten würde, und daß ich Sie trotzdem bitten muß, diese Ohrfeige als vollkommen genossen zu betrachten!"

Welden war furchtbar erbleicht und athmete tief auf, ehe er im Stande war, auch nur durch ein leichtes Kopfnicken zu antworten, und dann erst nach einer ziemlich

langen Pause, während welcher er die an einem Theile verbrannte Banknote ruhig auf den Tisch legte, zur Antwort gab: „Die anwesenden Herren werden es mir Dank wissen, wenn ich Ihre Worte heute Abend auf der Stelle nicht gebührend beantworte — morgen aber werde ich mir erlauben, Ihnen den heutigen Abend in Erinnerung zu bringen!“

„Und mit vollem Rechte!“ rief Baron Miltau, der sich mit den meisten der übrigen Anwesenden rasch erhoben hatte.

Nur Besenbach war sitzen geblieben, und das aus guten Gründen, denn er hatte nicht Lust, den auflodernden Zorn seines guten Freundes auf sich zu lenken, konnte sich aber trotzdem nicht enthalten, in Ausrufungen wie: ‚Unerhört! Unverzeihlich!‘ wenn auch leise, mit einzustimmen.

Ferdinand hatte die Banknote wieder ergriffen, und indem er mit rollenden Augen, an der Unterlippe nagend, rings im Kreise umherschaute, stieß er mühsam die Worte hervor: „Und ich kann mit meinem Eigenthum schalten und walten, wie ich will!“

„Ja, aber vor unseren Augen keinen solchen Wahnsinn treiben; ein Millionär würde sich das nicht erlauben, und wenn er es thäte, müßte man ihn unter Curatel stellen, und das wollen wir auch dir thun zu deinem eigenen Besten.“

Der, welcher so sprach, einer der genaueren, älteren Freunde Ferdinands, hatte das Licht auf dem Tische ausgelöscht und sich ihm mit einer sehr entschlossenen Miene genähert, worauf Ferdinand anfänglich Lust zu haben schien, das Papier, welches er zwischen seinen zitternden Fingern hielt, zu zerreißen; doch besann er sich eines Vernünftigeren, und sich rasch umwendend, wobei er seinen Freund etwas unsanft zurückdrängte, warf er dem Kellner, der überrascht zugeschaut, die Banknote zu.

Dieser schien erschrocken über das Geschenk zu sein und wollte es wieder auf den Tisch legen, doch winkte ihm Baron Miltau mit den Augen, worauf er sich in die Ecke des Zimmers zurückzog, wohin sich Welden ebenfalls begeben hatte, um seinen Hut zu nehmen. Hier flüsterte ihm der Kellner zu:

„Erlauben Sie mir die Frage: wer ist der junge Herr, der mir die Banknote gegeben? Ich bin erst kurz im Hause und kenne ihn nicht; Sie werden es begreiflich finden, daß ich sie ihm morgen früh wieder zustelle."

„Gewiß, mein Freund, es ist der Sohn des Stadtschultheißen Welkermann, bei der Bank angestellt; gehen Sie morgen früh dorthin, und ich bin überzeugt, er wird Ihnen dankbar sein."

Der Kellner zog sich nach einer Verbeugung zurück, und Welden verließ das Zimmer und den Gasthof, dessen Thür ihm ein schläfriger Hausknecht öffnete.

Es war ſpät in der Nacht oder vielmehr früh am Morgen; die Sterne leuchteten in unbeſchreiblicher Klarheit, der Schnee knirſchte unter den Füßen des Dahinwandelnden, welcher bei ſich dachte: „Das hat man davon, wenn man ſich in fremde Angelegenheiten miſcht, und ſtatt dem Stadtſchultheißen dienſtbar zu ſein, werde ich mich genöthigt ſehen, ſeinem ungerathenen Sohne Eins auf den Pelz zu ſchießen oder .... Vielleicht wäre es doch geſcheiter geweſen, eine Taſſe Thee bei meiner liebenswürdigen Hauswirthin anzunehmen.“

Scylla und Charybdis.

Fünfzehntes Kapitel.

Welden war am anderen Morgen allein auf ſeinem Bureau. Baron Miltau, der ſich ihm in aller Frühe durch ein Billet, die Geſchichte mit Welkermann betreffend, zur Verfügung geſtellt und ihn darauf beſucht, hatte ihn ſoeben verlaſſen, um ſich als Cartelträger zu Ferdinand zu begeben.

Es war ein Feiertag und deßhalb außer ihm Niemand auf den Zeichnungszimmern, nicht einmal der Oberbaurath Lievens, was dem jungen Ingenieur ſehr angenehm war; er hatte ſeinen Kopf noch zu voll von dem geſtrigen Vorfalle, um ſich ſeinen eigenen Arbeiten oder denen der Anderen widmen zu können. Am Fenſter ſtehend, blickte er an dem trüb gewordenen Winterhimmel empor, in Nachſinnen verſunken, ob er geſtern Abend hätte anders handeln können oder ſollen — können vielleicht wohl,

doch gereute es ihn durchaus nicht, daß er mit dem übermüthigen jungen Menschen so verfahren, wie er es gethan. Was konnte auch die Folge davon sein? Ein Zusammentreffen, wie er schon ähnliche gehabt — er war in der Lage, Ferdinand zu fordern, jener hatte also den ersten Schuß, und wenn die Kugel ihn nicht traf, wie es ja wohl möglich war, so lag es in seiner Hand, den jungen Mann ganz zu verschonen oder ihm einen leichten Denkzettel zu geben.

Welden war ein guter Pistolenschütze, und, was die Hauptsache war, sein Gleichmuth und seine Ruhe hatten ihn in schwierigeren Lagen nicht verlassen, also auch nicht vor der Mündung einer Pistole.

Es war vielleicht eigenthümlich, vielleicht auch sehr natürlich, daß ihm bei diesen Betrachtungen das Bild Lucy's von Rivola häufiger als sonst vor seine Seele trat, und er ärgerte sich, wenn er bedachte, daß man im Hause des Freiherrn, wie ja auch wohl überall in der Stadt, diese an sich so unangenehme Geschichte noch mit großen Zusätzen erfahren würde: ein Streit beim Spiele mit jüngeren, leichtsinnigen Leuten — was mochte man über ihn im Hause des Freiherrn denken, wo er stets als das Muster eines besonnenen und vollkommen soliden jungen Mannes gegolten hatte?

Er beschloß, allen Gerüchten zuvorzukommen und dem Baron von Rivola die ganze Geschichte zu erzählen.

So am Fenſter ſtehend und mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, hatte er es überhört, daß an die Thür des Nebenzimmers, wo der Eingang zu den Bureaux war, geklopft wurde, und wandte ſich jetzt raſch um, als er das Knarren dieſer Thür ſowie Schritte hörte, welche ſich dem Gemache näherten, in dem er ſich befand. Es war der Polizeirath Merkel, der mit ſeinem wohlwollenden Lächeln nun vor ihm auf der Schwelle ſtand und ihm einen freundlichen Guten Morgen bot.

„Sie werden überraſcht ſein, mich ſchon ſo früh bei ſich zu ſehen.“

„Bin aber ſehr erfreut darüber,“ erwiederte der junge Ingenieur, „und halte es für recht paſſend, daß die hohe Polizei, der eigentlich nichts heilig iſt, wenigſtens den Feiertag verehrt, indem ſie ihre Geſchäfte bei Seite läßt und Beſuche macht.“

„Leider kann ich Ihnen das nicht bejahen, ſo gern ich auch meine Sonn- und Feiertage für mich hätte. Glauben Sie mir, wir ſind ſchlimmer daran, als die Briefträger, die doch nur zu gewiſſen Stunden in der Stadt umher zu traben haben, wogegen wir uns ſagen können: keine Ruh' bei Tag und Nacht. — Doch wie geht es Ihnen? Ich hatte in der Nähe zu thun und bin nur gekommen, um nach Ihnen zu ſehen, ja, ſogar ohne bei meiner Schweſter einzutreten.“

„Das iſt ſehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Polizei-

rath," antwortete Welden, „beſonders wenn Sie mir in der That ohne alle und jede Nebenabſicht ſo früh ſchon Ihren Beſuch ſchenken."

„Man muß ſich vor Ihnen in Acht nehmen," entgegnete der Andere lächelnd, indem er ſich rittlings auf einen der Zeichenſtühle ſetzte — „nun denn, ſo frage ich ohne alle Beziehung, ob Sie gut geſchlafen haben."

Lag bei dieſen Worten etwas Auffallendes in den Blicken des Polizeiraths oder glaubte Welden das nur, der ſich, wie wir wiſſen, in Gedanken ſehr mit dem geſtrigen Abende beſchäftigt hatte und deßhalb auch dieſe Frage damit in Zuſammenhang brachte, genug, er erwiederte:

„Wenig und unruhig; ich war lange auf und unſere Unterhaltung ſehr animirt."

„Ja, ja," machte der Polizeirath und fuhr in gleichgültigem Tone fort, während er mit ſeinem Spazierſtocke etwas hangen gebliebenen Schnee von der Spitze ſeines Stiefels entfernte: „Das Spiel regt auf, ſelbſt wenn man eigentlich ſo zu ſagen nur Zuſchauer iſt."

„Habe ich vom Spiel geſprochen?" fragte Welden im Tone der Verwunderung.

„Nein, aber ich," verſetzte der Andere, indem er dem jungen Manne mit großer Ruhe ins Geſicht ſchaute und dann lachend beifügte: „ich, der Polizeirath Merkel."

„Als ſolcher?"

in dieſer Art beſteht, weiß ich nicht genau, doch iſt ſie für das gebirgige Spanien gewiß von großem Nutzen; man kann ſie faſt wie die Raketenbatterien verwenden, denn das bepackte Maulthier iſt ja im Stande, auf dem ſchmalſten Pfade ſehr ſteile Berggipfel zu erklettern. Dabei ſoll ihr Marſch außerordentlich ſchnell ſein, ſo daß Infanterie auf längere Zeit nicht folgen kann. Die Bergbatterie that noch einige Schüſſe, dann wurden Rohr und Laffette, wie ſchon bemerkt, jedes getrennt, auf die ſehr feurigen Maulthiere gehoben, ich ſah ein paar, die ſchwer beladen, kaum zu halten waren, obgleich ihre Naſen durch tüchtige Knebel aufs ſtärkſte zuſammengedrückt waren, und an dieſem Knebel wurden ſie geführt.

Der Trauergottesdienſt ging jetzt zu Ende, die Kirche entleerte ſich, und die Truppen marſchirten ab unter einem Trommelſchlag, ſo langſam, ſo melancholiſch und ſchläfrig, wie ich bis jetzt nichts Aehnliches gehört; doch war derſelbe nicht gedämpft, wie gewöhnlich bei Trauermärſchen, und ich hörte das gleiche Tempo ſpäter, öfters auch beim Exerciren. Nachdem ſich die ganze Menſchenmenge verlaufen, nahmen wir unſeren Spaziergang wieder auf.

Für einen Fremden wäre es ſehr ſchwer, ſich in den Straßen von Barcelona zurecht zu finden, wenn man nicht, wie z. B. in Paris die Seine oder die Boulevards, auch hier zwei große Linien hätte, auf welche man beim Umherſtreifen immer wieder zurückkommt, die Muralla del Mar, ſo wie die Rambla. Die letztere bildet mit der erſteren einen rechten Winkel und ſcheidet die Stadt in zwei ungleiche Hälften, von denen die gegen den Monjuich zu das alte, die gegen die Citadelle hin das neue Barcelona genannt werden könnte. Letzteres iſt weit glänzender und belebter; hier reihen ſich Läden, Magazine und Gewölbe an einander, und an dieſen erkennt man die emporſtrebende große Stadt. Die Magazine fangen an, ſich nach franzöſiſchem Schnitt zu formiren, und große helle Spiegelfenſter, welche faſt die ganze Breite des Hauſes einnehmen, laſſen eine reiche Auswahl von Waaren aller Art

„Nein, als guter Freund meines guten Freundes.“

„Sehen Sie, wie Recht ich vorhin hatte,“ fuhr Welden nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher er in das herzliche Lachen des Anderen eingeſtimmt hatte; „alſo Alles wohl berechnet und Heuchelei: das Reſpektiren des Feiertages, das Bedürfniß, mich am frühen Morgen zu ſehen.“

„Ich konnte doch nicht mit der Thür ins Haus fallen, ich konnte es Ihnen doch nicht ſogleich ſagen, ehe ich mich nur geſetzt und ehe Sie mir eine gute Cigarre angeboten, was Sie beiläufig noch nicht gethan haben, junger Mann.“

„Hier iſt das Beſte, was ich habe, Flor ſin, das wird Sie hoffentlich milder ſtimmen, denn Ihre Anrede verſpricht nichts Gutes.“

„Ihre Cigarre iſt vortrefflich; doch nun laſſen Sie mich fortfahren, undankbar aber gerecht. Junger Mann, Sie waren geſtern Abend im Holländiſchen Hofe, und zwar in einem Hinterzimmer desſelben, wo ſoupirt und ſpäter geſpielt wurde, ein ſehr intereſſantes, aber abſcheuliches Spiel, welches man Makao nennt.“

„Bis dahin ſind das unläugbare Thatſachen.“

„Ich brauche weder Läugnen noch Beiſtimmung, junger Herr, ich bin meiner Sache ſo gewiß, als ob ich ſelbſt dabei geweſen wäre; Sie allerdings ſpielten ſehr beſcheiden, aber andere Leute trieben ein Spiel, das weit

über deren Verhältniſſe geht und in das ſich die hohe Polizei eigentlich miſchen ſollte, wenn ſie im vorliegenden Falle nicht Wichtigeres zu thun hätte."

„Wichtigeres — worin beſteht dieſes Wichtigere?"

„In einem wahrſcheinlich heute Morgen ſchon eingefädelten Engagement mit Herrn Ferdinand Welkermann, einem großen Taugenichts, dem eine tüchtige Lection allerdings nichts ſchaden könnte, für den ich aber in anderer Beziehung eine ſo große Zuneigung empfinde, daß es mir ganz entſetzlich wäre, wenn ihm auch nur ein Haar gekrümmt würde."

„Ich verſtehe Sie wahrhaftig nicht, Herr Polizeirath."

„Iſt auch vor der Hand ganz unnöthig."

„Aber wenn ich Sie verſichere, daß die Polizei, trotz ihrer Allwiſſenheit, dieſes Mal doch nicht den richtigen Weg geht?"

„Mein lieber Welden," gab hier der Polizeirath, plötzlich ernſt werdend, zur Antwort, ich verlange durchaus nicht, daß Sie mir den geſtrigen Abend betreffende Zugeſtändniſſe oder noch weniger Confidenzen machen; ich brauche das nicht, denn ich bin meiner Sache zu gewiß — wollen Sie Beweiſe?"

„Warum nicht, wenn es Ihnen gefällig wäre?"

„Mit vielem Vergnügen — alſo geſtern Abend wurde in dem gewiſſen Hinterzimmer des Holländiſchen Hofes

Makao gespielt; Sie setzten, wie es sich für einen vernünftigen Mann geziemt, Andere aber, verzeihen Sie mir den Ausdruck, wie die Narren, besonders Herr Welkermann, der außer unbedeutenderen Einsätzen das erste Mal dreitausend Gulden an Baron Miltau verloren, dann nochmals viertausend Gulden an denselben."

„Ich möchte wissen, wer Ihnen das verrathen hat."

„Niemand von denen, die anwesend waren — ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, daß Sie der Erste aus der gestrigen Gesellschaft sind, den ich seit vierundzwanzig Stunden spreche."

„Unbegreiflich!"

„Allerdings. Sie schickten die Kellner fort, und es blieb nur im Vorzimmer ein unbedeutender, verschlafener Kerl, der ein paar Mal frisches Wasser und Champagner brachte ...."

„So ist es."

„Dem Herr Ferdinand Welkermann die theilweise verbrannte Banknote zuwarf, über welche Sie mit ihm in Streit geriethen."

„Das geht über meinen Begriff," sagte Welden im höchsten Erstaunen — „das ist mir unbegreiflich, da Sie soeben Ihr Ehrenwort gaben, mit Niemandem der Anwesenden gesprochen zu haben!"

„Was auch nicht nöthig war, da ich die Ehre hatte, selbst bei der Gesellschaft zu sein."

„Ah bah," machte der junge Ingenieur zurückfahrend, Sie haben mich zum Beſten!"

„Durchaus nicht; Sie werden ſich erinnern, daß ich Ihnen geſtern Abend auf der Straße ſagte, Sie ſeien nicht im Stande, mich in einer meiner Verkleidungen zu erkennen, ſelbſt nicht bei Gaslicht und Champagner, und Sie erkannten mich in der That nicht, als ich Sie geſtern Abend fragte: Wer iſt jener junge Herr, der mir die Banknote zugeworfen?"

„Sie — — jener Kellner?"

„Ich hatte die Ehre, und um Sie ganz zu überzeugen, bitte ich, dieſes Corpus delicti zu betrachten."

Bei dieſen Worten hatte der Polizeirath die Fünfhundertguldenbanknote aus ſeiner Bruſttaſche hervorgezogen und überreichte ſie Welden, der ſie kopfſchüttelnd annahm, aber ſtatt ſie zu betrachten, das Geſicht Merkels, dieſes ihm ſo wohlbekannte Geſicht, mit großen Augen anſchaute. Dann ſagte er: „Sie überzeugen mich, und doch zweifle ich noch!"

„Glauben Sie dem Beweiſe, den Sie in Ihren Händen halten; doch iſt das, deſſen ich vorher erwähnte, das tolle Spiel Welkermann's, dieſe angebrannte Banknote, nur Nebenſache, vor der Hand wenigſtens — was mich zu Ihnen führt, iſt Ihr vorausſichtliches Duell, das, es thut mir leid, es Ihnen zu ſagen, unter keinen Umſtänden ſtattfinden darf."

„Unmöglich, Herr Polizeirath," fuhr der Ingenieur heftig empor; „Sie werden nicht von mir verlangen, daß ich mich vor einem Dutzend junger Leute beschimpfen lasse, ohne die nun einmal übliche Genugthuung dafür zu fordern!"

„Gewiß nicht, und Sie sollen alle Genugthuung haben, die Sie wünschen können: Herr Ferdinand Welkermann soll Ihnen vor allen gestern Anwesenden Abbitte leisten und es Ihnen noch obendrein schriftlich geben, daß er das gethan."

„Dazu wird und kann er sich nie verstehen, und im Falle selbst, daß er sich dazu verstände, kann ich mich nicht damit zufriedenstellen."

„Blutdürstiger Wütherich — nehmen Sie sich vor der Polizei in Acht — was kann Ihnen daran gelegen sein, diesem unbesonnenen jungen Menschen eine Kugel in den Leib zu jagen? — O, ich weiß," fuhr der Polizeirath nach einer Pause fort, als Welden, der heftig im Zimmer auf und ab gegangen war, nun vor ihm stehen bleibend, den Mund zum Sprechen öffnete — „Sie sind ein ganz vortrefflicher Schütze. Sie werden mir versichern, daß Sie ihn durchaus nicht gefährlich verwunden wollen; aber, mein lieber Freund, die Kugel geht ihren eigenen Weg, und ich habe es schon erlebt, daß die besten Schützen ihr Ziel fehlten, und daß Jemand mitten durchs Herz ge-

ſchoſſen wurde, und zwar von einem Menſchen, der früher nie eine Piſtole in der Hand gehabt."

„Sei es darum!" ſagte Welden in einem ärgerlichen Tone. „Aber weßhalb intereſſiren Sie ſich für dieſen Welkermann, der es doch, weiß Gott, verdient hat, daß man ihn einige Todesangſt ausſtehen läßt?"

„Was noch ſehr zweifelhaft iſt," erwiederte der Polizeirath mit großer Ruhe; „dieſer Welkermann iſt allerdings ein großer Taugenichts, ein Spieler, ein leichtſinniger Verſchwender, aber durchaus nicht feig, deſſen kann ich Sie verſichern."

„Ich will mich von Herzen freuen, wenn dem ſo iſt, alsdann wird er durchaus nicht einwilligen, mir die vorgeſchlagene Abbitte zu thun."

„Vielleicht doch, denn dieſer Welkermann iſt neben all ſeinen Fehlern ein ganz guter Kerl, und wenn Sie geſtern Abend noch länger geblieben wären, ſo hätten Sie eben ſo gut hören können, wie es der alte Kellner gehört, trotzdem er verſchlafen im Vorzimmer ſaß, daß ſich Welkermann ſelbſt über ſein Betragen gegen Sie größere Vorwürfe gemacht, als es alle Anweſenden thaten, und daß er auf der Stelle zu jeder Ehrenerklärung bereit geweſen wäre."

„Möglich — aber gerade deßhalb bin ich zufrieden, daß ich nicht mehr anweſend war." Welden trat bei dieſen Worten an das Fenſter und ſetzte, an den Himmel

emporſchauend, hinzu: „Man ſpielt nicht mit ſolchen Dingen!“ worauf er ſich, nachdem Beide eine Weile geſchwiegen, raſch gegen den Polizeirath mit der Frage umwandte: „Aber ſagen Sie mir nun, verehrter Herr und Freund — Sie erlaubten mir häufig, Sie ſo zu nennen —, aus welchem Grunde ſind Sie ſo zärtlich beſorgt, daß dem Herrn Ferdinand Wellermann kein Leides geſchieht?“

„Warum gerade auch ihm, mein lieber Welden? Auch Sie ſind gegen eine Kugel nicht verſichert — wenn meine Forderung nun ganz allein in dem Intereſſe für Sie wurzelte?“

„Unglaublich,“ erwiederte der Ingenieur, indem er lächelnd den Kopf ſchüttelte; „die Motive, unſer Duell zu verhindern, ſcheinen mir tiefer zu liegen.“

„Nun denn, das Intereſſe des Polizeibeamten, eine Ungeſetzlichkeit zu verhindern.“

Welden machte bei dieſen Worten ein ſo außerordentlich komiſches Geſicht, daß es dem Anderen unmöglich war, ernſthaft zu bleiben.

„Ah, ich ſehe,“ rief er lachend, „Sie glauben mir nicht!“

„Nein, Herr Polizeirath.“

„Nun denn, ſo will ich Ihnen geſtehen,“ antwortete er, plötzlich wieder ernſt werdend, „daß ich allerdings triſtige Urſachen habe, im gegenwärtigen Augenblicke das

größte Intereſſe an der Perſon des Herrn Ferdinand Wellermann zu nehmen, und daß es mir äußerſt fatal wäre, wenn Sie ihn mir todtſchöſſen.“

„Das iſt ſchon etwas — aber wenn ich mich durch eine ſolche unglaubliche Nachgiebigkeit vor all meinen Bekannten lächerlich machen ſoll, ſo iſt es doch vielleicht nicht indiscret, nach dem Grunde dieſes Intereſſes zu fragen.“

Der Polizeirath zuckte mit den Achſeln. „Mit dem eben Geſagten bin ich an der Gränze aller meiner möglichen Mittheilungen, und bitte ich Sie dringend, lieber Welden, dem Freunde Gehör zu geben, damit der Beamte nicht genöthigt iſt, gegen Sie aufzutreten.“

„Wie ſo der Beamte?“

„Ei, eine komiſche Frage; Sie wollen ſich duelliren, die Polizei weiß darum und muß Alles thun, um das zu verhindern, denn Sie haben gute Luſt, Ihren Gegner zuſammenzuſchießen, und dieſer Gegner iſt — der Sohn eines allgemein verehrten Mannes, des Stadtſchultheißen.“

„Ah, ich fange an, zu begreifen!“

„Sehen Sie, junger Mann,“ ſprach der Polizeirath mit einem Ausdrucke außerordentlichen Wohlwollens in den Zügen und in der Stimme, „mich freut es nur, daß Sie Gründe errathen, die man Ihnen nicht ſagen darf.“

„Und wenn ich mich trotzdem weigere?“

„So müßte ich mich veranlaßt ſehen, Ihnen eine Begleitung zu geben, die Ihnen zuweilen recht hinderlich wäre — ſeien Sie vernünftig, ich rathe Ihnen als älterer Freund; verſprechen Sie mir, daß, wenn Ihnen Ihr Gegner eine Erklärung gibt, mündlich und ſchriftlich, wie Sie es nur verlangen können, daß Sie ſich alsdann zufrieden geben wollen.“

Welden war haſtig abermals im Zimmer einige Male auf und ab geſchritten, und ſein Kopfſchütteln ſowie ſeine finſtere Miene zeigten deutlich, daß es ihm ſchwer, ja, unmöglich wurde, ſo ſchnell einen endgültigen Entſchluß zu faſſen. Endlich ſagte er, vor dem Anderen ſtehen bleibend: „Ich kann Ihren Vorſchlag nicht annehmen, die Sache iſt ſchon eingefädelt, wie ſie ſoll, denn die mir angethane Beleidigung war zu ſchwerer Art — will ihn aber auch nicht unbedingt ablehnen. Geben Sie mir drei Tage Bedenkzeit, wogegen ich Ihnen verſpreche, daß das Duell innerhalb dieſer drei Tage nicht ſtattfinden ſoll; ich, als der beleidigte Theil, werde das ſo einzurichten wiſſen, und daß ich ſo lange warte, iſt ſchon ein großes Opfer, Herr Polizeirath, das ich Ihnen, einem mir wohlwollenden Freunde, bringe.“

„Sie ſind ein harter Kopf, doch was kann ich machen — ich nehme die mir gegebene Friſt an, drei Tage

ohne Duell und ohne neue Reibung, welche die Sache noch ſchlimmer machen könnte."

„Auch das verſpreche ich Ihnen, ja, ich will noch weiter gehen, ich will einen in Sachen der Ehre erfahrenen und älteren Bekannten mit der Angelegenheit vertraut machen, mir ſeinen Rath ausbitten und ſogar noch nach den drei Tagen deſſen Rath, wenn auch nur bedingungsweiſe, maßgebend ſein. laſſen."

„Und wer iſt dieſer ältere Bekannte, wenn ich fragen darf?"

„Der Freiherr von Rivola — gewiß vollkommen competent in allen Ehrenangelegenheiten."

„Gewiß," erwiederte der Polizeirath im vollkommenſten Tone der Ueberzeugung, wobei er noch obendrein zuſtimmend mit dem Kopfe nickte — „allen Reſpekt vor den Anſichten des Herrn von Rivola in dieſer und jeder anderen Angelegenheit."

„Und da ich heute Morgen doch nicht arbeiten kann," fuhr Welden mit einem Zeichen des Mißbehagens fort, „ſo will ich gleich nach Eichenwald hinaus; „es iſt das ein prächtiger Spaziergang bei dem hart gefrorenen Boden — erfriſchend bei dem kalten Wetter."

„Und abkühlend," lächelte Herr Merkel, „wenn, wie ich glaube, etwas Schnee fallen ſollte — nun, das ſchadet Ihnen bei einem Spaziergange nach Eichenwald in keiner Beziehung."

ſehen, hier Gold und Silber, dort Kryſtall und Porcellan, und neben einem Gewölbe voll buntfarbiger Teppiche ſieht man koſtbare Stoffe in Seide und Sammt, von denen ſehr viele in Barcelona ſelbſt erzeugt werden. Der Gewerbefleiß der Catalonier iſt bekannt und um ſo anerkennenswerther, da Barcelona wohl die einzige Stadt Spaniens iſt, welche bedeutende Fabriken und Manufacturen hat. Es gibt hier eine Menge Spinnereien, Webereien, Druckereien, die Strumpfwirkerei iſt ſehr ausgebildet, eben ſo die Anfertigung von Tyſſen und Franſen aller Art, ſo wie grober und feiner Lederarbeiten. Der Verkehr, den dieß in den Straßen hervorruft, iſt außerordentlich, und es gibt Stadtviertel, welche ſich in dieſer Hinſicht mit den belebteſten von Paris meſſen können. Die eleganten Gewölbe und Magazine, von denen wir vorhin ſprachen, befinden ſich hauptſächlich in der Straße Ferdinands VII., welche von der Rambla nach dem Conſtitutionsplatze führt. Früher war dieſes nur eine enge Gaſſe, doch fing man ſchon vor mehreren Jahren an, ſie anſehnlich zu erweitern; und das geſchah, um einem längſt gefühlten, dringenden Bedürfniß abzuhelfen. Der Conſtitutionsplatz, ſehr hoch gelegen und nicht mehr im nächſten Bereich der Kanonen des Monjuich, war nämlich bei den zahlreichen und blutigen Aufſtänden, welche die Stadt von jeher beunruhigten, der Heerd der Empörung; dort war der Palaſt der Provincialdeputirten, und auch meiſtens die Häupter der Aufſtändiſchen, welche da ziemlich agitiren konnten, denn wegen der engen Straßen war es unmöglich, mit Cavallerie und Geſchütz gegen ſie zu operiren. Dort hinein hat man nun durch die neue Straße eine artige Breſche gelegt, ſie führt in gerader Linie auf die Rambla und hat eine Breite von ungefähr fünfzig Schuh.

Trotzdem man dort noch immer beſchäftigt war, ein vortreffliches Pflaſter von breiten Steinplatten, ſo wie Gasröhren zu legen, welche Arbeiten die Paſſage erſchwerten, ſo bedienten ſich doch die Barceloneſer häufig dieſer neuen Straße, ja, es war an

Der Ingenieur ſchien anfänglich dieſe kleine, verdeckte Anſpielung nicht zu verſtehen oder verſtehen zu wollen; als ihm aber der Andere heiter lächelnd voll ins Geſicht ſchaute, zuckte er leicht mit den Achſeln.

„Doch da fällt mir eben ein," ſagte der Polizeirath, ſeine Heiterkeit plötzlich unterbrechend, „daß Sie den Baron von Rivola ſchwerlich zu Hauſe treffen werden, denn ſo viel ich weiß, iſt er in der Stadt oder doch im Begriffe, herein zu kommen — ich erfuhr das aus guter Quelle, von dem Bankdirektor Schwemmer, mit dem er eine Zuſammenkunft hat."

„Die gewiß nicht lange dauern wird," erwiederte Welden nach kurzem Nachſinnen, „und die mich in meinem Vorſatze beſtärkt, recht langſam und ſo gemüthlich, als es mir in meiner Stimmung möglich, nach Eichenwald zu ſpazieren. Der Baron hat raſche Pferde und überholt mich wahrſcheinlich, ehe ich ſein Landgut erreiche."

„Darin haben Sie Recht," verſetzte der Polizeirath, aufſtehend, „und was unſere Abſprache anbelangt" — er reichte dem jungen Manne die Hand — „eine dreitägige Friſt."

„So werde ich dieſelbe, wie bedungen, halten, darauf können Sie ſich verlaſſen. Sind Sie damit zufrieden?"

„Ich muß wohl, doch wäre es mir lieber, wenn Sie dieſe drei Tage vorbeigehen ließen, ohne überhaupt Jemanden zu Herrn Ferdinand Welkermann zu ſchicken."

„Das kann unmöglich Ihr Ernſt ſein," erwiederte Welden in kurzem, etwas rauhem Tone; „alſo es bleibt bei dem, was wir abgeſprochen."

Der Polizeirath hatte ſich entfernt, und der Ingenieur durchſchritt mehrere Minuten lang das Zimmer nach allen Richtungen. Seine Miene war verdrießlich; er warf ſeine angebrannte und wieder ausgelöſchte Cigarre unmuthig von ſich, fuhr dann raſch mit der Hand ein paar Mal durch ſein lockiges Haar und entledigte ſich hierauf der grauen Juppe, die er beim Arbeiten zu tragen pflegte, um einen einfachen, kurzen, dunkeln Rock anzuziehen, den er oben am Halſe zuknöpfte. Dann nahm er ſeinen weichen Hut, verließ Zimmer und Haus und ließ bei den raſchen Schritten, mit denen er dahinging, bald die Stadt hinter ſich.

Das Wetter ſchien ſich ändern zu wollen, und wenn auch der Boden noch hart gefroren war, ſo wehte doch vom Weſten her ein weicher, faſt warmer Wind, graue Wolkenmaſſen vor ſich her jagend, die nach und nach den ganzen Himmel bedeckten. Nur dort über Eichenwald zeigte ſich noch zwiſchen dem zerriſſenen Gewölk eine leichte, blaue Stelle, die einen Sonnenſtrahl durchließ, unter dem das weiße Landhaus auf der Höhe trotz des Schnee's hell leuchtend auf dem dunkeln Hintergrunde des Eichenwaldes hervortrat.

Dorthin wandte er, vorwärts ſchreitend, ſeine Blicke, und je feſter er dieſen leuchtenden Punkt ins Auge faßte und je höher er über die hinter ihm liegende, in Dampf und Dunſt eingehüllte Stadt emporſtieg, um ſo leichter und freier wurde es ihm zu Muthe.

„Es war eigentlich recht unklug von mir," dachte er bei ſich, „daß ich meine prächtige Station droben im Gebirge verließ, um nach der Stadt überzuſiedeln. Dort hätte ich beſſer für das Frühjahr vorarbeiten können und ein herrliches und einſiedleriſches Leben geführt, wie es meinen Neigungen behagt. Hat er mir doch, mein alter Wirth droben, vorausgeſagt, daß ich mich drunten in den engen Straßen und dumpfen Häuſern nicht heimiſch fühlen würde, hat er mir doch die Wintertage bei ſich ſo ergötzlich ausgemalt, die lodernde Flamme in dem altmodiſchen Kamine, die kniſternde Funken ſprühenden Eichenklötze, die man ſich obendrein noch ſelbſt aus dem Walde holen darf, ſein maſſives Haus, an der Berghalde gelegen, gleich über der Landesgrenze, und dazu noch die ſchönen Jagdgründe des Alten, um ſo ergiebiger durch den herrlichen Wechſel der ſtarken Hirſche aus dem diesſeitigen Revier und aus den Thalſchluchten in dem jenſeitigen. Und nicht einmal geſchrieben habe ich dem alten Heilmann, wie ich ihm doch ſo feſt verſprochen!"

Bei dieſen Worten blieb er ſtehen, denn er hatte, in ſeine Gedanken verſunken, mit raſchen Schritten eine der

Anhöhen bestiegen, die Thal und Stadt beherrschten, eine Stelle mit einer weit ausgedehnten Fernsicht, wohin er seine Spaziergänge gern zu richten pflegte. Hier, wo sich der Fußweg von Eichenwald, dessen wir früher schon erwähnten, mit der Fahrstraße vereinigte, hatte ehedem ein fester Wartthurm gestanden, von derselben Construction, wie der in der Nähe des Rathhauses, wahrscheinlich einer und derselben Zeit angehörig; doch war von diesem hier nicht viel mehr übrig geblieben, als ein verfallenes Kellergewölbe und ein Stück Mauerwerk an einer Stelle, hoch genug, um als Sitz zu dienen, an einer anderen, um dem müden Wanderer zu gestatten, mit aufgestützten Armen auf die Stadt hinabzuschauen. Letzteres that auch Welden, und fuhr dann, halblaut mit sich selbst redend, fort: „Aber in dem Dampf und Qualm, dem wirklichen und dem noch unausstehlicheren des menschlichen Getreibes, vergißt man der besten Vorsätze, und was bleibt uns Erquickliches übrig von dem, was sie da unten ihre Gesellschaft und ihr Vergnügen nennen? Nichts für die Gegenwart, nichts für die Vergangenheit! Ist es doch ein ungemüthliches, schattenhaftes Getreibe, wo Einer an dem Anderen vorübereilt, jetzt ihn mit einem freundlich sein sollenden Gruße anblickt oder ihm hohnlachend nachschaut, nichts Geist und Herz Erfrischendes! Lug und Trug in Worten und Mienen, Vergnügen, bei denen sich

Jeder mehr oder minder langweilt, und das nennt man geſellſchaftliche Unterhaltung!"

Er hatte die letzten Worte ziemlich laut geſprochen, und fuhr nun überraſcht, beinahe erſchrocken zuſammen, als er eine helle, klangvolle Stimme neben ſich ſagen hörte: „Sie ſprechen ein hartes Urtheil aus."

Er wandte ſich raſch um und blickte in Lucys von Rivola ſanft geröthetes, friſches Geſicht, in ihre hell leuchtenden Augen, mit denen ſie ihn forſchend und lächelnd betrachtete.

„Ei, mein Fräulein, welch unverhofftes Zuſammentreffen!"

„Vielleicht unverhofft, aber ſehr natürlich," erwiederte das junge Mädchen. „Sie waren ſo mit Ihren Gedanken beſchäftigt, ſo im Anblicke der Stadt und in Ihre Philoſophie vertieft, daß Sie meine Annäherung nicht gewahrten, und ich kann Sie verſichern, daß ich durchaus nicht unhörbar herangeſchlichen bin; das zur Entſchuldigung, wenn ich Sie überraſcht. Und was nun unſer Zuſammentreffen anbelangt, ſo geſchah dies auf die allernatürlichſte Weiſe von der Welt. Ich begleitete meinen Vater, welcher Geſchäfte in der Stadt hatte, mit meinem kleinen Schlitten, um heute noch einmal die Schneebahn zu benutzen, die, nach dem Himmel zu urtheilen, morgen vergehen wird — ſehen Sie, dort hinten hält mein Schlitten mit meinen Ponies —, und als mich Papa verlaſſen, wan-

delte mich die Luſt an, hier von dem alten Gemäuer aus einen Blick auf die Stadt hinabzuwerfen. Iſt es nicht hübſch, ſo die gleichen Gedanken zu haben?“

„Gewiß, Fräulein, und ich ſchätze mich glücklich, ſtatt auf dem Fahrwege fortzuſchreiten, hier bei dem Fußwege der ja nach Eichenwald führt, einen Augenblick verweilt zu haben.“

„Und wo wollten Sie denn eigentlich hin?“

„Nach Ihrem Landhauſe zu Herrn von Rivola. Doch jetzt, wo er, wie Sie mir ſagen, in die Stadt gegangen iſt, werde ich wohl wieder umkehren müſſen, um meinen Beſuch ein anderes Mal zu wiederholen.“

„Ganz und gar nicht, Herr Welden, das heißt, wenn Sie in der Stadt nichts ſehr Dringendes zu thun haben. Papa ſagte mir, er bleibe nicht lange aus — warum alſo zurückkehren? Wenn Sie mich hier nicht zufällig getroffen hätten, ſo würden Sie auch Ihren Spaziergang fortgeſetzt haben, und mit vollem Rechte, denn ehe wir nach Eichenwald zurückkommen, kann uns Papa vielleicht ſchon eingeholt haben; wenigſtens bleibt er alsdann nicht mehr lange, darauf können Sie ſich verlaſſen — bitte, gehen Sie mit, begleiten Sie mich!“

Er verbeugte ſich lächelnd und ward von einem höchſt angenehmen Gefühle durchſtrömt, als er ſah, wie ihn das junge, ſchöne Mädchen mit einem ſo guten, offenen Blicke betrachtete, als ſie ihre Bitte ausſprach, wenn ſich

auch auf ihrem eben noch so heiter lächelnden Gesichte ein ernster, fast ängstlicher Zug zeigte.

„Gewiß, Fräulein Lucy, werde ich Sie begleiten, wenn Sie es mir erlauben. Ich würde mir einen Vorwurf daraus machen, Sie hier getroffen und dann allein gelassen zu haben. Wollen Sie Ihren Schlitten besteigen und mir gestatten, neben Ihnen zu gehen — ich werde schon Schritt halten können mit Ihren kleinen Pferdchen."

„O nein, ich will zu Fuß gehen, Gottlieb kann uns mit den Ponies folgen! Es weht von den Bergen herüber eine so milde, angenehme Luft, und ich freue mich darauf, einmal eine weitere Strecke gehen zu können, als vom Hause in den Park hinauf, und auch das ist ja kaum möglich bei dem tiefen Schnee. Gottlieb," rief sie dem Bedienten zu, welcher auf der Fahrstraße hielt und nun mit abgezogenem Hute hinaufschaute, „fahre langsam gegen Eichenwald zurück und warte droben, wo der Fußweg wieder die Fahrstraße trifft! Und nun kommen Sie, Herr Welden, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich freut, daß ich mit Ihnen diesen kleinen Spaziergang machen darf. Sie waren so lange nicht mehr bei uns draußen, das ist eigentlich sehr unrecht von Ihnen; Papa hat schon ein paar Mal nach Ihnen gefragt, und selbst Mama. Ich glaube, ich sah Sie zuletzt auf dem Balle des Stadtschultheißen, bei meinem ersten Balle, wo ich zuweilen so außerordentlich vergnügt war, das heißt an

dem Abende ſelbſt, denn am anderen Tage kam mir doch Manches anders vor.“

„Und worin fühlten Sie ſich getäuſcht, Fräulein Lucy, wenn ich fragen darf?“

„Getäuſcht habe ich mich gerade nicht gefühlt, doch dachte ich, indem ich mir den Ball wieder vergegenwärtigte, den Ball, dem ich mit einem ſo heißen Verlangen entgegengeſehen, daß faſt alles Vergnügen auf demſelben — faſt alles habe ich geſagt,“ fuhr ſie lächelnd fort, wobei ſie ihren kleinen Zeigefinger emporhielt — „doch nur erkünſtelt und unnatürlich iſt, eine ſchwache Copie anderer Vergnügungen, die minder geräuſchvoll, aber nachhaltig ſind. Aber Sie werden über meine Bemerkung lächeln.“

„Gewiß nicht, Fräulein Lucy; ich höre Ihnen mit Vergnügen zu und verſtehe alles, was Sie ſagen und nicht ſagen.“

„Woher das Letztere, wenn ich fragen darf?“

„Das leſe ich vielleicht aus Ihren Mienen, aus Ihren Blicken.“

„Ich möchte Ihnen aber auch alles ſagen, was ich denke.“

„Und ich würde es ſo gern hören.“

„Und mir aufrichtig ſagen, ob meine Bemerkungen richtig ſind, wie Sie ja auch meine Fehler beim Zeichnen corrigirten?“

„Gerade ſo.“

„Nun, ich hatte mich darauf gefreut, ins Leben einzutreten, wie man es zu nennen pflegt, auf Bälle und Geſellſchaften. Ich hatte den Augenblick nicht erwarten können, am Tage meines erſten Balles in den Wagen zu ſteigen; ach, welche Seligkeit! Und wiſſen Sie wohl, was in jenem Augenblicke den einzigen Schatten in mein Glück warf? Der Gedanke, aus jenen ſtrahlenden Räumen, aus jenem geräuſchvollen Treiben wieder nach dem einſamen Eichenwald zurückkehren zu müſſen. Dieſer Schatten aber verlor ſich mehr und mehr bei jedem Feſte, das ich in letzter Zeit mitgemacht, und ich habe deren viele und glänzende mitgemacht; ja, er verlor ſich ſo gänzlich, daß geſtern, als ich in den Wagen ſtieg, um mit Mama zu einer Soiree bei dem Miniſter des Auswärtigen zu fahren — Papa war ſchon in der Stadt —, ich mit Wonne an jenen Augenblick dachte, wo der Wagen wieder dort oben vor dem Landhauſe halten würde, wo ich wieder in mein kleines Zimmer eintreten könne. Verſtehen Sie das?“

„Allerdings verſtehe ich das, aber Sie dürfen dieſen Gedanken nicht in Ihr Leben eintreten laſſen. Ihrem Stande und Ihrem Reichthume nach ſind Sie für jenes glänzende Leben erzogen worden; jene Geſellſchaften, die Sie ſchon wieder liebgewinnen werden, machen einen Theil Ihres Lebensberufes aus.“

„Und das ſagen Sie mir mit ſo heiterer Miene, Sie, den ich vorhin an dem alten Wartthurme Worte ausrufen hörte, die einen ganz entgegengeſetzten Sinn hatten?“

„Ah, mein Fräulein, das war ein Selbſtgeſpräch! Ich ſtellte mich in Gedanken jenen ſogenannten Vergnügungen gegenüber.“

„Für welche Sie ſich zu gut dünken, die aber für mich gerade recht wären. Es thut mir leid, daß ich das von Ihnen hören muß; Sie ſollten mich beſſer kennen — o, könnte ich Ihnen beweiſen, daß mir gar nichts mehr daran liegt, in jenem Treibhausleben ſelbſt wie eine künſtliche Pflanze zu erſcheinen, bei nachgemachter Sonne, bei all dem künſtlichen Schimmer, dem künſtlichen Lächeln, künſtlichen Blumen, künſtlichen Freuden! Darin gleiche ich meinem guten Vater, und wenn meine Mutter nicht wäre, ſo würde ich jetzt ſchon erklären, keine Bälle mehr zu beſuchen.

„Ah, wie ſchön iſt es hier oben!“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, indem ſie ſtehen blieb und ihre feine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte. „Welch entzückender Duft ſchon dort aus der aufgebrochenen Erde emporſteigt! Wiſſen Sie, daß ich geſtern ſchon Schneeglöckchen gefunden habe — und ſo mahnt mich Alles an den Frühling, an ein wirkliches, natürliches Leben, und

den glänzenden Magazinen vorbei hier ein beſtändiges Spazierengehen, ſo daß man oft Mühe hatte, ſich durch den Menſchenſtrom durchzuwinden.

So vergingen mehrere Tage mit Wanderungen durch die Stadt, die H. und ich theils gemeinſam, theils Jeder allein ausführten, bis wir eines Abends, zum Diner heimkehrend, unſeren dritten längſt erwarteten Gefährten, den Baumeiſter Leins, auf der Treppe des Hôtels zu unſerer größten Freude uns entgegeneilen ſahen. Er war, da in langer Zeit kein Schiff von Marſeille nach der ſpaniſchen Küſte mehr abging, auf dem Landweg über die Pyrenäen zu uns geſtoßen, und nachdem er uns ausführlich ſeine Reiſeabenteuer erzählt, unterhielt er uns ſpäter, während wir auf der Muralla del Mar unter ſternenhellem Himmel und im Wiederſchein Tauſender von Lichtern der Stadt am Meer uns ergingen, von der überraſchenden Schönheit von Toulouſe, deſſen Gebäude allermeiſt in gebrannter Erde und zum Theil in höchſter Vollkommenheit ausgeführt ſind, von den dortigen alten Meiſterwerken des Bildhauers und Architekten Bachelier, von dem prächtigen Platze des Capitols, von der St.-Seruin- und Dalbadekirche, und als er uns den rieſigen, leider unvollendeten Dom von Narbonne, die originellen alten Bauwerke von Perpignan, und ſeinen Uebergang über die Pyrenäen mit den Mühſalen des Weges über la Junquera und Figueras, Gerona nach Matarò geſchildert, mußten wir geſtehen, daß, wenn er auch den längeren und beſchwerlicheren Weg gewählt, ſeine Ausbeute doch die Annehmlichkeit unſerer Seereiſe weit aufwog.

Des anderen Morgens gingen wir zuſammen auf den Conſtitutionsplatz zur Beſichtigung des dortigen alten Stadttheiles, der uns, je genauer wir die übrige Stadt kennen lernten, durch ſeine intereſſanten alten Bauten immer ſtärker anzog. Die Straße San Fernando durchſchneidet denſelben, und einander gegenüber erheben ſich zwei merkwürdige Gebäude, welche die ganze Länge des Platzes einnehmen: dieſſeits der oben genannte Palaſt der

deßhalb mag ich gar nicht mehr hinein in die dumpfige Stadt."

Welden hatte dem jungen Mädchen mit Staunen, ja, mit inniger Freude zugehört. Waren es doch seine eigenen Gedanken von vorhin, die sie hier, wenngleich mit anderen Worten, aussprach! O, er hatte es schon früher herausgefühlt, mit welch tiefen Schätzen wahrer Empfindung das Herz dieses Kindes angefüllt war! Hatten ihn doch schon so oft ihre einfachen Worte bewegt, ja, erquickt wie Quellengerieſel an einem heißen Tage, wie Waldesduft auf staubiger Straße!

Als sie so neben ihm stand, die hellen, seelenvollen Augen mit kindlicher Innigkeit auf ihn gerichtet, da überkam ihn ein Gefühl, wie es doch so traurig sei, gänzlich allein in der Welt zu stehen, und wie es ihn so überaus glücklich machen würde, für eine jüngere, geliebte Schwester arbeiten zu dürfen, sie zu leiten, sie sorgsam durch das Leben zu führen und ihr wahrlich ein besseres Leben zu bereiten, als diesem jungen, schönen, vornehmen und reichen Mädchen zu Theil werden mußte.

Lucy schien seine Gedanken zu verstehen, sie schien es zu empfinden, daß sie hier einem Herzen voll Wohlwollen, voll aufopfernder Freundschaft nahe war; er fühlte den Druck ihrer kleinen Hand auf seinem Arme, das Licht ihrer braunen Augen verdüsterte sich ein wenig und ein

ſchmerzlicher Zug zuckte um ihre feinen, reizenden Lippen, als ſie ſagte: „Und bei alledem war es nicht recht von Ihnen, lieber Herr Welden, daß Sie ſich ſo lange nicht bei uns ſehen ließen. Wie gern hätte ich mit Ihnen über Dies und Das geplaudert, wohl manchmal über Unbedeutendes, aber auch Ihren Rath verlangt über Wichtiges, und wenn Sie mir dann vielleicht geſagt hätten, wie Sie das Leben und Treiben der ſogenannten großen Welt anſehen, ſo würde ich Ihnen geſtanden haben, daß ich gerade ſo denke und daß ich mich freue, wenn einmal der Frühling wieder da ſein wird, wenn die Bäume grünen, die Blumen blühen und wenn wir unſere Spaziergänge abermals aufnehmen dürfen durch Feld und Wald.“

Er konnte ſich nicht enthalten, leicht ihre Hand in die ſeinige zu nehmen und ihr mit dem herzlichſten Ausdrucke der Freundſchaft, den er in den Ton ſeiner Stimme zu legen vermochte, zu antworten: „O ja, Fräulein Lucy, der Frühling wird kommen, auch Bäume und Blumen werden blühen, Manches aber wird und muß anders werden! Sie ſind kein Kind mehr, und wenn auch ich ſelbſt darauf hoffe, in Ihrer lieben Geſellſchaft hier und da das märchenhafte Geflüſter des Waldes zu hören oder das traumartige Gemurmel des Bergwaſſers, an dem Sie ſo gern verweilten, ſo wird es doch von jetzt ab nur geſchehen unter dem vollen Rechte des geſell-

ſchaftlichen Herkommens, und ſo ſoll und muß es auch ſein.“

Sie blickte ihn faſt erſchrocken an, als ſie hierauf erwiederte: „Ich hätte nicht gedacht, daß Sie ſo mit mir reden würden! Warum wollen Sie nicht mehr ſein, wie früher?“

„Ich werde mich gewiß nicht ändern, ſondern bin nur ſo glücklich, die Verhältniſſe ruhig und richtig überſchauen zu können.“

„Ja, ruhig und richtig.“

„Mit dem wiederkehrenden Frühling werden Bälle und Soireen allerdings aufhören, doch wird dann die ſogenannte Geſellſchaft, vor allen Dingen aber Ihre Eltern andere Anſprüche an Sie machen. Sie ſind nun einmal in das Leben eingetreten, Sie ſchwimmen auf dem Strome der Welt dahin, glücklicherweiſe nicht in einem gebrechlichen Kahne, wie tauſend Andere, ſondern auf einer ſtattlichen Gondel mit bunten, flatternden Wimpeln. Anfangs ſchauen Sie allerdings ſehnſuchtsvoll rückwärts nach dem Ufer, wo Sie Ihre Kindheit verlebten; doch verblaſſen dieſe Ufer nach und nach, um am Ende ganz zu verſchwinden, um Ihnen den unverkümmerten Genuß all der Herrlichkeit zu geſtatten, an der Sie der Strom des Lebens vorüberführen wird, um Ihr Schifflein endlich, hoffentlich lind und leiſe, in einen freundlichen Hafen zu tragen.“

„Und Sie?“

„Ah, ich befinde mich ſchon ſtark in der Strömung, aber nicht ſanft mit dem Strome ſchwimmend wie Sie, nein, in kräftiger Arbeit, bald, um von einem Ufer an das andere zu gelangen, oder um gegen die Strömung aufwärts zu rudern, auch hier und da, um einen böſen Strudel zu vermeiden!“

„Ihre Worte gefallen mir, obgleich ich ſie nicht ganz verſtehe, und doch wohl verſtehe, aber vielleicht nicht ganz den Sinn, welchen Sie hineinlegen wollen. Könnten wir uns denn auf dem Strome nicht ſpäter einmal wieder begegnen?“

„O ja, gewiß, ich hoffe es ſogar! Dann werde ich, im Falle Sie mich wiedererkennen, Ihnen freundlich von fern mit der Hand winken und Ihnen vielleicht zurufen: Ich habe die Tage von Eichenwald nie vergeſſen, eben ſo wenig, wie meine kleine Freundin Lucy!“

„O, darauf hoffe ich!“

Sie hatte ihre kleinen Hände auf ſeinem Arme zuſammengefaltet und blickte ihn ein paar Sekunden lang mit ihren ſchönen, klaren Augen an und mit einem Ausdrucke, in dem ihre ganze Seele lag, wogegen er ruhig und freundlich auf ſie niederſchaute. Dann wandte ſie ſich mit einem leichten Seufzer von ihm und ſagte: „Ach, da iſt auch Gottlieb mit meinem Schlitten — wie kurz mir der Weg geworden iſt!“

Welden trat neben die kleine Equipage, nahm die Zügel aus den Händen des Bedienten, sowie auch die Peitsche, um sie an Lucy zu geben.

„So soll ich also einsteigen?“ sagte diese.

„Ich glaube, es ist wohl besser, und wenn Sie mir erlauben, so gehe ich neben Ihrem Gespann her; ich werde wohl mit den kleinen Thieren Schritt halten können.“

Die beiden Schecken schüttelten allerdings unmuthig mit den Köpfen, daß sie, so nahe ihrem Stalle, im langsamsten Schritte gehen mußten; dabei klingelten die Schellen ihres Geschirres, daß es eine wahre Freude war. Auch schien das junge Mädchen sich höchlichst daran zu ergötzen, denn sie hielt die Zügel noch straffer gespannt und sagte lächelnd mit einem Seitenblicke auf den Ingenieur: „Wart', ich will euch lehren, ungeduldig zu sein und davonrennen zu wollen; fest will ich euch halten, so fest ich kann, und wenn ihr folgsam seid und euch ruhig in euer Schicksal findet, so sollt ihr es auch gut bei mir haben; ich will euch hegen und pflegen, lieb haben und streicheln, aber Gehorsam verlange ich — Gehorsam.“

Sechszehntes Kapitel.

Während ſo die beiden jungen Leute langſam nach Eichenwald zogen und droben von dem Kammerdiener des Freiherrn, der im ſchwarzen Fracke und weißer Halsbinde ehrfurchtsvoll wartend am Fuße der Terraſſentreppe ſtand, empfangen wurden, hatte Herr von Rivola mit ſeinen raſchen Pferden und ſeinem leichten Coupe ſchon längſt die Stadt erreicht, und ſeine Equipage hielt vor dem königlichen Bankgebäude.

Er war die Treppe hinaufgegangen in den erſten Stock, wo die Wohnung ſowie das Arbeitskabinet Herrn Schwemmer's waren, der ihm an der Treppe entgegenkam und ſich mit den tiefſten Verbeugungen und den allerhöflichſten Worten entſchuldigte, dem Freiherrn eine ſo große Mühe gemacht zu haben. „Doch werden Sie deutlich in

meinem Billet geleſen haben", ſagte er, „daß ich ausdrücklich um die Erlaubniß bat, Sie draußen in Eichenwald aufſuchen zu dürfen."

Worauf der Freiherr von Rivola verbindlich erwiederte: „Gewiß, Herr Direktor; doch werden Sie es durchaus als eine Mühe der kleinſten Art betrachten, daß ich zu Ihnen komme, nicht einmal der geringſten Zeitverſchwendung, denn ich hatte nicht nur in der Stadt zu thun, ſondern auch ſpäter auf Ihrer Caſſe."

Der Bank-Direktor war vorausgeeilt und hatte die Thür ſeines behaglichen Arbeitszimmers ſo weit als möglich geöffnet. Hier trat der Fuß auf dicke Teppiche, hier ſah man die Wände in Sammttapeten von einem wohlthuenden, hellen Grau, wozu die blauen Vorhänge von ſchwerem Seidendamaſt von einer ſehr angenehmen, ruhigen Wirkung waren.

Der Bankdirektor rollte einen Fauteuil an ſeinen Arbeitstiſch, bat Herrn von Rivola, Platz zu nehmen, und nachdem dieſer ſich niedergelaſſen, erkundigte ſich Herr Schwemmer ſtehend nach dem Befinden der hochverehrten Familie Rivola.

„Ich danke Ihnen ſehr, Herr Direktor! Meine Frau und Tochter befinden ſich recht wohl, erſtere allerdings hier und da ein wenig ermüdet von den großen Leiſtungen in Geſellſchaften aller Art, die uns in dieſem Winter zugemuthet werden. Aber was thut man nicht alles und

mit beſtem Willen, wenn man ein einziges Kind in die Welt führt!"

„Und welche Tochter, Herr Baron!" erwiederte der Bankdirektor, indem er mit dem Ausdrucke des Entzückens gen Himmel blickte. „Nein, ich ſage Ihnen, wie war die junge Dame wieder reizend und liebenswürdig auf dem Balle Seiner Excellenz des Herrn Miniſters des Auswärtigen — und dabei dieſe Güte und Milde, ſo unbewußt ihres großen Werthes!"

„Ich glaube, das iſt ſo, und von allem Angenehmen, was Sie über Lucy ſagen, freut mich das am meiſten."

„Und dabei der feine, richtige Takt ihres Benehmens, der Verſtand, die Klugheit, mit der ſie, unter uns geſagt, das oft ſo fade Geſchwätz der jungen Männer zu würdigen und zu beantworten weiß! Hörte ich doch neulich ſelbſt, wie Königliche Hoheit der Prinz Georg zum Grafen Erich in Beziehung auf Fräulein Lucy ſagte: ‚Ja, mein lieber Graf, ſchön zu ſein iſt keine Kunſt, aber dieſe Schönheit ſo durch Geiſt und Liebenswürdigkeit zu heben — à la bonne heure!'

„Und die Frau Baronin iſt doch nicht leidend?" fragte der freundliche Finanzmann, da Herr von Rivola, einen Augenblick an Lucy denkend, ſinnend vor ſich niederſah.

„O, durchaus nicht, im Gegentheil, ſie befand ſich nie wohler, als gerade jetzt, und iſt ſo glücklich im Glücke

ihrer Tochter .... — Darf ich auch meinerseits mich nach dem Befinden der Frau Direktor erkundigen?"

„Sie ist passabel wohl und auch im Uebrigen zufrieden."

„Man sieht sie wenig in diesem Winter."

„Meine Tochter erwartet Familienzuwachs, ich bin im Begriffe, in die Würde eines Großvaters einzutreten — sehr schmeichelhaft und ehrenvoll, aber ...." Er fuhr mit der Hand durch seine schon stark ergrauten Haare, wobei sich auf seinem Gesichte ein zweifelhaftes Lächeln zeigte. „Doch, es ist immerhin ein großes Glück, das zu erleben, und ich danke dem Himmel dafür!"

„Gewiß, Herr Direktor. Genehmigen Sie meinen besten Glückwunsch! Und nun bitte ich, wenn Sie etwas Geschäftliches für mich haben, versichert zu sein, daß ich ganz zu Ihrem Befehle stehe."

„Bitte, Herr Baron, ich erwarte stets die Ihrigen und erlaube mir, Ihnen zuerst zu bemerken, daß nach Ihrem Befehle der Ankauf der hundertzwanzigtausend Gulden in österreichischen Creditaktien bestens besorgt wurde."

„Ich danke Ihnen — und nun?"

Der Bankdirektor hatte sich in seinen Stuhl niedergelassen und sagte, indem er seine Hände zusammenfaltete: „Und nun, mein Herr Baron, eine kleine Privatangelegenheit, das heißt vielmehr, eine private Bankangelegen-

heit, eine vertrauliche Bankangelegenheit, ein Amtsgeheimniß von größter Wichtigkeit."

Da Herr Schwemmer einen Augenblick, wie eine Antwort erwartend, schwieg, so sagte Herr von Rivola: „Sehr schmeichelhaft für mich, eine solche Mittheilung — ich werde Ihr Vertrauen zu würdigen wissen."

„Erlauben Sie mir, vorauszuschicken," fuhr der Bankdirektor fort, „daß ich in dieser delikaten Sache zuerst mit meinem unmittelbaren Chef, mit Seiner Excellenz dem Herrn Finanzminister, berieth, der nach den ersten Worten ausrief: ‚Wenn wir den Herrn Baron von Rivola veranlassen könnten, uns darin mit seiner tiefen Sachkenntniß, seinem gewichtigen Rathe an die Hand zu gehen, so wäre das von außerordentlicher Wichtigkeit!'"

„Ich stehe mit Vergnügen bereit; es handelt sich also . . . ."

Der Direktor der königlichen Bank blickte um sich her, als wolle er sich vergewissern, daß sonst Niemand in der Nähe sei, der ihn hören könne; dann sagte er in flüsterndem Tone: „Es handelt sich um gefälschte Banknoten!"

Baron von Rivola drückte seine blaue Brille mit großer Ruhe etwas näher an die Augen und sagte dann mit einem leichten Achselzucken: „Wieder einmal die schon so oft dagewesene und schon so oft verunglückte Geschichte."

„Allerdings schon oft da gewesen, mein hochverehrter

Provincialdeputirten, jenſeits der Palaſt des Gouverneurs, auch Udiencia genannt. Beide Gebäude haben zwar moderne Façaden, aber der innere Kern iſt alt und noch ganz wohl erhalten.

In dem erſten feſſelt den Beſucher gleich nach Ueberſchreitung des Hofes die ganz eigenthümliche Art des Abſchluſſes der Treppe von der Vorhalle. Aus der Uebergangszeit des Gothiſchen in die Renaiſſance, iſt der große Bogen des Treppenaufganges bedeckt mit der reichſten Sculptur; zwei kleine Thüren, zu beiden Seiten mit gothiſchem freiſtehendem Maßwerk überwölbt, ſchließen ſich beiderſeits in ſchiefer Stellung an erſtere an; Säulenbündel, ſpiralförmig um die dazwiſchenſtehenden Pfeiler gewunden, ziehen ſich bis zum Capitäl empor und bilden mit dem großen Wappenſchild in der Mitte und den Statuen, die daneben ſtehen, das pikanteſte Enſemble, das man ſich denken kann. Der große Saal im oberen Stockwerke iſt ebenfalls ſehr merkwürdig.

Die Udiencia, noch älter, hat im Aeußeren noch die dreitheilige Fenſterform, mit feinen Marmorſäulchen abgetheilt, ſo fein, daß man ſie mit der Hand umſpannen kann, und über jedem das dreifach durchbrochene Kleeblatt. Der Hof im Innern gehört zu dem Keckſten, was in der Architektur je geleiſtet worden. Das von einer frei im Hofe aufwärts führenden Treppe mit zierlich durchbrochenem Steingeländer zugängliche Hauptſtockwerk kehrt eine ringsum laufende Spitzbogenſtellung gegen den Hof herein, ebenfalls mit unglaublicher Dünne der Säulchen, die in Gruppen von vier an einander gewachſen, ſtehen; aber dieſe Colonnade iſt nicht von Grund aus unterſtützt, ſondern ruht auf einer Anzahl um die ganze Breite des Bogenganges hervorragender Conſolen, wodurch ſich der Hof im oberen Stockwerk verengt und dieſe Bauweiſe noch um ſo kühner erſcheinen läßt, weil über dem Säulengang im Hauptſtock ſich noch ein ſchweres, maſſives drittes Stockwerk befindet. Die Nebenſeite dieſes Palaſtes geht auf eine enge finſtere Gaſſe, und der Hof iſt von dieſer durch eine hohe Mauer abgegränzt, die Chapuy im Moyen-Age archéologique

Herr Baron, aber noch nicht in dieſem koloſſalen Umfange, mit ſolcher Sicherheit auftretend, ſo wahrhaft kunſtvolle, ja, bewundernswürdige Arbeit, wenn ich mich in einer ſo ſchlechten Sache dieſes Ausdruckes bedienen darf. Wir Alle ſind rathlos: der Vorſtand der königlichen Banknoten-Fabrikation, mein Hauptkaſſirer, ein Geſchäftsmann, der, ich möchte ſagen, eine falſche Banknote am Geruche kennt, ich ſelbſt, dem doch auch ſchon manches Stück durch die Finger gelaufen iſt."

Auf den Zügen des Herrn von Rivola zeigte ſich ein ungläubiges Lächeln.

„Und dabei iſt das keine Fälſchung im gewöhnlichen Maßſtabe, wie ſchon oft vorgekommen iſt, lumpige Einſer oder Fünfer, die obendrein noch ſo ſchlecht gemacht ſind, daß der unwiſſendſte Gewürzkrämer ſie erkennt — nein, hier handelt es ſich um Tauſendgulden-Noten — Kunſtwerke, bewundernswerthe Kunſtwerke, ſcheußliche, niederträchtige Kunſtwerke!" Herr Schwemmer hob bei dieſen Worten jammernd die Hände in die Höhe.

„Und worin liegt denn eigentlich der Beweis," fragte Herr von Rivola mit jenem ruhigen, energiſchen Tone, der ihm eigen war, „daß Sie es wirklich mit Fälſchung zu thun haben?"

„Weil durch den größten Zufall von der Welt eine Nummer zweimal bei der Bank eingelaufen iſt, und dieſe beiden Nummern liegen vor — ich werde ſie Ihnen ſo-

gleich zeigen; aber weder ich, noch der Hauptkassirer der Bank, noch einer der technischen Beamten der Notenfabrikation sind im Stande, darauf zu schwören, welches die echte und welches die unechte ist. Das kann einen Geschäftsmann zur Verzweiflung bringen. Ich hatte anfänglich die schwache Hoffnung, dieselbe Nummer könnte von uns zweimal angefertigt worden sein."

„Unmöglich," sagte Herr von Rivola mit der gleichen, großen Ruhe. „Noten werden, wie bekannt, durch die Maschine gestempelt; ein Mensch kann sich irren, die Maschine nie."

„Das sagte auch der Maschinenmeister; also haben wir es mit einer Fälschung zu thun."

„Wenn zwei gleiche Nummern vorliegen, gewiß."

„Gott der Gerechte! Und mit wem haben wir es in diesem Falle zu thun? Nicht mit einem einzigen Bösewichte, sondern mit einer ganzen Bande von Schurken, welche zu gleicher Zeit die größten Künstler sind!"

„Woraus schließen Sie das?"

„Weil ein Mensch allein nicht im Stande ist, eine Banknote herzustellen wie die, welche ich sogleich die Ehre haben werde, Ihnen vorzulegen. Es ist nichts daran verfehlt, nichts auch nur mit einer Spur von Leichtsinn gemacht, Alles trifft zu, es ist, um sich die Haare auszureißen! Papier, Wasserzeichen, Arabesken, Schrift und Ziffern in Ausführung und Farbe mit einer fürchterlichen

Genauigkeit — ha, unter uns gesagt, sogar die geheimen Zeichen, von denen doch eigentlich Niemand außer uns eine Ahnung haben kann!"

Als der Bankdirektor von Haarausraufen sprach, fuhr er im Eifer der Aufregung nach seinem grauen Kopfe, so daß ihm Herr von Rivola lächelnd die Hand auf den Arm legte und in dem beruhigendsten Tone sagte: „Wozu diese Alteration, mein verehrtester Herr und Freund? Ich bitte Sie, es ist nicht das erste Mal, daß falsche Banknoten gemacht worden sind, es wird auch nicht das letzte Mal sein, und gerade, daß die Falsifikate so täuschend sind, dient als Entschuldigung für Ihre Beamten, dieselben nicht früher entdeckt zu haben; oder glauben Sie, daß diese Ausgaben von jüngster Zeit datiren?"

„Es wäre mir eine Beruhigung, das zu wissen, davon nur eine Ahnung zu haben; aber wir wissen gar nichts, wir stehen vor einem grausenvollen Räthsel, wir fahren mit der Stange im Nebel herum, denn unter uns im höchsten Vertrauen gesagt: läge die doppelte Nummer nicht vor, so würden wir nie auf die Vermuthung gekommen sein, es mit falschen Banknoten zu thun zu haben. Nachdem aber einmal dieses Gespenst in solcher Furchtbarkeit vor uns erschienen, sehen wir überall Gespenster, und hat mein Hauptkassirer," setzte Herr Schwemmer mit einem tiefen Seufzer hinzu, „schon eine ansehnliche Menge Scheine von fünfhundert und tausend Gulden als ver-

bächtig ausgeschossen. Dabei aber hat er immer noch einen Trost, der Ihnen allerdings seltsam erscheinen wird; aber es war und ist mir heute noch eine, wenngleich ganz kleine Beruhigung: auf einigen Scheinen nämlich, die ich Ihnen auch vorlegen werde, befindet sich, allerdings in flüchtigen Bleistiftzügen, Ihr Name; an diesen Nothanker klammerten wir uns, mein Hauptkassirer und ich."

„Wie so das?" fragte Herr von Rivola.

„Ohne Ihnen Complimente machen zu wollen, sind wir von Ihrer tiefen Sachkenntniß, vor Allem, was Kupferstecherkunst und dergleichen anbelangt, so überzeugt, daß wir denken, einem scharfen Blicke wie dem Ihrigen würde etwas Verdächtiges in einer Banknote nicht entgangen sein — Sie, welcher schon so häufig unserem betreffenden Chef bei der Notenfabrik gediegene Winke über Dies und Das gab; ja, der die geheimen Zeichen unserer Noten kennt, würden Ihren Namen nicht auf ein Billet gesetzt haben, das Ihnen auch nur im geringsten verdächtig erschienen wäre."

Der Baron von Rivola hatte mit einem leichten Kopfschütteln zugehört, dann seine Brille abgenommen und mit einem feinen Battisttuche leicht sein krankes Auge betupft. Dann sagte er: „Ach, mein lieber Freund, hätten Sie vor zehn, zwölf Jahren von meinem scharfen Blicke gesprochen, so würde ich Ihnen gern Recht gegeben

haben, heute aber brauche ich ſogar für mein geſundes Auge eine ſehr ſcharfe Loupe, wenn ich überhaupt etwas genau unterſuchen will. Glücklicher Weiſe trage ich immer eine ſolche bei mir, um Ihnen dienlich ſein zu können. Was nun aber meinen Namen auf gewiſſen Banknoten anbelangt, ſo habe ich allerdings die Gewohnheit, zuweilen Noten damit zu verſehen; es iſt das eine Verſicherungsmaßregel, die ich gebrauche, um wenigſtens noch nach einiger Zeit zu wiſſen, woher ich dieſe oder jene Zahlung erhalten. Leider muß ich Ihnen aber ſagen, daß ich auch zuweilen meinen Namen auf irgend eine beſondere Art ſchreibe, wenn mir vielleicht an einer Banknote, die durch meine Hände läuft, etwas verdächtig erſcheint."

„Gerechter Himmel," rief der Bankdirektor ſchmerzlich bewegt, ſo haben Sie vielleicht ſelbſt eine Ahnung davon gehabt, daß wir es mit Falſifikaten zu thun haben?"

„In früheren Zeiten," fuhr Herr von Rivola in ruhigem Tone fort, habe ich das als eine ſehr praktiſche Maßregel befunden und erinnere mich eines Falles in Brüſſel vor langen Jahren, wo gerade dadurch, daß ich einer mir verdächtig erſcheinenden Banknote meinen Namen beifügte, ich mich nach einiger Zeit noch zu erinnern im Stande war, woher ich ſie erhalten, und ſo zur Entdeckung des Verbrechens, leider nicht der Verbrecher, welche ſpurlos verſchwunden, weſentlich beitrug.

„So helfen Sie uns auch diesmal, mein verehrter

Herr Baron!“ rief der Bankdirektor, indem er beide Hände des Anderen ergriff und sie herzlich schüttelte. „Denken Sie, welch ungeheuren Dienst Sie dem Staate leisten, denn wie ich schon vorhin gesagt, wir haben es hier mit einer Bande zu thun, die uns mit den kolossalsten Summen überschwemmt!“

„Mit dem größten Vergnügen,“ gab der Freiherr zur Antwort. „Doch da fällt mir eben ein, daß ich letzthin eine Zahlung, allerdings von wenigen Tausend Gulden, die ich von der königlichen Eisenbahnkasse erhielt, mit meinem Namen bezeichnete, da ich gerade diese Papiere — ich glaube, es waren Billette zu tausend Gulden — zu einem besonderen Zwecke bestimmt hatte. Und nun bitte ich, lassen Sie mich die Wunderwerke sehen.“

Der Bankdirektor drehte seinen Stuhl etwas gegen den Schreibtisch, schloß dort eine Schublade auf, nahm eine große Brieftasche und aus dieser zwei Bankbillette von je tausend Gulden, welche er dem Herrn von Rivola mit den Worten darreichte: „Bitte, zuerst die gleichen Nummern zu betrachten — alle Zahlen derselben von einer so schauderhaften Schärfe, von einer so fürchterlichen Aehnlichkeit, daß man toll werden möchte!“

Der Andere hatte die Banknoten genommen, sich erhoben und damit an das Fenster gestellt, wo er seine blaue Brille gegen die Stirn schob, die Loupe aus der

Westentasche nahm und nun die beiden Zettel auf das genaueste und umständlichste untersuchte.

Herr Schwemmer, in höchster Aufregung, trippelte, seine Hände um einander bewegend, um ihn herum, schaute ihm zuweilen über die Achsel oder in das Gesicht und machte seiner gespannten Erwartung Luft in verschiedenen Ausrufungen, als: „Nicht wahr, erschrecklich täuschend, furchtbar ähnlich? Ein Meisterwerk des Verbrechens! Höllische Kerle, die dabei thätig waren, ganz verfluchte, verfluchte, verfluchte Spitzbuben! Habe ich nicht Recht, mein Freund?“

Herr von Rivola ließ sich dadurch nicht im mindesten stören, seine Untersuchung eben so sorgfältig fortzusetzen und zu beendigen, wie er sie angefangen; er untersuchte jede Stelle des Druckes auf's genaueste mit der Loupe, er betrachtete prüfend und aufmerksam die Wasserzeichen, er ließ das Papier wiederholt durch die Finger gleiten, er berührte es mit der Zunge, knitterte dann eine der Noten fest in der Hand zusammen, um zu beobachten, wie rasch sich dieselbe und mit wie viel Elasticität wieder aus einander bog — dann zuckte er die Achseln und sagte: „Das ist allerdings eine wunderbare Arbeit; Sie haben Recht; wir stehen hier vor einem noch nie dagewesenen Räthsel.“

„Nicht wahr, mein lieber Freund, es ist entsetzlich! Und glauben Sie im Stande zu sein, mit Bestimmtheit

ſagen zu können: das iſt die echte und dies iſt die falſche Banknote?“

„Wie ſprach ſich Ihr Hauptkaſſirer über dieſen Punkt hier aus?“

„Nicht mit Beſtimmtheit; das iſt gerade das Grauenhafte. Sehen Sie,“ fuhr Herr Schwemmer, mit dem Finger auf zwei Stellen der verſchiedenen Noten zeigend, fort, „dieſe Zahlen Eins und Zwei hat der Hauptkaſſirer in meiner Gegenwart beigefügt; wir nahmen ein Protokoll auf über unſere Unterſuchung, natürlich im Beiſein des Chefs der Notenfabrik, und wir alle Drei waren der Anſicht, Nummer Eins ſei die echte Banknote, obgleich keiner von uns, ehrlich geſagt, im Stande war, triftige, ſtichhaltige Gründe für unſere Behauptung anzugeben.“

„Es war ein finanzieller Inſtinkt,“ meinte Herr von Rivola; „aber ich fürchte, derſelbe hat Sie irregeführt.“

„Wie ſo? Wie meinen Sie das? Glauben Sie, Nummer Zwei ſei die echte Banknote?“

„Ja, meinen geringen Kenntniſſen nach glaube ich das allerdings ausſprechen zu dürfen.“

„Und Ihre Gründe, Herr Baron? Verzeihen Sie, daß ich danach frage! Sie können ſich denken, wie wichtig es mir iſt, für Ihre entgegengeſetzte Behauptung Gründe zu haben. Haben Sie in der That Gründe zu Ihrer Vermuthung?“

„Gewiß; aber ehe ich ſie ausſpreche, möchte ich Sie

bitten, mir noch ein paar Banknoten des gleichen Werthes vorzulegen, am liebſten ſolche, welche kürzlich im öffentlichen Verkehre waren."

„Das ſoll ſogleich geſchehen," ſagte der Bankdirektor, indem er raſch einige Zeilen ſchrieb und dann durch einen Zug an der Klingel einen der Bankdiener herbeirief mit dem Befehle, das hier Verlangte beim Hauptkaſſirer zu holen. Darauf wandte er ſich mit der Bitte an Herrn von Rivola, gefälligſt wieder Platz nehmen zu wollen, da er fürchten müſſe, ihn allzu ſehr zu ermüden. Doch dankte dieſer und bat höflich um Erlaubniß, im Zimmer auf und ab gehen zu dürfen, wobei ihm denn auch der Bankdirektor ſogleich Geſellſchaft leiſtete, die Hände auf dem Rücken verſchränkt, in gleichem Schritt und Tritt.

Nach einigen Sekunden ſagte der Freiherr: „Halten Sie mich nicht für indiscret, wenn ich mir erlaube, noch eine Frage an Sie zu ſtellen; natürlicher Weiſe hängt es ganz von Ihnen ab, mir eine Antwort zu geben oder nicht. Sie werden mir glauben, daß ich jedes Amtsgeheimniß achte."

„Fragen Sie, fragen Sie, mein lieber Baron — was Amtsgeheimniſſe! Wie könnten wir vor Ihnen dergleichen haben? Haben Sie nur Ihre tiefe Sachkenntniß betreffend, keine Geheimniſſe vor uns armen Beamten! Wie froh bin ich, Sie beläſtigt zu haben, denn ſchon die Gewißheit, mit der Sie eine andere Banknote hier als die

ächte erklären, beruhigt mich ganz außerordentlich! Fragen Sie, ich bitte!"

„Sie sagten vorhin, Ihr Hauptkassirer hätte, nachdem einmal ein Verdacht rege geworden, eine Menge verdächtiger Noten ausgeschieden?"

„Allerdings verdächtige; aber, wie Sie vorhin sagten, verdächtig aus finanziellem Instinkt, ohne Gründe, ohne genügende Gründe."

„Gut; aber glauben Sie mir, ich achte diesen finanziellen Instinkt. Haben Sie eine Ahnung davon, woher diese verdächtigen Papiere in Ihre Kasse geflossen sind?"

„Das ist das Furchtbare, daß wir davon gar keine Ahnung haben!"

„Und die doppelten Nummern betreffend?"

„Eben so wenig; diese befanden sich in zwei Paketen, von denen einer unserer jüngeren Beamten, der Herr Ferdinand Wellermann, behauptete, sie seien beide von der Generalsteuerdirection eingesandt worden. Ferner sagen der Hauptkassirer und die beiden Nebenkassirer aus, daß Banknoten in gleich hohem Werthe nur aus großen, ganz bekannten Häusern eingelaufen seien, und daß auch mit diesen Umwechslungen in bedeutenden Beträgen seit Jahren nicht stattgefunden, so daß es also unmöglich ist, daß auf eine oder die andere Art falsche Banknoten bei uns eingeschmuggelt werden konnten. Das Protokoll

ſo ſchön abgebildet hat. Ueber dem Thor in der Mitte iſt der heilige Georg, den Drachen erlegend, in wunderſchöner gothiſcher Einrahmung, und die Mauer mit einem herrlichen Aufſatze von durchbrochener Arbeit mit Fialen und Laubwerk gekrönt. Die Thoröffnung iſt mit ſchweren Thorflügeln aus dunklem Holz verſchloſſen und überſäet mit großen zugeſpitzten Nägeln, die drohend in die Straße herausragen. So hat dieſer Bau ein durchaus finſteres Anſehen und eine gleichſam trotzige Abgeſchloſſenheit nach außen.

Dieſe enge melancholiſche Gaſſe weiter verfolgend gehen wir immer zwiſchen faſt ſchwarzen, maſſiv gebauten Häuſern, die, obgleich ſie wenig Luft und Licht haben, doch in den Zeiten ihrer Erbauung von keiner armen Claſſe der Geſellſchaft bewohnt wurden. Blickt man an ihnen hinauf, ſo ſieht man nur einen ſchmalen Streifen des ſchönen ſpaniſchen Himmels, zu gleicher Zeit aber, wie zierlich, phantaſtiſch und prächtig dieſe Häuſer erbaut ſind. Willkürlich iſt oft ein Fenſter breit, das andere ſchmal, aber die meiſten ſind mit Sculpturen verſehen, von ſchlanken zierlichen Säulen getragen und laſſen ahnen, daß hinter ihnen ein trauliches Gemach liegt, dem ſie Licht und Luft verleihen. Faſt alle dieſe Gebäude haben eine große Ausdehnung und man erräth leicht, daß ſie einen Hof und einen kleinen Garten umſchließen. Das Ziel findet dieſe Straße bei der Kathedrale, die uns lange feſthielt, und deren Kreuzgang durch ein gaſtlich geöffnetes Portal uns zum Eintritt einlud.

Dieſer Kreuzgang unterſcheidet ſich weſentlich von denjenigen, die wir bei den alten germaniſchen Klöſtern zu ſehen gewohnt ſind, welche blos aus einem, den viereckigen Kloſterhof umgebenden Spaziergang unter Bogen beſtehen; der hieſige aber iſt noch überdieß auf drei Seiten von Capellen eingefaßt, ſo daß jedem Bogen des Kreuzganges eine dahinter liegende Capelle entſpricht, welche wie dieſer mit zierlichem Sterngewölbe überſpannt und mittelſt hoher Eiſengitter von demſelben abgeſchloſſen iſt.

darüber ist unterzeichnet von dem Hauptkassirer, den beiden Nebenkassirern und dem Kassenhülfsbeamten Herrn Ferdinand Wellermann — den Sie ja wohl kennen —, Sohn des Stadtschultheißen."

Ein heiteres, vielleicht auch ein wohlwollendes Lächeln hätte man es nennen können, welches bei den letzten Worten über die Züge des Herrn von Rivola flog, als er erwiederte:

„Ja, ich kenne ihn, ein intelligenter junger Mensch, etwas lustig zwar und, ich glaube, gibt viel Geld aus."

„Ist aber dabei ein tüchtiger Arbeiter. Was wollen Sie, mein verehrter Herr — Jugend hat keine Tugend, und vor allen Dingen unsere reiche Jugend nicht. Mama Wellermann hilft ihrem einzigen Söhnchen gern mit ihrem Ersparten aus — die Leute haben's ja."

Unterdessen war der Bankdiener mit der Meldung eingetreten, der Hauptkassirer wolle, wenn es dem Herrn Direktor genehm wäre, das Verlangte selbst bringen; worauf dieser, nach einem Blicke auf Herrn von Rivola und einem zustimmenden Zeichen desselben, den Beamten ersuchen ließ, rasch herauf zu kommen.

Dieser erschien denn auch nach einigen Minuten, verschiedene Banknoten in der Hand haltend, die er nach einer tiefen Verbeugung gegen den ihm wohl bekannten Freiherrn von Rivola seinem Chef übergab.

Herr Beil, der Hauptkassirer der königlichen Bank,

war ein ſchon ältliches, vertrocknetes Männchen mit langſamen, eckigen Bewegungen; ſein Geſicht zeigte eine hervortretende, ſpitzige Naſe und ein Paar ſcharfe Augen unter buſchigen Augenbrauen, deren Stärke um ſo mehr hervortrat, als faſt ſein ganzer übriger Kopf kahl und glatt war wie eine Billardkugel. Auf der Kaſſe pflegte er eine ſchwarzſammtne Mütze zu tragen, die er jetzt unter dem Arme hielt.

Während Herr von Rivola, wiederum am Fenſter ſtehend, die erhaltenen Banknoten aufmerkſam betrachtete, flüſterte der Bankdirektor Herrn Beil in die Ohren:

„Er iſt nicht unſerer Anſicht, daß Nummer Eins die echte Banknote ſei.“

„Und welche Gründe gibt der Herr Baron dafür an?“

„Pſt — die werden Sie ſogleich von ihm erfahren.“

Herr von Rivola ließ die Hand mit den Banknoten ſinken und ſagte in einem Tone der Ueberzeugung: „Es iſt in der That ſo, wie ich Ihnen vorhin angedeutet — darf ich die Herren bitten, näher zu treten und mich einen Augenblick anzuhören?“

Die Beiden traten herbei, und Herr Schwemmer ſchob den Kaſſirer dicht vor Herrn von Rivola hin, da er dem kleinen Manne über die Achſeln ſchauen konnte.

„Sie werden ſich wohl erinnern, Herr Bankdirektor,“ ſagte nun Herr von Rivola, „daß ich Sie ſchon vor Jahren auf eine allerdings ſehr kleine Verſchiedenheit in

den Waſſerzeichen der Banknoten aufmerkſam machte, ich glaube, es war im Beiſein des Herrn Mettel, des Chefs der Notenfabrikation; doch waren Sie beide der Anſicht, daß dies nicht Verdacht erregend ſei, und ich glaube, Sie hatten Recht, denn ich überzeugte mich ſpäter, es ſei durch irgend einen Zufall möglich, daß Waſſerzeichen aus der gleichen Form allerdings ähnliche unbedeutende Verſchiedenheiten zeigen könnten, ſei es durch eine Ungleichheit des Papierbrei's, durch eine zu langſame oder zu raſche Trocknung, oder der Himmel mag wiſſen, durch welchen anderen Umſtand. Gehen wir alſo darüber hinweg, obgleich ich eine von dieſen Abweichungen auch hier wieder entdeckt habe. Aber nun bitte ich, Herr Hauptkaſſirer, nehmen Sie meine Loupe — ich hoffe, ſie wird nicht zu ſcharf für Sie ſein — und betrachten Sie einmal hier in der linken Ecke die Arabeske in Schneckenform; prägen Sie ſich die Form derſelben genau ein und betrachten nun dieſelbe Arabeske auf dieſer anderen Banknote — ſind Sie im Stande, die Verſchiedenheit zu entdecken?"

„Allerdings, aber kaum; hier iſt das haarſcharfe Ende jener Verzierung etwas mehr eingebogen und länger. Wenn ich ſage: länger," fuhr er lächelnd fort, „ſo verſtehe ich darunter die Länge von ein paar Millimetern, welche aber hier das Ende der Arabesken näher an den

letzten Ring bringen, als dort. Wahrhaftig! es ist so!“ sagte Herr Veil.

„Erstaunlich!“ rief der Bankdirektor mit einem Blicke der Verwunderung auf Herrn von Rivola aus.

„Nun wäre es aber möglich, daß der Künstler, der diese Platte geschnitten, dieselbe, nachdem sie eine Zeit lang gedient, nochmals zur Durchsicht erhalten und vielleicht das Betreffende nachgeschnitten hätte und in diesem Falle nur ein Theil der Banknoten gleicher Summe diese Abweichung zeigte, wogegen im anderen Falle, wenn der betreffende Künstler nicht selbst die echte Platte nachgeschnitten, alle Noten, auf denen sich die Verlängerung zeigte, falsch wären, und das ist auch meine Ansicht, weßhalb ich diese hier, Nummer Eins, entgegengesetzt Ihrer Meinung, für die falsche erklären muß.“

„Das ist doch wenigstens ein Anhaltspunkt,“ sagte der Bankdirektor.

„Aber ein sehr kleiner und schwacher, mit allem Respekt vor der erstaunenswerthen Sachkenntniß des Herrn Barons,“ sprach Herr Veil, der unterdessen auch die übrigen Banknoten an der bezeichneten Stelle mit der Loupe auf's genaueste untersucht — „denn ich bitte, diese Note zu betrachten, eine stark gebrauchte Note von sehr alter Ausgabe, welche ebenfalls die eingebogene Arabeske zeigt, wonach also damals schon, vor langen, langen Jahren das Falsum begangen worden wäre.“

„Da haben Sie Recht," antwortete Herr von Rivola nach minutenlangem Nachdenken und Betrachten der betreffenden Banknote; „dann also wäre das Falsum schon vor ungefähr fünfzehn Jahren geschehen, fünf Jahre früher, ehe ich das Glück hatte, hier zu sein."

„Entsetzlich, entsetzlich!" rief der Bankdirektor, indem er hastig durch das Zimmer rannte und sich dabei mit den Händen an beide Ohren griff. „So wären wir also seit jener Zeit mit falschen Noten von so großem Betrage überschwemmt worden, so wären vielleicht fabelhafte Summen im Umlauf, die wir nicht einmal festzustellen vermögen — Herr des Himmels," fuhr er, plötzlich stehen bleibend und die Hände zusammenschlagend, fort, „wenn davon etwas in die Oeffentlichkeit dränge, nachdem wir gezwungen sind, einen Bericht an Seine Majestät den König zu machen, worin wir ihm anzeigen, daß Allerhöchstdesselben Notenfabrikation sowie Allerhöchstdesselben Bankdirektion auf so fürchterliche Art hinter die Ohren geschlagen wurde, ohne zu wissen, woher diese hageldichten Streiche fielen — das überlebe ich nicht, ich nehme vorher meine Entlassung!"

Der Hauptkassirer schauderte sichtlich zusammen.

„Das wäre wohl der Mühe werth," meinte Herr von Rivola mit einem leichten Achselzucken, „einem solchen Faktum gegenüber das Feld zu räumen und sich dadurch als geschlagen zu bezeichnen — im Gegentheil, es gilt

jetzt, das Steuer fest in der Hand zu behalten und mit dem Senkblei des Verstandes nach diesen unsichtbaren, gefahrdrohenden Klippen zu sondiren — still und verschwiegen."

„Ja, still und verschwiegen," seufzte Herr Schwemmer, „das war auch meine Ansicht gegenüber Seiner Excellenz dem Herrn Finanzminister, der sogleich die ganze Schweinerei an die große Glocke hängen wollte, das heißt mit anderen Worten: öffentliche Anzeige machen von dieser unerhörten Banknotenfälschung."

„Das wäre sehr unpraktisch, und sobald ich Seine Excellenz sehe, werde ich mir erlauben, ihm das zu bemerken."

„Thun Sie das der Sache zu lieb, hochverehrter Freund, thun Sie das so bald als möglich," sagte der Bankdirektor, die Hände zusammenfaltend; „und dann stehen Sie uns mit Ihrem guten Rathe bei, wie und wo wir unser Senkblei auswerfen sollen — ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, denn es kann doch einem Chef der königlichen Bank nichts Fürchterlicheres vorkommen, als daß er Noten ausgeben oder annehmen muß, von denen er nicht weiß, ob sie echt oder falsch sind — fürchterlich!"

„Entsetzlich!" hallte es aus der Brust des Hauptkassirers wieder.

Herr von Rivola hatte die Noten wieder auf den

Schreibtiſch niedergelegt und ſagte, mit dem Finger auf eine derſelben deutend, auf der ſein Name in leichten Bleiſtiftſtrichen ſtand: „Das iſt eine, von denen wir vorhin ſprachen, und ich erinnere mich genau, ſie auf der Eiſenbahnkaſſe erhalten zu haben, wo ich vor dem betreffenden Beamten meinen Namen ſchrieb. Doch wie ſchon geſagt, verehrter Freund," fuhr Herr von Rivola fort, nachdem er dem Bankdirektor die Hand gereicht, „nehmen Sie ſich die Sache nicht ſo zu Herzen; vor allen Dingen Ruhe und Verſchwiegenheit. Will man einen wirkſamen Schlag gegen dieſe Banknotenverfertiger führen, ſo muß man ſuchen, ohne Lärm in ihre Nähe zu kommen."

„Und dazu rechne ich ſehr auf Ihre Hülfe."

„Ich werde thun, was ich kann."

Herr von Rivola hatte ſeinen Hut genommen und war im Begriffe, das Zimmer zu verlaſſen, als der Bankdiener, eintretend, den Herrn Polizeirath Merkel meldete, welcher den Herrn Direktor ſogleich zu ſprechen wünſchte.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Hauptkaſſirer der Bank verließ mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer, nachdem der Polizeirath eingetreten, und Herr von Rivola wollte es eben ſo machen; doch hielt ihn Herr Schwemmer mit der einen Hand, während er dem Eintretenden die andere darreichte, wobei er ſagte:

„Sie finden uns hier gerade in einer wichtigen Conferenz, werther Herr Polizeirath, zu welcher Sie vielleicht im Stande ſind, ein ergiebiges Scherflein beizutragen. Iſt's vielleicht ſo? Sie würden mich überglücklich machen. Vor allen Dingen danke ich Ihnen, daß Sie Seine Excellenz den Herrn Finanzminiſter und mich in der guten Idee beſtärkten, den Herrn Baron von Rivola in dieſer höchſt wichtigen Angelegenheit um ſeinen Rath zu bitten,

denn er hat uns jetzt ſchon erſtaunenswerthe Aufſchlüſſe gegeben."

„Sie übertreiben, verehrter Freund; ich habe Ihnen nur meine Anſichten mitgetheilt, in denen Sie ſo gütig waren, einige Wahrſcheinlichkeit zu finden — doch nun habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!"

„Nicht doch, nicht doch, Herr Baron, ich bitte Sie dringend, noch ein paar Augenblicke zu bleiben, um zu hören, was unſer guter Polizeirath mitzutheilen hat, die gewiſſe Angelegenheit betreffend, denn ich bin überzeugt, daß unſer verehrter Freund nur deßhalb zu uns kam."

„Darauf muß ich mit Ja und Nein antworten," verſetzte Herr Merkel, „und ich glaube faſt, das Nein wird überwiegend ſein."

„Sehen Sie," ſagte Herr von Rivola, „alſo gebietet mir ſchon die Discretion, mich zu entfernen."

„Und doch möchte ich Sie ſelbſt bitten, noch ein paar Augenblicke zu bleiben," ſagte der Polizeirath. „Wir ſind ja ganz unter uns, und was ich Ihnen zu ſagen habe, könnte möglicherweiſe doch jene Angelegenheit berühren — ich ſage: möglicherweiſe, obgleich ich weit entfernt davon bin, eine ſolche Möglichkeit vorauszuſetzen. Jedenfalls aber wäre es mir wichtig, die Anſicht des Herrn Barons darüber zu hören."

„Setzen wir uns, meine Herren, ſetzen wir uns!"

Nachdem alle Drei Platz genommen, ſprach der Poli-

zeirath in seiner heiteren, wohlwollenden Art und Weise: „Es war mir schon längst bekannt, daß in einem unserer hiesigen ersten Gasthöfe von jungen Leuten der besseren Stände sehr hoch gespielt würde, und ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen; es wurden da Summen gesetzt, die weit über die Vermögensverhältnisse der meisten Spieler gingen."

„Da könnte man froh sein, keinen Sohn zu haben," warf Herr von Rivola lächelnd ein.

„Es ging da hoch her bei Makao und Champagner, ja, der letztere spielte eine so bedeutende Rolle, daß einer dieser jungen Leute, nachdem er schließlich alles verlor, was er noch bei sich hatte, den Rest seiner Baarschaft, eine Fünfhundertgulden-Note, am Lichte verbrennen wollte."

„Dieser Leichtsinn!" rief der Bankdirektor. „Und wer war das, wenn man fragen darf?"

„Das vielleicht später," erwiederte der Polizeirath, verbindlich lächelnd. „Doch als ich hörte, daß von den jungen Leuten mit Banknoten hohen Werthes wie mit werthlosen Papieren umgegangen wurde, kam mir plötzlich die Idee: wie, wenn einer jener jungen Leute wüßte, daß er es hier mit werthlosem Papier zu thun habe?"

„Bei Gott, das ist wahr — ein Lichtstrahl!"

„Aber vor der Hand nur ein sehr geringer," fuhr

So bildet dieſer Kreuzgang gleichſam eine Kirche im Freien, und nicht allein die glücklichen Dimenſionen deſſelben und die edlen Verhältniſſe der Pfeiler und Bogen, die Schönheit der Gitter, die kräftige Vegetation des grünen Platzes in der Mitte, ſo wie der reizende Brunnen in der Ecke machen dieſen Ort zu einem der anziehendſten, die es geben kann. Wenn auch an den Altären der Kapellen, die aus den verſchiedenſten Zeiten herrühren, hier und da ſehr ausſchweifende Formen vorkommen, ſo verleiht doch gerade dieſe Mannigfaltigkeit und dieſe abwechſelnde Färbung der zahlreichen Wand- und Altarbilder und die zum Theil phantaſtiſchen Ausſchmückungen dem Geſammt-Anblick einen ſolchen Reichthum, daß man ſich nur ſchwer von dieſem ſchönen und bei allem Ernſte doch ſo freundlichen Hofe trennen kann.

Ich habe der Eiſengitter, welche die Kapellen abſchließen, erwähnt, und ſie verdienen in der That die ganz beſondere Aufmerkſamkeit des Kunſtfreundes; ſie ſind ſämmtlich aus geſchmiedetem Eiſen, und die einzelnen ſenkrechten Stäbe derſelben, oft zierlich gewunden und cannelirt, endigen oben in Blumenbüſchel; aber dieſe ſind von ſo gewählten Formen und ſo lieblich mit einem wahrhaft griechiſchen Gefühl gruppirt, daß ſie zu den Meiſterſtücken mittelalterlicher Metallarbeit gehören.

Der Brunnen, der meiſt in den Kreuzgängen auf der halben Länge einer der Seiten in den Hof hinausſpringend angebracht iſt, befindet ſich hier in der Ecke, beſchattet von einigen hochſtämmigen Bäumen; aus der Mitte des größeren unteren Beckens erhebt ſich auf einem niederen Unterſatz eine zierlich gearbeitete achteckige Schale, aus ihren ſenkrechten Achteckſeiten dicke Waſſerſtrahlen ſpeiend, und eine kleine niedliche Bronze-Statue eines gewappneten Ritters, wohl des heiligen Georg, bildet die Spitze; das baldachinartig über das Ganze geſpannte Gewölbe iſt an den Rippen ausgezackt, und dieſe ſind an den Kreuzungen mit hübſchen Schildern ornirt. Eine erquickende Kühle verbreitet dieſer Brunnen in ſeiner Umgebung, nach dem man im-

Herr Merkel fort. „Mir gelang es, die eben erwähnte, angebrannte Fünfhundertgulden-Note in meinen Besitz zu bringen; hier ist sie, meine Herren, und es handelt sich vor allen Dingen darum, festzustellen, ob wir es mit einem echten Papier zu thun haben oder mit einem Falsum, und hierin ist es mir sehr wichtig, die Ansicht des Herrn Barons zu vernehmen."

„Mir schwindelt," rief der Bankdirektor — „was, nach all dem Jammer, den uns die falschen Tausendgulden-Noten machen, auch noch die Möglichkeit, daß es gefälschte Fünfhunderter gebe? — nein, das wäre zu viel!"

„Warum sollte diese Möglichkeit nicht vorhanden sein?" fragte ruhig Herr von Rivola, worauf er sich erhob, seine Loupe nahm und, ans Fenster tretend, das Papier einer genauen Untersuchung unterwarf. Endlich sagte er: „Beruhigen Sie sich, Herr Bankdirektor, meiner Ansicht nach ist diese Note echt und unverdächtig."

„Gott sei Dank!"

„So möchte ich ebenfalls ausrufen," sprach der Polizeirath, „denn wenn wir auch hiedurch einen Faden verlieren, so muß ich anderentheils sagen, daß ich wieder sehr zufrieden bin, meinen Verdacht nicht bestätigt zu sehen und dem betreffenden jungen Menschen nur das

Prädicat ‚leichtſinnig‘ ertheilen zu müſſen, denn es betrifft den Sohn eines unſerer gemeinſchaftlichen Freunde.“

Der Bankdirektor blickte fragend auf und Herr von Rivola nahm discreter Weiſe den Hut, um ſich zu entfernen; doch bat ihn Herr Merkel wiederholt, noch einen Augenblick zu bleiben, indem er hinzuſetzte, daß ja alles, was hier geſprochen würde, ſelbſtverſtändlich unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſtehe, daß es ihm aber wünſchenswerth ſei, wenn Herr von Rivola, als in das Amtsgeheimniß der Bank eingeweiht, auch den Namen jenes jungen Mannes erführe. — „Es iſt leider der Sohn unſeres verehrten Freundes, des Stadtſchultheißen.“

„Ei, ei, ei, ei,“ rief Herr Schwemmer, indem er ſich in größtem Unmuthe hin und her bewegte, „dieſer junge, leichtſinnige Strick — leichtſinnig, leichtſinnig, aber kein Böſewicht, dafür möchte ich haftbar werden — was meinen Sie, Herr von Rivola?“

„Wenn Sie das Wort ‚Böſewicht‘ auf ihn als Banknotenfälſcher anwenden,“ erwiederte der alte Baron lächelnd, „ſo bin ich ganz Ihrer Anſicht, denn dieſer junge Herr, den ich auch zu kennen das Glück habe, hätte weder Geduld noch Fleiß, um ſich mit einem ſo wichtigen Geſchäfte abzugeben.“

„Aber als Mithelfer, als Verbreiter zu dieſem,“ meinte der Polizeirath nachdenkend.

Der Bankdirektor ſchüttelte mit dem Kopfe und Herr von Rivola ſagte: „Gerade weil er als unbeſonnener junger Menſch bekannt iſt, wird eine große Keckheit dazu gehören, ſich ihm anzuvertrauen — nein, nein, Leute, die ſo vortreffliche Banknoten machen, ſind gewöhnlich klüger.“.

„Darin muß ich Ihnen allerdings beiſtimmen,“ ſagte der Polizeirath, und der Bankdirektor ſetzte hinzu:

„Ganz meine Anſicht.“

„Alſo, meine verehrten Freunde,“ ſagte Herr Schwemmer nach einer längeren Pauſe, während welcher jeder der drei Herren mit ganz verſchiedenen Gedanken beſchäftigt war, „ſo viel ſteht feſt, daß wir vor einem Staatsbetruge in koloſſalem Maßſtabe ſtehen, und zwar ziemlich rathlos, da wir keine Ahnung haben, von wo aus die Streiche gegen uns geführt werden. Ehe Sie kamen,“ wandte er ſich direkt an den Polizeirath, „ſprach Herr von Rivola ſeine Anſicht aus, „dieſe Sache mit der größten Heimlichkeit zu behandeln, was gewiß auch Ihre Anſicht iſt.“

„Jedenfalls — ich möchte noch ganz beſonders darum gebeten haben; machen wir Lärm, ſo haben wir keinen weiteren Nutzen davon, als die Verbrecher aufmerkſam zu machen. Alſo um Gotteswillen die ſtrengſte Verſchwiegenheit, und dabei hoffe ich auch, Herr Bankdirektor, Sie ſind meiner Anſicht, daß es beſſer iſt, den jungen

Wellermann zu beobachten, ſtatt mit ihm über den geſtrigen Vorfall zu reden. Meinen Sie nicht auch, Herr von Rivola?“

„Ganz gewiß.“

„Leider gelang es mir bis jetzt nicht, in den Beſitz einer Tauſendgulden-Note zu kommen, von denen ebenfalls in den Händen des jungen Wellermann geſehen wurden; aber daß er, obgleich von ſehr reichen Eltern, bei dem Spiele ſo toll ins Zeug ging, bleibt meinem Polizeiverſtande immer etwas verdächtig. Deßhalb iſt es nothwendig, ihn, ohne daß er es weiß, im Auge zu behalten, und das ſoll meine eifrigſte Sorge ſein.“

„Und auch die meinige,“ ſagte Herr Schwemmer; „doch würde es allem Furchtbaren die Krone aufſetzen, wenn ein Bankbeamter ſelbſt — doch nein, nein, das iſt nicht möglich — ganz unmöglich!“

Herr von Rivola reichte dem tief erſchütterten Bankdirektor lächelnd ſeine Hand, indem er ſagte: „Zählen Sie ganz auf mich und laſſen Sie mich ohne Bedenken wiſſen, wann, wie und wo ich Ihnen nützlich ſein kann.“

Er machte eine Verbeugung gegen die beiden Herren und wollte ſich entfernen; doch ſagte ihm der Polizeirath:

„Veſter Herr Baron, ich ſah da unten Ihren Wagen halten; würden Sie nicht ſo gütig ſein, mich eine kurze

Strecke mitzunehmen, das heißt, wenn mein Ziel, das Rathhaus, nicht zu sehr aus Ihrem Wege liegt?"

„Im Gegentheil, ich fahre denselben Weg, da ich nach meinem kleinen Hause neben dem alten Thurme will."

„Nun denn, auf Wiedersehen, Herr Bankdirektor!"

Die beiden Herren verließen das Zimmer und stiegen unten in den Wagen, nachdem Herr von Rivola dem Kutscher befohlen, nach dem Rathhause zu fahren. Unterwegs sagte der Polizeirath:

„Ich muß zum Stadtschultheißen in einer städtischen Angelegenheit, die auch Sie gewissermaßen mitbetrifft; man will nämlich in verschiedenen Häusern der Glockenstraße neue Einsenkungen bemerkt haben, die von dem alten Gange herrühren könnten, dessen Gewölbe auf der Strecke von Ihrem Thurme nach der Hauptwache sehr schadhaft ist — apropos," fuhr er, sich selbst unterbrechend, fort, „hat man Ihnen neuerdings keine Anträge über den Ankauf Ihres Hauses gemacht?"

„Nein; doch, unter uns gesagt, warte ich sehnlich darauf, um mich des für mich jetzt gänzlich nutzlosen Anwesens um jeden Preis zu entledigen."

„Um jeden Preis?" sprach Herr Merkel mit einem schalkhaften Lächeln.

„Um jeden Preis; Sie wissen, es wohnt dort ein alter Diener von mir, dessen Frau, die lange Jahre

krank war, vor Kurzem ſtarb, worauf es dem alten Manne unheimlich in dem verlaſſenen Hauſe geworden iſt; er möchte nach Belgien, in ſeine Heimath, zurückkehren."

„Wollen Sie mir Vollmacht geben, den Verkauf Ihres Hauſes zu vermitteln?"

„Unbeſchränkte Vollmacht."

„Das trifft ſich vortrefflich; ich finde beim Stadtſchultheißen die ſtädtiſche Baukommiſſion unter dem Vorſitze meines Schwagers — ich werde über die Sache reden, wobei ich Ihre Uneigennützigkeit in ſo helles Licht ſetze, daß Ihnen das Ehrenbürgerrecht der Stadt nicht entgehen kann — alſo ernſtlich, darf ich für Sie unterhandeln?"

„Ernſtlich, um jeden Preis," ſagte Herr von Rivola, wobei er, anſcheinend mit ſehr gleichgültiger Miene, zum Fenſter hinausblickte, ſich aber jetzt raſch an die andere Seite wandte, als der Polizeirath ſagte:

„Sehen Sie dort unſeren jungen Herrn, über den wir beim Bankdirektor ſprachen?"

„Ferdinand Wellermann?"

„Ja, dort unter dem Thorbogen — Ihre Pferde ſind furchtbar flüchtig, Herr Baron, das fliegt alles nur ſo an uns vorüber; als Polizeimann iſt es eigentlich von mir pflichtwidrig, ſo ſchnell zu fahren — ſahen Sie den jungen Wellermann nicht?"

„Nicht deutlich, aber ich glaube, er war es.“

„Gewiß, ich habe ein scharfes Auge — er stand da im Gespräche mit einem gewissen Herrn Steffler, der uns bekannt ist.“

„Wer ist das?“

„Unter uns gesagt, ein etwas anrüchiges Subjekt, und daß er gerade mit Herrn Welkermann verkehrt, will mir nicht gefallen.“

„Vielleicht einer seiner Spielgenossen?“

„O nein, er gehört einer weit tieferen Gesellschaftsklasse an — dieser Mensch war bis vor ganz Kurzem Gehülfe des Marktmeisters, früher Lithograph, Kupferstecher, alles Mögliche, und ich weiß, daß er sich in letzter Zeit viel in der Nähe des Hauses des Stadtschultheißen sehen ließ — ich muß seinem Namen in meiner Brieftasche einen tüchtigen Strich anfügen.“

„Es wäre wohl interessant,“ sagte Herr von Rivola heiter, „Ihre Brieftasche in dieser Richtung durchsehen zu können; da mag eine eigenthümliche Gesellschaft beisammen sein und Mancher einen oder mehrere Striche haben, der sich dieser Ehre nicht versieht.“

„Allerdings, und Striche verschiedener Bedeutung, die ich nur allein kenne — es ist das mein Hauptbuch, und wenn ich's aufschlage, sehe ich sogleich, was für die Betreffenden ins Soll eingetragen ist — aber da sind wir schon; ich danke Ihnen, Herr Baron, daß Sie mich mit-

genommen haben, und werde den Verkauf Ihres Hauses mit einer Schnelligkeit besorgen, welche Sie in Erstaunen setzen soll — bleiben Sie heute noch länger in der Stadt?"

„Wohl noch für eine Stunde, während welcher ich in meinem kleinen Hause anzutreffen bin."

„Schön, vielleicht kann ich Sie hier noch ein Resultat wissen lassen."

Auch Herr von Rivola hatte nach dem Polizeirathe den Wagen verlassen und befahl dem Kutscher, ihn im Hofe von Holland zu erwarten, worauf er den Weg nach seinem kleinen Hause mit raschen, festen Schritten einschlug, den Kopf erhoben, ehrfurchtsvolle Grüße der ihm Begegnenden freundlich erwiedernd.

Der alte Friedrich, welcher am Fenster stand und den Baron kommen sah, öffnete die Thür und sah zu seinem Erstaunen, daß, sobald sich dieselbe wieder hinter dem alten Herrn geschlossen hatte, dieser völlig verwandelt erschien; seine eben noch so energisch angespannten Gesichtszüge sanken schlaff zusammen, eben so die rüstige Haltung seines Körpers, ja, er faßte mit der rechten Hand die Mauer des engen Ganges, als müßte er sich halten, um nur in's Zimmer zu gelangen. Dort sank er denn auch wie kraftlos auf den alten Lehnstuhl nieder, so daß Friedrich, der ihm kopfschüttelnd gefolgt war, mit allen Zei-

chen des Schreckens fragte, ob und was ihm Fürchterliches zugestoßen sei.

Statt diese Frage sogleich zu beantworten, ließ sich Herr von Rivola ein Glas frischen Wassers geben, um, sobald der Diener das Zimmer verlassen hatte, es zu holen, vor den kleinen Spiegel zu treten, der im Gemache befindlich war, und dort mit einem traurigen Lächeln seine allerdings sehr verstörten Gesichtszüge zu betrachten.

Friedrich, welcher sogleich mit dem verlangten Wasser zurückkam, wagte keine zweite Frage, doch sagte Herr von Rivola, als er getrunken und sich dann wieder in den Sessel niedergelassen hatte:

„Ich weiß in der That nicht, was mich so plötzlich überfallen, eine Körperschwäche, wie ich nie Aehnliches empfunden, auf dem kurzen Wege vom Rathhause hieher — bis dorthin fuhr ich in meinem Wagen. Du siehst mich erstaunt an, deine bestürzten Mienen fragen nach einem Grunde meiner plötzlichen Schwäche, und doch ist eigentlich keiner vorhanden, der mich so dazu veranlassen konnte — ich war einer Ohnmacht nahe, als ich eintrat, jetzt geht es mir besser."

„Dem Himmel sei gedankt, ich fürchtete schon . . . . !"

„Ich weiß schon, was du fürchtetest," rief der Andere rasch, aber mit leiser Stimme: „ja, ja, es ist entsetzlich, daß man so etwas fürchten muß, und trotzdem ich häufig

ähnliche Gespenster am hellen Tage sehe, so kannst du dir kaum denken, wie eine an sich vielleicht unbedeutende Mittheilung mich zu erschüttern vermag."

„Also doch eine Mittheilung?"

„Ja, ich komme soeben von der Direktion der königlichen Bank; man wollte meinen Rath in einer Angelegenheit."

„A—a—ah so!"

„Ja, der Teufel hat es so gefügt, daß zwei Tausendguldennoten von der gleichen Nummer bei der Bank eingelaufen sind."

„Ein fürchterlicher Zufall!"

„Allerdings, aber beide sind von so vortrefflicher Arbeit, daß die weisen Herren dort oben nicht wissen, welche echt und welche falsch ist."

„Und Sie, Herr Baron?"

„Ich erkannte sie augenblicklich und bezeichnete ihnen die echte als falsch. Das aber würde mich an sich weniger erschreckt haben, doch hat dieser junge Welkermann, dem ich freundlicher Weise mit kleinen Anlehen ausgeholfen, durch unverantwortlich hohes Spiel die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gezogen und dabei die Dummheit gehabt, in einem Anfalle nichtssagender Prahlerei vor einer Gesellschaft junger Leute eine meiner Fünfhundertguldennoten anzuzünden."

mer wieder umſchaut, wenn einen die Betrachtung entfernter Gegenſtände von ihm abgezogen.

Ganz in ſeiner Nähe führt eine herrlich eingerahmte Spitzbogenthür in den ſüdlichen Kreuzarm der Kathedrale. Ein mächtiger, majeſtätiſcher Bau! Wie gewaltig wird man, aus dem klaren, ſonnigen Hofe tretend, von dem geheimnißvollen Dunkel in dieſem weit ausgehöhlten Raume erfaßt! Je tiefer man nach dem Süden kommt, um ſo mehr verſchwindet aus den Kirchen die Lichtmenge, die den nordiſchen Kirchen des Mittelalters durch ihre vielen ſchlanken Fenſter zugeführt wird; hier ſind die Fenſter an und für ſich ſchon viel kleiner, und eine große Zahl derſelben iſt zugemauert, ſo daß die zahlreichen Kerzen ein wirkliches Bedürfniß ſind, da auch den lichtgebenden Oeffnungen ein Theil ihrer Kraft entzogen wird durch Glasmalereien, die meiſtens mit dunklem oder nachgedunkeltem Grunde leuchtende Punkte in Roth, Blau, Grün zeigen, deren Zeichnungen und Ornamente aber ſchwer zu enträthſeln ſind.

Nach einigem Verweilen entwirren ſich die in der anfänglichen Dunkelheit ſich nach oben verlierenden Säulenbündel; das Auge verfolgt die aus ihnen ſproſſenden Rippen bis zu deren Vereinigung in dem hoch oben ſchwebenden Gewölbe, und unwiderſtehlich feſſelt den Beſchauer der allmälig klarer hervortretende herrliche Anblick des Chores, deſſen ſchlanke Formen von einem bewundernswerthen Ebenmaße ſind und deſſen weit und weiter entfernte polygoniſch hinter einander weglaufende Bogenreihen im reichſten Spiel von Streiflicht, Halbdunkel und Schlagſchatten durch die Vieltheiligkeit und die magiſche Dämpfung der Helle einen unvergeßlichen Eindruck machen.

Der Hochaltar, umgeben und gekrönt von einem hohen, reich durchbrochenen gothiſchen Schnitzwerk mit zierlichen Giebeln, ausgefüllt vom feinſten Maßwerk und unterbrochen von unzähligen kleinen Pyramiden, iſt an ſeinen beiden, nach vorn gekehrten Flügeln von zwei auf gewundenen Säulen ſtehenden vergoldeten

„Man ſollte ihn dafür . . . .“

„Ja, ja, einen ähnlichen Wunſch, wie du da unausgeſprochen läßt, habe ich auch; doch iſt mit reden nichts gethan, wir müſſen handeln. Haſt du Steffler beſtellt?“

„Wie Sie befohlen; er war ſchon einmal da und wird wieder kommen.“

„Er treibt ſich hier in den Straßen herum — ich ſah ihn vorhin unter einem Thorbogen mit dem jungen Welkermann plaudern — woher kennen ſich die Beiden?“

Der alte Friedrich lächelte auf eine eigenthümliche Art, ehe er zur Antwort gab: „Sie haben irgend ein gemeinſchaftliches Intereſſe; es iſt das ein kleines Verhältniß des jungen Herrn Welkermann, deſſen Erbſchaft mit allen Folgen Herr Steffler angetreten hat.“

„Ah, ich verſtehe, das Stubenmädchen aus dem Hauſe des Stadtſchultheißen. Und iſt ſie entſchloſſen, ihn zu begleiten?“

„Sie iſt mehr dazu entſchloſſen, als er ſelbſt; dieſer Kerl macht Seitenſprünge, wie ein Fuchs, der nicht weiß, ob er das Huhn oder die Ente nehmen ſoll.“

„Der ſich aber wohl hüten wird, in's Fangeiſen ſeiner Schulden zu ſpringen.“

„Ich habe ihm den letzteren Geſichtspunkt recht klar gemacht, und da ich weiß, daß es in dieſem Falle auf tauſend Gulden weiter nicht ankommt, ſo hatte er ſich denn auch zur Auswanderuug entſchloſſen.“

„Das alles ist schön und gut, aber wer weiß, ob er nicht anderen Sinnes wird, wenn er die wogende See vor sich sieht."

„Daran habe ich auch gedacht, und da Sie mir erlaubt haben, nach Belgien zurückzukehren — es ist mir unerträglich, hier in der Einsamkeit dieses öden Hauses," unterbrach er sich, indem er mit der Hand über die Augen fuhr, — „so würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Herrn Steffler und das junge Mädchen bis auf das Schiff zu begleiten — im Falle Sie mich hier nicht besser gebrauchen können."

„Nein, nein, ich wünsche dich weg von hier," sagte Herr von Rivola hastig, „so bald als möglich — in Sicherheit," murmelte er, für den Anderen unverständlich, um gleich darauf mit lauter Stimme fortzufahren: „Dort kannst du mir vielleicht besser nützen, als hier, mein guter alter Friedrich!"

Er reichte dem Diener seine Hand.

„Es ist eigenthümlich," fuhr dieser zur Erde blickend fort, „wie ich die arme Frau vermisse, seit sie todt ist; sie und dieses Haus waren mein Alles, und jetzt ist mir gerade so, als sei nicht nur ein altes, kränkliches Wesen von der Erde verschwunden, sondern als sei für mich die ganze Welt ausgestorben — ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, gnädiger Herr?"

„Ob ich dich verstehe — ich mag mich in einen ähn-

lichen Fall nicht hineindenken, ich glaube, es würde mir alsdann an einer Reiſe nach Oſtende nicht genügen!“ — Herr von Rivola ſagte das in einem dumpfen Tone, um alsdann nach einem tiefen Seufzer mit gewöhnlicher Stimme fortzufahren: „Doch mußt du nicht ſo ſchwarz ſehen, Friedrich, du haſt Verwandte dort unten, während ich in dem Falle — und dann hoffe ich auch immer noch, daß du meiner in gleicher Anhänglichkeit und Liebe gedenkſt.“

„O gewiß, mein lieber, gnädiger Herr, ich ſchäme mich, daß ich ſo eben geſagt, die Welt ſei ausgeſtorben für mich! Und doch — und doch, o, wenn auch Sie dieſe Stadt verlaſſen könnten, ich glaube, wir könnten da drunten noch einmal ein neues und vielleicht ein glücklicheres Leben beginnen!“

„Möglich, aber doch unmöglich — mein alter Lebensbaum würde ſelbſt in meiner Heimath keine Wurzel mehr ſchlagen — ich muß hier ſtehen bleiben und allen Wettern trotzen — wann willſt du reiſen?“

„Sobald Sie eine endgültige Entſcheidung über dieſes Haus getroffen haben.“

„Hoffentlich wird das bald geſchehen ſein, vielleicht noch in dieſer Stunde; ich habe es durch einen Freund der Stadt unter jeder ihr beliebigen Bedingung angeboten.“

„Und haben gewiß Recht daran gethan, Herr Baron

— ich muß Ihnen ſchon geſtehen, daß ich mit geheimem Grauen daran dachte, wenn jemand Anderes, als ich, die Räume des alten Thurmes leeren ſollte — ich glaube doch, es wäre am Ende beſſer geweſen, wenn wir das ſchon vor Jahren gethan hätten."

Herr von Rivola hatte ſich mühſam erhoben, um nach einem langſamen Gange durch das Zimmer an das Fenſter zu treten, wobei ihm der Andere mit einem kummervollen Blicke nachſchaute. Hier hinausſehend, ſagte er: „Daran iſt nun nichts mehr zu ändern, und ich glaube immer noch, daß ich Recht hatte, mein ehemaliges Atelier nicht heimlich zu zerſtören — warum ſoll ich es läugnen, daß ich mich vor Jahren mit all dieſen Künſten beſchäftigte? Gerade die Oeffentlichkeit, mit der ich arbeitete, mußte bis jetzt jedweden Verdacht beſeitigen. Doch kämen auch die Betrachtungen jetzt zu ſpät," ſetzte er, ſich raſch umwendend, hinzu, „denn dort ſehe ich ein paar Herren kommen, was mir anzeigt, daß die Stadt mein Anerbieten annahm. Oeffne die Hausthür, Friedrich, du wirſt raſcher abreiſen können, als du erwarteſt."

Wenige Augenblicke nachher trat der Stadtſchultheiß in die kleine Stube, nach ihm der Oberbaurath Lievens ſowie der Polizeirath Merkel, gefolgt von Sprandel, dem Amtsdiener des Raths, welch letzterer aber mit Friedrich in dem Hausgange ſtehen blieb.

Der Stadtſchultheiß hatte ſein Kinn würdevoll in die

weiße Halsbinde vergraben, und während er beide Hände dem Baron Rivola entgegenſtreckte, ſagte er mit einem herzlichen, faſt gerührtem Ausdrucke der Stimme: „Hochverehrter, theurer Freund, würdiger Mitbürger unſerer Stadt, Sie haben uns durch Ihren großmüthigen Antrag eine eben ſo unverhoffte als außerordentliche Freude bereitet; wären die Mittel unſerer Gemeinde nicht ſo gering, ſo würde ich unter keiner Bedingung von Ihrer Großmuth Gebrauch machen . . . .“

„Welche aber der Herr Stadtſchultheiß und das ganze Collegium nun ohne Weiteres anzunehmen ſich beeilt,“ fiel ihm der Polizeirath, heiter lächelnd, in die Rede, worauf er hinter der vorgehaltenen Hand halblaut hinzuſetzte: „Und Ihr Ehrenbürgerrecht, auf Pergament mit Goldbruck, braucht nur noch ausgefertigt zu werden.“

„Darf ich die Herren nicht bitten, Platz zu nehmen?“ fragte Herr von Rivola.

„Doch,“ meinte der Oberbaurath Lievens, „es wäre vielleicht beſſer, dem verehrten Beſitzer des Hauſes keinen unnöthigen Zeitverluſt zu bereiten und, wenn auch nur pro forma, eine raſche Beſichtigung der Lokalitäten vorzunehmen.“

Damit waren Alle einverſtanden, und nachdem man flüchtig die paar Zimmer durchſchritten, welche der alte Friedrich bewohnte, öffnete dieſer die uns wohl bekannten Räume des alten Thurmes.

Hier fand ſich Alles noch im ſelben Zuſtande, wie wir es vor Kurzem geſehen, in allen Stockwerken Möbel, Geräthſchaften, Fenſter mit ſo dickem Staube und Spinngeweben bedeckt, daß Jeder deutlich ſah, wie einſam man dieſe Gemächer lange, lange Jahre hindurch gelaſſen hatte.

„Ich ließ ſie unwillkürlich in dieſen Zuſtand kommen,“ ſagte der Hausbeſitzer, wie ſich entſchuldigend, „denn als ich bei meinem verſchlimmerten Augenleiden nicht mehr zum Atelier kam, dachte ich nicht im entfernteſten daran, daß es mir nie mehr vergönnt ſein werde, Bleiſtift oder Grabſtichel in die Hand zu nehmen; ich hoffte von einem Tage zum anderen, von einer Woche zur anderen, und Sie ſehen, meine Herren,“ ſetzte er mit einem traurigen Lächeln hinzu, „wie ſich hier meine Hoffnungen erfüllt haben — wie unſere Hoffnungen ſo oft erfüllt werden, indem das Schickſal unſere liebſte Erinnerung mit Staub und Moder bedeckt, und deßhalb brauchen Sie mir auch kein Verdienſt daraus zu machen, daß ich Thurm und Haus unter jeder Bedingung an die Stadt übergebe, denn ich werde froh ſein, wenn das alles einmal vollſtändig aus meinem Gedächtniſſe erloſchen iſt.“

„Dazu wird gründlich Rath werden, nicht wahr, Lievens?“ ſagte der Polizeirath zu ſeinem Schwager; „ich meine ſchon, ich ſehe es, wie ihr dieſe heilige Halle der Kunſt mit Akten und Rümpelwerk vollſtopft.“

„Mit Rümpelwerk weniger,“ meinte der Stadtſchultheiß

mit einer wichtigen Miene; „das gibt hier einen wunderbaren Ort zur Beherbergung der Stadtarchive — dazu der unvergleichlich solide Gang, der in's Rathhaus führt."

„Und den wir jetzt nicht mehr zumauern wollen," sagte der Oberbaurath, wobei sich seine dürren Züge in viereckige Linien zusammenzogen, welches ein Lächeln vorstellen sollte.

„Gewiß nicht, aber dort unten an dem Fundamente des Thurmes wollen wir ihn mit einem soliden Mauerwerke verschließen, wodurch alsdann die verschiedensten Zwecke erfüllt sind: Sicherheit für unsere Archive und Abhaltung der übeln Gerüche, die aus dem ferner liegenden Theile des unterirdischen Ganges bis ins Rathhaus drangen und sich notorisch in unserem Sitzungssaale bemerkbar machten."

„Und in welchem guten Geruche werden alsdann die gemeinderäthlichen Verhandlungen erscheinen!" pflichtete der Polizeirath heiter bei; dann sagte er, den Finger in die Staubmasse, welche auf dem Tische lag, drückend: „Hier könnte ein Statistiker wichtige Notizen sammeln, welche Staubmasse sich in einem gewissen Zeitraume ablagert — wie lange ist es wohl, Herr Baron, daß dieser Raum nicht benutzt wurde?"

„Das können wohl acht Jahre sein — ich erstaune

ſelbſt darüber, wie bei verſchloſſenen Fenſtern dieſer Staub ſich ſo maſſenhaft anſammeln konnte.“

„Wohl bei verſchloſſenen, aber nicht ganz dichten Fenſtern,“ gab Herr Merkel zur Antwort, „denn dort oben bemerke ich kleine Oeffnungen an denſelben, welche der Luft und alſo auch allen Staubatomen willig den Eingang laſſen.“

Der Stadtſchultheiß, welcher die Räume aufs genaueſte betrachtet hatte, auch den Fußboden eines derſelben meſſend durchſchritt, ſchien mit allem, was er hier gefunden, wohl zufrieden zu ſein, und ſagte: „Ich denke, wir könnten jetzt zu weiteren Verhandlungen wieder nach unten gehen — worauf ſämmtliche Herren, ſeiner Aufforderung Folge leiſtend, das Gemach verließen, mit Ausnahme des Polizeiraths, welcher, hin- und hergehend, etwas auf dem Boden zu ſuchen ſchien.

„Komm doch, Merkel,“ ſagte der Oberbaurath, worauf der Stadtſchultheiß, zurückblickend, lächelnd bemerkte:

„Mir ſcheint, der Polizeirath wittert hier irgend ein ſchönes Verbrechen, das vielleicht vor langen Jahren in dieſem Thurme vollbracht wurde — iſt es ſo?“

„Oder ſammelſt du vielleicht genaue Notizen für den Staubſtatiſtiker?“ fragte Lievens.

„Keines von beiden — ich ſehe ſoeben, daß ich ein Glas aus meiner Lorgnette verloren habe, und wahrſcheinlich hier oben, denn vorhin, als ich, neben dem

Arbeitstiſche des Herrn von Rivola ſtehend, die Dachfenſter betrachtete, hatte ich noch beide Gläſer; doch bitte ich, voranzugehen, ich folge gleich nach — auch Sie, mein werther Herr und Freund," wandte er ſich an den Hausbeſitzer, „was ſoll ich Ihnen Mühe machen, das verlorene Glas ſuchen zu helfen? Ich glaube faſt, es iſt hinter den Arbeitstiſch gerollt, und wenn Sie erlauben, rücke ich denſelben ein wenig auf die Seite."

„Wer mit dieſer Polizei zu ſchaffen hat, verliert ſeine Zeit," meinte der Oberbaurath, wobei er mit dem Stadtſchultheißen unter der Thür ſtehen blieb, da der Freiherr von Rivola ſelbſt mit Hand anlegte, um den ſchweren Arbeitstiſch etwas auf die Seite zu rücken.

„Ich bin nur zufrieden," ſagte der Polizeirath, ſich raſch bückend, „daß ich Ihnen keine unnöthige Mühe gemacht, dort liegt das verlorene Glas, und die Staubſchicht iſt ſo dicht, daß man es nicht einmal fallen hörte; jetzt will ich aber auch keinen ferneren Aufenthalt verurſachen."

„Kommen Sie, Herr Baron," ſagte der Oberbaurath, draußen im Gange ſtehend, „der Herr Stadtſchultheiß iſt ſchon hinabgegangen; laſſen Sie dieſen langweiligen Poliziſten, ſonſt rauben wir Ihnen zu viel von Ihrer koſtbaren Zeit — kommen Sie."

Herr von Rivola wollte als höflicher Mann der Letzte ſein, der das Zimmer verließ, doch gab er dem Drängen

des Herrn Lievens nach und ſtieg mit dieſem langſam die Treppe hinab.

Der Polizeirath hatte das wiedergefundene Glas vom Boden aufgenommen und an ſeinem Taſchentuche vom Staube gereinigt; dann nahm er ein kleines Stückchen alten, vergilbten Papiers, welches zu Boden gefallen war, als man den Arbeitstiſch abrückte, wickelte das Glas ſorgfältig hinein und ſteckte es in die Taſche, worauf er ebenfalls das Gemach verließ, die Treppe hinabſtieg und die anderen Herren in dem unteren Zimmer fand, gerade in dem Augenblicke, als Herr von Rivola ſprach:

„Ich bleibe bei dem, was ich unſerem werthen Freunde, dem Herrn Polizeirathe, vorhin geſagt; ſchlagen Sie mir für Haus und Thurm eine beliebige Summe vor, und ich werde dieſelbe annehmen.“

„Aber über die Größe dieſer Summe könnten Sie doch vielleicht ſo gütig ſein, annähernd irgend eine Andeutung zu geben,“ bemerkte der Stadtſchultheiß, welcher ſich offenbar in einer Verlegenheit befand. „Meinen Sie nicht auch,“ wandte er ſich an den Oberbaurath, „daß der Herr Baron irgend eine Forderung ſtellen ſolle?“

Da Herr Lievens kopfſchüttelnd ſchwieg, ſo ſagte der Polizeirath: „Ich glaube, es wurde noch nie einem braven Manne ſo ſauer gemacht, der Stadt etwas zu ſchenken, denn daß es im Grunde darauf hinauskommt, kann ein Kind verſtehen; da unſer verehrter Freund nicht als

Engeln begränzt, die wie die Wächter des Heiligthums glänzend aus der verschwimmenden Dämmerung hervortreten.

Am westlichen Ende beim Haupteingang ist das Mittelschiff durch eine hohe achteckige Kuppel mit kunstvollen Gewölb-Durchdringungen abgeschlossen, eine sonst seltene Anordnung, die aber eine sehr schöne Wirkung macht. Die Orgel der Kathedrale ist ein bedeutendes Werk, prächtig von außen und im Tone von gewaltiger Wirkung. Wir sahen hier zum ersten Mal eine Partie der Pfeifen horizontal in die Kirche hereinragen; ob der Ton hiedurch verstärkt wird, weiß ich nicht anzugeben, aber sie machen einen ganz eigenen Eindruck, denn aus dem Halbdunkel hervor, in dem die Orgel steht, sehen sie aus wie eben so viele blitzende Posaunen, von unsichtbaren Händen gehalten und von unbekanntem Odem geblasen, und ihre tiefen Töne dringen gewiß mit ernster und ergreifender Mahnung herab zu der im Gebete versunkenen Menschheit. Eigenthümlich ist die untere Verzierung der Orgel, welche, aus braunem und vergoldetem Holzschnitzwerk bestehend, in einen Saracenenkopf endigt, der mit langem schwarzem Barte so täuschend gemacht ist, daß man nach dem ersten Anschauen unwillkürlich zurücktritt und, an einen blutigen Scherz früherer Jahrhunderte glaubend, meint, jetzt müssen sich die halbgeöffneten Lippen krampfhaft schließen, jetzt die Augenlider über die blitzenden Augen niederfallen und sich darauf der ganze Kopf mit tiefer erschreckender Bläße überziehen. Etwas Angenehmes hat dieses Saracenenhaupt durchaus nicht, doch hat seine Anwesenheit hier unter der Orgel gewiß irgend einen Grund, den ich aber leider nicht erfahren konnte.

Dem erhabenen Inneren der Kathedrale entspricht aber keineswegs das Aeußere der Kirche; in winkelige Gassen versteckt, bietet es sich nirgends zu einem Gesammt-Anblicke dar. Die Thürme sind unbedeutend, und die einem großen Platze zugekehrte westliche Giebelseite ist noch eine unvollendete rohe Mauer, wie

Schenker da ſtehen möchte, ſo verlangt er eine kleine Summe — gut denn, und ich, als unparteiiſch, will eine kleine, runde Zahl nennen — wie wäre es mit zweitauſend Gulden?"

„Ah," ſagte der Stadtſchultheiß beinahe unwillig, „ein ſolches Gebot grenzt doch ein wenig . . . ."

„An Unverſchämtheit, wollen Sie ſagen," lachte der Polizeirath, „allerdings . . . ."

„Doch nehme ich es an," ſagte raſch Herr von Rivola; „laſſen Sie einen Kaufbrief ausfertigen — dieſes Haus mit dem alten Thurme um zweitauſend Gulden."

„Aber Herr Baron, das iſt eine Großmuth, welche die Stadt kaum annehmen kann, und ich werde mir erlauben müſſen, bei den bürgerlichen Collegien einen ehrenden Ausdruck des Dankes zu beantragen."

„Den ich mit großer Freude annehmen werde."

„Alſo abgemacht," ſagte Herr Merkel: „morgen außerordentliche Gemeinderathsſitzung, Vortrag des eben Geſchehenen, große Rührung mit erhebenden Reden, ein prächtiges Archiv erworben, nichts mehr von Zumauern der beſagten Gitterthür — ſeid umſchlungen, Millionen! Und nun, meine Herren, laſſe ich Sie im Stich, denn ich habe heute noch Wichtiges zu beſorgen."

Aber auch die beiden anderen Herren blieben nicht mehr lange. Der Stadtſchultheiß that das Klügſte, was er in dieſem ſchönen, großen Augenblicke thun konnte,

seine Gesichtszüge drückten tiefe Bewegung aus, er ergriff auch jetzt wieder, wie bei seinem Erscheinen vor einer Stunde, beide Hände des Freiherrn von Rivola, doch war die Art, wie er dieselben jetzt drückte und schüttelte, von Rührung übermannt, so Dank ausdrückend, daß es begreiflich war, er vermöge kein Wort dazu zu sprechen, und daß man es natürlich finden mußte, als er sich hierauf nach einem raschen Kopfnicken mit zwinkernden Augen abwandte und Zimmer und Haus eiligst verließ.

Herr von Rivola stützte seine rechte Hand auf die Fensterbrüstung, blickte den Davongehenden stumm und finster nach und sagte erst nach einiger Zeit, ohne sein Gesicht dem wieder eingetretenen alten Diener zuzuwenden: „Auch dieses Geschäft wäre abgethan; sie werden sich beeilen, den Kaufvertrag auszufertigen, und nachdem wir noch eine schwierige Arbeit vollbracht: die Vernichtung von Gegenständen, die mir eigenthümlicher Weise jetzt, wo sie verschwinden sollen, wieder anfangen, theurer zu werden, kannst du, mein alter Friedrich, in Frieden von dannen ziehen.“

Achtzehntes Kapitel.

Herr von Rivola ging nach dem Holländiſchen Hofe und traf vor demſelben den Vetter ſeiner Frau, den Grafen Hartenſtein von den Gardehuſaren, der ihm mit großer Wichtigkeit von einem bevorſtehenden Maskenballfeſte bei Hofe erzählte, ihn bat, Lucy davon in Kenntniß zu ſetzen und ihr zu ſagen, daß er ihr morgen eine Partie Coſtumebilder hinausſenden, auch wahrſcheinlich ſelbſt kommen würde, um ſie um die Betheiligung an der Quadrille zu bitten; doch hörte er das alles nur wie im Traume, und wenn der junge Offizier nicht gar zu eilig geweſen wäre und zu ſehr beſchäftigt mit der bevorſtehenden Maskerade, ſo müßte es ihm nicht entgangen ſein, wie Herrn von Rivola's ſtarre, gedankenvolle Blicke, ſtatt ihn anzuſehen, neben ihm hinaus in weite, weite Fernen zu gehen ſchienen. Hierauf war der Huſarenoffizier mit

Einem Male verschwunden gewesen, und nun bestieg Herr von Rivola seinen Wagen, warf sich tief in die weichen Ecken, daß ihn Niemand, an dem er vorüberfuhr, sehen konnte, zog auch noch zum Ueberfluß den grünseidenen Vorhang an der anderen Seite herab und versank, während die ungeduldigen Pferde mit dem leichten Coupé rasch davonflogen, in ein tiefes und nichts weniger als erquickliches Nachsinnen.

Das, was er heute Morgen gehört und gesehen, ging noch einmal rasch an seinem inneren Auge vorüber: die Stunde im Cabinette des Bankdirektors, die gefälschten Noten, Friedrichs Bericht über die bevorstehende Abreise Stefflers, das kleine Haus mit dem alten Thurme, der Verkauf desselben, Alles mehr oder minder für ihn widerliche Bilder, welche aber, rasch verblassend, einer anderen Gestalt bereitwilligst Platz machten, einer Gestalt, die drohend vor ihm erschien und die er nicht zu überwältigen, nicht zu verjagen im Stande war, so sehr sich auch sein gequältes Hirn hierzu abmühte — die Gestalt Ferdinands, welche ihm die halb verbrannte, gefälschte Banknote entgegenhielt. Es fiel ihm jetzt centnerschwer auf die Seele, daß er unverantwortlich thöricht und leichtsinnig gehandelt, sich dieses jungen Menschen zu bedienen. Wie unverfänglich, wie günstig war ihm die so unverhofft gekommene Hülfe desselben damals erschienen und erschien ihm auf Augenblicke selbst heute noch, wenn er bedachte,

daß der grenzenloſe Leichtſinn des jungen Menſchen, der ihm einestheils gefährlich werden konnte, anderentheils wieder im Stande war, im ſchlimmſten Falle die ganze ungeheure Schuld von ihm ab auf jenen zu wälzen. Worin war der Beweis, daß es falſche Banknoten geweſen, die Ferdinand von ihm erhalten, welche derſelbe ohne Ueberlegung gegen echte auf der Bank umgetauſcht? Allerdings war es möglich, daß jetzt dem jungen Manne eine Ahnung gekommen war, er habe aus ſeiner Hand falſche Banknoten erhalten, möglich, aber nicht gewiß, ja, ſogar unwahrſcheinlich; denn wem hätte es heute noch in den Sinn kommen können, er, der Freiherr von Rivola, ſo hoch angeſehen in allen Kreiſen der Geſellſchaft, habe auch nur im entfernteſten etwas zu thun mit ſolchen Fälſchungen? Das war ein Hoffnungsſtrahl, und ſelbſt im ſchlimmſten Falle war es ja viel denkbarer, daß dieſer leichtſinnige junge Menſch ſelbſt bei dieſen Fälſchungen die Hand im Spiel habe.

Herr von Rivola athmete leichter auf, als er nun in raſcher Reihenfolge der heutigen Erlebniſſe an den Moment kam, wo der Polizeirath ihn auf Ferdinand Wellermann aufmerkſam gemacht, als jener in einem halbdunklen Thorbogen mit Steffler plauderte, mit Sieffler, einem anrüchtigen Menſchen, wie Merkel ſich ausgedrückt, und der als Kupferſtecher und bei ſeinem verdächtigen Lebens-

wandel leicht in Verdacht zu bringen war, um ſo mehr, da er in Kurzem ſpurlos verſchwunden ſein würde.

Hier blitzte dem tief Nachdenkenden eine ſo glückliche Idee durch den Kopf, daß er ſchon im Begriffe war, den Kutſcher wieder umkehren zu laſſen, um ſeinen alten Diener nochmals aufzuſuchen, als ihm einfiel, daß derſelbe heute jedenfalls noch nach Eichenwald kommen würde und er ihm dort mit weniger Aufſehen ſeine Gedanken mittheilen konnte. Steffler mußte veranlaßt werden, von Ferdinand Welkermann eine Summe zu ſeiner Auswanderung zu erhalten, mußte Beweiſe dafür hinterlaſſen, daß er dieſe Summe bekommen, und daß es auf dieſe Art Ferdinand Welkermann geweſen, der ihn bei Seite geſchafft.

Auf Augenblicke beſchwichtigte dieſer Gedanke allerdings die fieberhafte Unruhe, welche ſich Herrn von Rivola's bemächtigt hatte; doch konnte er ſich nicht enthalten, aus dem tiefſten Grunde ſeiner Seele den Wunſch hervorzuſeufzen: Beſſer noch, wenn es mir möglich wäre, Beide miteinander eine Reiſe über das Weltmeer machen zu laſſen, oder noch eine weitere Reiſe, wenn es anders nicht möglich wäre!

Das plötzliche Anhalten des Wagens riß ihn gewaltſam aus ſeinen Träumereien empor, welche wieder anfingen, ſeine Seele mit düſteren, unheimlichen Bildern zu bevölkern. Er

dankte dem Himmel, daß er ſo plötzlich aus ſeinen Phantaſieen herausgeriſſen wurde, ſo plötzlich aus der finſteren Nacht ſeiner Gedanken zum hellſten Tage der Gegenwart erwachend, denn der Wagen hielt an der Terraſſe vor dem Schloſſe Eichenwald, und in der geöffneten Glasthür ſah er ſeine Tochter Lucy ſtehen, die ihm mit den Worten entgegeneilte: „Aber, Papa, du biſt lange, ſehr lange ausgeblieben! Wir haben dich ſchon über eine Stunde zurückerwartet, Mama, ich und Herr Welden, der uns zu beſuchen gekommen iſt!“

Bei der Nennung des letzteren Namens zeigte ſich eine Wolke auf der Stirn des Herrn von Rivola; es war ihm nicht angenehm, jetzt einen Fremden ſehen zu müſſen, wenn auch dieſer Fremde ein ſo genauer Freund des Hauſes war. Er hatte ſich faſt behaglich ausgemalt, ſich jetzt in ſein Schreibzimmer zurückzuziehen und dort ſeinen Gedanken nachzuhangen, ringend mit dem Geſchicke, das ihn zu überwältigen drohte und dem er geneigt war, trotzig die Stirn entgegen zu bieten. Nur wer ſich ſelbſt verläßt, iſt verlaſſen! Auch war das im Grunde vielleicht nur ein Wetterleuchten, die Atmoſphäre reinigend und kam nicht Verderben bringend herangezogen.

„Papa, haſt du etwas Unangenehmes gehabt?“ fragte Lucy, ſich an ihn ſchmiegend.

„Gewiß nicht, mein Kind; nur Geſchäfte ernſter Art,“ antwortete er und gab ſich alle Mühe, die Falten von

seiner Stirn zu verbannen, ja, mit einem heiteren, lächelnden Ausdrucke in den Salon zu treten, wo sich einer der Diener beeilte, das Frühstück aufzutragen.

Welden hatte sich beim Eintritte des Freiherrn erhoben und griff nach seinem Hute, um, wie er sagte, nicht länger zur Last zu fallen. Doch betrachtete Lucy bei dieser Aeußerung ihre Mutter mit einem recht besorgten Blicke, ohne daß diese ihn sah, vielmehr aus eigenem Antriebe sagte: „Sie werden doch jetzt nicht nach der Stadt zurückkehren wollen, da mein Mann gekommen ist, der sich gewiß freut, mit Ihnen plaudern zu können! Auch sehen Sie, daß man Sie zu den genauen Bekannten des Hauses rechnet — man hat bereits ein Couvert für Sie aufgelegt."

„Bleiben Sie, lieber Freund," sagte nun auch der Freiherr, „und wenn Sie mir vielleicht etwas mitzutheilen haben, so stehe ich nachher ganz zu Ihrem Befehl."

Darauf setzten sich die Vier um den Frühstückstisch herum, und da der Herr des Hauses jede Schüssel, welche ihm der Kammerdiener anbot, durch ein leichtes Kopfschütteln abwies, so mußte er auf einen fragenden Blick seiner Frau die allerdings nicht richtige Auskunft geben, daß er in der Stadt bereits gefrühstückt habe. „Ich hatte auf der Bank zu thun," sagte er in gleichgültigem Tone, „und konnte dort eine Einladung des guten Direktors Schwemmer nicht abschlagen."

„Sahſt du Jemanden aus der Geſellſchaft?“

„Ja, deinen Vetter Eugen Hartenſtein und erfuhr Intereſſantes für meine liebe Lucy; es ſoll zur Beendigung der Saiſon noch ein großes Maskenfeſt bei Hofe ſtattfinden und ſehr brillant werden, und wird man dir morgen oder übermorgen ein ganzes Paket Coſtumebilder ſenden. Auch wird Eugen, wie er mir ſagte, ſelbſt herauskommen, um dich zu einer Quadrille einzuladen.“

„Ach, das iſt prächtig!“ rief das junge Mädchen. „Und ſagte er nichts über das Coſtume, in welchem wir erſcheinen werden?“

„Nein, er ſchien ſehr eilig zu ſein.“

„Eine maskirte Quadrille fehlt mir noch zu meinen Erlebniſſen — wenn ich dieſe mitgemacht, habe ich alles genoſſen, was in der großen Welt vorkommt, nicht wahr, Mama, und kann dann im Nothfalle von meinen Erinnerungen zehren.“

Sie warf bei dieſen Worten, ſtatt auf ihre Mutter zu ſehen, einen lächelnden Blick nach Welden hinüber.

„Du haſt allerdings deinen Eintritt in die Geſellſchaft auf eine recht geräuſchvolle, glänzende Art gehalten — ich erinnere mich keiner Saiſon mit ſo vielen und meiſtens ſehr glänzenden Feſten — ehrlich geſagt, bin ich nicht betrübt darüber, wenn wir endlich einmal ein wenig Ruhe bekommen.“

„Und ich, Mama, glaube mir, habe nächſtens einen

Horreur vor all den glänzend erleuchteten Sälen und betrachte meine kleine Lampe Abends, wenn wir einmal zufällig allein sind, mit dem Ausdrucke des innigsten Vergnügens."

„Glauben Sie, daß diese kleine Schwätzerin die Wahrheit sagt?" wandte sich die Baronin an den Ingenieur.

„Warum nicht, gnädige Frau? Ja, ich bin überzeugt, Fräulein Lucy hat dieses Gefühl wirklich, täuscht sich aber vielleicht unbewußt in demselben. Sie ist der Feste und Bälle nicht so überdrüssig, als sie sich vielmehr nach einer kleinen Abwechslung sehnt."

„Wie wir Alle," versetzte Frau von Rivola; „ich hoffe darauf, ja, ich bin davon überzeugt, daß du den nächsten Winter wieder mit dem gleichen Interesse beginnen wirst — nicht wahr, Albert, das ist auch deine Meinung?"

„O ja, gewiß, mit dem gleichen Interesse, vielleicht noch mit einem ganz anderen Interesse, und dann mit um so größerem Interesse."

Die Baronin hustete leicht hinter der vorgehaltenen Hand; sie glaubte ihren Mann zu verstehen, ohne thun zu wollen, als verstände sie ihn — Graf Eugen Hartenstein bemühte sich allerdings auffallend um die schöne und so enorm reiche Cousine. — „Und wann soll dieses

an vielen italieniſchen Kirchen, und dazu noch ſtellenweiſe ſehr ungeſchickt und verſchnörkelt bemalt.

Gleich neben der Kathedrale ſcheint uns ein intereſſantes Haus, obgleich ſeine Mauern faſt ſchwarz ſind und trotzig in die Höhe ragen, durch den Wechſel der Zeit ſchon zugänglicher geworden. Seine beiden Flügel ſind durch eine Gartenmauer verbunden, über welche ein außerordentlich hoher Orangenbaum herübernickt und ſich mit dem grünen Laub und den goldgelben Früchten ſo gar anmuthig in dieſer finſteren Umgebung ausnimmt. Die Thorflügel ſind halb geöffnet, und nachdem wir einen Augenblick den zierlichen bronzenen Thürklopfer bewundert — er ſtellt ein fabelhaftes Thier vor, welches zwiſchen den Vordertatzen das Wappen des Erbauers trägt — ſchauen wir in den Hof hinein und erſtaunen über die Zierlichkeit deſſelben, ſowie auch über die Melancholie, welche ſeine theilweiſe Zerſtörung ausſpricht. Hier befinden ſich mächtige Citronen- und Orangenbäume, die immer noch grünen und blühen, während der Strahl des Springbrunnens in der Mitte des Hofes, der früher ſo anmuthig zu erzählen wußte, ſchon längſt verſiegt iſt. Auch die Marmorplatten des Bodens ſind hier und da zerſprungen, eben ſo einige von den Säulen, welche eine kleine Halle im Hintergrunde des Hofes trugen. Man ſieht auch wohl, daß dieſe Stelle lang kein menſchlicher Fuß mehr betreten, denn Steinbrocken aller Art, Marmor-Ueberreſte und herabgefallene Ornamente ſind dort zuſammengetragen, und zwiſchen ihnen gingen Schlingpflanzen auf, die ſich anmuthig darüber hinranken. Rechts neben dem Thore wand ſich eine ſchlanke Treppe frei in den erſten Stock hinauf, welche auch heute noch von den Bewohnern des Hauſes benutzt wurde, denn wir ſahen auf den Stufen derſelben ein paar hübſche Kinder ſpielen, welche Orangenblätter abriſſen und ſich damit bewarfen.

Alle Gebäude in der Nähe des Conſtitutionsplatzes waren in früheren Zeiten und ſind wohl auch jetzt noch die Wohnungen

Maskenfest stattfinden?" fragte sie, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„In der übernächsten Woche, glaube ich."

„Das wäre eine kurze Zeit, um mit neuen Costumes fertig zu werden," meinte Lucy's Mutter.

„Haben Sie schon ein Maskenfest bei Hofe gesehen?" wandte sich das junge Mädchen fragend an Welden.

„Nein, mein Fräulein; es wird auch wohl nicht leicht sein, gerade an einem solchen Tage Zutritt zu erhalten."

„Bei einem solchen großen Maskenfeste weit eher, als bei einem kleinen Balle," sagte Herr von Rivola. „Wenn es Ihnen Spaß machen würde, bäte ich den Oberſthofmeister Seiner Majestät recht gern um eine Einladung für Sie."

Welden war schon im Begriffe, dieses freundliche Anerbieten dankend abzulehnen, als ihn ein eigenthümlicher Blick aus Lucy's schönem Auge traf, ein Blick, der ihm unwillkürlich zu Herzen ging und ihm eine seltsame Bewegung, sogar eine unerklärliche Aufregung verursachte. Es lag eine innige Bitte in diesem Blicke, sowie um ihre leicht geöffneten Lippen; sie fesselte seine auf sie gerichteten Augen damit, ja, hielt sie magnetisch fest, bis er, statt abzulehnen, das Anerbieten des Herrn von Rivola dankend angenommen. Vielleicht hätte er dies doch nicht gethan, wenn er die mißbilligende Miene der Frau des Hauses bemerkt hätte. Aber er sah in diesem Augen-

blicke nur Lucy, die jetzt mit dem Ausdrucke der herzlichsten Freude vor sich niederblickte. Das Frühstück war beendigt, und nachdem sich Alle erhoben, trat das junge Mädchen mit Welden an eines der geöffneten Fenster, um ihn auf die finster heranziehenden Wolken aufmerksam zu machen. Dann sagte sie rasch und leise: „Wie würde ich mich freuen, Sie auf jenem Maskenballe zu sehen!“

Der Freiherr von Rivola war an den Kamin getreten und hatte seinen Fuß auf eine der Stangen desselben gestellt, als ihm die Baronin leise sagte: „Du weißt, ich kann diesen jungen Menschen recht wohl leiden; er versteht seine Stellung und überschritt nie die Schranken derselben, und diese gute Eigenschaft solltest du an ihm würdigen und ihn nicht, wie vorhin durch dein Anerbieten einer Einladung zu Hofe, in Kreise bringen, wo er sich unheimlich fühlt, da er nun einmal nicht hineingehört; doch lasse ich euch jetzt,“ setzte sie mit lauter Stimme hinzu. „Vielleicht hast du mit Herrn Welden etwas Geschäftliches; ich glaube, er deutete so etwas an — komm, Lucy!“

Sie grüßte den jungen Ingenieur wohlwollend, aber vornehm mit einem leichten Kopfnicken, wogegen das junge Mädchen Welden freundlich die Hand reichte, ehe sie mit ihrer Mutter den Salon verließ.

Nach einer ziemlich langen Pause sagte Herr von

Rivola: „Haben Sie etwas für mich, lieber Welden, ſo wollen wir in mein Schreibzimmer gehen; ich gebe Ihnen eine Cigarre, rauche auch vielleicht ſelbſt mit — es heitert das auf und zerſtreut unſere ernſten Gedanken."

Gleich darauf ſaßen Beide in dem uns bekannten Schreibzimmer, und zwar in einer Ecke deſſelben auf zwei bequemen Fauteuils an dem Fenſter, welches eine Ausſicht auf die fern liegende Stadt gewährte, Beide ſchweigend rauchend, Welden, indem er einen leichten Eingang zu ſeiner Mittheilung ſuchte, der alte Freiherr, welcher wieder in ſeine tiefen Träumereien verfallen war.

Endlich richtete ſich letzterer nach einem ſchweren Athemzuge in die Höhe und ſagte, an den trüb bedeckten Himmel aufſchauend: „Auch da zieht ſich was Tüchtiges zuſammen — Schnee oder Regen, letzterer wäre unangenehm; ich fürchte, das Wetter läßt Sie nicht ungeſtraft nach Hauſe kommen."

„Ich bin wohl Ihrer Anſicht, Herr Baron, und würde mich auch ſchon längſt beurlaubt haben, wenn ich nicht herausgekommen wäre, um Ihre Anſicht in einer Sache zu hören, die mir ſo wichtig erſcheint, daß ich ſie nur Ihrer großen Erfahrung und Ihrem mich ehrenden Wohlwollen unterbreiten möchte."

„Ah, Sie haben etwas auf dem Herzen! Laſſen Sie hören."

Nun erzählte Welden die Erlebniſſe des geſtrigen

Abends; zuerſt im Allgemeinen von der Einladung eines ſeiner Bekannten, an einem Souper Theil zu nehmen, die er abgelehnt, ſpäter aber doch aus Höflichkeit hingegangen ſei. Man habe dort ſoupirt, ſtark getrunken und zuletzt noch ſtärker geſpielt.

Der alte Herr hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ſchien mit großer Gleichgültigkeit zuzuhören, bis Welden im Verlaufe ſeiner Erzählung ſagte: „Es war der junge Wellermann, der beim Makao den Bankhalter machte.“

„Ferdinand Wellermann — und wann geſchah das?“

„Geſtern Abend, wie ich Ihnen ſchon ſagte.“

„Ah—a—ah, geſtern Abend! Richtig, ſo ſagten Sie! Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen ein wenig zerſtreut zuhörte, „ſeien Sie aber überzeugt, mein lieber Welden, daß ich jetzt Ihren Worten mit vollſter Aufmerkſamkeit lauſche.“

Und daß dem ſo war, ſah man nun an der gänzlich veränderten Haltung des Freiherrn von Rivola. Er ſaß aufgerichtet in ſeinem Lehnſtuhle und blickte Welden unverkennbar mit dem Ausdrucke der geſpannteſten Aufmerkſamkeit an.

Dieſer erzählte weiter von dem Verlaufe des Spiels, von dem Verluſte des Bankhalters, von deſſen ſcheinbarer Gleichgültigkeit bis zum Losbrechen der uns bekannten Scene, wo Ferdinand durch den Verſuch, die Fünfhundert-

gulden-Note zu verbrennen, Anlaß zu seiner Einmischung gab, der alsdann jene Beleidigung folgte, welche der junge Ingenieur mit etwas gerötheter Stirn und leuchtenden Augen erzählte. Doch hätte man in diesem Augenblicke glauben können, der Freiherr von Rivola, der Zuhörer, sei bei dieser Angelegenheit eben so betheiligt, wie der Erzähler, denn er saß nicht nur hoch aufgerichtet da, lauschend mit gespanntester Aufmerksamkeit, sondern die Erregtheit in seinen Zügen drückte ein ganz besonderes Interesse aus. Er hatte mit den Händen die Lehne seines Sessels erfaßt und beugte sich vornüber, als wolle er jedes Wort, ja, jeden Gedanken von den Zügen des Anderen ablesen. Endlich aber, als jener geendigt, strich er langsam mit der Hand über die Augen und sagte, sich wieder in seinen Stuhl zurücklehnend und sich gewaltsam fassend: „Das ist sehr stark unter Freunden!"

„Wenigstens unter Bekannten."

„Und was thaten Sie heute Morgen darauf?"

„Ich that, was ich thun konnte, und sandte in der Person des Oberlieutenants von Miltau einen Zeugen an Herrn Ferdinand Welkermann, um mit ihm das Nähere zu besprechen."

„Und dieser Zeuge?"

„War noch nicht wieder zurück, als ich meine Wohnung verließ."

„Ah, mein lieber Freund, Sie hätten noch warten

müſſen! In einer ſolchen Sache muß Alles Schlag auf Schlag gehen, das iſt ſo meine Anſicht."

Der alte Freiherr ſprach dies, obgleich in gedehntem Tone, mit großer Energie, indem er jedes Wort ſcharf betonte, wobei ſeine Finger eigenthümlich zuckten. „Wenn man ſo etwas kühl werden läßt, ſo iſt man nicht mehr im Stande, es mit der Zähigkeit zu behandeln, wie man dergleichen behandeln muß. Ich kann Ihnen nur ſagen: dieſer Herr Ferdinand Welkermann hat ſich gegen Sie auf eine ganz unnennbare Art benommen; ich achte und ſchätze deſſen Vater, den Herrn Stadtſchultheißen, aber ich würde dieſem jungen, übermüthigen Menſchen eine derbe Lection recht wohl gönnen."

„Das iſt auch ganz meine Anſicht, Herr Baron, und ich würde meinen ausgeſandten Zeugen ohne einen beſonderen Zwiſchenfall ſicher in meiner Wohnung erwartet haben."

„Was war das für ein Zwiſchenfall, wenn ich fragen darf?"

„Es beſuchte mich ein Bekannter, der zufällig von unſerer Streitigkeit erfahren hatte."

„Zufällig? So etwas erfährt man nicht zufällig," antwortete Herr von Rivola mißtrauiſch. „Wollte dieſer Bekannte vielleicht vermittelnd auftreten?"

„Das war allerdings die Abſicht des Herrn Polizeiraths Merkel."

„Ah—a—ah — der ....“

„Vielleicht aus Freundſchaft für den Stadtſchultheißen, vielleicht auch als Mann der Ordnung.“

„Das Letztere wäre allenfalls möglich, aber — doch bitte, lieber Welden, erzählen Sie weiter und ſo ausführlich, als es Ihnen möglich iſt und Sie ſich der Unterredung mit Herrn Merkel erinnern.“

Das that denn auch der junge Ingenieur, und um ſo umſtändlicher, als er ſah, mit welchem geſteigerten Intereſſe Herr von Rivola ſeinen Worten lauſchte.

Ja, dieſes Intereſſe nahm ſo überhand, daß es ihn, als der Andere geendigt, nicht mehr auf ſeinem Stuhle duldete, ſondern er ſich raſch erhob, die Hände auf dem Rücken zuſammenlegte und mit großen Schritten ein paar Mal in dem Gemache auf und nieder ging.

„Dieſer Polizeirath Merkel,“ ſagte er alsdann, vor Welden ſtehen bleibend, „iſt in der That ein unvergleichlicher Beamter — ſo, ſo, er war alſo ſelbſt bei jener Spielgeſellſchaft anweſend in Geſtalt eines Kellners?“

„Und ſo unkenntlich, daß ich ohne Arg mit ihm ſprach, obgleich er mir ein paar Stunden früher eine Wette anbot, ich würde ihn in keiner ſeiner Verkleidungen erkennen.“

„Ein Mann, vor dem ſich die Verbrecher in Acht zu nehmen haben,“ meinte Herr von Rivola nachdenkend. Dann fuhr er nach einer Pauſe wie aus Träumen empor

und ſagte: „Alſo ſo ſtehen die Sachen; Sie waren freundlich genug, dem Polizeirath Ihr Wort zu geben, die Sache während dreier Tage auf ſich beruhen zu laſſen.“

„Sie hätten das wohl nicht gethan, Herr Baron?“ fragte Welden, der auf dem Geſichte des alten Herrn ein ganz eigenthümliches Lächeln zu entdecken glaubte.

„Ich? Gewiß nicht, das heißt, in meiner Jugend nicht, und auch jetzt noch müßten es ganz beſondere Gründe ſein, die mich zu ſo etwas beſtimmen könnten. Doch bin ich weit entfernt, mein lieber Freund, Ihnen auch nur den geringſten Vorwurf darüber machen zu wollen, — o, ich kenne den Polizeirath Merkel! Unter der Maske der Freundſchaft und des Wohlwollens verſteht er es meiſterlich, ſich des Vertrauens irgend Jemands zu bemeiſtern, und ſeine Ueberredungskunſt iſt ſprüchwörtlich geworden! Doch iſt in der Sache noch nichts verloren. Sie haben allerdings in den drei Tagen eine überflüſſige Menge Zeit, um Alles zu ordnen, und können am vierten, das wäre nächſten Samstag, Ihre Zuſammenkunft haben; kann ich Ihnen dabei irgendwie nützlich ſein, ſo beſtimmen Sie über mich; als Ihren Zeugen will ich mich nicht anbieten, da Oberlieutenant Miltau vollkommen in Allem bewandert iſt, doch werde ich Ihnen meinen Wagen mit den ſchnellſten Pferden zur Verfügung ſtellen — es könnte ja ſein, daß das Duell einen ernſteren

Ausgang nähme, als wir hoffen wollen. Sie fordern, und obgleich Herr Wellermann die Wahl der Waffe hat, so traue ich dem Herrn von Miltau doch wohl zu, daß er sich über Pistolen einigte, denn er weiß ja wohl so gut wie ich, daß Sie ein vortrefflicher Schütze sind."

„Ich muß jede Waffe annehmen, die mir Herr Wellermann vorschlägt, möchte auch, ehrlich gesagt, meine Ueberlegenheit im Schießen nicht gegen ihn benutzen; wenn er nicht selbst Pistolen verlangt, hoffe ich ihm aber auch mit dem Degen einen Denkzettel zu geben."

„Den er verdient und auch erhalten wird, mein lieber wackerer Freund, wenn Sie im entscheidenden Augenblicke nicht zu weichmüthig sind .... Glauben Sie mir, lieber Welden," fuhr Herr von Rivola fort, nachdem er einen Moment zum Fenster hinausgeschaut, „ich habe durchaus kein Interesse daran, ob Sie sich mit Herrn Wellermann schlagen oder nicht, eben so wenig, ob dieser allerdings leichtsinnige und unverschämte junge Mensch etwas Tüchtiges abkriegt oder nicht, ja, ich möchte Sie um Alles in der Welt nicht noch mehr gegen ihn aufreizen, denn Sie haben, weiß Gott, gegründete Ursache, ihn vor die Mündung Ihrer Pistole oder ohne Schonung vor die Spitze Ihres Degens zu nehmen — wie gesagt, weit entfernt davon, Ihren gerechten Zorn zu steigern, kann ich Ihnen doch nicht verschweigen, daß die Ihnen angethane Beleidigung eine so ausgesuchte, eine so intensive ist, daß

ich darüber alle und jede Rückſicht vergeſſen würde. Verzeihen Sie mir, ich ſpreche darin nur meine individuelle Anſicht aus."

„Wofür ich Ihnen meinen Dank ſage, denn ſie iſt auch die meinige, und obgleich ich jetzt noch mehr bedauern kann, auf den Polizeirath Merkel gehört zu haben, ſo weiß ich doch, was ich nach Ablauf der leider zugeſtandenen drei Tage zu thun habe."

„Ich bin überzeugt, daß Sie das wiſſen, und will nur noch hinzufügen, daß mich das Benehmen des Herrn Welkermann auf's tiefſte empört hat. Verzeihen Sie mir, daß ich dieſen unendlich kitzlichen und unendlich delikaten Punkt noch einmal berühre, aber es kann im Leben vorkommen, daß man, von ſeiner Aufregung hingeriſſen, Jemandem eine Ohrfeige gibt, und kann der alſo Handelnde immerhin ein ganz tüchtiger Kerl, ein vollkommener Ehrenmann ſein, aber Jemandem eine Ohrfeige anbieten und ihn bitten, ſie als genoſſen zu betrachten, das iſt gemein, unverſchämt und feige!"

Welden ſtieg bei dieſen Worten die Röthe ins Geſicht und er klemmte ſeine Unterlippe zwiſchen die Zähne, worauf Herr von Rivola in begütigendem Tone fortfuhr:

„Und das iſt gerade ſo, als wenn Ihnen ein toller Hund begegnet; Sie können augenblicklich nichts thun, als ihm aus dem Wege gehen oder, wenn Sie zufällig Offi-

hoher und niederer Geiſtlichkeit. Für uns, die wir oft hierher ſpazierten — denn wir fanden hier Jeder in ſeiner Richtung zu thun: unſer Baumeiſter, indem er Ornamente maß und zeichnete, Horſchelt, der eine hübſche Mädchenfigur oder ein paar kecke Geſtalten, die an den alten Thorbogen lehnten, in ſein Skizzenbuch nöthigte, und mir, der ich dieſe finſteren Häuſer ſo gern mit Geſtalten einer alten, längſt vergangenen Zeit bevölkerte — war beſonders das Gebäude mit dem ſeltſamen Thürklopfer von groſſer Anziehungskraft. Wir nannten es nur das Prieſterhaus. Oben ſtatt des Daches hatte es einen Bogengang mit kleinen zierlichen Säulen, und dort genoß man gewiß eine entzückende Ausſicht über Land und Meer. In unſeren Träumen war es uns oft zu Muthe, als müſſe jetzt plötzlich dort oben eine wohlgenährte Geſtalt im langen ſchwarzen Kleide luſtwandelnd erſcheinen, während zu gleicher Zeit aus einem kleinen zierlichen Fenſter im unteren Stocke, das von den Blättern der Orangen dicht beſchattet war, leiſe Lautenklänge und gedämpft ein Lied, von ſchönen Mädchenlippen geſungen, hervortönte.

Wie treue Wächter umgeben übrigens dieſe finſteren Häuſer den mächtigen Bau des Domes von Barcelona.

Unſeren Spaziergang verfolgend, betreten wir die Calle de Escudelieros, wo ſich ebenfalls Hunderte von Läden und Magazinen an einander reihen; doch ſind hier weniger die glänzenden Gewölbe als in der Straße Ferdinand's VII. Hier kauft die immer ab- und zuſtrömende Menge Stoffe und Geräthſchaften für den täglichen Gebrauch, und während man dort meiſtens elegante Toiletten, feine Paletots und glänzende Damenroben ſieht, bemerkt man hier mehr Geſtalten aus dem Volke und die Coſtume der ländlichen Bewohner aus der Umgegend von Barcelona. Hier iſt das Gewühl belebt durch die über die Schulter geworfene lange Manta, meiſtens in Roth, Blau oder Grau; auch bemerkt man hier den langen braunen Mantel mit dem kleinen Kragen über die Achſel herab, ein Kleidungsſtück, welches die Spanier ſo gewandt und

zier ſind, Ihren Säbel ziehen, Ihren Angreifer zuſammenhauen, um alsdann vor jedem vernünftigen Gerichte mit allen Ehren freigeſprochen zu werden."

Welden hatte ſich erhoben, und, indem er dem alten Freiherrn die Hand darreichte, ſagte er: „Sie werden mich entſchuldigen, daß ich Sie mit meiner Angelegenheit beläſtigte: aber es war mir darum zu thun, Ihren Rath zu hören ſowie auch, Ihnen den Verlauf jenes Streites, der leider bei Spiel und Wein entſtand, der Wahrheit gemäß zu erzählen. Und nun kann kommen, was will, ich werde in Ihren Augen, Herr Baron, ſowie in denen Ihrer Frau Gemahlin, die mir ſo viel Wohlwollen bezeigte, nicht als Händelſucher oder als ein Menſch von zweideutigem Lebenswandel erſcheinen."

„Wie kennen Sie nur dergleichen denken?" rief Herr von Rivola in bewegtem Tone. „Sie wiſſen ja, wie wir Alle hier Sie ſchätzen und lieben, ja, Sie wiſſen das, mein lieber Welden und können ſich wohl denken, daß ich deßhalb dem Morgen des Samstags mit nicht geringerer Spannung entgegenſehe, als Sie ſelbſt, bitte Sie deßhalb dringend, mir den Ort der Zuſammenkunft bezeichnen zu wollen und meinen Wagen anzunehmen; ſeien Sie überzeugt, daß im ſchlimmen Falle meine Rappen ſie in wenigen Stunden über die Grenze bringen. Dann noch eine Frage, welche ich aus wahrhaft väterlicher Zuneigung an

Sie richte und die ich vertrauensvoll zu beantworten bitte: Sind Sie genügend mit Geld verſehen?"

„Gewiß, für alle Fälle — ich danke beſtens, Herr Baron."

„Auch darin ſind Sie ein geordneter Mann, was mich freut — Sie wollen uns alſo ſchon verlaſſen? Geſtatten Sie mir, daß ich für Sie einſpannen laſſe, der Himmel ſieht ſo aus, als wolle er durch einen tüchtigen Regenguß mit dem Schnee die ernſteſten Händel anfangen."

„Ich glaube, nicht ſo bald, mache mir auch nichts daraus und danke beſtens für Ihr freundliches Anerbieten."

„Vergeſſen Sie aber nicht, mir früh genug den Ort Ihrer Zuſammenkunft anzuzeigen!"

„Gewiß nicht."

Welden verließ das Landhaus, ohne die Baronin und Lucy wiedergeſehen zu haben. Als er ins Freie trat, fuhr ihm ein naßkalter Wind entgegen; es war ein recht trübſeliger Wintertag geworden, der Himmel eine einzige graue Wolke, von der ein feiner Regen herabfiel und in den Sträuchern und Bäumen am Wege jenes eigenthümliche Geräuſch des herabrutſchenden Schnee's hervorbrachte. Um dem nachzuhelfen, ſchüttelte der Wind die Krone der Bäume, ſo daß kurze Zeit nachher, als Welden kaum die

Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, die aus der beſchneiten Hochebene hier und da hervortretenden kleinen Waldungen wie ſchwarze Inſeln in einem ſtillen, weißen Ocean ausſahen und alles das, zugleich mit dem trüben, melancholiſchen Tone der benachbarten Dorfglocken, einen unvergeßlich düſteren, traurigen Eindruck auf ihn machte.

Neunzehntes Kapitel.

Zwei Tage ſpäter ſaß der Polizeirath Merkel im Schreibzimmer ſeiner Wohnung und arbeitete. Es war dieſes ein helles, freundliches Gemach auf der Polizeidirektion und bot einen ebenſo behaglichen Anblick, als der Bewohner deſſelben mit ſeinem beſtändigen gleichförmigen Lächeln und der guten, wohlwollenden Miene. Die Wohnung des Polizeiraths, welche man ihm, dem Junggeſellen und unermüdlichen Arbeiter, gern eingeräumt hatte, lag im erſten Stocke des großen, weitläufigen Gebäudes in einer der Hauptſtraßen der Stadt, hatte eine weite Ausſicht, da ſie auf einen ziemlich großen Platz ſtieß, und beſtand aus vier Zimmern und einem Vorzimmer, wo ſich der Bureaubiener befand. Hier korreſpondirte dieſe Wohnung mit der großen Treppe, hatte aber hinten vermittelſt einer kleinen Stiege noch einen beſon-

deren Ausgang und hier eine Thür mit einem festen und sehr künstlichen Schlosse, dessen Schlüssel Herr Merkel nie von sich ließ, ja, die er beständig selbst öffnete, wenn ein vertraulicher Besuch erschien, der sich durch eine nur sehr wenigen Personen bekannte Vorrichtung von der Straße her klingelnd bemerkbar machen konnte.

Die ganze Wohnung, obgleich so zu sagen im Herzen der Polizei gelegen, hatte aber durchaus nichts von jenem Finstern oder auch nur Ernsten, welches diese erhabene Behörde sonst in fast allen ihren Gliedern oder Zweigen zu kennzeichnen pflegt. Hier sah man weder düstere Aktenschränke noch jene drohenden Stehpulte, hinter denen hervor wir gewohnt sind, auf kategorische Weise befragt zu werden, auch nicht jene langweiligen Tische, mit grünen Tüchern bedeckt, auf denen wir allerlei verdächtige Gegenstände, erbrochene Schlösser, Schlüssel und Dietriche, dünne Strickleitern, ja, Dolche und Pistolen zu sehen wähnen. Nichts sah man hier von allem dem, obgleich jedes der eben genannten Requisiten hier genügend vorhanden war; die Akten hatten sich schlauer Weise hinter den Thüren eines zierlichen Bücherschrankes mit grünseidenen Vorhängen verkrochen, die anderen verdächtigen Zeugen von der Thätigkeit des Polizeirathes fanden sich wohlgeordnet in verschlossenen Schubladen, und statt des steifen, grau angestrichenen Stehpultes sah man hier, quer an eines der Fenster geschoben, einen sehr eleganten Schreibtisch von

seinem Holze, mit harmlosen Nippsachen besetzt, vor dem der Polizeirath in einem äußerst bequemen Lehnstuhle saß. Doch befand er sich nicht allein; vor ihm, die rechte Hand auf den Schreibtisch gestützt, stand eine sehr elegante Dame, in schwerem, dunkelm Seidenzeug gekleidet, in einem kurzen, grauen Mantel mit weißen Perlmutterknöpfen, einen kleinen, coketten, weißseidenen Hut auf dem Kopfe, kurz, die Oberbauräthin Lievens, die Schwester des Polizeirathes, in ihrer ganzen üppigen Schönheit. In der linken Hand hatte sie einen feinen Regenschirm und machte sich das Vergnügen, die Spitze desselben in den Papierkorb neben dem Schreibtische zu bohren, während sie mit einigen anderen Zeichen von Ungeduld den Worten ihres Bruders lauschte, der, ohne diese Ungeduld im geringsten zu theilen, freundlich und behaglich, wie es seine Gewohnheit war, mit ihr sprach.

„Du siehst also, meine liebe Sophie," sagte er, „daß ich dir eigentlich nicht mehr zu sagen im Stande bin."

„Eigentlich ja, aber uneigentlich, wenn du willst, habe ich jetzt, so zu sagen, wieder einmal Kastanien für dich aus dem Feuer geholt und kann nun mit schönem Danke von dir nach Hause gehen — hoffe aber, daß dein Zusatz „eigentlich" so viel sagen will, als: du wolltest heute einmal ein Uebriges thun."

Der Polizeirath blickte lächelnd zur Decke empor, ehe er zur Antwort gab: „So seid ihr Weiber nun einmal,

und wenn man die unſchuldigſten Fragen von der Welt an euch ſtellt, ſo glaubt ihr immer, es müſſe Gott weiß was Geheimes dahinter ſtecken."

„Und bei dir mit vollem Rechte; ich kenne deine harmloſe Miene, weiß aber ganz genau, daß du nicht einmal fragſt: Wie geht es Ihnen? oder: Wie viel Uhr iſt es? ohne deine beſonderen Gründe dazu zu haben."

„Da müßte ich ja ein ganz unglücklicher Menſch ſein!"

„Das biſt du auch, aber glücklich in deinem Unglücke; doch wozu dieſe Abſchweifung, genug, ich will nun einmal wiſſen, warum mich der Herr Polizeirath mit ſeinem außerordentlichen Vertrauen beehrt, warum du mich veranlaßt, dir die genaueſten Mittheilungen zu machen, was Herr Welden thut und treibt."

„Warum? Weil ich an dieſem jungen, vortrefflichen Manne, wie du ſelber weißt, einen ganz beſonderen Antheil nehme — einen Antheil, ſetzte er freundlich lächelnd hinzu, in dem wir uns begegnen."

„O, mein Intereſſe iſt ganz anderer Art, in Wirklichkeit wohlwollend, harmlos, nicht nur dem Scheine nach."

„Das meinige ebenfalls; habe ich je eine Aeußerung anderer Art über ihn fallen laſſen?"

„O nein, aber du haſt deine guten Gründe, um über alles das, was er in den letzten Tagen that und thut, unterrichtet zu ſein, und dieſe Gründe will ich wiſſen."

„So, du willst?“

„Ja, mein lieber Bruder — wenn du nicht willst, daß ich Herrn Welden einfach sage: nehmen sie sich in Acht, die hohe Polizei läßt Sie beobachten, sie weiß durch mich, daß sie in den letzten zwei Tagen viel zu Hause waren und schrieben, alle ihre kleinen Rechnungen bezahlten, ja, gestern Abend spät einen Koffer packten, als wenn sie eine weite Reise machen wollten.“

„Nun, wenn du ihm das sagtest,“ entgegnete Herr Merkel in fast lustigem Tone, „so würde Herr Welden ungefähr wissen, um was es sich handelt.“

„So werde ich es sogleich thun, sobald ich nach Hause komme.“

„Sei gescheit, Sophie, und glaube mir, daß alles, was geschieht, nur zum Besten deines Herrn Welden ist.“

„Meines Herrn Welden?“ versetzte die schöne Frau achselzuckend — „gut denn, so sei auch du so gescheit und sage mir, was ich wissen will, denn du bist überzeugt, daß ich nichts gegen das Interesse meines Herrn Welden thun werde.“

Der Polizeirath hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt, rieb alsdann seine Hände behaglich um einander und betrachtete seine Fingerspitzen, indem er sagte: „Das ließe sich allenfalls thun, wenn du klug genug wärest, nicht klüger sein zu wollen, als es dir die Klugheit —

das bin ich — gebietet; es iſt das auch eigentlich gar kein Geheimniß, am wenigſten ein Amtsgeheimniß und am allerwenigſten etwas gegen die Perſon des Herrn Welden gerichtet, nein, nein, wie ſchon bemerkt, das alles geſchah und geſchieht gerade in ſeinem Intereſſe."

„Nun, ſo theile mir dieſes Intereſſe mit."

„Dir könnte ich das wohl, aber ſo wie du das dir Mitgetheilte weiter mittheilteſt, ſo hätte es alles Intereſſe verloren für dich, für mich und für Herrn Welden."

„Wenn ich dir nun aber mein Wort gebe, weder über das, was du mir mittheilſt, zu reden, noch auf irgend welche andere Art Jemandem darüber Mittheilung zu machen — du weißt, man kann Jemandem auch ſchriftlich mittheilen oder in einem Selbſtgeſpräche, — wenn ich dir nun aber verſpreche, nichts dergleichen zu thun, oder wenn ich dir im anderen Falle die Verſicherung gebe, ſogleich Herrn Welden zu ſagen, daß er beobachtet wird und daß du es leider ſchon wüßteſt, er habe Vorbereitungen zu einer längeren Reiſe gemacht?"

„Ja, ja, vielleicht zu einer längeren Reiſe."

„Nein, nein, das iſt nicht möglich," rief die ſchöne Frau in großer Erregung, „das würde Herr Welden niemals thun; er würde mich — uns nicht heimlich verlaſſen, das traue ich ihm nicht zu — o, gewiß nicht — gewiß nicht!"

„Man wird oft zu etwas gegen ſeinen Willen gedrängt.“

„Wer ſollte ihn drängen? Herr Welden iſt in jeder Beziehung ein wohlgeordneter junger Mann, und als mein Mann geſtern ſeine kleine Tour antrat — er iſt, wie du weißt, in Geſchäften für acht Tage abweſend, — da beſprach er noch Dies und Das mit Herrn Welden und übergab ihm das ganze Bureau, wie er es ja immer zu thun pflegt, ſobald er ſich in Geſchäften entfernt — aber deine Worte ſind zweideutig, wie immer, und wenn du ſagſt: eine Reiſe, ſo lauert etwas Anderes dahinter — ſei ehrlich, Joſeph, wie ich es immer gegen dich geweſen bin!“

„Wer kann dir widerſtehen?“ heißt es in irgend einer Oper, erwiederte freundlich Herr Merkel. „Gut, ich will von meiner Gewohnheit abgehen und dir ehrlich und offen ſagen, um was es ſich handelt; aber ſetze dich dort in den kleinen Fauteuil, damit, wenn du erſchrickſt . . . .“

„Unbeſorgt, ich habe eine ſtarke Natur.“

„Herr Welden hat neulich Abends einen kleinen Streit mit irgend Jemandem gehabt, der ihn dabei auf's gröbſte beleidigte, ſo daß alſo Herr Welden ſich veranlaßt ſah, jenen um eine Zuſammenkunft zu bitten.“

„Ein Duell — ah, ich glaube, du ſagſt die Wahrheit!“

„Wie immer, wenn ich will. Allerdings, es iſt ein

maleriſch umzuwerfen verſtehen. Vorherrſchend ſind die kleinen zugeſpitzten Hüte, die oftmals verzierte rund geſchnittene Jacke, kurze Hoſen und weiße Gamaſchen. So ſtehen die Männer in und vor den Gewölben, Papier-Cigarren rauchend, während ſie lachend und plaudernd um die verlangten Artikel handeln. Und dazwiſchen ſieht man das weibliche Geſchlecht in der unentbehrlichen Mantille, die meiſtens ſchwarz und ſelbſt bei der niederen Claſſe von Spitzen oder Seide und nach der Laune der Beſitzerin mehr oder minder phantaſtiſch aufgeſteckt iſt.

Das Gewühl und der Lärm in dieſen Hauptſtraßen Barcelonas iſt an den Wochentagen wahrhaft betäubend, und dabei ſind die Gaſſen ſo ſchmal, daß der Menſchenſtrom oft kaum den ſchweren Karren auszuweichen vermag, die, mit Fäſſern und Kiſten beladen, meiſtens in langen Reihen daherkommen. Doch bemerkt man auch hier den angenehmen Grundzug und Charakter der Spanier, ſich gegenſeitig mit größter Höflichkeit zu behandeln und ſich nicht leicht aus der guten Laune bringen zu laſſen. Ein junges Mädchen, an das man unſanft hingeſtoßen wird und deſſen Mantille man zerdrückt, wendet ſich um und wird lachend ſagen: Das iſt ein kleiner Schaden, der durchaus nichts zu bedeuten hat! Sie blitzt uns mit ihren ſchwarzen Augen an und hüpft davon. Kommt man vielleicht zufällig in verdächtige Berührung mit den Rädern eines Karrens, ſo ſagt der Führer deſſelben auf die artigſte Weiſe von der Welt: Erweiſen Sie mir die Gunſt, ſich in Acht zu nehmen. Auch das beſtändige Cigarrenrauchen iſt mit daran ſchuld, daß gänzlich Fremde bei einander ſtehen bleiben und ein paar Worte zuſammen plaudern; hier bittet man um Feuer, dort reicht man ſelbſt die Cigarre einem Fremden zum Anzünden, wobei es häufig vorkommt, daß, wenn dieſer ſieht, mein Endchen ſei bedeutend herabgebrannt, er ſich gleich daran macht, mir aus dem Vorrath von Papier und Tabak, den er ſtets bei ſich trägt, eine neue zu drehen. Natürlich ſchlägt man das niemals ab, der Spanier

Duell auf Piſtolen, fünf Schritte Barriere, welches morgen früh ſieben Uhr in einem kleinen Wäldchen zwiſchen hier und dem Landgute des Barons Rivola, Eichenwald, ſtattfinden ſoll."

„Und iſt Baron Rivola dabei betheiligt?" fragte Madame Lievens haſtig.

„Kaum — es müßte denn ſein, daß der Freiherr unſerem jungen Freunde für einen möglichen ernſten Fall Wagen und dergleichen angeboten hat."

„Sonſt wäre kein Grund denkbar, weßhalb ſich Herr von Rivola für dieſes Duell intereſſirte?"

„Keiner, darüber kannſt du dich beruhigen," erwiederte der Polizeirath, indem ein ganz kleines Lächeln in ſeinen Mundwinkeln erſchien.

Die Oberbauräthin that einen tiefen Athemzug und ihre ſchönen, dunkeln Augen ſchienen mit Einem Male umflort; ſie preßte die friſchen, weichen Lippen feſt auf einander und blickte ihren Bruder ein paar Augenblicke ſtarr an, ehe ſie ſagte: „Ich glaube dir — das iſt ja aber entſetzlich!"

„Nicht wahr? Ein Duell auf fünf Schritte Barriere, und wegen einer ganz elenden Urſache!"

Die ſchöne Frau faltete ihre Hände krampfhaft zuſammen und ſagte mit einem flehenden Blicke: „Ich bitte dich, Joſeph, theile mir auch jene Urſache mit!"

„Warum nicht; es war neulich Abends bei einer

Spielgeſellſchaft, an demſelben Tage, wo ich Herrn Welden bei dir traf und mit ihm fortging. Er kam zu dieſer Geſellſchaft, weil er es verſprochen hatte, und da entſtand ein Wortwechſel, bei welchem Herr Ferdinand Welkermann — du ſiehſt, wie aufrichtig ich bin — unſerem jungen Freunde eine Beleidigung zuſchleuderte, die allerdings, nach unſeren Begriffen von Ehre, nur durch ein ſcharfes Duell wieder abgewaſchen werden kann."

„O mein Gott, o mein Gott!" rief die ſchöne Frau aus, indem ſie händeringend im Zimmer auf und ab ging.

„Ich erfuhr das alles zufällig," ſagte der Polizeirath mit großer Ruhe, „und da ich hoffte, die Sache ließe ſich am Ende doch noch gütlich beilegen, ſo veranlaßte ich Herrn Welden, mir ſein Ehrenwort zu geben, drei Tage lang das Duell zu verſchieben. Das war nun vorgeſtern, und heute Abend oder vielmehr morgen früh um ſieben Uhr ſind die bedungenen drei Tage vorüber."

„Und das Duell wird ſtattfinden?" rief ſie angſtvoll.

„Würde ſtattfinden, wenn du, meine liebe Schweſter, mir nicht durch deine Mittheilung bewieſen hätteſt, daß Herr Welden ein Hitzkopf iſt, der, trotzdem ihm Herr Welkermann die genügendſten Erklärungen geben will, doch die Sache mit der Piſtole in der Hand abzumachen wünſcht, und weil ich deßhalb andere Maßregeln treffen muß."

„Und du glaubſt, das Duell verhindern zu können?"

„Zuverſichtlich, wenn du dein mir gegebenes Wort hältſt und Herrn Welden keine Mittheilungen machſt — wogegen im anderen Falle allerdings der junge Herr gewarnt würde und Mittel und Wege fände, die Zuſammenkunft doch ſtattfinden zu laſſen.“

„Alſo morgen früh?“

„Morgen früh um ſieben Uhr.“

„Aber ſage mir, Joſeph, wie kannſt du es möglich machen, daß Herr Welden das Haus morgen früh nicht verläßt, um ſeinen Feind irgendwo zu finden?“

„Ja, wenn ich das vermöchte, wenn ich ihn wie einen Schulknaben in ſein Zimmer einzuſchließen vermöchte, nur bis ſieben Uhr — aber das iſt unmöglich — doch habe ich noch ein anderes Mittel, das mir nicht ſo leicht fehlſchlägt.“

Frau Lievens war an das Fenſter getreten; ſie faßte mit der Hand den Griff der Verſchlußſtange und drückte ihre heiße Stirn gegen das kalte Metall. So verblieb ſie ein paar Minuten in tiefes Nachdenken verſunken und ſchrak alsdann ſichtbar zuſammen, als ihr der Polizeirath in launigem Tone zurief:

„Nun, willſt du mich in meinen Bemühungen unterſtützen? Denke dir etwas aus, um ihn von dieſem garſtigen Duell zurückzuhalten. Ihr Weiber ſeid erfinderiſch, du könnteſt ja zum Beiſpiel ſämmtliche Hausſchlüſſel verloren gehen laſſen.“

Sie hatte sich gegen ihren Bruder gewandt und blickte ihn starr an, wobei man aber deutlich an dem Ausdrucke ihrer großen, glänzenden Augen sah, daß ihre Gedanken anderswo beschäftigt waren, was auch der Polizeirath zu bemerken schien, denn er erhob sich, trat lächelnd auf sie zu und sagte, ihre Hand ergreifend:

„Wahrhaftig, Sophie, überlege dir das mit den verloren gegangenen Hausschlüsseln, du könntest mir und ihm dadurch einen großen Dienst erzeigen."

„Also morgen früh um sieben Uhr," sagte sie, tief und schwer athmend; „aber da ist es ja noch dunkel."

„Im Gegentheil, hell genug, um seinen Mann auf fünf oder zehn Schritte zu sehen — man sieht, daß du spät aufstehst."

„Ja, das ist wahr," gab sie träumerisch zur Antwort, um aber gleich darauf mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit hinzuzufügen: „Du wirst mit mir zufrieden sein, Joseph, das heißt mit der Verschwiegenheit, die ich deinem Vertrauen entgegensetze — also du glaubst wirklich, das Duell verhindern zu können, selbst wenn Herr Welden auf dem Kampfplatze erscheint?"

„Selbst dann noch — doch wäre es mir allerdings lieber, wenn er die gegebene Frist von drei Tagen freiwillig verlängern wollte; es ist aber dazu nicht die geringste Aussicht vorhanden — versuche du einmal deine Ueberredungskunst."

„Recht gern," gab ſie zur Antwort, wobei es freudig in ihren Augen aufglänzte; „aber ſo müßte ich ihm ja geſtehen, daß ich um das Duell weiß."

„Nun ſo geſtehe es ihm, es wiſſen noch mehr Leute darum."

„Und meine Belohnung?" fragte ſie mit einem reizenden, ſchalkhaften Lächeln.

„Das Bewußtſein, eine gute That gethan zu haben, mit dem ich mich ſo oft zufrieden geben muß."

Sie reichte ihm ihre Hand, worauf er mit ihr das Zimmer verließ und ſie über die kleine Nebentreppe hinabgeleitete.

Als er wieder zurückkam, trat er an das Fenſter und ſah die Oberbauräthin, welche das Ende des großen Platzes erreicht hatte und dort ſtehen blieb, um mit Jemanden zu ſprechen; er erkannte aber die andere Dame nicht und nahm ſeine Lorgnette zu Hülfe, wo er dann, das rechte Auge zugekniffen, mit einiger Anſtrengung ſah, daß es die Frau Reviſorin Welkermann war, welche mit ſeiner Schweſter etwas Wichtiges zu verhandeln ſchien und ſie dann in eine Nebenſtraße begleitete.

„Ich möchte gerade nicht, daß ſie mit dieſer General-Stadtklatſche von der Geſchichte ſpräche. Doch iſt Sophie ſchon ſo klug, das nicht zu thun."

So dachte Herr Merkel, während er an ſeinen Schreib-

tisch zurücktrat und dort durch ein Zeichen mit der Glocke den Amtsdiener herbeirief, der auch sogleich erschien.

„Da, nimm meine Lorgnette, Anton, und laß sie mir wieder herstellen; es fehlt das rechte Glas."

„Haben der Herr Polizeirath das Glas nicht mehr?"

„Doch, doch, ich glaube, ich habe es zu mir gesteckt — richtig, da ist es." — Er griff in seine Westentasche und zog das in Papier eingewickelte Glas hervor. — „Da, nimm es; es ist mir vor ein paar Tagen herausgefallen, doch glaube ich nicht, daß es Schaden gelitten hat."

Der Amtsdiener entwickelte das unscheinbare, vergilbte Papier und ließ es auf den Schreibtisch niederfallen, worauf er das Augenglas aufmerksam betrachtete, welches aber durch den Fall keinen Schaden gelitten hatte; dann verließ er das Zimmer, da er keinen weiteren Befehl von dem Polizeirathe erhielt.

Dieser ließ sich wieder in seinen Stuhl nieder, warf ein Knie über das andere und stützte den Kopf in die Hand.

„Ich weiß nicht," dachte er, „warum ich den Gedanken nicht los werden kann, daß Ferdinand Welkermann in irgend einem Zusammenhange mit dem so plötzlichen Auftauchen falscher Banknoten steht? Die unsinnige Verschwendung dieses jungen Menschen in der letzten Zeit ist um so mehr Verdacht erregend, da mir der Stadtschult-

heiß die Verſicherung gab, von ihm beziehe er dergleichen Summen nicht, und eben ſo wenig von der Frau Mama, wenn dieſe auch allerdings all ihr Erſpartes, ja, das Meiſte, worüber ſie verfügen kann, an ihren ſaubern Herrn Sohn wendet; nun iſt es allerdings möglich, daß er ſich mit Schulden behilft, mit Wucherſchulden, doch die Leute, bei denen er anklopft, unter Anderen Madame Mayer, ſind keine ſo ergiebigen Quellen. Daß Herr von Rivola allerdings die bewußte Fünfhundertgulden-Note für echt erklärte, hat mein Concept ein wenig verrückt, denn wenn Einer das verſteht, ſo iſt es der alte Freiherr; ja, wäre die Note falſch, ſo gäbe mir das ein wundervolles Licht, doch zweifelt ja auch der Chef der Notenfabrikation nicht an ihrer Echtheit — pah, das wäre eigentlich kein haltbarer Grund, ſind doch ſämmtliche Beamten nicht im Stande, mit Gewißheit zu ſagen, welche von den vorgekommenen gleichlautenden Nummern der Tauſender-Noten echt und welche falſch iſt — — und immer und immer wieder kommen meine Gedanken auf jenen jungen Menſchen zurück: dieſes wahrhaft tolle Umgehen mit Banknoten, das Vorkommen der gefälſchten in der königlichen Bank, und gerade in Paketen, welche niemand Anderes wie Welkermann ſortirt hat — nein, nein, ich darf mich der Möglichkeit nicht ausſetzen, daß mir Welden dieſen koſtbaren Ferdinand todtſchießt — ah, es wäre keine Kleinigkeit, die Urheber ſolch prächtiger Fälſchungen zu ent-

decken, dadurch könnte mir ein glänzendes Avancement, vielleicht bis zum Polizeiminiſterium, nicht entgehen.“ Er richtete ſich bei dieſen Gedanken hoch auf, indem er fortfuhr: „Mein alter, würdiger Chef wartet ſo nur noch auf einen paſſenden Nachfolger.“

Der Amtsdiener war leiſe ins Zimmer getreten und meldete den Polizeiagenten Schmetterer, welcher nach einer Handbewegung des Polizeirathes gleich darauf eintrat.

Wenn wir hier beifügen, daß Herr Schmetterer die rechte Hand ſeines unmittelbaren Chefs genannt werden konnte und ihm in den verwickeltſten Angelegenheiten ſchon die außerordentlichſten Dienſte geleiſtet, ſo thun wir es, weil das unſcheinbare Aeußere dieſes Mannes durchaus nicht im Einklange mit ſolchen vortrefflichen Eigenſchaften ſtand.

Herr Schmetterer, der in Civilkleidern erſchien, hatte ein unbedeutendes, verflachtes Geſicht von einem faſt einfältigen Ausdrucke, dazu fahles, blondes Haar, eine ſchlaff herunterhangende Unterlippe und bewegte ſich in ediger, ſchlotteriger Art.

„Nun, was haben wir Neues?“ rief ihm der Polizeirath entgegen.

„In der Angelegenheit mit Herrn Welden unveränderter Standpunkt: der Kutſcher Klein iſt mit einem ver-

ſchloſſenen Wagen auf morgen früh ſechs Uhr an das Kaltenberger Thor beſtellt, der Herr Lieutenant von Miltau war einige Male bei dem Doktor Brenner; auch wiſſen der Herr Polizeirath wohl, daß Herr Welden vorgeſtern, nachdem Sie ihn eben verlaſſen, zu Fuß nach Eichenwald hinaus ſpazierte."

„Ja, ja, davon habe ich mich zufällig ſelbſt überzeugt, und Sie ſagten es mir ja auch."

„Erfuhr aber noch, daß er droben an dem alten Wartthurme Fräulein von Rivola traf und mit ihr zu Fuße nach Eichenwald ging."

„Ei der Tauſend, das intereſſirt mich!"

„Auch daß Herr Welden bis drei Uhr Nachmittags in Eichenwald blieb und dann im ſtärkſten Regen zu Fuße nach Hauſe zurückging?"

„Alſo mit Fräulein von Rivola ſpazierte er und traf die junge Dame ohne alle Begleitung da oben?"

„Sie war in ihrem kleinen Schlitten mit ihren Schecken und ihrem Bedienten dorthin gefahren."

„Ich danke Ihnen — was wiſſen Sie ſonſt noch?"

„Etwas, das vielleicht intereſſanter iſt: Franz Steffler bereitet ſich ſtark zur Abreiſe vor — doch das wiſſen Sie und wäre vielleicht heute Morgen ſchon abgereist, wenn ich es nicht für gut befunden hätte, eine Verzögerung in der Ausfertigung ſeiner Papiere eintreten zu laſſen."

„Das iſt ſehr gut."

„Er macht seinen Bekannten, unter denen ich einige Freunde habe, durchaus kein Hehl daraus, daß er Jemandem durch seine Abreise einen großen Dienst erzeigt."

„Ei, ei — weiter, Herr Schmetterer!"

Der Polizeiagent schlug langsam seine Augen auf, mit denen er bis jetzt hartnäckig an sich hinunter geschaut hatte, und wer diesen Blick so ohne Verstellung, wie jetzt, aus dem dummen Gesichte hervorleuchten sah, dem mußte es sogleich klar werden, daß er es in Betreff dieses Gesichtes, sowie der ganzen einfältigen Haltung des Menschen mit einer wohlberechneten Maske zu thun habe: dieser Blick war voll Klugheit, Intelligenz und Bosheit.

„Ja, ja, das deuteten Sie neulich schon an, und dieser Jemand ist Herr Ferdinand Welkermann — aber glauben Sie in der That, Schmetterer, daß der einzige Zusammenhang zwischen Beiden jenes junge Mädchen ist, die Margarethe im Hause des Stadtschultheißen?"

„Die dort war, Herr Polizeirath," erwiederte der Andere, wobei er das ‚war' sehr stark betonte, „denn Jungfer Margarethe ist heute Morgen abgereist — zu Verwandten, wie es heißt; ich hätte auch gern ihre Abreise verhindert, doch war der Herr Stadtschultheiß selbst so gütig, sich der nöthigen Papiere für die hübsche Margarethe anzunehmen."

„Beantworten Sie mir meine Frage: glauben Sie nicht, daß sonst etwas den Steffler zur Abreise nöthigen

ſagt: a la disposicion de Usted, langt nach ſeinem Hute und entfernt ſich freundlich grüßend.

Je mehr man ſich vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, deſto ſeltener werden die glänzenden Magazine, und man kommt nun in Gaſſen, wo Sattel und Riemenzeug aller Art verkauft wird, Fuhrmannspeitſchen, Hüte und Manta's von der gröbſten Sorte. Hier glaubt man ſich oft, was Leben und Verkehr anbelangt, in einer Gaſſe von Damascus oder Kairo zu befinden; denn der Schuhmacher ſitzt mit ſeinen Geſellen auf der Gaſſe, der Schneider flickt Röcke unter Gottes freiem Himmel und die Obſtverkäuferin nebenan hat hier wie im Oriente die gleichen Früchte ausgeſtellt: Orangen, Citronen Granatäpfel, Datteln und Feigen. Was übrigens in ganz Barcelona, und leider nicht auf angenehme Art an den Orient erinnert, das iſt der gänzliche Mangel aller Dachrinnenröhren, um das Regenwaſſer auf den Boden zu leiten, weßhalb denn bei Regenwetter das himmliſche Waſſer auf beiden Seiten der Straße von den Dächern herab wie aus unzähligen Gießkannen niederſchießt.

Quer über die enge Gaſſe iſt hier ebenfalls wie in vielen orientaliſchen Städten eine alte Matte geſpannt, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten, und wenn man dort jene beiden Geſtalten aus der Gegend von Sitgas und Tarragona betrachtet, nach Art der Beduinen in langem weißem Mantel, um den Kopf ein buntfarbenes Tuch, mit den gebräunten Geſichtern, den blitzenden Augen und dem ſchwarzen Barte — Einer hält, um die Täuſchung vollſtändig zu machen, da er ein Viehtreiber iſt, eine lange Lanze in der Hand, — ſo könnte man glauben, es ſeien Araber aus der Wüſte von Gizeh. In dieſem Stadtviertel ſieht man auch kleine heimliche Kneipen; nach der Straße zu weit offen, zeigen ſie dem Blick ein oft finſteres und ſchmieriges Gemach mit grob gezimmerten Tiſchen und Bänken; an der Decke hängt der Weinvorrath in gegerbten Häuten von Ziegen und Schweinen; Hals und Pfoten ſind zugebunden und die Körper ſehen unförmlich geſchwollen

könnte oder er noch auf irgend eine andere Art mit Ferdinand Welkermann zusammenhängt?"

„Ich sehe nicht klar darin," gab der Polizeiagent mit einem lauernden Blicke auf das in diesem Moment höchst gleichgültig aussehende Gesicht Herrn Merkels zur Antwort; „Steffler ist mir allerdings ein Räthsel, zu dem ich jedoch noch keine Auflösung finden kann: Schulden hatte er zwar, doch sind alle pünktlich bezahlt — mit was für Geld? Darüber sind die Ansichten verschieden; ich glaube, mit dem Kapital, welches er von Herrn Ferdinand Welkermann erhalten, um den Reisebegleiter der Jungfer Margarethe zu machen, Andere aber wollen dagegen behaupten, er sei von einem sehr vornehmen Herrn unterstützt worden."

„Das sagten Sie früher schon: von Herrn von Rivola — doch ist das ganz unverdächtig; dieser Steffler war ein sehr geschickter Kupferstecher, und wir wissen ganz genau, daß Herr von Rivola dergleichen Leute gern protegirte."

Wiederum leuchtete ein eigenthümlicher Blitz aus den herabfallenden Augenlidern des Herrn Schmetterer auf seinen Chef, um abermals auf dessen gleichgültigem Gesichte wieder zu erlöschen; dann sagte er: „Daß Steffler in letzter Zeit viel mit dem alten Bedienten des Herrn von Rivola verkehrte, ist übrigens unläugbar."

„Lassen Sie das, Schmetterer," fuhr der Andere fort;

„wenn man in gewagten Zusammenstellungen zu weit geht, so kann es Einem gehen wie einem Reiter, der sein Pferd muthwillig und unvorsichtig steigen läßt, um es zu weiten Sprüngen zu forciren: man läuft Gefahr, zu überschlagen — lassen Sie mir den alten Friedrich in Ruhe, das war ein guter und braver Mensch."

„Den Gefallen kann ich dem Herrn Polizeirathe mit großer Leichtigkeit thun, denn Friedrich, der Diener des Herrn von Rivola, ist heute in aller Frühe abgereist, und fand ich diese schnelle Abreise ein wenig sonderbar."

„Ich durchaus nicht — dem armen Menschen war der Aufenthalt in dem alten, unheimlichen Hause, nachdem obendrein seine Frau gestorben, unleidlich geworden, und da das Haus verkauft wurde — ich war selbst bei der Verhandlung —, so begreife ich vollkommen, daß er es so bald als möglich verließ."

„Jawohl, nachdem er Tag und Nacht gearbeitet, um die Gegenstände in dem sogenannten Atelier des Herrn von Rivola theils durch Feuer und Hammer zu zerstören, theils zum Mitnehmen in Kisten zu verpacken."

„Auch diese Eile finde ich begreiflich, denn der Stadtschultheiß hat seine Gründe, so bald als möglich im Namen der Stadt von dem alten Thurme Besitz zu nehmen."

Hier lächelte Herr Schmetterer so auffallend, daß der

Polizeirath nicht umhin konnte, nach der Veranlaſſung zu fragen, worauf der Polizeiagent zur Antwort gab:

„O, nichts Beſonderes, es iſt nur die alte Geſchichte, die mir immer ſo komiſch erſcheint, ſo oft ich davon höre, und ich höre oft davon: das Geheimniß der Stadt nämlich, der alte Thurm, der unterirdiſche Gang im Zuſammenhange mit dem Rathhauſe und im Zuſammenhange mit dem Stadtſchultheißen — doch darf man Ihnen, Herr Polizeirath, mit ſolchen Klatſchereien nicht kommen, ich weiß das wohl.“

„Nein, gewiß nicht — ich haſſe dergleichen.“

„Auch ich glaube nicht daran, Herr Polizeirath, aber wie oft hat ſich ſchon in ſolchen Reden und Gerüchten ein Körnlein Wahrheit gefunden, und die Kunſt liegt nur darin, ſie herauszubringen.“

„Pah, Unſinn!“

„Gewiß, ſehr viel Unſinn, Herr Polizeirath — aber glauben Sie mir, es iſt doch auffallend, daß es in unſerer guten Reſidenz keine Zuſammenkunft gibt, keine Thee- und Kaffeegeſellſchaft, worin das Geheimniß der Stadt, wie ſie es nennen, nicht des Langen und Breiten verhandelt wird.“

„O ja, ich weiß das alles,“ verſetzte Herr Merkel mit Zeichen der Ungeduld: „der Stadtſchultheiß hat Gott weiß welch' finſtere Gründe gehabt, den unterirdiſchen Gang zumauern zu laſſen — wer weiß, was er ſelbſt in früheren

Zeiten in dem alten Thurme Schreckliches getrieben und heute noch treibt, natürlich in Gemeinschaft mit Herrn von Rivola, dessen Reichthum, dessen plötzliches Erscheinen vor Jahren hier, ja, dessen blaue Brille Allen so verdächtig ist — geben Sie nur Acht, lieber Schmetterer, sogar daß er der Stadt sein kleines, aber immerhin nicht werthloses Besitzthum beinahe zum Geschenk macht, wird auf's Neue Veranlassung geben, ihn zu verdächtigen."

„O ja, ist schon geschehen."

„Ihn und seinen alten Diener, von dem man ja ohnehin schon erzählt, er hätte seine Frau umgebracht."

„Und mit allen Nebenumständen erzählt man das, dadurch, daß er ihr Blei in's Ohr gegossen habe — will man doch von diesem geschmolzenen, erkalteten Blei unter verdächtigenden Umständen in dem unterirdischen Gange gefunden haben."

„Zufällig war es Kupfer, wie ich Ihnen neulich schon sagte — sehen Sie, Schmetterer, wie dieses alte Weibervolk Land und Leute hinter einander hetzt."

„Und schonen nicht einmal ihren Stadtschultheißen, denn daß er bei allem dem betheiligt ist, das erfährt man sehr leicht durch das Augenwinken und Achselzucken; die gewisse Frau, die in dem Häuschen am alten Thurme wohnte, war nicht des Dieners Frau und würde vielleicht am Leben geblieben sein, wenn man dem Stadtschultheißen gestattet hätte, den alten Gang zu vermauern."

„Das ſind ja Ungeheuerlichkeiten, Schmetterer — darin iſt aber auch nicht die Spur eines vernünftigen Zuſammenhanges.“

„Braucht's auch gar nicht, Herr Polizeirath, um in unſerer guten Stadt Klatſchereien auszuſinnen und auszubreiten — ich möchte mich anheiſchig machen, es als glaubwürdig unter dieſes Volk zu bringen, daß ich Schmetterer, trotz meines blonden Haares und meiner durchaus nicht jüdiſchen Phyſiognomie, ein heimlicher Iſraelite bin, der an jedem Oſtertage ein unſchuldiges Chriſtenknäblein abſchlachtet — viele alte Weiber beiderlei Geſchlechtes würden die Sache für möglich halten, und das wäre doch noch viel unwahrſcheinlicher, als das Andere.“

„Als welches Andere?“ fragte ihn der Polizeirath in ſehr ungeduldigem Tone.

„Als ein Zuſammenhang zwiſchen dem alten Thurme mitſammt ſeinem Beſitzer, dem Herrn von Rivola, und dem Stadtſchultheißen.“

„Pfui, Schmetterer, ich hätte Sie für geſcheiter gehalten! Reden wir nicht mehr darüber.“

„Und Franz Steffler, für den ſich Friedrich im Namen und Auftrage ſeines Herrn geſtern Abend noch aufs dringlichſte verwandte?“

„Er wird nicht aus der Welt gehen; halten Sie

meinethalben ſeine Papiere noch ein paar Tage zurück, wenn es ohne Aufſehen geſchehen kann."

„Und mit Herrn Welden?"

„Das iſt ein eben ſo unangenehmes als ſchwieriges Geſchäft," antwortete der Polizeirath, während er im Zimmer hin und her ging, gefolgt von dem zuweilen ſeltſam aufleuchtenden Blicke ſeines Untergebenen.

„Alſo kann ich darin weiter nichts thun?"

„Nein. Ich danke Ihnen, lieber Schmetterer; was da geſchehen ſoll, muß ich ſelbſt beſorgen."

Nachdem hierauf der Polizeiagent das Zimmer verlaſſen, trat Herr Merkel für einen Augenblick an das Fenſter und murmelte mißmuthig, während er auf den Platz hinausſchaute: „Der Teufel hole dieſes Geheimniß! Es iſt ein wahres Unglück, daß man Herrn Schmetterer und Conſorten ſo nothwendig braucht — hat mir da mit ſeinem dummen Stadtklatſch die ganze Laune verdorben — ſuchen wir uns einen Sorgenbrecher."

Dabei trat er an den Tiſch zurück und nahm aus einem dort befindlichen Kiſtchen eine Cigarre, dann, als er kein Feuerzeug vorfand, klingelte er und ließ ſich eine brennende Kerze bringen.

Der Diener ſtellte dieſe auf den Tiſch und drehte aus einem unbeſchriebenen Stückchen Papier, welches auf dem Schreibtiſche lag, einen Fidibus, den er angezündet ſeinem Herrn darreichte.

Der Polizeirath brannte ſeine Cigarre an, und als er hierauf den Fidibus ausblies, hefteten ſich ſeine Augen auf das Stückchen Papier, zuerſt mit einem Blicke höchſter Gleichgültigkeit, welcher ſich aber gleich darauf in den des höchſten Intereſſes verwandelte: er faltete das Papier raſch aus einander, legte es vor ſich hin und öffnete hierauf eine kleine Schublade an ſeinem Schreibtiſche, worauf er haſtig ein Briefcouvert und aus demſelben die uns wohlbekannte angebrannte Fünfhundertgulden-Note nahm, dann eilte er mit beiden an das Fenſter, wo er mit der größten Aufmerkſamkeit die angebrannten Stellen mit einander verglich.

Er mußte dabei zu einem für ihn eben ſo wichtigen als überraſchenden Ergebniſſe gelangt ſein, denn ſeine Augen glänzten hell vor Aufregung und um ſeine Mundwinkel ſpielte ein eigenthümliches Lächeln der Befriedigung. Er wiederholte dieſe Unterſuchung noch einige Male auf's angelegentlichſte, dann ſprach er zu ſich ſelber, während er beide Hände niederſinken ließ: „Das wäre ein unerhörter Fund, zu ſchön, um ſo ohne Weiteres daran zu glauben; es iſt mir doch ſchon damals aufgefallen, daß der verbrannte Rand dieſer Banknote auf eine eigenthümliche Art in's Gelbliche ſchimmert, was ich früher an Papieren nie bemerkt .... Und wenn dem ſo iſt, ſo haben wir es hier mit dem gleichen Stoffe zu thun, aus dem man die Banknote verfertigt, und es iſt

dies dasſelbe Stückchen Papier, in welches ich mein wiedergefundenes Augenglas wickelte und das ich gefunden in dem Atelier des Herrn von Rivola — vielleicht aber auch eine wunderbare, wenn gleich unverdächtige Zufälligkeit .... Ah, wer könnte auch Anderes mit jenem Namen in Verbindung bringen?! Doch forſchen wir weiter — und auf eine ſo einfache Art, daß es mir unbegreiflich iſt, wie ich nicht ſogleich darauf verfiel!“ Er hob raſch das Papier in die Höhe, und als er, es gegen das Licht haltend, hinſchaute, bemerkte er, aber nur am äußerſten Rande, Spuren des ihm ſo wohlbekannten Waſſerzeichens.

Er legte die Hände auf dem Rücken zuſammen und ging nachdenklich auf und ab.

„Hier haben wir es alſo,“ fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, „unzweifelhaft mit einem Stückchen Banknotenpapier zu thun, und zwar der Farbe des Randes nach mit einem Stückchen echten Papiers, da auch jene Fünfhundertgulden-Banknote, welche genau dieſelben Randränder hat, nach der Verſicherung eines ſo großen Kenners wie Herrn von Rivola echt iſt .... Wie kommt aber ein Stückchen echten, ungedruckten Banknotenpapiers in den Beſitz des Freiherrn? Eine wichtige Frage, doch im Grunde nicht ſchwer zu beantworten: wie oft hat Herr von Rivola an betreffender Stelle Rathſchläge und Winke, die Notenfabrikation anbelangend, gegeben, und wie leicht

ist es nicht möglich, daß er sich zu irgend einem Experimente in dieser Richtung etwas von diesem Papiere verabfolgen ließ! Wir wollen uns diesen Punkt notiren; eine Anfrage danach kann immerhin nichts schaden."

Er zog bei diesen Worten seine bekannte Brieftasche hervor und machte die nothwendigen Notizen.

„Anders aber würden sich die Sachen gestalten, wenn, entgegen der Ansicht des Herrn von Rivola und meiner Ansicht gemäß, die bewußte Fünfhundertgulden-Banknote falsch wäre. Ich komme mit meinem Verdachte immer wieder auf Ferdinand Welkermann zurück, hinter dessen Namen sich natürlich die wirklichen Verfertiger verbergen.

„Wäre aber die Fünfhundertgulden-Banknote falsch, so könnte auch dieses Papier hier von einer Fälschung herrühren und wäre, als im Atelier des Herrn von Rivola gefunden, Verdacht erregend — auf wen aber? Auf diesen Herrn selber? Gott soll mich in Gnaden vor einem solchen Gedanken bewahren, das würde selbst für den Polizeirath Merkel zu ausschweifend, zu toll sein! Aber jene Werkstatt selber, Jahre lang im Besitze und unter der alleinigen Aufsicht jenes Dieners, der mit seinem finsteren, verschlossenen Wesen eigentlich nichts Zutrauen Erregendes hatte . . . .

„Vorläufig wollen wir eine zweite Notiz machen, genaue Untersuchung der besten Fachmänner einleiten, ob sie diese Fünfhundertgulden-Note für echt erklären, oder ob

man irgend ein verdächtiges Zeichen an derselben entdecken könne.

„Wäre in dem Atelier des Herrn von Rivola etwas Ungehöriges vor sich gegangen, so müßte das vor Jahren geschehen sein, denn ich sah es ja selbst und ganz zufällig mit an, in welch' bestaubtem Zustande sich dort Alles befand — so was ist nicht künstlich herzustellen ... oh über die trügerischen Blitze, die unsere Umgebung für Augenblicke erhellen, um nachher Alles desto finsterer erscheinen zu lassen!"

Er nahm vor seinem Schreibtische wieder Platz, wobei er die vor sich hingelegten Blätter aufmerksam betrachtete. Endlich schien ihm ein neuer und nicht unwichtiger Gedanke gekommen zu sein: seine Mienen belebten sich auffallend, sein Auge glänzte wie vorhin am Fenster, während er eine zweite Schublade seines Schreibtisches öffnete und derselben zwei Banknoten entnahm, eine zu einem Gulden, eine zu fünf Gulden. Darauf faltete er zuerst die erste zusammen, wie vorhin das Stückchen Papier, und entzündete sie an dem brennenden Lichte, um sie gleich darauf wieder sorgfältig auszulöschen und zu betrachten. — Ah, da war keine Täuschung möglich: die verbrannte Stelle dieser offenbar echten Banknote — denn sie war aus einem von dem Bureau der Notenfabrikation erhaltenen, noch unberührten Pakete — zeigte einen feinen Streifen, der offenbar bräunlich-gelb erschien. Rasch

aus. Der Wein ſoll ſich in ihnen recht gut halten, bekommt aber einen Beigeſchmack, der für eine Zunge, die nicht daran gewohnt, ſehr unangenehm iſt. Die Oeffnung vor dieſen Kneipen iſt häufig mit einer Matte überhängt, aus dem Inneren dringen zuweilen Guitarrenklänge hervor, und als Wirthshauszeichen oder Schild hängt draußen eine brennende Lunte, deren ſich auch die Vorüberwandelnden zum Anzünden ihrer Cigarren bedienen.

Natürlicher Weiſe gibt es auch hier in Barcelona Straßen, welche nicht von dem eben erwähnten Verkehr berührt werden, wo Beamte oder große Kaufleute wohnen, wo man weder Boutiken noch Magazine ſieht. Hier ſind meiſtens ſtattliche aber finſtere Gebäude, vier bis fünf Stockwerke hoch, und man kann oft eine lange Strecke wandeln, ehe man ein menſchliches Weſen ſieht; hier oder dort lehnt wohl eine Mädchengeſtalt an einem der Balcons, und unten am Thore ſitzt vielleicht ein Bettelweib, welches mit ſtummer Geberde die Hand ausſtreckt, wenn der Spaziergänger einen Augenblick ſtehen bleibt. Und trotz der Oede und Stille dieſer Straßen bleibt man hier gern an einzelnen Häuſern ſtehen und ſchaut zuweilen in die kleinen reizenden Höfe hinein. Freilich ſind dieſe meiſtens durch eiſerne Gitter verſchloſſen, welche aber doch den Blick nicht abhalten können, der entzückt bemerkt, wie der Hof mit Marmorplatten bedeckt iſt und wie ein Springbrunnen ſeine klaren Strahlen emporſchleudert mitten zwiſchen die Zweige der Orangen und Citronen hinein. Auch Höfe mit alter und ernſter Architektur bemerkt man hier, mit ſtolz gewölbtem Eingange, mit Säulen, welche Arcaden tragen, und mit einer prächtigen Treppe im Hintergrunde, die, quer an dem Hauſe aufſteigend, gewundene Säulenſchafte zeigt, reich verzierte Capitäle und ſchwere Steingeländer, auf welchen zierliche Bildwerke ausgehauen ſind — Geſtalten aus dem alten Teſtamente oder Neptun mit ſeinen Seepferden und Tritonen. Oft, wenn ich allein auf den Straßen ſtrich, hörte ich aus einem dieſer Höfe ein leichtes

machte er die gleiche Probe mit der Fünfgulden-Note mit dem nämlichen Erfolge und war sicher, dadurch den Beweis hergestellt zu haben, daß er es sowohl bei der Fünfhundertgulden-Note als bei dem im Atelier des Herrn von Rivola gefundenen Papier mit einem anderen Stoffe zu thun habe, als das Papier war, dessen man sich zur Fabrikation der echten Noten bediene, daß also jedenfalls die Fünfhundertgulden-Note aus den Händen Ferdinand Welkermann's eine gefälschte war.

Er fühlte sein Herz vor Aufregung stärker klopfen und erhob sich rasch, um an das Fenster zu treten, dort seine Blicke auf den einförmigen grauen Winterhimmel zu richten und so seine Gedanken fester beisammen halten zu können. Er hatte nie so rasch, so scharf, so folgerichtig überlegt wie in diesem Augenblicke: ja, ja, daran hatte er keinen Zweifel mehr, die Fünfhundertgulden-Note war trotz der Versicherung des Herrn von Rivola, welcher sich wohl auch einmal täuschen konnte, eine gefälschte; Ferdinand Welkermann hatte dieselbe unter sehr erschwerenden Umständen weggegeben, und wenn dieser auch nicht bei der Fälschung betheiligt war, so wußte er doch sicher, daß es gefälschte Banknoten seien, die er so leichtsinniger Weise verschleuderte. Weiter wußte er, daß Ferdinand Welkermann besonders in letzter Zeit häufig in dem kleinen Hause bei dem alten Thurme, wo der bejahrte Diener des Herrn von Rivola hauste, gesehen worden war; ebenfalls

Steffler, der zugleich ein liederlicher Kerl und ein geschickter Kupferstecher war; ferner Friedrich selbst, dessen Geschicklichkeit als Schlosser und Mechaniker der Polizeirath ja selbst schon erprobt — o, es war ihm gerade zu Muthe, als habe er bis jetzt geblendet im Dunkeln getappt und als werde ihm jetzt mit Einem Male die Binde von den Augen gerissen, um ihn in ein helles, Alles scharf beleuchtendes Licht blicken zu lassen!

Und jener alte Diener des Herrn von Rivola war verschwunden, Steffler auf dem Punkte, abzureisen, und Ferdinand Welkermann im Begriffe, sich vielleicht todtschießen zu lassen — denn davon war der Polizeirath überzeugt, die Vorbereitungen Welden's, von denen er erfahren, gingen darauf hin, eine Zusammenkunft mit Welkermann zu haben, sobald jene drei Tage vorüber wären, und daß jenes Duell stattfinde, mußte unter allen Umständen verhindert werden.

Der Polizeirath nahm Hut und Paletot, ließ sich einen Wagen kommen und fuhr zu seinem Chef, dem Polizeiminister.

Das Geheimniß der Stadt.

III.

Das

Geheimniß der Stadt.

Von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1855.

Inhalt.

Zwanzigſtes Kapitel 1
Einundzwanzigſtes Kapitel 23
Zweiundzwanzigſtes Kapitel 54
Dreiundzwanzigſtes Kapitel 79
Vierundzwanzigſtes Kapitel 107
Fünfundzwanzigſtes Kapitel 130
Sechsundzwanzigſtes Kapitel 152
Siebenundzwanzigſtes Kapitel 188
Achtundzwanzigſtes Kapitel 214
Neunundzwanzigſtes Kapitel 237

Das Geheimniß der Stadt.

Häfteln und war angenehm überraſcht, unſeren Baumeiſter zu finden, der ſich da zeichnend und Cigarren rauchend ſtundenlang amuſirte. Für ihn, ſo wie für den Maler war auch in den Straßen von Barcelona genug zu finden, und wenn nicht gerade immer eine ſchöne Architektur an Gebäuden oder Höfen, ſo oft nur der Blick in einen langen dunklen Gang, an deſſen Ende durch eine ſchmale Thüre im ſcharfen Contraſt Licht und Sonnenglanz hereindrang, eine roh zuſammen gezimmerte Veranda beleuchtend oder eine kleine gewundene Treppe, die verſteckt und geheimnißvoll in den oberen Stock führte.

Eine rieſenhafte Palme, die wir bei unſerem Umherſtreifen zwiſchen Häuſerlücken hervorragen ſahen mit weit ausgebreiteten Blättern — ein Anblick, der mich mächtig anzog, denn Palmen ſind mir immer noch eine liebe Erinnerung an Syrien und Aegypten —, führte uns in ein altes ehemaliges Kloſter, das jetzt zu einem Militärſpital eingerichtet wird — ein lieber, reizender Platz. Von außen durch hohe, geſchwärzte Mauern dem Blicke der Vorübergehenden entzogen, beſitzt dieſes Kloſter einen vollkommen erhaltenen Kreuzgang von zierlichen gothiſchen Arcaden, mit Säulen von erſtaunlicher Dünne und niedlich mit Blätterwerk ausgemeißelten Knäufen, der in ſeiner einfachen Schönheit, in ſeiner Ruhe und Stille im länglichen Viereck einen kleinen Garten umgibt, wie man nichts Poetiſcheres ſehen kann; die Säulen ſind ſo fein, daß man kaum zu glauben vermöchte, die darauf ruhenden Spitzbogen könnten ſich halten, wenn nicht an den vier Ecken kräftige, flache Strebbogen in der Richtung der Diagonale die Bogenſtellungen mit den dicken Umfaſſungswänden rückwärts verſpannen würden und ſo im Vereine mit der vieltheiligen Balkendecke, die über dem Gange liegt, den beruhigenden Eindruck einer genügenden Feſtigkeit erweckten. Lorbern und Orangen bilden dichte Gruppen in demſelben, unter welchen ſich kleine Steinbänke befinden, von denen einige noch beſonders gegen die Sonne geſchützt ſind, indem man ſie mit Veranden

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zwanzigſtes Kapitel.

Es iſt immerhin ein eigenthümliches Gefühl, wenn man ſich auf ein Duell vorbereitet, mit ſeinen Vorgängen und Anordnungen, als da ſind: verweigerte Annahme jeder Ehrenerklärung und die Bedingung, auf fünf Schritte Barriere in die Mündung einer Piſtole ſehen zu müſſen. Es hat das Aehnlichkeit mit einer großen und gefahrvollen Reiſe, von der man nicht genau weiß, ob man ſie glücklich beendigen und die vier Wände ſeines Zimmers wiederſehen wird, welche wir vor Antritt derſelben ſinnend und vielleicht zum letzten Male betrachten.

Dabei fällt Einem dann gewöhnlich noch Dieſes und Jenes ein: man öffnet Gefache in Tiſchen und Schränken, deren Inhalt man lange Jahre nicht angeſehen, um ſie hierauf wieder mit gleichgültigen Blicken zurückzuſchieben,

oder irgend etwas herauszunehmen, das man häufig mit einem schmerzlichen Lächeln betrachtet.

So erging es Welden, welcher, tief in der Nacht vor seinem Schreibtische sitzend, eine Schublade desselben geöffnet hatte und nach allerlei Gleichgültigem, was er in ihr liegen ließ, eine vertrocknete Rose hervornahm und beim Anblicke derselben an einen heiteren Frühlingstag des vergangenen Jahres dachte, wo er diese Rose während eines Spieles als Zeichen oder Pfand für irgend etwas Unbedeutendes von Lucy von Rivola erhalten. Es war das in dem Parke hinter Eichenwald gewesen, und das liebliche Mädchen hatte diese eben aufgeblühte Rose, so ganz ihr Ebenbild, aus ihrem Haar gezogen und ihm mit einem freundlichen Blicke dargereicht.

Nun war das Pfand vertrocknet, aber das Bild der Geberin stand mit glühenden Farben so frisch und lebendig vor ihm, daß er sich nicht enthalten konnte, die Rose wiederholt an seine Lippen zu drücken und dazu mit leisem, innigem Tone zu sprechen: „O, wäre ich im Stande, damit deinem reinen, warmen Herzen einen freundlichen Gruß zu sagen — vielleicht den letzten, und wohl zu meinem Glücke, wenn es der letzte wäre!"

Dabei erinnerte er sich der Zeichnung, welche er vor kurzem gemacht: die Felsschlucht mit dem Wasserfalle und

Lucy mit ihrem kleinen Schlitten vorstellend. Er holte das Zeichenbrett, auf welchem sie sich befand, und nachdem er die schroff aufsteigenden Felsen zu beiden Seiten der Thalschlucht mit einem trüben Lächeln betrachtet, schrieb er oben auf das Blatt mit Bleistift die Worte: „Ich habe nach langem Ueberlegen gefunden, daß es schwierig, ja, unmöglich sein würde, diese Kluft zu überbrücken — vielleicht könnte diese Zeichnung ein Gedenkblatt sein für Fräulein Lucy von Rivola von ihrem ganz ergebenen Welden.“ Dann schnitt er das Blatt herunter, rollte es in einen weißen Bogen zusammen, versiegelte diesen und schrieb darauf den Namen des Freifräuleins von Rivola.

Es war schon spät in der Nacht, und so oft Welden einen Blick nach seinem Schlafzimmer warf, so oft konnte er sich eines unbehaglichen Gefühls nicht erwehren, wenn er daran dachte, sich auf sein Lager zu strecken, dort wahrscheinlich sogleich einzuschlafen, um vielleicht beim Grauen des Tages zu erwachen, um nicht mehr Zeit zu finden, Das und Jenes, was ihm noch einfallen könnte, zu ordnen.

Und er hatte doch schon viel Nöthiges geordnet im Laufe der letzten Tage, besonders des heutigen Nachmittags und Abends; dann hatte er der Einladnng seiner freundlichen Wirthin Folge geleistet und in deren Zimmer,

welches an das ſeinige ſtieß, eine Taſſe Thee getrunken, wobei er ſich alle Mühe gegeben, ſo heiter und unbefangen als nur immer möglich zu erſcheinem. Doch war ihm das nicht recht gelungen; wenigſtens hatte er dadurch nicht die beabſichtigte Wirkung auf die liebenswürdige, ſchöne Frau ausgeübt, in deren Geſellſchaft er heute Abend, wie ſchon ſo oft, ein paar Stunden zugebracht.

Die Oberbauräthin war offenbar mit etwas Unangenehmem ſehr beſchäftigt geweſen und hatte ſich vergebliche Mühe gegeben, das zuweilen durch eine gezwungene, ſprühende Laune zu verdecken: ſie hatte mit ihm heiter geplaudert und gelacht; doch wenn ſich auch dieſes Lächeln an ihren ſchwellenden Lippen, an ihren blendend weißen Zähnen gezeigt hatte, ſo war es immer wieder gedämpft worden durch einen trüben, ſchmerzlichen Blick ihres glänzenden, ſonſt ſo glücklich ſtrahlenden Auges, beſonders wenn ſie ihn an dem heutigen Abende lange und nachſinnend betrachtete. Auch war es ihm nicht entgangen, wie ſo häufig ihr Buſen von tiefen Athemzügen gehoben wurde, ja, von Seufzern, welche ſie ſich vergebliche Mühe gab, hinweg zu lächeln.

Wohl hatte er ſie nach der Urſache ihrer trüben Stimmung gefragt; doch wenn er alsdann bemerkte, daß ſie ſich kopfſchüttelnd abwandte, um ihm ihre plötzlich mit

Thränen gefüllten Augen zu verbergen, ſo hatte er discreter Weiſe geſchwiegen und das Geſpräch auf ein gleichgültiges Thema geführt, wobei es ihm allerdings eine ſeltſame Empfindung gab, wenn er bei ſich dachte, ſie könnte von ſeinem Vorhaben Kenntniß erlangt haben und ihm gelte die tiefe Rührung ihres Herzens, die ſie ſich zwar mit aller Kraft zu unterdrücken bemühte.

Einige Mal ſchon war er im Begriffe geweſen, offen mit ihr zu reden, ja, es kam ihm vor, als wolle ſie ihn durch irgend eine Bemerkung hierzu ermuntern; doch erſchien es ihm kleinlich, unwürdig, ja, gefährlich, auf dieſe Art eine innige Theilnahmebezeigung der ohnehin ſo ſehr erregten, ſchönen Frau herauszufordern. Gefährlich — gewiß, denn er hatte es zuweilen wohl in ſeinem Herzen gefühlt, daß der heiße Blick, den ſie häufig aus ihren ſchönen Augen auf ihn geſchleudert, mehr als Freundſchaft ausdrücken ſollte — ja, gefährlich ſelbſt für ihn, denn auch ſein Blut war in Wallung zu bringen, und er wußte genugſam aus den eigenthümlichen Lebensverhältniſſen der jungen Frau, um nicht Manches vollkommen erklärlich zu finden.

Als er nun heute Abend von ihr Abſchied genommen, hatte ſie ſeine Rechte mit ihren beiden Händen ergriffen, dieſelbe feſt und innig gedrückt und dann einen Augen-

blick, ehe er das hindern konnte, ſich raſch niederbeugend, ihre heiße Stirn darauf gelegt; hierauf hatte ſie ſich wieder hoch aufgerichtet, ihn mit feuchten Blicken und leicht geöffneten Lippen, zwiſchen denen die weißen Zähne hervorſchimmerten, mühſam athmend, lange angeſchaut und ihm dann, als er nach der Thür ging, mit leiſer Stimme, aber in heftiger Weiſe geſagt: „Und ſo können Sie mich verlaſſen, Albert?! Gute Nacht — gute Nacht denn, Albert!“

Langſam war er hierauf in ſein Zimmer hinübergegangen, nicht ohne mehrmals geſchwankt zu haben, nochmals zu ihr zurückzukehren, um ihr für ſo viel Freundſchaft und Anhänglichkeit noch ein gutes, herzliches Wort zu ſagen, vielleicht das letzte in dieſem Leben. Aber gerade der Gedanke war es, der ihn zurückhielt, daß er fürchtete, ihr gegenüber ſeine Kraft, ſeine Haltung zu verlieren.

Und ſo war er in ſein Zimmer gegangen und hatte bis ſpät in die Nacht hinein gearbeitet, ſcheinbar in tiefer Einſamkeit, denn er hatte es nicht vernommen, während er Schubladen auf- und zuſchloß, während er Papiere ordnete oder zerriß, daß zuweilen ein vorſichtig ſchleichender Schritt bis an ſein Zimmer kam, ein Weſen, welches ihn heiß und innig liebte, eine Frau, die, ihren Kopf

niederbeugend, leiſe, leiſe das Ohr an die Thür legte und jedes Geräuſch des zerriſſenen Papiers ſo mit empfand, als würde ihr eigenes Herz zerriſſen. Auch ſie hatte heute Abend das entſcheidende Wort, ſein Duell betreffend, hundertmal auf der Zunge gehabt — hatte ſie doch ſeit geſtern an nichts Anderes gedacht! — und immer wieder hatte ſie es zurückgedrängt in dem Gedanken, daß jetzt, während er ſcheinbar ſo ruhig vor ihr ſaß, noch nicht der Augenblick gekommen ſei, um günſtig auf ſeinen Entſchluß einzuwirken: er würde den Verſuch gemacht haben, ſie mit guten Worten, mit Vernunftgründen zu beſchwichtigen, ja, er würde ſie am Ende ſelbſt zu der Ueberzeugung gedrängt haben, daß ſeine Ehre jene Zuſammenkunft gebieteriſch verlange — oder er hätte ihr vielleicht zweideutige Verſprechungen gemacht, um daraufhin doch das zu thun, was er für das Richtige hielt.

Sie hatte ſich halb entkleidet auf ihr Bett geworfen, um bei jedem zufälligen Geräuſch im Hauſe, bei jedem Glockenſchlage emporzuſchrecken, um alsdann wieder mit laut klopfendem Herzen an ſeiner Thür zu lauſchen — und immer wieder hörte ſie ihn in ſeinem Zimmer beſchäftigt.

Doch war Welden endlich mit allem, was er zu thun hatte, fertig geworden, und ſeine letzte Arbeit war, von allen ſeinen Schubladen, ſowie von dem Schranke, in

welchem ſich die Bauakten befanden, die Schlüſſel einzuſtecken und die geſchriebenen Briefe und Pakete auf ſeinem Schreibtiſche recht augenfällig zu ordnen. Dann fühlte er, wie ihn die Müdigkeit übermannte und wie nothwendig es ſei, ſich durch einige Stunden guten Schlafes für morgen zu ſtärken. Auch war jetzt, wo alles Nöthige beſorgt ſchien, eine wohlthuende Ruhe in ſein Herz eingezogen, und mit dieſer das Bedürfniß des Schlafes. Die Befürchtung des zu ſpäten Erwachens hatte er nicht, denn neben einem untrüglichen Mittel, welches darin beſtand, daß er kurz vor dem Schlafengehen die betreffende Stundenzahl in gleichförmigen Schlägen auf ſeinem Nachttiſchchen markirte, hatte er auch dem Baron Miltau für alle Fälle ſeinen Hausſchlüſſel gegeben, und daß Miltau, der gerade in dieſen Tagen jeden Morgen um vier Uhr in den Stall mußte, fehlen würde, daran war nicht zu denken.

So ſchlief er denn augenblicklich ein, nachdem er ſich wenig entkleidet niedergelegt, und that einen tiefen und geſunden Schlaf. Auch waren ſeine Träume durchaus nicht ſo beunruhigender Art, wie man vielleicht hätte denken können; nur einmal ſah er ſich mit der Ueberbrückung einer Thalſchlucht mit tiefen, ſteilen Wänden beſchäftigt, auf deren ſchroffer Kante er mit Anordnungen thätig war, um einen ſchweren Balken hinüber zu ſchieben.

Eigenthümlicher Weiſe war es dieſelbe Schlucht, welche er für Lucy von Rivola aufgezeichnet, und das wußte er ſelbſt im Traume; ja, es war ihm, als höre er ein leiſe klingendes Geräuſch, wie von einem fernen Schlittengeläute, und als er ſich raſch vornüberbeugte, verlor er das Gleichgewicht und fiel tief, tief hinab, aber ohne dabei den geringſten Schmerz zu empfinden. Vielmehr durchſtrömte ihn ein wonniges Gefühl bei dieſem Sturze; dann fächelte eine warme Luft um ſeine Stirn, und es war ihm, als höre er; aber kaum vernehmbar, ſeinen Namen ausſprechen: „Albert!“

Und dann wiederholt: „Albert!“ — wie von einer leicht aufſchluchzenden Stimme.

Damit zerriß ſein Traum und es überfuhr ihn ein eigener Schauer, als er in die Wirklichkeit zurücktrat: der Schimmer eines Lichtes im Nebenzimmer warf einen zweifelhaften Schein auf ſein Lager und auf eine weibliche Geſtalt, die, neben ihm ſtehend, ſich auf ihn herabgebeugt hatte und deren dickes, ſchweres Haar kühl auf ſeine heiße Wange herabfloß — oder war es die Fortſetzung ſeines Traumes? Er ſchloß unwillkürlich ſeine Augen wieder, worauf der Lichtſchimmer verſchwand, aber nicht das heiße, faſt beängſtigende Gefühl, daß ſich die Geſtalt, welche er

bedeckte, die höchſt einfach aus Lattenwerk und Weinlaub beſtanden und ganz willkürlich hier und dort an den Zweigen der Bäume feſtgemacht waren. Gebüſche und Bänke umgaben einen kleinen freien Platz in der Mitte des Gartens, wo ſich der unentbehrliche Springbrunnen befand, hier aber mit einem klaren Waſſerſtrahle verſehen, der hoch hinaufgeſchleudert wurde und mit ſchwarzen, ernſten Cypreſſen zu wetteifern ſchien, welche den Brunnen und das dazu gehörige Steinbaſſin umſtanden. Die gothiſchen Arcaden des Kreuzganges ſtanden doppelt über einander, und obgleich die obere Reihe zugemauert war, ſah man doch deutlich Säulen, Bogen und Capitäle. Der Campanile der Kloſterkirche oder eigentlich der Glockenſtuhl — denn er beſteht nur aus einer einzelnen mit Bogen durchbrochenen Mauer, die auf der Wand des Kreuzganges ruht — ſchaut, von der Sonne beſchienen, freundlich zwiſchen den Cypreſſen durch den Hof herein, und die in ſeinem Bogen ſchwebenden Glocken feiern jetzt wohl für lange Zeit, da keine Mönche mehr da ſind, die ihrem Rufe folgen.

Die Geſtalt dieſer Kreuzgänge iſt eine unendlich glückliche und gut gewählte; es ſpaziert ſich ſo angenehm darin umher, und was in einem Parke die verſchlungenen Wege ſind, das ſind hier die Ecken des Ganges, welche das Einerlei eines langen Spazierganges wohlthuend unterbrechen. Dabei waren die Mönche vor Sonne und Regen geſchützt, und die Umgebung, die ſie hier hatten, unterſtützte ſie bereitwillig in ihren mannigfachen Betrachtungen. Der heitere Blick, welcher gern auf dem Laub und den Blüthen des Gartens, auf den von der Sonne beſchienenen Blumen und dem glitzernden Waſſerſtrahl verweilte, wurde ernſt und düſter, wenn er ſich alsdann auf die Steinplatten des Bodens niederſenkte oder auf die Wände des Kreuzganges, wo eine lange Reihe von Namen derer eingehauen war, die einſtens hier gewandelt, ebenfalls umgeben von Blüthenduft und Sonnenglanz.

Dieſes Kloſter liegt dicht an der ſüdöſtlichen Stadtmauer, und wenn man dieſer folgt, ſo kommt man in ein ärmliches Stadt-

ſo eben geſehen, ihm näherte und abermals flüſternd ſeinen Namen rief.

„Um des Himmels willen," rief er, ſich halb aufrichtend, „ſuchen Sie meine Hülfe? Was iſt geſchehen?"

„O, es iſt bis jetzt gar nichts geſchehen," hörte er eine bekannte, weiche Stimme zitternd antworten, „aber es ſoll etwas geſchehen, und deßhalb ſuche ich Ihre Hülfe, Albert — für Sie ſelbſt! O, verzeihen Sie meiner namenloſen Angſt, die mich ſo weit brachte, Sie beim Grauen des Tages anzuflehen, das Haus nicht zu verlaſſen!"

„So, graut ſchon der Morgen? — O, laſſen Sie mich!"

„Nein, nein, der Morgen graut noch nicht," hörte er ſie mit ängſtlich zitternder Stimme ausrufen; „ich irrte mich, es war nur der Schein der Lampe!"

„O nein, nein — laſſen Sie mich!"

„Nein, nein, ich laſſe Sie nicht, bis Sie mir verſprechen, meine innige Bitte zu erfüllen! Nein, ich laſſe Sie nicht, und ſollte ich Sie mit Gewalt zurückhalten müſſen, indem ich mich feſt an Sie klammere! Sie haben Zeit genug, mich wenigſtens anzuhören!"

Es war ihm klar, auch ohne daß er es ausſprach, was das wild aufgeregte, ſchöne Weib von ihm wollte:

es hatte ſeine Verabredung auf heute Morgen erfahren, es wollte dieſelbe hindern; er fühlte ſich in einer furchtbaren Lage. Er warf einen Blick gegen das Fenſter, doch da dieſes dicht verhangen war, ſo konnte er nicht ſehen, ob der Tag heraufdämmere, wohl aber ſah er, als er ſich aufgerichtet, in die angſterfüllten, reizenden Züge einer Frau, die ihn, wie er wußte, heiß und innig liebte; er ſah ihr aufgelöstes, prachtvolles, ſchwarzes Haar von der bleichen Stirn tief über ihre weiße Schulter herabfallen, den blendenden Schein ihres bewegten Buſens erhöhend.

„Verſprechen Sie mir, das Haus nicht zu verlaſſen, mehr will ich ja nicht, mehr verlange ich ja nicht, und werde mich augenblicklich zurückziehen, um Ihnen nicht weiter beſchwerlich zu fallen!“

Sie ſagte das mit zitternder Stimme, von Schluchzen unterbrochen, während ſie ſich emporrichtete und ſeine Hand ergriff, mit der er ſie, wenn gleich ſanft, von ſich drückte.

„Sie wiſſen alſo, um was es ſich handelt?“

„O, ich weiß es, ich weiß es! Ich wußte es geſtern Abend, ich wußte es ſeit mehreren Tagen!“

„Und Sie nehmen ſo innigen Antheil an mir?“ fragte er in herzlichem Tone.

„O, den innigſten!“

„Nun denn, ſo können Sie die Bitte, welche Sie ſo eben gethan, nicht im Ernſte an mich ſtellen. Wiſſen Sie, was das Zuſammentreffen bedeutet, zu welchem ich in kurzer Zeit aufbrechen muß? Nun, wenn Sie das wiſſen, ſo brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, daß keine Macht mich abzuhalten im Stande iſt, bei einem Zuſammentreffen zu erſcheinen, wo mehr als mein Wort verpfändet iſt!“

„Vernunftgründe,“ rief ſie aus, indem ſie mit einer heftigen Bewegung ihr Haar mit beiden Händen von der Stirn zurückwarf, „die ich nicht verſtehen kann, nicht verſtehen will! Muß ich es denn ausſprechen, daß ich nicht mehr leben will, wenn du unglücklich biſt? Soll ich gezwungen ſein, mein Haar auszureißen und aller Welt zuzurufen, daß ich mein Alles verloren? Ja, Albert, mein Alles, alles, was ich liebe auf dieſer Welt — Alles — Alles!“

Sie war bei den letzten Worten, die ſie in wildeſter Aufregung ſprach, vor dem Bette auf die Kniee niedergeſunken, hatte ihre beiden Arme um ſeinen Hals geworfen, ihn gewaltig an ſich gezogen und ſich mit einem heißen Kuſſe an ſeine Lippen feſtgeſogen.

Vergeblich hatte er es einen Augenblick verſucht, ihre zarten, feſt in einander geſchlungenen Hände von ſeinem

Nacken zu löſen; vergebens hatte er alsdann ſich aufzurichten verſucht und dadurch nur erreicht, daß er das ſchöne Weib vom Boden emporhob, wobei ſeine Hand mit ihrem warmen, zuckenden Körper in eine Berührung kam, die ihm das Blut gewaltſam zum Herzen zurückſtrömen ließ, ſein Auge verdunkelte und ihn um ſo mehr in eine tiefe, aber ſelige Nacht zurückwarf, als ſich ihr reiches Haar wie ein ſchwarzer Schleier rings um ſein Haupt ausbreitete. —

„Und kannſt du mich jetzt noch verlaſſen, Albert?“

„Um des Himmels Barmherzigkeit willen, mich zwingt mein Wort dazu! Könnteſt du es mit anſehen, wie man mit Fingern auf mich als auf einen Feigling deuten würde?“

„Gewiß, gewiß, ich weiß ja, daß du nicht feige biſt! Du biſt hochherzig und kühn, und gerade da du das biſt, wirſt du mich jetzt nicht verlaſſen!“

„Ich muß, Sophie, ich muß — ſieh, wie jetzt der Morgen ſelbſt durch mein verhängtes Fenſter hereindämmert — ich habe wenig Zeit mehr zu verlieren — wenn du mich liebſt, ſo laß mich aus deinen ſüßen Armen, laß mich keine Gewalt anwenden, wozu du mich zwingen würdeſt, wenn du meinen Bitten kein Gehör ſchenkſt!“

„Nein, nein,“ rief ſie in höchſter Aufregung, „zwingen

ſollſt du mich nicht, aber ich will dich zwingen, bei mir zu bleiben — ich werde die Thür deines Zimmers verſchließen und den Schlüſſel zum Fenſter hinauswerfen — thue dann, was du willſt, bringe das Haus in Alarm, laß meine Leute von außen öffnen, und ſie ſollen mich bei dir finden — ich will dich dann vor ihren Augen mit meinen Armen umſchlingen, und wenn du alsdann Gewalt anwendeſt, Albert, ſo ſchwöre ich, ich laſſe mich von dir auf die Straße hinauszerren!"

Mit unbezwinglicher Kraft ſchnellte ihr elaſtiſcher Körper nach dieſen wild ausgeſtoßenen Worten empor und von ihm weg dem Nebenzimmer zu; er war wie erſtarrt, er konnte ihr nicht zuvorkommen, und ſeine Aufregung ſteigerte ſich zum Entſetzen, als er ſie jetzt im Nebenzimmer einen wilden Schrei ausſtoßen hörte und ſie mit allen Zeichen des Schreckens zurückſtürzen ſah, wobei ſie mit der rechten Hand zitternd und mit dem Ausdrucke der Angſt zurückwies, als habe ſie dort draußen ein Geſpenſt geſehen.

Welden nahm ſich kaum die Zeit, einen Rock überzuwerfen, worauf er in ſein Wohnzimmer eilte, um hier ſogleich den furchtbaren Schrecken der armen Frau begreiflich zu finden, wenn auch der Gegenſtand, welcher ſich hier ſeinen Augen darbot, an ſich ſelbſt nichts ſo Fürchterliches hatte.

Es war Lieutenant Miltau, der unter der Thür des Wohnzimmers ſtand und ihn jetzt mit einem zweifelhaften Lächeln anſtarrte.

„Aber, Herr von Miltau!“ brauste der junge Ingenieur auf.

„Aber, mein verehrter Herr,“ entgegnete der Andere in einem etwas ſpitzigen Tone, jedoch mit großer Ruhe, wobei er ſeine Stimme abſichtlich ſehr zu dämpfen ſchien, „wenn man Jemandem ſeinen Hausſchlüſſel anvertraut und die Bitte hinzufügt, von dieſem Hausſchlüſſel Gebrauch zu machen, ſo muß man ſich nicht wundern, wenn man — wenn man auf eine Art — überfallen wird, die Einem allerdings recht unangenehm ſein kann — doch will ich trotz allem dem um Entſchuldigung bitten, ich hätte freilich klopfen können und ſollen.“

Der junge Ingenieur hatte große Mühe, ſeiner begreiflichen Aufregung ſo weit Meiſter zu werden, daß er, dem Anderen näher tretend, ebenfalls in leiſem Tone ſagte: „Ich ſehe wohl ein, es bedarf durchaus keiner Entſchuldigung, oder ich müßte dieſelbe von Ihnen erbitten — aber Sie werden begreiflich finden, Herr von Miltau, daß . . . .“

„O, ich begreife Manches,“ erwiederte der Andere mit einem eiskalten Tone und mit einem ſo ſpöttiſchen Lächeln,

daß ihn Welden verwundert und betroffen anſchaute. „Ich begreife alles das ſo genau, daß Sie es ebenfalls begreiflich finden werden, wenn ich mir nicht die Mühe nehme, Ihnen zu ſagen, warum ich eigentlich hergekommen.“

„Allerdings, denn ich kenne ja Ihre freundliche Abſicht, mich zu begleiten; doch muß ich ehrlich ſagen, Herr von Miltau, ich verſtehe nicht den ſonderbaren Ton, die ſonderbare Miene, mit der Sie zu mir reden. Verzeihen Sie mir indeſſen,“ fuhr er nach einem kurzen Augenblicke in ſchmerzlichem Tone fort, wobei er beide Hände an ſeine Schläfe drückte, „ich befinde mich in einem Zuſtande, daß es auch möglich iſt, ich hätte das anders aufgenommen, als Sie es mir ſagen wollten — nicht wahr, es iſt ſo? Geſtatten Sie mir einen Moment, um meinen Hut zu nehmen, und ich ſtehe dann ganz zu Ihrer Verfügung.“

Ohne hierauf eine Antwort abzuwarten, ging er in's Nebenzimmer zurück und war glücklich, die arme Frau nicht mehr dort zu finden — ſie hatte durch die Thür dieſes Zimmers daſſelbe verlaſſen.

Als Welden zurückkehrte, Paletot und Hut in der Hand, ſah er den Lieutenant Miltau noch immer auf derſelben Stelle ſtehen, mit übereinander geſchlagenen Armen, ihn mit dem nämlichen ſonderbaren Lächeln betrachtend.

„So, ich bin fertig — wenn es Ihnen gefällig iſt, gehen wir.“

„Und wohin denn, Herr Welden, wenn ich fragen darf?“ verſetzte der Offizier in rauhem Tone. „Beliebt es Ihnen, eine Komödie mit mir zu ſpielen?“

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Lieutenant!“

„Sie wollen mich nicht verſtehen — o, ich begreife das!“

„Sie kamen doch, um mich abzuholen?“

„Nicht ſo ganz — ich kam, um Ihnen eine Nachricht zu bringen, die mir ſo überraſchend war, daß ich nicht anders glaubte, als ſie müſſe auch auf Sie die gleiche Wirkung ausüben — jetzt aber verſtehe ich, warum dies nicht der Fall iſt.“

Welden war bei der letzten Rede des Offiziers einen Schritt zurückgetreten, und als er jetzt in deſſen Haltung, in ſeiner Art, zu ſprechen, in ſeinen Blicken nicht nur etwas Gehäſſiges, ſondern ſogar etwas Verächtliches fand, ſchaute er ihn mit einem feſten Blicke an und ſagte in einem entſchiedenen Tone: „Auf mein Wort, ich verſtehe Sie nicht — ſind Sie vielleicht plötzlich aus meinem Zeugen derjenige meines Gegners geworden? Bei Gott, Herr Lieutenant, wenn dem ſo wäre, Sie könnten nicht anders gegen mich auftreten!“

„Ihres Gegners? Ah, Sie meinen Herrn Ferdinand Wellermann! Warum nennen Sie dieſen Herrn noch immer Ihren Gegner, da Sie doch wohl ſelbſt am beſten wiſſen, daß man ihm die Möglichkeit benommen, Ihr Gegner zu ſein?“

„Glauben Sie mir, ich weiß von gar nichts!“

„Ich will ſo freundlich ſein, Ihnen dieſen Gefallen zu thun,“ antwortete der Lieutenant von Miltau mit einer ceremoniöſen Verbeugung und fuhr fort, als er ſah, daß Welden ihm heftig einen Schritt näher trat: „Wenn Sie nämlich ſich ſelbſt den Gefallen thun wollen, mich ruhig anzuhören.“

„Ich bitte, ich bitte!“ rief der Andere mit vor Erregung zitternder Stimme.

„Ich glaube Ihnen geſtern ſchon geſagt zu haben, daß ich heute mit der Stallaufſicht beehrt bin — ein angenehmes Geſchäft, welches veranlaßt, um vier Uhr ſchon in der Welt zu erſcheinen, ſo vor einer Stunde, wo ich durch den Beſuch des Herrn Beſenbach erfreut wurde, welcher erſchien, um mir mit allen Zeichen einer ſehr glaubwürdigen Ueberraſchung — er betonte das Wort „glaubwürdig“ ſehr ſtark — die Meldung zu machen, daß das projectirte Duell nicht ſtattfinden könne, da Herr

Ferdinand Welkermann ſoeben in ſeiner Wohnung verhaftet worden ſei.“

„Unmöglich! Durch wen?“

Herr von Miltau zuckte mit einem verächtlichen Lächeln die Achſeln, während er ſagte: „Sie halten mich eigentlich für unanſtändig gutmüthig — doch ſei es darum — es war der Polizeirath Merkel, welcher ihn verhaftete.“

„Ah, ich hätte es mir denken können!“

„Gott ſei gedankt, daß Sie das endlich zugeben! Und nun, Herr Welden, bin ich mit Ihnen wohl für ewige Zeiten fertig?“

„Nicht ſo, Herr Lieutenant, nicht ſo!“ rief der Andere mit blitzenden Augen. „Hinter Ihren Blicken lauert etwas, das ich ergründen möchte, ja, das ich ergründen muß, und wofür ich von Ihnen genügende Erklärung zu verlangen das Recht zu haben glaube.“

„Die ich aber keine Luſt habe, Ihnen zu geben, mein lieber Herr Ingenieur. Richten Sie ſich auf, wie Sie wollen, bedrohen Sie mich mit Ihren Blicken, wie Sie mögen, ich in meiner Stellung fürchte nicht, von Ihrer dienſteifrigen Polizei verhaftet zu werden, wie der arme Welkermann!“

„Ich würde doch vielleicht Mittel haben, Sie zu zwin-

viertel, welches aber nicht unintereſſant iſt. Die engen Gaſſen laufen hier eigenſinnig durch einander, finſter und ſchmutzig, zuweilen durch kleine Plätze unterbrochen, wo Häuſer niedergeriſſen wurden, deren Formen man noch deutlich erkennt an den Mauern der ſtehen gebliebenen, gerade wie die Ueberbleibſel eines Schwalbenneſtes, das man von der Mauer herabgeſtoßen. Auch recht feuchte Winkel gibt es hier, welche ſich wuchernde Pflanzen zu Nutze gemacht haben, die, hoch auf dem Dache entſproſſen, längs den grauen Mauern herabgekrochen ſind. Hier und da erblickt man auch einen freundlichen Balcon, neben dem ſich eine mächtige Weinrebe hinaufſchlingt, deren Ranken oben, durch Latten oder Pfähle unterſtützt, ein weit vorſpringendes Schattendach bilden.

So umherſchauend, und bald hier, bald dort ſtehen bleibend, kommen wir auf einen breiten, mit doppelten Baumreihen bepflanzten Spaziergang, el Paſeo Nuevo, der parallel mit der Rambla läuft, gegen dieſe aber ſehr einſam und öde liegt; er iſt zu ſehr vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, um von der eleganten Welt benutzt zu werden. Doch ſcheint ſich hier die jüngere Generation oder vielmehr die Bonnen und Wärterinnen derſelben ein Rendezvous zu geben; denn wie z. B. im Garten der Tuilerien zu Paris auf einer Stelle, die wegen ihrer ſonnigen Lage la petite Provence heißt, ſieht man auch hier eine große Anzahl geputzter Kinder, die ſich unter den Bäumen umhertummeln und aller'ei Spiele treiben. Ich kann hier nicht eine eigenthümliche Kopfbedeckung der kleinſten dieſer Kinder, welche anfangen laufen zu lernen, unerwähnt laſſen. Es ſind das Fallhüte von Stroh geflochten, die wie ein Turban ausſehen, und dem Kopfe beim Niederſtürzen eine elaſtiſche Unterlage geben. Die kleinen Spanierinnen mit ſehr großen und glänzenden Augen tanzen im Kreiſe, während die jungen Dons ereerciren und Soldaten ſpielen; denn in dieſer Richtung ſehen ſie hier treffliche Vorbilder; dieſer Spaziergang ſtößt nämlich an das Glacis der Citadelle, und auf demſelben werden die Soldaten abgerichtet, müſſen ſtehen und gehen

gen, endlich mit der Sprache herauszurücken, ſtatt ſich immerfort hinter Räthſeln zu verſchanzen!"

„Sie nicht mehr, Herr!" rief der Offizier in einem brutalen Tone. „Machen Sie ſich nicht noch lächerlicher, als Sie in meinen Augen ſowie in denen jedes Ehrenmannes erſcheinen müſſen! — Und nun leben Sie wohl und glücklich, wenn Ihnen das möglich iſt!"

Der Offizier wandte ſich langſam um, um das Zimmer zu verlaſſen; doch ſprang Welden zwiſchen ihn und die Thür, und ohne ihn mit einer Fingerſpitze zu berühren, hielt er ſeine Hand drohend gegen ihn ausgeſtreckt, wobei er ihm zudonnerte: „Herr, Sie kommen nicht über dieſe Schwelle, bis Sie mich in kurzen, bündigen Worten klar wiſſen laſſen, was ich umſonſt aus Ihren Reden zu erklären mich bemühe!"

Herrn von Miltau's Hand zuckte nach ſeinem Säbel; doch biß er ſich beſtürzt auf die Lippen, als er die große, kräftige Geſtalt Welden's, der er ſammt ſeiner Waffe nicht gewachſen war, mit einem flüchtigen Blicke nochmals überſchaut. Dann ſagte er, ſich verbeugend: „Und nachdem ich Ihr Verlangen erfüllt, werden Sie mir vielleicht erlauben, mich zurückzuziehen?"

„Gewiß," gab Welden nach einem tiefen Athemzuge zur Antwort, „und ich werde mich an das andere Ende

des Zimmers begeben, um von dort zu hören, was Sie mir Furchtbares zu ſagen haben — aber keine Deklamationen, wenn ich bitten darf — Thatſachen, ich will Thatſachen hören!“

Er ſchritt langſam von der Thür gegen das Fenſter, neben welchem er ſich an die Wand lehnte. Doch folgte ihm der Offizier furchtlos nach und ſagte nun, dicht vor ihm ſtehend: „Thatſachen kann ich allerdings nicht ausſprechen, aber eine ſo natürliche Zuſammenſtellung, daß ſich der ſelbſt für einen Dummkopf halten müßte, dem ſie nicht klar in die Augen ſpringen würde: Sie gehen ein Duell ein, Sie beehren mich, Ihr Zeuge zu ſein, Sie ſchieben dieſes Duell drei Tage lang unnöthig auf, und am Morgen des vierten erfährt Ihr Zeuge, daß Ihr Gegner verhaftet worden iſt — verhaftet durch wen? Durch den Polizeirath Merkel, deſſen Schweſter ich vorhin das Glück hatte, hier zu ſehen — verſtehen Sie meine Zuſammenſtellung?“

„Ja, ich verſtehe ſie,“ ſagte Welden mit dumpfer Stimme, indem er furchtbar erbleichte.

„Und ſo werden Sie mir wohl geſtatten, mich jetzt zurückzuziehen?“

„Gewiß, und ich danke Ihnen ſogar für Ihre Auf-

richtigkeit, wenn auch Ihre Worte im Verlaufe des ganzen Geſpräches nicht gerade gut gewählt waren.“

„Ich ſtehe für meine Worte ein.“

„Dafür doppelten Dank!“ rief Welden mit einer heiſeren Stimme. „So habe ich alſo das Vergnügen, zwei Ehrenſachen abmachen zu können?“

„Aber eine nach der anderen, mein lieber Herr,“ verſetzte der Offizier mit einem leichten Achſelzucken. „Wenn der Ehre des Herrn Welkermann Genüge geſchehen iſt, ſo könnte ich vielleicht zu Befehl ſtehen, wenn . . . .“

„Wenn? Bitte, reden Sie aus!“

„Wenn Sie Herrn Welkermann Genüge leiſten können — doch glaube ich, daß das unmöglich ſein wird: Sie nahmen die Polizei zu Hülfe und haben auf dieſe Art jedes Arrangement, wie es ſonſt unter Ehrenmännern gebräuchlich iſt, unmöglich gemacht.“

Nachdem Herr von Miltau das geſagt, blieb er noch einen Augenblick mit hoch aufgerichtetem Kopfe ſtehen, um alsdann, ſich langſam umwendend, das Zimmer zu verlaſſen.

Welden hatte mit einer Hand den Griff der Fenſterſtange gepackt und blickte ihm lange, lange nach mit ſtarren Augen, mit zuckenden Lippen, mit wild klopfendem Herzen, mit haſtig ausgeſtoßenem Athem.

Einundzwanzigstes Kapitel.

In dem Hause des Stadtschultheißen herrschte keine kleine Bestürzung: war doch beim Grauen des Tages die Polizei dort erschienen, allerdings nur in der Gestalt des mit dem Hause befreundeten Polizeirathes Merkel, hatte mit dem Stadtschultheißen eine längere Unterredung gehabt und war von dem Entschlusse, vor das Zimmer des Herrn Ferdinand eine Ehrenwache zu setzen, nur durch die Versicherung des Herrn Welkermann senior, dafür haften zu wollen, daß sein Sohn das Haus nicht verlasse, abgegangen.

Wären in den Zeiten des tiefsten Friedens, in denen unsere Geschichte spielt, plötzlich feindliche Truppen in das Haus eingefallen, oder hätte es sich unter der Gewalt eines tüchtigen Erdbebens geschüttelt, die Bestürzung, be-

ſonders in den unteren Regionen, hätte nicht gröſser ſein können. Und doch war man hier in letzter Zeit an Aufregendes ſchon gewöhnt: hatte doch Jungfer Margarethe, der Liebling der Küche, das Haus unter Umſtänden verlaſſen, welche der ehrenfeſten Köchin den begreiflichen und verzeihlichen Ausdruck: Pfui Teufel! entlockt hatten — war doch Margarethe, die von hoffnungsloſen Bewerbern gewöhnlich nur das „Freifräulein" genannt wurde, mit einem Menſchen verſchwunden, davongegangen, ausgewandert, den die Köchin, wie ſie hoch und heilig verſicherte, nie anders als mit einem Handſchuhe bewaffnet zur Thür hinaus gejagt haben würde.

Und nun noch die Polizei im Hauſe!

Die Köchin ſaß neben ihrem Heerde, die Kaffeemühle auf dem Schooße, und ſagte zu dem Hausknechte, der neben ihr ſtand: „Und nach allem dem wundere ich mich über gar nichts mehr, ja, wenn ich morgen früh ohne Kopf erwachte, ich würde es begreiflich finden!"

Am ruhigſten war beziehungsweiſe noch die Hauptperſon dieſer traurigen Geſchichte, Ferdinand Wellermann ſelbſt, welcher denn auch, nachdem der Polizeirath ſich entfernt, ſeinem Vater achſelzuckend geſtanden, daß er allerdings auf heute Morgen eine Zuſammenkunft mit Welden verabredet gehabt, und daß er eigentlich nicht begreife,

warum ſich die Polizei ſo vorſorglich in ſeine Angelegenheiten miſche.

Dieſes Warum aber wurde ihm am frühen Morgen ſchon klar gemacht, als nämlich ſein eigener Zeuge, Herr Beſenbach, mit Herrn von Miltau, dem Zeugen ſeines Gegners, auf ſeinem Zimmer erſchien — Beſuche anzunehmen, war ihm nämlich nicht verboten — und als hier der Lieutenant von Miltau nach einigem Achſelzucken und einigen ſehr unbedeutenden Weigerungen ſeine Erlebniſſe von heute Morgen ſo weit berichtete, daß man aus ſeinen Aeußerungen entnehmen konnte, ſelbſt er, der Sekundant Weldens, habe die Ueberzeugung gewonnen, jener ſei dem Vorhaben der Polizei nicht fremd geweſen und habe es nicht ungern geſehen, daß der Polizeirath Merkel, als Schwager des Oberbauraths Lievens von der Ehrenſache in Kenntniß geſetzt — mehr ſagte er allerdings nicht, — die Angelegenheit verhindert habe.

„Hole die Peſt alle feigen Memmen!“ citirte der kleine Beſenbach mit einer Entrüſtung, die etwas Komiſches hatte, die man aber begreiflich fand, wenn man wußte, daß er einigen jungen Damen ſeiner Bekanntſchaft von dem bevorſtehenden Duell, und wie er das nicht nur arrangirt, ſondern auch im Nothfalle für ſeinen Freund Welkermann eintreten würde, berichtet hatte. Er ſetzte hinzu, indem er

mit der rechten Hand seinen langen, rothen Backenbart sorgfältig in die Höhe zog: „O, es ist etwas Empörendes um die Feigheit! Was wird nun weiter geschehen?"

„Das hängt nun alles davon ab, wie lange mich die Polizei in ihren Krallen hält, ob sie überhaupt ein Recht dazu hat, und diese Frage wird mein Alter heute Morgen mit unserem Rechtsfreunde erörtern — auch habe ich ihn zum Bankdirektor geschickt, der schon im Stande sein wird, mich zu reklamiren."

„Uebrigens macht sich so ein kleiner Hausarrest nicht übel," meinte Vesenbach, „besonders eines Duells wegen, das gibt Relief."

„Und ist jedenfalls sehr anständig — Herr Wellermann, Sie stehen da wie ein Held gegenüber diesem prahlerischen Baubeflissenen — wie man sich in derlei Leuten täuschen kann, ich hätte diesen Welden für einen anständigen Kerl gehalten."

„Ich fand immer an ihm etwas Lauerndes, etwas Unheimliches," sagte Vesenbach; „er gab sich immer so ein Air, als habe er ein Recht dazu, uns andere junge Leute von der Höhe seiner Tugend herab anzuschauen — meinst du nicht auch so, Ferdinand?"

„Nein, ich meine das nicht, gab dieser trocken zur Antwort; geliebt habe ich diesen Welden nie, aber ich

hielt ihn für einen anständigen, ehrenhaften Kerl, und halte ihn auch jetzt noch dafür."

„Ah bah," rief der Lieutenant, „nach dem Wenigen, aber vollkommen Genügenden, das ich von dem Vielen mittheilen durfte, ohne . . . ."

„Ich weiß nicht, was Sie noch mehr erzählen könnten, verlange auch nicht nach Ihrem Geheimniß, denn ich wittere darin eine Unterrocksgeschichte, und wollen wir davon nichts weiter aufdecken."

„Das ist bei dir der reine Widerspruchsgeist, doch hoffe ich, du wirst mit diesem Welden auf keinerlei Art mehr anbinden."

„Das hängt davon ab — für feige kann ich ihn nicht halten, denn sonst hätte er ja meine sehr weit gehenden Erklärungen annehmen können."

„Die Sie ihm doch hoffentlich nicht wiederholen würden?"

„Schwerlich, wogegen mich aber durchaus nichts hindern könnte, ihm zu Diensten zu sein, sobald er mir beweist, daß er an diesem Auftreten der Polizei gegen mich unschuldig ist, und ich glaube, er ist es."

„Du bist ein unverbesserlicher Kerl," sagte der kleine Besenbach und setzte hinzu, indem er sich in die Brust warf: „Aber Eines bitte ich mir aus, daß keine Unter-

redung mit Welden über dieſe Angelegenheit ſtattfindet, ohne daß ich dabei bin!"

„Nein, nein," gab Ferdinand Welkermann in einem etwas ſpöttiſchen Tone zur Antwort, „du ſollſt, wie immer, von Allem haben, ſollſt in dem Falle mit deinen kurzen Beinen die Entfernung abſchreiten und Eins, Zwei, Drei zählen dürfen."

Noch eine Zeit lang ging das Geſpräch der drei jungen Leute, aber ohne weiteres Intereſſe für unſere Geſchichte, fort, worauf ſie ſich trennten, und auf der Treppe ſagte Veſenbach zum Lieutenant von Miltau:

„Sehen Sie, ſo iſt dieſer unberechenbare Kerl, dieſer Welkermann: da kommt eine Weibergeſchichte in's Spiel — denn das iſt doch ſo, wenn Sie es auch discreter Weiſe verſchweigen, — und er begreift es, ja, er entſchuldigt es am Ende, daß jener Welden ſchlecht an ihm handeln konnte."

„Es iſt überhaupt eine eigenthümliche Miſchung in dieſem guten Welkermann," ſagte der Lieutenant kopfſchüttelnd.

„Ja, eine gute Miſchung aus faſt lauter vortrefflichen Eigenſchaften; aber alles das iſt gelähmt durch ſeine koloſſale Gleichgültigkeit, mit der er in dieſem Augenblicke bereit iſt, das wegzuwerfen, was ihm ſoeben noch von

höchstem Interesse erschien — ich muß mich wahrhaftig selbst bewundern, daß ich so lange im Stande war, in fester Freundschaft zu ihm zu halten."

„Das macht die Anhänglichkeit, Besenbach," lachte der Andere, „Sie ließen sich nicht so leicht abschütteln."

„Das ist wahr, weil ich ihn trotz allem dem für einen guten, aufopferungsfähigen Kerl halte — wenn er nur nicht diese ungeheure Gleichgültigkeit gegen Alles hätte: gleichgültig bei allen seinen Vergnügungen, gleichgültig, wenn er ißt und trinkt, wenn er liebt oder wenn er das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauswirft, und ich glaube, er würde sich ebenso wenig daraus machen, sein Leben wegzuwerfen, wenn er einen halbwegs vernünftigen Anlaß dazu findet — wie gesagt, ein sehr sonderbarer Kerl!"

Ferdinand war allein in seinem Zimmer zurückgeblieben und hatte mit einem kurzen Kopfnicken von Miltau und Besenbach Abschied genommen; dann war er einige Male im Zimmer auf- und abgegangen, die Hände in die Taschen seiner Beinkleider gesteckt, mit gespitztem Munde, als wolle er eine Melodie pfeifen, mit der Miene der Gleichgültigkeit. Doch flog zuweilen ein düsterer Schatten über sein Gesicht, welcher immer wieder zu kommen schien, ob-

lernen, rechts- und linksum machen, nach Zählen marſchiren, ganz wie bei uns — ein Anblick, der uns denn auch deßhalb ſo äußerſt angenehm an die Heimath erinnerte. Der heutige Tag ſchien den Tambours gewidmet zu ſein, und dieſe ſpazierten zu Zweien oder Dreien recht melancholiſch auf den Wällen und in den Gräben umher, ſich und dem begleitenden Unteroffizier etwas vormuſicirend.

Die Citadelle, deren Werke beim Aufſtand 1842 theilweiſe gelitten haben, iſt vollkommen wieder hergeſtellt; man ſieht von dem Spazierwege aus deutlich die lang gezackten Linien vor ſich liegen, Schießſcharten und Geſchütze, ſo wie eine einſame Schildwache. Wir laſſen die Citadelle links liegen; ehe wir aber den breiten Weg verlaſſen, ſtoßen wir auf einen kleinen melancholiſchen Garten, mit Mauern und einſamen Gittern eingefaßt, den einſtens ein Gouverneur der Citadelle für ſich und ſeine Familie angelegt. Jetzt iſt eines ſeiner Thore dem Publikum geöffnet, durch welches wir denn auch eintreten. Der Garten iſt klein und erſcheint als eine große Spielerei, wie die Eſſenz eines großen Parkes: Laubgänge, Alleen en miniature, Seen und Teiche wie Entenpfützen, Hügel, die man faſt mit einem guten Schritte überſteigen kann, auf ihnen kleine Pavillons zu anderthalb Perſonen, und im Verhältniß dazu Marmorſtatuen, die alten Götter darſtellend, wie ſie wohl in ihrer Jugend ausgeſehen haben mögen; auch eine kleine Menagerie fehlte nicht, in welcher neben Vögeln einer ſehr niedrigen Rangclaſſe auch ein armer Lämmergeier war, der trübſelig auf das gewaltige Meer hinausblickte, welches man hier und da zwiſchen den Zweigen durchglänzen ſieht.

Vom Glacis der Citadelle haben wir nicht weit zur Puerta del Mar mit ihrem großen Platze, über welchen wir hinwegſchreiten, bei dem ſchon erwähnten Caféhauſe der ſieben Thüren vorbei, und auf einer breiten Rampe hinauf zur Muralla del Mar, wo wir dem Gewühl und Geräuſch der Stadt, dem Spectakel der Feilen, Meißel und Hämmer, dem Schwirren der Web-

gleich er ihn durch Achſelzucken oder Schütteln des Kopfes zu verjagen ſuchte.

„Und warum ſollte es nicht ſo ſein,“ ſprach er endlich zu ſich ſelber, „wie jener langweilige Kerl, der Miltau, geſagt? Warum ſollte die hohe Polizei aus zärtlicher Sorge für mich, ſowie aus Verehrung für meinen Herrn Papa nicht dieſen Riegel vorgeſchoben haben? Gewiß, was könnte es auch anders ſein? Meine Schulden ſind in guten Händen und nicht ſo ſchreiender Art, daß man bei mir unter Zimmerarreſt eine Vermögensunterſuchung anordnen würde — dummes Zeug! Und was könnte auch mein ſehr ehrenwerther und liebenswürdiger Hauptgläubiger, der Freiherr von Rivola, für einen Grund haben, mich ein wenig zu compromittiren? — Weg damit! — Es iſt doch ſonderbar, daß gerade ich auf dieſe reiche Quelle ſtoßen mußte: er hätte ja auch einen Anderen finden können — doch wäre ein Anderer ſchwerlich im Stande geweſen, ihm die kleine, an ſich unbedeutende Gefälligkeit zu leiſten.“

In dieſem Augenblicke zeigte ſich wieder ein recht düſterer Schatten auf ſeinen Zügen, und er ſchien einige Minuten zu brauchen, um einen widerwärtigen Gedanken von ſich abzuſchütteln.

„Unbedeutende Gefälligkeiten waren es allerdings,

schienen es wenigstens zu sein — doch warum wünschte Herr von Rivola nicht, daß ich den Umtausch seiner Papiere öffentlich als ein Geschäft wie jedes andere betrieb? Da läßt mich mein Gedächtniß im Stiche, und ich weiß nicht mehr genau, bat er mich um einen privaten Austausch, oder bot ich es ihm an — ich glaube, das Letztere: es war mir auf diese Art bequemer, hätte sonst mit den langweiligen Kerls auf der Bank Explikationen haben müssen, dachte auch nicht weiter daran, daß es vielleicht besser gewesen wäre, den Umtausch durch den Hauptkassirer bewerkstelligen zu lassen, bis — bis — an jenem Morgen, wo es einen tüchtigen Schlag in unser Comptoir that, als der Hauptkassirer mit einer längeren Nase, als er gewöhnlich hat, die beiden gleichen Nummern der Tausender-Banknoten schreckensbleich zu dem Bankdirektor hinauftrug. — Es hatte das allerdings etwas Unheimliches, so als wenn man von einem großen Diebstahle hört, der im eigenen Hause begangen worden ist, oder von einem Gespenste, das Jemand gesehen haben will — warum mir nur auch gerade heute diese Geschichten so lebendig einfallen? — Ah, weg damit!"

Doch schien es nicht so leicht für ihn zu sein, auf andere Gedanken zu kommen, denn gleich darauf lehnte er den Kopf gegen das Fenster, biß an seinen Nägeln herum

und ſtarrte finſter vor ſich nieder, um erſt nach längerer Zeit wieder mit dem halblauten Ausrufe emporzufahren: „Der Teufel hole dieſe Selbſtquälereien! Ich weiß es in der That ſelbſt nicht genau, ob ich eine dieſer verfluchten Nummern von Herrn von Rivola erhalten — und wenn auch — lächerliche Ideenverbindung: aus ſeinen Händen oder direkt aus dem Bureau der Notenfabrikation, das wäre in dieſem Falle gleichbedeutend, denn ſo wenig dort falſche gemacht werden, ebenſo wenig hat Herr von Rivola dergleichen wiſſentlich im Beſitz — und wollte ich auch, natürlich mit ſeiner Genehmigung, es jetzt ſagen, daß ich hier und da für ihn Noten eingewechſelt, ich dürfte es nicht thun, ohne mich und auch ihn garſtig bloßzuſtellen — pfui Teufel, lieber eine Kugel vor den Kopf, als in eine ſolche Geſchichte hineinzukommen!

„An Weldens Statt hätte ich nicht ſo gehandelt, das heißt, ich halte auch ihn nicht fähig dazu — daß zwiſchen ihm und der Oberbauräthin oder, beſſer noch geſagt, zwiſchen ihr und Welden ein kleines Verhältniß beſteht, daran habe ich nie gezweifelt, und daß ein leidenſchaftliches Weib, wie ſie iſt, ihren Bruder auch ohne Weldens Vorwiſſen dazu beſtimmen konnte, ein ſo arges Verbrechen wie das Duell zu verhindern, iſt ſehr glaubwürdig, und darum habe ich das Vergnügen, hier einige Tage ausruhen zu dürfen — hole der Henker die ganze tolle Wirthſchaft!“ —

Unter dem Schlafzimmer Ferdinands waren die Wohnzimmer der Familie, und hier befand ſich die Stadtſchultheißin in viel aufgeregterer Stimmung, als ihr Herr Sohn; auch war die Geſellſchaft, in der ſie ſich gerade befand, nicht darnach, ihre an ſich ſchon ſo weit gehenden Beſorgniſſe zu zerſtreuen.

Die Frau Haupt-Staatsſchulden-Tilgungskaſſen-Reviſorin hatte Alles erfahren durch eine befreundete Milchfrau, welche ihr die ſchlimme Nachricht ſo raſch wie möglich überbracht, und ſäumte nun nicht, ſich in dem Trauerhauſe, wie ſie es nannte, allſogleich einzufinden, wobei ſie ihren Eintritt ins Zimmer der Stadtſchultheißin unter der Bemerkung hielt, daß dergleichen Entſetzliches in der Familie Welkermann bis jetzt noch niemals vorgekommen ſei. — „Alſo ein Duell, Frau Schwägerin, ein wirkliches Duell, bei dem es blutig zugehen kann — ſo ſagt man — und iſt das gewiß die alleinige Urſache?“

„Ich meine, wir könnten an dieſer Urſache vollkommen genug haben!“ gab die betrübte Mutter mit einem tiefen Seufzer zur Antwort.

„Daſſelbe ſagte ich dem Reviſor, als ich ſein Kopfſchütteln bei Erwähnung des Duells bemerkte, und als er hinzuſetzte: ‚Es ſollte mich wundern, wenn ein Duell die

alleinige Urſache wäre,' — daß man deinen Ferdinand, den Sohn des Stadtſchultheißen, ins Gefängniß gebracht."

„Aber wer hat dir denn etwas von einem Gefängniſſe geſagt?"

„Wer? Nun, die Leute ſagen es [redacted] habe es von drei, vier Bekannten nach einander gehört."

„So früh am Morgen ſchon?"

„Allerdings, aber, unter uns geſagt, geahnt hat man ſchon längſt dergleichen — ich darf nur Niemanden nennen, ſonſt könnte ich dir Namen von Gewicht beibringen, Leute, die ſchon lange darüber einig waren, daß es mit deinem Sohne Ferdinand ein ſolches Ende nehmen würde."

Die arme Frau ſaß da wie ein Bild des Jammers, den Kopf tief hinabgebeugt, die Hände in ihrem Schooße gefaltet, und wenn ſie auch genau bekannt war mit der ſpitzen Zunge ihrer lieben Schwägerin, ſowie mit deren boshafter Art, ſelbſt die harmloſeſte Geſchichte als höchſt bedeutend erſcheinen zu laſſen, wenn es ſo in ihren Kram taugte, ſo lag doch jetzt ein ſo ſchweres Faktum vor, das ſchon zu allerlei Vermuthungen Raum geben konnte: die Polizei war in ihrem Hauſe geweſen, hatte ihrem und des Stadtſchultheißen Sohne Zimmerhaft auferlegt — ihrem Sohne, dem Sohne einer geborenen von der Eſchenbach, von altem reichsſtädtiſchem Adel, deſſen Mit-

glieder heute noch in der ehmaligen freien Reichsſtadt von der Bürgerſchaft mit einer Ehrfurcht begrüßt wurden, wie man ſie hier in der Reſidenzſtadt kaum vor Sr. Majeſtät dem Könige ſehen ließ.

Der Stadtſchulheiß hatte ſich allerdings nicht ſo viel aus dieſer Geſchichte ſeines Herrn Sohnes gemacht; er hatte achſelzuckend von leichtſinnigen Leuten im Allgemeinen und unverantwortlich leichtſinnigen Leuten im Speciellen geſprochen, hatte freilich gemeint, eine ſolche Begegnung hätte Ferdinand wohl vermeiden können, da es aber einmal ſo weit gediehen ſei, ſo — und wenn ſich die Polizei nicht hinein gemiſcht hätte, wäre es — man iſt deßhalb nicht gerade verloren, wenn man auf die Menſur geht, ſo wäre ich ſelbſt — worauf er in Erinnerung an ſeine eigenen Jugendthorheiten mit ſeinem Spazierſtocke in der Luft eine Quarte gehauen und das Zimmer verlaſſen hatte.

„Ja, es war vorauszuſehen, daß es ſo kommen würde,“ meinte die Reviſorin nach einer langen, langen Pauſe, in welcher ſie ſich bemüht hatte, durch Achſelzucken und Seufzen, durch Kopfſchütteln und wahrhaft kummervolle Blicke der armen Stadtſchultheißin das Herz noch ſchwerer zu machen.

„Und ich, die Mutter, hatte ſo gar keine Ahnung von allem dem!“

„Ja, ja, das glaube ich; wer wird dir auch ſo etwas ſagen, wer wird dir mit etwas kommen, was der ganzen Stadt ſchon längſt kein Geheimniß mehr war?“

„Und was ich jetzt noch nicht verſtehe!“

„Begreiflich, man ſagt dir nur von einem Duell mit Herrn Welden.“

„Nur — ja, um Gottes willen, was iſt denn ſonſt noch zu ſagen? Was iſt das, was der Stadt ſchon längſt kein Geheimniß war?“

„Laß mich lieber darüber ſchweigen — ich bin ja nur gekommen, um dir etwas Tröſtliches zu ſagen, und nicht, um deinen Kummer zu vermehren.“

„Aber was du mir da ſagſt, dient gewiß nicht zu meiner Beruhigung, im Gegentheil, ich fühle aus deinen Worten heraus, daß ich noch viel Schlimmeres erfahren ſoll — nun, wie Gott will — ich werde auch mit dieſem bitteren Tranke zu Ende kommen — was iſt es denn eigentlich?“

„Nein, nein, es iſt beſſer, ich rede nicht darüber — weißt du, Thatſachen kann und will ich dir nicht mittheilen, und das Ganze iſt ein etwas düſteres Geheimniß, womit ſich die Stadt ſchon ſeit einiger Zeit beſchäftigt.“

„Ein düſteres Geheimniß, das meinen Sohn betrifft? — Und ich weiß nichts davon!“

„Deinen Sohn und — doch es iſt beſſer, wir reden nicht darüber.“

„Doch, doch, ich will wiſſen, was du auf dem Herzen haſt — meinen Sohn und....? Alſo auch noch jemand Anderes aus meinem Hauſe ſoll in ein Geheimniß verwickelt ſein, welches der Stadt düſter vorkommt?“

„Dringe nicht in mich — du weißt, wie ungern ich mich mit Klatſchereien abgebe.“

Obgleich nun die gute Stadtſchultheißin ſehr vom Gegentheile des eben Geſagten überzeugt war und ſie wahrſcheinlich in jeder anderen, ruhigeren Stimmung über Aehnliches, was ihre gute Schwägerin geſagt hätte, lächelnd hinweggegangen ſein würde, ſo ließ das ihre jetzige Aufregung nicht zu, und als ſie endlich feſt und beſtimmt erklärt hatte, ſie wolle wiſſen, was das für ein Stadtgeheimniß ſei, ſo ſagte die Andere mit einer Bewegung ihrer dürren Finger, als wolle ſie ausdrücken, ſie waſche ihre Hände in Unſchuld:

„Es ſind, wie ſchon vorhin geſagt, keine Thatſachen, die ich dir mittheilen kann, aber es treffen ganz eigenthümliche Dinge zuſammen, um manches, was dein Mann gethan, in einem ſonderbaren Lichte erſcheinen zu laſſen, wie es denn auch in der Stadt höchſt ſonderbar angeſehen wird.“

Und nun erzählte ſie in einem ſehr wohlwollenden Tone, mit häufigen Unterbrechungen, daß ſie für ihre Perſon das allerdings ſehr lächerlich fände, von den bekannten Bemühungen des Stadtſchultheißen, den im Rathhauskeller mündenden unterirdiſchen Gang dort vermauern zu laſſen, — eine Sache, von welcher die Stadtſchultheißin allerdings gehört, um welche ſie ſich aber als unbedeutend nicht bekümmert hatte.

„Dieſer unterirdiſche Gang," fuhr die Andere fort, „verband das kleine Haus des Herrn von Rivola eben ſo genau mit dem Rathhauſe, als dein Mann ſelbſt mit dieſer Perſönlichkeit eng verbunden war — was der Grund dieſer Verbindung ſei, wußte Niemand anzugeben."

„O ja, ich weiß es: mein Mann erzeigte Herrn von Rivola Gefälligkeiten, für welche dieſer ihm Dankbarkeit ſchuldig war."

„Möglich, daß ſie ſich gegenſeitig Gefälligkeiten erzeigten," fuhr die Reviſorin in trockenem Tone fort; „aber man verwunderte ſich trotzdem über dieſe dicke Freundſchaft und begriff nicht, wie der Stadtſchultheiß auf einmal auf den Gedanken kam, jene ſo lange beſtandene und gewiß häufig benutzte Verbindung zwiſchen dem Rathhauſe und dem alten Thurme zu unterbrechen. Was in jenem alten Thurme ſeit langen Jahren alles getrieben worden iſt,

bin ich natürlicher Weiſe nicht im Stande, genau anzugeben; aber man ſoll da eigenthümlich eingerichtete Zimmer gefunden haben, furchtbare, unerklärliche Maſchinen, Kellergewölbe mit Fallthüren — ja, böſe Zungen, auf die ich übrigens nichts gebe, ſprechen von einem förmlichen Gefängniß mit Ketten und Banden, das dort tief unter dem Boden exiſtiren ſoll. Wahr und erwieſen dagegen iſt es, daß man in dem unterirdiſchen Gange geſchmolzenes Blei in höchſt verdächtiger Form gefunden hat, welches man mit dem räthſelhaft ſchnellen Tode einer Perſon in dem kleinen Hauſe neben dem alten Thurme in Verbindung bringen will."

Die Stadtſchultheißin hatte bis hieher mit weit aufgeriſſenen, ſtarren Augen zugehört; dann aber flog ein, allerdings trübes Lächeln über ihre Züge, während ſie ſagte: „Geh' doch, du erzählſt mir Märchen, um mich zu zerſtreuen."

„Wollte Gott, es könnte dich zerſtreuen! Doch was du Märchen nennſt, wird ſehr bald in greifbaren Figuren vor dich hintreten — daß in dem alten Hauſe neulich eine Perſon raſch und unverhofft geſtorben, haſt du gewiß ebenfalls erfahren?"

„Ja, es war die Frau eines alten Dieners des Herrn von Rivola."

ſtühle, dem Raſſeln der Maſchinen, dem ganzen unendlichen Lärmen des gewerblichen Fleißes, den man an allen Enden der Stadt hört, glücklich entronnen ſind, wo das Auge, nicht mehr geblendet von dem buntfarbigen, ſich eng durch einander drängenden Menſchenſtrom, endlich ausruhen kann. Dieſe Muralla del Mar, eigentlich eine prachtvolle Terraſſe, die ſich in einer Breite von ſechszig Fuß an die Bruſtwehr der Hafenmauer lehnt, iſt eine der angenehmſten Promenaden Barcelonas. Vor uns haben wir den Felſen des Monjuich, zu unſerer Linken den Hafen, Rhede und Strand, letzteren mit ſeinem eigenthümlichen Leben, weiter hinaus Barceloneta und vor uns ein unermeßliches Stück des mittelländiſchen Meeres; rückwärts aber liegen in der Tiefe lange Reihen von Gebäuden und Paläſten, Haus an Haus, von der Terraſſe durch eine Straße getrennt, über die nur einige Mal, wie z. B. an der Wohnung des Gouverneurs, Brücken in das zweite Stockwerk führen.

Wie ich ſchon früher bemerkte, ſtoßen dieſe Hafenmauern mit der Rambla unter einem rechten Winkel zuſammen. In dieſem Winkel liegt das ſtarke Fort Atarazanas, welches auf dieſe Art die beiden Hauptſpaziergänge Barcelonas dominirt und mit ſeinen Kanonen beſtreichen kann. Man ſieht, daß hier das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden iſt. An dieſem Ende und dem anderen entgegengeſetzten, bei dem Café der ſieben Thüren, führen gewaltige Rampen von der Höhe der Terraſſen hinunter auf das Niveau der übrigen Straßen, und iſt der Anblick des Menſchengewühls, zumal bei der aufziehenden Parade, auf dieſen ſchiefen Flächen ein außerordentlich lebendiger.

An Sonntagen, wie heute, in der kälteren Jahreszeit namentlich, zwiſchen zwei und vier Uhr, iſt nun die Rambla, die von genanntem Fort eine gute Viertelſtunde lang in gerader Linie zur Puerta Iſabella II. hinaufführt, mit Wagen, Reitern und Fußgängern beſäet. Für letztere iſt der mittlere, mit Bäumen bepflanzte Weg, die anderen bewegen ſich rechts und links von

„So ſagt man.“

„Eine Frau, welche an einer ſchweren Krankheit lange, lange darniederlag.“

Die Reviſorin zuckte mitleidig lächelnd die Achſeln. „Man ſagt allerdings ſo, aber Niemand hat dieſe arme Perſon je geſehen — war ſie die Frau des ſogenannten Dieners Friedrich, war ſie eine andere Unglückliche? — kurz, der Doctor, der allerdings zu ſpät gerufen wurde und die Aermſte nur in einem halbdunkeln Zimmer geſehen hat, ſoll nur mit Kopfſchütteln und Achſelzucken davon ſprechen.“

„Aber was willſt du mit allem dem?“ rief jetzt die Stadtſchultheißin in einem erſchreckten Tone. „Du ſagſt da Dinge, die Einen ſchaudern laſſen, aus einem Hauſe, mit welchen mein Mann in einer geheimnißvollen Verbindung ſtehen ſoll!“

„Die Verbindung iſt nicht zu läugnen, ſonſt will ich durchaus nichts geſagt haben,“ antwortete die Reviſorin in einem ſpitzigen Tone; „aber es gibt Leute, die mit ſehenden Augen blind ſind und die doch keinen Glauben haben, wenn man ihnen Thatſachen an die Hand gibt.“

„Aber du gibſt mir keine Thatſachen!“

„Weil du mich in Einem fort unterbrichſt. Daß das Haus am alten Thurme ein höchſt verdächtiges iſt, wirſt

du nach allem dem doch nicht mehr bezweifeln, und daß dein Mann Urſache haben mußte, jetzt mit Einem Male den unterirdiſchen Gang, der dahin führt, abzuſperren — du lieber Himmel, weiter ſage ich ja nichts, und das ſind doch Dinge, die ziemlich klar ſehen laſſen; willſt du aber noch von näheren Verbindungen zwiſchen dem alten Hauſe und den Deinigen wiſſen, ſo brauche ich dir nur jenes hoffärtige Ding, die Margarethe, in Erinnerung zu bringen, welche mit einem höchſt verdächtigen Menſchen, wie du weißt, ſo gut wie durchgegangen iſt. Dieſer Menſch aber wurde faſt täglich im alten Hauſe des Herrn von Rivola geſehen, ja, häufig im Verkehr mit dem ehrenwerthen Freiherrn ſelbſt ſo wie auch mit deinem Herrn Sohne, und eben ſo wahr als es iſt, daß dein Herr Sohn das Geld zur Reiſe deines ſchönen Stubenmädchens und jenes Herrn Steffler hergegeben, eben ſo wahr iſt es auch, daß dein Mann, der Herr Stadtſchultheiß ſelbſt, die nöthigen Papiere für Margarethe beſorgte und nicht minder einen Reiſepaß für jenen ſchlechten Kerl, den Steffler, den, wenn er nicht geſtern bei Nacht und Nebel durchgegangen wäre, die Polizei gerade ſo gut erwiſcht hätte, wie deinen Herrn Sohn — ſo, und wenn du jetzt nach allem dem noch nicht klar ſehen willſt, dann biſt du in der That noch mehr zu bedauern."

Die Stadtſchultheißin war unter einem krampfhaften Zittern raſch aufgeſtanden und hatte ſich von ihrer Schwägerin abgewandt, während ſie ihr Taſchentuch mit beiden Händen vor die Augen drückte und heftig zu weinen anfing, wobei jene ſie mit einem boshaften Lächeln und einem ſchadenfrohen Aufleuchten ihrer ſcharfen, grauen Augen betrachtete; dann warf die Reviſorin einen zufriedenen Blick auf die elegante, reiche Zimmereinrichtung und dachte bei ſich: „Nun, es wäre ja keine Gerechtigkeit, wenn zu all dem Glanze und zu all der Herrlichkeit dieſes Hauſes nicht auch ein Schatten beigemiſcht würde!“ Doch kam nichts dergleichen über ihre Lippen, vielmehr erhob ſie ſich, tief aufſeufzend, indem ſie ſagte:

„Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, dir das zu ſagen, doch glaube mir, ich habe noch ſehr Vieles verſchwiegen, und wenn ich dich jetzt verlaſſe, ſo ſpreche ich dabei die Hoffnung aus, daß ſich Manches noch zum Guten aufklären möge.“

Frau Welkermann vermochte ihr nicht zu antworten, ſondern nickte nur mit dem Kopfe, ohne ſich nach der Reviſorin umzuſchauen, die denn auch Miene machte, mit einem gemüthlichen Lächeln und der ſteifen, aufrechten Haltung ihres Körpers das Zimmer zu verlaſſen; doch wurde ſie unter der Thür desſelben noch für eine kurze

Weile aufgehalten, da dieſe ſich öffnete und Lucy von Rivola an der Seite ihrer Freundin Eliſe eintrat, deren Hand ſie feſt in der ihrigen hielt und welche ſie, ohne der Reviſorin große Beachtung zu ſchenken, raſch zu Frau Welkermann hinzog.

„Ach, meine liebe Frau Stadtſchultheiß," ſagte das junge Mädchen, „verzeihen Sie mir, daß ich ſchon ſo früh komme! Aber ich mußte meiner guten Eliſe aus vollem, treuem Herzen meinen Schmerz über den traurigen Vorfall bezeigen; auch mein Vater würde mitgekommen ſein, doch hielt er es für paſſender, ſich ſpäter nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

„Sie ſind ein gutes, liebes Kind, und ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme!" gab Eliſens Mutter zur Antwort, indem ſie Lucy auf die Stirn küßte, wie ſie es gewöhnlich zu thun pflegte.

Die Reviſorin war noch einen Augenblick an der Thür ſtehen geblieben und verließ erſt dann das Zimmer, nachdem ſie durch Lucy's Worte erfahren, daß dieſe ſchon um das Unangenehme wußte, welches ſich hier im Hauſe ereignet. Wäre dies nicht der Fall geweſen, ſo hätte ſie da bleiben müſſen, um den Vorfall zur Kenntniß des Fräuleins zu bringen.

„Aber das ſind ja ganz traurige Geſchichten!“ ſagte Lucy mit bekümmerter Miene.

„Und breiten ſich raſcher aus, als gute Nachrichten,“ meinte Eliſe — „es iſt das ſo der Lauf der Welt.“

„Ich begleitete meinen Vater nach der Stadt und blieb im Wagen ſitzen, da Papa auf dem Rathhauſe etwas zu thun hatte — ich glaube, der Herr Stadtſchultheiß hat ihm von dem Vorgefallenen Mittheilung gemacht, oder auch vielleicht ein Bekannter des Herrn Ferdinand, der Lieutenant von Miltau, den Papa anrief, als er vorübergehen wollte, und mit dem er ſich eine Zeit lang „angelegentlich unterhielt; dann ſagte er mir, ich ſolle hieher fahren, während er ſeine übrigen Geſchäfte beſorge. Es hat Papa recht beſtürzt gemacht, er nimmt den allergrößten Antheil, und ich ſelbſt, Eliſe, ach, ich zittere noch, wenn ich daran denke, daß ein Duell hätte ſtattfinden können!“

„Auch ich, Lucy, und da iſt es immer noch beſſer, daß es kam, wie es gekommen iſt; man muß von zwei Uebeln das Kleinſte wählen — aber ſetze dich doch, Lucy!“

„Einen Augenblick, recht gern, Eliſe — ich muß Papa ſpäter am Schloſſe abholen. — Und das Duell hat mit Herrn Welden ſtattfinden ſollen? — Wie das ſchrecklich

iſt! — Herr Ferdinand ſoll ziemlich ſchuldlos bei dieſer Geſchichte ſein, glaubte ich aus den Worten meines Vaters zu entnehmen, der mit dem Betragen des Herrn Welden nicht zufrieden ſcheint — iſt's nicht ſo?"

„Es iſt doch wohl möglich," antwortete die Stadtſchultheißin kopfnickend, doch mehr für ſich ſelber, als in Entgegnung auf die Frage des Fräuleins.

Eliſe aber ſagte, während die Röthe des Zornes über ihre jetzt ſo bleichen Züge flog und ſich ihre Lippen ein klein wenig öffneten: „Die Wahrheit vor Allem; ich bin feſt überzeugt, daß die Schuld an Ferdinand liegt — wie der Anfang, ſo das Ende, wenn man Wind ſäet, muß man ſich nicht wundern, wenn Sturm aufgeht!"

Die Stadtſchultheißin warf einen bittenden Blick auf ihre Tochter, worauf dieſe aber muthig, ja finſter fortfuhr:

„Und warum ſoll ich das nicht ſagen? Es wird Leute genug geben in dieſer ſchlechten Welt, die meinem Herrn Bruder nicht die Spur eines Unrechts vorwerfen werden, weil er der Sohn des Stadtſchultheißen iſt, und die den Anderen verdammen, dem keine gewichtigen Verbindungen und keine große Familie zur Seite ſtehen — deßhalb ſchmerzt es mich auch, Lucy, wenn dein Vater in der That das Unrecht auf Seiten Welden's ſehen wollte."

Frau Welkermann hatte ſich ſeufzend erhoben, als Eliſe ſo ſprach, war dann langſam an ihren Schreibtiſch getreten und dann unvermerkt aus dem Zimmer gegangen, wohl um das Geſpräch der beiden Mädchen nicht zu ſtören, vielleicht aber auch, weil ſie den bitteren Bemerkungen ihrer Tochter nichts entgegenzuſetzen vermochte.

„Wie es mich freut, liebe Eliſe, daß du ſo über Herrn Welden ſprichſt," ſagte Lucy in innigem Tone — „ich weiß, du kannſt ihn gut leiden und würdeſt nichts Schlimmes über ihn ſagen!"

„Doch nur, weil das nach meiner Anſicht die Unwahrheit wäre; Recht muß Recht bleiben, wenn wir auch darunter zu leiden haben, und ich habe ſchon viel gelitten unter dem Unrecht, das mir mein Bruder Ferdinand angethan."

„Uebertreibſt du nicht, Eliſe?" fragte Lucy mit einem freudigen Aufleuchten ihrer Blicke. „Was hat denn Ferdinand ſo Unrechtes gethan?"

„Ich kann das nicht ſagen, da du Manches doch nicht verſtehen würdeſt; aber er hat den Eltern und auch mir tiefes Herzeleid zugefügt."

„Alſo hältſt du auch Herrn Welden in dieſer Angelegenheit nicht für ſchuldig?"

„Gewiß nicht — Herr Welden iſt für mich das Ideal eines jungen Mannes!“

„Wie mich das freut, weil Papa ſo ganz anders geſprochen hat!“

„Seit wann denn?“

„Heute Morgen, nachdem er die Nachricht über den Vorfall in eurem Hauſe erhalten. Vor einigen Tagen war Herr Welden längere Zeit bei uns, und mein Vater war mit ihm ſo gut und lieb, wie er es nur mit ſeinen vertrauten Freunden iſt und wie es Herr Welden auch verdient.“

„Und was ſagt er jetzt über ihn?“

„Ich hörte wohl ſeine Worte, aber ich verſtand ſie nicht genau; er ſagte: ‚Wie ich mich in dieſem Welden getäuſcht habe — wie ſchlecht von ihm, ſo wenig ſein Wort zu halten!‘ — Er ſprach das allerdings mehr zu ſich ſelber, als zu mir, doch deutlich genug, daß ich es verſtehen konnte — ach, liebe Eliſe, und ich erſchrack über das, was er ſagte: es wäre eine Schande, ſo ſchlecht und feige zu ſein! Und damit meinte er niemand Anders, als Herrn Welden.“

„Beruhige dich, mein Herz, du wirſt das mißverſtanden haben: ſo ſchlecht und ſo feige, das paßt nicht auf Welden.“

„Aber auf deinen Bruder auch nicht, und Einen von dieſen Beiden meinte er doch ganz gewiß.“

„Feige — nein, das paßt allerdings nicht auf meinen Bruder; feige iſt er nicht, aber — doch laß es gut ſein, Kind,“ unterbrach ſie ſich ſelber, „wozu über Sachen nachgrübeln, die entweder Räthſel für uns bleiben ſollen oder ſich von ſelbſt auflöſen? Hier glaube ich das Letztere: es iſt noch manches Unklare in dieſer Geſchichte, vor dem ich allerdings zittere, daß es ſich auflöſe — doch wie Gott will, wir werden auch darüber hinwegkommen!“

„Du gewiß, Eliſe, mit deinem ruhigen Gemüthe, mit der Vernunft und Klugheit, die du ſtets zu Rathe ziehſt — wie ich alles das an dir bewundere, vor Allem die Ruhe, mit der du dem Kommenden entgegenſiehſt — ich kann das nicht, ja leider kann ich es nicht!“

Bei dieſen letzten Worten hatte Lucy ihren Arm um den Hals der Freundin geſchlungen und ihren Kopf an die Bruſt Eliſens gelegt, über deren Zügen ſich jetzt ein wohlwollendes, aber etwas trübes Lächeln zeigte.

„Närrchen,“ ſagte ſie ſchmeichelnd, „ich begreife es wohl, daß du allem Kommenden mit großer Ungeduld entgegenblickſt, weicht doch in deinem glücklichen Leben das Schöne immer dem Schöneren.“

„Nicht ſo ganz, Eliſe, nicht ſo ganz: ich blicke ſeit

Kurzem oft recht traurig, ja, recht ſchmerzlich in die Zukunft!“

„Du? — Ah, das iſt etwas Neues! Haſt du vielleicht einen Wunſch in deinem kleinen Herzen, der ſich nicht ſo leicht erfüllen läßt? Möchteſt du eine andere kleine Equipage haben, oder eine neue Kammerjungfer, oder deine Brillanten anders gefaßt?“

„Du ſpotteſt über mich, Eliſe — es iſt viel Wichtigeres, was mich beſchäftigt.“

„Wenn ich dir einen guten Rath geben kann oder wenn du meine Anſicht hören willſt, ſo ſage mir, was dich bekümmert.“

„Es hat ſich mir noch nicht ganz beſtimmt gezeigt, es huſchte nur einige Male wie hinter trüben Schleiern ſchattenhaft an mir vorüber.“

„Ich verſtehe dich nicht.“

„Du kennſt doch meinen Vetter Eugen Hartenſtein?“

„Den Huſarenoffizier? Der kann doch nicht ſchattenhaft für dich ſein — nicht einmal räthſelhaft.“

„Er nicht, aber einige Worte, die meine Mutter neulich mit meinem Vater über ihn in Beziehung auf mich ſprach.“

„Ah, nun glaube ich dich zu verſtehen!“

„Und iſt das nicht ſchrecklich, Eliſe?“

dieſem auf der gepflaſterten Straße längs den Häuſern. Alles, was ſehen oder geſehen ſein will, oder was Anſprüche auf elegante Toiletten und Schönheit macht, findet ſich hier auf der Rambla zuſammen. Das Auge iſt geblendet von dem buntfarbigen Strome, der plaudernd und lachend auf und ab wogt, der Körper aber bald ermüdet von dem ewigen Ausweichen, von dem langſamen Gehen und von dem beſtändigen Durchwinden zwiſchen dieſer gedrängten Menſchenmaſſe. Namentlich das weibliche Geſchlecht iſt hier ſtark vertreten, um gewählte Toiletten oder auch oft ſehr geſchmackloſe Anzüge zur Schau zu tragen. Die Barceloneſerinnen ſind nicht wegen ihrer Schönheit berühmt: etwas derb, wohl voll und üppig, dabei aber ſteif, ohne die eleganten Formen ihrer ſüdlichen Landsmänninnen, ſcheinen ſie die ihnen mangelnde Grazie durch die bunten, auffallenden Farben ihrer Gewänder erſetzen zu wollen. Neben ſehr beſcheidenen und gewählten Anzügen ſah ich hier andere, ſo aus ſchreienden Farben zuſammengeſetzt, daß ſie dem Auge ordentlich wehe thaten. Glücklicherweiſe mindert die ſchwarze Mantille, wenigſtens von oben herab, manchen auffallenden Anzug; doch haben auch ſchon Viele dieſe allerliebſte Landestracht bei Seite gelegt und prangen in Hüten, die einſtens in Paris Mode waren und ſtark mit wehenden Federn und bunten Bändern aufgeputzt ſind. Drei Dinge findet man übrigens auch am Kopfe einer Barceloneſerin ſelten unſchön, das ſind Zähne, Augen und Haare, wogegen leider bei Vielen auf der Oberlippe ein dunkles Bärtchen bemerkbar iſt, deſſen ſich bei uns mancher junge Offizier nicht zu ſchämen hätte. Die Mädchen aus dem Bürgerſtande ſieht man häufig in einem Kleiderſchnitte, den man faſt einen altdeutſchen nennen könnte, wenigſtens findet man bei uns auf alten Bildern denſelben Spenzer, knapp die Taille umſchließend, mit kurzen, engen Aermeln, die mit Spitzen oder weißen Manchetten eingefaßt ſind — eine Tracht, ſehr kleidſam, die auch ſeit einiger Zeit bei unſeren Damen wieder Mode zu werden anfängt.

„Ganz und gar nicht — ich würde das für eine recht paſſende Verbindung halten.“

„Aber ich liebe meinen Vetter Eugen Hartenſtein durchaus nicht!“

„Das wäre ſchon etwas, um nicht ganz heiter in die Zukunft zu blicken — aber, meine liebe Lucy, wenn . . .“

„Aber, meine gute, gute Elſe, ſprich es doch aus, was du ſagen wollteſt!“

„Wenn du vielleicht jemand Anders liebteſt, dann allerdings . . . .“

„Dann gibſt du es zu, daß ich eine Urſache hätte, traurig, kummervoll in die Zukunft zu blicken?“ ſagte Lucy von Rivola, während ſie ihren Kopf raſch erhob und ihr von einer tiefen Röthe beſtrahltes Geſicht an die kühle Wange ihrer Freundin drückte und hierauf in leidenſchaftlicher Erregung fortfuhr: „Nun denn, warum ſoll ich es läugnen? Ja, ich liebe — o, ſo ſehr, ſo ſehr — ja, ich liebe ihn!“

„Welden . . . .?“

„Das habe ich dir ja noch nicht geſagt.“

„Aber ich wußte es, mein armes Herz, ich, deine treue Freundin, die wie Niemand in deinem offenen, ehr-

lichen Auge zu leſen verſteht — weißt du aber auch, meine liebe Lucy, daß das eine recht traurige Liebe iſt?“

„Ich habe es mir zuweilen geſagt, aber es ſelbſt nicht geglaubt, bis mein Vater heute Morgen ſo über Welden ſprach — o, das hat mich namenlos unglücklich gemacht — ja, ich liebte ihn abſichtslos, ohne irgend eine Hoffnung — wie ſollte ich auch dazu kommen, etwas von ſeinem Herzen zu erwarten, von ihm, der das kleine, unbedeutende Mädchen nur ſo gleichgültig wohlwollend betrachtet, der kaum einen Blick für mich hat, wenn ich, ihn anſchauend, oft nur mühſam meine Thränen zurückhalten kann — weißt du wohl, Eliſe, daß ich recht ſehr unglücklich bin, daß ich es fühle, ohne genau zu wiſſen, warum, wie ſich meine Zukunft finſter umzieht?“

„Närrchen, du kannſt und wirſt noch glücklich werden!“

„Glücklich nicht, vielleicht ruhig und zufrieden, wenn ein großes Unglück, das mir bevorſteht, vorübergegangen ſein wird, ohne zu viel an meinem Herzen zerſtört zu haben!“

„An deinem achtzehnjährigen Herzen — es wäre das allerdings ein großes Unglück, wenn dieſes kleine Herz nicht zu vernünftig wäre, um ſich einer ſo hoffnungsloſen Liebe wegen tief zu betrüben!“

„Du ſpotteſt meiner, Eliſe, und doch fühle ich tiefer, als du nur denkſt!“

„Ich weiß das — ich möchte dich erheitern, obgleich ich ſelber nicht heiter bin — ach, wie ſehne ich mich nach der ſchönen Zeit des Frühlings, und möchte dann mit dir hinausziehen, wie damals, durch Feld und Wald, aber gänzlich frei und unabhängig, fort aus dieſen Mauern, fort von dieſen Menſchen!“

„Ja, ja,“ ſagte Lucy, träumeriſch mit dem Kopfe nickend, „weit, weit fort von hier — und weißt du auch, wohin? O, ich vergeſſe es nie, wie du es mir damals als ein ſeliges Glück ſchilderteſt, abgeſchloſſen von der ganzen Welt mit gleichgeſtimmten Seelen leben zu können — weißt du es wohl noch, Eliſe, wie wir uns ein kleines Gärtchen und eine kleine Zelle ausmalten, in der wir glücklich ſein wollten, oder denkſt du nicht mehr ſo?“

„Gewiß denke ich noch ſo, mein liebes Herz — aber du? — Gib Acht, wie bald für dich die Sonne wieder glänzend ſcheint und alle finſteren Schatten verſchwinden läßt!“

„Aber wenn dem nicht ſo iſt, wenn ein Unglück, das mir droht, obgleich ich ſelbſt nicht weiß, woher, über mich hereinbrechen ſollte, ein wirklich ſchweres Unglück, dann,

Eliſe, würdeſt du mich vielleicht doch mit dir nehmen, wenn du einmal entſchloſſen biſt, dieſe böſe Welt zu verlaſſen?“

„Dann, ja, dann! Mit wem wäre ich lieber auf immer vereint, als mit dir?!“

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Als Welden nach dem Furchtbaren, das ihm heute Morgen begegnet war, wie aus einer tiefen Betäubung wieder erwachte und in ſeinem Zimmer umherblickte, ſchien ihm Alles ein böſer, ſchwerer Traum zu ſein, und doch ſah er an allem, was ihn umgab, die furchtbare Wahrheit: da lagen auf ſeinem Schreibtiſche die Papiere und Pakete, wie er ſie in der Nacht geordnet; da ſah er ſeinen Koffer verſchloſſen neben der Thür ſtehen; da hörte er die Uhr des benachbarten Kirchthurmes ſchlagen, ſieben Mal, und jeder Schlag ſchien ihm hohnlachend zu ſagen: „Wie wäre dir jetzt ſo wohl, wenn du draußen ſtändeſt, fünf Schritte vor der Mündung einer Piſtole — oder, noch beſſer, wenn die Kugel, dem Lauf entflogen, ihr Ziel, dein Herz, nicht verfehlt hätte!“

Merkwürdiger Weiſe ſchienen all die zahlreichen Uhren der Stadt, welche jetzt nach einander in den verſchiedenſten Tonarten anſchlugen, nicht nur der gleichen Anſicht zu ſein, ſondern ihre Gedanken und Meinungen noch ſchärfer auszuſprechen, daß man es von dieſem Welden nimmermehr erwartet hätte, ſich auf ſolch ſtrafbare Art zurückhalten zu laſſen, und daß die ganze Stadt wohl Recht hatte in ihrer Vermuthung, Welden ſei doch nicht ganz unſchuldig daran, daß der Polizeirath Merkel — ihr Bruder — ſo entſcheidend eingegriffen habe; „— ſehr — glaub — lich — ſehr — glaub — lich!“ brummte die Thurmglocke, und das Glöcklein der Kapuzinerkirche gellte ſchließlich: „gewiß — gewiß — gewiß!“

„Wenn die Glocken es verkünden, muß wohl etwas Wahres daran ſein,“ murmelte der junge Ingenieur in dumpfem Tone zwiſchen den feſt auf einander gebiſſenen Zähnen hervor. Und dann kamen Augenblicke, wo er ſeine beiden Hände feſt an die Schläfen drückte und ſich alle Mühe geben mußte, das, was Miltau geſagt und die Glocken wiederholt, ſelbſt nicht zu glauben, denn es war gar zu unwahrſcheinlich.

Doch gingen dieſe furchtbaren Gedanken auch vorüber, wenigſtens für kurze Zeit, und dann überlegte er mit brennender Stirn, was jetzt zu thun ſei; ſein Gedanke

war, Ferdinand Wellermann aufzuſuchen, um dieſem der Wahrheit gemäß Alles zu erzählen, wie es ſich begeben — Alles? — Unmöglich! Hoffte er doch immer noch etwas von der Discretion Miltau's, wenn er anderentheils ſchon zugeben mußte, jener könne nicht anders, als den Ruf einer unglücklichen Frau vernichten, um ſeine Behauptung, Welden ſei ein elender, feiger Wicht, aufrecht zu erhalten. Und würde Wellermann anderer Anſicht ſein oder ſein wollen? Das Letztere vielleicht; denn auch Welden erkannte ſeinem Gegner bei all deſſen Fehlern ehrenhafte Geſinnungen zu.

Was aber thun, wenn er zu Wellermann kam und dieſer ihm achſelzuckend wiederholte, was Herr von Miltau ihm hier auf dieſer Stelle geſagt? Nein, nein, das zu ertragen wäre ihm heute Morgen bei der Aufregung, in der er ſich befand, unmöglich geweſen! Wo ſollte er Rath und Hülfe ſuchen? Bei Herrn von Rivola? Sein Herz zog ſich ſchmerzlich zuſammen, wenn er an dieſen dachte und an die Unterredung, welche er mit ihm gehabt. Bei dem Polizeirath Merkel? Ja, es war das Beſte, dieſen aufzuſuchen und von ihm eine kategoriſche Erklärung zu verlangen, daß —. daß er, der arme Welden, unſchuldig ſei. Er lachte ſelbſt ingrimmig auf, als er dieſen Gedanken ausbildete und weiter verfolgte, als er daran

dachte, ſeine zerriſſene Ehre durch ein polizeiliches Zeugniß wieder herſtellen zu wollen. Und ſelbſt eine Unterredung mit dem Polizeirath betreffend, ſtiegen undurchdringliche Schranken vor ihm auf; konnte er doch nicht vor ihn hintreten und ihm ſagen: „Herr, man hält mich für fähig, auf Sie eingewirkt zu haben, weil Ihre Schweſter — freundlich für mich geſinnt iſt! Geben Sie mir ein Zeugniß, daß dem nicht ſo iſt, trotzdem Ihre Frau Schweſter ein wenig ſtark compromittirt ſcheint!“

Ah, verflucht, ſo war ihm jede Ausſicht verbaut, wohin er ſich wandte, und er konnte nichts thun, als ſich ſeinen Feinden auf Gnade und Ungnade ergeben!

Und das wollte er doch nicht — nein, bei Gott, das konnte er nicht! Er mußte wenigſtens den Verſuch machen, Ferdinand Welkermann von ſeiner Unſchuld zu überzeugen und alsdann deſſen Großmuth die Beſtimmung über den Vollzug des Duells überlaſſen. „Seine Haft wird nur einige Tage dauern,“ dachte er ganz richtig, „kaum einige Tage; denn welches Recht hat Merkel überhaupt, Ferdinand Welkermann zu verhaften?“ — Und da es ihm nach langem Ueberlegen das Zweckmäßigſte ſchien, ſich über die Dauer der Haft Ferdinands Gewißheit zu verſchaffen, zog er ſich raſch vollſtändig an, um zum Polizeirath zu gehen,

welchen er ſich ſchon erlauben konnte, ſo früh am Morgen aufzuſuchen.

Er warf einen ſcheuen Blick nach ſeinem Schlafzimmer und biß ſeine Zähne in die Lippen, als er hierauf das Zimmer verließ. Doch konnte er ſich nicht enthalten, draußen im Gange ein paar Mal lauſchend ſtehen zu bleiben; aber er hörte kein Geräuſch, als die Stimme des Dienſtmädchens in der Küche, die ihr Tagewerk mit einem halblaut geſungenen Liede begann.

Wie wohl that ihm draußen der Anblick des trüben, grauen Himmels, das Wehen eines ſcharfen Nordoſtwindes, welcher ihm zuweilen einzelne, ſchwere Regentropfen prickelnd ins Geſicht jagte; wie angenehm war es ihm bei dieſem häßlichen Wetter, wenige Leute auf der Straße zu ſehen und, wie er glaubte, von keinem Bekannten bemerkt worden zu ſein, als er, nun noch einmal raſch umbiegend, in das Gebäude der Polizeidirektion trat.

Der Amtsdiener des Herrn Merkel, welcher in Welden einen genauen Freund ſeines Herrn erkannte, machte trotzdem ein zweifelhaftes Geſicht bei deſſen Frage nach dem Polizeirath. „Allerdings," ſagte er, „iſt derſelbe ſchon ſichtbar, aber ich weiß nicht, Herr Welden, ob ...."

„Sie mich anmelden können? Wenn ich Sie nun aber

verſichere, daß dies die Zeit iſt, welche mir der Herr Polizeirath beſtimmt hat?“

„Ah, das iſt etwas Anderes, und bitte ich Sie, nur einzutreten! Der Herr Polizeirath iſt allerdings noch nicht zurückgekehrt — er ging in einer dringenden Angelegenheit zu Seiner Excellenz dem Herrn Polizeiminiſter —, aber die Anderen ſind bereits drinnen.“

Welden war mit ſeiner eigenen Angelegenheit zu ſehr beſchäftigt, um auf die letzte Bemerkung des Amtsdieners beſonderes Gewicht zu legen, und trat durchs Vorzimmer in das Schreibkabinet des Polizeiraths. Faſt wäre er indeſſen wieder umgekehrt, als er hier neben der Thür einen Mann ſitzen ſah, den er wohl kannte, den geheimen Polizeiagenten Schmetterer, der in Dienſtangelegenheiten auf den Herrn Polizeirath zu warten ſchien. Auch befand ſich hier noch ein anderer Herr, in etwas gebückter Haltung in der Nähe des Ofens ſitzend. Er war ſehr gut, ja, mit Auswahl gekleidet und ſchien, obgleich ſich Herr Schmetterer bei dem Erſcheinen Weldens grüßend erhob, keine Notiz von dem Eingetretenen zu nehmen, denn er wandte nicht einmal den Kopf, ſondern fuhr in der Beſchäftigung fort, einen kleinen, feinen Spazierſtock in die zwiſchen ſeinen Füßen befindliche Ritze des Fußbodens einzubohren.

Welden dankte für einen Stuhl, den ihm Herr Schmet-

Die jungen spanischen Elegants sind einfacher gekleidet, thun aber schon ein Uebermögliches in der Farbe der Cravaten und Handschuhe. Paletot und Frack haben übrigens kein ausschließendes Recht auf die Rambla, und es ist sehr angenehm, auch die Nationaltracht mit kurzer Jacke, weißen Gamaschen, spitzem Hut und farbiger Manta stark vertreten zu sehen. Dabei stehen die Träger der letzteren, was anständiges Benehmen anbelangt, hinter den Ersteren nicht zurück; ja, man könnte die meisten unter ihnen für vornehme Leute halten, die sich zu ihrem Vergnügen so costumirt haben; gewandt und anständig führen sie ihre Damen, bleiben eben so bei Begegnenden stehen, schauen lachend einem hübschen Mädchen nach, und führen ihre Papiercigarren eben so coquet zum Munde, wie der Elegant in seinen Glacéhandschuhen die Puros.

Für eine so große volkreiche Stadt wie Barcelona — sie hat ungefähr 250,000 Menschen — sieht man wenige und fast gar keine eleganten Equipagen, was wohl daher kommen mag, daß ein leichtes schönes Fuhrwerk nur in den breiten Straßen der Stadt zu gebrauchen ist, aber nicht zu Ausflügen in die Umgegend. Denn kaum hat man die Thore der Stadt hinter sich, so fängt das spanische Straßen-Elend an, und man geräth in fußtiefe Löcher und Geleise, wo leichte Achsen und Räder in kurzer Zeit zusammenbrechen müssen. Deßhalb bemerkt man viele und gute Reiter und die jungen Leute von Barcelona lieben es, sich auf der Rambla vor ihren Schönen auf raschen Pferden sehen zu lassen. Diese sind meistens von andalusischer Race, also arabischer Herkunft, fast alle dunkelbraun oder schwarz mit außerordentlich starken Mähnen und lang herabwallendem Schweife.

Auch in der Woche ist die Rambla fast so belebt wie an Sonn- und Festtagen; wenn es alsdann der eigentlichen Spaziergänger weniger sind, so ist dagegen der gewerbliche Verkehr größer und Käufer und Verkäufer gehen eilfertig mit einander dahin. Die Bewohner der umliegenden Dörfer lassen sich alsdann auch

terer zuvorkommend anbot, und ging, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, in dem Zimmer auf und ab, wobei er aber wohl bemerkte, daß der Fremde ſeinen Kopf erhoben hatte und ihn wahrſcheinlich betrachtete; doch ſchaute derſelbe jetzt, als ſich der Ingenieur auf ſeinem Gange umgewandt, mit einem nüchternen, faſt trüben Lächeln an den mit grauen Wolken bedeckten Himmel empor, wobei er leiſe ſeufzte. Welden kannte ihn nicht, obgleich er ſich wohl erinnerte, dieſes Geſicht ſchon irgendwo geſehen zu haben.

Jetzt nahten ſich eilige Schritte der Thür, und der Polizeirath trat nach ſeiner Gewohnheit raſch ein, lächelte äußerſt wohlwollend und freundlich, als er Welden zunickte und ihm ſeine Rechte entgegenſtreckte, und wandte ſich hierauf nach einem kurzen Blicke auf Schmetterer gegen den Fremden, der ſich nun ebenfalls erhoben hatte, und ſagte zu dieſem: „Ah, da wären wir alſo wieder, mein lieber Herr Steffler!“

„Ich muß hinzufügen: leider, Herr Polizeirath! Denn es iſt hart, wenn man gezwungen iſt, eine lang projectirte wichtige Reiſe ſo gänzlich unnöthiger Weiſe zu unterbrechen!“

„Machen Sie ſich darüber weiter keine Sorgen; Sie werden Ihre Reiſe ſpäter nicht nur wieder fortſetzen können, ſondern ich verſpreche Ihnen auch noch eine gute Ent-

ſchädigung, wenn es wirklich wahr ſein ſollte, daß wir Ihre Reiſe unnöthiger Weiſe unterbrechen. Doch ſetzen Sie ſich, ich bitte darum!"

Hierauf ging der Polizeirath zu Welden, der ſich discreter Weiſe an das Fenſter zurückgezogen hatte und nun ſagte: „Verzeihen Sie, Herr Polizeirath, daß ich das mir von Ihnen gütigſt ertheilte Paßwort anwandte, um Sie zu ſo früher Morgenſtunde zu ſehen — auch um Sie wahrſcheinlich in wichtigen Geſchäften zu ſtören."

„Machen Sie ſich darüber keine Sorgen, mein lieber Freund," entgegnete der Polizeirath, die Hände reibend. „Hätte ich doch darauf ſchwören wollen, daß ich heute Morgen das Vergnügen haben würde, Sie bei mir zu ſehen!"

„Es wäre mir allerdings ſehr angenehm geweſen, einige Worte mit Ihnen reden zu können."

„Und warum das nicht? Doch ich verſtehe," fuhr der Polizeirath mit einem Blicke auf Steffler fort. „Wiſſen Sie was, ſetzen Sie ſich und nehmen Sie zu Ihrer Unterhaltung eine Zeitung, ſo lange ich ein paar nöthige Worte mit dieſem Herrn rede."

„Wenn ich Sie nicht ſtöre — doch werde ich mich bemühen, meine ganze Aufmerkſamkeit den Tagesneuigkeiten zuzuwenden."

„Davon bin ich überzeugt,“ ſprach der Polizeirath und trat dann dicht zu Herrn Steffler, dem er mit halbleiſer Stimme ſagte: „Ich habe Sie nur deßhalb gleich nach Ihrer Rückkehr kommen laſſen, da mir Herr Schmetterer Ihren etwas ſehr lebhaft ausgeſprochenen Wunſch mittheilte, mich zu ſehen.“

„Und darin hatte ich wohl nicht Unrecht, Herr Polizeirath,“ verſetzte der Angeredete in einem ſcharfen, heiſeren Tone. „Wenn man ſo plötzlich und ohne allen denkbaren Grund von einem Polizeibeamten angehalten wird, hat man wohl das Recht, nach der Urſache zu fragen.“

„Gewiß, gewiß, Sie haben das Recht, und es ſoll Ihnen auch ſeiner Zeit eine genügende Antwort nicht vorenthalten bleiben.“

„Seiner Zeit? Ach, Herr Polizeirath, das iſt ein ſchreckliches Wort! Ich hatte wirklich nicht anders erwartet, als daß es ſich nur vielleicht um eine einfache Frage handle, nach deren Beantwortung man mich wieder meines Weges ziehen ließe. Herr Polizeirath, bedenken Sie, daß ich eine geliebte Braut habe, die meiner ſehnſüchtig harrt!“

„Leider ja, ich weiß das, Herr Steffler, aber die gebieteriſche Nothwendigkeit geſtattet mir nun einmal nicht,

Sie so rasch, wie Sie denken, wieder zu entlassen; doch soll Alles zur Beschleunigung geschehen, das verspreche ich Ihnen auf mein Wort, bitte Sie aber dabei, sich in Geduld zu fügen. Herr Schmetterer wird Ihnen schon gesagt haben, daß ich, um Ihre Angelegenheit rascher zu betreiben, für ein gutes Zimmer hier ganz in meiner Nähe gesorgt habe, ein anständiges Zimmer, in welchem es Ihnen durchaus an nichts fehlen soll."

„Ich habe es schon gesehen, Herr Polizeirath," erwieberte Steffler mit einem recht traurigen Blicke und einem tiefen Seufzer, den er sich vergeblich Mühe gab, zu unterdrücken. „Es ist recht klein und hat stark vergitterte Fenster."

„Wie wir es eben hier haben," gab der Polizeirath achselzuckend zur Antwort; „doch glauben Sie mir, es wird nicht lange dauern, wozu auch Sie sehr viel beizutragen im Stande sind."

„Nun denn, es ist eine Schickung — Sie werden sehen, daß man mir Unrecht thut."

Damit machte er eine tiefe Verbeugung und ging, gefolgt von dem Polizeiagenten Schmetterer, der Thür zu. Dort blieb er aber einen Augenblick wie überlegend stehen und sagte dann, sich umwendend: „Würde es mir nicht gestattet sein, Herr Polizeirath, ein paar wohl-

wollende Gönner, die ich hier habe, von meiner Rückkehr brieflich in Kenntniß zu ſetzen?“

„Vielleicht, Herr Steffler. Wer ſind dieſe Gönner?“

Der Andere zauderte einen Moment mit der Antwort; dann ſagte er mit einem raſchen Blicke auf Welden und mit lauterer Stimme, als er bisher geſprochen: „Es ſind dies Herr Ferdinand Welkermann, der Sohn des Stadtſchultheißen, und der Herr Baron von Rivola.“

Der junge Ingenieur hatte ſich in der That alle Mühe gegeben, die Zeitung mit Aufmerkſamkeit zu leſen, um nicht genöthigt zu ſein, unwillkürlich etwas von dem Geſpräche der Anderen zu vernehmen; doch ſchlug jetzt der laut ausgeſprochene Name der beiden Leute, mit denen er ſich in der letzten Zeit ſehr beſchäftigt, ſo eindringlich an ſein Ohr, daß er nicht anders konnte, als aufzuſchauen und auf dieſe Art dem Blicke des Herrn Steffler zu begegnen, der über die Aufmerkſamkeit, welche er erregt, ein ſehr zufriedenes Geſicht machte und ſogar die etwas barſche Antwort des Polizeirathes: „Hoffentlich wird Ihr Beſuch nicht ſo lange dauern, daß Sie nöthig hätten, Ihre Bekannten davon in Kenntniß zu ſetzen,“ zu verſchmerzen ſchien.

„Das iſt ein ganz eigenthümlicher Menſch,“ fuhr Herr Merkel, gegen Welden gewandt, fort, nachdem ſich die

Thür hinter dem unfreiwilligen Gaſte der Polizeidirektion geſchloſſen. „Kannten Sie ihn? Iſt er Ihnen früher ſchon begegnet?“

„Ich meine, ich hätte ihn ſchon geſehen, aber unter ſo gleichgültigen Umſtänden, daß mir nichts mehr davon erinnerlich iſt. Was hat er für eine Beziehung zu Ferdinand Wellermann oder zu Herrn von Rivola, oder iſt dies vielleicht eine indiscrete Frage?“

„Ganz und gar nicht; ich will Ihnen ſpäter darüber ſagen, was ich vermag. Doch jetzt, mein junger Freund, laſſen Sie mich wiſſen, was Sie ſo früh zu mir herführt?“

„Sollten Sie keine Ahnung davon haben, Herr Polizeirath?“

„Eine kleine allerdings; doch ſcheint mir Ihre Miene zu erregt, als daß Sie nur deßhalb zu mir gekommen wären, um mich darüber ein wenig zur Rechenſchaft zu ziehen, daß ich mich in Dinge gemiſcht, die mich, Ihrer Anſicht nach, eigentlich gar nichts angehen ſollten.“

„Ah, Herr Polizeirath,“ rief Welden, „ich meine, auch einfach dafür könnte wohl meine erregte Miene verzeihlich erſcheinen! Nicht genug, daß Sie mich drei Tage lang hinhalten und mich ſchon dadurch in eine ſchiefe Stellung bringen — nein, ſie verhaften meinen Gegner unter ſo

außerordentlichen Umständen, daß alle Welt vollkommen das Recht hat, mit den Fingern auf mich zu deuten!"

Je heftiger der Ingenieur diese Worte hervorstieß, um so ruhiger, ja, um so behaglicher schien sich der Andere zu fühlen; er rieb sich mit einem lächelnden Gesichtsausdrucke die Hände, ehe er zur Antwort gab: „Es sollte mir in der That leid thun, diese Wirkung hervorgebracht zu haben. Aber wie ist das vernünftiger Weise denkbar?"

„So einfach, Herr Polizeirath, daß ich es nicht verstehe, wie Sie nicht schon von selbst auf diese Idee kommen," versetzte Welden mit sehr bewegter Stimme: „Alle Welt weiß, daß ich im Hause Ihrer Frau Schwester wohne, daß ich der Familie derselben sehr befreundet bin . . . ."

„Alle Teufel, daran habe ich nicht gedacht!"

„Sie, Herr Polizeirath, der nicht leicht etwas vergißt? Doch freut es mich, daß Sie meine unangenehme Lage einzusehen scheinen — meine fürchterliche Lage!" fuhr er heftiger fort.

„Ah, man hält Sie für fähig, durch meine Schwester auf mich eingewirkt zu haben, und man glaubt, ich hätte auf mich einwirken lassen! Das ist allerdings schlimm, aber . . . ."

„Man war so freundlich, mir mit ziemlich klaren

Worten in's Gesicht zu sagen, daß man mich für einen erbärmlichen, feigen Menschen halte, und um das Gegentheil zu beweisen, könnten wohl aus dem einzigen Duell mehrere entstehen."

„Hm," machte der Polizeirath, indem zum ersten Male heute Morgen auf seinem gleichmäßig heiteren Gesichte ein verdrießlicher Zug erschien, „was ist aber da zu thun? Glauben Sie mir, mein lieber Freund, daß ich den Ernst und das Unangenehme Ihrer Lage nicht nur vollkommen einsehe, sondern auch bereit bin, [illegible] helfen, wo und wie ich kann — aber wie? Darin liegt gerade die Schwierigkeit."

„Nichts einfacher, als das, Sie erklären öffentlich den wirklichen Grund, warum Sie Herrn Ferdinand Wellermann unter Hausarrest gesetzt."

„Mit Vergnügen — schriftlich auf Stempelpapier, um das Duell mit Ihnen zu verhindern."

„Bah, Herr Polizeirath, das ist nicht der wirkliche Grund!"

Herr Merkel, der einen Augenblick an's Fenster getreten war, wandte sich rasch um und blickte den jungen Ingenieur erstaunt an.

„Seien wir so aufrichtig gegen einander, wie es der fürchterliche Ernst meiner Lage verlangt. Ja, Herr Po-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20794 / 060

lizeirath, Sie ſehen in mir einen ſonſt ruhigen und ziemlich vernünftigen Menſchen, der aber durch das, was ihm widerfahren, an den Rand der Verzweiflung gebracht iſt. Glauben Sie, ich werde es ertragen, daß Ehrenmänner vor mir die Achſeln zucken, daß Leute wie Herr Beſenbach und Conſorten mir in den Bart ſpucken? Und ſie haben alle Urſache dazu. Deßhalb, Herr Polizeirath, muß ich Sie dringend bitten, mir den anderen, wirklichen Grund zu nennen."

„Wenn ich nun aber keinen anderen Grund habe, oder wenn . . . ."

„Dieſer Grund vor der Hand noch Amtsgeheimniß bleiben müßte?" ergänzte Welden. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß ich ſchon bei unſerer Unterredung vor einigen Tagen aus Aeußerungen, die Sie über Wellermann thaten, entnahm, daß Ihnen ſeine Perſon als ſolche zu koſtbar ſei, um ſie in den Fall zu bringen, von mir todtgeſchoſſen zu werden."

„Sie irren, lieber Welden, an der Perſon liegt mir nichts; als Mann des Geſetzes war es mir darum zu thun, das Duell zu verhindern."

„Iſt das Ihre endgültige Erklärung?"

„Ich weiß keine andere, wenigſtens keine, die ich Ihnen heute zu geben im Stande wäre."

häufiger in den Straßen Ferdinands VII. und auf der Rambla erblicken; dort betrachten ſie die glänzenden Magazine, hier die anſehnlichen Gebäude der großen Theater und Gaſthöfe. Eine eigenthümliche Zuſammenkunft bemerkte ich öfters hier, Morgens früh nämlich eine bedeutende Anzahl Weißputzer, die mit ihren langen Stangen auf der Schulter wie zum Appel zuſammen zu treten ſchienen und ſich gleich darauf nach allen Seiten zerſtreuten.

Um einen neuen ſchönen Marktplatz für Barcelona zu gewinnen, hat man ungefähr gegenüber der Straße Ferdinand's VII. eine Menge alter Häuſer zuſammengeriſſen und den Raum, wo dieſe ſtanden, ſowie die Höfe derſelben zu einem ziemlich großen Ganzen vereinigt. So iſt es ein ſtattlicher viereckiger Platz geworden, rings von neuen prächtigen Häuſern umgeben, welche im unteren Stocke eine um den ganzen Platz hinlaufende geräumige Halle von ſchlanken Steinſäulen haben, in der ſich kleine Läden ebenfalls für die täglichen Lebensbedürfniſſe, befinden. Die Produkte aber, welche von Tag zu Tag wechſeln: Fleiſch, Fiſche, Gemüſe, Früchte aller Art, befinden ſich auf dem Platze ſelbſt, wo jeder Stand für ſich recht zierlich geordnet iſt, und alle regelmäßig aufgeſtellt, unter ſich breite Gänge bildend, die ſich rechtwinkelig durchſchneiden und den Verkehr bequem und angenehm machen. Die meiſten dieſer Stände ſind von oben durch graue Leinwand oder Matten gegen die Sonne geſchützt, und der ganze Markt hat namentlich durch die ſtattliche Umgebung etwas Großartiges und ſieht bei Abend, wo der Ein- und Verkauf recht lebhaft geht, von vielen Lichtchen erhellt, recht freundlich aus.

Dieſer Marktplatz, öſtlich von der Rambla, gehört zur alten Stadt, die ſich auffallend von den Theilen, welche wir vorhin durchwanderten, unterſcheidet. Hier ſind die Häuſer noch dunkler, noch höher, und in den meiſten Straßen ſo eng beiſammenſtehend, daß man ſich in einigen ohne große Mühe von einem Balcon zum andern die Hand reichen könnte. Dieſe Balcone geben überhaupt dieſen Häuſerfronten mit unzähligen Fenſtern ein ganz eigenes

„Ah, das iſt ein Hoffnungsſtrahl!“ rief der junge Ingenieur mit bebender Stimme. „Alſo heute ſind Sie nicht im Stande, mir den wirklichen Grund der Verhaftung Welkermann's anzugeben, aber morgen, übermorgen, oder wollen Sie mich wieder in den Bann von drei Tagen thun?“

„Ich will nichts, als Ihr Beſtes, mein lieber Freund,“ erwiederte der Polizeirath, indem er ſich der beiden Hände des jungen Mannes bemächtigte. „Ich will, daß Sie ruhig ſind, ich will, daß Sie das Unangenehme wie ein Mann ertragen, und verſpreche dagegen, Ihnen und der Welt in kürzeſter Zeit eine Erklärung über das Vorgefallene zu geben, welche gewiß nicht verfehlen wird, Alles zu Ihrem Vortheil aufzuklären.“

Welden blickte düſter vor ſich nieder und verſetzte dann kopfſchüttelnd: „Es gibt einen Argwohn, der auf uns laſten bleibt, einen Flecken, den wir nicht mehr auszutilgen vermögen: es iſt das der Vorwurf der Feigheit, unter deſſen furchtbarem Drucke ich ohne Kraft des Widerſtandes mein Haupt beugen muß. Würde man mich eines Mordes beſchuldigen, eines Diebſtahls meinetwegen — es könnte mir vielleicht gelingen, meine Unſchuld zu beweiſen; aber wenn Sie in meinem Falle einen körperlichen Eid für meine Unſchuld ablegen, man wird trotzdem

Ihnen und mir nicht glauben, und das einzige Mildernde wäre die Veröffentlichung des Grundes, des wirklichen Grundes, aus welchem Sie, und gerade am heutigen Morgen, Ferdinand Welkermann verhaften ließen. Nennen Sie mir dieſen Grund."

Der Polizeirath befand ſich offenbar in großer Verlegenheit; er war von dem Fenſter weggetreten und ging, die Hände auf den Rücken gelegt, mit weiten Schritten durch das Gemach. Er hatte in der That eine herzliche Freundſchaft für Welden, denn er achtete deſſen vortreffliche Eigenſchaften als Menſch, ſeine große Befähigung als Künſtler, und er war nicht einen Augenblick in Zweifel darüber, daß ſich Welden durch die Verhaftung Welkermann's in einer qualvollen Lage befände; er hätte ſo gern den wirklichen Grund jener Verhaftung geſagt, denn er hatte ja einen anderen Grund; doch erſchien es ihm unmöglich, dadurch ſein gut gelungenes Spiel zu zerſtören, denn das mußte er ſich eingeſtehen, ſprach er es einmal aus, daß er den Sohn des Stadtſchultheißen nicht verhaftet habe, um ein Duell zu verhindern, ſo begab er ſich überhaupt des Rechtes zu dieſer Verhaftung, welche nur im Einverſtändniſſe mit dem Vater Ferdinand's zur Verhütung einer großen Thorheit für einige Tage möglich war, — nannte er den wirklichen Grund, ſo war das

gerade ſo, als wenn auf der Menſur ein Fechter zum anderen ſpräche: „Decke deine Bruſt, decke dein Herz, dorthin zielt die Spitze meines Degens!“

Und wenn der Polizeirath dagegen im Vorbeiſchreiten in die auf ihn gerichteten brennenden Blicke des jungen Mannes mit dem beinahe flehenden Ausdrucke ſchaute, fühlte er ſich faſt bewogen, etwas zu thun, was er noch niemals gethan: ein Amtsgeheimniß zu verrathen — faſt, ſagen wir, denn als er eben im Begriffe war, es zu thun, erſchien ihm ſein Amtsdiener wie ein rettender Engel und meldete den Bankdirektor, Herrn Schwemmer, ſowie den Chef der Notenfabrikation, Herrn Scholtze.

Welden fuhr mit einem unangenehmen Gefühl empor und ſagte, als ihm der Polizeirath mit einem bedauernden Achſelzucken voll in das Geſicht ſah: „So wäre das alſo heute Morgen verlorene Zeit und Mühe geweſen; ich verlaſſe Sie für jetzt, Herr Polizeirath, da ich nicht indiscret genug bin, noch zu bleiben. Doch habe ich eine Bitte, welche Sie mir hoffentlich nicht abſchlagen werden: Sie können Sich denken, daß es mich drängt, Herrn Ferdinand Welkermann zu ſprechen, und bitte ich, mir dazu eine ſchriftliche Ermächtigung zu geben.“

„Sollte das nothwendig ſein?“

„Wer weiß — aber es wäre mir für alle Fälle

wünſchenswerth, und dieſe Bitte werden Sie mir hoffentlich nicht abſchlagen."

„Sie verkennen mich in der That, lieber Welden," erwiederte Herr Merkel, zum Tiſche tretend, um dort die verlangten Zeilen niederzuſchreiben. „Ich würde Ihnen auch jeden anderen Wunſch erfüllen, wenn nicht die unangenehmſte Nothwendigkeit mir das heute noch zu thun verböte. Aber glauben Sie mir, daß ich in dieſer fatalen Angelegenheit für Sie ſo beſorgt ſein werde, wie Sie es nur ſelbſt ſein können, und daß ich feſt von einem befriedigenden Reſultate überzeugt bin."

„Das bin ich auch," ſagte Welden mit dumpfer, eigenthümlich klingender Stimme und einem ſeltſamen Lächeln, worauf er das gewünſchte Papier aus den Händen des Polizeiraths empfing und ſich nach einer tiefen Verbeugung entfernte.

Unter der Thür begegnete er den angemeldeten beiden Herren, von denen der Bankdirektor Schwemmer in ſichtlicher Aufregung eintrat, was er dadurch bewies, daß er ſich mit ſeinem Taſchentuche Kühlung zufächelte und dasſelbe wiederholt an ſeine Stirn drückte, als wollte er dort nicht befindlichen Schweiß abtrocknen. Auch ließ er ſich ſogleich in den Lehnſtuhl neben dem Schreibtiſche nieder

und reichte dann erſt mit einem matten Lächeln dem Polizeirath ſeine Rechte zur Begrüßung.

„Ihre Aufregung verſpricht etwas,“ ſagte der letztere mit einem zufriedenen Lächeln, doch ſollten Sie das alles gleichmüthig nehmen, verehrter Herr Bankdirektor, und in Ihrem Aeußern nichts davon verrathen.“

„Das thue ich auch gewöhnlich nicht, und Herr Scholtze muß mir bezeugen, daß ich an ſeiner Seite lächelnd durch die Straßen ſchritt; aber hier, unter Freunden, laſſe ich meine Maske fallen und mache durchaus kein Hehl daraus, daß mich dieſe fürchterliche Geſchichte auf's tiefſte erſchüttert.“

„Setzen Sie ſich, Herr Scholtze, wenn ich bitten darf, und laſſen wir uns ruhig über die Angelegenheit reden. Alſo es gibt etwas Neues?“

Der Chef der Notenfabrikation hatte ebenfalls Platz genommen und ſagte nun, indem er ſeine Briefſtaſche hervorzog: „Allerdings gibt es etwas Neues, und zwar die Beſtätigung, daß wir es mit einer Fälſchung in großartigem Maßſtabe zu thun haben.“

„Dem lieben Gott ſei es geklagt,“ ſeufzte Herr Schwemmer. „Sie können ſich denken, Verehrteſter, daß in den letzten Tagen alle eingelaufenen Noten mit mehr als Argusaugen betrachtet wurden; Verdächtiges fand ſich al-

lerdings, aber gestern erst die trostlose Gewißheit. Betrachten Sie die beiden Tausendgulden-Noten in der Hand des Herrn Scholtze gegen das Licht, und Sie werden finden, daß das Wasserzeichen an manchen Stellen kaum noch zu sehen, an manchen aber ganz verschwunden ist."

„Ich conferirte darüber gestern mit unserem ersten Chemiker, dem Professor Förster, der meine Ansicht bestätigte, daß das Wasserzeichen zwar mangelhaft, aber doch zugleich mit dem Papier fabricirt sei, und daß den undeutlichen Stellen desselben mit einer Säure nachgeholfen worden sei, die dasselbe freilich täuschend herstellt, welche aber im Verlaufe von Jahren wieder gänzlich verschwindet."

„Und hätten wir trotz alledem noch zweifeln können," fuhr der Bankdirektor fort, „so hätte sich die Fälschung durch etwas Anderes bis zur Evidenz erwiesen: dem Professor Förster erschien eine Zahl — hier, die zweite in der fortlaufenden Nummer — etwas verdächtig; er machte einen Versuch, und wie Sie genau sehen, fand sich, daß dieser undeutlich erschienenen Zahl künstlich nachgeholfen worden war, aber statt mit Druckerschwärze, was auch bei der größten Sorgfalt nicht gut möglich war, mit chinesischem Tusche, der sich bei der Probe auflöste."

„A—a—a—ah,“ ſagte der Polizeirath, „das ſind ſehr wichtige und erfreuliche Thatſachen!“

„Erfreulich — das kann ich nun gerade nicht ſagen!“ rief der Bankdirektor ſchmerzlich. Doch bin auch ich wenigſtens darüber erfreut, daß wir einmal feſten Grund unter den Füßen fühlen!“

„Aber einen Grund, dem viel Unangenehmes für uns alle entſprießen muß,“ ſagte der Chef der Notenfabrikation; „denn Profeſſor Förſter iſt nicht nur Ihrer Anſicht, Herr Polizeirath, daß die Farbe an den Brandrändern dieſer Fünfhundertgulden-Note verdächtig iſt, ſondern er hat durch einen ähnlichen Verſuch wie bei der Tauſendgulden-Note ſich überzeugt, daß auch hier, und zwar bei dieſem F am Anfange des Wortes Fünfhundert, mit Tuſch nachgeholfen worden iſt.“

„A—a—a—ah,“ rief der Polizeirath aufſpringend, „das iſt für mich von ungeheurer Wichtigkeit! Wenn dieſe Fünfhundertgulden-Note wirklich falſch iſt, ſo rufe ich mit Entzücken aus, wie der Seemann nach monatelanger Fahrt: Land, Land!“

„Das wäre immerhin ſchon etwas,“ meinte Herr Schwemmer; aber nach meinem Berichte an Seine Königliche Majeſtät über das ganze namenloſe Unglück melde ich mich krank und nehme einen vierwöchentlichen Urlaub.“

„Wer wird ſo kleinmüthig ſein, Herr Bankdirektor, und was haben Sie denn zu fürchten? Gar nichts! Nur dürfen Sie keinen voreiligen Bericht machen — wir dürfen erſt dann über die Thatſache dieſer Fälſchung berichten, wenn wir zu gleicher Zeit ſagen können: da iſt das Verbrechen und hier ſind die Verbrecher, Alles hübſch bei einander.“

„Das wäre allerdings ein Milderungsgrund — und glauben Sie in der That, eine Spur gefunden zu haben?“

„Ich bin davon überzeugt; doch geſtatten Sie mir noch einige Fragen: wo fanden ſich dieſe offenbar falſchen Notenſcheine?“

„In der Kaſſe der Bank ſelber — das iſt für mich gerade das Unheimlichſte der ganzen Geſchichte.“

„Wer hat die Pakete ſortirt, in welchen man ſie gefunden?“

„Der junge Welkermann — apropos,“ rief der Bankdirektor, indem er ſich aufrichtete und Herrn Merkel mit großen Augen anſchaute, „das hätte ich ja beinahe vergeſſen: Sie haben mir ja heute den Welkermann, einen meiner beſten Arbeiter, verhaftet.“

„Verhaftet kann man eigentlich nicht ſagen,“ erwiederte der Polizeirath mit ſanfter Stimme; „ich ſagte

Ihnen ja ſchon, daß ich es im Einverſtändniß mit dem Herrn Stadtſchultheißen für nothwendig hielt, deſſen Sohn von einem thörichten Duell abzuhalten, und war der Herr Stadtſchultheiß mit mir darüber einig, dem etwas leichtſinnigen jungen Menſchen ein paar Tage Hausarreſt zu geben."

„Ah ſo, dagegen läßt ſich durchaus nichts einwenden."

„Nun aber noch eine andere Frage: Haben Sie nichts darüber herausgebracht, ob beſonders in letzter Zeit von irgend einer Seite her ein auffallender Notenumſatz ſtattgefunden hat?"

„Ein auffallender — nein," erwiederte der Bankdirektor, und von verdächtiger Seite her noch weniger; nur glaubt ſich einer der Bankdiener zu erinnern, daß Herr Ferdinand Welkermann eines Tages Noten in den betreffenden Kaſſenſchrank gethan und dafür andere herausgenommen, die er in ſeine Brieftaſche gelegt — allerdings ein nicht ganz richtiges Verfahren, für welches ich auch nicht ermangeln werde, dem Welkermann ernſte Vorſtellungen zu machen. Aber nun bitte ich Sie um Alles, Herr Polizeirath, laſſen Sie auch uns etwas von dem Lichte ſehen, das Sie in dieſer finſtern Angelegenheit entdeckt zu haben glauben."

Der Polizeirath machte ein auffallend ernſtes Geſicht

und ſagte dann in einem beſtimmten Tone: „Verzeihen Sie mir, Herr Bankdirektor, daß ich das für heute noch nicht zu thun im Stande bin: der Schein, den ich ſehe, könnte ſich möglicher Weiſe auch als ein Irrlicht darſtellen; ſobald ich aber einmal ganz klar ſehe, und ich zweifle nicht, daß dies der Fall ſein wird, werde ich Ihnen gewiß meine Entdeckung nicht vorenthalten — vertrauen Sie meiner Umſicht und Thätigkeit.“

Anſehen, jedes derſelben iſt damit verſehen, alle haben faſt das gleiche ſchwarze eiſerne Gitter, wodurch der Anblick hier über alle Beſchreibung monoton wird. Dabei iſt in dieſem Theile der Stadt wenig Verkehr, man kann ganze Straßen durchwandern, ohne etwas Anderes zu ſehen, als die trübſeligen, hohen, dunklen Mauern mit verſchloſſenen Fenſtern, und an einem derſelben hier oder dort ein verkümmertes Geranium, auf der Straße ein paar Hunde, eine vorüberſpringende Katze und zuſammengekauerte Bettler beiderlei Geſchlechts. Wenn es hoch kommt, begegnen wir vielleicht einem mageren Pferde, mit Fäßchen beladen und von ſeinem Eigenthümer geführt, der mit gellender Stimme den allervortrefflichſten Eſſig anpreist. Die Monotonie der Straßen der alten Stadt rührt auch wohl von den vielen Klöſtern her, die ſich ehemals hier befanden, und wenn man auch ihr Inneres vollkommen umänderte, ſo nahm man doch dem äußeren nicht ſein finſteres und abſchreckendes Ausſehen.

Hier wohnen niedere Beamte, kleine Handwerker, Wäſcherinnen. Letztere ſieht man häufig bei ihrem Geſchäfte, wenn man zu einem der finſteren Thorwege hineinblickt; dabei befindet ſich im Hofe ein breites Steinbaſſin mit einem einfachen Brunnen, der ſeinen Waſſerſtrahl hineingießt, und ringsumher eine Anzahl Weiber, welche die Wäſche mit Hölzern und ihren Fäuſten auf der Steineinfaſſung bearbeiten. Etwas, das dieſem Stadttheile einiges Leben verleiht, ſind die vielen Omnibus und Diligencen, die von hier aus nach der Umgegend, nach Saragoſſa, Madrid, Tarragona und Valencia fahren. Faſt alle paſſiren das Thor, welches nach Sarria hinausführt, ein altes finſteres Gewölbe mit einer halbverfallenen maleriſchen Brücke und vernachläſſigten Glacisſeinſchnitten. Dort raſſelt gerade einer dieſer Marterkaſten bei uns vorüber, mit acht Maulthieren beſpannt, deren Geſchirr mit Meſſingſtücken und kleinen Glocken bedeckt iſt, die unaufhörlich klingeln und klimpern. Schon innerhalb des Thores und der Stadtmauer iſt Weg und Pflaſter ſo entſetzlich ſchlecht, daß der Wagen wie betrunken hin

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Weldens Angelegenheit, ſein verhindertes Duell anbelangend, hatte ſich für ihn ſo unangenehm entwickelt, als er es an dem betreffenden Morgen in ſeiner finſteren Phantaſie vorausgeſehen. Nachdem er hierauf ſpäter den Polizeirath verlaſſen, hatte er einen Brief an Ferdinand Welkermann geſchrieben, worin er dieſen um eine Unterredung gebeten, darauf aber die Antwort erhalten, er, Welkermann, könne ſich durchaus nicht entſinnen, welches Geſchäft Herr Welden mit ihm abzumachen habe — ſollte es eine gewiſſe Angelegenheit betreffen, ſo ſei dazu die bekannte Mittelsperſon Herr Lieutenant von Miltau in Anſpruch zu nehmen.

Welden verſuchte hierauf, den Herrn Baron von Rivola zu ſprechen, doch ſagte man ihm auf Eichenwald,

die Familie ſei nach der Stadt gefahren und würde ſchwerlich in den nächſten Stunden zurückkehren. Auch wurde ihm ein Schreiben, das er auf dem Landhauſe zurückließ und worin er für den folgenden Tag um eine Unterredung bat, am nächſten Morgen von dem Freiherrn mit den kurzen Zeilen beantwortet: ‚obgleich der ergebenſt Unterzeichnete ſich nicht genau erinnere, daß er etwas Geſchäftliches mit dem Herrn Ingenieur Welden zu verhandeln habe, ſo werde er doch morgen Nachmittag zwiſchen zwei und vier Uhr auf ſeinem Landhauſe zu ſprechen ſein.‘

Welden machte ſich ſchon gleich nach Mittag auf den Weg und ging langſam die Höhen hinan bis zu den Trümmern des alten Wartthurmes, an welchen er ſich eine Zeit lang, auf die Stadt hinabblickend, lehnte. Er hatte keinen beſtimmten, am allerwenigſten einen heiteren Gedanken, den er verfolgte, und die Bilder der letzten Tage waren ſo trauriger, entſetzlicher Art geweſen, daß er nur mit einem ſchmerzlichen Ausrufe des Tages gedenken konnte, an welchem er zuletzt hier oben geſtanden und wo er ſo unverhofft durch die Erſcheinung Lucy's von Rivola erfreut worden war.

Wie hatte ſich in der kurzen Zeit alles das geändert, und obgleich rings umher der warme Hauch einer ent-

zückenden Frühlingsluft auf ihn einwirkte, ſo hätte er doch viel lieber Schnee und Eis auf den Fluren geſehen, an ſeiner heißen Stirn gefühlt, als in ſeinem Herzen, aus dem alle Frühlings- und Lebensluſt verſchwunden war.

Wie hatten ihm die kalten, kurzen Zeilen des ihm ſonſt ſo freundlich geſinnten Freiherrn von Rivola durch die Seele geſchnitten — alſo auch da wußte man ſchon genugſam von ſeiner Angelegenheit. — „Deſto beſſer,“ murmelte er trotzig durch die zuſammengebiſſenen Zähne, „ſo kann ich mir jede Einleitung erſparen!“

Er ſchritt rüſtig aus und hatte in Kurzem Eichenwald erreicht.

Ob man dort ſeine Ankunft ſchon von Weitem bemerkt oder ob ſich der Kammerdiener zufällig im Garten befand, um ihn in ein kleines Vorzimmer neben dem Schreibcabinet zu führen, wo er einen Augenblick warten möge, anſtatt in den Salon zu Frau von Rivola, wie ſonſt wohl geſchehen, wenn der Herr des Hauſes verhindert war, ihn augenblicklich zu empfangen — was lag daran, es war das eine bezeichnende Nachſchrift zu den erhaltenen Zeilen, und er wartete geduldig.

Frau von Rivola war zu Hauſe: er hörte den Ton ihrer Stimme, als ſie die Thür des Salons öffnete und dem dort wahrſcheinlich auf der Schwelle befindlichen

Diener einige Worte ſagte. Auch Lucy war da: er vernahm die leiſe wiederhallenden Töne ihres Flügels, welcher in dem Zimmer der Frau von Rivola ſtand. Wie oft hatte man ihn, an das Inſtrument gelehnt, zuhorchen laſſen, eine Gunſt, die ihm damals nicht ſo groß erſchienen war, wie jetzt; denn was würde er im gegenwärtigen Augenblicke darum gegeben haben, wenn ihn Lucy hereingerufen, wenn er hätte zuſchauen dürfen, wie ihre feinen Finger über die Taſten flogen, ihrem prächtigen Spiele lauſchend, wenn ſie ihr glänzendes Auge zu ihm mit der Frage erhoben hätte: Gefällt Ihnen das, mein lieber Herr Welden, oder ſoll ich Ihnen etwas Anderes ſpielen?

Ob wohl der Kammerdiener angewieſen war, ihn anders zu empfangen, als ſonſt? Er mochte das nicht glauben. Auch hatte ihn der alte Mann freundlich, wie immer, in das kleine Vorzimmer geleitet und dort einen Stuhl herbeigerückt.

„Sie kommen etwas zu früh, Herr Welden, es iſt erſt halb zwei Uhr; doch wird der gnädige Herr, der ſich in der Stadt befindet und immer ſehr pünktlich iſt, ſicher um zwei Uhr erſcheinen.“

Und ſo war es denn auch: die Uhr auf dem Kamine zeigte noch einige Minuten vor der bezeichneten Stunde,

als Welden das Rollen eines Wagens vernahm, der an der Seite des Hauſes neben dem Stallgebäude hielt, ſowie gleich darauf den feſten, ſchweren Schritt des Herrn von Rivola, der raſch in das anſtoßende Schreibzimmer eintrat und ſich dort, wie der junge Ingenieur hörte, in ſeinen Lehnſtuhl niederließ. Doch verblieb er nicht lange ſo, ſondern Welden vernahm, wie er gleich darauf mit haſtigen Schritten in dem Schreibzimmer hin und her ging.

Die Uhr zeigte ſchon zehn Minuten nach Zwei, als der Kammerdiener vom Gange her eintrat und dem Wartenden zuflüſterte: „Der gnädige Herr ſcheint Sie vergeſſen zu haben, ich werde ihn nochmals an Sie erinnern.“

„Bitte aber, hinzuzuſetzen, daß ich gern länger warte und auch die Zeit dazu habe, wenn es dem Herrn Baron ungelegen ſein ſollte, mich jetzt zu ſehen.“

In der That dauerte es auch noch eine gute Weile, ehe der Kammerdiener die Thür öffnete und den jungen Mann durch eine Handbewegung erſuchte, einzutreten.

Herr von Rivola ſtand am Fenſter, und als er ſich langſam gegen Welden umwandte, erſchrack dieſer über die auffallende Bläſſe ſeines Geſichtes. Auch lag etwas Verſtörtes über den Zügen des alten Freiherrn, das er

vergebens durch ein ſehr kaltes Lächeln zu verdecken ſich bemühte.

„Sie haben mich zu ſprechen gewünſcht," ſagte er, indem er mit ſteifer Förmlichkeit auf einen Stuhl zeigte und ſich ſelbſt langſam und mühevoll in ſeinen Schreibſeſſel niederließ.

„Erlauben Sie mir, daß ich ſtehen bleibe," ſagte Welden nach einer abſichtlich ziemlich langen Pauſe, während welcher er darauf gewartet hatte, daß ihn Herr von Rivola anſchauen würde; doch dieſer hatte ſeine Augen auf den Fußboden geheftet, hatte die Hände gefalten und ganz das Ausſehen eines Mannes, der viel mehr mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt iſt, als mit dem, was der Andere im Begriffe iſt, ihm zu ſagen.

„Sie erlauben mir, ſtehen zu bleiben?" wiederholte deßhalb Welden in lauterem Tone.

„Wie es Ihnen beliebt — gewiß," verſetzte Herr von Rivola, aus ſeinen Träumereien auffahrend.

„Geſtatten mir vielleicht auch, offen und ehrlich mit Ihnen zu reden, Herr Baron, wie ich das ſtets gethan?"

„Auch das — ah ja, ich erinnere mich, Ihre Worte waren ſtets die eines offenen und redlichen Mannes," erwiederte der Andere, wobei er auf den Ausdruck „Worte"

einen ſo beſonderen Nachdruck legte, daß Welden fragen mußte:

„Nur meine Worte, Herr Baron?“

„Habe ich ſo geſagt? O, wenn es Ihnen gefällig wäre, wollen wir nicht über Worte ſtreiten, noch viel weniger über den Ausdruck derſelben; Sie baten mich um eine Unterredung, me voilà, und vielleicht halten Sie es nicht unartig von mir, daß ich ſpäter Anderes zu thun habe?“

Der junge Mann biß die Lippen auf einander, und man ſah es ſeinem leuchtenden Blicke an, daß er im Begriffe war, etwas darauf zu erwiedern, was er vielleicht im nächſten Augenblicke bereut hätte; doch zwang er ſich, trat einen Schritt näher und ſagte alsdann, nachdem er ſich raſch mit der Hand über die Stirn gefahren, in dem tiefen, treuherzigen Tone, der ihm ſo eigen war: „Herr Baron, ich bitte Sie herzlich, unſere Unterredung nicht in dem Tone fortführen zu wollen, wie Sie dieſelbe begonnen, und muß ich Ihnen wiederholen, daß nicht nur meine Worte Ihnen gegenüber ſtets offen, ehrlich und frei von jedem Vorwurfe waren — ja, ich habe Sie um eine Unterredung gebeten, um Ihnen zu beweiſen, daß es unrecht iſt, mich darunter leiden zu laſſen, daß die Macht der Verhältniſſe ſtärker iſt, als ich.“

Und nun erzählte er ihm mit kurzen, aber beſtimmten Worten, was ſich geſtern Morgen in ſeinem Zimmer begeben, ohne irgend einen Namen zu nennen, ohne aber auch als Mann dem Manne gegenüber irgend etwas Erhebliches zu verſchweigen, und dabei wußte es Gott allein, wie ſchmerzlich es ihm wurde, ſich gerade dem, der vor ihm ſaß, ſo ohne Rückhalt entdecken zu müſſen. Aber er hielt es für nothwendig, von jener wilden Betäubung zu ſprechen, die ihn umfangen gehalten, die ihn verhindert, ſein Zimmer, das Haus, in welchem er wohnte, früher zu verlaſſen, als es ſelbſt nothwendig geweſen wäre, um zur beſtimmten Stunde auf dem bezeichneten Platze zu erſcheinen.

„Daß etwas Entſetzliches in dem Zuſammentreffen aller dieſer Umſtände für mich liegt, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen, aber hier hebe ich meine Hand zum Schwure auf und nehmen Sie meine Verſicherung als den feierlichſten Eid, daß ich weder etwas geahnt von der Verhaftung Ferdinand Welkermanns, noch viel weniger etwas dazu beigetragen!“

Der alte Herr hatte Welden aufmerkſam zugehört und that einen tiefen Athemzug, als jener geendet. Daß er keine Lüge geſprochen, dafür zeugte der offene und ehrliche Blick ſeines Auges. Das ſchien auch Herr von Rivola

zu empfinden, denn er nickte leicht mit dem Kopfe, um aber gleich darauf achſelzuckend zu ſagen: „Und wenn dem in der That ſo iſt, ſo würden Sie doch das Opfer dieſes Zuſammentreffens von Umſtänden ſein, und wenn ein Gott ſichtbares Zeugniß für Sie ablegte, die Welt wird Sie, verzeihen Sie mir den harten Ausdruck, nicht nur für einen feigen Menſchen halten, ſondern auch, was eben ſo ſchlimm iſt, für einen Niederträchtigen, der den Ruf einer armen Frau compromittirt hat, um ſich aus der unangenehmen Geſchichte zu ziehen.“

„Herr von Rivola!“ brauſte der junge Ingenieur auf.

„Ich habe geſagt, die Welt wird ſo ſprechen.“

„Und Sie dachten ſo — o, ich las das in dem kalten Tone Ihrer Zeilen!“

„Wenn ich wirklich ſo gedacht,“ entgegnete der Andere in einem kühlen Tone, „ſo können Sie mir auch meine Zeilen nicht verübeln, denn ich erlaubte mir, hier auf dieſer Stelle meine Anſicht über das, was auf die Ihnen angethane Beleidigung folgen müſſe, ſehr klar, denke ich, aus einander zu ſetzen — Sie handelten anders . . . .“

„Ich nicht, Herr Baron — bei Gott, ich nicht — die Umſtände handelten für mich, und wenn Sie meinen Worten von vorhin nur den geringſten Glauben ſchenken,

ſo bitte ich Sie um Ihren Rath, was ich weiter thun ſoll."

„Der iſt nicht leicht zu geben, ja, unmöglich: thun Sie, was Sie wollen, die Welt wird Ihnen keinen Glauben ſchenken."

„Die Welt?" rief der junge Mann heftig aus. — „Wer iſt denn die Welt, die es wagen kann, uns ſo zu tyranniſiren? Wer hat das Recht, uns zu Tode zu hetzen mit den grimmigen Furien der Verleumdung?"

„Die Welt oder was wir ſo nennen, iſt allerdings ein Phantom, das aus Tauſenden von Zungen beſteht, von denen wir nicht im Stande ſind, einer einzigen Stillſchweigen zu gebieten."

„Dann kümmert mich die Welt auch nicht, wenn ich es nur vermag, denen, an deren Achtung und Freundſchaft mir gelegen iſt, meine Unſchuld zu beweiſen."

„Und können Sie das?" fragte Herr von Rivola mit einem zweifelhaften Lächeln.

„A—a—a—ah, dieſe Frage aus Ihrem Munde wirft mich furchtbar darnieder — alſo auch Sie, Herr Baron, der mich ſeit Jahren kennt, der mir die herzlichſte Freundſchaft bewieſen, der mich, einen Mann ohne Rang und Namen, freundſchaftlich bei ſich im Kreiſe ſeiner Familie aufgenommen — auch Sie glauben mir alſo nur aus

und hertaumelt; auch muß er eine Zeit lang warten, bis eine Menge Laſtkarren, die vor ihm ſind, die ſchmale Paſſage endlich befreit haben. Vor der Brücke nimmt ihn gleich eine dichte Staubwolke in Empfang und entzieht ihn bald unſeren Blicken. Wir laſſen ihn für heute gern ziehen, denn in kurzer Zeit werden auch wir dort eingezwängt ſein, immer noch früh genug für ein ſolches Vergnügen.

Uebrigens fehlt es auch dieſem Stadttheile nicht ganz an Läden, doch ſind es meiſtens Obſt- und Victualienhändler, kleine Bilderläden oder ambulante Muſikalienhandlungen. Die beiden letzteren haben mir manche Viertelſtunde gekoſtet, denn ich konnte ſelten bei ihnen vorübergehen, ohne die ausgehängten Kunſtſchätze bewundert zu haben. Natürlich ſind ſie für die unteren Volksclaſſen berechnet, und die Bilder, eigentlich Bilderbogen, behandeln Gegenſtände, welche dem ſpaniſchen Volkscharakter am meiſten anpaſſen. Da ſind Don Quirote und Sancho Panſa, verſchiedentlich während ihrer Irrfahrten aufgefaßt, nach unſeren Begriffen furchtbar carikirt, mit paſſenden Unterſchriften verſehen; ferner blutige Räubergeſchichten mit einer wahren Verſchwendung von brennenden Farben, hier ein Gefecht zwiſchen Räubern und Guardias Civiles, wobei die erſteren Sieger bleiben, dort die Beraubung einer herrſchaftlichen Kutſche oder großes Würfelſpiel der ganzen Bande um vollbuſige Weiber, die auf den Knieen liegen und Schonung zu erflehen ſcheinen. Die Muſikalienhandlung iſt ein ſehr einfaches Etabliſſement und beſteht aus einem Stuhle, auf dem der Eigenthümer ſitzt, und mehreren Schnüren an der Mauer eines Hauſes, woran die betreffenden Muſikalien aufgereiht ſind. Hier ſpielen Stierfechterromanzen, Geſchichten von verwegenen Contrebandiſten, ebenfalls verdrießliche Abenteuer eines Corregidors mit einer ſchönen Müllerin, ſo wie Don Juan's Thaten und Ende eine Hauptrolle. Für einige Realen kaufte ich mir hier eine ganze Sammlung von Volksliedern.

Dieſe neue lange Wanderung hat mich indeſſen müde und hungrig gemacht. Es iſt fünf Uhr, und ich begebe mich zurück

Höflichkeit, vielleicht aus Mitleiden, nicht aus Ueberzeugung?“

Welden zuckte furchtbar zuſammen und drückte ſeine Hände einen Augenblick mit einem Ausrufe des Schmerzes gegen ſeine Stirn, als er bemerkte, wie Herr von Rivola, die Achſeln zuckend, neben ihm vorbei in's Leere hinausſchaute. — „Alſo auch Sie?“

Der alte Herr erhob ſich langſam und trat an das Fenſter, von wo er, ohne Welden anzuſchauen, herüber ſprach: „Und doch will ich Ihnen einen Rath geben: Sie ſind ein Mann von großen Kenntniſſen, Sie haben viel gelernt, Sie ſind jung, ach, und die Jugend iſt ein großes Glück — man vergißt, man ſchmiegt ſich leichter — verlaſſen Sie die Stadt, das Land und kümmern ſich den Teufel um das, was man Ihnen hier nachredet.“

„Ja,“ antwortete der Andere mit dumpfem Tone, „das ließe ſich auf Wochen, auf Monate, auf Jahre thun, bis mich irgend eine gute Seele in Amerika, in Aſien wiederſieht und dort derſelben Welt, von der Sie vorhin ſprachen, darüber Aufklärung gibt, warum ich eigentlich mein Vaterland verlaſſen — und dann — nein, Herr Baron, jetzt von hier verſchwinden, gäbe ich der Verleumdung Recht; vielleicht bleibt mir noch ein anderer Weg: ich werde alle Rückſicht bei Seite ſetzen, ich werde

mich an die Ferſen des Polizeirathes heften, ich werde ihn zwingen, daß er öffentlich den Grund angibt, weßhalb er Ferdinand Welkermann verhaftet."

„Um das Duell zu verhindern."

„O nein, das iſt nicht der wahre Grund, hat er mir doch ſelbſt geſtanden, daß er vielleicht in einigen Tagen im Stande ſein werde, durch Nennung eines anderen Grundes meine Unſchuld zu beweiſen."

Während der eben ſtattgehabten Unterredung hatten die Geſichtszüge des Herrn von Rivola die Bläſſe, welche dem jungen Manne aufgefallen war, verloren und beinahe ihre natürliche Farbe wieder angenommen; jetzt aber, bei den letzten Worten Weldens erſchien der alte Herr bleicher wie zuvor; alle Energie war von ſeinen Zügen gewichen, ſeine ſoeben noch feſt zuſammengepreßten Lippen waren ſchlaff und faltig. Letzteres aber dauerte nur einen Augenblick, dann raffte er ſich mit einem etwas erkünſtelten Lächeln auf und ſagte, indem er das Geſicht dem Fenſter zuwandte: „Redensarten das — und was könnte eine Veranlaſſung abgeben, gegen Herrn Ferdinand Welkermann auf dieſe Art einzuſchreiten — gegen ihn, den Sohn des Stadtſchultheißen, eines ſo geachteten Mannes — gegen ihn, der vielleicht, wie viele junge Leute, ein leichtes Leben führt, aber, ſo viel ich weiß, nie zu einer

Klage Veranlaſſung gab, welche ihn mit der Polizei in Berührung bringen könnte?“

„Das iſt ganz meine Anſicht — ich dachte ſchon: Schulden, doch würde der Polizeirath Merkel, wenn das der Fall wäre, jeden anderen Verſuch gemacht haben.“

„Gewiß — ich glaube nicht, daß Herr Welkermann Schulden hat, die ihn geniren — es wäre dies wenigſtens unverantwortlich bei den Quellen, die ihm zu Gebote ſtehen.“ — Die letzten Worte murmelte Herr von Rivola faſt unhörbar. — „Alſo iſt das Duell der einzige Grund, und kann ich nur bedauern, daß Sie nicht raſcher zu Werke gegangen ſind.“

„Auf die Gefahr hin, Ihre Zeit länger in Anſpruch zu nehmen, als es Ihnen vielleicht lieb iſt,“ gab hierauf der Ingenieur in ſehr ruhigem und feſtem Tone zur Antwort, „muß ich mir doch erlauben, Ihnen zu ſagen, daß ein Zuſammentreffen von Umſtänden mich zu der Anſicht führt, als läge in der That ein anderer Grund zur Verhaftung Ferdinand Welkermann's vor.“

„Und welche Umſtände, wenn ich bitten darf?“

„Ich war geſtern früh bei dem Polizeirath Merkel.“

„Sie verkehren viel mit der Polizei, wie mir vorkommt?“

„Nicht mehr, als mir nöthig erſcheint. — Ehe ich

aber dort mit Herrn Merkel verkehren konnte, war ich, ohne das gerade zu wollen, Zeuge einer kurzen Unterredung zwiſchen dem Polizeirathe und einem jungen Manne, der, wie es den Anſchein hatte, von einer Reiſe ziemlich unfreiwillig zurückgekehrt war, denn ich ſah ihn in Begleitung eines Polizeiagenten und hörte, wie man ihn auf ein Zimmer der Polizeidirektion brachte."

Herr von Rivola hatte ſeine Hand feſt auf den bronzenen Griff des Fenſterverſchluſſes gelegt, wobei er ſo angelegentlich in die Landſchaft hinausblickte, daß man hätte glauben können, er überhöre die Worte des Anderen, wenn er nicht mit leiſer Stimme gefragt hätte: „Und in welchem Zuſammenhange glauben Sie nun, daß der junge Mann mit Herrn Welkermann ſteht?"

„Das weiß ich nicht, nur hörte ich, daß er, ehe er in Begleitung des Polizeiagenten das Zimmer verließ, die Frage ſtellte, ob es ihm nicht vergönnt ſei, hieſige Gönner von ſeinem unfreiwilligen Aufenthalte in Kenntniß zu ſetzen."

„Erſtaunlich — und als ſeinen Gönner bezeichnete er Herrn Ferdinand Welkermann?"

„Ja, Herr Baron, und nannte auch noch einen anderen Namen, den Ihrigen."

„A—a—a—ah— in der That, außerordentlich —

vielleicht ein armer Teufel, dem ich Wohlthaten erzeigt — Sie kannten jenen jungen Mann nicht?“

„Ich kannte ihn nicht, hörte aber, daß ihn der Polizeirath Steffler nannte.“

„Ein Name — mir gänzlich — unerinnerlich,“ ſprach Herr von Rivola nach einer Pauſe, während welcher er offenbar über dieſen Namen nachgedacht hatte. „Aber ich begreife immer noch nicht, wie die Sache mit Herrn Welkermann damit in Zuſammenhang gebracht werden kann.“

„Aufrichtig geſagt, bin auch ich nicht im Stande, eine ſolche Verbindung nachzuweiſen; doch es gibt Augenblicke, wo ein einziges Wort im Stande iſt, uns das Dunkel einer ganzen Reihe unerklärlicher Thaten aufzuhellen, ein Licht, allerdings raſcher wieder verſchwindend, wie ein Blitzſtrahl in der Nacht — aber er hat zu unſeren Füßen den Pfad erleuchtet, der uns ſicher am Rande des Abgrundes hinführt.“

Ein ſchwerer Seufzer rang ſich aus der Bruſt des alten Herrn. — Er hatte jetzt beide Hände auf den Bronzegriff am Fenſter geſtützt und ſeinen Kopf darauf gelegt. So verharrte er über eine volle Minute, und als er ſich hierauf umwandte und zu Welden mit matter Stimme ſagte: „Entſchuldigen Sie mich, ich fühlte mich

heute Morgen ſchon angegriffen und jetzt ernſtlich unwohl!“ da war ſein Ausſehen ganz ſo, um dieſen Worten vollen Glauben beimeſſen zu laſſen.

„Ich bedauere das aufrichtig,“ entgegnete Welden, „hatte ich doch immer noch gehofft, heute ſo von Ihnen ſcheiden zu können, wie ich bis jetzt immer ſo glücklich war, es zu thun, mit dankbarem Herzen von einem wohlwollenden Freunde — ſo aber ....“ Er vollendete den begonnenen Satz nicht, da er ſah, wie Herr von Rivola, auf ſeinen Lehnſeſſel niederſinkend, ihm wie zum Abſchiede mit der Hand winkte; nur ſagte er noch, ehe er das Zimmer verließ: „Ich darf mich vielleicht noch nach dem Befinden der verehrten Frau Baronin und Fräulein Lucy's erkundigen?“

„Sie befinden ſich wohl — ſehr wohl — ich danke Ihnen — ſind aber beide verhindert, Sie zu ſehen.“

Ein ſchmerzliches Lächeln flog über die Züge des jungen Mannes, als er durch das Vorzimmer auf das Veſtibule trat, und ſein Blick wurde nicht heiterer, als er auch jetzt wieder die Töne vernahm, welche Lucy ihrem Inſtrumente entlockte. Sie ſpielte ein Volkslied, deſſen Worte er ihr erſt vor Kurzem aufgeſchrieben:

Ich möcht' am liebſten ſterben,
Da wär's auf einmal ſtill.

Worte und Geſang folgten ihm zum Hauſe hinaus und begleiteten ihn auf ſeinem einſamen Gange nach der Stadt.

Aber wenn ſein Herz grauſam zerriſſen war, ſein Denken, ſein Fühlen von einer tiefen Nacht umgeben, in der ihm kein Hoffnungsſtrahl mehr leuchtete, ſo war doch der Zuſtand ſeines Innern wahrhaft beneidenswerth, ja, wahrhaft glückſelig zu nennen im Gegenſatze zur verzweiflungsvollen Stimmung des Herrn von Rivola.

Als Welden den Freiherrn von Rivola verlaſſen hatte, ſank dieſer auf erſchreckende Art in ſeinem Seſſel zuſammen. — Ja, ja, es war ein anderer Grund vorhanden, um deſſentwillen Ferdinand Welkermann verhaftet war — hatte er doch heute Morgen ſelbſt einen Beſuch bei dem Bankdirektor gemacht und war von dieſem mit den Worten empfangen worden: „Ich muß Ihnen ehrlich ſagen, verehrteſter Herr und Gönner, daß es mich in der That freut, auch Sie einmal im Irrthume gefunden zu haben! — Wie ſo? Womit? — Weil die angebrannte Fünfhundertgulden-Note, die Sie für echt erklärten, in der That ebenfalls eine verfluchte Fälſchung iſt. Sie zweifeln? Sehen Sie hier, unſer großer Chemiker, Profeſſor Förſter, hat es herausgebracht, daß dieſer Zahl an der Spitze meines Bleiſtiftes mit Tuſche nachgeholfen worden iſt!“ — Da hatte ihn ein furchtbarer Schrecken erfaßt, ob-

gleich ihm der Bankdirektor nichts Neues ſagte. — „Sie werden vielleicht glauben, wir hätten es hier mit einer Note zu thun,“ hätte jener fortgefahren, „die echt iſt und an der ſich vielleicht Jemand den Spaß gemacht, einer nicht ganz ſcharfen Zahl auf dieſe Art nachzuhelfen; aber bei den echten ſind alle Zahlen ſcharf und deutlich, wie Sie ſich ſogleich an tauſend Exemplaren überzeugen können. Den Verbrechern hat auf dieſer Stelle ein Stempel verſagt, denn hier haben Sie zwanzig Fünfhundertgulden-Noten, auf welchen allen ohne Ausnahme dem betreffenden Vierer nachgeholfen worden iſt!“

Glücklicher Weiſe war Herr Schwemmer kein Mann, welcher in dem Geſichte eines Anderen richtig zu leſen verſtand, ſonſt hätte er das Erbleichen des Herrn von Rivola, das Zucken ſeiner Mundwinkel, den perlenden Schweiß auf deſſen Stirn wohl für etwas Anderes gehalten, als die gränzenloſeſte Ueberraſchung oder den Ausdruck des Verdruſſes, ſich ſo ſehr geirrt zu haben. Dagegen hatte der Freiherr wohl geſehen, daß der Bankdirektor ihn, wie immer, mit dem vollſten Vertrauen, mit der größten Unbefangenheit behandelte; hatte er ihm doch mit vorgehaltener Hand de moi à vous ganz confidentiel die Mittheilung gemacht, daß der Polizeirath Merkel eine Spur zu haben glaube.

Und nun war ihm von einer anderen Seite die Kunde gekommen, daß Steffler ſich in den Händen des Polizeirathes befinde.

Doch ſo zuſammengedrückt, ſo vernichtet auch in dieſem Augenblicke die Elaſticität ſeines Geiſtes war, ſo kehrte doch nach und nach die Spannkraft ſeines Körpers wieder und wirkte auf ſeine Seele ein: Und wer iſt Steffler? — Ein liederliches, nicht zu beachtendes Subjekt, dem ich Wohlthaten erzeigt — was weiß er von der ganzen Geſchichte? So gut wie gar nichts. Daß ich aus Mitleiden, um ihm Beſchäftigung zu geben, ihn eine unbedeutende Arbeit machen, ihn eine nichtsſagende Arabeske ſchneiden ließ — bah — was iſt das weiter? — Ich werde alt — alt, das iſt das größte Unglück — vor Jahren hätte ich über das allerdings unbehagliche Zuſammentreffen von Umſtänden gelacht, ja, es hätte mir Freude gemacht, auf dieſe Art in einen Kampf des Geiſtes verwickelt zu werden — der Geiſt eines Mannes wie ich gegen den eines Polizeirathes Merkel! — Aber auch die Beklemmung hier," fuhr er, nach einem tiefen Athemzuge auf die breite Bruſt klopfend, fort, „wird und muß vorübergehen, und dann wollen wir frei vor die Welt hintreten, keck und dreiſt, jedes Zucken irgend einer Wimper beobachtend, Blick um Blick furchtlos erwidernd — dann

BIBLIOTHECA REGIA

wollen wir ſehen, ob der Verdacht, ſelbſt des Kühnſten, ſich an mich wagen wird!"

„Aber dieſer Welkermann? — Ein Verſchwender und Spieler, ein leichtſinniger junger Menſch — ſelbſt wenn man ihn zwingen könnte, ſeine Geldquelle anzugeben — und man wird das thun, da dieſes gedankenloſe Thier durch Verbrennen der bewußten Banknote die Aufmerkſamkeit erregt — wenn er von Anleihen ſpricht, die er da und dort gemacht, von der Güte ſeiner Mutter, deren blinde Liebe ihm glücklicher Weiſe mehr gab, als ſie verantworten kann, wenn er alsdann mich nennt, der ihm mit ziemlichen Summen aushalf — was kümmere ich mich darum — war es meine Pflicht, falſche Banknoten zu erkennen, und wie konnte ich das überhaupt, da das ſelbſt den Bankbeamten und dem Chef der Notenfabrikation ſo lange unmöglich war? — Kann man offener verfahren, als ich es that, da ich ſo häufig meinen Namen auf große Noten ſetzte, um Niemanden im Dunkel zu laſſen, daß dieſelben in meinem Beſitze geweſen? — Und wenn Welkermann ſelbſt davon reden ſollte, daß er mir häufig Noten umgewechſelt, wußte ich denn, ob er das offen an der Bankkaſſe that, und brauche ich das zu verheimlichen? — Nein — nein und tauſend Mal nein! — Was mich allein betrübt, war die Schwäche, die mich

nach der Fonda del Oriente. Im Hofe derſelben finde ich meine beiden Reiſegefährten; der Baumeiſter ſtudirt an großen Placaten die Abfahrt der Dampfſchiffe, während Horſchelt eine der oben erwähnten Diligencen ſkizzirt, die eben zum Abfahren bereit ſteht. Die Maulthiere ſind ungeduldig und treten hin und her, und einem, das ſich gar ungeberdig anläßt, hat der Delantero ſeine Manta um den Kopf gewickelt, wodurch es geblendet wird und ruhig ſteht. Ich trete einen Augenblick in die große Küche des Hauſes, die ſehr reinlich iſt und an deren Thür unſer vortrefflicher Maurice ſteht, umgeben von einem halben Dutzend fetter Hunde, unter deren Beihülfe das Diner bereitet wurde; ſie müſſen nämlich vermittelſt eines Tretrades ſämmtliche Braten drehen, und damit, wenn ſie vielleicht bei dem ſüßen Duft in hungrige Träumereien verfallen und ſtillſtehen, dieſes von den betreffenden Küchenjungen augenblicklich bemerkt wird, iſt oben an der Decke eine Glocke angebracht, welche, durch einen ſinnreichen Mechanismus bewegt, alsbald anfängt zu klingeln, ſobald Hund und Rad ſtillſtehen.

Jetzt läutet Maurice an der großen Glocke des Hauſes; in dieſem Augenblick ſind auch ſämmtliche Paſſagiere in die Diligence eingezwängt worden, der Delantero ſchwingt ſich auf, reißt zu gleicher Zeit dem unartigen Maulthiere die Manta vom Kopfe weg und, während wir zum Diner hinaufſteigen, raſen die acht Maulthiere wie toll zu dem engen Hofe hinaus. So iſt das Reiſeleben und nach einiger Zeit werden auch wir mit Neuangekommenen die Rollen gewechſelt haben.

Wenn man uns von den intereſſanteſten Sehenswürdigkeiten außerhalb der Stadt ſprach, ſo hatte man immer in erſter Reihe des Friedhofes erwähnt, der einzig in ſeiner Art ſei und ſeines Gleichen nicht in Spanien, ja nicht in der ganzen übrigen Welt haben ſolle. Wir dachten dabei an Anlagen, wie z. B. Père la Chaiſe, prächtig wie dieſer berühmte Friedhof gelegen, vielleicht mit einer weiten Ausſicht aufs Meer. Eines ſchönen Nachmittags beſchloſſen Baumeiſter Leins und ich den-

heute Morgen und ſoeben wieder angewandelt — noch vor dieſem Welden. — Dieſer junge Menſch, fuhr er unmuthig aus, dem ich ſo herzliches Wohlwollen gezeigt und der, ſtatt meinem Rathe zu folgen, mindeſtens mittelbar Veranlaſſung gab, daß die Polizei ſich in ſeine Angelegenheiten miſchte — hol' ihn der Teufel! — Doch, was liegt an all' dem, ich fühle es, mein Geiſt iſt noch friſch, wie damals, und der alte Körper ſoll es wagen, ſich gegen dieſen Geiſt aufzulehnen — offenes Auge, heitere Stirn — vogue la galère!"

Die Lebhaftigkeit, mit der Herr von Rivola das Vorſtehende gedacht, theilweiſe auch halblaut vor ſich hin geſprochen, ja, die Zuverſicht, die damit wieder in ſein Herz gekommen, hatte ſein Blut raſcher kreiſen laſſen und ſeine Wangen wieder mit dem gewöhnlichen Roth gefärbt, weßhalb er auch ein leiſes Klopfen an der Thür, nachdem er raſch einen Blick in den Spiegel geworfen, mit einem lauten „Herein!" beantwortete.

Es war Frau von Rivola, welche mit einem Briefe in der Hand eintrat. „Verzeihe, wenn ich dich ſtöre," ſagte ſie, „aber ich erhielt da ſoeben ein Schreiben meines Vetters Hartenſtein, des alten Grafen nämlich, deſſen Inhalt dir nicht unangenehm ſein wird."

„So, willigt er ein?"

„Nach einigen ausgeſprochenen Zweifeln und Bedenken, ja. Du weißt, ich habe keine Geheimniſſe vor dir, und mag dir deßhalb auch nicht vorenthalten, daß . . . .“

„Deine Familie noch immer nicht einen kleinen Zweifel an dem genügenden Alter der meinigen unterdrücken kann — nun, ich will dagegen nichts mehr einwenden, hätte aber wahrhaftig keine weiteren Schritte gethan, um meine Tochter zur Gräfin Hartenſtein zu machen.“

„Aber du wirſt es mir nicht abſtreiten, daß es eine vortreffliche und ſehr paſſende Partie iſt.“

„Ja, ja, beſonders für dich und deine Familie — meine liebe Eliſabeth — verſtehe mich recht: ſo wie ich den Stolz der Deinigen kenne, ſo würde dir die beſte Partie für Lucy doch nicht ſo vortheilhaft erſchienen ſein, als die mit ihrem Vetter Eugen, und doch iſt gerade die Vetterſchaft das, was mir bei dieſem Arrangement das am wenigſten Angenehme iſt.“

„Eine ſo entfernte Verwandtſchaft — was will das ſagen?“ entgegnete Frau von Rivola, leicht die Achſeln zuckend.

„Und Lucy?“

„Das Mädchen iſt mir ſeit kurzer Zeit ein Räthſel: nachdenkend, ernſt, verſchloſſen.“

„Seit wann?“

milie gezogen — iſt dir in der That geſtern Abend das Betragen Lucy's nicht aufgefallen?"

„Ich war ausſchließlich mit meinen eigenen Gedanken beſchäftigt."

„Und vorhin war dieſer Herr Welden bei dir?"

„Ja, ich habe ihn aber nach Verdienſt ziemlich kurz gehalten, ihm auch ziemlich verſtändlich geſagt, daß ihr Beide keine Zeit hättet, ihn zu ſehen."

„Deine Tochter aber hat ihn doch geſehen."

„Ah bah — wie wäre das möglich?"

„Allerdings nur geſehen: ſie ſaß an ihrem Flügel und ſpielte, um auf einmal mit einer Diſſonanz die angefangene Weiſe zu zerreißen; dann erhob ſie ſich raſch, trat an die Glasthür, welche auf den Altan führt, und rief aus: ‚Dort geht Herr Welden — er war hier und hat nicht nach uns gefragt?'

„Das iſt allerdings eigenthümlich — wie ſoll ich das verſtehen?"

Herr von Rivola that dieſe Frage, indem er ſeine blaue Brille auf die Stirn ſchob und ſeine Frau mit einem matten Blicke anſchaute, ja, jetzt zeigten ſich unter ſeinen Augen in weißen, kleinen, eingefallenen Ringen die Spuren ſeiner früheren Abſpannung wieder ſo deutlich,

daß Frau von Rivola, ſtatt ihm zu antworten, ihrerſeits die Frage an ihn ſtellte, ob er ſich unwohl fühle.

„Ja und nein, es iſt mir nicht ganz ſo, wie gewöhnlich, doch vorübergehend — du wollteſt mir noch etwas in Betreff Lucy's ſagen.“

„Als ob ich nicht ſchon genug geſagt hätte!“ erwiederte die Baronin mit hoch aufgerichtetem Kopfe. Ich meine, es wäre ſtark genug, wenn Lucy mit allen Zeichen der Erregung einem ſolchen jungen Menſchen nachſchaut und in ſehr deutlichen Worten ihr Bedauern ausdrückt, daß dieſer junge Menſch nicht nach ihr geſehen — findeſt du das nicht auch?“

„O ja, gewiß,“ ſagte Herr von Rivola, nachdem er haſtig ſeine Brille wieder über die Augen herabgezogen hatte.

„Auch ſagte mir heute Morgen ihre Kammerfrau, Lucy ſei geſtern Abend mit Thränen in den Augen zu Bette gegangen, habe ſehr unruhig geſchlafen und während der Nacht, ob ſchlummernd oder wachend, wiſſe ſie nicht ganz genau, ein paar Mal die Worte ausgeſprochen: ‚Lieber gehe ich ins Kloſter!‘

„Davon hat ihr geträumt — ſie war geſtern bei ihrer romantiſchen Freundin Eliſe, und wer weiß, was die jungen Mädchen da zuſammen phantaſirt haben.“

„Ich mag es überhaupt nicht leiden, daß ſie ſo oft dorthin geht.“

„Was haſt du an Eliſen auszuſetzen? Sie iſt ein ſehr anſtändiges Mädchen und ihr ernſter Sinn paßt mir ſehr gut zu der heiteren Laune deiner Tochter.“

„Aber ich mag nun einmal den allzu intimen Verkehr mit dem Hauſe des Stadtſchultheißen nicht — man ſpricht in der Geſellſchaft darüber, man lächelt über deine große Freundſchaft mit Herrn Wellermann, man findet dieſelbe unbegreiflich und ſucht Motive dafür, die . . . .“

„Ah, etwas höherer Stadtklatſch — ehrlich geſagt, ich mache mir nicht viel daraus.“

„Aber ich und meine Familie, uns iſt es nicht ſo gleichgültig: man ſpricht von Heimlichkeiten, die dich und den Stadtſchultheißen verbänden.“

„Ah, das Geheimniß der Stadt,“ gab Herr von Rivola mit einem nicht ganz freien Lächeln zur Antwort — ich habe darüber die lächerlichſten Dinge gehört.“

„Lächerlich könnte ich das gerade nicht nennen, nach dem, was geſchehen.“

„Und was denn, wenn ich fragen darf?“

„Der Stadtſchultheiß ſoll auf die auffallendſte Art plötzlich den unterirdiſchen Gang zwiſchen dem Rathhauſe und deinem alten, unheimlichen Thurme haben zuſchütten

laſſen wollen, nach einem geheimnißvollen, verdächtigen Vorfalle in deinem kleinen Hauſe dort.“

„Das iſt mir neu — von welchem Vorfalle ſpricht man?“

„Von dem raſchen Tode jener alten Frau.“

„Ah, Eliſabeth, wie kann man ſo dummes Zeug wiederholen? Das geht ja alles gegen den natürlichen Menſchenverſtand! — Du weißt ja ſelbſt, wie lange und ſchwer krank die arme Frau meines Friedrich war.“

„Ich weiß das genau und wiederhole auch nur, was die Stadt von deiner Verbindung mit Herrn Welkermann ſpricht, von einem Geheimniſſe, das euch ſo intim zuſammenhält, und dieſes Gerücht hat neue Nahrung erhalten durch die Verhaftung Ferdinand Welkermann's, dieſes leichtſinnigen jungen Menſchen, dem du auch mehr Vertraulichkeit bewieſen, als gerade nothwendig war.“

Herr von Rivola verſuchte abermals zu lächeln, da er aber wohl fühlte, daß ihm dies nicht ſo unbefangen gelungen war, wie er wohl wünſchte, ſo erhob er ſich raſch und trat mit einer nicht zu verkennenden Bewegung des Unmuthes an das Fenſter, wie um zu zeigen, daß er dieſe Unterredung abgebrochen wünſche, was denn auch ſogleich von Seiten der Baronin geſchah, denn ſie ſagte nur noch, allerdings mit ſehr erhobenem Kopfe und etwas ſtrengem, beinahe feindſeligem Geſichtsausdrucke:

„Du läßt mir alſo wenigſtens in Betreff meiner Tochter freie Hand?“

„Gewiß, wie bisher immer.“

Darauf faltete ſie den Brief wieder zuſammen und verließ das Zimmer leiſe und geräuſchlos, wie ſie gekommen war.

Herr von Rivola blieb noch längere Zeit am Fenſter ſtehen, in tiefes Nachdenken verſunken auf die Landſchaft blickend; dann wandte er ſich mit einem ſchmerzlichen Seufzer um, ging mit langſamen Schritten nach dem Schreibtiſche, wo er ſich auf ſeinen Seſſel niederließ und dann, die Hände gefalten, vor ſich niederſchaute. „Meine liebe Lucy, vielleicht meine arme Lucy!“ entrang ſich dann ſeiner Bruſt mit dem Ausdrucke des herbſten Schmerzes. Was hätte er darum gegeben, ſein Kind jetzt zu ſich hereinrufen zu dürfen, ihr gutes, klares Auge zu ſehen, ihre freundliche Stimme zu hören — aber er fürchtete ſich, Lucy zu rufen, ihm bangte vor Thränen in ihren Blicken, vor dem Ausdrucke des Schmerzes in ihren Worten, vor der Offenherzigkeit ſeines Kindes, er hatte Angſt vor einer Scene mit ſeiner harten Frau.

Und ſo blieb er allein vor ſeinem Schreibtiſche ſitzen, in ſich zuſammengeſunken, mit gefaltenen Händen, tief ſchmerzlich nachſinnend.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Herr Ferdinand Welkermann ertrug ſeinen Zimmer-, eigentlich Hausarreſt mit großer Gemüthlichkeit, nachdem die erſten, unangenehmſten Tage und Stunden vorüber waren, beſonders nachdem er eine ziemlich belebte Unterredung mit ſeinem in der ganzen Strenge auftretenden Vater hinter ſich hatte. Daß der Sohn ſich dabei mit der gleichen Offenheit und Rückhaltsloſigkeit ausgeſprochen hätte wie Herr Welkermann senior, wollen wir gerade nicht behaupten, beſonders was den Abſchnitt der Paſſiven des jungen Bankbeamten anbelangte; denn wenn er auch eine recht hübſche Summe an Schulden zugegeben hatte, die er neben den großen Zuſchüſſen von Seiten der Mama und dem reichlichen Taſchengelde von väterlicher Seite contrahirt, ſo hatte er es doch für unnöthig ge-

halten, von ſeinen Geldbeziehungen zu Herrn von Rivola zu ſprechen. Hätte er doch, einmal damit angefangen, mit Nennung der ganzen Summe herausgehen müſſen, da er ſich denken konnte, daß ſein Vater wohl Mittel und Wege gefunden hätte, dieſelbe zu erfahren, weßhalb er dieſen zarten Punkt lieber unberührt ließ, etwas Reue heuchelte, ja, ein wenig Zerknirſchung, und dabei das Verſprechen gab, künftig in ſeinen Angelegenheiten geordneter werden zu wollen.

Daraufhin hatte der Stadtſchultheiß wie auch ſchon früher die Idee, durch eine Stubenhaft jenes unangenehme Duell zu verhindern, für ſehr gut gefunden und dieſe Anſicht gelegentlich auch dem Polizeirath Merkel zu erkennen gegeben, wobei er aber nicht bemerkte, daß dieſer für ihn ſonſt ſo wohlwollende Beamte ihm mit einer gewiſſen Befangenheit verſicherte, es ſei bei den obwaltenden Verhältniſſen doch wohl nöthig, dieſe häusliche Haft noch um einige Tage zu verlängern. Gewiß nicht auf lange Zeit, hatte er gleich darauf mit ſeiner gewöhnlichen, heiteren Miene hinzugeſetzt; doch traue ich dieſem Welden nicht, es iſt das ein etwas heftiger, rückſichtsloſer Charakter. Sollte aber die Haft für Ihren Herrn Sohn wegen ſeiner Stellung auf der königlichen Bank Unangenehmes haben, obgleich man dort den Grund derſelben

ſelben aufzuſuchen. Wir gingen zur Puerta del Mar hinaus und kamen gleich vor der Stadt in einen breiten, mit einer vierfachen Baumallee bepflanzten Weg, welcher der Beſchreibung nach auf den Kirchhof führen mußte. Den Bahnhof der Eiſenbahnroute nach Mataró, ſowie den Stierplatz ließen wir rechts liegen und ſchritten auf dem faſt ſchnurgeraden Wege fort, welcher ſich ungefähr tauſend Schritte vor der Stadt plötzlich, aber nur an einer Stelle, auf ein Drittel verengt, weil er hier durch das Glacis der Feſtung führt und Behufs der Zoll- und Thorabgaben mit einem Paliſſadenthor geſperrt werden kann.

Von dem Thore der Stadt hatten wir eine kleine halbe Stunde zu gehen, um den Kirchhof zu erreichen, deſſen Mauern und Eingangspforte wir übrigens ſchon längere Zeit am Ende der Allee vor uns ſahen. Sie ſchien aus gelben Sandſteinen gebaut und blickte hell und ſchimmernd zwiſchen Lorbeerbüſchen hervor. Rechts und links von dem großen Gitter, welches den Eingang verſchloß, befanden ſich kleine Gebäude, ägyptiſch verziert; man muß es wohl ſo heißen, denn neben den bekannten, ſich nach oben verjüngenden Formen waren gleich wieder welche von einem anderen Styl, kurz, ein ſonderbares Gemiſch von ernſt ſein ſollenden Formen. Obgleich wir das Meer zur Rechten hatten, ſahen wir es doch nur zuweilen, da hier niedrige Dünen ſind, die es dem Blicke entziehen; doch bot die Stadt zu unſerer Linken von hier aus einen wahrhaft prächtigen Anblick. Man ſieht ſie langgeſtreckt mit ihren großen Häuſermaſſen in dem Thale liegen, welches von Ausläufern der Pyrenäen gebildet wird, die Barcelona im Halbkreis umgeben. Von hier aus erkennt man auch die fabrikreiche Stadt; denn über den glatten Dächern und Terraſſen erblickt man zahlreiche Dampfſchornſteine, deren ſchwarzer Rauch die ſonſt ſo reine und klare Luft etwas verfinſtert. Von Weitem geſehen, hat Barcelona eine gelbliche Sandſteinfärbung, welche ſich namentlich im Strahl der Sonne warm und glänzend ausnimmt; über den Häuſermaſſen ragen zahlreiche Kirchen her-

genau weiß, ſo können wir ja einfach ſagen, er befände ſich unwohl und bliebe nur deßhalb noch einige Zeit zu Hauſe — nicht wahr, das geht ganz vortrefflich?“

Und ſo blieb denn Ferdinand unter dem Vorwande eines leichten Unwohlſeins zu Hauſe und vertrieb ſich die Zeit, ſo gut es ihm möglich war: er las, was an neuen Romanen erſchien, und leiſtete darin Unglaubliches; er correſpondirte mit ſeinen Freunden, empfing ſeine Mutter des Tages einige Male, und die gute Frau, welche ihren Sohn bisher faſt nur beim Mittageſſen auf kurze Zeit geſehen hatte, fand, daß in dieſer Beziehung ſein gezwungenes Zuhauſebleiben gerade nichts Unangenehmes hatte. Eliſe ſah er nicht und machte ſich nichts daraus, daß ſeine Schweſter dies ſichtlich vermied; berührten ihn doch deren kalte, ſtrenge Reden ſtets auf's empfindlichſte, und hatte er ſchon oft erfahren, daß ſie mit ihrem richtigen Gefühl ſeinen Lebenswandel durchſchaute und ſein Inneres mit einer ſehr unangenehmen Wahrheit und Offenheit beurtheilte.

Abends war gewöhnlich Spiel bei Doria, und wenn auch ſeine Fußböden nicht cypriſchen Nektar leckten, ſo wurde doch Einiges an Champagner verbraucht, natürlicher Weiſe heimlich, um Mama nicht zu erſchrecken, wobei Herr Beſenbach eine ungemeine Fertigkeit entwickelte,

den Flaſchen ohne das mindeſte Geräuſch den Hals zu brechen, wie er zu ſagen pflegte.

Auch am Tage beſuchten ihn ſeine Freunde, ſo oft ſie eine freie Stunde hatten, und nahmen dieſen Zimmerarreſt für eine ganz verflucht komiſche Folge des Duells mit Welden, wobei dieſer natürlicher Weiſe übel wegkam, und müſſen wir es daher begreiflich finden, daß Ferdinand Welkermann einige Male ſchon die Meldung des Bedienten, der junge Ingenieur ſei drunten und wünſche ihn dringend zu ſprechen, mit einem verächtlichen Achſelzucken und mit dem Beſcheid erwiedert hatte: „Sage ihm, ich ſei zu unwohl, um Jemanden ſehen zu können.“

Da aber bei unſerer veränderlichen Menſchennatur alles Ding nur eine Weile ſchön iſt, ſo fand auch Herr Ferdinand Welkermann ſeine Haft, nachdem dieſelbe bereits eine Woche gedauert, ſo unerträglich als möglich, und verſicherte Herrn Beſenbach, wenn dieſe dumme Komödie nicht bald von ſelbſt aufhöre, werde er ſchon Mittel und Wege finden, ſein gegebenes Ehrenwort, die Wohnung nicht zu verlaſſen, von dem Polizeirath Merkel zurückzuverlangen. Ja, wenn es noch ſchlechtes Wetter geweſen wäre! Aber ſo hatten Regen und Wind dem mildeſten Frühlingswetter Platz gemacht, die Bäume trieben Knospen und Blüthen, und was nutzten dem Ge-

fangenen alle die ſchönen Veilchenſträuße, welche ihm von ſeiner Mutter gebracht wurden — hatte er doch keine Gelegenheit, dieſe duftenden Blumen als zarte Aufmerkſamkeit an geeigneter Stelle niederzulegen!

Nein, nein, das mußte in den nächſten Tagen anders werden! Herr Merkel mußte ihm ſein Ehrenwort zurückgeben, wofür er ihm ja ein anderes einhändigen konnte, daß es ihm nämlich nicht mehr in den Sinn komme, ſich mit dem, der ſich ſo infam gegen ihn benommen, zu ſchlagen.

Als er gerade einmal ganz beſonders mit ſolchen Gedanken beſchäftigt war, kam ihm nichts erwünſchter, als die Meldung des Bedienten, der Herr Polizeirath ſei ſoeben ins Haus getreten, auf der Treppe aber von ſeiner Frau Mutter aufgehalten worden und würde gewiß ſogleich dem jungen Herrn ſeinen Beſuch machen. Ferdinand rüſtete ſich, ihn auf würdige Art zu empfangen: er warf ſich in einen Fauteuil, ſtreckte ſich lang in demſelben aus, faltete die Hände, ließ den Kopf auf die Bruſt herabſinken und war dabei ſo in Gedanken vertieft, daß er einmal und zweimal das Klopfen an der Thür überhörte und erſt beim dritten Male mit ſchwacher Stimme „Herein!“ rief.

Der Polizeirath erſchien auf der Schwelle, etwas

ernſter wie gewöhnlich ausſehend, zwang aber ſein Geſicht zu einiger Heiterkeit, als er ſah, daß Ferdinand mühſam ſeinen Kopf aufrichtete, ſich ſchwerfällig erhob und den Guten Morgen, den ihm der Eintretende bot, begleitet von einem tiefen Seufzer zurückgab.

„Bleiben Sie in Ihrer Ruhe, bleiben Sie ja in Ihrer Ruhe," ſagte er, indem er raſch einen Stuhl nahm und ſich neben Ferdinand niederließ. „Sie ſind unwohl?"

„Es muß wohl ſo ſein, wird aber auch Niemanden Wunder nehmen; ich fühle eine ſcheußliche Abſpannung, eine niederträchtige Müdigkeit in allen meinen Gliedern, bin kaum im Stande, etwas Vernünftiges zu denken."

„Die Grippe graſſirt wieder ſtark in der Stadt; Sie werden einen kleinen Anfall davon haben?"

„Ei was, Herr Polizeirath, es iſt kein Anfall von Grippe, was mich darniederdrückt, es iſt dieſer unmotivirte Zimmerarreſt, der mich noch ganz krank machen wird! Nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich bin am Ende mit meiner ganzen Geduld! Den Teufel auch, was iſt das für eine Geſchichte — in den erſten zwei Tagen hat es die Welt amuſirt und mich auch, aber jetzt findet es Jedermann langweilig und mich dazu, was gerade kein

Compliment für einen jungen Menſchen meines Schlages iſt!"

„Ei, ei, ſo ungeduldig? Und Sie wiſſen doch ganz genau, daß nur die beſten Motive uns zwangen, Sie ein wenig von Ihrer gewöhnlichen Beſchäftigung abzuhalten; Sie wiſſen ebenfalls, daß auch unſer verehrter Herr Stadtſchultheiß vollkommen damit einverſtanden war."

„O ja, o ja, wer wollte daran zweifeln? Auch meine Frau Mama findet es wahrſcheinlich ſehr behaglich, mich auf dieſe Art für meine kleinen wie großen Sünden büßen zu laſſen."

„Wahrlich keine ſchwere Buße, acht Tage Zimmerarreſt! Sie hätten in der That ſchon ein wenig mehr verdient, mein lieber Herr Welkermann."

„Und wofür, wenn ich bitten darf? Weil ich mich zu dieſem Duell bereit finden ließ?"

„Auch, mein Verehrteſter; aber beſonders, weil Sie dieſes Duell hervorgerufen, bei verbotenem Spiel hervorgerufen, und bei welch' hohem Spiel! Glauben Sie mir, ich bin davon ganz genau unterrichtet."

„Ei," ſagte Ferdinand Welkermann, ſich lebhaft aufrichtend, „Ihren Worten nach, Herr Polizeirath, lerne ich vielleicht eine neue Seite kennen, unter der ich meine Haft zu betrachten habe?"

„Wer weiß — es iſt das in der That ſehr möglich, und deßhalb ſollten Sie ſich auch nicht ſo kategoriſch auf den Standpunkt eines unſchuldig Gekränkten ſtellen, beſonders nicht einem wohlwollenden Freunde gegenüber, als welchen ich mich ſtets für Sie und Ihr Haus bewieſen."

„Den Teufel auch, Sie ſagen das mit ſehr ernſtem Geſichte! So wäre vielleicht dieſes kleine, unſchuldige Spiel die Schuld, daß man mich hier eingeſponnen hat? Aber ſagen Sie mir doch, mein lieber Herr Polizeirath, welchen Paragraphen des Geſetzbuches brachten Sie in dieſer Beziehung gegen mich in Anwendung?"

„Das iſt nicht ſo ganz leicht zu beantworten. Es gibt allerdings keinen einzelnen Paragraphen, der dazu berechtigt oder auffordert, aber es gibt Fälle," ſetzte Herr Merkel achſelzuckend hinzu, „wo man trotz aller möglichen Rückſicht gezwungen iſt, ein paar ſolcher Paragraphen zuſammenzuſetzen, um eine Verhaftung ſelbſt gegen ſeinen eigenen Willen etwas in die Länge zu ziehen."

„Ah, das iſt ſtark!" rief Ferdinand Wellermann aufſpringend. „Ich dachte, Sie ſeien gekommen, um mir zu ſagen, daß die ganze Farce vorüber ſei und daß ich wieder meiner Wege gehen könne, denn Sie werden ja

überzeugt ſein, daß es mir nach dem, was vorgefallen oder was die Welt ſpricht, nicht mehr in den Sinn kommen wird, mich dem Ingenieur Welden zu ſtellen! Wußten Sie in der That nichts davon, was in dem Hauſe Ihres Herrn Schwagers, des Oberbauraths Lievens, an jenem denkwürdigen Morgen vorgefallen?"

Der junge Mann hatte dies in einem ſcharfen Tone geſagt, ja, ſeine Frage unverkennbar mit dem Ausdrucke der Bosheit geſtellt, wobei er im Zimmer auf und ab ſchlenderte und, äußerſt unbefangen thuend, an die Decke hinaufblickte.

Der Polizeirath hatte ſich ein klein wenig auf die Lippen gebiſſen; doch da es wohl nicht in ſeiner Abſicht lag, dies den Anderen ſehen zu laſſen, ſo ließ er ſeine zuſammengezogenen Lippen, ſobald ſich Ferdinand auf ſeinem Gange umwandte, in ein heiteres Lächeln übergehen, mit welchem er zur Antwort gab: „Es iſt mir in der That angenehm, daß Sie von ſelbſt auf dieſes Thema kommen; ich wollte es gerade berühren. Glauben Sie mir, mein lieber Herr Welkermann, Sie ſind in einem faſt ſträflichen Irrthume, wenn Sie annehmen, Herr Welden hätte nur eine Ahnung gehabt, daß ich mich veranlaßt ſehen würde, Sie an jenem denkwürdigen Morgen, wie Sie ſagten, zu verhaften, und ich muß hinzuſetzen,"

ſagte er in einem ernſten Tone, „daß die Vermuthung, Herr Welden habe auf mich eingewirkt und ich hätte auf mich einwirken laſſen, ein Verbrechen wäre.“

„Hm,“ machte Ferdinand, plötzlich vor dem Polizeirath ſtehen bleibend und ihn mit einem Blicke betrachtend, in welchem ſich Zweifel und Unbehaglichkeit ausdrückte.

„Glauben Sie mir nicht? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf: Herr Welden iſt vollkommen unſchuldig an Ihrer Verhaftung, ja, ich habe ihn leider dadurch in eine ſehr unangenehme Lage gebracht.“

„Und mich in eine Lage, die mir zu denken gibt,“ ſagte Ferdinand Welkermann, der, ſehr ernſt geworden, mit über einander geſchlagenen Armen den Polizeirath betrachtete. „Aufrichtig geſagt,“ fuhr er nach einer ziemlichen Pauſe fort, „ich hatte mir meine Stubenhaft allerdings aus dieſer etwas unlauteren Quelle abgeleitet. Verſtehen Sie mich recht, Herr Polizeirath, ich meinte damit den Urſprung dieſer Quelle, denn ſowie Sie einmal Kenntniß erhielten, es ſei ein Duell in Ausſicht, das nicht anders als durch die Verhaftung eines der Betheiligten verhindert werden konnte, ſo waren Sie in Ihrer amtlichen Eigenſchaft vollkommen im Rechte, mir, beſonders da mein Vater damit einverſtanden war, einen kleinen Zimmerarreſt zu geben; wie ich aber jetzt die

Sache anſehe, ſo wäre das Duell vielleicht nicht der einzige Grund dazu geweſen."

„Mit Offenheit kommt man am weiteſten, mein lieber Herr Welkermann, um darin hinter Ihnen nicht zurückzubleiben, will ich Ihnen geſtehen, daß allerdings noch ein anderer Grund vorhanden iſt, der mich zwang, Sie Ihrer Freiheit zu berauben."

„Auf den wäre ich wahrhaftig begierig!"

Herr Merkel blickte den vor ihm ſtehenden jungen Mann mit einem feſten, ſcharfen Blicke an, wobei er ſich ſelbſt geſtehen mußte, daß in Ferdinands offenem Auge ſowie in der unverkennbaren Spannung, mit der er ihn anſah, durchaus nichts Verdächtiges oder Verſtecktes lag; ja, er hatte vielmehr das Anſehen Jemandes, der ſich darauf freut, einen höchſt unhaltbaren Grund ad absurdum führen zu können.

„Nun, Herr Polizeirath? Bitte, laſſen Sie mich nicht zu lange warten."

Herr Merkel hatte langſam ſein Schnupftuch hervorgezogen und es bedächtig an ſeine Naſe gebracht, ſo daß es eine ziemliche Weile dauerte, ehe er zur Antwort gab: „Es iſt das eine eigene Sache um die Nennung dieſes Grundes; ich gehe ſchon mehrere Tage mit mir darüber

zu Rathe, ob ich Ihnen dieſen Grund mittheilen ſoll und darf."

„Das könnte ich doch wohl verlangen."

„Gewiß; aber es verhält ſich damit wie mit der Bewegung des Fingers am Drücker eines geladenen Gewehres, deſſen Hahn geſpannt iſt: die Kugel fliegt ihrem Ziele zu — wer kann ſie zurückhalten? Sowie ich Ihnen dieſen Grund nenne, muß ich dieſem Grunde gemäß gegen Sie handeln."

„Immerhin — ich bin auf Alles gefaßt."

„Sie ſpielten neulich im Holländiſchen Hofe mit großem Unglücke und mit großen Summen?"

„Ah, wir nähern uns Ihrem Grunde!"

„Wir nähern uns allerdings," fuhr Herr Merkel fort, indem er ebenfalls aufgeſtanden war und ſich, ſcheinbar ganz unbefangen, ſo in dem Zimmer aufſtellte, daß er ſich zwiſchen Ferdinand und der Thür befand.

„Ei, mir ſcheint, Ihr Grund hat eine gehörige Tiefe?"

„Nachdem Sie geſpielt und etwas in Aufregung gerathen waren, zogen Sie eine Fünfhundertgulden-Note hervor und zündeten dieſelbe am Lichte an?"

„Sie ſind vortrefflich unterrichtet — ich wußte nicht, daß es einen ſo bedenklichen Paragraphen gegen Hazard-

aus, vor allen aber die majestätische Masse der Kathedrale mit ihren beiden hohen durchbrochenen schwarzen Thürmen, welche ziemlich genau den Mittelpunkt der Stadt anzeigen.

Doch sind wir am Thore des Friedhofes und stehen verwundert über den seltsamen Anblick, der sich uns darbietet. Wir schauen in das Innere und suchen vergeblich einen Friedhof nach unseren Begriffen. Da ist weder Rasen, Baum, Strauch, noch Monument, Kreuz, vor allen Dingen aber kein Grab zu sehen; es liegt vielmehr eine kleine Stadt vor uns, in deren Hauptstraße wir überrascht hineinschauen; ja, eine förmliche Straße, aus Gebäuden von vielleicht sechzehn Fuß Höhe gebildet, die, aneinander stoßend, auf beiden Seiten eine lange Linie bilden, nur unterbrochen durch Querstraßen, welche die, in der wir wandern, rechtwinkelig durchschneiden. Sämmtliche Gebäude haben nach Art der großen Fabriketablissements unzählige Oeffnungen in regelmäßigen Linien, eine neben der anderen — Fenster könnte man sie nennen, doch haben sie nicht viel über dritthalb Schuh im Quadrat und sind statt des Glases mit Marmorplatten versehen, deren Inschrift uns die Bedeutung dieser Zellen vollkommen klar macht. Denn die goldenen oder auch blos eingegrabenen Buchstaben auf schwarzem oder dunkelgrauem Grunde erzählen uns, wer hier liegt, wann er geboren, wann er gestorben.

Der Kirchhof von Barcelona ist eine Stadt der Todten, deren Gebäude aus dicken Mauern, fast geformt wie Bienenzellen, bestehen, in welche man die Särge wagerecht hineinschiebt und dann die Oeffnung mit der oben erwähnten Tafel verschließt, wodurch blos das Kopfende des Sargbehälters im Aeußeren zum Vorschein kommt. Wie man uns versicherte, hat die Luft hier die merkwürdige Eigenschaft, die Körper der Verstorbenen in wenigen Jahren auszutrocknen, was sie zu Stande bringt, ohne dadurch eine schlechte Atmosphäre zu erzeugen. Hier in diesen seltsamen Straßen merkt man wenigstens nichts davon, daß man zwischen Tausenden von Todten umherwandelt, von denen doch ein großer

ſpiele und Verſchwendung gäbe; auch dachte ich mir immer, letztere ſei eigentlich eine Familienangelegenheit.“

Herr Merkel ſchien dies durch ein Kopfnicken zuzugeben oder machte dieſe Pantomime nur, weil es ihm nicht ganz leicht wurde, die nächſten Worte auszuſprechen; ja, ſeine Stimme war etwas bewegt, als er nun, ſonſt aber mit großer Ruhe, ſagte: „Unſer Grund liegt noch tiefer — die Fünfhundertgulden-Note, welche Sie anzündeten, aber glücklicher Weiſe nicht ganz verbrannten, war eine gefälſchte, ebenſo wie drei der Tauſendgulden-Noten, welche Herr von Miltau von Ihnen empfing.“

„Bah, Sie treiben Ihren Spaß mit mir!“

„Sehe ich aus wie Jemand, der ſcherzt? Glauben Sie mir, Herr Welkermann, ich betrachte dieſen Augenblick als furchtbar ernſt — bitte, ſehen Sie ihn auch ſo an.“

„Ja, was ſoll denn das bedeuten? Ich verſtehe Sie in der That nicht — falſche Noten kann es allerdings geben; falſche Tauſender ſind bei der Bank eingelaufen, aber von Fünfhundertern habe ich nie etwas gehört. Doch geſetzt, es wäre eine falſche Fünfhundertgulden-Note geweſen, was ich aber aufs beſtimmteſte beſtreiten möchte, denn ich habe einen Blick dafür — wie kann es mich

compromittiren, wenn ſie ſich zuletzt in meiner Hand befindet?"

„Habe ich geſagt: compromittiren?" fragte Herr Merkel mit einem lauernden Blicke.

„Nun, beim Teufel, auf das Wort kommt es wohl nicht an! Sie ſprechen von einem Grunde meiner Verhaftung und in demſelben Athem von einer gefälſchten Banknote; das, meine ich, wäre compromittirt genug! Treiben Sie bei dieſer Zuſammenſtellung in der That keinen Scherz mit mir?"

„Hören Sie mich weiter, und Sie werden ſich dieſe Frage ſelbſt beantworten. Es ſind falſche Banknoten vorhanden, nicht nur von tauſend Gulden, ſondern auch von fünfhundert Gulden im öffentlichen Verkehr, beſonders aber — und ich bitte das wohl zu beachten — in großer Anzahl in der Kaſſe der Bank."

„Worüber ich mich nicht wundere, denn dieſe falſchen Tauſender ſind ſo vortrefflich gemacht, daß ſie im Stande waren, ſich dem Argwohn unſeres Hauptkaſſirers zu entziehen, und das will etwas heißen, wenn Sie den Mann kennen."

„Könnten aber nicht Fälle eingetreten ſein, Herr Welkermann," ſagte der Polizeirath mit einer abſichtlich ſcharfen Betonung des Wortes, daß falſche Banknoten auf

einem anderen Wege in die Kaſſe der Bank gelangt wären, als durch die Hände des Hauptkaſſirers? Ah, ich ſehe, Sie verſtehen mich!“ ſetzte er raſch hinzu, als er bemerkte, wie der junge Mann mit einem ſehr unbehaglichen Geſichtsausdrucke ſeine Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmte. Seien Sie offenherzig, es iſt gewiß das Beſte, was Sie thun können.“

„Offenherzig? Ich wüßte wahrhaftig nicht, worin! Es kann am Ende vorkommen, daß man ſich einmal einen Schein in der Kaſſe ſelbſt umwechſelt, doch war das ganz unbedeutend und nicht der Rede werth.“

„Wenn das unbedeutend wäre, würde es allerdings nicht der Rede werth ſein, aber wo es einmal geſchieht, daß man Tauſende auf dieſe Art umwechſelt und daß ſich unter dieſen Tauſenden mehr als die Hälfte falſcher Noten befinden, ſo könnte man doch veranlaßt ſein, darüber zu reden.“

Der junge Beamte machte eine unmuthige Bewegung und trat dann raſch an das Fenſter, wo er nachdenkend an den Himmel hinaufblickte. Sah er doch da oben das Bild dieſer letzten Stunde, denn das ganze Himmelsgewölbe, ſoeben noch klar, blau, voll Sonnenſchein, begann ſich mit den Vorläufern eines aufſteigenden Gewitters zu überziehen; es donnerte leiſe in der Ferne. — Der Fall,

von dem der Polizeirath ſprach, konnte allerdings der ſeinige ſein; hatte er doch Banknoten in ziemlichem Betrage an der Kaſſe umgewechſelt, und wenn ihm auch Herr von Rivola, dem er ſo große Verpflichtungen ſchuldig war, nicht gerade verboten hatte, darüber zu reden, ſo wäre es doch lächerlich geweſen, den Namen dieſes ſo hochgeachteten Mannes gerade jetzt zu nennen — niemals! Dazu war er feſt entſchloſſen, und antwortete, ſich raſch umwendend: „Ich mache durchaus kein Hehl daraus, daß ich gegen die Vorſchrift Noten umwechſelte, und wenn ſich zufällig falſche dabei befanden — was liegt daran? Wie kann man mich dafür zur Verantwortung ziehen wollen?“

„Gewiß nicht, wenn Sie ſich vielleicht erinnern wollten, von wem Sie dieſe Banknoten erhalten haben.“

„Und wenn ich mich deſſen nun nicht mehr erinnern könnte?“

„Das wäre allerdings ſehr, ſehr ſchlimm, denn in dieſem Falle müßte ich mich veranlaßt ſehen, Ihre Haft dadurch zu verſtärken, daß ich Sie bäte, neben meiner Wohnung ein kleines Zimmer zu beziehen.“

„Den Teufel auch, das iſt mir doch ein wenig zu ſtark! So viel ich weiß, wohnen Sie auf der Polizeidirektion?“

Herr Merkel nickte, ſtatt zu antworten, mit dem Kopfe.

„Und Sie glauben," fuhr der Andere mit heftiger Stimme fort, „daß ich mich eines ſo albernen Grundes halber gutwillig bei Ihnen einſperren ließe?"

„Es würde mir leid thun, Ihre Begleitung erzwingen zu müſſen. Seien Sie geſcheit, mein lieber Herr Welkermann," fuhr er in zutraulichem Tone fort, indem er, näher tretend, ſeine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte, „wozu unnöthiges Aufſehen machen? Ich handle nach meinem Gewiſſen und nach meiner Pflicht. Sie ſind verdächtig — ich ſage es Ihnen gerade heraus — falſche Banknoten wiſſentlich verbreitet zu haben, deßhalb muß ich mich Ihrer Perſon verſichern auf jede Verantwortung hin, und deßhalb bitte ich Sie, meinen Arm zu nehmen und mich zu begleiten — Sie haben dagegen mein Verſprechen, daß ich Ihnen in dieſem Falle jede andere Begleitung, die ich in der Nähe habe, erſparen werde."

„Die Sie in der Nähe haben?" fragte der junge Mann erbleichend.

„Einen meiner vertrauteſten Unterbeamten, in bürgerlicher Kleidung, Herrn Schmetterer."

„Thun Sie, was Sie wollen, ich werde nicht mit Ihnen gehen."

„Bedenken Sie ſich eines Beſſeren, Herr Wellermann — bringen Sie mich nicht in die furchtbare Verlegenheit, hier, im Hauſe Ihres ſo hochverehrten Vaters, eines meiner genaueſten Bekannten, ein Aufſehen der unangenehmſten Art erregen zu müſſen.“

„Thun Sie, was Sie wollen, ich gehe gutwillig nicht mit Ihnen.“

„So werde ich einen Wagen holen laſſen, wenn Sie nicht gehen wollen.“

„Keine Wortklauberei; ich werde weder mit Ihnen gehen, noch fahren, ich werde meinen Vater rufen laſſen und den Rechtsfreund unſeres Hauſes; ich will denſelben dieſen unerhörten Fall vortragen, und man wird den Schutz des Geſetzes gegen Sie anrufen — das werde ich thun, thun Sie dagegen, was Sie wollen, aber mit Ihnen und Ihrem Herrn Schmetterer freiwillig gehen,“ rief er mit einem Blicke auflodernden Zornes, „nie und nimmermehr!“

„Sie ſetzen mich in eine große Verlegenheit,“ ſagte Herr Merkel, den Kopf hin- und herwiegend, „und ich verdiene das doch weder um Sie, noch um die Rückſicht, mit der ich hier in Ihrem väterlichen Hauſe auftrete.“

„Laſſen Sie uns darüber keine Worte mehr verlieren,“ erwiederte Ferdinand, der ſeine gewöhnliche phlegmatiſche Ruhe, ob echt oder geheuchelt, wieder erlangt zu haben

ſchien; „verfahren Sie mit mir, wie Sie wollen, das heißt, bringen Sie mich mit Gewalt in Ihre Polizeidirektion, wenn Sie das Recht dazu haben; ich werde der Gewalt weichen, aber nicht Ihrer Ueberredung. O, hätte ich mich vor acht Tagen beſſer vorgeſehen, als ich mich gutmüthiger Weiſe bereit finden ließ, dieſen Zimmerarreſt anzunehmen!“

„Iſt das Ihr letztes Wort?“

„Mein letztes gegen Sie in dieſer Angelegenheit.“

„Gut, ſo werde ich Ihren Vater, den Herrn Stadtſchultheißen, aufſuchen und ihm die triftigſten Beweiſe bringen, daß ich das Recht habe, Sie wegen dringenden Verdachtes, wiſſentlich bei Verbreitung falſcher Banknoten mitgewirkt zu haben, in ſicheren Gewahrſam zu nehmen.“

Nachdem der Polizeirath dies geſagt, blieb er einen Augenblick, wie Antwort erwartend, ſtehen; doch als er ſah, wie ſich Ferdinand, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern, ans Fenſter lehnte, ging er nach der Thür, rief Herrn Schmetterer herein und ſagte dieſem in einem ernſten Tone, durch den aber immer noch etwas wie Wohlwollen klang: „Sie bleiben hier im Zimmer bei Herrn Welkermann, bis ich zurückkomme oder Ihnen einen weiteren Befehl ſchicke. Sie laſſen Niemanden zu ihm, es ſei denn, daß ich ſelbſt Jemanden ſchriftlich dazu ermäch-

tige. Sie laſſen ihn mit Niemandem reden, auch nicht mit Mitgliedern ſeiner Familie, mit Niemandem ohne alle Ausnahme."

Dann verließ er das Zimmer.

Ferdinand glaubte zu träumen — was war das? Er, ein Beamter der königlichen Bank, beſchuldigt, falſche Noten wiſſentlich verbreitet zu haben? Wachte er oder befand er ſich in tiefem Schlafe? Nein, nein, er wachte: das waren die Häuſer, welche er jeden Tag aus ſeinem Fenſter ſah, das war ſein Zimmer — da, auf einem Stuhle an der Thür, ſaß ein Menſch mit blondem, fahlem Haar und einem einfältigen Geſichtsausdrucke, der ihn bewachen ſollte — alſo befand er ſich in der That in ernſterer Haft, als vor einer Stunde. —

Er biß ſich auf die Lippen, er knirſchte mit den Zähnen, als er nun dachte, daß noch im Laufe des heutigen Tages, ſpäteſtens morgen früh, die Welt von dem großen Ereigniſſe in Kenntniß geſetzt ſein würde, er, Ferdinand Wellermann, der Mittelpunkt der eleganten und verſchwenderiſchen jungen Männerwelt, ſei wegen Antheils an Banknotenfälſchung verhaftet worden.

Und nichts war natürlicher, als daß ſich dieſes Gerücht wie ein Lauffeuer verbreiten würde. Jetzt ſchon mußte ſeine arme, gute Mutter darum wiſſen, auch die

Dienſtboten des Hauſes und durch dieſe ſeine Tante, die Reviſorin Welkermann, und dann war die größtmöglichſte und ſchnellſte Verbreitung geſichert.

Was aber konnte die ganze Geſchichte zu bedeuten haben? Wie konnte er in dieſen häßlichen Verdacht kommen? Möglich, daß ſich unter den Banknoten, die er für Herrn von Rivola umgewechſelt, falſche befunden hatten — wie konnte man aber ihn dafür verantwortlich machen, oder wie Herrn von Rivola, einen reichen Mann aus der beſten Geſellſchaft — einen ſo vorſichtigen Mann, ſo über allen Verdacht erhaben, der, wie Ferdinand häufig geſehen, auf Banknoten von großem Betrage ſeinen Namen ſchrieb, um den Beweis zu führen, dieſe oder jene Note ſei durch ſeine Hände gegangen? Pah, war er doch ſelbſt von ſeiner Unſchuld ſo ſehr überzeugt, daß er über die ganze Geſchichte hätte lächeln können, wenn ihm nicht der vorſichtige Charakter des Polizeiraths Merkel, dieſes gefürchteten Beamten, eingefallen wäre! Wer weiß, welche verfluchten Umſtände zuſammengewirkt haben, um einen ſo garſtigen Verdacht auf mich zu werfen, der allerdings verſchwinden muß wie Nebel vor der Sonne, Dank des Zeitalters, in dem wir leben, und der Oeffentlichkeit unſeres ganzen Gerichtsweſens, bei welcher es nicht mehr ſo leicht vorkommen kann, daß man gezwungen iſt, eine

Suppe auszueſſen, die man ſich nicht ſelbſt eingebrockt hat — pah, auch das wird vorübergehen!

Und doch hatte er gleich darauf wieder einen anderen Gedanken, bei dem es ihm fröſtelnd den Rücken hinaufflog: die Sicherheit, mit der Merkel gegen ihn aufgetreten war, die Ausſicht, welche er ihm eröffnet, vielleicht mit Gewalt auf die Polizeidirektion gebracht zu werden — und das alles ſollte ohne die triftigſten, wenn auch nur Scheingründe, vor ſich gehen können? Und wenn es vor ſich ging, welcher Spruch des Gerichts könnte der Verleumdung befehlen, nicht achſelzuckend hinzuzuſetzen: ‚Ja, wenn man Sohn des Stadtſchultheißen iſt, wenn man mächtige Freunde hat wie Herrn von Rivola, ja, wie den Polizeirath Merkel ſelbſt, ſo läßt ſich Manches vertuſchen!‘

Dabei fiel ihm Welden ein, einer der geachtetſten und loyalſten jungen Leute, von dem bisher Jedermann mit der größten Achtung geſprochen und den man nun über die Achſel anſah, weil man Gründe, ja, nach den Worten Merkels auch nur Scheingründe hatte, ihn niederträchtiger Feigheit zu beſchuldigen, deſſen guter Ruf dadurch wohl für immer vernichtet war.

Das Blut ſtieg ihm bei dieſen Gedanken zu Kopfe, er rieb ſeine heiße Stirn und wandte ſich dann von dem Fenſter weg, um haſtig in dem Zimmer auf- und abzugehen.

Theil hier ſchon Jahre lang ſo gut wie in freier Luft wohnt, nur durch eine dünne Marmortafel von uns geſchieden. Wie viele Grabſtätten hier ſind, bin ich nicht im Stande anzugeben, denn es ſind ihrer unzählige, und ich muß den Begriff einer Stadt der Todten feſthalten. Wir biegen rechts in eine Seitenſtraße und haben vor uns eine gleiche lange, lange Linie von Gräbern; wir wenden uns links und finden kurze Zeit nachher abermals eine andere lange Straße, die unſeren Weg durchſchneidet. Auch Neubauten ſehen wir: hier wurden noch mehrere Stockwerke aufgeſetzt, dort errichtete man ein ganzes Stadtviertel für neue Ankömmlinge. Da konnten wir ganz gut auch die Conſtructionsweiſe ſehen; ſämmtliche Grabkammern ſind aus Backſteinen errichtet und auch mit Backſteinen in flachem Kreisſegmentbogen überwölbt, jedoch ſo, daß die wagerechten wie die ſenkrechten Scheidewände nicht mehr als die Dicke eines einzigen Backſteines haben.

Auch zwiſchen den bewohnten Zellen ſah man hier und da ganze Reihen leer ſtehen und geöffnet, woher ich vermuthe, daß es den Einwohnern von Barcelona frei ſtehe, ſich Straße und Nummer auszuſuchen, wo ſie nach ihrem Tode ruhen wollen. Begreiflicher Weiſe hat jedes Tafel- oder Mauernquadrat einen freien Raum in ſeiner Mitte, der als Garten angelegt iſt, auch Kreuze und Monumente hat, die man aber beim allgemeinen Ueberblick nicht ſieht und erſt gewahr wird, wenn man an dem zugehörigen Eiſenthor vorüber kommt. Hier befinden ſich große gemeinſchaftliche Gräber, in welche nach einer Reihe von Jahren die Ueberreſte aller derer zuſammengelegt werden, die eine eigene Grabzelle für ewige Zeiten nicht bezahlen konnten oder wollten; dieſelben ſind ſchön mit Cypreſſen umpflanzt, und man ſagte uns, die Gebeine werden darin mit einem Ueberguſſe von Kalk verſehen. Anfänglich verurſachte es uns ein eigenthümliches Gefühl, in dieſen ſtillen, öden Straßen umherzuwandeln, und man lieſt ſchüchtern die Namen derer, die hier ruhen; bald aber hatten wir uns mit dieſer Begräbnißart befreundet und fanden es für die Ueberlebenden

An der Thür ſaß der Mann mit dem blonden Haar in etwas gebückter Haltung, ſeine Hände auf den Knieen gefalten, und betrachtete ſich, anſcheinend mit großer Gleichgültigkeit, die Einrichtung des Gemaches, zuweilen auch mit einem aufleuchtenden, intelligenten Blicke den vor ihm auf- und abwandelnden jungen Mann.

Da wurde ziemlich laut und deutlich an die Zimmerthür geklopft.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Ferdinand, plötzlich ſtehen bleibend, rief „Herein!“ warf aber ſeinen Kopf unmuthig in die Höhe, da ſich der Thürdrücker wohl bewegte, die Thür ſich aber nicht öffnete, weil der vorſichtige Herr Schmetterer von innen abgeſchloſſen und den Schlüſſel zu ſich geſteckt hatte. Er erhob ſich aber raſch, um nachzuſehen, wer draußen ſei, und Ferdinand hörte ihn in der Thür, die er halb hinter ſich zugezogen hatte, ſagen: „Ich bedauere ſehr, Herr Welkermann iſt verhindert, Beſuche anzunehmen.“

„Ich weiß es, doch gibt es auch Ausnahmen von der Regel,“ hörte Ferdinand eine Stimme ſagen, deren bekannter Klang ihn unangenehm berührte.

„Eine Ausnahme würde nur auf ſchriftlichen Befehl des Herrn Polizeiraths Merkel zu machen erlaubt ſein.“

„Den habe ich gerade — da, überzeugen Sie ſich.“

„Richtig, aber ohne Datum und nicht erſt heute Morgen geſchrieben; doch da ich Sie neulich bei dem Herrn Polizeirath geſehen, ſo will ich das Papier gelten laſſen.“

Herr Schmetterer öffnete die Thür, und Welden trat in das Zimmer.

Es war ein eigenthümliches Wiederſehen, das dieſer beiden jungen Leute. Welden blieb nach einem tiefen Athemzuge nicht weit vom Eingange des Zimmers ſtehen, und man ſah, welche Gewalt er ſich anthat, um die Unterhaltung mit einer gewöhnlichen Phraſe zu beginnen. Doch kam ihm Ferdinand zu Hülfe, indem er raſch auf ihn zutrat, ihm die Hand reichte und ſagte:

„Seien Sie mir willkommen, Herr Welden, ich ſchätze mich glücklich, Ihnen ſagen zu können, daß ich Aufklärung über eine gewiſſe Sache erhalten, die mich für meine Perſon vollkommen von der Ehrenhaftigkeit Ihres ganzen Betragens überzeugt — wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen das ſchriftlich.“

Ueber den bleichen Zügen des Ingenieurs zeigte ſich ein trübes Lächeln, als er erwiederte: „Ob ſchriftlich, ob mündlich, Ihr Zeugniß wird nimmermehr im Stande ſein, meine vor der Welt ruinirte Ehre herzuſtellen. Ich fühlte das ſoeben wieder, als ich in Ihr Haus eintrat: ich las

Erbitterung, ja, Verachtung in den Mienen Ihrer Dienerſchaft, ich ſah es wohl, mit welcher Geberde des Abſcheues Ihre mir ſonſt ſo freundlich geſinnte Mutter bei meinem Anblicke raſch die Thür verſchloß — nur Ihre Schweſter Eliſe gönnte mir ein ernſtes, gütiges Wort, doch auch ſie hätte mich ohne dieſes Papier nicht zu Ihnen gelaſſen — ah, es iſt entſetzlich, ſo gänzlich unſchuldig gebrandmarkt zu ſein!“

Wie hatte ſich Welden in den wenigen Tagen verändert: die ſonſt ſo feinen Züge ſeines Geſichtes erſchienen tief gefurcht und dadurch entſtellt, ſeine Augen leuchteten nicht mehr in ruhiger Klarheit, ſondern ſie brannten fieberhaft unter den gerötheten Lidern.

Ferdinand, der ſeine eigene Angelegenheit für den Augenblick vergeſſen, hatte inniges Mitleiden mit ihm und ſagte in tröſtendem Tone: „Das wird vorübergehen; man ſpricht vielleicht noch vier Wochen davon, dann iſt die ganze Angelegenheit vergeſſen.“

„Die Angelegenheit vergißt ſich vielleicht, aber nicht, was dieſe Angelegenheit auf mich gehäuft; man würde möglicher Weiſe nach Jahren ſich ihrer kaum mehr erinnern, aber Niemand wird es vergeſſen, wie niederträchtig, wie erbärmlich und feige ſich damals ein gewiſſer Welden benommen!“

„Ah, die Stimme der Wahrheit wird auch das aufklären — erlauben Sie mir, lieber Welden, daß ich jedes Zeugniß dafür ausſtelle, das heißt, ſowie ich wieder in der Lage bin, das zu thun," ſetzte er mit eigenthümlich bewegter Stimme und mit einem bezeichnenden Blicke auf Herrn Schmetterer hinzu, welcher ſich wieder ruhig auf ſeinen Stuhl neben der Thür niedergelaſſen.

Welden, der Wort und Blick verſtand, ſagte: „Das alles verſetzt mich in das größte Erſtaunen: ich erfuhr allerdings, daß ein anderer Grund, als unſer Duell, für Ihre Zimmerhaft vorliege — welcher Grund aber triſtig genug iſt, um Ihnen eine verſchloſſene Thür und dieſe Geſellſchaft zu verſchaffen, das verſtehe ich in der That nicht."

„Ja, das ſind ſeltſame Sachen," gab Ferdinand mit einem düſtern Blicke zur Antwort; „wenn ich Ihnen den Grund mittheile, ſo werden Sie mir als einem Leidensbruder kräftig die Hand ſchütteln, und was die Verleumdung anbelangt, der ich dadurch anheimfalle, ſo habe ich Ihnen ein Doublé vorgegeben — doch davon nachher: ich möchte Ihnen wirklich helfen, ſo lange ich Ihnen noch helfen kann."

„Ich bin in der äußerſten Beſtürzung über Ihre Worte. Ich ahnte wohl, daß etwas gegen Sie im Werke ſei: ich hörte darüber einige Worte von unſerem gemein-

ſchaftlichen Freunde, dem Herrn Polizeirath Merkel; ich war ſchon mehrere Male in Ihrem Hauſe, aber man wies mich jedes Mal ab, unter dem Vorgeben, Sie ſeien krank."

Der Polizeiagent that ſo, als widme er dieſem Geſpräche nur ſehr geringe Aufmerkſamkeit, doch bei Nennung des Namens ſeines Chefs blitzte es aus ſeinen halb zugeſchloſſenen Augen hervor.

„Sagen Sie mir doch," fragte jetzt Welden, „kennen Sie einen gewiſſen Steffler?"

„Ein anrüchiger Kerl — ja, ich kenne ihn: ich habe ihm Geld gegeben, damit er auswandern kann — eines der Dienſtmädchen unſeres Hauſes hatte ſich unbegreiflicher Weiſe mit ihm eingelaſſen — ſehr unbegreiflicher Weiſe, nachdem — doch davon ein anderes Mal — ich hatte Urſache, ihm zu ſeiner Reiſe behülflich zu ſein — was iſt's mit Steffler?"

„Darüber könnte Ihnen jener Herr beſſere Auskunft geben, als ich," antwortete Welden mit einer Bewegung ſeines Kopfes gegen Schmetterer hin, der aber durchaus keine Miene machte, als nehme er das geringſte Intereſſe an dieſer Unterredung.

„Wie ſo?" fragte Ferdinand.

„Nun, weil Steffler durch eben dieſen Herrn hier zu

dem Polizeirath Merkel gebracht wurde, als ich zufällig bei ihm war — man wies jenem eine Wohnung auf der Polizeidirektion an, und ehe er das Zimmer verließ, nannte er zwei Namen ſeiner Gönner, die man, wie er wünſchte, von ſeiner Rückkehr in Kenntniß ſetzen möge — Ihren Namen und den des Freiherrn von Rivola."

„Ein verfluchter Kerl, dieſer Steffler, ein großthueriſcher, nichtsnutziger Schuft! Mir iſt aber in der That recht unangenehm zu Muthe, denn warum ſoll ich Ihnen ein Geheimniß machen aus dem Stande meiner Angelegenheit: auch für mich hält der gütige Polizeirath eine Wohnung bereit!"

Welden fuhr unwillkürlich einen Schritt zurück, indem er im höchſten Schrecken die Worte hervorſtieß: „Wie iſt das möglich? Ah, Sie treiben Ihren Scherz mit mir!"

„Durchaus nicht, das ſehen Sie aus der Geſellſchaft dieſes würdigen Mannes ſowie an der verſchloſſenen Thür meines Zimmers, die Ihnen ja ebenfalls aufgefallen iſt. Trotz allem dem ſehen Sie mich ziemlich ruhig, denn ich bin ſo überzeugt, daß ſich dieſe Sache in Kurzem zu meinen Gunſten aufklären wird, daß ich jetzt ſchon darüber lachen könnte, wenn ich nicht überzeugt wäre, Ihr Leidensbruder in der vollſten Bedeutung des Wortes zu ſein — keine Macht der Erde wird es vermögen,

meinen Namen von dem Verdachte rein zu waſchen, mit dem man ihn belaſtet, und wenn auch mein Name allerdings der eines leichtſinnigen jungen Menſchen, eines Spielers und Verſchwenders iſt, ſo glaube ich doch nie Veranlaſſung gegeben zu haben, mich für einen Fälſcher der ſchlimmſten Art zu halten!"

„Was ſprachen Sie da eben?"

„Nun, für Jemanden, der wiſſentlich falſche Banknoten verbreitet hat, freilich nur für einen Hehler, der aber in dieſem ſauberen Gewerbe der Schlimmſte iſt!"

„Sie ſehen, wie beſtürzt ich bin — treiben Sie in der That keinen Scherz mit mir?"

„Ich bin wahrhaftig nicht zum Scherzen aufgelegt — ich habe die volle Wahrheit geſagt! Reichen Sie mir Ihre Hand: wir Beide ſind ein prächtiges Freſſen für die tauſendköpfige Schlange Verleumdung, die ich ſchon an allen Ecken und Enden pfeifen höre! Ah, wie ſchade, daß unſer Duell geſtört wurde; ich glaube, wir waren erbost genug auf einander, um gegenſeitig feſt drauf zu halten — ich hätte es dieſer Polizei wahrhaftig gegönnt, einen ſtillen Mann, wie ich hätte ſein können, ins Verhör zu nehmen!"

„Ah, jetzt wird es mir klar," rief der Ingenieur,

„warum mir Merkel ſagte, Ihr Leben ſei ihm zu koſtbar, um es mir Preis zu geben!“

„Schade, daß Sie ihm damals Ihr Ehrenwort gaben!“

„Nur für drei Tage,“ antwortete Welden und ſetzte mit einem düſtern Blicke hinzu: „Ehrlich geſagt, ſuchte ich Sie am vierten Tage auf, um unſere Angelegenheit wieder aufzunehmen.“

„Ich war verblendet, wie alle Uebrigen — hätte ich gewußt, wie ſchuldlos Sie an Allem waren und was ſich hier begeben würde, ich wäre mit Freuden für Sie bereit geweſen, um ſo jeden Makel, der auf Ihrer Ehre hätte haften können, gründlich zu zerſtören.“

„Wohl das einzige Mittel, aber furchtbar ernſt für Einen von uns Beiden, denn nur der ernſteſte Ausgang hätte der Welt beweiſen können, daß ich nicht aus Feigheit, ja, daß ich überhaupt nicht zum Verräther an Ihnen geworden bin!“

Ferdinand fuhr ſich mit der Hand über die Augen und ſagte dann: „Schade, daß es ſo gekommen iſt, ja, jetzt doppelt ſchade, denn mir wäre alles, alles recht geweſen, das mich vor dem, was hier geſchehen, bewahrt hätte — o, könnte ich durch etwas, ſei es, was es wolle, jenen Morgen zurückerkaufen, an welchem ich Sie er-

wartet, mit einem bösen Fluche gegen Sie auf den Lippen — lieber ein gesundes Duell mit jedem Ausgange, als das — was vor mir!"

Er lehnte den Kopf gegen das Fenster, und man sah an seinen heftigen Athemzügen und an dem unmuthigen Zucken seines Körpers, wie gewaltig er mit dem, was er eben sagte, beschäftigt war.

Herr Schmetterer auf seinem Stuhle an der Thür schien sich nicht ganz behaglich bei dieser Unterredung zu befinden, ohne daß man übrigens hiervon etwas auf seinem vollkommen gleichgültigen Gesichte hätte lesen können; doch dachte er bei sich: „Es ist mir ganz unbegreiflich, wie der Herr Polizeirath, nachdem er sich einmal dafür ausgesprochen, diesen jungen Herrn mit Niemanden verkehren zu lassen, nun doch Erlaubniß gibt, daß der Andere ihn besucht, wobei ich für sehr unnöthig halte, daß er ihm erzählte, jener Steffler sei zurückgebracht worden — ganz unnöthig, und wenn jener junge Herr sich nicht bald von selbst entfernt, so werde ich die Ausrede gebrauchen, daß eine Unterredung, selbst auf schriftliche Erlaubniß, nicht länger als eine halbe Stunde dauern dürfe."

Ferdinand fuhr heftig aus seiner Stellung am Fenster herum und rief: „Es ist förmlich zum Tollwerden, wenn

bei Weitem angenehmer, ihre Angehörigen ſo in der freien Luft aufgeſtellt zu wiſſen, ſtatt ſieben Fuß tief unter dem feuchten Raſen in der traurigen Grube, ſo weit entfernt von Sonnenlicht und Mondenſchein.

Man darf ſich jedoch nicht denken, daß der Anblick ein allzu monotoner ſei; die Kreuzungen von zwei Straßen ſind meiſt benutzt, um Monumente wichtiger Perſonen nicht allein in ihrer Mitte aufzuſtellen, ſondern auch die einſpringenden Winkel je auf den vier Ecken ſind mit ſolchen Denkmalen ausgefüllt, häufig mit Eiſengittern umgeben und oft von wahrhaft edler künſtleriſcher Anordnung. Dem Haupteingang gegenüber am Ende der großen Mittelſtraße iſt in erhöhter Lage eine Capelle erbaut, die der ganzen Anlage eine höhere Würde verleiht. Die Straßen ſelbſt ſind weit, vortrefflich gepflaſtert und geplattet, und die Reinlichkeit und Ordnung eine muſterhafte. Hierbei kann ich ein Denkmal nicht unerwähnt laſſen, welches ſich dicht am Eingange des Friedhofes befindet. Es ſtellt eine vielleicht zehn Fuß hohe Pyramide von weißem Marmor vor, auf deren Unterſatze ſich auf zwei Medaillons der Kopf eines Mannes und der einer Frau befinden; es iſt dieſes ein ſehr in Liebe erglühtes Ehepaar, welches am Tage ſeiner Hochzeit dieſes Monument errichten ließ, um der ſtaunenden Mitwelt zu verkünden, daß Beide auch nach ihrem Tode ungetrennt bleiben wollen. Die Sache kam indeſſen anders; denn ſchon im erſten Jahre nach ihrer Verbindung fielen Streitigkeiten ſo ernſter Art vor, daß ſie bald darauf eine förmliche Scheidung herbeiführten. Daß unter dieſen Umſtänden die Gruft unter dem Denkmale nicht benutzt werden wird, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Auch ſollen ſich die Betheiligten, welche beide noch leben, bereits andere Ruheſtätten an zwei entgegengeſetzten Enden des Kirchhofes ausgeſucht haben.

Wenige Spaziergänger trafen wir auf unſerer Wanderung durch die ſtillen Straßen, nur hie und da fanden wir Jemanden beſchäftigt, einen Immortellenkranz an einer der Marmortafeln

ich bedenke, was in der letzten Stunde mit mir vorgegangen iſt, und wenn ich hinzuſetze, daß, obgleich ſchuldlos wie ein neugeborenes Kind, doch dieſen ſchwarzen Flecken Niemand mehr von mir und meinem Namen nehmen wird, ſo kann ich es wiederholt nur auf's innigſte bedauern, daß unſere Zuſammenkunft nicht ſtattgefunden hat, wobei es am beſten geweſen, wenn ich auf dem Platze geblieben wäre!"

„Ich würde mir jetzt den Vorrang darin nicht gern ſtreitig machen laſſen," ſagte Welden in ruhigem, leidenſchaftsloſem Tone; „ich mußte zuerſt und eben ſo unſchuldig leiden, wie Sie, alſo gebührt mir auch zuerſt eine gründliche Aenderung dieſer unausſtehlichen Lage."

„Es wäre eigentlich originell," rief der Andere mit einem Anfluge ſeines gewöhnlichen Leichtſinns in Blick und Stimme, „wenn wir uns dieſen aufgedrungenen Zeugen dort zu Nutzen und ihn zu unſerem beiderſeitigen Secundanten machten, wenigſtens zum unparteiiſchen Zuſchauer, der ſpäter beſtätigen müßte, daß der Zweikampf zwiſchen uns, den ich Ihnen vollkommen ſchuldig bin, auf die ehrlichſte Art von der Welt ſtattgefunden habe — was meinen Sie dazu, Herr — wie iſt doch Ihr Name?"

„Mein Name iſt Schmetterer," entgegnete der Polizeiagent, aufſtehend, und ſetzte mit geſenktem Haupte und

in ſehr beſcheidenem Tone hinzu: „Machen Sie ſich ſelbſt, Herr Wellermann, und mir keine Ungelegenheiten — Sie wiſſen wohl, daß ich das, was Sie jenem Herrn da vorſchlugen, unter keiner Bedingung leiden würde; überhaupt hat dieſe Unterredung ſchon recht lange gedauert.“

„Ich glaube, daß Sie das durchaus nichts angeht!“ brauste Ferdinand auf. „Und was meinen Vorſchlag anbelangt, den ich, allerdings mit ſehr ernſtem Hintergrunde, im Scherze gethan, ſo habe ich leider keine Degen bei der Hand und halte den Knall von Piſtolen hier in in unſerem ſtillen, friedlichen Hauſe ſelbſt für unanſtändig und compromittirend, wobei es andererſeits das Richtigſte wäre, wenn wir uns gegenſeitig eine Kugel vor den Kopf ſchöſſen — meinen Sie nicht auch, Welden?“

„Gewiß!“

„Unſer Handel muß aus- und abgemacht werden: es liegt zu ſehr in Ihrem Intereſſe, und wenn Sie auch heute die gelindeſte Erklärung meinerſeits als genügend zur Ausgleichung annehmen würden, ſo müßte ich mich doch weigern, eine derartige Erklärung zu geben — man kann als gute Freunde auf den Kampfplatz gehen und doch vor der Welt verpflichtet ſein, auf einander zu ſchießen — meinen Sie nicht auch?“

„Gewiß!“

„Man kann ſich eben ſo gut vorher die Hand ſchütteln, wie nachher, beim Vorrücken gegen die Barriere geräth unſer Blut doch in Wallung. Habe ich Recht?“

„Sie ſprechen ganz meine Meinung aus,“ erwiederte der Ingenieur, mit einem aufleuchtenden Blicke näher tretend und mit ſeinen beiden Händen die Rechte des Anderen ergreifend und herzlich ſchüttelnd; ja, unſere Angelegenheit muß abgemacht werden!“

„Und ſo ernſthaft, wie möglich, ich bin dafür, keine Spielerei!“

„Nein, keine Spielerei!“

„Und welche Freude wird es mir gewähren,“ rief Ferdinand, in eine wilde Heiterkeit ausbrechend, „der ſtill lauernden Gerechtigkeit eine Naſe zu drehen — wie geſagt, Degen habe ich keine, Piſtolen knallen zu ſehr — wir könnten aber ein wenig auf ſpaniſche Art mit Meſſern auf einander losgehen — ich wäre dazu wahrhaftig ganz in der Laune.“

„Meine Herren,“ ſagte der Polizeiagent, indem er ſich zwiſchen die beiden jungen Leute ſtellte, „obgleich ich feſt überzeugt bin, daß Sie nur im Scherze dieſe Redensarten führen, ſo kann ich das doch unmöglich dulden, und wenn Sie in dieſem Tone fortfahren wollten, ſo muß ich entweder Herrn Welden bitten, das Zimmer zu verlaſſen,

oder mich, wenn dem nicht Folge geleiſtet wird, nach Hülfe umſehen.“

„Der Mann hat Recht,“ meinte Welden.

„Aber iſt es nicht ſchade?“ rief Ferdinand, der in immer größere Aufregung gerieth. „Es wäre dies eine ſo günſtige Gelegenheit, unſere Sache abzumachen, und gerade vor dieſem Herrn abzumachen, der alsdann auf ſeinen Amtseid bezeugen könnte, wie richtig Alles zugegangen — ſchade darum, dieſe ſpaniſche Art des Zweikampfes hat immer etwas Poetiſches, ja Ritterliches, doch — wüßte ich noch eine andere, die noch weniger Geräuſch und Aufſehen machen würde.“

„Mir wäre jede recht, ich gebe Ihnen mein Wort darauf.“

„Jede?“

„Jede!“

„So ſchlage ich Ihnen die amerikaniſche Art des Duells vor, etwas roh zwar, etwas nervenaufregend, aber recht paſſend für unſere Verhältniſſe, — ſind Sie damit einverſtanden?“

„Warum nicht?“

„Natürlich ſind wir Beide ſo vernünftig, die Anſicht des braven Herrn Schmetterer zu theilen, daß es unthunlich iſt, die Sache hier im Zimmer vor ſeinen Augen

auszumachen — wir ſind ihm das für die Artigkeit ſchuldig, mit der er unſere Unterredung bis jetzt ſo gut wie ungeſtört ließ; aber verbieten kann er es uns nicht, daß wir einen Zeitraum feſtſetzen, bis wann wir unſeren Handel ganz endgültig für Einen von uns Beiden abmachen — was meinen Sie heute über vier Wochen — wir haben heute den zwölften April, alſo am zwölften Mai — Morgens um eilf Uhr?" fügte er bei, nachdem er einen Blick auf ſeine Uhr geworfen.

„Am zwölften Mai, Morgens um eilf Uhr," ſtimmte Welden in ruhigem Tone bei.

„Auf Ehrenwort!"

„Verſteht ſich von ſelbſt, auf Ehrenwort!"

Welkermann legte ſeine Rechte in die des jungen Ingenieurs, und während Beider Hände ein paar Secunden lang vereinigt blieben, ſchaute Einer dem Anderen feſt in die Augen.

„So wollen wir würfeln," ſagte Ferdinand, ſich abwendend, „und der, welcher den niedrigſten Wurf thut, hat den Vortritt — der Andere kann ihm ja folgen, wenn es ihm Spaß macht oder wenn ihn die Verhältniſſe dazu beſtimmen."

Herr Schmetterer hatte ſchweigend zugehört, und wenn es ihm auch nicht ganz klar war, was unter amerika-

niſchem Duell zu verſtehen ſei, ſo hielt er es doch für ſeine Pflicht und für ſein Recht, das Würfeln eines Gefangenen zu verhüten, und er that dies mit kurzen und beſtimmten Worten.

„Sie ſind in der That komiſch,“ fuhr ihn Ferdinand an, welcher ſchon einen Würfelbecher von ſeinem Schreibtiſche herbeigeholt hatte — „ſpielen wir denn um Geld oder Geldeswerth?“

„Vielleicht um etwas Koſtbareres, was ich nicht weiß, was mich auch im Grunde nichts angeht, da ich es nur mit der Gegenwart zu thun habe und ich es in derſelben nicht geſtatten kann, daß ein Gefangener mit einem Beſuche würfelt. Mein lieber Herr Welkermann,“ fuhr er bittend fort, „zwingen Sie mich nicht dazu, ein unangenehmes Aufſehen im Hauſe Ihres Herrn Vaters machen zu müſſen, indem ich Hülfe herbeirufe und alsdann thue, was mir und Ihnen nicht lieb iſt.“

„Ah bah, mit Ihrer Hülfe,“ rief Ferdinand trotzig, „glauben Sie denn, ich fürchte mich vor Ihnen und Ihren Helfern — ich bliebe überhaupt gutwillig hier in meinem Zimmer, wenn ich nicht wüßte, daß die Komödie meiner Gefangenſchaft bald ausgeſpielt hat? Ah,“ ſetzte er zähneknirſchend hinzu, „wenn ſich auch alles Andere ſo in Ordnung bringen und wieder gänzlich verwiſchen ließe!

Kommen Sie, Welden, wollen Sie, daß ich zuerst werfe?"

Doch mit einer Kraft, die man dem kleinen, schmächtigen Manne nicht zugetraut hätte, legte Schmetterer seine Hand auf den Würfelbecher, und dabei hatten sich seine schlaffen Züge belebt und aus seinen Augen leuchtete Muth und Entschlossenheit.

„Noch schone ich Sie und Ihr Haus," rief er mit einer Stimme, welche ganz anders klang, als der Ton, in welchem er bisher gesprochen; „zwingen Sie mich nicht, die Thür zu öffnen!"

„Und dann, wenn ich bitten darf?" fragte Ferdinand mit einem verächtlichen Blicke.

„Meine Leute von draußen hereinzurufen und Ihnen, wenn das nöthig sein sollte, Handeisen anzulegen."

Ferdinand fühlte, wie ihn bei diesen Worten ein Schauer überflog; auch Weldens Gesicht wurde bleicher, wie bisher. Beide hatten den gleichen Gedanken: wenn der Mann berechtigt war, so zu sprechen und vielleicht auch so zu handeln, wie er sprach, so mußte allerdings der Verdacht eines schweren Verbrechens vorliegen.

„Aber es bleibt bei unserer Absprache!" rief Welkermann mit düster blitzendem Auge und etwas heiserer Stimme. „Kommen Sie an's Fenster, Welden, das wird uns doch wohl erlaubt sein — oder nicht?"

Herr Schmetterer, der nicht ganz mit ſich im Reinen war, folgte ihnen dorthin, wo von dem vorübergezogenen Gewitter noch immer ſchwere Tropfen gegen die Scheiben geworfen wurden; er traute dieſen beiden unbeſonnenen jungen Leuten, von denen beſonders der Eine ſich in einer furchtbaren Aufregung befand, jede mögliche Thorheit zu — wer weiß, ob der Sohn des Stadtſchultheißen nicht die Abſicht hatte, das Fenſter zu öffnen und ſich auf die Straße hinabzuſtürzen?

Doch ſah der Polizeiagent im nächſten Augenblicke, daß er ſich in dieſer Vorausſetzung getäuſcht, denn Beide lehnten ruhig an der Fenſterbrüſtung und führten ein ganz harmloſes Geſpräch.

„Sehen Sie dieſe beiden ſchweren Tropfen," ſagte Ferdinand zu Welden, „die ſoeben in gleicher Höhe gegen die Scheibe geworfen wurden und die ſich zu beſinnen ſcheinen, ob ſie abwärts rollen ſollen? Ich wette, daß der auf meiner Seite zuerſt unten ankommt."

„Gut, ſo nehme ich den anderen."

„Und der, welcher zuerſt ankommt," ſagte Welkermann in engliſcher Sprache, „hat den Vortritt."

Es hätte für einen eingeweihten Zuſchauer etwas Grauenhaftes ſein müſſen, die ſtarren Blicke der jungen Leute zu beobachten, wie ſie bald den einen, bald den

anderen der Waſſertropfen mit gleichem Intereſſe betrachteten. Derjenige des Ingenieurs fing zuerſt an, langſam abwärts zu rollen, doch eine Sekunde ſpäter folgte der andere raſcher und überholte ihn um ein paar Linien: Beider Athem ging ſchwer und ein gleichförmiges, eigenthümliches Lächeln zeigte ſich auf ihren Zügen.

Welden kam etwas vor, jetzt hatte ihn der Andere wieder erreicht und war dicht neben ihm.

Die Wolken am Himmel waren verſchwunden, fortgejagt von einem leichten Winde, und der heitere, fröhliche Sonnenſchein blitzte gegen das Fenſter und ließ die beiden Tropfen erglänzen wie Edelſteine oder wie Thränen.

Sie ſahen nichts davon, ſondern achteten nur, ſchwer athmend, auf das langſame Fortſchreiten der Zeiger dieſer furchtbaren Todtenuhr.

Es wurde an die Thür geklopft: ſie hörten eben ſo wenig davon, als daß Herr Schmetterer den Schlüſſel im Schloſſe umdrehte und ſie öffnete.

Noch einen halben Zoll hatten die beiden Regentropfen zu durchlaufen, und als fürchteten ſie ſelbſt eine Unterbrechung, beeilten ſie ſich, das zu thun.

Da wurde der Welden's, auf welchen er jetzt ſeine heißen, ſtarren Blicke richtete, plötzlich aufgehalten, wahrſcheinlich durch ein unbedeutendes Korn im Glaſe, während

der andere Waſſertropfen ſich zwar langſam aber ſtetig fortbewegte.

„Ferdinand! — Ferdinand!“ hörte man in dieſem Augenblicke eine laute Stimme in jammerndem, herzzerreißendem Tone ausrufen — in einem Tone, welcher die Nerven erzittern machte und der ſelbſt den jungen Mann, dem dieſer Ruf galt, trotz des furchtbar ernſten Augenblickes vermochte, ſeinen Kopf umzuwenden.

Ehe er das aber that, ſtreiften ſeine düſtern Augen das bleiche Geſicht des Anderen, während er ihm zuflüſterte: „Die Sache iſt entſchieden — Sie liegen feſt vor Anker — noch eine Sekunde, und ich habe ausgelebt — ſei es drum, Sie werden nicht daran zweifeln, daß ich mein Wort halte!“

„Ferdinand! Ferdinand!“ rief Frau Wellermann verzweiflungsvoll aus, indem ſie ſich an den Hals ihres Sohnes warf und ſein Geſicht mit ihren heißen Thränen überſchwemmte. „Was haſt du dir ſelbſt gethan? Was haſt du uns gethan? O mein Gott, iſt es denn wahr?“

Hinter ihr war der Stadtſchultheiß in das Zimmer getreten; ſein ernſtes, ja, düſteres Geſicht tief in die weiße Halsbinde vergraben, blieb er an der Thür ſtehen, während er ſeine rechte Hand an die Augen brachte, in denen es ſeltſam zu zwinkern begann.

aufzuhängen. Zufälliger Weiſe aber wurde es uns vergönnt, ehe wir den Kirchhof verließen, noch einem Begräbniſſe beizuwohnen, und zwar dem eines deutſchen Landsmannes. Da wir in Begleitung deſſelben ein paar Bekannte ſahen, ſo ſchloſſen wir uns ebenfalls an. Die Beiſetzung geſchieht auf ſehr einfache Art: der Sarg wird von einigen Leuten auf einer hohen Treppenleiter emporgetragen und in die Zelle geſchoben; darauf wird die Platte mit der Inſchrift befeſtigt, und Alles iſt vorüber. Die Bekannten, denen wir uns angeſchloſſen, der Schweizer Conſul, ſo wie ſein Aſſocié, Herr Müller aus Köln, die überhaupt für uns von großer Freundlichkeit waren, boten uns einen Platz in ihrem Wagen an und luden uns zu gleicher Zeit zu einer Beſichtigung des Monjuich ein, zu welchem Zwecke ſich Herr Müller eine Erlaubnißkarte verſchafft hatte. Eine ſolche zu erhalten iſt nicht mehr ſo ſchwierig wie früher, doch bedarf es immer noch gewiſſer Formalitäten, um zur Beſichtigung dieſes Zwing-Barcelona zugelaſſen zu werden.

Wir fuhren nach der Stadt zurück und durch dieſelbe bis zur Puerta San Antonio. Rechts von dieſer führt längs der Stadtmauer der Weg nach Madrid, wir aber fuhren gerade aus bis an den Fuß des Monjuich — Mons Jovis der Römer — der ſich unmittelbar vor der Stadt erhebt. Der Weg hinauf, den wir zu Fuß zurücklegten, iſt ſehr maleriſch und abwechſelnd; zur Linken hatten wir das Meer, das ſeine Wellen taktmäßig zwiſchen die felſigen Geſtade warf und ſo eine leichte Brandung verurſachte. Umſchauend ſah man das uralte Thor, zu welchem wir hinausgegangen, aus dunklen Steinen erbaut, mit Epheu bekleidet, welches ſich um die morſchen Balken geſchlungen hatte, die noch von ehedem aus dem Gemäuer hervorragten und die dazu dienten, die Zugbrücke aufzuziehen, aber augenſcheinlich lange nicht mehr benutzt worden waren.

Der Weg zum Monjuich — der Breite nach eine Fahrſtraße — geht im Zickzack aufwärts, wodurch wir jetzt eine Ausſicht auf die blaue unendliche Flut des Meeres hatten, gleich darauf

„So ſprich doch, Ferdinand, ſprich ein Wort zu deiner unglücklichen Mutter, ſage ihr, daß Alles nicht wahr, daß du unſchuldig biſt!“

„Und würdeſt du mir glauben?“ entgegnete Ferdinand mit dumpfer Stimme. „Ich zweifle daran — man hat euch allerlei Schlimmes, allerlei Furchtbares über mich geſagt — man hat mir dort vielverſprechende Geſellſchaft gegeben — man ladet mich ein, die Polizei-Direktion zu beſuchen; das iſt allerdings ſehr gravirend, und wenn ich mir die Sache näher überlege,“ ſetzte er mit einem Blicke auf Welden, welcher immer noch die Fenſterſcheiben anſtarrte, hinzu, „ſo iſt allerdings Alles verloren.“

„Nichts iſt verloren,“ rief der Ingenieur auf einmal in jubelndem Tone, „nichts — gar nichts — es wäre aber auch entſetzlich geweſen, wenn dieſes frevelhafte Spiel zu einem Ergebniſſe geführt hätte!“

„Ah, Sie haben mich zum Beſten,“ erwiederte Ferdinand, während die Anderen verwundert aufſchauten, „Sie wollen ſich ſelbſt und mich täuſchen — fehlte doch kaum eine Linie!“

„Sehen Sie her: hier hielt Ihr Tropfen, während der meinige, ſeitwärts überfließend, ſich mit dem Ihrigen vereinigte.“

„Ah bah,“ rief der junge Wellermann, „eine Ausrede, deren Grund ich verſtehe!“

„Ein Wort, für das ich in der That ernſtliche Händel mit Ihnen anfangen möchte!“

„Aber Ferdinand, Ferdinand,“ rief Frau Wellermann, die Hände zuſammenſchlagend, „ich glaube wirklich, daß Alles verloren iſt — und, Herr Welden, auch Sie — Sie, dem ich bisher ſtets das Wort redete, der ſich ſtets ſo freundlich, ſo wohlwollend, ſo feinfühlend benahm!“

„Es erſcheint mir das alles wie ein böſer Traum,“ ſagte der Stadtſchultheiß, näher tretend; „die uns bewilligte halbe Stunde wird in unnützen Redensarten vergehen, und ich erlaube mir, Ihnen zu ſagen, Herr Welden,“ wandte er ſich mit bebender Stimme an den Ingenieur, „daß ich mit meinem Sohne Einiges zu beſprechen wünſchte und deßhalb für jetzt auf Ihre angenehme Geſellſchaft verzichten muß.“

Der alſo Angeredete biß ſich auf die Lippen und ſchloß in tief ſchmerzlicher Bewegung einen Moment lang ſeine Augen, als er ſich vor dem Stadtſchultheißen verbeugte und dann ebenfalls vor Frau Wellermann, die aber, ſich raſch von ihm wendend, ihr Geſicht auf der Schulter Ferdinand's verbarg, welch letzterer, ihm zum Abſchiede mit der Hand winkend, ſagte:

„Gehen Sie in Frieden, Welden — ich hoffe, daß wir uns vorher noch einmal wiederſehen.“

Dieſes einfache Wort „vorher“ traf ihn wie ein Keulenſchlag, ließ ihn erbeben und betäubte ihn derart, daß er nicht wußte, wie er aus dem Zimmer gekommen, noch auf den erſten Stock des Hauſes gelangt war. Hier blieb er, tief Athem holend, ſtehen, und als er ſich recht beſonnen auf die Bedeutung des Wortes, welches er ſoeben aus Ferdinand's Munde gehört, wollte er wieder hinauf ſtürmen und an ſeiner Seite bleiben, bis jener ihm geſchworen, daß er nicht an ſeinem Worte zweifle.

Da ward er zurückgehalten durch eine Hand, die ſich auf ſeinen Arm legte, und ſah, ſich raſch umwendend, in Eliſens ernſtes, blaſſes Geſicht.

„Wollen Sie wohl die Güte haben, Herr Welden, mir einen Augenblick in den Garten zu folgen? Ich und noch jemand Anderes möchten mit Ihnen reden. Hier oben kann das nicht geſchehen, da ich jeden Augenblick meine Eltern zurück erwarte — wollen Sie mir folgen?“

Der Ingenieur machte eine ſtumme Verbeugung und ging mit langſamen Schritten an der Seite Eliſens die Treppen hinab.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Garten des Welkermann'schen Hauses war von je her der Lieblingsaufenthalt Elisens gewesen, da derselbe in seiner stillen Abgeschiedenheit ihren Neigungen, ja, ihren Wünschen zu sehr zusagte. Er hatte rings umher so hohe Mauern, daß man von den Nachbarshäusern nicht hereinschauen konnte, und obendrein befanden sich entlang dieser Mauern alte Kastanienbäume, die im hohen Sommer mit ihren starken, vollen Kronen den kleinen Raum zu drei Viertheilen wie mit dichten, grünen Schleiern zudeckten; nur in der Mitte, wohin der Strahl der Sonne gelangen konnte, befanden sich Blumenbeete rings um einen kleinen Springbrunnen, und wenn auch die Anlage des ganzen Gartens etwas Einförmiges hatte, so lag doch etwas Traulich-Heimliches in diesem buntfarbigen Mittel-

punkte mit dem murmelnden Waſſer, rings umgeben und geſchützt von der Mauer und den breitäſtigen Bäumen.

Auf den Zweigen derſelben entwickelte ſich eben der Frühling in voller Pracht: die kleinen, hellgrünen, noch vor wenigen Tagen feſt zuſammengerollten Blättchen reckten ſich auseinander, daß es anzuſehen war, als ſtrecke jeder Baum Tauſende von Händen in die blaue Luft hinaus, und wie duftete Alles heute ſo wunderbar nach dem leichten Regen, welcher unerklärliche und doch ſo bekannte Gerüche aus dem jungfräulichen Laube, aus dem Graſe, aus der warmen Erde hervorlockte!

Während des Weges ſagte Eliſe zu ihrem Begleiter: „Es hat unſer Haus viel Unglück betroffen; wer hätte gedacht, daß es ſo kommen würde?“

Obwohl ſie ſich bemühte, dies ſo ruhig als möglich zu ſagen, ſo zitterte doch eine tiefe Empfindung durch ihre Worte und veranlaßte Welden, ihr mit aller Wärme, die ihm möglich war, zur Antwort zu geben: „Der Schein trügt, Fräulein Eliſe, wie ſo oft in dieſer Welt; glauben Sie mir — glauben Sie mir, wir ſtehen hier vor einer allerdings ſcheinbar zuſammenpaſſenden Kette von Umſtänden, die aber vor der Wahrheit auseinander fallen wird.“

„Und ich fürchte vielmehr, die Ringe dieſer Kette

werden ſich feſter um meinen Bruder ſchließen und ſo meinen Eltern namenloſes Unglück bereiten."

„Ich bitte Sie herzlich, Fräulein Eliſe, vertrauen Sie mir und ſeien Sie überzeugt, daß ich Ferdinand's Angelegenheit wie die meinige betrachte, in dieſem Augenblicke mehr als je — oder glauben Sie, mir nicht vertrauen zu können?"

„Warum nicht?" erwiederte ſie, ihn offen anſchauend. „O, könnte ich ſo an der Schuld meines Bruders zweifeln, als ich überzeugt war, daß man Ihnen mit jenen Beſchuldigungen, von denen ich einen Theil erfahren, Unrecht gethan!"

„Das lohne Ihnen Gott, Fräulein Eliſe! Alſo gibt es noch edle Herzen, die mich ſolcher Schlechtigkeit nicht fähig hielten — nun denn, ſo vertrauen Sie mir auch und ſagen Sie mir unumwunden, wann und wie ich rathen und helfen kann."

„Das kann allein nur Gott, der die Unſchuld kennt und einſchreiten wird, wenn er es für gut findet," erwiederte ſie in ruhigem, ſanftem Tone, indem ſie ihre Augen zum blauen Himmel emporhob.

„Aber Sie wünſchten doch eine Unterredung mit mir?"

„Ich bat Sie nur, mir zu einer Unterredung zu fol-

gen; dort — iſt Jemand, der Sie zu ſprechen wünſcht; ich that vielleicht Unrecht, Sie hieher zu führen, aber ich kenne das gute, reine Herz meiner theuren Lucy."

„Ah, Lucy — ah, Fräulein Lucy!" rief Welden überraſcht, als er das junge Mädchen, von dem eben die Rede war, unter den Kaſtanienbäumen hervortreten ſah, „der Frühling des Frühlings, die ſchönſte Roſenknospe in dieſer entzückenden Jahreszeit." Erſchien ſie ihm doch wirklich ſo mit ihrem vor Scham leicht erröthenden Antlitze, mit den niedergeſchlagenen Augen, mit den leuchtenden Thautropfen, die auf ihrem blonden Haar ruhten!

Lucy hielt ihren Hut in der Hand, und ein leichter Wind, der durch die Bäume ſtrich, hatte die dort geſammelten ſchweren Tropfen auf das Haupt des jungen Mädchens hinabgeſtäubt.

Dieſe Regentropfen und jener — es ſchauderte ihn, wenn er daran dachte.

Während Fräulein von Rivola dem jungen Manne ihre kleine, rechte Hand bot, legte ſie die andere in den Arm Eliſens, zog dieſe ſanft an ſich, als ſtumme Bitte, daß ſie ſie nicht verlaſſen dürfe, und dann traten alle Drei unter die Bäume zurück.

„Ich mußte Sie ſehen, Herr Welden," ſagte Lucy

schüchtern; „ich mußte Sie sprechen — vorher noch einmal sprechen . . . .“ Dann stockte sie verlegen.

Schon wieder dieses schreckliche Wort: vorher — für ihn auch hier von so schmerzlicher Bedeutung, denn er wußte wohl, was dieses „vorher“ zu sagen hatte. War es doch seit einigen Tagen in der Stadt kein Geheimniß mehr, daß Graf Eugen Hartenstein Fräulein von Rivola heirathen werde!

„Ich hätte ja gern gewartet,“ setzte das junge Mädchen nach einer kleinen Pause hinzu, „bis Sie uns wieder besucht hätten; doch waren Sie ja neulich bei uns, ohne nach mir zu sehen, und ich dachte gewiß nicht mit Unrecht, daß dies nicht ohne Absicht geschehen sei.“

„Eine Absicht lag allerdings darin, daß man mich verhinderte, nach Ihnen zu sehen, Fräulein Lucy, und gewiß hat Ihr Herr Vater Sie darüber nicht im Unklaren gelassen.“

„Ah, er sprach allerdings Manches über Sie, was mich tief betrübte, ja, was mich unglücklich gemacht hätte, wenn ich — wenn ich — nicht überzeugt gewesen wäre, daß man Sie bei meinem Vater verleumdet.“

„Wie danke ich Ihnen für dieses Wort! Es erhebt mich, es macht mich glücklich, denn es gibt mir den Beweis, daß von denen, an deren Meinung mir gelegen ist,

mich doch Mancher nicht ungehört und ungerecht verdammen wird. Und doch," fuhr er in einem bitteren Tone fort, „greife ich ja wie ein Ertrinkender nach einem unhaltbaren Strohhalme! Wenn ich Ihnen auch herzlich danke für Ihre gute Meinung, Fräulein Lucy, so würde sich doch diese Meinung anders gestalten, wenn Sie — wenn Sie das, was man mir zum Vorwurfe macht, mit den Augen Ihres Herrn Vaters, mit denen der ganzen Welt betrachten würden."

„O, Herr Welden," gab sie mit gefaltenen Händen zur Antwort, „reden Sie nicht so Böses über sich selber, nur heute nicht, jetzt nicht! Und wenn die ganze Welt Uebles von Ihnen sagen würde, ich würde es ja doch nicht glauben, und ich spreche die Wahrheit — hier, Ihnen gegenüber, die volle Wahrheit, wie ich sie in meinem Herzen fühle! Ich bin auch gekommen, um Ihnen aufrichtig zu sagen, was man zu Hause über mich beschlossen hat."

„Ich weiß davon, Fräulein Lucy."

„Nicht um Ihren Rath zu verlangen, denn ich bin überzeugt, Sie würden mir rathen, mich dem Willen meiner Eltern zu unterwerfen; Sie haben mir schon oft früher scherzhaft gesagt, kleine Kinder müssen gehorchen, und Sie würden mir das jetzt wiederholen."

„Wahrſcheinlich würde ich das thun.“

„Sehen Sie — ſo will ich Sie alſo nicht um Ihren Rath fragen, ſondern will Ihnen nur ſagen, daß ich noch einen letzten Verſuch machen werde, meinen Vater zu beſtimmen, daß er mir die Freiheit meines Handelns läßt. O, mein Vater iſt milde und gut und hat ein weiches Herz! Deßhalb iſt es mir auch ſo unbegreiflich, daß er Ihnen zürnen kann, Herr Welden, und mir iſt das gerade jetzt doppelt ſchmerzlich, denn wenn er Ihnen in dieſem Augenblicke nicht zürnte, ſo hätte ich vielmehr den Muth, ihm zu ſagen: ‚laß mich doch bei dir, wie bis jetzt — ach, ich habe mich von jeher darauf gefreut, mit den lieben Freunden des Hauſes dieſen Sommer und noch viele Jahre beiſammen zu bleiben!‘

„Aber Herr von Nivola zürnt mir?“

„Ja, er zürnt Ihnen, und auch die Mama, woraus ich mir indeſſen nicht ſo viel machen würde, denn Sie waren ihr früher gleichgültig, während mein Vater Sie geliebt hat — für meine Mutter iſt überhaupt alles gleichgültig, was nicht zur Erreichung eines Zieles dient; was ihr aber im Wege ſteht, das haßt ſie, und ſo werden auch Sie jetzt von ihr gehaßt.“

„Ich verſtehe das nicht recht, Fräulein Lucy,“ gab Welden zur Antwort, obgleich er in Wirklichkeit doch

die Stadt und das weite Gebiet des Llobregat zu unſeren Füßen ſahen, dann auf die Dörfer der Umgegend: Garcia mit ſeinen Fabriken und Schornſteinen, Sanz, Sarria, zwiſchen Gärten liegend, auf San Gervaſio und San Andrea. Alle dieſe Ortſchaften ſind durch Baumgruppen, Alleen und jetzt noch grünende Felder mit einander verbunden und geben auf dieſe Art der weiten Ebene ein freundliches Ausſehen. Den Platz zwiſchen den Stadtmauern und dem Fuße des Monjuich bedecken Gemüſegärten, und hier grünte ebenfalls Alles trotz der ſpäten Jahreszeit. Sonderbar nehmen ſich zwiſchen den Kohl- und Salatfeldern die Bewäſſerungsanſtalten aus, die ſich noch aus der Maurenzeit herſchreiben, jedenfalls mit ihrem Paternoſterwerk und mit großen Steinbaſſins orientaliſchen Urſprunges ſind. In der willkürlichen phantaſtiſchen Zuſammenſtellung der einfachen Bedachung durch Stangen und Bretter, um welche ſich die Rebe geſchlungen, ſo wie in den alten gezahnten Triebrädern boten ſie treffliche Studien für unſeren Maler, der ſie auch fleißig benutzte und halbe Tage lang zeichnend auf den Felſen des Monjuich ſaß.

Langſam ſtiegen wir den Berg hinan, der einige Hundert Schuh über dem Meer faſt ganz kahl iſt, röthlich-gelbe zerklüftete Felſenmaſſen zeigt, über welche man den Weg mühſam geebnet. Einige Abwechſelung gewähren uns ſeine Einfaſſungen von rieſenhaften Aloen und großen Cactus. Während man an den unteren Abhängen des Berges hinaufklettert, iſt man nicht im Bereiche der Batterien; bei dem letzten Viertel des Weges aber, während deſſen die Straße ziemlich gerade und ſteil aufwärts führt, ſieht man die Geſchütze der Außenwerke drohend auf ſich gerichtet und begreift bei dieſem Anblick wohl, daß es noch niemals gelungen iſt, den Monjuich im Sturm zu nehmen, um ſo weniger, da auch die Anlegung von Breſchebatterieen hier unmöglich iſt. Der Monjuich iſt bis auf den heutigen Tag eine jungfräuliche Feſtung geblieben; denn wenn er auch ſchon einige Male im Lauf der Zeiten in andere Hände übergegangen iſt, ſo geſchah das doch nur durch

etwas in ihren Worten erkannte, was ſein Herz ſchneller ſchlagen ließ und was ihn veranlaßte, einen Blick auf Eliſe zu werfen, die an der Gartenmauer, in tiefe Gedanken verſunken, auf- und abging. Auch vermied er es dabei, Lucy's leuchtenden, ſeelenvollen Blicken zu begegnen oder das faſt wehmüthige Lächeln um ihren Mund zu betrachten, welches ihre feinen Lippen bewegte und die ſchneeweißen Zähne dazwiſchen hervorſchimmern ließ — durchſchauerte es ihn doch ſo ſchon tief und gewaltig, als ſie jetzt ihre kleine Hand auf ſeinen Arm legte.

„Ja, ſie glaubt, Sie ſtänden ihrem Ziele im Wege, und dieſes Ziel iſt, mich mit Eugen Hartenſtein zu verheirathen.“

Hier konnte ſich Welden trotz alledem nicht enthalten, ſie anzuſchauen; doch ſah er nichts, als das reizende Profil ihres Geſichtchens, da ſie den Kopf von ihm abgewandt und den Blick auf den Boden geheftet hatte. Zu verdenken war es ihm hierbei indeſſen nicht, wenigſtens verzeihlich, daß er ſeine Hand leicht auf ihre kleinen Finger legte und durch dieſe Berührung ihre Blicke magnetiſch anzog.

Als ſich nun Beider Augen begegneten, da ſchwammen die des jungen Mädchens in einer ſtillgeſtandenen Thräne, die Lippen Beider aber waren halb geöffnet, wie um

leichter das wunderbare Weh des ſchmerzlichſten Entzückens auszuhauchen, unter dem ihre Herzen ſchneller ſchlugen und hätten brechen mögen. Es war einer jener bedeutſamen Momente, die über das Glück eines ganzen Lebens entſcheiden; hier aber lag die Entſcheidung ſchon hinter ihnen, und keine Hoffnung auf Glück und Seligkeit vor ihnen.

Es dauerte eine lange, lange Weile, während die Blicke Beider feſt in einander wurzelten, und während ſie, ihren zarten Körper hervorhebend, ihm ſo nahe kam, daß er ihren warmen, ſüßen, raſch ausgeſtoßenen Athem um ſeine Lippen ſpürte — weiter nichts, wobei ſie ihn aber zauberhaft anzog und feſſelte durch den unausſprechlich innigen Ausdruck ihres tiefglänzenden, ſanften Auges. Dann glitt ihre Hand von dem Arme herab in die ſeinige und ſie ſprach, indem ſie ſich wieder halb von ihm abwandte: „Das habe ich Ihnen nur ſagen wollen und hielt es für eine liebe Pflicht, das zu thun gegenüber dem, was mit mir beſchloſſen iſt, und gegenüber den bitteren, gehäſſigen Worten, die ich über Sie gehört.“

„O, meine Seele dankt Ihnen jauchzend dafür, Lucy! Ihre Worte haben wieder ein helles, mildes Licht verbreitet in meinem ſo finſteren Innern, wenn auch die Strahlen der Sonne, nach denen ich mich ſo gewaltig

sehne, meinem Auge niemals aufgehen werden, niemals aufgehen können, und wenn ich auch nicht gewürdigt bin, glänzende Tage der Freude erleben zu können, so will ich doch mit Seligkeit denken an die Morgenröthe eines unerreichbaren Glückes, die ich in Ihrem Auge geschaut, die aus Ihren Worten in mein Herz geleuchtet und die es gestählt für ewige Zeiten."

„Und nun muß es geschieden sein," hörten sie die ernste Stimme Elisens sagen, welche zu ihnen getreten war und das leise weinende Mädchen in ihre Arme schloß. „Gehen Sie mit Gott, Herr Welden, und je länger es dauert, bis wir hier uns wiedersehen, desto besser ist es für uns Alle."

Er blickte einen Augenblick fragend auf Lucy, er hätte sich durch ein Wort von ihr gern zurückhalten lassen; doch hatte sie ihr Gesicht an dem Herzen ihrer Freundin verborgen, und so sagte er ihr ein kurzes Wort des Abschiedes und durchschritt den Garten. Ehe er aber in das Haus eintrat, blickte er noch einmal zurück und sah Lucy hoch aufgerichtet neben ihrer Freundin stehen, sah, wie sie jetzt ihre Hand an die Lippen führte und darauf den Arm gegen ihn ausstreckte.

Damit aber war nun, als er in's Haus eingetreten, seine ganze Umgebung wie durch einen Zauberschlag ver-

ändert — dort die Seligkeit der erſten Liebe eines reinen, jugendlich warmen Herzens, die, gleich einer duftenden Roſenknoſpe, unter Thränen aus ihrer Hülle gebrochen war — hier die troſtloſe Klage einer unglücklichen Mutter, welche ihren Sohn wiederholt in ihre Arme ſchloß und ihn nicht von ſich laſſen wollte. Er erreichte die Thür des Hauſes wankend wie im Traume, und ſein Geiſt trat erſt wieder klar in die Wirklichkeit, als er das Rollen eines feſt verſchloſſenen Wagens vernahm, der ſich vom Hauſe des Stadtſchultheißen im raſchen Laufe der Pferde entfernte.

Welden ging ſeinem Hauſe zu und hatte auf dem Wege dorthin ſo ſehr ſeine Faſſung wiedergewonnen, daß er anſcheinend vollkommen ruhig ſein Zeichnungs-Bureau wieder betrat. Sein Chef, der Oberbaurath Lievens, war länger ausgeblieben, als er am Anfange geglaubt, und erſt vor einer Stunde von ſeiner Dienſtreiſe zurückgekehrt.

Was Frau Lievens anbetraf, ſo hatte er ſie ſeit jenem Morgen nicht wiedergeſehen; er hatte ſich nicht abſichtlich ihrem Blicke entzogen, ja, er hatte ſie ſogar am folgenden Tage aufgeſucht, um ihr nicht vorzuenthalten, in welch furchtbare Lage ſie ihn durch ihr leidenſchaftliches Auftreten gebracht. Da erfuhr er, daß ſie zu einer älteren Schweſter gereist ſei, die in einer benachbarten Stadt ver-

heirathet war, und wir wollen nicht verschweigen, daß er bei dieser Nachricht leichter aufathmete.

Der Oberbaurath war von seiner Inspectionsreise zurückgekehrt, die Hände so voll Arbeit, wie man zu sagen pflegt, daß es ihm nicht unlieb war, anstatt verschiedene Stunden des Tages, beim Mittagessen oder am Theetische, der Unterhaltung seiner Frau widmen zu müssen, jetzt vollkommen freie Zeit zu haben, um mit Welden, der die Seele des ganzen Bau-Departements war, das Nöthige verarbeiten zu können, und es gab des Nöthigen und Nöthigsten so vieles: hatte doch die Regierung des Nachbarlandes, welche so lange hartnäckig einen gewissen Eisenbahnanschluß verweigert, diesen endlich bewilligt, und mußte man sich nun über Hals und Kopf beeilen, um das Publikum den Vortheil dieses Anschlusses so bald als möglich genießen zu lassen. An den Vorarbeiten hierzu hatte Welden allerdings schon seit Jahren gearbeitet, und er brauchte nur der Reihe nach seine Mappen herzugeben, um mit den Detailzeichnungen und Accordirungen beginnen zu können.

Dazu aber war es nöthig, sich an Ort und Stelle zu begeben, und der junge Ingenieur begrüßte den Befehl seines Chefs, sich so bald als möglich reisefertig zu machen, mit der ungetheiltesten Freude; hoffte er doch, in

anderer Umgebung, bei angeſtrengten Arbeiten all das Entzückende, aber auch all das Furchtbare, in das er ſo willenlos hineingerathen, vergeſſen zu können! Ja, und dabei erſchien es ihm als kein geringer Vortheil, dieſes Haus, das Haus des Oberbaurathſ, wo er längere Zeit ſo harmlos und ſtill-zufrieden gelebt, nun verlaſſen zu können, nicht, um auf der Schwelle, ohne rückwärts zu blicken, den Staub von ſeinen Stiefeln zu ſchütteln, aber doch mit einem wehmüthigen, traurigen Gefühle.

Und wie bald kam dieſer Augenblick! Das Bureau des Oberbaurathſ Lievens wurde zwiſchen dieſem und dem Ingenieur getheilt, das heißt, letzterer nahm die fähigſten der jungen Leute mit ſich, während die übrigen beim Oberbaurath blieben, der als vermittelndes Element in der Nähe des Miniſteriums zu bleiben hatte.

Und nach einigen Tagen verließ Welden die Stadt, und abſichtlich abermals zu Fuß, langſam die Höhen erſteigend bis zu jenem alten Gemäuer, wohin er ſeinen Wagen beſtellt hatte und von wo aus er noch einen ſchmerzlichen Blick auf das Häuſermeer zu ſeinen Füßen warf, und wahrlich keinen hoffenden nach Eichenwald hinüber. Dann wandte er ſich ab, wie man ſich von einem offenen Grabe abwendet, in das man ſein Theuerſtes

hinabgesenkt, das unsere Liebe, einen Theil unseres Glaubens und unsere ganze Hoffnung einschließt.

Seiner Brust entrang sich ein leichter Schrei, wie ihn der Falke vielleicht ausstößt, wenn er, seinem Gefängniß entronnen, sich hoch in die klare, reine Luft emporschwingt; aber bei ihm war es nicht nur ein Schrei der Befriedigung, sondern auch ein Schrei tiefsten Schmerzes. Dann warf er sich in den Wagen, drückte sich fest in eine Ecke desselben, und während er dahinrollte, versenkte er sich mit aller Kraft in Erinnerungen der letztvergangenen Tage — ach, und dabei trat jener kleine Garten, wo er Lucy zuletzt gesehen, so tief schmerzlich vor seine Seele, Lucy's Hingebung, seine so plötzlich erwachte und nun zur Leidenschaft gewordene Liebe — sonst war ihm das Scheiden von Allen da unten leicht geworden.

Mit seinen nothwendigen Besuchen war Welden bald fertig gewesen: er ließ Wenige hier zurück, deren Freundschaft, ja, deren Wohlwollen gegen ihn sich bei dem gewissen Vorfalle erprobt hatte. Bei dem Polizeirath Merkel allein verblieb er längere Zeit und sagte ihm auch, wie er nicht ohne Leid in mancher Beziehung die Stadt verlasse; dann bat er ihn auf's dringendste, ihm doch hier und da Kenntniß zu geben von dem Verlaufe des Prozesses gegen Ferdinand Welkermann, was Herr Merkel

auch mit seinem freundschaftlichsten und wohlwollendsten Lächeln versprach. Dann schieden sie, und es freute Welden, als er hierbei bemerkte, wie jener diesen Abschied nicht so leicht nahm, wie er ihn mit herzlichen Worten hinaus an die Treppe geleitete, wie er ihm wiederholt beide Hände drückte und ihm sagte: „Glauben Sie, es thut mir recht leid, daß Sie gehen — ich hätte lieber ein paar Hundert Andere vermissen mögen, brave Leute und Spitzbuben, obgleich auch an den letzteren mein Herz gewissermaßen hängt, wie Sie wissen. Nun, Sie haben Recht, es ist hier kein Boden für Sie; man muß hier scheren oder geschoren werden; ich bin hier für's Erstere angestellt und begreife es wohl, daß Sie sich das Letztere schwerlich gefallen lassen möchten. Doch Sie werden sehen, ich besuche Sie in meinen Ferien; vor der Hand habe ich noch eine riesige Arbeit vor mir, riesiger, als Sie vielleicht denken, obgleich Sie wissen, was ich meine. Doch sobald das vorüber ist, nehme ich Urlaub und komme zu Ihnen. Wohl weiß ich ungefähr, welche Gegend des Gebirges Sie mit Spaten und Haue unsicher machen, und kann mir auch wohl denken, wo Ihr Hauptquartier sein wird — richtig, bei dem alten Heilemann, von dem Sie schon so viel erzählt — nun, da suche ich Sie auf und begleite Sie durch Dick und Dünn. Das wird ein präch-

tiges Leben werden! Ich ſchaue Ihnen zu, wenn Sie Felſen ſprengen, und gehe mit Ihnen auf die Jagd, nicht als Selbſtſchütze, davor möge Sie der Herr in Gnaden bewahren, ſondern ich klatſche in die Hände, daß die Feldhühnerketten nur ſo auffliegen — brrrrrrr — und nun Gott befohlen, lieber Welden!“

Damit hatte ſich der Polizeirath abgewandt und die Thür ſeines Vorzimmers raſch hinter ſich zugemacht.

Innerhalb derſelben blieb er einen Augenblick gedankenvoll ſtehen, fuhr ſich mit der Hand über die Augen, und ſeine heitere, wohlwollende Miene hatte ſich plötzlich in eine mürriſche, finſtere verwandelt. „Wenn ich wieder einmal auf die Welt komme,“ ſprach er zu ſich ſelber, „ſo werde ich kein Polizeibeamter, ſondern ſuche mir ein Geſchäft, wie jener glückliche junge Menſch dort, in Feld und Wald — dort allein kann man zufrieden ſein; aber ſo wie man das Menſchenvolk, namentlich von ſeiner Schattenſeite faſſen muß, ſo hat man keinen frohen Augenblick mehr. Es liegt allerdings etwas Großes darin, mit aller Geiſteskraft zu combiniren, um einem ſo ſtill ſchleichenden Verbrechen entgegen zu treten und ihm Halt! Werda? zurufen zu können. Doch ſollte man dabei eigentlich gar kein Herz haben — einen guten Theil deſſelben habe ich mir allerdings ſchon abgewöhnt, aber es kommt immer

wieder, und ich glaube, wenn ich einmal aufhörte, Polizeibeamter zu ſein, ſo würde mir über Nacht mein ganzes ſchönes Herz wieder ſo voll und groß wachſen, wie es ehemals geweſen iſt — aber Polizeidirektor, vielleicht Miniſter der Polizei zu werden, das iſt auch keine Kleinigkeit!"

Unter dieſem Selbſtgeſpräche war der Polizeirath in ſein Zimmer zurückgegangen und hatte ſich dort an ſeinen Schreibtiſch geſtellt, die Rechte auf denſelben ſtützend.

„Mich dauert in der That der alte Welkermann in tiefſter Seele," ſagte er, zum Fenſter hinaus auf den freien Platz vor demſelben blickend. „Wie ich vernommen, hat er geſtern ſchon den Rücktritt von ſeinem Amte als Stadtſchultheiß angezeigt — es thut mir in der Seele weh, und doch kann kein Zweifel dabei ſein: ſein Sohn iſt nicht unſchuldig zu dieſer Hehlerei gekommen; daß er am Ende bei der Fabrikation nicht thätig war, das glaube ich ſchon nach den Verhören mit Steffler annehmen zu können. Aber der andere Schatten, der da vor mir aufſteigt, iſt noch fürchterlicher, mich ſelbſt wahrhaft erſchreckend, ja, erſchütternd, und wenn ich auch Beweiſe geſammelt habe, die ſich leicht zu einem befriedigenden Reſultate an einander reihen laſſen, ſo iſt dieſes Reſultat doch ſo ſchrecklicher Art, daß ich es Seiner Excellenz dem

Vertrag oder Verrath, wie z. B. während der Unabhängigkeitskriege, als General Duchesne, der als Alliirter nach Spanien kam, eine Parade dazu benutzte, um die harmlosen Spanier zu überrumpeln und sich in Besitz der Feste zu setzen.

Der Monjuich ist eine Festung, denn das Wort „Schloß" oder „Fort" gibt einen viel zu schwachen Begriff von seinen Werken. Diese haben wenigstens eine starke halbe Stunde im Umkreis und nach der Landseite drei oder, wenn man die obere Plattform mitrechnet, vier Vertheidigungslinien. Nach der Seeseite, wo der Felsen steil und zerklüftet hinunterfällt, ist nur ein einziger Wall, der aber zur vollständigen Sicherheit mehr als genügt. Dazu sind alle Werke größtentheils aus Quadern und sehr solid gebaut. Besonders schön construirt sind die Batteriefronten an der westlichen Abdachung des Berges, die sie bestreichen können, und obgleich alle durch geheime Ausfallsthüren verbunden sind, ist doch jede Schanze von der anderen unabhängig und kann sie beschützen, aber auch zerstören. Aus einem Bombardement würde sich die Festung gar nichts machen, denn sie hat luftige, geräumige und vor allen Dingen sehr trockene Casematten, welche eine Besatzung von 3000 Mann Soldaten ganz bequem beherbergen können.

Jetzt zur Friedenszeit sind diese riesenhaften Gewölbe vermittelst Bretterboden durchschoren und dienen als Caserne. Alle Räumlichkeiten des Monjuich sind gut und reinlich erhalten, die Lagerstätten der Soldaten einfach, aber genügend, und die Küchen groß und geräumig; dabei fehlt es nicht an einer kleinen Capelle, so wie an einem Club oder Café für die Officiere, wo sich ein Lesecabinet, eine Bibliothek und ein Billard befinden. Wie schon bemerkt, wurde der Monjuich niemals durch Waffengewalt bezwungen, und man versichert, daß die Festung nur durch Aushungern oder Verrath der Besatzung genommen werden könne. Gegen den Wassermangel sorgt eine große Cisterne, welche in den Felsen gehauen ist, durch Regenzufluß gespeist wird und gutes

Herrn Polizeiminiſter, meinem alten, würdigen, aber etwas ängſtlichen Chef, nicht übel nehmen konnte, als er geſtern ſagte: ‚Ich glaube, Sie ſind toll geworden, Merkel!‘“

Er ließ ſich, nachdem er die letzten Worte ziemlich deutlich vor ſich hin geſprochen, auf ſeinen Stuhl nieder, nahm aus einer zweifach verſchloſſenen Schublade des Schreibtiſches eine kleine Mappe mit Papieren und blätterte darin, während er kopfſchüttelnd ſagte: „Und doch iſt der ganz ergebene Merkel nicht toll geworden, im Gegentheil, er glaubt, daß er ganz ungeheuer vernünftig iſt: da iſt hier das Blatt unbedruckten Banknotenpapiers, das ich ſelbſt im ſogenannten Atelier des Herrn von Rivola aufgehoben; da iſt ferner der Brief des Chefs der Notenfabrikation ſowie das Protokoll ſeiner Beamten, daß nie und zu keiner Zeit unbedrucktes Banknotenpapier abgegeben worden iſt, auch nicht einmal für Herrn von Rivola zu einer Unterſuchung; hier haben wir ferner das Gutachten des Profeſſors Förſter, wonach er ſeine Behauptung beweist, daß das Waſſerzeichen in dem fraglichen Papier vermittels einer ihm allerdings ſelbſt noch unbekannten Säure hergeſtellt iſt; hier haben wir die Verhörsakten Steffler's, worin er erzählt, daß er mit Herrn von Rivola bekannt geworden, als jener bei dem Hof-

friſeur dieſe Federzeichnung hier geſehen und von dem Gehilfen des Hoffriſeurs erfahren, Steffler ſei allerdings ein armer Teufel und ein etwas leichtſinniger Kerl, aber dabei ein geſchickter Kupferſtecher. Und daß die falſchen Noten in Kupfer geſtochen wurden, darüber herrſcht eben ſo wenig ein Zweifel, als daß Steffler ſie allerdings nicht gemacht hat — doch kann er etwas daran geändert haben, und einmal ſchien dieſer ſchlaue Fuchs etwas von einem derartigen Bekenntniſſe auf der Zunge zu haben, denn daß er ſich ſelbſt gleich darauf corrigirte und angab, er habe nur zur Probe für Herrn von Rivola eine kleine Arabeske in Kupfer geſchnitten, iſt kaum glaublich.

„Ich will aber den Fall annehmen, Steffler ſei bei dieſer Fälſchung förmlich unſchuldig, ſo bleibt es doch im höchſten Grade verdächtig, daß Herr von Rivola dieſen Menſchen an ſich gezogen, denn dieſer kluge und umſichtige Mann hat während der Dauer ſeines hieſigen Aufenthaltes nie ohne Ueberlegung gehandelt; am auffallendſten aber muß es mir ſein, daß er damals, als er mich in ſeinem Wagen nach dem Rathhauſe führte und als ich von Steffler, den wir mit dem jungen Welkermann plaudernd ſahen, ſprach, Steffler durchaus nicht zu kennen vorgab.

„Ich reſumire alſo: wenn auch Steffler bei der vor-

liegenden Banknotenfälſchung nicht betheiligt war, ſo wurde er von Herrn von Rivola vielleicht für eine neue, verbeſſerte Auflage gewonnen, welche — und das beweist Steffler's Reiſe — im Auslande angefertigt werden ſollte; denn daß die Augen des alten Herrn nicht mehr in dem Zuſtande ſind, um eine ſo feine und anſtrengende Arbeit ſelbſt zu unternehmen, dafür bürgt mir das Urtheil ſeines geſchickten Hausarztes, der zufälliger Weiſe auch der meinige iſt und den ich geſprächsweiſe darüber hörte.

„Nun aber kommen wir zu der großen Frage: Wo ſind die vorliegenden falſchen Banknoten angefertigt worden? — und darüber iſt meine Anſicht ſo klar, daß ich bereit wäre, darüber einen körperlichen Eid abzulegen: die Platten wurden vor Jahren im ſogenannten Atelier im alten Thurme, und zwar von Herrn von Rivola allein, geſtochen, der Druck geſchah vielleicht mit Hülfe ſeines Dieners, der, wie ich ja ſelbſt am beſten weiß, ein geſchickter Schloſſer und Mechaniker iſt.

„Alles das war unendlich geſchickt und mit großer Klugheit angelegt, und wahrſcheinlich während wir, ſeine Bekannten, ihn häufig bei ſeinen künſtleriſchen Arbeiten beſuchten — wozu er ja uns Allen auf's bereitwilligſte ungehinderten Eintritt gewährte — arbeitete er. Daß zwiſchen jener Zeit und jetzt ſchon der Zeitraum von

Jahren liegt, beweist am besten der Zustand, in welchem wir das Atelier fanden, einige Tage vorher, ehe der alte Thurm der Stadt übergeben wurde. O, hätte ich damals einen Grund gehabt, die Geräthschaften und alles, was sich dort befand, in genaueste Untersuchung zu ziehen! Aber, ehrlich gesagt, ich würde mir vor kurzer Zeit noch selbst die gleiche Antwort gegeben haben, welche mir Seine Excellenz spendete: Ich glaube, Merkel, du bist toll geworden!

„Und doch hat das auch wieder sein Gutes: der Herr von Rivola, welcher allerdings durch die Verhaftung Ferdinand Welkermann's unangenehm berührt worden sein soll, wiegt sich noch in vollkommener Sicherheit, obgleich er zugegeben, daß er den jungen Bankbeamten einige Male ersucht habe, ihm Banknoten auszuwechseln. Sagte mir doch der alte, schlaue Fuchs selber, er bestreite durchaus die Möglichkeit nicht, daß sich unter jenen Banknoten falsche befunden hätten — habe er doch selbst mehrmals Verdächtiges an verschiedenen Noten zu bemerken geglaubt, aber selten verfehlt, diese alsdann mit seinem vollen Namen zu bezeichnen, um vorkommenden Falles daran erinnert werden zu können — o, er ist entsetzlich vorsichtig zu Werke gegangen! Aber trotzdem beweist sich abermals die Wahrheit des sehr richtigen Satzes, daß es

leicht iſt, Banknoten täuſchend nachzuahmen, aber ſehr ſchwer, ſie ungefährdet in Umlauf zu bringen.

„Und nun zu unſerem Schlußreſumé: Herr von Rivola hat vor Jahren die Banknoten angefertigt, hat eine hinreichende Anzahl davon gedruckt, aber die Platten vor noch nicht langer Zeit zerſtört, und auf dieſe Zuſammenſtellung habe ich Urſache, mir etwas einzubilden.“

Bei dieſem letzten Gedanken öffnete er abermals die Schublade und nahm aus einem kleinen Schächtelchen etwas hervor, das er aufmerkſam betrachtete, während er halblaut vor ſich hinſprach: „Die Kupferplatten wurden zerſchnitten, die Stücke im Kohlenfeuer des Ofens geſchmolzen und dann wahrſcheinlich nach allen vier Winden hin zerſtreut, bis auf Eines — bis auf dieſes hier, welches unbemerkt in der Aſche blieb und von Welden gefunden wurde.

„Wenn alles das nicht Anzeichen genug ſind, um die Hand nach dem Betreffenden auszuſtrecken, ſo weiß ich nicht, was man noch abwarten ſoll — und iſt es nicht ſchauderhaft dabei, abzuhangen von einem Vorgeſetzten, der vor dem Gedanken zurückſchaudert, einen Freiherrn am Kragen zu nehmen? Als ob ein Freiherr nicht eben ſo gut ein Spitzbube ſein könnte, wie jeder Andere! Es iſt das wahrhaft troſtlos: man hält alles das noch nicht

für genügend, und ich soll abwarten, bis ich weitere, noch erschwerendere Umstände finde — nun, da können wir lange warten."

Die Thür hatte sich langsam geöffnet, und der Aufwärter meldete Herrn Schmetterer.

„Ist er allein?"

„Nein, er hat einen Menschen bei sich, welcher wie der Diener eines guten Hauses aussieht."

„So laß Beide eintreten," sagte der Polizeirath rasch und mit einer sehr erheiterten Miene.

Gleich darauf erschien Herr Schmetterer und hinter ihm Jakob, einer der Diener des Herrn von Rivola. Letzterer machte ein einigermaßen verlegenes Gesicht, blieb an der Thür stehen und machte nur kleine, zögernde Schritte, als ihn der Andere ersuchte, sich dem Herrn Polizeirath zu nähern.

„Nun?" sagte dieser mit einem fragenden Blicke auf Schmetterer.

„Da habe ich den Herrn Jakob Weigel allerdings mitgebracht," gab der Polizeiagent achselzuckend zur Antwort, „aber er versicherte mir auf der Treppe, keine tausend Pferde sollten im Stande sein, ihn von der Stelle zu ziehen, wenn er selbst nicht vorwärts gehe, oder ihn

zu zwingen, ein Wort zu sagen, das er verschweigen wolle."

„Darin hat Jakob Veigel ganz Recht," sagte der Polizeirath in beistimmendem Tone. „Man muß Jedem die Freiheit des Handelns lassen, und freue ich mich deßhalb auch um so mehr, daß er freiwillig zu mir kommt."

„Das kann man eigentlich nicht sagen," sprach der Bediente in trotzigem Tone. „Ich bin nur mitgegangen, weil der da vor diesem Hause, als ich vorüberkam, gar zu familiär mit mir that und weil das gerade auf Unsereins kein vortheilhaftes Licht wirft — nichts für ungut, aber ich habe mit der Polizei nicht gern zu schaffen."

„Es ist eigenthümlich," meinte Herr Merkel lächelnd, „welches Vorurtheil man im Allgemeinen gegen uns hat, höchst eigenthümlich; doch wollen wir darüber nicht reden. Es handelt sich nur, glaube ich, um eine Aeußerung, welche Herr Veigel gethan und die meinen guten Bekannten, den Herrn von Rivola betrifft."

„Ich wüßte mich keiner meiner Aeußerungen zu entsinnen, die wichtig genug wäre, um hier davon zu reden."

Der Polizeirath warf einen raschen, bezeichnenden Blick auf Schmetterer, der ihn auffing wie ein geschickter Ballschläger den Ball, und sogleich sagte: „Der Herr Polizeirath meint die Aeußerung, welche Sie vorgestern

im Blauen Karpfen gethan, als Sie nämlich ſagten — ich muß Ihre eigenen Worte gebrauchen —: Mein Herr, der Baron, iſt ein Hexenmeiſter, oder er muß einen Dukatenmacher im Hauſe haben, denn kein Menſch weiß, wo das viele, viele Geld herkommt, das er ausgibt.“

„Wenn ich das geſagt habe, ſo habe ich es im Rauſche gethan. Ich weiß ganz genau, daß der gnädige Herr ſeine Einnahmen aus Belgien bezieht, von den großen Eiſenwerken, die er dort noch beſitzt.“

„Wer weiß das nicht!“ ſtimmte der Polizeirath bei. „Der Herr Baron bezieht ſein Geld allerdings aus ſeinen Fabriken in Belgien durch die hieſige Bank, wo ich ihn ſchon mehrmals große Summen erheben und mit nach Hauſe nehmen ſah, meiſtens Fünfhunderter- und Tauſender-Scheine.“

„Ja, ja, ſo iſt es, die gibt er meiſtens aus und hat mehr davon,“ ſetzte er mit einem verächtlichen Blicke auf den Polizeirath hinzu, „als ſich mancher arme Teufel träumen läßt.“

„Davon bin ich überzeugt,“ meinte Herr Merkel in mildem und etwas gleichgültigem Tone. „Ein Herr, der ſo große Ausgaben hat, wie der Herr von Rivola, iſt genöthigt, immer viel Geld in ſeinem Hauſe zu haben, und das, obgleich er draußen auf dem Lande wohnt, ohne alle

Gefahr, denn ſo viel ich weiß, hat Herr von Rivola einen äußerſt feſten Geldſchrank."

„Das gerade nicht," warf der Polizeiagent raſch ein. „Deßhalb machte ich dem Herrn Beigel auch gelinde Vorwürfe, daß er von ſolchen Dingen im Wirthshauſe ſpräche. Er will mir freilich nicht glauben, und ich bitte Sie, ihm zu beſtätigen, daß es ſehr unvorſichtig iſt, vor fremden Menſchen darüber zu plaudern, wie er gethan: ſein Herr verwahre die Banknoten einfach in ſeinem Schreibtiſche in einer rothen Mappe."

„Nun ja," erwiederte Herr Merkel, „was man ſo an kleinem Gelde für den täglichen Bedarf braucht — nicht wahr, Herr Beigel?"

Da dieſer die Zähne auf einander biß und, ſtatt zu antworten, zum Fenſter hinausſchaute, ſo ſagte Herr Schmetterer für ihn: „Nein, nein, er ſprach von einem ſolchen Paket der größten Banknoten" — hier zeigte er die Dicke des Pakets durch die Entfernung ſeiner beiden Hände von einander an — „ja, er ſagte zu dem Reitknechte des Grafen von Heckeren in geringſchätzendem Tone: Was thue ich mit dem Reichthum deines Herrn, ein paarmal Hunderttauſend Gulden? Viermal ſo viel hat mein Herr in ſeiner großen, rothen Brieftaſche immer vorräthig!"

„Sehen Sie, wie das unvorsichtig war!“ sagte der Polizeirath mit aufgehobenem Zeigefinger. „Wenn man einsam auf dem Lande wohnt, muß man im Wirthshause nicht solche Dinge erzählen, das heißt, wenn Sie das wirklich erzählt haben.“

„Ja, ich habe es erzählt, warum soll ich es läugnen — der Reitknecht des Grafen Heckeren neckte mich und meinte, mit dem Reichthume meines Herrn könne es über Nacht einmal ein Ende nehmen, und da sagte ich ihm allerdings, mein Herr hätte im Schreibtische in seiner rothen Brieftasche gewöhnlich viermal so viel Banknoten liegen, als sein Herr besäße.“

Der Polizeirath nickte langsam mit dem Kopfe und versetzte dann in sehr gleichgültigem Tone: „Nun ja, Sie sagten das, wie man so was sagt, um Jemanden abzutrumpfen.“

„Nein, ich sagte es, weil es die Wahrheit ist!“ antwortete der Bediente in barschem Tone und setzte mit einem giftigen Blicke hinzu: „Hätte ich freilich gewußt, daß man sogar im Wirthshause belauscht wird und dadurch Ungelegenheiten bekommen kann, so hätte ich gewiß mein Maul gehalten!“

Der Polizeirath lehnte sich in seinen Sessel zurück, faltete die Hände und sagte, indem er seine Daumen um

Waſſer genug enthalten ſoll, um die ganze Beſatzung reichlich damit zu verſehen.

Die Ausſicht auf der oberen, ſehr weiten Plattform, die den inneren quadratiſchen Hof umgibt, iſt großartig und reizend. Vor ſich hat man die gewaltige Meerflut, zur Linken Barcelona mit den vielen Dörfern, die es umgeben, und der reichen Ebene, begränzt von Gebirgen in ſchönen Formen, die, mit anderen Thälern und neuen Ketten untermiſcht, rückwärts immer mehr anſteigen und ſich endlich am Horizont mit dem gewaltigen Zuge der Pyrenäen vereinigen. Rückwärts ſieht man in das hügelige Land, welches hier einen anderen, minder großartigen Charakter hat. Doch ſind da die Berge grüner bewachſen, gekrönt mit kleinen Dörfern, einzelnen Kirchen und den Ruinen alter Schlöſſer; in den Thälern glänzen kleine Seen, und ein gelber Streifen durch das grüne Land zeigt eine kurze Strecke die Straßen nach Madrid und Valencia.

Es dämmerte ſchon, als wir nach Barcelona zurückkehrten. Um dieſe Zeit entfaltet der Spaziergang auf der Hafenmauer, wenigſtens nach meinem Geſchmack, ſeine ganze Schönheit. Dunkel liegen die Schiffe am Fuße derſelben, hier und da glänzt ein Licht aus den Kajütenfenſtern; das Meer, welches leiſe über den Strand hinſpült, glänzt phosphoriſch, und ſein bei Tage weißer Schaum ſprizt ſilberglänzende Sterne auf den Sand; dazu ſtrahlt das Mondlicht auf den dunklen Fluten, und wo ein Boot durch den Hafen fährt, wo die Ruderſchläge das Waſſer beunruhigen, da ſcheint es in lauter Flammen zu tanzen. Die Fiſcher haben ihr Tagewerk vollendet, hier und da hat eine Familie derſelben im Freien ihr Feuer angezündet, und die rothe Gluth überſtrahlt die ernſten Züge der Männer und glänzt in den verlangenden Augen der Kinder, die nach den Fiſchen ſchmachten, welche in der Pfanne braten. Rings um den Hafen her flammen nach und nach die Gaslichter auf, und da die Candelaber nah am Waſſer ſtehen, ſo ſpiegeln ſich die weißen Flämmchen in demſelben ab und bilden

einander herumspazieren ließ: „Im Grunde genommen, Schmetterer, hätten Sie Herrn Veigel nicht zu mir heraufbemühen sollen; doch ich weiß wohl, Sie thaten das ja nur, weil ich Ihnen sagte, Herr Veigel könnte mir einen Brief an Herrn von Rivola besorgen."

„Davon sagte er nichts, sonst wäre ich wahrscheinlich bereitwilliger mitgegangen."

„Vergeßlichkeit, Vergeßlichkeit!" drohte der Polizeirath mit aufgehobenem Zeigefinger gegen Herrn Schmetterer. „Doch hat das nichts zu bedeuten; Herr Veigel wird schon so freundlich sein und einen Brief an Herrn von Rivola mitnehmen. Lassen Sie uns allein, Schmetterer, rücken Sie aber vorher einen Stuhl für Herrn Veigel an den Schreibtisch."

„O, bitte recht sehr, Herr Polizeirath, ich kann ganz gut stehen!"

„Nein, nein, setzen Sie sich nur daher; ich habe Sie vielleicht noch etwas zu fragen, und muß meine Brust eines Katarrhs wegen noch ein wenig schonen — setzen Sie sich immerhin, Herr Veigel."

Schmetterer that auf's pünktlichste, wie ihm befohlen, brachte einen Stuhl so nahe an den Schreibtisch des Herrn Merkel, daß der Bediente seinen Arm hätte darauf stützen können, was er aber nicht that — im Gegentheil, er

rückte, als ein gut gezogener Diener, den Stuhl wieder etwas ab und ſogar mit einer kleinen Wendung in's Zimmer hinein, um durchaus nicht auf's Papier zu ſehen, während der Polizeirath ſchrieb.

Ehe ſich aber Jakob Veigel geſetzt hatte, ja, während er mit einem finſteren Blicke dem davongehenden Polizeiagenten nachſchaute, hatte ſich Herr Merkel gebückt, um etwas vom Boden aufzuheben, ſo ſah es wenigſtens aus; in Wahrheit aber hatte er etwas ſo auf den Boden gelegt, daß es dem Bedienten in die Augen fallen mußte, ſobald ſich dieſer geſetzt.

Und dann fing der Polizeirath an zu ſchreiben, blickte aber, während ſeine Feder über das Papier flog, mit einer kaum merklichen Drehung ſeiner Augen auf alle Bewegungen des neben ihm Sitzenden, ja, mit der Achtſamkeit eines Anglers, der die Schnur in der gleichen Secunde emporſchnellen will, in welcher der Fiſch angebiſſen. Der Fiſch aber war Jakob Veigel, und der Köder lag vor ihm auf dem Boden.

Eine Zeit lang zwar ſchien er ihn durchaus nicht zu bemerken: er blickte an die Decke empor, dann zum Fenſter hinaus, an ſich hinunter auf ſeine ſchwarzſammtnen Beinkleider, von denen er ein kleines Stäubchen wegknipſte, dann rückte er an der Schnalle ſeiner Gamaſchen, be-

ſchaute den unteren Theil ſeiner Schuhe, die bei dem feuchten Wetter etwas ſchmutzig geworden waren, dann ſtarrte er vor ſich auf den Boden und bemerkte endlich den Köder, welchen ihm der Polizeirath hingeworfen.

Es mußte dieſer Köder einige Anziehungskraft auf ihn ausüben; das ſah Herr Merkel mit einer Bewegung, welche zu verbergen er ſich die größte Mühe gab: das Einzige, was er that, war, daß er das Geſchriebene zu überleſen ſchien, dabei aber zu ſeiner Befriedigung ſah, daß der Bediente etwas vom Boden aufhob, es betrachtete und dann in ſeine Weſtentaſche ſtecken wollte.

Hierin kam ihm aber Herr Merkel mit der ganz unbefangen klingenden Frage zuvor: „Ließen Sie etwas fallen, Herr Beigel?“

„O ja, aber etwas Unbedeutendes; es muß mir aus der Taſche gerollt ſein, iſt aber von durchaus keinem Werthe.“ Dabei hielt er ihm zwiſchen ſeinen Fingerſpitzen den kleinen Kupfertropfen entgegen, den der Polizeirath vorhin auf den Boden gelegt hatte, worauf dieſer fragte:

„Haben Sie das in der That fallen laſſen?“

„Ich denke ſo, denn ich hatte etwas Aehnliches in der Weſtentaſche.“

„Seltſam — und ich meinte gerade, dieſes Stückchen

Kupfer auf meinem Schreibtische gehabt zu haben, ehe Sie eintraten."

Der Bediente griff in seine Westentasche mit einem Lächeln der Ueberzeugung, welches aber mit Einem Male nachließ, als er nun ein anderes, ganz ähnliches Klümpchen hervorbrachte.

„Sehen Sie wohl, mein lieber Herr Veigel, daß Sie mir beinahe mein Eigenthum genommen hätten!"

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung!"

„Unnöthig, unnöthig, mein lieber Freund; es ist das nicht der Mühe werth, und wenn es Ihnen Vergnügen macht, so stecken Sie dieses noch zu dem Ihrigen — ich glaube so beinahe, daß beide aus derselben Quelle kommen." Er sagte das mit der größten Unbefangenheit, während er wieder fortfuhr, zu schreiben. „Ihr Herr war vor einigen Tagen bei mir, er zeigte mir den Unterschied der Metalle auf einem Probirsteine, und hat alsdann das Ding da auf meinem Schreibtische liegen lassen."

„Ja, ja, so wird es sein, Herr Polizeirath, denn der gnädige Herr hat öfters solche Kügelchen im Sacke: er wirft damit bald nach den Fischen im Wasser, bald nach den Vögeln im Gebüsche; neulich hob ich eines aus Neu-

gierde auf und ſteckte es zu mir — ſehen Sie, es iſt faſt das gleiche, nur iſt das meinige ein wenig größer."

„In der That, Sie haben Recht — eine Spielerei — ſo, und mein Brief iſt fertig, ich will ihn nur noch in den Umſchlag ſtecken und überſchreiben."

Die Zeilen aber, welche der Polizeirath geſchrieben, lauteten: „Mein verehrter Herr Baron! Die bewußte Angelegenheit ſcheint mir doch nicht ſo ſchlimm zu ſein, als wir Beide geglaubt. Geſtatten Sie mir, daß ich Sie in den nächſten Tagen beſuche, um nochmals Ihren ſo höchſt ſchätzbaren Rath und Ihre Kenntniſſe in Anſpruch zu nehmen. Mit aller Hochachtung Ihr ganz ergebenſter Diener Joſeph Merkel."

Dann verſiegelte er den Umſchlag, überſchrieb ihn, und als er ihn dem Diener des Herrn Barons von Rivola übergab, ſagte er ihm in wohlmeinendem Tone: „Und nun wiederhole ich noch einmal, Herr Veigel, ſeien Sie in Ihren Aeußerungen vorſichtig — vergeſſen Sie nicht, daß Sie draußen auf Eichenwald im Ganzen doch ziemlich abgelegen wohnen, und zürnen Sie dieſem guten Schmetterer nicht, der es wahrhaftig nicht übel gemeint hat — hier iſt der Brief, und bitte ich nur noch, dem Herrn Baron meine beſten Empfehlungen auszurichten."

Der Bediente verließ das Zimmer mit einer tiefen

Verbeugung, und als ſich die Thür hinter ihm geſchloſſen, richtete ſich der Polizeirath hoch auf, ſtrich ſich mit einem triumphirenden Lächeln über die Stirn und ſagte: „Jetzt bin ich doch neugierig, ob Seine Excellenz abermals ſagen wird: ‚Merkel, Sie ſind toll geworden!?‘“

Er klingelte, und als der Aufwärter erſchien, befahl er ihm, Herrn Schmetterer zu ſenden, der auch alsbald mit einem ſtillvergnügten Lächeln auf den Zügen eintrat.

„Ich glaube, wir nähern uns dem Ziele,“ ſagte Herr Merkel, „aber um ſo ſchärfer und ſorgfältiger müſſen wir alle unſere Fäden anſpannen und in der Hand behalten. Sind Sie Ihrer Leute, welche Sie in das Rivola'ſche Haus gebracht haben, auch vollkommen ſicher?“

„So ſicher, als wenn ich mich ſelbſt dort befände — die Tochter eines meiner beſten Agenten und ſelbſt eine vortreffliche Perſon iſt ohne alles Aufſehen als Aushelferin in der Küche angenommen, Stadler bei dem Gärtner untergebracht worden, und Bangart, den ich ſelbſt hierzu vorgeſchlagen, wohnt in dem kleinen Bauernhäuschen zehn Minuten oberhalb Eichenwald, von wo er im Stande iſt, jede ankommende und abgehende Perſon zu beaufſichtigen; er hat ein gutes Pferd bei ſich und iſt der Mann dazu, bei der geringſten Meldung, welche ihm von einer der beiden oben erwähnten Perſonen gemacht wird, ohne

Weiteres nach den erhaltenen Anweisungen rücksichtslos einzuschreiten."

„Gut, mehr kann man nicht thun, und doch zittre ich förmlich bei dem Gedanken, daß irgend ein Ungefähr uns diese kostbare Beute aus den Händen reißen möge — wir haben es da mit einem verflucht schlauen Herrn zu thun."

„Würden Sie es ungnädig nehmen, Herr Polizeirath, wenn ich mir die Bemerkung erlaubte, warum denn Sie selbst bis morgen oder übermorgen warten, anstatt heute vorzugehen?"

„Weil — weil — nun, ich brauche in dieser Sache vor Ihnen kein Geheimniß zu haben . . . ."

„In keiner Sache, Herr Polizeirath."

„Ich weiß, ich weiß — weil also mir von oben herab Winke gegeben wurden, die Sache mit der größtmöglichsten Schonung anzugreifen; Sie werden das verstehen: wollte ich heute handeln, so müßte ich es ohne Befehl thun, ganz auf meine eigene Verantwortung — ja, schlimmer noch: man hat mir sogar befohlen, erst dann energisch vorzugehen, nachdem man Seine Majestät von der Geschichte in Kenntniß gesetzt habe, und das zu thun, zögert mein verehrter Chef von einem Tage zum anderen — begreife es auch vollkommen: man steckt den nicht gern

in's Gefängniß, mit welchem man am Abend vorher vielleicht eine Partie Whist gespielt. Deßhalb können wir, die wir uns auf Vorposten befinden, nicht vorsichtig und verschwiegen genug sein. Haben Sie Ihre Befehle für einen plötzlichen, wirksamen Ueberfall genau gegeben?"

„Ganz genau; ohne Stadler würde es übrigens nicht zu machen sein, und auch der muß sich vielleicht von der Küche aus unterstützen lassen: das große Gitterthor des Gartens an der Straße nach der Stadt wird sorgfältiger als je verschlossen, ebenso das kleine Thor bei den Stallungen, und müssen wir, um ungehindert sofort bis in's Haus dringen zu können, auf beiden Seiten zugleich den Angriff machen. Das ist aber alles bestens besorgt, darüber können Sie sich beruhigen, Herr Polizeirath."

„Gut — und Sie haben für die nothwendige Verbindung zwischen hier und Eichenwald und dem kleinen Bauernhause gesorgt, daß Sie zu jeder Stunde des Tages, ja, sogar Nachts Ihre Leute zu allarmiren im Stande sind?"

„Gewiß, Bangart hat den Befehl, täglich viermal an die alte Thurmruine auf der Höhe vor der Stadt zu gehen; dort ist ein Stein, unter dem er im Falle seine Instruktion findet."

„Versichern Sie sich nochmals der Wachsamkeit Ihrer Leute, es muß in den nächsten Tagen etwas geschehen, und um das zu betreiben, habe ich einen wichtigen Gang zu thun — in einer Stunde finden Sie mich wieder hier.“

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Stadtſchultheißin Wellermann war nicht im Stande, ſich unter den heftigen Schickſalsſchlägen, welche ſie betroffen, auch nur in ſo fern wieder aufzurichten, um mit der Hoffnung in die Zukunft zu ſchauen, welche der Stadtſchultheiß nicht unterließ, ihr beſtändig einzuflößen.

„Die Sache iſt allerdings ſchlimm und trifft mich ſelbſt an der Wurzel; nachdem ich aber, allerdings vor Zeugen und im Beiſein des Polizeirathes, eine Unterredung mit Ferdinand gehabt, bin ich feſt überzeugt, daß er keine Idee davon hatte, daß überhaupt falſche Banknoten exiſtiren. Zwar hat er leichtſinnig gehandelt, wie ſchon oft, aber er iſt kein Verbrecher, und wenn er auch dem Bankdirektor davon hätte Anzeige machen ſollen, daß er für Herrn von Rivola hier und da Noten umgewechſelt habe,

zitternde Punkte auf den dunklen Wellen. Aus den Schenken am Ufer tönt Geſang und Guitarrenklang; ein Spaziergänger der dir begegnet, bittet dich um Feuer für ſeine Cigarre, und wenn du am Ende des Weges angekommen biſt, ſo beeilſt du dich, wieder umzukehren; denn der ſpaniſche Soldat, der hier auf Poſten ſteht und der dich am Tage vielleicht unbehelligt läßt, fällt das Bayonnet und ruft dir ſein lautes: „Halt! wer da?“ entgegen. Dieſes geſchieht jedoch nur in der Nähe des Arſenals, der übrige lange Spaziergang iſt völlig zur Verfügung des nächtlichen Wanderers; man kann ſogar die Schießſcharten hinaufſteigen, ſich über die Brüſtung lehnen und wird nicht geſtört, wenn man auch ſtundenlang hier verweilt, um die Blicke über das nächtliche Meer hinſchweifen zu laſſen, der Gegend zu, wo die theure Heimath liegt.

Abends iſt die Rambla meiſtens belebt. Wir hatten während unſeres Aufenthaltes ein unvergleichlich ſchönes Wetter: ziemlich heiß am Tage und nicht kühl in den erſten Stunden der Nacht. Der lange Spaziergang iſt jetzt durch eine Menge von Gaslichtern erhellt, von denen ſich namentlich große Candelaber in der Mitte der Allee prächtig ausnehmen. Dieſe haben ſechs Arme, jeder mit mehreren Flammen, und ſo glaubt man aus der Entfernung, wo man die dunklen Träger nicht ſieht, es hingen große Kronleuchter an unſichtbaren Schnüren zwiſchen den Baumreihen. Wir hatten das Glück, einem Feſte beizuwohnen, wo die Rambla in einem wahren Lichtmeer ſtrahlte, wo auf verſchiedenen Punkten Muſikchöre aufgeſtellt waren, welche unter dem Zudrang vieler Tauſend Spaziergänger ſehr oft die Volkshymne ſpielten und dieſe ſowie Donizetti'ſche und Verdi'ſche Melodieen mit ungleich größerer Präciſion, als vor einigen Tagen die Märſche bei der Trauerfeierlichkeit.

Bei dieſen nächtlichen Promenaden bekommt man auch hier ſchon einen kleinen Begriff von dem lebhaften ſpaniſchen Volkscharakter. Wie das dahinwandelt, wenn die Muſik eine luſtige

ſo iſt doch der Name eines ſo hochſtehenden, allgemein geachteten und ungeheuer reichen Mannes Bürgſchaft genug, um auch dieſes Vergehen Ferdinand's erklärlich zu finden."

„Deines Herrn von Rivola!" hatte Frau Welkermann mit Betonung zur Antwort gegeben und ſich dabei des Geſpräches mit ihrer Schwägerin, der Frau Staatsſchuldentilgungskaſſen-Reviſorin, erinnert. — „O mein Gott — o mein Gott!"

Ihre Thränen ſtrömten alsdann ſo reichlich, als hätte ſie einen Verſtorbenen zu beklagen, einen wenigſtens moraliſch Geſtorbenen, und gegen dieſen Ausdruck konnte ſelbſt der Stadtſchultheiß nichts Stichhaltiges einwenden.

„Ich weiß es wohl," hatte er geſagt, während er mit zuſammengelegten Händen und einem trüben Blick an den Himmel emporſchaute, „ſeine Laufbahn iſt hier für ewige Zeiten verdorben, eben ſo wie die meinige."

Darauf hin hatte er eines Morgens, als das Jammern kein Ende nehmen wollte, über die mütterliche Schwachheit gegen alles, was den ungerathenen Sohn betraf, mit vollem Rechte geeifert und hinzugeſetzt, daß er in Anbetracht der obwaltenden Umſtände den längſt gefaßten Entſchluß ausgeführt und ſeinen Rücktritt von Amt und Würden der Stadt angezeigt.

Herr Welkermann hatte gefürchtet, durch dieſe Er-

klärung einen neuen und größeren Sturm heraufzubeſchwören, und war beinahe angenehm überraſcht, als ſich ſeine Frau, noch mehr aber Eliſe mit dieſer Maßregel vollkommen einverſtanden erklärten.

„Ich athme wieder auf," ſagte die Stadtſchultheißin, bei dem Gedanken, die Stadt verlaſſen zu können — „wie danke ich dir für dieſen Entſchluß, ſehe ich doch auch für Ferdinand nur in einer Entfernung von hier das einzige Heil!" —

Die Familie war nach manchen Tagen fortwährender Klagen wieder einmal im Begriffe, in eine gemüthliche Unterhaltung einzulenken, als das Erſcheinen der Frau Schwägerin Reviſorin beſonders bei dem Stadtſchultheißen und auch bei Eliſen einen ſcharfen Mißton hervorbrachte und Frau Welkermann veranlaßte, ihre Thränen reichlicher ſtrömen zu laſſen.

„Weine nur," ſprach die Reviſorin aus gefühlvoller Seele, nachdem ſie den Stadtſchultheißen kühl und Eliſe herablaſſend gegrüßt, „weine nur, du haſt alle Urſache dazu!"

Herr Welkermann wollte dieſes Geſpräch durch eine ſcharfe Erwiderung ſchon zu Anfang beendigen, doch verſtand er einen bittenden Blick ſeiner Tochter und verließ mit dieſer achſelzuckend das Zimmer.

„Ja, weine nur,“ wiederholte die wohlwollende Tröſterin, „wenn Jemand volle Urſache hat, ſo biſt du es. Ich bin gekommen, dich ſo gut wie möglich zu tröſten, muß dir aber zuvor ehrlich geſtehen, daß — obgleich es ſchon ſeit einiger Zeit für mich keine große Ehre war, ebenfalls den Namen deines Mannes tragen zu müſſen, ich, die arme Reviſorin — ſeit geſtern, wo der Herr Stadtſchultheiß in öffentlicher Sitzung ſein Amt niederlegte, alles das, was man hören mußte, nicht mehr zum Aushalten iſt!“

„Ach, du ſollteſt mich nicht auf's Neue erſchrecken und betrüben!“

„Ich dich erſchrecken und betrüben — ich, die nicht im Stande iſt, einem Miſſethäter etwas Schlimmes nachzuſagen? O, du haſt mich von je her verkannt — ich verzeihe dir — ihr Alle habt mich verkannt, doch ich verzeihe euch Allen — du ſiehſt, wie ich eurem namenloſen Unglücke Rechnung trage!“

Dabei erhob ſie ihre Augen gen Himmel und ſchüttelte langſam mit dem Kopfe.

„Ich weiß, daß mein Mann ſeine Stelle niedergelegt hat, und ich freue mich darüber!“

„Ja, du freuſt dich darüber, du armes Weib, wie du dich ſeit Jahren über ſo Vieles gefreut haſt, weil du nie

den Muth hatteſt, von allen dieſen Geſchichten die Schattenſeite anzuſchauen — was ſage ich: Schattenſeite? — die Nachtſeite, die finſterſte, troſtloſeſte Mitternachtsſeite — doch, laſſen wir das, ich wollte dir nur mit der mir ſo eigenen Schonung von der geſtrigen Sitzung berichten, was mir die gute Krampler darüber erzählt hat. Das Schreiben deines Mannes wurde nicht nur ſtillſchweigend angehört, ſondern auch ſein Rücktritt einſtimmig angenommen; ſelbſt ſein Special, der Seifenſieder-Oberzunftmeiſter Spitzler, ſagte: ‚Es iſt das Geſcheiteſte, was Herr Weltermann nach all dieſen Sachen thun kann.‘ — Siehſt du, mir, der armen Reviſorin, gab es einen Stich durchs Herz, als ich hörte, dieſer Spitzler, dieſer ſeifenſiederiſche Speichelleder, habe geſagt: ‚Herr Weltermann,‘ und nicht: ‚Unſer geweſener verehrter Herr Stadtſchultheiß‘ — o, ſo was iſt empörend!“

„Ich habe es nicht anders erwartet.“

„Auch nicht, daß man eine Dankadreſſe an deinen Mann würde ergehen laſſen oder ſein Beileid bezeigen für das traurige Vorgefallene der letzten Zeit? — Nichts von allem dem; der Stadtſchreiber wurde beauftragt, den Brief deines Mannes einfach zu beantworten.“

„Nun, und damit war wohl Alles zu Ende?“

„Im Gegentheil: auf der Tagesordnung ſtand der

Bericht über die Einrichtung jenes verruchten Hauſes, welches dein Mann um eine Bagatelle von jenem Herrn von Rivola für die Stadt erhandelt — o, dieſe verdächtige Perſonage wollte es mit all ſeinen ſchrecklichen Erinnerungen vom Halſe haben!“

„Laß uns darüber nicht mehr reden — mag das ſein, was es will, ſo ſollte der Gemeinderath dankbar dafür ſein, daß ihm mein Mann dieſes für die Stadt ſo nothwendige Haus um einen ſo billigen Preis verſchafft.“

„Dankbar? Wenn ich dir nun ſage, daß man nahe daran war, dieſen Kauf rückgängig zu machen, daß ſich ſämmtliche Gemeinderäthinnen dahin geeinigt, dieſes unheimliche Geſchenk nicht anzunehmen, daß es mit ſeiner Vergangenheit nur ein böſes Beiſpiel für ſie ſein müſſe, daß man nicht wiſſen könne, zu welch fürchterlichen Dingen auch noch ferner jener unterirdiſche Gang benutzt werde?“

„Auch noch ferner? O, wie du grauſam biſt!“

„Die Wahrheit vor Allem — ich habe es mir angelobt, ſtets die Wahrheit zu ſagen — aber nur die Wahrheit, wenn du dieſe aber nicht hören willſt, ſo kann ich auch ſchweigen.“

„So ſprich denn!“ ſagte die arme, gequälte Frau mit einem tiefen Seufzer.

„Ja, das war beſchloſſen von lauter braven, würdigen

Frauen, von Frauen, die nicht alles unbedingt glauben, was ihre Männer ihnen zu ſagen für gut finden — von Frauen, die ihre Augen offen behalten und ihr Hausrecht zu wahren wiſſen."

Jeden dieſer Sätze ſprach die Reviſorin mit einer nicht zu verkennenden Betonung, wobei ihre grauen Augen immer ſchärfer, ihre Naſe immer ſpitziger wurde.

„Und weißt du auch, warum dieſer Beſchluß nicht zur Ausführung kam?"

„Wie ſoll ich das wiſſen?"

„Weil eine wohlwollende, verſöhnliche Seele — ich will ſie nicht nennen, dieſe Seele — zufällig bei dieſer Verhandlung anweſend war, die vermittelnd vorſchlug, das wüſte Haus dadurch unſchädlich zu machen, daß man den unterirdiſchen Gang zumauere — ich kann dir verſichern, dieſer Vorſchlag wurde von ſämmtlichen Gemeinderäthinnen zum Beſchluß erhoben und darauf heute, wie ſich das von ſelbſt verſteht, vom Gemeinderathe ebenſo einſtimmig angenommen."

„So muß ich Ihnen ja auch noch dafür dankbar ſein, werthe Frau Schwägerin," hörte man jetzt die Stimme des Stadtſchultheißen ſagen, der ungehört wieder eingetreten war, „daß eine Maßregel, die ich vorſchlug, weil ich ſie als nützlich erkannt, ausgeführt wird, nachdem ſie

von einem wichtigeren Collegium, als dem der Gemeinderäthe, befürwortet wurde — ſagen Sie das dieſem Collegium, wenn ich bitten darf; im Uebrigen aber wünſchte ich dieſe Unterhaltung mit meiner Frau ein für alle Mal abgebrochen!"

„Ich glaube, Sie recht zu verſtehen, Herr Schwager," gab die Reviſorin in ſcharfem Tone zur Antwort, indem ſie ſich langſam erhob und ceremoniös verbeugte — „endlich einmal ſind Sie ſo wahr, um kein Geheimniß mehr zu machen aus dem Groll und dem Haſſe, den Sie, der vornehme, reiche Mann, gegen mich, die arme Reviſorsfrau, ſtets im Herzen trugen!"

„Aber, Sophie!"

„Laß ſie nur ausreden — wenn man ſich zum letzten Male ſieht, muß man nichts auf ſeiner Seele behalten."

„Und ich — habe nichts mehr zu ſagen, will nichts mehr zu ſagen haben — will nicht — verſtehen Sie mich wohl, nicht aus Unkenntniß der Lage der Sache; denn wenn man von gewiſſer Seite auch Alles gethan hat, um gewiſſe Dinge zu verſchleiern und zu bemänteln, ſo können Sie mir doch glauben, Herr Schwager, daß das Geheimniß der Stadt Niemandem mehr ein Geheimniß iſt!"

„Ah, das Geheimniß der Stadt, verehrte Frau Schwägerin — Sie bringen mich da auf das richtige Capitel:

wiſſen Sie, was das Geheimniß der Stadt iſt — nicht nur unſerer Stadt, ſondern auch jeder anderen, in der ſich edle, wohlwollende Seelen ſo gründlich um das Beſte ihrer Nebenmenſchen bekümmern? Ich will es Ihnen ſagen: das Geheimniß der Stadt iſt meiſtens an und für ſich ein ganz unbedeutendes Ding — hier bei uns zum Beiſpiel das Zumauern des unterirdiſchen Ganges, anderswo vielleicht eine unſchuldige, etwas freie Aeußerung, der auffallende Anzug einer Frau, die zufällige Begegnung zweier Perſonen, etwas Geld, das der Nachbar mehr ausgibt, als wir — das iſt der kleine, nicht redenswerthe Punkt, den Klatſchſucht und Verläumdung lawinenartig zu vergrößern wiſſen. Daß man darin gegen mich beſonders thätig war, hauptſächlich von nahe ſtehenden Verwandten und ſogenannten Freunden, weiß ich ganz genau, und wenn auch die unglückſelige Geſchichte mit Ferdinand nicht dazwiſchen gekommen wäre, ſo würde es doch den jakobiniſchen Clubs, Kaffeegeſellſchaften genannt, gelungen ſein, meinen guten Namen auf's Schaffot zu bringen, wie es ſchon mit ſo manchem anderen gegangen iſt und fortan noch geſchehen wird, ſo lange es Weiber gibt, die, ſtatt ſich um ihre Haushaltungsgeſchäfte zu bekümmern, unerbittlich Jagd machen auf den guten Namen ihres unſchuldigen Nebenmenſchen. — So, jetzt wiſſen Sie meine

Meinung von dem Geheimniſſe der Stadt, und um Ihnen, was uns anbelangt, keine fernere Veranlaſſung zu geben, ſich in dieſer Richtung mit uns zu beſchäftigen, ſo habe ich die Ehre, mich und mein ganzes Haus für alle Zeiten Ihrer Vergeſſenheit zu empfehlen!“

Die Geberde, welche der Stadtſchultheiß bei den letzten Worten machte, war ſo bezeichnend, daß darauf erfolgen mußte, was erfolgte, daß nämlich die Frau Haupt-Staats-Schulden-Tilgungskaſſen-Reviſorin, mit einem ſchmerzlichen Blicke auf ihre Schwägerin und einem, in welchem Haß und Verachtung gemiſcht war, auf den Stadtſchultheißen, den Kopf in den Nacken warf und zum Zimmer hinausrauſchte.

„So, der böſe Geiſt wäre ausgetrieben,“ fuhr Herr Welkermann nach einer kleinen Pauſe, aufathmend, fort; „wollte Gott, ich hätte früher in dieſer Richtung beſſere Umſchau gehalten! Doch iſt noch nicht Alles verloren, und du wirſt ſehen, daß es auch außerhalb der Kreiſe unſerer ſogenannten wohlwollenden Freunde noch Menſchen gibt, die es gut mit uns meinen — freie, unabhängige Menſchen, und es iſt ein Glück, daß unſere Verhältniſſe uns nicht zwingen, ſie gerade in den Mauern dieſer Stadt zu ſuchen! — O, wie ich mich nach friſcher Luft und nach anderen Geſichtern ſehne — wie es mich drängt, ein

wenig über die Berge hinweg zu kommen, die unſerer guten Stadt förmlich den Hals zuſchnüren und ihr nicht geſtatten, friſch und fröhlich aufzuathmen!"

„Und Ferdinand?" fragte die beſorgte Mutter.

„Es wird ihm nicht ſchwer werden, ſeine vollkommene Schuldloſigkeit zu beweiſen — ich bin davon feſt überzeugt und will dir auch nicht verhehlen, daß der Polizeirath Merkel, der alte, langjährige Freund unſeres Hauſes, gleichfalls die beſte Meinung von ihm hat. Daß er immer noch einen Rückhalt in den ſo klaren Ausſagen Ferdinand's wittert, das liegt nun einmal in ſeinem Geſchäfte, und deßhalb konnte ich es ihm heute Morgen auch nicht übel nehmen, daß er mich dringend bat, auf meinen Sohn einzuwirken, um ihn zu veranlaſſen, mir unverhohlen Alles, ſelbſt das Gravirendſte, mitzutheilen; auch ließ er mich zu dieſem Zwecke mit Ferdinand allein, doch muß ich dir ſchon geſtehen, daß ſeine Betheuerungen, er habe alles geſagt, was er wiſſe, auf mich den Eindruck vollkommenſter Wahrheit machten. Dabei erſuchte er mich, an Welden, von dem er mit der größten Achtung und Freundlichkeit ſprach, ein paar Worte gelangen zu laſſen, die er gern ſelbſt aufgeſchrieben hätte, wenn ihm nicht alle Schreibmaterialien auf's ſtrengſte unterſagt wären."

„Ach, dieſer Welden," ſagte Frau Welkermann nach

Polka ſpielt, wie das durch einander wogt, lacht und plaudert! Dabei ſind die Fächer in einer beſtändigen Bewegung, und die Mantille verhüllt jetzt ein blitzendes Auge, das wenige Secunden darauf einen vorüberwandelnden Bekannten ziemlich herausfordernd anſchaut. An dieſem Abende waren die öffentlichen Gebäude an der Rambla illuminirt und faſt taghell, und bis zur Puerta Iſabella hinauf, in deren Nähe die großen Bäume aufhören und durch dichte Oleanderbüſche erſetzt werden, war Alles bei der rauſchenden Muſik voll Leben, Luſt und Lichterglanz, namentlich in der Nähe der Kaffeehäuſer und Theater, wo die Menge immerfort aus- und einſtrömte.

Was die erſteren anbelangt, ſo findet man ſie, namentlich in Erinnerung an die prächtigen franzöſiſchen Etabliſſements dieſer Art, einfach, ja oft ärmlich. Die Locale ſind eng und finſter, ohne großen Luxus eingerichtet und ebenſo möblirt. Statt der Dame de Comptoir, welche in einem franzöſiſchen Café die Honneurs macht, ſitzt hier der oftmals ſchmierige Eigenthümer auf einer Erhöhung an der Thüre, die, ſtatt wie dort mit Blumen-Bouquets und prächtigen Aufſätzen decorirt, hier ein halbes Duzend Liqueurflaſchen enthält. Die Kellner haben ſich nach dem Muſter ihres Herrn gebildet, und von der reinlichen weißen Schürze und dito Halsbinde iſt hier keine Spur zu ſehen. Dabei befleißigt ſich weder Herr noch Kellner einer übertriebenen Höflichkeit, und wenn man Geld wechſeln läßt oder herausbekommt, ſo hat man gewöhnlich Schaden, indem man häufig alte abgenutzte Realen bekommt, die derſelbe Kellner, der ſie Einem gegeben, am andern Morgen nicht wieder annimmt. Dagegen aber haben die Fremden den Vorzug, daß ſie andere Preiſe bezahlen dürfen als die Einheimiſchen, und was mich z. B. acht Realen koſtete, wurde vielleicht dem neben mir ſitzenden Spanier für ſechs ſervirt.

In den meiſten dieſer Kaffeehäuſer iſt der Kaffee mittelmäßig, dagegen die Chocolade vortrefflich. Echt ſpaniſch und nicht unangenehm iſt eine Art Zuckerwaſſer, die häufig getrunken wird,

einem tiefen Seufzer, „ich hatte ihn ſo gern, er war in unſerem Hauſe ſo gut aufgenommen, und von dem unglückſeligen Zuſammentreffen mit ihm datirt ſich das Unglück Ferdinand's."

„Woran aber Welden ſo unſchuldig iſt, wie du und ich; das iſt auch Ferdinand's Anſicht, und deßhalb nahm ich gar keinen Anſtand, ihm das Verſprechen zu geben, Welden die paar Worte zu ſchreiben, Worte, deren Sinn ich übrigens nicht begriff, die mir aber in der Angelegenheit unſeres Sohnes als gänzlich unverfänglich erſchienen, denn ſonſt würde ich nicht verfehlt haben, den Polizeirath Merkel, der, wie ſchon bemerkt, gegen uns ſo wohlwollend wie möglich handelt, davon in Kenntniß zu ſetzen."

„Und was ſollſt du denn Herrn Welden von unſerem unglücklichen Ferdinand ſchreiben?"

„Daß Ferdinand den zwölften Mai eben ſo wenig vergeſſen würde, als die Freundlichkeit Welden's, und daß er ſicher wüßte, die fragliche Thräne, die um ihn geweint worden, ſei den geraden Weg abwärts gegangen, ohne ſich mit einer anderen Thräne zu vermiſchen, und deßhalb würde er ſeine Verpflichtungen erfüllen."

„Ich verſtehe das nicht."

„Ich auch nicht," ſagte der Stadtſchultheiß; „doch vermuthe ich faſt," ſetzte er hinzu, „während ſich ſeit mehreren

Tagen zum ersten Male wieder ein kleines Lächeln auf seinen Zügen zeigte, daß das irgend eine Geschichte ist, wie sie junge Leute wohl zu haben pflegen — eine Thräne, die um ihn geweint worden — nun, ich versprach, ihm den Gefallen zu thun — hier ist der Brief an Herrn Welden, und ich werde ihn sogleich auf die Post bringen lassen."

Dies geschah denn auch, und da es für unsere Geschichte von großer Wichtigkeit ist, beim Empfange des Schreibens gegenwärtig zu sein, so wollen wir demselben vorauseilen, um uns dabei auch nach dem jungen Ingenieur umzusehen.

Welden hatte stundenlang finster brütend in der Ecke seines Wagens gesessen, und erst nach und nach, als schon mehrere Berg- und Hügelreihen zwischen ihm und der Stadt lagen, welche er verlassen, als die Strahlen der Sonne freundlich um ihn spielten und als bei ihrem warmen Kusse das ganze, wunderbar liebliche Bild des Frühlings so mächtig auf ihn eindrang, da war es ihm, als erwache er aus tiefem Schlafe und sei das, was er in den letzten Wochen und Tagen erlebt, nur ein schwerer, böser Traum gewesen. Und diesen Gedanken hielt er fest, war doch die Vergangenheit für ihn farb- und leblos geworden und mußte es bleiben, wenn er auf eine erträgliche Zu-

kunft hoffen wollte. — Und er hatte noch eine Zukunft, das fühlte er; ja, mit dem Zurückdrängen jener traumhaften Geſtalten — und er konnte ſie zurückdrängen bis auf ein einziges Bild, das allerdings eben ſo glänzend als ſchmerzlich zwiſchen allen anderen hervorſtrahlte — erſchien die große, ſchöne Aufgabe, die vor ihm lag, ſchon der Mühe werth, um jene düſteren Schatten zu vergeſſen.

So heiterten ſich nach und nach ſeine Gedanken auf und gewannen, wie er langſam aufwärts ſtieg in die freiere, elaſtiſchere Luft des Gebirgslandes, wo er ſeine Thätigkeit entfalten ſollte, ihre alte Friſche und Spannkraft wieder, beſonders jetzt, wo er mit Einem Male vor ſich zwiſchen zwei niedrigen, bewaldeten Hügelreihen ein ſchmales Wieſenthal erblickte, mit kleinen, roth und weiß beflaggten Signalſtangen. Ah, wie ließ ihn dieſe erſte Spur der rieſenhaften Arbeit, die er vor ſich hatte, ſo leicht und freudig aufathmen! Und je weiter er fuhr, um ſo ſchärfer und ausgeſprochener wurden dieſe Spuren. Da ſah man ſchon die Vorarbeiten zu einem beginnenden Damme, dort zum Durchſtiche einer quer vorliegenden Hügelkette; weiterhin an einer höheren Felswand bemerkte man ſchon die Maße eines Tunnelgewölbes einhauen, und an den Ufern jenes reißenden Baches lagerten ſchon Steinhaufen und Gerüſtholz zu einer projectirten Brücke. Ah,

wie das luſtig anzuſehen war — und erſt eine Stunde ſpäter, als er das tief liegende Waldthal erreichte, wo die Arbeiten im vergangenen Herbſte eingeſtellt worden und wo man jetzt wieder eifrig daran war, den haushohen Bahndamm zu vollenden, wo Karren auf proviſoriſchen Schienen von zahlreichen Arbeitern hin- und her geſchoben wurden, wo Welden aus ſeinem Wagen ſprang, auf den Damm eilte, die Arbeiter anredete und von dieſen ſowie von ſeinen Unter-Beamten und Bauführern mit einem lauten Hurrah begrüßt wurde! Es war dies eine Freudenbezeigung, die ſich wie ein Lauffeuer auf der ganzen Linie fortſetzte, ein Telegraph menſchlicher Stimmen, der endlich fern ab im Forſte zwiſchen den bewaldeten Hügeln erſtarb, aber nicht, ohne dort als lautes Echo den dumpfen Knall von drei bis vier Böllern erweckt zu haben.

„Da hat gewiß der alte Heilemann wieder die Hand im Spiele," ſagte Welden mit heiterem Geſichte zu dem neben ihm dahin ſchreitenden Ingenieur.

„So iſt es, Herr — Welden," antwortete der Ingenieur; „es wurde geſtern vom Bauamte angezeigt, daß Sie heute kommen würden, und da wir nicht anders dachten, als Sie nähmen Ihre Wohnung wieder bei Herrn Heilemann, ſo zeigten wir ihm Ihre Ankunft an."

„Wenn er Platz für mich hat, werde ich gewiß zu ihm gehen.“

„O, was das anbelangt, ſo können Sie ſich beruhigen, er hat Ihre Zimmer den ganzen Winter über leer ſtehen laſſen.“

„Gut, ich freue mich recht ſehr, den alten Heilemann wiederzuſehen! Und wie ſteht's hier oben mit den Arbeitern — werden wir genug Tagelöhner haben können? Die Bahnlinie ſoll mit Aufbietung aller Kräfte gebaut werden.“

„Es wird nicht fehlen — es melden ſich aus der Gegend Leute genug zur Arbeit, und dann iſt uns auch ſchon ein bedeutender Zuzug von Fremden angezeigt.“

„Ah, wie ich mich auf unſere Arbeit freue, es wird ein ſchönes und maleriſches Werk werden!“

„Gewiß, Herr — Welden.“

„Ich glaube, es wird Ihnen ſchwer, meinen Namen auszuſprechen,“ ſagte Welden lachend — „haben Sie mich denn ſo ganz vergeſſen?“

„Im Gegentheil — Sie können mir glauben, daß wir mit einer wahren Herzensangſt der Beſtätigung Ihrer Ernennung entgegenſahen, und um ihre Freude auszudrücken, haben die Arbeiter faſt die ganze Nacht an den Guirlan-

den und Kränzen gearbeitet, die Sie dort am Eingange des engen Thales ſehen."

„Alſo gilt alles das mir?" fragte der Ingenieur mit ſtrahlendem Auge und ſetzte nach einer Pauſe hinzu: „Ich dachte mir, Sie erwarteten irgend eine hohe Perſon."

„Nun, ich meine," erwiederte der junge Bauführer ſchmunzelnd, „wenn man ein ſolches Rieſenwerk zu bauen anfängt, ſo könnte man ſich ſchon für eine hohe Perſon halten."

„Ja, ja, zu bauen anfängt, aber das alles iſt vor der Hand nur bedingungsweiſe — ich darf allerdings hier oben anfangen, aber wer weiß, ob ſie mir nicht in kurzer Zeit einen würdigen Baurath, der des Schreibens wohl kundig iſt, als Ober-Ingenieur hieher ſchicken — man hat Aehnliches ſchon erlebt."

„Ich glaube kaum," gab der Bauführer lächelnd zur Antwort.

„Nun, wir wollen ſehen; wenn ſie mich nur wenigſtens ein halbes Jahr hier oben allein laſſen, bis wir ſo viel als möglich in Angriff genommen haben, damit ſie uns nicht mehr zu viel verderben können, dann wollte ich ſchon zufrieden ſein — meine Pläne zu dem hohen Viaduct der kirchheimer Schlucht ſind doch zur Zeit angekommen?"

„Gewiß, und wir haben ſie ſchon tüchtig ſtudirt, wozu Sie uns ja ſchriftlich die Erlaubniß gaben.“

„Wird die Ausführung dieſer Pläne irgendwie Anſtände haben?“

„Nicht im geringſten. — ſie ſind ſo genau und dabei ſo praktiſch, daß jeder Werkmeiſter den Viaduct bauen könnte.“

„Ich freue mich aber doch, dabei ſein zu können — es gibt das eine hübſche, aufregende Arbeit.“

Während deſſen waren Beide auf der langen, hier ſchon deutlich hervortretenden Bahnlinie dahin gegangen, von den Arbeitern auf's herzlichſte begrüßt, ſowie auch von den hier und da vertheilten jüngeren Bauführern, die Welden theils von früher noch kannte oder die er ſich anderentheils von ſeinem Begleiter nennen ließ.

Jetzt beſchrieb die Bahnlinie eine große Kurve um den Ausläufer einer hohen Bergkette herum, deren Durchbohrung man durch dieſen Bogen vermieden hatte, und Welden ſah vor ſich das Dörfchen Kirchheim liegen und auf einer Anhöhe dieſſeits das Haus ſeines Gaſtfreundes Heilemann. Rechts und links von der Bahnlinie ſah man hier von Zeit zu Zeit große Stangen mit Laubgewinden, die ſich kurz vor dem Dorfe als Guirlanden quer über die Bahn

von einer Stange zur anderen ſchlangen und deren letzte ein auf Papier gemaltes rieſiges „Willkommen!“ trug.

Da krachte es abermals aus den Böllern vor Heilemann's Hauſe, neben dem ein mächtiger Baum aufgepflanzt war, auf deſſen Spitze eine rieſige ſchwarz-roth-goldene Flagge flatterte. Da ſah man Heilemann ſelbſt vor der Thür ſeines Hauſes ſtehen und ſchon von Weitem ſeinen Dreiſpitz ſchwingen, und obgleich heute kein Sonntag war, ſo befand ſich doch der reiche Bauer mit Frau und Tochter, ja, mit ſeinem ganzen Hausgeſinde in feſttäglichem Anzuge. Er ſelbſt war wahrhaft ſtattlich anzuſehen in dem langen, blauen Rocke von feinſtem Tuche, der rothen Weſte, an welcher Silberzwanziger die Stelle der Knöpfe vertraten, mit den kurzen hirſchledernen Hoſen und den blau- und weißgeſtreiften Strümpfen, nicht zu vergeſſen die blank gewichſten Schuhe mit den ſchweren ſilbernen Schnallen. An der rechten Seite aus dem Beinkleide hervor ſchaute der ſilberbeſchlagene Griff eines Meſſers, und wenn ſich Herr Heilemann zufällig umgedreht hätte, ſo würden wir, da er ſich in großer Parade befand, hinten aus der Taſche ſeines Rockes die bunten Quaſten ſowie die Mundſpitze ſeiner Tabakspfeife, eines echten Ulmer Kopfes, geſehen haben.

Aber Herr Heilemann drehte ſich nicht herum, er blickte

dem raſch Herankommenden mit frohem, ſtark geröthetem Antlitze entgegen, in der Rechten den Hut ſchwingend, den er aber jetzt mit einem tüchtigen Schlage auf ſeinem Kopfe befeſtigte, um Welden ſeine beiden Hände entgegenſtrecken zu können. Neben ihm ſtand die Bäuerin mit einem Teller in der Hand, auf dem ſich das Ehrenglas des Hauſes voll funkelnden Weines, ſowie eine blendend weiße Brodſchnitte befand, und bald hinter der Mutter verborgen bemerkte man Jungfer Dorothea, die vierzehnjährige Tochter des reichen Hofbauers und Ortsvorſtehers. Letztere hatte ganz rothe Wangen, weil ſie ſich mächtig ſchämte, ſo vor aller Welt und beſonders vor den jungen Bauleuten ebenfalls einen Teller tragen zu müſſen, auf dem man indeſſen nichts ſah, als einen großen Blumenſtrauß. Vater Heilemann hatte es aber nicht anders gethan, und wenn es nach ſeinem Wunſche gegangen wäre, ſagte die Bäuerin ſpäter lachend, ſo hätte er ſogar den Kühen und Ochſen im Stalle die Hörner mit Blumen umwinden laſſen.

Wenn nun Welden auch ſchon vor einem Jahre, als er zum zweiten Male das gaſtfreie Haus des Herrn Heilemann betreten hatte, auf's herzlichſte begrüßt worden war, ſo war doch der heutige Empfang ein ſo überwältigend feierlicher, daß der Ingenieur nun, dem Beiſpiele ſeines Wirthes folgend, ebenfalls den Hut abnahm und

in der Hand behielt, um ſo ehrfurchtsvoll die gediegenen Worte zu hören, mit denen ihn Heilemann begrüßte, wobei es ihn indeſſen einigermaßen befremdete, als er nun am Schluſſe derſelben unter dem Blumenſtrauße Dorotheens einen großen Brief hervorzog, ihn dem jungen Manne einhändigte und dabei mit ſeiner gewaltigen Stimme rief: „Und ſo ſei er denn nochmals willkommen und lebe hoch unſer neuer Herr Oberingenieur — hoch und abermals hoch!“

Und dasſelbe riefen die Bauleute und ſchrieen die Knechte und Mägde des Hauſes. Auch krachten die Böller abermals, und dann führte Heilemann ſeinen Gaſt unter dieſem allgemeinen Gelärm in die ihm von früher her ſo wohl bekannten Zimmer.

Dann ließ er ihn allein, und Welden trat mit einem unausſprechlich wohlthuenden Gefühl an das Fenſter und ließ ſeine Blicke über die friſch grünen, eben erſt belaubten Wälder ſtreifen, wo er jeden Weg kannte, wo er ſchon ſo froh und glücklich geweſen war und wo er es wieder hätte ſein können — wenn nicht — wenn nicht — ſeine jüngſte Vergangenheit geweſen wäre, an die er jetzt wieder ſo plötzlich erinnert wurde durch das Erblicken der ihm ſo wohl bekannten Schriftzüge ſeines früheren Chefs.

Er riß den Umſchlag ab, und der Inhalt des Schreibens

da das Waſſer in Barcelona wie in allen Küſtenſtädten nicht beſonders gut iſt. Man verlangt eine Zucarilla und erhält eine ſchuhlange Stange harten Schaumzuckers von vielleicht zwei Zoll Dicke, die mit Fleur d'Orange verſetzt iſt und augenblicklich ſchmelzend zuſammenſinkt, ſobald man ſie ins Waſſer ſtellt. Fremden iſt ein ſolches Zuckerwaſſer, namentlich zur warmen Jahreszeit, Morgens vor dem Frühſtücke zu empfehlen.

Barcelona hat zwei Theater, das Theater Principal und das Theater del Liceo. Letzteres iſt das größte in ganz Spanien und neben der Mailänder Scala vielleicht das geräumigſte von ganz Europa. Es hat ebenfalls ſechs Logenreihen und iſt reich, geſchmackvoll, mit blendender Pracht decorirt; die Behandlung der Proſceniumsloge iſt von vieler Eleganz und ſehr ſchönen Proportionen. Leider blendet aber dieſe Pracht nur von Weitem und wenn man ſich die Sachen näher betrachtet, ſo findet man die meiſten Ornamente gemalt und die ſchweren goldenen Verzierungen von Papiermaché gemacht, die z. B. an den Logenbrüſtungen traurig eingeſunken ſind, wo ſich zufälliger Weiſe eine ſchwere Hand darauf ſtützte.

Wir wohnten hier einer Vorſtellung bei, wie es hieß, zum Beſten des Volkes, d. h. mit ſehr herabgeſetzten Eintrittspreiſen. Es wurde eine Zauberpoſſe gegeben voll des ſchon hundertmal geſehenen Zauberſpucks, wandelnder Statuen, verſchwindender Tiſche und menſchlicher Körpertheile, die zum Kamin herabfallen und vom Harlekin zuſammengefügt werden. Später ſahen wir Rigoletto, ausgeführt von mittelmäßigen Sängern, die aber von einem guten Orcheſter unterſtützt wurden. Ein Ballet, das darauf folgte, war nicht der Rede werth. Das Publikum iſt an einem ſolchen Beneficeabend kaum noch ein gemiſchtes zu nennen; überall machte ſich die rothe Mütze und die bunte Manta breit, Orangen- und Zwiebelduft wechſelten mit einander ab, und in den Zwiſchenacten drang der Geruch unzähliger Papiercigarren aus dem

konnte für ihn nicht befriedigender ſein: es war ein miniſterielles Decret, welches ihn zum Oberingenieur der zu erbauenden Bahn ernannte und die Ausführung derſelben ohne jede Beſchränkung in ſeine Hand legte, womit natürlicher Weiſe ein Gehalt verbunden war, das ſeine kühnſten Erwartungen übertraf. Oberbaurath Lievens hatte ihm dieſes Schreiben übermittelt und einige herzliche Zeilen hinzugefügt, wobei er ihm und zu gleicher Zeit auch dem Staate zu dieſer Anſtellung Glück wünſchte. Schließlich ſagte er:

„Was uns allein hierbei ſchmerzlich fällt, mir und meiner Frau, welche ſelbſtverſtändlich den regſten Antheil an Ihrem Glücke nimmt, iſt der Umſtand, daß wir Sie nun ſo bald nicht mehr ſehen werden, indem man mir bei der Auflöſung meines Eiſenbahnbureau's die Erbauung der ſchon längſt projektirten großen Donaubrücke übertragen hat. Somit liegt zwiſchen Ihnen, der ſich an der Nordgrenze befindet, und zwiſchen uns, die wir im äußerſten Süden ſein werden, das ganze, wenn auch nicht gerade ungeheure Reich, brieflich allerdings leicht zu durchfliegen, ſowie es auch keine Entfernung iſt für unſere herzlichſten Wünſche.“

Welden blieb gedankenvoll am Fenſter lehnen, nachdem er dieſe Schreiben geleſen; dann ſprach er zu ſich ſelber:

„Mein günſtiges Schickſal ſei geprieſen, das mir Arbeit vollauf gibt, um damit alle finſteren Gedanken verjagen zu können!“

Und ſo war es auch: ſein Wirkungskreis war ſo weit und herrlich, aber dabei von ſo großer Verantwortlichkeit begleitet; daß er trotz ſeiner gediegenen Kenntniſſe genug zu thun hatte, um die ihm geſtellte Aufgabe ehrenvoll zu bewältigen. Aber er warf ſich mit voller Luſt und Jugendkraft in die vielſeitige Arbeit, ja, er wollte ſogar heute, als am Tage ſeiner Ankunft, dieſen nicht als Feiertag gelten laſſen, wie es Heilemann angeordnet.

Angenehm für Welden, hatte dieſer ein junges, kräftiges, ſelbſt aufgezogenes Reitpferd überflüſſig, das der Oberingenieur ſogleich kaufte, ſelbſt ſattelte und zäumte und in die waldige Gegend hinaus ritt, um ſich an verſchiedenen Stellen über einige Punkte, die ganz beſondere Schwierigkeiten darboten, aufzuklären. Auch die nächſten Tage brachten der Arbeiten ſo viele, daß Welden nicht Zeit gewann, an die Vergangenheit zu denken, und wenn er auch dergleichen Gedanken mit aller Kraft zurückdrängte, ſo empfing er doch nach einigen Tagen einen Brief mit dem Poſtſtempel der Reſidenz nicht ohne ſichtbare Aufregung.

Es war dieſes ein Schreiben des Stadtſchultheißen

Wellermann — er hatte ſogleich nach der Unterſchrift geblickt, um nun, wie er dachte, die Zeilen ruhig durchleſen zu können; aber es kam anders, als er erwartet: ſchon nach den erſten Worten, die er las, ſpannten ſich ſeine Mienen ſcharf und waren überflogen von einem ängſtlichen Ausdrucke; er preßte ſeine Lippen feſt auf einander, und als er zu Ende geleſen, ließ er die Hand mit dem Briefe ſinken und rief mit erſchreckter Stimme, während ſeine Züge mit einer tiefen Bläſſe überzogen waren: „Dieſer unglückſelige Menſch! — Ach, warum willigte ich ein, ein ſo frevelhaftes Spiel zu treiben? — Und wenn es mich ſtatt ſeiner getroffen hätte — lebensmüde, wie ich mich in jenen furchtbaren Tagen fühlte, würde ich nicht am Ende auch die Wahrheit bezweifeln? — Welch ein furchtbarer Wechſel gegenüber der ſeligen Ruhe, die ich hier genoſſen! — Ich muß hin zu ihm, ich muß ihm ſeinen Unglauben zu benehmen ſuchen, mich im Nothfalle an den Polizeirath wenden und ihn als letzte Hülfe in Bande und Feſſeln legen laſſen!“

Wiederholt las er den Brief in fliegender Haſt: dieſe Zeilen, in ſo ruhigem Ausdrucke ſie auch von dem unglücklichen Vater Ferdinands ahnungslos geſchrieben waren, ließen für ihn keine andere Deutung zu. Am Schluſſe ſagte Herr Wellermann:

„In der Angelegenheit Ferdinands vertraue ich auf Gott und auf seine Unschuld, von welcher ich auf's festeste überzeugt bin; doch können Sie sich denken, mein lieber Herr Welden, daß es mir nach dem, was vorgefallen, unmöglich ist, länger hier in der Residenz zu bleiben. Wie glücklich sind Sie, dort auf dem Lande in der herrlichen, Alles versöhnenden Natur weilen zu dürfen, und auch ich will Alles thun, um eines ähnlichen Glückes theilhaftig zu werden, zu welchem Zwecke ich Sie bitte, die Einlage Ihrem vortrefflichen Wirthe, Herrn Heilemann, zu übergeben. Es handelt sich darin um ein schönes Gut, das nicht weit von Kirchheim zu verkaufen ist, und ersuche ich in der Einlage Herrn Heilemann noch um einige erklärende Einzelheiten, die mir nothwendig sind. — Glauben Sie mir, mein lieber Herr Welden, daß wir uns Alle sehr darauf freuen, Sie dorten, so nahe Ihrem schönen Wirkungskreise, begrüßen zu können."

Er faltete diesen Brief zusammen und war nach kurzer Ueberlegung entschlossen, nach der Stadt zurückzukehren, Ferdinand aufzusuchen und ihn wo möglich von seinem gefährlichen Wahne zu befreien, als habe er, Welden, an jenem verhängnißvollen Morgen den Großmüthigen gespielt und als habe nicht vielmehr das Schicksal durch

Zuſammenfließen der Regentropfen milde und gütig ihr frevelndes Spiel geendigt. —

Aber wenn es ihm nicht gelingen würde, Ferdinand zu überzeugen? O, dieſen Gedanken mochte er nicht verfolgen — er wäre in ſeinen Folgen zu entſetzlich für Beide geweſen!

Um allen Fragen ſeines freundlichen Wirthes über ſeine Abweſenheit zu entgehen, beſonders da dieſelbe nur ein paar Tage dauern würde, beſchloß er, gar nichts davon zu ſagen, ſondern nur eine längere Unterſuchung auf der Bahnlinie vorzugeben, weßhalb er ſein Pferd ſattelte, etwas Wäſche zu ſich ſteckte und einen Weg quer durch das Gebirge wählte, wo er nach einigen Stunden im Thale die Landſtraße und von dort mit Poſtgelegenheit die Reſidenz erreichen konnte.

Auf der mehrſtündigen nächtlichen Fahrt dorthin hatte er Zeit genug, durch reifliche Ueberlegung zu dem Entſchluſſe zu kommen, dem Polizeirath Merkel die ganze Thorheit jener Unterredung mit Ferdinand einzugeſtehen, ihm das Schreiben des Stadtſchultheißen zu zeigen und ſo um ſo eher und raſcher die Erlaubniß, Ferdinand ſprechen zu können, zu erhalten.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Welden kam in der Frühe des Morgens in der Reſidenz an und begab ſich, ſobald es ihm die Zeit anſtändiger Weiſe geſtattete, zu dem Polizeirath Merkel, um von dieſem die Erlaubniß zu erhalten, Ferdinand zu ſehen. Er erinnerte ſich dabei lebhaft des unſeligen Morgens vor nicht langer Zeit, an welchem er in ſo großer Aufregung die Treppen hinaufgeſtiegen war. Oben bei dem Amtsdiener gebrauchte er dieſelbe Zauberformel, welche ihm damals ſogleich Einlaß verſchafft hatte und die auch heute wieder von gleicher Wirkung war. Doch blickte ihn Herr Merkel einigermaßen befremdet, ja, mit einem ſo unverkennbaren Anfluge von übler Laune an, daß es einiger Secunden bedurfte, ehe auf deſſen Geſicht ein ſchwaches Lächeln aufdämmerte. — „Ich hätte wahr-

lich nicht gedacht," ſagte er alsdann, „Sie vorher bei mir zu ſehen, ehe ich Sie droben in Ihren Bergen aufgeſucht haben würde."

„Es iſt das aber auch eine ganz außergewöhnliche Urſache, die mich aus meinen dringenden Arbeiten herausgeriſſen hat," gab der Ingenieur zur Antwort, und erzählte nun in kurzen, aber ſehr präciſen Worten, was damals vorgefallen war, als er mit Ferdinand in Gegenwart des Polizeiagenten Schmetterer jene Unterredung gehabt.

Hierbei können wir nicht verſchweigen, daß der Polizeirath anfänglich mit großer Unaufmerkſamkeit dem lauſchte, was Welden ihm ſagte; erfuhr er doch vor der Hand nichts Neues, denn der Wortlaut jener Unterredung war ihm von Schmetterer in beinahe ſtenographiſcher Treue berichtet worden. Auch war Herr Merkel, als Welden zu ihm eintrat, in ſeinen Gedanken, die Angelegenheit des Herrn von Rivola betreffend, ſehr beſchäftigt, und zwar unangenehm beſchäftigt geweſen, denn trotz ſeines wiederholten ausführlichen, mündlichen Berichtes an den Polizeiminiſter hatte die alte Excellenz achſelzuckend geſagt: „Und doch können Sie ſich irren, mein lieber Polizeirath, und dadurch einen Unſchuldigen und ſich ſelbſt compromittiren und die ganze vornehme Welt bis hoch hinauf auf's tiefſte

beleidigen. Ich gebe zu, daß die Indicien ſehr gravirender Natur ſind, aber es bleibt immer ein Indicienfall, der ſich kaum jemals zur juriſtiſchen Klarheit wird durcharbeiten können. Ich darf Ihnen nicht einmal geſtatten," hatte die Excellenz hinzugeſetzt, „auf eigene Verantwortung vorzugehen, und wenn Sie mir auch ſchriftlich geben, daß Sie gegen meinen ſpeciellen Befehl gehandelt, ſo würde ich der Mitſchuld doch nicht entgehen, und dafür danke ich — ehrlich geſagt, dazu fehlt mir der Muth." Das Einzige, was der Polizeirath nach einer langen Unterredung hatte herausſchlagen können, war deſſen Verſprechen, die Sache am betreffenden höheren Orte nochmals, und zwar ſogleich in Anregung zu bringen und über ein Reſultat, ob günſtig, ob ungünſtig, ihm alsbald Mittheilung zu machen. Dieſe Mittheilung erwartete Merkel ſeit geſtern in fieberhafter Ungeduld, denn er verhehlte ſich nicht, daß ſeine Bemühungen, den Freiherrn von Rivola zu überwachen, ſo vorſichtig und geſchickt er auch dabei zu Werke gegangen ſei, doch durch irgend etwas verrathen werden könnten und der Betreffende, dem endlich die Augen über ſeine Lage geöffnet, zur Flucht oder wenigſtens zur Entfernung oder Vernichtung ſeines Banknotenvorraths in der rothen Mappe veranlaßt werden möchte. Durch alles dies hatte ſich bei dem Polizeirath der Entſchluß feſtgeſtellt, das

Schreiben des Ministers, welches er sehnlichst erwartete, seinem Wunsche gemäß zu deuten, wenn auch nur ein Ausdruck desselben irgend eine Deutung in seinem Sinne möglich machen würde, ja, im anderen Falle ganz auf eigene Verantwortung zu handeln, besonders dann, wenn sich durch Zufall oder durch Schmetterer's Nachforschungen in den Räumen des alten Thurmes noch irgend etwas Belastendes ergeben würde.

Diese Gedanken, welche rastlos das Gehirn des Polizeiraths durchkreuzten, waren denn auch Schuld daran, daß er von dem, was ihm Welden erzählte, nur die Schlagwörter auffing, um einen allgemeinen Faden zu behalten, und dann erst aufmerksamer wurde, als die Mittheilungen des Ingenieurs für ihn anfingen, da interessant zu werden, wo jene Schmetterer's über denselben Gegenstand ihr Interesse verloren hatten, da nämlich, wo Ferdinand mit Welden an das Fenster getreten war, um den herabrollenden Regentropfen in der uns bekannten Absicht zuzuschauen.

„Da kann man sehen, daß die Polizei bei allem dem viel zu nachsichtig verfährt!" rief Herr Merkel zum ersten Male am heutigen Morgen mit einem unverkennbar heiteren Gesichtsausdrucke. „Viel zu nachsichtig, denn Schmetterer hätte sich mit Ihnen ebenfalls an's Fenster drängen müssen,

um Ihre ſelbſtmörderiſche Abſicht zu errathen, und wenn dies geſchehen wäre, dieſelbe durch Verwiſchung der Regentropfen zu vereiteln!"

„Glücklicher Weiſe war der Zufall ſo freundlich, die Rolle der Polizei zu übernehmen, denn unſer allerdings etwas frevelhaftes Beginnen blieb ohne Erfolg, die Tropfen floſſen zuſammen, aber gerade in einem Augenblicke, wo Ferdinand nicht anders konnte, als ſich gegen ſeine Mutter zu wenden, welche jammernd in das Zimmer ſtürzte. Und nun erhalte ich dieſen Brief des Stadtſchultheißen — leſen Sie ſelbſt — war es daraufhin nicht meine Pflicht, ſogleich hieher zu eilen, und iſt es Angeſichts dieſer Zeilen nicht Ihre Pflicht, mir ſogleich eine Unterredung mit Herrn Welkermann zu geſtatten?"

Der Polizeirath hatte den Brief mit großer Aufmerkſamkeit geleſen, ſich dann raſch erhoben und ging nachdenkend im Zimmer auf und ab, während er mit untermiſchten Pauſen zu Welden ſagte: „Das alles iſt ſo klar wie möglich, doch traue ich dem jungen Menſchen nicht den Wahnſinn zu, eine Sache, die Sie wie einen Scherz anſahen, mit ſo furchtbarem Ernſte beſchließen zu wollen — ah, gehen Sie, Welden, das iſt ganz unmöglich, oder wollen Sie mir vielleicht geſtehen, daß Sie im anderen

Corridor in die Logen und ſtieg ſogar aus dem Parterre zu uns herauf. Ein deutſcher Intendant würde, was dieſen Punkt anbelangt, faſt allen Theatervorſtellungen in ganz Spanien mit entſetzt zuſammengeſchlagenen Händen beiwohnen. Denn wenn es z. B. in dem königlichen Theater von Madrid ſeltener vorkommt, daß Jemand mit der brennenden Cigarre den Zuſchauerraum betritt, ſo ſind doch auch da die Gänge ſelbſt um den erſten Rang, wo der höchſte Adel des Landes und die fremden Geſandten im Zwiſchenact ſpazieren gehen, wo man die reichſten Toiletten, Spitzen und Brillanten ſieht, ſo mit Rauch angefüllt, daß einem oft im wahren Sinne des Wortes das Athmen erſchwert wird.

Das andere Theater Barcelonas, obgleich es Theatro principal heißt, ſteht der Größe nach weit hinter dem erſten zurück, iſt auch nicht mit ſo ſchreiender Pracht, dafür aber feiner und eleganter eingerichtet, und hier findet ſich die gute Geſellſchaft zuſammen. Es hat vier Logenreihen, iſt weiß mit Gold decorirt, und in ſeiner Einrichtung und Ausſchmückung, ſowie in ſeiner Größe gleicht es auffallend dem königlichen Theater in Stuttgart. Wir ſahen eine ſpaniſche Komödie. Die Acteurs ſchienen nicht beſonders zu ſein, auch füllte ſich das Theater erſt am Schluſſe des Stücks, dem ein Ballet folgte, das auch uns für die Langeweile während der erſten Vorſtellung vollkommen entſchädigte. Wir ſahen hier zum erſten Mal einen echt ſpaniſchen Tanz auf dem Theater in ſeiner ganzen liebenswürdigen und wilden Natürlichkeit. Die Coſtüme hierbei ſind öfters valencianiſch, größtentheils aber andaluſiſch. Aber es iſt keine Verkleidung oder Maskerade für Tänzer oder Tänzerinnen; meiſtens ſind ſie ja aus dem glücklichen Lande jenſeits der Sierra Morena, und die Tracht, in der ſie hier auftreten, iſt ja dieſelbe, die ſie von Kindheit an getragen, der Tanz, den ſie ausführen, derſelbe, den ſie zu Hauſe oder auf der Straße oder bei einer Landpartie an den reizenden Ufern des Xenil hundertmal geſehen und ſelbſt mitgetanzt. Auch ſcheinen

Falle ſelbſt gehandelt hätten, wie Sie jetzt von Welkermann fürchten?“

Der Ingenieur zuckte mit den Achſeln, ehe er zur Antwort gab: „Ich glaube doch, daß ich ſo gehandelt hätte; ich glaube, daß ich die Stärke dazu gehabt haben würde, denn im anderen Falle wäre ich ja verächtlicher geweſen, als man damals von mir geglaubt, an jenem Morgen, wo ich hier bei Ihnen war, dem eine Reihe ſo fürchterlicher Tage folgte, daß ich unter dem zermalmenden Eindrucke derſelben jenes allerdings frevelhafte Spiel einging und — vielleicht wohl leider zu Ende geführt haben würde.“

„Und wenn ich Ihnen nun trotz alledem den Zutritt zu Herrn Welkermann verweigern müßte?“

„Das wäre ſehr ſchlimm, Herr Polizeirath; denn zuerſt müßte ich, ſelbſt auf die Gefahr hin, ebenfalls eingeſperrt zu werden, Alles verſuchen, um mit Liſt oder Gewalt zu ihm zu dringen, und dann müßte ich mich an Perſonen von Einfluß wenden, die vielleicht ſo mitleidig wären, einen ſo frevelhaften Selbſtmord zu verhüten. Denn wie die Sachen liegen, wäre auch nicht mehr die Idee eines Duells in dem Beginnen Ferdinands zu entdecken.“

„Eine Idee von Vernunft war niemals darin,“ mur-

melte der Polizeirath. „Das iſt noch das Schlimmſte und Fluchwürdigſte von allem Unſauberen, was wir von jenſeit des Meeres erhalten haben — aber ſagen Sie mir, junger Menſch," rief er aus, indem er die Hände zuſammenſchlug und vor Welden ſtehen blieb, „fürchteten Sie denn in Wahrheit ſo ſehr die Stimme der Welt, daß Sie die Hand zu ſolchem Wahnſinne bieten konnten?"

„Ich bin heute ruhiger geworden und könnte vielleicht zugeben, daß ich die Sache in ihrem richtigen Lichte betrachte, wogegen Sie mir nicht verübeln werden, daß von allem dem, was ich damals erfahren, eine Begierde in mir rege wurde, die Sache auf ſo raſche und, wenn Sie wollen, ſchreckliche Weiſe zu erledigen: er oder ich!"

„Und was erlebten Sie denn ſo furchtbar Schlimmes?" verſetzte der Polizeirath mit einem ſpöttiſchen Lächeln. „Daß junge Leute von gleichem, heißem Blute wie Sie etwas zweifelhaft von Ihrem Muthe ſprachen?"

„Nicht nur junge Leute, Herr Polizeirath, ſondern auch Männer, die man im Punkte der Ehre wohl als Autoritäten anerkennen darf — Herr von Rivola zum Beiſpiel."

„Ah, Herr von Rivola," ſagte der Polizeirath kopfnickend — „der allerdings — im Punkte deſſen, was wir ſo Ehre nennen — ach ja, ach ja!"

„Er fand, daß ich die Angelegenheit gegen Herrn Wellermann nicht schwer genug nehmen könne, daß ein Duell in der ernsthaftesten Form unumgänglich nothwendig sei.“

„Wann war das ungefähr?“ fragte der Polizeirath mit großer Aufmerksamkeit.

„An dem Tage, wo Sie mich nöthigten, Ihnen mein Ehrenwort zu geben, die Sache dreimal vierundzwanzig Stunden ruhen zu lassen.“

„Ah, an jenem Tage! Und damals meinte Herr von Rivola, die Sache lasse sich nicht gütlich vergleichen?“

„So war seine Ansicht.“

Der Polizeirath trat einen Augenblick an das Fenster, um sich gleich darauf dem jungen Manne wieder zu nähern und ihm zu sagen, während er seine Hand sanft auf dessen Schulter legte: „Sprechen Sie offen und ehrlich mit mir, Welden — als Sie sich damals mit Herrn von Rivola besprachen, machten seine Worte auf Sie den Eindruck, als wenn er selbst irgend eine Feindschaft, irgend einen Haß gegen Herrn Wellermann im Herzen trüge?“

„Wenn ich mich recht erinnere,“ versetzte der Andere nach einigem Besinnen, „so machte die Rede des Herrn von Rivola wenigstens den Eindruck auf mich, als sei

ihm daran gelegen, daß dieſes Duell zu Stande käme, eine Anſicht, in der ich einige Tage nachher beſtärkt wurde durch die für mich ſehr unangenehme Aufregung, in welche ich Herrn von Rivola verſetzt fand durch die Nachricht, daß unſer Duell vereitelt worden ſei — durch Ihre Freundlichkeit, Herr Polizeirath."

„Bitte recht ſehr — Sie fanden ihn damals in der That ſehr aufgeregt? Um welche Stunde kann das ungefähr geweſen ſein?"

„Es war gegen zwei Uhr Nachmittags, ich wartete ſeine Rückkehr aus der Stadt ab; er ſah leidend und ſehr angegriffen aus."

„Ja, ja, das trifft ungefähr zuſammen," murmelte der Polizeirath, abermals ſeinen Spaziergang durch das Zimmer wieder aufnehmend, wobei ihm die Blicke Weldens folgten, während dieſer ſagte:

„Und nun erlöſen Sie mich aus meiner unbehaglichen Stellung, laſſen Sie mich zu Herrn Welkermann, und ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß ich es ſo gut als möglich vermeiden werde, irgend ein anderes Geſprächsthema zu berühren, als das, weßhalb ich hiehergekommen bin."

„Gut, Sie ſollen Ihren Willen haben, und zwar ſogleich."

Er rief durch den Ton ſeiner Glocke den Aufwärter

herbei, welchem er den Befehl gab, Herrn Welden zum Gefangenen zu führen, wobei er, gegen den Ingenieur gewandt, hinzusetzte: „Ich sehe Sie später noch auf einen Augenblick."

Ferdinand Wellermann bewohnte in dem Gebäude, wo wir uns gerade befinden, ein nicht sehr großes Zimmer mit mäßiger Einrichtung; doch hatte die Fürsorge der Mutter ihm einen einfachen Fauteuil verschafft, in welchem er, die Hände in die Hosentaschen gesteckt, beim Eintritte Weldens lang ausgestreckt lag.

Dieser ging rasch auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte in einem vorwurfsvollen Tone: „Den Inhalt der Zeilen, welche ich von Ihrem Herrn Vater erhielt, darf ich wohl als einen Scherz betrachten?"

„Im Gegentheil," antwortete Ferdinand, indem er den Versuch machte, sich langsam zu erheben, „Sie sehen mich ganz in der Stimmung, Sie mit den Worten jener Gladiatoren zu begrüßen: **Morituru te salutat!**"

„Ah, wer wird so kleinmüthig geworden sein!"

„Kleinmüthig, ich? Durchaus nicht — ich will mich nur im kaufmännischen Sinne als solides Haus bezeigen und den auf den zwölften Mai acceptirten Wechsel am Verfalltage einlösen."

Welden warf den Kopf rasch in die Höhe und sagte

dann, indem er Ferdinands rechte Hand ergriff: „Laſſen Sie uns wie Männer ſprechen und nicht wie Kinder.“

„Der Meinung bin ich auch, nachdem wir ein wenig wie Kinder gehandelt.“

„Allerdings; aber ein gütiges Geſchick vereitelte dieſen kindiſchen Streich.“

„Wie ſo? Wir haben gleichmäßig eingeſetzt, und ich verlor, das iſt ſo klar wie der Tag. Sie waren allerdings ſo freundlich, mir das Gegentheil zu verſichern; Sie wollten, ich ſolle Ihnen meinen Verluſt ſchuldig bleiben, wozu ich aber keine Luſt habe — bitte, lieber Welden, laſſen Sie mich ausreden. Ich habe mich immer auf's ſorgſamſte bemüht, meine Spielſchulden zu bezahlen, und ſo werde ich auch dieſes Mal thun.“

„Ah, Herr Welkermann,“ rief der Andere, indem ein tiefer Ernſt ſeine Züge beſchattete, „ſagen Sie mir nach einer kleinen Weile, daß Sie zu ſcherzen belieben, denn, bei Gott, könnte ich annehmen, daß Sie im Ernſte reden, ſo würden Sie mich in einen Zuſtand verſetzen, über deſſen Eindruck ſich mein Haar emporſträuben würde!“

Welkermann hatte ſeine Rechte langſam aus den umſchlingenden Fingern Weldens zurückgezogen und nagte, düſter vor ſich hinſtierend, an ſeinen Nägeln, ehe er zur Antwort gab: „Sie haben das Leben wieder lieb ge-

wonnen, ich begreife das — mir aber iſt es in dieſer Umgebung — er warf einen ſcheuen Blick auf die ſtark vergitterten Fenſter — eine ſchwere Laſt geworden, die ich mich glücklich fühle, auf eine ſolch' anſtändige Weiſe abſchütteln zu können."

„Das iſt aber keine anſtändige Weiſe, das wäre ein ganz gewöhnlicher, unmotivirter . . ."

„Reden Sie doch aus!" ſagte der Andere, da Welden ſtockte. „Und wenn es das in der That wäre, ſo werden Sie mir doch ein ehrliches Begräbniß dadurch nicht verhindern, daß Sie meine Worte Lügen ſtrafen, wenn die Welt erfährt, es habe ſich hier um eine allerdings etwas eigenthümliche Art von Zweikampf gehandelt; Sie werden im Gegentheil meine Ausſage bekräftigen."

„Und wenn ich dazu in dieſem entſetzlichen Falle nicht im Stande wäre?" fragte Welden in einem eigenthümlichen Tone, deſſen Kälte und Ruhe ſo auffallend klangen, daß Ferdinand unwillkürlich in die Höhe blickte. „Wenn ich nach dem zwölften Mai ebenfalls verhindert wäre, etwas für Sie zu thun?"

„Ich ſehe den Grund nicht ein," meinte Ferdinand; „Sie ſtehen ſo geſund vor mir in voller Lebenskraft und Lebensluſt," ſetzte er mit einem trüben Lächeln hinzu. Dann fuhr er mit einem leiſen Schauder fort: „Ja, hätten

Sie, wie ich, lange Tage und noch längere Nächte in dieſen kahlen Mauern zugebracht, mit der Ausſicht auf eine fernere vieljährige Verſorgung, ſo würde ich es begreiflich finden, Ihren Muth gebeugt zu ſehen, aber ſo — gehen Sie, lieber Welden, und ſeien Sie glücklich!"

„Ich werde allerdings gehen, und zwar ſogleich gehen, wenn Sie bei Ihrem thörichten, ja, verbrecheriſchen Entſchluſſe beharren. Ich werde, von Ihnen Abſchied nehmend, Ihnen die Hand reichen auf ein Wiederſehen am zwölften Mai, eilf Uhr Vormittags — geben Sie mir darauf Ihre Hand."

„Daß ich der Narr wäre, für den Sie mich halten — was geht Sie mein verfallender Wechſel an!"

„Viel, Alles — unſere Schuld iſt zuſammengefloſſen wie jene Regentropfen, und daß dem ſo iſt, dafür hebe ich hier meine Hand zum feierlichen Schwur gen Himmel!"

„Ah, laſſen Sie mich, laſſen Sie mich!" rief Welkermann in einem ſchrillen Tone, indem er beide Hände vor das Geſicht drückte.

„Ich lege vor Gott dieſen Schwur ab, dreimal nach einander in jeder Form, welche Sie wollen, und wenn Sie mir darauf noch keinen Glauben ſchenken, ſo kann ich Ihnen nur ſagen: ich gebe Ihnen mein heiliges Ehren-

wort, daß wir uns am zwölften Mai wiederſehen, wenn ein Wiederſehen danach überhaupt noch möglich iſt!"

„Laſſen Sie mich, laſſen Sie mich!" wiederholte der Andere mit wild bewegter Stimme, indem er aufſprang und im Zimmer auf- und abrannte. „O, wenn Sie wüßten, wie grauſam es von Ihnen iſt, mich zu erſchüttern in einem ſo guten und wohl überlegten Entſchluſſe!"

„Wie können Sie das ſagen, Sie, der Sie von Ihrer eigenen Unſchuld nicht überzeugter ſein können, als ich ſelbſt, als Ihre Eltern, ja, als Ihre Richter es ſein werden?"

„Ah, meine Richter — ja, ich werde vor meine Richter geſtellt werden wie ein ganz gemeiner Verbrecher, der ich bei Gott nicht bin! Man wird vielleicht an meine Unſchuld glauben und mich freiſprechen, aber man wird mir mit Achſelzucken nachſchauen, wenn ich über die Straße gehe, und man wird ſich zuflüſtern: Das iſt der Welkermann, welcher der Falſchmünzerei verdächtig eingeſperrt war, der Sohn des Stadtſchultheißen, welcher aber — und das hätte man ſich denken können — freigeſprochen wurde!"

„Ah, welche Idee! Achtbare Männer werden Zeugniß für Sie ablegen, Ihre Freunde, wozu ich mich vor allen

Anderen zähle, der Polizeirath Merkel, Herr von Rivola ....“

„Ah, er!“ ſprach Ferdinand, plötzlich ſtehen bleibend, mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdrucke. Ich fürchte faſt, daß, wenn er im Stande ſein wird, Zeugniß für mich abzulegen, er vielleicht achſelzuckend ſagen könnte: Das iſt ein leichtſinniger junger Menſch, dem viel zuzutrauen wäre! Und wenn er nicht mehr im Stande iſt, gültig für mich zu zeugen, ſo könnte das meine Sache nur verſchlimmern.“

„Ich verſtehe Sie nicht — gewiß, ich verſtehe Sie nicht.“

„Begreiflich,“ lächelte der Andere; „wenn man ſo wie Sie draußen in Luft und Sonnenſchein lebt, wenn man ein Freund des Rivola'ſchen Hauſes iſt, wenn man mit Intereſſe in die glänzenden Augen der ſchönen Lucy ſchaut, ſo ſieht man Manches anders an, als wenn man wie ich, Stunde um Stunde in der Einſamkeit hinbrütend, ſich Vergangenes in nackter und ungeſchminkter Wahrheit vor Augen bringt, wenn Einem dabei plötzlich Worte, Blicke einfallen, die, durch Einſamkeit und Nachdenken geſchärft, einen ganz anderen Sinn erhalten, einen richtigeren Sinn, ſo kann man auf Ergebniſſe kommen, die man kaum wagt, ſich ſelbſt zuzuflüſtern.“

ſie heute Abend keine Vorſtellung zu geben, ſondern einzig und allein zu ihrem Vergnügen umher zu wirbeln. Vielleicht ſechszehn Paare bilden den Chor, ſchön gewachſene junge Leute, vortrefflich angezogen, und reizende Mädchen, gewiß keine über achtzehn Jahre alt — prächtige Geſtalten. Und welche Köpfe, welche Haare, Augen und Zähne! Lauter Pepita's! nur daß die letzte dieſer Chortänzerinnen wohl beſſer zu tanzen verſtand, als die ſchöne Sennora de Oliva. Etwas Unvergleichliches liegt in der Art, wie dieſe Andaluſierinnen ihre zierlichen Köpfchen zu tragen und zu wenden wiſſen, und unbeſchreiblich iſt dabei ihr Augen- und Fächerſpiel. Doch die Muſik beginnt, und zu gleicher Zeit fallen zweiunddreißig Paar Caſtagnetten ſo haarſcharf im Tacte ein, daß man nur einen einzigen knatternden und dröhnenden Schlag hört. Und das bleibt ſich immer gleich ſo! mögen ſie die Muſik in langſamem Tempo mit einzelnen Schlägen accompagniren, oder mögen die Caſtagnetten wirbeln und ſchmettern, man fühlt, daß dieſe Bewegung, welche die Töne hervorbringt, vom Herzen kommt oder vielmehr von dem heißen Blute angegeben wird und gerade ſo und nicht anders ſein darf. Dieſes Geknatter der Caſtagnetten beim ſpaniſchen Tanze iſt hier ſelbſt eine Art Muſik, und ich möchte lieber die begleitenden Inſtrumente, als dieſe friſchen luſtigen Klänge vermiſſen.

Bei dem Tanze athmet jedes Paar Luſt und Freude, es ſcheint nichts Gelerntes, man glaubt, Tänzer und Tänzerinnen ſeien entzückt, tanzen zu dürfen. Die Augen blitzen, die Wangen glühen, und zwiſchen den geöffneten friſchen Lippen hervor ſchimmern die herrlichſten Zähne; dazu glänzen die bunten Farben der Coſtüme in Sammt, Atlas und Seide, bedeckt mit Gold- und Silberſtickereien, wahrhaft blendend durch einander, und obgleich die Muſik immer toller wird, ſcheint der Tact doch noch zu langſam zu ſein für die beſtändig vorwärts ſtrebenden Bewegungen der wilden und ausgelaſſenen Tänzerinnen. Jetzt ſchwingen ſie ſich in unbeſchreiblichen Gruppen durch einander, jetzt öffnen ſie

„Sie ſprechen in Räthſeln für mich.“

„Ich glaubs, ich glaubs; doch ſagte ich ſoeben, es gibt Dinge, die man kaum wagt, ſich ſelbſt zuzuflüſtern.“

„Herrn von Rivola betreffend?“ fragte Welden im Tone höchſter Spannung und mit verhaltenem Athem, denn es war ihm, als dränge in die dunklen Reden Ferdinands plötzlich ein ſcharfes, ſchneidendes Licht. „Die Anklage gegen Sie beruht ja hauptſächlich darauf, daß Sie ſo gefällig waren, Banknoten, welche Ihnen Herr von Rivola übergeben, ohne Weiteres an der Kaſſe umzuwechſeln.“

„Darin liegt es ja gerade!“ gab der Andere zur Antwort und ſetzte mit einem lauten Lachen hinzu: „Wenn Herr von Rivola nicht Herr von Rivola wäre, müßte er doch unfehlbar mein Zimmernachbar ſein!“

„O—o—o—oh!“ brachte Welden mühſam hervor, dann ſprach er zu ſich ſelber: „Und ſollte der Polizeirath Merkel einen ähnlichen Gedanken haben? Erſchien es mir doch ſonderbar, mit welch großem Intereſſe er zuhörte, als ich ihm davon ſprach, wie mich Herr von Rivola zu jenem Duell mit Welkermann angetrieben — forſchte er doch ſo genau nach Tag und Stunde! Ach, wenn über dem Haupte von Lucy's Vater ein ſo furchtbares Verhängniß ſchwebte!“

Ferdinand war näher getreten und ſagte nun, indem er zutraulich ſeine Hand auf Weldens Schulter legte: „Ah, Sie denken über meine Worte nach — könnte ich Ihnen nur meine Ueberzeugung geben!“

„Daß Herr von Rivola . . . .“

„Bſt,“ ſagte der Andere raſch und leiſe, „die Wände hier haben Ohren, wie in der Höhle des Tyrannen von Syrakus, und ich glaube,“ ſetzte er mit einem Blicke auf die Thür hinzu, „Herr Dionys Schmetterer hat uns belauſcht — ſie haben da an der Thür eine recht artige Vorrichtung.“

Welden ſchien die letzten Worte Ferdinands überhört zu haben. „Nein, nein,“ rief er plötzlich aus, „das iſt ein falſcher Verdacht, das wäre zu fürchterlich!“

„Allerdings,“ meinte Welkermann mit einem ſpöttiſchen Lächeln — „unglaublich immerhin, und würde die ſogenannte Geſellſchaft tief erſchüttern.“

„Sprachen Sie dieſen Verdacht ſchon irgendwo aus?“

„Wofür halten Sie mich? Herr von Rivola hat mir immerhin Gutes erzeigt, und da ich Wohlthaten nie vergeſſe, ſo habe ich mir vorgenommen, das alles mit dem allgemeinen Saldo am zwölften Mai zu tilgen.“

„O, wenn ich Ihnen ſagen könnte, in welch' furchtbare Aufregung Sie mich verſetzt haben, ja, daß ich

darüber vergaß, was mich hieher geführt! Herr Welkermann," rief er darauf in flehendem Tone, „ich beſchwöre Sie bei allem, was heilig iſt, glauben Sie an die Wahrheit meiner Worte, daß die Vorſehung unſer frevelhaftes Spiel in der That vereitelt hat! Zwingen Sie mich nicht, Ihnen zu wiederholen, in welche Lage Sie mich im anderen Falle bringen würden! Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie nach meiner Versicherung, nach meinem Schwur die Sache auf ſich beruhen laſſen wollen, bis Ihre Unſchuld erkannt iſt, bis Sie Ihrer Haft entlaſſen ſind, wo ich mich Ihnen alsdann in jeder Form, die Ihnen beliebt, zur Verfügung ſtellen werde! Sie ſagten mir vorhin allerdings, Sie hätten Ihren Argwohn gegen Herrn von Rivola in keiner Weiſe laut werden laſſen, und ich glaube Ihnen; aber Aeußerungen, welche der Polizeirath vorhin gegen mich gethan, laſſen mich vermuthen, daß er ſeine Hand rückſichtslos auch gegen ihn ausſtrecken wird, wie er es gegen Sie gethan."

„Daran zweifle ich nicht, und ich habe mich in der That nur gewundert, Herrn von Rivola nicht ſchon zum Zimmernachbar erhalten zu haben."

„Entſetzlich! Ich glaube an ſeine Schuld ſo wenig als an die Ihrige — würden Sie es nicht einem Freunde

gedankt haben, der Sie durch eine Warnung vor Ihrer Haft bewahrt hätte?“

„Kaum — ich würde in meiner Unſchuld dieſer Haft nicht aus dem Wege gegangen ſein; aber in Betreff des Herrn von Rivola haben Sie Recht: ich glaube faſt, man erzeigte demſelben einen Dienſt, wenn man ihn veranlaſſen könnte, eine Reiſe in's Ausland zu machen.“

„Und damit wäre keine Zeit zu verlieren. Aber wie kann ich Sie verlaſſen, ehe Sie mir Wort und Handſchlag gegeben, daß Sie jenes Schrecklichere auf ſich beruhen laſſen wollen? Glauben Sie mir doch, daß Sie Ihre Lage ganz anders betrachten werden, ſobald Sie ſich nicht mehr zwiſchen dieſen öden Mauern befinden — o, es iſt ſo wahr, wie Sie vorhin ſagten, daß uns Alles anders erſcheint in freier Luft und Sonnenſchein! Laſſen Sie alsdann die Stadt hinter ſich, folgen Sie mir in meine Berge, und es werden nicht Wochen vergehen, daß Sie mir eben ſo herzlich, eben ſo innig danken, wie ich Sie jetzt innig und herzlich anflehe, dieſen meinen Dank zu verdienen!“

Welkermann war an's Fenſter getreten, von wo aus er allerdings nur auf öde Mauern blicken und nichts von dem Hoffnung verheißenden Grün der Bäume ſehen konnte, ſondern nur ein kleines Stück des blauen Himmels,

an dem aber hoch oben eine lang geſtreckte Vogelſchaar ihren Zug gegen Norden nahm.

„O, könnte ich Sie plötzlich jetzt mitten hineinverſetzen in den ſproſſenden, knospenden Frühling, in die von Kräuterduft durchwürzte Waldeinſamkeit! Hoffen Sie — hoffen Sie auf beſſere, ſchönere Tage!“

Da wandte ſich der Andere raſch gegen den Bittenden und Flehenden, ſtreckte ihm ſeine beiden Hände entgegen, und obgleich er ohne alle weitere Betheuerung nur die Worte ſprach: „Gut denn, ich will erwarten, was da kommt!“ — ſo war doch der Ton ſeiner Stimme ſo voll Wahrheit, daß Welden ihn mit einem Ausrufe der Freude in ſeine Arme zog, ihm herzlich dankte und dann ſagte: „Und nun muß ich Sie verlaſſen, um, wenn es möglich iſt, vielleicht einem anderen Unglücke noch rechtzeitig vorzubeugen.“

Er eilte ſchnell zur Thür, klopfte dort an, und die außerordentlich raſche Art, mit der ihm dort von Herrn Schmetterer geöffnet wurde, zeigte ihm, daß dieſer würdige Beamte ſich in nächſter Nähe der Thür befunden hatte; auch ſchien er Herrn Welden erwartet zu haben, wenigſtens verbeugte er ſich auf ſolche Weiſe vor ihm und ging ihm dann voran nach den Zimmern des Po-

lizeiraths, als wenn es ſich von ſelbſt verſtände, daß der junge Ingenieur dorthin gehen werde.

Dies geſchah denn auch, weil ſich Welden ſeines gegebenen Verſprechens erinnerte; Herr Merkel aber war für einen Augenblick ausgegangen, wie der Polizeiagent ſagte, nachdem er die Thür zum Schreibzimmer ſeines Herrn geöffnet, „wird aber wahrſcheinlich in Kurzem wiederkommen und läßt recht dringend bitten, ihn hier zu erwarten."

Welden, auf's lebhafteſte mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und hob jetzt ohne Abſicht ein Papier vom Boden auf, das in der Nähe des Schreibtiſches lag und wahrſcheinlich vom Luftzuge heruntergeweht worden war. Es war ein beſchriebenes Blatt, welches der Polizeirath auf die Ecke des Schreibtiſches gelegt haben mochte und vielleicht mitzunehmen vergeſſen hatte.

Welden war ſchon im Begriffe, es wieder an ſeinen Platz zu legen, als er unwillkürlich auf demſelben den Namen Nivola las, den Namen des Mannes, mit dem er ſich in ſeinen Gedanken ſo angelegentlich beſchäftigte.

War es ihm zu verargen, daß ſeine Augen raſch die geſchriebenen Zeilen durchflogen, daß er mit ſteigendem

Antheile las: „Mein lieber Polizeirath! In der Sache des Herrn von Rivola habe ich auf Ihre wiederholten Vorstellungen endlich so viel erlangt, daß man Ihnen gestattet, gegen denselben, aber auf die schonendste Weise vorzugehen — ich wiederhole Ihnen, auf die schonendste Weise, und möchte mir noch erlauben, hinzuzufügen, ob Sie nicht meiner Ansicht sind, daß erst der Ausgang einer Unterredung mit Herrn von Rivola, mit Ihrer bekannten Geschicklichkeit geführt, entscheidend sein dürfte, ob Weiteres zu geschehen hätte; doch soll auch selbst dieses Weitere die Grenze eines Hausarrestes nicht übersteigen. Der Polizeiminister." Das „soll" war zweimal unterstrichen.

Welden warf das Papier von sich, als brenne es zwischen seinen Fingern; dann stürzte er gegen die Thür — diese war verschlossen.

Einen Augenblick stand er rathlos: sollte er klopfen, Lärm machen? Wahrscheinlich ohne allen Nutzen, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß dieses Abschließen der Thür kein zufälliges war. Da entsann er sich glücklicher Weise der kleinen, geheimen Treppe, welche aus dem Schreibzimmer des Herrn Polizeiraths direkt in's Freie führte; auch hatte ihm dieser einmal in einer vertraulichen Stunde mitgetheilt, wie das Schloß der unteren Thür

ſelbſt ohne Schlüſſel zu öffnen ſei. Ohne ſich lange zu beſinnen, eilte er dort hinab, betrat nach wenigen Augenblicken die Straße und rief einen Fiaker an, der zufällig vorüberfuhr.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Umgebung von Eichenwald hatte sich, seit wir sie zum letzten Male gesehen, sehr zu ihrem Vortheile verwandelt: die Wiesen schimmerten im saftigsten Grün, die kleinen Sträucher waren in lichtgrüne Blätter eingehüllt, zwischen denen sich hier und da ihre natürlichen Blüthen in den verschiedensten Farben zeigten. Auch schien gerade dieses Mal das Frühjahr ganz besonders schön werden zu wollen: die erwachte warme Erde duftete so angenehm, wie selten, und die Lerche, welche sich von der aufgebrochenen Scholle in die Höhe schwang, schien fast trunken von Glückseligkeit zu sein, so übermüthig trillerte und jubilirte sie in die blaue Luft hinaus. — Und Eichenwald selbst lag in einem wahren Strauße von Blüthen, den ein Kranz von Laub- und Nadelholz einfaßte, wobei

namentlich das letztere mit den Tausenden und Tausenden hellgrüner Tupfen der kleinen, neugierigen Triebe auf den tiefgrünen Zweigen der ernsten Bäume hervortrat, — welch' würziger Duft strömte dabei aus den Tannenwäldern! Es war wahrhaftig kein Wunder, daß im Landhause des Freiherrn von Rivola Fenster und Thüren weit geöffnet waren, um die winterliche Luft, die sich etwa noch in den Winkeln und Ecken versteckt hatte, auszuathmen und dagegen den herrlichen Duft des Frühlings einzuziehen.

Auch der Garten rings um das schöne Wohnhaus hatte schon überall die winterlichen Hüllen abgeworfen und zeigte sich im Feierkleide, würdig der schönen Jahreszeit: da war auf den Wegen kein Laub mehr zu sehen, da waren die Linien der Rasenplätze und Grasseinfassungen scharf und glatt umhauen, da sah man die milde Erde auf den Blumenbeeten so aufgelockert und doch wieder so glatt, daß man ordentlich zu bemerken glaubte, wie üppig die überwinterten Pflanzen ihre dicken, saftigen Stengel und Blätter emportrieben; die Rosen zeigten schon kleine Knospen, die schweren Blüthenbüsche des zierlichen Flieders dort in dem Rondel, wo das weiße Marmorbild der Flora stand, hauchten die süßesten Düfte aus, und der mächtige Springbrunnen vor der Terrasse warf einen glitzernden

einen Platz zwiſchen ſich, und während ſie einige Secunden ausruhen, tanzt eine Solotänzerin. Doch da das Publikum bei ihrem Anblicke ſo ruhig bleibt, ſo merken wir gleich, daß es nicht Sennora Minutena, der dießjährige Liebling der Barceloneſer, iſt.

Endlich erſcheint aber auch dieſe im Hintergrund der Bühne, und das Publikum klatſcht ihr wüthenden Beifall entgegen. Die Tänzerin iſt ein ganz junges Mädchen, vielleicht noch nicht Achtzehn, aber wie ruhig ſteht ſie da bei dem Beifallsſturme, der ſie begrüßt! Sie wiegt ihr Köpfchen hin und her, ſie umfaßt ihre ſchlanke Taille mit den Händen, biegt ſich rechts und links durch, die Muſik beginnt wieder, und ſie kommt nun langſam vorgeſchritten, ſcheinbar ohne alle Prätention, aber coquet zum Davonlaufen. Bei jedem Schritte, den ſie macht, hebt ſie ihren Fuß wagerecht in die Höhe und lächelt dabei ganz unbefangen. So ſchreitet ſie vor bis zu den Lampen, und als nun ein neuer Spektakel losbricht, bleibt ſie ruhig ſtehen und läßt die großen glänzenden Augen wie verwundert durch das Haus hinlaufen. Das dauert aber nur eine Secunde, dann ſenkt ſie neckiſch ihren Kopf, als wollte ſie ſagen: Ah! ihr habt mich doch nur zum Beſten! wendet ſich um und flieht nach dem Hintergrunde zurück, gefolgt von Blumenſträußen und Kränzen und dem allgemeinen Rufe, noch einmal vorzukommen. Das thut ſie denn auch lachend wie vorher und als ſie wieder vorn ſteht und abermals in das Haus ſchaut, hebt ſie leicht ihr Röckchen auf, einen Schoß bildend, der auch in der nächſten Secunde mit Blumen angefüllt iſt. Jetzt endlich beginnt ſie ihren Tanz, reizend, wie ich nie etwas geſehen, und unmöglich zu beſchreiben. Sie tanzte die Madrilenna, und ein liebenswürdigeres, coquetteres Aufheben ihres Tanzröckchens, wobei ſie ihre Wade zeigte, ein naiveres Erſchrecken über die Weſpe, welche in ihre Unterkleider geſchlüpft iſt, und die ſie erſt nach langem Schütteln herausbrachte und dann ſo keck mit der Spitze des kleinen Fußes auf die Stelle hinſprang, um das ſchädliche Inſect,

Strahl des frischesten Wald- und Bergwassers hoch in die Luft empor.

An Dienern und Arbeitern aller Art, die das alles hier in Ordnung brachten oder erhielten, fehlte es nicht, und besonders am heutigen Morgen sah man in und außer dem Hause Alles in ganz besonders emsiger Thätigkeit: hier rechten die Gartenburschen die Wege und machten förmlich Jagd auf jeden Grashalm, der sich schüchtern zwischen dem feinen Kies hervorwagte, während andere dort unzählige große und kleine Pflanzentöpfe und Kübel an dem Hauptaufgange zur Terrasse malerisch gruppirten.

Unter Aufsicht der Frau Werber waren die Hausbedienten beschäftigt, in dem großen Salon, der auf die eben erwähnte Terrasse mündete, einen kleinen, aber höchst eleganten Frühstückstisch herzurichten, während begreiflicher Weise von der Herrschaft hier unten Niemand sichtbar war: Herr von Rivola arbeitete in seinem Schreibzimmer und die Baronin mit ihrer Tochter befanden sich im oberen Theile des Hauses, Jakob hatte in der Bibliothek zu thun; er räumte Bücher auf, die sein Herr heute Morgen gebraucht, und staubte die Glasscheiben ab. Da aber die Thür, welche von hier in's Schreibzimmer führte, nicht, wie an jenem Tage, als Jakob die rothe Brief-

taſche bemerkt hatte, offen ſtand, ſondern feſt verſchloſſen, dagegen das Fenſter nach dem Hofe zu geöffnet war, ſo unterbrach er häufig ſeine Arbeit, um Eins mit dem Kutſcher zu plaudern, welcher in der weißen Schürze neben einem geſtern angekommenen Landau ſtand, Federn und Achſen desſelben, ſowie durch leichtes Zuwerfen der Wagenthüren die Güte der Schlöſſer an denſelben unterſuchend, während ein paar Stallbuben mit wollenen Lappen beſchäftigt waren, Staub, wo ſich ſolcher allenfalls vorfand, zu vertilgen.

„Der iſt in der That famos,“ ſagte Jakob mit einer Kennermiene, „und ſieht elegant aus.“

„Wobei er ſolid iſt und nicht zu ſchwer,“ gab der Kutſcher zur Antwort, indem er den Wagen mit ſeiner mächtigen Fauſt eine halbe Räderumdrehung vor- und zurückſchob, „und das iſt hier in den Bergen die Hauptſache.“

„Für Euch, David,“ lächelte Jakob, „oder vielmehr für die Pferde; mir iſt es wichtiger, ob die Verdecke leicht auf- und zugemacht werden können.“

„Gerade recht,“ brummte der Kutſcher.

„Soll der neue Wagen heute gebraucht werden?“

„So viel ich von dem Kammerdiener gehört, wollen die Herrſchaften nach dem Frühſtücke zur Eichenkrone

hinauffahren — na, dabei können wir ſehen, was der Landau leiſtet, ſowie auch der Viererzug Rappen, welchen das gnädige Fräulein mitbekommen wird."

„Ich wollte, ſie bekäme mich auch mit," meinte Jakob mit heiterer Miene; „da wird man's gut haben, wenn auch der Graf Hartenſtein, den ich von einem meiner Bekannten her, welcher ſchon drei Jahre Reitknecht bei ihm iſt, genau kenne, nicht der iſt, mit welchem man gern Kirſchen ißt."

„Dummes Geſchwätz — auch der Herr Baron hier hält dir deinen Mund ziemlich ſauber von Kirſchen, ſollte ich meinen."

„Ah, das iſt ein Herr, der auch Andere leben läßt, und wenn Alle, welche hier zu befehlen haben, ſo wären, dächte ich nicht daran, mich zu verändern."

„Nicht wahr, das Frühſtück iſt auf zwölf Uhr beſtellt?"

„Punkt zwölf Uhr, zehn Couverts, nur Familie, niemand Fremdes — Verlobung und Unterzeichnung des Heirathscontraktes."

„Das iſt mir gleichgültig, ich habe nur nach der Zeit gefragt, um ungefähr zu wiſſen, wann der Wagen befohlen werden könnte — he, ihr Burſchen," rief er den Stallbuben zu, „nehmt da Waſſer zu den Flecken am

rechten Hinterrade, ſonſt bringt ihr ſie nicht weg. — Stadler," wandte er ſich an einen der Gärtner, der auf dieſer Seite des Hauſes Pflanzen begoß, „geben Sie mir einmal auf einen Augenblick Ihre Gießkanne."

Der Gärtner brachte das Verlangte herbei und ſagte, als er es niederſetzte: „Ich brauche ſie ſogleich nicht mehr; laſſen Sie ſie nachher unter den Schuppen ſtellen."

Dann nahm er ſeine Schaufel auf die Schulter und verließ den Hof durch das kleine Thörchen zwiſchen dem Oekonomie- und Stallgebäude, welches beſtändig verſchloſſen war und das er auch jetzt wieder hinter ſich zuſperrte.

„Dieſer Stadler iſt immer da zu finden, wo ſich zwei Leute zuſammen unterhalten," ſagte Jakob. „Habt Ihr das nicht auch ſchon bemerkt, David?"

„Ich bekümmere mich um ſo was nicht."

„Ich weiß nicht, ich kann dieſen Kerl nicht ausſtehen, der immer . . . ."

Statt ſeinen Satz zu vollenden, verſchwand der Bediente vom Fenſter, da er im Nebenzimmer ein Geräuſch gehört zu haben glaubte.

Stadler aber ging von außen um das Oekonomiegebäude und verſchwand an der Grenze des Parkes in einem Hohlwege, welcher von dort ſanft aufwärts zu

einem kleinen, einſam am Rande des Waldes ſtehenden Häuschen führte, von wo jetzt ein Mann, raſch den Hohlweg abwärts ſchreitend, faſt in der Mitte desſelben mit Stadler zuſammentraf.

„Ich habe kaum abkommen können," ſagte dieſer, „da drunten Alles die Hände voll zu thun hat — wir haben um zwölf Uhr Verlobung."

„Ich weiß — ich weiß — das wird eine garſtige Unterbrechung werden."

„So gibt es was Neues, Bangart?"

„Ja, und Wichtiges — er hat mir ſagen laſſen, daß wir Alle auf unſerem Poſten ſein ſollen — er würde bald kommen."

„So will er . . . .?"

„Insgeheim eine Unterredung mit deinem Herrn haben — aber ganz insgeheim — wenigſtens will er, wo möglich, ohne geſehen zu werden, in das Schreibzimmer des Herrn von Rivola gelangen."

„Gut, ich werde mir an der kleinen Thür zu ſchaffen machen — den Weg von dort in's Haus kennt er genau, nur ſoll er nicht durch die Bibliothek gehen, wo der Bediente Jakob beſchäftigt iſt, ſondern durch das kleine Vorzimmer neben dem Salon."

„Alſo auf deinen Poſten!"

„Und was habe ich weiter zu thun?“

„Die kleine Thür hinter dem Polizeirathe zu verſchließen, den Schlüſſel zu dir zu nehmen und dich alsdann an das große Gartenthor zu begeben; von da wirſt du mich auf der Höhe des Fahrweges ſtehen ſehen, dabei aber beſtändig die Terraſſe vor dem großen Salon im Auge behalten; ſiehſt du nun den Polizeirath dort erſcheinen und dir winken, ſo gibſt du mir ein Zeichen. Du biſt alſo überzeugt, daß dein Herr jetzt gerade allein in ſeinem Schreibzimmer iſt?“

„Ganz allein — ich erfuhr von der Liſette, daß die Damen droben in ihren Zimmern ſind.“

„So mache dir an der kleinen Thür zu ſchaffen und erwarte ihn in der Nähe, damit du ihm von Allem Bericht erſtatten kannſt.“

„Gut, ſo gehe ich denn auf meinen Poſten.“

„Und ich kehre nach meinem Hauſe zurück, um ihn droben zu empfangen — unter uns geſagt, Stadler, ich bin froh, wenn die Geſchichte endlich einmal ein Ende nimmt, denn es iſt keine kleine Arbeit, ſo beſtändig auf dem Poſten zu ſein.“

„Und für mich da unten noch obendrein gefährlich, denn wenn die Anderen einen Argwohn hätten, ich glaube, ſie ſchlügen mich todt.“ —

Während Stadler und Bangart ſo mit einander redeten, fuhr ein Wagen, was die Pferde laufen konnten, auf dem Wege von der Stadt gegen Eichenwald zu, und der Kutſcher hielt an dem großen Parkthore. Ein Herr ſprang aus dem Wagen, läutete an und fragte, ſobald ihm einer der herbeigeeilten Gartengehülfen geöffnet, nach dem Herrn von Rivola, worauf jener, mit den Achſeln zuckend, erwiederte, „der Herr Baron würde heute ſchwerlich zu ſprechen ſein; er ſei wichtig beſchäftigt und der Befehl gegeben worden, Niemanden vorzulaſſen.“

Trotz dieſer Antwort machte der Angekommene, welcher in großer Aufregung zu ſein ſchien, an der Seite des Gartengehülfen raſch einige Schritte auf dem breiten Kieswege, offenbar in der Abſicht, ſich trotz der Abweiſung dem Hauſe zu nähern und dabei auf einen günſtigen Zufall rechnend. Darin hatte er ſich denn auch glücklicher Weiſe nicht getäuſcht und erblickte nicht ſobald den ihm wohl bekannten Kammerdiener des Hauſes, als er, den Gärtner zurücklaſſend, raſch auf jenen zueilte.

Der Kammerdiener erkannte Welden ſogleich, und da der Ingenieur ſchon häufig mit en famille dinirt hatte, ihm alſo ein beſonderer Grad von Vertraulichkeit mit der Herrſchaft nicht abzuſprechen war, ſo ging ihm der Kammerdiener einige Schritte entgegen und ſprach dann in

aufrichtigem Tone ſein Bedauern aus, daß es ihm in der That unmöglich ſein würde, ihn in dieſem Augenblicke bei dem gnädigen Herrn zu melden.

„Und doch iſt es nothwendig — dringend nothwendig, nicht in meinen Angelegenheiten, ſondern in etwas, das den Herrn Baron ganz beſonders intereſſirt; ich mußte ihm verſprechen, ihm darüber mitzutheilen, was ich erfahren, in jeder Stunde, ſei es, welche es wolle.“

„Um Ihnen gefällig zu ſein, wollen wir einen Verſuch machen.“

„Ich brauche nicht länger, als fünf Minuten — ja, kaum dieſe, wenn Herr von Rivola meine Mittheilung nicht für wichtig genug hält.“

„Gut — bitte, folgen Sie mir.“

Sie ſchritten die mit Blumen garnirte Treppe zur Terraſſe hinan, dann durch den großen Salon, wo der Kammerdiener lächelnd auf die reich gedeckte Tafel wies und Welden hinter der vorgehaltenen Hand zuflüſterte: „Zum Frühſtücke zur Feier der Verlobung des gnädigen Fräuleins.“

„Ah ſo!“

„Warten Sie hier einen Augenblick.“

Der Kammerdiener verſchwand im Nebenzimmer, und es durchflog den jungen Mann ein eigenthümliches Ge-

fühl, als er die glänzende Tafel anſchaute, bedeckt mit Silber und Kryſtall, und als er bedachte, weßhalb er hieher gekommen. Er konnte ſich einer bitteren Empfindung nicht erwehren, als er die hoch ariſtokratiſchen Perſonen, die in Kurzem um dieſen Tiſch ſitzen ſollten, in Gedanken dem gegenüber ſtellte, was den Beſitzer dieſes Hauſes vielleicht in der gleichen Stunde erwartete. — Dabei wurde dieſe Stimmung nicht gemildert durch die im Nebenzimmer in ziemlich ſcharfem Tone ausgeſprochenen Worte des Hausherrn:

„Ich weiß nicht, was ich mit dem Herrn Ober-Ingenieur Welden heute zu verhandeln hätte; wenn er aber durchaus darauf beſteht — dieſes „durchaus“ war doppelt betont, — ſo laſſen Sie ihn eben hereinkommen.“

Aber trotzdem wartete Welden die Rückkehr des Kammerdieners nicht ab, ſondern trat raſch in das Nebenzimmer und ſtand hier vor Herrn von Rivola, der ihn mit einem ernſten, faſt finſteren Blicke betrachtete.

Der Kammerdiener zog ſich zurück und machte die Thür hinter ſich zu.

„Sie werden es begreiflich finden, Herr Ober-Ingenieur,“ ſagte der Freiherr nach einer kurzen, peinlichen Pauſe, „daß ich einiger Maßen überraſcht bin, Sie nach unſerer letzten Unterredung wieder bei mir zu ſehen.“

„Und dürfen überzeugt ſein, daß nur die wichtigſte Angelegenheit mich dazu veranlaſſen konnte.“

„Eine wichtige Angelegenheit, die uns Beide berührt? — Das iſt mir gerade unerklärlich.“

„Erlauben Sie mir, aus Mangel an Zeit ohne alle Einleitung auf dieſe Angelegenheit zu kommen,“ ſagte Welden mit einem Blicke nach der Thür.

„Darum bitte ich recht ſehr.“

„Ich war ſoeben bei Herrn Ferdinand Welkermann, welcher, wie Ihnen bekannt ſein wird, auf der Polizei-Direktion in Haft iſt.“

„Bei Ihrem früheren Gegner, mit dem Sie ſich ſehr raſch ausſöhnten.“

„Laſſen wir das — er betheuerte mir ſeine Unſchuld und nannte mir dabei Ihren Namen.“

„An ſeiner Unſchuld habe ich nie gezweifelt — doch was kann ich für ihn thun? Nichts — gar nichts.“

„Er nannte Ihren Namen als Jemandes, der ihm Gutes erzeigt und dem er einen Gegendienſt leiſten möchte.“

„Ich wüßte nicht, worin.“

„Vielleicht, daß es in ſeiner Abſicht lag, mich zu veranlaſſen, hieher zu gehen.“

„Und zu welchem Zwecke?“

welches aber begreiflicher Weiſe nicht exiſtirte, zu vernichten, konnte man nicht ſehen.

Leider war ihr Tanz bald zu Ende, und nach ihrem Auftreten erſchienen die ſchönen und blühenden Chortänzerinnen matt und farblos. Und ehe noch der Vorhang fiel, erhob ſich ſchon ein großer Theil des Publikums, um nach Hauſe zu gehen. Es iſt etwas Eigenthümliches um dieſe ſpaniſchen Tänze; man kann, was die Ballete des übrigen Europa anbelangt, vollkommen blaſirt ſein, die glänzenden Ballete von Paris, Mailand und Berlin bieten einem nichts Neues mehr; man gähnt bei den herrlichſten Decorationen, man gähnt bei den verſchlungenſten Touren, und iſt nicht unzufrieden, wenn der Vorhang fällt, hütet ſich aber vor allen Dingen, zwei Mal denſelben Tanz zu ſehen. Hier aber erblickt man gern jeden Tag daſſelbe; bezaubert von dieſer Friſche und Natürlichkeit, iſt man wieder Anfänger geworden, man kann es nicht erwarten, bis ſich der Vorhang erhebt, und bedauert es unendlich, wenn die neidiſche Gardine uns ſo bald wieder von dem luſtigen tollen Volke da oben trennt.

„Kurz und gut, Herr von Rivola, um Sie zu warnen.“

„Ah, Her—r—r, Sie gehen etwas keck, etwas zu vertraulich zu Werke!“

„Die Zeit fehlt mir, um auf Ihre Worte zu entgegnen, und ich kann nur wiederholen, Herr Baron, daß ich in Erinnerung der vielen Güte und Freundlichkeit, welche ich in Ihrem Hauſe erfahren, gekommen bin, um Sie zu warnen, da ich weiß, daß Ihnen Unheil, wenigſtens Unannehmlichkeiten der ſchwerſten Art drohen.“

Der alte Mann hatte ſich plötzlich entfärbt, hielt aber ein verächtliches Lächeln auf den Lippen feſt und ſagte, indem er ſeine blaue Brille dichter gegen die Augen drückte: „Unannehmlichkeiten — Unheil? Was Sie nicht alles wiſſen — wie wichtig Sie ſich in meinen Augen darſtellen!“

Welden that einen tiefen Athemzug; dann ſagte er in entſchloſſenem Tone: „Herr Baron, Gott im Himmel weiß allein, wo ſich Verdacht und wirkliche Schuld ſcheiden — ich bin von Ihrer Schuldloſigkeit überzeugt, aber Andere, deren Meinung ſchwerer in's Gewicht fällt, ſcheinen es nicht zu ſein.“

„Wer ſind — dieſe — Anderen?“

„Der Polizeiminiſter und der Polizeirath Merkel.“

„A—a—a—ah!“ ſtieß Herr von Rivola mühſam hervor, indem er beide Hände von ſich abſtreckte und den Oberleib vorbeugte.

„Glauben Sie mir, Herr von Rivola,“ bat der junge Mann mit zuſammengelegten Händen, „ich beſchwöre Sie bei allem, was Ihnen lieb und theuer iſt — wie geſagt, ich bin von Ihrer Unſchuld überzeugt, aber wenn Sie trotz derſelben Urſache haben ſollten, den Beſuch des Polizeiraths Merkel, der Ihnen vielleicht in der nächſten Viertelſtunde bevorſteht, gerade heute zu vermeiden ....“

„Der Polizeirath Merkel will mich beſuchen — heute noch?“

„Auf einen Befehl des Polizeiminiſters — den ich geleſen und in welchem ihm endlich die Erlaubniß gegeben wird, in der bewußten Angelegenheit, wenn gleich mit aller Schonung, gegen Sie vorzugehen.“

Der alte Mann ſtieß einen ſo unheimlichen Ton aus, indem er zuſammenzubrechen ſchien, daß Welden raſch auf ihn zueilte; doch hatte er bereits durch Aufſtützen der bebenden Hand auf die Ecke des Tiſches wieder etwas Haltung gewonnen und brachte keuchend die Worte hervor: „Sie ſagen das nicht aus irgend einem anderen — Grunde, — um ſich zu rächen — um mich zu erſchrecken?“

Nur die Abſicht, den alten Mann vor dem Umfallen zu bewahren, hatte Welden gegen ihn hingetrieben, wogegen er jetzt, beim Anblicke der entſetzlich verſtörten Züge des Herrn von Rivola, die ſeine Schuld verriethen, wenn auch ſeine Lippen darüber ſchwiegen, ſchaudernd einen Schritt zurücktrat, wobei er in dumpfem Tone ausrief: „Herr des Himmels, wie furchtbar iſt das! — Doch um ſo weniger iſt Ihre Zeit zu verlieren," ſetzte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen mit ſeiner gewohnten Entſchloſſenheit raſch hinzu — „vertrauen Sie mir, Herr von Rivola — folgen Sie mir, ich beſchwöre Sie, nehmen Sie Ihren Hut und gehen Sie mit mir in den Garten: es kann das kein Aufſehen erregen, und auch das nicht, wenn Sie drunten am Gitterthore in meinen Wagen ſteigen, welcher dort hält."

„Ja, ja, Ihren Wagen — oder laſſe ich ſelbſt einſpannen, ich habe raſchere und ausdauerndere Pferde!"

„Das würde unnöthiges Aufſehen geben — ich fürchte faſt, daß Sie von Spähern umringt ſind — ich führe Sie quer durch die Berge auf die nächſte Poſtſtation und von da nach Kirchheim, wo ich augenblicklich beſchäftigt bin — Sie kennen Kirchheim, hart an der Grenze?"

„Ja, ja, hart an der Grenze, und das iſt gut — eilen wir!"

Wie er aber den Tisch losließ, um seinen Hut zu nehmen, der auf einem Stuhle lag, schwankte er hin und her und konnte nicht anders, wie er mit einem matten Lächeln sagte, als einen Augenblick ausruhen, ehe sie gingen. Dann brach er förmlich auf einem Sopha in der Ecke des Zimmers zusammen, drückte die Hände vor das Gesicht und sagte mit einem Tone des tiefsten Wehes, welcher schneidend in Weldens Seele drang: „O, meine Lucy — meine arme, arme Lucy!"

Plötzlich aber schien er sich zu besinnen, wie nothwendig es sei, zu eilen, denn er half sich mühsam, aber rasch von dem Sopha empor, und seine Finger griffen nach einem Schlüsselbunde, den er in der Tasche seines Rockes trug; die Schlüssel klirrten laut zusammen, als er sie hervorzog.

„Ja, ja, kommen Sie," rief er hastig, mit zuckenden Lippen Welden zu — „kommen Sie, es ist vielleicht gut, wenn ich Sie nach Kirchheim begleite, um denen hier von jenseit der Grenze zu sagen, was ich Ihnen zu wissen thun will — in der Nähe sind dergleichen Leute so rücksichtslos — o, es ist lächerlich, mir solche Dummheiten zuzutrauen — aber ich kenne das — was die Polizei schonend nennt, und ein guter Name, der einmal mit Schmutz beworfen ist, mag sehen, wie er wieder zu höherer

Reinheit kommt — deßhalb weichen wir dem aus — ich muß das thun — o, mein armer Kopf, ich kann kaum mehr denken — für meine Frau und meine gute, gute Lucy — von drüben werde ich selbst an den König schreiben und mich über die Rücksichtslosigkeit seiner Beamten beklagen — aber meine Frau — ich muß ihr doch sagen, weßhalb ich mit Ihnen gegangen bin — und doch kann ich ihr nichts sagen — darf ich ihr nichts sagen, trotzdem wir heute Gäste erwarten — ah, das ist sehr traurig, entsetzlich traurig!"

Er beugte sein Haupt wie unter der Wucht eines furchtbaren Druckes tief herab, und es dauerte einige lange, für Welden bange Sekunden, ehe er sich wieder aufrichtete; dann stieß er rasch hervor: „Ja, Welden, Sie sind mein Schutzengel, Sie werden mir mit Ihrer Entschlossenheit helfen, mich mit Ihrer starken Hand unterstützen — kommen Sie — kommen Sie, ehe es zu spät ist!"

„Ehe — es — zu — spät — ist!" Dies sagte Herr von Rivola in dem heiseren Tone des tiefsten Entsetzens und streckte die Hände weit von sich ab, wie Jemand, der ein Gespenst sieht, dessen Erscheinen er gefürchtet und das er von sich abwehren möchte, denn unter der Thür, die in's Schreibzimmer führte, stand der Polizeirath Merkel.

Es war ein furchtbarer Augenblick für alle Drei — ein Augenblick, in welchem die Betreffenden von den widerstreitendsten Gefühlen erfüllt waren, sich aber fast unwillkürlich im Sinne der Worte einigten, welche Herr von Rivola mit tonloser Stimme aussprach: „Herr Polizeirath, wir haben Sie erwartet."

Damit schien auch der alte Mann seine Fassungslosigkeit verloren zu haben, und setzte hinzu, indem er auf den Beamten zutrat: „Es ist hier im Vorzimmer wohl nicht der Ort, darüber zu reden — folgen Sie mir in mein Schreibkabinet — und Herr Welden?"

Der Polizeirath warf einen lächelnden Blick auf den jungen Ingenieur und meinte alsdann: „Ich würde sagen, Sie hätten mein Vertrauen mißbraucht, doch da das für einen Dritten geschah, will ich es so streng nicht nehmen — ja, ich könnte Ihnen vielleicht dankbar dafür sein, daß Sie mir hier einen sehr bitteren Anfang erspart haben; jetzt aber muß ich Sie bitten, uns zu verlassen."

Herr von Rivola hatte langsam seine blaue Brille abgenommen, um seine Augen mit dem Schnupftuche abzuwischen, und als er hierauf seinen Blick gegen Welden richtete, lag im Ausdrucke desselben das Gefühl innigsten Dankes; auch streckte er ihm beide Hände entgegen, wobei er sagte: „Gehen Sie mit Gott, mein lieber junger

Freund, und seien Sie versichert, daß der Groll, den ich gegen Sie in meinem Herzen hegte, vor meiner ehemaligen Freundschaft für Sie, vor meiner herzlichen Liebe verschwunden ist — gehen Sie mit Gott!"

Wie Welden hierauf aus dem Zimmer gekommen war und das Haus verlassen hatte, wußte er später nicht mehr: er fand sich endlich vor seinem Wagen stehen, und als er auf das Landhaus zurückblickte, glaubte er, an einem der offenen Fenster Lucy lehnen zu sehen, ja, es war ihm, als winke sie ihm mit der Hand zum Abschiede; dann fühlte er, wie der Wagen mit ihm davon fuhr.

Herr von Rivola hatte sich unterdessen auf dem Stuhle vor seinem Schreibtische niedergelassen, und der Polizeirath saß dicht vor ihm. So unbefangen dieser auch in ähnlichen Fällen ein Gespräch eröffnen konnte, so war es ihm doch lieb, daß der Andere sagte:

„Ich weiß, daß Sie von dem Polizeiminister ermächtigt sind, sich in einer gewissen Angelegenheit mit mir zu benehmen, weiß aber auch, daß Ihnen darin die größte Schonung meiner Person und meines Hauses anempfohlen wurde, und glaube noch hinzusetzen zu dürfen, daß ich diese Schonung von Ihnen, einem langjährigen Bekannten, auch ohnehin hätte erwarten können — und nun bitte ich, mir zu sagen: worauf gründet sich der Befehl des Polizei-

miniſters, ſowie Ihr etwas brüskes Eindringen in mein Haus?"

Was der Polizeirath hierauf ſagen wollte, hatte er bei ſich ſo genau überlegt, ja, Wort für Wort wohl erwogen und ausgearbeitet, daß er nun im Stande war, in der klarſten Auseinanderſetzung, mit auf's logiſchſte zuſammengefügten Thatſachen ſeinem bedauernswürdigen Gegenüber den Beweis zu führen, wie er vollkommen überzeugt ſei, daß Herr von Rivola der Verfertiger der falſchen Banknoten ſei.

Und wie er nach einander aller Umſtände erwähnte, von dem kleinen Kupferklümpchen an bis zu dem im alten Thurme aufgefundenen Stückchen Papier, wie er auf's ſcharfſinnigſte alle leichteren Nebenumſtände hinein verflocht und mit vollkommenſter Ueberzeugung ſeinem Ziele näher kam, ſo erkannte er ſelbſt immer mehr die Richtigkeit alles deſſen, was er ſagte, in dem ſtufenweiſen Zuſammenſinken des Freiherrn, und als er ſchließlich der rothen Mappe hier in eben dieſem Schreibtiſche erwähnte, deren augenblickliche Auslieferung er verlangte, drückte Herr von Rivola die Hände vor das Geſicht und ſtieß einen tiefen, ſchmerzlichen Seufzer aus.

„Und nun, was ſoll weiter geſchehen?"

„Die Ausübung meiner Pflicht," gab hierauf der Po-

Polizeirath zur Antwort, „iſt mir noch niemals ſo ſauer geworden, als im gegenwärtigen Augenblicke — ich glaube, es iſt nichts Anderes zu thun, als daß Sie die Güte haben, mich nach der Stadt zu begleiten.“

„Heute — jetzt — in dieſem Augenblicke?“ rief Herr von Rivola, auffahrend. „Unmöglich — unmöglich!“

„Um kein Aufſehen zu erregen, nehmen wir einen Ihrer Wagen.“

„Heute — jetzt? Ich habe Ihnen ja ſchon geſagt, daß dies unmöglich iſt — unmöglich — unmöglich!“

„Aber was wollen Sie denn, daß ich thun ſoll?“

„Mit Schonung gegen mich handeln, Herr Polizeirath!“

„Mit Schonung, gewiß — ich würde auch ſo mit Ihnen verfahren, wenn mir dies auch nicht, wie Sie zu wiſſen ſcheinen, noch ganz beſonders anempfohlen worden wäre — aber ſagen Sie mir, mein verehrter Herr, wie ſoll ich vor meinem Vorgeſetzten, der mich hieher geſandt, beſtehen, wenn ich Ihrem Verlangen nach das Haus verlaſſe, ohne mich Ihrer Perſon verſichert zu haben?“

„A—a—a—ah, Sie wollen ſich meiner Perſon verſichern?“

„Leider muß ich das, mein lieber Herr von Rivola

— leider muß ich das, in dem Punkte habe ich ganz bestimmte Befehle!"

„Sich — meiner — Person — versichern — mich in's Gefängniß führen?"

„Leider — leider!" sagte der Polizeirath mit einem bedauernden Achselzucken.

„Und heute?"

„Heute!"

„In dieser Stunde?"

„Sogleich, wenn es Ihnen gefällig ist!"

„Nein, nein," rief der unglückliche alte Mann, hastig aufspringend, in lautem Tone — er hatte bis jetzt das Gespräch mit leiser Stimme geführt — „das ist unmöglich — unmöglich! Wissen Sie wohl, Herr Polizeirath, daß ich in der nächsten Viertelstunde Gäste erwarte, Gäste, welche den höchsten Kreisen der Gesellschaft angehören?"

„Ich weiß das."

„Wissen Sie auch, daß es sich um die Verlobung meiner armen Tochter Lucy handelt, um deren Verlobung mit dem Grafen Eugen Hartenstein — und nennen das mit Schonung handeln: den Vater zu verhaften, während er im Begriffe steht, den Heirathscontrakt seiner Tochter zu unterzeichnen?"

„Auch die Schonung hat ihre Grenzen, Herr Baron."

Siebentes Kapitel.

Ein Stiergefecht.

Einrichtung des Stierplatzes. Die Arena. Das Spital. Eigenschaften der Stiere. Der Leitochse. Die Quadrilla. Der große Montes. Das Publikum des Stierplatzes. Der feige Canario. Unglück eines Chulo. Salto sobre testuz. Stierhetze auf portugiesische Art. Ein glänzendes Gefecht.

Turniere und Stiergefechte, — zwei Namen, die schon in der Jugend die Phantasie reizen und beschäftigen; Schauspiele, die wir um so sehnlicher zu sehen wünschen, als es uns in der Regel nicht möglich ist, denselben beizuwohnen. Was die Turniere anbelangt, so sind wir ja in einem Zeitalter geboren, wo die eiserne Rüstung und das aufgezäumte Schlachtroß nur noch in Waffensammlungen zu sehen sind, oder die edlen Ritter selbst in ihrem ganzen Waffenschmucke, lang ausgestreckt auf staubigen Grabsteinen, unter welchen sie ruhen und vielleicht träumen von einer anderen, gewaltigen, schöneren Zeit. Sind wir, wie Leporello sagt, im kälteren Deutschland geboren, so bleibt unsere Sehnsucht nach einem Stiergefechte ebenfalls ungestillt; denn wenn auch dieses echte Nationalvergnügen der Spanier an den nördlichen Abhängen der Pyrenäen, in Nimes, Montpellier und einigen anderen Städten des südlichen Frankreichs versuchsweise eingeführt wurde, so blieb es doch bei den ersten Anfängen, und wer es sehen will, wie man mit dem Stiere nach allen Regeln der Kunst kämpft, muß sich schon entschließen, eine Reise nach Spanien zu machen.

Da die gewöhnlichen Stiergefechte — sie werden in den

„Wenn ich Ihnen aber mein Wort gebe, daß ich mich in zwei Stunden zu Ihrer Verfügung stellen will, nachdem Sie sich diese zwei Stunden, ohne Aufsehen zu erregen, hier in meinem Cabinette aufgehalten — mein feierliches Ehrenwort — das Wort eines . . . .? — Ah, ich verstehe Ihren Blick!“ fuhr er, wild ausbrechend fort, wobei er sich mit einer verzweiflungsvollen Geberde vor die Stirn schlug.

„Sie thun mir Unrecht, Herr Baron,“ sagte der Polizeirath, näher tretend und sanft die Hand des Anderen ergreifend — „Sie haben meine Miene vollkommen mißverstanden, denn sie sollte meine Zustimmung ausdrücken, so wie ich dies jetzt mit klaren Worten thue — ja, ich will, Ihrem Worte vertrauend, zwei Stunden dort nebenan in der Bibliothek auf Sie warten.“

„Ich danke Ihnen — zwei Stunden, eine lange Zeit, und doch wie rasch wird sie verflogen sein! Gehen Sie denn, Herr Polizeirath, und gestatten Sie mir, daß ich mich ein wenig erhole von dem furchtbaren Schlage, um mit heiterem Gesichte meinen Gästen gegenübertreten zu können.“

Herr Merkel ging nach einer höflichen Verbeugung in das Bibliothekzimmer und setzte sich dort auf einen Stuhl an's Fenster. „Diese zwei Stunden konnte ich dem un-

glücklichen Manne ſchon bewilligen," dachte er; „ein Entrinnen, ſelbſt wenn er ſein Ehrenwort leichtſinnig brechen wollte, iſt unmöglich. Eichenwald iſt rings umher zu gut beſetzt, und ſeine Energie iſt gebrochen. Ja, wenn dieſer tolle Hitzkopf, dieſer Welden, noch da geblieben wäre, würde ich den Anderen nicht eine Sekunde lang außer Acht gelaſſen haben — ein ganz verfluchter Burſche, dieſer Welden!"

Der, dem dieſer Ehrentitel galt, hatte indeſſen allerdings in ſeinem Wagen Eichenwald verlaſſen, war aber noch nicht weit gekommen, als er, bewegt von den widerſtreitendſten Gefühlen, gequält von den ſchlimmſten Gedanken, ſeinem Kutſcher befahl, zu halten und ihn zu erwarten, dann aus dem Wagen ſprang, gegen das große Gitterthor des Parkes zurückeilte, den ſchattigen Garten betrat und ſich hier durch die verſchlungenen Wege der dichten Gebüſche dem Landhauſe ſo weit näherte, bis er die Terraſſe und eines der Fenſter von Herrn von Rivola's Schreibzimmer im Auge hatte.

Während deſſen war der alte Herr, vor ſeinem Schreibtiſche ſitzend, kraftlos in ſich zuſammengeſunken und machte erſt nach einiger Zeit die furchtbarſten Anſtrengungen, um ſeine Faſſung wieder zu gewinnen: „Sturm — Schiff-

bruch, die ganze Frucht tausenfältiger Mühe verloren — retten wir, was vielleicht noch zu retten ist!"

Die Schlüssel des Schreibtisches zitterten in seiner Hand, weßhalb er die Finger fest zusammenpreßte, damit das Klirren nicht im Nebenzimmer gehört werde, und dabei war sein Blick so unsicher geworden, daß er mehrere Male vergeblich versuchte, den richtigen Schlüssel einzustecken. Doch raffte er sich mit übermenschlicher Anstrengung zusammen, öffnete den Schreibtisch, zog das uns wohlbekannte Fach hervor und war im Begriffe, die rothe Mappe herauszunehmen, als er, erschreckt aufhorchend, vor seiner Zimmerthür das Rauschen eines Kleides und eine ihm wohlbekannte Stimme vernahm, welche fragte: „Darf ich hereinkommen, Papa?"

Rasch warf er die Schublade wieder zu, setzte hastig seine blaue Brille auf, damit Lucy seine feuchten und gerötheten Augen nicht sähe, und sagte dann: „Gewiß, mein Kind, gewiß — ich freue mich, dich zu sehen."

Und daß er sich in der That darüber freute, hätte man sehen können an seinem jetzt plötzlich ganz veränderten Gesichtsausdrucke. Trat doch das holde Geschöpf in seinem einfachen, weißen Kleide wie ein Friedensengel vor ihn hin, erschien ihm doch seine Tochter wie ein Stern in finsterer Nacht, groß, Rettung verheißend — war es ihm

doch, als rief ihm eine Stimme zu: „Nein, nein, es ist ja nicht möglich, so unglücklich zu werden — es ist ja alles das nur ein böser Traum, aus dem ich erwachen muß, sobald sie an meine Seite tritt!“

Und als sie nun neben ihm stand, als sie sich über ihn hinbeugte, als ihre Wangen seine Stirn berührten, da legte er seinen Arm um ihren Hals, zog sie heftig und innig an sich, und seiner Brust entstiegen die schmerzlichen Laute verhaltenen Weinens.

Es dauerte eine ziemliche Weile, bis er sie aus seinen Armen ließ, bis das junge Mädchen darauf ihren Vater betrachtete, bis sie mit ihren weichen Fingern leicht ein paar Thränen von seinen Wangen wischte und bis sie dann in einem so eigenthümlichen, so rührenden Tone sagte: „Papa, auch du scheinst nicht froh und nicht glücklich zu sein an dem heutigen, festlichen Tage?“

„Auch du?“ gab er in fragendem Tone zur Antwort. „Und wer ist es noch mehr, dem dieser Tag nicht heiter erscheint?“

Ein paar Sekunden lang schwieg Lucy auf diese Frage, und erst nachdem sie die Rechte ihres Vaters genommen, sie an ihr Herz, an ihre Stirn, an ihre Lippen gedrückt, sagte sie mit leiser, bebender Stimme: „Ich bin nicht

glücklich am heutigen Tage — werde aber doch deine gehorſame Tochter ſein.“

Zu jeder anderen Zeit würde er über die Worte ſeiner Tochter, als über die Launen eines jungen Mädchens, gelächelt haben; heute aber, ſelbſt ſo unglücklich mit dem namenloſen Weh in ſeinem Herzen, zog er ſein Kind noch feſter an ſich, wobei er haſtig die Worte ausſtieß: „Aber du ſollſt ja glücklich werden, Lucy, du ſollſt und mußt glücklich werden, wenigſtens du — wenn auch .... Doch warum biſt du nicht glücklich? Spricht dein Herz nicht für die Verbindung, die wir, die beſonders deine Mutter ſo wünſchenswerth für dich anſieht?“

„Ich ſagte dir vorhin ſchon, ich würde deine gehorſame Tochter ſein,“ erwiederte Lucy mit einem recht ernſten, traurigen Blicke; „das weißt du auch, und eben ſo gut weiß ich, daß die Feſtlichkeit, auf welche ſich meine Mutter ſo unſäglich freut, in kurzer Zeit ſtattfinden wird — aber ich habe nie vor dir geheuchelt, mein guter Vater, und will dir deßhalb auch jetzt nicht verhehlen, daß mich zu meinem Vetter Hartenſtein nicht jenes Gefühl hinzieht, das man haben muß, um eine glückliche Braut zu werden; ich möchte nicht ſo bald ſchon dieſes unſer liebes Haus verlaſſen, Mama und dich verlaſſen — o, ich möchte noch lange, lange Jahre bei euch bleiben!“

Herr von Rivola ſtieß einen tiefen, ſchmerzlichen Seufzer aus; dann ſagte er, ſeinen ſcheuen Blick eine Sekunde lang nach der Thür des Nebenzimmers richtend: „Aber man kann nicht immer zuſammenbleiben, meine liebe, gute Lucy — nein, nein, man kann nicht immer — endlich muß es doch einmal geſchieden ſein — wenn — auch — mit — aller Schonung.“

„Gewiß, mein lieber, guter Vater, ich begreife das wohl,“ ſagte ſie in weichem, zutrauensvollem Tone, wobei ſie ihn leicht auf die eiskalte Stirn küßte. „Ich begreife es und verſtehe es, wäre aber von ſelbſt wohl nie darauf gekommen, wenigſtens noch lange, lange, lange nicht, eine ſolche Trennung anzubahnen. Wenn ich aber,“ ſetzte ſie mit einem verſchämten, reizenden Lächeln hinzu, „ſelbſt einmal Veranlaſſung dazu gegeben hätte, ſo würde ich auch an dem betreffenden Tage haben ausrufen können: O, ich fühle mich ſehr, ſehr glücklich!“

„Und heute fühlſt du dich unglücklich?“

„Beinahe ſo.“

„Und ohne eine andere Veranlaſſung, als daß dir dein Vetter Eugen Hartenſtein gleichgültig iſt?“

„O, er iſt mir ſehr gleichgültig!“

„Und du haſt keine andere Veranlaſſung, Lucy? Sieh mir in die Augen, mein gutes, ehrliches, offenherziges

Mädchen — ſprich mit deutlichen, klaren Worten — oder ſoll ich dir vielleicht ſagen, was mir jene beiden Thränentropfen erzählen, welche da unter deinen Wimpern hervorquellen?"

„O, laß ſie dir erzählen," rief ſie ſchmerzlich bewegt aus, wobei ſie ſich in ſeine Arme warf — „laß dir von ihnen die volle Wahrheit erzählen, ich will ja nichts verheimlichen!"

„Lucy, du liebſt!"

„Ich weiß es nicht."

„Dir iſt jemand Anders theurer, als dein Vetter Hartenſtein?"

„O, Viele ſind mir theurer, als er — du und meine gute Mutter und Eliſe . . . ."

„Und wer noch mehr?"

„Und — Herr Welden."

Herr von Rivola löste ſanft die ihn umſchlingenden Arme ſeines Kindes, ſah darauf Lucy in das tief erröthende Geſicht, wobei er langſam ihre Worte wiederholte: „Und Herr Welden."

„Ich hätte dir das nicht geſagt, mein guter Vater, wenn ich es nicht am heutigen Tage für meine Pflicht halten würde, und ich habe es dir gerade am heutigen Tage geſagt, um wahr vor dir zu erſcheinen und um

mich ſpäter rechtfertigen zu können, wenn ich mit meinem Vetter Hartenſtein nicht ganz ſo glücklich werden ſollte, wie ihr es wünſcht.“

„Als — wir — es — wünſchen — ja, gewiß.“

„Ich habe es erſt heute geſagt, weil ich ja wohl weiß, daß nichts mehr zu ändern iſt, und weil ich dir und Mama nicht den Kummer machen wollte, irgend etwas an dem zu ändern, was euch Freude macht.“

„Meine gute, gute Lucy!“

„Die Feſtlichkeit wird und muß alſo vor ſich gehen, verſtehſt du, mein guter Vater — ſie muß vor ſich gehen, denn ich möchte den Schmerz der guten Mutter nicht mit anſehen, wenn das, was ſie ſo mühſam faſt zu Stande gebracht, vereitelt würde — und durch meine Schuld — o, nie, nie!“

Der alte Mann hatte ſein Kind mit einer ſo haſtigen Bewegung von ſich geſchoben, daß ihm Lucy erſchreckt nachſah, als er, nachdem er nun raſch aufgeſtanden war, in dem Zimmer auf- und abſchritt.

Er ſchien plötzlich mit einem Gedanken beſchäftigt, der ihm beim erſten Erfaſſen fürchterlich erſcheinen mochte, denn er zuckte mit dem Kopfe und wehrte mit der rechten Hand etwas Unſichtbares haſtig von ſich ab; doch glättete ſich bald darauf ſeine Stirn wieder, ſeine Augen verloren

den Ausdruck des Entſetzens, und nachdem er noch einige Male, ſinnend auf den Boden blickend, an Lucy vorübergeſchritten war, blieb er vor ihr ſtehen und ſagte: „Ja, ja, es müßte allerdings ein ganz erſtaunliches Aufſehen machen, wenn plötzlich ein ſolch' ſtörendes Ereigniß einträte!“

„O nein, nein!“

„Nicht gerade durch deine Schuld, Lucy,“ ſprach er mit einem traurigen Lächeln; „es könnte ja ein wohlthätiges Erdbeben kommen, oder der Himmel einſtürzen, oder etwas Anderes dergleichen.“

„Dein Scherz thut mir weh, denn ich ſehe wohl, er kommt nicht aus einem frohen Herzen — aber verzeihe, lieber Vater,“ rief ſie, auf ihn zueilend und ihre beiden Hände auf ſeine Schultern legend, „daß ich an Einem fort nur von mir geſprochen und nicht nach deinem Befinden gefragt, obgleich es mir beim Eintreten aufgefallen, wie blaß du biſt!“

„Ja, ſo ein Ereigniß,“ ſagte er, ohne auf ihre Worte zu achten — „wer weiß — wer weiß — vielleicht daß auch die Hartenſtein verhindert ſind oder daß es ſonſt etwas gibt — wir haben wohl noch eine halbe Stunde, ehe dein Heirathsvertrag unterzeichnet wird.“

In dieſem Augenblick öffnete der Kammerdiener lang-

ſam die Thür und meldete, daß auf der Höhe des Weges einige Wagen geſehen würden.

„Wie heißt es doch in jenem Gedichte?“ fragte Herr von Rivola mit einem matten Lächeln. „Ah, richtig — ‚und das Unglück ſchreitet ſchnell‘ — ich laſſe meine Frau bitten, die Herrſchaften zu empfangen.“

Als der Kammerdiener die Thüre leiſe hinter ſich zugezogen hatte, blickte Herr von Rivola wohl eine halbe Minute lang in die Höhe, wobei er ſeine Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmte; dann legte er raſch ſeine beiden Hände um Lucy's Haupt, und ohne irgend welche Anſtrengung zu machen, ſeine hervorſtürzenden Thränen zu verbergen, rief er mit einem wilden, leidenſchaftlichen, herzzerreißenden Tone: „Und nun lebe wohl, meine Lucy, mein innig geliebtes Kind, du, mein Glück, du, die Freude meines Lebens! Gehe jetzt zu deiner Mutter — es iſt die höchſte Zeit!“

„Nein, nein, ſo verlaſſe ich dich nicht! O, wie bin ich jetzt doppelt unglücklich, dir dieſen Kummer, dieſe Aufregung verurſacht zu haben!“

„Du nicht, du nicht — bei Gott, du nicht, mein Kind! Es iſt mein Verhängniß, es iſt die ewige Gerechtigkeit, die einen ſo tiefen Schatten wirft in mein Leben gerade an dem Tage, der mir ſo froh und feſtlich

größten Städten Spaniens am Montag gehalten — mit Ende September aufzuhören pflegen, ſo kann man von Glück ſagen, wenn man in den Wintermonaten ein erträgliches Stiergefecht zu ſehen bekommt. Wenige Tage nach meiner Ankunft in Barcelona traf ich es übrigens hierin ganz vorzüglich; denn am Donnerſtag den achten December klebte man in der ganzen Stadt große Zettel an, auf denen zu leſen war, daß mit hoher Erlaubniß am nächſtfolgenden Sonntag den elften Dezember auf der Plaza de Toros ein Stiergefecht ſtatt finden werde und zwar: por una sociedad de aficionados, d. h.: Dilettanten aus der Einwohnerſchaft von Barcelona wollten ſich das Vergnügen machen, an der Stelle der gewöhnlichen Kämpfer nach den Regeln der Kunſt mit dem Stiere zu fechten. Wenn auch hiedurch das Schauſpiel weniger blutig zu werden verſprach, ſo rechnete ich doch anderentheils auf eine größere Theilnahme des hieſigen Publikums. Die Unternehmer ſagten übrigens in dem Programme: Sin pretensiones de ninguna especie, ofrece la Sociedad esta funcion á los Sres. convidados. Si la buena voluntad con que lo hace, llega á suplir su falta de conocimientos en el arte, quedará recompensada con usura. Was ungefähr ſo viel heißt, als man bitte bei vorkommenden Fehlern um Nachſicht und wünſche, man möge überhaupt den guten Willen für die That nehmen. Ich muß geſtehen, mir war es ſchon recht, zum erſten Male, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ein Liebhaber-Stiergefecht zu ſehen; denn ich hatte ja dann ſpäter immerhin eine Steigerung zu erwarten.

Der Stierplatz von Barcelona liegt neben dem Eiſenbahnhofe der Bahn, die nach Mataró führt, und iſt ein großes, rundes Gebäude von vielleicht ſechshundert Schritten im Umfange, das circa zwölftauſend Perſonen faßt. Die Einrichtung faſt aller Stierplätze hier zu Lande iſt die gleiche, ähnlich der alten römiſchen Amphitheater, nur daß dieſe gewöhnlich prächtige Bauwerke waren, aus mächtigen Quadern aufgeführt, von innen und außen reich verziert, wogegen die Stierplätze, ſelbſt der größten Städte, wie

erſchien — geh' zu deiner Mutter und laß mich jetzt allein, um — mich zu ſammeln — ich bitte dich herzlich, Lucy, verlaſſe mich!"

Und als ſie ging, gehorſam ſeinem Befehle, als ſie ſchon an der Thür war, um das Zimmer zu verlaſſen, da rief er: „Lucy!" mit einem Tone, der tief in ihre Seele ſchnitt, da eilte er auf ſie zu, ſchloß ſie nochmals heftig in ſeine Arme, küßte ihre Stirn, ihre Lippen, ihre Augen, ihr Haar, und ſagte dann, während ein Thränenſtrom ihn faſt erſtickte: „Und nun, mein geliebtes Kind, mag kommen, was will — können wir doch nicht verlangen, daß unſer Lebenspfad immer glatt und eben iſt, daß die Sonne beſtändig von einem wolkenloſen Himmel auf uns herablächelt — aber was auch geſchieht, was auch kommen mag, denke, Lucy, — denke, Lucy, daß es von jeher mein innigſtes Beſtreben war, dein Glück, nur dein Glück zu begründen! Denke oft an dieſe Stunde, und ſei verſichert, daß dein armer Vater nicht anders handeln konnte, als er handelte! Halte mich deßhalb ſo lieb in deinem Gedächtniß, wie ich dich liebe — und nun lebe wohl, Lucy!"

Darauf drängte er ſie ſanft zur Thür hinaus, und als ſie hörte, daß er den Schlüſſel im Schloſſe zweimal umdrehte, war es ihr gerade, als müſſe ſie wieder ge-

waltſam zu ihm eindringen und an ſeiner Seite bleiben, bis er ſich geſammelt habe, bis er mit ihr hinaus in den Salon gehen könne. Doch hatte ſie weder Zeit zum Handeln, noch zum Ueberlegen, denn ſie vernahm jetzt die Stimme ihrer Mutter, welche beunruhigt nach ihr fragte.

Herr von Rivola war an der Thür ſtehen geblieben und ſtreckte ſeine Hände aus, wie ſein verſchwundenes Kind ſegnend, und ſo verharrte er wohl eine Minute, das Antlitz nach oben gerichtet, ſich innig flehend an Ihn wendend, der unſer Aller Vater iſt. Es war ein ſtummes Gebet, das er dachte und das ihn wunderbar geſtärkt zu haben ſchien, denn das fieberhaft Erregte in ſeinen Zügen war verſchwunden und hatte einem ſo ruhigen Ausdrucke Platz gemacht, daß Lucy, wenn ſie es geſehen hätte, darüber erſtaunt und erfreut geweſen wäre. Aber er ſchien noch nicht daran zu denken, in den Salon zu gehen, um dort ſeine hohen Gäſte zu empfangen, obgleich er das Rollen ihrer Equipagen, das Anhalten derſelben vor der Terraſſe, ja, ſogar vereinzelte Ausrufungen freudiger Begrüßung vernommen hatte; vielmehr öffnete er die Thür des Bibliothekzimmers und bat Herrn Merkel, für einen Augenblick bei ihm einzutreten — „nur für einen Augenblick, mein verehrter Herr Polizeirath,“ wiederholte

er und ſetzte alsdann mit einem faſt heiteren Ausdrucke hinzu: „Sie haben mir zwei Stunden bewilligt, und wenn ich auch vielleicht dieſe ganze Zeit nicht auszunutzen brauche, ſo wiſſen Sie, daß ich da draußen noch ein Geſchäft abzumachen habe, nach deſſen Beendigung erſt ich mich ganz zu Ihrer Verfügung ſtellen kann. Um Ihnen aber zu beweiſen, wie ſehr es mir darum zu thun iſt, mich für Ihre Freundlichkeit und Schonung dankbar zu bezeigen, ſo will ich vorher, ehe ich meinen Weg da hinaus antrete, Ihnen die gewünſchte rothe Mappe mit ihrem ganzen Inhalte einhändigen.“

Herr Merkel verbeugte ſich ſchweigend, und als er nun näher zum Tiſche trat, war er überraſcht, ja, erfreut von der Ruhe und Faſſung, mit welcher Herr von Rivola zu ihm ſprach, und von der feſten Hand des alten Herrn, mit welcher er das uns wohlbekannte geheime Fach aufſchloß, die rothe Mappe herausnahm, ſie behutſam öffnete und alsdann eine Maſſe von Banknoten, Tauſender und Fünfhunderter, wohlgeordnet in bezeichneten Paketen, ſeinen erſtaunten Blicken darlegte.

„Dies war doch, was Sie gewünſcht?“ ſagte der alte Herr.

„Allerdings, und ich kann Ihnen dabei nicht verhehlen, daß es mehr iſt, als ich erwartet.“

„Sie ſehen daraus, Herr Polizeirath, was für ein vortrefflicher Haushälter ich bin — nehmen Sie Alles, wenn ich bitten darf.“

„Nachdem Sie mir vielleicht eine Zählung geſtattet und ich hierauf ein kleines Protokoll aufgenommen über den allerdings erſtaunlichen Inhalt dieſer Mappe.“

„Wozu dieſe Förmlichkeiten? Herr Polizeirath, Sie dürfen mir glauben, daß meine Zeit unendlich koſtbar iſt — machen wir die Sache für den Augenblick einfacher: hier iſt Bindfaden, Siegellack und Petſchaft, verſchließen Sie die Mappe damit, und wenn Sie dieſelbe ſpäter eröffnen, ſo können Sie ja, wenn Sie wollen, das unverletzte Siegel vorher conſtatiren laſſen.“

„Wenn es Ihnen ſo lieber iſt . . . .“

„Ich bitte darum — nehmen Sie Platz.“

„Nur für einen Augenblick, wenn Sie erlauben — ich will Ihre koſtbare Zeit nicht unnöthig in Anſpruch nehmen,“ ſagte Herr Merkel, indem er raſch einen Stuhl an den Schreibtiſch ſchob, ſich vor die Banknoten ſetzte, um dieſelben, ehe er ſie wieder in die Mappe verſchloß, noch einmal mit aufrichtiger Bewunderung zu betrachten. „Welche Arbeit,“ rief er dann — „welche erſtaunliche Arbeit!“

„Was wollen Sie — das Ergebniß langer, mühe-

und arbeitsvoller Jahre — dieſer Schatz, Herr Polizeirath, könnte noch ungleich größer ſein, wenn ich nicht große Summen für das allgemeine Wohl geopfert hätte durch meine Betheiligung an gemeinnützigen Anſtalten, die leider zum kleinſten Theile für mich nutzbringend geweſen ſind."

„Wer weiß das nicht, Herr Baron! Sie haben große Summen geopfert auf eine edle, uneigennützige Art; es wird das gewiß nie vergeſſen werden."

„Ich hoffe ſo, wenn auch nicht für mich — ich bin ein alter Mann — ſo doch vielleicht für meine Frau und meine einzige Tochter. O, meine arme Lucy!" rief der alte Mann plötzlich in einem ſo ſchneidenden Tone, daß der Polizeirath ihm mit warmer Empfindung die Hand auf den Arm legte und mit einem leichten Drucke ſagte:

„Vergeſſen Sie nicht, Herr von Rivola, daß Sie mächtige Freunde haben, und daß auch ich, der hier vor Ihnen ſitzt, ein aufrichtiger Bewunderer bin ebenſowohl Ihrer großen Kenntniſſe als Ihrer ſonſtigen ausgezeichneten Eigenſchaften. O, Herr von Rivola, man ſpricht uns Polizeileuten gern das tiefe Gefühl ab, und doch kann ich Ihnen den Jammer nicht beſchreiben, der mich befällt, wenn ich bedenke, was aus Ihnen geworden wäre,

wenn Sie Ihr tiefes Wiſſen nur dem allgemeinen Wohle gewidmet hätten!“

Hier zeigte ſich auf dem Geſichte des alten Herrn ein ganz eigenthümliches Lächeln, als er verſetzte: „Und ſoll ich Ihnen vielleicht ſagen, was aus mir geworden wäre? Ein armer Mann, ein Bettler! Wer hat mir Erſatz geboten, als ich große Summen hier und da verlor, als ich Dampfſchiffe bauen ließ, als ich Waſch- und Badeanſtalten einrichtete, als ich verſuchte, aus ordinärem Gußeiſen Stahl zu machen? Niemand! Der Narr hieß es, mit ſeinen ſchwindelhaften Projekten, dieſer unruhige Kopf, der nicht genug zuſammenſcharren kann! — Doch laſſen wir das jetzt,“ ſetzte er hinzu, einen Blick auf die Standuhr über dem Kamine richtend, „unaufhaltſam rennt der Zeiger — der Zeiger dort, wie der unſerer Lebensuhr — was hilft alles vergebliche Klagen? Sind wir doch nicht im Stande, auch nur den hundertſten Theil der vorbeigezogenen Sekunde zurückzukaufen! Alſo vorwärts mit feſten Augen, bis unſere Stunde ausgeſchlagen hat!“

Der Polizeirath hatte die Mappe mit Bindfaden umwunden und ſorgfältig verſiegelt; er nahm ſie unter den Arm und ſagte alsdann, ſich nach der Thür des Nebenzimmers zurückziehend: „Beſorgen Sie Ihre Geſchäfte mit aller Bequemlichkeit, Herr von Rivola; ich warte

gern auch über die bedungene Zeit. Rufen Sie mich, wenn es Ihnen gefällig iſt, daß wir mit einander das Haus verlaſſen.“

Darauf war Herr von Rivola allein und horchte aufmerkſam, weil er vernahm, daß abermals Wagen an der Terraſſe anfuhren und daß abermals ankommende Gäſte von ſeiner Frau auf's heiterſte begrüßt wurden.

„Man wird mich nicht eher vermiſſen, als bis Alle verſammelt ſind, das heißt, bis der alte Graf Hartenſtein da iſt, und da er nie vor der beſtimmten Stunde kommt, ſo habe ich noch gut zehn Minuten für mich — viel, und doch wie wenig, wie entſetzlich wenig!“

Er ſetzte ſich raſch an ſeinen Schreibtiſch, nahm einen Briefbogen und füllte alle vier Seiten deſſelben in fliegender Eile; dann ſteckte er ihn in einen Umſchlag, ſiegelte denſelben zu, überſchrieb ihn an ſeine Frau und ſteckte den Brief ſo unter die Papiere, welche auf ſeinem Schreibtiſche lagen, daß er erſt nach einigem Suchen gefunden werden konnte. Hierauf öffnete er mit feſter Hand eine andere verborgene Schublade ſeines Schreibtiſches, wobei die Schlüſſel zwiſchen ſeinen Fingern auch nicht im geringſten klirrten, und holte dort eine kleine Büchſe von einem matten, ſilberähnlichen Metall — es war Platina — hervor. In dieſer befand ſich ein Metallfläſchchen, das

vielleicht zur Hälfte mit einer weißen Flüſſigkeit gefüllt war. Er goß davon etwas in einen kleinen Löffel, den er alsdann behutſam neben ſich hinlegte, worauf er das Kryſtallfläſchchen wieder in den Platinabehälter verſchloß, nachdem er vorher die Flüſſigkeit vermittelſt einer auf ſeinem Tiſche ſtehenden Waſſerkaraffe durch Aufgießen bis zum Rande des Fläſchchens verdünnt hatte.

Sorgfältig brachte er nun die kleine Büchſe wieder an ihren Platz und drückte ein Miniaturporträt ſeiner Tochter Lucy, welches ſich ſtets auf dem Tiſche befand, dicht vor ſeine Augen — vor ſeine umflorten Augen mit den zuckenden Wimpern — vor ſeine Augen, die, mit Thränen angefüllt, ihm kaum geſtatteten, den kleinen Löffel mit Sicherheit zum Munde zu führen. — —

Welden war nicht im Stande geweſen, das dichte Gebüſch zu verlaſſen, in welchem er ſich verborgen hielt und von wo aus er die Terraſſe vor dem Landhauſe, ſowie eines der Fenſter [illegible] dem Schreibzimmer des Herrn von Rivola ſehen konnte; ja, er vermochte nicht, ſich hier loszureißen, obgleich er wußte, daß er nicht unentdeckt geblieben, denn von den Bedienten des Hauſes hatten ihn einige in den Park gehen ſehen, und dann waren noch Leute, welche er bisher nie unter der Dienerſchaft bemerkt, mehrere Male an ihm vorübergegangen und hatten

ihn mit mißtrauiſchen Blicken betrachtet. Das kümmerte ihn indeſſen wenig, denn er konnte ſich denken, wer dieſe Leute waren, und gerade weil er ſie hier umherſchleichen ſah, fiel es ihm um ſo weniger ein, ſeinen Platz zu verlaſſen.

Endlich fuhren die erſten Wagen durch das Gitterthor, glänzende Equipagen mit reich geſchirrten, prächtigen Pferden und galonirten Bedienten. Sie hielten nach einander droben auf der Terraſſe, und er kannte die vornehmen Leute wohl, welche da ausſtiegen und die zuerſt von der Frau des Hauſes allein empfangen wurden. Dann ſah er auch Lucy erſcheinen, und ihr Geſicht erſchien ihm bleicher, als der weiße Stoff ihres Gewandes; ſie ſtand an der Hand ihrer Mutter und lächelte den Ankommenden entgegen; aber es war das kein friſches, fröhliches Lächeln, wie er es an Lucy gewohnt war, vielmehr ein Lächeln, welches hart an der Grenze des Weinens ſtand.

Auch ſchienen ihre umflorten Augen, anſtatt auf den Ankommenden zu haften, über dieſe hinweg in dem Garten umher zu irren; zuweilen auch dünkte es ihm, als zucke ſie ſchmerzlich zuſammen und wende dann ihren Kopf raſcher rückwärts gegen das Schreibzimmer ihres Vaters.

Ahnte sie, was sich dort begab, oder ahnte es ihre stolze, hochmüthige Mutter, oder all die vornehmen Herrschaften? — Die letzteren gewiß nicht, denn das plauderte so unbefangen und vergnügt durch einander dort auf der Terrasse, wo sie beisammen standen und wo jeder neu Ankommende mit einem vergnügten Worte, mit einem heiteren Scherze empfangen wurde.

Ah, wie sie so glücklich waren, diese vornehmen Leute!

Da mit Einem Male fuhr Welden gewaltsam empor aus seinem Versteck, er hielt sich nicht mehr zurück, denn da droben mußte sich etwas Außergewöhnliches begeben haben: Lucy hatte sich von der Hand ihrer Mutter losgerissen und war, einen Schrei ausstoßend, in das Haus zurückgeeilt, während Frau von Rivola furchtbar erbleicht stehen blieb und die Unruhe ihrer Gäste zu beschwichtigen schien.

In wenigen raschen Sätzen hatte der junge Ingenieur, Terrasse und Haus umkreisend, die andere Eingangsthür erreicht und war dort eingedrungen, ohne sich lange zu besinnen, stand aber hier athemlos, als er den Polizeirath Merkel sah, der ihm mit verstörter Miene entgegen trat und ihm zurief: „Einen Arzt, einen Arzt! Wo finde ich Kutscher und Reitknecht, daß man nach der Stadt eilt, um einen Arzt zu holen? O, das ist schrecklich, das ist

Madrid, Barcelona, nur proviſoriſch dazuſtehen ſcheinen — der untere Stock von Backſteinen aufgeführt, oben aber Alles leicht und leichtfertig von Holz zuſammengenagelt. Einzig der Stierplatz von Sevilla macht hier eine rühmliche Ausnahme; er iſt über die Hälfte ebenfalls von ſchönen Quadern zuſammengefügt und rings von Marmorſäulen umgeben, welche die darüber geſprengten Bogen tragen.

Statt der Eiform des alten Circus ſtellt der ſpaniſche Stierplatz einen vollkommenen Kreis dar. Die Arena iſt mit einer über ſechs Fuß hohen Bretterwand umgeben, um welche ein Gang von vielleicht ſechs bis acht Schuh herumläuft, hinter dem die Zuſchauerplätze anfangen. Dieſe ſteigen ſechszehn bis achtzehn Stufenreihen nach hinten in die Höhe, wo der größere Theil des Publikums einen Platz findet; dieſe Sitzreihen ſind einfach von Holz, ohne Rücklehne und ſo dicht hinter einander, daß nach alter, guter Weiſe der Vordermann zwiſchen Füßen und Knieen des Hintermannes ſeinen Platz findet. Wo dieſe Sitze aufhören kommen noch drei bedeckte Stufenreihen und über dieſen die bequemer eingerichteten Logen — bevorzugtere und theurere Plätze; wo ſich auch der Sitz des Ayuntamiento, des commandirenden Generals und der übrigen Behörden befindet. Auf der Seite dieſer Logen ſind die geſuchteſten Plätze; von hier aus zur Linken hat man das Muſikcorps, von der rechten Seite kommt die Quadrilla, und gerade gegenüber ſieht man das kleine Thor, durch welches die Stiere eingelaſſen werden.

Ehe ich den Gang des heutigen Stiergefechtes den Leſern vor Augen führe, wird es vielleicht für manchen derſelben nicht unintereſſant ſein, einige kleine Aufklärungen über das Gebäude ſelbſt, ſowie über die Vorbereitungen zum Stiergefechte und die Zuſammenſetzung und das Weſen der Quadrilla zu erfahren. Das Gebäude des Stierplatzes iſt meiſtens ſtädtiſches Eigenthum und wird, wie z. B. die großen italieniſchen Theater, einem Unternehmer (Empreſſario) für den ganzen Sommer oder für ein-

jammervoll! Dort, dort — gehen Sie in's Schreibzimmer und warten Sie, bis ich zurückkomme!"

Welden durchſchauerte es, denn es mußte etwas Furchtbares ſein, was den ſonſt ſo ruhigen Mann alſo verwandelt. Die Thür des Bibliothekzimmers ſtand offen, er konnte durch dieſes hindurch in das Schreibzimmer blicken: da ſah er Herrn von Rivola auf ſeinem Stuhle ſitzen, ſein Kopf war tief auf die Bruſt herabgeſunken, ſeine Hände hingen ſchlaff neben den Lehnen ſeines Seſſels, vor ihm kniete Lucy, ihre Hände ringend, an der Thür ſtand Frau von Rivola ſchreckensbleich, doch beſonnen genug, um den Schlüſſel im Schloſſe umzudrehen.

Raſch hatte ſich jetzt Welden genähert, und ein leichter Ruf des Schreckens, der von ſeinen Lippen drang, ließ das junge Mädchen aufſchauen; er reichte ihr ſeine beiden Hände, um ſie aufzurichten, und mußte es geſchehen laſſen, daß ſie laut aufſchluchzend an ſeine Bruſt ſank, wobei ſie ausrief: „Ein Freund, ein wirklicher Freund bei all dem Jammer!"

„Ein namenloſes Unglück gerade jetzt!" rief Frau von Rivola und ſetzte alsdann, näher tretend, mit leiſer, unſicherer Stimme hinzu: „Verſtehen Sie etwas von all dem, Herr Welden? Sie waren hier vor einer halben

Stunde, Sie waren der Letzte, der eine längere Unterredung mit ihm hatte — o, mein Gott, dieſes grauenvolle Schickſal! Hier dieſes furchtbare Unglück, und unſere Gäſte draußen!“

„Deßhalb Faſſung und raſches Ueberlegen — ja, ich war hier bei Herrn von Rivola, ich hatte eine Unterredung mit ihm und fand ihn ſo aufgeregt, daß ich es faſt begreiflich finde — ein Nervenſchlag hat ſeinem Leben ein Ende gemacht.“

Während er ſo ſprach, das ohnmächtig gewordene Mädchen in ſeinen Armen haltend, hafteten ſeine Blicke auf dem kleinen Löffel, der den erſtarrten Fingern entglitten war und neben dem Stuhle auf dem Boden lag.“

Auch Frau von Rivola ſah dieſen Löffel zu gleicher Zeit, und ihn raſch aufhebend, wiederholte ſie, mit dem ſtarren Ausdrucke des Entſetzens in ihrem Blicke, mechaniſch die Worte Welden's: „Ja, ſo iſt es, ein Nervenſchlag hat ſeinem Leben ein Ende gemacht.“ Dann zuckte ſie zuſammen und verließ mit wankenden Schritten das Zimmer, um denen draußen Mittheilung zu machen von dem furchtbaren Schlage, der ihr Haus betroffen. — —

Hiermit ſchließt unſere Geſchichte, hiermit muß ſie ſchließen, da von dem Geheimniſſe der Stadt auf ſo gewaltſame Weiſe der Schleier abgeriſſen ward und es nun

klar am Tage lag und von einem Dutzend Kaffee- und eben so vielen Theegesellschaften auf's überzeugendste festgestellt wurde, welch inniger Zusammenhang bestanden zwischen dem Verlangen des Stadtschultheißen, die Gitterthür zuzumauern, und jenem schrecklichen Vorfalle auf Eichenwald. Daß alle Glieder der Kette, welche zwischen diesen beiden Punkten lagen, sich eben so furchtbar ergänzten, wer möchte daran zweifeln? — gewiß Niemand von denen, die es so sehr liebten, mit fühlendem Herzen bei Kaffee und süßem Backwerk den guten Namen ihres Nebenmenschen gründlich zu zerarbeiten. War es doch so klar wie der Tag, daß der Stadtschultheiß irgend einen Antheil hatte an dem verbrecherischen Treiben des alten Freiherrn — warum hätte er denn sonst, als die Sache zum Ausbruche zu kommen drohte, eine so kluge Maßregel befürwortet, wie das Zumauern jener Gitterthür? — gewiß nicht des schlechten Geruches wegen, sondern einzig und allein um eine feste Mauer aufzurichten zwischen sich und jenem unheimlichen Thurme, in welchem ja Verbrechen verübt worden waren, bei deren bloßem Gedanken jeder tugendhaften Klatschschwester die Haut schauderte. Hatte man dort nicht in stiller Mitternacht aus dem unterirdischen Gewölbe hervor so häufig schauerliches Klagen und Stöhnen gehört, seltsames Geräusch aller Art, die

unerklärlichſten Töne? Hatte dort nicht eine Frau Mayer mit vielen ſchönen Töchtern und ſehr vielen ſchönen Nichten gewohnt? War nicht die Frau des alten Dieners Friedrich plötzlich ohne Anzeige und erlangte Erlaubniß hierzu geſtorben, alſo auf eine furchtbare Art ermordet worden? Beweiſe dafür hatten ſich ja genügend in dem unterirdiſchen Gange vorgefunden: große Maſſen flüſſig geweſenen Metalls, die auf eine raffinirte Todesart ſchließen ließen, ferner Stricke, Ketten, Beile, kurz, der ganze, vollſtändige Apparat einer Mörderhöhle!

Daß von all dem Schrecklichen nichts an das Tageslicht gezogen und die Thäter dem ſtrafenden Arme der Gerechtigkeit überliefert wurden, wer mochte ſich darüber wundern! ja, wenn es kleine, unbedeutende Leute geweſen wären — aber ſo — —

Mit welcher Sehnſucht hofften die betreffenden guten Herzen darauf, daß ſich aus allem dem ein recht hübſcher Scandal entwickeln würde, und wie waren ſie entrüſtet, als ſie ſich getäuſcht fanden! Herr von Rivola war allerdings auf ſeinem Landgute Eichenwald geſtorben, aber eines ganz natürlichen Todes, wie die Betreffenden es mit den glaubwürdigſten Mienen Jedermann verſicherten, der es hören wollte; allerdings war an dem Neuigkeitshimmel der Reſidenz ein ſchweres, prachtvolles Gewitter aufge-

stiegen, und einige leuchtende Blitze, welche in jenen Tagen die schwarzen Wolken erhellten, zeigten ein großes Verbrechen in räthselhafter Form und von einer fabelhaften Ausdehnung; aber das Gewitter war nicht zum Ausbruche gekommen, sondern es hatte sich verzogen, und man hörte eines Tages mit Erstaunen, daß man der Frau von Rivola am betreffenden Allerhöchsten Orte eine huldreiche Audienz gewährt und daß dieselbe darauf zu einem ihrer Brüder, einem Grafen Hartenstein, auf das Land gezogen sei. Auch war Ferdinand Welkermann nicht nur aus seiner ziemlich langen Haft entlassen worden, sondern man sah sich auch veranlaßt, ihm genügende Erklärungen zu geben, ja, man hätte ihn sogar in seinem bisherigen Amte belassen, wenn er es kluger Weise nicht vorgezogen, in einem anderen Theile der Erde sein Glück zu versuchen. Ob er Steffler, an dem nun ebenfalls keine weitere Schuld gefunden wurde, mit sich nahm, oder ob dieser allein seinen Weg nach Amerika fand, wissen wir nicht genau anzugeben.

Herr Merkel hätte darüber allerdings sowie auch noch über manches Andere, das Geheimniß der Stadt betreffend, sogleich schon genauere Auskunft geben können; doch beobachtete er, so lange er Polizeirath war, über diese Angelegenheit ein ziemlich verdrießliches Stillschweigen,

und erſt nach einem halben Jahre, als er Polizei-Director geworden war, geſtand er Welden, den er in Kirchheim beſuchte, daß es ihn ſelbſt glücklicher als ſeine Ernennung gemacht haben würde, wenn er einen gewiſſen, höchſt intereſſanten Fall, den er indeſſen nicht näher bezeichnen wolle, mit Gründlichkeit hätte zergliedern können.

Der Stadtſchultheiß hatte ebenfalls die Reſidenz verlaſſen, auf die Empfehlung des alten Heilemann hin jenes Gut bei Kirchheim gekauft und daſſelbe mit ſeiner Frau und ſeiner Tochter Eliſe bezogen, welch letztere noch ein junges Mädchen, ihre beſte Freundin, Lucy, nicht ohne Kampf mit ſich genommen hatte; denn wenn Frau von Rivola es auch wohl gefühlt, wie dringend nöthig es für Lucy ſei, an einem ſtillen, friedlichen Orte zu weilen, fern von den Zeugen ihres ehemaligen Lebens, fern von allem, was ſie an jenen furchtbaren Schlag erinnern mußte, der ſo ſchmerzlich ihr junges Daſein betroffen, ſo hatte ſie ſich doch in der Liebe zu ihrem einzigen Kinde, ſowie in dem Gefühle der Einſamkeit lange geſträubt, Lucy, wenn auch nur auf einige Monate, von ſich zu laſſen. Doch — die Freundſchaft hatte geſiegt. Ob dieſem Siege der Freundſchaft noch ein anderer Sieg über Lucy's Herz folgte, darüber haben wir im Augenblicke keine Gewißheit, obgleich eine recht angenehme Ausſicht.

Das Leben auf dem Gute des Herrn Welkermann gestaltete sich zu einem höchst angenehmen und behaglichen; es lag nicht nur dicht an der Eisenbahnlinie, welche der Oberingenieur Welden baute, sondern es wurde auch durch diese in so fern berührt, als einem Waldbache der Bahnlinie wegen eine andere Richtung gegeben werden mußte, was zu ausführlichen und langen Verhandlungen zwischen dem Bauamte und Herrn Welkermann Veranlassung gab, welche Verhandlungen der Ober-Ingenieur Welden stets in eigener Person zu leiten pflegte.

Dabei ereignete es sich nun — nein, so wollten wir eigentlich nicht sagen, denn es war vor der Hand noch von keinem Ereignisse die Rede, — dabei geschah es — doch auch dieser Ausdruck ist nicht ganz richtig, da einstweilen gar nichts geschah, — da fand es sich, haben wir das Recht, zu sagen, denn es fand sich allerdings, daß Lucy von Rivola sich sehr für die Eisenbahn- und Waldbachfrage interessirte und häufig zu den Verhandlungen hierüber zugelassen wurde, wobei — —

Leider bin ich, der Erzähler dieser wahrhaftigen Geschichte, in den vielleicht nicht ganz unverdienten Ruf gekommen, als sei ich ein unverbesserlicher Hochzeitsstifter. Ob dies in den Augen meiner schönen Leserinnen ein Fehler ist, weiß ich nicht, doch lehrt es mich vorsichtig

ſein, und darf ich deßhalb zum Schluſſe dieſer Zeilen, der Wahrheit folgend, nur noch ſagen, was ich von einem Augenzeugen weiß, daß nämlich nach Monaten Frau von Rivola ſelbſt gekommen ſei, um ihre Tochter abzuholen, daß ſie bei dieſer Veranlaſſung zuerſt eine große Unterredung mit Herrn Welkermann, dann eine mit dem Herrn Oberingenieur Welden gehabt und daß dieſer hierauf eine Stunde ſpäter mit Lucy von Rivola auf einer Anhöhe im Walde geſehen wurde, von wo man eine prachtvolle Rundſchau auf das rings umher liegende wellenförmige Land hatte. Beide ſeien ſehr heiter, ſehr glücklich geweſen: Lucy habe den Kopf an Welden's Schulter gelehnt und ihm etwas zugeflüſtert — gewiß kein Geheimniß der Stadt, vielleicht aber das Geheimniß eines ſeligen Herzens. — —

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

zelne Vorſtellungen mit dem dazu gehörigen Inventarium zur Verfügung geſtellt. Dieſes Inventarium beſteht aus den Waffen und Sätteln für die Picadores, den buntfarbigen ſeidenen Mänteln der Chulos, den Banderillas und dergleichen mehr. Die Räume zur Aufbewahrung dieſer Sachen befinden ſich in der Nähe des Stierzwingers und unter Aufſicht eines Angeſtellten, der zugleich Hausmeiſter iſt und die Fremden bei Beſichtigung des Stierplatzes herumführt. Hier in Barcelona war dieß ein ehemaliger Picador, welcher bei einem böſen Sturze von dem Pferde den Fuß gebrochen hatte und uns nun hinkend herumführte, wobei er uns ſeine Herrlichkeiten zeigte und mit großer Redſeligkeit intereſſante Einzelheiten über Manches der edeln Stierfechterkunſt mittheilte. Nahe ſeiner Wohnung, am Haupteingange, befand ſich ein kleines Gebäude, wenige Schritte von dem Stierplatze, aber durch einen Hof von dieſem getrennt — das Spital für verunglückte Fechter. Hier waren ein paar breite Betten, ſowie in einem Wandſchranke Bandagen, Schienen und die nöthigen Medicamente, um einem Verunglückten augenblicklich Hülfe leiſten zu können. Dieß iſt die ernſte, ja traurige Seite dieſes ſo beliebten Nationalſchauſpiels, und hier befindet ſich auch bei jeder Vorſtellung ein Geiſtlicher, der ſich bereit hält, im Nothfalle den Verunglückten mit den Sterbeſacramenten zu verſehen. Wie unſer alter Picador erzählte, iſt es der Geiſtlichkeit aufs ſtrengſte verboten, den Stierplatz ſelbſt zu betreten, weßhalb das oben erwähnte kleine Lazareth denn auch getrennt von dieſem beſteht und einen beſonderen Eingang von der Straße hat.

Der Empreſſario iſt zuweilen ein Beſitzer von großen Viehheerden, zuweilen ein einfacher Speculant bei dieſem Geſchäfte, öfter aber auch einer der großen Eſpadas ſelbſt, wie z. B. der berühmte Montes, Redondo, der eine Reihe von Stiergefechten oder ein einzelnes unternimmt. Er kauft die nöthigen Pferde und Stiere. Die erſteren ſind meiſtens arme alte Thiere, die oftmals eine glänzende Laufbahn hinter ſich haben und nun dazu

Marionetten.

Lustspiel in vier Aufzügen

von

Friedrich Wilhelm

F. W. Hackländer.

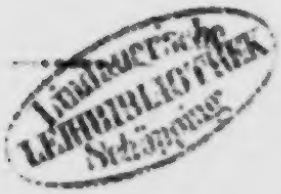

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1868.

Bayerische
Staats...bliothek
...chen

Ae

Schnellpressendruck von Aug. Bürner, verm. J. G. Cyrandel, in Stuttgart.

Perſonen.

Der Regent.
Die Herzogin Mathilde, ſeine Couſine.
Prinzeſſin Anna, deren Schweſter.
Die Oberſthofmeiſterin.
Der Hofmarſchall.
Die Hofdame der Prinzeſſin.
Geheimerath v. Müller, Leibarzt des Regenten.
Arthur v. Reinach.
Kindermann, Kammerdiener des Regenten.
Der Kammerdiener der Herzogin.
Herren und Damen vom Hofe, Bediente.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erſter Aufzug.

Reicher Salon, Thüren zu beiden Seiten, links ein Spiegel mit Kamin und Stand-Uhr, rechts ein Fenſter, breite Flügelthüren im Hintergrunde, durch welche man in einen Park ſieht.*)

Erſter Auftritt.

Leibarzt
(links neben einem Tiſche in einem Fauteuil ſitzend, Kammerdiener Kindermann neben ihm).

Erzählen Sie mir einmal ehrlich, Herr Kindermann, warum mich Seine Hoheit aus der Reſidenz hieher kommen ließ? — Sie wiſſen, daß ich mich ſo zu ſagen im Urlaube befinde, und hörten auch, wie ich glaube, daß der Regent beim Abſchiede zu mir ſagte, dieſesmal will ich Sie Ihre Freiheit in Ruhe genießen laſſen; (bedeutſam mit dem Kopfe nickend) ja, Herr Kindermann, meine Ferienzeit, etwas ſehr Nothwendiges, um ſich von dem angeſtrengten Hofdienſte zu erholen.

Kindermann.

Vielleicht ein kleines Unwohlſein Seiner Hoheit — ich glaube, ſchon ſeit einigen Tagen ſo etwas bemerkt zu haben.

Leibarzt.

Seien wir ehrlich, Herr Kindermann.

Kindermann.

Ehrlich, als wenn Sie mein Beichtvater wären, Herr Geheimerath; mehr können Sie nicht verlangen.

Leibarzt.

Gut denn, glauben wir alſo an eine leichte Unpäßlichkeit, aber ſehr leicht, denn ſo wie ich erfahren, war Seine Hoheit geſtern und vorgeſtern auf der Jagd und wollen heute wieder hinaus. — Sehen Sie, Herr Kindermann, auch entfernt weiß ich immer noch etwas von dem, was bei Hofe vorgeht, und wenn mein guter, alter Freund von einem Unwohlſein fabelt, ſo verſtehe ich ſeine Diskretion, wäre aber dankbar dafür, wenn jetzt etwas Poſitives käme.

Kindermann.

Schon vorgeſtern Morgen, als Seine Hoheit am Fenſter ſtanden und in den Hof hinausblickten, bemerkte ich, daß etwas Ungewöhn-

*) Rechts und links vom Zuſchauer.

liches in ihm vorging: er legte den Kopf gegen die Fenſterſcheiben und zuckte auf einmal wie ſchmerzlich zuſammen, obgleich er bis dahin vollkommen heiter geweſen war.

Leibarzt.

Bis wohin? mein lieber Herr Kindermann.

Kindermann.

Bis er zum Fenſter hinausſchaute.

Leibarzt.

Richtig, bis er ſah — ich bin überzeugt, Sie ſtanden an einem ſo günſtigen Platze, daß es Ihnen möglich war, über die Schulter Seiner Hoheit zu ſchauen.

Kindermann.

Allerdings.

Leibarzt.

Und da bemerkten Sie? — ich verlange durchaus nicht, daß Sie mir ſagen, was Seine Hoheit ſah, nur Ihre eigenen Bemerkungen.

Kindermann.

Ich ſah die Herzogin ausfahren, das heißt, ich erkannte ihren Wagen, denn ihr Geſicht konnte ich nicht ſehen, da ſie es mit dem Sonnenſchirm verdeckte.

Leibarzt.

Und da zuckte der Regent unmuthig zuſammen?

Kindermann.

Habe ich geſagt unmuthig? — allerdings machte er eine Bewegung, doch ſchien es mir, als wolle er raſch das Fenſter öffnen, doch beſann er ſich eines Beſſeren.

Leibarzt.

Eines Beſſeren? — ei, ei, Herr Kindermann, mir ſcheint, wir nehmen entſchieden Partei, wehe unſeren Feinden.

Kindermann.

Sie ſpotten über mich, Herr Geheimerath — eine ſo unbedeutende Perſönlichkeit.

Leibarzt.

Gott ſoll mich in Gnaden bewahren, über den erſten Kammerdiener des heute noch regierenden Herrn zu ſpotten.

Kindermann.

Ah dieſes heute noch gibt mir einen Stich in's Herz und ein Wechſel tritt an uns heran, ſo unfehlbar, aber auch ſo fürchterlich wie das Ende unſerer Tage.

Leibarzt.

Deßhalb muß man feſt und ehrlich zuſammenhalten, und ich an Ihrer Stelle hätte bei einer ähnlichen Veranlaſſung ſchon längſt einen meiner Fäden angezogen, um irgend etwas zu erfahren.

Kindermann (geheimnißvoll).

Glauben Sie, daß ich das nicht gethan, Herr Geheimerath? aber es gibt Dinge,, wo Seine Hoheit iſt, wie eine Steinmauer ohne Fuge.

Leibarzt.

Ohne Fuge? — das iſt ſchlimm — nicht die geringſte Spalte, wo man durchblicken könnte?

Kindermann.

Nicht die geringſte. — Ich habe Ihnen nicht verſchwiegen, daß ich kleine Geheimmittel habe, um hie und da ein Wort aus Seiner Hoheit herauszubringen.

Leibarzt.

Und Sie thaten bis jetzt ſehr geheim mit Ihren Geheimmitteln — eigentlich unrecht gegen mich. Ja, mein Lieber, die Zeit iſt gekommen, wo ſich eine große Kataſtrophe vorbereitet und wo die Treugeſinnten feſt an einander halten müſſen: die Herzogin iſt morgen vierundzwanzig Jahre alt, wird dadurch nach unſerem Hausgeſetze mündig, tritt die Regierung an — und der Regent kann nichts anderes thun, als ſich in's Privatleben zurückziehen — Sie bekommen es alsdann ſehr ruhig, mein lieber Herr Kindermann.

Kindermann.

Die Ruhe des Grabes, Herr Geheimerath — es muß etwas ſüßes um das Regieren ſein.

Leibarzt (lachend).

Ja, ja, wenn man ſo ein Dutzend Jahre kleiner geheimer Mitregent war, weiß man davon.

Kindermann (erſchrocken).

Um Gotteswillen, Herr Geheimerath, die Wände haben Ohren und ſelbſt ein ſolcher Scherz könnte höchſt ungnädig aufgenommen werden — Sie kennen ja den ſtrengen Charakter Seiner Hoheit.

Leibarzt.

Gewiß, und deſto größere Achtung habe ich vor Ihrem Talente, ſelbſt dieſem harten Felſen zuweilen ein mittheilſames Wort zu entlocken.

Kindermann (ſeufzend).

In letzter Zeit kaum das geringſte — alle Mittel, die ich anwandte — alle Fäden, die ich anzog, verſagten mir den Dienſt — ich habe nicht die geringſte Idee über die Pläne Seiner Hoheit.

Leibarzt.

Sogar Ihr ſonſt ſo untrügliches Mittel, Parfüm Es Bouquot, ſchlug fehl.

Kindermann.

Auch das — ich träufelte neulich ſo ſtark davon auf ſein Taſchen-

tuch, daß das ganze Zimmer darnach roch; wenn ich das früher that, so pflegten Seine Hoheit zu sagen: aber, Kindermann, wir sind verdammt vergeßlich — wir wissen doch, daß ich Es Bouquet nicht leiden kann — so gab dann ein Wort das andere — in solchen Momenten zeigte sich der Regent meist weich gestimmt und ich konnte mir schon etwas erlauben — neulich aber sah er mich starr an und sagte kurz, 'was anderes, Kindermann! meinetwegen Heugeruch — wir sind auf dem Lande und leben in einer Zeit, wo man sich des einfachsten und natürlichsten bedienen muß.

Leibarzt.

Woher kommt eigentlich diese Zuneigung oder Abneigung des Regenten für Es Bouquet?

Kammerdiener.

Von einer Geschichte, die vor einigen Jahren spielte, bei der auch unsere Herzogin betheiligt war.

Leibarzt.

Also knüpft sich für den Regenten irgend eine Erinnerung daran — bei der die Herzogin — so, so.

Kindermann.

Ja, Herr Geheimerath — da Es Bouquet durchaus nicht mehr anschlug, so wagte ich ein verzweifeltes Mittel, um ihn zum Reden, meinetwegen zum Schelten zu bringen, denn das sind meine besten Momente, da warf ich oft schon hie und da ein Wort hinein, was er hört und nicht vergißt, wenn er auch durchaus nicht dergleichen thut: ich steckte ihm den Stern des Hausordens an und zwar absichtlich verkehrt, den Kopf des Löwen nach unten.

Leibarzt.

Das war eine gewagte Anspielung.

Kindermann.

Er sah es auch sogleich im Spiegel und meinte, wir kommen hier auf dem Lande aus der Gewohnheit, mit Orden umzugehen, worauf ich entgegnete, ach, Euer Hoheit, es stellt sich nächstens bei uns Alles auf den Kopf.

Leibarzt.

Nun — und dann?

Kindermann (achselzuckend).

Dann erwiederte er mit einem fast traurigen Lächeln, ei, ei Kindermann, wir treiben Philosophie — aber es ist ganz richtig, die Welt dreht sich um und um, und wer heute oben steht, befindet sich morgen unten.

Leibarzt.

Das deutet allerdings nicht darauf hin, als wolle Seine Hoheit oben hoch stehen bleiben fest wie ein Fels — nun, sehen wir selber zu.

Kindermann.

Es iſt mir ein wahrer Troſt, daß Sie gekommen ſind — ach, Herr Geheimerath, ein ſo treuer Freund in der Noth, denn wir ſtehen verzweifelt allein — allerdings haben wir noch die Macht in der Hand, aber wer genau beobachtet, dem kann es nicht entgehen, wie faſt Alles hier nach der neu aufgehenden Sonne ſchielt.

Leibarzt.

Ja, und die Herzogin iſt eine ſchöne und liebenswürdige Sonne.

Kindermann.

Nur nicht für uns — wir ſind ganz Schattenſeite, Herr Geheimerath, unſere Früchte kommen nicht zum Reifen.

Leibarzt.

Das aber war vor wenigen Monaten noch ganz anders. — Die Herzogin ſprach mit einer wahren Verehrung von ihrem Vetter und behandelte ihn mit einer Herzlichkeit, welche das Beſte hoffen ließ.

Kindermann.

Allerdings, bis der Hof hieher zog — o Seine Hoheit waren ſehr gegen dieſen Landaufenthalt.

Leibarzt.

Und die Schweſter der Herzogin, die Prinzeſſin Anna?

Kindermann.

Eine launenhafte junge Dame, verdrießlich über die Einſamkeit hier.

Leibarzt.

Was Sie mir da eben ſagen, erſchreckt mich — wir müſſen Hülfstruppen anwerben.

Kindermann.

Woher nehmen — ja wenn wir in der Stadt geblieben wären — o es war ein guter Plan von der Umgebung der Fürſtin, hier auf dem Lande deren Großjährigkeit zu erwarten und ſie dann als regierende Fürſtin nach der Hauptſtadt zurückkehren zu laſſen.

Leibarzt.

Und ſollen hier keine Feſte gefeiert werden?

Kindermann.

Doch, die Einladungen liegen im Kabinette des Regenten.

Leibarzt.

Und für wen als?

Kindermann.

Für den größeren Hofſtaat, die Geſandten, die Miniſter — (geheimnißvoll) auch an den benachbarten Hof des Fürſten Georg iſt eine Einladung ergangen.

Leibarzt.

Trotz der langjährigen Feindſchaft dieſer beiden Häuſer?

Kindermann (achſelzuckend).

Wir befinden uns hier ſo nahe an der Grenze — vielleicht wollen die Rathgeber der Herzogin eine Verſöhnung anbahnen — die Einladung iſt von dort ſehr freundlich dankend angenommen worden.

Leibarzt.

Der Fürſt Georg iſt aber, ſo viel ich weiß, abweſend.

Kindermann.

Allerdings, wird aber in den nächſten Tagen einen Herrn ſenden, um noch den ganz beſonderen Dank des Fürſten zu überbringen — eigenthümlich, daß ſich gerade in dieſer Einladung unſere beiden ſich ſo ſchroff gegenüber ſtehenden Parteien begegnen — beide denken an den Fürſten Georg als ſehr paſſend für die Hand der Herzogin.

Leibarzt.

Auch der Regent — unmöglich.

Kindermann.

Auch er — ich habe es aus beſter Quelle.

Leibarzt.

Ah dann — Reſpekt vor Ihren Quellen, aber das iſt ja für den Regenten eine ganz thörichte Kombination — ich glaube es nicht.

Kindermann.

Sie ſollten ihn beſſer kennen, Herr Geheimerath; ſeine Uneigennützigkeit, ſeine Sorge um das Wohl des Landes, welches er nun einmal darin ſieht, daß eine Heirath mit dem benachbarten Hofe die beiden Länder verbindet; wir werden es erleben, daß er abreiſt, wie er gekommen, in einer einfachen Kaleſche, den armen Kindermann auf dem Bocke.

Leibarzt.

Muth, mein Freund, wir haben noch einen langen Tag vor uns.

Kindermann.

Und er hat Sie rufen laſſen, Herr Geheimerath, wie mich das beruhigt.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, ein Bedienter.

Bedienter

(an der Seitenthüre rechts erſcheinend).

Seine Hoheit laſſen den Herrn Geheimerath erſuchen, einzutreten.

Kindermann

(mit einer ſehr förmlichen Verbeugung gegen den Leibarzt).

Wenn ich demnach gehorſamſt bitten dürfte.

beſtimmt ſind, unter den Hörnern des Stieres zu verenden. Begreiflicherweiſe würde ein junges, kräftiges Pferd dieſen eben ſo wenig widerſtehen können und nur die Koſten bedeutend vergrößern; deßhalb nimmt man langgediente, meiſtens ausrangirte Reitpferde, die gewöhnlich mit nicht mehr als fünfzehn bis zwanzig Duros das Stück bezahlt werden. Bei den Stieren herrſcht gerade das umgekehrte Verhältniß: je kräftiger, wilder und unzähmbarer ein ſolcher iſt, um ſo beſſer für den Kampf, um ſo theurer wird er bezahlt. Der Preis eines vorzüglichen Stieres iſt bis zu zweihundert Duros (ein Duro iſt 2 Fl. 20 Kr.). Der Heerdenbeſitzer kennt natürlich ſeine Zöglinge, und je nachdem das Stiergefecht glänzend ausfallen ſoll, werden die Thiere ausgeſucht. Ein echter Toro, ein Stier von guter Race, de buen trapio, wie der Spanier ſagt, iſt nicht über ſieben und nicht unter fünf Jahre alt, hat feines glänzendes Haar, einen langen elaſtiſchen Schweif, gelenke Kniee, kleine Hufe, ſtarke, ſchwarze und nicht zu lange Hörner, bewegliche, runde Ohren und feurige, dunkle Augen. Wie ſich von ſelbſt verſteht, will das Publikum eine Abwechslung oder Steigerung, und einem der wildeſten und tollſten Burſchen werden immer ein paar fügſamere Collegen beigegeben, damit die Quadrilla ihren Tollheiten und Neckereien zuweilen den vollen Lauf laſſen kann, ohne ihr Leben gerade ſehr in Gefahr zu bringen, was bei einem Stiere, wie er ſein ſoll, faſt jedesmal der Fall iſt. Daß die Tauromaquia in alten Zeiten als eine edle und ritterliche Paſſion galt, liegt in den Regeln derſelben, welche dem Toreador gebieten, ſeinem Feinde offen entgegenzutreten, ihn mit ehrlichen Waffen, ohne Hinterliſt und mit der größten Ritterlichkeit zu bekämpfen; und nicht bloß tapfer ſoll der Toreador ſein, man verlangt auch, daß all ſeine Bewegungen graziös ſeien, und daß keine linkiſche Wendung, kein übereiltes Zurücktreten oder Vorgehen die geringſte Unſicherheit verrathe. Hiezu aber gehört ein außerordentliches Studium und eine Herrſchaft über ſeinen eigenen Körper, die nur durch

Leibarzt (aufſtehend).

Gehen wir, ſehen wir.

Lakai (öffnet beide Flügelthüren).

Kindermann

(nach einer abermaligen Verbeugung gegen den Leibarzt mit hoch erhobenem Kopfe voranſchreitend.)

Dritter Auftritt.

Prinzeſſin Anna. Hofdame.

Prinzeſſin

(ihren Strohhut am Arme eintretend, hinter ihr ihre Hofdame).

Bitte, lege meinen Hut auf den Tiſch (tritt an die Mittelthüre zurück, dann langſam vorkommend zur Hofdame, welche ſtehen geblieben iſt), ſetze dich doch, du wirſt müde ſein — (geht langſam nach dem Fenſter rechts).

Hofdame.

Sind Euer Hoheit nicht auch etwas müde geworden?

Prinzeſſin.

Müde? — nein, und doch wenn du willſt bin ich müde — verdrießlich — gelangweilt (nach rechts zum Fenſter gehend). und habe ich nicht ein Recht, gelangweilt zu ſein? Der Anfang auch dieſes Tages iſt ganz wie gewöhnlich gemacht.

Hofdame (lachend).

Und doch mit einer kleinen Variation.

Prinzeſſin.

Vielleicht eben ſo gewöhnlich wie alles Andere, wenigſtens vorübergehend, ohne eine Spur zu hinterlaſſen.

Hofdame.

Wer kann das wiſſen, — dieſe eigenthümliche Begegnung im Parke.

Prinzeſſin (mit einer raſchen Handbewegung).

Wir haben pflichtſchuldigſt eine Stunde promenirt, du haſt mich auf die neu erblühten Blumen aufmerkſam gemacht, dann auf die herrlichen Sonnenblicke zwiſchen den dichten Laubmaſſen, auch auf den deliciöſen Waſſerfall mit ſeinem langweiligen Gemurmel, und nun treiben wir begreiflicher Weiſe Lektüre, wenn es dir gefällig iſt.

Hofdame.

Ganz nach dem Willen Eurer Hoheit.

Prinzeſſin

(die ſich haſtig in einen Lehnſtuhl niedergelaſſen).

Ganz nach meinem Willen — klingt das nicht wie Spott, als

wenn ich, beſonders hier auf dem Lande, meinen eigenen Willen hätte: ich muß meine tägliche Aufgabe durchmachen und herſagen, gerade ſo wie früher bei meinen Lehrern, nur daß es heute weder franzöſiſch noch engliſch, weder Geographie noch Geſchichte iſt — nun habe ich nicht recht? — wird nicht heute wie jeden Tag die Oberſthofmeiſterin die erſte Pauſe benützen und mich fragen: eh bien ma chère princesse, was haben Sie an dieſem wunderbaren Morgen gethan? hat man Ihnen die prachtvolle Blume gezeigt? eine — und da nennt ſie eine von den confuſen Namen, die kein Menſch behalten kann — oui Madame. — Ach, ſagt ſie dann, prächtiger wie heute ſah ich lange nicht den goldenen Glanz der Sonne auf dem grünen Raſen — nicht wahr, Prinzeſſin. — oui Madame — Und die herrliche Färbung des Waſſerfalls? — oui Madame — oui Madame — oui Madame — und da möchte ich ſchon aufſpringen und ihr ſagen, wie mich das Alles gründlich ennuyirt hat. — Doch für alles das haſt du kein Mitgefühl, du nimmſt Alles leichthin, dich freuen tagtäglich die blühenden Blumen, der Sonnenglanz auf den Blättern, Gott! und der prächtige Waſſerfall — nicht wahr?

Hofdame.

Ich geſtehe, daß ich das immer mit neuem Intereſſe erblicke.

Prinzeſſin.

So denkſt du jeden Tag etwas Anderes dabei? — geſtehe es nur — oder nimmſt du Alles das wie begleitende Muſik zum Texte deiner Gedanken?

Hofdame.

Euer Hoheit haben ſich da ſehr hübſch ausgedrückt, aber was meine Gedanken anbelangt, ſo wüßte ich gerade nicht, warum ich in dieſem beſonderen Falle andere haben ſollte, als Euer Hoheit ſelbſt.

Prinzeſſin (mit dem Finger drohend).

Du? — du! — du! — aber es freut mich, daß du noch ſo ehrlich biſt, um die Augen niederzuſchlagen, wenn du irgend eine Falſchheit ſagſt — meinſt du, ich hätte es nicht bemerkt, daß uns Herr von Fernau jeden Morgen ſo ganz zufälliger Weiſe in den Weg tritt?

Hofdame.

Gewiß ganz zufälliger Weiſe, Euer Hoheit — Sie werden mir glauben —

Prinzeſſin.

Ich glaube Alles, was man wünſcht, aber es gibt ſehr ernſthafte Damen an unſerem Hofe, die namentlich in ſolchen Dingen völlig ungläubig ſind — ich meine neulich ſchon bemerkt zu haben, daß ſich die Oberſthofmeiſterin ziemlich auffallend umwandte, als ſie Herrn von Fernau bei uns ſtehen ſah — du weißt, geſtern vor der Pla-

tanen-Allee — und dir den kleinen Stein überreichte, der am Boden ſo auffallend geglänzt.

Hofdame.

Allerdings, um ihn Euer Hoheit zu übergeben.

Prinzeſſin (lachend).

Ja, ja, du warſt ſo freundlich, für mich die Mittelsperſon zu machen.

Hofdame.

Und glauben Euer Hoheit in der That, daß die Oberſthofmeiſterin abſichtlich umſchaute?

Prinzeſſin.

Sehr abſichtlich, und ich war ſchon auf ihre Frage vorbereitet, ob wir vielleicht botaniſirt hätten oder Mineralogie getrieben — beides gleich langweilig, für mich nämlich.

Hofdame.

Für mich auch, das kann ich Euer Hoheit ſchwören.

Prinzeſſin.

Du haſt eigentlich kein Recht, dich über Langeweile zu beklagen — ich laſſe dir ſo viel Freiheit als möglich und bin auch überzeugt, daß du dieſelbe in der eben gedachten Angelegenheit recht hübſch benutzeſt.

Hofdame (erſchrocken).

Hoheit könnten glauben!? —

Prinzeſſin.

Alles, was du willſt — aber glaube mir, es macht mir Vergnügen, wenn du deinen kleinen Roman fortſpielſt; nur habe ich eine Bedingung.

Hofdame.

Sie werden von mir überzeugt ſein, daß ich nie die Gränzen des Anſtandes —

Prinzeſſin.

Vollkommen überzeugt — davon wollte ich aber eigentlich nicht reden, ſondern du mußt mir verſprechen, mir Alles hübſch, klar und aufrichtig mitzutheilen, es iſt dann gerade, als läſe ich einen Roman (träumeriſch) ſpäter einmal, wenn vielleicht —

Hofdame (nach einer Pauſe).

Würden Hoheit auch vielleicht die Gnade haben, mir kleine Mittheilungen zu machen.

Prinzeſſin (ſeufzend).

Ich werde wohl nie in den Fall kommen, dir etwas Intereſſantes mittheilen zu können, dergleichen iſt ja bei uns ſo gewöhnlich, ſo ohne alle Poeſie (nach einer Pauſe). Alſo auch auf dich hat dieſe Begegnung im Parke einen mehr als gewöhnlichen Eindruck gemacht.

Hofdame.

Gewiß, Hoheit — der Fremde hatte etwas Auffallendes, aber durchaus nichts Unangenehmes.

Prinzeſſin (nach einigem Nachdenken).

Nun, etwas keck ſchaute er mir doch in die Augen — auch daß er ſich umwandte und ſtehen blieb — — — o ich weiß ſchon, worüber du lachſt — weißt du auch, Mary, daß du zuweilen recht abſcheulich, recht perfid ſein kannſt? Doch passons là dessus und gehen wir zu etwas Anderem über — lies mir ein paar Seiten vor, damit ich auch in dieſer Richtung der Wahrheit gemäß ſagen kann: oui Madame. (Der Hofmarſchall erſcheint unter der Thüre und gibt den Verlenten einige Befehle.) Doch halt einen Augenblick, ich ſehe den würdigen Chef unſerer Amüſements, den ich, wenn ich mächtig genug dazu wäre, zum Gott der Langeweile ernennen würde, und höre ſchon ſeine Frage: Euer Hoheit haben hoffentlich vortrefflich geruht?

Vierter Auftritt.

Vorige. Hofmarſchall

(gefolgt von einem Kammerdiener, welcher in der Mitte der Szene und einem Lakaien, der unter der Thüre ſtehen bleibt). *)

Hofmarſchall (ſich verbeugend).

Euer Hoheit haben hoffentlich vortrefflich geruht?

Prinzeſſin (lächelnd).

Nicht ſo ganz, mein lieber Hofmarſchall (reicht ihm ihre Hand, die er ehrfurchtsvoll küßt) — es muß ein Gewitter im Anzuge ſein, was meine Nerven aufregt, oder ertrage ich nicht gut die tiefe Ruhe und die einförmige Stille, welche uns hier umgibt — Sie befinden ſich, wie es ſcheint, wohl dabei.

Hofmarſchall.

Ich will nicht läugnen, daß mir dieſe Ruhe behaglich iſt, aber es iſt wohl möglich, daß ſich Euer Hoheit erſt wieder daran gewöhnen müſſen — es iſt freilich ein großer Kontraſt zwiſchen hier und dem Lärm der Reſidenz, doch bin ich überzeugt, daß dieſer Landaufenthalt nach und nach ſehr anregend und beruhigend auf die Nerven Euer Hoheit wirken muß.

Prinzeſſin.

Beruhigend! — ich möchte eher ſagen ermüdend, denn ich bin hier namentlich in den Morgenſtunden von einer unbegreiflichen Mattigkeit. ſtehe auch ſehr früh auf, und dabei umgiebt mich hier

---

*) Wo nicht angegeben iſt: von rechts oder links, kommt und geht alles durch die Mittelthür.

eine ſo ausgeprägte — wie ſoll ich ſagen — Stille und Feierlichkeit — nein — das iſt nicht das richtige Wort — wie drückt man ſich mit anderen Worten aus, wenn man ſich langweilt — es muß doch auch dafür eine Umſchreibung bei Hofe geben — nicht wahr, Excellenz!

Hofmarſchall.

Euer Hoheit belieben zu ſcherzen — es iſt allerdings wahr, man lebt im gegenwärtigen Augenblicke hier ein wenig ſtill und harmlos.

Prinzeſſin

(ein Gähnen affektirt unterdrückend).

Entſetzlich, was mich betrifft — man dürfte ſchon ſagen langweilig — Excellenz finden das wohl ebenfalls?

Hofmarſchall

(ſich halb umwendend und ebenfalls verſteckt gähnend).

Ich möchte Euer Hoheit darin nicht unbedingt widerſprechen, doch darf man dem Landaufenthalte nicht die ganze Schuld beimeſſen: die Stille unſeres Hofes im gegenwärtigen Augenblicke (Kammerdiener gähnt ebenfalls) iſt wohl bedingt durch bevorſtehende wichtige Ereigniſſe, durch die ernſte Stimmung höchſter und allerhöchſter Perſonen.

(Lakai an der Thüre gähnt.)

Prinzeſſin.

Ja, ja, wie aber auch das Bevorſtehende ausfallen mag, es iſt doch einmal eine Abwechslung und ich ſehne mich darnach. (Hofmarſchall leicht die Achſeln zuckend.) — Was haben wir heute Neues, mein lieber Hofmarſchall? — das alte, ewig wiederkehrende Neue: Dejeuner um eilf Uhr mit meiner Schweſter und der Oberſthofmeiſterin?

Hofmarſchall.

So iſt es, Hoheit.

Prinzeſſin.

Nun das Frühſtück auf der Terraſſe will ich mir ſchon gefallen laſſen, ich liebe die Terraſſe mit ihrer ſchönen Ausſicht.

Hofmarſchall.

So werde ich auch heute wieder die Terraſſe vorſchlagen.

Prinzeſſin.

Thun Sie das, lieber Hofmarſchall, es iſt das doch ein kleiner Lichtpunkt in dem ewigen Einerlei, ſpäter fahren wir dann wie gewöhnlich ſpazieren mit unſeren Damen in dem großen langweiligen Wagen, wo man kein lautes Wort ſprechen darf.

Hofmarſchall.

So iſt es, Hoheit.

Prinzeſſin.

Dann eine etwas glückſeligere Zeit, wo man ſich doch wenigſtens bis zum Diner auf ſeinem Zimmer langweilen darf.

Hofmarſchall.

Diner um ſechs Uhr.

Prinzeſſin.

Familientafel?

Hofmarſchall.

Nein, Hoheit — allgemeines Diner in der Orangerie — wir erwarten im Laufe des Tages einen Abgeſandten des benachbarten Hofes, welcher von Seiner Hoheit dem Regenten alsdann ſogleich zur Tafel gezogen wird.

Prinzeſſin.

Dieſe Aufmerkſamkeit Seiner Hoheit wird wohl wie Alles, was er thut, ſeine Urſache haben.

Hofmarſchall

(verbeugt ſich lächelnd, wie Jemand, der ſprechen könnte, wenn er wollte).

Prinzeſſin.

Nun, das iſt wenigſtens eine kleine Abwechslung — werden wir dieſen Herrn, im Falle er wirklich ankommt, ſogleich empfangen, und wann?

Hofmarſchall.

Er wird im Laufe des Tages eintreffen, und da er vor der Tafel präſentirt werden ſoll, ſo hält der Regent einen beſonderen Empfang für unnöthig, um dieſem Herrn nicht zu viel Wichtigkeit beizulegen, obgleich ſeine Ankunft zu Hoffnungen berechtigt und er aus einem der beſten Häuſer ſein ſoll.

Prinzeſſin (ihn ſcharf anblickend).

Euer Excellenz kennt dieſen Herrn, protegirt denſelben? — und der Regent zieht ihn ſogleich zur Tafel? — das iſt pikant, obgleich widerſprechend — darf man ſich darüber eine Frage erlauben?

Hofmarſchall

(blickt um ſich und huſtet leicht hinter der vorgehaltenen Hand).

Prinzeſſin.

Ich danke, Excellenz, wir wollen die Ankunft dieſes Herrn erwarten — alſo ſonſt gibt es gar nichts Neues?

Hofmarſchall (ſich beſinnend).

Etwas hatte ich doch noch — gerade nichts Bedeutendes, aber — — — — richtig das war's: der Leibarzt Seiner Hoheit kam vor einer Stunde aus der Reſidenz.

Prinzeſſin (lebhaft).

Ei, ei, berufen von Seiner Hoheit, unſerem Vetter — iſt der Regent unwohl?

Hofmarſchall.

Das glaube ich nicht, möchte mich ſogar unterſtehen, Sie des Gegentheils zu verſichern, wenn ſich überhaupt Jemand erdreiſten dürfte, die richtige Stimmung Seiner Hoheit kennen zu wollen.

Prinzeſſin.

Ja, ja, er befindet ſich außerordentlich wohl, aber ich bin leidend — recht ſehr leidend.

Hofmarſchall (erſtaunt).

Euer Hoheit haben aber dabei ein ſo vortreffliches Ausſehen.

Prinzeſſin.

Nur äußerlich, beſte Excellenz, in meinem Innern ſieht es ganz anders aus — ich ſagte Ihnen vorhin ſchon, daß ich mich müde und abgeſpannt fühle.

Hofmarſchall.

Doch nicht um einen Arzt zu rathe zu ziehen?

Prinzeſſin.

Warum nicht? — mit ihm zu plaudern — über eine Unbehaglichkeit, die mich zuweilen überfliegt (zu ihrer Hofdame) — o ich weiß ſchon, was dein Blick nach dem Spiegel ſagen will, und doch bin ich leidend, recht leidend — glaubſt du mir nicht, wenn ich es ſage?

Hofdame.

Wenn Euer Hoheit befehlen.

Prinzeſſin.

Nein, ich befehle es nicht, Gott ſoll mich davor bewahren (raſch aufſtehend und einen Blick in den Spiegel werfend), man muß mir anſehen, daß ich leidend bin und deßhalb will ich mit dem Geheimenrath ſprechen, und bitte das, wenn es nöthig iſt, dem Regenten zu ſagen oder der Herzogin, meiner Schweſter. — Bitte, Excellenz, den Leibarzt zu mir zu ſchicken, wenn Sie ihm begegnen. — Beſten Dank. (Sie entläßt den Hofmarſchall mit einer Handbewegung, der ſich gefolgt von dem Kammerdiener durch die Thüre rechts entfernt. Lakai durch die Mittelthüre ab.)

Prinzeſſin (geht auf und ab).

Du hätteſt wohl ſagen können, daß du mich ſeit einigen Tagen leidend ausſehend fändeſt.

Hofdame.

Aber wenn Euer Hoheit nur einen Blick in den Spiegel werfen wollten.

Prinzeſſin.

Ach was, das Glas des Spiegels iſt falſch wie — nun ich will dir nicht wehe thun, liebe Mary, aber du hätteſt aus Klugheit meine Ausſagen beſtätigen ſollen, zum Beiſpiel von einer ſchlafloſen Nacht ſprechen, über die ich geklagt — du verſtehſt mich doch?

Hofdame.

Nicht ſo ganz, Hoheit.

Prinzeſſin.

Das kann aber ein Kind einſehen: der Regent läßt den Leibarzt kommen, der, ich möchte ſagen, mit einer rührenden Treue an ihm hängt, und von unſerem Vetter mit einem eben ſo großen Vertrauen behandelt wird, wie mit Mißtrauen von meiner Schweſter, ich möchte gerne leider ſagen, — alſo brauche ich ein Motiv, um

ihn gleich nach ſeiner Ankunft zu mir rufen zu laſſen. — Die Oberſthofmeiſterin wird ſagen, ich hätte wohl bis zur Tafel warten können — vor der Tafel im großen Cercle, wo er mir förmlich die Hand küßt und wo er mir wie ſchon ſo oft wiederholt: für Euer Hoheit bin ich das überflüſſigſte Geſchöpf auf der ganzen Welt — verſtehſt du mich jetzt? — Ich möchte gerne mit ihm plaudern, er kann ſo amüſant ſein — nun es iſt am Ende gleichviel, ich werde auch darauf der Oberſthofmeiſterin zur Antwort geben oui Madame (Kammerdiener erſcheint rechts an der Thüre) — doch er kommt, laß' uns ſpäter allein.

Kammerdiener (meldend).

Der Herr Geheimerath von Möller.

Prinzeſſin

(nickt mit dem Kopfe und läßt ſich in einen Lehnſtuhl nieder).

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, der Leibarzt.

Prinzeſſin.

Ach, lieber Doktor, ich freue mich ſehr, Sie zu ſehen.

Leibarzt.

Eine Freude, die mich glücklich macht, Hoheit, wenn ich auch für Sie —

Prinzeſſin (ihm lachend in's Wort fallend).

Das überflüſſigſte Geſchöpf auf der ganzen Welt bin — doch laſſen wir das heute, denn ich bin wirklich leidend.

Leibarzt.

Sie würden mich erſchrecken, wenn mich nicht Ihr Ausſehen einigermaßen beruhigte.

Prinzeſſin.

Ach mein Gott ja, ich ſehe gut aus, wie man ſagt.

Leibarzt.

Entzückend wie immer — und dennoch leidend? — Darf ich Ihnen den Puls fühlen?

Hofdame.

Euer Hoheit befehlen wohl keine Lektüre mehr und erlauben mir die Bücher wegzutragen?

Prinzeſſin.

Thue das, liebe Mary.

Hofdame (ab).

Prinzeſſin.

Da haben Sie meine Hand zum Puls fühlen oder zum freundlichen Willkomm.

Leibarzt (lächelnd).

Letzteres ist mir lieber — (küßt ihr die Hand) wie die Krankheit, so die Arznei.

Prinzessin.

Ei, ei, lieber Doktor, solche Rezepte sollten Sie nie verschreiben.

Leibarzt.

Warum nicht, wenn ich sie für zuträglich halte?

Prinzessin.

Nein, nein, aber Scherz bei Seite — setzen Sie sich zu mir — ich bin in der That etwas leidend, meine Nerven sind angegriffen.

Leibarzt.

Bei dieser prächtigen Landluft, bei dieser entzückenden Ruhe und Stille, die hier herrscht.

Prinzessin.

Ach ja, diese Ruhe und Stille, diese ewige Langeweile.

Leibarzt.

Ach, es handelt sich hier um ein Rezept gegen die Langeweile?

Prinzessin.

Gäbe es dergleichen?

Leibarzt.

O gewiß — besonders für eine junge, schöne und geistreiche Prinzessin.

Prinzessin.

Und wenn man wirklich so glücklich wäre, Alles das zu sein, so gibt es doch Verhältnisse, Umgebungen, Lagen, in denen alle diese glänzenden Eigenschaften umsonst wären — ach, lieber Doktor, es ist hier entsetzlich langweilig — der Regent unser Vetter Liebden von Tag zu Tag ernster, zurückgezogener, verschlossener — meine Schwester, die Herzogin in einer fieberhaften Spannung, in einer ewigen Aufregung, die sie vergebens zu verdecken sucht.

Leibarzt.

Ich begreife das.

Prinzessin.

Jedes ist mit sich selbst und seiner Umgebung beschäftigt — zwei Kreise, die alle Berührung zu vermeiden suchen.

Leibarzt.

Es sind aber auch höchst wichtige Sachen, die in der nächsten Zeit bevorstehen.

Prinzessin.

Gewiß — aber für mich ist es Alles sehr einförmig und langweilig — will ich an den Regenten, der früher sehr freundlich und zuvorkommend gegen mich war, irgend eine Frage richten, welche nicht gerade die täglichen Ereignisse betreffen, so unterbricht er mich,

indem er in einem ernſten Tone ſagt, laſſen wir das jetzt, mein liebes Kind — möchte ich von meiner Schweſter etwas erfahren, ſo gibt ſie mir ſeufzend zur Antwort: wie glücklich biſt du, dergleichen nicht gefragt zu werden.

Leibarzt.

Und damit begnügen ſich Euer Hoheit?

Prinzeſſin.

Was kann ich anders thun?

Leibarzt.

Viel, bei Ihrer Perſönlichkeit, Ihrem Geiſt, bei der allgemeinen Liebe, welche man für Sie hat. — Euer Hoheit ſprachen vorhin von zwei Kreiſen, welche ſich ziemlich feindlich, ich glaube, ſo ſagten Sie, einander gegenüber ſtänden — bilden Sie doch dazwiſchen einen dritten Kreis, einen vergleichenden, vermittelnden.

Prinzeſſin.

Ich? und mit wem? — mit meiner Hofdame? — das müßte ſich gut ausnehmen.

Leibarzt.

Ja, Euer Hoheit — ja Sie, ohne Ihre Hofdame, — ganz allein — vielleicht unter den Rathſchlägen eines erfahrenen Freundes, der es gut mit Ihnen und Ihrem erlauchten Hauſe meint.

Prinzeſſin.

Den Freund glaube ich allenfalls errathen zu können — aber ich bin leider zu jung, leider auch zu heiter für ernſte Geſchäfte, habe auch keine Erfahrung und finde alles Intriguiren und Protegiren langweilig, es iſt das ein zu ſchwieriges und zu mühevolles Geſchäft.

Leibarzt.

Man kann es auch ſpielend betreiben und ſich ſelbſt dabei herrlich amüſiren — Gott es iſt nichts leichter, als unſere Umgebung zu leiten, von unſerem Willen abhängig zu machen, ſie, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, gelinde am Zügel zu führen, leicht für einen ganz gewöhnlichen Sterblichen. —

Prinzeſſin (einfallend).

Wie Sie — o man kennt Ihr Talent, die Leute nach Ihrer Pfeife tanzen zu laſſen.

Leibarzt.

Und thut doch großes Unrecht, das zu ſagen, gnädigſte Prinzeſſin — man iſt hie und da ſo freundlich, einen kleinen Rath, ja oft nur eine hingeworfene Anweiſung zu befolgen — das iſt Alles — doch ich wollte vorhin ſagen, wenn es einem gewöhnlichen Sterblichen, wie ich bin, möglich iſt, hie und da durch einen ſolchen Rath, eine ſolche Anweiſung einzugreifen — wie viel leichter müſſe es

langjährige Uebung erworben wird. Dieſe Herrſchaft über ſich ſelbſt iſt es aber auch faſt allein, welche den Stierkämpfer vor den Hörnern des wüthenden Thieres zu retten vermag; der geringſte Fehler iſt verhängnißvoll; denn faßt ihn der Toro mit dem Horne, ſo geht es nicht mit einer leichten Verwundung ab, ſein gräßlicher Tod iſt dann faſt jedes Mal gewiß. Und obendrein iſt es unbegreiflich aber wahr, daß bei ſolchen Unglücksfällen das grauſame Publikum die Partei des Siegers nimmt und der geſtürzte Toreador noch obendrein lächerlich erſcheint. Natürlicherweiſe gehören, wie bei jeder Kunſt, ſo auch bei dieſer, Talent und angeborene Anlagen dazu, um ein großer Eſpada zu werden, und neben der Geſchicklichkeit, dem Thiere auszuweichen und ihm dann zur rechten Zeit den Todesſtoß beizubringen, muß der Torero ein Auge dafür haben, um die Eigenſchaften des Stieres, wenn ihm derſelbe im Circus zum erſten Male entgegentritt, ſogleich zu erkennen; deßhalb beobachtet der Eſpada hinter der Schranke, wie ſich das Thier gegen die Picadores und Banderilleros benimmt und erkennt aus der Art des Angriffs, ob es boyante und claro (naiv und offen), revoltoso (rührig), celoso (mißtrauiſch und mordluſtig), gana terreno (ſchnellfüßig), sentido (liſtig) oder abanto (feige) iſt. Jede dieſer Eigenheiten erfordert eine beſondere Taktik und vom kleinſten Verſehen hängt der Ruf und nicht ſelten das Leben des Toreadors ab. In ſeinem Lehrbuche der Stierfechtkunſt ſagt Francisco Montes: „Ein Toreador muß muthig und leicht gebaut, aber nicht tollkühn ſein, er muß zudem die Kunſt gründlich ſtudirt und geübt haben. Wer nicht kaltblütig und raſch wie der Blitz den rechten Augenblick zu benutzen weiß, endet früher oder ſpäter ſein Leben auf den Hörnern des Stieres. Wem aber das Herz beim Kampfe nicht ſchneller ſchlägt, als beim Billardſpiele, weſſen Auge raſch und ruhig die kleinſten Bewegungen des Thieres verfolgen und voraus errathen gelernt hat, der ſpielt noch im hohen Alter mit dem wüthendſten und gefährlichſten Stiere, wie die Katze mit der Maus.“

nicht für eine hochstehende Dame sein, so liebenswürdig, so geistreich wie Euer Hoheit.

Prinzessin.

Lassen Sie Ihre Schmeicheleien, Doktor, es macht Sie verdächtig, wenn Sie Einem Artigkeiten sagen, aber ich gestehe schon, es würde mich unterhalten, zerstreuen, wenn es mir möglich wäre, auf die Art, wie Sie eben angedeutet, ein klein wenig Hexerei zu treiben — die geheimnißvolle Ursache so großer Wirkungen zu sein.

Leibarzt.

Nichts leichter als das — wollen Euer Hoheit mir die Ehre anthun, meine Schülerin zu sein?

Prinzessin.

Ja, aber erst nachdem Sie mir ein Resumé der ganzen Wissenschaft gegeben, in die Sie mich einweihen wollen.

Leibarzt.

Ich verstehe Sie nicht recht.

Prinzessin.

Nun denn, um deutlich zu reden, wenn Sie mir genau aber ehrlich das Ziel nennen wollen, auf welches Sie losſteuern, denn daß Sie mich mit Ihrer Kunst nur wetterleuchten lassen wollen, glaube ich Ihnen nicht — ich soll Andere als Mittel zum Zweck benutzen, um von Ihnen ebenso wieder verwandt zu werden.

Leibarzt.

Ach, Prinzessin, Sie trauen mir nicht, und das betrübt mich tief.

Prinzessin.

Woran ich durchaus nichts an Ihrer listigen Miene sehe — also gerade und ehrlich heraus — wie heißt das Ziel, zu dem ich mithelfen soll?

Leibarzt.

Im Allgemeinen kenne ich kein Ziel als das Glück Ihres erlauchten Hauses.

Prinzessin.

Im Allgemeinen — aber im Speziellen?

Leibarzt.

Auf mein Gewissen als Arzt und mein Wort als Mann: ich habe noch kein bestimmtes — ich fühle wohl, daß etwas geschehen muß, aber ich weiß noch nicht was.

Prinzessin.

Darf ich Ihnen trauen?

Leibarzt (die Hand aufhebend).

Beim Anubis! Doch was helfen alle Betheuerungen, Ihr klarer Verstand würde sogleich sehen, wo ich hinaus wollte.

Prinzeſſin (nachdenkend).

Vielleicht.

Leibarzt.

Sie klagen über Mangel an Unterhaltung und Langeweile — dafür möchte ich Ihnen ein Rezept ſchreiben: betrachten Sie Alles um ſich her als ein großes Puppentheater — ſpielen Sie mit Ihrer Umgebung wie mit Marionetten.

Prinzeſſin.

Eine gute Idee, amüſant, aber gefährlich.

Leibarzt.

Erlauben Sie, daß ich Ihre erſten Schritte leite?

Prinzeſſin.

Ohne Ziel?

Leibarzt.

Vorderhand noch ohne Ziel. — Darf ich Ihnen ein paar Fäden in die Hand geben?

Prinzeſſin.

Aber mit Anleitung — ich könnte mich ungeſchickt benehmen.

Leibarzt (in den Park hinausſchauend).

Da kommt unſere erſte Marionette — wie gefällt ſie Ihnen?

Prinzeſſin.

Ah, unſer Hofmarſchall — für dieſen Zweck vortrefflich.

Sechster Auftritt.

Vorige. Hofmarſchall.

(der hinten einige Befehle gibt und dann vorkommt).

Prinzeſſin (haſtig).

Was habe ich zu thun?

Leibarzt.

Nur ein wenig ernſthaft zu ſein.

Prinzeſſin.

Vielleicht ein klein wenig die Leidende zu ſpielen, da Sie ja als Arzt vor mir ſitzen?

Leibarzt.

Die Leidende? (nachdenklich) — die Verdrießliche, die Wiederſprechende wäre mir lieber.

Prinzeſſin.

Und dadurch ziehe ich ſchon an meiner Marionette?

Leibarzt.

Gewiß und Sie werden ſehen, wie ſie die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlägt.

Prinzeſſin.

Ah, das iſt prächtig. (Sie lehnt ſich in den Fauteuil zurück und ſtützt den Kopf in die Hand).

(Wie der Hofmarſchall vorkommt, um ſich gegen die Prinzeſſin zu wenden, ſteht der Leibarzt diskreter Weiſe auf, um ſich zurückzuziehen.)

Prinzeſſin.

Laſſen Sie mich nicht im Stich, Doktor.

Leibarzt.

Unbeſorgt, für den nöthigen Fall bleibe ich ja in der Nähe — nur ernſt, mit einem Anfluge von übler Laune.

Hofmarſchall

(ſich vertraulich nähernd, nachdem er die Verbeugung des Leibarztes mit einem feinen Kopfnicken erwiedert).

Ihre Hoheit die Herzogin haben das Dejeuner auf der kleinen Terraſſe vor ihrem Salon befohlen, wobei ſie ſagte, die Prinzeſſin Anna liebt es ſo, und aus dem Grunde beeile ich mich, Euer Hoheit ſelbſt davon in Kenntniß zu ſetzen.

Prinzeſſin (in langweiligem Tone).

So — ſo — o — o — o, meinetwegen.

Hofmarſchall (erſtaunt).

Auf der kleinen Terraſſe nach dem Fluſſe zu — ich darf vielleicht noch hinzufügen, daß ich mir erlaubte, dieſen Platz zum Dejeuner für heute vorzuſchlagen.

Prinzeſſin.

Warum gerade für heute? — iſt denn heute ein beſonderer Tag?

Hofmarſchall.

O nein — aber es zum Frühſtück für die Herzogin nur drei Couverts befohlen ſind —

Prinzeſſin.

Nur drei Couverts? — das iſt ſehr langweilig (ſie klingelt zu dem Leibarzt hinüber, der ihr ein Zeichen der Befriedigung macht).

Hofmarſchall.

Euer Hoheit geruhten zu ſagen langweilig — drei Couverts: für unſere allergnädigſte Herrin, für Euer Hoheit ſelbſt und für Ihre Excellenz die Frau Oberſthofmeiſterin.

Prinzeſſin.

O ja, ſehr langweilig.

Hofmarſchall.

Hätten vielleicht Euer Hoheit für heute irgend eine Einladung gewünſcht? — Die leiſeſte Andeutung wäre für mich Befehl geweſen (für ſich) — welche Launen (mit einem Blicke auf den Arzt), ſollte der da vielleicht? — (näher kommend in einem etwas vertraulichen Tone), es verſtand ſich ja von ſelbſt, daß ich mich nach den Befehlen des Regenten erkundigte: derſelbe ſprach ſich für keine Einladung aus und machte

wie gewöhnlich eine abwehrende Handbewegung, als ich ihn pro forma fragte, ob er bei dem Frühſtück der Herzogin erſcheinen werde, worauf ich raſch auf Anderes überging und die eben erwähnten Dispoſitionen traf — hätte ich nicht genau nach den Wünſchen Euer Hoheit gehandelt?

Prinzeſſin.

O, die meinigen kommen nicht in Betracht.

Hofmarſchall.

Und weſſen Wünſche könnten ſonſt wohl maßgebend ſein?

Prinzeſſin.

Nun, ich denke die meiner Schweſter.

Leibarzt (macht ein Zeichen der Zufriedenheit).

Hofmarſchall (faſt erſchrocken).

Ihre Hoheit die Herzogin könnte in dieſem Falle einen anderen Wunſch gehabt haben?

Prinzeſſin.

Ich ſage das nicht, weiß es auch nicht, und will es nicht wiſſen.

Hofmarſchall.

Die Herzogin hätte vielleicht in Betreff ihres heutigen Dejeuners Wünſche gehabt, welche ich nicht zu errathen, zu verſtehen ſo glücklich geweſen wäre?

Prinzeſſin.

Das iſt leicht möglich — Sie wiſſen, meine Schweſter ſpricht wenig, beſonders in der letzten Zeit, ſie hat ſich allerdings ſehr zurückgezogen —

Hofmarſchall (leiſe).

Beſonders von der Perſon des Regenten zur großen Befriedigung aller getreuen Anhänger dieſes Hofes.

Prinzeſſin.

Gewiß, gewiß — aber —

Hofmarſchall

(ängſtlich, ſich verſtohlen den Schweiß abwiſchend).

Darf ich dieſes Aber in Bezug auf die Perſon des Regenten verſtehen?

Prinzeſſin.

O mein Gott, das ſage ich ja nicht — ich will überhaupt gar nichts geſagt oder angedeutet haben — am allerwenigſten über irgend etwas meine Mißbilligung ausgeſprochen.

Leibarzt

(mit denſelben Zeichen wie früher für ſich).

Vortrefflich.

Prinzeſſin.

Ich danke Ihnen für unſer kleines Dejeuner à trois und wünſche Ihnen guten Morgen.

Hofmarſchall

(der zu Anfang der Scene außerordentlich ſicher eingetreten, zieht ſich beſtürzt und achſelzuckend zurück). [ab.]

Siebenter Auftritt.

Prinzeſſin. Leibarzt.

Leibarzt.

Nun, waren Euer Hoheit zufrieden? — ich muß geſtehen, daß ich es in hohem Grade war, denn es war gar zu komiſch, dieſen armen Hofmarſchall zu ſehen, wie Ihr erſtes verdrießliches Wort ihn förmlich über den Haufen warf — er kam mit ſehr erhobener Naſe und ging mit herabhängender Unterlippe — aber Euer Hoheit ſind etwas zu weit gegangen.

Prinzeſſin.

Wie ſo, Doktor?

Leibarzt.

Nun, in Betreff des Regenten — ich wette hundert gegen eins, der Hofmarſchall hat Sie mit der Idee verlaſſen, daß es der Herzogin vielleicht angenehm geweſen wäre, den Regenten bei dem kleinen Dejeuner zu ſehen.

Prinzeſſin.

Das habe ich nicht gewollt.

Leibarzt.

Läge auch vielleicht nicht in der Abſicht des Regenten.

Prinzeſſin.

Nun, was das anbelangt, ſo glaube ich doch wohl nicht, daß er die Unhöflichkeit gegen uns ſo weit treiben würde, eine förmliche Einladung zum Frühſtück abzulehnen.

Leibarzt

(hat ſein Taſchentuch hervorgezogen, ſich leicht die Lippen abgewiſcht und zieht nun für ſich lächelnd am unteren Ende daſſelben).

Wer weiß.

Prinzeſſin.

Sie ſind ſein Vertrauter — Sie kennen ſeine Geſinnungen am beſten.

Leibarzt.

Ich bin nur ſein Arzt.

Prinzeſſin.

Nein, nein, rückſichtslos war er nie gegen uns, und das wäre rückſichtslos — ſo würde er nicht handeln.

Leibarzt (in trockenem Tone).

Das käme auf eine Probe an.

Prinzessin

(ſich raſch an dem Fenſter, an dem ſie geſtanden, umwendend und den Leibarzt, der mit ſeinem Taſchentuch ein Stäubchen von ſeiner Weſte abwiſcht, lächelnd betrachtend, dann langſam auf ihn zugehend).

Doktor, ſehen Sie mir in die Augen — feſt — bin ich vielleicht in dieſem Augenblicke ihre Marionette?

Leibarzt.

Beim Himmel, welcher Gedanke, Prinzeſſin Anna.

Prinzeſſin.

Ehrlich, ehrlich, Doktor — geſchähe Ihnen ein großer Gefallen damit, wenn meine Schweſter heute den Regenten förmlich zu ihrem Dejeuner einladen würde?

Leibarzt.

Mir? wie ſollte ich dazu kommen? — aber Ihre Idee iſt wunderbar — ich muß Ihnen dafür die Hand küſſen — es wäre ja gerade kein Unglück, wenn die Herzogin, der Regent und Sie die drei Plätze einnähmen, welche heute auf der Terraſſe gedeckt ſind — o das wäre über alle Beſchreibung: — Sie zögen damit nicht nur an einer Marionette, ſondern an einem ganzen Dutzend auf einmal — wie würden mindeſtens zwölf Köpfe bei Hofe zuſammen und wieder auseinanderfahren — wie würde vermuthet, geflüſtert, geplaudert werden — in allen Regionen des ganzen Schloſſes von oben herab bis tief unten zuckt es zuſammen und purzelt es über einander — ich ſpüre ſchon förmlich eine Bewegung in der Luft wie während einem wohlthuenden Gewitter.

Prinzeſſin.

Es wäre allerdings unterhaltend, und, im Grunde, wer könnte etwas Schlimmes dahinter ſehen?

Leibarzt.

Einige doch, vor allen ihre Excellenz die Frau Oberſthofmeiſterin, aber was kümmert uns das?

Prinzeſſin.

Glauben Sie, Doktor?

Leibarzt.

Gewiß, gewiß — der Regent eingeladen und die Oberſthofmeiſterin ausgeladen — es wäre köſtlich, Ihrer Excellenz Geſicht zu ſehen, wenn ſie dieſen Zug ſpürt.

Prinzeſſin.

Daran habe ich noch gar nicht gedacht — Doktor, Ihr Spiel gefällt mir — ich will ſehen, was ich thun kann — bis ſpäter — Sie bleiben doch heute da?

Leibarzt.

Heute und einige Tage, Hoheit — der Regent wird nach dem Regierungsantritt der Herzogin eine Reise machen und wahrscheinlich werde ich ihn begleiten.

Prinzessin.

Ist es so sicher, daß der Regent reisen wird.

Leibarzt.

Er hat es mit großer Bestimmtheit gesagt, und Sie wissen, er ändert seine Beschlüsse selten.

Prinzessin (indem sie nach links geht).

In dem Falle könnte man es also wagen, unseren Vetter zum Frühstück einzuladen.

Leibarzt (mit einem sehr ernsten Gesicht).

Gewiß, Hoheit — ein Reisender, ein Abschiednehmender, den man vielleicht niemals wiedersieht.

Prinzessin (an der Thüre lachend).

Doktor, Ihre heuchlerische Miene macht gar keinen Eindruck auf mich — wenn ich etwas thue, so ist es nur aus dem Grunde, weil mir Ihr Marionettenspiel gefällt. (ab.)

Leibarzt

(nach einer tiefen Verbeugung nach rechts abgehend).

Ein vortreffliches Spiel — aber gefährlich, schöne Prinzessin, nehmen Sie sich in Acht — ich muß mit Kindermann reden: er soll mir ein Bouquet auf das Taschentuch des Regenten träufeln, das stimmt ihn milde und nachgiebig für die Einladung zum Frühstück.

Achter Auftritt.

Hofmarschall und Obersthofmeisterin (kommen durch die Mittelthüre) später der Kammerdiener der Herzogin.

Hofmarschall.

Wie ich Euer Excellenz zu versichern die Ehre hatte — allerdings ist man an Launen der Prinzessin Anna gewöhnt, aber ein solcher Umschlag in Zeit von einer halben Stunde ist denn doch ein Bißchen stark — ich kann wohl sagen, sie war förmlich ungnädig gegen mich.

Obersthofmeisterin.

Launen einer Prinzessin, eines jungen Mädchens — wer wird das so schwer nehmen — wir haben Wichtigeres zu thun.

Hofmarschall.

Aber ich kann nun einmal den Gedanken nicht unterdrücken, daß es bei der Prinzessin mehr als eine augenblickliche üble Laune war, es lag dennoch darin, mir Unangenehmes zu sagen.

Oberſthofmeiſterin.

Ah, wo denken Sie hin — einem ſo zuverläſſigen Bundesgenoſſen.

Hofmarſchall.

Aber könnte ſich dieſe Bundesgenoſſenſchaft nicht durch etwas gelockert haben?

Oberſthofmeiſterin.

Und ſo was hätte ich nicht merken ſollen? ich, die jeden Vorfall, jedes Wort, jede Miene ſtudiere, was übrigens bei unſeren gnädigſten Herrſchaften gar nicht ſo ſchwierig iſt.

Hofmarſchall.

Bei Ihrer Hoheit der Herzogin allerdings nicht, aber die Prinzeſſin hat zuweilen einen ſo ſchadenfrohen, triumphirenden Blick, der erſchreckt.

Oberſthofmeiſterin.

Sie erſchrecken leicht, beſter Hofmarſchall.

Hofmarſchall (ſeufzend).

Und habe alle Urſache dazu: bei einer Aenderung, die nicht nach unſerem Geſchmacke wäre, ziehen Sie ſich auf Ihre Güter zurück, welche obendrein noch außer der Grenze unſeres Landes liegen — ich dagegen — wo ſind meine Güter? — Wenn ich zuweilen in zweifelhaften Stunden mich meines alten Wappenſchildes erinnere, an dem alle ſolide Vergoldung gänzlich verblichen iſt, ſo pflege ich ſeufzend in den Mond zu ſchauen, wo vielleicht die Güter liegen, auf die ich ein Anrecht beſitze.

Oberſthofmeiſterin.

Unbeſorgt, beſter Freund — die Herzogin wird treue Diener zu belohnen wiſſen.

Hofmarſchall.

Und Sie ſehen, wie ich diene, aber es iſt überall eine mißliche Sache, beſonders bei Hofe, für anderer Leute Rechnung Kaſtanien aus dem Feuer zu holen —

Oberſthofmeiſterin (lachend).

Bin ich nicht im ſelben Falle?

Hofmarſchall (lachend).

Allerdings, aber Euer Excellenz bedienen ſich bei dieſem Geſchäfte ſehr ſolider Handſchuhe: Unabhängigkeit, Geiſt und Schönheit (küßt ihr die Hand).

Oberſthofmeiſterin (lächelnd).

Schmeichler — und meine beſte Eigenſchaft, wenn ich etwas dergleichen beſitze, wollen Sie niemals anerkennen: die innigſte Freundſchaft, die treueſte Anhänglichkeit.

Hofmarſchall (mit einem Seufzer).

O Clementine, wie grauſam Sie in Ihrer Güte ſind!

Oberſthofmeiſterin (nach einer Pauſe).

Alſo Prinzeſſin Anna beliebten ungnädig zu ſein? ſieh' doch —

Hofmarſchall.

Und auffallend — ich kann Sie deſſen verſichern — das was wir zuſammenſprachen, Ihnen aber vollkommen faßlich wiederzugeben, iſt nicht gut möglich, denn die Hauptfärbung lag in den Mienen der Prinzeſſin, (mit einem bezeichnenden Blicke) und Sie wiſſen, wie empfänglich ich für Blicke bin — ferner in der verdrießlichen, ungnädigen Art, wie ſie ihre Worte hervorbrachte, aber wenn ich Euer Excellenz aus tiefſter Ueberzeugung ein Reſumé dieſer Unterhaltung geben wollte oder Ihnen ſagen, was ich herausgefühlt, ſo war es der Wunſch, den Regenten zu veranlaſſen, an dem heutigen Frühſtück der Herzogin Theil zu nehmen.

Oberhofmeiſterin (ironiſch lächelnd).

Das wäre in der That für unſere Pläne förderlich — ein Frühſtück ſo ganz en petite comité, vier Couverts.

Hofmarſchall (lächelnd).

Eigentlich nur drei, wie ſich die Prinzeſſin ausdrückte.

Oberſthofmeiſterin.

Ohne mich?

Hofmarſchall (mit einer Verbeugung).

Ja, alſo ganz familiär.

Oberſthofmeiſterin.

Mädchenlaunen — begreiflicher Weiſe hörten Sie Alles das an, wie man ſo manches bei Hofe anhört, doch will ich Veranlaſſung nehmen, mit der Herzogin darüber zu ſprechen.

Hofmarſchall.

Schon eine ſolche Idee der Prinzeſſin, wenn ſie bei Hofe bekannt würde, gäbe Anlaß zu Vermuthungen und unſeren Feinden neue Hoffnung — o wenn nur die letzten Stunden bis zum Regierungs-Antritt der Herzogin vorüber wären — ſchrecklich wäre es für uns, in der Nähe eines ſo glänzenden Zieles Schiffbruch zu leiden.

Oberſthofmeiſterin.

Unbeſorgt, lieber Freund, der Regent ſcheint den Verſuch zu einer Annäherung zu vermeiden.

Hofmarſchall.

Daß er ſeinen Leibarzt kommen ließ, gefällt mir nicht.

Oberſthofmeiſterin.

Ich ſehe nichts Beſonderes darin — auch macht derſelbe kein Geheimniß daraus, der Regent wolle ihn zu Rathe ziehen über eine längere Reiſe oder einen zukünftigen Aufenthalt — beruhigen Sie ſich deßhalb und ſeien Sie verſichert, ich halte meine Augen offen und mir entgeht nicht die geringſte Nuance einer Miene.

Hofmarſchall.

Ihre Zuverſicht ſtärkt meinen Muth — wir erwarten alſo im Laufe des Tages den Abgeſandten des benachbarten Hofes — doch iſt in der Perſon desſelben eine kleine Aenderung eingetreten, die mir nicht gefällt: ſtatt des Barons Steinberg, der uns angekündigt war, den ich genau kenne, kommt ein Herr von Reinach, von dem ich nie etwas gehört, und der, wie man mir von drüben meldet, ein vertrauliches Schreiben des Fürſten Georg an den Regenten hat.

Oberſthofmeiſterin.

Das iſt mir nicht lieb — doch einerlei, man muß ihn mit Auszeichnung behandeln bis man weiß, zu welcher Partei er ſich hält; dagegen erhielt ich von guter Seite, von beſter Hand, heute früh das Porträt des Fürſten Georgs.

Hofmarſchall.

Von beſter Hand — das verſpricht etwas — von allerhöchſter Hand?

Oberſthofmeiſterin.

Beinahe ſo.

Hofmarſchall.

Ich wäre begierig, den Fürſten zu ſehen — bei den langen Streitigkeiten unſerer beiderſeitigen Höfe iſt er uns ſeit Jahren förmlich aus dem Wege gegangen.

Oberſthofmeiſterin.

Sie können ſich denken, lieber Freund, daß ich Ihre Neugierde theile, doch müſſen wir uns noch eine kleine Weile gedulden.

Hofmarſchall.

Aber Sie haben doch das Porträt?

Oberſthofmeiſterin.

Ja, aber verſchloſſen und verſiegelt, um es der Herzogin nur dann zu übergeben, wenn der Empfang ihr Freude macht.

Hofmarſchall.

Ah ich verſtehe.

Oberſthofmeiſterin.

Und daß ſie ſich zum Empfange gerne bereit erkläre, muß unſere größte Sorge ſein.

Hofmarſchall.

Dieſe feine und zarte Miſſion liegt vortrefflich in Ihrer Hand.

Oberſthofmeiſterin.

Aber unſere Freunde müſſen mich kräftig unterſtützen.

Hofmarſchall.

Ob ich das thue — bin ich doch ſo thöricht, dabei noch ein ganz beſonderes, herrlich ſtrahlendes Ziel vor Augen zu haben — was haben Sie aus mir gemacht? den Sklaven Ihres Willens, das

Der alte Picador, der mir dieſe Einzelnheiten erzählte, verſicherte mir ſeufzend: wie ſo oft in dieſer Welt das wahre Verdienſt nicht anerkannt werde, ſo ergehe es namentlich dem Aufſeher des Stierplatzes, der das höchſt undankbare und gefährliche Geſchäft habe, die wilden Stiere in der dem Feſte vorhergehenden Nacht in ihre Zwinger einzuſperren. Dieſe Zwinger haben die Geſtalt von koloſſalen Mäuſefallen, ſie ſind kaum ſo lang, breit und hoch, daß das Thier darin Platz hat. Nach Art der Fallgitter kann die vordere und hintere Wand aufgezogen und herabgelaſſen werden, und alle correſpondiren durch eben dieſe Fallgitter mit dem Thore, durch welches die Thiere den Kampfplatz betreten.

Herab von ihren freien Bergen werden dieſe nun, ſobald es Nacht wird, meiſtens den Tag vor dem Feſte, von Reitern mit langen Piken nach der Stadt und dem Stierplatze getrieben. Doch geht dieß nicht ohne einen Leitochſen, der vorausmarſchirt und auf dieſe Art ſeine Brüder auf heimtückiſche Weiſe dem blutigen Spiele überliefert. Das Schwierigſte iſt, die Erwählten von der großen Herde abzuſondern; iſt dieß einmal geſchehen, ſo wird der Leitochſe an die Spitze geſtellt, die Reiter umgeben den Schwarm und bringen ihn im Dunkel der Nacht meiſtens glücklich zwiſchen die Mauern des Stierplatzes. Hier werden die Thiere einzeln aus einem größeren Hofe in einen kleineren gebracht, auf den die Zwinger mit ihren Fallthüren münden; die betreffende wird aufgezogen, und auch hier ſpaziert der Leitochſe voran in den dunklen Käfig hinein. Häufig folgt ihm bereitwillig der wilde Stier; oftmals ſtutzt er aber auch an der engen Thür: vielleicht warnen ihn geſpenſtige Schatten der Vorangegangenen, vielleicht verkündet ihm ein Blutgeruch ſein kommendes Geſchick; kurz, hier an der Schwelle des Zwingers erfolgt, wie uns der Picador ſagte, ſchon ein heftiger Vorkampf, der oft um ſo gefährlicher wird, da der Aufſeher mit ſeinen Knechten dem wilden Thiere unbewaffnet entgegentritt.

O, es iſt nicht ſelten, verſicherte uns der alte Picador, daß

Geſchöpf Ihrer Launen und ich fühle mich glücklich in dieſer Abhängigkeit.

Oberſthofmeiſterin.

Allerdings ein glänzendes Ziel. —

Hofmarſchall (mit einem bezeichnenden Blicke).

Und dann Clementine?

Oberſthofmeiſterin

(reicht ihm die Hand, ohne ihn anzuſchauen).

Alle Annäherung vermeiden.

Hofmarſchall.

Grauſame.

Oberſthofmeiſterin.

Nur noch ein paar Tage mit Aufbietung aller Kräfte und einer unermüdlichen Wachſamkeit jede Annäherung des Regenten verhindern.

Hofmarſchall.

A—n—a—ah, jede Annäherung des Regenten.

Oberſthofmeiſterin (lächelnd).

Sogar mit Nichtbeachtung allerhöchſter Wünſche.

Hofmarſchall.

Rechnen Sie auf meine Treue — (wichtig) ob ich der Prinzeſſin zu verſtehen gab, daß ich nicht mit mir ſpielen laſſe.

Oberſthofmeiſterin.

Es war das gewiß nur eine vorübergehende Laune, denn im Grunde hält ſie feſt an ihrer Schweſter, der Herzogin, und zu unſerer Partei.

Hofmarſchall.

Vielleicht ein [illegible]erung des Leibarztes.

Oberſthofmeiſterin.

Möglich — aber verlaſſen Sie ſich auf mich — der Regent wird nicht mit der Herzogin en petit comité dejeuniren.

Kammerdiener der Herzogin (eintretend).

Ihre Hoheit die Herzogin laſſen Euer Excellenz für Ihre Geſellſchaft beim heutigen Frühſtück danken.

Oberſthofmeiſterin (beſtürzt).

Iſt die Herzogin unwohl?

Kammerdiener.

Das nicht, der Regent wird mit Ihrer Hoheit frühſtücken.

Oberſthofmeiſterin.

Wer war vorhin bei Ihrer Hoheit?

Kammerdiener der Herzogin.

Die Prinzeſſin Anna.

Oberſthofmeiſterin

(faßt ſich nach einiger Aufregung).

Ich danke, es iſt gut (nachdenkend auf und abgehend).

Kammerdiener

(überreicht dem Hofmarſchall eine Karte).

Dieſer Herr wartet im Vorzimmer Euer Excellenz. (Ab.)

Hofmarſchall (ärgerlich).

Er ſoll warten. (Kammerdiener ab. — wie ratlos der Oberſthofmeiſterin nachſchauend) ſehen Sie wohl?

Oberſthofmeiſterin.

Und was iſt weiter dabei — ein kleiner Schachzug des Regenten — ich aber hoffe, wir erhalten in dem Geſandten des Fürſten Georgs einen wichtigen Bundesgenoſſen — laſſen Sie mich ſogleich ſeine Ankunft wiſſen und empfangen Sie ihn mit Auszeichnung. (Ab.)

Hofmarſchall

(der Oberſthofmeiſterin nachblickend).

Ihre Zuverſicht hält mich aufrecht — doch wen haben wir hier? (die Karte betrachtend) — Arthur von Reinach — — der Geſandte des Fürſten Georgs, den ich im Vorzimmer warten ließ. (Eilig durch die Mitte ab).

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dieſelbe Dekoration.

Herzogin, Prinzeſſin Anna.

Prinzeſſin.

Du biſt ſo nachdenklich, liebe Schweſter, und doch thue ich alles Mögliche, um dich zu unterhalten — dich zu zerſtreuen, ich habe dir mit einem wahren Aufwand von Phantaſie Alles erzählt, was ich heute mit meiner Hofdame getrieben, leider war nicht viel Beſonderes dabei — ich habe dir ein neues Gedicht eines neuen Dichters vorgeleſen, worin uns mit etwas anderen Worten geſagt wird, was wir bereits hundertmal gehört haben.

Herzogin.

Du haſt Recht, liebe Anna, ich war recht undankbar gegen dich.

Prinzeſſin.

Unterbrich meine ſchöne Rede nicht, denn es iſt eine Rede, die ich im Begriffe war an dich zu halten, um dich daran zu gewöhnen, denn bald, meine theure Schweſter, wirſt du in dieſem Punkte etwas zu erdulden haben.

Herzogin.

Ich weiß — ich weiß, und das ſtimmt mich nicht heiterer.

Prinzeſſin.

Allerdurchlauchtigſte, allergnädigſte Herrin.

Herzogin.

Ich bitte dich, höre auf.

Prinzeſſin.

Du haſt Recht, aber da fällt mir eben noch eine kleine Geſchichte ein, die ich dir erzählen muß, aber unter einer Bedingung.

Herzogin.

Welche iſt das?

Prinzeſſin.

Meine Geſchichte der Oberſthofmeiſterin nicht zu verrathen.

Herzogin (zerſtreut).

Der Oberſthofmeiſterin — ich fürchte doch, Anna, es hat ſie ſehr gekränkt, daß ich —

Prinzeſſin.

Daß du unſern Vetter Liebden zum Frühſtück eingeladen?

Herzogin.

Das vielleicht auch — aber daß ich Ihre Gegenwart nicht ebenfalls ausdrücklich gewünſcht habe.

Prinzeſſin.

Wofür ich dir die Hand küſſen möchte, Allerdurchlauchtigſte, Allergnädigſte: ich frühſtückte mit größerem Appetit und ſparte ein halbes Dutzend oui Madame.

Herzogin.

Fandeſt du unſer Frühſtück gut?

Prinzeſſin.

So, ſo, man frühſtückt bei der Oberſthofmeiſterin beſſer.

Herzogin.

Der Regent rührte es faſt nicht an — haſt du das nicht bemerkt?

Prinzeſſin.

Er fürchtete vielleicht, bei dir vergiftet zu werden.

Herzogin.

Pfui, Anna! Du machſt oft recht ſchlechte Späſſe.

Prinzeſſin.

Verzeihe mir, Allerdurchlauchtigſte — es hat uns doch Niemand gehört — wenn ich ſagte, der Regent —

Herzogin.

Laß' das und erzähle mir lieber deine Geſchichte.

Prinzeſſin.

Wenn du mir verſprichſt, mich der Oberſthofmeiſterin nicht zu

verrathen, denn ſonſt höre ich ſie ſchon fragen: aber, theure Prinzeſſin, war das auch ſchicklich?

Herzogin.

Ei, ei, Anna, was wirſt du mir erzählen.

Prinzeſſin.

Eine ganz harmloſe Geſchichte: heute nach dem Frühſtücke —

Herzogin (lebhaft).

Ah, der Regent begleitete dich nach dem kleinen Garten des Schloſſes.

Prinzeſſin.

Ja, aber dort ließ er mich unter dem Schutze meiner Hofdame, die ich mir dorthin beſtellt — aber das meine ich nicht — heute früh bei Tagesanbruch, das heißt, was man bei Hof unter Tagesanbruch verſteht — gegen 8 Uhr — zogen wir in den Park hinaus — ich und Mary — glücklich und zufrieden, wie ich immer bin, ſobald ich (pathetiſch) des Hofes ernſte, würdevolle Geſichter nicht zu ſehen brauche.

Herzogin.

Um dieſe Spaziergänge beneide ich dich.

Prinzeſſin.

Warum kommſt du nicht mit mir?

Herzogin.

Dasſelbe fragte mich unſer Vetter, der Regent.

Prinzeſſin.

Möglich — ich habe nicht darauf geachtet — wir zogen alſo dahin (ſich lachend umſchauend) — es hat doch Niemand gehört, daß ich ſagte, wir zogen dahin? (zutraulich) aber ich kann dir ſagen recht ſtudentenmäßig, Hut am Arm, einen großen Strauß, Gräſer und Blumen in der Hand — da bei einer Biegung des Weges ſtand auf einmal —

Herzogin (lächelnd).

Ein junger Mann vor Euch.

Prinzeſſin.

Wer hat dir das geſagt?

Herzogin.

Nun, ich kann es mir denken.

Prinzeſſin.

Allerdurchlauchtigſte, dieſes Mal haſt du Recht — es war ein junger Mann und ein hübſcher und eleganter junger Mann — Niemand vom Hofe — ein mir völlig Unbekannter. — Da er ſo unverhofft vor uns hintrat, ſo konnten wir nicht anders als einen Augenblick ſtehen bleiben — er grüßte fein und höflich, wir dankten ihm nicht minder; darauf blieb er allerdings länger ſtehen als nothwendig war und ſprach uns an.

Herzogin.

Ei, das war ein wenig frei.

Prinzeſſin

(mit niedergeſchlagenen Augen).

Oui Madame — aber er erkundigte ſich nur, ob er auf dem richtigen Wege nach dem herzoglichen Schloſſe ſei. — Dann verließ er uns. — Es war ein junger Mann von recht anſprechendem Aeußern, ſeine Stimme klang ſehr angenehm und er wußte ſeine Worte wohl zu ſetzen.

Herzogin.

Ich hoffe, daß dein Abenteuer damit zu Ende iſt.

Prinzeſſin.

Ja, obgleich ich zufällig erfuhr, daß er an der Biegung des Weges ſtehen blieb und uns lange nachſchaute.

Herzogin.

Erkläre mir doch, Anna, wie kann man ſo etwas zufällig erfahren?

Prinzeſſin.

Zufällig? — o, es geſchieht Vieles zufällig in der Welt, ſo zum Beiſpiel ließ ich zufällig dieſe Roſe fallen, und als ich es bemerkte, eilte Mary zurück, um ſie mir zu holen; da ſah ſie denn, daß der junge Mann immer noch an der Biegung des Weges ſtand und uns nachſchaute — nun ich bilde mir ein, es war ſchon der Mühe werth, uns nachzuſchauen.

Herzogin.

Das iſt eine hübſche Geſchichte, aber ich denke, wir wollen ſie doch der Oberſthofmeiſterin verſchweigen.

Prinzeſſin.

Warum ich auch allerunterthänigſt gebeten haben möchte — und um mich vor allen Spuren meines Abenteuers zu befreien, darf ich mir vielleicht erlauben, das Corpus delicti, wie der Gerichtspräſident zu ſagen pflegt, zu Euer Hoheit Füßen niederzulegen.

Herzogin (die Roſe nehmend).

Und für den Fall, daß dein Abenteuer bekannt würde, ſoll ich für dich eintreten?

Prinzeſſin.

Und warum nicht, theure Schweſter? — eine Herzogin, die im Begriffe ſteht, ſelbſt zu regieren, kann ſich ſchon eher ſo etwas herausnehmen, als eine arme ſchutzloſe Prinzeſſin.

Herzogin (lachend).

Dank für die wirklich prächtige Roſe, aber auch ich möchte nicht gerne meine Oberſthofmeiſterin noch mehr ſchiren — ich fürchte in der That, ich habe ihr ſchon wehe gethan.

Prinzeſſin.

Nimm's nicht ſo genau, — ſie hat mir ſchon oft wehe gethan.

Herzogin.

Und dafür haſt du dich revanchirt.

Prinzeſſin.

Womit?

Herzogin.

Daß du mich veranlaßt haſt, den Regenten zum Früſtück einzuladen — den Regenten, dem die Gräfin nicht wohl will.

Prinzeſſin.

Und welcher ihr das reichlich vergilt — doch was geht mich der Streit dieſer beiden Größen an.

Herzogin.

Als meine Schweſter ſollte er dich doch mitbetreffen.

Prinzeſſin.

Nun ja — ich thue dazu auch, was ich kann: man hat mir geſagt, ich müßte den Regenten haſſen, weil er auch nach deinem Regierungsantritt die Zügel in ſeinen Händen behalten, dir deine Freiheit beſchränken und dich in Unterwürfigkeit erhalten wolle — das wäre allerdings ſehr Unrecht von ihm und haſſenswerth — wenn es wahr wäre.

Herzogin.

Darüber kann leider kein Zweifel ſein.

Prinzeſſin.

So ſpricht die Oberſthofmeiſterin und ihr Anhang — allerdings der größte Theil des Hofes, doch haben ja alle mit einander keine poſitiven Beweiſe, daß dem ſo iſt und daß er nicht am Tage deiner Volljährigkeit mit einer Verbeugung zu dir ſprechen wird: ſo Allerdurchlauchtigſte, jetzt habe ich die ganze Geſchichte ſatt und empfehle mich zu Gnaden.

Herzogin.

O, er wird ſo ſprechen, wenn auch mit anderen Worten.

Prinzeſſin.

Nun alſo — wozu denn auf dem Kriegsfuß mit einander leben, wozu denn Alles thun, um ſich in Feindſchaft zu trennen — (ſeufzend) ich hatte mir viel mehr Vergnügen von dieſem Regierungswechſel verſprochen, ein Feſt ſollte dem anderen folgen und ſo würde uns ein fröhliches, heiteres Zuſammenleben über das allenfalls Bittere der Trennung hinweg bringen; denn, ehrlich geſagt, ich traue dir und deinen künftigen Räthen alles mögliche Gute zu, aber das Wirken unſeres Vetters Liebden war doch ſo ſegensreich —

Herzogin (raſch einfallend).

Wer ſagt das?

Prinzeſſin.

Ich — meine Weisheit — er führte die Zügel der Regierung mit feſter Hand.

Herzogin (heftig).

Wer ſpricht ſo?

Prinzeſſin.

Ich, deine dumme Schweſter, wenn es dir ſo lieber iſt.

Herzogin

(ſich raſch erhebend).

Nein, nein, ſo 'was haſt du nicht aus dir, und wenn ich dem Regenten auch ſeine Verdienſte nicht rauben will, ſo muß es mich doch ſchmerzen, wenn man gerade jetzt ſo von ihm ſpricht, denn man wird achſelzuckend hinzuſetzen, was haben wir hierauf zu erwarten unter der ſchwachen Hand eines Weibes.

Prinzeſſin.

Allerdurchlauchtigſte, das ſprichſt du auch nicht aus dir oder wenn es ſo wäre, welche Schuld träfe dabei den Regenten? denn du weißt genau, mit welcher Verehrung er früher immer von dir ſprach, wie er Alles das, was geſchah, als aus deinem Willen hervorgegangen erklärte.

Herzogin (bitter).

Ja, ſo ſprach er — früher, damals.

Prinzeſſin.

Nun, wenn er heute ſchweigt, ſo kann ich es ihm nicht übel nehmen — ſtehſt du mit deiner Partei ihm doch gegenüber wie Kämpfer mit geſchloſſenem Viſir.

Herzogin.

Ja, um mein Recht zu wahren, um nicht meine Unmündigkeit in's Alter mit mir fortzuſchleppen.

Prinzeſſin

(ſteht auf und tritt kopfſchüttelnd zu ihrer Schweſter).

Dieſe Bitterkeit, Mathilde, ſie iſt ſo unnatürlich bei deinem guten Herzen und — ungerecht.

Herzogin

(ſchüttelt heftig mit dem Kopfe).

Wie er über mich denkt, über die Zukunft dieſes Landes, weiß ich aus ſeinen Aeußerungen.

Prinzeſſin.

Die er gegen dich ſelbſt gethan?

Herzogin.

Nein, aber die mir von theuern Freunden hinterbracht wurden.

Prinzeſſin.

Dieſer Umweg iſt ſchon verdächtig — doch wie, lauten dieſe furchtbaren Aeußerungen?

Herzogin.

Er hält mich für gut, aber unbedeutend.

Prinzeſſin

(ſieht ſie lange forſchend an).

Er hält dich für unbedeutend als künftige Herrſcherin dieſes Landes.

Herzogin

(nach einer ungeduldigen Bewegung).

Oder als Perſönlichkeit: als Mädchen, als Frau.

Prinzeſſin

(welche kopfſchüttelnd auf die andere Seite geht).

Das wäre am Ende einerlei.

Herzogin.

O nicht ſo ganz; man kann ohne Herrſchertugenden ſein und doch eine vollendete Frau.

Prinzeſſin (für ſich).

Sollte ich meine Schweſter verſtehen? — wagen wir es einmal darauf hin und ziehen ein klein wenig an — die Fäden einer unſichtbaren Marionette (zur Herzogin hintretend in entſchloſſenem Tone) man hat dir eine Aeußerung des Regenten falſch hinterbracht.

Herzogin (lebhaft).

Woher weißt du das?

Prinzeſſin.

Genug, daß ich es weiß — das woher vielleicht ſpäter — der Regent ſagte etwas ganz anderes, als du mir ſoeben mitgetheilt.

Herzogin.

Er ſagte, ich ſei gut, aber unbedeutend.

Prinzeſſin.

Nein, ſondern er ſagte, du ſeieſt zu gut, um als Herrſcherin bedeutend zu werden — klingt das nicht anders?

Herzogin

(nachdenklich vor ſich niederblickend).

O ja, das klingt freilich ganz anders — aber deine Quelle, meine liebe Anna?

Prinzeſſin

(mit komiſchem Ernſte die Hände faltend).

Allerdurchlauchtigſte, laß' mich nicht zur Verrätherin werden.

Herzogin.

Deiner Schweſter gegenüber, und wenn ich dich recht ſehr bitte, (für ſich) ich muß wiſſen, wer es ihr geſagt.

Prinzeſſin (ſich ſträubend).

Aber Hoheit! (für ſich) wenn ich nur wüßte, wer mir das geſagt haben könnte — mir ſcheint, ich muß eine neue Gliederpuppe auftreten laſſen.

Herzogin.

Nun, Anna?

Prinzessin.

Verzeihung, Allergnädigste (für sich), er soll selbst sehen, wie er sich da hinaushilft — (laut) nun, mir hat es der Leibarzt des Regenten anvertraut.

Herzogin (freundlich).

Ah, der Leibarzt — er ist nicht mein Freund, er wird nicht Ursache haben, etwas Angenehmes über mich zu sagen, wenn —

Prinzessin (rasch einfallend).

Dieses Angenehme nicht die Wahrheit wäre — habe auch ich gedacht, aber ich bitte dich recht sehr, verrathe mich nicht.

Herzogin.

Wie sollte ich — finde ich es doch freundlich von ihm, daß er dir diese Mittheilung gemacht, und wenn du ihn wiedersiehst, so kannst du ihm etwas der Art sagen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Oberstthofmeisterin.

Oberstthofmeisterin

(rauscht durch die Mittelthüre herein).

Herzogin

(welche ihr den Rücken zuwendet, zu ihrer Schwester).

Wer kommt dort?

Prinzessin

(in komischem Tone).

Oui Madame.

Herzogin

(sich rasch umwendend).

Ah, meine liebe Baronin — es that mir wirklich leid, daß wir uns beim Frühstück nicht sahen.

Oberstthofmeisterin

(nach einer tiefen Verbeugung).

Euer Hoheit ließen mir befehlen —

Herzogin.

Befehlen ließ ich Ihnen eigentlich nicht, ich ließ Ihnen nur sagen, daß der Regent bei uns frühstücken werde, da ich wohl wußte, es würde Ihnen unangenehm sein —

Oberstthofmeisterin.

Darf ich mir erlauben, Euer Hoheit zu bemerken, daß Ihr Befehl oder Wunsch allerdings diese Wirkung in vollem Umfange auf mich ausgeübt hat.

Herzogin.

Das bedaure ich aufrichtig.

Oberſthofmeiſterin.

Um ſo mehr, da ich nicht im Stande war, mir eine Urſache der für mich ſo unangenehmen Wirkung zu erklären.

Prinzeſſin

(demüthig vortretend).

Ach, Madame, hier ſteht dieſe Urſache.

Oberſthofmeiſterin.

Ah, Prinzeſſin Anna.

Prinzeſſin.

Oui Madame — die kleine unbedeutende Urſache einer großen Wirkung — eigentlich meine Neugierde war ſchuld daran, die Herzogin bittend zu beſtürmen, bis ſie den Regenten zu ihrem Frühſtück einladen ließ.

Oberſthofmeiſterin.

(ſieht die Herzogin, dann die Prinzeſſin fragend an).

Herzogin (lachend).

Setzen wir uns, meine liebe Baronin, ſie ſoll Ihnen das erzählen.

Prinzeſſin

(ſchalkhaft zur Herzogin, während ſie nach links gehen).

Wenn du nicht vielleicht lieber ſelbſt —

Herzogin.

Nein, nein, (leiſe zur Prinzeſſin) wie du boshaft biſt — was weiß ich von deiner Neugierde.

(Alle drei ſetzen ſich, die Oberſthofmeiſterin zuletzt.)

Oberſthofmeiſterin (für ſich).

Ich bin begierig, welche Unwahrheit mir die Kleine ſagen wird.

Prinzeſſin.

Zuerſt muß ich Euer Excellenz um Verzeihung bitten, daß ich neugierig war — es iſt das eine ſchlimme Untugend junger Mädchen, und ich werde ſuchen, ſie mir abzugewöhnen: ich erfuhr dieſen Morgen zufällig, daß wir heute Beſuch erhalten würden — ach und das iſt ein Ereigniß in unſerem ſtillen Landaufenthalte — daß dieſer Beſuch ein junger Mann ſei, ganz beſonders an den Regenten empfohlen, und da —

Oberſthofmeiſterin

(ſichtlich erheitert).

Ei, ei, Prinzeſſin, der Gegenſtand macht dieſe Neugierde noch ſtrafbarer.

Herzogin (für ſich).

Mit welcher Dreiſtigkeit ſie dieſe Unwahrheit ſagt (laut zur Oberſthofmeiſterin). Anna ſcherzt nur.

Oberſthofmeiſterin.

Verzeihung, Hoheit, die Prinzeſſin ſcherzt dieſes Mal nicht (für ſich) — gut, daß nur dieſe kindiſche Veranlaſſung ſchuld daran war.

das Einſperren von acht Stieren nicht nur eine ganze Nacht gedauert hat, ſondern auch den anderen Vormittag, und ich habe Fälle erlebt, wo wir erſt fertig geworden ſind, nachdem ſchon die erſten Zuſchauer ihre Sitze eingenommen. Bei ruhigen Thieren geht alſo der Leitochſe voran, natürlich vorn wieder zum Kaſten hinaus, während vor der Naſe und dem Hintertheile ſeines unglücklichen Nachfolgers nun beide Fallthüren raſch herabgelaſſen werden. Daß bei allen dieſer enge Käfig nicht zur Beruhigung der Nerven beiträgt, im Gegentheil das eingeſperrte, ungeduldige Thier ſo toll und wild als möglich wird, kann man ſich denken. Obendrein muß der Stier in ſeinem dunkeln Gefängniß Hunger und Durſt leiden, und wenn die Stunde gekommen iſt, wo er auf den Platz hinausgelaſſen wird, ſo ſind die Knechte kaum im Stande, ihn gehörig herauszuputzen, d. h. auf ſeinen Rücken die lange, flatternde Banddeviſe zu befeſtigen, die ihm vermittelſt eines kleinen Eiſens mit Widerhaken in die Haut geſtoßen wird. So gereizt und im höchſten Grade unmuthig gemacht, öffnet ſich ihm die Thüre ſeines finſteren Käfigs; in tollen Sprüngen raſt er hinaus, und ſtatt ſich nun, wie er wohl geglaubt, wieder in der ſtillen Einſamkeit ſeines Waldes zu befinden, ſteht er plötzlich in einem von der Sonne hell beſtrahlten Kreiſe, eingehegt mit einer ſechs Fuß hohen Schranke und umgeben von Tauſenden von Zuſchauern in glänzenden Toiletten; grelle Tücher wehen um ihn her, lauter Zuruf empfängt ihn, Muſik ſchallt in ſeine Ohren, und vor ſeinen halbgeblendeten Augen ſpielen unzählige Fächer in der Hand der Zuſchauerinnen und Zuſchauer; denn auch der Spanier bringt ſeinen Abanico mit auf den Stierplatz, — ein kleines, zwei Fuß langes Stöckchen mit einer buntbemalten Fahne von ſtarkem Papier, das er hin und her bewegt und ſich ſo friſche Luft zufächelt. Der Stier bleibt überraſcht in der Mitte ſtehen, betrachtet murrend die ungewohnte Umgebung, dreht ſich mit funkelnden Augen im Kreiſe umher, fängt an den Boden aufzuſcharren, ſenkt den Kopf und ſucht ſich einen Kämpfer aus.

Herzogin (erstaunt).

So, sie scherzt nicht? — wir hätten Besuch zu erwarten und dieser Besuch wäre meiner Schwester so interessant?

Oberſthofmeiſterin.

O, Prinzessin Anna hat auch ihre kleinen Geheimnisse, und wenn ich minder großmüthig wäre, als ich bin, so würde ich nicht so verschwiegen sein und von kleinen pikanten Abenteuern draußen im Parke reden. — Ja, Hoheit, mit diesem Besuche hat es seine Richtigkeit: der benachbarte Hof, um zu danken für die an ihn ergangene freundliche Einladung, schickt einen Herrn von Reinach, den Euer Hoheit vor der Tafel vorzustellen ich um Erlaubniß bitte.

Prinzeſſin (für ſich).

Ah, mein junger Herr aus dem Parke, das freut mich.

Oberſthofmeiſterin

(übergibt der Herzogin ein Schreiben).

Wollen Sie die Gnade haben, dieses darauf bezügliche Schreiben durchzusehen.

Prinzeſſin

(affektirt demüthig, leise zur Oberſthofmeiſterin).

Ach, Madame, wie danke ich Ihnen für Ihre Verschwiegenheit, und doch war ich so unschuldig bei dieser Begegnung.

Oberſthofmeiſterin.

Herr von Reinach ist ein hübscher und sehr eleganter Mann.

Prinzeſſin.

Finden Sie das, Madame?

Oberſthofmeiſterin.

Mit ausgezeichneten Manieren — Sie werden ihn bei der Tafel sehen.

Herzogin

(das Schreiben zurückgebend).

Ich danke Ihnen, Gräfin — natürlich haben wir alle Ursache, diesen Herrn so freundlich als möglich zu empfangen.

Oberſthofmeiſterin (eifrig).

Gewiß, Hoheit — es ist von drüben sehr liebenswürdig, unsere Einladung zu acceptiren und durch einen außerordentlichen Gesandten zu beantworten.

Herzogin.

Ich werde ihm also sagen, ich freue mich über seine Ankunft.

Oberſthofmeiſterin.

Gewiß, Hoheit, sowie über die Wiederanknüpfung der freundschaftlichen Beziehungen zum Nachbarhofe.

Herzogin.

Und drücke meine Freude darüber aus, daß Fürst Georg den bevorstehenden Festlichkeiten an unserem Hofe beiwohnen will.

Oberſthofmeiſterin (mit Betonung).

Die Idee Euer Hoheit iſt ganz die meinige — Feſtlichkeiten ſo freudiger Art, welche auch im Stande ſein werden, alle Differenzen zwiſchen den beiden Höfen zu beſeitigen.

Herzogin.

Was waren das eigentlich für Differenzen, Baronin?

Oberſthofmeiſterin.

Man projektirte damals nach dem Tode des höchſtſeligen Herzogs, Ihres durchlauchtigſten Vaters, eine Heirath zwiſchen dem Regenten und einer Prinzeſſin des benachbarten Hofes, welche der Regent in etwas heftiger Weiſe zurückwies.

Herzogin.

Ah, ich erinnere mich — ich glaube, er ſagte damals, bei den wichtigen Pflichten, welche er übernommen, finde er keine Zeit zum Heirathen — auch ſei das unnöthig, da Damen genug am Hofe ſeien, um die Honneurs zu machen.

Prinzeſſin.

Wäre es unbeſcheiden von mir, Madame, wenn ich dieſe Aeußerung unſeres Vetters Liebden ſehr hübſch und taktvoll fände?

Oberſthofmeiſterin.

Hier bei Ihrer Hoheit und mir kann ich dieſe Aeußerung nicht unpaſſend finden, muß ihr bedingungsweiſe ſogar beiſtimmen.

Prinzeſſin.

Nur hier? — ah das finde ich eigenthümlich (für ſich:) ich muß Madame ein wenig tanzen laſſen (laut:) warum würden Sie das anderswo nicht eben ſo offen und wahr geſtehen?

Herzogin.

Aber, Anna.

Oberſthofmeiſterin.

Die Prinzeſſin frägt oft außerordentlich naiv — darf ich mir erlauben, Sie an ein wichtiges Wort zu erinnern: Alles was man ſagt, ſoll wahr ſein, aber man braucht nicht Alles zu ſagen, was wahr iſt.

Prinzeſſin.

Damit bin ich ſchon zufrieden — alſo Sie erkennen jedenfalls für wahr an, daß es vom Regenten ſehr taktvoll war, ſich nicht zu verheirathen.

Oberſthofmeiſterin (verdrießlich).

Warum ſoll ich das läugnen?

Prinzeſſin.

In Rückſicht auf uns Beide war es alſo zart und liebevoll von ihm, uns ſo zu ſagen keine Stiefmutter zu geben.

Oberſthofmeiſterin.

Aber Prinzeſſin, das iſt ja ein ganz anderes Verhältniß.

Prinzeſſin.

Nun dann eine Stiefregentin — was noch viel ſchlimmer geweſen wäre — mich freut es nur, Madame, daß Sie das ebenfalls finden, und dem Regenten auf dieſe Art Zartgefühl, ein gutes Herz und etwas Liebe gegen uns nicht abſprechen.

Herzogin.

Schwätzerin.

Prinzeſſin

(zur Oberſthofmeiſterin).

Oder ſprechen Sie ihm dieſe Eigenſchaften ab?

Oberſthofmeiſterin.

Ich will das gerade nicht ſagen.

Prinzeſſin.

Wie mich das freut, und wie das den Regenten freuen würde, wenn er es wüßte.

Oberſthofmeiſterin (pikirt).

Prinzeſſin, Sie nehmen vielleicht gerne Veranlaſſung, ihm darüber eine kleine Mittheilung zu machen.

Prinzeſſin.

Warum nicht, beim nächſten kleinen Frühſtück en famille, und die Herzogin muß mir das Zeugniß geben, wie gut und lieb Euer Excellenz ſich über den Regenten ausgedrückt.

Oberſthofmeiſterin

(mißmuthig die Achſeln zuckend, dann zur Herzogin).

Euer Hoheit geſtatten mir vielleicht, auf einen wichtigen Gegenſtand zurückzukommen.

Prinzeſſin (halb für ſich).

Auf beſagten Hammel, wie es in der Komödie heißt.

Oberſthofmeiſterin

(nach einem ſtrafenden Blick auf die Prinzeſſin).

Und zu bemerken, daß jener Herr von Reinach in ſeiner Miſſion vollkommen die Perſon des Fürſten Georg vertritt, wie er mir ausdrücklich ſagte, denn der Fürſt würde ſelbſt gekommen ſein, wenn er nicht abweſend wäre, und daß vielleicht Euer Hoheit die außerordentliche Gnade haben könnte, ihn als Botſchafter neben ſich bei der Tafel ſitzen zu laſſen.

Herzogin.

Warum nicht, Baronin.

Oberſthofmeiſterin.

Ihm zu erlauben, daß er Sie in den Speiſeſaal führe — würden Euer Hoheit (leiſe zur Herzogin) mir noch ein paar Worte im Vertrauen geſtatten, (laut) mir erlauben mich zurückzuziehen.

Herzogin

(aufſtehend und mit der Oberſthofmeiſterin nach dem Hintergrunde gehend).

Handeln Sie ganz nach Ihrem Ermeſſen, Gräfin — ich freue mich in der That, daß die leidigen Streitigkeiten mit dem benachbarten Hofe auf ſo angenehme Art ihr Ende erreicht haben.

Prinzeſſin (bleibt ſitzen, für ſich).

Es iſt eine artige Unterhaltung dieſes Marionettenſpiel, und wenn man einmal in die Geheimniſſe deſſelben eingeweiht worden, ſieht man, wie Einer den Andern am Faden hat — hat doch die Oberſthofmeiſterin dieſen Herrn von Reinach vor den Augen der Herzogin recht artig tanzen laſſen und meine Schweſter dazu — ſie muß ihre guten Urſachen haben, dieſen Abgeſandten ſo brillant in Szene zu ſetzen: nicht nur einen faſt herzlichen Empfang, nicht nur einen Platz neben der Herzogin, ſondern er ſoll ſie auch zur Tafel führen — man verſammelt ſich hier — — man ſpeiſt im Orangerieſaal, alſo dabei eine kleine Promenade durch den Park, und wenn ich je mit der Oberſthofmeiſterin einverſtanden war, ſo iſt es darin, daß dieſer Herr von Reinach ein recht hübſcher, junger Mann iſt und angenehme Manieren hat.

(Während der letzten Worte der Prinzeſſin öffnet ſich die Thüre rechts und der Leibarzt erſcheint, bleibt aber auf der Schwelle ſtehen, da er die Herzogin bemerkt, welche in der geöffneten Mittelthüre mit der Oberſthofmeiſterin ſpricht.)

Dritter Auftritt.

Prinzeſſin, Leibarzt. Später die Herzogin.

Prinzeſſin.

Ah, mein vortrefflicher Lehrer — laſſen Sie ſich wieder ſehen?

Leibarzt

(nach einem Blicke auf die Herzogin).

Ich weiß nicht, ob ich mich unterſtehen darf, hier zu verweilen, ohne befohlen zu ſein — Ihre Hoheit könnte es ungnädig aufnehmen.

Prinzeſſin (halblaut).

Unbeſorgt — kommen Sie zu mir — bezeigen Sie mir Ihre Ehrfurcht, ohne für etwas Anderes Augen zu haben, und wenn alsdann meine Schweſter zu uns tritt, ſo erſchrecken Sie mit dem Ausdruck vollkommener Wahrheit.

Leibarzt.

Soll alſo auf dieſe Art meine eigene Gliederpuppe abgeben?

Prinzeſſin.

Ja, zur Strafe, daß Sie Andere ſchon ſo oft dazu benützt

haben, und mich dieſes gefährliche aber höchſt ergötzliche Spiel gelehrt.

Leibarzt.

Verzeihen Sie mir, meine gnädigſte Prinzeſſin, ich habe Sie eigentlich nichts Neues gelehrt, ſondern habe Ihnen nur den Namen einer Krankheit genannt, worunter wir Alle zu leiden haben.

Prinzeſſin.

Wenn Sie das eine Krankheit oder ein Leiden nennen, ſo haben Sie vollkommen Recht — eine Krankheit, die ſehr anſteckend iſt, und für welche es wohl kein Heilmittel gibt.

Leibarzt (lächelnd).

Ein Heilmittel allerdings nicht, wohl aber etwas Linderndes, angenehm zu gebrauchen: Die Wiedervergeltung; ſeit Adams Zeiten iſt immer ein Menſch des anderen Marionette geweſen, und es wird ſo ſein, bis einmal die letzte menſchliche Marionette mit ſteifen Gliedmaßen dahin ſinkt.

Prinzeſſin.

Pfui, Doktor, ein garſtiges Bild.

Leibarzt.

Was wollen Sie — eben ſo garſtig aber eben ſo wahr als das Bewußtſein, ſein eigenes Skelett in ſich herum zu tragen.

Prinzeſſin.

Bitte, ſeien Sie mehr Menſch als Arzt — aber wahr iſt es, wir Alle betreiben dieſes Puppenſpiel, die meiſten allerdings ohne es mit dem richtigen Namen zu bezeichnen, und ſo eben hier entdeckte ich zufällig eine große Meiſterin dieſes Spiels (Leibarzt ſieht ſie fragend an), die Frau Oberſthofmeiſterin.

Leibarzt.

Ah daran zweifle ich nicht, und ſie hält viele Fäden in ihrer Hand.

Prinzeſſin.

Sie hat da ſo eben vor meiner Schweſter und mir einen jungen Herrn von Reinach recht artig tanzen laſſen und meine Schweſter dazu — ich muß das leider geſtehen, obgleich mich vor lauter Reſpekt ein Schauder überfliegt.

Leibarzt.

Und dieſer Herr von Reinach?

Prinzeſſin.

Iſt von Fürſt Georg an uns geſandt als lebendiges Dankſagungsſchreiben für die Einladung zu den Feſten und ſoll ungeheuer fetirt werden: bei der Tafel neben der Herzogin ſitzen — ſie in den Speiſeſaal führen.

Leibarzt.

Ei, ei.

Prinzessin.

Sind Sie nicht auch der Meinung, daß die Oberſthofmeiſterin dabei tüchtig an einem Faden gezogen hat?

Leibarzt.

Gewiß.

Prinzessin.

Aber, Doktor, ich habe mich als Ihre gelehrige Schülerin bewieſen, — ich erlaubte mir ebenfalls Ihre Excellenz tanzen zu laſſen, wie ſie es lange nicht gethan hat: ich brachte ſie zu etwas, was ſie ſehr ſauer ankam; ſie mußte vor meiner Schweſter erklären, unſer Vetter Liebden, der Regent, den ſie gründlich haßt, habe ein gutes edles Herz, den feinſten Takt und ſtets eine große Liebe zu uns bewieſen.

Leibarzt.

Vortrefflich — und das um ſo mehr, da ſie in allem dem die Wahrheit ſprach.

Prinzessin.

Das glaube ich kaum — iſt mir auch im Grunde gleichgültig; mir war es hauptſächlich um die Wirkung zu thun, und die war äußerſt komiſch — Ihre Excellenz machte bei den ſüßen Worten ein recht bitteres Geſicht.

Leibarzt.

Und Ihre Hoheit die Herzogin?

Prinzessin.

Iſt ſchon gläubiger als ich und folgte dem Faden der Oberſthofmeiſterin im Lobe des Regenten mit gutem Herzen.

Leibarzt (ernſthaft).

Wenn dem ſo iſt, ſo muß ich ſagen, das war ein geſegnetes Marionettenſpiel.

Prinzessin.

Ach und amüſant — ich kann mich von meinem Puppenkaſten nicht trennen, und Sie, lieber Doktor, müſſen einen meiner Hauptakteurs vorſtellen.

Leibarzt.

Bitte recht ſehr, Prinzeſſin, dafür muß ich mich bedanken — meine Würde als Leibarzt.

Prinzessin.

Wird nicht darunter leiden, und ich kann nun einmal nicht mehr zurück — Sie haben ſich ſchon hinter den Couliſſen angezeigt, wiſſen Sie wie im Theater hm, hm, tralalala oder ha Verräther, ich erſcheine, und jetzt müſſen Sie auch erſcheinen.

Leibarzt.

Sie machen mich ängſtlich — als was ſoll ich erſcheinen?

Prinzeſſin.

Als treuer Freund unſeres Vetters Liebden, zu dem dieſer geſagt, meine Schweſter, die Herzogin, ſei eine falſche, verrätheriſche Seele.

Leibarzt

(aufs heftigſte erſchrocken).

Um Gotteswillen, Prinzeſſin — wie kommen Sie auf ſolche entſetzliche Gedanken? — der Regent ſo etwas ſagen, der Regent, welcher Ihre Schweſter auf's höchſte ſchätzt und verehrt.

Prinzeſſin

(mit gefalteten Händen ergeben aufblickend).

Ich war vielleicht ſehr unbeſonnen, lieber Doktor — aber ich habe es geſagt, und will nicht murren, wenn Sie mir zur Strafe eine gute Portion Blauſäure verſchreiben.

Leibarzt.

Ah Euer Hoheit, das iſt zu ſtark — der Regent, der im Gegentheile ſtets das Mildeſte und Beſte denkt und ſagt, obgleich er der Herzogin gegenüber nicht immer dazu Urſache hat — wiſſen Sie wohl, daß das eine fürchterliche Geſchichte werden kann?

Prinzeſſin

(mit affektirter Sanftmuth).

Ich weiß es und bereue meine Unvorſichtigkeit — aber was ſoll ich thun? — mich zu den Füßen meiner Schweſter werfen und ſagen, ich hätte gelogen — können Sie das von mir verlangen, lieber Doktor?

Leibarzt.

Und doch wäre es das beſte Mittel.

Prinzeſſin.

Suchen Sie ein anderes und ſo raſch als möglich, denn dort höre ich die Herzogin zurückkommen.

Herzogin (zurückkommend).

Ah, lieber Doktor, ich freue mich recht, Sie bei uns zu ſehen, im Falle Sie nämlich als Arzt kein beſonderer Grund hieherführt — (ſie reicht ihm die Hand).

Leibarzt

(welcher mit Zeichen von Verlegenheit dieſelbe küßt, für ſich).

Dieſe Milde und Sanftmuth verwirrt mich gänzlich.

Herzogin.

Gewiß herzlich willkommen, wenn Sie nichts herführt als Ihre bekannte Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit für uns.

Leibarzt.

Euer Hoheit ſind zu gnädig.

Herzogin (nach links gehend).

Kommen Sie, ſetzen Sie ſich (zur Prinzeſſin, die ihr Buch vom Tiſche nimmt). willſt du uns verlaſſen, Anna?

Prinzeſſin.

Wenn du es mir geſtatten willſt — ich habe einige nothwendige Briefe zu ſchreiben.

Herzogin.

Gewiß mein Herz — alſo bis nachher.

Prinzeſſin

(beim Leibarzt vorbeigehend).

Adieu, lieber Doktor, wir ſehen uns bei der Tafel.

Leibarzt

(ſich verbeugend, leite zur Prinzeſſin).

Wer weiß — und Sie verlaſſen uns, nachdem Sie mir das angethan haben?

Prinzeſſin.

Nur aus Diskretion.

Leibarzt

(indem er zur Herzogin hinübergeht).

In Gottes Namen denn, auch dieſe Scene wird vorübergehen.

Prinzeſſin

(ſingend und die aufgehobene linke Hand hin und her drehend, ab).

Ainsi font, font, font
Les petites marionettes.

Vierter Auftritt.

Herzogin. Leibarzt.

Herzogin

(nachdem ſie der Prinzeſſin nachgeblickt).

Nicht wahr, lieber Doktor, Sie finden meine Schweſter gut ausſehend? — der Aufenthalt hier thut ihr gut, obgleich ſie ſich gerne beklagt über die Einſamkeit und Stille des Landlebens, doch verſchwindet dergleichen bald wieder bei der unverwüſtlichen Heiterkeit der Prinzeſſin.

Leibarzt.

O ja, es iſt ein großes Glück, ſo heiter zu ſein, (für ſich) wenn Euch auf Koſten Anderer.

Herzogin.

Für ihre Umgebung gewiß — mich erfriſcht und erquickt ihr munteres Weſen.

Leibarzt.

Gewiß, Hoheit.

Herzogin.

Und dabei iſt ſie ſo feinfühlend, ſo rückſichtsvoll.

Leibarzt.

O gewiß — gewiß.

Herzogin.

Sie ſcherzt gerne, aber ihre Scherze thun nie Jemanden wehe — bringen nie Jemanden in Verlegenheit.

Leibarzt

(buckt leicht).

Herzogin.

Nicht wahr, ſie ſieht gut aus?

Leibarzt.

Ganz vortrefflich — daſſelbe muß ich mir erlauben von Eurer Hoheit zu bemerken.

Herzogin.

Ja, ich fühle mich leiblich wohl — trotz alledem.

Leibarzt.

Dank dieſer prächtigen Luft — wie athmet man hier ſo frei, ſo leicht.

Herzogin.

Ja, ich glaube, es war eine gute Idee, hieher zu gehen bei all' dem Unangenehmen, was die jetzige Zeit mit ſich bringt.

Leibarzt.

Euer Hoheit denken zu tief darüber nach — nehmen Manches zu ſchwer, und wirkliche Unannehmlichkeiten ſollte man in der That ferne von Ihnen halten.

Herzogin.

Was man nicht immer thut — Sie wiſſen das beſſer als mancher Andere — ach dieſe ewigen Gehäſſigkeiten.

Leibarzt (verlegen).

Es ſieht ſich Vieles ſo an, von weitem — Manches, das uns vom Hörenſagen zukommt, wenn man aber dergleichen Sachen näher ergründet, ſie genau betrachtet, ſo beruht Vieles auf Mißverſtändniß oder auf Aeußerungen, die vielleicht nie gethan wurden oder ganz anders als man ſie uns hinterbrachte.

Herzogin.

Darin können Sie wohl Recht haben — ich möchte gerne, was das Letztere anbelangt, eine hinterbrachte Aeußerung betreffend, Ihrer Meinung ſein.

Leibarzt.

O Hoheit, es iſt nichts ſo gefährlich, als dieſe leidige Zwiſchenträgerei; wie glatt würde ſich Manches abmachen laſſen, wenn beſonders die höchſten Herrſchaften ſich herbeilaſſen wollten, Auge in Auge zu verhandeln.

Herzogin.

Gewiß das wäre beſſer — aber glauben Sie denn, daß dadurch

all das andere Gehäſſige abgeſchnitten wäre? — glauben Sie, daß es nicht immer Leute gäbe, welche Aeußerungen über uns, die oft in ganz anderem Sinne, in anderem Zuſammenhange gethan, auf eine unverantwortliche Weiſe überbringen.

Leibarzt (in Verlegenheit).

Es gibt allerdings ſolche Leute —

Herzogin (mit Entrüſtung).

Verabſcheuungswürdige Menſchen.

Leibarzt.

Hoheit, darüber ließe ſich Manches ſagen, wenn nicht Rückſichten wären, wenn man nicht fürchten müßte, Perſonen, die man einmal ſchonen muß, zu compromittiren.

Herzogin.

Man muß ſich nie fürchten, die Wahrheit zu ſagen — doch wenn es Ihnen recht iſt, gehen wir von dieſem allgemeinen zu einem ſpeziellen Fall über.

Leibarzt (für ſich).

Sie hält mich feſt. (laut:) Wie Euer Hoheit befehlen, aber ich kann Sie verſichern, daß es mir auch in einem ſpeziellen Falle nicht ſchwer werden wird, Euer Hoheit zu beweiſen, daß man — daß man — ich möchte nicht gerade ſagen, die Unwahrheit geſprochen, aber daß man eine Aeußerung v[illegible]cht erfunden.

Herzogin.

Wenigſtens mir anders hinterbracht, als ſie gethan wurde.

Leibarzt (eifrig).

Gewiß, Hoheit — ich möchte darauf einen körperlichen Eid ablegen — der Regent —

Herzogin.

Ah, ich ſehe, Sie verſtehen mich.

Leibarzt.

Der Regent hat in dem Falle, von dem Euer Hoheit die Gnade haben zu reden, durchaus nicht die Ihnen ſträflich überbrachte Aeußerung gethan — der Regent im Gegentheil läßt ſich ſtets angelegen ſein, mit der größten Verehrung und Hochachtung von Eurer Hoheit zu reden — wie ſollte er auch anders nach den Gefühlen, die ihn beſeelen —

Herzogin.

Wie mich das freut, ſolches von Ihnen zu hören — ich weiß, der Regent betrachtet Sie als einen treuen Freund, aber was dieſe gewiſſe Aeußerung anbelangt, ſo möchte ich doch wiſſen —

Leibarzt

(ſich die Stirne wiſchend, für ſich).

Sie geht nicht davon ab. (laut.) Ja dieſe Aeußerung, Euer

Der Unternehmer ſorgt nun ebenfalls für die Zuſammenſtellung einer guten Quadrilla, zu der zuerſt mehrere gute Eſpada, „Degen“ (ſo werden die Matadore in Spanien genannt, und dieſer Name, welchen man bei uns dem erſten Helden der Quadrilla zu geben pflegt, ſcheint hier ganz außer Gebrauch gekommen zu ſein) gehören, und die ferner aus einem halben Dutzend „Picadores“, ſo wie einem Dutzend „Chulos“ und eben ſo vielen „Banderilleros“ beſteht.

Die Picadores ſind zu Pferde und reiten auf jenen alten, armen Thieren, von denen ich vorhin ſprach. Die Kleidung der Reiter, in den bunteſten Farben, wie alle Coſtüme, die beim Stiergefechte vorkommen, beſteht aus einer verſchnürten Jacke, darunter eine mit zahlloſen Knöpfen beſetzten Weſte, um welche eine lange, wollene Binde mehrfach gewickelt iſt; hieran ſchließen ſich kurze Beinkleider, ſo wie andaluſiſche Ledergamaſchen. All dieſe Kleidungsſtücke ſind aus ſehr ſchwerem Zeuge gemacht und dabei ſo ſtark wattirt, daß die Geſtalt des Picadors ſehr unbehülflich ausſieht. Und das iſt er auch in der That; denn wenn das Pferd unter ihm ſtürzt und er dabei nicht zufällig auf ſeine Beine zu ſtehen kommt, ſo iſt es ihm nicht wohl möglich, ſich ohne Hülfe aus dem Sattel zu ſchwingen. Ja, wenn er zufällig auf den Rücken fällt, ſo geht es ihm wie einer Schildkröte, und es iſt ihm ohne fremden Beiſtand nicht möglich, ſich wieder zu erheben. Dieſe wattirte Rüſtung iſt jedoch ſehr nothwendig, da faſt bei jedem Zuſammentreffen des Stiers mit dem Pferde letzteres zu Boden gerannt wird, und ohne die weiche Unterlage gewiß jedes Mal ein paar dieſer Reiter ihre Knochen zerbrechen müßten. Ebenfalls zum Schutze gegen die Hörner des Stiers iſt der Sattel des Reiters vorn und hinten ſchuhhoch aufgepolſtert; die Augen des Pferdes ſind mit einem Tuche verbunden; denn ungeblendet würde wohl keines zum zweiten Angriffe zu bringen ſein. Die Bewaffnung des Picadors beſteht in einer fünfzehn bis achtzehn Schuh langen Lanze mit einer ſehr kurzen Spitze, welche noch obendrein mit

Hoheit, wurde Ihnen unwahr hinterbracht, wenigſtens gänzlich entſtellt.

Herzogin.

Ich bin davon überzeugt; (vertraulich und halblaut) es wäre mir ſo angenehm, genau zu erfahren, wie er ſich in dieſem Falle über mich geäußert? Sie werden mich nicht mißverſtehen, wenn ich Ihnen ſage, es thäte meinem Herzen wohl, etwas Gutes zu hören.

Leibarzt (für ſich).

Etwas Gutes zu hören — dieſe Prinzeſſin — gebe einer den Kindern Feuer in die Hand.

Herzogin.

Wird es Ihnen ſchwer, mir die Wahrheit zu ſagen?

Leibarzt.

Durchaus nicht, aber ich beſinne mich eben über den richtigen Zuſammenhang. (Für ſich:) Soll ich die Prinzeſſin verrathen? — nein — aber ebenfalls ein wenig tanzen laſſen, (laut) der Regent ſprach von dem bevorſtehenden Ereigniſſe, dem Regierungsantritt Eurer Hoheit und von ſeinem Entſchluſſe, ſich hierauf ſo bald als möglich zurückzuziehen.

Herzogin.

Auf ſeine Güter, glaube ich, ſo hat er beſchloſſen.

Leibarzt.

Verzeihung, Hoheit — es ſcheint mir vielmehr in der Abſicht des Regenten zu liegen, ein paar Jahre auf weiten Reiſen zuzubringen.

Herzogin.

Man ſagte mir, dieſer Entſchluß ſei nur ein Vorwand, um —

Leibarzt (nach einer Pauſe).

Wozu wenn ich fragen darf?

Herzogin.

Um mich zu veranlaſſen, ihn zum Dableiben zu vermögen — doch laſſen wir das — bitte fahren wir fort.

Leibarzt (für ſich).

Wenn ich nur wüßte womit? (Laut:) Allerdings kam die Rede dabei auf Euer Hoheit, und der Regent ſprach mit Wärme über Euer Hoheit Güte, von Euer Hoheit Geiſtesgaben, über Euer Hoheit vortreffliche Eigenſchaften in jeder Beziehung, und da ſagte er, wenn ich mich recht erinnere, jede Spur von Falſchheit läge Eurer Hoheit eben ſo ferne, als es Ihnen auch unmöglich ſei, ſelbſt am Feinde den geringſten Verrath zu üben.

Herzogin (ſchmerzlich bewegt).

Am Feinde — alſo ſtellt er ſich doch in ein ſolches Verhältniß mir gegenüber — ich glaube das nicht verdient zu haben.

Leibarzt.

Gewiß nicht, Hoheit — es kann auch ſein, daß er die Worte anders geſetzt hat, aber ich wollte Ihnen nur beweiſen, daß —

Herzogin.

Laſſen Sie es gut ſein, lieber Doktor, ich hatte immer noch gehofft, von dem Regenten, der ſich, ich kann es wohl geſtehen, häufig als mein Freund, als mein treuer Rathgeber bewieſen, auf weniger ſchroffe Art ſcheiden zu können, aber ich fühle nun mehr und mehr, ſein Wunſch iſt eine Trennung für ewige Zeiten, eine Kluft, die durch nichts ausgefüllt werden kann. (Leibarzt will reden.) Laſſen Sie es gut ſein — Worte entſcheiden darin nichts; ob die Aeußerung ſo oder ſo war, kann mir am Ende gleichgültig ſein — aber verhehlen will ich es Ihnen nicht, wie ſchmerzlich es für mich iſt, daß ſich die Ereigniſſe gerade ſo abwickeln.

Leibarzt.

Geſtatten mir Euer Hoheit die Verſicherung —

Herzogin.

Haß und Verrath ſelbſt am Feinde — ich hätte nicht geglaubt, daß ſo etwas auch nur im entfernteſten Zuſammenhange mit meinen Handlungen gebracht werden könnte (aufſtehend) — doch danke ich Ihnen trotz alledem, wenn Sie mir auch vielleicht Manches verſchwiegen; Sie thaten es in guter Abſicht — wohlan denn noch eine kurze Friſt, dann winkt dem Regenten die goldene Freiheit von manch drückender Feſſel, und ich will mich glücklich fühlen, wenn Geſchäfte der verſchiedenſten Art mich verhindern, ſchmerzlich darüber nachzudenken, wie ſo Vieles anders hätte kommen können (zieht die Roſe aus ihrem Gürtel hervor) — da nehmen Sie, lieber Doktor, und wenn Sie den Regenten über unſere heutige Unterredung ſprechen (da der Leibarzt reden will) — ich verlange nicht, ich wünſche nicht, daß Sie ſchweigen ſollen, ſo fügen Sie hinzu, ich hätte Sie wohl traurig geſtimmt entlaſſen, aber ohne Haß und Bitterkeit — ich hätte Ihnen das Beſte gegeben, was ich gerade bei mir hatte — dieſe Roſe (ſie drückt ſie einen Augenblick an die Lippen) — — als Zeichen des Friedens.

Leibarzt (raſch einfallend).

Für wen, Hoheit?

Herzogin

(ihn groß anblickend).

Für Sie, Doktor, für wen denn ſonſt?

(Herzogin ab.)

Fünfter Auftritt.

Leibarzt allein, nachher Hofmarſchall, Herr von Reinach.

Leibarzt

(der Herzogin nachſehend).

Darüber könnte ſich der beſchränkte Unterthanenverſtand doch erlauben, noch ein wenig nachzudenken: ihr Auge glänzte ſo eigenthümlich, als ſie ſprach, ihre Stimme zitterte ein klein wenig, ich habe für ſo etwas ein feines Ohr — Ah wenn ich den Glanz dieſes Auges, das Zittern dieſer Stimme richtig verſtanden hätte — (die Roſe betrachtend) harmloſe Blume, prächtig duftende Roſe, ich ſchäme mich faſt dich zur Marionette machen zu müſſen — verzeihe mir, wenn es vielleicht doch nöthig wäre.

(Hofmarſchall mit Herrn von Reinach eintretend.)

(Letzterer geht auf die geringſte Nöthigung des Hofmarſchalls unbefangen voraus, benimmt ſich überhaupt mit großer Ruhe und Sicherheit.)

Reinach.

Ich danke Ihnen in der That, beſte Excellenz, für den kleinen Spaziergang: der Park iſt reizend, und was ich bis jetzt in Ihrem Schloſſe geſehen, wohl einfach, wie es ſich für eine Landwohnung geziemt, aber höchſt geſchmackvoll — Alles Ihr Werk? (ſieht ſich rings um. — Als der Hofmarſchall antworten will) ich danke Ihnen — alſo Alles Ihr Werk? natürlich mit Hülfe geſchickter Unterbeamter, deren Pläne man acceptirt und den Erfolg einkaſſirt — ganz wie bei uns (Hofmarſchall, etwas erſtaunt, will reden). — ich danke Ihnen (auf den Leibarzt blickend) — wer iſt jener Herr?

Hofmarſchall.

Geheimerath von Möller, der Leibarzt Seiner Hoheit des Regenten.

Reinach

(raſch auf ihn zugehend und ihm die Hand reichend).

Ah, ein Name von gutem Klang, ein Name, den man kennt über die Grenzen Ihres kleinen Herzogthums hinaus.

Hofmarſchall

(mit etwas ſteifer Förmlichkeit).

Geſtatten Sie mir, Herr Geheimerath, Ihnen Herrn von Reinach vorzuſtellen, Geſandten Seiner Hoheit des Fürſten Georgs, betraut mit der allerhöchſten für uns ſehr erfreulichen Botſchaft, daß Seine Hoheit die Gnade haben werden, unſere bevorſtehenden Feſte mit ſeiner Gegenwart zu verherrlichen.

Reinach.

Gewiß, Excellenz, ich danke Ihnen — (zum Leibarzt) mein allergnädigſter Herr, der Fürſt, iſt ſehr erfreut, eine ſo paſſende und

ſchöne Gelegenheit zu finden, um kleine Differenzen beizulegen, die im Laufe der Zeiten zwiſchen unſeren Höfen entſtanden.

Leibarzt.

Eine Ausgleichung, die für uns Alle ein freudiges Ereigniß iſt.

Reinach

(ſich ungenirt ſetzend).

Wenn es Ihnen recht iſt, lieber Doktor, ſo ſetze ich mich einen Augenblick — Seine Excellenz hat mich durch einen langen Spaziergang müde gemacht, auch bin ich die halbe Nacht durchgefahren und habe, als ich heute Morgen zu ſehr früher Stunde hier ankam, ſchon auf eigene Rechnung im Parke flanirt — bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?

Hofmarſchall.

Ich danke Ihnen recht ſehr, Herr von Reinach — ich möchte doch nicht gerne — Sie verzeihen meine Offenheit — hier gerade ſitzend gefunden werden, wenn Seine Hoheit der Regent einträte.

Reinach (unbefangen).

Da haben Sie ganz Recht — bitte, geniren Sie ſich gar nicht.

Hofmarſchall

(auf die Uhr ſehend).

Seine Hoheit der Regent wird ſogleich durch jene Thüre eintreten (zögernd) und da möchte ich doch nicht gerne —

Reinach (gutmüthig).

Ganz recht — aber Sie, lieber Doktor, ſetzen ſich ein wenig zu mir, denn ſonſt (verbindlich) nöthigt mich Ihr Alter, Ihre Stellung und Ihr berühmter Name ebenfalls zum Stehen.

Hofmarſchall

(von ihm weggehend, für ſich).

Dieſer junge Herr hat eine ganz beſondere Art, ſeine Rückſichten bemerklich zu machen.

Leibarzt (lächelnd).

Wenn Sie mir geſtatten, ſo bleibe ich ſtehen.

Reinach.

Auch gut, und um Ihnen zu beweiſen, wie ſehr ich Sie ſchätze, werde ich auch nicht ſitzen bleiben.

Hofmarſchall (für ſich).

Dieſer junge Herr theilt ſonderbare Gnaden aus.

Leibarzt.

Sie kamen heute früh hier an?

Reinach.

Ja, ich fuhr die Nacht durch — es iſt das ſo angenehm, in einer Sommernacht zu fahren, und als ich heute Morgen die Grenzen Ihres ſchönen Parkes erreichte, ließ ich halten, ſchickte meinen Wagen

und meinen Diener voraus, legte mich unter einen alten Baum in's Moos und glaube, daß ich dort geſchlafen habe, hatte auch einen recht ſchönen Traum.

Leibarzt.

Wenn Sie träumten, müſſen Sie allerdings geſchlafen haben.

Reinach.

Vielleicht — wenigſtens hatte ich eine allerliebſte, traumhaft ſchöne Erſcheinung — aber dieſe erſt, als ich wieder erwacht war: ich begegnete zweien Damen, von denen die eine durch ihre Schönheit, durch den Adel ihrer Erſcheinung mich außerordentlich frappirte, ja mich zu einem Gruße veranlaßte, in welchen ich meine tiefſte Ehrerbietung zu legen verſuchte (Hofmarſchall kommt näher) — es war eine reizende junge Dame, eine liebliche Erſcheinung.

Hofmarſchall.

Um welche Zeit war das, wenn ich fragen darf?

Reinach.

Ganz genau kann ich das nicht ſagen — es kann zwiſchen acht- und zehn Uhr geweſen ſein, doch iſt das auch wohl vollkommen gleichgültig.

Hofmarſchall.

Junger Herr, bei Hofe iſt es nicht gleichgültig, ſondern ſogar ſehr wichtig, die Zeit genau nach Minuten und Sekunden bemeſſen zu können — wüßten Sie ſich zum Beiſpiel zu erinnern, dieſe Damen gleich nach acht Uhr geſehen zu haben, ſo könnte ich Ihnen ſagen, Sie hätten das Glück gehabt, Ihrer Hoheit, unſerer allergnädigſten Herzogin zu begegnen.

Reinach.

Ich danke Ihnen, in der That, das war auch mein erſter Gedanke, denn ich glaubte eine Aehnlichkeit jener Dame mit der Herzogin zu finden, deren Bildniß ich geſehen, allerdings nur ein Bildniß, wie man es oft leichtſinniger Weiſe von den hohen Herrſchaften in die Welt hinauswirft, worin oft nur der Stern auf der Bruſt oder das Diadem auf dem Kopfe irgend eine kleine Aehnlichkeit hat.

Leibarzt.

Ja, ja, die Herzogin ging ſchon am frühen Morgen ſpazieren — ich ſah ſie ſelbſt von weitem.

Reinach.

Als die Damen an mir vorüber waren — ich blieb natürlicher Weiſe ſtehen, um ihnen nachzuſchauen, fiel eine Blume zur Erde, eine Roſe wie ich glaube — ich war ſchon im Begriffe, hinzu zu ſpringen, um ſie aufzuheben, doch kam mir die Begleiterin zuvor — — es würde mich in der That freuen, wenn es die Herzogin geweſen wäre.

Leibarzt

(ſeine Roſe betrachtend, für ſich).

Und gerade dieſe Roſe — ſollte ſie vom Schickſal zu etwas beſtimmt ſein?

Reinach.

Unter anderen Verhältniſſen würde ich dieſes Zuſammentreffen für bedeutungsvoll halten, und auch ſo vielleicht als intimer Abgeſandter meines Herrn —

Hofmarſchall

(lauernd näher tretend).

Sie beliebten etwas zu ſagen, Herr von Reinach?

Reinach.

Habe ich in der That etwas geſagt, was bedeutungsvoll genug iſt, um Ihre Aufmerkſamkeit zu erregen, Herr Hofmarſchall? — doch ja, ich erinnere mich und wiederhole, daß Fürſt Georg erfreut darüber iſt, hier die freundſchaftlichſten Verhältniſſe wieder anknüpfen zu dürfen — er wird entzückt ſein, wenn ich ihm mein kleines Abenteuer berichte, denn ich weiß ganz genau, daß er ein großer Verehrer iſt — (Hofmarſchall verbeugt ſich lächelnd) von ſo — ſchönen Roſen, wie der Doktor dort eine in ſeiner Hand trägt, die entzückend zu mir herüber duftet — dürfte ich Sie einen Augenblick darum bitten?

Leibarzt

(ſie ihm zögernd reichend, für ſich).

Dazu hatte ich ſie nicht beſtimmt, (laut:) ich bitte, ſorgſam damit umzugehen, Herr von Reinach — ich habe ſie von werther Hand.

Reinach.

Unbeſorgt — Sie erhalten ſie unbeſchädigt wieder — wie das köſtlich duftet —

(Die Thüre rechts hat ſich geöffnet.)

Hofmarſchall.

Seine Hoheit der Regent.

(Leibarzt will ſeine Roſe wieder nehmen — Reinach, welcher ſchon nach der Thüre blickt, aus welcher der Regent tritt, weiſt ſeine Hand leicht zurück.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der Regent.

Regent.

Guten Tag, meine Herren (ſich umſchauend) — ah die Damen fehlen noch, mir ſcheint, ich komme etwas frühe zur Tafel — (zum Leibarzt) ein gutes Zeichen, nicht wahr, Doktor? ich habe mir euch tüchtig Bewegung gemacht, ſtark gearbeitet und faſt gar nichts gefrühſtückt.

Hofmarſchall

(der ſich mit einer tiefen Verbeugung genähert hat).

Ich wäre untröſtlich, wenn Euer Hoheit das Frühſtück nicht gut gefunden hätten.

Regent.

Bitte, ſeien Sie nicht untröſtlich — ich glaube das Frühſtück war gut, aber die Geſellſchaft ſo vortrefflich, daß ich alles Andere darüber vergaß.

(Hofmarſchall beißt ſich auf die Lippen, zieht ſich mit einer tieferen Verbeugung etwas zurück und erinnert ſich alsdann erſt des Herrn von Reinach, welcher ſich langſam auf die linke Seite begeben, dort die Hand auf den Tiſch ſtützt und den Regenten mit erhobenem Kopfe regungslos betrachtet.)

Hofmarſchall

(leiſe zu Herrn von Reinach).

Bitte, treten Sie näher, ich werde Sie Seiner Hoheit vorſtellen.

Regent

(leiſe zum Leibarzt).

Wer iſt das?

Leibarzt.

Ein Herr von Reinach des benachbarten Hofes, der wie Euer Hoheit mir ſagten, erwartet iſt.

Regent.

Richtig, richtig — ah das freut mich.

(Er macht einige Schritte gegen Reinach, der ihm ebenfalls ein paar Schritte entgegenkommt.)

Regent

(lachend, für ſich).

Nein, ich irre mich nicht — ah, das iſt in der That vortrefflich.

Hofmarſchall

(leiſe und ängſtlich zu Reinach)

Wollen Sie denn nicht die Güte haben, etwas näher zu treten und wollen Sie denn nicht — — —?

Reinach.

Nein, ich danke Ihnen.

Hofmarſchall (für ſich).

Unerhört.

Regent (heiter).

Beſter Hofmarſchall, ſeien Sie ſo freundlich, um mit aller Diskretion, die Ihnen ſo eigen iſt, nachzuſehen, ob meine Uhr vielleicht zu früh geht, aber wie geſagt mit aller Feinheit.

Hofmarſchall.

Gewiß, Hoheit (verſchwindet achſelzuckend durch die Mittelthüre).

Regent (zum Arzt).

Lieber Doktor, ich freue mich, Sie mit den Andern wieder hier zu ſehen — Sie werden mir verzeihen.

Leibarzt.

Bitte, Hoheit, (für sich) hätt' ich nur meine Rose wieder.

(Durch die Mittelthüre ab.)

Siebenter Auftritt.

Regent, Herr von Reinach.

(Rücken sich, nachdem sie allein sind, auf eine ungezwungene Art unter herzlichem Lachen und schütteln sich die Hände.)

Regent.

Mein gnädiger Herr, Sie haben mir durch diesen Gesandten eine ganz außerordentliche Freude gemacht.

Reinach.

Ein liebenswürdiges Compliment, für das ich Euer Hoheit sehr dankbar bin, und darf ich vielleicht hinzusetzen, daß es doch wohl Interessen gibt, für welche alle Feinheit, alle Routine unserer Diplomaten nicht ausreicht.

Regent.

Ganz richtig — weil ihr Vorrath in diesen Dingen so außerordentlich ist, und sie, statt den geraden Weg zu gehen, immer etwas davon zur Schau tragen müssen.

Reinach.

Und wir Beide wollen, wenn es Euer Hoheit recht ist, den geradesten Weg gehen.

Regent.

Gewiß, das wollen wir, und ich brauche Sie wohl nicht zu versichern, daß ich in Allem und Allem Ihr Interesse fördern werde.

Reinach.

Ich rechne darauf, denn man sagt Ihrer erlauchten Nichte der Herzogin so viele vortreffliche Eigenschaften nach, so viel Geist bei außerordentlicher Schönheit, daß ich es nur an der Hand eines mächtigen Fürsprechers wagen kann, mich ihr zu nähern.

Regent.

Seien Sie dessen versichert, aber wie soll ich Sie vorstellen? in Ihrer Eigenschaft als Gesandter unter Ihrem angenommenen Namen?

Reinach.

Gewiß, wenn ich mir einen solchen Scherz gegenüber der Herzogin erlauben darf.

Regent.

Warum nicht — sie muß diesen Scherz mit solch' gutem Schluß allerliebst finden.

Reinach.

Also bin ich Herr von Reinach, des Fürsten Georgs Gesandter.

Regent (lächelnd).

Und mir herzlich willkommen, (dann mit komiſchem Ernſte) doch in dieſem Falle, mein Herr Abgeſandter, bitte ich um Ihre Beglaubigungsſchreiben.

Reinach

(mit angenommener Gravität und einer tiefen Verbeugung).

Erlauben mir demnach Euer Hoheit, Ihnen förmlich meine Kredittive zu überreichen (er überreicht ihm die Roſe).

Regent (lächelnd).

Das ſchönſte Beglaubigungsſchreiben in einer ſo zarten Angelegenheit. (Steckt die Roſe in ſein Knopfloch und nimmt ihn freundſchaftlich unter dem Arm.) Geſtatten Sie mir aber, gnädiger Herr, Ihnen noch einige Worte zu ſagen, ehe der Hof kommt. (Er hat Herrn von Reinach während dieſer Worte an die Thüre rechts geführt, öffnet ſie und läßt ihn vorangehen.)

Achter Auftritt.

Oberſthofmeiſterin und Hofmarſchall

(erſcheinen im Hintergrunde in dem Augenblicke, wo ſich Herr von Reinach tief verbeugte, um ſich alsdann wieder für einen Augenblick zurückzuziehen).

Hofmarſchall

(mit der Oberſthofmeiſterin wieder an der Thür erſcheinend und vorgehend).

Nun dieſer junge Menſch ſcheint endlich ſeine Stellung begriffen zu haben, war er doch vorhin ſo bockſteif, als hätte er in ſeinem Leben keine Verbeugung gelernt.

Oberſthofmeiſterin.

Was wollen Sie — unſere heutige Jugend.

Hofmarſchall.

Ja die Jugend von damals war doch etwas ganz anderes — Clementine, das müſſen Sie mir zugeben: welche Courtoiſie, welche Hingebung, liebend und treu bis zum Exceß.

Oberſthofmeiſterin (lächelnd).

Ja, ja, davon hat man ſeine Proben, doch laſſen wir jetzt den Scherz, mein beſter Freund — ſeien wir ernſt und aufmerkſam, auf Alles gefaßt, wie ein General vor der entſcheidenden Schlacht — glauben Sie mir, es iſt äußerſt wichtig, wie die Herzogin dieſen Abgeſandten empfängt.

Hofmarſchall.

Gewiß, theuerſte Freundin — und gerade darum hätte ich ihn mir von beſſeren Manieren gewünſcht — denken Sie ſich nur, wenn er ſo mit erhobener Naſe auf Ihre Hoheit zutritt, ein einfacher Herr von — ich bitte Sie, nicht einmal Baron — finden Sie das nicht überhaupt ein wenig rückſichtslos vom benachbarten Hofe?

Oberſthofmeiſterin (achſelzuckend).

Fürſt Georg wird ſeine Gründe haben, gerade dieſen Herrn zu ſchicken.

Hofmarſchall (verſchämt lächelnd).

Es iſt das kein Geſandter wie er ſein ſoll — hat auch keinen Begriff von jenem würdevollen Schweigen, von jenem gewiſſen vielſagenden Lächeln, durch welches wir ſeiner Zeit zu imponiren wußten — er ſchwatzt, was ihm in den Kopf kommt, erzählte uns vorhin, mir und dem Leibarzt von einer Begegnung zweier Damen im Parke.

(Die Thüren links haben ſich geöffnet, die Herzogin mit der Prinzeſſin erſcheint.)

Oberſthofmeiſterin.

Ja das iſt richtig — doch ſtille, die Herzogin.

Hofmarſchall.

So, in der That, die Herzogin, (ſich umwendend und die Herzogin bemerkend:) ah Ihre Hoheit ſelbſt.

(Leibarzt, Hofdamen und Herren vom Hofe aus dem Hintergrunde, Herzogin ſetzt ſich auf die linke Seite, Prinzeſſin ſteht neben ihr, Oberſthofmeiſterin nähert ſich mit einer tiefen Verbeugung.)

Herzogin.

Ah, beſte Gräfin, ich habe mir das überlegt, und bin mit Ihren Anordnungen zufrieden.

Oberſthofmeiſterin.

So darf man alſo dem Regenten ſagen, es ſei Euer Hoheit Wunſch, den Abgeſandten des Fürſten Georg neben ſich bei der Tafel zu haben?

Herzogin.

Gewiß, denn wir thun darin doch wohl nicht zu viel.

Oberſthofmeiſterin.

Unbeſorgt, würde ich mir ſonſt geſtattet haben, Euer Hoheit dieſen Vorſchlag zu machen?

Prinzeſſin

(welche auf den Leibarzt zuging und ihn heiter auf die rechte Seite führt, lächelnd).

Nun, Doktor, was haben Sie für Geſchäfte gemacht?

Leibarzt.

Euer Hoheit brachten mich allerdings in große Verlegenheit, aber ich wußte mir zu helfen, und ſtatt daß ich getanzt, ließ ich Andere tanzen.

Prinzeſſin.

Mich am Ende auch?

Leibarzt.

Mit aller ſchuldigen Ehrfurcht, vielleicht.

Prinzeſſin.

Das kann ich Ihnen ſchon ſagen, Sie müſſen ſich meiſterhaft aus der Klemme gezogen haben — ich will ehrlich ſein: meine

ſtarkem weichen Bindfaden umwickelt, ſo, daß das Eiſen kaum mehr als einen halben Zoll ſichtbar bleibt. Die Picadores ſind die Erſten auf dem Platze, ſie müſſen den Kampf beginnen und haben meiner Anſicht nach die ſchwierigſte Rolle; ſie müſſen dem Stiere entgegenreiten, ihre alten, ſteifen Pferde ſind zu ungelenk und zu ſchwach, um dem wüthenden Thiere ausweichen zu können oder vor ihm zu fliehen. Es kommt alſo Alles darauf an, daß der Picador kaltes Blut und Geiſtesgegenwart genug hat, den Stier mit eingelegter Lanze ruhig zu erwarten, um, wenn er ihm nahe genug iſt, demſelben mit Concentrirung aller ſeiner Kraft einen tüchtigen Stoß mit der Pike beizubringen. In vielen Fällen läßt ſich der Stier hiedurch abtreiben, weicht zurück, um ſein Heil bei einem anderen Picador zu verſuchen. Iſt aber das Thier ſehr kräftig und wild und macht ſich aus der leichten Verwundung, die es erhalten hat, nichts, dringt vielmehr noch wüthender vor, ſo bricht das Pferd des Picadors unter dem gewaltigen Stoße zuſammen, und nachdem der Reiter oftmals weit aus dem Sattel geſchleudert wird, ſucht er ſich ſo ſchnell als möglich der Aufmerkſamkeit des Stiers zu entziehen. Glücklicherweiſe beſchäftigt ſich das wüthende Thier faſt immer mit dem geſtürzten Pferde und ſtößt mit ſeinen gewaltigen Hörnern ſo lange auf daſſelbe hinein, bis es regungslos liegen bleibt oder bis der Stier einen anderen Gegner findet. Es iſt das ein Glück für die Picadores; denn ſonſt würden bei ihrer Unbeholfenheit ſtets einige den Kampf mit ihrem Leben bezahlen müſſen. Zuweilen auch wirft der Stier das Pferd nicht beim erſten Anlaufe nieder, ſondern reißt ihm mit ſeinen Hörnern den Leib auf, wo es alsdann ein wahrhaft häßlicher Anblick iſt, wenn man das unglückliche Pferd im Ring umhergaloppiren ſieht, die Eingeweide auf dem Boden nachſchleppend. Im Süden Spaniens, in Sevilla, Granada, wird übrigens jedes ſchwerverwundete Pferd augenblicklich abgeführt, wogegen es in den Städten des Nordens meiſtens auf dem Platze verenden muß.

Während ſich die Picadores mit dem Stiere beſchäftigen,

Schweſter ſprach mit großer Achtung, ja mit Wärme von Ihnen, und wenn ich nicht irre, wünſcht ſie ſo eben mit Ihnen zu ſprechen.

(Leibarzt eilt zur Herzogin, Prinzeſſin ſpricht mit den Hofdamen, wobei ſie langſam wieder auf die linke Seite hinüberkommt.)

Oberſthofmeiſterin (zum Hofmarſchall).

Der Abgeſandte des Fürſten wird die Herzogin zur Tafel führen.

Hofmarſchall.

Weiß es der Regent?

Oberſthofmeiſterin.

Nein — Sie ſollen es ihm als Wunſch Ihrer Hoheit mittheilen.

Hofmarſchall.

Gut. —

(Die Herzogin hat ſich erhoben und mit dem Leibarzt an das Fenſter geſtellt.)

Herzogin.

Lieber Doktor, laſſen Sie mich Ihnen ſagen, daß ich jetzt fühle, wie ich vorhin bei unſerer Unterredung ein wenig zu aufgeregt war, vielleicht Alles ſchwerer anſah wie nothwendig und mich auch ſo äußerte.

Leibarzt.

Alle Aeußerungen Euer Hoheit waren nicht nur vollkommen folgerecht, ſondern zeichneten ſich auch durch die außerordentliche Herzensgüte und Milde aus, die wir an Euer Hoheit gewohnt ſind.

Herzogin.

Ihre Anſicht freut mich und wünſche ich in der That, daß Sie aus meinen Worten für den Regenten nur das behalten mögen, was im Stande iſt, unſere freundſchaftlichen Verhältniſſe wieder herzuſtellen.

Leibarzt.

Glauben Sie mir, daß nur auf ſolche Weiſe Ihre Worte Widerklang fanden in meinem ganz ergebenen und treuen Herzen.

Herzogin.

Ich danke Ihnen — ich bin überzeugt, daß wenn Sie je Veranlaſſung finden, unſerer Unterredung zu erwähnen, Sie alles Herbe vermeiden werden, und da ich feſt auf Sie vertraue, ſo hätte ich Ihnen wohl geſtatten dürfen, von meiner Roſe als Friedenszeichen einen beliebigen Gebrauch zu machen.

Leibarzt (verlegen).

Ja, das Geſchenk Euer Hoheit — die köſtliche Roſe.

Herzogin.

Hätten Sie vielleicht? — (die Thüre rechts hat ſich geöffnet, der Regent tritt ein die Roſe im Knopfloch, hinter ihm Herr von Reinach, aufblickend) ah Sie haben alſo wirklich mein Geſchenk in andere Hände gegeben — eigentlich ſollte ich Ihnen böſe ſein.

Leibarzt.

Verzeihen mir Euer Hoheit — ich gab die Roſe nicht freiwillig hin — man nahm ſie mir faſt gewaltſam aus der Hand.

Herzogin (erfreut).

Wirklich — nun deſto beſſer (ſie gebt dem Regenten entgegen).

Leibarzt (für ſich).

Mag ſich das entwickeln, wie es will, wenigſtens gelogen habe ich nicht.

Regent.

Geſtatten Sie mir, Herzogin, Ihnen hier Herrn von Reinach vorzuſtellen in der Eigenſchaft eines Abgeſandten unſeres verehrten Nachbars des Fürſten Georgs.

Herzogin.

Seien Sie mir willkommen und glauben Sie, daß mich noch ganz beſonders der Grund Ihrer Anweſenheit freut.

Reinach (für ſich).

Sie iſt es nicht — (laut:) Euer Hoheit für freundlichen Empfang unterthänigſt dankend, glaube ich verſichern zu dürfen, daß mein allergnädigſter Herr, der Fürſt Georg, über denſelben entzückt ſein —

Regent.

Und wie wir auf die Anweſenheit des Herrn Geſandten die ſchönſten Hoffnungen bauen wird.

Herzogin.

Auf ein dauerndes (mit einem Blick auf den Regenten) freundſchaftliches Verhältniß zwiſchen unſeren beiden Höfen — geſtatten Sie mir, Herr von Reinach, Sie meiner Schweſter, der Prinzeſſin Anna, vorzuſtellen.

Reinach

(nach einer tiefen Verbeugung. für ſich).

Ah meine liebliche Begegnung von heute Morgen.

Prinzeſſin.

Seien Sie auch mir willkommen, und laſſen Sie mich Ihnen ſagen, daß es auch mich freuen wird, wenn Ihre Sendung hieher von gutem Erfolg begleitet iſt.

Reinach.

Woran ich mir erlaube nicht zu zweifeln, da mein erſter Schritt auf dieſem reizenden Landſchloſſe mit einer glückverheißenden Begegnung begann.

Oberſthofmeiſterin (zum Hofmarſchall).

Vergeſſen Sie nicht den Befehl der Herzogin.

Hofmarſchall.

Gewiß nicht — ich warte nur auf eine Pauſe in dem etwas zu animirten Geſpräche des Regenten.

Herzogin.

Wiſſen Sie auch Vetter, daß Sie einen Raub an mir begingen, als Sie dem Doktor jene Roſe nahmen?

Regent (erſtaunt).

Ich dem Doktor dieſe Roſe?

Herzogin.

Ja, und ich kann das nicht ohne Strafe hingehen laſſen, deßhalb ſollen Sie mich zu Tiſche führen.

Regent.

Ah eine Strafe für ein ſolches Verbrechen wäre ſo belohnend, daß man die Unthat gerne auf ſich nähme, doch —

Hofmarſchall

(vortretend zur Herzogin).

Euer Hoheit beauftragten mich, den Abgeſandten des Fürſten Georgs als Begleitung zur Tafel für Euer Hoheit zu befehlen — es iſt ſervirt, und ich möchte (ſich an den Regenten wendend) Seine Hoheit —

Regent (raſch einfallend).

Sehen Sie, meine liebe Couſine, Anordnungen Seiner Excellenz müſſen von uns reſpektirt werden.

Herzogin

(unangenehm berührt zum Hofmarſchall).

Ich danke Ihnen für Ihren allzu großen Eifer (ſich umwendend) wo iſt meine Schweſter? (Hofmarſchall mit einer Verbeugung auf die Prinzeſſin zeigend, die mit Herrn von Reinach auf und abgehend angelegentlichſt ſpricht.)

Regent

(die Herzogin betrachtend, für ſich).

Dieſe Heftigkeit könnte mich glücklich machen, wenn ich nicht vernünftig wäre.

Herzogin

(etwas aufgeregt, mit lauter Stimme).

Liebe Schweſter Anna, ich glaube, du ſaheſt Herrn von Reinach heute Morgen ſchon im Parke — wir ſind hier auf dem Lande, wo unſer Vetter Liebden der Regent ſo wenig Förmlichkeiten als möglich liebt, weßhalb ich dir unſern verehrten Geſandten betreffend das Vorrecht der längeren Bekanntſchaft laſſe — Vetter, reichen Sie mir Ihren Arm.

(Staunen der Oberſthofmeiſterin und des Hofmarſchalls. Die Herzogin mit dem Regenten ab, Prinzeſſin mit Herrn von Reinach, die Anderen folgen.)

Leibarzt (für ſich).

Eine Roſe als Marionette — wenn das nicht ein artiger und höchſt bedeutſamer Zufall iſt, ſo will ich heute mit Waſſer und Brod vorlieb nehmen.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Dieſelbe Dekoration.

Hofmarſchall und Oberſthofmeiſterin durch die Mitte kommend.

Hofmarſchall.

Sie mögen mir ſagen was Sie wollen, unſer Spiel ſteht nicht beſonders gut.

Oberſthofmeiſterin.

Nicht beſſer und nicht ſchlimmer als heute Morgen, nur haben Sie eine Karte etwas falſch ausgeſpielt.

Hofmarſchall.

Wie ſo? — Sie erſchrecken mich.

Oberſthofmeiſterin.

Sie mußten Ihre Meldung an den Regenten vor der Tafel nicht vor der Herzogin machen — ſo konnte ſie es als Gehäſſigkeit aufnehmen und war faſt genöthigt, jenen Herrn von Reinach zu reſüſtren.

Hofmarſchall.

Aber es war mir nicht möglich, Seine Hoheit allein zu ſprechen und die Zeit drängte.

Oberſthofmeiſterin.

Sahen Sie denn nicht, daß ich gerade im Begriffe war, mich an die Herzogin zu wenden?

Hofmarſchall.

Nein, auf meine Ehre, das ſah ich nicht, bemerkte aber dagegen den nicht weniger als freundlichen Blick, den mir die Herzogin zuſchleuderte, als ſie zu ſagen beliebte, ich danke Ihnen für Ihren allzu großen Eifer — ah, es iſt ſtark, wenn man einer erſten Hofdame ſo etwas ſagt — es hat mich in der That angegriffen.

Oberſthofmeiſterin.

Darüber beruhigen Sie ſich — dieſer kleine Zwiſchenfall muß nur dazu dienen, unſeren Eifer zu vermehren — wir müſſen eine Entſcheidung herbeiführen, und dazu bin ich gerade jetzt entſchloſſen — der Regent iſt mit Herrn von Reinach ausgeritten — Prinzeſſin Anna kutſchirt mit ihrer Pony-Equipage im Park umher, ſomit habe ich die Herzogin allein und muß Alles daran ſetzen, irgend ein entſcheidendes Wort aus ihr herauszubringen: ſie muß mir befehlen oder wenn Sie wollen geſtatten, dem Abgeſandten des Fürſten Georgs irgend ein bindendes Wort zu ſagen — ſie weiß, wie dringend man im Lande ihre Vermählung wünſcht — ſie zeigt ſich bis jetzt zu einer

Verbindung mit dem benachbarten Hofe nicht abgeneigt, und wenn ich ihr jetzt das Porträt des Fürſten Georg überreiche, ſo werde ich es mit Aeußerungen thun, aus denen ſie entnehmen kann, wie ſehr auch drüben dieſe Verbindung gewünſcht wird.

Hofmarſchall.

Wenn nur das Bild des hohen Herrn einigen Beifall in den Augen der Herzogin findet.

Oberſthofmeiſterin.

Ich zweifle nicht daran, denn der Fürſt wurde mir als von dem angenehmſten Aeußern geſchildert.

Hofmarſchall.

Kann ich ebenfalls etwas thun?

Oberſthofmeiſterin.

Vielleicht Reinach bei ſeiner Rückkunft erwarten, um zu erfahren, wie er mit ſeiner Aufnahme hier zufrieden iſt.

Hofmarſchall.

Gut — ich werde ihn zum Sprechen zu bringen wiſſen, denn er plaudert gerne, dieſer Herr von Reinach. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Oberſthofmeiſterin

(Sich in einen Seſſel ſetzend).

Was ſoll das heißen? — woher plötzlich dieſe Annäherung des Regenten an die Herzogin? — ſollte er mit wenigen Schritten das Terrain wiedergewinnen wollen, das wir ihm ſo mühevoll Zoll um Zoll entzogen? — ſollte die Herzogin wirklich daran denken, ſich auch ferner noch leiten zu laſſen, ſie, die ſo oft nach Freiheit geſeufzt, ſie, die ſo oft mit Erbitterung, ja mit Haß ſich beklagt über das ſchroffe, rückſichtsloſe Auftreten des Regenten? — ſie, die mir ſo bereitwillig entgegenkam, wenn ich ihr von der heilſamen Verbindung mit dem Fürſten Georg ſprach? — ſo geſtern noch, wo ſie mir ausdrücklich ſagte: thun Sie alle einleitenden Schritte, die Sie für gut finden, natürlich ohne mich zu kompromittiren, und machen Sie dem Regenten kein Geheimniß daraus, daß ich feſt entſchloſſen ſei, den Wünſchen meines Landes nachgebend, jedes Opfer zu bringen (nach einer Pauſe heftig aufſtehend und auf- und abgehend) — immer wieder dieſe alte Geſchichte, die ſich mir aufdrängt, die mir ſo leicht wird, ſiegreich zu verjagen: der Regent um zwanzig Jahre älter als die Herzogin, in deſſen Perſon ſie immer nur den ſtrengen Vormund, den ernſten Führer geſehen, (ſtehen) allerdings ein Mann, werth mit einem liebenden

Blicke betrachtet zu werden und klug genug, um auf eine so leichte und schöne Art die Zügel des Landes in seiner Hand zu behalten — nein, nein, zu klug hiezu, zu ehrlich und verständig, auch vielleicht zu gewissenhaft. — Vergesse ich doch nie, wie er mir vor einem Jahre lächelnd sagte, meine liebe Gräfin — damals nannte er mich noch so — wenn ich in meinem Alter noch einmal eine Eroberung zu machen gedenke, meine letzte Eroberung, so muß sich mir die schöne Feindin auf Gnade und Ungnade ergeben — ich muß es dann fühlen, daß ich heiß geliebt werde, und vor allen Dingen will ich, daß die Hand, welche sich in die meinige legt, nicht vergoldet ist: es wäre mir gleichgültig, wenn man sich über eine Liebe in meinen Jahren verwunderte, aber ich würde es nicht ertragen, wenn man Eigennutz und Habsucht bei mir voraussetzte. — So sprach er und darnach hat er gehandelt. — — Doch fort mit diesen Gedanken, diesen Erinnerungen, fort mit Befürchtungen, die meine Energie lähmen müßten, wenn ich ihnen nachgäbe. — Und ich brauche meine ganze Kraft, um zu dem Ziele zu gelangen, das ich mir vorgesteckt — bin ich doch immer ganz auf mich selbst angewiesen, denn ich kann die schwache Hülfe jener Gliederpuppe, die eben von mir fortging, für nichts rechnen. — O, es ist etwas Süßes, eine Herrscherin zu regieren — und wenn ich auch den Geist der Herzogin nicht gering anschlagen darf, auch vielleicht ihren kleinen Eigensinn zu fürchten habe, so soll es mir doch durch Unterwürfigkeit und kluges Nachgeben hie und da gelingen, die Zügel fest in meiner Hand zu behalten — ach, und befehlen soll sie, meine theure Herzogin, Alles befehlen, jedoch nur das, was ich wünsche — (rückwärts lauschend) ah, sie kommt, wenn ich nicht irre — ich höre ihren leichten Tritt auf dem Kieswege, sie soll mich überraschen und nachdenkend finden. (Sie stützt die Hand auf den Tisch, neben dem sie steht und scheint so in tiefe Gedanken versunken, daß sie erschrickt, als die Herzogin schon fast hinter ihr steht.)

Dritter Auftritt.

Die Vorige, die Herzogin.

Herzogin.

So in Gedanken versunken, Gräfin?

Obersthofmeisterin.

Ah, verzeihen Euer Hoheit, es war die gegenwärtige ernste Zeit, die mir zu denken gab — ich beschäftigte mich mit Euer Hoheit.

Herzogin (gütig).

Ich weiß es, liebe Gräfin, wie wichtig Ihnen meine Interessen

ſind, und gerade deßhalb ſchmerzt es mich, wenn ich mir kleine Aenderungen in Ihren ſonſt ſo vortrefflichen Einrichtungen erlauben muß, wie vorhin vor der Tafel — verzeihen Sie mir (reicht ihr die Hand).

Oberſthofmeiſterin

(küßt der Herzogin die Hand).

Euer Hoheit ſind zu gnädig, und werden mir gewiß glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich nur ihr Wohl vor Augen habe, und daß ich um Alles in der Welt vor Euer Hoheit nicht in den Verdacht kommen möchte, als mache ich je den leiſeſten Verſuch, auch nur die kleinſte meiner Ideen zur Geltung zu bringen — ich bin ganz das Geſchöpf Euer Hoheit, und es iſt ſo leicht, Ihren klaren Befehlen zu gehorchen.

Herzogin.

Laſſen wir das, Gräfin, ich hatte vielleicht Unrecht, denn ich hatte Ihnen verſprochen, jenen Herrn von Reinach neben mir bei der Tafel zu haben.

Oberſthofmeiſterin.

Euer Hoheit ſind auch darin zu gnädig — Euer Hoheit hatten ſelbſt dieſe, ich kann es nicht läugnen, ganz vortreffliche Idee und ich erlaubte mir nur, derſelben lebhaft beizuſtimmen.

Herzogin.

Ja, ja, aber laſſen wir das jetzt (ſie ſetzt ſich) — es kam mir ſo in den Sinn, mit dem Regenten zu reden, gerade über jenen Geſandten und die Abſichten des Fürſten Georgs — aber ſetzen Sie ſich, liebe Gräfin.

Oberſthofmeiſterin (ſetzt ſich).

Ah, in dem Falle hätte Euer Hoheit wieder einmal weiſer gehandelt wie Ihre ganz ergebene Dienerin, denn es iſt äußerſt wichtig, die richtige, wahre Meinung des Regenten in dieſer delikaten Angelegenheit zu erfahren.

Herzogin.

Er verheimlichte mir ſeine Anſicht durchaus nicht, er ſprach unverhohlen von der Abſicht des Fürſten Georg auf meine Hand, und dabei kann ich Sie verſichern, daß er nicht genug Lobenswerthes zu ſagen wußte über die Perſon unſeres erlauchten Nachbarn.

Oberſthofmeiſterin.

Wie mich das freut (nachdenkend für ſich) ja, ja, es iſt ſo.

Herzogin.

Was meinen Sie, Gräfin?

Oberſthofmeiſterin.

Der Regent iſt wohl im Stande, eine wahre Schilderung des jungen Fürſten zu entwerfen, denn, wie ich mich jetzt erinnere, ſah er ihn vor einem Jahre in Wien — (zutraulich) ach, verzeihen Sie meine

indiskrete Frage Madame, wie schilderte Seine Hoheit den Fürsten Georg? — es ist nicht nur die Neugierde einer Frau, welche aus mir spricht, sondern die leicht begreifliche Sehnsucht einer treu ergebenen Dienerin, etwas über den zukünftigen — —

Herzogin

(lachend einfallend).

Halt, halt, Gräfin, gehen wir nicht weiter, man muß sich vor Ihnen in Acht nehmen, sonst machen Sie mir eine Verpflichtung daraus, daß ich Ihnen heute erlaubt habe, den Fürsten meinen Zukünftigen zu nennen, und so weit sind wir noch lange nicht.

Oberſthofmeiſterin.

Euer Hoheit erschrecken mich — und doch war die Schilderung günstig?

Herzogin.

O ja, was man über einen jungen Herrn sagen kann.

Oberſthofmeiſterin

(hat mit ihrem Taschentuche das versiegelte Etui hervorgezogen).

Ach, Euer Hoheit, ich würde vor Begierde brennen, die Züge des Fürsten zu sehen.

Herzogin.

Dieselben sollen ganz angenehm sein: wohlwollend — geistreich, ich glaube, er hat hellbraune Augen und dunkles Haar.

Oberſthofmeiſterin

(mit dem Etui spielend).

Aus einer solchen Schilderung, mag sie noch so genau sein, kann man sich doch keinen richtigen Begriff machen.

Herzogin.

Gewiß, doch ebensowenig aus einem schlechten Bilde.

Oberſthofmeiſterin.

Aber aus einem guten, Hoheit.

Herzogin (erstaunt).

Ei, Gräfin, was haben Sie da?

Oberſthofmeiſterin.

Ein Bild, das uns aus bester Hand zukommt, und dessen Aehnlichkeit uns dadurch beglaubigt ist.

Herzogin

(das Etui zurückweisend).

So ein Bild anzunehmen und zu betrachten, wäre doch etwas gefährlich.

Oberſthofmeiſterin (lächelnd).

Aus meiner Hand gewiß nicht; ja, wenn man es direkt an Euer Hoheit gesandt hätte — ach verzeihen Sie mir, ich bin so erschrecklich neugierig.

Herzogin.

Gräfin! Gräfin! Sie wollen mich da zu etwas verleiten, was wichtiger iſt, als es den Anſchein hat.

Oberſthofmeiſterin.

Euer Hoheit glauben?

Herzogin

(ſie ernſt betrachtend).

Kann ich darüber ganz ruhig ſein, Frau Oberſthofmeiſterin?

Oberſthofmeiſterin.

Gewiß, und damit Euer Hoheit ſehen, daß ich Alles auf meine Verantwortung nehme, daß ich für Alles einſtehe, ſo will ich, wenn Sie es mir befehlen, ſelbſt dieſes Siegel vor Ihren Augen löſen und Ihnen das Etui geöffnet überreichen.

Herzogin (lächelnd).

Ei, ei, Gräfin, Sie ſind in der That ſchrecklich neugierig.

Oberſthofmeiſterin.

Ueber alle Beſchreibung, Hoheit.

Herzogin.

Aber wenn ich einmal dieſen Schritt thue, ſo werden Sie mir auch ſchon erlauben, dieſes Porträt zuerſt anzuſchauen.

Oberſthofmeiſterin.

Eure Hoheit kannten ja meine gute Abſicht.

Herzogin.

Gewiß und ich danke Ihnen dafür (reißt das Papier ab, öffnet das Etui, ſtößt einen leichten Schrei aus und ſchließt es haſtig wieder, ehe es der Oberſthofmeiſterin möglich war, hineinzuſchauen).

Oberſthofmeiſterin.

Um Gotteswillen, was haben Euer Hoheit?

Herzogin.

O nichts, nichts — dieſes Porträt — — jener Herr von Reinach.

Oberſthofmeiſterin.

Ich verſtehe Euer Hoheit nicht.

Herzogin (verwirrt).

Richtig — ah das iſt ganz außerordentlich — zum Erſchrecken — jener Herr von Reinach, wollte ich ſagen, gab es Ihnen? —

Oberſthofmeiſterin.

Gewiß nicht, das ſchwöre ich Euer Hoheit — ich erhielt es aus beſſerer Hand.

Herzogin (für ſich).

Aus beſſerer Hand — kaum möglich.

Oberſthofmeiſterin.

(die Hände faltend).

Aber nun bitte ich Euer Hoheit —

Herzogin.

Dieſes Bild zu ſehen? — — — unmöglich (Oberſthofmeiſterin betrachtet die Herzogin mit dem höchſten Erſtaunen) — weil es — weil es — weil dieſes Geſicht ſo über alle Beſchreibung häßlich iſt, daß es unverantwortlich wäre, auch Sie damit zu erſchrecken.

Oberſthofmeiſterin (pikirt).

Ich erſchrecke nicht ſo leicht, Hoheit.

Herzogin

(wickelt das Porträt ſorgfältig in ihr Taſchentuch, legt dabei die Hände vor's Geſicht und verſucht mühſam ein lautes Lachen zu unterdrücken).

Das iſt eine der komiſchſten Geſchichten, die mir noch in meinem Leben vorgekommen iſt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Prinzeſſin, Herr von Reinach, ſpäter Hofmarſchall.
(Herr von Reinach auf die Herzogin deutend, ſträubt ſich einzutreten.)

Prinzeſſin.

Kommen Sie nur, mein Herr Abgeſandter, ich nehme die Verantwortung auf mich — kommen Sie nur.

Reinach.

Ohne von der Herzogin befohlen zu ſein? — ich wage es kaum.

Prinzeſſin (heiter).

Das glaube ich wohl — ich bringe Sie auch nicht zu meiner Schweſter, damit Sie belobt werden, ſondern damit Sie der gerechten Strafe nicht entgehen.

Oberſthofmeiſterin

(hat ſich verletzt erhoben).

Herzogin

(zu ihrer Schweſter).

Wer kommt denn da? — (ſich umwendend) ah (ſie will ſich erheben).

Oberſthofmeiſterin.

Es iſt nur dieſer Herr von Reinach.

Herzogin

(zu ihrer Schweſter).

Was haſt du denn?

Prinzeſſin.

Ach, liebe Schweſter, Euer Hoheit wollt' ich ſagen, ich fuhr vorhin mit meinen Ponies im Park umher (mit einem Blick auf Herrn von Reinach) nichts Böſes ahnend.

Reinach (leiſe).

Euer Hoheit ſind in der That zu grauſam.

ſind die Chulos meiſtens müßige Zuſchauer. Dieſe kräftigen, ſchön gewachſenen Burſchen erſcheinen faſt im gleichen Coſtume, wie auf unſeren Theatern Figaro. Ihr volles, dunkles Haar iſt zurückgeſtrichen und hinten an demſelben ein kleiner ſchwarzer Haarbeutel befeſtigt, der mit ſchwarzen Bändern und meiſtens einer großen Maſche verziert iſt. Um dieſen Haarbeutel anbringen zu können, laſſen ſich die Stierfechter ein Zöpfchen wachſen, woran man ſie im gewöhnlichen Leben auch erkennt. Ueber einer enganliegenden Atlasweſte, die reich mit Knöpfen und Goldſtickereien verziert iſt, tragen ſie die rund geſchnittene andaluſiſche Jacke, ebenfalls von Seide oder von feinem Tuche. In beiden Taſchen derſelben befinden ſich weiße und bunte Sacktücher, deren Spitzen herausflattern. Um den Leib haben ſie eine dünne, ſeidene Schärpe, welche das eng anliegende kurze Beinkleid feſthält; ein weißer oder fleiſchfarbener ſeidener Strumpf vollendet den Anzug, und dazu ſteht der Stierfechter in feinen, untadelhaften Schuhen.

Die Chulos und Banderilleros, welche, wie ſchon geſagt, zu Anfang des Gefechtes zuſchauen und innerhalb oder außerhalb des Ringes müßig an der Schranke lehnen, bilden in den beſchriebenen Coſtumen eine buntfarbige und glänzende Schaar. Auch ihre Beinkleider ſind meiſtens von Atlas, und der ganze Anzug iſt in den auffallendſten Farben: Weiß, Himmelblau, Dunkelroth, Violet, und wenn man dazu nimmt, daß alle Nähte reichlich mit Stickereien und Flitter beſetzt ſind, Jacke und Weſte mit unzähligen blanken Knöpfchen, daß dabei die Chulos in ihren Händen lange bunte ſeidene Tücher von allen Farben haben, ſo kann man ſich denken, wie alles das im Sonnenlichte glänzt und flimmert. Die Beſtimmung der Chulos iſt übrigens, den Stier mit ihren farbigen Tüchern zu reizen und ſeine Aufmerkſamkeit von einem geſtürzten Picador oder von einem Collegen abzulenken, der in Gefahr iſt, in gar zu nahe Berührung mit den Hörnern des Stiers zu kommen.

Die Banderilleros haben ſchon ein ſchwierigeres und gefähr-

Prinzeſſin.

Auch meine Ponies ahnten nichts Schlimmes, als mit einem Male an der Biegung der großen Allee dieſer Herr da zu Pferde über den Weg ſetzte.

Oberſthofmeiſterin.

Es ſcheint mir, für Euer Hoheit iſt die Biegung jener Allee eine Unglücksſtätte.

Prinzeſſin

(mit affektirter Demuth).

Oui Madame, und ich werde ſie künftig vermeiden. (Zu ihrer Schweſter:) Ueber die Erſcheinung erſchraken meine ſonſt ſo ſanften Ponies, bogen rechts ab, und ich brachte ſie erſt wieder zum Halten, als ich mit meiner kleinen Equipage mitten in deinem prachtvollen Hyacinthenfeld war.

Herzogin.

Ah das iſt ſchlimm — (verbindlich gegen Herrn von Reinach) doch bin ich überzeugt, daß Herr von Reinach Einiges zu ſeiner Rechtfertigung zu ſagen hat.

Reinach.

Gewiß, Hoheit, und zwar ſehr viel, obgleich Sie mich niedergeſchmettert ſehen durch die furchtbare Anklage der gnädigſten Prinzeſſin.

Prinzeſſin.

Ich bin durchaus nicht gnädig.

Reinach

(mit einem komiſchen Blick gen Himmel).

Ich weiß das wohl, Hoheit — aber trotzdem muß ich mich zu verantworten ſuchen — erlauben Sie mir aber, mich vorher ein wenig zu ſammeln.

(Oberſthofmeiſterin iſt auf einen Wink der Herzogin hinter deren Fauteuil getreten.)

Herzogin

(leiſe zur Oberſthofmeiſterin).

Glauben Sie nicht, Baronin, daß es paſſend wäre, Herrn von Reinach jetzt mit außerordentlicher Artigkeit zu behandeln — Sie wiſſen wegen der Tafel? — ich hätte ihn doch an meiner Seite Platz nehmen laſſen ſollen.

Oberſthofmeiſterin (trocken).

Gewiß, Hoheit.

Herzogin

(ihr die Hand reichend).

Ich danke Ihnen, Gräfin, wir werden uns ſpäter bei der Spielpartie wieder ſehen.

Oberſthofmeiſterin

(für ſich, nach einem Blick auf Herrn von Reinach, der mit gefalteten Händen die Prinzeſſin wie um Verzeihung flehend anſchaut, indem ſie ſich zurückzieht) — ich

glaube dieſer junge Herr war mit ſeinem Platze an der Tafel ſehr zufrieden. (ab.)

Herzogin.

Setzen Sie ſich zu uns, mein lieber Herr von Reinach, dann will ich Ihre Verantwortung hören und ſtrenge Richterin ſein (Reinach ſetzt ſich nach einigen Komplimenten).

Reinach.

Seine Hoheit der Regent hatten die Gnade, mich zu einem Spazierritt einzuladen und mir dazu ein ganz vorzügliches Pferd zu geben. — Wir hatten den Park nach allen Richtungen hin durchſtreift, hatten dabei unſere Pferde in allen Gangarten verſucht, als der Regent die Gnade hatte, mich darauf aufmerkſam zu machen, daß das Pferd, welches ich ritt, ein außerordentlicher Springer ſei, und forderte mich auf, gegen die vor uns liegende Straße zu reiten und über dieſelbe einſchließlich des dahinter liegenden kleinen Grabens zu ſetzen, was ich denn auch that, ohne etwas Böſes zu ahnen.

Prinzeſſin (ſcharf).

Ohne etwas Böſes zu ahnen, ſagten Sie?

Reinach (demüthig).

Um mir keinen andern Ausdruck zu erlauben, als den, welchen Euer Hoheit vorhin ſelbſt gebraucht.

Prinzeſſin.

Ah, in unſeren beiderſeitigen Lagen iſt doch ein kleiner Unterſchied.

Reinach

(gegen die Herzogin gewandt).

Sollte ich mich abermals vergangen haben?

Herzogin (lächelnd).

Allerdings, mein Herr Angeklagter — darin muß ich meiner Schweſter Recht geben.

Reinach.

So darf ich vielleicht einen anderen Ausdruck gebrauchen — ich ſetzte alſo mit dem Pferde über die Straße, nicht das Wunderbare ahnend, das mir begegnen würde.

Prinzeſſin

(mit einem ſtrengen Blick).

Das iſt vielleicht zu viel, Herr Abgeſandter.

Reinach.

Ich bin untröſtlich, abermals gefehlt zu haben, doch bitte ich, auch dieſes Vergehen meiner Strafe zuzuzählen.

Prinzeſſin

Damit aber meine Schweſter nicht ihr Urtheil ſpricht, ohne alle möglichen Milderungsgründe zu hören, ſo will ich hinzufügen, daß

der Angeklagte nicht ſobald meine Ponies ausbrechen ſah, als er ſein Pferd wandte, mir zu Hülfe eilte, ſich aus dem Sattel ſchwingend, meine Ponies zum Stehen brachte und mich aufrecht erhielt mit ſammt meinem kleinen Wagen, der ſchon im Begriffe war, umzuſchlagen, aber das Unglück war einmal geſchehen.

Reinach
(mit einem bezeichnenden Blick auf die Prinzeſſin).

Ja, das Unglück war einmal geſchehen.

Prinzeſſin.

Sechzig Hyacinthen gering gerechnet und ein Dutzend hochſtämmiger Roſen.

Herzogin
(mit komiſchem Ernſte).

Fürchterlich.

Reinach.

Nach dieſen Worten werde ich wohl eine ſchwere Strafe zu erleiden haben.

Herzogin.

Ja, mein Herr Abgeſandter, ich könnte Ihnen nicht helfen, wenn Sie ein ganz gewöhnlicher Verbrecher wären, da ich aber in Ihrer Stellung als Botſchafter die Perſon unſeres verehrten fürſtlichen Nachbarn (mit einer anmuthigen Verbeugung) auf's vollkommenſte zu ehren berechtigt bin —

Reinach (für ſich).

Was ſoll das heißen? — ſollte ſie wiſſen?

Herzogin.

So iſt die gelindeſte Strafe, welche ich über Sie verhängen kann, die, daß ich Ihr Schickſal in die Hand meiner Schweſter lege.

Reinach.

Hoheit, ich kann mir kein ſchöneres Loos wünſchen.

Prinzeſſin.

Ich hätte weniger Schonung gewünſcht.

Herzogin.

Sie müſſen meine Schweſter um Verzeihung bitten.

Reinach (ſich erhebend).

Mit tauſend Freuden.

Prinzeſſin
(ihre Schweſter erſtaunt anblickend).

Mathilde, wenn du verzeihen willſt, ſo haſt du als Herzogin das Recht dazu.

Reinach.

Es wäre mir lieber, wenn Euer Hoheit mir geſtatten wollten, von Ihnen ſelbſt Verzeihung zu erhalten — o es iſt ſo ſüß, um Vergebung zu flehen.

Prinzeſſin (trocken).

O ja, in gewiſſen Verhältniſſen — aber hier wäre es mir lieber, wenn meine Schweſter Sie begnadigte.

Herzogin.

Du haſt mich zur Richterin aufgerufen, und mußt dich meinem Urtheilsſpruch fügen.

Reinach.

Darf ich knieend um Verzeihung bitten?

Prinzeſſin.

Nein, nein, dafür danke ich.

Herzogin (heiter).

Doch, doch, ich will es ſo.

Reinach (für ſich).

Man hat mich der Herzogin verrathen. (Laut:) So muß ich dieſem grauſamen Befehle Folge leiſten. (Vor der Prinzeſſin knieend.) Gnädigſte Prinzeſſin, gewähren Sie Ihrem unterthänigſten Diener Verzeihung, Vergebung für begangene ſchwere Sünden und für noch zu begehende.

Prinzeſſin.

Halt! — Sie ſind nicht nur ein ſchwerer, ſondern auch ein unbußfertiger Sünder — Ihnen kann nicht verziehen werden.

Reinach.

Aber das Vergangene, wenn ich bitter bereue, Sie erſchreckt zu haben?

Herzogin.

Und meine Hyacinthen.

Reinach (komiſch).

O dieſe werden wieder wachſen.

Prinzeſſin.

Und die prächtigen Roſen?

Reinach.

Sollen ſchöner und reicher erblühen (die Hände abwechſelnd ausbreitend).

Prinzeſſin (verwirrt).

Nun ja, ich verzeihe Ihnen, weil meine Schweſter es ſo will, aber ſtehen Sie auf.

(Hofmarſchall erſcheint im Hintergrunde und bleibt mit allen Zeichen des Erſtaunens ſtehen.)

Reinach.

In alten Zeiten pflegte man Verbrecher, die von allerhöchſter Hand ſelbſt begnadigt wurden, ſanft aufzurichten — geſtatten mir Euer Hoheit — (er will die Hand der Prinzeſſin ergreifen).

Herzogin (lachend).

Sei gnädig, Anna.

Prinzeſſin

(reicht ihm ihre Hand, die er küßt).

Damit dieſe ſonderbare Komödie einmal aufhört.

Hofmarſchall

(vorkommend zur Herzogin).

Euer Hoheit hatten zu befehlen geruht, daß der Thee im mauriſchen Pavillon genommen werden ſollte.

Herzogin.

Es iſt mir gleichgültig, im Pavillon oder hier.

Prinzeſſin

(zum Fenſter gehend).

Ich fürchte, wir werden heute Abend noch ein Gewitter bekommen — es iſt ſo ſchwül.

Reinach.

Ja, einer der heißeſten Tage dieſes Sommers.

Herzogin.

So bleiben wir im Hauſe.

Hofmarſchall.

Alſo Euer Hoheit befehlen den Thee hier?

Herzogin.

Ja (zu Reinach, der in der Mitte etwas zurückſteht und ſeinen Hut in die Hand genommen) — vergeſſen Sie nicht, mein lieber Herr von Reinach, daß wir Sie ganz als zur Familie gehörig betrachten.

Reinach

(mit einer Verbeugung gegen die Herzogin und die Prinzeſſin, welch' letztere dieſelbe kaum erwiedert). (Ab.)

Prinzeſſin.

Verzeihe mir, Mathilde, aber du machſt ſehr wenig oder ſehr viele Umſtände mit dieſem Herrn von Reinach.

Herzogin.

Wie ſo, Anna?

Prinzeſſin.

Ich meine, du behandelſt ihn doch ein wenig zu familiär.

Herzogin.

Im Gegentheil, du biſt es, welche ihn durch deine ſcherzhafte Anklage in den Kreis der Vertraulichkeit hineingezogen, und ich hatte vielleicht Urſache, dieſes Spiel fortzuſetzen.

Prinzeſſin

(vom Fenſter näherkommend).

Ah, das iſt etwas anderes — alſo liegt es wirklich in deiner Abſicht, durch den Abgeſandten des Fürſten Georgs dieſen ſelbſt zu verbinden — deßhalb dieſer Aufwand von Liebenswürdigkeit, deßhalb dieſe kleine Komödie, in welcher ich ſelbſt als Marionette mitſpielte; (für ſich) meine Schweſter ſcheint das hübſche Spiel ohne Anleitung zu lernen.

Herzogin.

Und wenn dem ſo wäre, würdeſt du mir nicht zu einem guten Zwecke deine Hülfe leihen?

Prinzeſſin (ernſthaft).

Zu einem guten Zwecke? — nun ja gewiß — zu deiner Verheirathung?

Herzogin.

Die wie uns der Regent und die Oberſthofmeiſterin geſagt, im Lande ſo dringend gewünſcht wird.

Prinzeſſin.

Das Land ſoll ſich um ſeine eigenen Heirathen bekümmern und uns in Ruhe laſſen — aber fandeſt du nicht Mathilde, daß das Benehmen dieſes Herrn von Reinach mir gegenüber etwas zu frei war, daß er ſich zu wenig der Schranken der Etikette erinnerte?

Herzogin.

Auf dem Lande kann man das nicht ſo genau nehmen; hier ſind wir weder ſelbſt noch unſer Benehmen in großer Toilette, ein wenig Négligé, das Einem nach den Ceremonien des Winters ſo wohl thut.

Prinzeſſin.

Zugegeben, aber ſogar wenn Herr von Reinach ſich zuweilen des Standesunterſchieds zu erinnern ſchien, ſo that er es mit einer Art von Ironie, die mich faſt verletzte — — nein, hätte ich gewußt, daß das kleine Unglück draußen im Garten hier eine ſolche Wendung genommen hätte, ſo würde ich mich gewiß gehütet haben, dich zur Richterin anzurufen.

Herzogin (mild).

Sei gut, Anna — denke, was du thateſt, geſchah in meinem Intereſſe.

Prinzeſſin.

Ja, ja, aber gerade das finde ich ein wenig hart und unter Anderem wird auch jener Herr den Schaden davon haben.

Herzogin.

Wie ſo, Anna?

Prinzeſſin.

Nun, indem ich ihn fühlen laſſen werde, daß mir der Verbrecher draußen angenehmer erſchien als der Begnadigte hier.

Herzogin.

Geh' nicht zu hart mit ihm um, (bedeutſam, indem ſie mit dem Etui in ihrer Hand ſpielt) denn es könnten Fälle eintreten, wo uns an der Gunſt dieſes Abgeſandten etwas gelegen wäre.

Prinzeſſin.

So hätteſt du wirklich die Abſicht, dem Fürſten Georg deine Hand zu reichen?

Herzogin.

Wer weiß — er ſcheint jene Verbindung dringend zu wünſchen — er hat mir ſein Porträt geſchickt — willſt du es ſehen?

Prinzeſſin

(haſtig nach dem Etui greifend).

Gewiß, es intereſſirt mich ſehr.

(Während die Herzogin ſie forſchend betrachtet, beſieht die Prinzeſſin das Porträt, daſſelbe mit beiden Händen haltend, läßt es dann ſinken und wendet ſich raſch ab.)

Herzogin.

Nun, was ſagſt du dazu?

Prinzeſſin

(kalt und ruhig).

Es iſt eine Ueberraſchung, an die ich wahrlich nicht gedacht, doch finde ich die Kopie angenehmer als das Original — dieſer Fürſt hier ſchweigt würdevoll (indem ſie das Bild zurückgibt), während jener komödiantenhaft plaudert.

Herzogin.

Du biſt hart, liebe Anna — denkſt du nicht, daß es mir wehe thun muß, ſolche Worte über den zu hören, der vielleicht vom Schickſal beſtimmt iſt, eng verbunden mit mir durch's Leben zu gehen. (Sie iſt aufgeſtanden, zur Prinzeſſin getreten, deren Hand ſie ergreift) — ſprich, Anna, was bewegt dich ſo ſchmerzlich?

Prinzeſſin.

Vieles — der Gedanke, dich zu verlieren.

Herzogin.

Du würdeſt mich ja nicht verlieren, den Vortheil wenigſtens gibt mir meine Stellung, daß ich nicht nöthig habe, eines ungeliebten Mannes wegen meine Heimath zu verlaſſen.

Prinzeſſin.

Und der Fürſt würde nie im Stande ſein, deine Liebe zu erringen?

Herzogin (traurig).

Ich glaube kaum — ich hatte mir von meinem künftigen Gemahl ein anderes Bild gemacht — er erſchien mir in meinen Träumen ernſter, höher, gewaltiger, ſo — als müßte ich ehrfurchtsvoll an ihm hinaufſchauen —

Prinzeſſin

(mit einem leichten Kopfſchütteln ſinnend vor ſich niederblickend).

Herzogin.

Ich dachte mir ihn ruhig und ernſt in Wort und That, wenig ſprechend, und das was er ſagte voll Klarheit und Gewicht (dieſelbe Bewegung der Prinzeſſin) — mich leitend, mich führend — viel älter als ich ſelber.

Prinzeſſin
(erkannt aufblickend).

Ah, Mathilde, ſollte ich dich endlich verſtehen!?

Herzogin
(den Kopf an deren Bruſt verbergend).

Du verſtehſt mich, wie ich deine Mienen verſtanden — erheitere dein ſonſt ſo freundliches Geſicht, du kannſt noch glücklich werden in eigener freier Wahl, denn du haſt nicht das Glück, eine regierende Fürſtin zu ſein. (Sie drückt einen Kuß auf die Stirne der Prinzeſſin und geht nach rechts ab.) (Ab.)

Prinzeſſin
(bleibt einen Augenblick ſinnend ſtehen).

Der Regent meiner Schweſter nicht gleichgültig — ſoll ich mich darüber freuen oder betrüben? — unverkennbar war es ſein Bild, welches ſie mir in wenigen Zügen entworfen — und jener Herr von Reinach! — ah, ein Verräther, wie mir noch keiner vorgekommen. — Wenn Alles das nicht eine prächtige Szene für meine Marionetten gibt, ſo will ich keinem verſöhnlichen Schluß erleben zu der Komödie, die wir hier Alle mit einander aufführen. (Sie wendet ſich raſch, um durch die Mittelthüre abzugehen.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorige, Regent, Herr von Reinach.

Regent.

Ah, unſere liebenswürdige Couſine — gerade recht, Prinzeſſin Anna, um Ihnen die Verſicherung zu geben, daß Sie durch Ihre Verzeihung dieſen Unglücklichen zum außerordentlich Glücklichen gemacht haben — er iſt ein ſehr reuiger Sünder.

Prinzeſſin (ſcharf).

Wenigſtens beſitzt er eine große Tugend: die Genügſamkeit, meine Verzeihung anbelangend, denn jener Herr weiß ganz genau, daß ſie mir von meiner Schweſter befohlen wurde.

Reinach (heiter).

O ich unglücklich Glücklicher — ſonſt würden mir Euer Hoheit nicht verziehen haben?

Prinzeſſin (würdevoll).

O ja, mein Herr, recht gern hätte ich Ihnen verziehen, aber mit einem geringeren Aufwand von Mitteln, einfach wie ich bei ähnlichen Veranlaſſungen zu verzeihen pflege.

Regent.

Ei, ei, mein lieber Herr von Reinach, die Prinzessin scheint noch nicht gütig für Sie gestimmt zu sein.

Reinach.

Was mich sehr niederdrückt — dürfte ich allerunterthänigst wagen, noch um ein paar Minuten Gehör in der oben erwähnten Angelegenheit zu bitten.

Prinzessin.

Jetzt nicht, es ist mir unmöglich — ich habe dringend nothwendig einen Gang in die frische Luft zu machen.

Regent

(sie vertraulich ein paar Schritte vorführend).

Schenken Sie mir zu lieb unserem Gast ein paar Minuten.

Prinzessin

(ihn fragend ansehend).

Würden Sie mir auch etwas zu lieb thun?

Regent.

Welche Frage, Prinzessin Anna! — was in meinen Kräften steht.

Prinzessin.

Gut, ich werde Sie gelegentlich daran erinnern — lassen Sie mich aber nicht zu lange hier allein — ich habe in der That dringend zu thun. (Setzt sich links in ein Fauteuil.)

Regent

(zu Herrn von Reinach).

Ich entferne mich für einige Augenblicke, und bin gleich wieder ganz zu Ihrer Verfügung. (Ab.)

Reinach

(gegen die Prinzessin vorkommend, welche ihn nicht zum Sitzen einladet).

Dürfte ich mir in der That erlauben, Hoheit, Ihnen nochmals meinen tiefen Kummer auszudrücken, daß ich nicht ganz glücklich gewesen in der Art, wie ich Ihre Verzeihung erlangt?

Prinzessin.

Nein, nein, lassen wir das, keine Erinnerungen, wenn ich bitten darf; bleiben wir so objektiv wie möglich.

Reinach.

Eine schwierige Aufgabe, Euer Hoheit gegenüber.

Prinzessin.

Versuchen Sie es, es wird schon gehen. Leben Sie bei sich viel auf dem Lande — lieben Sie den Landaufenthalt?

Reinach.

Ich hatte bis jetzt keine Gelegenheit, die wahren Freuden desselben zu genießen — ich darf mir vielleicht erlauben, Euer Hoheit zu sagen, daß ich unvermählt bin — also bestand mein ganzes Leben auf dem Lande in etwas forcirten Ritten, in Abrechnungen mit

meinen Beamten, in Hunde- und Jagd-Angelegenheiten — alſo, ich kann es nicht läugnen, in lauter Dingen, die etwas derber Natur ſind — erſt hier iſt mir ein Begriff geworden, was ein Landleben eigentlich ſein könnte.

Prinzeſſin.

Sind Ihre Güter ausgedehnt?

Reinach.

So ziemlich, aber wie geſagt öde — ſehr öde, gnädigſte Prinzeſſin — ich hatte bis jetzt keine Ahnung, welcher Reiz darin liegt, wenn man durch das dunkle Laub ſchattiger Baumgänge das helle Leuchten farbiger Gewänder ſieht, wenn man Stimmen hört von wunderbar ſympathiſchem Klange.

Prinzeſſin.

Laſſen wir die farbigen Gewänder und die ſympathiſchen Stimmen — wie oft täuſchen wir uns über letztere — oder ſie betrügen uns.

Reinach.

O wie wahr Euer Hoheit ſprechen, wenn man nicht im Stande iſt, ſolchen ſympathiſchen Stimmen Sympathie einzuflößen.

Prinzeſſin.

Wie gefällt Ihnen unſer Park?

Reinach.

Als ich ihn heute Morgen zum erſten Male ſah, war ich ſogleich entzückt über die Schönheiten, die er enthielt, die erſte Begegnung, die mich beglückte —

Prinzeſſin.

Herr von Reinach, Sie ſind unverbeſſerlich, und ich kann es nur von Herzen bedauern, daß ich mich durch meinen Vetter veranlaſſen ließ, Sie noch ein paar Augenblicke bei mir zu behalten.

Reinach.

O, gnädigſte Prinzeſſin, ſagen Sie nicht unverbeſſerlich, ſagen Sie lieber unheilbar erkrankt.

Prinzeſſin (lauernd).

Ah, Sie fuhren die Nacht hindurch — Sie werden ſich einen tüchtigen Schnupfen geholt haben — pflegen Sie ſich gut, Herr von Reinach — ſo etwas kann üble Folgen haben.

Reinach.

Gewiß und ich denke mit Entſetzen daran — fühle ich doch ſogar jetzt ſchon in Folge grauſamer Erkältung eine ſchmerzliche Herzaffektion — — die in der That für mich gefährlich werden könnte.

Prinzeſſin

(in trockenem Tone).

Möglich — aber wenn's ſo mit Ihnen ausſieht, ſo werde ich

licheres Geſchäft als die Chulos. Sie müſſen dem wüthenden Stiere entgegentreten, um ihm die Banderillas einzuſtoßen. Dieß ſind über zwei Schuh lange Pfeile mit eiſernen Spitzen und Widerhaken, welche mit buntem, flatterndem Papier umgeben ſind; nach den Regeln der Kunſt dürfen ſie dem Stiere nur im Angriffe und von vorn beigebracht werden, weßhalb der Banderillero dem Stier mit ausgebreiteten Armen entgegen geht, in jeder Hand einen dieſer Pfeile tragend, und nun den Moment abpaſſen muß, wo das wüthende Thier ihm gerade entgegenſtürzt, um alsdann auf die Seite zu ſpringen und demſelben im Sprunge den Pfeil in den Nacken zu ſtoßen. Daß dabei die Hörner des Thieres oft wenige Zoll an ſeiner Bruſt vorbeifahren, kann man häufig genug ſehen.

Nachdem nun Chulos und Banderilleros ihr Weſen mit dem Stiere lange genug getrieben und ihn entweder ſo wüthend gemacht haben, daß ſich Niemand mehr in ſeine Nähe wagt, oder ihn ſo lange gehetzt, daß er, wenn es ein ſchlechter Stier iſt, anfängt Zeichen der Müdigkeit zu geben, ſo erſcheint auf einen Trompetenſtoß der Eſpada, bei ſchwachen Stieren gewöhnlich ein Anfänger, ein Neuling in der Kunſt, der dann ein „halber Degen" genannt wird, bei wilden und gefährlichen Thieren aber einer der vorhandenen Virtuoſen. Der Eſpada iſt wie der Banderillero gekleidet und trägt in der linken Hand einen kleinen Stock, um welchen ein blutrother Lappen, Mantel genannt, befeſtigt iſt, um durch dieſe Farbe die Wuth des Stiers noch mehr zu reizen. In der Rechten hat er einen Degen mit drei Fuß langer und zollbreiter Klinge, deſſen ſehr kleiner Griff und Bügel mit rothem Tuche umwickelt iſt, wodurch er ihn feſter halten kann.

Zu den Eigenſchaften eines Eſpada gehört natürlich viel perſönlicher Muth, eine große Gewandtheit, ein ſicherer Blick und unbedingte Herrſchaft über den eigenen Körper, denn er tritt dem oftmals raſenden Thiere Aug in Auge gegenüber, ganz allein, und alles, was er zu ſeiner Rettung thun darf, iſt eine blitzſchnelle Bewegung nach rechts und links, um dem furchtbaren Stoße aus-

Ihnen den Leibarzt ſenden; es iſt ein ſehr geſchickter Mann und beſonders ſtark im Erkennen von Krankheiten.

Reinach.

Jeder würde die meinige erkennen — — — — jeder, der mir erlaubte, ihre Symptome zu bezeichnen — — — — Sie, gnädige Prinzeſſin —

Prinzeſſin.

Geben Sie ſich keine Mühe — dazu mangelt mir jedes Verſtändniß.

Reinach.

O Euer Hoheit ſind eben ſo grauſam wie jene fabelhaften Weſen, die den unglücklichen Sterblichen in verzauberten Wäldern plötzlich erſcheinen, ſie freundlich anblicken, um ſie dann zu verderben. Euer Hoheit wiſſen nicht, wie ſehr —

Prinzeſſin.

Allerdings weiß ich nichts und will auch nichts wiſſen — — mir ſcheint, Herr Abgeſandter, Sie probiren vor mir eine eingelernte Rolle.

Reinach.

Und wenn dieſes nun weder eine übernommene noch eine eingelernte Rolle wäre, ſondern nur Eingebung eines eben ſo unverhofft als ſtark berührten Herzens?

Prinzeſſin (mit Beziehung).

Um ſo ſchlimmer für Sie, Herr von Reinach — oder Baron Reinach — verzeihen Sie, ich weiß nicht genau, welche Bezeichnung Ihnen gebührt, denn ich hörte heute zum erſten Male den Namen Ihrer Familie nennen.

Reinach.

Ich verſtehe Ihr hartes Wort und muß es als verdient hinnehmen.

Prinzeſſin (für ſich).

Du ſollſt mir tanzen für deine Komödie; (laut:) nun, es freut mich in der That, wenn Sie mich verſtanden haben, Herr Abgeſandter.

Reinach.

Ja, Prinzeſſin, ich habe Sie verſtanden und achte Ihre Anſichten über Standesunterſchiede.

Prinzeſſin.

Mir ſcheint, Sie verſtanden mich gar nicht, wovon ſprachen Sie denn eigentlich? (für ſich:) tanze, meine hübſche Marionette.

Reinach (erſtaunt).

Wovon ich ſprach? — von einer unglücklichen Liebe.

Prinzeſſin.

Wie ich Sie bedaure.

Reinach (erregt).

Unglücklich durch den Unterſchied des Standes. —

Prinzeſſin.

Sehen Sie, man muß klug ſein in der Wahl des geliebten Gegenſtandes, (für ſich:) tanze, tanze!

Reinach (lustig).

Ja, eines geliebten Gegenſtandes, der uns vielleicht auch ohne Unterſchied des Standes nicht einmal verſtehen will.

Prinzeſſin.

Der grauſame Gegenſtand.

Reinach (mit Gefühl).

O nicht grauſamer als Sie, Prinzeſſin.

Prinzeſſin (für ſich).

Recht ſo, meine hübſche Marionette; (laut:) ich, ich bin nicht grauſam — Sie ſcheinen mich ganz falſch verſtanden zu haben — ich würde ſelbſt beim größten Standesunterſchiede nicht grauſam ſein, wenn — (Pauſe).

Reinach (dringend).

Wenn? — ich beſchwöre Sie Prinzeſſin, wenn?

Prinzeſſin.

Unſere Unterredung iſt doch vollkommen objektiv? — — — —

Reinach.

Wenn Sie es ſo befehlen, ja.

Prinzeſſin (aufſtehend).

Nun denn, glauben Sie mir, wenn ich im Stande wäre, Jemand zu lieben, würden mich keine Standesunterſchiede abhalten, ihm das zu geſtehen; (für ſich:) ſo mein Herr, Komödie für Komödie. (Der Regent tritt aus ſeinem Zimmer.)

Reinach

(nach einigem Kampfe mit innerer Erregung).

Ah, Prinzeſſin, das iſt ein wenig ſtark, ich muß Ihnen Glück wünſchen, ſich ſo von allen Vorurtheilen befreit zu haben.

Regent (der von rechts wieder eingetreten iſt, zu Reinach).

Sie hatten wohl ein Wortgefecht mit unſerer Prinzeſſin?

Reinach (ernſt).

Ja, Hoheit, mit ſcharfen Waffen, mit Waffen, welche verwunden.

Regent.

Ja, darin iſt ſie ſtark (zur Prinzeſſin, die abgewandt ſteht). wenn Sie mir jetzt geſtatten, ſo entführe ich Ihnen unſeren Gaſt — ich möchte ihm unſere Oekonomien zeigen, (zu Reinach) überhaupt beſorgt ſein, daß Ihnen der Aufenthalt bei uns nicht langweilig iſt.

Reinach.

Herzlichen Dank, (nach einem Blick auf die Prinzeſſin) man iſt ſo gnädig

beſorgt, mir die Zeit angenehm vergehen zu laſſen, daß ich an den heutigen Tag ſtets nur mit innerer tiefer Bewegung denken kann.

Regent.

So gehen wir.

Reinach (zum Regenten).

Würden mir Euer Hoheit nicht geſtatten, mich für kurze Zeit auf mein Zimmer zurückzuziehen.

Regent.

Gewiß, mein verehrter Freund, nur keinen Zwang — ich finde es begreiflich, daß die vielen Eindrücke des heutigen Tages Sie etwas angegriffen.

Reinach

(mit ernſtem Ton).

So iſt es, recht angegriffen.

Regent.

Darf ich Sie nach Ihrem Zimmer begleiten?

Reinach.

Danke recht ſehr, Hoheit — ich würde es als eine Gnade betrachten, mich allein zu laſſen — (nach einer Pauſe zur Prinzeſſin) Euer Hoheit werden mir erlauben —

Prinzeſſin

(wendet ſich langſam gegen ihn und beantwortet ſeine tiefe Verbeugung mit einer leichten Neigung des Kopfes, ſieht ihm nach, während er ſich entfernt, wendet ſich aber raſch wieder um, als ſie bemerkt, daß er Miene macht, ſich an der Thüre nochmals umzuſchauen).

Sechster Auftritt.

Regent. Prinzeſſin.

Prinzeſſin

(mit erzwungener Heiterkeit).

So jetzt habe ich meine Schuldigkeit gethan, mir hoffentlich Ihren Dank verdient und darf mich nun wohl zurückziehen?

Regent.

Ja, ich danke Ihnen herzlich, und ich danke Ihnen ſo gerne, leider geben Sie mir ſo wenig Veranlaſſung, dieſes zu thun.

Prinzeſſin.

Soll das eine Artigkeit ſein?

Regent.

Gewiß, Prinzeſſin Anna, glauben Sie mir, ich möchte Sie gerne freundlich für mich ſtimmen.

Prinzeſſin
(ihn fragend anſehend).

So haben Sie vielleicht noch einen Wunſch, den ich im Stande wäre, Ihnen zu erfüllen.

Regent.

Ehrlich geſagt, ja, eine große Bitte, deren Erfüllung vielleicht im Stande iſt, Andere, wenn auch nicht gerade mich glücklich zu machen.

Prinzeſſin.

Welche Uneigennützigkeit.

Regent.

Bin ich Ihnen je anders erſchienen?

Prinzeſſin.

Nein, ich kann das nicht behaupten; ich bin immer bereit Ihre vortrefflichen Eigenſchaften anzuerkennen, und zum Beweiſe dafür, will ich Ihre wichtige Bitte anhören, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß meine eigenen wichtigen Geſchäfte zu Schaden kommen — (Sie ſetzt ſich und ladet den Regenten durch eine Handbewegung ein, ebenfalls Platz zu nehmen) es ſpricht ſich ſo mit mehr Vertraulichkeit.

Regent.

Deren ich gerade in dieſem Augenblicke ſehr benöthigt bin — darf ich Ihre Aufmerkſamkeit auf jenen Herrn lenken, der uns ſo eben verließ?

Prinzeſſin.

Herrn von Reinach — den Abgeſandten des Fürſten Georgs? (für ſich) wo will er hinaus?

Regent.

Nicht der Abgeſandte des Fürſten, ſondern der Fürſt ſelbſt.

Prinzeſſin
(die Erſtaunte ſpielend).

A—a—ah! (für ſich) ich muß überraſcht ſein, (laut:) welche Komödie!

Regent.

Allerdings, und ſogar ein etwas gewagtes Spiel, welches aber begreiflicher Weiſe nicht ohne Abſicht unternommen wurde.

Prinzeſſin.

Begreiflich — ſehr begreiflich, in der That eine eigene Idee.

Regent.

Sie hatten keine Ahnung davon?

Prinzeſſin.

Nicht die geringſte.

Regent.

Fiel es Ihnen nicht auf, daß Herr von Reinach mit einer außerordentlichen Sicherheit auftrat, ſogar etwas ungenirt.

Prinzeſſin.

Ich konnte das nicht finden, — er war mir gegenüber von einer außerordentlichen Zurückhaltung.

Regent.

Und, wenn ich fragen darf, welchen Eindruck machte ſeine Perſönlichkeit auf Sie?

Prinzeſſin.

Ehrlich geſtanden gar keinen — hätte ich vielleicht gewußt, welchen Kern dieſe unſichtbare Schale umſchließt, würde ich mir auch letztere genauer betrachtet haben.

Regent.

Ah der Fürſt iſt ein hübſcher Mann.

Prinzeſſin.

Finden Sie das? — nun, der Geſchmack iſt verſchieden — meine Schweſter ſagte auch etwas Aehnliches über Herrn von Reinach.

Regent.

Wie mich das freut — es befördert die Abſicht des Fürſten, es hilft mir, meine Bitte Ihnen gegenüber leichter auszuſprechen, (nach einer Pauſe) Sie werden vielleicht errathen, welche Abſicht den Fürſten hieherführte.

Prinzeſſin (ſpöttiſch).

Ah der verkleidete Prinz, der ſich die Königstochter anſchaut, und um ihre Hand anhält, wenn ſie Gnade gefunden hat vor ſeinen Augen.

Regent.

Gerade ſo, wenn auch ganz anders — ich glaube nicht zu irren über die guten Abſichten des verkleideten Prinzen, fände es aber wichtig, die Gedanken der Königstochter, um bei Ihrem Bilde zu bleiben, zu ergründen.

Prinzeſſin.

Durch mich?

Regent.

Ja, Prinzeſſin, das iſt mein Wunſch, die innige Bitte, welche ich gegen Sie auszuſprechen mir erlaube — ja noch mehr.

Prinzeſſin.

Das Uebrige kann ich mir vielleicht denken: ich ſoll nicht nur die Gedanken meiner Schweſter erforſchen, ich ſoll ſogar dieſen Gedanken eine Richtung zu geben verſuchen, welche ſie den Wünſchen des Fürſten geneigt macht.

Regent.

Gott ſegne Sie — ja, und es iſt ein gutes Werk.

Prinzeſſin.

Ich ſoll bei meiner Schweſter die Fürſprecherin des Fürſten Georgs machen, (halb für ſich) und warum ſollte ich es nicht thun?

Regent.

Ich verſichere Sie, Prinzeſſin, auch ich ſehe keinen Grund dagegen.

Prinzeſſin

(lehnt ſich in den Fauteuil zurück und bedeckt ihre Augen mit der Hand).

Regent.

Laſſen wir uns ernſthaft, ehrlich und offen reden — Sie wiſſen, daß ich morgen die Regierung dieſes Landes in die Hände Ihrer Schweſter lege, daß ich mich zurückziehe, wohin weiß ich ſelber noch nicht. Soll ich hinzufügen, dieſes geſchehe von meiner Seite ohne tiefe Bewegung, ohne die ſchmerzlichſten Gefühle? — nein, Sie würden es mir doch nicht glauben, Sie würden beſſer wiſſen, daß ich mich mit tiefem Weh von ſo manchem mir hier Liebgewordenen losreiße, aber es muß ſein: ich werde mich losreißen, ich werde eine Kluft ſetzen zwiſchen mir und dem Lande; ich werde von dannen gehen, ohne umzuſchauen, lächelnd über eine mächtige Partei an dieſem Hofe, die das Gegentheil vorausſetzt; aber ebenſo wie ich von mir überzeugt bin, ebenſo weiß ich auch, daß das Intereſſe dieſes von mir ſo heiß geliebten Landes einer kräftigeren Hand bedarf als der unſerer hochverehrten, milden, guten, in jeder anderen Hinſicht vortrefflichen Herzogin — ſie — der Inbegriff aller weiblichen Tugenden mit dem edelſten, ausgezeichnetſten Herzen. Aber es braucht Ernſteres, Stärkeres, ja Rückſichtsloſeres zur Regierung eines Landes, unſeres Landes, es bedarf der Hand eines Mannes, und da Fürſt Georg ein Mann in der ſchönſten und edelſten Bedeutung des Wortes iſt, ſo iſt es nach Allem dem, was ich geſagt, eine ſegensreiche That, die Gedanken der Herzogin auf ihn zu lenken, und Niemand vermag das ſo wie Sie, Prinzeſſin Anna.

Prinzeſſin

(aus ihren Träumereien auffahrend).

Sie nannten ſo laut meinen Namen.

Regent.

Nachdem ich Worte geſprochen, die gewiß den Weg zu Ihrem Herzen gefunden.

Prinzeſſin.

Zu meinem Herzen — gewiß — zu meinem Herzen — — ach ja, es iſt eine Angelegenheit des Herzens, bei welcher Sie meine Hülfe wünſchen.

Regent (ernſt).

Des Herzens und des Verſtandes.

Prinzeſſin.

Gut, theilen wir uns darein — ich will ſehen, was das Herz vermag.

Regent (mit Bewegung).

Und ich werde nur meinen Verſtand gelten laſſen, wie ich bisher immer gethan.

Prinzeſſin.

Gut, verbinden wir uns; ich erforſche meine Schweſter, ich werde alles mögliche Gute zu Gunſten eines künftigen Gemahls — dieſes Gemahls ſagen — gelingt meine Ueberredung, ſo kann ich (nachdenkend für ſich) verlierend nur gewinnen.

Regent.

Auf meine vollſte Dankbarkeit rechnen.

Prinzeſſin.

Halt, Vetter! das Verſprechen Ihrer Dankbarkeit iſt mir nicht genug — ich will Poſitiveres.

Regent (fragend).

Meine Beihülfe in dieſer Angelegenheit? ſeien Sie verſichert, liebe Couſine, daß ich Sie kräftig unterſtützen werde. Fürſt Georg ſoll, und der Wahrheit gemäß, ſo viel Schönes, ſo viel Gutes über unſere Herzogin erfahren, daß er ein Barbar ſein müßte, um nicht kniefällig um ihre Hand zu bitten.

Prinzeſſin (bitter).

O davon bin ich überzeugt; ich kenne Ihre Ueberredungsgabe, aber das war es gerade nicht, was ich vorhin wollte: Sie verlangen einen Dienſt von mir und ich dafür eine Gegenleiſtung.

Regent.

Nicht mehr als billig.

Prinzeſſin

(aufſtehend und dem Regenten, der ſich ebenfalls erhoben, vertraulich die Hand auf den Arm legend).

Wiſſen Sie auch, mein lieber Vetter, daß ich mich durch mein Verſprechen zu Ihrer Marionette gemacht?

Regent.

Ich verſtehe Sie in der That nicht.

Prinzeſſin.

Das iſt doch ſehr einfach: Sie benützen mich als Gliederpuppe, um vor meiner Schweſter in Ihrem Intereſſe zu agiren, ungefähr ſo (ſie faltet ihre Hände) bitte, bitte!

Regent (bitter lächelnd).

In meinem Intereſſe?

Prinzeſſin.

Ihr Lächeln ſagt mir, daß Sie mich verſtehen — nun gut, ich will Ihre Marionette ſein; ja noch mehr, indem ich für Sie handle, mache ich auch meine Schweſter zur Marionette in Ihrem Intereſſe.

Regent.

Welche Idee.

Prinzeſſin.

Ah, eine vortreffliche Idee — iſt nicht in dieſer verderbten Welt Jeder des Anderen Marionette, und ſiegt nicht immer der, welcher die Fäden am ſchlaueſten zu führen verſteht — doch, Scherz bei Seite — ich werde ehrlich erfüllen, was ich Ihnen verſprochen — aber unter einer Bedingung (mit Pathos:)

Wenn wir uns drüben wiederfinden,
So ſollſt du mir das Gleiche thun.

Regent (lächelnd).

So wollen Sie mich auch gelegenheitlich zur Marionette machen.

Prinzeſſin.

Gewiß, und ſei es was es will, Sie werden ſich dieſes Augenblicks erinnern und dem Zuge meines Fadens folgen, ſelbſt wenn dieſer Zug Ihnen einen Dolch für die eigene Bruſt in die Hand drückte.

Regent (lächelnd).

Schrecklich — Hernani's Schickſal.

Prinzeſſin.

Ja, fürchten Sie den Ton meines Horns.

Regent

(ihr die Hand reichend).

Es gilt, ſchöne Couſine — wie ernſthaft Sie ausſehen — Sie haben doch nichts Schlimmes mit mir vor?

Prinzeſſin.

Nein, ich fühle mich nur feierlich geſtimmt, da ich für zu begehende Sünden Ihre Verzeihung als Gegenleiſtung erbitten muß — ich werde meine Schweſter zu beſtimmen ſuchen.

Regent.

Wie glücklich würden Sie mich machen — des Fürſten glaube ich ſicher zu ſein.

Prinzeſſin (für ſich).

Würde mich das unglücklich machen? nein — wäre ich alsdann doch überzeugt, nie glücklich geworden zu ſein.

Regent

(ihr beide Hände reichend).

Alſo ein feſtes Bündniß zur Erreichung unſeres Planes.

Prinzeſſin.

Ja, doch denken Sie an Hernani's Horn.

Regent

(plötzlich ernſt werdend).

Wenn unſer Plan gelingt, wenn das Horn ertönt, ſo ſtoße auch ich mir vielleicht den Dolch in's Herz. (Sie wollen nach beiden Seiten abgehen.)

Regent
(ſich noch unter der Thüre umwendend).

Verzeihen Sie Prinzeſſin, noch eine Kleinigkeit — Sie wiſſen, wer raſch gibt, gibt doppelt: wir haben wenig Zeit zu verlieren, der Fürſt wird auf baldige Entſcheidung dringen.

Prinzeſſin (lächelnd).

Glauben Sie? — ſo ſoll ich vielleicht meine eigenen wichtigen Geſchäfte abermals bei Seite ſchieben und mich augenblicklich zu meiner Schweſter begeben?

Regent.

Wie dankbar wäre ich Ihnen dafür.

Prinzeſſin.

Wird ſie ſich aber ebenſo raſch entſcheiden wollen?

Regent.

Ich verlange keine förmliche Entſcheidung, nur die Gewißheit, daß die Herzogin geneigt iſt, den Fürſten in einer zarten Angelegenheit gütigſt anzuhören.

Prinzeſſin (für ſich).

Es iſt am Ende wahr: je raſcher, deſto beſſer.

Regent.

Noch heute Abend — man verſammelt ſich hier zum Thee und Spiel. Iſt unſere verehrte Couſine, die Herzogin, geneigt, dem Fürſten ein inniges Wort zu geſtatten, ſo ſoll ſie ihm ſelbſt ein Zeichen geben.

Prinzeſſin.

Sie verlangen ſehr viel.

Regent.

Ich weiß das, doch wäre es ja möglich, daß die Herzogin dem Fürſten gerne ein gütiges Wort geſtattet.

Prinzeſſin.

Ebenſo gerne wie der Fürſt ein ſolches ausſpricht — gut, ich werde für Sie handeln.

Regent.

Ehrlich.

Prinzeſſin.

Ehrlich, mein Wort darauf.

Regent.

Und das Zeichen?

Prinzeſſin
(nach einigem Nachdenken).

Wenn meine Schweſter dem Fürſten ein inniges Wort geſtatten will, ſo ſoll ſie nach kurzem Spiel ihre Karten zuſammenlegen, als wolle ſie zur Unterhaltung übergehen.

Regent.

Vortrefflich — dabei bleiben wir — mögen Sie überzeugend sprechen, Sie sind im Begriffe, ein gutes Werk zu thun.

Prinzessin (für sich).

Das sagt er mir.

Siebenter Auftritt.

(Leibarzt und Herr von Reinach Arm in Arm durch die Mittelthüre.)

Reinach.

Wie heiter hat mich der kleine Spaziergang mit Ihnen gemacht — ich wollte mich schon Angesichts dieses schönen Abends in mein Zimmer vergraben, als ich so glücklich war, Ihnen zu begegnen.

Leibarzt.

Besten Dank für Ihre freundliche Gesinnung — auch mir war es eine angenehme halbe Stunde.

Reinach.

Es gibt Leute, zu denen man sich unwillkürlich hingezogen fühlt — das ist bei Ihnen der Fall, lieber Doktor, man kann zu Ihnen mit Vertrauen sprechen.

Leibarzt.

Glücklich für einen Arzt, wenn er solche Gesinnungen einflößt.

Reinach.

Sie müssen bemerkt haben, wie verstimmt ich war, als Sie mich trafen — jetzt fühle ich mich leichter, heiterer.

Leibarzt.

Ich bemerkte wohl Ihre finstere Miene, erlaubte mir aber nicht, nach deren Veranlassung zu fragen — es war Ihnen doch nichts Unangenehmes begegnet?

Reinach.

Unangenehmes — wie man es nimmt — eigentlich nicht — ich hatte einen Gedanken liebgewonnen: ich hatte mich in eine Phantasie vertieft und fand bei näherem Betrachten, daß es eben doch nur eine Phantasie war, aber es hätte mich glücklich gemacht, wenn diese Phantasie gerade so, wie ich sie mir gedacht, zur Wirklichkeit geworden wäre — es war ein schöner, glänzender Schmetterling, dem ich vergeblich nachgeblickt — wenden wir uns zu Positiverem — — —

(Er ist an's Fenster links getreten und blickt hinaus. Leibarzt, der rechts stehen geblieben ist, betrachtet ihn aufmerksam.)

Reinach.

Man hat mich hier bei Hofe sehr freundlich, sehr gütig aufgenom-

zuweichen; er muß das Thier von vorn durch einen Stoß zwiſchen die Hörner tödten, muß alſo genau berechnen, wie er dieſen Stoß anbringen kann, ohne ſich ſelbſt den gewaltigen Hörnern Preis zu geben. Dem Stiere den Rücken zu wenden oder gar zu fliehen, wäre ein Schimpf, den ſich ein guter Degen niemals anthun würde. Er beſchäftigt ſich nun mit dem Stiere ſo lange, neckt ihn auf alle Weiſe und fordert ihn heraus, bis das Thier den Kopf tief herabſenkt zum tödtlichen Stoße anſetzend „ſich demüthigt.“ Dieſen Moment benutzt der Eſpada und ſtößt ihm den Degen in die Wurzel des Nackens; zuweilen gelingt es ihm, jene kleine Stelle zu treffen, „cruz“ nennen ſie die Kenner, wo der Stier alsdann, wie vom Blitze getroffen, todt zu Boden ſtürzt. Stößt er aber fehl, ſo fährt das Eiſen oft dem Thiere bis an das Heft in den Nacken, das Blut ſpritzt heraus, der Eſpada muß den Griff fahren laſſen, und der Stier rast brüllend, mit der Waffe im Leibe, toller als früher, im Kreiſe umher.

Da im Winter die Stiergefechte in Spanien ſelten und nicht glänzend ſind, ſo hatte ich nicht das Glück, einen der großen Matadore zu ſehen, weder Francisco Montes, noch Redondo, noch Cuccero. Was den erſten anbelangt, ſo iſt er überhaupt für immer vom kleinen Schauplatze des Stiergefechts, ſo wie vom großen der Welt abgetreten. Er, der ſein Leben tauſend Mal den Hörnern des Stiers Preis gab, ſtarb im Bette an einem hitzigen Fieber. Unſer Picador hatte früher in Andaluſien mehrmals mit ihm zuſammen gearbeitet, wie er uns ſagte, und meinte ſeufzend, ein Stern wie Montes würde nicht ſo bald wieder erſcheinen. Und wie ſchade, daß er auf ſo ſtille Art endigen mußte! Als er damals in Madrid ſchwer verwundet wurde, war ich dicht dabei, erzählte der ehemalige Picador. Es mußte im Sandboden ein Stein geweſen ſein; denn als er den Stier niederſtoßen wollte, glitt ſein linker Fuß aus, ſein Körper, der ſich einen Zoll zu viel rechts wandte, wurde vom Horne des Stiers erfaßt, das ihm ſo tief in den Leib und in die Lunge drang, daß ein Licht, welches man vor die Wunde hielt, ausgelöſcht wurde. Ueberhaupt war der große Montes ein

men — — ich bin entzückt von den beiden hohen Damen — beſonders iſt die Herzogin von einer ſo milden, ruhigen Liebenswürdigkeit.

Leibarzt (für ſich).

Tanzen wir ein wenig, mein Herr Geſandter — (laut:) es ſind zwei ganz verſchiedene Charaktere in dieſen hohen Schweſtern: die Herzogin wie der ruhige, milde Schein des Mondes, die Prinzeſſin wie eine belebende Frühlingsſonne.

Reinach.

Sehr richtig, und vielleicht glücklich der, den ihre Strahlen erwärmen — es müßte entzückend ſein, in dieſer Sonne zu athmen und zu leben — aufregend und berauſchend — doch beruhigender wirkt der milde Schein des Mondes.

Leibarzt.

Ja, nach einem vollbrachten Tagewerke, am Morgen des Lebens würde ich mich nach der Sonne ſehnen.

Reinach (halb für ſich).

Die Herzogin iſt ſo ernſt, man fürchtet ſich beinahe, ein heiteres Wort mit ihr zu reden.

Leibarzt.

Es iſt eben die Herzogin, in kurzem die Herrſcherin dieſes Landes, während die Prinzeſſin ein heiteres, lebensfrohes, junges Mädchen iſt, mit freiem, offenen Herzen in die Welt blickend und ohne alle Erfahrung.

Reinach

(ſich raſch umwendend).

Und die Herzogin? — was iſt es mit ihrem Herzen, mit ihrer Erfahrung?

Leibarzt.

Sagte ich etwas dergleichen? — Sie müſſen mich falſch verſtanden haben.

Reinach.

Nein, nein, es war nur eine Frage, vielleicht eine indiskrete — verzeihen Sie mir, (vertraulich:) Sie wiſſen, ich befinde mich hier in einer delikaten Miſſion: Fürſt Georg verlangt von mir die genaueſten Berichte; (für ſich:) ich muß mit dem Regenten offen und ehrlich reden, ſeinem weiſen Rathe, ſeiner großen Erfahrung folgen, (laut) geſtatten Sie mir, lieber Doktor, daß ich Sie einen Augenblick allein laſſe: der Regent erlaubte mir, mich zu jeder Stunde bei ihm melden zu laſſen, und um etwas, was mir gerade einfällt, nicht zu vergeſſen, möchte ich jetzt von dieſer Erlaubniß Gebrauch machen — ich will mich nach einem der Diener umſehen.

Leibarzt.

Deſſen bedarf es nicht, Herr von Reinach (er öffnet die Thüre rechts),

Hier iſt das Vorzimmer des Regenten, dort der erſte Kammerdiener deſſelben — treten Sie ein — der Kammerdiener wird Sie zu Seiner Hoheit führen, (laut in das Zimmer hineinrufend:) Herr Kindermann, wenn ich bitten darf.

Kindermann

(erſcheint auf der Schwelle).

Reinach

(nach rechts abgehend).

Beſten Dank, Doktor, auf ſpäter.

Kindermann

(ehe er Reinach folgt, leiſe zum Leibarzt, der bis an die Thüre gefolgt iſt).

Haben Sie, wenn der drinnen iſt, einen Augenblick Zeit?

Leibarzt.

Für Sie eine Ewigkeit. (Kammerdiener ab.) — Hätte die Herzogin einen Eindruck auf dieſen Abgeſandten gemacht — ſchlimm, ſchlimm, und ich glaube faſt, es iſt ſo; auch begreife ich es, denn ihm erſcheinen alle vortrefflichen Eigenſchaften derſelben im Glanze einer Krone, das Herz kommt bei dieſen Diplomaten nicht in's Spiel, nur der Verſtand, wenn ſie welchen haben — es iſt traurig, daß die hohen Herren oft ihre zarteſten Angelegenheiten nicht in eigener Perſon verſehen. Wäre dieſer Fürſt Georg, ein lebensluſtiger, heiterer, junger Mann, ſelbſt gekommen, vielleicht wäre ihm doch die ſprühende Laune und die glänzenden Augen unſerer ſchönen Prinzeſſin gefährlich geworden — während unſere geliebte Herzogin wahrſcheinlich — zu gut für ihn iſt, zu gut meiner Meinung nach, da ich ſie lieber einem Anderen wünſchte, der ſo paſſend für ſie wäre, den ſie liebt, vielleicht ohne es zu wiſſen, und der ſich einbildet, hier den edeln Entſagenden ſpielen zu müſſen, weil er zwanzig Jahre älter iſt — o verkehrte Welt! (zu Kindermann, der unterdeſſen leiſe hereingekommen iſt) — nun, mein alter Freund, was haben wir?

Kindermann

(mit dem Finger auf die Thüre nach rechts zeigend).

Der da drinnen.

Leibarzt.

Der Regent.

Kindermann.

O Herr Geheimerath, würde ich mich je unterſtehen, Seine Hoheit ſo reſpektswidrig zu bezeichnen? — nein der Andere, den ich eben hineingeführt.

Leibarzt.

Der Geſandte, Herr von Reinach.

Kindermann.

Nichts Herr von Reinach — nichts Geſandter — es iſt Fürſt Georg ſelbſt.

Leibarzt (erſchrocken).

Mann, wenn du die Wahrheit ſprächeſt. —

Kindermann.

Seine Hoheit kamen uns an der Thüre entgegen, ſtreckten beide Hände aus und riefen: willkommen, mein lieber Fürſt! (naiv lächelnd:) hätte er vielleicht mich damit gemeint?

Leibarzt

(haſtig auf- und abgehend).

Das iſt allerdings nicht anzunehmen — — mein lieber Fürſt ſagte er und reichte ihm beide Hände? — alſo Fürſt Georg ſelbſt — ach wenn ich das ſoeben gewußt hätte.

Kindermann.

Noch etwas, Herr Geheimerath; vorhin mußte ich dem Regenten eine kleine Kaſſette bringen, in welcher ſich Sachen befanden, die ſehr ſtark nach Eau Bouquet riechen.

Leibarzt.

Haha — ich verſtehe — und Sie goſſen noch ein paar Tropfen dazu?

Kindermann (eifrig).

Das that ich. — Seine Hoheit öffnete dieſe Kaſſette und nahmen ein kleines Bild heraus, das ich am Fenſter ſtehend lange betrachtete.

Leibarzt.

Nun, dieſes Bildniß?

Kindermann.

Das der Herzogin.

Leibarzt.

Und welche Miene machte er?

Kindermann.

Eine ernſte, traurige.

Leibarzt.

Gut, gut, — Sie wiſſen kaum, mein lieber Herr Kindermann, wie wichtig es iſt, wenn Sie in dieſen Tagen auf jede Kleinigkeit Achtung geben, und mir Alles ſagen, was Ihnen nothwendig erſcheint.

Kindermann

(nach rechts gehend).

Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich — ich weiß ja, daß Sie der treueſte Freund meines Herrn ſind.

Leibarzt

(ihm leiſe nachrufend).

Sparen Sie auch Eau Bouquet nicht und ſollte es Sie ein Dutzend Flaſchen koſten — ach der Fürſt ſelbſt — ſo muß ich denn noch in meinen alten Tagen zum Hochverräther werden und bei der erſten

Gelegenheit Schlimmes über unſere angebetete Herzogin ſagen — — — — ihren Charakter verdächtigen — — — — dieſer junge Herr hat Zutrauen zu mir, ich muß va banque ſpielen — — — — ich könnte ihm ja ſagen, daß die Herzogin häufig an einem bedenklichen Trübſinne leidet.

Achter Auftritt.

Herzogin mit der Prinzeſſin, Oberſthofmeiſterin, Hofdamen von links, Leibarzt, ſpäter Regent und Reinach.

Leibarzt (für ſich).

Und wie heiter ſie gerade jetzt ausſieht, wie wohlwollend ſie gegen die Prinzeſſin lächelt; wahrhaftig, es ſcheint mir faſt, als hätten die Beiden, um meine Pläne zu durchkreuzen, die Rollen getauſcht: die Herzogin glücklich ſtrahlend, die Prinzeſſin ernſt, faſt düſter — trau Einer dieſen Weibern. (Regent und Reinach von rechts. Regent tritt zu den Damen.)

Reinach

(im Vorbeigehen zum Leibarzt).

Ich vertraute mich dem Regenten an — er hat im Intereſſe des Fürſten wie ein Vater zu mir geſprochen.

Leibarzt

(nach einer ſehr tiefen Verbeugung für ſich).

Ich wollte, er hätte dich wie ein wohlwollender Vater irgendwohin ſpazieren geſchickt.

Regent

(mit der Prinzeſſin nach links kommend).

Nun, liebe Couſine, wenn es Ihnen mit der Herzogin gelungen iſt, wie mir mit dem Fürſten, ſo können wir zu den übrigen Feſten noch eine Verlobung feiern.

Prinzeſſin (erſchrocken).

Fürſt Georg willigt ein?

Regent.

Ja, der Herzogin ein Wort der Erklärung zu ſagen, ſobald ſie ihm durch das verabredete Zeichen die Erlaubniß dazu gibt, — und unſere Couſine?

Prinzeſſin.

Wird dieſes Zeichen geben — ich habe mein Verſprechen gehalten.

(Sie wendet ſich raſch und mit einer ſo kurzen Verbeugung ab, daß der Regent ihr erſtaunt nachblickt).

Regent

(zum Leibarzt tretend).

Mein lieber Freund, ich muß Ihnen etwas mittheilen, was Sie überraſchen wird.

Leibarzt.

Vielleicht Hoheit — vielleicht auch überraſcht mich in dieſem Leben gar nichts mehr.

Regent.

Auch nicht, daß ſich Fürſt Georg in unſerem Kreiſe befindet? (auf Reinach zeigend) — dort.

Leibarzt.

Auch das nicht einmal, ich ahnte ſo etwas.

Regent.

Doktor, ich beneide Sie um Ihren Scharfblick — nun denn aber etwas Anderes, bei dem Sie Ihr Erſtaunen nicht verbergen: der Fürſt Georg iſt hieher gekommen und wird um die Hand der Herzogin bitten.

Leibarzt.

Ah der Teufel!

Regent

(mit einem trüben Lächeln).

Sehen Sie wohl, Doktor, wie ſehr Sie das überraſcht?

Leibarzt.

Das iſt auch wohl der Mühe werth und namentlich für mich, da Euer Hoheit mir das mit Ihrer eiſigen Ruhe, faſt mit Wohlbehagen ſagen.

Regent (achſelzuckend).

Sie leiten meine äußere Ruhe von einem inneren Wohlbehagen her? Sie, Doktor, mit Ihrem Scharfblicke.

Leibarzt.

Aber, gnädiger Herr, Alles hat ſeine Grenzen — jede vernünftige Entſagung — aber —

Regent.

Bſt! hier kein Wort weiter! wiſſen Sie, was mein Entſchluß mich gekoſtet? — — auch wäre mein Plan wahrſcheinlich nicht gelungen, wenn mir die Prinzeſſin nicht auf's kräftigſte geholfen hätte. (Nach hinten gehend.)

Leibarzt (giftig für ſich).

Ah die Prinzeſſin — Gott lohne es ihr, um mich keines anderen Ausdrucks zu bedienen.

Prinzeſſin

(vorkommend zum Leibarzt).

Hat Ihnen der Regent Alles mitgetheilt?

Leibarzt

(ſehr ſteif und förmlich).

Zu befehlen, Hoheit, Alles.

Prinzeſſin.

Herr von Reinach —

Leibarzt.

Iſt der Fürſt Georg in eigener Perſon, welcher gekommen iſt, um die Hand der Herzogin zu erbitten — Euer Hoheit haben ſich durch dieſes Arrangement einen Stuhl im Himmel verdient — ich gratulire zur Gewandtheit in dieſen Geſchäften.

Prinzeſſin (erſtaunt).

Was iſt Ihnen denn, Doktor? fehlt Ihnen etwas?

Leibarzt.

Mir? durchaus nichts, ich bin ſo heiter und vergnügt, wie man es überhaupt bei Hofe nur ſein kann.

Prinzeſſin (ſeufzend).

Ich beneide Sie um Ihre Heiterkeit.

Leibarzt.

Euer Hoheit mich? — nach einem ſo ſchön gelungenen Werke? — o darüber haben Sie alle Urſache ſich zu freuen.

Prinzeſſin

(ſchmerzlich bewegt im Fortgehen).

Sehe ich aus wie Jemand, der ſich freut?

Leibarzt.

Nicht — nicht — ah das wäre noch ein Hoffnungsſtrahl.

Herzogin

(mit Reinach vorkommend).

Spielen Sie gerne eine Partie Whiſt, Herr von Reinach?

Reinach.

Wenn es Euer Hoheit gefällig iſt, mit dem größten Vergnügen.

(Hofmarſchall läßt die Spieltiſche arrangiren, die Herzogin, Oberſthofmeiſterin und Herr von Reinach ſetzen ſich zum Spiel.)

Herzogin (zur Prinzeſſin).

Du willſt keine Partie machen, Anna?

Prinzeſſin.

Ich danke Euer Hoheit.

Regent

(der einen Augenblick neben dem Spieltiſche geſtanden iſt, hat ſich in den Hintergrund zurückgezogen und ſpricht dort mit dem Hofmarſchall).

Prinzeſſin

(ſteht vornen links, hat ein Buch in die Hand genommen, blickt aber über daſſelbe hinweg nach dem Spiel, der Leibarzt von der rechten Seite ebenſo).

Oberſthofmeiſterin.

Coeur iſt Atout — Sie bekommen ſchlechte Karten, Herr von Reinach.

Reinach.

Ich will mir das heute ſchon gefallen laſſen, denn als Abgeſandter meines allergnädigſten Herrn ſpiele ich wenigſtens moraliſch auf ſeine Rechnung — ja ich bin ein ſo treuer Diener, daß ich ſogar

die ſchlechten Karten auf mich übernehmen will, wenn ihm ein Aequivalent dafür zufällt.

Herzogin (lächelnd).

Im Whiſt ſollte ſich der Fürſt von Ihnen nicht vertreten laſſen — Sie haben da einen großen Fehler gemacht.

Oberſthofmeiſterin.

So iſt es, Herr von Reinach — Sie mußten die Coeur-Dame nehmen.

Reinach.

Wahrhaftig, doch ich bitte Euer Hoheit zu glauben, daß ich es aus Galanterie unterließ.

Leibarzt (für ſich).

Leider glaube ich zu bemerken, daß dieſes erfreuliche Ereigniß in der That ſehr nahe bevorſteht — o wenn mir nur das Schickſal in dieſem Augenblick eine gute Marionette zuführte, mit der ſich agiren ließe.

Prinzeſſin

(legt ihr Buch etwas haſtig auf den Tiſch und geht zum Leibarzt hinüber, der ihr einige Schritte entgegenkommt — nach einem inneren Kampfe ſeinen Arm faſſend).

Doktor, retten Sie mich.

Leibarzt.

Nehmen ſich Euer Hoheit vor mir in Acht, ich könnte Ihnen aus Vergeßlichkeit Gift verſchreiben.

Prinzeſſin.

Keinen Scherz, Doktor.

Leibarzt.

Sind Sie denn krank?

Prinzeſſin

(haſtig die Hand auf ihr Herz drückend).

Ja, hier.

Leibarzt.

Dafür habe ich leider kein Mittel.

Prinzeſſin.

Aber einen Rath.

Leibarzt.

Aber ich kenne nicht den Gegenſtand Ihrer — — Krankheit.

Prinzeſſin.

Sehen Sie dort bei der Herzogin —

Leibarzt.

Den Fürſten Georg?

Prinzeſſin.

Sehen Sie, wie meine Schweſter ihn anlächelt.

Leibarzt

(die Prinzeſſin anſchauend).

Ja, in der That, ich ſehe.

Prinzeſſin.

Nicht auf mich, dorthin ſollen Sie ſehen.

Leibarzt.

Gut, ich ſehe die Herzogin ihre Karten zuſammenlegen.

Prinzeſſin.

Als Zeichen für den Fürſten, daß ſie ihm geſtattet, ein inniges Wort mit ihr zu reden, ſowie ſich die Oberſthofmeiſterin erhoben.

Leibarzt.

Nun, haben Sie dieſen Faden nicht ſelbſt in Bewegung geſetzt?

Prinzeſſin.

Allerdings, ich war von Sinnen.

Leibarzt.

Und nun ſoll ich? —

Prinzeſſin.

Mich retten, indem Sie verhindern, daß ſich der Fürſt heute Abend gegen meine Schweſter erklärt, ſobald die Oberſthofmeiſterin aufſteht.

Leibarzt.

Wie wäre das möglich? Da müßte ich ja die Oberſthofmeiſterin auf ihrem Platze todtſchlagen.

Prinzeſſin (angſtvoll).

Und Sie können noch ſcherzen? — helfen Sie lieber — Sie, der Alles kann — der unſere Geheimniſſe kennt, der ſo viele Fäden in ſeiner Hand hat.

Leibarzt.

Ah, ich werde mich hüten, mit Euer Hoheit zu ſpielen — verzeihen Sie mir, gnädigſte Prinzeſſin: ſeitdem Sie mich, Ihren Lehrer, heute Morgen ſo artig tanzen ließen, traue ich Ihnen nicht mehr.

Prinzeſſin.

O nur dieſes Mal noch — Barbar, der Sie ſind — wollen Sie mich denn zwingen, Ihnen zu geſtehen, daß mir der Fürſt nicht gleichgültig iſt?

Leibarzt (erfreut).

Sprechen Sie die Wahrheit? — und dieſes Geheimniß darf ich, natürlich in aller Diskretion, benützen?

Prinzeſſin.

Wenn Sie mich retten — ja.

Leibarzt

(nach einer Pauſe).

Nun denn — dazu weiß ich nur ein Mittel, allerdings ein altes Mittel, aber es thut ſeine Wirkung.

Prinzeſſin.

Und welches?

Leibarzt
(nach dem Hintergrunde blickend).

Die Oberſthofmeiſterin hat ſich erhoben.

Prinzeſſin (dringend).

Ihr Mittel, Doktor — Ihr Mittel!

Leibarzt.

Werden Sie ohnmächtig, aber mit etwas Eclat, wenn ich bitten darf.

(Die Oberſthofmeiſterin hat ſich mit einer Verbeugung zurückgezogen, die Herzogin lächelt verbindlich gegen Herrn von Reinach.)

Prinzeſſin
(zum Leibarzt, der vorſichtiger Weiſe einen Fauteuil herbeigezogen).

Doktor, mir iſt unwohl.

(Sie fällt in Ohnmacht — allgemeine Aufregung, der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Dieſelbe Dekoration.

Erſter Auftritt.

Leibarzt und Kindermann.

Leibarzt.

Sagen Sie dem Regenten, die Sache hätte durchaus nichts zu bedeuten, ich hätte der Prinzeſſin etwas Zuckerwaſſer mit Orangenblüthe gegeben — das Unſchuldigſte, was es gibt.

Kindermann (lächelnd).

Aber es war doch eine ächte und gerechte Ohnmacht, Herr Geheimrath?

Leibarzt.

Allerdings, aber es gibt vielerlei Arten von Ohnmachten — gute und ſchlimme.

Kindermann.

Und dieſe war gutartig.

Leibarzt.

Ganz ungefährlich, mein lieber Herr Kindermann: geſtern der ſchwüle Tag — die Prinzeſſin iſt viel ſpazieren gegangen, dann die Hitze hier im Salon — ich verſichere Sie, ganz ungefährlich.

Kindermann.

Es wird den Regenten recht freuen, wenn ich ihm das ſage — er war geſtern Abend ſehr erregt, als er in ſeine Appartements

trat — ich mußte mich ſehr in Acht nehmen, ihn ſehr zart behandeln — er warf ſein Taſchentuch von ſich.

Leibarzt.

Ah das mit Es Bouquet.

Kindermann.

Und rief mir zu: ein anderes ohne Odeur! — Kindermann, wir ſind ein recht altes Weib, ſagte er zu mir, dann mußte ich ein Licht anzünden und er arbeitete bis tief in die Nacht hinein bei verſchloſſenen Thüren.

Leibarzt.

Bei verſchloſſenen Thüren — das iſt ſchade.

Kindermann (vertraulich).

Herr Geheimerath, es gibt Schlüſſellöcher.

Leibarzt.

Richtig, und der Regent? —

Kindermann.

Schrieben allerdings zuweilen, legten aber häufig die Feder nieder, ſchauten an die Decke empor, athmeten zuweilen tief auf — von einem gewöhnlichen Menſchen würde ich ſagen, er hätte geſeufzt, und betrachteten alsdann minutenlang das Porträt der Herzogin.

Leibarzt.

Danke für Ihre Neuigkeit.

Kindermann.

Alſo kann ich dem Regenten ſagen, die Ohnmacht hätte gar nichts zu bedeuten und ſonſt —?

Leibarzt.

Im Uebrigen können Sie ihm meinetwegen ſagen, ich hätte die Prinzeſſin etwas erregt gefunden, auch hätte ſie unruhig geſchlafen, wie mir ihre Kammerfrau mitgetheilt — auch viel geſeufzt.

Kindermann (boshaft lächelnd).

Ungefähr ſo wie Seine Hoheit, wenn Sie das Porträt der Herzogin betrachten?

Leibarzt.

Ungefähr ebenſo, Sie alter Schäcker — und verdient es die Herzogin nicht, daß man ſie ſeufzend betrachtet, wenn man im Begriffe iſt, vielleicht für immer von ihr Abſchied zu nehmen?

Kindermann (ſpöttiſch).

O ja — ich wünſche der hohen Dame alles mögliche Gute, was ihr wahrſcheinlich ſehr gleichgültig ſein wird, denn ich bin nicht genau überzeugt, ob ſie überhaupt weiß, daß es einen Kammerdiener Kindermann in der Welt gibt.

Leibarzt (für ſich).

Etwas gekränkter Ehrgeiz.

braver Mann, gutmüthig wie ein Kind, der immer für ſich lebte und mit den anderen wenig Gemeinſchaft hielt. Nur hatte er Einen Fehler, er trank nämlich gern eine gute Flaſche Wein und auch mehrere, wie es gerade kam. Das geſchah aber nur, wenn er nichts zu thun hatte; alsdann nahm er ſich in irgend einer Poſada ein Zimmer, kaufte ſich eine Anzahl Flaſchen und trank ſo lange, bis ſie leer waren. Wenn er gerade keine Kneipe fand, die ihm behagte, ſo ſperrte er ſich auch wohl zu demſelben Zwecke in ſeine eigene Stube ein. Ja, ich ſehe ihn noch heute vor mir, wie er ſeinen Wein ſelbſt trug und dann das Haus hinter ſich abſchloß. Hatte er dagegen ein Stiergefecht vor ſich, ſo war niemand nüchterner als er, und dann kam ſchon längere Zeit vorher kein Tropfen Wein über ſeine Zunge. — Das iſt überhaupt der Feind, vor dem wir uns in Acht nehmen müſſen, verſicherte lachend der Picador, denn zu anderen Geſchäften iſt es wohl erlaubt, ſich damit ein Bißchen Courage zu machen, aber hier im Ringe iſt der kleinſte Nebel vor den Augen ſo gut wie der leibhaftige Tod. Montes hatte den Beinamen Chiclanero; doch heißt auch Redondo ſo, weil Beide aus Chiclana ſtammen, einem Städtchen in Andaluſien, aus dem ſchon viele wackere Stierkämpfer hervorgegangen.

Cuccero, der noch exiſtirt, ebenfalls ein Andaluſier, iſt jetzt wohl unſtreitig der größte unter den ſpaniſchen Matadoren oder Degen. Er zeichnet ſich namentlich durch ſeine ſprichwörtlich gewordene Kaltblütigkeit aus, ſo wie durch die Gewandtheit, mit welcher er das lebensgefährlichſte Spiel mit den tollſten Stieren treibt. Wenn er dem Stiere mit vorgehaltenem rothem Mantel und Degen entgegentrat, und dieſer gereizt auf ihn zuſtürzte, ſo ſtieß er oft wenige Zoll vor dem ſchäumenden Thiere ſeinen Degen in den Sand, warf ſich in dieſem Augenblicke ſelbſt den rothen Mantel über, ſtemmte einen Arm auf die Hüfte und ließ nun den Stier an ſich vorbeiſpringen, wobei er ihm verächtlich über die Achſel nachſchaute.

Schon oben wurde bemerkt, daß zur grande tenue des anda-

Kindermann.

Einen Kammerdiener Kindermann, einen der treuſten Diener ſeines Herrn, der es nie unterlaſſen, zum Frieden, zur Verſöhnlichkeit zu wirken.

Leibarzt (lachend).

Unter Anderem durch Ein Bouquet.

Kindermann (wichtig).

Gewiß, Herr Geheimerath, die kleinſten Mittel ſind oft die wirkſamſten.

Leibarzt.

Ein Stich für mich, der ich Allöopath bin — doch beruhigen Sie ſich, lieber Kindermann, ich weiß ganz genau, wie ſehr die Herzogin Sie ſchätzt — nur werden Sie es begreiflich finden, daß man bei der Stellung der Parteien hier am Hofe den erſten Kammerdiener des noch regierenden Herrn, auch wenn man ſeine Verdienſte kennt und ſchätzt, nicht gerade auszeichnet — aber wie geſagt, die Herzogin weiß, daß Sie es nie an Ergebenheit für Ihre allerhöchſte Perſon haben fehlen laſſen.

Kindermann

(die Hand auf's Herz legend).

Gewiß nicht, Herr Geheimerath — aber ein freundliches Wort von Ihrer Hoheit würde den armen Kindermann veranlaſſen, ſich, wenn es nöthig wäre, lebendig röſten zu laſſen.

Leibarzt (lachend).

Ein gräßliches Bild, aber glauben Sie mir, Ihre Verdienſte bleiben nicht unerkannt, vergeſſen Sie mir indeſſen nicht, was ich Ihnen vorhin über die Prinzeſſin ſagte: leichter Fall, Zuckerwaſſer mit Orangenblüthe, etwas Erregtheit, überſpannte Nerven.

Kindermann

(indem er abgeht).

Herzaffektion, lieber Doktor — was man nicht Alles erlebt.

Leibarzt

(ſich die Hände reibend auf- und abgehend).

Ja, ja, man erlebt Allerlei, wenn man alt wird, und ſieht viel, wenn man die Augen offen behält — (luſtig) aber war das eine Komödie geſtern Abend — hat der höchſte, hohe und geringe Hof die Hände über dem Kopfe zuſammengeſchlagen, als wir unſere Fäden anzogen — ich glaube, das ganze Schloß iſt in Aufregung gekommen — und die Prinzeſſin hat natürlich geſpielt, ſo brav, daß ich ihr auch ſchon etwas zu Gefallen thun muß (Herr von Reinach erſcheint in der Mittelthüre.) — ah, da kommt mein Mann — ich habe eine ſolche Luſt zu dieſem Marionettenſpiel bekommen, daß ich mir ein Jahr-

marktbude miethen würde, wenn ich nicht eine so vortreffliche Praxis hätte. (Während Herr von Reinach näher kommt, hat der Leibarzt sein Taschenbuch hervorgezogen und schreibt mit ernster Miene hinein.)

Zweiter Auftritt.

Leibarzt, Reinach.

Reinach.

Guten Morgen, lieber Doktor.

Leibarzt.

Ah, Euer Hoheit — — verzeihen mir, daß ich gestern Abend nicht mehr im Stande war, Ihnen meinen tiefen Respekt zu Füßen zu legen.

Reinach.

Lassen wir das — es ist mir verdrießlich genug, daß ich nicht mehr mein eigener Abgesandter bin — schade, ich hatte einen rechten Geschmack daran gewonnen, so recht ungenirt plaudern zu können und so sans façon behandelt zu werden — doch wie geht es der Prinzessin?

Leibarzt

(mit ernster Miene die Achseln zuckend).

So, so, Hoheit; es ist das ein räthselhafter Fall, der mich während der Nacht sehr beschäftigt; Sie sehen, ich schrieb gerade einige Kombinationen nieder.

Reinach.

In der That? Sie erschrecken mich, ich hielt es für eine gewöhnliche Ohnmacht, ohne weitere Folgen.

Leibarzt.

Ah, mein gnädigster Herr — was nennen Sie eine gewöhnliche Ohnmacht? — allerdings, eine Ohnmacht, als solche, hat nicht viel zu bedeuten, aber die Ursache und Wirkung derselben.

Reinach.

Und hier die Ursache?

Leibarzt.

Ist mir noch unbekannt — unsere gute Prinzessin zeigte sich gestern Morgen in bestem Wohlsein, in der rosigsten Laune, machte dann einen Spaziergang in den Park, von dem sie schon etwas erregt zurückkam — aber das ist Euer Hoheit gewiß langweilig.

Reinach.

Im Gegentheil, es interessirt mich ganz außerordentlich.

Leibarzt (gleichgültig).

Ich habe das vom Hofmarschall, denn die Prinzessin selbst ver-

harrt darüber in einem ängſtlichen, faſt düſteren Stillſchweigen — der Hofmarſchall erzählte mir, ſie habe ihn ſo aufgeregt empfangen, ja ſchlecht behandelt, nur einmal habe ſie ihm ein wohlwollendes Lächeln gezeigt, als er von der geſtrigen Tafel geſprochen, und Ihres Abgeſandten, gnädiger Herr, erwähnt, der geſtern Morgen angekommen ſei.

Reinach.

Weiter, Doktor, wenn ich Sie bitten darf.

Leibarzt.

Weiter kann ich Ihnen nur ſagen, daß ſich die Aufregung der Prinzeſſin von Stunde zu Stunde geſteigert — es war gerade ſo, als erwarte ſie ein großes Ereigniß, irgend etwas Entſcheidendes. — Nicht lange vor der Tafel betrat ſie ſehr erregt ihre Appartements, rief dort laut, während ſie ſich in ihren Fauteuil warf: dieſe Unterredung war ganz unnöthig — welche weiß ich nicht.

Reinach.

Im Vertrauen, lieber Doktor, ich führte hier ein etwas eigenthümliches Geſpräch mit der Prinzeſſin.

Leibarzt.

Ah Sie, gnädiger Herr.

Reinach.

Wie ich dazu kam, will ich Ihnen nicht verſchweigen: als ich geſtern Morgen hier ankam, ſtieg ich vor dem Parke aus und ſpazierte in einer herrlichen, milden Luft unter den dichtbelaubten Bäumen der großen Allee; von rechts und links drangen wunderbare Blumendüfte auf mich ein: ich war erregt von der Nachtfahrt, ich dachte an meine Zukunft, die ſich ja hier raſch entſcheiden ſollte. Da trat auf einmal bei einer Biegung des Weges die Prinzeſſin Anna vor mich hin, ſchöner als der Frühlingsmorgen, leuchtender und duftiger als alle Blumen — ich ſchaute ſie an, und wenn ich Ihnen ſage, daß mein Herz plötzlich von dem Wunſche erfüllt war, o wenn das die Herzogin wäre, ſo glaube ich Ihnen genug geſagt zu haben.

Leibarzt.

Ein Wunſch, den ich begreiflich finde, (mit Beziehung) der aber im Laufe des Tages ruhigerer, kälterer Ueberlegung Platz machte — ich hörte — mit Vergnügen, Euer Hoheit hielten die Hand der Herzogin für wünſchenswerth.

Reinach.

Doktor: ich rede zu Ihnen ohne Rückhalt — ja, dem iſt ſo, aber erſt nach meiner Unterredung mit der Prinzeſſin.

Leibarzt.

Von der dieſelbe ſo erregt auf ihr Zimmer kam?

Reinach.

Ja, es gab ſich ſo, daß ich aus den Worten der Prinzeſſin ent-

nahm, unſere Begegnung im Parke, ja meine Anweſenheit hier, die Anweſenheit des Fürſten Georgs, der ihr nicht verhehlte, wie glückverheißend ihm ihre Erſcheinung geweſen, ſei weit entfernt, einen günſtigen Eindruck auf ſie zu machen. — Wiſſen Sie, lieber Doktor, was ich davon halte? — — Die Prinzeſſin liebt Jemand, der in Rang und in ſozialen Verhältniſſen unter ihr ſteht — ihr Herz iſt von einer Liebe erfüllt, deren ſie ſich ſchämt.

Leibarzt.

Gnädiger Herr, welcher Scharfblick, es iſt von mir vielleicht gewiſſenlos, Ihnen die Geheimniſſe dieſes Hauſes zu verrathen — aber es iſt ſo, die Prinzeſſin liebt.

Reinach.

Vertrauen gegen Vertrauen — das macht mich recht traurig.

Leibarzt.

Ihre Ankunft, gnädiger Herr, mußte eine Kataſtrophe herbeiführen — ja, ein junger Mann hat Eindruck auf ihr Herz gemacht, obgleich er dem Range nach tief unter ihr ſteht — nichtsdeſtoweniger aber iſt er von ſehr guter Familie. — Auf die ſchweſterliche Zärtlichkeit der Herzogin baute ſie ihre Luftſchlöſſer, beſonders da in einigen Tagen die Strenge des Regenten nicht mehr zu fürchten war — da erſchienen Euer Hoheit als künftiger Gemahl der Herzogin. —

Reinach (mitleidig).

Und die Aermſte glaubte Alles verloren — ſie hielt mich für grauſam genug, ihre Liebe zu zerſtören? — wie falſch ſie mich beurtheilt, (beide Hände des Doktors ergreifend) ehrlich ohne Rückhalt geſprochen, Doktor — die Prinzeſſin hat einen ſolch mächtigen Einfluß auf mein Herz gemacht, daß ich ihre Entfernung vom Hofe hier dringend wünſchen muß, ſei es ſelbſt durch eine Verbindung, welche, wie Sie eben andeuteten, nicht paſſend erſcheint, wenn ich der Vernunft folgend, der Herzogin meine Hand anbiete — bitte, ſagen Sie das der Prinzeſſin, lieber Doktor — ſagen Sie ihr, ich laſſe ſie um Vertrauen bitten, Sie ſolle in mir keinen Zerſtörer ihres Glückes erblicken — ich will der Prinzeſſin ein treuer Freund ſein, ich will ihr helfen, wo ich kann — ſagen Sie ihr das.

Leibarzt.

Mein gnädiger Herr, das iſt eine ſehr delikate Miſſion — ich wage nicht, mit der Prinzeſſin darüber zu reden, da ich Alles das, was ich Ihnen eben anvertraut, nur durch ſcharfe Beobachtung erfahren — aber warum wollen Euer Hoheit nicht ſo gnädig, ſo liebenswürdig ſein, die Prinzeſſin ſelbſt Ihres Schutzes, Ihrer Hülfe zu verſichern?

Reinach.

Meinen Sie, Doktor?

Leibarzt.

Aber verzeihen mir Euer Hoheit, mit zarten, weichen, zu Herzen bringenden Worten. Verhehlen Sie ihr durchaus nicht, welch angenehmen Eindruck ihre Persönlichkeit auf Sie gemacht, drücken Sie Ihr Bedauern aus, daß es Ihnen nicht vergönnt sei, der Prinzessin mehr zu sein, als ein treuer, ergebener Freund — Sie verzeihen, daß ich mir erlaube, Ihnen diese Rathschläge zu geben, aber ich kenne mein Terrain und weiß, daß je offener und ehrlicher Euer Hoheit mit der Prinzessin reden, desto rückhaltloser sie Ihnen vertrauen wird.

Reinach.

Und wird sie mich bei ihrem leidenden Zustande annehmen?

Leibarzt.

Ich habe ihr gerathen, Leute zu sehen, sich zu zerstreuen — so lassen sich Euer Hoheit nur getrost bei ihr melden, und wenn Sie vielleicht dabei fallen lassen, ich Doktor Möller, hätte Sie veranlaßt, ihr einen Besuch zu machen, so wird das durchaus nichts schaden.

Reinach.

Wie danke ich Ihnen, Doktor, wie froh bin ich, Sie hier gefunden zu haben; ich gehe zur Prinzessin, und seien Sie versichert, ich werde ihr nicht verhehlen, wie glücklich es mich machen würde, irgend etwas zu ihrem Wohle beitragen zu können.

(Durch die Mittelthüre ab.)

Leibarzt

(der ihn bis an die Thüre begleitet hat und ihm nachblickt).

Thun Sie das, mein Fürst, erscheinen Sie bei der Prinzessin mit den Gefühlen eines wohlwollenden Freundes, welcher bedauert, ihr nicht mehr sein zu können: sie wird diese zarte Anspielung zu würdigen verstehen — ein Wort gibt das andere, und wie ich den eigenthümlichen Charakter unserer Prinzessin kenne, wird ihn das sicherer zum Ziele führen, als wenn er mit dem Bewußtsein, geliebt zu werden, vor sie hingetreten wäre — ich glaube, wir haben da ein sehr gutes Rezept verschrieben — und dann konnte ich es auch nicht über mich gewinnen, einem Fremden ohne Weiteres zu gestehen, unsere kleine Fürstin habe ein Interesse an ihm genommen; und was die Prinzessin anbelangt, so hat sie schon eine Strafe für ihre Verrätherei an mir verdient, (durch die Mittelthüre in den Park blickend) ah, die Herzogin kommt von ihrem Morgenspaziergange zurück, ich werde zu einer Konsultation in der Nähe bleiben — was doch so eine kleine allerhöchste Ohnmacht für Wirkungen hervorbringt: heute Morgen bin ich der gesuchteste Mann bei Hofe — war doch der Hofmarschall so herablassend, mir einige gnädige Worte zu gönnen.

Dritter Auftritt.

Leibarzt, Herzogin.

Herzogin

(durch die Mittelthüre, dort zu ihrer Hofdame).

Ich danke Ihnen, meine Liebe, (Hofdame zieht sich zurück, vorkommend) ich freue mich, Sie zu sehen, lieber Doktor — meiner Schwester geht es ganz vortrefflich, ich war vorhin bei ihr, sie sieht so frisch aus, als sei gar nichts vorgefallen.

Leibarzt.

Es ist auch eigentlich nichts vorgefallen, Hoheit — ein vorübergehender Andrang des Blutes nach dem Herzen, ungefährlich bei einer jungen Dame.

Herzogin.

Aber die Ursache?

Leibarzt

(zuckt die Achseln).

Könnte man bei der Prinzessin irgend eine Neigung voraussetzen, so —

Herzogin

(hat sich in einen Fauteuil gesetzt).

Mir war der Vorfall von gestern Abend sehr unangenehm — — — — Sie wissen doch, Doktor, daß es der Fürst Georg selbst ist, der als sein Abgesandter zu uns kam — ein recht angenehmer Herr, behaglich in der Konversation, da er Alles, was die steife Etikette vorschreibt, natürlich mit Rücksichten zu umgehen weiß. Er wollte gerade recht vertraulich mit mir plaudern, als der unangenehme Zwischenfall uns aufstörte und den ganzen Abend verdarb.

Leibarzt.

Ich bemerkte in der That, wie Euer Hoheit mit Interesse den Worten des jungen Fürsten lauschten.

Herzogin.

Gewiß, und um so lieber, als ich bis gestern eine wahre Furcht vor dem Bekanntwerden mit dem Fürsten Georg fühlte.

Leibarzt.

Und seit gestern, Hoheit?

Herzogin (heiter).

Habe ich gesehen, daß Alles doch so kommt, wie es kommen soll — Niemand kann seinem Schicksale entgehen — ich würde recht gerne noch mit Ihnen plaudern, lieber Doktor, aber der Regent hat mich um eine Unterredung gebeten, und den Salon hier (lächelnd) als neutralen Grund dazu vorgeschlagen.

Leibarzt.

So ziehe ich mich augenblicklich zurück.

Herzogin.

O, es hat nicht ſolche Eile — ich bin etwas zu früh von meinem Spaziergange heimgekehrt; (vertraulich:) — Sie begreifen nicht, lieber Doktor, wenn ich Ihnen ſage, daß ich etwas geſpannt auf dieſe Unterredung bin, (für ſich:) mein Vetter ſcheint keine ſolche Eile zu haben.

Leibarzt.

Geſtatten mir Euer Hoheit, mich beim Kammerdiener des Regenten zu erkundigen.

Herzogin.

Ich will durchaus nicht eilig erſcheinen.

Leibarzt.

Kindermann iſt mir ergeben.

Herzogin.

Ah, das Faktotum unſeres Vetters.

Leibarzt.

Und ein zuverläſſiger Mann.

Herzogin.

Für ſeinen Herrn.

Leibarzt.

Ja, der aber Euer Hoheit bis zur Anbetung verehrt.

Herzogin (für ſich).

Bis zur Anbetung verehrt — der Diener ſeines Herrn (ſie verſinkt in tiefes Nachdenken).

Leibarzt (für ſich).

Es hilft nichts, ich muß die Herzogin ein wenig tanzen laſſen, unſere Sachen ſcheinen nicht gut zu ſtehen; Kindermann muß im Nothfalle für meine Zwecke durchs Feuer gehen, (laut:) gewiß, Hoheit, bis zur Anbetung verehrt — ich glaube, Hoheit kennen ihn eigentlich gar nicht.

Herzogin.

O ſehr genau — war mir aber vollkommen gleichgültig.

Leibarzt.

Verzeihen mir, Euer Hoheit, eine vielleicht etwas trivial klingende Aeußerung: eine erſte Kammerfrau und ein erſter Kammerdiener ſind nie gleichgültige Perſonen — Kindermann hat mir ſchon große Dienſte geleiſtet.

Herzogin.

Im Intereſſe ſeines Herrn.

Leibarzt

(an der Thüre rechts).

Es iſt das ein alter treuer Menſch, der mit tiefem Schmerz an die Trennung in den nächſten Tagen denkt — er ſoll ſehen, ob der Regent zurückgekehrt iſt. (Rechts ab.)

Herzogin.

An die Trennung in den nächſten Tagen, wer denkt mehr und mit größerem Weh daran als ich — o der Gedanke hätte mir gerade jetzt nicht kommen ſollen — er ſtimmt mich zu weich — wenn ich an dieſe Trennung denke, ſo überſtrömt mein Herz und ich verliere die ſo nothwendige Faſſung und Ruhe.

Leibarzt

(wieder eintretend).

Der Regent iſt noch nicht zurückgekommen — Kindermann wird ſeine Ankunft augenblicklich melden.

Herzogin (aufſtehend).

Doktor, wenn ich Ihnen ganz vertrauen könnte, ganz vertrauen dürfte.

Leibarzt.

Sie kennen meine Ergebenheit.

Herzogin.

Wie bedaure ich jene leidige Unterbrechung geſtern Abend — der Fürſt war, wie ich weiß, im Begriffe, mir eine vertrauliche Mittheilung zu machen — — die mich gefreut hätte — Sie erſtaunen, Doktor? — warum? — war das nicht vorauszuſehen? Dieſe vertrauliche Mittheilung würde mir die heutige Unterredung mit dem Regenten ſehr erleichtert haben.

Leibarzt (bedächtig).

Alles mit einem Male klar auseinander geſetzt.

Herzogin.

Ja — wie es nun einmal ſein ſoll.

Kammerdiener (von rechts).

Leibarzt.

Der Regent wird zurückgekehrt ſein — erlauben mir Euer Hoheit, mich zurückzuziehen?

Herzogin.

Ja, gehen Sie, Doktor, und wenn wir uns nachher wiederſehen —

Leibarzt (betrübt).

Wird Alles klar auseinander geſetzt ſein.

Herzogin.

Ich hoffe ſo.

Leibarzt (durch die Mitte ab).

Kindermann (näher kommend).

Seine Hoheit der Regent ſind ſo eben zurückgekommen und werden in zwei Augenblicken hier ſein — höchſtdieſelben erſchracken, als ich die Meldung machte, Euer Hoheit befänden ſich ſchon hier im Salon — Seine Hoheit ſchauten auf die Uhr, doch erlaubte ich mir zu ſagen? —

Herzogin (freundlich).

Was erlaubten Sie ſich, mein lieber Kindermann?

Kindermann.

Seiner Hoheit zu bemerken, daß es noch ein paar Minuten vor elf Uhr ſei.

Herzogin

(vertraulich auf ihn zugehend).

Wofür ich Ihnen recht dankbar bin.

Kindermann

(die Hände faltend).

Wie glücklich mich Euer Hoheit machen.

Herzogin (lächelnd).

Mit ſo wenigem? — ſchade, daß ich nicht früher daran dachte, Sie durch ein freundliches Wort zu beglücken — — aber die Verhältniſſe, mein lieber Kindermann.

Kindermann (ſeufzend).

Ach ja, die leidigen Verhältniſſe.

Herzogin.

Nun hören ja bald alle dieſe leidigen Verhältniſſe auf.

Kindermann.

Das ſei Gott geklagt.

Herzogin.

Was wollen Sie, lieber Kindermann, was nicht zuſammen leben kann, muß ſich trennen, aber auch getrennt werde ich gerne an einen treuen Diener denken (ſie reicht ihm ihre Hand, die er innig küßt).

Kindermann

(nach rechts abgehend, für ſich).

Jetzt wäre es mir eine Luſt, für ſie durch's Feuer zu gehen.

Vierter Auftritt.

Herzogin, Regent.

Kindermann

(fährt an der Thüre ehrfurchtsvoll zurück, da der Regent raſch eintritt).

Regent.

Bitte tauſendmal um Verzeihung, werthe Couſine, daß ich Sie warten ließ.

Herzogin.

Es bedarf keiner Entſchuldigung, ich war zu früh hier — (auf die Standuhr ſchauend) Sie ſind pünktlich wie immer.

Regent.

Ich danke Ihnen für dieſe Anerkennung: es thut mir wohl, aus Ihrem Munde etwas angenehmes mich Betreffendes zu hören.

Herzogin.

Als wenn ich damit je zurückhaltend gewesen wäre, als wenn ich nicht immer Ihre trefflichen Eigenschaften, Ihre Sorgen um mein Wohl, besonders aber das meines Hauses anerkannt hätte.

Regent.

O ja, theure Cousine — ich glaubte früher allerdings Aehnliches in Ihren Worten zu finden, doch die Zeiten haben sich geändert, seit wir auf dem Kriegsfuße stehen.

Herzogin.

Was mich anbelangt, so kann ich diese Aeußerung nicht auf mich beziehen.

Regent.

Vielleicht nicht, wohl aber auf jene Partei, die sich in den letzten Jahren bemühte, das sonst so freundliche Zusammenleben dieses Hofes in zwei feindliche Lager zu spalten — doch reden wir nicht darüber, verehrte Cousine, wenn Sie nicht einen ganz besonderen Grund haben, dieser unangenehmen Zeit zu erwähnen.

Herzogin.

O nein, um Alles in der Welt nicht — ich möchte diese Stunde, die ich mir von Ihnen erbeten, die Sie mir freundlichst bewilligten, nicht durch einen Mißklang stören. (Beide setzen sich auf eine Handbewegung der Herzogin.) — Behalten wir lieber jene freundlichere Zeit vor Augen, von der sie vorhin sprachen, und an die auch ich mich oft gewandt habe, wann mir die Gegenwart zu drückend wurde.

Regent (bitter).

In der Ungeduld einer zu lang andauernden Sklaverei — o, Herzogin, auch ich habe zuweilen bedauert, daß das Hausgesetz dieses Hofes ein paar Jahre mehr für die Volljährigkeit einer regierenden Fürstin verlangt, aber es ist dieses ein Gesetz, das ich nicht umzustoßen im Stande bin.

Herzogin (traurig).

Darüber wollte ich nicht mit Ihnen reden, Vetter — ich würde mir überhaupt nicht erlaubt haben, Ihre Zeit, die Sie mir so auffallend karg zumessen, in Anspruch zu nehmen, wenn ich Sie nicht in einer wichtigen, ja wohl für mich eine der wichtigsten Angelegenheiten um Rath zu fragen hätte.

Regent

(nachdem er sich verbeugt).

Ich stehe ganz zu Befehl, wie in allem, was Ihr Wohl und das dieses erlauchten Hauses betrifft, aber verzeihen Sie mir vorher eine vielleicht sehr indiskrete Frage — wollen Sie meinen Rath in irgend einer Angelegenheit, um denselben zu befolgen, oder um von dem, was ich Ihnen rathe, das Gegentheil zu thun?

luſtiſchen Coſtumes zwei Sacktücher gehören, welche in beiden Taſchen des Oberjäckchens ſtecken. So gekleidet, trat Cuccero dem Stiere entgegen, der, den Sand mit den Füßen aufſcharrend, den Kopf tief geſenkt, mit boshaft funkelnden Augen auf ihn zukam. Das rothe Tuch, dicht vor dem Kopfe des Thieres geſchwenkt, verſetzte es in noch größere Wuth, und wenn es nun vorwärts ſtürzte, vor den kühnen Stierkämpfer hin, dann blieb dieſer nach einer kaum merklichen Wendung ſo unbeweglich ſtehen, daß ein Gemurmel des Entſetzens durch die Reihen lief. Der Stier war indeſſen vorbeigeſchoſſen und hatte dann oben an ſeinen Hörnern eines der Schnupftücher, welches er dem Eſpada aus der Bruſttaſche geriſſen. Mit welch donnerndem und enthuſiaſtiſchem Beifallsrufe übrigens eine ſolche That von dem Publikum belohnt wird, davon kann ſich nur der einen Begriff machen, welcher die Spanier, namentlich aber die lebhaften Spanierinnen, bei den Stiergefechten geſehen hat.

Es war ein herrlicher Tag, der elfte December, klar und mild wie ein ſchöner Maitag bei uns; die Rambla war mit Tauſenden von Spaziergängern aller Stände bedeckt, deren Hauptſtrom ſich nach der Puerta del Mar zu wälzte. Zahlreiche Omnibus ſtanden in den Fahrwegen des öffentlichen Spazierganges, alle mit der Bezeichnung, daß ſie die Perſon für einen Real nach dem Stierplatze hinausfahren würden. Das Schauſpiel ſollte um halb zwei Uhr beginnen und nach zwölf Uhr ſchon machten wir uns auf den Weg, um langſam durch die geputzten Menſchenmaſſen hinaus vor das Thor zu ſchlendern; er führte uns über den breiten Spaziergang der Hafenmauern, der ſonſt ziemlich einſam, heute aber ebenfalls mit einer lachenden und plaudernden Menge dicht beſetzt war; namentlich das weibliche Geſchlecht war an dieſem Nachmittage zahlreich und ſchön vertreten. Daß man übrigens oft verwundert ſtehen bleibt, um einer ſchönen Spanierin nachzublicken, die ſtolz, aber nicht unfreundlich an uns vorbeiſchreitet, daran iſt viel das vortheilhafte Coſtume ſchuld. Haare,

Herzogin.

Ah, Sie ſind grauſam gegen mich — womit habe ich dieſe Bitterkeit verdient?

Regent.

Ich bin weder grauſam noch bitter, am wenigſten gegen Sie, am allerwenigſten am heutigen Tage, der —

Herzogin (mit Bewegung).

O, ich weiß — ich weiß, erinnern Sie mich nicht an eine Stunde, die ich früher allerdings ſehnlich herbeigewünſcht, die aber, je näher ſie kommt, mir immer drohender, immer furchtbarer erſcheint — die Stunde meines Regierungsantritts.

Regent.

Der größte Theil Ihres Hofes, Ihrer Räthe denkt nicht ſo, und glauben Sie mir, Herzogin, es iſt ſchon etwas Großes und Erhabenes, in den vollen Beſitz einer Krone zu gelangen.

Herzogin.

Und einen Freund zu verlieren, deſſen ich jetzt gerade ſo dringend bedürfte.

Regent

(ſich verbeugend).

O, Herzogin, Sie brauchen nur um ſich zu ſchauen: wohin Sie blicken, lächelnde Freundesgeſichter, die zur Bekräftigung ihrer Uneigennützigkeit und Treue die Rechte aufs Herz drücken — — — — aber der Rath, den ich Ihnen geben ſoll — worin beſteht derſelbe? gerade und ehrlich heraus, und damit Sie ſehen, wie gerne ich Ihnen dienen möchte, ſo will ich auch meine indiskrete Frage von vorhin zurücknehmen.

Herzogin

(nach einem Kampfe).

Und ich will Ihren Rath befolgen, mag er mir angenehm oder unangenehm ſein, mein fürſtliches Wort darauf.

Regent (erſchrocken).

Halt Couſine! dieſer Schwur könnte mich veranlaſſen, Ihnen nicht zu rathen — denken Sie, welche Verantwortung Sie auf mich laden: in dem Falle wäre es ja kein Rath mehr, den ich Ihnen ertheile, es wäre ja ein Befehl.

Herzogin (demüthig).

Nun denn, auch den würde ich befolgen.

Regent.

Ah, Herzogin Mathilde, Sie gehen grauſam mit mir um — woher dieſe unbegreifliche Milde, dieſe Unterwerfung — verzeihen Sie mir das Wort — in einem Augenblicke, (er zeigt auf die Uhr) wo man nur nach Stunden zu zählen braucht bis zu dem Momente, wo Sie mir zu befehlen haben.

Herzogin.

Nie, nie, und dann weiß ich ja auch, war es ſchon lange Ihre eifrigſte Sorge, ſich rechtzeitig meinen Befehlen oder den Beweiſen meines heißeſten Dankes zu entziehen — Sie werden reiſen?

Regent.

So bald ich kann, Couſine, aber noch einmal, ſeien ſie barmherzig, laſſen Sie mich Ihnen ſagen, daß es auch mein Herz etwas koſtet, die mir ſo nothwendige Ruhe zu behaupten, wenn ich dieſen Hof, dieſes Land verlaſſe — o, es bleibt manche liebe Erinnerung hinter mir.

Herzogin.

Iſt das wahr, Vetter? — haben Sie ſchon oft daran gedacht? o nennen Sie mir eine einzige der freundlichen Erinnerungen.

Regent.

Nein, nein, Herzogin, ich kann das nicht — ſo beſtimmt tritt keine vor meine Seele.

Herzogin.

Aber ich erinnere mich — es war vor ein paar Jahren an meinem achtzehnten Geburtstage. —

Regent.

Laſſen wir das, ich bitte darum.

Herzogin.

Nein, nein — Sie ſchenkten mir damals eine prächtige Kaſſette voll Kryſtallflacons mit Eau Bouquet — ich glaube, ich hatte einmal den kindiſchen Wunſch ausgeſprochen, viel von dieſem feinen Odeur zu haben — — und ich dankte Ihnen — — innig — aus vollem Herzen.

Regent.

Ich weiß, Herzogin — ich weiß.

Herzogin.

Nicht des Eau Bouquets wegen, ſondern weil Sie ſich meines kleinen Wunſches erinnert und mich ſo freundlich überraſchten — mein Dank bewegte Sie: Sie faßten meine beiden Hände und ſagten mir etwas ſehr Liebes und Freundliches.

Regent.

Ich weiß es.

Herzogin.

Damals bat ich Sie, mir das, was Sie mir ſagten, ſchriftlich zu geben — Sie verweigerten es lachend — o, hätten Sie es damals gethan — ich könnte es Ihnen jetzt ſchwarz auf weiß vorlegen, dieſes Verſprechen, das Sie nicht gehalten.

Regent.

Genug, Herzogin — genug, ich bitte Sie — wozu ſie hervorrufen, ſolche Erinnerungen.

Herzogin.

Die mich heute noch ſehr, ſehr erfreuen müßten, wenn ſie mich nicht ſo traurig machten.

Regent.

Eine Erinnerung, Couſine Mathilde, die ich, Gott ſei Dank, durch nichts Schriftliches noch lebendiger gemacht.

Herzogin (bewegt).

Wenn Sie Gott dafür Ihren Dank ſagen, ſo iſt es allerdings beſſer, nie mehr darüber zu reden.

Regent.

Nie mehr — — — — aber wenn Sie trotzdem noch Vertrauen zu mir haben, ſo ſagen Sie mir, worin ſolle ich Ihnen rathen?

Herzogin

(nach einigem Kampfe entſchloſſen).

In der wichtigſten Angelegenheit meines Lebens — Sie wiſſen, in welcher Abſicht Fürſt Georg hieherkam.

Regent.

Gewiß, Couſine, ich weiß es, und es wird mich glücklich machen, — es wird mir wenigſtens eine große Beruhigung ſein, wenn ich Ihnen in dieſer Angelegenheit rathen darf — ich halte viel auf den Fürſten, er wird das Land glücklich machen.

Herzogin (bitter).

Vielleicht auch mich, ſeine Gemahlin — doch ich weiß, das iſt Ihnen Nebenſache — da ich aber ſo viel Gutes von dem Fürſten gehört, ſo will auch ich in Rückſicht für mein Land mich zu einem Opfer entſchließen, ihm ſogar ſeine ſonderbare Idee verzeihen, hier unerkannt auftreten zu wollen — auch darin waren Sie gegen mich im Komplott — Sie kannten den Fürſten, und wer weiß, ob ich Ihnen nicht eine Gegenkomödie geſpielt haben würde, wenn ich nicht ſogleich gewußt hätte, wen ich in der Perſon dieſes Herrn von Reinach vor mir habe.

Regent.

Und wenn ich fragen darf, durch wen erfuhren Sie das, Couſine?

Herzogin

(das Porträt hervorziehend).

Durch ſein Porträt, das ich aus ſehr guter Hand erhielt (ſie überreicht es ihm) — bitte.

Regent

(das Porträt betrachtend).

Allerdings aus ſehr guter Quelle, denn die wohlwollenden, geiſtreichen und ſehr ſchönen Züge des Prinzen ſind hier in voller Wahrheit aufgefaßt.

Herzogin.

Etwas geſchmeichelt, müſſen Sie mir zugeben (da er es ihr zurückgeben will) — bitte, behalten Sie es —

Regent.

Warum, Herzogin?

Herzogin.

Für den Augenblick wenigſtens — es ſcheint mir, wir haben uns ſo verſtanden, daß ich Sie nicht mehr förmlich um Ihren Rath zu fragen brauche — (innig) und doch möchte ich das nochmals thun (da er reden will) aber ohne auf der Stelle Ihre ſo raſche, wohl überdachte, vielleicht ſtaatsmänniſch richtige Antwort zu erhalten — ich möchte Ihnen Zeit zur Ueberlegung laſſen, wenn auch nur eine kurze Zeit — ich möchte Sie bitten, in dieſer für mich ſo wichtigen Angelegenheit nicht nur die Stimme des Regenten zu hören, auch die meines einſtigen Freundes, vielleicht meines einzigen Freundes — wollen Sie das?

Regent (aufſtehend).

Gewiß — um Ihnen gefällig zu ſein, ja.

Herzogin (aufſtehend).

Sie geben mir dieſes Porträt noch heute zurück, wenn Sie mir zu jener Verbindung rathen, im andern Falle aber ſtellen Sie es dem Fürſten Georg zu (herzlich) — ich bin vielleicht kindiſch mit dieſer Bitte, aber erinnern Sie ſich, lieber Vetter, wie oft Sie ſich früher in die kindiſchen Launen des jungen Mädchens zu finden wußten — wie oft, vielleicht auch wie gerne (ſie reicht ihm ihre Hand, welche er in tiefer Bewegung an ſeine Lippen drückt).

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Prinzeſſin, Herr von Reinach, Leibarzt im Hintergrunde.

Leibarzt

(noch im Hintergrunde ſprechend).

Darüber ſollte ich eigentlich böſe werden, Hoheit — das heißt meine Erlaubniß überſchreiten; jetzt wo Sie krank ſein wollen, habe ich zu befehlen — ich geſtattete Ihnen allerdings Beſuche zu empfangen, auch einen mäßigen Spaziergang zu machen, aber nicht in der Sonne zu ſtehen und Blumen abzubrechen.

Prinzeſſin.

Sie ſind ungeheuer komiſch, Doktor — ſtand ich denn in der Sonne? brach ich Blumen ab? — Seine Hoheit, Fürſt Georg, iſt mein Zeuge; er war ſo freundlich alle dieſe Verbrechen für mich zu begehen (mit dem Doktor nach rechts vorgehend, während Herr von Reinach zum Regenten und zur Herzogin tritt) — aber warum zanken Sie denn? iſt das Ernſt oder Scherz? ſind Sie gut oder ſchlecht gelaunt?

Leibarzt.

Ich muß doch Ihre Krankheitskomödie noch ein wenig glaubwürdig fortſpielen — meinen Euer Hoheit denn, es wäre nur ſo damit abgethan, wenn man vor dem ganzen Hofe in Ohnmacht fällt? — daß ich aber ſehr begierig bin, zu hören, was Sie mir über jene Unterredung zu ſagen haben, werden Sie gewiß begreiflich finden.

Prinzeſſin.

Sie waren wohl die Veranlaſſung zu jener Unterredung?

Leibarzt.

Gewiß, Hoheit — ich wußte ja, wie ſehr —

Prinzeſſin (ſeufzend).

Ach, lieber Doktor, in dieſer Unterredung hat leider die Vernunft geſiegt.

Leibarzt.

Wie verſtehe ich das?

Prinzeſſin.

Sie hatten ſich ein kleines Spiel mit uns erlaubt — ich verzeihe es Ihnen, denn ich kenne Ihre Leidenſchaft für die Miarionetten, aber (für ſich, indem ſie ſich etwas affektirt abwendet und ihr Taſchentuch an die Augen drückt) warte, Doktor, ich will beweiſen, daß ich eine gelehrige Schülerin bin, (laut mit einem Seufzer) das iſt nun vorüber.

Leibarzt.

Aber ich bitte Euer Hoheit dringend, mir mit einfachen Worten zu ſagen —

Prinzeſſin.

Daß Ihr ſeines Spiel gelungen iſt — es war doch auf Ihre Veranlaſſung, daß der Fürſt mir ſagte — ich ſolle ihm vertrauen — ich ſolle auf ſeinen Schutz rechnen, auf ſeinen Beiſtand — — wenn künftig — ich ſolle ihn als Freund betrachten, nur als Freund — da erkannte ich, Doktor, daß es beſſer iſt, das Schickſal ſeinen Weg gehen zu laſſen (nach hinten zeigend) und ſehen Sie, dort geht das Schickſal ſeinen Weg — meine Schweſter am Arme ihres künftigen Gatten — im Grunde genommen müſſen wir Ihnen Alle dankbar ſein. (Nach links ab.)

Leibarzt.

Mir? — den Teufel auch.

(Regent, Herzogin und Herr von Reinach ſind unter angelegentlichen Geſprächen nach dem Hintergrunde gegangen. Herr von Reinach führt die Herzogin zur Mittelthüre ab.)

Regent (vorkommend).

Unſere Sachen ſtehen vortrefflich, (das Etui zeigend) hier in meiner Hand halte ich die Entſcheidung — kommen Sie ſpäter einen Augenblick in mein Kabinet — auch Sie haben dabei nach Kräften mitgewirkt — ich danke Ihnen herzlich. (Ab.)

Leibarzt (ingrimmig).

Keine Urſache, bitte recht ſehr.

Reinach

(durch die Mittelthüre zurückkommend, heiter aufgeregt).

Ihr Rath war vortrefflich, lieber Doktor — wie danke ich Ihnen.

Leibarzt.

O, bemühen ſich Euer Hoheit nicht.

Reinach.

Nein, nein, ich kann es nicht unterlaſſen, Ihnen meine ganze Anerkennung auszudrücken — ich habe genau Ihren Rath befolgt — ja, ich habe mir ſogar erlaubt, bei der Prinzeſſin auf das Unpaſſende dieſer Leidenſchaft anzuſpielen, einer Leidenſchaft für Jemand, der in Rang ſo tief unter ihr ſtände — ſo ſagten Sie mir doch, Doktor? — ſie verſtand mich — ſie entſagte — ich entſagte — wir entſagten — ja, die Prinzeſſin hatte Seelenſtärke genug, mir noch nachzurufen: ſei glücklich, edel biſt du ſchon.

Leibarzt (giftig).

Ich kenne das, es ſteht auf alten Kaffeetaſſen.

Reinach.

Und daß ich mich jetzt ſo frei und glücklich fühle, verdanke ich nur Ihnen, Doktor; ich ſage Ihnen, die Herzogin iſt von einer Liebenswürdigkeit, einer Seelengröße, die mich entzückt, (ihm die Hand reichend) ich laſſe Sie jetzt, ich möchte den Regenten finden, mit dem ich Wichtiges zu verhandeln habe. (Nach rechts ab.)

Leibarzt

(wirft ſich in einen Fauteuil).

So weit wären wir alſo — das der Erfolg meines ganzen Spiels — alle Fäden, die ich ſo ſchön angeknüpft, ſind zerriſſen und meine Marionetten ſchlagen triumphirend oder hohnlachend die Hände über dem Kopfe zuſammen — Luft! — Luft! ich muß in's Freie, in den Park hinaus, in einen ſtillen Winkel, wo man keines dieſer Hofgeſichter ſieht — wahrhaftig, wenn mich nicht der Befehl des Regenten, nachher zu ihm zu kommen, zurückhielte, ſo wäre ich ſchon auf dem Wege nach der Reſidenz — dieſer Regent, ſo fein Spiel verloren zu geben, nachdem die Karten ſo vortrefflich für ihn lagen. — Edelmuth und Großherzigkeit, ſchlimme Münzen, die ihr ſeid; man giebt ſie ſo gerne hin, um falſches Geld dafür einzutauſchen. (Er will abgehen und trifft auf den Hofmarſchall, der durch die Mittelthüre hereingekommen iſt.)

Hofmarſchall.

Ei, mein lieber Herr Geheimerath, wohin ſo eilig?

Leibarzt.

In die Einſamkeit, Excellenz, mit mir allein in der beſten Geſellſchaft und unter den grünen Bäumen des Parkes Kühlung und Schatten ſuchend.

Hofmarſchall.

Iſt es Ihnen etwas zu ſchwül hier im Schloſſe geworden? — Ja, mein lieber Herr Geheimerath, Sie glaubten den treuen Anhängern Ihrer Hoheit der Herzogin ein Rezept verſchrieben zu haben und müſſen nun die bitteren Pillen ſelbſt verſchlucken — — das iſt un—an—genehm.

Leibarzt.

Beruhigen ſich Euer Excellenz darüber, vielleicht war das nur eine Verſuchspille und bleibt ihnen doch noch die ganze bittere Arznei vorbehalten — (abgehend) habe die Ehre. (Ab.)

Hofmarſchall

(ihm bedenklich nachſehend).

Hm — was war das? — weiter nichts als eine hohle Redensart, um ſeinen Rückzug zu verdecken — und wir blaſen zum Rückzug, daran iſt nun kein Zweifel mehr (zur Oberſthofmeiſterin, welche von links eintritt) — nun, verehrte Freundin? — Sie ſprachen die Herzogin? — iſt Alles in Richtigkeit?

Oberſthofmeiſterin.

Es ſcheint ſo, wir werden ſiegen — die Herzogin vertraute mir ohne Rückhalt an, Fürſt Georg ſei hiehergekommen, um die beiden Höfe durch ein zartes Band zu verknüpfen, ſie habe ihre Einwilligung dazu gegeben und erwarte nur noch die Erklärung einer anderen dabei betheiligten Perſon.

Hofmarſchall.

Natürlich die des Fürſten — und kann man nichts thun, um dieſe Sache zu beſchleunigen?

Oberſthofmeiſterin.

Es iſt Alles geſchehen, was möglich iſt, auch hat ſich ja der Regent bereit erklärt, heute noch das Dokument zu übergeben, welche die Regierung in die Hände der Herzogin legt — ich athme freier, unſere Zeit beginnt.

Hofmarſchall (mit Beziehung).

Ach, Clementine — darf ich hoffen, daß auch für mich eine ſchönere Zeit beginnt?

Oberſthofmeiſterin

(ihm die Hand reichend).

Sie kennen meine Gefühle für Sie — aber keine Uebereilung — nur jetzt nicht dem Hofe Anlaß zu einer ſpöttiſchen Bemerkung gegeben — ruhiges Abwarten bringt die ſüßeſten Früchte — ich muß noch einige nothwendige Befehle geben: die Damen der Herzogin ſollen ſich hier verſammeln. (Durch die Mitte ab.)

Hofmarſchall

(ihr nachblickend und langſam folgend).

Ruhiges Abwarten — es gibt ein Lebensalter, zu dem der gute

Rath: ruhig abwarten, gerade so passend erscheint, als wenn man einer abwärts rollenden Kugel sagt, sie möge gefälligst stille stehen, — und doch, was kann ich anders thun, als ruhig abwarten? habe ich mich ja auf Gnade und Ungnade in die Hände der Baronin begeben, (zur Mittelthüre hinausschauend) dort kommt der erste Sekretär des Regenten von dem Kanzleigebäude und begibt sich in das Kabinet Seiner Hoheit — man meint ordentlich zu sehen, wie schwer er an seiner Mappe trägt — ah, es ist aber auch von Gewicht, das Dokument, welches er Seiner Hoheit vorlegen wird, (langsam hinausgehend) gute Verrichtung, Herr Rath — gute Verrichtung! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Prinzessin. Reinach.

Reinach

(die Thüre links öffnend und auf der Schwelle stehen bleibend).

Auch das Warten muß gelernt werden, und es ist keine Kleinigkeit, mit Ruhe und Anstand im Vorzimmer höchster Personen zu warten — ich werde mir das für die Zukunft merken, und wenn es angeht, nie Jemand warten lassen.

Prinzessin (eilig von rechts).

Ah, Fürst Georg — Euer Hoheit kam vom Regenten? —

Reinach.

Aus seinem Vorzimmer wenigstens, wo ich vergeblich auf ihn gewartet; wie mir sein Kammerdiener sagte, arbeitet er in seinem Kabinette — aber Sie sind so erregt, Prinzessin.

Prinzessin.

Ich komme so eben von meiner Schwester — sie hatte eine Unterredung mit dem Regenten, eine Unterredung, von deren Resultat viel Wohl oder Wehe abhängt.

Reinach.

Ihre Worte erschrecken mich — mehr aber noch der tiefe Ernst, mit dem Sie sie aussprechen — und doch, wie glücklich macht mich gerade der Ernst, den Sie jener Angelegenheit widmen, die auch mich so sehr betrifft, einem so beglückenden Ziele.

Prinzessin.

O, wir haben dieses Ziel noch lange nicht erreicht — ich fürchte, meine Schwester hat dem Regenten eine Entscheidung auch unseres Schicksals überlassen — neue Schwierigkeiten. —

Reinach

(die Hand der Prinzessin ergreifend und innig küssend).

O, Prinzessin Anna, die ich aber nicht mehr fürchte, nachdem

Sie mir eine ſo ſüße Hoffnung gegeben (ihre beiden Hände ergreifend) — aber Sie blicken ſo finſter — ſollten Sie es bereuen, was Sie mir heute Morgen geſagt?

Prinzeſſin.

O gewiß nicht, mein Fürſt, aber Sie werden meine Gemüthsſtimmung verſtehen, wenn Sie bedenken, welch wichtiger Augenblick an uns herantritt — wichtig, vielleicht verderblich für uns Alle, beſonders für meine arme Schweſter.

Reinach.

Sollte der Regent ſo wahnſinnig ſein und rückſichtslos alle Bande zerreißen, die ihn hier an den Hof, an Ihre erlauchte Familie feſſeln?

Prinzeſſin.

Er wird ſo wahnſinnig ſein, er wird von einem Rechte Gebrauch machen, welches meine Schweſter ihm unbeſonnenener Weiſe eingeräumt hat.

Reinach.

Welches Recht?

Prinzeſſin.

Ihren künftigen Gatten zu wählen — doch laſſen Sie mich jetzt, mein Fürſt, ich muß den Kammerdiener des Regenten ſprechen, (zutraulich lächelnd, die Hand auf den Arm des Fürſten legend) ich will ja alles thun, um zu einem guten für uns Alle glücklichen Ziele zu gelangen.

Reinach.

O, — Anna — wie danke ich Ihnen für dieſes Wort.

Prinzeſſin.

Ich ſprach Ihnen von dem Spiele, welches mich der Leibarzt des Regenten gelehrt.

Reinach (lachend).

Ja, ja, bei dem wir ihn aber ſelbſt agiren ließen — eigentlich ein gefährliches Spiel.

Prinzeſſin.

Gewiß, aber wenn man es einmal angefangen, muß man es auch zu Ende führen.

Reinach.

Das wollten Sie durch den Kammerdiener des Regenten?

Prinzeſſin.

Er ſoll mir als letzte aber wirkſamſte Marionette dienen.

(Prinzeſſin rechts ab.)

Reinach

(nachdem er ſie ehrfurchtsvoll bis an die Thüre begleitet).

Glück, wie warſt du mir günſtig bei dieſer geſtrigen Begegnung — ah, wenn ich bedenke, daß ich ſtatt ſelbſt hieher zu kommen, in

der That einen Botschafter geschickt hätte, der mir der Wahrheit gemäß berichtet von der Schönheit, der Liebenswürdigkeit der Herzogin, für welche dieser Gesandte im Interesse seines Herrn nur allein Augen gehabt haben würde, für den die Prinzessin nur Nebensache gewesen wäre — die Prinzessin Anna so schön, so geistreich, so liebenswürdig — eine weitere Lehre für uns Fürsten, Alles mit eigenen Augen anzusehen, uns auf keine diplomatischen Zwischenträgereien zu verlassen — meine staatsklugen Minister, die eine Vereinigung dieser beiden Fürstenthümer dringend gewünscht — werden allerdings sagen, mein Herz hätte hiebei nicht in's Spiel kommen sollen, doch bin ich überzeugt, wenn ich das Glück habe, ihnen ihre neue, wundervolle, von mir so heiß geliebte Fürstin vorzustellen, so wird der Prinzessin Geist, ihre seelenvollen Augen erwärmend auf die staubigen Herzen meiner alten Räthe wirken — sie werden in ihr die Sonne erkennen, die belebend für uns Alle aufgeht. (Hofmarschall ist im Hintergrunde mit Lakaien erschienen, welche Blumen, lebende Pflanzen und so weiter hereintragen, und denen er Anordnungen giebt.) Doch mir scheint, ich bin hier überflüssig; man schmückt den Salon zur großen Feierlichkeit. (Er schlendert singend ab. Hofmarschall und Bediente grüßen ehrfurchtsvoll.)

Siebenter Auftritt.

Verwandlung.

Kleines Vorzimmer des Regenten. Die Möbel in dem vorigen Auftritt sollten so gestellt sein, daß die Verwandlung kein Abräumen nothwendig macht.

Kindermann

(öffnet langsam die Thüre links, fährt zusammen, als habe ihn Jemand von draußen gerufen — nach einer tiefen Verbeugung mit matter Stimme durch die geöffnete Thüre sprechend.)

Hoheit — ich werde halten, was ich versprochen — o mein Gott — (schleicht herein mit schwankenden Schritten, läßt sich erschöpft in einen Fauteuil nieder) — das muß mir in meinen alten Tagen begegnen — ich muß in so schöne und doch so fürchterliche Hände fallen, die mir moralisch eine Pistole auf die Brust setzen: die Börse oder das Leben, die mich zu einem Verbrechen nöthigen, zu einem fürchterlichen, hochverrätherischen Verbrechen — ich glaube, es wäre besser für den alten Kindermann, wenn er eine Stunde vor diesem allerhöchsten Attentate aus der Welt geschlichen wäre.

Leibarzt

(rasch von links eintretend).

Der Regent hat mich befohlen, kann ich zu ihm eintreten?

Augen und Zähne ſind meiſtens ſchön und dadurch macht ſich das ganze Geſicht, von der ſchwarzen Mantilla eingerahmt, auch wenn es nicht gerade bemerkenswerth iſt, intereſſant, ja reizend. Und mit der Mantilla um den Kopf, ſowie mit dem Fächer in der Hand wiſſen die Spanierinnen umzugehen. Die Mantilla iſt unſeren Leſerinnen wohl bekannt, man könnte ſagen: es iſt nichts als ein großer ſchwarzer Spitzenſchleier, der oben am Kopfe befeſtigt iſt, durch den Kamm gehalten wird, zu beiden Seiten des Kopfes herabfällt und vorn über der Bruſt von einer meiſtens ſehr kleinen Hand zuſammengehalten wird.

Hier in Barcelona, wo die Mantillen dritter und vierter Qualität gemacht werden — Nummer Eins und Zwei kommen, wie faſt alle Mode- und Luxus-Artikel, aus Paris —, ſieht man ſie auch häufig von ſchwarzem Seidenzeuge, mit fußbreiten Spitzen. Zuweilen iſt auch der Kopf ganz von Spitzengeweben umgeben, an welchen, erſt auf den Schultern anliegend, eine Mantilla in der Form, wie man ſie bei uns trägt, von ſchwarzer Seide, auch wohl von Sammt, befeſtigt iſt. Im Aufheften des Schleiers an dem dunklen Haare haben alle Spanierinnen eine merkwürdige Gewandtheit und es gibt nichts Coquetteres, als wenn die Mantilla, die vorn an der Stirn flach aufliegt, auf beiden Seiten des Kopfes von einer Granatblüthe oder Camellia aufgehoben und getragen wird.

Der übrige Anzug der Barceloneſerinnen iſt ähnlich dem unſerer Damen; man ſieht viele Anzüge von ſchwarzer Seide, daneben aber auch oft die bunteſten Farben: Gelb, Blau, Grün, Roth. Spenſer oder kleine Jacken von Seide oder Sammt, und alsdann meiſtens in anderen Farben als die Röcke, werden viel getragen. Auffallend war es mir, daß hier in Barcelona die meiſten Damen aller Stände ſchiefe Scheitel hatten; bei einem ſehr edeln und ſehr ſchönen Geſichte macht ſich das nicht übel; gewöhnlich aber bekommt hiedurch der Kopf etwas ſehr Herausforderndes, ja Leichtfertiges. Das gefährliche Fächerſpiel beginnt

Kindermann

(nach rechts zeigend, mit matter Stimme).

Dort, Herr Geheimerath, er erwartet Sie.

Leibarzt

(durch die Thüre links zurückblickend).

War die Prinzessin beim Regenten? — ich meine, ich hätte sie von hier weggehen sehen.

Kindermann.

Nicht beim Regenten, nur bei mir.

Leibarzt

(ihn aufmerksamer betrachtend).

Bei Ihnen? — um aller Heiligen willen, was fehlt Ihnen, Mann? lassen Sie mich Ihren Puls fühlen.

Kindermann.

Hat man Ohrensausen und Schwindel, wenn man vor einem Schlaganfall steht?

Leibarzt.

Allerdings, Mann, — Sie erschrecken mich.

Kindermann.

Vor einem Schlaganfall aus Alteration.

Leibarzt.

Aus Alteration? und die Prinzessin war hier? — stehen Sie auf, Kindermann — machen Sie keine solche Geschichten — so, gehen wir einige Male auf und ab — ach was Schlaganfall — Sie haben eine bombenfeste Gesundheit — sehen Sie, es geht Ihnen schon besser — — so, die Prinzessin war hier, und es hat eine Szene gegeben?

Kindermann

(die Hände faltend).

Und was für eine Szene, Herr Geheimerath.

Leibarzt.

Mit dem Regenten?

Kindermann.

Ach nein, mit mir.

Leibarzt.

Mit Ihnen? — paß, Mann, Sie haben mich zum Besten.

Kindermann.

Mit mir, Herr Geheimerath, mit dem armen Kindermann, mit dem unschuldigen Kindermann, mit Kindermann, der nie Jemanden etwas zu Leide gethan — die Prinzessin hat mich zu einem Verbrechen überredet.

Leibarzt

(auf seine Stirne zeigend).

Vor einem Schlaganfall habe ich keine Sorge, mein lieber Freund,

aber — — es iſt doch beſſer, Sie ſetzen ſich wieder in Ihren Stuhl und erzählen mir ruhig die ganze Geſchichte — haben Sie vielleicht ein Brauſepulver in der Nähe.

Kindermann.

Herr Geheimerath, darauf nützt auch kein Brauſepulver mehr — verſchreiben Sie mir lieber etwas Strichnin oder ein anderes dieſer neumodiſchen Gifte, vermittelſt deren man ſtill und mit Anſtand aus der Welt geht.

Leibarzt (ärgerlich).

Hören Sie, Kindermann, wenn Sie nicht bald vernünftig reden, ſo laſſe ich Sie im Stiche und gehe zum Regenten und ſage, Sie ſeien ein Narr geworden.

Kindermann (ſich aufraffend).

Zum Regenten? — um Gotteswillen ſprechen Sie leiſe, Herr Geheimerath, der Regent und die Prinzeſſin — die Prinzeſſin und ich und der Regent, darum handelt es ſich ja gerade.

Leibarzt.

Ruhig, Mann, ruhig: die Prinzeſſin war hier — bei Ihnen — keine Ausrufe, wenn ich bitten darf — Sie wiſſen, daß ich Ihr guter Freund bin, wie ein treuer Anhänger des Regenten — was wollte die Prinzeſſin?

Kindermann.

Etwas Fürchterliches.

Leibarzt.

Ich bitte noch einmal, keine Ausrufungen, ruhig und gelaſſen, ohne irgend ein unnöthiges Wort — wollen Sie das oder ſoll ich gehen? — wenn Sie mir verſchweigen wollen, was Sie drückt, ſo iſt mir's auch recht, ich brauche Ihre Geheimniſſe nicht.

Kindermann.

Gut denn, ich will mich zuſammen nehmen, die Prinzeſſin war hier — ſie ſagte: lieber Kindermann, Sie müſſen mir einen Gefallen thun — Schuldigkeit, Hoheit — — nein, nein, es handelt ſich nicht um Ihre Schuldigkeit, es iſt ein großer Dienſt, den Sie mir leiſten ſollen, mir und meiner Schweſter, der Herzogin — auch dem Regenten — — — — jetzt paſſen Sie auf, Herr Geheimerath, das war die Einleitung, bei der ich noch nichts Böſes dachte.

Leibarzt (ungeduldig).

Ich wollte, Sie ließen ihre Einleitungen — ſoll uns der Regent hier überraſchen.

Kindermann.

Das wäre entſetzlich — alſo die Prinzeſſin ſagte, der Regent hat ein kleines Etui von der Herzogin mit hiehergebracht, und das war richtig — ein Etui, das er in ſeinem Kabinet ziemlich heftig auf den Tiſch warf.

Leibarzt.

Und dieſes Etui — o Sie wiſſen, was darin war.

Kindermann.

Es war das Porträt des Fürſten Georg, welches der Regent, ſagte die Prinzeſſin, ſpäter meiner Schweſter zurückzugeben die Abſicht hat, und dieſes zu verhindern, iſt der Dienſt, den Sie mir leiſten ſollen. — Wie kann ich, Hoheit? — Auf die einfachſte Art von der Welt: Sie haben hier ein zweites ganz gleiches Etui in vollkommen ähnliches Papier eingewickelt, welches ſie an die Stelle des erſteren legen.

Leibarzt.

Ah, das iſt allerdings ſtark.

Kindermann.

Nicht wahr, Herr Geheimerath? ein Betrug an meinem allergnädigſten Herrn, ein hochverrätheriſcher Betrug, für welchen, und mit vollem Rechte, dem unglücklichen Kindermann ein Kriminalprozeß gemacht wird — abgeſehen von der tiefſten Ungnade, in die ich rettungslos ſtürze.

Leibarzt.

Vor allen Dingen laſſen Sie mich das Porträt ſehen, welches Ihnen die Prinzeſſin gegeben.

Kindermann

(das Etui hervorziehend).

Hier iſt es.

Leibarzt (daſſelbe betrachtend).

A—a—a—ah.

Kindermann.

Nun, Herr Geheimerath?

Leibarzt.

Verſprachen Sie der Prinzeſſin, ihren Wunſch zu erfüllen?

Kindermann.

Ja, ich verſprach es — ſie bat mich ſo dringend — ſie ſagte, es ſei zum Glück der Herzogin — und unſere hochverehrte Herzogin hat mich vor kurzem ſo gnädig behandelt, daß ich mir feierlich gelobte, für ſie durch's Feuer gehen zu wollen, wenn es ihr irgendwie nützlich ſein könnte.

Leibarzt

(das Porträt ſorgfältig wieder einwickelnd).

Nun denn — was bedenken Sie ſich? — die Sache iſt lange nicht ſo ſchlimm, wie Sie ſie anſehen — ein Scherz.

Kindermann.

Ach, Herr Geheimerath, Sie kennen den Regenten nicht, wie ich ihn kenne — denken Sie ſich, wenn er mit dem Porträt des Fürſten

Georg irgend einen beſonderen Zweck hat — wenn ich ihm nun ſtatt deſſelben ein anderes Porträt in die Hand gebe.

Leibarzt.

Das ſollen Sie gar nicht — Sie legen einfach dieſes Porträt an die Stelle des anderen, und der Regent, wenn er es braucht, wird er es ſich wahrſcheinlich ſelbſt von dort wegnehmen, wo er es hingelegt. — Etwas anderes wäre nur zu bedenken — glauben Sie, daß er jenes Porträt noch einmal betrachten wird, ehe er es wieder zu ſich nimmt — es einſchließt oder ſonſt irgend etwas damit thut?

Kindermann.

Nein, das glaube ich nicht, denn Seine Hoheit ſind überzeugt, daß Alles in ſeinem Kabinette unangerührt bleibt, daß ich, der nun ſchon ſeit zwanzig Jahren bei ihm bin, ſich nichts dergleichen erlauben würde, er wird ohne Argwohn dieſes Porträt für jenes nehmen.

Leibarzt.

Vortrefflich — und wer kann Ihnen beweiſen, daß Sie dieſe beiden Porträts vertauſcht?

Kindermann.

Wer kommt ſonſt in das Schlafzimmer Seiner Hoheit?

Leibarzt.

Wer? — ich zum Beiſpiel, wie Sie genau wiſſen, und um Ihnen, der Prinzeſſin und der Herzogin gefällig zu ſein, könnte ich mich entſchließen, im ſchlimmen Falle die Schuld auf mich zu nehmen.

Kindermann

(erfreut aufathmend und des Leibarztes Rechte mit beiden Händen ergreifend).

Ach wenn Sie das für mich thun wollten.

Leibarzt.

Warum das nicht, und wenn ich in Ungnade falle, was mache ich mir im Grunde daraus?

Kindermann.

Allerdings, ein ſo hochſtehender, berühmter, gelehrter Herr —

Leibarzt.

Ich will es thun — ich will ſelbſt im ſchlimmſten Falle für Sie eintreten, doch habe ich eine kleine Bedingung, die Sie mir erfüllen müſſen.

Kindermann (erfreut).

Jede, Herr Geheimerath — jede.

Leibarzt.

Da draußen bereitet ſich etwas vor — der Hofſtaat wird ſich in kurzem im Salon verſammeln.

Kindermann.

So iſt es, der Regent wird Ihrer Hoheit der Herzogin das bewußte Dokument feierlich überreichen —

Leibarzt.

Wenn also Alles versammelt ist, so schleichen Sie sich ohne Aufsehen hinein — es wird Ihnen das nicht schwer werden.

Kindermann.

O nein, ich öffne dem Regenten die Thüre und es wird kein Aufsehen erregen, wenn der erste Kammerdiener Seiner Hoheit sichtbar bleibt.

Leibarzt.

Gut — Sie suchen in die Nähe der Prinzessin zu gelangen und flüstern ihr leise zu. —

Kindermann.

Daß ihr Wunsch erfüllt worden sei.

Leibarzt.

Im Gegentheil, Sie flüstern der Prinzessin zu, ihr Wunsch sei nicht erfüllt worden, denn in dem Augenblicke, wo Sie die beiden Porträts hätten vertauschen wollen, habe der Regent das des Fürsten Georgs zu sich genommen und in die Tasche gesteckt, (da ihn der Kammerdiener zweifelhaft ansieht) verstehen Sie denn nicht, was ich damit will?

Kindermann.

Nicht so ganz.

Leibarzt.

Das ist doch so einfach: alle Schuld von Ihnen ablenken und somit Alles auf mich nehmen.

Kindermann.

Wie soll ich Ihnen danken?

Leibarzt (eilig).

Dadurch, daß Sie das bewußte Porträt holen und dieses dafür hinlegen — aber beeilen Sie sich.

Kindermann

(rasch rechts ab, läßt die Thüre weit aufstehen).

Leibarzt.

Halt, ein glücklicher Gedanke (halbleise in's Nebenzimmer hinein) — besser wäre es noch, Herr Kindermann, wenn Sie den Umschlag des Porträts, das Sie mir bringen, mit einer der Siegelmarken Seiner Hoheit verschlössen — am allerbesten, wenn Sie die Siegelmarke mit herausbrächten, (für sich) man muß Niemand zu viel Vertrauen schenken, (laut) so sind Sie vor jeder Verantwortung sicher, (auf- und abgehend und sich die Hände reibend) vortrefflich, vortrefflich — herrliche Gelegenheit, wieder einen festen Faden anzuknüpfen — vielleicht Alles wieder in's Geleise zu bringen — ei, ei, Prinzessin, ein Komplott gegen mich — man hat ganz hübsch mit mir gespielt — jetzt ist die Reihe aber wieder an mir.

Kindermann (zurückkommend).

Hier ist das Porträt und hier die Siegelmarke.

Leibarzt.

Danke — (er betrachtet raſch das Porträt, klebt dann die Marke auf und ſteckt es in ſeine Taſche) — **ſo, jetzt zum Regenten.**

(Beide nach rechts ab.)

Achter Auftritt.

Verwandlung.

Dekoration der vorigen Aufzüge. Der Raum zwiſchen den beiden Thüren im Hintergrunde iſt mit Blumen dekorirt, davor eine kleine Eſtrade mit rothem Tuche und ein vergoldeter Seſſel für die Herzogin. Herren und Damen vom Hofe, Beamte, Lakaien im Hintergrunde und zu beiden Seiten.

Oberſthofmeiſter. Hofmarſchall.

Hofmarſchall

(im Frack mit Stern und Ordensband ſich die Anordnungen betrachtend).

Oberſthofmeiſterin

(in großer Toilette von hinten zum Hofmarſchall).

Unſere Sachen ſtehen vortrefflich, lieber Freund, der Regent wird hier ſogleich die Regierung in die Hände der Herzogin niederlegen, welche ſie in aller Form empfangen wird — worauf denn der bisherige Regent entſchloſſen iſt, ſogleich abzureiſen.

Hofmarſchall.

Gott ſei Dank, ich habe bis jetzt immer noch gezittert, irgend etwas Unvorhergeſehenes könnte Ihre Pläne zerſtören und dadurch uns Alle mit einander, mich aber noch ganz beſonders unglücklich machen.

Oberſthofmeiſterin.

Um gegen Sie offen zu ſein, will ich Ihnen nun auch nicht mehr verſchweigen, daß das Gelingen unſerer Angelegenheit noch vor kurzem an einem ſchwachen Faden hing, und daß, wenn der Regent nicht feſt entſchloſſen geweſen wäre, dem Wohle des Landes (achſelzuckend), für das er ſchwärmt, uneigennütziger Weiſe jedes Opfer zu bringen, ſo würden vielleicht wir uns jetzt nach unſeren Reiſewägen umſehen können.

Hofmarſchall.

Gerechter Gott! — ſo wandelten wir ſorglos auf einem Vulkan, ohne eine Ahnung davon zu haben.

Oberſthofmeiſterin.

Wie häufig bei Hofe — die Herzogin legte die Entſcheidung gänzlich in die Hand des Regenten, ja ſie ermächtigte ihn, die Be-

werbungen des Fürſten Georg einfach dadurch abzuſchneiden, daß er das eigene Porträt des Fürſten, welches er von derſelben erhielt, einfach zurückgäbe.

Hofmarſchall.

Unbegreiflich, wie die Herzogin ſo handeln konnte — welche Macht der Regent auf ſie ausübt.

Oberſthofmeiſterin.

Was wollen Sie — er iſt ein Mann in der ſchönſten Bedeutung des Wortes, und da ich weiß, wie unbeugſam er einen einmal gefaßten Entſchluß ausführt, ſo wird er rückhaltslos jede Regierungsgewalt in die Hände der Herzogin zurücklegen und hat ihr bereits in ernſter Weiſe den Rath gegeben, die Hand des Fürſten Georg anzunehmen.

Hofmarſchall.

Gott ſei gedankt! und wir erhalten einen jungen Herrn, der lenkbar ſein wird — o Clementine, theure Freundin, wie glücklich mich Alles das macht.

Oberſthofmeiſterin

(den Finger auf den Mund legend).

Geduld, mein Freund — und erſt wenn Alles gelungen ſein wird, wenn wir die Gewalt in den Händen halten — dann —

Hofmarſchall.

O Cle — (er ſchluckt auf einen ernſten Blick der Herzogin den Reſt des Wortes nieder).

Oberſthofmeiſterin.

Seien Sie klug — jede Annäherung bis dahin vermieden, beſonders heute — ich darf für Sie gar nicht auf der Welt ſein.

Kammerdiener der Herzogin (von links).

Ihre Hoheit die Herzogin haben nach Euer Excellenz gefragt.

Oberſthofmeiſterin.

Bis nachher, Herr Hofmarſchall.

(Nach links ab).

Neunter Auftritt.

Hofmarſchall, Leibarzt, ſpäter die Prinzeſſin mit ihren Damen.

Hofmarſchall

(in großer Behaglichkeit auf und abgehend und alsdann mit einem gnädigen Kopfnicken die tiefe Verbeugung des Leibarztes beantwortend, welcher von rechts kommt).

Ach, mein lieber Doktor, bedaure ſehr, daß Sie uns ſo bald wieder verlaſſen wollen — man ſagt, Sie würden den Regenten begleiten — ja Seine Hoheit hat ſich entſchloſſen — nichts auf dieſer Welt iſt von Beſtand.

Leibarzt.

Eine ſehr wahre Bemerkung, Herr Hofmarſchall.

Hofmarſchall

(die Hände auf dem Rücken auf und abſchiendernd).

Sie werden alſo den Regenten begleiten — nun was mich anbelangt, ich wünſche Ihnen eine glückliche und angenehme Reiſe.

Leibarzt.

Beſtens dankend, Herr Hofmarſchall — ja ich hoffe noch recht lange in der Nähe Seiner Hoheit des Regenten zu bleiben — doch wie man (mit einer Verbeugung) ſich durch eine geiſtreiche Unterhaltung zerſtreuen laſſen kann; da hätte ich faſt eines Befehles vergeſſen, den mir Seine Hoheit an Sie gab, Herr Hofmarſchall.

Hofmarſchall

(plötzlich ſtehen bleibend, ineident).

Eines Befehles, mein Lieber? — vielleicht wäre es Ihnen gleichgültig, wenn wir dafür das Wort Auftrag ſetzen —

Leibarzt.

oder Bitte, wenn es Ihnen ſo lieber iſt — Seine Hoheit der Regent ſprachen zu mir: unſer guter Hofmarſchall — Sie verzeihen, daß ich genau ſeine Worte wiederhole — iſt trotz alledem ein Mann von Fähigkeiten, ein Mann von Geiſt, ein vollendeter Hofmann, dem ich für die Zukunft alles mögliche Gute wünſche, und um ihm zu beweiſen, wie wohl ich ihm will, habe ich ihn zur Ausführung einer kleinen Botſchaft an den Fürſten Georg erſehen.

Hofmarſchall

(einigermaßen geſchmeichelt).

Ein richtiges Urtheil und Menſchenkenntniß war Seiner Hoheit niemals abzuläugnen — (hochmüthig) was kann ich für den Regenten thun?

Leibarzt

(das verſiegelte Etui hervorziehend).

Dieſes kleine, ganz private Geſchenk dem Fürſten Georg im Namen Seinrr Hoheit zu überreichen.

Hofmarſchall.

Mit Vergnügen, mein lieber Doktor, (ſich raſch umwendend mit einer tiefen Verbeugung) ah, Ihre Hoheit die Prinzeſſin.

(Prinzeſſin von hinten links mit ihren Damen, faſt zu gleicher Zeit aus dem Hintergrunde rechts der Fürſt Georg, welcher der Prinzeſſin eine tiefe Verbeugung macht, und dann nach vornen rechts geht, wo ſich der Hofmarſchall befindet).

Prinzeſſin

(nachdem ſie dem Fürſten freundlich gedankt, geht nach vornen links und läßt ſich dort auf einen Fauteuil nieder).

Lieber Doktor, einen Augenblick, wenn ich Sie bitten darf (mit einer lächelnden Miene, die ſie zu verbergen ſtrebt) — Sie reiſen mit dem Regenten — wie mich das traurig macht.

Leibarzt (ſeufzend).

Könnten Euer Hoheit den Jammer in dieſem treuen Herzen ſehen, Sie würden mitleidiger ſein und bei Ihrer tiefen Trauer nicht ſo heiter erſcheinen.

Prinzeſſin.

Das iſt leider meine Art ſo — ich werde mich noch kompromittiren — alſo Sie reiſen?

Leibarzt.

Ja, und wenn Euer Hoheit Befehle nach der Reſidenz für mich haben —

Prinzeſſin (launig).

Nein, ich danke, nur noch einen kleinen Rath für Sie, ſo lange Sie hier ſind — laſſen Sie ihre traurige Miene und nehmen Sie Alles das wie ein unabwendbares Spiel des Zufalls.

Leibarzt.

Oder wie ein Spiel Ihrer Hand — ich fürchte, Sie haben mich zu Ihrer Marionette gemacht.

Prinzeſſin.

Fürchten Sie das nicht, ſeien Sie davon überzeugt — mußte ich mich denn nicht würdig eines ſolchen Lehrers zeigen?

(Der Hofmarſchall hat mit vielen Bücklingen und einer kleinen Anrede dem Herrn von Reinach das Etui übergeben, der ihm zum Danke die Hand reicht und dann langſam das Papier öffnet.)

Leibarzt

(mit einem verbachtenden Blicke nach rechts).

Sie haben zu frühe über mich triumphirt, Prinzeſſin — Euer Hoheit hätte noch von mir lernen ſollen, wie man durch dieſes unübertreffliche Spiel aus der Entfernung wirken kann.

Prinzeſſin.

Was wollen Sie damit ſagen?

Leibarzt.

Betrachten Euer Hoheit einmal die freundlichen, heiteren Mienen des Fürſten Georgs und unſeres würdigen Hofmarſchalls — man ſollte doch ſagen, es wäre nicht möglich, irgend etwas herbeizuzaubern, um dieſe Mienen gerade in das Gegentheil zu verkehren.

Prinzeſſin.

Und Ihnen wäre das möglich?

Leibarzt.

Ja — durch die geheimſten Geheimniſſe der Kunſt — ſehen Sie, ich ziehe an meinem unſichtbaren Faden — eins — zwei — drei.

(Der Fürſt hat das Etui betrachtet, erſtaunt auf's heftigſte und reicht das Porträt dem Hofmarſchall, welcher tieferſchüttert den Tiſch faßt, an welchem er ſteht.)

Reinach

(mit einem ſchmerzlichen Blick auf die Prinzeſſin).

Ah, ich verſtehe, fein aber grauſam.

Prinzeſſin

(erhebt ſich raſch).

Was iſt das, was ſoll das heißen?

Leibarzt

(ſich ehrfurchtsvoll verneigend).

Der letzte Akt eines Marionettenſpiels, der nicht immer ſo ſchließt, wie die erſten Akte erwarten laſſen.

Hofmarſchall

(aus ſeinen finſteren Gedanken ſich aufraffend).

Ihre Hoheit die Herzogin.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Die Herzogin mit der Oberſthofmeiſterin und ihren Damen, nach allen Seiten freundlich grüßend.

Reinach

(die Hand der Herzogin küſſend).

Dürfte ich Euer Hoheit nur zwei Worte ſagen?

Herzogin (mit Güte).

Ich würde Sie kaum mit Ruhe anhören können — hoffen Sie, obgleich ich ſelbſt wenig Hoffnung mehr habe.

Reinach

(ſich erſtaunt zurückziehend, da die Herzogin ſich abwendend leicht den Fächer an die Lippen legt — für ſich).

Spielt man hier mit mir? — ich hätte Luſt, auf der Stelle abzureiſen, (mit einem Blicke auf die Prinzeſſin, welche ihn innig und forſchend betrachtet) wenn ich von dieſem ſchönen Auge nicht ſo gefeſſelt wäre.

Herzogin

(zu ihrer Schweſter, ihr die Hand auf den Arm legend).

Fühlſt du, wie meine Hand zittert? — auch du biſt ſo ernſt.

Prinzeſſin.

O mein Gott, ja — und ich glaube Urſache dazu zu haben.

Herzogin.

Und warſt doch ſo voll Zuverſicht — glaubſt du unſer Spiel verloren?

Prinzeſſin.

Ich fürchte einen Zwiſchenfall — wenn ich nur den Leibarzt ſprechen könnte.

Herzogin.

Du erſchreckſt mich, Anna — was iſt es mit dem Leibarzt? — dort ſteht er bei dem Fürſten Georg.

hier ebenfalls und die hieſigen Damen, wenn ſie daſſelbe auch nicht mit der unglaublichen Gewandtheit, wie die Andaluſierinnen zu handhaben verſtehen, machen doch einen recht zweckmäßigen Gebrauch davon. Die eleganten jungen Männer von Barcelona hatten heute auch das Mögliche an ſich gethan; namentlich waren Halsbinden in den ſchreiendſten Farben und Handſchuhe à la Laubfroſch, d. h. grasgrün, oder auch welche von kuhrother Farbe, ſehr gewöhnlich.

Zu unſerer Rechten hatten wir den Hafen und das Meer. Letzteres war tiefblau und ſehr ruhig; nur zuweilen wogte eine kleine Welle von draußen herein, die aber hier im Hafen immer kleiner und kleiner wurde und zuletzt nur unmerklich und ohne Schaum auf den Sand hinaufſpritzte, oder eines der kleinen Fiſcherboote, die halb im Waſſer lagen, leicht in die Höhe hob. Draußen ſah man hier und da weiße Segel, blendend im Sonnenlichte, und am Horizonte zog ein Dampfer, eine Rauchwolke hinter ſich, in kurzer Zeit hinter den ſteilen Felſen des Monjuich verſchwindend.

Unter uns auf dem Strande war das gewöhnliche Sonntagsleben; kleinere und größere Schiffe hatten geflaggt, hier und da ihre Netze zum Trocknen ausgeſpannt; neben den großen Fiſcherbooten, die ans Land gezogen worden waren, ſtieg gekräuſelt der Rauch in die Höhe, und da ſaß die Familie des Fiſchers in Erwartung des Mittageſſens, welches aus Fiſchen beſtehend, in der Pfanne ſchmorte. Die Weiber wandten die dampfenden Stücke herum, die Kinder balgten ſich im Sande, während die Männer in ihren rothen und geſtreiften Mänteln, die weiße oder bunte Mütze auf dem Kopfe, auf Fäſſern und großen Ankern ſaßen und die Papiercigarre rauchten. Aus den nachbarlichen Schenken hört man hier und da das Geklimper einer Guitarre, den Schall von ein Paar Caſtagnetten und dann ein ſpaniſches Lied, in dem bekannten näſelnden Tone tremulirend vorgetragen.

So war es drunten am Strande, während oben auf der

Prinzeſſin

(erſtaunt und freudig).

Er ſpricht mit ihm, er lacht mit ihm — ſiehſt du, wie ſich die Mienen des Fürſten erheitern, wie er ſich, die Hand auf dem Herzen, glücklich herüberneigt?

Herzogin.

Ich ſehe das — iſt das ein gutes Zeichen?

Prinzeſſin.

Ich hoffe.

Herzogin.

Wie mich das für dich glücklich macht.

Prinzeſſin.

Und mich für dich, Mathilde — glaubſt du, ich möchte allein glücklich ſein?

Herzogin.

Alſo dein gewagtes Spiel —

Prinzeſſin.

Iſt gewonnen.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen, der Regent, ein Rath mit einer Mappe in der Hand, der Kammerdiener des Regenten, der, ſowie der Regent eingetreten iſt, ſich langſam im Hintergrunde verliert, um auf die andere Seite zu gelangen.

Regent

(in ſchwarzem Fracke ohne Orden, die Roſe im Knopfloch, erwiedert freundlich die Verbeugung des Hofes, nähert ſich langſam der Herzogin, reicht ihr den Arm und führt ſie an den Seſſel im Hintergrunde, wo er links, halb gegen ſie gewendet, ſtehen bleibt, nach einer Pauſe).

Ihre Hoheit, meine vielgeliebte Couſine, haben mir geſtattet, heute die Regierung dieſes Landes, welche ich ſeit einigen Jahren nach beſten Kräften, nach beſtem Wiſſen und Vermögen geführt, in Ihre Hände zu legen, und thue ich dieſes in der feſten Ueberzeugung, daß in dem vielgeliebten Lande die Regierung unſerer aller Orts hochverehrten Couſine, fortan geführt mit Milde, Güte und Gerechtigkeit, welche Eigenſchaften die Herzogin unter vielen anderen vortrefflichen noch ganz beſonders auszeichnen, um ſo ſegensreicher zu wirken im Stande ſein wird, als allerhöchſtdieſelbe in ihrer Weisheit mir geſtattet haben, einen Wunſch auszuſprechen, welcher einen Wiederhall finden wird in den Herzen der ganzen Bevölkerung — — — — Erlauben mir Euer Hoheit nun, Ihnen zuerſt die auf den Regierungswechſel dieſes Landes bezüglichen Dokumente zu überreichen

(er wendet ſich zu dem Rathe, um aus der Mappe die Schriftſtücke zu nehmen).

(Kammerdiener des Regenten iſt ohne Aufſehen zu erregen bis zur Prinzeſſin vorgedrungen und flüſtert ihr einige Worte zu.)

Prinzeſſin

(neben der Herzogin ſtehend, betrachtet ihn mit ſtarrem Entſetzen, ſich dann zu ihrer Schweſter hinabbeugend).

Nimm das Porträt nicht an — ich habe mein Spiel verloren.

Herzogin

(erhebt ſich in großer Bewegung und nimmt aus den Händen des Regenten das Dokument).

Regent.

Nachdem der bisherige Regent des Landes hiemit aus freudigem Herzen ſeine Pflicht erfüllt, wagt es nun der langjährige Freund Euer Hoheit und jetziger treueſter Unterthan um Erfüllung des Wunſches zu bitten, den er vorhin ſich anzudeuten erlaubt, indem er (mit Betonung) nach Euer Hoheit ausgeſprochenem Willen, nach vorher eingeholter hoher Genehmigung, dieſes — — (das eingewickelte Etui hervorziehend) mit ſeinem beſten Glückwunſche überreicht.

Herzogin

(das Dokument in der rechten Hand empfehlend, während ſie mit der linken das Etui zurückweiſt).

Ich danke herzlich unſerem vielgeliebten Vetter, nicht für Uebergabe dieſes Dokumentes, ſondern für die Weisheit, Gerechtigkeit, Kraft und Ausdauer, mit welcher er bis heute die Regierung dieſes Landes geführt, ſehe mich aber veranlaßt, und mit ſchwerem Herzen, die erſte Bitte unſeres vielgeliebten Vetters zurückzuweiſen.

Regent.

Herzogin!

Oberſthofmeiſterin

(hinter der Herzogin ſtehend).

Aber, Hoheit, um des Himmels willen —

Herzogin.

Ich möchte mir erlauben, in Dingen, welche ſo ausſchließlich meine Perſon betreffen, meinen eigenen Weg zu gehen — überhaupt aber, ehe von mir ſelbſt die Rede iſt, Ihnen, theurer Vetter, meinen tiefgefühlten Dank für alle Ihre Mühe und Sorgfalt durch ein Zeichen meiner Zuneigung ausdrücken.

Regent.

Das thaten Euer Hoheit ſchon in den eben ausgeſprochenen Worten; doch wenn Sie mir je ein Zeichen von Erkenntlichkeit zu geben beabſichtigen, ſo bitte ich flehentlich um Annahme dieſes letzten Beweiſes meiner unermüdlichen Sorgfalt für das Wohl Euer Hoheit — für das Wohl Ihres Landes.

Reinach (zum Leibarzt).

Warum dieſer erſchreckte Blick der Prinzeſſin? — warum die Weigerung der Herzogin?

Leibarzt.

Ich fürchte, einen Faden zu ſtark angeſpannt zu haben — ich hätte Kindermann nicht zur Marionette machen ſollen.

Regent

(mit Reſignation, indem er ſich etwas zurückzieht und ſich zu Herrn von Reinach wendet).

Fürſt Georg, ſo muß ich Sie ſelbſt erſuchen, die Herzogin zur Annahme dieſes Porträts zu beſtimmen.

Leibarzt

(leiſe zu Herrn von Reinach).

Sie muß es annehmen, oder unſer Spiel iſt verloren.

(Allgemeine Bewegung, beſonders der Prinzeſſin).

Reinach

(mit einer leichten Verlegenheit, nach einer Pauſe).

Warum ſollte ich dieſen Wunſch Euer Hoheit nicht erfüllen — (für ſich) es iſt ja nicht mein Porträt.

Prinzeſſin (für ſich).

Ah, er wird um die Hand meiner Schweſter bitten.

Reinach (vortretend).

Geſtatten mir denn Euer Hoheit, folgend dem Wunſche des Regenten und auch meines eigenen, Sie zu bitten, dieſes Porträt aus meinen Händen anzunehmen?

Herzogin.

Man zwingt mich — aber ich behalte mir die Freiheit meines Handelns vor — ich werde jeden beliebigen Gebrauch von dieſem Porträte machen dürfen.

Reinach.

Gewiß Hoheit — und wir ſind Alle überzeugt, daß Sie durch die Verwendung dieſes Porträts nicht nur einen, ſondern mehrere Glückliche machen (er hat das Papier entfernt und das Etui der Herzogin überreicht).

Herzogin

(nachdem ſie einen Blick auf das Bild geworfen, freudig erregt).

Ja, ich nehme es gerne aus Ihren Händen und werde es — ſelbſt behalten, (zum Regenten, der ſie erſtaunt anſchaut) ſehen Sie doch, Vetter, wie gerne ich mich Ihrem Wunſche füge.

Regent

(nachdem er das Bild geſehen).

Das iſt ein Irrthum, Hoheit — Sie können, Sie dürfen dieſes Porträt — mein eigenes Bild nicht behalten.

Herzogin.

Warum nicht — nachdem Sie es mir eben noch ſo dringend empfohlen haben?

Regent.

Sie wollten — trotz alledem dieſes Porträt behalten?

Herzogin.

Trotz alledem — mit allen Rechten und Pflichten, aus vollem, glücklichem Herzen und bitte Sie dagegen, dieſes Dokument zurückzunehmen, welches für meine Hand allein zu ſchwer iſt — oder (in bittendem Tone) — kann nichts Sie halten — wollen Sie mich in der That verlaſſen, auch wenn ich Sie bitte — o, ſo innig bitte.

Regent

(ihre Hand küſſend).

Mathilde.

Herzogin.

Ich habe Sie ſtets als meinen treueſten Freund erkannt.

Prinzeſſin

(die, nachdem auch ſie das Bild geſehen, zum Leibarzt getreten iſt, freudig bewegt).

Dieſen Schrecken verdanke ich Ihnen, Verräther.

Leibarzt

(indem er ſich gegen Kindermann zurückzieht, da die Herzogin mit dem Regenten auf ihre Schweſter zutritt, mit Beziehung).

Nur der Abwechslung wegen, Hoheit, da ich ſehe, wie Glück und Freude ſich Ihnen naht.

Regent.

Prinzeſſin, ich habe Sie ſtark im Verdacht.

Prinzeſſin.

Hernani's Horn, Hoheit! —

Kindermann

(hat gerührt ſein Taſchentuch an's Geſicht gedrückt, betrachtet es dann und riecht daran).

Leibarzt.

Ein Bouquet?

Kindermann.

Welche Vergeßlichkeit — das Schnupftuch des Regenten.

Oberſthofmeiſterin

(hat ſich dem Regenten genähert).

Werden Euer Hoheit meinen tiefgefühlten Glückwunſch annehmen?

Regent (lächelnd).

Warum nicht? — (zum Hofmarſchall, der ſich mit einer ängſtlichen und tiefen Verbeugung ebenfalls nähert) auch den Ihrigen, mein lieber Hofmarſchall — nur muß ich Sie unſerem Leibarzt empfehlen.

Hofmarſchall (entzückt).

Hoheit, mir war nie wohler als im gegenwärtigen Augenblicke.

Leibarzt

(der an ſeine Seite getreten iſt).

Es handelt ſich um keine Krankheit, Excellenz, — nur um ein artiges Spiel, in welchem Sie ſehr brauchbar ſind.

Hofmarſchall.

A—a—a—ah, welche Gnade!

Herzogin

(die Hand ihrer Schweſter ergreifend).

Ich verdanke dem Fürſten ein herrliches Geſchenk — ſollte er nicht etwas Aehnliches für dich haben?

Reinach

(indem er ſein Etui hervorzieht).

O gewiß, Herzogin, wenn Sie mir erlauben, dies der Prinzeſſin zugleich mit meiner Hand anzubieten.

Herzogin.

Ich habe hier nichts mehr zu erlauben — (die Hand des Regenten ergreifend:) hier ſteht unſer Aller Herr und Gebieter.

Regent.

(den Fürſten zur Prinzeſſin führend).

Wohlan denn, um das gewagte Spiel der Prinzeſſin glücklich zu beendigen.

Hofmarſchall

(fragend zum Leibarzt).

Daſſelbe Spiel, in welchem auch ich zu verwenden bin?

Leibarzt.

Gewiß, das Spiel der Marionetten — (mit Beziehung auf das Publikum) wenn es uns hier gelungen, werden wir dort die Wirkung ſehen.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Eigne und fremde Welt.

I.

Eigne und fremde Welt.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1868.

[illegible]

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

prächtigen, massiven Mauer der bunte Strom der Spaziergänger lachend, plaudernd, Cigarren rauchend, nach der Puerta del Mar zog, um auf diese hinaus nach dem Stierplatze zu wogen, dessen Thore eben geöffnet wurden. Vor uns her schritt eine halbe Compagnie der berüchtigten Mozos de la Escuadra, die bekannten Diebsfänger, vertraut mit den Schlupfwinkeln der Ladrones und Ratteros, da die meisten dieser Sicherheits-Polizei einstens selbst das Räuber- oder Diebshandwerk getrieben haben.

Sämmtliche Thüren des Stierplatzes, die um das ganze Gebäude herum vertheilt sind, sind numerirt, mit oder ohne Sonne, und die gelöste Eintrittskarte gilt nur für die betreffende Nummer. Der Stierplatz war schon ziemlich besetzt, doch gelang es uns, unter der Loge des Ayuntamiento noch recht gute Sitze zu erhalten. Die Gesellschaft um uns her war freilich sehr gemischt, aber wer macht sich aus dergleichen Sachen in Spanien etwas! Vor und hinter uns befanden sich junge Leute der unteren und mittleren Stände, die neben ihren Damen saßen und sich aufs lebhafteste über das bevorstehende Schauspiel unterhielten. So viel wir aus den Gesprächen entnahmen, hatten Manche ihre Bekannten unter den Aficionados, und nun wurde hin und her gestritten, ob Der oder Jener sich recht brav benehmen würde. Daß dazu viele Orangen verspeist, auch Cigarren von allen Qualitäten geraucht wurden, versteht sich von selbst.

Nach und nach füllte sich übrigens das Haus, und wenn man auch hie und da in den Sitzreihen noch kleine Lücken bemerkte, so war es doch im Ganzen recht gut besetzt. Etwas Lebhafteres indeß, als so ein spanisches Publikum, den Anfang des Stiergefechtes erwartend, ist kaum denkbar. Es mochten vielleicht achttausend Menschen zugegen sein, und die Spannung und Aufregung dieser Versammlung, dieses Gähren der ungeduldigen Volksmassen machte sich vor Anfang des Schauspiels auf alle möglichen Arten Luft. Hier wurde geplaudert oder gepfiffen, dort laut gesungen oder gebrüllt und dazu der Tact mit den Füßen

Inhalt.

Seite

Scherz und Ernst aus der Weltausstellung. .

I. Ein erster Tag in der Weltausstellung 1

II. Im Maschinenraum der Weltausstellung 27

III. Wanderungen durch den Park der Weltausstellung . 48

IV. Der reservirte Garten 97

V. Aschenbrödel 110

Die Gräfin Pataßky 169

Scherz und Ernst

aus der Weltausstellung.

I.

Ein erſter Tag in der Ausſtellung.

Aller Anfang iſt ſchwer!

Ich habe die Wahrheit dieſes Satzes nie ſo empfunden, als jetzt, wo ich Berichte über die Pariſer Weltausſtellung für Sie beginne, obgleich Sie nicht das Verlangen an mich ſtellten, dieſe Berichte ſollten in dieſer oder jener Richtung ſyſtematiſch oder ſtreng wiſſenſchaftlich ſein, ſondern nur in allgemeinen Umriſſen ein getreues Bild geben von dem Leben und Treiben des Pariſer Weltſchaumarktes, der ohne Gleichen iſt und auch wohl ohne Gleichen bleiben wird.

Ja, der Anfang hierzu iſt ſchwer, weil es unmöglich iſt, den geneigten Leſer in die richtige Stimmung für dieſes allgemeine Getreibe zu verſetzen, indem wir nicht im Stande ſind, plötzlich den Vorhang lüftend, ihn mit Einem Male in dieſes wirre Wogen einzuführen, in dieſe Farbenpracht, in dieſes anſcheinend zweckloſe Durcheinanderſtrömen zahlreicher Menſchenmaſſen, und nicht betäubend auf ihn wirken laſſen können das tauſendfache Summen, Lachen und Plaudern, das Brauſen, Sauſen und Ziſchen der Maſchinen, das Pfeifen der Locomo-

bilen, das Läuten der Glocken, den tief dröhnenden Ton der Rieſenorgel.

Ja, aller Anfang iſt ſchwer, und ſo plötzlich ohne Vorbereitung hineingeworfen in dieſen Zuſammenfluß aller Schätze, aller Kunſtwerke, all der reichen und glänzenden Induſtrieerzeugniſſe — in dieſen leuchtenden, ſtrahlenden, funkelnden, ſchillernden Zauberkreis, den wir die Weltausſtellung nennen, könnte vielleicht für uns die Wirkung hervorbringen, daß wir uns mit blinzelnden Augen, die Ohren zuhaltend, ſchleunigſt wieder nach einem Ausgange umſehen.

Es iſt deßhalb recht weiſe eingerichtet, daß wir, die wir vermittelſt des Nachtzuges Morgens früh in Paris angekommen ſind, durch alles mögliche Angenehme und Unangenehme vorbereitet und geläutert werden, um vielleicht mit ruhiger Erwartung in den Prüfungstempel einzugehen — den Prüfungstempel für unſere Geduld, für unſere Ausdauer, für das, was unſere Nerven zu leiſten im Stande ſind.

Die Züge von Aachen nach Paris waren um die Mitte des Monats Mai noch nicht übermäßig beſetzt: zu vier Herren in einem Coupé untergebracht, konnte man ſich alle möglichen Bequemlichkeiten verſchaffen, ja, ſogar einige Stunden liegend verſchlummern. So viel ich von meinen Mitreiſenden hörte, wurde die Zollviſitation an der belgiſchen Gränze mit der größten Milde gehandhabt, ebenſo in Paris, wo die, welche von Aachen kamen, ihre Koffer — öffnen mußten — hätte ich bald geſagt und ſo eine Unwahrheit begangen, denn es genügte, den Schlüſſel in das Schloß des Koffers zu ſtecken und die Frage, ob man etwas Mauthbares bei ſich führe, mit einem entſchiedenen Nein zu beantworten, um ſogleich entlaſſen zu werden.

Und nun aus dem beziehungsweiſe ſtillen Bahnhofe hinweg in das Gewühl und Getreibe eines Pariſer Frühmorgens. So breit auch der Boulevard Sebaſtopol iſt, der den Bahnhof mit der Stadt verbindet, ſo war er doch überfluthet mit einem lebendigen, beweglichen, lärmmachenden Strome von Menſchen, Reitern, Omnibuſſen, Equipagen, Wagen-, Gemüſe- und anderen Karren. Man ſieht an dieſen neuen, breiten und doch ſo angefüllten Boulevards, wie nothwendig es war, durch die alten winkeligen Pariſer Gaſſen mit unerbittlicher Hand gerade, breite Linien zu ziehen, um den Verkehr zu erweitern, um Luft und Licht einſtrömen zu laſſen, und auch wohl um die hübſchen Fronten der großen Kaſernen ſehen zu laſſen, die an verſchiedenen Kreuzungen der Boulevards ſich erheben.

Im Hotel Bergère, Rue Bergère, nahe bei dem Uebergange der Rue Montmartre in das Faubourg Montmartre, wo ich ſeit Jahren in Paris zu wohnen pflege, wo ich mich vorſichtiger Weiſe auf den Tag angezeigt, erhielt ich trotzdem nur ein Zimmer im dritten Stocke, zwar mit nicht mehr als einem einzigen Fenſter, aber mit einem guten Bette und zwei bequemen Fauteuils um den Preis von ſechs Francs täglich.

Ich kann dieſes Hotel Bergère beſtens empfehlen. Zimmer, Betten in demſelben ſind, was man in Paris nicht immer findet, äußerſt reinlich gehalten, weßhalb ich auch von kleinen Mitbewohnern irgend welcher Art nie etwas bemerkt habe; die Bedienung iſt aufmerkſam und freundlich — faſt alle Salonkellner ſprechen deutſch, und wenn man auch durchaus nicht genöthigt iſt, irgend etwas im Hauſe zu genießen, ſo kann man doch in dem zierlichen, mit Blumen beſetzten Hofe aufs behaglichſte frühſtücken und hat um 6 Uhr Abends eine table

d'hôte mit Wein zu vier Francs. Dabei iſt bei dieſem Hauſe nicht zu unterſchätzen, daß die meiſten Zimmer um den eben erwähnten blumengeſchmückten Hof liegen, was, für die Nachtruhe abgeſperrt von dem nächtlichen Pariſer Straßenleben, von ſehr wohlthuender Wirkung iſt.

Doch wollen wir jetzt nicht an die Nacht denken, ſondern luſtig in den Tag hineinblicken, der für uns wichtig zu werden verſpricht als erſter Tag in der Weltausſtellung. Wir haben die Spuren unſerer nächtlichen Fahrt vielleicht durch ein erfriſchendes Bad, welches man ganz in der Nähe haben kann, gänzlich vertilgt, ſind mit unſerer einfachen Toilette zufrieden, die wir auf Anrathen eines hieſigen Freundes mit einem ſchwarzen Cylinder ſtatt des weichen Reiſehutes vervollſtändigt, um nicht ſogleich als Fremder erkannt zu werden und hiedurch eine oft läſtige Aufmerkſamkeit auf uns zu ziehen. Wir haben in einem der kleinen Cafés auf dem Boulevard Montmartre gefrühſtückt und bleiben dort noch eine Zeit lang an dem kleinen Tiſchchen ſitzen, rauchen unſere Cigarre und betrachten das ſich ſtets gleichbleibende Leben und Treiben dieſer eigenthümlichen Welt. Wenn man auch ſeit Jahren nicht in Paris war, ſo hat man beſonders hier auf den alten Boulevards doch immer das Gefühl, als liege nur eine Nacht zwiſchen damals und jetzt; beſteht doch der ganze buntfarbige Strom, welcher vor unſeren Augen raſtlos hin- und wiederfluthet, immer aus den ganz gleichen Beſtandtheilen. Da ſind die gelben Omnibuſſe mit ihren ſchweren, weißen, normänniſchen Hengſten, mit den aus- und einſteigenden Paſſagieren, mit dem Conducteur hinten auf dem Brette, mit dem gellenden Tone der Glocke, welche haſtig ſo oft vorſchlägt, als Paſſagiere eingeſtiegen ſind.

Mit ihren Wagen in allen Formen, weiß und roth numerirt, bedeckt und unbedeckt, dazu die ſchweren, unbehülflichen Laſtkarren mit den ſechs Fuß hohen Rädern, drei bis vier Pferden, eins hinter das andere geſpannt, oft an einer belebten Seitenſtraße die Fluth der Fußgänger ſo anſchwellen laſſend, daß man glaubt, es habe ſich dort etwas ganz Außergewöhnliches begeben; und alles das durchflochten und durchwoben mit Spazier- und Fußgängern jedes Alters, jeder geſellſchaftlichen Stellung, mit eleganten und galanten Damen und Herren, mit Laſtträgern und Verkäufern der verſchiedenſten Artikel — ja, es iſt uns das Ganze ein ſo bekanntes, unvergeßliches Bild, möchten wir doch darauf ſchwören, daß dieſes derſelbe alte Mann iſt, der uns vor Jahren die kleinen, an einem Kautſchukfaden tanzenden Zuavenfiguren verkauft hat, oder das meſſingene Metremaß zu fünf Sous, und ſind wir doch beinahe überzeugt, daß dort die Roſenknospen und die duftenden Maiblumenſträuße, zierlich in weißes Papier eingeſchlagen, dieſelben ſind, die wir geſtern, d. h. vor Jahren, blühen ſahen.

Und wie gleich ſind ſich die Ufer dieſes bunten Stromes geblieben, die alten grauen Häuſer hier beſonders im Centrum der Boulevards, wo noch keine ſiebenſtöckigen rieſenhaften Neubauten aus dem bekannten hellgelben Steine eine Straßenlinie markiren, die nächſtens irgendwo durchgebrochen werden wird. Ja, hier auf dieſen Boulevards, von der Porte St. Martin bis zu den Italienern, iſt noch ſo ziemlich das alte Paris, die bekannten Häuſer mit ihren uns bekannten allzuhohen In- und Aufſchriften.

Während wir dieſes indeſſen dachten und mit Vergnügen dem uns ſo bekannten Leben zuſchauten, waren wir nicht müßig:

wir ſchritten langſam der Madeleine zu, dabei emſig nach einem der kleinen, leichten, halbgedeckten, zweiſitzigen Wagen ſpähend, die dem Fremden ſelbſt bei einigermaßen zweifelhaftem Wetter anzurathen ſind. Die Fahrt in ihnen koſtet, wenn man ſie auf der Straße anruft, 1½ Francs, wenn man ſie vom Platz oder der Remiſe wegnimmt, aber 1 Fr. 80 Cs., alſo mit genügendem Trinkgeld 2 Fr., was für einen Weg von dem Innern der Stadt nach der großen Ausſtellung, Fahrzeit über eine halbe Stunde, nicht zu viel iſt. Aber auch hier konnten wir ſagen: aller Anfang iſt ſchwer, der Anfang der Fahrt nämlich nach dem Marsfelde, denn ſo viele leere Fiaker ſich auch rechts und links am Trottoir befanden, alle hatten für Fragen und Zeichen, ob ſie zu haben wären, nur das bekannte langſame Kopfſchütteln, wobei ſich ſelten einer zu den Worten verſtieg: ‚retenu, Monsieur,‘ oder ſchweigend auf ein im Wagen liegendes Paket, Schirm oder Stock deutend, um zu zeigen, daß er ſchon ſeinen Inſaſſen habe, der nur geſchwinde im nächſten Laden etwas betrachte oder einkaufe.

Endlich haben wir eines dieſer kleinen leichten Dinger gefunden und mit einer gewiſſen Genugthuung zum erſten Male die großen Worte ausgeſprochen: à l'Exposition Pont d'Jena. Der Eingang von dieſer Brücke aus, ſowie die Porte Rapp werden faſt ausſchließlich von den Pariſer Beſuchern benutzt, da man, um alle anderen zu erreichen, einen ziemlichen Bogen um das Marsfeld herum beſchreiben müßte.

Der Kutſcher hat ein lebhaftes Pferdchen und ſcheint ſelbſt gut gelaunt zu ſein, und ſo kommen wir ziemlich raſch vorwärts in dem Wettrennen, das wir mit einem Dutzend hoch bepackter Omnibuſſe, ſowie mit einem halben Hundert Wagen

getrommelt. Von oben nach unten, oder auch umgekehrt, flogen Orangenſchalen, und wenn man ſtatt des Bekannten einen Fremden getroffen, ſo erhoben ſich beide Theile zu gleicher Zeit, ſagten ſich unter heftigen Pantomimen einige paſſende Worte, ohne daß man übrigens nur ein einziges rohes Schimpfwort gehört hätte. Und dieſer Wortwechſel dauerte meiſtens ſo lange, bis ein paar von unbekannter Hand geſchleuderte Orangenſchalen die ſtreitenden Parteien nachdrücklich trafen, worauf ſich dann gewöhnlich Beide unter wüthendem Halloh der Umherſitzenden zur Ruhe begaben. Aeußerſt komiſch war es, wenn einer, der hoch oben ſaß, zufällig tief unten einen Bekannten entdeckte und nun über Sitze und Sitzende hinweg herabſtieg, oder eigentlich herabfiel; denn jeder, in deſſen Nähe er kam, erleichterte ihm unter ſchallendem Gelächter das Herabkommen, was denn auf ſolche Art eigentlich mehr ein Herabrutſchen zu nennen war. Meiſtens ging das übrigens in Liebe und Freundſchaft vor ſich; nur erzürnte ſich hier und da eine Schöne, deren Mantilla etwas ſtark geſtreift worden war, wurde aber auf die komiſchſte Art von der Welt von dem Herabfallenden beſänftigt, indem er ihr verſicherte, ihr gutes Ausſehen habe durchaus nichts gelitten, er mache ſein Compliment, denn ſie ſähe immer noch reizender aus, als tauſend Mädchen ſeiner Bekanntſchaft, deren Namen ihm im gegenwärtigen Augenblicke nicht einfielen.

Auf allen Seiten des gewaltigen Kreiſes gab es dergleichen Scenen, und wenn es hier einen Augenblick ruhig war, ſo fing es drüben um ſo toller wieder an. Dabei war das Auge geblendet von der bunten Menſchenmenge, von den lebhaften Farben der Damenanzüge und von dem brennenden Roth der vielen Manta's, namentlich aber von dem ſtrahlenden Sonnenlichte, das einen Theil des Kreiſes glänzend beleuchtete. Dort hielt man denn auch die Fächer in immerwährender Bewegung, theils um ſich vor den Strahlen der Sonne zu ſchützen, theils um ſich affec-

vor und hinter uns zu machen ſcheinen; wenn ich mir, beſonders an Regentagen, dieſes tolle Getreibe der Equipagen aller Art betrachte, ſo kann ich mich nie des Gedankens erwehren, als hätte ſich die eine Hälfte der Pariſer Kutſcher ein Rendezvous auf dem Baſtillenplatz gegeben, während die andere eine Zuſammenkunft bei der Madeleine verabredet hätte.

Da haben wir in Verfolgung unſerer Richtung rechts den Platz der neuen Oper; das Gebäude ſcheint prächtig zu werden, ſo viel man an den beiden Seiten deſſelben ſehen kann, wo man ſchon reiche Frieſe und ſchöne Skulpturen aller Art erblickt, ſo unter Anderem die Koloſſalbüſten berühmter Dichter und Componiſten, welche in ſchwindelhafter Höhe von über 80 Fuß auf das Straßenpflaſter hinabblicken müſſen. Die Vorder- und Hauptfaçade iſt noch vollſtändig mit einem Brettergerüſt umkleidet, deſſen ungeheure Fenſteröffnungen, aus Tauſenden kleiner Scheiben zuſammengeſetzt, neulich Abends beim Mondlicht den hellen Schein unzählige Mal reflektirend, eine eigenthümlich ſchöne Wirkung hervorbrachten; eine ſchönere aber erwartet die Pariſer Bevölkerung noch während der Dauer der Ausſtellung, denn in einigen Wochen ſoll das Aeußere des majeſtätiſchen Gebäudes von ſeiner Balken- und Bretterumhüllung befreit daſtehen. Um das Innere zu beendigen, ſind allerdings noch drei Jahre erforderlich; hoffentlich, daß ſich auch alsdann die mächtigen Stimmen finden werden, die im Stande ſind, dieſen ungeheuren Raum auszufüllen, denn ſonſt wird eine Vorſtellung in der künftigen großen Oper mit ihren gewiß wunderbaren Decorationen nichts ſein, als ein Diorama mit beweglichen Figuren und vielleicht mit Muſikchören, welche das Ohr betäuben.

Wir ſind, links in die Rue Royale einbiegend und die majeſtätiſche Madeleinekirche hinter uns laſſend, endlich auf dem Concordeplatz angelangt, die beiden großen Fontainen ſprühen ihre Waſſerſtrahlen in das helle Sonnenlicht empor, ſich weißglänzend abhebend von dem ſchönen Hintergrunde, der Deputirtenkammer und dem dahinter im Morgenduft aufdämmernden Dom der Invaliden, zur Linken den Tuileriengarten mit ſeinen dichtbelaubten Bäumen.

Für die Champs Elyſées, an deren Saume wir, der Linie der Quais längs der Seine folgend, hinfahren, iſt der heutige Morgen ſo günſtig, wie nur immer möglich; nach dem geſtrigen heißen Tage hat es in der Nacht ſtark geregnet, weßhalb die Spritzenleute mit ihren ſchlangenartigen Schläuchen feiern können. Der ſmaragdgrüne Raſen, ſowie das Laub der dunkelgrünen Kaſtanien mit ſeinen Tauſenden von Blüthenkerzchen iſt wunderbar erfriſcht und Alles duftet jungfräulich und frühlingsartig, während ſich das Auge traulich gelabt fühlt durch die Waſſerſtrahlen, die aus den kleinen Baſſins bei den Kreuzungen der kleinen und großen Wege emporſteigen. In gewöhnlicher Zeit iſt der Wagenverkehr hier nicht ſehr lebhaft, heute aber bemerken wir, wie Tauſende mit uns dem gemeinſchaftlichen Ziele zuſtreben; glänzende Equipagen mit eleganten Pferden, Fiaker aller Abſtufungen, gewöhnliche Omnibuſſe, ſowie jene Rieſenwagen zu 50 Perſonen, die, vom Palais Royal abgehend, hier vermittelſt angeſteckter anders conſtruirter Räder die Pferdeeiſenbahn nach Paſſy benutzen, um unterwegs ihre Paſſagiere bei der Jenabrücke abzuſetzen. Auch die Seine iſt belebt durch kleine Dampfer, deren Verdecke zahlreiche Menſchenmaſſen zur Ausſtellung bringen, oder von dort nach Hauſe führen.

Wenn auch durch dieſe verſchiedenen und zahlreichen Verkehrsanſtalten große Maſſen hin und her befördert werden können, ſo genügten aber dieſelben bei weitem nicht einmal für den Beſuch zu Anfang der Ausſtellung, der gewiß im Laufe des Sommers noch eine außerordentliche Steigerung erfahren wird. Freilich hat auch die Pariſer Gürtelbahn durch Errichtung eines Schienengeleiſes ihre Verbindung mit dem Marsfelde hergeſtellt, doch braucht man von hier nach Paris über Paſſy, Auteuil, Batignolles mehr als eine Stunde und befindet ſich alsdann auf dem Bahnhofe in der Rue St. Lazaire, von wo Mancher noch eben ſo weit nach Hauſe hat, als wenn er direkt von der Ausſtellung dorthin gefahren wäre. Der geneigte Leſer wird mir dieſe kleine, für ihn nicht unwichtige Abſchweifung erlauben und mir noch geſtatten, etwas hinzuzufügen, was in dieſer Richtung nicht ohne Intereſſe für ihn iſt: ſind wir doch jetzt, da wir uns der Jenabrücke nähern, der Menge der Wagen wegen, die uns begegnen oder mit uns gehen, genöthigt, langſamer zu fahren, und müſſen wir uns an einem erſten Tage in der Ausſtellung noch über manches Andere mit Geduld waffnen.

Zum Beſuche der Schätze auf dem Marsfelde ſind die Morgenſtunden von 8 bis 10 Uhr ſehr anzurathen, während welcher der Eintritt 2 Fr. koſtet, auch bis 2, 3 Uhr Nachmittags iſt der Beſuch, mit Ausnahme an Sonn- und Feiertagen, noch kein ſo maſſenhafter, daß er uns am Umherwandern hindert; wählen wir alſo dieſe Stunden, am beſten von 10 bis 3 Uhr, 1 Fr. Entrée, wo man nach fünfſtündigem Umherwandern, Sehen und Hören vollkommen genug hat und dann an der Porte Rapp mit ziemlicher Gewißheit leere Fiaker

zur Rückfahrt nach Paris findet. Wer aber die Stunden 1, 2 bis Abends 6 wählt, thut am beſten, den Wagen für den Preis von 7—8 Fr. warten zu laſſen, da er gegen Abend, wo alle Welt nach Hauſe und zum Diner eilt, ſicher ſein kann, keinen Wagen zu finden, ſondern bis zur Mitte der alten Boulevards, eine gute Stunde, zu Fuß gehen muß.

Doch da ſind wir an unſerem heutigen Ziele und beginnen gleich unſeren erſten Tag hier mit einer gelinden Enttäuſchung. Wir ſuchen den Ausſtellungspalaſt, den wir uns, wenigſtens den Maſchinenraum, als emporragend über Alles gedacht, wir ſuchen nach einem hoch aufſtrebenden Dache, nach einer impoſanten Kuppel und dergleichen, und ſehen nichts als das Segment eines Kreiſes von Eiſen und Glas, der mäßig über die davorſtehenden Bäume über einem Gewirr von kleinen Gebäuden in den ſeltſamſten Formen und Farben und zwiſchen einer Menge Fahnen mit der Tricolore Frankreichs hervorſchaut.

Dieſe bunten, an hohen Flaggenſtangen im Winde ſpielenden Fahnen, die an dergleichen Maſten tief unten angebrachte Gruppe dreifarbiger Pavillons, geſchmückt mit Trophäen, deren hölzerne Schilder mit den gekrönten Namenschiffern des Kaiſers und der Kaiſerin bemalt und vergoldet ſind, bilden eine freundliche Allee, die Grande Avenue, von der Jenabrücke bis zum Haupteingange, ein Weg, der, abgeſehen von dem vergänglichen Material ſeiner Säulen, der oben erwähnten Trophäen, durch die elegante Form derſelben, durch ihren Reichthum an Farbe und Vergoldung, durch ihre Breite und Höhe, beſonders aber durch den von Pfeiler zu Pfeiler der ganzen Länge nach geſpannten Baldachin von dunkelgrünem Tuche mit goldenen

Arabesken und Bienen und reich herabhangenden Franſen, einen großartigen, prachtvollen Eindruck macht.

Unſer Kutſcher hat uns ermahnt, ihm ſeine Fahrt ſchon auf der Jenabrücke zu bezahlen, da er nur einen Augenblick am Eingange halten dürfe, auch haben wir unſeren Franken Eintrittsgeld in Bereitſchaft, denn an Herausgeben oder Wechſeln iſt dort nicht zu denken, und wenn man ein Fünffrankenſtück hinlegte, würde daſſelbe wahrſcheinlich ohne Weiteres eben ſo in dem großen Kaſſenſchlunde verſchwinden, als wenn es 20 Sous geweſen wären.

Gut alſo, wir ſind gerüſtet, uns nach einem tiefen Athemzuge in den Strudel der Ausſtellung zu ſtürzen, wir ſind vollſtändig kampfbereit, wir fühlen unſer Notizbuch in der Taſche, wir haben den Rock gegen Diebereien zugeknöpft, den Hut feſt auf den Kopf gedrückt, den Regenſchirm am Fauſtgelenke hangen, wie der Reiter ſeinen Karabiner — vorwärts alſo! und mit ſo großer Unbefangenheit als möglich, um nicht als Neuling zu erſcheinen — doch auch hier finden wir, wie ſchwer aller Anfang iſt; wir befinden uns nach Hinterlegung unſeres Frankens in dem mit rothem Sammt überzogenen Drehrade, das bekanntermaßen zugleich als Zähler dient, aber ſtatt raſch vorwärts zu drücken, warten wir, daß ſich das Rad von ſelbſt drehen wird, und müſſen es erleben, von dem betreffenden Beamten durch ein höfliches ‚Poussez s'il vous plaît' ermahnt zu werden.

Wir ſind im Parke der Ausſtellung, wir ſind in der großen Avenue, aber immer noch können wir, an die Großartigkeit des Londoner Kryſtallpalaſtes von 1851, ja, ſogar desjenigen von 1862 gedenkend, nicht umhin, auch hier vor

uns Aehnliches zu ſuchen, ohne es zu finden, denn vom Ausſtellungspalaſte entdecken wir hier nicht mehr, als zwiſchen Häuſern und Bäumen eine Wand von Eiſen und Glas, vor uns aber große, grüne Thüren, durch die heraus und hinein gewaltige Menſchenmaſſen ſtrömen, welche mit uns durch die Grande Avenue und von allen Wegen des Parks herbeikommen.

Ja, wir ſind in der Ausſtellung, aber trotzdem wir den großen Plan recht ordentlich ſtudirt haben, ſo finden wir es ſchon nach dem erſten Schritte für ein ausſchweifendes Verlangen, uns irgendwie zurechtfinden zu wollen, — folgen deshalb dem Strome unſerer Vorgänger und Nachbarn, um gleich beim Eintritte in die Avenue die koloſſalen, rechts und links ſich erhebenden Fontainen aus Gußeiſen zu bewundern, die in drei Etagen ihre reichen Waſſermaſſen herabſenden: es bietet uns einen herrlichen Empfang, dieſes murmelnde Waſſer, und daß es jetzt auf dem früher ſo trockenen, ſtaubigen, ſteinigen Marsfelde genügend vorhanden iſt, ſehen wir hier an dem kleinen, ſanftfließenden Bache, dort am leuchtenden Waſſerſpiegel eines Sees von ziemlichem Umfange, beſonders aber an dem friſchgrünen Raſen, der ſeine leuchtenden grünen Fleckchen überall zwiſchen Wegen, Tempeln, Kiosks, Hügeln auf und Hügeln ab zeigt. Und wieder iſt dieſer Raſen die Unterlage, der Präſentirteller für tauſenderlei elegante Gegenſtände, die ſich auf ihm einzeln und gruppenweiſe erheben. Hier gleich beim Eingange Figuren von Bronze und Terracotta, Vaſen von Eiſen und Porzellan, ja, dort zu unſerer Rechten ein ganzer Artilleriepark mit buntfarbigen Zelten, feſtgebauten Munitionswagen, zweckmäßigen Ambulancen, blanken, auf ihren Laffetten weithin leuchtenden Kanonen, Kugelhaufen, kurz, allen dieſen bekannten

Gegenſtänden, welche das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und ſich in den Beſtrebungen überbieten, die Menſchen ſo raſch und ſo zahlreich wie nur möglich in eine beſſere Welt zu befördern. Ueber den Park hinaus zieht ein eigenthümliches Bauwerk unſere Blicke auf ſich: ein hochgelegener dunkler Tempel, die Mauern bedeckt mit blutrothen Verzierungen — ah, es iſt ein Stück Mexiko, der Bluttempel des Xochikalco! Gern möchten wir jetzt ſchon dahin, um ihn näher zu betrachten, wenn wir nicht bei einer kleinen Wendung das höchſte, weit über Alles hinausragende, jenſeit des Hauptweges gelegene Bauwerk zu bewundern hätten, den 150 Fuß hohen rothen Leuchtthurm, auf felſigem Unterſatze am Rande des Sees, davor auf einem ſanften Hügel eine gothiſche Kirche mit ihren ſpitzigen Kanten und Zacken und ihrem durchbrochenen Thurme. Doch zieht es uns zu gleicher Zeit nach der landwirthſchaftlichen Ausſtellung, wo wir zierliche Windmühlen ſich luſtig drehen ſehen, von jeher eine unſerer Leidenſchaften. Auch eine mächtige Fontaine mit zahlreichen Marmorfiguren an der Avenue ſelbſt zieht uns an, ebenſo die Ruine eines dicken Thurmes, unter dem aus einer Felſenhöhle ein mächtiger Waſſerfall hervorbraust, zwiſchen den grünen Bäumen hervorleuchtend; doch während wir uns dorthin wenden, hemmen ſeltſame Maſchinen mit rieſenhaften, ſich drehenden Rädern Blick und Fuß, aber auch zu ihnen gelangen wir nicht. Sind wir doch heute wie in einem Zauberkreiſe befangen, und mit der Abſicht, uns dem mexikaniſchen Tempel, oder dem Leuchtthurme, oder dem Waſſerfalle, oder jenen eiſernen, ſtampfenden und brauſenden Ungeheuern zu nähern, fühlen wir uns plötzlich von einer lieblichen Idylle feſtgehalten, einem muldenförmigen Raſenplatze, begränzt von

ſeltenen ausländiſchen Pflanzen und Sträuchern mit breiten, glänzenden, ſaftерfüllten Blättern und ſchlank aufgewachſenen Blüthenkolben, mit Beeten voll der prächtigſten Blumen, mit bequemen Bänken, am Ufer eines ſanft dahin murmelnden Baches, — ja, wenn die ſonderbar geformte eiſerne Brücke nicht wäre! — mit ihren Filigrangeländern, welche uns ſo auffallend ermuntert, ihre Feſtigkeit zu erproben, und die uns darauf verrätheriſcher Weiſe in einen dichten Menſchenſtrom hineinleitet, mit dem wir beinahe willenlos nach der großen Avenue zurückfluthen bis vor die Marmortreppen eines phantaſtiſchen Bauwerks, das uns wie ein Traum aus Tauſend und einer Nacht erſcheint!

Wir befinden uns vor dem kaiſerlichen Gezelte, ein reicher, wunderlicher Bau, der eher ein Pavillon genannt werden könnte, wenn nicht das weit vorſpringende Dach, von Speeren geſtützt, leicht aufwärts gewölbt und mit Trophäen geſchmückt, aus Gold, Bronze, Stahl und Silber mit glänzenden Wappenſchildern, die das kaiſerliche N tragen, dem Ganzen einen allerdings zeltartigen Anſtrich gäbe. Die Menſchenmenge drängt uns die Treppen hinauf, und von dem Unterbau, auf dem ſich das Zelt erhebt, geſtatten uns die an allen vier Thüren aufgeſtellten Sergeants de ville, einen Blick in das fabelhafte Innere zu werfen. Unmöglich iſt es, die Pracht deſſelben mit ſeidenen Stoffen, Möbeln, Bronzen, Spiegeln, Geräthſchaften aus Gold und Silber zu beſchreiben; wir fluthen langſam vorüber, unſer Ohr wird betäubt von den Ausrufungen der Freude und des Entzückens, beſonders der hier verſammelten zahlreichen Damenwelt, unſere Augen ſind erfüllt von dem buntfarbigen Gewirre der Smyrnaer und perſiſchen Teppiche,

der ſammtnen Vorhänge mit den goldgeſtickten Bienen, dem Glanze der vergoldeten Möbel, der rieſenhaften Spiegel, die uns Alles doppelt und dreifach zeigen, dem Schillern der Bronze- und Kryſtall-Luſtres. Unter dieſen Gefühlen ſtolpern wir auf der anderen Seite die Treppe wieder hinab, und es iſt uns gerade zu Muthe, als hätten wir vom Bord eines ſchwankenden Schiffes mit goldenen Segeln und Tauen, das auf einem tauſendfarbig blitzenden Meere mit uns dahin fuhr, wieder feſten, ſoliden Boden gewonnen. Und hier beim Haupteingange eines durch Waſſerſpritzen angenehm gekühlten Bodens, ja, ſo behaglich gegen die Hitze, die über dem Parke brütet — haben wir doch im Augenblicke 25 Grad Réaumur im Schatten —, können wir es uns nicht erlaſſen, für einige Augenblicke auf den bequemen, fauteuilartig geſchweiften Bänken auszuruhen in Geſellſchaft anderer Gentlemen und Ladies, die gerade ſo denken, wie wir, ſowie neben einer Anzahl Commiſſionäre, die zu kleinen Dienſten gern bereit ſind und die Aufſchrift „Interprète“ an der Kopfbedeckung tragen. An unſerer Seite ſehen wir viele jener kleinen Rollſtühle, jetzt noch unbeſetzt, die, von Leuten in grauer, roth verzierter Blouſe gezogen, für ältere und kränkliche Damen, ſowie für dicke Herren eine große Wohlthat ſind. Auf dieſen Rollſtühlen in dem Ausſtellungsgebäude oder im Parke herumzufahren, koſtet die Stunde zwei Franken, und hat man dabei den Vortheil, durch das dichteſte Gewühl nicht aufgehalten zu ſein, denn dem kleinen Rollſeſſel macht Alles auf das Bereitwilligſte Platz, und man murrt ſogar dann nicht, wenn er ſich mit ſeinem Inſaſſen breit vor eines der beliebteſten Bilder hinpflanzt.

Die acht oder noch mehr grünen Wachstuchthüren, welche

an jedem Haupteingange ins Innere des Ausſtellungspalaſtes führen, und zwar zunächſt in den Maſchinenraum, ſind ſehr verſtändlich mit ‚poussez‘ oder ‚tirez‘ bezeichnet. Heute ſind ſie der Hitze wegen geöffnet, und während wir uns ſchüchtern nähern, vernehmen wir das Rauſchen, Brauſen, Stöhnen der Maſchinen. Was wir aber heute am erſten Tage hier ſehen, iſt für uns ein Chaos wilder, gewaltſam gebändigter Naturkräfte, ein Kampf eiſerner Rieſen mit einander, — nein, eine Schlacht von metallenen Dämonen, Feuer ſpeiend, Funken ſprühend, pfeifend und ziſchend in wildem Grimme. Ha, wie ſie auf einander losgehen, dieſe Cyklopen mit ihren gewaltigen eiſernen Armen, mit den hin- und herfahrenden ſchweren Kolben, den ſauſenden Schwungrädern, den hartnäckig auf- und abſteigenden Balanciers! Wir wagen es kaum, zur Seite zu blicken, kaum, uns von der Mitte des breiten Weges zu entfernen, — wer ſteht uns dafür, daß jenes wahnſinnige, 20 Fuß hohe Rad, das ſich in verbiſſener Wuth um ſich ſelbſt dreht, nicht plötzlich auf uns losgelaſſen wird, oder daß jener unendliche, fußbreite Maſchinenriemen nicht von dem glatten Cylinder, den er umherwirbelt, abgleitet, uns einfängt und mit ſich hinaufnimmt an die Decke des Maſchinenraumes? oder daß jene Waſſermaſſe dort, von der ungeheuren Pumpe emporgehoben, nicht einmal ein paar Fuß weiter über uns hinſpritzt? Und dabei dieſer hölliſche Lärm, der uns umtobt, das Sauſen, Brauſen, Schnauben, Stöhnen, Raſſeln, Klirren all dieſer eiſernen Ungeheuer — erſcheint Einem dazwiſchen doch der gellende Ton einer Dampfpfeife behaglich, weil ſeine Entſtehung für uns erklärlich iſt! Mehr noch das Anſchlagen einer der großen Glocken oder gar der tiefe, dröhnende Ton einer der Rieſen-

tirt Kühlung zuzuwehen, oder um sich mit entfernter Sitzenden durch Zeichen zu unterhalten.

Wir mochten so eine starke Viertelstunde dagewesen sein, als die Menschenmasse auf einmal in eine allgemeine Bewegung kam. Man steckte die Köpfe zusammen, man hob sich halb in die Höhe, man blickte nach den Logen, die über unseren Sitzen befindlich waren, und als auch wir uns umwandten, sahen wir, daß ein Theil derselben mit reichgeputzten Damen angefüllt war, sowie mit Herren in schwarzen Frackröcken, die sich an die Brüstung begaben und einige Augenblicke in das Haus hinab schauten — die Mitglieder des Ayuntamiento, des Magistrats von Barcelona. Fast zu gleicher Zeit erschienen nebenan in glänzenden Uniformen der Generalcapitän und sein Gefolge. Seine Excellenz Don Ramon de la Rocha, presidira a la Plaza, d. h. wird als oberste Behörde die Function leiten. In diesem Augenblicke war auch die zahlreiche Militärmusik auf ihre Tribüne getreten und wenige Secunden nachher brauste ein prächtiger Marsch zum großen Ergötzen des Publikums durch die weiten Räume.

Um bei der Lebhaftigkeit des spanischen Publikums, dieser heißblütigen Bevölkerung, keine Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, beginnen überall die Stiergefechte pünktlich zur angegebenen Zeit; selbst in Madrid fügt sich die Königin mit ihrem Hofe aufs genaueste dieser Sitte und es sollen hier, im Gegensatze zu anderen Hauptstädten, die allerhöchsten Personen nie daran schuld sein, daß sich der Anfang des Volksschauspiels auch nur um eine Minute verzögert. Punkt zwei Uhr erschien denn auch hier eine Abtheilung der obenerwähnten Mozos de la Escuadra, um allenfallsige unbefugte Eindringlinge aus der Arena zu vertreiben; doch hätte sie sich diese Mühe ersparen können, denn Alles hatte sich erwartungsvoll auf seine Sitze zurückgezogen.

Jetzt schmetterten die Trompeten, und es erschienen in alter Amtstracht, schwarzem Sammtkleide mit der weißen Halskrause, zwei Alguacils zu Pferde, welche mit einem ungeheuren Halloh

orgeln! Ja, dieſe wirkt in der That etwas beruhigend auf unſere Nerven, und nach ihr aufblickend, erlauben wir uns, nebenbei auch einen Blick nach der Wölbung des hohen Raumes hingleiten zu laſſen — eine Wölbung, ſo elegant conſtruirt in ihrer leichtgeſchwungenen Schlangenlinie, in der Farbe mattröthlichen Kupfers, und von einer Höhe und Ausdehnung, welche uns einigermaßen klar wird, wenn wir neben den breiten Gängen an der inneren und äußeren Wand dieſes Raumes die Menge neben einander aufgeſtellter Maſchinen, ſowie die Höhe derſelben, oft mit drei, vier Stockwerken, erſtaunt betrachten, ſowie jenes aus Thon gebrannte Kirchenfenſter in natürlicher ſtattlicher Größe, das uns klein erſcheint; wenn wir die Galerie anſchauen, die hier über 20 Fuß vom Boden über ſich und der auf ihr befindlichen Menſchenmaſſe, die da oben luſtwandelt oder, an das Geländer gelehnt, dem Arbeiten der Maſchinen zuſchaut, noch einen dreifach höheren Raum bis zur Decke bietet, — hat doch der Maſchinenraum bei einer Breite von 35 Metres eine Höhe von 26 Metres, beiläufig 90 Fuß, ein Raum von Ausdehnung und Höhe, als wenn man ſich den Boulevard Sebaſtopol, deſſen ſich viele unſerer Leſer gewiß erinnern, von einem Gewölbe von Eiſen und Glas überdeckt denkt, welches ſich bis zur Höhe der Schornſteine der Häuſer erhebt.

Doch ſind wir für heute nicht im Stande, von hier mehr als eine wirre Erinnerung davon zu tragen, als die Erinnerung an einen ſchweren Maſchinentraum, von dem wir glücklicherweiſe durch Glockenklang und Orgelton erweckt werden. Ja, wir athmen freier auf, nachdem wir dieſen wirren, beängſti-

genden Traum mit ſeinen ſauſenden Rädern und ſtreitenden Rieſen glücklich hinter uns haben und uns im großen Veſtibule befinden, der Längenachſe des Ausſtellungsgebäudes und des Centralgartens, hier zwiſchen Großbritannien und Frankreich.

Wir ſetzen voraus, daß die meiſten unſerer Leſer ſich mit dem Plane und der Einrichtung des Ausſtellungsgebäudes einigermaßen vertraut gemacht haben, und wer dieſes gethan, wird mit uns übereinſtimmen, daß ſich etwas Charakteriſtiſcheres, leichter Faßlicheres, Eleganteres, ja, Behaglicheres in dieſer Richtung nicht denken läßt. Wer in Erinnerung an die große Londoner Ausſtellung des Jahres 1851 hieherkommt, wird ſich, wie wir ſchon oben andeuteten, beim erſten Anblick einigermaßen enttäuſcht finden. Unvergeßlich ſteht der Kryſtallpalaſt vor uns, ein einziger faſt unermeßlicher Raum, zierlich aus Glas und Eiſen erbaut, mit ſeinem Tranſept, der ſich kühn und ſtolz über rieſenhafte Linden wölbte und doch beinahe erreicht wurde von dem majeſtätiſch aufſteigenden Waſſerſtrahl aus dem ungeheuren Waſſerbecken, rings umher Kühlung verbreitend. Ueberraſchend, blendend war dieſer Raum in der Pracht aller denkbaren Farben, angefüllt von einer wogenden Menſchenmaſſe; aber ſo leicht er zu überſchauen und die Geſammtform mit Einem Blick zu erfaſſen war, eben ſo ſchwer war es andererſeits, ſich mit Behaglichkeit den einzelnen Gruppen des Ausgeſtellten zu nähern, — brauchte man doch häufig eine gute Weile Zeit, um durch dieſen Menſchenſtrom hin das Gebäude quer zu durchſchneiden, kam man dabei leicht aus ſeiner Richtung und gerieth nach Indien ſtatt nach Rußland! Wie bequem zu erreichen, wie leicht zu finden, wie überſichtlich geordnet iſt Alles dagegen in dem Ausſtellungspalaſte auf dem

Marsfelde: eine Ellipſe bildend, aus ringsum laufenden, der Umfangslinie folgend, nach der Mitte zu immer enger werdenden Galerieen beſtehend, bietet jede derſelben neben einander aufgeſtellt alles, was Kunſt und Induſtrie der Welt in jedem beſonderen Genre hervorgebracht, ſo daß man z. B., dem Maſchinenraume in ſeiner Rundung folgend, nichts als Maſchinen aller Länder der Welt findet; in dem Kreiſe daneben alle Rohprodukte, Bodenerzeugniſſe und aus dieſen hervorgegangene Materialien, wie Chemikalien, Farbſtoffe und dergleichen. Ihm folgt der Kreis für die Bekleidung der menſchlichen Geſellſchaft, und zwar im weiteſten Sinne. An dieſen reiht ſich der Kreis für Mobilien und alles, was in dieſer Richtung ſowohl zur Bequemlichkeit als zum höchſten Luxus unſeres Lebens dient.

Die Galerie der freien Künſte, Erzeugniſſe des Kunſt- und Buchhandels, Lithographieen und Photographieen vermitteln uns einen richtigen Uebergang zu den Gemälden aller Völker, und neben dieſen iſt der engere Kreis, zunächſt des Centralgartens, für die Kunſterzeugniſſe vergangener Zeit beſtimmt. Wir ſehen aus dieſer Reihenfolge, daß, wenn wir ſo von der äußerſten Peripherie, wo ſich die Rohſtoffe befinden und die Maſchinen, deren ſich der Menſch bedient, um das, was er zur Nothdurft und zum Comfort des Lebens braucht, herzuſtellen, langſam gegen die Mitte vorſchreiten, wir von den gewöhnlichen Bedürfniſſen des Leibes zu denen des Geiſtes übergehen, um ſchließlich zu den Blüthen der Kunſt und Literatur zu gelangen, welche der menſchliche Geiſt im Laufe von Jahrhunderten getrieben.

Hier im Kern des Ausſtellungsgebäudes, wo wir den

Gipfel deſſen erreicht haben, was Kunſt und Induſtrie zu bieten vermögen, iſt nun aufs Vernünftigſte und Liebenswürdigſte das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, und zwar durch den Centralgarten, den wir auf allen Wegen, welche das Gebäude durchſchneiden, erreichen können, und der uns ſtets mit dem Grün ſeiner Sträucher, dem Plätſchern ſeiner Springbrunnen, dem Leuchten ſeiner Marmorfiguren mächtig anzieht.

Neben dieſen, dem geneigten Leſer ſo gut wie möglich klar gemachten Kreisabtheilungen des gewaltigen Gebäudes iſt dasſelbe, vom Centralgarten ausgehend, in größere und kleinere Ausſchnitte getheilt, die einzelnen Länder repräſentirend, ſo daß wir, wenn wir vom Centralgarten aus z. B. nach Preußen eintreten, deſſen ganze Kunſt und Induſtrie in dieſem betreffenden Ausſchnitte beiſammen haben; man könnte die ganze Ausſtellung wie eine Rieſentorte betrachten, die man nach und nach als einzelne Ausſchnitte: Frankreich, England, Preußen, Oeſterreich ꝛc. verſpeist, wie Jeder in der Reihenfolge Geſchmack hierzu verſpürt.

Auch heute am erſten Tage unſeres Ausſtellungsbeſuches, als wir, glücklich dem Maſchinenraume entronnen, das Veſtibule erreicht haben, welches Frankreich von England trennt, ſenden wir häufig ſehnſuchtsvolle Blicke nach jener ſonnenumſpielten Pforte, die uns den Einblick in ein kleines irdiſches Paradies geſtattet. Ja, beſonders heute, wo wir uns ohne Zweck, ohne ein vorgeſtecktes Ziel, ohne einen Leitfaden in dieſes Labyrinth gewagt haben, wo wir noch nicht ſelbſt zu ſchauen im Stande ſind, wenigſtens noch nicht zu erfaſſen und zu begreifen, was ſich hier vor unſerem erſtaunten Blicke aufrollt, wo es uns gerade zu Muthe iſt, als würden wir ſelbſt gemuſtert nicht

nur von denen, die mit uns umherwandeln, ſondern auch von den leuchtenden Linien tauſendfarbener Shawls und Teppiche, von dem Funkeln der Kryſtalle, von dem Leuchten des Gold- und Silbergeſchirrs, von den Statuen in Bronze, Zink, Eiſen und gebrannter Erde, die wir rechts und links auf unſerem Wege finden und die uns nachdenklich zu betrachten ſcheinen.

Ja, aller Anfang iſt ſchwer; wir empfinden das in dieſem Augenblicke mehr als je — hier, wo wir uns nach allen Seiten zugleich wenden möchten; hier, wo uns links die koſtbarſten Möbel in den ſeltenſten Holzarten, unglaublich verziert und mit edeln Metallen eingelegt, dort ganze Zimmereinrichtungen vom Bodenteppich bis zum Kronleuchter anzulocken ſcheinen, ebenſo wie gleich daneben ein Tafelaufſatz in Silber, der in der Anzahl ſeiner Stücke ſowie der Größe der angewandten Figuren vielleicht den Marktplatz einer kleinen Stadt zieren könnte und uns hochmüthig zuzurufen ſcheint: ‚Sie dürfen mich ein wenig betrachten, mein Lieber!‘ Doch kaum haben wir uns hingewandt, ſo ſind unſere Blicke durch eine Fächerpyramide gefeſſelt, gemalte und mit Elfenbein und Gold montirte Fächer, und zwar gemalt durch die Hand berühmter Künſtler; doch auch hier gelangen wir nur zu einem leichten Vorüberſchweben, denn während wir im Vorbeigehen eine ernſte Marmorſtatue, welche in der Mitte des breiten Ganges ſteht, betrachten wollen, finden wir unſeren Willen ſchon wieder durch wahre Meiſterwerke der Seidenfabrikation, durch Stoffe in den ungewohnteſten Farben und Zeichnungen gehemmt, und es iſt kaum glaublich, aber wahr, daß uns die ruhige Luſt des Schauens auch hier wieder benommen wird durch die übermüthigen Nachbarn jener prachtvollen Seidenſtoffe, durch einen Juwelenladen,

welcher an weißen und farbigen Steinen alle Schätze Indiens in sich zu vereinigen scheint. Ja, einen Augenblick scheint es fast, als würden wir der Verführung unterliegen, diesen kleinen, scharfblitzenden, hohnlachend funkelnden Dingern mit ihren matt übermüthigen Goldeinfassungen unsere kostbare Zeit zu opfern. Glücklicherweise aber winkt uns eine anständige, stille Gesellschaft der kostbarsten Spitzen und ersucht uns achselzuckend, uns mit jenen Steinen nicht gemein zu machen — wer weiß, ob sie echt sind — bei uns dagegen genügt ein erster Blick, um unsere tadellos vornehme Abkunft zu verstehen. — Schon sind wir im Begriffe, hier unsere Zeit zu vertrödeln, als ein herzliches, vielstimmiges Lachen aus einer Nebenabtheilung uns anzieht; ah, ein Tempel der Kindheit: eine gewaltige Pyramide Spielsachen aller Art, vom kleinen hölzernen Pferde durch alle Rubriken in Holz, Messing, Guttapercha, Pappe bis hinauf zu einem großen Hasen, welcher, eine Trommel zwischen den Hinterläufen, die Spitze der Pyramide beherrscht, ein Automat, welcher nicht nur trommelt, sondern dabei auch zum Entzücken aller Zuschauer seine Löffel spitzt. Oh, wie das hübsch ist! Wie interessant, wie gut er trommelt! Wahrhaftig, es war hier ein größerer Kreis versammelt, als nebenan bei dem ernsten Bronze- und dem vornehmen Silbergeschirr. Gewiß, auch ich hätte gern länger hier verweilt und eine einladende Bank benutzt, um den Hasen mit Bequemlichkeit trommeln zu hören; doch rief mich gebieterisch die Pflicht, und ich stürzte fort, hinweg von dieser Erinnerung an die harmlose Jugendzeit in das verführerische Chaos zurück, welches der menschliche Geist leuchtend, strahlend, funkelnd, glänzend, kurz, so verführerisch als möglich um uns her entstehen ließ; ja, ich stürzte fort, aber

begreiflicherweiſe in einer ganz anderen Richtung, als wo ich hergekommen und wohin ich zurückkehrend die große Avenue hätte wiedergewinnen können. Wandelte ich doch dabei wie in einem Traume, wo man auch oft an den verſchiedenſten, ſeltſamſten, wunderlichſten, ja, tollſten Gegenſtänden vorüberſchweifend immer weiter eilt, um etwas zu finden, von dem man ſich gar keine Rechenſchaft geben kann; durchkreuzte ich doch einen ziemlichen Theil des Gebäudes, bald lange Zeit irgend einem der Kreiſe folgend, um mich dann plötzlich ohne denkbaren Grund, gerade ſo wie der Verirrte auf der blumigen Prairie, plötzlich links oder rechts zu wenden und darauf wieder in neue unbekannte Länder zu gerathen. So eilte ich dahin durch die Pracht und Herrlichkeit der franzöſiſchen Ausſtellung, an den Colonieen Frankreichs mit ihren wunderlichen, weithin leuchtenden Sachen, an Algier vorüber, das mich durch ſeine Palmen und rieſenhaften Rohre, Thierhäute und Kabylenmäntel faſt wieder zu einem Seitenſprunge veranlaßt hätte, durch das ſtille Holland nach Belgien, wo eine aus Holz geſchnitzte Kanzel, die ich betrachtend im Halbkreiſe umging, mich abermals aus der Richtung brachte und durch einen Theil von Preußen und Süddeutſchland nach Oeſterreich führte. Gern hätte ich nun in der Gemäldeſammlung mit ihren bemerkenswerthen Schätzen behaglich ausgeruht, doch fühlte ich mich angezogen durch das Leuchten rother Mantas, durch die Pracht andaluſiſcher Coſtumes und altmauriſcher Bronzen der ſpaniſchen Abtheilung und war nun hier erſt recht beim Anfange einer Wunderwelt, die den Europäer ſo leicht nicht wieder losläßt. Hatte ich doch hier nur eine kurze Strecke zurückzulegen, um durch Portugal, Griechenland, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland und

Italien nach der Türkei zu gelangen, nach Aegypten, Siam, Japan und Persien, gefährlich für den, der hier Weg und Steg kennt, der es weiß, wie schwer man sich loszureißen vermag aus der wunderlichen Pracht dieses morgenländischen Lebens; aber freilich berauschend für Jeden, welcher, wie wir, beim ersten Besuche der Ausstellung ohne Führer hieher gelangt. Wir wenden uns bald rechts, bald links, wir drehen uns im Kreise, um damit denselben Weg zurückzumachen, auf dem wir hergekommen, und um alsdann, indem wir diesen Fehler verbessern wollen, nach einer ganz anderen Richtung hingetrieben zu werden. Alles glänzt und strahlt um uns her: die seltsam eckigen Formen und Farben der chinesischen Geräthschaften, die Pracht der persischen Teppiche und golddurchwirkten Stoffe, der Glanz des japanischen Lacks, der ungeheuren Porzellanvasen, türkische, silberbeschlagene Waffen, Seidenstoffe, Straußenfedern, goldene und silberne Gefäße. Es ist ein Netz, das den harmlosen Eindringling mit Zaubergewalt gefangen hält, ein Netz, dessen Maschen aus goldenen und silbernen Fäden, die in den erdenklichst grellsten Farben strahlen, bestehen, ein Netz, das man nur durch eine kühne, entschlossene That zu durchbrechen im Stande ist: durch ein rasches Entfliehen, und zwar hinweg von dem unbeschreiblichen Flimmern und dem sinnverwirrenden Durcheinanderstrahlen dieser Farbenpracht nach dem Centralgarten, dessen Sonnenblick auf grünem Rasen und sprühendem Wasser uns in jedem der vielen Gänge wie ein leitender Stern immer wieder erscheint.

Dieser Centralgarten ist eine herrliche Erfindung: man könnte ihn das Herz, die Seele der Ausstellung nennen; nicht nur, daß er uns, wenn wir ihn müde und matt betreten,

erquickt und erfrischt durch seinen Rasen, durch seine springenden Wasser, durch den Anblick der sanft auf- und abwogenden breiten Blätter seiner prächtigen Pflanzengruppen, der mit seinen schönen, stillen Marmorbildwerken nicht nur unsere Nerven beruhigt, der uns erfreut durch die leisen Klänge der Musik, die, von mancher Virtuosenhand den in der Nähe stehenden Flügeln und Piano's entlockt, bis hinaus ins Freie dringen, sondern auch unser freundlicher Rathgeber ist, wenn wir uns verirrt haben und nicht mehr wissen, wie wir z. B. auf dem kürzesten Wege von Preußen nach England gelangen können — hier im Centralgarten werden wir sogleich zurechtgewiesen, denn über jeder der betreffenden Thüren steht der Name des Landes, zu welchem sie führt. Hier, wo wir uns gerade befinden, in den zierlichsten Gartenanlagen, neben Palmen und Marmorbildern, sehen wir genau im Centrum einen prächtigen Pavillon, an den eben die letzte Hand gelegt wird, um einen Schauplatz hinter seinen Glaswänden aufzuthürmen von allem dem, was als die Angelpunkte gelten kann, um die sich die in dem riesigen Gebäude aufgepflanzten Erzeugnisse drehen, nämlich die Maße aller Länder der Erde, ihre Gewichte, ihre Münzen, das Lang, Breit und Tief, nach dem die Ingenieure ihre Maschinen ausmessen, das Theuer oder Wohlfeil, das den Preis aller dieser hunderttausendfältigen Waaren bezeichnet, das leichte oder schwere Gewicht, das den Massegehalt der einzelnen Stoffe ausmessen hilft, bis auf die winzige Dosis des Homöopathen herab, das große bis zum kleinsten Hohlmaß, nach dem jedes der Völker der Erde seine Körnerfrüchte, seine gemeinen oder edlen Flüssigkeiten vom größten Stückfasse an ausschöpft.

Als wir nun behaglich ausruhend hier am ersten Tage

unſerer Beſuche in der Ausſtellung auf bequemer Bank ſaßen, bemühten wir uns vergebens, uns ein richtiges Bild feſtzuſtellen von allem dem, was wir in den eben verlebten Stunden geſehen und gehört, und ſomit von der Ausſtellung ſelbſt; — erſchien uns doch die ganze, wie durch Wunder hervorgerufene bunte Welt auf dem Marsfelde gleich einem ungeheuren Zauberkreiſe, der uns erfaßt, ſowie wir ſeine Gränze betreten, der uns mit ſich ruhelos umhertreibt in immer engeren und engeren Kreiſen, in unwiderſtehlichen Wirbeln, betäubend, aufregend, ſinnverwirrend, der uns mit jedem Schritte immer tiefer in ſich hineinzieht, um uns zuletzt freundlich hier im Centralgarten in ſeinem Mittelpunkte abzuſetzen.

empfangen wurden, das aber weniger ihren eigenen werthen Perſonen, als einem dritten Collegen galt, einem Knaben nämlich, ebenfalls als Alguacil gekleidet, der auf einem Pony in ihrer Mitte ritt. Es war dieß ein Scherz oder eine Freiheit, welche ſich die Aficionados erlaubt hatten und der von der Menge beifällig aufgenommen wurde. Doch verſtummte plötzlich aller Lärm, als nun hinter den Alguacils die Quadrilla ihren feierlichen Einzug hielt. Es waren ſechs Picadores, auf dürren hochbeinigen Kleppern, die lange Lanze in der Fauſt und hoch erhoben; ihnen folgte ein Duzend Chulos, Banderilleros, zwei „Degen", das bloße Schwert in der Hand, den rothen Mantel auf dem rechten Arm tragend, und hinter dieſen ſchritt ein Cachetero, d. i. der Mann, der dazu beſtimmt iſt, mit einem kurzen, dolchartigen Meſſer in gewiſſen Fällen dem Stiere den Gnadenſtoß zu geben. Der Zug wurde beſchloſſen durch ein Geſpann von drei Maulthieren mit bunten Geſchirren, welche voll Meſſingzierrathen, kleiner Glocken und rother Quaſten hingen. Auf dem Kopfgeſtelle und auf dem Rücken befanden ſich kleine gelbe Fähnchen. Dieſe Maulthiere ſind dazu beſtimmt, die getödteten Stiere aus der Arena zu ſchleifen, was immer in vollem Galopp geſchieht; jetzt aber gingen ſie natürlicherweiſe im Schritt; doch waren es feurige Thiere, welche kaum gehalten werden konnten und ſo oft ſie einen Seitenſprung machten oder vorwärts ſchoſſen, bewegten ſich luſtig die Fähnchen, an dem Geſchirre klirrten die Meſſingſtücke und klingelten die Schellen, was ſich gar nicht übel ausnahm.

In gemeſſenem Schritt und mit ſtolz erhobenen Köpfen gingen die Mitglieder der Quadrilla bis vor die Loge des Ayuntamiento und des commandirenden Generals und machten beiden Behörden eine feierliche Verbeugung; darauf ritten die Alguacils ein paar Schritte vor, entblößten ihr Haupt, und einer bat um die Erlaubniß zum Beginne des Gefechts — eine Ceremonie, welche vor jedem Stiergefechte bald mit mehr, bald mit weniger Förmlichkeit vor ſich geht. Zur Antwort hierauf wird von dem

II.

Im Maſchinenraum der Weltausſtellung.

Es iſt eigenthümlich, wie lieb wir nach und nach den Maſchinenraum der Weltausſtellung gewinnen, nachdem wir ſeinen Schätzen erſt einmal einige Stunden oder vielmehr einige Tage gewidmet; anfänglich durchſchritten wir ihn allerdings mit einer gewiſſen Scheu, mit dem Gefühle, als ſei es nimmer möglich, uns in dieſem allgemeinen Gewirr und Gebrauſe, in dieſem Schnurren und Surren der Räder und Spindeln zurecht zu finden, und hier etwas mit Nutzen oder Behagen anzuſchauen. Es war mir hier Alles für den Anfang zu großartig, zu verwirrend, ich liebte es, hindurchzueilen, und durch den Maſchinenraum kommt man ſtets, man mag nun den Ausſtellungspalaſt betreten von welcher Seite man will. Ich bin hier weit entfernt von der Anmaßung, die Empfindungen der Leute vom Fach ausdrücken zu wollen, die gewiß mit einem Heißhunger dieſen Raum betreten und hier bewundernd, ja andächtig verweilen, ſondern will in dieſer flüchtigen Skizze weiter nichts als die Eindrücke eines harmloſen Spaziergängers wiedergeben für andere harmloſe Spaziergänger, die vielleicht nach mir hieherkommen, die Manches wohl ſo finden, wie ich es ihnen geſchildert, oder für Andere, welchen dieſe Zeilen in mancher

Beziehung zur Auffriſchung all des Schönen und Großen dienen mag, was ſie mit eigenen Augen geſehen.

Auch ihnen wird es ſo ergangen ſein, auch ſie eilten anfänglich raſch durch den Maſchinenraum mit einem ſcheuen Blick nach rechts und links auf die ſtampfenden und brauſenden ſchwarzen Ungeheuer in ihrer faſt angſterregenden, wenigſtens geheimnißvollen immerwährenden Thätigkeit, ohne daß man bei vielen ſo recht eigentlich gewahr wird, warum ſie denn ihre eiſerne Schultern auf und ab bewegen und warum ſie ihre rieſenhaften Schwungräder drehen.

Es war uns anfänglich ein wohlthuendes Gefühl, wenn wir das Sauſen und Brauſen hinter uns hatten und nun eintraten in die kühlen behaglichen Räume mit dem ſanften Oberlichte zu den freundlichen, eleganten Möbeln, an den ernſthaften Marmorfiguren vorbei, wenn wir rechts oder links in einen der Kreiſe drangen, entweder in den der unſchuldigen Rohſtoffe oder in den der glänzenden Webereien mit ihren prächtigen Zeichnungen und bunten Farben, oder den, wo uns feine Spitzen, blendende Leinwand, Bänder, Federn, Blumen und manche andere nicht ſo unverfängliche Dinge in die Geheimniſſe der Toilette einweihten, wo wir die Silbermaſſen anſtaunten, in der Form von Vaſen, Schalen, Kandelabern, Alles mit Figuren und Blumenguirlanden verziert, die nöthig ſind, um den Tiſch eines Souveräns zu ſchmücken oder den eines reichen Bankiers oder die Tafel des hochachtbaren Stadtrathes von Paris, deren Aufſatz mit dem mächtigen Schiffe hier ebenfalls zu ſehen iſt, und zwar beſtehend aus ſo rieſigen, maſſigen Stücken, daß man nur bedauern muß, es hier mit der Fabrikation Chriſtofle und nicht mit gediegenem Silber zu thun zu

haben, wo wir alsdann weiter flanirend in einer ruhigen Ideenverbindung die nothwendigen Möbeln des Speisesaals aus geschnitztem Eichenholz oder aus Palissanderholz dazu aufsuchten, in einer Abtheilung daneben ein Porzellanservice aus Sèvres — warum sollen wir wohlfeileres nehmen, da wir das theuerste hier ohne große Mühe haben können, mit dem was dazu noch gehört an Teppichen, seidenen und anderen Tapeten, Kronleuchtern und Bronzen der ersten Künstler?

Während ich dieses niederschreibe, fühle ich wieder recht, wie sinnverwirrend, bestrickend und betäubend diese glänzenden Kreise selbst noch in der Erinnerung mit dem armen Sterblichen verfahren, der sich in dieses riesenhafte Spinnennetz gewagt: habe ich doch einen Satz angefangen und ihn nicht einmal richtig zu Ende bringen können, denn ich wollte eigentlich sagen, wer einmal ein paar Tage lang in dem Schlaraffenland der inneren Zauberkreise umhergetaumelt ist, den überschleicht unwillkürlich eine Sehnsucht nach zwei Punkten der Ausstellung: nach dem Centralgarten, um auszuruhen, oder nach dem Maschinenraum, der kräftigen, magenstärkenden Kruste dieser Weltausstellungs-Riesentorte, welche uns immer wieder mundet, nachdem wir uns an den inneren fast erschlaffenden Süßigkeiten satt gegessen.

Wir sind in dem Maschinenraume der französischen Ausstellung, und es ist sehr leicht, daß man gerade hier herein geräth, da Frankreich fast die ganze eine Hälfte des Ausstellungspalastes für sich genommen hat, und nicht nur genommen, sondern auch mit großem Geschmack und viel Eleganz benützt.

Fast alle Maschinen sind in Thätigkeit, und wir erstaunen

um so mehr über die Masse des hier verwendeten Dampfes, da wir nicht sehen, wo derselbe erzeugt wird; dieses geschieht auch begreiflicherweise nicht hier im Maschinenraume selbst, schon wegen der Hitze und Feuersgefahr, sondern in verschiedenen rings umher vertheilten kleinen Kesselhäusern, von wo der Dampf unterirdisch in große horizontale Dampfmaschinen geleitet wird, meistens mit zwei ja vier Cylindern, welche eine Transmissionswelle in Bewegung setzt, die sich unter der in der Mitte sich erhebenden Gallerie hinzieht, und von welcher aus durch Riemen alle einzelnen Maschinen in Bewegung gesetzt werden. Wie gut ist es, daß die Höhe des Maschinenraums mit seiner lustigen Bauart im Stande ist, all diesen Lärm zu fassen, ohne davon ausgefüllt zu sein, daß er nicht betäubend auf uns wirkt; auch ist es eigenthümlich, wie bald wir uns an das Schnauben, Sausen, Schwirren, Rasseln der Maschinen gewöhnen, wogegen das Auge weit längere Zeit verwirrt und schwindelig in das scheinbar regellose Durcheinander von Rädern und Rädchen, von Wellen und Spindeln blickt, die sich nach ihrer Größe, nach ihrer Lage, nach dem Zweck ihrer Thätigkeit rastlos um- und durcheinander drehen und wirbeln, diese hier mit einer fabelhaften Geschwindigkeit, so daß das Rad mit seinen Speichen eine kompakte Scheibe zu sein scheint, jene im Gefühl ihrer ungeheuren Kraft mit einer gravitätischen Langsamkeit.

Wenn wir so mit Bewunderung diese Früchte des menschlichen Geistes anstaunen, wenn uns ein Gefühl der Befriedigung ergreift, indem wir sehen, wie Fleiß, Kunst und Ausdauer es verstanden, sich die gewaltigen Naturkräfte so dienstbar zu machen, daß der schwache Druck eines Fingers genügt, um hier

jenes gewaltige Lokomobile in Bewegung zu ſetzen und dort jenen Dampfhammer von hunderttauſend Pfund Schwere ſo ſanft niederfallen zu laſſen, daß er eine Eierſchale zerbricht, ohne das Ei zu zermalmen, ſo blicken wir mit einem faſt bangen Gefühle auf die rieſenhafte Krupp'ſche Gußſtahlkanone mit ihren explodirenden Spitzkugeln von tauſend Pfund Schwere, die im Stande wäre, mit einem einzigen Schuſſe alle dieſe Blüthen des menſchlichen Geiſtes zu zerſtören.

Wir ſtehen vor einer ſehr anſchaulichen Reliefkarte von Frankreich mit deſſen vollſtändigem Telegraphennetze, und wenn uns das im Beſondern intereſſirt, ſo haben wir nicht weit davon eine Zuſammenſtellung der zierlichſten Telegraphenapparate, daneben die hiezu gehörigen Drähte, von der Dicke einer Linie an bis zu jenen ſchweren Tauen mit metallener Seele und eiſerner Umhüllung, die auf dem Grunde des Meeres das menſchliche Wort mit Blitzesſchnelligkeit von einem Welttheile zum andern tragen, während hoch darüber hin die Salzfluth gefurcht wird von den majeſtätiſchen Schiffen, durch Dampf und Segel bewegt.

Und ſo Vieles von dem, woraus dieſe Koloſſe beſtehen, ſehen wir hier neben einander aufgethürmt und bewundern es in ſeinen Einzelnheiten, ſowie in ihrer geſchmackvollen Aufſtellung, Pyramiden von gedrehten Schiffstauen, Thürme von Kupfercylindern und Röhren, Anker und Ankerketten, Gefäſſe für elektriſche Batterieen, Schiffspanzer der verſchiedenſten Stärke. Daneben erblicken wir gewundene Kupferröhren zu Gebläſen, wie ſchillernde Rieſenſchlangen und das gemeine Zeug der Tigel, Keſſel und Töpfe.

Aber auch hier erfaßt uns leicht der Wirbelwind, der die

ganze Ausstellung gefährlich macht, und wir thun gut daran, hie und da zur Abwechslung ruhige Punkte aufzusuchen, statt unsere Blicke gar zu lange an dem Getriebe der Maschinen haften zu lassen. Und zu diesem Zwecke haben wir gleich in unserer Nähe eine Chokolademühle mit ihrem langsamen stetigen Gange und ihrem uns wohlbekannten Dufte; sie ist stets umdrängt von Zuschauern, ebenso wie nebenan die Teppichweberei mit der komplizirten Jacquard-Maschinen-Einrichtung. Diese ist das Erstaunen der Landleute, welche es bewundernd anschauen, wie so plötzlich aus dem Gewirre von Fäden unter der Hand des Webers das schöne vielfarbige Zeug entsteht. Was hier ein fast nacktes Weib in Lebensgröße sehr natürlich aus Kautschuk geformt zu thun hat, habe ich nicht ergründen können — ‚very shocking,‘ sagten ein paar Engländerinnen, die vorübergingen, und wandten sich rasch einer der reizendsten Maschinen zu, die es in der ganzen französischen Abtheilung gibt, wo nämlich Seidencocons abgewickelt werden, was so leicht und hübsch vor sich geht. Da liegen die kleinen, gelben Dinger in einem länglichen, mit heißem Wasser gefüllten Kasten, und die Arbeiterin weiß mit vieler Geschicklichkeit drei der Fädchen, viel dünner als ein menschliches Haar, weiß und glänzend abzulösen, sie um eines der Maschinenstiftchen zu befestigen, welches sich nun, von dem betreffenden Rade gepackt, rasch herumdreht und so den Cocon nicht nur vollständig abwickelt, sondern auch die drei Fädchen zu einem einzigen stärkeren zusammenflicht. Plump erscheint uns die daneben aufgestellte Maschine zur Anfertigung von Trikotwaaren, Hunderttausende von Stricknadeln, die scheinbar regellos durcheinander fahren, die weißen Baumwollfäden nach sich ziehend, auf und ab hüpfen, durcheinander schwirren,

ſich ineinander verflechtend, heiter ſurrend, als führten ſie ihre Unterhaltung wie andere Strickerinnen, und ſo Socken, Strümpfe, Badehoſen, Jacken hervorbringend. Mit einem Male hören wir ein durchdringendes Geklingel, worauf der betreffende Arbeiter die Maſchine augenblicklich ſtellt, da ſie ihm auf dieſe Art ſelbſt angezeigt, daß der Faden, welcher Rad und Nadeln verbindet, irgendwo geriſſen iſt.

Wir befinden uns in einer der intereſſanteſten Abtheilungen der franzöſiſchen Ausſtellung, die ſo mit Zuſchauern umlagert iſt, daß kaum beizukommen; beſonders ſind es hier die Damen, welche mit der größten Aufmerkſamkeit die Arbeiterinnen betrachten, unter deren feinen Fingern die zierlichſten Flechtereien aus menſchlichen Haaren hervorgehen, oder dort jene Werkſtätte künſtlicher Blumen förmlich umlagern. Es iſt aber auch ein lohnender und hübſcher Anblick, dieſe jungen, zierlichen, elegant gekleideten Franzöſinnen zu ſehen, wie ſie dem lieben Gott ins Handwerk pfuſchen und vermittelſt kleiner Zangen aus buntgefärbten Leinwandſtückchen, feinen grünen Papierſtreifchen, künſtlichen Staubfäden und Piſtillen die wunderbarſten Blumen, und aus dieſen die prächtigſten Sträuße zuſammenſetzen; ſie arbeiten hinter hohen Glaswänden, und trägt vielleicht dieſe, wenn gleich ſchwache Abſperrung vor dem ſie umgebenden neugierig dreinſchauenden Publikum dazu bei, daß ſie ihre mühſame, ja mitunter recht langweilige Arbeit mit der größten Ungenirtheit und Ruhe betreiben.

Leider können wir nicht zu lange hier verweilen, denn wir haben rings um uns her noch zu viel zu ſehen. — Gehen wir deßhalb raſch vorüber an den Werkſtätten der Schuhmacher,

Korbflechter, Bildhauer, Scheerenschleifer, Kammmacher, wo Alles in emsigster Thätigkeit, um dort einen Augenblick der Hutfabrikation zuzusehen, bei welcher wir uns der Erinnerung an jene fabelhafte Meßbude nicht erwehren können, die auf dem Anschlagzettel eine Wundermaschine versprach, deren Vorderseite den lebendigen Hasen aufnahm, um hinten den fertigen Hut sowie den gespickten Braten desselben erscheinen zu lassen. Alles Geschwindigkeit, keine Hexerei. Und es ist hier beinahe ebenso: wir sahen, wie die Kaninchenhaare eingelegt werden, um zu einem grauen Filz zusammengewalkt wieder zu erscheinen; dieser Filz wird gepreßt, durch heiße Dämpfe verdichtet, gewalkt, gefärbt, ihm eine konische Form gegeben, diese in einen anständigen Hut umgewandelt, den wir, wenn wir Zeit haben, das abzuwarten, als Souvenir de l'Exposition aufsetzen und mitnehmen können. Doch versehen wir uns in der nächsten Abtheilung leichter mit einer ähnlichen Erinnerung: zierliche Fächer, deren Papiertheile mit einer Ansicht des Ausstellungsgebäudes bedruckt werden, oder von namhaften Künstlern bemalt sind, Eventails de l'Exposition, von 2 Fr. an bis zu 200 Fr. und noch mehr. Auch an Schmuckwaaren haben wir hier eine große Auswahl, und wenn es einer Dame Vergnügen macht, eine Brosche zu kaufen, die sie anfertigen sah, so ist sie hier an der richtigen Quelle. Das Schlagwerk hat soeben ein Goldplättchen in die Form gepreßt — es braucht nur noch etwas daran gelöthet zu werden, dann rasch polirt und: ‚voila Monsieur — trente francs.'

Hier haben wir jedoch etwas, das uns mächtiger anzieht, eine Buchdruckerei, feine zierliche Maschinen, Alles wie ein Spielwerk für große und kleine Kinder behandelt, hübsche junge

Mädchen in einfachen blauen Kleidern ſetzen, richten zu und drucken, theilen auch freigebig von dem Fabrikate aus, und wer dergleichen von hier gleich weiter befördern will, hat ſich nur an die Briefcouvertmaſchine zu wenden, die wir allerdings ſchon in England geſehen und welche auch hier unermüdlich mit jedem kaum ſekundenlangen Schlage ein fertiges Couvert auswirft.

Was ſehen wir hier noch weiter? Man könnte fragen, was ſieht man nicht hier? wahrlich nichts, was auch nur das entfernteſte Anrecht hat, hier zu ſein. Sachen, die wir mit Erſtaunen, ja mit Bewunderung betrachten: da ſind junge Künſtler beſchäftigt, hübſche Kameen anzufertigen und das vermittelſt einer rotirenden Spitze, um welche die Muſchel oder der Stein mit großer Geſchicklichkeit ſo herumgeführt wird, daß die Konturen des Geſichts oder des darzuſtellenden Körpers nach und nach heraustreten; auf ähnliche Art wird gleich daneben ein großes Porträt der Kaiſerin in Stahl gravirt.

Es iſt recht mühſam, ſich durch dieſe Abtheilung hindurchzuwinden, denn wenn irgendwo im ganzen Palaſte kein Gedränge iſt, ſo wogt es hier förmlich, namentlich von Damen jeden Alters und jeden Standes, weßhalb man, um höflich zu ſein, oft lange warten muß, bis man an der betreffenden Brüſtung ein Plätzchen erhält; iſt man aber einmal dort eingekeilt, ſo wird man von dem gewaltigen Menſchenſtrome ſo lange mitgeführt, bis man ſich endlich losreißt, ein rettendes Ufer unter irgend einer ſtillen, ehrbaren Lokomotive erreicht und von dort behaglich in das wirklich oft tolle Menſchengewühl, in die farbigen Kleiderſtoffe, in die Blumen und Federn, in die

beſchäftigten ernſthaften Geſichter der Arbeiter, in die glänzenden Augen der ſchönen Zuſchauerinnen zu blicken.

Das iſt dann ein angenehmer Ruhepunkt auf unſerer mühſeligen Wanderung durch den Maſchinenraum, und auch dabei ſehen und hören wir vielleicht Intereſſantes und Schönes: die mächtigen Töne der Rieſenorgel brauſen zu uns herüber, freundliche Sonnenſtrahlen, die von den hohen Seitenfenſtern hereinfallen, laſſen das bunte Leben und Treiben plötzlich heller aufleuchten, und ſehen vielleicht nicht ohne Neid, daß ſelbſt ihnen hier eine erfolgreiche Konkurrenz gemacht wird, denn dort vor uns leuchtet und ſtrahlt plötzlich aus Ladd's Dynamo-magneto-Maſchine ein ſo intenſives, ſprühendes, weißes Licht, daß man die Augen davon abwenden muß.

Bleiben wir noch einen Augenblick an unſerer großen Lokomotive in der Nähe des Hauptveſtibule's, welches Frankreich und Großbritannien ſcheidet: es wogt gerade ſo außerordentlich voll an uns vorüber, ein Menſchenſtrom, den wir vielleicht vorbei laſſen können, um alsdann bequemer hinüberzuwandern; aber der Strom will nicht enden, und wenn er auch wohl auf Augenblicke etwas lückenhaft erſcheint, ſo ſendet er doch gleich darauf wieder mächtigere Fluthen an uns vorüber. Und welch buntes Gemiſch, welche Verſchiedenheit in Farben, Trachten, Geſichtsbildungen — haben wir es doch hier mit Repräſentanten aus der ganzen Welt zu thun — ſehen wir doch neben dem beweglichen Franzoſen den ſteifen blonden Engländer oder den ſtämmigeren Deutſchen mit heiterem Geſichtsausdruck unter dem Stroh- oder Schlapphute, den ernſtblickenden Spanier, den Italiener mit dunkelglänzendem Auge, den Schweden und Norweger mit der weichen Geſichtsbildung, die Ruſſen und übrigen

Alcalden der Schlüssel zum Thierzwinger hinabgeworfen. Es ist dieß wie die Ouverture vor einer Oper, und die Aufmerksamkeit des Publikums während derselben vielleicht mit anderen Gegenständen beschäftigt. Kaum aber hat die Behörde durch Hinabwerfen des Schlüssels erlaubt, daß das Gefecht beginne, so sinkt das Lachen und Sprechen der Zuschauer zum leisesten Geflüster und gleich darauf zur tiefsten Stille herab. Die Alguacils haben den Ring verlassen, die Maulthiere sind ihnen klingelnd und rasselnd im Galopp gefolgt, vier Picadores haben sich in der Arena vertheilt, während sie sich im Sattel etwas in die Höhe heben und die Lanze fester fassen. Die bunte Schaar der Chulos und Banderilleros vertheilt sich an der Schranke: hier stehen zwei und drei bei einander, dort ein einzelner; ein paar hüpfen auch, wie zur Probe, über den Bretterzaun hinüber in den Gang; alle aber affectiren oder fühlen wirklich die größte Gleichgültigkeit.

In diesem Augenblicke schmettert von der Musiktribune herab eine Trompetenfanfare; in höchster Erwartung klopfen die Herzen von zehntausend Zuschauern, vielleicht eine Sekunde lang herrscht Todtenstille im ganzen Hause — dann öffnet sich langsam die Thür des Zwingers, und der Stier stürzt hervor.

Gemäß dem ausgegebenen Programme führte dieser erste Kämpfer den Namen Canario. Er war ziemlich groß und stark, von schwarzgrauer Farbe, mit mächtigen, über anderthalb Schuh aus einander stehenden Hörnern. Aus dem dunkeln Zwinger in den hellen und glänzenden Ring tretend, schien das Thier geblendet zu sein und blieb nach kurzem Laufe plötzlich stehen, wobei es nach allen Seiten wie verwundert umschaute. Die Picadores faßten ihre Lanzen fester, sahen nach den Tüchern, mit welchen die Augen ihrer Pferde verbunden waren, und rüsteten sich zum Angriffe. Doch schien der Stier durchaus keine Lust zu haben, mit einem von ihnen anzubinden; vielmehr wandte er sich, nachdem er einige Schritte vorwärts gethan, gemächlich um und schien dahin zurückkehren zu wollen, wo er hergekommen, — eine Bewegung,

Slaven mit der gedrungenen breiten Naſe und den ſtark markirten Backenknochen, und zwiſchen dieſen Allen, in ihren einfachen dunkeln Kleidern, leuchtet der Araber hervor in ſeinem weißen Burnus, der Türke mit dem rothen Fez, der Japaneſe mit ſeinem buntfarbigen, langen Gewande, dem braunen Kopfe mit dem blauſchwarzen fettigen Haare, der pfiffig lächelnde, gewandt durch die Menge ſchleichende Chineſe mit ſeinem langen Zopfe.

So zieht es unaufhaltſam an uns vorüber, und wenn vielleicht hie und da eine plötzliche Stockung ſtattfindet, ein Auseinanderprallen, oder ein wohl engeres Zuſammendrücken der Menſchenmaſſen, ſo geſchieht es vielleicht, um dem Kaiſer der Franzoſen ehrerbietig Platz zu machen, der häufig in den Morgenſtunden hier am Arme eines Begleiters in bürgerlichem Habit herumſpaziert, oder auch um ſich eines der anderen gekrönten Häupter und hohen Herren neugierig in der Nähe anzuſchauen, wobei es eigenthümlich iſt, wie ſich Jeder beeilt, den König von Preußen ebenſo ehrfurchtsvoll als herzlich zu begrüßen, ja wie ein beifälliges Gemurmel entſteht, wenn ſich die hohe, ſtattliche und kräftige Geſtalt deſſelben mit dem freundlichen, wohlwollenden Geſichte irgendwo in den Gängen ſehen läßt. Preußen hat hier in Paris durch ſeinen König eine große moraliſche Eroberung gemacht.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir uns noch eine andere Fürſtlichkeit betrachten, die, wo ſie ſich hier ſehen läßt, einiges Aufſehen erregt, es iſt dieſes der Bruder des Taikun von Japan, mit den wohlklingenden Namen Tuku—Gama—Mimbu—Tayo. Er hat gewöhnlich ein Gefolge bei ſich von Geſtalten mit ſpitzen Hüten, gelben Geſichtern und langen ſeidenen Röcken,

und iſt ſtets gefolgt von einer Schaar Neugieriger, welche dieſen japaniſchen Prinzen ebenfalls für eine ausgeſtellte Merkwürdigkeit zu halten ſcheinen.

So ſummt, plaudert, lacht die dichte Menge an uns vorüber, kommt uns entgegen und zieht nicht nur mit uns, ſondern auch über unſere Köpfe hinweg, denn die Gallerie des Maſchinenraums, deren wir ſchon einigemal erwähnten, iſt in ihrer luftigen Höhe ſtets beſetzt mit Hin- und Herwandelnden oder mit Zuſchauern — die an der Brüſtung lehnen, von oben auf die brauſenden Maſchinen hinabſehend — ein heiterer Anblick.

Schnell wie ein Gedanke ſind wir jetzt von Frankreich nach England gekommen und wundern uns über die Ruhe, die hier im Gegenſatz zur franzöſiſchen Ausſtellung herrſcht, doch fällt uns eben ein, daß es ja Sonntag iſt und deßhalb der größte Theil der Maſchinen nicht arbeitet, ja ſogar, wo das möglich, mit grünen und gelben Tüchern zugedeckt iſt. Ueberhaupt herrſcht hier eine ſehr wohlthuende Stille, und beim leiſen Klang einer Orgel ſind wir in der richtigen Stimmung, die prächtigen Teppiche zu beſchauen, die zur angenehmen Abwechslung hier an den Wänden aufgehängt ſind; dort z. B. Jeſus mit den zwölf Apoſteln, überhaupt viel kirchliche Gegenſtände. Im Uebrigen müßten wir uns wiederholen und den geneigten Leſer langweilen, wollten wir auch hier all der Maſchinen erwähnen, welche wir ſchon in Frankreich geſehen, ähnlich dem Aeußern nach, gewiß aber im Innern ſehr verſchieden, Unterſchiede, für deren Beſchreibung weder der Raum dieſer Blätter noch unſere geringen Kenntniſſe ausreichen.

Daß hier Schiffsgeräthſchaften aller Art ſtark vertreten und in hübſchen Trophäen zuſammengeſtellt ſind, verſteht ſich

von ſelbſt; von den groben Schiffspanzern, den ſchweren Ankern und Ankerketten an bis zu den feinſten Laternen in Eiſen und Meſſing, bis zu den zierlichſten Kompaſſen; hier haben wir eine ſonderbar ausſchauende hohe Pyramide, und wenn wir näher treten, ſehen wir, daß dieſelbe aus farbigen Wachstuchrollen zuſammengeſetzt iſt; dort bemerken wir Lichtreflektoren für Leuchtthürme, geſchliffene Glasſcheiben in rieſigen Durchmeſſern, förmlich zu einem kryſtallenen Tempel zuſammengebaut, auf welchem ein hereinfallender Sonnenſtrahl unzählige Regenbogenfarben hervorbringt.

Das flatternde Sternenbanner hat uns Amerika angezeigt, und wir ſind erſtaunt, daß ſich die große Republik mit einem ſo kleinen Raume begnügen mußte; doch eilen wir raſch an ihr vorüber, denn dort vor uns ziehen helle Farben, welche durch die dunkeln Maſchinen leuchten, uns mächtiger an. Es iſt das Morgenland, welches uns ſeine Schätze, ja man könnte ſagen, ſeine Wunder bietet, allerdings wenig Maſchinen, doch haben wir deren heute ſchon ſo viele geſehen, daß wir uns dieſe Abwechslung ſchon gefallen laſſen können. Statt der großen Lokomotiven, ſtatt der Waſſerpumpen und Hammerwerke ſehen wir hier moſcheenartige Bauten, den Raum bis zur Gallerie ausfüllend, indiſche Tempel und Pavillons, arabiſche und türkiſche Kiosks, rechts und links die Wände des Maſchinenraums mit ſeinem Pelzwerk, zierlichen Strohmatten, farbigem Leder bedeckt; künſtliche Palmen, deren feingeformte Blätter ſich anmuthig auf uns herabwiegen, neben großen Büſcheln maleriſchen Rohres und ſchweren Bambusſtangen. Unter ihnen ſehen wir bunte Zelte, Mäntel und Shawls in den blendendſten Farben, durchſchnittene rieſenhafte Bäume, Muſcheln, ausgeſtopfte Vögel,

ſcheußliche Fledermäuſe und widerliche braune Heuſchrecken. Hier iſt Perſien, China, Siam, Nubien, Aegypten, die Türkei in einem ſo maleriſchen Durcheinander vertreten, als man es ſich zur Erholung nach ſtundenlanger Wanderung durch den Maſchinenraum nur wünſchen kann. Das Auge fühlt ſich förmlich wieder aufgefriſcht bei dieſer Farbenpracht, bei dem Gold und Silber, bei den bunten Quaſten, Troddeln und Stickereien, bei den wunderlichen Formen der Waffen und Geräthſchaften. Wir gedenken unſerer Reiſen, wenn wir dort die reichen arabiſchen Pferdegeſchirre und Sättel erblicken. Die Kameele mit Muſchelreitzeugen oder mit prächtigen Tragſeſſeln, deren rothe goldgeſtickte Seide ſtrotzt von Quaſten und Troddeln, oder dort jenen türkiſchen Ochſenkarren in grün-roth-gold, der bekannte Arrabat, den wir mit ſeinem Inhalte, dicht verſchleierte Frauen, damals bewunderten an den ſüßen Waſſern von Scutari, von den Frauen allerdings nur die unverſchleierten dunkeln, glühenden Augen, welche den zu jener Zeit jugendlichen blondhaarigen Fremdling nicht ohne Intereſſe betrachteten.

Auch der Märchen gedenken wir hier, welche wir in unſerer Jugend geleſen, wenn wir dort den weißen Elephanten aus Siam anſtaunen mit ſeinem reichen Geſchirr, aus Stahlplatten beſtehend, in welche phantaſtiſche Zeichnungen mit Silber und Gold eingelegt ſind, und welches verziert iſt mit unzähligen rothen Seidenquaſten; der elfenbeinerne Tragſeſſel hat ein Schutzdach aus purpurnen goldgewirkten Stoffen, und eben ſolche dicht zuſammengezogene Vorhänge; wir glauben immer, dieſelben müßten ſich bewegen, eine feine weiße Hand zum Vorſchein kommen und das bezaubernde Geſicht der wunderbaren Kalifentochter —

Vorüber — vorüber — wir dürfen hier nicht zu lange verweilen, die Pflicht ruft und die Zeit drängt. Aus dem poetiſchen Morgenlande ſind wir mit einem Male in die Donaufürſtenthümer gerathen und ſehen dort die Büſte des Fürſten Karl von Rumänien, aus Salz geformt, unter einem buntfarbigen Pavillon, deſſen thurmartige Aufſätze mit den ſchief laufenden Verzierungen gerade ſo ausſehen, als hätte ſie ein Wirbelwind etwas herumgedreht.

Durch den Kirchenſtaat und Italien, welche in Maſchinen nicht ſtark vertreten ſind, durch Rußland, deſſen ſchönſte Ausſtellungen draußen im Parke ſind, gerathen wir nach Norwegen mit ſeinen zahlreichen Schiffsmodellen, ſeinen Stockfiſchen, Häringen, Fiſcher- und Schifferausrüſtungen mit ungeheuer langen ledernen Stiefeln, mit Netzen, zwiſchen deren Maſchen große dunkelfarbige Glaskugeln hervorleuchten, vielleicht zur Anlockung und Verführung der armen Fiſche.

Drei ſehr ſchmale Streifen, Dänemark, Griechenland und Portugal, leiten uns jetzt nach Spanien, welches mit Maſchinen ebenfalls keine Verſchwendung getrieben hat. Anziehend ſind für uns die Katalonier in ihrer maleriſchen Tracht, die mit erſtaunenswürdiger Geſchicklichkeit Korkſtöpſel ſchneiden, die Mantaweber aus Valencia, ſowie die Ausſtellungen der ſchönen vielfarbigen Porzellanplatten der bekannten Azulejos aus den arabiſchen Bauwerken Spaniens.

Durch die Schweiz kommen wir nach Oeſterreich mit ſeiner in jeder Hinſicht reichen und geſchmackvollen Ausſtellung. Auch hier, ſowie ſpäter in der preußiſchen Abtheilung, wollen wir es jedoch unterlaſſen, von dem Reichthum der ausgeſtellten Maſchinen zu reden. Wir ſind wahrhaftig müde geworden,

die ſchwarzen eiſernen Ungeheuer zu betrachten, die ja einander ſo ähnlich ſehen und von denen wir hier in dieſen Blättern doch nichts weiter ſagen können, als daß ſie brauſend und ſauſend mit gewaltiger Kraft ihr gewiß mühſeliges Tagewerk abarbeiten und daß jede derſelben ihren Kreis von Verehrern und Bewunderern um ſich herum ſtehen hat. Flaniren wir hier lieber ein wenig durch die Nebenabtheilungen und Nebengänge, um zu ſehen, wie Oeſterreich ſeine Weinbauerzeugniſſe ſo zierlich aufgeſtellt hat: dort ein großes weiß und grünes Weinfaß mit kreuzweiſe übereinander gelegten Tyrſusſtäben, während gleich daneben gefüllte Flaſchen mit weißen und goldenen Etiketten ein anderes zierliches glänzendes Faß bilden. Zu Trophäen zuſammengeſtellt erblicken wir hier Trinkgläſer und Kryſtallwaaren aller Art, worauf wir durch prachtvolle Thor- und Thüreinfaſſungen aus Eichen-, Roſen- und Ebenholz, letzteres mit Gold eingelegt, wieder in den Maſchinenraum zurückgelangen, wo ſich ein gewaltiges Kirchenfenſter aus Tyrol von gebrannter Erde unſeren Blicken darſtellt. Hier haben wir auch eine allerliebſt zierliche Ausſtellung von Zelten, Schutzdächern, Jalouſien aus feinen farbigen Holzſtäben, und bewundern daneben die prachtvollen Wiener Equipagen, die immer einen großen Kreis von Zuſchauern um ſich haben.

An Bayerns vortrefflichen Maſchinen, ſeinem Frucht-, Holz- und Metallreichthum wandern wir vorüber, betrachten die hier aufgeſtellte ungeheure Solenhofener Platte und gelangen zu dem Stolze der württembergiſchen Maſchinenausſtellung, der großen Lokomotive East India, in der Eßlinger Maſchinenfabrik für Oſtindien gebaut, an welcher die Engländer ziemlich ſtumm vorübergehen, um wieder ſo gerecht zu ſein, in der

Nebenabtheilung die vortrefflichen Chemikalien anzuerkennen, sowie die Rohprodukte und landwirthschaftliche Maschinen.

So sind wir nach Preußen gelangt, und ehe wir uns dort das Haupt- und Prachtstück aus Essen, die Krupp'sche Kanone betrachten, auf welche die Cyklopen, die incognito ebenfalls die Ausstellung besuchen, einen ganz besonderen Neid haben sollen, zieht es uns unwiderstehlich in jene harmlos friedliche Nebenabtheilung Preußens und der Nordstaaten. Es ist hier recht behaglich, und wenn Bänke da wären, würden wir uns setzen, um bequem die allerliebsten Dekorationen der Wände zu betrachten, hier die Aehrenkränze und Aehrenbüschel mit schwarzweißen und grünweißen Fahnen, vergoldeten Ackerbaugeräthschaften, zierlich aufgestellten Garbenbündeln mit farbigen Bändern zusammengeknüpft; dort zwischen Flachsguirlanden und zwischen Verzierungen, welche aufs Zierlichste aus Seidencocons zusammengesetzt sind, Embleme der hohen und niederen Jagd, Eberköpfe mit mächtigen Hauern, Hirschköpfe mit gewaltigen Stangen, abnorme Rehgewichte. Es ist hier in dieser Abtheilung immer ein starker Zulauf von Neugierigen, doch darf ich nicht verschweigen, daß die meisten derselben sich mit großer Neugierde die ziemlich steifen Wachsfiguren in den mannigfaltigsten Bauernkostümen betrachten und weniger geneigt sind, dem Salze, der Stärke, dem Mehl in Säcken und Gläsern, den Kartoffeln und anderen Früchten auf Tellern ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wieder von hier in den Maschinenraum eintretend, können wir nicht umhin, die prachtvollen Marmorsäulen aus Diez a. d. L. zu bewundern und unter anderem Herrlichem in der preußischen Abtheilung die wirklich großartigen Terrakotten aus Berlin.

Und wie das Interessante in diesem Raume beständig vom Größten bis zum Kleinsten wechselt, so wenden wir unsere Blicke von der kolossalen Borussia auf jene bescheidene Arbeiterin, die hier an der Wand sitzt, und welche, wie eine Ueberschrift besagt, im Stande ist, täglich viertausend Stück Stecknadeln mit Köpfen zu versehen; mich hat das schmächtige blasse Mädchen mit den sanften braunen Augen ganz besonders angezogen, denn sie ist aus meiner Heimath, eine Aachenerin, und ich habe ihr öfter zugeschaut, wie sie, vor einem stark ausströmenden, intensiven elektrischen Lichtstrahl sitzend, dem sich langsam eine dünne Stange von Glaspaste nähert, in jeder Hand wohl ein Dutzend Stecknadeln hält und nun aus der abtröpfelnden Masse die Stecknadelköpfe formt. Das gleitet ihr Alles so leicht und gewandt durch die Finger, daß man wohl an die große Anzahl, die sie verfertigen soll, glauben kann.

Hier stehen wir denn nun wieder mit den gleichen Gefühlen der Bewunderung und Hochachtung, wie vor mehreren Stunden bei unserem Eintritt in den Maschinenraum, und möchten gerne noch einmal von vornen anfangen, nach oben und unten zu schauen, nach rechts und links hin zu wenden, wo uns die absonderliche Form einer Maschine oder die Farbenpracht eines Stoffes anzieht, oder wo wir eine größere Menge Zuschauer beisammen stehen sehen, und dazu horchen wir bald hierhin bald dorthin. Wir würden hundert Augen beschäftigen und hundert Ohren, wenn wir sie hätten, wir würden immer wieder denselben Klängen lauschen, die wir schon so oft gehört und deren Entstehung wir neugierig mit den Blicken ergründen wollen: das Brausen und Plätschern des niederstürzenden Wassers, das Pochen eines Hammerwerks, das gellende Pfeifen

der Lokomobilen, Glockengeläute und Orgelton und dazwiſchen ein tiefes brummendes Sauſen, das wir lange nicht ergründen konnten, bis wir erfuhren, daß es von einer Maſchine herrühre, welche dazu beſtimmt iſt, mit Dampfkraft friſche Luft in die großen Schiffskörper zu blaſen. Ja auch eine ſolche Maſchine fehlt nicht, überhaupt welche Maſchi[illegible]rt wäre hier nicht vertreten für alle die großen und kleinen Bedürfniſſe des Lebens, für Nothdurft und Luxus, für Hitze und Kälte? Denn wenn wir drüben die intenſive Flamme ſehen, welche die härteſten Metalle im Augenblicke ſchmilzt, ſo können wir auf der andern Seite die Maſchine bewundern, welche fußdicke Eisklumpen hervorbringt, als wenn es Kinderſpiel wäre, ſo dem lieben Herrgott ins Handwerk zu pfuſchen.

Vorüber — vorüber! Wir fingen gerne wieder von vorne an, aber wir ſind müde geworden, damals vom Sehen, heute vom Schreiben, wie vielleicht der geneigte Leſer uns zu folgen — ſuchen wir deßhalb ein Ruheplätzchen, um noch einmal unſere Blicke an dieſem wundervollen Durcheinander zu weiden, ehe wir den Maſchinenraum verlaſſen — und dort vor uns iſt ein ſolches friedliches Plätzchen, neben der Krupp'ſchen Rieſenkanone, unter dem Friedenstempel aus grauem ſchleſiſchem Marmor, mit den rothſammetnen Draperieen ſeiner Treppenbrüſtungen, auf denen die blanken Adler recht keck und ſtolz um ſich her ſchauen. Es iſt hier ein heimliches Plätzchen mit ſo Vielem, was man aufrichtig bewundert. Wir wollen nicht von dem rieſenhaften Gewichte der Kanone und ihrer Laffette reden, die trotzdem von zwei Leuten mit Leichtigkeit bewegt werden kann, nicht von ihren Geſchoſſen, einem eiſernen zugeſpitzten Säulenſtück, nicht von den zierlichen Gußſtahlkanonen

mit den hübſchen Drahtgeflechtſitzen auf der Achſe, die wie Kinderſpielzeuge ausſehen neben dieſem Ungeheuer. Wir haben auch Friedliches der preußiſchen Bergwerkproduktion hier, was unſer Erſtaunen erregte: koloſſale Steinkohlenwürfel, Erzſtufen aller Art und dahinter jene intereſſante Grotte aus Salzkryſtallen und gediegenen Blöcken des reinſten Steinſalzes gebildet, blitzend und ſtrahlend. Wir ſehen neben uns kupferne Keſſel von fabelhaftem Durchmeſſer, fußdicke Gußſtahlſtangen, leicht zu Knoten verknüpft, eine Rieſenſpielerei, Eiſengußwaaren von den feinſten Gegenſtänden an bis zu jenen ungeheuren Löwen, die von hoch herab ernſt in das Getreibe ſchauen. — —

Die acht Thüren vor uns, welche in den Park führen, ſind des warmen Wetters wegen geöffnet, wir hören, wie draußen das holländiſche Glockenſpiel durch eine heitere Melodie die volle Stunde ankündigt, und das vergnügliche Geſumme der Hunderte, die vor den Reſtaurationen an der äußerſten Rundung des Ausſtellungspalaſtes ſitzen — ja es iſt uns gerade, als vernähmen wir das Anſtoßen der Gläſer und den freudigen Zuruf Bekannter zu Bekannten, die ſich zufällig gefunden bei dieſem rieſigen Werke, dem eigentlich ein ewiger Friede als Hintergrund dienen ſollte, der uns ja jetzt, faſt verbrieft ſcheint. Wir befinden uns im Reiche des Mannes, deſſen Wahrſpruch iſt: ‚l'Empire c'est la Paix.‘ Wir haben gehört und geleſen von den Friede verheißenden Zuſammenkünften und Verſicherungen der Souveräne und ihrer Miniſter, und wir wollen daran glauben, wenn auch der alte Farceur Granier aus Caſſagnac in dieſem Augenblicke wieder einmal von der franzöſiſchen Rheingrenze fabelt, — ja wir wollen daran glauben, hier beim Anblick der blanken preußiſchen Adler auf blut-

welche unter den Zuſchauern tauſendſtimmiges Hohngeſchrei und Pfeifen hervorrief. Einer der Picadores galoppirte ihm entgegen, ſtellte ſich vor dem Zwinger auf, und der Stier, dem auf dieſe Art der Rückzug abgeſchnitten war und der ſich von einer langen Lanze bedroht ſah, mußte ſich nothgedrungen zur Wehr ſetzen. Er ſenkte den Kopf, ſcharrte ein paar Mal mit den Vorderfüßen im Sande und ging, aber ohne große Energie, auf den Picador los. Dieſer legte ſeine Lanze ein, ritt ihm entgegen und brachte ihm einen tüchtigen Stoß in das rechte Schulterblatt bei, wodurch ſich Canario veranlaßt ſah, abermals umzukehren und ſchleuniger als vorhin ſeinen Rückzug anzutreten. Um ſeine Reputation war es aber jetzt ſchon vollſtändig geſchehen, er wurde als Feigling verſchrieen, und an den Benennungen, die mit lauter Stimme auf das arme Thier herabgeſchleudert wurden, hätte man eine ſchöne Auswahl ſpaniſcher Schimpfwörter ſtudiren können. Der Stier aber ſchien in der That nicht das geringſte Ehrgefühl zu haben; denn er wich den Picadores aus, und nur mit Mühe und Noth wurden ihm noch ein paar Lanzenſtiche beigebracht. Auch die Chulos bemühten ſich umſonſt, ſeine Kampfluſt aufzuſtacheln: Canario blieb unbeweglich für Alles. Vergeblich flatterten ihm die buntfarbigen Tücher dutzendweiſe um die Augen; ja, vergeblich faßte einer der Kühnſten ſein Horn und ließ ſich eine Strecke von ihm fortreißen. Der Stier erregte nur Zeichen des Mißfallens und gab keinem der Toreros Gelegenheit, ſich einige Bravos zu erwerben. Nur ein einzigesmal lachte das Publikum laut hinaus, aber die Veranlaſſung hierzu war verletzend für den armen Canario. Der Cachetero hatte ſich nämlich ſeines Schweifes bemächtigt und ließ ſich ſo eine Zeit lang von dem ängſtlich hin und her galoppirenden Thiere durch den Ring ſchleppen.

Als man aus allem dem erſah, daß ſo gar nichts mit Canario anzufangen ſei, erſchienen die Banderilleros mit ihren kurzen Pfeilen, und in wenigen Augenblicken ſtaken wenigſtens ein Dutzend in ſeiner Haut. Jetzt fing mir das Schauſpiel an kläglich

rothem Grunde, beim Betrachten des Krupp'ſchen Rieſenpoſitionsgeſchützes und jener kleinen, blanken, ſo harmlos ausſehenden Gußſtahlkanonen, — wir wollen daran glauben nach dem Grundſatze, daß, wer für den Krieg rüſtet, den Frieden haben will und haben wird. Deßhalb lieben wir die Krupp'ſche Rieſenkanone und ihre hoffentlich zahlreiche Nachkommenſchaft, glauben an ihre furchtbaren Wirkungen, hoffen aber, daß ſie nach Jahren einſam am Ufer des Meeres ſtehen wird, halb überwuchert von Gras und Blumen, und nur den Zweck hat, die Flagge eines einigen, freien, mächtigen Deutſchlands zu begrüßen.

III.

Wanderungen durch den Park der Weltausstellung.

Um die Riesenarbeiten der Weltausstellung, namentlich im Parke derselben, recht zu würdigen, braucht man nur daran zu denken, daß das Marsfeld vor kaum mehr als einem Jahre nur eine einfache, sehr glatte Ebene war, ohne Baum und Strauch, ohne Wasser und Weg, recht geeignet zum Schauplatz großer militärischer Paraden und kleiner Manöver.

Wie bekannt, ist das Marsfeld groß genug, um eine recht ansehnliche Stadt darauf erbauen zu können; enthält es doch 460,000 Quadratmetres, so viel als 46 Hektaren oder 184 preuß. Morgen. Man kann sich leicht denken, welche Oede, welche Einsamkeit zu gewöhnlichen Zeiten hier zu herrschen pflegte; nehmen sich doch selbst bei großen Paraden die langen Linien starker militärischer Corps wie unbedeutende dunkelfarbige Streifen aus, und wenn ein schon ansehnlicher Soldatentrupp von der Jenabrücke nach der Militärschule marschirte, so sah das nicht anders aus, als wenn einige Ameisen auf einer recht großen Gartenterrasse spazieren gingen.

Dieses flache, wasser- und baumlose Terrain wurde nun

am 25. September 1865 der kaiserlichen Ausstellungs-Kommission übergeben, worauf schon während des Winters die Vorarbeiten begannen — und welche Vorarbeiten!

Was den inneren Platz für den Industriepalast selbst anbelangte, so wurden riesenhafte Pfeiler aufgemauert, um die schweren Eisenstützen zu tragen, Pfeiler, die sich rasch erhoben wie die Soldaten in Reih und Glied; dazwischen tiefe Keller gegraben, meilenlange Kanäle angelegt für Zu- und Ableitung des Brunnen- und Regenwassers, Röhren eingemauert für den ab- und zuströmenden Dampf zum Treiben der Maschinen; doch war alles dieses nur leichte Arbeit gegen das, was draußen im Parke geschaffen werden mußte. Man hätte sich dort allerdings mit der glatten Ebene begnügen können, aber man zog es vor, ein coupirtes Terrain zu schaffen, hier Thäler auszugraben, dort mäßige Berge entstehen zu lassen, am Ufer großer Seen, die ihre Wassermasse alsdann unter zierlichen Brücken hinweg schlangenförmig durch grüne Rasenstrecken an den phantastisch malerischen Gebäuden vorbei senden würden und zuletzt als schäumender Wasserfall die Augen der Zuschauer ergötzen. Hierzu waren vor allen Dingen große Erd- und Wassermassen nothwendig. Die ersteren verschaffte man sich, indem man den Gipfel des auf dem rechten Seineufer liegenden Trocadero abgrub und dort hinführte, wo man An- und Auffüllungen machen wollte. Allerdings lag die breite Seine dazwischen, aber es war eine kleine Zugabe, eiserne Brücken mit Schienensträngen und Wege für Lastkarren, die sich in unzählbaren Reihen folgten und kreuzten, darüber zu werfen. Und wie sich der Gipfel des Trocadero ebnete, beschäftigte man sich auch sogleich mit dem

zweiten so nothwendigen Elemente, dem Wasser, und grub droben auf der geraumen Fläche, 35 Metres über dem Wasserspiegel des Flusses, ein Bassin für 4000 Kubikmetres Wasser, sicherte die Wände durch die stärksten Beton-Verkleidungen, legte riesenhafte Röhren von der Seine aufwärts, die mit ungeheuren Dampfpumpen in Verbindung gesetzt wurden, um das Bassin zu füllen und stets voll zu erhalten. Dann führte man Röhren abwärts auf das noch öde Marsfeld, zweigte dieselben nach allen Richtungen ab und hatte bald den Zweck erreicht, überall, wo es nothwendig war und wo es angenehm erschien, gewaltige Wassermassen herausquellen, sprudeln und spritzen lassen zu können.

Und was den Trocadero anbelangte, schon ein Lieblingsplatz Napoleons I., so hatte man hier das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden und einen ungeheuren freien Platz geschaffen, auf den jetzt schon von der Stadt her mehrere breite Boulevards, unter anderen auch die Avenue du Roi de Rome, allerdings noch in der ersten Anlage, münden. Napoleon I. hatte damals die großartige Idee, hier, wo die letzten Reste des uralten Paris und dessen erste Festungswerke gestanden, einen Palast für seinen Sohn, den König von Rom, zu bauen, wozu der Trocadero in den kriegerisch glänzenden Zeiten des ersten Kaiserthums wohl geeignet war. Sah man doch von hier aus das ungeheure Paris mit den grünen Hügeln, welche die Stadt umgeben, um sich ausgebreitet, dort die Tuilerieen, hier die Seine, jenseits derselben das Marsfeld und über dasselbe, sowie über die seitwärts liegenden Häusermassen emporragend, das Pantheon, die Militärschule, den Dom der Invaliden! Während der Zeit nun, als man drunten auf die vor-

hin beschriebene Art so mit Erde, Wasser und auch mit Feuer wirthschaftete, war hier oben auf dem Trocadero ein gar prächtiger Platz, um sich das Chaos vor Beginn der Weltausstellung zu betrachten, nur durfte man nicht zu nahe dorthin gerathen, wo gerade die Sprengungsarbeiten im Gange, oder, besser gesagt, im Sprunge waren, denn da sah es in jenen Tagen sehr kriegerisch aus, und während auf dem linken Seineufer an dem großen Friedenswerke mit aller Macht gearbeitet wurde, gab es diesseits nichts als Pulverdampf und Getöse; denn von der Bergspitze, die abgesprengt wurde, flogen unförmliche Erdstücke durch die Luft, und da zu diesem Zwecke durchschnittlich täglich bei fünfhundert Pulverladungen entzündet wurden, so durchbebte damals die Nordseite von Paris ein beständig rollender Donner. Doch konnte man sich schon in Acht nehmen. Man vernahm den Ton des Warnungshornes. Da sah man die Arbeiter zusammen- und durcheinander rennen, es kracht und leuchtet hoch empor. Steine und Erde flogen umher, und wenn sich der Pulverdampf verzogen hatte, so bemerkte man irgend eine tüchtig aufgelockerte Stelle, worüber die Arbeiter sogleich herfielen, um sie auf die Eisenbahnwagen und Lastkarren zu laden, die sich nun in langen, unabsehbaren Reihen abwärts dem Marsfelde zu bewegten.

Hier sah das Ganze in jenen Tagen aus wie ein ungeheurer Ameisenhaufen, in dessen Mitte, von diesen benagt und durchkreuzt, sich das Skelett einer Riesenschildkröte, das Gerippe des ovalen Ausstellungspalastes erhob, rings umher eben erst entstehende Berge, sich bildende Thäler, Seen und Bäche, die man im Begriffe ist, zu traciren und auszugraben, dazwischen Schienenwege, angefangene Straßen, ganze Wagenburgen

schwerer Karren mit riesigen Percheronschimmeln bespannt, überall Arbeiter, die in ihren grauen verschossenen Blousen kaum vom Terrain zu unterscheiden waren, einander zurufend, schreiend, die Pferde peitschend, und alles das wieder übertönt von der gellenden Signalpfeife der Eisenbahnzüge und der Lokomobile. Wohin man blickte, ein Chaos, ein tolles Durcheinander von Erde, Wasser und Feuer, denn was das letztere anbelangte, sah man dort Funken aus den Essen der schon aufgestellten Dampfmaschinen springen, hier Flammen aus dem Boden schlagen, wo Feuerungen angelegt wurden und sich die Gußöfen zum Zusammensetzen der Wasserröhren befanden, während an einer anderen Stelle aus einer der schon fertigen Leitungen versuchsweise ein starker Wasserstrahl in die Höhe spritzte. Ja, es waren wirkliche Schöpfungstage, denn nicht nur, daß Berge versetzt, Seen, Flüsse und Wasserfälle geschaffen wurden, so sah man auch bald einzelne, bald in langen Reihen belaubte Sträucher und mächtige grünende Bäume auf ungeheuren Wagen dahin ziehen, um Gruppen, Alleen und kleine Wälder zu bilden. Nach und nach, aber sehr langsam, trat jedes der Elemente in sein Recht ein. Die Erde bildete Thäler und Hügel, das Wasser floß in den Seen und Bächen, das Feuer brannte nur noch in den dafür bestimmten Essen, und auch die Luft war dienstbar gemacht worden, denn durch weite Röhren, die unter dem Boden liefen, wurde sie durch Druckmaschinen in das Innere des Gebäudes gebracht. Für die himmlischen Wasser, den Regen, für den auf einer Oberfläche von 1,600,000 Quadratmetres der Dächer des Ausstellungspalastes man wohl Sorge tragen mußte, hatte man ein eigenes Sielsystem eingerichtet, das vermittelst unterirdischer Kanäle mit der Seine in Verbindung stand.

Aber im Innern des Industriepalastes sah es zu jener Zeit, kurz vor dem Termine der Eröffnung, noch trostlos genug aus. Der Lärm hier war furchtbar; die Lokomotiven brausten, die Güterwagen dröhnten, die Unternehmer zankten, die Arbeiter rannten umher; die Zimmerleute, Tischler, Tapezierer u. s. w. hämmerten, klopften, sägten in wahnsinniger Eile; die Maler spritzten Farben nach allen Seiten, es regnete durch das Dach; in tausend und aber tausend erratischen Blöcken von allen Größen, holzverkleidet, lag der Reichthum der Welt umher; das zugelassene Publikum drückte und drängte sich überall durch oder folgte haufenweise dem Kaiser, der verdrießlich, mit kurzen unbehaglichen Schritten umherging und nachsah, ob sein Termin auf den 1. April eingehalten würde.

Man wird uns diese Rückblicke gestatten, denn sie drängen sich Einem unwillkürlich auf, wenn man nun dieses großartige Werk vor sich sieht und man dabei nicht gern an Zauberei glauben möchte, denn heute ist der Park mit seinen Boulevards, seinen schmalen Wegen, seinen Seen, Flüssen, Wasserfällen, seinen industriellen Anstalten, seinen Palästen und Kiosks, seinen Alleen und schattigen Gebüschgruppen, seinen buschigen Zierpflanzen und mächtigen Bäumen etwas so Vollendetes, daß man ohne einige Kenntniß über seine Entstehung darauf schwören sollte, hier hätte der menschliche Geist und die menschliche Hand im Vereine mit der allgewaltigen Natur jahrelang gearbeitet.

Wir haben uns heute nach der Porte Rapp führen lassen, oder sind eigentlich von unserem Kutscher dorthin geführt worden, was gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn man keinen anderen Eingang der Ausstellung bezeichnet. Porte Rapp ist der Stadt

zunächst liegend, sehr leicht zu erreichen durch die Avenue de la Bourdonnaye, Rue St. Dominique, Avenue Rapp, auch sind die Kutscher hier sicher, sich die Personen zu einer Rückfahrt auswählen zu können. Vor uns haben wir in der schmalen Achse die durch den Industriepalast führende Rue de France und rechts die französische Abtheilung des Parkes.

Frankreich ist beziehungsweise hier bescheidener zu Werke gegangen, als im Innern des Palastes, denn es hat hier nur ein Viertel für sich genommen, das heißt, wenn wir den reservirten Garten, der ebenfalls ein ganzes Viertel des Parkes einnimmt, für Gemeingut aller Nationen halten wollen. Die beiden übrigen Viertel vertheilen sich auf sämmtliche anderen ausstellenden Nationen. Ehe wir unsere Wanderung durch den Park beginnen, wollen wir uns einen Augenblick auf einer der bequemen Bänke, vor dem Eingange des Industriepalastes, niederlassen. Es ist dies in den Morgenstunden ein gar behagliches und angenehmes Plätzchen; ein über die breite Straße gespanntes Schattendach schützt uns vor den Strahlen der Sonne, während der sorgfältig mit Wasser bespritzte Boden von unten herauf angenehme Kühlung verbreitet, nicht zu verachten bei einer Hitze von 26° im Schatten. Auch betrachtet man sich hier so bequem die von außen hereinströmende Masse der Besucher, die sich alsdann diesseits des Drehrades augenblicklich nach allen Richtungen vertheilt, wobei es so leicht und interessant ist, den Neuling des Auslandes sowie aus der Provinz von dem Manne zu unterscheiden, der hier zu Hause ist, und unter diesen wieder die Leute vom Fache vom Neugierigen, Wißbegierigen und dem harmlosen Spaziergänger. Oder man beschaut die prächtigen belgischen Kirchenfenster von gebranntem

Glase in schönster Zeichnung und in den leuchtendsten Farben, oder man unterhält sich mit den hier zahlreich sich befindenden Rollstuhlführern, was für mich von Interesse war, denn sie dienten mir mit großer Sicherheit als Besuchsbarometer des heutigen Tages und als Chronik des gestrigen. Es sind das höchst gutmüthige, anständige Leute, diese Fauteuils roulants, wie auf ihren Mützen geschrieben steht, und es ist der bequeme Rollstuhl, den sie ziehen, eine große Annehmlichkeit für alte, kränkliche oder auch für sehr wohl beleibte Leute. Man macht ihnen überall, selbst an den besuchtesten Stellen, bereitwillig Platz, und wenn sie sich mit ihrem Passagier in der Gemäldeausstellung vor eines der beliebtesten Bilder hinpflanzen, einen Raum für zehn Personen einnehmend, so wartet Jedermann geduldig, bis die kleine Equipage wieder abgezogen ist. Ihr Preis, 2 Francs für die Stunde, ist nicht hoch. Dort neben uns, dicht an der Eingangsthür, sitzt, wie an jeder anderen, eine Katalogverkäuferin und macht gute Geschäfte. Es gibt Kataloge für die ganze Ausstellung zu 6 Franken, ich glaube, schon in dritter Auflage. Es sind das aber dicke, unbequeme Bände, die man kaum unter dem Arme tragen kann, weßhalb man es häufig vorzieht, sich Kataloge irgend eines Landes oder irgend einer Gruppe, für die man sich gerade interessirt, für 1 Franken zu kaufen. Für unseren Park aber und für unseren Zweck genügt es, einen guten Plan zu haben, den man ebenfalls hier überall kauft, um sich mit offenem Aug' und Ohr und empfänglichem Herzen in diese Zauberwelt der Tausend und einen Nacht zu stürzen.

Es hat irgend Jemand gesagt, ich habe das wenigstens irgendwo gelesen, der Park der Weltausstellung käme ihm vor,

als hätte man eine Riesenschachtel voll Riesenspielzeug um den Industriepalast herum ausgeschüttet, und wenn an dieser Bemerkung etwas Wahres ist, so ist das nur der Fall, wenn man hinzusetzt, daß alsdann nirgend so, wie hier im kindischen Spiel, der tiefste Sinn verborgen liegt; denn wenn uns auch die buntfarbige Masse der Häuser, Tempel, Pavillons beim ersten Erblicken einen jahrmarktartigen Eindruck macht, so wird man mit Erstaunen und Bewunderung erfüllt, wenn man jedes dieser einzelnen Gebäude einzeln betrachtet, die Schätze, die es verbirgt, den Zweck, den es erfüllen soll, und nun mit Staunen gewahr wird, daß man, abgesehen von dem vergänglichen Material der Herstellung, etwas so Wahres, so Echtes vor sich hat, als sei das ganze Etablissement durch Zauberei von dem Orte, wo es naturwüchsig entstanden, hieher verpflanzt worden. Und dazu kommt noch die eben so reizende als geschmackvolle Verbindung der einzelnen verschiedenen Gebäude unter- und miteinander, wobei es einen wohlthuenden Eindruck macht, daß mit Ausnahme der Avenuen, die gerade auf den Industriepalast führen, sich alle übrigen Wege des Parkes in Schlangenlinien oder wenigstens gekrümmt fortbewegen, und man so, behaglich flanirend, bald durch einen frischgrünen Rasenplatz hindurch, bald bei einer Gebüschgruppe vorbei, oder einen Weg voll prachtvoller Blumen, hier den klaren Bach überschreitend, dort am Ufer eines Sees wandelnd, von einem Orte zum anderen kommt. Wir haben uns einen Augenblick zunächst die bei der Porte Rapp stehende kolossale Reiterstatue Karls des Großen mit seinen trotzigen Paladinen Roland, der an seinem Horne kenntlich ist, und Ogier, dem Dänen, betrachtet und spazieren auf dem sogenannten großen Boulevard dem

und unangenehm zu werden; denn Canario, der ſo gar keine Veranlaſſung zu der ſchlechten Behandlung gab, die man ihm angedeihen ließ, erregte vollſtändig mein Mitleiden. Ungeſtraft und ohne Mühe wurden ihm die Banderillos eingeſtoßen, und bei jedem neuen Eiſen, das in ſeine Haut drang, ſpritzte das Blut heraus und brüllte das Thier vor Schmerzen. Aber alle Pein, die ihm angethan wurde, war nicht im Stande, ſeinen Muth zu entflammen und ihn zu einem neuen Angriffe zu bewegen. Das Hohngeſchrei des Volkes verwandelte ſich jetzt in wahres Toben; hier und dort ſprang einer mit funkelnden Augen in die Höhe, ballte die Fäuſte und drohte gegen den unglücklichen Stier hinab; auch das weibliche Geſchlecht ſchonte ihn nicht, und von ſehr ſchönen Lippen ertönten unſchöne Worte genug. Endlich ſchrieen ein paar Stimmen von oben herab: „Feuer! Feuer!“ und gleich darauf wiederholten Tauſende dieſen Ruf.

Schon oft hatte ich ſagen hören, daß das erſte Stiergefecht, welchem man beiwohne, einen widerwärtigen Eindruck hervorrufe. Und ich fand dieß vollkommen beſtätigt. Doch mochte wohl die Wehrloſigkeit des armen Opfers da unten viel hierzu beitragen, und ich bin überzeugt, wenn der Stier ein tüchtiger Kerl geweſen wäre, zu Anfang ein paar Picarodes überrannt, ſo wie einige Pferde ausgeweidet hätte, ſo würde auf uns ſein Brüllen und das Blut, welches von ſeinem Körper herabtropfte, viel weniger Eindruck gemacht haben. Der Ruf des Publikums: „Feuer! Feuer!“ verlangt, daß ſtatt der gewöhnlichen Banderillos dem Thiere ſogenannte Feuerpfeile eingeſtoßen werden. Dieſe haben ebenfalls Widerhaken, damit ſie in der Haut ſtecken bleiben, ſind aber ſtatt des flatternden Papieres mit Schwärmern, kleinen Kanonenſchlägen und dergleichen ſchönen Sachen umgeben, die durch eine Pulverleitung verbunden ſind und ſich entzünden, ſobald der Pfeil dem Thiere eingeſtoßen iſt. Wie das Thier von dem Knallen auf allen Seiten, ſowie von den Brandwunden toll gemacht wird, kann man ſich leicht denken. Einen Augenblick blieb

brauſenden Waſſerfalle zu, der unter einem Thurmreſte ſoeben wieder anfängt herorzuſtürzen, wobei wir es aber nicht unterlaſſen können, nach rechts und nach links zu ſchauen, auch ein wenig von unſerer Richtung abzuſchweifen, um hier eine Gruppe ſeltener Pflanzen, oder eine auserleſene Sammlung von Meiſterwerken der Skulptur aus Bronze, Zink oder gebrannter Erde zu betrachten, auch bei prächtigen rieſenhaften Porzellanvaſen von den bunteſten Farben ſtehen zu bleiben, die ſich mitten auf einem Raſenſtücke befinden und hell aus dem ſaftigen Grün hervorleuchten. Dabei müſſen wir auch aufwärts ſchauen nach den Telegraphendrähten, die quer über das franzöſiſche Parkviertel geſpannt ſind und den ſehr bequemen Zweck haben, ſeinen Wagen, er mag ſich auf einer Seite des Ausſtellungsgebäudes befinden, wo er will, um den Preis von 25 Cent. an die Porte Rapp zu rufen, begreiflicherweiſe der Nummer ſeines Gefährtes nach, die man nicht vergeſſen darf. Der Thurm mit dem Waſſerfalle wird uns nicht davon laufen, und wenn wir auch, ſtatt ihm näher zu kommen, uns immer weiter davon entfernen. Müſſen wir uns doch jedenfalls hier in unſerer Nähe das überaus zierliche Wohnhaus betrachten, aus fein geſchnitzten und ſo zahlreichen Balken erbaut, daß man die Konſtruktion nicht mehr Riegelwand heißen kann; das Dach macht den Eindruck von dem eines Schweizerhauſes, während der Geſammteindruck an die griechiſche Bauart erinnert. Es iſt ein Châlet mobile, das heißt, der Käufer kann es mit leichter Mühe auseinander legen, wie ein Nürnberger Spielzeug, um es an beliebigem Platze wieder mit eben ſo wenig Mühe zuſammenſtellen zu laſſen. Intereſſant iſt der 4 Fuß hohe Unterbau aus Beton-Coignil, aus grobkörnigem Streu-

sand, Cement und hydrauliſchem Kalk beſtehend, welcher als eine weiche Maſſe zu künſtlichen Steinen von jeder beliebigen Größe geformt wird. Natürlich ſind wir, das Chalet betrachtend, rings um daſſelbe herumgegangen und haben uns nach einer der zierlichen Windmühlen gewandt, die in einiger Entfernung von uns, ſelbſt bei dem leichteſten Windhauche ihr Rad, aus 6 feinen Segeln beſtehend, herumtreibt, für mich eine ſo angenehme als ſchmerzliche Erinnerung; denn vor langen Jahren, als hier ein Herr Durennes die erſte derartige Mühle konſtruirte und mit ſeiner Erfindung ſehr theuer war, verwandte ich nach genommener flüchtiger Zeichnung viel Geld und viel vergebliche Mühe auf. eine Nachahmung derſelben. Jetzt ſieht man ſie zahlreich zu dem billigen Preiſe von 600 Francs leicht und ſpielend ihre Arbeit als Waſſerpumpe verſehen und in ihrer hübſchen Form jeder Anlage zur Zierde dienend; ſie ſind von hier durch ganz Frankreich verbreitet, in den algeriſchen Kolonieen aufgeſtellt, ſowie nach Amerika verſandt worden. Ich wandte mich ſeufzend von ihr ab und wieder der Richtung nach dem Waſſerfalle zu, von dem ich mich beträchtlich entfernt hatte und den ich jetzt ſtatt links zu meiner Rechten ſah, würde ihn auch wahrſcheinlich glücklich erreicht haben, wenn ich nicht einem Strome Neugieriger gefolgt wäre und mit denſelben ein anſehnliches Gebäude betreten hätte, das mich übrigens nicht ſo ſehr durch ſeine Aufſchrift: ‚Militär- und Civilbäckerei‘, als durch eine Ausſtellung herrlicher, gebrannter, buntfarbiger Porzellanplatten und ganzer eben ſolcher Häuſergeſimſe mit- eleganten, kräftigen Ausladungen anzog, daneben waren zierlich geformte Backſteine in den verſchiedenſten Farben, nicht weit davon Fenſtergeſtelle, Treppengeländer, fertige Dachſtühle von

Guß- und Stabeisen, und in einem kleinen Hause daneben Parquetböden, Lamperies, Thüreinfassungen von den feinsten und den gröbsten Hölzern, so daß man mit leichter Mühe hier alles Nöthige zum Bau eines hübschen Hauses hätte zusammenkaufen können. Mir aber passirte es, daß, als ich nach Betrachten dieser Gegenstände wieder auf die Bäckerei lossteuerte, ich an die unrechte Thür kam und wieder das Haus umkreisen mußte, um dort einzutreten, wo allerdings sehr deutlich Entree zu lesen stand. Im Inneren war viel Gesellschaft, namentlich elegante Damen, plaudernd, lachend, essend, viel Lärm und Spektakel, sowie etwas Weniges an Staub, was übrigens nicht zu verwundern war, denn hier in der Bäckerei befand sich zu gleicher Zeit die Mühle, Vorbereitungs- und Knetmaschine, so daß man sehen konnte, wie das oben aufgeschüttete Korn gemahlen, gesiebt, gebeutelt wurde, dann geknetet, geformt, in den Ofen geschoben, gebacken wieder herauskam, um für einen Sous das Stück verkauft und lachend verspeist zu werden. Es war hier etwas heiß und geräuschvoll, und empfand ich es ziemlich wohlthuend, draußen wieder den stillen, grünen Rasen, das mildglänzende Wasser, die ernsten Statuen zu betrachten. Doch war es in diesem Augenblicke gerade, als hätten sich alle Dampfmaschinen und Lokomobilen das Zeichen gegeben, zu gleicher Zeit gellend zu pfeifen. Dazu das dumpfe Gebrause des Wasserfalles, probeweises Läuten der hier und da aufgehängten Musterglocken, und zum Ueberflusse noch, da gerade eine volle Zeitstunde abgelaufen war, das lustige Glockenspiel, das Carillon, weßhalb es mir wohl nicht zu verargen war, daß ich, statt mich jetzt dem brausenden Wasserwerke zuzuwenden, neugierigerweise einzelnen Leuten folgte, die still und heim-

lich einem kleinen, allerdings unscheinbaren Hause zuschlichen, dessen niedriges Schieferdach kaum über die dasselbe umgebenden Büsche hervorblickte. Obgleich ich nun fand, daß hier allerdings nichts Merkwürdiges zu sehen war, so darf ich doch diese Häuser, die sich auf verschiedenen Stellen des Parkes in schüchterner Zurückgezogenheit finden, nicht unerwähnt lassen. Sie sind äußerst angenehm und reinlich, mit fließendem Wasser und den weichsten Bequemlichkeiten zu einem Eintrittspreise von 25 Cents versehen. Ihre kleineren Annexe ohne Eintrittsgeld befinden sich, ebenfalls anmuthig in Gesträuch versteckt, nicht weit vom großen Boulevard. Nach dieser Abschweifung gelangen wir nun endlich geraden Weges zu dem großen Wasserfalle, der aus ansehnlicher Höhe über zackige, und in der That aufs Natürlichste zusammengebaute Felsen rauschend herabstürzt, und auch hier ist das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden; darunter, in einigen trockenen Steinritzen, finden wir Adreßkarten einer französischen Fabrik, welche sich rühmt, alle Arten hydraulischer Anlagen aufs Zweckmäßigste und Billigste herzustellen. Dem Bache folgend, den der Wasserfall speist, an ungeheuren Schornsteinen vorbei, die zur Dampferzeugung für die Maschinen des Innern dienen, sehen wir zu unserer Rechten einen hohen, eleganten Thurm, auf welchem sich zwei der oben beschriebenen Windmühlenräder über einander drehen, ein doppeltes Pumpenwerk von ziemlicher Kraft treibend, welches zu gleicher Zeit als hübsche Verzierung des um dasselbe und an den Ufern des Baches liegenden kleinen französischen Dörfchens dient. Hier bei diesen Modellwohnungen mit ihren ausgestellten landwirthschaftlichen Maschinen, mit der Musterfarm, zu welcher der Strom der Spaziergänger hinzieht, finden wir

in dieser normännischen Wirthschaft ein ganz behagliches Stillleben. Unter einem strohgedeckten, zeltartigen, runden Dache, welches auf weißglänzenden Birkenstämmen ruht, sehen wir prächtige, schöne, schwere Kühe wiederkäuend auf reinlicher Streu liegen, daneben ist ein hübscher Hühnerhof auf einem Rädergestelle, und während der glänzend gefederte Hahn stolz auf der obersten Sprosse der kleinen zur Erde führenden Leiter steht, amusirt sich das bunte Hühnervolk auf einem runden Düngerhaufen, in dessen Mitte sich eine Pumpe zur Entfernung der flüssigen Bestandtheile befindet. Hier sieht man immer ein großes Gedränge der guten Pariser Mittelklasse, von welcher gewiß Manche, die Monate lang nicht herauskommen aus der dumpfen, mit Gas geschwängerten Luft ihrer engen Wohnungen und den Glaspassagen, hier zum ersten Male die Quellen einer echten, reinen Milch sehen, Alle aber mit Begierde die gute frische Luft und den angenehmen Duft eines Kuhstalles einathmen; in einem kleinen Häuschen daneben erhält man Milch und frische Butter, wozu das mitgebrachte weiße Brod verzehrt wird, gewiß eine der gesundesten und harmlosesten Restaurationen in der ganzen Weltausstellung.

Mitten in diesem französischen Dörfchen haben wir eines der schönsten landschaftlichen Bilder, vielleicht zufällig entstanden, vielleicht künstlich hervorgebracht. Links hinter hohen Bäumen und dicht im Gebüsche das hübsche Châlet mobile hervorblickend, rechts den hohen Windmühlenthurm mit seinen drehenden Rädern, neben demselben eine Ecke der Musterfarm, ebenfalls zwischen Grün versteckt, dahinter ein kleines Stück der Glas- und Eisenwand des Industriepalastes mit seinen aufgesteckten zahlreichen bunten Fähnchen. Zu unseren Füßen fließt

unter einer Brücke von Baumstämmen hinweg der schlängelnde Bach, sich in der Entfernung hinter einem Rasenhügel verlierend, über dem weit hinter dichten Baummassen in duftiger Ferne, die große Stadt anzeigend, sich die majestätische Kuppel des Invalidendomes erhebt.

Mit dem hohen rothen Leuchtthurme, der auf einer vorspringenden Felsenmasse am Ufer eines Sees liegt, geht es uns gerade so wie vorhin mit dem Wasserfalle. Schon lange haben wir getrachtet, ihn zu erreichen, sind aber immer wieder durch andere Sehenswürdigkeiten von ihm abgelenkt worden, bald durch gewaltige Steinblöcke und riesenhafte geschliffene Granitplatten, von denen man nicht begreift, wie man sie hat transportiren und anscheinend so leicht und spielend aufstellen können, bald durch einen kleinen Garten voll der herrlichsten Rosen und der kostbarsten Zierpflanzen.

Auch vielleicht durch einen Trupp Chinesen, dem wir nicht nur nachgeschaut, sondern auch nachgegangen sind, ihr eigenthümliches Kostüm, ihren vorsichtig schleichenden Gang und ihre bewunderungswürdig langen Zöpfe betrachtend. China ist überhaupt auf der Weltausstellung recht ordentlich vertreten, sind doch auch, wie wir später sehen werden, wirkliche lebendige Chinesinnen hier, an deren gerade herabhangenden Röcken und langen, geschmacklosen Jacken unsere Damenwelt das wirklich Unelegante ihrer heutigen Mode sehen kann. Richtig haben uns die Söhne des Reiches der Mitte aus unserem Kurs wieder hinausgebracht, doch wollen wir uns nicht beklagen, daß wir, statt geradeaus zu gehen, links abgebogen sind, denn wir befinden uns vor einer der hübschesten Anstalten, der Crêche St. Marie, vor einer sogenannten Krippe, um den

deutschen Namen zu gebrauchen, einer Bewahranstalt für ganz kleine Kinder, deren mittellose Mütter gezwungen sind, der Arbeit für den täglichen Beruf nachzugehen und die nun in diesen Crêches, deren es in Paris unter der Protektion der Kaiserin Eugenie 17 gibt, ihre Kinder unterbringen können. Nicht viel für die Riesenstadt mit ihrem oft so übel zur Schau getragenen Reichthum und nach 24jährigem Bestehen dieser wohlthätigen Anstalten, besonders wenn man bedenkt, daß 6 Fr. jährlich genügen, um Mitglied der Societät der Crêches zu werden, und nur 40 Fr., um ein eigenes Bettchen zu stiften. Die Krippe befindet sich in einem bescheidenen, aus Holz konstruirten Häuschen, mit einem kleinen Vordach über der Thür. Im Innern sehen wir einen großen, luftigen und hellen Raum, in dessen Mitte sich ein runder Tisch befindet, sowohl zum Essen als zum Spielen eingerichtet, denn während im Centrum Spielsachen zusammengerückt sind, ist der äußere Rand des Tisches mit kleinen Tellerchen, Löffeln und Bechern belegt und dient ein rings umherlaufendes Bänkchen zum Sitzen für die Kinder. Dasselbe ist von einer doppelten Gallerie umgeben, an welcher die Kleinen in dem Streben, allein laufen zu lernen, sich bequem festhalten können. An den zwei Seiten des Gemaches befinden sich ferner kleine, weiß und blau überzogene Bettchen, auf deren jedem der vollständige Anzug der Kinder liegt.

Gern möchten wir uns ausruhend auf eines der kleinen Bänkchen zu den Kindern setzen, doch das Schicksal reißt uns fort, und zwar dießmal in der Gestalt eines Arabers, den wir durch die offene Thür auf seinem weißen Kameel behaglich vorbeireiten sehen. Ein Wüstenbild aus der schönen Zeit unserer orientalischen Reiseerinnerungen. Wie ruhig gleitet das Thier

mit hoch erhobenem Kopfe, die Beine kaum über den Boden erhebend, dahin; wie malerisch nimmt sich auf seinem weißen Haare die grüne und rothe, mit Gold verzierte Geschirrung aus! Hoch oben auf dem Reitsattel sitzt der Beduine, den einen Arm, mit dem er den Zügel führt, behaglich in die Seite gestemmt, mit dem anderen den kurzen Tschibuk haltend. Sein weißer Burnus leuchtet, sein buntes Kopftuch flattert um das bronzefarbene Gesicht, und so schaut er hoch von seinem Thiere stolz auf uns Andere herab. Rasch ist er vorübergezogen, und wie er dort vor uns hinter einem malerischen Kiosk verschwindet, brauchen wir wahrhaftig ein paar Sekunden, um uns wieder in unsere europäische Gegenwart zurück zu versetzen.

Vorwärts also und nun geraden Weges auf den See und den Leuchtthurm los, wobei wir nur im Vorübergehen einen Blick auf die Ausstellung des Kriegsministeriums zu machen gedachten, doch zieht uns dieselbe wieder zu mächtig an, um uns sogleich loszulassen, und ehe wir uns versehen, befinden wir uns auf dem grünen Rasen, mitten zwischen den Zelten aller Größen in den verschiedensten Farben und im Innern einer gewaltigen Wagenburg, bestehend aus Munitions-, Proviant-, Transport-Fahrzeugen aller Art, aus Feldschmieden neuester Konstruktion, aus Ambulancewagen mit den praktischsten Einrichtungen. Auch Kugel- und Geschützmodelle gibt es hier, und wir müssen jenem langen, blanken Hinterlader die Schuld geben, daß wir, um ihn herumgehend, von dem Innern des nebenanstehenden weitgeöffneten Gebäudes mächtig angezogen, in demselben eine geraume Zeit verweilen bei dem Betrachten von Waffen und Kriegswerken der verschiedensten Gattung, theils zierlich an den Wänden aufgestellt, theils zu

funkelnden Pyramiden zusammengefügt, und beim Beschauen der wirklich kunstvoll gearbeiteten Modelle von Verschanzungen und Festungen, sowie bei dem vortrefflich dargestellten Angriffe auf letztere, mit den zierlichsten Trancheen, Parallelen, Batterien und mit einem unglaublichen Gewimmel von rothen Hosen, den kaum zolllangen Figürchen, welche hier aus ihren kleinen Kanonen schießen, dort eine Bastion stürmen.

Es war in der That ein wohlthuendes Gefühl, als wir uns nun nach dieser kriegerischen Aufregung auf einer bequemen Bank am Ufer des spiegelglatten, leuchtenden Sees niederließen. Welch reizendes Bild umgibt uns hier wieder! Die sanft ansteigenden Ufer mit dem üppigsten Rasen bedeckt, dem hier eine keck vorspringende Felsmasse, dort ein einfaches Blumenbeet die schönste Verzierung verleiht. Vor uns erhebt sich auf einem malerischen Vorsprunge der 150 Fuß hohe rothe Leuchtthurm, zu dessen von uns abgekehrter Eingangsthür breite Kieswege führen. Leichte Nachen schaukeln auf dem Wasser, hier und da stehen Gruppen von Zuschauern, während andere langsam aufwärts steigen gegen die kleine gothische Kirche, die hinter dem Leuchtthurm auf einer Anhöhe, den See beherrschend, liegt. Was nun den Leuchtthurm selbst anbelangt, so ist er weit entfernt, nur eine Verzierung, nur eine Spielerei zu sein. Sein Inneres zeigt sowohl in den unteren Räumen die Einrichtung einer Anstalt dieser Art, ebenso wie in der Treppenanlage, vor Allem aber in der kolossalen Laterne auf der Spitze, mit ihren ungeheuren Reflektoren, mit ihren drehenden und farbigen Lichtern. Nebenbei hat der Leuchtthurm die Bestimmung, die nächtlichen Feste, welche später hier im Ausstellungsparke gegeben werden sollen, mit hellstrahlendem elek-

trischem Lichte zu beleuchten. Man sieht, daß auch in dieser Richtung hier für Alles gesorgt ist, und nach dem Verschwinden der wirklichen Sonne wird alsdann die Sonne der Weltausstellung aufgehen.

Wie in der Wirklichkeit der Kanal, so trennt hier im Park der Weltausstellung die große Avenue der Jenabrücke Frankreich von England. Doch hat ersteres noch mit einem kleinen Annex nach Großbritannien hinübergegriffen, mit einem unscheinbaren Gebäude nämlich, welches die Batterien zu dem elektrischen Lichte des Leuchtthurmes enthält, was aber dieser gemeinnützigen Anstalt wegen eben so verzeihlich ist, als die Erbauung des Cercle internationale auf englischem Grunde und Boden. Zur Ausschmückung dienen hier noch einige schöne Ausstellungen französischer Eisengießereien, so die prächtigen, reich verzierten Fontainen von Barbezat und Durenne mit überlebensgroßen Figuren, welche hier den Eintretenden mit ihren reichen, sprudelnden Wassermassen eben so gut, nur großartiger, willkommen heißen, als die unendlich komische, in Eisen gegossene Figur eines über 3 Fuß hohen, aufrecht dasitzenden Frosches, der, eine Mandoline in der Hand, mit weit aufgesperrtem Maule ein vaterländisches Lied zu singen scheint, vielleicht im Hinblick auf das gegenüberliegende schöne Frankreich: ‚Partant pour la Syrie', oder als Gränzwächter Englands: ‚Rule britannia'. Mit unserem ersten Schritt auf den englischen Boden stoßen wir auf eine kriegerische Ausstellung, wie die neben dem Leuchtthurme, und es ist gerade, als wollten sich dadurch die beiden mächtigen Nationen, wenngleich in der freundlichsten Art der Welt, ein klein wenig die Zähne zeigen: dieselben niedlichen Kanönchen, wenn auch etwas anderer Konstruktion, bestimmt,

Canario wie betäubt stehen, als die ersten Schwärmer auf seine Haut losplatzten, dann aber fing er an kläglich zu brüllen, weißer Schaum drang aus seinem weit geöffneten Maule, und mit hoch erhobenem Schweife raste er in tollen Sprüngen durch den Ring. Man hätte glauben können, jetzt werde endlich ein verzweifelter Kampf beginnen; aber weit entfernt: nachdem die letzte Hülse geplatzt war und das letzte Pulver verpufft, legte sich auch seine Angst wieder, denn nur diese hatte ihn umhergetrieben, und er stand da mit gesenktem Kopf und Schweif, — ein trauriger Anblick.

Uns, die wir zum ersten Mal einem Stiergefechte beiwohnten, hatte dieser Anfang noch weniger gefallen, als den Spaniern; namentlich machten auf uns die Feuerpfeile einen widerwärtigen Eindruck, sie versengten Haar und Haut und erregten einen unangenehmen Brandgeruch. Ein Trompetenstoß rief einen der „Degen" in den Ring, und auf die schon oben beschriebene Art trat er von der Seite herein. Es war ein hübscher wohlgewachsener Mann mit kräftigem Körperbau und sehr energischem Gesichtsausdrucke; er schritt auf die Loge des kommandirenden Generals zu, grüßte denselben, sowie das Ayuntamiento zierlich mit seinem Degen und wandte sich darauf gegen den Stier. Dieser stand da vor Ermattung und Angst unfähig, sich zu rühren. Achselzuckend versuchte es der Espada seinen Widerstand zu entflammen, indem er ihm den rothen Mantel zu wiederholten Malen um die Augen schlug. Alles vergebens! Der Stier wandte kaum seinen Kopf herum, worauf der Espada langsam den Arm ausstreckte, mit der Degenspitze ruhig zwischen den Hörnern die tödliche Stelle suchte, eine kleine Handbewegung machte, und dann stürzte das Thier, wie vom Blitze erschlagen, auf der Stelle todt nieder.

Jetzt öffneten sich die Thore auf unserer rechten Seite, das Maulthiergespann trabte herein, der todte Stier wurde mit den Hinterfüßen an eine Bracke befestigt, dann ging es im vollen Galopp einmal im Kreise herum und zum Thore hinaus. Während dessen fiel die Musik mit einer lustigen Polka ein, und die

Geschosse in der Schwere von Hunderten von Pfunden auf meilenweite Entfernung zu schleudern, in Kanonenmetall und Gußstahl, und dazu mit ausgezeichnet schön gearbeiteten Lafsetten. Es ist für den Kenner ein Vergnügen, an ihnen wie auch an den zahlreichen Kriegsfahrzeugen aller Art die prächtige Holzkonstruktion und die schönen, matt glänzenden Eisenbeschläge zu studiren; ja, so ein riesiges neumodisches Hinterladungs-Dispositionsgeschütz ist in allen seinen Theilen so zierlich gearbeitet, daß man es auf ein Etagère stellen könnte, wenn es kleiner wäre. Im Inneren des zum Artilleriepark gehörigen Gebäudes ist ein Arsenal von Land- und Seewaffen, und hier sehen wir gerade ein paar lange englische Kanoniere beschäftigt, vor einem zahlreichen Zuschauerkreise mit einem der neuen Hinterlader zu manövriren.

Doch lassen wir genug sein dieses grausamen Spiels, wenden wir uns lieber zu einigen bescheidenen Gebäuden der protestantischen Mission; vor einem derselben, einem tempelartigen Rundbaue, werden in den verschiedensten Sprachen und auf das Freigebigste Traktätlein vertheilt; ein junger Mann aus dem Wupperthale, der damit beschäftigt war, erzählte uns mit einigem Stolze, es sei ihm schon gelungen, über 500,000 anzubringen. Gleich daneben hat die englische Bibelgesellschaft ihre staunenswerthen Sammlungen von Ausgaben der heiligen Schrift in fast allen Sprachen der Welt, und hier kann man um ein Geringes die schönsten Exemplare der Bibel kaufen. Auch ein Museum, aus Einsendungen der Missionare zusammengesetzt, bietet das größte Interesse; doch woher die Zeit nehmen, um hier alles, was von großem Interesse ist, eingehend zu betrachten? Sind wir doch kaum im Stande, flüchtig hindurch

zu eilen, um nur Einzelnes dieser reichhaltigen Sammlungen zu betrachten: die seltsamsten Waffen und Geräthschaften aus Eisen, Stein, Knochen, Holz, darunter zierliche Schnitzarbeiten selbst in Elfenbein und Cocosnußschale, grobe Webereien, feine Flechtarbeiten und die gräulichsten Götzenbilder, wie sie eine wilde Phantasie nur zu erfinden vermag. Erinnern wir uns doch eines, das aus einem ungeheuren Maule bestand, mit furchtbaren Zähnen besetzt, rings umgeben von blutrothen Federn, Kopf und Körper in Einem, auf einem Paar Füßen ruhend, welche Aehnlichkeit hatten mit denen eines riesigen Schwimmvogels. Es ist etwas dumpf hier im Saale und wir trachten, ins Freie zu kommen, zu den hübschen englischen Backsteinen und Terracotten, welche so geformt sind, daß man mit denselben, wie bei einem Geduldspiele für Kinder, schöne Landhäuser mit Säulen, Bogen und allen möglichen Verzierungen leicht zusammensetzen kann. Gleich daneben sehen wir ein englisches Cottage, dessen Hauptbestandtheile, besonders die hohen, reich verzierten Kamine, aus diesem hübschen Baumaterial bestehen.

Was hier bei den Engländern und ebenso bei ihren nächsten Nachbarn im Parke der Weltausstellung, den Nordamerikanern, in der größten Vollkommenheit zu sehen ist, sind Maschinen aller Art für landwirthschaftliche Zwecke; wer wäre im Stande, alle diese sinnreichen neuen Erfindungen zu beschreiben! Eine sehr große Sammlung von Pflügen, eine ziemlich vollständige Musterkarte dieser nützlichen Instrumente, ist für das in Berlin neu zu gründende permanente Gewerbemuseum angekauft worden. Sehr interessant ist hier eine Maschine, welche, von einer Lokomotive getrieben, zuerst das Getreide drischt, dann das leere

Stroh nicht nur zerschneidet, sondern auch durch eine beliebig hoch zu stellende Röhre in die Höhe treibt und so selbst die höchsten Strohhaufen aufbaut. Betrachten wir im Vorüberwandern noch die amerikanischen Straßenlokomotiven mit Personenwagen, die uns weniger durch eine eigenthümliche Bauart, als durch eine Zusammenstellung der grellsten Farben in die Augen fallen. Grün, weiß, zinnoberroth, mit bunten Gitterläden versehen, mit Landschaften und Seebildern bemalt, können wir nicht umhin, sie für die Hoseisenbahnwagen des Kaisers von China zu halten, wozu wir hier allenfalls ein Recht hätten, da wir uns mit starken Schritten dem Morgenlande, dem Reiche der Mitte und des Sonnenaufgangs nähern.

Glaube der geneigte Leser ja nicht, daß wir die Wanderung durch den Weltausstellungspark, die wir uns unterfangen, hier mit schwarzen Lettern auf weißem Druckpapier wiederzugeben, an einem oder zwei Tagen so nach einander unternommen, wie wir sie zu Hause niedergeschrieben; es gehören Wochen dazu, in denen man täglich seine paar Stunden, wenn sich das Auge im Inneren des Palastes stumpf gesehen, hier draußen zubringt, um sich geistig und körperlich aufzufrischen. Trotzdem wir nun bei diesen Wanderungen durch den Park stets mit getreuem Notizbuche bewaffnet waren, so mag uns doch in der Wirklichkeit, sowie auch hier in diesen Blättern, Manches entgangen sein und unser Bericht manche Lücke haben, ohne aber hoffentlich dem Gesammteindrucke, einem so viel als möglich getreuen Bilde des Weltausstellungsparkes Eintrag zu thun. Wir sahen uns zu diesem eingeschobenen Satze gerade hier genöthigt, wo wir im Begriffe sind, uns den Wundern des Morgenlandes zu nähern, einen Zauberkreis phantastischer

Bauten zu betreten, welche die Meisten allerdings nur aus Reisebeschreibungen, aus Poesieen, aus Märchenbüchern kennen, — Schilderungen, die aber gewiß Jeder so mit Liebe in sich aufgenommen hat, daß es ihm gerade zu Muthe sein wird, als lägen die Bücher aus seiner Kindheit vor ihm aufgeschlagen da, oder als sähe er verkörperte Träume seiner durch wahrheitsgetreue Schilderungen aufgeregten Phantasie.

Ja, unser Bericht kann hier nicht anders als kalt und lückenhaft erscheinen, denn wer wollte die Pracht der Linien und Farben der buntgemalten Schnitzereien, den Glanz der goldenen Gitter mit ihren bizarr und eigensinnig durcheinander laufenden Linien, den Schwung der leuchtenden Kuppel, die phantastische Form der Treppen, Dächer, Thürme wiedergeben! Könnte man irgendwo vom Parke der Ausstellung sagen, es sei das viele Schöne zu nahe auf einander gerückt, so ist dies allerdings hier der Fall, und doch ist man auch hier bemüht gewesen, die einzelnen Gebäude durch Rasenplätze, Wasser, Bäume und Büsche zu trennen, oder auch durch irgend etwas Passendes zu vermitteln. So hier bei dem prachtvollen Kiosk von dem Ufer des Bosporus, der sich nicht weit von der türkischen Moschee befindet, neben welcher sich Beduinen unter weiß- und braungestreiften Zelten gelagert haben, von denen die meisten gerade ihre Andacht in der Moschee verrichten, während einer zurückgeblieben ist, der vor dem weit ausgespannten Zelte rauchend sitzt, indeß neben ihm das am linken Vorderfuße gefesselte Kameel seinen weiten Hals nach dem Wasserdufte streckt, den ein neben dem Kiosk stehender, reich überquellender Brunnen ausströmt.

Und dieser Kiosk! Wir scheuen uns förmlich, ihn in un-

seren bestaubten Stiefeln zu betreten, obgleich seine vergoldeten Thüren gastlich weit geöffnet sind. Es thut uns leid, in die dicken Smyrnaer Teppiche zu treten und uns auf die breiten Divans zu lagern, die, mit buntem Seidenzeug aus Brussa überzogen, mit schwellenden Kissen jene Nische ausfüllen, die gegenüber dem kleinen Springbrunnen sich befindet. Wie echt ist hier die Zeichnung und Farbe der Wände, wie echt die Decke, sowie der Kronleuchter aus buntem Holz mit einer Basis von zwei Dreiecken, auf denen die kleinen bunten Glasschalen stehen, welche die Oellämpchen tragen! Seid mir gegrüßt, Erinnerungen aus meiner Jugendzeit! Ja, auch in diesem Kiosk ist Alles echt und wahr, und wenn ich mich recht erinnere, so hat er gerade so in der Nähe von Konstantinopel gestanden, aber nicht am Bosporus, das ist ein Irrthum, sondern am Goldenen Horn, nahe bei Ejub, und gehörte einem gewissen Selim Efendi, einem alten Spaßvogel mit weißem Barte, bei dem wir häufig Kaffee und Scherbet tranken und der so schnurrige Dinge über türkische Familienverhältnisse zu erzählen wußte. Wie gern möchten wir hier verweilen, dort von dem zierlichen, vergoldeten Holzgestelle Kaffeeschalen und Zarfes herabnehmen, sie füllen lassen mit dem duftigen Trank und, aus einem der Tschibuks rauchend, behaglich unseren Kef halten, während wir dem Wasser zuschauen, das vor uns herabplätschert und sich alsdann murmelnd in der Rinne auf dem Fußboden fortbewegt!

Aber unseres Bleibens ist hier nicht. Wir sind Reisende und wollen sehen, wie in der nebenliegenden syrischen Karawanserai unsere Pferde, Kameele und unser Gepäck untergebracht sind. Das Aeußere der orientalischen Herberge verspricht etwas:

die Mauern ſind hoch und ſolid und werden eine geräumige Lagerſtätte in ſich ſchließen. Die vorſpringenden großen Erker ſind äußerſt zierlich und ihre Gitterläden ſind halb aufgeſtellt, damit die kühlende Nachtluft eindringen kann; unten hat die Karawanſerai eine allerdings einfach gezimmerte Vorhalle, dorthin laſſen wir uns ſpäter ein Kiſſen unſeres Sattels bringen, um, darauf ausruhend, die Friſche des Abends zu genießen, während wir dem Geſange des Muezzim vom Thurme der benachbarten Moſchee lauſchen. Wir treten jetzt einen Augenblick in das Innere dieſer ſyriſchen Herberge, und während ſich das breite Thor wieder hinter uns ſchließt, hat ſich auch der Zauberring wieder geſchloſſen, in dem wir uns befinden, und wir möchten darauf ſchwören, daß es dieſelbe Karawanſerai iſt, die uns in der Nähe von Balbek beherbergt. Vor uns im Mittelraume auf weichem Stroh lagern die Kameele unſerer Beduinen, und dieſe ſelbſt, in ihren dunkeln geſtreiften Mänteln, befinden ſich, Kaffee trinkend und rauchend, in den kleinen, an den Wänden befindlichen Abtheilungen, wo jede Geſellſchaft ſich ſelbſt und ihr Gepäck und Sattelzeug untergebracht hat. Und in der That, was wir hier in dieſem Lagerraume von Staffage erblicken, iſt alles echt und ungefälſcht! Die Kameele mit ihren Beduinen und die Beſucher der Nachbarſchaft, welche gekommen ſind, um mit den Reiſenden Neuigkeiten auszutauſchen. Dunkle, ausdrucksvolle, bronzefarbene Geſichter unter dem rothen Fez mit der blauen Quaſte, in weißleinenen Anzügen, den rothen Gürtel um den Leib, in gelben Pantoffeln, und ſie plaudern zuſammen in echter arabiſcher Sprache, denn es ſind Leute von dem ägyptiſchen Bataillon, welches aus Mexiko

zurückkehrte, die meisten mit einer Kriegsdenkmünze geschmückt, einige auch mit dem Orden der Ehrenlegion.

Wenn nur hier nicht immer ein so großes Gedränge herrschte! Man wird unwillkürlich von der Zuschauermasse hinausgefluthet und hat kaum die Zeit, dem arabischen Kaffetschi im Nebengemache zuzuschauen, wie er das feine Kaffeemehl aus der echten orientalischen Mühle, die man bequem neben den Pistolen in den Gürtel steckt, in die kleinen kupfernen Näpfchen schüttet und jede Tasse einzeln kocht. Wir behalten uns diesen Genuß jedoch für später auf und ziehen es vor, nach den Reisestrapazen zuerst ein erfrischendes Bad zu nehmen. Wie reich und elegant ist das Aeußere des hierzu bestimmten Gebäudes mit seinen beiden Kuppeln, die eine einfach mit Metall bedeckt, die andere mit runden Oeffnungen! Letztere befinden sich über dem Baderaume, wohin wir gelangen, nachdem wir uns im ersten Zimmer entkleidet und im zweiten auf die dunstige Hitze vorbereitet haben. Der Boden des Baderaumes besteht aus Marmor, der von unten sanft erwärmt ist und aus dessen mit zierlichen Oeffnungen versehenen Gittern Wasserdämpfe aufsteigen, während zur Abkühlung nach dem Bade kalte Quellen in den Nischen plätschern. Die gewölbte Decke erfüllt durch ihre sternförmig mit buntem Glase geschlossenen Oeffnungen das üppige Gemach in reichster Ausstattung mit einem weichen, träumerischen Lichte. Nur einen Augenblick wollen wir uns, nachdem wir das türkische Bad verlassen haben, bei der Moschee aufhalten, die, im Ganzen wie im Einzelnen eben so echt und treu wie das vorher Geschilderte, den Namen der Moschee von Brussa hat. Wer kennt nicht aus Zeichnungen den schlanken, gleich einem Zuckerhut zugespitzten Thurm mit der umherlaufen-

den Galerie, von welcher die Gläubigen zum Gebet gerufen werden! Zwei schöne, reiche Pavillons zu beiden Seiten des Haupteinganges erinnern in ihrer Bauart und Verzierung an den berühmten Brunnen in Pera. Die inneren Wände der Kirche sind mit dem gleichen Reichthum in bunten und grellen Farben und Vergoldungen aller Art wie die sämmtlichen orientalischen Gebäude hier bedeckt. Es ist gerade so, als wenn sich der dicke Fußteppich mit seiner phantastischen Zeichnung rings umher, ja, selbst an der Decke wiederhole, nur dort oben, wie in dem Kiosk Selim Efendi's und im Palaste des Vicekönigs von Aegypten, untermischt mit reicher Vergoldung und unzähligen eingelegten Spiegeln, was namentlich bei künstlicher Beleuchtung eine wunderbare Wirkung hervorbringt.

Aber draußen in unserer Nähe erklingt nun mit Einemmale eine seltsame, uns wohlbekannte Musik, es ist ein Geschnarr wie von schlecht gestimmten Violinen und von hart angegriffenen Guitarren, eine unverständliche Melodie, worin der dumpfe Ton einer Pauke sich vergeblich bemüht, einigen Takt zu bringen, während näselnde Stimmen durch ein ganz unharmonisches Dazwischenschreien die Bemühungen des zuletzt genannten wackeren Instrumentes hartnäckig vereiteln.

Es sind arabische Musikanten beim Palast des Bey von Tunis, welche hier den Gläubigen und den Ungläubigen vorspielen, die sich, auf kleinen arabischen Tabourets sitzend, mit Kaffee und Scherbet belustigen. Ein malerisches Zelt, das des Kaisers von Marokko, von Männern mit gelben Gesichtern in phantastischen Kostumes umlagert, trennt uns davon. Wir bleiben einen Augenblick stehen vor diesem Palast aus dunklem Wollenstoff, um es auch hier wieder zu unserem großen Ergötzen

anzusehen, wie die guten Pariser in ganzen Schaaren, die vollständigsten Familien, Großeltern, Eltern, Kinder, Enkel, mit dem größten Interesse durch dieses Zelt hindurch passiren, indem sie auf der einen Seite gebückt hineingehen, um auf der anderen mit gekrümmtem Rücken wieder herauszukommen. Es ist dies überhaupt eine Sonderheit der Pariser, sich durch alles, was eigenthümlich in ihrem Wege liegt, angezogen zu fühlen, um es nach Art der Wanderameisen zu bewältigen.

Doch wir wollen weiter eilen und den heiteren Kreis betreten, der die oben erwähnte Musikbande lachend, staunend und plaudernd umgibt. Die fünf braven Spielleute sitzen oder ruhen vielmehr halbliegend auf einer mit Kissen bedeckten Erhöhung am Unterbau des tunesischen Palastes; sie sind sehr fleißig und machen mit ihren Instrumenten so viel Spektakel, als nur möglich, doch hat man sich eben so bald an ihnen satt gesehen und gehört, als man das kleine Porzellanschälchen voll Kaffeebrühe ausgeschlürft hat, und beschaut sich, langsam um den Palast herumwandelnd, die hier im Unterbau desselben angebrachten Buden und Magazine, eine kleine orientalische Ausstellung für sich. Da sieht man neben dem Verkauf von gelben Bahuschen einen Laden mit Tabak und Pfeifen, einen anderen mit den zierlich ausgenähten Lederarbeiten, besonders Kissen, und neben einem kleinen Winkel, in dem eigentlich Süßigkeiten und Konfituren aller Art verkauft werden, eine eben so gut eingerichtete Barbierstube, als man sie nur an den Ufern des goldenen Horns findet. Die Bartscherer mit ihren ungebührlich großen Messern sind bereit, den Kopf des Gläubigen, den sie zwischen ihren Knieen halten, zu verarbeiten, während ein über dem Schlachtopfer aufgehängter kleiner Kessel nach Bedürfniß

laues Wasser auf den Schädel des Kunden träufelt. Um das Gebäude herumgehend, sind wir nun zum Haupteingange gelangt, vor dem auf sechs mächtigen Treppenabsätzen eben so viele vergoldete Löwen Wache zu halten scheinen. Doch hinderten sie uns nicht, die Treppen hinanzusteigen und das Innere zu betreten, wenn uns der oben wachhaltende Kawaß, ein Neger, nicht ein Zeichen macht, daß gerade jetzt der Eintritt nicht erlaubt ist, was zuweilen vorkommt, obgleich ich einen Grund hiefür nicht anzugeben vermag. Wir sind aber so glücklich, einzudringen, und betreten die prächtige Vorhalle, welche aber zu beschreiben beinahe eine Wiederholung von dem sein würde, was wir über den Kiosk unseres Freundes Selim gesagt haben. Diese Vorhalle aber ist ein ganz reizender Säulenhof, der uns lebhaft an die zierliche Architektur der Alhambra und des Alkazars von Sevilla erinnert. Die gleichen schlanken Säulen mit gemalten und vergoldeten Kapitälen, von den eleganten Bogen in Hufeisenform überspannt, alles so leicht und schlank, daß man kaum begreift, wie sie sich selbst und das darüber befindliche Balkenwerk zu tragen vermögen. In der Mitte des Hofes sprudelt das Wasser, umgeben von palmenartigen, tiefgrünen, fremdländischen Pflanzen. Wieder auf der hohen Treppe vor dem Eingange angelangt, schauen wir um uns her, ungewiß, nach welchem Wunder dieser Märchenwelt wir nun zuerst unsere Schritte hinlenken sollen; haben wir doch die Auswahl, uns nach China, Japan, Siam, Aegypten oder nach Mexiko zu wenden! Letzteres, mit dem hoch emporragenden dunkelrothen Bluttempel des Xochicalco, macht auf uns in dem gegenwärtigen Augenblicke einen etwas unheimlichen Eindruck, weßhalb wir uns

rauſchenden Klänge übertönten die lauten Beſchimpfungen, die dem unglücklichen Canario immer noch nachgerufen wurden. Auch die Quadrilla ſchien es zu bedauern, daß ſie ſo wenig Widerſtand gefunden und deßhalb ihre Gewandtheit nicht hatte zeigen können.

Die Stelle, auf welcher der Stier gefallen, wurde mit Sand bedeckt, um die Blutflecken zu vertilgen, und nach einer kleinen Pauſe betrat der zweite Stier den Kampfplatz. Er hieß Coracero, und ſein erſtes Auftreten war ein vielverſprechendes und trug ihm ein gelindes Händeklatſchen ein. Ich muß hier vorausſchicken, daß bei den Stiergefechten der Dilettanten-meiſtens ſogenannte Novillos den Kampfplatz betreten; das ſind nämlich Stiere, die erſt im nächſten Jahre zu den anderen Stiergefechten tüchtig ſein würden; obgleich ein guter und kräftiger Novillo kein zu verachtender Gegner iſt, ſo haben ſie doch begreiflicher Weiſe noch nicht die Wildheit und Unbändigkeit der älteren Stiere.

Durch den Vorgang mit dem unglücklichen Canario ſchienen die Chulos über alle Maßen ſicher geworden zu ſein; denn ſtatt, wie es beim Erſcheinen eines neuen Stiers Regel iſt, ſich beobachtend möglichſt an die Schranken zu halten, ſtanden ſie unbekümmert plaudernd in Gruppen bei einander, einige ſogar in der Nähe des Zwingers. Coracero, dem in dieſem Augenblicke das Thor geöffnet wurde, war zwar kleiner, aber auch unterſetzter, als ſein Vorgänger, und bezeigte ſich ſogleich bei Anfang des Gefechtes als ein heimtückiſcher Burſche. Harmlos und ruhig ging er einige Schritte vorwärts, und ich hielt ihn daher für nicht beſſer als Canario; doch ſagte mir mein Nachbar, ein alter Habitué des Stierplatzes: „Der iſt gut; ſehen Sie, wie ſeine kleinen Augen funkeln.“ Und der Mann hatte Recht; denn Coracero, der ſich, wie geſagt, mit größter Ruhe einer der Gruppen genähert hatte, ſtürzte nun mit Einem Male wie toll und wüthend gegen die Chulos hin, was eine allgemeine und höchſt ergötzliche Flucht zur Folge hatte. Nach allen Richtungen ſtoben ſeine leichtfüßigen Gegner aus einander, und die meiſten überſprangen die Schranken mit einer außeror-

den uns zunächst liegenden, in ihren bunten Farben so heiter aussehenden chinesischen Häusern zuwenden.

Gibt es wohl etwas Lustigeres, ja, Komischeres als das hohe Eingangsthor dieser chinesischen Ausstellung, dessen Inschrift uns ein Kaffeehaus, einen Garten mit Theater, ein Museum und eine Theehandlung verspricht! Da steht es vor uns auf mächtigen Bambusstangen mit einem unförmlichen Oberbaue, dessen Schwere nur dadurch etwas gemildert wird, daß sich seine Ränder und Ecken wie die eines ungarischen Hutes nach aufwärts drehen, in den grellsten Farben gemalt, unter denen dunkelroth und grün vorherrschend sind. Alle Verzierungen mit wunderlich eckigen, sich gewöhnlich im rechten Winkel durchschneidenden Linien. Da blicken sämmtliche Gebäude aus den sie umgebenden grünen Büschen und Bäumen so eigenthümlich, so ganz und gar fremd hervor. Diese frei emporführenden und nur von Bambusstäben getragenen Treppen, diese leichten Galerieen mit dem offenen Oberbau, diesen hohen Stangen, an denen bunte Fähnchen flattern, die bunten Kostüme der am Thor lungernden Chinesen mit ihren gelben Gesichtern, ihren schmalen verschmitzten Augen und erstaunlich langen Zöpfen, alles das ist so sehr interessant, aber doch dabei so wenig anziehend, daß wir uns fast mit Bedauern nach der hinter uns verschwundenen morgenländischen Märchenwelt umschauen. Nichtsdestoweniger zahlen wir aber muthig unsern halben Franken, durchschreiten das Thor und befinden uns im Reiche der Mitte.

In dem kleinen Garten sehen wir chinesische Arbeiter beschäftigt, sonderbare Pflanzen aufzubinden und zu begießen, oder die Beete und Wege zu reinigen, wobei sie sich seltsamer, aber wie uns schien, nicht unpraktischer Instrumente bedienen;

dann folgen wir andern Besuchern, um die lustige Treppe zu besteigen, welche zu einem Pavillon und von da erst in das große Ausstellungsgebäude führt. Dieser Pavillon aber hat für die Meisten die größte Anziehungskraft, so daß zwei Stadtsergeanten den Menschenandrang beim Ein- und Ausfluthen in Ordnung halten müssen. Hier ist die Theebude und der Verkauf wird allerdings von echten, lebendigen Chinesinnen besorgt, doch nicht unmittelbar von ihnen selbst, sondern durch einen Dolmetscher, während die drei Töchter aus dem Reiche der Mitte hinten in einer Ecke sitzen und diesem für sie gewiß recht fremdartigen und komischen Treiben zuschauen; vielleicht, daß diese Damen nach chinesischen Begriffen von großer Schönheit sind, wogegen für uns die etwas scharf hervortretenden Backenknochen, die eigenthümliche Kopfform, die bräunliche Gesichtsfarbe und die langen, schmalen Augen etwas Störendes haben.

Oben in der offenen Halle befindet sich eine große Restauration, wo man nicht nur Thee und einige chinesische Leckerbissen haben kann, sondern uns auch noch von französischen Kellnern die wohlbekannte Speisen- und Getränkekarte angeboten wird. Begreiflicherweise läßt man hier die Gelegenheit nicht vorübergehen, einen echten Thee à la Chinoise zu nehmen, zu welchem Ende man in eine henkellose Tasse nach Belieben Thee und Zucker thut, dann kochendes Wasser aufgießen läßt, einen kleinen Porzellandeckel oben aufstülpt, um nun nach einiger Zeit aus dem Zwischenraume zwischen Tasse und Deckel einen allerdings köstlich duftenden und sehr wohlschmeckenden Thee zu schlürfen. Recht interessant ist eine in den untern Räumen befindliche Sammlung chinesischer Geräthschaften, Mobilien und Kostüms. Besonders unter den letzteren, bei den

Anzügen der Mandarinen, bewundert man die prächtigen buntfarbigen, theils gold- und silberdurchwirkten Stoffe aus der schwersten Seide, und kann man sich hier einigermaßen vertraut machen mit der Rangordnung des chinesischen Hofverbandes und der chinesischen Beamtenwelt, besonders durch die farbigen Glaskugeln auf den Spitzen der Mandarinenmützen. Am Ende des kleinen Gartens befindet sich das chinesische Theater mit einem Proscenium, eben so grellfarbig und komisch eigenthümlich wie das Eingangsthor. Im Zuschauerraume hangen die uns wohlbekannten chinesischen Papierlaternen, und bei den abendlichen Vorstellungen, zu welchen man durch Abbrennen von Raketen und durch Böllerschüsse herangelockt wird, ist es hier am interessantesten, durch die zuschauenden Chinesen selbst, besonders durch die Chinesinnen, die alsdann, in einer kleinen Loge sitzend, die Freuden des vaterländischen Schauspiels mit dem Genusse des Opiumrauchens aus kleinen metallenen Pfeifen verbinden. Das heißt die älteren derselben, wogegen man auch junge und allerliebste himmlische Reichsbürgerinnen von 10—12 Jahren sehen konnte, die mit dem Fächer eben so gut umzugehen wußten, wie die koketteste Andalusierin. Wenn wir hier hinter die Coulissen schauen dürften, so würden wir vielleicht die Entdeckung machen, daß die wenigsten der auftretenden Personen echte Chinesen sind, sondern daß vielmehr allerdings sehr geschickte englische Clowns diese prächtigen Sachen, als das Eiertanzen, das Balanciren und Werfen mit Messern und Schwertern, das Durchstoßen eines im Korbe befindlichen Unglücklichen, dem aber natürlicherweise nichts geschieht, trotzdem man das Blut herausschießen sieht, darstellen. Man erwartet indessen noch ein paar ausgezeichnete chinesische Hofschauspieler

zu Gastrollen, worauf sich die späteren Besucher im Voraus freuen können.

Das hier neben China gelegene Reich des Sonnenaufgangs bietet wenig mehr als einen kleinen Pavillon, weßhalb wir, noch einmal zurückkehrend, den Schienenweg passiren, der den Namen Allée de Washington führt, worauf uns ein Gebäude, von ägyptischen Säulen umgeben, mit einem hinten befindlichen hohen Rundbau für einige Augenblicke fesselt. Das Gebäude ist überragt von Flaggenstangen, an denen Fahnen in den französischen und ägyptischen Farben flattern, während seine Wände rings umher mit Hieroglyphen bedeckt sind. Isthme de Suez, so sagt die Inschrift über der Haupteingangsthür. Im Innern befinden sich sehr hübsch gearbeitete Reliefkarten des Kanals und Modelle der Arbeiten mit den hierzu verwandten großartigen Maschinen, wie wir sie schon in recht vielen französischen, englischen und deutschen Zeitungen, das Interesse für dieses Unternehmen reklamirend, gesehen haben. Im Allgemeinen, so sagte mir ein hiesiger Bekannter, sei das Interesse der Franzosen nicht allzu groß für die Durchstechung des Isthmus, und fügte den schlechten Witz hinzu: ‚Lesseps moi tranquille, vous me faites suez.'

Etwas anderes Aegyptisches zieht uns mächtiger an, die Kopie des Tempels von Edfu, allerdings nicht ganz in natürlicher Größe, mit dem majestätischen Auf- und Eingang, welcher rechts und links von zehn immerhin noch riesenhaften Sphinxen gebildet ist, wobei das ursprüngliche Material, blaßrother Syenit, wirklich bewundernswürdig dargestellt ist. Eben so naturgetreu und wahr sind die Konstruktionen des Gebäudes selbst, mit ihren unzähligen Hieroglyphen und bemalten dicken

Säulen, deren bunte, massige Kapitäle, aus Palmetten und menschlichen Angesichtern bestehend, nicht zu schwer erscheinen, um das wuchtige Gesims zu tragen.

Wir könnten hier noch den Palast des Vicekönigs von Aegypten betrachten, und haben dies auch in Wirklichkeit gethan, während wir uns in diesen Blättern die Versicherung erlauben, daß derselbe, wenn auch nur flüchtig zu beschreiben, eine Wiederholung dessen wäre, was wir über die andern arabischen und orientalischen Bauten gesagt; doch ist er in seiner Anlage und Ausführung gewiß eben so interessant, gewiß eben so reich und geschmackvoll, und fänden wir ihn irgendwo in einem Parke allein, man würde sich stundenlang damit beschäftigen, seine zierlichen Details zu bewundern. Auch die rumänische Kirche hier ist in ihrer Art eben so sehenswerth, wie nicht minder der siamesische und japanische Pavillon; da wir aber vorhin schon die Aufmerksamkeit der Leser auf den mexikanischen Tempel hingelenkt, so wollen wir eine breite Stufe ersteigen, obgleich wir aufrichtig gestehen, daß der schwarze, düstere, unförmliche Unterbau, sowie die blutrothe Halle oben auch in der Nähe einen unheimlichen Eindruck auf uns machen. Das Ganze hat etwas von einem Nationalschaffot an sich und riecht in diesen Tagen nach Blut. Seine schräg aufsteigenden Mauern sind mit bizarren Hieroglyphen und scheußlichen Fratzenbildern bemalt, und ist das ganze düstere Bauwerk keine Phantasie, sondern eine getreue Nachahmung eines Tempels des Xochicalco, wie er 25 Meilen südlich von Mexiko von Humboldt aufgefunden und beschrieben wurde. Hier opferte man zahllose Menschen, deren noch warmes Herz symbolisch der Sonne dargereicht wurde, um alsdann in dem Schlunde eines

häßlichen, vampyrartigen Götzen zu verſchwinden, während die entſeelten Körper von der Höhe der breiten Treppe unter die harrende Volksmenge hinabgewälzt wurden — man ſieht, das heutige Mexiko hat etwas recht Paſſendes zur Weltausſtellung geſchickt. Die drei Eingänge des Tempels ſind geheimnißvoll durch dunkle Federvorhänge geſchloſſen, deren Verzierungen verzerrten Menſchengeſichtern ähnlich ſehen. Wir treten in das Innere und haben vor uns den großen berüchtigten Opferſtein mit einer Aushöhlung in der Mitte, beſtimmt, das ausſtrömende Blut zu ſammeln. Vor dieſem Steine ſehen wir eines der Opfermeſſer ausgeſtellt, welche bei den vorhin erwähnten Nationalfeſten benutzt wurden. Es hat eine vielleicht fünf Zoll lange, etwas gebogene, dünne, ſcharfe Klinge von einem achatähnlichen Steine und glänzt recht unheimlich im Strahle des hereinfallenden Tageslichtes, während man im Hintergrunde des halbdunklen Raumes die unförmlichen häßlichen Umriſſe des Götzen ſieht.

Im Unterbaue des Tempels ſollen ſich nicht unintereſſante Sammlungen befinden, doch haben wir für heute genug von Mexiko und wollen nur unten noch einen flüchtigen Blick werfen auf die Figur einer nackten Mexikanerin mit ſehr ausgebildeten Körpertheilen, die, aus Wachs geformt, uns das Bild eines indianiſchen Familienlebens gibt. Sie ruht vor einem Zelte neben einem Gebüſche, an deſſen Zweigen die aus Baumrinde gefertigte Wiege mit einem kleinen Kinde hängt. Echte, lebendige Mexikaner mit großen weitkrämpigen Sombreros auf dem Kopfe, in buntverſchnürten Röcken und Reithoſen, die am unteren Theile ſehr weit und mit Jaguarfell beſetzt ſind, haben bei unſerem Eintritt den halben Franken Extra-Eintrittsgeld,

der hier verlangt wird, in Empfang genommen und überwachen auf der anderen Seite unsern Austritt.

An langen Gebäuden vorbei, an den Annexen Englands und Nordamerika's, mit Maschinen und landwirthschaftlichen Geräthen aller Art vollgestopft, dann an der Porte Desaix vorüber, gelangen wir in den dritten Theil des Parkes der Weltausstellung: nach Rußland, nach Deutschland mit Preußen und Oesterreich, nach Belgien, nach der Schweiz, Italien, Spanien und Portugal. Doch fühlen wir uns etwas ermüdet von unserer langen Wanderung und begrüßen deßhalb mit Vergnügen den hellklingenden Glockenton aus den Gebäuden der russischen Stallungen, der uns — es ist halb fünf Uhr Nachmittags — anzeigt, daß die dort befindlichen Pferde vorgeführt werden. Vor diesem langen, wohl etwas ideal-russischen Stallungsgebäude — sauber gearbeitet wie Drechslerarbeit, aufs zierlichste gefugt, geschnitzt und gehobelt, so einladend, daß man wahrlich eine Sehnsucht nach ähnlichen russischen Wohnungen bekommen könnte — ist ein großer, freier Platz, mit zahlreichen Stühlen umgeben, auf denen sich die elegante Welt der Ausstellung um diese Zeit Rendez-vous zu geben pflegt, um sich hier wie bei jeder anderen Schaustellung zu amusiren. Wir wollen es eben so machen, nachdem wir unseren Stuhl mit 2 Sous bezahlt. Vielleicht dürfen wir hier einschalten, daß sich überall im Parke zahlreiche Stühle vorfinden, doch wo man sie entdeckt, sei es selbst im versteckteſten Winkel des reservirten Gartens, man kann sicher sein, daß, sobald man Platz genommen hat, die bekannte Frau mit der reinlichen Schürze und der weißen Haube, die Ledertasche am Gürtel, mit ihrem: ‚Monsieur, s'il vous plait, deux sous!' erscheint. Dafür

aber ſind alle dieſe Stühle jetzt hier neueſter Konſtruktion, mit elaſtiſchen Stahlreifen, auf denen man wie auf einem Kiſſen ſitzt; auch iſt es uns vergönnt, für unſere 2 Sous auf dem gleichen Platze von Morgens bis Abends ſitzen zu können. Indeſſen hat ſich der Kreis vor den ruſſiſchen Stallungen geſchloſſen und wir hören enthuſiaſtiſche Aeußerungen aus ſchönem Munde, daß die Pferde ganz allerliebſt ſeien, zuweilen tout étourdi! und daß ſie faſt eben ſo elegant vorgeführt würden, wie die im Cirque de l'Impératrice. Jetzt erſcheint auch ein kaiſerlich ruſſiſcher Stallmeiſter mit dem höheren Offizier, der das Ganze unter ſich hat, und die Vorſtellung beginnt, eine hübſche, intereſſante Vorſtellung. Die Stallleute entweder in militäriſcher Uniform, und alsdann mit mehreren Medaillen dekorirt, oder in der ſehr kleidſamen Nationaltracht: das ruſſiſche, meiſtens dunkelfarbene Hemd mit Gürtel über den weiten Hoſen und hohe Stiefel. Auf dem langen, grade geſchnittenen Haare den kleinen Hut. Der ganze Anzug, ebenfalls wie die Bauernhäuſer etwas idealiſirt, vom feinen Filz des Hutes an bis zu den glänzenden Stiefeln. Gewöhnlich führen zwei dieſer Stallleute die feurigen Pferde, meiſtens Hengſte, und haben trotzdem ihre Mühe damit. Der Stallmeiſter ruft laut die Namen der Thiere, dann werden ſie vor dem Publikum ſo vortheilhaft als möglich aufgeſtellt, und wenn ſie ſtolz und muthig, mit aufgeblaſenen Nüſtern, ihren Kopf in die Höhe zu werfen ſuchen oder mit einer zierlichen Lançade ihren Marſch rings umher beginnen, wobei ſie ihre elaſtiſchen Gelenke zierlich biegen und das ſeidenweiche Haar in der Sonne glänzt, ſo hört man rings umher: ‚Ah, comme il est beau! Comme il est superbe!‘ und es wird applaudirt und Bravo gerufen, beſonders

von den Damen, gerade wie bei Franconi. Rußland hat aber auch aus seinem weiten Reiche in der That schöne Pferde hieher geschickt, darunter viel arabisches Blut, zierliche, elegante Steppenpferde, Pferde aus der Ukraine und aus Finnland, sowie prächtige Exemplare der schweren Traberrace aus den Orlow'schen Gestüten. Die Vorstellung dauert dort etwa eine halbe Stunde, und kurz darauf hat sich die hier versammelte Gesellschaft wieder nach allen Richtungen zerstreut, uns Zeit und Muße lassend, die übrigen Ausstellungen hier zu betrachten. Ein Gang durch die Stallungen zeigt das Innere derselben eben so nett und zierlich als das Aeußere. Jedes der Pferde hat seine eigene Abtheilung, Box, mit reich verzierten und geschnitzten Seitenwänden und Eingangsthüren, über welch letzteren jedesmal der Name des betreffenden Pferdes zu lesen ist. In den Sattelkammern bewundern wir die reichen russischen Geschirre, oft so mit Silberplättchen beschlagen und mit silbernen Kettchen garnirt, daß das Leder fast ganz darunter verschwindet. Gegenüber dem Stallgebäude sehen wir sehr ursprüngliche Zelte der Kirgisen und Tungusen, ein einfaches Stangenwerk, von Thierfellen bedeckt oder mit hübsch ausgenähten Lederdecken. Eben so praktisch als schön ist die landwirthschaftliche Ausstellung Rußlands, indem sie uns zu gleicher Zeit das Innere der dortigen Bauernhäuser vorführt. Fast eine ganze Zimmerwand nimmt der hellrothe große Ofen ein, während der Hintergrund aus einem Holzaufbaue besteht, mit Läden und Klappen, die mit Vögeln und Blumen bemalt sind. Rechts sehen wir Schränke, Thürmchen, Aufsätze aller Art, welche die verschiedenen Produkte Rußlands tragen, Getreide und Körnersaaten in rothen und goldenen Gefässen, buntgefärbte

Krüge, aus welchen Aehrenbüschel hervorschauen, Holzproben, Mineralien, kandirte Früchte, Käse, und Pelzwerk vom gröbsten bis zum feinsten Haar, selbstverständlich aufs reichste vertreten.

Draußen betrachten wir auch das Haus Gustav Wasa's, ganz mit Holzschindeln bedeckt, eigenthümlich durch den runden Ausbau, in welchem sich die Treppe befindet.

Dem großen Boulevard folgend, an schwedischen und norwegischen Bauernhäusern vorbei, alle echt und sehenswerth von der Spitze des Daches bis zum Sockel des Gebäudes, werden wir durch ein weithin schallendes Zusammenläuten verschiedener großer Kirchenglocken wieder einmal von unserem Pfade abgelenkt, sind aber wie immer auch bei dieser Gelegenheit nicht unzufrieden, diesem Rufe Folge geleistet zu haben, denn wir sehen hier eine Ausstellung von Kirchenglocken aus einer Pesther Fabrik, deren Montirung eben so neu als praktisch ist. Wegen der Einzelheiten müssen wir an den Fabrikanten Joseph Pozdech in Pesth verweisen, der, wie er uns sagt, auch ältere Glockenhelme umzuändern schon viele Bestellungen erhalten hat. Ein großer Vortheil seines Systems besteht darin, daß die Glocke ein Drittel weniger Raum gebraucht, mit einem Sechstel der Kraft wie früher geläutet werden kann, weßhalb auch bei seinem System keine Schwankungen der Thurmmauern bemerkbar sind. Den Kraftaufwand anbelangend, so sahen wir in der That, wie ein ganz kleiner Knabe eine sehr große Kirchenglocke mit leichter Mühe in Bewegung setzte und erhielt. Leider hatte dies aber zur Folge, daß häufig unsere Ohren hier von förmlich dröhnenden Glockenkonzerten geplagt werden, denn es scheint mir ein Lieblingsspaß der Pariser Jugend zu sein, mit diesen Glocken einen unerträglichen Lärm zu machen.

dentlichen Behendigkeit. Hier und da überſchlug ſich auch Einer und fiel, ſtatt auf die Füße, auf einen anderen Theil des Körpers, — ein Mangel an Gewandtheit, der jedesmal ein lautes Hohngelächter zur Folge hatte.

Der Stier hatte unterdeſſen die drei Chulos aufs Korn genommen, welche vorhin ſo dicht vor ſeinem Zwinger geſtanden, und verfolgte ſie mit ſolcher Haſt und drohender Geberde, daß Viele aus dem Publikum ſich halb von ihren Sitzen erhoben und dem intereſſanten Anfange athemlos zuſchauten. Die drei ſtoben natürlicher Weiſe in voller Flucht aus einander, doch beſann ſich Coracero keinen Augenblick und verfolgte Einen in ſo tollem Laufe, daß dieſer ſich nur retten konnte, indem er nicht ohne Geiſtesgegenwart dem Stier ſeinen Mantel zwiſchen die Füße warf. Deſſen ungeachtet langte aber das Thier mit dem Chulo faſt zu gleicher Zeit an der Schranke an, und es war kein Zoll breit Raum mehr zwiſchen den Hörnern Coraceros und den ſeidenen Beinen des Chulo, als dieſer erſchreckt und athemlos über die Schranken flog. Mancher der Zuſchauer und auch ich glaubte, der Stoß des Thieres habe ihm nachgeholfen, doch war dem zum Glücke nicht ſo; der Mann war unverletzt, doch ſchien mir ſein Lachen einigermaßen erkünſtelt zu ſein. Mein Nachbar ſagte mir: „Hätte der Stier zwei Jahre mehr, ſo würde das ein ſehr ſchönes, ernſthaftes Gefecht werden: ſo aber werden die Dilettanten ſchon mit ihm fertig werden.“

Coracero, der mitten in der Bahn ſtand, betrachtete ſich ſeine Feinde rings umher. Schon mehreremale hatte er einen Sprung rechts oder links gethan, ſo oft ſich einer der Chulos blicken ließ und ihm, freilich auf ſehr weite Entfernung, eines der langen bunten Tücher entgegenwarf, ſich auch langſam gegen die Picadores gewandt. Der, welcher ihm zunächſt ſtand, ritt nun dem Thiere entgegen und legte ſeine Lanze ein. Der Stier nahm die Herausforderung an, ſenkte die Hörner und rannte in vollem Laufe gegen den Picador an. Ein tüchtiger Stoß mit der Lanze,

Wir hatten uns vorgenommen, diese dritte Abtheilung des Parkes recht systematisch zu durchwandern, sind aber, verführt durch den Ruf der Glocke, statt in richtiger Folge nach Preußen zu kommen, mit einem Male in den Süden gelangt, nach einem wahren Ziergarten landwirthschaftlicher und Thier-Ausstellungen. Wir hören Hühner gackern und sehen die schönsten Exemplare derselben mit den stolzesten Hähnen zwischen zierlichen Einfassungen von den feinsten Drahtgeflechten. Ebenso Singvögel, Papageien, buntfarbige Arras und dergleichen, und daneben aux amis des progrès ganze Ställe voll, Herden Merinoschafe, während wir uns weiterhin an den schlanken Formen und dem zutraulichen Wesen einiger hübschen Rehe erfreuen. Auch hier Rasenfleckchen, Gebüsche, Wasser, dazwischen landwirthschaftliche Maschinen aller Art, kurz, wieder eine so reiche Zusammenstellung, daß wir uns hier allein tagelang beschäftigen könnten und nur mit Bedauern an den praktischen Modellen einfacher, aber gut aussehender Bauernhäuser vorüberwandern, um einem seitwärts gelegenen Reisebazar noch einige Aufmerksamkeit zu schenken. Hier sind Reit- und Packzeuge, letztere mit den hierzu gehörigen so außerordentlich praktischen Kisten, wo im kleinsten Raum zusammengedrängt alles Nöthige, ja, Unnöthige an Reisebedürfnissen zu sehen ist. Daneben ein einfaches wohnliches Zelt, wobei sich ein allerdings ausgestopfter Maulesel befindet, an dem wir gleich lernen können, wie alles das auf die leichteste Art aufzuladen ist. In der Nachbarschaft haben wir Fässer vom kleinsten Tönnchen an bis zu Stückfässern, von denen eines sogar den lächerlichen Hochmuth hat, sich mit dem Heidelberger Faß messen zu wollen; auch das Modell eines Roqueforter Kellers, in dem wir die Zubereitung des berühmten

Käſes ſehen, der mit ſeinem grünlichen Anfluge den ſo eigenthümlichen Geſchmack wie nach einem feuchten Gewölbe hat; ferner eine landwirthſchaftliche Ausſtellung Algiers und gleich daneben ein ſpaniſches Kaffeehaus, eine Horſchateria Valenciana, wo wir in kleinen Taſſen die vortrefflichſte Chokolade erhalten, auch Picatoſtes, wenn wir ſolche verlangen, und ſind dabei bedient von echten Valencianerinnen in ihrem eigenthümlichen Koſtüm, beſtehend aus bunten, großgeblümten, kurzen Röcken mit einem Goldſaume, ſchwarzen Mieder, über der Bruſt gekreuzten Spitzentüchern und das blauſchwarze Haar verziert mit Blumen und goldenen Pfeilen. Das iſt hier ein recht netter Zauberwinkel für den, der Zeit hat, um auf ſeiner langen Reiſe einen Ruhepunkt zu machen.

Doch weiter — wie viel Intereſſantes beherbergt nicht gleich daneben der ſtattliche ſpaniſche Palaſt, im Renaiſſanceſtyl wie aus mächtigen Quadern erbaut, nicht nur landwirthſchaftliche Maſchinen, wozu man auch die einfachen Pater-noſter-Werke aus der Huerta von Valencia zählen kann, die uns ſo lebhaft an jene ſchöne Landſchaft erinnern, Geräthſchaften und Produkte, koſtbare Hölzer und Metalle für den Kenner, ſondern auch ſo Vieles, was das Auge des Laien erfreut! Bunte, elegante Gefäſſe nach mauriſchen Formen, Waffen aus Toledo, leuchtende Azalejos, und ſogar ein ausgeſtopfter Stier aus dem Stierplatze von Madrid, ein prächtiges, ſtarkes, gedrungenes Thier mit kurzen Füßen und glänzendem Haare, wie es ſein ſoll; rechts und links an ſeinem Halſe ſehen wir noch die Wunden, welche ihm die Banderillas beigebracht, vielleicht mit ſelben Banderillas, die zu ſeinen Füßen liegen, während oben am Wirbel eine breite Roſette von Seidenband die Stelle

verdeckt, wo ihn kunstgerecht der Stoß des Espada traf — ole salero! Und abermals weiter auf unserer mühseligen Wanderschaft um die Rundung des Erdballes, in dem glücklichen Gefühle, dieselbe nun bald beendet zu haben und der Heimath nun wieder ganz nahe gekommen zu sein! Ist hier doch schon die preußische Abtheilung, in welcher wir mit einigem Erstaunen zwischen grünen Gebüschen einen hellen Pavillon in reichster arabischer Bauart hervorleuchten sehen. Eine Arbeit des bekannten preußischen Malers und Baumeisters Diebitsch, nach echten Modellen aus der besten Zeit der arabischen Baukunst zusammengesetzt, lebhaft an die schönen Formen der Alhambra erinnernd. Wir finden hier auch wieder eines der landschaftlichen Bilder, von denen wir oben sprachen, und zwar, wenn wir uns auf die einfache Holzbank vor der preußischen Schule niedersetzen und unsere Blicke über den kleinen See schweifen lassen, der vor uns liegt rings vom schönsten Rasen eingefaßt. Links ist unser Blick begränzt durch die Rundung des Ausstellungsgebäudes, aus dem Grün hervorblickend, auch hier wieder mit seinen bunten flatternden Fähnchen. Dicht dabei haben wir einen schönen Blumengarten, jetzt, nachdem seine 5000 Hyacinthen verblüht sind, mit weithin duftenden Rosen besetzt, vor uns die stille, leuchtende Fläche des Sees, dahinter der arabische Pavillon, vor dem soeben ein paar Beduinen, ihn betrachtend, stehen, während weiter hinten zwischen hohen Bäumen die kolossale Reiterstatue des Königs von Preußen aus blankem Metalle hervorleuchtet. Betreten wir einen Augenblick die preußische Schule, die hier, umgeben von so viel Glanz und Pracht, in ihrer bescheidenen Einfachheit auf uns einen wahrhaft rührenden Eindruck macht. Mag das auch wohl

daher kommen, daß uns das schmucklose Schulzimmer, seine weißgetünchten Wände mit Landkarten und dem Portrait des Königs, so lebhaft an die Jugendzeit erinnert, wo wir auf den gleichen hölzernen Bänken saßen, vor den gleichen hölzernen Tischen Hieroglyphen auf die Schiefertafel kritzelten oder später, als wir gescheiter wurden, anständige Buchstaben mit Dinte in die uns wohlbekannten Schulbücher! Wie ist auch hier Alles so wahr und echt! Diese Schulbücher, wirklichen Kindern von 8—12 Jahren gehörend, jungen, hoffnungsvollen Rheinländern, Pommern, Brandenburgern, mit den Anfangsgründen im Schönschreiben, dem Rechnen, dem Zeichnen und der mathematischen Formenlehre! Die Schulstunden sind beendigt und das Schulzimmer leer, und es machte gerade den Eindruck, als hätten sich die preußischen Kinder soeben entfernt, um in dem benachbarten russischen Dorfe zu spielen, oder sich vielleicht das Nomadenzelt der Kirgisen zu betrachten, oder den am Ufer stehenden kleinen arabischen Kiosk. Hier Alles Geschwindigkeit, durchaus keine Hexerei! Ist doch der Lehrer zurückgeblieben, der wirklich echte lebende preußische Lehrer, droben sitzt er auf seinem Katheder und gibt uns auf unsere Fragen die freundlichste Auskunft. Er hat ein wohlwollendes Gesicht, gutmüthige Augen, aber zuweilen, wenn er von dem Schulunterrichte im Allgemeinen spricht, einen etwas strengen Zug um den Mund, so daß wir alsdann schüchtern hinter den Katheder blicken, ob sich auch dort das bekannte biegsame Instrument eben so echt und wirklich erblicken ließe. Leider bemerkten wir es nicht. Denn hätten wir es gesehen, so würden wir echte und wirkliche Thränen der Rührung geweint haben in der Erinnerung an unsere längstvergangene schöne Schul- und Kinderzeit.

Nachdenkend weiter schreitend, kamen wir zu einem Gebäude mit einer großen und großartigen Maschine. Der Erfinder, Heinrich Völter aus Heidenheim, verfertigt hier aus geschnittenen, gestampften Holzfasern schönes und dauerhaftes Papier, gewiß eine wichtige Erfindung in unserer Zeit, wo die Lumpen etwas Besseres zu thun wissen, als sich zur Papierfabrication herzugeben. Seltsamer Weise ist an der Außenseite des Gebäudes ein riesenhaftes, sehr täuschend nachgeahmtes Krokodil zu sehen, so daß man versucht ist, an eine Menagerie im Innern zu glauben. Ein wohlbeleibter Franzose, der neben uns stand, der Vater einer sehr zahlreichen Familie, welche alle mit aufgesperrten Mäulern um ihn gruppirt waren, erklärte, dieses Riesenkrokodil sei in der Nähe von Kairo gefangen und durch den Vicekönig von Aegypten hiehergeschickt worden. Doch ‚c'est une histoire lugubre', setzt er hinzu, der erhabene Pharao kann es nicht ohne Thränen ansehen, denn es soll drei seiner Lieblingsſclavinnen mitsammt dem Boote, auf dem sie den Nil befuhren, verschlungen haben! — Das ist aber nicht wahr, sondern es ist dies ein antediluvianisches Krokodil, sehr kunstvoll zusammengestellt, nach aufgefundenen Ueberresten ähnlicher Thiere, und zwar von einem meiner Bekannten, dem Conservator Martin aus Stuttgart, welcher eine sehr interessante und sehenswerthe Sammlung ähnlicher Ungeheuer in Lebensgröße angefertigt hat. Ja, trotz dieses Krokodils sind wir doch mitten in Deutschland, mitten in der Heimath! Flattern doch um uns her von allen Häuserfirsten die wohlbekannten deutschen Farben, wenn auch eine richtige Zusammenstellung derselben fehlt! Werden wir doch willkommen geheißen von dem tiefen, wohlklingenden Tone vaterländischer Glocken, sehen wir doch vor uns die traulichen Farben

einer Fahne, der wir schon so oft gefolgt in Lust und Freude, in Kampf und Sieg, wohl auch in Kampf und Noth! Aber trotz alledem doch immer unverdrossen, unverzagt. Sei mir deßhalb gegrüßt, schwarzgelbes Banner! Sei mir gegrüßt, Oesterreich, hier mit deinen freundlichen Häusern, hier mit den Schätzen deiner reichen Forsten, deiner metallreichen Berge! Ja, es ist in Dir noch gewaltig viel guter, fester, gediegener Stoff zu finden zu einem neuen Fundament, zu einem neuen Aufbau! Betrachten doch alle Besucher der Welt-Ausstellung die Riesenstämme deiner Forsten, die gewaltigen Blöcke deiner Erze. Wenn auch ein windiger Franzose, der mit seinen kurzen Aermeln einen der gewaltigen Eichenstämme aus den Staatsforsten des Wiener-Waldes kaum zur Hälfte zu umspannen vermochte, seiner Gesellschaft die bündige Erklärung gab, das seien Hölzer aus Norwegen und Schweden, so soll uns das nicht anfechten, da wir ja genau wissen, wo das kräftige Holz wächst, aus dem sich alles Mögliche schneiden und schnitzeln läßt. So auch die zierlichen Häuser und Häuschen, die wir hier in dem österreichischen Dorfe rings um uns her sehen und die wie eine stille, gemüthliche Familie jenes vortreffliche Etablissement umgeben, wo man unverfälschtes Schwechater Bier bekommt, wo sich alle Nationen an den kleinen Tischchen, das Seidel in der Hand, zusammendrängen, und welches deßhalb mit vollstem Rechte eine internationale Ausstellung genannt werden kann. Auch wir wollen eintreten in den lustigen Saal unter das heitere Getümmel. Kaum finden wir noch einen Platz, Alles ist dicht besetzt, und nicht nur der untere und innere Saalraum, sondern auch die Terrassen auf allen Seiten und die Galerieen und Altane. An den Wänden des sonst ziemlich

kunst- und schmucklos von Holz gebauten Saales sehen wir gut gemalte, lebensgroße Costumebilder der verschiedenen Nationalitäten des Kaiserstaates, so wie in der Mitte des großen Raumes innerhalb des runden Buffets lebendige und meistens sehr hübsche Repräsentantinnen derselben Volksstämme, und nicht nur das malerische Kostüm an ihnen scheint echt zu sein, sondern auch die blonde Oberösterreicherin selbst, sowie die braune Hanakin, die kräftige Böhmin, die Ungarin mit schwarzen Haaren und leuchtenden Augen. Mitten in der Rundung des eben genannten Buffets erheben sich abwechselnd aus dem unterirdischen Raume die schweren Fässer, werden aber vor Aller Augen regelrecht angestochen, mit silbernen Hähnen versehen, um hierauf ihr krystallhelles, kühles Naß zu spenden. Auch die Bedienung ist vortrefflich, und die Franzosen, welche sich sehr viel auf ihre eigenen Kellner einbilden, sehen dort mit einigem Erstaunen, wie so ein Wiener mit sechs bis acht Schüsseln auf Hand und Arm hereinhüpft, alles das leicht und elegant servirt. Und mit welchem Aplomb der Zahlkellner zuletzt seine richtige Addition macht und mit einer wunderbaren Fertigkeit und Nonchalance herausgibt, wobei es so aussieht, als wenn die Geldstücke nur aus den Taschen seiner Unaussprechlichen herausflögen, und während er dies thut, hat er zu gleicher Zeit ein paar seiner Untergebenen durch einen strengen Blick zur Aufmerksamkeit ermahnt, sowie über sechs Tische hinübergerufen, daß er dort sogleich erscheinen werde, um die Rechnung zu stellen. Auch das Studium des bekannten großen Speisezettels macht den Franzosen Einiges zu schaffen. Was Knödel sein können, ahnen sie allenfalls, aber Rahmstrudel, Würstel mit Kren oder gar Kaiserfleisch, de la viande de l'Empereur,

daran geht ihre Sprachkenntniß zu Grunde. Und alles das ist namentlich nach jetzigen Pariser Begriffen außerordentlich wohlfeil und dabei ganz vortrefflich, auch so echt vaterländisch, so daß man glauben könnte, in einer guten Wiener Restauration zu sitzen. Hat doch das große Etablissement Dreher aus Schwechat Metzgerei, Bäckerei, wie Verkauf von österreichischen und ungarischen Weinen in kleinen Häuschen dicht neben einander, und muß es für einen guten Oesterreicher wahrhaft rührend sein, hier in der Weltausstellung die Salzstangerl warm aus dem Ofen zu erhalten!

Ehe wir nun in den vierten Theil des Parkes, den reservirten Garten, in mancher Beziehung ein Glanzpunkt des Ganzen, eindringen, wollen wir behaglich flanirend noch in der Mitte des österreichischen Dorfes auf einem viereckigen Terrassenbau aufgestellte Kunstwerke in gebrannter Erde, Fabrikate kann man hier nicht sagen, von Heinrich Drasche in Wien betrachten. In der Mitte thront eine überlebensgroße Austria, umgeben von hübschen Gruppen Figuren, Karyatiden und Ornamenten zum Ausschmücken der Häuser in der mannigfachsten Art; alsdann wollen wir uns von dem Strome der Zuschauer hierhin und dorthin fluthen lassen, um kleine Verzierungen der Gartenbeete durch die mannigfaltigsten Einfassungen in Eisen, Draht und Terracotten zu beschauen. Hübsche Springbrunnen in Bronze, Eisen, Stein und viele unbedeutendere Dinge, die aber hier das Ihrige zur Ausschmückung beitragen. So alte Baumstämme, aus deren knorrigen Aesten die seltensten und prächtigsten Pflanzen und Blumen herauswachsen, oder kleine Brücken aus Eisendraht, so leicht und fein, daß man nicht begreift, wie sie im Stande sind, ihre Last zu tragen, und welche Last: den

hin- und herfluthenden Strom der Besucher, die Nationen der ganzen Welt, die in ihren mannigfaltigen Trachten dem Gewühle die hellen, lebendigen Lichter verleihen. Was die Chinesen und Japaner anbelangt, denen wir hier begegnen, so sind wir ihres Anblickes schon gewohnt geworden, ebenso des der Araber, Mauren und Neger, — durch alle Schattirungen, vom zartesten Gelb bis zur Farbe des Ebenholzes. Aber dort vor uns erscheint etwas Neues und zieht nicht nur unsere Aufmerksamkeit auf sich, sowie auch die des ganzen Schwarmes, der mit uns dahin zieht. Es ist ein Indianerhäuptling aus dem tiefsten Westen Amerika's mit seiner Frau. Er ist kunstvoll tätowirt, den knöchernen Ring in der Nase des hageren, aber ausdrucksvollen Gesichtes, mit großem Federschmuck auf dem Kopfe, im langen braunen Mantel. Seine Gattin in etwas kurzen Röcken, mit einem reichen und goldverzierten Mantel, der ziemlich nachlässig über ihre volle Figur hängt. Und was betrachten diese Beiden? Etwas, das mit vollem Rechte ihre gespannte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, wie uns Anderen die Erscheinung dieses wilden Paares. Eine Straßenlokomotive mit Tender und einem Personenwagen, welche bald langsam, bald rascher über den großen Boulevard des Parkes fährt. Der Indianerhäuptling, ernst den Kopf schüttelnd, sieht ihr mit leuchtenden Augen nach. Und das ist auch wohl der Mühe werth; sind doch wir selbst, denen das brausende, feuersprühende Ungeheuer auf den Eisenschienen etwas Alltägliches ist, über diesen Fortschritt der mechanischen Wissenschaft erstaunt und erfreut. Wie sicher ein einziger Druck der schwachen Menschenhand die riesenhafte Maschine hemmt und stellt, sie vor- und rückwärts laufen, drehen und wenden läßt!

Doch morgen oder spätestens übermorgen wird auch diese Landstraßen-Lokomotive unser Interesse hier auf diesem Weltschaumarkte nicht mehr besonders in Anspruch nehmen, eben so wenig wie die ganze Musterkarte der Orientalen oder die Rothhaut aus dem fernsten Westen. Dafür ist aber der Himmel selbst so freundlich, uns heute noch etwas ganz Neues und recht Komisches zu zeigen, und das ist ein unverhofft und ganz plötzlich niederprasselnder Regenguß, welcher das sonderbarste Wettrennen von allen Seiten des Parks nach dem Ausstellungsgebäude zur Folge hat. Alles durcheinander, Männer, Frauen und Kinder mit und ohne Regenschirm, Chinesen, Japaner, Araber, Türken, Mohren, die ganze Masse laufend, springend, auch wohl hinkend und dazwischen die Rollstühle im vollsten Trab ihrer Führer! Es wäre interessant, sich das einmal aus der Vogelperspektive anzuschauen. Ein kolossaler Bienenkorb mit seinen vor einem Gewitter heimflüchtenden Bewohnern.

den das Thier beim Zuſammenſtoß erhielt, machte es einen Augenblick ſtutzen; doch erneuerte es im nächſten Moment ſeinen Angriff um ſo heftiger, und wahrſcheinlich hätte derſelbe mit dem Tode des Pferdes geendigt, wenn nicht mehrere Chulos dem Picador zu Hülfe gekommen wären und die Aufmerkſamkeit des Stieres von ihm abgelenkt hätten. Bei einem gewöhnlichen Stiergefechte hätte man den Stier ſeinen Kampf mit dem Picador ruhig ausfechten laſſen, und es wäre wider die Regel geweſen, dem Picador zu Hülfe zu kommen, ehe Roß und Reiter im Sande gelegen. Aber die Aficionados ſchonten begreiflicher Weiſe ihre Pferde. So außerordentlich verwegen dieſelben bei dem erſten Stier umbergaloppirt waren und ihm Stiche nach allen Seiten beigebracht hatten, um ſo mehr nahmen ſie ſich jetzt in Acht; doch mußten alle vier nach einander wenigſtens einmal ein Rencontre mit ihm beſtehen, und drei waren auch ſo glücklich, ihm einen tüchtigen Lanzenſtoß beizubringen, der ihn für den Augenblick zurücktrieb. Auch waren die Chulos und Banderilleros gleich bei der Hand. Bei dem vierten ging es übrigens nicht ſo gut, eigentlich für die Zuſchauer beſſer, denn es floß Blut, was bei einem Stiergefecht immer die Hauptſache iſt. Der vierte Picador ſchien mir ein ſchwächeres Pferd zu haben als die anderen, er ſelbſt aber war ein unterſetzter, dicker Kerl, der, wenn er in dem Ringe galoppirte, beſtändig ſo komiſche Bewegungen machte, daß viele aus dem Publikum in lautes Gelächter ausbrachen und ihn mit allerlei freundſchaftlichen Benennungen belegten. Endlich ritt auch er gegen Coracero an, und dabei wiegte ſich der Picador ſo komiſch im Sattel hin und her, daß er durch allgemeine Heiterkeit und einiges Händeklatſchen belohnt wurde. Doch wäre es für ihn viel beſſer geweſen, wenn er genau auf ſeinen Feind Achtung gegeben hätte, kaum hatte der Picador nämlich ſeine Lanze eingelegt, ſo war der Stier auch ſchon dicht bei ihm, indem er die Lanze unterlief und nun mit einem kräftigen Anlaufe ſeine Hörner dem armen Pferde in die Seite bohrte, ſo daß es ſich hoch aufbäumte, dann aber zu-

IV.

Der reservirte Garten.

Und immer und immer wieder erblickt man die Schöpfungen hier auf dem Marsfelde mit Staunen und Bewunderung, und nirgends mehr, als wenn man sich dem reservirten Garten nähert, wo sich die kleinen Hügel und allerdings flachen Thäler der übrigen Seite des Parkes zu bergartigen Höhenzügen erhoben haben, von welchen man herabblickt auf Thäler mit murmelnden Bächen, auf Wasserfälle und kleine Seen, und nicht nur auf zierliche Gebüschgruppen und blühende Blumenpartieen, sondern auch auf mächtige Bäume, zu deren Erschaffung die Natur lange, lange Jahre gebraucht hat. Nirgendwo so sehr als hier kann man es kaum glauben, daß wir uns auf einem Boden befinden, der vor noch nicht langer Zeit eine glatte, kahle Ebene bildete, schmutzig oder staubig, je nach Regen oder Sonnenschein. Ja, auf die Gefahr hin, uns zu wiederholen, können wir doch nicht umhin, das uns selbst und dem geneigten Leser nochmals ins Gedächtniß zu rufen.

An den großartigen Annexen vorbei, worunter wir den der reichhaltigen und bedeutenden bayrischen Gemäldesammlung

ſpäter betreten werden, nähern wir uns dem reſervirten Garten und ſeiner hier allerdings etwas buntſcheckigen Einfriedigung, die aber dafür wie Alles von dem größten Intereſſe iſt, eine wahre Muſterkarte nämlich von dem Bedeutendſten, was in Schmiede- und Gußeiſen in Gitterthoren und Garten-Einfriedigungen hervorgebracht worden iſt. Freilich die verſchiedenſten Style neben einander, aber alles ausgeſuchte, geſchmackvolle und elegante Arbeiten. Wer da nach Herzensluſt wählen könnte, ankaufen und — bezahlen! Letzterer Gedanke hatte in der Weltausſtellung für uns ſchon oft einen trüben Beigeſchmack gehabt, was uns aber nicht hindern ſoll, mit Luſt und Liebe des Schönen ſo viel als möglich in uns aufzunehmen, beſonders des über alle Beſchreibung ſchönen reſervirten Gartens, ſobald wir erſt einmal darin ſind.

Hinein zu gelangen hat nun an ſich keine großen Schwierigkeiten, wir brauchen nur unſeren halben Franken zu erlegen und das Tourniquet wird mit unſerer Perſon eine Zahl weiter zeigen. Aber wir müſſen, um zu unſerem Eingang zu gelangen, noch an ſo viel intereſſanten Sachen vorbei, die uns mächtig anziehen, und uns förmlich Gewalt anthun, ſobald wir einmal ihre Sphäre berührt; ſo unter Anderem die holländiſche Diamantſchleiferei, die gerade an unſerem Wege liegt und welche nicht geſehen zu haben wir uns niemals verzeihen würden. Treten wir daher nur einen Augenblick in das einfache Haus. Auf eleganten Geſtellen, wie in Goldſchmiedläden, ſehen wir nach der Größe geordnet ungeſchliffene Diamanten aus Indien, der Inſel Borneo, aus den reichen Minen von Braſilien und aus Sibirien. An ſich ganz unſcheinbare Dinger, hier wie kleine Kieſel, dort wie matte Kryſtallſtückchen ausſehend. Wir

würden auch kaum glauben, daß in ihnen die strahlenwerfenden Brillanten verborgen lägen, wenn wir nicht in anderen Fächern ganz und halb geschliffene Diamanten sähen, welche ihr Feuer durch ein paar lichtvolle Stellen zwischen der trüben Hülle bereits erkennen ließen. Weiter kommen wir an ganz fertige Rosetten und Brillanten. Ein höchst angenehmes Gefunkel, bei dem die zahlreich vertretene Damenwelt mit vor Leidenschaft glänzenden Blicken gefesselt steht. Sehr interessant ist dabei eine Sammlung aufs künstlichste nachgemachter Diamanten von Namen und Ruf. So der Koh-i-nor, der Sancy, der Regent und kostbare Steine im Besitze des Großmoguls, auch der Kaiser von Oesterreich und Rußland. Und hier etwas rascher vorübergehend, um zu der eigentlichen Diamantschleiferei zu gelangen, finden wir uns einigermaßen enttäuscht, denn wir sehen kleine Werktische und auf diesen still stehende horizontale Räder von schwarzem Stahl, von denen wir nicht begreifen, warum die Arbeiter, darüber hingebeugt, sich mit ihnen so aufmerksam beschäftigen, bis wir genauer hinschauend die Entdeckung machen, daß sich das kleine schwarze Rad mit einer so unglaublichen Geschwindigkeit dreht, daß wir es für feststehend hielten. Nun verstehen wir auch den Gang der Arbeit. Die kostbaren Steine sind in eine harzartige Masse eingedrückt, und diese, in eine Handhabe gefügt, werden mit derselben lose auf die schwarze Scheibe gelegt und dann von oben her mit Gewichtstücken beschwert; jeder Arbeiter kann so 3—4 Brillanten beaufsichtigen, indem er in Einem fort nachsieht, ob die runde schwarze Scheibe, die zuweilen mit Diamantenstaub versehen wird, den Stein auf die richtige Art angegriffen hat, oder ob seine Lage etwas geändert werden muß.

Die Kunſt, Diamanten zu ſchneiden und zu ſchleifen, oder ihnen beſtimmte Formen, Facetten, zu geben, war lange Zeit unbekannt, doch trug man nichtsdeſtoweniger auch damals ſchon dieſen edlen Stein als Schmuck, da er zuweilen, aber höchſt ſelten, ſchon ohne ſeine matte Hülle klar, glänzend, voller Feuer gefunden wurde. Erſt gegen Ende des 15. Jahrhunderts kam man, und wie es heißt, durch einen Zufall darauf, Diamanten zu ſchleifen, indem ein Steinſchneider zu Brügge, Ludwig van Bergen, im Unmuthe darüber, daß der Stein allen Angriffen des härteſten Stahles widerſtand, zwei kleine Diamanten gegen einander arbeiten ließ, um ſie zu zertrümmern, und nun mit Erſtaunen ſah, daß er gefunden, was er ſo lange geſucht. Ludwig van Bergen war es auch, der für Karl den Kühnen jenen Diamanten, den Sancy, ſchliff, deſſen wechſelvolle Schickſale bekannt ſind.

Und nun raſch hinaus über den großen Boulevard hinüber in den reſervirten Garten, wobei man förmlich ängſtlich iſt, rechts und links zu ſchauen, um nicht durch irgend etwas wieder von ſeinem Pfade abgelenkt zu werden. Wir haben ein prächtiges Wetter zu unſerer Gartenpromenade, hier und da leichte Wolken am Himmel, die vorübergehend Schatten ſpenden, um alsdann wieder das volle glänzende Licht auf den ſmaragdgrünen Raſen, das funkelnde Waſſer oder das vergoldete Gitterwerk an den verſchiedenen Pavillons und Gewächshäuſern fallen zu laſſen. Allerdings iſt es recht warm, doch was ſchadet das hier, wo man durch murmelndes Waſſer, durch plätſchernde Fontainen Kühlung verbreiten kann, wo man es regnen läßt ſo bald und ſo viel man will! Ueberall, wohin wir blicken, ſehen wir die Gartenarbeiter beſchäftigt, mit ihrem

Zauberſchlüſſel eine der kräftigen Quellen zu öffnen und das erquickende Naß bald in ſprudelnden Maſſen, bald als feinen Staubregen herausſpritzen zu laſſen. Und wie iſt hier Alles gehalten, welche Reinlichkeit, welche Eleganz! Die Wege vom feinſten Kies in ihren unvergleichlich praktiſchen Anlagen in Schlangenwindungen, ſo wohlthuend für das Auge, ſind ſo zuſammengewalzt und geſtampft, daß man auf einem weichen Teppich zu gehen glaubt, während die anſtoßenden Raſenplätze und Einfaſſungen ſo haarſcharf abgeſchnitten ſind, als wenn man das Lineal daran gelegt hätte. Und welche Raſen! Das Entzücken jedes Gartenfreundes: kurz geſchoren, gewalzt, mit dem Beſen gekehrt, eine grünleuchtende Sammtdecke. Dies betrachtend und bewundernd, ſind wir langſam an einem Hügelgelände emporgeſtiegen, deſſen Höhe den Garten beherrſcht. Zu unſerer Rechten haben wir, zierlich im Graſe vertheilt, die lieblichſten Blumengruppen, blühende Roſen in allen Farben neben bunten Ranunkeln, Azaleen- und Rhododendron-Büſchen, ſo voll weithin leuchtender Blüthen, daß neben ihnen das Grün der Blättchen ganz verſchwindet. Links aber wandern wir an einer Reihe luftiger Schattenhäuſer vorüber, an der uns zugekehrten Seite geöffnet, mit freundlichen, weiß und blau geſtreiften Dächern und eben ſolchen Draperieen. Sie enthalten Pflanzenſammlungen und Ausſtellungen rieſiger Früchte, reife, ſchwer herabhangende Trauben an Stöcken, die in Kübeln gepflanzt ſind, unbegreifliche Ananaſſe, fabelhafte Erdbeeren, und wie alles das ſo hübſch und appetitlich aufgeſtellt iſt, neben bequemen Bänken und Tiſchchen! Es fehlte nichts, als daß einer der aufgeſtellten Wächter mit einem Teller an uns hintrete, um uns zu fragen, welche Sorte dieſer ſaftigen Früchte wir zuerſt

versuchen wollen. Vor dem letzten dieser Gewächshäuser haben wir einen entzückenden Blick auf den ganzen Garten. Wenn es dem übrigen Park als Vorwurf gelten könnte, daß zu Vieles und zu dicht neben einander aufgestellt ist, und daß oft die vielen Paläste und Pavillons zu sehr den Eindruck der Künstlichkeit machen, so ist dies hier im reservirten Garten durchaus nicht der Fall. Derselbe könnte durch die Laune eines Mannes entstanden sein, der neben einigen Millionen sehr vielen Geschmack hat, und dem dieses malerische, wellenförmige Terrain in stattlicher Ausdehnung — wir nehmen hier an, als sei es nicht durch die Hand der Arbeiter hergestellt, sondern von der großen Künstlerin Natur gerade so erschaffen worden — ganz besonders geeignet erschien, um hier zur Anlage eines Gartens eine kleine Million zu verwenden. Ist doch das ganze Terrain so, wie man es sich nur wünschen könnte! Von dem Höhenzuge, auf dem wir gerade stehen, blicken wir in ein Thal, das wie dazu gemacht erscheint, in Schlangenlinien von einem Bache durchflossen zu werden, über welchen hier und da allerliebste Brücken und Brückchen führen. Derselbe ergießt sich in einen See von sehr hübschem Umfange und wird durch jenen rauschenden Wasserfall gespeist, der aus Felspartieen unter den Füßen des Gottes Neptun selbst hervorströmt. Der Gott des Meeres sitzt mit erhobenem Dreizack, auch hier die Wasser beherrschend, dort uns gegenüber auf der Anhöhe vor einem ungemein phantastischen Bauwerke, einem ungeheuren Gewächshause, das Strahlen werfend mit seinen Tausenden von Scheiben von hier aus einem Lichtkörper ähnlich sieht, den ein goldenes Gitterwerk umfängt und zusammenhält. Unten in dem kleinen Thale sehen wir zwei mächtige Felspartieen emporstreben, gewiß

nichts Zusammengetragenes. Wer könnte das glauben beim Anblicke dieser willkürlichen, so unordentlich über- und durcheinander geworfenen Felsblöcke! Nein, das ist Urgestein, welches nicht nur beim Auswaschen dieser muldenförmigen Vertiefung stehen blieb, sondern auch obendrein so freundlich war, große, weite Höhlenräume zu bilden, weßhalb der reiche Gartenliebhaber natürlich auf die Idee kommen mußte, dort ein paar Aquariums anzulegen, und zwar das eine, uns von hier näher liegende, an dessen Seite ein kleinerer Wasserfall herabbraust, wie der vor dem großen Gewächshause, für Süßwasserthiere, das andere dort drüben für Geschöpfe der salzigen Meerfluth.

Wir werden auf einem kleinen Umwege dorthin gelangen, zu diesen Wundern der Tiefe, können aber jetzt nicht umhin, von hier aus unsere Blicke schweifen zu lassen über die vielen phantastischen Zelte und Pavillons, die immer so außerordentlich gewählt am richtigsten Platze stehen. Hier in eleganter, einfacher Ausstattung aus einer Gruppe dichtbelaubter Bäume hervorglänzend, dort in den buntesten Farben in phantastischer Zeichnung, strahlend in Vergoldungen, mit dem Glanze und der Farbenpracht einer ausgedehnten Blumengruppe wetteifernd, weiter hinten wieder als orientalischer Kuppelbau mit leuchtendem Dache am Ufer des Baches oder rechts von uns zwischen jener Gruppe buntgeflecktem japanischem Ahorn mit den seltsam geformten Blättern als chinesisches Vogelhaus mit seiner glänzend befiederten, gold- und silberstrahlenden Vogelwelt. Und unter den verschiedensten Namen treten uns diese phantastischen Gebilde entgegen: hier als Blumenkiosk, dort als Zelt des Kaisers oder als Pavillon der Kaiserin, und neben diesem letzteren die große Musiktribüne in buntem, chinesischem Ge-

schmacke, überragt von Fähnchen in allen Farben, liegend in einem weiten Kranze von blühenden Rhododendrons, die wieder eingefaßt sind von blauen Hortensien, was eine sehr hübsche Wirkung macht.

Ach, es wird Einem schwer, nicht nur alles das zu sehen, was uns hier geboten wird, sondern auch etwas davon im Gedächtnisse zu behalten, viel mehr aber noch mit schwarzer Dinte auf dem langweiligen weißen Papiere ein nur halbwegs genügendes Bild davon wieder zu geben! Glücklich, daß auch hier ein Wort zur rechten Zeit sich einstellt, ein Wort, oder vielmehr Worte, Namen für den Gartenliebhaber, die uns der vergeblichen Mühe einer Erklärung überheben werden, die wir ihm gern machen möchten von den prachtvollen Coniferen, die hier bald einzeln im Rasen, bald in Gruppen beisammen stehen. Von der Araucaria imbricata und excelsa, von der Wellingtonia und den Pinsabos in den herrlichsten Exemplaren, von großen, buschigen Magnolien, alle nicht in diesem Boden gewachsen; denn trotz unserer Phantasie von dem natürlichen wellenförmigen Terrain müssen wir uns doch der Wahrheit gemäß nochmals daran erinnern, daß wir uns auf dem dürren, trockenen Boden des Marsfeldes befinden und daß diese Pflanzen, Sträucher und Bäume hier in Töpfen, Kübeln und Körben aus ganz Frankreich, aus England und Belgien, ja, von den Hyerischen Inseln hergeschleppt wurden, um par ordre du jour diesen prächtigen Garten zu bilden. Und nicht nur die Zierpflanzen versammelten sich hier auf unnatürlichem Wege zur Ausstellung, nein, auch die Masse der gewöhnlichen Laub- und Nadelhölzer, Thuya von ungewöhnlicher Höhe, Linden, Kastanien, Platanen, darunter Exemplare von 1½ Fuß

Stammdurchmesser, mußten sich dem Machtgebote fügen und hielten ihren Einzug auf schweren, eigens dazu construirten Wagen. Daß dabei leider Manches und Kostbares zu Grunde geht, ist nicht zu läugnen, doch leidet darunter die frische, prächtig grüne Ansicht des Gartens nicht im mindesten, denn in einem versteckten Winkel sind für alles, was hier grünt und blüht, genügende Reserven vorhanden; man sieht täglich, besonders spät Abends, die Gärtner beschäftigt, kränkelnde Pflanzen zu entfernen und andere frische, grüne derselben Gattung einzusetzen, die vielleicht in einigen Tagen das gleiche Schicksal haben werden. Sah ich doch selbst eine Wellingtonia gigantea von wohl über 25 Fuß Höhe, deren Spitzen rostbraun geworden waren, entfernen und eine andere ähnliche einsetzen. An solchen Gruppen von Pflanzen und Bäumen vorbei, oder an Blumenparterren, wo wir nur bedauern, nicht bei jedem einzelnen lange Zeit verweilen zu können, über eine Brücke hinweg, die wie von Rohr geflochten erscheint, in Wahrheit aber von Eisen ist, haben wir uns dem Süßwasser-Aquarium genähert, und schauen nun kopfschüttelnd an der Felsenmasse empor, die sich so hoch über uns aufthürmt, daß, wenn wir auch nicht an Zauberei glauben wollen, uns doch der Gedanke beschleicht, ob nicht hier auf dem Marsfelde vielleicht von jeher eine Felspartie gewesen wäre, die wir übersehen hätten. Nein, nein, auch das ist zusammengetragen wie alles Uebrige, und wie zusammengetragen! Wie aufeinander gebaut und hergerichtet! Diese natürlichen Steinklippen, Moos- und Schlingpflanzen in den Vertiefungen, kleine Fichten in den Ritzen! Hoch oben auf einzelnen Zacken Aloeen mit langen, spitzen Blättern, gelb und bläulich-grün, und erst der kleine Pfad, der

hier heraufführt, so ungezwungen, so leicht und zierlich an dem schäumenden Wasserfalle vorüber bis oben auf die Höhe, mit Hunderten von Zuschauern, auf- und abkletternd oder in dichten, farbigen, bunten Gruppen droben verweilend bei der ungeheuern Glaskugel, die, inwendig versilbert, Alles rings umher in eigenthümlichen Spiegelbildern wiedergibt! Und nun treten wir ein in das Aquarium durch ein mächtiges Steinportal, so kunstlos und gerade dadurch so kunstvoll, vorüber an zwei Exemplaren des Cactus cereus, wie ich nie ähnliche gesehen, von vielleicht 20 Fuß Höhe, unten fast einen Fuß im Durchmesser haltend, zwei ernsten Schildwachen gleich, deren fingerlange Stacheln schon Achtung einzuflößen vermögen. Das Süßwasser-Aquarium besteht aus einem weiten, gewölbten Höhlenraume, der oben eine Oeffnung hat, durch welche Licht und ein paar wehende Schlingpflanzen eindringen. Unten befindet sich, die Länge der Höhle durchströmend, ein krystallhelles Wasser in felsiger Rinne, von Terrasse zu Terrasse hinabhüpfend, voll Forellen und Salmen, welche letztere den Besuchern das Schauspiel geben sollen, wie dieser Fisch über Strudel und Wasserfälle aufwärts steigt. Nebendem dient dieses rasch fließende Wasser, welches von einer im Hintergrunde befindlichen kleinen Cascade gespeist wird, auch noch dadurch zur Verzierung des Ganzen, daß seine Ränder mit den niedlichsten Steinpflanzen und den zierlichsten Farrenkräutern besetzt und seine Vertiefungen mit den seltensten Moosen ausgefüllt sind. Betrachten wir nun aber die Wände der Höhle. Sie bestehen aus einer Reihe von kleineren Nebengrotten, die, von oben für uns unsichtbar vorher hell erleuchtet, mit einem riesigen, durchsichtigen Spiegelglase verschlossen und mit Wasser ange-

ſammenbrach und mit ſeinem Reiter in den Sand rollte. Wie immer, zum Glück für den Picador, ließ nun der Stier ſeine ganze Wuth an dem unglücklichen gefallenen Pferde aus, ohne den Reiter weiter zu beachten, wodurch dieſer Zeit bekam, aus dem Sattel zu klettern und mit Beihülfe einiger Banderilleros langſam davon zu hinken.

Der Stier zerfleiſchte unterdeſſen das Pferd ſo lange, als dieſes noch ein Lebenszeichen von ſich gab; dann wandte er ſich abermals gegen die übrigen drei Picadores und ſchien ihnen einen Kampf anzubieten. Doch hatte keiner der Aficionados, durch den Vorgang mit dem Kameraden gewitzigt, beſondere Luſt, ſich mit ihm ferner in einen ernſtlichen Kampf einzulaſſen. Sie umritten ihn im Galopp, brachten ihm auch hier und da einen leichten Lanzenſtich bei, waren aber dabei ſo glücklich, ſeinen Hörnern zu entgehen. Es war kein rechter Ernſt bei der Sache, und wäre das Stiergefecht nicht von Dilettanten unternommen worden, ſo hätte man vom Publikum ein ſchönes Gepfeife vernommen.

Endlich rief die Trompete die Banderilleros herbei und hiedurch wurde das Schauſpiel etwas belebter. Wie ſchon bemerkt, ſchienen die Picadores ihre Pferde geſchont zu haben und hatten ſich ſomit eine kleine Blöße gegeben, was nun die Banderilleros durch ihr ziemlich tollkühnes Spiel mit dem Stier wieder gut machen zu wollen ſchienen. Es war nicht leicht, dem wilden Thiere beizukommen, und Coracero hatte die ſchlimme Gewohnheit, ſich immer einen Einzelnen aus ſeinen Angreifern herauszuleſen und denſelben, ohne ſich durch Mantelſchwenken irre machen zu laſſen, bis an die Schranke zu verfolgen. Ein paar entkamen nur mit genauer Noth, und einer, der vor dem Thiere niederſtürzte, ſchien verloren zu ſein, wäre es auch wahrſcheinlich geweſen, wenn nicht in dieſem Augenblick ein Banderillo tief in den Hals des Thieres gedrungen wäre, wodurch es ſich wüthend auf die Seite wandte und dem Niedergeſtürzten Zeit ließ, auf ſeine Füße zu ſpringen und davon zu laufen.

füllt sind, das durch einen sinnreichen Mechanismus beständig in Bewegung erhalten bleibt und in welchem wir nun das geheimste Leben und Treiben der Wasserbewohner so betrachten können, als beschauten wir es mit aller Bequemlichkeit in einem vor uns ausgestellten Bilde. Es ist gar was Wunderbares um dieses Leben und Treiben, dem wir gerade so in der Nähe anwohnen, als befänden wir uns tief unter dem Spiegel des Flusses im Palaste des Wassergottes und schauten dort zu dem Fenster hinaus auf das Getreibe seiner kaltblütigen Unterthanen. Ja, es ist der Grund des Flusses, über den wir hinweg sehen, in seinen Erhöhungen und Vertiefungen, mit seinen Felsen, mit seinem Sande, seinen Muschelschalen und lebenden Muschelthieren, mit seinen Gräsern und Pflanzen! Und wie sie dabei vor uns sich gar nicht geniren, die Hechte, Schleihen, Barben, Karpfen, wie sie mit ihren glotzenden Augen herankommen, scheinbar dicht bei unserer Nase vorbei, um alsdann durch eine rasche Bewegung ihrer Schwanzflossen wendend hinter jenem Felsen zu verschwinden, oder pfeilschnell an die Oberfläche empor zu schießen! Wer nur Zeit hätte, diesem so mannigfaltigen, interessanten Spiele Stunden lang zuzuschauen, den schlanken Fischen, so voll Leben und Bewegung glänzend in der Pracht ihres Schuppenkleides, sich dabei so elegant und zierlich drehend durch die kleinste Nachhülfe der Schwanzflossen, durch die leiseste Wendung ihrer feinen Körper! Und gleich dicht daneben das Treiben anderer Thiere, harmlose Frösche aller Art in einem künstlichen Sumpfe, heraus- und hereinspringend, auf- und abfahrend, sich von einem Grase zum anderen schwingend; diese mit ihren grotesk komischen Bewegungen und wieder dabei mit ihrer Schnelligkeit und Behen-

digkeit sind das Affenhaus dieser Wassermenagerie; gewiß aufs höchste verachtet von jenen ernsthaften Salamandern nebenan, und von den weichen Mollusken, hier eine fast unförmliche Masse bildend, dort mit unzähligen Füßen blitzschnell rudernd. Auch Wasserinsekten der verschiedensten Art fehlen nicht, vom rückwärts gehenden Krebse an bis zu jenen schillernden Wasserfliegen, die jetzt ganz bewegungslos zu ruhen scheinen, um sich gleich darauf mit unglaublicher Kraft an eine entfernte Stelle hin zu schnellen. Alles ist hier Leben und Bewegung, alles in einer beständigen Unruhe, besonders hier im Reiche der Insekten, einem hübschen kleinen Wassergarten vergleichbar, wo zwischen malerischen Felspartieen und sanften Kiesflächen seltsame Wasserpflanzen hervorragen und lange bärtige Moose, unter denen sich Muscheln und Schnecken der kleinsten Art, Schutz suchend und findend, angesiedelt haben. Um nun nicht wie vielleicht schon häufig in die Sünde des Wiederholens zu verfallen, was wohl nirgends leichter als bei einer Beschreibung des Weltausstellungsparkes geschehen kann, wollen wir hier an dieser Stelle auch des See-Aquariums erwähnen, welches sich auf der anderen Seite des Gartens befindet und in seiner Bauart begreiflicherweise große Aehnlichkeit mit dem Süßwasser-Aquarium hat. Nur ist die unterirdische Höhle dort, welche statt des freien Platzes hier eines der zahlreichen Gewächshäuser trägt, durch ausgesuchte Tropfsteingebilde, säulenartige Stalaktiten, Basalt hergestellt, und ist das Leben dort, der Wunder der Salzfluth, bei weitem interessanter als dasjenige der gemüthlichen Flußfische. Schon der Meeresgrund, den wir hier in möglicher Treue dargestellt sehen, zieht uns stärker an durch die wunderlichen Formen seiner Pflanzen, die mit feinem,

rankendem Gezweig ein Netz von Filigran über dem goldschimmernden Moose bilden, durch prächtigen Meerschimmel, durch eigenthümliche Sträuße von Mauerglaskraut, durch die Pracht und Mannigfaltigkeit seiner Muscheln, hier durch die Unförmlichkeit, dort durch die Zierlichkeit seiner Gewächse und derjenigen seiner Bewohner, die ihren Raub erwartend ruhig an ihrer Stelle verharren. Darunter die hübschen Seesterne in den verschiedensten Farben und Formen, bald ihrem Namen vollkommen entsprechend, bald mit bunten geschlängelten Auswüchsen, oder aufwärts strebend, daß man Mühe hat, sie von dem nebenan wachsenden Seetange zu unterscheiden. Gleich daneben garstig aussehende Quallen, allerdings in den glänzendsten Farben schillernd, aber einem Haufen Gallerte vergleichbar, und nur durch ein langsames Athmen zeigend, daß Leben in ihnen ist. Allerliebst sind die Korallenzweige, welche in einer anderen Abtheilung gleich weißen und rothen phantastischen Bäumen, die nur Zweige, aber keine Blätter haben, zwischen den Felsen hervorwachsen, neben einer kleinen Austernbank, welche uns, allerdings sehr en miniature, das harmlose Zusammenleben dieser höchst angenehmen und wohlschmeckenden Geschöpfe zeigt.

Wollen wir uns aber recht in das grausige Leben jener Geschöpfe versenken, welche auf dem Grunde der See oder in den unterirdischen Felshöhlen wohnen, die das Meer in seinem ewigen Schaffen aushöhlt, so haben wir gleich nebenan die beste Gelegenheit dazu, denn dort sehen wir auf einer kleinen Erhöhung gelagert eines jener häßlichen, fabelhaften Thiere, Kopffüßler oder Kraken genannt, auch Teufelsfische und Blutsauger. Fabelhaft, weil man ihnen früher die Kraft zutraute,

ganze Schiffe zu umstricken und mit sich in den Abgrund zu ziehen, oder auch Menschen zu erfassen, sie mit den acht schlangenähnlichen Armen zu umklammern und so zu tödten; häßlich aber ist das Thier, da es, wie auch sein Name besagt, nur aus einem unförmlichen Kopfe besteht, der zwei lebhafte, unheimliche Augen hat, und aus Füßen, oder besser gesagt, acht langen Fühlfäden, oben breit, unten spitz wie Nadeln, mit unzähligen Saugapparaten bedeckt, die es an seine Beute festsaugt, um sie nicht mehr los zu lassen. Jetzt rollt es sich zusammen und verschwindet schwimmend, eine formlose Masse von Gallerte und Schleim, zwischen den Felsenspalten.

Während wir noch mit einem unheimlichen Gefühle nachblicken, fahren wir unwillkürlich zurück vor der grünlich gepanzerten Gestalt jenes riesigen Hummers, der vorsichtig seine acht langen spinnenartigen Füße zwischen die Steine setzt und sich schwerfällig, aber kampfbereit gegen uns zu wenden scheint. Respekt vor seinen Scheeren! Sie sind im Stande, uns einen Knochen zu zerbrechen. Doch sind wir ja durch das Spiegelglas geschützt und sehen mit um so größerem Interesse, wie der Hummer, sich langsam wendend, ein halbes Dutzend Krabben aufstöbert, die nun so unendlich komisch, den runden, schwergepanzerten Körper unbehülflich auf den langen Beinen tragend, seitwärts laufend, entfliehen, wohl eben so erschreckt vor dem runden, stacheligen Seeigel, der zwischen sie hineinrollt, als von dem gelenkigen Meeraal, der behende zwischen Pflanzen und Moosen hindurchschlüpft. Man kann sich wahrhaftig hier so in das Leben dieser Ungeheuer vertiefen, daß man unwillkürlich glaubt, man wandle selbst mit auf dem Grunde des Meeres, und sich deßhalb rasch von diesen Ungeheuern hinweg

einer anderen Abtheilung zuwendet, wo lebendige Muſchelthiere mit ihrem prächtigen Gehäuſe ruhig nach Beute ſuchen, wo kleine Crevetten über flache Landhügel ſpielen, wo der Nautilus rudert, der Dintenfiſch das Waſſer trübt und wo die reizendſten Weſen dieſer Waſſerwelt, zierliche Seepferdchen, die gewiß jeder unſerer Leſer ſchon getrocknet geſehen hat, mit einer ungemeinen Behendigkeit auf und ab ſchießen, leichte Weſen von ſo zartem, durchſichtigem Körper, als wären es die ſeligen Geiſter dieſer düſteren Meeres-Geſpenſterwelt.

Folgen wir nun den Fiſchen der nächſten Abtheilung, der koſtbaren Steinbutte, der Barbe, dem Salm, die uns neben den zuletzt genannten Meerthieren förmlich plump und langſam erſcheinen, und ſteigen mit ihnen wieder an die Oberfläche des Waſſers zum freundlichen, wohlthuenden Sonnenlichte empor, faſt glücklich in dem Gedanken, der Meerestiefe entgangen und einem beinahe unheimlichen Traume entrückt zu ſein. Ja, wir laſſen das Alles hinter uns und bewundern noch den vor dem Eingange des Süßwaſſer-Aquariums herabſtrömenden Waſſerfall, der die weite Oeffnung wie mit einem lebhaft funkelnden, durchſichtigen, lebendigen Schleier verſchließt! Und

Es freue ſich, was da athmet im roſigen Licht,

beſonders auf dieſem kleinen hübſchen Platze, der hier das Süßwaſſer-Aquarium mit dem großen Gewächshauſe verbindet. Sehen wir doch alles hier bei einander, was das Herz eines Gartenliebhabers nur zu erfreuen im Stande iſt: alle Arten von Blumen- und Raſen-Einfaſſungen, in Metall, Holz und gebrannter Erde, Seſſel und Bänke von der ausſchweifendſten Bequemlichkeit, Schattendächer, Zelte, Blumengruppen, alle Farben durcheinander, weiß, gelb, roth, violett, und daneben

wieder große Gruppen einer einzigen Blumensorte, hell leuchtende, ungewöhnlich große Gänseblümchen, duftende Rosen, eine sanfte, vielfarbige Wölbung bildend, Alles eingefaßt mit den zierlichsten Rasenbändern und überschattet von hochstämmigen Bäumen, Linden, Kastanien, Platanen!

Hier ist einer der Sammelplätze der eleganten Welt, rings umher auf den mannigfaltigen Gartenbänken und Sesseln sitzend, oder die Sammlungen betrachtend in den Pavillons, die so kunstvoll aus rohen Baumstämmen gezimmert sind, oder das Wasserbassin umstehend und hier die allerliebste Spielerei der feinen Wasserstrahlen anstaunend, welche in der Mitte, zu einem riesenhaften Bouquet zusammengesetzt, aus schilfartigen Blättern, Lilien, Lianen hervorspritzen, oder aus dem Kelche weißer Wasserrosen, die hier und da auf dem Wasser schwimmen. Wenn wir uns hierbei belehren lassen, daß alle diese Blumen in dem Wasserbassin aus Blech gearbeitet sind, so finden wir uns doch nicht enttäuscht, denn sie sind in Gestalt und Farbe der Natur wirklich auf unübertreffliche Art abgelauscht und zu haben auf dem Boulevard des Capucins Nr. 25 in einem Magazine, dessen hydraulische Werke uns mit ihren mannigfachen Fontainen-Aufsätzen, ihren spritzenden Salamandern und hüpfenden Fröschen schon großes Vergnügen gemacht haben. Doch weiter. Wir befinden uns am Fuße des großen Gewächshauses oder vielmehr der Anhöhe, auf welcher es steht, hoch über alles Andere im Garten hinwegragend; doch ist diese Anhöhe auf drei Seiten mit gewölbten Lauben, kleinen Hallen versehen, in denen man alles beisammen findet, was als Nöthiges und sehr Unnöthiges gilt, um einen Garten in Ordnung zu halten. Aber Alles hier hat einen hübschen

Anstrich, ist mit einem gewissen Schick aufgestellt, und wenn man alle diese wunderlichen Geräthschaften betrachtet, so kann man wirklich versucht sein zu glauben, daß es z. B. sehr thöricht sei, sich eines festen, soliden Stuhles zu bedienen, anstatt der hier ausgestellten Kunstwerke, die man durch einen gelinden Klapps unter den Sitz auf ein Minimum zusammenlegen kann, oder Fußbänke, die auch als Spucknäpfe zu gebrauchen sind, oder Gartenspritzen mit den wunderbarsten Verkrümmungen, oder Fruchtscheeren, so eingerichtet, daß man nur an einer Schnur zu ziehen braucht, und der Apfel und die Birne zappeln in einem unten befindlichen Netze, d. h. wenn Aepfel und Birnen da sind. Hier bemerkt man indessen noch ganz andere Dinge, von denen man durchaus nicht im Stande ist, zu begreifen, wozu sie eigentlich dienen können, bis uns der Besitzer mit großer Wichtigkeit erzählt, daß dies eine neue und ganz außerordentliche Erfindung sei, vielleicht um die Pflanzen mit Etiquetten zu versehen, welche wie Kinderuhren aussehen, oder um Insektenpulver durch einen sanften Druck mit dem Finger in Blumenkelche, oder in die tiefen Rippen junger, frischer Blätter zu stäuben. Gehen wir langsam hier herum, betrachten wir sorgfältig diese hübsche Ausstellung, und wir werden gewiß etwas finden, was uns freut oder von Nutzen ist, ja, sei es auch nur, um den sinnreichen Mechanismus zu bewundern, mit dem z. B. dort jene schattenspendenden Gartenbänke versehen sind, deren Dach von gestreifter Leinwand man durch eine kleine Drehung stets der Sonne entgegen zu setzen vermag. Und dabei ist Alles so hübsch und zierlich angefertigt wie aufgestellt, und nicht nur die feineren Gartengeräthschaften, die Messer, Zangen, Scheeren, Baumsägen u. dergl. wahrhaft elegant,

sondern auch nicht minder das grobe Volk der Hacken, Schaufeln, Hauen und Rechen in Holz und Eisen.

Gern würden wir wiederholt den Weg um die Rundung zurücklegen, um noch Vieles zu betrachten, was uns beim ersten Male entgangen, wenn wir nicht, am Ende dieser Ausstellung bei der Hauptfaçade des großen Gewächshauses angelangt, uns von dieser neuen Sphäre mächtig angezogen fühlten. Es ist aber auch schon der Mühe werth, staunend hier umher und hinauf zu schauen.

Da haben wir vor uns den kleinen See, den wir von Weitem gesehen, auf das Lieblichste eingefaßt, hier stellenweise mit feinem Rasen, der unter dem leuchtenden Wasserspiegel verschwindet, dort mit Schilfpflanzen, die sich kokett auf- und abwiegend in der klaren Fluth betrachten. Daneben Felspartieen, mächtige Steinblöcke, in deren Ritzen Aloeen wachsen, und eine Menge jener saftig-grünen palmartigen Pflanzen, bald mit breiten, bald mit schmalen und spitzen, hoch emporstrebenden fächerartigen Blättern. Hier tritt eine Schilfpartie auf so natürliche Weise etwas in den See hinaus, daß wir eben so wenig glauben mögen, sie sei künstlich angepflanzt, wie jene leichten Büschel hellgrünen, feinen Wassergrases, zwischen denen sich Nymphäen so leicht und anmuthig schaukeln. Vor uns, hoch herab unter den Füßen des auf Felsen thronenden Neptuns aus weißem Marmor, stürzen von Absatz zu Absatz schäumende Wasser nieder, welche den See speisen und seine Oberfläche stets in einer leicht gekräuselten Bewegung erhalten; da ist auch jene kleine schwimmende Insel, ein artiges chinesisches Spielzeug, die, mit köstlich duftenden Blumen besetzt, sich bald hier, bald dort zum Ergötzen der Zuschauer dem Ufer nähert

und vor ausgestreckten Händen wieder eben so leicht und spielend zurückweicht. Bleiben wir noch einen Augenblick am Ufer stehen, um dem Spiele der mächtigen Karpfen zuzuschauen, welche von Fontainebleau herübergebracht worden sind und die, wenn sie erzählen könnten, uns viel berichten würden von Franz I. und dem guten Heinrich, von den schönen Damen jener prächtigen Zeit, deren weiße Hände diese Fische vielleicht mit Brod gefüttert. Sie sahen vielleicht Carlo quinto, den großen Condé, den Herzog von Guise, Byron und Sully; auch von Thränen und Seufzern könnten sie uns erzählen, denn an den Ufern des Wassers, in welchem diese merkwürdigen Fische Hunderte von Jahren gelebt, saßen verbannte Könige und Königinnen von England und Spanien, und dort war es vielleicht, wo Christine von Schweden, spazieren gehend, den Entschluß faßte, ihren Stallmeister und Liebling, den Marquis v. Monaldeschi, umbringen zu lassen. Diese Karpfen wissen von der Pracht Ludwigs XIV., dem wilden Leben der Regentschaft, wohl auch von Träumereien der Kardinäle, theils derer, die Frankreich regierten, oder anderer, welche das Oberhaupt der Kirche, Pius VII., während seiner Gefangenschaft aufzuheitern versuchten. Dann kam eine heiter glänzende Zeit, auch vielleicht für die Karpfen des Sees von Fontainebleau, als rauschende Musik über die Oberfläche der stillen Wasser hinzitterte und der Schein bunter, sprühender Feuerwerke, feiernd die Vermählung des Königs von Westfalen mit der Prinzessin von Württemberg und des Kaisers selbst mit der Erzherzogin Marie Luise, nachdem die verstoßene Josephine vielleicht kurz vorher noch träumend dem Spiele der Fische zugeschaut. Vorbei — vorüber — all die Kaiser und Könige, der Papst und

seine Kardinäle, all die schönen Weiber, all die Staatsmänner und Generale sind Asche geworden, und die alten Karpfen, mit ihren moosbedeckten Rücken und Köpfen, leben noch in Fülle der Gesundheit und werden vielleicht noch lange leben, wenn sie das Wasser im Ausstellungsparke ertragen können und nicht an der Luft und dem veränderten Temperaturwechsel zu Grunde gehen!

Vom See aufwärts führen auf zwei Seiten breite Wege zu dem Vestibule des großen Gewächshauses, das uns nun hier mit der Prätention eines Palastes empfängt. Marmorne Säulen mit vergoldeten Kapitälen tragen die Vorhalle im maurischen Style, wobei es eben so malerisch als reich aussieht, daß die Seitenöffnungen, sowie auch vorn das Giebelfeld mit weit vortretendem Dache aus vergoldetem Holzwerke und den feinsten Vergitterungen bestehen. Der Boden ist mit glatten Steinplatten bedeckt, in dessen Mitte sich ein prachtvoller Brunnen von Bronze erhebt, mit Meergöttern, Tritonen, fabelhaften Schilf- und anderen Pflanzen, Muschelpyramiden, aus denen wir aus allen Ecken und Enden Wasserstrahlen in die Höhe spritzen sehen. Diese Vorhalle berechtigt uns schon zu etwas ganz Außerordentlichem, und wenn wir das eigentliche Gewächshaus betreten, so müssen wir gestehen, daß wir uns nicht getäuscht fühlen. O, welche geschmackvolle Aufstellung, welcher Reichthum an Pflanzen, welche prachtvolle Exemplare derselben, was übrigens hier kein Wunder nehmen kann, da sowohl die ersten Preise der Blumenausstellung, als auch die Prachtstücke aus den Gewächshäusern französischer, englischer, belgischer Blumenzüchter hier zu einem schönen Ganzen vereinigt sind! Sahen wir doch bei unserem ersten Besuche Azaleen

Unterdeſſen war die Zeit ſchon ziemlich vorgerückt; der helle Sonnenſtreifen, der auf dem Hauſe lag, hatte ſich ſchon ſehr emporgehoben, weßhalb denn auch, um das Schauſpiel nicht zu ſehr in die Länge zu ziehen, ehe noch der Stier Zeichen von Müdigkeit gegeben, der Eſpada in die Schranke trat. Es war das ein anderer, als der, welcher den erſten Stier gefällt hatte; doch kam er nicht allein, ſondern gegen alle Regeln in Begleitung von drei bis vier Chulos und Banderilleros, — eine Vorſichtsmaßregel, die ihm übrigens ſehr wenig half; denn der Stier war ſeiner nicht ſo bald anſichtig geworden, als er mit den Vorderfüßen zu ſcharren begann, den Kopf ſenkend ein paar Schritte rückwärts trat und dann ſo wüthend auf die Gruppe losſtürzte, daß dieſe aus einander ſtob und ſich in ſchönen Sätzen über die Schranken rettete, wobei der Eſpada ſelbſt einer der Leichtfüßigſten war und noch dabei das Unglück hatte, jenſeits der Schranken mit Schwert und Mantel wie ein Mehlſack niederzuſtürzen. Dieſes Mal ſparte das Publikum weder Pfeifen noch Ziſchen, was den Degen ſo empörte, daß er auf derſelben Stelle in den Ring zurückſprang und nun allein dem Stiere gegenüber trat, wofür er denn auch mit einem tauſendſtimmigen Bravo belohnt wurde. Die Chulos erſchienen übrigens auch gleich wieder im Ring und einer, der ſich bei allen Kämpfen durch ſeine Verwegenheit hervorgethan hatte, lenkte die Aufmerkſamkeit des Thieres auf ſich, wodurch es dem Eſpada möglich wurde, ſich dem Stiere zu nähern und ihm den Degen bis an das Heft in den Nacken zu ſtoßen. Zum erſten Male brüllte das Thier laut auf, und da es zu gleicher Zeit heftig auf die Seite ſprang, ſo mußte der Eſpada Degen und Griff fahren laſſen, mit welchen denn auch das Thier wie toll im Kreiſe umherraste.

Es war dieß ein häßlicher Anblick: das Blut rann ſtromweiſe aus der Wunde, und zuweilen blieb der Stier, wie von furchtbarem Schmerz gepeinigt, plötzlich ſtehen, ſcharrte mit den Füßen und wandte ſich dann um, ſeinen Lauf aufs Neue begin-

von über sechs Fuß Höhe, die bei entsprechendem Durchmesser in der kunstvollsten Form einen einzigen Blumenbüschel, zusammengesetzt aus Tausenden von Blüthen, bildeten, so daß man im wahren Sinne des Wortes nichts von dem Grün der Blätter sah. Und in welchen herrlichen Farben leuchtete das Alles rings umher! Jetzt gleicht das Ganze hier dem üppigsten Urwalde, den man sich nur vorstellen kann. Hochstämmige und niedrige Palmen der verschiedensten Arten, buschige Araukarien, prachtvolle Bananen und dazwischen die herrlichsten Baumfarren, wahre Prachtexemplare aus der reichen Sammlung meines Freundes, des berühmten Gärtners Verschaffelt aus Gent. Auch Schlingpflanzen fehlen nicht, von denen man glauben sollte, sie hätten Jahre gebraucht, um an den Stämmen empor zu klettern, Festons zu bilden von einem zum anderen, oder die Höhe des Gewölbes zu erreichen, um von dort wieder als leichte Guirlande herabzuhangen. In der Mitte des Hauses ist ein Bassin für die Victoria regia, und es fehlt nur noch, daß sich hier aus dem warmen Wasser neben den riesenhaften runden Blättern der berühmten Wasserpflanze zuweilen der Kopf eines Alligators erhöbe, um die Täuschung vollkommen zu machen.

Wenn sich nur nicht die Eindrücke so massenhaft anhäuften, daß wir zuletzt, fast erdrückt von all dem Schönen und Interessanten, nur noch wie im Traum umherwanderten, um, wie es in Traumbildern überhaupt zu gehen pflegt, beim Erwachen so viel des Schönen vergessen zu haben, was uns auch geschehen ist, wie ich fürchte, weßhalb wir bitten müssen, mit dem guten Willen vorlieb zu nehmen.

Setzen wir uns nur noch einen Augenblick auf einen der

Stühle vor dem großen Gewächshause; kaum sitzen wir, so kommt auch schon die Frau mit der Kontroluhr am Gürtel, um ihre 2 Sous einzufordern; doch soll das unsere gute Laune nicht verderben, noch uns den Genuß einer Cigarre verkümmern, den wir uns hier nach langer Arbeit erlauben wollen, um dabei recht behaglich die heranströmende Menge zu betrachten. Die Damen in einfachen und reichen Toiletten, junge, elegante Herren auf ihren flüchtigen Füßen, sowie alte Podagristen im bequemen Rollstuhle, dazwischen Chinesen und Japaner, Türken und Araber, ernste Geistliche in ihren langen schwarzen Kleidern, Militärs aller Grade und Waffenarten, auch Matrosen mit schlenkerndem Arme und weitspurigem Gange, den Wachstuchhut auf dem Hinterkopfe, den blau und weißen Hemdkragen so breit als möglich über die Schulter gelegt — alles dies wieder eine Weltausstellung für sich und wahrlich keine uninteressante. — Doch still, wir hören Musik. Die zahlreiche und gute Bande der Pariser Garde spielt neben dem Pavillon der Kaiserin, und wir lauschen gern und an vielerlei Angenehmes denkend bei den mächtig daherfluthenden Tönen, unter denen wir schließlich für heute von dem geneigten Leser Abschied nehmen wollen.

V.

Aſchenbrödel

im Théatre du Chatelet in Paris.

Wenn der geneigte Leſer es für ſeine unverwüſtliche Geduld und Ausdauer als eine Belohnung anſehen will, daß wir ihn heute ſtatt in die Weltausſtellung in eines der Pariſer Theater führen wollen, ſo ſoll uns das außerordentlich freuen. Betrachten wir es wenigſtens gemeinſchaftlich als eine Abwechslung; denn wie Alles in der Welt, beſonders wie hier in Paris, hat auch der Theaterbeſuch ſeine Schattenſeiten. Zuerſt, wenn wir Morgens bei unſerem Frühſtück den „Figaro“ oder „L'entr'acte“ durchmuſtern, ſo erſchrecken wir faſt über die Maſſe auch an theatraliſchen Vergnügungen, die uns hier geboten werden, finden es aber, beſonders wenn wir Neulinge ſind, recht ſchwer, uns raſch für dieſes oder jenes zu entſcheiden, namentlich während der Ausſtellungszeit, wo ſich die Theater überboten an pikanter Speiſe. Da hatten wir in der großen Oper „Don Carlos“ nach Schiller, in der komiſchen Oper „Mignon“ nach Göthe, im Théatre Français „Eine Abenteurerin“, im Gymnaſe „Die Ideen der Madame Aubry“, im

Vaudeville „Maison neuf“, in der Porte St. Martin irgend ein Theaterſtück, in den Variétés „Die Großherzogin von Gerolſtein“, und im Palais Royal „Pariſer Leben“, im Théatre Lyrique „Romeo und Julie“, im Théatre du Chatelet „Aſchenbrödel“, ohne noch eine Menge der kleineren Theater zu erwähnen, welche ſich alle bemühten, durch pikante Titel anzuziehen. Wofür wollen wir uns entſcheiden? Ich denke, für eines der neueren Theater beim Tour St. Jacques, wo es auch den Damen erlaubt iſt, mit Anſtand einen Fauteuil d'orchestre zu beſetzen, und wo ſie nicht genöthigt ſind, eine enge, finſtere, theure und dabei meiſtens ſehr unpraktiſche Loge zu nehmen, weil es nun einmal ſo Pariſer Herkommen iſt. Und warum dieſe Maßregel? Zum Schutze der Damen oder zum Schutze der Herren? Ich weiß das nicht genau und kann nur ſo viel ſagen, daß in beiden Fällen der Zweck erreicht oder auch nicht erreicht wird, daß mir aber wenig Fälle bekannt ſind, wo Damen, die ſich zufälligerweiſe in einen ſolchen Sperrſitz verirrten, oder in Theatern, wo glücklicherweiſe neuerdings Damen in dem unteren Raume zugelaſſen werden, ſich der geringſten Unannehmlichkeit ausgeſetzt hätten. Was anſtändige Damen vermeiden möchten, findet ſich mit ſeltenen Ausnahmen in dunklen Logen der oberen Ränge; überhaupt beträgt ſich das Pariſer Theaterpublikum größtentheils artig und zuvorkommend, und wenn hier und da Rohheiten vorkommen, ſo iſt man zuweilen anderswo auch nicht damit verſchont. Allerdings kommt man zuweilen in die Nachbarſchaft jener modiſch gekleideten jungen und älteren Damen, ſtark decolletirt, mit fabelhaften Friſurauswüchſen, noch fabelhafterem Teint in ſchönſter Aquarellmanier mit den dunkel geränderten und beſonders da-

durch hell aufleuchtenden Augen. Aber wenn wir ihnen nicht herausfordernd zu nahe kommen, ſo beißen ſie auch nicht, ja, haben die ganz gute Manier, auf ein anſtändig geführtes Geſpräch anſtändig und zurückhaltend einzugehen.

Viel läſtiger kann uns zuweilen, beſonders in Theatern, in welchen die großen Spektakelſtücke gegeben werden, das Gegentheil dieſer Damen werden: wohlgenährte und ſehr anſtändige Familienmütter nämlich, oft mit einem kleinen Kinde auf dem Schooße, während die Bonne oder eine Bekannte des Hauſes einen noch jüngeren Sprößling beaufſichtigt, die ſchon im zweiten Akt unruhig werden, im dritten ſeufzen und im vierten einſchlafen, und alsdann mit ihren zarten, trampelnden Beinchen rechts und links auf unſeren Knieen auszuruhen verſuchen. Wenn ich hier überhaupt irgend einmal Nachbarn unangenehm fand, ſo meiſtens Männer, die es ſich auf unſere Koſten gar zu bequem machen wollten, oder — und dann waren es meiſtens Fremde — die, nach einem ſtarken Diner das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, auf unſere Schulter gelehnt einſchliefen. Hoffentlich aber gelingt es uns, den geneigten Leſer oder die zarte Leſerin vor dieſer Unannehmlichkeit zu bewahren. Sind wir doch im Stande, uns, Dank einer neuen Einrichtung, gute Plätze in den verſchiedenen Theatern, allerdings oft mit einem tüchtigen Aufſchlage, zu verſchaffen. Auf dem Boulevard Montmartre iſt nämlich ein allgemeines Theaterbureau eingerichtet worden, wo man ſich Plätze für die nächſten Tage beſtellen oder für denſelben Tag welche erhalten kann, allerdings zu bedeutend erhöhten Preiſen. Wählen wir alſo das Théatre du Chatelet, wo „Aſchenbrödel“ gegeben wird, nicht Roſſini's „Cenerentola“, wohl derſelbe

Stoff, aber pikant verarbeitet in 5 Akten und 30 Tableaux. Wir hätten auch in einigen Tagen die ſchon vor einem Jahre 200 Mal gegebene „Biche au Bois“ ſehen können, allerdings ebenfalls mit fabelhaften Dekorationen und 800 neuen Koſtümen, doch iſt der Wahnſinn dieſes Stückes zu ungenießbar, und daß die Wiederaufnahme der Hirſchkuh im Walde ſchließlich durch fünf lebendige Löwen, natürlich in ihrem Käfig, denen die Nebenbuhlerin der mächtigen Fee zum Verſpeiſen vorgeworfen werden ſoll, pikant gemacht wird, kann auf uns keine große Anziehung üben. Im „Aſchenbrödel“ haben wir es doch mit einem geſunden Grundſtoff zu thun, mit einem unſerer ſchönſten deutſchen Märchen, und dieſe ſind alle ſo unverwüſtlich, daß ſie immer noch einen angenehmen Beigeſchmack behalten, wenn ſie uns auch vorgeführt werden, wie hier, in Ueberladungen: Gold, Sammt und Seide, den tollſten Zaubereien und den fabelhafteſten Feenerſcheinungen in der Luft, im Waſſer, ja, ſogar im Feuer; deren goldenen Faden wir immer noch herauszufühlen im Stande ſind, gerade ſo, als vernähmen wir ſie aus dem zahnloſen Munde eines alten Weibes oder von friſchen Kinderlippen.

Alſo Muth gefaßt und ſich mit Ausdauer gewappnet.

Die Vorſtellung beginnt um 7 Uhr und wird um 12 Uhr ungefähr zu Ende ſein.

Da ſind wir denn in dem neuen, reich dekorirten Theater, welches wir, ehe ſich der Vorhang erhebt, ſchnell betrachten wollen. Es iſt hell und freundlich ausgemalt, viel Weiß und Gold, und was uns beſonders intereſſirt, iſt die Decke, von der wir hier keinen lichterſtrahlenden Kronleuchter herabhangen ſehen, ſondern ſie beſteht aus Glasmalereien, Blumenkränzen,

Guirlanden, wird unſichtbar von oben erleuchtet und ſtrahlt ſo einen eigenthümlichen magiſchen Schein über die Zuſchauermaſſe aus. Feſtlicher iſt allerdings der Kronleuchter, doch hat man bei dieſer neuen Einrichtung hier billige Rückſicht genommen auf die Augen der Leute in den oberen Rängen. Doch ſtill — die Ouverture beginnt, und wenn uns auch die Grande Féerie eine neue Muſik verſpricht, ſo finden wir doch die beſten Bekannten, beſonders viel Anklänge an deutſche Volkslieder, was uns indeſſen hier beim „Aſchenbrödel" nicht gerade wehe thut.

Der Vorhang erhebt ſich und wir befinden uns im großen Saale des Herrn de la Pinchonnière, eines reichen Landedelmannes, welcher ſich ſoeben in die Kirche begeben hat zur Trauung mit der Dame Amable Uranie de la Houſpignolle. Wir erfahren dies durch ein Zwiegeſpräch eines Dieners, Maclou, früher im Kuhſtalle beſchäftigt, jetzt unter Verleihung des zierlichen Namens Girandole zum Kammerdiener befördert, mit dem königlichen Seneſchall Jolicoco, welcher von dem benachbarten Schloſſe gekommen iſt, um Sr. Majeſtät Glückwünſche zur Vermählung darzubringen. Der Seneſchall bedauert, zu ſpät gekommen zu ſein und mit der vollen Würde ſeines Amtes warten zu müſſen; da aber in der Oper, beſonders bei einer Feerie, Zeit und Verhältniſſe durchaus nicht in Betracht kommen, ſo hört man auch ſchon im nächſten Augenblicke den Lärm der zurückkehrenden Hochzeit, Jubel und Muſik. Die Flügelthüren werden aufgeriſſen, und die Vermählten erſcheinen, umgeben von Freunden und Hochzeitsgäſten. Der Bräutigam trägt ein rieſenhaftes Bouquet vor der Bruſt, und die Dame Uranie iſt mit einem Schleppkleide verſehen, welches zwei allerdings ſehr

winzige Pagen ſo wenig zu bemeiſtern im Stande ſind, daß dieſe bei den zuweilen etwas heftigen Bewegungen der Braut wie Anhängſel oder Verzierungen bald rechts, bald links hinter ihr drein fliegen. Auf dem Kopfe hat ſie eine förmliche Orangerie, in der die Blüthen wohl deßhalb ſehr vorherrſchend ſind, weil ſie ſelbſt über die Zeit der Blüthe bedeutend hinausgekommen iſt. Die jetzige Madame de la Pinchonnière iſt eine reiſe Schönheit, hoch in den Vierzig, erſtaunlich korpulent, erſtaunlich heftig und, wie wir ſpäter ſehen werden, von einer erſtaunlichen Herrſchbegier. Der Gemahl iſt ein gutes Schaf von einem Landedelmanne, an Jahren zu ihr paſſend.

Was nun die Koſtüms anbelangt, ſo ſind ſie von einer fabelhaften Pracht, in jenem überladenen, verſchnörkelten, verpufften, verzwickten Geſchmack, wie wir ſie auf den Zeichnungen von Guſtav Doré ſehen. Die Stoffe, Sammt und Seide in Damaſt und Atlaß, die Stickereien reich und blendend, aber dabei Alles ſo komiſch übertrieben, daß z. B. die Kavaliere unter den Hochzeitsgäſten ſo ungeheure Krauſen und Halskragen tragen, daß ſie letzteren drehen müſſen, um zu einer anſehnlich breiten Thür hinauszukommen. Indeſſen iſt Alles ungeheuer heiter und vergnügt. Es werden von allen Seiten Glückwünſche dargebracht, und nachdem der Chor geſungen:

Célébrons l'alliance,
Qui réjouit nos coeurs.
Grâce, vertus, constance
Donnent tous les bonheurs —

nähert ſich auch der Seneſchall des Königs und ſpricht die Hoffnung Sr. Majeſtät aus, das neuvermählte Paar bald an

Seinem allerhöchſten Hofe zu ſehen. Madame, welche den Seneſchall ihrer Beachtung werth findet, ſchlägt verſchämt die Augen nieder und liſpelt: „Monseigneur!“ worauf der Herr des Hauſes ſich nach dem Befinden Seiner allergraziöſeſten Majeſtät erkundigt, und da er von Jolicoco die Antwort erhält: „Il se fait vieux, très-vieux, et malgré sa haute sagesse, il y a des moments où il semble complétement idiot!“ ſo wiſſen wir, was wir von Sr. Majeſtät zu erwarten haben.

Hierauf entfernt ſich der Seneſchall; die Hochzeitsgäſte ziehen ſich zurück und laſſen das neuvermählte Paar zu einem vertrauten Geſpräche allein.

Hier erfährt nun Herr de la Pinchonnière, nachdem die Braut einige affektirte Verlegenheit überwunden, daß er es mit einer Wittwe zu thun habe und daß ſie aus erſter Ehe zwei Kinder beſitze, doch ſetzt ſie raſch hinzu, nur zwei kleine, unſchuldige Mädchen; worauf auch er ſich gezwungen ſieht, das Geſtändniß abzulegen, daß er ebenfalls ſchon einmal verheirathet geweſen ſei — „Mais comment, Monsieur,“ ruft ſie entrüſtet —, daß auch er eine Tochter habe. — „Et quoi vous me cachiez. Ah — qu'elle âge a-t-elle cette belle demoiselle?“ — „Dix-sept ans.“ — „Ah, est elle jolie?“ — „Ce n'est pas pour me flatter, mais c'est tout mon portrait — en beau — en beau.“

„Assez — assez!“ ſchreit ſie entrüſtet auf, fällt alsdann ohnmächtig in ſeine Arme, wobei ihre letzten Worte ſind: „Ah, Conrad, vous avez aimé une autre femme!“

Seinen Troſt verſchmähend, reißt ſie ſich aber gleich darauf wieder heftig aus ſeinen Armen: „Laissez-moi, Mon-

sieur!“ und verläßt das Zimmer. „Il a une fille: ce monstre!“

Der Neuvermählte bleibt etwas bestürzt zurück. „Ah, das ist stark,“ sagt er; „nicht genug, daß sie mir ihre Wittwenschaft verschwiegen hat und so falsch ist, einen Kranz von Orangenblüthen zu tragen, was ihr durchaus nicht zukommt, auch meine Tochter will sie mir vorwerfen gegenüber ihren eigenen beiden Fratzen. Doch man muß gute Miene zum bösen Spiele machen, und ich werde ein paar Puppen anschaffen, um mir die Gunst meiner beiden Stieftöchter damit zu erkaufen.“

Im Begriffe, hinauszugehen, stößt er auf eine fabelhafte Figur, die eintritt. „Ah, c'est toi, Riquiqui! Wo kommst du her?“

Riquiqui ist eine der komischen Figuren des Stückes; ein lang aufgeschossener Bengel, trägt er nichtsdestoweniger die Kleidung eines Schulbuben mit hinten zugeknöpften Unaussprechlichen, die aber dort auf sehr verdächtige Weise einen Theil des unentbehrlichsten Kleidungsstückes sehen lassen; er hat seine Bücher in einem Riemen über die Schulter hangen und erzählt, da der Schulmeister Zahnschmerzen habe, so sei er hieher gekommen, um seinen Pathen, den Herrn de la Pinchonnière, zu begrüßen. Draußen auf dem Pachthofe sei indessen Alles wohl, und auch Mamselle Florette befinde sich so so. Bei dem Namen Florette erinnert sich Herr de la Pinchonnière an diese seine Tochter und was ihr wohl bei der aufgeregten Stiefmutter zustoßen könne. Nachdenklich überlegend verläßt er rasch das Zimmer, und wir erfahren aus einigen Herzensergießungen des zurückgebliebenen Riquiqui, daß er verliebt ist.

nend. Unterdeſſen hatte ſich der Eſpada ein neues Schwert reichen laſſen, und jetzt war es ihm leicht, dem Stiere nahe zu kommen, der ſchon durch Schmerz und Blutverluſt ziemlich erſchöpft war. Obgleich Coracero noch immer ſeinen Angreifern bereitwillig entgegenſtürzte, ſo hatten doch ſeine Bewegungen ſehr an Schnelligkeit verloren, weßhalb es dem Eſpada leichter gelang, auch den zweiten Degen bis an das Heft in den Nacken des Thieres zu ſtoßen. Aber auch dieſer Stoß war nicht glücklicher als der erſte; der Stier ſtürzte nicht zuſammen, vielmehr wandte er ſich kläglich brüllend um, machte ein paar raſende Sätze und umkreiste noch einmal den ganzen Ring, ehe er, wie betäubt, dicht unter unſern Sitzen ſtehen blieb. Jetzt erſt fing er an zu wanken, das Blut ſchoß ihm ſtromweiſe aus dem Maule, und lange noch ſchwankte er hin und her, ehe er zuſammenbrach. Der Cachetero mußte hinzutreten und ihm mit ſeinem kurzen Meſſer den eigentlichen Todesſtoß geben.

Mir war es hierauf recht angenehm, daß das darauf folgende Gefecht ein unblutiges ſein ſollte. Der dritte Stier, Soldado, ſollte nach portugieſiſcher Weiſe bekämpft werden, die darin beſteht, daß das Thier in den Ring gelaſſen, von den Chulos gereizt und geneckt, und dann von dieſen und den Banderilleros mit den Händen eingefangen, geſtellt und nach dem Zwinger zurückgebracht wird. Da aber der Stier bei ſeiner Kraft und Wildheit und mit ſeinen langen und ſpitzen Hörnern ohne Vorſichtsmaßregeln ein zu ungleicher Kämpfer ſein würde, ſo befeſtigte man auf den Spitzen ſeiner Hörner ausgepolſterte lederne Kugeln, wodurch allerdings die Gefährlichkeit des Stoßes vermindert wird; doch erfordert dieſe Art des Kampfes immer noch große Vorſicht, Gewandtheit und Kraft. Soldado war ein ziemlich kräftiger Burſche, mit langen Hörnern, welche aber ſorgfältig umwickelt und oben mit großen Knöpfen verſehen waren. Die Chulos und Banderilleros befanden ſich ohne die Picadores im Ringe, umgaben den Stier ſogleich und neckten ihn auf die ver-

Allerdings etwas Gewöhnliches in der Oper oder dem Luſtſpiele, ebenſowohl, als daß dieſe Liebe ihre Schwierigkeiten hat, darin beſtehend, daß Riquiqui die Dame ſeines Herzens nicht kennt und daß ſie ihm aus einem höheren Stande zu ſein ſcheint. Er hat ſie nur einmal geſehen, und zwar als ihr Eſel auf einem Spazierritte vor Riquiqui's Geſtalt erſchrack und ſeine Herrin abwarf, und wir haben hier eine weitere Verwicklung, die ſchon etwas verſpricht. Während er ſeine Gefühle in einem Couplet ausſtrömen läßt, hören wir draußen eine ſanfte Stimme: „De ce côté? Mercie, Monsieur“ — la voix de Mamselle Florette.“

Ihr folgt der Vater auf dem Fuße, zwei große Puppen unter dem Arme tragend, und nachdem Riquiqui fortgeſchickt worden, erfährt Florette in einer kurzen Scene, daß ihr Vater wieder verheirathet iſt.

Sie ſingt:

Je pleure, sourtout, cependant
Que je vais avoir une mère,
Dont je ne serai pas l'enfant.

Doch iſt hier nicht lange Zeit zur Ueberlegung, denn ſchon rauſcht Uranie majeſtätiſch herein, gefolgt von ihren beiden ſehr erwachſenen Töchtern, wovon die eine, Javotte, mit dem Hochmuthe einer Prinzeſſin auftritt, während die andere, Madelon, Alles mit verächtlicher, gleichgültiger Faulheit betrachtet. Herr de la Pinchonnière, noch mit Florette beſchäftigt, wendet ſich gegen ſeine Gemahlin, die ihm Mesdemoiſelles de Houſpignolle ankündigt, und wie er ſich anſchickt, den artigen kleinen Mädchen, die ihm früher angezeigt, ſeine Puppen darzureichen, fährt er zurück vor dieſen beiden großen Damen;

doch weiß er ſich zu helfen, hält die Spielzeuge hinter ſeinen Rücken und ſucht, rückwärts gehend, das Fenſter zu erreichen, um ſie heimlich hinauszuwerfen. Dann faßt er ſich ſo gut wie möglich, küßt ſeine beiden Stieftöchter, die ſich das achſelzuckend und mit verächtlicher Miene gefallen laſſen, und ſtellt dann ſeine Tochter Florette vor, welche, auf dem Pachthofe erzogen, in ländlicher Kleidung iſt.

„Ah, qu'est-ce que c'est que ça!“ ruft Uranie, und Javotte ſetzt mit großer Verachtung hinzu: „Unſere neue Schweſter eine Bäuerin!“

Doch erwacht jetzt der Stolz und Zorn des Vaters; er raſft ſich fragend auf:

Et d'où viennent ces airs revêches
Mesdemoiselles les pimbêches?

Doch gelingt es ihm leider nicht, ſeiner jungen Gattin zu imponiren; ſie fährt auf ihn zu: „Mes filles des pimbêches? Tiens!“ und ſchlägt ihm eine ſchallende Ohrfeige hin.

Florette wirft ſich zwiſchen beide, um ihren Vater zu ſchützen; doch wäre es ihr nicht beſſer ergangen wie ihm, denn ſchon erhebt ſich die ſchwere Hand Madame Uraniens, um — — klatſchend auf die Wange des Seneſchall Jolicoco niederzufallen, welcher hereinſtürzt, um ſeine Einladung an den Hof des Königs zu wiederholen. Allgemeine Verwirrung, während welcher das erſte Tableau ſchließt. Madame Uranie entſchuldigt ſich unter tiefen Knixen über ihre gränzenloſe Ungeſchicklichkeit, und Herr de la Pinchonnière tröſtet ſeine weinende Tochter Florette-Aſchenbrödel.

Im zweiten Tableau befinden wir uns in dem Garten Sr. Majeſtät des Königs Hurluberlu XIX. Eine prachtvolle

Dekoration, die ſchwer zu beſchreiben, aber ſo herrlich gemalt und ſo kunſtvoll zuſammengeſtellt iſt, daß man wirklich einen Blick in die Natur zu thun glaubt. Wir ſehen da nichts Störendes, wie bei manchen deutſchen Hof- und anderen Theatern. Keine Palmen und Bananen neben Tannen und Eichen, keine zu weit zurückgeſchobenen Seitencouliſſen, keine rothe Draperie zwiſchen den Wolken oder ein Stück Palaſt in der Stille des Waldes. Alles paßt zuſammen, es iſt ein harmoniſches Ganzes mit ſo gut vertheilten Lichteffekten, daß man darauf ſchwören ſollte, man habe es mit einem Raume zu thun zehn Mal ſo tief, als die ganze Bühne.

Im Hintergrunde der Scene erhebt ſich eine breite Marmortreppe gegen das Schloß hin, das mit ſeinen Zinnen und Thürmen, ſeinen epheubewachſenen Mauern einen ſtattlichen Eindruck macht. Jolicoco erſcheint mit dem Hofe des Königs, unter den Klängen der Muſik langſam die Treppe herabſteigend. Hofdamen und Kavaliere, Pagen, Granden des Königs, ein Gemiſch der reichſten Koſtüms in den blendendſten Farben, Sammt und Seide vorherrſchend, Alles ſtrotzend von Stickereien, künſtlichen Blumen und wehenden Federn in Maſſe. Der Seneſchall erklärt uns, daß der König ſehr ſtark am Schnupfen leide und deßhalb verhindert ſei, dem Liebeshofe, den er ernannt, ſelbſt zu präſidiren, ein Liebeshof, dem es auferlegt iſt, das Herz ſeines Sohnes, des charmanten Prinzen, zu erforſchen und Abhülfe zu ſuchen gegen eine Gefühlloſigkeit und Gleichgültigkeit, in welche der Thronerbe verſunken und die in einem wahren Abſcheu gegen alle ſchönen Frauen und Mädchen gipfelt — recht traurig für den ſchon betagten König, welcher gern ſeine Thronfolge in direkter Linie geſichert ſähe. Nachdem ſich

der Hof gruppirt, erſcheinen auf der Treppe die Mitglieder des Liebeshofes, ihre Präſidentin an der Spitze, kräftige Geſtalten, den reichen Gewändern nach mindeſtens Staatsdamen mit dem Prädikate Excellenz. Wir erfahren von ihnen über den Prinzen, was wir bereits wiſſen, und hören endlich einen kleinen Pagen rufen: „Lo Principe charmant!“

Der Prinz, der nun langſam die Treppen herabſteigt, iſt eine alte Bekanntſchaft von uns. Madame Judith, welche wir vor ein paar Jahren in einer ähnlichen Rolle in Rothomacho père et fils bewunderten. Eine hübſche, lebhafte, nicht große Frau mit brennenden Augen, mit einer Stimme, die etwas dünn geworden iſt, wogegen Manches an ihrer Geſtalt, wie uns die blendenden, weißſeidenen Tricots verrathen, etwas ſehr in die Dicke ging. Doch iſt ſie immer noch eine angenehme, hübſche Erſcheinung, und ihr Kopf mit den vielverſprechenden Augen, dem ſchalkhaften Lächeln läßt uns hoffen, daß es dem Liebeshofe gelingen wird, ihr Herz oder vielmehr das Herz des charmanten Prinzen ſanfteren Gefühlen zugänglich zu machen.

Doch wird unſere Hoffnung zu Schanden. Der Prinz bedauert unendlich, daß er nicht im Stande ſei, für irgend ein weibliches Weſen zu ſchwärmen.

„Unmöglich!“ ruft die Präſidentin. „Du biſt doch empfänglich für den Duft der Roſe, für ein ſanftes Lied, für den Druck der Hand; laß uns doch ſehen, ob du unerbittlich bleibſt, wenn alles das, was wir dir in Jugend und Schönheit bieten können, auf deine fünf Sinne einwirkt. Herbei, Sklavinnen, bethört ſeine Sinne, erregt ſein Blut!“

Und nun wimmelt es die Treppe herab von leichten, luſtigen Geſtalten, die alle mehr wie halbnackt ſind, eine ſündhaft

verlangende Schaar, deren herausfordernde Blicke und extravagante Bewegungen uns zittern laſſen für die Tugend des Prinzen. Doch iſt das nur ein ungefährliches Vorſpiel. Der Schwarm rast über die Bühne, gruppirt ſich endlich ſo ſchön, ſo reizend, aber in ſo unnatürlichen Stellungen, daß man oft nicht begreift, wie menſchliche Gliedmaßen ohne Extragelenke das zu leiſten vermögen, und dient als Folie fünf in der That ſchönen jungen Mädchen, die, langſam und ſinnig vorſchreitend, durch die Embleme, welche ſie tragen, von uns als die Repräſentantinnen der fünf Sinne erkannt werden.

Die mittlere von ihnen, eine jugendlich ſchöne Mädchengeſtalt, das Geſicht vorſtellend, verhüllt ſich beim Anblicke des Prinzen und bleibt rückwärts ſtehen, während ihm die Anderen mit ſanftem Geſange, mit den weichſten, wolluſtigſten Biegungen ihrer ſchönen Körper alle möglichen vergeblichen Fallſtricke legen.

„Wohl erfreut mich der Duft der Roſe," ſagt der charmante Prinz, „wohl ſchmeckt mir der feurige Trank aus einem Becher, aber mein Herz bleibt ungerührt."

„Auch wenn ich dir erſcheine?" rief die Verſchleierte, vortretend, indem ſie, die leichte Gaze von ſich werfend, ein klein wenig mehr bekleidet erſchien, als wir uns die meerentſtiegene Aphrodite denken, dabei aber von eben ſo reizenden und vollendeten Körperformen, wie wir uns die Göttin der Schönheit vorſtellen. Doch auch ihr antwortet der hartherzige Prinz:

Ce n'est pas ma faute
Je n'éprouve rien.

Noch iſt der ganze Hof beſchäftigt, dieſen Ausruf im Chor zu wiederholen, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſingt:

Ce n'est pas sa faute
Il n'éprouve rien,

wie das in einer richtigen Oper der Brauch iſt, ſo hört man im Hintergrunde ein lautes Lachen erſchallen, und vor den Augen des entrüſteten Hofes zeigt ſich eine kleine hinkende Alte, die uns verſichert, ſie wiſſe ganz genau, daß ſie durchaus nicht in dieſe Umgebung, noch zu dem Liebeshofe paſſe, daß ſie aber gekommen ſei, weil ſie das Mittel beſitze, um das Herz des charmanten Prinzen zu rühren.

Lautes Hohngelächter, während ſich die Alte aufrichtet und ihren Zauberſtab ſchwingt. Niemand wird mehr im Zweifel ſein, daß man es hier mit einer allmächtigen Fee zu thun hat.

Auf ihren Wink erheben ſich denn auch ſogleich aus dem Boden vier kräftige Negergeſtalten, einen rieſigen Blumenkorb tragend. Die Alte winkt wieder, die Blumen öffnen ſich, und man ſieht Florette auf Roſen gelagert. Alles iſt entzückt, ſelbſt der charmante Prinz ruft laut: „Ah, je ne sais ce que j'éprouve! Quelle est cette jeune fille?“

„Demande-le à elle-même!“ ruft die Fee, und auf eine Frage des nun ganz entzückten charmanten Prinzen ſingt Florette mit halb geſchloſſenen Augen:

J'obéis au pouvoir suprême
Qui seul me protége ici-bas,
Et sans me connaître moi-même ...
Mais cherche, et tu me trouveras.

Während nun der ganze Hof herbeiſtürzt, um die Schöne zu bitten, da zu bleiben, ſchließen ſich raſch die Blumen über ihr, Korb und Neger verſchwinden in der Tiefe, die Alte, welche ſich auf den erſten Abſatz der marmornen Treppe zurück-

gezogen hat, verwandelt ſich plötzlich in eine junge, ſchöne, reizende Fee, die von hellen Lichtwellen umfloſſen daſteht und dem beſtürzten Prinzen zuruft: „Sache la chercher et la reconnaitre.“

Dann öffnen ſich die Gebüſche über ihr, man ſieht zwiſchen Wolken ein Stück Feenhimmel, buntfarbig glänzend, von Strahlen durchzogen, aber unwohnlich und zugig, wie ein ſolcher Himmel gewöhnlich ausſieht. Die marmornen Drachen, die unten an der Treppe gelagert ſind, werden lebendig und entführen die Fee unter kräftigen Schlägen ihrer mächtigen Schwingen nach einem wahrſcheinlich beſſeren Jenſeits.

Im zweiten Akte befinden wir uns in einer ziemlich dunkeln, aber nichtsdeſtoweniger künſtleriſch ſchön gemalten Küche des Landhauſes de la Pinchonnière's, wo Florette natürlicherweiſe neben dem Heerde in der Aſche ſitzt, wo ihre Mamſelles Schweſtern und ihre Frau Mutter unter Vorwürfen erſcheinen, daß jene auf ihr Frühſtück hätten warten müſſen und daß dieſe beim Aufſtehen ihr Boudoir noch nicht aufgeräumt und geputzt gefunden hätte. Florette iſt über alles dies die Sanftmuth ſelbſt, was aber trotzdem einige Zornesausbrüche von Madame Uranie nicht verhindern kann, worauf der Hausherr herbeieilt, ſich nach dem Lärmen erkundigt und Miene macht, ſeine Tochter in Schutz zu nehmen.

„Ah, palsambleu, je vais me montrer! Was hat meine Tochter dort in der Aſche zu thun?“

Worauf Madame kurz und feſt zur Antwort gibt: „Chacune à sa place, c'est ma loi!“ und dann hinzuſetzt, während ſie nach verſchiedenem Porzellangeſchirre greift, um es rechts und links auf dem Boden zu zertrümmern: „Je suis

douce et bonne, tout le monde sait ça ... mais quand ça ne marche pas à mon idée, v'lan!"

Mit dieſem v'lan wirft ſie zu guter Letzt noch eine große, hoffentlich pappendeckle, Porzellanſchüſſel hinter ſich, die ſo unglücklich fliegt, daß ſie den abermals hereintretenden Seneſchall Jolicoco an den Kopf trifft. Der Mann hat offenbar Unglück bei ſeinen Beſuchen in dieſem Hauſe. Was nutzt es ihm, daß er von Madame Uranie aufs Höflichſte um Verzeihung gebeten wird, daß Herr de la Pinchonnière und Florette einen mächtigen Lehnſtuhl herbeiſchleppen, ja, daß die hochmüthige Javotte ſich herabläßt, ihn nach dem Stuhle zu führen, wohin ſogar die faule Madelon ein Kopfkiſſen trägt? Er hat ſeine Beule weg, und wenn er nicht ſo ein guter Kerl von einem Hofmanne wäre und wenn er in unverkennbarem Intereſſe die langſam nachläſſigen Bewegungen Madelon's beobachtete, ſo würde er die Botſchaft, die ihn hieher führt, mit weniger Humor vortragen — und eine glückliche Botſchaft!

„Denkt euch nur, meine Damen," berichtet er, „der charmante Prinz, der bis jetzt alle weiblichen Weſen haßte, iſt auf einmal umgeſtimmt und hat eingewilligt, ſich auf einem großen Hofballe zu erluſtigen. Alle Damen rings umher in einem Umkreiſe von zehn Stunden werden zu dieſem Feſte gebeten, weßhalb ich heute noch an zweitauſend Einladungen zu machen habe, von denen ich mir erlaube, hiermit vier zu den Füßen der liebenswürdigen Madame Uranie niederzulegen."

„Herrlich, prächtig!" rufen Javotte und Madelon, während Aſchenbrödel leiſe zu ihrem Vater ſagt: „Sie dürfen auf den Ball gehen, und ich ..." Worauf ſich Herr de la Pinchonnière veranlaßt ſieht, den Seneſchall zu fragen: „Quatre

lettres seulement, mais ...“ wird aber von ſeiner Gemahlin mit großer Heftigkeit zur Ruhe gewieſen, indem ſie ihm zuruft: „Mais quoi? Est-ce que nous sommes plus de quatre ici?“

Der Seneſchall erſucht die Damen noch, eine pharaminöſe Toilette zu machen, wie er ſich ausdrückt. Der Prinz ſei ein Phantaſt — man kann nicht wiſſen! „Nur wünſchte ich nicht,“ ſagt er für ſich, „daß ihm gerade Madelon gefiele.“

Nachdem ſich Jolicoco entfernt, wird das arme Aſchenbrödel von Allen zugleich in Anſpruch genommen. — „Aſchenbrödel, ſchläfſt du ſchon wieder?“ — „Aſchenbrödel, hole mein ſeidenes Kleid!“ — „Aſchenbrödel, putze meine goldene Krone!“ — „Aſchenbrödel, meine ſilbernen Schuhe!“

Noch einmal will der Vater ſich ſeiner Tochter annehmen, erreicht aber nur ſoviel damit, daß ihm Madame Uranie in majeſtätiſcher Weiſe Stillſchweigen auferlegt und ihm befiehlt, das Lockeneiſen heiß zu machen.

Nun erſcheint Riquiqui in der einſamen Küche, nachdem er ſich vorher vorſichtig umgeſchaut, mit einem Papier in der Hand, und als er ſich die Naſe mit dem Aermel abgewiſcht, erfahren wir, daß er jetzt weiß, wer die Dame iſt, an die er ſein Herz verloren, als ſie vom Eſel herab in ſeine Arme ſtürzte. Niemand weniger, als Mamſelle Javotte, und da nun ſein Pathe, der ihm immer verſprochen, ſein Glück zu machen, die Mutter von Mamſelle Javotte geheirathet hat, ſo kann eben dieſer Pathe nichts weniger für ſein Päthchen thun, als daß er ihm Mamſelle Javotte zur Frau gibt. Da in dieſem Augenblicke zufällig, wie immer in der Komödie, Herr de la

Pinchonnière eintritt, ſo ſetzt ihm Riquiqui ſein Verlangen auseinander.

„J'ai l'honneur de vous demander en mariage mademoiselle Javotte de la Houspignolle, votre belle-fille!“

„Ah, du biſt wohl des Teufels!“ ruft der Angeredete. „Doch weißt du was, mein lieber Freund, ich höre da ſoeben die Stimme meiner verehrten Gattin, und da der Antrag offenbar zu ihrer Erheiterung beitragen wird, ſo wende dich an ſie ſelbſt.“

La voilà! Madame Uranie ſtürzt aus der Seitenthür hervor, ſehr im Negligé, den Kopf bedeckt mit drohend emporſtehenden Papilloten, ausrufend: „Wie lange ſoll ich noch auf das Lockeneiſen warten?“ Und beim Anblicke des allerdings nicht viel verſprechenden Riquiqui hinzuſetzend: „Was will dieſe Vogelſcheuche?“

„Er hat dir etwas mitzutheilen,“ ſagt der Hausherr und ſetzt doppelſinnig hinzu: „Le fer chauffe, il est brûlant!“

„Bon,“ erwiederte Madame Uranie, „ſo brenne mir die Locken; aber nimm dich in Acht, et toi parle, animal!“

Und ſo auf ihrem Stuhle ſitzend, hört ſie ungeduldig eine confuſe Geſchichte von einem Herzen, welches in Liebe entflammt ſei, von einem Eſel, der eine junge Dame ins Gras geworfen habe, und da inzwiſchen Herr de la Pinchonnière, der ſich kaum vor Lachen zu halten weiß, ihr bald rechts, bald links mit dem heißen Eiſen zu nahe kommt, gelangt ſie in dem Augenblicke auf den Gipfel der allerübelſten Laune, als ihr Riquiqui ſagt: „J'ai l'honneur de demander en mariage mademoiselle Javotte de la Houspignolle, votre fille.“

Nun folgt eine Scene unbeſchreiblicher Verwirrung. Ma-

wegenſte Art. Das Thier ſchien indeſſen ebenſo wenig zum Spaß aufgelegt zu ſein als ſein Vorgänger, und da ſich ſeine leichtfüßigen Gegner noch weniger in Acht nahmen und nicht ſo häufig die rettende Schranke aufſuchten, ſo kamen einige in ſehr unangenehme Berührung mit den Hörnern des Soldado. Einen faßte das Thier in der Nähe des Hoſengurtes und ſchleuderte ihn mehrere Schritte weit ſo nachdrücklich in den Sand, daß der Chulo ein paar Secunden lang unbeweglich liegen blieb. Einem andern ging es noch ſchlimmer. Dieſer hatte den Stier über alle Gebühr geneckt und wurde nun, ohne daß ſich das Thier von den übrigen irre machen ließ, ſo hartnäckig an die Schranken verfolgt, daß er nicht mehr Zeit hatte, ſich hinüberzuſchwingen. Hier und da hörte man ſchon einen Angſtſchrei unter den Zuſchauern, und es war ein unbehaglicher Anblick, als man ſah, wie der Stier mit voller Kraft gegen den Chulo und die Bretterſchranke anrannte. Obgleich die Hörner umwickelt waren, hätte doch der Stoß den Chulo unfehlbar zerquetſchen müſſen, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, von dem Stiere zwiſchen die Hörner gefaßt zu werden. Aber er verdiente dieſes Glück durch ſeine Geiſtesgegenwart; denn da er wohl wußte, der Stier werde ſich nicht mit dem einzigen Stoße begnügen, ſo faßte er mit faſt übermenſchlicher Kraft die Hörner, nicht um den Stier zurückzuhalten, was unmöglich geweſen wäre, ſondern um ſich von demſelben in die Höhe ſchleudern zu laſſen und ſo dem ſicheren Tode zu entgehen. Dieß geſchah denn auch, und gleich darauf flog der Chulo rückwärts über den Stier in den Ring zurück, wo er übrigens auf dem Sande liegen blieb und weggetragen werden mußte. So viel wir ſpäter hörten, kam er mit einer zerbrochenen Rippe davon.

Eine Variante dieſes gewagten Experimentes, welches der Chulo ausführte, kommt in den Annalen der Tauromachia zuweilen, aber ſehr ſelten vor, heißt dann Salto sobre testuz (der Sprung über den Kopf des Gegners), wo nämlich der an die Wand gedrängte Toreador in dem Augenblicke, wo der Stier den

dame Uranie ſpringt empor mit dem heißen Lockeneiſen in den Haaren, ſchreiend vor Schmerz und Wuth. Riquiqui erhält ein paar klatſchende Ohrfeigen; dann ergreift ſie einen Beſen, jagt den Brautwerber ſowie auch den Gemahl zur Thür hinaus, ſtürzt nach einer anderen Seite ab, worauf wir von dorther das Umſtürzen von Möbeln vernehmen, ſowie die kreiſchenden Stimmen Javotte's und Madelon's, und endlich Aſchenbrödel weinend herauseilen ſehen. Man hat ſie geſchimpft, man hat ſie mißhandelt, ſie will nichts mehr von dieſer böſen Welt, ſie möchte am liebſten ſterben. Weinend ſetzt ſie ſich in die Aſche nieder, und da erinnert ſie ſich aus ihrer Kindheit, daß ihr dort einmal, nachdem ihre arme Mutter geſtorben, eine wunderbar ſchöne Frau erſchienen ſei, die ſie auf die Stirn geküßt und ihr geſagt: „Ich bin deine Pathin, ich wache über dich!“ — „O,“ ruft Aſchenbrödel aus, „warum wachſt du jetzt nicht über mich, da ich ſo ſehr unglücklich bin?“

Und nun ſehen wir aus den Töpfen, die auf dem Heerde ſtehen, Dampf aufſteigen, der ſich immer mehr verdichtet und endlich, von Floretten ungeſehen, zu einem grauen Gewölke wird. Eine ſanfte Muſik erſchallt und auf einmal erblicken wir die Geſtalt der Fee des vers luisants, wahrhaft prächtig anzuſehen. Sie ſchwebt da in weißer Seide und in einem ſo intenſiv ſtrahlenden Lichte, daß wir geblendet kaum hinſchauen können, und dabei iſt es, als ob dieſes Licht aus ihrer Perſon herausſtrahle, wobei ihr Körper wie durchſichtig erſcheint. Man muß geſtehen, es iſt dies mit großer Kunſt gemacht, indem der Glanz, der ſie beſtrahlt, ſich genau innerhalb der Contouren ihres Körpers hält und nichts von dem hin und her flackernden Scheine hat, den wir ſo häufig anderswo bei ähnlichen Ver-

anlaſſungen ſehen. Die Erſcheinung hier hat in der That etwas Uebernatürliches, und wir begreifen wohl, daß ſich Florette erſchrocken und entzückt auf die Kniee niederwirft und, die Hände emporſtreckend, ausruft: „Oh, ma marraine!“

„Ja, ich bin es und komme, dich in deinem Elend aufzurichten. Zu lange ſchon habe ich es geduldet, daß man dich mißhandelt, und wenn du willſt, ſo ſoll nun alles, was du erfahren, die treffen, welche dich quälen.“

Hier zeigt ſich aber ganz das gute Herz Aſchenbrödels. Sie bittet für ihre Stiefmutter und Stiefſchweſtern und hat nur den einzigen kleinen Wunſch, ebenfalls zu dem königlichen Feſte zu gehen.

Die Fee lächelt. „Bon petit coeur,“ ſagt ſie, „dein Verlangen ſoll erfüllt werden, und auch Größeres, von dem du noch keine Ahnung haſt.“

Sie berührt den Küchentiſch mit ihrem Zauberſtabe. Derſelbe verwandelt ſich augenblicklich in einen goldſtrahlenden Wagen. Sie blickt um ſich her und entdeckt eine Schaar Ratten, die der armen Aſchenbrödel zuweilen Geſellſchaft leiſten. Sechs ſind dazu beſtimmt, ſich plötzlich mit glänzenden Geſchirren vor den Wagen zu ſpannen, eine ſiebente klettert in goldſtrahlender Livrée, den bordirten Hut auf dem Kopfe, auf den Bock der Kutſche, zwei ſteigen hintenauf als Lakaien, und da noch ein Läufer fehlt, ſo muß Riquiqui, der ſeinen Kopf zur Küchenthür hereinſtreckt, die Geſtalt eines ſolchen annehmen, wird aber ſogleich wieder entfernt, da er bei der Toilette Florettens nicht gegenwärtig ſein darf. Dieſe wird ebenfalls auf die einfachſte Art gemacht, nur durch Berührung mit dem mächtigen Zauberſtabe, und ſogleich fallen die ärmlichen Ge-

wänder Aſchenbrödels ab, und ſie ſteht da im reichſten, ſtrahlendſten Gewande. Aus den Wolken rechts und links von der Fee entwickeln ſich kleine Genien, die herabſteigen, um ihr den diamantenbeſetzten Gürtel anzulegen und ihr Haupt mit Blumen und einem golddurchwirkten Schleier zu ſchmücken, der oben von einem funkelnden Krönlein zuſammengehalten wird. So wäre ſie denn in der höchſten Vollendung gekleidet, Alles recht prachtvoll, wie es ſich für ein königliches Feſt geziemt; der Läufer, die ſechsſpännige Karoſſe, Lakaien hintenauf. Doch halt, etwas Wichtiges fehlt!

„Ah," ruft Florette, „ma chaussure!"

Und in der That, das ſcheint die Fee vergeſſen zu haben, denn unter dem ſchweren, goldſtrotzenden Kleide des ſchönen Mädchens blicken die plumpen Holzſchuhe der ehemaligen Bäurin hervor: une princesse en sabots.

Doch nein, vergeſſen hatte die Fee dieſes wichtige Kleidungsſtück durchaus nicht. Aber wie ſelbſt die mächtigſten Feen höherem Einfluſſe unterworfen ſind, ſo geſteht auch die Pathin Aſchenbrödels, daß ſie, um das Glück Florettens dauernd zu gründen, ſich an einen mächtigen Berggeiſt wenden müſſe, der im Beſitze der Wunderſchuhe ſei, ohne welche alles, was ſie ſelbſt gethan, unvollkommen wäre. „Deßhalb folge mir!"

„Wohin, meine Pathin?"

„In das dunkle Gebiet eines mächtigen, unterirdiſchen Geiſtes."

Das ſtrahlende Licht, welches die Fee umgibt, erliſcht; ſie ſelbſt, ebenſo Aſchenbrödel und die Genien erſcheinen wie mit grauen Schleiern bedeckt. Die ſechsſpännige Karoſſe jagt von dannen, und alles, was auf der Scene iſt, mitſammt den

Wänden der Küche, entſinkt unter Donner und Blitz, und wir befinden uns mit Einem Male in einer Tropfſteinhöhle, deren dämmeriges Licht hervorzuſchimmern ſcheint aus rieſigen Bergkryſtallen, welche an den Wänden emporſtreben und von der Decke herabhangen.

Florette hat ſich ängſtlich an die Fee geſchmiegt, die ihr ſagt: „Die gläſernen Wunderſchuhe, welche ich für dich von dem Berggeiſte erbitten werde, haben unter Anderem auch die Eigenſchaft, daß du unerkannt bleiben wirſt und daß dir alle Herzen entgegenfliegen. Da aber der gewaltige Feuergeiſt, der ſie gemacht, ſchon zu den Unterirdiſchen gehört, ſo behalten ſie ihre Kraft nur bis Mitternacht. Alſo hüte dich, nach dem Schlage der zwölften Stunde auf dem Balle zu bleiben. Du würdeſt Alles verlieren, deine prächtigen Kleider, deine Lakaien, deinen goldenen Wagen, und müßteſt allein durch die Welt irren, elender und verlaſſener, als du bis jetzt geweſen, wogegen die Wunderſchuhe der größte Schatz ſind, den ihr Sterblichen euch nur vorzuſtellen vermöget. So lange du ſie beſitzeſt, erfüllen ſie dir jeden ausgeſprochenen Wunſch. Und nun bereite dich vor, mein Geſchenk zu empfangen.“

Die Fee winkt mit ihrem Zauberſtabe, indem ſie mit lauter Stimme ausruft: „Farhulaz!“

Unter Donner und Blitz ſpalten ſich die Felſen am Ende der Höhle und ein rieſiger, aber ſehr, ſehr häßlicher, dunkelfarbiger Berggeiſt erſcheint, halb Kobold, halb Kaliban, mit einem tief herabwallenden, rothen Barte, einen dunkelglühenden, ſchmalen Kronenreif auf dem ſchwarzen, zottigen Haare. — „Wer ruft mich?“

„Ich," entgegnete die Fee, „kraft der Macht, die mir über dich verliehen."

„Und was iſt dein Verlangen?"

„Die Wunderſchuhe, die du in den Tiefen des Berges verwahrſt."

„Für wen?"

„Für dieſe da."

„Ah!" ſagt der Kobold, nachdem er näher getreten, Aſchenbrödel betrachtet und, von ihrer Schönheit wie geblendet, ſich tief verbeugt. „Du ſollſt ſie haben."

Auf ſeinen Wink ſteigt ein Block von Silbererz aus dem Boden hervor, der ſich ſpaltet, um auf einem rothſammtnen Kiſſen die Wunderſchuhe, zierlich aus Bergkryſtall geformt, zu zeigen, in ihrem Anblicke eine der artigſten Spielereien dieſer vortrefflichen Theater-Maſchinerieen. Die Pantoffel leuchten in dunkelrothem Feuer, und auf einen Wink der Fee gleiten ſie mit Blitzesſchnelligkeit von dem Silberblocke herab, um ſich im nächſten Augenblicke an den Füßen Florettens zu befinden.

„Oh, qu'elles me vont bien! qu'elles sont jolies!" ruft ſie aus, worauf Farhulas mit einem langen, heißen Blicke auf Florette die Worte murmelt: „Moins jolies que les pieds qui les chaussent!"

Doch verſchwindet er auf einen gebieteriſchen Blick der Fee, nicht ohne nochmals zurückzublicken und jenes Kopfnicken ſehen zu laſſen, welches in der Sprache des Ballets und der Oper heißt: Wartet nur, auch meine Zeit wird kommen! Und damit haben wir hier ein neues Motiv, welches uns für die Zukunft Aſchenbrödels ſchaudern läßt.

Doch weg mit dieſen düſtern Betrachtungen!

Die Fee des vers luisants hat ſie mit dem rechten Arme umſchlungen und ſagt: „Cendrillon, avant ton départ pour le bal, je veux te présenter à mes soeurs. Regarde!“

Sie winkt mit dem Zauberſtabe, und nun kommt eine jener brillanten, meiſterhaft ausgeführten Schlußdekorationen, wo Malerei, elektriſches Licht, bengaliſches Feuer, Waſſerſtrahlen, ſchöne Weiber und glänzende Gewänder zu einem wirklich prächtigen Ganzen vereinigt ſind; die Grotte, in der wir uns befinden, verſchwindet oder vielmehr verwandelt ſich in den Zauberpalaſt der Fee, welche, mit Aſchenbrödel langſam aufwärts ſteigend, auf einem kryſtallenen Throne Platz nimmt, hinter dem ſich eine blendende, farbige Sonne zwiſchen leichten Wolken dreht, ſo eine Glorie bildend. Neben ihr, von rechts und von links fliegen Geiſter der Luft mit einer Leichtigkeit herüber und hinüber, die uns in Erſtaunen ſetzt, da wir nichts ſehen, was ſie hält oder trägt, und da wir nur bemerken, daß ſie ſich zuweilen, auf einer auf und ab wiegenden Blumenranke ſchaukelnd, auszuruhen ſcheinen.

Unterdeſſen erhebt ſich der Palaſt immer höher und höher. Um ihn herum ſteigen Palmen und Bäume mit ſo fabelhaften Stämmen und Blättern auf, wie ſie nur im Feenreiche zu wachſen im Stande ſind, und ebenſo Blumen von ſo rieſenhaften Dimenſionen, daß ſchon hübſch erwachſene Genien ſich in ihren Kelchen hin und her wiegen. Auch fangen die großen Waſſer dieſer Zaubergärten an zu ſpringen; marmorne Baſſins ſteigen auf mit Figuren, um welche die Waſſerſtrahlen in die Höhe ſpritzen. Und alle dieſe Figuren, die ſehr nackten Najaden und Nymphen, ſind lebendige Weſen, was wir deutlich an ihren weichen, ſchwellenden Formen ſehen, auch an den

funkelnden Augen, ſowie an einem leichten Lächeln, welches hier und da über die ſonſt ernſten Züge gleitet.

Und immer mehr dieſer leichtſchwebenden Geiſter ſehen wir erſcheinen aus dem Reiche des Waſſers, der Luft, und jetzt auch der Erde; denn zwiſchen den Hallen des Palaſtes hervor ſtürzen große Schaaren Tänzerinnen, in ihrem Kleidungsmangel ſehr den über- und unterirdiſchen Kolleginnen gleichend: ſie bilden beſtändig wechſelnde Gruppen, welche dort im Waſſer durch die ſtets veränderte Haltung der Najaden ergänzt werden, ſowie hoch in der Luft durch die Schlangenwindungen der leichteſten Geiſter, die mit den Bäumen und den rankenden Schlingpflanzen eine reizende Guirlande um den Thron der Fee bilden. Dabei ſpritzen die Waſſer nach allen Richtungen hinaus und erſcheinen in den Strahlen der bengaliſchen und der elektriſchen Lichter wie flüſſiges Feuer. Es iſt ein Durcheinander unbegreiflichen Glänzens und Flimmerns, und wenn irgendwo, ſo muß hier der Ausſpruch Heine's zur Geltung kommen: Man habe zuletzt nichts mehr geſehen, als Himmel und Tricot.

Wir athmen völlig beruhigt auf, wenn wir uns im nächſten Akte wieder auf feſter Erde befinden, und zwar jetzt in einem Theile des prachtvollen Parkes Sr. Majeſtät des Königs Hurluberlu XIX., und dies an einer Stelle, wo ein rieſenhaftes Gewächshaus mit den ſeltenſten Pflanzen den Vordergrund der Scene einnimmt und uns einen Durchblick geſtattet auf reizende Blumengruppen mit einſamen Fontainen und zierlich geſchlungene Wege um Bosquets, aus den ſeltenſten Bäumen beſtehend.

Aber alles das wird verdunkelt durch den Glanz des königlichen Hofſtaates, der hier zum Feſte verſammelt iſt, an der

Spitze der Groß-Seneſchall Jolicoco, der ſich am Eingange des Gewächshauſes befindet, um die ankommenden Fremden würdig zu empfangen, Gäſte mit den ſeltſamſten Namen, die ein königlicher Huiſſier laut ankündigt, ſo: Madame la comtesse Isaure de Jolimanoir et le prince Saperlipopotte, madame la baronne Colombe-Aldegonde de Pastafrola et le prince Hector de Cantalabutte.

Die Herren beugen ihre Naſen tief gegen ihre Fußſpitzen herab, ganz wie bei einem wirklichen Hofe, und die Damen ebenſo machen das gleiche lächerliche Kompliment, bei dem man ſich immer verſucht fühlt, ihnen einen Stuhl oder ſonſt einen Stützpunkt unter einen unnennbaren Körpertheil zu ſchieben. Jolicoco aber, der vollkommen in der Rolle eines wirklichen Oberhofbeamten bleibt, empfängt Jeden mit der ſtehenden Redensart: „Ah, venez donc, charmante duchesse, nous vous attendions avec une impatience ... qui — qui — qui ...“

Endlich erſcheint auch der charmante Prinz. Der ganze Hof geräth in begreiflich freudige Aufregung, die ſich immer am deutlichſten zeigt, wo der Kronprinz, wie auch hier, ohne ſeinen erhabenen Vater erſcheint, und es will kein Ende nehmen mit den oben beſchriebenen Vorder- und Hinterkomplimenten.

Da kündigt der Seneſchall, der ſich einen Augenblick entfernt hat, mit brüllender Stimme ſelbſt an: „Sa Majesté le roi Hurluberlu, und da wir berechtigt ſind, mit einiger Spannung der Ankunft dieſes Potentaten entgegen zu ſehen, ſo richten wir unſere Aufmerkſamkeit auf ein Gewühl von Pagen und Garden im Hintergrunde, ſind aber dabei nicht wenig erſtaunt, die Muſik das heitere deutſche Volkslied intoniren zu hören:

Tauſend Dukaten krieg i zum Heirathsgut,
Und 'n Soldaten, der mirs verthut.

Ein anderer Text dieſer unvergleichlichen Melodie beginnt mit den Worten:

Mädel ſpring nicht zu hoch, trai di di, trai di di —

und obgleich wir uns faſt ſcheuen, dieſes auszuſprechen, ſo erſcheint er uns doch paſſender für das Auftreten des Königs Hurluberlu, denn Se. Majeſtät, mit einer rothen Naſe und augenſcheinlich etwas ſtark erheitert, tritt mit einer Nonchalance und ſo außerordentlicher Bewegung auf, daß man vielleicht berechtigt wäre, ſie hier mit dem gemeinen Worte „hüpfen" zu bezeichnen. Auch hat dieſelbe der Bequemlichkeit halber ihren rothſammtnen Hermelinmantel über den linken Arm geſchlungen und dabei ihre Krone etwas ſchief auf dem Kopfe ſitzen. An ſich ein ſehr ergötzlicher Anblick, welcher auch den geſammten Hof vollkommen elektriſirt und, wie ſich von ſelbſt verſteht, in die gleiche Stimmung verſetzt.

Endlich ruht Se. Majeſtät vom Tanzen und Singen aus, und da ſie ſehr ſtark enrhumirt iſt, ſo ruft ſie nach ihrem Schnupftuche, worauf ſich natürlicherweiſe Jedermann beeilt, das ſeinige anzubieten; doch wünſcht der Monarch ſein eigenes, un mouchoir d'indienne, zu beſitzen, welches ihm denn auch von dem Leibpagen Oculi in Geſtalt eines großen, graukarrirten Küchenhandtuches gebracht wird.

Er ſchneuzt ſich, wobei eine Trompete im Orcheſter ſo natürlich einſetzt, daß wir erſchrocken ſind über den Ton der königlichen Naſe. Auch niest er gleich darauf mit Beihülfe des Triangels, was ebenfalls ſehr natürlich klingt und welches befiehlt, alle Welt ſolle luſtig ſein.

Nun wird von dem Huiſſier die Familie de la Pinchonnière angezeigt. Monsieur et madame son épouse, née de la Houspignolle, mesdemoiselles Javotte et Madelon de la Houspignolle, ses filles. Und ohne uns, dieſen Empfang anlangend, in Details einzulaſſen, wollen wir nur noch ſagen, daß der König, der die ſtarken Formen zu lieben ſcheint, beim Anblicke Uraniens ausruft: „Vertuchoux, voilà une riche nature!“ und daß ſie, ſich durch die königliche Aufmerkſamkeit ſehr geſchmeichelt fühlend, nicht unterläßt, ſeine ſüßen Augen ausgiebig zu erwiedern. Endlich ſchlägt Se. Majeſtät, ohne Herrn de la Pinchonnière im Geringſten zu beachten, Madame einen Spaziergang in die ſchattigen Partieen des Parkes vor, wobei er ſeinem Pagen Oculi befiehlt: „Porte la queue de Madame!“ und dann ſo raſch vorauseilt, daß Madame Uranie Mühe hat, ihm zu folgen, wobei ſie Oculi mit voller Gewalt hinter ſich drein ſchleudert. Auch der ganze Hof hält es für ſeine Pflicht, nachzueilen, was denn auch im Gänſemarſch oder beſſer geſagt im Dauerlauf geſchieht, wobei es einen höchſt komiſchen Anblick gibt, da Se. Majeſtät, der abermals ſein Schnupftuch vergeſſen hat, von der Seite her in vollem Laufe zurückkehrt, und abermals hinter ihm die dicke Uranie mit dem Pagen im Schlepptau, ſowie der ganze Hof in mehreren extravaganten Schlangenlinien die Scene kreuzt. Nur der charmante Prinz in ſeinem hohen Range und Jolicoco ſind zurückgeblieben. Letzterer, weil er die Meldung des Huiſſier in Empfang nimmt, daß vor dem Palaſte ein großer Auflauf ſtattfände, weil ſich dort eine Equipage zeige, ſo prächtig und reich, und ſo ſeltſam beſpannt und geſchirrt, wie man noch nie Aehnliches geſehen. Auch der König Hurluberlu hat dieſe Meldung ebenfalls er-

Kopf ſenkt, um ihn zu ſpießen, ſeinen Fuß zwiſchen die Hörner des Thieres ſetzt, und, von der Todesangſt getrieben, über ihn hinwegſpringt. Ein Vorgänger von Montes, ich glaube, der eben ſo berühmte Francisco Romero, kam übrigens dabei auf eine ſchreckliche Art ums Leben. Cuendias in ſeinem Buche über Spanien erzählt dieſe traurige Kataſtrophe auf folgende Weiſe:

„Es war nach einer glänzenden Corrida, die der Hof mit ſeiner Gegenwart beehrte, als der tapfere Eſpada zwiſchen den Toro und las Tablas gerieth. Las Tablas nennt man die Bretereinfaſſung des Circus, über welche der Torero manchmal mit einem Sprunge ſetzen muß, um ſein Leben zu retten. Montes Vorgänger war in der höchſten Gefahr; zu nahe an den Tablas, um einen Anlauf zu nehmen, vielleicht auch zu ſtolz, um die Flucht zu ergreifen, entſchließt er ſich kaltblütig zum Salto sobre testuz. In dem Augenblicke nämlich, wo der Stier ſich demüthigte und die Hörner ſenkte, um ihn zu ſpießen, ſetzte er zwiſchen dieſe Hörner an die Stirn des Thieres ſeinen Fuß und führte mit unglaublicher Gewandtheit und haarſträubender Kühnheit den gefährlichen Sprung aus. Das unbarmherzige, aber gerechte Publikum erfüllte den Circus ſogleich mit einem Schrei der Bewunderung. Unglücklicherweiſe litt der König an Zerſtreutheit und hatte daher von der merkwürdigen Scene nichts ſehen können. Seine Majeſtät hört aber das Beifallsgeſchrei des Volks und will die Urſache wiſſen. Darauf erzählt man ihr die Heldenthat des Torero.

„Da capo! ſagte der König; er mach es noch einmal.“

„Wahrſcheinlich glaubte Seine Majeſtät damit dem Torero eine große Ehre zu erweiſen.

„Der Torero gehorchte! . . .

„Was er einmal, getrieben von der Todesgefahr und in einem Augenblicke raſender Begeiſterung, glücklich gewagt hatte, das wollte er jetzt aus übertriebenem Gehorſam gegen den König und aus verblendetem Ehrgeiz noch einmal improviſiren. Auch hielt er ſich nicht an die Regeln der Kunſt. Der Stier ſtellte

halten, kommt im Dauerlauf zurück, hinter ihm ſelbſtredend der ganze Hof, und eilt alsdann, Madame Uranie rückſichtslos ſtehen laſſend, mit dem Prinzen davon, um die ausgezeichneten Fremden zu empfangen.

Das iſt natürlicherweiſe Aſchenbrödel, die recht ſehr bedauert, dieſe Unruhe verurſacht zu haben, überhaupt uneingeladen bei dieſem Hoffeſte erſchienen zu ſein, doch habe ihre Karoſſe einen Schaden gelitten, weßhalb ſie die Hoſpitalität Sr. Majeſtät nachſuche. Der König iſt von ihrer Erſcheinung entzückt, mehr aber noch der charmante Prinz, der ſie augenblicklich wieder erkannt hat. „Oh! c'est-elle! c'est elle! Oh! que je suis heureux!“ Dank der Wunderſchuhe, bleibt Aſchenbrödel ſelbſt für ihre Eltern und Stiefſchweſtern unerkannt, obgleich ſie auch hier nicht unterläßt, ſich ihnen aufs Freundlichſte zu nähern, um ein gutes Wort zu erhalten, was ihr aber nur bei ihrem Vater gelingt, der wie ſämmtliche Herren des Hofes eine große Sympathie für die ſchöne Fremde fühlt, incluſive Sr. Majeſtät, welcher nicht unterläßt, ſeine ſüßen Augen von Madame Uranie ab und der neuerſchienenen Schönen zuzuwenden.

Daß Madame de la Pinchonnière hierüber eben ſo erbost iſt, wie beide Töchter über das plötzliche Benehmen des charmanten Prinzen, verſteht ſich von ſelbſt, doch ſagt Madame Uranie: „Beruhigt euch, auf dem Programm der Feſtlichkeiten befindet ſich auch ein Konzert, und was meine Stimme anbelangt, da wollen wir dieſe kleine dürftige Perſon ſchon ausſtechen.“ Seine Majeſtät geruhen denn auch den Beginn des Konzertes zu befehlen, und Madame Uranie, von der er wiederholt, daß ſie trotz alledem une riche nature ſei, die Erlaubniß zu ertheilen, mit einer Geſangspièce zu beginnen.

Unterdeſſen ſehen wir, daß eine rieſige Blumengruppe im Hintergrunde ſich langſam öffnet und die Fée des vers luisants erſcheinen läßt, welche ſagt: „Wartet nur, der Augenblick iſt gekommen, wo ich euch beſtrafen werde für alles, was ihr meinem kleinen Liebling gethan!“ Madame Uranie iſt indeſſen vorgetreten, die Muſik intonirt eine ſchmachtende Melodie und ſie ſingt mit einer ſchönen vollen Stimme, mit ſchüchternen Manieren und geſenkten Augen:

O, de mon âme endolorie
Célestes, célestes émanations!

Da erhebt die Fee ihren Zauberſtab. Madame Uranie wirft ihren Kopf in die Höhe und fällt plötzlich aus der zärtlich klagenden Melodie in einen ganz entſetzlichen Gaſſenhauer:

Jeanette a trois amants qu'elle aime,
Bastien, Pierre et le riche Éloi,
Elle aim' le premier pour lui-même,
Le second pour je ne sais quoi.

Der ganze Hof entſetzt ſich, und Se. Majeſtät, einer Ohnmacht nahe, wird von Jolicoco gehalten und ruft in voller Entrüſtung: „Assez, assez! Cette romance manque de distinction!“ Und da indeſſen die Fee ihren Zauberſtab wieder geſenkt hat, ſo fühlt Madame Uranie ihre vernichtete Poſition und beſchwört den König, ihr zu glauben, daß hier Zauberei im Spiele ſei, und daß er ihr geſtatten möge, an der beginnenden königlichen Quadrille Theil zu nehmen und den Beweis zu führen, daß ihr weder Anſtand noch Adel mangle.

Se. Majeſtät hingegen, taub gegen ihr Flehen, läßt ſich endlich nur durch die Bitten Aſchenbrödels bewegen, ihr den Zutritt pour le passe-pied zu geſtatten; „aber,“ ruft er

aus: „De la distinction, ventre de biche! de la distinction ...“

Leider aber wiederholt ſich hier das gleiche Spiel, und zwar in ſehr vergrößertem Maßſtabe; denn eine zierliche Sarabande, von dem Könige mit Madame Uranie und den oberſten Hofchargen und Excellenzen begonnen, verwandelt ſich plötzlich bei der Bewegung des gefährlichen Zauberſtabes in einen förmlichen Cancan, der um ſo ausgelaſſener erſcheint, als Se. Majeſtät mit fliegendem Hermelinmantel und ſehr verſchobener Krone die allertollſten Sprünge macht und mit der korpulenten Uranie die extravaganteſten Solo's tanzt. Vergebens ruft Se. Majeſtät: „De la distinction! de la distinction!“ Die Zaubergewalt reißt ihn fort, bis der Zauberſtab wieder ſinkt und alsdann die älteren Hofdamen zuerſt anfangen, zur Beſinnung zu kommen. Der Seneſchall ſchreit laut auf: „Horreur!“ und der König, noch auf einem Beine ſtehend, blickt entſetzt um ſich her und fällt dann erſchöpft in ſeinen Lehnſtuhl. Er ſchreit wie wüthend nach ſeinem Schnupftuch, und als Oculi ihm daſſelbe bringt und Se. Majeſtät ſich ſchneuzen, ſetzt das halbe Orcheſter in einer ſo furchtbaren Diſſonanz ein, daß der ganze Hof erſchrocken auseinander taumelt. „C'est un scandale affreux!“ keucht der König, „chassez-les, chassez les!“ und wir ſehen den Augenblick kommen, wo die ganze Familie de la Pinchonnière an die Luft geſetzt wird! doch legt ſich Cendrillon wieder ins Mittel und erlangt Verzeihung, weil ſie ſelbſt verſpricht, zu tanzen und zu ſingen. Daß ſie damit Alles aufs Höchſte bezaubert, verſteht ſich von ſelbſt, ja, der Prinz flüſtert ihr zu, daß er ohne ſie nicht leben könne, und bietet ihr ſeine Hand an. — Man ſieht die Bewegung Aſchenbrödels, deren Herz

ſich ebenfalls getroffen fühlt, und wer weiß, ob ſie nicht ihre Zuſtimmung gegeben, wenn man nicht in dieſem Augenblicke den erſten Schlag der Uhr vernommen hätte, welche Mitternacht verkündet. Aſchenbrödel reißt ſich von der Seite des Prinzen los und entflieht, gefolgt von ihrem Läufer Riquiqui, der vergebens ſchon vor einiger Zeit mit beſorgten Mienen an der Thür erſchienen iſt. Allgemeine Bewegung. Der Prinz ruft:

La reine du bal est partie!
Cherchez, cherchez de toute part.
C'est mon idole! c'est ma vie!
Il faut empêcher son départ!

Der ganze Hof rennt durcheinander und will zu allen Thüren hinaus. Da erhebt ſich der König Hurluberlu, welcher, ermüdet von allen Ereigniſſen, eingeſchlummert iſt und der, als man ihm meldet, daß die ſchöne Prinzeſſin entflohen ſei, nach ſeinem Nachtlichte ruft und, ſich nun an die Spitze des Hofes ſetzend, in ſehr forcirtem Dauerlaufe auf der Bühne umherrast, bis er endlich den Ausgang findet.

Die Scene wechſelt und wir befinden uns mit Einem Male in einem anderen Theile des vom Monde erleuchteten Parkes, einer wahrhaft prachtvollen Dekoration, von großartiger Compoſition und herrlicher Stimmung: ein wahres Meiſterſtück. Im Hintergrunde erhebt ſich das hell erleuchtete Schloß, von wo eine breite Doppeltreppe, die ſich an einem ausgedehnten Ruheplatze vereinigt, zuletzt in großen Schlangenwindungen in die Gärten hinabführt. In dem unbeſtimmten Mondlichte ſehen wir zwei Perſonen die Treppe hinabeilen: Aſchenbrödel und Riquiqui, und unten auf der Scene von

Gartenwachen angehalten werden, da man ſie für Bettler hält. Doch läßt man die armen unbedeutenden Menſchen in ihren zerfetzten Bauernkleidern fliehen, und kaum ſind ſie verſchwunden, ſo beginnt einer der großartigſten und gelungenſten Theater-Spektakel, die ich in meinem Leben geſehen. Auf der Höhe der Treppe zeigen ſich die Garden des Königs Hurluberlu, nicht ein oder zwei Dutzend, ſondern gleich 40—50 Mann, jeder mit einer blauen Laterne in der Hand. Sie ſuchen rechts und links auf der Rampe des Schloſſes nach dem ſchönen Flüchtling, ſie beugen ſich über das Geländer herab, ſie beleuchten, indem ſie in den Garten niederſtrömen, jede einzelne Stufe. Umſonſt. Ihnen folgen die gleiche Anzahl Lakaien mit weißen Laternen, und zahlloſe Stallleute mit rothen Lichtern, dann Kammerherren, Kavaliere mit grünen, eine Legion weißgekleideter Köche mit gelben, Läufer, Heiducken, Huſaren mit violetten, zuletzt der charmante Prinz und Jolicoco zwiſchen einer Schaar Küchenjungen mit grünen Laternen, und alles das bietet einen unbeſchreiblichen Anblick. Alles rennt hin und her, herüber und hinüber, hier die Doppeltreppe hinauf, dort wieder herab, eifrig ſuchend, bald die Laternen tief haltend, bald ſie in die Höhe hebend, ſcheinbar ein wirres Durcheinander der buntfarbigſten Lichter, und doch zuweilen regelmäßige und dann wieder die ſchönſten Figuren und Linien bildend. — Endlich, plötzlich ſteht Alles in einer wohlberechneten Gruppe ſtill, denn oben auf der Treppe erſcheint Se. Majeſtät mit dem Nachtlichte in der Hand und ruft aus: „Es lohnt ſich wohl der Mühe, ſo viel Laternen anzuzünden, um nichts zu finden, während ich mit meinem Nachtlichte wenigſtens einen Pantoffel der holdſeligen Prinzeſſin fand. Hier iſt

er!“ Und wie er ihn nun aufhebt und dem erſtaunten Hofe zeigt, ſo leuchtet der Wunderſchuh plötzlich im glänzendſten rothen Lichte auf: Schloß, Garten, Alles aufs Wunderbarſte beſtrahlend.

Doch iſt damit der Zauberei für dieſen Akt noch nicht genug. Nachdem der König langſam mit ſeinem Hofe herabgeſtiegen iſt, verſchwindet plötzlich das Schloß und man ſieht die Fee zwiſchen hellen Wolken thronend, zu ihren Füßen Nymphen und Genien aller Art, die ſie zu tragen und langſam empor zu heben ſcheinen, während ſie ſpricht: „La maîtresse de la pantoufle merveilleuse, prince, c'est à toi de la retrouver. Ne t'ai-je pas dit: Cherche et tu trouveras?“

Der Vorhang fällt, und wir, geblendet, erhitzt, ſchon halb ermüdet vom Schauen und Sitzen, drücken uns mit Hunderten durch die engen Gänge hinaus, um uns für den weiteren Verlauf der Komödie draußen in der friſchen Nachtluft oder drunten beim Reſtaurant mit einem Glaſe „Bock“ zu ſtärken.

Der geneigte Leſer wird geſehen haben, daß Aſchenbrödel auf dem franzöſiſchen Theater bis hieher immer noch gewiſſermaßen an der Hand des deutſchen Märchens wandelt, und wenn jetzt ein vernünftiger letzter Akt käme, an deſſen Schluß Cendrillon die Braut des Prinzen würde, da ja Niemand anders im Stande iſt, den kleinen Wunderſchuh an den Fuß zu bringen, ſo könnte man ein paar Stunden früher das qualvoll heiße Schauſpielhaus verlaſſen; aber allerdings wäre dann dem franzöſiſchen Dichter, Dekorateur und Maſchiniſten keine Gelegenheit gegeben, uns mit Ueberraſchungen aufzuwarten, die ſich eigentlich nur für ein ſogenanntes Zaubertheater eignen, und die ganze in den letzten Akten erſcheinende Geſellſchaft,

Prinzen und Prinzeſſinnen der Feuerinſeln, der blauen Inſel, der tanzenden Inſel, der Blumen- und Schmetterlingsinſel, der wüſten Inſel, der Kryſtallgrotten eben ſo wie Centauren, Ungeheuer, Irrlichter und Feuergeiſter wären alsdann überflüſſig.

Doch wir wollen uns mit Geduld wappnen und bitten den theuren Leſer, ein Gleiches zu thun, wobei wir ihm die Verſicherung nicht vorenthalten wollen, daß er das Schöne, welches wir geſehen, viel müheloſer leſen wird, und wobei wir noch das Verſprechen abgeben, uns möglichſter Kürze zu befleißigen.

Im nächſten Akte befinden wir uns in einer Dorfherberge, wo Alles für den Herrn Seneſchall hergerichtet wird, der ausgeſandt wurde, die verſchwundene Prinzeſſin zu ſuchen; ein üppiges Mahl, ein prächtiges Lager, und wo Riquiqui nicht mehr als ſtolzer Läufer erſcheint, ſondern wie wir ihn auf der Schloßtreppe geſehen, in abgeriſſenen Lumpen, hungrig und durſtig. Wo er Aſchenbrödel unterdeſſen gelaſſen, erfahren wir nicht, und das iſt ein großer Fehler in der Kompoſition. Wir hören ihn aber den Seneſchall um ein Nachtlager bitten, worauf dieſer Höfling die Kanaille etwas ſehr von oben herab anſchnauzt. Zu ſeinem Unglücke, denn die ſtill lauernde Gerechtigkeit in Geſtalt unſerer guten Fee war Zeuge davon und ſagt: „Ah, du biſt hartherzig! Wir wollen dich beſtrafen!“

Und nun kommt zum Entzücken des größten Theiles des Schauſpielhauſes eine Reihe burlesker Zauberſcenen. So fliegt der Tiſch mit dem üppigen Mahle des Seneſchall plötzlich auf die andere Seite vor Riquiqui hin, während Jolicoco beſtürzt das ſchwarze Brod und den Waſſerkrug des Anderen vor ſich ſieht.

Und damit iſt es noch nicht genug. Auch die Kleidung

der Beiden iſt plötzlich verwandelt worden. Während Riquiqui als Hofherr ſpeist, iſt der Groß-Seneſchall mit den Bettlerlumpen bedeckt. Allerdings eine gute Lehre für ähnliche Groß-Würdenträger. Nun ſucht jeder ſein Lager, der eben Genannte ſein gutes Bett, Riquiqui ſein Strohlager. Aber auch hier geſchehen die tollſten Verwandlungen. Das Bett wird zum Strohlager, das Strohlager zum Bett. Zuweilen auch vereinigen ſich beide Lager, natürlich durch Zauberei, worauf der Eine den Anderen hinauswirft, aber dann ſein Lager nicht wieder erreichen kann, da es unterdeſſen über Mannshöhe aufwärts geflogen iſt. Endlich bleibt Jolicoco Sieger, ſtreckt ſeinen Kopf zum Bette heraus und ruft dem Anderen zu: „Siehſt du, mein Freund, du biſt doch nicht im Stande, die Welt auf den Kopf zu ſtellen!“ — eine Bemerkung, welche die Fee gewaltig übel nimmt, und wie ſie ihren Zauberſtab ſchwingt, ſehen wir mit Erſtaunen, wie ſich wenigſtens hier auf der Bühne Alles auf den Kopf ſtellt. Thüren und Fenſter drehen ſich herum, der Fußboden wird zur Decke, an welcher nicht nur Stühle und Tiſche wie die Fliegen kleben, ſondern auch das Bett des Seneſchalls, welcher, in der Gefahr herauszuſtürzen, Zeter und Mord ſchreit.

Glücklicherweiſe verwandelt ſich in dieſem Augenblicke die Dekoration, und wir haben jetzt eine ruhigere Scene bei der vom königlichen Schloſſe verjagten Familie de la Pinchonnière. Madame Uranie iſt nicht im Stande, ſich über die erlittene Schmach zu tröſten, und daß endlich ihr Gemahl mit der Nachricht erſcheint, Florette ſei nirgendwo zu finden eben ſo wenig wie ſein Pathe Riquiqui, vermag ihre Laune zu erheitern. Wie ein verſöhnender Friedensengel erſcheint jedoch nun Se.

Majeſtät der König Hurluberlu ſelbſt, immer noch, obgleich es heller Tag iſt, mit ſeinem Nachtlichte, um auch den zweiten Pantoffel zu ſuchen, und da er im Grunde ein gutmüthiger Herr iſt, auch wiederholt findet, daß Madame Uranie trotz alledem doch une riche nature iſt, ſo nimmt er die ganze Familie wieder mit auf ſein Schloß.

Hierauf haben wir eine Scene mit einer recht hübſchen und glücklichen Idee. Aſchenbrödel und Riquiqui, erſtere ebenfalls in Bettlerlumpen gehüllt, erſcheinen in einem dichten Walde, und nach vielen Klagen über ihr Unglück erinnert ſich Florette, daß ſie immerhin noch im Beſitze eines ihrer Wunderſchuhe iſt, welche auch die Kraft haben, jeden ihrer Wünſche zu erfüllen.

„Ah, wir ſind gerettet!“ ruft ſie aus. „Ich werde zuerſt gute Kleider verlangen, damit wir uns auf anſtändige Weiſe wieder unter den Leuten ſehen laſſen können.“

Geſagt, gethan. Aber, o Schmerz! Da ſie ja nur noch einen der Wunderſchuhe beſitzt, erfüllt ſich auch das Wunder nur zur Hälfte. Ihre rechte Seite, eben ſo wie die Riquiqui's, ſind auf einmal prächtig bekleidet, während auf der linken die Bettlerlumpen bleiben.

„Laßt mich einmal das Wünſchen verſuchen,“ meint Riquiqui. „Wozu auch die eitlen Kleider? Ein paar tüchtige Pferde, um uns aus dieſem verdächtigen Walde zu bringen, wäre das Beſte.“

Entſetzen! Die Pferde erſcheinen allerdings, ein Rappe und ein Schimmel, aber jedes nur zur Hälfte. Von dieſem Hals, Kopf und Vorderfüße, von jenem nur Leib und Croupe. Doch denkt ſich Riquiqui nun außerordentlich geſcheit, als er

hierauf die andere Hälfte der Pferde verlangt. Dieſe kommen denn auch, aber wieder nur als andere Hälfte vom eben Dageweſenen. Mit einem Obdache, welches Florette nun verlangt, geht es gerade ſo. Es erſcheint die Hälfte eines Pavillons, ja, nur die Hälfte eines Schutzdaches. Alle Bemühungen ſind vergebens.

Wir aber müſſen geſtehen, uns bei dieſer Scene außerordentlich amuſirt zu haben, denn alle dieſe Verwandlungen ſind mit einer erſtaunenswerthen Geſchicklichkeit gemacht und gehen mit einer außerordentlichen Präciſion vor ſich, beſonders die letzte, als Riquiqui, um ſchließlich die Sache noch recht geſcheit anzufangen, ſtatt eines Bedienten gleich zwei verlangt, wo ebenfalls wieder allerdings zwei Bedienten erſcheinen, aber dieſes Mal nur von beiden die Obertheile, ſo daß man ſie nicht zuſammenſetzen kann.

„Ah," ruft Florette weinend, „die mächtige Fee, meine theure Pathin, zürnt mir; wir ſind verloren!"

Ein dumpfer Donner rollt durch den Wald.

„Na, das fehlte noch," meint Riquiqui, „ohne Parapluie und Regenmantel."

Doch iſt es kein Gewitter, das ſich auf dieſe Weiſe anzeigt, ſondern Farhulaz, der Geiſt des Gebirges, welcher ſich mit ſo ſanfter Stimme, als es ihm möglich iſt, durch ein Gelächter ankündigt.

„Ah, mon Dieu!" ruft Aſchenbrödel erſchreckt.

„Was iſt das für ein häßlicher Kerl?" ſagt Riquiqui.

„Der gekommen iſt, euch aus eurer Noth zu helfen; deine Begleiterin wird mich wohl erkennen. Ich war es, der die Wunderſchuhe verfertigte, von welchen ſie einen verloren hat,

ſich nicht wie das erſte Mal. Statt den Kopf zum Stoße zu ſenken und in dieſer Haltung anzurennen — eine Bewegung, auf die der Kopfſprung berechnet iſt, der in dieſem Falle den Toreador hinter den Stier zur Erde ſendet, wo er, Dank ſeiner Geſchicklichkeit, mit geraden Beinen den Boden erreicht — ſtatt deſſen hatte die Beſtie Halt gemacht und in dem Augenblicke, wo der Fuß ihre Stirn berührte, den Kopf emporgeworfen, ſo daß der Toreador das Gleichgewicht verlor und — fiel.

„Ein Angſtſchrei erſchallt, die Verſammlung überläuft ein Todesſchauer! Der Stier rennt nicht mehr; er trabt langſam, mit erhobenem Haupt, das Auge in Flammen, rings um die Arena, als wollte er den entſetzten Zuſchauern ſeinen Siegeskranz zeigen, den blutigen Kranz, den er ſich aus den Eingeweiden ſeines Feindes gewunden hatte. Der unglückliche Toreador lag geſpießt auf den Hörnern und zappelte vergebens, um ſich loszumachen, und wand und krümmte ſich im Krampf und in den Aengſten des Todes. Er war mit ganzem ſchwerem Leibe auf die Spitzen gefallen und daran hängen geblieben. Das Uebrige that die Wuth des gereizten Thieres.“

Der unangenehme Vorfall, von welchem wir vorhin erzählt, verminderte indeſſen durchaus nicht den Uebermuth der Anderen, und der bunte, glänzende Schwarm war dem Stiere nun ſo dicht auf dem Leibe, daß er ſich ihrer kaum zu erwehren im Stande war. Freilich purzelten bald rechts, bald links Einige über einander hin, denen der Stier mit einer raſchen Seitenbewegung zu nahe kam; doch ſprangen ſie lachend wieder auf, um ihre kindiſche Neckerei mit dem Thiere — anders kann man es wahrhaftig nicht nennen — fortzuſetzen. Schon lange hatten ein Paar darnach geſtrebt, ihm die bunte Schleife zu entreißen, die auf ſeinem Rücken befeſtigt war; doch hatte Soldado bis jetzt alle dergleichen vertrauliche Annäherungen ſehr übel aufgenommen, und bald flog Der rechts, Jener links in den Sand. Endlich gelang es Einem, die Schleife zu erhaſchen, wofür er von den Zuſchauern durch ein

weſshalb ſich jeder Zauber, den ſie befiehlt, auch nur zur Hälfte erfüllen kann. Ich aber bin der Mann, ihr für den verloren gegangenen Pantoffel einen neuen zu machen. Folge mir!"

„Und Riquiqui?" fragt Aſchenbrödel bebend.

„Er darf dich begleiten," erwiedert der Berggeiſt mit einer ſo gutmüthigen Miene, als es ihm nur möglich iſt, ſetzt aber gleich darauf für ſich mit einer vielverſprechenden Grimaſſe hinzu: „Wir werden ſchon wiſſen, ihn unterwegs zu verlieren. So folge mir denn auf das Feuergebirge!"

Die Scene verwandelt ſich ſodann in eine wilde Schlucht mit ſteilen Bergwänden, voll zackiger Felſen. Wie hoch wir uns befinden, zeigt die dürftige Vegetation an: mageres Gras, Haidekraut, verkrüppelte, am Boden hinkriechende Fichten, aber Alles prächtig gemalt und zuſammengeſtellt.

„Wo ſind wir?" ruft Aſchenbrödel angſtvoll. „Wo iſt mein Begleiter geblieben?"

„Er wird ſich wiederfinden. Folge mir zum Gipfel des Feuerberges; dort erhältſt du einen Talisman, mächtiger als der, den die Fee beſitzt, und du ſelbſt wirſt herrſchen über ein größeres Reich als das ihrige, als Königin der Geiſter — an meiner Seite," ſetzt er für ſich, ſie mit heißen Blicken betrachtend, hinzu.

Und ſie muß ihm folgen, aufwärts und immer wärtser und wärtser, wie Staberl ſagt; ſie, ein armes, wehrloſes Lamm, in den Händen eines grimmigen Tigers. Und wie ſie ſcheinbar aufwärts ſteigen, ſinkt das ganze Gebirge mit ihnen immer tiefer herab, immer kahler, immer öder werdend, bis zuletzt der Gipfel erſcheint, in ſchwarze Wolken eingehüllt.

„Wir ſind zur Stelle," ruft Farhulaz; „auf, meine Geiſter, an die Arbeit!"

Unter Donner und Blitz ſpalten ſich die Wolken, die Bergesſpitze verwandelt ſich in einen flammenden Krater, ein gewaltiger Feuerregen ſtrömt herab, unter welchem von allen Seiten die Gnomen und Kobolde Farhulaz', häßlich wie ihr Meiſter, herbeieilen. Einige ſchleppen eine goldene Form herbei, andere beſchäftigen ſich um einen Gießofen, welcher emporgeſtiegen iſt, gefüllt mit flüſſigem, weithin leuchtendem Glaſe. Andere ſtoßen den Zapfen aus, die flüſſige Maſſe ſpritzt, Millionen Funken ſprühend, in die Form. Der Pantoffel iſt gegoſſen.

„Hier iſt er!" ruft Farhulaz, „mais trésor pour trésor, si je te donne la puissance, il faut me donner ton amour!" — „Niemals, niemals! Du haſt keine Macht über mich!" — „Biſt du mir nicht freiwillig gefolgt? Glaubſt du, deine Pathin, die mächtige Fee, würde es dir je verzeihen, daß du meine Hülfe angenommen?" — „Schrecklich, wenn du wahr ſprächeſt!" — „Glaubſt du, dieſer Steinadler ſei dir geſchenkt? Ach, ich merke, jeune fille, es iſt nur meine Geſtalt und die meiner Untergebenen, welche dir Abſcheu einflößen! Schaue hin!" — —

Ein heftiger Donnerſchlag erſchüttert das Gebirge. Farhulaz und ſeine Untergebenen verwandeln ſich in Feuergeiſter, allerdings reich und prächtig anzuſehen, doch iſt ihre unterirdiſche Herkunft immer noch unverkennbar. Ihre glänzenden Gewänder ſind in Dunkelroth und Schwarz, und, ſtatt blond zu ſein, wie die guten Geiſter, und blauäugig, haben ſie tiefſchwarze Locken, ſcharf gebogene Naſen und dunkel glühende

Augen. „Horreur!“ ruft Cendrillon, „Farhulaz, ich verabſcheue dich! Nicht nach Größe und Macht ſtrebt mein Herz, ſondern nur danach, mir durch das Wiederfinden des Wunderpantoffels die Gunſt meiner guten Pathin aufs Neue zu erringen.“ — —

Wie ſollte ein ſo edles Herz nicht belohnt werden! Und das geſchieht denn auch augenblicklich. Eine mächtige Stimme ruft: „Arrête, Farhulaz!“ Und die Fée des vers luisants erſcheint in einer Schaar ihrer ſeligen Geiſter, wobei es im Gegenſatze zu der dunklen Gluth der Feuergeiſter von unbeſchreiblich ſchöner Wirkung iſt, daß ſie, auf einer ſilbernen Kugel ſtehend, von einem weißen magiſchen Lichte übergoſſen iſt, eben ſo wie ihr um ſie herumſchwebendes Gefolge. „Cendrillon!“ ruft ſie, „je te sauve, mais je ne te pardonne pas encore. Ce n'est point un nouveau talisman qu'il faut m'apporter, c'est l'ancien que je veux, et pour te permettre de le chercher, je viens t'arracher de cet affreux séjour! und nun: Changement de vue!“

Die Berge, ſowie Farhulaz mit ſeinem ganzen Hofſtaate ſtürzen in die Tiefe, während hoch emporſpritzende Waſſer, Krater und Gießöfen auslöſchend, Alles in dichten Rauch und Dampf hüllen, worauf wir aber belohnt werden durch den Anblick eines wahren Parabieſes.

Ein klarer Himmel ſpannt ſich über einen reizenden Garten, deſſen Mitte ein tiefblauer See bildet, in welchen ſich ein murmelndes Waſſer ergießt. Und Blumen, wohin wir ſehen. Eine bisher ganz unbekannte Flora. Bäume und Sträucher ohne Blätter, nur mit den bunteſten Blumenkelchen bedeckt. Und welcher Lichtglanz in der Luft, auf dem Waſſer, ſowie

ausgegoſſen über die Najaden und Nymphen, welche ſich hier ſpielend und tanzend umhertummeln! Welche Pracht der Koſtüme, wo ein ſterbliches Auge ſolche zu entdecken im Stande iſt! Welch reizende Abweſenheit faſt aller Gewänder! Der Vorhang fällt endlich und das Stück nähert ſich nun ſeinem Ende. Wir, die wir in einen Fauteuil eingepreßt, bei einigen zwanzig Grad Hitze zuſchauen, ſagen: glücklicherweiſe, und können, natürlich nur in den Zwiſchenakten, ein tiefes Gähnen nicht unterdrücken, beneiden auch vielleicht ein paar Kinder zu unſerer Rechten und Linken um ihren ſanften Schlummer. Doch müſſen wir dagegen auch geſtehen, daß, ſobald die drei Schläge wieder auf das Podium ertönen, wir uns aufs Neue geſpannt und aufmerkſam in die Höhe richten.

Jetzt haben wir nun eine häusliche Scene zwiſchen Herrn de la Pinchonnière und ſeiner Gattin. Er iſt betrübt über das Verſchwinden ſeiner geliebten Tochter Florette, ſie iſt fuchsteufelswild, weil der charmante Prinz ſie vor die Schloßthür hat ſetzen laſſen und weil der Schwachkopf von König ſolches gelitten. Er iſt ein ſehr geduldiger Ehemann, ja, er zwingt ſich gewaltſam zur Sanftmuth und Nachgiebigkeit, bis ſie ihm endlich mit bezeichnender Pantomime ſagt, ſie bekümmere ſich nicht „ſo viel“ um ſeinen Aſchenpudel. Da wird das Lamm zum Tiger, und aufſpringend ruft er aus: „Eh bien! nous allons en parler, ainsi que de vos deux grandes pimbêches de demoiselles! — Oui, pimbêches ... grues ... drôlesses!“ Sie hebt die Hand gegen ihn auf, doch er hält ihren Arm feſt: „Je crois que vous allez frapper votre mari, à genoux, madame, à genoux!“ Er drückt ſie auf den Boden nieder und verläßt ſie, nachdem er ihr geſagt:

„à l'avenir, vous et vos deux drôlesses de filles, vous serez mes domestiques, vous ferez près de moi ce que Cendrillon faisait près de vous!“

Um den üblen Eindruck des häuslichen Eindruckes zu verwiſchen, führt uns die nächſte Scene in den großen Feſtſaal des königlichen Schloſſes. Welcher Reichthum, welche Pracht! Doch ſind unſere Augen von all dem Wunderbaren ſchon ſo ſtumpf geworden, daß wir uns aus den koſtbarſten Möbeln, aus Sammt, Damaſt und Stickerei, aus ellenlangen goldenen und ſilbernen Franſen, aus den fabelhafteſten Gobelins durchaus nichts mehr machen und nur noch geſpannt ſind, was jetzt noch Pikantes kommen mag, um den Appetit unſerer Augen aufs Neue zu reizen und zu befriedigen. Vor der Hand ſehen wir den charmanten Prinzen in großer Aufregung hereinſtürzen und dem Seneſchall Jolicoco eine derbe Naſe ertheilen, weil dem Aermſten nicht gelang, was ihm ſelbſt nicht gelungen iſt, nämlich die verſchwundene Prinzeſſin zu entdecken. Das iſt ſo der Lauf der Welt und ſoll auch außer dem Theater vorkommen. „Ruft Se. Majeſtät den König,“ ſagt ſchließlich der Prinz, „ich habe ihm eine wichtige Entdeckung zu machen!“ — Nun erſcheinen Hurluberlu mit ſeinem Pagen Oculi, wie gewöhnlich im Dauerlauf, letzterer das uns bekannte mouchoir d'indienne und die Schnupftabaksdoſe tragend.

„Ah, mein Vater,“ ruft der Prinz, „im Schmerz um den Verluſt der ſchönen Unbekannten habe ich mir erlaubt, alle Prinzeſſinnen der Erde einzuladen, um unter ihnen nochmals Umſchau zu halten!“ — „Eine ſehr gute Idee,“ ſpricht Se. Majeſtät, „die aber wahrſcheinlicherweiſe wie gewöhnlich nicht aus dir ſelbſt entſprungen iſt!“

„So iſt es," erwiedert der charmante Prinz aufrichtig.

„Ich befand mich im Schatzgewölbe, wohin Eure Majeſtät den Wunderpantoffel bringen ließ, den wir im Garten gefunden, unter der Obhut der Diamant-Jungfrauen, welche einer Ihrer erlauchten Vorfahren, der zugleich ein wenig Zauberer war, hier auf Erden zurückgelaſſen!"

„Et que nous appelons nos Diamantines," ſagt der König, „des filles dont la jeunesse est éternelle et la vertu de même, de vrais objets rares, quoi! Wahre Keuſchheitsproben! Was wußten ſie Neues?"

„Sie waren es, von denen jene glückliche Idee kam. ‚Prinz,' ſagten ſie, ‚verſammelt im Feſtſaal des Schloſſes ſämmtliche Prinzeſſinnen des Erdballes.'"

Welch internationale Ausſtellung! — „‚Laßt Sämmtliche den Wunderpantoffel probiren, und die, an deren Fuß er paßt, iſt Eure verlorene Geliebte!'"

Wir ſehen, daß wir uns durch dieſen Rath der Diamantinen wieder etwas dem Gange des deutſchen Märchens nähern.

„Eine vortreffliche Idee," meint Se. Majeſtät, „und damit Alles in der Ordnung zugeht, werde Allerhöchſt Ich Selbſt beim Anprobiren des Wunderſchuhes in nächſter Nähe gegenwärtig ſein."

„Laß deine Prinzeſſinnen aufmarſchiren und ſchick mir Jolicoco her, er ſoll mir beim Aufſchreiben der Rede helfen, die ich ihnen halten will."

Se. Majeſtät zieht ſich zurück, und während er und der Groß-Seneſchall beſchäftigt ſind, auf kleinen Zetteln die königs-

liche Rede aufzuſchreiben, erſcheint der ganze Hof, Trompetenfanfaren ertönen und unter den Klängen des grandioſen Feſtmarſches aus Tannhäuſer betreten Tauſend und Eine Prinzeſſin, wie es im Programme hieß, in allen Koſtümen der bekannten und unbekannten Welt die Bühne.

Welch reiches Feld für die franzöſiſchen Koſtümiers!

Eine Aufgabe, deren ſie ſich aufs Glänzendſte entledigten, und wenn auch nicht gerade Tauſend und Eine Prinzeſſin vorüberwandelten, ſo doch Hunderte in abend- und morgenländiſcher Tracht, in fabelhaften Anzügen, aus Golkonda und Trapezunt, und von den Geſtaden unbekannter Inſeln.

Ihnen folgten Sklaven und Diener aller Art, dann kamen die Diamantinen des Königs, wie er ſie nannte, ihre leichten, beweglichen Gewänder ſo dicht mit Brillanten beſetzt, daß das Geſunkel, welches ſie ausſtrömten, für irdiſche Augen wirklich überwältigend war. Sie umringten den königlichen Baldachin, unter welchem auf rothſammtenen Kiſſen der Alles überſtrahlende Wunderpantoffel lag, und den Schluß des Ganzen machte l'escadron des filles-hussards, eine Waffenart, für welche es leider in unſerer armen deutſchen Sprache keine Benennung gibt.

Und der König trat vor.

Jolicoco und Oculi hinter ihm, um ihm heimlich die Zettel zuzuſtecken, auf denen die Allerhöchſte Rede verzeichnet war. Leichtſinnigerweiſe aber verwechſelte der Page dieſe Zettel, und ſo ſprachen denn Se. Majeſtät einigen gelinden Wahnſinn, worüber aber dennoch ſämmtliche Anweſende in das höchſte Entzücken geriethen und den Gefühlen ihres Herzens

durch die ergreifendsten Zurufe Luft machten, worauf sich die schönen Prinzessinnen nach und nach in Gruppen näherten, von Sr. Majestät schmunzelnd begrüßt wurden, ihren rechten Fuß auf ein Tabouret in Allerhöchster Nähe setzten, um unter specieller Aufsicht des Königs den Wunderpantoffel zu versuchen.

Aber vergebliche Mühe.

Der Talisman war nicht einmal von dem Kissen herunterzubringen, und wie Eine um die Andere hinwegschritt, rief betrübt der charmante Prinz, unter Wiederholung des ganzen Chores; „La pantoufle ne bouge pas!“ Vergebliche Bemühungen aller Schönheiten beider Hemisphären! „La pantoufle ne bouge pas!“ und der charmante Prinz gelangte weniger zum Zweck, als sein königlicher Vater, welcher versichert, sich als Preisrichter außerordentlich amusirt zu haben, und zur Fortsetzung des Vergnügens das Zeichen zum Ballet gab.

Wenn bei diesem Ballete mehr auf die Bewegung großer Massen als auf Kunst gesehen wurde, so wurde dieser Zweck vollkommen erreicht, denn man sah wohl niemals größere Massen in größerer Natürlichkeit bei einander.

Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen — was Himmel und Tricot!! — es war ein Ocean fast nackter Gestalten, auf- und abwogender Wellen in fleischfarbenen Tricots, von durchsichtigen Schleiern wie mit leichtem Schaum gekrönt, und förmlich war es ein Glück zu nennen, als sich zuletzt die Schaar der königlichen Diamantinen ins Mittel legte, um mit ihren Tausenden funkelnder Brillanten die Augen dermaßen zu blenden, daß man nichts mehr sah,

wie ein wirres Durcheinander, wie ſich der Vorhang herabſenkte zwiſchen unſeren müden Augen und jenem ſardanapaliſchen Ballet.

Glücklich, daß wir uns nach all dieſem Glanze im nächſten und letzten Akte in der tiefen Stille eines Waldes befinden, wo Aſchenbrödel erſcheint, mit Lumpen und Laub bedeckt, ermüdet, gänzlich abgemattet.

Natürlicherweiſe begegnet ſie hier ganz zufällig dem charmanten Prinzen, der noch immer die verlorene Prinzeſſin ſucht, wird aber eben ſo natürlich nicht von ihm erkannt. Doch erfahren wir und Aſchenbrödel, mit welcher unbeſchreiblichen Gluth ſie von dem verzweifelten Prinzen geliebt wird, eine Gewißheit, die uns einen glücklichen Ausgang der ganzen Komödie verſpricht.

Und zwar geht dieſe Entwicklung in der Küche des Herrn de la Pinchonnière vor ſich, wo wir dieſen Herrn wiederfinden, in einen vollkommenen Haustyrannen umgewandelt, ſeinem gegebenen Worte getreu ſich bedienen laſſend von Madame Uranie und ihren Töchtern, die in ärmlichen Bauernkleidern erſcheinen. Madame Uranie ſitzt in der Aſche, wo ehemals Florette geſeſſen, und iſt ſo gedemüthigt, daß, als Riquiqui ſeinen Heirathsantrag, Javotte betreffend, wiederholt, er beinahe in Gnaden aufgenommen worden wäre.

Doch erſcheint in dieſem Augenblicke der immer noch ſuchende charmante Prinz mit ſeinem königlichen Vater, mit dem Seneſchall und einigen Hofherren, um es nicht zu unterlaſſen, ſelbſt in dieſer niederen Umgebung nach der Verſchwundenen zu ſpähen.

Es iſt ein etwas tragiſches Wiederſehen, daß Seiner Majeſtät mit Madame de la Pinchonnière, jener riche nature, die nun im Gewande einer Bäuerin vor ihm ſteht.

Doch faßt ſie ſich und erklärt, ſie habe nur ganz zufällig dieſes ſeltſame Gelüſte bekommen, worauf der König eingeſteht, ſich ebenfalls nur als zufällig hier zu befinden, ſeinem Sohne folgend, der irgend etwas ſuche, und zwar eine Dame, die bei dem letzten großen Hofballe durch Schönheit und Tugend geglänzt und endlich verſchwunden ſei, nachdem ſie einen ihrer Schuhe auf der Treppe zurückgelaſſen. „Au bal de la cour!“ ſpricht Madame Uranie zu ſich ſelber ... „Quelle idée!“ — und ruft mit großer Entſchloſſenheit: „Prince, cette pantoufle appartient à l'une de mes filles!“ Zeichen höchſter und allerhöchſter Ungeduld, die beiden jungen Damen wiederzuſehen und ſie den Pantoffel anprobiren zu laſſen, den der charmante Prinz mitgebracht hat.

Doch ach! La pantoufle ne bouge pas!

Verzweiflungsvoll ruft der charmante Prinz aus: „Und ſonſt habt ihr keine Tochter?“

„Wir haben eine,“ ſagt Herr de la Pinchonnière mit tiefbekümmerter Miene, „ah! ein edles Weſen, ein Engel von Herz und Geſtalt, eine Schönheit ſonder Gleichen.“ —

„Und dieſe Tochter?“ —

„Sie iſt auf immer für uns verloren!“

„Perdue!“ ruft der charmante Prinz, und ſchon iſt er im Begriff, ſich in ſein Gewand zu hüllen und abzuſtürzen, als man plötzlich neben dem Kamine Aſchenbrödel ſitzen ſieht, aller-

unendliches Bravo belohnt wurde. Ein Anderer hatte unterdeſſen ſein Sacktuch aus der Taſche gezogen und ließ es ſich von dem wild daherſtürzenden Thiere vermittelſt des Hornes aus der Hand reißen, lief aber gleich wieder hintendrein und war ſo glücklich, es nun ſeinerſeits dem Thiere wieder abzunehmen. Schon vorhin erwähnte ich eines Chulo, der ſich durch ſeine Kühnheit auszeichnete. Dieſer erſchien mit einer langen Springſtange im Ringe und wir wußten lange nicht, was er damit wolle; endlich aber erſpähte er einen günſtigen Augenblick, wo das Thier gerade eine Secunde ſtill ſtand, ſtützte ſeine Stange auf den Boden und ſchwang ſich in gewaltigem Sprunge über den Stier hinüber. An einem Male hatte er übrigens nicht genug; doch wäre es beſſer geweſen, wenn er ſich damit begnügt hätte; denn beim zweiten Mal, als er gerade ſprang, machte Soldado eine Seitenbewegung, ſtieß an die Stange, und der Chulo, der gerade in der Luft ſchwebte, fiel genau auf den Rücken und zwiſchen die Hörner des Stiers. Daß ihm dieſer zu einem neuen und kräftigeren Aufſchwung verhalf, brauchen wir eigentlich nicht zu ſagen: bei zehn Fuß hoch warf ihn Soldado in die Luft und es war ein Glück, daß er inmitten einer Gruppe ſeiner Kameraden niederfiel, die ihn auffingen und ſo einigermaßen den Sturz ſchwächten.

Dieſes ganze Schauſpiel an ſich war übrigens komiſch genug und auch intereſſant. Die gewandten Leute in ihren bunten Coſtümen in immerwährender Bewegung, bald auseinanderfahrend, bald ſich wieder zuſammendrängend, dazwiſchen den dunkeln, faſt ſchwarzen Stier, der ſich jetzt links wandte, dann geradeaus ſtürzte, um ſich an der anderen Seite des Ringes, aufs Neue von den grellfarbigen Tüchern geneckt, wieder zu wenden, — es war eine Scene voll Leben und Bewegung. Hauptſächlich nahm es ſich recht gut aus, wenn ein einzelner Chulo vor dem Stiere fliehend, demſelben den langen Mantel zwiſchen die Vorderfüße ſchleuderte, was den Stier meiſtens einen Augenblick aufhielt, indem er ge-

dings immer noch ärmlich gekleidet, mit gefalteten Händen, ergebungsvoll aufwärts blickend, in strahlendstem Lichte wie verklärt, während alles Uebrige in der Küche trüb und dunkel erscheint.

Wieder einer jener außerordentlich schönen Effekte.

Doch, o Wunder! Während Alles erstarrt diese Erscheinung betrachtet, fliegt der Pantoffel aus der Hand des charmanten Prinzen, um sich an Aschenbrödels Füßchen anzuschmiegen.

„C'est elle!“ ruft er aus. „Je la reconnais.“

Alle stürzen sich gegen sie, um sie aus der Asche zu erheben, taumeln aber erschreckt zurück, als Aschenbrödel mit Einem Male wieder verschwunden ist.

„Disparue! ... perdue! ... encore perdue! ... C'en est trop, je veux mourir!“ — —

Da vernehmen wir die für uns Alle tröstliche Stimme der Fee.

„Arrêtez, prince!“ ruft sie. „Pénétrez avec moi dans le royaume des fées et parvenu au terme de ce rapide voyage, vous trouverez Fleurette, vous trouverez le bonheur.“

Changement de vue.

Die Wände der Küche brechen auseinander, versinken in die Tiefe, verschwinden nach rechts und links, und uns wird noch einmal ein Einblick gestattet in die Wunder der Feenwelt.

Aschenbrödel und der charmante Prinz knieen zu den Füßen der Fee, und nicht genug damit, daß dieses Paar

glücklich gemacht worden ist, sehen wir auch Madame Uranie die Hände von Riquiqui und Javotte zusammenlegen, sowie darauf den Groß-Seneschall mit Madelon vereinigen, während König Hurluberlu XIX. sein mouchoir d'indienne an die Augen führt, um seine Wonnethränen abzuwischen.

Die Gräfin Patatzky.

Eine Weltausstellungs-Novelle.

I.

Der Buchhalter der alten und sehr achtbaren Firma in Kohlen und Roheisen, Jakob Brutzer sel. Wittib und Sohn, war ein alter Junggeselle, und wenn wir ihn auch zu Anfang dieser kleinen Geschichte nothwendig brauchen, so ist darum doch nicht gesagt, daß er zur Entwicklung derselben irgend etwas beitragen wird; dagegen Vieles zur Schürzung des ersten Knotens derselben, der ein Verlobungsknoten ist, in welchem Artikel überhaupt der alte Buchhalter, Herr Lindenschmid, schon viel geleistet hatte, wir wissen nicht genau ob trotz oder weil, glauben aber das letzte Wörtchen als Triebfeder annehmen zu können; nicht daß er Anderen die Freuden des Ehestandes gegönnt hätte, sondern aus Bosheit und Schadenfreude, wenn sich wieder einmal irgend Jemand in dem trügerischen Netz des Ehestandes gefangen hatte, dem er selbst bisher glücklich entschlüpft, weil die Maschen für ihn noch von keiner Schönen fest genug gewebt worden waren.

Ja, Herr Lindenschmid war ein tüchtiger Buchhalter, und nicht nur was das Geschäft Jakob Brutzer sel. Wittib und Sohn anbelangte, sondern auch in der angedeuteten Richtung.

in welcher er nicht nur das Soll und Haben ſeiner Bekannten an Bemerkungen, Worten, Blicken, ja Seufzern aufs Gewiſſenhafteſte eintrug, ſondern es auch nicht unterließ, den Betreffenden häufiger als halbjährig, wie die Bankiers es zu machen pflegen, einen genauen Rechnungsauszug vorzulegen, um ihnen zu beweiſen, daß ihr Debet mit ſo und ſo viel höchſt verfänglichen Redensarten, Blicken und dergleichen belaſtet ſei, und daß nur ein Saldo-Vortrag per Verlobungs- oder Heirathspromeſſe die Bilanz wieder richtig ſtellen könne.

Der Name des Handelshauſes beſagte ſchon, daß Herr Jakob Brutzer geſtorben, ſeine Wittwe, die Mutter des jetzt regierenden Chefs Herrn Damian Brutzer folgte ihm nach etlichen Jahren und hatte ihren Sohn als Wittwer zurückgelaſſen, deſſen kurze Ehe nur durch eine einzige Tochter Thusnelde Aphroſine Brutzer geſegnet wurde, eine Dame, die allerdings nie ſchön, aber doch einſtens jung geweſen war. Sie hatte ein poetiſches Gemüth, liebte es, ſehr ſchöne Stellen aus deutſchen Dichtern zu citiren, was ſie mit Schwung und Gefühl that, und wenn ſie zuweilen an den keuſchen Mond hinaufhauchte: ‚Vorüber iſt die Roſenzeit und Lilien ſteh'n im Feld!' oder vielleicht auch: ‚Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder', ſo verfehlte dergleichen nie, einen tiefen Eindruck zu machen auf ihre Jugendfreundinnen aus derſelben Altersklaſſe.

Daß es dem Herrn Buchhalter Lindenſchmid lange nicht gelungen war, das Soll und Haben der Tochter ſeines Prinzipals zu einer vernünftigen Bilanz zu bringen, daran waren wahrhaftig ſeine Bemühungen nicht ſchuld, und wenn auch die eine Seite ihres Buches mit den ſchwerſten Zahlen, in Blicken, Seufzern und ſüßem Lächeln ausgedrückt, beſtens beſetzt war,

so blieb doch die gegenüberstehende Seite trostlos leer, denn trotz seinem heißen Wunsche, Fräulein Thusnelde unter die Haube zu bringen, waren doch die Anträge zweier Infanterie-Lieutenants, eines Husaren-Rittmeisters und dreier junger Supernumeraires so leicht und wenig stichhaltig, daß Herr Damian Brutzer nur eine leise gewagte Bemerkung seines Buchhalters in dieser Richtung mit der kurzen Bemerkung abgefertigt hatte: „Habe mich nicht geplagt und Geld verdient, um meiner Tochter einen Mann zu kaufen. Ginge mir ab! Wer die Nelle heirathen will, muß ein tüchtiger Geschäftsmann sein. Basta. — Und nun reichen Sie mir das Förderbuch herüber."

Das entmuthigte übrigens Herrn Lindenschmid durchaus nicht, denn er hatte sich aus dreifachen Gründen in den Kopf gesetzt, Fräulein Nella oder Fräulein Rosine, wie der Papa sagte, wenn er gut gelaunt war, zu verheirathen, und zwar aus folgenden drei Gründen: Der erste war, wie schon oben gesagt, seine Lieblingsneigung, unzerreißbare Knoten zu schürzen, Rosen- und Sklavenketten, je nachdem; der zweite, hier in diesem speziellen Falle, um einem längst gefühlten dringenden Bedürfniß abzuhelfen, und der dritte, in Anbetracht eigener Zukunft, indem Fräulein Thusnelde, als sie einmal irgendwo gelesen, daß das weibliche Geschlecht zu vielen männlichen Beschäftigungen, allerdings nicht zu allen, herbeigezogen werden könne und solle, mit Geringschätzung die Worte hinwarf: „Es ist ein Unsinn, zu heirathen. Ich werde bei Papa bleiben und seinem Geschäft eine tüchtige Stütze werden, indem ich später die Bücher führen will, was überhaupt eine große Kleinigkeit ist."

Da ſchlug der Herr Buchhalter Lindenſchmid verſtohlen an ſeine Bruſt, ging in ſich und kam darauf in ſeinen Erinnerungen blätternd zu einer Stunde vor langen langen Jahren, wo er bei Fräulein Thusnelde, wenn auch nicht gerade als Joſeph debutirt, ſo doch ſich beinahe ebenſo ungalant benommen hatte, wie jener junge Iſraelit.

Es gibt Schauer, die nicht zu überwinden ſind, wie er damals empfunden, als er an dem Abgrunde ſtand, von Fräulein Thusnelde geliebt zu werden. Aber ein Mann mußte für ſie angeſchafft werden — ein Königreich für einen Mann, oder doch wenigſtens ein Vermögen von über zweimalhunderttauſend Thalern, und zwar ein Mann, der ſo beſchaffen war, daß der Vater und Chef des Hauſes ſeine Einwilligung gab.

Nun war aber ſeit ein paar Jahren ein junger Reiſender bei der Firma angeſtellt, der nicht nur den Anforderungen des Vaters, ſondern noch viel mehr denen der Tochter entſprochen hätte, und für welchen, als er eintrat, Herr Lindenſchmid ſich genöthigt ſah, das Conto der Tochter des Hauſes um ein großes Blatt zu vermehren, leider aber auch ſo einſeitig, wie bei früheren Veranlaſſungen, denn auf die ſchüchterne Frage des Buchhalters, ob vielleicht ein Eintrag zu Gunſten Thusnelden's zu machen ſei, hatte ihn der Reiſende, Herr Eugen Stollberg, beinahe ebenſo barſch wie damals der Vater abgefertigt, und zwar mit der unfreundlichen Bemerkung: „Pah! Dummes Zeug! Sie könnte ja meine Mutter ſein!“

Darauf ging er wieder auf Reiſen, wie es drei Viertel des Jahres zu ſeinen Obliegenheiten gehörte, und wobei er immer ſo glänzende Geſchäfte machte, daß der Prinzipal häufig die eingelaufenen Briefe ſeines Reiſenden ſchmunzelnd über den

Pult hinüberwarf und dabei sagte: „Ich weiß nicht, dieser verfluchte Kerl hat die Gabe, überall anzukommen," worauf sich der Buchhalter eines Tages zu der Gegenbemerkung, die er noch überdieß mit einem tiefen, sehr affektirten Seufzer begleitete, hinreißen ließ: „Ja, sich angenehm machen, das kann er; es ist nur ein Glück, daß der immer nur so kurze Zeit hier bei uns verweilt."

„Was will Er damit sagen, Lindenschmid? Warum ist das ein Glück? Spreche Er!"

„Nun, ich meine nur so, Herr Stollberg ist, wie Sie selbst sagten, ein höchst angenehmer junger Mann, dabei hübsch, ein witziger Gesellschafter, und ein Streber, Herr Brutzer, das kann ich Sie versichern —"

„Und was kann er bei uns anstreben, he! Höheres Salair, größere Reisediäten, vielleicht einmal eine Provision."

„Mehr, Herr Prinzipal, mehr! — Um offen zu reden, wie Sie es ja beständig von mir verlangen, so möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß Herr Stollberg es nicht nur verstanden hat, sich bei Ihnen, Herr Prinzipal, angenehm zu machen, sondern auch bei Fräulein Rosine."

„Lindenschmid, Er ist ein alter Narr."

„Leider, Herr Prinzipal, habe in diesem Artikel schon Bedeutendes geleistet, seit ich auf der Welt bin, und doch kann ich von dem, was ich eben gesagt, nicht ein Zehntel Prozent zurücknehmen und wenn es mich Alles kosten sollte."

„Lindenschmid, Er ist gewiß und wahrhaftig ein — — doch ich will ihm keine bitteren Wahrheiten sagen, will mich vielmehr daran erinnern, daß Er von jeher ein ganz verfluchter Kerl gewesen ist, ein Gelegenheitsmacher in gewisser Beziehung

und dergleichen, ſonſt ein kreuzbraver Mann und ein Buchhalter, auf den ſelbſt die Firma Jakob Brutzer ſel. Wittib und Sohn ſtolz ſein kann, aber laß Er ſein Späßchen mit dem Zuſammenleimen dießmal bleiben."

„Es hat ſich da nichts zu leimen, Herr Prinzipal, man könnte da viel eher von Magnet reden, oder mit dem Dichter: ‚Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin'. Sie wiſſen wohl, daß das ein gewiſſer Goethe geſagt hat."

„Bleib — Er — mir — vom — Leibe — mit ſeinem Goethe und andern Verſemachern," erwiederte Herr Brutzer, indem er ſeine beiden krampfhaft zuſammengeballten Hände bis zur Höhe ſeiner Ohren emporhob, und jede der ausgeſprochenen Sylben mit einer zuckenden Bewegung begleitete. Herr Brutzer liebte nämlich durchaus nicht die deutſche Poeſie und haßte ſogar die deutſchen Dichter, was ihm als Kohlenhändler eigentlich nicht übel zu nehmen war.

„Dummheiten und kein Ende," murmelte er vor ſich hin, daß es klang, wie ein in der Ferne ſich verziehendes Gewitter.

Herr Lindenſchmid kannte aber ſeinen Prinzipal und wußte, daß, wenn er auf ſolche Art eine Sache kurz abzubrechen pflegte, darum ſein letztes Wort in derſelben doch noch nicht geſprochen war. Er hatte deßhalb auch noch nicht vier Pagina's ſeines großen Buches mit der Klabde verglichen, als Herr Brutzer raſch ſeine Naſe aus dem Brieſkopirbuch, in dem er etwas geſucht hatte, emporhob und in einem ſehr ſcharfen Tone fragte: „Und wenn nun der junge Menſch in dem Falle wirklich ein Streber wäre, wie Sie eben zu ſagen beliebten; hätten Sie etwas dagegen einzuwenden?"

„Ich?" fragte Herr Lindenſchmid. „Ich, ein Gelegen-

wöhnlich das Zeug mit den Hörnern zerzauste, ehe er aufs Neue ſeine Verfolgung begann.

Alles Bisherige war indeſſen nur Vorſpiel geweſen. Jetzt warfen die Kämpfer ihre Mäntel über die Schranke und fingen an, den Stier ernſtlich zu ſtellen, was damit begann, daß ſich Zwei nach längeren fruchtloſen Verſuchen endlich an den Schweif des Thieres hängten. Soldado nahm dieß jedoch ſehr übel auf und raste mit ſeinen Anhängſeln in ſo tollem Lauf durch den Ring, daß ſie im wahren Sinne des Wortes geſchleift wurden und am Ende wieder loslaſſen mußten. Ein paar Anderen erging es nicht beſſer, und einem dritten Paar gelang es nur dadurch, den wüthenden Lauf des Thiers zu hemmen, daß ſich zugleich vier ihrer Kameraden je Zwei und Zwei zu gleicher Zeit an die Hörner des Stiers hängten. Dies machte Soldado einen Augenblick ſtutzig, und nun hatte er ſein Spiel verloren. Wie toll ſtürzten alle übrigen Chulos und Banderilleros auf ihn zu, faßten Schweif, Ohren, Hörner, Füße und nachdem ſich der Stier noch einige Minuten mit aller Kraft gewehrt, wobei mancher ſeiner Angreifer tüchtig zuſammengeprellt wurde, ſtand er wie ein Lamm und mußte es geſchehen laſſen, daß ihn ſeine Sieger triumphirend im Schritt durch den ganzen Ring führten unter ſchallendem Händeklatſchen und tauſendſtimmigem Freudenruf der Zuſchauer.

Von dem vierten Kampfe, in welchem der Stier Ligero auftrat, iſt nichts zu ſagen, als daß dieſes Thier noch ſchlechter war, als der unglückliche Canario. Er fiel unrühmlich, ohne einem Pferde auch nur die Haut geritzt zu haben, unter dem Meſſer des Cachetero. Damit war das Stiergefecht zu Ende, und wenn es auch kein glänzendes, d. h. blutiges genannt werden konnte, ſo hatte es doch für uns den Vortheil, daß wir den Gang und das Weſen eines ſolchen Kampfes in dieſen paar Stunden beſſer kennen lernten, als durch eine Menge Beſchreibungen, die wir früher geleſen.

Das Stiergefecht, für welches heutzutage alle Claſſen des

heitsmacher, wie Sie mich eben nannten? Ah, im Gegentheil. Ich würde dem Herrn Stollberg das große — Glück schon gönnen."

Er ſchluckte bei dem Worte Glück tief und heftig und faßte dabei ſeine beiden Ohrläppchen, um ſich ſelbſt recht feſt zu halten, damit Herr Brutzer nicht ſehen möge, wie ſein Körper von einem innerlichen Lachen förmlich erſchüttert wurde.

Das war alſo klar, wenn Herr Stollberg die in jeder Beziehung verwegene Abſicht auf die Hand der Tochter des Herrn Brutzer hatte, ſo fand ſie beim Vater keine Schwierigkeit.

Aber wie weit der junge Reiſende ſelbſt noch davon entfernt war, um ſolches Glück für ſich zu beanſpruchen, wußte Herr Lindenſchmid nicht aus einer, ſondern aus mehreren derben Antworten, die er auf zarte Anſpielungen erhalten.

Doch war der Buchhalter nicht der Mann, ſich durch irgend welche Schwierigkeiten abhalten zu laſſen, und immer und immer wieder verſuchte er das felſenharte Herz des jungen Handelsreiſenden anzubohren, und immer mit dem gleichen Erfolge, nur daß Herr Stollberg endlich, ſtatt kurze Antworten zu geben, lachend erwiederte:

„Bei mir, mein lieber Herr Lindenſchmid, verdienen Sie keinen Kuppelpelz. Geben Sie ſich weiter keine Mühe."

„Was wäre auch das Leben ohne Liebesglanz!" deklamirte Herr Stollberg, indem er ſeine rechte Hand in die Weſte ſteckte und die linke wie betheuernd gen Himmel hob, nachdem er mit den fünf Fingern derſelben im Vorbeifahren graziös durch ſein dichtes blondes Haar geſtrichen. „Sie wiſſen freilich nicht, was Liebesglanz iſt, Herr Lindenſchmid," fuhr er als-

dann fort; „aber ich, ich weiß es. Wie singt der göttliche Zampa:

‚Und wenn ein Mädchen mir gefällt,
So hilft kein Widerstreben!‘“

„Ja, ja, Sie Don Juan,“ entgegnete achselzuckend der alte Buchhalter.

„Don Juan, mein Lieber?“ erwiederte fragend Herr Stollberg. „Erlauben Sie mir, Don Juan ist neben unser Einem ein langweiliger Kerl! Glauben Sie denn, daß wir uns lang mit der Bitte abgeben: ‚Reich mir die Hand mein Leben!‘ Erlauben Sie, wenn Sie noch Faust gesagt hätten oder vielmehr Mephisto:

‚Und fasset sie, mit feurig schlauen Blicken,
Wohl um die schlanke Hüfte frei,
Zu seh'n, wie fest geschnürt sie sei!‘“

„Ja, ja, an Citaten aus Dichtern und dergleichen sind Sie stark, doch möchte ich Ihnen auch Eines citiren, was nicht ohne ist.“

„Und das wäre?“

„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!“

„Wissen Sie, Sie singen, was man so Gesang nennt. Wenn man geplagt wird von einer hoffnungslosen Liebe, wenn man so herumläuft, wie die Ratte im Faust mit dem gewissen Werthergefühl, oder wenn man sich in ein glattes Gesicht vergafft hat und hängen bleibt, wo vorn und hinten nichts ist, als das Lamento der Frau bei den täglichen Sorgen und das Gekreisch von einem Haufen Kinder.“

„Allerdings, das wäre unangenehm, aber ich denke dem zu entgehen, indem ich es mache wie Sie, und Junggeselle bleibe. Denn wie Fräulein Thusnelde zuweilen deklamirte:

‚Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,‘

und so lange hier noch im Innern die schaffende Kraft wohnt, wird es auch mir ergehen, wie der große Römer sagt:

‚Veni! vidi! vici!‘“

So lachte, tänzelte und sang allerdings Herr Stollberg durch sein behagliches Reiseleben, so verließ er jedesmal das Haus seines Prinzipals, so betrat er es wieder: heiter, mit leuchtenden Augen, und gewöhnlich die erste freie Stunde benützend, um gegenüber von Herrn Lindenschmid das Thema von dem Veni, vidi, vici aufs Gründlichste zu variiren. Da geschah es aber einmal, daß Herr Stollberg den Wagen, der ihn von der Eisenbahn brachte, nicht wie sonst mit einem Sprunge und einem Witze verließ, sondern bedächtig heraus-stieg und mit ernster Miene dem Bedienten seine Effekten übergab. Freilich that er vor dem Buchhalter nicht dergleichen, sondern versuchte, wie gewöhnlich, ein heiteres Gesicht zu zeigen, doch nicht so natürlich, daß ihn der alte Fuchs nicht durchschaut hätte. Was kann ihm geschehen sein, dachte dieser. Krank ist er nicht, denn er trinkt Champagner wie gewöhnlich, die Geschäfte, die er gemacht hat, sind die glänzendsten, also drückt ihn sonst irgendwo ein Kummer. — Bohren wir ihn gelegentlich vorsichtig an. Er ist ein viel zu guter Kerl, als daß er lange mit einem Geheimniß hinter dem Berge halten könnte.

Und so war es auch in der That. Nachdem Herr Stoll-

berg etwas Weniges den Verschlossenen gespielt und nachdem ihm der Buchhalter hierauf achselzuckend gesagt: „Ja, lieber Freund, in anderer Leute Geheimnisse mit Gewalt eindringen zu wollen, das war nie meine Art.“ Da seufzte Herr Stollberg aus tiefstem Herzensgrunde, legte seine Rechte auf die Schulter des alten Buchhalters und sagte mit einem Blick gen Himmel:

„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal.“

„Aha! Wie sagt doch einer Ihrer Lieblingsdichter:

‚Singe, wem Gesang gegeben!‘

Hat man Ihnen endlich die Zunge gelöst?“

„Gründlich, Herr Lindenschmid. Eine Sirene, aber ein prächtiges Weib, mit blonden Haaren und blauen Augen und dabei mit schwarzen Augbrauen, ist das nicht merkwürdig? Einen Wuchs, Formen, o ich sage Ihnen — — doch was wissen Sie von Wuchs und Formen, aber eine Gestalt zum Rasendwerden, Herr Lindenschmid! Und aus der höchsten Sphäre, echt seiden, wissen Sie, nichts Gewöhnliches in Baumwolle oder Wollenstoff, o nein. Welches Temperament, welche sprühende Laune!“

Er bedeckte seine Augen mit der Hand und recitirte dann mit einer schmelzend wehmüthigen Stimme:

„Und, o wie toll ist ihre Freude,
Wenn sie am Morgen singt und lacht.
Wenn da just in des Strumpfes Seide
Ihr Füßchen schlüpft, ihr unterm Kleide
Des Leibchens straffer Atlaß kracht.“

„Also eine sehr intime Bekanntschaft?“

„Das kann ich gerade nicht behaupten, aber ich möchte darauf schwören, daß sie seidene Strümpfe trug, und was den Atlaß ihres Kleides anbelangt, so habe ich den allerdings krachen hören.“

„Nun, das ist schon etwas.“

„Aber sie war eine Sirene, eine Schlange unter Blumen, sie hat mich schwer verwundet.“

„Und wo, wenn ich fragen darf?“

„Hier —! hier!“ entgegnete Herr Stollberg, indem er etwas affektirt mit seiner linken Faust seine Herzgegend berührte. „Hier, o die Unselige! Sie war eine falsche, heimtückische Verrätherin? und er — —“

„A—a—a—ah! es kommt in dieser Geschichte auch ein Er vor,“ sagte der alte Buchhalter, und setzte nach einer Pause, während welcher er bedächtlich mit dem Kopfe geschüttelt hatte, hinzu: „Ei, ei, mir scheint, Ihr Verhältniß zu jener Sirene streifte also etwas ans Verbrecherische, Unmoralische.“

„Ich glaube das kaum,“ erwiederte der Reisende, „wenn es selbst ein Verhältniß gewesen wäre, was es aber leider nicht war, denn er, dieser verfluchte großartige Gauner, den sie für ihren Bruder ausgab, stand kaum in innigerer Beziehung zu ihr. Ein ganz uneleganter Kerl, in einem buntkarrirten Anzuge, von seiner Reisemütze bis zu den Gamaschen; ein Mensch, der die Geschmacklosigkeit so weit trieb, stundenlang die ersten Takte der Fahnenwacht zu pfeifen und jedesmal in einer andern Tonart, ein Mensch, von dem selbst ein würdiger Polizeibeamter sagte, er sei ein ganz gewöhnlicher Schwindler und dabei ein infamer Kerl — — aber sie, —

ja sie" — fuhr er mit einem schwärmerischen Blick gegen die Decke des Zimmers fort, „sie hat mirs angethan, und:

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

O, mein lieber Herr Lindenschmid, ich bin nicht mehr, der ich war; wohin ist mein sprudelnder Humor, meine unversiegbare Heiterkeit? Alles weg, ich bin nur noch der Schatten der Maria."

„Ja, ja, der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht, und wer mit dem Feuer spielt, verbrennt sich die Finger."

„O wie wahr! Ich bin nur noch ein Scherben und fühle wohl die tiefe Narbe meines Herzens, wo mich ihr glühender Blick verbrannt."

„Nun sagen Sie mir einmal, Herr Stolberg," fragte der alte Buchhalter nach einer Pause, „wer war denn diese Sirene, diese Wunderdame eigentlich — d. h. ich will nicht indiskret sein, und wenn Sie Ursache haben zu schweigen, so bitte ich, sich ja nicht zu geniren."

Herr Stollberg zuckte mit den Achseln, während er vor sich hinmurmelte:

„Sahst du ein Glück vorüberziehn,
Das nie sich wiederfindet."

Dann sagte er: „Warum sollte ich ihren Namen verschweigen, wer weiß, ob sie mich nicht auch darin zum Besten hat. Sie nannte sich Gräfin Mathilde Patazky."

„Au weh, au weh! das klingt polnisch. Ja mit diesen Polinnen ist nicht gut Kirschen essen.“

„Ich wünsche fast,“ fuhr Herr Stollberg fort, „sie hätte mir einen falschen Namen angegeben, denn aufrichtig gesagt, Herr Lindenschmid, ich that etwas Aehnliches, und bin noch jetzt dummehrlich genug, mir darüber Vorwürfe zu machen.“

„So haben Sie sich vielleicht als Graf Stollberg vorgestellt; nun wer weiß, ob Sie mit dieser erlauchten Familie nicht wenigstens durch eine Hinterthür in Verbindung stehen.“

„Lassen Sie Ihre schlechten Witze. Es würde mir niemals einfallen, meine bürgerliche Herkunft zu verleugnen, doch werden Sie mir zugeben, daß die Idee, in Kohlen und Roheisen zu arbeiten, für eine feine Dame etwas Hartes, Abstoßendes, ja etwas Schmutziges hat. Ich bin überzeugt, sie hätte darauf augenblicklich nach meinen Händen gesehen.“

„Nun, in was machten Sie dann, ihr gegenüber? vielleicht in Bielefelder Leinewand, oder in Confitüren und Süßigkeiten?“

„Ich machte in gar nichts, sondern ich stellte mich ihr einfach vor als Eugen Stollberg aus Frankfurt a. M., Besitzer eines kleinen, aber schön gelegenen Gutes an den Ufern des Rheines in der Nähe von Bingen. — Verstehen Sie, das gab Anknüpfungspunkte, über den herrlichen, grünschimmernden Strom zu reden, über den Johannisberg, den Niederwald und die Lorelei auf ihrem Felsen.

Ich weiß nicht was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.

— — — — Doch warum alte Wunden aufreißen, die kaum vernarbt sind.“

Nach einigen ähnlichen Unterredungen erfuhr der Buchhalter die ganze Geſchichte, wie ſie ſich zugetragen hatte, und wenn ſie ihm auch durchaus nicht ſo bedeutend, nicht ſo herzbrechend vorkam, ſo war er doch boshaft und überlegt genug, um die Leiden des neuen Werther nach Möglichkeit zu vermehren. Dabei ſtreute er freilich Troſtesworte mit unter, aber es waren Giftkörner dabei, die ſich Herr Stollberg lange hütete aufzupicken.

„Ich wußte es ja wohl," ſagte der alte Buchhalter, „daß Sie einmal ſchwer anrumpeln würden, aber ſo iſt es doch noch beſſer, als wenn Sie — oder als wenn Sie — überhaupt kann ich die Sache nicht ſo ſchlimm anſehen, wenn Sie nämlich die Lehre daraus nehmen, die Lehre, welche in dem an ſich ſo harmloſen Sprüchwort enthalten iſt:

Spiele nicht mit Schießgewehr!

Sie lächeln, und doch gibt es keinen beſſeren Vergleich als den mit einem Schießgewehr. Nur durch richtige Behandlung vermag man mit Seele und Leib auf dem geſunden Laufenden zu bleiben. Laden Sie falſch oder überladen Sie Ihre Gefühle, wups, ſpringt Ihnen die Geſchichte in der Hand, oder Sie drücken zur Unzeit und tragen eine ſchwere Verletzung davon. Deßhalb nehmen Sie Vernunft an, mein lieber Herr Stollberg, Sie ſind auch kein heuriges Häslein mehr, laſſen Sie die Kindereien bei Seite und ſehen Sie ſich nach einer geſetzten Lebensgefährtin um."

„Nach einer geſetzten? Was verſtehen Sie unter einer geſetzten?"

„Nun, eine, die gerade über die erſten Jugendthorheiten

hinaus iſt, wie Sie es ſelber ſein ſollten; die Verſtand genug hat, Ihnen einen Zügel anzulegen, wenn Sie wieder einmal durchgehen wollen, die ſo verſtändig und liebenswürdig iſt, um ſich das Leben an Ihrer Seite angenehm zu machen, und die, nebenbei geſagt, ein Vermögen beſitzt, das Sie in den Stand ſetzt, anſtatt für ewige Zeiten das Haus Jakob Brutzer ſel. Wittwe und Sohn zu repräſentiren, ſich ſelbſt als Chef der Firma vorzuſtellen."

„O, ich weiß ſchon, wo Sie hinauswollen."

„In der That? Nun das freut mich. Und wenn Sie bis jetzt nicht ſo vernagelt geweſen wären, verzeihen Sie mir den Ausdruck, ſo wäre es ſchon längſt ſo weit gekommen, daß der alte Lindenſchmid den Hut eben ſo tief vor Ihnen abgezogen hätte, wie vor dem Herrn Damian."

„Aber ſie iſt alt, häßlich und hat einen verbiſſenen Charakter. — — Ach, und jene, die göttliche Gräfin Patatzky mit ihren Augen, ihrem lachenden Munde voll der herrlichſten Zähne, ihrem Wuchs, ihrem ſüßen, ſüßen Lachen, o wenn ich an dieß Lachen denke, ſo weine ich plötzliche Thränen."

„Wer würde Ihnen denn auch künftig verbieten, an jenes Lachen zu denken, an jenen Wuchs und die wunderbaren Zähne! Daß Sie natürlicherweiſe die Reiſen alsdann für Ihr eigenes Haus fortſetzen werden, verſteht ſich von ſelbſt."

„Ja, und ſie wird mit mir reiſen wollen."

„Einmal vielleicht, während der Hochzeitsreiſe."

„O — br—r—r—r!"

„Allerdings ſehr jung iſt ſie nicht mehr, auch gibt es ſchönere Erinnerungen, das iſt nicht zu leugnen, aber was ihren verbiſſenen Charakter, den Sie vorhin erwähnten, anbe-

langt, ſo möcht' ich den mit einer Zwiebel vergleichen, mit einer allerdings harten, ſcharfen, biſſigen, thränenhervorbringenden Zwiebel, meinetwegen einer Hyazinthenzwiebel, allerdings ein knorriges, unanſehnliches Gewächs, aber ſetzen Sie dieſe Hyazinthenzwiebel in ein gutes Erdreich, begießen Sie dieſelbe ſo oft es nothwendig iſt, und Sie werden ſehen, welche herrliche Blume ſich daraus entwickelt."

Die Antwort des Herrn Stollberg war ein tiefer Seufzer, doch wehrte er nicht mehr ſo energiſch wie früher mit der Hand von ſich ab, ja er blickte nachſinnend vor ſich auf den Boden, und als ſich hierauf Herr Lindenſchmid nahe an ſein Ohr hinbeugte und ihm zuflüſterte: „Bei der letzten Bilanz war die halbe Million beinahe vollſtändig da!" da fuhr Herr Stollberg mit ſeiner Hand, wie er gern zu thun pflegte, durch ſein blondes Haar, ließ ſie alsdann derb auf die linke Achſel des alten Lindenſchmid fallen und ſagte: „Du biſt ein Meiſterredner, Lindenſchmid, wenn's darauf ankommt, aus einem ehrlichen Manne einen Halunken zu machen!" —

ſpaniſchen Volkes die größte Leidenſchaft zeigen, gehörte ſchon ſeit uralten Zeiten mit zum Ruhm und Glanz des Landes. Man iſt ungewiß darüber, woher dieſe Volksbeluſtigung eigentlich ſtammt; Einige wollen dieſelbe von den Circusſpielen der Römer herleiten, Andere aus der Gothenzeit oder erklären ſie für eine uralte iberiſche Sitte; gewiß iſt, daß ſie ſchon zur Maurenzeit ein ritterliches Vergnügen war, dem ſich damals die Vornehmſten des Landes hingaben. Auf der Vivarrambla in Granada ſah man ſchon die Ritter Zegris wie Abbenceragen, unter der Regierung Muley Haſſans, des Vaters des letzten Königs Boabdil, gegen den Stier in die Schranken treten. Am ſpäteren chriſtlichen Hofe Spaniens thaten die größten Helden damaliger Zeit daſſelbe, und Don Guzman, der Cid, Don Sebaſtian, König von Portugal, und Karl V. gehörten zu den kühnſten Toreros. Dagegen ſuchten auch manche Herrſcher die Stiergefechte zu unterdrücken, ſo Iſabella I., welche nie einen Stierplatz beſuchte und während deren Regierungszeit die Hörner des Thieres mit Kugeln verſehen ſein mußten, um die Kraft des Stoßes zu brechen; und während Philipp IV. noch in höchſt eigener Perſon den Stierplatz betrat, zeigte ſich Philipp V. als entſchiedenſter Gegner dieſes ſpaniſchen Nationalvergnügens. Obgleich er es nicht zu verbieten wagte, ſo gerieth doch die Tauromaquia während ſeiner Regierungszeit ſo in Verfall, daß ſie aus einer „noblen Paſſion“ ein beſoldetes Handwerk wurde. Damit änderte ſich auch das ganze Weſen des Stierkampfes, und ſtatt daß früher ein einzelner Reiter auf gutem ſtarkem Pferde dem Thiere mit Jagdſpieß und Schwert entgegentrat, erſchien jetzt die Quadrilla in ihrer heutigen Zuſammenſetzung: die Picadores, Banderilleros und zuletzt der Eſpada, welcher dem Stiere zu Fuß entgegentritt, um ihn Auge gegen Auge mit einem Degenſtoß zu tödten. Nur zuweilen noch traten vornehme Liebhaber mit den „Leuten vom Handwerk“ in die Schranken oder wurden Stiergefechte, wie das eben beſchriebene

II.

Fräulein Thusnelde Brutzer fuhr in der Equipage ihres Vaters bei ihren Bekannten herum, besonders bei denen, welche ebenso, wie sie selbst, Ursache hatten, ihr Geburtsjahr zu verschweigen, und brachte bei allen der Reihe nach auf die unverfänglichste Art die Rede auf Heirathen im Allgemeinen, und wie es eigentlich hart sei, am Ende doch noch zu einer Verbindung gedrängt zu werden, nachdem mancherlei Anträge glücklich abgeschlagen und nachdem man sich überzeugt zu haben geglaubt, um wie vieles glücklicher man allein zu leben im Stande sei, statt sich den oft rohen Launen des Mannes fügen zu müssen.

Aber bei so viel Liebe — hier horchten die Freundinnen auf — bei einer so beispiellos ausdauernden Liebe, bei einer so rückhaltlosen Hingebung, bei einem so ehrlichen treuen Herzen, wie sie es gefunden, sei es ihr unmöglich gewesen, noch länger zu zögern.

„Denke dir nur, Louise," sagte sie, „sein Leben stand auf dem Spiel. Er ging aus lauter Liebe zu mir mit Selbstmordgedanken um. — Du kannst es mir glauben, Anna, er erkundigte sich heimlicherweise mit düsterem Sinn und umflortem

Blick bei Papa's Obersteiger nach der Lage jenes Stollens, in welchem die gefährlichen Gase jedem Eintretenden das Leben rauben, und der alte treue Lindenschmid fand ihn, seine Pistolen betrachtend und mit dumpfem Tone murmelnd: ‚Mein oder nicht mein! das ist jetzt die Frage.' Da brach die Eiskruste, die sich um mein Herz gelagert hatte, und ich fühlte, daß ich ihn liebe und schon lang geliebt habe, und ich gab seinen innigen Bitten nach mit denen meines Papa's und denen des alten Lindenschmid, und bin seine Braut und heirathe meinen theuren Eugen heute über sechs Wochen."

Wie priesen Louise und Anna das Glück der Freundin in warmen herzlichen Worten, und ebenso Anna's und Louisens Mutter, wie genau kannten sie Alle die glänzenden Eigenschaften des Herrn Stollberg, wie fest waren sie davon überzeugt, daß er Thusnelde glücklich machen würde. Wie zart fand sie seine edle Uneigennützigkeit, daß er so lange gewartet, ehe er seine brennende Liebe erklärt.

Darauf schied Thusnelde von den Freundinnen nach inniger Umarmung, und als sie schon in ihrem Wagen saß und rückwärts blickte, da bemerkte sie noch, daß ebensowohl Louise und später auch Anna ihr die zärtlichsten Kußhändchen zuwarfen. Aber hören konnte sie es freilich nicht, daß die betreffenden Mütter dieser Freundinnen in unbegreiflicher Harmonie zu ihren Töchtern sagten: „Die alte Schachtel, wie froh sie ist, daß man ihr endlich doch noch mit schwerem Geld einen Mann gekauft. Herr Stollberg, so ein fader Handlungsreisender, sollte mir kommen."

„Und mir!"

„Ja, Mama und mir!"

Thusnelde aber war glücklich im Gefühle, endlich einen Bräutigam zu besitzen, in dem edlen Bewußtsein, ihre theuren Freundinnen dadurch gründlich geärgert zu haben.

Die Verlobung ward im stillen Familienkreise gefeiert, allerdings unter Zuziehung einiger vertrauten Freunde; bei dem vortrefflichsten Souper und bei sehr gutem Champagner, welcher auf den glücklichen Bräutigam die Wirkung ausübte, daß er alle Welt umarmte und küßte, nur seine Braut nicht, und daß er später, im Nebenzimmer an das Herz des alten Lindenschmid sinkend, unter Schluchzen der Rührung und des Weines sagte: „O ich bin ein miserabler Kerl, ein schlechter Mensch. Ich habe die edle wunderbare Patatzky vergessen, um mich mit einer Heuschrecke zu verloben, zu verlo—o—ben. Wissen Sie — was — das — sagen — will? Das ist gerade so, als wenn einem Kettengefangenen der schwere Ring um den Hals zugenietet wird, auf Lebenszeit, auf ewig O ich bin in der That ein ganz miserabler Kerl."

Dem widersprach nun Herr Lindenschmid eigentlich nicht, doch versuchte er seine schon oft angewandten Trostgründe, worunter der tristigste der war, daß er gleichfalls mit lallender Zunge den ehemaligen Handlungsreisenden Herr Prinzipal nannte, und als ihm dieser mit tiefer Rührung um den Hals fiel, machte er mit seinen beiden Fäusten hinter dem Rücken des Freundes die Bewegung, als ziehe man ruckweise ein festes Halsband über die Möglichkeit zu. Und Thusnelde! Sie hatte sich von Geibel zu Schiller aufgeschwungen, und statt von der vorübergegangenen Rosenzeit und Lilien im Feld zu faseln, wünschte sie:

„O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!"

ohne aber zu einem rechten Begriff von den eigentlichen Süßigkeiten einer solch' jungen Liebe zu kommen, denn sie hatte sich einen feurig liebenden Bräutigam doch eigentlich anders vorgestellt, und konnte sich deßhalb auch mit dem Vater nicht einverstanden erklären, dem es ganz richtig und würdig erschien, daß Herr Stollberg, ohne von seiner neuen Stellung geblendet zu scheinen oder gar übermüthig geworden zu sein, so that, als sei gar nichts vorgefallen und handelte es sich nur um den Abschluß eines Geschäftes wie jedes andere.

Unterdessen rollte die Zeit unaufhaltsam ihren Gang und huschte eine Woche um die andere in die Vergangenheit.

Geschäfte, welche seine Verheirathung betrafen, riefen Herrn Stollberg nach seiner Heimath, der ehemals freien Reichsstadt Frankfurt a. M., und da in denselben Tagen alle kleinen und großen Zeitungen in guten und schlechten Artikeln von der Eröffnung der Pariser Weltausstellung sprachen, so fand es Herr Brutzer sehr begreiflich, daß sein künftiger Schwiegersohn den kleinen Sprung nach Paris machen wolle, und sagte mit einem eigenthümlichen Schmunzeln, Herr Stollberg möge sich überzeugt halten, daß auch Rosine nichts dagegen einzuwenden haben würde.

„Also noch einmal die goldene Freiheit gekostet," sagte der glückliche Bräutigam tief aufathmend zu Herrn Lindenschmid. „Den alten Conto abgeschlossen und dann ein neues Blatt angefangen. Schade, daß Sie nicht mitreisen können. Ihre Gesellschaft wäre mir angenehm, und da ich Paris wie meine Tasche kenne, so würde ich Sie herumführen, daß Sie Ihre

Freude daran haben ſollten. Ah, die Boulevards, die Theater, die kleinen Soupers, Mabille und Château des fleurs. Ich verſichere Sie, wenn ich meinen Rockkragen ein wenig zurückwerfe, meinem Hut einen Klapps nach rechts gebe, und dann losgehe — ſo — da könnte man glauben, der alte Chiccard wäre wieder jung geworden. Wahrhaftig es iſt ſchade, daß ich keine Begleitung habe, die mich in meinem vollen Glanz ſehen könnte."

„Ja, das iſt wirklich ſchade," meinte auch der alte Buchhalter und ſchmunzelte dabei ebenſo eigenthümlich, wie vordem der Prinzipal.

Auch Thusnelde lächelte ſo ſonderbar, als er ſie über die kurze Abweſenheit mit paſſenden Worten tröſtete, und ſprach mit ſüßem Lächeln: „Einſam wirſt du allerdings ſein, mein Geliebter, aber nicht alleine." Worauf er mit einem ſchwärmeriſchen Blick ergänzte:

„Ja, theure Thusnelde —

Denn es ſchwebt ſo ſüß und mild
Um mich her beim Mondenſcheine —

In der Closerie des Lilas, dachte er bei ſich —

Dein geliebtes theures Bild."

So kam der Tag, den er zu ſeiner Abreiſe beſtimmt hatte, und es war am Vorabend deſſelben, einem Freitage, ein Tag, der ſelten etwas Gutes zu bringen pflegt, als der alte Brutzer ſeinem künftigen Schwiegerſohn auf die Achſel klopfte und ihm ſagte:

„Sie ahn n nicht, welche unverhoffte Freude ich Ihnen machen werde. Wir wollen Sie nach Paris begleiten, ich und Thusnelde."

„A—a—a—ah!"

„Das wäre der Teufel." Letzteres konnte Herr Stollberg allerdings nur denken, denn er fühlte plötzlich einen so starken Krampf im Halse, daß es ihm unmöglich war, in der ersten Ueberraschung Worte der Freude und des Dankes zu stammeln. Hätte nur in diesem Augenblicke nicht der alte Buchhalter, der zufällig dabei stand, gar so hämisch gelächelt, und hätte derselbe später nicht, als die Beiden allein auf dem Comptoir waren, den Kragen seines alten schäbigen Rockes etwas zurückgeworfen und sich in eine Position gestellt, als wollte er einen Cancan versuchen. Ja, hätte er dieß nicht gethan, so wäre es besser gewesen und Herr Stollberg würde sich ruhiger in sein Schicksal gefügt haben. So aber nahm er das lange Lineal vom Pulte und führte, allerdings aus ziemlicher Entfernung, einen kunstgerechten Fechterstoß gegen die Brust des alten Lindenschmid, wobei er für jetzt allerdings nichts sagte, als eine Wiederholung des Citats von damals:

„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!"

Biß aber darauf seine Lippen fest auf einander, rollte die Augen und setzte erst nach einer langen Kunstpause hinzu: „Wir wollen diesen Saldo zur späteren Erledigung bestens vormerken."

Deßhalb aber entging er doch dieser Reise auf gemeinschaftliche Kosten nicht, und wenn er auch im Laufe des Abends, als Thusnelde, sanft auf seine Schulter gelehnt, neben ihm stand, mit dem Ausdruck eines leichten Vorwurfs zu ihr sagte: „Ich hatte mir es in der That recht süß gedacht, daß unsere erste Reise auch zugleich unsere Hochzeitsreise sein solle," so

hatte dieſe dagegen wohl mit ſchmelzender Stimme, aber doch mit einer Entſchiedenheit, welche ihn einigermaßen ſchauern machte, geantwortet: „Und warum keine Wiederholungen, mein Theurer! Ich liebe in dieſen und ähnlichen Fällen außerordentlich die Wiederholungen. O du wirſt mich verſtehen, mein Eugen, und dich mit mir unſeres jungen Glückes aufs Innigſte freuen!“

Er glaubte ſie in der That zu verſtehen, ihre Worte ſowie ihre etwas ſcharf zuſammengekniffenen Mundwinkel, aber es war ein Verſtehen oder vielmehr ein ſo fürchterliches Erkennen der Gegenwart, als wenn man gewahr wird, daß unſer Weg auf blumiger Au plötzlich am Rande eines tiefen und felſigen Abgrunds endigt.

Bis nach Aachen, der alten Kaiſerſtadt, reiſten ſie im Wagen, und zwar an einem wunderſchönen Abende des Wonne- oder Maimonats. Die Nachtigallen rings umher in den Büſchen ſchienen ihre klangvollen Lieder freundlich zu ihrem Abſchied erklingen zu laſſen — „ſchmerzlich aufſchluchzend,“ ſagte Thusnelde in einer ihrer poetiſchen Anwandlungen, daß nun bald zwei Liebende weniger ihren ſanften Liedern lauſchen würden. Herr Brutzer achtete wenig auf dieſe Frühlingsſänger, er rauchte aus einer mächtigen Meerſchaumpfeife und betrachtete mit großem Intereſſe und mit mehr oder weniger Neid die hohen ſchwarzen Dampfſchornſteine, an denen ſie vorüberfuhren, und miſchte dabei in die zarten Andeutungen ſeiner Tochter zuweilen recht proſaiſche Bemerkungen über die Schlechtigkeit mancher Kohle anderer Bergwerksbeſitzer, die ſich für gehaltvoll und trefflich ausgebe und von denen man doch

Die Eiſenbahn-Reſtauration war ſo ſchlecht als möglich beleuchtet. Ein Fehler in der Röhrenleitung, wie der gähnende Kellner ſagte. Doch war ihm dieſer Dämmerſchein willkommen. Er ging im dunkelſten Winkel des dunkeln Raumes mit langen energiſchen Schritten auf und ab, ſchlug zuweilen mit der Rechten gegen ſeine Bruſt, daß es dumpf dröhnte, und zog alsdann den Athem ſo tief an ſich, daß man das füglich für einen ſchmerzlichen Seufzer hätte halten können. Dabei erinnerte er ſich ſo lebhaft an die früheren Zeiten ſeines luſtigen Reiſelebens, wo er bei ähnlichen Stunden des Wartens in Bahnhöfen und dergleichen jedesmal ein freundliches Zwiegeſpräch mit der Comptoirdame begonnen und wie er es nie unterlaſſen hatte, jedes Coupé des heranbrauſenden Zuges ſpähend zu betrachten, wo ſich eine angenehme und paſſende Geſellſchaft finden ließe. Heute dagegen hatte er ja ſchon die angenehmſte und paſſendſte Geſellſchaft bei ſich, oder dieſe hatte vielmehr ihn bei ſich ungefähr ſo, wie der Negerſklave zu reiſen pflegt oder der eingefangene Jagdhund, welch letzterer wenigſtens das Recht hat, zuweilen tief aufzuſtöhnen oder ſchmerzlich zu heulen. Und wie ſie beſorgt um ſeine Abweſenheit war, dieſe Geſellſchaft, wenigſtens der eine ſchönere Theil derſelben, denn er hatte ſeine La Ferme kaum zu einem Drittel ausgeraucht, ſo ſah er Thusnelde draußen vor der Glasthüre erſcheinen, ihm neckiſch winken und ſchelmiſch drohen und ihm mit der Sprache der Pantomime, in welcher Liebende ſo erfahren ſind, ſagen: „Ach, wo bleibſt du denn ſo lange!“ Gleich darauf war er wieder auf dem Perron, und da ſich Herr Brutzer in einer andern Richtung hin entfernte, ſo hing ſich Thusnelde an den Arm ihres Verlobten und das mit einer

Innigkeit, welche ihm deutlich anzeigte, wie ſchwer es ihr geworden war, ihn ſo gar lange zu entbehren.

Jetzt brauste der Zug heran von links her über den langen Viadukt, die ſchwarze Lokomotive mit den rothglühenden Augen, bei Nacht ſo unheimlich und tückiſch dreinſchauend. Pfeifend und ziſchend, nur mit dem ganzen Widerwillen einer unbändigen Kraft dem Führer gehorchend, und langſam und immer langſamer daherkommend. Aus alter Gewohnheit blickte er in die hellerleuchteten Coupés hinein, wogegen Thusnelde jeden vorübergleitenden Lichtſtrahl benutzte, um ihn zu betrachten, denn er war in der That ein ſchöner Mann, mit friſchen klaren Augen, einem gutgeformten Mund voll weißer Zähne, mit einem Neid erregenden blonden Vollbarte, dabei ſtattlich anzuſchauen, wie er daſtand mit etwas mißmuthigem, faſt düſtern Blicke, die rechte Hand in die Seite geſtemmt, den Plaid maleriſch um die Schulter geworfen — einem ſtattlich feſten Stamme zu vergleichen neben ihr, der hochaufgeſchoſſenen, farbloſen, ſtachlichten Diſtel.

Plötzlich zuckte er zuſammen und zwar ſo auffallend, daß ſie ihn nicht nur fragend anſchaute, ſondern auch ihrer Frage die nöthigen Worte lieh.

„Und warum ſollte ich zuſammengefahren ſein?“ fragte er mit etwas unſicherer Stimme, „und doch, es iſt ja möglich. Man hat plötzlich die Idee des Zurückweichens, wenn dieſe hellerleuchteten Wagen ſo lautlos und doch ſo nah an uns vorüberziehen.“

„Dieſe Wagen? Nein, von dieſen Wagen iſt nicht die Rede, ſondern nur von dem einzigen dort, dem Coupé erſter Klaſſe mit jener ſehr auffallend ausſehenden Dame, die ſich

in Barcelona, von Aficionados puros (eifrigen Dilettanten) in Scene geſetzt.

Wie ich ſchon Eingangs dieſes Kapitels bemerkte, werden die Stiergefechte in Spanien nur in den Frühjahrs- und Sommermonaten, von Mai bis Ende September, abgehalten, weßhalb wir denn leider auf unſerer Reiſe durch Spanien keines der glänzenden, d. h. blutigen, zu ſehen bekamen; man hoffte auf ein Stiergefecht in Madrid zur Zeit der Geburt der Prinzeſſin am 10. Januar, doch wurde es durch den gleich darauf erfolgten Tod derſelben verhindert. Obgleich ſich alle Stiergefechte mehr oder minder gleichen, ſo kommen doch durch die Wildheit eines Stiers, ſelbſt durch Zufälligkeiten oft die intereſſanteſten Abwechſelungen vor. So erzählt Rochau in ſeinem vortrefflichen „Reiſeleben in Spanien“ von der Epiſode eines Stiergefechts zu Madrid, welche mir intereſſant genug erſcheint, um es im Auszuge mitzutheilen. Ein ſchlechter, feiger Stier, in der Art wie der oben beſchriebene Canario, auf den ſogar Feuerpfeile nicht die geringſte Wirkung ausübten, wurde mit Hunden gehetzt und dann durch einen ſchlächtermäßigen Degenſtoß in die Weichen ſchimpflich getödtet.

„Das Publikum war noch immer mit der Hundshatz, einem ſehr ſeltenen Schauſpiele, beſchäftigt“, ſo erzählt Rochau, „als, faſt ohne bemerkt zu werden, langſamen, aber ſicheren Ganges der neue Stier in den Ring ſchritt, ſchwarzbraun von Farbe, klein, hinten niedriger gebaut als vorn, die Hörner kurz, aber auf den Treffer geſtellt, um mich eines Ausdrucks vom Fechtboden her zu bedienen. Mit aufgereckten Ohren und mit raſchem Schweifſchlagen wandte der Stier den Kopf rechts und links, als ob er ſich der Stellung und Stärke ſeiner Feinde vergewiſſern wolle, und dann wie der Blitz rannte er mit geſenkten Hörnern auf den zunächſtſtehenden Picador los, der von dem gewaltigen Stoße ſammt ſeinem Pferde rücküber ſtürzte. Ohne ſich bei dem in den Sand geſtreckten Gegner aufzuhalten, hatte der Stier den zweiten Picador gefällt, ehe dieſer auch nur Zeit gehabt, ſeine Lanze einzulegen,

nicht nur vorbeugte, ſondern die ebenfalls bei unſerem Anblick zurückzufahren ſchien."

„Kindereien! Eine fremde, uns unbekannte Dame wird wohl zurückfahren, wenn ſie uns ſieht. Du bildeſt dir in der That ſehr viel ein, liebe Thusnelde. Ja, außerordentlich viel," rief er mit einem erzwungenen Lachen, „ich muß das dem Papa erzählen. Das iſt wirklich ungeheuer ridicul — wenn ich nur eigentlich wüßte, welche Dame du gemeint. Ich ſah wahrhaftig nichts als eine Menge raſch vorüberfahrender Geſichter."

„Dort jene Dame iſt es," entgegnete ſie haſtig, „die ſich aus dem Fenſter herausbeugt und von ihrem Bedienten in Livree ein Glas Waſſer annimmt."

„Nun ja, jetzt ſeh' ich ſie. Es ſcheint etwas Vornehmes zu ſein und ſchön — — ah, ſehr ſchön."

„Meinſt du?" fragte ſie in ſtark gedehntem Tone, wobei ſie ihn mit ihren grauen Augen ſehr ſcharf anſah. „Mir kommt ſie nur auffallend vor, ja etwas frech in der That. Siehſt du wohl, wie ſie ihr Augenglas hervornimmt und zu uns herüberſchaut?"

„Zu uns? Nun in der That, du biſt von keiner kleinen Einbildung. Sie ſchaut ſich die Leute an, wie es auch Andere zu machen pflegen, wenn der Zug auf einem hellerleuchteten Bahnhofe hält."

„Ich würde das niemals thun. Nie — nie! Ich würde es für unanſtändig halten. Doch die Begriffe ſind verſchieden, wie auch der Geſchmack der Menſchen. — Da bin ich, Papa!" rief Thusnelde und ſprang ihrem Vater entgegen, wobei ſie

etwas haſtig ihren Arm aus dem ihres Verlobten zog. „Haſt du einen guten Platz für uns gefunden?“

„Den allerbeſten, kommt nur! Bei meinen alten Freunden Wiebrecht und Blume, die ebenfalls nach Paris wollen. Kommen Sie, Stollberg.“

Dieſer konnte ſich trotz alledem nicht enthalten, noch einen Augenblick wie angewurzelt ſtehen zu bleiben, einen raſchen Blick auf die Dame werfend, welche ſich die Thür des Coupé's hatte öffnen laſſen und nun, mit der einen hoch über dem ſchönen Haupte erhobenen Hand ſich an dem Wagen haltend, im vollen Glanze des Gaslichtes auf dem Tritte ſtand. Was ſtand — nein über demſelben ſchwebte, wie eine wundervolle überirdiſche Erſcheinung. Und ihre Augen! Dieſe dunkeln leuchtenden Augen, ja ſie hatten ſich ihm zugewandt, er ſah das ebenſo deutlich, wie das leichte Lächeln, welches um ihren lieblichen Mund ſpielte.

„Einſteigen nach Verviers, Lüttich, Paris!“ — Bim — bim — bim bim bim — bim bim bim — bim — bim — bim.

„Ja, ſie iſt es,“ murmelte er in halber Betäubung, und ſich raſch dem Wagen nähernd, von dem Herr Brutzer ihm eilig winkte — „ja, ſie iſt es, dieſes herrliche Weib, das ich nimmer vergeſſen kann. — Sie iſt es, es iſt die Gräfin Patatzky.“

III.

So saß nun die Gesellschaft zusammen, natürlich in einem Coupé zweiter Klasse, denn Herr Brutzer pflegte zu behaupten, daß in der ersten nur Prinzen und Lumpen fühen, ein Ausspruch, dem wir indessen durchaus nicht beipflichten können, da wir selbst schon veranlaßt waren, in der ersten Klasse zu fahren. Doch war Herr Brutzer ungeheuer lustig durch die Anwesenheit seiner Freunde Wiebrecht und Blume, von welchen der Erstere nicht nur ein Hamburger, sondern auch ein ungeheuer derber Mann war, dessen drittes Wort selbst gegen seinen Freund, den alten Brutzer war: „Siehste, min Jung, dat verstohst du net und wirst's ewig net lernen," Aeußerungen, welche Herr Blume, ein feiner geschniegelter Mann aus dem Brandenburgischen des norddeutschen Vaterlandes, mit einem sehr glatten Lächeln anhörte und überwand. Diese drei alten Knaben saßen in einer Ecke des Wagens und Thusnelde hätte gern die andere Ecke so entfernt als möglich von ihrem Verlobten eingenommen, denn er hatte ihr Herz schwer gekränkt — warum? — o das wird er sich nicht zu

fragen unterstehen. Doch war der betreffende Winkel des Coupé's schon von einem andern Passagier eingenommen, welcher schlafend fest in die Ecke gedrückt war. Deßhalb mußte sie, die Gekränkte, den Mittelplatz einnehmen, ihm gegenüber, der jetzt schon anfing, die noch nicht einmal fest und bündig angelobte Treue zu brechen — ah, miserables Geschlecht der Männer!

Unterdessen keuchte die Lokomotive aufwärts, und daß sie sich recht plagen mußte, den Zug die stark ansteigende Strecke nach Herbesthal hinaufzuschleppen, zeigte ihr schweres Schnaufen und Stöhnen. Was nun Herrn Stollberg anbelangte, so hatte er ebensowenig Sinn für das Schnaufen und Stöhnen der Maschine, als für dieselben Naturlaute seiner Verlobten, wodurch sie ihm die Leiden ihres gepreßten Herzens anzeigen wollte. Ja, er bemerkte es kaum, daß sie zuweilen recht derb an seine Kniee stieß und dann mit dem uns Allen so wohlbekannten Tone sagte: „Entschuldigen Sie, es ist durchaus nicht mit Absicht geschehen" — nein, für alles das war er wie ein Klotz, denn er hatte nur Augen und Ohren für die Gestalt in der Ecke, die mit einem langen Plaid so zugedeckt war, daß er weder von ihrem Anzuge, noch von ihrem Gesichte nur das Geringste sehen konnte. Zuweilen bewegte sie sich, und wenn dann ein kleines Stück ihres Aermels zum Vorschein kam, so glaubte er zu sehen, daß dieser aus großkarrirtem Stoffe bestand, ja oft hätte er darauf schwören mögen, daß die Gestalt unterm Plaid hervor leise anfing zu pfeifen, und zwar die ersten Takte der Fahnenwacht. Doch nein, es war nur das Rollen und Klirren der Räder, das stoßweise Seufzen der Maschine, dieses ganze rhythmische Klingen und Tönen, welches

namentlich in der Stille der Nacht wie eine alte bekannte Melodie klingt, oder uns in eigener Dichtung und Komposition interessante Eisenbahngeheimnisse zu erzählen scheint, wie z. B. hier gewaltsam aufwärts strebend: „das rumpelt 'num und pumpelt 'num und rumpelt um einander 'num," in gleicher eintöniger Wiederholung; oder später, als der Zug von der Höhe nach Verviers hinabraste: „laufet, laufet, was ihr könnt, unsere Zeit ist bald herum." Immerfort, immerfort und endlich nervenberuhigend und einschläfernd. Doch erschien ihm alsdann im Traume wieder das geheimnißvolle Bild des Großkarrirten, und dann gab es Augenblicke, wo er mit Schmerz, ja Haß an die Gräfin Patatzky dachte und wo er den Sprung in die Arme Thusneldens wie eine Erlösung von der Erinnerung an jenes schöne dämonische Weib betrachtete.

„Verviers," wo alle Passagiere aussteigen müssen, und wo er sich fest vornahm, kein Auge von Thusnelde zu verwenden, um durch diese bittere Medizin seine Erinnerung niederzukämpfen; nur das wollte er nebenbei erfahren, was sich aus der Plaid-Gestalt in der andern Ecke entwickeln würde — also Verviers — aussteigen. Da dehnte sich der Schläfer und reckte und streckte sich und aus der grauen Umhüllung kam ein Kopf hervor mit einem glattrasirten Kinn und einem sehr behaglichen Lächeln. Ein paar muntere Aeuglein in diesem Kopfe blinzelten scharf das Gaslicht an und eine feine Stimme sagte:

„Härense, sähense, da sein mer schon in Verviers. Na, wie das rasch gegangen is."

War es für unsern Helden ein Trost, daß es nicht der Großkarrirte war, von dem er Herrn Lindenschmid erzählt, der nun vor ihm dem Wagen entstieg und vom Tritt auf den

Perron herabstolperte, da er unterwegs sich stark dehnend und reckend das Gleichgewicht verlor?

„Ach Herr Jeeses!“ Nein, es war kein Trost für ihn. Er fühlte das an dem unruhigen Klopfen seines Herzens, sowie an der Gewalt, die er sich anthun mußte, um wenigstens nicht einen scheuen Blick auf jenes Coupé erster Klasse zu werfen.

Viel lieber wäre es ihm gewesen, wenn der Großkarrirte vor ihn hingetreten wäre, ihn von oben bis unten gemustert und ihm herausfordernd die Fahnenwacht in den Bart gepfiffen.

Aber wie es war, so war es, und er duldete es sogar nicht ungerne, als Thusnelde sich recht fest in seinen Arm hing und ihm im weichsten ihrer Töne, die aber immer noch etwas Schnarrendes an sich hatten, sagte: „Mein Geliebter, ich will dir verzeihen, weil mich mein Herz dazu drängt, weil die Vergangenheit — vergangen sein soll und weil ich die stille Glückseligkeit meines alten Vaters ehre — aber — wenn — doch nein, nein, fort damit. Lassen wir, wie gesagt, alles Düstere hinter uns und treten nun in ein neues, beseligendes Leben.“

Von einem neuen beseligenden Leben träumte er nun allerdings auf der Weiterfahrt. Es begab sich Alles, wie es sich unter ähnlichen Verhältnissen zu begeben pflegt, und es war wieder die alte Geschichte, denn statt mit der alten Norma stand er mit der jungen Adalgisa am Traualtar und nahm mit einem recht glücklichen Gefühle alle Gratulationen in Empfang, auch die des alten Bruyer, die des Hamburger Wiebrecht, der nicht unterließ, ihm zu sagen: „Siehste, min Jung, noch verstohste nix davon, aber du kannst et lernen,“ und selbst der glattrasirte Sachse trat heran und meinte: „Etwas

Schöneres und Angenehmeres habe er in diesem Leben noch nicht gesehen. Nee, gewiß nich!"

Dann ging ein anderes Bild durch seine Träume, und Alle, die ihm Glück gewünscht, waren verschwunden und er war mit ihr allein in einem Coupé erster Klasse und zwar wie damals auf der Reise von Augsburg nach München. Und als er es wagte, ihre schlanke Taille zu umfassen und sie so stark an sich zu ziehen, daß unter ihrem Kleide des Leibchens straffer Atlaß krachte, da sagte sie nicht wie damals: „Seien Sie vernünftig," sondern sie sank an seine Brust und hätte es gewiß gerne gesehen, daß er recht unvernünftig gewesen wäre, wenn ihn nicht in diesem Augenblicke ein heftiger Stoß des Wagens aus dem süßesten aller Träume in die nüchterne Gegenwart hineingeschleudert hätte.

Der Tag brach an und das kalte Dämmerlicht des Frühmorgens zeigte ihm Thusnelde mit dem Kopf an seine Brust gelehnt, etwas bleich, verblaßt und verblüht ausschauend, sanft schlummernd und leise schnarchend.

Und dazu im nächsten Hintergrunde seiner Gedanken der Aufenthalt in Paris, den er sonst so sehr geliebt, und noch weiter zurück, aber gespensterhaft mit jeder Sekunde näher kommend, jener Augenblick, wo ihm vielleicht seine Norma sagen würde: „Du wolltest fliehen, treuloser Römer, du bist bezwungen, du bleibst bei mir."

Herr Brutzer hatte als vorsichtiger Mann an das Hotel Bergère, Faubourg Montmartre, geschrieben, um sich dort Zimmer zu sichern, und dahin fuhren sie nun Alle miteinander vom Bahnhofe, auch die Herren Wiebrecht und Blume, und selbst der freundliche Sachse schloß sich ihnen an.

Er hatte sie nicht wiedergesehen, die schöne Gräfin Patatzky, wenigstens nicht ihr Gesicht und ihre verführerischen Augen, nur war es ihm, als ob eine Gestalt wie die ihrige von einem älteren Herrn, der ein rothes Ordensband im Knopfloche trug und vor dem sich die Bahnbeamten tief bückten, in Empfang genommen worden sei — verloren für ihn, untergegangen in den Millionen, welche die Riesenstadt bewohnen.

Obgleich der Wirth im Hotel Bergère die Gäste freundlich lächelnd empfing, auch die Hände reibend versicherte, er werde sein Möglichstes thun, so bestand doch dieses Mögliche in ein paar kleinen Zimmern im fünften Stock, und zwar eines mit zwei Betten für die Herren Wiebrecht und Blume, ein gleiches für Brutzer und Tochter mit einem dahinter liegenden Alkoven für ihn, sowie in einem Loche neben Nr. 0 mit der Aussicht auf einen unergründlichen Abgrund, aus dem Küchen- und andere Dünste aufstiegen, für den bescheidenen Sachsen.

Nun war noch die Frage zu erörtern, ob Herr Stollberg in dem Alkoven schlafen solle oder Thusnelde. Letzteres wäre schicklicher gewesen. Doch erklärte sie, den theuern Vater in diesen letzten Tagen nicht mehr verlassen zu wollen, in Wirklichkeit aber hatte sie an der Alkoventhür einen kleinen hübschen Riegel bemerkt, der abendlich sanft zugedrückt werden konnte und wodurch es ihr möglich war, ihren Verlobten gegenüber den Verführungen der leichtsinnigen Stadt unter sicherem Verschluß zu halten.

Der junge Sachse, er hieß Herr Schnecke, hatte bei dem alten Brutzer das Handwerk gegrüßt und sich als die Firma Jakob Schnecke und Konsorten vorgestellt, machend in sächsischen Weißwaaren, war auch schon am ersten Tage als ein ange-

nehmer Gesellschafter erkannt worden und wurde so in der allgemeinen Gesellschaft geduldet, was auch für die Andern manche Annehmlichkeiten bot. Zu fünf dinirt man billiger, da man nur drei Portionen zu nehmen braucht und sich das Trinkgeld wohlfeiler zusammenstellen läßt, auch trifft man hie und da einen Kutscher, der es sich für einen Franken mehr schon gefallen läßt, daß einer der Passagiere neben ihn auf den Bock klettert. Auch Thusnelde hatte ihre Zustimmung zur Aufnahme des Herrn Schnecke gegeben und dabei lächelnd zu ihrem Verlobten gesagt: „Auf ihn wirst du doch wohl nicht eifersüchtig sein, mein Eugen?“ Da er nun aber bis jetzt noch nicht im Geringsten Veranlassung gegeben hatte, ihn dieses Fehlers zu beschuldigen, so konnte man ihm auch nicht übel nehmen, daß er etwas barsch von Kindereien im Allgemeinen sprach und von Lächerlichkeiten im Besondern, worauf sie ihn allerdings mit den größtmöglichen Augen anschaute und ihm sagte, er könne zuweilen recht — unüberlegt sein.

„Ach, geh' mir doch mit dieser Schnecke!“

Nun zogen sie gegen eilf Uhr miteinander fort auf das Boulevard hinaus, und nachdem sie dort in den ersten fünf Minuten so auseinander gekommen waren, daß es nur durch das verabredete Zeichen, den hoch auf dem Spazierstock gehaltenen weißen Hut des Herrn Brutzer, gelungen war, die Gesellschaft wieder nothdürftig zusammen zu bringen, was indeß zur Folge hatte, daß sich förmlich ein Kreis von Neugierigen um sie versammelte, der sie verzeihlicher Weise für eine Korporation deutscher Hutmacher hielt; nachdem auch Herr Brutzer beinahe in einen Omnibus gestiegen wäre, der nach der Bastille hinauffuhr, sowie Herr Wiebrecht in einen andern, der für die

Place Pigalle bestimmt war, sich auch Herr Schnecke durch einen bewundernswürdigen Sprung von dem Ueberfahrenwerden durch einen riesenhaften Kohlenwagen gerettet hatte, gelang es endlich Herrn Stollberg, einen Fiaker zu erhaschen, der sich geneigt fand, sie um den mäßigen Preis von zwanzig Franken zum Ausstellungspalast hinauszufahren. „A la porte Rapp, mon cher ami," wie Herr Schnecke, welcher sich etwas auf sein reines Französisch einbildete, dem Kutscher zurief.

Man saß zu fünf so eng in dem kleinen geschlossenen Wagen, daß Thusnelde ihrem Verlobten mit holdem Erröthen zuflüsterte: „Wie sich unsere Natur in gewissen Verhältnissen ändert! Wer es mir noch vor wenigen Wochen gesagt hätte, daß ich mich so weit hingeben könne, einem Manne auf dem — zu sitzen. O laß es mich nicht aussprechen, dieses Wort, mein Eugen!"

Herr Schnecke, der, wie er sagte, schon oft in Paris gewesen war, machte vom Wagen aus den Erklärer so gut als möglich, nur daß ihm einige kleine Irrthümer passirten, so daß er die Kuppel der neuen Oper für das Pantheon ansah und die Madeleine für die Deputirtenkammer. Die Fontainen auf dem Komödienplatz erinnerten ihn an ein paar schöne Wasserwerke in Sachsen, worauf Herr Blume mit einiger Entrüstung sagte: „Mein lieber Herr, Sachsen ist ein überwundener Standpunkt. Da sollten Sie einmal die Fontainen im Park von Sanssouci sehen, und dabei ist dort gar keine Kunst wie hier so auffällig, kein Zwang, lauter wohlwollende Hingebung der preußischen Natur- und Wasserverhältnisse." Da man aber übereingekommen war, nichts von Politik zu sprechen, so entgegnete Herr Schnecke nichts auf diesen Ausfall, sondern war

und in ein paar mächtigen Sprüngen war auch der dritte erreicht und zu Boden geſtreckt. Das alles geſchah ſo raſch, daß man die größte Mühe hatte, dem Gange des Kampfes mit den Augen zu folgen. Das Volk war außer ſich vor Jubel über dieſen Anfang des neuen Rennens. Alle Welt ſtand von den Sitzen auf, die Hüte zu ſchwenken und ein donnerndes bravo toro auf die Bühne hinauszurufen. Wären Blumen zur Hand geweſen, man hätte den Stier ohne Zweifel gekrönt wie eine Opernſängerin nach der Bravourarie. Der Stier inzwiſchen, als ob er wüßte, daß ihm noch ein Picador fehle, ſuchte mit den Augen im Kreiſe herum, und da er keinen Reiter mehr ſah — der vierte Picador war zufällig abweſend —, ſo ließ er ſich herab, einen der Chulos des Angriffs zu würdigen. Feſten Auges, und ohne ſich durch das Mantelſchwenken der übrigen irre machen zu laſſen, verfolgte er ſeinen Mann in windſchnellem Laufe, und es war kein Zoll breit Raum mehr zwiſchen dem Horne des Stiers und der Hüfte des Chulo, als dieſer ſich athemlos über die Schranken ſchwang. Furcht und Schrecken herrſchten in dem ganzen Ringe. Die Picadores hatten ſich unter ihren Pferden hervorgearbeitet und waren fortgehinkt, und ſie übereilten ſich nicht, von Neuem zu erſcheinen. Die Chulos hielten ſich in ehrerbietiger Entfernung; der Stier war Meiſter des Platzes, den er lautſchnaubend durchſchritt, und wohin er ſich wandte, da wich man ihm eilends ſchon von Weitem aus. Endlich ritt der vierte Picador auf einem ungewöhnlich ſtarken und guten Pferde in die Schranken. Der Stier wurde ſeiner nicht ſo bald anſichtig, als er in geſtrecktem Laufe auf ihn losſtürzte. Der kräftige Lanzenſtoß, mit welchem er empfangen wurde, hielt ihn einen Augenblick auf, aber im Nu nahm er den zweiten Anlauf und bohrte beide Hörner bis an die Wurzel in die Bruſt des Pferdes, das ſich wild aufbäumte und den Picador aus dem Sattel geſchleudert haben würde, wäre dieſer nicht ein vortrefflicher Reiter geweſen. Mit ſeltener Geiſtesgegenwart holte der Picador zum zweiten Male mit der Lanze aus, während der

so liebenswürdig, das Gesprächsthema rasch wechselnd, die Gesellschaft darauf aufmerksam zu machen, daß die Omnibusse vom Palais royal in der jetzigen Zeit so furchtbar mit Menschen besetzt seien, daß man sich hier auf den Champs Elysées schon genöthigt sehe, neue Räder unterzuschieben. Es war aber auch erstaunlich, welche Menschenmassen mit ihnen zugleich nach dem Marsfelde hinausströmten. Wagen zu vier und sechs Reihen und die Omnibusse hoch aufgepackt, Reiter, Fußgänger, mehr oder minder elegante Equipagen, und auf der Seine die schwerkeuchenden Dampfboote, auf deren Verdeck ein Passagier neben dem andern stand.

Doch wer hatte Zeit, jetzt nach alledem zu blicken, namentlich als Herr Bruyer rief: „Dort seh' ich den Ausstellungspalast," allerdings nur die bunten Zähnchen, die hoch in der Luft im Sonnenschein spielten, und den riesigen rothangestrichenen Leuchtthurm.

Daß unsere Gesellschaft mit fünf aus den Wagenfenstern herausgestreckten Köpfen einen gemüthlich komischen Anblick bot, daran dachten sie nicht und schrieben die heiteren Gesichter Mancher, an denen sie vorüberkamen, der allgemeinen Lust und Freude zu.

Nun waren sie in der Nähe der Porte Rapp angekommen, und der Kutscher, welcher sich unterwegs seine zwanzig Franken Fahrgeld, sowie das in diesem Falle übliche Trinkgeld von vier Franken hatte geben lassen, ersuchte sie, so rasch als möglich auszusteigen, da der an der Eingangsthür aufgestellte Sergeant de ville hiezu nur 3½ Sekunden bewillige und es ihm leid thun würde, einen seiner Passagiere, der nicht Zeit gefunden, den Wagen zu verlassen, wieder mit nach Paris zurückzunehmen.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20795 / 061

Soweit kam es aber glücklicherweise nicht.

Die Gesellschaft stürzte zu beiden Wagenthüren heraus und fand sich auch nach kurzer Zeit unter Beihülfe des magischen Hutes wieder zusammen, worauf Herr Schnecke, die Spitze nehmend, auf das verhängnißvolle Tourniquet lossteuerte, dort mit sehr vielem Aplomb ein Zehnfrankenstück in Gold hinwarf, welches alsbald im tiefen Schlund der Kasse verschwand, ohne daß man dem erstaunten Sachsen fünf Franken darauf herausgegeben hätte, vielmehr rief der Beamte etwas barsch:

„Passez, Monsieur, s'il vous plait.“

„Mais comment passez? Mes cinq francs de retour?“

„Passez donc!“ welche Worte, noch kräftiger ausgesprochen, Herrn Wiebrecht, der zuletzt kam, veranlaßten, so energisch vorzudrücken, daß Thusnelde, die sich in der Mitte befand, einen leichten Schrei des Schreckens, sowie der mädchenhaften Entrüstung ausstieß, da sie behauptete, ihr Verlobter habe sie absichtlich so stark und rücksichtslos gedrückt. In der That, es brauchte einige Mühe, ehe das Drehrad fünfmal geknarrt und die Gesellschaft in der Rue de France eingelassen hatte. Hier aber war Herr Schnecke wieder vollkommen zu Hause. Er hatte sich schon in der Frühe einen Plan du palais et du parc de l'exposition universelle, allerdings nur für fünf Franken gekauft, den er hier mit fünfmal mehr hätte bezahlen müssen. Doch war er dafür auch mit Palast und Park so bekannt wie mit seiner Tasche, und es entstand nur noch die kleine Frage, was heute zuerst und was zuletzt angeschaut werden solle.

Herrn Brutzer zog es zu den Kohlen und Mineralien hin, Herrn Wiebrecht zu der Schiffausstellung am Seineufer, Herr Blume, welcher seines Zeichens ein Chokoladefabrikant war,

wollte ſich nur raſch überzeugen, daß die preußiſchen Maſchinen auch dieſer Art vor allen anderen den Vorzug verdienten, Thusnelde ſehnte ſich nach den ſchönen Stoffen, ſowie nach den zarten Geheimniſſen eleganter Hauseinrichtungen, wie ſie verſchämt ſagte, Herr Schnecke fühlte ſich angezogen durch die milden Weißwaaren ſeiner Heimath, und Herrn Stollberg war Alles das gleichgültig, denn ſein ſcharfer Blick hatte im Maſchinenraum einen Rollſeſſel bemerkt und in dem Rollſeſſel eine Dame, die er wohl kannte, obgleich er fürchtete, ſie zu erkennen. An ihrer Seite befand ſich jener alte Herr, der ſie heute Morgen auf dem Bahnhofe empfangen, mit dem rothen Band im Knopfloch, und hinter Beiden ein Bedienter in eleganter Livree.

„Das Beſte iſt," meinte Herr Brutzer, „wir laſſen Jeden von uns ſeinen Weg gehen und finden uns um zwei Uhr bei Dreher zuſammen, wo man das berühmte Schwechater Bier bekommt."

„Wo iſt aber Dreher zu finden, Herr Schnecke, wie kommt man zu Dreher hin?"

„Auf die leichteſte Art von der Welt," erwiederte der gefällige Cicerone, „wie denn überhaupt die ganze Einrichtung des Ausſtellungspalaſtes ſo praktiſch kombinirt und ausgeführt iſt, daß man ein Schaf ſein müßte, um nicht ohne große Umwege Alles das zu finden, was man finden will."

„Verplempern wir nicht ſo viele Zeit mit Sprechen, mein lieber Herr Schnecke, dießmal handelt es ſich um Dreher."

„Ganz richtig, um Dreher. Es iſt nichts leichter, als Dreher zu finden, Sie mögen nun ſein, wo Sie wollen, in Rußland oder Spanien, in Preußen oder Oeſterreich. Sei's wo am Belt die Möve blüht, ſei's wo am Rhein die Rebe

zieht, ja, in Hinterindien oder in Hinterpommern, beides schöne Länder, in der Türkei, in Siam und in Japan. Sie haben nichts zu thun, als vor oder hinter sich zu schauen; wo Sie den Centralgarten erblicken, dahin gehen Sie, suchen dort die Rue de Prusse und die preußische Straße führt Sie geraden Wegs nach dem berühmten österreichischen Bierhause."

„Also dort um zwei Uhr. Behüt euch Gott alle miteinander." Damit ging jeder seines Weges und waren bald so weit auseinander gestreut, daß es jedem Andern als dem Zufall unmöglich gewesen wäre, sie wieder zusammen zu bringen.

Er und sie aber gingen miteinander durch einen Viertelkreis des Maschinenraums, obgleich sie versicherte, sich hier gar nicht behaglich zu fühlen und förmlich in Angst zu sein vor den schwarzen, sich drehenden, auf und ab steigenden, schnaufenden, brausenden und klirrenden Ungeheuern. „Habe ich doch gar keine Idee davon," sagte sie, „daß so viele unverständliche Dinge nothwendig sind, um uns das Leben zu verschönern."

„Bewundere die durch den menschlichen Geist gebändigte Urkraft," entgegnete er düster. „Sieh dieses kolossale Schwungrad, was ist seine Kraft gegen die unsrige? Wenn es uns erfaßte, so würde es uns zu Atomen zerschmettern; betrachte jenen Dampfhammer, wenn er auf uns niederfiele, er würde uns zu Nichts zermalmen."

„Eugen, welch schauerliche Phantasieen! Sind sie wohl verzeihlich, da du wandelst am Arme deiner Geliebten, deiner Verlobten?"

Was er ihr zur Antwort gab, konnte sie unmöglich verstehen, und deßhalb können wir es auch unmöglich mittheilen.

Denn in diesem Augenblick pfiffen und heulten alle Ma-

ſchinen wie auf ein gegebenes Zeichen wahrhaft ohrenzerreißend durcheinander, dazu gellten ein halbes Dutzend Dampfpfeifen, läuteten einige Glocken, brauste ein Waſſerfall dicht bei ihnen herab, und ſtampfte der Dampfhammer ſo gewaltig, als habe er etwas zwiſchen ſich und dem Ambos, das er mit überlegter Bosheit zerarbeiten wolle.

„Ach, man verſteht ja ſein eigenes Wort nicht.“

„Das hat auch ſein Angenehmes,“ dachte er und hätte gerne ſeinen Spaziergang durch den Maſchinenraum weiter fortgeſetzt, wenn ihn nicht Thusnelde mit einer ſehr entſchiedenen Bewegung nach links in das große Veſtibul genöthigt hätte. „Ah — hier iſt es doch ganz anders,“ ſagte ſie tief aufathmend. „Haſt du bei dieſem Anblicke nicht den Gedanken, daß man ſich verzehnfachen möchte, um recht viel auf einmal in ſich aufzunehmen?“

Herr Stollberg erſchrack faſt über dieſen Gedanken einer zehnfachen Vervielfältigung, doch machte er gute Miene zu dieſem Spiel ihrer Phantaſie und ließ ſich geduldig hinſchleppen bald nach rechts zu den Silbergeſchirren und Bronzen, bald nach links zu den reichgeſtickten Kleiderſtoffen oder den wundervollen Teppichen, blieb auch ſtehen vor fußbreiten koſtbaren Brüſſeler Spitzen oder funkelndem Geſchmeide aus Gold, Brillanten, Smaragden und Rubinen. Wenn ihn nur der Gedanke an die ſchöne Gräfin Patatzky hätte loslaſſen wollen, aber ſo viele Mühe er ſich auch gab, ſie zu vergeſſen, indem er ſich mit aller Gewalt in den bunt ſchillernden Strom der Tauſende von Gegenſtänden verſenkte, oder ſo viel Mühe er ſich auch gab, mit wirklichem Intereſſe den Ausbrüchen des Erſtaunens, der Bewunderung, zuweilen auch des Neides, die zwiſchen Thusneldens Lippen hervordrangen, zu folgen, ſo traf er ſich doch zuweilen

vor ſolchen geiſtigen Verirrungen, daß er förmlich davor zurückſchrack, wenn ihn ſeine Verlobte alsdann mit einem ſehr ernſten Blick betrachtete. Glücklicherweiſe für ihn fühlte ſie ſich indeſſen ſelbſt zu ſehr in Anſpruch genommen von dieſer Zauberwelt, die, immer neue glänzende Strahlen auf den Beſchauer ſendend, ihn ſtets im Kreiſe herumdreht, wie ſchäumende tückiſche Wellen den, der ſich zwiſchen ſie hineingewagt, um ihn am Ende hier wie dort in dem ſinnverwirrenden betäubenden Strudel untergehen zu laſſen.

Ja man läuft in der That Gefahr, hier unterzugehen, beſonders Jemand, der nicht allein und unabhängig ſeinen feſten Kurs verfolgt, um aus dem ſchäumenden Meere all' dieſer Pracht, all' dieſes Glanzes, aus dem Gewirr der Farben, aus dem Funkeln, Strahlen, Glänzen, Leuchten, Glitzern dieſer tauſend und aber tauſend unnennbaren Gegenſtände, aus Gold, Silber, edlem Stein, aus Bronze und Eiſen, ſowie aus Dutzenden anderer Metalle, aus Perlen und Elfenbein, aus Marmor und Alabaſter, aus Leinen, Wolle, Baumwolle und Seide und der Himmel mag wiſſen woraus ſonſt Alles noch, hie und da in kleine ſtille Buchten einzubiegen und einen Nothanker auszuwerfen in ſtille Landkarten- und Bücherräume oder dort, wo mit behaglichen Sitzgelegenheiten vornehme Flügel ſtehen, kokette Pianino's und langweilige Tafelklaviere. O, das ſind hier in der Weltausſtellung zuweilen recht ſtille und gemüthliche Orte, aber nur in ſolchen Augenblicken, wo ſie uns als Schaugerichte dienen, dann aber kommt plötzlich das Schickſal, roh und kalt faßt es dich oder deines Freundes zärtliche Geſtalt und wirft dich unerbittlich unter die Finger der Elfenbein-Zermalmer. Es iſt gerade ſo, als würden dieſe langhaarigen und langfingerigen Kunſtjünger von einer böſen Windsbraut auf einmal zu

Dutzenden hereingeweht, und kaum gedacht, kaum gedacht, wird der Luſt ein End' gemacht. Jetzt noch die behaglichſte Stille in den hohen Räumen mit dem mild glänzenden Lichte, dann fliegen die Deckel auf, Stühle werden gerückt und nun geht's los, zweihändig und vierhändig, ja oft ſogar zweiflügelig, auch wohl mit nicht minderem Lärm Etude pour la main gauche, wobei die rechte Fauſt kokett auf den betreffenden Schenkel aufgeſtellt wird und ſich das Auge ſiegesbewußt zu der mit Muſſelin beſpannten Decke emporhebt, die in ihrer unergründlich milden Gutmüthigkeit davon heute noch nicht gelb geworden iſt, und es brauſt um uns her: von rechts die Jubel-Ouverture Weber's auf zwei Flügeln vorgetragen, links eine Beethoven'ſche Sonate, vor uns ein Notturno von Chopin, links in der Ecke Lieder ohne Worte von Mendelsſohn, während hinter uns eine Liszt'ſche Fantaſie losbricht und wir, als wenn es an alledem noch nicht genug wäre, aus einer Nebenabtheilung die allein ſchon nervenaufregenden Töne einer Phisharmonika vernehmen.

Leider hatte Thusnelde daran eine ganz außerordentliche Freude und fand es ſo amüſant, hier ein paar Takte zu vernehmen, dort ein paar andere, und auf dieſe Weiſe ein wunderbares Potpourri zu genießen. Ueberhaupt war ſie förmlich wie von der Drehkrankheit befallen — ein Leiden der ſanften Schafe, von dem man hier ſo leicht angeſteckt werden kann. Kaum hatte ſie buntfarbige Teppichwebereien betrachtet oder prächtige Seidenſtoffe, ſo blieb ſie erſtaunt vor einem Kaſten voller antediluvianiſcher Ungeheuer ſtehen, zuſammengeringelte Schlangen mit weitaufgeſperrtem Rachen, Geſchöpfe wie dickleibige Eidechſen ohne Füße mit eingebogenen Schwänzen, rieſenhaft geſchwollene Würmer mit Klappen vorn und hinten, oben und unten, Alles

von blankem Messing, aber bei näherem Betrachten keine vorsündfluthlichen Wesen, sondern fabelhafte Musikinstrumente, deren monströse Häßlichkeit glücklich gedämpft wurde durch ganze Pyramiden von Violinen, Guitarren, Flöten und Harfen.

Darauf fuhr sie plötzlich mit einem Schrei des Entsetzens zurück, denn nicht weit davon bemerkte sie noch viel furchtbarere Gegenstände. Menschen in Lebensgröße, denen die Haut abgezogen war, Affen, welche ein gleiches Schicksal ereilt hatte, kurz anatomische Präparate aus Kautschuk, aber so schrecklich naturwahr dargestellt und bemalt, daß man sich trotz des dichtverschlossenen Glaskastens die Nase zuhielt. Und verziert war diese Ausstellung mit fabelhaften Blumen, unter deren langen geschlungenen Ranken scheußliche Thiere umherkrochen.

Selbst Herr Stollberg fühlte sich bewegt und schrack förmlich zurück, als er den Vorhang erhob, mit dem der Nebenkasten diskret verhängt war. Man wird uns erlassen, das zu schildern, was er dort gesehen. Doch wenn man einmal bestimmt ist, solchen Dingen immer wieder zu begegnen, so geht es einem wie Thusnelden, die in eine Nebenabtheilung entfloh, dort etwas fand, was nicht viel besser war, als die Produkte einer mittelalterlichen Folterkammer. Starrende menschliche Augen in langen Reihen und allen Farben, Köpfe mit künstlichen Rachen, Nasen und Zähnen, abgehauene Hände und Füße mit den abscheulichsten, aber interessantesten Verkrümmungen. Ja, das hatte sie so angegriffen, daß sie sich trotz der Menschenmenge an seine Brust flüchtete, ihm zulispelnd: „Laß uns fliehen, mein Eugen!“

„Meinetwegen dorthin, wo der Pfeffer wächst. Was denkst du von den französischen Kolonieen?“

„Ach ja, dieſe franzöſiſchen Kolonieen: dorthin laß uns, oder in den Produkten jener ſtillen Inſel ſchwelgen, die uns ſchon als Kinder durch den poetiſchen Hauch, der ſie umgibt, entzückte: San Domingo mit ſeinen herrlichen Kreolenfamilien, von deren phantaſtiſchen Wohnungen unter Bananen, Palmen wir ſo gern laſen, oder nach Otahaiti zu den zarten Jungfrauen, deren Fehler ſelbſt aus einem Uebermaße von Liebe und Unſchuld entſtehen, oder nach Martinique, wo Paul und Virginie lebten.“

Glücklicherweiſe fanden ſie die gewünſchte Ausſtellung auch ziemlich menſchenleer, weßhalb ſich Thusnelde behaglich auf eine der Bänke niederließ, die angebracht waren unter der gelb und weiß geſtreiften, von künſtlichen Bambusſtäben getragenen Zeltdecke, welche hier die Ausſchmückung bildete. Was fand ſich hier nicht Alles vor ihren erſtaunten Augen! Ja man konnte ſich wirklich in eine fremde Welt verſetzt fühlen. Herrliche Früchte und Pflanzen aus Martinique, ſowie kleine, zierlich gearbeitete Figuren, Darſtellungen aus dem Pflanzerleben von Pondichery, kleine ſonderbare Götzenbilder, Elfenbeinſchnitzereien und Möbel aus Guyana, letztere von Wacabuholz, unſerem alten Eichenholz ähnlich, oder aus Bois violet, dieſem Namen vollkommen entſprechend.

„Siehſt du, mein Eugen, da ſind ſogar Pianino aus Otahaiti! O, bei ihrem Anblick ſeh' ich deutlich vor meinem inneren Auge eines dieſer ſehr wenig bekleideten, lieblichen Weſen mit Roſen oder Lianen im prächtig glänzenden Haare, mit den zarten Fingern ſelbſt ſpielend und mit der entzückenden Stimme aus Fauſt von Gounod ſingend: ‚Ich liebe dich ſo

Gaul kerzengerade auf den Hinterbeinen ſtand, und der Stier, durch die neue Wunde noch wüthender geworden, führte Stoß auf Stoß gegen den Bauch und gegen die Seite des Pferdes, bis es am Boden lag, und auch dann noch wühlte er mit grimmiger Wolluſt in ſeinen Eingeweiden. Der Enthuſiasmus des Publikums, der bei dieſem Anblicke losbrach, läßt ſich nicht beſchreiben. Barbaro! barbaro! rief man von allen Seiten im Tone der Begeiſterung und mit verklärtem Geſichte. Dieſes Wort, weit entfernt, ein Vorwurf zu ſein, iſt bei ſolchen Gelegenheiten der höchſte Ausdruck des Beifalls, es iſt der Superlativ von bravo. Que barbaridad! ruft man bewundernd, wenn der Degen dem Stiere das Eiſen bis an das Heft zwiſchen die Schultern ſtößt.

Der Picador war in der augenſcheinlichſten Gefahr. Er lag einen Schritt weit von dem Pferde auf dem Sande, ſeine mit Baumwolle ſteif ausgefütterten Lederhoſen machten es ihm unmöglich, raſch aufzuſpringen und davon zu laufen, und er wagte nicht, ſich zu rühren, um die Aufmerkſamkeit des Stiers nicht auf ſich zu ziehen. Nach einer langen, peinlichen Minute — peinlich für den Picador, nicht für die Zuſchauer, im Gegentheil — wagten ſich endlich ein paar Chulos ihrem Cameraden zur Hülfe heran, und der Stier ließ das zerfetzte und regungsloſe Pferd liegen, um auf jene ſchnellfüßigen Gegner Jagd zu machen. Erſt auf das ſtürmiſche Verlangen des Publikum erſchienen neue Pferde in dem Ringe, von denen der Stier in wenigen Augenblicken noch drei ausweidete, ohne daß ſeine Kraft und ſeine Kampfluſt deßhalb abnahm. Ich glaube, er würde den ganzen Stall des Empreſario geleert haben, wenn den Picadores, von denen übrigens auch zwei im ſchweren Falle Schaden genommen hatten, nicht der Muth ausgegangen wäre. Gegen alle Regel des Spiels rief die Trompete die Banderilleros, ehe der Stier das mindeſte Zeichen der Mattigkeit oder der Flaubeit gegeben hatte. Mit Mühe und Noth wurde ihm ein einziges Paar Banderillas beigebracht, und dann erſchien der Eſpada, den der Stier bald als ſeinen Hauptfeind aus den

inniglich'. Das werde ich dir auch ſpäter einmal vorſingen, mein Eugen, gerade ſo —"

„Gerade ſo?" murmelte er und erſchrack ein wenig, denn er dachte an ihre Schilderung von den ſehr wenig bekleideten Weſen, mit Roſen und Lianen im Haar — eine furchtbare Idee. —

„Hier fänden wir Allerliebſtes für unſere Ausſteuer," fuhr ſie neckiſch fort, „ach, wenn Papa nur da wäre! Die wunderlichen Sachen und die ſeltſamen Namen! Sieh' dieſe zierlichen Strohgeflechte aus Reunion und dort die ſchön eingelegten Tiſche aus Cochinchina. Ach, ich dachte immer, dort wäre gar nichts Anderes zu finden, als jene häßlichen langbeinigen Hühner."

Herr Stollberg ſchaute auf ſeine Uhr, doch es war noch lange bis zur gegebenen Zeit. „Verlaſſen wir alſo dieſen idylliſchen Ort," ſagte Thusnelde, „wo man ſich ſo zauberhaft umhaucht fühlt von Palmengeſäuſel und Wogengemurmel. Wohin wollen wir jetzt ziehen, mein Geliebter?"

„Es iſt mir das ganz gleichgültig. Ueberlaſſen wir uns dem Zufall."

Und der Zufall führte ſie durch einſame Nebenabtheilungen der deutſchen Nordſtaaten mit ſehr viel farbigem Schreib- und Briefpapier, mit Büchern und Landkarten, mit Gypsſachen und Oelbruckbildern; dann nach Schweden und Norwegen. Hier bewunderten ſie die lebensgroßen, ſchön gearbeiteten Figuren in der Landestracht mit ſo meiſterhaften Köpfen und Händen, in ſo ungezwungener Haltung und Stellung, daß man die Idee, Wachsfiguren vor ſich zu haben, völlig vergißt und einen Blick zu thun glaubt in das wirkliche Leben. Es iſt Sonntag Morgen.

Bauer und Bäuerin sind in vollem Staate, wie zum Kirchgange bereit. Das rothe Mieder der Frau ist mit goldenen Medaillen behängt, während er in blauer kurzer Jacke die Peitsche unter seinem Arme hält. Im Nebenzimmer sehen wir die drei Töchter des Hauses in blauen Röcken, rothen Miedern mit Gold besetzt, wie eine der anderen das Kopftuch aufsteckt, während auf dem Vorplatze die Magd in einem weißen, buntausgenähten Gewand, das einem Hemde ähnlich ist, auskehrt.

Doch fort von dieser behaglichen Ländlichkeit. Dort winkt der Orient mit seinen leuchtenden Farben, mit seinen phantastischen, gold- und silberverzierten Kostümen, mit seinen dicken Smyrnaer Teppichen, mit Waffen in der eigenthümlichsten Gestalt, prächtig verzierte Klingen aus Khorassan und Damaskus, vergoldete Holzschnitzereien, malerische Kostüme, Porzellan in den seltsamsten Formen, in bunten Farben, unter denen Grün vorherrschend ist, alte maurische und neuarabische Bronzen, oder Stein- und irdene Gefässe; prachtvolle uralte Schalen in getriebenem Kupfer und vergoldet, Gott mag es wissen aus welchem Tempel oder welcher Kirche stammend, mit bronzenen Füßen in Schlangen- und Eidechsenform, hier jetzt eine schlanke Dracaene beherbergend, mit langen feingezackten Blättern. Wie außerordentlich passend sind hier, besonders in der türkischen Abtheilung, die Ausschmückungen der Gemächer selbst, weiß und braun gestreifte Zeltwände und Decken bildend, von Lanzenschäften getragen. Man glaubt in einer Oase mitten in der Wüste zu sein, in einer lustig aufgebauten Karawanserai, wohin lange Züge schwer beladener Kameele die Schätze des ganzen Morgenlandes zusammentragen.

Herr Stollberg selbst fühlte sich aufgeheitert, und die

Wolken von seiner Stirn verschwanden, als sich so bei jedem Schritt irgend ein neues Wunder vor den erstaunten Augen zeigte, als man so behaglich flanirend alle die fernen Länder, von denen man schon in der Jugend mit so vielem Interesse gelesen, hier in der kürzesten Zeit erreichen konnte. Dort hat man Rußland, wo sich immer zahlreiche Zuschauermassen vor den Glaskästen befinden, in denen man sehr viel Militär sieht, natürlich en miniature, kleine zierliche Figuren, eine bunte Musterkarte der Soldaten jenes unermeßlichen Reichs. Linienmilitär und Garde, kaukasische Gebirgsvölker mit sehr praktischer Bergartillerie, Kosaken vom Don und vom Ural.

„Denke dir nur," sagte Thusnelde, „wenn dieß kleine Volk in der Mitternachtsstunde zu wachsen anfinge und man in der Früh von ihnen den Ausstellungspalast und ganz Paris besetzt fände!"

Man macht eine kleine Wendung und betritt Egypten oder Japan, Siam oder China. Hier näherte sich Herr Stollberg einem Zuschauerhaufen, der vor einer der wunderlich verzierten Abtheilungen stand. Doch hatte Thusnelde ebenfalls kaum einen Blick auf den Gegenstand der allgemeinen Neugierde geworfen, als sie sich mit zartem Erröthen abwandte und ihren Verlobten ebenfalls fortzuziehen versuchte, obgleich die Sache an sich sehr unschuldig war, denn man bemerkte hier eine fast nackte Chinesin, natürlicherweise von Wachs, der man eben im Begriffe war, seidene, mit Gold durchwirkte Höschen anzuziehen.

Dort winkt uns Spanien. „Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n, dorthin, dorthin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n!" sagte sie, worauf er mit ziemlich trockenem

Ton zur Antwort gab: „So müſſen wir uns nach Italien umſehen, dort wo die Marmorbilder ſtehen und ſeh'n dich an, wohin es mich ſchon lange mächtig gezogen hat."

„Erſt nach Spanien," bat Thusnelde, „und während ich einen Augenblick irgendwo ausruhen will, kannſt du meinetwegen jene Statuen bewundern, die für mich etwas Abſtoßendes haben in ihrer unanſtändigen Nacktheit. Siehſt du, dort iſt Spanien und daneben, nur durch einen Gang getrennt, die Schweiz."

Ach, wie das im Kontraſt ſo angenehm wirkt. Links die ſchönen weißen Waaren in ihrer ruhigen behaglichen Stimmung, rechts die prächtigen Kirchengewänder von ſchwerer Seide mit Gold und Silber durchwirkt, die mauriſchen Gefäſſe, die Waffen von Toledo aus mattem Stahl mit Gold eingelegt.

Und hier links wieder die nervenberuhigenden Stickereien, die Holzſchnitzereien in ihrer dunkeln behaglichen Farbe.

Und rechts die leuchtenden Gefäße aus Porzellan und Metall, die bunten vielfarbigen Decken, die brennend rothen Mantas, die Teppiche mit marokkaniſchen Deſſins.

Und nun wieder links die ernſten mathematiſchen Inſtrumente, die würdigen Zeichenapparate, die weichen behaglichen Möbel, gute Klaviere in gediegener republikaniſcher Stimmung und überall viel weiße Baumwolle, in glatten Stoffen, in Deſſin-Webereien, in Stickereien, in Muſſelin, Tüll, Moll, Shirting, Battiſt, Tarletan, und wie all' die Stoffe heißen, die in uns das Gefühl einer behaglichen Häuslichkeit hervorbringen, während es rechts leuchtet und glüht, glänzt und ſtrahlt und wir das Knattern der Kaſtagnetten zu hören glauben beim Erblicken der andaluſiſchen Koſtüme, der dunkeln Sombreros, der

Figurinen des Majo und der Maja, der Guitarren und Mandolinen. Auch erblicken wir hier viel militäriſches Gepränge, gegenüber den Holzſchnitzereien aus der Gegend von Interlaken und dem Brienzerſee, und wenn wir auch die ſpaniſche Bergartillerie mit ihren ausgeſtopften Mauleſeln als praktiſch bewundern müſſen, ſo möchte man doch den reichgeſtickten Uniformen mit den weiß und rothen Calatrava-Kreuzen gern etwas von der Einfachheit ihrer ſchweizeriſchen Nachbarn wünſchen.

Aber dieſe Einfachheit hat ihren Reiz, und wie Thusnelde fühlt ſich auch ganz gewiß manche Andere hingezogen zu jener ſtillen Nebenabtheilung, die in ihrer geſchmackvollen Dekoration mit der weiß und rothen Zeltdecke ein prachtvolles Teppichlager in ſich ſchließt und gleich daneben eine wahrhaft niederregende Ausſtellung von allen ſchönen Stoffen, wunderbaren Stickereien und Webereien in Fenſter- und Bettvorhängen, in Draperieen und Decken, wonach ein weibliches Herz, welches ſich für die Behaglichkeit eines Schlafzimmers intereſſirt, nur Verlangen trägt.

Thusnelde, die hier ſo gern ihren Gefühlen Worte geliehen hätte, fühlte ſich einigermaßen gehindert durch die Anweſenheit eines Fremden, der in einer ziemlich dunkeln Ecke dieſes Gemaches ſaß gegenüber einem prachtvollen Fenſtervorhange, deſſen kunſtvolle Verzierungen mindeſtens zwei Ellen breit waren, und dabei ſo in Bewunderung verſunken ſchien, daß er nicht das geringſte Zeichen von Aufmerkſamkeit beim Eintreten der Beiden von ſich gab. Als ſie indeſſen näher traten, bemerkten ſie nicht nur, daß dieſer Fremde ſchlief, ſondern auch, daß dieſer Fremde kein Fremder für ſie war, ſondern daß ſie Herrn Schnecke vor ſich hatten, der nun bei Nen-

nung seines Namens unter einem Ausruf der Ueberraschung aus seinem Schlummer auffuhr.

„Sähen Sie, mein Guter," sagte er, nachdem er die Beiden herzlich begrüßt, „wenn ich Ihnen nur sagen könnte, was für einen wunderbaren Traum ich gehabt, einen höchst intelligenten Traum, ein Traum der Verzückung, allerdings ein Traum in weißen baumwollenen Waaren, aber von einer Seligkeit, die man nicht leicht zum zweiten Mal erlebt. Herr Stollberg," fuhr er schmunzelnd fort, indem er sich an diesen wandte, „wird nicht zu sehr eifersüchtig werden, nicht zu sehr Othello, wenn ich ihm gestehe, daß seine holde Verlobte in meinem Traume vorkam."

„Ganz in weiße Baumwolle gehüllt, kaum mehr sichtbar?" fragte Herr Stollberg achselzuckend.

„Beinahe so; die Hitze und die Ermüdung hatten mir die Augen zugedrückt, als ich kaum auf jener Bank saß. Und da träumte es mir, all' die weißen Waaren rings umher würden lebendig und blähten sich auf und ballten sich zu Wolken zusammen und drängten sich um mich her und fingen an, mich langsam empor zu heben. Ich versichere Sie, ich hatte ganz die Gefühle der Jungfrau von Orleans: der schwere Panzer ward zum Flügelkleide, kurz war der Schmerz und lebhaft meine Freude, als ich nun höher schwebend, immer höher, hoch in den Wolken Fräulein Thusnelde auf mich zutreten sah."

„In Wirklichkeit oder auch in Baumwolle?" fragte Herr Stollberg.

„Erlauben Sie mir," entgegnete der gutmüthige Sachse etwas verletzt, „in Wirklichkeit, in schöner Wirklichkeit, zwar mit einem Teint wie Baumwolle, aber rosig verbrämt, unge-

fähr ſo, wie dort die Randſchleiſe an den weißen Kiſſen jenes Himmelbettes."

„Allerdings ein eigenthümlicher Traum," meinte Thusnelde nachdenklich, „jedoch leicht zu erklären. Das, was Sie hier umgibt, erſchien Ihnen im Traume wieder."

„Und Ihr Bild, mein Fräulein?" ſagte er mit einem leichten Aufſchlag der Augen.

„Jetzt muß ich aber ſchon bemerken," ſprach Herr Stollberg gelangweilt, „daß wir von dieſem Traum in weißen Waaren doch zur Wirklichkeit übergehen ſollten."

„Sehen Sie wohl, mein Fräulein, wie er eiferſüchtig wird, wie ſich die Natur dieſes Othello enthüllt. Ha, ich werde Ihren Jago vorſtellen, deſſen Verbrechen eigentlich doch in mein Fach ſchlägt, da es ſich um ein weißes Taſchentuch handelte. Erlauben Sie mir Ihren Arm zu einem kleinen weiteren Spaziergang. Er mag uns folgen, wenn ihm das konvenirt." Thusnelde konnte nicht anders, als in dieſen Scherz eingehen und den Arm des höflichen Sachſen annehmen, doch nickte ſie ihrem Verlobten zärtlich zu, und auch Herr Schnecke wandte ſich, einen Augenblick ſtehen bleibend, rückwärts und ſagte: „Na, im Ernſte werden Sie mir wohl nicht böſe ſein. Du lieber Gott, man muß uns armen Junggeſellen auch ein Vergnügen gönnen."

„Immer zu, immer zu," erwieberte der Betreffende heimlich lächelnd, „gehen Sie nur voraus, ich folge Ihnen auf Schritt und Tritt."

Damit ſchritten alle drei dahin und es war wirklich bewundernswürdig, mit welcher Ausdauer, mit welcher Redſeligkeit und mit welch liebenswürdiger Unkenntniß in den meiſten

Dingen, die nicht gerade ins baumwollene Fach einſchlugen, Herr Schnecke den Cicerone machte. Doch kam er noch einmal in wohlbekanntes Fahrwaſſer, dort in der Rotunde, mit Spielwaaren für große und kleine Kinder angefüllt, in deren Mitte ſich die Pyramide erhebt, die, aus lauter beweglichen Figuren zuſammengeſetzt, die Wonne der ganzen Kinderwelt iſt. Hier konnte ſich Herr Schnecke nicht enthalten, leicht den Arm ſeiner Begleiterin zu drücken und ihr zu geſtehen, daß er ſeine Lehrzeit in einer Spielwaarenhandlung beſtanden und erſt ſpäter zu den weißen Waaren übergegangen ſei, daß er noch lebhaft in den Erinnerungen ſchwelge an den Beginn ſeiner kaufmänniſchen Laufbahn, das ſah man deutlich an dem Entzücken, mit dem er dem Haſen zuſchaute, der zuerſt die Löffel ſpitzte, ehe er zu trommeln anfing, oder dem Affen auf ſchwankem Seil, der mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit den Salto mortale machte, vorwärts und rückwärts, und ſich zuletzt mit einer Geſchwindigkeit um das Seil herumdrehte, daß es ausſah, als ſeien dort zwei Dutzend Affen mit zwei Dutzend langen Schwänzen, oder dem rieſenhaften Froſche, der ſich aufblähte und dann ſo vernehmlich quackte, oder auch dem Manne in der Ecke in Lebensgröße mit einem dunkeln bronzefarbenen Geſichte und einem Kopftuch, wie man ſie auf alten egyptiſchen Figuren ſieht, welche mit Meſſingbechern und Meſſingkugeln die außerordentlichſten Kunſtſtücke machen. Dieſer Mann aber war nicht ausgeſtopft, ſondern lebendig, und bot nachher ſeine kunſtvollen Becher und Kugeln um billige Preiſe zum Verkauf an.

Herrn Stollberg hatten dieſe Spielereien gründlich gelangweilt, er ſchlenderte aus der Rotunde heraus in eine andere Abtheilung, von dieſer in eine zweite oder dritte, und als er

endlich zurückkehren wollte, um nach seinen Begleitern zu sehen, fand er, daß er sich vollständig verirrt hatte und in dieser kurzen Zeit von Mitteldeutschland in das südliche Frankreich gelangt war, und hier gerade vor ein höchst elegantes halbrundes Etagère, in dem die schönsten Fächer ausgestellt waren, prachtvoll montirt und noch prachtvoller gemalt von der Hand der besten Künstler, nicht mit jenen langweiligen Rococo- und Schäferfiguren, sondern mit herrlichen Bildern aus der Renaissancezeit oder kunstvollen Darstellungen aus der Poesie und Geschichte. So unter anderen Scenen aus Goethe's Faust, die eben so schön und fein gedacht, als meisterhaft ausgeführt waren.

Hier blieb er wie angewurzelt stehen, nicht sowohl wegen der Schönheit dieser Fächer, als wegen eines Rollstuhls mit einer Dame, welche er augenblicklich erkannte, obgleich sie ihm den Rücken zugedreht hatte. Sie hatte eben jenen Fächer mit Darstellungen aus Faust in der Hand und sagte in einem etwas ärgerlichen Tone: „Aber gerade diesen möchte ich haben, so machen Sie mir einen Preis dafür, meinetwegen so hoch als Sie wollen. Für den andern verlangten Sie fünfhundert Franken, so sagen Sie tausend für diesen."

„Es ist mir unmöglich," entgegnete der Kaufmann, „wenigstens für den Augenblick. Dieser Fächer, von einem unserer besten Künstler gemalt, ist im festen Besitz und ich müßte erst anfragen, wahrscheinlich aber vergeblich, ob er verkauft werden darf."

„Nun, so fragen Sie wenigstens an. Geben Sie dem Herrn meine Karte," fuhr die Dame zu dem Livreebedienten

gewendet fort. „Notiren Sie meine Wohnung, Hotel de Briſtol — gehen wir.“

Damit wandte ſich der kleine Rollſtuhl, und Herr Stollberg, der angefeſſelt ſtehen blieb, befand ſich im gleichen Augenblick en face der Gräfin Patatzky.

Daß er überraſcht, verwirrt war, mußte ſie auf den erſten Blick ſehen, wofür es ihm aber auch nicht entging, daß ſie eine kleine Bewegung dadurch geſchickt verbarg, daß ſie ihr rieſiges Blumenbouquet einen Augenblick gegen ihr Geſicht erhob. — Aber nur einen Augenblick hatte ſie vielleicht die Idee, unerkannt bleiben zu wollen, im nächſten Momente ließ ſie die duftigen Roſen raſch wieder hinabſinken und ſagte mit einem eigenthümlichen Aufleuchten ihrer Augen: „Ah, mein Reiſegefährte von damals. Ich freue mich in der That, Sie wiederzuſehen, um ſo mehr, da Sie ſich geſtern wie abſichtlich meinem Blicke entzogen.“

Herr Stollberg, der ſonſt mit einer glücklichen Rednergabe bedacht war, fand doch im gegenwärtigen Augenblicke nichts zur Beantwortung dieſer freundlichen Worte, als eine ſtumme Verbeugung, worauf ſie lachend ihre herrlichen Zähne zeigte und erwiederte:

„Ja, ja, Sie haben vollkommen Recht, mit mir zu boudiren, doch bin ich im Stande, mich zu entſchuldigen, gewiß, ich kann das und werde es thun, wenn Sie mir Gelegenheit dazu geben wollen. Bitte, beſuchen Sie mich, ſobald Sie Zeit und Luſt dazu haben. Meinen Namen haben Sie vielleicht nicht vergeſſen?“ ſetzte ſie mit einem ſchalkhaften Lächeln hinzu, „und meine Wohnung finden Sie im Hotel Briſtol.“

übrigen herausforderungen des Degens abzuwarten, lief er aus freien Stücken gegen denſelben an, und zwar mit ſo drohender Miene, daß der Eſpada, ſtatt den Feind ſtehenden Fußes zu erwarten, wie ein Windſpiel davon rannte, Mantel und Schwert wegwarf und in angſtvoller Haſt über die Schranken ſprang. Gellendes Pfeifen, Ziſchen und Hohngeſchrei begleiteten ihn auf ſeiner ſchimpflichen Flucht. Sei es Furcht oder Scham, der entflohene Degen kam nicht wieder zum Vorſchein, und ſtatt ſeiner trat der „Chiclanero“ auf die Bühne, nicht der große D. Franciſco Montes, der gleichfalls aus Chiclana iſt, aber ein würdiger Landsmann und Nebenbuhler des großen Montes, Redondo geheißen. In kurzem Tanzmeiſterſchritt ging er quer durch die Bahn, ohne auch nur einen Seitenblick auf den Stier zu werfen, um mit zierlicher Verbeugung den Alcalden und das Ayuntamiento zu grüßen. Dann wandte er ſich gelaſſen gegen den Stier, der ihn inzwiſchen ſchon auf das Korn genommen hatte. Die beiden Gegner kamen ſich auf halbem Wege entgegen, der Stier dieſes Mal mit verhaltener, berechnender Bosheit, und der Degen, trotz ſeiner affectirten Gelaſſenheit, mit unverkennbarer Spannung aller ſeiner moraliſchen Kräfte. Als er dem Stiere Aug in Auge auf drei Schritte gegenüberſtand, warf Chiclanero ſeine Mütze ab, um freier zu ſein, nahm den Degen, den er bis dahin nachläſſig in der linken Hand getragen hatte, ſtoßfertig in die Rechte, und fing an, mit der Linken den rothen Mantel (oder vielmehr das rothe Tuch, das von dem Mantel nur noch den Namen hat, und das an einem kurzen Schafte wie eine Fahne befeſtigt iſt) vor dem Geſichte des Stiers hin und her zu bewegen. Dieſer zielte einige Sekunden mit den Augen, bog dann den Körper etwas zurück, und erreichte mit einem Satze das rothe Tuch; der Mann war mit einer leichten Seitenbewegung dem Stoße ausgewichen. Beide Kämpfer, als ob ſie beide auf dieſes Fechterſtück eingeübt wären, wandten ſich gleichzeitig um, und daſſelbe Spiel begann zum zweiten und zum dritten Male. Als ſie ſich zum vierten Gange

Damit nickte sie ihm freundlich zu, und wie oft im Traume Bilder an uns vorüberziehen, die wir gerne festhälten möchten, wenn wir könnten, so war auch hier in den nächsten Sekunden die schöne Frau auf ihrem Rollstuhl, der alte Herr mit dem rothen Ordensband, sowie der Livreebediente seinen Blicken entschwunden. Dann athmete Herr Stollberg tief auf und blickte scheu um sich her. Doch sah er keines der bekannten Gesichter, deren Erblicken ihm in diesem Momente sehr unangenehm gewesen wäre, und er pries die Geschicklichkeit der Spielwaarenfabrikanten, der seiltanzenden Affen, sowie den trommelnden Hasen, in deren Zauberkreis Herr Schnecke und Thusnelde wahrscheinlich noch immer festgebannt waren.

Doch eilte er jetzt sie aufzusuchen, fand auch nach einigem Umherirren die Rotunde wieder, aber ohne seine Gesellschaft. Da er aber um sich schauend am Ende eines der langen Gänge das Leuchten des Centralgartens bemerkte, so dachte er an die Worte des Herrn Schnecke und wandte seine Schritte dorthin.

Vom hellen Sonnenlichte bestrahlt, leuchteten hier die kleinen Rasenflecke im saftigsten Grün, wiegten sich so anmuthig die langen schlanken Blätter der exotischen Pflanzen, sprühten die Fontainen lauter Brillanten von sich und blickten die weißen Marmorstatuen so ernst und beruhigend von ihren Piedestalen herab. Es ist dieß in der That einer der lieblichsten Plätze der ganzen Weltausstellung, und im Erblicken der Meisterwerke der Bildhauerkunst aller Nationen vergaß er Herrn Schnecke und seine Verlobte, ja beinahe die Begegnung von soeben, und würde hier gern stundenlang, all' das Schöne in sich aufnehmend, umhergewandert sein, sich vertiefend in eine herrliche, längst vergangene Götterwelt, wenn er nicht durch eine leichte

Berührung ſeiner Schulter wieder in die Gegenwart zurückgeſchleudert worden wäre.

„Sehen Sie wohl den Verräther,“ hörte er Schnecke's luſtige Stimme ſagen, „da ſteht er und ſchwelgt im Betrachten dieſer Venuſe und Junonen, während er uns heimtückiſch bei den Hoſen und Affen ſtehen ließ.“

„Es iſt in der That nicht ſchön von dir,“ ſagte Thusnelde mit ſanftem Vorwurf, „daß du uns ſo unfreundlich verließeſt und daß du hier — —“

Damit brachte ſie, ohne ihren Satz zu vollenden, ihr Sonnenſchirmchen zwiſchen ſich und den herrlichen griechiſchen jungfräulichen Leib, den aber auch Herr Schnecke ſich nicht enthalten konnte, mit großer Aufmerkſamkeit und einem leichten Schnalzen der Zunge gründlich zu beaugenſcheinigen, worauf er alsdann, von Thusnelde fortgezogen, wie ſich entſchuldigend ſagte: „Doch dem Reinen iſt Alles rein. Ich beſchaue das wirklich nur als Kunſtwerk und ſchwärme, aufrichtig geſagt, nicht mehr dafür, als für ein neues kunſtreiches Muſter in weißen Stoffen.“

„Von Ihnen bin ich das überzeugt,“ ſagte Thusnelde mit einem ſeelenvollen Blicke. „Sie ſind ein guter Menſch, und ich freue mich ſehr, Ihre werthe Bekanntſchaft gemacht zu haben. — Warum auch gerade,“ ſetzte ſie rückwärts gewandt im Tone des Vorwurfs hinzu, „bei der allerauffallendſten dieſer Figuren ſtehen zu bleiben? Sind hier nicht harmloſe Bildwerke genug, welche auch der züchtige Blick einer Jungfrau zu ertragen im Stande iſt — ſehen Sie, lieber Herr Schnecke, dort jenes liebliche Kinderpaar, das eine von weißem Marmor, das andere

von ſchwarzem, einen Negerknaben darſtellend. Ich möchte dem Künſtler mein Kompliment machen für dieſe glückliche, tiefgefühlte Idee."

„Und ich bedaure nur," brummte Herr Stollberg, „daß er nicht noch ein Stück rothen Marmor gefunden hat für eine junge Rothhaut, oder etwas Giallo antico für einen hoffnungsvollen kleinen Chineſen. Doch wenn ich mir eine kleine Bemerkung erlauben darf, ſo iſt es halb zwei Uhr, und wir werden bei Dreher erwartet."

„Gehen wir alſo zu Dreher," ſagte Herr Schnecke in luſtigem Tone, „und zwar von hier auf dem nächſten Wege durch die Rue de Pruſſe — ah — mein Syſtem iſt ganz vortrefflich!" Und ſo war es auch in der That. Die eben bezeichnete Straße führte ſie in die Avenue Allemagne und dieſe geraden Weges vor die berühmte öſterreichiſche Reſtauration.

Alle Räume waren wie immer beſetzt, doch hatte ſich glücklicherweiſe Herr Brutzer ſchon vor einer halben Stunde eines kleinen Tiſchchens in der Ecke bemächtigt, und er ſowohl wie die Herren Wiebrecht und Blume, welche bereits an ihrem zehnten Seidel waren, verſicherten, daß das Bier ganz ausgezeichnet ſei, die Salzſtanzerl warm aus dem Ofen und die Speiſekarte alles Gute verſprechend. Jeder wählte nun, was ihm paſſend erſchien. Thusnelde mit einem ernſten Blick auf ihren Verlobten Kalbsherz in Sardellenſauce, Herr Schnecke für den Anfang Baumwollenſuppe, der alte Brutzer und der alte Wiebrecht Roſtbeef, Blume ein Stückchen Huhn und Salat, wozu er ſich zum Entſetzen der Kellner Zucker geben ließ;

dann erhoben alle die Hände zum lecker bereiteten Mahle, wobei nur die Herren Wiebrecht und Schnecke ihr Bedauern aussprachen, daß sie ihre Lieblingsgerichte nicht gefunden hätten: Ersterer Aalsuppe mit Birnenkompot, und der gute Sachse: Schweinskoteletts mit Lebkuchen-Sauce.

IV.

Daß sich unsere Gesellschaft nach eingenommenem Frühstücke abermals in den Strudel der Weltausstellung stürzte, versteht sich von selbst, doch beschloß man, sich jetzt nicht wieder zu trennen, und gab darum dem Parke mit seinen breiten Wegen den Vorzug. Welche Wunder auch hier, wohin sich die Blicke richteten! Wie geschmackvoll das Alles arrangirt war, und wenn auch die bunten Pavillons, Häuser, Kirchen, Tempel, Thürme, Kiosks und Paläste etwas nah aufeinander und jahrmarktartig zusammengeschachtelt waren, so brauchte man nur in eines dieser Häuser einzutreten, um überrascht zu sein von der Treue und Wahrheit, mit der hier die Originale aller Welttheile, freilich oft nur in Holz, Gyps und Farben, wiedergegeben waren. Und wo in diesen Gebäuden Maschinen aufgestellt oder Sammlungen zu sehen waren, ergaben sich auch diese so interessant und vollkommen, daß namentlich die Herren Wiebrecht und Blume, sowie auch Herr Schnecke nicht zu Ende kommen konnten mit ihren Ausrufungen der Freude und der Bewunderung. Was Herrn Brutzer anlangte, so blieb er zuweilen in unverkennbarer Rührung vor riesenhaften Stein-

kohlenwürfeln stehen und seine Augen wurden feucht, als er sagte: „Ob einem bei solchem Anblick nicht das Herz aufgehen soll!“

Da aber rechts und links, vorne und hinten, unten und oben zu viel zu sehen war, um jedes einzeln in Augenschein zu nehmen, so verfiel Herr Schnecke auf die sinnreiche Idee, die Gesellschaft solle sich doch zuweilen trennen und jeder der Herren, natürlich mit Ausnahme des glücklichen Bräutigams, wie er mit Pathos sagte, der, gefesselt von der Liebe Rosenketten, den seligen Mittelpunkt unseres Daseins darstellend, hier zu verweilen hat, als flüchtige Galoppins einen Ueberblick auf die verschiedenen Gegenstände werfen, dann hieher zurückkehren, um das Allerinteressanteste in pleno zu besichtigen. Vortrefflicher Gedanke!

Herr Brutzer übernahm die Ausstellung des Kriegsministeriums, Herr Wiebrecht, der Hamburger, den Leuchtthurm und den See, Herr Blume, angezogen durch den Namen der Allee de Champagne, wollte die dort aufgestellten Töpfe und Krystalle besichtigen, und Herr Schnecke, welcher die Ueberzeugung aussprach, daß zuweilen das Kostbarste im unscheinbarsten Gewande verborgen sei, wandte sich einem jener kleinen Häuschen zu, deren bescheidenes Schieferdach kaum über die umherstehenden Gebüsche hervorsah, während Thusnelde das Hauptquartier in der benachbarten Kirche aufschlagen wollte, dort vor den Altar trat und mit schmelzender Stimme zu ihrem Verlobten sprach, ungefähr so wie Lucia von Lamermoor, aber natürlich in einer ganz anderen Verfassung: „O mein Edgardo! Sieh', die Hochzeitskerzen schimmern! Reiche mir deine Rechte!“

Als nun die Gesellschaft nach Verfluß einer halben Stunde

wieder zusammenkam, zeigte sich der Vorschlag des Herrn Schnecke doch nicht als so ganz praktisch, denn jeder behauptete, das Schönste gesehen zu haben, dem man unbedingt ein paar Stunden schenken müsse. Ja Herr Brutzer, der neben der kriegsministeriellen Ausstellung auch noch in die Civil- und Militärbäckerei gerathen war, kam mit so kostbar duftenden Semmeln zurück, daß man nach einiger Berathung beschloß, dort den Anfang zu machen, obgleich jeder der Uebrigen geneigt war, dem, was er gesehen, doch noch den Vorrang zu geben, jeder, mit Ausnahme Schnecke's, welcher die Ausstellung unter dem grauen Schieferdach gerade nicht zu dem Interessantesten gezählt haben wollte, obgleich diese ebenfalls nicht zu verachten sei, um einem dringenden, längstgefühlten Bedürfniß abzuhelfen.

So verschwanden unsern Freunden rasch und angenehm die Stunden zwischen zwei und sechs Uhr und dann suchten sie die Porte Rapp auf, sich gestehend, daß sie einen schönen und genußreichen Tag durchlebt. Auch Herr Stollberg, dessen Mienen Vormittags einige Wolken bedeckt hatten, erschien schon bei Dreher munter und aufgeräumt, und dachte dabei so wenig mehr an die schöne Dame in dem Rollstuhl, daß, als ihm dieselbe Nachmittags zufällig wieder begegnete, er stehen blieb, zu Thusnelde sagend: „Das war wohl die Dame, die wir gestern in Aachen sahen? Eine schöne Frau! Möchte wohl wissen, wer es ist.“ Daß er das in der That nicht wußte, sah man an seinem ruhigen, unbefangenen Gesichtsausdrucke, und daß die Dame ihn noch weniger kannte, bemerkte man wohl an dem fremden, kalten Blick ihrer Augen, mit dem sie die ganze Gesellschaft streifte, gerade so, als wenn dort

keine lebendigen Menſchen geweſen wären, ſondern die leere Luft. —

Nun ſollte aber auch nach alle den Strapazen tüchtig dinirt werden — wo? war die große Frage. Hier in der Ausſtellung? Dazu hatte Niemand rechte Luſt, jeder war froh, endlich einmal aus dieſer Menſchenmenge, aus dieſem lärmenden Getreibe wegzukommen. „Kaufen wir uns deßhalb einen Fiaker," ſagte Herr Schnecke, „und fahren wir zu Champeaux, Place de la Bourſe, ein ſehr guter Reſtaurant, nicht zu theuer und ein deliziöſes Lokal. Die Speiſeſäle ſind um einen Hof gruppirt, und dieſer Hof, theilweiſe mit Glas überdeckt, iſt ein künſtlich angelegter Garten mit Fontainen-Gemurmel und Quellen-Geriefel, mit Blumen rechts und links, vorn und hinten, oben und unten, und dazu mit einer aufmerkſamen Bedienung und einer für Paris wahrhaft billigen Speiſekarte. Alſo zu Champeaux!"

Doch brauchten ſie eine gute Stunde, ehe ſie per Omnibus, denn ein Fiaker war für hundert Franken nicht zu haben, das Palais royal erreicht hatten, und dann noch eine halbe Stunde bis auf den Börſenplatz.

Die Reſtauration fanden ſie bald, auch den Blumengarten, aber weniger die prompte Bedienung und noch viel weniger die billigen Preiſe von früher. Hier wie überall ſchaute der Weltausſtellungsſchwindel durch und fing gleich damit an, daß Speiſen und Getränke auf der Karte ohne Preisangabe waren, wonach dann auch die Addition nach dem Gutdünken der Dame de comptoir, oder vielmehr des erſten anmeldenden Kellners ausfiel, wo ſelbſt der nicht einmal am Billigſten wegkam, der

ſich minder theure Sachen ausgeſucht, indem es ſchien, als taxire man jeden Ausſtellungsgaſt zu einer gewiſſen Summe.

Und nun, als ſie gut gegeſſen und gut getrunken hatten, — allerdings hatte Herr Brutzer, welcher heute den Kaſſier machte, dafür eine hübſche Anzahl goldner Napoleons hinlegen müſſen, — ſchlug Herr Blume, der nun einen geiſtigen Genuß wünſchte, den Beſuch des Theaters vor, worauf Herr Schnecke, der in dieſer Branche wirklich gut geſattelt war, die verſchiedenen Vorſtellungen von heute Abend eine kleine, gerade nicht vielverſprechende Revue paſſiren ließ. „Da haben wir zuerſt: ‚La Grande-Duchesse de Geroldstein‘, eine Oper, welche vielleicht amüſant, doch für Damen nicht ganz paſſend und obendrein deutſches Gefühl verletzend iſt, denn die junge Großherzogin, von Liebe in einen ganz gemeinen Soldaten ihrer einzigen Kompagnie entbrannt, überſchüttet dieſen nicht nur mit Orden und Auszeichnungen, was am Ende alles ſchon dagewesen iſt, ſondern ſie verleiht ihm auch den Säbel und großen Federbuſch des ſeligen Großherzogs, und würde ihn zum Mitregenten ernennen, wenn der ehemalige Gemeine nicht zufälligerweiſe in eine Marketenderin verliebt wäre — Horreur — worauf ſie ihn begradirt und ihr Herz einem andern zuwendet.

„Gehen wir noch etwas tiefer, ſo haben wir im Palais royal ‚Pariſer Leben‘“ —

„O nein, o nein,“ bat Thusnelde mit ſanft gerötheten Wangen und leuchtenden Augen, denn der Champagner-war gut und ſtark geweſen. „Warum eine matte Kopie deſſen, was uns hier ſtrahlend und ſprudelnd umgibt? Nicht wahr, mein Eugen?“

„Alſo dann etwas höher. Gehen wir ins Gymnaſe, wo wir die Ideen der Madame Aubery haben. Allerdings etwas wunderliche Ideen. Madame Aubery hat einen einzigen Sohn, den ſie mit aller Zärtlichkeit einer Mutter liebt, dem ſie eine vollendete Erziehung gegeben hat. Die Scene ſpielt in einem Seebad, und dort erſcheint plötzlich eine junge Dame mit ihrem kleinen Kinde, ſie natürlich ſchön und elegant, das Kind reizend und anziehend. Iſt es eine verheirathete Frau oder eine geſchiedene Frau, oder eine Wittwe? doch iſt das ziemlich gleichgültig, denn der junge Mr. Aubery muß ſich nach dem Willen des Dichters in ſie verlieben, ſei ſie wer ſie wolle, und thut das auch mit der größtmöglichen Geſchwindigkeit und Intenſivität. Auch die Mutter fühlt ſich auf unerklärliche Weiſe zu ihr hingezogen, bis man zuletzt den Schaden beſieht und es ſich herausſtellt, daß die junge Dame mit dem kleinen Kinde weder Wittwe iſt noch geſchiedene Frau, noch weniger une honnête femme, dafür aber erfahren wir nun, daß ſie auf die unſchuldigſte Weiſe in den Fall kam, in dem ſie ſich befindet, daß ſie durchaus keine Idee davon hatte, wovon es ſich eigentlich handle, daß Alles ganz natürlich zuging.. Ein reicher leichtſinniger junger Menſch, ein junges armes Mädchen, nun bis dahin wäre die Sache ſelbſt auf dem Theater zu entſchuldigen. Nun aber findet die tugendumpanzerte Madame Aubery dieſes junge Mädchen nicht für ihr Kind ſorgend und arbeitend, ſondern im Seebade in glänzendſter Toilette lebend wie eine reiche Frau, und von was lebend? O in aller Unſchuld von dem, was jener reiche junge Menſch ihr noch zukommen läßt. Natürlich entſetzt ſich Madame Aubery mit ihren Ideen, ſobald ſie die Liebe ihres Sohnes entdeckt, und wir

anſchickten, ſah man leicht aus der veränderten Haltung des Eſpada, daß dieß der letzte ſein ſollte. Der Chiclanero war um eine Spanne größer geworden, er trug den Kopf mit einem unglaublichen Ausdrucke von Stolz, ſein Auge flammte, und er legte die Hand feſter an den Griff des Degens. Jetzt nahm der Stier ſeinen Anlauf, und im Sprunge ſelbſt fuhr ihm das Eiſen wie ein Blitzſtrahl in die Wurzel des Nackens. Er brach unter dieſem Meiſterſtoße zu den Füßen des Siegers zuſammen, und nach einem einzigen Zucken lag er todt auf dem Boden. Auf den jauchzenden Zuruf, mit dem das Publikum dieſen Schwertſtreich belohnte, würden Liszt und Rubini eiferſüchtig ſein. Viele der Zuſchauer, nicht zufrieden ihre Hüte zu ſchwenken, ſchleuderten ſie weit in den Ring hinein. Ein ſolcher Ausgang des Kampfes iſt in der That äußerſt ſelten. Von vierzig bis fünfzig Stieren habe ich nur dieſen einzigen auf den erſten Stoß fallen ſehen. Die erſte Wunde iſt allerdings zuweilen tödtlich, aber der Stier läuft gewöhnlich noch mehrere Minuten oder auch Viertelſtunden lang mit dem Degen im Nacken umher. Der Stoß zwiſchen die Hörner, der wie ein elektriſcher Schlag tödtet, läßt ſich nur dann anbringen, wenn der Stier bereits ſo weit erſchöpft iſt, daß der Eſpada ganz nahe vor ihn hintreten und mit aller Muße zielen darf. Deßhalb iſt dieſer Stoß niemals der erſte. In Sevilla ſah ich von Montes zwei Stiere auf dieſe Weiſe tödten, denen er zuvor den Degen eine Elle tief in den Leib gerannt hatte. Der Stier ſtand vor ihm, faſt unfähig, ſich zu rühren, Montes bog ſich mit lang ausgeſtrecktem Arm nach ihm hinüber, ſuchte mit der Degenſpitze die tödtliche Stelle, und auf eine kleine Handbewegung nach vorn fiel der Stier zur Erde, wie vom Blitze erſchlagen. In Madrid iſt dieſer Stoß ausſchließlich dem Knechte vorbehalten, der dem Stiere mit dem Meſſer den Garaus macht, wenn er halbtodt am Boden liegt. Ein Eſpada, der Miene machte, einen ſchwer verwundeten, aber noch aufrechtſtehenden Stier nach „der Weiſe von Sevilla“ zu tödten, mußte dem proteſtirenden Geſchrei des Publikums

glauben ſchon, daß die Sache nicht als Luſtſpiel endigen wird. Doch weiß dafür Herr Alex. Dumas fils ſchon zu ſorgen, wenn auch durch ein ſehr verbrauchtes Mittel. Die junge Dame nämlich, voller Edelmuth, um den jungen Mann von ſich zu entfernen, läßt uns durch ihn erfahren, daß ſie nicht bloß dazumal, ſondern auch früher und ſpäter — kurz, daß ſie in der That unwürdig ſei, ihre Hand jenem jungen Manne zu reichen. Er aber durchſchaut dieſes Manöver glücklich in der letzten Scene — o welche Großmuth — o ein edles Herz, von dem auch Madame Aubery mit ſammt ihren Ideen gerührt wird, und die Sache ſchließt, wie ſich's gehört. „Dieß der dürftige Faden eines Stückes," berichtete Herr Schnecke, „an den zur Ausfüllung der Zeit noch ein paar Epiſoden angereiht ſind, die eben ſo gut hätten wegbleiben können. Und dieſes Stück wird eine Zeit lang allabendlich gegeben und ſpäter pflichtſchuldigſt auch unſerem deutſchen Publikum vorgeführt werden.

„Am Theater lyrique haben wir ‚Romeo und Julie' von Gounod."

„Ach nein," rief Thusnelde mit großer Entſchiedenheit. „Laßt mir meinen belliniſch-italieniſchen Romeo. Ich könnte in der That für den franzöſiſchen keine Sympathie fühlen, und was ich von dieſem auch hörte, immer zögen die Töne des andern durch mein Herz:

‚Von Romeo's Rächerarmen
Soll kein Gott euch je erretten!'

und das ſüße:

‚Nein, nein, du liebſt mich nicht, wie ich dich liebe!'"

„Da hätten wir auch noch den Freiſchütz."

„Nee," rief Herr Blume in entſchiedenem Tone, „wenn man den in Berlin geſehen hat, da bedankt man ſich anderswo dafür, und dann haben noch die Franzoſen, wie ich neulich in der Kölner Zeitung geleſen habe, eine ſo niederträchtige Ueberſetzung. Denkt euch nur, wie ſagt hier der böhmiſche Fürſt zum Eremiten; anſtatt: ‚Sei mir gegrüßt, Geſegneter des Herrn!' ſingt er: ‚Bon jour, Monsieur, comment vous portez-vous?' Na, da hört allens uf."

„In der ‚Aventuriaire' im Theater français wären wir trotz des geiſtreichen Stücks und des vortrefflichen Spiels auch in einer etwas veralteten und ziemlich zweideutigen Geſellſchaft, und zum Aſchenbrödel muß man die Plätze ſchon ein paar Tage vorher beſtellen, und ſo blieb uns denn noch der Cirque de l'Imperatrice, allerdings mit Monſieur Leotard."

Sehen wir Monſieur Leotard. Gehen wir in den Cirque de l'Imperatrice."

„Fahren wir vielmehr," meinte Herr Brutzer lächelnd, und da man ſo glücklich war, ſogleich einen vierſitzigen Fiaker zu finden, ſo fuhr man hinaus in die Champs elyſées, wo ſich der große prächtige Zirkus ſchon von Weitem ankündigte durch ſein ringsumher ſtrahlendes Licht, ſowie durch ſeine rauſchende Muſik, all das andere kleinere Genudel und Gedudel, Cafés chantants, Reſtaurationen, ambulante Muſikbanden weit überbietend. Glücklicherweiſe waren reſervirte Plätze noch zu haben, allerdings um ſehr theures Geld durch einen Zwiſchenhändler, wofür man ſich aber auch in der allerbeſten Geſellſchaft befand.

Rechts und links junge Elegants, Bart und Haar vortrefflich friſirt, das Augenglas eingezwickt, nachläſſig hinüberliegend, die Füße auf die Brüſtungen geſetzt oder auf die vor-

ſtehenden Stühle. Damen der Welt und Halbwelt, der beſten und der ſchlechteſten Geſellſchaft, mit glänzenden Toiletten, nicht immer von einander zu unterſcheiden, es ſei denn an gewiſſen oft ſehr unmerklichen Extravaganzen des Anzugs oder an einem gewiſſen Zucken der weißen Schultern, oder an dem eigenthümlichen Aufſchlagen der ſchönen dunklen Augen, untrüglich für den Eingeweihten, wie die geheimen Zeichen der Freimaurerei.

Der alte Brutzer und der alte Wiebrecht ergötzten ſich ungemein an den prächtigen Sachen, welche die Clowns aufführten, Leute von Gummi elaſtikum, ohne haltbare Knochen oder wenigſtens mit Gelenken verſehen, die uns andern Minderbegabten unbekannt ſind, während Herr Blume verſicherte, daß Renz in Berlin eigentlich etwas ganz Anderes ſei.

„Rollt ſich dort nicht der Jong zuſammen, daß man nicht mehr weiß, wo oben und unten iſt. Schau, Brutzer! Und wie ihn jetzt der Andere vom Boden aufhebt, als ſei er ein Waſchlappen. Bravo! Braviſſimo!“

Was Herrn Schnecke anlangte, ſo ſchenkte er ſeine Aufmerkſamkeit ſchon mehr dem ſchönen Geſchlecht, den Kunſtreiterinnen, wenngleich mit verſtohlenem Augenaufſchlage, aus Rückſicht auf ſeine Nachbarin Thusnelde, welche mit geſenktem Blick behauptete, es gäbe ihr immer einen Stich in ihr Herz, wenn die da oben auf ihren Pferden ſtehend ſo in ganz unanſtändiger Nähe bei ihr vorüberſausten, rückſichtslos Alles das ſehen laſſend, was wir — —

„Nicht haben,“ dachte Herr Stollberg, einer der gleichgültigſten Zuſchauer, da ſeine Gedanken anderswo waren und er in ſeiner Erinnerung nachſchlug, wo eigentlich das Hotel de Briſtol ſei.

Nicht weit von unſerer Geſellſchaft befanden ſich zwei leere reſervirte Stühle, welche deßhalb nur die Aufmerkſamkeit des Herrn Stollberg in Anſpruch nahmen, weil ſie das Geſprächsthema ein paar junger Herren an ſeiner Seite bildeten.

„Ich weiß es ganz genau," ſagte einer dieſer Elegants, „daß ſie heute kommen wird. Ich ſuchte ſie in der Ausſtellung, doch war der Sitz auf ihrem Comptoir von einer andern beſetzt und Nikolaus, der mir allerdings für ſchweres Geld ſo gut als möglich dient, ſagte mir, ſie habe heute ihren Ferientag und werde ſich mit dem Alten den Leotard anſehen."

„Daß der Alte ſie ſelbſt überall hinführt, will mir eigentlich nicht gefallen."

„Ah bah, wenn es nicht der Alte wäre, und das iſt er in der vollſten Bedeutung des Wortes. Sie und Er! Ein prachtvoller Hochſommertag —"

„Ja, ein ſolcher, wo das Getraide anfängt zu reifen."

„Meinetwegen, und daneben ein Wintertag, wo die dürren Aeſte kalt im Winde klappern."

„Man hat ähnliche Extreme ſich berühren ſehen."

„Noch größere, ja, Frühling und Winter. Aber bei ihr iſt mit allem Uebrigen der Verſtand ſchon ſo ausgebildet, daß ſie etwas Beſſeres ſuchen und finden wird, wenn ſie Luſt dazu hat. Ich weiß, daß von ſehr hohen Punkten ſcharf auf ſie herabgeſehen wird. — Doch ſtill, da kommt ſie. Thue mir den Gefallen, Frederic, und laſſe jetzt das auffallende Angaffen bleiben, ſonſt haben wir den ganzen Abend das Vergnügen, ihren Rücken anſehen zu dürfen, der allerdings auch viel verſprechend iſt, aber die andere Seite iſt mir doch lieber. Ah! Wie ſie ſchön iſt!"

Herr Stollberg hätte nicht Handlungsreisender sein müssen, dazu so neugierig, als man es in gewisser Beziehung von einem jungen Manne voraussetzen darf, und nebenbei, wie er sich wenigstens einbildete, ein Kenner weiblicher Schönheit, um nicht, wenn auch mit einiger Gleichgültigkeit, nach den Beiden, von denen eben die Rede war, und die im Begriff standen, ihre bis jetzt freigebliebenen Plätze einzunehmen, hinzuschauen. Gleichgültig allerdings, wenigstens im ersten Augenblicke, doch fühlte er im zweiten, wie ihm alles Blut plötzlich zu Kopfe stieg, ja, wie ihm einen Augenblick der Athem versagte — glücklicherweise, denn sonst hätte er wahrscheinlich einen lauten Ruf der Ueberraschung nicht unterdrücken können. Sie war es ja, die dort nicht weit von ihm Platz genommen — und doch war sie es wieder nicht — es war die Gräfin Patatzky und doch wieder eine ganz andere — ja, eine andere, ein noch schöneres Weib, wenn das möglich gewesen wäre.

Jetzt that er einen tiefen Athemzug, und dann war es ihm möglich, seinem Nachbar Schnecke, der, wie fast alle Umhersitzenden, die Angekommene mit weit aufgerissenen Augen betrachtete, lächelnd zuzunicken und ihm dann achselzuckend zu sagen: „Ich weiß nicht, wer es ist, dem Kostüm nach eine Russin."

Ja, und sie trug das malerische russische Kostüm ohne Uebertreibung von Gold und Silber, aber von einer Feinheit, einer Eleganz, einer Gediegenheit, und so ungenirt und leicht, daß man wohl sah, es sei dieß die Kleidung, an die sie gewöhnt war. Um ihre Schultern hatte sie einen dunkeln Mantel, eine Art Burnus vom feinsten braunen Wollenstoff, und als sie denselben jetzt von ihrem weißen Halse halb herab-

gleiten ließ, die vollen runden Schultern und die prachtvolle Büste zeigend, da flüsterte der überraschte Sachse: „Ach, Herr Jeeses," und steckte dann die Spitze seines Zeigefingers der rechten Hand zwischen die Zähne, vielleicht in der Absicht, um seine Zunge im Zaum zu halten.

„Nein," dachte Herr Stollberg, „etwas Aehnlicheres ist unmöglich zu sehen, als diese Russin und die Gräfin Patatzky." Begreiflicherweise durfte er sich nur verstohlene Blicke erlauben, doch genügten ihm auch diese, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß wenn jene dort statt des Pavoinik das kleine kokette Hütchen der Anderen trüge oder statt der Kazawaika und des Sarafane den kurzen schwerseidenen, mit Pelz verbrämten Mantel, er eine Million wetten würde gegen eine Bratkartoffel, er habe die Gräfin Patatzky vor sich.

Daß sie, oder vielmehr die Dame im russischen Kostüm, wenn sie einmal zufällig herüberschaute und ihren Blick auch über ihn schweifen ließ, dieß mit dem Ausdruck der größten Gleichgültigkeit that, hätte ihn am Ende nicht irre gemacht, wohl aber, was er vorhin von dem Gespräche seiner beiden Nachbarn über sie gehört. Wie gern hätte er sich an einen derselben mit einer weiteren Frage gewandt, doch dieß sogleich zu thun, wäre auffallend gewesen — auffallend besonders für ihn in seinen gegenwärtigen Verhältnissen; auch bemerkte er wohl, wie ihn Thusnelde zuweilen spähend betrachtete und dann ihre Augen nach der schönen Fremden hinschweifen ließ.

Geduld — er hoffte auf einen günstigen Augenblick, um eine Frage anzubringen.

Und dieser Augenblick kam denn auch vor der letzten Ab-

theilung, als unten im Zirkus die mit dicken Teppichen bedeckte Brücke hergerichtet wurde, über welche Monsieur Leotard von einem Trapez zum anderen über den ganzen Raum hinüber seine lebensgefährlichen Schwingungen und Sprünge machen sollte, als Stollberg's beide Nachbarn aufgestanden waren, um rückwärts stehend zu plaudern, und als Thusnelde ein kleines Gelüste verspürte nach einem jener zierlichen Körbchen voll duftender Erdbeeren, welche hinter den Sitzen verkauft und von galanten Kavalieren den Schönen als Huldigung dargebracht wurden.

Natürlicherweise war der voreilige Sachse schon auf dem Sprunge hinauszueilen und blickte fast erschrocken auf Herrn Stollberg, als dieser ihn mit recht fühlbarem Händedruck auf seinen Sitz niederzog und ihm zuflüsterte: „Seien Sie in diesem Augenblicke ganz Schnecke, wenn ich bitten darf."

Fort war er und kehrte alsbald mit dem gewünschten Körbchen zurück, nicht ohne alsdann verstohlen hinter den beiden Herren rückwärts stehen zu bleiben und sie im höflichsten Tone und einem recht guten Französisch zu fragen:

„Verzeihen Sie einem Fremden die Neugierde, aber ich möchte wissen, wer die auffallend schöne Dame dort vornen in russischem Kostüm ist?"

„Ah, mein Herr," entgegnete der Angeredete höflich, „an dieser Frage würde ich auch ohne Ihre Versicherung den Fremden erkannt haben, der wahrscheinlich vor Kurzem angekommen ist und die Weltausstellung noch nicht besucht hat, wenigstens noch nicht das Interessanteste, was es dort gibt, die Restaurationen aller Völker."

„In der That, ich mußte mich bei meinem heutigen ersten

Tag in der Weltausſtellung mit einem allgemeinen Ueberblick begnügen."

„Nun, dann gehen Sie morgen mehr ins Spezielle und frühſtücken in der ruſſiſchen Reſtauration, dort werden Sie dieſes ſchöne Weib als Dame de comptoir wiederfinden."

„Nicht möglich!"

„Verzeihen Sie," erwiederte der junge Franzoſe, indem er mit einer höflichen Verbeugung Abſchied nahm, „geben Sie hin und Sie werden ſelbſt ſehen."

Unmöglich! — Unmöglich! — dachte Herr Stollberg, indem er langſam zu ſeiner Geſellſchaft zurückging, oder vielmehr: Unerhört! — Unerhört! — Unerhört! — oder beſſer: Welch wunderbares Spiel des Zufalls in dieſer Aehnlichkeit!

Während Thusnelde ihre Erdbeeren verſpeiste, hatte er mehr Muße, die ſchöne Ruſſin zu betrachten, und da glaubte er denn in der That, in ihrer Figur, ihrer Haltung, ihrem Geſichte, ihrer Miene doch etwas zu finden, was anders war, als bei jener, deren Bild ſo unauslöſchlich in ſeinem Herzen ſtand. Was nun ihren Begleiter anbetraf, einen ſehr alten, ruhigen, müde ausſehenden Herrn, mit der Miene eines Geſchäftsmannes, ſo war es weder der Begleiter der Gräfin Patatzky, der mit dem grauen Haar und dem rothen Ordensband, noch viel weniger der großkarrirte Sänger der Fahnenwacht.

Jetzt erſchien Leotard: dieſer junge, ſchöne Mann mit den heiter lächelnden Zügen, dem dunklen, krauſen Haar und der Geſtalt eines Apollo, ganz in Trikot, mit den nothwendigſten unbedeutendſten Verzierungen. Da ſtand er hoch droben, ſechzig Fuß vom Boden, über allen Zuſchauern erhaben, ſich leicht mit

der Rechten an einer Flaggenstange haltend, alle Blicke auf sich ziehend, Hunderte von Lippen beschäftigend, meist weibliche Lippen, die mit Erwartung und Grausen von seinen Leistungen sprachen und sich erzählten, daß Monsieur Leotard genöthigt gewesen sei, seine gefährlichen Vorstellungen wieder aufzunehmen, weil er das Vermögen, welches er im schönen Frankreich gewonnen, durch den Bankerott eines Agenten im kalten England wieder verloren.

„Warum auch verließ er uns, seine Verehrer, seine glühenden Verehrerinnen? Doch still, ach wie das Herz schlägt!“ Er hat sein Trapez in die Hand genommen und sein Vater auf der Brücke ihm gegenüber das andere in Bewegung gesetzt. Er fängt an, sich hin und her zu schwingen, dann wird er sich loslassen, über den ganzen Raum hinfliegend, das andere Trapez mit den Händen fassend, seinem sicheren Auge vertrauend und seinem Glück.

„Mir ist förmlich schwindelig — und ich kann unmöglich hinschauen.“

Und wie elegant schwang sich Leotard, spielend und jetzt lächelnd, als er, sich loslassend, über den weiten Raum dahinflog — — —

Ein gepreßtes Ah! der Erwartung — dann ein rasender Beifallssturm, als er, sich nun mit der Leichtigkeit eines Vogels aufschwingend, drüben seinen Standpunkt erreicht hatte. Das wiederholte sich nun mit verschiedenen Steigerungen, bald vorbald rückwärts, unter dem Applaus der Zuschauer, vermischt mit einzelnen unterdrückten Angstrufen, unter steigender Aufregung sämmtlicher weiblicher Nerven. Dann verschwand er

plötzlich wie er gekommen, und manches dunkle Augenpaar hing ſo lange als möglich an der Stelle, wo er verſchwunden war, oder an dem noch immer langſam ſchwingenden Trapez, das ſeine Hand berührt und von dem hinweg ſein ſchlanker Körper geflogen war.

Die Vorſtellung war zu Ende und Alles bemühte ſich, die ſchmalen Treppchen hinauf und hinab zu klettern, um ſo bald als möglich ins Freie zu gelangen. Der ſchönen Ruſſin hatten bereitwilligſt zwei Dutzend Hände geholfen, um ihr einen Sprung über die niedrige Barriere des Zirkus zu erleichtern, zu welchem Zweck noch obendrein zwei Stallmeiſter und ſechs Stallmeiſter-Eleven eiligſt ein paar Bänke heranſchleppten. Da ſtand ſie nun, allerdings noch mit anderen Damen und Herren, mitten in dem Raume, ſich das Haus einen Augenblick betrachtend — und ihn, der ſich nicht weit von ihr an der Brüſtung befand, mit dem Blitz ihres dunkeln, jetzt ſo kalten Auges magnetiſch feſſelnd.

„War ſie es, oder war ſie es nicht?

Ja, da ſtand ſie, lächelnd die Menſchenmenge betrachtend, die ſich eilfertig entfernte, umringt von jungen Herren, welche ſich bemühten, Worte und Blicke anzubringen.

Es gibt Augenblicke, wo wir die Sonne hinter dunkeln Wolken untergehen ſehen, bedauernd, daß nun die Nacht heraufſteigt, ohne daß wir noch durch einen letzten Blick des ſtolzen ſcheidenden Geſtirnes beglückt worden ſind, und doch ſchauen wir noch immer hoffend dahin, wo uns eine leichte Schwingung des Gewölks am Horizont noch einige Hoffnung läßt, wo ſich die trüben Töne noch einmal golden und glän-

weichen. Der Beweggrund zu dieſer leidenſchaftlichen Einrede konnte kein anderer ſein, als die Luſt an der Verlängerung des Todeskampfes des armen Thieres, das wahrhaftig nichts Dramatiſches hatte. Der Stier fühlt den Tod in den Eingeweiden, er iſt unfähig zum Angriff, unfähig zur Vertheidigung, einer der Chulos darf ihn ungeſtraft am Horne faſſen, ein anderer zerrt ihn am Schwanze. Mit Mühe hat er ſich bis jetzt aufrecht erhalten, er fängt an zu taumeln wie ein Betrunkener, das Blut ſchießt ihm armdick aus dem Maule, die Beine verſagen ihm den Dienſt, er ſinkt in die Knie, rafft ſich wieder auf, macht noch ein paar Schritte und ſtürzt von Neuem zu Boden. Und während der Stier dieſen Todeskampf kämpft, ſpielt die Militärmuſik die luſtige Polka auf, das Publikum jubelt, und die Quadrilla tanzt um ihr Schlachtopfer einen Cannibalenreigen."

zend färben — ja wo endlich nach langem Warten doch noch einmal das beſeligende Licht durchblitzt und zwar ſo unverkennbar mit einem heißen Gruße für uns, daß wir laut aufjauchzen möchten vor Freude. Ja, ſie war es dennoch — die Gräfin Patatzky.

V.

Obgleich Herr Stollberg unter seinen Bekannten als ein sehr verfluchter Kerl bekannt war, natürlich im guten Sinne, als ein Mann, dem es Spielerei war, einen Teufel im Glas zu fangen, vor allen Dingen aber den Weibern gegenüber von einer felsenharten, unbeugsamen Hartnäckigkeit, so gab es doch seit seiner Verlobung Augenblicke, wo es ihm zweifelhaft erschien, ob er wirklich noch immer im Besitz dieser schönen Eigenschaften sei. Thusnelde war aber auch ein ganz außerordentliches Wesen; so hatte z. B. ihre spitze Nase die Fähigkeit, sich bei passenden Gelegenheiten nach Gefallen zu verlängern, ja sogar zu erbleichen, was von einer furchtbar erschreckenden Wirkung war. Auch verstanden es ihre grauen Augen, dämonische Blitze zu schießen, und wenn sie zu allem dem noch ihre dünnen Lippen unter einem fürchterlichen Lächeln fest aufeinander preßte, Notabene, nachdem sie vorher gesagt, was sie sagen wollte, und dann aufrechten Hauptes, bolzsteif, eiszapfenartig dasaß und die besten Worte, die vernünftigsten Vorstellungen an ihr herunterrieselten wie der Regen vom Fell des Hundes, so war das von einer gespensterhaften Wirkung,

vor welcher ſelbſt ſo ein verfluchter Kerl, der ſonſt den Teufel im Glaſe fing, ſich beugen ließ. Beugte ſich doch ſelbſt ihr eigener Vater, der alte Brutzer, vor ihr, er, der doch ſowohl auf dem Comptoir, als vor ſeinen Arbeitern ein Grobian erſter Klaſſe war, zuckte er doch die Achſeln, wenn die Tochter ſo regungslos malitiös lächelnd daſaß, nachdem ſie geſagt: „Ich will nun einmal nicht," und pflegte zu ſagen: „Mit der Nelle iſt heute nichts anzufangen. Laſſen wir ſie in Frieden." Er allerdings hatte das gut ſagen, er ging auf ſein Comptoir, aß bei Tiſch mit nicht weniger Appetit, nahm dann in der Erholung ſeinen Kaffee, arbeitete hierauf wieder, und ſchließlich, wenn er des Tages Laſt und Hitze getragen und auf ſeinem Klub gut ſoupirt hatte, flüchtete er in ſein Schlafzimmer, welches er alsdann im Gefühl der Alleinherrſchaft nicht nur zweimal verſchloß, ſondern auch obendrein noch verriegelte.

Aber Stollberg, ihr Verlobter! Er konnte ihr nicht entgehen. Für ihn gab es nach gethaner Vermählung wenigſtens in den erſten Jahren keine Erholung und keinen Klub, und was das Schlafzimmer anbelangte, ſo wurde es allerdings verſchloſſen und verriegelt, aber von ſeiner beſſeren Hälfte, um alsdann, ungeſtört von allen Unterbrechungen, die Schale ihres Zorns in Form einer ſoliden Gardinenpredigt über ihn auszugießen.

Hatte er doch bereits den Vorgeſchmack einer ſolchen Seligkeit zur Genüge erfahren, war er doch abgekanzelt worden und zwar in Gemeinſchaft ſeines zukünftigen Schwiegervaters, ſowie der Herren Wiebrecht und Blume, weil Thusnelde dahinter gekommen war, daß man ſich in Gemeinſchaft Karten verſchafft habe zum Beſuch einer Ausſtellung lebender Bilder in der

schönsten Natürlichkeit. Nur der pfiffige Sachse war dieser Predigt entgangen, weil er gethan, als verabscheue er dergleichen, und doch hatte sich dieses Ungeheuer von einer Schnecke schon heimlicherweise ein Eintrittsbillet durch den Kellner zu verschaffen gewußt.

Kann es deßhalb Wunder nehmen, daß Herr Stollberg mehrere Tage vergehen ließ, ehe er nur daran dachte, einen Besuch im Hotel de Bristol zu machen, ja sich sogar förmlich scheute, in ihrer Gegenwart nur daran zu denken, da er sich zuweilen von der schrecklichen Idee nicht losmachen konnte, als sei es diesen grauen Augen möglich, in seinem Herzen zu lesen.

Endlich gab es aber einmal der glückliche Zufall, daß Thusnelde bei ihrem gemeinschaftlichen Gabelfrühstück so widerwärtig war, daß sich sogar der alte Brutzer die Bemerkung erlaubte, das sei nicht mehr zum aushalten, worauf auch Stollberg in einer ganz gerechtfertigten Aufwallung seine Serviette von sich warf und sich rasch erhebend sagte: „Ja, das grenzt in der That ans Fabelhafte. Sie werden nichts dagegen haben, Fräulein Brutzer, wenn ich mich einen Augenblick in die Einsamkeit zurückziehe, um über — meine Zukunft nachzudenken.“

Das that er denn auch. Er zog sich in die Einsamkeit seines Zimmers zurück, aber nur so lange, als er Zeit brauchte, um dort seinen Hut zu nehmen, sowie ein Paar neue perlfarbene Handschuhe, dann ließ er im Hof einen Fiaker vorfahren und befahl diesem in sehr lautem Tone, nach dem Père-Lachaise zu fahren, doch verließ er seinen Wagen schon an der Porte St. Martin und nahm nach einem Spaziergang von zweihundert Schritten einen andern, dem er hinter der vor-

gehaltenen Hand zuflüsterte: „Hotel de Bristol, aber fünfzig Schritte vor dem Hotel halten.“ Trotz diesen Vorsichtsmaßregeln aber drückte er sich krampfhaft in die Wagenecke, und als er endlich das Hotel de Bristol vor sich sah, erreichte er den Thorweg desselben mit ein paar scheuen Sprüngen, die einem Tiger Ehre gemacht haben würden.

„Die Frau Gräfin Patatzky?“

Die Frau Gräfin war zu Haus. Der Portier ließ durch einen flinken Kellner die Visitenkarte des Herrn Stollberg hinauftragen und dann erschien in schwarzem Frack und weißer Halsbinde ein Diener der Frau Gräfin, der recht herablassend und freundlich that und ihn alsdann hinaufführte in den ersten Stock, wo er ihn in einem kleinen Vorzimmer warten ließ. Dann öffnete sich die gegenüberliegende Thür, und sie selbst erschien auf der Schwelle. Sie selbst, wie er sie neulich in ihrem Rollstuhl in der Ausstellung gesehen und an demselben Abend im Cirque de l'Imperatrice, heute freilich in einem leichten Morgenanzug. Ja, sie selbst, und dabei heiter wie damals auf der Fahrt im Eisenbahnwagen, mit einem reizenden Lächeln um die schönen Lippen und ihm beide Hände entgegenstreckend. Daß er dieselben beide abwechselnd und sehr bedächtig küßte, dürfen wir eben so wenig verschweigen, als daß, sowie er in dieß schöne Auge sah, der ganze nebelhaft gespenstische Zustand, in dem er die letzten Tage über wie in einem finstern Bann gewandelt, plötzlich von ihm wich und er sich wieder so frei und sessellos erschien wie damals, als er neben ihr auf dem schwellenden Kissen sitzen durfte.

Das durfte er auch heute wieder, doch nicht im Vorzimmer, sondern in dem anstoßenden Kabinet, wohin sie ihn einlud und

wo ſich Beide niederließen auf einem breiten Divan, der mit einer jener ruſſiſchen Decken belegt war von dicker weicher Wolle und phantaſtiſcher orientaliſcher Zeichnung. Als er hier etwas ſcheu neben ſich blickte auf eine Cigarrendoſe aus rothen Juchten mit goldenen Buckeln beſetzt, lachte ſie, dieſen Blick wohl verſtehend, herzlich auf und ſagte: „Dießmal iſt es auf mein Wort meine eigene. Sie haben in der That nichts zu befürchten.“

„Keinen Bruder oder dergleichen?“

„Nein. Auch keine Polizei vor der Thür. Frei, wie Sie kamen, dürfen Sie von hinnen gehen.“

„Erlauben Sie mir daran zu zweifeln, Frau Gräfin, ich war ſchon nicht mehr ganz frei, als ich hieher kam, und da ich nun ſo unglücklich bin, ein wundervolles Bild von geſtern Abend ſo lebenswarm wieder aufzufriſchen, ſo werde ich Sie wohl gefeſſelter verlaſſen, als wenn ich abermals in die Hände der Polizei gefallen wäre.“

„So erkannten Sie mich geſtern Abend ſogleich?“

„Gewiß, obgleich ich heute noch nicht weiß, wer der echte Edelſtein iſt — und ob Sie nicht vielleicht eine Zwillingsſchweſter beſitzen, die Ihnen zum Tollwerden ähnlich ſieht.“

„Laſſen Sie mich Ihnen meine Freude darüber ausdrücken,“ ſagte ſie mit einem leichten, etwas boshaften Lächeln, „daß Sie dieſem Schickſale ſchon bei unſerer erſten Begegnung nicht nur ſo glücklich entgangen ſind, ſondern auch die arme Gräfin Patatzky, der Sie damals ein klein wenig von einer ganz ungeheuren Liebe ſprachen, ſo raſch vergeſſen haben, wie ich neulich bemerkte, als ich Sie am Arm Ihrer Frau, wie ich mir denken kann, ſah. — Es iſt doch Ihre Frau?“ fragte

ſie, indem ſie ſich etwas in die Kiſſen zurücklehnte. „Ich hoffe, es iſt Ihre Frau, denn ſonſt müßte ich mir wahrhaftig Vorwürfe machen, Sie zu mir gebeten zu haben.“

„Nehmen wir an, es ſei ſo,“ gab er nach einer kleinen Pauſe der Ueberlegung in einem recht trockenen Tone zur Antwort. „Sie haben ſie geſehen, ſchöne Gräfin, und werden alſo überzeugt ſein, daß das Bild meiner Frau zwiſchen mir und der Gegenwart ſteht, ſowie auch zwiſchen mir und der Vergangenheit, von der mir nichts blieb, als die Erinnerung an eine bezaubernde Sirene, deren Schuld es nicht war, daß mich die bayeriſche Polizei nicht einige Tage aus Mißverſtändniß ins Gefängniß warf.“

„Ah, es iſt wahr, mein Freund! Ich werde kaum im Stande ſein, mich darüber bei Ihnen zu entſchuldigen, und doch will ich das verſuchen, aber ich bitte Sie, vorher allen Groll gegen mich ſchwinden zu laſſen — ſo, ſchauen Sie mir freundlich ins Geſicht — ſtreichen Sie die düſtern Falten von Ihrer Stirn oder geſtatten Sie mir, das zu thun.“

Darauf legte ſie ihre kleine warme Hand einen Augenblick auf ſeine Stirn und dann, als er tief aufathmend etwas erwiedern wollte, ſagte ſie: „Und nun hören Sie mich ruhig an.

„Es iſt wahr, ich habe bei jener Eiſenbahnfahrt Ihr Vertrauen mißbraucht, ich habe die freundliche Zuneigung, die Sie mir allerdings etwas raſch zuwandten — laſſen Sie mich ausreden, ich kann mir denken, was Sie ſagen wollen — dadurch vergolten, daß ich Sie in große Verlegenheit brachte. Doch, bei Gott, ich konnte nicht anders. Ich war davon unterrichtet, daß man meinen Begleiter unter dem Vorwande, ſeine Papiere ſeien nicht in Ordnung, anhalten und wahrſcheinlich nach Polen,

wo wir herkamen, zurück dirigiren würde, wogegen mir Alles, wenigstens sehr viel, daran gelegen war, ihn glücklich nach Italien durchzubringen."

„Und dieser Ihr musikalischer Begleiter?"

„Er war weder mein Bruder, noch mein Gemahl, noch sonst Jemand, für den sich mein Herz interessirte, und doch lag mir Alles daran, ihn nicht in die Hände seiner Feinde fallen zu lassen. Daß er diesem Schicksale entging, habe ich Ihnen, mein Freund, zu danken. Und wenn ich damals nicht im Stande war, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu beweisen, so bitte ich doch überzeugt zu sein, daß Sie es mit keiner Undankbaren zu thun haben, und daß es mich drängt, Ihnen Beweise dafür zu geben."

„O, Gräfin Mathilde," entgegnete er, „ich bin heute noch stolz darauf, Ihrer Person einen kleinen Dienst geleistet zu haben. Was aber Ihren Begleiter anbetrifft, so wäre es mir in der That lieber gewesen, wenn ich nicht in den Fall gekommen wäre, seine Rolle übernehmen zu müssen, denn die Polizei beliebte ihn mit Benennungen zu belegen, die —"

„Die Polizei," fiel sie ihm achselzuckend ins Wort, „weiß selten zwischen Strafbaren die richtigen Unterschiede zu machen. Ihr war mein Begleiter als eine höchst gefährliche Persönlichkeit denunzirt und ich kann mir denken, daß die Polizei über ihn nicht in zarten Ausdrücken sprach. Glauben Sie aber meinem Worte, daß Sie es mit einem Ehrenmanne zu thun hatten, mit einem Unglücklichen, der seine Vergangenheit wie seine Zukunft einer großen Idee mit Freuden geopfert hat. — Sie sind also verheirathet," fuhr sie nach einer Pause, in gefälligem Tone das Gesprächsthema rasch ändernd, fort, wäh-

rend sie die seidenen Quasten ihres perlfarbenen Morgenkleides leicht durch ihre zarten Finger gleiten ließ, wobei aber ihre Stimme so weich und schmelzend klang, als habe sie gegen einen leichten Seufzer angekämpft — „kann ich etwas für Sie thun, mein Freund, für Sie oder Ihre Frau? Befehlen Sie ganz über mich, über meinen Einfluß, über meine hiesigen gewiß nicht unbedeutenden Bekanntschaften. Vor allen Dingen aber versprechen Sie mir, Ihre Frau zu mir zu bringen, damit wir im Stande sind, über unsere damalige erste Begegnung gemeinschaftlich zu lachen."

Da stieg es vor ihm auf, frostig und kalt, bolzgerade und mit spitziger Nase und stechenden Augen, und er schauderte wie vor etwas Gespensterhaftem, wenn er daran dachte, wie so gar heiter Thusnelde lachen würde, wenn sie jenes Eisenbahnabenteuer erführe. Dann wehrte er so hastig mit den Armen von sich ab, daß es fast komisch aussah und sich die schöne Frau des heitern Lächelns nicht erwehren konnte, während er in düsterem Tone sagte: „Nein, nein, verlangen Sie das nicht, Gräfin Patatzky. Lieber will ich mich nochmals von der bayerischen Polizei einsperren lassen, viel länger als damals — recht lange — recht lange —"

„Sie sind in der That komisch!"

„Gehen wir darüber hinweg, wenn ich bitten darf, und wenn Sie gar glauben, mir eine Freundlichkeit, eine Belohnung schuldig zu sein, so beantworten Sie mir eine Frage."

„Mit Vergnügen, und ich will ehrlicher gegen Sie sein, als damals auf dem Bahnhofe in München."

„Haben Sie der gestrigen Vorstellung im Cirque de l'Impératrice beigewohnt — sahen Sie Monsieur Leotard?"

Ein leichtes Lächeln ſpielte um ihren ſchönen Mund, dann ſagte ſie, ihn mit den großen, ſchönen Augen freundlich anblickend: „Ihre Frage ſchmeichelt mir, denn wenn Sie mich entdeckten, ſo müſſen Sie in der That ein ſcharfes Auge für mich und mich mit den Blicken geſucht haben, denn ich war im Ganzen kaum fünf Minuten in der Vorſtellung und an einem ſehr verſteckten Platze.“

„Erlauben Sie mir, Gräfin Mathilde. Sie ſaßen nicht weit von mir entfernt und wohnten der Vorſtellung von der Mitte bis zum Schluſſe bei.“

„Unmöglich, mein lieber Freund,“ lachte ſie, „ich kann mein Alibi beweiſen, ich dinirte bei den Frères Provenceaux und fuhr kurz vor zehn Uhr nach dem Cirque hin, um dort nach Jemand zu ſehen, und zwar in Begleitung des älteren Herrn, der neulich mit mir in der Ausſtellung war, mein Oheim, der leider ausgegangen iſt, weßhalb ich Sie ihm heute nicht vorſtellen kann.“

Während ſie das ſagte, blickte ſie ihn ruhig und unbefangen an, auch nicht das geringſte Zucken ihrer Lippen, nicht die kleinſte Dämpfung ihres hellen Blickes war bemerkbar. Ja, ihre Mienen und der Ton ihrer Stimme zeigte ſo die volle Wahrheit, daß er erſt nach einigen Sekunden, während welcher ſie ihn fragend anſchaute, erwiedern konnte: „Dann habe ich nie eine größere Aehnlichkeit geſehen, als zwiſchen Ihnen, Gräfin Mathilde, und einer ſehr ſchönen Dame, die geſtern im Cirque de l'Imperatrice, wenige Sitze von mir entfernt, über eine Stunde der Vorſtellung anwohnte.“

„Ah, jetzt erinnere ich mich,“ ſagte ſie heiter lachend, „es wird eine der Comptoir-Damen aus der ruſſiſchen Reſtauration

Achtes Kapitel.

Ein Beſuch auf dem Montſerrat.

Nach dem Montſerrat! Der Omnibus diario. Spaniſche Fahrgelegenheiten und ihre Beſpannung. Mayoral und Zagal. Aufenthalt am Thore. Spaniſche Landſtraßen und Fahrt auf denſelben. Eſparraguera. Fliegenwedel. Unſere erſte Tartane. Prachtvoller Anblick des Montſerrat. Gefährlicher Ritt zu Eſel. Blick in das Thal. Anblick des Kloſters. Tiefe Stille und Ruinen. Die ärmliche Fremdenherberge. Maleriſche Ueberreſte des Kloſters. Der freundliche Prior. Die wunderthätige Madonna. Ruhe und Frieden. Der unvergeßliche Kloſtergarten. Zwei und ſiebzig Jahre in dieſer Einſamkeit. Weg nach der Spitze des Berges. Ein Landsmann bei gefährlichem Wege. Die Einſiedeleien. Der Felſengarten. St. Geronimo. Die Namen unſerer Lieben. Eine Frühmeſſe. Die Roſen des heiligen Berges.

Wenn man ſich aus der Jugendzeit der Sagen und Geſchichten erinnert, welche man von den geheiligten Bergen, dem Sinai, dem Carmel, gehört, ſo tritt einem zugleich das phantaſtiſche Bild des Montſerrat lebendig vor die Seele. Man entſinnt ſich der Erzählung von dem Marienbild, das dort in einer Höhle aufgefunden wurde, daß man zu deſſen Verehrung ein großes, Kloſter baute, und daß der Ruf der Wunder, die hier geſchehen, tauſend und aber tauſend von Andächtigen auf die Höhe dieſer Felſen zog — Bettler wie Könige. Wie gern hörten wir nicht von den Einſiedlern, die an verſchiedenen Stellen des Bergs in kleinen Kapellen ihre Lebenszeit verbrachten, und glaubten ſo feſt

in der Ausstellung gewesen sein; man sprach mir schon davon, und um sie zu sehen, frühstückte ich gestern draußen bei den Russen, aber sie war nicht da. Hätte ich sie im Zirkus zu finden gewußt, so würde ich das nicht versäumt haben und wäre dadurch," setzte sie gütig hinzu, „auch in Ihre Nähe gekommen."

Er schüttelte leicht mit dem Kopfe und schaute sie forschend an; ja, wenn er sich hier statt des eleganten Morgenanzuges die ärmellose Sarasane und auf ihrer weißen Stirne das Pavoinik dachte, so erschien ihm in der That die Aehnlichkeit zu groß, um nur eine Aehnlichkeit zu sein.

„Wissen Sie was," sagte die schöne Gräfin, welche seine Zweifel zu bemerken schien, „machen Sie mir das Vergnügen und frühstücken Sie morgen mit mir draußen bei den Russen, da können Sie sich selbst überzeugen und vergleichen — dagegen wird Ihre Frau wohl nichts einzuwenden haben?"

„Meine Frau?" — sagte er so gar eigenthümlich, daß sie ihn erstaunt anschaute und komisch drohend ihren Zeigefinger aufhob, diesen auch nicht niedersinken ließ, als er sich rasch verbessernd fortfuhr — „ja so, meine Frau — richtig meine Frau, o, ich glaube nicht, daß sie etwas einzuwenden hat — und doch —"

„Seien Sie ehrlich, mein lieber Freund. Die Angabe Ihrer Verheirathung war nur eine Fabel, ein Märchen. Aufrichtig gesagt, hätte ich auch ein wenig an Ihrem guten Geschmack zweifeln müssen, wenn jene ältliche Dame in Ihrer Gesellschaft wirklich Ihre Frau gewesen wäre. — Sie schweigen? so wären Sie in der That verheirathet, und ich hätte eben in

meiner heitern Laune eine große Ungeſchicklichkeit begangen — o verzeihen Sie mir.“

„Darin habe ich Ihnen nichts zu verzeihen, Gräfin Mathilde,“ erwiederte er mit gedrückter Stimme, „ich will meine Nothlüge eingeſtehen; jene ältliche Dame, welche Sie ſahen, iſt allerdings nicht meine Frau.“

„Und warum eine Nothlüge?“ fragte ſie herausfordernd, „warum das, mein lieber Freund?“

„O Gräfin,“ gab er nach einem kurzen Stillſchweigen unruhig zur Antwort, „Sie gehen grauſam mit mir um, recht grauſam, Sie ſetzen jene Scene aus dem Eiſenbahnwagen fort. Wollen Sie nicht die Gnade haben, ein wenig menſchlich zu ſein?“

„Nun, das iſt köſtlich,“ rief die ſchöne Frau aus, indem ſie ſich unter dem heiterſten, friſcheſten Lachen von der Welt ſo heftig in die Kiſſen des Divans zurückwarf, daß Herr Stollberg in zwiefacher Hinſicht eine Erſchütterung verſpürte.

„Ihr Vorwurf iſt wirklich ganz köſtlich; ich bin ſo natürlich wie möglich und zeige mich dabei voller Freundſchaft für Sie; ich habe Sie um Verzeihung gebeten, während Sie mit einer förmlich ſtrafenden Miene vor mir ſitzen, mir alsdann von Ihrer fabelhaften Frau erzählen, und als ich Sie frage: warum dieſe Nothlüge? fordern Sie mich auf, menſchlich zu ſein. Allons, mon ami! Sie haben ſich, ſeit wir uns nicht geſehen, ſehr verändert, und wie ich Ihnen geſtehen muß, durchaus nicht zu Ihrem Vortheil.“

Hätte er einen Spiegel in der Nähe gehabt, ſo würde er hineingeblickt haben, ſo aber begnügte er ſich, leicht mit der

Hand aufwärts über seine Stirn und sein volles Haar zu fahren, wobei er seufzend dachte: „Ist es wahr, sieht dieses herrliche, kluge Weib, daß dem glänzenden Schmetterling meiner Laune schon etwas Weniges die Flügel versengt sind, oder habe ich jetzt schon jenen moquanten Zug um den Mund, der sonst nur alten Ehemännern eigen ist?"

— — „Also es war eine Nothlüge," lächelte sie ihn schelmisch von der Seite an, wobei sie, gewiß ganz willenlos, auf dem glatten seidenen Stoffe des Divans etwas Weniges gegen ihn hinüberglitt — „erklären Sie mir das."

„Nun denn — ja, es war eine Nothlüge, deren ich zu bedürfen glaubte, um Ihnen gegenüber den Gedanken an den Schluß unserer ersten Begegnung festhalten zu können, an jene Gräfin Patatzky, die mir so freundlich war, um mich alsdann in die Hände der Polizei zu liefern, die mir erlaubte, ihre Hand küssen zu dürfen, dieselbe Hand, welche sie lachend jenem großkarrirten Ungeheuer bot, als ich, ein gefangener Mensch, vorüberfuhr in Begleitung eines würdigen Polizeikommissärs und eines handfesten Gendarmen."

„Ah, Sie sind unversöhnlich, Sie glauben also nicht an die Wahrheit meiner Erzählung, jenen Unglücklichen betreffend, den ich mit eigener Gefahr rettete; — Sie glauben nicht, daß ich mich innig freute, Sie wiederzusehen, um Sie um Verzeihung zu bitten und Ihnen nochmals meinen Dank zu sagen für die mir geleistete Hülfe? — Ah — gehen Sie, ich hätte Ihnen diese Grausamkeit nicht zugetraut."

Sie erhob sich bei diesen Worten so rasch, daß sowohl der Stoff ihres Gewandes, als der Stoff des Divans bedenklich rauschte und knitterte, gerade so wie in jenem Liede „des Leib-

chens straffer Atlaß" gekracht, und sie wäre wahrscheinlich von ihm hinweggetreten, wenn er nicht rasch ihre feine kleine Hand erfaßt hätte und sie auf alle Gefahr hin an seine Lippen gedrückt.

Doch blieb diese Kühnheit unbestraft, denn wenn sie auch sanft ihre Finger seinen Händen entzog, so lächelte sie doch wohlwollend auf ihn herab, als sie sprach: „Ich erinnere mich von damals her, wie rasch aufbrausend, aufflackernd Sie sind — sehr kühn, sehr unternehmend. Erlauben Sie mir aber die freundschaftliche Bemerkung, daß dieß nicht immer der richtige Weg ist, um ein vorgesteckes Ziel zu erreichen. Vergessen Sie nicht das richtige und bekannte Sprüchwort: nur wer abzuwarten versteht, wird die Welt sein eigen nennen."

„Ah, die Welt — meine Welt — eine ganze Welt von Glück und Liebe!"

„Bst! Wer wird solche Worte wagen. Es ist wahrhaftig nothwendig, daß ich Ihnen die Frage stelle: Wer war Ihre Begleiterin von neulich, wenn nicht Ihre Frau?"

Es schüttelte ihn, als wenn ein Guß kalten Wassers plötzlich und überraschend sein Haupt getroffen hätte. Wer sie war — eine ältere, ihm natürlich höchst gleichgültige Bekannte, die Tochter eines Geschäftsfreundes, den er zufällig auf der Reise getroffen.

„Es ist freundlich von Ihnen, sich dieser Dame so sorgsam anzunehmen," sprach die Gräfin Patatzky kopfnickend, „es zeigt das ein gutes aufopferungsfähiges Herz, an dem ich schon damals nicht gezweifelt — und nun bitte ich" — fuhr sie gutmüthig drängend fort — „lassen Sie mich Ihnen wenigstens eine kleine Gefälligkeit erzeigen."

„Wahrscheinlich ein Abfinden, gnädige Gräfin," entgegnete er in düsterem Tone und mit traurigem Blick, „worauf ich alsdann nie mehr das Glück haben werde, Sie wiederzusehen."

„Wer sagt das? Habe ich Sie nicht gebeten, mich zu besuchen, und habe ich diese Erlaubniß vielleicht zurückgenommen? Kommen Sie zuweilen, um nach mir zu sehen — — — — und wenn Sie mir das nicht versprechen wollen, wie ich an Ihrem Kopfschütteln ersehe, und wie ich es am Ende begreiflich finde, da Ihre Zeit dazu wohl zu kostbar ist, um sie mit Besuchen zu vergeuden, so machen Sie mir das Vergnügen und speisen übermorgen mit mir, ganz en petit comité, Sie sollen Niemand Fremdes finden, als meinen Onkel. — Wollen Sie?"

Der Gedanke an seine Reisegesellschaft drängte ihn, nein zu sagen, doch empörte sich dagegen das Gefühl eines noch immer freien Mannes — noch ist ja der Sklave nicht fest an die Kette geschmiedet, dachte er und setzte, glücklich einen Mittelweg findend, laut und mit einer Verbeugung hinzu: „Ich werde die Ehre haben, zu kommen, Gräfin Mathilde. Doch würde ich es als eine große Gunst betrachten, wenn Sie mir gestatten würden, erst beim Dessert zu erscheinen."

„Also denn auf übermorgen, mein Freund, um halb acht Uhr im Maison dorée im Onix-Salon. Kommen Sie aber, wann Sie wollen, um neun Uhr — um zehn Uhr, selbst noch später, ich habe den ganzen Abend für Sie frei."

In diesem Augenblick öffnete sich geräuschlos die Thür des Kabinets und der Kammerdiener der Gräfin trat ein, meldend, daß drunten soeben der Wagen Seiner Excellenz des Herrn Botschafters vorgefahren sei.

„Endlich" — rief sie, „ich bin zu Hause!"

Der Kammerdiener verſchwand, worauf ſie ſich gegen ihren Gaſt wandte, ihm die Hand reichte und dabei ſagte: „So muß ich für heute Abſchied von Ihnen nehmen. Vergeſſen Sie aber nicht Ihr Verſprechen für übermorgen. Und dann noch eins, mein lieber Freund! Meine Aehnlichkeit mit jener Dame draußen bei den Ruſſen betreffend, thun Sie mir wohl den Gefallen, mir gelegentlich zu ſagen, ob ſie wirklich ſo außerordentlich iſt. Dieſe Geſchichte iſt mir einigermaßen unangenehm, und was Sie auch je darüber reden hören, ſo würden Sie mir einen Dienſt erweiſen, indem Sie gewiß der Wahrheit gemäß Ihr Zeugniß dahin abgeben, daß dieſe Aehnlichkeit eine oberflächliche iſt, was Sie zu beurtheilen im Stande ſind, da Sie jene Dame geſehen und da die Gräfin Mathilde Patatzky die Ehre hat, Ihre Freundin zu ſein.“

Er fühlte den zarten Druck ihrer Hand, er ſah ihre lächelnden Lippen, ihre prachtvollen Zähne und den wunderbaren Glanz ihrer auf ihn gerichteten Augen, und er fühlte an dem heftigen Schlagen ſeines Herzens, wie alle Schatten, die ſich zwiſchen die ſchöne Gräfin und ihn gedrängt, ſich mit einem Mal in das hellſte Licht verwandelten, wie er berauſchter als damals von ihr ſchied — berauſchter, aber unglücklicher. — Bezweifelte er doch jetzt nicht mehr im Geringſten die volle Wahrheit ihrer Erzählung, daß ſie ihn habe opfern müſſen, um jenen Unglücklichen zu retten. Erſchien ihm doch ſelbſt jetzt der Großkarrirte in viel milderem Lichte, ein politiſcher Flüchtling, ein Verfolgter, kein gemeiner Gauner, kein Hauptſchwindler, wie ihn damals die Polizei ſo verächtlich genannt. Wie käme auch dieſe ebenſo ſchöne als vornehme Dame in Gemeinſchaft mit einem ſolchen, denn daß ſie wirklich die Gräfin

Patatzky war, darüber konnte jetzt kein Zweifel mehr herrschen. Hörte er doch, wie unten an der Treppe der Kammerdiener einem herrschaftlichen Jäger in reicher Uniform zurief: „Die Frau Gräfin ist zu Hause," und sah er doch unten angekommen den Jäger mit abgezogenem Hute diese Worte einem ältlichen Herrn wiederholen, der in einer einfachen, aber dabei sehr eleganten Equipage saß.

Droben war die schöne Gräfin einen Augenblick mitten im Zimmer stehen geblieben, dem Weggegangenen nachblickend, und sprach zu sich selber: „Das ist ein frisches gutes Gemüth, dem man vertrauen kann, ein Herz voller Anhänglichkeit, wohl auch noch voll etwas Anderem für mich, dabei eine unternehmende energische Natur, und solche Leute begegnen einem zu selten, um sie nicht einer näheren Beachtung werth zu finden."

Dann ging sie rasch auf die Thüre zu, durch welche jetzt der Botschafter eintrat, reichte ihm mit einem unverkennbaren Ausdruck der Freude ihre beiden Hände und führte ihn zu einem bequemen Fauteuil vor dem Divan, während sie selbst auf letzterem Platz nahm.

„Wissen Sie wohl," sagte sie alsdann heiter lächelnd, „welches Wort ich vorhin ausrief, als mein Kammerdiener mir Ihre Ankunft meldete?"

„Dieses Wort ist vielleicht nicht schwer zu errathen, Gräfin; Sie dachten vielleicht: es hat lange gedauert, oder eine andere Variation: endlich kommt er, und das ‚endlich' stark betonend."

„Wahrhaftig, so war es, und kann ich mir alle Wiederholung ersparen."

„Begingen auch das größte Unrecht, mir das Wörtchen ‚endlich' im Tone des Vorwurfes zu sagen, denn ich habe

weder Sie vergeſſen, noch Ihre Angelegenheit vernachläſſigt — aber — —"

„Dieß ‚Aber' Seiner Excellenz des Herrn Botſchafters durchfröſtelt mich, doch wird mein verehrlicher Freund gewiß noch einen tröſtlichen Zuſatz haben."

„Kaum, Gräfin Mathilde! Die Zeiten ſind gar ſo ernſt. Die großen Ereigniſſe ſchreiten ſo unerbittlich, ſo wuchtig an uns vorüber, daß, wo wir das Unglück haben, deren Pfad zu kreuzen, wir auch leicht in die Gefahr kommen, von ihnen zermalmt zu werden."

„Und ich habe ſie allerdings gekreuzt, ja ſogar durchkreuzt — das alſo kann mir nicht verziehen werden?"

Seine Excellenz zuckte mit den Achſeln. „Ich fürchte, Sie ſprachen die Wahrheit, trotz unſerer dringenden freundſchaftlichen Verwendung, trotz ſchriftlichen Berichtigungen und Erklärungen, ja trotz unſerem mündlichen Vortrag zu Ihren Gunſten, den wir neulich vor Seiner Majeſtät ſelbſt verſucht."

„Wir? Gebrauchen Sie dieſes Wörtchen als Botſchafter oder hätte ich noch andere mächtige Freunde bei Hofe, die ſich einer armen Frau annehmen?"

„Dießmal iſt das ‚Wir' in der Mehrzahl zu verſtehen, denn ſelbſt der Fürſt unterſtützte meine Bemühungen gegenüber Seiner Majeſtät."

„Und trotz alledem ohne allen Erfolg? — — — Ich muß ſehr in Ungnade ſein."

„Sehr, darüber brauchen Sie ſich keine Illuſionen zu machen, und wenn ich als alter Freund und Verehrer — Ihrer großen Eigenſchaften offenherzig reden darf, wahrhaftig nicht ohne Grund, — Sie! — angeſehen, bewundert, geliebt bei Hofe,

verſchwinden auf einmal unter dem Vorwande, etwas auf Ihren Gütern in Polen nachzuſehen, was an ſich ſchon unklug war, und bedenken dabei nicht, daß gerade über Ihre Schritte in allen Details berichtet wird. Sie mußten das wiſſen, Gräfin, ja Sie wußten es."

„Vielleicht."

„Und wozu benutzten Sie Ihren dortigen Aufenthalt, Ihre largement ausgeſtellten Reiſepapiere? Um einen ſchwer Gravirten über die Grenze zu bringen."

„Ja. — Dieſer ſchwer Gravirte war der Bruder meiner Mutter."

„Ganz richtig, was aber von jeder Anderen ein Verbrechen geweſen wäre, war von Ihnen daneben auch noch ein Mißbrauch des allerhöchſten Vertrauens, da es nur Ihrer Perſönlichkeit, als völlig unverdächtig und an der Grenze aufs Beſte empfohlen, gelingen konnte, jenem davon zu helfen."

„Mein verehrteſter Fürſt, das iſt Alles ganz richtig," erwiederte die ſchöne Frau in einem faſt ungeduldigen Tone; „aber Sie ſelbſt hätten in meiner Stellung vielleicht nicht anders gehandelt, d. h. wenn Sie das Unglück hätten, ein Pole zu ſein. Geſtehen Sie das einer armen Frau zu, welche trotz alledem und alledem von dem Gedanken nicht laſſen kann, daß ſie recht gehandelt und die vielleicht heute im gleichen Falle —"

„Bſt!" entgegnete der Diplomat, „ſo etwas darf ich nicht hören, es iſt wahrhaftig für mich ſchon kompromittirend, daß drunten meine Equipage hält, meine eigene, Gräfin Mathilde," ſetzte er mit einem ſehr wichtigen Tone hinzu, „mit meiner Chiffre und meiner Livree. Es ſollte mich gar nicht wundern,

wenn in einer der nächsten Depeſchen des Staatskanzlers Ihr Name vorkäme und zwar dreimal unterſtrichen."

„Das thäte mir wahrlich leid," gab ſie zur Antwort, „und ſo bin ich denn ohne alle Hoffnung und von jetzt an abgeſchnitten von allen meinen Verbindungen, da es mir noch ſchmerzlicher wäre, meine Freunde zu kompromittiren." Sie ſagte das in einem etwas kalten Tone und mit einer förmlichen Verbeugung gegen den Botſchafter, doch fuhr dieſer gutmüthig lächelnd fort: „Laſſen Sie dieſe verzweifelten Aeußerungen, beſte Gräfin. Ihre Freunde, unter die ich mich zu zählen habe, haben gethan, was in Ihren Kräften ſtand, und werden Sie auch künftig nicht verleugnen, darauf können Sie ſich verlaſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, Depeſchen zu erhalten mit dreimal unterſtrichenen Stellen. Doch kommt noch ein anderer, viel älterer Freund in Betracht, von deſſen mächtiger Hülfe ich das Beſte hoffe."

„Und dieſer Freund wäre?"

„Die Zeit, Gräfin, die Alles lindernde, Alles ausgleichende Zeit."

Sie warf ihren Kopf empor, mit einem etwas ſchmerzlichen Ausdruck auf ihren Zügen, und ſagte nun achſelzuckend: „Ja die Zeit, ich verſtehe. Vielleicht in Jahren wird es der alsdann alten Gräfin Patatzky geſtattet werden, heimzukehren, vielleicht ſtraflos dort zu verweilen oder wenigſtens in tiefſter Vergeſſenheit, eine recht hübſche Ausſicht."

„Warum ſogleich die ſchroffſten Extreme? Warum gleich lange Jahre? Wer weiß, ob ſich die Anſichten Seiner Majeſtät, beſonders bei der großen Gunſt, in der Sie bei der Kaiſerin geſtanden, nicht nach Monaten ſchon ändern. So viel

der Tradition, die uns ſagte, die Spitze des Montſerrat, die wir heute in ſo wunderlicher Geſtalt zerklüftet ſehen, ſei erſt zerriſſen worden in der Todesſtunde Jeſu Chriſti.

Den Sinai hatte ich — wenn auch aus weiter Entfernung — geſehen, auf dem Karmel eine Nacht zugebracht, und hier in Barcelona befand ich mich wenige Stunden Wegs vom Montſerrat entfernt, weßhalb begreiflicherweiſe der Wunſch in mir rege wurde, demſelben einen Beſuch zu machen. Wie aber hier in Spanien überhaupt ſehr wenig zur Bequemlichkeit der Reiſenden gethan iſt, und am allerwenigſten um auf angenehme Art von einem Ort zum andern zu gelangen, ſo mußte man ſich um dieſe Tour zu machen entſchließen, einen Omnibus diario zu benutzen, der zur höchſt unpaſſenden Zeit, nämlich Nachts um zwei Uhr, von Barcelona abgeht.

Natürlicherweiſe iſt hiedurch die ganze Nacht verdorben, denn man kann dem Schlaf nicht gebieten, daß er um zehn Uhr komme und uns für ein paar Stunden mit ſeinem erquickenden Schleier bedecke. Ein junger Däne, der mit uns die Tour machen wollte, Horſchelt und ich hatten uns das Coupé des beſagten Omnibus genommen, und als wir gegen halb zwei Uhr durch die Gaſſen Barcelonas nach dem Ort der Abfahrt gingen, kann ich nicht ſagen, daß die Stadt, trotz der ungewöhnlichen Stunde, menſchenleer oder ſtill geweſen wäre; auf der Rambla brannten noch immer hell und luſtig die Gasflammen, und zahlreiche Nachtſchwärmer trieben ſich dort umher, in ihre Mäntel eingehüllt, pfeifend, ſingend und lachend.

Der Anblick des Omnibus flößte uns ein geheimes Grauen ein: er war eng, alt und hinfällig, namentlich aber ſchien das Coupé nur für drei Zwerge mit ſehr unbedeutenden Beinen eingerichtet zu ſein; die Beſpannung wäre für Deutſchlands gute Wege wahrhaft verſchwenderiſch geweſen, fünf kräftige Maulthiere ſtanden vor dem Wagen, die ungeduldig hin- und hertraten und auf dem Pflaſter ſcharrten. Die Beſchirrung dieſer Zugthiere in

iſt ſicher, daß dieſes Freundes, der Zeit, von unſerem allergnädigſten Herrn gewiſſermaßen ſelbſt erwähnt wurde."

„Wie ſo das, Fürſt Iwanoff," fragte ſie mit einem Aufleuchten ihrer Augen, „was ſagte der Kaiſer? Bitte, wiederholen Sie mir ſeine Worte. Genau, getreu, aber auch ohne alle Beſchönigung."

„Seine Majeſtät ſtanden am Fenſter und blickten auf den großen Platz hinaus, als ich ſowohl wie der Fürſt von Ihrem Vergehen als von einer Uebereilung ſprachen, auch Ihre ſo oft bewieſene Anhänglichkeit und Treue in den wärmſten Worten erwähnten. Da ſagte der Kaiſer, ohne uns anzuſchauen: ‚Laß es genug ſein, Iwanoff, dieſe Frau mit ihrem großen Verſtande wußte ganz genau, wie ſie gerade mich und die Kaiſerin mit dieſer Geſchichte verletzen mußte. Es werden Jahre vergehen, ehe ich abermals Salz und Brod von ihr annehme.'"

„Ah, wie damals auf dem Schloſſe meines Vaters," flüſterte die Gräfin, nachdenklich vor ſich niederblickend auf ihre weißen Hände, die ſich faſt unwillkürlich zuſammenfalteten. — — — — Dann that ſie einen tiefen Athemzug, hob langſam ihr ſchönes Haupt in die Höhe und ſagte mit einem Tone der Ergebung: „So wollen wir denn abwarten, wie es der Himmel für uns fügt."

„In Geduld, Gräfin Mathilde, in Geduld," entgegnete Seine Excellenz, freundlich gutmüthig ihre Hand ergreifend, „aber ohne zu bittere Gefühle. Vertrauen Sie auf den Himmel, vertrauen Sie aber auch ein klein wenig auf Ihre Freunde."

„Jenen uralten Freund, die Zeit, mit inbegriffen," verſetzte ſie mit einem ſchmerzlichen Lächeln.

„Auch den — und noch einen andern, den ich faſt ver-

geſſen hätte, den Zufall. — Es iſt jetzt beſtimmt, daß Seine Majeſtät die Weltausſtellung beſuchen wird; wer weiß, ob er nicht hier zufällig Ihren Namen hört und ob Ihre anderen Freunde dem Zufall nicht zufällig ein wenig nachhelfen können. — — Seien ſie überzeugt, Gräfin Mathilde, vergeſſen ſollen Sie nicht werden."

Der Botſchafter hatte ſich bei dieſen Worten erhoben und verabſchiedete ſich aufs Freundlichſte von der ſchönen Frau, die ihm das Geleite bis an die äußerſte Thür ihrer Zimmer gab.

VI.

Die drei alten Herren unserer Reisegesellschaft hatten an einem der nächsten Abende nach einem guten Diner bei Monsieur Philippe, Rue Montorgueil, das sie heute ausnahmsweise schon um vier Uhr Nachmittags eingenommen, in einer merkwürdigen Uebereinstimmung die Idee ausgesprochen, kein Theater zu besuchen oder eine sonstige Lustbarkeit, sondern einmal nach einer späteren kleinen harmlosen Spazierfahrt ins Bois recht solide zu Hause zu bleiben.

Zu verübeln war ihnen dieses nicht, da sie von Morgens zehn bis drei Uhr in der Ausstellung umhergelaufen waren. Thusnelde hätte gerne die Oper Mignon gehört, was ihr Vater sehr begreiflich fand und wogegen er durchaus nichts einzuwenden hatte, wenn sie sich durch ihren Verlobten dorthin führen ließ, vielleicht in Begleitung des freundlichen Herrn Schnecke, welcher sich hierzu mit größerem Eifer bereit zeigte, als Herr Stollberg, der hinter der vorgehaltenen Serviette fast beängstigend hustend von der Unmöglichkeit sprach, jetzt noch einen guten Platz zu bekommen.

„Sähenſe," ſagte der gefällige Sachſe aufſpringend, „das werd' ich Sie ſogleich beſorgen, ja. Auf ein paar Franken mehr kommt es ja nicht an, warten Sie nur, ich bin gleich wieder da." Damit ſtürzte er ab, und es war ein Glück, daß Thusnelde, in dieſem Augenblicke dem Herrn Wiebrecht aufmerkſam zuſchauend, die Kunſt erlernen wollte, eine Orange auf neue Art zu zerlegen — — für heiße Sommerabende ihres künftigen Haushaltes, meinte ſie ſchwärmeriſch. Ja, es war ein Glück, daß ſie dabei Herrn Stollberg nicht anſchaute, denn ſonſt hätte ſie ſehen müſſen, wie dieſer die Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmte und Herrn Schnecke mit einem Blicke nachſchaute, als ſei er im Stande, ihn mit dieſem Blick zu vergiften. — —

„Haben wir ihm auch geſagt," brachte er nach ein paar Sekunden mit gepreßter Stimme hervor, „daß er keine Stalles d'Orcheſtre nehmen ſoll, ſondern eine kleine Loge, in der wir gemüthlich bei einander ſitzen können?"

„Nein, das haben wir vergeſſen."

„Ah, ich erreiche ihn ſchon noch."

Damit ſtürzte er ſo raſch zum Speiſekabinet hinaus, daß er um ein Haar den eben mit Kaffee eintretenden Kellner niedergerannt hätte, raste dann in zwei Sätzen die Treppe hinab und war ſo glücklich, drunten vor der Hausthür gegen Herrn Schnecke zu ſtoßen, der nach einem Fiaker ausſpähte.

„Sähenſe, wie Sie mich erſchreckt haben. Iſt da oben etwa ein Unglück geſchehen, oder hat ſich die Anſicht geändert?"

„Nichts hat ſich droben geändert, aber ich muß Ihnen ein dringendes Wort ſagen, Mann gegen Mann, und bitte, verſtehen Sie mich wohl, mein lieber Herr Schnecke, ohne daß ich

nothwendig habe, viele Worte zu machen. — — Ich kann heute Abend nicht ins Theater gehen, ich mag nicht ins Theater gehen, da ich — —" ſetzte er mit aufgehobenem Zeigefinger hinzu, „einem alten Freunde verſprochen habe, ihn zu beſuchen."

Daß Herr Schnecke, der ihn überraſcht anſchaute, dieſe Fabel von einem Freunde nicht glaubte, ſind wir berechtigt anzunehmen, er verfehlte auch nicht, ſeine ſtarken Zweifel durch einen im Sächſiſchen ſehr unverdächtig klingenden Ausdruck kund zu geben, indem er gemüthlich lächelnd ſagte:

„Härenſe, Se ſeind e Luder!"

„Das iſt möglich, ich will es gar nicht leugnen, bin auch der beſte Kerl von der Welt, der aber auch ſeine ganz verfluchten Seiten hat, und hier ſteht es ſo und ſo. Wenn Sie, mein lieber Herr Schnecke, einen ſehr unangenehmen Auftritt verhindern wollen, ſo kehren Sie nach einer Viertelſtunde zurück und bedauern, weder in der komiſchen Oper noch ſonſt irgendwo einen Theaterplatz bekommen zu haben. Verſtanden?"

„Ja — Nee, aber es thut nichts, ich werde Ihnen ſchon die Freundſchaft erzeigen, verlaſſen Sie ſich ganz auf mich."

Und als Herr Schnecke darauf nach einer halben Stunde zurückkam, ſpielte er die ihm aufgetragene Rolle ſo natürlich als möglich.

„Ich hatte es mir wohl gedacht," ſagte Herr Stollberg, „man muß in der jetzigen Zeit ſich ſchon Tags vorher mit Plätzen verſehen. Wir können ja morgen oder übermorgen hingehen."

Ein kleiner moquanter Zug zeigte ſich um die Lippen Thusnelbens, verwandelte ſich aber raſch in ein heiteres Lächeln, als

ſie ſagte: „Gut denn, ſo bleiben wir heute Abend Alle zu Haus, trinken gemeinſchaftlich unſern Thee und träumen uns nach der ſtillen, angenehmen Heimat zurück.“

Die drei alten Herren aber ſchienen dieſen Traum gerade nicht ſehr behaglich zu finden. Herr Brutzer zuckte leicht mit den Achſeln, Herr Wiebrecht ſpitzte den Mund, als ob er pfeifen wollte und Herr Blume machte: hm hm.

Darauf fuhr man in's Bois ſpazieren, kehrte bei eintretender Dämmerung in's Hotel Bergère zurück, und als ſie nun alle miteinander in Herrn Brutzer's Zimmer, als dem größten, ſaßen, und in den ſtillen Hof hinausſchauten, meinte Herr Brutzer: es könne doch ſelbſt in dem Paris Abends verflucht langweilig ſein, worauf dießmal Herr Blume ſeinen Mund ſpitzte, als ob er pfeifen wollte, und Herr Wiebrecht eine Partie Whiſt vorſchlug, die von den beiden Andern ſogleich angenommen wurde.

„Wo aber?“

„Hier,“ ſagte Thusnelde, „mich genirt das durchaus nicht,“ doch meinte Brutzer, es wäre beſſer, wenn ſie zum Whiſtſpielen in das Zimmer Blume's gingen — „weißt du, der Cigarren wegen.“

Das Zimmer Blume's lag am Ende des Ganges und an einer ſchmalen ſteilen Treppe, die ebenfalls in den Hof führte.

Die drei alten Herren hatten ſich erhoben, und ehe ſie das Zimmer verließen, ſagte Herr Brutzer: „Du brauchſt dich dießmal nicht zu geniren, Roſine, geh' nur zu Bette; wie ich den Wiebrecht kenne, ſo kann es lange dauern, beſonders wenn er, wie ich hoffe, ſchlechte Karten bekommt, denn dann rennt er ſeinem Gelde nach, wie ein alter Hühnerhund dem Haſen.“

Damit gingen die drei fort und ſchlichen draußen auf den Zehen dem Zimmer des Herrn Blume zu, was ſie gar nicht nothwendig gehabt hätten; auch ſpitzten dießmal alle drei den Mund, dann zündete Herr Blume in ſeinem Zimmer eine Kerze an, ſtellte ſie auf den Tiſch mitten in eine halb gefüllte Waſchſchüſſel hinein, dann ſtiegen ſie behutſam die ſchmale ſteile Treppe hinab in den Hof, verließen das Haus, riefen, als ſie um die Ecke der Rue Bergère in die Rue Faubourg Montmartre eingebogen waren, einen Fiaker herbei, und wie nun alle drei Platz genommen hatten, ſagte Herr Brutzer zu dem Kutſcher mit leiſer Stimme: „Au jardin Mabile.“

Droben wurde unterdeſſen Thee getrunken, doch war Herr Stollberg ſehr einſylbig, da er heftige Kopfſchmerzen hatte, die Unterhaltung faſt allein Herrn Schnecke überlaſſend, der aber auch heute Abend ſo liebenswürdig war, daß, als man nach einer Stunde von einander ſchied und darauf Thusnelde ihren Verlobten mit einem zärtlichen Händedruck entließ, ſie nicht umhin konnte, zu ſagen, und zwar mit einem Anklange leiſen Vorwurfs: „Ah, dieſe Sachſen ſind doch in der That liebenswürdige, gemüthliche Menſchen. Gute Nacht, mein Eugen, träume ſanft.“

Wir wiſſen bereits, daß Herr Stollberg einen Alkoven neben dem Zimmer ſeiner Verlobten bewohnte, wiſſen aber ebenſowenig, wie dieß Thusnelde wußte, daß dieſes kleine Gemach eine Tapetenthür hatte, wie die meiſten dergleichen in den Pariſer Gaſthöfen, und zwar in einem Winkel, der als Kleiderſchrank diente.

Thusnelde verriegelte ihre Thür mit großem Geräuſch zu ihrer eigenen Beruhigung und zu gleicher Zeit als Avis au

leeteur, und dann beſorgte ſie ihre Abendtoilette und legte ſich zu Bett, beruhigt durch die Nähe des Geliebten, deſſen Anweſenheit ſich durch Auf- und Zuſchieben von Kommodeſchubladen, Rücken von Stühlen und dergleichen kund gab. Dann ward es ſtille und auch Herr Stollberg ſchien ſich zur Ruhe begeben zu haben.

Bei Herrn Schnecke war indeſſen dieſer Fall noch nicht eingetreten. Ehe er ſeinen dumpfigen Winkel betrat, hatte er das Bedürfniß gefühlt, in Geſellſchaft noch eine Cigarre zu rauchen, war nach dem Zimmer des Herrn Blume gegangen und nicht wenig erſtaunt geweſen, daſſelbe verſchloſſen zu finden. Aber durch das Schlüſſelloch ſchimmerte Licht, und als er, ſich bückend, durch daſſelbe ſchaute, erſchrak er faſt, als er kein lebendes Weſen bemerkte und nur das brennende Licht in der Waſchſchüſſel auf dem Tiſche ſtehen ſah. — — —

Erſt recht erſchrak er aber gleich darauf, als er fühlte, wie ſich eine Hand auf ſeine Schulter legte und ihm eine Stimme zuflüſterte:

„Sprechen Sie kein Wort, folgen Sie mir in Ihr Zimmer.“

„Ach Herr Jeeſes — — —“

Bei dem Lichte ſeines eigenen Zimmers erkannte Herr Schnecke nun allerdings Herrn Stollberg, erſtaunte aber, als er denſelben im ſchwarzen Frack bemerkte, mit weißer Halsbinde, tadellos friſirt, in ſtrohgelben Handſchuhen, den hellgrauen Sommerpaletot auf dem Arm.

„Härenſe — ſähenſe — das ſind ja ganz abſonderliche Geſchichten. Statt des verehrlichen Schwiegervaters und der Herren Wiebrecht und Blume ſieht man in deren Zimmer nichts

als eine Waſchſchüſſel mit einem brennenden Lichte drin — — die müſſen ſich reine weggeſpielt haben."

„Ich vermuthe eher, daß ſie ausgegangen ſind," entgegnete Herr Stollberg, der den Zuſammenhang ahnte, „und wie Sie ſehen, bin ich im Begriffe, es gerade ſo zu machen."

„So wiſſen Sie, wo die drei hingegangen ſind?"

„Freilich weiß ich das, und man hätte es Ihnen auch mitgetheilt, doch werden Sie verſtehen, daß das vor Thusnelde nicht gut möglich war. Verſtehen Sie jetzt?"

„Härenſe, gerade ſo wie mit den Theaterbillets, aber gewiß und wahrhaftig, ihr Alle miteinander ſeid Luders."

„Wollen Sie mitgehen?"

„Und wohin, wenn ich fragen darf?"

„Nun — wiſſen Sie, es gibt in Paris Allerlei zu ſehen, man muß ſich von Allem zu unterrichten ſuchen."

„Danke für die Wiſſenſchaft. Gehenſe nur allene. Sähenſe, ich bin ſchon einmal unterrichtet worden und habe lange genug daran gedacht."

„Wie Sie wollen. Aber einen großen Gefallen können Sie mir erzeigen, einen wahren Freundſchaftsdienſt. Sie wiſſen, mein Zimmer iſt dicht neben dem meiner Verlobten."

„O ja," entgegnete der galante Sachſe ſeufzend, „und habe Sie ſchon oft darum beneidet."

„Keine Urſache — aber ſie hat einen merkwürdig ſchlechten Schlaf, die feinſten Ohren und kränkt mich oft mit unverdientem Mißtrauen."

„Na härenſe!"

„Wenn jetzt Alles in meinem Zimmer ſo auffallend ſtill

bliebe, ſo könnte ſie am Ende gar auf die Vermuthung kommen, ich ſei heimlicher Weiſe ausgegangen."

„Allerdings und mit vollem Rechte."

„Aber dieſes Recht möchte ich ihr nicht gern laſſen, deßhalb müſſen Sie mir helfen und ſich für ein oder zwei Stunden in mein Bett legen."

„Und Ihre Perſon vertreten?"

„Mit vollgültiger Unterſchrift; auch bin ich zu allen Gegendienſten bereit."

„Na ſähenſe, was das anbelangt, da müßt' ich doch ganz gehorſamſt danken."

„Sie thun mir den Gefallen?"

„Nicht gern."

„Aber Sie thun's?"

„Wiſſen Sie, Herr Stollberg, ich habe das Glück, bei Ihrer ſchätzbaren Verlobten in ganz vortrefflichem Renomme zu ſtehen und ich möchte wahrhaftig nicht gern, daß —"

„Sind Sie kindiſch, lieber Schnecke! Sie kann es ja niemals erfahren, Sie verriegeln die kleine Tapetenthür, durch welche ich Sie in mein Zimmer führe, die andere iſt ohnehin verriegelt."

„Kann ich mich darauf verlaſſen? Wiſſen Sie, Herr Stollberg, jedes Geſchöpf hat ſchwache Stunden."

„Seien Sie ganz ruhig, feſt verriegelt, und man denkt nicht daran, Sie zu beunruhigen."

„Na — — — — ich will's thun — Ihnen zu lieb — — aber —"

„Kommen Sie, kommen Sie, ſonſt vergeht die koſtbare Zeit."

Spanien iſt höchſt einfach, denn obgleich die Kopfgeſtelle reich mit rothen Quaſten und kleinen Glocken verſehen ſind, haben nur die Stangenpferde Zügel, welche der Mayoral, der vorn auf einem Banket vor dem Coupé ſitzt, in der Hand hält. Zur Leitung der vordern Thiere hat er einen Adjutanten, den Zagal, gewöhnlich ein aufgeſchoſſener Bengel von vierzehn bis ſechszehn Jahren, der ſeinen Platz auf dem Trittbrett des benannten Bankets hat. Der Zagal iſt Peitſche und Zügel zu gleicher Zeit; er ſchreit den vordern Thieren zu, ſie ſollen rechts oder links gehen, und wenn eine einfache Ermahnung nicht fruchtet, ſo hat er die Taſche voll kleiner Steine, die er mit geſchicktem Wurf den Thieren an eine kitzliche Stelle des Körpers wirft, und in dem Fall, daß das Maulthier, welches die Spitze führt, Anwandlungen von Eigenſinn zeigt, ſpringt er behende von ſeinem Sitz herab, eilt vorne hin und überraſcht das betreffende mit kräftigen Peitſchenſchlägen. Der Zagal iſt in dieſen Dienſtleiſtungen unermüdlich, ſtundenlang ſitzt er nicht eine Minute ruhig auf ſeinem Platz: jetzt ſpringt er auf den Boden, um das ganze Geſpann der Reihe nach mit ſeiner Peitſche zu bedienen; gleich nachher hüpft er wieder auf ſeinen Sitz, und wenn die Hand ruht, iſt dafür ſeine Zunge um ſo thätiger. Bald ſchmeichelt er den Thieren, bald überhäuft er ſie mit den ehrenrührigſten Schimpfworten, und die Maulthiere verſtehen jedes ſeiner Worte, jeden Zungenſchlag, denn wenn ſie in dieſem Augenblick etwas langſam den Berg hinantraben und der Zagal läßt auf einmal durch die Stille der Nacht ſein lauttönendes hatia, hatia! erſchallen, ſo ſcheint ſie neuer Lebensmuth zu durchſtrömen, ſie heben Köpfe und Beine, Glocken und Meſſinggeſchirr klingen und raſſeln, in vollem Galopp jagen ſie dahin, ſo daß der morſche, ſeufzende Wagen wie ein Betrunkener in den tiefen Löchern der Straße hin- und herwankt, und dem armen nicht-ſpaniſchen Paſſagier Hören und Sehen vergeht.

Punkt zwei Uhr kletterten wir alſo in unſer Coupé hinein, und nachdem ſich unſer Däne ſowie Horſchelt niedergelaſſen hatten, war

„Laſſen Sie mich nur wenigſtens meine Schlafmütze mitnehmen, auskleiden werde ich mich allerdings nicht, denn zu lange bleiben Sie nicht, wie ich hoffe. Habe ich noch etwas zu beobachten?“

„Weniges. Um das mögliche Geräuſch Ihres Eintretens zu verwiſchen, thun Sie, als ſei ich vom Bette aufgeſtanden und hätte ein Glas Waſſer getrunken, dann können Sie ein- bis zweimal gelinde ſeufzen und leiſe die Melodie pfeifen: Ach, wenn du wärſt mein eigen. Damit haben Sie mich alsdann vollkommen kopirt.“

„Könnten Sie nur ſehen, daß ich förmlich zittere.“

„Dummheiten, ſpäter lachen wir über dieſe Geſchichte — — So,“ ſetzte Herr Stollberg mit kaum hörbarem Flüſtern hinzu, „hier iſt die Tapetenthür, treten Sie herein und riegeln Sie leiſe hinter ſich zu, wobei Sie laut huſten können. — Beſten Dank.“

„Härenſe, ich bin ja in einem Kleiderſchrank!“ waren die letzten hingehauchten Worte, die Herr Stollberg draußen hörte, und als er hierauf ein paar Minuten angſtvoll lauſchend nichts mehr vernahm, ſtieg auch er die ſchmale ſteile Treppe hinab, nahm ebenfalls an der Ecke vom Faubourg Montmartre einen Fiaker, dem er die Weiſung ertheilte, nach der Maison dorée zu fahren.

Ein feines Diner nach den Regeln der Kunſt in der Maison dorée iſt an und für ſich ſchon eine theure Sache und richtet ſich allerdings nach dem Menu, aber der Preis dieſes Diners pflegt einen ganz andern Charakter zu haben, wenn wir daſſelbe in einem der allgemeinen Räume einnehmen oder in einem gewöhnlichen Privatkabinet, oder gar in einem der feinen

reservirten Salons. Leicht steigt von zwanzig bis fünfzig Franken das Couvert ohne Dessert, welches der freundliche Wirth bei solchen Veranlassungen extra zu berechnen pflegt. Will man aber in der Maison dorée, unbedingt eine der feinsten Pariser Restaurationen, im Onix-Salon diniren, so pflegen die Betreffenden, inkognito reisende Fürsten oder sonst durch Reichthum ausgezeichnete Fremde, auch junge und alte Börsenmänner mit irgend welchen Herrscherinnen der Demimonde, hier einfach vorzufahren, Herrn Verdier rufen zu lassen und ihm nur die Anzahl der Couverts für ein gutes Diner anzugeben, vielleicht dabei irgend einen Wunsch nach dieser oder jener Schüssel ausdrückend. Ist der Besteller noch obendrein im Hause günstig bekannt, nicht sowohl, daß es ihm auf einige hundert Franken mehr nicht ankommt, sondern daß er die Kunst des ersten Koches zu würdigen versteht, so wird ihm ein kleines Diner servirt, bei dem Lucull bei Lucull hätte speisen können.

Herr Stollberg fuhr also nach der Maison dorée, und als er dort ankam und sich unten bei einem der vorüberfliegenden Kellner nach dem Onixkabinet erkundigte, verdroß es ihn fast, daß dieser sich selbst parirend ihn mit einem eigenthümlichen Lächeln von oben bis unten betrachtete und sein plait-il, Monsieur? in einem deutlich ausgesprochenen Zweifel wiederholte, ihn auch erst nach zweimal ausgesprochener Wiederholung der vorhin gethanen Frage zurechtweisen ließ, nicht ohne einen sehr schnellfüßigen Kollegen vorausgeschickt zu haben, um ihn bei der Frau Gräfin anzumelden, worauf der wenig versprechende Fremde nicht nur sogleich gewünscht wurde, sondern der alte Herr, der mit der Gräfin droben speiste, sich freundlich erhob und ihn willkommen hieß.

Der Kellner verließ achſelzuckend das Gemach, das heißt, er bezeugte dieſe Geberde des Erſtaunens vor der Thür, denn es war ihm in ſeiner Praxis noch nicht vorgekommen, daß Jemand, der in einem ganz gewöhnlichen Einſpänner anfuhr, im Onixſalon dinire, doch tröſtete er ſich mit der ganz außerordentlichen Zeit, der Weltausſtellung, die Alles auf den Kopf geſtellt hatte. Paris war ja in dieſem Augenblicke nicht mehr Paris. Es war eine Zeit der Sündfluth, wo alle ſoliden Bande gelöst ſind, und er ſprach zu ſich ſelber: „Wenn ſich dieſe internationalen Gewäſſer wieder verlaufen haben, wird eine ſolche Entweihung des Onixſalons wohl nicht mehr vorkommen.“

Es war dieß aber auch in der That ein ganz außerordentlich elegantes, reiches und dabei trauliches Gemach. Der Fuß ſank ein in die perſiſchen Teppiche, welche den Boden bedeckten. Die Wände waren mit blauem Seidendamaſt beſpannt, auf deren Panneaux ſich als einzige Verzierung ovale Onixe befanden, in denen Köpfe ſchöner Weiber und ſonſtige Skulpturen geſchnitten waren, in ihrem hellen und dunkeln Grau ſich auf das Feinſte von der matt gehaltenen Wandfarbe abhebend. Die Stühle um den Eßtiſch waren weiß mit Gold und neben dem Marmorkamin befand ſich ein breiter Divan, ſowie ein paar niedrige kleine Fauteuils mit dem gleichen blauen Damaſt wie die Tapete überzogen.

Herr Stollberg ſtammelte einige Worte der Entſchuldigung, nicht weil er ſich durch ſein ſpätes Kommen im Unrecht gefühlt hätte, ſondern um ſein grenzenloſes Erſtaunen zu verbergen, mit welchem er die dort am Tiſche ſitzende Dame betrachtete — allerdings die Gräfin Patatzky, aber nicht jene, wie ſie von dem glücklichen Eiſenbahnabenteuer her in ſeiner Erinnerung

ſchwebte, ſondern jene Gräfin Patatzky, die er im Cirque de l'Imperatrice geſehen zu haben glaubte und die er jetzt ebenſo wieder vor ſich ſah, in der Sarafane, dem Pavoinik auf der ſchönen Stirn — reizend über alle Beſchreibung.

Ohne irgendwie zu thun, als habe ſie das Erſtaunen ihres Gaſtes bemerkt, lud ſie ihn mit den freundlichſten Worten zum Sitzen ein, wobei ſie, um das allerdings ſpäte Kommen ihres Gaſtes auch ihrem Onkel gegenüber genügend zu erklären, in heiterer Weiſe ſagte: „Wenn man ſich, wie Sie, mein lieber Freund, zum Deſſert ankündigt, kommt man um dieſe Zeit durchaus nicht zu ſpät. Sie ſehen, ich war eben im Begriff, einige Verwirrung in dieſen Obſtaufſatz zu bringen.“

„Schade um die herrlichen Früchte, gnädige Gräfin — aber wollten Sie mir nicht geſtatten —“

„Ja, ſie ſind leidlich, wie Alles, was man hier in Paris um dieſe Zeit verlangen kann.“

„Das heißt,“ meinte Herr Stollberg, „wenn man ſchon recht ausſchweifend verlangt. Befinden wir uns doch erſt im Juni und zeigt doch dieſe herrliche Fruchtpyramide ſo wunderbare Trauben und Pfirſiche, daß man an Ende September denken könnte — — aber gnädige Gräfin, wenn Sie mir geſtatten wollten — —“

„Ja, ja, es iſt für hier auch ganz ordentlich,“ gab die Gräfin Patatzky in nachläſſigem Tone zur Antwort, „doch ſollten Sie zu uns nach dem Norden kommen, um zu ſehen, was man in der Treiberei von Früchten leiſten kann. Nehmen Sie ein Glas Champagner, oder vorher einen Tropfen Bordeaux?“

Herr Stollberg bat um einen Tropfen Bordeaux, und

während ihm der alte Herr einen Kelch voll eingoß, ſagte dieſer: „Es iſt ſchade, Herr Stollberg, daß Sie bei unſerem kleinen Diner nicht gegenwärtig ſein konnten. Es war in der That recht gut.“

„Auch ich bedaure das aufrichtig, doch konnte ich leider nicht früher meine Reiſegeſellſchaft verlaſſen — aber wenn Sie mir vielleicht jetzt geſtatten wollten —“

Die ſchöne Gräfin lächelte ihn ſo eigenthümlich an, als ſie ihm ſagte: „Hoffen wir, daß Sie für ein anderes Mal mehr Zeit für uns haben. Gern hätte ich Sie nämlich auf morgen oder übermorgen gebeten, aber leider bin ich für die nächſten Tage ſehr in Anſpruch genommen, doch haben wir immer noch ein paar Stunden, um zuſammen plaudern zu können.“

„Vielleicht geſtatten Sie mir jetzt, gnädige Gräfin.“

„Und was ſoll ich Ihnen denn geſtatten?“

„Ihnen meine Freude, mein Entzücken darüber auszudrücken, daß ich Sie heute Abend wiederſehen kann, wie ich neulich Abends im Cirque de l'Imperatrice Sie bewundert.“

„Wieder dieſelbe Marotte, mein lieber Freund! Ich habe dieſes Koſtüm nur angelegt, um Sie gründlich von Ihrem Irrthum zu heilen. Betrachten Sie mich genau, und wenn Sie jene Dame noch in der Erinnerung haben, ſo müſſen Sie doch einen merklichen Unterſchied finden — Jene iſt weit ſchöner als ich.“

„Ah, gnädige Gräfin, welcher Scherz!“

Dieſes kleine Geſpräch wurde von der ſchönen Frau in heiterer Laune geführt, während der alte Herr freundlich lächelnd zuhorchte, dabei aber nicht vergaß, die Gläſer des Gaſtes zu füllen, und ſo trank denn Herr Stollberg einige Tropfen Vor-

beaux, allerdings ein paar große Tropfen, sowie auch einige Gläser stark frappirten Champagners, wobei er trotz der glücklichen Ungezwungenheit, die ihm von seinem Reiseleben her eigen war, doch einigermaßen in Verlegenheit kam, sich von den schönen Händen der Gräfin mit allerlei Früchten und Süßigkeiten bedient zu sehen; er fühlte überhaupt, daß er sich nicht in seiner gewöhnlichen freien und glücklichen Stimmung befand; beschäftigte ihn doch die doppelte Rolle, welche die Gräfin zu spielen schien, auf's Angelegentlichste, und nebenbei fühlte er, daß er zerstreut sei; er war zu rasch vom tiefsten Schatten in das hellste Licht gekommen. Er konnte seine letzte Vergangenheit noch immer nicht los werden und mußte an Herrn Schnecke denken, der jetzt seine Stelle einnahm, der vielleicht, um die lauschende Thusnelde zu täuschen, etwas kaltes Wasser trank — und wenn dieses Bild vor seine Seele trat, so sah er seine Verlobte leibhaftig in ihrem Bette aufrecht dasitzen, in bunter Nachtjacke, eine weiße Haube auf dem gelblichen Gesichte, mit ihren scharfen grauen Augen die Thür des Alkovens betrachtend — — welcher Kontrast! — — Wenn dieser Sachse nur nicht zu laut und dadurch unnatürlich und verdachterregend pfiff!

„Sie sind zerstreut, Herr Stollberg," sagte die Gräfin gütig, „und ich muß das begreiflich finden. Sie kommen wahrscheinlich von einem sehr animirten Diner aus heiterer Gesellschaft und können sich unmöglich hier an unserem kleinen Tische zurecht finden."

„O gewiß nicht, gnädige Gräfin, doch kann ich mich immer noch nicht von meinem Erstaunen erholen. Würden Sie mir nicht gestatten, noch einmal zurückzukommen auf — —"

„Warum nicht," sagte sie heiter, „doch wenn es Ihnen

recht ist, Onkel," wandte sie sich an den alten Herrn, „so heben wir unsere Tafel auf und nehmen dort im Kaminwinkel, der allerdings ohne Feuer ist, unsern Thee — wir Beide, indem ich Herrn Stollberg bitte, noch ein paar Gläser Champagner zu trinken."

„Und dazu eine Cigarre zu rauchen," setzte der Onkel der Gräfin hinzu, indem er ihm eine große Regalia anbot.

„Ich bitte darum," sagte die schöne Frau, „denn Sie wissen aus Erfahrung, Herr Stollberg, daß ich eine kleine Cigarre ebenfalls nicht scheue — setzen wir uns also traulich dort zusammen und plaudern wir."

Bald saßen alle drei in dem Winkel neben dem Kamin, die Gräfin mit ihrem Oheim auf dem Divan, der Gast auf einem der kleinen Fauteuils, die beiden Herren rauchten ihre Regalias, und die Gräfin hatte aus einem Elfenbeinetui eine kleine Papiercigarre herausgenommen und zog nun, rückwärts in die weichen Kissen lehnend, den feinen Rauch behaglich zwischen ihre rothen Lippen hinein. — —

„Jetzt, mein lieber Freund, will ich auch mit einem Male Ihr nicht ganz ungerechtfertigtes Erstaunen, meine Doppelgängerin betreffend, durch die einfache Thatsache vernichten, daß ich heute draußen bei den Russen mein Ebenbild gesehen."

„Vielleicht im Spiegel," dachte Herr Stollberg, war aber so höflich, mit einer Verbeugung zu sagen: „Ah, das interessirt mich, denn ich war nicht so glücklich. Sie können sich denken, mit welchem Eifer ich im Verlauf des gestrigen Tages und auch heute nach jener Dame gespäht, welche das Glück hat, Ihnen ähnlich zu sehen. Leider vergeblich. Eine andere unbedeutende Person nahm jedesmal deren Platz ein. Ja, ich war so oft

dort, daß ich faſt auffallend geworden bin — Sie werden das begreiflich finden, gnädige Gräfin."

„Ich dagegen reuſſirte, ohne mir ſo viel Mühe zu geben. Wir waren um fünf Uhr dort und ſahen ſie."

„Nun, und?"

„Ich muß ſchon geſtehen, ſo viel ich mich nämlich ſelbſt kenne, daß eine große Aehnlichkeit vorhanden iſt."

„Eine ganz außerordentliche," bekräftigte der alte Herr. „Ja, ich glaube, wenn die Gräfin an Stelle der Anderen dort eintreten würde, wie ſie heute iſt, mit der Saraſane und dem Pavoinik, alle Welt müßte getäuſcht werden; konnte doch der alte Sergey ſein Erſtaunen nicht unterdrücken. — Es freute mich ſehr, den Alten wiederzuſehen," fuhr der Onkel der Gräfin gegen dieſe gewendet fort, „es iſt das eine gute dankbare Seele, und erinnerte ſich gern einer großen Gefälligkeit, welche ich ihm vor Jahren in Moskau erzeigt. Doch da fällt mir eben ein, daß ich ihm auf heute Abend eine Unterredung drunten zugeſagt. Er hat wie alle Welt da draußen mit den unglaublichſten Anforderungen der Ausſtellungs-Kommiſſion zu kämpfen. Du wirſt mich für eine halbe Stunde entſchuldigen."

„Gewiß, ich bin ja in ſo guter Geſellſchaft."

Die Gräfin und Herr Stollberg blieben allein zurück, und Letzterer, um das Geſpräch nicht einſchlafen zu laſſen, konnte ſich nicht enthalten, das Gemach, in dem ſie ſich befanden, reizend, deliziös, feenhaft zu finden, worauf ihm die ſchöne Frau erwiederte:

„Ja, nicht übel, für ein Reſtaurationskabinet, wirklich geſchmackvoll und nicht ohne Feinheit," ſetzte aber lachend hinzu:

„Warum dieſen Lückenbüßer, lieber Freund, ich bin überzeugt, Sie hätten lieber etwas ganz Anderes geſagt.“

„Beim Himmel, darin haben Sie recht, Gräfin Mathilde, und ich will mir ſogar erlauben, eine dringende Bitte gegen Sie auszuſprechen.“

„So laſſen Sie hören.“

„Mir eine Frage in voller Wahrheit zu beantworten.“

„Gewiß, mit alleiniger Ausnahme einer einzigen.“

„Und wenn es gerade dieſe Frage wäre?“

„Möglich, wenn ich an unſere damalige Eiſenbahnfahrt denke, und doch nicht wahrſcheinlich, wenigſtens heute nicht, Sie ſind mit Anderem beſchäftigt — ſo fragen Sie denn.“

„Zuerſt Verzeihung für meine brüske Frage. Haben Sie wirklich eine Doppelgängerin oder ſind Sie eins mit jener Dame aus der ruſſiſchen Reſtauration?“

„Welche Idee! — Wüßten Sie ein vielleicht nur halbwegs vernünftiges Motiv zu einer ſolchen Spielerei?“

„Allerdings nicht, doch war das Motiv, mich damals in die Hände deutſcher Polizei zu liefern, für mich ein ebenſo fernliegendes und unverſtändliches.“

„Ah, Sie können boshaft ſein, Herr Stollberg und ſind unverſöhnlich.“

„Gewiß nicht, Gräfin Mathilde,“ gab er in einem innigen Tone zur Antwort, „ja, laſſen Sie mich meiner vorigen Frage noch hinzuſetzen, daß ich es vielleicht als ein Glück betrachten würde, wenn Ihre Doppelgängerin wirklich exiſtirt — zum Verwechſeln ähnlich, ebenſo zauberhaft ſchön wie Sie, aber — vielleicht mit einem weicheren Herzen.“

„Ah, das iſt originell,“ rief ſie lachend aus, „und ich

könnte jetzt vielleicht um so mehr Geschmack daran finden, Sie mit meiner Doppelgängerin, welche gewiß und wahrhaftig existirt, bekannt zu machen."

„Thun Sie es, gnädige Gräfin," sagte er mit einem etwas faden Seufzer, „und verhelfen Sie mir dadurch zu einem Glücke, das im anderen Falle neckisch vor mir hergaukelt — unerreichbar."

„Station München!" rief die Gräfin lustig. „Nehmen Sie sich in Acht, wer weiß, ob ich keinen Sergeant de ville vor der Thür stehen habe."

„O, auf das hin möchte ich Alles wagen," rief er mit einem heißen Blicke auf das schöne Weib, und war schon im Begriff, sich von dem niedrigen Fauteuil herab zu ihren Füßen zu werfen, als ihn ein strenger Blick aus ihren eben noch so freundlichen, gütigen Augen emporschreckte. Die Thür hatte sich geöffnet, was er allerdings nicht sehen konnte, und der Onkel der Gräfin war unhörbar in das Onixgemach getreten.

„Ich habe den alten Sergey drunten gesprochen und hätte ihn beinahe zu dir heraufgebracht mit sammt seiner Nichte."

„O, wenn du das doch gethan hättest, mein Freund, Herr Stollberg hier ist in der That so ungläubig, daß ich ihn nur durch den Anblick meiner Doppelgängerin an meiner Seite von seinem Unglauben hätte heilen können."

„Das bedaure ich in der That," entgegnete der alte Herr, „denn ich kann dich versichern, Sergey's Nichte war heute Abend in fast gleichem Kostüm wie das deinige, dir zum Verwechseln ähnlich."

Herr Stollberg blickte bald ihn, bald die Gräfin an, doch

kaum noch Platz übrig für ein ſechsjähriges Kind, welcher für meine etwas breite Geſtalt genügen ſollte. Der Mayoral zuckte die Achſel, ſchob mich hinein, ſchloß den Schlag, und da ſaßen wir neben einander eingekeilt, ohne die Möglichkeit der geringſten Bewegung. Was den Sitz anbelangt, ſo hätte man ſich das am Ende ſchon gefallen laſſen können, aber die Beine waren noch ſchlimmer daran; der lange Horſchelt machte die ſchrecklichſten Verſuche, ohne zu einem angenehmen oder glücklichen Reſultat zu gelangen. Die Abfahrt war ziemlich pünktlich, der Zagal bediente die Maulthiere mit einigen kräftigen Hieben, und dahin raſſelten wir durch enge Straßen nach der Puerta de Santa Madrona. Doch waren wir nicht ſo glücklich, dieſes Thor baldigſt paſſiren zu können und die offene Landſtraße zu erreichen. Dieſſeits deſſelben hielt plötzlich unſer Omnibus, und als ich zum Wagenfenſter hinausſchaute, bemerkte ich, daß die ganze Straße vor uns mit Fuhrwerken gleich dem unſrigen vollgepfropft war. Von Barcelona aus gehen mehrere Poſten und Verbindungswagen für benachbarte Städte zwiſchen ein und zwei Uhr Nachts ab, und da es für den ſpaniſchen Thorwächter zu mühſam wäre, jedem einzelnen aufzuſchließen, ſo wartet er bis eine hübſche Anzahl beiſammen iſt, um ſie dann alle mit einander hinauszulaſſen. So lange wir hielten, ſchloſſen ſich immer neue Wägen und Omnibuſſe an uns an, mit ſechs, acht bis zehn Maulthieren beſpannt. Obgleich wir faſt eine halbe Stunde warteten, muß ich doch zur Ehre der Spanier geſtehen, daß kein Wort des Mißvergnügens laut wurde, und ſich jeder ruhig in ſein Geſchick ergab. Endlich wurden wir erlöst, man öffnete das Thor, und auf einem fürchterlichen Weg durch die Feſtungswerke der Stadt, wobei der Wagen bald rechts, bald links in fußtiefe Löcher hineinkrachte, gelangten wir in's Freie, und rollten auf der königlichen Landſtraße von Madrid gen Esparraguera. Unſer Wagen war ſehr beſetzt, im Interieur ſechs Perſonen, im Coupé drei und auf dem Banket, wo nur für ebenſoviele Platz war, wechſelte die Zahl der Mitreiſenden beſtändig

war in Beider Mienen auch nicht die Spur eines Einverständnisses, irgend einer Unwahrscheinlichkeit, irgend eines Zögerns oder Bedenkens sichtbar.

„Ah," sagte er alsdann, „wie glücklich wäre ich gewesen, wenn ich mich hätte überzeugen können."

„Nichts leichter als das," erwiederte der alte Herr, „es kommt nur darauf an, daß die Gräfin Luſt hat, einen ſchon längſt gefaßten Plan auszuführen und für eine halbe Stunde den Jardin Mabille zu beſuchen; der alte Sergey, welcher ſeiner Nichte in ihren Freiſtunden die Merkwürdigkeiten von Paris zeigt, iſt ſoeben dorthin gefahren — haſt du Luſt, das tolle Treiben zu ſehen?"

„Gewiß, und heute Abend mehr als je, wenn Herr Stollberg uns nämlich begleiten will."

„Ich werde mir eine Ehre daraus machen."

„So gehen wir," ſagte der Onkel der Gräfin, „dein Wagen iſt unten."

VII.

Mabille war in diesen Tagen oder vielmehr in diesen Nächten eben so wenig mehr das alte Mabille, als Paris nicht mehr das alte Paris war. Was Musik und Beleuchtung, Blumenpracht und extravagante Tanztouren anbelangte, so hatte man das Uebermögliche gethan, um diese im Glanze von Tausenden buntfarbiger Lichter glänzenden Gänge, diese Ruheplätze mit schäumenden, in elektrischem Lichte strahlenden Fontänen, diese luftigen, mit den seltsamsten Pflanzen dekorirten Pavillons zu einem wahren Zauberpalast zu machen. Es war ein Anblick, wie eine der reichen Schlußdekorationen aus Cendrillon oder Biche au bois, und wenn die Grazien und Nymphen hier auch allerdings etwas mehr bekleidet waren, wie ihre Kolleginnen von der Oper, so hoben sie doch ihre Gewänder so ungenirt und trugen sie so locker und zum Herabgleiten eingerichtet, daß man immer in der Erwartung war, jetzt werde die Fee des vers luisants erscheinen, ihren Zauberstab schwingend, um Alles, was hier künstlich war, zur gewohnten Natürlichkeit zurückzuführen.

Und wie international war Mabille in diesen Tagen der

Weltausstellung geworden, ein vollständiges Maskenfest, ohne Maskenanzüge, wie verschwand der einfache schwarze Frack und der hohe Cylinder zwischen diesen buntfarbigen und so durchaus echten Trachten aus China, Japan, aus der Türkei, aus Tunis und Marokko. Was die Männer anbelangte, so sah man fast mehr bronzefarbene, dunkle, ja ganz schwarze Gesichter, als den weißen, europäischen Teint, denn auch von diesen Vergnügungen hatte sich der echte Pariser für jetzt zurückgezogen, und die Habitués von Mabille, der Chaumiere, der Closerie des Lilas und wie alle diese Wunderorte heißen mögen, vergnügten sich fern von der Weltstadt mit einem harmlosen Cancan im Kreise ländlicher Schönen.

Auch die sonstigen Herrscherinnen dieser Zaubergärten, die verschiedenen Königinnen, ja alle die bekannten und berüchtigten Namen, hielten es unter ihrer Würde, dort zu sein, und überließen ihr Reich jungem, bisher unbekanntem Nachwuchs zu einer unaussprechlichen nationalen Ausstellung.

Doch konnte man sich hier trotz alledem mit dem besten Anstande von der Welt sehen lassen und sich, wenn man sich zusammengefunden hätte, in einer ebenso vortrefflichen Gesellschaft befinden, als anderswo. Verschmähten es doch vornehme Damen aus guten Häusern nicht, sich wenigstens einmal in ihrem Leben Mabille anzusehen, und heute, wo der ungeheure Fremdenandrang ebenfalls ein starkes Kontingent dieser neugierigen Damen gestellt hatte, die leicht zu erkennen waren an ihrem scheuen schüchternen Wesen, sowie an der krampfhaften Art, mit der sie sich an ihre Begleiter anschlossen, waren die aus dem Demimonde, die Filles de marbre, und was noch tiefer rangirte, offenbar in der Minderzahl.

Die Gräfin Patatzky hatte einen leichten Mantel vom feinsten Wollenstoff über ihre Kleidung geworfen, sowie einen dünnen Schleier über Kopf und Pavoinik gelegt und schritt nun am Arm ihres jungen Freundes durch die taghellen Gänge des zauberisch erleuchteten Gartens. Der alte Herr hielt sich an ihrer andern Seite, und überall, wo sie erschien, erregte die schöne Gräfin das gerechteste Aufsehen. Damen blickten ihr nach, um sich darauf achselzuckend zu ihren Begleitern zu wenden, die ebenfalls dieser außerordentlichen Erscheinung mit großem Erstaunen, ja, mit Bewunderung nachsahen; junge elegante Herren stellten sich dicht an ihrem Wege auf, kräuselten ihre Schnurrbärte, brauchten ihre Lorgnetten und machten die süßesten Augen, die sie nur zu machen im Stande waren; auch hörte man hie und da die Worte flüstern: „Das ist die schöne Russin von der Weltausstellung — eine prächtige Erscheinung."

Bei solchen Aeußerungen konnte alsdann Herr Stollberg nicht umhin, die Gräfin lächelnd anzublicken, die aber einen solchen Blick heiter aushielt und höchstens erwiederte: „Wenn wir nicht vergeblich hieher gekommen sind, so werden Sie mir zugeben, daß die Aehnlichkeit zwischen uns Beiden wirklich außerordentlich ist. — Aber wie sind Sie auf einmal verändert, mein Freund, wie schauen Sie plötzlich mit dem Ausdruck des Schreckens nach jener Gruppe lustiger alter Herren, die gewiß doch kein Gegenstand des Schreckens sind. Sie scheinen sich in der That ganz vortrefflich zu amüsiren."

„A—h—h—h — ganz — vor—treff—lich."

„Sind es vielleicht Bekannte von Ihnen?"

„Wenn — Sie — er—lau—ben, — ja, gnädige Gräfin."

„Sie sind komisch, was soll ich hier zu erlauben haben? — Kommen Sie, wir wollen sie begrüßen.“

„Um Gottes willen nicht — nein, gewiß nicht — ich bitte inständig darum. Erlauben Sie mir zu bemerken,“ fuhr Herr Stollberg fort, nachdem er durch einen äußerst tiefen Athemzug die nöthige Fassung wieder gewonnen, „ja erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß diese drei lustigen alten Knaben nicht in der besten Gesellschaft zu sein scheinen.“

„Was wollen Sie,“ — erwiederte die schöne Frau leicht mit den Achseln zuckend, „hier in Mabile! Doch wenn es Ihnen recht ist, gehen wir vorüber. Mir scheint aber fast, daß Sie von Ihren Freunden schon bemerkt worden sind.“

Und so war es auch in der That. Der alte Brutzer blickte jetzt herüber, starr, weit aufgerissenen Auges, mit dem Ausdruck der Meduse, dann legte er die Hand auf Wiebrecht's Schulter und veranlaßte diesen durch einen gelinden Stoß, sich ebenfalls umzuwenden.

„Ja, man hat mich gesehen,“ stotterte Herr Stollberg, „und wenn Sie mir gestatten wollen, gnädige Gräfin, Sie später wiederzufinden, möchte ich denen dort wohl rasch einen guten Abend sagen.“

Er fürchtete sich in der That, so ohne Weiteres an den Dreien vorbei zu gehen, denn er kannte wohl die etwas barsche, rücksichtslose Art seines zukünftigen Schwiegervaters. Dieser hatte sich auch bereits erhoben und näherte sich mit raschen Schritten, wobei der Ausdruck seines ohnehin harten Gesichtes durchaus nichts Gewinnendes hatte; doch mochte es sein, daß ihm der vornehme Anstand des alten Herrn imponirte, oder auch vielleicht die außerordentliche Schönheit der Gräfin, genug,

er mäßigte seinen Schritt, ja er blieb an seinen Hut langend stehen, als er Herrn Stollberg allein auf sich zukommen sah. Die Gräfin hatte den Arm ihres Onkels ergriffen und rief ihm freundlich nach: „Auf Wiedersehen, lassen Sie nicht zu lange auf sich warten."

„Das ist wirklich ein merkwürdiges Zusammentreffen und ein sehr erfreuliches," sagte Herr Brutzer, wobei sich auf seinem Gesichte ein fein sollendes Lächeln zeigte, doch sah es mehr aus wie ein verdrießliches Grinsen. „Wie kommen Sie denn eigentlich hieher, wenn ich fragen darf?"

„Auf die einfachste Art von der Welt und wie andere Leute auch."

„Aber in der Gesellschaft!"

„Man kommt gewöhnlich hieher in Gesellschaft oder findet welche hier, ah, da ist ja auch Herr Wiebrecht und Herr Blume, darf ich wohl bitten, mich den beiden Damen vorzustellen?"

„Dat is eigentlich unnöthig, min Jung," rief lachend Herr Wiebrecht, „denn zuerst kennen wir diese Damen nicht genau, wissen auch nicht ihren Namen, auch kann ich nicht angeben, ob es denselben angenehm ist, hier neben uns noch weitere Bekanntschaften zu machen."

„He, Brutzer," rief der lustigere Blume, „es ist wohl der Mühe werth, dem jungen Manne da ein so finsteres Gesicht zu schneiden, wie Du thust; was ist weiter dabei, er wird sich zu Haus gelangweilt haben, nachdem sich deine Tochter zur Ruhe begeben, und er ist hieher nach Mabile gefahren, wie es Andere ebenfalls gemacht — verstanden?"

„Ja, aber Alles mit Unterschied. Wir kamen hieher, um

uns dieß tolle Getreibe aus der Ferne anzuſehen; was die Geſellſchaft da anbelangt, ſo hat ſie ſich ungerufen eingefunden."

„Ja, das war äußerſt komiſch," meinte Herr Blume, „doch laſſen Sie ſich nieder, lieber Stollberg. Die beiden Dinger da ſetzten ſich ohne Weiteres an unſern Tiſch, — nun du brauchſt nicht die Naſe hinauf zu ziehen, Wiebrecht, wenn ich ſie Dinger genannt, denn daß ſie kein weiteres Deutſch verſtehen, als die beiden ſchönen Worte, die ſie vorhin ſprachen, um uns ihre internationalen Sympathieen auszudrücken, darauf kannſt du dich verlaſſen. Denken Sie ſich nur, Stollberg, kaum an unſerem Tiſche ſitzend, ſagte die Eine mit dem freundlichſten Lächeln von der Welt: ‚Schafskop', worauf die Andere zur Antwort gab: ‚Ter Deibel'. Das hat mich ſo gerührt, daß ich ſie aufforderte, ein Glas Wein mit uns zu trinken. — Aber wer war denn Ihre Prinzeſſin, wenn ich fragen darf?"

„Ja, das zu erfahren, darauf warte ich auch ſchon mit Ungeduld," ſagte Herr Brutzer.

Nun müßte Herr Stollberg nicht der coulante Reiſende und gewandte Geſchäftsmann in jeder Richtung geweſen ſein, wenn er einen Augenblick gezaudert hätte, auf dieſe Frage zu antworten:

„Ja, wenn ich das nur ſelbſt wüßte! Es war eines der merkwürdigſten Zuſammentreffen. Ich fuhr in meinem beſcheidenen Einſpänner an, nicht bis dicht an das Thor, da dort eine elegante Equipage ſtand, ſpringe hinaus, um keine Zeit zu verlieren, und komme gerade in dem Augenblick an die Thür jener Equipage, wo die Dame, im Begriff auszuſteigen, mit einem Schrei gegen mich ſtürzt, da die unruhig gewordenen

Pferde plötzlich anzogen, ihr Esel von Bedienter gab nicht Achtung, und so fing ich sie in meinen Armen auf."

„Nicht übel," meinte Herr Wiebrecht, „ich habe das Gleiche schon irgendwo gelesen."

„Und ich muß gestehen, daß ich durchaus nicht unglücklich war, es zu erleben — wahrhaftig, es dauerte eine halbe Minute, ehe die Dame in meinem Arme sich von ihrem Schrecken erholte; daß sich ihr Begleiter, ein ältlicher, sehr vornehmer Herr, auf's Verbindlichste bedankte und mich ersuchte, in ihrer Gesellschaft zu bleiben, ist doch sehr natürlich."

„Was macht denn Thusnelde zu Haus?" fragte Herr Brutzer, immer noch finsteren Blickes, in einer sehr begreiflichen Ideen-Verbindung.

„Und die gute Schnecke," lachte Herr Blume. „Ist sie in ihr Haus gekrochen?"

Diese beiden Fragen waren nun sehr leicht und auch wieder sehr schwer zu beantworten, weßhalb sich Herr Stollberg mit einigen allgemeinen Redensarten half, die nicht zu weit von der Wahrheit abwichen; er sprach den Glauben aus, Thusnelde schlafe sanft und ruhig, und was Herrn Schnecke anbetraf, so hoffte er von diesem Ehrenmann, daß dessen Schlummer nicht allzu unruhig sein möge und auch nicht belästigt durch böse Träume.

„Und nun," fuhr er in kordialem Tone fort, indem er die herabhängende Hand des Herrn Brutzer ergriff und sie kräftig schüttelte, „hoffe ich, daß unser Abenteuer von heute Abend ganz unter uns bleiben und daß morgen weder ein Gerede noch ein Gewinke darüber stattfinden möge."

Der alte Brutzer schaute drein, als beiße er auf eine herbe

Pflaume, er ärgerte ſich darüber, daß es doch nicht gut anging, dieſe Geſchichte ſeiner Tochter mitzutheilen, denn wenn Thusnelden auch der Verlobte als größter Sünder erſchienen wäre, ſo hätte ſie es doch achſelzuckend noch viel weniger begriffen, daß drei ältere Herren, deren Verſtand doch hätte entwickelt ſein können — die verpflichtet wären, ein gutes Beiſpiel zu geben — die beſſer in der Kirche oder in ihrem Bette, als an ſolchen Orten anzutreffen wären — die ſich vor der Jugend und vor ſich ſelbſt ſchämen ſollten — die mit grauem Haar und grauem Herzen komiſch erſcheinen würden, wenn ſie nicht geradezu widerlich wären, die — die — die —

„Nein, nein," dachte Herr Brutzer, „es iſt ſchon beſſer, wenn ich mir bei ihr nicht das Maul verbrenne und wenn ich dieſe Geſchichte für mich behalte, um meinen theuren Schwiegerſohn vorkommenden Falles damit ängſtigen zu können. Machen wir lieber gute Miene zum böſen Spiel." Und das that er denn auch, wobei er aber ein Geſicht machte, als habe er nicht nur die harte Pflaume verſchluckt, ſondern als habe er dabei auch noch mit dem hohlſten ſeiner Zähne auf den harten Pflaumenkern gebiſſen, was keine ganz angenehme Empfindung ſein ſoll.

Aber trotz alledem und alledem ſchüttelte man ſich nun auf's Freundſchaftlichſte die Hände, that einen Trunk zuſammen und rauchte die Friedenspfeife in Geſtalt einer Upmann, welche Herr Wiebrecht offerirte, während Herr Blume die ſtummen Franzöſinnen dadurch wieder etwas aufzumuntern verſuchte, daß er auf Herrn Stollberg zeigend, ſagte: „Ter Deibel" und „Schafskop", indem er auf ſeinen Freund Brutzer wies.

Wie raſch fliegt doch die Zeit vorbei, ſelbſt in Mabile

bei ungenügender Gesellschaft! Als Herr Stollberg nach einiger Zeit seine Uhr zu Rathe zog, sah er zu seinem Schrecken, daß er eine starke halbe Stunde unnütz verplaudert, und that das Beste, was er in so bedrängter Lage thun konnte, er griff heimlich nach seinem Hute, nahm mit einem raschen Ruck seinen Sommerpaletot an sich und stürzte davon, ohne sich auf Entschuldigungen, Fragen und Abschiedsworte einzulassen.

So glücklich aus der Gesichtsweite gekommen, durchstrich er nun rasch die belebtesten Gänge des Gartens, auf's Schärfste nach rechts und nach links vor- und rückwärts ausspähend — nirgends eine Spur von der Gräfin Patatzky.

„So wollte ich doch, daß diese drei alten Narren beim Teufel wären, wenigstens zu Hause geblieben und in ihren Betten lägen, statt mich hier zu stören, was soll man von mir denken? Komme zu spät zu einem der vortrefflichsten Diners in der Maison dorée und lasse hier eine so schöne liebenswürdige Frau stehen, gerade als das Abenteuer anfängt, pikant zu werden — o Fesseln — Fesseln — Fesseln. Ja, es wäre mir jetzt gleichgültig, wenn die Schnecke, statt leise zu seufzen, irgend etwas Sächsisches hinausbrüllte oder wenn sie anstatt zu pfeifen: ‚Ach wenn du wärst mein eigen', den lieben Augustin sänge, den Thusnelde nicht leiden kann und daß dadurch Alles an den Tag oder vielmehr an die Nacht käme. Wie kann man so ein Pechvogel — —"

Rasch verschluckte er das letzte Wort mit einem fast hörbaren Aufschlagen seiner Zähne, denn er war über einen Gegenstand gestolpert und zwar über einen sehr unscheinbaren Spazierstock, den er ungenirt aufhob und dabei wild um sich

zwiſchen fünf und ſechs, von denen begreiflicherweiſe die an den beiden Enden förmlich rechts und links überhingen; ich habe den Zagal hier nicht mitgerechnet, denn dieſer arme Teufel hatte ſeinen Platz bald auf dem Trittbrett, bald auf der Straße und bald in der Luft, denn er brachte wenigſtens ein Viertheil des Wegs mit Auf- und Abſpringen zu. Der Mayoral dagegen war eine dicke Standesperſon, die gravitätiſch ſitzen blieb, in brauner Jacke, rother Mütze, ein Tuch um den Hals geſchlungen und um die Schultern die vielfarbige ſpaniſche Decke, welche die Stelle des Mantels vertritt.

So rollten wir dahin in dicken Staubwolken, die man mehr fühlte als ſah, über uns den wunderbar klaren ſüdlichen Himmel mit funkelnden Sternen; aber unſer Coupé zu drei Perſonen war eine vollſtändige Marterkammer, dazu die fürchterlichen Stöße des Wagens, das ewige Geſchrei des Zagals, hinter uns aus dem Interieur die Düfte verſchiedener Zwiebelſorten, von vorn der ſchlechte Geruch der Papiercigarren unſerer ſechs Außenpaſſagiere; es war in der That eine unerquickliche Nacht, und wenn ich, was jeden Augenblick geſchah, aus einem leichten Halbſchlummer aufgeſchreckt wurde, ſo hörte ich, wie Horſchelt in der andern Ecke traurige Betrachtungen anſtellte über die Luſt des Reiſens im allgemeinen, ſowie über den Unterſchied zwiſchen einem deutſchen Bett und einem ſpaniſchen Eilwagen.

Man kann gerade nicht ſagen, daß die Straße durchgängig ſchlecht geweſen ſei, nur in der Nähe der Dörfer fanden ſich immer verdrießliche Stellen, wo man jeden Augenblick befürchtete, hier müſſe der ſchwere Wagen nothwendig ſtecken bleiben; am unangenehmſten jedoch waren kleinere und größere Flüſſe und Bäche, die wir zu paſſiren hatten, denn hier fehlten regelmäßig die Brücken, d. h. wir ſahen rieſenhafte Trümmer derſelben hoch neben uns emporragen, während wir tief unten durch eine Furt das Waſſer paſſirten. Bei dieſen Veranlaſſungen zeigte ſich übrigens der Zagal in ſeiner ganzen Größe. Sowie wir zum Flußufer

her ſchaute, ob Niemand da ſei, der ſich zu dieſem Stock zu bekennen Luſt hätte. —

Wie ungerecht iſt der Menſch oft gegen das Schickſal, welches ihm häufig freundlich zulächelt, während er es am Allerwenigſten erwartet. Ja, es fand ſich Jemand, der dieſen Stock verloren hatte und der nun aus einem Nebenwege raſch auf ihn zutretend vor ihm ſtehen blieb. Ein alter, ihm unbekannter Herr, der aber die Gräfin Patatzky am Arme führte.

„Ah," ſagte der alte Herr in einem ſehr guten Franzöſiſch, „Sie waren ſo freundlich, meinen Stock aufzuheben."

„Gott ſei es gedankt, ja, mein Herr, und bin dabei ſo glücklich, Ihre liebenswürdige und verehrte Begleiterin wiedergefunden zu haben. Verzeihen Sie, gnädige Gräfin, es war mir nicht möglich, früher abzukommen."

Die Dame that einen Schritt zurück und blickte ihn, wenn auch nicht gerade unfreundlich, doch mit einigem Befremden an.

„Sie zürnen mir und ich verdiene es — —"

Noch größeres Erſtaunen, wenn ſich auch ein leichtes Lächeln um die Lippen der Gräfin Patatzky zeigte.

— — — — Ja, es war die Gräfin Patatzky, darüber konnte unmöglich ein Zweifel ſein, ihr ſchönes ſtolzes Geſicht, daſſelbe Kleid, die Sarafane von gleicher Farbe, das Pavoinik über der Stirn, nur hatte ſie den Schleier abgelegt und [illegible]g den Mantel über den linken Arm gehängt.

„Könnte ich es Ihnen nur ſagen," fuhr er fort, „wie mir jede Minute, ſeit ich Sie verlaſſen, zu einer Ewigkeit geworden iſt!"

Der alte Herr lächelte ſo eigenthümlich, und Herr Stoll-

berg prallte vor Schrecken beinahe zurück, als nun die Dame ihre Lippen öffnete, als sie ihm sagte: „Ich verstehe in der That Ihr Erstaunen nicht," und als er nun aus dem tiefern Klang ihrer Stimme, ja aus einem ganz andern Verziehen ihres Mundes, dann auch durch einen Blick, der so gar nicht der Gräfin Patatzky eigen war, einsah, daß er vor ihrer Doppelgängerin stand.

„So ist es also wahr," rief er bestürzt aus, „daß ich mich getäuscht, so gibt es also wirklich eine so über alle Beschreibung fabelhafte Aehnlichkeit! Verzeihen Sie mir und gestatten, daß ich die Gräfin aufsuche, die mich gewiß noch hier im Garten erwartet."

„Wir können Sie von dem Versuche, die Gräfin Patatzky zu finden, allerdings nicht zurückhalten," erwiederte der alte Herr, „doch erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß die Gräfin den Garten bereits verlassen hat — wir selbst, meine Nichte und ich, waren so glücklich, sie an ihren Wagen begleiten zu dürfen."

„Ah — und ich mußte mich während diesem interessanten Beisammensein ganz wo anders befinden, hol' der Henker alle Rücksichten!"

„Sie scheinen verstimmt," fuhr der Andere in gutmüthigem Tone fort, „ich bin aber so glücklich, Ihnen sagen zu können, daß es die verehrte Gräfin Patatzky außerordentlich bedauerte, Sie heute Abend nicht mehr gesehen zu haben — es ist doch Herr Stollberg, mit dem ich zu reden die Ehre habe? — Nun, wie mich das freut; die verehrte Gräfin und auch deren Herr Onkel, Fürst Stanislaus, sprachen mit der größten Hochachtung von Ihnen, ja mit mehr, mit warmer Freundschaft. — Dieser

Herr ist Herr Stollberg," wandte er sich hierauf an seine Nichte, „von dem wir in der That so viel Angenehmes und Schönes erfuhren, der vor längerer Zeit selbst einen ernsten Konflikt mit der deutschen Polizei nicht scheute, um einen theuern Anverwandten der Gräfin aus Verlegenheiten zu reißen. — Und wie dankbar sie Ihnen dafür heute noch ist!"

Herr Stollberg verbeugte sich geschmeichelt vor dem alten Herrn, der auch ihm nicht mehr unbekannt war. — „Ich habe doch das Vergnügen, mit Herrn Sergey Pawlowsky zu sprechen?"

„Mit dem unbedeutenden Sergey, mein verehrter Herr, der sich durch Ihren Besuch draußen in der Ausstellung geschmeichelt fühlen wird, und wie schon gesagt, dieß ist meine Nichte Alexejewna, der es ebenfalls Vergnügen machen wird, Sie draußen bei uns zu sehen."

„Wird es das in der That, mein Fräulein?" fragte Herr Stollberg, und als ihn das schöne Mädchen hierauf mit ihrem glänzenden warmen Blicke so freundlich anschaute, wobei ihre allerliebsten weißen Zähne so einladend zwischen den feinen Lippen hervorschimmerten, da konnte er nicht anders, als sich gestehen, daß der eigenthümliche pikante Zug um ihren Mund, wenn sie sprach, und der ganz eigene Ausdruck ihrer Augen, wenn sie Jemand voll anschaute, Vorzüge seien, die sie vor der hochverehrten Gräfin Patatzky voraus habe.

„Wenn Sie nicht zu sehr pressirt sind," sagte der freundliche alte Herr, „so spazieren wir noch ein wenig in den prächtig beleuchteten Gängen umher." Damit trat er höflich von der Seite seiner Nichte zurück, welche ohne Ziererei den Arm des jungen Mannes nahm.

Während sie so durch den Garten gingen, konnte sich Herr Stollberg nicht enthalten, zuweilen forschende Blicke über das Gesicht seiner schönen Begleiterin streifen zu lassen, sowie über ihre feine und doch so volle Gestalt. Ja, die Aehnlichkeit mit der Gräfin war über alle Beschreibung auffallend, und doch hatte die Nichte des alten Sergey neben andern Vorzügen auch den, daß sie um einige Jahre jünger schien, als die Gräfin Patatzky, daß sie heiterer war als jene, zuthunlicher, schmiegsamer. — Hatte er doch noch vor einer Stunde jene vornehme Dame geführt und sich dabei des Gefühls nicht erwehren können, als befände sich trotz alledem zwischen ihm und ihr etwas wie eine unsichtbare Scheidewand, während zwischen der runden weichen Schulter der schönen Nichte des alten Sergey durchaus nichts dergleichen zu spüren war, und sie sich rückhaltlos seiner Führung hingab, besonders wenn sie, wie sie oft zu thun pflegte, über etwas laut und herzlich lachte.

Aber die eilende Zeit — die eilende Zeit. Rast sie doch mit gleicher Schnelligkeit durch unsere traurigen, wie durch unsere glücklichen Stunden, wenn wir gleich, was die erstern anbelangt, so oft geneigt sind, fälschlicherweise über ihre Langsamkeit zu klagen.

Herr Sergey Pawlowsky blickte auf seine Uhr und meinte, jetzt sei es Zeit, nach Hause zurückzukehren. „Wir haben bis zur Rue Grenelle noch einen weiten Weg und wollen auch Sie nicht länger von Ihrer Nachtruhe abhalten."

Wenn Herr Stollberg an seine Nachtruhe dachte, so zog ein unangenehmes Frösteln über seinen Rücken hinauf bis zu seinem Kopfe, wo es eine gelinde haaraufsträubende Wirkung ausübte. Doch — doch — vogue la galère, dachte er im

nächsten Augenblicke, entweder Alles geht gut oder — Alles ist verloren, um — Alles wieder zu gewinnen. Deßhalb war er auch sehr zufrieden, als man vor Mabile nur einen einzigen Wagen antraf und zwar eines von den Coupés mit zwei Sitzen im Fond und einem kleinen unbedeutenden Bänkchen an der Rückwand. Die Dame stieg natürlicherweise zuerst ein, dann folgte Herr Stollberg auf des Andern Nöthigung, setzte sich aber als höflicher Mann Sergey's schöner Nichte gegenüber auf das niedere Bänkchen, von dem ihn keine Macht der Welt, wie er behauptete, wegbringen würde.

So fuhr man dahin, spät in dunkler Nacht, mit einem schläfrigen Kutscher und einem müden Pferde, langsam, sehr langsam, erreichte aber doch die Rue Grenelle, wie Herr Stollberg fand, mit einer überraschenden Schnelligkeit. Ein süßer, warmer, wonniger Traum, den er bis dahin geträumt, zerriß mit einem Male, und als er nun nach einem sehr animirten Abschiede sowohl von dem alten Sergey als dessen reizender Nichte allein in seinem Wagen saß, fröstelte es ihn innerlich trotz seines Sommerpaletots und der Sommernacht.

Ja, so eine Sommernacht, wenn wir sie uns körperhaft denken könnten und wenn sie erzählen dürfte, was sie Alles zudeckt mit ihren langen dunkeln Schleiern, wenn sie berichten könnte von dem Eindrucke, den die schöne Alexejewna auf das empfängliche Herz des Herrn Stollberg gemacht, und ebenfalls von dem Wohlwollen dieses schönen Mädchens für den hübschen, unternehmenden jungen Mann, der ihr in dem engen Wagen so dicht gegenüber gesessen.

Wenn die Nacht ferner uns erzählen wollte, wie die drei alten Herren unserer Reisegesellschaft auf einem großen Umweg

nach Hause gekommen und wie sie darauf, im Hotel Bergère angelangt, die schmale steile Treppe ebenso behutsam hinaufschlichen, als sie sie hinabgestiegen waren, wie sie dann das Licht so tief herabgebrannt fanden, daß es gerade in dem Augenblick, wo sie ins Zimmer traten, knisternd erlosch, und wie das Herr Brutzer, der etwas abergläubisch war, für eine böse Vorbedeutung nahm und sich bedenklich am Kopfe kratzte, während er dem Zimmer seiner Tochter zuging.

Ehe wir aber den vorsichtigen Eintritt des Herrn Brutzer bei seiner Tochter zu schildern versuchen — er hatte seine Schuhe ausgezogen und schlich auf den Strümpfen — wollen wir die ewige finstereinherwandelnde Nacht bitten, uns auf alle Gefahr hin in das Geheimniß einer kürzlich entschwundenen Stunde einzuweihen.

Nachdem sich Thusnelde in dieser denkwürdigen Nacht zur Ruhe begeben, mit dem festen Vorsatze, sich sogleich in die umschlingenden Arme jenes süßen Jünglings, Schlaf genannt, zu stürzen, fand es sich, daß dieser süße Jüngling nicht sogleich Lust verspürte, das ältliche Mädchen an sein warmes Herz zu drücken, er entfloh neckisch, so oft sie mit sehnsüchtigem Blick und einem warmen Gefühl im Busen ihn festzuhalten strebte, ja, er entschwand, ohne ihrem heißen Flehen: „Komm', Geliebter meiner Seele!" die kleinste Aufmerksamkeit zu schenken.

Da fuhr sie mitten in diesen hastigen Bemühungen rasch empor und setzte sich aufrecht in ihrem Bette hin, die spitze Nase scharf und drohend unter der weißen Nachtmütze hervorschauend — was war das? hatte sie nicht in dem Alkoven nebenan ein Geräusch gehört wie von einer Thür, die behutsam geschlossen wurde?

Ja, sie hatte sich nicht geirrt — doch vernahm sie jetzt zu ihrer Beruhigung, daß ihr Verlobter wahrscheinlich seinen Kleiderschrank geöffnet und nun ebenfalls Anstalten machte, sein Lager zu suchen. Er trank ein Glas Wasser, wie er zu thun pflegte, wobei er heute besonders laut mit der Flasche klapperte. Er seufzte etwas Weniges, ja sie vernahm jetzt, wie er in zarten Tönen die Weise pfiff: „Ach, wenn du wärst mein eigen!"

Ob das nun gerade schlafbringend ist, wenn der Geliebte nur durch eine leichte Bretterwand von uns getrennt die Melodie pfeift: „Ach, wenn du wärst mein eigen," sind wir nicht im Stande genau anzugeben, so viel aber stand fest, daß es auf Thusnelde die entgegengesetzte Wirkung ausübte — ach, wenn du wärst mein eigen! — Sie suchte vergeblich einzuschlafen, bald auf die rechte, bald auf die linke Seite. Sie brachte sich in eine anmuthige Lage, indem sie einen Arm unter ihr Haupt legte — ein Bild für Götter — wieder vergebens. Sie dachte an Frohes, um dadurch in heitere Zukunftsbilder hinüber zu schlummern, umsonst — sie dachte an die Möglichkeit, daß ein düsteres, finsteres Geschick sie an Stollberg's Seite doch noch erwarten könnte, sie schauderte und suchte nun, sich fröstelnd in ihre Decke wickelnd, zur Revanche abermals jenen andern schönen Jüngling, der sie hartnäckig vermied.

So reihten sich Viertelstunden an Viertelstunden, und es wurde eine Stundenkette daraus, die, je länger sie sich bildete, um so schwerer auf ihrem Herzen lastete. — Und wo blieb ihr Vater? Trotz ihrer kindlichen Liebe zu demselben mußte sie es doch für eine unverantwortliche, empörende Takt- und Rücksichtslosigkeit halten, daß er da ganze Nächte lang beim Spiel auf

war, während sie sich schlummerlos auf ihrem Lager wälzte. — Pfui über die Männer im Allgemeinen, über dieses rohe egoistische Geschlecht, ihre Spielvergnügungen, ihre Wirthshausfreuden, über ihre unbegreifliche Verblendung, lieber in Wein- und Tabaksdunst zu athmen, als in der reinen Nähe zärtlicher fühlender Engel. — Pfui über sie!

— — — — Sie entzündete ein Schwefelhölzchen und sah, daß es halb zwei Uhr war. „Nein — was zu arg ist, das ist zu arg. Es ist gewiß nicht meine Art, andern Leuten ihre Freude zu verderben, aber wenn diese Freude so schonungslos in unser Leben greift, uns um den süßen Schlummer der Nacht bringt, da müßte man ein doppelter Engel sein, um nicht die Geduld zu verlieren, und ich bin kein doppelter Engel, nein, gewiß und wahrhaftig nicht. Alles muß ein Ende haben." Sie richtete sich rasch auf ihrem Lager in die Höhe, sie rutschte von demselben herab in die bereit stehenden Pantoffeln, sie bekleidete nothdürftig ihre untere Hälfte und hüllte ihre obere in einen alten Shawl ein, dann ergriff sie ihr Nachtlicht und schritt langsam und vorsichtig in den Gang hinaus, eine unheimliche Nachtwandlerin, gespensterhaft anzusehen, mit ihren weit offenen, grauen, vor Aufregung unheimlich glänzenden Augen, der spitzen Nase und der drohend emporstehenden Nachthaubengarnitur. Sie glitt unhörbar dahin bis zum Zimmer des Herrn Blume, um die Whist-Partie mit einigen passenden Worten zu beendigen.

Sie klopfte zu dem Ende leise an die Thür — keine Antwort — sie klopfte stärker — ohne Erfolg, — sie beugte sich nieder, um durch das erleuchtete Schlüsselloch zu sehen — und was sie dort sah, ließ ihr Blut erstarren, ließ das Nachtlicht

in ihrer bebenden Hand erzittern: auf dem Tiſche ſtand eine Waſchſchüſſel und in dieſer Waſchſchüſſel ein einſames, melancholiſch tief herabgebranntes Licht — was hatte das zu bedeuten? — — Sie legte ihr Ohr an's Schlüſſelloch, Todtenſtille in dem Zimmer. — Gerechter Gott, wenn den drei alten Herren vielleicht zu gleicher Zeit ein Unglück geſchehen wäre! Sie dachte an Schlaganfälle, welche häufig eintreten ſollen bei langen Sitzungen nach eingenommenen guten Diners, vielleicht war auch Gas entſtrömt und hatte ſie betäubt. — Welch gräßliches Bild malte ihr erregtes Blut, alle drei rückwärts über ihren Stühlen hängend, vielleicht die Hände in einander geſchlungen zum letzten krampfhaften Abſchied. Fürchterlich!

Sie verſuchte jetzt die Thür zu öffnen — unmöglich — ſie ſtand einen Augenblick rathlos da, dann ſchlich ſie in ihr Zimmer zurück und hatte über das, was jetzt zu thun ſei, den richtigſten Gedanken erfaßt — ihren Verlobten zu wecken und gemeinſam mit ihm die nöthigen Schritte zu thun. Mochte die Welt darüber denken, was ſie wollte — und die Welt? was war ihr die Welt, es gab keine, die ſie zu fürchten hatte, ſie befand ſich ja in tiefer verſchwiegener Nacht, allein mit ihm. Wir wollen aber auch nicht leugnen, daß ſie zögernd gegen den Alkoven ſchritt, zögernd den Riegel zurückſchob — ein tiefes, regelmäßiges Schnarchen tönte ihr entgegen, eine Muſik, der man eine gewiſſe Aehnlichkeit mit den Verſuchen, recht harte Hölzer durchzuſägen, nicht abſprechen konnte. Wie er ſo ſüß ſchlummerte in der Schuldloſigkeit ſeines unbefangenen Gemüthes!

Sie ſchlich ſich näher.

Und wie ihn ſo plötzlich der Schlaf überraſcht haben

mochte, war doch sein Bein und Fuß noch bekleidet, letzterer mit einem Pantoffel, der auf der Spitze der großen Zehe balancirte. Und wie unbequem er lag! Als Thusnelde nun mit hoch erhobenem Lichte neben dem Bette stand, um den Schläfer sanft zu erwecken, nachdem sie ihn einen Augenblick liebend betrachtet, was übrigens einige Schwierigkeit hatte, da sein Gesicht der Wand zugekehrt war — ja wie sie so dastand, mit der linken Hand den Shawl fest zusammenziehend, da bot sie mit ihm ein Bild wie Amor und Psyche, freilich in etwas anderer Art, doch blieb die Situation beinahe die gleiche, nur sollte ihre Auflösung minder tragisch sein.

Das bebende Mädchen berührte mit der Hand leicht die Schulter des Schlafenden, o so leicht nur, daß es unbegreiflich erschien, wie er davon erwachen konnte, hastig auf- und herumfahren. — —

„Gott schütze mich in Gnaden! was ist das?"

„Ja, sä—ä—hen Sie, was ist denn das? Bin ich denn in meinem Zimmer oder in dem Ihrigen, oder sind Sie im Zimmer des Herrn Stollberg?"

Daß sie auf diese Frage keine Antwort zu geben vermochte, finden wir eben so begreiflich, als daß sie ihren Nachtleuchter behutsam auf das Tischchen neben dem Bette setzte und dann das Beste that, was sie thun konnte, nämlich plötzlich in Ohnmacht fallen.

Ja, sie fiel in die Arme des erschrockenen Sachsen, dem es dadurch unmöglich gemacht wurde, sein Lager zu verlassen, und der sich darum halb sitzend, halb gegen die Wand gedrückt, Thusnelde an seinem Busen, in einer peinlichen Situation befand.

in ſcharfem Trab hinabfuhren, verſchwand er plötzlich von ſeinem Sitz, und wenn unten die Maulthiere einen Augenblick zauderten, in das Waſſer hineinzuſetzen, richtete er eine Unzahl Prügel auf die armen Thiere, ſo daß ſie in großen Sätzen durch die Furt eilten, wobei das Waſſer an den Wagenfenſtern emporſpritzte und dieſer verdächtig hin- und herſchwankte. Freund Zagal hing jetzt wie eine Katze irgendwo am Wagen feſt, um, ſowie wir das gegenſeitige ziemlich ſteile Ufer erreichten, zur höchſt unangenehmen Ueberraſchung der Maulthiere gleich wieder bei der Hand zu ſein.

Gegen vier Uhr Morgens ſpannten wir in einem elenden Dorfe um, wickelten uns feſter in unſere Mäntel, denn obgleich es den erſten Theil der Nacht — es war vom ſiebenten auf den achten Dezember — ziemlich warm geweſen, kam doch jetzt von den Gebirgen her eine ſcharfe Morgenluft, die uns bei der ſchlechten Beſchaffenheit der Wagenfenſter froſtig durchdrang. Auch wurde es ſo dunkel, daß man vom Weg und der Gegend nichts mehr ſehen konnte. Um ſechs Uhr kamen wir in die Berge hinein, und da es auf und ab beſtändig in ſcharfem Trab oder Galopp ging, ſo waren die Bewegungen des Wagens noch unangenehmer, das Geſchrei des Zagal noch heftiger als früher. Es iſt eigenthümlich, daß bei den ſpaniſchen Poſten der Mayoral und Zagal nicht auf jeder Station gewechſelt werden, ſondern daß dieſelben ſelbſt während einer ganzen Reiſe, wenn ſie auch vierundzwanzig Stunden dauert, den Wagen begleiten, ja in Barcelona zeigte man uns einen Poſtillon, der ſchon mehreremale die ganze Reiſe nach Madrid und zurück, beſtändig auf dem Vorderpferd reitend, vier Tage und vier Nächte gemacht.

Nach unſerer nächtlichen Fahrt kam der Morgen prachtvoll herauf. Im Oſten erſchien der Himmel glühend roth angeſtrahlt, und ehe die Sonne erſchien, goſſen ihre Strahlen über die bisher dunkle Luft einen glänzenden violetten Schimmer, der ſich rings am Horizont zu einem matten gelben Lichtſtreifen verdichtete. Als es ſo hell geworden war, daß wir die Gegenſtände rings herum

„Ach hören Sie doch, mein theures Fräulein, und sagen Sie mir, ob irgend ein Unglück passirt ist? — — Aber begreiflicherweise müssen Sie zuerst wieder zu sich selber kommen — bitte, kommen Sie zu sich selber!“ — Da aber diese Bitten lange nicht fruchten wollten, so griff er zu einem verzweifelten Mittel und goß der Ohnmächtigen den Rest des Wasserglases ins Gesicht, was auch eine augenblickliche Wirkung hervorbrachte.

„O Barbar,“ stöhnte sie — „Barbar, den ich liebte, der mich verlassen, der einem Anderen auf die schnödeste Art den Platz zunächst meinem Herzen überlassen. O Herr Schnecke, wenn Sie wüßten, wie grenzenlos, wie glühend ich ihn hasse, wie ich fühle, daß Alles zwischen uns Beiden zu Ende ist, Alles — Alles — Alles!“

Dieß war der große Augenblick, in welchem Herr Brutzer nach Hause gekommen, auf den Zehen schleichend sein Zimmer erreicht hatte und gleich darauf vor einer Gruppe stand, die ihm so überraschend erschien, daß er sich selbst heftig am Ohre riß, um aus seinem bösen Traume zu erwachen; doch er erwachte nicht, vielmehr sah er, wie sich die Gruppe auflöste, wie darauf Herr Schnecke mit verlegenem Gesichte vor ihm stand und wie seine Tochter Thusnelde ihm mit dem Ausrufe zu Füßen stürzte — ich bin schuldlos hineingerissen worden, mein Vater!

VIII.

Am andern Morgen war die Sonne aufgegangen in glänzender Klarheit, leuchtend über Gute und Böse, wie sie gewöhnlich zu thun pflegt, hatte auch schon ein gutes Stück ihres Morgenspazierganges vollbracht, bis der geschäftige Zimmerkellner des Hotel Bergère in dem hübschen, reich mit Blumen besetzten Hofe den Kaffeetisch richtete für unsere Reisegesellschaft. Sie kamen auch Alle. Es war Keiner verloren gegangen. Sie boten sich gegenseitig einen freundlichen guten Morgen, und auf die Frage, wie man geschlafen, antworteten Alle: So vortrefflich als möglich! Unter dem Tische stieß Blume leise den Wiebrecht an und dieser den Brutzer, als wollte er sagen: das ist gut gegangen, unser Renommee ist gerettet, doch fuhr Herr Brutzer mit seiner Hand an die Wange, wobei er vorgab, ein kleines Reißen im Zahn zu verspüren.

Etwas eigenthümlich benahm sich Herr Schnecke. Ganz gegen seine Gewohnheit gerieth er häufig in Verwirrung, ja, er erröthete sogar einmal und zwar ohne alle Ursache, als der Kellner Thusnelden weiche Eier servirte und Herr Wiebrecht sagte: „Sie sind ganz vortrefflich, wenn man sich eine Erkäl-

tung zugezogen." Auch ſaß Herr Schnecke häufig mit niedergeſchlagenen Augen da, und wenn er alsdann aufſchauend den Blicken Thusneldens begegnete, ſo ſeufzte er ein wenig und ſpitzte den Mund, ſo daß man hätte glauben können, er wolle pfeifen. Am unbefangenſten war Herr Stollberg, der, ſich des herrlichen Abenteuers ohne Entdeckung freuend, ſeine Frechheit ſo weit trieb, daß er behauptete, lange nicht ſo gut geſchlafen zu haben, wie heute Nacht, und als ein verabſcheuungswürdiges, heuchleriſches Krokodil, ſo dachte Thusnelde, hinzuſetzte: „Es thut Einem in dem Paris doch hie und da recht wohl, wenn man früh zu Bette geht."

„Ja, der Schlaf vor Mitternacht, nicht wahr, Wiebrecht?" ſagte Blume.

„Ungeheuer, die ihr Alle ſeid," murmelte Thusnelde; „nur du nicht, ſanfte gefühlvolle Schnecke."

Darauf fuhren ſie miteinander in die Weltausſtellung, und da, als ſie dort in dem Park angekommen, Thusnelde den Arm des höflichen Sachſen annahm, konnte ſich Herr Stollberg nicht enthalten, dieſem dafür ungeſehen dankend die Hand zu drücken.

„Jetzt will ich euch was ſagen," ſprach Wiebrecht, „ich muß geſtehen, daß ich heute wahrhaftig keine Luſt habe, mich wieder in das Labyrinth da drinnen zu ſtürzen, wo ich vor lauter Gewühl, vor lauter Glanz und Farbe Kopfweh kriege; ich werde hier gemüthlich im Park herumbummeln, und mir alsdann die intereſſante Reſtaurations-Ausſtellung gründlich betrachten."

„Perſönliche Freiheit vor Allem," meinte Herr Brutzer,

„jeder thue, was er nicht laſſen kann und um zwei Uhr finden wir uns wie gewöhnlich beim Dreher zum Frühſtück ein.“

„Darin wäre ich heute anderer Anſicht,“ warf Herr Blume ein, „man muß auch darin nicht einſeitig ſein, ich wäre für eine Abwechslung und dächte, wir gehen auch einmal in die preußiſche Reſtauration.“

Bei dieſem Vorſchlage traf aber der patriotiſche Berliner auf entſchiedene Oppoſition, indem ſämmtliche Herren behaupteten, noch nie einen Gaſt im preußiſchen Café geſehen zu haben, woraus man deutlich abnehmen könne, daß etwas faul ſei dort im Staate Dänemark.

„Aber wißt ihr was,“ rief Herr Wiebrecht, „um dem guten Blume einen Gefallen zu thun, können wir ja in der Bekanntſchaft und Verwandtſchaft bleiben und uns in Rußland zuſammenfinden. Es gibt da vortrefflichen Kaviar, wie ich aus Erfahrung weiß, und heute ſoll auch wieder die auffallend ſchöne Comptoir-Dame an ihrem Platze ſein, die ich ſchon mehrere Mal vergeblich geſucht.“

„Gut denn, finden wir uns um zwei Uhr in Rußland ein.“

Thusnelde ging mit Herrn Schnecke, und Stollberg trottelte nebenher, bald nach rechts abſchweifend, bald nach links, bald auch zurückbleibend; ſo unbefangen er auch war und ſo ſehr ihm auch ſeine geſtrigen kleinen Ausſchweifungen gelungen erſchienen, ſo fiel es ihm dennoch auf, daß Thusnelde heute ſo gar nicht nach ihm umſah, wie ſie ſonſt zu thun pflegte, oder ihn jeden Augenblick zur Bewunderung dieſes oder jenes ihm höchſt gleichgültigen Gegenſtandes aufforderte und oft ſogar mit ſehr gebieteriſchen Worten, was ihm ſtets einen moraliſchen

Riß verursacht hatte, wie dem Jagdhund einen körperlichen beim Anziehen der Korallenschnur. — — Ja, er hätte seine Verlobte und Schnecke heute hundertmal verlieren können, ohne sich irgend welche Mühe zu geben; da er aber vor der Hand keine Privatzwecke zu verfolgen hatte, so schritt er nebenher, hie und da ein Wort einwerfend und mit Aufmerksamkeit Dieß und Das betrachtend, was die Beiden ansahen, wobei es ihm nicht einmal auffiel, daß sich Thusnelde fast ausschließlich zwischen weißen und baumwollenen Waaren bewegte. Doch war hier Herr Schnecke an seinem Platz, erklärte Alles mit einer gediegenen Gründlichkeit und setzte die Vorzüge und Fehler sowohl der sächsischen als der schweizerischen Baumwoll-Industrie auf's Klarste auseinander. Ja, er zeigte sich in seinem Wissen auf dem höchsten Punkt der Vollkommenheit. Endlich aber hatte Herr Stollberg die Beiden doch verloren und zwar in einem reizend möblirten Gemach eben in der Schweizer-Ausstellung, das mit seinen reichen Fenster- und Bettvorhängen, mit der Bespannung seiner Wände in sanftem Musselinstoff auf dunkelblauem Grunde einen so wohlthuenden Eindruck auf zartahnungsvolle und gleichgestimmte Seelen macht. Es war aber noch ein Nebengemach da, und Schnecke führte Thusnelde ins Nebengemach, und zwar das Führen vollkommen wörtlich zu verstehen, denn als die Beiden sich unter dem schweren Teppich-Vorhang befanden, der die Gemächer schied, hatte der freundliche Sachse vielleicht zufällig ihre Hand berührt und sie hatte diese Hand nicht zurückgezogen — was war das?

„Pah — Weiberlaunen," lächelte der Zurückbleibende — — — „lächerliche Weiberlaunen," wiederholte er gleich darauf, bei dem riesenhaften Spiegel vorüberschreitend, welcher seine

Geſtalt auf's Vortheilhafteſte zurückwarf, die Geſtalt des wohlbekannten jungen Stollberg, die Geſtalt des beliebten unternehmenden Reiſenden, die Geſtalt und den geiſtreichen Kopf jenes Mannes, für den ſich eine Gräfin Patatzky intereſſirte, welchen ſchöne Damen der verſchiedenſten Nationalitäten huldvoller Blicke gewürdigt — und auch wahrſcheinlich ſpäterhin noch würdigen werden. — „Pah, Weiberlaunen!“

Welch' ausdrucksvolle Geſichtszüge, welche frei gewölbte Stirn, welcher Glanz der Augen, und das Haar, das ſanft gelockte Haar glänzend in der ſchönſten Farbe. — Ah, und ſein Bart, fein gewellt, leicht melirt und ſchattirt, dunkel nüancirt, von einigen ſanft röthlich ſchimmernden Lichtſtrahlen durchfloſſen, und dabei dieſe Figur, dieſe Taille, gehoben durch einen außerordentlich geſchmackvollen Anzug, dunkles, elegantes Obergewand, Rock und Weſte von gleichem Stoff, die Unausſprechlichen etwas heller, als einziger Schmuck eine Uhrkette von antikem Silber — kuhrothe Handſchuhe — — ſo malte ihn der Spiegel und Herr Stollberg fand, daß dieſes prächtige Glas von der außerordentlichſten Klarheit vollkommen recht habe, weßhalb er auch die ihm auf ſolche Art geſpendeten Komplimente mit einem behaglichen Lächeln in Empfang nahm und nur als höflicher Mann vor ſich hinmurmelte: „Bitte recht ſehr, keine Urſache.“

Lächerliche Weiberlaunen — Stollberg und jene Schnecke. Daß er hierauf die Intimität jener Beiden für eine komiſche Herausforderung zur Eiferſucht nahm, finden wir ſehr begreiflich und ebenſo, daß er entſchloſſen war, den ihm auf dieſe Art hingeworfenen Handſchuh nicht nur aufzufangen, ſondern auch erfolgreich zurückzugeben, weßhalb er beſchloß, jetzt ſchon in die

ruſſiſche Reſtauration zu gehen und dort zu bleiben, bis die Andern kämen, ſelbſt auf die Gefahr hin, mit der ſchönen Dame de comptoir in einem intimen Geſpräch angetroffen zu werden.

Doch war ihm das Schickſal noch günſtiger geſinnt. Kaum hatte er ſie betreten, dieſe luxuriöſen Räume, mit ihrem Aufwand an Vergoldung und Spiegeln, mit dem Reichthum ihrer Dekoration an das Morgenland, an Aſien erinnernd, ſo ließ Herr Sergey Pawlowitſch einige ruſſiſche Grafen und Fürſten rückſichtslos ſtehen, um ihm mit einer tiefen Verbeugung entgegen zu treten und ihn ſelbſt zu ſeiner Nichte zu geleiten, die in blendender Schönheit auf ihrem erhabenen Platze ſaß.

Und mit welch' freundlichem Lächeln wurde er hier empfangen, ja wie wandte ihm die reizende Alexejewna rückhaltslos ihre ganze Aufmerkſamkeit zu, dabei einen uraliſchen Prinzen, der ſich allerdings vergeblich ſeit einiger Zeit bemühte, ihr den Hof zu machen, gänzlich bei Seite liegen laſſend. Wie freute ſie ſich, Herrn Stollberg wieder zu ſehen, ja ſie reichte ihm ihre kleine, feine Hand und bat ihn flüſternd, ſie einen Augenblick in das Privatzimmer ihres Onkels zu begleiten, wo ſie ihm in deſſen Gegenwart ein paar Worte zu ſagen habe.

Herr Stollberg, hiedurch angenehm überraſcht, gerieth aber in kein geringes Erſtaunen, als ihm Herr Sergey nun in dem kleinen Nebenzimmer nicht nur den Dank ausſprach für die geſtrige freundliche Begleitung von Mabile nach der Rue de Grenelle, und als er hinzuſetzte: „In der That, Herr Stollberg, Sie haben meine Nichte und mich auch durch Ueberſendung eines ſo werthvollen Andenkens einigermaßen in Verlegenheit gebracht.“

Es gibt im Menſchenleben Augenblicke, wo ſelbſt der Mann von Geiſtesgegenwart genöthigt iſt, ſich durch ein unbeſtimmtes Lächeln hinter einen Schirm zu verkriechen, wie der Krieger hinter ſeinen Schild, erwartend, welcher Stoß zu pariren, welcher Hieb zu führen ſei.

„Ja, mein verehrter Herr Stollberg," fuhr der alte Sergey Pawlowitſch fort, „Sie haben meiner Nichte durch die wundervolle Erinnerung an einen recht vergnügten Abend eine ſo große Freude gemacht, daß es mir unmöglich war, meine Autorität geltend zu machen und ſie zu veranlaſſen, das Bijou zurückzuſchicken."

„— — Ah! das Bijou! — Ich bitte Sie, mein lieber Herr Sergey, — kann ich mich doch kaum erinnern, — eine ſolche Kleinigkeit!"

„Nun erlauben Sie, Herr Stollberg, wenn Sie das Kleinigkeit nennen, ſo weiß ich in der That nicht, was Sie unter großen und werthvollen Dingen verſtehen."

„Für mich beſteht der größere Werth in der Erinnerung an den freundlichen Geber," ſagte die ſchöne Alexejewna mit niedergeſchlagenen Augen, „und daß Herr Stollberg dabei die Erinnerung an den geſtrigen Abend hauptſächlich vor Augen hatte, beweiſen für mich die in den innern Ring gravirten Buchſtaben."

„— — — Allerdings die gravirten Buchſtaben ſind maßgebend," erwiederte der freundliche Geber, ſich mehr als je hinter ſeinen oben erwähnten Schild niederduckend, indem er hinzuſetzte: „Hoffentlich ſind die Buchſtaben ſo ausgefallen, wie ſie angegeben wurden. — — Freilich — — bei der Kürze — —

der Zeit — wäre — ein — Fehler — allenfalls zu entschuldigen."

„Das sollen Sie sogleich sehen," sagte die schöne Nichte des alten Sergey mit leuchtenden Blicken, „und dabei auch zu gleicher Zeit, wie ich Ihre liebenswürdige Erinnerung als für mich so sehr werthvoll nicht von mir gelassen habe und nicht von mir lassen werde." Damit öffnete sie die goldenen Knöpfchen ihres Aermels, streifte diesen von dem herrlichen weißen runden Arme zurück und zeigte dem erstaunten Geber einen einfachen, aber massiven und sehr schweren Goldreif, verziert mit einem Kranze ungemein großer Brillanten, die einen Smaragd von seltener Schönheit umschlossen.

Herr Stollberg mußte sich gestehen, daß im Falle diese Steine echt seien, woran er indessen nicht zweifelte, da er augenblicklich die Fee erkannte, die hier gehandelt, — — daß er sich in diesem Falle mit außerordentlicher Großmuth benommen. Sein zweifelhaftes Lächeln gewann etwas mehr Sicherheit, und als er sagte: „Bitte, lassen Sie mich jetzt auch sehen, wie die Buchstaben ausgefallen sind," so klang das im Tone eines Mannes, der entschlossen ist, zuzugeben, daß er beabsichtigt hat, einem liebenswürdigen Wesen eine kleine Freude zu machen. Zum Danke dafür durfte er aber auch den Goldreif selbst von dem schönen, runden, weichen Arm ablösen und las nun in demselben die zierlich verschlungenen Buchstaben Z. E. A. M.

„Ueber die Bedeutung dieser Buchstaben, lieber Herr Stollberg, sind wir nicht ganz einig, wollen Sie nicht so freundlich sein, uns Ihre Absicht mitzutheilen?"

„Ah, eine solche Absicht muß errathen sein, ich darf höchstens zugestehen, ob ich verstanden worden bin."

„Was Onkel Sergey las, damit war ich nicht ganz einverstanden und doch wäre es möglich; er sagte, die Buchstaben hießen: Zur Erinnerung an Mabile — nicht wahr, Onkel?"

Herr Sergey aber konnte nicht antworten, da er, dem Wink eines Kellners folgend, das Kabinet geräuschlos verlassen hatte.

„Und was dachten Sie, holde Alexejewna?" fragte Herr Stollberg, indem er sich recht langsam bemühte, das Armband wieder an seinen Platz zu bringen.

„Ich dachte, es hieße: Zur Erinnerung an mich."

„O wie Sie richtig geahnt — so richtig, so liebenswürdig richtig. Verzeihen Sie mir meine indiscrete Frage, schöne Alexejewna, hat Ihr Geist allein diese Lösung gefunden, oder empfand Ihr süßes Herz etwas von dem, was mein Herz bewegte, als ich diese Worte niederschrieb?"

Begreiflicherweise gab sie hierauf keine bestimmte Antwort, doch zog sie ihre Hand nicht zurück, als er endlich mit der Schließung des Goldreifs zu Stande gekommen war, ja auch dann nicht einmal, als er zwischen jedem der laut ausgesprochenen Worte: Zur — Erinnerung — an — mich — jedesmal einen langen und innigen Kuß einflocht, den er auf die hiezu gerade ausreichenden vier rosigen Grübchen ihrer feinen Hand drückte.

Eine laute aus dem Café herüberklingende Stimme schreckte Herrn Stollberg aus seinem Wonnetaumel, und zwar die Stimme des alten Wiebrecht, welcher sagte: „Na, wir Beide sind die Ersten. Wollen doch einmal sehen, ob die Andern eben so pünktlich sind."

Es entging der schönen Alexejewna nicht, daß Herr Stoll-

erkennen konnten, ſahen wir mit Vergnügen den für uns ſo gänzlich fremden Charakter der Landſchaft. Die Berge rechts und links ſo wie die wellenförmigen Felder hatten eine braunrothe Farbe, auf welchen ſich das Graugrün der Olivenbäume einförmig abzeichnete. Die ganze Landſchaft ſchien zerklüftet, zerriſſen und ſteinig; letzteres ſind auch alle Felder in der That, und es gehört der unermüdliche Fleiß der Catalonier dazu, die, wie das Sprüchwort ſagt, ſelbſt aus Steinen Brod zu machen wiſſen, um dieſen Gründen etwas abzuzwingen. Die Straße, auf der wir fuhren, war breit, ziemlich eben, aber ſchlecht unterhalten; gelber tiefer Sand wechſelte mit rauhen Steinen und Kieſeln ab, und ſie ſelbſt lief in den eigenſinnigſten Windungen, ſich bald rechts, bald links drehend, ein heller Streifen über die dunkleren Anhöhen dahin. Für uns war die Einfaſſung ihrer hohen Seitenwände ſehr intereſſant, denn ſie beſtand aus prächtigen großen Aloen, welche mit ihren blaugrünen, ſpitzigen, drohend emporgekehrten Blättern eine undurchdringliche Einzäunung für die Felder bilden, und ſich ſo trotzig und keck auf dem dunkelblauen Himmel abzeichnen.

Als wir uns noch in der Morgendämmerung gegen ſieben Uhr Eſparraguera näherten, begegneten uns einige Gendarmen, welche mehrere höchſt verdächtig und wild ausſehende Kerle transportirten, wahrſcheinlich Räuber, die bei der Ausübung ihres ſaubern Handwerks auf der Landſtraße geſtört worden waren. Der Mayoral wenigſtens beantwortete unſere Frage auf die gleichgültigſte Art mit dem einzigen Wort: Ladrones. Eſparraguera, welches wir um ſieben Uhr erreichten, wo der Omnibus bleibt, iſt ein kleines ſchmutziges Dorf, aber mit maſſiven ſteinernen Häuſern, natürlicherweiſe vor jedem Fenſter der in Spanien unentbehrliche eiſerne Balcon. Zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges 1808 fielen hier zahlreiche Gefechte vor, und die Erbitterung, mit der die Franzoſen und Spanier gegen einander kämpften, zeigte ſich noch lange nachher in der grenzenloſen Verwüſtung der ganzen Gegend. In der Hauptkirche, mit einem hübſchen Thurm, wurde

berg einigermaßen betroffen umschaute, doch war es so begreiflich, daß sie den Ausdruck des Aergers in seinen Zügen auf die unliebsame Störung schob. — „Bekannte von Ihnen?“ fragte sie freundlich. „Lassen Sie sie nicht warten, mein lieber Herr Stollberg, und erlauben Sie mir, Ihnen später erst meinen recht innigen Dank für Ihre große Freundlichkeit auszudrücken. Bitte, gehen Sie voran.“

„Nein, nein, ich folge Ihnen,“ gab er zur Antwort, und setzte in Gedanken hinzu: „Meinetwegen Trotz geboten denen da draußen. Wie du mir, so ich dir. Dieses herrliche Mädchen gegen deine miserable Schnecke.“

Damit trat er hinter der schönen Russin in das Restaurationsgemach zurück, und unter manchen Blicken, die sich mit Neid und Verwunderung auf ihn richteten, waren auch die des alten Wiebrecht und des alten Brutzer. Letzterer aber sah nicht so grimmig drein, wie Herr Stollberg wohl erwartet hatte, ja, als sich jener zu den beiden alten Herren setzte, reichte er ihm seine Hand und sagte in einem beinahe launigen Tone: „Man muß Ihnen ein Kompliment darüber machen, wie Sie hier in dem Paris Ihre Zeit zu benützen verstehen,“ worauf der alte Wiebrecht lustig hinzusetzte: „Min Jung, du kannst zufrieden sein, dat wir noch nit all beisammen sind.“

„Wo haben Sie Thusnelde gelassen?“

„Leider habe ich sie und Herrn Schnecke in weißen Waaren verloren, in der schweizerischen Abtheilung, wissen Sie in jenem blauen Gemach, wo die schönen Möbel und reichen Betten stehen.“

„Ah! da. — So so,“ sprach Herr Brutzer, indem er seinen Kopf tief herabbeugte, um die Speisekarte zu studiren.

Nicht lange nachher aber erschienen die verloren Gegangenen mit Herrn Blume, den sie an der Thür der Restauration getroffen, und setzten sich nun in herzlicher Eintracht um einen runden Tisch zusammen, um Kaviar zu frühstücken und Chablis dazu zu trinken.

Auch wurde diese Eintracht durch gar nichts gestört, was Herrn Stollberg einigermaßen wunderte. Thusnelde war freundlich und harmlos, und Herr Schnecke schien etwas weich gestimmt zu sein, was Herr Stollberg daraus entnahm, daß Jener ihn zuweilen verstohlen mit einem langen kummervollen Blicke betrachtete. Thusnelde sprach heiter davon, daß man einander verloren, was sie aber hier in der Ausstellung so begreiflich fände und was auch nichts zu bedeuten habe, da man ja eines glücklichen Wiederfindens gewiß sei.

Jeder erzählte hierauf seine kleinen Erlebnisse, was er Neues gesehen und wo er sich umhergetrieben. Der alte Brutzer war abermals im Kohlenreviere gewesen, Wiebrecht hatte die Schiffsausstellung an der Seine besucht, und Herr Blume berichtete von einer Weltumseglung durch sämmtliche Cafés und Restaurationen — eine vollständige internationale Eß- und Trink-Ausstellung. Er erzählte dabei nicht ohne Humor, wie er dahin gesegelt sei durch so vieler Herren Länder und wie interessant es wäre, schon an der Art der Speisen, besonders aber Getränke, die einzelnen Nationen zu erkennen. Wie er den Deutschen schon Vormittags beim Bier gefunden hätte, den Franzosen beim Kaffe und Absynth, den Engländer beim bleichen Ale, auch zuweilen beim Sherry cobbler, den Holländer an der Waffelnbude, wie wir sie auf unsern Jahrmärkten sehen, die hübschen Bäckerinnen in großgeblümten Kleidern, blendend

weißen Schürzen und der kleinen zierlichen Haube mit goldenem Riegel, Spanier bei Chokolade und Zukarilla, und Morgenländer vor dem kleinen arabischen Café auf niedern Schemeln sitzend, aus kleinen Täßchen ihre braune Brühe, vielleicht mit Haschisch vermischt, schlürfend, duselig genug sahen die Kerle dazu aus.

„Hier hatte ich," sagte Herr Blume, „meinen Kreislauf fast vollendet, und nachdem ich mir an einem Laden, auf dem zu lesen stand: ‚Mangez des bonbons autant que vous voulez pour vingt centimes', den Magen verdorben, fand ich, daß dort hinter den Arabern die behaglichen Lebensgenüsse aufhörten und sich das Nützliche dem Angenehmen anschloß.

„Da waren grau angestrichene ernste Thüren, auf denen zu lesen stand, daß sich hier das Bureau des Friedensrichters befinde, der Service medicale und die Pompiers mit ihren Spritzen ꝛc., für mich die Polar- und Eisregion der Ausstellung, weßhalb ich meinen Kurs änderte und zurücksteuerte."

So blieb man anscheinend noch recht vergnügt und heiter bei einander, und nichts vermochte die trügerisch glatte Fläche dieses harmonischen Kreises zu trüben, ja nicht einmal später der Abschied Herrn Stollbergs von der schönen Nichte Sergey's, den er, in Gedanken an das Nebengemach der Schweizer-Ausstellung, mit auffallender Ostentation in's Werk setzte. — Thusnelde blieb sich gleich und lächelte heiter gegen Herrn Schnecke hin, selbst dann noch, als ihr Verlobter der schönen Comptoirdame die Hand gab und dann rückwärts schauend nochmals ihren glänzenden Blicken begegnete. Es wäre aber in der That auch schade gewesen, wenn die heitere Laune unserer Reisegesellschaft heute durch irgend etwas getrübt worden wäre, waren doch die drei alten Knaben in Folge verschiedener Fla-

ſchen Champagner von einer faſt ausgelaſſenen Luſtigkeit und verdauten ſie doch dabei an Erinnerungen, die bei der geringſten Veranlaſſung immer wieder eine neue ſprudelnde Quelle von Humor wurden. So brauchte Herr Blume nur zu ſagen: „Ter Deibel," oder Herr Wiebrecht: „Schafskop," und es konnten die alten Sünder alsdann ſtehen bleiben und ſich die Seiten vor Lachen halten.

„Hört Kinder," rief der alte Brutzer, nachdem er ſich von einem wie eben beſchriebenen Anfalle erholt hatte, „heute wird nichts Geſcheidtes mehr angeſehen, heute wird nur noch herumgebummelt. Zur beſſern Verdauung nehmen wir ſpäter unſere Chokolade bei den Valenzianerinnen, dinirt wird in Oeſterreich bei Dreher, dann trinken wir unſern Kaffee beim Bey von Tunis; Thusnelde kann, wenn ſie will, bei den Italienern ſüße Früchte verſpeiſen in Geſellſchaft ihres — ja ſo," verbeſſerte er ſich, „dann nehmen wir unſern Thee beim Kaiſer von China und beſuchen ſchließlich dort das Theater."

Alle waren damit einverſtanden, und, um in unſerer Beſchreibung nicht langweilig zu werden, wollen wir nur mit kurzen Worten ſagen, daß das eben feſtgeſtellte Programm auf's Gewiſſenhafteſte ausgeführt wurde; ja, daß bei Dreher noch einige Flaſchen ſehr gut gekühlten Champagners eingeſchoben wurden, weßhalb denn auch der größte Theil unſerer Reiſegeſellſchaft in der ausgelaſſenſten Laune dem chineſiſchen Theater beiwohnte. Wir haben nicht ohne Abſicht geſagt der größte Theil unſerer Geſellſchaft, denn was Thusnelde und Herrn Schnecke anbelangte, ſo waren ſie mehr ſtill in ſich vergnügt, ſaßen auch neben einander, theilten ſich ihre Bemerkungen mit, gewiß nur über die halsbrechenden Sprünge und gewagten

Seiltänzerkunststücke der bezopften Künstler, und waren nach dem ersten Zwischenakte, welchen Herr Stollberg dazu benützt hatte, sich die kleinen allerliebsten Chinesinnen im Zuschauerraume etwas in der Nähe zu betrachten, verschwunden. Ja sie waren verschwunden. Thusnelde hatte gegen ihren Vater über Hitze geklagt und über Flimmern in den Augen, wahrscheinlich eine Folge der vielen buntfarbigen Lampen, womit das Proszenium bei den Chinesen verziert war. Sie hatte den dämmernden kühleren Park aufgesucht und zwar in Begleitung des Herrn Schnecke, und so wandelten Beide dahin, Arm in Arm, zuweilen zu den Sternen aufschauend, zuweilen auch mit Interesse die Gegenstände rings um sich her betrachtend, von denen viele jetzt unter den beweglichen Streiflichtern der Gasflammen so ganz anders aussahen als am Tag.

Schweigend schritten sie dahin, und als endlich Herr Schnecke flüsternd in bewegtem Tone sagte: „O Fräulein Thusnelde, darf ich jetzt reden?" da fühlte er den leichten Druck ihrer Finger auf seinem Arme und schluckte heftig, ohne sich durch ihre Worte verletzt zu fühlen, welche in weichem Tone erklangen: „Noch nicht, Herr Schnecke, lassen Sie uns einen Ort finden, wo das Rauschen der Fontänen so harmonisch einstimmen wird in das, was Sie mir zu sagen haben."

„O gewiß — gewiß —"

Wo konnte wohl eine solche Stelle, wie das zarte Gemüth der Jungfrau eben angedeutet hatte, passender gefunden werden, als hier an der Grande Avenue, neben der prachtvollen Fontäne Dürenne's, welche ihre schäumenden Wasser über drei reich mit Statuen und fabelhaften Thieren verzierte Etagen

in ein weites Becken hinabstürzen läßt. Hier im tiefen Schatten grünbelaubter Bäume, durch deren Laubmassen sich nur zuweilen die zitternden Strahlen der Gaslichter wie leise Seufzer durchzustehlen wagten, hier im entzückenden Dufte eines benachbarten ausgedehnten Blumen-Parterres, hier wo ein keuscher Sänger der Nacht seinem heimlichen Sumpfe entstiegen, in Gestalt eines kolossalen Frosches die Mandoline an sein Herz gedrückt, die Augen schwärmerisch gegen den Nachthimmel erhoben, weich und sehnsuchtsvoll zu singen schien, wie die Schnecke in jener andern Nacht: „Ach, wenn du wärst mein eigen!“ — hier war der Ort, hier reichte die bebende Jungfrau dem zitternden Jünglinge die Hand, hier gestattete sie, daß er einen Kuß drückte auf die Knöchel ihrer Rechten, hier gestand ihm Thusnelde, daß sie jenen Andern eigentlich niemals geliebt habe, vielmehr nie im Stande gewesen sei, eine Regung des Hasses in seiner Gegenwart zu unterdrücken, und hier schwur er, seine Liebe werde sein brausend und ungestüm, wie die niederstürzenden Wasser, süß duftend, wie jene Blumen, dabei keusch und ohne rasch vorüberflackernde Leidenschaft, wie das Sinnbild dieser Tugenden, der kühle Frosch, mit dem er ja als Schnecke in gewissen Beziehungen immerhin schon eine unverkennbare Familienähnlichkeit habe!! —— So schwur er, und nicht nur der Himmel hörte seinen Schwur und Thusnelde, sondern auch Herr Stollberg, welcher zufälliger Weise denselben Weg genommen hatte und im Schatten eines Baumes nicht weit von dem Mandoline spielenden Frosche stehen geblieben war. Was that nun der ehemalige Verlobte Thusneldens in diesem für ihn so wichtigen Augenblicke, schaute er wild und racheschnaubend um sich her

nach einem Degen- oder einem Pistol, öffnete er blutdürstig sein Taschenmesser oder entriß er ihrem Haar die goldene Nadel, um sich vor ihren Augen zu erstechen, nachdem er ihr eine ellenlange Verwünschung in's Gesicht geschleudert und den Buhlen zu ihren und des Frosches Füßen erdrosselt — that er das? Nichts von alledem. Nachdem die Versprechungen des zärtlichen Paares in gehöriger Form ausgesprochen waren, zog er sich langsam, den Schatten benützend, zurück, erreichte auf einem Umwege die Jenaer Brücke, schwang sich dort in einen Fiaker und fuhr nach dem Hotel Bergère. Dort packte er in der Eile seine Effekten zusammen und schrieb alsdann an Herrn Brutzer:

„Mein verehrter Herr!

„Da ich ganz zufällig meinen Bruder Gustav draußen in der Ausstellung traf, so werden Sie es begreiflich finden, daß ich mit demselben, den ich so lange nicht gesehen, noch ein paar Tage hier zusammenleben möchte. Ich habe deßhalb unsere gemeinschaftliche Wohnung verlassen, werde aber nicht verfehlen, Ihnen noch einige weitere Details in Betreff des raschen Auszuges nächster Tage mitzutheilen.

Gestatten Sie mir indeß die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ihr aufrichtig ergebener
Eugen Stollberg."

Dann ließ er sich einen Fiaker kommen, und nachdem er seine Rechnung bezahlt, fuhr er davon, und zwar in das große Hotel auf dem Boulevard des Capucines, wo er sich für fünfundzwanzig Franken täglich ein Zimmer im zweiten Stock geben

ließ, und als er ſich dort in die weichen Arme eines Fauteuils niederließ, rief er:

„Frei! frei! — — es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der ſprudelnden Waſſerhöhle,
Hat der Brave gerettet die lebende Seele!“

IX.

Am andern Tag erhielt Herr Stollberg ein Billet der Gräfin Patatzky. Er hatte die Vorsicht gebraucht, ihr die Veränderung seiner Wohnung anzuzeigen.

Die Gräfin schrieb ihm:

„Mein lieber Freund!

„Seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie neulich nicht in Mabile erwarten konnte. Mein Onkel fühlte sich etwas unwohl und bat mich, ihn nach Hause zu begleiten. Ich wäre darüber untröstlich, wenn ich nicht gestern zu meiner großen Freude erfahren hätte, daß wir den Zweck, der uns nach Mabile geführt, gewissermaßen doch erreicht haben. Der alte Sergey war bei uns und erzählte, daß Sie die Bekanntschaft seiner schönen Nichte gemacht. Verzeihen Sie mir nun, mein lieber Freund, wenn Sie erfahren, daß ich mir erlaubt habe, die Erinnerung an diese Bekanntschaft aufzufrischen, oder vielmehr wach zu erhalten durch etwas, was uns Frauen immerhin Freude macht. Alexejewna mit ihrem guten, reinen Herzen, mit ihren vortrefflichen Eigenschaften, verdient tausendmal das kleine Andenken, und die — — Freundschaft, welche Sie

vielleicht für Sie empfinden werden. Ach, mein theurer Freund, Ihnen wird alles das, was ich gethan habe, ja was ich immer noch thue und hier niederschreibe, räthselhaft erscheinen, als ein Räthsel, dessen genügende Auflösung ich Ihnen zu geben nicht im Stande bin. Vielleicht später, vielleicht nie. Wahr ist es, daß jeder seines eigenen Glückes Schmied ist, noch wahrer aber ist es, daß unsere besten Bemühungen so oft unnütz sind und wir nicht im Stande, das Metall unseres Lebens in freundliche Formen zu gestalten. — Doch weg mit diesen Phantasieen, die aus einem ernsten, bekümmerten Herzen kommen. Lassen Sie mich Ihnen eine Bitte aussprechen, deren Erfüllung Ihnen vielleicht selbst Freude macht.

„Sie haben wohl erfahren, daß gestern der Kaiser von Rußland hier in Paris angekommen ist und morgen die Ausstellung besuchen wird. Alexejewna möchte ihren erhabenen Gebieter gar zu gern in der Nähe sehen — eine verzeihliche weibliche Neugierde, da der Kaiser einer der schönsten Männer ist, und habe ich ihr meinen Wagen angeboten, auch würde sich mein Oheim, wenn er nicht immer noch etwas leidend wäre, ein großes Vergnügen daraus machen, Sergey's Nichte zu begleiten. Daß ich selbst nicht mit meiner Doppelgängerin fahren kann, werden Sie begreiflich finden. Wenn Sie unsere Bitte erfüllen wollen, denn auch Alexejewna hofft darauf, so benützen Sie meinen Wagen, der Punkt elf Uhr vor Ihrem Hotel halten wird, um Sie abzuholen. Auf baldiges Wiedersehen, mein lieber Freund.

Mathilde."

P. S. „Sie sehen, auch ich habe die leidige Gewohnheit der Nachschriften, hielt es aber für meine Pflicht, Ihnen noch

nach der ersten Zerstörung des Klosters auf dem Montserrat das wunderthätige Marienbild lange Jahre aufbewahrt.

Der Omnibus setzte uns vor einer Posada ab, deren innere Räumlichkeiten große Aehnlichkeit mit einem Stall hatten, doch that uns ein flackerndes Kaminfeuer in einem finstern Winkel sehr wohl, und wir ließen uns da behaglich durchwärmen, während eine überaus dicke Wirthin unser Frühstück bereitete. Dies bestand nach spanischer Landessitte aus einer, übrigens vortrefflichen, dicken schwarzen Chocolade mit geröstetem Brod; Kaffee zu verlangen muß man sich selbst in den größern Städten nicht beigeben lassen, denn man erhält unter diesem Namen eine kraftlose graue Brühe, deren Geschmack unter aller Beschreibung ist; frische Butter gehört hier ebenfalls zur Sage, und was man in dem Artikel aufgetischt erhält, ist Schweinefett mit Safran gelb gefärbt. Daß man indessen überall etwas lernen kann, fanden wir auch in hiesiger Posada, denn wir entdeckten im Gastzimmer derselben eine sinnreiche Art von Fliegenwedeln. An langen, über dem Tisch von der Decke herabhängenden Stangen waren große Fächer von Papier befestigt, welche, in Bewegung gesetzt, die zudringlichen Insekten vertreiben.

Um von hier an den Fuß des Berges nach einem kleinen Nest, Colbata, zu gelangen, braucht man eine Stunde, und nimmt dazu eine Tartane. Dieß ist ein zweirädriger Karren, mit einem Tuch bedeckt und ein paar gepolsterten Sitzen. In die Gabel wird ein Maulthier gespannt; der Kutscher läuft nebenher, oder springt auch zuweilen, wenn er sein Thier durch Hiebe und Geschrei in Trab oder Galopp versetzt, auf ein kleines viereckiges Polster, das auf dem rechten Deichselbaum angebracht ist. Auf diese Art versorgt, trollten wir zum Thor hinaus unter den tollsten Sprüngen und Stößen unseres federlosen Fuhrwerks. Schon von Esparraguera hatten wir im Grauen des Morgens riesenhafte seltsame Felsenmassen bemerkt, die fast ohne Uebergang schroff vor uns aus dem leichthügeligen Terrain emporstiegen — der Montserrat.

zu sagen, daß man streng sein wird mit dem Aufstellen der Wagen an dem Wege Seiner kaiserlichen Majestät. Sollten Sie je Schwierigkeiten haben, so sagen Sie dem betreffenden Sergeant de ville, Ihr Wagen sei die Equipage der Gräfin Patatzky."

Daß Herr Stollberg sehr bereit war, den Wunsch der Gräfin zu erfüllen, versteht sich eben so sehr von selbst, als daß er sich mit der größten Sorgfalt ankleidete, Morgenrock von Gungl, Rue Richelieu, Hut von Pinneau, um einer so glänzenden Equipage und einer so schönen Begleiterin alle Ehre zu machen.

Die schöne Russin erschien auch genau zu der bestimmten Zeit und mit dem Schlag elf Uhr meldete der Kellner: die Equipage der Frau Gräfin Patatzky.

Und wiederum erstaunte er und fuhr beinahe zurück, als er nun unten angekommen, die schöne Nichte Sergey's hingegossen, wie eine große Dame, in den weichen Kissen des Wagens ruhen sah, und zwar in einer Toilette, ebenso einfach als im höchsten Grade elegant. Und doch war sie es selbst, die reizende Alexejewna. Er erkannte sie an dem Ton ihrer Stimme, der noch von gestern so süß in seinen Ohren klang und dem eigenthümlichen Blick ihrer schönen Augen. Der Bediente schloß behutsam den Schlag und kaum hatte er sich wieder neben den Kutscher geschwungen, so setzte sich der Wagen in Bewegung, Anfangs in einem sehr raschen Tempo, dann, wie sie in das Gedränge der Wagen kamen, natürlicherweise langsamer. Ah, es war doch ein ganz anderes Gefühl, so weich in diesen schwellenden Kissen zu schaukeln, als zu fünf in einem Einspänner zusammengerüttelt zu werden, dabei die behagliche Länge des

Wagens, das ſanfte Rollen der Räder, der köſtliche Ledergeruch, der angenehme Duft aus der gewählten Toilette des ſchönen Mädchens neben ihm.

Das Gedränge auf den Boulevards, ja auch in den Champs élysées war heute in der That ein außerordentliches zu nennen. Fünf Wagenreihen neben einander und was dazwiſchen an Raum noch übrig blieb, vollgeſtopft mit Reitern und Fußgängern. Ja Letztere machten oft ganz verzweifelte Anſtrengungen, um nicht von einer Wagendeichſel ereilt oder von einem Rad überfahren zu werden, wobei auch die Kutſcher das Uebermögliche leiſteten, in kleinen raſchen Wendungen nach links und rechts, im Zuſammennehmen ihrer Pferde, ja oft in dem plötzlichen Pariren derſelben.

Und doch wäre es dem Kutſcher der Gräfin Patatzky beinahe paſſirt, eine Geſellſchaft mit fünf Perſonen hart in's Gedränge zu bringen, wenn er nicht die glückliche Idee gehabt hätte, durch einen leichten Schneller ſeiner langen Peitſche ein paar alte Herren, welche allzubehaglich hinten drein ſchlenderten, zu einem Sprunge zu nöthigen und auf eines der Refuges zu treiben, runde erhöhte Kreiſe, beſonders in der Nähe der Madeleine, eine wahre Wohlthat für den armen Fußgänger. Einer der alten Herren wollte ſich auf's Höchſte ereifern über die unverſchämte Vengelhaftigkeit jenes Kutſchers, blieb aber mit weitaufgeriſſenem Munde ſprachlos ſtehen, als er in der Herrſchaft deſſelben Herrn Stollberg erkannt hatte, welcher ſich in der Equipage ſo behaglich ausſtreckte und ſo vertraut mit der ſchönen Dame an ſeiner Seite that, als ſei er von Jugend auf nichts Anderes gewöhnt.

„Haste ihn gesehen?“ rief Herr Wiebrecht, als der Wagen vorübergerollt war.

„Na ob,“ erwiederte Herr Blume, „der ist entweder auf dem Wege, eine große Carrière zu machen oder ein arger Lump zu werden.“

„Schade um ihn,“ flüsterte Thusnelde, mehr mit sich selbst sprechend, als um eine Mittheilung zu machen. „Er hatte trotz alledem seine guten Eigenschaften, wenn er nur nicht so entsetzlich flatterhaft gewesen wäre. — Wissen Sie, lieber Herr Schnecke, Flatterhaftigkeit ist der Fehler, den ich an einem Manne am Meisten hasse;“ dann setzte sie laut gegen Herrn Brutzer gewendet hinzu, wobei sie mit einem grämlichen Blick des Neides der davonrollenden Equipage nachblickte: „Ich verlange, daß du dich morgen gründlich mit ihm auseinandersetzest, er soll sich ferner keine leeren Hoffnungen machen, pfui, wie ich ihn verabscheue!“

„Du hast gut verlangen,“ entgegnete brummig der alte Brutzer, „wenn ich nur wüßte, wohin ich das Schreiben richten soll, hat er doch in seinem Briefe keine weitere Adresse angegeben.“

„Weißt du was, Papa, sende es an die Restauration, wo wir uns gestern befanden, o ich bin überzeugt, es wird durch die Hände jener feinen Comptoirdame richtig an ihn gelangen. — Pfui, wie ich ihn hasse!“

Herrn Stollberg war es gänzlich unbewußt, auf's Neue solchen Unwillen gegen seine Person erregt zu haben, wie hätte er auch Augen haben sollen für geringe, über die Straße dahin hüpfende Fußgänger, hatte er an der Seite der schönen Alexejewna doch ganz das Gefühl, als gehöre sie ihm selbst schon

an mit sammt der Equipage, als sei er irgend ein Graf Stollberg oder sonst ein Bischen Grande erster Klasse, ja er hätte sich in dem wohligen Gefühl, das ihn durchströmte, durchaus nicht gewundert, wenn plötzlich aus einem seiner Knopflöcher irgend ein farbiges Bändchen hervorgewachsen wäre. Jetzt begann aber der Wagenstrom eine so kompakte Masse zu bilden, daß die ganze Geschicklichkeit des Kutschers dazu gehörte, sowie die raschen und doch dabei so folgsamen Pferde, um vorwärts zu kommen, und doch schien es endlich nicht mehr auf dem geraden Wege zu gehen, weßhalb auch wohl die Pferde rasch in einen leeren Seitenweg einbogen, dann eine Zeit lang im stärksten Laufe dahinflogen, um hierauf in ein offen stehendes Gitterthor einzulenken, durch einen Garten, so wie durch die Porte cochère eines ansehnlichen Hotels hindurchzueilen und dann vor dem Hause an einer Stelle zu halten, wo die Sergeants de ville mühsam eine Bahn frei hielten für die kaiserlichen Wagen. Da hielten sie denn nun auf dem besten Platze, um die allerhöchsten Herrschaften ganz in der Nähe zu sehen, durch ein gewiß ganz geschicktes Manöver des Kutschers der Gräfin, der nun, die Peitsche auf den rechten Schenkel aufgestützt, seinen benachbarten Lakaien mit einem gelinden Kopfnicken und einem Schmunzeln der Befriedigung anblickte. Es dauerte auch nicht lange, so kamen die glänzenden Hof-Equipagen, in der ersten die beiden Kaiser, auf dem Rücksitz im Fond ein paar ältere Herren. „Wir haben in der That den besten Platz, den man sich nur wünschen kann; hier an der Biegung des Weges werden die Wagen noch langsamer fahren, — der schöne größere und stattliche Herr ist der Kaiser von Rußland."

Seine Majestät sahen heiter aus und dankten freundlich

und wohlwollend für die ehrfurchtsvollen Grüße aus den Reihen der Menschenmasse, die sich hier versammelt hatte, besonders aus den zahlreichen Equipagen, und schienen mit Vergnügen die reiche und glänzende Umgebung zu betrachten.

Plötzlich aber, und zwar in nächster Nähe der Equipage der Gräfin Patatzky, hätte ein aufmerksamer Beobachter einen aber eben so rasch wieder vorüberfliegenden Schatten auf den Zügen Seiner Majestät sehen können. Er sagte einem der älteren Herren, die ihm gegenüber saßen, rasch einige Worte, worauf dieser nach der Seite blickte und mit einer bejahenden Geberde etwas erwiederte. Damit waren aber auch schon beide Kaiser mit ihrem zahlreichen und glänzenden Gefolge vorübergezogen, und die Masse der Wagen und Fußgänger bewegte sich theils eilfertig ebenfalls dem Marsfelde zu, oder stob nach allen Richtungen auseinander.

Hatte Herr Stollberg nicht in dem Augenblicke, als die kaiserlichen Equipagen vorüberfuhren, jenen alten Herrn gesehen, den Onkel der Gräfin, der ja krank zu Haus sein sollte, und zwar so nah an der Fahrbahn, daß er gewiß im Stande gewesen war, jedes Wort zu verstehen, welches der Kaiser gesprochen?

Jetzt war derselbe allerdings verschwunden, wenigstens war es unmöglich, sich genau nach ihm umzuschauen, denn der Kutscher bemerkte kaum eine Lücke, wo er eindringen konnte, als er quer über die Champs élysées fahrend eine der ziemlich leeren Straßen nahm und nun dahin fuhr, was die Pferde laufen konnten.

„Wie gut wir die beiden Kaiser gesehen haben," sagte Alexejewna mit leuchtenden Blicken. — „Nicht wahr, welch'

ſchöner ſtattlicher Mann iſt der Zaar — — die verehrte Gräfin Patatzky wird ſich recht freuen, wenn ich ihr Alles dieß recht ausführlich erzähle, nur fürchte ich beinahe, daß ſie nicht zu Hauſe ſein wird.“ Und ſo war es auch, der Portier des Hotel Briſtol meldete, daß die Frau Gräfin vor einer Stunde ausgefahren ſei und die Dame, welche in ihrem Wagen kommen werde, bitten laſſe, ſie droben zu erwarten.

„Nur die Dame?“ ſagte Herr Stollberg im Tone des Bedauerns, „ich hatte ſehr darauf gehofft, Ihnen noch eine Weile Geſellſchaft leiſten zu können, die Gräfin und Sie endlich einmal bei einander zu ſehen.“

„Wiſſen Sie was, kommen Sie in einer halben Stunde, ich bin ebenſo überzeugt, daß es ſie freuen wird, Sie alsdann zu empfangen, als es ihr vielleicht nicht ganz angenehm wäre, wenn wir Beide die Gräfin oben erwarteten, und ich bedaure das, o, Sie werden davon überzeugt ſein.“

Damit reichte ſie ihm ihre kleine Hand, und Herr Stollberg ſchritt durch die Straßen dahin mit der Ueberzeugung, daß er doch nicht ſo ganz überzeugt ſei, wobei ihm eigenthümlicher Weiſe die Erinnerung an ſeine Ankunft damals auf dem Münchener Bahnhofe lebendiger, wie lange nicht, vor die Seele trat. — Und warum gerade heute? — Er war nicht im Stande, darin einen vernünftigen Zuſammenhang zu finden, wußte er doch jetzt ganz genau, mit wem er es zu thun hatte, und naheten ſich die Räthſel, in die Manches, was die Gräfin betraf, eingehüllt war, doch jedenfalls einer gänzlichen und gewiß angenehmen Löſung.

Herr Stollberg ſpürte keine Luſt in ſich, heute die Ausſtellung zu beſuchen — was ſollte er auch dort? Sich ohne

irgend welches Intereſſe umhertreiben in dem verdreifachten Menſchenſtrom, von dem die Räume erfüllt waren. Er erinnerte ſich, daß er einige Beſuche zu machen, einige Briefe abzugeben habe, auch beſorgte er ein paar kleine Einkäufe, ſpeiste alsdann für ſich allein „ſtill und bewegt“, und beſuchte ſpäter die Zauberoper Aſchenbrödel. — Und wie wohl that ihm dieſes Alleinſein, wie freute er ſich, daß er nun im Stande war, ſeine Schritte dahin zu lenken, wohin es ihm gefiel, daß er nicht mehr abhängig war von der Laune zweier alter Herren und von ihrer Laune. Ja als er ſpät in der Nacht ſein elegantes Zimmer im Grand Hotel betrat, und ſich dabei die Alkovenfreuden ſeiner früheren Wohnung vergegenwärtigte, da konnte er ſich nicht enthalten, vor innerem Vergnügen eine jener extravaganten Tanztouren auszuführen, wie er ſie heute Abend in der Oper von Seiner Majeſtät dem König Hürlüberlü XIX. geſehen.

Unter den Bekannten, denen er Beſuche gemacht, war auch ein genauer Freund ſeines Vaters, ein jovialer alter Herr, dem er das Verſprechen hatte geben müſſen, ihn morgen oder in den nächſten Tagen auf deſſen Campagne in der Nähe von Fontainebleau zu beſuchen. Und als ſich Herr Stollberg am andern Morgen an dieſes Verſprechen erinnerte, und als er bis elf Uhr noch keine Zeile von der Gräfin Patatzky erhalten, da dachte er, man beeilt ſich nicht, mir gebührend zu danken für die Bereitwilligkeit, mit der ich die geſtrige Bitte erfüllt.

„Gut denn — ich kann warten und werde auch erfahren, warum man wakten läßt.“

Bei dem Portier hinterließ er, er gehe nach Fontainebleau auf das Landhaus eines Freundes, kehre vielleicht mor-

gen zurück, doch könne es auch Mittwoch oder Donnerstag werden.

So lange wurde es nun gerade nicht, denn Herr Stollberg, der sich auf der Campagne des alten jovialen Herrn etwas gelangweilt hatte, auch schlecht geschlafen, da er einen Kampf mit Fledermäusen zu bestehen gehabt, war schon am andern Tage gegen Abend wieder in der Stadt, konnte jedoch hier seine Verwunderung nicht unterdrücken, daß durchaus keine Briefe für ihn eingelaufen waren. — Nichts von der Gräfin, ja nicht einmal eine Zeile der Erklärung von Herrn Brutzer. Vielleicht glaubte die Concièrge des Hotel Bergère Ursache zu haben, etwas für ihn persönlich übergeben zu müssen, doch lautete ihre Antwort auf seine Frage: „Il n'y a rien pour Monsieur."

„Et ces Messieurs de numero quarante et quarante deux?" — „Sont partis depuis hier" — — — „Merci bien, Madame, bien reconnaissant à tout le monde," sagte Herr Stollberg davon gehend, dann versuchte er es, eine lustige Melodie zu pfeifen, brachte es aber nur zu ein paar Molltönen, worauf er den ersten Fiaker nahm, der ihm begegnete, und nach dem Ausstellungspalaste fuhr.

Daß er sich, dort angekommen, nicht im Park umhertrieb, sich auch nicht an dem Sausen und Brausen der Maschinen belustigte und eben so wenig gründliche Studien bei den Rohstoffen machte, brauchen wir kaum zu bemerken. Er ging gerades Wegs nach der russischen Restauration und hier zeigte ihm sein erster Blick, daß der Platz der schönen Alexejewna von jener andern unbedeutenden Person besetzt war, die er schon früher dort gesehen. Onkel Sergey aber trat ihm freundlich

entgegen, wie er immer zu thun pflegte und rieb ſich behaglich die Hände, nachdem er den jungen Mann in das kleine Nebengemach geführt. „Schade," ſagte er alsdann, „daß Sie geſtern nicht hier waren, es wäre wohl der Mühe werth geweſen, den erhabenen Zaaren zu ſehen, meinen allergnädigſten Herrn und Kaiſer, mit welcher Milde, welchem Wohlwollen, welcher Leutſeligkeit er ſich herabließ, ein Frühſtück unter meinem ſchlechten Dache anzunehmen, doch das wiſſen Sie wohl Alles ſchon."

„Ja, ja, es ſteht in den Zeitungen; doch wo iſt Ihre Nichte?"

„Schade, daß Sie ſie geſtern nicht geſehen haben, es iſt Alles auf's Vortrefflichſte gelungen."

„Ei, das freut mich," erwiederte Herr Stollberg, wobei er indeſſen ein unangenehmes Gefühl, das ihn überſchlich, nicht begriff.

„Dort ſaß ſie auf ihrem gewöhnlichen Platze," fuhr Herr Sergey Pawlowitſch fort, „die Gräfin nämlich."

„Ah — — — — Ah — — — — in der That die Gräfin? — — — —"

„Und da unſer erhabener Herrſcher eintrat, ging ſie ihm entgegen, und bot ihm Brod und Salz auf einer goldenen Schüſſel, natürlicher Weiſe war Niemand zugegen, als ein paar meiner beſten und vertrauteſten Leute, von denen aber Niemand des Ruſſiſchen mächtig genug iſt, um die Worte Seiner Majeſtät verſtehen zu können, als Allerhöchſt Dieſelben zu Seiner Excellenz dem Herrn Botſchafter ſagten: ‚Eine ſolche Aehnlichkeit würde ich nicht für möglich halten, wenn ich geſtern nicht die Gräfin in ihrem Wagen geſehen und Sie mich darauf aufmerkſam gemacht hätten."

„Weiter, weiter, Herr Sergey, wie mich das intereſſirt, kann ich Ihnen gar nicht ſagen.“

„Ja, ſehen hätten Sie das ſollen, wie ſie nun vor ihm ſtand, mit niedergeſchlagenen Augen, ſchwer athmend, ich kann Sie verſichern, mir zitterten die Kniee und meine paar Zähne klapperten mir im Munde zuſammen. — Und als ſie nun ſagte: ‚Verzeihen mir Euer Majeſtät, daß ich Gnade flehend vor Ihnen erſchienen bin, daß ich es gewagt habe, Ihnen noch einmal, wie in früheren Tagen, Brod und Salz anzubieten, und daß ich nun beglückt zu Ihren Füßen niederſinke, mit heißem Danke für die Verzeihung, die mir durch Annahme meiner Gaben allergnädigſt bewilligt worden iſt.‘“

— — — — „So — ſprach — Ihre — Nichte?“

„Ja — — die Gräfin Patatzky. O, Herr Stollberg, da fühlten wir es Alle, daß der Krone herrlichſtes Vorrecht die Gnade, das Verzeihen iſt. — Wie ich einen Augenblick früher vor Schrecken, ja vor Entſetzen zitterte, ſo zitterte ich nun vor Rührung und Freude, ja meine alten Augen verdunkelten ſich ſo unwillkürlich und ſo gänzlich, daß ich erſt wieder klar ſehen konnte, nachdem ich ſie ausgewiſcht und nun bemerkte, wie Seine kaiſerliche Majeſtät mit einer Miſchung von Scherz und Ernſt ſagte: ‚So will ich es denn gelten laſſen, Gräfin, und es ſoll Gnade vor Recht ergehen, obgleich dieß doch nur ein verrätheriſcher Ueberfall war.‘ Bei dieſen letzten Worten erhob der Zaar ſeinen Zeigefinger gegen Seine Excellenz, den Herrn Botſchafter, welcher ſich mit einem entſchuldigenden Achſelzucken auf's Allertiefſte verneigte. — — — Iſt das nicht ſchön gegangen und herrlich gelungen?“

„O — herrlich über alle Beſchreibung. Auch ich könnte

Jetzt hatten wir ihn dicht vor Augen, und erſtaunten über ſeine ſeltſamen willkürlichen Formen. Unten ſcheinen koloſſale Blöcke auf einander gethürmt zu ſein, ein Felſenberg auf dem andern, und oben hat die Natur in muthwilliger Laune Cylinder und abgeſtumpfte Kegel aufgeſetzt, die in den ſonderbarſten Zacken und Spitzen emporragen. Die Färbung des Bergs am heutigen Morgen bei klarem Himmel und glänzendem Sonnenlicht war überraſchend und prächtig. Aus dem rothbraunen Terrain mit gelben und grünen Streifen erhob er ſich mit der grauen Grundfarbe ſeiner Steinmaſſen, die durch Schluchten, durch Riſſe und Sprünge in dem Geſtein, durch das Grün einer wenn gleich ſpärlichen Vegetation und durch die Schatten der vorliegenden Blöcke und Kegel mannichfaltig und maleriſch ſchattirt war. Auf die hervorſpringenden Ecken goß die Sonne ihr roſiges Licht, und indem ſich dasſelbe dort mit den hellen und dunkeln Tönen des Berges miſchte, erſchien die Felſenmaſſe ganz übergoſſen mit einem unausſprechlich warmen, röthlich violetten Schimmer.

Colbata, dicht am Fuße des Berges, beſteht aus einigen wenigen ärmlichen Häuſern, und man miethet hier Maulthiere oder Eſel, um ſich ſelbſt und ſein Gepäck bis zum Kloſter tragen zu laſſen. Unſer Däne und ich bedienten uns zweier letztgenannten Reitthiere, Horſchelt aber nahm den Weg unter die Füße, und ſo ſtolperten wir in Begleitung zweier alten Weiber aus dem Dörfchen durch deſſen leere und holperige Gaſſen. Anfänglich geht es ziemlich gemäßigt aufwärts, man befindet ſich faſt noch in der Ebene, die den Felſenkegel von allen Seiten hügelig umgibt. Wir hatten hier weichen Sandboden, Olivenbäume und wieder die maleriſchen Einfaſſungen der Felder mit Aloeſtauden. Kaum aber beginnt man an dem Berg ſelbſt hinaufzuklettern, ſo verändert ſich auch mit einemmal ſein ganzer Charakter. Ein ſchmaler, vielleicht vier Fuß breiter Weg, bedeckt mit Felsſtücken und Steingeröll, beginnt in einer Schlucht ziemlich ſteil aufwärts zu ſteigen, um im Grund derſelben ſich rechts wendend an einer mächtigen

mich darüber freuen, wenn ich die Verhältniſſe früher ſo gekannt hätte."

„Nun, von dem Glücke der Gräfin können Sie ſich kaum einen Begriff machen. Wie war ſie dankbar, wie hat ſie meine Beihülfe auf's Fürſtlichſte belohnt! — Doch da plaudere ich in einem fort, und vergeſſe die Briefe, und was ich Ihnen ſonſt noch zu übergeben habe."

„Ja — die Briefe — — — — wären mir allerdings ſehr intereſſant!"

„Hier ſind zwei, der eine mit dieſem Packetchen von der Gräfin, den andern brachte geſtern ein alter Herr, der auch dabei die herzlichſten Grüße für Sie zurückließ."

Herr Stollberg nahm die Briefe, und nachdem er einen Abgenblick überlegt, ob er dieſelben hier in Gegenwart des alten Sergey Pawlowitſch öffnen und leſen ſolle, ſteckte er ſie langſam in ſeine Taſche, und reichte dem Helfershelfer der ſchönen Gräfin und dem Onkel der genau eben ſo ſchönen Nichte mit einem etwas bittern Lächeln die Hand, und verließ darauf die ruſſiche Reſtauration, wobei er auf der Schwelle beinahe unwillkürlich die Bewegung machte, als ſchüttle er den Staub von ſeinen Füßen, dann drückte er ſeinen Hut unmuthig auf dem Kopfe feſt und während er mit zuſammengebiſſenen Zähnen und einigermaßen geballten Fäuſten dahinſchritt, murmelte er etwas von unerhörter Verrätherei, von freventlicher Benutzung, von wunderbarer Schönheit und von moraliſchem Katzenjammer. Er ſuchte einen ſtillen Platz, um ſeine Briefe zu leſen, wo? war ihm gleichgültig, nur ſo einſam wie möglich, was allerdings hier im Parke ſeine Schwierigkeiten hatte, doch da vor ſich ſah er einen leeren Stuhl, und nachdem er das Recht auf dieſen

leeren Stuhl zu ſitzen mit zwei Sous erkauft, ließ er ſich nieder und las zuerſt den Brief, den der alte Herr gebracht; natürlicherweiſe war dieſes Schreiben von ſeinem Prinzipal und ehemaligen angehenden Schwiegervater, Herrn Brutzer, und lautete:

„Mein verehrter Herr!

„Im Begriffe Paris zu verlaſſen, ohne Sie und zwar durch Ihre eigene Schuld nicht wiedergeſehen zu haben, gebe ich mir die Ehre, Sie in dieſen Zeilen zu benachrichtigen, daß unſere Reiſegeſellſchaft beſchloſſen, noch einen achttägigen Aufenthalt in Trouville zu machen, um uns von den Strapazen der Weltausſtellungsfahrt zu erholen. Mit Ihrer Rückkehr nach Hauſe brauchen Sie ſich durchaus nicht zu beeilen, erwarten Sie uns dorten nicht vor Ablauf von vier Wochen, und Sie werden alsdann Alles, was Ihnen in der Erinnerung unangenehm ſein könnte, aus dem Wege geräumt finden, da meine Tochter Thusnelde auf einer ſchleunigen Hochzeit mit Herrn Schnecke aus Zwickau, gleich nach unſerer Rückkunft, beſteht. Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, und ich bin der feſtgegründeten Hoffnung, daß Ihnen das entgangene Himmelreich nicht ſo viel Kummer verurſachen wird. Wie immer

Ihr wohlgeneigter und aufrichtig ergebenſter
Brutzer.“

Mit weit mehr Zagen eröffnete er hierauf das zweite Schreiben, mit P und einer Grafenkrone geſiegelt, und that einen tiefen Athemzug, ehe er den Brief der Gräfin Patatzky las:

„Mein lieber Freund!

„Recht unglücklich fühle ich mich, daß mich die Verhältniſſe zwingen, Sie immer wieder für ein begangenes Unrecht um

Verzeihung zu bitten. — Glauben Sie mir, es wäre mir eine Seligkeit geweſen, dieſesmal auf eine andere Art von Ihnen ſcheiden zu können, doch wer kann gegen die Macht des Schickſals ankämpfen! Leicht wäre es mir allerdings geweſen, Sie noch einmal zu ſehen, aber leichter und weniger ſchmerzlich iſt es mir, Ihnen mit einem ſchriftlichen Lebewohl zugleich meinen innigen Dank zu ſagen für die thätige Hülfe, die Sie mir damals und jetzt geleiſtet, für die uneigennützige Anhänglichkeit, die Sie mir bewieſen. Glauben Sie ja nicht, mein lieber und werther Freund, daß ich hiemit alle Beziehungen zwiſchen uns zerriſſen haben will, im Gegentheil, — Sie werden am Schluſſe dieſer Zeilen meine genaue Adreſſe finden, deren Sie ſich eines Tages bedienen mögen, wenn Ihnen eine wohlmeinende und dankbare Freundin nützlich ſein kann.

„Was nun das kleine Andenken anbelangt, welches ich in Ihrem Namen der Nichte Sergey's ſandte, und das begreiflicher Weiſe wieder in meine Hände kam, ſo bitte ich, machen Sie den beſten Gebrauch davon, indem Sie es Ihrer geliebten Braut als eine Erinnerung an die Weltausſtellung überreichen. Die verſchlungenen Buchſtaben können Ihnen durchaus kein Hinderniß ſein. Laſſen Sie ſie auch gegenüber Ihrer Braut, das heißt, wenn dieſelbe nicht eiferſüchtig iſt, gelten als: Zur Erinnerung an mich. Im andern Falle ginge allerdings: Zur Erinnerung an Mabile noch weniger. Was uns Beide aber anlangt, ſo mögen Ihnen die Buchſtaben, wenn Sie ſie betrachten, ſagen: Zur Erinnerung an Mathilde, oder zur Erinnerung an München, wo ich das erſte Unrecht gegen Sie beging, und das ſchwerſte, das der erſte Ring jener Kette war, die ich nun heute unwiderruflich zerreißen mußte. Ich darf nicht ſagen,

leider, denn sonst dürfte ich ja nicht hinzusetzen, auf ein einstiges frohes Wiedersehen.

Mathilde."

Auf das reiche Armband mit den prachtvollen Steinen warf Herr Stollberg nur einen flüchtigen Blick, dann schob er es mit den beiden Briefen in die Tasche und erhob sich, um rasch davon zu gehen.

Ein Rauschen und Sausen in seiner Nähe veranlaßte ihn, aufzublicken, und da sah er denn, was er früher nicht bemerkt, daß er sich dicht bei der großen Dürenn'schen Fontäne befand, welche in diesem Augenblicke anfing, ihre Wasser spielen zu lassen. Richtig, dies war die Stelle, wo er neulich Abends Thusnelde und Herrn Schnecke gesehen, wo sich sein Schicksal entschieden hatte. Ja, ja, hier war es, dort vor sich sah er ja auch den riesenhaften Frosch mit der Mandoline, langgestreckt, zierlich das Instrument haltend, sich wie in stillem Sehnen nach einem geliebten Gegenstande erhebend, die Augen schwärmerisch erhoben, das breite Maul weit geöffnet. Unwillig wandte sich Herr Stollberg ab, denn, mochte er sich dagegen sträuben, wie er wollte, aus der Kehle des Sängers schienen die Worte hervorzutönen:

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollst du mir sein!

„Ja sie, aber gewiß nicht sie," rief er empört, davoneilend. Doch da mich glücklicherweise die Eine betrogen und unglücklicherweise die Andere verlassen, so will ich, wie mein Freund, der Buchhalter Lindenschmied, von dem ganzen falschen Geschlechte nichts mehr wissen. Und da mir auch die weiße Farbe verhaßt ist, denn sie erinnert mich an jenen gemüthlich

falschen baumwollenen Sachsen, so will ich fortan die schwarze Flagge aufziehen, doch nicht als Zeichen der Trauer — o nein — sondern nur als Zeichen eines echten und gerechten Kohlenhändlers."

Damit begab sich Herr Stollberg zu den rohesten Stoffen der Rohstoffe in der Weltausstellung, und wir wollen noch hinzufügen, daß er Trost und Erholung fand beim Betrachten der still gemüthlichen Steinkohlenblöcke, die nur glühen, um sanft zu wärmen, nicht aber, um mit verrätherischer Glut gefühlvolle Herzen zu zerstören.

Eigne und fremde Welt.

II.

Eigne und fremde Welt.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1868.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schnellpreſſendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Trouville. Mädchen-Briefe	1
Die Bucht des Todes oder das Krokodillgeſtade	35
Eine Weihnachtsgeſchichte	63
Haidehaus	139
Randbemerkungen zu einer kleinen Novellette	189
Am Hofe von Japan. Humoriſtiſche Skizze	197
Zwiſchen zwei Regen	255

Felſenwand hinzulaufen, in welche er mühſam gehauen iſt. So geht die Steigung aufwärts, bald im Zickzack an einer faſt ſenkrechten Wand empor, bald an den untern Maſſen des Berges in weiten Kreiſen hin, wobei der Pfad, wenn man rückwärts ſchaut, nur wie ein dünner heller Faden ausſieht, der vielfach um die grauen Maſſen geſchlungen iſt. Ich habe auf meinen Reiſen manche gefährliche Wege gemacht, aber keinen ſchlimmern als dieſen: bald war unſer Pfad mit Steinen bedeckt, die unter den Tritten unſerer Eſel beſtändig nachgaben und nicht ſelten neben uns in die Tiefe rollten, bald bildete er förmliche Stufen und führte gleich darauf über glatte Steinplatten weg, auf denen der Huf der armen Thiere unter uns gar keinen Halt hatte. Von Geländern oder ſonſtigem Schutz iſt durchweg keine Rede, und da der Eſel in ſeinem Eigenſinn beſtändig auf dem äußerſten Rand des Weges dahin geht, ſo hing man faſt immer mit dem halben Theil des Körpers über Abgründen, die mehrere hundert Fuß tief neben uns gähnten, während auf der andern Seite die ſenkrechte Felſenwand ebenſo hoch emporragte.

Belohnend iſt übrigens die Ausſicht, die man bei den meiſten Wendungen des Weges auf das Thal unter ſich genießt, und die, je höher man ſteigt, immer reicher und großartiger wird. Bald verſchwinden die einzelnen Linien der Felder und Wege, die Olivenbäume bemerkt man nur noch, wo ſie in großen Gruppen bei einander ſtehen, und einzelne Häuſer ſind faſt nicht mehr zu unterſcheiden von dem felſigen Grund, auf welchem ſie gebaut ſind. Hügel an Hügel bildet die Landſchaft durchgängig in röthlich gelber Farbe; nur hie und da ſieht man hellgelbe oder grüne Streifen, große Waldungen oder Sandbrüche, und zuweilen das Glitzern des Sonnenlichts auf irgend einem einſamen Waſſer. Einen eigenthümlichen, ja melancholiſchen Eindruck machten auf mich bläuliche Rauchwolken aus für uns unſichtbaren Häuſern, die hie und da aus dem Thal emporſtiegen und langſam und allmählich vergehend die Spitze eines Hügels umkreiſten. Und wie

Trouville.

Mädchen-Briefe.

Trouville.

Mädchen-Briefe.

Mein ſüßes Herz!

Wo ich ſei, und wo ich mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten Dir entſchwebt?
Hab' ich nicht beſchloſſen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Muß ich Dir, meine Liebe, die Verſe des unſterblichen Dichters, die Alles enthalten, was ein Herz in meiner Lage zu fühlen vermag, in kalte, nüchterne Proſa überſetzen, um Dir zu ſagen, welcher Schlag die junge Saat meiner Liebe oder vielmehr die Saat meiner jungen Liebe betroffen hat? Siehſt Du mich nicht an Ufers Grün ſitzen, das Auge vom Weinen getrübet, und ſiehſt Du nicht an meinem umflorten Blick, den ich trauernd gen Weſten richte, daß er fort iſt, — fort! — fort! — fort! O hätte ich Dich jetzt an meiner Seite, Du treues Herz, Du einfaches Gemüth! Du Glückliche mit dem ſchlichten, ruhigen Verſtande! Iſt mir doch, als höre ich Dich fragen: ſo, er iſt alſo fort? So ſage mir vor allen Dingen wohin, und dann wollen wir ſehen, was zu machen iſt. — So würdeſt

Du mich fragen, und da ich das fühle, so will ich mich bemühen, Dir eine Antwort zu geben, so geordnet und ruhig, als es mein armer Kopf nur vermag. — Du wirst Dich seiner erinnern: als Du unsere Gesellschaft verließest, trat er in dieselbe. Dein letzter Ball war sein erster: o daß sich Anfang und Ende immer so traurig berühren müssen! O daß die Schlange, Zeit genannt, sich beständig in den eigenen Schweif beißt! — Aber geht es uns besser? fügen wir nicht auch mit ausgesuchter Selbstquälerei Anfang und Schluß zusammen? wühlen in unserm Schmerze, wie ich im gegenwärtigen Augenblicke? — —

Nachdem ich obige Zeilen niedergeschrieben, trat ich einen Augenblick an's Fenster, um meine Thränen zu trocknen, um mich zu sammeln. Es ritt gerade eine Abtheilung unserer Garde vorüber, die Trompeter bliesen: Ach, wenn du wärst mein eigen! und ich erblickte jenen Lieutenant — weißt Du, denselben — ach nein! Du wirst Dich nicht mehr erinnern — denselben, der sich damals — als er sich nähern wollte, so hastig herumdrehte und ihn mit dem Ellbogen anstieß, damals auf dem Balle. Kannst Du Dich erinnern, theure Ernestine? — Es war beim Beginn des ersten Cotillons. O mit Flammenzügen steht dieser Augenblick im Herzen Deiner armen Henriette verzeichnet. — Da trat er vor und bat mich um eine Extratour. Nun gibt es aber Augenblicke, die für das ganze Leben entscheidend sind; er schaute mich an, so einfach und doch dabei so dringend, daß ich meine Augen niederschlagen mußte. — Doch hinweg, hinweg mit diesen Erinnerungen! Sie sind es ja auch nicht, die ich Dir schildern wollte; war es doch meine Absicht, Dir nur das einzige Wort: fort! zuzurufen und dann in Thränen zu zerfließen.

Ja, er iſt fort, und man hat ihn auf verrätheriſche Art von meinem Herzen weggeriſſen. Erinnerſt Du Dich noch der Frau F., jener heimtückiſchen Doctors-Wittwe, der genauen Bekannten ſeiner Mutter, ſeiner mütterlichen Freundin, wie ſie ſich nannte. — O wenn Du mich in dieſem Augenblicke könnteſt lachen hören, Erneſtine, es müßte ſelbſt dein ruhiges Herz erſchüttern. Ja, dieſe Wittwe! — Ich weiß überhaupt nicht, woher es kommt, aber Wittwen haben in meinen Augen immer etwas Gehäſſiges; in gewiſſer Beziehung wollen ſie uns Mädchen gleich ſtehen, und dabei nehmen ſie ſich doch Rechte heraus, die uns erröthen machen. Gerade ſo ging es mit ihr und Guſtav. Glaubſt Du wohl, Erneſtine, daß ſie bei ſpäteren Bällen ihm mit affektirtem Ernſt befahl, ſich nun eine halbe Stunde lang ruhig zu ihr zu ſetzen? hältſt Du es für möglich, mein Herz, daß ſie, wie ich geſehen, die Schleife ſeiner Cravatte anfaßte, um ihn — ſo ſagte ſie — in Ordnung zu bringen? — Kannſt Du Dir eine Niederträchtigkeit einbilden, derjenigen gleich — und ich habe es mit eigenen Ohren gehört — daß ſie ſagte, als ſie einſtmal auf paſſende Altersverhältniſſe beim Heirathen kam: ein gleiches Alter iſt ſchon unpaſſend; ein Verhältniß, wo aber ſie um einige Jahre älter ſei als er, könne man faſt unmoraliſch nennen! O Erneſtine, das hatte dieſe Wittwe die Effronterie, vor mir — vor mir und vor ſeiner Mutter zu ſagen! Daß ihn dieſe verrückte Wittwe nicht heirathen würde, davor war ich allerdings ſicher, aber — ich weiß es genau — ſo eine Wittwe hat ſchreckliche Ideen.

Doch was nützt es, Dich mit dieſen Einzelnheiten zu quälen? Es wäre klüger von mir geweſen, Dir nur das einzige Wörtchen: fort! zu ſchreiben und es wäre auch meiner entſetz-

lichen Stimmung würdiger geweſen, denn das Wörterbuch des Grames deiner unglücklichen Henriette hat ja nur noch dieſen einzigen troſtloſen Ausruf: fort! fort! —

Meine gute Erneſtine!

Du haſt Recht, mein Schreiben war ein bischen confus. Aber hätteſt Du in mein Herz ſehen können, welche verworrenen, ſchrecklichen Gedanken dort auf- und abſtiegen und meine Vernunft gefangen hielten, Du würdeſt mir verzeihen. Dein langer Brief hat mich ſehr erfreut, getröſtet, calmirt. Du breiteſt eine Idylle vor mir aus, zeigſt mir eine Exiſtenz, die ich, an ſeiner Seite wenigſtens, begehrenswerth finden könnte. Ich war mit Dir früh Morgens im Garten; ich half die Hühner und Enten füttern, ich bewunderte eure Kühe, ich — freute mich mit Dir im Voraus über ein Ereigniß, — Du mußt mir verzeihen, liebe Erneſtine, wenn Du meine Schriftzüge hier etwas unleſerlich findeſt. — Beneiden könnte ich Dich, und um das nicht zu thun, muß ich die Erinnerung an ihn hervorrufen, nebenbei auch, um Dir mit kalten, nüchternen Worten zu ſagen, wo er ſei und wo er ſich hingewendet. Wie ihn alle Welt geliebt, brauche ich Dir wohl nicht zu ſagen; ſeine Mutter, ſeine Freunde, Herr Banquier Spengler, ſein Prinzipal, ſonſt eine mürriſche Perſönlichkeit. — Leiſe flüſternd muß ich Dir dagegen geſtehen, daß ſchon alle Welt davon ſprach, Guſtav würde noch ein Jahr lang in dem Geſchäft bleiben und dann mit dem Vermögen eines Mädchens, das ihn liebt, und das ſelbſt ihr Leben willig für ihn gibt, hier ein Geſchäft zu begründen.

Da kam das Schickſal roh und kalt
Und faßt des Freundes zärtliche Geſtalt —

Das Schickſal, auf Einflüſterungen jener entſetzlichen Wittwe und zog ihn, zur Ausbildung, wie ſie ſagte, fort an die Geſtade des fernen Weltmeers. O, meine Erneſtine, habe ich ein Recht zu gründlichem Jammer, nachdem ſie ihn von meiner Seite geriſſen? Weit, weit hinweg, nach Havre de Grace. Dort verſchafften ſie ihm eine Stelle, dort ſoll mein Guſtav einige Jahre bleiben, angeblich zu ſeiner Ausbildung, in Wahrheit aber, um mich zu vergeſſen — o Erneſtine, das bricht mir faſt das Herz, da ich dies niederſchreibe; ja um mich zu vergeſſen beim Anblick fürchterlicher, beuteluſtiger Franzöſinnen, die dort ihr entſetzliches Weſen treiben ſollen. — Havre de Grace! Warum hat der liebe Gott ſolch' einen elenden Ort erſchaffen? Warum hat er ihn de Grace genannt? Mir iſt er Havre ohne Gnade. Wie ich dieſe Stadt haſſe, davon kann ich Dir keinen Begriff machen; auch bin ich leider nicht im Stande, mich zu mäßigen, wenn Jemand die Rede darauf bringt. Paſſirte mir doch neulich etwas Furchtbares. Es war in Robert der Teufel, als Iſabella ihr Grace! Grace! ſang und ich ein lautes Lachen mit Mühe unterdrücken konnte. Robert hatte Recht und ich denke wie er: keine Gnade, keine — keine — keine — für Alle, die dazu behülflich waren, meinen Guſtav nach Havre de Grace zu ſchaffen! Namentlich aber keine, keine Gnade für ſie, die geſtern noch in einer Geſellſchaft geſagt: ſie habe genaue Nachrichten über die Seeſtürme an der weſtlichen franzöſiſchen Küſte; die Verheerungen, welche dieſelben dort angerichtet, ſeien nicht unbedeutend. O warum hat ſie nicht ſchon lange mit zur weſtlichen franzöſiſchen Küſte gehört!

wozu mich überstürzen? — Eins nach dem Andern sollst Du erfahren, was das Herz Deiner vielleicht einstens doch noch glücklichen Henriette bewegt. Am Schlusse meines letzten Briefes schrieb ich Dir, daß die Doktors Wittwe da sei mit Nachrichten aus Havre; für mich brachte sie mehr; Gustav hat ein Buch an seine Mutter geschickt, das ich ihm angeblich geliehen — angeblich, Erneſtine. Ermiſſeſt Du die Seligkeit, die für mich in dieſem an ſich harmloſen Worte: angeblich liegt? Es war eine Gedichteſammlung, die ich ſchwer aufathmend aus den Händen der Doktorin empfing. Du kannſt Dir denken, daß ich mich erinnert, dies Buch an Guſtav geliehen zu haben. O wie lange ſchwatzte die Wittwe, wie lange mußte ich zuhörend alle Qualen der Ungeduld aushalten! Endlich war ich allein auf meinem Zimmer. Ich öffnete zitternd das kleine Büchlein; ich ſuchte und endlich fand ich ein kleines Stückchen ſchwarzen, traurigen Seegraſes, aber an einer Stelle, die für mich Licht genug hatte, um ſelbſt die ewige Nacht zu erhellen. An jener Stelle ſtand:

Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Luſt und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tauſend und tauſendmal.

Könnte man liebevoller, zarter, deutlicher ſein? Gewiß nicht. Doch nun zu dem Anderen, was für mich noch wichtiger und größer iſt. Verzeihe mir die fieberhafte Haſt, die fliegende Eile, mit der ich zu etwas Neuem übergehe, ehe ich das Andere, Guſtavs zarte Zuſendung der ſüßen Verſe, gehörig mit Dir beſprochen. O mein Herz bebt in gewaltigen Schlägen.

Fühlſt du, wie's klopfet hier?

Laß Dir alſo ſagen, theure Erneſtine, daß ich mich ſchon ſeit längerer Zeit nicht ganz wohl fühlte; daß ich traurig und verſtimmt war, würdeſt Du gewiß begriffen haben, ebenſo daß ſich der Kummer in meinen matten Blicken, in meinen bleicher werdenden Wangen abſpiegelte. Dabei war und bin ich in einer unerträglich gereizten Stimmung; das Zufallen einer Thüre, ein lautes Wort, das plötzliche Herabwirbeln eines harmloſen Baumblattes läßt mich zuſammenfahren und mein Herz gewaltig ſchlagen. Meine gute Mutter betrachtet mich häufig kopfſchüttelnd und fragt mich auch wohl; doch kannſt Du Dir denken, meine Gute, daß keine Macht der Erde im Stande geweſen wäre, mir mein wonnevolles und doch ſo trauriges Geheimniß zu entreißen. Da beſuchte mich neulich auf Veranlaſſung Papas unſer Hausarzt, der gute Medicinalrath, und befragte mich freundlich und liebevoll, und da ich ihm die Symptome meines Leidens nicht verhehlt — die Quelle derſelben aber entdeckte ſich ſeinen profanen Blicken nicht — da ſprach er von geſchwächten Nerven und rieth ein Seebad. — Ein Seebad! und ſprach — denke Dir mein Entzücken! — von Oſtende oder — Trouville. O wie kommt es, meine gute Erneſtine, daß gewiſſe Worte einen ſo ſüßen Klang für uns haben? Trouville — Havre gegenüber. Iſt es nicht ein ſüßer Name, Trouville, kann ſich wohl irgend eine deutſche Stadt rühmen, ſo poetiſch ſchön und wohlthuend benannt zu ſein? — Ein Seebad in ſeiner Nähe! O mein Gott! laß mich hoffen, daß Papa ſeinen Widerwillen bezwingt. Er runzelte die Stirn, und ſagte zu Mama: das wäre mir was Rechts, ein Seebad!

ſtill und feierlich war es hier oben in der gewaltigen Natur, wie ſeltſam und koloſſal trennt ſich ein Fels von dem andern, während man immer höher ſteigt! Die Wand, die, von unten geſehen, ein zuſammenhängendes, wenn auch zerklüftetes Ganzes zu bilden ſcheint, beſteht aus rieſenhaften Blöcken, was wir deutlich ſahen, ſobald wir über ihnen angelangt waren. Vor uns hatten wir jetzt eine gewaltige Schlucht, man könnte ſie ein Thal nennen, an deren anderer Seite ſich die Felſen ſcharf und ſpitz emporheben. Da ſich der Pfad, auf dem wir ritten, hier um ein paar Fuß erweiterte, ſo ließen wir die Thiere einen Augenblick halten, und unſer Führer aus Barcelona erzählte uns von einem Geſchützkampf, welcher auf dieſer Stelle zwiſchen Spaniern und Franzoſen im Jahr 1808 ſtattfand, und während die letztern mit einer ihnen gegenüberliegenden Batterie beſchäftigt waren, wurden ſie von hinten überfallen und mußten todt und lebendig in die gräßliche Tiefe vor ihnen hinab, gefolgt und zerſchmettert von ihren eigenen Geſchützen, welche ihnen die Spanier nachwälzten.

Zuweilen führt der Pfad eine Zeitlang abwärts, um auf den Grund einer Schlucht zu gelangen, von dem ſich die nächſte Höhe wieder beſſer erſteigen läßt. Ich habe ſelten ein Gebirge geſehen, deſſen Vegetation in den tiefern Theilen ſo dürftig geweſen wäre wie die meiſten Partieen des Montſerrat; niedere Buchsbaumſträuche und Gebirgskräuter wachſen zuweilen am Wege, und ziehen ſich in den Spalten der Felſen aufwärts; manchmal auch, aber ſelten, erreichten wir eine Stelle, wo die graue Wand mit ſaftigem Grün freundlicher bekleidet war, wo ſchöne, zierliche Erikenblüthen, auch eine Art Rhododendron mit dicken Blumenknoſpen, und blaue Glockenblumen von dem Geſtein herabnickten.

Die eigentliche und ſo überaus ſonderbare Form des Montſerrat iſt übrigens hier in ſeinen untern Theilen noch nicht zu erkennen; die Spitze des Berges hält ſich beſtändig vor unſern Blicken verborgen, und was wir jetzt, ſchon ziemlich hoch geſtiegen,

wozu mich überstürzen? — Eins nach dem Andern sollst Du erfahren, was das Herz Deiner vielleicht einstens doch noch glücklichen Henriette bewegt. Am Schlusse meines letzten Briefes schrieb ich Dir, daß die Doktors Wittwe da sei mit Nachrichten aus Havre; für mich brachte sie mehr; Gustav hat ein Buch an seine Mutter geschickt, das ich ihm angeblich geliehen — angeblich, Ernestine. Ermissest Du die Seligkeit, die für mich in diesem an sich harmlosen Worte: angeblich liegt? Es war eine Gedichtesammlung, die ich schwer aufathmend aus den Händen der Doktorin empfing. Du kannst Dir denken, daß ich mich erinnert, dies Buch an Gustav geliehen zu haben. O wie lange schwatzte die Wittwe, wie lange mußte ich zuhörend alle Qualen der Ungeduld aushalten! Endlich war ich allein auf meinem Zimmer. Ich öffnete zitternd das kleine Büchlein; ich suchte und endlich fand ich ein kleines Stückchen schwarzen, traurigen Seegrases, aber an einer Stelle, die für mich Licht genug hatte, um selbst die ewige Nacht zu erhellen. An jener Stelle stand:

Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Lust und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tausend und tausendmal.

Könnte man liebevoller, zarter, deutlicher sein? Gewiß nicht. Doch nun zu dem Anderen, was für mich noch wichtiger und größer ist. Verzeihe mir die fieberhafte Hast, die fliegende Eile, mit der ich zu etwas Neuem übergehe, ehe ich das Andere, Gustavs zarte Zusendung der süßen Verse, gehörig mit Dir besprochen. O mein Herz bebt in gewaltigen Schlägen.

Fühlst du, wie's klopfet hier?

Laß Dir alſo ſagen, theure Erneſtine, daß ich mich ſchon ſeit längerer Zeit nicht ganz wohl fühlte; daß ich traurig und verſtimmt war, würdeſt Du gewiß begriffen haben, ebenſo daß ſich der Kummer in meinen matten Blicken, in meinen bleicher werdenden Wangen abſpiegelte. Dabei war und bin ich in einer unerträglich gereizten Stimmung; das Zufallen einer Thüre, ein lautes Wort, das plötzliche Herabwirbeln eines harmloſen Baumblattes läßt mich zuſammenfahren und mein Herz gewaltig ſchlagen. Meine gute Mutter betrachtet mich häufig kopfſchüttelnd und fragt mich auch wohl; doch kannſt Du Dir denken, meine Gute, daß keine Macht der Erde im Stande geweſen wäre, mir mein wonnevolles und doch ſo trauriges Geheimniß zu entreißen. Da beſuchte mich neulich auf Veranlaſſung Papas unſer Hausarzt, der gute Medicinalrath, und befragte mich freundlich und liebevoll, und da ich ihm die Symptome meines Leidens nicht verhehlt — die Quelle derſelben aber entdeckte ſich ſeinen profanen Blicken nicht — da ſprach er von geſchwächten Nerven und rieth ein Seebad. — Ein Seebad! und ſprach — denke Dir mein Entzücken! — von Oſtende oder — Trouville. O wie kommt es, meine gute Erneſtine, daß gewiſſe Worte einen ſo ſüßen Klang für uns haben? Trouville — Havre gegenüber. Iſt es nicht ein ſüßer Name, Trouville, kann ſich wohl irgend eine deutſche Stadt rühmen, ſo poetiſch ſchön und wohlthuend benannt zu ſein? — Ein Seebad in ſeiner Nähe! O mein Gott! laß mich hoffen, daß Papa ſeinen Widerwillen bezwingt. Er runzelte die Stirn, und ſagte zu Mama: das wäre mir was Rechts, ein Seebad!

Gute, gute Erneſtine!

Triumph! Triumph! Die Flagge der Liebe ſoll wehen. Der Papa hat den Beſtimmungen unſeres guten Medicinalraths nachgegeben und ſich für Trouville entſchloſſen. Wer kann ſeliger ſein als ich! Es hatte auch Differenzen zwiſchen Mama und Papa; Mama war für Oſtende, Papa für Trouville, weil man dorthin über Paris gehe. So werde denn alſo auch ich dies Wunder der Welt ſchauen, — Paris und Guſtav! Daß die Doktors Wittwe ihre lange Naſe gerümpft hat, kannſt Du Dir denken, und daß ſie für meinen Zuſtand Bergluft anrieth mitten im Lande, recht weit vom Meere, fand ich ſehr begreiflich. O die Gute! Ich werde Briefe an Guſtav von deſſen Mutter mitnehmen. O meine Erneſtine! ſie ſagte mir mit einem eigenthümlichen Blick: Wie ſind Sie glücklich, daß Sie ihn ſehen werden! Ja, ich werde ihn ſehen, denn wir reiſen über Havre. Von Paris ſchreibe ich Dir wieder.

Paris.

Beſte Freundin!

So bin ich denn alſo in der vielbewunderten Hauptſtadt Frankreichs, und ich kann Dich verſichern, es iſt mir ganz ſchwindelig zu Muth. Schon das Einfahren in den Bahnhof hätte man ein Locomotiven-Wettrennen nennen können. Wie ſoll ich Dir die Stadt beſchreiben? — Denke Dir Hunderte unſerer Königsſtraßen an einander geſetzt, vorn und hinten, rechts und links, überall große Läden und Magazine, wohin Du blickſt, ein Gewühl von Menſchen und Wagen, wie bei uns Mittags um 12 Uhr, wenn die Parade vorüberzieht, und wenn dazu

im Hotel Marquardt eine fremde, fürſtliche Perſon wohnt, wo man dann das ganze Dutzend Equipagen des hohen Adels hin und her fahren ſieht. Dazu kommt noch, daß hier alle Spaziergänger, alle Reiter und Fahrenden Franzoſen und Franzöſinnen ſind, daß der Lärm und das Wagengeraſſel nicht wie bei uns Nachmittags vollſtändig aufhört, daß es vielmehr hier den ganzen Tag beſtändig fortdauert und gegen Nachmittag und Abend immer ärger und toller wird. Gehſt Du einen Boulevard hinab, ſo meinſt Du, ganz Paris in unzähligen Fußgängern, in Hunderten von Wagen eile mit Dir; wendeſt Du Dich um und gehſt hinauf, ſo iſt es gerade wieder daſſelbe, und als ob die ganze Bevölkerung nun ebenfalls mit Dir hinaufrennen würde. — Ein vielbewegtes, tauſendfarbiges Toſen des Meeres, in welchem Du Dich ſo unendlich einſam und verlaſſen fühlſt, wie unter Larven die einzig fühlende Bruſt, oder wie es im ausgewanderten Dichter Freiligrath heißt:

Allein, allein kein einzig Weſen,
Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen.

Papa findet das ziemlich unausſtehlich und freut ſich auf Trouville. Ob ich mich auch darauf freue, brauche ich Dir wohl nicht zu ſagen, meine Gute. Mit meinem Franzöſiſch geht es ſo ziemlich leidlich, aber Papa, der ſich aus ſeiner Jugend her noch ein paar Ausdrücke erinnert, bringt mich zuweilen in Verzweiflung; er will immer ſprechen und es geht doch nicht, und da er die Sachen falſch überſetzt, ſo gibt es oft die ſeltſamſten Verwirrungen. Neulich — ich kann es Dir wohl geſtehen, meine Gute, denn ich weiß, daß meine Briefe nie andere Augen als Deine lieben betrachten werden — da traten wir müde und abgeſpannt in eine Paſſage und ſuchten

einen ſtillen Ort, um auszuruhen; Papa fand eine Inſchrift, die er mit: Ort der Behaglichkeit überſetzte, und da der Eingang recht verſteckt lag, wie bei uns zu Haus manche ſtille, kleine Wirthshäuſer, ſo nöthigte er mich dort hinein. Denke Dir meinen Schrecken! Ich fühle jetzt, liebe Erneſtine, daß mich eigentlich Mama hätte begleiten ſollen. Dann hat ſich Papa den Baedeker gekauft, und da er in demſelben geleſen, daß die Franzoſen faſt Allem, was ſie ſagen, als höfliche Leute ihr s'il vous plait beifügen, ſo thut er das oft an ganz unpaſſendem Orte und bringt mich beinahe zur Verzweiflung. So ſagte er neulich in einem Laden: merci, s'il vous plait. Das iſt doch trop, ma chère!

So groß Paris iſt, ſo können ſich die Pariſer doch oft auch wieder recht kleinſtädtiſch betragen. So gingen wir neulich über den Pont des Arts — Du wirſt Dich an Hauffs wundervolle Novelle erinnern — und ſahen eine Menge Menſchen über das Geländer ſchauen. Natürlicher Weiſe dachten wir an das größte Unglück, eilten hinzu und ſahen einen armen kleinen Hund, der an einer langen Leine ſchwimmen mußte.

Wir haben Zimmer bekommen im Hotel du Louvre, das aber ſo groß iſt, daß mir ganz unheimlich wird. Ich glaube, das Haus hat 6000 Zimmer, und der Speiſeſaal faßt ganz bequem 2000 Menſchen. Mich betäubt der ewige Lärmen und Spektakel in dem Hauſe, und danke ich jedesmal meinem Schöpfer, wenn ich auf der Straße bin und namentlich die Treppe hinter mir habe, denn von dem Auf- und Abſtürzen der Kellner dort kannſt Du Dir keinen Begriff machen.

Papa ſpricht ſchon ſeit mehreren Tagen davon, mich in Begleitung eines Bekannten, den er hier getroffen, nach Mabilo

und in's Chatean des fleurs zu führen. Du weißt aus der Erzählung Deines Vetters, was das für Orte ſind. Kann eine deutſche Jungfrau dorthin gehen? Mein Vater ſagt Ja und behauptet, es ſei dort ganz famos; aber ich habe ſchon oft erfahren, was er unter „famos" verſteht. — Wird mir aber Guſtav nicht zürnen, wenn er erfährt, daß ich dort geweſen? — Ich hoffe nein, denn ich werde ihm ſpäter erzählen, daß ich mit ſtrengen, wegwerfenden Blicken umhergewandelt, und daß das ordentliche, anſtändige, gemeſſene Betragen der deutſchen Jungfrau jenen leichtſinnigen Franzöſinnen bedeutend imponirt habe. Da ich aber, um an einen öffentlichen Ort hier gehen zu können, an meiner Toilette doch etwas thun mußte, um nicht gar zu ſehr aus der Provinz zu erſcheinen, ſo habe ich ſo eben ein Unterkleid probirt, eigentlich nur das Gerippe eines Unterkleides.

Entſetzlich, liebe Erneſtine, ſo ausſehen zu müſſen! — Ich wäre des Todes, wenn ich nicht wüßte, daß mich nur die Nacht mit ihren verſchwiegenen Augen umgeben. — Nun aber ſchlafe wohl, meine theure Erneſtine, denke an Deine glückliche Freundin, die nun bald in ſeiner Nähe weilen wird — — in ſeiner Nähe — — ſeiner geliebten Nähe, — — — ob ſein Herz nicht ahnt, daß ich ihm nahe bin — — ſchrecklich, wenn es nicht ſo wäre — ſchrecklich, wenn die Sehnſucht meines Buſens in ſeinem Herzen keinen Anklang fände — — — ſchrecklich — — ach nein, ich bin ſeiner Liebe gewiß — — gute Nacht — — ſelbſt im Traume umſchwebt mich ſein Bild.

Liebe Erneſtine!

Die Zeit unſerer Abreiſe von Paris rückt immer näher, und ich kann Dir nicht verhehlen, daß ich in großer Emotion bin, wenn ich an den Augenblick denke, wo ich mein Eiſenbahnbillet für Havre erhalten werde. Nicht wahr, es klingt eigenthümlich und großartig; ſtatt: zweiter Klaſſe nach Eßlingen — seconde pour Havre. Und nun für mich erſt! — Aber ruhig, mein Herz! —

Nur noch eine Geſchichte ohne Worte über Mabile und Chateau des fleurs. Wie iſt es möglich, Dir darüber eine Erklärung zu machen! Denk' Dir eine italieniſche Nacht bei uns, aber ganz anders und dieſe ins Pariſeriſche überſetzt. Nein, ich habe mich ſchlecht ausgedrückt. Stelle Dir den dritten Akt in der Oper: „Die Königin von Cypern" vor, Du weiß dort im Garten bei brillanter Beleuchtung, unter rauſchender Muſik und Tanz; denn das iſt das Eigenthümliche hier, daß man im Freien tanzt. Es iſt nicht ſo übel und in guter Geſellſchaft könnte es mir auch ſchon gefallen. Aber hier — mich ſchaudert noch, wenn ich daran denke.

In den Champs Elyſées halten wir mit unſerer Equipage — man fährt ſehr viel in Paris — vor einem impoſanten Thore, Du glaubſt, in kaiſerliche Gärten zu kommen. Wagen an Wagen drängt ſich heran, aus ihnen ſteigen die ungeheuerſten Crinolinen, mit ſchlankem Oberleib und ganz kleinem Hütchen. Auch elegant gekleidete Damen und Herren ſieht man von allen Seiten zu Fuß herankommen, aber nicht Familien- oder Paarweiſe wie bei uns, gewöhnlich kommen Herren und Damen allein und das gibt Dir ſchon einen Begriff von dem Orte, wohin ich mich gewagt. Hoffentlich wirſt Du Niemand etwas

davon ſagen. Wenn ich auch vorher wußte, welche Schichten der Geſellſchaft ſich hier amüſiren, ſo habe ich doch nicht gedacht, daß es ſo grenzenlos ungenirt zugehe. Schon die Begrüßung zwiſchen Bekannten beim Eintritte: Ein Kopfnicken, ein Augenblinzeln, ein nachläßiges Winken mit der Hand, von einem Hutabnehmen keine Rede, ein leicht hingeworfenes Wort ſeinerſeits, worauf ſie entweder ausgelaſſen lacht, oder achſelzuckend ihn verächtlich über die Schulter anſieht. So treten wir ein. Von Mabilo will ich Dir nicht viel ſagen, es ging dort ziemlich ſtill her; aber im Chateau des fleurs war nächtliches Feſt. Ich ſage Dir, liebe Erneſtine, grauenhaft, aber doch in gewiſſer Beziehung wieder ſchön, und vielleicht auch wünſchenswerth für dieſe da. Ich verſichere Dich, dieſes Leben hier iſt im Stande, die feſteſten Grundſätze zu lockern, und ein Paar Mal dachte ich an Guſtav, wenn er auch hier umher tanzen würde, mit — mit einer anderen Dame. Alſo Chateau des fleurs — Blütenſchloß, Blumenpalaſt. Stellſt Du Dir nicht unter dieſem Namen etwas Duftendes, Berauſchendes, Phantaſtiſches vor? Und ſo war es auch hier in der That. Man tritt in einen Garten oder vielmehr auf einen freien Platz, fein geebnet wie ein Tanzſaal, der ringsumher von Gebüſchen begrenzt iſt und durch ein wahres Meer von Lichtern taghell beleuchtet wird. Während dort zwiſchen dem Grünen buntfarbige Glaskugeln magiſch hervorſchimmern, iſt der runde Platz, von dem ich eben ſprach, ringsumher mit zahlloſen Candelabern beſetzt, die über eine Unzahl von matt glänzenden Kugeln Licht verbreiten, während rieſenhafte Kronleuchter, an für uns unſichtbaren Ketten hängend, mit ihren hunderten von Lichtern in der Luft zu ſchweben ſcheinen. Du biſt umgeben

von einer unzählbaren Menſchenmenge, man ſpringt, lacht und ſingt vor Dir und hinter Dir; ungeheure Blumenbouquets duften und flimmern Dir vor den Augen; Spitzen wehen Dir ins Geſicht, ſchwere, rauſchende, ſeidene Stoffe ſchleifen an Dir vorüber.

Du athmeſt mühſam, überraſcht durch all' das Ungeheure, was Du hier ſiehſt, Dein Auge ſucht vergebens einen Punkt, wo es ausruhen kann; es taucht in eine der vielen Alleen und verſchlungenen Wege, die nach allen Theilen des Gartens ziehen. — Umſonſt, auch von dort her kommt es oder eilt dahin in einem unaufhörlichen, buntfarbigen, lärmenden Strome. Faſt haſt Du Dich etwas an Deine Umgebung gewöhnt, als nun mit einem Male eines der ſtärkſten Orcheſter hinter Dir in den mächtigſten Tönen losbricht. Du wendeſt Dich erſchrocken um, Du hatteſt bis jetzt nicht Zeit, dorthin zu blicken. — Neue, größere Ueberraſchung. Dort erhebt ſich eine rieſenhafte Tribune, überdeckt von einem ungeheuren Tempelbogen mit Nebendächern von Karyatiden getragen, mit Bildſäulen geſchmückt, in den glänzendſten Farben prangend, mit der reichſten Vergoldung verziert von hunderten von farbigen und weißen Glaskugeln. — Und das Orcheſter, meine liebe Erneſtine! Ja, ich, will Dir geſtehen, ſüße Freundin, nachdem ich dies nächtliche Feſt in Chateau des fleurs geſehen, nachdem ich dieſe Muſik gehört, verzeihe ich den Franzöſinnen Manches, um ſo mehr, da es ihnen doch an der gründlichen Bildung fehlt, deren wir Deutſche uns rühmen können.

Alſo dieſe Muſik! — ein Strom, ein Meer von Tönen, das ſich über uns ergoß, das uns zu vernichten, zu erſticken drohte, das uns zwang, wie Rettung ſuchend, wie unwillkürlich

in die Höhe zu hüpfen. Ich ſage: uns, und wollte Dir doch ausdrücken, daß es den Andern gewiß ſo zu Muthe war. — Und nun tanzten ſie. Es war eigentlich kein Tanzen zu nennen; jedes Paar, unbekümmert um ſeine Nachbarn, amuſirte ſich, als wenn es allein in der Welt wäre, — ganz allein in der Welt, gute Erneſtine. Es war ein Drehen und Schwingen, ein Wirbeln und Hüpfen, daß Einem ordentlich anders zu Muth wurde. Ja, ich will Dir ehrlich geſtehen, mit Guſtav allein einmal ſo tanzen zu können, würde mir ſchon angenehm ſein. Nicht wahr, ich bin in Paris recht verwildert? Aber ich verſichere Dich, die Erinnerung an jene furchtbare Muſik regt mich noch heute auf. Denke Dir, ſtatt der großen Trommel wurde zuweilen mit Piſtolen gefeuert; anfänglich fürchtete man ſich und ſchrack zuſammen, dann aber erwartete man einen neuen Schuß mit einer gewiſſen ängſtlichen, grauenhaften Freude. Unter den Tänzerinnen ſah man elegante und Balltoileten, aber einen eigenthümlichen Anblick gewährte es, daß die meiſten in Mantille und Hut tanzten; die erſtere ſtreifte natürlich von den Schultern herab, der Hut ſchob ſich in den Nacken, die Augen glühten, die Kleider wurden ſehr hoch aufgenommen, und dabei machten Tänzer und Tänzerinnen Bewegungen, wie ich ſie vorher nie geſehen. Sie tanzten, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in Hieroglyphen, die einem das unbeſtimmte Gefühl zurücklaſſen, als müſſe die Zeit kommen, wo ſie uns verſtändlicher würden. Was mich dabei verletzte, war die Art und Weiſe, mit der ſich nach beendigtem Tanze jedes Paar trennte. Denke Dir, Erneſtine, kein Herr führte ſeine Dame an ihren Platz zurück; kaum endigte die Muſik, ſo lüpfte er leicht ſeinen Hut, nickte auf ſonderbare Art mit dem Kopfe, ſie machte einen ſehr extrava-

von ihm unter und neben uns erblickten, trägt einen eher heimathlichen als fremden Charakter. Dieſelben Gebirgsformationen wie hier findet man im Harz, in einigen Theilen der ſächſiſchen Schweiz, ja im Siebengebirge am Rhein, wenn man den Drachenfels erſteigt und vom Rhein abgewendet in die Thäler ſchaut, nur muß man ſich die dortigen dichten Baumgruppen hinwegdenken.

Nachdem wir zwei Stunden emporgeſtiegen waren, lief der Weg eine Zeitlang eben hin, neigte ſich ſodann abwärts, und wir erreichten ein kleines, mit gehauenen Steinen eingefaßtes Becken voll klaren grünen Waſſers, das recht ſtill und einſam unter einer ſenkrechten Felswand lag, worauf wir noch wenige Schritte weiter machten, um eine ſcharfe Ecke des Gebirges bogen und das Kloſter des Montſerrat vor uns liegen ſahen — hier in dieſer Einöde ein gewaltiger, unvergeßlicher Anblick. Zu unſerer Rechten und vor uns fiel das Gebirge einige tauſend Fuß ſenkrecht in den Llobregat hinab, um an der andern Seite in einer ebenſo koloſſalen Felswand wieder emporzuſteigen. An dieſer tief unter uns lagen die Kloſtergebäude geſchmiegt, vor ſich die gerade hinabgehende Wand, hinter ſich ungeheure Felsmaſſen, deren Spitzen drohend überzuhängen ſchienen. Unregelmäßig ohne Zuſammenhang hingebaute Häuſer ſtanden da bei einander, aus ihnen hervorragend zwei gelbe majeſtätiſche Gebäude mit vielen Fenſtern, die hohe und lange Fronte uns zugekehrt, das eigentliche Kloſter, über welche hinweg der nicht ſehr hohe Thurm hervorſchaut. Wir hielten eine Zeitlang auf dieſer Stelle, um uns das vor Augen liegende eigenthümliche Bild recht ins Gedächtniß zu prägen. Ruhig und ernſt lagen alle Gebäude da, faſt unheimlich in dieſer Oede und Einſamkeit, ohne Zeichen irgendwelchen Verkehrs und Lebens, und wenn man auch nicht ſchon von hier die Zerſtörungen derſelben bemerkte, ſo hatte doch das Ganze etwas verlaſſenes und ruinenhaftes. Als wir langſam hinabſtiegen und dem Kloſter näher kamen, bemerkten wir deutlich einzelne Wände, die ohne Verbindung mit den andern daſtanden, eingeſtürzte Thorbogen, zertrüm-

ganten Knix, wobei ſie mit dem linken Fuße hinten hinausfuhr, raffte ihre Mantille auf, ſchob ihren Hut zurecht, und Beide verloren ſich hier und dort im Gedränge, oder in den Alleen und Seitenwegen.

Auch wir gingen dorthin, und die Stille hier, je weiter man ſich vom Tanzplatz entfernte, war ordentlich wohlthuend. Hier war nur ſoviel Licht, daß Alles in ein Halbdunkel gehüllt war; einzelne Paare gingen umher, oder ſaßen leiſe plaudernd auf den Ruhebänken, die hie und da in den Lauben angebracht waren.

Findeſt Du es begreiflich, mein gutes Herz, wenn ich dabei an Guſtav dachte?

Ich ſehe mit Schrecken, daß dieſer Brief über alle Maßen ſtark geworden iſt. Lebe denn wohl, meine Gute, und wenn Du auf dem nächſten Poſtſtempel Trouville leſen wirſt, ſo denke an Deine

glücklich geweſene oder vielleicht
noch glücklich ſeiende Freundin
Henriette.

Der Vater Henriettens an ſeinen Freund, den Oberregierungsrath Wegele.

Alter Schwed!

Nachdem ich nun acht Tage in Paris war und Dir dem Verſprechen gemäß hiermit einige Zeilen ſchreibe, finde ich es natürlich, daß Deine Frau ihr Veto einlegte, als Du uns hieher begleiten wollteſt. Apropos, Du wirſt begreifen, warum

ich dieſen Brief an unſern gemeinſchaftlichen Freund und nicht an Deine Wohnung adreſſirte. Die Deinige und die Meinige brauchen nichts davon zu wiſſen.

Zuerſt nun zu Geſchäften. Die Haartinktur habe ich für Dich an die bewußte Adreſſe abgeſandt, nur bemerkte mir der Erfinder, daß man nach dem Gebrauche derſelben einen Tag lang zu Hauſe bleiben ſolle, und daß man ſich auch, wenn man ausgeht, nicht mit unbedecktem Kopf in die Sonne ſetzen dürfe; die Tinktur enthalte viel Honigtheile, und es ſei der Fall vorgekommen, daß Jemand, der ſich unvorſichtig der Sonne ausgeſetzt, wie ein ſchwärmender Bienenſtock nach Hauſe gekommen ſei. Die bewußten Lithographieen habe ich mit großer Mühe erhalten und ſie dem Clubbdiener eingeſandt; nehmt Euch in Acht, daß ſich Keiner zu Haus mit einer Sylbe verräth. Ich möchte das nicht erleben, wenn ich wieder heim käme, obgleich das doch gewiß ein ganz harmloſes Vergnügen iſt. Und ſo iſt es mit allem hier in Paris; ſie machen immer einen ungeheuren Spektakel, und im Grunde ſteckt nicht viel dahinter. So auch die Franzöſinnen; viel Federn, viel Spitzen, viel ſeidene Kleiderſtoffe, ungeheure Crinolinden, aber kein ſolider Kern. Da war ich auch neulich bei Mabile und im Chateau des fleurs, aber ich kann Euch verſichern, man kommt dabei durchaus nicht auf ſeine Koſten. Was thu' ich mit dieſem leichtfertigen Tanzen der Franzöſinnen! S'iſt Alles gemacht, Alles Schminke; es fehlt der innere, feſte Halt, dem man doch noch bei uns häufig begegnet. Ich kann Dich verſichern, da waren unter hundert nicht ein halbes Dutzend, um welche man die Hand hätte umdrehen mögen; und auch dieſe waren nur ſchöne Gemälde und an ihrer Geſtalt konnte ſelbſt ein Ken-

ner nicht unterſcheiden, wo die Kunſt aufhörte und die Natur anfing. Um doch nicht ganz ohne Nutzen zu reiſen, habe ich mich ein paar mal in das dickſte Gewühl geworfen, aber glaube mir, überall Trug und Schaum, nirgendwo eine feſte Grundlage.

Was ich über Trouville gehört, iſt befriedigend; es ſoll dort ganz gute Hotels geben, auch nicht zu theuer. Doch habe ich zu meiner Verwunderung erfahren, daß dort Herren und Damen dicht neben einander baden. Das unter uns; Henriette ſoll es an ihre Mutter berichten; das Mädchen hat außerordentlich viel Takt und weiß ſchon die Sache in's rechte Licht zu ſetzen. Grüßt mir die Geſellſchaft und denkt bei einem guten Schoppen Bier an mich. Das Zeug, was ſie hier dafür ausgeben, iſt nicht zu trinken.

Trouville.

Meine gute Erneſtine!

So ſind wir denn hier, ſo liegt der ſelige Tag von Havre hinter uns, — ſo habe ich ihn denn wie — der — ge — ſehen. Fühlſt Du das Gewicht dieſes Wortes, mein liebes Herz? — Nein, Du biſt nie in der Lage, ſeine Seligkeiten ſo ganz ausgekoſtet zu haben, wie Deine nun wieder in einem kleinen Schimmer von Glück lebende Freundin. Du haſt nie den Schmerz einer Trennung gefühlt; denn wenn Du auch vielleicht Tage und Wochen von ihm geſchieden warſt, ſo wußtet ihr den Tag eurer Wiedervereinigung, ihr ſchautet ihm mit ruhigem Glück entgegen. Aber ich! Auf wildem Ocean ſchwimmend, ohne Segel und Compaß, ſtets gewärtig, an ſtarrenden Felſen feind-

licher Eilande zu zerſchellen, woge plötzlich auf ſanfter Welle, von einem ſüßen Hauche getrieben, in jene glückliche Bucht, wo er weilt — — — — — wo Palmen rauſchen und Brunnen kühlen und wo der Wundervogel ſingt: er liebt Dich! er liebt Dich!

Ich ſehe Dich lächeln, meine gute Erneſtine! Ich ſehe — und davon bin ich überzeugt — wie Du geſchwind dieſen Brief umwendeſt, als Dein guter Ferdinand näher tritt und wiſſen will, was ich geſchrieben. Nicht wahr, in dem Punkt kann ich ruhig ſein. Du läßt ihn doch nichts von unſerer Correſpondenz leſen? — Um aller Heiligen willen! Der Gedanke würde mich peinigen. Nein, nein, ich kenne Dich, Du redliches, treues Gemüth. Dir zu gefallen will ich mich denn auch bemühen, nach Deiner Anſicht vernünftig zu ſchreiben. — O mein Gott! vernünftig, als wenn meine heiße, glühende Liebe zu Guſtav etwas Unvernünftiges wäre! — Doch ruhig, mein Herz!

Von Paris fuhren wir alſo Nachmittags fort; auf dem Bahnhofe war ein entſetzliches Gedränge; unzählig viel Paſſagiere, noch mehr Gepäckſtücke. Ich hätte nicht geglaubt, daß es möglich wäre, die Hunderte von Koffern aller Art zu bewältigen. Aber es ging Alles mit Ruhe und Ordnung vor ſich; man hätte ſich bei uns ein Beiſpiel daran nehmen können, wenn bei einem Dutzend Koffer vier Beamte beſchäftigt ſind, drei von ihnen die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen und der Andere ſich über den unerträglichen Zudrang beſchwert.

Ueber die Strecken, die wir durchfuhren, kann ich Dir nicht viel berichten; ich war zu ſehr mit dem Ziel meiner Reiſe beſchäftigt.

So viel weiß ich, daß wir durch tiefe Einſchnitte fuhren und dann wieder über ſehr hohe Brücken hinweg — — Zuweilen ſausten wir auch durch die Ebene dahin, und dann hatte dieſe ſo etwas rührend heimathlich Gemüthliches — ſchöne grüne Wieſen, Häuſer und Dörfer zwiſchen Bäumen verſteckt, rieſelnde Bächlein und glatte Rinderheerden.

Endlich lag es vor uns.

Ach! Erneſtine, wie ſoll ich Dir den Eindruck beſchreiben, den das Meer, die See, das unendliche Weltmeer auf mich machte! Thalatta! Thalatta! ruft der Dichter, und ſetzt hinzu, daß bei ſeinem Anblick zehntauſend tapfere Griechenherzen gebebt hätten. Nun denke Dir, was ſoll dagegen mein armes, deutſches Mädchenherz anfangen? Es bebte freilich auch, es zitterte und zog ſich ganz in ſich zuſammen beim Anblick der unendlichen glänzenden Fläche. Aber es hatte dabei doch wieder nur den einzigen klaren Gedanken, den es immer hat, im hellen Sonnenlichte, in dunkler Nacht, beim Koſen des Südwindes, beim Brüllen des Sturmes, — hier beim Erblicken des Meeres, den Gedanken an ihn, an ihn.

Es war aber auch ſo begreiflich; denn kaum hatten wir einen kurzen Blick auf das Meer hinausgeworfen, ſo ſagte ein dicker Herr, der neben meinem Vater ſaß: Voilà, Havre, und Papa riß mich wieder aus allen meinen ſüßen Träumereien in die rauhe Wirklichkeit zurück, denn er gab dem höflichen Franzoſen zur Antwort: Ah! Havre — merci, s'il vous plait.

Dann fuhren wir bei einzelnen Landhäuſern vorbei, bei Dampfſchornſteinen, durchſchnitten ſchöne breite Alleen und hielten im Eiſenbahnhofe. Flüſternd füge ich hinzu, meine Gute, daß er da war — daß er — doch nein, Du ſpotteſt nur über

mich und es geſchieht mir ſchon recht. — Nimm einen herzlichen Kuß, den ich für Dich noch übrig habe.

Daß wir in Trouville angelangt ſind, ſiehſt Du aus der Ueberſchrift meines Briefes. Das nächſte Mal ſchreibe ich Dir über das hieſige Badeleben; heute bin ich etwas ermüdet, denn die Fahrt von Havre hieher war nicht ganz angenehm.

Der Vater Henriettens an ſeine Gemahlin.

Trouville.

Meine liebe Frau!

So wären wir denn hier in Trouville angelangt, und da wir einmal da ſind, ſo ſcheint es ſich behaglicher machen zu wollen. Was die Reiſe hierher betrifft, ſo wird Dir Henriette darüber geſchrieben haben; was wir für Geld gebraucht haben, davon macht ſich Niemand eine Idee. Namentlich in dem Paris! Und was hat man dafür? — Du lieber Gott! nicht viel mehr, als man bei uns für ein Viertel des Preiſes bekommt. — Ueberhaupt Paris lohnt ſich wahrhaftig nicht der Mühe, daß man hingeht. Ich will Dir das mündlich ſchon auseinander ſetzen.

Hier wären wir alſo über Havre angekommen; an der Eiſenbahn erwartete uns Guſtav W., er hat ſich recht gemacht, auch ſchon einen Bart bekommen, und wußte überall Beſcheid, was mir ſchon recht angenehm war. — Daß ſich Henriette gefreut, ihn wieder zu ſehen, kannſt Du Dir denken; ich habe auch nicht den Wauwau ſpielen wollen. Was ſollte ich über-

haupt machen? Das Mädchen ist alt genug und sollte wissen, was sie zu thun hat. Wenn sie nur endlich einmal von ihren verfluchten poetischen Ideen ablassen wollte!

Hier in Havre hatte sie sich es in den Kopf gesetzt, mit Gustav eine Meerfahrt zu machen; ich war als Schlachtopfer der Dritte im Bunde, und so machten wir denn eine Meerfahrt bis weit hinaus vor den Hafen, wo wir so herumgebeutelt wurden, daß man es nicht besser verlangen konnte. Es muß ein trostloser Anblick gewesen sein.

Hier in Trouville sind wir denn nun vortrefflich aufgehoben, wir wohnen im Hotel Bellevue bei Herrn Lasserre, einem freundlichen gefälligen Manne und angenehmen Wirth. Wir haben um mäßiges Geld gute Zimmer mit vortrefflichen Betten und eine ausgezeichnete table d'hôte. Du kennst meine Leidenschaft für Fische im Allgemeinen; hier wird dieselbe durch eine kleine Bestechung des Oberkellners auf's Gründlichste befriedigt; man servirt mir mehrere Male zum großen Aerger eines kleinen schwarzen deutschen Landsmannes, der jedesmal sein Augenglas einsteckt und mich neidisch anblickt, wenn ich zum dritten Mal Turbot nehme. Du siehst dadurch, meine liebe Frau, daß ich möglichst auf meine Kosten zu kommen suche. — Deutsche sind genug hier, einzelne Individuen und ganze Familien; Letztere, namentlich die Damen derselben, sieht man häufig am Strande, wo der Sand noch naß ist und wo man tief einsinkt, trotz aller Ermahnungen und Zurufe ohne Galoschen mit Muschelsuchen beschäftigt. Auch sind sie häufig in den Fruchtniederlagen der Stadt zu finden und stehende Kunden des großen Pastetenbäckerladens.

Gestern kamen wir an und haben heute schon unser erstes

Bad genommen. Henriette wird Dir das Nähere darüber ſchreiben. Für uns war das Ding ſehr einfach. Da iſt ein Bureau am Meere, ein kleiner hölzerner Aſſenkaſten, wo täglich angeſchrieben iſt, wann die Fluth kommt, und wo man eine Marke nimmt und ſich für ſein Coſtüm entſcheidet. — Ganzer Anzug oder Schwimmhöschen. Nach dem Vorbild der deutſchen Familie, von der ich oben ſprach, entſchieden wir uns für Letztere, natürlich mit Ausnahme Henriettens. Wir gingen zum Badeplatz der Männer, der übrigens ſo nah an den der Damen anſtößt, daß im Waſſer, oft unbewußt, eine Vermiſchung der Geſchlechter ſtattfindet. Doch hat der Anblick ſeiner Mitbadenden in der That nur eine komiſche Seite. Du kannſt Dir nicht denken, wie namentlich die Damen ausſehen, wenn ſo ihre ganze Toilette von ihnen abgeſtreift iſt.

Oft ſieht man Geſtalten, von denen man in der That nicht weiß, ob man einen Mann oder eine Frau vor ſich hat.

Daß ein Seebad das glücklichſte und gründlichſte Mittel zur Aufhebung alles Standesunterſchiedes iſt, ſoviel ſteht feſt. Es ſind hier in Trouville Herzoginnen, Gräfinnen, Baroneſſen gerade genug. Und das kommt an, ganz à la Pfau, in prachtvollen Equipagen, in ungeheuren, bauſchigen Kleidern bis zu dem verhängnißvollen Badehäuschen, auf deſſen Thüre man wahrhaftig auch ſchreiben könnte: laßt alles Irdiſche hinter euch! Denn dort kommen ſie als förmliche Schatten heraus, die eben prangend in Schönheit und Toilette hineingegangen. Ich ſage Dir, man kann ſich faſt eines Gefühls der Rührung nicht erwehren, wenn man ſo am Ufer ſteht, und aus den Wellen eine dürre, unſchöne Geſtalt heraustappt, die von einem eleganten Herrn in Empfang genommen wird, welcher um

die Ehre bittet, der Frau Gräfin ſeinen Arm anbieten zu dürfen.

Eigenthümlich iſt, daß dabei die Franzoſen das Renommiren und Spektakeln nicht laſſen können; denn ſtatt daß dieſe Herren, wenn ſie nun einmal ihrer Löwenhaut entkleidet ſind, ruhig und ſtill in's Waſſer gehen, machen ſie Spektakel, tanzen und ſingen, und ſuchen ſich vor den Damen ein Anſehen zu geben. Sah ich doch geſtern einen, der weiß Gott nichts weniger als einem Maſaniello gleich ſah, mit krähender Stimme in das Meer hinaus ſchreien:

Ihr Freunde, ſeht, es ſtrahlt der Morgen.

Auf Franzöſiſch heißt es freilich anders, aber die Melodie iſt merkwürdiger Weiſe ganz dieſelbe.

Wir haben uns mit der deutſchen Familie, die ich ſchon ein paar Mal erwähnt, bekannt gemacht. Es ſind eigentlich nette Leute, wenn auch einer von ihnen nur ein Schriftſteller iſt. Die Frau des Andern iſt ſehr hübſch und hat ſich Henriettens angenommen. Weißt Du, in ſolch' einem Bade kann man nicht für ſich allein bleiben, das wäre ſehr langweilig.

Geſtern ſprach mich auch ein alter, freundlicher und ſehr gebildeter Franzoſe an; er meinte, er hätte mich in Dieppe geſehen oder in Bad—bad, wie er ſich ausdrückte, — das ſoll nämlich Baden heißen. Es war mir aber auch gerade ſo, als ob ich ihm ſchon ſonſtwo begegnet wäre, in Baden oder Homburg oder irgendwo auf der Eiſenbahn. Es iſt eine Figur, die überall vorkommt; ſehr reich muß er gerade nicht ſein; ſein Rock iſt etwas abgetragen, doch hat er ein rothes Band im Knopfloch. Er nennt ſich le Marquis de Merchantilier, be-

hauptete, man ſpeiſe nirgendswo beſſer als in unſerem Gaſthofe, wo er ſein Couvert neben das meinige legen läßt, und raucht leidenſchaftlich gern deutſche Cigarren.

Du ſiehſt nun, meine liebe Frau, daß wir es hier allenfalls aushalten können. Für Dich aber, glaube ich, wäre es durchaus nichts hier; es iſt an der See zuweilen recht zugig und im Allgemeinen klagen die Damen hier ſehr über Zahnweh. Grüße mir den Regierungsrath Wegele, er ſoll einmal hieher ſchreiben, habe ja doch auf ſeiner Kanzlei nichts zu thun. Auch an ſie mein Compliment, Henriette hätte ihre Pomade nicht vergeſſen. Einliegend einen Brief von Deiner Tochter.

Henriette an Erneſtine.

Trouville.

Liebe Erneſtine!

Der erſte Tag meines Badelebens liegt nun hinter mir und ich kann Dich verſichern, daß ich mir früher unter dem Gedanken, in der weiten, offenen, wunderbaren See zu baden, etwas viel Poetiſcheres vorgeſtellt, als es in der Wirklichkeit iſt. Ich dachte an ein wonniges Hinabſtürzen in die ſchäumenden Fluten, die uns tragen und wiegen würden, wie die Wellen des heiligen Fluſſes ein Blatt vom duftenden Lotus. Dabei ſtellte ich mich in lange flatternde Gewänder gehüllt vor, das Haar hie und da zur Kurzweil mit Seegras geſchmückt — weißt Du, Herz, etwas Aehnliches, wie unſer Dichter die Seenymphen darſtellt. Doch wie grauſam ſollte auch dieſe Illuſion meines Lebens zerſtört werden!

merte Dächer. Vor der Einfahrt, deren Thor aus wenigen Brettern beſtand und in roſtigen Angeln hieng, befand ſich ein kleiner überwölbter Waſſerbehälter, deſſen Quelle verſiegt ſchien, und an dem nur noch an der äußern Wand mit melancholiſchem Schall einzelne Waſſertropfen in ein zertrümmertes Becken niederfielen.

Wir brauchten keine Glocke zu ziehen um in den Kloſterhof einzutreten, alles war weit geöffnet, und der einzige Laut der unſern Eintritt begrüßte war das Klappern der Hufe unſerer Thiere auf dem Pflaſter und der Wiederhall der eigenen Stimme.

Die Zerſtörung des Kloſters datirt ſich bekanntlich aus dem Befreiungskrieg von 1808. Bei dem erſten Beſuch hatten die Franzoſen, da ſie hier auf keinen Widerſtand ſtießen, das Kloſter verſchont; doch als ſie abzogen, machten die Spanier einen Waffenplatz aus demſelben, den die franzöſiſchen Truppen gegen das Ende des Kriegs ſtürmten und einnahmen, worauf ſie den Verſuch machten die feſten Gebäude in die Luft zu ſprengen und dem Erdboden gleich zu machen; doch rettete die Stärke der Mauern das Kloſter von dem gänzlichen Untergang, und nach der Rückkehr Ferdinands VII. bauten die Mönche fleißig an der Wiederherſtellung ihres Hauſes. 1820 zum zweitenmal vertrieben, begann die Reſtauration des Kloſters 1823 wieder, und wurde, ſoweit die ſpärlichen Mittel es erlaubten, bis 1835 fortgeſetzt, wo ſie durch den allgemeinen Kloſterſturm in Spanien abermals unterbrochen wurde, und es auch wohl für immer bleiben wird.

Früher wurden alle Pilger und Fremden, die den Montſerrat beſuchten, von den Mönchen mit herzlicher Gaſtfreundſchaft aufgenommen; man fand hier ein eigenes ſehr anſtändiges Fremdenhaus, und wurde aus der Kloſterküche geſpeist. Bei der Armuth indeſſen, in welche das früher ſo reiche Kloſter verfiel, mußte dieſe Gaſtfreundſchaft natürlicherweiſe aufhören, und von da an richtete ſich ein Gaſtwirth auf dem heiligen Berg ein, bei dem die Fremden für Geld und gute Worte, wie auch anderwärts, ein Unterkommen fanden. Ob nun dieſer Wirth in der That glänzende Geſchäfte

Als wir am Morgen meines erſten Seebades — Papa war ſchon voraus, — doch ſieh, liebe Erneſtine, wie vergeßlich ich bin, ich muß Dir ja zuerſt das Wir erklären. Wir fanden nämlich hier eine deutſche Familie, einen Herrn mit ſeiner Frau und ein paar Freunden. Denke Dir, Herz, Beide, die Freunde, ſchon wirklich gedruckt worden ſeiende Schriftſteller. Die Frau iſt hübſch wie ein Engel und dabei ſo lieb für mich, daß ich es Dir gar nicht ſagen kann; ſie lacht gern und häufig und zeigt dann allerliebſte weiße Zähne; es iſt ein Vergnügen mit ihr umzugehen, denn Alles macht ihr Spaß, jetzt eine Promenade, dann eine Spazierfahrt in den Wald, dann eine Tour zu Nachen in der See, jetzt in einige Läden, um was zu kaufen, zwiſchen hinein ein kleines Frühſtück, dann eine lebhafte Converſation oder etwas Umziehen, kurz alles das treibt ſie mit einer Unermüdlichkeit, die namentlich an einer leidenden Frau in's Bewunderungswürdige geht. Sie hat ſich meiner auf's Redlichſte angenommen; Papa mußte mir noch am Nachmittage einen runden Hut kaufen, wie ſie ſelber einen trug, auch ein ähnliches Mäntelchen, und ich wollte nur, Du könnteſt uns ſo ſehen, wie wir nach unſerem Badehäuschen wandeln, den Baigneur hinter uns.

Aber denke Dir meinen Schrecken, gute Erneſtine, als ich das Coſtum ſah, in welchem die Damen hier zum Baden gehen, und in dem man auch mich von heute an ſehen ſoll. Ja, — ſehen ſoll. Und wer Alles! Nicht blos weibliche Augen, ſondern auch Herrn geniren ſich nicht, in der Nähe herum zu ſpazieren, ja ſtehen zu bleiben, wenn ſich ſo coſtumirte Damen ſehen laſſen und, mit andern ſprechend, ſtehen bleiben.

Ich habe früher einmal etwas von der garſtigen Tracht

der Samojeden geleſen, und ich ſage Dir, Herz, gerade ſo ſieht man aus. Denke Dir, ein alter Schiffscapitain, der zuweilen an der Tafel mitſpeist, behauptete geſtern, mit einem ſehr guten Fernrohr könne man von Havre aus Jemand am Strande von Trouville erkennen. Iſt dieſe Idee nicht gräßlich, Erneſtine? Wenn ich denken ſollte, Guſtav werde mit einem guten Tubus verſehen — Wahrhaftig, ich glaube, wenn mir der Gedanke einmal beim Baden kommt, ſo falle ich in Ohnmacht und riskire mein Leben.

Endlich war es denn geſchehen, die Metamorphoſe war vollendet; wir Beide, in umfangreicher Crinoline, in einer recht eleganten Toilette in das Badehäuschen hineingetreten, hüpften daraus hervor als ein paar dunkelblaue, ſehr unanſehnliche Larven. Ich eilte, an den Strand zu kommen, wo mein Baigneur mir, damit ſich kein Kopfweh einſtelle, einen Kübel des eiskalten Seewaſſers über den Kopf goß.

Dann nahm er mich auf ſeine Arme, trug mich in die Wellen hinein und tauchte mich dort, den Kopf voran, unter, daß mir Hören und Sehen verging. Ich war darüber ſo böſe, daß ich ihn gern an ſeinem rothen Bart gezupft hätte; doch meinte er, das müſſe ſo ſein und verſtände ſich ganz von ſelbſt. Nach dieſer erſten gewaltſamen Abkühlung fühlte man denn auch erſt die Annehmlichkeiten des Seebads, und wenn man ſich über Coſtüme und neugierige Zuſchauer hinwegſetzen kann, was einem am Ende auch gelingt, ſo iſt es wahrhaftig ein wonniges Gefühl, mit dem man von einer heranwogenden Welle aufgehoben wird und eine Zeitlang auf ihrer Oberfläche ſchwebt. Doch kommen dieſe heranſtürzenden Wogen auch zuweilen mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie uns überſtürzen würden, wenn wir

uns nicht zur rechten Zeit an die ausgespannten Taue oder an die Arme des Baigneurs anklammerten. Wenn Letztere nur nicht gar so gefühllose, unpraktiſche Menſchen wären! Im Vertrauen geſagt, meine gute Erneſtine, ſie bringen uns beim Baden auch zuweilen in eine andere Stellung, um einer heranſtürzenden ſtarken Welle Trotz zu bieten, eine Stellung, die — eine Stellung, wo — kurz, eine Stellung, in der man ſich in einer vollkommen falſchen, faſt unwürdigen Poſition befindet.

Aber um Gottes Willen, verrathe Niemand etwas von dieſer Stellung, ſelbſt nicht einmal Deinem Manne. Ich verlaſſe mich ganz auf Dich. — Daß dabei namentlich der Gedanke an Guſtav mit einem allenfalſigen langen Tubus oft wie ein finſteres Schreckgeſpenſt vor mir ſteht, kannſt Du Dir denken; wenn er nur nicht plötzlich einmal von Havre herüber kommt, mich hier überraſcht. — Das nicht zu thun, hat er mir feierlich gelobt, gelobt bei ſeiner Lie — ja, warum ſoll ich's verſchweigen, gute Erneſtine? gelobt bei ſeiner Liebe. Wir haben uns gegenſeitig erklärt, er hat an ſeine Eltern geſchrieben, ich einen wahrhaft rührenden Brief an Mama, und wenn man dorther in unſere Verbindung willigt, ſo wird auch Papa ſein wirklich albernes Vorurtheil, den Altersunterſchied betreffend, fahren laſſen. Alſo die Hoffnung iſt es, meine gute, gute Erneſtine, die mich hier an den Ufern des Meeres auf's Neue belebt. Und wo könnte ſie uns paſſender, ſchöner und poetiſcher erſcheinen, als hier, wo man ihr Symbol, den Anker, täglich vor Augen hat!

Mein gutes, gutes Herz!

Sprachen Dir die vielen Tage, in denen ich geſchwiegen, nicht von etwas Außergewöhnlichem, was mir paſſirt iſt? — O ja, Du mußt es ahnen, und Du ahnſt es auch. Vielleicht haſt Du auch Nachrichten von Mama erhalten. Nun, ſei es wie es will, höre meinen Ruf des Entzückens — ich bin Braut! — ich bin ſeine Braut! ich bin Guſtavs Braut! Umſonſt hat Papa den Kopf geſchüttelt, vergeblich waren alle neuen Ränke dieſer Doctorin. Die Liebe hat geſiegt, in ſechs Wochen ſoll nun die Hochzeit ſein. Verzeihe mir deßhalb, meine Gute, wenn ich etwas verwirrt ſchreibe. Bin ich doch glücklich geworden, und gerade ſo, wie ich es wünſchte! Wenn ich einmal an eine ſüße Erklärung dachte, die er, den ich liebe, mir zuflüſtern würde, daß wir glücklich ſein dürfen — o ſo wünſchte ich dazu eine fremdartige Umgebung, nicht der Anlagen verſchwiegen ſchattiges Dunkel, nicht den Wald des Vopſers, auch nicht das Thal, welches man das romantiſche nennt, vielmehr eine neue, wunderbare Gegend, vielleicht heiteren Himmel, — etwas Meerflut, das waren ſchon meine kühnſten Hoffnungen. Und ſo kam es, mein Herz. Bei einer Partie in zahlreicher Geſellſchaft, die wir von der Straße nach Honfleur rechts ab in die Wälder machten — es war gerade bei einer kleinen idylliſchen Hütte, deren ſämmtliche Bewohner uns freundlich willkommen hießen, da drückte er verſtohlen meine Hand und flüſterte mir zu: „Henriette, auch wir werden bald im Frieden und Schatten unſerer eigenen Hütte wohnen.“ — O Gott! mir ſchwindelte. Wie ich den Berg hinauf kam, weiß ich nicht;

ich glaube, die seligsten Gefühle trugen mich schwebend, sanft hinauf. Und oben — wir waren den Andern weit voraus — da zog er den Brief seiner Eltern hervor, übergab ihn mir, und ich las — o mein Herz! ich las aus einfachen dürren Worten die wunderbarste, blühendste Zukunft.

Das war ein Augenblick! — Wir standen da oben auf des Berges Höhe an einander gelehnt und schauten auf das Meer, welches in graugrüner, bläulichgelber Verklärung schillernd und strahlend vor uns lag, festlich geschmückt, um als erwartender Bräutigam seine Braut aufzunehmen, die glühende Sonne, die dort in allen Farben strahlend mit jauchzendem Aufflammen ihm entgegen eilte, wobei sie züchtig einen grauen, silberdurchwirkten Schleier über ihr Haupt zog und an seine Brust sank. Es war ein unvergeßlicher Abend; die Erinnerung an denselben wird in mir nachzittern, bis ich an Dein Herz sinken darf und Dir Alles, Alles auf's Genaueste erzählen.

Der Vater Henriettens an seine Frau.

Nun, Gott sei Dank! das ist überstanden, und ich sage Dir, so lieb mir Trouville geworden ist, — das Hotel Bellevue mit seinem Eigenthümer, Herrn Lasserre, sind ganz charmant und nicht genug zu empfehlen, — aber von dem Augenblick, wo Euer Brief in Betreff Henriettens kam, da war der Teufel in allen Ecken los und der junge Mensch — ich meine nämlich Gustav — quartierte sich förmlich bei uns ein. — Na, da kann man genug kriegen! Was die Rechnung hier im Hause anbe-

langt, ſo iſt ſie außerordentlich mäßig und beſcheiden, und auch Herr Laſſerre in dem Punkte, ebenſo wie ſeines zuvorkommenden und freundlichen Benehmens willen, allen Bekannten beſtens zu empfehlen. Denk' Dir aber nur, dieſer verdammte Marquis von Merchantilier, ſo oft er bei uns gegeſſen — und das geſchah ziemlich oft — hat er ſich als von mir eingeladen ausgegeben und nichts bezahlt, nicht einmal den Separatwein, den er getrunken, dieſer Gauner! Und er trank nur vom beſten Chateau la Roſe, die Flaſche zu ſechs Franken. — Na warte! Dem hoffe ich auch noch einmal in Bad — bad zu begegnen oder ſonſt irgendwo.

Unſern Rückweg nehmen wir nicht über Havre, ſondern über Pont l'Eveque und mit der Eiſenbahn von Cherbourg nach Paris. Guſtav hat von ſeinem Principal die Erlaubniß erhalten, uns bis dorthin zu begleiten. — Auch das noch! Ich werde dieſen Brief erſt in Paris ſchließen, um Dir den Tag unſerer Ankunft melden zu können.

P. S. Paris, den 14.

Am 16. hoffe ich bei Euch zu ſein. Laßt dem Oberregierungsrath Wegele ſagen, ich freue mich ſehr, ihn wieder zu ſehen. — Ich kann Dich verſichern, dieſe Laſt mit dem Mädchen, mit der Henriette nämlich, und dem jungen Menſchen — nein, das war ſchon über alle Beſchreibung, und ich glaube, daß dieſe Nachkur alle Vortheile des Seebades wieder aufhebt. Wir ſind doch auch ſehr viel bei einander geweſen, ſo lange wir Brautleute waren. Denke Dir nur, geſtern, als wir auf einem Omnibus irgend wohin fahren wollten, iſt ſie, aller Ein-

wendungen des Conducteurs ungeachtet und trotz des Gelächters vieler Umherstehenden, auf das Dach des Wagens geklettert.

„Ich will Gustav, so lange es möglich ist, nicht einen Augenblick verlassen," sagte sie. — Na, gehorsamer Diener! wenn das keine glückselige Ehe gibt, dann trügen alle Vorzeichen. — Also am 16.!

Die Bucht des Todes

oder

das Krokodillgestade.

A — a — h! ich werde nie den wilden Blick vergessen, mit dem er mich anstarrte und das unheimliche Leuchten seiner Augen, als er mit tiefer Stimme die Frage an mich stellte: „So hörten Sie nie von der Bucht des Todes und dem Krokodillgestade?“ Darauf lachte er krampfhaft hinaus, aber es war ein Lachen, das mich im tiefsten Innersten erschütterte, und da ich bemerkte, wie er in das Glas mit dunkelrothem Weine hineinstarrte und es mit den Zähnen fast verbiß, ehe er die Flüssigkeit in tiefen Zügen trank, so hätte ich lieber gewünscht, sein rothes Auge zu sehen, als die unheimliche Geschäftigkeit, mit der er hierauf sein blutendes Beefsteak zertheilte und gierig verschlang, wobei er dumpf vor sich hinmurmelte: „O Bucht des Todes, o Krokodillgestade. Ha! ha! ha! haha!“

Es war eine schauerliche Nacht, ich werde sie nie vergessen; auch abgesehen von meinem seltsamen Gesellschafter ungemüthlich durch die Umgebung, in der wir Beide uns befanden.

Es war nämlich eine provisorische Bretterhütte, welche damals den Bahnhof vorstellte, von dem eine halbe Stunde von Dresden gelegen das Schienengeleise nach Prag ausging. Dorthin hatte mich Morgens zwei Uhr, wo der von Leipzig kommende Convoi erwartet wurde, eine sächsische Droschke ge-

gemacht, bin ich nicht im Stand anzugeben, die Regierung aber hatte dieſen Glauben, und legte ihm vor nicht langer Zeit eine Abgabe von jährlich 500 Thlrn. auf, und befahl im Weigerungsfall die Herberge zu ſchließen. Letzteres iſt nun nicht vollſtändig geſchehen, obgleich die Steuer begreiflicherweiſe auch nicht bezahlt wurde, und ſo beſteht denn hier oben auf dem Montſerrat für die hungrigen und durſtigen Fremden eigentlich ſo gut wie gar keine Herberge. Man hatte uns ſchon in Colbata einen Wink gegeben Proviant mitzunehmen, doch war die Probe, die man uns von dem Eßbaren da unten gab, ſo ſchlecht, daß wir lieber den Beſchluß faßten es mit dem halbgeſchloſſenen Wirthshaus da oben zu verſuchen, und wir thaten daran nicht unrecht, denn wir fanden Brod, Käſe und Wein, und Abends ein einfaches Mahl, bei welchem freilich alles Fleiſch fehlte. In einem ſtehengebliebenen Flügel des Kloſters, unter lauter Ruinen, wurde für uns ein Zimmer aufgeſchloſſen, auch Betten hergerichtet, und ſo befanden wir uns denn, gegenüber der prachtvollſten Ausſicht wie ich lange keine mehr geſehen, beſtens verſorgt.

Das Kloſter in ſeiner jetzigen Geſtalt iſt eine der maleriſchſten Ruinen die man ſehen kann, die umliegenden Häuſer, mit einziger Ausnahme der Herberge, ſind nur vier Wände, ohne Dach und Fenſter; aus den letztern wächst Epheu hervor und ſchmückt freundlich die zertrümmerten und zerriſſenen Mauern. Große ſteinerne Waſſerbehälter ſind leer und ſtaubig, denn die Leitung aus den Felſen iſt zerſtört, und einzelne Tropfen, die herabrieſeln, nähren ſchmarotzende Schlingpflanzen, die jetzt die Stelle der klaren Fluth einnehmen und ihre wehenden Ranken über den Rand der Baſſins herabhängen laſſen. Eine der Hauptmauern, die früher den Kloſterhof umgaben, iſt gänzlich eingeſtürzt, und läßt, wie durch eine klaffende Wunde, den Blick in das todte Innere dringen; hie und da befinden ſich noch kleine Theile des Kreuzganges, einzelne Säulen, denen die verbindenden Bogen fehlen. Trauernd ſteht im Vorhof eine zierliche Logenwand, zwei Reihen ſchlanker Säulen

bracht, in jener Zeit noch ein ungemüthliches ſchwankendes Fahrzeug, das mit der Geſchwindigkeit von hundert Schritten in der Viertelſtunde durch die langen und breiten, von Schneegeſtöber und Wind durchpeitſchten Straßen mit mir dahin wackelte.

Endlich war der Bahnhof erreicht und ich wurde in eine Bretterhütte von einem trüben Lichte erdämmert gewieſen, die an das ſogenannte Reſtaurationslokal ſtieß, wo Paſſagiere der dritten Klaſſe ſanftes, dünnes Weißbier oder feurigen Kümmel tranken. Als ich in die Halle trat, glaubte ich allein zu ſein; doch bald ſah ich, daß ſich noch ein anderer Paſſagier hier befand, ein Mann, der an einem Fenſter lehnte, ſeine Stirne, die wahrſcheinlich ſehr heiß war, an die kalten Scheiben drückte und in die dunkle Landſchaft hinauszuſtarren ſchien. Eigentlich ſah er aber von der Landſchaft nichts, denn gegenüber von dem Fenſter auf drei Schritt Entfernung erhob ſich eine Bretterwand, die eine viel ſchwärzere Wirkung machte als die nächtliche Gegend. Dem ſei nun wie ihm wolle, — genug, der Fremde ſtarrte dort hinaus und wandte ſich nicht einmal um, als mein Eintreten einiges Geräuſch verurſachte, da der Laſtträger meinen ſchweren Koffer ziemlich unſanft auf den Boden ſetzte. Die Packkammer war noch geſchloſſen, wir hatten alſo Zeit genug zum Warten. Ein paar Minuten ſpäter erſchien ein Kellner in abgeſchabtem Röckchen — er hatte eine ſehr ſchmierige Serviette unter dem Arm und wandte ſich nicht an mich, ſondern an den Fremden, der fortfuhr zum Fenſter hinauszuſtarren. Eigenthümlich war es, daß dieſer ſich nicht einmal umwandte, während der Kellner mit ihm ſprach, ſondern daß ſeine Antworten ſo lauteten, als verkehre er mit der finſtern,

unheimlichen Nacht draußen oder mit der düstern Bretterwand.

„Sie haben geklingelt?“

„Ja; eine halbe Flasche Rothwein, dunklen, starken Rothwein und ein Beefsteak, aber blutig, sehr blutig. — Hahaha!“

Man kann sich denken, daß eine solche Gesellschaft für mich nicht sehr angenehm war. Morgens drei Uhr in einer Winternacht — schlecht geschlafen hatte ich auch, denn wenn man um zwei Uhr aufstehen muß, so wird man gewiß von zehn oder eilf Uhr an, wo man sich zu Bette legt, alle halbe Stunde einmal wach, zündet ein Licht an und sieht auf die Uhr, um sich alsdann seufzend wieder zu neuem unerquicklichen Schlafe anzuschicken, — wäre es Tag gewesen, so hätte ich es unbedingt vorgezogen, vor dem Bahnhofgebäude auf- und abzuspazieren, aber es wäre dieß auch kein Amusement gewesen. Der Wind sauste um die Ecken des Hauses; Schneeflocken wirbelten umher und hier in der Bretterhütte war es doch wenigstens warm, und man konnte sich vor Zugluft schützen.

Der Wein und das Beefsteak kamen und wurden von dem Kellner auf den einzigen Tisch, der sich in der Halle befand, gesetzt, an dessen einem Ende ich schon Platz genommen hatte. Jetzt beim Klirren der Teller und der Gläser wandte sich der am Fenster um und kam auf mich zu. Es war ein noch junger Mann, vielleicht an die Dreißig, gut gewachsen, einfach und anständig gekleidet, doch war sein Gesicht sehr bleich, seine scharfen leuchtenden Augen lagen tief in ihren Höhlen, und um den Mund spielte ein unheimliches, höhnisches Lächeln, namentlich in solchen Augenblicken, wo er etwas betrachtete,

ſo die Weinflaſche, das Glas mit einem Sprunge, die ſchon gebrauchte Serviette, das ein wenig ſchwarz gebrannte Beefſteak, und endlich als er ſich niedergeſetzt hatte und nun erſt meiner anſichtig zu werden ſchien. Das Letztere hätte ich ihm übel nehmen können, doch iſt ein ſchmerzerfülltes Gemüth heilig, unter welcher Geſtalt es auch auftreten mag. Und daß das Gemüth des jungen Mannes mir gegenüber nicht von freudigen Regungen erfüllt war, das konnte ſelbſt Jemand ſehen, der ſich nicht ſo auf die menſchliche Phyſiognomie verſtand wie ich.

Deßhalb entſchloß ich mich auch ihn anzureden, und fragte ihn auf die höflichſte Art von der Welt, ob es ihn vielleicht genire, daß ich meine Cigarre fortrauche, während er ſoupire oder frühſtücke.

Auf dieſe Frage legte er Meſſer und Gabel nieder, blickte mich finſter an, und dann ſpielte wieder jenes höhniſche Lächeln, von dem ich vorhin ſprach, um ſeinen Mund. „Ha!“ gab er nach einer Pauſe zur Antwort, wobei er ſeinen Oberkörper etwas zurückbog und ſeinen Kopf auf die Seite neigte, wie um mich aus der Entfernung und im veränderten Lichte zu betrachten.

Ich weiß nicht, ob ich ſchon bemerkt habe, daß er ſeinen Hut wie angenagelt auf dem Kopfe trug.

„Ha — a — a—“ wiederholte er, „mich ſoll etwas geniren? Der unbedeutende Rauch einer erbärmlichen Cigarre?“

„Erlauben Sie — ich rauche eine vortreffliche Upman.“

„Nun ja denn, der elende Rauch einer Cigarre mich geniren? Laſſen Sie dort neben mir, wo der Ofen ſteht, den Veſuv donnern und blitzen, glühende Lava und alles verſengend

neben mir dahinrauschen, lassen Sie meinetwegen links, dort, wo Ihr Koffer steht, ein Krokodill auftauchen von sechsunddreißig Fuß Länge, sei es sogar mit doppeltem Rachen — und dann fragen Sie, ob mich dergleichen genirt, oder nur einfach belästigt, worauf ich Ihnen zur Antwort gebe: nein, nein! zehntausendmal nein! Wer erlebt hat, was ich erlebte, wer so von Schrecknissen umgeben war wie ich, den kümmern dergleichen Kleinigkeiten nicht."

Darauf fiel er über sein Beefsteak her und zerfleischte es mit kannibalischer Wuth, auch trank er hastig, und jedesmal, ehe er das Glas an den Mund setzte, um den Inhalt hinunterzuschütten, hielt er es gegen das Licht und murmelte: „Ha! roth wie Blut."

Es war ein unheimlicher Kerl.

Endlich legte er Messer und Gabel nieder, wobei er ein Knurren der Befriedigung hören ließ, etwas Aehnliches, wie ein gesättigter Tiger. Dann verschränkte er beide Arme über die Brust und that nun jene Frage an mich, wie ich sie Eingangs dieser kleinen wahrhaftigen Geschichte wiedergegeben. Wie er aber die Worte aussprach, mit jenem tiefen, unheimlichen Tone, das dem geneigten Leser zu verdeutlichen ist mir rein unmöglich. Er hob seine Augen langsam in die Höhe, bis sie meine Blicke gefaßt hatten, die er alsdann festhielt, unwiderstehlich festhielt, förmlich bannte, wie die Schlange es mit dem armen Vogel macht, der unglücklicher Weise in ihre Nähe gekommen ist.

„So hörten Sie nie von der Bucht des Todes und dem Krokodillgestade?"

„Nie," gab ich schüchtern zur Antwort; „auf mein Wort:

nie. Ich hätte ja keine Urſache, es zu leugnen.“ — Dieſen Zuſatz, der faſt wie eine Entſchuldigung klang, preßte mir ſein in der That kannibaliſch wilder Blick aus, mit dem er jene Frage begleitete.

„Kennen Sie Madagaskar?“

„Allerdings, obgleich ich nie dort war; doch trieb ich auch wie jeder andere gebildete Menſch meine Geographie. —

Ueber Madagaskar ſieht man Frühlicht glänzen,

ſang Freiligrath,“ rezitirte ich ſchüchtern.

„Ah! Frühlicht über Madagaskar glänzen!“ verſetzte er mit einem unterdrückten Stöhnen, „genug! genug! — Kennen Sie die Howas oder Ambolambos?“ forſchte er weiter; dabei ſchaute er mich etwas milder an.

„Sind das vielleicht wilde Thiere?“

„Im Gegentheil,“ ſprach er mit Entrüſtung, „es ſind das ſehr civiliſirte Indianer, o dieſe Howas! Ein mächtiges und gebildetes Volk, verfertigen Schießpulver, wenn ſie es auch nicht erfunden haben, beſitzen ſogar einige Druckereien, beſaßen ſie vielmehr unter ihrem König Radama, der ein weiſer Monarch war, glücklicher Vater einer Tochter, o! einer Tochter. Sie hieß Radamalanga.“ Er preßte die Hand vor die Stirne und ſtöhnte abermals laut und ſchrecklich. Dann fuhr er gemäßigter fort: „langa heißt in der Howaſprache Tochter, alſo Radamalanga — die Tochter Radama's.“

„Ungefähr wie im Ruſſiſchen Paulowna daſſelbe ausdrückt,“ wagte ich ihm zu ſagen.

„Er lächelte mich ſchrecklich an, aber wie Jemand, der mit ſeinen Gedanken wo anders iſt. Dann ſagte er: „Sie hieß

auch Lolawola, was bedeutet: Waldblume — — — O meine süße Waldblume!“

Er trommelte mit beiden Händen einen sehr energischen Marsch auf den Tisch, dann hob er abermals sein gefülltes Weinglas gegen das Licht, murmelte wieder: „Ha! roth wie Blut,“ und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Daß mir diese Unterhaltung ziemlich peinlich war, brauche ich dem Leser wohl nicht zu sagen; ich überlegte auch schon, wie eine Gelegenheit herbeizuführen sei, um mich sanft dem Wartesaal und seiner Gesellschaft zu entziehen. Ich nahm meine Uhr hervor, ich brummte, um unbefangen zu erscheinen, die ersten Akte einer Arie vor mich hin, ich glaube aus Johann von Paris: O welche Lust gewährt das Reisen! ich legte meine beiden Hände auf den Tisch, um meinen Stuhl besser abrücken zu können; da fuhr mein Gegenüber plötzlich mit der rechten Hand in die Höhe, faßte mein linkes Handgelenk, drückte es fest auf die Platte des Tisches, und da er sich zu gleicher Zeit mit einem kräftigen Rucke erhoben hatte, so flimmerten seine leuchtenden wilden Augen dicht vor den meinigen.

Es ist keine Schande für mich, wenn ich gestehe, daß ich eine Bewegung nach rückwärts machte; doch hielt er mich fest, und kam mir dabei so nahe, daß die Worte, die er in einem eigenthümlichen Flüstern zu mir sprach, wie das Zischen einer riesenhaften Schlange klangen.

„Ich halte Sie für einen intelligenten Mann,“ sagte er. „Gewiß, ich halte Sie für Jemand, der etwas über das Niveau des Gewöhnlichen emporragt; Sie sollen die Geschichte hören, aber — — geben Sie mir vorher eine von den gerühmten vortrefflichen Upman's. Ich erzähle besser,“ setzte er mit dem

ihm eigenen Grunzen hinzu, „wenn ich etwas zwiſchen meinen Zähnen fühle, worauf ich hie und da beißen kann.“

Er klappte ſeine Kauwerkzeuge ſo heftig zuſammen, daß es ordentlich knackte, dann grinste er mich mit einem offenbar freundſchaftlich ſein ſollenden Lächeln an, ließ mein Handgelenk los und zündete die Cigarre an, welche ich ihm einigermaßen beſtürzt hinüberreichte.

Er dampfte ein paar Sekunden lang wie eine Lokomotive; dann ſpie er weit von ſich in eine Ecke des Schuppens und begann:

„Es kann Ihnen, auf Ehre! vollkommen gleichgültig ſein, wie er nach Madagaskar kam.“

„Er?“ unterbrach ich ihn ſchüchtern. „Ich dachte, Sie wollten die außerordentliche Gefälligkeit haben, mir Ihre eigene Geſchichte zu erzählen.“

„Wenn ich er ſage,“ gab er mir barſch und finſter zur Antwort, „ſo werde ich meine guten Gründe dazu haben, und es wird Ihnen wohl anſtehen, meinen Schmerz, der in der Erinnerung wieder fürchterlich auftaucht, zu reſpektiren und das Er zu achten.

Ich machte eine Bewegung der Entſchuldigung, und, gewiß mit vollem Rechte; denn es gibt Sachen, die man unbedingt zu achten verpflichtet iſt, beſonders, wenn man ſich zwiſchen drei und vier Uhr Nachts mit einem unheimlichen Individuum, wie mein Gegenüber es war, von aller menſchlichen Hülfe ziemlich entfernt befindet. Der ſchläfrige Kellner wäre vielleicht auf meinen Hülferuf erſt erſchienen, nachdem ich ſchon lange todtgeſtochen geweſen wäre.

— — — „Genug, er war in Madagaskar, als die Inſel

blühte unter der Regierung des milden Königs Radama, dem Gott die ewige Ruhe schenken möge, denn er ist nun todt. — — — Er lebte glücklich und zufrieden auf Madagaskar, er hatte nah dem königlichen Palaste eine Wohnung erhalten, wo er sich damit beschäftigte, seltene Insekten und Vögel zu konserviren, Skizzen in sein Album einzutragen und seine Tagebücher zu vervollständigen. O es war eine glückliche Zeit, denn vorüber der Thüre seiner Wohnung schritt jeden Tag, gefolgt von ihren dienenden Jungfrauen, die holde Radamalanga Lolawola, die Tochter des Königs, wenn sie sich zum Baden begab, sehr leicht begleitet, nach Art der madagaskar'schen Prinzessinnen hellleuchtende Blumen im dunklen lockigen Haare. Sie blieb täglich bei ihm stehen, sie legte ihre feine braune Hand häufig auf seine Schulter, sie lehnte sich zuweilen sehr fest an ihn, sie sagte beim Abschiede Ada lahi marama, was auf deutsch ungefähr heißt: Guten Morgen, mein lieber Freund, ich freue mich jedesmal, wenn ich dich sehe. Sie schickte ihm Blumen und Früchte, glänzende Muscheln und Geflügel, kurz, es war das vollendetste Schürzenstipendium, das je ein Sterblicher genossen. O Lolawola! o meine süße Waldblume!"

Er biß so heftig auf die vortreffliche Upman, daß ein verrätherischer brauner Saft in seinen zuckenden Mundwinkeln erschien. Dann fuhr er nach einer Pause fort:

„Er war auch nebenbei Photograph; er hatte eine vortreffliche Maschine und auch schon wunderbare Aufnahmen in den tropischen Urwäldern von Madagaskar gemacht. Doch mußte er sich darin der größten Vorsicht befleißigen, denn so gebildet die Howas im Allgemeinen waren, so war doch ihre Priesterkaste aus etwas schwachköpfigen Leuten zusammengesetzt,

die beim Anblick der ersten Photographie über Hexerei schrieen und sein Verderben beschlossen. Beim guten König Radama hätten sie nun freilich dabei nicht viel ausgerichtet, doch hatte dessen erste Frau, Ranavola-Ampansaka, was Königin Ranavola heißt, die er aber, unter uns gesagt, zu Gunsten seiner zweiten Frau ein bischen stark vernachlässigte, einen großen Anhang im Lande und war ihm, das heißt, dem unglücklichen Photographen, auf's Feindseligste gesinnt. Er beging auch damals eine große Thorheit, indem er den König dazu vermochte, dessen zweite Gemahlin photographiren zu lassen. Hätte er nur eine gewöhnliche Photographie gemacht, so würde der Haß der ersten Königin vielleicht nicht mit verdoppelter Heftigkeit gegen ihn entbrannt sein; um aber der geliebteren Gemahlin des Königs auf dem Bildniß einen helleren Teint zu verschaffen, kam er auf die allerdings sehr sinnreiche, aber unter bewandten Umständen sehr gefährliche Idee, die Königin zu pudern, worauf ihr gewöhnlich tiefbraunes Gesicht auf dem Papier in einer helleren und sehr angenehmen Färbung erschien. — — —

„Fluch dieser Idee; sie war nicht bloß sein Verderben, sondern auch das der holden Lolawola."

Er trank hastig ein Glas Rothwein, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„König Radama kam zum Sterben und Ranavola-Ampansaka im Verein mit der Priesterkaste riß die Herrschaft an sich. Die erste Nachricht jenes schrecklichen Ereignisses erhielt er durch seine geliebte Waldblume. O er wird jene Nacht nie vergessen, der Unglückselige, als die Prinzessin gegen alle Etikette allein in seine Hütte stürzte und ihm zurief: Retten wir uns, wir sind verloren! Kaum konnte sie sich Zeit zu den noth-

wendigsten Erklärungen nehmen, denn die ausgeschickten Mörder der fluchbedürftigen Königin Ranavola-Ampansaka konnten jeden Augenblick erscheinen. Ja, als er lauschend an die Thüre der Hütte trat, hörte er im nahen Königspalaste das unheimliche Geheul von tausend wilden Stimmen: ‚Fliehen wir! fliehen wir!‘

„Er raffte eilig alle Albums und Tagebücher zusammen, seine photographische Maschine ließ er natürlicherweise im Stich, nahm den Arm der Prinzessin und floh mit ihr dem Meeresstrande zu.

„Dort lag in einer sicheren Bucht ein leichtes, aus dem festesten Holze geschnitztes kleines Boot, in welchem die umsichtige Lolawola, welche dem schrecklichen Ereigniß schon seit ein paar Tagen entgegengesehen, Früchte und Wasser verborgen hatte. Beide sprangen in das Kanoe, er stieß es vom Ufer ab und — es war keine Zeit zu verlieren. Kaum schwammen sie ein paar hundert Ellen vom Lande entfernt, als eine wilde, heulende und schreiende Menschenmenge mit Feuerbränden in den Fäusten das Ufer hinabstürzte und ein entsetzliches Geschrei erhob, als sie das Boot mit den beiden Flüchtlingen schon so weit entfernt erblickte, daß man es bei dem unbestimmten, flimmernden Lichte der Nacht kaum noch auf den Wogen tanzend erschauen konnte.

„Einige Augenblicke schwebten die Beiden in namenloser Angst, ob sie von dem großen, schnellrudernden Kriegskanoe verfolgt würden, denn in dem Falle hätte man sie in Kurzem eingeholt. Doch nein, es geschah nicht, Ranavola schien sich damit begnügt zu haben, den verhaßten Fremdling und die unglückliche Prinzessin verbannt zu sehen. — Eine feurige Lohe

übereinander, die aber nicht mehr wie früher in ein Gemach führen, denn das dahinterliegende Gebäude iſt abgeſprengt, und durch die leichten zierlichen Bogen, deren Verzierungen hie und da zerſtört und die in einzelnen Theilen vom Pulver geſchwärzt ſind, blickt man in den klaren Tag hinaus, in die großartige Felsgegend. Ein kleiner Brunnen in eigenthümlicher Geſtalt, der davor ſteht, iſt allein noch gut erhalten und ſcheint heute noch den Mönchen zu dienen, dagegen ſind andere kleine Bauwerke im Hof, Niſchen in denen Heiligenbilder ſtanden, Grabmäler u. dgl., der allgemeinen Verwüſtung nicht entgangen, und bieten mit herabgeſtürzten Statuen, mit zerbrochenen Säulen und zerſtörten Inſchriften ein trauriges Bild. Wirklich maleriſch ſchön war das klare Sonnenlicht in ſeiner Verbindung mit dieſen Ruinen, wo es durch die zerriſſenen Gewölbe glänzend hereindrang, hier die hellſten Lichttöne bildend, daneben die ſeltſamſten tiefdunkeln Schatten.

Alle Gebäude ſind aus einem röthlich gelben Stein gebaut, welcher durch das Sonnenlicht eine unausſprechlich warme Färbung annimmt; der äußere Hof erſchien hiedurch in einzelnen Theilen wie vergoldet; über ihnen ſpannte ſich der tiefblaue Himmel, und herabhängende Epheuranken, die oben auf den Mauern wuchſen, glänzten im ſaftigſten und friſcheſten Grün.

Nachdem wir in unſerm Zimmer eine kleine Weile geraſtet, erſchien der Prior des Kloſters, ein freundlicher liebenswürdiger Mann in den Fünfzigern, welcher ſich längere Zeit in Salzburg und Wien aufgehalten und geläufig Deutſch ſprach. Er führte uns durch die Kloſtertrümmer, an deren Wiederherſtellung oder vielmehr Erhaltung, ſoviel es die Armuth der Mönche erlaubt, immer noch gearbeitet wird; an verſchiedenen Stellen ſahen wir Haufen von Backſteinen und Kalk, hier eine Mauer auszubeſſern, dort einen Bogen vor gänzlichem Einſturz zu bewahren. Die Kirche des Kloſters iſt in ihrem Innern nothdürftig wieder hergeſtellt, doch ſind die Mauern, die früher mit buntfarbigem Marmor bedeckt waren, jetzt einfach weiß getüncht, und der Hochaltar, auf

ſah man am Ufer aufſteigen: die Wohnung des Photographen ſtand in Flammen, und um die funkenſprühenden Trümmer, die bald zuſammenſtürzten, hüpften die Vornehmſten der Prieſterkaſte den Vertilgungstanz. — — — Es war ein entſetzlicher Anblick.

„So ſchwammen die Beiden im leichten Kanoe auf dem Meer, und da es glücklicher Weiſe Ebbe war, ſo gelang es ihren Anſtrengungen, bald ſo weit in die See hinaus zu kommen, daß ſie unmöglich vom Geſtade mehr erblickt werden konnten, und dort legten ſie ihr Boot einen Augenblick bei, um nun zu berathſchlagen, was zu thun ſei.“

Der räthſelhafte Fremde ſtützte die Arme auf den Tiſch und ließ ſein Haupt auf den Fäuſten ruhen, als ginge auch er mit ſich ſelbſt über etwas zu Rathe. Doch fuhr er nach ein paar alſo verbrachten Augenblicken in die Höhe, ſtrich ſein wirres Haar aus der Stirne und fragte mich:

„Sie kennen wohl Madagaskar nicht genau?“

„Nicht beſonders genau,“ gab ich zur Antwort; „ich hatte niemals Gelegenheit dorthin zu kommen.“

„Ich kann mir das denken,“ unterbrach er mich barſch, „hat auch nichts zu ſagen. Geben Sie mir einmal das Stück Kreide, das neben Ihnen auf dem Tiſche liegt, damit ich Ihnen die fatale Situation, in der ſie ſich befanden, ein bischen klar zu machen im Stande bin. Sehen Sie hieher“ — er machte eine Schlangenlinie auf den Tiſch — „das iſt das Ufer, wo die Howas wohnen. Ihr Gebiet erſtreckt ſich weit nach Madagaskar hinein, was uns aber nichts angeht. Früher gehörte ihnen nur das Innere der Inſel, aber durch Eroberungen drangen ſie bis zur Oſt- und Weſtküſte vor. Das in Paren-

theſe, und hier iſt die Oſt- und Weſtküſte. Fahren wir nun mit der Kreide hier herum, ſo kommen wir an den nordweſtlichen Theil von Madagaskar. Hier iſt Kap Amber, dort Menabé, und hier unter dem 19. ſüdlichen Breitegrad wohnt die wildeſte und ſcheußlichſte malayiſche Raſſe, die Sakalaven, wahre Kannibalen, blutdürſtige Tiger und Wütheriche, die auch, wie ſtark zu vermuthen iſt, heimlicher Weiſe noch Menſchen freſſen. Und dieſe Sakalaven ſind die geſchworenen Feinde der Howa's und der weißen Anſiedler auf Madagaskar.

„Was nun dieſe weißen Anſiedler anbelangt, ſo iſt das die kleine franzöſiſche Kolonie von Noſſibé mit der befeſtigten Stadt gleichen Namens, und wenn es den beiden Flüchtigen gelang, dorthin zu kommen, ſo waren ſie gerettet. Das nächſte Schiff, das anlegte, konnte ſie an freundlichere Geſtade führen."

„Ich hoffe, ſie wurden gerettet," konnte ich mich nicht enthalten, mit etwas erregter Stimme auszurufen.

„O! o!" grunzte er in wildem Schmerze und bezeichnete mit einem dicken, weißen Punkte auf dem Tiſche die Stelle, wo Noſſibé ungefähr lag. „Um dorthin zu gelangen," fuhr er nach einem längeren Stillſchweigen fort, „mußten die Beiden an der Küſte hinfahren und konnten die Anſiedlung bei günſtigem Winde mit ihrem kleinen Segel aus Baſt geflochten vielleicht um die Mittagsſtunde erreichen. So verabredeten Beide; er ſtellte das Segel, der ſcharfe Morgenwind, der ſich erhoben hatte, ſchwellte es, und ſich anmuthig auf die Seite neigend, ſchoß das Kanoe mit der Geſchwindigkeit eines Vogels durch die dunkelblauen Fluthen. —

„Ueber Madagaskar ſah man Frühlicht glänzen, ſang der Dichter, wie Sie vorhin erwähnten. — O ich werde dieſes Frühlicht nie vergeſſen. — Er, wollte ich ſagen," verbeſſerte er ſich, „wird es nie vergeſſen, nie, — nie, — nie. — Ja, es kam das Frühlicht, und es wurde Tag, Lolawola, in ſeinen Armen eingeſchlummert, erwachte vom erſten Strahl der Sonne, welcher über die See daherblitzend ihr müdes Auge küßte; ſie richtete ſich auf, ſie ſchien entzückt die Schnelligkeit zu bemerken, mit welcher das leichte Boot, von der Morgenbriſe getrieben, längs des Geſtades von Madagaskar dahinflog; ſie blickte ſcharf vor ſich hin, ſie zeigte mit der Hand auf einen freilich noch fern liegenden, kleinen weißen Punkt, der eine Landzunge krönte; ſie rief freudetrunken: ‚dort iſt Noſſibé, wir ſind gerettet,' und dann — — — dann" — ſchrie der Erzähler mit einer entſetzlichen Stimme, „wandte ſie ihre Blicke in die blauen Wogen der See hinaus, verhüllte das Geſicht mit ihrem lichten Gewande, ſank in die Arme des jungen Mannes und ſtöhnte: ‚dort ſind Sakalaven, wir ſind verloren!' — Sakalaven! Ja, es waren Sakalaven, zwei, ſechs, acht Kanoes; ſie kamen von Anliſi und Paſſandava, um wieder einmal zu ihrem Privatvergnügen die Stadt Noſſibé anzugreifen. Die verruchten, elenden Räuber und Menſchenfreſſer! Sollten ſie das kleine Boot mit den Flüchtlingen bemerkt haben? — ‚O gewiß,' ſagte die Prinzeſſin und rang einen Augenblick jammernd die Hände. Aber nur einen Augenblick; dann ſprang das heldenmüthige Geſchöpf empor, befahl dem jungen Mann, das Segel ſtraffer anzuziehen und ließ darauf das Boot durch einen leichten Schlag näher an's Ufer hinlaufen. ‚Noch haben wir,' rief ſie, ‚das Ufer der Howa's an unſerer Seite zu erreichen; es gibt dort

vor uns eine tief in's Land gehende, verſteckt liegende Bucht, und wenn wir dieſe erreichen, ſind wir für den Augenblick gerettet. Die Sakalaven, welche uns wahrſcheinlich ſchon erblickt, werden, einen Hinterhalt fürchtend, dort nicht einzudringen wagen. Es iſt freilich eine Bucht,' ſetzte das junge Mädchen ſchaudernd hinzu, ‚der ſich in gewöhnlichen Fällen Niemand zu nahen wagt; aber lieber mit dir dort ſterben, als lebendig in die Hände der ſcheußlichen Sakalaven fallen.'

„Und letztere hatten das kleine Boot bemerkt. Das ſah man deutlich aus der plötzlich veränderten Richtung ihrer Kriegskanoes. Und näher und näher kamen dieſe von dreißig bis vierzig Rudern getrieben. — Und horch, man hörte ſchon," ſprach der Erzähler und hielt plötzlich inne, wobei er die Hand an ſein Ohr legte und lauſchte, — „war das nicht der Pfiff einer Lokomotive?"

„Nein, nein," erwiederte ich in namenloſer Spannung; „es ſauſt der Wind über die Bretterhütte, es praſſelt der Regen auf das hölzerne Dach."

„Ah ſo!" rief er mit einem tiefen Athemzuge. „Aber die Flüchtlinge vernahmen, wenn auch noch aus der Ferne und gedämpft, den heulenden Kriegsruf der Sakalaven. Lolawola ſaß mit ſtierem Blicke und ſtarrte auf das Ufer hin. Dieſes, früher ſandig und flach, wurde jetzt höher, und ſteile Felſen, mit üppigem Pflanzenwuchſe bedeckt, erhoben ſich aus der See. Glücklicherweiſe war dieſe vom Windhauche nur ſanft gekräuſelt, und die Brandung zeigte ſich nur als ein leichter, weißer Schaum."

„Jetzt das Segel nieder!' rief das junge Mädchen. Er riß das Baſtgewebe herab, das Boot ſchwankte einen Augen-

blick so heftig, als wolle es umschlagen, wandte sich dann scharf gegen die Felsen des Ufers, die hier wie eine Theaterdekoration vor einander geschoben waren und dem kleinen Fahrzeug den Eingang in eine kleine, rings umschlossene Bucht gestattete, deren Umgebung der junge Europäer mit grenzenlosem Erstaunen betrachtete. Lolawola aber barg ihr Gesicht in beide Hände, reichliche Thränen entflossen ihren schönen Augen und sie rief mit erschütterndem Tone: ‚Vor den Sakalaven sind wir gerettet, um hier zu sterben!‘

„‚Wo sind wir?‘

„‚In der Bucht des Todes, am Krokodillengestade.‘

„Ah! rief ich entsetzt.

„Horch,“ wiederholte der Erzähler, indem er abermals die Hand an das Ohr legte. „Hören Sie nicht den Pfiff der Lokomotive?“

„Nein, nein,“ rief ich hastig, während ich einen Blick auf die Uhr warf; „wir haben noch eine Viertelstunde Zeit. O lassen Sie mich nicht in der Bucht des Todes, lassen Sie mich zurückkehren vom Krokodillengestade. Weiter! weiter!“

Der Erzähler trommelte mit den Fingern auf den Tisch und das klang wie ein Trauermarsch. Dann blickte er starr vor sich nieder und begleitete seine nächfolgenden Worte melodramatisch durch dieß dumpfe Getrommel. — — —

„Der junge Mann blickte erstaunt umher, und was er sah, konnte er sich anfänglich mit den entsetzlichen Worten des jungen Mädchens nicht reimen. — Das kleine Kanoe schwamm in der rings umschlossenen Bucht auf einem gänzlich unbeweglichen Wasser. — Freilich war das Wasser etwas gelb, trübe,

ja schlammig; die Umgebungen desselben: links sanft ansteigende Hügel, rechts ein steiles Ufer, zeigten sich dagegen dem Blicke in unvergleichlicher Schönheit. Hier hatte sich der reichste, üppigste Pflanzenwuchs eines tropischen Urwaldes in ungestörter Ruhe gelagert und erhalten. Tausendjährige Bäume erhoben sich vor, neben und hintereinander; ihre Zweige in der Höhe eng durcheinander flechtend, die unteren wie ein Laubdach über das unbewegliche Wasser der Bucht ausstreckend. Riesige Farrenkräuter in den wunderbarsten phantastischen Formen der Stengel und Blätter sproßten überall empor, sich mit ihrer frischen, hellen Farbe so prachtvoll abhebend auf dem tiefen, fast schwarzen Grün verschiedener der umstehenden Bäume. Und Alles das, Farrenkräuter, Sträuche, Bäume, war durchflochten und durchwoben von den mannigfaltigsten Schling- und Schmarotzerpflanzen, von Lianen mit zackigen Blättern und leuchtenden Blumen, welche die grauen Stämme umwunden hielten, von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig emporkletternd, dann vom höchsten Gipfel der Baumriesen nun wieder abwärts fallend, um wie die zierlichsten Festons auf den trüben Wasserspiegel niederzuhängen.

„Seltsam, seltsam, ja erschreckend erschien der Hintergrund der Bucht. Dort theilten sich die beiden Ufer und schienen einen breiten Streifen in das Land hinein offen zu lassen. Schienen, sage ich, denn der Blick wurde dort gehemmt durch einen Wald kolossaler, fast schwarzgrüner Cypressenstämme, von denen einzelne noch im Wasser selbst standen, und zwischen welche man hindurch einen stillen, unheimlichen Sumpf erblickte. Aber nur hie und da, wo die dicken Stämme eine Durchsicht gestatteten. Da bemerkte man trübe, grüne Wasserlachen von

Mooſen und Flechten durchzogen, gekreuzt von zuſammengeſtürzten, verwitterten Cypreſſenſtumpen, ein ſchauerliches Durcheinander von Waſſer und Pflanzen. Zuweilen — dort — jetzt hier, pflätſcherte etwas faul in dem ſtillen Sumpfwaſſer; dann bebte die ganze Fläche der Lianen und Mooſe rings umher, ein quackender Laut erſcholl, worauf wieder Alles ſtill wurde.

„Die Sonne vermochte nicht in die Bucht einzudringen, nur hie und da ſah man hoch in den Laubmaſſen ein glänzendes Streiflicht ſich hereinflechten, wohl in einer ſcharfen Linie an einem der Stämme niederfahrend, um auf dem Boden eine der trüben, ſchmutzigen Sumpflachen ein wenig aufzuhellen.

„Ueber dem Waſſer aber, unter den unbeweglichen Zweigen, brütete eine entſetzliche Hitze; kein erfriſchender Windhauch konnte hier eindringen; das unbewegliche Waſſer war gewärmt, erhitzt von der tropiſchen Sonne, die auf dem Walde mit ihrer ſengenden Glut laſtete.

„Dieſe glühende Atmoſphäre erſchlaffte den jungen Mann nach wenigen Augenblicken. ‚Wohin kommen wir?‘ ſagte er nach einem tiefen Athemzuge.

„Das junge Mädchen rang verzweifelnd die Hände.“

„‚Dort vor uns iſt ein Sumpf; gibt es einen Weg hindurch?‘“

„Sie ſchüttelte traurig mit dem Kopfe. ‚Er dehnt ſich meilenweit in's Land hinein, iſt unergründlich und wimmelt von Alligatoren und ſcheußlichem Gewürm.‘

„‚So bleibt uns nur eine Flucht möglich rechts oder links die Ufer hinauf.‘“

„‚Der Sumpf umgibt das Alles mit einem breiten Gürtel. Wenn die Sakalaven uns den Rückweg versperren, so sind wir verloren.‘“

„Sie sagte das Alles mit flüsternder Stimme, und als er sie um die Ursache befragte, zog sie ihn zu sich nieder und antwortete kaum vernehmlich: „Ein lauter Ton, ein Ruf macht die entsetzlichen Bewohner dieser Bucht aufmerksam und wir werden sie auftauchen sehen in ihrer scheußlichen Gestalt, hier, dort, neben dem Boote, unter demselben. A — a — ah!“ Sie schauerte zusammen, preßte einen Augenblick ihre Hände vor das Gesicht, und als sie wieder emporschaute, waren ihre Züge von Angst verzerrt.

„‚Sieh die glänzende Schlange!‘ sagte er, sich rasch zur Seite biegend und indem er das Ruder zum Schlage erhob. Ein langes, glänzendes Reptil neigte sich in den Zweigen über ihren Häuptern und schien im Begriff, auf sie herabzuschießen.

„‚Rühre dich nicht!‘“ rief sie entsetzt. Und rasch hatte sie ihr Ruder ergriffen und das Boot mit einer leichten Bewegung ein paar Schritte vorwärts getrieben. Dabei aber streifte seine Schulter das vom Ufer niederhängende Gesträuch, und eine riesenhafte, schwärzlich graue Spinne, deren Biß unbedingt tödtlich ist, ließ sich auf seinem Arme nieder. Lolawola entfernte sie freilich durch einen Schlag mit dem Ruder, dann aber brach sie erschöpft zusammen, und es gelang dem jungen Manne nur mühsam, sie in seinen Armen aufzufangen. Das Kanoe schwankte heftig.

„Horch!“

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, unterbrechen Sie sich

nicht wieder! Wir haben wahrhaftig noch eine Viertelstunde Zeit.“

„Horch!“ wiederholte er mit einem vollkommen grassen Gesichtsausdruck, wobei er wie abwehrend die Hand gegen mich ausstreckte. — „Horch, die Sakalaven!“

„Ja, sie kamen,“ fuhr er mit einem mechanischen Kopfnicken fort und hub wieder an, den Trauermarsch auf dem Tische zu trommeln. „Man hörte ihre raschen und gleichförmigen Ruderschläge; man vernahm schon an dem Rauschen der Kiele ihrer Boote, daß sie sich dem Eingange der Bucht näherten. Der junge Mann zog eine Pistole aus dem Gürtel und wollte den Hahnen derselben spannen; doch legte Lolawola, welche aus ihrer Ohnmacht erwachte, rasch ihre Hand auf das Gewehr. ‚Schieße nicht gegen den Feind,‘ sprach sie, ‚tödte mich, lass' mich nicht lebend in ihre Hände fallen.‘

„Die Worte, die er ihr zur Antwort gab, konnte sie in diesem furchtbaren Augenblicke, in dem Entsetzlichen, was er jetzt sah und hörte, nicht mehr verstehen. Hinter ihnen, am Eingange der Bucht, erscholl mit einem Male ein tausendstimmiges Geschrei. Geschrei war es eigentlich nicht zu nennen, vielmehr ein so zetterndes wildes Geheul, daß man zweifelhaft sein konnte, ob menschliche Stimmen im Stande seien, so gräßliche Töne auszustoßen. Und doch waren es Menschen; es waren die Sakalaven, welche nicht nur dergestalt ihre Anwesenheit kundgaben, sondern auch schwere Steine über die Eingangsfelsen der Bucht warfen, die mit lautem Plätschern in das stille, bisher so unbewegliche Wasser niederfielen.

„Was ihre teuflische Absicht dabei war, wußte Lolawola,

und der junge Mann errieth und sah das Gelingen dieser teuflischen Absicht im nächsten Augenblicke mit tiefem Grausen. Kaum hatten die Wände der Bucht von dem höllischen Geschrei widerhallt, das sich grollend, hallend, murrend in den finstern Cypressenwald hinein fortsetzte; kaum hatten die Felsstücke, von der Hand der Wilden geworfen, die trübe Flut aufgewühlt, als es auf allen Seiten des bis jetzt so trägen Wassers lebendig zu werden schien, entsetzlich lebendig, schauderhaft lebendig. Rechts und links, vorn und hinten, neben und unter dem Kanoe tauchten riesige Alligatoren auf. Boshaft funkelten ihre kleinen rothen Augen, mit denen sie die beiden unglücklichen Schlachtopfer betrachteten. Mit einem häßlichen Schmatzen schlossen sie ihre furchtbaren, mit scharfen Zähnen bewaffneten Rachen, und unter den schwerfälligen Bewegungen ihrer plumpen Körper schwankte der kleine Nachen wie eine Nußschaale und drohte umzuschlagen. Schillernde Wasserschlangen hoben sich aus ihrem Element, wickelten ihren schlanken Leib um halbvermoderte Baumstämme am Ufer, bäumten sich zum Sprunge gegen die fremden Eindringlinge empor, und es war, als ob sie andere Reptilien durch ihr Erscheinen anlockten, denn plötzlich ringelten sich von den Zweigen, die sich über den Köpfen der Unglücklichen weit in die Bucht hinein streckten, schillernde Vipern und Nattern der giftigsten Art auf die Beiden herab, und im nächsten Augenblicke fühlte Lolawola den kalten, glatten Körper einer dieser todtbringenden Schlangen auf ihrem heißen Busen unter dem Gewande verschwinden.

„Horch!"

„Nichts, nichts, es ist das Sausen des Windes; der Pfiff der Lokomotive kündet sich heller und deutlicher an."

welchem das wunderthätige Madonnenbild steht, wird von ein paar ärmlichen Messinglampen beleuchtet, statt daß früher hier auf achtzig silbernen Leuchtern Tag und Nacht schwere Wachskerzen brannten.

Durch die Sacristei stiegen wir in ein kleines Gemach hinter dem Hochaltar, dessen Fenster mit rother Seide verhängt waren, wo es uns gestattet wurde das Marienbild näher zu betrachten. Die Statue ist beinahe lebensgroß, nicht ohne Kunst aus dunkelfarbenem Holz geschnitzt, welches mit der Zeit ganz schwarz geworden ist, und aus dem die hellen glänzenden Augen sonderbar hervorleuchten; sie ist bekleidet mit prächtigen seidenen und goldgestickten Gewändern, und trägt an den Armen und Fingern Geschmeide von Gold mit edlen Steinen besetzt, von denen einiges noch aus sehr alter Zeit herzurühren scheint. Die Madonna hält in ihren Armen das Jesuskind.

Von hier aus führte uns der Prior in die obern Theile des Klosters, und zeigte uns im Vorübergehen seine Wohnung, zwei Zimmer mit einfachen weißen Kalkwänden, einer kleinen Bibliothek, einem Schreibtisch mit Büchern und Papieren, und einigen mathematischen Instrumenten. So bescheiden diese Klause auch war, so war sie doch gewiß für den Bewohner ein lieber angenehmer Aufenthalt in dieser Stille und Einsamkeit, und mit der herrlichsten Aussicht auf das großartige Felsengebirg und das schöne Thal des Llobregat. Wir lehnten lange an dem eisernen Balcon, der in schwindelnder Höhe über der senkrechten wohl tausend Fuß hohen Felsenwand hieng; wir träumten von der Welt, die mit ihren Leiden und Freuden tief zu unsern Füßen lag, und begriffen daß ein Herz, welches gelitten und sich verletzt und wund von ihr zurückgezogen, hier, wenn auch nicht glücklich sein, doch seine Ruhe wieder finden kann.

Indem uns der gute Prior herumführte und uns bald von diesem bald von jenem Fenster die Aussicht zeigte, machte er es wie die Kinder: das Schönste und Beste bis zuletzt aufhebend, und dieß war das kleine Klostergärtchen, das die Mönche dem Felsen ab-

Der Erzähler war emporgesprungen und wehrte mit beiden Händen heftig von sich ab, als wollte er die Erinnerung an diesen entsetzlichen Moment aus seinem Geiste verbannen. Sein Auge blickte mich, der ich seinen Arm faßte, mit einem starren, entsetzlichen Ausdrucke an; seine Lippen bewegten sich kaum, als er mit leisem, ersterbendem Tone sprach:

„Das unglückliche Mädchen warf sich bei der Berührung der Schlange, die an ihrem heißen Körper so entsetzlich kalt hinabglitt, erschreckt zur Seite. Ich beugte mich rasch zu ihr, um sie in meinen Armen aufzufangen — — aber — — die Bewegung war zu heftig — o fürchterlicher Augenblick! Das schmale Boot schwankt stark — — es stürzt um, hunderte von Alligatorenrachen schnappen nach uns, während wir fühlen, wie riesige Wasserschlangen mit ihren entsetzlich kalten Leibern zusammenschnürende Ringe um uns ziehen."

„Unglücklichster aller Menschen!" rief ich. „Also Sie waren es selber? Und Sie leben? Sie athmen noch im rosigen Licht?

„Horch!" wiederholte er mit einem Blick, der etwas von Geistesabwesenheit verrieth. — — „Horch! es ist der Pfiff der Lokomotive."

„Aber ich bitte Sie inständig!"

„Ha! wie das gellend tönt," rief er mit einer erschrecklichen Lustigkeit, während sein Gesicht furchtbar verzerrt war und seine Augen unheimlich leuchteten. „Hören Sie, wie es herankeucht, das vielgliedrige Feuerroß, Alles zermalmend, was von seinem riesenhaften Schlangenleib gestreift wird, — Alles zerdrückend, wie damals ihren süßen Leib, wie damals sie, meine holde Lolawola. — — — O — o — h!"

Und draußen brauste und ziſchte, klirrte, pfiff, ſchnaubte und raſſelte es näher und immer näher, und von zwei Seiten rollten die feuerſpeienden Ungethüme ſich begegnend und ſich ordentlich gehäſſig mit den rothen Augen anſchielend heran, während ſich ihre weißen Dampflämme zornig emporſträubten; Flammenſchein beleuchtete die Halle, blitzähnlich mit feuriger Lohe an den Wänden dahinfahrend, ſo daß in ſolchen Augenblicken unſere Talglichtflamme auf dem Tiſche ängſtlich zuſammenzuzucken ſchien. Die Thüre der Halle wurde raſch und ſchnell geöffnet, und eine Stimme rief: „Die Reiſenden nach Prag!“ — Und: „Die Reiſenden nach Leipzig!“ ertönte gleich darauf ein anderer Ruf.

Mein Erzähler drückte ſeinen Hut ſo tief in die Stirne, daß deſſen Rand beinahe auf den finſter zuſammengezogenen Augbrauen aufſaß. Er ergriff ein Reiſetäſchchen, das er neben ſich auf einen Stuhl gelegt, ſtreckte mir mit einer matten Bewegung des Arms den kleinen Finger ſeiner linken Hand zum Abſchied entgegen und wandte ſich um, die Halle zu verlaſſen.

Ich trat ihm raſch in den Weg, indem ich ausrief: „Nein, ſo laſſe ich Sie nicht von dannen; es wäre über alle Beſchreibung grauſam, mich in dieſer ſchrecklichen Ungewißheit zurückzulaſſen. Sie führen mich nach Madagaskar, Sie laſſen mich die höchſt angenehme Bekanntſchaft der höchſt liebenswürdigen Prinzeſſin Radamalanga Lolawola machen; Sie werden verfolgt, — ich fliehe theilnehmend mit Ihnen; ich fühle mein Herz vom tiefſten Mitleid bewegt, als wir Ihre Todfeinde, die Sakalaven, in den ſchnell rudernden Kriegskanoes dahinten im Meere erblicken; ich verliere den Muth nicht, als Sie mich in

die Bucht des Todes führen, als Sie mich die Bekanntschaft des Krokodillengestades machen lassen; ich schaudere ob der Schrecknisse, welche Sie und die unglückliche Lolawola umgeben, aber — mit Stolz muß ich es bekennen, ich habe nicht gezagt; ich hörte nur mit einem gelinden Grausen, was Sie von den riesenhaften Rachen der kolossalen Krokodille erzählten; ich erblickte die schillernden Schlangen; ich sah die rauhhaarigen, giftigen Spinnen, ich schwankte mit Ihnen; ich stürzte, innig für Sie und die unglückliche Prinzessin fühlend, mit Ihnen hinab in die Bucht des Todes; hunderte von Alligatorenrachen schnappen nach Ihnen, während Sie fühlen, wie riesige Wasserschlangen mit ihren entsetzlich kalten Leibern zusammenschnürende Ringe um Sie ziehen — Sie aber leben wunderbarer Weise — und ich habe ein Recht, die Vollendung dieser schauderhaften Geschichte zu verlangen. — Sie leben — Herr — Freund — Mensch — Sie haben die Verpflichtung, mir, wenn auch mit geflügelten Worten zu sagen: wie war es Ihnen möglich, sich aus dieser gräßlichen Situation heraus zu helfen? — — — —

So sprach ich rasch — hastig, mit bewegter Stimme, und sah wohl, daß meine Worte einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Seine starren Züge lösten sich in angenehme Weichheit auf, der Ausdruck seiner Augen nahm etwas Melancholisches an, er legte seine Hand auf meine Schulter und sprach dann nach einem tiefen Athemzuge mit leiser Stimme:

„Ich soll Ihnen sagen, wie ich mit meiner geliebten Waldblume“ —

„Also auch die Prinzessin ist gerettet?“ rief ich in freudiger Bewegung.

„Der Bucht des Todes und dem Krokodillengestade entrann,“ sagte er mit einem Blick gegen das Bretterdach der Hütte. — — — — „Ja, wenn mir das möglich wäre,“ fuhr der Fremde fort, „wenn Sie mir dazu einen Rath ertheilen könnten, ich wär' Ihnen außerordentlich dankbar. Sehen Sie,“ nun“ — ich prallte zurück vor dem gleichgültigen Lächeln, das auf einmal über seine Züge flog, über dieselben Züge, die ich wenige Augenblicke vorher noch in so furchtbarer Spannung gesehen, — „Sie müssen mir zugestehen, daß meine Geschichte nicht ganz schlecht ist, bis auf den Schluß nämlich. — Da geht mir der Faden aus; seien Sie mein Wohlthäter,“ setzte er mit Wärme hinzu, „und geben Sie mir eine Andeutung, wie ich mir und der geliebten Waldblume aus Krokodillrachen und Riesenschlangen-Umarmungen heraus helfen kann.“ — —

„A — ah!“

„Nach Prag! — nach Leipzig!“ schrieen ein paar heisere Stimmen.

„Sie kennen das große illustrirte Journal: ‚Ueber Land und Meer,‘“ rief der Erzähler in geflügelter Eile, indem er mich trotz meines Widerstrebens nach der Ausgangsthüre mit fortzog; „für den unglaublichen Theil dieser Zeitung bin ich Berichterstatter; die Geschichte ist fertig, aber ein vernünftiger Schluß fehlt mir. Hätte ich diesen Schluß, so zahlte mir der Redakteur, Dr. Zoller, ein doppeltes Honorar. Wenn Sie mir dazu verhelfen könnten, so wären Sie mein Wohlthäter.

Ich bemerkte Intelligenz in Ihren Zügen — hier iſt meine Karte, ſchreiben Sie mir nach Prag.“

„Gehen Sie zum Teufel!“ rief ich heftig und ſtürzte mich in unbeſchreiblicher Entrüſtung in den Leipziger Bahnzug, der, als hätte er nur auf mich gewartet, brauſend und ziſchend von dannen fuhr.

Eine Weihnachts-Geſchichte.

Es war einer jener Wintertage am Ende des Jahres, von denen man ſagen kann, es ſei an denſelben eigentlich gar kein Wetter; es regnete nicht und ſchneite nicht; es fror nicht und es thaute nicht; es ſchien weder die Sonne, noch viel weniger ſah man einen klaren Himmel, kurz es war ein Miſchmaſch von allen möglichen Wetterſorten und man hätte denken können, das alte Jahr ſei am Ausverkaufen oder am Aufräumen und wolle aufbrauchen, was es gerade noch an Wetterſorten übrig habe. Ganz in der Frühe, als die meiſten Menſchen noch ſchliefen, da funkelten oben am tiefblauen Himmel blitzende Sterne, aber wenn man den Horizont anſah, ſo war nichts Gutes zu erwarten; denn rings umher erhoben ſich dichte wallende Dünſte, nicht anſtändige Nebel, die bereit ſind, ſich ehrerbietigſt wieder zu verkriechen, ſobald die Sonne glänzend emporſteigt und mit ihren goldenen Strahlen vornehm für das Geleite dankt und ihnen ſagt, ſie könnten nun wieder abtreten, — nein, der Nebel hob ſich frech und recht pöbelhaft in die Höhe, und wo er beſonders unverſchämt war, da ließ er ſchon in der Frühe lange Wolkenſtreifen hoch empor flattern und zeigte ſich rings umher als dichter weißer Qualm, ſo daß

die Erde aussah wie ein ungeheurer Punschkessel, der reichlich und lustig dampft.

Das hatte eigentlich Jemand gesagt, der an den heutigen Abend gedacht und dem es vollkommen begreiflich gewesen wäre, wenn an diesem Tage all' die kahlen Aeste der Bäume vor seinen Fenstern voll Citronen gehangen hätten, wenn sich hie und da im Winde eine Arak- oder Rumflasche geschaukelt und wenn die Schneemassen, die man auf den freien Plätzen sah, auf einmal in Zucker verwandelt worden wären. Der so wünschte, war kein egoistisches Gemüth, sondern er liebte seine Mitbrüder und Mitschwestern, und hätte am heutigen Abend der ganzen Welt einen reichlichen, süßen und starken Punsch gegönnt.

Dem sei nun wie ihm wolle. Die Sonne hatte die frechen und zudringlichen Blicke des Nebels übel genommen und war, einen dichten Schleier vor ihr Angesicht ziehend, ihren anderweitigen Geschäften nachgegangen, uns, die wir jenen Fleck Erde bewohnen, auf dem unsere kleine anspruchslose Geschichte spielt, im Trüben lassend. Ein paarmal machte sich auch ein kalter Wind breit, und jagte sich mit den ungeschlachten Nebeln hoch am Himmel umher. Dann blies er wieder eine Zeit lang nicht mehr, worauf die Wolken stille standen und sich die Dünste abwärts senkten, um von den dunkeln Aesten der entlaubten Bäume als Wasser langweilig herabzutropfen und so ihren ewigen Kreislauf zu vollbringen.

So ein Wetter, das eigentlich kein Wetter ist, und Einem zu gewöhnlichen Zeiten sehr lästig werden kann, fühlt man an einem Tage und Abend wie der, von dem wir reden, nicht so unangenehm, wie man wohl glauben sollte. Wenn man

auch durch die dunſtigen naſſen Straßen patſcht, von einem Laden in den andern, — denn man hat immer noch allerlei vergeſſen, was mit zur Weihnachtsfreude gehört, man hat Wachslichtchen zu wenig oder eine Fahne von Goldpapier, oder wir müſſen an Sachen, die wir ſchon vor ſechs Wochen beſtellt, jetzt ein paar Stunden vor der Beſcheerung noch einmal bei den betreffenden Handwerksleuten erinnern, — ſo traben wir doch wohlgemuth durch Nebel und Schneewaſſer; hundert Anderen, denen wir begegnen, geht es ja nicht beſſer als uns, ſie befinden ſich im gleichen ſchlechten Wetter und der gleichen guten Laune; auch ſie traben umher mit vergnügt glänzenden Augen, mit röthlichen Naſen, mit feuchten Ueberſchuhen und naſſen Regenſchirmen, Pakete unter dem Arme tragend, und wenn wir Freunden begegnen, ſo rufen ſie, eilig an uns vorbeiſchießend: Wünſch' gute Weihnachten! worauf wir antworten: Danke — desgleichen! um alsdann unſeren Weg durch dick und dünn, durch Menſchengewühl und Gedränge fortzuſetzen.

Ja, was kümmert uns am heutigen Abend das Wetter, Regen, Wind und Schnee? Das laſſen wir Alles hinter uns auf der Straße, und die mögen ſehen, wie ſie mit einander auskommen. Wir eilen nach Hauſe, bepackt wie ein Laſtthier, ſchleichen uns an der Thüre des Kinderzimmers vorbei, wo das ungeſtüme Volk jetzt ſchon kaum hinter Schloß und Riegel zu halten iſt, werfen Paletot und Ueberſchuhe von uns, ſchlüpfen in einen behaglichen Hausrock und — — — — doch halt! wir ſehen uns genöthigt, den verehrlichen Leſer auch wie dieſe da, welche ſich hinter Schloß und Riegel befinden, zu behandeln, und er muß uns ſchon erlauben, daß wir ihm ſeinen Weih-

gerungen, indem sie mühsam die Erde hinauftrugen, um dort duftende Kräuter und Blumen zu pflanzen. Ich habe in der That nie einen wunderbareren kleinen heimlichen Platz gesehen; lang und schmal lief dieser Garten an der Felswand hin, um sie am Ende zu verlassen, und auf eine kleine Gallerie nach einem vorspringenden Punkt des Gebirgs zu führen, der zum Spaziergang benutzt wurde, und in seiner einfachen Schönheit alles übertraf. In der Mitte befand sich in den Fels gehauen ein großes Becken mit klarem und so ruhigem Wasser, daß sich die darüber hängenden Felsenkronen aufs deutlichste darin abspiegelten. Die Trümmer eines kleinen hart angebauten Häuschens enthielten ein zertrümmertes Schöpfrad, dessen zerrissene Kette still, schwer und traurig in das Wasser herabhieng. Die Terrasse welche dieses Becken umgab, hieng buchstäblich in der Luft über dem tiefen Thal; ein eisernes Geländer zwischen ihr und der unermeßlichen Tiefe war hie und da unterbrochen durch Piedestale, auf denen kolossale Heiligenbilder aus Stein gehauen standen, welche sich ernst und gewaltig von der Luft abhoben, und wohl schon Jahrhunderte als treue Wächter des Klosters in das Thal hinabschauen. Die Sonne warf helle Lichtmassen auf Kopf und Brust der Figuren, während auf ihrer schattigen Rückseite der blaue Luftrefler lag. Vor uns breitete sich in unermeßlicher Weite das Thal aus, Berg an Berg, und die Schlangenwindungen des Llobregat erschienen zu unsern Füßen dunkelgrün und glänzend, während sie weit hinaus wie ein dünner Silberfaden glitzerten und leuchteten und aus der dunkeln Landschaft hervorblickten bis an das Meer, das, von der Sonne angestrahlt, nur eine gewaltige Masse von Glanz, Licht und Flimmer war.

Von dem herrlichen Punkt zurückkehrend, besahen wir gern die kleinen Blumenanlagen des Priors, die er mit besonderer Liebe zeigte. Da blühten noch Eriken, Verbenen und Rosen. Von letztern versprach er uns auf morgen früh einen Strauß für unsere Lieben zu Hause; doch pflückte er jetzt schon duftende Kräuter für

nachtsbaum langſam und bedächtig aufputzen, wie es ſich gehört, und daß wir die Thüre unſeres Gaſtzimmers nicht eher öffnen, bis wir im Stande waren, das, was wir ihm bieten können und wollen, gehörig vor ihm auszubreiten.

So laden wir dich denn ein, freundlicher Leſer, uns in eines der vielen Häuſer zu folgen, aus denen die Stadt, in welcher wir wohnen, beſteht. Es iſt kein großes und ſehr wohnlich ausſehendes Haus, ſteht auch in keiner breiten Straße, ragt vielmehr mit ſeinen vier Stockwerken in einem Gewirre enger Gäßchen ziemlich finſter und trübſelig empor; es iſt ja nicht mehr in erſter Jugendblüte, was wir am beſten bemerken, wenn wir gerade darauf loskommen, denn da ſehen wir, daß dieſes Haus und das daranſtoßende ſich etwas gegen einander neigen, als wollten die alten Giebel zuſammen ſprechen, ſich vielleicht klagend unterhalten über vergangene beſſere Tage, wo beide noch ſtramm und ungebeugt da ſtanden, wie es anſtändigen und neugebauten Häuſern geziemt.

Auch im Innern, wenn man die gewundenen Treppen hinaufgeht, bemerkt man ſchon etwas von der zärtlichen Neigung der beiden Häuſer zu einander; denn zuweilen bei gewiſſen Wendungen iſt es Einem, obgleich man die Stufen aufwärts ſchreitet, doch gerade ſo zu Muth, als ginge man abwärts. Glücklicherweiſe ſtammt das alte Gebäude noch aus jener Zeit, wo man am Holzwerk nicht ſparte, und wenn man die ſchiefe Haltung der Treppe ſieht, ſo fühlt man ſich doch wieder beruhigt beim Anblick des dicken Geländers von maſſivem Eichenholz, oben mit dem ſpiegelglatten Handgriff, das darum ſo beſonders blank ausſieht, weil er von ſämmtlichen Buben des Hauſes als Rutſchbahn benützt wird. Ja, wir können ſicher

ſein, daß, ehe wir das obere Stockwerk erreicht haben, uns wenigſtens ein Viertelbutzend dieſer Rangen rittlings auf dem Treppengeländer begegnen, die ſich ungeheuer behaglich fühlen bei ihrem haarſträubenden Exerzitium und unſerem gerechten und ängſtlichen Erſtaunen.

Ueber dem vierten Stocke, eigentlich im Dachboden, ſind noch ſchöne und geräumige Wohnungen. Dort treten wir ein, ohne daß ſich eine Thüre vor uns öffnet, und ſehen ein niedriges Gemach mit ſchiefen Wänden und einem Anflug von Tapeten, die aber nur noch ſchüchtern in den tiefern Ecken, wo die Farben nicht ſo leicht abgerutſcht werden, Spuren ihres ehemaligen Deſſins zeigen. An Mobiliar iſt ziemlich viel hier vorhanden, aber es iſt keine rechte Harmonie darin: dort an der Wand befindet ſich zum Beiſpiel neben einem breiten Schrank von ganz gewöhnlichem Tannenholz ein elegant gearbeiteter Schreibtiſch von Nußbaum, auf demſelben ein Dutzend kleine zierliche Bücher, roth eingebunden mit Goldſchnitt, und vor dieſem Schreibtiſch ſteht wieder ein ſtämmiger Stuhl, grob gearbeitet, der ſeine plumpen Beine auf ein farbiges Schaffell ſetzt, welches, mit einer feinen Stickerei umgeben, als Fußteppich dient. Dicht an einem der Fenſter ſteht ſogar ein Nähtiſchchen von Palliſander, und dort ſind die ſchiefen Wände mit ein paar anziehenden Phothographieen bedeckt. Wir ſehen einen alten Herrn, elegant gekleidet, rechts und links von ihm zwei ſchöne Mädchenköpfe, offenbar Schweſtern, darunter das Porträt eines ſtattlichen jüngeren Mannes, und dann kommen drei Kinder: ein Bube, noch einmal Bube und ein kleines Mädchen. Wie dieſe Familie in ihrem eleganten, ja reichen Aeußern in dieſe Bodenkammer kommt, begreifen wir nicht recht und blicken

fragend umher. — — Bſt! — s' iſt gut, daß unſere Frage nicht laut geworden, denn wenn wir nach dem andern Fenſter hinblicken, — das Gemach hat deren zwei — ſo finden wir dort unzweifelhaft das Orignal zu dem Porträt des älteren Herrn. Ja, er iſt es, und doch kaum zu kennen; auf der Photographie ſchaut er mit erhobenem Haupte ſelbſtzufrieden und behaglich in die Welt; die weiße Halsbinde und der ſchwarze Frack, den er an hat, ſcheinen ſo zu ihm zu paſſen, daß man ihn ſich faſt gar nicht anders denken kann. Und doch iſt er hier ſo ganz anders.

Da ſitzt er am Tiſche, das Haupt gebeugt, und wenn auch die weißen Haare auf dem Kopfe noch ebenſo zierlich geordnet erſcheinen wie damals, ſo ſind es doch viel viel weniger. Mit der aufrechten Haltung iſt auch der ſchwarze Frack verſchwunden; die weiße propere Halsbinde allein iſt die gleiche geblieben. Der alte Herr hat einen Schlafrock an, der einſtmals, als er neu war, ein ſchönes Stück geweſen ſein muß; er beſteht aus jener ſchönen geſtreiften weichen Seide von Bruſa, die ſich ſo behaglich an den Körper anſchmiegt, ſteht aber jetzt leider im Einklang mit den Tapeten; denn nur in den tieferen Falten, wo er nicht abgenützt werden konnte, ſieht man noch Spuren von den ehemals ſo lebhaften Farben des Seidenſtoffes. Das Geſicht des alten Herrn iſt ſich im Grunde ſo ziemlich gleich geblieben. Ein paar Falten um Mund und Augen, die auf der Photographie nur angedeutet ſind, haben ſich freilich recht traurig ausgebildet; doch iſt der wohlwollende, ja heitere Ausdruck der Augen derſelbe geblieben, und jetzt, wo er Etwas betrachtet, was er in ſeinen Händen hält, zeigt ſich um den Mund ein zufriedenes, faſt fröhliches Lächeln.

Der Anblick dieſer Hände könnte Einem wehe thun; ſie ſind ſo glatt, weiß und fleiſchig, als man ſie ſich nur denken kann, umgeben von ſeinen Manchetten, und daß man immer glaubt, man müſſe auf einem der Finger das Funkeln eines prachtvollen Brillanten ſehen. Und wie ſie Alles ſo ſicher und elegant anfaſſen und halten, dieſe weißen Finger; jetzt die große Papierſcheere und den ſteifen Bilderbogen, aus dem ſich der alte Herr abmüht, bunt bemalte Theaterfiguren auszuſchneiden, von denen er ſchon eine ordentliche Anzahl auf kleine hölzerne Blöckchen geklebt hat und vor ſich auf den Tiſch gelegt. Aber ſichtbar ſind ſie nicht, dieſe Theaterfiguren, denn der alte Herr hat ſein rothkarrirtes Schnupftuch darüber gedeckt, und wenn er wieder einen neuen Ritter oder eine neue Edeldame beendigt hat, ſo ſchiebt er ſolche vorſichtig unter das Taſchentuch, wobei er es ſelten unterläßt, einen lächelnden Blick nach der Gegend des Ofens zu werfen.

Aha! dort ſehen wir zwei weitere Originale der an der Wand hängenden Photographieen, einen Knaben von vielleicht ſechs Jahren, ein Mädchen von vielleicht vier. Die Beiden haben ſich, was ihre friſchen Kindergeſichter anbelangt, gegenüber der Photographie nur zu ihrem Vortheil verändert; die Kleidung iſt freilich auch ein Bischen anders geworden, und von Spitzenkragen und fein karrirtem Stoff ſieht man an derſelben nichts mehr. Doch ſind Beide reinlich angezogen, und wenn auch die Höschen des Buben in der Gegend der Kniee mit tüchtigen Flicken geziert ſind, auch ſeine Blouſe etwas fadenſcheinig ausſieht, ſo iſt doch Alles reinlich und in Ordnung, nirgends zeigen ſich Flecken oder gar eine verdächtige Oeffnung oder ein fehlender Knopf. Das Kleid des Mädchens

iſt offenbar aus einem Stoffe gemacht, der einſt eine größere Geſtalt bedeckt; denn ein — zwei Carreaus deſſelben gehen über Bruſt und Rücken und ein drittes und viertes haben ſich in das vordere und hintere Theil des Röckchens getheilt. Dafür iſt aber der liebliche friſche Kopf des Kindes auf's Sorgfältigſte friſirt; die blonden Haare, die glatt aus der Stirne geſtrichen ſind, werden von einem großen Kamme feſtgehalten und fallen hinten in ein kunſtloſes dunkles Netz. Die ſo entſtandene freie und hohe Stirne gibt mit dem Stumpfnäschen und den klaren Augen dem Kinde etwas ungemein Naives und Poſſirliches, namentlich wenn man den Ernſt betrachtet, mit welchem es jetzt den Verſuch macht, den abgeriſſenen Vorderarm einer Puppe wieder in ſeine ehemalige Hülſe zu ſtecken, wobei es aber nichts bezweckt, als daß es von der Kleie, mit welcher dieſe Hülſe ausgeſtopft iſt, bei jedem Verſuche etwas umherſtreut.

„Laſſ' das ſein, Ann',“ ſprach nun der kleine Knabe, der dabei ſtand und die fruchtloſen Bemühungen ſeiner Schweſter kopfſchüttelnd betrachtete; „das bringſt du nicht feſt; der Großvater muß es machen.“

„Ja, Großvater muß es machen!“ rief auch das kleine Mädchen in ſehr entſchiedenem Tone, und Beide begaben ſich vom Ofen weg zu dem alten Herrn, der noch ſorgfältiger als bisher das Taſchentuch über ſeine Figuren ausbreitete, damit Fauſt und Samiel, Don Juan und Zerline von den neugierigen Blicken der Kinder nicht bemerkt werden.

Der Bube hatte die Puppe genommen, hielt ſie wie auch den Arm dem Großvater hin und ſagte:

„Sieh, das mußt du uns ſogleich machen.“

„Ei, ei,“ lächelte der alte Herr gutmüthig, „das muß ich ſogleich machen? — Das iſt eine Rede, die in deinem kleinen Munde ganz ſonderbar klingt.“

„Ja, das mußt du ſogleich machen,“ wiederholte der Knabe mit großem Nachdruck. „Ich und die Ann', wir wollen Weihnachten ſpielen, und das kleine Kind hier kann doch nicht nur einen Arm haben.“

„Das iſt ſchon richtig,“ verſetzte der alte Herr, „aber da ſagt ein höflicher junger Menſch: Lieber Großvater, ſei ſo gut und ſehe, ob es dir möglich iſt, der Puppe den Arm wieder einzuhängen. Weißt du,“ fuhr er gutmüthig fort, nachdem er die Puppe aus der Hand des Knaben genommen und ſie betrachtet, „daß ich eigentlich kein Spielwaaren-Fabrikant bin und auch kein Wundarzt.“

„Aber du kannſt alles machen,“ meinte das Kind; „du haſt ja auch für Karl ein Theater gemacht und ſo ſchöne Figuren. Da guckt noch eine unter dem Schnupftuch hervor. Siehſt du?“

„Was? wo?“ rief der alte Herr faſt erſchrocken, und dabei zog er den Zipfel des Taſchentuches noch näher an ſich. „Was willſt du geſehen haben — Theaterfiguren? Bah! ja ſchöne Theaterfiguren! An ſo etwas denke ich ja gar nicht.“

„Theaterfiguren für Karl und auch ein Theater,“ bekräftigte der Kleine. „O ich ſage nichts davon, nichts dem Karl und nichts der Tante, das heißt, wenn du mir die Puppe machſt. Wenn du ſie aber nicht machen willſt, ſo —“

„Wirſt du ein kleiner Verräther,“ unterbrach ihn lachend der alte Herr und gab ihm einen Klaps auf die Backen. „Nun, ſo gib deine Puppe her. Aber marſchirt euch Beide wieder

hinter den Ofen, bis ich euch rufe. So ein naſeweiſes Volk, das ſollte mir noch fehlen."

Die beiden Kinder zogen ſich zurück, und als ſie wieder an ihrem früheren Platze angekommen waren, rief der Bube:

„Du, Großvater! ich muß noch ein Stück Holz nachlegen; die Tante hat geſagt, es dürfe nicht kalt hier am Ofen werden, ſonſt gehe ihr Kuchen nicht, und weißt du, wenn der Kuchen nicht ginge, das wäre ein großes Unglück."

„Laß mich einmal hinein ſehen," ſagte leiſe das kleine Mädchen, „ich will dir ſagen, ob er geht. Das kenne ich ſchon." Damit kletterte ſie unter Beihülfe ihres Bruders auf einen Stuhl, hob die Serviette von der Schüſſel auf und blickte hinein. „Er geht," ſprach ſie darauf altklug; „das wird ein ſchöner Kuchen zu Weihnachten. Und wenn vom Teig was übrig bleibt, ſo mach' ich dir eine Brezel und mir eine Brezel und dem Karl eine Brezel."

Der alte Herr hatte ſich unterdeſſen über die Puppe hergemacht und den Arm mit Bindfaden feſtgebunden. Da klopfte es, dann trat eine Frau herein, die ein kleines Paket in der Hand trug.

„Aha!" ſagte der Herr und winkte ihr mit einem verſtohlenen Blick auf die Kinder zu, raſch näher zu treten, und dabei ſchaute er ſehr vergnügt aus.

Die Frau gab ihm das Paketchen und blieb dann über den Tiſch gebeugt neben ihm ſtehen. Er faltete das Papier ſo haſtig auseinander, daß er kaum damit fertig werden konnte, und als er nun doch damit zu Stande kam und nun ein Pelzkragen erſchien, da rief er in höchſter Ueberraſchung, ah! und ſeine Augen funkelten vor Vergnügen. Er neigte den

Kopf auf die rechte Seite und ſprach: „Sehr ſchön! außerordentlich ſchön! Ihr habt da ein kleines Kunſtwerk gemacht, Frau Merbel. Soll das in der That mein alter Pelzkragen ſein?“

„Ja, etwas davon iſt der alte Pelzkragen,“ entgegnete die Frau flüſternd; „aber wir haben noch zwei neue Fellchen dazu nehmen müſſen, auch Wattirung und die ſchöne blaue Seide. Es iſt einige Auslage dabei; für unſere Arbeit rechnen wir ſehr wenig.“

„So, ſo,“ ſagte der alte Herr mit einem Tone, der etwas kleinlaut klang; „ſo, einige Auslagen? — Alles —“

„Im Ganzen nur für einen Gulden und dreißig Kreuzer.“

„So — ſo — im Ganzen nur für — einen Gulden dreißig Kreuzer. — Aber —“

„Ja,“ ſprach die Frau mit wichtiger Miene, „wir haben es recht wohlfeil gemacht, weil Sie uns ſagten, daß wir ſogleich auf das Geld rechnen könnten. Sie glauben nicht, was man an ſo einem Weihnachtsabend für Geld braucht. Und den Gulden dreißig Kreuzer habe ich für meine beiden kleinen Mädel beſtimmt; da muß man rechts und links Sachen kaufen. — Und wie die ſich ſchon auf ihr Weihnachtsgeſchenk freuen,“ ſetzte ſie mit Betonung hinzu, während ſie mit der rechten Hand zuckte, als wolle ſie ſolche zum Empfang des Geldes öffnen.

Der alte Mann hatte ſich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, fuhr mit der Hand über die weißen Haare ſeines Hinterkopfes und ließ ein verlegenes „hm! hm!“ ſowie: „das verſteht ſich von ſelbſt, ſo war es ausgemacht,“ hören, dann zog er die Schublade des Tiſchchens, an welchem er ſaß, langſam hervor,

und ließ ſeine Blicke niederfallen auf eine ganz kleine Papierdüte, deren äußere Form zeigte, daß ſie Geld enthielt.

„Da haben Sie ja ordentliche Reichthümer,“ ſagte die Frau.

Der alte Mann zuckte ſeufzend mit den Achſeln, und als hätte er durch den bloßen Anblick ſchon dem dort verwahrten Schatze wehe thun können, drückte er raſch die Schublade wieder zu und ſagte: „das iſt ja gerade das Unglück, Frau Merbel, daß das Bischen Geld nicht mein gehört. Es iſt meiner Tochter Anna; ſie hat es mir zum Aufheben gegeben; es würde wohl ſoviel ſein, aber — aber — ſeht, da darf ich doch ohne ihre Bewilligung nichts davon weggeben. Ich würde mich wahrhaftig der Sünde fürchten, denn ſehen Sie, gute Frau Merbel,“ ſetzte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „meine arme Tochter muß das bischen Ihrige gar ſauer verdienen. Deßhalb aber glauben Sie nicht, Frau Merbel,“ ſprach er raſch, als er bemerkte, wie ſich die Augenbrauen der Frau in die Höhe hoben und ſie den Mund ſpitzte, wahrſcheinlich zu einer pikanten Entgegnung, „daß ich deßhalb nicht für Ihr Guthaben ſorgen werde.“

„Ja wohl ſorgen,“ verſetzte die Frau im Tone der Enttäuſchung; „aber heute iſt Weihnachten.“

„Gerade heute ſorgen,“ fiel ihr der alte Herr ſchnell und heiter in's Wort. „Glauben Sie denn, ich wollte Schuld daran ſein, daß eine Mutter ihren beiden Kindern nichts beſcheeren kann? — Gott ſoll mich davor bewahren! Er hatte die rechte Hand in ſeine Linke gelegt und drehte eifrig an einem Finger. „Seht da,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „hier iſt ein Ring, zwar ſehr einfach, aber von reinem

Golde — von ſehr gutem Dukatengolde — wie man die Ringe damals machte," ſetzte er mit einem Anflug von Wehmuth hinzu. „Ja, damals! Den Ring gebe ich Ihnen, Frau Merbel, nicht zum Verkaufen, das werden Sie mir nicht anthun, aber nur, um Ihnen für heute von irgend Jemand meine Schuld darauf vorſtrecken zu laſſen, und dann will ich ſchon Sorge dafür tragen, daß ich nach den Feiertagen meinen Ring wieder bekomme. So iſt uns Beiden geholfen, nicht wahr, Frau Merbel?"

Die Frau bedachte ſich ein Paar Augenblicke, dann aber nahm ſie den Ring und gab mit leiſer Stimme zur Antwort:

„Weiß Gott im Himmel, wenn die zu Hauſe nicht feſt darauf rechneten, daß ich mit etwas Baarem zurückkomme, ſo ſollte mich nichts in der Welt bewegen. Aber —"

„Laßt das gut ſein, Frau," erwiederte der alte Herr im gutmüthigſten Tone; „wir kennen uns, die Sache iſt abgemacht."

„Und ich behalte Ihre Kundſchaft?"

„Ja wohl, meine ganze große Kundſchaft," ſagte der alte Mann lachend.

Die Frau hatte das Zimmer verlaſſen, nachdem ſie den Knaben auf den Kopf gepätſchelt, das kleine Mädchen auf die Stirne geküßt und Jedem ein Stückchen Weißbrod gegeben, das ſie aus ihrer Taſche hervorgeholt.

Die Kinder ſetzten ſich dicht zu einander hin auf das Fußbänkchen neben den Ofen und verſpeisten eifrig ihr Geſchenk.

Der alte Herr lehnte ſich in ſeinen Stuhl zurück und blickte auf die Straße hinaus.

jeden, die wir zur Erinnerung in unſere Taſchenbücher legten. Wirklich liebreich war die Pflege, die er hier einem kränklichen Citronenbaum widmete, der mit gelben welken Blättern in einer Niſche ſtand, nur der Sonne zugänglich, ſonſt vor kalten Winden geſchützt, und den er Abends mit Strohdecken verhüllte. Ehe wir den Garten verließen, warfen wir noch einen Blick hinüber auf die Terraſſe mit den Steinfiguren, wo jetzt ein paar der Benedictinermönche in ihren ſchwarzen Gewändern auf- und abgiengen, und die Stimmung des Ganzen dadurch noch feierlicher machten. Wahrhaft rührend erſchien uns ein alter Mönch, der an der Felſenwand neben dem Waſſerbecken ſaß, an einer Stelle wo die Sonne gerade ihre warmen Strahlen hinwarf. Er hatte ein Tuch über das Geſicht gedeckt, und ein Buch, in dem er geleſen, ruhte auf ſeinem Schooß. Der Mann war 82 Jahre alt, und als Chorknabe von zehn Jahren hierher auf den Montſerrat gekommen — welch ein Leben!

Unterdeſſen war es beinahe 2 Uhr geworden, und der Führer hatte uns ſchon mehreremal in den ſchönſten Naturbetrachtungen durch die Mahnung geſtört: es ſei jetzt endlich Zeit zur Spitze des Berges aufzubrechen, denn er für ſeinen Theil habe keine Luſt den gefährlichen Weg im Dunkel zurückzulegen, und ſo nahmen wir denn vorläufig von dem guten Prior Abſchied und verließen den ſo lieben Kloſtergarten.

Vor der Poſada fanden wir zu unſerer großen Verwunderung einen deutſchen Landsmann, der ſo eben zu Eſel von Colbata heraufgekommen war, und nun in unſerer Geſellſchaft die obern Felspartien beſuchen wollte. Er ſagte nicht woher er komme, doch nachdem er uns verſichert: der Weg hier hinauf ſei polizeiwidrig, unanſtändig und ſchauderös, wußten wir, daß er dem Land entſproſſen war, wo aus tiefem Sand keine Felſen emporragen. Uebrigens benahm er ſich ſehr anſtändig und wohlerzogen, weßhalb wir uns ſeine Begleitung gern gefallen ließen.

Sobald wir das Thor des Kloſters verlaſſen hatten, wandte

Da draußen jagten eilige Schneeflocken über die Dächer der Häuser und auf die schmutzigen Straßen nieder, aber es waren nur arme verirrte Vorboten eines vielleicht demnächst erscheinenden Winterwetters; sie zerstoben in der Luft, oder wo sie sich ansetzten, wurden sie von ihren beiden grimmigsten Feinden, die dort die Oberherrschaft hatten, von Wärme und Nässe, augenblicklich vertilgt.

„Wie eigenthümlich mich mein Finger friert," sprach der alte Herr zu sich selber, während er die Stelle betrachtete und rieb, wo soeben noch der kleine goldene Reif gesessen, und dann war es, als ob dieser Frost sich über seinen ganzen Körper fortpflanzte, denn er schauerte zusammen, zog seinen Schlafrock fester um sich her, und ließ so tief nachdenkend den Kopf auf die Brust niedersinken.

„Grüß dich Gott, Großvater," sagte jetzt eine frische Kinderstimme, und ein Knabe von neun Jahren, seinen Schulranzen auf dem Rücken und mit einem von der Kälte gerötheten Gesichte, der rasch in die Stube getreten war, legte dem alten Mann seine Hand auf die Schulter, und als dieser ihm stumm zunickte und dann wieder in sein Nachdenken versank, wandte sich der Knabe, nachdem er den Ranzen abgelegt, nach dem Ofen zu, wo seine beiden Geschwister fröhlich zu ihm aufblickten, und wo ihm sein kleiner Bruder alsbald auf dem Fußbänkchen Platz machte. Karl setzte sich neben die kleine Ann', schlang seinen Arm um ihren Hals und sagte, nachdem er sie auf ihr blondes Haar geküßt:

„Was habt ihr denn da zu essen? Ist die Tante schon zurück?"

Der kleinere Bube hatte die Hände, wie es die Alten

zu machen pflegen, auf dem Rücken zuſammengelegt, was äußerſt komiſch ausſah, und ſagte: „Die Tante kommt erſt um fünf Uhr; aber weißt du denn nicht, daß es heute Weihnachtsabend wird, und daß da zu guten Kindern die Feen kommen und ihnen Zuckerbrod bringen?“

„Bei euch wird eine Fee geweſen ſein,“ ſprach der ältere Bruder lächelnd; „ihr ſeid mir die Rechten.“

„Ja, eine gute alte Fee, nicht wahr, Ann'?“

Das Mädchen nickte eifrig mit dem Kopfe.

„Und ſie hat geſagt,“ fuhr der kleine Bube fort, „daß heute Abend das Chriſtkindchen käme und uns ſehr viele ſchöne Sachen mitbrächte. Du bekämſt ein — Nun, was du bekommſt, ſage ich dir nicht,“ unterbrach er ſich ſelber; „ich bekäme einen großen Schlitten mit ſchönem Pelz und ein Schaukelpferd und eine Peitſche nnd eine Farbenſchachtel — und —“

„Ja, die Fee möchte ich ſehen,“ ſagte lachend der ältere Bruder; „du machſt wieder deine Geſchichten.“

„Und die Ann' bekäme ein braunes Hütchen mit Federn. Nicht wahr, Ann'?“

„Ja wohl, beſtimmt.“

„Und eine Küche und eine Puppenſtube und Puppen, ſo viel ſie will.“

„Wie ſah denn eure Fee aus?“ fragte Karl.

„Nun, wie alle Feen, ſie hat ein goldenes Gewand an, eine Krone auf dem Kopfe und einen langen Schleier. — Alſo du glaubſt nicht, daß ſie da war? Ja, das können wir dir nicht beweiſen, aber wir können dir nur zeigen, was ſie uns vorläufig mitgebracht.“ Dabei fuhr er raſch mit der Hand

hinter dem Rücken hervor und zeigte den Rest seines Weißbrodes, wobei er triumphirend sagte: „Und das ist für dich, damit du auch was hast."

„Ja, und das auch," rief nun das kleine Mädchen überlaut und händigte dem Bruder auch ihren letzten Brocken ein, den sie für ihn aufgespart hatte. Und dann sprang der kleine Bube in die Hände schlagend hin und her, die Ann' folgte seinem Beispiele, und so tanzten sie lustig um den Bruder herum und riefen lachend: „O wir haben dich angeführt, es war gar keine Fee da, nur die Frau Merbel, und die hat uns ein Stück Weißbrod gegeben und das haben wir für dich aufgehoben, juchhei."

„Potz Tausend! da geht's ja schon früh am Nachmittage lustig her," sprach nun auf einmal eine rauhe Stimme. „Wo will's da heut Abend hinaus, wenn das Christkindchen einfällt?"

Die beiden tanzenden Kinder blieben nun plötzlich stehen nnd lachten nur aus vollem Halse weiter, als sie den sahen, der mit ihnen sprach. Karl aber nickte mit dem Kopfe und sagte: „Grüß Gott, Werner; bist du auch schon da?"

„Das versteht sich," erwiederte die rauhe Stimme, „am Tage vor Weihnachten werden am Nachmittage die Gewölbe geschlossen; Bauhölzer kauft Niemand zum heiligen Christabend, und da schultern wir unsere Axt und gehen nach Hause."

„Wo hast du deine Axt?" fragte der kleine Knabe.

„Die ist drüben," gab der Mann mit der rauhen Stimme zur Antwort, „das ist kein Spielzeug für dich, ein ernst Ding, kann zuweilen tückisch sein, fällt um und schneidet den kleinen Kindern die Füße weg."

Der ſo ſprach, war ein großer und kräftig gebauter Mann, jedoch vom Alter ſchon etwas gebeugt. Daß er alt war, bezeugten ſeine weißen Haare ſowie die tiefen Runzeln auf ſeinem Geſichte. Er ſchritt jetzt gegen das Fenſter, wo der Großvater ſaß.

Dieſer ſchien mit ſeinem Nachdenken zu Ende gekommen zu ſein; er hatte es durch einen tiefen, tiefen Seufzer beſchloſſen; dann trat aber auch ſogleich wieder das frühere wohlwollende Lächeln auf ſeine Züge. „Sie da, Nachbar Werner," ſagte er, „Ihr habt Feierabend gemacht, und kommt nun her. Das iſt recht, da können wir in der Dämmerſtunde ein bischen plaudern und nun ſpäter, wenn die Anna kommt, ſeht Ihr mit an, was den Kindern beſcheert wird. Heute Abend wird's großartig," ſetzte er lächelnd hinzu; „die Hauptvorbereitungen macht freilich meine Tochter, aber ich habe auch ſo meine kleinen Geheimniſſe. Wenn nur die Anna nicht zu ſpät kommt!"

„Gott ſegne ſie," ſprach Nachbar Werner, und als er das ſagte, klang ſeine Stimme etwas weniger rauh. „Wenn nur der Himmel einmal ein Einſehen haben wollte und der Anna beſcheeren, was ſie ſelbſt werth iſt. Da müßte ſie einen wahren Schatz auf einmal kriegen."

„Amen!" ſprach der alte Mann, wobei er traurig lächelnd mit dem Kopfe nickte.

„Du könnteſt wohl hieher zu uns kommen," ſagte der ältere Knabe in luſtigem Tone; „hier ſetzen wir uns hübſch um den Ofen herum, der Großvater in ſeinen breiten Stuhl, und dann erzählt uns der gute Großvater und du lieber Werner, etwas Schönes, am liebſten von fremden Ländern. Du warſt ja auch weit, weit fort, wie du oft geſagt haſt. Bis

Tante Anna kommt dauert's doch noch eine Stunde, und der heutige Abend iſt ja der, wo man den Kindern etwas zu Gefallen thut. Nicht wahr, Großvater?"

„Das verſteht ſich," gab dieſer zur Antwort; „am heutigen Abend haben die Kinder das Regiment, das heißt, wenn ſie gut und fleißig waren. Und da du heute Mittag ein ganz vortreffliches Zeugniß mit nach Hauſe gebracht haſt — denkt Euch nur, Nachbar Werner," wandte er ſich an dieſen, „er hat in allen Rubriken: ſehr gut, und in den allgemeinen Bemerkungen: iſt in jeder Hinſicht einer der beſten Schüler — ſo müſſen wir wohl deinen Willen erfüllen."

Damit hatte ſich der alte Mann erhoben, und als er durch's Fenſter blickte, ſprach er zu ſich ſelber: „Wenn es nur kein Regenwetter gibt, ehe die gute Anna zu Haus iſt."

„Unbeſorgt," meinte Nachbar Werner, der den Himmel aufmerkſam beobachtete, „ſeht, wie ſich gegen Norden ein heller Streifen in den Wolken bildet. Es wird heute Nacht kälter, und wenn es was gibt, ſo iſt es Schnee."

Die drei Kinder hatten es ſich unterdeſſen hinter dem Ofen auf ihre Art bequem gemacht, um den kommenden Erzählungen, von denen ſie wußten, daß Nachbar Werner damit recht freigebig ſein konnte, ungeſtört zulauſchen zu können. Die Ann' und ihr kleinerer Bruder ſaßen auf dem Fußbänkchen und Karl daneben auf einer alten Kiſte, die als Holzbehälter benützt wurde. Doch hatte er vorſorglich, um nicht im Zuhören geſtört zu werden oder ſelbſt zu ſtören, ein paar kleine Stückchen Holz herausgenommen, damit das Feuer nicht erlöſche, hauptſächlich deßhalb, damit Tante Anna, wenn ſie nach Hauſe komme, eine warme Stube finde.

„Du, Karl," sagte der kleinere Knabe zu seinem Bruder, „heut' Vormittag war ich auf der Gasse, — der Großvater hatte mich fortgeschickt, um ihm Schnupftabak zu holen, — da sah ich einen Mann, der hatte einen Karren mit einem Esel bespannt und auf dem lagen Christbäume, gerade so, wie sie uns das Christkindchen bescheert, nur waren keine goldene Nüsse und keine Wachslichtchen daran. Weißt du wohl, was der will mit seinen Tannenbäumen?"

„O ja," versetzte der verständigere Bruder; „das ist ein Mann, der thut nur so, als ob er die Tannenbäume verkaufte; eigentlich aber schickt ihn das Christkindchen in die Häuser, und der Mann bei dem Karren erkundigt sich da, ob die Kinder auch brav und fleißig gewesen sind."

Die Ann' und ihr jüngerer Bruder sahen einander an und dann sagte das kleine Mädchen: „Wir sind recht brav gewesen. Nicht wahr, Max? — Ich bekomme eine Küche, eine Puppenstube und sehr viele Puppen."

Max nickte mit dem Kopfe und lächelte still in sich hinein, als wisse auch er schon im Voraus, was ihm das Christkindchen seiner Tugenden wegen bescheeren müsse. Dann sagte er, als die beiden alten Männer sich dem Ofen näherten und ihre Sitze eingenommen hatten: „Du darfst dir auch deine Pfeife anzünden, es hört sich nach einmal so gut an, wenn man durch die Dunkelheit das Feuer sieht. Weißt du, wie du uns von den großen Eisenschmieden erzählt hast, wohin du Holzkohlen geliefert, daß die Tag und Nacht fortbrennen? Dabei hast du auch geraucht, als du das erzählt hast, und wenn du in deine Pfeife geblasen, da war es mir immer, als sähe ich in so einen glühenden Ofen hinein."

Der Nachbar spitzte seinen Mund und schmatzte ein klein wenig, dann aber entgegnete er, indem er mit dem Rücken seiner Hand über seine Lippen fuhr: „Später, mein Junge, später zünden wir uns auch eine Pfeife an, wenn nämlich Fräulein Anna zu Hause ist und es uns gestattet. Aber ich würde mir nicht erlauben, ein Zimmer voll Tabaksdampf zu machen, in welchem man eine Dame erwartet. Dafür, mein Jung', sind wir viel zu weit gereist."

„Aber eine Prise," sagte der alte Herr, indem er seine Dose hinhielt.

„Meinetwegen, obgleich ich nicht die Gewohnheit dazu habe."

„Es liegt doch etwas Eigenthümliches in dem heutigen Abend," meinte der Großvater nach einer Pause. „Man freut sich darauf ohne eigentlich zu wissen warum. Noch so alt ist man doch förmlich wie die Kinder, und wenn man auch weiß, daß auswärts in der ganzen weiten Welt Niemand ist, der daran denkt, uns irgend etwas zu bescheeren, so hoffen wir doch darauf und glauben, so oft wir Tritte auf der Treppe hören oder so oft Jemand zu uns herein kommt, jetzt bringe man unsere Weihnachtsgeschenke."

„Ja, ja," erwiederte Werner, „der Glaube an das Christkind bleibt, Gott sei Dank, in uns lebendig, und das Geringste, was wir am heutigen Abend bekommen, hat und behält immer eine gewisse Weihe."

„Die Feierlichkeit des heutigen Abends," sprach der Großvater, „wird wohl dadurch erhöht, daß wir wissen, während wir uns hier freuen an dem Glanz der Lichter, an dem Jubel der Kinder, an ihren vergnügten Augen, haben in allen Theilen

der großen Erde Millionen von Menſchen daſſelbe Gefühl, ja es zittert in den heutigen Abendſtunden eine allgemeine gleiche Freude durch die ganze Welt. Wenn ich denke," fuhr er nach einer Pauſe kopfnickend fort, „wo ich ſelbſt ſchon den heiligen Abend verbracht! Im fernſten Süden herrſcht in dieſen ſelben Stunden die gleiche Luſt wie im Norden; Licht und Leben triumphiren über Schatten und Tod, weßhalb auch die heiligen Weihnachten überall im Glanz der Lichter die Augen und Herzen der Menſchen erfreuen und die Finſterniß der Nacht zu verjagen trachten. Erinnere ich mich doch noch ſo lebhaft an Spanien, wo zum Beiſpiel in dem ſchon recht ſüdlichen Valencia der Weihnachtsmarkt nicht viel anders ausſah, als in einer irgend beliebigen deutſchen Stadt. Auf dem großen Platze waren lange Budenreihen, davor hingen bunte Reifen horizontal an Schnüren und waren mit brennenden Lichtern beſteckt. Was mich aber beſonders freute, war, daß man hier im Süden unter den Spielwaaren ſo viele deutſche Landsleute ſah. Da waren Zinnſoldaten aus Nürnberg, blonde Puppen mit blendend weißem Teint und pfirſichblütenen Wangen, angeſchirrte Pferde, wie man ſie an jedem deutſchen Fuhrmannswagen ſieht, und der würdige Held Nußknacker mit dem grimmigen Geſicht. Das Alles erinnerte mich recht an die Heimat, als ich fern in Spanien war.

„Was wir aber im ganzen Süden vermiſſen, das iſt unſer Chriſtbaum, der liebe Tannenbaum mit ſeinen goldenen Reifen, ſeinen Lichtchen und Nüſſen, ja mit ſeinem Dufte, den er ausſtrömt, wenn die Flamme irgendwo in zu nahe Berührung mit den Nadeln kommt. Es iſt eigenthümlich, daß weder die Franzoſen, noch die Spanier, noch die Italiener eine Idee

unſeres Weihnachtsbaums haben. Ich wenigſtens habe auf meinen vielen Reiſen — und ich war am heiligen Abend häufig auswärts — nie etwas von einem Chriſtbaum bemerkt."

„Aber woher wiſſen denn da die Kinder," fragte Max, „daß es Weihnachten iſt?"

„Ei, kleiner glücklicher Schelm," verſetzte lachend der Großvater, „das iſt dir freilich, der dir Weihnachtsbaum und Chriſttag unzertrennlich iſt, ſchwer zu erklären. Das Chriſtkindchen kann in den ſüdlichen Ländern den Kindern freilich keinen Weihnachtsbaum bringen, weil es dort wenige oder gar keine Tannen gibt. Aber wenn ſie brav und artig geweſen ſind, ſo fällt doch allerlei Schönes für ſie ab, das ein Engel mit goldenen Flügeln, der ſich am heiligen Abend am Fenſter zeigt, aus ſeinem Schooße heraus ſchüttelt."

„Ein wirklicher Engel?" fragte der kleinere Knabe.

„Er ſieht wenigſtens ſo aus. — Ja, damals in Spanien," wandte ſich der Großvater an ſeinen Nachbar, „da fanden wir eine deutſche Familie, mit der wir den heiligen Abend feierten, und da das nach unſern Begriffen ohne Weihnachtsbaum nicht möglich war, ſo verſchafften wir uns einen ſtattlichen Zweig von einem Olivenbaum, den wir mit Lichtern und Aepfeln ausputzten. Was aber die Spanier für Augen machten, die uns ordentlich gerührt und begeiſtert um dieß ſeltſame Spielzeug herumtanzen ſahen, davon könnt Ihr Euch gar keine Idee machen."

„Ich habe mir immer gedacht," ſagte Werner, „daß das, was ſie in Italien die Befana nennen, unſer Chriſtabend iſt."

„Nicht ſo ganz," entgegnete der alte Herr, „die Befana

iſt eher mit dem St. Nikolaus gleich; man beſchenkt die Kinder mit Kuchen und Süßigkeiten, und vermummte Männer mit Körben voll Naſchwerk ziehen durch die Straßen, wobei ſie auf langen gläſernen Trompeten blaſen. Das iſt namentlich in Rom ſo Sitte. Hier in der ewigen Stadt ſah ich auch am Weihnachtsabend einen ſchönen und rührenden Gebrauch. Die Kirche d'Araceli auf dem Kapitol iſt feſtlich geſchmückt, die hohe Geiſtlichkeit am Hauptaltar verſammelt und hinter demſelben befindet ſich die Krippe, bereit, das zu erſcheinende Jeſuskind zu empfangen. Auf den breiten prachtvollen Treppen, die zur Kirche hinaufführen, knieen in andächtigem Gebet hunderte von Zuſchauern, dieſen feierlichen Augenblick erwartend. Endlich funkelt der erſte Stern an dem tiefblauen italieniſchen Himmel; aus den dunkeln Räumen der Kirche hervor läßt ein Sängerchor die Weihnachtshymnen erſchallen, mit tiefem dröhnendem Ton fällt die Orgel ein; wie durch Zauberſchlag entzünden ſich Hunderte von Lichtern, die mit bunten Bändern und Rauſchgold reich verziert ſind. Hallelujah! der Heiland der Welt iſt erſchienen; ein hoher Würdenträger der Kirche in reichem Ornat nimmt das heilige Kind aus der Krippe und trägt es, unter dem Baldachin gehend, in feierlicher Prozeſſion vor die Kirchthüre, um es den Gläubigen zu zeigen und ihnen den Segen des Bambino zu ertheilen."

„Was iſt eigentlich Bambino?" fragte Karl.

„Bambino heißt überhaupt das Kind, und hier in Rom ſpeziell das Jeſuskind, dem ſie oft auf ganz eigenthümliche Art ihre Verehrung bezeigen. So ſieht man in der Woche vor Weihnachten die Pifferari in Rom, Landleute aus Calabrien in ihrer maleriſchen Tracht, und überall, wo die Madonna mit

ſich der Führer nach einer Schlucht, die von faſt ſenkrechten Felſen umgeben war, und wo wir uns vergebens nach einem Weg oder Pfad umſahen. Um aufwärts zu kommen, bedienten wir uns denn auch einer tiefen Spalte in dem Geſtein, in welche hie und da eine Stufe gehauen war, wobei man die Hände gebrauchen mußte, um ſich an den glatten Wänden in die Höhe zu helfen. Die Abwechſelung, welche dieſer Pfad darbot, war, daß er zuweilen um einen Felskegel herumbog, der neben uns ſchroff in die Tiefe abfiel, und wo einer dem andern kopfſchüttelnd nachfolgte, ſchüchtern in den Abgrund blickend, wobei man die Fußſpitzen in kaum bemerkbare Löcher und Schrammen ſetzte. Glücklicherweiſe waren dieſe Stellen kurz, und dann gieng es wieder an den Steinen aufwärts über viertelſtundenlange Felſentreppen. Endlich erreichten wir einen kleinen Abſatz von vielleicht 6 Fuß im Quadrat, wo wir einen Augenblick ausruhen konnten. Mit ſtarkklopfendem Herzen blickte ich rückwärts; denn ich muß geſtehen, der beſchwerliche Marſch hatte mich angeſtrengt. Schon lagen die Kloſtergebäude tief unter uns, eine röthliche Maſſe zwiſchen den grauen Felſen. Unſer norddeutſcher Landsmann war ſchon ſeit längerer Zeit ſehr ſtill geworden, obgleich er anfänglich ſeine Lungen mit witzigen Bemerkungen übermäßig angeſtrengt und mehrmals gefragt hatte: ob das der ganze gefährliche Weg ſei. Er war der letzte, der zu uns hinaufkletterte, und ließ ſich augenblicklich in ſichtlicher Verſtimmung auf den Boden nieder, wobei er verſtohlenerweiſe troſtloſe Blicke auf die Höhe über uns warf. Was ihm auf der Seele lag, merkten wir alle, doch hätten wir nicht geglaubt daß er ſchon ſo bald Anſtalten zum Umkehren machen würde. Dieſe beſtanden darin, daß er ſeine beiden Seiten feſthielt und über furchtbares Seitenſtechen klagte; auch affectirte er ein ominöſes Kopfweh, und klagte überhaupt ſo lange fort, bis wir ihm riethen die Tour zur Spitze des Montſerrat auf ein andermal zu verſchieben — ein Vorſchlag, den er auch bereitwillig ergriff, worauf er plötzlich ſeine gute Laune wieder erhielt. Er meinte freilich, auf den Bergen ſei

dem Heiland zu sehen ist, stehen bleiben, um mit Dudelsack und Pfeife, die wie eine Hautbois aussieht, Melodieen ihrer Berge zu spielen. Wenn ich aber an meine Reisen im Süden denke," fuhr der Erzähler nach einer Pause fort, „so muß ich schon sagen, daß die öffentlichen Märkte in Südfrankreich um diese Zeit nicht ihresgleichen haben. So heiter wie einen Weihnachtsmarkt in Toulon habe ich nie etwas Aehnliches gesehen. Das ist ein Markt, der beim ersten Grauen des Tages eröffnet wird. Da finden sich aus der ganzen Umgegend Fuhrwerke aller Art ein; die Geschirre der Pferde sind mit Flittergold und bunten Bändern verziert, die Waaren mit grünen Kränzen und Blumen. Oder es sind die Artikel, welche der Fuhrmann zum Verkaufe bringt, selbst so ausgelegt, daß sie als Dekorationen dienen können. Alle Arten von Geflügel und Wildpret, Schinken und Würste ins Unglaubliche, grobes Brod und feines Backwerk, Puppen von allen Gestalten und Größen, und Spielwaaren; Garküchen und Schenkbuden werden aufgeschlagen, und da wird getanzt und gelacht, den ganzen Tag gegessen und getrunken, so daß man in Wahrheit sagen muß, der Christmarkt in Toulon ist ein echtes Volksfest."

„Da möchte ich auch einmal sein, auf dem Markte in Toulon," sagte Karl.

„Und ich bei der Befana," meinte Max, wobei er die zusammengebogene Hand vor den Mund hielt. „Wie wollte ich in die gläserne Trompete blasen!"

„Ich," sprach Anna, „möchte sehen, wie das Jesuskind in der Krippe liegt."

„Was das anbetrifft," gab der Großvater zur Antwort,

„ſo können alle eure Wünſche noch in Erfüllung gehen. Euch ſteht die ganze Welt offen, Süden und Norden.“

„Ja im Norden,“ bemerkte Nachbar Werner, „da wird im Allgemeinen der Weihnachtsabend wie auch bei uns gefeiert. Der ſchöne Chriſtbaum ſteht auf dem Tiſche mit Lichtern beſteckt, und an ihm hängen goldene Nüſſe und Aepfel, ganz wie bei uns; nur habe ich hie und da auf meinen Wanderungen, namentlich in Norwegen, ganz eigenthümliche und hübſche Gebräuche geſehen. Denkt euch, ihr Kinder,“ wandte er ſich an die Kleinen, die mit glänzenden Augen zuhorchten, „daß die guten Norweger den Vögeln des Himmels am heiligen Weihnachtstag etwas beſcheeren. Da richten ſie auf dem Lande vor ihren Hütten einen hohen Baum auf, an deſſen Spitze ſie eine Garbe Korn binden, um welche herum Hunderte von Vögeln groß und klein luſtig zwitſchernd flattern und dankbar ihr Körnlein zum Geſchenk hinnehmen.“

„Das iſt hübſch,“ rief Max freudig. „Was meinſt Du, Ann'? Das wollen wir morgen auch ſo machen. Großvater leiht uns ſeinen Stock und Nachbar Werner bringt uns etwas Korn mit, der weiß es ſchon zu bekommen, und dann machen wir einen Weihnachten für die Vögel.“

„Und eine goldene Nuß hängen wir auch daran,“ ſagte heimlich das kleine Mädchen.

„Ja, ja,“ meinte der alte Herr, „es iſt eigenthümlich, wie die verſchiedenen Gebräuche um Weihnachten in all' den Ländern darauf hinauslaufen, ſich und Andern Vergnügen zu machen. Alles iſt erfreut, Alles liebt ſich; man beſchenkt einander; die Hütte der Armen und der Palaſt der Reichen ſind erleuchtet, und damit Jedes ſein Theil bekomme, laufen Bauern

der Bretagne mit Feuerbränden, die ſie an langen Stangen befeſtigt haben, am Weihnachtsabend durchs Feld, um auch die armen Thiere in ihren Erdlöchern, die Vögel unter den Zweigen wenigſtens mit etwas Lichterglanz zu beſcheeren."

„Und dabei, ihr Kinder," ſprach Nachbar Werner mit wichtigem Tone, „ſchwebt das liebe Chriſtkind mit ſeinem Stern überall umher, und horcht aufmerkſam, ob es Klagen über die Kinder hört oder Lobſprüche, und läßt darnach ſeine Sachen durch die Schornſteine herabfallen: Kuchen, Spielwaaren, hartes, ſchwarzes Brod oder ſcharfe, biegſame Ruthen, gerade wie es ihm paſſend erſcheint."

„Aha!" ſagte Karl mit ſehr altkluger Miene, wobei er mit dem Kopfe gegen ſeine Geſchwiſter nickte; „da wird's bei uns manchmal allerlei ſeltſame Sachen zu hören bekommen. Habt ihr Beide keine Angſt, daß ein Paar tüchtige ſcharfe Ruthen mit großem Gepolter durch den Kamin herabfallen? Da paßt auf! ich meine, ich höre ſo etwas."

Das Mädchen ſchmiegte ſich ſchüchtern an ihren Bruder an und blickte ängſtlich nach dem Ofen hin.

Doch ſagte Max, der ziemlich beherzt war: „Laß du das dumme Zeug; wir haben keine Angſt, ich und die Ann'. Wenn eine Ruthe herunterfällt, ſo iſt ſie für dich. Wir ſind des Morgens nicht unartig gegen die Tante beim Anziehen; wir laſſen uns waſchen und kämmen, wie ſich's gehört, und ſtrabeln nicht."

„Ich habe auch lange nicht mehr geſtrabelt," verſetzte der größere Knabe. „Weißt du das wohl? Und die Tante ſagte, mein Strabeln ſei immer noch beſſer als deine Mauzerei. Du biſt ja der ewige Thränenquell und die Trauerweide."

Da der kleine Bube auf dieſe anzüglichen Reden hin ſeinen Mund verzog, als wollte er die Worte des Bruders durch Hervorbringen eines Thränenguſſes zur Wahrheit werden laſſen, ſo pätſchelte ihn der Großvater begütigend auf den Kopf, wobei er ſagte: „Wer wird aber am heiligen Abend etwas übel nehmen, und“ — wandte er ſich an den älteren, „zu Gezänk Veranlaſſung geben? Pfui! Pfui! Daran würde das Chriſtkind keine große Freude haben, ebenſowenig wie Nachbar Werner und ich.“

„Das verſteht ſich,“ meinte der Mann mit der rauhen Stimme. „Gezänke am Weihnachtabend, wo ſich, wie euer Großvater eben ganz richtig ſagte, alle Welt liebt und Einer dem Andern zu Gefallen thut, was er ihm an den Augen abſehen kann, wäre ja etwas ganz Schreckliches.“

„Ja, ja, du haſt Recht, Nachbar Werner,“ ſagte Karl mit großer Entſchiedenheit; „wir wollen auf den da nicht mehr hören; er weint, wenn man ihn nur ſchief anſieht.“

„Und du fängſt beſtändig Streit an,“ ſagte Max, ſchon halb ſchluchzend.

„Ruhig, ihr da unten, ruhig!“ rief der Nachbar. „Potz Blitz noch! eure Tante kann jeden Augenblick kommen, und die würde ſich ſehr freuen, wenn ſie euch wieder am Zanken fände. — Wiſſen Sie,“ wandte er ſich nach einer kleinen Pauſe an den alten Herrn, „wo der Weihnachtsabend außer in Deutſchland am brillanteſten gefeiert wird?“

„O ja,“ entgegnete der Großvater kopfnickend, „in England. Die berühmte Chriſtmas in Old-England. Auch die haben ihre eigenthümlichen Gebräuche zur Weihnachtszeit und halten zäh daran, wie an allem alten Herkommen.“

Nachbar Werner ſpitzte den Mund und leckte ſich alsdann die Lippen wie Jemand, der in Erinnerung an eine gute Speiſe ſchwelgt. „Wie wird an dem Abend gegeſſen!“ ſagte er. „Und nicht bloß bei den Reichen, ſondern auch bei den Bürgern, bei den Handwerkern und Arbeitern. Da muß Einer ſchon ſehr arm ſein, wenn er nicht ein gutes Stück gebratenes Rindfleiſch und einen großen Plumpudding hat. Das ſchmeckt, ihr Buben. Denkt euch ſo einen feſten runden Pudding“ — Werner beſchrieb mit den Händen einen Kreis von wenigſtens zwei Fuß im Durchmeſſer — „von ſüßem Teige und eine Maſſe Roſinen und Korinthen darin. Ich ſage euch, da ißt man ſich halb todt.“

„So was haben wir nicht,“ meinte Max; „da ſind wir wohl ſehr, ſehr arm.“

Der alte Herr fuhr aus einem tiefen Nachdenken auf, doch hatte er noch die letzten Worte ſeines Enkels gehört, und ſagte, nicht ohne daß ſeine Stimme etwas gedämpft klang, wobei er ſich aber zu einem luſtigen Tone zwang: „Ei, mein Junge, ſo arm ſind wir gerade nicht; nur ſind wir nicht in England. Bei uns eſſen ganz andere Leute am Weihnachtsabend keine Roſtbeefs und keine Plumpuddings. Aber ſchau' da auf die Schüſſel. Was wird eure Tante daraus machen? — Nun?“

„Einen Kuchen, einen Kuchen!“ rief das kleine Mädchen in die Hände klatſchend.

„Ja, einen großen Kuchen!“ meinte nun auch Max und dann ſetzte er hinzu: „Wenn nur Tante Anna bald kommt!“

„Seht ihr wohl,“ ſprach der Großvater, „daß wir unſern Weihnachtsabend, ſo Gott will, gerade ſo vergnügt feiern

werden, wie irgend ein Engländer. Apropos," wandte er ſich an Werner, „waret Ihr am heutigen Abend wohl einmal auf dem Leadenhall-Markt in London?"

„Na, das will ich meinen," verſetzte Werner, „und vergeſſe den Anblick in meinem ganzen Leben nicht. Sieht man da doch vor lauter Geflügel und Eßwaaren aller Art die Häuſer nicht mehr, und wenn man vor einem der großen Kaufläden ſteht, und die Hunderte, ja Tauſende von Hühnern, Gänſen, Kapaunen, Haſen, Truthühnern, Spanferkel, Faſanen, Auerhühnern und Gott weiß noch was Alles ſieht, da ſollte man glauben, daß alle Engländer nicht im Stande wären, nur das aufzueſſen, was hier auf dem Leadenhall-Markt aufgethürmt iſt."

„Du warſt auch in England?" fragte der ältere Knabe ſeinen Großvater.

Dieſer nickte mit dem Kopfe und verſetzte mit einem leiſen Seufzer: „Ja, dazumal."

„Von einem Weihnachtsabende will ich euch noch erzählen, ihr Kinder," ſagte Werner. — „Es iſt freilich ſchon lange her, ich war damals erſt ein junger Burſche von vierundzwanzig Jahren und mit meiner guten Frau, die jetzt der Himmel ſchon lange zu ſich genommen hat, ein Paar Jahre verheirathet; wir hatten auch ein kleines Mädchen wie die Ann' da, nur noch nicht ſo groß, aber auch ſo ein geſundes und dickes Ding, jetzt iſt ſie erwachſen und hat auch ſchon wieder eine Tochter — na! das iſt ſchon der Lauf der Welt. — Mit meiner Frau habe ich nachher noch recht viele und vergnügte Weihnachtsabende verlebt, aber immer wieder von dem geſprochen, von dem ich euch jetzt etwas erzählen will. Das war in einem

Winter, der war bis zum Weihnachtsabend ſo merkwürdig gelinde, daß noch gar kein Schnee gefallen war und es auch nicht gefroren hatte, in Folge davon dann auch ein großer Theil der Blätter auf den Bäumen noch feſt ſaß und das Gras auf den Wieſen noch ſo grün und friſch war, wie ſonſt wohl gegen Ende Oktober. Dazumal war ich Schäfer und hatte eine der größten und ſchönſten Heerden weit und breit zu überwachen. ‚Werner,‘ ſagte mir mein Herr wenige Tage vor Weihnachten, ‚das iſt ſo ein merkwürdiges Jahr und das Futter noch ſo gut und nahrhaft, daß es wahrhaftig eine Sünde wäre, wenn man das arme Vieh jetzt ſchon abführen und in die Ställe thun wollte. Du könnteſt mir deßhalb einen großen Dienſt erzeigen, wenn Du, ſo lange es nicht auffallend anders wird, die Schafe auf die große Thalwieſe hinabführen wollteſt, und da noch etwas mit ihnen bleiben. Auf der Thalwieſe,‘ ſagte er weiter, ‚iſt die kleine Erdhütte, wo ich während der Jagdzeit ſchon manche Nacht zugebracht habe, und da kann man es ſich recht bequem machen.‘

„Na, ihr Kinder,“ fuhr Werner nach einer Pauſe fort, während welcher er ſich bedeutſam am Kopfe gekratzt hatte, „was überhaupt die Bequemlichkeit für einen Schäfer anbelangt, dafür iſt bald geſorgt; verwöhnt war ich ohnedieß nicht, und dann war auch die Erdhütte ein ganz behaglicher Zufluchtsort. Da drang kein Regen herein und die Nord- und Weſtwinde mußten auch draußen bleiben. Alſo zog ich ein Paar Tage vor Weihnachten mit meinen Schafen und meinem Mylord nach den Thalwieſen.“

„War das ein großer und böſer Hund, der Mylord?“ fragte Max.

„Ein tüchtiger Schäferhund war es," gab der Nachbar Werner zur Antwort, „und bös konnte er auch ſein. Der hatte faſt Menſchenverſtand, und wo nur ein Schaf Miene machte, etwas zurückzubleiben, da holte er es augenblicklich herbei. Er kannte jedes Stück in der Heerde, und wenn er einmal herumgelaufen war, da wußte er ganz genau, ob wir alle bei einander hatten. Böſe war er, wenn ſich fremde verdächtige Leute zeigten und der Wolf, der einmal im Winter bei andern Schafheerden viel Schaden that, wagte ſich gar nicht in unſere Nähe."

„O erzähle das zuerſt mit dem Wolf!" bat der kleinere Knabe.

„Da iſt nichts zu erzählen," erwiederte Werner; „ich habe den Wolf nicht geſehen und ſpäter wurde er bei einem großen Treibjagen niedergeſchoſſen."

„Da hätte ich dabei ſein mögen," ſagte Max.

„Laß' doch den Nachbar Werner erzählen von dem Weihnachtsabend und unterbrich' ihn nicht immer," ermahnte Karl.

„Alſo, ich war auf den Thalwieſen und quartierte mich in der Erdhütte ein. Nun war es aber juſt, als wenn es dem lieben Gott nicht recht geweſen wäre, daß man die Schafe über die heilige Zeit auf dem Felde gelaſſen, denn kaum war ich da, ſo kamen kalte Winde, auch ein leichter Reifen, und am Tage vor Weihnachten — juſt der heutige Tag — fing es in der Frühe an langſam zu ſchneien. Kalt war es gerade nicht und die Schafe fraßen gut und machten ſich nichts daraus; mir aber war es doch eigenthümlich zu Muth, und als ich ſo am Nachmittage vor meiner Erdhütte ſtand, in meinen dicken Rock gewickelt und den breiten Hut auf dem Kopfe — Mylord

lauerte vor mir und ſchien zu fragen, was machen denn wir am heutigen Abend hier noch draußen? — und als ich nun aus den benachbarten Dörfern die Glocken herüberklingen hörte, da war es mir doch recht ſchwer um's Herz. Ich dachte an Weib und Kind daheim und wie jetzt all' die Bekannten und Freunde ihre Chriſtbäume putzten, und wie mein kleines Mädchen nach mir fragen würde — wahrhaftig, ich fühlte mich recht traurig, als ich ſo über das weiße Feld hinweg ſah, wo ſchon die Sträucher anfingen ſich unter der Laſt des Schnees zu biegen, und es kam mir vor, als ſei ich mit meinen Schafen und meinem Hunde ganz allein auf der Welt. — Dabei hatte ich mir noch nie meine warme Stube daheim in dem Dorfe ſo behaglich vorgeſtellt, und das liebe Geſicht meines Kindes mit den friſchen Augen, auch meine gute Maria, wie dazumal; und wenn ich dann rückwärts in die finſtere Erdhütte ſah, wo die Schaffelle lagen, auf denen ich ſchlief, und wo es ſo kalt und unheimlich war, ſo grauste es mich ordentlich. — Da mit einem Male —"

Die Kinder rückten fröſtelnd zuſammen und Max meinte mit leiſer Stimme, jetzt müſſe das Chriſtkindchen kommen mit lauter ſchönen und prächtigen Sachen.

„Da mit einem Male," wiederholte Nachbar Werner, „bemerkte ich, als ich aufblickte, durch das Schneegeſtöber, welches die ganze Ebene in Schleier hüllte, einen Reiter in ſcharfem Trabe auf mich zukommen. Mylord ſpitzte die Ohren, warf ſich haſtig herum und richtete ſich mit leiſem Knurren auf. Ehe ich aber den Reiter recht erkennen konnte, ſah ich ſchon an dem Schweifwedeln des Hundes, daß es Jemand Bekanntes ſein müſſe, der ſich raſch näherte. Und ſo war es auch. Der

Herr ſelber kam, um mich heim zu holen. ‚Es iſt nichts mehr hier außen!‘ rief er mir ſchon von Weitem zu, ‚und da iſt es beſſer, Du kehrſt heute noch heim, als daß du mir am heiligen Abend da draußen einſam und wahrſcheinlich ſehr kummervoll in der Erdhütte ſitzeſt. Zu Hauſe wirſt du,‘ ſetzte er freundlich hinzu, — denn es war ein guter Herr,“ unterbrach ſich der Erzähler, — „‚gewiß einen ſchönen Weihnachtsbaum finden, wie alle Chriſtenmenſchen am heutigen Abend. Deßhalb pack deine Siebenſachen auf, wir wollen machen, daß wir heim kommen.‘“

„Das war ſchön, Nachbar Werner,“ rief Max heiter aus. „Es hätte uns leid für dich gethan, wenn du in deiner Erdhütte den heiligen Abend hätteſt zubringen müſſen.“

„Na, daß es mir recht war nach Hauſe zu kommen, könnt ihr euch denken; auch hatte ich bald zuſammengepackt. Meine Felle lud ich auf die Schulter, und als ich Mylord, der mit ſeinen klugen Augen fragend nach mir ſchaute, anrief, ſchien mir es, als ob mich das Thier augenblicklich verſtehe. In weiten Sprüngen umkreiſte er die Heerde, und ſein kurzes Bellen ſchien den Schafen deutlich zu ſagen: ‚Zu Haus! — zu Haus! — zu Haus!‘ Selbſt dieſe eilten, als wir die Thalwieſe verließen, und ſo erreichte ich mit ihnen das Dorf, als es noch nicht einmal ganz finſter war.

„Meine Frau und mein Kind zu Haus, die von dem gütigen Herrn erfahren hatten, daß ich heim käme, ſpielten verkehrte Welt mit mir, denn als ich zu Hauſe angekommen, mußte ich gleich in die Schlafſtube hinein, warme Kleider anziehen und dann warten, bis die Lichtchen am Weihnachtsbaume angezündet waren. Dann nahm ich meine Tochter auf den

Freiheit, und der Hauch der Grüfte dringe nicht hinauf auf die Spitze dieſer Felſen, wo es auf Ehre magnifique ſein müßte, aber er wolle nichtsdeſtoweniger ſich für uns aufopfern, indem er zum Kloſter zurückkehre und dort auf den Abend ein herrliches Eſſen beſtelle. Nach einigen Verſicherungen, daß der Weg abwärts wahrſcheinlich teufelmäßig ſchwer zu finden ſei, verließ er uns, und rutſchte die Felſen wieder hinab; doch hielt er hundert Schuh tiefer nochmals an, indem er uns zurief: wir möchten doch den nächſten Eremiten freundlich von ihm grüßen.

So waren wir denn wieder auf unſere frühere Geſellſchaft reducirt, unſer Däne, Horſchelt und ich. Noch eine halbe Stunde gieng es nun in derſelben Art, wie ich eben beſchrieben, aufwärts; ich weiß nicht, ſoll ich ſagen daß der Weg eigentlich halsbrechend und gefährlich war; für jemand mit ſichern Füßen und gutem Auge vielleicht nicht, wer aber die geringſte Anlage zum Schwindel hat, ſoll ja dieſe Partie nicht machen. Beſtändig führte unſer Pfad an ſteilen und tiefen Abgründen hin, wo es genug war auf einer der ausgehauenen Stufen zu gleiten oder auf einen lockern Stein zu treten, um das Gleichgewicht zu verlieren und alsdann ohne Rettung in die Tiefe hinabzuſtürzen.

Mit dem erſten größern Abſatz des Gebirgs erreichten wir eine der dreizehn Einſiedeleien des Montſerrat, die aber ſeit der Franzoſenzeit alle in Trümmern liegen. So eine kleine Capelle mit der Wohnung des Eremiten iſt in ihrem Verfall ein rührendes Bild, namentlich die, welche wir ſo eben betraten. Sie lag an einem Felſenabhang, und man erblickte noch deutlich die Mauern des Kirchleins, ja die Stelle, wo ſich der Altar befunden, und daneben die Wohnung des Eremiten. Alles war aus röthlichem Stein ziemlich feſt gebaut, und die meiſten Gemächer mit Gewölben verſehen, die aber eingeſtürzt ſind, und der Sonne, dem Wind und dem Regen Einlaß geſtatten. Nicht weit von dem kleinen Hauſe war roh in den Felſen eine Steinbank gearbeitet, wo der Be-

Arm, und als ich ins Zimmer trat, wurde ich wie ein kleines Kind beſcheert mit allerhand ſchönen und nützlichen Dingen.“

„Und die Schafe?“ fragte die kleine Anna.

„Die kamen in ihren warmen Stall und erhielten duftendes Heu.“

„Und Mylord?“ fragte Max.

„Mylord war mit in der Stube und freute ſich über die vielen Lichter ebenſo ausgelaſſen wie das kleine Kind. Er erhielt ein Stück Wurſt beſcheert, und wir Alle waren ſo heiter und vergnügt wie lange nicht.“

„Ja, ja,“ ſagte der Großvater nachdenkend, „nach den beſchneiten Thalwieſen in ihrer Einſamkeit und Kälte muß Euch die warme Stube mit den lieben bekannten Geſichtern doppelt angenehm erſchienen ſein.“

„Geſtehen muß ich ſchon,“ erwieberte Werner, „es wäre ſehr hart für mich geweſen, den Abend draußen zubringen zu müſſen, denn das Feſt der Geburt unſeres Herrn wurde im Dorfe recht vergnügt und feierlich begangen, wohl feierlicher als in mancher Stadt. So erinnere ich mich noch heute nach langen Jahren mit wahrer Freude der Mitternachtsmeſſe, bei welcher das Kirchlein ſo gedrückt voll Menſchen war, wie man es ſonſt bei keinem andern Feſte ſah. Ja, wer nicht hinein konnte, der blieb draußen auf dem Kirchhof und ſprach ſein Gebet für manchen lieben Verwandten und Freund, der da unten ruhte und nun hier auf Erden keinen Weihnachtsabend mehr mitfeiern konnte. Die Thüren des Kirchleins ſtanden offen, der helle Schein der Kerzen drang in die Nacht hinaus und warf glänzende Lichter auf den weißen Schnee. Die Baumzweige beugten ſich unter ihrer Laſt, wie tief verehrend,

herab, was ganz paſſend erſchien, wenn das Glöcklein erklang, und über den Häuſern des Dorfes ſtieg dann wohl die volle Mondſcheibe auf, dunkelroth anzuſehen in den Nebeln und Dünſten, die den Horizont umflorten.

„Da dankte man dem lieben Gott, daß er Einem vergönnt hatte, geſund und froh wieder einen heiligen Abend zu erleben, und wenn man nachher aus dem Kirchlein nach Hauſe kam, fanden ſich Verwandte und Freunde zuſammen, ein Glas Wein fehlte auch nicht, die Alten hatten den Ehrenplatz am Feuer, man ſaß bei einander guter Dinge wie wir jetzt, erzählte von vergangenen Tagen und ſang auch wohl:

„Halleluja! denn uns iſt heut'
Ein göttlich Kind geboren;
Von ihm kommt unſre Seligkeit,
Wir wären ſonſt verloren;
Am Himmel hätten wir nicht Theil,
Wenn nicht zu unſer aller Heil
Dieß Kind geboren wäre.
Liebſter Heiland, Jeſu Chriſt,
Der du unſer Bruder biſt,
Dir ſei Lob, Preis und Ehre!"

Von dieſen Zeilen hatte Nachbar Werner die erſte recitirt, aber ſchon die folgende mit einer kleinen Melodie gefärbt vorgetragen; dann aber nahm er dieſe Melodie kräftig auf und es dauerte nicht lange, ſo brummte der Großvater mit, die Kinder halfen auch, ſo gut ſie konnten, und ſo gab es ein Konzert, das wirklich angenehm genannt werden konnte, wenn man geneigt war, den guten Willen für die That zu nehmen.

Daß man in dem Lärmen, der hiedurch entſtanden, vollkommen überhört hatte, wie von Jemand an die Thüre ge-

klopft wurde, war um ſo begreiflicher, als dieſer Jemand ſolches mit einer übertriebenen Beſcheidenheit that. Nur das feine Gehör der Kinder, am heutigen Abend beſonders geſchärft durch die Erwartung irgend etwas Uebernatürlichen, das ſich begeben könne, vernahm es endlich, und Karl ſagte: „Großvater, es iſt Jemand an der Thüre.“

„So geh' und öffne ſo geſchwind Du kannſt, damit wir ſehen, wer zu uns will. Zünd' aber ein Licht an, denn es wird draußen noch dunkler ſein, als hier im Zimmer.“

Karl that wie ihm geheißen, eilte an die Thüre, begreiflicher Weiſe in Begleitung ſeiner beiden Geſchwiſter, und öffnete. Es ſtand da ein kleines Mädchen von ſechs oder ſieben Jahren, nothdürftig bekleidet mit einem dünnen Röckchen, und um die Schultern hatte es ein Umſchlagtuch, wohl viel zu groß für das Kind, aber voller Löcher und Riſſe. Dabei waren dieſe fadenſcheinigen Kleidungsſtücke durchnäßt von Nebel, Schnee und Regen; auch hatte ſich die Feuchtigkeit in ſeinen Haaren angeſetzt und zitterte als Waſſertropfen auf den eingefallenen Wangen. Das Kind hatte große dunkle Augen, die im Wiederſchein des Lichtes, welches Karl ihm entgegenhielt, leuchteten, und die das einzige Friſche an der ganzen traurigen Erſcheinung waren.

„Sieh' einmal, Großvater,“ rief Max, „da iſt ein armes Kind; man muß ihm etwas geben. Haſt Du Hunger?“ fragte er hierauf das Mädchen.

Dieſes ſchüttelte mit dem Kopfe, und als nun der alte Herr näher trat, ſowie auch Nachbar Werner, ſagte es, ohne ſeine kummervolle Miene zu verziehen, und ohne die geringſte Veränderung in den großen ſtieren Augen gewahr werden zu

laſſen: „Iſt hier das Spital, wo man die kranken Leute hinbringt?“

Nachbar Werner ſchüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Nein, nein, Kind. Wer hat dich daher gewieſen und was willſt Du im Spital thun?“

„Hieher hat uns eine Frau gewieſen von weit draußen, wo die neuen Häuſer gebaut werden. ‚Da,‘ ſagte ſie“ — das Kind huſtete leicht und ſchöpfte dann tief Athem ehe es fortfuhr: — „‚geht nur am Fluß vorbei bis zur erſten Brücke, dann die Straße hinunter, die erſte Straße rechts, und das Haus, gegen das ihr dann kommt, iſt das Spital.‘ Und das iſt hier.“

Werner dachte einen Augenblick nach, dann nickte er mit dem Kopfe und ſagte: „Die Frau hat allerdings Recht gehabt, aber ſie hätte dir auch ſagen ſollen, daß du ſtatt von dort den Fluß hinab, den Fluß hätteſt hinauf gehen ſollen.“

Das Mädchen hatte ſeine Augenbrauen hoch emporgezogen und blickte den Mann, der zu ihr ſprach, unverwandt an. Plötzlich ſchüttelte ein Froſt ihre Glieder, ſie preßte ihre Lippen feſt auf einander, ihre großen Augen füllten ſich mit Thränen, ohne daß ſie ſich ſchloſſen, und ſie ſagte: „O wenn hier das Spital iſt, ſo laßt uns da bleiben. Der Weg iſt ſo weit und der Regen ſo kalt. Da unten —“ ſie zeigte auf den Fußboden.

„Hat man doch wohl nicht geſagt, daß hier oben ein Spital ſei?“ unterbrach ſie Werner. „Aber ehe wir weiter reden, ſage uns, was willſt du im Spital machen?“

„Unten auf der Straße,“ ſagte das Mädchen mit leiſer Stimme, „da iſt mein Vater und der iſt ſo krank, daß er

nicht mehr nach Hauſe kann. Er war ſchon geſtern krank und konnte mit den andern Maurern, die von unſerem Dorfe ſind, nicht nach Haus gehen, und als er auch heute Mittag nicht da war, da ging die Mutter und ich ihn zu holen."

„So iſt dein Vater auch ein Maurer? — Und wo habt ihr ihn gefunden?"

„Da draußen in den neuen Häuſern, wo er arbeitete," erwiederte das Mädchen. „Sie haben ihm in einen Keller etwas Stroh gegeben, und da lag er. Aber er war ſo froh, o ſo froh, als wir kamen, daß er es verſuchte, mit uns zu gehen. Bis hieher haben wir ihn mühſam gebracht; wenn nun aber hier nicht das Spital iſt, was wollen wir machen?"

„Ja, was wollen wir machen?" ſagte Nachbar Werner, indem er ſich am Kopfe kratzte. „Das iſt leicht gefragt, aber ſchwer beantwortet."

„Wenn nur Tante Anna da wäre," ſprach Karl, „die wüßte ſchon Rath."

„Du, Großvater," ſagte Max zu dem alten Herrn, wobei er ihn an ſeinem Schlafrock zupfte, „das Mädchen, welches ſo arm ausſieht und ſo naß iſt und friert, müſſen wir da behalten. Es könnte ja das Chriſtkind ſein. Tante Anna hat uns ſchon einmal was Aehnliches erzählt."

„Vor allen Dingen komm' einen Augenblick in die Stube," ſprach der alte Herr, „es iſt da wärmer als unter der offenen Thüre. Da gehe an den Ofen und trockne dich."

Das Kind ſchüttelte mit dem Kopfe und erwiederte: „Ich muß eine Antwort bringen; er iſt ſo krank und es friert ihn ſo ſehr."

„Ja, ja, du haſt Recht," ſagte der Nachbar; „entweder

— oder. Da muß man ſich raſch reſolviren. Man muß dem armen Maurer einen Unterſchlupf für die Nacht beſorgen, oder ich werde eine Droſchke holen und ihn in das Spital bringen."

„Gewiß, gewiß," verſetzte der alte Herr; „das iſt auch meine Anſicht. Wollen wir ihn nicht einmal zuerſt heraufkommen laſſen? Da kann er ſich an den warmen Ofen ſetzen, und während er aufthaut, überlegen wir, was zu thun iſt."

„Hm! hm!" machte Werner, indem er heftig mit dem Kopfe ſchüttelte und den alten Herrn einen Schritt ins Zimmer herein zog, „das wäre unvorſichtig. Wegen Ihnen, wegen der Kinder und der Anna. Wer weiß, was der Mann für eine Krankheit hat. — Nein, nein, wenn wir ihn aber da behalten wollen," ſetzte er leiſe hinzu, indem er einen halb forſchenden, halb lächelnden Blick auf den alten Herrn warf —

„Ja, ja, wir wollen ihn da behalten," erwiederte dieſer dringend.

„Dann thun wir ihn in die Kammer hinten hinaus, die iſt heizbar, ein nothdürftiges Bett ſteht auch darin, für das Kind machen wir ein Lager auf den Boden, und wenn wir unſere Baarſchaft zuſammenlegen, ſo wird's zum Einheizen langen, zum Nachteſſen und auch zu einem Doktor mit ſeiner Medizin. Hm?"

„Gewiß, gewiß, vortrefflicher Nachbar," gab der alte Herr eilig zur Antwort. „So wollen wir's machen. Laßt uns den kranken Mann herauf bringen."

„Nun, das könnte ich allein beſorgen," lächelte Werner. „Heizen Sie derweilen drüben ein; aber halten Sie die Kinder

aus dem Wege. Und Du," wandte er ſich zu dem fremden Mädchen, „komm' mit mir."

Die Beiden verſchwanden auf der Treppe und der Großvater öffnete die Holzkiſte, nahm Holz und ein Reiſerbündel heraus und ſchritt über den Gang in die hintere Kammer, um dort ein gutes Feuer anzuzünden. Das Licht nahm er natürlicherweiſe mit und ermahnte die Kinder, nicht unartig zu ſein.

„Ja, die Tante hat es mir erzählt," ſagte Max nach einer Pauſe, „daß das Chriſtkindchen oft ſo zur Weihnachtszeit herumgeht, um zu ſehen, ob man auch etwas für arme Leute thut, und wenn man es dann, wenn es ſo naß und frierend kommt, an den Ofen ſetzt, da wird es auf einmal wieder ganz Chriſtkindchen, ſchwebt in die Höhe und zum Fenſter hinaus und läßt die ſchönſten Spielſachen zurück."

„Du biſt ein rechter Kerl," erwiederte Karl. „Alſo nur um ſchöne Spielſachen zu bekommen, ließeſt du das arme Kind an den Ofen hinſitzen. Ich kann dir ſagen, das iſt kein Chriſtkindchen und wird dir auch keine Spielſachen da laſſen; aber deßhalb darf es doch heute Abend da ſein und ſich wärmen. Da wird man dich nicht fragen."

„Habe ich es denn anders geſagt?" ſprach Max in weinerlichem Tone. „Du brauchſt mich nicht ſo anzuſchreien, ich habe nur geſagt, es könnte doch wohl das Chriſtkind ſein, und wenn es das auch nicht iſt, ſo darf es doch da bleiben, und ich gebe ihm von meinem Nachteſſen."

„Und ich ein Röckchen," ſagte die Ann', „und wenn es angezogen iſt und nicht mehr naß, da ſpielen wir mit einander."

Jetzt hörte man auf der Treppe ſchwere Tritte, und der Großvater, der drüben das Feuer angezündet, kam auf den Gang heraus und leuchtete. Da ſahen die drei neugierigen Kinder, welche ſich an die Thürſpalten gedrängt hatten, daß der Nachbar Werner heraufkam und einen Mann im Gehen unterſtützte, der ſchwer aufathmete und den Kopf auf die Bruſt herabſinken ließ. Eine ſehr dürftig ausſehende Frau — ſie hatte dieſelben großen dunklen Augen, wie das Kind — half ebenfalls mit und ſchluchzte bald, bald ſagte ſie: „So, Joſeph; ſiehſt du, Gott hat geholfen, und du brauchſt nicht einmal ins Spital. Gott ſegne die guten Leute!“

Das Mädchen ging hinter ihnen drein, und als Alle ſich an der Treppe links nach der hinteren Kammer wandten, richtete es ſeinen glänzenden Blick gegen die Stube, wo die drei Kinder an der Thürſpalte ſtanden, und es war, als ob ſich ein Lächeln auf ſeinem blaſſen Geſichte zeigte.

Nach einer Weile kam der alte Herr mit dem Nachbar zurück, und Erſterer ging eilig an die Schublade, wo er die kleine Düte mit dem Gelde hatte, nahm ſie heraus und händigte ſie Werner ein. „Da,“ ſagte er, „nehmt das, es gehört freilich der Anna, und ich will mich faſt Sünden fürchten, etwas davon anzugreifen; aber ſie würde mich ſchelten, wenn ich gezaudert hätte, das Geld zu ſo einem guten Zwecke zu verwenden.“

Der Nachbar nahm das Papier und ſeine Augen blickten recht vergnügt umher. Er ging nicht mehr ſo gebeugt, wie vor einer Stunde, als er ins Zimmer getreten; die tiefen Furchen ſeines Geſichts ſchienen ſich geglättet zu haben, und ſeine Stimme klang lange nicht mehr ſo rauh, als er ſagte:

„Bald werde ich wieder da ſein; bleibt mir aber weg aus der Kammer, ſie ſollen ſich ein Bischen auswärmen, und dann ſehen wir ſchon weiter.“

Der Großvater ſetzte ſich in ſeinen Stuhl neben den Ofen und während die beiden kleinen Kinder wieder auf ihrer Fußbank Platz nahmen und ſich leiſe flüſternd unterhielten über allerlei Wunderbares, das heute nach ſo ſchönem Anfang noch geſchehen könnte, ſtellte ſich Karl neben den alten Herrn, legte ſeine rechte Hand auf die Lehne des Seſſels, ſtützte den Kopf darauf, und ſo kam es, daß ſein volles blondes Haar die heiße Stirne des alten Mannes berührte. Eigenthümlich war es dabei, daß ſich in dieſem Augenblicke die Gedanken des Greiſes mit denen des Knaben nicht nur in Einem Punkte trafen, ſondern auch von dieſem Punkte aus die gleichen traurigen Bilder verfolgten.

Der alte Mann dachte nämlich an ſeinen Schwiegerſohn, an den Gatten ſeiner verſtorbenen Tochter, der Schweſter Anna's, und der Knabe, als der älteſte der Geſchwiſter, der ſich recht gut der Begebenheiten einige Jahre rückwärts erinnern konnte, dachte ebenfalls an ihn, — an ſeinen Vater. Aber es war ein trauriges Bild, das vor ſeiner Seele ſtand. Es war ein trüber Abend im Spätherbſt; der Vater ſtand Abſchied nehmend da, in ſeinen Mantel gehüllt; ſein Haar, das ſonſt ſo ſorgfältig um den Kopf geordnet erſchien, hing ihm wirr über die Stirne herab, ſeine Augen, die ſo munter und glücklich blicken konnten, glänzten unheimlich, tief in ihren Höhlen liegend, und ſein Mund, der ſo angenehme Geſchichten zu erzählen wußte, der ſo herzlich zu lachen verſtand, zuckte ſchmerzlich und preßte

sich krampfhaft zusammen, wahrscheinlich, um nicht durch wilde, heftige Worte noch den Jammer der Familie zu vermehren.

Landsdorf, der Vater Karls, war ein geschickter und thätiger Kaufmann; er hatte die Geschäfte seines reichen Schwiegervaters übernommen, er hatte dazu die Hand eines der liebenswürdigsten Mädchen erhalten, der Himmel schenkte den Beiden gesunde Kinder; sein eigenes Gut und das seines Schwiegervaters mehrte sich unter seinen Händen, er mußte sich eingestehen, ein glücklicher Mann zu sein. Da kam eine Handelskrise und versetzte ihm Schlag auf Schlag; obgleich das Haus stark erschüttert war und wankte, so hoffte es sich doch halten zu können, indem es sich auf eine Kommandite in New-York stützte, welche von dem Sohne des alten Herrn, von dem Schwager Landsdorf's, ebenfalls einem umsichtigen und thätigen Kaufmanne, geführt wurde; auf diese und auf seinen Schwiegersohn bauend, warf der alte Herr noch die Kapitalien in's Geschäft, welche er sich für sein Alter vorbehalten hatte. — Da begegneten sich eines Nachts auf dem weiten Ozean unter Sturm und Regen zwei Dampfer, von welchen jeder ein Stück Unglück dieser noch vor Kurzem so reichen Familie trug. Zu gleicher Zeit, wie hier, traf auch in New-York die Nachricht ein, daß ein Haus auf das andere sich verlassen müsse, daß ein Haus von dem andern Hülfe erwarte, und daß also ein Haus mit dem andern gestürzt sei. Es war ein rasender Strudel, in den das Glück, die Reichthümer zweier großer Familien hineingerissen wurden. Und alles das wurde verschlungen, ohne daß eine Spur übrig blieb; ja das wilde Meer des Lebens, auf dem wie schon so Viele auch diese Armen Schiffbruch gelitten, grollte noch eine Zeit lang fort, worauf sich seine Wogen wieder ebneten,

wohner desselben gewiß lange Stunden gesessen, um in die wilde Felspartie vor sich hinabzustarren.

Von hier aus geht der Weg eine Zeitlang sanfter ansteigend fort durch ein ziemlich breites Thal, wo wir von Zeit zu Zeit in den Felsen gearbeitete Mulden sahen, die gewiß dazu dienten das Regenwasser für die Einsiedeleien anzusammeln, doch kömmt es auch der Vegetation zu Nutze, die mit einemmal hier üppiger aufwächst als wohl tausend Fuß tiefer. Wir mußten uns auf unserem jetzigen Wege oft mühsam durch das sechs bis acht Fuß hohe Buchsbaumgestrüpp durcharbeiten, und zertraten manche duftende Kräuter, manche hübsche Bergblume. Schlingpflanzen verschiedener Art kletterten von hier an den grauen Felsen empor und nisteten sich dort in Schluchten und Rissen ein, wodurch oft die wunderlichsten Zeichnungen entstanden. Bald stiegen wir an der Thalwand wieder hinauf und warfen gern einen Blick rückwärts, denn das dichte grüne Gebüsch hier zwischen kolossalen Steinmassen nahm sich gar lieblich und freundlich aus. Abermals gieng der Weg eine Strecke lang stark aufwärts, und wurde mit jeder Minute steiler. Wir umschritten einen Kegel von seltsamer Form, und hatten plötzlich, auf demselben angekommen, einen der merkwürdigsten Anblicke vor uns. Auf einmal waren die bisherigen Felswände verschwunden, und statt ihrer sah man unzählige riesenhafte Steingestalten, Thürme, Kegel, Figuren in der seltsamsten Bildung an den Himmel emporragen. Es ist gerade, als seien diese Massen vielleicht im einstigen flüssig glühenden Zustande aus der harten Schale des Bergs emporgespritzt worden und plötzlich erkaltet; wenn man Blei in Wasser gießt, so bringt der Zufall oft ähnliche seltsame Bildungen hervor. Man blickt staunend an diesen Riesengestalten in die Höhe, und braucht der Phantasie nicht viel zuzumuthen, um Bauwerke, Menschen und Thiergestalten zu erkennen. Vor uns ragt ein Tempelbau mit Kuppeln und Thürmen in die Höhe, gegen den unsere größten Kirchen klein erscheinen würden; ihn umgeben Opferaltäre in den gewaltigsten Dimensionen, einzelne glatte riesen-

worauf ſich der unerſättliche Abgrund wieder ſchloß, und worauf kurze Zeit nachher die Wellen des täglichen Verkehrs, deren ſtattlichſter Inſeln eine das Haus Landsdorf geweſen war, über jener Stelle, wo ſie verſunken, ſo ruhig fortfluteten, als ſei nie etwas da geweſen.

Da kam jener Abend, an welchen jetzt der Greis und der Knabe dachten, und es war zufällig der Abend vor Weihnachten wie heute wieder. Der alte Mann, der damals keine Thränen mehr hatte, deſſen heißes, entzündetes Auge nur noch ſchmerzlich zuckte, drängte zum Abſchied; von den drei Kindern war Karl das einzige geweſen, welches einen ſchwachen Begriff davon hatte, daß ſein Vater nach jenem Abend nun eine Reihe von Abenden und Tagen nicht mehr zu Hauſe ſein werde, ihn nicht mehr auf ſeinen Knieen reiten laſſen, ihm ſobald keine Geſchichten mehr erzählen werde. Am meiſten, wenigſtens ſcheinbar, behielt die arme Mutter und Gattin die Faſſung. Sie war es, die ihren Mann mit ſanften Worten tröſtete, die, obgleich ſie es in ihrem ahnungsvollen Herzen anders fühlte, von einem baldigen und glücklichen Wiederſehen ſprach, ja ſie, eine Heldin, welche, um den geſtörten Lebensmuth des ſonſt ſo ſtarken Mannes wieder aufzufriſchen, es über ſich gewann, ein Lächeln, wenn gleich ein müdes und trauriges, auf ihren Lippen zu zeigen, und dadurch eine Zuverſicht, um dem Gatten ſo den Abſchied von Weib und Kind zu erleichtern. — Es war dieß eine große That, die ihr Engel droben alsbald mit freudigem Blick verzeichnete.

Landsdorf reiste ab, er kam in New-York an, er fand dort daſſelbe Unglück, denſelben Jammer wieder, den er hier

verlaſſen. Doch ermannte er ſich und ſuchte mit Hülfe ſeines Schwagers aus dem Schiffbruch zu retten, was möglich war.

„Wenn es Euch drüben gut geht," hatte beim Abſchied der alte Mann mit zitternder Stimme geſagt, „ſo denkt nicht an uns; zerſplittert nicht Eure Kräfte, indem Ihr uns zu Hülfe kommen wollt. Ich will das ſo, ich befehle es. Erſt dann, wenn Euch das Glück wieder gelächelt hat und es Euch möglich wird, den Namen Landsdorf und den meinigen wieder in vollen Ehren ausſprechen zu machen, wollen wir an Eurem Glücke wieder Theil nehmen. Bis dahin aber ſei verflucht jeder Kreuzer, den Ihr anders anwenden würdet, als um die Ehre, als um die Zukunft Eurer Kinder wieder herzuſtellen."

Der alte Mann, der ſo außerordentlich weich ſein konnte, war mit einer eiſernen Konſequenz darauf beſtanden, für ſich ſelbſt, für ſeine Kinder und Enkel zu ſorgen. Er hatte das Geſchäft eines Waaren-Maklers ergriffen und friſtete damit nothwendig ſein und ſeiner Familie Daſein. Doch ſchien es, als ſei das Unglück noch nicht müde geworden, auf ihn niederzufallen. Seine älteſte Tochter Maria, die Gattin Landsdorf's, ſtarb nach einem kurzen Krankenlager; er hatte ſeine Kräfte in der Pflege derſelben erſchöpft, und als die Kinder am Sarge ihrer Mutter weinten, als die Glockentöne erklangen, welche ſie zu ihrer letzten Ruheſtätte geleiteten, da hörte und ſah er glücklicher Weiſe von alle dem nichts, indem ein Nervenfieber ſeine Sinne befangen hielt und ihn in ſeinen Phantaſieen auf wildem tobendem Meer umherführte, wo er jedes Schiff anhielt, um nachzufragen, ob ſich Landsdorf nicht darauf befinde, der ja zurückkehren mußte, um ſeiner armen Frau zu Hülfe zu kommen.

Aber wie hätte der Unglückliche zu Hülfe kommen können,

auch wenn ihn nicht der weite Ozean von ſeinen Lieben getrennt hätte. Hatte doch die Krankheit ſein Weib ſo tückiſch und tödtlich angefaßt, daß die Zeilen Anna's, worin ſie mit zitternder Hand die Erkrankung ihrer Schweſter meldete, von des Todes kaltem Hauche getrocknet wurden, ſo daß ſie entſetzt die Feder fallen ließ, ehe noch der Brief beendigt war. Welch' ſchreckliche Tage waren vergangen, ehe ſie ihn zu Ende ſchreiben, ehe ſie ihn abſchicken konnte. Welch' entſetzlichen Jammer hatte ihr jugendliches Herz durchgemacht, und mit welcher Umſicht, mit welcher Kraft hatte dieß zarte jnnge Mädchen die Verhältniſſe beherrſcht! Ihre Schweſter war geſtorben und begraben, ihr Vater tobte in Fieber-Phantaſieen ſeinem Ende entgegen; von einer Seite grinste ſie der Tod hohläugig an, während von der andern der Mangel mit eingefallenen Wangen von den kalten Zimmern, in denen die armen Kinder hungerten und froren, Beſitz nahm.

Da ſtrich das junge Mädchen, nachdem ſie mit trockenen, heißen Augen lange gen Himmel geſtarrt, ihr Haar aus der glühenden Stirne, da preßte ſie ihre Hände auf die pochenden Schläfe und that einen tiefen, erleichternden Athemzug, denn nun war ſie mit ſich im Reinen, auf welche Weiſe ſie helfen könne, und hatte Gottvertrauen genug, um ſicher zu ſein, daß es ihrer ſchwachen Kraft gelingen würde, für die Ihrigen zu ſorgen.

Da aber aller Anfang ſchwer iſt, ſo verſchwanden nach und nach die kleinen Andenken, welche das junge Mädchen bald ſchmerzlich bald glückſelig an vergangene Tage erinnert hatten. Was nützte ſie auch eine ſichtbare Erinnerung? Was ſie nicht vergeſſen konnte und wollte, blieb ja doch in ihrem Herzen ein-

gegraben und ließ ſich nicht verſcheuchen. Ja, Manches wollte ſie nicht vergeſſen, Manches aber auch konnte ſie nicht aus ihrem Gedächtniſſe verdrängen. Und wenn das lebendig in ihr aufſtieg, da preßte ſie ihre Hand auf das Herz, da füllte ſich ihr Auge mit Thränen. Hatte doch das Unglück ihres Hauſes nicht nur die meiſten freundſchaftlichen Beziehungen zu anderen Familien zerriſſen, ſondern auch Bande gelöst, die im Begriffe waren, ſie glücklich zu machen, hatte Licht und Glanz erlöſcht, welche, eine glückverheißende Morgenröthe, anfingen, ihr junges Leben ſelig zu beſtrahlen. Eigentlich hatte das Unglück dieſe Bande nicht gelöst, ſie ſelbſt vielmehr mit ſtarkem Sinn. „Sieh', Arthur," hatte ſie zu ihm geſagt, als er zu ihr kam, und als Antwort auf einige Zeilen von ihr die Heftigkeit ſeiner Liebe und ſeine Treue in glühenden Worten betheuerte, „ſieh', Arthur, es mußte ſo kommen. Glaube nicht, was ich dir ſchrieb, ſei geſchehen, um dich zu den Reden, die ich ſo eben von dir vernommen, zu ermuntern; gewiß nicht. Das Unglück, welches mein Haus betroffen, zerreißt auch ein Band, welches mir, ach, ſo unendlich lieb war. Sei ruhig, Arthur, ſoll ich, das ſchwache Mädchen, dich, den Mann, zur Stärke ermahnen? Was geſchehen muß, wird geſchehen. — Ich bin die Hoffnung und vorderhand auch die Zukunft dieſer drei armen Kinder, ſowie meines alten Vaters, der dort drinnen eben erſt von einer ſchweren Krankheit ſich zu erholen anfängt. Was würdeſt du von mir denken, wenn ich dir meine Hand reichte, um die Meinigen ihrem Schickſale zu überlaſſen.

„Du ſagſt, Arthur, das verlangſt du nicht von mir; du willſt nur ein Verſprechen meiner Liebe und Treue. Kann ich dir das einſeitig geben? Nein! Und glaubſt du, ich würde

von dir verlangen, daß du durch ein Wort an mich gebunden bleiben ſollteſt? — Nein, Arthur, ſei frei, gehe in die Welt hinaus und denke nicht, daß dich irgend ein Band, irgend ein Verſprechen an mich feſſelt."

Darauf hatte er wilde, ungeſtüme Worte zu ihr geredet und ſich vermeſſen, die Einwilligung ſeiner Eltern nöthigenfalls zu ertrotzen, zu erzwingen. „Dann ſollſt du dich nicht von den Deinigen trennen, Anna," hatte er geſagt; „dann bleiben wir Alle zuſammen, wie eine ſich liebende und gewiß glückliche Familie."

Anna ſchüttelte traurig lächelnd ihr Haupt und entgegnete ihm: „Das glaubſt du im Ernſt nicht von mir und den Meinigen; du biſt ſelbſt überzeugt, das das unmöglich iſt; und da du bei halbweg ruhigem Nachdenken mit mir einig ſein mußt und fühlen, daß unſere Trennung nothwendig iſt, ſo laß' uns als Freunde ſcheiden, als gute treue Freunde, die ſich vielleicht einſtens ebenſo wieder ſehen werden.

Hierauf hatten ſie ſich in der That getrennt, wie Anna es gewollt und vorgeſchlagen, und der Vater Arthur's, ein reicher Kaufmann, der mit den Landsdorf's früher in enger Verbindung geſtanden, ſchickte ſeinen Sohn auf weite Reiſen.

Anna hatte von Arthur nichts mehr gehört; er hatte keine Zeile an ſie geſandt, keinen Gruß. Das kommt leider in der Welt häufig ſo vor. Das junge Mädchen aber hatte ihre ſchwere Aufgabe treu und glücklich gelöst. Als ihr alter Vater ſo weit hergeſtellt war, daß er ſich um die Verhältniſſe ſeines Hauſes bekümmern konnte und davon ſprach, ſeine Geſchäftsgänge wieder aufzunehmen, ſo bald ihm das eine ihm unerklärliche Schwäche in ſeinen Füßen möglich mache, fiel es ihm, da

er aus ſeiner Kammer des Morgens herauskam, erſt auf, daß Anna, nachdem ſie die drei Kinder angezogen, das Frühſtück beſorgt und einer Nachbarsfrau die Zubereitung ihres kärglichen Mittageſſens aufgetragen, das Haus verließ, erſt um die Mittagszeit wieder zurückkehrte, um dann den Nachmittag ebenfalls abweſend zu ſein.

Der alte Mann hatte ſeine Tochter darum befragt, als ſie ihn aber herzlich küßte und eine ausweichende Antwort gab, da war er in tiefes Nachdenken verſunken und ergiff, als ſie um Mittag wieder kam, ihre kleine weiße, ſonſt ſo feine Hand, und ſein Blick umflorte ſich, als er an ihren Fingern Spuren erblickte, welche ihm ihre tägliche Abweſenheit klar machten. Er ſprach weiter nicht darüber, er wußte, daß das bei dem ſtarken und geſunden Sinn ſeiner Tochter vergeblich ſein würde, er hoffte aber von Tag zu Tag wieder ſeine Gänge antreten zu können, und dann ſollte es nicht ſo bleiben.

Leider aber blieb es ſo, denn als der alte Herr nach einiger Zeit verſuchsweiſe das Haus verließ, ſah er wohl ein, daß die tückiſche Krankheit ſeine Kraft gebrochen habe, und daß der noch vor Monaten ſo ſtrebſame und kräftige Mann nun ein ſchwacher Greis geworden ſei. Mit dieſem Gefühl ſetzte er ſich, wieder zu Hauſe angekommen, in ſeinen Stuhl, preßte die Hände vor das Geſicht und weinte lange und bitterlich.

Von jenſeits des Ozeans hatte der Bruder Anna's auf die Nachricht von dem Tode ſeiner Schweſter geſchrieben und in dem Brief geſagt, Landsdorf ſei von dem furchtbaren Schlage ſo ſchwer getroffen, daß er unfähig zur Faſſung wie betäubt umherwanke. Dringend aber bat er den Vater, da er ja auch von deſſen Krankheit erfahren, jetzt endlich ſeine Hülfe annehmen

zu wollen. „Denn," ſagte er, „Gott ſcheint uns gnädig geſinnt, wir haben Ausſichten für eine beſſere Zukunft."

Den Brief legte der alte Mann ſeiner Tochter vor und ſagte mit bekümmertem Geſichte: „ich werde ihm ſchreiben, daß wir ſeine Hülfe annehmen." Worauf das junge Mädchen mit heiterem Blick antwortete: „Und warum denn, Vater? Laß es mir zu liebe, wie es bis jetzt gehalten worden iſt; glaube mir, ich fühle mich ſo froh und glücklich dabei."

„Amen!" gab er zur Antwort, und darauf wurde dieſer Gegenſtand zwiſchen den Beiden nicht mehr berührt.

Solche Bilder beſchäftigten die Phantaſie des Greiſes und des Knaben; ſo gingen Tage und Jahre der Trauer und der Noth an der Seele Beider vorüber; ſo dachten ſie an die Entſchwundenen, wenn aber auch der Gang ihrer Ideen der gleiche war, ſo waren es doch nicht dieſelben Bilder, welche vor ihr inneres Auge traten. Auch war das Reſultat dieſer Träumereien verſchieden; denn während ſich die Stirne des alten Mannes, die anfangs tief gefurcht und umwölkt war, nach und nach aufklärte, wenn ſein finſterer Blick milder wurde, und, vertrauend auf die Güte des Herrn, ſich wie in Hoffnungen ſchimmernd emporhob, indem er ſeine rechte Hand leicht auf das lockige Haupt des Knaben legte, ſo hatte dieſer anfänglich mit leuchtenden Augen vor ſich niedergeblickt, faſt mit lächelnden Lippen, wenn er an jene Zeit gedacht, wo die Spitze des Weihnachtsbaumes beinahe die Decke der hohen Zimmer berührte, wo deſſen weit ausgeſtreckte Zweige ſich ordentlich bogen unter der Laſt der Lichter, Nüſſe, Aepfel und Zuckerwaaren, wo auf den Tiſchen die ausgeſuchteſten Spielwaaren lagen, und wo der gute Vater und die liebe Mutter dabei ſtanden mit fröhlichem

Blicke, mit lachendem Munde. Dann aber ſeufzte das Kind leicht, und jener Weihnachtsabend trat vor ſeine Erinnerung, an den auch der alte Mann ſo eben gedacht, wo der Vater mit bleichen, zuckenden Lippen Abſchied von allem dem nahm, was ihm lieb und theuer war auf der Welt. Bei dem Gedanken erfaßte ihn eine unbeſchreibliche Wehmuth, er wußte ſelbſt nicht weßhalb, und dabei trat das Bild jenes armen, blaſſen Mannes, den Nachbar Werner vor ihm die Treppen hinaufgeführt, erſchreckend vor ihn, und er meinte, an dem geſenkten matten Kopfe die Züge ſeines Vaters zu erkennen. Das ſchnitt ihm das Herz entzwei, ſeine Lippen zogen ſich krampfhaft zuſammen, er legte die Arme um den Hals des Großvaters und fing ſtill aber bitterlich zu weinen an. Es war jenes Weinen, wo die Augen, ohne daß ſie ſich öffnen und ſchließen, plötzlich überquellen, und wo Thräne um Thräne über die Wangen hinabtropft, ohne daß die Lippen durch das geringſte Zucken ein Mitgefühl verrathen.

Dabei war es eigenthümlich, daß der alte Mann den Schmerz des Kindes ſo genau verſtand; denn er ſagte nun mit leiſer Stimme: „Sei ruhig, Karl, weine nicht, mein guter Junge; dein Vater iſt gewiß geſund und wohl und gerade, daß wir ſo lange nichts von ihm gehört haben, beweist mir, daß es ihm gut geht und daß er uns bald mit einer ſehr angenehmen Nachricht überraſchen wird. Weine nicht; das Chriſtkindchen will keine Thränen ſehen. Und dann kommt ja auch bald die gute Tante Anna.“

„Ach ja, die gute, gute Tante!“ gab das Kind zur Antwort und die Thränen, die noch in ſeinen Augen ſtanden, leuchteten ordentlich wie Thautropfen in der Sonne.

Ein Windſtoß fuhr durch's Kamin herab und die Ann', welche flüſternd ihrem Bruder allerlei wunderbare Geſchichten mitgetheilt, ſagte: „Horcht, da kommt was.“ Worauf Max mit wichtiger Miene ſprach:

„Kniſper, knaſper, Knäuschen,
Wer nagt an meinem Häuschen?“

und das kleine Mädchen, welches darauf abgerichtet war, machte ſeine Augen weit auf und ſagte mit einer künſtlichen Miene des Erſchreckens:

„Der Wind, der Wind,
Das himmliſche Kind.“

„Was muß das jetzt arg thun auf der weiten, weiten See,“ meinte Karl träumeriſch. „Was kann das für Unglück geben!“

„Wie der barmherzige Gott will,“ verſetzte feierlich der Großvater; „derſelbe ſtarke Wind kann aber auch ein Schiff raſch in den Hafen treiben.“

Darauf ſchwieg der alte Mann, die Kinder ebenfalls, und es herrſchte in der Stube eine ſo tiefe Stille, daß man deutlich das Picken der Schwarzwälder-Uhr hören konnte.

Es war einer jener Augenblicke, plötzlich entſtanden nach lautem Geſpräch, von denen man ſagt, es fliege alsdann ein Engel durch's Zimmer. Und hier war es, als ob Großvater und Kinder die Nähe eines ſolchen guten Engels fühlten, der langſam bei ihnen vorüberſchwebte, — das Bild der Mutter mit leicht geöffneten, lächelnden Lippen, einen ſtrahlenden Stern über ihrem Haupte, die Kinder ſegnend und wie zu ihnen ſprechend: „Seid ruhig und hofft. Schönes wie nie bringt euch der heutige Chriſtabend.“

Die Eiſenbahn hat am heutigen Tage alle Hände voll zu thun, und man könnte wahrhaftig glauben, die Lokomotiven beeilten ſich ordentlich, ihre Paſſagiere bald nach Haus zu bringen. Da fahren ſie hin durch Nebel und Dunſt, und wenn es dämmerig wird, und ſich am Bahnwärterhäuschen und auf den Bahnhöfen die Lichter und Lichtchen zeigen, da denkt jedes der Mitfahrenden an den traulichen Kreis, in den es eintreten wird, wenn der Zug angekommen. Endlich bemerken wir vor uns im Thale von Glanz angeſtrahlten Nebel, dazwiſchen blitzen weiße Flämmchen hervor, die Condukteure ſammeln ihre Billete ein, — wir ſind am Ziele. Wie bedauern wir nun die andern Leute in dem Zuge, der uns entgegenkommt, welche ja die Stadt verlaſſen müſſen, wo uns die lieben bekannten Geſichter erwarten. Aber mit großem Unrecht bedauern wir ſie; die Leute bedauern uns vielleicht im gleichen Maße, denn ſie denken ja nur an ihre Heimat, wo ſie von eben ſolchen lieben Geſichtern erwartet werden, ihre Heimat, der wir den Rücken zukehren und die ſie hinter der brauſenden Lokomotive baldigſt erreichen. Da ſitzen ſie in ihren Wagen, ſchwer bepackt von der Stadt kommend, neben, vor und hinter ſich Körbe und Pakete die Menge, Alles für den heutigen Abend, Alles, auch das Geringſte dazu beſtimmt, irgend einer Menſchenſeele Freude zu bereiten. — „Viel Glück zu eurem heiligen Abend!“ rufen wir ihnen nach; möge uns der Himmel einen ähnlichen beſcheeren. — — —

Jetzt pfeift die Lokomotive, und ihr Pfiff ſcheint uns viel vergnügter als gewöhnlich zu klingen. Iſt es doch gerade, als wolle er der Stadt ſagen: „Oho, nur langſam mit eurem Lichteranzünden; hier kommen noch eine Menge Leute, die auch

haſte Felskegel, Meilenzeiger, Säulen mit Capitäl und Piedeſtal; gleich daneben ſieht man deutliche Rieſengeſtalten, ſitzend, liegend und ſtehend, nachdenkend das Haupt geneigt, wie mit einander ſprechend oder aufmerkſam in die Tiefe blickend. Deutlich ſahen wir unter uns eine Sphinx auf dem Felſen ruhend, und über ihr auf gewaltigen Blöcken lang ausgeſtreckt eine Gigantengeſtalt, die hinabzulauſchen ſchien. Unverkennbar und wahrhaft ſchön in Form und Haltung erſchien uns eine ſitzende Figur, reich in lange Gewänder drapirt mit der phrygiſchen Mütze auf dem Kopf, die über ihre rechte Schulter hin den Blick abwandte; ſonderbarerweiſe bildeten einige Geſträuche einen förmlichen Kranz, den ſie auf dem Schooße hielt, und ebenſo hatte ſie einiges Grün in der herabhängenden linken Hand. Auch komiſche Figuren waren hier zu erkennen: ein paar dickbäuchige alte Herren, ſowie eine fette unterſetzte Geſtalt mit vollkommen ausgeprägten Augen und Naſe, die um den Mund ein dickes Tuch geſchlungen hatte. Andere Formationen dieſer himmelhohen Felſen ſind über alle Beſchreibung abenteuerlich, ſo namentlich an der Nordſeite, wo der Berg ſeinen Namen Montſerrat (geſägter Berg) gewiß mit dem vollſten Recht verdient; hier könnte man wirklich auf den Glauben kommen, als haben ſich einſtens die Titanen damit beluſtigt, eine viele hundert Fuß hohe und breite Felſenwand in faſt gleichförmige Theile zu zerſägen.

Nachdem wir uns längere Zeit am Anblick dieſer Steinwelt ergötzt, mußten wir noch eine Viertelſtunde höher ſteigen, um den äußerſten Gipfel St. Geronimo zu erreichen. Hier befinden ſich die Ueberbleibſel einer Capelle der heil. Jungfrau, zwei Mauern durch einen morſchen Bogen verbunden, durch welchen man ſchon von weitem den blauen Himmel ſieht. Die Ausſicht, die man hier oben nach allen Weltgegenden hat, iſt unermeßlich, und es wurde uns das Glück zu Theil ſie bei einem vollkommen klaren Tage aufs umfaſſendſte genießen zu können. Rings zu unſern Füßen lag wie eine Landkarte ganz Catalonien und ein Theil der ehemaligen Königreiche Aragonien und Valencia ausgebreitet. Gegen Nord-

an eurer Freude Theil nehmen wollen. Gemach, gemach, ihr Alle könnt wohl eher noch ein bischen warten, als daß eines von uns zu ſpät kommt. Die Freude wird alsdann um ſo voller und allgemeiner. — Juchhe!"

Freilich ſind auch in den Eiſenbahnwagen Paſſagiere, die gar nicht ſo ausſehen, als beabſichtigen ſie Theil zu nehmen an dieſer allgemeinen Luſt. So ſcheint es hier bei Zweien, die auf der rechten und linken Seite an den Fenſtern eines Coupé's zweiter Klaſſe ſitzen. Es ſind zwei Männer; von welchem Alter können wir nicht ſagen, denn es war ſchon dunkel, als ſie auf einer Station der Hauptbahn einſtiegen, von der die, auf welcher wir uns hier befinden, eine Zweigbahn iſt. Beide ſind in dicke Pelze gehüllt, und Beide haben ihre Reiſemützen tief in die Stirne gedrückt. Um die Paſſagiere, die neben ihnen ſitzen, ſcheinen ſie ſich gar nicht zu bekümmern, wie ſie auch keinen Theil an den Geſprächen nehmen, die den heutigen heiligen Abend behandeln, was uns denn auf die gewiß gerechtfertigte Vermuthung bringt, als ſei es ihnen gleichgültig, daß ſie dem Chriſttag entgegen gehen. Wir könnten glauben, da wir ſie ſo zuſammengeſunken da ſitzen ſehen, ſie ſchliefen in Einem fort; wenn aber das Streiflicht irgend eines Bahnhofes, durch den wir fahren, auf ihre Geſichter fällt, ſo ſehen wir an ihren leuchtenden Augen, mit denen ſie das vor uns liegende Dunkel zu durchbohren ſcheinen, daß ſie aufmerkſam auf die Gegend blicken, durch die wir dampfen. Zuweilen athmet der Eine oder der Andere von ihnen tief auf, oder legt auch wohl Sekunden lang eine Hand vor das Geſicht. Jeder hat auf dem Sitze ſich gegenüber Nachtſack und Decke liegen, auch Stock und Regenſchirm im

Futteral, und Alles das könnte uns anzeigen, daß die Beiden auf einer weiten Reiſe begriffen ſind.

Nun fahren wir in die Bahnhofhalle ein; heute Abend ſind nicht Viele da, um die Ankommenden zu empfangen; Jeder hat daheim alle Hände voll zu thun, und die, welche ausſteigen, wiſſen das auch ganz genau und beeilen ſich nach Hauſe zu kommen; ſelbſt die Kofferträger und Kondukteure ſind regſamer als gewöhnlich; ja mehrere der Letzteren langen ſich Palete unter irgend einem Sitze hervor, um damit nach Hauſe zu traben. Von den Paſſagieren trägt mancher ſeine Schachtel oder ſein Kiſtchen ſelbſt, da dieſe meiſtens zerbrechliche Gegenſtände enthalten und man das koſtbare Gut, was man zur Freude ſeiner Lieben mitbringt, Niemand anvertrauen will.

Die brave Lokomotive hat ihre Zeit eingehalten. Das Zifferblatt der Bahnhof-Uhr zeigt auf Fünf. Die beiden Reiſenden, von denen wir vorhin ſprachen, ſcheinen darüber ſehr erfreut, und als ſich hierauf ihre Blicke, die einen Moment auf der Uhr gehaftet, begegnen, drücken dieſelben plötzliches Erſtaunen aus, das aber eben ſo ſchnell wieder verſchwindet, denn der Eine wendet ſich darauf ab, indem er zwiſchen den Zähnen murmelt: „Wie man ſich doch täuſchen kann!“ Dieſer iſt der jüngere von Beiden und hat, wie es ſcheint, am eiligſten, obgleich auch der Andere den Gepäckträger antreibt, raſch einer Droſchke zuzueilen. Dann ſchwingen ſich Beide in die Wagen, die ſofort in entgegengeſetzter Richtung auseinander fahren.

Es geſchieht uns öfter, geneigter Leſer, daß wir uns für Leute intereſſiren, ohne gerade zu wiſſen weßhalb. So auch für dieſe Beiden und zwar wohl gerade deßhalb, weil ſie in

der allgemeinen Aufregung, die ein heiliger Abend mit ſich bringt, ſo kalt, ſo theilnahmlos erſcheinen. Vielleicht aber iſt dieſe Theilnahmloſigkeit nur äußerlich, Beide haben wenigſtens haſtig ihrem Kutſcher eine Adreſſe zugerufen und hinzugeſetzt: „Raſch! raſch!“ und da am Chriſtabend auch ein Droſchkenkutſcher bald nach Haus kommen möchte, ſo haben die Betreffenden auf ihre Pferde gehauen und ſind in einem kaum glaublichen Tempo um die nächſten Straßenecken verſchwunden.

Der Nachbar Werner ging auch noch eiligen Schrittes durch die Straßen. Er hatte einen Arzt ſeiner Bekanntſchaft geſucht, einen jungen Doktor, dem es das größte Vergnügen machte, wenn man ihn aus dem Kaffeehauſe, wo er in Ermanglung eines andern Zeitvertreibs Nachmittags eine Partie Domino ſpielte, abholte. Und mit je mehr Aufſehen das geſchah, das Abholen nämlich, um ſo lieber war es dem jungen, ſtrebſamen Medikus. An Kenntniſſen fehlte es ihm durchaus nicht, nur an armen Kranken, an denen er ſeine mediziniſche Wuth hätte auslaſſen können.

Die Beiden gingen mit einander fort, und als der Doktor ſeinen Hut vom Nagel nahm, verfehlte er nicht zu Nachbar Werner zu ſagen, und zwar ſo laut, daß es ein Dutzend Umſitzender hören konnte: „Alſo der Fall iſt wirklich ſehr ſchwer und wichtig?“ Darauf eilte er mit Werner von dannen und zwar mit ſolcher Haſt, daß der kleine Doktor dem langen Mann bis zur Thüre des Kaffeehauſes ſchon um mehrere Kopflängen voraus war.

Durch dieſe kleine Epiſode, geneigter Leſer, erſehen wir wieder, daß Jedes von uns ſein Weihnachtsgeſchenk erhält:

das Kind Puppen und Spielzeug, der Knabe Gewehr und Schlittſchuhe, wir irgend ein koſtbares Kupferwerk oder den uns fehlenden Pelz, der Arzt einen Kranken. Möge der Zuſtand des Letzteren nur ſo gefahrlos ſein, wie der des Maurers, den nur eine ſtarke Erſchütterung, welche ſich in ein nicht bösartiges Fieber verwandelt, verbunden mit Entkräftung, von ſchlechter Nahrung herrührend, auf das Krankenlager geworfen.

Wenn auch der junge Doktor, als er in die hintere Kammer trat, wo nun eine behagliche Wärme herrſchte, gern geneigt geweſen wäre, den Fall, der ihn ſo ſchleunig aus dem Kaffeehauſe abrief, für etwas Außerordentliches zu halten, ſo war er doch wieder ehrlich genug, dieß nicht zu thun, und dem Kranken ſogar eine nahrhafte Suppe und etwas Geflügel zur Stärkung anzurathen. Die Aerzte ſind oft komiſch in ihren Verordnungen. Als ob die Dachkammer, in welcher der arme Maurer ſich befand, ſowie deſſen Frau und das ausgehungerte Kind, nach Fleiſchbrühe und Geflügel ausgeſehen hätten! Doch ſagte der Nachbar Werner, der ſelten in Verlegenheit kam, er wolle das ſo gut wie möglich arrangiren, worauf dann der Arzt noch eine Medizin verſchrieb, Wärme und Ruhe anempfahl und ſich mit dem Verſprechen zurückzog, er werde morgen Früh ſogleich nachſehen, wie ſich der Kranke befinde.

„Ja, ja, eine kräftige Fleiſchbrühe und Geflügel," meinte Werner und fuhr mit der Hand abermals, wie er gerne that, an ſeinen Kopf. „Wenn nur Fräulein Anna bald nach Hauſe kommt."

Und nach Fräulein Anna hatte auch der Großvater ſchon geſeufzt, denn wenn er auch in ſeiner Schlafkammer hinter

einem alten Kattunvorhange den halbfertigen Chriſtbaum verſteckt hielt, ſo fehlte doch noch Einiges an deſſen Vollendung, und gerade die koſtbarſten Sachen. Wenn der alte Mann auch ſchon ſilberne und goldene Nüſſe vom vorigen Jahre an die Zweige gehängt hatte, ſowie das Chriſtkind mit ſeiner langen Fahne von Rauſchgold wieder hergeputzt und letztere ſogar eigenhändig ausgebügelt, ſo mangelte es doch noch gänzlich an den edleren Beſtandtheilen des Weihnachtsbaums, als da ſind: Zuckerwerk und Lichter, und deßhalb ſeufzte auch der Großvater: wenn nur die Anna käme!

Die Kinder ihrerſeits, welche wußten, daß an eine Beſcheerung all' der wunderbaren Sachen, mit denen ſich ihre Phantaſie beſchäftigte, nicht eher zu denken ſei, als bis die Tante erſcheine, verlangten ſehnlicher als je darnach, und Max ſagte:

„Wo aber die Tante heute Abend ſo lange bleibt!"

Endlich — — hörte man einen bekannten leichten Tritt auf der Treppe, und die Geſichter der fünf Perſonen, die um den Ofen verſammelt waren, klärten ſich mit einem Male auf, ja Max und die kleine Ann' klatſchten in die Hände, als wenn es das Chriſtkindchen ſelbſt wäre, das nun gleich ins Zimmer treten würde. — Es war nun auch eine Art von Weihnachtskind, auf das ſich alle, die es kannten, herzlich freuten, — die liebe Tante Anna, das gute und ſchöne Mädchen, die nun ins Zimmer trat in ihrem einfachen Anzuge, um die Schultern ein Tuchmäntelchen, mit dem runden, offenen, wohlwollenden und freundlichen Geſichte.

Als ſie da war, und die verlangenden, nicht zu mißdeutenden Blicke der beiden alten Männer und der drei Kinder

ſah, lächelte ſie herzlich, und wenn ſie lächelte, war ſie noch einmal ſo ſchön. Da zeigten ſich kleine Grübchen auf ihren Wangen, da ſah man die weißen Zähne, da leuchteten ihre dunkeln Augen ſo gemüthlich, daß man nichts Lieblicheres ſehen konnte. Vom raſchen Gehen in der kühlen Abendluft war ihr Geſicht ſanft geröthet, und auf ihrem Haar hingen einige Tropfen; es waren urſprünglich Schneeflocken geweſen, die beim Eintritt ins warme Zimmer plötzlich ſchmolzen und nun ausſahen wie Thautropfen an einer friſchen Roſe.

„Nicht wahr, ich komme etwas ſpät?“ ſagte ſie mit wohlklingender Stimme; „ja, ich hatte viel zu beſorgen. — Aber nun treffe ich euch kleinen Schelme hier recht ungeſchickt,“ wandte ſie ſich lachend an die drei Kinder. „Das Chriſtkindchen kommt hinter mir drein und will von euch nicht geſehen werden.“

„O wir gehen in die Schlafkammer,“ verſetzte Karl entſchloſſen, „und warten bis es klingelt.“

„Oder zu dem armen Mann in der hinteren Kammer,“ meinte Max. „Er iſt ja nicht gefährlich krank, wie der Nachbar ſagte.“

„Oder zu dem Mädchen, das bei ihm iſt, und das ſo blaß ausſieht,“ ſprach die Ann'.

„Was für ein kranker Mann? was für ein Mädchen?“ fragte die Tante erſtaunt.

„Ja, das ſind eigene Geſchichten,“ erwiederte der Großvater. „Das kleine Volk platzt immer heraus und ſchwatzt ohne Zuſammenhang.“

„Es iſt ein kranker Maurer, Tante,“ ſagte Karl; „er liegt in der hinteren Kammer.“

„Und der Doktor war schon da," ergänzte Max.

„Und verlangt Fleischbrühe und Huhn, hat der Nachbar gesagt," meinte die Ann' mit großer Wichtigkeit.

„Wollt ihr wohl stille sein, ihr naseweises Volk!" rief nun der Großvater mit komischem Zorne. „Was Maurer, was Fleischbrühe! Davon weiß ja die Tante gar nichts; man muß ihr das ordentlich erzählen. Deßhalb schweigt stille und laßt mich reden."

Darauf begann nun der alte Herr seiner Tochter die Erlebnisse des heutigen Abends zu berichten, aber nicht ohne von den Kindern, die sich herbeigedrängt hatten, beständig unterbrochen zu werden, von denen das Eine sagte, wie krank der Mann ausgesehen habe, und das Andere, wie naß das Kind gewesen sei und wie es so große schwarze Augen hätte.

Das junge Mädchen hatte die Lippen zusammengepreßt und eine tiefe Röthe überflog ihr Gesicht, als man im Allgemeinen von einem kranken Mann sprach, der plötzlich hier angekommen sei und dem man eine Unterkunft gegeben. Nachdem sie aber Alles erfahren, that sie einen tiefen Athemzug und sagte: „Also ein kranker Maurer ist's mit seiner Frau und seinem Kinde?"

„Und thaten wir Recht, ihn bei uns aufzunehmen?" sprach der Großvater in bittendem Tone, aber mit etwas kleinlauter Stimme.

„O gewiß, o gewiß!" rief Anna rasch. — — Dann setzte sie nachdenkend hinzu: „Wie viel Elend ist doch in der Welt, wen kann es nicht alles treffen! O gewiß, man muß Linderung bringen, wie und wo man kann."

Der alte Mann rieb sich vergnügt die Hände. „Ich

wußte, daß es dir recht iſt," ſprach er alsdann, „und daß wir Alles, was wir gethan, in deinem guten Geiſte thun werden."

„Und habt ihr auch etwas für die armen Leute beſorgt?" fragte das junge Mädchen.

„Soviel wir konnten; der Arzt war da, die Krankheit hat nichts auf ſich, es iſt eine Erkältung, und," ſetzte der Großvater leiſer hinzu, „hauptſächlich Mangel an gutem Eſſen, weßhalb der Doktor Fleiſchbrühe und ein Bischen Geflügel verordnet hat. Ich gab dem Werner Geld."

Anna ſah ihren Vater fragend an.

„Das in der Schublade," fuhr der alte Herr achſelzuckend fort; „ich weiß, es war das deinige. Doch hat der Nachbar gewartet, bis du kamſt, und wenn es dir nun recht iſt, ſo wird er jetzt ſo freundlich ſein, Lebensmittel für die armen Leute zu holen."

„Wenn es mir recht iſt!" ſprach das junge Mädchen mit einem unbeſchreiblich lieben Tone. „Daran haſt du doch wohl nicht gezweifelt? Ich würde ſelbſt gehen, um etwas für ſie zu beſorgen, aber ich habe ja alle Hände voll zu thun." Damit zeigte ſie lachend auf die Kinder, worauf ſie zu dem Nachbar gewendet fortfuhr: „Wenn Ihr alſo ſo gut ſein wollt, Meiſter Werner, das Nöthige zu beſorgen, ſo will ich Euch recht, recht dankbar ſein. Aber kommt wieder, ſobald Ihr könnt; es gibt ſpäter bei uns einen Punſch, und dazu ſeid Ihr freundlich eingeladen. Ihr werdet überzeugt ſein, daß es für uns keinen rechten heiligen Abend gäbe, ſo ganz wie er ſein ſollte, wenn der gute alte Hausfreund fehlte."

Der Mann mit der rauhen Stimme ſchmunzelte behaglich,

doch war es eigenthümlich, daß er jetzt gar keine rauhe Stimme mehr hatte, als er entgegnete: „Werde ſogleich wieder da ſein, Fräulein Anna, damit ich Ihnen vielleicht ſonſt noch etwas helfen kann. Mit dem Aufbinden der Nüſſe und Zuckerwaaren wird es mit meinen rauhen Fingern freilich ein Bischen ungeſchickt hergehen; aber ſonſt iſt auch noch allerlei zu beſorgen, wo ich zulangen kann.“

Damit ging er eilig davon.

„Und nun zu euch, ihr lieben Dinger,“ ſagte heiter das junge Mädchen, während ſie ihren Hut abnahm und denſelben mit ihrem Mäntelchen auf einen Stuhl legte. „Jetzt geht nur geſchwind in die Kammer, ſetzt euch an die Ofenbank, aber nicht ſo nah, daß ihr horchen könnt, was das Chriſtkindchen ſpricht, wenn es in die Stube kommt. Ihr wißt wohl, horchende Kinder hat Niemand lieb, am allerwenigſten das Chriſtkind. Jetzt geht hinein, Karl wird euch Geſchichten erzählen. Nicht wahr, Karl?“

„Gewiß, Tante.“

„Vom Rothkäppchen!“ rief die kleine Ann' und eilte voran gegen die Kammer.

„Ja, vom Rothkäppchen, wie es für Großmutter in den Wald geht, wie da der Wolf kommt und ſagt: ‚Guten Morgen, Rothkäppchen, was machſt du allein im Wald und wo willſt du hin?‘ Wie er dann ſpäter ins Haus kommt und ſpricht: ‚Großmutter, was haſt du für große, feurige Augen? Komm', komm'!‘“

Der alte Herr rieb ſich die Hände und blickte fragend um ſich, und dann auf ſeine Tochter, welche ihm lächelnd und mit gedämpfter Stimme ſagte: „Ich verſtehe dich wohl, Vater,

du ſiehſt nach meinen Weihnachtsgaben; draußen ſteht Frau Burger mit einem Korb; ſo lange das kleine naſeweiſe Volk da iſt, iſt es nicht möglich, etwas hereinzubringen. Die würden wie die Raubvögel über Alles herfallen. Und man kann es ihnen gar nicht übel nehmen. Sind wir vielleicht anders geweſen? Ich glaube nicht, Papa; denn es iſt mir noch ſehr gut erinnerlich, daß ich am Weihnachtsabend durch die Schlüſſellöcher geſehen habe und ſehr verdrießlich war, daß die gute Mutter immer ein Tuch vorgehängt."

„Da wollen wir alſo jetzt anfangen," verſetzte der alte Mann. Und nach dieſen Worten ging er in ſeine Schlafkammer, die ſich auf der andern Seite des Wohnzimmers befand, um den halbfertigen Weihnachtsbaum herauszuholen. Damit man aber das Rauſchen der Nadeln und das Raſcheln des Rauſchgoldes nicht hören möge, huſtete der Großvater auffallend und ſo lange fort, bis er den Baum auf den Tiſch geſtellt hatte. Dann ſchlich er auf den Zehen nach dem Nebenzimmer, um zu hören, was die Kinder machten, und war ſehr zufrieden, als er Karl's Stimme hörte, welcher ſagte:

„Da begegnete das Rothkäppchen dem Wolfe, der im Walde ſpazieren ging."

„Ja," hörte man nun die Stimme der kleinen Ann', „und der Wolf ſagte: ‚Guten Morgen, Rothkäppchen, was machſt du allein im Wald, und wo gehſt du hin?'"

Frau Burger hatte den Korb hereingeſtellt und Anna begann mit leuchtenden Blicken die verſchiedenen Sachen auszupacken und ſie der ſie verhüllenden Papiere zu entledigen. Wie freute ſie ſich dabei über jedes bewundernde Ah! des alten Mannes, und wie ſchien ſie es doppelt glücklich zu machen,

oſten iſt der Horizont begränzt durch den majeſtätiſchen Zug der Pyrenäen, die ſich mit Schnee bedeckt in einem weißen ungeheuern Streifen von fünfzig bis ſechzig Stunden Länge dahinziehen; nach Südweſten hin erſchaut man das Meer, und bläuliche Punkte in der glänzenden Fluth bezeichnen die baleariſchen Inſeln.

Wir hatten faſt zwei Stunden gebraucht, um den Berg zu erſteigen, und lagerten uns ziemlich ermüdet vor dem kleinen Mauerwerk mit dem Blick nach Nordoſten, wo hinaus ja die Heimath lag, und bedauerten nur bei dem Anblick all des Schönen hier, daß wir nicht im Stande ſeien, es unſern Lieben zu Hauſe ebenfalls zu zeigen; doch unterließen wir nicht, eine Erinnerung an dieſe hier oben zurückzulaſſen. Bevor wir wieder hinabſtiegen, grub jeder von uns in einen Stein der alten Capelle Namen ein, die ihm lieb und theuer waren. Da mögen ſie ſtehen in der Gluth der Sonne, in Wind und Regen, und wenn nach langen Jahren die letzte Spur von ihnen verſchwunden iſt, ſo ſind wir ſelber alt geworden, verwittert unter des Lebens Sonnenſchein, Sturm und Regen; manch tiefer Riß in unſern Herzen mag vernarbt, manche ſchön klingende Saite bis dahin geſprungen ſein oder ihren Wohlklang verloren haben; vielleicht aber auch ſind wir in jene Harmonie getreten, die in uns ertönt, wenn traurige Erinnerungen langſam verſchwunden ſind, wie die Schrift auf dieſem Stein.

So langſam und mühſam wir aufwärts geſtiegen waren, ſo raſch und mit großen Sprüngen kamen wir abwärts; alle die Gegenſtände, bei denen wir vorhin ſtaunend längere Zeit verweilt, ſahen wir jetzt wie im Flug noch einmal wieder, die Rieſengeſellſchaft, die ſeltſamen Bauwerke, das ſchöne grüne Thal, die erſte Einſiedelei. Wenn auch der Weg im Herabſteigen noch gefährlicher erſchien, ſo trieb doch unſer Führer, der hereinbrechenden Dämmerung wegen, gewaltig vorwärts, und ſpringend, rutſchend, auch zuweilen leicht hinfallend erreichten wir bald die Stelle, wo vor einigen Stunden unſer norddeutſcher Landsmann umgekehrt war. Da aber von hier ab der Pfad immer dicht an den Ab-

wenn dieſer nach langem Betrachten endlich im Tone der größten Verwunderung ſprach: „Ja, das kommt mir bekannt vor; das iſt die große Puppe der Ann', nur mit andern Kleidern."

„Ja, die habe ich neu dazu gemacht," verſetzte ſie alsdann freudeſtrahlend.

„O weh! und Maxen's alte Trommel. Der Kerl wird wieder einen ſchönen Spektakel damit machen. — Prächtig, ſieht wie neu aus."

„Das will ich meinen; dafür habe ich der Tochter des Spielwaarenhändlers einen Hut zugeſchnitten; hätte das aber auch ſo gethan, denn es iſt ein gar ordentliches Mädchen."

„Schau, ſchau, und eine Schulmappe für Karl! Woran du nicht als denkſt, Anna! Ich begreife es nicht. Und wie die Schulmappe ſchön iſt und ganz neu."

„Ja, die iſt freilich neu, Vater," gab das junge Mädchen zur Antwort, indem ſie die Mappe freudig betrachtete. „Koſtet auch beinahe einen Gulden. Ich habe mir das ſchon erlauben müſſen: der arme Bube hat mich gedauert, wenn er erzählte, daß alle Schüler ſeiner Klaſſe ſolche Mappen hätten und wenn ich dann ſehen mußte, daß er mit ſeinem alten, abgeſchabten Ränzchen in die Schule ging. Aber Papa," ſetzte ſie mit Stolz hinzu, indem ſie ſorgfältig einen kleinen Hut enthüllte, den ſie für die Ann' gemacht, „glaubſt du wohl, daß ſich unſer kleines liebes Ding darin gefallen wird? Ein Hut war das Ziel ihrer Wünſche und wenn ſie den da bekommt, ſchau einmal, von Seidenzeug, und dazu das Mäntelchen, da wird ſie ausſehen wie eine kleine Prinzeſſin. Hier ſind auch noch ein Paar Stiefelchen für ſie, von Glanzleder, die hat ſich

das arme Ding ſchon ſo lange gewünſcht. Sie ihr zu kaufen hätte ich mir wahrhaftig nicht verſagen können."

„Ja, ja," meinte der Vater kopfnickend, „dafür verſagſt du dir lieber ſelbſt was."

„Es iſt mir gerade," fuhr Anna fort, welche that, als hätte ſie die Worte ihres Vaters überhört, „als ſehe ich ſie in ihren neuen Stiefelchen umherſtolziren, das Röckchen etwas aufheben, um Jedermann zu zeigen, wie ſchön dieſe Stiefelchen ſeien."

Der alte Herr hatte ſeine Hand auf den Tiſch geſtützt, und ſchaute mit ſeltſamem Lächeln und etwas umflortem Blick bald auf all' die ſchönen Sachen, bald auf die kleinen weißen Finger ſeiner Tochter, die alles das hervorgezaubert, und die gar nicht müde zu werden ſchienen; denn nachdem ſie die Pakete aufgewickelt, — nur eines legte ſie auf die Seite, ohne das, was darin war, zu enthüllen — fing ſie eifrig und mit einer erſtaunenswerthen Behendigkeit an, etwas Backwerk, das ſie in einer großen Düte mitgebracht, an die Zweige des Baumes zu binden.

Der Großvater ſteckte die Lichtchen auf, was ihm jedoch nicht ſo flink von Statten ging, denn er ſchaute oft von der Arbeit auf nach ſeiner Tochter hin, und jedesmal leuchteten alsdann ſeine Augen zufrieden.

„Da fällt mir ein," ſagte Anna, während ſie die Fäden anband, „daß wir auch für das arme Kind des Maurers etwas haben müſſen. Es iſt das freilich nicht nöthig, aber ſo ein Kind erinnert ſich daran ſein Leben lang, und mir würde der heilige Abend keine Freude machen, wenn ich denken müßte: da-

neben an iſt ein armes Geſchöpf, das eben ſo gut ſeine Berechtigung zu einer Gabe hat wie alle andern, und dem doch nichts zu Theil würde, als daß es den Jubel unſerer Kinder mit anhören dürfte. Nicht wahr, Vater?"

„Gewiß, Anna; dein gutes Herz hat auch darin Recht, wie in Allem, was es kund gibt."

„So ſei ſo gut, Vater, und zieh' die Schublade deines Tiſches auf, da wirſt du zwei Pakete finden, ein dickeres und ein dünneres; das dünnere gib mir. Es iſt ein kleines Tuch, für das Kind der Burger beſtimmt: ich werde für dieſes was anderes beſorgen. — So, jetzt ein Paar Aepfel und Nüſſe dazu, und wir haben wieder eine Portion Weihnachtsbeſcheerung mehr. — Iſt das nicht prächtig!"

„O ſehr, ſehr prächtig!" ſagte der alte Mann mit bewegter Stimme.

„Und wie ſich unſer Baum heute macht! Ich meine ſchöner als je. An dem Chriſtkindchen und den Fahnen haſt du dich recht verkünſtelt, Vater. — — Sei ſo gut und halte mir einen Augenblick das Ende der Papierkette; du wirſt ſehen, wie das wunderſchön ausſieht. Es iſt das mit den Papierketten," fuhr ſie plaudernd fort, während ſie eine derſelben am Baume befeſtigte, „eine neue Erfindung oder wenn man will, eine neue Mode im Weihnachtsbaumausputzen. Ja," lachte ſie, „auch da ändert ſich der Geſchmack, ſo komiſch das klingen mag, und wenn wir heute einen Chriſtbaum aus deiner Jugendzeit ſehen würden, Papa, da würde es uns ganz ſonderbar vorkommen. — Aber nicht wahr, die Papierketten ſind ſchön?"

„In der That reich, ſehr reich, und die goldene Kette kommt quer herüber?"

„Quer herüber. — So; kann man was Schöneres ſehen?“

„Du haſt immer etwas Neues und Schönes.“

„Ich bin nur glücklich im Nachmachen, Vater. — Aber was poltert auf der Treppe?“

„Es wird der Werner ſein, der zurückkommt.“

„Nein, nein, der Werner tritt nicht ſo hart auf,“ gab Anna zur Antwort, indem ſie plötzlich ernſt werdend nach der Thüre blickte. „Ich weiß nicht,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ſie ihre rechte Hand an die Schläfe gelegt, „warum ich heute Abend ſo leicht erſchrecke.“

„Deine Nerven ſind aufgeregt, Du haſt zuviel gearbeitet.“

„Nein, nein, aber das tritt auf der Treppe, als wenn man etwas Schweres heraufträge.“

„Sie werden mir doch nicht wieder einen Maurer in's Haus ſchleppen,“ ſagte der Vater mit komiſchem Ernſte.

„Aber zu uns kommt es,“ ſprach das Mädchen mit ſeltſam klingender Stimme, während es erwartungsvoll nach der Thüre blickte.

Dieſe wurde etwas plump geöffnet und dann raſch und weit aufgeſtoßen. Da ſtand ein Laſtträger, gebückt unter allerlei Gepäck: Kiſten und Schachteln, ſowie bunt angeſtrichenen Geräthen, die man im erſten Augenblick nicht erkennen konnte. An ſeine Mütze zu langen war ihm nicht möglich, da er beide Hände voll hatte. Doch um nicht unhöflich zu ſein, nickte er mit dem Kopfe und ſagte: „Hier bin ich doch recht bei Landsdorfs? — Herr Heinrich Landsdorf, der in Amerika iſt.“

Anna konnte nicht ſprechen, etwas Unerklärliches ſchnürte ihr die Bruſt zuſammen.

„Ja, ja, die Kinder von Landsdorf wohnen hier," ſagte der alte Mann.

„Nun, wenn die Kinder da wohnen, da wird's ſchon recht ſein," meinte der Laſtträger mit freundlichem Grinſen. „Wollen Sie mir nicht ein Bischen abnehmen, damit ich vollends herein kann?"

Vater und Tochter eilten nach der Thür und übernahmen Kiſten und Schachteln.

„Vater, Vater," ſprach Anna mehr und mehr ergriffen, „um Gotteswillen, was ſoll das bedeuten? Lies nur; da ſteht: für Karl, und da: für die kleine Anna, und da: für Max. Kennſt Du die Handſchrift?"

Der alte Herr ſuchte in der Weſtentaſche nach ſeiner Brille; doch, waren ſeine Finger ungeſchickt oder zitterten ſie? — genug, er konnte das Gesuchte lange nicht finden, und als er es endlich fand, ſetzte er die Gläſer verkehrt auf. Dann betrachtete er die Aufſchrift aufmerkſam und prüfend und ſprach nach einer Pauſe kopfſchüttelnd: „Es iſt das eine feſte Kaufmannshand, ich kenne ſie nicht."

Der Laſtträger war nun vollends in's Zimmer gekommen und ſetzte einen großen Kinderſchlitten auf den Boden, der mit reichem Pelzwerk ausgeſchlagen war, doch that er das ſehr behutſam, damit die kleinen Schellen, welche an dem Schlitten befeſtigt waren, nicht klingeln möchten. — Und doch klingelten ſie, wenn auch ganz leiſe, und die Kinder im Nebenzimmer hörten es, ſchauerten zuſammen, und Max, der ſein Schweſterchen feſt mit den Armen umſchloß, ſagte flüſternd:

„Das iſt das Chriſtkind."

Als ſich nun der Laſtträger, einen glückſeligen Weihnachtsabend wünſchend, entfernen wollte, trat Anna raſch auf ihn zu, ebenſo ihr Vater, und letzterer ſagte:

„Halt da, mein lieber Freund; das iſt alles recht gut, daß Ihr uns die ſchönen Weihnachtsſachen bringt, aber ehe Ihr das hier laßt, möchten wir doch gern wiſſen, woher es kommt.“

„Daß dich!“ ſagte der Laſtträger und ſchlug ſich an die Stirne. „Ja, ſehen Sie, man hat am heutigen Abend ſo viel zu thun, daß man das Beſte vergißt. Hier iſt ja der Brief von Herrn Kommiſſionär Bärmann, bei dem ich bin — — Ja, verſteht ſich. Und nun gute Weihnachten.“

„Noch einen Augenblick, guter Freund,“ ſprach der alte Herr, indem er an's Licht ging. „Euer Trinkgeld!“

„Iſt alles ſchon beſorgt,“ tönte die Stimme des Laſtträgers von der Treppe her. Und damit war er fort.

Anna hatte die Hände gefaltet und blickte fragend auf ihren Vater, der den Brief öffnete und las:

„Beifolgende Sachen ſind mir von guter Hand für Sie übergeben worden. Verzeihen Sie, daß ich nicht mehr ſchreiben kann, aber ich habe im Augenblick keine Zeit dazu, denn ich muß meine Weihnachtslichter anzünden. Bitte, machen Sie es ebenſo, und dann“ — —

„Und dann?“ fragte Anna in höchſter Spannung.

„Weiter ſteht nichts da,“ ſagte der alte Herr achſelzuckend, „als: Ihr ergebenſter Bärmann.“

„Vater! Vater!“ rief nun plötzlich das junge Mädchen leidenſchaftlich, indem ſie ihre Arme um den Hals des alten Mannes warf — „Vater, mein guter Vater! — — und dann? — —

— — O mir iſt das Herz ſo voll, als wenn es mir die Bruſt zerſprengen wollte. Es war mir ſchon den ganzen Tag eigen zu Muthe, ich mußte immer tief Athem holen und wußte nicht weßhalb."

„Es iſt der heilige Abend, mein Kind," verſetzte der Großvater mit bewegter Stimme. „Da kann guten Menſchen nur Gutes widerfahren. Und wenn etwas unverhofft kommt, wie das und das, unverhofft kommt in ein Haus, wo Du weilſt, ſo kann dabei nur Segen ſein. — Zünden wir die Lichter an."

„In Gottes Namen denn!" gab Anna zur Antwort, indem ſie den feuchten Blick nach Oben richtete.

„Dürfen wir denn noch nicht kommen?" hörte man die Stimme der kleinen Anna.

Und Max ſetzte hinzu: „Bitte, Tante, bitte!"

Da kam nun der große Augenblick, der Allen, die einmal ſo kleinen lieben Weſen beſcheert haben, unvergeßlich ſein wird, wo man mit einer gewiſſen Haſt die Lichtchen am Weihnachtsbaum entzündet, dann noch einmal Alles überſieht, und nun die Thüre öffnend in die glückſelig leuchteten Augenpaare blickt, in die erwartungsvollen Züge, auf die gerötheten Wangen, auf das ſtrahlende Glück in den lieben Kindergeſichtern. Wie eilen ſie jubelnd hinzu, um Alles mit Einem Blick zu umfaſſen. „O der ſchöne Baum! — Und die goldenen Fahnen!" — „Und das da!" — „Und dieß!" — „Das iſt für dich, Max." — „Und hier für die Anna!" — „Und noch einmal für die Anna!" — „Und das wieder für dich!" — „Und das für mich!" — „O lieber Großvater! o du gute Tante! — Und hier" — rufen alle Drei auf einmal im Tone des höchſten Entzückens aus, „ein

Schlitten mit Pelz und Schellen für uns alle Drei. O Tante! Tante!"

Dieſe aber war nicht wie ſonſt mit freudeſtrahlenden Blicken der Bewegung der Kinder gefolgt; ſie hatte ſich ſtill in die Ecke hinter dem Ofen geſetzt, die Hände vor das Geſicht gelegt und weinte vor tiefer innerer Bewegung. Erſt als der Großvater, der nun auch den Pelzkragen heimlicher Weiſe auf den Tiſch gelegt hatte, zu ihr trat und ihre Hand ergriff, erhob ſie ſich und trat näher.

„Das iſt für Dich," ſagte der alte Herr.

Und dann nahm ſie ihr Geſchenk mit zitternden Lippen; ſprechen konnte ſie nicht, aber weinen deſto mehr.

Der alte Mann legte beide Hände auf den Kopf ſeiner Tochter und ſtrich ihr ſanft über die vollen Haare herab. Dann nahm er, wie um ſich auf andere Gedanken zu bringen, den Pelzkragen aus ihrer Hand, legte ihn um ihren weißen Nacken, und als er ihn vornen zugeneſtelt hatte, bog er ſich etwas zurück und betrachtete ſie mit ſtrahlendem Blicke. „Wie dir das gut ſteht!" ſagte er. Darauf küßte er ſie auf die Stirne, und ſie nahm gerührt ſeine beiden Hände, um dieſelben an ihre Lippen zu drücken. Plötzlich aber betrachtete ſie ſeine Linke genau und fragte haſtig:

„Vater, wo iſt dein goldener Ring?"

„Der —?" gab er verlegen zur Antwort, „ja, den muß ich wahrhaftig verloren haben. — Sei nur ruhig," ſetzte er hinzu, als er ſah, wie ihre Lippen zuckten, „ich verſpreche dir, daß wir ihn wieder finden." Ein tiefer Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt und Anna weinte bitterlich.

Sonſt ſahen die Kinder jede Thräne im Auge ihrer Tante und Pflegerin; jetzt aber achteten ſie nur auf ihre wirklich wunderbaren Weihnachtsgeſchenke, und der Großvater ſchaute nur auf ſeine ſo ſeltſam bewegte Tochter, die abermals ihre Hände um ſeinen Hals geſchlungen hatte und ihr Geſicht an ſeiner Bruſt verbarg. — — —

Und daher kam es denn, daß Alle, die im Zimmer waren, es nicht bemerkt hatten, wie Nachbar Werner leiſe die Thüre öffnete und dann zurücktrat, um zwei Männer in das Zimmer zu laſſen, von denen der Eine raſch einen Schritt vortrat, dann aber wie feſtgebannt ſtehen blieb und ſeine beiden Hände vor die Bruſt drückte.

„Vater! — — Anna! — — O meine guten, guten Kinder!“ Was nun in den nächſten Sekunden hier in dem Zimmer erfolgte, können wir mit Worten nicht beſchreiben, und ſind nicht im Stande zu nennen all' die Ausrufe der Freude, des Entzückens, des namenloſen Glückes. Da war ja der Vater wieder gekommen, der ſchon manchen Weihnachtsabend gefehlt. Da lag er an der Bruſt des alten Mannes, deſſen Thränen nun auch reichlich floſſen; da riß er einmal um's andere und immer wieder die Kinder an ſein Herz, von denen die beiden jüngeren vor dem ihnen fremd Gewordenen ſcheuen wollten, aber von dem jubelnden Karl belehrt wurden, daß das ja der Vater ſei; der liebe, liebe, gute Vater, der weit über's Meer hergekommen, um nun nie mehr fortzugehen. „Nicht wahr, Vater?“

Stumm und mit feuchtem Blicke nickte dieſer mit dem Kopfe, und als er ſich darauf abwandte in tiefem Schmerz, und die bebenden Lippen aufeinander preßte, da war es, weil ihn in all dem Glücke zu heftig die Erinnerung über-

fiel an sie, die wohl vom Himmel auf ihre glücklichen Kinder niedersah.

Und der Andere, der mit dem Vater in's Zimmer getreten? Ob ihn Anna wohl sogleich erkannte? — Gewiß; sie ließ ihm gern ihre Hand, die er mit heißen Küssen bedeckte, und griff seine Worte begierig auf, mochten sie auch noch so abgebrochen und unzusammenhängend erscheinen, als er ihr erzählte, wie er fern von der Heimat durch jahrelangen Fleiß, durch ruheloses Mühen sich sein eigenes, selbstständiges und ein gutes Schicksal geschaffen, wie er jetzt gekommen sei — und nun Alles gut und schön werden müsse und wie er vom heutigen heiligen Abend die allerbeste, die wunderbarste Bescheerung erwarte.

Worin aber diese Bescheerung bestand, geneigter Leser, die ihm denn auch zu Theil wurde, brauchen wir dir nicht auseinander zu setzen, und da die Fortsetzung derselben nicht in unsere Geschichte des Weihnachtsabends einer armen aber glücklichen Familie gehört, so sind wir als gewissenhafte Erzähler verpflichtet, uns schließlich noch dem zuzuwenden, was zu dem heiligen Abend gehört, so der armen Maurerfamilie, die wahrhaftig nicht vergessen wurde, sondern eine Bescheerung erlebte wie nie zuvor.

Was allein vergessen wurde, das war der Kuchenteig hinter dem Ofen; er hatte sich so anmuthig und schwellend erhoben, als er aber sah, daß sich Niemand um ihn bekümmerte, fiel er seufzend wieder zusammen und machte sich ungenießbar. Später kam auch der gewisse Punsch, zu dem Anna den Nachbar Werner eingeladen, wobei dieser denn auch begreiflicher Weise im Kreise der glücklichen Familie saß, das dampfende Glas in der Hand,

gründen und auf glatten Felstreppen niederführte, auch der Blick wegen der hereinbrechenden Nacht schon unsicher wurde, so mußten wir langsamer klettern, was mir für meine Person, ich gestehe es, gar nicht unangenehm war, denn mein Tritt war nicht mehr ganz sicher und es fing an, mir vor den Augen zu flimmern. Ohne Unfall erreichten wir indessen den Klosterhof, wo wir unsern Landsmann wiederfanden, dessen Kopfweh bedeutend nachgelassen hatte, und der nebst vielen Klagen, daß kein Beefsteak aufzutreiben sei, ja nicht einmal ein elendes Huhn zu erhalten wäre, uns mit großer Ruhmredigkeit die Versicherung gab, er habe in Betreff der Zubereitung unseres Essens dem Wirth einige Anweisungen gegeben, die wir nachher nicht vermissen würden. Nun weiß ich nicht, ob diese Anweisungen an sich schlecht waren, oder ob sie der Koch nicht befolgt. Genug, unsere Mahlzeit war sehr mangelhaft, und das Gesicht unseres freiwilligen Kücheninten-danten verlängerte sich zusehends. Zuerst hatten wir weiße Bohnen mit Essig und Oel, dann Reis mit geröstetem Stockfisch, wobei das Ganze sein Bewenden hatte. Doch hielten wir uns an die ungekünstelten Landesprodukte: Brod, Mandeln und Wein, und waren dabei heiter und guter Dinge.

Ehe wir uns in unser Schlafzimmer zurückzogen, machten wir noch einen Gang durch das Kloster und die Ruinen, die jetzt im hellen Mondschein nicht weniger schön als in der Tagesbeleuchtung erschienen. Unser Führer, sowie der Prior, der uns eine gute Nacht wünschte, ersuchte uns, das Zimmer sorgfältig zu verschließen, denn, wie er sagte, triebe sich beständig allerlei verdächtiges Gesindel in den Bergen umher. Die beschwerliche Tour hatte uns übrigens sehr müde gemacht und gab uns einen ruhigen, festen Schlaf, doch erwachten wir glücklicherweise vor Tagesanbruch, um die Sonne glühend roth, prächtig gerade vor unserem Fenster aufgehen zu sehen.

Um sieben Uhr erklangen die Glocken des Klosters ruhig und feierlich durch den schönen klaren Morgen, und mit den ersten

und mit ſeiner uns bekannten Stimme, die jetzt vor Rührung wieder etwas rauh geworden war, den Wunſch ausſprach, daß alle guten und braven Menſchen einen eben ſo ſchönen heiligen Abend erleben möchten.

Haidehaus.

Wenn ich im Buche meines Lebens blättere, was häufig und gerne geſchieht, ſo thue ich das am liebſten auf einem Plätzchen, welches für mich zu dieſem Zwecke ganz beſondere Reize hat. Dieſes Plätzchen iſt auf einer geräumigen Altane meines kleinen Landhauſes, ein lauſchig heimlicher Winkel: auf einer Seite von der Hauswand gebildet, auf der andern von Schlingroſen geſchützt, läßt es mir eine freie Ueberſicht über Berg und Thal, Fluß, Wald und Feld, was ſich Alles wie eine Landkarte vor mir ausbreitet, denn das kleine Landhaus, von dem ich ſoeben geſprochen, liegt auf der Höhe des Berges, beinahe auf der höchſten Höhe, nur gegen Nordweſten ſteigt er noch um einige hundert Fuß mehr empor und iſt dort mit dunkelgrünen Tannen bewachſen, ein reizender Anblick, im Frühling durch die neu ſproſſenden Nadeln hellgrün getupft, ſonſt ſo ſtill und ſchweigſam wie ein ernſter Freund, gegen den man gerne in Gedanken ſein Herz ausſchüttet, und der uns dabei gerade durch ſeine Ruhe und ſeinen Ernſt ſo tröſtend anblickt. Abends wenn die Sonne ſinkt, ruhen ihre letzten Strahlen wie Goldſchaum auf den Spitzen der ſchwarzen Tannen und dann ſcheint der alte Freund uns mild lächelnd gute Nacht zu ſagen.

Nach erquickendem Sommerregen ſpendet er uns die würzigſten Düfte und iſt auf dieſe Art der angenehmſte und freundlichſte Nachbar, den man ſich zu denken vermag.

Unter der Benennung Landhaus muß ſich der geneigte Leſer übrigens kein koſtbares Bauweſen vorſtellen, ein Gebäude, von dem man poetiſch ſagen könnte, auf Säulen ruht ſein Dach, oder weithin ſchimmern ſeine Zinnen — nichts dergleichen. Was ſich allenfalls von dieſem kleinen Landhaus aus der Ferne erblicken läßt, iſt ein hohes und langes mit glänzendem Schiefer bedecktes Dach, unter dem wir alle Behaglichkeit und nicht ohne den nothwendigen Comfort dieſes Lebens zu finden ſo glücklich ſind. Ueber das Dach empor ragt eine Wetterſtange, deren vergoldete Spitze weithin wie ein Stern leuchtet, wann gerade die Sonne darauf ſcheint; daneben iſt ein einfaches Glockenthürmchen, natürlich mit einer Glocke, die Abends luſtig mit einſtimmt, wenn ringsumher von den Kirchthürmen die Zeit des Ave Maria verkündigt wird; den einen Firſt des Daches, gerade über der Altane, von der ich vorhin ſprach, ziert ein gewaltiges Hirſchgeweih.

Unter dem Dache befindet ſich in den zwei Stockwerken vertheilt, eine geräumige und angenehme Wohnung zu ebener Erde; Küche, Dienſtbotenzimmer, Speiſezimmer, ein großer Salon mit allen möglichen Spieleinrichtungen, um die Langeweile eines einſamen Regentages zu verſcheuchen, Fremdenzimmer und dergleichen. Dieſes Erdgeſchoß iſt auf den beiden Langſeiten von Veranden umgeben, die üppig bewachſen ſind mit wildem Wein und Schlingroſen und ſo das Haus bis zum Dache hinauf auf's freundlichſte mit grünen Ranken und leuchtenden Blumen einſpinnen. Gehen wir die Treppe hinauf, ſo kommen

wir in ein Veſtibül, an deſſen rechter Seite ſich unſere Wohn- und Schlafzimmer befinden, während wir links durch ein mäßiges Vorgemach in einen ziemlich breiten Salon gelangen, deſſen breite Flügelthüren uns auf die Altane führen und dort zu dem kleinen Plätzchen, deſſen ich Eingangs erwähnt. Da haben wir nun vor uns ein prächtiges, lang und weit abfallendes wellenförmiges Terrain von der maleriſchſten Mannigfaltigkeit: im Vordergrunde Weinberge, die ſich rings umher an den Höhen hinziehen und deren helles Grün nur dort, wo die Berggelände ſich zu Thälern und Schluchten verengen, vom dunkeln Laube der Eichen und Buchen abſticht, prächtig dunkle Schatten in der weiten ſonnigen Landſchaft bildend, deren Höhen mit alten Thürmen oder Kapellen gekrönt ſind, während tiefer unten aus der ſchattigen Laubmaſſe die ſchlanken Thürme verſchiedener Dorfkirchen hervorleuchten. Ueber einfache Weinberghäuschen, oft in der urſprünglichſten Geſtalt, ſchweift der Blick abwärts, hie und da anhaltend und ausruhend auf wogenden Saatfeldern oder auf glänzend grünen Wieſen, die mit Gruppen von weitäſtigen Bäumen beſetzt ſind, unter deren Schatten buntgefleckte Kühe wiederkäuend liegen. Bis dahin ſehen wir Alles noch recht deutlich, unterſcheiden mit bloßem Auge faſt jede Baumgattung, Gras und die verſchiedenſten Gattungen Getreide. Weiter abwärts aber, wo eine leichte Hügelkette das reizende Panorama durchſchneidet, fangen Bäume und Waldflecken, Fruchtfelder und Wieſen an in einander zu verſchwimmen und erſcheinen uns nur noch als hell und dunkel, als Licht und Schatten, als eine weite grüne Fläche mit gelben und röthlichen Streifen durchzogen, und was wir noch deutlich ſehen, ſind größere Dörfer mit ihren Kirchthürmen, einzelne

leuchtende Landhäuser, ein paar alte Schlösser, die sich in graubrauner Farbe mit ihren zackigen Thürmen von dem grünen Hintergrunde abheben, vor Allem aber den silbernen Faden des Flusses, der sich in den behaglichsten Windungen, einer leuchtenden Schlange gleich, in weiter, weiter Ferne zwischen den dunkelvioletten Höhenzügen verliert.

Wie prächtig liegt das Alles vor uns im hellen Glanze eines Sommertages, wie anmuthig unterbrochen durch die langgestreckten Wolkenschatten, die das malerisch belebte Rundgemälde noch so vielfach verändern, wenn sie langsam vorüberziehen!

Wenden wir jetzt unsere Blicke wieder dem dunkeln ernsten Tannenwalde zu. Seine wie unbeweglich stehende Wand fällt zu unserer Rechten in eine der oben erwähnten Schluchten jäh ab; ein gefährlich anzuschauender Weg, ein Pfad für Menschen, für kletternde Ziegen und zuweilen für die durch einen Gewitterregen wild gewordenen Waldwasser zeigt sich hie und da zwischen dem tiefen Grün und wendet sich unten, wo die Tannen aufhören, im Zickzack eine steile Wiese abwärts, um sich alsdann an den ersten Häusern eines kleinen Dörfchens zu verlieren, das tief unter uns zur Rechten liegt und das wir auf einem steilen Fußpfade in wenigen Minuten erreichen können. Der Kirchthurm dieses Dörfchens ragt aus grünen Obstbäumen anscheinend so nah hervor, daß wir glauben möchten, ihn mit einem tüchtigen Steinwurf erreichen zu können; er hat ein einfaches aber melodisches Geläute, das uns Abends als Zeichen dient, auch unsere Glocke erschallen zu lassen.

Da sitze ich nun und schaue in die Landschaft hinaus,

welche ich für meine Pflicht hielt, dir, geneigter Leſer, in flüchtigen Umriſſen zu ſkizziren, ehe ich es unternehme, dich einen Blick thun zu laſſen in die Vergangenheit meines Lebens. Glaube aber ja nicht, daß du darin welterſchütternde Begebenheiten finden wirſt, oder den Kampf wilder Leidenſchaften, zerriſſene Herzen, viel Jammer und Elend oder dergleichen — gewiß nicht. Zur Erzählung einer ſolchen Vergangenheit würde mir die Umgebung, wie ich ſie dir geſchildert, nicht paſſend erſcheinen; was ich dir berichten will, ſoll dich anheimeln, wie dieſe jetzt vom Abendſonnenſchein beglänzte Landſchaft. Und wenn du von dieſen Blättern den Blick hie und da emporhebſt, ſo ſoll zwiſchen dem, was du darin lieſeſt, und zwiſchen dem, was deine Augen ſehen, kein gar zu großer Unterſchied ſtattfinden. Wahrſcheinlich haſt du an deinem Hauſe auch ein Lieblingsplätzchen, wo du gerne deine Mußeſtunden verbringſt, und ich bin Egoiſt genug, um dir zu rathen, dieſe Blätter mit dorthin zu nehmen, damit dem Einfachen, was ich dir erzählen will, ein behaglicher Hintergrund nicht fehlt, durch deine Ausſicht von eben dieſem, deinem Lieblingsplätzchen. Sei es nun, daß du von dort ein gewaltiges Rundgemälde vor dir haſt, Wald, Fels und Haide in prächtiger Abwechslung, oder ſei es, daß deine Blicke ſich verlieren in einem ſtillen, heiligen Wald oder leicht dahin ſchweben über weite, ſaftig grüne Wieſen, ſich jagend mit bunten Schmetterlingen, ja ſei es auch, daß die Ausſicht von deinem Lieblingsplätzchen durch das Fenſter eingerahmt iſt und was du zu erſchauen vermagſt, nur in einem beſcheidenen Grasflecken und aus grünen wehenden Ranken beſtehe, ſo würde ich dir doch rathen, dort dieſe Blätter zu durchfliegen, hoffend, daß dich die bekannte liebe Umgebung

freundlicher für mich und meine unbedeutende Erzählung stimmen möge.

Die Zeit, von der ich dir berichten will, liegt schon viele, viele Jahre hinter uns und sah damals die Landschaft rings umher noch ganz anders aus, als wie ich sie dir geschildert. An vielen Stellen, wo man jetzt Weinberge sieht, zog sich der Wald noch tief ins Thal hinab, und dort unten, wo die Bewässerungskunst neuerer Zeit vortreffliche Wiesen erschaffen war Haideboden, mit Eriken und Ginster bewachsen. Andere Theile der Landschaft, die heute als Fruchtfelder und Anpflanzungen prangen, waren noch mit dürftigem Grase bewachsen, auf dem Sträucher verschiedener Art wucherten. Damals, wo man noch nicht so gierig war und es sein mußte, jedem Handbreit Boden irgend einen Ertrag abzugewinnen, ließ man dergleichen Allmanden hie und da unangebaut liegen und benutzte sie als Weideplätze, namentlich für Schafheerden. Diese Poesie der Landschaft ist nun in der Nähe größerer Städte gänzlich verschwunden und eine Schafheerde mit dem Hirten, Schäferkarren, Hürde und dem wachsamen Hunde fast ebenso zur Fabel geworden, wie der gelb und rothe Eilwagen, der sich sonst da unten, wo jetzt die brausende Eisenbahn zieht, langsam durch die staubige Landstraße fortbewegte. Hier oben, wo wir gerade sind, war es nun damals so ganz anders, daß Jemand, der nach langen Jahren wieder hieher gekommen wäre, sich verwundert die Augen gerieben und gewiß nicht mehr zurecht gefunden hätte. Mein Haus ist rings von einem ansehnlichen Garten umgeben, den man wohl einen kleinen Park nennen könnte: um uralte Bäume sind Gebüschgruppen angelegt, gut erhaltene Rasen wechseln ab mit Blumenpartieen

und mit Gemüseländern, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und dort hinten am Ende, wo die riesenhaften uralten Nußbäume stehen, stürzt eine muntere Quelle, die in der Mitte des Gartens zu Tage tritt, über Felsstücke in die Tiefe, um sich erst drunten auf einer Wiese, wo sie athemlos, zerstäubt und derb durcheinander geschüttelt ankommt, wieder zu sammeln und von da an leise murmelnd weiter zu rieseln.

Also in jenen Zeiten hieß das hier oben, wo Haus und Garten steht, schlechtweg die Haide, und es war hier nichts zu sehen, als Haidekräuter, mageres Gras, die vorhin erwähnten Bäume, die in Gruppen hie und da vereinsamt standen und die sprudelnde Quelle, die inmitten einer ziemlichen Wasserlache zu Tage trat, umwachsen von Schilf und fleißig benutzt von den Vögeln des Waldes, den hin- und herziehenden Schafheerden, sowie auch von dem Wilde, dem scheuen Rehe und dem edeln Hirsche, die in der Dämmerung sich vorsichtig umschauend, aus dem nahe gelegenen Walde traten, um hier oben an der frischen Quelle ihren Durst zu löschen.

Es ist mir immer ein Räthsel, warum nicht damals schon Jemand auf den Einfall kam, sich hier oben anzubauen, doch war der Drang der Menschen, beim Erscheinen des Frühlings und Sommers, die beengenden Mauern der Stadt zu verlassen, noch nicht so rege geworden, wie heutzutage. Dazumal begnügten die Reicheren sich mit einem kleinen, dürftigen Garten hinter dem Hause, solide Bürger mit einigen Blumenstöcken vor dem Fenster, die mit etwas Phantasie eine grüne Ferne vorstellen konnten, und wer auch das nicht hatte, der

Tönen derſelben, die hier in der Einſamkeit das Herz unwillkürlich weich und empfänglich ſtimmen, kam der gute Prior in unſere Zelle und lud uns ein, der Frühmeſſe in der Kloſterkirche beizuwohnen. Der Chor derſelben lag noch in tiefer Dunkelheit da, nur ſparſam erhellt von den wenigen Lampen am Bilde der Mutter Gottes und einzelnen Kerzen, die ſoeben von Chorknaben angezündet wurden; durch die Fenſter der Emporkirche dagegen ſchwamm ſchon helles, freundliches Morgenlicht in die düſtern, hallenden Räume. Nach der heiligen Handlung überreichte der Prior jedem von uns einige duftende Roſen, die er ſchon früh Morgens gepflückt und bis zu dieſem Augenblick in der Kirche niedergelegt hatte; dann führte er uns auf unſere Bitte nochmals in ſeinen kleinen, mir unvergeßlichen Garten. Gleich ſchön, wie am geſtrigen Tage, erſchien doch Alles wieder anders durch die verſchiedene Beleuchtung; wo geſtern glühendes Licht neben tiefem Schatten gelegen, war heute die Sonne noch nicht hingedrungen und erwartend ihren glänzenden Kuß bedeckte unten die Schluchten und Thäler ein tiefvioletter Duft, feuchte Nebel erhoben ſich langſam und kreiſten feierlich, luftigen Schleiern gleich, um die zackigten Felſen. So ſehr unſer Führer zum Aufbruch drängte, ſo wurde es doch faſt neun Uhr, ehe wir uns losreißen konnten von dem Kloſter des Montſerrat und ſeinem würdigen Prior, der uns liebgewonnen zu haben ſchien. Doch mußten wir deßhalb auch in größter Eile den Rückweg machen, um die Tartane nicht zu verſäumen, die ſeit halb elf Uhr am Fuß des Berges auf uns wartete. Unſer kundiger Führer wußte übrigens allerlei angenehme, geradeausgehende Fußpfade, eigentlich Wege konnte man es nicht nennen, denn es waren meiſtens abſchüſſige Felſen mit Steingerölle bedeckt, auf denen wir indeſſen rutſchend und ſpringend in kurzer Zeit zur Ebene hinabkamen.

In Colbata machten wir eine Raſt, um ein ſehr geringes Frühſtück einzunehmen. Mit Hülfe eines Dictionärs und Vocabulärs kauderwälſchten wir zu unſerem Privatvergnügen ein

benutzte mit den befreundeten Nachbarn gemeinschaftlich eine grün angestrichene Bank vor dem Hause, wo die weiblichen Mitglieder der Familie allabendlich beisammen saßen, um sich von dem unternehmenden stärkeren Geschlechte den Hof machen zu lassen. Zog man doch höchstens an Sonn- und Feiertagen zur Stadt hinaus auf irgend eine blumige Wiese oder in den grünen Wald und glaubte, wenn man am Abend hierauf müde heimkehrte, eine recht weite Reise gemacht zu haben.

Erst die Eisenbahn hat unserem Blute die jetzt Alles beherrschende Unruhe verliehen, die zur Mode gewordene Sucht, die Stadt nach allen Richtungen zu verlassen, sobald das erste Grün sproßt, sobald sich die Lerche hören läßt und der eitle Kuckuk seinen Namen ruft. Da zieht's uns hinaus, hierhin, dorthin: der gefällige Hausarzt verschreibt den Wohlhabenden eine angenehme Bad- und Brunnenkur, und wer das nicht erschwingen kann, bricht sich wenigstens vom süßen Morgenschlafe ab, um saures oder bitteres Wasser in sich hinein zu pumpen und spazieren rennend dessen Wirkungen zu befördern. Ja die Eisenbahnen haben viel verschuldet; sie brachen die Mauern fester Plätze, sie gründeten zahlreiche, belebte Vorstädte, sie füllten Gräben aus, ebneten Wälle und stürzten uralte trotzige Ringmauern, und dann war es gerade, als wenn hierauf die betreffende Stadt aus froher Brust aufgeathmet hätte und der beengenden Schnürbrust entledigt nach allen Seiten übergequollen wäre. Bald schoben sich vorwitzige Häuser und Etablissements aller Art über das Weichbild der Stadt hinaus, neu angelegte Gärten kletterten muthig die Höhe hinan und das einfache Weinberghäuschen da oben aus Stangen

erbaut und mit Winden und Kürbiſſen umrankt, machte nach nicht gar langer Zeit einer hübſchen Villa Platz.

Das iſt aber Alles eine ſpätere Zeit, als jene, von der ich erzählen möchte und wo ich, ein wilder Burſche von zehn Jahren, hier oben auf der Haide beſſer zu Hauſe war, als drunten in der Schule des Dorfes. Ich habe Euch den Weg geſchildert, der von dem dunkeln Tannenwalde herab in eben jenes Dorf führte und den ich Morgens meiſtens ſingend hinabſprang, um früher die dunkle Schulſtube zu erreichen, als der alte grämliche Lehrer, ein kränklicher Mann, der das Unglück hatte, ſchlecht zu ſchlafen und dann ſeine üble Laune an Allen, welche zu ſpät kamen, ausließ. Da ſaßen wir zuſammen unſerer dreißig bis vierzig, lauter kleine wilde Knirpſe, wie eingefangene Waldvögel, und ſtatt die große ſchwarze Tafel anzuſchauen, wo die ernſten Muſter von M und N des Lehrers förmlich hohnlachend ſtanden neben den vielen verunglückten Verſuchen, ſchielten wir lieber hinaus durch das kleine Fenſter der Schulſtube nach dem lieben Walde und dachten der unzähligen Freuden, die uns die Streifereien durch denſelben gewährt. Dabei zeigten wir einander auch verſtohlen die Schätze, die wir mit hereingebracht, als ein Vogelneſt, eine Hand voll Eicheln, einen ſeltſam geformten Tannenzapfen oder eine bunt gefleckte Raupe — naturwiſſenſchaftliche Studien, welche uns manchen Klaps eintrugen.

Wenn ich dem geneigten Leſer weiter ſage, daß ich nach beendigter Nachmittagsſchule wieder in den ſtillen, düſtern Wald hinaufſtieg, froh und heiter nach vollbrachtem Tagewerk, ſo kann er daraus entnehmen, daß ich droben irgendwo zwiſchen den ſchwarzen Tannen wohnte. Und ſo war es auch. Wie

begrüßte ich aufwärtssteigend jedesmal meinen Eintritt unter das Dunkel der Waldrieſen mit einem lauten Halloh! welches mir das weithin ſchallende Echo zurückwarf; dann ging es aufwärts, nicht immer gerade ſehr eilig, ſondern meiſtens mit ziemlichen Ruhepunkten und Unterbrechungen: hier lockte mich eine Waldblume oder ein ſeltſam geformter Pilz, Wald- und Heidelbeeren, dort ein ſchillernder Schmetterling, der wie abſichtlich vor mir herumtändelte und mich immer tiefer in den Wald hineinlockte. Doch hatte das außer dem Zeitverluſt hier für mich keine Gefahr, denn ich kannte Wege und Stege auf Stunden im Umkreiſe wie meine Taſche. Wie feſſelte mich damals das Durchbrechen eines edeln Hirſches oder eines Rudels von Rehen, wie nahm ich ſchon damals mechaniſch mein Lineal an den Backen, um dem flüchtigen Wilde eine Kugel nachzuſenden. Wie viel Zeit koſtete es mich nicht von der Ahnung eines Vogelneſtes, bis der Thatbeſtand feſtgeſtellt war, ob, was, wo und in welches Stadium die Bewohner deſſelben bereits getreten ſeien. Dabei kann ich mir ſelbſt das ehrenvolle Zeugniß geben, daß ich nie ein Neſt mit jungen Vögeln ausgenommen habe; wozu auch? gehörten doch alle, die flügge dem Neſte entflogen, zu meiner Walddomäne, zu dem rieſenhaften Käfig, deſſen Eckpfoſten aus hundertjährigen Stämmen beſtanden und der mit einem Stücke blauen Himmels zugedeckt war. Dem entflogen ſie nicht, und hatte ich ſie, wo ich ſie gerade wollte; mochte ich hie und da auf dem weichen Moos oder im Schatten einer weitäſtigen Eiche oder am Rande eines murmelnden Baches liegen, ſie waren überall um mich her, die gefieberten Sänger, und ließen ſich trillernd und jubilirend hören.

Einen längeren Ruhepunkt machte ich jedesmal, wann ich an eine Waldlichtung kam, von wo aus ich die Haide, auf der jetzt mein Haus steht, am deutlichsten übersehen konnte. Da setzte ich mich gewöhnlich auf einen Baumstumpf, blickte gerne und lange hinüber und pfiff die Jägerfanfare vor mich hin, vor Allem die kräftig schmetternde Weise des Hallali. War ich doch schon oft dabei gewesen und gerade auf jenem Platze, wo die Jägerbursche des gnädigen Herrn ihre weitgekrümmten Hörner an den Mund nahmen und heitere Jägerweisen bliesen, wann dort an der Quelle nach stundenlanger Jagd gerastet und gefrühstückt wurde. Meistens trennte ich mich ungern von diesem Platze, aber am Ende mußte es doch sein, um nicht zu spät nach Hause zu kommen. Bald war nun die Höhe des Waldes erreicht; ich schritt dann noch eine Zeitlang eben fort auf einem Boden so weich wie ein Teppich durch Moos und herabgefallene Nadeln, die ihn bedeckten, um darauf nach einem zweiten Halloh der Freude auf die Hochebene hinauszutreten, wo am Rande des Waldsaumes hochgelegen mit einem weiten, weiten Ueberblick über ein prächtiges Stück Erde, das mir damals die ganze Welt zu sein schien, ein stattliches und uraltes Schloß vor mir lag — meine Geburtsstätte, meine Heimath.

Der Anblick desselben mit seinen hohen Mauern, seinen gezackten Giebeln, seinen Erkern und Terrassen werde ich nie vergessen, so alt ich auch werde, und wenn ich malen könnte, würde es mir ein Leichtes sein, es in allen Licht- und Wetterverhältnissen jetzt noch auf das Papier zu werfen. Sein Anblick war immer gleich schön und erhaben, mochte es nun dastehen schraffirt von strömendem Regen oder wann der Wind

ſchwarze Wolken über ſeine hohen Thürme dahinjagte und die Wetterfahnen auf den Dächern umherwirbelten, daß ſie ſchmerzlich aufkreiſchten, mochte es vor mir liegen nach einem erfriſchenden Regen, mit glänzenden abgewaſchenen Mauern oder ſo unbeſchreiblich ſchön im Abendſonnenglanz, mochte ich es erſchauen in der melancholiſchen Färbung eines Spätherbſttages oder im tiefen Winter, ſtattlich aufgeputzt durch die weißen Schneemaſſen, welche ſeine Umriſſe ſo ſcharf hervortreten ließen und die Form der Erker und Giebel ſo beſtimmt zeichneten.

Halloh! halloh!

Ja, da war ich zu Haus und ſah ſchon von weitem die Fenſter unſerer Wohnung in einem dicken Thurme neben dem hochgewölbten Eingangsthore. Auch wußte ich, daß jetzt ein paar Augen nach mir ausſchauten und daß im nächſten Momente die Geſtalt meiner guten Mutter erſcheinen würde, am Fenſter ſtehend, um nach ihrem Lieblinge zu ſpähen. Bald war ich angelangt unter dem Thorbogen, und nachdem ich die mir freundlich entgegenkommenden Jagdhunde gepätſchelt, ging es die kleine Wendeltreppe hinauf in das runde Zimmer, wo ich mich hungrig und durſtig an dem alten Tiſche niederließ, und wo ich nun der guten lieben Mutter vom vergangenen Tage erzählen mußte, was ich denn auch mit einer Wichtigkeit that, als hätte ich eine Reiſe um die halbe Welt gemacht.

Wenn ich die vorliegenden Blätter haſtig überfliege, ſo ſehe ich leider ein, daß das Alter geſchwätzig wird; hatte ich mir doch vorgenommen, einfach von meinem Lieblingsplätzchen zu erzählen, und wollte nur, um ſagen zu können, wie es dazu geworden, meine Vergangenheit dem Leſer in flüchtigen

Umriſſen vorführen und habe ihn ſtatt deſſen zu Feld- und Waldpromenaden veranlaßt; doch will ich mich beſſern und ganz einfach ſagen, was und wie meine Stellung auf dem Schloſſe war.

Daſſelbe gehörte dem hochgebietenden Herrn von und auf Rauhenſtein. Für die Ahnen des damals noch lebenden Beſitzers, ja noch für ſeinen Großvater war der Titel „hochgebietender Herr" kein leerer geweſen, denn die Rauhenſteiner früherer Zeit konnten mit Stolz ſagen, daß beinahe alles Land, welches ſie von der Zinne ihres Wartthurms überſchauten, ihnen zu eigen gehörte und wenigſtens zins- oder lehenspflichtig war. Dieſer Umfang ihrer Macht und Herrlichkeit war aber nun durch Kriegsjahre, durch Unglücksfälle aller Art, auch durch Verſchwendung und ſchlechte Wirthſchaft immer kleiner und kleiner geworden und als der jetzige Herr ſeine Erbſchaft antrat, da reichten auf der Südoſtſeite die Aecker und Wieſen, welche ihm gehörten, kaum noch bis zum Fuße des Abhangs, auf dem das Schloß ſtand, und er pflegte zuweilen kopfſchüttelnd zu ſagen: Wenn das ſo fort geht, ſo wird mein Schloßberg ſich die Füße unten am Waſſer erkälten und ich an einem koloſſalen Schnupfen zu Grunde gehen. Doch tröſtete er ſich damit, daß ihm gegen Weſten ausgedehnte, wenngleich mit Schulden belaſtete Waldungen verblieben, was ihm die Hauptſache war, denn er trieb das edle Waidwerk mit einer Leidenſchaft und Ausdauer, die ſelbſt für glänzendere Verhältniſſe gefahrbringend geweſen wäre. Es war das damals ſchon nicht mehr die glänzende Zeit für das edle Waidwerk, wo der Bauer ſich zu den Treibjagden ohne zu murren oder unentgeltlich heranbefehlen ließ oder wo das Wort Wild-

ſchaden noch nicht zum praktiſch klingenden Begriff für dieſelben geworden war. Da nutzte es nichts, daß der Herr von Rauhenſtein mit den ſchweren Jagdſtiefeln an den Füßen, fluchend und polternd in ſeinem großen Saale auf und abſchritt, wenn ſein Oberförſter ihm achſelzuckend gewiſſe Papiere vorlegen mußte. Das Alles und noch weit mehr erfuhr ich ſchon als Knabe, denn eben jener Oberförſter war mein Vater geweſen — geweſen, ein trauriges Wort, das ich leider nicht auf die heutige Zeit beziehe, ſondern ſchon auf jene, wo ich von meiner Jugend ſpreche, denn mein Vater ſtarb, als ich kaum acht Jahr alt war und zwar bei einem Unfall auf der Jagd, deſſen Einzelnheiten ich erſt ſpäter erfuhr und aus denen ich's herleitete, daß der Herr von Rauhenſtein nicht nur meine Mutter mit Bezug ihres ganzen Einkommens bei ſich behielt, ſondern daß er mich auch ſo freundlich und wohlwollend als möglich und wie einen Familienangehörigen behandelte. Daß mir dies von ſeiner Seite übrigens viel Herzlichkeit eingetragen hätte, kann ich gerade nicht ſagen, denn hiezu ſtimmte ſeine Gemüthsart nicht. Er war ein rauher, finſterer Charakter, deſſen düſtere Miene ſich nur dann einigermaßen aufheiterte, wann er ſich in den Sattel ſchwang, um in den Wald hinaus zu ziehen. Früher ſei er anders geweſen, erzählte mir häufig meine Mutter; er hatte ſeine geliebte Frau nach kaum einjähriger Ehe und nachdem ſie ihm eine Tochter geſchenkt, verloren, eine liebenswürdige, ſanfte und geſcheite Frau, die ihn vortrefflich zu behandeln wußte und mit Erfolg angefangen hatte, ſeine rauhe Außenſeite etwas zu mildern. Sie vermochte es über ihn, daß er wenigſtens bei ſchlechtem Wetter zu Hauſe blieb, und hatte ihn bald ſo weit gebracht, daß er

ihrem Klavierſpiel aufmerkſam zuhörte, daß er ſich vorleſen ließ, und daß er ſogar im Winter bei ſtrengem aber nach ſeinen Begriffen herrlichem Jagdwetter eingeſtehen mußte, ſich nicht gerade gelangweilt zu haben, wenn er, ſtatt in den Wald hinauszuziehen, mit ſeiner Frau einen kleinen Spaziergang gemacht hatte, oder ſie ihm Geſchichten erzählte, die er, aus einer kurzen Pfeife rauchend, nicht nur gnädig aufnahm, ſondern auch zuweilen mit einem kurzen Lachen belobte, das allerdings wie Knurren und Murren klang.

Da kam der unerbittliche Tod und warf ihn wieder zurück in die alten Fehler und Gewohnheiten. Meine Mutter nahm ſich mit herzlicher Liebe des kleinen Mädchens an, und der Herr von Rauhenſtein, der Wichtigeres zu thun hatte, ließ ſie nicht nur ſchalten und walten, ſondern zeigte ſich auf ſeine Art ſo erkenntlich als möglich, indem er, ſo oft er ſich Zeit nahm, ſeine Tochter flüchtig zu betrachten und ihr Gedeihen zu bemerken ſchien, mit dem Kopfe nickte und zu meiner Mutter ſagte: „Danke, Madame," und das war ſchon ſehr viel von ihm. Es hatte auch ſeinen beſonderen Grund, daß er in der Anrede an ſie das Wort Madame gebrauchte, während er ſonſt ſeine Beamten wie ſeine übrige Dienerſchaft einfach mit ihrem Familiennamen anredete und bei den meiſten das vertrauliche oder hochmüthige Du anwandte. Meine Mutter war nämlich aus einer adeligen, aber ſehr armen Familie, in deren Augen ſie durch die Heirath mit meinem Vater eine große Mesalliance eingegangen hatte.

Die Tochter des Herrn von Rauhenſtein hieß wie ihre Mutter Ludmilla, und ich, der ihr die Anfangsgründe des Gehens und Sprechens beigebracht, blieb von da an ihr un-

zertrennlicher Spiel- und Jugendgefährte. In ihren erſten Lebensjahren war ſie ein ſchwächliches, ja kränkliches Kind, hatte ein blaſſes, hageres, ja eingefallenes Geſichtchen, mit großen ſchönen Augen, welche ungemein glänzend waren und Einen faſt geſpenſterhaft anſchauten, ein Ausdruck, der noch vermehrt wurde durch ihre ſchwarzen, ſcharfen, feingezeichneten, hochgeſchwungenen Brauen, was den Ausſpruch ihrer Wärterin rechtfertigte, welche häufig zu ſagen pflegte, das ganze Geſicht des Kindes beſtände nur aus ein Paar Augen.

Ludmilla war meiner Mutter und mir außerordentlich anhänglich und zugethan und ſah unſere kleine Wohnung für ihre Heimath an, war den ganzen Tag bei uns, theilte unſere kleinen Mahlzeiten und freute ſich ſichtlich auf mich, ihren Spielkameraden, wann ich aus der Schule kam und mich nun mit ihr in Feld und Wald umhertreiben konnte. Dagegen hatte Herr von Rauhenſtein nichts einzuwenden, ja, er ſchickte uns häufig mit einem Diener in den Wald hinaus, weil ihm der Arzt geſagt hatte, daß ſich die zarte Geſundheit ſeiner Tochter am beſten in der kräftigen, friſchen Berg- und Waldluft ſtärken könne. Und ſo war es auch. Als nun Ludmilla 6—7 Jahre alt geworden, brauchte man für ihre Geſundheit nicht mehr beſorgt zu ſein und wenn ſie auch fein und ſchlank blieb, ſo lag doch ein roſiger Schimmer auf ihren Wangen und ihr Körper war ſo kräftig geworden, daß ſie es mit den ſtärkſten Kindern ihres Alters aufnehmen konnte, denn ich muß geſtehen, daß ſie unter meiner ſpeziellen Leitung und bei unſern Berg- und Waldpartien ſo wild und ausgelaſſen geworden war, daß ſie keine Anſtrengung und Gefahr ſcheute, daß ſie im Rennen, Klettern und dergleichen es den wildeſten Buben gleich that

und dabei eine Energie entwickelte, die mich entzückte. Wenn sie heftig mit ihren kleinen Füßen auftrat, oder Einem die schwarzen Augen blitzend zuwandte und sagte: „ich will," so konnte man sich darauf verlassen, daß auch wirklich nichts im Stande war, sie zum Nachgeben zu bewegen.

Wenn sich auch der Herr von Rauhenstein über das kräftige Temperament seiner Tochter freute, so fing er doch an einzusehen, daß man von einer jungen Dame ihres Standes eine andere Erziehung erwarten dürfe als die bis jetzt, besonders durch meine Beihülfe genossene, und so erschien denn an einem schönen Abend — wir saßen gerade am lodernden Kaminfeuer in der großen Halle des Schlosses, meine Mutter, Ludmilla und ich, wo ich ihr von gefährlichen Jagden erzählen mußte, von Kämpfen mit Ebern und wilden Bären, die imaginäre Jäger siegreich bestanden, wobei der Herr von Rauhenstein, aus seiner kurzen Pfeife schmauchend, auf und abschritt und zuweilen mit seinem mürrischen Lächeln stehen blieb, um in die glänzenden Augen seiner Tochter zu schauen, die ihre Blicke fest auf mich, den Erzähler, geheftet hielt — da erschien durch die langsam geöffnete Thür schreitend, eine hohe, hagere, schwarze Gestalt, die wir anfänglich mit nicht geringem Erschrecken für irgend eine spukende Ahnfrau des Hauses hielten. Sie ging feierlich auf den Herrn von Rauhenstein zu, übergab ihm ein Schreiben, welches er durchlas und sich dann die schwarze Gestalt von oben bis unten betrachtete.

Es war Fräulein Schartig, die ihm aus der Stadt empfohlene Erzieherin seiner Tochter. Wie rückten wir fast ängstlich zusammen, als der Herr von Rauhenstein sie mit meiner Mutter bekannt gemacht und sie sich nun zu uns an den Kamin

entſetzliches Spaniſch mit der Wirthin und ihren beiden Töchtern; nur Horſchelt nahm keinen Theil an der Unterhaltung, wogegen er dem Frühſtück eifriger zuſprach, was endlich die Wirthin zu der Frage veranlaßte: ob er nicht auch irgendein Wort ſpaniſch wüßte, worauf ich ihr entgegnete: es ſei eigentlich traurig für uns, aber, wenn man die Umſtände kenne, verzeihlich, daß er uns mit der Sprache ſo im Stich laſſe, indem er doch ein Spanier ſei und noch dazu aus Madrid, der aber der Dame ſeines Herzens das Gelübde gethan, ſich auf ſeinen Reiſen nie mit einem andern weiblichen Weſen zu unterhalten.

Heute Morgen that uns der Poſtmeiſter von Eſparraguera die Ehre an, eigenhändig die Tartane zu lenken, welche uns dahin zurückbrachte. Der Omnibus dort war ebenſo beſetzt, wie auf der Herfahrt; im ſauſenden Galopp fuhren die Maulthiere mit uns davon, daß das Wagengeſtell krachte; es war ganz dieſelbe Geſchichte, wie geſtern Nacht, nur daß wir am hellen Tage die Mühſeligkeiten und das Reiſeungemach mit fröhlicherem Muth ertrugen. Der Mayoral rauchte eine Cigarre um die andere, der Zagal flog auf und ab und erwies jedem der Maulthiere mit Steinen und Peitſche tauſend kleine Aufmerkſamkeiten. Uebrigens fuhren wir langſamer als in der Nacht, denn die Straße war bedeckt mit Fuhrwerken aller Art; hochaufgepackten Karren mit ſechs, acht, zehn Maulthieren beſpannt mußten wir bald rechts, bald links ausweichen, Poſtwagen, in dichte Staubwolken eingehüllt, raſten an uns vorüber, um im tollen Wetteifer unſeres Zagals mit dem andern gleich darauf wieder von uns überholt zu werden. Je näher wir Barcelona kamen, um ſo maleriſcher war die Straße belebt, dazu kamen die Fußgänger mit der rothen und blauen Manta, einzelne auf ſchönen Pferden vorbeigalopirende Bauern, Weiber mit buntfarbigen Kopftüchern und hie und da Navarreſen, ſchöne, kräftige Geſtalten mit der rothen oder weißen Boina auf dem Kopf, in brauner Jacke, eine farbige Decke auf der linken Schulter und einem hellen Gürtel. Auch ent-

ſetzte. Alles an ihr war eckig und hager, von den Füßen bis zum Kopfe, ſo zwar, daß die ſteifen ſchwarzen, drohend auseinander ſtehenden Spitzen ihrer Haube wie eine gelungene Fortſetzung ihrer Haare ausſahen. Am ſpitzigſten aber erſchien uns ihre lange Naſe, die den grauen ſtechenden Augen als Vorbohrer zu dienen ſchien, denn wenn ſie mit Jemand ſprach, ſo drehte ſie demſelben zuerſt langſam das knöcherne Riechwerkzeug zu, und wann ſie hierauf die grauen Augen langſam aufſchlug, ſo meinte man, ſie wiſſe jetzt ganz genau unſere geheimſten Gedanken. Dazu hatte ſie eine klangloſe Stimme, und als ſie nun ſo vor uns ſaß, von der lodernden Kaminflamme ſcharf beleuchtet und auf ihrem Geſichte nichts als grelles Licht und tiefer Schatten zu ſehen war, gar keine weichen Mitteltöne, da fürchtete ſelbſt ich mich vor ihr, und als ſie mich nun aufforderte, in meiner Erzählung fortzufahren, da wollte mir durchaus nichts anderes einfallen, als das Märchen von der böſen Waldhexe, welche die armen verirrten Kinder in den Stall ſperrte, um ſie fett zu machen. Doch ließ ſie mich mein Märchen gar nicht zu Ende bringen, ſondern ſagte in kurzem und ſehr entſchiedenem Tone: „Genug! ſo was muß man den Kindern nicht erzählen, davor fürchten ſie ſich.“ Nun hatte ſich aber Ludmilla vor der Erzählung meiner Märchen und Jagdabenteuer nie ſo gefürchtet, wie jetzt vor der Erzieherin, das ſah ich wohl an der Art, wie ſie ſich an mich ſchmiegte und an dem furchtſamen Ausdruck ihrer großen glänzenden Augen.

Dieſe Scene habe ich nur deshalb ſo ausführlich geſchildert, weil ſich mit ihr, d. h. mit dem Eintreffen der Gouvernante, das Leben im Schloſſe, namentlich was uns drei anbelangte, vollkommen änderte. Fräulein Schartig nahm meine kleine

Geſpielin, wie das auch wohl nicht anders ſein konnte, vollkommen in Beſchlag und bewachte mißtrauiſch jeden Beſuch, den Ludmilla meiner Mutter machte, ja, jedes Wort, das ſie mit ihr oder mit mir ſprach. Sie hätte überhaupt gern am liebſten allen Verkehr des Mädchens mit uns abgeſchnitten, doch litt das Herr von Rauhenſtein nicht, und als ſie einmal von dergleichen unpaſſenden Beſuchen ſprach, ſagte er ihr ziemlich barſch: „Was Madame anbelangt — damit meinte er meine Mutter — ſo hat ſie bis jetzt Mutterſtelle an meinem Kinde vertreten und kenne ich dieſelbe beſſer als Sie; auch weiß ich, was ich von derſelben zu halten habe und wünſche ſogar ſehr, daß ſie ſich auch ferner um Ludmilla bekümmere. Pflegen Sie das Geiſtige in meinem Kinde und Madame kann ſich wie auch bisher, um das körperliche Wohl derſelben bekümmern: ſo hat Jedes, ſetzte er mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln hinzu, den Theil, der ihm zukommt.

Auf mich hatte die alte Erzieherin gleich von Anfang einen ungegründeten Groll geworfen; es ſchien ihr unpaſſend, daß mich der Herr von Rauhenſtein häufig an ſeinen Tiſch einlud, daß er mich mit ſich in den Wald nahm und daß er mir, ſo jung ich auch noch war, zuweilen die Anordnungen zur Treibjagd überließ; doch darf ich trotz aller Beſcheidenheit ſagen, daß ich im Alter von ſechzehn Jahren etwas davon verſtand; vielleicht hatte ich das Geſchick zu allen körperlichen Uebungen von meinem guten Vater ererbt; ich ritt mit einer Kühnheit, die ſelbſt dem Herrn zuweilen ein Lächeln abnöthigte, und wenn er mich mit einem ſchwierigen Schuß auf die Probe ſtellte, ſo beſtand ich meiſtens mit Ehre.

Was aber die Erzieherin am unangenehmſten berührte,

war die Anhänglichkeit der kleinen Ludmilla an mich und die Sorgloſigkeit, mit der der Vater ſie mir anvertraute bei Spaziergängen in Wald und Haide, und daß er es gern ſah, wenn ich zu Fuß oder zu Pferde den kleinen Pony begleitete, auf dem ſie mit Leidenſchaft zu reiten pflegte. Wie glücklich fühlte ſich das Kind und wie jauchzte ſie auf, wenn wir auf dem weichen Moosboden des ſchattigen Waldes dahingalop-pirten! Der Herr von Rauhenſtein hätte aber auch ſein Töchterchen keinem beſſeren Schutze als dem meinigen anver-trauen können, denn ich hätte eher mein Leben gelaſſen, ehe ich geduldet haben würde, daß dem Kinde etwas geſchähe. Wenn wir auch die ganze Hochebene, auf der das Schloß lag, zu unſeren Spazierritten benutzen konnten, ſo gab es doch einen Weg, den wir vor allen gerne verfolgten, das war der, auf dem man über den Höhenzug hin auf einem weiten Um-kreiſe die Haide erreichte, wo jetzt mein Haus ſteht. Da mußte ich ſie von ihrem Pferde herabheben und wir ſetzten uns neben einander an die klare Quelle, wobei ſie, mit leuch-tenden Augen um ſich ſchauend, etwas Backwerk verzehrte, das ich für ſie mitgenommen, und dann aus einem kleinen ledernen Becher von dem friſchen Waſſer trank. — Ach jener Becher! dort im Salon in dem kleinen Glasſchranke befindet er ſich als das Koſtbarſte unter den Koſtbarkeiten, die ich habe. Kehrten wir von unſeren Spazierritten zurück, ſo empfing uns die Erzieherin mit ſaurer Miene und wenn der Herr von Rauhenſtein zufällig hinzutrat und das ſah, ſo pflegte er mit ſeinem eigenthümlichen heiſeren Lachen zu ſagen: „Schade, daß Sie nicht reiten können, Fräulein Schartig; es müßte

sich ausgezeichnet machen, wenn Sie Ludmilla zu Pferde begleiteten."

Neben der Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen hatte ich nicht versäumt, in der Dorfschule zu lernen, was es dort zu lernen gab; ich konnte gründlich rechnen und schreiben, und der alte Lehrer, der mich gut leiden konnte, hatte auf mich eine Idee von Latein und das Bischen Französisch und Englisch, das er selbst konnte, übertragen — vererbt, wie er oft wehmüthig lächelnd zu sagen pflegte, hinzusetzend: „damit du später von deinem Lehrer sagen kannst, er habe eigentlich mehr gekonnt, als bis an sein Lebensende der Knabenschule dieses armseligen Dörfchens vorzustehen." — Dort unten auf dem kleinen Friedhofe, er schmiegt sich an den Berg jenseits des Orts und man sieht ihn mit seinen steinernen Kreuzen deutlich von meinem Lieblingsplätzchen aus, ist sein Grab — das Grab eines armen Schullehrers, und würde schon lange vergessen und zertreten sein, wenn ich ihm nicht auch äußerlich ein Zeichen meiner dankbaren Erinnerung gegeben hätte, denn schon als Knabe schmückte ich seinen Grabhügel mit einem kunstlosen Holzkreuz und jetzt zeigt ein kleiner hübscher Stein seinen Namen, sein Alter und den Tag seines Todes.

Um in meiner Erzählung fortzufahren und wieder oben anzuknüpfen, fand es Fräulein Schartig für unpassend, daß ein großer herangewachsener junger Mensch wie ich, ohne alle Beschäftigung im Schlosse wäre und meinte, sich freundlich gesinnt stellend, man müsse doch auch für meine Zukunft sorgen. Die hatte ich mir aber so vorgestellt, als wenn ich hier im Schlosse so nach und nach in die Beschäftigungen und das Amt meines verstorbenen Vaters hineinwachsen würde, und ich glaube

faſt, der Herr von Rauhenſtein hatte es ſich ebenfalls ſo gedacht, wenn man ihn nicht eines Anderen und für mich Beſſeren belehrt hätte.

„Siehſt du, mein Junge,“ ſagte er eines Tages, „es iſt für dich nothwendig, daß du jetzt einmal lernſt, wie anderer Leute Brod ſchmeckt — gewiß nur zu deinem Beſten,“ ſetzte er mit aufgehobenem Zeigefinger hinzu, „denn was mich anbelangt, ſo könnte es mir ſchon recht ſein, wenn du hier bliebeſt und ich einen tüchtigen Förſter aus dir machte; doch man muß in die Zukunft blicken, und wenn ich das thue — in die meine wie in die deine, ſo ſehe ich klar, daß du hier keine Zukunft haſt. Ich fange nachgerade an älter zu werden als mir lieb iſt; einen Sohn habe ich nicht,“ ſetzte er mit einem trüben Blicke hinzu, „und ſo ſtehen denn die Lehensgüter der Rauhenſtein auf zwei Augen, die ſich über Nacht ſchließen können. Und was dann, mein Junge? Dann kommt hier ſo eine neumodiſche Wirthſchaft, die Wälder werden ausgehauen, die edeln Hirſche niedergeſchoſſen, und wenn mein Nachfolger vielleicht noch weiß, wie man ein Gewehr ladet und losſchießt, ſo wird er das höchſtens noch an einem armen Rehbock oder an einem ſchüchternen Haſen verſuchen, die er ſich hertreiben läßt; da wird dann von einem Förſter nach unſerem Schnitte keine Rede mehr ſein. Deßhalb ſollſt du dich etwas Praktiſcherem zuwenden, etwas,“ ſagte er mit einem Seufzer, „zu dem am Ende ich auch noch greifen muß, wenn ich lange lebe, zum Lichten dieſer herrlichen Wälder — im Holzhandel ſollſt du dich beſchäftigen. Das iſt unter allen Geſchäften, die ich kenne, noch eines von denen, wo man wenigſtens in friſcher Waldluft zu thun hat und iſt mit der edlen Jägerei verwandt.

Wenn nicht jeder alte Baum, der gefällt wird, einem alten Waidmanne wie ich bin, schwer auf's Herz fiele, so könnte ich es mir allenfalls annehmbar denken, beim Schlage der Axt durch den Wald zu reiten und die Riesen, die nun doch einmal fort müssen, auf richtige Art fällen zu sehen, wann sie der schäumende Waldbach hinabspült, einen zum andern in das Thal, wo sie der Fluß aufnimmt und sie dann weiterführt, Gott weiß wohin!"

Ich sah ein, daß er Recht hatte, und mußte ihm dankbar dafür sein, daß er sich um mich bemühte und mich auf eine gute Art unterbrachte, doppelt dankbar aber war ich ihm, daß mein neuer Bestimmungsort nicht zu weit vom Schloß Rauhenstein entfernt war, welches ich auf schmalen Waldespfaden tüchtig ausschreitend, in ungefähr sechs Stunden erreichen konnte.

Wenn auch meiner guten Mutter der Abschied von mir schwer zu Herzen ging, so sah sie doch die Nothwendigkeit ein und fügte sich in's Unvermeidliche, wogegen es Ludmilla durchaus nicht in ihr Köpfchen wollte, daß ich mich vom Schlosse entfernen und nicht mehr, wie oben angedeutet, ihr Gefährte sein sollte. Bei ihren rührenden Klagen hierüber machte Fräulein Schartig ein recht saures Gesicht, und als das kleine Mädchen hierauf mit ihrer gewöhnlichen Entschiedenheit verlangte, mich wenigstens bis zur Haide drunten begleiten zu dürfen, erklärte sie diese Forderung für absurd und erlaubte nur nothgedrungen eine Appellation an Herrn von Rauhenstein, die aber zu ihrem großen Aerger günstig für das Verlangen Ludmillas ausfiel. Auch setzte es die Kleine durch, daß sie neben mir her auf ihrem Pony reiten durfte

und ſchloß ſomit die Gouvernante vorbedachter Weiſe um ſo mehr von ihrer Begleitung aus, als ſich meine Mutter es als eine Gunſt ausbat, ebenfalls bis zur Haide mitgehen zu dürfen.

So zogen wir Drei denn an einem ſchönen Frühlingsmorgen von dem Schloſſe hinweg und der Herr von Rauhenſtein hatte mich bis unter den Thorbogen begleitet. Dort reichte er mir ſogar ſeine beiden Hände und ſagte mit einem herzlicheren Tone als man wohl ſonſt an ihm gewohnt war, als er meine Augen verdächtig blinkern ſah: „Du brauchſt dir nicht das Herz ſo ſchwer zu machen; hoffentlich ſehen wir uns ja bald wieder und je tüchtiger du dein Geſchäft lernſt und je bälder du im Stande biſt, einer Waldwirthſchaft vorzuſtehen, deſto willkommener wirſt du mir ſein. Auch gehſt du ja nicht ſo weit, daß du nicht hie und da deine Mutter beſuchen könnteſt, was auch mich jedesmal freuen wird, — alſo Gott befohlen!“ —

Die Kleine legte mir ihr Händchen auf die Schulter und meine Mutter ging an der andern Seite, mancherlei Herzliches in mich hineinſprechend, wie es Mütter zu thun pflegen, die ihren einzigen Sohn zum erſten Male von ſich laſſen. Wäre ich allein fortgegangen, ſo würde ich mich wahrſcheinlich hundertmal nach dem alten Schloſſe umgeſchaut haben; da mich aber Alles begleitete, was mir lieb und theuer war, ſo fiel es mir gar nicht ein, ſtehen bleibend ſehnſüchtige Blicke rückwärts zu ſchicken.

Ich werde der Stunde nie vergeſſen, als wir Drei ſo dahin zogen, und iſt ſie auch bis jetzt ſo wenig aus meinem Gedächtniß verwiſcht, daß, wenn ich jenen Weg wieder mache

— was zuweilen geſchieht — mir faſt die gleichen Worte, welche die Beiden zu mir ſprachen, ſo lebendig einfallen, als ſei es erſt geſtern geweſen: es war ein Wechſelgeſpräch voll Herzlichkeit und mütterlicher Liebe. So langſam wir aber auch dahin gingen, ſo kamen wir doch endlich auf der Haide an, wo wir uns eine Zeit lang an der Quelle niederſetzten, ehe es förmlich an's Abſchiednehmen ging. Meine gute Mutter küßte mich unter reichlichen Thränen und Ludmilla ſchlang ihre Arme um meinen Hals und weinte ſo bitterlich, daß es mir gewiß nicht zu verübeln war, daß mir ebenfalls die dicken Tropfen über das Geſicht liefen. Endlich riß ich mich los, küßte Beide noch einmal tüchtig und ſprang alsdann haſtig davon, indem ich ihnen ſo oft „lebt wohl!" zurückrief, als ich ſie noch ſah oder mir dachte, daß ſie meine Stimme hören könnten.

Das war mein erſter Schritt in's Leben und wenn ich auch Anfangs mit tief bekümmertem Herzen und recht traurig meines Weges dahin zog, ſo richtete ſich mein friſcher Jugendmuth an dem herrlichen Tage voll Sonnenſchein, an den üppig grünen Feldern, an den zahlreichen Dörfern, durch die ich zog, mit ihrem emſigen Leben und Treiben doch bald wieder auf und als ich nach ein paar Stunden den Fluß überſchritten hatte, deſſen Windungen meine Augen von der Höhe droben ſo oft und ich kann wohl ſagen, zuweilen ſo ſehnſüchtig gefolgt waren, und als ich hierauf einem muntern Bergwaſſer folgend, die Höhe hinanſtieg bei dunkeln, ernſten Tannen vorbei, deren rieſenhafte Stämme hoch in den blauen Himmel emporragten, da wurde ich freier und friſcher, da ließ ich einen großen Theil des herben Leides, das bis jetzt mein Herz gedrückt,

unten in der dickeren Luft des Thales und zog die würzige Waldluft mit tiefen Zügen ein. Neben mir rauschte das klare Waſſer über moosbedeckte Steine dahin, ſchlanke Pflanzen und wehende Ranken beugten ſich nieder auf die murmelnde klare Fluth und ſchienen auf und ab nickend ihre Zufriedenheit auszudrücken mit dem glückſeligen Looſe, das ihnen hier zu Theil geworden, ſo zu wachſen in dem friſchen, grünen Wald, erwärmt von gedämpftem Sonnenlichte und getränkt von dem kühlen Waſſer, das ihre zarten Wurzeln beſpülte.

Halloh! — hoh! Wie ſchallte das Echo, wenn man in den Wald hineinrief, und wie traulich tönten mir die anderen Stimmen, mit denen er dazwiſchen ſprach: der Ruf des Kuckuks, das Picken der Spechte, der Geſang der Waldvögel, die klingenden Schläge der Axt.

Zu guter Zeit Mittags langte ich an meinem Beſtimmungsorte an. Es war das ein ſtattliches Gebäude auf einer Waldwieſe an dem Bache gelegen, dem ich lange gefolgt. Aufwärts demſelben ſtand eine Sägmühle, deren Räder von dem wildſchäumenden Waſſer getrieben wurden. Hier wurde ich freundlich empfangen und mir ſolche Arbeiten zugetheilt, die mich etwas Tüchtiges lernen ließen. Da ich hiezu auch die beſte Luſt hatte und ein kräftiger Burſche war, ſo fing ich guten Muths von unten an und zog am andern Morgen, die blanke Holzaxt auf der Schulter, mit dem Aufſeher und den Knechten in den Wald.

Es will Alles gelernt ſein, auch das Holzſchlagen, und ich brauchte ein paar Wochen, ehe ich mit Andern daran geſtellt werden konnte, einen dieſer Waldrieſen kunſt- und regelrecht fällen zu helfen. Dann lernte ich das Beſchlagen der

Stämme, und als ich so weit war, den Werth eines Baumes, und wozu der Stamm am tauglichsten sei, nach dem Augenmaße ziemlich richtig zu berechnen, wurde ich den Arbeitern an den Bergrutschen beigegeben, wo die behauenen Stämme gesondert werden, diese hinabgesandt an den Wildbach, der sie weiter ins Thal flößt, jene auf der Rutsch zur Sägmühle befördert.

In meinen Phantasieen, wann ich dem Hinabrutschen der mächtigen Stämme zuschaute, beneidete ich die ersteren und malte mir lebhaft die schöne Reise aus, die sie zu machen hatten bis tief hinab nach den See- und Hafenstädten und es dauerte mich fast, daß auch hier in unserem kleinen beschränkten Waldleben die Schicksale der Bäume, die doch dem gleichen Boden entsprossen, gewachsen unter dem gleichen Regen und Thau, gewärmt von derselben Sonne, so verschiedenartige Schicksale durchmachen mußten: jene schwammen hinab auf dem breiten, leuchtenden Strom, sahen reiche Städte und zierliche Dörfer, Schlösser, Kapellen und herrliche Dome sich wiederspiegeln in der Fluth, und wann sie am Ende ihrer Reise angekommen waren, erfüllten sie einen stolzen Zweck, die Meere zu durchfurchen und bunte Wimpel zu tragen; — die anderen endeten nach kurzem Lebenslauf seufzend ihr Dasein unter den scharfen Zähnen der Säge. Wie wurden da unten in der Mühle die herrlichen Stämme zersägt und zerstückelt; ja wenn man aus ihren Leibern nur Bretter oder Latten gemacht hätte, aber nein, wie mancher gesunde Stamm mußte kleinerer Industrie zum Opfer fallen, sich beugen lassen zu großen und kleinen Schachteln, oder gar förmlich zersplittert werden in Millionen Streichhölzchen.

laſſene Soldaten begegneten uns in großer Anzahl, halb militäriſch gekleidet, alle mit einem breiten Roſaband über der Bruſt, an dem ſie eine lange Blechkapſel trugen, worin ſich der Abſchied befand.

Nachdem wir in den Feſtungswerken Barcelona's, die wir gegen 5 Uhr erreichten, noch einigemal in ſehr ernſtliche Verwicklungen mit andern Fuhrwerken gerathen waren, ſchaukelten wir bei einbrechender Dämmerung durch die Straßen, ziemlich müde und abgeſpannt, doch aufs höchſte befriedigt von unſerem Ausflug auf den Montſerrat.

Da ich Alles, was mich hier umgab, mit dem Gedanken erſchaute, recht viel zu lernen, und da ich in ungeſchwächter Jugendkraft thätig war von Tagesanbruch bis zur ſinkenden Nacht, ſo konnte es nicht fehlen, daß ich in jedem Geſchäftsbetrieb glänzende Fortſchritte machte, was das Angenehme hatte, daß mein Lehrherr mit mir zufrieden war, mich häufig lobte und in dieſem Sinne auch an Herrn Rauhenſtein ſchrieb. Doch hatte dieſe meine gute Aufführung für mich ſelbſt, der den Wald ſo ſehr liebte, eine Art von Schattenſeite, denn nachdem ich ein halbes Jahr tüchtig darin gearbeitet, Alles draußen kennen zu lernen, mußte ich in die Schreibſtube hinein, dort Briefe wechſeln, Bücher führen und rechnen. Wie oft blickte ich von meinem Arbeitstiſche aus ſehnſüchtig hinüber nach dem Walde, nach den hohen Stämmen mit ihren leiſe rauſchenden Nadeln, nach dem geſchwätzigen Waſſer, das ſo viel Schönes zu erzählen wußte, wenn wir in den Ruheſtunden an ſeinen Ufern lagen und in der Hitze der Mittagsſtunde eine kurze Sieſta hielten; welch' wonnige Träume ſchuf nicht das Gemurmel und Gegurgel der klaren Fluthen! Zuweilen riß es mich mit Gewalt fort von meinen Papieren: ich nahm Hut und Stock und flog förmlich in den Wald hinauf, um, wie ich mir einredete, nach den Holzfällern zu ſehen.

So kam der Herbſt und das Laubholz verlor ſeine Blätter, nachdem es ſich eine Zeitlang mit auffallender Koketterie gelb und roth geſchmückt, wogegen die ernſte, treue Tanne ſich im Aeußern gleich blieb, Sommers wie Winters, grünend nicht blos zur Sommerszeit, im Winter auch, wenn's friert und ſchneit. In letzterer Jahreszeit, ſobald tiefer Schnee den Boden bedeckte und ſelbſt das raſche Bergwaſſer an ſeinen

Ufern Eisränder ansetzte, stockte unser Geschäft ein wenig und mein Lehrherr sagte mir eines Tages, da er mit mir so zufrieden sei, so könne ich für acht Tage nach Hause gehen, um meine Mutter zu besuchen. Und das ließ ich mir nicht zweimal sagen. An einem strengen, glänzend kalten Vormittag eilte ich den Berg hinab dem Flußthale zu, das jetzt in seiner weißen Decke so ganz anders aussah, als im Frühjahre, wo ich es zuletzt durchschritten. Rasch eilte ich vorwärts durch die bekannten Dörfer mit ihrem heute gegen damals ganz veränderten Leben; dann ging es wieder aufwärts und noch stand die Sonne am Himmel, als ich meine kleine liebe Haide wieder erreichte. Ich konnte nicht vorübergehen, ohne mich dort, wo wir Drei damals gesessen, niederzulassen; ach und dachte dabei so lebhaft an die Worte, welche die Mutter und die gute Ludmilla zu mir gesprochen — und nun sollte ich das Glück haben, die lieben Stimmen heute noch zu hören — also vorwärts! vorwärts! Da war ich denn bald auf dem kleinen Fußwege, der in den Tannenwald führte, und hier, wo ich jeden Pfad, jeden großen Stein, ja jeden Baum kannte, kam es mir vor, als sei ich schon jahrelang abwesend gewesen. Wie mich dieses Gefühl überkam, so stieg auch zum ersten Mal die Besorgniß in mir auf, in der Zeit meiner Abwesenheit könne sich droben vielleicht Manches verändert haben; doch zählte diese ja nicht nach Jahren, sondern nach Monaten und hatte ich ja auch noch vor Kurzem durch einen Brief meiner guten Mutter erfahren, daß abgesehen von einer Krankheit des Herrn von Rauhenstein, droben auf dem Schlosse so ziemlich Alles beim Alten sei.

Da lag es denn endlich vor mir, in der Dämmerung des

Winterabends so scharf hervortretend mit seinen grauen Mauern und Thürmen auf der weißen Schneedecke; dort aus dem Zimmer meiner Mutter schimmerte ein Lichtstrahl und aus dem hohen Schornstein, der über den großen Kamin in der Halle stand, stieg ein feiner, grauer Rauch kerzengerade in die kalte Winterluft empor; dort war gewiß Ludmilla mit ihrem Vater.

Als ich unter den weiten Thorbogen trat und langsam das kleine Pförtchen in dem großen Thore öffnete, schlugen die Hunde im Zwinger an, schienen aber meine Stimme zu kennen, als ich ihnen zurief. In wenigen Sätzen war ich droben bei meiner Mutter, die mich freudig umarmte und mir, als sie mich hierauf forschend betrachtete, die Versicherung gab, ich sähe gut aus und sei größer und stärker geworden.

„Und wie geht's mit Ludmilla?" war meine erste Frage, „was macht Herr von Rauhenstein und ist auch Fräulein Schartig noch da?"

„Die ist noch sehr da," gab mir meine Mutter kopfnickend zur Antwort, und dann sagte sie: „dem kleinen Fräulein geht's nicht schlecht, aber der gnädige Herr hat im Herbst eine Krankheit durchgemacht und will sich noch gar nicht erholen; er war seit jener Zeit noch nicht im Walde."

„Darf ich wohl jetzt hinüber?" frug ich rasch, worauf meine Mutter entgegnete: „Gewiß, sie sind in der Halle und das Fräulein sowie der gnädige Herr werden sich recht freuen, dich wieder zu sehen. — Dein Lehrherr hat recht gut über dich geschrieben," setzte sie mit einem freundlichen Blicke hinzu, „und das hat uns Alle so glücklich gemacht." Die gute Mutter nahm meinen Kopf in beide Hände und küßte mich herzlich.

Bis zur Halle war ich raſch geeilt, doch ſtatt eben ſo ſchnell einzutreten, blieb ich hier einen Augenblick ſtehen. Durch die Thür hindurch vernahm ich die ſchnarrende Stimme des Fräulein Schartig, die etwas vorlas, was wie ein geiſtliches Lied klang; nun klopfte ich an und als man herein! rief, trat ich in das Gemach. Im Kamin loderte ein helles Feuer und neben demſelben ſaß Herr von Rauhenſtein in ſeinem großen Lehnſtuhle. Den ſchweren Eichentiſch, der ſonſt in der Mitte des Saales zu ſtehen pflegte, hatte man nahe zum Feuer gerückt und hinter demſelben befand ſich die Erzieherin mit einem Buche in der Hand, das ſie aber niederlegte, ſo wie ich eintrat. Ludmilla, die neben ihrem Vater ſaß, erkannte mich zuerſt — augenblicklich ſprang ſie mir entgegen, nahm meine beiden Hände und warf ſich in meine Arme.

„Grüß dich Gott!“ rief der alte Herr, während er mir ſeine Rechte entgegen ſtreckte, „freue mich, daß du wieder einmal da biſt — da, ſetze dich zu uns und erzähle.“

Bei dieſem mehr als herzlichen Empfang that es mir ordentlich wohl, daß Fräulein Schartig mich nur mit einem ſtummen Kopfnicken begrüßte. An's Erzählen kam ich aber nicht ſo bald, denn als ich den alten Herrn vielleicht etwas zu forſchend betrachtete, ſagte er mir: „Ja, mein Junge, du findeſt mich wohl verändert; es hat mich da im Herbſt eine tückiſche Krankheit überfallen und wenn das auch vorüberging, ſo blieb doch ein Huſten zurück, der mich immer ſtärker beläſtigt, ſobald ich einmal den Verſuch mache, in die kalte Winterluft hinauszugehen, — man ſollte nicht alt werden,“ ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu, „es iſt eben ein Unglück.“

Ludmilla saß neben mir und wenn sie ihre leuchtenden Augen von meinem Gesichte auf das des Vaters wandte, so sah ich etwas von Traurigkeit in ihrem Blicke. — Fräulein Schartig war sich ziemlich gleich geblieben, nur schien mir ihre Nase noch länger und noch spitzer geworden. — Nun erzählte ich von meinem Waldleben und was ich alles gethan und gelernt, worauf mir Ludmilla berichtete, was sich während meiner Abwesenheit auf dem Schlosse verändert. Da hörte ich nun Vieles, was mich befremdete. Von den Dienern war dieser und jener nicht mehr da, und die Zahl der Pferde und Hunde hatte sich bedeutend vermindert. Als ich darüber meine Verwunderung aussprach, sagte Herr von Rauhenstein: „Ich bin eben krank, mein Sohn, und da ich leider Gottes den Winter über nicht viel hinauskommen werde, so habe ich mir gedacht, warum den kostspieligen Train weiter fortführen, das kann man ja Alles in Kurzem wieder haben.“ Warum er bei den letzten Worten still vor sich hin seufzte, verstand ich im Augenblicke nicht und fing es erst nach ein paar Tagen zu begreifen an, als mir meine Mutter achselzuckend sagte, „es ist früher hier nicht gut gewirthschaftet worden, der Herr gab seit Jahren mehr aus, als er einnahm, besonders, seit dem Tode deines Vaters, der hie und da noch Vorstellungen machte, die denn auch zuweilen gehört wurden.“

Rasch verflog die kurze Zeit meines Urlaubs und als er vorüber war, glaubte ich, ich sei gestern Abend erst gekommen. Auch Ludmilla wollte nichts davon wissen, daß ich schon wieder fortginge, und verbot mir, nur davon zu reden, bis ihr der Vater gutmüthig lachend sagte, „aber du bist doch recht kindisch; meinst du, er könne so in den Tag hinein leben

und hier mit dir Possen machen, während da drüben seine Geschäfte auf ihn warten?" worauf Fräulein Schartig, wie mir Ludmilla später erzählte, mit einem Gesichte, so sauer, als kaue sie an einer in Essig eingemachten herben Pflaume, hinzufügte: „wozu überhaupt diese Possen? das gnädige Fräulein fangen an, die Kinderschuhe vertreten zu haben und mit diesen Kinderschuhen sollten auch andere Kindereien bei Seite gelegt werden, wenn es der gnädige Herr nicht ganz speziell anders befehlen." — „Hm," hatte dieser hinzugesetzt, „bis jetzt sah ich durchaus nichts Unpassendes darin; freilich wächst sie heran — nun, er geht ja jetzt wieder fort und in einem halben Jahre wird sie alles das schon von selbst aus einem andern Gesichtspunkte ansehen, besonders unter Ihrer Leitung." Dazu hustete er bedeutsam.

„Was soll das heißen?" fragte Ludmilla, nachdem sie mir im Zimmer meiner Mutter diese Unterredung erzählt. „Alle wissen es ja, daß du mein Jugend- und Spielgefährte warst und daß ich dich recht, recht gerne habe. Warum soll denn das anders werden, sobald ich größer bin?" Während sie das sagte, hatte sie beide Hände auf eine meiner Schultern gelegt und hing sich fest an mich, während sie mich mit einer unverkennbaren Aengstlichkeit anblickte. — „Die Schartig," fuhr sie nach einer Pause fort, „hat neulich Aehnliches zu mir gesagt, aber ich habe über sie gelacht, weil sie immer so finster sieht und so häßliche Reden führt."

„Was sagte sie denn?"

„Nun, sie sprach über dich, daß in ein paar Jahren deine Lehrzeit zu Ende wäre und daß du dann auf Nimmerwiederkommen in die weite Welt hinausgingest — ja auf

Nimmerwiederkehr, oder, wenn du doch einmal wiederkämeſt und wir uns begegneten, ſo würdeſt du mit abgezogenem Hute am Wege ſtehen bleiben, wenn das Fräulein von Rauhenſtein vorüberginge. Denk' dir nur, wie lächerlich, — ich habe ihr das auch geſagt, daß, wenn ich dich, wenn ſelbſt nach langen, langen Jahren, wiederſehen würde, was ſehr, ſehr traurig wäre, ich doch vor aller Welt auf dich zuſpringen und dich meinen lieben, lieben Freund nennen würde."

„Wer weiß," ſagte ich.

„O gewiß, gewiß," rief ſie mit unausſprechlicher Innigkeit und ſchmiegte ſich ſo feſt an mich, daß meine Mutter, die neben uns ſtand, kopfſchüttelnd hinzutrat, ihre kleinen Hände von meinem Halſe löſte und ſie ſanft nach dem alten Lehnſtuhle im Erker führte, wo ſie ſie gutmüthig lächelnd zwang, niederzuſitzen.

Ich wußte damals nicht, warum ich plötzlich tiefer aufathmete, als gewöhnlich, und warum es mir faſt leid that, daß die Mutter Ludmilla von mir weggeführt. Ich konnte mich nicht enthalten, nach ihr hinzublicken und als ich bemerkte, mit welcher Entſchloſſenheit ſie ihre ſchönen leuchtenden Augen auf mich geheftet hielt, rief ich ihr zu: „Ja, ich glaube dir, Ludmilla; ich bin feſt überzeugt, du wirſt meiner nie vergeſſen."

„O, gewiß nicht, nie, nie!" rief ſie mit einem Tone der Stimme, der wie eine Betheuerung klang.

Als ich dieſes Mal das Schloß wieder verließ, begleitete mich Niemand, weder Herr von Rauhenſtein bis unter den Thorbogen, noch meine Mutter noch Ludmilla. Es war ja Winterszeit und einer jener rauhen, unangenehmen Tage, wo der Wind über die Hochebene ſtrich, dunſtig in ſtarken Stößen, ſo daß es

jedesmal, wenn er um die Waldecke kam, wie tiefe Seufzer klang. Es wollte Thauwetter werden, von den Bäumen fielen schon die schweren Tropfen und der Fuß des einsamen Wanderers sank tief in die Schneedecke ein. Wie blickte ich heute so häufig zurück nach dem alten Schlosse, über dem sich die Windfahnen kreischend drehten und der Rauch der Schornsteine wild zerrissen, augenblicklich weggejagt wurde. Als ich von Herrn von Rauhenstein Abschied genommen, ließ es sich Ludmilla trotz des Kopfschüttelns des Fräuleins Schartig nicht nehmen, mich bis zum Zimmer meiner Mutter zu begleiten. Dort hing mir die gute Frau eine alte Feldflasche meines Vaters über meine Schultern und als ich den beiden lieben theuern Wesen endlich Lebewohl gesagt hatte, sprang Ludmilla noch einmal auf mich zu und drückte mir ein Papierchen in die Hand, das ich aber erst drunten in der Haide entfalten sollte.

Ach, auch meine liebe Haide sah heute recht unfreundlich aus: der Wind peitschte die kahlen Aeste der riesigen Nußbäume und da auch ein warmer Regen gefallen war, so hatte der Schnee schon angefangen, sich schmutzig grau zu färben; nur die Quelle mit ihrem klaren Wasser strömte und murmelte unverändert fort, wie sie es immer, auch an heiteren Tagen gethan. Hier setzte ich mich nieder auf denselben Stein, wo ich damals mit Ludmilla und meiner Mutter gesessen und entfaltete das Papierchen, aus dem mir ein kleiner goldener Ring entgegenblinkte. Tief bewegt von dem Abschiede, der mich heute viel stärker ergriff als das erste Mal, gingen mir fast die Augen über — — so hell glänzte der zierliche Reif; ich konnte mich nicht enthalten, ihn an meine Lippen zu drücken, und sah dabei in meinen Gedanken die liebe Geberin so natürlich vor mir stehen mit ihren lieben

leuchtenden Augen, mit ihren hochgeschwungenen, dunkeln Brauen. Aber der Ring war zu klein, als daß ich ihn an einen meiner Finger hätte stecken können, weshalb ich ihn in meiner Brusttasche verwahrte, ehe ich zögernd Quelle und Haide verließ.

Auf meiner Sägmühle wieder angekommen, fand ich Arbeit genug, die es mir nicht erlaubte, meine Gedanken ausschließlich dorthin zu richten, wo sie so gerne verweilten. Und das hatte auch sein Gutes im Interesse meines Geschäfts und dessen, was ich noch zu lernen hatte. Dem gab ich mich übrigens jetzt mit noch größerem Eifer hin, denn ich fühlte einen mächtigen Drang in mir, was Rechtes zu werden, wozu mich auch mein Lehrherr mit unverkennbaren Lobsprüchen aufmunterte. Während des Winters erhielt ich hie und da ein paar kleine Briefe von meiner lieben Mutter, aus denen ich leider ersah, daß es mit der Gesundheit des Herrn von Rauhenstein immer noch nicht recht besser gehen wollte, und daß man auf das Frühjahr hoffte — ach, der Mensch hofft immer, wenn seine Hoffnungen auch noch so oft getäuscht werden. — Ludmilla befand sich wohl und ließ mich in jedem Schreiben herzlich grüßen.

Endlich fing die Natur an, wieder aus ihrem Winterschlafe zu erwachen: es knospete und grünte, jubilirte und trillerte wieder rings um uns her, alle Beschäftigungen vom vergangenen Jahre wiederholten sich in diesem Frühjahr wieder, auch mußte ich auf eine für mich angenehme Art nochmals in's Praktische eingreifen, indem mich mein Lehrherr beauftragte, unter der Leitung erfahrener Steuerleute ein Floß nach Holland hinunterzuführen. Das waren Tage voll harter Arbeit, schwerer Sorgen, aber auch wieder voll Lust und Vergnügen. Wer das einmal mitgemacht hat und wem kein höheres Ziel vor Augen schwebt, der

kann ſich ſo dafür begeiſtern, daß er nicht leicht mehr ein anderes Geſchäft ergreifen mag. Wer hat in ſeiner Jugend nicht mit heißem Verlangen im Herzen die lockenden Schilderungen jener Anſiedler im fernen amerikaniſchen Weſten geleſen und in der Phantaſie geholfen, ihre Blockhäuſer aufzurichten und zu verproviantiren mit Mehl aus ſelbſtgezogenem Getreide und mit ſelbſterlegtem und eigenhändig zerwirktem Wilde? Wer ſaß nicht mit armen Schiffbrüchigen auf irgend einem einſamen Eiland, und wer half ihnen nicht treulich mit, Stämme zu fällen und ein Floß herzurichten? Hier in der Wirklichkeit durfte ich nun in dieſem Frühjahr alle dieſe Phantaſieen ausführen und als ich einmal angewieſen war, das nächſte große Floß mit nach Holland hinabzuführen, nahm ich wieder meine Axt auf die Schulter und zog mit den Uebrigen bei Tagesanbruch in den Wald, um Alles praktiſch zu lernen, was zum Bauen eines Floſſes gehörte: das Einhauen der Gelenklöcher, das Herrichten der Gelenke aus zähem Weidengeflecht, das Zuſammenfügen zuerſt eines kleineren Floſſes und dann aus mehreren dieſer kleinen ein großes, ſobald wir aus dem Neckar in den Rhein gelangt waren; es brauchte ziemlich lange bis es fertig war, dann konnte man es aber auch eine kleine Welt für ſich nennen. Wir hatten unſere Blockhäuſer und Bretterhütten, wo ſich die zahlreichen Floßknechte abwechſelnd aufhielten und von deren höchſtem Dache die ſchwarz-rothe Fahne wehte; wir hatten unſere Kochplätze, und was da für die harte Arbeit der Leute zubereitet wurde, war ſo gut und kräftig, daß ich mir ein ſolches Mittageſſen auf dem leicht ſchaukelnden Floſſe an den herrlichen Ufern des Rheins vorbeiſchwimmend, deut-

Neuntes Kapitel.

Von Barcelona nach Valencia.

Auf nach Valencia!. Vergebliches Warten auf den Barcino. Deutsche und spanische Eilwagen. Der Delantero. Unglücksfälle. Nachtfahrten. Weihnachtsphantasien. Schlechter Weg. Angenehme Bilder aus der Heimath. Wir liegen im Graben. Tarragona. Elende spanische Dörfer. Keine schattigen Kastanien an des Ebro Strand! Amposta. Ein chinesisches Diner. Lauhäuser und Palmen. Der Weg am Meer. Schreckliches Unglück eines Eilwagens. Ein merkwürdiger Unfall. Murviedro. Die Huerta.

Der Zigeunerhauptmann in „Preciosa“ hat gut reden und befehlen „auf nach Valencia!“ er war an die schlechten spanischen Straßen gewöhnt, brauchte nur seine Zelte abzuschlagen, sie aufladen zu lassen, und konnte dann mit der schönen Preciosa und unter den Klängen der reizenden Weber'schen Musik zufrieden seines Weges ziehen. Hätte er aber wie wir in Barcelona gesessen, vergeblich auf ein Schiff wartend, und mit der untröstlichen Versicherung aller Reisenden, die Wege nach der alten Stadt des Cid seien selbst für hier augenblicklich in trostlosem Zustande, so würde er sein: Auf nach Valencia! in etwas gemäßigterem Ton gerufen haben. Der „Barcino“, ein spanischer Dampfer, obgleich er schon seit langer Zeit an allen Straßenecken vermittelst großer Zettel angezeigt war, wollte immer nicht erscheinen; ein anderes Schiff war schon gar nicht in Aussicht, denn die Linie von

licher und lieber vorzuſtellen vermag, als manch ſeines Diner, das ich in ſpäteren Jahren machte.

Raſch und ohne Unfall erreichten wir die Niederlande, und da ich ſelbſt, wie auch die Anderen mir das Zeugniß geben mußten, daß ich mehr als meine Pflicht und Schuldigkeit gethan, ſo glaubte ich zur Belohnung dafür bei der Rückkehr auf einen kleinen Urlaub rechnen zu können, natürlicher Weiſe nach Rauhenſtein — und diesmal nicht im Winter, ſondern zur Zeit des holdſeligen Frühlings. — Ach mir ſchlug das Herz, wenn ich an unſere Wälder da oben, wenn ich an die liebe Haide mit ihren prachtvollen Nußbäumen und ihre geſchwätzige Quelle dachte. Da hatte ich, wie man zu ſagen pflegt, diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht; in Emmerich ſchon fand ich einen Brief, der mich beauftragte, in Rotterdam ein mir bezeichnetes Haus zu beſuchen, wo ich weitere Weiſungen erhalten würde. Und worin beſtanden dieſe Weiſungen? Sie trugen mir auf, nach England und Schottland zu gehen, um dort Geſchäfte, die mir das Vertrauen meines Lehrherrn übertragen, zu beſorgen. Er ſchrieb mir: Sie können ſich im Engliſchen gewandt ausdrücken, ſind mit Ihren Fähigkeiten auch ſonſt wohl im Stande, einige Schiffsladungen Holz, die wir hinüberſenden wollen, vortheilhaft zu verwerthen; wenigſtens möchte ich den Verſuch hiezu Niemand anders, als Ihnen anvertrauen. So ſchmeichelhaft es nun auch für mich war, ſo hätte ich doch viel lieber auf einem der ſchnellen Rheindampfer meine Fahrt zu Berg angetreten, um ſo mehr, als ich einen Brief von meiner Mutter erhielt, worin ſie mir ſchrieb, es gehe mit Herrn von Rauhenſtein gar nicht beſſer.

Ich fuhr alſo nach England hinüber und die Seefahrt ſelbſt, ſowie das großartige Leben drüben, nahm mich ſo ſehr in Anſpruch, daß ich faſt der Heimath vergeſſen hätte; ja, ich hatte weniger Sehnſucht dahin, als man von meiner langen Abweſenheit hätte erwarten ſollen, denn als ich einmal Verbindungen drüben angeknüpft und die erſten Schiffsladungen vortheilhaft verkauft, gefielen meinem Lehrherrn die Geſchäfte, die ich machte, der Art, daß er mir in jedem Schreiben eine neue Sendung anzeigte, die ich erſt noch abwarten ſollte.

So verging der Sommer, der Herbſt, und erſt als die Stürme des Spätherbſtes die Schifffahrt hemmten, konnte ich nach Hauſe zurückkehren; dann aber hielt mich die Abwickelung der großen Geſchäfte, die ich gemacht, ein paar Wochen auf dem Bureau feſt und als ich endlich abreiſen wollte, erhielt ich ein Schreiben von meiner guten Mutter, an dem ich mit Schrecken ein ſchwarzes Siegel bemerkte. Auch ehe ich die Zeilen durchlas, wußte ich ſchon, was es bedeutete: Herr von Rauhenſtein war geſtorben, und Ludmilla ſollte vorläufig ihren Aufenthalt bei einer Verwandten in der Reſidenz nehmen. — „Schwerlich wirſt Du ſie noch bei uns finden," ſchrieb mir die Mutter, „und hat ſie mich beauftragt, Dir ihre herzlichſten Grüße zu ſagen, ſie werde Dir ſchreiben, ſobald ſie einmal wiſſe, was man mit ihr vorhabe."

Bei dieſen Nachrichten verblich der roſige Schimmer, mit dem ich mir die Reiſe nach meiner Heimath ausgemalt, ja ich war in dieſem Augenblicke undankbarer Sohn genug, um den Wunſch in mir ſich regen zu fühlen, ich möchte eine Veranlaſſung finden, jetzt nicht nach dem alten Schloſſe gehen zu müſſen. Das dachte ich aber nur im erſten Moment, und hatte im an-

dern ſchon Abſchied von meinem Lehrherrn genommen und eilte den bekannten Weg in's Thal hinab.

Es war Ende November und einer jener ſchönen Tage, wie man ſie wohl noch bei uns im Süden in dieſer Jahreszeit hat, wo die Erde noch einmal warm aufzuathmen ſcheint unter den Strahlen der Sonne, wo das herbſtlich gefärbte Laub in bunter Pracht glüht, wo der wolkenloſe klare Himmel in tiefſtem Blau weit ausgeſpannt über der Erde eine Sehnſucht erweckt, den Zugvögeln zu folgen, die wir hoch über uns dahin ziehen ſehen.

Da lag die kleine Haide vor mir und als ich eben den kürzeren Weg nehmen wollte, um nach dem bekannten lieben Platze zu gelangen, bemerkte ich auf der Landſtraße einen Wagen halten und ſah neben ihm einen Diener ſtehen, deſſen Geſtalt mir bekannt ſchien. Raſch näher eilend, ſah ich, daß es der alte Konrad vom Schloſſe war, der auch mich ſofort erkannte und vom Wagenſchlage weg, neben dem er ſtand, auf mich zueilte. „Es wird das gnädige Fräulein recht freuen, daß Sie gerade heute kommen," rief er mir ſchon von weitem entgegen, und als er auf meine haſtige Frage, „wo iſt das Fräulein?" nach der Quelle zeigte, ſprang ich raſch dorthin.

Hier ſaß Ludmilla, ſchwarz gekleidet, am Rande des Waſſers und ſchien ſo emſig beſchäftigt, mit den Augen der davon eilenden Fluth zu folgen, daß ſie meiner erſt gewahr wurde, als ich dicht vor ihr ſtand. Raſch ſprang ſie auf, ſtreckte mir ihre beiden Hände entgegen und als ich dieſe erfaßte, brach ſie in lautes Weinen aus und legte den Kopf auf meine Schulter. So blieben wir lange ſtehen, und wenn ich auch milde Troſtesworte zu dem jungen Mädchen ſprach, floſſen doch ihre Thränen

unaufhaltsam und ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Körper.

„Es ist schon an sich so hart, so namenlos hart," sagte sie alsdann, „das einzige Wesen zu verlieren, an dem man mit Liebe hing und hängen durfte, aber zu gleicher Zeit verlor ich auch meine Heimath, wo ich so gerne war und zu Zeiten so glücklich, denn ich werde wohl nicht mehr nach Rauhenstein zurückkehren — — — — doch wozu diese Klagen," fuhr sie nach einer längeren Pause fort, während welcher sie wieder heftiger geweint, „will ich mich doch jetzt aus vollem Herzen freuen, daß ich dich noch einmal gesehen, denn wir scheiden vielleicht für lange, lange Zeit."

„Doch nicht für immer, Ludmilla, o nicht für immer — laß mir die Hoffnung, dich bald wieder zu sehen und vielleicht häufig zu sehen."

Das und Aehnliches sprach ich zu ihr herzlich und eindringend, während sie sich wieder an der Quelle niedergelassen und ich mich neben sie gesetzt hatte. Auch zeigte ich ihr den kleinen Ring, den ich an einer Schnur auf dem Herzen trug, worauf sie wehmüthig lächelte und mir mit ernstem Blicke sagte, sie erinnere sich wohl, was sie damals gesprochen, als sie mir den kleinen Reif gegeben. Dann mußte ich ihr mittheilen, wie es mir in der langen Zeit ergangen, seit wir uns nimmer gesehen, und daß sie dabei, während ich erzählte, zuweilen besorgt nach dem Wagen blickte, aus dem ich die spitze Nase der Erzieherin hervorragen sah, trieb mich zur Eile, denn ich wollte ja auch noch erfahren, wie es Ludmilla seither ergangen und ihre Aussichten für die Zukunft.

„Das erste wird dir deine Mutter erzählen," gab sie mir

auf meine Frage zur Antwort, „und von dem andern weiß ich leider ſelbſt nicht viel. Ich ſoll zur Schweſter meines Vaters nach der Reſidenz und dort unter den Augen der Gouvernante meine Erziehung vollenden. Was dann weiter mit mir geſchieht, mag Gott wiſſen. Ich ſehe recht trübe in die Zukunft, denn wie kann es mir wohlergehen in den engen Straßen und dumpfen Häuſern, mir, die ich die Waldluft gewohnt bin und am liebſten mit dem Windhauche ziehen möchte, der über die Haide ſtreicht — — ach und unſere liebe kleine Haide hier, wo wir ſo oft waren und ſo glücklich bei einander ſaßen. Weißt du, wohl," ſagte ſie, nachdem ſie eine Zeit lang vor ſich niedergeſchaut und ſich ihre Augen wieder mit Thränen gefüllt hatten, „daß ich oft Luftſchlöſſer gebaut in meinen Gedanken, wirkliche Häuſer an dieſer Stelle aufführte und es mir ſo wunderbar ſchön dachte: hier mein ganzes Leben zuzubringen?"

„Allein, Ludmilla?"

„O nein, nicht ohne dich," ſagte ſie mit herzlicher Offenheit, „wir Alle hätten hier wohnen müſſen in einem freundlichen Hauſe, das ich dort drüben in der Ecke gebaut haben würde, wo man den ſchönen Blick in's Thal hat, und hier die Quelle hätte ich durch den Garten geleitet bis nach den Nußbäumen, von wo das Waſſer in die Schlucht hätte hinabſtürzen müſſen. Denke dir dazu viel duftendes Geſträuch, viel ſchöne Blumen und ſage, ob du dir was Schöneres ausmalen könnteſt."

„Nein, gewiß nicht, Ludmilla, wenn ich auch hätte da ſein dürfen."

„Und das Alles iſt jetzt verweht und zerſtoben, abgefallen wie die gelben Blätter von den Bäumen, mit denen nun der Herbſtwind ſein Spiel treibt — vorbei, vorbei!"

„Und du hoffst nichts von der Zukunft?“ antwortete ich, indem ich wohl fühlte, wie meine Stimme vor Erregung zitterte.

„O ja, hoffen will ich,“ entgegnete sie mir mit leuchtenden Blicken, „sonst möchte ich nicht leben; hoffen will ich, daß wir uns hier noch einmal froh und heiter wiedersehen; gebe Gott, daß dieser gewiß bescheidene Wunsch in Erfüllung gehe. — Und nun lebe wohl, mein Freund, du mein einziger lieber Freund, den ich auf der Welt habe!“ —

Wie sie als Kind so oft gethan, schlang sie ihre Arme um meinen Hals und als ich ihre heißen Lippen einen kurzen Augenblick auf den meinen gefühlt, stand ich wie gelähmt und vermochte ihr nicht zu folgen, sondern ihr nur nachzuschauen, als sie flüchtig dem Wagen zueilte, der nun thalabwärts mit ihr verschwand.

Ich kam hierauf zu meiner Mutter, ohne viel vom Wege zu sehen. Sie war tiefbetrübt und das Schloß so leer und öde, daß es mir ordentlich graute, durch die alten Gänge und Zimmer zu gehen. Und doch that ich es und sah den großen Saal wieder und den Kamin, wo nun kein Feuer mehr brannte und alle die Stellen, wo ich Ludmilla gesehen, wo ich mit ihr gespielt, wo ich ihr schon als Knabe das, was ich gelernt, mitgetheilt.

Ueber den Herrn von Rauhenstein sagte mir meine Mutter, daß er zeitig genug gestorben sei, um Schloß und Güter, das Erbe seiner Väter nicht in andere Hände übergehen sehen zu müssen, und von dem ganzen großen Vermögen werde nur ein mäßiger Theil für die arme Ludmilla bleiben. Meine Mutter hatte versprochen, noch einige Zeit auf dem Schlosse zu verweilen, was sie auch that, und dann zog sie in eines der kleinen Dörfer

ſo nahe als möglich bei unſeren Sägemühlen. Von Zeit zu Zeit erhielt ſie Nachrichten von Ludmilla, doch immer nur wenige Zeilen, denen man anſah, daß eine fremde Hand ſie redigirt.

So flog die Zeit vorüber, und als ich meine Lehrzeit beendigt hatte, während derſelben noch häufige Geſchäftsreiſen zur Zufriedenheit des Hauſes beſorgt, machte mir der Inhaber derſelben die vortheilhafteſten Bedingungen, wenn ich auch fernerhin bei ihm bleiben wollte. Ich hätte das Anerbieten nicht ausgeſchlagen, wenn mir nicht gerade um dieſe Zeit der Tod meine liebe, gute Mutter entriſſen, und wenn nicht eine Nachricht, die ich erhalten, mich veranlaßt hätte, ſo weit als möglich in die Welt hinauszugehen. Als ich nämlich die Hinterlaſſenſchaft meiner Mutter ordnete, die mich, nebenbei geſagt, in den Beſitz einer anſehnlichen Summe ſetzte, fand ich unter den Papieren einen Brief, den ſie kurz vor ihrem Tode erhalten, mir aber nicht mitgetheilt hatte. Derſelbe war von der Tante Ludmilla's, worin dieſe mit kurzen Worten anzeigte, die junge Dame habe jetzt ihren Aufenthalt bei Verwandten im nördlichen Deutſchland genommen und dort die Ausſicht zu einer glänzenden Verſorgung.

„So habe ich ja nichts mehr, was mich zurückhält," ſprach ich damals zu mir ſelber, indem ich mir die Lippen blutig biß — „was bin ich für ein glücklicher und freier Menſch!" Anträge hatte ich genug für meine Zukunft, doch gefiel mir nur einer von allen, der mich nämlich unter den vortheilhafteſten Bedingungen nach Nordamerika rief, um dort großartige Sägemühlen einzurichten. Wie beeilte ich mich, reiſefertig zu werden! Doch ehe ich die Heimath verließ, machte ich mir noch einmal

das traurige Vergnügen, das Grab meiner lieben Mutter zu beſuchen, die Haide, Schloß Rauhenſtein und das kleine Dörfchen im Thal, in deſſen Friedhofe unter ſeinem kleinen Holzkreuze mein Lehrer ſchlief, und fand ich dieſe Orte ſo unverändert, daß ich glaubte, mein Herz müſſe brechen, wenn ich an die vergangenen glücklichen Zeiten dachte. Im Dörfchen unten, deſſen Schultheiß ein alter Bekannter von mir war, kam ich in der Amtsſtube deſſelben zu einer Verhandlung, die mir nicht ohne Vorbedeutung erſchien. Die Gemeinde beabſichtigte nämlich, die kleine Haide zu verkaufen, die ihr von keinem großen Werthe war, und kaum erfuhr ich das, ſo ſetzte ich mich durch eine Verdoppelung des überaus mäßigen Angebots in den Beſitz derſelben. — Ich vermag es kaum zu beſchreiben, welche Beruhigung plötzlich über mich kam, als ich mich ſo im Beſitze dieſes Platzes wußte, der mir ſo werth und lieb war durch theure Erinnerungen; es war mir, als laſſe ich einen Theil meines Selbſtes hier zurück; und als müſſe es geſchehen, daß ſie, an der mein ganzes Herz hing, eines Tages wiederkommen würde, um die kleine Haide, mein Eigenthum zu beſuchen und meiner dankbar zu gedenken, daß ich es nicht über mich vermocht, dieſen Ort in fremde Hände übergehen zu laſſen. — Das Dokument über dieſen Kauf, ſowie den kleinen Ring bewahrte ich auf meinem Herzen und verließ die Heimath ſowie Europa.

Es kann hier meine Abſicht nicht ſein, dem geneigten Leſer, welchem meine Schilderungen vielleicht ſchon über die Maßen ausführlich vorkommen, noch Einzelnheiten über meine Fahrt nach Amerika und meinen Aufenthalt dort mitzutheilen und iſt es wohl genügend, in dieſen Blättern zu ſagen, daß ich nach

zehnjähriger harter Arbeit als ein wohlhabender Mann wieder in der Heimath anlangte, daß ich sogleich meine kleine Haide aufsuchte, und hier auf meinem Grund und Boden erst recht empfand, daß ich wieder im Vaterlande angekommen sei. Ja, ich weinte Thränen der Rührung, als ich nun, freilich allein, auf dem lieben bekannten Platze an der Quelle saß und dann auf meinem Eigenthum umherschreitend, hier Alles so rührend unverändert fand. Das konnte man von der Umgebung der Haide nicht sagen, hier sah man recht, wie die Kultur nach und nach vorgeschritten war, und im Verhältniß zur vermehrten Einwohnerzahl des Dörfchens jeden Fleck urbar gemacht hatte. Gerade so würde es auch meiner kleinen Haide ergangen sein, wenn ihr nicht durch meine Abwesenheit jede Aenderung fern gehalten worden wäre. Nun aber ging ich selbst mit vollen Kräften daran, hier zu schaffen und zu verschönern, um mein Eigenthum dem Bilde ähnlich zu machen, welches mir die unvergessene Ludmilla damals davon entworfen.

Kaum brauche ich wohl zu sagen, daß ich Nachforschungen anstellte, um etwas über ihre Schicksale zu erfahren, doch war das vergeblich, da ihre Anverwandte in der Residenz unterdessen gestorben war und auch Bekannte derselben, an die ich mich wandte, von der Tochter des verstorbenen Freiherrn von Rauhenstein nichts wußten; wenn auch meine lange Abwesenheit meinen Schmerz gemildert, so konnte ich das doch nicht sagen von den Gefühlen, die ich immer noch im Herzen für meine unvergessene Jugendgefährtin bewahrt hatte: ich dachte noch mit gleicher Liebe an sie wie damals und es war mir in Erinnerung an sie wehmüthig, ja traurig, meine Anpflanzung hier oben so kräftig gedeihen zu sehen.

Dann baute ich mein Haus und als es fertig war und ich zum ersten Mal auf dem am Eingang dieser Blätter geschilderten Lieblingsplätzchen saß, in die herrliche Gegend hinausschaute und alsdann meinen Blick den Weg hinauflenkte, der durch den dunkeln Tannenwald führte, hinter dem Schloß Rauhenstein lag, welches sich jetzt im Besitz einer mir unbekannten Familie befand, und als ich so rings um mich schauend die ganze reiche Natur in ihren Grundzügen so unverändert fand, einzelne Bäume, die ich in der Jugend erklettert, wieder erkannte, Fußpfade, die ich als Kind gewandelt, Wiesen, auf denen ich gespielt, da kam erst so recht über mich das Gefühl eines trostlosen Alleinseins.

Das ist die Geschichte meines Lieblingsplätzchens, wie es entstanden und wie es jetzt hier liegt inmitten dichtbelaubter Bäume, umgeben von sauberen Gemüsebeeten und wohlgepflegten Blumengruppen; die Quelle schlängelt sich durch ein saftig grünes Rasenstück bis nach den Nußbäumen, die wohl älter, stämmiger und breitästiger geworden sind, aber in ihrer Schönheit nichts verloren haben. —

Seit jener Zeit, wo meine kleine Anlage vollendet war und ich allein und traurig auf meinem Lieblingsplätzchen saß, sind nun wieder viele Jahre vergangen, die mir, im Vertrauen gesagt, recht viel Angenehmes und Herrliches brachten. Doch erlaubt es der Raum nicht mehr, diese vergangene Zeit in Einzelnheiten dem geneigten Leser vorzuführen; es läge auch nicht in der Absicht dieser Blätter; doch wenn du, freundlicher Leser, dich für eine Stunde gerne bei mir niedergelassen hast, so will ich dir anvertrauen, daß sich mein Schicksal günstig wandte und ich seit lange, lange nicht mehr allein hier oben

Marſeille nach Cadix wurde in gegenwärtigem Augenblick ſehr mangelhaft befahren, weil verſchiedene Dampfer beim ſtürmiſchen Wetter des Novembers mehr oder minder Schaden genommen hatten und in Marſeille behufs der Ausbeſſerung zurückbehalten wurden. Von Valencia kam faſt jede Woche ein Schiff, aber umgekehrt wollten für uns nordweſtlich am Horizont keine tröſtenden Rauchwolken erſcheinen. So mußten wir uns denn entſchließen, die Fahrt über Tarragona zu Land zu machen. In unſerem Hôtel, der Fonda del Oriente, war das Bureau der Diligencen, und ich, der ſo oft Nachmittags mit Intereſſe und vielem Mitgefühl arme Reiſende wie Häringe in den Wagenkaſten einpreſſen ſah, mußte endlich daſſelbe mit mir geſchehen laſſen. Baumeiſter Leins und ich hatten das Coupé genommen, Horſchelt ſaß an der hintern Thür des omnibusähnlichen Intérieurs, und ſo wurden wir am einundzwanzigſten Dezember um drei Uhr Nachmittags im vollen Galopp von acht Maulthieren aus dem Hauſe und der Stadt befördert.

Unſer Weg führte durch die Puerta del Monjuich, vor welcher wir Abſchied von dem Meer nahmen, wenn auch nur für kurze Zeit, und rechts an der Stadtmauer dahin fuhren, bis zur großen Straße nach Madrid, die wir aber nach einigen Stunden ebenfalls verließen, um alsdann ſüdweſtlich unſern Weg zu verfolgen. Die Landſtraße ließ ſich übrigens anfänglich gar nicht ſo ſchlimm an, wie wir uns gedacht; ſie war ſehr breit, auch ziemlich eben, und da der Mayoral mit großer Geſchicklichkeit verdächtige Löcher zur Rechten und zur Linken glücklich zu vermeiden wußte, ſo wäre die Fahrt gar nicht unbehaglich geweſen, wenn nicht das Kutſchiren der Spanier an ſich die Nerven in einer beſtändigen Aufregung erhielte. Bei uns in Deutſchland ſind Conducteure, Poſtillons, Pferde, Wagen, Paſſagiere und Straßen gewiſſermaßen vernünftige Geſchöpfe, die ſich verſtehen und in einander zu fügen wiſſen; der Schwager hat ſeine vier Pferde in der Hand und fährt ſeinen ſoliden Trab, wo es die Straße erlaubt; der

hauſe. Sollteſt du 'mal in die hieſige Gegend kommen, ſo wäre es mir lieb, wenn du dich davon überzeugen wollteſt und wirſt du mir willkommen ſein. — Ferne aus den Büſchen klingt jetzt das helle Lachen luſtiger Kinderſtimmen, und auf eine heitere Frage, die man jetzt vom Garten herauf an mich richtet: ob ich lange genug da oben allein geträumt, gebe ich freundlich zur Antwort: „Sogleich werde ich kommen, liebe Ludmilla.“

Randbemerkungen

zu einer kleinen Novellette.

Randbemerkungen *)

der Redaktion einer großen Zeitung

zu einer kleinen Novellette. **)

Es trat aus seinem Hause a) und zwar mit dem rechten

---

*) Was Randbemerkungen sind, werden wir dem geneigten Leser wohl nicht erst zu sagen brauchen.

**) Diese Novellette, obgleich uns von guter Hand zukommend, würden wir vielleicht doch nicht gebracht haben, wenn nicht überhaupt Randbemerkungen nach dem Vorbild großer Journale zu einer eigenen Literatur zu werden versprächen.

a) Wir würden dem verehrten Verfasser Dank gewußt haben, wenn er uns das Haus, aus welchem er trat, etwas näher bezeichnet hätte, und hätten das sogar nöthig gefunden, um uns für den, der aus dem Hause trat, interessiren zu können.. Es scheint uns nämlich ein großer Unterschied zu sein, ob Jemand aus einem neu erbauten, freundlich ausschauenden Hause tritt, oder aus einem finsteren, melancholischen. Auch wäre es vielleicht nicht überflüssig gewesen, die Etage anzugeben, aus welcher er herablam, ehe er aus dem Hause trat.

Fuße voran b) auf die Straße c), warf einen finſteren Blick gen Himmel d), nachdem er achſelzuckend ſein Sommerbeinkleid

---

b) Für dieſe Genauigkeit ſagen wir dem Verfaſſer unſern herzlichſten Dank, denn da wir überzeugt ſind, daß er [1]) nicht ohne Abſicht mit dem rechten Fuße zuerſt auf die Straße trat, ſo ſind wir zu der Anſicht berechtigt, daß er es wohl als Unglück bringend anſah, mit dem linken Fuße zuerſt auszutreten und dies hauptſächlich bei einem wichtigen Ausgange vermieden haben würde. Alſo ſind wir durch dieſe einfache Andeutung, daß er mit dem rechten Fuße [2]) zuerſt austrat, zu der Annahme berechtigt, daß er mit etwas Wichtigem im Sinne ausging.

c) Es ſei weit entfernt von uns, den geehrten Verfaſſer zu einer übertriebenen Abſchweifung und Weitläufigkeit veranlaſſen zu wollen, doch ſcheint es uns gar ſehr in ſeinem Intereſſe zu liegen, wenn er [3]) die Straße, auf welche er [4]) mit dem rechten Fuße voran austrat, etwas näher bezeichnet hätte. Der Ausdruck „Straße“ iſt ein etwas vager Begriff und mit einem halben Dutzend paſſender und unpaſſender Prädikate würde er auch der mangelnden Beſchreibung des Hauſes beſtens nachgeholfen haben.

d) Der Leſer wird uns verzeihen, wenn wir uns hier die Bemerkung erlauben, daß der ſo oft gebrauchte Ausdruck: einen Blick werfen, uns in der That ſehr ungerechtfertigt erſcheint. Iſt der

[1]) Hier iſt doch wohl nicht der Verfaſſer gemeint, ſondern offenbar der, der mit dem rechten Fuße zuerſt aus dem nicht genugſam bezeichneten Hauſe †) trat.
Anmerk. des Setzers.

[2]) Wir können hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir aus eigener Erfahrung wiſſen, wie verſchiedene Völker, z. B. die Samojeden, Lappländer, Grönländer, Finnen u. dergl. bei einer wichtigen Veranlaſſung mit dem linken Fuße ihr Haus ††) verlaſſen.

[3]) Hier iſt der Verfaſſer gemeint.

[4]) Natürlich nicht der Verfaſſer.

†) Wir weiſen den Ausdruck: „nicht genugſam bezeichnetes Haus“ mit Entrüſtung als nicht von uns gebraucht worden ſeiend zurück

††) Hier wäre der Ausdruck: Hütte oder Erdloch geeigneter.

betrachtete e), drehte ſich um und ſagte, indem er ins Haus zurückging f) — das iſt merkwürdig! g)

Blick nicht etwas Körperloſes? er kann alſo nicht geworfen werden [1]). Und dann, Worte wie „werfen“ mit dem Ausfluſſe [2]) eines der edelſten Sinne des Menſchen, dem Blicke, in Verbindung zu bringen! Wir werden uns erlauben, auf dieſen Mißbrauch in einer eigenen Abhandlung zurückzukommen.

e) Dieſe Wendung iſt meiſterhaft und des großen Namens des geehrten Verfaſſers vollkommen würdig; er ſtellt uns ſo mit Einem Schlage prägnant, concis, ohne Zweideutelei mitten in die Situation hinein; wir ſehen nicht nur ihn, der mit dem rechten Fuße aus dem Hauſe trat, ſondern es iſt uns auch im Augenblicke klar geworden, weßhalb er mit dem rechten Fuße zuerſt austrat, mit dem wichtigen Gedanken nämlich beſchäftigt, ob das Wetter gut oder ſchlecht ſei. Wir machen dem Verfaſſer unſer Compliment für dieſe ſtrenge wunderbare Kürze, wir verzeihen ihm, daß er Haus und Straße nicht näher bezeichnet; hat er uns doch in dem einzigen, eben erwähnten Satze geſagt, weßhalb er aus dem Hauſe trat, warum mit dem rechten Fuße voran; ſehen wir doch ſeine Geſtalt vor uns in einem Sommerbeinkleid, ſein Geſicht finſter und mißmuthig den Himmel anblickend — vortrefflich! — und wiſſen durch dieſen finſteren Geſichtsausdruck ſogleich, daß Sommerbeinkleid und Himmel nicht zuſammenpaſſen, alſo daß der Himmel mit dunklen Wolken bezogen iſt, daß ein Regenſchauer droht. Wir können nicht unterlaſſen, mit dem geehrten Verfaſſer, wenn auch nur in Gedanken einen warmen Händedruck zu wechſeln.

f) Hier hätten wir ſtatt „ging“ den Ausdruck „trat“ lieber geſehen. Der geehrte Verfaſſer wird uns verzeihen, wir wiſſen aus eigener Anſchauung und Erfahrung, daß Jemand, der in ſein Haus zurück-

[1]) Damit können wir uns nicht einverſtanden erklären. Man ſagt doch auch mit vollem Rechte: Jemand eine Grobheit an den Kopf werfen, und iſt doch Grobheit in dieſem Falle auch etwas Körperloſes.

[2]) ? ? ? ?

Ein Schusterbube h) der zufällig vorbeiging i), blieb stehen und rief aus: Fabelhaft! k)

---

geht, unfehlbar von diesem Hause mehrere Schritte entfernt sein mußte; nun finden wir aber davon in der kleinen pikanten Novelle keine Spur; er trat aus dem Hause und zwar mit dem rechten Fuße voran, befand sich also nach unserem Erachten, als er mit finsterem Blicke an den Himmel emporschaute, noch auf der Schwelle der Thüre. Wir sind zu dieser Annahme um so mehr berechtigt, als wir überzeugt sind, daß er in Anbetracht seines Sommerbeinkleides sogleich an den Himmel hinaufblickte und in der großen Spannung, in der er sich befand, nicht warten mochte, bis er mehrere Schritte gegangen war, um sich vom Zustande des Himmels zu überzeugen. Wäre also hier der Ausdruck: „ins Haus zurück trat" nicht passender, als der: „ins Haus zurück ging?"

g) Warum uns der geehrte Herr Verfasser durch diesen Ausruf so gänzlich in der Ungewißheit läßt, mit wem wir es in dieser kleinen geistreichen Novelle eigentlich zu thun haben, sind wir begreiflicher Weise nicht im Stande anzugeben; er wird seine guten Gründe dafür haben; denn bei der Virtuosität, mit welcher diese Geschichte, die wir dem Publikum mit Stolz übergeben, skizzirt ist, wäre es ein Leichtes gewesen, mit einem einzigen Worte, z. B. **diablo! carracho! corpo di bacco! damn!** irgend eine bestimmte Nationalität zu bezeichnen, oder wenn er ein Deutscher war, ihn genauer durch einen Ausruf, wie vielleicht: schauderös! Herr Jeeses! verfluacht! näher zu kennzeichnen

h) Damit ist der Schauplatz der Novellette offenbar in eine nordische Stadt verlegt. [1])

i) Dies einzige Wort „zufällig" zeigt uns wieder den geehrten Verfasser in seiner ganzen Schärfe und den Leser so präcis au fait setzenden Individualität. Ein Schusterbube, der zufällig irgendwo vorbeigeht, ist eben deßhalb auf keinem Berufsgange begriffen; wäre

[1]) Sollte es nicht auch anderswo Schusterbuben geben? Anmerk. des Setzers.

Hoffentlich wird der geneigte Leſer nach Durchſicht dieſer

---

er das, ſo würde der Verfaſſer geſagt haben: der des Weges kam, oder einfach, der gerade vorüberging; alſo will er mit dieſem „zufällig“ ausdrücken, daß der Schuſterjunge aus eigenem Antriebe in die Straße ging, daß er umherſpazierend dorthin gelangte; um umher ſpazieren zu können, mußte er aber Zeit haben, und da Schuſterjungen gewöhnlich nur an Sonntag-Nachmittagen freie Zeit haben, ſo wiſſen wir durch dies einzige Wort „zufällig,“ daß es an einem regneriſch ausſchauenden Sonntag-Nachmittage war, wo er, mit einem Sommerbeinkleid angethan, mit dem rechten Fuße voran aus dem Hauſe trat. — Vortrefflich! — preiswürdig!

k) Dieſes Wort des Schuſterjungen: Fabelhaft! könnte uns vielleicht zu der Vermuthung führen, als ſei er, der aus dem Hauſe trat, nicht ganz berechtigt, den Himmel in Anbetracht ſeines Sommerbeinkleides [1]) mit einem finſteren Blicke zu betrachten; vielleicht ſah der Schuſterjunge, der ſich weiter in der Straße befand, in dieſem Augenblicke an dem Himmel einen lichteren Punkt, der eine günſtige Aenderung des Wetters verſprach, und es erſchien ihm dadurch das raſche zurücktreten des Andern fabelhaft. Hat der geehrte Verfaſſer uns dies wirklich bezeichnen wollen, ſo müſſen wir geſtehen, daß die Novelle, meiſterhaft und geiſtreich angelegt, wunderbar zart und verſöhnend ſchließt. Fabelhaft! ſagt der Schuſterjunge, einen leichten Streifen am Himmel bemerkend. Iſt das nicht von ergreifender Wirkung? Wird dem Leſer nicht hiedurch geſagt, daß der Himmel kein Regenwetter herab ſenden werde, daß das Sommerbeinkleid nicht vergeblich angezogen wurde, daß er ſpäter noch einmal aus dem Hauſe treten wird, jetzt den lichten Streifen freudig ſelbſt bemerkend als Bürgſchaft eines heiteren Abends, eines doch noch Glücklichwerdens im Sommerbeinkleide, wahrſcheinlich in ſeliger Vereinigung mit der Geliebten ſeines Herzens. — Aber auch für den, der tiefer

[1]) Doch wohl das Sommerbeinkleid deſſen, der aus dem Hauſe trat?
Anmerk. des Setzers.

kleinen pikanten Novelle nicht ebenfalls ausrufen: Fabelhaft!*)

---

auf die Anschauungsweise des geehrten Herrn Verfassers eingeht, ist dieses „Fabelhaft!“ im Munde eines Schusterbuben nicht ohne Bedeutung. Wie sagt der Dichter? — Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide. — Wie wahr! wie treffend! Wie sind wir so gerne geneigt, mit dem Worte „fabelhaft“ leichtsinnig umzugehen.

*) Wir halten es für unsere Pflicht, den Verfasser vorstehender Novellette allen großen Journalen, die mit Randbemerkungen zur wahrhaften Zerstreuung ihrer Leser allzu sparsam umgehen, bestens zu empfehlen. Seine Honorar-Ansprüche sind mäßig. Auch nimmt er Randbemerkungen zu seinen Randbemerkungen durchaus nicht übel.

Am Hofe von Japan.

Humoriſtiſche Skizze.

Paſſagier iſt beruhigt, denn er weiß, der Wagen wird einem Stein oder Loch auszuweichen wiſſen, er kann ſich ſogar ſorglos zum Schlag hinausbeugen und wenn ihm ſeine Reiſemütze zufälligerweiſe abfällt, ſo wird der Conducteur einen Augenblick anhalten; man iſt mithandelnde Perſon, und das gibt uns ein Gefühl der Behaglichkeit und Sicherheit. Hier aber iſt man der Poſt wie ein Paket übergeben worden, man wird an Ort und Beſtimmung befördert; ob man unverſehrt oder zerſchlagen und zerſchunden ankommt, darum kümmert ſich kein Menſch. Die ſpaniſchen Eilwagen haben unter anderem die angenehme Einrichtung, daß ſich nur auf der linken Seite Thüren befinden; wirft man alſo zufälligerweiſe dorthin um, ſo befindet ſich ein wohlbeleibter Reiſender förmlich wie in einer Mausfalle. Das Geſpann habe ich ſchon in einem früheren Bericht beſchrieben. Der Mayoral hält nur die Zügel der beiden Stangenpferde, die mittleren ſechs Thiere folgen dem Delantero, einem Buben von nicht über zwölf Jahren, der alſo alle zehn Maultiere und das Geſchick des Wagens in ſeiner ſchwachen Hand hat, meiſtens reitet er auf einem Pferd, da ein ſolches lenkbarer iſt. Man nimmt zu dieſem gefährlichen Geſchäft des Vorreitens dieſe jungen Burſche, weil das Thier ſie leichter tragen kann, und weil ſie die Gefahr, der ſie beſtändig ausgeſetzt ſind, nicht ſo kennen und achten; denn ſtürzt das Pferd unter dem Delantero zuſammen, namentlich bei einer abſchüſſigen Stelle, ſo ſetzen nicht ſelten die anderen Thiere über ihn hinweg und er iſt in den meiſten Fällen verloren.

In Barcelona wurde mir eine ſchauerliche Geſchichte der Art erzählt, wo ein Mayoral ſeinen eigenen Sohn überfuhr, der von dem ſchweren Wagen augenblicklich getödtet wurde. Dabei reiten dieſe Poſtillone nicht bloß eine Station, ſondern, wenn nicht die ganze Reiſe von mehreren Tagen, doch meiſtens bis zur nächſten größern Stadt, ſelten unter vierundzwanzig Stunden. Unſer Delantero war ein ſchmächtiges Bürſchchen von vielleicht elf Jahren und einem feinen blaſſen und ausdrucksvollen Geſicht, ein

Erstes Kapitel.

Jakob's Traum oder die Protectionsleiter.

Es ist ein kleines, fast ärmliches Parterrestübchen, das sich uns zu Anfang dieser an sich unbedeutenden Geschichte zeigt, und zwar an einem etwas stürmischen Wintermorgen, wir hören den Wind durch den Schornstein herab zuweilen stoßweise in den glimmenden Kohlenofen blasen, so daß dieser alsdann verdrießlich und gequält Dunst und Rauch wie tiefe halbunterdrückte Seufzer von sich gibt; auch klirren hie und da die etwas locker gefaßten Fensterscheiben, wenn ein recht derber Windstoß vorüberfährt, ja der Sturm draußen achtet oft so wenig das Hausrecht, daß er nicht selten durch Fuge und Ritze eindringt und die dünnen Vorhänge bewegt, mit denen die Fenster von unten gerechnet zur Hälfte bedeckt sind.

An einem dieser Fenster sitzt eine alte Frau und spinnt. Zuweilen blickt sie in die Höhe und ihre leisen Bemerkungen gelten meistens dem Wetter und dem Wind, der den Regen zuweilen derb gegen die Fenster peitscht und der doch um diese Jahreszeit, Mitte December, Gescheidteres zu thun hätte.

„Da hör' einer wieder," sagte die alte Frau — „ist das ein Winterwetter, wie es recht und billig ist? Statt weiß bereifter Bäume, statt eines klaren Himmels und zwei Fuß hartgefrorenen Schnee's die Sudelei da draußen; es ist nichts mehr in Ordnung in der Welt. Früher war es schon anders, da

war es im Frühling Frühling, im Sommer Sommer und im Winter Winter wie es sich gehörte, jetzt ist Alles toll und bunt durcheinander gemischt."

Nach einer solchen Bemerkung setzte die alte Frau ihr Spinnrad wieder heftiger in Bewegung, so daß es mit dem Winde um die Wette surrte und schnurrte. Bisweilen auch, wenn der es gar zu toll trieb, schaute sie nach einer Thüre, die in ein Nebenzimmer führte und murmelte mit einem freundlicheren Blick vor sich hin: „Freue mich nur, daß Jakob von Allem dem nichts hört; nun er hat sich auch erst um 5 Uhr wieder hingelegt, nachdem er fast die ganze Nacht Dienst gehabt — das könnte endlich einmal anders kommen — geschickt wie er ist keiner, und wenn er auf seinem Kutschbocke sitzt, da macht er wahrhaftig eine andere Figur, als alle wirklichen Hofkutscher mit einander und auch der Leibkutscher obendrein. — Ach! es wird doch kein Verdienst mehr belohnt," seufzte die alte Frau, nachdem sie an den trüben Himmel hinaufgeschaut und ihren zerrissenen Faden wieder angesponnen.

Wir haben schon gesagt, daß das Parterrestübchen, in dem wir uns befinden, eine einfache fast ärmliche Ausstattung hatte, doch müssen wir hinzufügen, daß hier Alles außerordentlich reinlich war. Fußboden, Wände, die in Blei gefaßten Fensterscheiben, die verschossenen Zitzüberzüge der Stühle, der große geblümte Vorhang, der in der Ecke des Zimmers ein Bett verbarg, vor Allem der hell gescheuerte Tisch, auf dem sich sogar eine glänzend weiße Serviette befand, dazu die Kaffeetasse, Milchkanne, Brod und Messer, ein noch unberührtes Frühstück, dessen Hauptbestandtheil, ein blauer Porzellantopf mit Kaffee, in der Bratkachel des kleinen Ofens sich befand.

Die Schwarzwälderuhr in der Ecke des Zimmers zeigte bereits auf 8 Uhr. Da öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers ein wenig und durch die Spalte wurde der gutmüthig lächelnde Kopf eines jungen Mannes sichtbar, der der alten Frau heiter zunickte, ihr alsdann sagte: „Gleich, gleich Mutter, wir müssen uns noch ein wenig striegeln und putzen, um zu erscheinen, wie es sich gehört," um alsdann wieder zu verschwinden.

Die alte Frau stellte ihr Spinnrad bei Seite, setzte den Kaffeetopf auf den Tisch, nachdem sie nicht unterlassen, ihn mit einem Tuche abzuwischen, dann blickte sie nach der Thüre des Nebenzimmers, und als diese sich nun öffnete und der Angekündigte und Erwartete eintrat, strahlte ihr Auge vor Vergnügen.

Es war aber auch der Mühe werth, ihren Sohn anzuschauen: wohl gewachsen, mit frischen, aufgeweckten Gesichtszügen wie er war, so sauber angezogen, als solle er zum Modell eines kaiserlichen Stallbeamten dienen, die lackirten Stiefeln mit hellgrauen Stulpen, das weißlederne Beinkleid dazu, die blaue Weste mit langen Schößen, zwar sonst noch in Hembärmeln zur Schonung des Livrerocks, aber trotz alledem den glänzend lackirten Hut auf dem Kopfe, etwas keck auf die rechte Seite gesetzt.

„So, da wären wir, und nun wollen wir frühstücken, was uns die gute alte Frau bescheert, — rück dein Spinnrad an den Tisch, es ist besser, wenn du mir zuschaust, als hinauf an den trüben Himmel — ist das ein Wetter!"

„Wie du mich heute Nacht gedauert hast — dein Mantel war so naß, ich habe ihn in der Küche auseinander gehängt und ein tüchtiges Feuer dazu angemacht. Ich glaube, er ist jetzt schon fast wieder trocken."

„Das lohne dir Gott, alte Mutter — wie es aber heute

Nacht war, das ist gar nicht zu sagen und die da droben auf dem Balle geniren sich den Teufel um ihre Wagen, um Kutscher und Bediente — ich glaube, wenn sie nicht hie und da Angst für ihre Pferde hätten, so ließen sie uns noch länger stehen — Brr! hat das gegossen und gestürmt — — — — und die allerschlimmsten sind die Hofdamen, die kennen keine Schonung nicht für Mann und Vieh. Ich möchte nur wissen, ob die nicht müde werden, den ganzen Tag herum zu kutschiren, aus einem Laden in den andern, von einem Geschwätz zum andern und Abends zu Soirée und Ball. — Na, gestern Abend war's noch zu ertragen, denn vor dem Palais der alten Prinzessin Henriette hielt Alles, was gut und theuer ist, sogar der Leibkutscher Seiner Majestät und wenn er auch in seinem Pelze aussah, wie ein alter mürrischer Bär, so half ihm das Alles nichts, er mußte ebenfalls warten. — — Ich hatte mit meinem Wagen so gut manövrirt, daß ich mich hinter der Wetterseite neben dem kaiserlichen Wagen eingedrängt hatte, der alte Mundel bemerkte es auch, und sagte einmal halb brummend, halb lachend: ‚Der Jakob ist doch ein verfluchter Schlaukopf. Ich glaube, du machst mich zu deinem Wetterableiter.'"

„Aber er meinte das doch nicht böse?" fragte besorgt die alte Frau.

„O, nicht im Geringsten, er mag mich wohl leiden und wenn er vor dem Einspannen in der Stallkammer sitzt, da läßt er mich gewöhnlich auch hereinkommen, wo doch neben ihm sonst nur die Hofkutscher sind. So auch gestern Abend, und von einem warmen Tröpfchen, das er sich kommen ließ, bekam ich auch etwas ab."

„Wie mich das freut, denn wenn der Herr Mundel, der

Herr Leibkutscher will, so kann er doch viel dazu beitragen, daß du wirklicher Hofkutscher wirst."

„Ja, das hat er auch wohl schon gesagt. Gestern Abend noch. Doch meint er: das ist mit dem Protegiren eine verfluchte Geschichte und wenn ich dich noch so dringend vorschlage und Seine Majestät auch überzeugt sind, daß du ein Kutscher bist, wie er sein soll, so hängt es doch Gott weiß von welchen Kleinigkeiten ab, ob sie dich zum Hofkutscher machen."

„Und von welchen Kleinigkeiten?" fragte die alte Frau, indem sie ihrem Sohne die kleine Tasse wieder vollgoß. — „Doch nur von Kleinigkeiten, die den Dienst anbelangen?"

„Dienst? — davon erzählte mir der alte Mundel, der doch gewiß ein Leibkutscher ist, als hätte ihn der liebe Gott extra dazu geschaffen, eine ganz gute Geschichte. ‚Meinst du wohl,' sagte er mir eines Tages, ‚daß ich Leibkutscher Seiner Majestät geworden bin, weil ich mit Sechsen vom Bocke eine Achter in den Sand fahre, die man mit dem Zirkel nicht sauberer hinzeichnen kann, oder weil ich Allerhöchstdemselben, unter uns gesagt, einmal aus einer großen Schlamperei heraushalf?'"

„Was war denn das?" fragte die alte Frau neugierig, als Jakob statt weiter zu reden mit beiden Backen lauend, lächelnd an die Zimmerdecke hinaufsah.

„Man spricht nicht gerne darüber," fuhr Jakob nach einer Pause fort, „doch brauche ich dir kein Geheimniß daraus zu machen. Seine Majestät der Kaiser wollte einmal draußen im Tivoli mit einem jungen Zuge vierspännig fahren; doch erklärte Herr Mundel, der damals noch ein junger Hofkutscher war und der jenen Zug unter sich hatte, Seiner Excellenz, dem Herrn Obersten der kaiserlichen Stallungen: und wenn es ihn seinen

Dienſt koſte, er ſpanne die Pferde nicht ein, wenn ihm nicht geſtattet würde, hinten auf dem Wagen Seiner Majeſtät des Kaiſers mitzufahren. Glücklicherweiſe wurde es ihm erlaubt. Denn, kaum waren ſie zum Park draußen, da gebrauchte Seine Majeſtät die Peitſche etwas unvorſichtig, mochte auch die Zügel nicht ſo in der Hand haben, wie es nothwendig war — genug die Vorläufer fingen an verdrießlich mit den Köpfen zu ſchütteln und die Stangenpferde prallten zuſammen, daß der Wagen einen förmlichen Ruck that. Dann aber flogen alle Vier dahin, als wenn ſie vom Teufel gejagt würden. ‚Aha,‘ dachte Herr Mundel, ‚jetzt riskire ich Gnade und Ungnade,‘ und als obendrein Seine Majeſtät der Kaiſer nochmals die Peitſche gebrauchen wollte, — denn Muth haben Allerhöchſtdieſelben, als ob Seine Majeſtät ein geborener Kutſcher wäre, — da langte Herr Mundel ruhig vor, nahm die Zügel an ſich, ſtemmte ſich mit den Füßen an den vorderen Sitz und nach einer verfluchten Anſtrengung gelang es ihm, den vierſpännigen Zug wieder in einen anſtändigen Trab zu bringen. — Allerdings ſagte Seine Majeſtät hierauf, ‚das war recht, Mundel.‘ Aber er hätte ihn trotz alledem nicht zu Leibkutſcher gemacht, wenn nicht —“

„Was wenn nicht?“ fragte die alte Frau, als Jakob pfiffig lächelnd ſtill ſchwieg.

„Wenn nicht auf einem Maskenballe bei Hofe der erſte Flügeladjutant Seiner Majeſtät, Baron Welker, der Staatsdame der Kaiſerin, der Gräfin Klapperfeld, die lange Schleppe von ihrem Kleide herunter getreten hätte.“

„Nicht möglich Jakob?“

„Wie ich dir ſage. Herr Mundel war damals jung verheirathet, und ſeine Frau, eine ſehr geſchickte Kleidernäherin,

befand sich zur Aushülfe in der Garderobe des Schlosses. Im Umsehen hatte sie die Schleppe wieder aufgeheftet, auch den ganzen Anzug der stolzen Gräfin wieder so kokett hergerichtet, daß diese eine Freude an ihr hatte, sie den andern Tag zu sich kommen ließ und acht Tage darauf war Herr Mundel Leibkutscher, obgleich Seine Excellenz, der Herr Oberst der kaiserlichen Stallungen einen ganz andern dringend in Vorschlag brachte. Der Adjutant, Baron Welker, hatte aus Artigkeit, um seinen Fehler gegen die Gräfin wieder gut zu machen, auch mit dazu geholfen, und da der Herr Oberst der kaiserlichen Stallungen das Ding nicht so wollte hingehen lassen, so gab's eine solche Geschichte bei Hofe, daß alle Drei, von denen jedes einen starken Anhang hatte, gefährlich ins Schwanken kamen und man es eine Zeit lang erwartete, daß eine dieser drei vornehmen Staatskutschen umwerfen würde. An dem Adjutanten blieb es endlich hängen, denn der fuhr ein wenig nebenaus und bekam eine Infanteriebrigade in der Provinz."

„Merkwürdig, was man nicht Alles erfährt, wenn man bei Hofe ist."

„Ja, Mutter, unser einer erfährt viel, wenn man nur darüber reden dürfte. Diese Geschichte erzählte mir der Leibkutscher, als ich ihn um Rath fragte, ob ich nicht einmal sollte ein artiges Bittschreiben aufsetzen und es Seiner Excellenz dem Herrn Obersten der kaiserlichen Stallungen zur Beförderung an Seine Majestät überreichen. ‚Bester Freund,' sagte er darauf, ‚du siehst aus meiner Geschichte, daß es bei Hofe auf dem geraden Wege nichts ist, und wenn ich das Schreiben selbst verfaßte und wenn es der Stallmeister, sogar der Herr erste Stallmeister günstig befürwortete, so würde es seine Excellenz doch

in die linke Rocktasche stecken, — wenn du nicht sonst im Stande bist, dich durch irgend etwas vortheilhaft bemerkbar zu machen.'"

„Das ist traurig und ich sollte mich eigentlich auch verheirathen, um zu erwarten, daß irgend einer Staatsdame gelegentlich die Schleppe abgetreten würde — —" setzte er nach einer Pause seufzend hinzu: „Aber mit der Verheirathung hat es gute Wege — — war die Rosa gestern Abend nicht da?"

„Freilich — aber erst um 9 Uhr, nachdem der Laden zugeschlossen war. Sie blieb auch den ganzen Abend hier und hat immer gehofft, du würdest noch einmal nach Hause kommen."

„Hätte es auch gerne gethan," brummte der junge Kutscher, „aber wie ich die alte Staatsdame, die Gräfin Zirbel glücklich bei der Prinzessin angebracht hatte und in den Stall zurückfahren wollte, da kam ihr Lakai fluchend wieder zurück und sagte: ‚da soll ein Donnerwetter dreinschlagen, jetzt müssen wir noch einmal zum Hofjuwelier hinauffahren. Da ist ein Armband für die Alte nicht fertig geworden und das will sie partout heute Abend noch haben.' Also dorthin und eine Stunde gewartet. Was mich allein tröstete, war, daß der Herr Oberst der kaiserlichen Stallungen, der gewöhnlich sehr spät kommt, uns von seinem Wagen aus vor dem Hofjuwelier halten sah. Für so was hat er Augen wie ein Falk — und kaum war ich endlich gegen halb elf Uhr im Stalle, da kam schon sein Lakai, um zu fragen, was wir dort zu machen gehabt. Natürlicher Weise sagte ich es ihm, und setzte hinzu, wenn meine beiden Pferde morgen den Husten hätten, so wäre nichts daran schuld als das verfluchte Armband. Nun bin ich überzeugt, Seine Excellenz hängt einen artigen Kessel darüber und wird schon eine saftige Geschichte zusammenbrauen — guten Appetit! — Wie lange war die Rosa da?"

„Bis gegen 11 Uhr; dann habe ich sie selbst nach Hause gebracht. Sie sprach viel von dir und sagte, sie glaube doch, wenn du einmal wirklich Hofkutscher seiest, daß ihre Mutter zu erweichen wäre und eure Heirath zugäbe. — Wie mich das freuen würde! Denn es gibt nichts Lieberes auf der Welt, als die Rosa."

„Das weiß Gott und nur darum wünsche ich mir eine tüchtige Protection. Also das war um 11 Uhr," setzte der junge Kutscher, nachdem er lange sinnend vor sich niedergeblickt, fragend hinzu — „um 11 Uhr — da hatte ich mich in der großen Geschirrkammer in einen der alten Schlitten gelegt und war fest eingeschlafen. — Ja davon wollte ich dir eigentlich erzählen, Mutter. Da ich nämlich schlief, hatte ich einen höchst seltsamen Traum, einen Traum, der gewissermaßen damit zusammenhing, was mir der Leibkutscher wegen der Bittschrift und der Protection gesagt."

„Nun — darauf bin ich begierig — heute haben wir den letzten Advent, und ein Traum von diesem Tage hat immer etwas zu bedeuten."

„Ich lag also in dem Schlittenpelze drinn, so gut man nur liegen kann, wenn man nicht in seinem Bette ist, hatte mich auch noch mit einem Stallteppich gegen die Kälte verwahrt und war augenblicklich eingeschlafen. Da träumte mir, daß sich die Decke der Sattelkammer, die ich vor dem Einschlafen betrachtet hatte, langsam auseinander schöbe, durchaus nicht unheimlich, als wenn sie einstürzen wollte, sondern wie oft in der Comödie im letzten Akte, wenn sich die Wolken auseinanderschieben und man den Himmel in seinem Glanze und mit Engeln sieht; so blickte ich aufwärts und sah eine schöne Treppe, die halb-

wahres Kind; doch als man ihm aufs Pferd geholfen, zündete er ſich ſein Cigarito an, und fort ging es im ſauſenden Galopp. Ich habe ihn etwas genauer beſchrieben, weil er uns ſpäter in der Nacht im wahren Sinne des Worts in eine ſehr unangenehme Verwickelung brachte. Unſere Reiſegeſellſchaft im Innern des Wagens nach Art der Omnibus eingerichtet, beſtand meiſtens aus Männern im Mantel oder in der Manta, mit dem andaluſiſchen Hut auf dem Kopf. Eine einzige Sennora fuhr mit uns, eine Frau mit einem nicht jährigen Kind an der Bruſt, deſſen ſämmtliche kleine Angelegenheiten ſie vor den Augen und Naſen der übrigen Paſſagiere auf die ungezwungenſte Art von der Welt beſorgte.

Nach der zweiten Station fuhren wir in die Berge hinein, und hier war die Straße nicht nur ſchön angelegt, ſondern auch für hier gut unterhalten; gewiß ſehr zum Kummer unſerer Maulthiere, denn der Zagal erſchöpfte ſich in Aufmerkſamkeiten für ſie und ſo fuhren wir mit außerordentlicher Schnelligkeit dahin. Der Tag war klar und wunderſchön und die Landſchaft mannigfaltig belebt. Es iſt eigenthümlich, wie in Catalonien, namentlich des Abends, der rothe Grund der Erde vom Sonnenlicht ſo warm und ſchön beleuchtet wird. Das Land ſcheint ordentlich die glänzenden Strahlen aufzuſaugen, um ſie darauf ſelbſtleuchtend wieder von ſich zu geben; dabei iſt hier die Formation der Berge maleriſch ſchön, den Thälern fehlt es nicht an Vegetation, und die Anhöhen ſind hie und da gekrönt mit Kirchen, Ruinen und alten Schlöſſern. Ach, wenn es nur beim Reiſen, namentlich bei den Eilwagenfahrten, keine Nacht gäbe, die mit ihrem ſonſt ſo traulichen Dunkel finſtere Schleier über Berg und Thal zieht, und unſere Gedanken, die ſo gerne auswärts umherſchweifen, um ſich am Anblick der herrlichen Natur immer wieder neuer und lebendiger zu geſtalten, in unſer Inneres zurückſcheucht, wo ſie dann, ermüdet, ſo gern ernſt und traurig werden. Vergebliches Wünſchen!

Und ſcheint die Sonne noch ſo ſchön,
Am Ende muß ſie untergehn!

rund aufsteigend, hoch oben hinauf in ein Zimmer führte, wo Alles mit seidenen Tapeten und vergoldeten Möbeln ausgeschmückt war."

„Also ein Zimmer im Schloß? Das verspricht allerdings ein hübscher Traum zu werden."

„Ja, aber es war keines der Zimmer, die ich schon gesehen, und ich kenne sie so ziemlich alle, denn hier befand sich ein großer goldener Thronsessel und darauf saß Seine Majestät unser Kaiser, aber nicht in der Uniform, wie ich ihn hundertmal gesehen, sondern in einem rothen Sammetmantel mit weißem Pelz besetzt; auf dem Kopfe hatte er eine Krone mit faustdicken Brillanten, in der einen Hand ein Scepter, in der andern einen goldenen Reichsapfel, gerade so wie diese kostbaren Sachen in der Schatzkammer zu sehen sind. Und auf der großen, breiten Treppe war dir ein ganz sonderbares Gewimmel: da standen alle die Herren und Damen von Hof aufmarschirt und genau ihrem Rang nach; zuerst unten bei mir kamen die Bereiter, die wirklichen Hofkutscher, die Sattelmeister, die Leibkutscher, die Stallmeister, je um eine Stufe höher stehend, wie der andere, dann die Kammerherren vom Dienste, die Flügeladjutanten Seiner Majestät, Ehrenfräulein und Hofdamen, der ersten Stallmeister; und auf der andern Seite der Treppe Küchen- und Zimmerpersonal, die höheren Schloßbeamten bis zu Seiner Excellenz dem Herrn Obersten der kaiserlichen Hofhaltung, die sich mit Seiner Excellenz dem Herrn Obersten der kaiserlichen Stallungen schon ziemlich nahe am allerhöchsten Throne befand und sich zuweilen erlaubte, ein ganz ergebenes Wort mit schmunzelndem Lächeln anzubringen. Ach, ich sage dir, Mutter, es war das sehr schön und Jedermann hätte sich gratuliren können, so den Hof in großer Stallparade gesehen zu haben."

„Und du hatteſt keine Angſt dabei, unten in dem Schlitten zu liegen?"

„Nicht im geringſten, es war mir gerade, als wenn das ſo ſein müßte, und ich fürchtete mich ſogar nicht einmal, als ich nun meinen Namen nennen hörte, ganz deutlich: Jakob Heinrich Bleibert."

„Das iſt ſehr wichtig, daß du deinen eigenen Namen gehört haſt, denn ſo bezieht ſich der prächtige Traum auf dich!"

„Das kann gar nicht fehlen," antwortete der junge Kutſcher, während er ſeine Hände behaglich in die Taſchen ſeiner Lederhoſen vergrub, „ich war auch ſchon ſonderbarer Weiſe vollkommen überzeugt, daß die ganze Geſchichte meinetwegen dargeſtellt wurde, und als nun der Sattelmeiſter Ranke, den ich deutlich erkannte, zu mir ſagte: ‚Nun Jakob, wird's bald?' da verwunderte ich mich durchaus nicht, ſondern zog aus meiner Taſche die Bittſchrift an Seine Majeſtät hervor und gab ſie mit großer Ruhe dem Sattelmeiſter; war ich doch ſo überzeugt, als daß ich jetzt hier vor dir ſitze, die Bittſchrift würde in die allerhöchſten Hände gelangen und Seine Majeſtät würden huldreichſt mit dem Scepter herabwinken: ſtehe auf, wirklicher Hofkutſcher Jakob Heinrich Bleibert."

„Und ſo kam es auch?" frug die alte Frau vergnügt. — Ihr Spinnrad war ſchon lange ſtehen geblieben, ſie hatte die Hände in den Schooß gelegt und ſaß nach vorn übergebeugt da, um Alles beſſer hören zu können. — „Und ſo kam es auch?"

„Nein, es kam ganz anders; allerdings gab der Sattelmeiſter die Bittſchrift dem Leibkutſcher, dieſer ſie einem der Herren Stallmeiſter, dann kam ſie in die Hände eines der dienſtthuenden Kammerherren, der einen großen Anſatz nahm,

um sie vollends die Treppe hinauf zu befördern. — Doch denke dir das Unglück, der Kammerherr stolperte, fällt gegen das Treppengeländer und läßt meine Bittschrift über dasselbe hinabfallen, tief, tief hinab, als wenn sie das Meer verschlungen hätte."

„O weh, Jakob."

„Ich machte mir gar nichts daraus, denn wie ich wohl wußte, hatte ich die ganze Tasche voll Bittschriften; aber einer zweiten gings nicht besser, die hielt Seine Excellenz der Herr Oberst der kaiserlichen Stallungen schon ganz in der Nähe des Kaisers in der Hand, um sie zu übergeben, da plötzlich niesten Seine Majestät, der ganze Hof schrie prosit! und meine Bittschrift war verschwunden."

„Ein sonderbarer Traum," sagte die Mutter kopfschüttelnd.

„Ja, aber jetzt kommt es erst recht sonderbar — ich war gerade im Begriffe, meine dritte Bittschrift den richtigen Weg hinauf befördern zu lassen, als ich fühlte, natürlich alles im Traum, daß mich Jemand leise an der Schulter berührte — ich schaue mich um, und wer glaubst du wohl, Mutter, der neben mir stand?"

„Nun, vielleicht die Rosa? das wäre sogar von einem Traum recht artig gewesen."

„Würde mich auch gefreut haben, aber sie war es nicht — nun du kannst nicht errathen, wer es war. Denke dir nur die alte Ricke, die nicht weit vom kleinen Schloßportal ihre Aepfel feil hat."

„A—a—a—ah, die paßt doch nimmermehr dahin."

„Das dachte ich auch und wollte ihr schon sagen, sie möge sich gefälligst zum Henker scheeren, aber weißt du, Mutter, im Traum denkt man oft ganz anders als im gewöhnlichen Leben, hat auch andere Gelüste und Erinnerungen, und so

fiel mir denn ein, wie oft ſie mir früher, als ich noch ein kleiner Vorreiter war, einen Apfel zugeworfen und da ich das dachte, ſo frug ich, was wollt Ihr Ricke? — die dritte Bittſchrift will ich, gab ſie mir zur Antwort, um ſie an Seine Majeſtät zu befördern. Ihr? nun das wäre. — Ja ich, aber freilich auf eine andere und ſicherere Art. Mochte es nun ſein, weil der Sattelmeiſter in dieſem Augenblick auf eine höchſt pfiffige Weiſe ſein linkes Auge zukniff, oder flößte mir das Geſicht der alten Ricke Vertrauen ein, genug, ich dachte mit einem Male, Bittſchriften haſt du ja genug im Sack, du kannſt ſchon eine riskiren und gab ſie ihr. Sie verſchwand damit die Treppe hinauf, aber wie es mir ſchien, unſichtbar für die Meiſten, an denen ſie vorüber eilte, und jetzt als ich ſie bei dem erſten Stallmeiſter Seiner Majeſtät ſtehen ſah, war ſie plötzlich verſchwunden und nun ſtand dort Mademoiſelle Balini, die kleine italieniſche Tänzerin, unten und oben ſehr wenig angezogen, wie ſie ſich auf dem Theater zeigt, auf ihrer Fußſpitze hoch oben auf der Treppenbaluſtrade und neigte ſich etwas ſtark rückwärts — ſo daß man — nun das gehört nicht hieher — dann faltete ſie bittend ihre Hände und übergab meine Bittſchrift dem erſten Stallmeiſter Seiner Majeſtät, der ſie mit ſehr gnädigem Schmunzeln entgegennahm."

„Aber, Jakob, das ſind eigenthümliche Träume."

„Es kommt noch beſſer, Mutter. — Ich kann dir nur ſagen, daß ich nichts erfunden habe, ſondern daß Alles ſo geſchah, wie ich dir erzählt. Jetzt aber war die Balini ebenfalls verſchwunden, und ich ſah den Oberküchenmeiſter Brezelberger keuchend die Treppe hinanſteigen, mühſam gehend, denn er trug in der Hand eine rieſenhafte Paſtete."

„‚Wohin, mein Lieber?‘ hörte ich den ersten Stallmeister fragen. — ‚Zu Ihrer Excellenz, der Staatsdame, Gräfin Hassenfeld,‘ worauf der erste Stallmeister lachend erwiederte, ‚der Umweg ist mir lieber und wird von besserer Wirkung sein;‘ damit legte er die Bittschrift auf die Pastete und im Handumdrehen war dieselbe mit sammt dem Herrn Brezelberger verschwunden.“

„Aber sie kam doch in die richtigen Hände?“

„Ja, aber wie, das ist das Seltsamste in meinem ganzen Traume. — Ich sah, wie die Staatsdame Ihrer Majestät der Kaiserin mein armes Papier gleichgültig zwischen den Fingern hielt und fallen ließ, aber nicht wie die andere über das Treppengeländer herab, sondern in die Hand eines sehr hübschen blonden Mädchens, das bescheiden hinter ihr stand — ich kannte dieses hübsche, blonde Mädchen wohl, es war die Kammerjungfer der Gräfin Hassenfeld. Wenn es nicht im Traume gewesen wäre, würde ich mich gewundert haben, daß sie sich hier zwischen den Excellenzen so ungenirt bewegte, aber es war mir Alles klar und ich verstand sogleich, warum die kleine Blonde lächelte, als ihr nun die Staatsdame zuflüsterte: ‚für den Obersten der kaiserlichen Stallungen, und er muß das augenblicklich besorgen,‘ — es war dir zum Lachen, Mutter, wie sie das besorgte — das ging Alles im Traum Schlag auf Schlag, wobei im gewöhnlichen Leben doch Tage oder Stunden vergangen wären. Kaum gedacht stand die blonde Kammerjungfer neben Seiner Excellenz und sagte ihm: ‚ich habe etwas Geheimes an Sie.‘ — ‚Wo, mein Kind?‘ — ‚Gut verborgen, denn man darf es nicht wissen, aber Excellenz möchten es augenblicklich besorgen.‘ — Nun mag ich dir kaum sagen, Mutter, wo sie meine Bittschrift versteckt hatte, und wo

die alte Excellenz sie feierlich, ohne daß es Jemand vom Hofe bemerkte, aber mit einem höchst vergnügten und vielversprechenden Lächeln hervorholte. Jetzt hat er meine Bittschrift in den Händen und er war ehrlich genug, sie Seiner Majestät mit einigen passenden Worten zu übergeben."

„Mir wäre der gerade Weg lieber gewesen, mein guter Jakob, denn ich kann dich schon versichern, solche Umwege führen selten zum richtigen Ziel."

Der junge Kutscher hatte seinen lackirten Hut etwas auf die Seite geschoben und kratzte sich hinter dem Ohre, während er sagte: „darin hast du Recht, Mutter, und es kam auch anders, wie ich und wie sich die Betreffenden alle, die auf der Protectionsleiter standen, gedacht. Schon als Seine Majestät die Bittschrift in Empfang nahm, verzog sich allerhöchst deren Gesicht auf eine unangenehme, finstere Art, dann führte sie dieselbe an ihre Nase, roch daran und rief hierauf im höchsten Zorn: ‚Da soll doch gleich ein sternkreuzmillionen Donnerwetter drein schlagen — ist das eine Wirthschaft an unserem allerhöchsten Hofe — eine so schöne und gediegene Bittschrift statt auf dem geraden Wege so an meine allergnädigste Person gelangen zu lassen. Durch Hände von Apfelweibern und Tänzerinnen, durch straßburger Gänseleberpastete und durch die Kleider blonder Kammerjungfern — unerhörte Protection! Ihr sollt Euch das abgewöhnen, so ist mein kaiserlicher Wille, oder Kreuztausend Element!'"

„Aber, Jakob," sagte die alte Frau in fast erschrecktem Tone, „so wird doch Seine Majestät nicht fluchen."

„Im Traume, Mutter — warum nicht — o im Traume bin ich überzeugt, daß Seine Majestät gerade so wie wir

Andern allerlei noch viel ſonderbarere Dinge thun kann. — Genug, er ſagte Kreuztauſend Element und dabei hob er im höchſten Zorn rechts den Scepter, links den Reichsapfel in die Höhe und warf Beides zwiſchen die erſchreckten oberſten Hofchargen hinein. Umſonſt, daß ſich auf dieſer Seite der Oberſte der kaiſerlichen Hofhaltung und der Oberſte der kaiſerlichen Stallungen duckte, ſo wie auf der andern der Oberſtkammerherr und ein paar Staatsdamen, die Bewegung war zu heftig geweſen, denn mit Entſetzen ſah ich und ſahen wir alle, wie ſowohl rechts als links ein paar Excellenzen über das Treppengeländer hinabflogen, dann brachen die Stufen der Protectionsſtiege ſtückweiſe und polternd zuſammen und nur Seine Majeſtät blieb oben unbeweglich ſitzen, ſich augenſcheinlich freuend über die grenzenloſe Verwirrung, welche Allerhöchſtdieſelbe angerichtet."

„Und du, Jakob?"

„Ich lachte in mich hinein, denn ich wußte ganz genau, im Traume nämlich, daß mich Seine Majeſtät dieſe Umwege nicht entgelten laſſe, ſondern zum wirklichen Hofkutſcher ernennen würde. Da erwachte ich an der gewaltigen Bewegung, welche der Treppeneinſturz verurſachte und der mich aus meinem Schlitten unſanft auf den Boden ſchleuderte."

„Im Ernſt, Jakob?"

„Allerdings im Ernſte, aber es ging auf natürlichem Wege zu: Die Andern, die in den Stall gekommen waren, um ihre Wagen wieder einzuſpannen, hatten mich ſchlafend gefunden und ſammt Pelz und Teppich aus dem Schlitten geworfen. — So, Mutter, jetzt weißt du die ganze Geſchichte, ſchlag nur dein Traumbuch auf und wenn ich nachher zum Mittageſſen komme, ſo ſage mir, was ich von der ganzen

Geſchichte zu hoffen habe. — Donnerwetter! ſchon neun Uhr, ich muß in den Stall und Seine Excellenz den Herrn Oberſten der kaiſerlichen Stallungen zum Rapport zu Seiner Majeſtät führen."

Damit war Frühſtück und Unterhaltung beendigt; der junge Kutſcher ſchlüpfte haſtig in ſeinen blauen Rock, drückte den lackirten Hut feſter in den Kopf, nahm ſeine Peitſche, ſo wie aus den Händen der ſorgſamen Mutter den wieder trocken gewordenen Mantel und ging pfeifend vom Hauſe weg dem kaiſerlichen Stallgebäude zu.

Zweites Kapitel.

Beginnende Gnade und Ungnade.

Obgleich der vierte Advent, alſo ein Sonntag, war doch in den kaiſerlichen Ställen nicht weniger Leben als in den gewöhnlichen Wochentagen; im Gegentheil, heute kamen zu den unnöthigen Beſuchen, welche die Staats- und Hofdamen zu machen pflegen, noch die Fahrten von und zu den verſchiedenen Kirchen. Das ärgerte den Leibkutſcher, Herrn Mundel, und er ſchritt alsdann mit einem verdrießlichen Geſichte, die Hände auf den Rücken gelegt, in der breiten Stallgaſſe auf und ab.

„Da ſind wieder volle drei Viertel dieſer armen Beſtien draußen geweſen, und könnten doch zu ihrem angeſtrengten Dienſt auch den Sonntag gebrauchen. — He!" rief er dem Kutſcher Bleibert zu, der gerade ſeine Pferde aufſchirrte; „hat der Pluto geſtern ſchon gehuſtet?"

„Nein, Herr Leibkutſcher, erſt dieſe Nacht erkältet — wir mußten anderthalb Stunden lang vor dem Hauſe des Hofjuweliers auf ein Armband der Gräfin Klapperfeld warten!"

„Daß dich das Donnerwetter! — wen haſt du zu fahren?"

„Den Herrn Oberſten der kaiſerlichen Stallungen zum Kaiſer."

„Das iſt mir ganz recht — ſo laß den Pluto ſtehen und nimm den Zampa; paſſen allerdings ſchlecht zuſammen, aber deſto eher wird Seine Excellenz darnach fragen, worauf du ſagſt, was du weißt — verſtanden?"

„Gewiß, Herr Leiblutſcher, es ſoll nicht fehlen!"

In dieſem Augenblick ſchien ſich Herr Mundel plötzlich an irgend etwas zu erinnern, denn er trat in den Ständen dicht an Jakob heran und ſagte ihm leiſe: „Ich weiß, daß heute oder morgen ein wirklicher Hofkutſcher vorgeſchlagen wird; ich will es dir gerne gönnen, habe auch ſchon eindringlich mit Seiner Excellenz geſprochen, aber er machte ein ſehr gleichgültiges Geſicht. — Nun habe ich es aber noch meinem Gevatter, dem Kammerdiener Strömer hinterlegt, der wird ſchon ein Auge auf die Sache behalten und erfahren, ob Seine Excellenz Jemand vorſchlägt und wen — es wäre doch am Ende gut, wenn du eine Bittſchrift gemacht hätteſt."

Jakob dachte an ſeinen Traum und ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, indem er Zampa ſtatt Pluto aufſchirrte.

Während dieſes im Stalle vor ſich ging, ſtand Herr Strömer, der dienſtthuende Kammerdiener Seiner Majeſtät an einem Fenſter der allerhöchſten Garderobe, von wo aus er die Thüre des Nebenzimmers im Auge hatte, ſowie auch das Schloßportal, durch welches die Wagen der Herrſchaften anfahren mußten, die zum Rapport oder zur Audienz kamen. Herr Strömer in ſeinem dunkelgrünen, leicht mit Gold beſetzten Fracke, in ſeinen Kniehoſen und ſeidenen Strümpfen, mit der weißen Halsbinde und dem glatten freundlich lächelnden Geſichte, ſah aus wie

aus dem Ei geſchält, ganz Modell eines kaiſerlichen Kammerdieners. Er zog jetzt ein kleines Taſchenbuch hervor und ſchaute hinein, indem er zu ſich ſelber ſprach: „Damit wir es nicht vergeſſen: die eingeſandten Sachen des Pariſer Juweliers Lefebvre werden noch für zwei Tage zurückgelegt, damit der Hofjuwelier Zeit hat, die ſeinigen vorher zu präſentiren: Weihnacht iſt vor der Thüre und da muß man dem Hofjuwelier ſchon einen Gefallen thun, um der inländiſchen Induſtrie aufzuhelfen. — Das Bild des Malers Richardt iſt im Vorzimmer ſo aufgeſtellt, wie er es gewünſcht — auch habe ich ganz aus Verſehen den rothen Vorhang ſo drapirt, daß derſelbe einen warmen Reflex auf die etwas matte Farbe wirft. Es muß Seiner Majeſtät gefallen — ſollte er trotzdem nicht daran wollen, ſo erlaube ich mir zu ſagen, daß der Galeriedirektor dringend gebeten hat, das Bild, im Falle es Seine Majeſtät nicht ankaufen, ein paar Tage für die Ausſtellung behalten zu dürfen — das wird ſeine Wirkung nicht verfehlen. — Hier ſind die Bittſchriften, welche geſtern beim Ausfahren höchſt eigenhändig in Empfang genommen wurden, und wer ſoll es ihnen anſehen," ſetzt er mit einem pfiffigen Lächeln hinzu, „daß ich ein paar andere darunter gemiſcht. Was haben wir hier noch? — ah der gute Mundel mit ſeinem jungen Kutſcher — Achtung zu geben, wen der Oberſte der kaiſerlichen Stallungen zum wirklichen Hofkutſcher vorſchlägt. Es iſt ein ganz anſtändiger Menſch, dieſer Bleibert, für den wir ſchon was Extras gethan, indem wir häufig ſeinen Namen genannt, wann Seine Majeſtät nach Jemand aus dem Stalle gefragt — ſo einen Namen häufig zu nennen, thut immer ſeine Wirkung, ſelbſt bei den allerhöchſten Perſonen — wenn nur die alte Excellenz nicht ſelbſt wieder Jemand dringend vorzu-

Das that ſie denn auch am heutigen Abend mit aller Pracht, indem ſie die Höhen rings um uns her vergoldete, und im Widerſchein die ſchon dunkeln Thäler mit einem freundlichen violetten Duft bedachte. Abendnebel ſtiegen hie und da auf, die Paſſagiere neben dem Mayoral wickelten ſich feſter in die Manta, der Zagal ſang ein melancholiſches Lied und unſere Maulthiere hörte man mehr als man ſie ſah an dem vieltönigen Geklingel ihrer Glöckchen und den Meſſingzierrathen ihres Geſchirrs. Bald wurde es ſo dunkel, daß Berg und Thal ſich kaum noch von einander unterſcheiden ließen, und die hellere Landſtraße lief in einem einförmigen Streifen vor uns dahin; zuweilen blitzte in der Ferne ein Licht auf, zuweilen leuchtete neben uns auf dunklem Grund die kleine Fläche einer Waſſerlache, in welcher ſich der Himmel widerſpiegelte. Letzterer hielt am längſten mit gewohnter Treue und Liebe bei uns aus, und ſpannte ſich noch klar über der Landſchaft als dieſe ſchon längſt in tiefe Dunkelheit verhüllt war. Es gibt Färbungen dort oben, die man zu gewiſſen Zeiten immer wieder ſieht und die uns wie der Klang eines Liedes, wie ein freundliches Wort an angenehme Stunden erinnern; ſo war es mir heute Abend. Doch um dieſen Erinnerungen nachhängen zu können, mußte ich meine Gedanken zurückrufen, die Augen ſchließen und wußte nun gleich, wo ich denſelben gelben Streifen am Horizont halb von Wolken verdeckt ſchon geſehen habe — war es doch vor einem Jahr an demſelben heutigen Tag, einige Abende vor Weihnachten — doch ſaß ich damals nicht im finſtern Eilwagen, ſondern ich eilte nach Hauſe und befand mich dort in einem freundlich erhellten Gemach, das ich jetzt wieder lebhaft vor mir ſah, ſowie ich die Augen ſchloß. Auf dem Tiſch ſtand der Tannenbaum bereits halb bekleidet mit ſeinem Schmuck, denn auf der einen Seite ſchimmerten zwiſchen den grünen Nadeln ſchon ſilberne und goldene Nüſſe hervor; auch glänzende Glaskugeln und zierlich geſchnittene Netze von buntem Papier hingen gleich Guirlanden an den Zweigen; an der andern Seite waren meine Buben

ſchlagen hat — es iſt unglaublich, was der Mann für eine Protektionswuth hat — — — — hier ſehe ich auch," fuhr der Kammerdiener nach einer Pauſe fort, indem er abermals in ſein Notizbuch blickte, „den Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung dreimal angeſtrichen, und dahinter Brauner — aha! der arme Brauner, den er Knall und Fall weggejagt, weil er ſich unterſtand zu ſagen, man wiſſe ſchon, warum der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung die Garderobejungfer der Gräfin Zirpel zur zweiten Weißzeug-Verwalterin gemacht — Garderobejungfer, da ſteckt der Knoten — es iſt das ein bischen ſchwer auf delikate Art an Seine Majeſtät zu bringen, denn Seine Majeſtät verſtehen in dieſem Punkte keinen Spaß — auch hat der Herr Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung ſchon ſo viel auf der Rechnung, namentlich ſeit kurzem, wo er mit unſerer Beihülfe zweimal falſche Einladungen gemacht, daß er etwas wackelig geworden. Nun wir wollen ſehen, wie er mein Geſuch in Betreff gänzlicher Wiederherſtellung meiner Wohnung aufnimmt oder wie er ſich ſonſt etwas Neues gegen uns erlaubt — bis dahin wollen wir mit dem Brauner hinter dem Berg halten."

Jetzt vernahm das geübte Ohr des Kammerdieners das leichte Knirſchen von Rädern draußen auf dem feinen Sande des Schloßhofs, und einen Blick hinauswerfend erkannte er den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen, der Wagen hielt unter dem Portal, die Wachen draußen im Veſtibule zogen klirrend ihre Säbel an, Thüren wurden geöffnet und geſchloſſen und während der Lakai im Vorzimmer die Thüren zum Cabinet Seiner Majeſtät öffnete und hinter dem Oberſten der kaiſerlichen Stallungen wieder verſchloß, ging der Leibkammerdiener, Herr Strömer, unhörbaren Schrittes in das anſtoßende Gemach

und ſtellte ſich dort ſo, daß er kein Wort von der Unterredung Seiner Majeſtät mit Seiner Excellenz verlor.

Seine Majeſtät ſchienen nicht gut gelaunt zu ſein, denn ſtatt den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen ſitzend zu empfangen, ſtand der Kaiſer neben dem Tiſche und hatte die rechte Hand auf die Ecke deſſelben geſtützt, während er mit den Fingern der linken an ſeinem Säbelknopfe ſpielte, darauf aber, ſobald der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen ſeinen Rapport begonnen, mit auf den Rücken gelegten Händen auf und abging, was er nur bei ganz entſchieden übler Laune zu thun pflegte.

In dem allerhöchſten Leibſtall und dem großen Marſtall gabs nicht viel Neues: Seiner Majeſtät Reitpferd Belinka, welches auf dem rechten Hinterfuße gelahmt, hatte ſich wieder erholt, wogegen der Lieblingshengſt Alba geſtern beim Ausreiten ſo unartig geweſen war, daß ihn der Oberbereiter kaum zu beruhigen vermochte, und er von Alba ſo heftig an die Mauer des Reithauſes gedrückt wurde, daß beide ſich etwas verletzt.

„Man ſollte ſich bei derartigen Fällen beſſer in Acht nehmen," ſagte Seine Majeſtät in etwas ſcharfem Tone und indem Allerhöchſt dieſelben einen ſolchen Nachdruck auf das Wörtchen man legte, daß ſich der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen eines leichten Schauders nicht erwehren konnte. Glücklicher Weiſe aber war er ein zu genauer Kenner der allerhöchſten Miene, um nicht ſogleich zu ſehen, daß die üble Laune, in der ſich der Kaiſer befand, nicht direct auf ihn ziele.

„Nichts Neues auf dem Geſtüt?"

„Nein, Majeſtät — Alles in beſtem Wohlſein, die Rapporte in jeder Beziehung günſtig."

„Ich danke Ihnen — ein unangenehmes Wetter heute, es hat

die ganze Nacht geſtürmt und man wird heute kaum ausfahren können — ſollte es indeſſen gegen 2 Uhr nicht regnen, ſo laſſen Sie mir nur einſpannen, ich will den Cerberus und den Achill."

Der Oberſt der kaiſerlichen Sallungen verbeugte ſich ſchweigend.

„Haben Sie ſonſt noch Etwas?"

„Wenn Eure Majeſtät mir gnädigſt geſtatten, ſo wäre da eine wirkliche Hofkutſcherſtelle zu beſetzen. Die Leute haben jetzt im Winter einen harten Dienſt und es ermuntert ſie, wenn man hie und da ein kleines Avancement vornimmt."

„Recht gerne — wen haben wir? Doch warten Sie einen Augenblick, da geht mir ein Name im Kopfe herum: ein junger Menſch aus dem Stalle, den ich mir merken wollte, und Ihnen empfehlen — wie heißt er doch?"

„Vielleicht der Vorreiter Schuhmacher, der Eure Majeſtät mit dem trakehner Vierer Zug häufig nach Tivoli begleitete?"

„Nein, nein, der iſt es nicht. —"

Hätte nur der Leibkammerdiener in dieſem Augenblick den Namen Bleibert durch das Schlüſſelloch rufen können und mit einer verzweifelten Anſtrengung, um nicht hörbar zu werden — doch Gott ſei Dank, der Kaiſer erinnerte ſich — „Bleibert — Bleibert, richtig ſo heißt der junge Menſch, den ich meine, könnten wir den nicht vorrücken laſſen?"

Auf dieſe Frage hin aber machte der Oberſte der kaiſerlichen Stallungen ein ſo gänzlich überraſchtes und doch dabei verwunderungsvolles Geſicht, daß der Leibkammerdiener hinter der Thüre zornig ſeine Fäuſte ballte, denn er wußte wohl, welchen Eindruck ein ſolches Geſicht auf den Kaiſer von Japan machen würde und er hatte ſich nicht getäuſcht, denn Seine

Majeſtät ſagte gleich darauf: „Sie ſcheinen nicht meiner Anſicht zu ſein? — nun, Sie wiſſen wohl, ich widerſetze mich ſelten den Vorſchlägen meiner Departementschefs — alſo wen haben Sie mir vorzuſchlagen? oder was haben Sie gegen den Bleibert?“

„Der Bleibert gehört allerdings unter die guten Stallleute,“ erwiederte ſeine Excellenz, „doch geſtatten mir Eure Majeſtät zu bemerken, daß er noch ſehr jung iſt, auch etwas leichten Sinnes, um nicht geradezu zu ſagen leichtſinnig und daß ich gerne vollkommen ruhige und ſichere Leute zu Hofkutſchern nehme.“

„Es iſt eigenthümlich,“ ſagte der Kaiſer lächelnd nach einer Pauſe, „wie wenig Glück ich im Protegiren habe.“

„O, Eure Majeſtät haben ja nur zu befehlen.“

„Nein, nein, heute nicht.“

„Alſo darf ich vielleicht den Schuhmacher —?“

„Auch den heute nicht, mein Lieber,“ ſprach der Kaiſer mit einem freundlichen Geſichtsausdruck, indem er lächelnd dicht an den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen hintrat und mit dem Zeigefinger ſeiner rechten Hand leicht den Aermel Seiner Excellenz berührte — manus manum lavat — Sie verwerfen meinen Bleibert — gut, ich will Ihren Schuhmacher auch nicht, vielleicht beſinnen wir uns beide bis morgen eines beſſern.“

Begreiflicher Weiſe ſtrahlte das Geſicht Seiner Excellenz über dieſen allergnädigſten Scherz, denn es war ihm eine Beſtätigung, daß die üble Laune Seiner Majeſtät nicht ihm galt.

Der Kaiſer machte dann eine leichte Neigung mit dem Kopfe, worauf ſich der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen zurückzog; dann meldete der Kammerlakai den Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung, und als Herr Strömer an ſeinem Schlüſſelloch bemerkte,

daß ſich bei dieſer Meldung die etwas erheiterten Züge des Kaiſers wieder verdrießlich zuſammenzogen, hielt er es für der Mühe werth, noch einen Augenblick auf ſeinem Poſten auszuharren.

Ehe indeſſen der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung in das Cabinet eintreten konnte, flüſterte ihm der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen zu: „ſchlechtes Wetter da drinnen, der Barometer ſteht auf Sturm, ich bin noch mit einem gelinden Regenſchauer weggekommen," worauf der Andere entgegnete: „wenn Sie es nicht gar zu eilig haben, ſo würden Sie mir einen Gefallen thun, mich in Ihrem Wagen nach Hauſe zu bringen, ich hatte in den neuen Sälen des Schloſſes zu thun und mein Schlingel von Kutſcher, dem ich allerdings nicht befahl, dazubleiben, iſt nach Hauſe gefahren — wollen Sie mich erwarten?"

„Mit Vergnügen, es wird nicht zu lange dauern."

Der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung gab nur einen kleinen Seufzer zur Antwort, ehe er in das kaiſerliche Cabinet trat.

Seine Majeſtät ging abermals, die Hände auf dem Rücken, auf und ab und ſchaute alsdann bei dem Rapport des Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung, daß es nichts Neues gäbe und daß die Befehle Seiner Majeſtät in Betreff der heutigen Hoftafel beſorgt ſeien, zum Fenſter hinaus; dann ſagte der Kaiſer ohne ſich umzuwenden: „überhaupt iſt es mir unerklärlich, wie bei meinen klaren Befehlen mit dieſer Einladung derartige Confuſionen vorkommen können — es iſt mir das ſehr unangenehm und ich muß wünſchen, daß man für die Zukunft meine Befehle ſorgfältiger erfüllt."

„Ich bin untröſtlich darüber, aber wie ich Eurer Majeſtät ſchon geſtern zu verſichern die Ehre hatte, ſo erhielt ich, allerdings aus der Garderobe, das verſiegelte Couvert, aber ohne die betreffenden Namen."

„Unmöglich, ich kann mich auf meine Kammerdiener verlassen, besonders auf Strömer, der vorgestern Dienst hatte; auch hat er mich versichert, er wisse ganz genau, daß er den Zettel, auf den ich selbst die Namen mit Bleistift geschrieben, in das Couvert gesteckt habe."

Der Betreffende hinter dem Schlüsselloch rieb sich mit einem vielsagenden Lächeln die Hände.

„Und es ist schon das zweite Mal in kurzer Zeit, daß dergleichen vorgekommen — das ist stark, sehr stark."

„Eure Majestät sehen mich untröstlich —"

„Sollte aber je einmal in der That aus meiner Garderobe ein Couvert ohne Inhalt an Sie gelangen," sagte der Kaiser in sehr bezeichnendem Tone, „so lassen Sie sich augenblicklich bei mir melden, warten nicht wie diesmal bis zum nächsten Rapport."

Eine kurze Neigung mit dem Kopfe zeigte dem Obersten der kaiserlichen Hofhaltung an, daß er sich zurückziehen könne, doch kaum war die ziemlich bestürzte Excellenz bis zur Thür gelangt, als Seine Majestät in immer noch ärgerlichem Tone fortfuhr: „Noch eins, was ich beinahe vergessen hätte: da bemerkte ich schon seit langer Zeit links neben dem kleinen Schloßportal einen Obstverkauf, ein altes Weib, vor welcher schon ein paarmal mein Reitpferd gescheut hat — ich liebe dergleichen nicht so nahe am Schlosse — sie soll sich einen andern Platz aussuchen."

„Eure Majestät halten zu Gnaden," entgegnete der Oberste der kaiserlichen Hofhaltung, „aber ich würde diese Person gewiß schon längst entfernt haben, wenn nicht der Boden, auf dem sie ihren Laden stehen hat, Eigenthum der Stadt wäre; sie bezahlt dahin ihre Steuern und —"

„Nun ja, das kann Alles sein; man kann sie ja entschä-

digen, und wenn Sie dem Oberbürgermeiſter ſagen, daß dieſe alte Perſon gerade kein lieblicher Anblick iſt, ſo wird er ſie gewiß entfernen — ich wünſche es.“

Darauf konnte ſich Seine Excellenz ungehindert zurückziehen und als dieſe draußen den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen traf, der unterdeſſen mit dem Adjutanten vom Dienſt geplaudert, zuckte er in ſehr verſtändlicher Weiſe die Achſeln, worauf die beiden Departementschefs mit einander fortgingen bis zu dem Wagen des Oberſten der kaiſerlichen Stallungen, der mit Herrn Bleibert auf dem Bocke an dem eben erwähnten kleinen Seitenportale hielt.

Hier traf es ſich zufällig, daß der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung den Inſpektor des Schloſſes fand, der gerade verſchiedenen Lakaien Befehle gegeben. „Hören Sie doch, Herr Inſpektor Schmelzer,“ rief er ihm zu, „wie oft habe ich Ihnen ſchon geſagt, daß es ganz unſtatthaft iſt, die alte Hexe dort neben dem Schloßportal ihre Aepfel und Birnen verkaufen zu laſſen. — Der Teufel auch! — glauben Sie, daß das für Seine Majeſtät ein erfreulicher Anblick iſt? — im Gegentheil, ein ſehr unerfreulicher Anblick, vor dem ſogar die Pferde ſcheu werden, — o, ich weiß ſchon was Sie ſagen wollen, — allerdings iſt das ein Platz, der der Stadt gehört, aber wenn Sie ſich die Mühe geben, mit dem Oberbürgermeiſter darüber zu reden, ſo bin ich feſt überzeugt, daß er die Perſon noch heute fortſchaffen läßt — und — das — hoffe — und — wünſche — ich — recht — ſehr.“

„Soll ich Sie jetzt nach Hauſe führen,“ fragte der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen, als der Wagenſchlag geſchloſſen war.

„Wenn ich bitten dürfte, ſo ſetzen Sie mich bei dem Chef des Geheimen Cabinets ab.“

Der Wagen rollte dahin und die alte Ricke, die Obsthändlerin, blickte ihm starr vor Zorn und Entsetzen nach. „Was?“ sagte sie nach einer Pause, „ich bin eine alte Hexe, ein höchst unerfreulicher Anblick, sogar für Seine Majestät, eine Pferdescheuche — ich soll hier von meinem Platz weggebracht werden — ah, das wollen wir einmal sehen; ja freilich, wenn ich eine junge Hexe wäre, so würde die alte Excellenz mit ihrer fuchsigen Perrücke sanfter mit mir umgehen — o — o — o — oh, nun wir wollen sehen, ob ich meinen Platz verliere — oder — — —“

Der Chef des geheimen Cabinettes, ein sehr angenehmer Mann in den besten Jahren, saß in seinem sehr elegant eingerichteten Arbeitszimmer nachlässig in seinem bequemen Schreibstuhle zurückgelehnt und unterhielt sich freundlich lächelnd mit einer jungen Dame von außerordentlicher Schönheit und etwas auffallend reichem und glanzvollem Anzuge. „Lassen Sie das gut sein, meine liebe Eveline,“ sagte er, „Ihre lebenslängliche Anstellung mit Zulage ist Ihnen gewiß — ich warte nur einen günstigen Moment ab, um es zur Unterschrift vorzulegen — sind wir so weit, so bringe ich es Ihnen selbst.“

„Ach und meine Dankbarkeit wird ohne Grenze sein.“

„Darauf hoffe ich,“ erwiederte der Cabinetschef und wandte dann rasch seinen Kopf gegen die Thüre des Vorzimmers, hinter welcher man sprechen hörte.

Die junge Dame verstand diesen Blick, erhob sich rasch und während sie ihre kleine Rechte zwischen die beiden Hände ihres Gegenübers gleiten ließ, blitzte ihr Auge — ein reizendes Lächeln umspielte ihren Mund und verlor sich auch dann nicht, als der hohe Beamte sie sanft an sich zog, um von ihren frischen Lippen rasch einen vorläufigen Zoll der Dankbarkeit zu

pflücken, dann ließ sie ihren Schleier herabfallen und verschwand durch eine Thüre, entgegengesetzt der des Vorzimmers.

Diese wurde nun von einem Aufwärter mit der Meldung geöffnet: „der Herr Kammerherr Graf Schleiden."

„Soll eintreten — — ah, mein lieber Graf, Sie kommen mir wie gerufen, unsere Angelegenheit geht vorwärts, zwar langsam, aber sie geht doch — freilich mit sehr kleinen Schritten — Sie wissen, wie schwer sich Seine Majestät entschließt, den Chef eines Departements zu wechseln, aber wir sind auf dem besten Wege."

Der Eingetretene, ein vornehmer Mann von vielleicht vierzig Jahren ließ sich auf dem Fauteuil nieder, von welchem soeben die junge Sängerin aufgestanden. Er mochte noch eine verrätherische Wärme spüren, denn er blickte lächelnd um sich, ehe er sagte: „ich kam nur, um Ihnen zu sagen, daß sich noch heute Morgen der französische Gesandte bei dem Minister des Auswärtigen über den Obersten der kaiserlichen Hofhaltung beschweren wird; nicht nur wurde der Gesandte gestern im Tivoli, wo er nach der ausdrücklichen Erlaubniß Seiner Majestät die Gewächshäuser ansehen sollte, zurückgewiesen, sondern die Einfahrt in den Park wurde ihm von dem betreffenden Gartenportier ziemlich brüsk untersagt."

„Sehr gut, das kann einen Ausschlag geben, auch hat sich der österreichische Gesandte über eine sehr verspätete Einladung zum letzten Hofballe zu beklagen gehabt."

In diesem Augenblicke öffnete der Aufwärter abermals die Thüre und meldete, daß Seine Excellenz der Herr Oberste der kaiserlichen Hofhaltung so eben angefahren sei.

„Da hat's was gegeben," sagte der Cabinetschef. „Seine Excellenz haben das Eis krachen hören — thun Sie mir den

Gefallen, lieber Graf, und gehen Sie dort durch mein kleines Zimmer, eine Begegnung hier wäre mir gerade nicht lieb."

„Ich folge Ihnen auch darin unbedingt, denn ich weiß meine Sache in den besten Händen."

„Gewiß — bereiten Sie sich vor, baldigst meine Gratulation zu empfangen."

Diese Thüre schloß sich, jene wurde geöffnet und der Oberst der kaiserlichen Hofhaltung trat etwas erregt und echauffirt in das Cabinet.

„Ich weiß nicht, was drüben los ist," sagte er, nachdem er sich ebenfalls in den gewissen Fauteuil niedergelassen, „Seine Majestät sind von einer Laune, die über alle Beschreibung ist."

„Ach, Eure Excellenz haben das auch bemerkt — ich versichere Sie, ich war froh, als ich heute Morgen meine Papiere zusammen raffen konnte — nichts bewilligt — keine Unterschrift ohne große Bemerkung."

„Dabei wird einem der Dienst verleidet."

„Eure Excellenz haben in Ihrer Stellung gut lachen," sagte der Cabinetschef mit einem Seufzer — „ein Herr von Ihrem Vermögen zieht sich im schlimmsten Falle auf seine Güter zurück und boudirt mit dem ganzen Hofe."

„Ich danke Ihnen für die Aussicht," erwiederte trocken die alte Excellenz, „ich möchte aber noch nicht gerne meinen Feinden den Platz räumen, und ich habe Feinde genug, das weiß ich ganz genau — Ihnen sage ich das offen und rückhaltslos, denn ich bin Ihrer Freundschaft gegen mich überzeugt, man will mich stürzen."

„Eure Excellenz könnte glauben? —"

„Man will mich stürzen," wiederholte der Oberst der kaiser-

beſchäftigt. Von den leuchtenden Augen und lachenden Lippen aufgefordert, verſtand ich mich gern dazu, ebenfalls Hand an das große Werk zu legen. Eben ſchickte ich mich an, in Gedanken nämlich, eine ſchöne Fahne von Rauſchgold auszuſchneiden, als der Poſtwagen ſo gewaltig auf das Pflaſter ſtieß, klirrte und raſſelte, daß er mich unangenehm in meinen lieben Träumen unterbrach. Wir hatten die Station Villafranca erreicht, wo die Pferde gewechſelt wurden und neue Paſſagiere aufſtiegen, in der That aufſtiegen, denn da der ganze Wagen unten beſetzt war, ſo wurde eine Leiter angelegt, und eine Frau mit ihrem Säugling, ſowie ein paar Guardias Civiles, ob zu ihrem oder unſerem Schutz, weiß ich nicht, kletterten auf die Imperiale.

Es war da oben ein recht ſchwanker und luſtiger Sitz, ich hatte ſo meine Gedanken für die arme Frau im Falle des Umwerfens des Wagens; unſer Anerbieten einen der Plätze im Coupé einzunehmen verwarf ſie indeſſen, und ſchien ſich gar nicht unbehaglich droben zwiſchen den beiden bewaffneten Männern zu fühlen; dieſe waren feſt in ihre dunkeln Mäntel gewickelt und hatten den dreieckigen mit Wachstuch überzogenen Hut auf dem Kopf, während ihre langen Flinten drohend zu beiden Seiten hinausragten. So fuhren wir denn weiter einem Stück des Wegs entgegen, das uns ſchon in Barcelona als unangenehm geſchildert war, und es verdiente den Ruf in der That: denn kaum hatten wir den Ort hinter uns, ſo begann die Poſtkutſche ſich auf eine höchſt verdächtige Art in Seitenbewegungen zu ergehen; bald ſanken wir auf die rechte, bald auf die linke Seite, wobei das Geſchrei des Mayoral und Zagal immer lauter und lauter wurde. Wären ſie wenigſtens ruhig im Schritt gefahren, ſo hätte man ſich doch mit einer gewiſſen Beruhigung in ſein Schickſal gefunden; aber ſo wurden die Maulthiere mit aller Kraft der Lungen und Peitſchen vorwärts getrieben, und riſſen den Wagen in die Löcher hinein und wieder heraus, daß das ganze Geſtell krachte und man ſich jeden Augenblick wunderte, wie Achſen, Räder und Wagen

lichen Hofhaltung in ſcharfem Tone, „und wählt dazu nicht die feinſten Mittel; zu Ihnen aber, mein lieber Staatsrath, habe ich unbedingtes Vertrauen, und bitte Sie dringend, ſobald als möglich die Gelegenheit wahrzunehmen, um Seiner Majeſtät zu ſagen, daß es unwürdige Machinationen ſind, durch welche unſer ſonſt ſo gerechter und gütiger Monarch gegen mich eingenommen werden ſoll. Sie werden dieſe Freundſchaft für mich haben — Sie werden für mich ſprechen."

„Gewiß, Excellenz, aus vollem Herzen."

„Seien Sie von meiner unbegrenzten Dankbarkeit überzeugt."

Drittes Kapitel.

Verſchwörungen unten.

Draußen ſtürmt und regnet es noch immer luſtig fort, allerdings mit Abwechslung, wenn der gar zu heftige Wind den Regen verjagt oder wenn ihm die Kraft zu blaſen ausgeht und dann der Regen wieder ſcharf und fein herabrieſelt. Dieſes Wetter war nicht dazu gemacht, die ſehr üble Laune der Obſthändlerin neben dem kleinen Schloßportale zu verſcheuchen, im Gegentheil, ſie wickelte ſich fröſtelnd in ihren alten Kattunmantel, ſchaute kopfnickend an den grauen Himmel empor und ſagte tief aufſeufzend, „alſo ich bin ein unerfreulicher Anblick, eine Pferdeſcheuche — natürlich es iſt ein Heldenſtück, das einer armen Frau zu ſagen. Darf da im Regen und Wind ſitzen, während die vornehmen Herrn warm in ihrer ſtolzen Equipage davonfahren; das könnte ich auch, wenn ich Geld hätte, aber weinen will ich doch nicht — nein, gewiß

nicht.“ Damit wiſchte ſie ſich über die Naſe und als ſie hierauf ihre ganz naſſen Finger betrachtete, ſagte ſie, „das iſt nicht geweint, das iſt Regen.“

So mochte eine Stunde vergangen ſein, als ſich das Geſicht der alten Ricke plötzlich aufheiterte, denn ſie ſah ihren jungen Freund, den Kutſcher Jakob Bleibert um die Schloßecke auf ſie zukommen.

„Grüß dich Gott, Jakob — haſt du vorhin gehört, daß ſie mich hier wegſchaffen wollen, hier wo ich ſchon zwanzig Jahre ſitze, weil ich ein unerfreulicher Anblick bin und eine Pferdeſcheuche, nun du mußt es wiſſen, ob ich ſo ausſehe, daß die Pferde vor mir ſcheu werden?“

„Ach was, macht euch nichts daraus Ricke, das waren eben Verdrießlichkeiten, wie ſie oben bei Hofe oft vorkommen und wofür wir hier unten zu büßen haben — ſie werden Euch nicht von hier wegjagen, das wird ſchon wieder vergeſſen.“

„Und was iſt's, Jakob — du ſiehſt auch ganz kummervoll aus?“

„Sie haben einen neuen Hofkutſcher machen wollen, und ich war dazu ſchon ſogar bei Seiner Majeſtät gut empfohlen, aber es iſt nichts daraus geworden, weil der Oberſte der kaiſerlichen Stallungen den Schuhmacher protegirt.“

„Den? ſo einen Lumpenkerl, der jeden Tag wenigſtens einmal betrunken iſt — o wie das zuſammenhängt, kann ich mir ganz gut denken; der Schuhmacher iſt ein abgeriebener Kerl, der im Pferdehandel über einen Juden gilt und der deshalb bei den Herren Stallmeiſtern und bei den jungen Offizieren gut angeſchrieben iſt; auch vermittelt er gerne kleine Geſchäfte“ — hier machte die alte Obſthändlerin die Panto-

mine des Geldzählens — „aber laß nur gut ſein, Jakob, das kann ſich Alles noch machen — ich warte nur bis meine älteſte Tochter hieher kommt, die mich ablöst, dann gehe ich zu deiner Mutter, und wir wollen die Sache überlegen, — gehſt du auch heim?“

„Nein, ich gehe in's Wirthshaus,“ ſagte der junge Kutſcher in entſchloſſenem Tone und drückte ſeinen lackirten Hut feſter gegen das rechte Ohr hin — „nicht genug, daß mich der Oberſte der kaiſerlichen Stallungen nicht avanciren läßt, habe ich obendrein noch tüchtig eins abgekriegt, weil ich zwei ungleiche Pferde, aber auf Befehl des Leibkutſchers vor ſeinen Wagen geſpannt, und ſoll zur Strafe dafür vier Wochen lang die Theaterwagen fahren — das iſt keine Kleinigkeit für einen Kutſcher, der ſonſt nur Hofdamen und Excellenzen fährt, — daß dich das Kreuzdonnerwetter! und deshalb gehe ich jetzt in's Wirthshaus — vielleicht komme ich ſpäter und dann will ich hören, was Ihr überlegt habt; ſo kann's nicht bleiben — hol mich der Teufel!“

„Und ſo ſolls auch nicht bleiben,“ ſagte die alte Nicke in entſchloſſenem Tone, und war eben im Begriff ſich wieder feſter in ihren Mantel zu wickeln und auf dem niedrigen Stuhle zuſammen zu kauern, als ein neuer Beſuch ſie daran verhinderte.

Gegen das Schloßportal zu kamen Arm in Arm zwei junge und ſehr elegant gekleidete Herren plaudernd und lachend. Obgleich beide in bürgerlichem Anzuge waren, ſo ſah man doch aus der Haltung und dem ganzen Weſen des einen ſogleich, daß er ein Militär war; auch hatte dieſer keinen Regenſchirm und wandte zuweilen ſeinen Kopf lachend auf die Seite, wenn der Andere ihn mit ſeinem Schirm beſchützen wollte. Ihnen folgte ein prachtvoller langhaariger Jagdhund, deſſen ſeidenartiges Haar von der Näſſe noch glänzender geworden war.

„Hier denke ich, wollen wir warten," sagte der mit dem Regenschirm, „und du thust mir wohl den Gefallen, noch einen Augenblick bei mir stehen zu bleiben; es sieht so komisch aus, wenn man in einem solchen Hundewetter allein auf der Straße steht und wartet, wenn wir aber zusammen plaudern, macht es gar kein Aufsehen."

„Gut," antwortete der Andere lachend, „ich will Elephantenführer sein, natürlicher Weise gegen das Versprechen einer gelegenheitlichen Revanche — erlaube mir aber, daß ich hier bei der Ricke meine Cigarre wieder anzünde."

Die alte Frau, der kein Wort von dieser Unterredung entgangen war, beeilte sich nicht nur, das Kohlenbecken unter ihren Füßen hervorzuholen, sondern auch mit einer kleinen Zange eine glühende Kohle anzubieten.

„Wir sind alte Bekannte," sagte der Offizier, nachdem er seine Cigarre angezündet, „nicht wahr, Frau Ricke, wir haben manches Obst-Geschäft mit einander gemacht?"

„Gewiß, Erlaucht, und es war mir stets eine große Ehre."

„Ich sage Dir," fuhr Jener fort, „Frau Ricke hat mir schon große Gefälligkeiten erzeigt: sie hat sich hier so bequem am Portal des Schlosses postirt — wie oft hat sie mir früher meine Mütze verwahrt, wenn ich mit dem Helm in's Schloß mußte."

„Das brauchst du mir nicht zu sagen," entgegnete der Andere lachend, „Frau Ricke ist ebensogut meine Bekannte, wie die deinige; sie hat mir manchmal Briefe durch einen der Lakaien besorgen lassen — wie geht's Euch, gute Frau?"

„Ach, Herr Baron, wie soll es mir gehen — schlecht genug seit heute Morgen — denken Sie sich nur, Erlaucht, heute Morgen war der Oberste der kaiserlichen Hofhaltung hier

und hat mir gesagt, ich sei ein unerfreulicher Anblick, eine Pferdescheuche und müßte meinen Platz verlassen."

„Ah, das ist unmöglich, das dürfen wir uns nicht gefallen lassen — hier bei Euch ist eine viel zu bequeme Zwischenstation."

„Und man erfährt immer, was man wissen will," sagte der junge Herr mit dem Regenschirm, „so bin ich überzeugt, daß Ihr mir genau sagen könnt, wer von den hohen Herrschaften zur Kirche gefahren ist und ob die Wagen bald zurückkommen."

„Ganz genau kann ich Ihnen das sagen: Ihre Majestät die Kaiserin fuhr mit der Gräfin Zirbel und die Staatsdame Gräfin von Klapperfeld mit dem jungen Fräulein von Virschow; auch müssen die Wagen in Kurzem zurückkommen, das heißt der Ihrer Majestät. Was die Gräfin Klapperfeld anbelangt, so fährt sie von der Kirche zu ihrer Schwester, wie mir der Lakai gesagt und bringt ihr Wagen alsdann das Fräulein von Virschow allein hieher in's Schloß."

„Also warten wir hier," sagte der junge Herr mit dem Regenschirm, „ich danke Euch, Ricke."

„Gut, und wenn du gesehen, was du sehen willst, auch einen Gruß einkassirt, so muß ich einen Augenblick in's Schloß zum diensthuenden Kammerherrn Ihrer Majestät — wenn ich nur wüßte," fuhr er nach einer Pause fort, „wo ich unterdessen meinen Hund lassen soll."

„Bei mir, Erlaucht," sagte die Obsthändlerin, „ich binde ihn an und es soll ihm nichts geschehen."

Der Offizier streckte seine rechte Hand gegen die Obsthändlerin aus und sagte mit komischem Ernste: „und diese würdige Frau soll ihre Stelle verlieren? — ah, es ist keine Gerechtigkeit mehr auf Erden."

„Nicht wahr, Erlaucht? — ach, wenn Sie etwas für mich thun könnten.“

„In meiner Eigenschaft bei Hofe als Adjutant à la suite des Kaisers, Reisestallmeister Ihrer Majestät der Kaiserin müßte es sich gut ausnehmen, wenn ich gegen allerhöchste Wünsche Opposition machte — aber was meinst du,“ wandte er sich an seinen Freund, „wüßtest du keinen guten Rath? Du bist doch ein so vortrefflicher Verwaltungsbeamter.“

„Das ließe sich überlegen — habt Ihr denn,“ sprach er zur Obsthändlerin, „über Euren Platz hier einen Pachtvertrag?“

„Ja wohl, aber leider läuft er mit dem letzten dieses Monats zu Ende und muß am ersten Januar für das künftige Jahr erneuert werden?“

„So thut heute alle möglichen Schritte, daß der neue Vertrag morgen ausgefertigt wird — auf die paar Tage wird's nicht ankommen — habt Ihr Bekannte auf dem Rathhause?“

„O ja, das hätte ich schon.“

„Schön, so wird's Euch nicht fehlen — ich würde Euch gerne etwas Schriftliches an den Oberbürgermeister geben, doch seid Ihr klug genug, einzusehen, daß ich eben so wenig als mein Freund das in unserer Stellung thun darf.“

„O gewiß, gewiß,“ sagte Ricke hoch erfreut, „und werde ich für den guten Rath schon aufs allerdankbarste sein.“

„Darauf rechnen wir, Frau Ricke,“ sagte der Reise-Stallmeister Ihrer Majestät lachend, „und bitten wir um Eure Protection.“

„Eure Erlaucht belieben zu scherzen, aber für Eure Erlaucht werde ich wohl schwerlich etwas thun können, was aber den Herrn Baron anbelangt, so —“

„Siehst du, Wohlthun bringt Zinsen — du wirst sehen, wie dich Frau Ricke protegirt."

Die alte Frau beugte sich jetzt über ihren Ladentisch herüber und erlaubte sich dabei, den jungen Herrn mit dem Regenschirm etwas zu sich heranzuwinken, dann sagte sie mit leiser Stimme: „Meine jüngste Tochter ist die beste Freundin der Kammerjungfer des Fräuleins v. Birchow, und da ich weiß, daß sich der Herr Baron für das schöne Fräulein interessirt —"

„Ei, ei, Frau Ricke, woher wißt Ihr das?"

„O, Frau Ricke weiß noch viel mehr," sagte der Reisestallmeister — „Seine Excellenz der Herr Oberst der kaiserlichen Hofhaltung haben mindestens unvorsichtig gehandelt, diese gute Frau auf so brüske Art entfernen zu wollen — ein lebendiges Register aller öffentlichen und geheimen Hofneuigkeiten."

„Dort an der Ecke kommt der Wagen der Gräfin Klapperfeld," sagte die Obsthändlerin.

„So laß ich dich jetzt im Stiche, denn es macht sich besser, wenn du hier im Regen allein gesehen wirst, meine Hulda empfehle ich Euch, Frau Ricke, ich hole sie in einer Viertelstunde wieder ab." Dann verschwand der Reisestallmeister Ihrer Majestät im Seitenportal des Schlosses.

Der andere junge Herr nahm Regenschirm bei Fuß, weil sich das für den gegenwärtigen Augenblick viel besser machte und hatte das Glück, gleich darauf einen ehrfurchtsvollen Gruß anbringen zu können, welcher von der sehr begünstigten Hofdame Ihrer Majestät mehr als huldvoll erwiedert wurde. Ehe der Baron den Stand der Obsthändlerin verließ, sagte er noch: „Vergesset meinen Rath nicht, und wenn ich jemals einen Wunsch habe, worin Ihr mir behülflich sein könnt, so darf ich wohl wieder kommen?"

„Zu jeder Stunde, Herr Baron, hier oder in meiner Wohnung, Kloſtergaſſe Nummer vier, drei Treppen hoch.“

„Drei Treppen hoch, Kloſtergaſſe Nummer vier; — werde es nicht vergeſſen.“

Die Obſthändlerin blickte ihm lange nach, dann ſagte ſie, während ſie den Jagdhund des Grafen Honeck ſtreichelte, „was das für ein Paar brave Herren ſind, abſonderlich dieſer Baron von Mittau, der es nie weiter bringen wird, als Hofmarſchall der alten Prinzeſſin Henriette zu ſein und wenn die einmal ſtirbt, vielleicht dienſtthuender Kammerherr des Kaiſers zu werden — das wäre ein Herr zum Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung, der würde arme Wittfrauen nicht coujoniren, der hätte gewiß nicht geſagt, ich ſei ein unerfreulicher Anblick — eine Pferdeſcheuche.“

Darauf verſank die alte Obſthändlerin in tiefes Nachſinnen und mußte ſich während demſelben mit ſo abſonderlichen Sachen beſchäftigt haben, daß, als der Reiſeſtallmeiſter ſeinen Hund wieder abholte, ſie ihn mit Excellenz anredete, dann ſchaute ſie ungeduldig nach ihrer längſt erwarteten Tochter aus und als dieſe endlich kam, verließ ſie eilfertig ihren Obſtſtand, um ſich zu der alten Frau Bleibert zu begeben, die obgleich mit Unterbrechungen, immer noch an ihrem Spinnrade ſaß, um jetzt ſtatt des Kaffees in der Ofenkachel das ſchon lange fertige Mittageſſen ihres Sohnes Jakob zu überwachen.

„Ich weiß nicht, wo er heute nur bleibt,“ ſagte ſie zu Frau Ricke, nachdem ſie dieſe herzlich begrüßt, „Sonntags kommt er doch ſonſt immer pünktlich — wenn ihm nur kein Unglück paſſirt iſt.“

Darüber konnte nun die Obſthändlerin ihre Freundin beruhigen, verſchwieg aber eben ſo wenig, daß Jakob ins Wirths-

haus gegangen und hielt es für ihre Schuldigkeit, auch die traurige Urſache zu dieſem verzweifelten Schritte zu erzählen.

„O du lieber Himmel,“ ſeufzte Frau Bleibert, „alſo den Schuhmacher, dieſen leichtſinnigen Kerl ziehen ſie meinem braven Sohne vor und die Theaterwagen ſoll er fahren — iſt das eigentlich nicht eine Schande?“

„Eine Schande kann man gerade nicht ſagen, aber die Kutſcher thun's als nicht gern.“

„Oje — Oje!“

Bei dieſem Ausrufe nickte Frau Nicke mit ſehr trauriger Miene und ſagte: „tröſtet Euch mit mir: denkt nur, der Oberſte der kaiſerlichen Hofhaltung will mich von meinem Stande vertreiben, am Seitenportal des Schloſſes, den ich ſchon zwanzig Jahre mit Ehren behaupte.“

Das war nun allerdings ein welterſchütterndes Ereigniß und Frau Bleibert wohl berechtigt, die Hände über dem Kopfe zuſammen zu ſchlagen, ſobald ſie es vernommen.

„Das iſt ja nicht möglich, Frau, das kann ja gar nicht ſein. Ihr ſeid ja an dem Seitenportal geweſen, ſo lange ich denken kann, nein, nein das geht nicht, das gibt ein Unglück!“

„Ganz ruhig werde ich es mir auch nicht gefallen laſſen und ich komme eigentlich zu Euch als einer verſtändigen Frau, um ein wenig über die Sache zu reden.“

„Ja das wollen wir, aber vorher will ich eine gute Taſſe Kaffee ſieden und nachſehen, ob die Jungfer Hildebrand zu Hauſe iſt, das iſt eine wichtige Perſon!“

„Die Hildebrand?“ — „Gewiß, gewiß!“

„Sie ſelbſt hat eigentlich nicht ſo viel zu bedeuten, aber ihre ältere Schweſter iſt die Weißzeugverwalterin der Kaiſerin

und die zweite Schweſter Kammerfrau der Prinzeſſin Henriette — nicht zu vergeſſen, die hübſche Baſe der Hildebrand, welche Haushälterin bei dem Hofzahlmeiſter iſt. Wenn wir die für uns intereſſiren könnten, und ich glaube, daß es möglich iſt, denn die Weißzeugverwalterin ſteht gerade jetzt glücklicherweiſe ſehr ſchlecht mit dem Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung: es hat da neulich eine Geſchichte gegeben, bei der die Schweſter der Jungfer Hildebrand Recht behalten — ja, und wenn die will — Verbindungen haben die drei Schweſtern die allerbeſten am ganzen Hofe, beſonders die Kammerfrau, ohne welche die Prinzeſſin gar nicht exiſtiren könnte, und dann weiß die ganze Welt, daß wenn die Prinzeſſin Henriette ein Wort bei dem Kaiſer oder der Kaiſerin fallen läßt, ſo thut es immer ſeine Wirkung."

„Gut, Frau Bleibert," ſagte die Obſthändlerin und ſetzte würdevoll hinzu, „auch wir haben unſere Bekanntſchaften, und wir wollen es dem Herrn einmal zeigen, daß ſich auch der ärmſte Wurm auf ſeine Art wehrt, wenn er getreten wird — kocht Ihr Euern Kaffee, ich werde hingehen und etwas Gutes zum Eintunken holen."

So geſchah es — nach einer Viertelſtunde brachte die Obſthändlerin vortreffliches Backwerk, der Kaffee gerieth außerordentlich und die Jungfer Hildebrand, die eines geſchwollenen Backens wegen heute nicht ausgehen konnte, nahm die Einladung zum Kaffee gnädigſt an. Und wie behaglich ſaß es ſich hier in der warmen Stube, während draußen Regen und Wind die Straße ungemüthlich machte; der Ofen ſummte, der Waſſerkeſſel brodelte und die drei Hexen brauten eine Suppe zuſammen, welche wohl im Stande war, dem, der ſie auseſſen mußte, großes Unbehagen zu verurſachen.

noch zuſammenhielten. Das ging eine Stunde ſo fort, worauf der Wagen anfing langſamer und weniger zu ſchwanken, die Räder gleichförmiger rollten und das Geklingel der Maulthiere wieder in einem angenehmern Takt ging. Leider iſt es mir verſagt, in dem Wagen zu ſchlafen, d. h. bei den längſten angeſtrengteſten Touren iſt es mir kaum vergönnt, während der Morgendämmerung eine halbe Stunde oder ſo etwas leicht zu ſchlummern. Da iſt es denn ſo natürlich, daß man liebe Erinnerungen hervorruft, um die langen Stunden der Nacht zu verkürzen, und ich begann die Augen ſchließend wieder an den freundlichen Lichterglanz zu denken, an die rauſchenden Tannenzweige, zwiſchen denen dießmal ſtatt der vergoldeten Aepfel und Nüſſe die ſtrahlenden Augen meiner lieben Kinder hervorleuchteten — da mit einem Male erklang das Geſchrei des Mayoral und des Zagal auf eine eigenthümliche und erſchreckte Art: wir rollten gerade auf einer ziemlich glatten Stelle des Wegs etwas aufwärts und hatten neben uns rechts und links tiefe Gräben; der Delantero mit ſeiner Kinderſtimme ſtieß ein Angſtgeſchrei aus und meine Träume flatterten davon, Licht und Goldglanz und all die lieben Geſichter. Da ich die linke Ecke des Coupé's hatte und eines der Fenſter geöffnet war, ſo bog ich mich ſchnell hinaus und ſah, wie unſer Vorreiter Kehrt gemacht hatte und im vollen Galopp bei unſerem eigenen Wagen vorüberkam. Da aber an der Seite auf der Straße ſelbſt kein Platz war, ſo ſtürzten ſeine Thiere in den Graben hinab; ihm folgten die ſechs Mittelgeſpanne, alle fielen übereinander her, ſtürzten zuſammen, rafften ſich wieder auf und riſſen endlich die Maulthiere an der Deichſel mit ſich herum, dieſe den Wagen, der nun glücklicherweiſe faſt ganz gerade mit den Vorderrädern in den Graben gezogen wurde. Daß er nicht ganz zum Sturz kam, dankten wir den beiden geſtürzten Thieren an der Deichſel, die ſich ſo in ihre Geſchirre verwickelt hatten, daß ſie, trotz vieler vergeblichen Verſuche, nicht aufzuſpringen im Stande waren. Das Geſchrei unſerer Paſſagiere hinten im Wagen,

Viertes Kapitel.

Wirkungen eben.

Der Chef des geheimen Cabinets hatte ein paar Tage ſpäter Seine Majeſtät verlaſſen und übergab draußen im Vorzimmer mit einem vergnügten Lächeln ſeine wohlverſchloſſene Mappe dem wartenden Canzleidiener. In dieſer Mappe befand ſich unter anderem die verſprochene lebenslängliche Anſtellung, ſowie ein Schreiben des franzöſiſchen Geſandten, auf deſſen Rand Seine Majeſtät eigenhändig geſchrieben hatte: dem Marquis Saute-en-ville ſein Bedauern ausdrücken und den Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung zu ſtrenger Verantwortung auffordern. Auch war es dem Cabinetschef möglich geweſen, mit großer Wärme über den Kammerherrn Grafen Schleiden zu ſprechen und dabei bedauernd zu erwähnen, er, der Cabinetschef, habe gehört, daß Graf Schleiden im Begriffe ſei, die Reſidenz zu verlaſſen und ſich auf ſeine Güter zurückzuziehen.

„Warum das?“ hatte Seine Majeſtät gefragt und hinzugeſetzt: „es wäre ſchade, der Graf macht ein gutes Haus.“

„Ausgezeichnet,“ hatte der Cabinetschef erwiedert, „es gibt nicht leicht deliciöſere Feſte, als die, welche Schleiden arrangirt; der Graf hat darin ein immenſes Talent und iſt darin ebenſo berühmt, wie als Adminiſtrator ſeiner Güter — — ich fürchte faſt — —“

„Was fürchten Sie?“

„Ich möchte es nicht als verbürgt Eurer Majeſtät hinſtellen, aber aus ſehr guter Hand erfuhr ich, daß unſer hoher Nachbar, der Kaiſer von China, der ſich von jeher ein Vergnügen daraus

macht, uns bedeutende Leute, Talente zu entführen, dem Grafen eine große Stelle angeboten hat."

Darauf hin hatte nun Seine Majestät nicht geruht, irgend etwas Besonderes zu bestimmen, war aber mit einem leichten Kopfschütteln an's Fenster getreten, nachdem sie gesagt: „mein Vetter Liebden, der Kaiser von China, soll sich um seinen langen Zopf bekümmern!" —

Im Vorzimmer traf der Cabinetschef den Obersten der kaiserlichen Stallungen, der ihn unter dem Arm nahm und in eine der tiefsten Fensternischen führte.

„Weiß der Teufel," sagte Seine Excellenz, „welcher Wind jetzt bei Hofe bläst, nichts als Widerwärtigkeiten, deren Quellen ich nicht zu ergründen im Stande bin; jeden Tag kleine, unangenehme Geschichten, allerdings nichts Großes, nichts Bedeutendes, aber Nadelstiche, die mir das Leben verbittern — nächstens bekomme ich die ganze Geschichte satt und thue, was ich schon längst hätte thun sollen; Undank ist doch der Welt Lohn und weit davon ist gut vor dem Schuß. Finden Sie nicht auch, daß man da drinnen recht verdrießlich ist?"

„Ob ich das finde?" sagte der Cabinetschef mit einem bedenklichen Gesichte; „— wer hat dabei den sauersten Posten? — ich — wer muß Alles, was Unangenehmes in sämmtlichen Departements vorgeht, anhören? — ich — ich — wer wird gewissermaßen überall in Mitleidenschaft gezogen? — ich — wer muß für alle Welt sprechen, ohne je für sich selbst etwas thun zu können? wer muß alle die unangenehmen Aufträge an Seine Majestät besorgen? — ich — ich — ich —"

Bei diesen letzten Worten schaute der Sprecher den Obersten der kaiserlichen Stallungen mit einem so bedeutsamen Kopfnicken

an, daß dieſer erſchreckt fragte: „Haben Sie vielleicht etwas der Art an mich?“ worauf der Andere erwiderte: „Nein, aber etwas für den Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung; unter uns geſagt, eine ellenlange Naſe. — Hören Sie, Excellenz,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen kopfſchüttelnd zum Fenſter hinausgeſchaut, „was ich Ihnen jetzt ſage, geſchieht in ſtrengſtem Vertrauen, aber wenn ich an der Stelle unſeres Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung wäre, ſo würde ich eines ſtarken Schnupfens wegen eine Zeit lang zu Hauſe bleiben und in der Zeit hie und da einem guten Freund die Mittheilung machen, daß mir bei meinem vorgerückten Alter mein Amt anfinge, etwas beſchwerlich zu werden.“

„Glauben Sie?“

„Was geſchehen ſoll, geſchieht und ich bin feſt überzeugt, es würde Manches mit den Beweiſen außerordentlicher Gnade vor ſich gehen, wenn man dem Kaiſer einen ſolchen Wunſch des Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung unterbreiten könnte. Glauben mir Eure Excellenz, daß ich in jeder Beziehung die Aufrichtigkeit ſelbſt bin und daß, wenn ich ſolchen Wink fallen laſſe, die Angelegenheit ſchon ſehr weit vorgeſchritten ſein muß.“

„Sie wiſſen, welches Vertrauen ich in Sie ſetze,“ ſprach der Chef des kaiſerlichen Stalles nach einer Pauſe, während welcher er nachdenklich ſeine Fingerſpitzen betrachtet hatte. — „Ihr Rath in Betreff des Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung iſt ganz vortrefflich, aber glauben Sie mir, daß es bei mir auch mit ähnlichen Kleinigkeiten anfängt, wie bei unſerem verehrten Freunde und Collegen, Sie wiſſen von dem Unfall geſtern, als Seine Majeſtät ausfuhren, ſelbſt kutſchirend; der Kaiſer hatte allerhöchſt ſelbſt die Pferde bezeichnet, mit denen er fahren

wollte, und obgleich ich mich auf den Leibkutſcher Mundel wie auf mich ſelbſt verlaſſen kann, ſo fuhr ich doch ſelbſt vorgeſtern noch mit dieſen Pferden und fand Sie mit allen Schwierigkeiten vertraut und ſicher — ich war dabei, als ſie Seiner Majeſtät eingeſpannt und vorgeführt wurden — ja, ich gab dem Kaiſer ſelbſt die Zügel in die Hand und freute mich ordentlich, in welch animirtem, aber ruhig geſammelten Trab die Pferde vom Fleck weg fortgingen — was geſchieht —"

„Ja, ja, ich weiß."

„Sprachen Seine Majeſtät davon?"

„Nur im Allgemeinen."

„Ungnädig?"

„— — — — Ich will das gerade nicht ſagen, doch ſchien der Kaiſer allerdings etwas verdrießlich über die Geſchichte zu ſein."

„Sehen Sie, und ich bin daran ſo unſchuldig wie ein neugeborenes Kind; der Sattelmeiſter Fuchs, der hinten drein ritt, hat mir verſichert, der Kaiſer habe die Peitſche nicht gebraucht, als plötzlich in der großen Allee bei Tivoli das Sattelpferd einen ſo tollen Riß nach links thut, daß ein Kettenglied am Aufhalter reißt — denken Sie ſich das Unglück, das hätte geſchehen können — glücklicher Weiſe war der Sattelmeiſter bei der Hand und faßte das Pferd, ehe noch etwas geſchehen konnte."

„Unbegreiflich!"

„Ja, allerdings unbegreiflich, aber was das Schlimmſte iſt, Seine Majeſtät befahlen geſtern den erſten Stallmeiſter zum Rapport und ich weiß auch heute noch nicht, ob ich angenommen werde."

„Hm, hm," machte der Chef des geheimen Cabinets und

ſagte nach einer Pauſe: „Da fällt mir noch etwas Anderes ein, was ich Ihnen nicht vorenthalten will: die Prinzeſſin Henriette hat, wie ich zufällig erfahren, in vertraulicher Weiſe bei dem Reiſeſtallmeiſter der Kaiſerin, dem Grafen Honeck, angefragt, ob es der Kaiſer wohl übelnehmen würde, wenn ſie ſich einen gewiſſen — nun wie heißt er doch — einen gewiſſen — — Bleibert aus dem Marſtalle zu ihrem Leibkutſcher ausbitten werde.“

„Sehen Sie,“ ſagte der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen haſtig, „das iſt auch wieder eine von dieſen Geſchichten, von denen kein Menſch weiß, wo ſie herkommen — Gott weiß, wie der Kaiſer auf dieſen Bleibert kommt — allerdings kein übler Kutſcher, aber ſonſt ein ganz unbedeutender junger Menſch, den er mir neulich ſchon nannte, als ich einen anderen zum wirklichen Hofkutſcher vorſchlug.“

„Da hätte Eure Excellenz nachgeben ſollen,“ erwiederte der Cabinetschef mit aufgehobenem Zeigefinger, „ſo eine Kleinigkeit — es iſt allerdings gut, hie und da Schwierigkeiten zu machen, aber bei ſo unbedeutenden Sachen — doch, wie bemerkt, die Anfrage geſchah, und da Graf Honeck die Kaiſerin von dieſem Wunſche ihrer Tante in Kenntniß ſetzte, ſo fragte ſie ſelbſt den Kaiſer.“

„Und Seine Majeſtät?“

„Soll verdrießlich darüber geweſen ſein und geſagt haben, ‚es iſt mir allerdings ſehr erklärlich, daß deine Tante vertraute Leute wünſcht, aber unangenehm, daß gerade ich ſie hergeben ſoll — und dieſer Bleibert iſt ein ganz ausgezeichneter Kutſcher, neulich — —‘“

„Weiter, weiter, wenn ich bitten darf,“ ſagte der Oberſte

der kaiſerlichen Stallungen, als der Andere hier eine kleine Kunſtpauſe machte.

„‚Neulich', fuhr Seine Majeſtät fort, ‚als ich dieſen Bleibert zum Hofkutſcher machen wollte, opponirte mir der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen in höchſt auffallender Weiſe.'"

„A—a—a—ah, das iſt ſtark, — in einer höchſt auffallenden Weiſe?"

„‚In einer höchſt auffallenden Weiſe und ſchlug mir,' ſagte der Kaiſer weiter, ‚einen andern zu dieſer Stelle vor, einen unzuverläſſigen verſoffenen Menſchen, derſelbe, der heute — es war nämlich am gleichen Tage — die beiden neuen Pferde eingeſpannt hat, mit denen ich faſt ein Unglück gehabt.'"

„Das iſt allerdings wahr, ein fürchterliches Zuſammentreffen."

„‚Entſetzlich,' ſoll darauf die Kaiſerin ausgerufen haben."

Der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen that einen tiefen Seufzer und ſagte dann: „Das hat man davon, wenn man ſich unermüdet Tag und Nacht im kaiſerlichen Dienſte abſchindet und abplagt — nun ſehen wir, wie es weiter geht — deſſen kann ich Sie aber verſichern," fuhr er in entſchloſſenem Tone fort, wenn Sie mir einmal einen ähnlichen Wink geben laſſen, wie der iſt, welcher dem Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung nützlich wäre, ſo werde ich ſogleich wiſſen, was ich zu thun habe."

In dieſem Augenblick trat der Kammerdiener Strömer aus dem Cabinet des Kaiſers und meldete mit einer tiefen Verbeugung gegen den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen, daß Seine Majeſtät für den heutigen Rapport danken laſſen.

Unterdeſſen hatte der Kaiſer, ſtatt ſeinen Oberſten der kaiſerlichen Stallungen zu empfangen, ſeinen Hofzahlmeiſter bei ſich

geſehen, welcher durch eine Hinterthür einzutreten pflegte, und eine etwas geheimnißvolle Geſchichte angehört, die darin beſtand, daß ein ſehr edles Pferd, welches der Kaiſer kaufen wollte, das ihm aber als unſicher bezeichnet worden, hierauf zu einem billige Preiſe für einen Neffen des Oberſten der kaiſerlichen Stallungen erhandelt worden ſei. Dann war es Frühſtückzeit geworden und Seine Majeſtät begaben ſich in die Gemächer der Kaiſerin.

Allerhöchſtdieſelbe waren in ſehr heiterer Laune; neben ihrem Fauteuil ſtand ihre Lieblingsdame Fräulein von Virſchow und vor der Kaiſerin der Baron Mittau, Hofmarſchall der Prinzeſſin Henriette.

„Ich laſſe mich von dem Baron Mittau in Couliſſengeheimniſſe einweihen," ſagte die Kaiſerin lächelnd, als der Kaiſer eintrat, „du fandeſt ja auch neulich auf dem Balle meiner Tante die Arrangements des kleinen Pflanzengartens ſo überaus reizend, — ich kenne den beſchränkten Raum und mußte erſtaunen, was Mittau Alles daraus gemacht hat."

„Da werden wir wohl nächſtens etwas Aehnliches bei uns wollen," meinte Seine Majeſtät, worauf die Kaiſerin mit einem leichten Seufzer erwiederte: „Das iſt leider unmöglich, denn der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung hängt zu ſehr an den alten hergebrachten Regeln, um einen Saal, der nicht förmlich für einen Wintergarten gebaut iſt, ſo deliciös mit Pflanzen zu deloriren — ach, und wie erfriſchend und allerliebſt war der kleine Springbrunnen, das ließe ſich allerdings bei uns ganz gut machen — man könnte den blauen Saal dazu nehmen, indem man ihn mit dem Marmorſaale dadurch in Verbindung brächte, daß man die großen Glaswände zwiſchen beiden ent-

fernte — nicht wahr, lieber Mittau, das ginge ohne große Schwierigkeiten?"

„Auf allerhöchsten Befehl, gewiß."

„Und müßte charmant sein — meinst du nicht auch?" fragte die Kaiserin Seine Majestät.

„O gewiß, und Baron Mittau könnte ja so freundlich sein, dem Obersten der kaiserlichen Hofhaltung seine Ideen anzugeben."

„Ach, geh' mir doch mit deinem Obersten der kaiserlichen Hofhaltung," erwiederte Ihre Majestät in verdrießlichem Tone, „da würden wir von tausend Schwierigkeiten hören; nein, nein, in dem Falle wollen wir die Sache liegen lassen; ich danke Ihnen, lieber Mittau," fuhr die Kaiserin nach einer Pause, während welcher sie sich erhoben hatte, fort, „ich danke Ihnen recht sehr, grüßen Sie meine Tante Henriette."

Der Hofmarschall der Prinzessin hatte sich nach mehreren tiefen Verbeugungen zurückgezogen und Fräulein von Virchow wurde auf's allergnädigste entlassen, indem die Kaiserin sie auf die Stirne küßte; dann betraten Ihre Majestäten den anstoßenden kleinen Speisesalon, wo sie gewöhnlich zu frühstücken pflegten.

„Ich weiß nicht," sagte die Kaiserin nach einer Pause, welche den vortrefflichen frischen Austern gewidmet war, „ob du damals beim Balle meiner Tante das wirklich delicióse Arrangement des kleinen Wintergartens bemerkt hast — ich kann dich versichern, ich sah nie etwas Schöneres; überhaupt muß man es dem Baron Mittau nachsagen, er hält das Haus der Prinzessin vortrefflich in Ordnung und nicht zu theuer; sie sagte mir neulich noch, sie spare jedes Jahr eine ganz hübsche Summe."

„Sparsamkeit ist eine gute Tugend für einen Oberhof-

marſchall," entgegnete der Kaiſer — „ich weiß nicht, wie es kommt, wir bringen es nie ſo weit."

„Dafür wollte ich dem Oberſt der Hofhaltung eigentlich keinen Vorwurf machen," meinte Ihre Majeſtät, wobei ſie das Wort dafür ſehr ſtark betonte, „wenn nur ſonſt Alles wäre, wie es ſein ſollte."

„Ja, ja, der Oberſte der Hofhaltung wird alt und ſehr vergeßlich, an ſeinem guten Willen fehlt es nicht."

„Aber warum ſollen wir für die Vergeßlichkeit unſerer Diener büßen? und ich kann dich verſichern, der Marquis Saute-en-ville, den ich geſtern empfing, machte mir nicht nur ein recht trockenes Geſicht, ſondern ich mußte mich bemühen, ihn und ſeine höchſt einfältige Frau zu unterhalten."

„Ja, ja, es iſt ſehr unangenehm, ich muß da eine Aenderung eintreten laſſen, ſeine Vergeßlichkeit neulich in Betreff der Einladung war mir recht fatal; man erſcheint da als rückſichtslos, ohne es ſein zu wollen."

„Und er wird ſo ungefällig, der Oberſt der Hofhaltung; meine kleine Virſchow, Niemand iſt doch ſo beſcheiden und anſpruchslos wie ſie, verlangt neulich ein unbedeutendes Kämmerchen für eine zweite Kammerjungfer, was ihr rund abgeſchlagen wurde — c'est trop und ich mußte befehlen, daß man ihr das leerſtehende Zimmer gab."

„Ich werde ihn mit allen Ehren in den Ruheſtand verſetzen — wenn ich nur ſchon über einen paſſenden Nachfolger mit mir im Reinen wäre — ich habe ſchon an den Grafen Diederſtein gedacht."

Die Kaiſerin lächelte kopfſchüttelnd ihren Teller an.

„Biſt du nicht meiner Anſicht?"

„Wenn ich offen ſein darf, nein — Dieberſtein iſt beinahe eben ſo alt und wir würden dabei wenig gewinnen — ſieh' dich doch einmal unter den jüngeren Leuten um — ich muß ſchon geſtehen, daß meine Tante Henriette ganz Recht hat, wenn ſie ſagt, zwei Chargen bei Hofe ſolle man nicht mit ſo alten Leuten beſetzen."

„Und wer iſt die zweite Hofcharge?" fragte der Kaiſer mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Nun der Oberſte der kaiſerlichen Stallungen — es hängt viel davon ab, wenn er nicht energiſch und rüſtig iſt. — Denke doch nur, welches Unglück du vor ein paar Tagen hätteſt haben können."

„Wahr, ſehr wahr; auch entwickelt der Oberſt der Stallungen in letzterer Zeit ein recht verdrießliches Talent, unbedeutende Leute zu protegiren. Da hatte ich neulich eine ganz unangenehme Geſchichte in dieſer Richtung mit ihm: ich wollte einen meiner Leute zum Hofkutſcher machen, er opponirte mir förmlich, und doch iſt das ein ganz ausgezeichneter Kutſcher."

„Auch ich hörte davon, der Mann heißt Bleibert und ſoll ein vortrefflicher Menſch ſein; er iſt derſelbe, den meine Tante Henriette für ſich gewünſcht; ich habe mich natürlich nach ihm erkundigt und von der unverdächtigſten Seite wirklich ganz außerordentlich Gutes von ihm gehört; er ſoll einer der beſten Leute des Stalls ſein, dabei ein guter Sohn, der ſeine alte Mutter auf eine wirklich rührende Art unterſtützt — wie geſagt, ich habe es aus ganz unverdächtiger Quelle; meine Weißzeug-verwalterin ſagte es meiner Kammerfrau, und die gute Birſchow, die es von ihrer neuen Kammerjungfer, einem ehemaligen ganz harmloſen Ladenmädchen wußte, hat es mir beſtätigt."

„Das Gleiche ſagte mir auch der Hofzahlmeiſter, wobei

die nicht ſahen was vorging, namentlich aber der beiden Weiber, wovon die eine mit ihrem Säugling oben auf dem Wagen in der größten Gefahr ſchwebte, kann man ſich leicht denken. Die Sorgloſigkeit der ſpaniſchen Fuhrleute bewährte ſich hier aufs glänzendſte; es wollte mir nämlich nicht gelingen, die alte roſtige Thürklinke aufzudrehen, es bedurfte mehrmaligen Erſuchens, ehe dieß von außen geſchah. Die Guardia's Civiles waren von oben herabgeſprungen und da ich zufällig an der Seite des Wagens ſtand, ſo nahm ich das kleine Kind der Spanierin in Empfang, das ſie mir in ein Tuch gewickelt weinend herabreichte. Neben uns im Graben herrſchte eine unbeſchreibliche Verwirrung; es war eine große verwickelte Maſſe von Maulthieren und Geſchirren; glücklicherweiſe hatte der arme kleine Delantero keinen Schaden gelitten, er hinkte herbei, wir hatten ihn im Verdacht, er habe auf ſeinem Pferd geſchlafen, doch entgegnete er: caballos malos, — no he dormido!

Wir legten alle hülfreiche Hand an, um die Maulthiere von ihrem Geſchirr zu befreien und nach einem halbſtündigen Aufenthalt war unſer Geſpann wieder ſo weit in Ordnung, daß wir unſern Weg fortſetzen konnten. Ein ſolch plötzliches Umkehren der vordern Thiere ſoll übrigens nicht ſelten vorkommen, und gleich auf der nächſten Station geſchah das abermals, glücklicherweiſe aber noch vor dem Poſtgebäude, wo mehrere Knechte bereit ſtanden, die eigenſinnigen Thiere mit tüchtigen Hieben zurecht bringend. Gegen zehn Uhr Abends näherte ſich die Straße dem Meer wieder, auch war der Mond unterdeſſen aufgegangen, ſo daß wir von der Höhe, auf der wir fuhren, die hellbeglänzte Fluth weit überſehen konnten. Taragona, die alte Römerſtadt, erreichten wir um Mitternacht, und was wir von ihrer Lage im hellen Mondlicht ſahen, war ſo maleriſch ſchön, daß wir ſehr bedauerten, nicht einen Tag daſelbſt zubringen zu können. Ehe wir die Stadt erreichten, lief der Weg eben längs dem Meer dahin und dann mit einemmal ziemlich ſteil aufwärts, um ſich darauf an

er mir eine andere, etwas anrüchige Geſchichte erzählte, doch hat der Oberſt der kaiſerlichen Stallungen auch ſeine vortrefflichen Eigenſchaften, er kennt ſeine Pferde wie Niemand."

„Aber er iſt alt und unzuverläſſig, wie du neulich ſelbſt erfahren — o mein Gott, wenn der Sattelmeiſter das Pferd nicht noch zur rechten Zeit gehalten hätte — ich ſchaudere, wenn ich daran denke —"

„Ja, ja, aber ich möchte ihm um Alles in der Welt nicht wehe thun — ein ſo treuer, würdiger Mann."

„Gerade wie der Oberſt der Hofhaltung und wenn ich nicht irre, ſo ſind beide in gleichem Alter — die einzigen noch nicht in Ruheſtand verſetzten Oberhofchargen von der Zeit deines Vaters."

Der Kaiſer nickte mit dem Kopfe.

„Alle übrigen Stellen haſt du mit jüngeren Leuten beſetzt, wie es Jedermann begreiflich findet, und du kannſt mir glauben, auch dieſe Beiden werden ſich nicht viel daraus machen, wenn du ihnen mit allen Ehren ihre Penſion bewilligſt."

Der Kaiſer nickte wieder, ſagte aber, „das iſt alles wahr, aber ich habe mich ſo an den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen gewöhnt."

„Man wird ihn nach wie vor bei Hofe ſehen — davon bin ich überzeugt, und es wäre ein ſo günſtiger Augenblick, ihn mit dem Oberſten der Hofhaltung zu entlaſſen; es würde heißen, man will dieſen beiden treuen Dienern ihre wohlverdiente Ruhe gönnen — wogegen es allerdings gehäſſig erſcheinen würde, wenn du den Oberſten der Hofhaltung allein entließeſt und den andern der mit ihm in gleichem Alter iſt, beibehielteſt."

„Das hat allerdings etwas für ſich, aber beide ſind nicht ſo leicht zu erſetzen — du haſt Recht, Diederſtein iſt faſt ebenſo

alt, und da ist nun mein Cabinetschef, der mir auf's Dringendste den Grafen Schleiden empfiehlt — was denkst du von diesem?"

„Wenn ich die Wahrheit sprechen soll, so halte ich Schleiden nicht für zuverlässig; seine großen Güter liegen in dem Staat des Kaisers von China, an dessen Hof er jeden Augenblick zu finden ist."

„Es sollen ihm gerade für die gleiche Stelle von dort große Anträge gemacht worden sein."

„Verzeihe mir, wenn ich dir sage, dein Cabinetschef ist ein Pfiffikus — diese vielleicht fingirten Anträge sollen große Anforderungen unterstützen."

„Vielleicht hast du Recht, aber du siehst wie schwer es ist, solch wichtige Stelle mit tüchtigen Leuten zu besetzen — — oder hattest du vielleicht selbst Jemand im Vorschlag?" fuhr Seine Majestät nach einer Pause fort, als sie sahen, daß ihn die Kaiserin mit einem eigenthümlichen Lächelu anschaute.

„O ja, das hätte ich schon — aber zwei Rücksichten halten mich davon ab."

„Welche?"

„Eine kann ich dir schon sagen: ich weiß, daß du das Protegiren nicht leiden kannst."

„Ja, ja — und die andere Rücksicht, die dich abhält?"

„Wenn ich dir meine zweite Rücksicht nenne," sagte die Kaiserin in heiterem Tone, „so hebe ich die erste wieder auf, denn indem ich dadurch meinen Empfohlenen verrathen muß, protegire ich!"

„Immer zu, da wir einmal dabei sind," meinte Seine Majestät lächelnd, „so sage die zweite Rücksicht!"

Die Kaiserin, anstatt sogleich zu antworten, schälte eine

ſeine Birne, und während ſie Seiner Majeſtät die Hälfte davon überreichte, ſagte ſie: „Die Perſon, von der ich überzeugt bin, daß ſie wie Niemand zu der betreffenden Stelle paßt, darf ich dir wahrhaftig nicht nennen, aus — Rückſicht — — — gegen meine Tante Henriette.“

„Ah Baron Mittau, ich habe es mir faſt gedacht, das iſt ja eine förmliche Verſchwörung — nun in der That, es wäre nicht ſo übel, aber die Tante würde das allerdings rückſichtslos finden.“

„So tauſche mit ihr,“ entgegnete die Kaiſerin mit einer ganz unbefangenen Miene, — „du gibſt ihr deinen Kutſcher für ihren Hofmarſchall.“

„Um des Himmels willen,“ rief der Kaiſer, indem er mit einem komiſchen Erſchrecken rings um ſich her ſchaute, wenn das Jemand gehört hätte: welcher Tauſch — nun ich will mir die Sache überlegen.“

„Auch was den Oberſten der Stallungen anbelangt?“

„Für ihn wüßte ich in der That augenblicklich keinen Erſatz.“

„Es müßte ein junger Mann ſein von ſehr guter Familie —“

„Hm,“ machte der Kaiſer.

„Ein vortrefflicher Reiter.“

„Gewiß.“

„Jemand, der ſchon bewieſen hat, daß er wenn auch einen kleineren Stall vortrefflich zu leiten verſteht.“

„Allerdings.“

„Dabei eine angenehme Perſönlichkeit!“

„Wenn du nicht wieder Rückſichten zu nehmen haſt,“ ſagte der Kaiſer, deſſen Laune ſich während des Frühſtücks vollkommen aufgeheitert hatte, „ſo nenne mir ein ſolches Ideal eines Oberſten der Stallungen.“

„Durchaus kein Ideal, dieſe ſo vortrefflich paſſende Perſönlichkeit liegt ſo nahe.“

„Du meinſt vielleicht den erſten Stallmeiſter?“

„Nein, das iſt allerdings ein braver Mann und hätte auch die tüchtigſten Eigenſchaften für die Stelle eines Chefs der Stallungen, aber er iſt zu ſelbſtſtändig, zu wenig pliant, durchaus nicht ſo biegſam und rückſichtsvoll, als man wohl verlangen kann.“

Der Kaiſer zuckte mit den Achſeln, ehe er ſagte: „nun da bin ich auf dein Ideal begierig.“

„Nun, deinen Flügeladjutanten Graf Honeck.“

„Uh — deinen Reiſeſtallmeiſter — an den hätte ich wahrhaftig nicht ſogleich gedacht.“

„Aber du wirſt mir zugeben, daß er alle die guten Eigenſchaften vereinigt, deren ich vorhin erwähnte.“

„Etwas davon — etwas davon — aber jung, ſehr jung.“

„Nicht jünger als Baron Mittau — ja ſogar älter als dein Hofjägermeiſter — warum ſollſt du nicht das Recht haben, dich mit jüngeren, heiteren Leuten zu umgeben?“

„Das iſt allerdings wahr.“

„Mit jüngeren Leuten, die nicht ſtarr, ja oft eigenſinnig am Althergebrachten feſthalten, die ſich vielmehr ein Vergnügen daraus machen, deinen Wünſchen zuvorzukommen, ſich deinen Neigungen anzuſchmiegen.“

„Freilich, freilich —“

„Ich bin überzeugt, daß es bei Baron Mittau nur eines Winkes bedürfte, um beim nächſten Ballfeſte den wunderbarſten Wintergarten hinzuzaubern und daß Graf Honeck dir gewiß nicht Jemand zur Beförderung vorſchlagen würde, von dem er

nicht zum Voraus weiß, daß er dir angenehm iſt — junge Leute kennen keine Schwierigkeiten, folgen unbedingt jedem Winke, den man ihnen gibt, gehen auf ein Augenblinzeln durch Dick und Dünn, ordnen ihre eigne Meinung vollkommen unter, widerſprechen nie, und das Alles verlange ich von einem guten Diener."

„Ich will es mir überlegen," ſagte Seine Majeſtät und damit war das Frühſtück beendigt.

Und der Kaiſer hielt Wort und überlegte.

Während er aber überlegte, gab es am kaiſerlichen Hofe von Japan und außerhalb deſſelben viel geheimnißvolles emſiges Getreibe. Da bemerkte man häufig die alte Obſthändlerin, welche ihren neuen Pachtvertrag glücklich durchgeſetzt hatte, wie ſie das linke Seitenportal des Schloſſes verließ, nachdem ſie vielleicht vorher mit dem Hofmarſchall der Prinzeſſin Henriette ein paar geheimnißvolle Worte geſprochen, und zu der alten Frau Bleibert eilte, worauf dieſe ſich dann eilfertig ins Schloß begab und mit ihrer künftigen Schwiegertochter Roſa eine längere Conferenz hatte. Da kam die Jungfer Hildebrand auch ohne geſchwollenen Backen häufig zum Kaffeetrinken in die Parterrewohnung und ſagte eines Tages zur alten Frau Bleibert: „es war doch eine gute Idee von uns, den Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung abzuſetzen und den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen unmöglich zu machen und ſoweit ſind wir nächſtens: meine Schweſter, die Weißzeugverwalterin der Kaiſerin wird erſte Kammerfrau Ihrer Majeſtät, und meiner Schweſter bei der Prinzeſſin Henriette hat es der Baron Mittau in die Hand verſprochen, daß Ihr Sohn der Jakob Oberkutſcher bei Ihrer kaiſerlichen Hoheit werden ſoll."

Aber der Kaiſer überlegte immer noch.

Die Prinzeſſin Henriette wollte ganz zufällig vernommen

haben, Seine Kaiſerliche Majeſtät habe halb und halb die Idee, ihren Hofmarſchall Baron Mittau zum Chef der Allerhöchſten Hofhaltung zu ernennen und ſagte eines Tages mit einer vor Rührung zitternden Stimme halblaut zwar, aber doch ſo, daß es der Kaiſer deutlich hörte: dieſer Mittau iſt eine unſchätzbare Perle, ich verliere ihn ſehr, ſehr ungern, aber in dem Falle ſtehe ich natürlich gerne zurück. — Auch der Chef des Geheimen Cabinets, welcher von guter Hand erfahren hatte, daß ſein Protégé, der Graf Schleiden nicht die geringſte Spur einer Hoffnung habe, bequemte ſich mit einer raſenden Schnelligkeit zur Allerhöchſten Anſchauung, fand den Grafen Schleiden doch nicht für ganz geeignet, aber den Baron Mittau mit Allem dem auf's Glänzendſte verſehen, was man von einem Oberſten der kaiſerlichen Hofhaltung verlangen könne.

Aber der Kaiſer überlegte immer noch.

Da traf der Oberſt der kaiſerlichen Hofhaltung an einem ſchönen Morgen den Oberſten der kaiſerlichen Stallungen in einem Seitenwege des kaiſerlichen Parkes, worauf beide mit einander dahin gingen, dem Geſange der Vögel lauſchend, und bei dem Gemurmel des Waſſerfalls am Fuße des großen Porzellantempels ſtehen blieben. Beide ſprachen eine Zeitlang mit einander vom ſchönen Wetter, dann ſagte plötzlich der Chef der kaiſerlichen Hofhaltung: „à propos, Excellenz, neulich ſprach der Chef des kaiſerlichen Cabinets von Ihnen und meinte —"

„Ei, das trifft ſich merkwürdig," entgegnete die andere Excellenz, „auch mit mir ſprach er von Ihnen und meinte ebenfalls —"

„In Betreff der kaiſerlichen Ungnade?"

„In Betreff der kaiſerlichen Ungnade!“
„Wir ſollten vielleicht —?“
„Wir ſollten vielleicht —!“
„Zuvorkommen?“
„Zuvorkommen!“
„A—a—ah, der tauſend!“

Und der Kaiſer überlegte immer noch, bis ihm der Chef des Geheimen Cabinets geſchmeidig mit freundlich liſtigem Lächeln die beiden zuvorkommenden Geſuche der beiden alten Excellenzen überreichte, worauf Se. Majeſtät bedeutſam nickte, und am Hofe von Japan Alles ſo in Ordnung kam, wie es ſich der geneigte Leſer nur wünſchen kann und die beiden zuvorkommenden Excellenzen erhielten jeder den großen Sonnenorden mit fauſtdicken Brillanten, emaillirt mit Kometſternen und Krokodilſchwänzen, letztere als ganz beſondere Auszeichnung im Feuer vergoldet; Baron Mittau wurde Chef der kaiſerlichen Hofhaltung, Graf Honeck Chef der kaiſerlichen Stallungen, der Cabinets-Chef erhielt wegen ſeiner unparteiiſchen, aber getreuen Mitwirkung den Sonnenorden ohne Brillanten, ohne Sterne und Krokodilſchwänze. — Jacob Bleibert wurde Leibkutſcher der Prinzeſſin Henriette und der Hiſtoriograph dieſes wahrhaftigen Stückes japaneſiſcher Hofgeſchichte wurde zum Dank für richtige Aufzeichnung mit dem feinſten Panamahute begnadigt, der in und außerhalb der kaiſerlichen Staaten nur aufzutreiben war.

Zwischen zwei Regen.

„Ich habe nur fragen wollen, ob der gnädige Herr keinen Kaffee befehle?" — „Nein," erwiederte der gnädige Herr mit ziemlich barschem Tone und setzte nach einer Pause ärgerlich hinzu: „das ist nun schon das drittemal, daß du ungerufen hereinkommst und dir Fragen erlaubst, ehe ich dir dazu Veranlassung gebe. Warte, bis ich rufe." Der gnädige Herr saß auf einem Fauteuil am Fenster seiner eleganten Wohnung, beide Füße vor sich ausgestreckt, die Hände in den Taschen eines kurzen Morgenrocks und eine Cigarre zwischen den Zähnen, mit welcher er allerlei gerade nicht zum Rauchen nothwendige Bewegungen machte, wobei er den Dampf bald zwischen dem rechten, bald zwischen dem linken Mundwinkel herausblies, zuweilen an die Zimmerdecke hinaufblickte oder zum Fenster hinaus an den Himmel — alles aus purer Langerweile. — Es war ein Sonntag-Nachmittag.

Der Diener des gnädigen Herrn, an dem nichts Besonderes zu sehen war, er trug einen dunkeln eisenfarbenen Livreerock mit tiefblauem Kragen, weißer Halsbinde, und da er unten mit kurzen Lederhosen und Stiefeln mit Sporen bekleidet war, so rathen wir nicht falsch, wenn wir ihn zum Stalldepartement zählen — statt schnell hinauszugehen, zögerte er an der Thüre, rückte einen Stuhl, der gerade stand, noch gerader, setzte unnöthigerweise die Klingelschnur in perpendiculäre Bewegung, um sie alsdann wieder festzuhalten, kratzte sich im Haar und richtete sich ein paarmal auf den Zehen empor, den vergeblichen Versuch machend, auf die Straße hinabzublicken, von wo Wagengerassel, Schritte der Vorüberwandelnden und häufig Lachen

den weißen Felsen emporzuwinden, auf denen Taragona liegt. Links senkten sich tiefe Schluchten ans Gestade hinab, auf denen dunkle Schatten lagen; die See war ruhig wie ein Spiegel, so daß das Licht des Mondes nicht auf den Wellen glitzerte, sondern der lange Streifen, den es bildete, wie leuchtendes, blank polirtes Silber aussah; zuweilen wurde die Aussicht rechts und links durch gewaltige Trümmerhaufen, durch Häusermassen und Wälle verdeckt, und der Wagen rasselte und dröhnte gewaltig hindurch. Es war wie eine Art Vorstadt, die wir passirt hatten, doch konnten wir bei der ungewissen Helle nicht genau unterscheiden, ob wir Ruinen oder bewohnte Häuser hinter uns ließen; ich glaube das erstere, denn Taragona ist reich daran. Soll es doch in früheren Zeiten eine Million Einwohner gehabt haben, deren Zahl jetzt auf 10,000 zusamengeschmolzen ist.

Es war ein Uhr als wir vor dem Parador de las Diligencias hielten, wo wir eine schlechte Tafel und eine sehr geschwätzige Spanierin fanden, auch mußten wir die in Oel gekochten und reichlich mit Knoblauch gewürzten Speisen theuer genug bezahlen. Im Sommer, wo die Landstraßen trocken und besser sind und der Eilwagen deßhalb schneller zu fahren im Stand ist, werden dem Reisenden in den größern Städten unterwegs öfters längere Rasten gegönnt, um ihn ausruhen zu lassen von der Hitze und dem unerträglichen Staub in dieser Jahreszeit. Jetzt dagegen werden diese Halte bedeutend abgekürzt und höchstens alle zwölf Stunden einmal eine Stunde zum Ausruhen vergönnt; meistens sind aber auch die Dörfer, durch welche man kam, so über alle Beschreibung schmutzig und ärmlich, daß man gern auf ein Verweilen in denselben verzichtet, nur in der Türkei erinnere ich mich, ähnliche Häuser und Ortschaften gesehen zu haben. Die Wohnungen dort wie hier sind aus Lehm aufgeführt, natürlicherweise ohne Glasfenster und zerbrochene hölzerne Laden hängen vor den unregelmäßigen kleinen und großen Oeffnungen, das Innere aber ist fürchterlich; man begnügt sich gern mit dem ersten Blick, wenn

und Plaudern zu den geöffneten Fenſtern hereindrang. Er machte dabei eine verdrießliche Miene und behielt immer noch zögernd die Thürklinke in der Hand. Es war ja ein Sonntag-Nachmittag, und dieſe gleiche Idee beſchäftigte, auf verſchiedene Art, Herrn und Diener.

„Ah," ſagte der Erſtere, indem er den Kopf halb herumwandte, „du möchteſt mit der langweiligen Menge da unten hinausziehen vors Thor in einen Biergarten, wo die Muſik dudelt, dir einen vergnügten Tag machen, dich amuſiren. Nun ich hätte im Grunde nichts dagegen, wenn es auch ſchon wahr iſt, daß ich dir in der Woche freie Zeit genug laſſe, um deine Gelder durchzubringen. Aber heute Nachmittag —." — „Befehlen der gnädige Herr zuerſt doch noch Kaffee?" fragte der Bediente raſch, wobei er ein ſo liſtiges Geſicht machte, daß man wohl ſah, er freue ſich über ſeine eigene Klugheit. — „Nein," erwiederte der gnädige Herr trocken; „ich wollte nur ſagen: aber heute Nachmittag muß ich mir überlegen, ob ich dich nicht noch brauche." — „Der Kammerdiener geht nicht aus, gnädiger Herr," erlaubte ſich der Reitknecht ſchüchtern zu bemerken; „er ſitzt auf ſeinem Zimmer und lieſt im Geſangbuche." — „Worin wir ihn nicht ſtören wollen." — „Hm, hm," huſtete der an der Thüre, „auch iſt Bob im Stall." — „Bob iſt ſehr gut, um die Pferde im Stalle zu beaufſichtigen, wenn ich aber ausreiten will, was vielleicht doch noch geſchieht, ſo kann ich nur deine kundige Hand gebrauchen; das iſt ſehr ſchmeichelhaft für dich und damit gib dich vorderhand zufrieden." — Sehr feine Ohren hätten einen leiſen Seufzer vernehmen können, welcher durch das Gemach zog, dann wurde die Thüre leiſe geöffnet und ſchloß ſich ebenſo geräuſchlos wieder.

Der gnädige Herr bewegte ſich ſo heftig in ſeinem Fauteuil, daß dieſer krachte und dann ſeufzte er ebenfalls; aber es war ein heftiger Seufzer, der mit einem finſteren Murmeln:

„Hol's der Henker," endigte. „Wahr iſt es und bleibt es doch," ſprach er alsdann vor ſich hin, „ſo ein Sonntag-Nachmittag iſt das allerlangweiligſte, was es auf Gottes Erdboden gibt, und man mag ihn verleben, wo man will, im Norden oder im Süden, d. h. wenn man ihn allein verlebt. Ueberall geputzte Menſchen und lachende Geſichter, worunter man ſich ſo kalt und einſam fühlt! Alles ſtrebt mit Händen und Füßen einem Ziele zu, während man ſo ganz allein nicht weiß, wohin man ſeine Schritte lenken ſoll. Das ging mir an Sonntag-Nachmittagen gerade ſo auf der Newski Perſpective in Petersburg, wo ich hundertmal die Uhr an dem großen Cadettenhaus betrachtete, und auch auf Sancta Lucia in Neapel. Ja, da ſcheint ſogar ſie, die große herrliche Natur, an einem ſolchen Nachmittage verdrießlich zu ſein, daß ſie allein ſtille ſteht, während das Menſchenvolk zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen, oder auf ſchaukelndem Boot nach allen Richtungen jubelnd und lärmend hinzieht. — Gerade wie jetzt da unten," fuhr er nach einer Pauſe fort, während er ſich erhoben hatte und an das Fenſter getreten war, um all das Vorbeiziehende zu überblicken.

Das war denn auch bunt und mannigfaltig genug, lärmend und gewiß höchſt ergötzlich für jeden, der in Geſellſchaft mitzog. Da raſſelten die ſchweren Omnibus vorüber, angefüllt im Innern, angefüllt auf dem Dache, ja dort ſtand noch Einer hinten auf dem Tritte, der zu ſpät gekommen war, und nothwendig mit mußte, ein Muſikant nämlich; er hatte ſein Klapphorn auf dem Rücken hängen, und wenn er zurückgeblieben wäre, ſo hätte der Harmonie im Tivoli draußen die Oberſtimme gefehlt. Ein großes Sonntagsunglück, aber man konnte ſich beruhigen, der Omnibus brachte ihn zur Zeit an Ort und Stelle. Dieſes Klapphorn, welches weithin leuchtete, war wieder eine große Aufmunterung für viele Fußgänger. „Seht ihr wohl, Kinder," ſagte dort der wohlgenährte Familienvater,

der mit ſeiner Frau und einem halben Dutzend Sprößlingen nachſchwebte, „draußen iſt Muſik, und wir kommen zur Zeit hin. Vor dem Thore fährt der Omnibus langſam den Berg hinauf, da kommen wir ihm ſchon voraus, alſo munter, munter!“ Damit zog die Familie vorbei, rührig, als wollten ſie noch 20 Stunden marſchiren, der Vater voran, die Mutter mitten in einem Haufen von zwölf zappelnden Kinderbeinen. — Feinere Geſellſchaft fuhr in eigenen Wagen und Droſchken, und immer ſtrebte einer dem andern voraus, zwiſchen der bunten Flut der Fußgänger dahin, Bürger und Militär, Weiber und Kinder, alles durch einander. Das zweierlei Tuch war ſtark vertreten in allen Graben — Lieutenants, die meiſt allein und würdevoll einherſchritten, Unteroffiziere zu 3 und 4, und die Gemeinen paarweiſe wie aus der Arche Noa. Mitunter erſchienen gute harmloſe Sonntagreiter auf gemietheten Pferden, welche einen zappelnden Trab gingen, und vor allen erdenklichen Gegenſtänden zu ſcheuen ſchienen — die Pferde nämlich; denn der Reiter mit krampfhaft aufgezogenen Knieen, rothem ſchwitzendem Geſichte, welches aber jammervolle Verſuche machte, heiter und vergnügt auszuſehen, den Hut ſtark auf dem Hinterkopfe tragend, ſcheute nur vor einem, daß ihm nämlich ſchon innerhalb der Stadt etwas Menſchliches begegnen könnte.

Der am Fenſter hatte ſich in Kurzem am Gewühl drunten ſattgeſehen, legte ſich auf die Fenſterbank, unterſtützte das Kinn mit der rechten Hand und blickte träumend an den Himmel empor und auf die grünen Berge, welche die Stadt umgaben, und hie und da zwiſchen den Häuſerlücken ſichtbar waren. Es war ein heißer, ſchwüler Auguſt-Nachmittag. Schon am Morgen zogen Gewitterwolken über das dürſtende Land hin, vergingen aber, ohne ſich entladen zu haben, und machten die Atmoſphäre noch dunſtiger. Auch jetzt überlief der Himmel wieder mit leichtem florartigem Gewölk, welches aber nur der

Vorläufer ſchien von ſchweren dunkelgrauen Maſſen, die am Horizonte rauchähnlich emporquollen. Regen konnte es wohl noch heute Nachmittag geben. Doch ſchien ihn keiner von den Vorüberwandelnden zu fürchten, obwohl man häufig ſah, wie ſich die Blicke nach dem Himmel richteten. Es war im Allgemeinen kein regneriſches Jahr. „Ha," ſagte dieſer oder jener, nachdem er ſeine weißen Sommerhoſen betrachtet, oder eine Dame zur andern in roſa und gelbem Jaconett, „was thut ſo ein kleiner Spritzer? Das kühlt die Luft ab und legt den Staub."

Der junge Mann am Fenſter — ich glaube, wir haben vergeſſen, dem Leſer zu ſagen, daß der gnädige Herr ein junger Mann war, und fühlen uns jetzt noch gedrungen, hinzuzufügen, daß er ein ſehr hübſcher junger Mann von etwa 28 Jahren, kein Beau, aber ein Mann mit einem offenen und ehrlichen Geſichte, breiter, verſprechender Stirne, klaren hellen Augen und angenehm geformtem Munde. Auf ſein Haar allein hätte er eitel ſein können, wenn er es nicht auch auf andere Dinge geweſen wäre, denn dieſes volle Haar von blonder Farbe — cendré — war von einer Weiche und dabei ſo lockig und glänzend, daß ihn jedes Mädchen darum beneidete. Jetzt als er ſich vom Fenſter wieder aufrichtete und mit einem tiefen Seufzer in das Zimmer zurücktrat, ging er mit dieſem ſchönen Haar höchſt unbarmherzig um, denn in ſeiner augenſcheinlichen Ungeduld fuhr er mit den Fingern nach allen Richtungen darin herum, während er ausrief: „Nein, das iſt nicht zum Aushalten! Wenn ich nur nicht ſo ein Narr geweſen wäre, und mich aus meinem eigenen Paradies vertrieben hätte, freilich ſteht kein Engel mit flammendem Schwert davor, aber wenn ich bedenke, wie ſie ihren kleinen Mund lächelnd verziehen würde —! — Ach, dieſer reizende Mund —!" — Er preßte ein paar Sekunden lang ſeine Rechte vor die Augen. — „Wenn Sie ihr Näschen zuſammenzöge — ach, und ſie kann das auf eine Art zum Ver-

rücktwerden, und wenn ſie nun mit wirklichem oder erkünſteltem Erſtaunen ihrer unausſprechlich ſchönen Augen mich fragte: „Ah, Sie kommen doch wieder —?“ — „Nein, nein, nein!“ rief er mit lauter Stimme, „wahrhaftig noch lieber ins Tivoli, um mich dort mit einem Louiſen- oder Amalienwalzer martern zu laſſen! — Ich war ein Narr, das ſteht feſt.“ —

Er hatte ſich nun ins Fauteuil geworfen, ſtreckte die Finger der rechten Hand voneinander, und legte den Zeigefinger der Linken an den Daumen der rechten, um ſyſtematiſch abzählen zu können, was ihm am heutigen Sonntag-Nachmittag vom irdiſchen Dieſſeits übrig bleibe, da ihm ſein himmliſches Paradies verſchloſſen. „Ich kann mich zu Fuß unter den Menſchenknäuel mengen, um in irgend einem Wirthſchaftgarten allein unter Tauſenden auf harter Bank ſchlechteren Kaffee zu trinken, als ich ihn auf meinem bequemen Fauteuil jeden Augenblick haben kann, hier mit Ruhe, dort unter unausſtehlichem Gedudel. Ich kann mir einen Fiaker kaufen und am Fluſſe entlang, wo es heute Nachmittag wenig Menſchen gibt, ſpazieren fahren! Doch nein, nein, von da ſieht man viel zu gut hinauf nach der kleinen Reben- und Waldhalde, wo das Haus mit dem grauen Schieferdach ſteht, über welches empor das kleine Glockenthürmchen mit ſeiner vergoldeten Spitze im Sonnenlicht funkelt und ſtrahlt! — Das wäre mir ein behaglicher Sonntag-Nachmittag-Anblick!“ ſetzte er ſeufzend hinzu. — „Ich könnte auf die Eiſenbahn gehen, mich mit Zertretung meiner Hühneraugen bis zur Caſſe durchdrängen, ein Billet kaufen und zwiſchen die Berge fahren, dort ausſteigen und einen einſamen Spaziergang machen — ja einſam — einſam — und immer einſam!

„Allein, allein, und das der Wildniß Segen?
Allein, allein, — — kein einzig Weſen,
Um dieſes Haupt an ſeine Bruſt zu legen!

„Ich könnte ſatteln laſſen und in den Wald hinaufreiten, der ſich hinter dem Hauſe mit dem grauen Schieferdache erhebt, dort bis zu der kleinen Moosbank, welche den Stamm einer gewaltigen Linde umgibt, und homöopathiſch auf meinen Seelenſchmerz einwirken. Doch an jener, ich will nicht ſagen verfluchten, aber verzauberten Stelle, wo ich meiner eiferſüchtigen Heftigkeit die Zügel ſchießen ließ, und jenes unbedachte Wort ſprach, auf welches ſie mich erſtaunt anſchaute, überraſcht, erzürnt, die feinen Lippen zuſammen gebiſſen, die ſchönen Augen flammend — ! — O ich Narr des Glücks oder vielmehr des Unglücks! Dieſe ſchönen Augen, die mich einen Moment vorher ſo wunderbar lieb und freundlich angeblickt, — und es blieb nicht einmal bei dem zürnenden Ausdruck ihres Geſichtes, den hätte vielleicht meine tiefe Reue verwiſcht! — Nein, lachte ſie doch gleich darauf laut und luſtig, eigentlich grell und höhniſch, und ehe ich es mit guten Worten hindern konnte, hatte ſie ihr Pferdchen an einen Baumſtumpf geführt, und ſich in den Sattel geſchwungen — ihr grüner Schleier flatterte durch die Büſche dahin — grün iſt ſonſt die Farbe der Hoffnung, mir kam ſie in dem Augenblick vor, wie die der Hoffnungsloſigkeit! — Verdammt ſeien die ſogenannten guten Freunde, die es ſich zum Geſchäft machen, Einem kleine pikante Anekdoten zuzutragen, und möge es allen ergehen wie mir!“

Er war emporgeſprungen, und nachdem er ſich eine Weile heftig die Stirne gerieben, rief er aus: „Aber dieſen quälenden Gedanken muß ich auf die eine oder die andere Art entgehen! Ausreiten will ich und einen wilden Ritt auf die ſtaubige Chauſſee machen!“ Damit eilte er an die Thür und rief mit lauter Stimme hinaus: „Sattele den Zampa!“ — „Jetzt iſt mir ſchon leichter,“ ſagte er aufathmend, „da ich nur wenigſtens einen Entſchluß gefaßt habe! — Viel Amuſement wird es übrigens auch nicht ſein, und auch nicht zur Erheiterung bei-

tragen," fuhr er nach einer Pauſe Nachdenkens fort, „wenn ich dahin galoppire auf der langweiligen Straße. — O Gott, und ehe man zum Thor draußen iſt, die Begegnungen vielleicht, all das unnöthige Gefrage und die vielen vergnügten Geſichter, die Einem entgegenkommen, und uns ordentlich, wie zum Hohn, anlachen! Ueberhaupt, und wenn ich alles das bedenke, ſo — bleibe ich lieber zu Hauſe und laſſe mich von meinen Gedanken plagen; verdient habe ich es ſchon."

Da eilte er wieder an die Thür und rief hinaus: „Nicht ſatteln!" Dann kehrte er zu ſeinem Fauteuil zurück, warf ſich hinein und ſeufzte: „So, wenn man nur einmal einen feſten Entſchluß gefaßt hat!" — Er nahm eine Cigarre von dem Tiſchchen, welches neben ſeinem Sitz ſtand, und zündete ſie an; that darauf ein paar Züge, dann warf er ſie wieder weg, wobei er ingrimmig ausrief: „Ueberall Betrug in dieſer miſerablen Welt! Die erſte Lage iſt immer vortrefflich, wie man aber tiefer hineinkommt, findet man die ſchlechtere Sorte!" Er ſtützte den Kopf in die Hand und ſchien auf das Geräuſch vor ſeinen Fenſtern zu lauſchen. Immer noch zog es dort vorbei, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, klappernd, raſſelnd, klirrend, klingend, plaudernd, lachend und ſingend. — Es war ja ein Sommer-Sonntag-Nachmittag, und dieſem zur Feier klang auch wahrſcheinlich aus der Ferne die Straßenorgel mit wehmüthigem Gedudel:

„Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr."

„Eliſabeth," rief eine Stimme unter dem Fenſter, „geh doch etwas geſchwinder, ihr bleibt ja um die halbe Straßenlänge zurück!" — Der junge Mann ſprang haſtig empor, eilte ans Fenſter und blickte hinaus, da ſah er die Gerufene nun eilig näher kommen. Es war eine junge derbe Dame mit von der Hitze geröthetem Geſicht, ſie trug ein ſchreiend gelbes

Kleid, dazu einen grünlichen Shawl und einen roſa Hut. Des Staubes halber hatte ſie ihre Röcke etwas emporgehoben, weßhalb man bemerkte, daß ſie auf einem ſehr großen Fuß lebte. —

„Und ſolch ein Geſchöpf unterſteht ſich Eliſabeth zu heißen?“ knirſchte der oben grimmig zwiſchen den Zähnen, während unten die vergnügte Familie vorüberzog. „Eliſabeth, du Hohe, du Erhabene! Es dürfte eigentlich kein weibliches Weſen auf der ganzen weiten Welt noch ſo heißen, als du! — Ah, Eliſabeth, dich ſich vorzuſtellen, wie die da unten in allen Farben des Regenbogens — o, es wäre eine Entheiligung! Du mit deiner einfachen reizenden Toilette — ! — Weg mit dem Bilde da unten!“ — Er wandte ſich mißmuthig vom Fenſter ab. „Iſt es mir doch, als ſehe ich dich vor mir ſtehen, deine liebe ſchlanke Geſtalt, im ſchneeweißen Anzuge, der Farbe der Unſchuld und deines Herzens, mit den kleinen rothen Korallenknöpfchen, die wie Glutfunken unter den zierlichen Spitzen hervorleuchten, dein dunkles Haar, einfach um die liçbe Stirne arrangirt, voll und glänzend von den Schläfen zurückgeſtrichen — ! — Dort eine Stelle zu küſſen, um dann meinetwegen zu ſterben — ! — O, es iſt zum Raſendwerden! — Ein ſolcher Sonntag-Nachmittag!“

Er bedeckte ſeine Augen mit der rechten Hand, während er die linke feſt auf den Tiſch, zu dem er getreten war, aufſtützte. — „Jetzt ſteht ſie wohl bei der großen Linde am Ende des kleinen Parkes, da wo man die entzückende Ausſicht ins Thal hat, auf den Fluß, wie er ſich durch die Weinberge dahin ſchlängelt, auf die fernen maleriſch geformten Berge mit ihren Kapellen und Burgruinen — da ſteht ſie wohl in dieſem Augenblicke, und denkt — vielleicht wohl gar an einen Narren?“ fragte er ſich ſelber und ſetzte dann mit zuſammengebiſſenen Zähnen hinzu: „Ja an einen Narrn, der in dem Augenblicke, wo ſich das Glück allgewaltig und unſäglich ſchön auf ihn herabzuneigen ſchien, es im tollen Uebermuth für immer von

ſich ſtieß! — Hol der Teufel dieſen Narrn! Aber ich will ihn beſtrafen, ich will ihn peinigen, ja er ſoll mit mir hinaus, ich will ihn in den Wald hinaufführen, an jene Stelle, wo ſie mir entſchwand, und dort ſoll er ſchmerzerfüllt den kleinen Weg hinabſchauen, den er glückſelig mit ihr aufwärts ſtieg, und auf dem ſie nachher allein verſchwand!“

Haſtig eilte er an die Thüre und rief hinaus: „Satteln, aber ſogleich!“ — „Ach,“ ſagte er tief aufathmend, „wenn man nur erſt wirklich einen feſten Entſchluß gefaßt hat! Ich fühle mich in der That ſchon erleichtert! Ja ich will hinauf in den Wald, oder noch beſſer hinunter an das Flußufer, um aufwärts ſchauend, vielleicht oben im Grün einen weißen Punkt zu erblicken.“

Der Reitknecht meldete jetzt ſo auffallend ſchnell, Zampa ſei geſattelt, daß der gnädige Herr in gewöhnlicher Stimmung auf die Idee hätte kommen müſſen, ſein erſter Befehl ſei ausgeführt worden, und nicht ſein zweiter; aber in der Gemüthsverfaſſung, in welcher er ſich jetzt befand, dachte er nicht daran, ſondern ſchien ſich nur an der Eile zu freuen, mit der man ſeinen Befehl ausgeführt. Er nahm Hut, Handſchuh und Reitpeitſche und ſtieg mit finſterer Miene die Treppe hinab. — „Befehlen der gnädige Herr, daß ich einen Regenmantel auf den Sattel ſchnallen ſoll?“ fragte der Bediente in ſehr unterwürfigem Tone. — „Wenn die Aenderung gemacht iſt, die ich daran befohlen,“ entgegnete der Herr, ſetzte aber hinzu: „das wird der Herr Kammerdiener wahrſcheinlich wieder vergeſſen haben!“ Der Reitknecht zuckte ungeſehen die Achſeln.

Unten im Hofe ſtand Bob und hielt das Pferd, Dank verſchiedener Püffe, die er heut ſchon empfangen, ſo ſchulgerecht wie möglich. Der Reitknecht trat übrigens jetzt ſelbſt in dieſe Funktion, und zog dabei den rechten Steigbügel mit außerordentlicher Anſtrengung; der Herr ſchwang ſich wohl leicht und gewandt, aber doch ſehr langſam in den Sattel, und als er ihm die

Zügel genommen und das heftig vorwärts ſtrebende Pferd raſch und kurz geſtellt, ſtellte er den rechten Arm in die Seite und fragte kurz und barſch: „Nun wie iſt's mit dem Regenmantel? — Ah, Herr Stefan," wandte er ſich jetzt an eine dritte Perſon, die an einem Fenſter des Parterreſtockes erſchien, und ſich entſchuldigend verbeugte, „wir haben das wieder einmal vergeſſen. Erlauben Sie mir, Ihnen zu eröffnen, daß das Geſangbücherleſen und Gebetbücherſtudiren eine ſehr ſchöne Sache iſt, aber ſchon der heilige Petrus ſagt, wie ich glaube, irgendwo: „Alles hat ſeine Zeit."

Daß der heilige Petrus den Ausſpruch nicht gethan, konnte man aus dem Geſicht des Kammerdieners abnehmen, hatte er doch nicht übel Luſt zu einer Correktur, ſchwieg aber geſcheuter Weiſe ſtill, da er ſah, wie ſich der gnädige Herr zum kleinen Bob hinabwandte. „Was dich anbelangt, junger Schlingel," ſagte er in langſamem klarem Tone, „ſo habe ich dir noch kein Wort darüber geſagt, daß du dir neulich das ſehr kindliche Vergnügen gemacht, mit Kreide meinem Rappen weiße Flecken zu malen. Wenn das wieder vorkommt, ſo werde ich für einige ſchwarze Flecken auf dein weißes Fell beſorgt ſein, darauf kannſt du dich verlaſſen. — Dir aber, Joſef, erlaube ich mir zu bemerken, daß ich es mir ein- für allemal verbitte, dir Abends, auch wenn du Urlaub haſt, mit ſo ſchwankenden Schritten zu begegnen, wie neulich — du weißt's wohl!" Damit ließ er ſein Pferd gehen, und ritt vom Thor ſeines Hauſes trotz der Omnibus, Fiaker und Fußgänger, von denen einer der erſteren hiedurch genöthigt war, plötzlich zu halten, quer in die Straße, wofür ein Fiaker, der rechts ausweichen mußte, einen tüchtigen Fluch zwiſchen den Zähnen murmelte, und wogegen ſich ein geſinnungstüchtiger Familienvater mit der Bemerkung auflehnte, daß dieſer ariſtokratiſche Uebermuth wirklich kaum zu dulden ſei, und daß es Leute gebe, die nichts gelernt und nichts vergeſſen hätten.

man allenfalls in eine dieſer Hütten eintritt, um ſich eine glühende Kohle für die Cigarre geben zu laſſen. Im Allgemeinen iſt das Ankommen in einem ſpaniſchen Dorf, in kleinern, ſelbſt in größern Städten eine Qual für den Reiſenden, denn iſt außerhalb derſelben der Weg ſchon ſehr ſchlecht, ſo iſt er zwiſchen den Häuſern faſt unfahrbar; ſowie man die erſteren erreicht, ſinkt der Wagen bis an die Achſen in den Koth, unergründliche Löcher können nur durch die äußerſte Geſchicklichkeit des Mayoral vermieden werden, oder die mit lautem Geſchrei und Peitſchenhieben gejagten Maulthiere reißen die Kutſche hindurch, ſo daß man ſich oft mit den Händen feſthalten muß, um nicht den Kopf an der Decke zu zerſtoßen. Man findet das übrigens durch ganz Spanien, und der Grund dieſer ſchrecklichen Verwahrloſung in den Straßen der Dörfer und Städte ſoll darin liegen, daß die Behörden der letztern mit der Regierung beſtändig darüber im Streit ſind, wer eigentlich die Verpflichtung habe, dieſe Wege zu unterhalten; einer ſchiebt ſie auf den andern, und da dieſe Meinungsverſchiedenheit nie ausgeglichen wird, ſo bleibt es, wie ſo manches hier, bei dem Alten, Schlechten. Die Bevölkerung der Dörfer, namentlich der kleineren und entlegeneren, paßt übrigens hiezu vortrefflich, und kaum verläßt man den Wagen, ſo wird man umdrängt von zerlumpten elenden Geſtalten, die mit einer bei uns unbekannten Ausdauer ihren Quarto zu erbetteln wiſſen.

Eines der ſchauerlichſten Neſter dieſer Art, ich glaube Perello, erreichten wir Morgens gegen acht Uhr. Hier wurde umgeſpannt, und wir begannen unſere letzte Station gegen den Ebro hin, der ſich ungefähr auf der Hälfte unſeres Weges ins Meer ergießt. Glücklicherweiſe war der Tag klar und heiter angebrochen, und erlaubte uns eine weite Ausſicht über Land und Meer, ſobald wir eine beträchtliche Höhe erſtiegen hatten, zu der eine ſehr gut angelegte Straße hinaufführte. Ein weites eigenthümliches Rundgemälde öffnete ſich hier unſern Blicken: weit vor uns ſahen wir die See, eine große Bucht ins Land herein bildend, welche am

Er hörte übrigens nichts davon und ritt langſam, durch verſchiedene Seitenſtraßen, der breiten Allee zu, die ſich mitten durch den königlichen Park zog, und wo glänzende Equipagen im Schritt auf- und abfuhren. Es war das eine Art Corſo, deſſen Treiben er in einem Seitenwege eine Zeit lang forſchend zuſchaute. Immer dachte er an eine gewiſſe Caleſche, die zuweilen hier zu ſehen, und hoffte und fürchtete zu gleicher Zeit, ſie auch heute vorüber kommen zu ſehen. „Da nun doch einmal alles verloren iſt," murmelte er, „ſo gäbe ich viel darum, wenn ich mich überzeugen könnte, daß ich doch recht gehabt! Wenn ſie jetzt hier erſchiene an der Seite ihres — Vetters, und wenn es mir vergönnt wäre, alsdann mit lächelndem Gruß bei ihr vorüber zu reiten —! — Ah, wenn man doch eine ſolche Genugthuung haben könnte!" Aber ſie wurde ihm nicht zu Theil, dieſe Genugthuung. Wagen an Wagen kam vorüber, doch der erwartete war nicht darunter. Er ſetzte ſein Pferd in ſcharfen Trab und ritt auf dem Seitenwege, ziemlich durch die Gebüſche verdeckt, die ganze Reihe ab, hier hinunter, an der andern Seite wieder hinauf, unverwandt auf die Equipagen blickend, mit einem Auge, welches die Eiferſucht geſchärft."

„Nichts, gar nichts, keine Spur von ihr oder ihrem Wagen!" Er athmete tief auf und verließ den Park in einem animirten Jagd-Galopp. — „Wohin nun weiter? — In den Wald hinauf, — an das Flußufer, — oder ganz in die Einſamkeit, entfernter von der Gegend, wo ſie jetzt wandelt und athmet?" — Aus der Unſchlüſſigkeit, in der er ſich befand, riß ihn übrigens in dem Augenblick, wo er den Park verlaſſen hatte, ſein Pferd Zampa, denn kaum kam es in die Nähe des Weges, der zum Wald hinaufführte, ſo wandte es ſich ſo lebhaft dorthin, daß der Reiter lächeln mußte. Er ließ ihm den Zügel, klopfte ihm auf den ſchlanken Hals und ſagte: „Ja, Zampa, du kannſt den Weg nicht vergeſſen, den wir ſo oft

verfolgt —! — Nun denn, in Gottesnamen hinauf in den Wald, bleiben wir ja auch da noch ziemlich fern von dem Haus mit dem grauen Schieferdach, und ſehen höchſtens die Spitze des Glockenthürmchens über die Büſche glänzen! — Drunten am Fluſſe iſt es auch über alle Beſchreibung langweilig, der Menſchen- und Wagenſtrom, das Gedudel der Muſik in den verſchiedenen Gärten, und das Schnauben und Raſſeln der Locomotiven — ! — Ah, wie Einem hier ſchon die Bergluft wohl thut, die friſche elaſtiſche Luft, gegen den Dunſt und Qualm drunten!"

Der Weg wandte ſich rechts, und hier blieb er einen Augenblick halten, um ſchon von ziemlicher Höhe die Stadt und das Thal zu überſchauen. Immer noch zog der Menſchenſtrom durch die Straßen, aber zu einem allgemeinen unverſtändlichen Brauſen zuſammengefloſſen war das Raſſeln der Wagen, das Rufen und Lachen der Menge. Die Wege da unten, von Bäumen und Gebüſchen eingefaßt, und weiter hinaus zwiſchen grünen Wieſen dahinziehend, ſchienen lebendig geworden zu ſein, und ſich ſelbſt langſam fortzubewegen. Tauſendgliedrige, buntgemiſchte, in allen Farben ſchillernde Rieſenſchlangen, wandten ſie ſich in mannigfachen Windungen auf das Land hinaus, unerſättlich und gefräßig wie wirkliche Schlangen. Denn in dem Dorf, welches ſie erreichten, war bald kahler und reiner Tiſch gemacht. — Dort neben dem großen ſteinernen Gebäude am Ende der Stadt, dem Centralbahnhof, ziſcht weißer Dampf empor, auch hört man die Glocke läuten, und wenn wir noch ein paar Augenblicke warten, ſo ſehen wir nach verſchiedenen Richtungen Züge abfahren; jetzt hier, jetzt dort in faſt unbegreiflicher Schnelligkeit immer weiter hinausgleitend.

Der Himmel hat ſich indeſſen auf verdächtige Art überzogen. Die leichten Wolkenvorläufer, deren man ſich in der glühenden Hitze als Schatten bringend anfänglich erfreut, waren raſch vorüber geflogen, und ihnen folgten ſchwere Maſſen, aber

immer noch zerriſſen und leicht ſchattirt, denen aber jetzt in verdächtiger Schnelle und dicht zuſammengedrängt, graue und bleifarbene Schaaren nachrückten. Wie ein Fächer hatten ſie ſich im Nu über den halben Himmel ausgebreitet, und wenn man an den Horizont blickte, wo ſie her kamen, ſo bemerkte man ſie dort immer dichter, immer dunkeler aufſteigend, dumpf murrend und grollend und ſchon hie und da von flüchtigen Blitzen erhellt, welche dann erſt recht deutlich die Tiefe und Schwere dieſer Wolkenſchichten zeigten. Auch fielen ſchon einzelne Regentropfen herunter, gejagt von heftigem Windſtoße, der ſich plötzlich erhob, den Staub vor ſich hin blies, die Gipfel der Sträuche und Bäume ingrimmig ſchüttelte, um dann eben ſo plötzlich wieder zu verſchwinden. Die Regentropfen, die herabfielen, waren dick und ſchwer, wahre Rieſentropfen.

„Das kommt ſchneller als ich gedacht," ſprach der Reiter zu ſich ſelber, indem er ſein Pferd wandte, und um eine vorſpringende Ecke den Berg weiter hinauf lenkte. „Am Ende hätte ich doch beſſer gethan, meinen Regenmantel mitzunehmen, und würde es auch nicht verſäumt haben, wenn nicht Monſieur Stefan mehr aufs Geſangbuchleſen hielte, als auf die Beſorgung der Geſchäfte ſeines Herrn. Hol ihn der Henker!" — Er trieb Zampa zu raſcherem Laufe an und blickte an den Himmel empor, wo die fliehenden Wolken eine Wendung gemacht hatten, die es faſt möglich erſcheinen ließ, das Gewitter könne über die Berghöhe dahinziehen, ohne ſich mit dem Thale abzugeben. — Es wäre doch zu überlegen, dachte der Reiter, ob ich weiter hinauf oder rechtsab biegen ſoll, um die große Straße zu gewinnen, auf welcher ich ſchnell zu der Stadt zurückkommen kann. — Bah, ein bischen Regen wird mich auch nicht umbringen, ich will wenigſtens noch hundert Schritte hinauf, bis ich die Stadt hinter mir nicht mehr ſehe, und einen Blick in das reizende Thal werfen kann.

Daß er von dem Standpunkte aus, wohin er ſtrebte, auch das graue Schieferdach ſehen konnte, ja ſogar die oberen Fenſter des dazu gehörigen Hauſes, welches ſo maleriſch am Abhange der rückwärts liegenden Berghalde ruhte, daran dachte er freilich nicht. Aber auch ohne Schieferdach und Fenſter war der Punkt hier oben wunderbar ſchön, der Blick in das weite Thal jetzt in ſo prachtvoller maleriſcher Abwechslung von Sonnenglanz und Wolkenſchatten. Dort hinten zwiſchen den beiden Hügelketten, die parallel nebeneinander liefen, drang die ſchon tief ſtehende Sonne mit aller Macht herein, einen wahren Goldſtrom ausſprühend auf das dazwiſchen liegende Thal, auf Schlöſſer, Dörfer und Villen, ein glühendes Licht und um ſo intenſiver erleuchtend, als der Kamm der Hügelreihen in tiefem Schatten lag. Wie ſtrahlte und flimmerte es von den röthlichen Mauern jenes Schloſſes, das auf einem kleinen Hügel liegend, ſich mitten im Thale erhob und von dem Sonnenſtrahl ſo recht getroffen wurde! Während rings umher düſterer Wolkengraus aufqualmte, und die ganze weite Landſchaft nächtlich zu umziehen drohte, während fern am Horizont der Donner rollte, einzelne Blitze leuchteten, und das ſchwarze Gewölk drüben ſchon vom niederſchlagenden Regen ſchraffirt erſchien, übte dort an dem engen Thaleingange die Sonne noch immer ihre volle Kraft aus, und verlieh ſogar den ſich von allen Seiten heranwälzenden grauen Dunſtmaſſen nicht nur einen röthlichen Schimmer, ſondern ließ auch einzelne Punkte, wie weiße Landhäuſer oder Kapellen, hell hervorleuchten. — Die eben noch ſo klar hervortretenden Bergreihen, welche die Fernſicht begrenzten, waren nicht mehr zu erkennen, und man bemerkte es ordentlich, wie Wolken und Nebel über ſie hinwegqualmten, und wie mit dichten, trüben Schleiern das Bild einer Hügelreihe nach der andern, eines freundlichen Dörfchens um das andere auslöſchten und vertilgten.

Der Reiter hielt Zampa mit Mühe auf dem Platze feſt,

wo er alles das überschaute. Die immer häufiger und heftiger kommenden Windstöße hoben die Mähne des edlen Thiers, so daß es unwillig mit dem Kopfe schüttelte und in die Zügel knirschte, ja zuweilen einen vergeblichen Versuch machte, sich umzuwenden, aber immer wieder stehen bleiben mußte, gebändigt von der starken Hand des jungen Mannes. Dieser hatte den Hut abgenommen, und ließ den Wind durch sein volles lockiges Haar streifen. Er blickte in das kleine Thal hinab, wo der goldene Sonnenstrahl noch immer wirkte und der Wiederschein desselben noch immer weit hinausstrahlte, ja dort gegenüber noch das Haus mit dem Schieferdach, namentlich die glänzende Spitze seines Glockenthürmchens, noch immer freundlich bestrahlend.

Jetzt schloß sich der Himmel — und plötzlich, ohne allen Uebergang; rings umher war nichts mehr zu sehen als tief herniederstreichende schwere Wetterwolken. Es sah so wild und chaotisch aus, als sollte der Himmel nie mehr blau und freundlich auf die armen Menschenkinder herabblicken. — „Nie mehr, nie mehr!“ seufzte der Reiter, „das Licht ist erloschen, es wird kein schöner Tag mehr folgen — und darum Trotz geboten dem Wetter, Trotz geboten dem Sturm! Ah, wie der tolle Wind mir so angenehm die heiße Stirn kühlt! Auf, Zampa!“ — Ein lauter Zungenschlag ließ das edle Thier förmlich aufschrecken, und dann umleuchtet von den zahlreich sich folgenden Blitzen, umgrollt vom Donner, der weit hinaus hallend, majestätisch und gewaltig über Berg und Thal rollte, flog das rasche Pferd unter dem nun mit einemmal in Strömen niederprasselnden Regen in die Berge hinauf. Dort oben, eine gute Strecke höher, theilte sich der Weg, rechts ging es steil zum Walde, gerade aus auf ebener guter Straße, nach dem Hause mit dem grauen Schieferdach. An dieser Stelle, die Zampa so oft passirt, wollte das sonst so folgsame Thier dem Druck des Zügels nicht

gehorchen, vergebens ſuchte ſein guter Reiter es gegen den Waldweg hinzuwerfen, ein dort niederſchlagender Blitzſtrahl, gefolgt von einem unmittelbar darauf krachenden Donnerſchlag, half noch obendrein ſeine Bemühungen vereiteln. Zampa flog mit wilden Sätzen auf der bequemen Straße dem Hauſe zu. — Meinetwegen auch, dachte ſein Reiter, du wirſt über das Ziel hinausfliegen, und dich alsdann doch meinem Willen fügen.

Aber Zampa flog nicht über das Ziel hinaus, war es doch gar zu verlockend für das geängſtigte Thier, erinnerte es ſich doch gewiß des warmen Stalles dorten, der Krippe voll duftenden Heu's, die man ihm dort oft geboten — und — dankbarer als ſein Reiter, der ſeinen zarten Hand, die ſo oft ſeinen ſchlanken Hals geſtreichelt, die ihm ſo manches Stück Zucker zwiſchen die ſchaumbedeckte Stange geſchoben. Von den obern Fenſtern des Hauſes ſchien man den Reiter bemerkt zu haben, und der alte Anton, heute ſo ganz unnöthigerweiſe dienſteifrig, ſprang trotz des ſtrömenden Regens an das Hofthor und riß die beiden ſchweren Thorflügel weit auf. Ohne den Verſuch zu machen, das Thier zu zügeln, mußte ſich der Reiter recht feſt in ſeinen Sattel ſetzen, um beim Einbiegen in den Hof nicht noch obendrein etwas ganz Erſchreckliches zu erleben. Weiß der Himmel, murrte er in ſich hinein, daß das gegen meinen Willen gekommen iſt! Verflucht, ich bin da in einer ganz unangenehmen Situation. Warte, Freund Zampa, ich werde dir in den nächſten Tagen noch zu einiger Dreſſur verhelfen!

An dem Endreſultat war aber nichts mehr zu ändern, das Pferd hielt an der breiten Treppe des Landhauſes, und ſtand ſo mauerſtill, wie es ein Reiter nur wünſchen kann, wenn er abſteigen will, und dies augenblicklich zu thun, war noch der geſcheuteſte Entſchluß, den dieſer nun faſſen konnte. Da ſtand er denn nun auf der Treppe und ſtieg trotz der Waſſer-

ſluten, die herabſtürzten, zögernd eine Stufe um die andere hinauf. Es regnete ſo toll, daß die Jagdhunde unter dem Vordach, die mit Schweifwedeln und freundlichem Bellen dem Wohlbekannten entgegenkamen, ihre Schnauzen nicht über den Vorplatz hinauszuſtrecken wagten und immer wieder ins Haus zurückſprangen, als wollten ſie den Ankömmling erſuchen, ja recht ſchnell zu folgen. — Zampa war von dem alten Anton ſchleunigſt in den Stall gebracht worden.

Jetzt war der junge Mann, ſo langſam er auch ging, ins Haus getreten, und hörte nun die heitere wohlbekannte Stimme eines alten Mannes, der ihm oben von der Treppe aus zurief: „Mir ſcheint, der Regen hat Sie hergeſchwemmt, beſter Baron! Iſt das ein Wetter! Einen Augenblick Geduld, ich komme ſchon herunter, Sie müſſen ſich augenblicklich umkleiden.“ — Wenige Augenblicke nachher ſtand denn auch der Herr des Hauſes herzlich lachend vor dem jungen Mann, deſſen Lage dadurch noch peinlicher und unangenehmer wurde, daß er allerdings einen mehr als komiſchen Anblick bot. An ſeinem Körper troff das Waſſer herunter, wo er ſtehen blieb, augenblicklich große Lachen bildend, er hatte an ſeinem ganzen Leibe, im wahren Sinne des Wortes, keinen trockenen Faden. „Nun kommen Sie nur hier herein,“ ſagte heiter der alte Mann, „es iſt das Zimmer meines — Vetters, der mit Ihnen ungefähr von gleicher Geſtalt iſt, weßhalb es um ſo eher geht, daß Sie ſich aus ſeiner Garderobe helfen.“

Aus ſeiner Garderobe, dachte der andere, ſolch ein Unglück kann nur über mich kommen! — „Nein, nein,“ rief er, mit der Hand abwehrend, „wie kann ich ohne die Erlaubniß Ihres Vetters einen ſolchen Mißbrauch von deſſen Sachen machen! Nein — nimmermehr — gewiß nicht!“ — „Aber ſind Sie komiſch, Baron! Und wenn ein wildfremder Menſch ſo pudelnaß in unſer Haus käme, da würde man ſich wahr-

haſtig nicht beſinnen, ihm trockene Kleidung anzubieten, wie vielmehr alſo Ihnen, einem alten Bekannten, der ſich freilich in der letzten Zeit rar gemacht! — Ja, ja, das haben Sie," fuhr der Herr des Hauſes fort, als jener Einwendungen zu machen ſchien, „und wir werden Sie nachher alle dafür heftig auszanken. — Aber jetzt hereinſpaziert, Sie werden ſich ſonſt die ſchönſte Erkältung zuziehen." Bei dieſen Worten hatte er die Thüre eines Parterrezimmers geöffnet und nöthigte den jungen Mann einzutreten. „Hier wohnt — Ferdinand," ſagte er, „dort in dem Schranke iſt ſeine Wäſche, hier ſeine Kleider. Viele Auswahl wird nicht da ſein, da er nur auf kurze Zeit zu uns gekommen." Der alte Herr öffnete bereitwillig Schubladen und Schränke. — „Jetzt laſſe ich Sie allein, kommen Sie bald hinauf, wir ſind droben im Balkonzimmer; meine Frau wird augenblicklich Thee machen laſſen."

Damit wollte er hinaus, doch faßte ihn der Andere raſch am Arm, während er rief: „Nein, Herr Oberförſter, das geht wahrhaftig nicht! Wenn Sie denn nun einmal um meine Geſundheit freundlichſt beſorgt ſein wollen, ſo geben Sie mir etwas von Ihren Sachen, nur das Nothdürftigſte; ich bleibe aber hier unten, bis der Regen aufgehört hat, und reite dann raſch nach Hauſe." Dies ſchien ihm ein außerordentlich guter Gedanke zu ſein, auf dem er beſtehen zu wollen ſchien, obgleich ihm der alte Herr mit einem eigenthümlichen Blicke ſagte: „So, Sie wollten wieder fort, ohne daß man Sie droben geſehen hat? Baron, ich fange an zu glauben, daß der Regen Sie wider Ihren Willen hierher getrieben, oder daß Zampa weit anhänglicher an unſer Haus iſt als ſein Herr! — Aber Scherz bei Seite," fuhr er gleich darauf mit dem alten jovialen Ton fort, „ſehen Sie meine Corpulenz," damit klopfte er ſich auf den allerdings wohlgerundeten Leib, „Sie würden eine gute Figur

in einem meiner Röcke ſpielen! Aber jetzt machen Sie vorwärts, beeilen Sie ſich, ich laſſe Thee machen!“

Damit verließ der Herr des Hauſes das Zimmer, und der andere blieb ergrimmt und rathlos zurück. „Es iſt doch allerdings eine höchſt unangenehme Geſchichte, Wäſche und Kleider eines tödtlichgehaßten Nebenbuhlers anzuziehen! Wie mich das Unglück verfolgt,“ murrte er zwiſchen den zuſammengepreßten Zähnen hindurch, „iſt nicht an den Himmel zu ſchreiben! Nach allem dem, was vorgefallen und was ich ſchon gelitten, auch noch die Sachen dieſes Menſchen anziehen zu müſſen — das iſt über alle Beſchreibung! — Nein, nein, es geht nicht!“ Ein leichter Schauder überflog ihn in dem kühlen Parterrezimmer, und um ſich zu erwärmen, ſchritt er haſtig auf und ab, dies und das denkend, ſich ſelbſt raſche Rathſchläge ertheilend und ſie eben ſo raſch verwerfend, zehnmal ausrufend: „Nein, nein!“ und zehnmal hinzuſetzend; „Was kann ich anders thun? Den guten alten Herrn tödtlich beleidigen, dieſem lieben freundlichen, gaſtlichen Hauſe mit ſchnödem Undank all die — ja Gott weiß es! — ſüßen Stunden vergelten, welche ich zwiſchen ſeinen Mauern verlebt? — Nein, nein, das wäre gegen Sitte, Anſtand und gute Erziehung! Ich darf das nicht auf mich laden. Das Schickſal hat mir dieſe Suppe eingebrockt, ich muß ſie aufeſſen, und das mit guter Manier.“

Und nach dieſen Selbſtgeſprächen that er ganz, als ſei er hier zu Hauſe, öffnete Schränke und Commoden, betrachtete prüfend die Garderobe und nahm das Einfachſte, was er darin gefunden. Ein oberflächlicher Beſchauer hätte denken können, der junge Mann befinde ſich ganz hier in ſeinem Eigenthum, ſo unbefangen wirthſchaftete er unter den Sachen umher; wer aber mit der Lage vertraut war und ſchärfer hinblickte, ſah wohl, wie er die Zähne aufeinander biß, als er ſich ſo genöthigt ſah, ein paar fremde, obgleich glücklicherweiſe ganz

neue Stiefel anzuziehen. Ja als er ſo in ſeinem Anzuge fortfuhr, konnte er ſich nicht enthalten, dieſes oder jenes Kleidungsſtück heftig auf die Seite zu ſchleudern und mit dem Fuße hart aufzutreten, ehe er ſich zur Fortſetzung ſeiner ihm ſo höchſt unbehaglichen Beſchäftigung zwang. Endlich aber wurde er doch trotz alles Zögerns fertig, und als er nun vor den Spiegel trat, um die ganze Verwandlung zu überſchauen, ſich in dem grauen Jagdrock mit grünem Kragen, der ihm übrigens gar nicht ſchlecht ſtand, konnte er ſich eines augenblicklichen Lächelns nicht erwehren, ja es gelüſtete ihn beinahe, den Jagdhut mit Gemsbart und Spielhahnfeder aufzuſetzen, der dort an dem Rehgewicht hing, und eine der Büchſen des Oberförſters über die Schulter zu hängen. Ach wenn er nur zu ſolchen Späßen hätte aufgelegt ſein können, ſo aber fühlte er ſich in gar zu unbehaglicher Stimmung.

Er trat an das Fenſter und ſchaute in den Park hinaus auf die geſchlungenen Wege, in deren jedem er ſchon mit ihr gewandelt war. Gewiß — dieſe Erinnerungen ſtürmten ſo mächtig auf ihn ein, daß er mehr als je verſucht war, nach ſeinem Pferde zu rufen, um, ohne jemand weiter im Hauſe zu ſehen, nach der Stadt zurück zu reiten. Und doch nicht —! — Nein, war es ihr möglich geweſen, nach ſeinem allerdings etwas unbedachten Wort lachend davon zu reiten — ſollte er es nicht über ſich vermögen, jetzt, da ihn ein Zufall hierher getrieben, ebenfalls lachend vor ſie hinzutreten? — „Ruhig!“ ſprach er zu ſich ſelbſt und drückte die Hand auf's Herz. Da fühlte er unter ſeinen Fingern in dem Rocke etwas wie Papier knittern. Obgleich er raſch in die Taſche griff und ein Papier hervorbrachte, hielt er doch plötzlich inne, als er es entfalten wollte, denn er konnte ja mit gutem Recht das nicht als ſein Eigenthum anſehen, was er in einem fremden Anzuge gefunden. Er hielt den zuſammengefalteten Brief zweifelnd in der Hand. —

Horizont von langgeſtreckten Dünen begränzt war, ſo daß es ausſah, als hätten wir einen ſehr ausgedehnten Binnenſee vor uns. Dort hinab fiel das Land viele Stunden lang in einer ununterbrochenen kahlen und öden Ebene unendlich einförmig, aber großartig in ſeiner Oede, eine Haide von röthlichem und gelblichem Boden mit magern Burbaumſträuchern bedeckt und Büſcheln der Palmitos, die mit ihren fächerartigen Blättern von dunkelgrüner Farbe auf lange Strecken hin das Land bedecken. Im vollen Trabe rollten wir hinab eine Stunde um die andere, ohne daß wir der Bucht drunten oder dem Thalgrund ſcheinbar auch nur im mindeſten näher gerückt wären. Ich erinnere mich lange nicht eine ſo gewaltige und einförmige Fläche geſehen zu haben. Der Wagen mit unſerem Geſpann mußte darin wie ein Nichts erſcheinen, und ein einzelner Fußgänger, der aufwärts geſtiegen wäre, hätte ſich unmöglich eines unbehaglichen Gefühls der Hülfloſigkeit und Einſamkeit erwehren können. Endlich nach dreiſtündigem Fahren erkannten wir in den tiefen Streifen im Thal, die wir lange für den Schatten eines Berges oder für eine Schlucht gehalten, Baumreihen und einzelne graue Häuſer, die uns anzeigten, daß wir uns einer bewohnten Gegend, wahrſcheinlich dem Ebro, näherten, und ſo war es denn auch. Ein paar Mal noch ging es Berg auf und ab, und dann ſahen wir ihn vor uns liegen den Strom mit dem ſtolzen, wohlklingenden Namen, der ſchon ſo vielfach in Liedern beſungen worden iſt. Auch die Dünen traten deutlicher hervor und zeigten ſich ſo dicht um die Mündung gelagert, daß es ſelbſt einem kleinen Fahrzeuge kaum möglich geweſen wäre durch ſie hindurch das offene Meer zu gewinnen. Aber der Fluß ſelbſt — unſere Blicke ſchweiften begierig umher, um die Stelle zu finden:

Wo die ſchattigen Caſtanien
Rauſchen an des Ebro Strand.

Du lieber Himmel, wir wären mit einer alten Birke oder mit einem melancholiſchen Tannenbaum zufrieden geweſen! Aber kein

Wenn aber auch Neugierde nicht zu ſeinen Fehlern gehörte, ſo war es doch begreiflich, daß er ſich hier unter dieſen eigenthümlichen Verhältniſſen nicht enthalten konnte und wollte, wenigſtens die Unterſchrift unter dieſen Zeilen zu leſen. — Das Herz ſchlug ihm, wie einem Knaben, der auf irgend einer Unart fürchtet ertappt zu werden, und ohne ſich Zeit zur weitern Ueberlegung zu laſſen, die vielleicht doch für ſeinen heißen Wunſch nicht günſtig ausgefallen wäre, entfaltete er raſch den Brief und als er geleſen, drückte er die Hand vor die Augen, und ſprach nach einem tiefen, erleichternden Athemzuge: „Gott im Himmel, ich habe nicht verdient, ſo mit einemmale aus der Hölle in das Paradies einzutreten, — ſo glücklich zu werden, wie mich dieſe wenigen Worte machen! — Iſt es denn möglich?“ — Er konnte ſich nicht enthalten, die Unterſchrift des Briefes mehrmals an ſeine Lippen zu drücken, ehe er ihn nochmals überlas, und dann noch einmal — und dann zum drittenmal mit lauter Stimme:

„Mein lieber Bruder! — Papa ſagt mir ſoeben, Du würdeſt uns einige Tage beſuchen, und zwar, da Du keinen Urlaub nach der Reſidenz haſt, im ſtrengſten Incognito. Ich kann Dir mit Worten nicht ausdrücken, wie glücklich es mich macht, mit Dir über manches, was mich recht nahe angeht und mich ernſtlich beſchäftigt, zu ſprechen. Komme ſobald Du nur kannſt. Ich habe ſchon zu Bekannten, die unſer Haus häufig beſuchen, und die Dich alſo jedenfalls ſehen werden, geſagt, daß wir den Vetter Ferdinand zum Beſuch erwarten. Laſſe denn nicht zu lange warten

Deine treue Schweſter Eliſabeth.“

Als er ſo geleſen, ſteckte er den Brief mit unruhigen Fingern wieder in die Bruſttaſche, und konnte ſich darauf unmöglich enthalten, dieſem ſchroffen Uebergange von Leid zu Freude durch einen lauten Ruf Luft zu machen, der übrigens wohl zu

der Jagd-Juppe paßte, in welcher er ſein Glück gefunden. Auch nahm er jetzt den Hut mit dem Gemsbart und der Spielhahnfeder von dem Rehgewicht herunter, drückte ihn auf den Kopf etwas ſcharf nach der rechten Seite, nachdem er noch einmal mit der Hand durch ſein Haar gefahren war, das ſich von der Feuchtigkeit ganz zuſammen gerollt hatte, und verließ nun mit leichtem Schritt, glänzenden Augen und freudig ſchlagendem Herzen das Zimmer. Draußen ſchloßen ſich die Hunde an ihn an, welche bei dem bekannten Anzuge an eine Jagdpartie glauben mochten, und da er in ſeiner freudigen Aufregung luſtig mit den Fingern ſchnalzte, ſo folgten ſie ihm die beiden Treppen hinauf bis vor das Balkonzimmer, wo ſie ſich in reſpectvoller Entfernung vor der Thüre niederkauerten.

Er trat allein in das weite Gemach mit den breiten Glasthüren, welche zur Terraſſe führten, von wo man mit einem Blicke die wunderbar ſchöne Landſchaft überſah, die hier in einem weiten Halbkreis vor dem Beſchauer lag. — Der junge Mann trat raſch ein, ohne zu überlegen, welches Wort er zuerſt an das geliebte Mädchen richten ſollte, es mußte das von ihrem Blicke, von ihrem Gruß abhängen. Am liebſten wäre er vor ihr niedergekniet, hätte ihre kleinen Hände mit tauſend Küſſen bedeckt, hätte ſeine Blicke förmlich verſenkt in ihre klaren Augen, und hätte dann geſagt: „O meine theure Eliſabeth, beſtrafe mich, aber nicht zu grauſam!“ —

Mit den Gefühlen trat er in das Zimmer, und ſah — hier niemand als den Oberförſter, der ſeine Cigarre rauchte und am Fenſter ſaß, in der Zeitung geleſen hatte, und nun beim Eintreten des Gaſtes aufblickte, und ihn mit freundlichem Lachen anſchaute. — „So, ſo, beſter Baron,“ rief er heiter, „Sie haben ſich zum Jägerburſchen umgewandelt —?“ — „Aber wo iſt —?“ ſtotterte dieſer. — „Sie wiſſen, was Ihnen gut ſteht! Wahrhaftig, es iſt ſchade, daß Sie nicht zur lu-

ſtigen Jägerei geſchworen — „All hie im grünen Wald!“ — — ſtatt daß Sie, wie es in den Iſländiſchen Jägern heißt: mit dem Gänſekiel die —.“ — „Aber wo iſt denn —?“ fragte der junge Mann dringend. — „Die Menſchen quälen,“ fuhr der alte Herr vergnügt fort; „denn ihr Diplomaten gehört doch auch mehr oder minder zum großen, leider ſo allgewaltigen Departement der Schreiberei.“

„Aber wo iſt denn —?“ fragte jetzt der Andere zum drittenmal mit ſehr lauter Stimme. — „Meine Frau?“ fiel der Oberförſter ins Wort. „Die läßt Ihnen den bewußten Thee kochen.“ — „Nein, Eliſabeth.“ — „Ja ſo, Eliſabeth! Die iſt auch nicht weit, ſie ging vor einer halben Stunde in den Pavillon, um dort ruhig zu leſen, und wird da vom Regen überraſcht und feſtgehalten worden ſein.“ — „So werde ich mir erlauben, nach ihr zu ſehen,“ entgegnete haſtig der junge Mann. — „Was, in dem Regen?“ — „Sehen Sie, es fallen nur noch wenige Tropfen.“ — „Aber da hinten zieht ein zweites Wetter heran.“ — „Aber zwiſchen dieſen beiden Regen, — es hört jetzt wahrhaftig ganz auf, — will ich Eliſabeth mit Ihrer Erlaubniß ins Haus abholen.“ Wie dankte er dem Zufall, der es ihm möglich zu machen ſchien, ſie jetzt einen Augenblick ohne Zeugen zu ſprechen! — „Trinken Sie doch vorher Ihren Thee!“ — „Lieber nachher! Heben Sie ihn mir auf, ich bin gleich wieder da.“ Damit war er auch ſchon zur Thüre hinaus, und ſprang, gefolgt von ſämmtlichen Hunden, in großen Sätzen die Treppe hinab.

Der alte Herr blickte ihm kopfſchüttelnd und mit einem eigenthümlichen Lächeln nach, und dieſes Lächeln ſtand noch auf ſeinem Geſichte, da war der Andere ſchon drunten im Hofe, nahm ſeinen Hut ab und ließ die Nachzügler des Gewitters, einen feinen, weichen, warmen Sprühregen auf ſein Haupt niederfallen, während er begierig den wunderbaren Duft ein-

athmete, der aus Blumen, Gras und Sträuchern emporſtieg. Wie ſo ganz anders erſchien ihm jetzt der kleine zierliche Hof vor dem Hauſe, wie ſchienen ihm die Ranken der Schlingpflanzen ſo freundlich zuzunicken, und die duftigen Prairierosen auf langen elaſtiſchen Stengeln, ſich hin- und herwiegend im Lufthauch, der verſöhnend hinter dem Gewitter dreinzog, die Wolken vertheilend, Laub und Blumen küſſend, daß ſie bald wieder trocken wurden, — ein Hauch, der uns ſo wohl thut, und den wir ſo gern träumeriſch einathmen, während wir den davonziehenden, jetzt ſchon fernen Gewitterwolken nachſchauen, die dort weit, weit hinaus über die Berge unſeres Horizontes murrend und grollend fortſtreichen.

Figuren in kleinen Niſchen blickten ihn lächelnd an, und das Gemurmel eines Springbrunnens ſchien ihm allerlei freundliche Dinge erzählen zu wollen. Bei all dieſen Dingen aber hielt ſich der junge Mann nicht auf. Er eilte über einen Wieſengrund dahin, gefolgt von den Hunden; die wohl gezogenen und geſetzten Charaktere unter ihnen nahmen den Weg, das junge leichtſinnige Volk ſprang wie ihr Anführer mitten durch's Gras. Bald nahm ſie der Park auf mit ſeinem dichten Buſchwerk, ſeinen geſchlungenen Wegen und heimlichen Gruppen, und durch dieſelben fort ging es im luſtigen Jagen, daß die Regentropfen, welche noch überall an den Zweigen hingen, glänzend und in allen Farben ſpielend, davonſtäubten, denn der Himmel hatte ſich nur theilweiſe geklärt, und die Sonne in allerhöchſtem majeſtätiſchem Zorn, daß ſo gemeine, wäſſrige und ſchmutziggraue Wolken es gewagt, ſie, wenn auch für kurze Zeit, zu verdunkeln, brach jetzt wieder ſiegreich, heiß und rachegluhend hervor. — Und dabei war es, als ging ein Schrei der Luſt durch die ganze Natur, als jubelten Gras, Blume, Blatt, Wieſe, Thal und Berg beim Erſcheinen der gewaltigen, liebenden und geliebten Gottheit. Warf ſie doch auch nach

allen Seiten hin eine Ueberfülle von Gold und Brillanten aus; blitzte, ſtrahlte, glänzte, leuchtete es doch rings umher auf unbeſchreibliche Art! War doch da kein Grashalm in der Tiefe, kein Blatt in der Höhe, das ſich nicht angethan hätte mit funkelndem Geſchmeide, und die Goldſtröme, die ſich da unten durch's Thal ergoſſen, ſie waren in der That ſinnenberauſchend; wohin man blickte, Gold und Glanz, ſogar dort unten glitzerte Vergoldung auf dem ſilbernen Bande des Fluſſes, ſowie dort oben angehauchter Goldſchaum auf den tiefdunkeln Tannenwäldern, mit denen die Höhen gekrönt waren.

Dort war das Ende des Parks, — er ſah den kleinen Pavillon durch die Bäume ſchimmern, er ſah die Terraſſe, von der man den weiten Blick in das Thal hatte, — ihr Lieblingsplätzchen, — er ſah eine weiße weibliche Geſtalt, die dort ſtand, die eine Hand auf die Balluſtrade der Terraſſe geſtützt, wohl in die ſchöne, ſo herrlich gefärbte und beſtrahlte Gegend hinabblickend. Die Hunde hatten ihn längſt verlaſſen und waren in wilden Sätzen vorausgeeilt, und dort, wo ſie ſtand, drängten ſie ſich ſchmeichelnd und blickten ſo freundlich an ihr hinauf, daß ſie ihnen lächelnd zunicken mußte.

Auf den Lippen des jungen Mädchens ſchien die Frage zu liegen: was bringt denn euch ungeſtümes Volk ſo mit einemmal daher? Dieſer Gedanke ließ ſie auch den Kopf umwenden und den jungen Jäger erblicken, der noch halb durch die Gebüſche verdeckt, raſch auf ſie zuſchritt. Sie kannte den Anzug ihres Bruders wohl und ſagte: „Ah, du biſt es, Ferdinand!“ — Wie ſchrack ſie aber zuſammen, als eine andere wohlbekannte Stimme ihr mit ſanftem Tone ſagte: „Es iſt nicht Ferdinand, es iſt jemand, der ſich ſchüchtern naht, um ſich an das gute und liebe Herz Eliſabeth's zu wenden, um Vergeſſenheit bittend!“ —

Wie blickte ſie ihn an, ſo überraſcht, aber doch lieb und

freundlich, wie er erwartet! — Wie wandte ſie ihre ſchönen klaren Augen ſo ausdrucksvoll auf ihn, wie reizend drang ein Lächeln durch einen leichten ſchmerzlichen Zug, der um ihre feinen Lippen zuckte, und wie gern wäre er, von der wunderbar lieblichen Erſcheinung des jungen Mädchens überwältigt, vor ihr niedergekniet, wenn die zudringlichen Hunde ſie mit ihrer tölpelhaften Freundlichkeit nicht förmlich umlagert gehalten hätten. Aber ihre beiden Hände ergriff er, da ſie einen kleinen Schritt gegen ihn that, und drückte ſie lange und innig an ſeine Lippen.

Die beiden ſchienen ſtillſchweigend und ohne ein Wort zu wechſeln, übereingekommen zu ſein, daß es viel beſſer ſei, ſtatt langer Worte und Erklärungen, hier auf der Terraſſe dicht zuſammenſtehend, noch eine ſelige kleine Viertelſtunde an den Himmel hinaufzublicken oder hinab in die leuchtende Landſchaft, — die kurze Zeit, welche ihnen blieb zwiſchen zwei Regen. Dort am Horizonte qualmten ſchon wieder trübe Wetterwolken auf, und noch einmal war die Sonne in Gefahr, von ihren Feinden überwältigt zu werden. Das ſtolze Geſtirn hatte aber auch eine gar zu plötzliche und ſtrenge Reaction eintreten laſſen, und mit wahren Glutſtrömen den ihr verhaßten Regen zu überwältigen geſucht, ſo daß ſich dieſer mit der Kraft der Verzweiflung, ſtatt ſich in die Erde zu verkriechen, zu Dünſten auflöste und aus den Thälern und Schluchten gen Himmel dampfte, um dort droben die heranziehenden Wolkenſchaaren mit neuen und nicht zu verachtenden Streitkräften zu vermehren. Noch blickte freilich der Himmel, lieblich gefärbt mit roſigen Wolkenſtreifen, zwiſchen denen das ſonſt ſo tiefe Blau jetzt wie ein lichtes Seegrün erſchien, auf das junge Paar herab, das außer dem allgemeinen Himmel jedes noch einen beſondern glänzenden Himmel ſah — Eines des Andern Augen.

Bald darauf gingen ſie durch den Park Arm in Arm dem Hauſe zu, und traten ebenſo in den Salon mit der ſchönen

Ausſicht, wo ihnen der alte Herr freundlich entgegen lächelte, und die Mutter eine Taſſe dampfenden Thee's eingoß, wobei ſie nicht unterlaſſen konnte, etwas vom Leichtſinn der Jugend zu ſagen, die ſich durch und durch naß werden laſſe, und dann ſtatt ruhig im Zimmer zu bleiben, noch obendrein im Garten herumſchwärme. „Ich war ſo lange nicht da geweſen, beſte Mama," ſagte ſchmeichelnd der junge Mann, „und wollte doch den ſchönen Augenblick benützen, — wiſſen Sie, Mama, den Augenblick zwiſchen zwei Regen, denn dort zieht ſchon wieder ein ſchweres Gewitter heran. — Nicht wahr, Eliſabeth, es war ein kleiner ſüßer Augenblick, die Landſchaft und alles in ſo wunderbarem und ſchönem Lichte?" — Eliſabeth nickte ſtumm mit dem Kopfe, und trat dann an die Balkonthüre zu ihrem Vater, an deſſen Schulter ſie ihr Köpfchen lehnte.—

„Ja, er hat Recht," ſagte der Oberförſter, der in die Gegend hinausſchaute, „wir haben gleich wieder ein ſchweres Wetter — ſeht, es fallen bereits Regentropfen — und ich habe ſchon oft bemerkt, daß die Sonne am glänzendſten und heißeſten ſcheint zwiſchen zwei Regen. Haſt du das nicht auch ſchon geſehen, Eliſabeth?" — „Ja, Papa," ſagte ſie mit ganz leiſer Stimme, worauf der junge Mann mit einer unerhörten Keckheit dicht neben Vater und Tochter trat, das junge Mädchen, ohne ſich im Geringſten zu geniren, ſanft mit ſeinen Armen umſchloß, ja ſich ſogar unterſtand, ſie auf die Stirne zu küſſen, und dann mit freudeſtrahlenden Augen ſagte: „Ich bin hoch erfreut, daß Papa meiner Anſicht iſt, und was mich anbetrifft, ſo muß ich ſagen, ich habe nie einen ſchöneren, glänzenderen und heißeren Sonnenſchein erlebt, als den ſoeben im Garten —

zwiſchen zwei Regen."

Zwölf Zettel.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1858.

Strauchwerk, kein Grashalm wächst an dieſen troſtloſen Sandufern; ſo weit wir die Blicke hinaufſandten, ſahen wir nichts als zwei kahle gelbe Streifen Landes, zwiſchen denen ſich ein graues ſchlammiges Waſſer langſam dahinwälzte. Das alſo war der Ebro, auf deſſen klare Fluthen wir uns ſo ſehr gefreut! Daß ſeine Ufer weiter hinauf nicht viel maleriſcher und caſtanienbeſetzter ſeien als hier unten, verſicherte uns bereitwillig ein landeskundiger Spanier auf unſere Bitte. Apollo mag es dem Dichter verzeihen, der einen Reim auf Spanien geſucht, und dafür Caſtanien gefunden hatte, von denen wir keine Spur geſehen.

Gegenüber dem Strom lag die kleine Stadt Ampoſta, die in ihrer maleriſchen Geſtalt einen ſchwachen Erſatz bot. Die hohen Mauern ihrer Häuſer ſenkten ſich bis zum Waſſerſpiegel herab, und bildeten oben ſo unregelmäßige Linien, daß ſie von fern wie die ausgezackten Zinnen eines alten halbverfallenen Caſtells ausſahen. Dort ſollten wir nach zwölfſtündigem Faſten unſer Mahl finden und wir hofften auf eine gute Fähre, die den Eilwagen und uns überſetzen würde; aber wir waren ja in Spanien, im ſchönen Land des Weins und der Geſänge — und der grundloſen Straßen und brückenloſen Flüſſe. Eine Fähre war vorhanden, aber ſie lag invalid bei Ampoſta, weßhalb unſer Eilwagen dieſſeits bei einer elenden Holzbaracke anhielt und unſere Koffer und Effekten abgeladen wurden. Hier war das Ufer des Ebro beſonders unangenehm, denn man ſank bis an die Knöchel in den Sand und Schlamm, durch welchen wir ein paar hundert Schritte abwärts wateten, wo ein altes, gebrechliches Boot lag, um unſere ganze Wagengeſellſchaft überzuſetzen. Wir hatten übrigens von Glück zu ſagen, daß der Waſſerſtand des Stroms heute ziemlich niedrig und er deßhalb zahm und mild war, denn ein Bekannter erzählte uns in Barcelona: er habe bei Regenwetter auf einer Reiſe hierher zweimal vierundzwanzig Stunden in der obenerwähnten Hütte zubringen müſſen. Obgleich unſer Boot ſehr überladen war und tief ging, erreichten wir doch glücklich Ampoſta, welche Stadt

Inhalt des erſten Bandes.

	Seite
Erſtes Kapitel	1
Zweites Kapitel	22
Drittes Kapitel	52
Viertes Kapitel	74
Fünftes Kapitel	103
Sechstes Kapitel	131
Siebentes Kapitel	152

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Es könnte wohl nicht leicht einen ſtärkeren Gegenſatz geben, als manches der Zimmer eines alten Hauſes, in welchem wir uns gerade befinden, mit dem Aeußern desſelben boten. Dieſes Haus, finſter, hoch und ſchmal, zeigte der Straße eine verſchnörkelte Giebelwand, die von einer Wetterfahne gekrönt war, welche ſich indeſſen ſchon lange nicht mehr drehte; die graue Farbe der Vorderſeite dieſes Hauſes war ein Anflug des Alters und dabei noch ſchattirt und ſchraffirt von Regen und Feuchtigkeit aller Art aus überlaufenden Dachrinnen und ſchadhaften Abzugsröhren, welche man nicht immer zur rechten Zeit wieder ausgebeſſert hatte.

Dieſes Haus war aber wie das häßliche Geſicht eines guten, alten Herrn, der im Innern voll guter Laune, voll Ränken und Schwänken iſt, und dem es ein Vergnügen macht, erſt die Kinder zu erſchrecken und ſie alsdann

durch einen rothbackigen Apfel zu versöhnen, und dieses geschah bei dem Hause, von dem wir reden, auf die einfachste Art von der Welt: denn obgleich es in der gangbaren Straße, in welcher es stand, wie wir eben schon bemerkt, nur eine schmale Front hatte, so war es dagegen mit seiner Tiefe in einen Garten hineingebaut und hatte dort hinaus die schönsten, hellsten und luftigsten Räume, besonders in den obersten Stockwerken, von wo man nicht nur einen Theil der Stadt übersah, sondern über die benachbarten Dächer und Schornsteine hinweg in die Umgegend hinein bis dort, wo sich der Horizont mit sanft aufsteigenden Bergen schloß.

Eines dieser Zimmer war nun weder reich noch wohlhabend eingerichtet; was ihm aber an kostbaren Tapeten oder werthvollem Geräthe abging, das ersetzte es durch eine außerordentliche Reinlichkeit, durch einen weißgescheuerten Fußboden, sauber getünchte Wände, hellgeputzte Fenster, vor denen sich weiße, einfache Vorhänge befanden, und stimmte so vollkommen mit seiner Bewohnerin überein, einer alten Frau von vielleicht sechzig Jahren, welche an einem der beiden Fenster dieser Stube saß. Sie trug ein Kleid von sehr verwaschenem Kattun, das aber trotzdem einen zierlichen, fast eleganten Anstrich hatte, ebenso wie ihre frischweiße Haube, unter der ein Gesicht hervorleuchtete, dem man schon im ersten Augenblicke gut

ſein mußte und welches Jedem unbedingtes Vertrauen einflößte. Es waren dieſes feine und kluge Züge von einer ſo hellen, angenehmen Farbe, daß die Falten des Alters, welche man wohl um den Mund bemerkte, nicht im Stande waren, ſcharf oder ſtörend hervorzutreten, und wenn dieſes Alter auch wohl ſichtbar war, ſobald die alte Frau mit geſchloſſenen Lippen vor ſich niederſchaute, ſo verſchwand es doch faſt gänzlich wieder, wenn man beim Sprechen ihre immer noch ſchönen Zähne ſah, und vollends dann, wenn ſie ihre hellen, ſchönen, verſtändigen Augen aufſchlug. Es lag etwas unausſprechlich Freundliches in ihrem Blicke, und wenn ſie auch ohne zu reden nur, wie ſie zuweilen that, von ihrer Arbeit an den Himmel hinaufſchaute, ſo war es gerade, als ſei ihr Geſicht von einem Sonnenſtrahle beleuchtet.

Dabei hatte ſie etwas Vornehmes in ihrer Haltung und in allen ihren Bewegungen, was indeſſen zu der faſt ärmlichen Zimmereinrichtung und zu ihrer Beſchäftigung nicht gerade paſſen wollte, denn letztere beſtand darin, daß ſie aus einem neben ihr ſtehenden Korbe feine Wäſche Stück für Stück herausnahm, prüfend gegen das Licht hielt und wo ſie etwas auszubeſſern fand, ſich ſogleich an dieſe Arbeit machte.

Ihr gegenüber ſaß eine andere Frau, nicht ſo alt wie die ſo eben geſchilderte, aber älter und vor allen

Dingen unanſehnlicher ausſehend — etwas verwahrlost in ihrer Kleidung, war ſie in ein großes wollenes Umſchlagtuch gehüllt und trug eine alte, etwas gelbe Haube mit verſchoſſenen Bändern, vor ſich auf dem Schooße hielt ſie einen großen, verſchloſſenen Henkelkorb, an den ſie, während ſie mit der andern Frau ſprach, ihre Rede zu richten ſchien.

„Mit der Arbeit ſchien die Kammerjungfer der Gräfin, als ich die Chemiſetten und Krägchen ablieferte, nicht unzufrieden zu ſein, dann brachte ſie es ihrer Herrſchaft, kam mit dem Geld heraus und bemerkte, die Gräfin habe doch gefunden, daß Alles das nicht ſo gemacht ſei, als wenn es aus Ihrer Hand käme, Madame Reveillot, und da ſehen Sie nun, ob man den Leuten ihre vorgefaßte Meinung nehmen kann — Sie waren ſo gütig, mir einen Theil Ihrer Kundſchaft zu übertragen, wofür ich Ihnen gewiß ſehr dankbar bin — aber was nützt es mich? — die Sachen, welche Sie ſelbſt für ganz ausgezeichnet fanden, ſollen deßhalb nicht gut ſein, weil ſie nicht von Ihnen abgeliefert ſind.“

„Haben Sie der Kammerjungfer nicht geſagt,“ erwiederte die alte Frau mit einer wohlklingenden Stimme, in welcher aber ein fremdartiger Accent nicht leicht zu verkennen war, „daß ich die Wäſche durchgeſehen und für ſehr gut befunden habe?“

„Das habe ich ihr allerdings gesagt, sie meinte aber achselzuckend, sie wolle das nicht bestreiten, doch stände Madame Reveillot in einem solchen Ansehen bei der Herrschaft, daß es derselben nicht in den Sinn käme, an irgend etwas, was aus Ihrer Hand komme, eine Ausstellung zu machen — und habe das auch selbst ja schon gesehen," fuhr sie fort, „die vornehmsten Damen lassen sich von Ihnen bedeuten, und wenn Sie einmal etwas gesagt, so ist es gerade wie ein Evangelium — und mit Recht, Madame Reveillot, mit großem Recht, denn wie Sie kann doch Niemand Andeutungen geben und die kostbarsten Spitzen, die sonst in's Ausland geschickt wurden, wieder herstellen."

„Das ist schon wahr, meine liebe Frau Sprudel, man hat in seiner Jugend etwas gelernt."

Die alte Frau sagte das mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck, worauf sie nach einem Athemzuge, der wie ein leichter Seufzer klang, fortfuhr, „ja man hat etwas gelernt und man weiß wie man mit Spitzen umgehen muß, doch da ich nie etwas halb zu thun pflege, so will ich's mich auch recht gern einen Gang kosten lassen, um Ihnen die Kundschaft, die ich Ihnen einmal zugewiesen habe, zu erhalten. Seien Sie unbesorgt, es wird schon gehen; ich werde in diesem und auch in den anderen Häusern, die ich Ihnen übertragen, wiederholen,

daß es mir für andere Arbeiten an Zeit fehlt, seit ich mich mit diesen eigensinnigen und doch wieder so lieben Spitzen eingelassen habe — für ein paar Häuser muß ich vor der Hand freilich auch noch andere Gegenstände behalten, ich habe da Rücksichten zu nehmen, doch wenn ich die nicht mehr zu nehmen brauche, so werde ich Sie auch da einführen."

„Das lohne Ihnen Gott, Madame Reveillot, und da ich nun Ihre Zeit nicht mehr in Anspruch nehmen will, so wünsche ich Ihnen einen guten Abend — wann darf meine Tochter zum Bügeln kommen?"

„Lassen Sie mich einmal nachrechnen — heute ist der letzte Tag im Jahr, morgen Mittwoch Feiertag — Donnerstag, Freitag," sagte die alte Frau nachdenkend — „also am Samstag."

„Es soll nicht fehlen, sie wird pünktlich da sein — sie ist so dankbar, daß sie die schöne Arbeit lernen darf."

Damit ging Frau Sprudel fort, und als die alte Frau allein war, ließ sie ihre Hände mit der Arbeit in den Schooß sinken und warf einen Blick zum Fenster hinaus über die Dächer hinweg auf die schneebedeckte im Strahl der Nachmittagssonne glänzende Landschaft.

„Schon wieder ein Jahr vorüber," dachte Madame Reveillot, „und ist es mir doch gerade, als hätten wir dasselbe erst gestern begonnen — wie die Zeit von dannen

rollt, immer raſcher, je älter man wird — möchten mir nur noch einige dieſer kleinen Jahre vergönnt ſein, nicht für mich, das weiß Gott im Himmel, nur für ihn möchte ich es erleben, daß er ſelbſtſtändig wird, und ich ihn mit Ruhe hier zurücklaſſen kann."

Lange blickte ſie ſo nachdenkend hinaus, und als ſie endlich ihre Gedanken, die wohl in weite Fernen geeilt waren, die ſich mit Vergangenheit und Zukunft beſchäftigt hatten, zurückrief und nun auf ihre Arbeit niederſchaute, that ſie es nicht, um ſie fortzuſetzen, vielmehr warf ſie das kleine Spitzengewebe in das Körbchen, welches neben ihr ſtand und ſagte, ſich erhebend, „nein, es iſt genug für heute — ich brauche mir kein Gewiſſen daraus zu machen, nichts mehr zu thun und kann die paar hellen Stunden noch dazu benützen, einen Ausgang zu machen."

Sie nahm einen alten Shawl, ſetzte einen Hut auf und nachdem ſie ihrem Dienſtmädchen einige Anordnungen gegeben, verließ ſie das Haus.

Wenn man ſie ſo von Weitem dahin gehen ſah, ohne unterſcheiden zu können, daß der Stoff an ihrem Kleide grob und altmodiſch war, daß ihr Shawl ſchon manches Jahrzehnt erlebt hatte, und daß ihr Hut durchaus nicht mehr den Anforderungen der heutigen Mode entſprochen, ſo hätte man ſie für eine vornehme Dame halten können,

uns armen Reiſenden zu ſagen ſchien: wartet nur, ihr habt mich von außen ſchön gefunden, ich will euch eure Illuſionen ſchon benehmen. Und das that ſie redlich — wie eine Heerde Gänſe ſchritten wir fluchend, einer hinter dem andern, bei dem Kothſtrom vorbei, den man hier mit einer unglaublichen Kühnheit eine Straße nannte. Da wir, um in den Gaſthof zu gelangen, hinüber mußten, ſo war es ein großes Glück, daß wir einen Ortskundigen fanden, der uns eine Furt zeigte, denn ſonſt wäre ſicherlich noch ein Unglück geſchehen. Dem caſtanienrauſchenden Ufer, dem Strome ſelbſt und der Stadt reihten ſich Speiſeſaal und Eſſen würdig an; erſterer war eine Dachkammer und das zweite war nach einem für unſere Mägen gänzlich unverſtändlichen Speiſezettel hergerichtet; mit Ausnahme eines ſchwindſüchtigen Huhns, welches in ſeinen letzten Lebensſtunden ſehr viel Zwiebeln verzehrt zu haben ſchien, iſt es unmöglich anzugeben, was wir eigentlich gegeſſen. Es kam uns vor, wie ein chineſiſches Eſſen, wo kunſtreich zubereitete Rattenſchenkel und Fiſchfloſſen eine Hauptrolle ſpielen ſollen. Obgleich wir uns lange nach einem ächt ſpaniſchen Eſſen geſehnt, waren wir doch hier ſo tief in die Brühe gerathen, daß wir uns unendlich nach einem feſten bekannten Lande ſehnten, welches denn auch am Schluß in Geſtalt von Brod und Schafkäſe erſchien.

Nach einem einſtündigen Aufenthalt ſetzten wir unſere Reiſe auf ſchlimmeren Wegen als bisher fort, es ſchien hier in den letzten Tagen bedeutend geregnet zu haben, wodurch der Weg völlig aufgeweicht war und die Räder fußtiefe Gleiſe einſchnitten. Dieß hielt aber Mayoral und Zagal nicht ab, die Maulthiere aufs Aeußerſte anzutreiben; namentlich wo der Weg ſich ſenkte, rasten ſie wie toll hinab, um mit dem nachrollenden ſchweren Wagen die Anhöhe drüben im vollen Galopp hinauffahren zu können. Die Gegend hatte hier einen fruchtbareren und freundlicheren Charakter, als jenſeits des Ebro; man ſah vortrefflich angebaute Felder, hie und da kleine Dörfer mit maleriſchen Kirchthürmen

denn ſo aufrecht und ſtolz war ihre ganze Haltung, ſo ſicher und ruhig war ihr Gang.

Madame Reveillot wandelte durch mehrere Straßen faſt bis an's andere Ende der Stadt in eines der reicheren Viertel, wo die Häuſer nicht mehr bürgerlich eng zuſammenſtanden, ſondern mitten in kleineren und größeren Gärten, durch dieſe ſich jede zudringliche Nachbarſchaft ferne haltend. Vorne an der Straße waren zierliche Gitter mit ähnlichen Thoren, wohl auch maſſive Mauern mit Eingängen, welche durch Niſchen und Säulen verziert waren und hie und da in der Krönung das Wappen des Beſitzers zeigten.

Vor einem der letzteren, an welchem ſich neben dem Klingelzug eine Meſſingplatte befand, auf welchem eingravirt war: ‚von Martini und Sohn', blieb ſie ſtehen, brauchte aber nicht anzuläuten, da ein Lakai, der im Begriffe war, das Thor zu ſchließen, ſie einließ.

„Fräulein von Martini hat mich rufen laſſen, und bitte ich Sie, mich anzumelden."

„Ich weiß, Madame Reveillot," erwiederte der Bediente freundlich, „kann aber nicht ſagen, ob das gnädige Fräulein zu ſprechen iſt, jedenfalls aber Madame Fichtner, was wohl in dem Falle auf's Gleiche herauskommt."

Und darauf wurde die alte Frau der Madame Fichtner gemeldet und von dieſer angenommen.

Madame Fichtner war die Erzieherin des Fräuleins Anna von Martini und da deren Vater, einer der reichſten Bankiers der Stadt, ſchon ſeit Jahren ſeine Frau verloren hatte, und ſich ſeiner vielen und wichtigen Geſchäfte wegen nicht ſehr um den inneren Betrieb des Hausweſens kümmern konnte, ſo war er glücklich darüber, in der guten Erzieherin ſeiner Tochter eine ebenſo vortreffliche Haushälterin gefunden zu haben, und überließ ihr ziemlich uneingeſchränkt die Leitung deſſelben. Dieſes war beſonders ſeit den letzten beiden Jahren der Fall, ſeit Anna aus der Penſion zurückgekehrt war und nun als ein beinahe ſiebenzehnjähriges Mädchen die Honneurs des reichen Hauſes zu machen verſtand; denn daß Madame Fichtner bisher die Gäſte aus den vornehmſten Kreiſen der Stadt empfangen mußte, hatte für den ſtolzen Finanzmann beſtändig etwas Unangenehmes gehabt, war aber nicht zu umgehen geweſen, da er ſich aus vielerlei Gründen nicht zu einer zweiten Heirath hatte entſchließen können.

Madame Fichtner war ſo freundlich, der alten Frau einen Stuhl anzubieten, ſagte aber, ehe dieſe ſich niederließ, „ich könnte Ihnen ganz gut mittheilen, weßhalb Fräulein Anna Sie rufen ließ, doch da ich weiß, daß ſie es vorzieht, mit Ihnen ſelbſt zu verkehren, ſo wollen wir ſie aufſuchen — ſie iſt drunten im großen Gewächshauſe.“

Damit ersuchte die Haushälterin Madame Reveillot ihr zu folgen und führte sie durch die mit Teppichen belegten Gänge des großen und prächtigen Hauses, in welchem jeder Raum angenehm erwärmt war und Alles so elegant wie möglich, aber so still wie in einer Kirche, eine breite Marmortreppe hinab, die mit Pflanzen und Statuen besetzt war, und Beide traten alsdann, unten angekommen, in ein allerliebstes, rundes Gemach, dessen Boden mit feinen indischen Matten belegt war und dessen Möbel wie aus natürlichem Holze zusammengewachsen schienen, und von hier in das große Glashaus, von wo ihnen das laute fröhliche Lachen von einem Paar Mädchenstimmen entgegenschallte und wo ein kleiner, runder Rasenplatz, der, auf geschmackvolle Art mit Palmen, Dracaenen, Lorbeer- und Orangenbüschen umgeben, einen herrlichen Gegensatz bildete zu der kahlen, weißbedeckten, winterlichen Landschaft.

Hier schlugen zwei junge Damen Ball, und wenn eine der bunten Kugeln vorbeiflog, oder etwas zu hoch an das Glasdach geschnellt wurde, so veranlaßte das zu neckischen, scherzhaften Bemerkungen, welche jedesmal von dem eben erwähnten lustigen Lachen begleitet waren, in dem weiten, hohen Raume ein heiteres Echo weckend.

Jetzt ging einer der Bälle gänzlich fehl und flog zu den Füßen der Madame Reveillot nieder, welche ihn auf-

hob und der jungen Dame entgegentrug; dieſe nahm ihn mit ihren beiden Händchen und faßte dabei auch zu gleicher Zeit die Hand der alten Frau, ſie auf ſolche Art herzlich begrüßend, wobei ſie im reinſten Franzöſiſch ihre Freude ausdrückte, daß Madame Reveillot gekommen ſei, um wieder einmal eine ihrer kleinen Launen zu befriedigen.

Als dieſe nun in der gleichen Sprache die freundliche Anrede beantwortete, glänzten ihre Augen noch lebhafter, und die Gewandtheit im Ton und Ausdruck, mit der ſie ſich jetzt ausſprach, ſchien ſich auch ihrem ganzen Weſen mitzutheilen, und als ſie ſich auf das Erſuchen des Fräuleins von Martini neben dieſem niederließ, that ſie das mit dem Anſtande einer ſehr vornehmen Dame, was ſelbſt Madame Fichtner veranlaßte, dem andern jungen Mädchen die Bemerkung zuzuflüſtern, „es iſt doch etwas Eigenthümliches mit dieſen alten Franzöſinnen; wenn man ſelbſt weiß, daß ſie gewöhnlicher Herkunft ſind, ſo haben doch manche unter ihnen den allerbeſten Anſtand von der Welt.“

Es war nun allerdings eine Laune, weßhalb Anna von Martini die alte Büglerin zu ſich hatte bitten laſſen, oder machte es ihr vielleicht Vergnügen, aus deren Munde das reine Franzöſiſch der Touraine zu hören, denn das junge Mädchen ſprach wenig und veranlaßte Madame

Reveillot zu Auseinanderſetzungen über Veränderungen an einem koſtbaren Spitzenſchleier und ließ ſich dabei auch noch eine Abhandlung über die herrſchende Mode im Allgemeinen geben, was jene mit der gleichen Sachkenntniß that. Hierbei zog ſie auch Madame Fichtner ſowie ihre Freundin mit in das Geſpräch, und bald ſaßen alle Vier um den kleinen, runden Tiſch, welcher vor der Gartenbank ſtand, im angelegentlichen Geſpräch.

Es wurde dieſe lebhafte Unterhaltung indeſſen nach kurzer Zeit unterbrochen durch den Eintritt des Herrn von Martini, Anna's Vater, eines großen, ernſt ausſehenden Mannes, deſſen dunkles Haar ſchon ſtark mit Grau gemiſcht war, und deſſen Geſicht man hätte ſchön nennen können, wenn der Blick der Augen nicht beinahe finſter geweſen wäre, und wenn er nicht die Gewohnheit gehabt hätte, die Lippen auf eine unangenehme Art zuſammenzuziehen, ja zuweilen eigenthümlich zu bewegen, ſelbſt wenn er nicht ſprach, ſo daß man hätte glauben können, er rede mit ſich ſelber.

Die Haushälterin und Madame Reveillot erhoben ſich raſch bei ſeinem Anblick, und die Freundin Anna's hätte das Gleiche gethan, wenn dieſe ſie nicht an der Hand zurückgezogen und halb laut zu ihr geſagt hätte, „bleibe ſitzen, Eliſe, Papa mag es nicht leiden, daß man ſo viel Aufhebens macht, wenn er kommt.“

„Ah," sagte der Bankier, näher tretend, wobei ein leichtes Lächeln über seine Züge flog, „hier scheint man in wichtige Berathungen vertieft, worin ich übrigens in keiner Weise stören will, nur muß ich Frau Fichtner für meine Geschäfte einen Augenblick in Anspruch nehmen. — Madame Reveillot," wandte er sich an diese, „ich freue mich immer, wenn ich Sie in so guter Gesundheit sehe, und was Ihren Enkel anbelangt, so kann ich von ihm in jeder Hinsicht nur das Beste sagen."

„Dafür danke ich Gott und Ihnen," erwiederte die alte Frau mit leuchtenden Augen, wobei sie ihre Hände vor der Brust zusammenfaltete und dazu eine anmuthige Verbeugung machte.

„Gewiß, Madame Reveillot, es ist so wie ich Ihnen sage und würde ich Ihnen im anderen Falle die Wahrheit eben so wenig verschweigen."

Nach diesen Worten entfernte er sich mit der Haushälterin, und als er an seiner Tochter vorüberschritt, nickte er ihr freundlich zu und fuhr mit der Hand leicht über ihr dichtes lockiges Haar.

Anna von Martini blickte ihm nach, dann sagte sie zu der alten Frau, „wenn Papa sich so ausspricht, da kann der, den es angeht, zufrieden sein, und was Herrn Anatole betrifft, so spricht er, wenn er seinen Namen nennt, sich beständig günstig über ihn aus."

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich das glücklich macht, und wie ich den Himmel bitte, daß er sich seiner annehmen möge und ihn auf gutem Wege erhalten. — Es ist doch keine Indiskretion," fuhr sie nach einer kleinen Pause in fragendem Tone fort, „wenn ich ihm sage, daß Herr von Martini seiner lobend erwähnt hat?"

„Gewiß nicht, Madame Reveillot," entgegnete die junge Dame, und setzte mit einer ernsten, fast altklugen Miene hinzu, „Sie dürfen ihm sogar hinzufügen, daß er, so viel ich gehört, vom ganzen Comptoirpersonal, ja selbst hier im Hause wohlgelitten ist, und daß ihn Papa wohl schon zum Diner eingeladen haben würde, wenn es bei ihm nicht Regel wäre, dieses erst dann zu thun, wenn ein junger Mann zwei Jahre im Hause ist — doch wird das auch kommen, denn ich bin überzeugt, Herr Anatole wird sich Mühe geben, sich nicht nur die Zufriedenheit von Papa zu erhalten, sondern auch die des ersten Buchhalters — was in diesem Falle noch viel mehr zu bedeuten hat," setzte sie lachend hinzu.

Die alte Frau konnte sich nicht enthalten, ihre Hand leicht auf die des jungen Mädchens zu legen und sie dabei mit einem dankerfüllten Blicke anzusehen, doch nur einen Augenblick, dann zog sie dieselbe rasch zurück und sagte in einem entschuldigenden Tone, „verzeihen Sie, Fräulein

von Martini, aber was Sie eben ſagten, that meinem Herzen zu wohl.“

„Und ich ſagte es, weil es wahr iſt, und weil ich wußte, daß es Ihnen angenehm ſein würde,“ erwiederte das ſchöne junge Mädchen, „und nun, wenn es Ihnen recht iſt,“ fügte ſie aufſtehend hinzu, „machen wir raſch einen Gang durch den Garten — es iſt nicht ſo kalt und will ein herrlicher Abend werden; ich war noch nicht draußen und möchte doch am letzten Tage des ſcheidenden Jahres noch ein wenig friſche Luft ſchöpfen, ehe der lange Abend kommt — meinſt Du nicht auch, Eliſe?“

Dieſe war ganz der Anſicht ihrer Freundin und eilte, ehe Anna es hindern konnte, in das Haus, um ein paar Mäntel und ein paar jener koketten Pelzmützen zu holen, welche die Schönheit eines friſchen, jungen Geſichtes auf eine ſo wundervolle Art erhöhen.

Dann gingen ſie durch das Glashaus in den Garten, während Anna Madame Reveillot fragte, „was machen Sie am heutigen Abend? Sie bleiben gewiß bis zum neuen Jahre auf und ſind recht luſtig? wir gehen auch ſelten vor Mitternacht zu Bett, aber ohne eigentlich vergnügt zu ſein: Papa hat an dieſem Abend einige gute Freunde bei ſich und kommt dann um Mitternacht in mein Zimmer, wo wir gegenſeitig unſere Glückwünſche austauſchen — das iſt Alles, und Sie?“

„Es iſt eines unſerer wenigen und wohl unſer liebſtes Feſt," entgegnete die alte Frau, „obgleich die Feſtlichkeiten deſſelben ziemlich unbedeutend ſind, Anatole bringt gewöhnlich einen oder zwei ſeiner Bekannten mit, wir plaudern und lachen, und wenn die jungen Leute verlangen, daß ich ihnen etwas aus meiner Vergangenheit erzählen ſoll, ſo muß ich ihnen an dieſem Abend ihren Willen erfüllen."

„Sie haben gewiß eine intereſſante Vergangenheit, Madame Reveillot?"

„Wechſelvoll, mein liebes Fräulein — ich ſah ſehr heitere und glückliche und ſehr traurige Tage."

„Von den erſteren möchte ich auch etwas hören — ach, ich ſtelle mir das bei Ihnen ſo reizend vor: Ihr Zimmer ſo einfach und dadurch ſo gemüthlich und Sie Alle ſo vergnügt und heiter — Sie werden ſich erinnern, daß ich einmal mit Frau Fichtner bei Ihnen war, aber am Tage — Abends wenn das Licht brennt, muß es noch viel heimlicher ſein."

Madame Reveillot ſah das junge Mädchen freundlich an, doch erwiederte ſie nichts darauf.

Sie gingen durch den großen Garten, welcher ſchön und geſchmackvoll angelegt war und in welchem man ſelbſt jetzt während des Winters die ſchaffende Hand des Gärtners ſah, dort waren Roſen niedergelegt oder eingebunden,

Pfirsichspaliere mit Matten verwahrt, große Beete voller Frühlingspflanzen mit schützendem Tannenreisach zugedeckt. Am Ende dieses Gartens befanden sich die Stallungen, und an diese anstoßend das Comptoirgebäude der Firma „von Martini und Sohn“, einem kleinen Festungsbau nicht unähnlich, denn es bestand aus starken Quadern, die Thüren waren von Eisen und die Fenster mit soliden Stangengittern versehen, deren unfreundliches finsteres Aussehen nach der Gartenseite nur dadurch gemildert wurde, daß sie sich hier hinter doppelten Fenstern verbargen.“

Das Geschäftshaus stieß mit einer Seite an eine rückwärts liegende schmale Straße, wo das sämmtliche Personal mit Ausnahme des ersten Buchhalters seinen Eingang hatte.

„Welch' prächtige Luft,“ sagte Anna tief aufathmend, „wie wohlthuend und wie die Sonne zum letzten Male in diesem Jahre so freundlich scheint — bald wird sie untergehen und wer weiß, was uns der neue Zeitabschnitt bringen wird,“ setzte sie mit ernstem Tone hinzu, indem sie ihre großen, schönen Augen auf den glänzenden Himmel richtete.

„Für Sie, mein Kind, gewiß nur Schönes und Gutes; Sie und Fräulein Elise sind ja in jenem glücklichen Alter, wo man von zwei mächtigen Kapitalien nach

und oft einzelne hübſche Landhäuſer, über welche meiſtens eine hohe ſchlanke Palme ſchützend ihre Zweige ausſtreckte, die Früchte derſelben hingen unter der Krone in hellgelben Büſcheln und hie und da beſchäftigte man ſich, um ſie herunterzunehmen, was mittelſt einer langen Stange geſchah. Bald kam der Abend, die Gegend verſchleierte ſich langſam und allmälig und ich mußte mich darauf beſchränken, unſere Zugthiere und Mayoral zu beobachten, was mir anfänglich im Schein unſerer Wagenlaternen einige Unterhaltung verſchaffte, bald aber wurde das Licht derſelben ſchwächer und zuckte nur noch hie und da auf, bis es endlich ganz erloſch; worauf wir in der tiefſten Dunkelheit dahinrollten, die nur zuweilen unterbrochen wurde von den Funken, welche die Hufeiſen unſerer Thiere aus den Steinen ſchlugen, oder wenn ſich die Außenpaſſagiere eine Papiercigarre anzündeten, was übrigens häufig genug geſchah.

Gegen zehn Uhr erreichten wir die Station, ein einzelſtehendes Haus, wo eine ziemlich ſteil abgehende und deßhalb einigermaßen verrufene Schlucht beginnt. An ein Wiederanzünden unſerer Laternen dachte man natürlicherweiſe nicht, und ſo galoppirte unſer Geſpann in die Finſterniß hinein. Der Wagen rollte, trotz ſeiner zwei Hemmſchuhe mit der größten Geſchwindigkeit abwärts. Wie unſer Weg eigentlich ging, konnte ich nicht unterſcheiden, daß er aber ziemlich gefährlich war, ſah ich an ſeinen vielen raſchen Wendungen, ſowie an ſchwarzen Schatten neben mir, welche tiefe Schluchten anzeigten, auch an der ſenkrechten Felſenwand, die wir oft ſo nah an der linken Seite hatten, daß man ſie faſt mit der Hand erreichen konnte; zuweilen bei Biegungen der Straße ſtreifte der Wagen daran und dann wurde ſein Hintergeſtell unſanft auf die Seite geworfen. Faſt eine Stunde jagten wir ſo abwärts, dann ging es wieder bergauf; es wurde etwas heller und wir erreichten eine Stelle, wo der Weg auf einer ſenkrechten Felſenwand ſo dicht längs dem Meer hinführte, daß man, dem Anſchein nach ohne große Mühe von dem Wagenfenſter aus etwas in die

Belieben zehren kann, Jugend und Schönheit, und wenn ich dazu Ihren Verstand und Ihre Herzensgüte rechne, so erlaubt Ihnen alles das zusammen zugleich mit Ihrer gesellschaftlichen Stellung einen heiteren Blick in die Zukunft — doch da ist Anatole, ich sehe ihn am Fenster, er hat mich entdeckt — wenn ich es in Ihrer Gesellschaft nicht für eine Indiskretion hielte, würde ich ihm einen Gruß zuwinken."

„Thun Sie das immerhin, Madame Reveillot," erwiederte Anna von Martini lächelnd — „dort drinnen zwischen den dicken Mauern beginnt schon die Dämmerung, wo es sich sogar der erste Buchhalter gestattet, einen Augenblick gedankenvoll den Himmel zu betrachten und wo sich Herr Anatole schon erlauben wird, an die Thüre zu treten, wenn er Sie wirklich erkannt — Sie haben ihm vielleicht etwas zu sagen, und in dem Falle wollen wir Beide uns zurückziehen."

„Wenn ich das befürchten müßte, so würde ich ihm gar nichts zu sagen haben, und so ist es auch in der That, obgleich es mich immer freut, wenn ich Anatole sehe und ein freundliches Wort mit ihm wechseln kann — ah, da ist er schon, er hat mich in der That erkannt."

Die alte Frau eilte einige Schritte voraus, ging gegen die kleine Thür, welche die Vermittlung bildete zwi-

schen dem Privatgarten des Bankiers und seinem Geschäftshause und auf deren Schwelle sich nun ein noch sehr junger Mann zeigte, welcher augenscheinlich Lust zu haben schien, das verbotene Gartenterrain zu betreten, und es auch wahrscheinlich gethan haben würde, wenn er nicht die beiden Damen bemerkt hätte, welche Madame Reveillot in einiger Entfernung folgten; so begnügte er sich aber, die alte Frau mit beiden Händen zu begrüßen und ihr mit leiser Stimme und einem freundlichen Lächeln auf Französisch zu sagen: „Lieber wäre es mir schon gewesen, Großmutter, wenn ich Dich auf der andern Seite des Hauses gesehen hätte, wo ich allenfalls ein Recht habe, zu Dir hinauszutreten; doch thut das auch nichts, ich habe Dich gesehen, was mich immer freut und werde heute Abend so pünktlich wie möglich kommen."

„Bringst Du einen Bekannten mit?"

„Einen vielleicht, wenn es Dir recht ist."

Der junge Mann war anständig, sauber, aber anscheinend etwas dürftig gekleidet, doch war dieses wohl des dünnen Sommerrocks wegen, den er auf dem Comptoir zu tragen pflegte, und in welchem er sich jetzt hier trotz der Kälte sehen ließ.

Als sich die beiden Damen näherten, wollte er sich zurückziehen, doch begrüßte ihn Anna von Martini auf so freundliche Art, daß er nicht anders konnte, als diesen

Gruß erwiedern, wobei er um Entſchuldigung bat, auch nur den Verſuch gemacht zu haben, die Grenzlinie zu betreten, „welcher wir Alle," ſetzte er mit einem komiſchen Ernſte hinzu, „nur auf ganz außerordentlichen Befehl nahe zu kommen wagen."

„Einen Befehl in dieſer Richtung habe ich Ihnen allerdings nicht zu geben, Herr Anatole," erwiederte die Tochter des Hauſes, „wenn es Ihnen aber Vergnügen macht, hier mit Madame Reveillot zu plaudern, ſo thun Sie das immerhin und ich will die Verantwortung über mich nehmen," doch verſicherte die alte Frau, es genüge ihr, ihn einen Augenblick geſehen zu haben, worauf ſie ſich mit einer dankenden Verbeugung gegen ihre junge und ſchöne Begleiterin wandte und dann mit dieſer und Eliſen dem Wohnhauſe wieder zuſchritt.

Anatole blieb noch einen Augenblick unter der Thüre des Geſchäftshauſes ſtehen, nicht um den Damen nachzublicken, ſondern um an den Himmel hinaufzuſchauen, auf deſſen dunkelndem Grunde gerade über ihm ein hellleuchtender Stern hervorſprang, ein Stern, der auch Anna von Martini nicht entging, welche, ehe ſie das Glashaus betrat, ſich umwendend, ebenfalls einen letzten Blick in die Höhe warf.

Drinnen ſagte ſie zu Madame Reveillot, „den Spitzenſchleier werde ich Ihnen ſchicken und bitte nur, mir zwei

Zeilen schreiben zu wollen, ob Sie mir denselben so zusammenrichten können, wie ich es gewünscht — ja schreiben Sie mir," wiederholte sie, der alten Frau ihre Hand reichend, „oder es ist noch einfacher, wenn Sie mir übermorgen durch Herrn Anatole eine Antwort sagen lassen."

Zweites Kapitel.

Nach Hauſe zurückgekehrt fand Madame Reveillot ſchon ihre Lampe angezündet, die weißen Vorhänge vor den Fenſtern herabgelaſſen und den Tiſch vor dem einfachen Sopha mit einem weißen Tuche bedeckt, und mit zwei Gedecken belegt, zu welchen ſie jetzt noch ein drittes hinzufügen ließ. Dann gab ſie ihrer alten Magd Anweiſung zu dem einfachen Nachteſſen, und während dieſe ſich damit beſchäftigte, holte ſie aus einem großen Schranke eine Suppenſchüſſel herbei, welche heute Abend den Dienſt einer Bowle für den anzufertigenden Punſch verſehen ſollte, wozu ſie Alles ſelbſt herbeibrachte und richtete, und zwar, obgleich ſie allein war, ſo elegant und zierlich, wie es nur eine vornehme Dame in ausgewählter Geſellſchaft hätte machen können, die vor einer ſilbernen Schale ſtehend ſich von einem reich galonirten Diener Orangen und Zucker reichen läßt.

Anatole kam, wie er verſprochen, nicht zu ſpät und brachte ſeinen Freund mit, einen jungen Mann in gleichem

Alter von zweiundzwanzig Jahren wie er, Herrn Werder, aus einem anderen Handlungshause, der in der Stadt keine Familie hatte und sich häufig als Gast in der bescheidenen Wohnung der Madame Reveillot befand.

„Da sind wir," rief Anatole heiter, „doch hat es mich heute einigermaßen Mühe gekostet, mein Versprechen zu halten, nicht als ob es mir in den Sinn gekommen wäre, irgend eine andere Gesellschaft der Deinigen vorzuziehen, meine gute Großmama, oder einen andern Punsch dem, der hier in den ersten Anfängen schon so vortrefflich duftet, aber die Verführung war groß — fragte mich doch selbst der erste Buchhalter mit so ausdrucksvollem Tone, wo ich meine Sylvesternacht zu feiern gedächte, daß ich von dieser Seite her eine Einladung fürchtete, und Herr von Martini sogar, als er uns beim Weggehen den guten Anfang eines neuen Jahres wünschte, betrachtete mich über eine Sekunde lang mit einem Gesichtsausdruck, der fast an Wohlwollen streifte."

„Von der Seite hättest Du Dich nicht zu beunruhigen brauchen," sagte Herr Werder, „denn der Chef eures Hauses verbringt seine Sylvester-Abende in sehr würdiger und vornehmer Gesellschaft: Geheime Kommerzienräthe, die ersten Finanzmänner der Stadt, Bankdirektoren und dgl., und um den runden Tisch, auf dem sie ihren Punsch trinken, ist heute Abend manche schöne Million versammelt."

„Aber gewiß nicht mehr Heiterkeit als bei uns, nicht wahr Großmutter? wir wollen ſo luſtig als möglich ſein, und wenn Du von dem aufregenden Getränke dieſes Mal nichts verſchmähſt, wie es ſonſt leider Deine Gewohnheit iſt, ſo haben wir die Hoffnung, daß Du Dich Deiner Schulden erinnerſt."

„Welcher Schulden, junger Herr, wenn ich fragen darf?"

„Oder Deines Verſprechens, um mich anders auszudrücken, mir einmal das Ereigniß aus dem Leben meines Vaters zu erzählen, das für mich nicht ohne Intereſſe ſein ſoll; Du haſt ſchon einige Male darauf angeſpielt und wenn ich Dich dabei feſthalten wollte, biſt Du mir immer wieder ausgewichen."

„Vielleicht ſpäter — wir wollen ſehen."

„Aber nicht nur als Redensart — Du haſt, was das betrifft, ſchon öfter geſagt, ſpäter wollen wir ſehen, alſo parole d'honneur, Großmutter, Du erzählſt uns das ſpäter."

„Nun ja, ich verſpreche es Dir."

„Das laſſe ich mir gefallen — ah, da kommt Louiſon mit unſerem Nachteſſen."

Man hätte ſich unter dem Namen Louiſon ein junges Mädchen vorſtellen können, doch wiſſen wir bereits, daß die Magd der Madame Reveillot eine ältere und ſehr

gesetzte Person war, eigentlich eine Wäscherin, gewöhnlich sehr brummig, aber dem jungen Herrn so zugethan, daß sie bei seinen guten und schlechten Witzen, welche er über sie machte, beständig das dankbarste Publikum abgab. So schmunzelte sie auch heute, als er Louison gesagt und meinte: „einen so hübschen Namen hätte ich mir vor dreißig Jahren schon gefallen lassen, jetzt aber will ich bei meiner Lise leben und sterben — und damit wünsche ich gesegnete Mahlzeit.“

„Danke, Louison, aber Du bist zu bescheiden“ — Anatole wandte sich an seinen Freund, „Du weißt gar nicht,“ sagte er zu diesem, „was Louison für eine famose Person ist; sie hat dabei geholfen, mich so vortrefflich zu verziehen, nicht wahr Großmutter? und dann ist sie ein Sonntagskind und kann Geister sehen.“

„Ach gehen Sie doch,“ erwiederte das alte Frauenzimmer ernst werdend.

„Das wäre wirklich interessant,“ meinte Werder, „ich habe noch nie Jemanden kennen lernen, der gesagt, ich habe Geister gesehen, sondern bei dergleichen Geschichten war die handelnde Person immer ein Vetter, ein alter Oheim oder sonstige Verwandte, welche einem anderen Verwandten diese Geschichte erzählt.“

„Aber bei Louison ist das etwas Anderes, sie hat einmal ein Gespenst gesehen und soll es uns nachher er-

zählen, wenn ſie will — o wir haben prächtigen Stoff für heute Abend — und dann dieſe guten Kartoffeln — Großmutter, Du treibſt Verſchwendung mit uns, denn was Louiſon da aufträgt, riecht ganz genau wie Beefſteaks oder Cotelettes."

„Es ſind Cotelettes, junger Herr, und ich habe mir alle Mühe damit gegeben."

„Vortrefflich, aber deßhalb ſchenke ich Dir doch Deine Geſchichte nicht, Werder muß ſie hören."

Madame Reveillot blickte mit innigem Vergnügen auf die beiden jungen Leute, denen es ſo außerordentlich ſchmeckte, beſonders auf ihren Enkel, während ſie ſelbſt faſt gar nichts genoß; nur zuweilen flog ein Schatten über ihre Züge, nachdem Anatole ſie mit einem herzlichen Ausdrucke angeſchaut, und wieder auf ſeinen Teller niedergeſehen; dann warf die alte Frau einen Blick auf das Tiſchzeug und auf die kahlen Wände ihrer Wohnung, und träumte wohl wie es anders ſein würde, wenn Anatole bei ihr in einem reichen, eleganten Speiſezimmer ſäße, bedient von Lakaien in der Livrée eines vornehmen Hauſes — hatte. doch der junge Mann von der Natur Alles erhalten, um ſich als Mittelpunkt eines ſolchen vornehmen Hauſes zu bewegen, waren doch alle ſeine Bewegungen ſicher und zierlich, ſeine Sprache gewählt, ſeine Manieren die eines feinen Mannes. Und wie wurden

dieſe Eigenſchaften unterſtützt von Geiſt und Herzensgüte, ſo vortheilhaft durch ſein Aeußeres hervorgehoben. Seine Geſtalt war vom ſchönſten Ebenmaß, etwas fein gebaut, dabei aber kräftig und gewandt, wobei die intereſſanten Züge ſeines Geſichtes, ohne daß man dieſes gerade hätte ſchön nennen können, ausdrucksvoll und dabei anziehend waren.

Von Mutter und Großmutter hatte er den feinen Mund und die großen, glänzenden Augen, von dem Vater, deſſen Miniaturporträt über dem alten Sopha hing, das ſchwarze krauſe Haar.

Auch Anatole's Freund, Herr Werder, war ein recht hübſcher junger Mann, aber ſo ganz anders — „o ſo ganz anders," konnte Madame Reveillot ſich nicht enthalten leiſe vor ſich hinzuſprechen. Wenn zwei Dutzend ähnlicher junger Leute bei einander geweſen wären, ſo würde jede aufmerkſame, unparteiiſche Beobachterin nur auf Anatole mit der Frage gezeigt haben, „wer iſt das?"

„Dein Nachteſſen war ganz ausgezeichnet, Großmutter, und wenn der Punſch nicht ſchlechter iſt, ſo bin ich mit Dir zufrieden — ah Louiſon, die Geiſterſeherin, ſchmunzelt."

Nun hatte aber Louiſon eigentlich gar nichts an ſich, was einen ſolchen Namen gerechtfertigt hätte, denn unter Geiſterſeherin ſtellt man ſich gewöhnlich Leute mit bleicher

Fluth hätte werfen können; getrennt waren wir von ihr nur durch die Ruinen einer niedrigen Mauer, die voll Löcher und Riſſe war, durch welche man das nun erhellte Waſſer ſehen konnte, indem der Mond ſoeben am Horizont emporſtieg. Wie ich ſo an dem Wagenfenſter lehnte und auf die glänzende See ſchaute, dachte ich an ein furchtbares Unglück, welches vor einigen Jahren hier geſchehen und noch ſo unvergeſſen in der Erinnerung der Poſtillone iſt, daß ſie beim Umſpannen die Einzelnheiten dem Reiſenden gerne erzählen.

Eines Abends nämlich hatte die von Amposta kommende Diligence umgeſpannt und war mit ihren 18 Paſſagieren, worunter eine deutſche Familie mit ein paar Damen und Kindern, die oben erwähnte Schlucht hinabgefahren; ein heftiges Gewitter mit ſtarken Regengüſſen entlud ſich gleich darauf über der Gegend, ohne gerade beſondere Beſorgniß einzuflößen; einer der Stallleute, die bei jeder Station eine Strecke Wegs neben dem Wagen herlaufen, um die Maulthiere anzutreiben, hatte die Diligence beim Leuchten der Blitze noch tief in der Schlucht fahren ſehen, worauf ſie in der dunkeln Nacht verſchwand — um nie wieder zum Vorſchein zu kommen. Wo ſie mit ihren 18 unglücklichen Paſſagieren, Mayoral, Zagal, Delantero und Geſpann eigentlich verunglückt iſt, weiß heute noch Niemand; man glaubt ein plötzlich angeſchwollenes ſonſt ſtilles Bergwaſſer habe ſie mit allem in das Meer hineingeſpült, oder vielleicht auch ſind auf dem Wege hoch über der See, von dem ich ſo eben ſprach, die Thiere am Wagen durch das Gewitter ſcheu geworden und haben die Diligence mit ſich hinab in die Tiefe geriſſen, kurz man hat nie mehr eine Spur von ihr geſehen.

Glücklicherweiſe paſſirten wir dieſe Stelle ohne den geringſten Unfall, wie z. B. das häufig vorkommende Stürzen eines der Thiere, was aber auch hier von ſchrecklichen Folgen hätte ſein müſſen, und erreichten um Mitternacht Caſtellon, wo wir abermals abgefüttert wurden und zwar auf eine ſo vortreffliche

Geſichtsfarbe, eingefallenen Wangen und einem gewiſſen unheimlichen Blick vor, wogegen die alte Magd ein Geſicht von recht geſundem Ausſehen hatte, mit ſehr beweglichen, gutmüthigen, beinahe munteren Augen.

Werder mochte etwas Aehnliches denken und durch eine Verkettung von uns unbekannten Ideen mit ſeinen Gedanken in das Haus von Anatole's Prinzipal zurückgekehrt ſein, wo der würdige Bankier jetzt mit ſo und ſo viel anderen Millionen um den runden Tiſch herum ſaß, genug, er ſagte, „weißt Du wohl, Anatole, daß Herr von Martini die Augen eines Geiſterſehers hat?“

„Das iſt wahr,“ ſagte Madame Reveillot, „und wenn er mit Jemand ſpricht, ſo ſtarrt er auf eine wirklich unheimliche Art in weite, weite Fernen hinaus, als ſei er beſtändig mit anderen Gedanken beſchäftigt, oder als ſähe er ganz abſonderliche Bilder vor ſich.“

„Gewöhnlich ſchläft er ſehr ſchlecht,“ warf Anatole ein, „und um ſich müde zu machen, pflegt er, wenn wir Alle fort ſind, noch auf ſeinem Privatkabinet im Wohnhauſe oft bis nach Mitternacht zu arbeiten, daher mag wohl das Abgeſpannte in ſeinen Zügen ſowie der matte Blick ſeinen Grund haben.“

„Ein ſolches Leben wäre meine Leidenſchaft gerade nicht. Wenn ich einmal viel Geld verdient haben werde, wollen wir es recht genießen, nicht wahr, Großmutter? —

Herr von Martini hat eigentlich nicht viel von seinem Leben: den ganzen Tag beschäftigt, immer eilig, immer hastig von einem Briefe, von einem Buche, von einer Zeitung zur andern eilend, findet er selten die Zeit, seiner einzigen Tochter mehr als ein flüchtiges Wort zu sagen — was nützt ihn auf diese Weise sein ungeheurer Reichthum?"

„Ja, er muß sehr reich sein."

„So heißt es in der Finanzwelt," sagte Herr Werder — „übrigens hat das Haus von Martini und Sohn auch seine Krisen gehabt, freilich noch unter dem alten Herrn, wo es einmal sehr nahe am Fallen war."

„Dein Vater und der erste Buchhalter sind bekanntlich gute Freunde, und so schweigsam Herr Ringel auch auf dem Comptoir ist, so wird er doch bei einem Glase Wein mittheilsam, da könntest Du wohl Näheres wissen."

„Aus dieser Quelle nicht das Geringste, denn Herr Ringel geht in seinen Mittheilungen nur bis zur Grenze, wo die Geschäftsgeheimnisse beginnen, und was die anbelangen, könnte man ihn auf einen glühenden Rost legen, ohne etwas aus ihm herauszubringen. Daß das Haus von Martini und Sohn vor vielleicht zwanzig Jahren einmal sehr schlecht stand, wissen alle Eingeweihten, und über den Aufschwung, den es darauf plötzlich genommen, erzählt man sich die verschiedenartigsten Geschichten: nach den

Einen ſei dem Hauſe eine bedeutende Erbſchaft zugefallen, nach den Andern ein großer Lotteriegewinnſt, wieder Andere erzählen, ſie hätten einen Schatz gefunden, denn damals wurde das jetzige Wohnhaus gebaut; auch unheimlichere Geſchichten gingen wohl von Mund zu Mund, ſo daß der jetzige Chef des Hauſes, damals noch ein junger Mann, in Paris von einem verſchwenderiſchen Grafen oder Marquis, ungeheure Summen gewonnen und dieſen alsdann nach einem Wortwechſel im Duell erſchoſſen. An Gläubigen für alle dieſe Geſchichten fehlte es allerdings nicht, ſowie auch an Leuten mit lebhafter Phantaſie, welche ſolche Gerüchte auf ihre Art weiter ausſpannen, denn mein Vater erinnerte ſich noch ganz genau, wie man vor langen Jahren erzählt habe, jener Marquis oder Graf, der in Paris im Zweikampf gefallen, ſei dem Herrn von Martini in einer Nacht, als er allein in ſeinem Kabinette geſeſſen, erſchienen, und ſeit jener Zeit habe der Bankier nie mehr gelacht und ſein Auge jenen ſtarren, feſten, unheimlichen Ausdruck angenommen."

„Seit wann er zu lachen aufgehört," meinte Anatole, „kann ich für meine Perſon nicht ſagen, wohl aber, daß ich ihn nie habe lachen ſehen."

„Jener Gerede erinnere ich mich auch noch ganz genau," ſagte Madame Reveillot, „damals lebte Frau von Martini noch, eine gute, liebenswürdige und ſchöne

Dame; sie starb bald nachher bei der Geburt ihrer Tochter Anna und hinterließ diesem Kinde jenen ganzen Schatz von guten Eigenschaften."

„O sie ist schön und gut wie ein Engel," rief Anatole begeistert, „sie ist der gute Stern des Hauses und wird nicht nur so angesehen von den leicht erregbaren Gemüthern, wie ich bin, von Glutköpfen wie der meinige, sondern auch von alten, gesetzten Männern. Hat doch Fräulein Anna sogar unseren ersten Buchhalter einmal zu einer witzigen Bemerkung veranlaßt, als er an einem nebelhaften Herbsttage die junge Dame im Garten gewahrte und in sich hineinbrummte, ‚na Gott sei Dank, daß heute wenigstens unsere Sonne scheint.'"

Die alte Lise hatte die Suppenschüssel mit dem Punsche auf den Tisch gesetzt, und da sie sich schon eine Bemerkung erlauben durfte, so sagte sie, an das Gespräch anknüpfend, „Fräulein Anna ist viel zu gut für diese schlechte Welt, und wie gut sie ist, weiß ich am Allerbesten — ist doch meiner Schwester Tochter schon drei Jahre bei ihr und wenn die von ihr spricht, so hebt sie in einem fort die Hände in die Höhe."

„Louison, das ist brav von Deiner Nichte," rief Anatole, „dafür bekommst Du auch ein Glas Punsch, und da wir bei dem ersten, welches wir trinken, gerade zufälliger Weise über das Haus meines Prinzipals ge-

ſprochen, ſo wollen wir es leeren auf ſein und ſeiner Tochter Wohl.“ —

„— — — — ſo und wenn Großmutter es erlaubt, ſo erzählſt Du meinem Freunde Werder jetzt Deine Geſpenſtergeſchichte.“

„Ach das iſt gar nicht der Mühe werth — ich erzähle es nicht gerne, und Madame Reveillot hört es nicht gerne.“

„Was mich anbelangt,“ meinte die alte Frau lächelnd, „ſo macht mir Deine Geſpenſtergeſchichte kein Grauſen mehr, denn ich hörte ſie ſchon zu oft, auch habe ich mir aus meinem Schlafzimmer etwas zu holen, und während der Zeit kannſt Du den jungen Leuten ſchon den Gefallen thun.“

Nun liebte es Liſe ſehr, dieſe Geſpenſtergeſchichte preiszugeben, der großen Wirkungen wegen, die ſie ſchon damit hervorgebracht; auch hatte die Erzählung durch ſehr häufiges Wiederholen eine recht anſtändige Rundung erhalten und ließ ſich ſchon anhören; beſonders wenn man die alte Magd dabei betrachtete, wie ſie ſich zur Vorbereitung ihre Schürze um die nackten Arme wickelte und alsdann nach einem tiefen Athemzuge begann:

„Alſo die Geſchichte iſt wahr, denn ich habe ſie erlebt und war ſelbſt mit dabei; freilich iſt es ſchon ein paar Jahre her, und das Haus, wo ſie ſich zutrug, war

ein altes Haus, wurde auf den Abbruch verkauft und jetzt steht ein neues da. Aber unter diesem neuen sieht man noch die Gewölbe des alten, in deren einem wir dazumal waschen mußten bei der Herrschaft, wo ich in Diensten stand. Als ich dort eintrat, hatte man mir gesagt, Lise, Du bleibst nicht lange da, es ist noch keine über die erste Wasch da geblieben; doch habe ich gedacht, will's probiren, waschen kann ich, fleißig bin ich auch — wir wollen schon sehen. Morgens früh um fünf Uhr habe ich angefangen, die Wäsche zu seifen."

„Weiter, Lise — weiter!"

„Das gehört Alles dazu — und Nachts um ein Uhr sollte ich anfangen zu waschen, da ich aber Abends keinen Schlaf hatte, so fing ich schon um zehn Uhr an, dachte, da bist Du ein paar Stunden früher fertig."

„Sie waren allein in dem Gewölbe?" frug Herr Werder.

„Ganz allein, denn es war eine kleine Haushaltung und also auch eine kleine Wasch — an dem Abend ging es mir wie noch nie von der Hand, es war förmlich ein Segen dabei, und als es zwölf Uhr schlug, konnte ich schon durch meinen Haufen durchsehen."

„Ah, es schlug zwölf Uhr?"

„Mitternacht — jetzt kommt's," sagte Anatole.

„Allerdings kam es, junger Herr, und ich will es

in meinem Leben nicht vergessen. — Wie es kam, kann ich eigentlich nicht sagen, es kam nicht gegangen, es kam nicht geschlichen, es muß so hereingeweht sein wie vom Wind, und als ich zufällig einmal aufschaute, um mir mit dem aufgekrämpelten Aermel die Nase zu wischen, da stand es vor mir — keine zwei Schritte entfernt und schaute mich an."

„Und was denn, Lise."

„Eine alte Frau in einem altmodischen Kleide, wie man es auf Bildern sieht, und eine weiße Haube hatte sie auf mit einem weißen Strich und weißen Bändern, aber ihr Gesicht war noch weißer selbst die Lippen, die gingen ein wenig in's Blaue, aber die Augen o die werde ich nie vergessen, und wenn es jetzt noch dunkel um mich ist und mir die Geschichte einfällt, da sehe ich nichts wie die zwei leuchtenden Augen."

„Weiter Lise, weiter! nimm einen Schluck Punsch, der wird Dir wohlthun."

„In der Hand hatte die Frau einen Teller, auf dem stand ein uraltes Gläschen mit Wein und daneben lag ein Stückchen Kuchen. Ich mußte mich an dem Waschzuber halten, um nicht umzufallen, denn die Kniee knickten mir ein; ich dachte mir schon, jetzt geht's an's Haʼsumdrehen, aber das Gespenst that mir nichts, es blickte mich eine Zeitlang an, dann setzte es den Teller auf den

Nebentisch, und das Merkwürdigste dabei war, daß es einen Ton gab, als sie den Teller niedersetzte, was mich wunderte, denn so viel ich gehört hatte, macht Alles, was die Gespenster thun, kein Geräusch. Hierauf drehte sich die Frau wieder zu mir, stellte sich gerade vor mich an den Zuber und fing an zu waschen, wobei sie mich bald mit einem traurigen Blicke ansah, leise seufzte und dann nach ihrem Teller mit dem Wein und dem Kuchen schaute. Da ich sah, daß sie mir nichts zu leid that, faßte ich Muth und nahm meine Arbeit wieder auf und so wuschen wir darauf los, das Gespenst und ich, vielleicht eine Stunde lang, dann richtete es sich auf, zog langsam seinen Aermel wieder herab, nahm vom Nebentisch seinen Teller und trat vor mich hin, wobei es mich mit einem recht kläglichen Blicke anschaute. Geh' mit Gott, sagte ich halblaut, und wie ich das gesagt oder gedacht, so schlug es ein Uhr, und da verschwand es mit einem langen, langen Seufzer — ich aber hatte mir doch zu viel Stärke zugetraut, daß ich mit dem Geist an einem Zuber gewaschen, denn als sie nun fort war und Alles vorbei, da fiel ich um wie ein Stück Holz, und als ich wieder zu mir selbst kam, dämmerte bereits der Morgen."

„A—a—a—ah, Lise — Sie hatten geschlafen und geträumt."

„Hatte sich 'was mit Schlafen," erwiederte die alte

Magd in einigermaßen entrüſtetem Tone, „da war von keinem Traume die Rede, junger Herr, denn was ich geſehen, das ſahen vor mir ſchon ſehr viele Mädchen und verließen den Dienſt nach der erſten Waſch, wie ich auch, und das war dumm — o ſo ſehr dumm, denn ich hätte das arme Geſpenſt ebenſo gut erlöſen können, wie diejenige, welche nach mir kam, und die es vollbrachte, da ſie couragirter war.“

„Und wie machte ſie das?“

„Nun als das Geſpenſt bei ihr am Zuber wuſch und immer nach dem Teller hinüberſchielte, dachte jene, was kann es mir ſchaden, wenn ich den Kuchen und den Wein verſuche und da aß ſie und da trank ſie und da lachte das Geſpenſt hell auf und da ſchlug es ein Uhr und da ſtand das Mädchen ebenſo wie ich allein in dem Gewölbe; aber auf dem Tiſche, wo der Teller geſtanden, lag ein Haufen Goldſtücke.“

„Ja, da iſt es allerdings ſchade, daß Du nicht klüger warſt, Liſe.“

„Was wollen Sie, Herr Anatole,“ erwiederte die alte Magd achſelzuckend — „wenn man Unglück haben ſoll, zerbricht man den Finger im Reisbrei, und wenn es Suppe regnet, hat man gewiß keinen Löffel bei ſich, aber das Geſpenſt war von da an erlöst und meine Geſchichte iſt aus.“

„Eine vortreffliche Geſchichte und ſehr moraliſch,“ ſagte Herr Werder — das Geſpenſt war unfehlbar eine hartherzige Frau, welche ihren Dienſtboten nicht ſatt zu eſſen gab und zur Strafe dafür wandeln mußte.“

Madame Reveillot kam jetzt wieder aus ihrem Schlafzimmer hervor und trug etwas in ein Papier Eingewickeltes in der Hand, das ſie vor ſich auf den Tiſch legte.

„Was iſt das, Großmama?“

„Ich brauche es, um meine Schulden zu bezahlen.“

„Ah, Du biſt köſtlich — alſo willſt Du Dein Verſprechen erfüllen und uns die gewiſſe Geſchichte erzählen? — Du darfſt Dir Glück wünſchen,“ wandte er ſich an ſeinen Freund, „daß Du gerade dabei biſt — ſchon oft hat meine Großmutter davon geſprochen, aber noch nicht erzählt.“

„Es wäre auch vielleicht beſſer, wenn ich es heute noch nicht thäte — wozu nützt es auch?“ ſprach die alte Frau mehr zu ſich ſelber als zu den beiden jungen Leuten, „es iſt gar nichts Beſonderes, nur mir wichtig, weil Dein ſeliger Vater dabei betheiligt war, und daß es mir gerade heute ſo lebhaft in Gedanken liegt, kommt wohl daher, weil es ein Sylveſterabend war wie heute — vor zwanzig Jahren, Kinder, Anatole konnte kaum laufen — wir wohnten in der Stadt, aber nicht hier, in dieſem

Art, daß wir das unverſtändliche Eſſen von Amposta gern darüber vergaßen.

In der nächſtfolgenden Station hatten wir übrigens noch einen kleinen Unfall von ſo außerordentlicher Art, daß ich denſelben nicht unerwähnt laſſen kann. Es war vor dem Poſthaus, und die Straße viermal ſo breit als gewöhnlich, eher ein kleiner Platz, aber von ſo unergründlichem Schmutz, daß der Wagen bis an die Achſen einſank und beim Ankommen nur im Schritt von den müden Thieren vor das Gebäude geſchleppt werden konnte. Beim Abfahren wurde das gewöhnliche Manöver wiederholt und die Pferde — wir hatten ſchon ſeit Caſtellona keine Maulthiere mehr — durch Peitſchenhiebe und Geſchrei ſo angefeuert, daß ſie den ſchweren Wagen im Galopp durch den Schmutz davonzogen. Plötzlich aber hielten wir mit einem tüchtigen Ruck, vier der mittleren Pferde waren geſtürzt, die vordern vier aber hatten mit Beihülfe der Stangenpferde die Diligence über die geſtürzten hinweggeriſſen, die nun, uns allen völlig unbegreiflich, unter unſerem eigenen Wagen lagen. An ein Ausſteigen war nicht zu denken, denn man wäre bis an die Kniee eingeſunken; glücklicherweiſe kam man uns vom Poſthaus zu Hülfe, aber es dauerte eine gute Zeit, ehe die Verwirrung unſeres Geſpanns gelöst war, man mußte die Geſchirre aufſchnallen und die geſtürzten Thiere an Kopf und Schweif unter dem Wagen hervorziehen. Wäre in dieſem Augenblick etwas komiſch zu nennen geweſen, ſo hätte es die Stellung unſeres Stangenhandpferdes ſein müſſen, denn dieſes ſaß wie ein Hund auf den Hinterbeinen, und zwar auf dem Hals eines der andern geſtürzten Thiere. Ich bin feſt überzeugt, daß von den des Roſſelenkens kundigen Leſern mancher ungläubig den Kopf ſchütteln wird, doch bin ich im Stand, jedem Zweifel die beſten Zeugniſſe für meine Worte zu verſchaffen.

Als es endlich wieder Tag wurde — wir waren anhaltend abwärts gefahren — ſahen wir abermals das Meer zu unſerer Linken, und hatten den Anfang der Huerta erreicht, jenes baum-

alten Hause; meine Tochter, Deine Mutter, war schon todt, und Dein guter Vater, der damals auf dem großen Fabriketablissement in Tiefenbach, eine Stunde von hier, den französischen Briefwechsel besorgte, blieb an jenem einunddreißigsten Dezember so lange aus, daß ich ernstlich besorgt um ihn wurde. Endlich kam er, und als ich ihn sah, erschrak ich über sein Aussehen: sein Haar klebte ihm an der bleichen Stirne, auf der noch dicke Schweißtropfen standen, er athmete mühsam, und nachdem er mich flüchtig begrüßt, ging er in's Schlafzimmer, um sich die Hände zu waschen, an denen ich schon, als er eintrat, Blutflecken bemerkt hatte."

„Das ist ja gräßlich, Großmutter."

„Mir kam es auch so vor, aber nur weil mich die Aufregung Deines guten, braven Vaters dauerte, denn," setzte sie mit Stolz hinzu, „wer den — wer Deinen Vater wie ich kannte, und viele Leute kannten und schätzten ihn, der würde nur in dem Gedanken erschrocken sein, es sei ihm selbst etwas Furchtbares begegnet, und so war es auch, obgleich er gänzlich unverletzt war. Das erzählte er mir, nachdem er an jenem Abende bei der Behörde gewesen und dort die Sache berichtet.

„Dein Vater hatte an jenem Abend etwas lange gearbeitet, und es war schon vollkommen dunkel, als er das Comptoir auf der Fabrik verließ, was ihm indessen an

ſich gleichgültig war, da er, ein kräftiger Mann, einen guten Stock bei ſich hatte, ihm zudem noch nie etwas Unangenehmes auf der einſamen Landſtraße begegnet war. So ſicher wie jetzt war es damals allerdings noch nicht und man hörte hie und da von räuberiſchen Anfällen und von böswilligen händelſüchtigen Menſchen.

„Die Landſtraße, welche von Tiefenbach hieher zweimal ſtark aufwärts und abwärts führte, war ziemlich verlaſſen, nur als Dein Vater in der Mitte des Weges in der Tiefe angekommen war, ſah er dicht am Chauſſeegraben einen zweiſpännigen Wagen ſtehen, eine Kaleſche, deren Dach vorgeſchlagen war; obgleich die Laternen an derſelben hell brannten, ſo ſah er doch Niemanden in dem Wagen, auch keinen Kutſcher auf dem Bock, wohl aber glaubte er zu bemerken, daß die Zügel von einem im Fahrzeuge Sitzenden gehalten wurden. Es war eine kalte Nacht, und die Thiere ſchüttelten ſich froſtig unter dem ſcharfen Winde, als er zögernd vorüberſchritt. Da er aber keine Veranlaſſung ſah, ſich hier aufzuhalten, ging er langſam den vor ihm liegenden Berg hinauf, wobei er ſich häufig umſchaute. So oft er jedoch ſtehen blieb, bemerkte er die beiden Laternenlichter ruhig auf derſelben Stelle, was ihn am Ende doch bewog, wieder umzukehren und ſich die Equipage näher zu betrachten. Die

Reisenden werden eingeschlafen sein, dachte er, und wenn man vielleicht die Pferde, die so dicht am Straßengraben standen, beim Erwachen plötzlich antrieb, so konnte das Gefährt den ziemlich hohen Damm hinabstürzen.

„Unten angekommen, blickte er in die Kalesche hinein und glaubte, in der Ecke eine Gestalt zu bemerken, die er mit lauter Stimme anrief — es erfolgte keine Antwort und ebensowenig auf einen zweiten und dritten noch stärkeren Ruf — wohl aber hoben die Pferde ihre Köpfe und zogen an, weßhalb Dein Vater rasch nach den Zügeln griff und nicht nur erstaunt war, daß ihm diese in der Hand blieben, sondern auch mit Entsetzen bemerkte, daß sich seine Finger blutig färbten, sobald er das Leder anfaßte. Da stand er rathlos und verwünschte seine Bereitwilligkeit, fremden Leuten helfen zu wollen — er mußte die Zügel fest in der Hand halten, um die Pferde wieder zum Stehen zu bringen. Glücklich war er, in diesem Augenblicke das Knallen einer Peitsche zu hören und bei dem schwachen Lichte der Sterne einen Frachtwagen zu bemerken, welcher ebenfalls aus der Richtung von Tiefenbach den Berg herabkam.

„‚He, mein Freund!‘ rief er den Fuhrmann an, der neben den Pferden ging, und bat ihn näher zu kommen, aber seine Laterne mitzubringen.

„Der Andere dachte, Dein Vater sei der Herr der

Equipage und ihm irgend ein Unfall begegnet, erſtaunte aber nicht wenig, als er nun das Nähere erfuhr, ſchaute ziemlich mißtrauiſch drein und ſtieß einen lauten Ruf des Schreckens aus, nachdem er mit ſeiner Laterne in den Wagen geleuchtet: drinnen in der Ecke ſaß ein Mann mit tief auf die Bruſt herabgeſenktem Kopfe, deſſen Schädel von einer Kugel zerriſſen war, welche vornen auf der Stirne eingedrungen und wohl den augenblicklichen Tod herbeigeführt hatte.“

„Entſetzlich, Großmutter.“

„Dein Vater und der Fuhrmann wechſelten ein paar unruhige Blicke und erſt als Dein Vater mit der Ruhe eines guten Gewiſſens ſagte, er ſei ein in der Stadt wohlbekannter Mann und vor einer halben Stunde von dem Fabriketabliſſement in Tiefenthal weggegangen, verlor ſich das Mißtrauen in den Zügen des Andern und er erwiederte, ‚hol' der Teufel Ihre Neugierde — es wäre beſſer geweſen, wenn Sie ruhig Ihres Weges gegangen wären und mich ebenfalls hätten ziehen laſſen, da können wir auf die unſchuldigſte Art von der Welt in eine ſaubere Geſchichte hineinkommen — was jetzt thun?‘

„‚Nun auf jeden Fall das Gefährt mit in die Stadt nehmen und bei der Polizei abliefern.‘

„Der Fuhrmann kratzte ſich am Kopfe und ſchien

gute Luſt zu haben, das Deinem Vater allein zu überlaſſen, doch da dieſer ihm für die verlorene Zeit eine gute Belohnung verſprach, ſo entſchloß er ſich endlich und fügte ſich den vernünftigen Anordnungen Deines Vaters.

„Das Erſte, was ſie nun thaten, war, den Frachtwagen vor den andern Wagen zu ſtellen und die Pferde des letzteren hinten anzubinden: dann nahm jeder eine Laterne, und nun unterſuchten ſie ſorgfältig, ob ſich rechts und links von der Kaleſche nichts finden laſſe, was in Zuſammenhang zu bringen ſei mit dem Morde des Reiſenden. Dabei kam es Deinem Vater vor, als beuge ſich der Fuhrmann einmal ſehr nahe zum Boden hinab und hebe dort etwas auf, doch als er ihn darum befragte, ſagte jener ruhig, er habe dort nur einen Stein geſehen, der eine eigenthümliche Form gehabt, und den er deßhalb für etwas Anderes gehalten habe.

„Daß hier ein Mord vorlag, daran war nicht zu zweifeln: der Schuß auf jenen Unglücklichen konnte nur auf kurze Entfernung abgefeuert ſein, und zwar von der Seite des Chauſſeegrabens her, neben welchem die Kaleſche dicht ſtand — auch von unten nach oben, das zeigte die Richtung, welche die Kugel genommen. — Daß der Mann ſelbſt Hand an ſich gelegt habe, war nicht anzunehmen, denn man fand weder eine Piſtole im Wagen

ſelbſt, noch in der Umgebung deſſelben, wohl aber ein dolchartiges Meſſer, deſſen Klinge mit Blut befleckt war, und welches mit der Spitze im Fußboden des Wagens ſtak, gerade ſo als ſei es der Hand des Erſchoſſenen entglitten. Weiter ſuchten ſie nun und fanden nicht nur am Rande des Chauſſeegrabens Blutſpuren, ſondern dieſe ſetzten ſich auch bis zum Wagen fort, deſſen eine Thüre offen ſtand und wo ſie jetzt auf der Polſterung von weißem Tuche deutlich den Abdruck einer blutigen Hand ſahen, als habe ſich dort Jemand aufgeſtützt in dem Augenblicke, als er aus dem Gefährt geſprungen. Die Blutſpuren am Rande des Grabens ſetzten ſich auch in dieſen hinein fort und wurden von den Beiden noch eine Strecke weit in's Feld hinaus verfolgt.

„Statt aber dieſen weiter nachzugehen, hielten ſie es für gerathener umzukehren und den Wagen nach der Stadt zu bringen. Dort wurden noch in ſelber Nacht Beamte und andere Leute ausgeſandt, um die Stelle zu beſichtigen, wo Dein Vater jenen Wagen gefunden, ſowie auch, um jene Spuren durch das Feld ſo weit als möglich zu verfolgen. Daß dorthin Jemand geflohen war, erkannte man nicht nur an den verſchiedenartigſten Merkmalen, ſondern man fand auch einige Tauſend Schritte entfernt von dem Orte, wo der Wagen geſtanden, in einem Erlenholze ein abgeſchoſſenes Piſtol, deſſen Kaliber

mit der Kugel, welche den Unglücklichen getödtet, genau zusammenpaßte, sowie Spuren, daß der flüchtige Mörder sich hier niedergesetzt habe, um eine Wunde zu reinigen und zu verbinden; denn hier lagen Büschel ausgerissenen Grases mit Blut befleckt, sowie einige kleine Stückchen von einem sehr feinen Battisttuche. Damit aber war allen weiteren Nachforschungen ein Ziel gesetzt, denn hinter dem Erlengebüsch stieg das Terrain wieder aufwärts und hier befand sich das Bett eines Baches, dem der Flüchtling wahrscheinlich gefolgt und so keine weiteren Spuren hinterlassen hatte — ein zerklüftetes, felsiges Terrain; ein ehemaliger, jetzt nicht mehr benutzter, tiefer Steinbruch, aus welchem der obenerwähnte Bach hervorkam, wurde ebenfalls auf's Genaueste untersucht, ohne etwas zu finden.

„Für Deinen Vater," fuhr Madame Reveillot nach einer Pause fort, „war diese Geschichte ebenso, wie für den armen Fuhrmann von unangenehmen Folgen, denn ich kann und will es Dir nicht leugnen, daß Beide Jahre lang mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet wurden, welches sogar dann nicht aufhörte, als man sah, daß wir nach wie vor in dürftigen Umständen lebten — ja sie hatte zur Folge, daß Dein armer Vater nie im Stande war, hier recht emporzukommen und doch an die Stadt gefesselt blieb; denn er sagte mir oft, ‚gern würde ich bei

den veränderten Verhältniſſen nach Frankreich in meine Heimat zurückkehren, und ich wäre überzeugt, dort noch Manches aus den Trümmern meines ehemaligen Vermögens retten zu können, aber ſo bin ich der Ehre meines Namens, ſowie der Zukunft meines Kindes ſchuldig, hier zu bleiben, bis ſich irgend eine Aufklärung jener verhängnißvollen Geſchichte ergibt.'"

„Armer Vater," ſagte Anatole.

„Aber es fand keine Aufklärung ſtatt — Jahre vergingen; die Erzählung jenes Vorfalles lief durch alle Zeitungen, Nachforſchungen wurden im weiteſten Kreiſe gehalten — Alles vergebens. Was man bei jenem Unglücklichen an baarem Gelde gefunden war unbedeutend, und ſo verkaufte man Wagen und Pferde, um ihn zu beerdigen und die Gerichtskoſten zu bezahlen."

„Und fand man keine Papiere, keine Briefſchaften, welche Auskunft über ihn hätten geben können?"

„Durchaus nichts — wie ich vorhin ſchon geſagt, blieben die ſorgfältigſten Nachforſchungen, welche die Gerichte mit einer außerordentlichen Emſigkeit anſtellten, erfolglos — man verbreitete die Beſchreibung der Pferde und des Wagens ſo viel wie möglich durch die Zeitungen, und das Einzige, was man erfuhr, war, daß in einem kleinen Städtchen der franzöſiſchen Grenze ein ähnlicher Wagen und ähnliche Pferde zu jener Zeit von

einem Manne gekauft worden ſeien. Dabei war es dem Verkäufer aufgefallen, daß jener Mann durchaus nicht gehandelt hatte, ſondern den verlangten Kaufpreis augenblicklich bezahlt. Ueber das Aeußere des Fremden war der Verkäufer nicht im Stande, Genaues anzugeben: er habe über ſeiner Kleidung einen großen Mantel getragen und auf dem Kopfe einen breitgekrämpten Hut gehabt. Später erfuhr man allerdings noch etwas aus nächſter Nähe, aber es war ſo unbeſtimmt und unzuverläſſig, daß ſelbſt die Gerichte nicht beſonders viel darauf gaben: der Hausknecht des Gaſthofes zur goldenen Glocke hier in der Stadt gab nämlich an, er glaube in dem Wagen ein Gefährt wieder zu erkennen, das vor einigen Monaten ſchon in der Stadt geweſen und deſſen Pferde er habe füttern helfen; zwei Männer, die in dem Wagen geweſen, ſeien ausgeſtiegen, hätten ſich auf der Straße eine kleine Erfriſchung geben laſſen und wären dann mit einander fortgegangen, wobei der Eine im weiten Mantel gerade ſo gegangen ſei, wie Jemand, der etwas Schweres bei ſich trage, und der Andere habe im Fortgehen einen Namen genannt — und welchen Namen, glaubt ihr wohl, Kinder?“ fragte Madame Reveillot, indem ſie die jungen Leute mit einem lächelnden Blicke anſchaute.

„Ja wer kann das wiſſen, Großmutter? — fahre

Du lieber fort, Deine Erzählung ſpricht uns außerordentlich an.“

„Nun denn, der Eine hätte den Namen Deines jetzigen Prinzipals, des Herrn von Martini genannt — ich ſage euch das ohne Rückhalt, wie es damals vor langen Jahren in Jedermanns Munde war und wie man es in den Zeitungen gedruckt leſen konnte. Darin lag auch gar nichts Verdächtiges — denn es kam eine Menge Fremder, die mit dem damals ſchon bekannten und reichen Bankhauſe Geſchäfte zu machen hatten, was mit den beiden Männern auch der Fall geweſen war; denn Herr von Martini, der jetzige Chef des Hauſes, erklärte auf Befragen, es ſeien an jenem Nachmittage, Ende November, an dem es bereits ſtark gedunkelt habe, zwei Fremde auf ſeinem Comptoir geweſen, mit dem Wunſche, Wechſel zu diskontiren, was er aber, da ihm jene Beiden gänzlich unbekannt geweſen, begreiflicher Weiſe abgelehnt habe.“

„Das iſt ſelbſtredend,“ ſagte Anatole, mit dem Tone eines Geſchäftsmannes, der etwas von der Sache verſteht, „man wagt nicht ſo ſein Geld an unbekannte Leute, ſelbſt wenn die Wechſel echt und unverfänglich ausſehen — konnte aber Herr von Martini oder der vorſichtige Herr Ringel keine genaue Beſchreibung machen von den beiden Fremden?“

„Nur eine ſehr unvollſtändige — man habe an

und waſſerreiche Gartenland, in dem Valencia liegt. Die Felder waren hier ſchön und regelmäßig angebaut, mit neu aufkeimendem Grün bedeckt, oder mit Gemüſepflanzen, die noch auf die Ernte warteten. Ueber die, freilich kahlen und knorrigen Schoſſe der Reben breiteten mächtige Korkeichen und Johannisbrodbäume ihre immergrünen Blätter aus, Palmen ſtanden bald einzeln, bald in Gruppen bei einander, und aus dem dunkeln Laube der Orangenbäume ſchimmerten freundlich die goldenen Früchte hervor. Die Huerta war ſo liebenswürdig, ſich uns in recht ſchönem Lichte zu zeigen, das ſie freilich von der eben aufſteigenden Sonne entlehnte, aber mit heiter lachendem Geſicht empfieng. Bei Murviedro, dem alten römiſchen Sagunt, ſpannten wir glücklicherweiſe um, und hatten deßhalb Zeit das mächtige Caſtell, hoch über dem Ort gelegen, welches mit ſeinen Mauern, Thürmen und gewaltigen Gebäuden in großer Ausdehnung dem Laufe des Hügels folgt, zu bewundern. Es war von der Sonne ſo ſchön angeſtrahlt, und glänzte in den lebendigſten rothen und gelben Farben, die ſich um ſo friſcher hervorhoben, als der Berg unterhalb mit einem Kranze von grünen Bäumen und Sträuchern eingefaßt war. Beim Weiterfahren zeigte ſich die Huerta wohl in gleicher, aber doch in mannichfaltig wechſelnder Geſtalt; einzelne Häuſer und kleine Dörfer erſchienen zahlreicher, und das künſtliche Bewäſſerungsſyſtem dieſer Ebene, das noch aus der Araberzeit herſtammt, kommt immer deutlicher und vortrefflich unterhalten hervor. Die Felder ſind mit zahlreichen Waſſergräben durchſchnitten, die an der Straße, von wo ſich der Strom ergießt, ſorgfältig mit rothen Ziegeln eingefaßt ſind; kleine Brunnen von maleriſcher Geſtalt ſieht man auf allen Seiten; ein Pferd treibt das horizontale Rad, welches das Paternoſterwerk bewegt — eine vertikale, mit Zähnen verſehene Scheibe, über welche an Seilen irdene Krüge laufen, die das Waſſer unten ſchöpfen und oben in einer Rinne ausgießen. Mir waren dieſe Brunnen alte, liebe Bekannte aus Syrien und Aegypten, wo ich an ihnen manchen guten Trunk gethan, über-

jenem Abend viel zu thun gehabt, die Kasse sei überfüllt, der Hauptkassier Unwohlseins halber nicht da gewesen; auch legte man auf die Aussagen des Hausknechts von der goldenen Glocke nicht viel Werth, denn er hatte den Wagen doch nicht deutlich genug im Gedächtniß, um seine Angaben beschwören zu können — ich erzähle Dir es nur, mein lieber Anatole, weil ich Dir die geringsten Einzelnheiten, welche mit jener traurigen Angelegenheit allenfalls in Zusammenhang gebracht werden könnten, nicht vorenthalten will. Und dazu kommt noch etwas anscheinend Wichtiges, obgleich in seinen Folgen auch ohne weiteren Werth — — Jahre waren vergangen, und Dein armer Vater kränkelte schon so sehr, daß der Arzt für ihn dem anbrechenden Frühjahre mit gerechter Besorgniß entgegensah. — Da," fuhr die alte Frau mit bewegter Stimme fort, „brachte die Post ein kleines Packetchen" — Madame Reveillot erhob bei diesen Worten ihre Hand ein wenig und drückte sie alsdann sanft wieder auf das weiße Papier, welches vor ihr auf dem Tische lag, eine Bewegung, die so bezeichnend war, daß die beiden jungen Leute derselben mit den Augen folgten.

„In dem Packetchen war eine kleine, grüne Brieftasche mit einem Schreiben jenes Fuhrmanns, der seit langer Zeit die Gegend verlassen, und von dem man

weiter nichts mehr gehört hatte. In dem Briefe ſchrieb er Deinem Vater, er habe an jenem Abende, als ſie Beide die Umgebung des Wagens unterſucht, dieſe Brieftaſche auf dem Boden liegen ſehen, ſie aufgehoben und heimlich zu ſich geſteckt."

„So hatte ſich mein Vater doch nicht getäuſcht?"

„Gewiß nicht — der Fuhrmann habe die Brieftaſche Abends unterſucht und nichts darin gefunden als ſechs Zettel, auf denen für ihn gänzlich unverſtändliche Worte ſtanden. Gleich anfänglich ſchon hatte er ſie Deinem Vater oder dem Gerichte übergeben wollen, doch hätte ihn falſche Scham, ſowie die Furcht, in einen nicht ganz unverdienten Verdacht zu kommen, davon abgehalten; jetzt aber, wo er im Begriffe ſei, nach Amerika auszuwandern, habe er ſie nicht mit ſich über das Waſſer nehmen wollen, und ſie zu verbrennen, davon habe ihn eine innere Stimme abgehalten."

„Es war doch ein ſchlechter Kerl, dieſer Fuhrmann," ſagte Anatole entrüſtet, „wer weiß, ob nicht auch andere Papiere in der Brieftaſche waren — Etwas, das Nachforſchungen über den Ermordeten oder deſſen Mörder möglich gemacht hätte."

„So dachte auch Dein Vater, doch war er zu krank, um in dieſer Sache weitere Schritte zu thun — er war unglücklich und lebensmüde, und kaum vermochte

ich ihn zu bestimmen, daß er sich der Mühe unterzog, die Blätter in der Brieftasche anzusehen, aber vergeblich, denn die Worte, die auf denselben standen, konnten weder von ihm noch von mir in irgend einen Zusammenhang gebracht werden. Er siegelte darauf die grüne Brieftasche ein und übergab sie mir mit der Verfügung, sie liegen zu lassen und sie Dir alsdann an einem Sylvesterabend einzuhändigen, sobald Du verständig genug seiest, um diese Begebenheit mit ihren traurigen Folgen für Deinen armen Vater zu verstehen und zu würdigen. — Seinen Willen habe ich nun streng erfüllt und die Brieftasche, obgleich deren Aufbewahrung mir oft sehr zwecklos schien, doch wie einen kostbaren Schatz verwahrt."

„Wofür ich Dir herzlich danke, Großmutter, denn, wenn auch ein schmerzliches Andenken, ist diese Brieftasche mir immer doch eine Erinnerung an meinen guten, lieben Vater — sie ist also für mich bestimmt und ich darf sie jetzt in Verwahrung nehmen?"

„Gewiß, mein Kind, da nimm sie und betrachte den Inhalt derselben morgen, übermorgen, wann Du willst, nur heute wollen wir sie in ihren Papieren eingewickelt lassen, denn ihr Anblick ruft mir nur zu lebhaft jene traurige, unheilvolle Zeit in's Gedächtniß zurück."

„Darin haſt Du recht, Großmutter, und um am heutigen feſtlichen Abend jene trüben Erinnerungen zu verwiſchen, wollen wir Deinem vortrefflichen Punſche tüchtig zuſprechen und — horch! Da jetzt draußen gerade die Mitternachtsſtunde ſchlägt, ſo trinke ich das Glas auf Dein mir ſo theures Wohlergehen!“

Drittes Kapitel.

Anatole hatte ein kleines Kämmerchen neben dem Schlafzimmer ſeiner Großmutter, wo er uneingeſchränkt ſein eigener Herr war und das ihm, wenn er es mit großen Schritten durchmaß, wie ein ſehr ſchönes Gemach erſchien, obgleich er nur wenig Zeit brauchte, um auf der langen Seite von einem Ende zum andern zu kommen; auch hatte es, dem Dache folgend, eine ſchiefe Decke und nur ein einziges, aber ziemlich großes Fenſter, welches einen ausgedehnten Blick gewährte über eine Unmaſſe von Dächern und Schornſteinen mit der dazu gehörigen Portion Himmel. Auch war dieſe Kammer mit einer freundlichen Tapete bekleidet; das Fenſter hatte reinliche, weiße Vorhänge, die Möbel beſtanden in einem guten Bette, einigen Stühlen und in dem Luxus eines obgleich alten, aber ſehr großen und ſehr bequemen Lehnſeſſels, welcher aber ſchon häufig zu kleinen, zärtlichen Streitigkeiten zwiſchen Großmutter und Enkel Veranlaſſung geweſen war, denn öfters hatte ihn Anatole in die große Wohn- und Ar-

beitsstube der Madame Reveillot hinübergetragen und eben so oft hatte ihn diese wieder in die kleine Kammer zurückversetzt, worauf endlich die Vereinbarung getroffen wurde, die Großmutter habe die Kammer ihres Enkels mit dem Lehnstuhle als ihr Boudoir anzusehen, und sei verpflichtet, davon im Laufe des Tages mindestens einmal Gebrauch zu machen — selbstverständlich, wenn es die Jahreszeit erlaube, denn während des Winters wurde dieses kleine Schlafzimmer Anatole's nur bei ganz besonderer Veranlassung an großen Festtagen und dergleichen geheizt, dann war es aber auch von einer unaussprechlichen Behaglichkeit, so am heutigen ersten Januar, wo draußen ein klarer blauer Himmel über der weißen, glänzenden Erde leuchtete, wo die Kirchenglocken so fröhlich erklangen, wo der aus den zahlreichen Kaminen aufsteigende Rauch vor Freude wie vergoldet aussah, sobald er aus dem schwarzen, unheimlichen Schlot an das helle Sonnenlicht getreten war.

Anatole hatte drüben bei der Großmutter und heute besonders reichlich gefrühstückt, auch nochmals seine schönen Wünsche wiederholt, die aus dem Innern seines guten Herzens kamen, und es hatte ihn alsdann tief gerührt, als ihn die Großmutter auf die Stirne geküßt und ihm gesagt, „werde in Allem Deinem guten, seligen Vater ähnlich, nur glücklicher als er — o würdest Du

recht glücklich mein Kind, glücklich, was die Menſchen ſo zu nennen pflegen," worauf er lächelnd erwiedert hatte, „mit Vergnügen will ich glücklich werden, aber unter der Bedingung, daß Du das Glück mit mir genießeſt."

Dann war er in ſeine Kammer zurückgegangen, hatte das mit Papier umwickelte Packetchen von geſtern Abend vorgenommen, ſich in ſeinen Lehnſtuhl geſetzt und alsdann langſam den Umſchlag entfaltet, auch denſelben von allen Seiten betrachtet.

Es war das ein altes ſchon vergilbtes Zeitungsblatt, welches er durchflog, ehe er es bei Seite legte, und welches in ſeinen Anzeigen und Notizen aus längſt vergangener Zeit rührend zu ihm ſprach, weil er dabei dachte, wie oft der Blick ſeines Vaters wohl auf dieſen Zeilen geruht. Dabei traten die edlen, ernſten Züge deſſelben ſo lebendig vor ſeine Seele, in ſeiner Erinnerung wohl unterſtützt durch ein Bildniß deſſelben, welches ihm gegenüber an der Wand hing, und er begriff jetzt die trübe Stimmung, in der er ſich wohl erinnerte, ihn oft geſehen zu haben — nicht allein der harte Kampf mit dem Leben, geſchärft durch die Erinnerung an eine ſchöne, glanzvolle Vergangenheit, ſondern obendrein auch noch das Hereinragen jener unheimlichen Geſchichte, welches die wenigen lichten Punkte ſeines trüben Daſeins noch in ſeine Schatten hüllte.

Herr Reveillot, Anatole's Großvater, gehörte zu jenen Auswanderern, welche in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts nicht nur Frankreich, ihre Heimat, verlassen mußten, sondern oft zu gleicher Zeit großes Vermögen, Familiengüter, ja berühmte Namen, die Jahrhunderte überdauert, um sich in einer kleinen deutschen Provinzialstadt als Tanzlehrer, Fechtmeister, Sprachlehrer kümmerlich ihr Brod zu verdienen. Herr Reveillot hatte das edle Waffenhandwerk ergriffen und war Fechtmeister einer deutschen Hochschule gewesen, wo zu gleicher Zeit der Sohn eines anderen Emigranten, Gustav Fontenay, ärmlich von den wenigen Trümmern seines Vermögens lebend, seinen Studien oblag, hoffend auf bessere Zeiten, auf eine Rückkehr nach Frankreich — ein Glück, das ihm aber nicht zu Theil werden sollte. Gustav Fontenay besuchte Herrn Reveillot, lernte dessen einzige Tochter kennen und heirathete sie, um die Gattin, wie wir früher schon bemerkt, wenige Jahre nach der Geburt seines Sohnes Anatole wieder zu verlieren.

Auch Herr Reveillot starb wenige Jahre nachher, worauf dessen Wittwe mit ihrem Schwiegersohn und Enkel nach jener größeren Stadt übersiedelten, wo Herr Fontenay in einem außerhalb der Stadt bei dem Dorfe Tiefenbach gelegenen Fabrikgeschäfte eine Anstellung als

Korreſpondent erhielt, mit der er übrigens kaum im Stande war, ſich und die Seinigen anſtändig zu ernähren.

Alles das, beſonders der Gedanke an eine glänzende Vergangenheit, deren er ſich aus ſeiner Jugendzeit wohl noch erinnerte, zerſtörte Hoffnungen aller Art, endlich jener letzte Schlag, wodurch ein Schein von Mißtrauen über ſeinen unbefleckten Namen, über ſein reines Daſein geworfen wurde, hatte ſeinen ſonſt kräftigen Körper zerſtört, ihn vor der Zeit zu einem alternden mißmuthigen Manne gemacht, und ſo erinnerte ſich Anatole ſeines armen Vaters noch deutlich. So ſah er ihn gerade heute vor ſich, wie er nach ſchlaflos verbrachter Nacht in dieſem ſelben alten Lehnſtuhle ſaß, mit gefalteten Händen das kummervolle Geſicht mit der ſchönen weißen Stirne, umgeben von einſt dunkel ſchwarz geweſenem krauſem Haar, tief auf die Bruſt herabgeſenkt und nur zuweilen wehmüthig auflächelnd, wenn der kleine Knabe ſich an ihn hindrängte und ihm von unten herauf in die Augen ſah, oder wenn Madame Reveillot in ihrer unverwüſtlich guten Laune ihm ein freundliches, hoffnungsvolles Wort des Troſtes ſagte, ihn auf eine beſſere Zeit verwies, die gewiß kommen müſſe, in welcher ſie Alle zuſammen noch einmal recht herzlich in der Erinnerung an die trübe Gegenwart lachen würden.

Aber es kam nicht so; eines Nachts war Herr Fontenay gestorben und Anatole erinnerte sich deutlich, daß hierauf ein paar traurige, trübe Tage gefolgt seien, daß man ihn schwarz angezogen, daß eine Menge fremder Leute sich in der Stube beschäftigt, und daß er dann an einem kalten, windigen Morgen im Monat März an der Hand eines dem Hause befreundeten Mannes mit auf den Kirchhof gegangen, daß er an dem offenen Grabe seines Vaters gestanden sei, und daß er hier, statt auf die Rede des Geistlichen zu hören, einem kleinen Vogel zugelauscht habe, der sich ihm gegenüber auf einem noch kahlen Rosenstrauche niedergelassen, in einem fort gezwitschert und sich dann hoch in die Luft erhoben habe — davon behielt er sein Leben lang ein schönes, tröstliches Bild.

Hierauf hatte Madame Reveillot mit ihrem Enkel die kleine Wohnung bezogen, wo sie sich jetzt noch befand, hatte einige Tage in Geräthschaften aller Art und Kleidern, Büchern und Papier umhergewirthschaftet — alles Unnöthige fortgeschafft und dann ihr Geschäft begonnen, was für Anatole eine Quelle großen Vergnügens wurde; denn wie wußten die Frauen und Mädchen, welche nun Tage lang in der Wohnstube beschäftigt waren, um Wäsche zu bügeln und auszubessern, so artige Lieder zu singen und so hübsche Märchen zu erzählen. Und welch'

haupt trat mir der Orient in der Nähe von Valencia auf der belebten Landſtraße wieder klar vor Augen. Die Tracht der Männer mit ihren weiten Hoſen, ein Stück Zeug um den Leib geſchlungen, Sandalen an den Füßen, und das bunte Taſchentuch auf dem Kopf, nach Art eines Turbans umgewunden, erinnerte mich nicht minder lebhaft daran als die Tracht mancher Weiber: ein einfaches blaues Gewand, den Kopf nach Art der Araberinnen bedeckt, den irdenen Krug auf der Schulter. Nach kurzer Zeit reihten ſich die bisher einzeln ſtehenden Häuſer immer dichter zuſammen; der fluchende Mayoral mußte wegen der vielen Wagen, Karren und Packthiere, alle mit Gemüſe oder ſonſtigen Lebensmitteln beladen, langſam fahren — noch eine Viertelſtunde und wir hatten Valencia erreicht, wo wir vor dem Poſthof anhielten, Wagen und Pferde im grauen Straßenſchlammüberzuge, wir ſelbſt aber nach achtundvierzigſtündiger Fahrt ziemlich müd und abgeſpannt.

wunderbaren Ruheſitz hatte dabei der Knabe, wenn er aus der Schule nach Hauſe gekommen, beſonders Abends zulauſchen durfte — einen großen Waſchkorb mit einem dicken Bügelteppich, in welchem er ſich behaglich ausſtreckte, wozu er ein Stück Brod und einen gebratenen Apfel verzehrte — ferner den eigenthümlichen Duft der friſchen Wäſche, das Klappern und Ziſchen der Bügeleiſen, vor Allem aber den Blick auf den großen Ofen in der Ecke, vor dem ſich die Liſe befand, glutroth angeſtrahlt, wenn ſie ihn öffnete und zwiſchen den brennenden Kohlen und glühenden Bügelſtählen mit einem gewaltigen Schüreiſen umherrumorte.

„So ſieht die Hölle aus," ſagte die Magd alsdann, ſich zu dem Knaben rückwärts wendend, doch lachte Anatole über dieſe Aeußerungen und brachte ganz andere Bilder mit dem Feuer zuſammen: das waren natürlich die Schmelzöfen draußen in Tiefenbach, die er häufig geſehen, wenn er dazumal den Vater beſuchen durfte — glückſelige Jugenderinnerungen, wo ihm die Arbeiter in der Polirwerkſtatt eine glänzende Pferdekinnkette verehrten, an der er einſtens ſeine Uhr tragen ſollte, und wo ihm andere ein Paar Sporen anfertigten, die ihm aber ziemlich heiß an die Abſätze ſeiner Stiefel angepaßt wurden. — Ja Tiefenbach war ſchön geweſen, beſonders bei Nacht, wenn aus den Kaminen der Hochöfen die rothgelben

Flammen emporſchlugen oder Myriaden von Funken, wenn friſche Holzkohlen nachgeſchüttet wurden. Oder wenn er alsdann wartend in dem Pförtnerſtübchen neben dem Comptoir ſaß, von wo aus er den Vater am Pulte arbeiten ſah und bemerkte, wie dieſer ihm zuweilen freundlich mit der Hand winkte und darauf wieder ruhig fortſchrieb, bis die große Glocke zu läuten anfing, worauf man ziſchend und pfeifend den Dampf vernahm und der alte Pförtner bedeutſam mit den Schlüſſeln klirrte. Dann verſchwanden drinnen von den Pulten Briefe und Bücher, die jüngeren Herren verließen eiligſt das Geſchäftslokal, die älteren bedächtig, und gewöhnlich zuletzt kam Herr Fontenay, zog ſeine dunkelbraunen gemsledernen Handſchuhe an und ſagte freundlich zu ſeinem Knaben: «enfin mon enfant — filons!»

Dann gingen ſie mit einander fort, er von ſeinem Vater ſorgſam an der Hand geführt über den ſchwarzen mit Kohlen bedeckten Boden, an rauchenden oft noch matt glühenden Schlackenhaufen vorüber, wobei es ihn immer betrübte, wenn er bei den Hochöfen und den Puddlingswerken die armen Leute ſtehen ſah in ihrem rußigen Anzuge, die ſo gar keine Ruh' und Feierſtunde zu haben ſchienen. Vor dem Thore der Fabrik zündete ſich Herr Fontenay eine Cigarre an und dann ſchritten ſie tapfer darauf los, um bald nach Hauſe und zur Großmutter zu

kommen. — — Da lag die aufſteigende, ſchwach vom Sternenlicht erhellte Landſtraße vor ihnen, und als Anatole ſo weit in ſeinen Träumereien gelangt, ging ein anderes, düſteres Bild durch ſeine Seele, die Erzählung jener Begebenheit, die er geſtern Abend gehört, mit dem für ihn greifbaren Endpunkte, der kleinen Brieftaſche, welche auf ſeinen Knieen lag.

Sie war von grünem Maroquin, innen mit Seide von der gleichen Farbe gefüttert: ſie hatte zwei Taſchen und ein Notizbuch, auf deſſen Blättern aber nicht das Geringſte geſchrieben war, wohl aber fand er in der einen Taſche die loſen Papierblätter, deren Madame Reveillot erwähnt; es waren ihrer ſechs, auf jedem ſtanden mit Tinte geſchriebene Worte, welche aber weder jedes für ſich einen verſtändlichen Sinn hatten, noch unter einander in irgend einem Zuſammenhange ſtanden.

Die Brieftaſche gewährte für Anatole in der Erinnerung an jene That einen faſt unheimlichen Anblick. Der junge Mann legte die Blätter ſorgfältig auf die Seite und begann die Brieftaſche außen und innen auf's Sorgfältigſte zu unterſuchen: er bog die weichen Decken hin und her, um ſich durch das Gefühl zu überzeugen, daß zwiſchen dem Leder nicht etwas verborgen ſei — umſonſt, ein dort befindlicher Gegenſtand müßte ſich durch Anfühlen verrathen haben, ſo fein war das Aeußere und

Innere der Brieftasche gearbeitet. Ebenso beschaute und befühlte er aufs Genaueste die beiden Täschchen, ja er ging so weit, den Seidenstoff derselben mit einem Federmesser aufzutrennen, um dort vielleicht etwas zu finden — aber umsonst, und wenn er hierauf nach langer vergeblicher Untersuchung die kleine Brieftasche nachdenklich in seinen Händen behielt, so begann er doch mehrmals wiederholt seine Nachforschungen, wobei er von der richtigen Folgerung geleitet wurde, daß die Brieftasche irgend etwas enthalten müsse, was sie dem unglücklichen Eigenthümer werthvoll genug gemacht, um sie in seinen letzten Augenblicken mit Aufbietung seiner Kraft weit von sich wegzuwerfen und sie so seinem Mörder zu entziehen. Dabei erfüllte ihn der Gedanke mit Traurigkeit, wie häufig wohl sein armer Vater die Brieftasche hin- und hergewandt und die losen Blätter in derselben durchforscht habe.

Diese nahm er nun wieder vor, und wenn er sie auch abermals aufmerksam durchlas, so war es ihm doch unmöglich, irgend einen Sinn in den einzelnen Blättern, irgend eine Beziehung unter einander aufzufinden.

„Kein Baum fällt auf den ersten Streich," dachte Anatole, nachdem er sich eine Stunde lang vergeblich Mühe gegeben; auch mahnte ihn die fortschreitende Zeit

an seine Pflicht, welche an Sonn- und Festtagen darin bestand, Vormittags das Comptoir zu besuchen und sich dort zur Verfügung des ersten Buchhalters zu stellen, um allenfallsige dringende Korrespondenzen erledigen und befördern zu helfen. Ehe er seine Wohnung verließ, erkundigte er sich gewöhnlich bei seiner Großmutter, ob sie nicht irgend einen Auftrag für ihn habe, und als sie ihm sagte, er möge einen Augenblick bei Frau Fichtner vorsprechen und ihr oder Fräulein von Martini selbst sagen, sie hoffe das mit dem Spitzenschleier nach Wunsch besorgen zu können, so hätte ein aufmerksamer Beschauer ein leichtes Aufleuchten seiner Augen bemerken können. Ob Madame Reveillot eine solche aufmerksame Beobachterin war, sind wir nicht im Stande ganz genau anzugeben, doch schaute sie dem Enkel mit einem Blicke der Befriedigung nach, und als sie die Thüre hinter ihm schloß, sprach sie zu sich selber mit halblauter Stimme: „Was wäre am Ende so Großes dabei, eine Martini und der Sprosse des alten Hauses der Fontenay?“

Der erste Buchhalter hatte am heutigen Festtage keine wichtige Korrespondenz, und wenn er auch an Wochentagen außerordentlich wortkarg war, so pflegte er dagegen Sonntags hie und da mit den jungen Leuten gerne ein paar Ideen auszutauschen, hatte aber dabei die eigenthümliche Manier, seine Fragen wie Soll und Haben zu

betrachten und in der gewöhnlichen Unterhaltung eine Art von Buchführung einzuflechten.

Anatole wünschte einen guten Morgen und brachte seinen Glückwunsch zum neuen Jahre vor. — Der Buchhalter hatte das große Hauptbuch vor sich aufgeschlagen, und nachdem er seinen Dank ausgesprochen, nickte er langsam mit dem Kopfe und sagte: „Ein neues Jahr — ist das ein guter Wechsel für die Zukunft — oder einer, der nicht eingelöst wird und mit Protest zurückkommt? Doch ich weiß, Ihr Glückwunsch kommt aus einem guten Herzen und in gleichem Werthe erwiedere ich ihn."

„Heute Morgen gibt es also nichts zu thun," fuhr er nach einer Pause händereibend fort, „was Ihnen wohl lieb ist, aber noch lieber wäre es Ihnen gewesen, hätten Sie es vorher gewußt?"

„Ich kann Ihnen das kaum zugeben, Herr Buchhalter — ich mache Sonntag Vormittags meinen kleinen Spaziergang, und ob ich meine Schritte hieher oder dorthin richte, ist mir am Ende gleichgültig."

„Und der gestrige Abend," fuhr Jener fort, „haben Sie ihn heiter und vergnügt zugebracht, oder" — buchte er auf die andere Seite — „haben Sie in Ihrer Jugend auch schon trübe Stunden, die gerade zu solcher Zeit stärker hervortreten?"

„Wer hätte deren nicht, Herr Buchhalter — doch bin ich jung und da läßt man gewöhnlich die ernsten Gedanken nicht zu sehr überhandnehmen."

„Allerdings," entgegnete der Andere mit entsprechender Handbewegung bald nach links bald nach rechts — „Sie sind jung, also wenig Sorgen — ich bin alt, also um so mehr trübe Erinnerungen — vielleicht, vielleicht auch nicht, man könnte auch sagen, ich bin alt und habe mich eigentlich nie mit traurigen Gedanken geplagt. — Sie sind jung und haben schon viel Schmerzliches erlebt — à propos, wie befindet sich Madame Reveillot, Ihre vortreffliche Großmutter? — eine Frau, die ihr Alter auf eine merkwürdige Weise trägt."

„Danke für die Nachfrage, es geht ihr gut, sie ist zufrieden und freut sich, wenn sie arbeiten kann."

„Ich habe auch Ihren Vater noch gekannt — das heißt, statt zu sagen gekannt, sollte ich eigentlich sagen gesehen und ein- oder zweimal gesprochen — war ein ausgezeichneter Mann, ein vortrefflicher Korrespondent, doch etwas zu ernst und zu vornehm. Wir befanden uns einmal zusammen in einer kleinen Berathung, er für das Haus Feßler in Tiefenbach, ich für das Haus Martini hier; es betraf eine Eisenlieferung im Betrag von ungefähr zwanzigtausend Thalern. Natürlich sprach Ihr Herr Vater für Feßler, ich für Martini, doch vereinigten

wir uns am Ende zu einem Vergleiche: sie strichen an ihrer Forderung ein paar tausend Thaler, und wir legten einige tausend Thaler zu. — Sie haben Ihren Vater wohl kaum mehr gekannt?"

„O doch, Herr Buchhalter — ich erinnere mich seiner noch recht genau — er war ein großer und immer sehr ernster Mann."

„Sehr ernst, sehr ernst, besonders in der letzten Zeit seines Lebens, hatte auch wohl Ursache dazu durch jene unangenehme Geschichte, die Sie gewiß erfahren haben."

Anatole nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Ja, ja, so geht's in dieser bösen Welt," sagte der Buchhalter und setzte hinzu, indem er die rechte Hand ausstreckte, „hier leben Sie so korrekt wie möglich, auch nicht einen Schatten soll man auf Ihre Handlungen werfen können, Ihr Haben ist angefüllt mit einem unsträflichen Wandel, mit den vortrefflichsten Nachreden Ihrer Freunde und Bekannten, — dort kommt auf einmal das Schicksal und klecksi eine solche verfluchte Geschichte in Ihr Soll hinein, woraus Sie sich anfänglich nicht viel machen, bis Sie am Ende Ihre Bilanz ziehen und mit Schrecken bemerken, daß die Welt einen tüchtigen Saldo zu Ihren Lasten eingetragen hat."

„Ich erfuhr erst vor kurzer Zeit von dieser traurigen

Geſchichte; meine Großmutter glaubte mir bis jetzt ein Geheimniß daraus machen zu ſollen."

„Und hatte recht — wozu Ihnen das früher ſagen — man hat damals lange Nachforſchungen angeſtellt, man hat nichts entdeckt, man hat ſich den Kopf zerbrochen, und die Einen haben geſagt, es iſt damals ein Mord begangen worden, die Anderen glaubten pfiffiger zu ſein und ſagten, es war das ein ganz kurioſer Selbſtmörder — warum hat er den Schein eines ſolchen von ſich abwälzen wollen? — um anſtändig begraben zu werden? — es gibt Leute, die einen Werth darauf legen, Andere, die ſich nichts daraus machen."

„Man fand aber damals Spuren eines Zweiten, welcher über das Feld entflohen iſt."

„Man fand Spuren — die im Grunde nichts beweiſen — allerdings will man eine abgeſchoſſene Piſtole gefunden haben — Fetzen eines Tuches, was Alles mit dem Manne im Wagen in Zuſammenhang gebracht wurde — pah, ich glaube nicht daran: Blutſpuren findet man häufig, ebenſo Fetzen eines Tuches, die Piſtole kann irgend ein Anderer verloren haben, denn Sie werden mir zugeben, daß in unſerer bevölkerten Gegend bei nicht ſchlechter Polizei, bei dem ungeheuren Aufſehen, welches die Sache machte, der Mörder, von den Blutſpuren, Tuchfetzen und der Piſtole verrathen, und nicht unentdeckt geblieben wäre."

„Glauben Sie das in der That?“

„Gewiß glaube ich das, und damals glaubten es noch viele Leute mit mir.“

„Und doch traf meinen armen Vater ein ſo gräßlicher Verdacht,“ rief Anatole ſchmerzlich aus, „ein Verdacht, der ſein Leben vergiftete, ja, der ſeinen Tod beſchleunigte!“

„Leider ſind die Menſchen einmal ſo: auf dieſer Seite ſpricht man Gutes von Einem, auf der anderen nur Schlechtes; hier ſteht es deutlich geſchrieben, man habe es mit einem guten und ehrlichen Menſchen zu thun, dort bucht man zuerſt leiſe Zweifel über unſere Ehrlichkeit, und ein ſolcher leiſer Zweifel iſt freſſendes Gift und wird bei günſtiger Behandlung zur gefährlichen Wunde.“

„Sie waren damals ſchon hier, Herr Buchhalter?“

„Schon hier im Hauſe, obgleich damals noch nicht erſter Buchhalter; ich beſorgte die Privatkorreſpondenz des alten Herrn, eines berühmten Beförderers der Induſtrie, eines Beförderers von Kunſt und Wiſſenſchaft, leider aber keines ſo ausgezeichneten Finanzmannes wie der jetzige Chef des Hauſes, das heißt, verbeſſerte er ſich, wobei er einen kleinen Huſten affektirte, der alte Herr, indem er zum Gleichgewicht zwiſchen Soll und Haben den Ankauf eines oft zweifelhaften Fabriketabliſſements

Zehntes Kapitel.

Valencia.

Kaltes Wetter. Ein Bad. Schmutzige Straßen. Charakter der Stadt und ihrer Bewohner. l'Audiencia. Die Alameda. Erinnerungen an den Cid. El Miguelete. Blick in die Huerta. Die arabiſche Bewäſſerung. Cort de la Seo. Die Kathedrale. Tuenna und Escudero. Die Glorieta. Ein freundlicher Landsmann. Der Weihnachtsmarkt. Muſik und Geſang. Eine todte Braut. Der Graf. Landhäuſer in der Huerta. Ein unſchuldiger Raub. Feier des Weihnachtsabends. Erinnerungen an die Heimath.

Auf dem Platze del Arzobispo in der Nähe der Kathedrale von Valencia liegt die Fonda del Cid, von außen ein ziemlich unſcheinbares Haus, in welchem wir aber ein paar ordentliche Zimmer erhielten, freilich mit ſpaniſchem Meublement: Binſenmatte, Rohrſeſſel und Sopha; dazu ſchlecht geſchloſſene Balkonthüren und gänzlicher Mangel an jedem Feuerungsmittel. Man ſoll das freilich in einem ſüdlichen Lande wie Spanien nicht verlangen, aber es gibt doch Augenblicke, namentlich am Abende, wo man ſich ſelbſt in Valencia nach einem Kamine oder Braſſero ſehnt. Es war ein paar Tage vor Weihnachten, hatte tüchtig geregnet, und nun ſpannte ſich über die alte Stadt ein wolkenloſer tiefblauer Himmel aus, keine Hitze herabſendend, wohl aber einen ſo eiſigen Hauch ſpendend, daß in den Zimmern einigemale nach Sonnenuntergang eine tüchtige Bewegung in Paletot und Handſchuhen

buchte oder eines Gemäldes von imaginärem Werthe und einer Statue, die man irgendwo herausgegraben, wogegen es der junge Herr vorzieht, runde Zahlen gegen runde Zahlen zu stellen und solidere Kapitalanlagen zu machen. — Doch sollten wir nicht über so etwas reden, und daß ich es thue, beweist Ihnen, welch' großes Vertrauen ich in Sie setze — Sie haben ein offenes, ehrliches Gesicht, und wenn Sie auch manchmal einen dummen Streich machen, was bei jungen Leuten immer vorkommt, so suchen Sie das nie von sich ab und auf Andere zu wälzen, sondern stehen für Ihre Fehler ein, und das ist brav — ich hätte Sie schon lange gerne bei einem der kleinen Bücher beschäftigt, doch wäre das bei Ihren Sprachkenntnissen und Ihrem zierlichen Style schade."

Obgleich sich Anatole über dieses Lob des alten und sehr strengen Mannes freute, so verneigte er sich doch nur flüchtig und sagte, um wieder auf die Angelegenheit zurückzukommen, welche heute so sehr alle seine Gedanken in Anspruch nahm, „es war doch sonderbar, Herr Buchhalter, daß bei dem Ermordeten so gar nichts von Papieren aufgefunden wurde, auch nur Unbedeutendes an Baarschaft."

„Allerdings war das sonderbar, so gänzlich kahl zu sein, wenn man mit eigenem Wagen und eigenen Pfer-

den reist — aber was folgt daraus? Daß der Mann ein Selbstmörder war, wie es auch heute noch meine Ansicht ist, und dabei ein ganz sonderbarer Kauz — denn man kutschirt doch nicht nur so ohne alles und jegliches Papier, ohne irgend eine Legitimation in der Welt herum."

„Könnte man nicht auch etwas Anderes annehmen? — verzeihen Sie, wenn ich etwas weitläufig werde, aber ich habe gestern Nacht und heute Morgen viel, sehr viel nachgedacht über diese Angelegenheit, welche mich durch das traurige Schicksal meines Vaters so sehr in Anspruch nimmt — wäre es denn nicht möglich, daß ein Kampf stattgefunden zwischen dem Mörder und seinem Opfer, und daß das Letztere während desselben oder nachher etwas Kostbares, um das es sich vielleicht gehandelt, von sich geworfen, um es dem Anderen zu entziehen?"

Der Buchhalter sah Anatole mit einem eigenthümlichen Blicke an und sagte kopfschüttelnd, nachdem er einige Sekunden nachgedacht — „was könnte das gewesen sein? Kostbarkeiten oder eine große Geldsumme wirft man nicht so leicht zum Wagen hinaus."

„Richtig, es hätte aber etwas Kleineres, Leichteres sein können, eine Brieftasche zum Beispiel."

„A—a—a—ah, eine Brieftasche."

„In der ſich vielleicht wichtige Papiere befanden.“

Herr Ringel machte abwechſelnd mit ſeinen beiden Händen Bewegungen nach rechts und links, als trage er das Für und Wider irgend eines Gegenſtandes in's Soll und Haben eines imaginären Buches, dann ſagte er: „Ihre Annahme hat keinen Grund, mein lieber Herr Fontenay, denn ſo viel ich mich der Geſchichte erinnere, begaben ſich die Gerichtsperſonen noch in derſelben Nacht an Ort und Stelle, ohne im weiten Umkreiſe etwas Derartiges zu finden, und ich kann Sie verſichern,“ ſetzte er mit einem Lächeln der Beruhigung hinzu, „dieſe Leute verſtehen ſich auf's Suchen.“

„Sie vergeſſen aber, Herr Buchhalter, daß ſich vorher ſchon Jemand auf dem Platze befand, ehe das Gericht an Ort und Stelle eintraf.“

„Ihr Herr Vater, mein lieber Herr Fontenay, und da dieſer, ſo viel ich mich dunkel erinnere, in den für ihn ſo unangenehmen Verhören angab, er ſelbſt habe mit einer der Laternen rings um den Wagen Alles unterſucht, ohne etwas zu finden, ſo können wir uns in dieſer Hinſicht vollkommen beruhigen.“

„Sie werden ſich aber vielleicht erinnern, daß mein Vater nicht allein ſuchte, daß auch jener Fuhrmann ſeinerſeits im Umkreiſe des Wagens den Boden auf's Genaueſte beleuchtete und —“

„Und? nun Sie machen mich in der That ſehr neugierig."

„Daß derſelbe," ſagte Anatole mit großer Ruhe, aber mit ſehr ſcharfer Betonung ſeiner Worte, „allerdings etwas gefunden hat, was er dem Gerichte nicht angezeigt und von dem auch mein armer Vater erſt nach Jahren und kurz vor ſeinem Tode Nachricht erhielt."

„Was wäre denn das geweſen? — am Ende doch Koſtbarkeiten oder Geld?"

„Nichts von dem Letzteren, und koſtbar vielleicht nur für den, welcher den richtigen Gebrauch davon zu machen verſteht — es war nur eine kleine Brieftaſche."

„A—a—a—ah, eine kleine, grüne Brieftaſche."

Anatole glaubte, er ſelbſt habe vorhin die Farbe dieſer Brieftaſche angegeben und hatte deßhalb kein Arg bei den Worten des Buchhalters, ſondern fuhr gelaſſen fort — „ja eine grüne Brieftaſche, welche der Fuhrmann beim Unterſuchen neben dem Wagen fand, die er, unbemerkt von meinem Vater, einſteckte und ſie erſt nach Jahren, im Begriffe Europa zu verlaſſen, meinem Vater mit einigen Zeilen zuſandte, in welchen er ſein Bedauern ausſprach, damals ſo gehandelt und ſein Gewiſſen ohne irgend einen Nutzen belaſtet zu haben, denn in der Brieftaſche ſei von Geld oder Geldeswerth durchaus nichts zu finden geweſen und weiter nichts als ſechs loſe Zettel,

auf denen Worte geſtanden, die für ihn gänzlich ohne Sinn geweſen ſeien."

„Sechs Zettel — ja, ja, ſechs Zettel," ſprach der Buchhalter, in tiefe Gedanken verſunken, mehr zu ſich ſelber als zu dem Andern vor ſich hin, und ſetzte dann raſch aufblickend hinzu, „und dieſe kleine, grüne Brieftaſche?"

„Iſt aus der Verlaſſenſchaft meines Vaters in meinen Beſitz übergegangen."

„Das iſt ſehr, ſehr intereſſant — wer hätte geglaubt, daß man nach ſo langen Jahren noch etwas über dieſe Geſchichte erfahren ſollte, was doch eigentlich gar nichts iſt — durchaus nichts, denn was bedeutet eine Brieftaſche mit Zetteln, auf denen unverſtändliche Worte ſtehen?"

Er ſagte dieſes mit einem lauernden Blick und fuhr alsdann fort, indem er wie ganz gleichgültig mit der linken Hand auf dem Hauptbuche trommelte, „für Sie, mein lieber, junger Freund, hat das allerdings in Erinnerung an Ihren Herrn Vater den Werth eines, wenngleich traurigen Angedenkens — aber ſonſt werden Sie in der Brieftaſche auch nichts gefunden haben, was Ihnen von irgend welchem Nutzen erſcheinen kann?"

„So iſt es allerdings, Herr Buchhalter, und doch ſprach ich nicht ohne Abſicht mit Ihnen darüber, denn es wäre mir von Werth, wenn Sie ſich die Zettel einmal

anſehen wollten — Ihnen iſt ſchon ſo viel Geſchriebenes durch die Hand gegangen, beſonders bei dem alten Herrn, der, ich weiß es, eine große Autographenſammlung hinterließ — Sie beſchäftigten ſich damals auch für dieſe traurige, meine Familie ſo tief berührende Geſchichte, daß es vielleicht auch für Sie von Intereſſe iſt, dieſe Zettel einmal zu betrachten.“

„Ganz gewiß — — das heißt ganz gelegenheitlich, wenn Ihnen die Brieftaſche wieder einmal unter die Hände kommen ſollte — doch da kommt Georg, wie mir ſcheint, leer von der Poſt zurück, alſo gibt's nichts mehr zu thun, und ich wünſche Ihnen einen vergnügten Feiertag.“

Viertes Kapitel.

Da Anatole im Wohnhause des Bankiers etwas zu thun hatte, so konnte er sich schon erlauben, durch die kleine Thüre und den Garten zu gehen. Als er an das Glashaus kam, trat er ein, um dort vielleicht einen Bedienten zu finden, der ihn bei Frau Fichtner anmelden konnte. Wie angenehm war hier die Luft, wie sanft durchwärmt, wie wunderbar durchduftet vom Hauch der Pflanzen und Blumen! Dazu plätscherte das Wasser des großen Springbrunnens in die Mitte des Wintergartens und schien Unterredungen zu halten mit den Stimmen geschwätziger Kanarienvögel und anderer, gefiederter, buntfarbiger Sänger fremder Länder, die ein eigenes Drahthaus hatten, jedoch von so feinem Gewebe und dabei künstlich umrankt von Schlingpflanzen, daß man ihren Käfig nicht bemerkte und sie in dem Wintergarten in völliger Freiheit glaubte.

Als der junge Mann durch den mittleren Gang dahin schritt, hörte er seinen Namen rufen und sah Fräulein Anna von Martini mit ihrer Freundin Elise, einer

entfernten Anverwandten, welche schon über ein Jahr im Hause war, seitwärts unter einer Laube sitzend, die künstlich von Dracaenen sowie von Lorbeer und Orangenbüschen gebildet war.

„Guten Morgen, Herr Anatole," wiederholte die Tochter des Hauses und setzte freundlich hinzu, „wenn Sie es nicht gar zu eilig haben und Ihre Geschäfte nicht zu wichtig sind, so dürfen Sie uns schon einen Augenblick Gesellschaft leisten, worauf er, sich verbeugend, näher trat und erwiederte, „meine Geschäfte im Hause sind der Art, daß ich mir schon erlauben darf, sie ohne Mittelspersonen mit Ihnen selbst, mein Fräulein, zu erledigen."

„Ah, Sie haben einen Auftrag von Madame Reveillot an mich?"

„Und suchte Frau Fichtner, um mich bei Ihnen melden zu lassen."

„So trifft sich das ja so viel natürlicher und viel besser — wozu den Umweg durch Mittelspersonen, wenn man direkt verkehren kann?"

„Wofür auch ich dem Zufall sehr dankbar bin."

„So setzen Sie sich und lassen Sie mich die Mittheilung Ihrer Großmutter hören."

„Diese ist nur sehr kurz, mein Fräulein — sie beauftragte mich, Ihnen zu sagen, daß sich die Sache mit dem Spitzenschleier machen ließe; leider bin ich uneingeweiht

in die näheren Geheimniſſe und deßhalb nicht im Stande, Ihnen weitere Andeutungen zu geben."

„Was Sie geſagt, genügt mir vollkommen, und ich danke Ihnen," ſprach Anna von Martini, worauf ſie, ſich gegen Eliſe wendend, hinzuſetzte, „ich hatte eine Idee, meinen Spitzenſchleier, den Du kennſt, zu etwas Anderem zu benutzen, denn wozu brauche ich überhaupt einen Schleier, der ja nur zu bräutlichem Schmucke dient."

„Dieſe Zeit wird aber doch einmal kommen," ſagte die Freundin mit einer beſorgten Miene, „und es iſt doch ſchade um das prachtvolle Spitzengewebe."

„So ſagte auch meine Putzmacherin, und deßhalb wandte ich mich an Madame Reveillot, welche nachzuſehen verſprach, ob man den Schleier ohne Gefahr anders verwenden könne — wie ſie kennt das Niemand, und da ſie ſagt, es könne geſchehen, ſo bin ich beruhigt — Sie verſtehen das nicht, Herr Anatole," ſagte ſie zu dem jungen Manne, indem ſie ihr großes, ſchönes Auge mit dem herzgewinnenden Blicke ruhig auf ihn richtete, „Sie verſtehen das nicht, wenn ich ſage, daß Ihre Großmutter eine erſtaunenswerthe Kenntniß von dergleichen Sachen hat, ja ganz außerordentlich, und dabei einen ſolchen Geſchmack, ein ſolches Urtheil, daß man nicht anders glauben kann, als ſie wiſſe aus Erfahrung, was zu einer reichen und gewählten Toilette gehöre."

„Das kann ich mir nicht denken," entgegnete Anatole lächelnd, „denn was ich von der Vergangenheit meiner Großmutter weiß und von ihren Toiletten geſehen habe, iſt nicht der Art, um Ihre Vermuthung, mein Fräulein, zu rechtfertigen."

„Auch das verſtehen Sie nicht," entgegnete Anna von Martini altklug. „Wenn ich mit Madame Reveillot ſpreche, mir deren einfachen Anzug anders denke, während ich ihre elegante, gewählte Redeweiſe höre, ſo kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, ich habe es mit einer Dame aus den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft zu thun."

„Sie ſind zu freundlich für uns."

„Das beträfe nur Ihre Großmutter, Herr Anatole," ſagte das junge Mädchen in einem ernſten Tone.

„Gewiß, mein Fräulein, aber da es meine Großmutter betrifft, ſo macht es mich glücklich."

„Madame Reveillot kam vor langen, langen Jahren aus Frankreich hierher?"

„Aus der Touraine."

„Und iſt dort noch Jemand von Ihrer Familie?"

„Ich glaube nicht, meine Großmutter ſagt wenigſtens ſo."

„Davon ſollten Sie ſich einmal ſelbſt überzeugen, Herr Anatole — wer weiß, ob Sie dort nicht noch eine

große und reiche Verwandtſchaft finden — dieſe Emigrantengeſchichten ſind wie die Romane, nicht wahr, Eliſe? Wie oft haben wir davon geleſen, daß in Armuth verkommene franzöſiſche Sprachlehrer und Fechtmeiſter reiche Grafen und Marquis waren."

„Zuweilen wohl, mein Fräulein, aber meiſtens in Romanen, um Ihre Worte von ſoeben zu gebrauchen."

„Aber auch in der Wirklichkeit haben wir genug Beiſpiele der Art — würde es Sie nicht freuen, Herr Anatole, wenn Sie zufällig nach Frankreich und in der Touraine die Entdeckung machten, daß Sie der Nachkomme eines alten, berühmten, vornehmen Geſchlechts wären?"

„Warum nicht," erwiederte Anatole freundlich lächelnd, „wenn mir das zur Erreichung irgend eines Zweckes nützlich ſein könnte?"

„Ja, ja — ſo mein' ich."

„Das ſind heitere Luftſchlöſſer, Fräulein von Martini, angeregt durch Ihre Güte für mich, vielleicht hervorgebracht durch dieſe zauberiſche märchenhafte Umgebung: Palmen, Orangenbüſche, das Murmeln des Springbrunnens, den Geſang der Vögel, während draußen tiefer Schnee liegt, Alles trägt dazu bei; doch leider iſt es in Wirklichkeit anders, denn ſonſt wüßte ich keinen Grund, warum meine Großmutter, die mich ſo ſehr liebt, mir ein Geheimniß daraus machen ſollte."

— — — — „Ihre Großmutter iſt eine kluge Frau — nicht wahr, Eliſe?“ worauf ſich die entfernte Anverwandte des Hauſes damit begnügte, ja zu ſagen und zuſtimmend mit dem Kopfe zu nicken, in welcher Art ſie meiſtens an der Unterhaltung Theil nahm, ſobald ſie nicht mit ihrer Freundin allein war — jetzt aber ſagte ſie, „da kommt Herr von Martini.“

Der Bankier ſchritt aufrecht, wie es ſeine Gewohnheit war, durch das Glashaus, den Kopf hoch erhoben, mit etwas ſteifem Gange und eckiger Haltung, wobei ſeine langen Arme durch ein etwas ſtarkes Vor- und Zurückbewegen jeden ſeiner Schritte begleitete. Er war ſich deſſen wohl bewußt und liebte es daher, ſeine beiden Hände auf dem Rücken zu vereinigen oder ſie in die hinteren Taſchen ſeines Rockes zu verſenken, was ihm indeſſen heute unmöglich war, da er ein Buch in ſeiner Rechten trug.

Obgleich es noch Vormittag, war Herr von Martini doch ſehr ſorgfältig gekleidet und hatte durch die weiße Halsbinde, die er beſtändig trug, ein feierliches Anſehen, welcher Ausdruck noch vermehrt wurde durch den tiefen Ernſt, der immer auf ſeinen nicht unſchönen Zügen lag, und der ſich häufig zu einer finſteren Verſchloſſenheit ſteigerte, wenn er, wie er oft zu thun pflegte, ſeine Augen halb ſchloß und ſeine feinen blaſſen Lippen feſt aufeinander preßte.

Für dieſen Ausdruck, der ſtets eine vermehrte üble Laune anzeigte, hatten die jungen, heiteren Commis ein Sturmſignal, einen eigenen Ausdruck: der Barometer iſt gefallen. Heute Morgen aber zeigte das Geſicht des Bankiers etwas beſſeres Wetter und ſeine Lippen kräuſelten ſich faſt, als er näher tretend ſagte: „Ah, der junge Fontenay — hat Ihnen vielleicht der Buchhalter einen Auftrag an mich gegeben?“

„Nein, Herr von Martini,“ erwiederte Anatole, der ſich raſch erhoben hatte und ehrerbietig vor ſeinem Chef ſtand, „denn in dieſem Falle würde ich Sie augenblicklich aufgeſucht haben.“

„Richtig — alſo?“ —

„Herr Fontenay brachte mir eine Botſchaft, Papa,“ ſprach das junge Mädchen ruhig und unbefangen„ „aber nicht von Ihrem erſten Buchhalter, ſondern von Madame Reveillot in wichtigen Toiletteangelegenheiten.“

„Ah, das freut mich, Frau Fichtner ſprach Dir wohl von unſerem nächſten Balle?“

„Nein, Papa, daran dachte ich auch nicht — muß ich es Dir ſagen?“ fragte ſie ſchalkhaft lächelnd.

Der Bankier zögerte einen Augenblick mit der Antwort und drückte ſeine Lippen aufeinander, ohne daß deßhalb der Barometer ſeines Geſichtes ausnahmsweiſe gefallen wäre, dann ſagte er: „Laß mich einmal etwas

von Deinen Toilettegeheimniſſen hören, die doch in dieſer Geſellſchaft nicht ſehr geheim ſein können.“

„Es handelt ſich um meinen ſchönen Spitzenſchleier, das liebe Erbtheil meiner Mutter — ich möchte ihn zu etwas Anderem verwenden, und dazu erbat ich mir den Rath der Madame Reveillot, denn um ihn als Brautſchleier benützen zu können, wird wohl noch eine ziemliche Zeit vergehen.“

„Hm!“ machte der Bankier.

„Frau Fichtner weiß darum und Du wirſt auch wohl nichts dagegen haben — wenn nicht als Braut, brauche ich ja keinen Spitzenſchleier.“

„Hm!“ wiederholte der Bankier mit einem leichten Kopfſchütteln, „und doch gibt es Gelegenheiten, wo man einen ſolchen brauchen kann — ja, ja, es gibt ſolche Gelegenheiten, und wenn ich auch gerade keine wüßte, die ſich heute oder morgen darbieten könnte, ſo möchte ich doch bei Dir ein gutes Wort einlegen für die Erhaltung dieſes Brautſchleiers.“

„Aber — Papa!“

„Vielleicht iſt es nur eine Grille von mir,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher der Barometer ein klein wenig gefallen war — „vielleicht — vielleicht die Erinnerung an Deine liebe Mutter, für die ich ihn gekauft, genug, — — wir reden noch darüber — es eilt ja nicht.“

„Gewiß nicht, Papa, es eilt durchaus nicht.“

Wir müſſen hinzufügen, daß Anatole, nachdem er die Frage ſeines Chefs beantwortet, beſcheiden und weit genug zurückgetreten war, um nichts von den Worten zu hören, welche Herr von Martini mit ſeiner Tochter wechſelte und doch nicht weit genug, daß er nicht ein einziges vernommen hätte: das Wort Brautſchleier nämlich, welches ihm auf ſo eigenthümliche Art zu überlegen gab, daß er, über ſich ſelbſt verwundert, einen Augenblick die Hand auf ſein Herz drückte und einen tiefen Athemzug that. Dabei ſchaute er um ſich her und dachte, wie einſam wird es hier ſein, wenn die freundliche Stimme, das helle Lachen jenes lieblichen Mädchens nicht mehr erklingt.

„Fontenay!“ rief der Bankier, „bitte, gehen Sie in's Geſchäftslokal hinüber und ſagen Sie Georg, er ſolle abſchließen und meinen Wagen vorfahren laſſen.“

Der junge Mann verbeugte ſich gegen ſeinen Prinzipal und gegen die beiden jungen Damen und wollte davon eilen, als er ſah, wie Anna von Martini einen Schritt gegen ihn machte und ihm alsdann ſagte: „Ich danke Ihnen für Ihre gütige Beſtellung, richten Sie Madame Reveillot meinen beſten Gruß aus und ſagen Sie ihr, ich erwarte ſie in den nächſten Tagen, um mit ihr nochmals über die Sache zu reden — ich danke Ihnen — guten Tag!“

Sie nickte ihm freundlich zu, doch ſchien der Ausdruck ihres Geſichtes nicht mehr ſo heiter zu ſein, wie kurz vorher, als ſie ſo unbefangen mit ihm plauderte.

Er eilte davon, um ſeinen Auftrag auszurichten. —

Als der Wagen des Bankiers ſich ein paar Minuten ſpäter raſch der Anfahrt näherte, um Herrn von Martini, der, in ſeinen Pelz gehüllt, in dieſem Augenblicke dort erſchien, aufzunehmen, ſah man zu gleicher Zeit eine andere Equipage durch das Hofthor fahren und gleich darauf neben der Treppe halten, wo der Herr des Hauſes ſtand, welcher nicht nur ſeinem Kutſcher einen Wink gegeben, Platz zu machen, ſondern ſich auch die Treppe hinabbewegte, als wolle er ſich an den Schlag des jetzt unten ſtehenden Wagens bemühen. Doch war ſchon der Lakai, der neben dem Kutſcher ſaß, herabgeflogen und öffnete die Wagenthüre, welcher jetzt ein ältlicher, wohlbeleibter Herr mit freundlichem Geſichte entſtieg.

„Ah, Herr Graf, Sie kommen mir zuvor und beſchämen mich," ſagte der Bankier, ſich tief verbeugend, „ich darf mir wohl erlauben, Ihnen zu ſagen, daß ich im Begriffe war, nach Ihrer Wohnung zu fahren."

„In dieſem Falle iſt es alſo keine Indiskretion, wenn ich Sie zu einer kleinen Beſprechung in Ihr Kabinet begleite?"

Der Bankier verbeugte ſich abermals, wobei er einige

verbindliche Worte ſprach, dann warf er, indem er den Anderen vorausgehen ließ, raſch einen unruhigen Blick um ſich her, und als er Anatole bemerkte, der quer über den Hof ſchritt, rief er ihn durch einen Wink mit der Hand zu ſich heran.

Der junge Mann war mit wenigen Sätzen bei ſeinem Prinzipal, und an ſeiner Seite in das Haus zurückkehrend, vernahm er, wie dieſer ihm mit leiſer Stimme ſagte: „Nehmen Sie dieſen Brief, ſuchen Sie den Buchhalter auf und beauftragen Sie ihn in meinem Namen, denſelben ſogleich an ſeine Adreſſe zu beſorgen; ich ſelbſt finde heute keine Zeit mehr dazu — es iſt aber wichtig und dringend.“

Der erſte Buchhalter wohnte ganz in der Nähe und war ein alter Junggeſelle, der ſich in den meiſten Fällen zu Hauſe befand, wenn er nicht auf dem Comptoir beſchäftigt war, auch in ſeiner Wohnung das Mittageſſen einnahm; zufälliger Weiſe aber hatte er heute am Neujahrstage eine Einladung angenommen, wo, wußte man in der Familie, bei der er wohnte, nicht zu ſagen, doch hatte er hinterlaſſen, daß er gegen vier Uhr unfehlbar wieder zu Hauſe ſein würde.

Anatole hatte den Brief in die Taſche geſteckt, ohne die Adreſſe zu beachten, und während er nun zu ſeinem Mittageſſen nach Hauſe ging, dachte er, da Herrn von

Martini an der ſchleunigen und pünktlichen Beſorgung gelegen zu ſein ſchien, ſo ſei es wohl am Beſten, dieſe ſelbſt zu übernehmen, in welcher Anſicht ihn Madame Reveillot beſtärkte, weßhalb er die Adreſſe las: Herr Doktor Narder, Parkſtraße Vierundvierzig. „Eine gute halbe Stunde von hier,“ ſagte Anatole heiter, „habe alſo einen hübſchen Spaziergang und kann ſo das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.“

„Haſt Du je von einem Doktor Narder gehört?“ fragte die alte Frau, was ihr Enkel nach einigem Beſinnen verneinte.

Anatole ließ ſich von Madame Reveillot auf die Stirne küſſen, litt es auch geduldig, als dieſe ihm der Kälte wegen noch ein warmes Halstuch umwickelte, welches er aber, vor dem Hauſe angekommen, über die Schulter wieder herabwarf und dann ſeines Weges ging.

Dieſer führte ihn quer durch die ganze Stadt, vor eins der Thore, an dem großen, ſtädtiſchen Parke vorüber, und dann kam er erſt in die Parkſtraße, einen anſteigenden, ziemlich breiten Weg, der nur hie und da mit Gebäuden, meiſtens Landhäuſern, beſetzt war.

Auf der Höhe des Weges angekommen, las er über einer Hausthüre Nummer Dreiundvierzig, und hier, wo er einen ziemlich weiten Blick hatte, ſah er weiter kein Gebäude an der Straße ſtehen, wohl aber in einiger

Entfernung seitwärts von derselben ein hohes und spitziges Dach zwischen den kahlen Aesten umgebender Bäume hervorschauen.

Dahin wandte er nun seine Schritte, kam an ein Thor, welches durch einen Weg mit jenen seitwärts liegenden Gebäuden korrespondirte und welches die Aufschrift trug: Doktor Narder's Privatanstalt.

Anatole folgte dem Wege und befand sich nach wenigen Minuten vor einem zweiten, sehr festen, eisernen Gitterthore, mit einer hohen Mauer, welche, wie es ihm schien, das Anwesen umgab. Er zog an der Glocke, worauf eine alte Frau aus einem an der Mauer liegenden kleinen Häuschen hervorkam und sich, ehe sie öffnete, nach seinem Begehren erkundigte.

Als der junge Mann ihr seinen Brief gezeigt und den Schreiber desselben genannt, sagte sie: „Herr Doktor Narder ist nicht zu Hause, wird aber in Kurzem zurückkehren und ist es Ihnen vielleicht angenehm, denselben in seinem Sprechzimmer zu erwarten.“ Dann öffnete sie das Gitterthor und verschloß es sorgfältig wieder hinter dem Eingetretenen.

Anatole befand sich nun in einem geräumigen Hofe und sah vor sich ein ansehnliches Haus, an dessen hinterer Seite sich die hohen Bäume erhoben, welche er von der Straße gesehen und die wahrscheinlich zu einem dort

befindlichen Garten gehörten. Eigenthümlich erſchien es ihm, daß die Fenſter des Hauſes ſtark vergittert waren, und daß die alte Frau, welche ihn begleitete, die Thüre, zu welcher ſie ihn eintreten ließ, mit einem ſogenannten Drücker öffnete, den ſie aus der Taſche hervorholte und nachher wieder abzog.

Doktor Narder's Sprechzimmer war ein großes, ebenſo behaglich wie freundlich ausſehendes Gemach; überall waren bequeme Sitzgelegenheiten, in einer der breiten Fenſterniſchen — man ſah an derſelben, welch' ſtarke Mauer das Haus hatte — befand ſich eine Gruppe zierlicher Blattpflanzen mit einem Vogelkäfig, in dem ein weißer Kakadu war, der beim Eintritt des Unbekannten ſeinen hochrothen Federbuſch emporſträubte.

„Bitte, nehmen Sie Platz," ſagte die alte Frau, „der Herr Doktor wird nicht lange auf ſich warten laſſen."

Anatole ſetzte ſich in einen der Lehnſtühle, dem Fenſter gegenüber und blickte in den ſtillen Hof hinaus. „Welcher Art mag wohl die Anſtalt des Doktor Narder ſein?" dachte er bei ſich, „irgend ein Fabrikgeſchäft?" — Dazu ſchien ihm die Anlage nicht paſſend, auch war in der Umgegend keine Waſſerkraft und ebenſo fehlte das Wahrzeichen des bewegenden Dampfes, das hohe Kamin. „Vielleicht iſt es ein Krankenhaus?" und dieſe Annahme ſchien ihm die richtige zu ſein, beſonders jetzt, wo er quer über

Dabei ist die Stadt ein wahres Labyrinth, und man findet keine Straße, die auch nur wenige Fuß gerade ausliefe, sie bilden ewige Schlangenlinien, bald nach rechts, bald nach links, und da die Häuser mehr oder weniger einander gleichsehen, auch die meisten Straßen so enge sind, daß man nirgendwohin einen Ueberblick hat, um sich vielleicht nach einem benachbarten Thurm richten zu können, so ist es sehr schwer, Valencia ohne Führer zu durchwandern, wenn man nämlich den Zweck hat, irgend ein bestimmtes Gebäude zu erreichen. Beim Flaniren dagegen treibt man mit der Strömung, und wenn man auch an ein unbekanntes Gestade geworfen wird, gibt es doch Mittel den Heimweg zu finden.

Die Straßen Valencias haben einen ganz entgegengesetzten Charakter zu denen von Barcelona, dort breit gepflastert, mit hohen steinernen Häusern besetzt, alle Fenster mit Balkonen versehen, welche anzeigen, daß die Bewohner und mehr noch die Bewohnerinnen sich gerne auswärts umsehen oder sich von den draußen Wandelnden sehen lassen, hier dagegen enge Gassen aus unansehnlichen Häusern bestehend, die sehr häufig aus gestampftem Lehm gebaut sind, und mit dürftigen Fenstern versehen, sehr wenig versprechen. Vergessen wir aber nicht, daß wir uns dem Süden Spaniens genähert, und uns in einer Stadt befinden, die lange von den Mauren behauptet wurde und diesen Eroberern viel von ihren Einrichtungen verdankt, die eben durch dieses unscheinbare Aeußere der Häuser sich als vollkommen orientalisch darstellt. Hier, wie in den großen Städten des Orients, z. B. Damaskus, hat man auf breite Straßen verzichtet, um dafür größeren Raum für das häusliche Leben zu erhalten, darauf hält der Südländer viel, und wenn wir bei diesem oder jenem unscheinbaren Thore stehen bleiben und in das Innere blicken, so bemerken wir einen geräumigen Hof mit murmelndem Wasser, üppigem Pflanzenwuchse, mit Lauben, zierlichen Bogengängen und kleinen, reizenden Gärten.

Auch in dem Straßenleben treten uns die Anklänge an die Maurenzeit wohl nirgends so deutlich entgegen als hier. Die Land-

den Hof ein paar Männer ſchleichen ſah, Arm in Arm, wobei ſie, ſtatt in gerader Linie zu gehen, an der Mauer vorüberzogen, um dort einen Streifen wärmenden Sonnenſchein zu benützen; ihre Kleidung war etwas uniform: graue wollene Hoſen, eine Jacke von gleicher Farbe, auf dem Kopfe eine warme Kappe, wozu ſie um Schultern und Bruſt einen dicken Plaid geſchlungen hatten. Der eine von ihnen rauchte eine Papiercigarre und ſchien das mit großem Behagen zu thun, denn zuweilen blieb er einen Augenblick ſtehen, ſperrte den Mund weit auf und ließ den Dampf in blauen Ringeln emporſteigen, wobei der Andere ebenfalls ſtehen blieb und mit außerordentlichem Intereſſe zuzuſchauen ſchien, wie ſich das leichte Gewölk ſo phantaſtiſch verzog in dem glänzenden Sonnenſchein — ja er hatte darüber eine ganz beſondere Freude, zeigte mit der Hand aufwärts, beſchrieb auch wohl mit dem Zeigefinger die Form des Ringes, worauf Beide alsdann ihren Spaziergang im langſamſten Schritt wieder fortſetzten, um, am Ende des Hofes angekommen, wieder umzukehren.

„Ja, ja, es iſt ein Krankenhaus," dachte der junge Mann, „das ſind ein paar Wiedergeneſene, die wohl nach langem Aufenthalte in dumpfiger Stube ſich recht behaglich des wiedergeſchenkten Lebens freuen" — und ihre Freude war groß und unzweifelhaft, nicht nur über

den ſchönen Tag mit dem glänzenden Sonnenlichte, ſondern über weit geringfügigere Dinge. So ſchien jetzt der, welcher nicht rauchte, an der hellbeſchienenen Mauer eine Fliege zu entdecken, denn er wandte ſich dorthin und gab ſich unter ziemlich auffallenden Sprüngen mit beiden Händen die unglaublichſte Mühe, etwas dergleichen an der Wand zu erhaſchen, wobei es Anatole allerdings auffiel, daß er ſeine vergeblichen Bemühungen ſo lange fortſetzte, bis ein dritter Mann, den man vom Fenſter aus bis jetzt allerdings nicht bemerkt, im Hofe erſchien und dem Fliegenfänger einige Worte zurief, worauf dieſer augenblicklich ſtille ſtand, etwas ſcheu auf die Seite blickte und dann ruhig ſeinen Spaziergang mit dem Anderen wieder aufnahm.

Anatole hatte übrigens nicht die Zeit, über dieſes etwas eigenthümliche Benehmen nachzudenken, denn er hörte, wie ſich die Zimmerthüre öffnete und ſah einen Herrn eintreten, den er begreiflicher Weiſe für den Doktor Narder hielt.

Es war dieß eine ziemlich ſonderbare Erſcheinung: ein großer und hagerer Mann in einem grauen, aber bequemen Morgenrocke, von unten bis oben zugeknöpft, deſſen unſcheinbare Farbe etwas belebt wurde durch ein brennend rothes Halstuch, ſowie durch die Zipfel eines gelben Foulards, welches aus den Bruſttaſchen hervorſah.

Er hatte eine ungemein hohe und breite Stirne, weniges und ſchon ergrautes Haar, eine lange ſpitze Naſe, lebhafte, faſt unruhige Augen und über dem etwas ſchlaffen Munde einen ſorgfältig gekräuſelten Schnurrbart. Seine Züge hatten einen müden und kränklichen Anſtrich, vielleicht in Folge mühſamer Studien, auch huſtete er zuweilen dumpf, aber anhaltend.

Der Eintretende grüßte den jungen Mann mit einer Neigung des Kopfes und einer freundlichen Handbewegung, erſuchte ihn Platz zu behalten, und nahm einen Stuhl, auf den er ſich ihm dicht gegenüber ſetzte, dann legte er ſeine Hände auf die Kniee und betrachtete ihn einige Minuten lang aufmerkſam und ſchweigend.

„Sie kommen — ſelbſt hieher — oder haben vielleicht Jemand begleitet? — oder wurden begleitet? — geniren Sie ſich durchaus nicht, mein lieber junger Freund, uns die volle Wahrheit zu ſagen — die Wahrheit ohne Rückhalt — es iſt dieß ein Fall, der häufig genug vorkommt, ein Fall unter vielen Fällen, welcher gerade nicht zu unangenehmen Konſequenzen führt — wie geſagt, geniren Sie ſich durchaus nicht, wenn auch Ihr Leiden, oder das Leiden Desjenigen, den Sie hieher begleitet, aus den eigenthümlichſten, aus den luſtigſten, aus den allerbizarrſten Gründen entſprungen iſt.“

„Erlauben Sie mir,“ erwiederte der junge Mann mit

einiger Verwunderung, „ich habe wohl das Vergnügen, Herrn Doktor Narder vor mir zu ſehen?“

Der Andere ſchloß lächelnd ſeine Augen, wiegte ſeinen Kopf einige Male hin und her und ſagte dann, wobei er langſam ſeine dünnen Finger auf Anatole's Handgelenk legte und den Verſuch machte, deſſen Puls zu fühlen, „erlauben Sie vielmehr, daß ich ein paar Fragen an Sie richte — wir pflegen das gewöhnlich hier ſo zu halten.“

„In meinem Falle doch wohl nicht,“ verſetzte Anatole in erſtauntem Tone, wobei er Miene machte, ſich zu erheben.

„Was iſt ein Fall? mein lieber junger Freund — wie vielerlei Fälle ſind wir berechtigt anzunehmen?“

„Dieſesmal nur einen einzigen,“ entgegnete der Andere lachend, „ich bin hiehergekommen, um dem Herrn Doktor Narder ein Schreiben zu übergeben.“

„Sehen Sie,“ entgegnete der alte Mann haſtig — „auch ein Fall, der häufig vorkommt; ich erinnere mich aus meiner Praxis eines ähnlichen Falles, eines verwickelten traurigen Falles, o ſehr traurig, wo ebenfalls Papiere übergeben wurden, wo ich mich aber genöthigt ſah, den Ueberbringer ebenfalls feſtzuhalten.“

„So wäre es vielleicht beſſer,“ meinte Anatole, nachdem er ſein Gegenüber mit einem zweifelhaften Blicke be-

trachtet, „ich würde mein Schreiben nicht übergeben — doch Scherz bei Seite — es ſcheint nur eine einfache Geſchäftsſache zu ſein, deren Erledigung mir mein Prinzipal anvertraut, der Name deſſelben wird Ihnen wahrſcheinlich bekannt ſein — es iſt der Herr Bankier von Martini.“

Bei der Nennung dieſes Namens zuckten die Finger des Doktors förmlich von dem Handgelenke des jungen Mannes zurück, ſeine Brauen zogen ſich finſter zuſammen, und aus ſeinen grauen, unſteten Augen flog etwas wie ein leuchtender Blitz, dann ſagte er mit leiſer Stimme, „bitte, mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“

„Mein Name thut durchaus nichts zur Sache — ich bin Commis des Herrn von Martini und von demſelben mit einem Brief an Herrn Doktor Narder beauftragt — erlauben Sie mir, daß ich mich dieſes Auftrages entledige.“

„Alſo doch von ihm — von dieſem Herrn von Martini?“ rief der Andere aus, indem er ſich dieſesmal raſch erhob — „geſtatten Sie, ehe ich den Brief annehme, einen Augenblick über dieſen ganz beſonderen Fall nachzudenken — es gibt Fälle, die andere Fälle vorausſetzen, und um für alle Fälle gerüſtet zu ſein, muß man jeden Fall ganz beſonders in's Auge faſſen — o ich könnte Ihnen von einem beſonders ſchweren Fall erzählen, der

auf alle Fälle meines Lebens bedeutſam einwirkte, doch gehen wir darüber hinweg — laſſen Sie mich über den ganz beſonderen Fall ein wenig nachdenken."

Das that er denn auch, aber auf eine ſo eigenthümliche Art, daß ihm Anatole mit Verwunderung, ja mit Erſtaunen zublickte: zuerſt ſchritt er mit auf dem Rücken zuſammen gelegten Händen in ungewöhnlich langen Schritten auf und ab, wobei er in einem fort von Fall und Fällen vor ſich hinmurmelte, dann blieb er vor dem Papageikäfig ſtehen, erhob langſam die linke Hand über ſeinen Kopf und machte mit allen fünf Fingern eine Bewegung, wie der Vogel zu thun pflegt, wenn er ſeinen Federbuſch aufſtellte, was der Kakadu nun in Wirklichkeit that, dann ein ſchrilles Geſchrei erhob und hierauf zornig ſeine Federn ſträubte.

„Sie ſehen," wandte ſich der Doktor jetzt mit einer eleganten Handbewegung gegen Anatole, „daß dieſes kluge Thier über Herrn von Martini — — — — ganz meiner Anſicht iſt," ſetzte er flüſternd hinzu, indem er ſeine Rechte an den Mund hielt und die Worte leicht in das Ohr des jungen Mannes hauchte.

Dieſer zog achſelzuckend ſeinen Brief hervor und ſagte: „Ich als einfacher Ueberbringer eines Schreibens, deſſen Inhalt mir gänzlich unbekannt iſt, bin nicht in der Lage, Anſichten über meinen Prinzipal entgegen zu nehmen."

„Gut gesagt, Sie scheinen mir ein Ehrenmann — sind also in Diensten des Herrn von Martini?"

„Einer seiner jüngsten Commis."

„Schade, daß Sie nicht sein ältester und vertrautester sind, denn in diesem Falle würde ich Sie um eine Gefälligkeit gebeten haben."

„Befehlen Sie über mich, Herr Doktor; wenn es in meiner Macht steht, Ihnen einen Dienst zu leisten — einen Dienst, der sich mit meiner Stellung in Einklang bringen läßt, so bin ich gerne hiezu bereit."

„In Einklang bringen läßt, das ist der richtige Fall — natürlich den allein müssen wir in's Auge fassen, es läßt sich aber mit aller Treue und Ergebenheit vereinigen — Sie brauchen nur zu sehen, mich alsdann wieder zu besuchen, vor mich hinzutreten, die Hand auf Ihr Herz zu legen nnd sehr ausdrucksvoll mit dem Kopfe zu nicken — verstehen Sie mich?"

„Nicht im Geringsten, um Ihnen die Wahrheit zu sagen," entgegnete der junge Mann, dem es anfing ganz eigenthümlich zu Muthe zu werden bei den sonderbaren Reden des Herrn Doktor Narder — auch hatte er seinen Brief hervorgezogen und wollte ihn den Händen des Anderen übergeben, der ihn aber mit einer entschiedenen Handbewegung von sich abwies und ihm dabei sagte: „Ich kann und werde das nicht eher annehmen, bis Sie

mir verſprechen, zu ſehen und mir alsdann mit einem ausdrucksvollen Kopfnicken einzugeſtehen, daß Sie geſehen haben — ein ſehr klarer Fall."

„Für Sie vielleicht, aber nicht im Geringſten für mich — wo und was ſoll ich ſehen?"

„Laſſen Sie mich meine Gedanken ſammeln," entgegnete der Andere, drückte hierauf ſeine beiden Hände vor das Geſicht und verharrte ſo in einem minutenlangen Nachdenken, dann ſprach er mit einer ausdrucksloſen, faſt zitternden Stimme und in abgebrochenen Sätzen mit geſchloſſenen Augen wie Jemand, dem es die größte Mühe macht, ſeine Erinnerung zu ſammeln und ihnen Worte zu verleihen:

„Das Geſchäftshaus des Herrn von Martini befindet ſich nicht im Hauſe ſelbſt, ſondern am Ende ſeines Gartens; durch dieſen Garten werden aber nur beſondere Beſuche eingelaſſen, alles Uebrige kommt von der rückwärts liegenden ſchmalen Straße und tritt durch eine Thüre ein, über welcher in Stein gemeißelt die Buchſtaben ſtehen: v. M. & S. — von Martini und Sohn."

„So iſt es," ſagte Anatole, aufmerkſam werdend.

„Ganz beſondere Beſucher aber werden im Geſchäftshauſe freundſchaftlich empfangen, um zu wichtigen Unterredungen einen anderen Ort und eine andere Stunde angezeigt zu erhalten."

„Ja, ja, ſo iſt es.“

„Dieſe beſprechen ſich mit Herrn von Martini in deſſen Privatkabinet, welches ſich im Wohnhauſe befindet.“

„Das kommt allerdings zuweilen vor.“

„Dieſes Privatkabinet iſt im erſten Stocke rechts an der Treppe hinter einem Vorzimmer mit grauen Tapeten, durch welches man in das kleine rothe Gemach kommt.“

Anatale ſchüttelte mit dem Kopfe, worauf der Andere plötzlich ſeine Augen weit öffnete und mit einem finſteren Blicke fragte, „warum verneinen Sie das?“

„Weil es unrichtig iſt.“

„A—a—a—ah unrichtig,“ ſagte der Andere, indem er ſeine Augen mit der Hand bedeckte, doch warf der junge Mann, den die Erzählung des Doktors zu intereſſiren anfing, freundlich ein, „vielleicht war es ſo im alten Hauſe — ja, ja, ich erinnere mich — ich ſah ein kleines Bild von dem früheren Arbeitszimmer des Herrn von Martini, und das war allerdings —“

„Von rother Farbe, hatte auch rothe Möbel; an dem einzigen Fenſter, welches dem Garten und Geſchäftshauſe zugekehrt war, ſtand der einfache Schreibtiſch, davor ein Stuhl mit runder Rücklehne, bezogen mit grünem Saffian.“

„Der Stuhl iſt noch im Gebrauch,“ ſprach Anatole mehr zu ſich ſelber wie zu dem Anderen.

„Neben dem Schreibtiſch ſtand ein niedriger Fauteuil,

in dem ich ſaß, während Herr von Martini eine alte, ſchwere, aus vergoldetem Kupfer beſtehende Kaſſette mit einem ſehr feſten, aber damals geöffneten Schloſſe vor ſich ſtehen hatte.“

„Ich kenne die Kaſſette,“ rief der junge Mann lauter, als es vielleicht in ſeiner Abſicht lag.

„Jetzt kommt der Fall, von dem ich reden will: wenn Sie zu den Vertrauten des Hauſes gehören, ſo wird es zuweilen geſchehen, daß man Sie in dieſes Kabinet beruft; Sie werden die Kaſſette von vergoldetem Kupfer auf dem Tiſche ſtehen ſehen — dieſelbe wird vielleicht eines Tages oder Nachts geöffnet ſein — Sie können einen Blick hineinwerfen und — bemerken vielleicht,“ fuhr er, nachdem er ſcheu um ſich her geſehen, in flüſterndem Tone fort, „in dieſer Kaſſette — eine kleine grüne Brieftaſche.“

„A—a—a—ah,“ machte Anatole im Tone höchſten Erſtaunens.

„Das iſt der Fall, von dem ich ſprach,“ ſagte der Andere, und ſetzte geheimnißvoll hinzu, nachdem er ſeine Rechte auf die Schulter des jungen Mannes gelegt, „reden wir nicht darüber, es könnte uns das Leben koſten.“

In dieſem Augenblicke wurde die Zimmerthüre, und dieſes Mal ſehr raſch und lebhaft geöffnet. Herein trat ein Herr in Mantel und Hut, welch' Letzteren er jedoch auf der Schwelle grüßend abnahm und Anatole mit

Bayerische

leute der Huerta könnten mit einer kleinen Zuthat ſo vollkommen orientaliſch gemacht werden, daß ſie ohne Aufſehen zu erregen in jeder Stadt Syriens umherwandeln könnten. Das charakteriſtiſche Stück der valencianiſchen Tracht ſind die ſogenannten Zaraguelles, ſehr weite Beinkleider von weißer Leinwand, die in vielen Falten bis an die Kniee reichen und faſt ausſehen als trügen die Leute gar keine Beinkleider, ſondern nur ein Hemd. Die Waden bis über die Knöchel und unter die Kniee ſind mit einer Art blauer Strümpfe bedeckt, die Kniee nackt, an den Füßen Sandalen. Um den Leib einen blauen oder rothen Gurt (Faja). Dazu eine kurze blaue oder grüne Jacke mit Schnüren. Eine weiße oder bunte Weſte mit Troddelknöpfen; bloße Bruſt und Hals — um den Kopf turbanartig ein buntes Tuch — oft zugleich ein Hut mit breitem Rand und hohem Kegel. Dazu kommt bei den Reichen eine braune oder blaue Capa, bei den Aermeren eine weiße mit bunten Streifen und Rändern durchwirkte wollene Decke, nach Bedürfniß, aber immer maleriſch umgeſchlagen oder auf der linken Schulter hängend. Namentlich dieſer letztere Theil des Anzuges, der mit dem Burnus ſo außerordentlich viel Aehnlichkeit hat, gibt dem Ganzen einen orientaliſchen Anſtrich; ſelbſt die Schirrung der Pferde und Maulthiere, unter denen man ausgezeichnet ſchöne Thiere ſieht, erinnern mit ihrem vielen rothen Quaſtenwerk, mit ihren Meſſingzierrathen, von langen farbigen Troddeln, eigen geformten Sätteln und Steigbügeln an die Wüſten Arabiens und ihre Bewohner. Die Tartana, die in Valencia für Vornehm und Gering das einzige Beförderungsmittel bildet, welche wie die Drotſchken bei uns in der Stadt ſelbſt benützt werden, und ebenſo zu Ausflügen auf das Land, könnte man vielleicht von dem türkiſchen Arrabat ableiten, dem faſt ähnlichen Fuhrwerke, wie es heute noch in Konſtantinopel gebräuchlich iſt. Dort ſind dieſe Wagen freilich mit Ochſen beſpannt und ſind oft reich geſchnitzt und mit Vergoldungen überladen und werden meiſtens von einem Neger, der zu Fuß geht, begleitet, während die ſpaniſche Tartane den

freundlicher Stimme zurief: „Verzeihen Sie mir, daß ich Sie warten ließ; ich war in der Stadt und komme soeben zurück — wie ich ſehe, hat man Ihnen Geſellſchaft geleiſtet, und hoffe ich — daß man Ihnen keine Urſache gegeben hat, ſich über dieſe Geſellſchaft zu beklagen?“ ſetzte er mit einem ernſten Blicke auf den langen Mann mit der grauen Jacke hinzu.

Dieſer hatte ſich beim Eintritte des Anderen raſch in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen und murmelte, während er aufmerkſam ſeine Fingernägel betrachtete: „Wem ich die Ehre meiner Unterhaltung gönne, der hat nie Urſache, ſich darüber zu beklagen.“

„Gewiß nicht, mein Beſter,“ ſagte Doktor Narder in heiterem Tone, denn er war es, der eingetreten, und der ſich nun, ſeinen Mantel raſch abwerfend, dem jungen Mann näherte, „gewiß nicht, Herr Morel, Ihre Unterhaltung iſt recht intereſſant, doch werden Sie mir jetzt geſtatten, Sie einen Augenblick abzulöſen — wenn ich nicht irre, hat Konrad draußen nach Ihnen geſehen und möchte Ihnen etwas ſagen.“

Der lange Mann machte noch eine tiefe Verbeugung gegen Anatole und zog ſich mit langſamen Schritten rückwärts gegen die Thüre hin. Dort angekommen, paßte er einen Augenblick ab, wo der Doktor ihm den Rücken zukehrte, um mit einer bezeichnenden Geberde ſeinen

Zeigefinger an den Mund zu legen, worauf er verschwand.

Anatole, der nun vollständig mit sich im Klaren war, mit wem er es zu thun gehabt, war klug genug, den wirklichen Doktor Narder nichts davon merken zu lassen, und entledigte sich in kurzen Worten des Auftrags seines Prinzipals, ohne es für nöthig zu finden, dabei zu sagen, daß der Buchhalter, Herr Ringel, der Ueberbringer dieses Briefes hätte sein sollen.

Der Arzt der Privat-Anstalt war indessen von einer ausgezeichneten Artigkeit, und während er Anatole über den Hof hinüber bis an das Gitterthor begleitete, wiederholte er ihm einige Male, daß er sich sehr freue, seine Bekanntschaft gemacht zu haben, die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der, noch so jung, doch schon das volle Vertrauen seines Prinzipals besitze.

Auf dem Heimwege dachte Anatole lebhaft an das, was er gesehen und erfahren. Als er von dem Nebenwege wieder auf die Hauptstraße einbog und hier abermals die Aufschrift las, Doktor Narder's Privat-Anstalt, mußte er sich gestehen, daß er in der kurzen Zeit, seit er sie zum ersten Male gesehen, um wichtige Erfahrungen reicher geworden war.

Daß Doktor Narder einer Privat-Irren-Anstalt vorstand, darüber konnte nicht der geringste Zweifel herrschen,

ebenſowenig, daß er mit einem Kranken deſſelben das lange Geſpräch geführt. Dabei aber hatte der Kranke ſo verſtändige Aeußerungen gethan, daß er anfänglich über den Zuſtand deſſelben in Zweifel bleiben mußte, und hatte zuletzt ſein Intereſſe im höchſten Grade dadurch erregt, daß er ihm Mittheilungen gemacht über einen Gegenſtand, der ihn ſelbſt ſeit geſtern ſo außerordentlich beſchäftigt. Was jener Herr Morel ihm darüber geſagt, konnte kein Phantaſiegebilde ſein, ſeine Angaben waren zu poſitiv, er kannte das kleine Geſchäftshaus mit dem Eingange von der Straße her ganz genau; erinnerte er ſich doch ſogar der verſchlungenen Buchſtaben über der Thüre, die Anatole ſelbſt ſo gleichgültig betrachtet.

Aber Jener hatte das Geſchäftslokal in einer früheren Zeit gekannt, denn er ſprach von dem Wohnhauſe, wie es zur Zeit des alten Herrn von Martini und auch noch zur Zeit des jetzigen Chefs des Hauſes geweſen, und nach ſeinen Angaben mußte er damals in ziemlich genauen Beziehungen zu dem jetzigen Prinzipal geſtanden haben, denn ſo wie Anatole die Gewohnheiten im Hauſe kannte, wäre Herr Morel ſchwerlich zur Nachtzeit im Privatkabinete des Bankiers geweſen, wenn man ihn nicht als einen Mann des Vertrauens angeſehen hätte, und dort ſah Jener die Kaſſette von vergoldetem Kupfer, die Anatole genau kannte, welche er allerdings häufig, aber niemals

geöffnet geſehen — ja, wenn er eintrat, wie es ſchon vorgekommen war, während dieſe geöffnet vor Herrn von Martini ſtand, ſo hatte dieſer augenblicklich den Deckel der Kaſſette zugedrückt — was dem jungen Mann bis jetzt niemals auffallend erſchienen war, ihn aber nach der Mittheilung, die er ſoeben erhalten, nun auf's Lebhafteſte intereſſirte.

Doch woher kam dieſe Mittheilung? — von einem Unbekannten, der ſich in einer Irren-Anſtalt befand — alſo wenn demſelben auch eine Erinnerung an das Kabinet des Bankiers geblieben, ſo war es doch ebenſo glaublich, daß die grüne Brieftaſche ein Spiel ſeiner Phantaſie war. — Selbſt zugegeben, daß ſich in der Kaſſette des Herrn von Martini ebenfalls eine grüne Brieftaſche befand, die Jenen intereſſirte, ſo konnte dieſelbe ja außer allem Zuſammenhange ſtehen mit der grünen Brieftaſche, welche ſich ſeit geſtern in Anatole's Hand befand.

Wenn nur der Zeitpunkt, wo Herr Morel im Hauſe des Bankiers geweſen war, nicht mit jenem, an dem ſein Vater von jener räthſelhaften Begebenheit betroffen worden, zuſammengefallen wäre, — das alte Haus und der jetzige Herr! — Das gab dem jungen Manne zu denken, beſchäftigte ihn ausſchließlich auf dem Heimwege und ließ ihn endlich zu dem Entſchluſſe kommen, nicht nur die

Briefstasche nochmal auf's Genaueste zu untersuchen, sondern auch dem Buchhalter, Herrn Ringel, in einer vertraulichen Stunde Mittheilungen zu machen, um den erfahrenen Mann in dieser Angelegenheit um Rath zu bitten.

Fünftes Kapitel.

Als Anatole am andern Tage zu früher Stunde das Geschäftslokal betrat und den Buchhalter allein anwesend fand, wollte er den gestern gefaßten Entschluß ausführen, und Herrn Ringel Mittheilungen über die seltsame Unterredung machen, die er mit Herrn Morel gehabt, und begann damit, zu erzählen, wie er es für seine Pflicht gehalten, den als dringend bezeichneten Auftrag des Herrn Prinzipals selbst auszuführen, da er, der Buchhalter nicht aufzufinden gewesen, sah aber zu seinem größren Erstaunen, daß diese Mittheilung den sonst so ruhigen Mann in eine früher nie an ihm bemerkte Aufregung versetzte.

„Schlimm, schlimm, schlimm," sagte er, von seinem Buche förmlich in die Höhe fahrend — „wer kann die Behauptung wagen, ich sei unauffindbar gewesen? — Hatte ich nicht ausdrücklich in meiner Wohnung hinterlassen, daß ich um vier Uhr zurückkehren würde — gewiß, das hatte ich, und mein Gedächtniß müßte mich voll-

ſtändig trügen, wenn ich nicht obendrein noch der Magd, jener dummen Perſon, geſagt hätte, wo ich auch in der Zwiſchenzeit anzutreffen wäre. — Kann man ſich wohl die geringſte Unregelmäßigkeit erlauben? — Da eſſe ich einmal an einem andern Orte — flugs werde ich geſucht — da bin ich einmal zu meiner gewöhnlichen Zeit nicht zu Hauſe, und gerade da verlangt man nach mir. — Aber Sie hätten nicht ſo voreilig ſein ſollen, junger Mann, Sie hätten mir und auch wahrſcheinlich ſich ſelbſt einen großen Dienſt geleiſtet, wenn Sie den Brief des Prinzipals, wie Ihnen dieſer anbefohlen, in meine Hände übergeben haben würden."

„Damit hätte ich mir allerdings einen großen Weg erſpart," erwiederte Anatole, und ſetzte in ſehr trockenem Tone hinzu, „ich werde mir das für die Zukunft merken — bedauere aber unendlich, daß meine Bereitwilligkeit, dem Herrn Prinzipal und auch Ihnen zu dienen, einen unangenehmen Eindruck auf Sie hervorgebracht hat."

„Dienen? — richtig dienen? — was iſt richtig dienen? — Ich will es Ihnen ſagen: ganz genau, ohne weitere Ueberlegung, aber pünktlich auf's Wort das ausführen, was Einem anbefohlen worden iſt."

Herr Ringel ſchien ſo aufgeregt und unruhig, daß er ſogar vergaß, in ſeiner gewöhnlichen, von uns früher angedeuteten Art zu ſprechen, wogegen er aber bald die

linke, bald die rechte Hand von ſich abſtreckte, ſo die gewöhnliche Buchung ſeiner Ideen anzeigend, indem er häufiger die linke Hand bewegte, um vielleicht auszudrücken, daß durch den vorliegenden Fall das Soll des jungen Mannes bedeutend belaſtet worden ſei.

„Sie ſehen das als eine Kleinigkeit an," fuhr er fort, „aber es iſt durchaus keine Kleinigkeit; wenn man Sie auch hier im Hauſe mit großer Nachſicht und Milde behandelt und mit Ihnen zufrieden zu ſein ſcheint, ſo iſt es doch ſchlimm, wenn Sie dadurch zu der Einbildung kommen ſollten, Geſchäfte, die ich für den Chef des Hauſes zu beſorgen habe, könnten von Ihnen eben ſo gut abgemacht werden."

„Ich habe noch niemals dieſe Anſicht gehabt," erwiederte Anatole ruhig, „und Sie können ſich darauf verlaſſen, Herr Buchhalter, daß ich in einem ähnlichen Falle ſtreng militäriſch nach Ordre verfahren werde."

„Das iſt ganz die richtige Anſicht, und bei uns auf dem Comptoir iſt das, was man bei dem zweierlei Tuch Subordination nennt, ebenfalls ſehr nothwendig."

Anatole hätte früher aus der Unterredung, die er draußen gehabt, vor Herrn Ringel durchaus kein Hehl gemacht; doch ſprach jetzt etwas in ihm dagegen, weßhalb er ſich umwandte, um an ſein Pult und in's Nebenzimmer zu gehen.

„Herr Fontenay!“ rief ihm der Buchhalter nach, „kommen Sie noch einen Augenblick daher, wenn ich bitten darf. — Sie wissen,“ fuhr er hierauf fort, als der junge Mann zurückgekehrt war, „daß meine Ansichten von Dienst und Dienen überhaupt etwas strenge sind, weßhalb es denn auch kam, daß ich mich vorhin eines herben Ausdrucks bediente — ich sage Ihnen das, weil Sie mir im Uebrigen als ein ganz vortrefflicher junger Mann bekannt sind und weil ich Ihnen nicht gerne wehe thun möchte für das, was Sie vielleicht ein Bischen irrthümlich vorhin Diensteifer genannt.“

Nach diesen Worten lehnte sich der Buchhalter mit beiden Armen gemüthlich auf das Pult, wie er sonst nur in Feierstunden gewohnt war und wodurch er anzeigte, daß er einer kleinen Plauderei nicht abgeneigt wäre; auch schaute er den Commis so freundlich als möglich an, doch fand dieser, der ein wenig mißtrauisch geworden war, heute einen eigenthümlich lauernden Zug in dem lächelnden Gesichte des Buchhalters.

„Also Sie waren draußen bei unserem gemüthlichen Doktor Narder? — nicht wahr, ein netter Mann? — sprachen Sie lange mit ihm?“

„Nur wenige Minuten, Herr Buchhalter — ich mußte eine Viertelstunde warten, da der Vorsteher dieser Privat-Anstalt abwesend war, und als er kam, händigte ich ihm

meinen Brief ein, worauf er mir einige freundliche Worte sagte und mich entließ."

„Hatten Sie nicht Lust, sich diese interessante Anstalt zeigen zu lassen?"

„Wie sollte ich dazu kommen, da ich heute noch nicht weiß, welche Art von Anstalt es ist — die Aufschrift am Wege sagt: Privat-Anstalt des Doktor Narder, und um weiter habe ich mich nicht bekümmert."

„Ja, ja, eine Privat-Anstalt — eine sehr wohlthätige für verwahrloste Leute — wissen Sie, verwahrlost hier oben" — er zeigte auf seine Stirne — „welche Mittel besitzen oder für welche von guten Menschen Mittel beschafft werden, die es ihnen möglich machen, den Schrecknissen gewöhnlicher Irren-Anstalten zu entgehen."

„Ah so?"

„Sie kennen den Wohlthätigkeitssinn des Herrn von Martini — auch er trägt sein Scherflein dazu bei, um einem Unglücklichen den Aufenthalt dort zu ermöglichen — das ist die ganze Geschichte."

Anatole verbeugte sich wie Jemand, welcher eben so überzeugt als befriedigt ist, doch konnte er sich, als er nun wieder an sein Pult zurückgetreten war, einer ganz eigenthümlichen Gedankenfolge nicht erwehren. „Diese Privat-Anstalt ist für Geistesschwache und Irrsinnige, Doktor Narder erhält für dieselben milde Beiträge, auch von

Anforderungen unſerer Zeit gemäß von außen glänzend, aber einfach lakirt iſt, oben mit Wachstuch oder Leder überzogen, im Innern eine Einrichtung hat wie ein deutſcher Omnibus und von einem Kutſcher regiert wird, der auf einem kleinen Polſter gewöhnlich auf dem rechten Gabelbaume ſitzt. Man begegnet dieſen Tartanen hier auf Schritt und Tritt, und bei den engen Straßen geniren ſie die Fußgänger gewaltig. Wie eben bemerkt, macht man in ihnen ſeine Beſuche, fährt ins Theater oder ſieht ſie in langen Reihen bei den nachmittäglichen Spazierfahrten auf der Alameda.

Es iſt eigenthümlich, daß Valencia von zwei ganz verſchiedenen Menſchenracen bewohnt zu ſein ſcheint. Die eine, welche namentlich in der untern Volksklaſſe und den Bewohnern der Huerta ſtark vertreten iſt, hat ſchwarzes Haar, enggeſchlitzte blitzende Augen, dunkle Geſichtsfarbe, und zeigt in ihrer Phyſiognomie etwas Trotziges, ja Wildes; die andere — namentlich die Handwerker und Kaufleute — haben einen weichen, faſt ſchlaffen Geſichtsausdruck, weiße Haut und blonde Haare.

Das Gewühl auf den Straßen, namentlich auf dem großen Marktplatze von Valencia wird belebt und maleriſch durch die faſt orientaliſche Tracht der Landleute aus der nächſten Umgebung von Valencia, und durch die ganz verſchiedene, ächt ſpaniſche mit runder Jacke und ſpitzem Hut der Maulthiertreiber, die von weiter her kommen, oder der Bauern, die von den Gebirgen bei Cuenca niederſteigen. Was die weibliche Bevölkerung von Valencia anbelangt, ſo findet man wenig ſchöne Geſichter; auch die Figuren der hieſigen Damen zeigen noch nicht jene Grazie und Leichtigkeit, welche man den Andaluſierinnen nachrühmt. Die ſchwarze Mantille iſt faſt wie die in Barcelona, nur hängt der Schleier hinten vom Haarkamm herab und zeigt Taille und Kopf faſt unverhüllt. Letzterer iſt hier in Spanien intereſſant der häufigen blonden Haare wegen und des blendend weißen Teints, den man ſonſt in keiner ſpaniſchen Stadt ſieht.

Ueber die Eigenſchaften der Bewohner von Valencia hört man von ihren übrigen Landsleuten nicht viel Gutes reden, die

Herrn von Martini, und dabei iſt es doch ſonderbar, daß ſich draußen ein Mann befindet, der gerade mit Herrn von Martini in früheren Jahren in inniger Beziehung geſtanden haben will, der etwas wußte über den Inhalt einer Kaſſette im Privatkabinet des Bankiers." — Dabei konnte es Anatole nicht vergeſſen, wie forſchend der Buchhalter ihn angeſchaut, als ihm derſelbe vorhin dieſe vertraulichen Mittheilungen gemacht.

Von ſeinem Platze aus konnte Anatole Herrn Ringel ſehen, da die Wand zwiſchen beiden Zimmern zur Hälfte aus Glas beſtand. Der Buchhalter ſchien heute Morgen noch nicht ſo recht in ſeiner Arbeitsſtimmung zu ſein — er hatte Kaſſabuch und Hauptbuch vor ſich, blätterte auch zuweilen in letzterem herum, rückte aber dabei auf ſeinem Stuhle hin und her und blickte manchmal gedankenvoll gen Himmel empor — offenbar überlegte er etwas, ohne zu einem genügenden Endreſultat gelangen zu können.

Jetzt fuhr er plötzlich mit ſeinem Kopfe herum und näherte ſein Ohr eilfertig der Mündung eines Sprachrohres, die ſich neben ſeinem Sitze befand, und deren Leitung in das Wohnhaus und dort in das Kabinet des Herrn von Martini führte.

Hierauf ſchien er eine Frage zu beantworten, und nachdem er abermals das Ohr an die Mündung gelegt, ſchlug er das Hauptbuch zu, verſchloß es in ſein Pult

und verließ in Paletot und Hut das Geſchäftslokal, um quer durch den Garten nach dem Vorderhaus zu gehen; dort wurde er von dem Bedienten Georg erwartet und in das Kabinet des Bankiers geleitet.

Es war dieſes ein nicht ſehr großes, aber äußerſt elegantes und behaglich eingerichtetes Gemach mit einem hohen Fenſter, welches aus einer einzigen Scheibe beſtand und an welchem quer in's Zimmer hinein der ſehr lange und ſehr breite Schreibtiſch ſtand. Dieſer war einfach mit grünem Tuche bedeckt und auf demſelben ſah man Schreibzeug, mehrarmige Leuchter, Papier und Umſchläge mit dem Wappen des Hauſes in Käſtchen von feinem Holz. Die Miniaturbilder der verſtorbenen Frau des Bankiers, ſowie Anna's von Martini, ferner zierliche Lineale, Papiermeſſer, Federnhalter von Gold und Elfenbein. An der Langſeite des Tiſches in der Mitte ſtand eine Kaſſette von vergoldetem Kupfer, der Schreibſtuhl mit runder Lehne war mit grünem Saffian überzogen, und neben demſelben an der Wand unterhalb des großen Fenſters bemerkte man einen kleinen Geld- oder vielmehr Dokumentenſchrank, deſſen äußerſt ſinnreiches und feſtes Schloß von einem außerordentlich kleinen Schlüſſel geöffnet werden konnte. — Gegenüber dem Schreibtiſche ſah man einen Bücherſchrank mit großen, ſchweren Folianten, die ein ſehr geſchäftsmäßiges Ausſehen hatten, ſowie kleine

Fächer, in denen sich Briefe und andere Papiere befanden. Ein großer Blumentisch in der Ecke mit prächtigen und blühenden Pflanzen wirkte bei der einförmigen grauen Sammettapete einigermaßen erheiternd auf das Auge; der Fußboden war mit so dicken Teppichen belegt, daß es unmöglich war, die Schritte eines Eintretenden zu hören — wir wollen hierbei nicht von Herrn Ringel reden, denn dieser hatte das besondere Talent, auch gewöhnliche Fußböden mit einer katzenartigen Unhörbarkeit zu betreten. Daß aber der Bankier von einem Besuche nie überrascht werden konnte, dafür sorgte Georg im Vorzimmer, sowie eine Vorrichtung an der Zimmerthüre, welche beim Oeffnen einen leisen, klingenden Ton von sich gab.

Herr von Martini hatte Briefe und Papiere vor sich liegen, sowie eine Schreibtafel, in welche er mit rascher Hand Zahlen eingeschrieben hatte. „Nehmen Sie einen Stuhl," sagte er zu dem Buchhalter, „und setzen Sie sich hier neben mich — bitte auch, sich Ihres Paletots zu entledigen, denn es handelt sich um keinen Ausgang — ich habe etwas mit Ihnen zu überlegen und zu besprechen."

Herr Ringel verbeugte sich geschmeichelt und verbeugte sich in einem fort, bis er den Stuhl an den Schreibtisch gerückt und sich dort niedergelassen hatte.

Der Bankier war ſchon zu dieſer frühen Morgenſtunde in vollſtändiger Toilette: ſchwarzem Rocke, weißer Halsbinde mit hohem und ſo ſteifem Kragen, daß ihm jede Kopfbewegung erſchwert ſchien, weßhalb er in den meiſten Fällen dem, welchen er anſehen oder anreden wollte, auch theilweiſe den Oberkörper zuwandte, was das Ernſte, faſt Unbeholfene ſeiner Erſcheinung noch bedeutend vermehrte. Wenn er indeſſen mit Herrn Ringel oder einem ſeiner ſonſtigen Angeſtellten redete, ſo wandte er ihnen in den meiſten Fällen nicht das Geſicht zu, ſondern pflegte mit unbewegten Zügen gerade vor ſich hin zu ſprechen.

„Ich ließ Sie rufen," ſagte er zu Herrn Ringel, „um mit Ihnen nochmals über die ſchon erwähnte Angelegenheit zu reden, die nun zur Reife gekommen zu ſein ſcheint und in den hauptſächlichſten Punkten wahrſcheinlich noch heute abgeſchloſſen wird."

Der Buchhalter verbeugte ſich ſchweigend, denn er wußte allerdings bereits von dieſer Angelegenheit.

„Seine Excellenz der Herr Graf Riedberg, Vater, iſt eigens hiehergekommen, um mit mir abzuſchließen — es iſt ein wichtiger Schritt, den ich vorhabe, doch von mir gehörig überlegt, und ſoll und muß gethan werden. Hätte mir das Schickſal auch einen Sohn beſcheert, der meinen Namen fortpflanzen könnte und unſerem Hauſe den Glanz

erhalten, den ich ihm verliehen, so würde ich mich damit durchaus nicht so beeilen und die Hand meiner Tochter jetzt schon vergeben — selbst nicht in Anbetracht dieser Partie — einer der glänzendsten des Landes — — Sind Sie, was diese Partie anbelangt, nicht auch dieser Ansicht?" fragte der Bankier beinahe erstaunt, als er hörte, wie Herr Ringel leicht hinter der vorgehaltenen Hand hustete — „reden Sie offen mit mir, ich wünsche es, ich will es."

„Das werde ich thun wie immer, Herr Prin —, Herr von Martini," verbesserte sich der alte Buchhalter, da er sich erinnerte, daß der Chef des Hauses diese Anrede vorzog, „muß aber vorausschicken, daß ich ein ganz gewöhnlicher Geschäftsmann bin — ein Geldmensch, wie man zu sagen pflegt, dem es den größten Kummer macht, wenn er vielleicht nach seinen beschränkten Begriffen nicht im Stande ist, Soll und Haben in Einklang zu bringen."

„Ah ja, ich verstehe," entgegnete der Bankier, wobei etwas wie ein saures Lächeln auf seinem Gesichte erschien, „es widerstrebt Ihren Gefühlen, gegenüber einem Grafentitel, gegenüber einem der ältesten und erlauchtesten Häuser des Reichs eine Million zu buchen — eine Million, die ja meiner Tochter wieder zu gut kommt, denn sie wird dazu angewandt, die gräflich Riedberg'schen Güter schuldenfrei

zu machen und ſo der Familie eine beträchtliche Revenüe zu ſichern.“

„Der Familie, ja, — aber welcher Familie? Herr von Martini — Gott wird Ihnen noch lange Jahre ſchenken und Sie noch viel Glück erleben laſſen an Ihrer liebenswürdigen Tochter, Fräulein Anna. Aber das Erſtere wollen wir ja auch dem Herrn Grafen wünſchen, und ſo lange derſelbe das Haupt der Familie iſt, werden wir von den glänzenden Revenüen ſehr wenig zu ſehen bekommen, denn wie Sie beſſer wiſſen als ich, ſind dort viele Kinder vorhanden und war man bei dieſer Familie von jeher gewohnt, weit mehr zu brauchen, als man einnahm.“

„Das hab' ich ſchon einmal von Ihnen gehört.“

„Und muß es wiederholen, da Sie mir gewiſſermaßen die Ehre erzeigen, meine Anſicht hören zu wollen — ja ich muß noch Anderes wiederholen, meine ſchon einmal und ſehr beſtimmt ausgeſprochene Meinung, daß das Geſchäft, ſo glänzend es ausſieht, auch nur dann ein ſolides werden kann, wenn Sie ſelbſt die Güter durch Kauf übernehmen, ſämmtliche Schulden tilgen, ſowie der gräflichen Familie noch ein paarmal hunderttauſend Thaler hinausbezahlen und das Ganze alsdann als unangreifbares Eigenthum zum Heiratsgut für Fräulein Anna beſtimmen.“

„Hab' ich nicht ſchon einen ähnlichen Vorſchlag gemacht, der mit Verwunderung, ja mit einem ſehr vornehmen Erſtaunen angehört wurde?"

Der alte Buchhalter zuckte mit den Achſeln.

„Von Ihrem Standpunkte aus haben Sie allerdings nicht unrecht — mein Gott, ja, ich weiß das wohl," ſprach der Bankier mit lauterer Stimme, „aber ich nehme einen anderen ein und will Ihnen denſelben nicht verhehlen; ich will mit Ihnen reden vertrauensvoll, wie ich es ſeit langen Jahren gethan und was ich bis jetzt zu bereuen nie Urſache hatte."

„Auch für die Zukunft nicht, Herr von Martini," ſagte der Buchhalter aufblickend, und ſetzte alsdann in eigenthümlich trockenem Tone hinzu, „es weiß wohl Niemand die Geheimniſſe des Hauſes ſo zu bewahren wie ich."

Ueber die ſonſt unbeweglichen Züge des Bankiers flog ein leichter Schatten, aber er zeigte ſich nur eine Sekunde lang, dann wandte er ſich gegen Herrn Ringel, reichte ihm ſeine Rechte und ſagte: „Wer weiß das beſſer wie ich, mein alter Freund und — Rathgeber."

Bei dieſen Worten zeigte ſich noch etwas mehr wie ein Schatten auf den Zügen des Buchhalters; er biß die Zähne zuſammen und man ſah um ſeinen Mund ein eigenthümliches Zucken.

„Alſo offen und ehrlich geſprochen: Sie wiſſen, daß ich mich ſchon lange nach einem anderen Wirkungskreis ſehne, auch möchte ich meiner Tochter Anna nach der Reſidenz folgen — ich kann nicht leben, ohne ihr gutes, freundliches Geſicht zu ſehen; ich habe den fürchterlichen Gedanken, unglücklich, verloren, verdammt zu ſein, wenn ſie nicht in meiner Nähe iſt, wenn ſie nicht ihren Kopf an meine Schulter lehnt, wenn ſie nicht mit ihrer weichen Hand meine heiße Stirn berührt.“

„Ja, ja, ſie iſt der Schutzgeiſt des Hauſes — auch ich habe oft den Gedanken, daß das Alles nur deßhalb ſo ſchön zuſammenhält, weil der Himmel einen ſolchen Engel nicht mitverderben will — und doch wollen Sie ſie von ſich geben? — — Das verſtehe ich nicht recht.“

„Bin ich denn im Stande ſie für immer bei mir zu behalten?“ rief der Andere in einem faſt ſchmerzlichen Tone — „wird nicht eines Tages ihr Herz anfangen zu ſprechen, und ſie mir entriſſen werden, ohne daß ich vielleicht im Stande bin, ihre Zukunft und die meinige ſo feſt zu ſtellen, wie ich das jetzt zu thun vermag? Allerdings opfere ich dabei eine Million, habe aber dadurch das Recht erworben, Anna's Zukunft zu beſtimmen, und dieſe wird und muß glänzend ſein: ſie lebt mit ihrem Manne, dem jungen Grafen Riedberg, einer angenehmen Perſönlichkeit in der Reſidenz, und auch ich werde dort

ſein in einem Wirkungskreiſe, den ich lange erſehnt, in einer Stellung, die mir Ehre bringt, und welche ich mit der mächtigen Hülfe des Grafen zu erreichen hoffe.“

Um den Mund des alten Buchhalters ſpielte bei dieſen Worten ein kleines Lächeln, welches aber Jener nicht ſehen konnte, da er den Kopf tief auf die Bruſt herabgeſenkt hielt.

„Anna's Herz iſt noch ſo vollkommen frei,“ fuhr der Bankier fort, „als es ein vernünftiger Vater in meiner Lage nur zu wünſchen vermag — der Anſicht ſind Sie doch auch? Ich darf dieſe Frage an Sie richten, da Sie ja als zum Hauſe gehörig betrachtet werden, und da meine Tochter bei ihren kleinen Angelegenheiten oft mehr Vertrauen zu Ihnen zeigt, als zu mir, ihrem Vater.“

„Darüber bin ich ganz Ihrer Anſicht — gewiß,“ ſagte Herr Ringel.

„Auch Frau Fichtner ſpricht ſo, und es iſt mir das eine große Beruhigung, und da Anna zu verſtändig iſt, um nicht einzuſehen, in welch' glänzende Stellung ſie eintritt, ſo bin ich ſicher, von dieſer Seite weniger Oppoſition zu finden, als von der Ihrigen, mein alter Freund.“

„Gegen eine ſolche Heirat Oppoſition zu machen, würde ich in meiner Stellung nicht für paſſend halten, aber was ich nochmals betonen muß, das iſt die prekäre

Anlage jener Million — ah, eine Million iſt viel Geld, Herr von Martini; dieſelbe zu verdienen hat Ihnen und, ich darf es wohl ſagen, mir viele Mühe gemacht, manche ſchlafloſe Nacht, manche bittere Stunde.“

Der Bankier blickte vor ſich nieder und verharrte ein paar Minuten in tiefem Schweigen, ehe er nach einem langen Seufzer zur Antwort gab, „ja, ſchlafloſer Nächte, bitterer Stunden genug — verſtehen Sie aber, wenn ich Ihnen ſage, daß es mir gerade deßhalb leichter wird, jene Million hinzugeben — mich dadurch vielleicht mit dem Schickſale abzufinden?“

„Ich glaube Sie halb und halb zu verſtehen.“

„Gut — und nun muß ich, den Sinn Ihrer Worte von vorhin wiederholend, noch einmal ſagen, wie viel ich bei allem dem Ihrer Mithülfe verdanke.“

„Ja wohl, ja wohl.“

„Und daß ich bei den Ausſichten, die ſich mir bieten, auch Ihre Zukunft in's Auge gefaßt habe — ſchon öfters bot ich Ihnen an, anderswo eine Kommandite unſeres Hauſes zu gründen — Sie lehnten es ab, Sie wollen von hier nicht fort — gut denn, mein lieber Herr Ringel, Sie ſollen hier bleiben, und, wenn ich mein Ziel in der Reſidenz erreicht habe, hier die bekannte Firma unſeres Hauſes als Theilhaber fortführen.“

Der Buchhalter blickte auf und ſchaute dem Bankier

Männer werden als hinterliſtig, feig und blutdürſtig bezeichnet, und was die letztere Eigenſchaft anbelangt, ſo thut man ihnen darin nicht Unrecht, wenn es wahr iſt, daß in den Straßen von Valencia jährlich an fünfzig Meuchelmorde verübt werden. Natürlich ſchieben die Stadtbewohner die Schuld davon auf ihre Landsleute aus der Huerta, die ſie als ein wildes und trotziges Volk ſchildern, vor dem man ſich in jeder Hinſicht in Acht nehmen müſſe. Daß eine vielhundertjährige Feindſchaft zwiſchen Stadt und Land beſteht, iſt nicht zu läugnen, und das Mißtrauen der erſteren geht ſo weit, daß man, ſo oft in Valencia Feuer ausbrach, eilig ſämmtliche Stadtthore ſchloß, um die Bauern abzuhalten, von denen man vielleicht nicht mit Unrecht befürchtete, daß ſie die entſtandene Verwirrung zum Morden und zu allgemeiner Plünderei benützen könnten.

Valencia iſt arm an ausgezeichneten Bauwerken; nur hie und da bemerkt man ein prachtvolles Gebäude, in Stein aufgeführt, einen Palaſt, aus früherer Zeit herſtammend, der ſich, alt und ſchwarz geworden, zwiſchen den neueren Gebäuden zu verkriechen ſcheint. Blickt man in den öden Hof, ſo entdeckt man prachtvolle, breite Steintreppen, auf denen unſere Schritte unheimlich wiederhallen, und oben angekommen, eröffnen ſich vor unſerm Blicke weite ſtille Corridore und Zimmer mit reich geſchnitzter Holzarbeit. Der prächtigſte Palaſt dieſer Art iſt die Caſa conſiſtorial oder l'Audienzia, wo ſich die Portraits der Könige von Spanien befinden, ſo wie im Saale der Cortes bemerkenswerthe Fresken von Zarinena, die von den herrlichſten Holzarbeiten an Wänden und Plafond eingerahmt ſind. Im untern Stockwerke iſt das Sekretariat des Gouvernements, wo ſich eine ausgezeichnete Holzdecke befindet, in dunklem Eichenholz geſchnitzt und reich vergoldet. Die Plateforme hoch oben auf dieſem Palaſt mit einer ſchönen Baluſtrade umgeben, gewährt einen reizenden Ueberblick über die Stadt.

Der große Marktplatz, auf dem den ganzen Tag ein reges

voll in's Geſicht, ohne gerade in ſeinen Zügen zu große Ueberraſchung und Freude zu verrathen.

„Ich erkenne Ihre Güte an," ſagte er alsdann, „und geſtehe, daß ein ſolcher Vorſchlag jeden Anderen und mich vielleicht auch vor zehn, zwanzig Jahren zum glücklichen Menſchen gemacht haben würde, daß ich auch heute noch das Ehrenvolle einer ſolchen Stellung dankend anerkenne, daß ſie mir aber in meinen Jahren vorkommt wie das Licht der Winterſonne, die ihren vollen Glanz auf uns wirft, ohne uns zu erwärmen. Dabei bitte ich Sie aber, Herr von Martini, ſehen Sie meine Worte nicht als Undankbarkeit an, glauben Sie mir, wie ſehr ich Ihre Güte gegen mich zu ſchätzen weiß, — aber wird eine neue, ſo glanzvolle Stellung, die ich hier einnehmen würde, meine geſellſchaftliche Stellung gegenüber der Stadt verändern? — wird es im Stande ſein, einen langen ſchwarzen Schatten verſchwinden zu laſſen, von dem ich mit Schaudern fühle, daß er meinen Schritten folgt, und den ich oft zu ſehen glaube, wenn ich erſchreckt zuſammenfahrend zuweilen umſchaue?"

„— — Immer und immer wieder dieſe trübſeligen Träumereien — was haben denn dieſelben mit Ihrer Stellung in der Stadt zu ſchaffen?"

„Viel, viel," erwiederte der alte Buchhalter haſtig, indem ſich ſein ſonſt ſo bleiches Geſicht mit einer lebhaften

Röthe überzog — „es iſt etwas in meiner Atmoſphäre, was die Menſchen vor mir zurückſchreckt. — Um noch einmal das Bild von vorhin zu wiederholen, ſo geht es mir in umgekehrter Weiſe wie einem gewiſſen Peter Schlemihl — der Mann hatte gar keinen Schatten und mir iſt es gerade zu Muthe, als führe ich deren zwei mit mir herum.“

Er ſchauderte, und dieſe Bewegung ſchien anſteckend zu wirken, denn auch der Bankier zog wie fröſtelnd ſeine Schultern in die Höhe.

„Habe ich recht oder unrecht?“ fragte Herr Ringel.

„— — — — Und bin ich nicht faſt in derſelben Lage?“ entgegnete der Andere nach einer minutenlangen Pauſe — „wiſſen Sie nicht eben ſo gut wie ich, daß ſich zwiſchen meine raſtloſen Bemühungen, mich dem, was man die Welt, die Geſellſchaft nennt, zu nähern, ſtets ein gewiſſes, namenloſes, geſpenſterhaftes Etwas drängt, welches jene nicht dazu kommen läßt, mich mit Wärme, mit Wohlwollen, mit Freundſchaft anzunehmen? — Ich bin ein reicher Mann, ich bin, wenn Sie wollen, ein geachteter Mann, ich habe in unſerer Stadt alle Würden und Aemter inne gehabt — es iſt allerdings kein Haus in der Stadt, in welchem man ſich nicht eine Ehre daraus machen würde, mich zu empfangen, und doch habe ich dort keine Freunde, keinen vertrauten Kreis — ein

unerträglicher Zuſtand, aus dem ich herauskommen will und muß, um in der Reſidenz ein neues und glänzendes Leben zu beginnen.“

„Darf man vielleicht den Wirkungskreis erfahren, den —?“

„Warum nicht?“ unterbrach ihn Herr von Martini raſch — „habe ich doch vor Ihrer erprobten Verſchwiegenheit keine Geheimniſſe — man will mir das Miniſterium des Handels übertragen — Graf Riedberg hat für mich gewirkt und die Sache iſt dem Abſchluſſe nahe.“

„Ein ſchönes Amt, — eine ſchöne Stellung — ich wünſche Ihnen von Herzen Glück, und was die Million anbelangt?“ —

„So bitte ich Sie, vorderhand die Hälfte derſelben, ohne großes Aufſehen in der Handelswelt zu machen, in kürzeſter Zeit aus dem Geſchäfte herauszuziehen, damit ich ſie dem Grafen zur Verfügung ſtellen kann.“

„Nach Ihrer Ernennung?“ fragte Herr Ringel mit einem ſchlauen Blick — „ich werde immerhin eine kleine Zeit brauchen, das Sümmchen in guten Papieren hier auf Ihren Tiſch zu legen.“

Der Bankier gab hierauf keine Antwort, ſondern griff nach ſeinem Bleiſtifte, den er aus der Hand gelegt hatte, was der Buchhalter als ein Zeichen anſah, daß die Unterredung beendigt ſei, weßhalb er ſich erhob. Nachdem

er ſich mit einigen Worten verabſchiedet hatte, und ſchon nahe an der Thüre war, ſagte ihm Herr von Martini, ohne übrigens den Kopf nach ihm umzuwenden: „Meinen Brief an den Doktor Narder haben Sie geſtern wohl wie gewöhnlich pünktlich beſorgt — es war die Zahlung, welche ich am erſten des Jahres und zwar immer im Voraus zu machen pflege?“

„Das habe ich mir gedacht,“ entgegnete Herr Ringel, aber in ſo langſamem und zögerndem Tone, daß man deutlich erkennen konnte, er überlege bei ſich, ob es räthlich ſei, einen Nachſatz zu machen, und da er nach einigem Kampfe hiezu entſchloſſen ſchien, ſo machte er wieder ein paar Schritte gegen den Chef des Hauſes und ſagte alsdann raſch: „Der Brief iſt allerdings pünktlich beſorgt worden, aber nicht durch mich.“

„Nicht durch Sie? — wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte der Bankier, wobei ſich in ſeinen Zügen eine unangenehme Spannung ausſprach.

„Sie gaben dieſes Schreiben dem jungen Fontenay, der mich allerdings aufſuchte, mich aber nicht zu Hauſe fand, da ich zum Eſſen ausgebeten war, und dabei hatte man die Ungeſchicklichkeit, ihm nicht zu ſagen, wo ich zu finden ſei.“

„Nun? — weiter!“

„Sie hatten dem jungen Manne geſagt, das Schreiben

ſei eilig und wichtig, und da er mich nicht fand, ſo glaubte er recht klug zu handeln, indem er es ſelbſt ſo raſch als möglich an ſeine Adreſſe beſorgte."

„Der Teufel auch! — und das erzählen Sie mir ſo ruhig?"

Der Bankier ſtieß dieſe Worte nicht nur haſtig erregt hervor, ſondern wandte auch dem Buchhalter, auf die Gefahr hin, ſeinen ſteifen Kragen zu zerknittern, haſtig den Kopf zu.

„Ich erfuhr es ſelbſt erſt ſoeben, und würde Ihnen ſogleich hievon Mittheilung gemacht haben, doch bei den wichtigeren Angelegenheiten, die Sie mit mir beſprachen —"

„Wichtiger? — kaum. — Es iſt mir das ſehr unangenehm — wie konnte ich denken, daß Sie nicht zu Hauſe ſeien und daß dieſer junge Mann ſo ohne Weiteres davon laufen würde, gerade er — — und wie hat er ſich des Auftrags entledigt? — Sie haben ſich das doch auf die umſtändlichſte Weiſe von ihm erzählen laſſen — und war er dabei offen und rückhaltslos wie immer?"

„Ich ließ mir das von ihm erzählen ohne meine Ueberraſchung zu verrathen, und nach dem, was ich erfuhr, glaube ich nicht, daß irgend ein Grund zur Unruhe vorhanden iſt: der junge Herr Fontenay hat den Brief in die Hände des Doktor Narder ſelbſt übergeben und wußte nicht einmal, in welcher Art von Anſtalt er geweſen."

„Gerade dieſer Fontenay — Sie ſollten doch heute oder morgen hinausfahren, um geſprächsweiſe zu erforſchen, wie er ſeinen Auftrag ausgerichtet — ob das mit ſeinen eigenen Ausſagen übereinſtimmt — ich halte ihn für offen und ehrlich, ja für harmlos wie ein Kind. — Und wenn er auch draußen aus Neugierde den Verſuch gemacht hätte, ſich ein wenig umzuſchauen, ſo würde ihn das bei der Schlauheit Narder's nicht viel genützt haben.“ — „Ja, bei ſeiner Schlauheit und ſeiner gerechten Furcht, mir zu mißfallen — hätte ich nur alle Welt ſo in meiner Hand, wie dieſen ehrlichen Arzt.“

„Gewiß, offen und harmlos iſt der junge Fontenay, und in dieſer Hinſicht muß ich einer kleinen Unterredung erwähnen, die ich geſtern Morgen mit ihm hatte und die einen Gegenſtand betraf, deſſen zwiſchen uns Beiden lange keiner Erwähnung geſchah — eines gewiſſen Gegenſtandes nämlich.“

„Sie machen mich neugierig,“ ſagte der Andere, indem er ſich in ſeinem Drehſtuhle gegen Herrn Ringel herumwarf — „es betrifft?“

„Eine grüne Brieftaſche, von der oft zwiſchen uns die Rede war, die für immer verloren ſchien und die nun auf einmal — ſoll ich ſagen zu meiner Freude oder zu meinem Entſetzen, zum Vorſchein gekommen iſt.“

Die Züge des Bankiers verfinſterten ſich auf eine er-

ſchreckende Art, er preßte heftig die Lippen aufeinander und ballte krampfhaft ſeine Rechte,, die auf der Lehne des Seſſels ruhte.

„Ringel! Ringel!“ rief er in heftigem Tone, „bedenken Sie auch, was Sie mir da in einem kalten ruhigen Tone ſagen — oder werde ich vielleicht einen glücklichen Nachſatz hören, daß eine Brieftaſche gefunden worden iſt, die Aehnlichkeit mit jener gewiſſen hat, aber doch eine andere iſt — ſprechen Sie um Gotteswillen, ſprechen Sie!“

Der alte Buchhalter zuckte mit den Achſeln, indem er entgegnete: „Ich möchte der Sache keinen zu großen Werth beilegen, obgleich ſie allerdings wichtig genug iſt, denn darüber kann kein Zweifel mehr herrſchen, daß es jene Brieftaſche iſt mit den ſechs ergänzenden Papierzetteln, jene Brieftaſche, das Seitenſtück zu der Morel's.“

Der Bankier knirſchte mit den Zähnen, und ſeine Hand erfaßte krampfhaft die Lehne des Seſſels.

„Nennen Sie mir dieſen Namen nicht,“ ſtieß er mühſam hervor — „und dieſe Brieftaſche?“

„Iſt in den Händen des junger Fontenay, ohne daß derſelbe jedoch eine Ahnung von der bedingungsweiſen Wichtigkeit jener ſechs Zettel hat.“

„Laſſen Sie mich wiſſen, wie ſie in ſeine Hände kam.“

Der Buchhalter erzählte, was er davon wußte.

„Und glauben Sie, daß der junge Mensch die Wahrheit sprach?“

„Ich glaube es, ohne jedoch hiefür eine Bürgschaft übernehmen zu können — es scheint mir, als habe Madame Reveillot die Brieftasche lange Jahre im Besitze gehabt, ohne besonderen Werth darauf zu legen.“

„Und mit Recht,“ stieß der Bankier zornig heraus — „was kann sie auch für irgend Jemand Anderes einen Werth haben — hätte sie aber einen nachweislichen, so würde man ihn wahrscheinlich schon geltend gemacht haben — das könnte mich allenfalls beruhigen.“

„Endlich hat wohl die alte Frau es für nöthig gehalten, ihren Enkel vom Vorhandensein dieses Gegenstandes in Kenntniß zu setzen, und scheint dieses erst in den letzten Tagen geschehen zu sein. — Daß übrigens Herr Fontenay großen Werth darauf legt oder vielmehr, daß er irgend ein Geheimniß dahinter vermuthen sollte, glaube ich, wie schon gesagt, nicht annehmen zu dürfen, denn er sprach mit mir darüber offen und rückhaltslos, wie er immer zu thun pflegt.“

„Hat er Ihnen die Brieftasche gezeigt?“ fragte Herr von Martini hastig, wobei seine Augen eigenthümlich glänzten.

„Für dieses Mal nicht,“ entgegnete der Buchhalter in ruhigem Tone.

Die Blicke des Bankiers wandten ſich mit einem Ausdrucke des Unbehagens ab, und als er hierauf ſein Geſicht dem Fenſter zuwandte, war auf ſeinen Zügen eine Spur von Mißtrauen nicht zu verkennen.

„Herr Fontenay ſagte mir," fuhr Herr Ringel fort, „er habe die Brieftaſche auf's Genaueſte unterſucht, aber nichts Bemerkenswerthes darin gefunden."

„So iſt es mit den anderen ſechs Blättern ſchon geſcheidteren Leuten ergangen."

„Nur ſechs Zettel," ſagte er, „ſeien darin, doch die Schrift darauf durchaus in keinen richtigen Zuſammenhang zu bringen."

„O wenn wir ſie hätten, dieſe Blätter — — und wir müſſen ſie haben — mag es koſten, was es will."

„Es wird, glaube ich, nicht ſchwer ſein, ſie zu erhalten."

„Schaffen Sie ſie mir!" rief der Bankier aufſpringend — „ſchaffen Sie ſie mir und ſeien Sie meiner reichſten Erkenntlichkeit gewiß — o ſie ſind ſehr koſtbar für uns, dieſe Blätter."

„Ich weiß das wohl und hoffe auch, ſie in meine Hände zu bekommen — Herr Fontenay erklärte ſich aus eigenem Antriebe bereit, ſie mir zu zeigen, um meine Anſicht über die Schriftzüge zu vernehmen."

„Ah, das iſt ein glückliches Zuſammentreffen — ich

brauche Ihnen keine Vorſicht anzuempfehlen, ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß Sie dieſer Sache gegen den jungen Mann mit keiner Silbe erwähnen dürfen, daß er Ihnen von ſelbſt wieder kommen muß, Ihnen die Brieftaſche anzubieten — — dann — — dann — — werden Sie ſie mit der größten Gleichgültigkeit annehmen, mit dem Verſprechen, ſie gelegenheitlich durchzugehen."

„Gewiß — und wenn ich ihm ein paar Tage ſpäter gleichgültig geſagt, auch ich finde durchaus keinen Sinn in den Schriftzügen der Blätter, ſo werde ich ihm den Vorſchlag machen, die Blätter allein für Ihre Autographenſammlung behalten zu dürfen, daß ſie Ihnen intereſſant wären im Hinblick auf jene räthſelhafte Begebenheit."

„Ja, ja, machen Sie das, wie Sie wollen, aber ſo vorſichtig als möglich — nur ſchaffen Sie mir dieſe Blätter — — den Gedanken ſo vieler qualvollen Stunden, den Traum manch' unruhiger Nacht. — Wiſſen Sie, was ich von jenen Blättern denke?" fuhr Herr von Martini nach einer Pauſe fort, während welcher er nahe an den Buchhalter herangetreten und ſeine Hand auf deſſen Schulter gelegt hatte — „daß ſie ſich mit denen, die ich in meinem Beſitze habe, ergänzen und ſo einen Nachweis zu Stande zu bringen vermöchten — der — der —"

„Der gefährlich oder wenigſtens ſehr unangenehm

Leben herrscht, und wo sich Käufer und Verkäufer um kolossale Haufen von Gemüse und Früchte aller Art drängen (unter Anderem sah ich hier wahrhaft riesenhafte Zwiebel), ist mit alten nicht uninteressanten Gebäuden umgeben, unter denen sich die Lonja oder Seidenhalle besonders auszeichnet; der ganze untere Raum des Gebäudes ist hohl, mit Kreuzgewölben überdeckt, die von sehr schlanken spiralförmig gewundenen Säulen getragen werden. Die Sorgfalt, mit der im Innern und Aeußern die Gliederungen aller Thür- und Fensteröffnungen behandelt sind, machen diesen Bau zu einem der interessantesten der spätgothischen Zeit. Der kleine Hof von beiden im rechten Winkel zusammenstoßenden Flügeln des Hauses gebildet, liegt nach rückwärts an zwei seiner Seiten frei als erhabene Terasse mit fließendem Wasser und Orangenbüschen und erhöht den eigenthümlich Reiz dieses seltsamen Bauwerks.

Da uns der klare Himmel gleich den ersten Tag unserer Ankunft einen herrlichen Abend versprach, so beschlossen wir einen Spaziergang nach der berühmten Alameda hinaus. Wir verließen die Stadt durch das Thor el Sarranos, das mit seinen ungeheuern Mauern und gut erhaltenen Zinnen so trotzig dasteht, als sei es gestern beendigt worden; leider ist es aber auch nicht so alt, als wir es wohl wünschten, denn unsere Phantasie hätte gern seine Plattform mit den Gestalten des Campeador und seiner Familie belebt, die er ja auch auf einen der Thürme Valencias führte, als er ihnen das draußen lagernde zahllose Maurenheer zeigte.

Allda sahen sie zum weiten
Meer hinaus die Mauren kommen.
Sah'n mit großer Eil' und Sorg'alt
Sie aufschlagen ihre Zelte
Unter Kriegsgeschrei und Trommeln,
Kriegsgeschrei und Paukenhall.

Großer Schrecken faßt die Mutter
Wie die Töchter: denn sie hatten
Solche Heere nie zu Felde,
Nie auf Einem Platz gesehn.

werden könnte, wenn er von Jemand Anderem hergestellt würde."

„Unangenehm wäre in diesem Punkte für mich vollkommen gleichbedeutend mit gefährlich — denken Sie sich, es träte plötzlich etwas an's Tageslicht, was mit jener Begebenheit, auf der allerdings der Staub langer Jahre ruht, in Zusammenhang zu bringen wäre — denken Sie, mit welcher Wonne würden sich Berufene und Unberufene zu Nachforschungen vereinigen — denken Sie nur, wenn durch irgend einen Zufall dabei mein Name genannt würde — o es kann zu einem Glück von unberechenbarer Tragweite für uns werden, daß die anderen sechs Blätter zum Vorschein gekommen sind, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie froh ich bin, Ihren Rath, den Sie mir zu wiederholten Malen gegeben, nicht befolgt zu haben."

„Welchen Rath?"

„Den, die andere Brieftasche, die in meinem Besitz ist, mit ihrem Inhalte zu verbrennen — ich ahnte es, und meine Ahnung wird sich als richtig erweisen, daß alle zwölf Zettel im Zusammenhange stehen und daß sie, wenn man sie bei einander hat, den Nachweis geben, wo meine Urkunde zu finden ist, ja daß ich dieselbe durch eben diese Blätter wieder zu erlangen vermag."

„Ich werde das Möglichste thun, sie, und wenn auch nur vorübergehend, in meine Hand zu bekommen."

„Schon das wäre von großer Wichtigkeit, denn ſelbſt eine Abſchrift derſelben würde vielleicht genügen, um einen Sinn herauszubringen — einen Leitfaden zu erhalten, der mich aus der düſteren Nacht meiner Erinnerungen an ein helles, befriedigendes Tageslicht führt.“

„Ich glaube nicht, daß wir uns mit Kopieen zu begnügen brauchen — der junge Fontenay wird keinen Anſtand nehmen, die Originale in meine Hände zu geben.“

Herr von Martini trat auf den Buchhalter zu, ergriff deſſen beide Hände, ſchüttelte ſie herzlich und ſagte mit einem ſo unzweifelhaften Blicke des Wohlwollens, daß es unmöglich war, den Hintergrund von Verſtellung daraus zu erkennen — „Thun Sie Ihr Möglichſtes und denken Sie an die Zukunft — künftiger Theilhaber des alten Hauſes Martini.“

„Gewiß, Herr Handelsminiſter,“ lächelte Jener, „und ich zweifle nicht daran, daß ich Ihnen nach wenigen Tagen die Brieftaſche übergeben kann.“

Damit trennten ſich Herr und Diener, doch blieb der Letztere noch unter der Thüre ſtehen und ſagte, ſich umwendend: „Etwas Geſchäftliches hätte ich beinahe noch vergeſſen — Gebrüder Barrer zeigten mir heute Morgen an, daß der alte Graf Riedberg Wechſel auf ſich ſelbſt, zahlbar bei uns, diskontiren ließ im Betrage von fünf-

malhunderttauſend Thalern, ſomit wäre die halbe Million jetzt ſchon voll aus Ihren Kaſſen gewandert.“

„Nun irgend eine halbe Million — Nur möchte ich nicht hoffen, daß Ihnen für dieſe Großmuth die Zinſen in Sorgen und Kummer bezahlt werden.“

Als hierauf der Buchhalter durch den Garten dem Geſchäftslokale wieder zuſchritt, dachte er: „Dieſe fünfmalhunderttauſend Thaler ſind gerade ſo gut, als wären ſie uns nie anvertraut worden, und in dem Falle brauchten wir eigentlich keine Jagd zu machen auf dieſe lumpigen ſechs Zettel. — Was den jungen harmloſen Menſchen anbelangt, ſo wird es mir ein Leichtes ſein, die Briefta ſche aus ſeinen Händen zu erhalten — ehe ich ſie aber alsdann weiter befördere, wollen wir uns doch eine kleine Sicherheit geben laſſen.“

Der Chef des Hauſes, welcher droben am Fenſter ſtand und Herrn Ringel düſter nachblickte, ſprach zu ſich ſelber: „Iſt die Briefta ſche nicht vielleicht ſchon in ſeinem Beſitze und wird er nicht am Ende Schwierigkeiten machen, um mich in der Hand zu behalten — ſehen wir uns vor.“

Sechstes Kapitel.

Wir haben ſchon früher angedeutet, daß Madame Reveillot bei ihrer Kundſchaft, hauptſächlich aber bei den Damen derſelben in einem ganz beſonderen Anſehen ſtand, ja in einem ſo außergewöhnlichen, wie es ſich mit der geſellſchaftlichen Rangſtufe, auf der ſie ſich in Betreff ihres kleinen Gewerbes befand, nicht gut in Einklang zu bringen war. Ob dieſes nun daher kam, daß ſie in ihrem Geſchäfte eine Künſtlerin genannt werden konnte, was wirklich der Fall war, oder daß ſie auch über die Grenzen dieſes Geſchäfts hinaus in allen möglichen Dingen einen ebenſo wohlwollenden als verſtändigen Rath zu geben vermochte, die Sache verhielt ſich einmal ſo, und es konnte vorkommen, daß die reichſten Damen der Kaufmannswelt oder die Frauen vornehmer adeliger Beamten die alte Büglerin unter dem Vorwande eines Geſchäfts zu ſich rufen ließen, um dann wichtigere Dinge mit ihr zu verhandeln, als die Herſtellung einer Spitzengarnitur oder eines uralten Guipürebeſatzes war.

Das ſchöne Franzöſiſch, welches Madame Reveillot ſprach, war auch eine Empfehlung weiter für ſie, wobei wir es übrigens nicht verſchweigen können, daß ſich ſelbſt Damen gegenüber der alten Frau dieſer Sprache bedienten, die weit klüger daran gethan hätten, ihre eigene ſchöne Mutterſprache anzuwenden, als ihr eigenes und das Ohr der Franzöſin mit barbariſch klingenden Phraſen in einem noch barbariſcher klingenden Accente zu beleidigen. Doch war letztere auch hierin, wie in allen Dingen, ein Muſter von Höflichkeit, und wenn ſie gar zu grobe Schnitzer auf die ſanfteſte Art von der Welt verbeſſerte, ſo that ſie das obendrein noch auf eine ſolche Art, als wenn ſie ſelbſt noch in Zweifel ſei, ob ihre eigene korrekte Ausſprache die richtige wäre oder die der Anderen.

Durch dieſes Vertrauen, welches ſie überall genoß, war Madame Reveillot im Beſitze einer Menge kleinerer oder größerer Geheimniſſe der betreffenden Häuſer, und wurde ihr Anſehen unglaublich geſteigert, da ſie noch niemals einen Mißbrauch mit dem gemacht, was ſie erfahren.

Daß der Spitzenſchleier Anna's von Martini nicht verändert werden ſollte, hatte ihr die junge Dame ſelbſt in einigen Zeilen geſagt und hinzugefügt, ſie würde ſie in den nächſten Tagen ſehen, weßhalb Madame Reveillot, als ſie nun in der zweiten Woche des neuen Jahres er-

ſucht wurde, zu der Haushälterin zu kommen, nicht anders erwarten konnte, als über dieſen Gegenſtand um Rath gefragt zu werden, deßhalb hatte ſie den koſtbaren Schleier auch mitgebracht, doch befremdete es ſie einigermaßen, als Frau Fichtner, nach deren Wohnzimmer ſie gewieſen wurde, ſie einfach bat, den Schleier auf einen Tiſch in der Ecke zu legen und ſich zu ihr auf das Sopha zu ſetzen. Dabei ſah die Haushälterin gegen ihre Gewohnheit etwas ernſt aus, und wenn ſie ſich auch nach dem Befinden der Madame Reveillot erkundigte, vom Wetter im Allgemeinen und von der heutigen Kälte insbeſondere ſprach, ſo merkte dieſe kluge Frau doch, daß das nur einleitende Redensarten waren und Frau Fichtner noch etwas Anderes und Wichtigeres auf dem Herzen hatte.

„Sie haben da den Schleier zurückgebracht," ſagte ſie endlich, „den Ihnen Anna in der vorigen Woche übergeben — ſie hat ihre Anſicht darüber geändert."

„Was ich begreiflich finde," erwiederte Madame Reveillot, „ich habe mir dieſe koſtbare Arbeit noch einmal genau angeſehen, und wenn es auch möglich wäre, den Schleier zu etwas Anderem zu verwenden, ſo muß ich doch ſagen, daß ich eigentlich nicht dazu rathen kann — in ſeiner jetzigen Geſtalt iſt er unvergleichlich ſchön, ein wahres Chef d'oeuvre, und müßte bei jeder Aenderung verlieren."

„Und dazu kommt noch," sagte Frau Fichtner kopfnickend, „daß es der Brautschleier der seligen Frau Martini ist und daß Herr von Martini den Wunsch aussprach, er möge in seiner jetzigen Gestalt verbleiben, um —"

„Das schöne Haupt der Tochter in gleicher Eigenschaft zu schmücken," ergänzte Madame Reveillot mit einem freundlichen, zustimmenden Lächeln — „ein Rath, den ich selbst gegeben haben würde, wenn ich es mir nicht zur festen Richtschnur gemacht hätte, nie etwas zu sagen, was als irgend eine Anspielung genommen werden könnte — doch wie es mich freuen würde, wenn der Schleier auf solche Art Verwendung fände, bin ich kaum im Stande, Ihnen auszudrücken."

Da nun Frau Fichtner hierauf beistimmend mit dem Kopfe nickte, so wußte Madame Reveillot, um was es sich handle, nur verwunderte es sie einigermaßen, daß dieses Kopfnicken von einem leichten Seufzer begleitet war.

„Ah!" rief sie nach einer Pause, „wie ist der glückliche Bräutigam dieses eben so liebenswürdigen als schönen Mädchens zu beneiden — ich sah sie als gänzlich verhüllte, verschlossene Knospe, ich sah sie heranwachsen, und Sie werden sich erinnern, wie oft ich Ihnen sagte, das Kind werde sich zu einer prachtvollen Blüte entwickeln — o, sie hat ein offenes, gutes, ehrliches

und treues Gemüth — sie muß einen Mann glücklich machen.“

„Gewiß — wenn —“

Da Frau Fichtner diesen Satz nicht vollendete, sondern auf's Neue zu seufzen beliebte, so fuhr die kluge Französin fort: „Sie wollten sagen, wenn bei dieser Partie eine gegenseitige innige Neigung vorhanden ist — wer möchte daran zweifeln? — Sie sind so freundlich, meine verehrte Frau Fichtner, mir ein allerliebstes, delikates Geheimniß anzuvertrauen — ich [illegible] das erste Wort davon, weiß weder Stand noch Namen des Bräutigams, bin aber fest überzeugt, daß er von Fräulein Anna glühend geliebt wird, denn im anderen Falle würde ein so zärtlicher V[illegible]r, wie Herr von Martini, ein so unabhängiger reicher Mann, nicht an eine Verheiratung seiner noch so jungen Tochter denken.“

Jetzt seufzte Frau Fichtner zum dritten Male und zwar so tief und auffallend, daß es durchaus keine Indiskretion war, wenn die alte Büglerin sie mit einem so scharf ausgeprägten Erstaunen betrachtete, daß die Andere gezwungen war, darauf eine genügende Antwort zu geben.

„Weiß Gott!“ rief die Haushälterin mit einem Blick gen Himmel aus, „daß kein vernünftiger Mensch anders denken sollte, wie Sie sich vorhin ausdrückten, aber weit

gefehlt — Sie werden ſehen, Madame Reveillot, welch' unbegrenztes Vertrauen ich in Sie ſetze, denn ich ſage Ihnen, es iſt um die Hände über dem Kopfe zuſammen zu ſchlagen — wir haben eine Verlobte im Haus, die ihren Zukünftigen noch mit keinem Auge geſehen — eine Braut, der die Thränen aus den Augen ſtürzen, ſowie ſie nur an ihren Bräutigam denkt."

Es war kein erheuchelter Schmerz, welcher aus den Augen der alten Franzöſin ſprach, als ſie nach dieſen Worten, ihre Hände faltend, im Tone tiefen Mitleids ſagte: „Das arme, arme Kind! — Sie ſehen mich überraſcht, erſtaunt und begierig, etwas Näheres zu erfahren."

„Wenn ich in den letzten acht Tagen grau geworden wäre, ſo hätte mich ſelbſt das nicht Wunder genommen, denn ich ſollte zuerſt vermitteln — du lieber Gott, als wenn ſich da etwas vermitteln ließe — die Sache wurde von den beiden Vätern, unſerem Herrn und dem Grafen Riedberg, abgemacht — je nachdem man dieſe Sache anſieht, iſt es allerdings eine glänzende Partie."

„Gräfin zu werden," ſagte die alte Büglerin mit einem ſchlauen Lächeln.

„Ja, und eine reiche Gräfin durch das Vermögen des Herrn von Martini."

„A—a—a—ah — alſo die andere Seite bringt nur einen großen Familiennamen als Mitgift?“

„Ja, allerdings noch eine hohe Stellung bei Hofe — ſonſt aber tief verſchuldete Güter.“

„Tief verſchuldete Güter — —“ ſagte Madame Reveillot, indem ſie kopfſchüttelnd vor ſich niederblickte — „Güter mit Schlöſſern, über deren Thoren eine Grafenkrone ausgehauen iſt — ah, das reizt.“

„Den Vater allerdings, aber nicht meine arme Anna; wie ich Ihnen ſchon vorhin ſagte, ſoll ich vermitteln — Stellen Sie meiner Tochter vor, ſagte Herr von Martini, welch' glänzende, unabhängige Stellung ſie haben wird und daß ich überzeugt ſei, der junge Graf Riedberg werde ihr gefallen, ſobald ſie deſſen nähere Bekanntſchaft gemacht — — Ich ſagte ihm achſelzuckend, daß das ein ſehr delikater und unangenehmer Auftrag ſei. — Warum unangenehm? fuhr er mich an, Anna wird ſich bedeuten laſſen — auch verlange ich nichts weiter von Ihnen, als ihr die Sache im günſtigſten Lichte darzuſtellen, das kann eine Frau beſſer als ein Mann, ſelbſt wenn dieſer Mann der Vater iſt — ich habe für Anna gewählt, und meine Wahl iſt gut — ich kenne die Welt beſſer als ſie, die noch gänzlich unerfahren in's Leben blickt, und da ſie ganz ohne Erfahrung iſt, ſo wird es auch ihrem Herzen nicht ſchwer werden, den Wunſch ihres Vaters zu ihrem

„Fürchtet nichts, ihr Lieben Alle,“
Sprach der Cid, „ſo lang ich lebe
Nah' euch keine Sorg' und Angſt.“

Vom unſterblichen Cid, der Valencia ſo lange und kühn vertheidigte, und nach ſeinem Tode noch durch ſeinen bloßen Anblick die Mauren in die Flucht ſchlug, iſt aber leider nicht viel mehr hier vorhanden; nur ſein Schwert zeigt man noch, ob ächt, ob falſch iſt die Frage, ſowie einen Thurm, la puerta del Cid, durch welchen der Campeador ſeinen Einzug in die Stadt hielt. Valencia war aber damals kleiner, und ſo ſteht dieſer Thurm jetzt ziemlich weit entfernt von den heutigen Mauern, am Hauſe der Tempelherren; die Araber haben ihn erbaut und nannten ihn Alebufat. Von ſeinen Zinnen glänzte zuerſt das chriſtliche Kreuz von Valencia.

Uebrigens gibt es wohl keine Stadt, deren mittelalterliche Mauern und Thürme ringsum ſo vollkommen wohl erhalten ſind, wie die von Valencia. Sie wurden von Peter dem Vierten ums Jahr 1350 erbaut und weiſen mit ihren Eckthürmen, ihren aus- und einſpringenden Winkeln, Wallgängen und Zinnen ſo vollkommen in eine andere Zeit zurück, daß wir uns gar nicht wundern dürften, wenn uns dort an der Ecke ein Reiterzug begegnen würde, von Kopf bis zu Fuß geharniſcht, mit flatternden Fahnen, wehenden Mänteln und Helmbüſchen. Aber es iſt ſehr ſtill vor den Mauern von Valencia, und erſt wenn wir uns dem Guadalaviar, heutzutage gewöhnlich Turia genannt, nähern, an deſſen Ufern die Alameda liegt, lenken wir wieder in den Menſchenſtrom ein, der aus den Thoren dorthin oder nach der Huerta hinausbringt.

Die Alameda von Valencia iſt eine der ſchönſten Spaniens, und namentlich durch ihre Umgebung für uns, die wir eine ſolche nicht gewöhnt ſind, ſehr intereſſant. Zwiſchen mehrfachen Baumreihen hat ſie zwei breite Fahrſtraßen und viele mit großer Sorge unterhaltene Fußwege. Auf der einen Seite haben wir den Fluß, der freilich ſehr ſtattliche Uferbauten hat, aber ſo wenig Waſſer, daß man den größten Theil des Jahres kaum ein paar Hemden

eigenen Glücke zu erfüllen. — Obgleich ich nun nie daran gezweifelt, daß das Herz des jungen Mädchens noch gänzlich frei sei, so hätte ich doch nicht gedacht, auf einen so energischen Widerspruch zu stoßen, als es geschah."

„Das hätte ich auch nicht gedacht — ich hielt Anna für weich und nachgiebig."

„Ja ja, und furchtsam ihrem Vater gegenüber — das hatte ich mir auch gedacht: letzteres ist aber durchaus nicht der Fall, wenigstens in dieser Sache nicht. Sie hörte mich ruhig an, sie sagte mir mit einem träumerischen Blick: Allerdings glaube ich, daß mein Herz noch frei ist, aber wie ich gehört habe, soll es entzückend sein, dieses Herz selbst wählen zu lassen, und das möchte ich so gut erleben wie jede Andere. Sie setzte hinzu: Ich danke Ihnen, Frau Fichtner, doch will ich mit meinem Vater selbst reden —"

„Nun — — und da Sie mir vorhin sagten," sprach Madame Reveillot nach einer Pause, „daß eine Braut im Hause sei, eine Braut mit weinenden Augen, so scheint mir diese Unterredung ohne günstigen Erfolg für unsere arme Anna gewesen zu sein?"

„So ist es — Vater und Tochter hatten eine längere Unterredung zusammen, nach deren Beendigung Anna in mein Zimmer stürzte, sich laut weinend in meine Arme

warf und unter Schluchzen ausrief: Ich habe ihm Alles gesagt, was ich ihm zu sagen vermochte — ich habe ihn gebeten, mich zu einer solchen Verbindung nicht zu zwingen, und er hat mein Flehen, meine Bitten wie die eines thörichten Kindes behandelt — er nimmt das Ganze wie ein Geschäft, dem ein günstiger Ausgang nicht fehlen kann — er betrachtet meine Weigerung als Eigensinn und wiederholte mir mehrere Male, welchen Grund kannst Du haben, Dich dem Willen Deines Vaters nicht fügen zu wollen? Dein Herz ist frei — ich weiß, daß Du selbst noch keine Wahl getroffen hast, und nun — doch still, sie kommt."

In der That öffnete sich langsam die Thüre des Nebenzimmers, und Anna von Martini erschien auf der Schwelle. Sie sah etwas bleich aus und wollte zurücktreten, als sie eine Fremde sah, lächelte aber, sobald sie Madame Reveillot erkannt hatte, und eilte auf sie zu, ihr beide Hände reichend.

„Sie waren gewiß so freundlich," sagte das junge Mädchen, „mir meinen Schleier zu bringen." — Dann blickte sie ihr lange in's Gesicht, betrachtete hierauf Frau Fichtner und sagte kopfschüttelnd, während sich ihre Augen mit Thränen füllten: „Ich verstehe Ihre ernsten Mienen, Sie wissen, wozu der Schleier, das Erbtheil meiner guten Mutter, bestimmt ist."

„Zürnen Sie mir, liebe Anna," sagte die Haushälterin, „daß ich mit Madame Reveillot von der Sache sprach, die doch nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben wird?"

„Gewiß nicht — selbst wenn es ein Geheimniß wäre, das unbekannt bleiben sollte, so würde es gut bei ihr aufgehoben sein, doch das, was hier bei uns vorgeht, wird ja bald in dem Munde aller Welt sein — wünschen Sie mir doch Glück dazu, meine liebe Madame Reveillot."

„Von Herzen, mein gutes Kind!"

„Nein, nein, nur mit ihrem Verstande — lassen Sie das Herz aus dem Spiele. O ich habe von diesem sonderbaren Dinge in den letzten Tagen so oft hören müssen und so viel daran gedacht — mein Vater schlägt mir eine Heirat vor, er verlangt, ich solle gehorsam sein und hat dafür die triftigsten Gründe: die Partie, welche er für mich arrangirt, ist ja so überaus glänzend, und dann sagt er, mein Herz sei vollkommen frei und es könne demselben ja gleichgültig sein, ob ich den Grafen Riedberg wähle oder sonst irgend Jemand."

Sie drückte ihre Lippen aufeinander, wie um einen tiefen Schmerz niederzukämpfen, und fuhr dann, gleichsam durch Thränen lächelnd, fort: „Schade, daß man annimmt, mein Herz sei noch frei und daß er das so ganz

genau weiß, denn sonst hätte ich ihm ja sagen können, ich kann Deinen Wunsch nicht erfüllen, denn ich liebe einen Andern — schade darum."

„Doch wollen wir das in diesem Falle für ein großes Glück ansehen," sagte Madame Reveillot mit sanfter Stimme, „denn es wäre schlimmer gewesen, wenn Sie in Ihrem Herzen eine Neigung trügen, die nicht übereinstimmte mit den Wünschen Ihres Herrn Vaters."

„Und woher weiß er denn so genau, daß mein Herz noch frei ist — woher wisset ihr das so genau, die ihr ja so ganz meines Vaters Ansicht zu theilen scheint?"

Frau Fichtner sah einigermaßen überrascht auf das junge Mädchen und dann in die vollkommen ruhig gebliebenen Züge der Madame Reveillot.

„Sie sind verstimmt, mein liebes Fräulein," sagte diese, „aufgeregt bitter — wer würde das in Ihrer Lage nicht begreifen?"

„So sollte ich vielleicht lächeln und glücklich sein?"

„Vielleicht können Sie es in dem Gedanken, die Wünsche Ihres Herrn Vaters erfüllt zu haben."

„Und gewiß hat er Alles vorher auf's Genaueste überlegt," bemerkte Frau Fichtner, doch vermied sie es dabei, das finster blickende junge Mädchen anzusehen.

„Soll ich Ihnen darin recht geben?" erwiederte diese, „nein, ich will aber nicht, ich habe meinem Vater nicht

recht gegeben — ich konnte ihm nicht recht geben, denn hier in meinem Herzen, das, wie er ſagte, noch gar nicht geſprochen, klang es doch ganz anders, als er ſo in mich hineinredete, und da rief es immer nein! nein! nein! — O," fuhr ſie heftig ausbrechend fort, „wie froh bin ich, daß ich endlich einmal vor Zeugen reden darf, ohne fürchten zu müſſen, dabei gegen die Ehrfurcht zu verſtoßen, die ich Anderen ſchuldig bin — ich weiß, ihr Beide liebt mich und meint es gut mit mir, und da ihr es gut mit mir meint, ſo könnt ihr mir nicht im Ernſte den Rath geben, ich ſolle mich ſo ohne Widerſtreben in den Willen meines Vaters fügen — nein, nein, gewiß nicht — ich will mich noch nicht verheiraten, ich will nicht Gräfin von Riedberg werden — ich habe es meinem Vater nicht verſprochen — ich habe ihn ruhig angehört, als er mir ſeine ſogenannten triftigen Gründe entwickelte, und ich habe ihm nicht einmal durch einen Blick eingeſtanden, daß er recht haben könne, als er ſagte, mein Herz ſei ja noch frei und es werde mir nicht ſchwer werden, ſeine vernünftige Wahl gut zu heißen."

Anna's Augen flammten, während ſie ſo ſprach, und ſie richtete dabei ihre Blicke und Worte faſt ausſchließlich an Frau Fichtner, vielleicht in der Abſicht, ſie dadurch herauszufordern, die Partei des Herrn von Martini zu ergreifen; doch begnügte ſich die Haushälterin mit einem

leichten Kopfschütteln und war herzlich froh, die Szene dadurch für sich beendigt zu sehen, daß sie durch eine an der Thüre erscheinende Dienerin in das Kabinet des Herrn gerufen wurde.

Auch Madame Reveillot wollte sich erheben, doch legte ihr Anna die Hand auf die Schulter und drückte sie sanft auf ihren Sitz nieder. „Sie müssen noch bei mir bleiben," sagte sie, „Sie verstehen es allein, mich zu beruhigen, ja zur vernünftigen Ueberlegung zu bringen; ich will neben Sie sitzen, wie ich als kleines Kind so oft gethan, und dann reden Sie zu mir aus Ihrem Herzen zu dem meinigen."

Sie holte einen kleinen Schemel herbei, setzte sich neben die alte Frau, und nachdem sie ihr eine Zeitlang fest in die freundlichen Augen geblickt und vielleicht gefühlt, wie sich ihre eigenen dabei verdunkelten, legte sie ihren Kopf auf den Schooß der alten Frau und weinte bitterlich.

Madame Reveillot neigte sich zu ihr hinab, berührte mit ihren Lippen das weiche Haar des jungen Mädchens und flüsterte ihr gelinde Trostesworte zu. „Nicht so, mein Kind," sagte sie, „das hat den Anschein, als wenn wir ein klein wenig verzweifeln wollten, und dazu haben wir doch ganz gewiß keine Ursache — seien Sie offen und ehrlich mit mir, liebe Anna — gestehen Sie mir zu,

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20796 / 062

daß der Vater nicht ſo unrecht hat und daß das kleine Herzchen hier noch frei iſt — wie wäre es auch anders möglich? Ah im anderen Falle hätten wir das ſchon lange gemerkt, Frau Fichtner und ich — wir ſind ein paar kluge Frauen — allons donc, mon enfant! Richten Sie Ihr Köpfchen auf und ſchauen Sie mich mit Ihren guten Augen und mit einem ganz kleinen Lächeln um die hübſchen Lippen an — ſo — ſo iſt's recht. Und nun will ich Ihnen etwas erzählen von meiner Jugend, was mit der Sache da, die wir gerade verhandeln, einige Aehnlichkeit hat — wollen Sie mich anhören?"

„Gewiß, Madame Reveillot — o ſo gerne; wenn nur alle Welt ſo gut und ſo freundlich mit mir zu reden verſtände wie Sie — es iſt ſchade, daß Sie nicht immer bei mir ſind, oder ich bei Ihnen."

„Ja, ja, das wäre ein recht hübſches Zuſammenleben," lachte die alte Frau.

Anna von Martini hatte ihr Haupt emporgehoben, und indem ſie die alte Frau aufmerkſam anblickte, ſchob ſie ihre beiden kleinen Hände in die Rechte derſelben, und es ſchien ihr wohl zu thun, als jene nun die zarten Finger leicht drückte.

„Nun erzählen Sie mir aber auch etwas von Ihrer Jugend."

„Das iſt ſchon recht lange her, und um Alles genau

zu wiſſen, müßte ich mich vorher lange beſinnen, doch etwas fällt mir gerade ein, was, wie ich ſoeben ſagte, Aehnlichkeit mit Ihren jetzigen Verhältniſſen hat, mein liebes Fräulein Anna, wenn es nämlich Aehnlichkeiten gibt zwiſchen einer reichen jungen Dame wie Sie, und einem armen Mädchen, wie ich es war."

„Waren Sie in der That ein armes Mädchen?"

„Sehr arm, Fräulein Anna — ich hatte nichts als meinen guten und ſehr ſchönen Namen. Da ſagte mir mein Vater auch eines Tages: höre Marion, wie wäre es, wenn Du heirateteſt — Dein Herz iſt noch frei, wie ich weiß — ſehen Sie, da kommt ſchon eine Aehnlichkeit," unterbrach ſich die alte Büglerin, „und daher wirſt Du keinen Anſtand nehmen, den Herrn Marquis von Reveillot zu heiraten."

„Wen?" fragte das junge Mädchen, erſtaunt empor-fahrend.

„Ach, es war nur ein Scherz von meinem Vater, wie Sie ſich wohl denken können," entgegnete die alte Frau lächelnd, ohne ſichtbare Verwirrung, „der gute Reveillot nämlich, den ich heiraten ſollte, war einige Jahre in Paris geweſen und hatte ſich dort etwas von der Tour-nüre der damaligen Incroyables der Hauptſtadt angeeig-net. Sie können ſich aber denken, daß das in dem kleinen Landſtädtchen, in deſſen Nähe mein Vater ein unbedeu-

tendes Gut bewirthſchaftete, einiges Aufſehen gab, und ſo nannte man den guten Reveillot nur Monsieur le Marquis, — ein Scherz, der ihn aber ſpäter beim Ausbruch der Revolution beinahe das Leben gekoſtet hätte und in Folge deſſen wir genöthigt waren, aus unſerem ſchönen Frankreich zu entfliehen, was damals im Allgemeinen nur die Ariſtokratie that.“

„Ich hatte immer gedacht,“ ſagte das junge Mädchen nach einer längeren Pauſe, während welcher ſie aufmerkſam die feine, zierliche Hand der alten Frau betrachtete, „auch Sie hätten einer der vornehmen Familien angehört, welche, wie ich ſchon gehört und oft geleſen, in jener ſchrecklichen Zeit zu uns herüberkamen — würden Sie es mir ſagen?“ fragte ſie plötzlich.

Madame Reveillot warf einen raſchen, forſchenden Blick auf die Züge Anna's, dann gab ſie zur Antwort: „Warum nicht, mein Kind? Doch dem iſt nicht ſo — es mag wohl ſein, daß der Name Reveillot heute noch in Frankreich vorkommt mit dem vornehmen Range von Grafen und Baronen — doch gehörten wir niemals zu dieſen — ich ſagte Ihnen vorhin ſchon, aus welchem Grunde Herr Reveillot ſein Vaterland verließ, und das iſt die Wahrheit.“

Anna von Martini nickte, ohne aufzublicken, einige Male mit dem Kopfe, dann ſagte ſie: „So, ſo, es hätte

darin waſchen kann; auf der andern Seite zieht ſich eine Reihe ſchöner Gärten mit reizenden Landhäuſern hin und feſſeln unſere Aufmerkſamkeit durch maſſenhafte Orangen- und Citronenbäume und Büſche, deren tiefdunkles Laub von anderen für uns eben ſo ſeltenen Pflanzen ſchattirt wird und die überragt ſind von hohen ſchlanken Palmen. Senden wir die Blicke rechts über den Fluß hinüber, ſo zeichnet ſich ſcharf auf dem tiefblauen Abendhimmel die charaktervolle Silhouette von Valencia vor uns ab. Dabei konnte ich mich einer Idee nicht erwehren, die mir ſchon oft auf Reiſen gekommen. Wie oft war es mir beim Betrachten einer ſeltſamen Bergform, einer maleriſchen Landſchaft, einer eigenthümlichen Stadt, als habe ich das ſchon einmal geſehen, wenn ich auch vorher nie auf dem Punkte geweſen, ja wie hier bei Valencia nie eine Abbildung davon geſehen. Ich erinnerte mich deutlich des einzelnen Weges, auf dem ich ſchon gegangen, eines Hauſes, zu deſſen Fenſter ich ſchon hinausgeſchaut, was mir immer unerklärlich war, und aufs neue unbegreiflich hier beim Anblick von Valencia.

Am andern Morgen war unſer erſter Gang zur Kathedrale, die nur durch den erzbiſchöflichen Platz von unſerm Gaſthofe getrennt lag. Die vielen zahlreichen Bettler, die uns hier hartnäckig verfolgten, ſind eine Erbſchaft, welche die aufgehobenen Klöſter der Stadt hinterlaſſen haben; namentlich in der Nähe der Kirchen, vor allem aber hier bei der Kathedrale, muß man ein wahres Défilé von ausgeſtreckten Händen paſſiren, bis man zur Thüre gelangt. Wie jeder Bettler ſeinen beſtimmten Platz hat, der von den andern reſpektirt wird, ſo hat er auch ſeine gewiſſen Geber oder ſeine Kundſchaft, die ihn vor allen andern berückſichtigen. Sogar bei uns fremden Reiſenden trat nach wenigen Tagen der gleiche Fall ein, und ich ging nie bei einer gewiſſen alten Frau vorüber, die neben einem Pfeiler gekauert da ſaß, ohne ihr etwas zu geben. Sie hatte zwei kleine Kinder bei ſich, aus deren ſchönen Geſichtern mich ſo friſche, treuherzige Augen anlachten, daß ich nie vorbei konnte, ohne ſtehen zu bleiben.

aber auch anders ſein können — iſt aber im Grunde gleichgültig, und Sie werden mir glauben, daß ich Sie deßhalb nicht weniger liebe und verehre."

„Davon bin ich überzeugt — aber hören Sie weiter wenn es Sie anſpricht, ich heiratete alſo den ſogenannten Marquis von Reveillot auf den ganz beſonderen Wunſch meines Vaters, obgleich ich ihn früher gar nicht gekannt und er mir ſo gleichgültig war wie jeder Andere; aber es ging ganz vortrefflich, wir gewöhnten uns nicht nur aneinander, ſondern nach einigen Jahren liebten wir uns und wären vollkommen glücklich geweſen, wenn uns jene ſchreckliche Zeit nicht gezwungen hätte, unſere Heimat zu verlaſſen — ja, wir mußten förmlich fliehen wie wir gingen und ſtanden und froh ſein, daß wir mit Zurücklaſſung aller unſerer Habe das nackte Leben gerettet. Ich hatte eine einzige Tochter, die wir abwechſelnd trugen und ſo viele Tage und Nächte lang die weiten Länderſtrecken durchwanderten, bis wir jenſeits des Rheines in Sicherheit waren."

„Und dieſe Tochter iſt die Mutter Anatole's?"

„Ja, mein Kind. — Wir lebten längere Zeit in dem friedlichen Heidelberg, und dort fand ſich Herr Fontenay, der aus unſerer Gegend war, zu uns, lernte meine Tochter kennen, gewann ſie lieb und heiratete ſie. — Es war eigenthümlich, wir Eltern hatten uns faſt des Gedankens

entſchlagen, wieder nach Frankreich zurückzukehren, aber um ſo mächtiger war dieſer Drang in dem Herzen der beiden jungen Leute; deßhalb zogen wir auch hierher, nachdem Reveillot, mein guter Mann, geſtorben. Die Fabrik in Tiefenbach nämlich, wo Herr Fontenay, mein Schwiegerſohn, als Korreſpondent eintrat, war die Kommandite eines franzöſiſchen Hauſes, und Herr Fontenay hoffte, nachdem er die hieſigen Verhältniſſe kennen gelernt, in einer beſſeren Stellung dorthin überſiedeln zu können — leider erlebte er aber das nicht mehr."

„Und hat Anatole auch den Drang ſeines Vaters, nach Frankreich zurückzukehren?"

„Ja und nein," entgegnete Madame Reveillot — „er möchte gar zu gerne die Touraine ſehen, auch dort wo leben — aber nicht in den beſcheidenen Verhältniſſen, aus denen er wohl ſchwerlich herauskommen wird. — Anatole hat viel von den großartigen Ideen des Herrn Reveillot, ſeines Großvaters — er gleicht ihm auch, und wenn wir einmal zurückkehrten und dort noch von den alten Bekannten träfen, würde Mancher luſtig rufen: Ah, der Herr Marquis iſt wieder gekommen! — Doch ſind das Träume, die ſich wohl niemals erfüllen werden."

Die alte Frau blickte bei dieſen Worten träumeriſch vor ſich nieder und ihre feinen Lippen umſpielte ein trübes Lächeln.

„Erzählen Sie mir etwas von Anatole's Mutter," ſagte das junge Mädchen — „hat er nichts von ihren Eigenſchaften geerbt?"

„Wenig, aber Koſtbares — ihre gute Laune nämlich, ihre unverwüſtliche Heiterkeit, welche ſie nie verließ in den härteſten Kämpfen des Lebens, mit der ſie ihren Mann in den trüben Stunden aufzuheitern wußte, die ſich noch in ihrer letzten Stunde durch ein tröſtliches Wort an uns, die Ueberlebenden, ausſprach, ſowie durch ein freundliches Lächeln um ihre bleichen Lippen."

„Sie ſtarb ſehr früh — Anatole war noch ein kleines Kind?"

„Erſt wenige Jahre alt."

„Und Herr Fontenay lebte nachher auch nicht lange mehr?"

„Leider nein, und ſein Wunſch, Frankreich wieder zu ſehen, blieb unerfüllt — ach, es war das für mich eine traurige Zeit, zu ſehen, wie er dahinſiechte unter dem Eindruck unerfüllter Hoffnungen, unter der Wucht trauriger Ereigniſſe."

„O ja, ich hörte einmal von einer Begebenheit reden, in die er auf die unſchuldigſte Art von der Welt hineingezogen worden ſei und die ihm viel Kummer bereitet — ich möchte wohl etwas Näheres darüber wiſſen."

„Das erzähle ich Ihnen ſpäter einmal, mein liebes Fräulein.“

„Später,“ rief Anna von Martini mit einem tiefen Seufzer aus, „was bedeutet ‚ſpäter‘ für mich? — Kann ich von ſpäter reden und dabei der lieben Bekannten gedenken, die jetzt noch um mich ſind? — Sie und Frau Fichtner und Anatole — ich werde ſie alle nicht wiederſehen — — — — Bitte, ſagen Sie Anatole nichts von dem, was Sie hier gehört.“

„Gewiß nicht, Fräulein Anna, wie könnte ich ſo Ihr Vertrauen mißbrauchen?“

— — — — „Und doch, wenn ich es mir genau überlege, iſt es beſſer, wenn Sie es ihm ſagen — gerade Sie; er wird es doch erfahren: mein Vater ſcheint kein Geheimniß mehr daraus machen zu wollen, und da ich weiß, daß Anatole Antheil an mir nimmt, ſo iſt es mir lieber, wenn er aus Ihrem Munde mein Glück vernimmt, — ſagen Sie ihm Alles, Alles, auch wie tief betrübt ich bin, und verſchweigen Sie ihm vor allen Dingen nicht,“ ſetzte ſie mit einem Aufflammen ihrer Augen hinzu, „daß ich durchaus noch nicht entſchloſſen ſei, den Wunſch oder Befehl meines Vaters zu erfüllen — — und dazu bin ich auch noch nicht entſchloſſen,“ rief ſie aufſpringend, „nein, nein, gewiß nicht, und wenn Sie ehrlich und gut gegen mich ſein wollen, ſo können Sie mir nicht dazu rathen.“

Das that denn auch Madame Reveillot nicht mit direkten Worten, ſondern ſie ſprach nur im Allgemeinen Begütigendes und lenkte alsdann die Unterredung auf gleichgültige Gegenſtände, wobei ſie das Vergnügen hatte, zu bemerken, daß Anna wieder ruhiger wurde, ja ſelbſt wieder zu lächeln verſuchte, und als nun Frau Fichtner zurückkehrte, empfahl ſie ſich mit dem Verſprechen, baldigſt wieder zu kommen.

Die Haushälterin begleitete die alte Frau bis vor die Thüre des Zimmers und ſagte ihr hier noch, Herr von Martini habe in der Unterredung, die ſie ſoeben mit ihm gehabt, ſehr freundlich über ſie geſprochen und die Hoffnung ausgedrückt, Madame Reveillot werde wohl ſo freundlich ſein und ſich mit ihrer Sachkenntniß und ihrem Geſchmacke bei der Zuſammenſtellung der Ausſteuer ſeiner Tochter betheiligen.

Madame Reveillot bedankte ſich für dieſes Zutrauen mit einigen Worten, that dieſes aber mit einem eigenthümlichen und fragenden Blick und ſchien durchaus nicht überraſcht zu ſein, als derſelbe von der Haushälterin durch ein bedeutſames Achſelzucken beantwortet wurde.

Siebentes Kapitel.

Anatole war lange mit ſich zu Rathe gegangen, ob er ſeiner Großmutter von dem Beſuche bei Doktor Narder etwas ſagen ſolle, ſowie von der Bekanntſchaft des Herrn Morel, die er dort gemacht. Wenn er auch einestheils keine Urſache hatte, ihr ein Geheimniß aus dieſem Vorfalle zu machen, ſo hielt ihn anderntheils der Gedanke ab, die alte Frau vielleicht unnöthiger Weiſe zu beunruhigen, wenn er ihr von jener räthſelhaften Anſpielung auf eine andere grüne Brieftaſche erzähle, die ſich in den Händen des Herrn von Martini befinden ſolle.

Nach langer reiflicher Erwägung vergegenwärtigte er ſich indeſſen die ruhige Klarheit, mit welcher Madame Reveillot Alles in eine vorurtheilsfreie Ueberlegung zu ziehen wußte, und nahm hierauf die erſte Gelegenheit wahr, ihr ſeine Erlebniſſe mit Herrn Morel am Neujahrstage ausführlich mitzutheilen, natürlicher Weiſe auch ſeine Unterredung mit Herrn Ringel am darauffolgenden Morgen, wobei er dann ſeinen Entſchluß ausſprach, weder

die Brieftaſche noch die darin befindlichen Papiere in deſſen Hände zu geben.

Madame Reveillot hatte dem Allem mit ſehr ernſter Miene zugehört und ſagte nun kopfſchüttelnd: „So ſoll alſo dieſe traurige Geſchichte noch immer nicht zur Ruhe kommen, ſo wollen die unheimlichen Geſtalten von damals heute wieder anfangen, ihre dunkeln Schatten auf unſer harmloſes Leben zu werfen, ſo wäre es denn doch am Ende wahr, daß Herr von Martini in irgend einem, wenn auch gewiß unſchuldigen Zuſammenhange mit jener Geſchichte ſtand. — Ich will Dir dabei nicht verſchweigen, daß Dein Vater häufig ähnliche Vermuthungen ausſprach und daß er ſtets ein großes Gewicht gelegt auf die Erzählung jenes Dieners im Gaſthaus zur goldenen Glocke, eines Vorfalles, der, wie er behauptete, nicht ſorgfältig genug unterſucht worden ſei — auch verließ der Betreffende die Stadt kurz nach jener Zeit und ſoll, wie man hört, nach Amerika ausgewandert ſein.“

„Sprach ſich mein Vater je darüber aus, in welcher Art er ſich einen Zuſammenhang dachte zwiſchen meinem jetzigen Prinzipal und dem Vorfalle jenes Sylveſterabends? — Ich bin überzeugt, Großmutter, Du redeſt mit mir ebenſo rückhaltlos darüber, als Du von mir gewiß biſt, daß ich Deine Worte verſchweigen, in meinem Herzen begraben werde.“

„Dein Vater ſtellte Dieß und Das zuſammen, doch war es eine traurige Zeit, als er das that — o ich ſehe ihn ſo deutlich in meinem Lehnſtuhle vor mir ſitzen, die dunkeln Augen auf die gefalteten Hände richten, die ſchneeweiße Stirn häufig von einer flammenden Röthe übergoſſen, wenn er ſich erſchöpfte in vergeblichen Kombinationen.“

„Ah, in vergeblichen Kombinationen!“

„Gewiß, denn ein leitender Faden war auch durch jenen Vorfall nicht aufzufinden — an die Betheiligung irgend Jemandes — einen Namen auch nur zu nennen, wäre ſündhaft — bei jener That ſelbſt zu glauben, kam auch Deinem Vater nicht in den Sinn. Es wäre alſo nur nachzuweiſen geweſen, daß die Betreffenden oder einer derſelben vor- oder nachher mit Herrn von Martini in Berührung getreten ſei. Eine ſolche Möglichkeit hat er aber niemals in Abrede gezogen — konnte auch bei ſeinem vielſeitigen Geſchäftsverkehr ganz gut der Fall ſein.“

„Wäre es nur möglich,“ ſagte Anatole nach einem längeren Nachdenken, „den richtigen Beweggrund zu jener That aufzufinden. — Handelte er aus Rache, oder geſchah es, um ſich in den Beſitz eines großen Werthes zu ſetzen? — Warum warf der Ermordete ſeine Brieftaſche aus dem Wagen, was doch anzunehmen iſt? — War in

jener Brieftaſche irgend ein großer Werth oder vielleicht eine Anweiſung auf einen ſolchen, welche von jenem Fuhrmann unterſchlagen worden iſt? Oder wäre es am Ende immer noch möglich, die Schrift auf jenen ſechs Zetteln in einen vernünftigen Zuſammenhang zu bringen?“

„Wie oft hat Dein armer Vater das verſucht — wie hat er die Worte derſelben ſtundenlang auf alle erdenkliche Arten zuſammengeſchrieben, ohne zu irgend einem befriedigenden Ergebniſſe zu gelangen! — Was er damals notirte, habe ich Alles ſorgfältig aufgehoben, und hätte es Dir ſchon neulich übergeben, wenn es mir nicht ſchmerzlich geweſen wäre, Dich, mein lieber Anatole, ohne Ausſicht auf Erfolg mit dem wiederbeginnen zu ſehen, was Dein armer Vater aus ſeiner erkaltenden Hand gleiten ließ — jetzt aber, da Du ſelbſt einen, wenn gleich ſchwachen Faden gefunden zu haben glaubſt, will ich Dir die Notizen Deines Vaters vorlegen.“

Sie holte aus ihrem Schreibtiſche ein Packet Zettel und übergab ſie dem jungen Manne.

„Auf dem erſten Papiere hier,“ ſagte ſie, „ſtehen die unverſtändlichen Buchſtaben-Zuſammenſtellungen, wie Du ſie ſelbſt in der Brieftaſche geleſen haben wirſt.“

Anatole blickte mit Intereſſe hinein — es war ſo, wie die alte Frau geſagt; er ſah dieſelben allerdings unverſtändlichen Worte, wie auf den ſechs Zetteln in der

Brieftaſche: mo — ndta — mno — nzlw — ſenſch — getr; dann blätterte er die anderen Papiere durch, vollgeſchriebene Bogen, an denen er mit tiefer Wehmuth ſah, welch' unglaubliche und vergebliche Mühe ſich ſein Vater gegeben, denn dieſer hatte, trotz oft ſehr ſcharfſinniger Zuſammenſtellungen, doch nichts nur halbwegs Verſtändliches herausgebracht, und Anatole gewann aus dieſen zahlloſen fruchtloſen Verſuchen nur die feſte Ueberzeugung, daß auch er in dieſem Siſyphuswerke nicht glücklicher ſein würde.

Madame Reveillot blickte zu gleicher Zeit mit ihm in die Papiere und legte jetzt mit einem leichten Druck ihre Rechte auf ſeine Schulter, während ſie mit dem Zeigefinger der Linken auf einen der Zettel zeigte, auf die erſte Silbe mo—.

Woher mochte wohl der Gedanke kommen, von dem Beide zu gleicher Zeit erfüllt waren, der Beiden zugleich wie ein erleuchtender Blitz durch den Kopf fuhr, ſo daß Anatole raſch ſein Geſicht der alten Frau zuwandte und Großmutter und Enkel in einem Athem den Namen Morel ausſprachen.

Wenn wir ſoeben von einer blitzähnlichen Erleuchtung ſprachen, ſo dürfen wir auch, dieſes Bild verfolgend, hinzuſetzen, daß Beide ſich nach dieſem plötzlichen Lichtſtrahle in einem um ſo tieferen Dunkel befanden; denn wenn

Die Kathedrale, ein Conglomerat von An- und Umbauten um den alten Kern, im lateiniſchen Kreuz gebaut, über deſſen Durchdringung ſich eine großartige achteckige Kuppel erhebt, hat drei Haupteingänge, wovon der weſtliche, neben dem Hauptthurm „Miguelete“ angebrachte, weit gegen den Kunſtwerth der beiden andern altgothiſchen in den Kreuzgiebeln befindlichen zurückſteht, obwohl ſie von ſchwerfälligen Formen ſind, er iſt ein entſetzlicher Wuſt von verdrehten Säulen, ausgerenkten Geſimſen und Zierrathen; eine der üppigſten Blüthen der Zopfzeit.

Das noch von der Kirche aus der guten gothiſchen Zeit übrig gebliebene ragt im Aeußern, ich möchte ſagen ſiegreich hervor über das aus allen Zeiten herrührende Angefügte, doch iſt dieſe Miſchung verſchiedener Style nicht unintereſſant, und eines der allerreichſten Bilder gewährt die Kirche von der Plaza mayor geſehen, wo die beiden Thürme, das nördliche Portal, der zierliche Arkadenumbau der Abſide aus der Zeit der guten Renaiſſance im Anſchluß an die hoch über die Straße weg geſprengte Brücke, die nach der Kapelle de los deſemparados hinüberführt, eine nach Maßen, Silhouette und Verkürzung der Linien ſo herrliche reiche Gruppe geben, daß man einen Decor der großen Oper von Paris zu ſehen glaubt.

Das Aeußere der Kuppel des Kreuzes hoch emporgehoben von einem achteckigen von herrlichen gothiſchen Fenſtern durchbrochenen Untertheil hat ganz die ähnliche Anordnung wie der Obertheil des Miguelete, der die große und renommirte Glocke, die Vela, trägt, über der oberſten Teraſſe des Thurmes aber erhebt ſich noch einmal eine maſſive, iſolirte, mit Bogenöffnungen verſehene Wand zu noch weiteren Glocken, und zeichnet ſich der Umriß dieſes Thurms ſehr maleriſch auf der Luft ab.

Ihn erſtieg der Cid nach der Einnahme von Valencia, um ſich in ſeinem neuen Beſitzthum umzuſchauen, und Don Rodrigo hatte Recht, denn man hat von hier oben einen entzückenden Anblick auf die Stadt und die Huerta. Dieſe liegt rings um uns her, von

auch die Silbe mo durch die andere Silbe rel zu dem ausgesprochenen Namen ergänzt werden konnte, so fehlte doch von da jeder weitere Faden, und Anatole sah nach stundenlanger, fruchtloser Bemühung, nach dem emsigsten Durchforschen der Papiere seines Vaters, daß alles Uebrige für ihn doch unverständliche und unauflösbare Hieroglyphen blieben.

Madame Reveillot entzog ihm endlich mit sanfter Gewalt die Papiere, wobei sie sagte: „Ich muß es heute wieder machen, wie ich es damals so oft gethan; dieses Nachgrübeln, dieses vergebliche Bemühen, einen Sinn herauszufinden, wo vielleicht gar keiner vorhanden ist, könnte Deinem raschen Blute noch gefährlicher werden, als es der hinsterbenden Lebenskraft Deines armen Vaters war — laß uns vorderhand festhalten, was der Zufall offenbart, und laß uns hoffen auf ein weiteres Ungefähr — ich möchte sagen auf ein weiteres glückliches Ungefähr, wenn ich überzeugt wäre, daß die Lösung dieser Räthsel ein Glück genannt werden könnte — doch wer weiß, was hinter diesen stummen Buchstaben lauern mag? — Aber nun zu etwas Anderem, um Deine Gedanken von diesem abzulenken — ich war heute Morgen in eurem Hause."

„Ich hörte davon — sahst Du Fräulein Anna?"

„Ja, zuerst aber Frau Fichtner, welche mir Neuigkeiten erzählte."

„O, ein Bischen Neuigkeiten bei der unverwüſtlichen Ruhe in dem Hauſe kann nicht ſchaden — es geht dort immer zu wie in einem Uhrwerke, und auch bei uns auf dem Comptoir — ich glaube, Herr Ringel richtet es immer ſo ein, daß er Mittags genau mit dem letzten Schlage ſein Buch zuklappt, darauf blickt er an den Himmel empor und ſpitzt den Mund, als wolle er pfeifen, bringt aber nie einen Ton hervor — was gibt es denn da viel Neues?“

„Etwas ganz Außerordentliches, worüber Du Dich wundern wirſt — denke Dir nur, Fräulein Anna wird ſich verheiraten.“

Der junge Mann zuckte förmlich zuſammen, als ihm die Großmutter das ſagte, und ſein Blick, mit dem er ſie betrachtete, war ſo forſchend, ja ſo ängſtlich, daß ſich ein Ausdruck des Erſtaunens deutlich auf den Zügen der alten Frau zeigte; dann aber lächelte er und ſagte: „Das war ein Scherz von Dir, Großmutter — allerdings wird ſich Fräulein Anna einmal verheiraten, aber jetzt ſchon daran zu denken, wäre lächerlich — ſie war ja vor Kurzem noch ein Kind, erſt ſechzehn Jahre alt.“

„Ja, im vergangenen Sommer; im nächſten Auguſt wird ſie ſiebenzehn.“

„Du haſt einen Scherz gemacht, nicht wahr, Großmutter?“ fragte er in dringendem Tone.

„Ich ſcherze durchaus nicht, möchte aber jetzt einen Scherz über Dich ſelbſt machen, da Du das ſo ernſt zu nehmen ſcheinſt — ei, Anatole — ein ſo verſtändiger junger Menſch! Was kümmert es denn Dich, ob ſich die Tochter Deines Prinzipals verheiraten wird oder nicht?“

Madame Reveillot, welche eine plötzliche und auffallende Veränderung in den Zügen ihres Enkels wohl bemerkte, hätte dieſe Frage lieber nicht gethan, doch ſo erſtaunt ſie auch war über die Entdeckung, welche ſie ſo unverſehens machte, entſchloß ſie ſich doch raſch, den ihr als einzig richtig erſcheinenden Standpunkt einer durchaus Unbefangenen feſtzuhalten. Es war dieſes wohl das ſicherſte Mittel, ihn im Gleichgewicht zu erhalten — — „Das heißt,“ fuhr ſie nach einer Pauſe, Bezug nehmend auf ihre letzten Worte, fort, „ich finde es allerdings begreiflich, daß Du Dich um das Wohl oder Wehe der Tochter des Herrn von Martini, Deines Prinzipals, bekümmerſt, und in der Richtung brauchſt Du Dich durchaus nicht zu ſcheuen, Deine Freude an den Tag zu legen; denn wie ich vorhin geſagt, wird ſich Anna von Martini verheiraten und eine glänzende Partie machen.“

„Wirklich, Großmutter, Du ſcherzeſt nicht?“

„Gewiß nicht — ich habe es aus ihrem eigenen Munde.“

„Und wird ſie ſich bald verheiraten?“

„So ſcheint es mir.“

„Und eine glänzende Partie machen?“

„Sie wird ſich mit einem jungen Grafen Riedberg vermählen.“

„Den kenne ich nicht,“ ſagte Anatole ſehr kurz und ſehr barſch — „ah, das hätte ich nicht erwartet — weißt Du Deine Neuigkeiten aus ganz ſicherer Quelle?“

„Sie hat ſie mir ſelbſt mitgetheilt.“

„Und freut ſich darüber?“

Dieſe Frage beantwortete Madame Reveillot nicht ſo raſch mit einem entſchloſſenen Ja, als ſie vielleicht ſelbſt gewollt hatte, und die kleine Zögerung ließ ein eigenthümliches Licht in dem Auge Anatole's aufflammen; auch klang ſeine Stimme nicht mehr ſo erregt, als er nach einer Pauſe ſagte: „Auf dieſe glänzende Partie, wie Du dieſelbe nannteſt, hat ohne Zweifel Herr von Martini ſpekulirt und ſie zu Stande gebracht?“

„Das iſt wohl möglich, aber der Wunſch des Vaters ſcheint der Tochter nicht unangenehm zu ſein, ſie ſprach mit mir ſelbſt darüber in der Art, wie man über ſo etwas zu ſprechen pflegt, nämlich heiter und unbefangen.“

„Ah, heiter und unbefangen.“

„Gewiß, und ſetzte hinzu, es würde ſie recht freuen, wenn ich Dir geſprächsweiſe dieſes glückliche Ereigniß mittheilen wolle.“

„Ein ſehr glückliches Ereigniß — — — — und doch bei alledem," fuhr er nach einem minutenlangen Stillſchweigen in heftigem Tone fort, „wirſt Du mir nicht übel nehmen, liebe Großmutter, wenn ich Dir die Verſicherung gebe, daß mir dieſes glückliche Ereigniß recht, recht wehe thut."

Die alte Frau gab ſich Mühe, ihn jetzt erſt mit auffallendem Erſtaunen anzuſehen.

„Ja recht wehe," fuhr er leidenſchaftlich fort, indem er ſeine rechte Hand zuſammenballte, nachdem er einige Sekunden lang ſeine Lippen unmuthig bewegt, „Du wirſt mich für keinen dummen Egoiſten halten, weil ich das geſagt, und wirſt nicht glauben, daß ich meine Stellung auch nur im Geringſten verkenne, ich, der jüngſte Diener des Hauſes neben ihr, der einzigen Tochter eines Millionärs — pah, es wäre das zu lächerlich — aber gib Acht, Großmutter, es wird Allen auf dem Comptoir eben ſo unangenehm ſein wie mir — von Herrn Ringel angefangen bis zum letzten Lehrling."

„Das klingt ja ganz wunderbar," erwiederte Madame Reveillot, „was kümmert euch Alle denn die Tochter eures Prinzipals?"

„Was ſie uns kümmert? — Eigentlich gar nichts, aber daß ſie überhaupt da iſt, das erregt in uns Allen ein wohlthuendes Gefühl — ich weiß nicht, ob ich mich

ſo ausdrücke, daß Du mich verſtehſt — ſie iſt ſo gut, ſo mild, ſo lieb — ſie iſt der Schutzgeiſt des Hauſes — und wenn man das finſtere Geſicht des Herrn von Martini anſchaut, ſeine abſtoßende Art, über Alles zu verhandeln, ſo kann ich Dir nicht ſagen, wie wunderbar man ſich darauf berührt fühlt, wenn man Fräulein Anna ſieht, wenn man ein freundliches Wort aus ihrem Munde hört — und ich ſpreche und denke nicht allein ſo — gewiß nicht — ſogar der alte Buchhalter, und wenn er einmal hartnäckig zum Fenſter hinausſchaut mit aufgehobener Feder, ja ich möchte ſagen, eine Zahl nicht beendigend, die er angefangen, ſo kann man ſicher ſein, daß ſich Fräulein Anna im Garten befindet und daß ſie ihm von Weitem freundlich zunickt. — Aber warum ſiehſt Du mich ſo erſtaunt und ungläubig an, Großmutter? — Haſt Du nicht ſelbſt ſchon Aehnliches geſagt? Haſt Du nicht öfter, wenn Du von dort hieher zurückkehrteſt, ausgerufen: O, das Mädchen iſt ein guter Engel! — — Haſt Du's nicht?"

„Allerdings habe ich das, und wenn Du es von Fräulein Anna von Martini in demſelben Sinne ſagſt, wie ich, ſo finde ich es ganz begreiflich — — — —"

Anatole erhob ſich unter irgend einem Vorwande raſch vom Tiſche, an welchem Beide ihr ſpärliches Nachteſſen eingenommen, und ging auf ſein Zimmer, ohne die Pa-

piere mitzunehmen, die ihm noch vor Kurzem ſo wichtig erſchienen — ja er ſchien dieſelben nicht einmal zu beachten, als er nach einer Viertelſtunde wieder kam, um der Großmutter eine gute Nacht zu wünſchen.

Erſt als ſie ihn auf die Zettel aufmerkſam machte, nahm er ſie mit zerſtreuter Miene zu ſich, nicht, um dieſelben in ſeiner Kammer noch einmal durchzuſehen, ſondern um ſie gleichgültig auf den Tiſch fallen zu laſſen, an dem er lange angelehnt ſtehen blieb, in tiefe Gedanken verſunken. —

Als Anatole am andern Morgen das Comptoir betrat, fühlte er ſich glücklich, eine Menge Geſchäfte vorzufinden, deren Wichtigkeit ihm kein mechaniſches Arbeiten erlaubte, ſondern ſeinen Geiſt ſo ausſchließlich in Anſpruch nahm, daß ihm einige Stunden raſch und unbemerkt entflohen. Darauf wurde er von Herrn Ringel herbeigerufen, und der alte Buchhalter, der ganz beſonders freundlich und zutraulich war, konnte ſich nicht enthalten, ihm zu ſagen, daß Herr von Martini ſich geſtern äußerſt günſtig über die Beendigung einer wichtigen Korreſpondenz in franzöſiſcher Sprache, welche Anatole geführt, ausgeſprochen, ja daß er geſagt, Herr Fontenay verſpreche ein tüchtiger Geſchäftsmann zu werden — „vielleicht wird er Ihnen daſſelbe gelegenheitlich wiederholen, da Sie ihm von heute an die wichtigſten Einläufe und Erledigungen

zur Beſprechung und Unterſchrift vorlegen ſollen. — Nehmen Sie dort die Mappe unverſchloſſen, wie ſie iſt, und gehen Sie damit hinüber."

Der junge Mann nahm ſeinen Hut, und erſt, als er in den Garten trat, bemerkte er, daß ein feiner Sprühregen fiel, weßhalb er, um die Mappe nicht naß werden zu laſſen, den Weg durch das Glashaus nahm. Er hatte wahrhaftig nicht daran gedacht, dort vielleicht die Tochter ſeines Chefs zu ſehen — ja, wenn er daran gedacht hätte, ſo würde er am heutigen Morgen viel eher eine Begegnung mit ihr vermieden haben.

Anna von Martini befand ſich aber mit Eliſe an ihrem gewöhnlichen Platze, in der phantaſtiſchen Laube gegenüber dem Springbrunnen, und ließ ſich von ihrer jungen Geſellſchafterin aus einem Buche vorleſen; daß ſie an dem heutigen trüben und regneriſchen Tage hier unter den blühenden Blumen, in der Atmoſphäre eines künſtlichen Frühlings ſich befand, war ſo natürlich, und Anatole fand es nicht minder begreiflich, daß ſich auf den etwas bleichen Zügen des jungen Mädchens bei ſeinem Anblicke eine lebhafte Röthe zeigte, denn ſie mußte ja erwarten, daß er ſich die Freiheit nehmen würde, ihr ſeinen ganz ergebenen Glückwunſch darzubringen — hatte ſie doch ſelbſt das freudige Ereigniß des Hauſes ſeiner Großmutter mitgetheilt, und wäre es doch unhöflich von ihm

geweſen, deſſelben nicht in geziemender Weiſe zu erwähnen — vorausgeſetzt, daß ſie durch einen beſonders freundlichen Gruß oder durch ein an ihn gerichtetes Wort ihm die Erlaubniß gab, ſtehen zu bleiben und mit ihr zu reden.

„Ob ſie das wohl thun wird?“ dachte er, als er durch die grünen Gebüſche ihr helles Kleid durchleuchten ſah. Dabei fühlte er, wie bei dieſen Gedanken ſein Herz heftiger klopfte, und ging mit raſcheren Schritten als er gewöhnlich zu thun pflegte, und geradeaus blickend, um im anderen Falle mit einem flüchtigen Gruße vorüber zu eilen.

„Guten Morgen, Herr Anatole!“ erklang ihre liebe, weiche Stimme, und da mußte er wohl ſtehen bleiben — „Sie wollen ſo eilig vorübergehen, — werden Sie von Papa erwartet?“

„Ich glaube faſt,“ erwiederte er, nachdem er die beiden Damen ehrfurchtsvoll begrüßt, „es iſt gleich elf Uhr, um welche Zeit Herrn von Martini die wichtigeren Sachen vorgelegt zu werden pflegen.“

„Das that bis jetzt Herr Werner — iſt Herr Werner krank?“

„Nein, Fräulein Anna — ſondern Herr Ringel beauftragte heute mich damit.“

„Da muß er für Sie ſehr gut gelaunt geweſen ſein,“

entgegnete ſie lächelnd, „was mich recht freut und wozu ich Ihnen Glück wünſche.“

„Damit kommen Sie mir zuvor,“ ſagte der junge Mann mit leiſer Stimme, indem er an den Eingang der Laube trat.

„Wie ſo, Herr Anatole?“

„Ich wollte mir erlauben, Ihnen meinen Glückwunſch darzubringen, denn —“ ſprach er mit kaum vernehmlicher Stimme, hielt aber plötzlich mit der Vollendung ſeines Satzes ein, als er bemerkte, auf welch' eigenthümliche, faſt erſchreckende Art ſich die ſchönen Züge des jungen Mädchens veränderten — ſie drückte ihre feinen Lippen feſt aufeinander, ſchüttelte heftig mit dem Kopfe und ſagte, ihre rechte Hand wie zur Abwehr aufhebend: „Nein, nein, laſſen Sie das nur — ſpäter — ein anderes Mal — ah, Madame Reveillot hat wahrſcheinlich mit Ihnen geſprochen?“

„Ja, mein Fräulein, ſie ſagte mir von einem höchſt glücklichen Ereigniß, welches Sie betroffen.“

„Ah, in dem Sinne ſprach ſie mit Ihnen und deßhalb wollten Sie mir Glück wünſchen?“

„Aus treu ergebenem Herzen.“

„Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen —“ Sie winkte ihm mit der Hand, wie zum Zeichen, daß er ſich entfernen ſolle, was er denn auch nach einer tiefen Verbeu-

einem Halbkreiſe niedriger, aber felſiger Gebirge eingeſchloſſen, deſſen eines Ende nördlich von Valencia von den Thürmen des Caſtells von Murviedro, den Ruinen des alten Sagunts, gekrönt, das andere unter dem Namen der Sierra de Santa Ana ſüdlich von Valencia ans Meer ſtößt, ſo daß die Küſte als Sehne dieſes Halbkreiſes erſcheint, in deren Mitte die Stadt Valencia liegt, etwa ſechs Leguas von jedem Ende entfernt. Dieſer Raum iſt faſt ganz flach, und nur im äußerſten Hintergrunde nach Weſten ſenkt ſich das Gebirge, dem Laufe des Jucar und des Guadalaviar folgend, allmälig in die Ebene herab, welche jener an ihrem ſüdlichſten Rande beſpült, während dieſer ſie ungefähr in der Mitte quer durchſtrömt.

Als Hauptmittelpunkt des Anbaues dieſes Halbkreiſes erſcheint nun Valencia ſelbſt mit ſeinen mittelalterlichen Mauern und Thoren und zahlreichen Kirchen, Klöſtern und Hoſpitälern; um die Stadt her liegen in mehreren Halbkreiſen und in verſchiedener Entfernung eine Anzahl ſtattlicher Dörfer mit hohen Kirchthürmen wie Quarta, Maniſes, Ruzafa, Chirirella, Torrenta, Benituſer, Benache ꝛc.; dann weiterhin am nördlichen Rande des Halbkreiſes Puzol, im ſüdlichen Alcira und im weſtlichen Hintergrunde die alte Stadt Liria. Jedes dieſer Dörfer aber bildet gleichſam nur den dichteren Kern einer Unzahl von kleineren Hütten, die reinlich und ſchneeweiß aus den kleinen, ſaftiggrünen, mit blaßgrünen ſtachligen Aloën eingefaßten Gärten hervorſchimmern. Hie und da erhebt ſich ein einzeln liegendes größeres Landhaus oder ein Kloſter über dieſe Hütten oder ein Büſchel Palmen, eine Reihe hoher, dunkler Cypreſſen über das gleichförmige, gleichhohe Grün der Ebene.

Aus dem Geſagten geht ſchon hervor, daß dieß Alles kein eigentlich maleriſches Ganzes bilden kann, und das um ſo weniger, da es dem Bild ganz an Waſſer fehlt. Das Meer nimmt zwar die ganze öſtliche Hälfte des Geſichtskreiſes ein, aber es iſt durch den geraden Strich einer ſandigen Küſte begränzt und trägt nicht

gung that; doch hatte er nur wenige Schritte gegen den Ausgang gemacht, als er hörte, wie ſie ſeinen Namen rief und er umſchauend ſah, wie ſie ihm nacheilte.

„Herr Anatole,“ wiederholte Anna von Martini mit lauter Stimme, „Sie könnten mir einen Gefallen erweiſen: Sie könnten meiner Kammerjungfer ſagen —“

Während ſie ſo ſprach, war ſie neben ihm hergegangen und ſetzte jetzt, als ſie ſicher war, daß Eliſe ſie nicht mehr hören könnte, mit leiſer Stimme hinzu: „Ich muß Sie nachher einen Augenblick ſprechen — Papa fährt aus, nachdem er unterſchrieben, und kommt nicht vor zwei Uhr zurück — nehmen Sie dieſes Buch und bringen Sie es mir nach zwölf Uhr auf mein Zimmer.“

Darauf eilte ſie nach der Laube zurück, ohne ihn weiter anzuſehen, und der junge Mann blieb in den ſeltſamſten Gefühlen ein paar Sekunden lang wie angewurzelt ſtehen. Zuerſt hatte er gute Luſt, das Buch an der Stelle zu küſſen, wo ihre kleinen Finger es umfaßten, dann aber ſprach er, den Kopf aufwerfend: „Wie kann man ſo thörichte Gedanken haben — wie oft habe ich ſchon kleine Aufträge für Fräulein von Martini beſorgt, Beſtellungen an meine Großmutter und dergleichen — wie oft ſchon, und jetzt iſt ſie Braut.“

Der Bankier empfing ihn weder freundlich noch unfreundlich, ſein Geſichtsbarometer ſtand wie gewöhnlich auf

dem Gefrierpunkte, und der theilnahmloſe Blick dieſer gleichgültigen Augen wehte den jungen Mann wie fröſtelnd an. Nur einmal trat etwas wie Leben in dieſelben, ja es zeigte ſich ſogar etwas wie der Anfang eines ſein ſollenden Lächelns um die Lippen, als er fragte: „Was macht Madame Reveillot?“ Doch ſchien er auf dieſe Frage durchaus keine Antwort zu verlangen, denn er ſetzte nach einer Pauſe, die zu kurz war, als daß Anatole hätte antworten können, hinzu: „Eine ſehr rüſtige alte Dame — ſie wird ſich wohl befinden wie immer.“

Da er zu gleicher Zeit mit dem Kopfe nickte, auch das Geſchäftliche beendigt war, ſo ſah ſich Anatole als entlaſſen an und verließ nach einer Verbeugung das Arbeitskabinet ſeines Chefs.

Er ging auf dem Rückwege nicht wieder durch das Glashaus, ſondern machte den Umweg durch den Garten, wobei er ſeine Mappe ſo gut wie möglich vor dem feinen Regen ſchützte.

Es war halb zwölf Uhr, als er wieder an ſeinem Pulte ſaß, und hatte alſo noch eine halbe Stunde vor ſich, welche ihm von einer unbegreiflichen Länge ſchien. Obendrein trat auch noch Herr Ringel, ehe dieſer fortging, zu ihm heran und ſprach einige gleichgültige Worte, ſo erſchienen ſie ihm wenigſtens im gegenwärtigen Augenblicke, obgleich der alte Buchhalter von ziemlich Ernſtem

ſprach, denn er warf eine Bemerkung hin über die kleine, grüne Brieftaſche: daß es ihn wohl freuen würde, ſie gelegenheitlich einmal zu ſehen. Hätte Anatole ſie in dieſem Augenblicke zur Hand gehabt, er würde ſie ihm wahrſcheinlich gegeben haben, um ſeiner nur los zu werden.

Endlich ging Herr Ringel, und nun verließ auch Anatole das Geſchäftslokal, um ſich dem Hauſe, und auch dieſes Mal wieder durch den Garten, zu nähern. Als er an die Vorderſeite deſſelben kam, blickte er auf den Boden und bemerkte in dem feuchten Sande friſche Räderſpuren, auch ſagte ihm Georg, der an der Thüre lehnte, Herr von Martini ſei vor einer halben Stunde in eine Bankſitzung gefahren, und Frau Fichtner, ſowie Fräulein Eliſe hätten ſich nach der Stadt begeben, um Einkäufe zu beſorgen.

„Ich habe da ein Buch für das gnädige Fräulein," ſagte der junge Mann und mußte ſich Gewalt anthun, damit ſeine Stimme ſo friſch und hell erſchien wie gewöhnlich.

„Soll ich es für Sie beſorgen, Herr Fontenay?"

„Ich danke Ihnen, Georg — ich muß es ſchon ſelbſt der Kammerjungfer bringen und — etwas für meine Großmutter erwarten, das man mir mitgeben will."

Der Bediente öffnete die Thür, und Anatole ſtieg mit

einem eigenthümlichen Gefühle im Herzen die Marmortreppe des ſtillen Hauſes hinauf. Oben wurde er von der Kammerjungfer empfangen, welche ihn auf's Freundlichſte grüßte und ihm dann voranging in das Zimmer des Fräuleins.

Er war hier ſchon oft geweſen; er kannte das blaue Vorzimmer, ſowie den grauen Salon, wo Anna's Flügel ſtand, wo er ſchon häufig ſeine kleinen Aufträge abgegeben, oder welche empfangen hatte. Auch jetzt wollte er hier warten, doch ſagte die Kammerjungfer: „Folgen Sie mir doch, Herr Fontenay — das gnädige Fräulein wird ſogleich in ihr Schreibzimmer kommen."

Dieſes hatte er noch nicht geſehen, und doch kam es ihm ſo bekannt vor: es war ganz daſſelbe Gemach, wie das Arbeitskabinet des Herrn von Martini, welches auf der Vorderſeite des Hauſes lag, während hier das einzige große Fenſter auf den Garten ging, doch bemerkte man durch die rieſenhafte Scheibe beinahe gar nichts von Wind und Regenwetter draußen: beinahe das ganze Glas war auf's Künſtlichſte umſponnen von rankendem Epheu, und unten befand ſich ein kleiner Blumenkorb, welcher die Breite des Fenſters einnahm und mit blühenden Pflanzen, Hyacinthen, Primeln, Veilchen beſetzt war, von denen beſonders die erſten einen faſt berauſchenden Duft ausſtrömten. Wie drüben bei dem Bankier, ſo ſtan auch

hier der Schreibtiſch des jungen Mädchens am Fenſter; aber gegenüber demſelben, in einer von der Mauer gebildeten Niſche, wo ſich bei dem Herrn von Martini die Schränke mit den großen Büchern und Akten befanden, war hier ein breiter Divan, mit matter grauer Seide überzogen, welche Farbe von dem weißen Damaſtbezug der Wände angenehm und wohlthuend ſich abhob.

Ueber dieſem Divan hing das lebensgroße Porträt der Mutter Anna's, und Anatole betrachtete es aufmerkſam, um in dem ernſten, etwas leidenden Geſichte die Züge der Tochter wieder zu finden, als dieſe ſelbſt die Thüre des Nebenzimmers öffnete und raſch eintrat.

„Ich danke Ihnen, Herr Anatole, daß Sie Wort gehalten haben.“

„Hier iſt das Buch, welches Sie mir befahlen, Ihnen gleich nach zwölf Uhr zu bringen — ich muß um Entſchuldigung bitten, daß es ein paar Minuten ſpäter geworden iſt, als ich es ſelbſt gewollt, aber es war mir unmöglich, früher zu kommen.“

„Habe ich befohlen? — Ich glaube, daß ich nur gebeten habe, und was die Verſäumniß anbelangt, von der Sie reden, ſo haben wir ja durchaus nichts Geſchäftliches vor — ich möchte nur ein wenig mit Ihnen plaudern, Herr Anatole — nein, plaudern iſt nicht das rechte Wort,“ ſetzte ſie plötzlich ſehr ernſt hinzu, indem ſie

ihre Augen mit der kleinen Hand verdeckte — „über Wichtiges möchte ich mit Ihnen reden, mir Ihren Rath erbitten — kommen Sie — ſetzen Sie ſich zu mir.“

Sie ging an den Divan und warf ſich in eine Ecke deſſelben; Anatole nahm einen Stuhl und ſetzte ſich ihr gegenüber.

Er wagte es eigentlich jetzt erſt, ſie anzuſehen; ach, wie ſie heute ſo blaß war und dadurch noch ſchöner, wenigſtens in ſeinen Augen — war es doch Kummer, der aus ihren Augen ſprach, der ihr Herz bedrückte und den ſie ihm mitzutheilen vielleicht im Begriffe war — ein Gedanke, der ihn kaum aufathmen ließ vor unbeſchreiblicher Seligkeit, denn er fühlte, ohne es ſich in deutlichen Gedanken klar machen zu können, daß ſchon ihre Abſicht, ihn zum Vertrauten zu nehmen, ein Schritt gegen ihn war, deſſen Folgen er ſich indeſſen nicht auszumalen vermochte, da er zu ſehr mit dem Glücke des gegenwärtigen Augenblicks beſchäftigt war und da er ja wußte, daß Anna verlobt ſei.

„Sie haben noch gar nichts geſagt,“ ſprach ſie nach einer Pauſe, „ob es Sie freut, daß ich mit Ihnen über ernſte Dinge reden, Sie um Rath fragen will?“

„Darf ich Ihnen wohl erwiedern, daß mich das unendlich glücklich macht und daß ich ſtolz ſein werde, wenn es mir vielleicht gelänge, Ihnen einen guten Rath zu geben?“

„Sie meinen es gut mit mir, Herr Anatole?“

„Können Sie daran zweifeln, Fräulein Anna? — Gewiß nicht! — Dürfte ich Ihnen nur den Beweis geben, daß ich es als ein Glück betrachten würde, Alles für Sie zu thun — ja daß meine Dankbarkeit für Sie und Ihr Haus es mir leicht werden ließe, ſogar mein Leben für Sie zu laſſen.“

„Sie ſind ein guter Menſch, Herr Anatole,“ ſagte ſie in einem altklugen Tone und in einem angenommenen Ernſte, der beinahe etwas Komiſches hatte, „und da ich das weiß, habe ich Sie auch gebeten, zu mir zu kommen — ich hätte eben ſo gut Herrn Ringel oder Herrn Werner um Rath fragen können, welche Beide viel älter ſind und viel länger im Hauſe, aber ich habe Sie vorgezogen, und das iſt ein Vertrauen, welches Sie gewiß ſchätzen werden.“

Indem ſie ſo und recht würdevoll mit ihm ſprach, reichte ſie ihm ihre zierliche Rechte und zog ſie nicht zurück, als der junge Mann dieſelbe mit allerdings ſehr reſpektvollen, aber dabei ſehr intenſiven Küſſen bedeckte, zwiſchen jedem derſelben ſeinen tiefgefühlten Dank ausſprechend.

Endlich aber war der Dank hervorgeſtammelt, die kleine Hand zog ſich zurück und ſank dann neben ihrer jungen Beſitzerin auf die ſchwellenden Kiſſen des Divans, wo

Anatole ſie in der Erinnerung an das eben genoſſene Glück ſchwärmeriſch im Auge behielt.

„So hören Sie denn, Herr Anatole,“ rief das junge Mädchen nach einer kurzen Pauſe, ohne weitere Einleitung, in einem leidenſchaftlichen Tone aus, „ich bin recht, recht ſehr unglücklich.“

„Wie iſt das möglich? — Meine Großmutter ſagte mir doch, Sie ſeien eine glückliche Braut.“

„Braut werde ich allerdings genannt, aber glücklich kann mich Ihre Frau Großmutter nicht genannt haben, oder ſie hat mich vollkommen mißverſtanden oder mißverſtehen wollen.“

„Sie ſagte mir, Sie wären ſo freundlich geweſen, ſich meiner zu erinnern, und hätten ſie beauftragt, mich von dem erfreulichen Ereigniſſe, welches Sie betroffen, in Kenntniß zu ſetzen.“

„Hat ſie das wirklich und gerade ſo geſagt? — O dann iſt ſie falſch geweſen, was ich nie, niemals von Madame Reveillot erwartet hätte.“

Als das junge Mädchen dieſes ſagte, wurden ihre Augen feucht — ſie richtete ſich empor, legte ihre Hand auf den Arm Anatole's und fuhr in eindringlichem Tone fort: „Ja, ſie iſt falſch gegen uns geweſen, und mit Abſicht, wie ich mir ganz gut denken kann — o ich hatte das, was ich ihr ſagte, wohl überlegt.“

„Darf ich bitten, Fräulein Anna, es mir jetzt zu wiederholen?“

„Gewiß; allerdings ſagte ich ihr, daß ich Braut ſei, aber die Braut eines mir völlig fremden Mannes — ich ſagte ihr, mein Vater habe das ſo eingeleitet, und, ohne den Willen meines Vaters mit einem beſtimmten Nein zu erwiedern, hätte ich auch durchaus nicht Ja geſagt, weder mit einem Blicke, noch mit einem Worte — hat ſie Ihnen davon nichts zu wiſſen gethan?“

„Nicht das Geringſte — es iſt mir unbegreiflich.“

„O nein, mir iſt es ſehr begreiflich,“ rief Anna von Martini aus und dann drückte ſie ihre beiden Hände vor das Geſicht und weinte bitterlich, was man deutlich ſah an dem krampfhaften Erbeben ihrer feinen Geſtalt.

Auch dauerte dieſe heftige Bewegung ſo lange, daß Anatole, unruhig geworden, es für ſeine Pflicht hielt, den Verſuch zu machen, die kleinen Hände Anna's ſanft von deren Geſicht zu entfernen, was ihm auch glücklicher Weiſe gelang, wobei es ſich aber traf, daß ſie ihre Rechte nicht zurückzog, als er ſie wiederholt an ſeine Lippen drückte, um ſeine tröſtenden Worte durch ein zärtliches Küſſen jedes einzelnen Fingers zu verſchärfen.

„O ich weiß, ich weiß,“ rief ſie nun aus, „und ich will Ihnen wahrheitsgetreu wiederholen, was ich ihr ge-

ſtern geſagt, darauf ſollen Sie mir Ihren Rath geben — — — Ja, mein Vater will, ich ſolle jenen Grafen Riedberg heiraten, für den ich mich durchaus nicht intereſſire und den ich ſchon deßhalb nicht nehme, weil man ihn mir aufzwingen will. — O, Sie kennen meinen Vater, Anatole — Sie wiſſen, wie kalt und hart er ſein kann — Sie haben dieſes gewiß ſchon oft ſelbſt erfahren, wiſſen aber eben ſo gut, wie ſchwer es iſt, ihm auf eine Forderung geradezu Nein zu ſagen, wenn er ſeine ernſten Augen auf Einen richtet — — — Es gibt Leute," unterbrach ſie plötzlich ihren ſchmerzlichen Erguß, „welche behaupten wollen, ich hätte auch etwas von dem harten Blicke meines Vaters — iſt das wahr, Anatole? — Sehen Sie mich einmal genau an — ganz genau."

Dieſem Befehle mußte er Folge leiſten und brachte ſeine ſtrahlenden Augen den ihrigen ſo nahe, bis dieſe leicht zu blinzeln anfingen, wobei ſich ein reizendes Lächeln um ihre Lippen zeigte und ſie alsdann, ihre Hand auf die Schulter des jungen Mannes legend, ſagte: „So, jetzt betrachten Sie das Bild meiner guten Mutter dort über mir und geſtehen Sie mir, daß ich ganz genau deren ſanften Blick habe."

Er that das mit einem tiefen Athemzuge und fühlte hierauf den leichten Druck ihrer Finger auf ſeiner Schulter,

zur Belebung der andern Hälfte bei; dieſer aber, obgleich ein bedeutender Fluß ſie durchſtrömt, fehlt es — einige Wochen im Winter ausgenommen — faſt ganz an Waſſer zu allen landſchaftlichen Behufen, eben weil daſſelbe ausſchließlich andern Zwecken zugewendet wird. Die ganze unglaubliche Fruchtbarkeit der Ebene von Valencia, die ihr mit ſo vielem Rechte den Namen Huerta (Garten) erworben hat, hängt nämlich von dem künſtlichen Bewäſſerungsſyſteme ab, wodurch das Waſſer des Guadalaviar in einem Netze von Kanälen (acequias) und kleinen Gräben über die ganze Ebene verbreitet und bis zu jedem einzelnen Beete der unzähligen Gärten geleitet wird, von denen jeder, betrüge er auch kaum anderthalb Morgen, zu dem Unterhalte einer Familie hinreicht. Dieſe arabiſchen Waſſerleitungen, welche das Waſſer zuführen, ſind gemauerte Kanäle, laufen oft zwei- oder dreifach über einander und ſind in ihrem Fall und ihrer Aufſtauung ſo richtig berechnet, daß tauſend Jahre in dem Gebrauch keine Aenderung erzeugten.

Solcher Aderläſſe — im Spaniſchen bedient man ſich des Ausdrucks sangrar und sangria in dieſer Bedeutung — muß der Guadalaviar auf ſeinem ganzen Laufe von etwa fünfundzwanzig Leguas nicht weniger als dreißig erleiden, von denen jedoch nur die acht letzten und bedeutendſten der Huerta von Valencia zu Gute kommen. — Kein Wunder alſo, daß der arme Strom in der heißen Jahreszeit kaum Kräfte genug behält, um einige Tropfen Waſſer bis zu ſeiner Mündung zu tragen. Jene acht Kanäle ſind urſprünglich größtentheils das Werk der Araber, allein ihren Nachfolgern, den arragoniſchen Eroberern, gebührt jedenfalls die Ehre, dieſe Werke und die zu deren möglichſt gemeinſamen und ſicheren Benützung erforderlichen geſetzlichen Einrichtungen und Verwaltungsart in ihrer urſprünglichen zweckmäßigen Einfachheit ſo viele Jahrhunderte hindurch unverſehrt erhalten zu haben — ein Verdienſt, das überall, beſonders aber in Spanien, wo faſt alle Einrichtungen von vorne herein dem Verfall geweiht zu ſein

worauf er ſich, demſelben nachgebend, wieder auf ſeinen Stuhl niederließ.

Sie blickte ihn kopfnickend mit gefalteten Händen an und ſagte nach einem ziemlich langen Schweigen: „Ach, er ſprach mit mir ſo beſtimmt und ſo erſchrecklich vernünftig — er brachte Gründe vor für eine Heirat zwiſchen mir und jenem Grafen Riedberg, die ſo richtig erſchienen und gegen die ich in der That nichts Ernſtliches zu ſagen vermochte, da ſie mich auf's Furchtbarſte überraſchten."

„Sie erſchrecken mich, Fräulein Anna — welche vernünftigen Gründe hätte ihr Herr Vater für ein ſo barbariſches Verlangen vorbringen können?"

„Ach, Anatole unter anderen einen Grund, den ich nicht wagte, ihm zu widerlegen."

„Darf man dieſen Grund wiſſen, mein theures, hochverehrtes Fräulein?"

„Ich kann ihn nicht verſchweigen, denn ſonſt wären Sie ja nicht im Stande, mir einen guten Rath zu ertheilen — der Grund, welchen mein Vater für ſeine Forderung anführte, war, mein Herz ſei ja noch vollkommen frei — weßhalb es mir nicht ſchwer fallen würde, ſeine Wahl zu genehmigen."

„Ein furchtbarer Grund, Fräulein Anna, und ich — fürchte, Ihr Vater hat recht."

„Das dachte ich auch," erwiederte ſie mit großer Un-

befangenheit, „doch hätte ich damals ſchon gewußt, was ich jetzt ganz genau weiß, ſo würde ich meinem Vater geſagt haben, daß er ſich irre, daß mein Herz nicht mehr frei ſei — daß ich liebe.“

„Ah, Sie lieben?“ rief er faſt erſchrocken.

„Ja, mein Freund, ich liebe — mein Herz iſt nicht mehr frei, und ich will wieder geliebt werden — was ſehen Sie mich ſo ſeltſam an, was beunruhigt Sie? — Da, Anatole, haben Sie meine Hand, meine beiden Hände, vielleicht kann Sie das beruhigen.“

Daß er die kleinen, feinen, roſigen Hände leidenſchaftlich ergriff, finden wir begreiflich, auch daß er bei den Verſuchen, ihre kleinen Hände abwechſelnd zu küſſen, vor das junge reizende Mädchen mit den hellen, ſtrahlenden Augen niederkniete und ſie alsdann mit einer unendlichen Glückſeligkeit anlächelte.

Sie machte ihre kleinen Finger los, legte ſie ihm auf ſein Haupt und ſtrich ihm dann langſam die lockigen Haare aus der Stirne. „Ja, Anatole,“ ſagte ſie alsdann, „ich fühle, wie ich Dich liebe, und weiß auch, daß Du mich wieder liebſt.“

„Anna, Anna, mir ſchwindelt vor all' dem Glück!“

„Das glaube ich wohl, mein lieber Freund, und mir ſchwindelt ebenfalls — warum aber ſollte ich Dir nicht

geſtehen, daß ich Dich liebe, da ich doch fühle, daß es die Wahrheit iſt — eine ſchöne, aber dabei ernſte Wahrheit, ich wünſchte, Alle könnten das hören, welche behaupten, mein Herz ſei noch frei.“

Wenn er vorhin geſagt, daß es ihm ſchwindle, ſo war das vollkommen richtig: er mußte ſeine Blicke feſt auf ihr heiter lächelndes Geſicht richten und ſich Mühe geben, um ihre Geſtalt, um den Divan, auf welchem ſie ſaß, um die Wände des Gemachs, kurz Alles um ihn her nicht einen tollen Rundtanz beginnen zu laſſen — dieſen Ausgang der Unterredung hatte er nicht erwartet, und wenn auch ſein Herz ſtürmiſch und glücklich klopfte, ſo fürchtete er doch, plötzlich aus einer Betäubung zu erwachen und vielleicht mit einem herzlichen Lachen verabſchiedet zu werden.

Dieſes war aber nicht der Fall, vielmehr blickte ihn das junge Mädchen ein wenig ernſt, ja ſchmollend an und lehnte ſich in den Divan zurück, während ſie ſprach: „Und Sie ſagen nicht einmal, Anatole, ob meine Worte Sie glücklich oder unglücklich gemacht? — Worte, die mir nicht ſo leicht geworden ſind, als Sie es ſich vielleicht vorſtellen mögen — Worte, die vielleicht Jahre lang in mir verſchloſſen geblieben wären, die ich vielleicht niemals ausgeſprochen hätte, ohne jenen ernſten Vorfall, die ich Sie aber jetzt vernehmen ließ, weil ſie wahr ſind

und die einmal ausgesprochen, mir zum Schutze dienen werden."

Er nahm ihre beiden Hände und drückte dieselben an seine Brust, dann sagte er: „Ich bin zu glücklich, Anna, als daß ich es Ihnen auszudrücken vermag — o so glücklich, daß ich an dieses Glück kaum glauben kann. — Wie oft fühlte ich schaudernd, daß ich Sie lieben müsse, und welche Mühe gab ich mir, dieses Gefühl für Sie in eine ehrfurchtsvolle Anbetung zu verwandeln, in eine Liebe, wie wir sie einem höheren Wesen zuwenden oder dem Symbol des Unerreichbaren, einem funkelnden Stern — aber jetzt verzeihe mir, wenn ich es auszusprechen wage, daß auch ich Dich liebe über Alles — unendlich, daß ich jetzt sterben möchte zu Deinen Füßen."

Er zog sie an sich und sie ließ das geschehen, ja sie beugte sich so weit auf ihn herab, bis ihr liebes Gesicht sanft mit seiner Stirne in Berührung kam, dann hob sie sich rasch empor und bedeutete ihm mit einer ruhigen, fast förmlichen Handbewegung, sich wieder auf seinen Stuhl niederzulassen.

„In welch' eigenthümlicher, aber hübschen Lage sind wir jetzt," sagte sie nach einer Pause, schalkhaft lächelnd, „und wie froh bin ich, daß es überstanden ist — die ganze vergangene Nacht habe ich daran gedacht und wachte Stunde um Stunde unruhig und kummervoll — jetzt

aber bin ich glücklich und weiß, was ich zu thun habe: ich werde die nächſte Gelegenheit ergreifen, um vor meinen Vater hinzutreten und ihm zu ſagen, daß ich neulich zu überraſcht geweſen ſei, um ſo zu erwiedern, wie ich eigentlich gewollt, aber heute hätte ich die Kraft dazu, und dann verſichere ich ihn, wie falſch ſein Grund geweſen, da mein Herz nicht mehr frei ſei. — Er wird darüber erſtaunt ſein, er wird ſeinen Zorn nicht verbergen, er wird mich hart anfahren und mir befehlen, den zu nennen, den ich liebe. — Daß ich das aber nicht thun werde, darauf können Sie ſich verlaſſen, Anatole, wenigſtens ſo lange nicht, als ich nicht mit Gewalt zu einem Bekenntniß gezwungen werde."

„Dann aber?"

„Dann werde ich unſere Liebe geſtehen — wir werden zuſammen leiden und ſpäter vielleicht glücklich ſein, wenn es das Schickſal will."

Er ſchaute ſie an, gerade nicht betroffen, auch nicht zu ernſt, aber doch mit einer nachdenklichen Miene; gerne hätte er ihr eine beiſtimmende Antwort gegeben, wie ſie aus ſeinem Herzen kam, und doch war er gewiſſermaßen froh darüber, daß ſie ihn nicht zu Worte kommen ließ, ſondern lebhaft fortfuhr: „Vielleicht, wenn ich meinen Vater alles Ernſtes verſichere, daß mein Herz nicht mehr frei iſt, ſo läßt er von ſeinen Planen."

„Gewiß nicht; er wird Ihnen nicht glauben.“

„Er wird an meinem Widerſtande, an meinen Bitten, an meinen Thränen ſehen, daß ich die Wahrheit rede.“

„Und wenn ihm dieſe Wahrheit, die Quelle Ihres Widerſtandes, noch ärger erſcheint als der Widerſtand ſelbſt?“

„Das iſt wohl möglich — ich bin ſogar darauf gefaßt, und werde ihm alsdann mit gewiß überzeugender Wahrheit ſagen, daß ich nicht von Ihnen laſſen will, Anatole.“

„O, Sie ſind edel und hochherzig, Anna; aber was könnte ich ihm auf eine ähnliche Frage zur Antwort geben?“

„Ich hoffe daſſelbe, mein Freund — oder hätten Sie nicht den Muth, ihm Ihre Liebe zu mir zu geſtehen?“

„Ich wünſche, Ihnen zu beweiſen, daß ich zu größeren Dingen Muth habe. — Was aber Ihrem Vater aus dem Munde der Tochter als die Stimme eines liebenden Herzens erklingt, würde bei mir als Anmaßung, als Hochmuth — ja ich muß ein ſchlimmeres Wort gebrauchen — als unverzeihlicher Eigennutz erſcheinen, und in ſolchem Lichte zu ſtehen, wäre mir mehr als ſchmerzlich.“

„Sie ſehen den ſchlimmſten Fall vor ſich, Anatole — ich glaube, wenn ich meinem Vater in feierlichem

Schwur die Versicherung gebe, daß ich bereits liebe, so wird er nicht weiter in mich dringen; doch habe ich auch das Andere überlegt und handle gewiß nicht leichtsinnig und ohne Vorbedacht — ich glaube, Sie haben recht, wenn ich Ihren Namen nicht nenne, und es wäre mir ein süßes Gefühl, in dem Falle für Sie leiden zu können."

„Das nicht, Anna — ah, Sie haben mich vollkommen mißverstanden."

„Nein, nein, mein Freund, ich fühle es, wie recht Sie haben — ich habe mir dasselbe schon gesagt und darüber gedacht und geträumt heute Morgen noch lange, lange in der Laube unter meinen Palmen. — Ach, warum ist Alles das künstlich gemacht, wie so Vieles in unserem Leben — warum," fuhr sie nach einem schwärmerischen Blicke fort, „wohnen wir in einem so kalten, prosaischen Klima, daß wir uns Wälder von duftenden Orangen und zierlichen Palmen nur schaffen können, indem wir sie mit Glaswänden umziehen und von der äußeren kalten, unfreundlichen Luft absperren, warum sind es nicht wirkliche tropische Waldungen, welche meine Laube umgeben, und die sich ausdehnen in üppiger Pracht und Herrlichkeit bis an das Gestade des blauen unendlichen Meeres? — Ach, Anatole, ich las in den letzten Tagen ein wunderbares, ein herrliches Buch, das auch Sie gewiß kennen."

„Sollte es vielleicht Paul und Virginie ſein?“ fragte er mit einem eigenthümlichen Blicke.

„Ach ja, das iſt es, Anatole — ſchwärmen Sie auch ſo dafür wie ich — iſt es nicht entzückend ſchön?“ — O, ich möchte Virginie geweſen ſein, trotz ihres traurigen Endes, und Du, Anatole, mein Paul!“

Er nickte ſchweigend mit dem Kopfe, wobei ſein Herz heftig, aber unter einem ſeltſamen Gefühle ſchlug, unter einem Gefühle der Verwirrung, faſt der Betäubung.

„O wären wir auf einer ſolchen glückſeligen Inſel geboren, mein Anatole — könnte ich Hand in Hand mit Dir durch die Wälder ſchweifen, duftende, glühende Blüten abbrechen, zierliche, wunderbar rankende Schlingpflanzen bewundern — Du würdeſt mein Haar mit Blumen durchflechten — ich würde für Dich Muſcheln und bunte Steine am Ufer ſuchen, und dann ruhten wir Hand in Hand am Geſtade des leiſe athmenden Meeres — wie ſelig, Paul, würde ich, mein Haupt an Deine Bruſt lehnend, entſchlummern —“

„Es wäre entzückend.“

„Aber Sie ſagen das, Anatole, mit einem durchaus nicht entzückten Ausdruck, Sie ſchauen ſich ſo ängſtlich um — fürchten Sie etwas?“

„Gewiß nicht, Fräulein Anna — woher ſollte mir in

Ihrer Gegenwart ein anderes Gefühl kommen, als das der Verehrung für Sie?"

„Und nun rathen Sie mir, Anatole! Habe ich nicht recht, meinem Vater entgegenzutreten und ihm zu ſagen, daß mein Herz nimmer frei iſt, und eher Alles zu thun, als mich ſeinem Willen zu fügen? Und dabei werden und müſſen Sie mir helfen, Anatole — denken Sie an Paul, wie aufopfernd er für Virginie war."

„Gewiß, Fräulein Anna — aber vorhin ſprachen Sie mit ſo richtigem Gefühl Ihr Bedauern aus, daß es uns nicht vergönnt ſei, in einer ſo reizenden Wildniß zu leben, ſo unbeachtet ſein zu können, nur uns ſelbſt und unſeren Gefühlen Rechenſchaft gebend über unſere Handlungen."

„Ich verſtehe Sie nicht ganz."

„Wir leben in einem ziviliſirten Lande — leider, darf ich in dieſem Falle wohl hinzuſetzen — unter ſogenannten geordneten Verhältniſſen, und in einer Umgebung, die uns durchaus keine Gelegenheit gibt, Hand in Hand durch Orangenbüſche, durch Palmenwälder zu wandeln und uns am Geſtade des Meeres niederzulaſſen."

„Ach, das Alles war ja nur bildlich geſprochen im Bedürfniſſe nach Freiheit und Unabhängigkeit von der Tyrannei meines Vaters, und würden Sie mich in dem Falle hülflos allein laſſen? — O gewiß nicht! — Da-

für kenne ich viel zu gut Ihr edles, treues Herz! Wenn das Schreckliche geschähe und man mich zwingen wollte, so würden Sie es sein, der mich aufrecht erhält — gewiß, Anatole, Du würdest mit mir fliehen, Paul mit seiner Virginie."

Als das junge Mädchen so sprach, blickte sie ihn mit thränenden Augen an, sie schluchzte heftig — und da nun nichts so gefährlich ist, als ein junges, schönes Mädchen weinen zu sehen, namentlich, wenn man von demselben liebend auf's Innigste angeblickt wird, so übte das auch hier eine wahrhaft magnetische Kraft auf den jungen Mann aus, und ohne daß es eigentlich in seiner Absicht lag, befand er sich abermals zu den Füßen Anna's, ihre beiden Hände, die sie ihm weinend entgegenstreckte, mit Küssen bedeckend.

Ein Geräusch an der Zimmerthüre schreckte Paul und Virginie zusammen, und Ersterer hatte so viel Geistesgegenwart, um den Stuhl, auf dem er gesessen, zwischen sich und das junge Mädchen zu bringen, und sich so das Ansehen eines Abschiednehmenden zu geben.

Obgleich nur die Kammerjungfer eintrat, so schien doch Anatole seine Vorsicht nicht unnöthig gewesen zu sein, denn er glaubte auf dem Gesichte der Dienerin ein forschendes Lächeln zu bemerken, sowie einen fragenden Blick auf die noch mit Thränen erfüllten Augen Anna's von

ſcheinen, zu ſelten iſt, als daß eine ſo erfreuliche Ausnahme nicht hervorgehoben werden müßte.

Durch einen Gnadenbrief des Eroberers von Valencia, König Jayme I. von Arragon von 1239 überließ er ſeinen Kampfgenoſſen und den übrigen Anſiedlern aus Arragon als Belohnung ihrer treuen Dienſte die Bewäſſerungsgräben der Huerta als freies Eigenthum: „daß ſie das beſagte Waſſer gebrauchen ſollten in der Art wie es von Alters her feſtgeſetzt und gebräuchlich war zur Zeit der Sarazenen.“ Seit der Zeit iſt die Verwaltung und Beaufſichtigung der Kanäle, die Vertheilung des Waſſers, die Entſcheidung aller dabei vorkommenden Streitigkeiten ausſchließlich in den Händen der dabei betheiligten Landleute, ohne die geringſte Einmiſchung einer höheren oder Centralbehörde; und vor dem aus Landleuten beſtehenden Gerichtshofe, der Cort de la Seo, verſchwindet jedes Privilegium, deſſen einer der Grundbeſitzer in andern Verhältniſſen genießen mag, wäre er auch Grande von Spanien.

Die Cort de la Seo, das Waſſerſchiedsgericht, hielt in frühern Zeiten jeden Donnerſtag, und zwar an der Hauptthüre der Kathedrale ihre Sitzungen. Dieſer Ort der Zuſammenkunft ſchrieb ſich noch aus der Maurenzeit her, wo die mauriſchen Eroberer von Valencia ſich hier einfanden, um alle vorkommenden Streitigkeiten zu ſchlichten. Dort trafen ſich Kläger, Beklagte und Zeugen, und die, welche zuerſt kamen, breiteten ihre bunten, wollenen Decken, die ihnen heute noch als Mantel, Stuhl, Bett und zum Staate dienen, im Schatten des tiefen Portals der Kirche aus, die Dinge erwartend, die kommen würden. Die, welche ſpäter aus der Huerta oder vom Markt zu Fuß, auf Maulthieren oder Eſeln anlangten, wobei nicht ſelten zwei und drei auf einem Thier anritten, mußten ſich ſchon bequemen, auf der ſonnbeglänzten Plaza Major gegenüber der Kirchthüre zu warten, denn die Hauptſache war, dieſe nicht aus den Augen zu verlieren. Die Meiſten dieſer wartenden Menge ſind bewaffnet, und wenn man ſie in ihrer eigenthümlichen Kleidung, mit den bunten, turbanarti-

Martini. Sie ſagte: „Ich wollte dem gnädigen Fräulein nur melden, daß ich am Ende der Straße Frau Fichtner mit Fräulein Eliſe bemerkte — dieſelben werden in einigen Minuten hier ſein.“

„Es iſt gut,“ erwiederte das junge Mädchen kopfnickend, „ich danke Dir.“

Darauf erhob ſie ſich raſch, die Andere verließ das Zimmer, die Thüre hinter ſich in's Schloß ziehend.

„Und nun lebe wohl, Anatole, mein guter, lieber Freund, warte das Weitere ab und ſei verſichert, daß ich Alles nach Deinem Rathe machen werde — glaube mir, ich habe Feſtigkeit und Muth, da ich in jeder Hinſicht Deiner Hülfe gewiß ſein kann.“

Nun erinnerte ſich der junge Mann eigentlich nicht ganz genau, ob und worin er ihr ſeinen Rath gegeben, doch zuckten ihm ſo viele widerſtrebende Gefühle durch Kopf und Herz, auch mußte der ſchnell herbeigeführte Abſchied ſo raſch beendigt werden, daß ihm zu einer beſonderen Antwort keine Zeit blieb: ſie legte noch einmal ihre kleinen Hände zwiſchen ſeine Finger, drängte ihn nach der Thüre, und im nächſten Augenblicke ſah er ſich wieder im grauen Salon, wo ihr Flügel ſtand, er durchſchritt gleich darauf ihr Vorzimmer, und eilte die kleine Treppe hinab, deren Eingang ihm das Kammermädchen freundlich geöffnet, und welche von Anna's Zimmern

direkt in den Wintergarten führte. Von dort hatte er nur wenige Schritte bis zu dem Geſchäftslokale, und ſo erreichte er in Kurzem und ungehindert die ſtille, ſchmale Straße, welche an der Rückſeite des Gartens vorbeiführte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Zwölf Bettel.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

1868.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Erſtes Kapitel	1
Zweites Kapitel	37
Drittes Kapitel	65
Viertes Kapitel	87
Fünftes Kapitel	112
Sechstes Kapitel	172
Siebentes Kapitel	189

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Anatole ging in höchſt aufgeregter Stimmung, aber mit widerſtreitenden Gefühlen ſeines Weges. Als er vor einer Stunde durch den Garten des Bankiers gegangen war, hatte er ſich viel glücklicher gefühlt, obgleich ihm etwas widerfahren war, das er nicht erwartet und von dem ihn der tauſendſte Theil zum ſeligſten Menſchen gemacht haben würde — ja der tauſendſte Theil hätte ihn glücklich gemacht, aber das Ganze, was er erlebt, erſchien ihm jetzt ſchon nach dem Verlauf weniger Minuten ſo unglaublich, ſo phantaſtiſch, daß es ihm vorkam wie ein wilder Traum, der uns des Entzückenden ſo viel vorgaukelt, daß wir ſchon während der Dauer deſſelben ein kaltes, nüchternes Erwachen fürchten.

Anna von Marini, die einzige Tochter ſeines Chefs, des reichſten Bankiers des Landes, liebte ihn — — und hatte ihm das und noch mehr unverholen geſagt, ohne Vorbereitung, ohne ihn, wie es doch ſo natürlich geweſen

wäre, demüthig und ſchüchtern um ſie werben zu laſſen. — Oder hatte ſie es vielleicht ſchon lange bemerkt und auch verſtanden, wenn er ſie, wie wohl oft geſchehen, ſinnend mit ſeinen großen, dunkeln Augen angeſchaut hatte, wenn er es ihr durchaus nicht verhehlte, daß ein kleiner Auftrag, den ſie ihm gab, ihn ſo glücklich gemacht, wobei er ihr allerdings mit ſchüchternen Worten geſagt, wie er jede Minute daran gedacht, wie das, was ſie ihm befohlen, wohl am Beſten auszuführen ſei?

So liebte ſie ihn denn wirklich, glühend, aufopfernd, wie man ſich nur die erſte Liebe eines jungen Mädchens denken konnte — ah faſt zu glühend, faſt zu aufopfernd — der Gedanke verwirrte ſeinen Sinn, erregte in ihm ein ſchwindelhaftes Gefühl von Glück, das überwältigend geweſen wäre, wenn nicht ein anderer Gedanke, der ihn ſchon in ihrer Gegenwart fröſtelnd durchſchlichen, kaltes Waſſer auf ſein glühendes Herz gegoſſen hätte — der Gedanke nämlich, daß ſie mit Phantaſie und Leidenſchaft Paul und Virginie geleſen — ja vor Kurzem geleſen — heute geleſen oder ſich von Fräulein Eliſe habe vorleſen laſſen. Denn das Buch, welches dieſe in der Hand hielt, als er heute Morgen den Wintergarten betrat, konnte nichts Anderes geweſen ſein, als das berühmte Werk von Bernardin de Saint-Pierre.

Dieſe kühle Idee gewann nach und nach die Ober-

gen Kopftüchern da kauern ſieht oder auf dem Pferde hängen, über den Hals ihrer Thiere gebeugt, den bunten Mantel wie einen Burnus um die Schultern, ſo wird man, wie nirgends, an den Orient erinnert.

Mit dem Schlage zehn Uhr tritt in der zahlreichen und bis dahin durch nicht ſelten in Streit und Schelten ausartendes Geſpräch vielfach bewegten und lauten Verſammlung eine tiefe Stille ein; die kleinere Pforte in dem großen Thor der Kathedrale öffnet ſich und die Richter, vier alte Landleute, ehrwürdig anzuſchauen, mit langem, ſchneeweißem Haar, treten heraus, hinter ihnen in ſtädtiſcher Kleidung ein Eſcribano, eine Rolle Papier in der Hand. Auf ihre Stäbe gelehnt, murmeln ſie ein kurzes Gebet, machen dann das Zeichen des Kreuzes, wobei die ganze verſammelte Menge ihrem Beiſpiel folgt, und laſſen ſich auf einer eigens dazu beſtimmten ſteinernen Bank nieder. Der Eſcribano ſetzt ſich ſeitwärts auf einen niedrigen Stein, breitet ſeine Papiere auf ſeinen Knien aus, ſetzt ein kleines Dintenfaß neben ſich und ſieht nach ſeiner Feder. Einige Geiſtliche oder andere ältere und angeſehenere Leute, welche die Richter in ihrer Nähe unter dem verſammelten Landvolk bemerken, treten halb auf ihre Einladung, halb nach Gewohnheitsrecht hervor und nehmen, jedoch in ziemender Entfernung, ebenfalls unter dem Portal auf der ſteinernen Bank Platz, ein Paar Kanalaufſeher (Celadores) treten heran, um als Gerichtsdiener der Befehle des Gerichts gewärtig zu ſein, und auf einen Wink des älteſten Richters ruft der erſte Celador mit lauter Stimme: „Die Cort de la Seo dieſes Tages iſt eröffnet, in Gottes Namen, Amen!“ und die Verhandlungen beginnen.

Die ſtreitenden Parteien, oder ſolche, gegen die von Seiten der Celadores Klage erhoben wird, ſowie auch die Zeugen werden aufgerufen, treten unter das Portal vor, um auf die Fragen der Richter zu antworten oder ihre Rechtfertigung vorzubringen, dann erfolgt nach kurzer, leiſer Berathung der vier Richter das Urtheil, ſelten auf geſchriebene Verordnungen, meiſtens auf Herkommen

hand, und wenn es ihn auch ſchmerzlich berührte, daß er geglaubt hatte, dem Himmel nahe zu ſein, weil ihn der luſtige Ballon ſeiner Wünſche und die glühende Phantaſie eines jungen Mädchens ein wenig über die Alltäglichkeit erhoben, und weil er noch jung und völlig unverdorben war, um das richtige Gefühl zu haben, wie unſäglich erbärmlich es von ihm ſein würde, das unter dem Eindruck einer romantiſchen Geſchichte lebhafter ſchlagende Herz Anna's auch nur im Geringſten zu mißbrauchen, ſo fand er es edel und groß, dem ſchönen, jungen Mädchen allerdings ſeine treuen und hingebenden Dienſte zu leiſten, aber nur in der Eigenſchaft eines Freundes, ja, indem er ſich bemühen wollte, ſie mit ſanfter Hand vom Abgrunde zurückzuziehen, dem ſie in ihrer reizenden Sorgloſigkeit zugeſtrebt.

Er kam ſich erhaben vor in dieſem Gedanken, beſonders da er fühlte, daß er Anna von Martini in der That und aufrichtig liebe — tugendhaft in ſeiner Entſagung, wenn er daran dachte, wie er ſpäter, vielleicht nach Jahren vor ſie hintreten würde und ihr ſagen: ſo habe ich an Ihnen gehandelt, Anna, obgleich ich Sie glühend liebte, aber mit ruhigem Sinn, daß es ſchändlich geweſen wäre, Ihre Jugend und Unerfahrenheit zu benützen.

An dieſe Gedankenfolge reihte ſich eine andere, die

ihn, wie er ſich ſelbſt ſchon zu ſagen erlauben durfte, in den Augen des ſchönen, geliebten Mädchens bedeutend über das Niveau der Alltäglichkeit heben mußte: der Gedanke an ſeinen Chef nämlich, der, indem er ſeiner Tochter Hand vergab, gewiß für das Wohlſein ſeines Kindes beſorgt geweſen war. — Entſagen iſt groß und ſchön, und in dem Alter von Anatole Fontenay entſagt man zuweilen mit einer wahren Leidenſchaft, weil man häufig die Folgen der Entſagung nicht kennt, oder weil man für dieſe Tugend auf eine ausgiebige Belohnung hofft. — Und Anatole wollte nicht nur entſagen, ſondern er hatte ſich auch feſt vorgenommen, das junge, geliebte Mädchen auf den richtigen Weg zurückzubringen, ſie zur Gräfin von Riedberg machen zu helfen, und wenn auch ſein Herz darüber brechen würde. — Glückliche Zeit der Jugend, wo man noch an gebrochene Herzen glaubt, ſowie an einen Balſam, um ſie wieder zuſammen zu heilen!

Trotzdem Anatole nach dieſen Gedanken in ziemlicher Ruhe und Faſſung das Zimmer ſeiner Großmutter betrat, ſo ſah er doch etwas bleich aus, zeigte nichts von ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit und gab oft ſo verwirrte Antworten, daß Madame Reveillot wohl berechtigt war, ihn zu fragen, womit er denn heute ſo ausnehmend beſchäftigt ſei.

Daß er dieſe Frage nicht der Wahrheit gemäß beantwortete, verſteht ſich wohl von ſelbſt, denn er glaubte mit richtigem Gefühl, kein Recht dazu zu haben, das Geheimniß von der Liebe Anna's Jemanden mitzutheilen. Glücklicher Weiſe aber fiel ihm bei der Frage der alten Frau die grüne Brieftaſche ein, weßhalb er unmuthig ſagte, er gerathe dadurch in eine ſchiefe Stellung zu ſeinem unmittelbaren Vorgeſetzten, Herrn Ringel.

„So hat er wieder darnach gefragt?“

„Nicht gerade direkt, doch in einer leiſen Anſpielung, und ich ſehe ſchon, daß ich in den nächſten Tagen in den Fall kommen werde, ihm auf ſein Verlangen die Zettel zu ſehen, einfach ja oder nein ſagen zu müſſen.“

„Was aber genau überlegt ſein will.“

„Gewiß, Großmutter, und darüber möchte ich vor allen Dingen Deinen Rath hören.“

„Der iſt nicht ſo leicht, mein Sohn; nach dem, was Du mir von jenem ſonderbaren Koſtgänger des Herrn Doktor Narder erzählt, habe ich ſtundenlang die ganze Angelegenheit an meinem Geiſte vorübergeführt; dabei iſt mir auch Manches von früher her wieder eingefallen, was ich vergeſſen hatte, Aeußerungen Deines Vaters, ſowie guter Freunde deſſelben, von denen die meiſten im Laufe der Zeit geſtorben oder von hier fortgezogen ſind — kurz, ich bin zu dem ganz gewiß richtigen Ergebniß gelangt,

daß außer unſerer grünen Brieftaſche noch eine andere ähnliche vorhanden iſt, gleichfalls mit ſechs, auf eben ſo unverſtändliche Art beſchriebenen Zetteln, und daß dieſe Papierſtreifen ſich auf irgend eine Art ergänzen."

„Das iſt auch meine Anſicht, Großmutter — gewiß, ſo iſt es."

„Was aus dieſer Ergänzung entſtehen wird, darüber bin ich freilich im Unklaren, jedenfalls aber etwas, was für Herrn von Martini, der im Beſitz der anderen Brieftaſche ſein ſoll, ſicherlich von größtem Intereſſe iſt."

„Dabei erhebt ſich nun eine andere und noch wichtigere Frage, die nämlich, auf welche Art mein Prinzipal in den Beſitz der Brieftaſche gelangt iſt, wenn dieſelbe ſich wirklich in der kleinen Kaſſette befindet — oder iſt nicht vielleicht anzunehmen, daß das Vorhandenſein derſelben eine fixe Idee jenes armen Morel iſt? Denn der Aufenthalt, wo ſich derſelbe befindet, gibt uns wohl das Recht, an fixe Ideen zu glauben.".

„Gewiß; aber andererſeits liegt gewöhnlich dergleichen Ideen ſolch' unglücklicher Menſchen irgend etwas Wahres zu Grunde, und da Du mir ſelbſt geſagt, der alte Buchhalter, den ich in alle Geheimniſſe ſeines Herrn eingeweiht glaube, habe Dich mit außerordentlichem Intereſſe angehört, als Du ihm von der grünen Brieftaſche erzähltest, ſo ſpricht das für die Ausſage des Herrn Morel."

„Dabei fällt mir noch bei," warf Anatole lebhaft ein, „daß, als ich zum erſten Male von der Brieftaſche ſprach, Herr Ringel, ohne daß ich etwas davon geſagt, der grünen Farbe derſelben erwähnte."

„Das iſt ſehr wichtig, außerordentlich wichtig," rief Madame Reveillot, „ſuche Dich ganz genau zu erinnern, wie ſeine Worte lauteten."

„Warte einmal, Großmutter," verſetzte Anatole, indem er die Hand an die Stirne legte — „ja, ja, ſo iſt es: ich erzählte ihm, daß der Fuhrmann, der ſich mit meinem Vater bei dem Wagen zuſammengefunden, etwas vom Boden aufgehoben, was er dem Gerichte nicht angezeigt, und wovon auch mein armer Vater erſt nach Jahren und kurz vor ſeinem Tode Nachricht erhalten habe — eine kleine Brieftaſche nämlich — und darauf rief er im Tone der Ueberraſchung aus: A—a—a—ah, eine kleine, grüne Brieftaſche."

„Biſt Du ganz ſicher, lieber Anatole, daß Du vorher nichts von der Farbe der Brieftaſche erwähnteſt?"

„O, ſo ſicher, als daß jetzt der Tag ſcheint."

„Das iſt eine große Entdeckung, Anatole — das iſt eine Entdeckung, die mich zittern läßt, eine Entdeckung, die uns beweist, daß jener arme Morel recht hat und daß Herr von Martini oder der Buchhalter, aber ich glaube der Erſtere, wirklich im Beſitze der anderen grünen Brief-

taſche iſt — ob er dieſelbe aber in directem Zuſammenhange mit jener ſchauerlichen Begebenheit erhalten hat, oder durch Vermittlung jenes Herrn Morel, vielleicht ſogar in Folge eines zweiten Verbrechens, darüber kann uns Gott allein Aufklärung verſchaffen, wenn er es für gut findet."

„Aber wir können nachforſchen, Großmutter, und wir müſſen nachforſchen — ſollte man nicht vor allen Dingen an jenen Herrn Morel zu kommen ſuchen?"

„Das wird wohl unmöglich ſein — Du darfſt es ſicherlich als eine der ſeltſamſten Fügungen betrachten, daß Dir ein Zufall jenen Brief an den Doktor Narder in die Hände führte, daß dieſes gerade an einem Feiertage geſchah, wo Doktor Narder abweſend war, und daß Du deßhalb Gelegenheit hatteſt, jenen Unglücklichen zu ſehen. Auch wurden wohl gegen Dich keine ſcharfen Vorſichtsmaßregeln angewandt, da Du, wie die alte Pförtnerin von Dir ſelbſt erfuhr, aus einem ſo befreundeten Hauſe, wie das Deines Prinzipals, kamſt — doch kannſt Du mir glauben, denn ich weiß es, das Grab hält ſeine Opfer nicht feſter und abgeſchloſſener von der übrigen Welt als dieſer Doktor Narder ſeine Pflegebefohlenen — arme Leute! Ich erkundigte mich darnach und habe Manches darüber gehört — ja, wenn dieſer Morel Verwandte hätte, die ihn reklamiren

könnten — aber wer weiß, wer er iſt, woher er ſtammt?“

„Du ſagteſt vorhin, Du hätteſt Dich nach jener Privat-Anſtalt erkundigt — vielleicht bei Jemanden, der den Doktor Narder perſönlich kennt?“

„Nicht bei Jemanden, dem er perſönlich bekannt iſt, der aber die Anſtalt im Allgemeinen kennt.“

„Durch den Du auf den Doktor wirken könnteſt?“

„In dieſem Falle nicht; ja, wenn es ſich darum handelte, Jemanden dort unterzubringen, für den gut bezahlt würde, ſo meint Herr Planchin, das würde keine Schwierigkeiten haben.“

„Ah, Herr Planchin, der Freund meines Großvaters?“

„Er iſt ein ſehr alter Herr geworden und geht ſelten mehr aus; ich beſuche ihn zuweilen, und bleibe ſo in Verbindung mit einigen Leuten, die es gut mit uns meinen.“

„Der Buchhalter ſprach, wie ich Dir ſchon ſagte, heute Morgen, aber ganz wie zufällig, von der kleinen Brieftaſche, ſo daß ich im Stande war, ihm eine eben ſo unbeſtimmte Antwort zu geben, doch bin ich überzeugt, er wird ſich in den nächſten Tagen mit einer direkteren Frage an mich wenden — und was, meinſt Du, Großmutter, ſoll ich ihm in dieſem Falle für eine Antwort

geben? Ich kann mich bereitwillig zeigen, die Brieftaſche mitzubringen — ich kann dieſes Verſprechen zwei-, drei-, auch viermal vergeſſen, dann aber muß ich ihm eine beſtimmte Antwort ertheilen."

„Sollte er es nicht vielleicht merken, daß Du ihm die Brieftaſche nicht zeigen willſt, wenn Du Dein Verſprechen einigemale vergeſſen haſt?"

„Das glaube ich nicht, wenn ihm wirklich viel daran liegt, Einſicht in jene Blätter zu erhalten, und wenn dieſes der Fall iſt, ſo ſind ihm oder Herrn von Martini dieſe Notizen ſo wichtig, daß er nicht nachlaſſen wird, bis er ſie in ſeinen Händen hat."

„Und ſie ihm geradezu abſchlagen, kannſt Du auch wohl nicht."

„Nur in dem Falle, daß ich überhaupt Luſt hätte, das Geſchäft des Herrn von Martini zu verlaſſen," gab Anatole achſelzuckend zur Erwiederung, „und das wird wohl früher oder ſpäter einmal geſchehen müſſen, denn ehrlich geſagt, Großmutter, möchte ich nicht mein Leben hier in dieſer kleinen Stadt verbringen, ich möchte die Welt ſehen, namentlich das ſchöne Frankreich, von dem Du mir ſo viel erzählſt."

Die alte Frau nickte mit dem Kopfe, dann warf ſie einen forſchenden Blick auf ihren Enkel und ſagte: „Bis jetzt ſprachſt Du noch niemals ſo, doch verſtehe ich Dich

vollkommen, und wollen wir ſpäter darüber reden, laß uns aber jetzt noch bei der wichtigeren Sache bleiben."

„Recht gerne, Großmutter, und ich glaube, es iſt das Beſte, wenn ich dem Buchhalter in den nächſten Tagen unaufgefordert ſage, es ſei eigenthümlich, ich hätte nach der Brieftaſche geſehen, um ſie ihm zu zeigen, könne ſie aber nicht wiederfinden."

Madame Reveillot dachte ein paar Minuten nach, dann erwiederte ſie: „Obgleich das eine Nothlüge wäre, iſt ſie mir doch nicht ganz recht, indeß ſehe ich auch keinen andern Weg, und jedenfalls erführen wir durch ein verändertes Betragen des Herrn Ringel, vielleicht auch des Herrn von Martini, welchen Werth ſie auf die Erlangung der Brieftaſche legen, und darnach hätten wir uns zu richten."

„Ja, Großmutter, darnach hätten wir uns zu richten, aber ich fürchte, dieſe Geſchichte wird ſchuld daran ſein, daß ich nicht zu lange mehr in dem Hauſe bleibe."

„Vorhin ſagteſt Du ſchon Aehnliches, Anatole, und ſo vortheilhaft ich Deine Stellung auch halte, ſo habe ich Dich doch viel zu lieb, um ein Wort darüber zu verlieren, wenn Du mir in Wahrheit erklären zu müſſen glaubſt, ein anderer Wirkungskreis ſei für Dich angenehmer, nothwendiger."

Bei dieſen Worten glitt derſelbe forſchende Blick aus

den Augen der klugen alten Frau über die Züge ihres Enkels.

Anatole hatte den Blick auf ſeine Serviette geheftet, welche er ſich bemühte, zu einer kunſtvollen Pyramide zuſammen zu drehen. — — „Abgeſehen von dem, was wir eben beſprachen," ſagte er, „ſo muß ich Dir wirklich geſtehen, daß ſchon öfter die Luſt in mir erwachte, einmal jene Gegenden zu ſehen, wo Du ſo glücklich gelebt und wo mein Vater und meine Mutter geboren wurden, das heißt, in Deiner Geſellſchaft, denn Du mußt mir Alles erklären und mich an alle die Orte führen, die damals von Intereſſe für Dich waren und welche Dir heute in der Erinnerung noch theuer ſind."

„Das wäre ſehr, ſehr ſchön."

„Wenn ich aber immer und ewig hier auf dem Comptoir bleibe, ſo komme ich nicht dazu — ich muß auf einen großen Handelsplatz, von wo aus ich Reiſen machen kann. Sieh' mich an, Großmutter, Du hältſt mich doch für fähig, ein ſehr anſtändiges Kaufmannshaus würdig zu vertreten?"

„Gewiß, mein Kind — das reichſte und vornehmſte."

„Und was meine Sprachkenntniſſe anbelangt, ſo darf ich darüber ſchon etwas Lobenswerthes von mir ſagen, iſt es mir doch gleichviel, ob ich Deutſch, Franzöſiſch oder Engliſch ſpreche oder ſchreibe."

oder Billigkeit gegründet; der Escribano hat, sehr gegen seine Neigung und den Gebrauch oder Mißbrauch, der bei anderen Gerichten herrscht, nichts bei der ganzen Sache zu thun, als das Urtheil aufzuschreiben und zu beglaubigen. Kosten sind bei dem ganzen Verfahren keine, denn auch für den Escribano selbst ist dieß Geschäft eine Ehrensache, die ihm freilich eben dadurch wieder anderweitigen Vortheil bringt, als Veranlassung oder als Beweis des Vertrauens der Landleute.

Ist das Urtheil gefällt, welches entweder bei Beeinträchtigungen des Nachbars diese aufhebt, sonst aber eine Geldstrafe auferlegt, so wird ein Termin gesetzt, bis wann dem Urtheilspruch Genüge geschehen muß, und bis dahin ist der Celador angewiesen, keinen Tropfen Wasser auf die Felder des Verurtheilten laufen zu lassen. Dieser kräftige Zwang veranlaßt Jeden, dem schiedsrichterlichen Spruch so bald als möglich nachzukommen.

Nachdem wir uns droben auf dem Thurme lange in der herrlichen Gegend umgeschaut, auch mit etwas besorgter Miene die mit Schnee bedeckten Berge betrachtet, die in der Gegend von Cuenca liegen, und über welche uns der Weg nach Madrid führt, stiegen wir wieder herab und traten in die Kirche, die heute, einem Sonntage, mit Andächtigen angefüllt war.

Das Innere der Kathedrale mit drei Hauptschiffen, wovon das mittlere ganz durch die Silleria del coro eingenommen ist, hat von ihren alten Einzelheiten mit Ausnahme des wunderschönen Kuppelaufsatzes, dessen zahlreiche gothische Fenster eine reiche farbige Lichtmenge auf den Hochaltar herabsenden, Nichts mehr erhalten, Alles hat einem Umbau aus der Zeit der Renaissance weichen müssen, der, obwohl von geschickter Hand geleitet, doch durch die etwas gedrückten Verhältnisse den alten gothischen Bau zurückwünschen läßt, aber reich an guten Gemälden, prachtvoll in den Marmorn der Pfeiler, Altäre, Mosaiken der Böden, Metallgeländern, Bronzen und Vergoldungen macht das Innere nichtsdestoweniger einen imposanten Eindruck, den eine Masse außen

„Ja, ja.“

„Was meinen Chef anbelangt und meine Stellung im Hauſe, ſo kann ich mich darüber allerdings nicht beklagen, aber — —“

„Was für ein Aber?“

„Siehſt Du, Großmutter, die Geſchichte, in die mein Vater ſo traurig verwickelt war — die grüne Brieftaſche, die wieder auf eine ſo räthſelhafte Art mit Herrn von Martini zuſammenhängt — Alles das wirft einen ſchwarzen Schatten über Verhältniſſe, die mir früher ſo werth, ſo angenehm, ſo unendlich lieb erſchienen.“

„Ja, ja, das iſt begreiflich, doch kann ſich das auf die unverdächtigſte Art auflöſen.“

„Doch bleiben die Erinnerungen daran, und das, was meinem armen Vater im Zuſammenhange mit jenen Vorfällen widerfahren, wird nie mehr aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden — ich habe früher nicht ſo daran gedacht, aber ſeit Kurzem fühle ich den ſehnlichſten Wunſch, in die Welt hinaus zu ziehen.“

„Seit Kurzem erſt?“

„Ja, erſt ſeit wenigen Tagen.“

„A—a—a—ah?!“

Madame Reveillot blickte Anatole abermals forſchend an, wobei ein leiſes Lächeln um ihre Züge ſpielte.

Vielleicht errieth er ihre Gedanken, ohne Luſt zu

haben, das einzugeſtehen, denn er ſagte, ſich erhebend und einen Gang durch das Zimmer machend: „Ja, Großmutter, ich würde mir nichts mehr daraus machen, dieſe mir ſo lieb gewordenen Räume zu verlaſſen — natürlich mit Dir — und ein wenig nach Frankreich zu gehen, nach der ſchönen Touraine, immer mit Dir, wohlverſtanden.“

Er trat hinter die alte Frau, umfaßte ſie leicht mit ſeinen Armen und drückte ſeine Wangen an ihr Geſicht: „Du haſt mir immer geſagt,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „ich ſehe meinem Großvater ſo ähnlich, denke Dir nun den Spaß, wenn wir in das kleine Städtchen kämen, wo Du gelebt hatteſt, und die alten Leute riefen: Voilà Monsieur le Marquis de Reveillot!“

„Wie ſo, Monsieur le Marquis de Reveillot?“ fragte die alte Frau, erſtaunt aufblickend.

„Nun, haſt Du mir nicht neulich im Scherze erzählt, man hätte Deinen Mann, meinen Großvater, in ſeiner Jugend ſo genannt?“

„Ah ſo.“

„Und dann ſchau' mich an, Großmutter,“ ſagte er, ſich hoch aufrichtend, mit einem heitern Lächeln, „würde ich meinem Großvater, der ein ſchöner Mann geweſen iſt, nicht alle Ehre machen, ſelbſt wenn er ein wirklicher Marquis de Reveillot geweſen wäre?“

„Das iſt nicht zu läugnen," entgegnete die alte Frau mit einem ſtolzen Aufleuchten ihrer Augen, nachdem ſie ihren Enkel von oben bis unten betrachtet.

„Ah, und wie mich das freuen würde, wenn Du mir das Haus zeigteſt, wo Du gelebt — wirſt Du es wieder finden? Lag es in der Nähe der Kirche oder vielleicht am Marktplatze?"

„Nein, nein," erwiederte Madame Reveillot, mit gefalteten Händen vor ſich niederblickend, „es lag eine kleine Viertelſtunde vor der Stadt."

„Alſo ein Bauernhof? — Auch gut."

„Es lag auf einer kleinen Anhöhe, umgeben von uralten ſchönen Bäumen."

„Prächtig, ich liebe die alten Bäume und die ſchönen Ausſichten — man hat doch eine ſchöne Ausſicht von dort oben?"

„Gewiß, eine ſehr ſchöne Ausſicht."

„Siehſt Du, liebe Großmutter, mein Plan iſt gemacht; wir kommen dorthin — ich habe mir natürlich inzwiſchen viel Geld erworben, wir bauen ſtatt des kleinen Bauernhauſes ein hübſches Haus mitten zwiſchen die alten Bäume, von denen mir keiner verletzt werden darf, und führen da oben ein Leben wie Gott in Frankreich — — Doch jetzt," fuhr er lachend fort, nachdem er auf ſeine Uhr geblickt, „iſt die Zeit verfloſſen, in der es mir ver-

gönnt war, Luftſchlöſſer zu bauen, und ich muß von der Anhöhe, wo die ſchönen uralten Bäume ſtehen, wieder in die Wirklichkeit hinabſteigen; doch haben mich dieſe Phantaſieen recht erheitert, und wenn Du mir jetzt noch einen dicken Kuß gibſt, ſo ziehe ich vergnügt von dannen, die Zeit herbeiwünſchend, wo unſere Träumereien Wahrheit werden ſollen.

Allons enfants de la patrie.
Le jour de gloire est arrivé!

Good day, my dear grand-mother!" —

Was aber Anatole in Betreff der Brieftaſche vorhergeſehen, geſchah am nächſten Sonntag, an welchem der junge Fontenay den Poſtdienſt hatte und ſich deßhalb mit dem Herrn Ringel allein auf dem Comptoir befand; die Geſchäfte waren in Kurzem erledigt und ein paar Briefe beantwortet, welche der Buchhalter per procura für das Haus unterzeichnete. Er that dieſes nur in Ausnahmsfällen, und ein ſolcher war heute, denn Herr von Martini befand ſich auf einer kleinen Reiſe, von der er erſt am folgenden Abende zurückkehren wollte.

„Wenn wir vorausgeſehen hätten," ſagte Herr Ringel, „daß die Briefkapſel ſo wenig enthielte, ſo würde ich Sie nicht herbemüht haben, doch haben Sie ja immer noch den Nachmittag und Abend für ſich. — Was treiben Sie

gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen, mein lieber Herr Fontenay?"

„Nicht viel Beſonderes — ich mache mit einigen Freunden einen Spaziergang und gehe Abends vielleicht in's Theater, wenn ein Stück gegeben wird, für welches ich eine Vorliebe habe."

„Glückliche Jugend!" bemerkte der Buchhalter kopfnickend, „die noch an Spaziergängen und Komödien in ihren Freiſtunden Vergnügen findet — Unſereiner, dem den ganzen Tag die Geſchäfte durch den Kopf ſauſen, möchte ſich, wenn er einmal nichts zu thun hat, lieber in eine Ecke des Sophas ſetzen und gar nichts denken — aber das geht auch nicht, wenn man einmal ſo einen Ruhepunkt hat, ſo kommen gleich alte Bekannte und klopfen an."

„Ein Geſpräch mit gleichgeſinnten Freunden liebe ich auch."

„Ja das Anklopfen meiner Bekannten war nur bildlich zu verſtehen, mein lieber Herr Fontenay — unter dieſen alten Bekannten verſtehe ich meine Gedanken, und das ſind denn auch zuweilen Freunde, die nicht immer Angenehmes zu verhandeln haben. — Wer lange gelebt hat, wie ich, zu dem treten auch zuweilen Erinnerungen ernſterer Art — ſo weiß ich nicht, wie es kam, daß heute Morgen, während ich allein auf meinem Zimmer ſaß und

die Sonntagsglocken läuteten, jener Neujahrstag ſo klar in mir wurde — der Neujahrstag, von dem auch Sie mir erzählten und an welchem damals, vor langen Jahren, die ganze Stadt in Aufregung war über jene unglaubliche Begebenheit."

„Ach ja," machte Anatole.

„Welcher auch in Ihr Leben einen Schatten warf, oder vielmehr in das Ihres Vaters — ein braver Mann, Ihr Vater — ich erinnere mich ſeiner noch ganz genau. — Ach," ſagte Herr Ringel, indem er anfing, mit den Händen ſeine gewöhnlichen Bewegungen nach rechts und nach links zu machen, „da liegt in Ihrer glücklichen Jugend unſer Leben vor uns wie ein neues Hauptbuch, da fangen wir es an mit Gott und tragen Soll und Haben ein, wie es uns das Schickſal verleiht: da buchen wir Freude und Leid einander gegenüber und tragen gute Freunde, werthe Bekannte als gewichtige Kapitalien ein; ehe wir uns verſehen, macht der Tod einen Strich darunter, und wir ſind genöthigt, irgend einen Conto abzuſchließen, indem wir den Saldo der Freundſchaft in einem langen Wechſel auf die Ewigkeit notiren. — Ich habe ſchon manche Bilanz der Art geſchloſſen, doch wozu ſoll ich Ihren heiteren Sonntagsmorgen mit ſo ernſten Bildern anfüllen — ja, was wollt' ich doch vorhin ſagen?"

Anatole ſprach zu ſich ſelber: „Das kann ich mir

wohl denken," blickte aber mit einem Ausdruck der Erwartung in das Gesicht des Herrn Ringel.

„Richtig," sagte dieser — „ich dachte an jene Geschichte und an Ihren Vater, und da fiel mir ein, daß Sie mir neulich etwas erzählten, was damit im Zusammenhange stand — war es nicht eine Brieftasche?"

„Davon sprach ich allerdings vor einigen Tagen," entgegnete der junge Mann mit großer Unbefangenheit, „und mit dieser Brieftasche ist es mir ganz eigenthümlich ergangen."

„Wie so?" fragte der alte Buchhalter mit einer Hast, welche er dadurch wieder zu verbergen suchte, daß er im nächsten Augenblicke mit einer ziemlich gleichgültigen Miene zum Fenster hinaussah.

„Ich erzählte Ihnen, daß ich die Brieftasche von meiner Großmutter erhalten, daß ich sie aufmerksam durchsucht, aber nur einige Zettel darin gefunden hätte, die mit Worten beschrieben seien, die von mir in keinen Zusammenhang zu bringen wären."

„Ja, ja, das sagten Sie mir, interessirten mich dadurch für diese Zettel und wünschten in Betreff der unverständlichen Worte meinen Rath, wenn ich diese Zettel einmal gesehen."

„Es lag auch in meiner festen Absicht, sie Ihnen mitzubringen — ich legte die Brieftasche zu anderen Pa-

pieren und denken Sie nur, als ich heute Morgen darnach ſuchte, kann ich ſie nicht wiederfinden!“

„Was, die kleine, grüne Brieftaſche hat ſich verloren?“

„Die Brieftaſche nicht,“ antwortete Anatole mit ziemlicher Ueberlegung, „das wäre zu auffallend, aber die Zettel müſſen ſich unter andere Papiere verſchoben haben.“

„Das iſt ja ganz eigenthümlich.“

„Natürlicher Weiſe werde ich Alles nochmals auf's Genaueſte durchſuchen, denn die Sache iſt mir inſofern unangenehm, als es mich gefreut hätte, Ihre Meinung darüber zu vernehmen.“

Der alte Buchhalter nickte mit dem Kopfe und warf unter ſeinen buſchigen Augenbrauen hervor einen forſchenden Blick auf den jungen Mann, einen etwas finſteren Blick, obgleich trotz deſſelben der gemüthliche Zug um ſeine Lippen nicht verſchwand.

„Ei, ei,“ ſagte er in langſamem, gezogenem Tone, „das iſt recht ſchade — ich würde mich gefreut haben, jene Zettel zu ſehen, und auch Herr von Martini hätte ſich dafür intereſſirt —“

„Ich werde mein Möglichſtes thun, um ſie wieder zu finden — ſollte mir dieſes aber nicht gelingen, ſo muß ich mich eben mit dem Gedanken tröſten, daß die Zettel doch eigentlich von keinem großen Werthe waren.“

„Vielleicht — — — —“

„Die Begebenheit, auf welche ſie ſich allenfalls hätten beziehen können, liegt ja ſchon ſo weit hinter uns, daß im Grunde Niemand mehr Intereſſe dafür hat, dieſe alte Geſchichte wieder aufzufriſchen — für meinen armen Vater hätte es allenfalls von Wichtigkeit ſein können, irgend einen Lichtſchein, eine Aufklärung zu erhalten, denn Sie wiſſen es ſelbſt, unter welch' unwürdigem Verdacht er bis an ſeinen Tod gelitten.“

„Es könnten auch Andere ſein, die Intereſſe daran haben.“

„Aber dieſe Andere intereſſiren mich nicht,“ ſagte Anatole in gleichgültigem Tone, ſetzte aber gleich darauf raſch hinzu, „abgeſehen von Ihnen, Herr Buchhalter, Sie haben ſich ja auch dafür intereſſirt, aber aus einem ganz anderen Grunde.“

„Ja, ja, es war eine kleine Neugierde, angeregt durch Ihre Erzählung.“

„Hoffentlich finde ich die Zettel wieder, und dazu werde ich nichts unverſucht laſſen.“

„Und damit wünſche ich Ihnen einen recht vergnügten Sonntag,“ ſprach Herr Ringel in heiterem Tone, wobei er einen Blick auf die Uhr des Comptoirs warf und hinzuſetzte, „es iſt gleich Mittag und auch ich werde nach Hauſe gehen.“

Der junge Fontenay verließ zuerſt das kleine Haus und wollte ſeinen Weg durch die kleine hintere Straße nehmen, als er draußen den Diener Georg ſah, der ihn erwartete und ihm ſagte, das gnädige Fräulein wünſche ihn einen Augenblick im Gewächshaus zu ſprechen, um ihm einen Auftrag zu geben, worauf er ſeine Schritte dorthin richtete.

Der Buchhalter hatte recht geſchäftig gethan, ſeine Bücher einzuſchließen und ſeinen Ueberrock anzuziehen, ſo lange der Andere noch im Zimmer war. Als aber Anatole daſſelbe verlaſſen hatte, ſetzte er ſich wie ermattet auf den Stuhl nieder, welcher in der Nähe des Pultes ſtand und den er nur in Ausnahmsfällen benützte, da er ſeine Einträge in die Geſchäftsbücher ſtehend zu machen pflegte: er ſchaute dem jungen Manne nach, wie er durch den Garten dahinſchritt, und ſagte nun plötzlich in einem ganz anderen Tone, als in dem, welchen er bis jetzt angeſchlagen: „Ei, ei, mein Bürſchlein, Du haſt alſo die Zettel aus der Brieftaſche verloren — ſchau, ſchau, welcher Dämon hat Dir den Rath dazu gegeben? — — — — Sollte es möglich ſein, daß er ſie in der That verloren, daß er ſie als unnütz unter andere Papiere warf — unglaublich, denn dieſer Fontenay iſt ein praktiſcher junger Menſch von großer Ordnungsliebe — verflucht, wenn er hier wirklich praktiſch ſein wollte — —

herumliegender Kapellen und auch ſolcher, die zum Theil in der Mauerdicke zwiſchen Mittel- und Seitenſchiff im Rücken der Chorſtühle angebracht ſind, kräftig unterſtützt. Der neue Kapitelſaal iſt ſehr unbedeutend und von nüchterner moderner Architektur, dafür aber der alte ein wahres Kleinod; ganz unverſehrt erhalten, herrlich ſchlank und wunderſchön gewölbt iſt er mir das Liebſte an der ganzen Kathedrale, der Altar nimmt mit ſeinem Retabel eine der Wände ein, die nicht übertüncht die bloße Steinfarbe zeigen, gleich wie die Steingewölbe; die vielen Heiligenfiguren des Altars auf Goldgrund unter ihren überreichen Baldachinen, die ſchöne Farbe der alten Holzſchnitzereien, die Meiſterhaftigkeit der Steinſculpturen ſind von unvergleichlich wohlthuender Wechſelwirkung, und das gebrochene Licht in dieſem hehren Raum erhöhet den heiligen Schauer, mit dem man jedesmal aufs Neue denſelben betritt. An den Wänden befinden ſich mitunter ſehr ſchöne Bruſtbilder der Erzbiſchöfe von Valencia. Zwei ungeheure Ketten, die ebenfalls hier aufgehängt ſind, erregten unſere Aufmerkſamkeit, und ein freundlicher Geiſtlicher, den wir darum fragten, gab uns zur Antwort, ſie ſeien eine Trophäe von dem Hafen von Marſeille.

Das Innere einer ſpaniſchen Kirche zur Zeit des Gottesdienſtes iſt eines der lebendigſten Bilder, die man ſehen kann. Durch die bunten Glasſcheiben dringt ſpärliches Licht herein und verdunkelt zu gleicher Zeit mit dem Qualme des Weihrauchs den ohnehin ſchattenreichen Raum zwiſchen den dicken Mauern und Pfeilern. Die Kerzen am Altar brennen dunkelroth und werfen blitzende Streiflichter auf die reichgeſtickten Gewänder der fungirenden Geiſtlichkeit. Im Kirchenſchiffe ſteht die Menge dicht gedrängt; die Männer, in ihrer mannigfaltigen bunten Tracht, ſo auffallend zwiſchen den Weibern, die in dunkler Basquina und meiſtens ſchwarzer Mantille erſcheinen; unter letzterer hervor glänzen nun freilich wieder die blendend weißen Geſichter mit den blitzenden Augen; und die zahlloſen vergoldeten Fächer, die man überall ſieht und die in immerwährender Bewegung

— — Doch was denke ich da," fuhr er nach einem längeren Nachſinnen fort, während welchem er wie mechaniſch ſeine Hände bald nach rechts, bald nach links ausgeſtreckt hatte — „praktiſch! — Was iſt in dieſem Falle praktiſch? — Mißtrauiſch wäre praktiſch, und woher ſollte er mißtrauiſch geworden ſein — undenkbar — es ſind vielleicht vierzehn Tage her, daß er mir die Geſchichte erzählte, und wenn ich mich nicht irre, ſprachen wir ja noch vor ein paar Tagen — ja, ja, ganz recht, vor ein paar Tagen, als ich ihn zur Unterſchrift in das Kabinet des Herrn von Martini ſandte — was könnte ſeit jener Zeit vorgefallen ſein? — Georg erzählte mir geſtern, als ich ihm ſeinen Lohn recht vollwichtig wie gewöhnlich ausbezahlte, Herr Fontenay habe neulich eine Unterredung mit dem jungen Fräulein in deren Schreibzimmer gehabt, welche ein wenig länger gedauert hätte, als Unterredungen zu dauern pflegten, in welchen man Aufträge ertheile — ſollte dabei? — — Lächerlicher Gedanke — was weiß das junge Mädchen von dieſen Geſchichten — und doch? — — er hätte ja bei ihr eben ſo gut, wie bei mir, von der kleinen, grünen Brieftaſche erzählen und ſie ihm darauf ſagen können, ſie habe eine ähnliche in der Kaſſette von Papa geſehen — das wäre möglich, aber nicht wahrſcheinlich —"

Er legte den Kopf in die Hand und fuhr erſt nach

einem längeren Stillschweigen mit sich selbst redend fort: „Es ist das nicht wohl anzunehmen: seit Jahren schon verwahrt er auf meinen Rath die Brieftasche in seinem eisernen Geldschranke, wo sie auch unbedingt besser aufgehoben ist, und vor jener Zeit wäre es doch ein merkwürdiges Zusammentreffen gewesen, wenn das junge Mädchen zufällig in das Kabinet gekommen, in die offene Kassette geblickt und unter anderen Papieren die kleine Brieftasche entdeckt hätte — — — — doch wozu das Nachgrübeln — der Teufel finde einen richtigen Gedanken! Das Einzige, was ich thun kann, ist, noch ein paar Tage abzuwarten, ob er die Zettel wieder findet, und dann erst mit dem da drüben zu reden — er liebt zu sehr die extremen Maßregeln, und die Sache muß ruhig und sanft angefaßt werden — wohl überlegt — — — — o, o!“ rief er nach einer langen Pause in schmerzlichem Tone aus, „hätte ich damals mit mehr Ueberlegung gehandelt!“

Anatole war in das Glashaus getreten und brauchte nicht lange zu suchen, um Anna von Martini mit ihrer Freundin in der Palmenlaube zu finden. Es war hier wie immer entzückend schön; die Sonne vergoldete das Glasdach und glänzte auf den Spitzen der ewig grünen Bäume; der Springbrunnen murmelte laut und rauschte, die kleinen Singvögel ließen ihre lustigen Weisen erschallen

— alles das war wie ein wunderbares Märchen, in welchem Anna von Martini als eine kleine, reizende Fee erſchien.

Wie ſchön ſie heute Morgen war: von ihren Wangen war alle Bläſſe verſchwunden, ihre Augen leuchteten, und ſie ſtreckte dem Eintretenden ſo ohne Zwang und mit einem ſo heiteren Lächeln ihre kleine Hand entgegen, daß ſich dieſer Gewalt anthun mußte, um nicht ſeine edeln, tugendhaften Vorſätze zu vergeſſen und um nicht durch einen innigen Kuß auf dieſe kleine Hand auszudrücken, daß er wohl eingedenk ſei der Unterredung von geſtern.

Glücklicher Weiſe wurde er in dieſem Beſtreben unterſtützt durch den Anblick des Buches, welches vor Anna's Freundin auf dem Tiſche lag, deſſen Titel „Paul und Virginie" er deutlich leſen konnte, und ſo war er denn im Stande, ſeine Lippen auf die feine, zierliche Hand des jungen Mädchens ſo ehrfurchtsvoll, ſo anſtändig kühl zu drücken, als habe er es mit Frau Fichtner oder mit ſonſt einer Dame von gleichem Alter zu thun.

„Sie haben befohlen, Fräulein von Martini," ſagte er.

Ein Schatten überflog ihre Züge, ja ſie warf ihr Köpfchen etwas in die Höhe, um gleich darauf wieder ſo herzlich zu lächeln, daß man deutlich ihre weißen Zähne ſah; fiel ihr doch in dieſem Augenblicke ein, daß eine

Dritte gegenwärtig war, und mußte ſie Anatole eigentlich dankbar dafür ſein, daß er mit keiner Miene, mit keiner Sylbe anders war, als es der unbedeutende Diener gegenüber der einzigen Tochter des Millionärs, ſeines Chefs, ſein mußte.

Aber ihre Hand hätte er doch ſo küſſen können, wie er es neulich gethan, dachte ſie im nächſten Augenblicke, plötzlich wieder ernſt werdend, und ſagte nach dieſen Gedanken in einem zu dieſem Ernſte paſſenden Tone: „Ich habe mich nur nach dem Befinden Ihrer Großmutter erkundigen wollen — ich hatte Madame Reveillot geſtern ſchon erwartet und fürchtete, ſie ſei vielleicht krank geworden.“

„Sie wird untröſtlich ſein, wenn ich ihr ſage, daß Sie ſie vergeblich erwartet — ich begreife nicht, daß ſie es vergeſſen konnte, hieher zu kommen.“ — Zu gerne hätte er mit einem innigen Blick auf das ſchöne Mädchen hinzugeſetzt: „Ich hätte das gewiß nicht vergeſſen,“ doch hütete er ſich wohl, ſo aus ſeiner Rolle zu fallen, und fügte ſtatt deſſen mit einer geziemenden Verbeugung hinzu: „Ich werde nicht verfehlen, die Worte des gnädigen Fräuleins Madame Reveillot zu wiederholen.“

„Sie waren auf dem Comptoir?“

„Ja, Fräulein von Martini.“

„So haben Sie nicht einmal einen Sonntag frei? — Das ist wohl recht hart?“

„Es ist ja nur die Beschäftigung einer kleinen Morgenstunde — oft ist auch gar nichts zu thun, auch wechsle ich mit einem meiner Kollegen ab.“

„Und was haben Sie jetzt vor?“

„Nichts Besonderes — ich pflege an Sonntagen auf einem ziemlich großen Umwege nach Hause zurück zu kehren.“

„Also halte ich Sie von nichts Wichtigerem ab, wenn ich Sie bitte, sich einen Augenblick zu uns zu setzen?“

„Gewiß nicht.“

Er nahm einen Stuhl und ließ sich gegenüber dem jungen Mädchen nieder.

„Wissen Sie wohl,“ sagte dieses, „daß ich schon lange den Wunsch hatte, Sie einmal vorlesen zu hören, das heißt in französischer Sprache? — Herr Fontenay,“ wandte sie sich gegen Elise, „spricht ein ausgezeichnetes Französisch — da ist unsere Geschichte — lesen Sie uns irgend eine Stelle.“

„Paul und Virginie?“ fragte Anatole mit einem bedeutungsvollen Blicke — „mit großem Vergnügen werde ich Ihren Wunsch erfüllen; bitte aber, mir zu sagen, wo ich anfangen soll.“

„Ach, das ist gleichviel — wir haben diese reizende

Geſchichte ſchon mehrere Male durchgeleſen — ich ſchwärme dafür — fangen Sie an, wo Sie wollen — das heißt eigentlich nicht, wo Sie wollen: nehmen Sie das Buch, ſchlagen ſie es auf's Gerathewohl auf und fangen Sie oben auf der rechten Seite an zu leſen."

Sie lehnte ſich in ihren Stuhl zurück und ſah ihn unter den langſam niederfallenden Wimpern mit einem leuchtenden Blicke an.

Da Anatole den berühmten Roman ebenfalls genau kannte, ſo hütete er ſich wohl, das Buch zufällig in der erſten Hälfte oder in der Mitte aufzuſchlagen, um eine jener Szenen zu vermeiden, wo das glücklich liebende Paar durch die Wälder zieht, wo er Beeren für ſie ſammelt, und ſie ihm zum Danke dafür einen duftenden Zweig um das lockige Haar windet; er bog die Blätter gegen das Ende des Bandes auseinander und las alsdann, nachdem er ſich anmuthig vor den beiden jungen Mädchen verbeugt hatte.

„Ach, das haben Sie recht ſchlecht getroffen," rief Anna unmuthig, „das iſt ja vom Ende der Geſchichte und ich hätte lieber etwas vom Anfange gehört — warum gerade vom Ende?"

„Der Zufall hat es ſo gewollt;" entgegnete er mit ernſter Stimme, „jeder Anfang hat ſein Ende, und es iſt zuweilen recht gut, dieſes ein wenig in's Auge zu

faſſen, ehe man ſich zu ſehr in den Anfang vertieft — — ſoll ich weiter leſen?“

„Nein, nein, da nicht — wir wollen das Spiel des Zufalls noch einmal verſuchen.“

„Man ſollte das nicht thun,“ ſagte der junge Mann lächelnd, „nicht wahr, Fräulein Eliſe? — Wenn das Orakel einmal geſprochen, ſoll man es nicht zu einer Wiederholung zwingen wollen.“

„So ſagt man,“ meinte die Freundin Anna's.

„Wie Sie Alles gleich ſo ernſt nehmen,“ warf dieſe ein. — „Gut denn, Ihr ſollt recht behalten; wenn man den Verſuch nicht mit demſelben Buche wiederholen darf, ſo gehe und hole ein anderes franzöſiſches Werk aus meiner Bibliothek — ich will aber, daß uns Herr Anatole etwas Freundliches vorlieſt.“

Eliſe erhob ſich und ging raſch dem Hauſe zu, und als ſie den Wintergarten verlaſſen hatte, ſtreckte Anna von Martini dem jungen Manne ihre beiden Hände entgegen und ſagte mit einem glücklichen Lachen: „Habe ich das nicht recht gemacht? O, ich mußte Sie einen Augenblick allein ſehen, Anatole, ich mußte Ihnen einen herzlichen guten Morgen wünſchen — ich mußte Ihnen ſagen, daß ich geſtern Morgen mit meinem Vater geſprochen.“

„Ah, Sie ſprachen ſchon mit Herrn von Martini?“ fragte er in einem Tone unangenehmer Ueberraſchung.

„Schon? — Das Wort thut mir wehe und auch der Blick, mit dem Sie das ſagen.“

„Ich fürchtete in Gedanken für Sie — Herr von Martini kann ſo ernſt und heftig ſein.“

„Ja, das kann er, und als ich mit ihm ſprach, fiel mir der gleiche Gedanke ſo auf's Herz, daß ich ihm unmöglich Alles ſagen konnte, was ich mir vorgenommen.“

Der junge Fontenay athmete freier auf und konnte ſich nicht enthalten, ein ganz leiſes „Gott ſei Dank“ zu ſagen.

„Ich ſagte ihm, ich hätte mir das, was er mit mir geſprochen, überlegt — ich hätte allerdings geglaubt, mein Herz ſei noch vollkommen frei, aber — ſetzte ich hinzu — und als ich das that, ſchaute er mich mit einem jener harten Blicke an, die mir ſchon als Kind Angſt eingeflößt, und ſetzte ſcharf und trocken hinzu: Aber? Was ſoll das Aber? Du willſt mir wohl ſagen, daß Deine Blumen, Deine Muſik, Deine Vögel und dergleichen einen Platz in Deinem Herzen ausgefüllt haben, und dagegen habe ich nichts einzuwenden, ſonſt — ſetzte er hinzu, indem er mich forſchend betrachtete — wüßte ich in der That nicht, womit Dein Herz angefüllt ſein könnte — ich hoffe nicht, daß Frau Fichtner Dir erlaubt, Romane zu leſen — ich werde mich darnach erkundigen. — Das ärgerte mich, daß er mich noch wie ein kleines

Mädchen von zwölf Jahren auch in dieſer Richtung unter die Aufſicht der Frau Fichtner ſtellen wollte, und ich bin doch ſchon über ſechzehn Jahre alt, und ich antwortete in einem ärgerlichen Tone, ich glaube ganz allein ſelbſt zu wiſſen, was ich leſen darf oder nicht, und das zu leſen, was man ſo Romane nennt, war nie meine Leidenſchaft — ich beſchäftige mich gerne mit Länder- und Völkerkunde oder übe mich in fremden Sprachen, und deßhalb leſe ich gerade jetzt Paul und Virginie."

„Was ſagte darauf Ihr Herr Vater?"

„Er lächelte ſo eigenthümlich, daß es mich faſt verdroß. ‚Ah, ſagte er, Du lieſeſt Paul und Virginie, wahrſcheinlich mit Deiner Freundin Eliſe, und was Eine von euch nicht weiß, erklärt ihr die Andere. Dabei ſitzt ihr wohl drunten in der Palmenlaube und träumt, ſelbſt auf einer ſtillen Inſel zu ſein; die Eine von euch bildet ſich ein, Virginie vorzuſtellen, die Andere Monſieur Paul. — Leſet dieſe kleine Geſchichte nur ruhig bis an's Ende, und Du wirſt dann einſehen lernen, daß wie im Roman, ſo im wirklichen Leben der liebe Gott ſtets dafür beſorgt iſt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.' — War das nicht abſcheulich?"

„Es war etwas hart, aber doch lag auch Wahres darin."

„Wie ſo, Herr Anatole?"

„Der kluge Verfaſſer des Buches mochte, als er demſelben das traurige Ende gab, wohl überzeugt ſein, daß die Verhältniſſe der beiden jungen Leute ſo verſchieden waren, daß eine Vereinigung doch wohl nicht zu ihrem Glücke geführt hätte — ſie war die Tochter vornehmer Eltern, welche ihre Hand einem Manne von Stand beſtimmten — er dagegen war ein unbedeutender Menſch.“

„Pfui! Anatole, ich weiß, wo hinaus Sie wollen, und es thut mir entſetzlich weh — ach, ſo weh.“ Sie legte ihre kleine Hand vor die Augen, als ob ſie weinen wollte, blickte aber gleich darauf raſch in die Höhe und ſagte in heiterem Tone: „Gehen Sie, Sie wollen mich nur necken, aber das iſt nicht recht von Ihnen — Alles hat ſeine Zeit, und ich kann Sie verſichern, Anatole, wir haben keine Urſache, mit ſo ernſten, wichtigen Dingen unſern Spaß zu treiben. — Wiſſen Sie wohl, daß Papa nach der Reſidenz gereist iſt, um dort mit dem Grafen Riedberg Alles in Ordnung zu bringen? — Ach, Anatole, ich ſchaudere, wenn ich daran denke, und zürne auf mich ſelbſt, daß ich neulich nicht den Muth hatte, rückſichtslos Alles meinem Vater zu geſtehen — doch ſobald er zurückkommt, werde ich den erſten Augenblick ergreifen.“

„Um wahrſcheinlich die gleiche Antwort zu erhalten.

ſind, erfüllen den dunkeln Raum mit einem wahren Sprühregen von Lichtgefunkel. Ueber die Menſchenmenge hin brauſen die Töne der gewaltigen Orgel, und wenn nun das Glöcklein ertönt und Alles andächtig auf die Kniee ſinkt, ſo hören wir einen herrlichen Choral, wahrhaft ergreifend von vielen Baßſtimmen vorgetragen.

Nach der Meſſe bildet ſich hier in Valencia die ganze Gemeinde zu einer Prozeſſion, die dem Sanctuarium folgend in allen Räumen der Kirche umherwandelt. Die nicht fungirende Geiſtlichkeit, die ebenfalls mitzieht, trägt hier eigenthümlicher Weiſe ſchwarzſeidene Mäntel mit Roth ausgeſchlagen.

Zwei Weſen, von denen wir oft geleſen und gehört, die aber ihrem urſprünglichen Charakter gemäß wohl faſt ganz verſchwunden ſind, ſieht man hier beim Ausgang aus der Kirche noch in leiſen Nachklängen: die weltbekannte und berüchtigte Duenna und den Escudero. Sobald die letzten Orgeltöne verklungen ſind, entſtrömt Alles der Kirche und die Männer treten vor derſelben zuſammen in einzelnen kleinen Gruppen (Corillos), die für das tägliche Leben in Spanien von großer Wichtigkeit ſind. Sie erſetzen gewiſſermaßen die Tagesblätter anderer Länder als Quellen einer allgemeinen Bildung und öffentlichen Meinung. Der weibliche Theil der Familien aber geht ruhig nach Hauſe; die Mutter, neben ihr zuweilen der Hausvater, meiſtens aber ein geiſtlicher Herr aus der nähern Bekanntſchaft und vor ihr in abſteigender Linie die Töchter, von der aufgeblühten Jungfrau bis zum kleinſten Schweſterchen, das nicht nur in der Kleidung, der dunkeln Basquina, der Mantille und den bunten Schühchen, als faſt komiſches Ebenbild der Erwachſenen erſcheint, ſondern auch in der Art, wie ſie ihr Gebetbüchlein trägt, den Fächer haadhabt und zierlich einherſchreitet, in bald feierlicher, bald ſchalkhafter Miene, je nachdem ſie die Augen niederſchlägt, oder gelegentlich ſeitwärts aufblitzen läßt. Hinter der Familie nun, in angemeſſener Entfernung kommt eines der beiden Weſen, von denen ich oben ſprach, bei Wohlhabenden die Duenna oder der Escudero, bei der ärmeren Bürgersfrau oder der Handwerkerin die Haus-

— Herr von Martini iſt gewiß überzeugt, daß Ihr Herz noch frei iſt."

„Sie ſagen das in einem Tone, als wenn Sie der gleichen Anſicht wären, Anatole — haben Sie denn Alles vergeſſen, was ich Ihnen vorgeſtern geſagt, oder iſt es vielleicht unwahr, was Sie mir darauf erwiederten?"

Sie ſah ihn bei dieſen Worten mit einem innigen Blicke an und erſchien dabei ſo lieblich, ſo reizend, daß er hätte von Stein ſein müſſen, um das zu ſagen, was er gegen ſein eigenes Gefühl beabſichtigte — nein, unmöglich.

Er neigte ſich gegen ſie, er wollte ſchon ihre kleinen Hände ergreifen, um ſie mit heißen Küſſen zu bedecken, er wollte ihr in geflügelten Worten ſagen, daß er ſie mit aller Kraft, mit aller Glut einer erſten Liebe anbete, daß ſie über ihn und ſein Leben befehlen ſolle, daß er bereit ſei, Alles für ſie zu thun — da vernahm er glücklicher Weiſe die Schritte der zurückkehrenden Freundin, welche der Tochter des Hauſes einen Band von Lafontaine's Fabeln überreichte.

Anna von Martini drückte unmuthig die Lippen aufeinander, und rief, als ſie einen Blick auf den Titel des Buches geworfen, mit dem Ausdrucke heftigen Zornes: „Nun, das muß ich Dir geſtehen,

Eliſe, etwas Langweiligeres, ja Abgeſchmackteres hätteſt Du nicht bringen können, und wie lange Du deßhalb ausgeblieben biſt — ich habe wahrhaftig gedacht, Du wäreſt ſelbſt nach der Leihbibliothek gegangen."

„Es iſt nicht leicht, etwas paſſendes Franzöſiſches zu finden," ſagte die Freundin in einem demüthigen Tone.

„Das nennt ſie paſſend — Lafontaine's Fabeln — frage doch Herrn Fontenay, ob er uns daraus Etwas vorleſen will? — Nein, frage ihn lieber nicht, er könnte am Ende aus Artigkeit Ja ſagen, und ich wüßte in der That nicht, was ich jetzt unlieber hören möchte, als eines dieſer abgedroſchenen Dinger. — Haſt Du Frau Fichtner nicht geſehen?"

„O ja, ſie war im Speiſezimmer," ſagte die Freundin, und ſetzte raſch hinzu: „ſoll ich ſie rufen?"

Gerne hätte Anna von Martini Ja geſagt, um die Ueberläſtige noch für einen Augenblick zu entfernen, und ſie würde es auch gethan haben, wenn nur das geringſte Zucken in den Blicken des jungen Mannes als Zuſtimmung hätte erſcheinen können, doch ſchaute derſelbe an einer der ſchlanken Palmen in die Höhe, weßhalb Anna ſagte: „Nein, ich danke, ich werde ſelbſt nach ihr ſehen."

Sie erhob ſich raſch, Anatole die Hand zum Abſchied

reichend, wodurch sie ihm nebenbei auch Veranlassung gab, an ihre Seite zu kommen und mit ihr den breiten Gang des Gewächshauses hinabzugehen, während die Freundin langsam die Bücher auf dem Tische zusammenraffte, diesen wieder zurechtrückte, die Stühle gerade stellte und auf diese Art diskreter Weise weit genug zurückblieb.

„Ach, Anatole," sagte Anna von Martini leise zu ihrem Begleiter, „ich bin so aufgeregt, was man mir gewiß nicht übel nehmen kann — muß sich nicht in Kurzem mein Geschick entscheiden — was soll ich thun, wenn mein Vater hart und unerbittlich bleibt? — Wenn auch Du mich verließest, so hätte ich Niemand auf der Welt, der mir rathet und hilft!"

Es wäre nun eine überflüssige Grausamkeit gewesen, wenn er ihr hierauf eine vernünftig kalte Antwort gegeben hätte; auch war er ja in seinem Innern fest entschlossen, ihr Alles, was er konnte, zum Opfer zu bringen, ihr in jeder Beziehung nach seinem besten Gewissen zu rathen, weßhalb er ihr denn auch erwiederte: „Wie sollte ich Sie je verlassen — das glauben Sie selbst nicht — o im Ernste sind Sie von meiner Anhänglichkeit und Treue überzeugt."

„Kann ich das sein, Anatole?"

„Gewiß, Anna, gewiß."

„Gott ſei Dank!“

Leider hatte er ſeine Blicke nicht ſo in ſeiner Gewalt wie ſeine Worte, und als die Beiden nach einem langen innigen Austauſch derſelben nun von einander ſchieden, thaten ſie es in dem ſeligen Gefühl gegenſeitiger Liebe.

Zweites Kapitel.

Wie Herr von Martini Alles pünktlich zu thun pflegte, ſo war er auch pünktlich zur beſtimmten Zeit von ſeiner kleinen Reiſe wieder nach Hauſe zurückgekehrt. Er war in der Reſidenz geweſen, hatte dort nicht nur mit dem Grafen Riedberg, Vater, konferirt, ſondern er hatte demſelben auch eine Summe von zweimalhunderttauſend Thalern als vorläufige Zahlung angewieſen, welcher der erlauchte Graf ziemlich benöthigt geweſen zu ſein ſchien, weßhalb er dem Bankier in den wärmſten Worten gedankt und ihn in den herzlichſten Ausdrücken ſeiner innigſten Freundſchaft verſichert hatte.

Nicht gerade ganz ſo zuvorkommend und liebenswürdig hatte ſich der künftige Schwiegerſohn, der junge Graf Riedberg, ein glänzender Reiteroffizier, benommen. Doch mochte es wohl ſeine Gewohnheit ſein, Alles, was nicht gerade hochgeboren war, oder keine königliche Hoheit oder mindeſtens Durchlaucht vor ſeinem Namen hatte, von oben herab anzuſehen, und eigentlich nichts Böſes dahinter ſtecken.

Man muß das dieſen jungen Leuten, den vielverſprechenden Trägern der Zukunft, der vergoldeten Jugend, die ja viel älter iſt als ſie ſcheint, nicht übel nehmen, denn ſie lebt in einem Jahre wenigſtens ein Dezennium — für ſie gibt es ſelten etwas Neues, etwas Ueberraſchendes, ja Außergewöhnliches, und deßhalb iſt es ſo begreiflich, daß man einem ganz gewöhnlichen Kaufmann, einem Neugeadelten, ſelbſt wenn er ſeiner Tochter eine Million Mitgift zuſagt, nachläſſig den Zeigefinger der rechten Hand bietet und ſich nach ein paar gleichgültigen Worten abwendet, um einem Ebenbürtigen zu ſagen: „Famoſe Schneebahn heute — werden auf Ehre eine ſuperbe Fahrt haben.“

Daran dachte der Bankier, als er nun wieder in ſeinem Kabinete ſaß und die Zahlung, von der wir vorhin geſprochen, in ſein geheimes Buch eintrug.

Georg meldete den Herrn Ringel, und der alte Buchhalter trat ein, um zu berichten, was in den verfloſſenen Tagen während der Abweſenheit des Prinzipals im Geſchäfte vorgefallen.

Es war das nicht viel Bedeutendes: gewöhnliche Einläufe, gewöhnliche Korreſpondenzen, und als er geendigt, ſprach der Bankier über ſeine Reiſe und welch' liebenswürdige Aufnahme er im Hauſe des Grafen Riedberg gefunden — daß der Chef des Hauſes dort mit der Ab-

faſſung des Ehekontraktes ſich beſchäftigte und daß, was ſeine eigenen Ausſichten anbelange, dieſelben auf dem beſten Wege wären, in Erfüllung zu gehen. „Ja," ſagte er, ſich die Hände reibend, „dafür haben wir nun einen guten Theil unſeres Lebens gearbeitet, und wenn ich auch, wie Sie wiſſen, nicht daran denke, mich zur Ruhe zu ſetzen, ſo iſt es mir doch ſehr erwünſcht, hier einen vollkommenen Abſchluß machen zu können. Ich hatte ſchon daran gedacht, mein Wohnhaus hier zu verkaufen, doch müßte man dann ein neues Lokal für das Geſchäft erwerben, und ſo will ich es vorderhand beim Alten belaſſen. Obgleich ich, aufrichtig geſagt, nicht daran denke, je wieder dauernd hieher zurückzukehren — — gewiß, trübe Erinnerungen werden mich dann erſt verlaſſen, wenn ich das Geſchäftshaus da drüben nicht mehr vor Augen habe, wenn ich die Straßen nicht mehr ſehe, durch die ich ſo oft gewandert bin, in ängſtlicher Spannung auf das Geſpräch der Vorübergehenden lauſchend — — — — es ſind jetzt zwanzig Jahre verſtrichen — — — — eine lange, bange Zeit."

Der Buchhalter machte eine raſche Bewegung, welche aber dem Bankier entging, da er vor ſich niederſtarrte.

„Habe ich Ihnen ſchon geſagt," fuhr Herr von Martini nach einer ziemlich langen Pauſe tiefen Nach-

denkens fort, „daß am Abende vor meiner Abreiſe Doktor Narder bei mir war?“

„Nein, Sie ſagten mir nichts davon, doch wird er Ihnen mitgetheilt haben, daß ich einige Male draußen war, zweimal ohne ihn zu treffen, das dritte Mal aber ſprach ich mit ihm.“

Der Bankier nickte mit dem Kopfe. — „Ich ließ mir von ihm erzählen,“ ſagte er hierauf, „daß der junge Fontenay am erſten Neujahrstage bei ihm war — er lobte deſſen ruhiges, geſetztes, beſcheidenes Betragen, und ich hatte keine Urſache, ihm zu verſchweigen, daß dieſer junge Mann einer meiner Gehülfen ſei, dem ich Vertrauen ſchenken könne.“

„Das iſt Alles recht gut — aber —“

Der Andere unterbrach den Buchhalter mit einer Handbewegung und fuhr fort: „Fontenay mußte einen Augenblick auf den Doktor warten, wie er Ihnen ja auch mitgetheilt, und dann habe er das Schreiben übergeben, ohne ſich eine Bemerkung zu erlauben, und ſei nach einigen gewechſelten Reden wieder gegangen, ohne Neugierde zu verrathen.“

„Ganz richtig, unterdeſſen aber —“

„Gleich, lieber Herr Ringel — gleich — darauf theilte mir Doktor Narder etwas Wichtigeres mit, was auch für Sie nicht ohne Intereſſe ſein wird; wir wiſſen, daß dieſer

Morel ſchon ſeit letztem Herbſt kränkelt, und jetzt hat ſich bei ihm ein Bruſtleiden entwickelt, das, wie der Arzt meint, einen ziemlich raſchen Verlauf nehmen wird: er ſprach von März, April, und ich muß Ihnen ſchon geſtehen, daß, wenn wir ſo glücklich wären, es bald zu erleben, daß das Grab dieſen letzten Zeugen aufnimmt, ich meine neue Laufbahn mit noch größerer Genugthuung beginnen würde."

„Das Grab deckt allerdings Manches zu, aber es gibt auch Zeugniſſe, welche über daſſelbe hinausreichen."

Der Bankier blickte in die Höhe mit einem unangenehmen Ausdruck in den Zügen. „Ach ja," ſagte er, „ich weiß, was Sie meinen, doch hoffe ich, daß Sie mir in dieſer Richtung keine verdrießlichen Mittheilungen zu machen haben."

„Verdrießlich gerade nicht, aber auch durchaus keine genügenden — der junge Fontenay gibt nämlich vor, die Zettel aus der kleinen grünen Brieftaſche zwiſchen andere Papiere gebracht und verloren zu haben."

„Gibt vor? — Woraus ſchließen Sie, daß dieſes nur ein Vorgeben iſt? — In dieſem Falle müßte er ja auf die Wichtigkeit der Papierſtreifen aufmerkſam gemacht worden ſein."

„Das halte ich auch für möglich."

„Von wem?" fragte raſch auffahrend Herr von Martini.

Der alte Buchhalter zuckte mit den Achſeln. — „Darüber bin ich allerdings noch im Unklaren, aber Sie werden mir zugeben, daß die Angabe, jene Zettel ſeien verloren gegangen, im Gegenſatz zu der Bereitwilligkeit Fontenay's vor wenigen Tagen, ſie mir zu zeigen, auffallend iſt."

„Dieſe Bereitwilligkeit bezeigte er Ihnen noch vor einigen Tagen?" fragte der Bankier, ſich nachdrücklich die Stirne reibend — „vor wie vielen Tagen ungefähr?"

„Es mögen vier Tage ſein — ganz richtig, es war vergangenen Freitag, alſo ſind es vier Tage."

Herr von Martini hatte kopfſchüttelnd vor ſich niedergeblickt, dann aufwärtsſchauend den Bleiſtift, welchen er in der Hand hielt, langſam zwiſchen ſeine Lippen gebohrt, darauf erhob er ſich und blieb mit aufgeſtützter Hand an dem Tiſche ſtehen, während er durch die große Scheibe hindurch über den Garten hinüber nach dem Geſchäftslokale blickte. Dieſes Alles dauerte mehrere Minuten, während welcher er ausſchließlich mit wichtigen Gedanken beſchäftigt zu ſein ſchien — — — — Endlich wandte er ſich herum und ſagte in einem barſchen, unmuthigen Tone: „So oder ſo, der Sache muß ein Ende gemacht werden — verflucht ſei jener elende Kerl, der die Brieftaſche damals entwandte, um nachher nichts Geſcheidteres damit anfangen zu können, als ſie reumüthig

magd oder auch nur der Lehrburſche, welch letzterem es aber nun ſehr ſchwer wird, ſelbſt bei Androhung der härteſten Strafen, ehrbar und anſtändig hintendrein zu gehen.

Während der Sommerszeit haben die Spaziergänge des ſchönen Geſchlechts mit dem Beſuch der Kirche für die heißen Tagesſtunden ihr Ende erreicht. Straßen und Plätze ſind alsdann wie ausgeſtorben und erſt nach der Sieſta zwiſchen fünf und ſechs Uhr Abends fangen die Straßen wieder an, ſich zu bevölkern. Dann iſt auch große Fahrt auf der Alameda, bei welcher ſich die Schönen der Stadt auf recht türkiſch, für die äußere Welt unſichtbar, in ihren Tartanen einfinden, und wo nun zwei Reihen dieſer verſchloſſenen, langweiligen Fuhrwerke ſich im langſamen Schritt den Corſo auf und ab bewegen. Es muß das für die Inſitzenden ein eigenthümliches Vergnügen ſein, unſere Damen würden keinen Reiz darin finden, in den unbehülflichen Karren geſtoßen zu werden und Nichts zu ſehen, als den Rücken des eigenen Kutſchers und Pferdes oder den Kopf des nachfolgenden. Hat man ſich auf dieſe Art auf der Alameda genug gelangweilt, ſo kehren die Tartanen, Fußgänger und Reiter nach der Stadt zurück; vor dem Thore ſteigen die Damen aus und begeben ſich nach der Glorieta, einem kleinen reizenden Garten im Innern der Mauern, um hier zu bleiben, bis die ſpäte Mitternachtsſtunde oder der Anfang des Theaters die Umherwandelnden von dannen lockt.

Während der Winterszeit iſt das begreiflicherweiſe ganz anders und dann verſchmäht die Spanierin ebenfalls nicht den warmen Sonnenſchein. Da belebt ſich die Glorieta gewöhnlich ſchon nach dem Nachmittagsgottesdienſte. So auch heute, wo wir dem Strom der Kirchgänger folgten, mit dem wir denn auch glücklich auf der Glorieta landeten. Es iſt dieß ein runder Platz von Häuſern umgeben; ich möchte ihn mit einem der großen engliſchen Square vergleichen, nur daß wir hier an der prachtvollen Vegetation ſehen, wie weit wir ſchon im Süden vorgerückt ſind. Es iſt dieß eine kleine Parkanlage, deren geſchlungene Wege uns jetzt zu dich-

jenem Dummkopf von Fontenay zu überſenden — ich hätte ſie jenem Kerl hundertfach mit Gold aufgewogen — — und hol' der Teufel die Gewiſſenhaftigkeit eines alten Weibes, welches dieſe Brieftaſche aus altem Krame hervorſtöbern mußte, um ſie in die Hände eines jungen, unerfahrenen Menſchen zu legen, der nun Gott weiß welchen Fund gethan zu haben glaubt."

„Bei ſeiner erſten Mittheilung legte er, wie ich ſchon ſagte, nur inſoferne Werth auf jene Zettel, als ſie gewiſſermaßen ein Erbe ſeines Vaters waren — und jetzt erſt —"

„Ja, ja, ich habe Sie auf's Genaueſte verſtanden," unterbrach ihn etwas raſch der Bankier — „jetzt auf einmal nehmen Sie an, er finde die Blätter wichtig genug, um ſie Ihnen zu verheimlichen."

„Das habe ich allerdings angenommen, doch kann ich mich irren — vielleicht ſind die Blätter in Wirklichkeit verloren gegangen."

„Für eine Zeit lang vielleicht, für ein paar Jahre, aber auf einmal erſcheinen ſie uns wieder unheimlich, geſpenſterhaft, wie gewiſſe rothe Flecken, von denen man ſagt, daß ſie mit keinem Kalke, keiner Farbe zuzudecken ſind."

Der alte Buchhalter zuckte faſt unmerklich zuſammen, was jedoch Herr von Martini ebenſowenig wie den vor-

wurfsvollen Blick deſſelben gewahrte, da er zum Fenſter hinausſchaute.

„Nein, nein,“ fuhr der Bankier nach einer Pauſe fort, „wie ich Ihnen eben ſagte, der Sache muß ein Ende gemacht werden — glauben Sie, wenn ich den jungen Menſchen kommen ließe, wenn ich ihm geradezu ſagte, ich nehme ein ſo lebhaftes Intereſſe an jenem Gegenſtande, daß ich ihn erſuche, mir die Brieftaſche mit den Zetteln vom Hauſe zu holen, er würde ſich weigern? — was halten Sie davon?“

„Ehe ich antworte, erlauben Sie mir eine Bemerkung: Sie werden ſich erinnern, Herr von Martini, daß Sie es waren, der mir nach meiner erſten Mittheilung vor einigen Tagen ausdrücklich befahl, die Sache ſo zu behandeln, wie ich gethan, den jungen Menſchen nämlich durchaus kein Intereſſe merken zu laſſen, ſondern ihn mit der größten Gleichgültigkeit zu veranlaſſen, mir die Zettel ganz gelegenheitlich zu zeigen.“

„Ich weiß, wo Sie hinaus wollen: Sie glauben, damals würde er mir die Brieftaſche übergeben haben, wenn ich ihm geradezu auf den Leib gegangen wäre.“

„Gewiß.“

„Und heute würde er ſich weigern.“

„Weil er mir geſagt, er habe die Zettel verloren —

und weil er vielleicht, Gott weiß durch welchen Zufall, etwas von der Wichtigkeit derſelben erfahren."

„Wichtigkeit? — für ihn doch nicht? — vielleicht für uns, die wir im Beſitze der ergänzenden Zettel ſind — o, dieſe garſtige Geſchichte, die mich ſchon ſo viele Stunden bei Tage und bei Nacht gekoſtet, — glauben Sie wohl, Ringel, daß es mir jetzt noch begegnet, ſie vor mich hinzulegen, um einen Sinn herauszubringen — ich muß ſie alsdann mit Gewalt zuſammenraffen, ſie tief unter andere Papiere vergraben und doppelt verſchließen — — — — — ich glaube, die Begierde, jenes Räthſel zu löſen, könnte mich noch zum Koſtgänger des Doktor Narder machen, und davor möge mich der Himmel bewahren. — Deßhalb aber," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „müſſen wir einen energiſchen Verſuch machen, dieſe Sache zu beendigen. — Ich glaube, Sie haben recht; wenn ich ihn jetzt kommen ließe, würde er mir dieſelbe Antwort wie Ihnen geben — — — — deßhalb wollen wir anders handeln, etwas gewaltſam allerdings, aber zum letzten Male, wie ich hoffe."

Der Bankier warf einen eigenthümlichen Blick auf ſeinen Buchhalter, und als er bemerkte, daß dieſer plötzlich erbleicht war und ihn verwirrt anſchaute, ſetzte er hinzu: „Nicht ſo, nicht ſo, Ringel — halten Sie mich keiner ſchlimmen That fähig — jetzt nicht mehr, ſeit jener

Zeit ſind zwanzig Jahre verfloſſen, und unſer Blut iſt viel ruhiger geworden."

„Aber gewaltſam wollen Sie doch handeln?"

„Ja, beim Teufel, weil ich muß — aber eine Handlung der Gewalt, bei der eigentlich Niemand zu Schaden kommen ſoll — im Gegentheil, die den Betreffenden vielleicht noch zum Nutzen gereichen kann."

Herr Ringel blickte fragend auf den Chef des Hauſes, welcher nun, nachdem er ſeinen Entſchluß gefaßt, mit großen Schritten in ſeinem Kabinete auf und ab ging, prüfend, überlegend.

„Ja, ja, ſo kann es gehen," ſagte er, jetzt wieder an das Fenſter tretend und den ſchweren Deckel der kleinen Geldkiſte in's Schloß werfend, wodurch ein ſo lautes, knirſchendes Geräuſch entſtand, daß daſſelbe jenen Ton, welchen die Thüre gab, wenn ſie geöffnet wurde, ſo vollkommen zudeckte, daß Keiner der beiden Anweſenden ſich umwandte, als die Zimmerthüre ſich geräuſchlos auf ihren fein gearbeiteten Angeln drehte. Hiezu kam noch, daß der Bankier Herrn Ringel am Arme nahm, ihn dicht zu ſich an's Fenſter zog und ihm ſagte: „Gehen Sie hinüber und ſenden Sie mir den jungen Fontenay hieher, dann ſagen Sie Georg, daß er einſpannen ſoll, und machen Sie ſich bereit, mich zu begleiten."

In der halb geöffneten Thüre ſtand Anna von Mar-

tini, welche, als ſie den Buchhalter bemerkte, im Begriffe war, ſich wieder zurückzuziehen, aber aufmerkſam ſtehen blieb, als ſie Anatole's Namen nennen hörte.

„Haben Sie mich verſtanden?“ fragte der Bankier.

„Gewiß, Herr von Martini, ich werde Alles thun,“ entgegnete der Buchhalter mit einem ſeltſamen Klange der Stimme, „doch mit allem Reſpekte nicht eher, als bis Sie mir geſagt haben, was ſie mit dem jungen Menſchen vorhaben.“

„Glauben Sie vielleicht, ich wolle ihn ermorden und hätte hier geheime Fallthüren, um den Leichnam verſchwinden zu laſſen? — Sie ſind kindiſch in Ihrem Alter, mein guter Ringel.“

„Gott halte ſolche Gedanken ferne von mir — aber —“

„Auch darin, mein theurer Mitſchuldiger, ſo viel als möglich Halbpart.“

Er reichte ihm ſeine Rechte, welche Jener zuerſt zögernd, dann aber haſtig mit ſeinen beiden Händen ergriff und hierauf erwiederte: „Ihr Wort von vorhin, der Ausdruck: gewaltſam! hat mich erſchreckt.“

„Gewaltſam, ja, nur ohne ſchlimme Folgen — Sie ſenden mir Herrn Fontenay hieher, ich übertrage ihm einen wichtigen Auszug aus meinem Geheimbuche, und daß ich ihn für die Dauer dieſer Arbeit hier einſchließe,

wird er nicht unbegreiflich finden — — — — während wir Beide einen Beſuch bei Madame Reveillot machen.“

Der Buchhalter bewegte ſich, als wolle er ſich umwenden, worauf Anna von Martini raſch zurücktrat und die Thüre geräuſchlos hinter ſich zurückzog. Sie eilte in ihr Zimmer, warf ſich auf ihren Divan und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. — Was hatte ſie vernommen? — was ſollte mit Anatole geſchehen? — warum ſollte er in das Kabinet ihres Vaters eingeſchloſſen werden? — warum wollte derſelbe einen Beſuch bei Madame Reveillot machen? — was bedeutete das Wort: gewaltſam? — war ihm verrathen worden, was ſich zwiſchen ihr und Anatole begeben? — hatte ihr Kammermädchen gelauſcht und geplaudert? — hatte Frau Fichtner etwas erfahren und es für ihre Pflicht gehalten, Herrn von Martini Alles zu ſagen? — — und Anatole ſollte darunter leiden, mit ihm ſollte vielleicht etwas Fürchterliches geſchehen? — während ſie ferne von ihm war, ſollte er für ſie dulden? — allein dulden? — „Nie! nie!“ rief ſie entſchloſſen aus. „Ich bin überzeugt, Anatole liebt mich innig und wahr, wie Paul ſeine Virginie liebte, und würde wie jener den Tod in den Wellen ſuchen, um wenigſtens ſterbend mit der Geliebten vereinigt zu ſein — ja, das würde er thun, und ich ſollte weniger Muth und Kraft haben, ihm meine Liebe und Treue zu beweiſen? — — — —“

Ihr Entſchluß war gefaßt: ſie ſtrich ſich das Haar aus der Stirne, ſie eilte in das Vorzimmer, wo ſie lauſchend ſtehen blieb, bis ſie ihres Vaters Schritte vernommen hatte, als ſich dieſer aus ſeinem Kabinete nach ſeinem Ankleidezimmer begab, um dort Hut und Paletot zu holen; ſie bebte bei dem Gedanken, er möchte die Thüre des Kabinets hinter ſich abgeſchloſſen haben, und athmete entzückt auf, als ſie fand, daß dieſe nur angelehnt war. Raſch trat ſie hinein und ſchlüpfte hinter den ſchweren Vorhang, welcher vor dem Bücherſtänder herabhing, und dann eine Ecke benützend, welche derſelbe mit der Wand bildete, zwängte ſie ihren feinen Körper ſo feſt dort hinein, daß ſogar ein aufmerkſamer Beſchauer keine Ahnung davon haben konnte, daß ſich dort Jemand verborgen halte.

Sie wagte kaum zu athmen, als ſie nun auf's Neue wieder Schritte vernahm und die Stimme ihres Vaters erkannte, welcher zu Herrn Fontenay ſagte: „Ich habe da eine kleine Arbeit, durch welche ich Ihnen mein volles Vertrauen beweiſe: ich brauche augenblicklich einen Auszug aus dieſem alten Konzeptbuche, die Bedingungen der Staatsanleihe vor zehn Jahren betreffend, bei welcher unſer Haus betheiligt war. Sie werden begreifen, daß ich dieſelben nicht in's Geſchäftslokal hinübergeben mag, und erſuche Sie deßhalb, hier an meinem Tiſche Platz

zu nehmen und die Auszüge in der Art zu machen, wie ich ſie hier auf dem Papiere vorgeſchrieben habe — bitte, nachzuſehen, ob ich deutlich genug geweſen bin.“

„Gewiß, Herr von Martini, und ich glaube nicht, daß ich fehlen werde,“ hörte das junge Mädchen jetzt Anatole ſagen.

„So fangen Sie ſogleich an, und bitte ich, dabei nicht über eine Maßregel zu erſtaunen, die ich hier für nothwendig halte,“ hörte man den Bankier mit freundlicher Stimme ſagen, „die nämlich, Sie hier einzuſchließen, bis ich vielleicht nach Verlauf einer Stunde zurückkehre, um Sie aus Ihrem Gefängniſſe zu erlöſen und Ihre Arbeit alsdann in Empfang zu nehmen — alſo bis nachher!“

Hierauf vernahm Anna von Martini, wie die Thüre hinter ihrem Vater in's Schloß fiel, wie der Schlüſſel zweimal herumgedreht wurde, wobei jeder Ton der einſpringenden Feder ihr leichtbegreiflicher Weiſe ein eigenthümliches Gefühl verurſachte.

— — — —

Der Bankier fuhr mit ſeinem Buchhalter zu Madame Reveillot und war ſo glücklich, die alte Frau zu Hauſe zu finden. Sie ſaß an ihrem Fenſter mit dem Ausbeſſern von feinen Spitzen beſchäftigt und war nicht wenig überraſcht, als ſie auf ihr lautes Herein die Eintretenden erkannte.

„Ah, Herr von Martini, eine unverhoffte Ehre,“ ſagte ſie, raſch aufſtehend und den Beiden entgegengehend, „welch' wichtiger Vorfall verſchafft mir das Glück, Sie bei mir zu ſehen?“

Sie rückte zwei Stühle herbei, und nachdem der Bankier ſich nach dem Befinden der alten Frau erkundigt, auch verſichert, daß er mit Anatole im Allgemeinen wohl zufrieden ſei, wobei ſich Herr Ringel nicht enthalten konnte, zuſtimmend mit dem Kopfe zu nicken, fuhr er fort: „Ich bin allerdings ſo außerordentlich beſchäftigt, meine werthe Madame Reveillot, daß nur eine wichtige Veranlaſſung mich zu einem freundſchaftlichen Beſuche bringen kann, den ich Ihnen im anderen Falle ſonſt häufiger abſtatten würde, denn ich plaudere gerne mit Ihnen — Sie ſcheinen mich zu verſtehen, wie ich aus Ihrem beiſtimmenden Lächeln erſehe.“

„Gewiß, Herr von Martini, und wenn ich mir erlaube, Ihnen meinen tiefgefühlten und herzlichen Dank zu ſagen, ſo glaube ich damit anzuzeigen, daß ich vielleicht eine Idee habe von der wichtigen Veranlaſſung, welche Sie zu mir führt.“

Der Bankier nickte mit dem Kopfe. — „Darum handelt es ſich allerdings und hauptſächlich — Sie haben alſo erfahren, wahrſcheinlich von Frau Fichtner, daß ich meine Tochter zu verheiraten gedenke und daß ich geſonnen

bin, die Anfertigung der Aussteuer in Ihre kundige Hand zu legen."

„Ich betrachte dieses als ein Vertrauen, dem ich mich bestreben werde, alle mögliche Ehre zu machen."

„Die Details werden Sie mir wahrscheinlich erlassen," meinte Herr von Martini lächelnd, „Frau Fichtner hat darüber meine Andeutungen und können Sie mit ihr in Berathung treten — für das Ganze habe ich eine Summe von zwanzigtausend Thalern bestimmt."

„Eine ganz enorme Summe," konnte Madame Reveillot sich nicht enthalten zu sagen.

„Wogegen Sie bedenken müssen, daß es sich neben der speziellen Einrichtung für die Person meiner Tochter um Bett- und Tischzeug für ein vornehmes, großes, gräfliches Haus handelt."

Madame Reveillot verbeugte sich schweigend.

„Das Zeichen für das Letztere der Aussteuer und, wenn meine Tochter will, für das Ganze soll ein einfaches A sein — Anna, mit der Grafenkrone darüber — es ist das zu gleicher Zeit eine Artigkeit gegen den künftigen Gemahl meiner Tochter, den Grafen August von Riedberg."

Die alte Frau lächelte still vor sich hin, denn es kam ihr ein eigenthümlicher Gedanke: Anna und August oder Anna und Anatole — nur was im letzteren Falle die Grafenkrone anbelangte — —

ten Lorbeerlauben, dann zu süß duftenden Orangenbüschen und später dagegen zu einer der einsam stehenden Marmorstatuen führt. Das Ganze ist von Platanen und Akazien überschattet und mit Kunst und Geschmack angelegt; einzelne Parthien machen einen überraschenden Eindruck, wie eine vortrefflich zusammengestellte Theaterdecoration — ich hoffe, durch diesen Ausdruck nicht mißverstanden zu werden, denn wenn auch die Natur von der Malerei nicht erreicht werden kann, so sieht man dagegen oftmals in der letzteren Zusammenstellungen, die man in der ersteren schwer findet. Es war auf der Glorieta ein Platz, den auch unser vortrefflicher Maler und Reisebegleiter Horschelt zeichnete. Links im Vordergrunde ein Paar arrangirte Bogen von Lorbeer, die sich über einer Fontaine wölbten, rechts schoben sich die Orangenbüsche auseinander und ließen eine einsame Marmorfigur sehen, die unter einem Dome von hochgewölbten Platanenzweigen stand; über Lorbeeren und Platanen hinaus blickte das gelbe trotzig dastehende Stadtthor, in dessen unmittelbarer Nähe jene Glorieta liegt, und neben diesem sah man durch grüne Zweige die den Garten umstehenden blendend weißen Häuser durchschimmern, deren Terrassenkrönung sich dann wieder so prächtig schön, ordentlich glänzend von dem tiefblauen Abendhimmel abhob.

Bei unserem heutigen Diner in der Fonda del Cid fanden wir einen Fremden, den wir schon in Barcelona bemerkt; ein deutscher Herr, der uns dort sehr schweigsam gegenübersaß und mit dem wir nur wenige Worte wechselten. Er war mit dem längst erwarteten Barcino nach Valencia gekommen und wollte wie wir nach Madrid. Doch hatte die große Straße dahin über Cuenca durch den vielen Schnee, der ausnahmsweise in diesem Jahr gefallen war, so sehr gelitten, daß die Posten nie regelmäßig ankamen. Selbst der Courier war am Tage unserer Ankunft um zwölf Stunden zurück, und, wie es hieß, mehreremale in den Schneemassen stecken geblieben. Auch hörten wir von einer Diligence, die seit einigen Tagen fehle, und daran knüpften sich Be-

„Dabei wünſche ich," fuhr Herr von Martini fort, „und habe es auch Frau Fichtner zu erkennen gegeben, daß alle Anſchaffungen von Ihnen gemacht werden ſollen — Sie haben einfach die betreffenden Rechnungen mit Ihrer Namensunterſchrift zu verſehen und auf die Kaſſe zu ſchicken — die größeren Poſten nämlich: was kleinere Geſchichten anbelangt für Nähtereien, Stickereien und dergleichen, ſo erlaube ich mir, Ihnen hier zweitauſend Thaler zu behändigen, über deren Verwendung Sie vielleicht ſo freundlich ſein werden, mir beim Abſchluß des Ganzen eine kleine Ueberſicht zu geben."

„So viel Geld, Herr von Martini? — Ich möchte nicht ſo viel Geld bei mir im Hauſe haben — wenn ich Sie erſuchen dürfte, könnte man es bei den kleinen Poſten ebenſo machen, wie bei den großen."

Der Bankier hatte eine Brieftaſche herausgezogen, vier Billets zu fünfhundert Thaler herausgenommen und antwortete nun, dieſe zwiſchen den Fingern haltend: „Das wäre für Sie und für uns zu umſtändlich, meine liebe Madame Reveillot. — Laſſen Sie dieſe kleine Summe," ſetzte er freundlich lächelnd hinzu, „durch Ihren Enkel, Herrn Fontenay, verwalten — was Sie im Augenblicke nicht gebrauchen oder nicht im Hauſe behalten wollen, kann er ja für ſeine eigene Rechnung bei der Handkaſſe deponiren. Und damit," ſchloß er aufſtehend

und die vier Bankbillets der alten Frau mit einer Verbeugung übergebend, „wären unſere Geſchäfte abgemacht und ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich die größtmöglichſte Beſchleunigung des Ihnen ertheilten Auftrages wünſche.“

Er reichte der alten Frau zwei Finger ſeiner Hand und wandte ſich zum Fortgehen, blieb aber dann plötzlich wieder ſtehen und ſagte in heiterem Tone: „Ei, da hätte ich beinahe etwas vergeſſen, um was ich Sie bitten wollte — eigentlich iſt Herr Ringel der Bittſteller und befinden wir uns nur zufällig auf dieſem gemeinſchaftlichen Wege.“

„Sie ſind zu gütig,“ wandte ſich der alte Buchhalter an ſeinen Prinzipal, „dieſe kleine, unbedeutende Sache bei Madame Reveillot zu befürworten — ich bin überzeugt, daß ſie meine direkte Bitte nicht abgeſchlagen hätte. — Herr Anatole nämlich,“ ſagte Herr Ringel ſo unbefangen als möglich, „ſprach mit mir von einer kleinen grünen Brieftaſche, welche ihm aus dem Nachlaß ſeines Vaters von Ihnen übergeben worden ſei — ſo iſt es doch, nicht wahr?“

„Allerdings iſt es ſo,“ entgegnete die Frau, wobei ſie kaum im Stande war, ihre Ueberraſchung, ja ihre Beſtürzung zu verbergen, „doch ſagte mir mein Enkel vor einigen Tagen, er habe dieſe Brieftaſche auf eine unbegreifliche Art verloren.“

„Verzeihen Sie, meine liebe Madame Reveillot, die Brieftaſche ſelbſt nicht, wohl aber die ſechs Zettel, welche ſich in derſelben befanden — das erzählte Herr Fontenay vor ein paar Tagen; heute Morgen aber, ſoeben verſicherte er mich, die Zettel glücklich wiedergefunden zu haben — er ſagte das im Beiſein des Herrn von Martini.“

„Ja, ja, gewiß, und fügte, wenn ich mich nicht irre, hinzu, er habe die Zettel wieder in die Brieftaſche hineingelegt, oder befänden ſie ſich bei ſeinen Papieren — das weiß ich nicht mehr ganz genau.“

„Er wollte ſie uns heute Nachmittag zur Anſicht mitbringen.“

„Da ich ihm aber ſagte,“ warf der Bankier in gleichgültigem Tone ein, „daß ich mit Ihnen, Madame Reveillot, etwas Wichtiges heute Morgen zu verhandeln habe, ſo hielt er es für das Beſte, daß ich mir die Brieftaſche von Ihnen zeigen ließe — wenn Sie alſo ſo freundlich ſein wollen —“

Die Großmutter Anatole's blickte zweifelnd bald auf den Bankier, bald auf den Buchhalter. — „Könnte es wohl möglich ſein,“ dachte ſie, „daß zwei ſolche Herren ſich herbeiließen, ein falſches Spiel mit mir zu treiben, mir von der Bereitwilligkeit meines Enkels zu ſprechen, hier förmlich in ſeinem Auftrage zu erſcheinen — —

wenn er in der That von nichts wüßte? — Wer weiß, was ihn umgestimmt? — —“

Herr Ringel mochte etwas von diesen Gedanken errathen, denn er sagte, halb gegen seinen Prinzipal gewandt: „Es wäre doch besser gewesen, wenn wir Herrn Fontenay mit uns genommen hätten; es scheint mir, unsere verehrte Madame Reveillot zaudert, uns dieses Vertrauen zu schenken.“

„Das wohl nicht — aber —“

„Ich bin überzeugt,“ sagte der Bankier mit großer Entschiedenheit, „daß Madame Reveillot sich nicht besinnen wird, unseren Wunsch zu erfüllen, das heißt, ich hoffe das, um Sie nicht zu einem vergeblichen Gange bemüht zu haben — sollte aber Madame Reveillot dennoch das mündliche Zeugniß Ihres Herrn Enkels gegen uns wünschen“ — er sagte das mit einem sehr ausdrucksvollen Tone — „so wäre es das Beste, mein lieber Ringel, ich bliebe als eine Art Pfand hier zurück, und Sie gingen, um den jungen Mann zu holen, damit er uns bei Madame gehörig legitimire“ — er machte Miene, sich wieder niederzusetzen.

Ehe noch die alte Frau hierauf etwas zu erwiedern im Stande war, sagte der Buchhalter mit einem sehr bezeichnenden Schütteln des Kopfes: „Madame Reveillot wird einen solchen Gedanken nicht haben, und um so

weniger, als es ſich ja nicht darum handelt, die bewußte kleine Brieftaſche mit uns zu nehmen, ſondern da dieſelbe ja nur eingeſehen werden ſoll und deren Inhalt verglichen mit dem Inhalte dieſer anderen, ganz ähnlichen Brieftaſche.“

Bei dieſen Worten zog er die andere aus ſeiner Rocktaſche hervor und hielt ſie mit einer ſo entſchiedenen Bewegung der alten Frau entgegen, als wollte er ſie in deren Hände legen, doch wich ſie unwillkürlich einen Schritt zurück und ihre Züge überflog ein tiefer, ſchmerzlicher Schatten — ſie erinnerte ſich ſo lebhaft jener für ſie ſo traurigen Zeit — es war ihr gerade, als ſchlöſſe ſich am heutigen Tage der geheimnißvolle Kreis, welcher an jenem Sylveſterabend begann, und es war ihr, als müſſe etwas Unheimliches geſchehen, wenn die beiden kleinen, grünen Brieftaſchen jetzt plötzlich in einer Hand vereinigt würden. Doch nur ein paar Sekunden dachte ſie ſo, dann fühlte ſie lebhaft ihre Neugierde erregt, um zu erfahren, was der Inhalt dieſer Brieftaſche ſei, und da ſie auch beruhigt war durch die Verſicherung des alten Buchhalters, man wolle ja nur den Inhalt der anderen Brieftaſche betrachten, ſo ſagte ſie raſch entſchloſſen: „Gut denn, Herr von Martini, ich will überzeugt ſein, daß mein Enkel wünſcht, ich ſolle Sie den Inhalt der kleinen, grünen Brieftaſche, ein theures Erbtheil ſeines armen Vaters,

durchſehen laſſen, ich will deßhalb weiter keine Schwierigkeit machen, doch verlange ich als Gegenleiſtung den Inhalt dieſer Brieftaſche betrachten zu dürfen, ja noch mehr, ich fordere die Erlaubniß, mir aus dem Inhalte derſelben ſchriftlich notiren zu dürfen, was mir gut dünkt."

Hätte Madame Reveillot in dieſem Augenblicke nicht den für ſie ſo intereſſanten Gegenſtand in der Hand des alten Buchhalters in's Auge gefaßt, ſo würde ſie bemerkt haben, daß ein triumphirendes Lächeln über die Züge des Herrn Ringel glitt, während Herr von Martini ſagte: „Dieſe Forderung iſt vollkommen gerechtfertigt, und ſehe ich durchaus nichts Verfängliches darin. — Betrachten Sie doch die Sache wie ſie iſt," ſetzte er mit einem gutmüthigen, harmloſen Tone hinzu, „ich bin feſt überzeugt, daß eben ſo wenig wie der Inhalt dieſer Brieftaſche der Inhalt jener Brieftaſche in Ihrem Beſitze von irgend welcher Wichtigkeit iſt, wogegen ich Ihnen nicht verſchweigen will, daß es Herrn Ringel und auch mich auf's Höchſte intereſſirte, als wir vor einiger Zeit erfuhren, es exiſtire noch eine, dieſer ganz ähnliche Brieftaſche — ein Faktum, das ich geahnt, ohne deſſen gewiß zu ſein."

„Und woher kommen Sie auf dieſe Vermuthung, Herr von Martini?" fragte die alte Frau, indem ſie mit ihren großen Augen den Bankier forſchend, aber ohne irgend welchen Ausdruck des Argwohns zu verrathen, anblickte.

„Auf die einfachſte Art von der Welt," erwiederte der Gefragte mit der größten Ruhe, „dieſe Brieftaſche hier gehört zu einem Kaſſadepoſitum und wurde ſeiner Zeit wichtigen Papieren beigelegt, mit dem ausdrücklichen Verlangen, das Haus von Martini und Sohn möge durch ſeine ausgebreiteten Bekanntſchaften Alles thun, um Aufklärung zu erlangen über eine Notiz, die hier auf der erſten Seite des Taſchenbuches ſteht."

„Und darf man den Inhalt dieſer Notiz wiſſen?"

„Warum nicht, es ſoll in dieſer ganzen Angelegenheit vor Ihnen nichts geheimnißvoll betrieben werden — wir wollen ehrlich und offen handeln."

Er nahm die Brieftaſche aus der Hand des Buchhalters und las aus derſelben: „Es könnte der Fall eintreten, daß durch Raub, Diebſtahl oder durch einen plötzlichen Tod dieſes Taſchenbuch in fremde Hände käme, und habe ich im Hinblick auf die beiden erſteren Fälle hier unten meinen ausführlichen Namen hingeſetzt, ſowie die Adreſſe, unter der ich aufzufinden bin, hinzufügend, daß ich Demjenigen, der mir dieſes Buch nebſt ſeinem Inhalte unverletzt zurückbringt, die Summe von tauſend Thalern ausbezahlen werde. — Was nun den letzten Fall, den eines plötzlichen Todes anbelangt, ſo drängt mich mein Gewiſſen zu der Erklärung, daß der Inhalt dieſer einen Brieftaſche für Jeden werthlos iſt, aber vom

höchſten Werthe für den, der eine zweite Brieftaſche mit dem ganz gleichen Inhalte beſitzt."

Madame Reveillot hatte ſchweigend zugehört, ohne irgend ein Zeichen von Ueberraſchung zu geben, denn im Grunde genommen hatte ſie nichts Neues erfahren; ſie wußte ja bereits eben ſo gut, daß zwei gleiche Brieftaſchen exiſtirten, als daß die Zuſammenfügung der betreffenden Zettel irgend ein wichtiges Geheimniß zu Tage bringen würde, und da nun die fehlenden Zettel ihr jetzt vor Augen gebracht werden ſollten, ſo war ſie keine Sekunde mehr unentſchloſſen, Anatole's kleine Brieftaſche zu holen.

„Vertrauen um Vertrauen," ſagte ſie, als der Bankier geendigt — „es könnte ſich jedoch um Wichtiges handeln — mit welchem Namen iſt die Notiz, die Sie mir eben vorlaſen, unterzeichnet?"

„Mit dem Namen Morel."

Die alte Frau blickte auch dieſes Mal ſo gleichgültig als möglich, da ihr auch dieſer Name bekannt war, „und die Adreſſe?" fragte ſie weiter.

„Das iſt das Seltſame," entgegnete der Bankier, „die Adreſſe ſcheint abſichtlich verwiſcht und unleſerlich gemacht worden zu ſein — wie Sie, ſo hoffe ich, gleich ſelbſt ſehen werden."

Er machte bei dieſen Worten eine leichte Verbeugung, welche von Madame Reveillot mit einem vornehmen Kopf-

nicken erwiedert wurde, dann ging ſie und holte aus dem Zimmer ihres Enkels die kleine grüne Brieftaſche. Sie legte ſie in die Hand des Buchhalters und empfing dafür die andere, wobei ſie als eine kluge Frau handelte, indem ſie die Herren erſuchte, an ihrem Tiſche Platz zu nehmen. Dabei war ſie ſo erregt, daß ſie es erſt nach einem tiefen Athemzuge über ſich vermochte, das kleine Buch zu öffnen, die Notiz auf der erſten Seite noch einmal durchzuleſen und dann mit leicht zitternden Händen ſechs Zettel aus der Taſche herauszunehmen.

Der Uebereinkunft gemäß hatte ſie das Recht, dieſelben abzuſchreiben, zu welchem Zwecke ſie Bleiſtift und Papier mitgebracht hatte, doch flimmerte es ihr ſo vor den Augen, daß ſie dieſe mehrere Sekunden lang mit der Hand bedecken mußte, ehe ſie mit dem Schreiben beginnen konnte. Dann aber kämpfte ſie mit gewaltiger Anſtrengung ihre Aufregung nieder und ſchrieb mit feſter Hand; was aber auf dieſen ſechs Zetteln ſtand, war für ſie eben ſo unverſtändlich als jene Worte, die ſie hundertmal von den anderen abgeleſen hatte — ſie lauteten: ab — rege — wari — mem — bal — ren.

Während die alte Frau dieſes notirte, gebrauchte ſie die Vorſicht, ihr Gegenüber, den alten Buchhalter, nicht aus den Augen zu laſſen, doch verfuhr dieſer ſo offen und ehrlich als möglich — er legte die ſechs Zettel breit

vor ſich hin und notirte die Worte auf denſelben in ſein Taſchenbuch, wobei er zuweilen lächelnd mit dem Kopfe ſchüttelte und ſchließlich zu Herrn von Martini ſagte: „Ich kann mir nicht helfen, aber mich will der Gedanke nicht verlaſſen, als haben wir es hier mit einer und noch dazu ziemlich groben Myſtifikation zu thun, als ſei dieſer Herr Morel ein Mann, der das in einer luſtigen Stunde niedergeſchrieben hat, um ſich über den ehrlichen Finder der Brieftaſche luſtig zu machen.“

„So ſahen Sie dieſen Herrn Morel nie?“

„Nie in meinem Leben,“ gab der Bankier zur Antwort, „das Depoſitum, zu dem dieſe Brieftaſche gehört, kam durch die dritte, vierte Hand an uns, und ſtellten wir nicht einmal Nachforſchungen nach jenem Herrn Morel an, erſtens weil wir die Adreſſe deſſelben nicht wußten und dann — weil die zweite Brieftaſche bis jetzt noch nicht zum Vorſchein gekommen war.“

„Schade,“ meinte der Buchhalter, „daß dieſer Morel auf die eigenthümliche Idee gerieth, ſeine Adreſſe wieder zu vernichten, denn im anderen Falle würden wir — Madame Reveillot und ich, als ehrliche Finder auf die Belohnung von tauſend Thalern Anſpruch machen können — es iſt das gerade keine Kleinigkeit, und wenn es Madame Reveillot genehm iſt, ſo forſche ich unter der Hand ein wenig nach.“

trachtungen über Gott weiß welche Unglücksfälle, Räubereien u. dgl. Der deutsche Reisende, von dem ich vorhin sprach, ein Herr Heeren aus Hamburg, hatte den Weg von Madrid hieher schon öfters gemacht und schien genau die Schwierigkeiten einer Fahrt zur Winterszeit zu kennen. Wenn man gar nicht durchkommen kann, meinte er, und das kann schon auf eine Zeit von vier Wochen vorkommen, so ist es für den, der nach Madrid muß und Andalusien sehen will, das Beste, den allerdings großen Umweg über Granada zu machen; man hat ja bis Malaga den Dampfer und von Granada nach Madrid sind Straßen und Fahrgelegenheiten sicherer und auch besser eingerichtet.

Dieser Rath schien uns nicht so übel, doch hatte die Ausführung für uns die große Schwierigkeit, daß unsere Reisekasse nicht darauf eingerichtet war — wir hatten nämlich die Absicht gehabt, nur ein paar Tage in Valencia zu bleiben, um dann mit der ersten Diligence, auf der wir gute Plätze erhielten, nach der Hauptstadt zu fahren, wo wir neue Gelder erheben konnten, und dazu reichte unsere Baarschaft gerade hin. In Spanien überflüssige Gelder bei sich zu führen, ist nicht immer rathsam, und der vorsichtige Reisende versieht sich nur mit dem Nothwendigen; dießmal aber waren wir zu vorsichtig gewesen und saßen hier in Valencia fest, ohne sichere Aussicht, bald wieder loskommen zu können; da nämlich, wie ich schon gesagt, Eilwagen und Courier schon seit längerer Zeit sehr unregelmäßig ankamen, so gingen sie auch nicht pünktlich ab und obendrein war schon eine Menge Reisender zur Fahrt vorgemerkt, die schon weit länger als wir gewartet.

Vorderhand saßen wir freilich recht gut aufgehoben im Gasthof des Cid und war es gerade nicht unangenehm, beim flackernden Kaminfeuer und einem Glase vortrefflichen Alicante über die Gefahren der vorhabenden Reise zu sprechen. Horschelt warf dabei die Idee hin, wir sollten es doch unternehmen, die Tour über Cuenca nach Madrid zu Pferde zu machen — ein Vorschlag, der

„Ich möchte wohl wiſſen, wie lange die Brieftaſche ſchon in Ihrem Beſitze iſt?“ bemerkte die alte Frau, und ſo einfach dieſe Frage auch war, ſo warf doch der Buchhalter einen Blick auf den Prinzipal, indem er ſagte, „wie lange mag das wohl her ſein? — ich denke acht bis zehn Jahre — um es genau zu wiſſen, müſſen wir zu Hauſe nachſehen.“

„Es iſt das wahrſcheinlich von keinem Intereſſe,“ meinte Herr von Martini, „denn ich kann mir nicht denken, daß Ihre Nachforſchungen von irgend einem Erfolge gekrönt ſein werden — wenn dieſes aber doch der Fall wäre,“ wandte er ſich verbindlich lächelnd an die alte Frau, „ſo würde ſich Herr Ringel gewiß ein Vergnügen daraus machen, Ihnen ſeinen Lohn als Finder abzutreten — wenn Sie nämlich geneigt wären, für die ausgeſetzten tauſend Thaler Ihre Brieftaſche durch uns dem aufgefundenen Herrn Morel zuſtellen zu laſſen.“

„Gewiß, ein ſehr gutes Geſchäft, Herr von Martini,“ erwiederte Madame Reveillot mit einem beiſtimmenden Lächeln, „und ich bin überzeugt, daß Anatole das gewiß nicht von der Hand weiſen wird.“

„Darüber läßt ſich noch reden,“ gab der Bankier zur Antwort, indem er aufſtand.

Auch Herr Ringel erhob ſich, nachdem er durch eine Handbewegung der alten Frau ihre ſechs vergilbten Zettel,

die er auf dem Tiſche liegen ließ, wieder überliefert und aus ihrer Hand ſeine Brieftaſche zurückerhalten hatte.

„Und nun meinen beſten Dank,“ ſagte Herr von Martini, „und bitte ich Sie wiederholt, die Ausſteuer meiner Tochter ſo viel als möglich zu beſchleunigen.“

Wieder reichte er ihr zwei Finger ſeiner rechten Hand, welche ſie mit einer geziemenden Verbeugung empfing, worauf die beiden Herren unter einem kordialen Gruße des Buchhalters das Zimmer verließen.

Drittes Kapitel.

Wir müſſen den geneigten Leſer im Intereſſe unſerer Geſchichte erſuchen, mit uns die eben vergangene Stunde, aber in ganz anderer Umgebung noch einmal durchzuleben.

Der junge Fontenay hatte ſich, nachdem Herr von Martini ſein Arbeitskabinet verlaſſen, an den Schreibtiſch ſeines Prinzipals geſetzt und legte nun das Konzeptbuch aufgeſchlagen neben ſich hin. Während er Papier und Feder nahm, dachte er bei ſich, „es iſt doch eine eigenthümliche Grille, mich da einzuſchließen, um dieſe gewiß an ſich nicht ſehr wichtigen Auszüge zu machen — nun man muß das behandeln, wie die Laune eines vornehmen Herrn: car tel est son bon plaisir.“

Er fing an zu ſchreiben, raſch und flüchtig, wie er zu thun gewohnt war, nur zuweilen inne haltend, um, ein paar Sätze des vor ihm aufgeſchlagenen Briefes überfliegend, ſie in einige bezeichnende Worte zuſammenzufaſſen.

Jetzt blickte er um ſich her, denn es kam ihm vor, als befänden ſich Mäuſe im Zimmer — es war ihm, als hätte er dort hinter dem Vorhang etwas raſcheln hören — ja, ganz richtig, jetzt wieder, und wenn das Mäuſe waren, ſo mußten ſie von einer ganz außerordentlichen Größe ſein — bewegte ſich doch ſichtbar der Vorhang dabei — das ging nicht mit rechten Dingen zu — ſollte ſich am Ende hier ein Dieb eingeſchlichen haben?

Anatole ſprang raſch entſchloſſen in die Höhe — doch wenn jetzt wirklich zwiſchen den Falten des Vorhanges das wilde Geſicht eines Räubers erſchienen wäre, ſo hätte ihn das nicht mehr überraſchen können, als er nun in die lieblichen, aber verlegen erſcheinenden Züge Anna's blickte.

„Mein Gott, Fräulein von Martini, Sie hier? — welch' ſeltſames Zuſammentreffen, welcher Zufall."

„Weder ein Zufall noch ein ſeltſames Zuſammentreffen," gab ſie zur Antwort und ſetzte hinzu, während eine leichte Röthe auf ihrem Geſichte erſchien, „ich bin mit voller Ueberlegung hier, und daß ich da bin, dafür ſollten Sie mir dankbar ſein, ſtatt mich ſo ernſt und faſt böſe anzuſehen."

„Sie haben ſich doch nicht abſichtlich hier einſchließen laſſen — Sie wußten wohl nicht, daß das geſchehen würde?"

„O ja, ich wußte es, und ließ mich abſichtlich hier einſchließen.“

„O, Sie hätten das nicht thun ſollen — bedenken Sie, wenn Ihr Herr Vater zurückkehrt, wenn er uns hier zuſammenfindet — welche Ausrede hätten Sie?“

„Auf eine Ausrede brauche ich nicht zu denken — ich will Ihnen die Wahrheit ſagen und doch nicht ganz die Wahrheit; ich würde ihm ſagen, daß wir uns lieben, Anatole, würde mir dadurch eine weitläufige peinliche Erklärung erſparen und ihm auf dieſe Art praktiſch beweiſen, daß mein Herz nicht mehr frei iſt, — zürnen Sie mir über dieſen Entſchluß — o wenn Sie das thun, ſo habe ich mich in Ihnen geirrt und bin dann erſt recht unglücklich.“

Sie war langſam näher getreten — ſie lehnte jetzt an den Schreibtiſch und blickte dem jungen Mann lächelnd und mit dem Ausdrucke inniger Zärtlichkeit in die Augen, dann fuhr ſie fort: „O, es ſchmerzt mich, daß ich an Ihren Blicken ſehen muß, wie ſehr Sie überraſcht ſind, wie wenig Freude Ihnen meine unerwartete Erſcheinung macht, und doch bin ich ja nur ganz allein Ihretwegen hier — ja,“ fuhr ſie fort, indem ſie den Kopf ſtolz empor warf, „vergeſſen Sie, was ich vorhin geſprochen und glauben Sie vielmehr die Wahrheit, die ich Ihnen jetzt ſagen will, ich ließ mich hier einſchließen, um Sie zu warnen.“

„Mich warnen? — was könnte mir denn Unangenehmes geſchehen?“

„Das weiß ich nicht — — ich befand mich vorhin dort an der Zimmerthüre — weiß Gott, ich hatte nicht die Abſicht, zu lauſchen, aber mein Vater befand ſich mit Herrn Ringel in einem ſo tiefen und wie mir ſchien wichtigen Geſpräch, daß Keiner von Beiden den hellen Ton vernahm, den die Vorrichtung an der Thüre verurſacht, wenn man ſie öffnet — mein Vater ſprach von Ihnen.“

„Von mir?“

„Ja von Ihnen, Anatole, und was er ſagte, war ſo geheimnißvoll, und obgleich im Zuſammenhange für mich unverſtändlich, vernahm ich doch einzelne Worte, die mich ſchaudern ließen — mein Vater ſagte, Herr Ringel ſolle Sie hieherſenden, um einen Auszug aus dieſem Buche zu machen.“

„Womit ich beſchäftigt bin.“

„Dabei wolle er Sie einſchließen und dann in einer ernſten Angelegenheit mit dem Buchhalter Madame Reveillot einen Beſuch abſtatten.“

„Meiner Großmutter? — Das iſt allerdings ſeltſam — doch was kann man von der alten Frau wollen?“

„Das, glaube ich, fragte auch der Buchhalter und ſetzte hinzu, er wolle wiſſen, ob man mit Ihnen etwas

Gewaltſames vorhabe — wie mich das erſchreckte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen, und um Sie zu warnen, ja um Ihnen im Nothfalle helfend zur Seite zu ſtehen, deßhalb ſchlich ich mich hier in's Kabinet und ließ mich mit Ihnen einſchließen."

Er blickte ſie nach dieſen Worten mit einem raſchen Aufleuchten ſeiner ſchönen Augen an; er hätte ſo gern ihre kleinen Hände genommen, um ihr einen herzlichen Dank zu ſagen, doch fühlte er ſich eigenthümlich bewegt durch ihre Worte, ja peinlich berührt durch das, was ſie für ihn gethan. — Was ſein Chef mit ihm vorhatte, kümmerte ihn im Grunde nicht viel — was konnte auch Gefährliches dahinter verborgen ſein? man ſchließt Niemanden am hellen Tage in ſein Arbeitszimmer ein, wenn man mit ihm Böſes vorhat — aber was konnte er bei Madame Reveillot wollen?

Die Blicke des jungen Mädchens waren ſtarr auf ihn geheftet, als wollten ſie in den ſeinigen leſen, und als er nun nachdenkend ſeine Augen tief in die ihrigen verſenkte und ſie ihn darauf mit leiſer Stimme fragte, „glauben Sie, Anatole, daß man uns vor ein paar Tagen belauſcht hat?" da ſchüttelte er leicht mit dem Kopfe und ſagte mit voller Ueberzeugung, „fürchten Sie das nicht, Fräulein Anna, in dieſem Falle, glaube ich, würde Herr von Martini vielleicht ſtreng, aber offen mit mir geſprochen haben."

„Ich bin anderer Anſicht, vielleicht iſt er zu Madame Reveillot gegangen, um — um — o wenn das wäre, würde es mich glücklich machen.“

„Zu Madame Reveillot gegangen — — allerdings —“ rief der junge Mann mit lauterer Stimme, indem ihm plötzlich ein beunruhigender Gedanke durch den Kopf fuhr — — „um ſich nach meiner kleinen, grünen Brieftaſche zu erkundigen, deren Inhalt ich verloren, wie ich dem Buchhalter geſagt.“

„Ich verſtehe Sie nicht, Anatole,“ erwiederte ſie ihm in beſorgtem Tone, da ſie ſeine gewaltſame Aufregung bemerkte.

„Ja, ja, das könnte ſein — man will ſich in Beſitz der gewiſſen Zettel ſetzen, was ich nicht verhindern kann, da ich hier eingeſchloſſen bin — — a—a—a—ah, dieſes Verfahren iſt etwas gewaltſam und beweist mir, welch' großen Werth man auf den Inhalt der Brieftaſche legt.“

Das junge Mädchen ſah ihn zweifelhaft an und ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, worauf ſie ihre Hand weich auf ſeinen Arm legte und in ſanftem Tone fragte, „was beſchäftigt Sie dergeſtalt, Anatole? — darf ich es nicht wiſſen? — haben Sie denn gar kein Vertrauen zu mir?“

„O Anna, zu wem hätte ich mehr Vertrauen als zu Ihnen, die mir ſo vertrauensvoll entgegengekommen iſt

— zu Ihnen, Anna, die ich verehre, wie eine Schweſter liebe — doch was ſoll ich Ihnen ſagen? eine Anklage ausſprechen gegen Jemanden, der Ihnen theuer iſt, ehe ſich dieſe Anklage als gerechtfertigt zeigt? — nein, nein, ich kann mich täuſchen — es kann ja eine ganz unverfängliche Urſache ſein, weßhalb mich Ihr Herr Vater hier eingeſchloſſen hat oder weßhalb er zu meiner Großmutter gegangen iſt."

„Aber Sie ſprachen vorhin von einer kleinen Brieftaſche, die oder deren Inhalt Sie verloren — waren es Briefe, Anatole? warum ſind ſie Ihnen ſo theuer?"

„O ſie ſind mir nicht ſo theuer als das, was ich aus Ihrer Frage herausfühle — laſſen Sie mich heute darüber ſchweigen — es kommt gewiß eine Zeit, wo ich Ihnen Alles ſagen werde, wo ich Ihnen Alles anvertrauen will — Alles — Alles."

„Und ich vertraue Ihnen jetzt ſchon ſo vollkommen," ſagte ſie mit innigem Blick, indem ſie ihre kleine Hand in die des jungen Mannes legte.

Er athmete ſchwer auf, und ſo leicht und ehrfurchtsvoll auch die Bewegung ſeiner Lippen war, als er ſein Geſicht auf ihre Hand niederbeugte, ſo war es doch immerhin ein Kuß, welcher das junge Mädchen elektriſch durchzuckte und er fühlte, wie ihre feinen Finger leicht die ſeinigen drückten.

„Ah, meine Arbeit, Fräulein Anna," rief er, indem er ſich raſch aufrichtete und zu einem gleichgültigen Lächeln zwang — „Ihr Vater iſt ſtrenge und ich möchte um nichts in der Welt heute meine Pflicht gegen ihn verſäumen."

„Und ich werde mit ihm reden," ſagte ſie in entſchloſſenem Tone, „heute noch, nachher, wenn er zurückkehrt, hier auf dieſer Stelle."

Er blickte ſie faſt erſchrocken an, und als ſie ihre Augen mit einem fragenden Ausdrucke gegen ihn wandte, ſchüttelte er mit dem Kopfe und ſagte feſt und entſchieden: „Nein, Fräulein Anna, das dürfen Sie nicht — Sie dürfen Ihrem Vater nicht ſo entgegentreten, heute nicht, ohne Ausſicht auf jeden Erfolg — Ihr Vater iſt mit Anderem, Ernſterem beſchäftigt, er würde Ihre Erklärung wie den Scherz eines thörichten Kindes behandeln — er würde und müßte für mich beleidigende Worte haben, die ich in meiner jetzigen Gemüthsſtimmung, bei den Gedanken, die mich beſtürmen, noch weniger als ſonſt ertragen könnte. — Ich danke Ihnen, Fräulein Anna, für den Antheil, den Sie an mir genommen, und was Sie dadurch für mich gewagt, werde ich Ihnen niemals vergeſſen — aber jetzt folgen Sie mir, wie eine jüngere Schweſter dem älteren Bruder — laſſen Sie uns bei einander ſitzen wie ein paar harmloſe Kinder."

mir außerordentlich gefiel, der aber von der übrigen Tischgesellschaft als unausführbar verworfen wurde. Ein junger Franzose, der mit dabei war, wollte diese Tour einmal im Frühjahr bei besserer Jahreszeit gemacht haben und erzählte so schreckliche Dinge davon, daß uns unglaublich erschien, wie er nach allem dem überhaupt noch am Leben sei. Auch Herr Heeren rieth uns, einen solchen Entschluß nicht zu fassen: er kenne die Straße genau, und ein solcher Ritt sei namentlich ohne vollkommene Kenntniß der Landessprache nicht zu unternehmen.

Im Laufe des Gespräches erklärten wir unserm vortrefflichen Landsmann, weßhalb es für uns unangenehm sei, hier in Valencia längere Zeit liegen zu müssen, worauf er uns, den ihm fast gänzlich Unbekannten, aufs Freundlichste und Liebenswürdigste seine reiche Kasse zur Verfügung stellte, ein Anerbieten, das in der jetzigen verdorbenen Welt so selten vorkommt, und das wir auch für den nöthigen Fall mit großem Danke annahmen.

Am heutigen Abend waren die meisten Straßen von Valencia belebt und glänzend beleuchtet, weßhalb wir noch einen Gang durch die Stadt machten. Morgen war nämlich der heilige Weihnachtsabend, weßhalb ein großer Markt gehalten wurde, der namentlich von den Landleuten aufs Zahlreichste besucht wurde. Uns erinnerten die auf einem großen Platze aufgeschlagenen Buden mit ihrem Menschengewühl und zahllosen Lichtern so lebhaft an die Heimath; hier wie dort waren Kinderspielwaaren die Hauptsache, alte liebe Bekannte aus Nürnberg, und es war interessant zu sehen, wenn so eine Familie aus der Huerta, Vater, Mutter, auch wohl erwachsene Kinder in ihrem fast orientalischen Kostüm so überrascht lächelnd den geheimnißvollen Mechanismus eines hölzernen Tambours anstaunten, der taktmäßig die Arme hob und dazu den bekannten klimpernden Ton von sich gab, oder wenn sie einen ehrlichen deutschen Hampelmann die bekannten außerordentlichen Sprünge machen ließen. Stark besetzt war dieser Weihnachtsmarkt an Südfrüchten aller Art, an grobem Backwerk und feinen

„Wie Paul und Virginie im dichten Walde — Hand in Hand.“

„Beinahe ſo, Fräulein Anna, und laſſen Sie uns das Ende geduldig erwarten, ich will aber unterdeſſen meine Arbeit wieder aufnehmen.“

„Und ich will Ihnen zuſchauen und Liebes und Gutes denken.“

Sie thaten ſo: Anatole vertiefte ſich mit gewaltiger Anſtrengung in ſeine Arbeit, und das junge Mädchen hatte ein Blatt Papier und Bleiſtift genommen, vermittelſt welches ſie einen Palmenwald zeichnete, in deſſen Schatten ein liebendes Paar ſaß, und das Ganze vollendete ſie durch ein zierlich verſchlungenes doppeltes A. Zuweilen blickte ſie von dieſer Arbeit auf und fragte mit dem ſanfteſten Tone ihrer Stimme: „Wie geht es Ihnen, Anatole?“ worauf er ihr zur Antwort gab, „ich danke Ihnen, Fräulein Anna, wie ſollte es mir nicht gut gehen, doch iſt hier mehr zu thun, als ich gedacht,“ dann blickte ſie von ihrer fertigen Zeichnung an die Zimmerdecke empor und hatte einen gar hübſchen Traum, indem ſie dachte, wie angenehm es ſein würde, wenn ſie häufig ſo bei Anatole, ſelbſt ſchweigend ſitzen könnte. — Da hörte man draußen vor dem Hauſe den zurückkehrenden Wagen des Herrn von Martini anfahren, und das dumpfe Rollen der Räder zerriß mit

einem Male die Träume dieſes für ſie ſo behaglichen Stilllebens.

Anatole ſprang haſtig in die Höhe und ſeine Blicke fragten, was nun zu thun ſei.

„Soll ich bei Ihnen bleiben, hier auf meinem Stuhle?“ flüſterte ſie raſch und ängſtlich, doch war es ihr ſelbſt nicht recht ernſt mit dieſer Frage, und ehe der junge Mann ihr nur eine Antwort geben konnte, fühlte er den leichten Druck ihrer Hand auf ſeiner Schulter und dann war ſie verſchwunden hinter dem Vorhange, welcher in gänzlich unverdächtigen Falten vor ihrer ſchlanken Geſtalt herabfiel.

Eine Minute ſpäter wurde der Schlüſſel im Schloſſe herumgedreht und Herr von Martini trat freundlich grüßend ein: „Ah, mein Gefangener,“ fragte er in heiterem Tone, iſt Ihnen die Zeit nicht lange geworden?“

„Durchaus nicht, Herr von Martini,“ erwiederte Anatole ſich gewaltſam zuſammennehmend, „doch muß ich Ihnen geſtehen, daß ich die mir aufgetragene Arbeit noch nicht vollſtändig beendigt habe.“

„Thut nichts — Sie können heute Nachmittag wieder daran gehen — es iſt zwölf Uhr vorüber und Sie werden wahrſcheinlich zu Hauſe von Ihrer Suppe erwartet — ach Sie ſind fleißig geweſen — ich danke Ihnen.“

Der junge Fontenay war nur im Stande, dieſen

Dank mit einer ſtummen Verbeugung zu erwiedern, doch ſo ſehr es ihn auch drängte nach Hauſe zu kommen, ſo näherte er ſich doch nur zögernd der Thüre in einer kaum zu unterdrückenden Aufregung, wobei er es aber nicht einmal wagte, ſeine Blicke gegen den Vorhang zu richten. — War es nicht feige von ihm, ſo das Zimmer zu verlaſſen, und doch, wenn er blieb, wenn er durch ein Wort, durch eine Bewegung verrieth, was in ihm vorging, mußte er Anna auf's Furchtbarſte kompromittiren! Durfte er ſich wohl unterſtehen, auf dieſe Art ein Einverſtändniß mit dem jungen Mädchen zu verrathen? Denn was der Vater im ſchlimmen Falle der Entdeckung vielleicht als kindiſche Neugierde anſehen konnte, würde ſich ihm ſo als ein weit ſträflicheres Verhältniß mit ihm, dem jüngſten Diener des Hauſes, darſtellen.

In der Nähe aber wollte er bleiben, ſo ſehr es ihn auch drängte, nach dem, was er erfahren, Aufklärungen von Madame Reveillot zu erhalten.

Er verließ das Kabinet nach einer ſtummen Verbeugung, und begab ſich in den Wintergarten, wo er ſich unter den widerſtrebendſten Gefühlen auf eine Bank niederwarf.

Herr Ringel war hinter dem Bankier eingetreten und ſagte, dem jungen Manne nachblickend: „Fontenay erſchien mir nicht ſo heiter wie gewöhnlich, hat es ihn

vielleicht verdroſſen, daß er hier eingeſperrt war? — oder?“ —

„Laſſen wir dieſe Oder und alle Grübeleien, auch habe ich durchaus nichts Auffallendes an ihm bemerkt — vielleicht wenn er heute Nachmittag zu uns zurückkehrt, wird er ein anderes Geſicht machen und in dieſem Falle werden Sie ihn wie verabredet in Ihr Zimmer nehmen, Alles wie eine Eingebung behandeln, die mir zufällig gekommen, und ihm ſagen, wenn er eine zufriedenſtellende Erklärung von mir wünſche, ſo ſei ich bereit, ihm dieſelbe zu geben — und jetzt noch einen Augenblick zu unſerem Geſchäfte, das für heute raſch erledigt ſein wird.“

Nach dieſen Worten zog er ſeine kleine grüne Brieftaſche aus dem Ueberrocke hervor, ließ ſie aber mit der Hand niederſinken und ſagte, nach der Thüre blickend: „Es iſt mir doch unangenehm, daß dieſer junge Mann in ſeinem Rechte iſt, wenn er mir vielleicht eine pikante Bemerkung macht, und ich traue ihm das ſchon zu bei ſeinem aufſprudelnden franzöſiſchen Temperamente — es wäre mir ſchon recht, wenn er zur Revanche irgend ein Unrecht gegen mich begangen oder wenn er ſeine Arbeit hier nachläſſig behandelt hätte — — pah, auch darüber kommen wir hinweg, und dann Ende gut, Alles gut — — — — hier iſt alſo die koſtbare Abſchrift der ſechs Zettel, nach der wir uns jahrelang geſehnt — Sie haben

ſie doch extra für ſich notirt, damit Jeder von uns den Verſuch machen kann, die richtige Zuſammenſtellung zu finden?“

„Gewiß habe ich das gethan,“ entgegnete Herr Ringel und ſetzte mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „ich möchte es nur mit anſehen, wie ſich Madame Reveillot und auch Herr Fontenay jetzt die unglaublichſte Mühe geben, auch aus ihren Zetteln einen Sinn herauszufinden — es war das kein ſchlechter Gedanke, der alten Frau falſche Notizen vorzulegen — während wir die echten von ihr bekamen.“

Wären die Beiden nicht ſo ſehr mit dem Gegenſtande ihrer Beſprechung beſchäftigt geweſen, ſo hätten ſie eine allerdings unbedeutende Bewegung des ſchweren Vorhanges in der Ecke bemerken müſſen.

„Ich mache mir kein Gewiſſen daraus,“ ſagte der Bankier, „da die anderen ſechs Zettel in meinem Beſitze ſind und ich ſie eher verbrannt, als in fremde Hände gegeben hätte — ſo wäre der Madame Reveillot eine Ergänzung der ihrigen doch niemals möglich geweſen, freilich wäre es auch für uns beſſer, wenn wir die anderen echten Zettel hätten erlangen können.“

„Beſſer allerdings — aber nicht unbedingt nothwendig — ich getraue mir, da ich die echten als Vorbild habe, die anderen genau mit der Handſchrift zu ergänzen —

vergilbtes Papier findet ſich leicht und einige Tintenproben genügen."

„Gut, vorerſt aber wollen wir uns mit der Zuſammenſtellung beſchäftigen, und ich bin ſehr begierig zu ſehen, mein lieber Ringel, wer von uns mehr Scharfſinn oder Glück hat?"

„Wobei es ein außerordentlicher Spaß wäre," meinte der alte Buchhalter, indem er ſich zum Abſchied lächelnd verbeugte, „wenn bei der Zuſammenſtellung doch kein richtiger Sinn herauszubringen wäre."

„Glauben Sie in der That?"

„Das will ich gerade nicht behaupten, aber wenn ich mir Herrn Morel vergegenwärtige, ſo halte ich ihn immer noch für ſchlau genug, durch ein liſtiges Manöver, durch ein Herumführen auf falſcher Fährte die Spuren der echten gänzlich verwiſcht zu haben."

„Nun wir wollen ſehen."

Der Buchhalter hatte das Gemach verlaſſen, und Herr von Martini ſtand vor ſeinem Arbeitstiſche, den Hut auf dem Kopfe, im Ueberrocke, gerade ſo wie er aus dem Wagen geſtiegen war — er hatte die kleine, grüne Brieftaſche in der Hand und betrachtete mit dem Ausdrucke der Befriedigung die ſechs Zettel einen nach dem anderen, dann die Kopieen der anderen Brieftaſche, und es war ihm gerade, als müßte ſich beim erſten

Anſchauen die richtige Zuſammenſtellung von ſelbſt ergeben, doch war dieſes nicht ſo leicht, was er dann auch einſah und das kleine Buch langſam ſchloß.

Hätte er in dieſem Augenblicke aufgeſehen, ſo würden ſeine Blicke den glänzenden Augen ſeiner Tochter begegnet ſein, die durch einen Spalt neben dem Vorhang nach ihm ſchaute.

Er war ſchon im Begriffe, das kleine Buch in die weiten Taſchen ſeines Ueberrockes gleiten zu laſſen, als er ſich zu beſinnen ſchien, daß er dieſes Kleidungsſtück noch nicht abgelegt habe, weßhalb er die Hand wieder erhob, die kleine Brieftaſche auf den Tiſch legte und raſch das Kabinet verließ, um im Nebenzimmer ſich ſeines Ueberrockes und Hutes zu entledigen.

Kaum war er verſchwunden, als Anna ihr Verſteck verließ, bleich, erregt, mit feſt zuſammengedrückten Lippen, kaum zu athmen wagend. Ihre Blicke flogen über den Tiſch, und als ſie dort ſah, was ſie geſucht, nahm ſie das kleine, grüne Buch raſch in die Hand, hob es in die Höhe, wobei ſie in haſtig ausgeſprochenen Worten zu ſich ſelber ſprach: „Das iſt es, was ſie ihm genommen, deßhalb gingen ſie zu Madame Reveillot — o mein Vater, mein Vater — es iſt meine Schuldigkeit, wieder gut zu machen, was Du verbrochen.“

Sie flog nach der Thüre, ſie öffnete dieſelbe und ſtand

wie feſtgebannt — Herrn von Martini gegenüber, der ſie mit einem verwunderungsvollen Blicke betrachtete; doch verwandelte ſich dieſer Blick auf eine ſchreckensvolle Art, als er jetzt in ihrer Hand die kleine, grüne Brieftaſche bemerkte — er faßte ſeine Tochter am Arme, er zog ſie in's Zimmer zurück und, nachdem er die Thüre ſorgfältig hinter ſich zugemacht, ſtellte er ſich vor ſie hin und betrachtete ſie einen Augenblick ſchweigend mit übereinander geſchlagenen Armen.

„Was ſoll das bedeuten?“ frug er alsdann mit rauhem Tone — „he? mein Fräulein? — hat Dir dieſe kleine Brieftaſche als ſolche gefallen oder erhielt ſie durch irgend etwas Anderes in Deinen Augen einen eingebildeten Werth?“

Anna's Züge waren mit einer furchtbaren Bläſſe überzogen, ſie athmete mühſam, und es dauerte faſt eine volle Minute, ehe ſie ihrem Vater antwortete — nicht als ob ſie hiezu nicht früher im Stande geweſen wäre, aber ſie wollte nichts Unüberlegtes ſagen, ſie wollte ſich vorher ſammeln und dann mit ihrer Antwort die Sachlage ſo klar als möglich bezeichnen.

„Nun?“ fragte er ungeduldig.

„Ich nahm dieſe Brieftaſche,“ ſagte das junge Mädchen, „weil ich zufällig erfuhr, daß der Inhalt derſelben Jemanden — erlaſſen Sie mir das richtige Wort, mein

Vater — daß der Inhalt auf unrechtmäßige Weiſe in Ihre Hände kam und daß dieſer Inhalt das größte Intereſſe hat für eine Perſon, die meinem Herzen theuer iſt."

„Ah, Du meinſt wohl Madame Reveillot?" fragte der Bankier mit einem forſchenden Blicke.

„Nein," rief ſie in entſchloſſenem Tone — „ich meinte nicht Madame Reveillot — ich dachte an Anatole Fontenay, für den dieſe Papiere von größter Wichtigkeit ſind, und er iſt es, der meinem Herzen nahe ſteht."

„A—a—a—ah," rief Herr von Martini zurückfahrend, wobei ſich ſeine helle Stirne mit einer dunkeln Röthe überzog, „Du läſſeſt mich da zwei ſaubere Entdeckungen auf einmal machen."

„Ja und ich werde dieſe Dir gemachte Mittheilung nie verläugnen und werde ſie, wenn es ſein muß, vor aller Welt wiederholen."

Sie machte eine raſche Bewegung, um das Zimmer zu verlaſſen, doch faßte ſie ihr Vater mit feſtem Griffe an der Hand, um ſich des Taſchenbuchs zu bemächtigen.

„Thörichtes Geſchöpf," ſagte er in kaltem Tone, „wer hat dieſe romanhaften Ideen in Deinem Kopfe entwickelt? — was muß ich an Dir erleben? — ſprich, erkläre mir,

welch' verderblichen Einflüſterungen habe ich dieſen ärgerlichen Auftritt zu verdanken?"

„Keinen Einflüſterungen," erwiederte ſie mit großer Faſſung. — „Du haſt mich in der letzten Zeit bei einer wichtigen Veranlaſſung, wohl bei der wichtigſten meines ganzen Lebens, wie ein willenloſes Kind behandelt, und ich geſtehe es, ich hatte nicht den Muth, Dir bei der erſten derartigen Unterredung entgegenzutreten, Dir zu ſagen, daß Du mich falſch beurtheilt, daß mein Herz nicht mehr frei ſei."

„Ei ſieh' doch," gab er in einem faſt ſpöttiſchen Tone zur Antwort, „dieſe wichtige Erkenntniß Deines eigenen Herzens kam Dir erſt nach reiflicher Ueberlegung — glaubſt Du vielleicht, die feſt gefaßten Entſchlüſſe Deines Vaters erſchüttern zu können, wenn Du jetzt vor ihn hintrittſt, um ihm zu ſagen, ich kann Deinen Willen nicht erfüllen, denn ich fühle mit einem Male, daß mein Herz nicht mehr frei iſt? — — Und für wen ſchlägt dieſes Herz? — ah, das Fräulein hat einen Gegenſtand erkoren, der ſchon aus geziemender Ehrfurcht, abgeſehen von allem Anderen nicht nein ſagen würde, wenn man ihn früge, ob er mit der kindiſchen Liebe der Tochter ſeines Prinzipals einverſtanden ſei: — keine ſchlechten Anſichten von euch! — ſaubere Ausſichten für mich! — — Doch wollen wir dieſe Angelegenheit vom rich-

Zuckerwaaren, in deren Anfertigung es namentlich die Valencianer zu einer großen Fertigkeit gebracht haben. Aecht ſpaniſch erſchienen mir die Buden, in welchen ziemlich roh gearbeitete Guitarren und Mandolinen der verſchiedenſten Größe verkauft wurden. Hier hörte ich denn auch zum erſtenmal, ſeit wir in Spanien reisten, den Klang der Guitarren, begleitet von einem in näſelndem Ton vorgetragenem Volksliede, wenn nämlich die Käufer ihre Inſtrumente verſuchten.

Im Allgemeinen war es uns aufgefallen, hier in Spanien, dem ſchönen Lande des Weins und der Geſänge, wie Mephiſtopheles zu den Leipzigern Studenten ſagt, ſo wenig Spiel und Geſang zu finden. Wenn man von Italien kommt, iſt man darin verwöhnt, und wenn man auch dort keine Volkslieder hört, — die Italiener haben faſt gar keine — ſo vernimmt man dagegen allabendlich auf Straßen und Plätzen, namentlich aber am Ufer des Meeres, z. B. in Genua und Neapel, die beliebteſten Chöre und Arien aus jeder neuen Oper und oft von wahrhaft prachtvollen Stimmen mit einer Fertigkeit vorgetragen, die uns in Erſtaunen ſetzt.

Der Spanier im Norden hat eine rauhe Stimme, aber, wie man ſagt, ein feines Ohr für Muſik und Geſang, woher es denn wohl kommen mag, daß er ſeine Stimme ſo wenig erſchallen läßt, und daß man hier oft junge Leute beider Geſchlechter gruppenweiſe zuſammenſitzen und arbeiten ſieht, ohne daß ein Geſang oder ein Lied erſchallt. Am Abend des heutigen Weihnachtsmarktes vernahm man aus den engen Straßen, die auf den Platz münden, wo die Buden ſtanden, wohl ein luſtiges Getöſe, auch Jubeln und Singen, letzteres waren aber mehr kurz abgebrochene Ausrufungen, die Freude bezeichnend über den Klang der Guitarren und Panderos, die ſpaniſchen Schellentrommeln, die ſich bedeutend hören ließen zwiſchen dem Knacken der Caſtañuelas und den eigenthümlichen brummenden und ſchnaarenden Tönen der Zambomba. Dieſes ſehr beliebte Kinder-Inſtrument beſteht aus einer kleinen Art

tigen Standpunkt aus behandeln," ſagte er, verächtlich die Achſeln zuckend, „und möchte ich mir zu dieſem Zwecke die Beantwortung der Frage ausbitten, ob Herr Fontenay in Deinen Roman eingeweiht worden iſt?"

„Auf eine ſolche Frage, ſo geſtellt, vermag ich Dir keine Antwort zu geben," erwiederte das junge Mädchen in einem ſanfteren Tone als bisher — dabei drückte ſie die gefalteten Hände gegen ihre Bruſt und ſprach nach einer Pauſe: „Ich liebe Anatole und er liebt mich."

Der Bankier hatte mit einer raſchen Bewegung die Brieftaſche auf den Tiſch geworfen und ging nun mit haſtigen Schritten ein paar Minuten lang in dem Kabinete auf und ab, wobei er ſich zuweilen plötzlich gegen Anna wandte, dann aber heftige Worte, die ihm auf der Zunge lagen, gewaltſam zurückdrängend. Jetzt blieb er wieder am Tiſche ſtehen, ſtrich ſich mit der Hand über das Geſicht und ſagte alsdann ruhig und kalt: „Ueber Deine kindiſchen, thörichten Erklärungen, deren Werth ich zu würdigen weiß, hätte ich faſt das Wichtigere vergeſſen. — Du ſagteſt vorhin, der Inhalt jener Brieftaſche ſei für Jemanden von großem Werthe?"

„Ja, für Anatole, den ich über Alles liebe und von

dem ich niemals laſſen werde," entgegnete ſie entſchloſſen, faſt trotzig.

„Bleibe bei dem, was ich Dich frage — woher weißt Du etwas über den Inhalt dieſes Buches?"

„Von Dir ſelbſt."

„Ah, das iſt zu ſtark," fuhr er auf; „ſeit wann wäre ich ſo thöricht geweſen, vor Dir über wichtige Angelegenheiten zu reden?"

„Vor einer halben Stunde — mit Herrn Ringel."

„So haſt Du uns belauſcht?" rief er in einem erſchreckend heftigen Tone.

„Ja, aber ohne es zu wollen."

„Wo 'warſt Du? — an der Thüre?"

„Ich habe noch nie an einer Thüre gelauſcht," verſetzte ſie ihm mit einer verächtlichen Miene, „ich mußte hören, was Du ſagteſt, denn ich konnte mich nicht entfernen, ohne von Dir geſehen zu werden und dadurch Jemand Anderes zu kompromittiren."

Er legte ſeine Hand feſt auf den Tiſch, als ſuche er einen Stützpunkt, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten; denn was ihm aus den Worten Anna's klar geworden, hatte ihn auf's Tiefſte erſchüttert.

„Und wo warſt Du?" fragte er mit bebender Stimme.

„Dort hinter jenem Vorhange."

„Wie lange warſt Du dort?“

„Seit Du vor einer Stunde dieſes Kabinet verließeſt und Anatole und mich hier eingeſchloſſen.“

„A—a—a—ah, verflucht!“ rief er mit den Zähnen knirſchend, und während ſeine Augen Blitze ſprühten, griffen ſeine Arme zuckend auf dem Tiſche umher und faßten einen wuchtigen Briefbeſchwerer, den er hoch in der Hand gegen das Mädchen ſchwang.

Sie erbleichte furchtbar, blieb aber ruhig und gefaßt vor ihm ſtehen, ihn mit ihren großen, klaren Augen anblickend, nicht herausfordernd, aber auch nicht demüthig.

Er that einen tiefen Athemzug und ließ die erhobene Rechte raſch niederfallen, wobei ſich ſeine Finger öffneten und der ſchwere Stein polternd auf den Boden niederſtürzte.

Dieſes Geräuſch ſchien ihn wieder vollſtändig zu ſich zu bringen; er ſank auf den Stuhl nieder, der vor dem Schreibtiſch ſtand, und indem er ſeiner Tochter haſtig zurief: „Fort! fort! verlaß mich!“ zeigte er mit einer ſo heftigen und zugleich abwehrenden Handbewegung nach der Thüre, daß Anna nicht anders konnte, als dieſem Befehle Folge leiſten.

Dann brach er in ſich zuſammen, und erſt nach längerer Zeit, während welcher er raſch und ſtoßweiſe athmete, hatte er wieder ſeine völlige Faſſung erlangt und

ſprach zu ſich ſelber: „Die Vergeltung iſt ziemlich raſch gekommen; hatte ich doch vorhin geſagt, es wäre mir nicht unlieb, wenn dieſer junge Mann ein kleines Unrecht gegen mich begangen hätte — ein kleines wohl, aber kein ſo ungeheures.“

Viertes Kapitel.

Erſt nachdem Anna das Kabinet ihres Vaters verlaſſen hatte, fühlte ſie die ganze furchtbare Schwere des eben erlebten Auftrittes: ihre Kniee wankten, ſie fühlte es vor ihren Augen flimmern, und als ſie ihre Hand gegen die Augen erhob, rannen dicke Thränentropfen über ihre Finger.

Sie eilte die Treppe hinab, ſie durchſchritt raſch den Wintergarten und erſchrak heftig, als plötzlich Anatole vor ihr ſtand.

„Was iſt geſchehen, Fräulein Anna? — um des Himmels willen, was iſt geſchehen?“

Unter Schluchzen erzählte ſie ihm nun den ganzen Hergang und die Unterredung mit allen ihren Einzelnheiten, welche ſie mit ihrem Vater gehabt, und als er hierauf raſch entſchloſſen zu Herrn von Martini eilen wollte, um ihm mit offenem Auge und freier Stirne entgegen zu treten, beſchwor ſie ihn unter Thränen, dieſes nicht zu thun, da er in ſeinem Zorne zu Allem fähig

ſein würde. „Gehen Sie nach Hauſe, Anatole,“ bat ſie dringend, „überlegen Sie mit Madame Reveillot, fragen Sie ſie um Rath, ob Sie heute noch hieher zurückkehren ſollen — morgen aber will ich Sie ſehen oder von Ihnen hören.“

Er eilte davon, die Bruſt ſo voll von allem dem, was er erfahren, daß er nicht einmal zum Abſchied ihre Hand ergriffen hatte, nicht einmal ein Wort des Dankes zu ihr geſprochen — — und ſie ſah ihm mit einem traurigen Blicke nach — — — —

Als Anatole nach kurzer Zeit in das Zimmer ſeiner Großmutter trat, als ſie in ſeine verſtörten Züge blickte und nicht anders glauben konnte, als Herr von Martini ſelbſt oder der Buchhalter habe ihn von dem in Kenntniß geſetzt, was hier vorgegangen, trat ſie raſch auf ihn zu, nahm ſeinen Kopf zwiſchen ihre beiden Hände, küßte ihn herzlich auf die Stirne und ſagte in freundlichem tröſtenden Tone: „Laß es gut ſein, mein Kind — es iſt beſſer Unrecht leiden, als Unrecht thun, und ihnen kann das nimmermehr zum Segen gereichen.“

„Aber Du ahnteſt wohl nicht, Großmutter, auf welche Art ſie Dein Vertrauen gemißbraucht haben?“

Sie ſchaute ihn mit großen Augen an, dann erwiederte ſie: „Alles weiß ich; ſie haben mir vorgeſpiegelt,

Du hätteſt Deine Einwilligung dazu gegeben, den Inhalt Deiner Brieftaſche durchſehen zu dürfen.“

„Und weiter?“

„Sie kopirten die Notizen auf Deinen Zetteln, während ſie mir das Gleiche von den ihrigen zu thun erlaubten.“

„Richtig, richtig,“ rief er mit einem unnatürlichen Lachen, „nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß ſie unſere echten Zettel abſchrieben, während die, welche ſie Dich kopiren ließen, falſche, von Herrn Ringel nachgemachte waren.“

«Ah, les scélérats!»

Anatole ſetzte ſich an den Tiſch, ſtützte den Kopf in die Hand und ſagte: „Laß mich wenigſtens ſehen, was Du aufgeſchrieben haſt — lächerliche Sylben,“ fuhr er fort, nachdem er das Papier, welches ihm Madame Reveillot darbot, lange betrachtet hatte; „auch ohne, daß ich es beinahe aus ihrem eigenen Munde weiß, daß ſie uns betrogen haben, würde ich es gleich daran ſehen, daß hier die Sylbe fehlt, welche den Namen Morel ergänzen könnte, und daß der Name Morel in dieſer Notiz vorkommt, dafür möchte ich meine Hand in's Feuer ſtrecken.“

„Auch ich bin dieſer Anſicht nach dem, was Du über Deine Unterredung damals mitgetheilt haſt, und wurde darin noch beſtärkt aus einer Notiz in der Brieftaſche

des Herrn von Martini, aus der ich deutlich entnahm, daß jenes Taſchenbuch einſtens dem Herrn Morel gehörte."

„Ah, das iſt wichtig, und das verſchwiegen ſie Dir nicht?"

„Sie würden es wahrſcheinlich gethan haben, wenn ich ſie nicht genöthigt hätte, als Gegenleiſtung ihre Brieftaſche in meine Hand zu geben."

„Die mit den falſchen Zetteln?"

„Allerdings, aber es iſt mir dadurch zur Gewißheit geworden, daß Morel um dieſes Geheimniß weiß und daß er deßhalb als Irrſinniger feſtgehalten wird."

„Nun, etwas dergleichen iſt er ſchon — daran iſt nicht zu zweifeln, obgleich ich ihn wieder klar genug bei Verſtand glaube, um bei einer geſchickten Behandlung mittheilſam zu werden — er ſchien Zutrauen zu mir gefaßt zu haben — könnte ich ihm nur auf irgend eine Art beikommen."

„Dieſes wird ſehr ſchwierig ſein, beſonders da man jetzt ſchon Mißtrauen in uns gefaßt hat — ich glaube nicht, mein lieber Anatole, daß Herr von Martini noch einmal ein Schreiben an Doktor Narder in Deine Hände geben würde, und hat er den Doktor obendrein wahrſcheinlich ſchon ſo über Dich inſtruirt, daß dieſer Dich bei einem Beſuche, den Du auf eigene Fauſt aus-

führen wollteſt, kaum bis in ſein Arbeitszimmer gelangen ließe.“

Der junge Mann nickte mit dem Kopfe.

„Ich ſprach neulich mit unſerem Freunde, Herrn Planchin, natürlich im gleichgültigſten Tone, über den Doktor Narder und ſeine Anſtalt — ich glaube, ich habe Dir das ſchon erzählt.“

„Ja, ja; Du ſagteſt mir davon.“

„Neulich nun, wo ich Herrn Planchin zufällig wiederſah, nahm er dieſes Geſpräch wieder auf und ſagte: ‚Ich hatte Gelegenheit, noch etwas Näheres zu erfahren über jene Anſtalt des Doktor Narder und — nicht viel Gutes. Wenn dieſer Herr nicht ſo außerordentlich ſchlau und vorſichtig wäre, ſo würde er ſchon häufig mit der Polizei und den Gerichten in Verwicklungen gerathen ſein; ſeine Anſtalt iſt ein Aſyl, ein Schutzort für Kranke, wobei es aber häufig vorkommen ſoll, daß die Anverwandten dieſer Kranken durch Herrn Doktor Narder's Penſionat gegen gerechte Anſprüche derſelben geſchützt werden, wofür dieſe allerdings ſchöne Summen bezahlen müſſen.‘“

„Alſo eine Art Gefängniß ohne Rechts- und Urtheilsſpruch, bei dem die Begnadigung auf eine oder die andere Art von dem bezahlten Willen des Herrn Doktor Narder abhängt — wer weiß, Großmutter,“ ſagte Ana-

tole lebhaft, „ob jener Morel nicht auch auf ähnliche Weiſe dort gefangen ſitzt?“

„Ich habe mir das nie anders gedacht — ſeit Du mir von ihm geſagt.“

„O, es iſt klar wie der Tag — er allein weiß um das Geheimniß dieſer Zettel, ein Geheimniß, welches für meinen geehrten Chef wohl ſo unangenehmer Art iſt, daß er Alles anwendet, um daſſelbe verborgen zu halten, was ihm wahrſcheinlich ſeit langen Jahren gelungen iſt. Schließlich braucht dieſer arme Morel nur noch zu ſterben — und es hat allen Anſchein, daß er den Sommer nicht mehr erlebt — und Alles wäre für Herrn von Martini in Ordnung — halt! da kommt mir noch ein Gedanke,“ ſetzte er haſtig hinzu — „jene — haben ſich heute in den Beſitz dieſes Geheimniſſes geſetzt, welches allein noch in dem vielleicht etwas mangelhaften Gedächtniß jenes Unglücklichen lebt — das er ihnen wohl abſichtlich vorenthielt — wäre es nun nicht denkbar, daß ſie jetzt, wo ſie ihn nicht mehr gebrauchen, den Verſuch machten, ſich ſeiner zu entledigen?“

„Anatole — wer wird ſolche Gedanken hegen?“

„Warum nicht, Großmutter; dieſer Morel ſteht ihnen jetzt im Wege und bleibt ihnen lebend immer gefährlich; könnte er nicht in einem lichten Augenblicke Jemanden ſein Geheimniß anvertrauen? — ja, hat er nicht ſchon

von Trommel, über die statt des Kalbfells eine feuchte Schweinsblase gespannt ist, in deren Mitte man ein Stück Rohr aufrecht festbindet. Sowie nun die Hand an diesem Rohre auf- und abgleitet, entstehen sonderbare, wenn auch nicht gerade sehr musikalische Töne. Mir rief der erste Anblick der Zambomba in Spanien aufs Lebhafteste heimathliche Erinnerungen ins Gedächtniß; auch bei uns am Niederrhein haben die Kinder ein ähnliches Instrument, welches aber „Brummtopf" genannt wird, freilich nicht so wohlklingend wie das spanische „Zambomba." Außer dem Geklimper der Guitarren auf dem Jahrmarkt selbst war ich überrascht, auch noch andere Musik auf dem Weihnachtsmarkt zu hören, die einer Drehorgel nämlich, welche von einem kleinen Manne getragen wurde, dessen abgeschabter und verblichener Anzug ehedem eine französische Uniform gewesen zu sein schien. Daß die Orgel französischen Ursprungs sei, das unterlag keinem Zweifel, oben im Kasten nämlich sah man zwei kleine Figuren, den großen Kaiser, sowie eine Dame, die Kaiserin Marie Louise, die von einander wehmüthigen Abschied zu nehmen schienen, denn jetzt hoben Beide die Hände in die Höhe und dann wandte Napoleon mit einem Ruck den Kopf auf die Seite; dazu spielte die Orgel eigentlich höchst unpassend die Marseillaise und das Lied der Girondisten mit seinem schönen Refrain:

„Mourir pour la patrie."

Die Spanier schienen übrigens von dieser Orgelmusik wenig Notiz zu nehmen, und der arme Franzose war sehr überrascht und dankbar, als wir ihm ein Paar kleine Silbermünzen in die Hand schoben.

Auf einem unserer Spaziergänge am andern Tage trafen wir auf eine kleine, ziemlich versteckt liegende Kirche, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, weil sich vor dem Portal ein großer Haufen Volks befand und weil in den benachbarten Gassen lange Reihen schwarzbrauner Tartanen standen, Kutscher und Bediente in tiefer Trauer, und an deren Spitze ein mit weißen Rosen

bei mir den Anfang dazu gemacht? — — — — Und dieses Geheimniß, ist es nicht für uns so wichtig?“ sagte er schmerzlich bewegt, „nicht in vielleicht eigennütziger Art, wie es für jene ist — nein, wenn ich Kenntniß davon erhalten könnte, so wäre es ja nur, um vor den Augen der Welt das Andenken meines Vaters wieder glänzend herzustellen, und das ist unsere Schuldigkeit, und um dazu zu gelangen, müssen wir alle Mittel anwenden, erlaubte und unerlaubte.“

„Und wird es ein Mittel geben, wodurch wir zu einem günstigen Ziel gelangen?“

„Ich kenne keines — aber es wird uns einfallen, Dir wird es einfallen, Großmutter, Dir mit Deinem scharfen Verstande — o, wir müssen einen Weg finden, um unsern Zweck zu erreichen, welcher so klar vor Augen liegt, wir müssen es zu ergründen suchen, auf welche Art jener Morel mit den beiden Brieftaschen und mit Jenen im Zusammenhang steht.“

Die alte Frau legte sanft ihre Hand auf die Schulter ihres heftig erregten Enkels.

„Ja, laß uns das überlegen,“ sagte sie nach einer Pause, „aber zu einem glänzenden Resultate gelangen wir nicht im ersten stürmischen Anlaufe. Du hast vorhin von meiner Klugheit gesprochen — wenn ich wirklich welche habe, so will ich sie zu ruhiger Ueberlegung an-

wenden, und wenn es auch vielleicht ſchwierig iſt, ſo iſt es doch nicht unmöglich, auf eine unverdächtige Art zu jenem Herrn Morel zu bringen, und gerade die Schwierigkeit, die ſich vor uns erhebt, ſoll unſeren Muth und unſere Ausdauer reizen — doch jetzt genug von dieſer Sache, laß die Falten von Deiner Stirne verſchwinden und ſprechen wir von etwas Anderem."

Bei etwas Anderem nun, wovon Anatole bereitwillig mit ſeiner Großmutter ſprach, war er nicht ſo ganz rückhaltlos und offenherzig, wie er ſonſt zu ſein pflegte, allerdings erwähnte er leichthin einer Unterredung, die er mit der Tochter ſeines Prinzipals gehabt, er erzählte auch dabei, wie das ſchöne junge Mädchen einen gewiſſermaßen herzlichen Antheil an ihm zu nehmen ſchien, und warf dann wie im Scherz die Bemerkung hin: „Ich muß Dir ſchon geſtehen, Großmutter, daß es mir eigentlich ganz recht iſt, wenn Anna von Martini durch eine Heirat unſer Haus verläßt — denke Dir nur das Unglück, wenn ich mich in ſie verliebt hätte."

„Ich würde allerdings darin ein Unglück ſehen," gab Madame Reveillot ruhig zur Antwort, „doch noch ein viel größeres, wenn das junge Mädchen auch Dir in dieſem Falle ihre Zuneigung zuwenden würde."

„Wie ſo, Großmutter?"

„Nun weil ich Dich im anderen Falle für verſtändig

genug hielte, eine so thörichte Leidenschaft mit aller Gewalt zu unterdrücken."

„Ja, oder das Haus zu verlassen," sagte er halblaut. — — — „Was meinst Du, Großmutter," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen, wie um dieses Gesprächsthema zu ändern, fort, „soll ich heute Nachmittag wieder auf das Comptoir gehen und gerade so thun, als sei nichts vorgefallen, oder hältst Du es für besser, wenn ich morgen früh mit einem sehr ernsten Gesichte vor Herrn Ringel hintrete?"

„Ich muß Dir unbedingt zu Ersterem rathen; in Anbetracht des Zieles, welches wir erreichen wollen, müssen wir uns bemühen, der Geschichte mit der Brieftasche durchaus keine Wichtigkeit beizulegen — meine Ansicht ist, Du gehst wie gewöhnlich auf Dein Comptoir, Du sprichst, wenn sich die Gelegenheit bietet, unbefangen mit Herrn Ringel und, wie Du bisher immer gethan, ehrfurchtsvoll mit Deinem Prinzipal, und Du erwähnst nichts von dem, was hier geschehen, bis man für gut findet, das Gespräch darauf zu bringen — dann —"

„Halt, Großmutter!" sagte Anatole mit einem schlauen Blicke, „laß mich hören, ob ich vollkommen in Deine Absichten eingedrungen bin? — in dem Falle würde ich Herrn Ringel oder Herrn von Martini zur Antwort geben, es sei eine Versäumniß von mir, ihnen die Brief-

taſche mit den ſechs Zetteln — die Letzteren hätte ich geſtern zufällig wieder gefunden — nicht ſogleich überbracht zu haben. — In gleichgültigem Tone würde ich hinzuſetzen, ich hielte die ganze Geſchichte für den Scherz eines müßigen Kopfes und ſei überzeugt, daß auch mit den Notizen, die ich von Dir erhalten, die ihrigen in keinen vernünftigen Zuſammenhang gebracht werden können."

„Ganz vortrefflich," ſagte Madame Reveillot, „und da ich unterdeſſen heute Nachmittag Zeit zur Ueberlegung habe, ſo hoffe ich Dir heute Abend eine genügende Mittheilung machen zu können."

Darauf hielten Beide ihr einfaches Mahl, dann ging Anatole auf ſein Comptoir und ergriff dort eine paſſende Gelegenheit, um ſich ſo unbefangen wie möglich an das Pult des alten Buchhalters zu begeben. Dieſer befand ſich aber augenſcheinlich in einiger Verlegenheit, und obgleich er bei der Annäherung des jungen Fontenay mit einem ſehr wichtigen Eintrag in die Bücher beſchäftigt zu ſein ſchien, ſo entging es dem Erſteren doch nicht, daß Herr Ringel zuweilen mit der Schnelligkeit des Gedankens einen Blick auf ſein Geſicht warf. Da aber die Züge Anatole's nicht nur gänzlich unbefangen, ſondern auch freundlich wie immer erſchienen, ſo legte der Andere endlich die Feder nieder, um Anatole ſeine volle Aufmerkſamkeit zuzuwenden:

das Geſchäftliche zwiſchen Beiden war in einigen Minuten abgethan und dann fragte der alte Buchhalter mit einem unbefangen ſein ſollenden aber in der That etwas verlegenen Blick: „Nun, Herr Fontenay?“

Anatole gab zur Antwort: „Nun, Herr Buchhalter,“ und ſetzte nach einer abſichtlichen Pauſe lächelnd hinzu: „Sie haben ſich da viel unnöthige Mühe gegeben?“

„Hm — hm, wie man's nimmt — wie man's nimmt. — Sehen Sie, mein lieber Herr Fontenay,“ — hier huſtete er verlegen hinter der vorgehaltenen Hand, „Madame Reveillot, Ihre verehrte Großmutter, wird Ihnen klar gemacht haben, wie ſich alles das begeben — nicht wahr, vollkommen klar?“

„Gewiß, Herr Buchhalter, vollkommen klar, und deßhalb ſagte ich vorhin, Sie hätten ſich viele unnöthige Mühe gegeben — ich fand nämlich dieſe unbedeutenden Papiere geſtern Abend und vergaß, ſie Ihnen heute Morgen mitzubringen.“

Bei dieſen Worten ſah der junge Mann ſo unbefangen aus, daß der alte Buchhalter unſichtbar und unhörbar einen tiefen Athemzug der Befriedigung that, worauf ihn ein ſo angenehmes Gefühl der Beruhigung überſchlich, daß die häufig auf- und abſteigenden Wagſchalen ſeiner Gedanken nach und nach wieder in's Gleichgewicht kamen, was er dadurch ſichtbar werden ließ, daß er, wie er nur

Königliche Staatsbibliothek

bei ruhiger Gemüthsſtimmung zu thun pflegte, bald die rechte, bald die linke Hand von ſich abſtreckte — Soll und Haben: in erſteres buchte er ſeine Pfiffigkeit, mit der er in den Beſitz der koſtbaren Notizen gelangt war, in die andere die Harmloſigkeit dieſes jungen Menſchen — „unnöthige Mühe, ſagten Sie vorhin; ei, ganz richtig, ich glaube auch in der That, daß es ganz unnöthige Mühe geweſen iſt — es war eine Grille, eine Laune, dieſe Zettel einmal durchzuſehen; das habe ich denn gethan, und ehrlich geſagt, nichts Geſcheidtes darin gefunden."

„Auch in der Zuſammenſetzung mit Ihren Zetteln nichts?" fragte Anatole in einem ſo offenen, rückhaltsloſen Tone, daß die Spur von Mißtrauen, welche auf den Zügen des alten Mannes raſch erſchien, eben ſo ſchnell wieder verſchwand.

„Ah, auf unſeren Zetteln — auf meinen Zetteln — natürlich Madame Reveillot hat Ihnen davon erzählt — natürlich — ich vergaß damals das zu thun, oder hätte ich Ihnen doch etwas davon geſagt?"

„Genau kann ich mich nicht erinnern, doch iſt es mir, als hätten Sie in der That früher einmal von einer grünen Briefta[illegible]che geſprochen."

„Hm, — nun es kann wohl ſein — — — — ja, mein lieber Herr Fontenay, Sie haben ganz recht, es iſt

eine ſolche Verwirrung in dieſen Notizen, daß alle ſieben Weiſen Griechenlands vergeblich einen Sinn darin ſuchen würden — ich habe es auch bei Seite gelegt."

„Das Geſcheidteſte, was man wohl thun kann — ich warf heute einen flüchtigen Blick in das, was meine Großmutter aufgeſchrieben und bin nun ganz Ihrer Anſicht, Herr Buchhalter — ich mache mich anheiſchig, Zettel und Brieftaſche zu verſpeiſen, wenn Erſtere zu einem vernünftigen Satze zuſammenzuſtellen ſind."

Der Buchhalter lächelte pfiffig und dachte bei ſich, das glaube ich Dir auf's Wort, mein harmloſer, junger Menſch. Dann ſagte er nach einer Pauſe, während welcher er ihn mit einem ganz beſonders ausdrucksvollen Blicke betrachtete, indem er ſeinen Mund zutraulich dem Ohre des jungen Mannes näherte: „Wie Vieles bleibt überhaupt in dieſer Welt uns unverſtändlich und unbegreiflich — — — — Sie wiſſen, mein lieber Herr Fontenay, daß ich Sie ſchätze und großes Vertrauen zu Ihnen habe."

Anatole ſah ihn fragend an und ſeine Mienen zeigten den Ausdruck des Erſtaunens, als er nun bemerkte, wie Herr Ringel mit dem Daumen der rechten Hand über ſeine Schulter nach dem Wohnhauſe des Bankiers wies und dazu in einer höchſt verſchlagenen Manier, die man

ſonſt nicht an ihm gewohnt war, ſein linkes Auge zukniff — — wiſſen Sie ſchon?“

„O ja, Herr Ringel,“ entgegnete Anatole, — „ich erfuhr es vor einigen Tagen, daß Fräulein Anna Braut iſt.“

„Das auch, das auch, aber es iſt nicht das, was ich meinte,“ fuhr der Buchhalter mit einem ſo ſcharfen und forſchenden Blick auf das Geſicht des Anderen fort, daß es dieſen hätte aufmerkſam machen müſſen, wenn er nicht zufällig dorthin geſehen hätte, wohin der alte Buchhalter mit ſeinen Fingern gezeigt.

„Dann verſtehe ich Sie nicht, Herr Ringel.“

„Glaub' es wohl, hängt aber damit zuſammen — dem A folgt das B im Leben wie im Alphabet, und was ich Ihnen jetzt anvertrauen will, hängt mit der Brautſchaft zuſammen — anvertrauen iſt das richtige Wort, und Sie können daraus ermeſſen, wie hoch ich Ihre guten Eigenſchaften ſchätze, mein lieber Herr Fontenay.“

Derſelbe forſchende Blick traf bei dieſen Worten die Züge Anatole's, welcher in dieſem Augenblicke eine außergewöhnliche Aufmerkſamkeit zeigte.

„Sie waren ja Vormittags im Kabinet des Herrn von Martini?“

„Gewiß, und wurde dort eingeſchloſſen — was Sie ja ganz genau wiſſen.“

„Sahen Sie vielleicht vorher zufällig Fräulein Anna?“

„Vorher?“ dachte Anatole — „darauf kann ich mit gutem Gewiſſen nein ſagen,“ und er antwortete alſo im Tone der Wahrheit „nein“.

„Ich ſah das Fräulein, nachdem Sie das Haus verlaſſen, und wenn ſie mir auch ein Bischen erregt erſchien, ſo bot ſie mir doch in gewöhnlicher Weiſe einen guten Tag, ja ſie ſagte auf Wiederſehen, Herr Ringel, was darin ſeinen Grund hatte, weil ich ſchon ſeit langer Zeit Mittwochs, wie heute gleich nach dem Mittageſſen, zum Prinzipal zu gehen pflege, und dann meiſtens im Eßzimmer zu einer Taſſe Kaffee eingeladen werde. Als ich nun, ehe ich hieher kam, dorthin ging, empfing mich Frau Fichtner mit der Nachricht, Herr von Martini ſei plötzlich verreist und habe Fräulein Anna mitgenommen.“

„Ah, das iſt ja wohl unmöglich — ohne irgend eine Vorbereitung.“

„Pah, mein lieber Herr Fontenay — bei dieſen vornehmen und reichen Leuten iſt Alles möglich: man läßt anſpannen und was man nicht mitnehmen kann, läßt man nachſenden — aber wie ich ſehe, hat Sie das nicht minder überraſcht als vorhin mich ſelber — gewiß, mein junger Freund, es hat Sie ganz außerordentlich über-

raſcht, denn Sie machen ja ein Geſicht, als ſähen Sie Geſpenſter vor ſich."

Anatole faßte ſich, ſo gut ihm das möglich war, doch bebte ſeine Stimme immerhin ein wenig, als er zur Antwort gab: „Ueberraſcht allerdings, doch nicht ſo ſehr, wie Sie glauben, Herr Ringel — ich kann mich nicht rühmen, Herr Buchhalter, im Hauſe des Prinzipals ſo zu ſtehen, um von dergleichen Ereigniſſen vorher in Kenntniß geſetzt zu werden."

„Ja, ja, möglich — wahrſcheinlich — aber Madame Reveillot, Ihre Großmutter, welche gerade jetzt mit drüben einen ſtarken Verkehr hat, hätte doch etwas davon wiſſen und es Ihnen vielleicht mittheilen können."

Anatole hatte ſich indeſſen ſoweit geſammelt, daß er mit einem Lächeln auf den Lippen zur Antwort geben konnte: „Ich ſah ſie heute Mittag nur kurze Zeit, vielleicht daß ſie mir heute Abend etwas darüber erzählt, und will ich alsdann gewiß nicht ermangeln, es Ihnen morgen früh mitzutheilen."

„Ganz gelegenheitlich — ganz gelegenheitlich — es intereſſirt mich nur inſoferne, als es mir auffallend war, daß der Prinzipal gerade jetzt, wo er mit Wichtigem beſchäftigt iſt, ſo plötzlich ſeine Reiſe unternimmt und ſich in dieſer Jahreszeit von Fräulein Anna begleiten läßt."

geſchmückter Leichenwagen. Wir verſuchten es, durch die Menſchenmenge zu dringen und das Kirchenportal zu erreichen, was uns auch gelang, denn die Spanier, unbedingt das höflichſte Volk der ganzen Welt, machten bereitwilligſt Platz, da ſie wohl ſahen, daß wir Fremde waren. An dem Portale ſtand ein Kirchendiener, der uns mit einer freundlichen Handbewegung einlud, näher zu treten und einen ſchweren Thürvorhang aufhob. Wir traten in die Kirche, blieben aber aufs Höchſte überraſcht auf der Schwelle ſtehen. Es wurde hier ein Traueramt gehalten; das Schiff der Kirche ſowie Seitengänge und Chor waren mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen; auf dem letztern, welches etwas erhöht war, befand ſich ein zahlreiches Orcheſter und ein ſtarker Sängerchor, welche ein Requiem aufführten, deſſen ergreifende traurige Klänge tief zu Herzen drangen. Zuweilen ſetzte die Orgel mit gewaltigen Accorden ein und dann fiel ein unſichtbarer Sängerchor droben klagend ein. In dem Schiffe aber befanden ſich Hunderte der größten und ſtärkſten Wachskerzen, die einen Sarkophag zu umgeben ſchienen, deutlich konnten wir das auf unſerem Platze an der Thüre nicht ſehen, denn der Glanz der unzähligen Lichter und der Qualm, der über ſie emporſtieg, blendete unſer Auge und ließ die Blicke nicht durchdringen. Auch jetzt waren die Zuſchauer ſo freundlich uns langſam vorzuſchieben, ſo daß ich endlich ganz in die Nähe des Sarkophages kam, trat aber faſt erſchreckt einen Schritt zurück, — — denn ſo dicht vor mir, daß ich ſie mit der Hand erreichen konnte, erhob ſich eine Erhöhung, ein Lager mit reichen ſchwarz ſammtenen Decken überhängt, deren ſilberne Franſen auf den Boden reichten, und auf dieſem Lager ruhte ein junges, wunderſchönes todtes Mädchen. Ihr Geſicht war wie von weißem Wachs, die Augen geſchloſſen und die langen ſchwarzen Wimpern ſo ruhig geſenkt, daß man hätte glauben ſollen, ſie ſchlafe nur. Auch von den feinen Lippen hatte die Hand des Todes noch nicht die friſche Röthe weggeſtreift. Wie man uns ſagte, gehörte die Verſtorbene einer der erſten Familien Valencias an, war 16 Jahre alt geworden und

„Wohin er gegangen iſt, wiſſen Sie nicht?“ fragte Anatole im gleichgültigſten Tone, der ihm möglich war.

„Nein, ſein eigener Kutſcher hat ihn auf die Poſtſtation nach Bergheim gebracht, wo ſich bekanntlich vier Landſtraßen kreuzen — an ſich iſt die Sache am Ende nicht wichtig,“ ſchloß Herr Ringel, indem er ſein großes Buch öffnete, „und ich habe Ihnen nur zeigen wollen, mein lieber Herr Fontenay, welches Vertrauen ich in Sie ſetze, daß ich mit Ihnen, einem ſo jungen Manne, über Sachen ſprach, welche nicht unſere Comptoirgeſchäfte betreffen — ich hoffe, mich in Ihnen nicht getäuſcht zu haben.“

Anna mit ihrem Vater fort — ſo plötzlich abgereist! — Wie unbehaglich, wie ſchmerzlich war ihm dieſer Gedanke, wenn er auch weit entfernt war, Luftſchlöſſer zu bauen auf die Leidenſchaft dieſes jungen Mädchens für ihn, wenn er ſich auch ſelbſt geſtehen konnte, nichts gethan zu haben, was ihn verhindert hätte, dem Vater Anna's mit gutem Gewiſſen entgegenzutreten — ja wenn er ſich auch ſagen durfte, daß er dieſe glühende Zuneigung, welche ihn in anderen Verhältniſſen überaus glücklich gemacht haben würde, ſo aufgenommen, ja derſelben ſo entgegengetreten war, wie er als Mann von Ehre und Gewiſſen zu thun verpflichtet geweſen, ſo konnte er doch nicht wiſſen, wie weit Anna dem Vater gegenüber in

ihrer Leidenſchaftlichkeit gegangen, in welchen Farben ſie ihr Verhältniß zu ihm, welches eigentlich gar kein Verhältniß war, ausgemalt, und wie er nun in Folge deſſen Herrn von Martini als pflichtvergeſſener, leichtſinniger, eitler, junger Menſch erſcheinen mußte — wenn jener nicht Schlimmeres von ihm dachte.

Es geſchah ihm heute zum erſten Male, daß er einen Auszug falſch abſchloß und daß er in einem Briefe ganz andere Dinge ſagte, als er eigentlich wollte. Noch nie hatte er ſich ſo nach dem Schluſſe der Comptoirſtunden geſehnt, wie heute, und faſt noch nie hatte es ſo viel zu thun gegeben, wie an dieſem Tage, und ſo war es ſchon acht Uhr geworden, als er in das Zimmer ſeiner Großmutter trat.

Anatole hatte ſich vorgenommen, der Abreiſe Anna's nur in gleichgültigem Tone vorübergehend zu erwähnen, um zu ſehen, welchen Eindruck ſie auf Madame Reveillot machen würde. Dieſer Eindruck war nun kein bedeutender, was aber daran zu liegen ſchien, daß die alte Frau mit anderen, für ſie wichtigeren Gedanken beſchäftigt war: ſie hatte Beſuche gemacht, wie Anatole an ihrer Kleidung ſehen konnte.

„Herr von Martini," warf ſie leicht hin, „hat es von jeher geliebt, nicht viel über Dinge zu reden, die er ſich auszuführen vorgenommen, er wird mit ſeiner

Tochter irgend einen Verwandten beſuchen, was ich bei der bevorſtehenden Heirat derſelben ganz begreiflich finde."

„Ja, ja, man kann das begreiflich finden, aber ſelbſt Herr Ringel war erſtaunt über dieſe plötzliche Abreiſe."

„Herr Ringel wird auch nur das erfahren, was ſein Prinzipal ihm mitzutheilen für gut findet, das heißt, was die Privatverhältniſſe anbelangt, wogegen ſie allerdings in geſchäftlicher Beziehung ſo feſt zuſammen hängen mögen, daß Einer ohne den Andern gar nicht gedacht werden kann. Dieſer Gedanke iſt mir, als Du fortwarſt, beſtändig im Kopfe herumgegangen, und ich hatte mir ſchon vorgenommen, den Vater Deines Freundes Werder zu beſuchen, welcher beſonders in früheren Jahren mit Herrn Ringel verkehrte — vielleicht, dachte ich, im Laufe der Unterhaltung Dieſes oder Jenes zu erfahren, was uns bei jener Angelegenheit, die mein ganzes Denken einnimmt, von Nutzen ſein könnte, doch fürchtete ich auch wieder durch Nachforſchungen Verdacht zu erregen und unterließ deßhalb dieſen Beſuch."

„Vielleicht hätte das doch nicht ſchaden können, denn ſo viel ich neulich von meinem Freunde Werder erfahren, ſteht deſſen Vater mit dem Buchhalter ſeit einiger Zeit in einem ziemlich geſpannten Verhältniſſe."

„Das bleibt uns immer noch, doch habe ich einen anderen Plan gefaßt, und der iſt ſo eigenthümlich, ja ſo abenteuerlich, daß Du ihn Deiner alten Großmutter kaum zutrauen wirſt.“

„Warum nicht?“ ſagte Anatole lächelnd — „o Du biſt voller Phantaſie, und was Deine Ideen anbelangt, ſo findet ſie ja Jedermann praktiſch und originell.“

„Du wirſt einſehen, Anatole, daß es für uns das Wichtigſte iſt, wenigſtens den Verſuch zu machen, mit jenem Herrn Morel in Verbindung zu treten.“

„Gewiß, aber es hat die allergrößten Schwierigkeiten — auch ich dachte ſchon daran, unter irgend einem Vorwande noch einmal die Privat-Anſtalt in der Parkſtraße zu beſuchen — wer weiß, ob mir das Glück nicht günſtig wäre, Herrn Morel wieder zu ſehen?“

Madame Reveillot ſchüttelte leicht ihren Kopf, dann ſagte ſie, „nein, nein, davon verſpreche ich mir nicht viel — jener Doktor iſt mir als ungemein vorſichtig, als ſchlau und verſchlagen geſchildert worden; Dein Beſuch ohne einen ihm einleuchtenden Vorwand müßte ihm verdächtig erſcheinen — Du biſt ihm jetzt bekannt als Diener des Hauſes Martini, er würde Deines Beſuches dort nicht unerwähnt laſſen, und nach dem, was heute bei uns hier vorgefallen, würde der arme Morel, wenn das nicht jetzt

ſchon geſchieht, doch gewiß künftig, unter ſiebenfachen Schlöſſern gehalten."

„Du haſt recht — es geht allerdings nicht."

„Von meinem Plane dagegen wirſt Du entzückt ſein," fuhr Madame Reveillot mit einem Aufleuchten ihrer ſchönen Augen fort; „dabei werde ich ganz allein handeln, und ich will doch einmal ſehen, ob eine Kunſt, die ich in meiner Jugend oft geübt, für die man mir ein großes Talent zuſprach, bei mir noch vorhanden iſt."

„Welche Kunſt, Großmutter? — ich bin ganz erſtaunt, — ich habe Dich immer für ſehr talentvoll gehalten, aber von einer Kunſt, die Du früher ausgeübt, haſt Du mir niemals das Geringſte mitgetheilt."

„Ja, ja," erwiederte Madame Reveillot, träumeriſch vor ſich niederblickend, „ich habe Dir davon noch nichts geſagt, wie von Manchem, was Du vielleicht ſpäter doch noch erfahren wirſt — jene Kunſt nun, die ich in meiner Jugend ausgeübt zu meinem und anderer Leute Vergnügen im Kreiſe heiterer Geſpielinnen, war die Schauſpielkunſt."

„Ei, ei, Großmutter," ſagte Anatole, laut und herzlich lachend, „Du warſt eine Schauſpielerin?"

„Nicht eigentlich das, was man ſo nennt — wir hatten ein — wir hatten ein Liebhabertheater."

„In einem ſo kleinen Städtchen?"

„Ah, in Frankreich, Anatole," erwiederte Madame Reveillot mit großer Wichtigkeit, „da liebt man es ſehr, ein wenig Komödie zu ſpielen — haſt Du nie gehört, daß alle Franzoſen und Franzöſinnen mehr oder minder geborene Schauſpieler oder Schauſpielerinnen ſind? und darauf gründet ſich mein Plan: ich will nämlich dem Herrn Doktor Narder eine Komödie vorſpielen, die ihm als die ernſteſte Wahrheit erſcheinen ſoll."

„Erkläre Dich doch deutlicher."

„Laß mir mein Geheimniß, es wird das unſerer Sache nur nützen — aber um meinen Plan ausführen zu können, muß ich Dich auf einige Tage verlaſſen, es können auch möglicherweiſe einige Wochen daraus werden. — Louiſon wird auf's Beſte für Deine Bedürfniſſe ſorgen."

„Ohne daß ich weiß, wohin Du gehſt?" fragte Anatole mit einiger Aengſtlichkeit — „nein, nein, Großmutter, das dulde ich nicht, es könnte Dir etwas Unangenehmes zuſtoßen, und ich wäre nicht im Stande, zu Deiner Hülfe herbeizueilen."

„Auch daran habe ich gedacht; für alle Fälle aber nimm dieſes Schreiben, verſprich mir jedoch, es nicht eher zu leſen, als an dem auf dem Umſchlage bezeichneten Tage — hoffentlich bin ich aber früher zurück und alsdann denke ich, daß wir über den Inhalt dieſes Schrei-

bens ſowie meine unterdeſſen erlebten Abenteuer recht herzlich lachen werden.“

„Ah, Großmutter, Du hältſt mich für ein Kind, oder Du mißtrauſt mir.“

„Keines von Beiden, mein lieber Anatole — ich will nur, daß Du Dich ſo unbefangen wie bisher Deiner Umgebung zeigſt; dieſe Unbefangenheit aber würde ich Dir nehmen, wenn ich Dir jetzt ſchon etwas von dem Plane mittheilte; ich mache eine kleine Reiſe, das muß Dir für heute genügen, und daſſelbe darfſt Du Anderen ſagen, doch nur in dem Falle, daß nach mir gefragt wird. — Doch wer ſollte nach mir fragen, vielleicht Fräulein Anna würde es gethan haben, und deßhalb bin ich erfreut darüber, daß ſie mit ihrem Vater verreist iſt.“

„Großmutter, Großmutter!“ ſagte Anatole, indem er ſcherzhaft drohend ſeinen Zeigefinger emporhob, „vielleicht weißt Du etwas Näheres über jene Reiſe, und die Deinige hängt damit zuſammen — doch nein, nein,“ ſagte er, plötzlich wieder ernſt werdend, „ich ließ mich da zu einer heiteren Aeußerung hinreißen und habe doch gar keine Urſache dazu — Du blickſt mich ſo ernſthaft an, oder hätte ich am Ende doch recht gehabt mit dem, was ich im Scherze geſagt: wüßteſt Du vielleicht, was Herrn von Martini zu dieſer plötzlichen Reiſe veranlaßt?“

„Laß jetzt alle Nachforſchungen, Anatole, wenigſtens ſo lange, bis Du welche für dringend nothwendig hältſt — es könnten vielleicht Umſtände eintreten, aus denen Du das erſiehſt, dann gehe zu Herrn Planchin, theile ihm das Nöthige mit, worauf er Dir den beſten Rath geben wird.“

„Alſo Herr Planchin iſt in Dein Geheimniß eingeweiht?“

„So weit als ich es für nöthig hielt — wenigſtens kennt er das Ziel meiner Reiſe, und da Du weißt, welch' braver Mann er iſt, ſo wird es auch für Dich eine Beruhigung ſein.“

„Und könnte ich dieſe Reiſe nicht für Dich beſorgen?“

„Für dieſes Mal nicht; auch darfſt Du nicht außer Augen laſſen, daß es auffallen müßte, wenn Du gerade jetzt um einen Urlaub nachſuchteſt.“

„Nun denn — ſo will ich nicht weiter fragen; aber bleibe mir nicht zu lange aus, und wenn es Dir möglich iſt, gib mir recht bald Nachricht von Dir.“

„Durch Herrn Planchin vielleicht, und wird er Dich alsdann aufſuchen.“

„So ſoll ich nicht in einigen Tagen zu ihm hingehen?“

„Nein, nur in dem Falle, daß etwas ganz außerordentlich Wichtiges geſchähe.“

Nach dieſen Worten trat die alte Frau vor Anatole hin und hielt mit ſanfter Gewalt ſeinen Kopf, den er heftig zu ſchütteln begonnen, mit beiden Händen feſt, dann küßte ſie ihn auf die Stirne und ſagte ihm gute Nacht.

Fünftes Kapitel.

Vor dem Thore der Privat-Anſtalt des Doktor Narder hielt ein einfacher Wagen, dem zwei Perſonen entſtiegen, ein alter Mann und eine alte Frau. Erſterer war mit einer wohlhabenden Sorgfalt angezogen, die zweite auch ſauber und anſtändig, doch beſtanden ihre Kleider aus ziemlich groben Stoffen und waren von dem Schnitte, wie ſie auf dem Lande getragen wurden.

Der alte Mann ließ die Frau vorausgehen, nachdem das Thor geöffnet worden war, worauf ſich die Pförtnerin anſchloß und die Beiden nach dem Zimmer des Arztes begleitete. Dieſes betrat aber der alte Herr allein, während die Frau von der Pförtnerin in ein kleines Nebenzimmer geführt wurde, wo ſie ſich in mitleidiger Weiſe bemühte, dieſelbe zu unterhalten, was ihr aber nicht recht gelingen wollte, denn die alte Bäuerin nickte nur zuweilen mit dem Kopfe, lächelte hie und da ein wenig, und ihre ganze Antwort, die ſie ohne beſonderen Sinn auf die betreffende Frage von ſich gab, beſtand in den Worten:

als Braut gestorben. Ihr reiches schwarzes Haar trug auch den Myrthenkranz und einen langen Schleier, der um ihren Körper herumfloß und den sie auf der Brust zwischen den zusammengefalteten Händen hielt. Die ganze Feierlichkeit war ergreifend und wir verließen so tiefbewegt die Kirche, als hätten wir es gekannt, das arme Mädchen, welches in Fülle der Jugend, des Glückes und der Schönheit so unerbittlich dahin gerafft wurde. An der Thüre warf ich noch einen Blick zurück, und sah es noch einmal, das schöne Gesicht der Todten. Lichterglanz und Rauch bildeten einen Baldachin über ihrem Haupte und der letztere ward oben angestrahlt von einem Streiflicht der Sonne, welches durch ein unverhülltes Fenster drang und den obern Theil der dunklen Kirche so mit glänzendem Lichte erfüllte, daß ein Paar goldene Engelsfiguren über der Kanzel in dem wehenden Rauche und dem hellen Schein wie lebend erschienen und sich herabbeugten über das schöne Gesicht der armen Gestorbenen.

Diese Art, die Todten in der Kirche auszustellen, ist in Valencia allgemein gebräuchlich und man kann fast keine Kirche betreten, ohne nicht oft auf abschreckende Weise an die Sterblichkeit erinnert zu werden.

Schon seit mehreren Tagen hatten wir dem kleinen Dorfe Grao, der Rhede von Valencia — einen Hafen kann man sie nicht nennen — unsern Besuch zugesagt. Mit der Eisenbahn fährt man in ein Paar Minuten dahin, doch ist das Warten auf die Abfahrt über die bestimmte Zeit hinaus etwas unangenehm. Mir schien es fast wie ein Omnibus, wo es erst losgeht, wenn alle Plätze besetzt sind. Die Wagen dieser Eisenbahn, meistens in Norddeutschland erbaut, sind auch fast wie die dortigen eingerichtet und recht elegant. Endlich wurde mit einem großen Aufwand von Lärmen der Angestellten und Pfeifen der Locomotive das Zeichen zur Abfahrt gegeben und dann brausten wir dahin, um in viel weniger als $^1/_4$ Stunde wieder anzuhalten, da wir Grao erreicht hatten. Es ist dies ein gänzlich unbedeutendes Dorf, dessen Häuser,

„Wenn Ihr recht krank ſeid, ſoll es mich freuen, denn dann weiß ich auch, warum ich da bin.“

Unterdeſſen war der alte Herr bei dem Doktor Narder eingetreten, der ihn wie einen guten Bekannten empfing, ihm beide Hände entgegenſtreckte und deſſen Hand mit einem kordialen Ausdrucke ſchüttelte.

„Ah, Herr Günther,“ ſagte er, „ich freue mich, Sie wiederzuſehen, und habe unterdeſſen Alles aufs Beſte beſorgt, die arme Perſon, welche Sie mir ſo dringend anempfahlen und für welche Sie ſo reichlich im Voraus bezahlten, bekommt ein ruhiges, nettes Stübchen nach dem Garten hinaus, und was die Beſchäftigung für ſie anbelangt, ſo werde ich in Kurzem für ſie zu thun haben — wie nennt man ſie? das heißt mit welchem Namen hört ſie ſich gern nennen?“

„Sagen Sie Frau Gertrud, das iſt ihr am Liebſten.“

„Nehmen Sie Platz, Herr Günther, wenn ich bitten darf,“ ſagte der freundliche Arzt, „ich möchte die Notizen, welche Sie mir neulich über die Kranke gaben, noch einmal raſch mit Ihnen durchgehen, ehe wir ſie ſelbſt ſehen — bitte, ſetzen Sie ſich.“

„Mit Vergnügen, Herr Doktor.“

Der Arzt hatte ſich dicht vor Herrn Günther ebenfalls auf einen Stuhl niedergelaſſen, blickte ihm mit einem herzlichen Ausdrucke in die Augen, wobei er ſeine Hände

auf die Kniee niederſtützte, zuweilen aber die Rechte erhob, um mit dem Zeigefinger derſelben auf eine ſanfte Art den Arm ſowie das Knie des Andern zu berühren.

„Frau Gertrud iſt alſo mit Ihnen verwandt?“

„Ja, ſehr weitläufig, aber trotzdem nehme ich einen ſo innigen Antheil an ihr, als wenn ſie meine Schweſter wäre.“

„Ich begreife das vollkommen, denn Sie ſagten mir neulich ſchon, ſie hätte im Verlaufe langer Jahre Ihrem Hausweſen auf das Aufopferndſte vorgeſtanden und dabei Ihre kranke Frau auf's Zärtlichſte gepflegt.“

„Letzteres auf wirklich rührende Art, und iſt die Erinnerung daran um ſo ſchmerzlicher, da gerade in dieſer Krankenpflege der Anfang von dem Leiden der armen Frau Gertrud zu liegen ſcheint.“

„Eigenthümlich — aber derlei Fälle ſind mir ſchon vorgekommen — es iſt die mildeſte Art von Wahnſinn, und deßhalb hoffe ich auch auf baldige und gründliche Heilung — und die Symptome derſelben zeigten ſich gleich nach dem Tode Ihrer Frau?“

„Kurze Zeit nachher, doch ſchrieben wir anfänglich die Verſchloſſenheit Gertrud's, ihr ſichtbares Leiden, ihr Zurückziehen von aller Geſellſchaft dem tiefen Schmerze um die Verſtorbene zu, welche ſie wie eine Schweſter geliebt. Dabei war es uns nur auffallend, daß Gertrud,

welche für alles Uebrige höchſt gleichgültig war, bald mich, bald meine Kinder, bald Knechte und Mägde auf die angelegentlichſte Art fragte, ob wir uns auch recht wohl fühlten, ob wir über unſere Geſundheit zu klagen hätten, wobei aber ſeltſamer Weiſe ihre ſtille Gleichgültigkeit in förmliche Traurigkeit überging, ſo bald wir ſie verſicherten, daß wir uns ganz vortrefflich befänden. Da erkrankte mein älteſter Enkel an den Maſern, der Arzt, welcher gerufen wurde, erklärte die Sache für ungefährlich, verordnete aber ſorgfältige Pflege, und nun hätten Sie ſehen ſollen, wie ſich von dem Augenblicke an der Zuſtand der armen Gertrud mit einem Male änderte: ſie wurde vergnügt, ja heiter, und widmete ſich dem kleinen Kranken mit einer Sorgfalt, die über alle Beſchreibung geht; nicht nur den Tag über, ſondern auch viele Nächte hindurch ſaß ſie an ſeinem Bettchen; und wenn wir ſie darauf aufmerkſam machten, ihrer eigenen Geſundheit zu ſchonen, ſo ſagte ſie: ‚Das iſt ja gerade meine Geſundheit, wenn ich Jemanden pflegen kann.‘“

„Eine eigenthümliche Idee — aber wie geſagt, dergleichen iſt mir in meiner großen und langjährigen Praxis ſchon vorgekommen.“

„Und ſie hatte recht, die arme Gertrud; die Krankheit Anderer war ihre Geſundheit, und ſo lange ſie Jemanden zu pflegen hatte, war ſie den Umſtänden nach

heiter und vergnügt, umgänglich, mittheilſam, ohne jede fixe Idee. Glücklicher Weiſe aber für uns kamen in meinem Hauſe in den letzten Jahren wenige Krankheiten vor, und ſo verſchlimmerte ſich denn der Zuſtand der armen Frau auf eine für uns ſo beunruhigende Art, daß ich es für meine Pflicht hielt, die Hülfe eines ſo ausgezeichneten Arztes in Anſpruch zu nehmen."

„Ein Vertrauen, das ich hoffentlich rechtfertigen werde, — allerdings ſind die ſogenannten fixen Ideen oft hartnäckiger und auch ſchwieriger zu behandeln, als der laute Wahnſinn — doch nach dem, was ich ſo eben geſagt, werde ich die Kur Ihrer Anverwandten mit der beſten Hoffnung beginnen — weiß ſie ſchon, wo ſie ſich hier befindet?"

„Ja und nein — ſie weiß, daß Sie ein Arzt ſind und daß Sie einem Krankenhauſe vorſtehen — man hat ihr geſagt, Sie hätten ſich an mich gewandt, um für einen ſchwer Kranken in der Perſon meiner Anverwandten eine ausgezeichnete Wärterin zu erhalten, da Sie gehört hätten, wie vortrefflich Frau Gertrud Leidende zu behandeln verſtände."

Doktor Narder nickte mit dem Kopfe, als er ſagte: „Wir wollen in dieſer Richtung mit ihr vorgehen, wobei ich indeſſen nicht ermangeln werde, durch freundlichen, vernünftigen Zuſpruch mildernd auf ihre fixe

Idee einzuwirken; — einen Kranken habe ich auch für ſie."

„Doch keinen, welcher ihrer körperlichen Geſundheit ſchaden könnte?"

„Unbeſorgt, es iſt das ein alter gutmüthiger Narr, der, ohne für ſeine Umgebung im Geringſten unangenehm zu ſein, am unaufhaltſamſten Nachlaß der Kräfte leidet, — es iſt ein Mann von gutem Stande und guter Erziehung, der zuweilen ſogar recht unterhaltend ſein kann, zuweilen etwas aufgeregt, wenn er anfängt, über ſeine Vergangenheit zu phantaſiren, dabei aber gutmüthig wie ein Kind."

„Wir hätten es nicht beſſer treffen können," ſagte Herr Günther, „und ich danke Ihnen von Herzen für Ihre freundliche Bereitwilligkeit — halten Sie Zeitungen?"

„O ja, einige Tagesblätter."

„So bitte ich, ſie dieſe hie und da leſen laſſen zu wollen; ſie iſt daran gewöhnt, und wenn ſie ſich auch mit Politik nicht abgibt, ſo ſtudirt ſie mit einer ängſtlichen Gewiſſenhaftigkeit die Anzeigen; ja, ſie macht ſich zuweilen Notizen, und es könnte ſogar der Fall eintreten, daß ſie irgend eine Anzeige beantwortete, und würde es mich freuen, wenn Sie mir dann das, was ſie aufſchreibt, ganz gelegenheitlich zukommen laſſen

würden — ganz gelegenheitlich, da es doch ohne allen Werth iſt."

„Gewiß, mein lieber Herr Günther — ich halte es für meine Pflicht, dieſen kleinen, unſchuldigen Launen meiner Kranken auf's Bereitwilligſte nachzukommen, und werde auch nicht ermangeln, Ihnen alles das pünktlich mitzutheilen, was Frau Gertrud in dieſer oder ähnlicher Richtung aufſchreiben ſollte."

„Wofür ich Ihnen ſehr dankbar bin, verehrter Herr Doktor. — Und ſomit hätte ich mich denn meiner allerdings etwas traurigen Pflicht entledigt und gehe ziemlich beruhigt von dannen, da ich überzeugt bin, die arme Kranke in der vortrefflichſten Pflege zu laſſen."

Der Doktor ergriff mit ſeinen beiden Händen die Rechte des Herrn Günther und ſagte: „Was menſchliche Hülfe und ärztliche Kunſt vermag, ſoll nicht unverſucht bleiben," worauf er mit einem Augenaufſchlag gen Himmel hinzuſetzte: „Das Uebrige müſſen wir der allerhöchſten Gnade anheimſtellen." Er fuhr mit dem Daumen der linken Hand an das entſprechende Auge, als wolle er dort eine hervorquellende Thräne zurückdrücken, ohne daß es den Anſchein hätte, als habe er irgend eine Abſicht, ſie zu zeigen.

„Und nun erlaſſen Sie es mir wohl," ſagte Herr Günther nach einer großen Pauſe, „Abſchied von meiner

armen Verwandten zu nehmen — ich möchte ſie und mich nicht unnöthiger Weiſe aufregen."

„Darum möchte auch ich als Arzt ganz beſonders gebeten haben, — Frau Gertrud iſt in den beſten Händen, und ich hoffe ſehr, Ihnen in kurzer Zeit günſtige Nachrichten über ſie zukommen laſſen zu können."

Herr Günther verließ Zimmer und Haus, und der Doktor, deſſen Begleitung er dringend abgelehnt hatte, ſah ihm händereibend durch das Fenſter nach, worauf er zu ſich ſelber ſprach: „Das iſt ein höchſt angenehmer und fetter Kunde, und wir wollen ſchon Sorge dafür tragen, daß er mir die Kranke auf einige Jährchen überlaſſen muß;" hierauf pfiff er einige Takte einer luſtigen Weiſe, wobei er auf die Thüre des Nebenzimmers zuging und dieſe mit einem ernſten und würdevollen Geſichtsausdrucke öffnete.

Dort ſaß Frau Gertrud bei der Pförtnerin, und Beide ſchienen ſich nicht beſonders unterhalten zu haben, und während Letztere das Zimmer nun verließ, flüſterte ſie im Vorbeigehen dem Arzte zu: „Sehr einſylbig und theilnahmlos."

„Ah, meine liebe Frau," ſagte Doktor Narder, „freue mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft zu machen."

Die Kranke wandte langſam den Kopf herum und ſchaute ihn mit ſchläfrigen, herabgeſunkenen Lidern ziem-

lich lange an, ehe ſie antwortete: „Wenn Ihr recht krank ſeid, ſoll es mich freuen, denn dann weiß ich auch, warum ich da bin.“ Hierauf ſeufzte ſie ein klein wenig und blickte alsdann vor ſich nieder, wobei ſie emſig die Bänder ihrer Schürze glatt ſtrich.

„Was mich betrifft, ſo bin ich gerade nicht krank, meine liebe Frau, doch habe ich Jemanden in meinem Hauſe, der ſich freuen wird, wenn Sie ihm Ihre vortreffliche Pflege angedeihen laſſen wollen — ich bin der Arzt hier und habe Sie als Krankenwärterin in's Haus genommen.“

„Ach ja, Herr Doktor, deßhalb bin ich gekommen, und je eher wir anfangen, deſto lieber iſt es mir.“

„Zuerſt aber müſſen Sie ein wenig ausruhen, und ich will Ihnen das Zimmer zeigen, wo Sie wohnen werden — iſt Ihnen das recht?“

„Mir iſt Alles recht.“

Darauf führte ſie der Doktor die Treppe hinauf über einen langen Korridor mit vielen Thüren, hinter denen man zuweilen einen eigenthümlichen Geſang, auch ein ſonderbares Lachen hörte. Da die alte Frau dem Arzte folgte, ſo konnte dieſer nicht ſehen, daß ſie zuweilen ſcheu um ſich her blickte, auch wohl zuſammenfuhr, wenn Geſang oder Lachen gar zu laut durch die verſchloſſenen Thüren ertönte.

„So, da ſind wir — nicht wahr, ein recht artiges Stübchen?“

„Iſt der Kranke hier?“ fragte die alte Frau, und ſetzte hinzu, nachdem der Doktor dieſes verneinte: „Das iſt recht ſchade.“

„Vor allen Dingen ruhen Sie ein wenig aus, und dann wollen wir heute Abend oder morgen früh ſehen, daß wir Ihnen zu thun geben — dort iſt Ihr Koffer und in der Ecke ein Schrank für Ihre Kleider — ſo, nun machen Sie ſich's bequem, und wenn Sie irgend etwas bedürfen, ſo haben Sie da eine Klingel, die Sie nur anzuziehen brauchen — alſo bis nachher, meine liebe Frau Gertrud.“

Sie gab keine Antwort und blieb mit zuſammengefalteten Händen mitten in der Stube ſtehen, wobei ſie leicht zuſammenſchauerte, vielleicht beim Anblicke des kahlen, einfachen, ſpitalartigen Stübchens, wahrſcheinlich aber auch, da ſie draußen vor der Thüre das langſame Zuſchieben eines Riegels vernahm, wodurch der vorſichtige Arzt ſie hier einſchloß.

So ſtand ſie eine ziemlich lange Zeit unbeweglich, nicht aus Abſicht, ſondern bedrückt durch die Umgebung, dann ging ſie, überwältigt von ihren Empfindungen, langſam nach ihrem Koffer, ſetzte ſich darauf und vergrub ihr Geſicht in beide Hände, wobei ſie nicht wußte, daß alle

ihre Bewegungen von dem Arzte durch eine kleine Spalte in der Thüre beobachtet wurden, und daß derſelbe mit ſeinen Beobachtungen zufrieden war, was er dadurch ausdrückte, daß er nun auf den Zehen ſchleichend die Zimmerthüre händereibend verließ.

Es war ſo ſtill und einförmig in dieſem Hauſe, daß Frau Gertrud nach einiger Zeit ſich förmlich darnach ſehnte, irgend ein Geräuſch zu hören, ſelbſt jenes unheimliche Lachen oder Singen. Sie trat an das Fenſter, welches mit ſtarken Eiſengittern verwahrt war, und blickte in die winterliche Landſchaft hinaus: dort lag vor ihr der kleine Garten des Hauſes mit den kahlen Aeſten ſeiner Bäume, der Boden bedeckt mit feuchtem, braunem, verwelktem Laube; von der Stadt konnte ſie nichts ſehen, da ſie ſich in der dieſer abgekehrten Seite befand.

Es dämmerte bereits, als eine Dienerin mit der Frage eintrat, ob ſie zum Nachteſſen in den Speiſeſaal kommen wolle, oder ob ſie es vorziehe, hier oben zu bleiben. Sie wünſchte das Letztere, wobei ſie hinzuſetzte, daß ſie aber bereit ſei, augenblicklich hinabzugehen, wenn drunten ein Kranker ihre Hülfe in Anſpruch nehmen wolle.

Die Dienerin verſicherte ſie indeſſen, daß dieſes nicht der Fall wäre, weßhalb Frau Gertrud oben blieb; ſie aß etwas von der Suppe, die man ihr ſpäter brachte, und legte ſich alsdann in das ſchmale und harte Bett; doch

eine einzige ordentliche Straße bildend, zusammengedrängt liegen am Landungsplatz der weiten Meeresbucht, welche die Rhede von Valencia vorstellt. Von einem eigentlichen Hafen ist nichts vorhanden, und deßhalb auch der Molo, den wir vor uns sehen, ohne allen Nutzen. Die schwächste Seebrise regt die Wellen zunächst dem Landungsplatze heftig auf und macht das Anlegen selbst von kleineren Fahrzeugen meistens unbequem und häufig sehr gefährlich. Fast die Hälfte des Jahres über ist das Landen in kleineren Schiffen fast unmöglich, und da man dasselbe oft erzwingen will und muß, so fallen häufig Unglücksfälle vor. Die Dampfer und andere Seeschiffe ankern fast eine Stunde von Grao, und Passagiere, Effekten und Wagen müssen in kleinen Booten ans Ufer geschafft werden.

Den Rückweg nach Valencia machten wir zu Fuß. Man hat eine kleine halbe Stunde bis zum Thore der Stadt zu gehen. Die Fahrstraße, welche nie besonders gut sein soll, war nach dem Regen der vorigen Woche in sehr erbärmlichem Zustande; doch befinden sich auf beiden Seiten der sehr schönen vierfachen Alleen trockene Wege für die Fußgänger. Rechts und links hatten wir zuweilen schöne Aussichten auf die anstoßenden Gärten und die Huerta, deren Landhäuser, ich verstehe darunter die Wohnungen der gewöhnlichen Bauern, außerordentlich malerisch sind. Von der Straße sind die Grundstücke meistens geschieden durch einen Graben und eine undurchdringliche Hecke der gewaltigsten Aloen, deren eigenthümliche, starre, hellgrüne Blätter, mit scharfen Spitzen versehen, als trotzige Wächter die unbefugt Eindringenden mit schmerzlichen, ja giftigen Wunden zurückweisen; dabei ist aber hie und da eine so freundlich, einen riesenhaften 30 bis 40 Fuß hohen Blüthenschaft emporzutreiben, dessen weit ausgestreckte Zweige mit den rothgelben Blüthenbüschen von zahllosen Bienen und Schmetterlingen umschwärmt sind. Ueber den vorhin erwähnten Graben führt ein Steg und durch eine steinerne, von Epheu umrankte Pforte, gewöhnlich mit einem Kreuze oder Marien-

konnte ſie lange nicht einſchlafen, und als ſie ſo wachend lag, hörte ſie leiſe Schritte auf dem Gange vor ihrem Zimmer und bemerkte hierauf, wie Jemand vor ihrer Thüre allerdings ſehr geräuſchlos ſtehen blieb, wie ſich alsdann eine kleine Spalte in derſelben öffnete und wenige Sekunden darauf wieder ſchloß.

Am andern Morgen war das Erſte, was Frau Gertrud that, dieſe Thüre zu unterſuchen, und ſie fand in derſelben eine kleine Oeffnung, welche von außen vermittelſt eines Schiebers verſchloſſen war, eine Entdeckung, welche gemacht zu haben ſie ſehr zu erfreuen ſchien, da ſie überzeugt war, daß ſie von Zeit zu Zeit beobachtet würde.

Nachdem ſie das Fenſter trotz der kalten Morgenluft geöffnet hatte, ſchritt ſie eine Weile in dem kleinen Zimmer auf und ab, dann ſchloß ſie ihren Koffer auf und fing an, ihre Kleidungsſtücke auszupacken, um einen Theil derſelben mit der größten Pünktlichkeit in dem Schranke aufzuhängen, einen Anzug aber von dunkel geſtreiftem Kattunzeuge hing ſie über einen der Stühle, nahm dann ein Kiſſen vom Fußende des Bettes, ſowie eine der beiden wollenen Decken, welche ſich dort befanden, wickelte beide zu einer langen Rolle zuſammen und umkleidete dieſe dann mit dem eben erwähnten dunkeln Anzuge, den ſie hierauf ſorgfältig in's Bett legte und bis unter die

Arme zudeckte — eine Haube mit breiten Strichen vollendete das Ganze, welches ſich jetzt ſo täuſchend ausnahm, daß man in einiger Entfernung darauf hätte ſchwören können, es liege eine Perſon mit abgewendetem Geſichte im Bette.

Frau Gertrud ſetzte ſich nun vor daſſelbe, nachdem ſie ihren Nachttiſch mit einem Glaſe voll Waſſer, mit einer Zuckerdoſe und einem Löffel, ſowie mit einem Fläſchchen, angefüllt mit einer dunkelrothen Flüſſigkeit, welches ſie Alles ihrem Koffer entnahm, bedeckt hatte. In der Hand hielt ſie ein weißes Taſchentuch, mit dem ſie häufig nicht vorhandene Fliegen von dem Geſichte eines eingebildeten Kranken abzuwehren ſchien.

So ſaß ſie lange und geduldig, ohne ſich mit etwas Anderem, als ihrem Amte zu befaſſen. Nur als die Dienerin mit dem Frühſtück eintrat, erſuchte ſie ſie mit aufgehobenen Händen, ja recht leiſe aufzutreten, und um Gottes willen die Ruhe der Leidenden hier im Bette nicht zu ſtören.

Eine Stunde ſpäter trat auch der Doktor Narder ein, und obgleich er ſchon von der Dienerin in Kenntniß geſetzt war von der Beſchäftigung der Frau Gertrud, ſo blieb er doch einigermaßen überraſcht auf der Schwelle ſtehen, als er ſah, wie angelegentlich ſich die arme Perſon über ihre Kranke niederbeugte, wie ſie ihr das Kopf-

liſſen rückte und ihr alsdann, ohne ſich durch den Eintritt des Arztes ſtören zu laſſen, mit dem Löffel Waſſer einzuflößen ſich beſtrebte.

„Ah, guten Morgen, Frau Gertrud — wie haben Sie geſchlafen? — wie geht es Ihnen?“

„Von mir wollen wir nicht reden,“ gab ſie flüſternd mit einer abwehrenden Handbewegung zur Antwort, „aber hier meiner Kranken geht es ſehr ſchlecht.“

„Ei, ei, da müſſen wir wohl ein Bischen nachſehen.“

„Fühlen Sie ihr den Puls — ſie hat ſchrecklich Fieber und es hat ſich während der Nacht von Stunde zu Stunde vermehrt.“

„So müſſen Sie wohl fortwährend bei ihr wachen?“

„Sie wollte es durchaus nicht leiden und zwang mich faſt mit Gewalt, daß ich mich auf den Boden legen mußte und ſchlafen.“

„Auf den nackten Fußboden?“ ſagte der Arzt, indem er den Zeigefinger in die Höhe hob, — „das ſollen Sie nicht thun, das dürfen Sie nicht — ah, es iſt ja abſcheulich kalt hier,“ ſprach er fröſtelnd, — „und kein Wunder,“ ſetzte er mit einem Blick auf das geöffnete Fenſter hinzu, „was der tauſend, Frau Gertrud, haben Sie es hier zu warm gefunden?“

„Ich nicht, aber die Kranke, ſie klagte ſo über Hitze;

— glauben Sie nicht, daß ihr die angenehme Kühle gut thut?“

„Gewiß nicht, Frau Gertrud,“ verſetzte der Arzt, indem er raſch das Fenſter ſchloß; „das ſollten Sie aber ſelbſt wiſſen, eine ſo erfahrene Krankenwärterin — Sie dürfen mir in keinem Krankenzimmer wieder die Fenſter öffnen — haben Sie mich verſtanden?“

„Vollkommen und will Ihren Befehlen auch darin ſtreng Folge leiſten — hätte ſie nur ein Wort geſagt,“ fuhr Frau Gertrud in einem traurigen Tone fort, „daß es ihr zu kalt ſei; aber ſeit mehreren Stunden ſchon ſpricht ſie gar nichts mehr, und das macht mich ſo beſorgt — ſehen Sie doch einmal genau nach ihr — ich bitte darum, Herr Doktor — ſie klagt nicht mehr, ſie ſeufzt nicht mehr, es wäre ſchrecklich, wenn ſie todt wäre.“

Doktor Narder that, als wenn er die Puppe unterſuchte, worauf er erwiederte: „So ſchlimm iſt's noch nicht, doch müſſen wir ſehr ſorgfältig mit ihr ſein, und wenn es Ihnen recht iſt, ſo komme ich im Laufe des heutigen Tages öfters, um nach ihr zu ſehen.“

„Darum bitte ich, kommen Sie recht häufig, ich werde es an Sorgfalt für die Kranke nicht fehlen laſſen.“

„Doch müſſen Sie dabei auch an ſich ſelber denken, was Sie aber nicht thun, denn ich ſehe, Sie haben Ihr Frühſtück noch gar nicht angerührt — ah, Frau Ger-

trud, das geht nicht, und wenn es Herr Günther wüßte, würde er recht böse werden."

„Ja, ja, ich will frühstücken."

„Thun Sie das, und ich werde Vormittags noch einmal nach Ihrer Kranken sehen."

Das that auch Doktor Narder und fand Alles wie am Morgen, nur mit dem Unterschiede, daß ihn Frau Gertrud versicherte, die Kranke befände sich auffallend besser.

Merkwürdiger Weise machte diese Besserung so rasche Fortschritte, daß, als der Arzt am folgenden Morgen in das Zimmer trat, er Frau Gertrud heftig auf- und abgehend fand, mit den Händen gestikulirend und unverständliche Worte mit sich selbst redend — ein Blick auf das Bett überzeugte ihn, daß die Gliederpuppe verschwunden, und er begriff sogleich, welche Aenderung in der fixen Idee seiner Kranken dadurch eingetreten war.

„Gut, daß Sie kommen," rief sie ihm in einem weinerlichen Tone entgegen, „ich habe Sie schon lange erwartet, um Ihnen zu sagen, daß ich nicht mehr hier bleiben will — was sind das für Kranke in Ihrem Hause," fuhr sie in einem so heftigen Tone fort, wie er an der sanften Frau bis jetzt nicht gewohnt war, — „was sind das für Kranke in Ihrem Hause, in dieser Stunde wollen sie sterben und in der andern laufen

ſie davon — aber warum habe ich ſie auch ſo gut verpflegt!“

„Da muß ja eine merkwürdige Kriſis eingetreten ſein,“ lächelte der Arzt — „um welche Zeit war es wohl, Frau Gertrud?“

„Allerdings eine merkwürdige Kriſis — wann wird es geweſen ſein? — gegen drei Uhr heute Morgen — wiſſen Sie aber, was es war? — man hat mich zum Beſten gehabt.“

„Ah, meine liebe Frau Gertrud — wer könnte das ſagen?“

„Wer? Die Kranke ſelbſt; gegen drei Uhr richtete ſie ſich auf einmal in die Höhe und ſagte: ‚Das iſt Alles dummes Zeug — ich bin ja niemals krank geweſen, und man hat ſeinen Spaß mit Ihnen getrieben.‘ — ‚Warum?‘ frug ich. — ‚Weil man weiß, daß Sie gar keine Krankenwärterin ſind.‘ — ‚Und was bin ich denn?‘ — Darauf ſagte ſie ein ſchreckliches Wort, welches ich nicht zu wiederholen wage, ſtand auf und ging lachend durch jene Thüre.“ Damit zeigte Frau Gertrud auf den Kleiderſchrank.

„So, da hinaus nahm ſie ihren Weg? — ah, das iſt in der That ſonderbar.“

„Freilich iſt es ſonderbar, aber auch ich will jetzt hinausgehen — nach Hauſe — denn ich habe hier

nichts mehr zu thun — wirkliche Kranke gibt es nicht bei Ihnen, und darum will auch ich nicht mehr länger bei Ihnen bleiben."

„Wer wird aber ſo heftig ſein," ſprach Doktor Narder begütigend, „eine kluge Frau wie Sie ſollte doch einſehen, daß das Alles mit Abſicht geſchah — Herr Günther ſagte allerdings, Sie ſeien eine vortreffliche Krankenpflegerin, doch hielt ich es für meine Pflicht, mich durch den Augenſchein davon zu überzeugen — nun bin ich überzeugt und ſehe es ein, welch' ausgezeichnete Dienſte Sie mir zu leiſten im Stande ſind."

Unter den herabgeſunkenen Augenlidern der alten Frau leuchtete es aber kaum merklich hervor, und ſie verſetzte in einem etwas erregten Tone: „Hm, wenn Sie das wirklich einſehen, dann will ich meinetwegen noch bleiben, um Ihnen gefällig zu ſein, wenn ich aber wieder zu einem Kranken komme, welcher den andern Tag aufſteht und mich auslacht, ſo bleibe ich keinen Augenblick mehr hier im Hauſe."

„Das wird bei dem Kranken, zu welchem ich Sie nun führen will, wohl nicht der Fall ſein," gab Doktor Narder in einem eigenthümlichen Tone zur Antwort: „wenn er auch hie und da lachen ſollte, ſo hat das alsdann einen ganz anderen Grund — morgen wollen wir ihn beſuchen; denken Sie jetzt nicht mehr an die

Andere, die so undankbar war, Sie so plötzlich zu verlassen." — —

Frau Gertrud lag lange schlaflos, als nun die Nacht wieder gekommen war: sie dachte daran, wer wohl der Kranke sein möge, bei dem sie morgen ihr Amt antreten solle und ob — sie dachte ferner, ob jener Kranke wohl freundlich gegen sie sein würde, auch mittheilsam, und wenn dieses der Fall wäre —

Endlich entschlief sie, und als ihr die Dienerin am andern Morgen das Frühstück brachte und bemerkte, wie die Kranke heute so verständig am Fenster saß mit einem kleinen Bündel, welches an ihrem Arme hing, so sagte sie: „Das ist recht, Frau Gertrud, der Herr Doktor wird ungefähr in einer Stunde kommen und Sie hinunterführen."

Darauf schüttelte jene den Kopf und erwiederte: „Eine Stunde ist lang, und wenn der Kranke so lange ohne Pflege bleibt, so wird ihm das nicht gut thun."

„Unbesorgt," lachte das Dienstmädchen, „der ist des Alleinseins gewöhnt, und es ist noch die große Frage, ob er sich darüber freuen wird, eine Krankenwärterin zu bekommen."

Frau Gertrud hätte gern um eine Bedeutung dieser Worte gefragt, doch wagte sie es nicht, sondern lächelte nur ein klein wenig und meinte: „Jeder, den ich noch

gepflegt, hat ſich wohl dabei befunden, und ſo hoffe ich auch, ſoll es bei meinem Kranken der Fall ſein."

Als ſie nun wieder allein war, ſtand ſie langſam von ihrem Stuhle auf, legte ihr Bündel dahin, wo ſie bis jetzt geſeſſen und ſchlenderte anſcheinend gleichgültig und gedankenlos im Zimmer auf und ab, wobei ſie es aber nicht unterließ, ſo oft ſie ſich gegen die Thüre wandte, dorthin zu ſchauen. Endlich glaubte ſie zu ſehen, daß der Spalt in derſelben ſich leiſe öffnete und nach Verlauf einer halben Minute eben ſo leiſe wieder ſchloß. Hierauf ſchritt ſie noch einige Male auf und ab, ging dann an ihren Kleiderſchrank, nahm aus ihrer Taſche eine Scheere, vermittelſt welcher ſie das Futter in einem ihrer Röcke auftrennte und eine kleine grüne Brieftaſche hervorzog, die ſie alsdann ſorgfältig unter ihrem Halstuche verbarg. Dann wartete ſie geduldig, bis Doktor Narder erſchien, welcher ſie nun hinunter in ſein Zimmer führte und ſie erſuchte, da es unterdeſſen Mittag geworden war, mit ihm zu ſpeiſen.

Frau Gertrud that das ſo unbefangen und ſchien dabei ſo wenig erregt, ja in ſo gemüthlicher Stimmung, daß der Arzt mit ihr ganz unbefangen plauderte, allerdings nicht ohne Abſicht, denn er brachte das Geſpräch auf den Kranken, deſſen Pflege er ihr anvertrauen wolle, und gab ihr in Betreff deſſelben einige kleine Verhaltungsregeln.

„Der alte Herr," ſagte er, „iſt meiſtens finſter und abſtoßend, ohne es aber böſe zu meinen; wenn er barſch mit Ihnen redet, ſo ſeien Sie doppelt freundlich gegen ihn; wenn er über ſeinen Zuſtand klagt, ſo verſichern Sie ihn, Sie wüßten ganz gewiß, daß ſein Leiden nur vorübergehend ſei und daß das kommende Frühjahr ihm unfehlbar Linderung bringen müſſe, vielleicht iſt dieſes auch ſchon früher der Fall — haben Sie mich wohl verſtanden?" ſetzte der Doktor raſch fragend hinzu, wobei er einen forſchenden Blick auf die alte Frau warf.

Dieſe hatte ihn nun allerdings vollkommen verſtanden, doch bebte ſie bei dem Gedanken, dieſes Verſtändniß auch nur durch eine Miene zu verrathen bei dem eigenthümlichen Blicke, den ihr Gegenüber auf ſie geworfen; deßhalb ſagte ſie mit einem ſtillen Lächeln: „So wird er alſo im Frühjahr wieder geſund und kann alſo dieſes Haus verlaſſen? — o, bei meiner Pflege wird das noch bälder geſchehen."

„Ja, ja, das iſt wohl möglich," entgegnete der Andere mit einem rohen Lachen, „und je eher ſeine Leiden vorüber ſind, deſto bälder verläßt er das Haus — noch Eines aber möchte ich Ihnen ſagen und hoffe, daß Sie mich verſtehen."

„O, ich verſtehe Alles."

„Das ſoll mir lieb ſein, denn wenn Sie mich nicht

bilde geſchmückt, tritt man in eine ſchattige kühle Rebenlaube, deren vom leichten Luftzuge ſchwach erzitternde Blätter im Herbſt ſo dicht über einander liegen, daß nur hie und da ein blitzender Sonnenſtrahl durchdringen kann, ſo daß es faſt den Trauben, die von ungewöhnlicher Größe ſind, mühſam wird, ſich durchzubrechen. Am andern Ende dieſer Rebenlaube — es iſt eigentlich nur ein dunkler Laubgang — glänzt die weiße Wand des kleinen Häuschens uns entgegen, deſſen Thüre offen ſteht und uns einen Blick in das reinliche Innere erlaubt. Die Wände ſind hier von geſtampftem Lehm, haben aber durch einen weißen Anwurf, der beſtändig erneuert wird, ein friſches, freundliches Ausſehen. Meiſtens iſt das Haus mit einer Terraſſe bedeckt, ſonſt aber mit einem ſpitzen Dache, das aus leichten Rohrſtäben beſteht. Wie überall in Spanien nimmt die Küche den größten Theil des Raumes für ſich in Anſpruch, doch iſt dieſe zu gleicher Zeit Wohnſtube für Alle und Schlafſtube für die Männer. Fenſter gibt es hier nicht und das Licht dringt durch die offene Thüre herein; das Herdfeuer brennt auf einer Steinplatte am Boden und ebenſo einfach ſind auch alle übrigen Einrichtungen. Auf einem Paar Brettern, die an der Wand angebracht ſind, befindet ſich das meiſtens aus rothem oder gelbem Thon beſtehende Küchengeſchirr; die Formen deſſelben ſind überaus zierlich und weiſen noch auf die Zeit der Araber, zuweilen ſogar auf die der Römer zurück. In einer Ecke befindet ſich für das heiße ſpaniſche Klima unentbehrliches Geräthe, ein Waſſerkrug von meiſtens 4 Fuß Höhe, der außerdem noch 2 Fuß tief im Boden ſteckt und mit einem hölzernen Gerüſt umgeben iſt, auf dem ſich eine Menge Trinkgeſchirr in den verſchiedenſten Größen befindet, die den alten Waſſerkrug umgeben, wie Kinder und Enkel das Haupt der Familie. Ein gewöhnlicher Tiſch mit ein Paar kleinen Schemeln machen den übrigen Hausrath aus. In der anſtoßenden kleinen Kammer finden ſich Kiſten und Truhen, worin das Eigenthum der Familie verwahrt wird, ſowie ein Paar Betten für Frau und Töchter; neben dem Häuschen iſt ein leichtes Wetterdach, wo

verſtänden, oder wenn Sie vergäßen, was ich Ihnen jetzt ſage, ſo müßte ich Jemanden Anders die Pflege dieſes Kranken übertragen: es könnte nämlich kommen, daß er Ihnen allerlei fabelhafte Geſchichten aus ſeinem früheren Leben erzählen wollte, daß er anfinge, von vergangenen Zeiten zu ſprechen — Sie begreifen doch, was ich damit ſagen will?“

„Gewiß, gewiß,“ ſagte Frau Gertrud eifrig, „gerade ſo, als wie meine Schwägerin, wenn ſie in den Nächten, wo ich an ihrem Bette ſaß, mir erzählte von den Perſonen, die ſie gekannt, von Allem, was ſie gethan, als ſie noch jung geweſen.“

„Gerade ſo — und wenn er ſo etwas reden will, da ſchauen ſie nach der Thüre und ſagen: ich glaube, er kommt — mehr nicht — haben Sie mich verſtanden?“

„Gewiß, gewiß, ich ſage nur: ich glaube er kommt.“

„Gut, jetzt wollen wir gehen — er hat um dieſe Zeit ſeine beſte Stunde, und wenn ich bei Ihnen bin, wird er Sie auch nicht unfreundlich empfangen.“

Während ſie im Erdgeſchoß in den anderen Theil des Hauſes gingen, fühlte Frau Gertrud ihr Herz heftiger ſchlagen, ſo wie daß ihr Gang nicht ganz ſo feſt und aufrecht war, als er ſonſt wohl zu ſein pflegte, ja ein paar Mal war ſie gezwungen, einen tiefen

Athemzug zu thun und alsdann die Wand des Ganges, durch welchen ſie ſchritten, leicht mit ihren Fingern zu berühren.

Jetzt öffnete der Doktor eine Thüre, und Frau Gertrud ſah ein ziemlich großes Zimmer vor ſich, welches auch mit einigen Bequemlichkeiten ausgeſtattet war; wenigſtens hatte es ein Bett mit Vorhängen, vor demſelben ein kleines Stückchen Teppich, ein altes Sopha, ſowie einen großen Lehnſtuhl, welcher am Fenſter in einem Strahle der Sonne ſtand und in welchem ſich der Kranke tief zuſammengekauert befand: er hatte einen grauen Plaid über ſeine Schultern geworfen, ſtützte den Kopf in die Hand und blickte mit ſeinen matten Augen an den glänzenden Winterhimmel empor.

„Ah, guten Tag, mein lieber Herr Morel, ich hoffe daß Sie wohl geſpeist haben!“

Frau Gertrud bebte zuſammen bei Nennung dieſes Namens, und es war gut, daß ſie hinter dem Rücken des Arztes an der Thüre ſtand, ſonſt hätte er trotz der Gewalt, mit der ſie ſich zuſammennahm, ein unwillkürliches Zucken um ihre Mundwinkel entdecken müſſen.

Doktor Narder mußte ſeine Frage von vorhin wiederholen, ehe ihm der Kranke in verdrießlichem Tone zur Antwort gab: „Und ich ſetze den Fall, ich hätte ganz beſonders ſchlecht geſpeist, würden Sie dieſen Fall hier

im Hauſe außergewöhnlich finden? — Laſſen Sie mich mit Ihrer Frage in Ruhe, Sie unterbrechen mich in meinen ſchönſten Phantaſieen.“

„Und woran dachten Sie, Herr Morel?“ fragte der Arzt, indem er der Frau Gertrud pantomimiſch einen Wink gegeben, der Kranke befinde ſich heute in keiner beſonders guten Laune.

„Ich ſetzte den Fall, ich könnte fliegen — haben Sie ſich mit dieſem Falle ſchon beſchäftigt?“

„O ja, ein Fall beim Fliegen iſt ein ſehr mögliches Ding.“

„Ich flöge alſo empor, immer höher und höher, und ſchaute mir die Welt ein wenig von oben an, wie ſie jetzt ausſieht; denn es iſt lange, lange her, daß ich ſie nicht mehr geſehen habe, weil — weil —“

„Nun, weil Sie krank ſind — ſobald Sie geſund ſein werden, mache ich mir ſelbſt das Vergnügen, Sie hinaus zu führen.“

„Nehmen Sie in der That an, dieſer Fall könne jemals eintreten?“ fragte der Kranke in einem traurigen Tone, und da er bei dieſen Worten langſam ſeinen Kopf herumwandte, bemerkte er Frau Gertrud an der Thüre ſtehen, worauf er ſich mit ſtarren Augen bemühte, aufrecht zu ſitzen, und dann mit ſeinem Haupte eine ſteife Verbeugung machte.

„Dieſe Dame wird mir verzeihen, daß ich ſie nicht früher geſehen — iſt das ein Beſuch, der mir gilt?“

„Ja, mein lieber Herr Morel,“ ſagte heiter der Arzt, „wenn es Ihnen nämlich Vergnügen machen ſollte, mit dieſer Dame hie und da ein wenig zu plaudern.“

Der Kranke verſuchte von ſeinem Seſſel aufzuſtehen, da ihm dieſes aber beſchwerlich wurde, ſo eilte Frau Gertrud auf einen Wink des Arztes herbei und ſtellte ſich neben Herrn Morel, wobei ſie ihn mit einer Neigung des Kopfes und einer freundlichen Miene begrüßte.

Doktor Narder hatte ſich inzwiſchen zurückgezogen und war an's Fenſter getreten, nachdem er dem Kranken, der ſich wieder in ſeinen Stuhl zurückgelehnt hatte, mit einer Handbewegung die Fremde als Frau Gertrud vorgeſtellt.

Dieſe konnte kaum ihre Bewegung verbergen, jetzt unter ſo eigenthümlichen Umſtänden jenem Manne gegenüber zu ſtehen, mit dem ſie ſich in ihren Gedanken ſo vielfach, ſo tief und ſo ernſtlich beſchäftigt, welcher, in dieſem Fall allerdings unſchuldig, ſo tief in ihr Familienleben eingegriffen. Sie hob langſam ihre Augenlider empor und ſchaute ihn mit einem vollen Blicke ihrer großen, glänzenden Augen an — lag vielleicht etwas von der tiefen Bewegung, welche ihr Herz durchbebte, in dieſem Blicke und fühlte er ſich davon magnetiſch berührt? Ge-

nug, die finſteren Falten ſeines Geſichtes lösten ſich weich, faſt freundlich auf, und nachdem er ſie lange und aufmerkſam betrachtet, ſagte er: „Madame, Ihr Erſcheinen iſt ein Fall, der mir Freude macht.“

„Sehen Sie, das habe ich gedacht,“ rief Doktor Narder vom Fenſter herüber, „und wenn ich Ihnen nun ſage, daß Frau Gertrud, welche hier im Hauſe wohnt, Sie, wenn es Ihnen recht iſt, häufig beſuchen und mit Ihnen plaudern wird, ſo werden Sie mich wohl nicht mehr anklagen können, daß ich Ihnen nur Unfreundliches erzeige.“

„Der ſpricht zwiſchen Alles hinein,“ ſagte Herr Morel zu der alten Frau, indem er unmuthig ſeine Achſeln zuckte, „aber was er ſpricht, iſt ihm gleichgültig, und ſo ſoll es auch für uns ſein — darf ich Ihnen einen Stuhl holen, Madame?“

Doktor Narder hatte ſchon einen herbeigetragen, und als ſich Frau Gertrud vor den Kranken hinſetzte, empfahl er ſich, wobei er ſagte: „Wenn Sie etwas brauchen ſollten, ſo iſt dort die Klingel.“

Der Kranke hatte ſeinen Kopf gegen den Abgehenden gewandt, und erſt als ſich die Thüre hinter demſelben geſchloſſen, wandte er ſich mit den Worten an die alte Frau: „Alſo Sie ſind auch ſo unglücklich, in dieſem Hauſe ſein zu müſſen?“

„Iſt denn das ein ſo großes Unglück?“

„Für Sie vielleicht nicht, wenn Sie, wie er vorhin andeutete, nur einen Beſuch hier machen; wenn man aber Abends einen Riegel vor Ihre Zimmerthüre ſchiebt, oder wenn die alte Hexe draußen Ihnen zurückwinkt, ſobald Sie ſich dem großen Thore nähern, ſo iſt das ſehr, ſehr traurig, und alsdann wird es Sie Mühe koſten, hier fröhlich zu ſein — ſind Sie in dem Falle?“

„Ja, ich bin in dem Falle, und wenn ich auch die Gegenwart mit vorgeſchobenen Riegeln und verſchloſſenen Thüren etwas drückend finde, ſo denke ich frohen Muthes an die Zukunft.“

„Ah, Madame,“ rief er mit einem eigenthümlichen Lachen — „Sie haben noch eine Zukunft vor ſich, die Ihnen angenehm erſcheint — wiſſen Sie, was Ihre Zukunft iſt, nachdem Sie das Haus verlaſſen? — Da ſchauen Sie hin, ich will Ihnen den Fall troſtlos klar machen — ſchauen Sie hin, dort unten können Sie es ſehen, weil im gegenwärtigen Augenblicke die Bäume ſchwarz und kahl ſind, wie mein armes Gehirn und mein kranker Körper — ein leichter Windſtoß, und er bricht zuſammen — ja, welchen Fall wollte ich Ihnen doch erklären?“ fuhr er nach einer Pauſe fort, in welcher er ſehr ſchwach und ſehr hohl gehuſtet — „ah, richtig, da unten — ſehen Sie, da glänzt es und blinkt und leuchtet:

weiße Kreuze und auch goldene — da unten ist man sehr ruhig und still — da ist meine Zukunft und auch die Ihrige."

„Das ist wohl jedes Menschen Zukunft, Herr Morel," sagte sie mit sanfter Stimme.

„Allerdings, aber nur mit dem kleinen Unterschiede," entgegnete er ihr leidenschaftlich, „daß wir aus diesem — Narrenhause direkt ohne Zwischenstation dahin gebracht werden — o, und ich hatte auf so viele schöne Zwischenstationen gerechnet — ich dachte, das ist Alles vorübergehend, als man mich vor so und so viel Jahren hierher brachte!"

„So ist das schon lange her?"

„O lange — sehr lange — viele Jahre, und damals fühlte ich mich fast glücklich in der Stille und Einsamkeit, die mich hier umgab — nach einem wilden und vielbewegten Leben."

Er war nach diesen Worten tief in seinen Sessel zurückgesunken, und Frau Gertrud, welche schon einige Male einen besorgten Blick nach der Thüre geworfen hatte, um zu sehen, ob sich in dieser nicht auch eine kleine verdächtige Spalte zeigen würde, beugte sich über den Kranken, rückte ihm das Kissen zurecht, auf dem er sein unruhiges Haupt bald rechts, bald links drehte, und sagte ihm mit ihrer sanften, wohlklingenden Stimme: „Reden Sie nicht

ſo viel, mein lieber Herr Morel, es thut Ihnen das nicht gut — Sie müſſen Ihre Kräfte ſchonen, wenn Sie bald wieder geſund werden wollen."

Ueber ſeine Züge zuckte es ſchmerzlich, und erſt nachdem er ſie lange mit einem ſtarren Blicke angeſchaut, antwortete er ihr: „Sie erwähnten da eines Falles, der mir zu denken gibt — geſund werden, Hoffnung haben, das liegt weit hinter uns, deßhalb laſſen Sie mich reden — vielleicht daß meine Reden Ihnen oder ſonſt Jemanden von Nutzen ſein können; doch weiß ich nicht, es liegt in Ihrem Weſen etwas, das mich zum Reden auffordert, und wenn ich Ihre Augen betrachte, ſo iſt es gerade, als ſagten ſie zu mir, ſprich nur, was Du auf dem Herzen haſt — ich werde gewiß keinen Mißbrauch von dem machen, was Du mir mittheilſt. — Uebrigens," fuhr er mit einem ſcheuen Lächeln flüſternd fort, indem er unruhig um ſich her blickte, „muß man ſich hier im Hauſe ſehr in Acht nehmen mit dem, was man ſpricht, ſonſt drohen ſie mit Gefängniß, mit Ketten und Banden, und ſie drohen nicht nur, ſondern ſie ſchlagen auch zu, und das iſt ſehr traurig."

„Gut, ſo wollen wir ſpäter wieder plaudern, wenn es Ihnen recht iſt, aber jetzt halten Sie ſich ein wenig ruhig — wollen Sie nicht den Verſuch machen, ein wenig zu ſchlummern — es ſchlummert ſich ſo leicht in der

Dämmerung wie jetzt, wenn die Sonne eben untergegangen ist — oder wollen Sie vielleicht etwas trinken?“ fragte sie, als sie bemerkte, daß er auf eine eigenthümliche Art seine Lippen bewegte.

„Meinetwegen ja — geben Sie mir etwas Wasser.“

Als er getrunken, sagte er: „Sie meinten vorhin, es schlafe sich in der Dämmerung angenehmer, als in tiefer Nacht — ich habe das auch schon empfunden — o, die Nacht hat etwas Grauenhaftes — sie schleicht so müde und langsam über uns hin und thut gar nichts, um die wilden Gedanken zu besänftigen, die uns quälen und plagen.“

„Sie müssen zu schlafen versuchen.“

„Versuchen Sie es einmal, wenn Sie nicht können — ja, wenn zuweilen ein freundliches Auge nach mir sähe oder wenn ich an einem leichten Schritte hören würde, daß Jemand sich zuweilen meinem Lager nahe, um die schwarzen hohnlachenden Kobolde zu verjagen, welche rechts und links an meinem Kopfkissen sitzen und mir von so schrecklichen Fällen erzählen — — ich glaube, dann würde auch ich schlafen können.“

„Wenn es Ihnen recht ist, so werde ich Ihnen einmal ein paar Nächte Gesellschaft leisten, denn ich bin eine Krankenwärterin und will dieses Amt recht gerne bei Ihnen versehen.“

Der Kranke blickte ſie längere Zeit zweifelhaft an, dann bedeckte er ſeine Augen mit den langen, mageren Händen und ſagte hierauf mit einem ſeltſamen Lächeln: „Der Fall iſt ſonderbar und wohl noch niemals dageweſen — eine vornehme Dame wie Euer Gnaden — oder haben Sie irgend einer Schuld wegen das Gelübde gethan, arme Kranke zu pflegen?“

„Das iſt Beides nicht der Fall,“ gab ſie freundlich lächelnd zur Antwort, „ich bin im gleichen Falle, wie Sie, auch vor meine Thüre ſchiebt man Abends einen Riegel, auch für mich iſt das große Hofthor geſchloſſen.“

„Ah, in dem Falle wäre es mir angenehm und — ich — fühle auch, wie — wohlthätig Ihre Nähe auf mich einwirkt — ſanft — wie — die Dämmerung — — ſanft — — wie — — — — —“

Er war entſchlummert, und als kurze Zeit darauf Doktor Narder eintrat, freute er ſich über dieſes Reſultat, wobei er ſagte: „Herr Günther hat recht, Sie ſcheinen mir eine vortreffliche Krankenwärterin zu ſein, doch will ich Sie für heute nicht weiter anſtrengen — er ſchläft jetzt einige Stunden, und die Ruhe, die er ſich dadurch ſelbſt gönnt, haben wir für die Nacht gewonnen.“

„Und die Nacht werde ich bei ihm wachen ſollen?“ fragte ſie in gleichgültigem Tone; „o, ich thue das gerne, ich ſchlafe überhaupt nicht viel.“

Maulthier oder Eſel zugleich mit dem Acker- und Gartengeräthe untergebracht ſind.

Ehe man von dieſer Wohnung, Choza genannt, die Felder betritt, kommt man gewöhnlich noch durch ein kleines Gärtchen, wo ein ſchattiges Gebüſch von Granat- und Feigenbäumen, Orangen und Limonen, über welche ſich oft ein Paar ſchlanke Palmen erheben, ein reizendes Plätzchen bilden, auf welchem ſich die Familie nach Sonnenuntergang zu verſammeln pflegt. In ganz Spanien gleicht übrigens eines dieſer Bauernhäuſer dem andern, weßhalb ich mir erlaubte, ein ſolches einmal ausführlicher zu beſchreiben.

Die unmittelbar an die Straße von Grao nach Valencia ſtoßenden Häuſer waren indeſſen minder maleriſch und glichen öfters aufs Genaueſte unſern deutſchen Bauernhäuſern. Die Bewohner derſelben ſchienen heute ein eigenthümliches Treibjagen auf Vögel zu halten, denn auf jedem Grundſtück ſtanden hier ein Paar Männer, die, ohne ſich gerade viel darum zu bekümmern, welche Richtung ihre Schrotkörner nahmen, auf kleine unſchuldige Vögel knallten, die ängſtlich zwiſchen den Hecken und Bäumen emporflatterten.

Da wir den heiligen Abend vor uns hatten und ihn ſo gut als möglich nach der ſchönen Weiſe der Heimath feiern wollten, ſo brauchten wir ein Bäumchen um die Lichter aufzuſtecken. Weil aber hier in Spanien an eine kleine Tanne nicht zu denken war, ſo verſuchten wir, uns ein Paar tüchtige Olivenzweige zu verſchaffen, zu welchem Zwecke ſich unſer Baumeiſter auf ein benachbartes Feld begab, um einen Raub auszuführen. Als Sprachkundiger hatte er ſich dazu erboten; denn er war der Einzige, der ſich im Fall der Ueberraſchung mit dem betreffenden Bauern verſtändigen konnte. Natürlich deckten wir ſeinen Rückzug und als unſer Felddiebſtahl gelungen und wir einige ſchöne Zweige erbeutet hatten, mußte ſie der große Horſchelt unter ſeinen Mantel nehmen und ſo brachten wir ſie glücklich nach Hauſe.

Die Beſcherung hatten wir ſo angeordnet, daß Jeder dem

„Heute nicht, meine liebe Frau Gertrud; ich darf Sie nicht zu sehr anstrengen, um mir Ihre kostbare Hülfe für längere Zeit zu erhalten, aber ein anderes Mal — ein anderes Mal.“

Es vergingen aber drei lange, qualvolle Tage für Frau Gertrud, ehe dieses Versprechen zur Wirklichkeit wurde. — Wohl hatte sie im Laufe dieser Tage viele Stunden bei dem Kranken zugebracht und während derselben sein Vertrauen so sehr gewonnen, daß er schon mehrere Male angefangen hatte, ihr Mittheilungen aus seinem früheren Leben zu machen, doch war sie über dieses Beginnen jedesmal erschrocken, da sie nicht wußte, ob sie vor Lauschern sicher sei. Worüber sie sich bei seinen Reden in den letzten Tagen am Meisten wundern mußte, war der vernünftige Zusammenhang derselben, und dieses schien auch dem Doktor Narder aufgefallen zu sein, denn er hatte ihn schon mehrmals vor der Frau Gertrud kopfschüttelnd betrachtet und alsdann im Weggehen zu einer der Dienerinnen des Hauses, die zuweilen mit ihm kamen und gingen, gesagt: „Morel gefällt mir nicht, es bereitet sich bei ihm etwas vor.“ Heute wiederholte der Arzt dieses, wenn auch mit anderen Worten, und setzte hinzu: „Ich werde diese Nacht die Alte da bei ihm wachen lassen; sie versteht ihn vortrefflich zu behandeln, doch müssen auch Sie in der Nähe bleiben; Sie können sich ein Lager

auf dem Sopha machen, um mich gleich zu benachrichtigen, wenn ſich etwas Außerordentliches begeben wird."

Frau Gertrud hatte während des heutigen Nachmittags mehrere Stunden bei dem Kranken zugebracht, und als ſie ihm verſprochen, daß ſie heute Nacht bei ihm wachen werde, hatte ſich der Ausdruck der Freude wie eine Verklärung über ſeine ſonſt ſo finſteren Züge gelagert. „Das iſt gut," hatte er geſagt, „und ich werde alsdann vortrefflich ſchlafen."

Später wurde er zu Bett gebracht, und es mochte gegen zehn Uhr Abends ſein, als die Krankenwärterin ihren Dienſt antrat; die Andere war noch im Hauſe beſchäftigt und hatte geſagt, ſie würde erſt ſpäter kommen.

Als Frau Gertrud in das Zimmer des Herrn Morel trat und ſich an ſein Bett ſetzte, lag dieſer da mit geſchloſſenen Augen, als ob er ſchliefe, was ihr angenehm war, denn ſie befand ſich in einer ſo gewaltſam aufgeregten Gemüthsſtimmung, daß ſie ſich glücklich fühlte, ihre Ruhe hier in dem vom Schein der Nachtlampe dämmerig erhellten Zimmer, beim Anblick des Friedens, der auf den Zügen des kranken Mannes lag, allmälig wieder gewinnen zu können; und doch war es wieder der Ausdruck dieſer Züge, welcher ſie auf's Neue beunruhigte: er hatte

ſich in den letzten Tagen ſehr verändert, der arme Herr Morel; er war kaum im Stande geweſen, ſich von ſeinem Lehnſtuhle zu erheben und an's Fenſter oder an den Tiſch zu ſchleppen; ſein Athem, wenn auch nicht mehr wie früher von heftigen Huſtenanfällen unterbrochen, war ſchwach und unſicher geworden, und ſeine Stimme, die vor einigen Tagen noch ziemlich kräftig tönte, beſtand jetzt zuweilen nur aus einem faſt unverſtändlichen Flüſtern; wie leicht konnte ſein nur noch ſchwach flackerndes Lebenslicht plötzlich auslöſchen, ohne daß er Zeit gefunden, irgend eine für Frau Gertrud werthvolle Mittheilung zu machen!

Sie beugte ſich über den Kranken, horchte ängſtlich auf deſſen ſchwache Athemzüge, und wenn ſie ihm auch ein ſanftes Ende gewünſcht hätte, ſo zitterte ſie doch anderntheils wieder bei dem Gedanken, er könnte, ohne wieder zu erwachen, ruhig, wie er dalag, in die Ewigkeit hinüberſchlummern — war der Gedanke frevelhaft, ſo bat ſie in der nächſten Sekunde mit gefalteten Händen den Himmel dafür um Verzeihung, ohne aber im Stande zu ſein, ſich des ſträflichen Gedankens zu entſchlagen, da ihr in dieſem Augenblicke das Bild eines anderen und geliebteren Leidenden zu deutlich vorſchwebte.

Jetzt erwachte Herr Morel, und als er das helle Auge der Krankenwärterin beſorgt auf ſich gerichtet ſah,

lächelte er freundlich und ſagte mit verſtändlicher Stimme: „Da hab' ich gut geſchlummert und nicht unangenehm geträumt — ich möchte Ihnen gerne dieſen Traum mittheilen — er war aus meinem früheſten Leben, aber er würde doch für Sie unverſtändlich bleiben, wenn Sie das Spätere nicht wüßten — — und das Spätere — — das Spätere will ſo ſchwer von meiner Zunge, und es iſt auch ſo unnöthig, daß ich es ſage, jetzt am Schluſſe meines Lebens, und ich fühle, daß ſich mein Leben bald ſchließt — ja, ich ſchaudere nicht davor, weder vor dem Tode ſelbſt, noch vor dem, was es nachher geben kann, denn wenn meine Leiden hier auf Erden nicht als genügende Strafe angeſehen werden, ſo mag kommen, was will — meine Schuld iſt groß und ſchwer genug, um Alles ohne Murren hinzunehmen — o ich würde Ihnen das gerne mittheilen, aber es gab einmal eine Zeit, wo ich einen Freund hatte, gegen den ich mich durch einen furchtbaren Eid band, und er ſich gegen mich, daß wir mit Niemanden über unſere Vergangenheit reden ſollten — ſelbſt wenn Einer von uns Beiden geſtorben wäre — — — und der Andere iſt geſtorben," ſetzte er ſchaudernd hinzu — „ſo verklauſulirt, daß ihn ein Geiſtlicher nicht zu löſen im Stande iſt, und nur dann ſollte er null und nichtig für den Einen ſein, wenn ihn der Andere wiſſentlich oder unwiſſentlich gebrochen — aber der

konnte ihn nicht brechen," sagte er mit leiser, schmerzlich bewegter Stimme, „denn der Tod trat plötzlich, so schrecklich an ihn heran — o, er war nicht mehr im Stande, zu plaudern, auch wenn er gewollt hätte."

Es durchbebte die alte Frau bei den Worten des Kranken bis in das Tiefinnerste ihrer Seele — sie war im Begriffe, scheu ihre Hand zurückzuziehen, welche derselbe, wie er oft zu thun pflegte, leicht mit seinen mageren Fingern berührte; denn er, der dort vor ihr lag, Morel, wie er sich nannte, war der Mörder jenes Unglücklichen, den ihr Schwiegersohn vor langen, langen Jahren Nachts in seinem Wagen auf der Heerstraße todt gefunden.

„Nein — er — konnte — nichts — mehr — plaudern —, und ich wagte es nicht, dieses zu thun, und wage es heute noch nicht — o, ich hatte schon oft den Gedanken, es doch zu thun, aber die Furcht hielt mich ab, nicht die Furcht vor zeitlicher Strafe, sondern die Furcht vor ihm — das Entsetzen, wenn er mir wieder erscheinen würde, blutig, mit erloschenen Augen, nur die Lippen bewegend — aber für mich verständlich, auch wenn er kein Wort hervorbrächte — — nicht genug, daß Du mich ermordet hast, Du hast mich auch verrathen."

Heftig warf der Kranke den Kopf herum; er wühlte

ſein Geſicht tief in die Kiſſen, und es dauerte lange, ehe er ſich nach einem tiefen, ſchmerzlichen Seufzer wieder gegen die alte Frau wandte: „Vergeſſen Sie, was ich geſprochen, denn auch das iſt ſchon Verrath an ihm — er würde ſo nicht an mir gehandelt haben — er war ein guter und getreuer Freund — ich allein war das von Habſucht verblendete Ungeheuer — wenn er auch damals ſein Meſſer zog, er würde es nicht gegen mich gebraucht haben, und wenn ich ihn gefehlt hätte, würde er mich nicht verrathen haben — ja, wenn das Schreckliche nicht ſo raſch gekommen wäre, wenn er noch Zeit gehabt hätte, mich zu verrathen, würde er doch nicht geſprochen haben.“

Frau Gertrud hatte ſich in ihren Stuhl zurückgelehnt, es war ihr entſetzlich, in die leuchtenden Augen des Unglücklichen zu ſchauen, ſeine verzerrten Geſichtszüge ſehen zu müſſen. Mit großer Anſtrengung hatte er lebhaft, ja wild geſprochen, dabei mühſam und haſtig Athem holend, zuletzt noch mit dem ſichtbaren Zeichen der Erſchöpfung — ſo angegriffen, daß, als nun ſein Kopf tief in die Kiſſen zurückſank, er kaum verſtändlich murmelte: „Er würde doch nicht geſprochen haben.“

— — — — „Er nicht — aber der allmächtige Gott, der zugegen war, konnte Anderes für ihn ſprechen laſſen, das Rauſchen des Nachtwindes in den dürren Aeſten der Bäume an der Landſtraße —“

„A—a—a—ah," ſtöhnte er.

„Den Schimmer der leuchtenden Wagenlaternen, das Schütteln der frierenden Pferde."

„A—a—a—ah!" wiederholte der Kranke mit einem ſchmerzlichen Aufſchrei, indem er ſich mit faſt übermenſchlicher Anſtrengung im Bette aufrichtete und die alte Frau mit einem gläſernen, entſetzten Blicke anſtarrte — „wer biſt Du, der Du an meinem Bette ſitzeſt und aus der Vergangenheit ſo ſchreckliche Bilder vor meine Seele bringſt? — Biſt Du gekommen, um mein elendes Daſein im finſteren Kerker, in Ketten und Banden endigen zu laſſen? — Was weißt Du von meiner Vergangenheit? — Es ſind das Alles undeutliche, weſenloſe Schatten, die Du heraufbeſchwörſt — er konnte nicht mehr plaudern und würde es auch nie gethan haben — was könnte ſonſt gegen ihn und mich zeugen? — — O, wenn Du etwas Genaues weißt," fuhr er, die gefalteten Hände flehend gegen ſie erhoben, fort, „wenn Du mir ein glaubwürdiges Zeugniß bringen kannſt, daß Du mehr weißt, als ein Sterblicher wiſſen kann, ſo ſage es, um aller Barmherzigkeit willen, ſage es."

Sie hatte langſam eine kleine, grüne Brieftaſche hervorgezogen, die ſie ihm entgegenhielt und deren Anblick furchtbar auf ihn einwirkte: ſein Geſicht verlängerte ſich auf eine ſchreckensvolle Art, ſein Kinn hing für einige

Sekunden ſchlaff herunter und bebte, während er in fragendem Tone mühſam die Worte hervorſtieß: „Iſt das meine Brieftaſche?“

„Nein, es iſt die des Andern — die Ihre iſt, wie Sie ſelbſt wiſſen, im Beſitze des Herrn von Martini.“

„Ja, ja,“ ſtöhnte er ſchmerzlich, ſie iſt in ſeinem Beſitze, und Du weißt Alles.“

Er war wie vernichtet zurückgeſunken, und als Frau Gertrud nun hörte, wie er den Athem mit einem eigenthümlichen Geräuſche an ſich zog, ſo ſprang ſie auf und beugte ſich erſchrocken über ihn, doch ſchien er ihren Blick zu verſtehen und ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, wobei er hervorhauchte: „Noch nicht — noch nicht, ich werde noch Zeit zum Sprechen haben — — und ich darf ſprechen, ohne meinen Eid zu brechen, da Du Alles weißt.“

Frau Gertrud hatte die Hände gefaltet und flehte um Erhaltung dieſes verlöſchenden Lebens, ſowie auch um Verzeihung ihrer Selbſtſucht, denn warum ſie bat, war ja nicht für ſie, ſondern um das Andenken an Anatole's Vater glänzend wieder herſtellen zu können vor den Augen der verläumderiſchen Welt.

Ein paar lange Minuten vergingen für ſie auf dieſe Art, dann gab der Kranke wieder ein Lebenszeichen von ſich, und zwar auf eine eigenthümliche Weiſe, durch ein

heiſeres, kaum vernehmbares Lachen. „Ha, ha, ha,“ machte er, „allerdings hat er meine Brieftaſche, aber der kluge Mann machte ſich den Fall nicht klar, daß ein Narr am Ende geſcheidter ſein könnte als ein Weiſer — — —“

Er wandte ſich gegen die alte Frau, und während er mühſam ſein Haupt auf die rechte Hand ſtützte, blickte er mit lebhaftem Auge nach ihr hin und ſprach alsdann: „Hören Sie mich an und verſtehen Sie wohl, was ich Ihnen ſagen will; wenn meine Worte auch nicht immer im Zuſammenhange zu ſtehen ſcheinen, ſo ſind ſie es in Wahrheit doch, und eine Lücke werden Sie ſchon ergänzen — Sie ſind eine ſo kluge, umſichtige Frau, denn ich verſtehe jetzt auch Ihren Fall ſo genau wie meinen eigenen: auch Ihrer hat er ſich freundſchaftlich angenommen, um Ihnen mit guter Manier die kleine, grüne Brieftaſche zu nehmen, das heißt, um dieſe ſelbſt war es ihm nicht zu thun, aber um den Inhalt derſelben — ja, dieſer Inhalt — ha, ha, ha!“

Darauf lachte er wieder das heiſere, krächzende Lachen, und als dieſes in einen furchtbaren Huſtenanfall überging, ſank er abermals in die Kiſſen zurück und lag ſo lange Zeit ohne alle ſichtbare Bewegung, daß die erſchreckte Frau, welche ihr Ohr an ſeine Lippen hielt, kaum durch den leiſen, beinahe unhörbaren Athem errathen konnte, daß er noch am Leben ſei.

Jetzt trat auch die Dienerin des Hauſes ein und näherte ſich auf einen Wink der Frau Gertrud dem Bette, befühlte den Puls des Kranken und ſagte alsdann auf einen fragenden Blick der alten Frau: „Er iſt allerdings ſehr ſchwach, der arme Herr Morel, aber ich brauche den Herrn Doktor deßhalb doch nicht zu rufen, der Kranke wird wieder ruhig einſchlafen — wollen Sie ſich ein wenig niederlegen, ſoll ich Sie vielleicht ablöſen?“

Die alte Frau gab auf dieſe Frage eine ſo vernünftige und zufriedenſtellende Antwort, daß die Andere lächelnd fortfuhr: „Mit Ihnen iſt man vortrefflich verſehen, Frau Gertrud, und ich möchte wohl, daß der Herr Doktor Sie beſtändig als Krankenwärterin behielte. — Wenn Sie alſo nicht müde ſind, ſo bleiben Sie ruhig hier am Bette ſitzen — Sie wiſſen ja, was Sie zu thun haben — unſereines, das den ganzen Tag, von Morgens in der Früh bis ſpät in die Nacht treppauf und treppab laufen muß, iſt froh, wenn es ſich Abends ein wenig hinlegen kann, doch will ich deßhalb Ihre Güte nicht mißbrauchen, und wenn Sie ſelbſt ein wenig ruhen wollen, ſo wecken Sie mich — auch in dem anderen Falle, Sie wiſſen ja, was ich meine.“

Frau Gertrud nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Der Doktor meinte, es würden vorher Beängſtigungen eintreten, und dann ſei es immer noch Zeit, ihn zu

Andern eine Kleinigkeit kaufen und ein Bäumchen für ihn herrichten mußte. Darüber hatten wir das Loos gezogen und so konnte Keiner wiſſen, von wem ſeine Beſcherung herkam. Der Lohnbediente der Fonda del Cid, der uns Lichter und Zuckerwerk verſchafft, ſah unſerm Treiben mit großen Augen zu und hatte bald darauf im ganzen Hauſe verkündigt, daß die vier Deutſchen zum heiligen Chriſtabend eine ganz abſonderliche Feier veranſtalteten, was uns ſpäter ſämmtliche neugierige Kellner, Wirth und Wirthin und ein Paar der ſpaniſchen Gäſte vor unſere Thüre zog, die alsdann mit großen Augen und ſehr erſtaunten Blicken unſere ſtrahlenden Weihnachtsbäumchen betrachteten.

Auf dem Tiſche hatte Jeder von uns für ſeine Lieben zu Hauſe, die gewiß auch in dem gleichen Augenblick an uns dachten, brennende Lichtchen aufgeſtellt mit dem Namen derſelben verſehen; die wollten wir auf der ganzen Reiſe mit uns führen, hoffend, ſie nach erfolgter glücklicher Rückkunft im Kreiſe der Unſrigen noch einmal anzünden zu können. Obgleich uns die erhaltenen kleinen Geſchenke recht viel Spaß machten, war doch unſer Feſt kein außerordentlich vergnügtes zu nennen, denn Jeder von uns beſchäftigte ſich mehr oder minder mit lieben Erinnerungen an ähnliche Abende in der Heimath, und als die vier Bäumchen noch recht helle brannten, fand es ſich, daß ſich Jeder von uns in einen beſondern Winkel des Zimmers zurückgezogen hatte, und dort ſeinen ernſten Gedanken nachhing. Erſt, als die Kerzen ausgelöſcht waren, die Bäume weggeräumt, und wir bei einem Glaſe Punſch um den Tiſch vereinigt ſaßen, kehrte die frühere Heiterkeit wieder zurück. Die Wachslichter, mit den verſchiedenen Namen verſehen, wurden ſorgfältig in Papier verpackt, und obgleich man einer Schilderung nicht vorgreifen ſollte, will ich doch hier geſtehen, daß ich ſo glücklich war, meine Lichtchen vor meinen Lieben wieder anzünden zu können, und daß meine beiden Buben dieſelben außerordentlich erfreut mit großen glänzenden Augen betrachteten; beſonders als ich ihnen dabei erzählt, daß ſie an einem Olivenzweige gebrannt, an einem

rufen, ich aber für meinen Theil glaube nicht, daß es ſo raſch geht — er war einige Male ſchon ſo weit draußen wie heute Nacht.“

Da ſaß nun die alte Frau wieder am Bette des Kranken, nachdem es ſich die Dienerin des Hauſes auf dem Sopha bequem gemacht und auch gleich darauf feſt eingeſchlafen war, wie ihre tiefen, regelmäßigen Athemzüge deutlich anzeigten. Im Uebrigen herrſchte eine tiefe Stille um das Haus und im Zimmer; das Nachtlicht auf einem Seitentiſchchen verbreitete eine zweifelhafte Helle und flackerte nur zuweilen und kniſternd etwas auf.

Endlich wandte Herr Morel langſam den Kopf gegen ſeine Krankenwärterin und öffnete die Augen.

„Heute Nachmittag,“ begann er, „als ich die Sonne ſo glänzend untergehen ſah, hatte ich wieder einige Hoffnung — ſie kommt ja auch morgen früh wieder und bringt uns neues, friſches Tageslicht — warum, dachte ich, kann auch für mich nicht noch einmal eine neue, glückliche Zeit anbrechen?“

„Gewiß, Herr Morel, wir wollen darauf hoffen.“

„Ich nicht mehr,“ hauchte er kaum hörbar, „ich weiß das ganz genau, ſeit ich Sie geſehen, ſeit Sie mir von der kleinen, grünen Briefta ſche geſprochen.“

„Es ſollte mir leid thun, wenn meine Reden Sie traurig geſtimmt hätten.“

„Traurig nicht, das ſchwöre ich Ihnen; doch war ich überzeugt, daß ich meine letzte Lebensaufgabe, jenes Geheimniß betreffend, zu erfüllen im Stande wäre, und dann erſt ſterben würde — es hätten darüber vielleicht noch Jahre vergehen können, wenn Sie mir nicht erſchienen wären — gut, ich kann ſie alſo jetzt erfüllen und dann — — wie Gott will. — Schläft die da drüben?“

„Sie ſchläft feſt.“

„So neigen Sie ſich zu mir herab, ich muß ſehr leiſe reden, um nicht durch meinen Huſten unterbrochen zu werden — — falten Sie Ihre Hände, wie ich es thue, und wenn Ihnen das, womit ich beginne, gar zu entſetzlich vorkommt, wenn Sie glauben, daß es nicht einigermaßen geſühnt und abgebüßt iſt durch jahrelange, namenloſe Leiden — Leiden des Körpers und des Geiſtes — ſo verlaſſen Sie mich mit einem Schrei des Abſcheues!“

„Ich werde Sie nicht verlaſſen,“ verſetzte die alte Frau mit feſter Stimme, „bin ich doch gekommen, um Ihnen Troſt und Beruhigung zu geben.“

— — — — „Er war mein Freund, mein langjähriger Gefährte, er war mit mir aus derſelben Stadt — er — er — näher brauche ich Ihnen denſelben wohl nicht zu bezeichnen — er, den ich ermordet, Sie wiſſen, wo und warum.“

Nachdem er dieſe Worte heftig herausgeſtoßen, drückte er ſeine gefalteten, mageren Hände vor die Augen, und als er ſie alsdann wieder herabfallen ließ, tropften ihm dicke Thränen über die eingefallenen Wangen herab.

„Er war gutmüthiger, heiterer, beſſer als ich, er war leichtſinniger im Erwerben und Ausgeben, während ich verſchloſſener, härter, berechnender war. — Um Ihnen im Einzelnen zu erzählen, wie wir unſer Geld verdienten, dazu fehlt mir die Zeit — und der Athem," ſetzte er mit einem traurigen Lächeln hinzu, „doch war die Art nicht die ehrlicher und anſtändiger Leute. — Ohne Diebe und Räuber zu ſein, trieben wir ein viel ſchlimmeres Handwerk: wir waren Spieler von Profeſſion, dabei falſche Spieler, und wenn jene auf der Landſtraße arbeiten, ihr Opfer mit einem einzigen Dolchſtoße zur Ruhe bringen, ſo ſind ſie großmüthiger als wir waren, die wir unſere Leute oft durch ein langes, jammervolles Leben hindurch mit Nadelſtichen peinigten, wobei das Ende aber doch meiſtens das gleiche war. — Wir verdienten viel Geld, wir hatten eine halbe Million bei einander, als uns Umſtände nöthigten, nicht nur den Schauplatz unſerer Thaten zu wechſeln, ſondern eine Zeitlang ganz von demſelben zu verſchwinden, um uns und dieſelben vergeſſen zu laſſen. Wir machten hundert Meilen, um in einer Stadt, wo wir niemals geweſen waren, bei einem

Bankier, der uns nicht kennen konnte, unſer Geld anzulegen."

„Die Stadt iſt dieſelbe, in der wir leben, jener Bankier iſt Herr von Martini."

„Ja, ſo iſt es. — Erkundigungen ſagten von Vater und Sohn, ſie ſeien umſichtige Geſchäftsleute, die ſich nicht viel mit Nachfragen aufhalten würden, wenn man ihnen eine große Summe zu mäßigen Zinſen anvertraue. — — Das thaten wir; wir erhielten darüber unſern Schuldſchein, den wir, da Keiner von uns dem Andern traute, bei einem Notar in Wien deponirten, welcher uns darüber eine Empfangsbeſcheinigung ausſtellte, dieſelbe in zwölf Zettel verſchnitt, wovon ich und der Andere je ſechs erhielt, die Jeder von uns in einer kleinen, grünen Brieftaſche verwahrte. Gemäß der Quittung des Notars fand die Ausfolgung des Schuldſcheins nur ſtatt, wenn ihm alle zwölf Zettel zu gleicher Zeit vorgelegt würden. Nachgemacht von dem Einen oder Anderen konnten die Zettel nicht werden, da ſie von dem vorſichtigen Notar, den wir für ſeine Mühe reichlich belohnten, mit geheimen Zeichen verſehen worden waren, nachdem Jeder von uns ſie im Zuſammenhange geleſen.

„Wir kehrten darauf hierher zurück, um bei dem Bankier Martini für unſere weitere Reiſe eine kleinere Summe zu erheben, die wir neben dem großen Kapital

bei demſelben deponirten — — — — als es ſich begab — als es geſchah — — — — daß mich der Teufel verſuchte und mir den Rath gab, mich in den Beſitz der anderen Brieftaſche mit den ergänzenden ſechs Zetteln zu ſetzen. — Daß ich ihn tödten wollte, daran dachte ich damals nicht; er trug das Taſchenbuch in ſeiner Bruſttaſche, und da er an jenem unheilvollen Abende feſt zu ſchlafen ſchien, ſo machte ich den Verſuch, ihn zu berauben; doch erwachte er, faßte mich mit der einen Hand, zog mit der andern ſein Meſſer und ſtieß damit ſo heftig nach mir, daß ich kaum Zeit hatte, mich leicht verwundet ſeiner Fauſt zu entreißen und aus dem Wagen zu ſpringen — mir flog das Blut zu Kopfe, meine Pulſe jagten wie im Fieber, ich war vernichtet, ſo von ihm auf der That ertappt worden zu ſein, die uns nicht nur auseinander reißen, ſondern auch mich um mein Geld bringen mußte, denn ich hörte, wie er mir zurief: ‚Darauf haſt Du es abgeſehen, habgieriger, ſchlechter Kerl! — Nun gut, ich will Dich ſtrafen womit Du geſündigt, und vor Deinen Augen jene koſtbaren Zettel zerreißen und vernichten.‘

— — — — „Da ſchnappte ich mühſam nach Athem — da wußte ich nicht mehr, was ich that — da krachte ein Schuß, da warf ich mich, getrieben von Habſucht und dabei wie gelähmt von Entſetzen, zu raſchem Handeln gegen ihn, um ihm die Brieftaſche zu entreißen — ich

fand ſie nicht mehr, ich ſah ſie nimmer in ſeiner erſtarrenden Hand, wo ich ſie noch vor wenigen Minuten geſehen — ich raufte mir die Haare vor Wuth und Verzweiflung, ich ſuchte im Wagen zu ſeinen Füßen und auf ſeinem Sitze — ich fand ſie nicht — ich war im Begriffe, eine der Wagenlaternen zu nehmen, da hörte ich plötzlich von der Stadt her, in deren Nähe wir uns ſchon befanden, den Ton eines Poſthornes hell durch die ſtille Nacht klingen.

„Dieſer Ton packte mich ſo furchtbar und gewaltig, übergoß mich ſo mit Schauern von Furcht und Entſetzen, daß ich vom Wagen herabſprang und querfeldein entfloh. — — Und dabei mußte ich immer rückwärts blicken, unwillkürlich wie durch Zauber, und ſah den Schimmer unſerer Wagenlaternen und war dabei immer des Augenblicks gewärtig, daß ſie ſich von der Straße ab gegen mich wenden würden — mich verfolgen — zwei geſpenſterhafte Irrlichter.

„Und ſo floh ich fort und fort, nachdem ich ein wenig ausgeruht und meine Wunde verbunden, immer rückwärts blickend, und fühlte endlich, wie der Boden unter meinen Füßen wich und ich tief, tief hinabſtürzte. — — Das war aber jener Fall, der darauf immer und immer wieder in meinen wirren Reden erſchien, der mich peinigte im Wachen, ſowie im fieberhaften Schlaf, jener Fall, bei

dem ſich mein Leben umwandte, zurückwandte, der Erkenntniß zu, gewiſſermaßen der Kindlichkeit — das war ein ſchauerlicher Fall. Als ich darauf wieder zur Beſinnung kam und an meinem Kopfe das herabſtrömende Blut fühlte und es an meinen Fingern bemerkte, da glaubte ich anfänglich, es ſei das ſeinige geweſen, und wäre ſchaudernd auf's Neue geflohen, wenn ich nicht den Schmerz an meinem Kopfe gefühlt hätte und das Schwanken meiner faſt zuſammenbrechenden Kniee. So ſchleppte ich mich fort die ganze Nacht und den anderen Tag auf's Gerathewohl, immer gerade aus. — Ein Schäfer verkaufte mir etwas Brod und einen Schluck Branntwein, und ein Köhler, den ich im Walde fand, war mein Samariter: er wuſch mir meine Wunden aus, legte Balſam darauf und gab mir ſeinen alten Mantel. Daß er dafür meine guten Oberkleider nahm und das Bischen Geld, das ich noch hatte, redlich mit mir theilte, kam uns Beiden zu ſtatten, denn die armſeligen Lumpen, in welchen ich bei ihm wohnte, ſicherten mich vor Entdeckung — — vor Entdeckung der Welt gegenüber, denn der Köhler, der nach Monaten einmal ein ſchmieriges Zeitungsblatt mit nach Hauſe brachte und mir Alles daraus vorlas, ſah mich dabei mit einem eigenthümlichen Blicke an, doch machte ich mir nicht viel daraus, denn all' mein Denken und Fühlen war wie mit einem dichten

Nebel bedeckt: ich wandelte wie im Traume und nur zuweilen dämmerte es ein wenig vor meinem Geiſte.

„Aus dieſer Dämmerung wurde aber nach und nach wieder ein grauer Lebenstag, und nachdem ich meinen Gaſtfreund verlaſſen und nach langer mühevoller Irrfahrt ein Aſyl gefunden hatte, wo ich durch Arbeiten der verſchiedenſten Art mein Leben friſtete, da blitzte es zuweilen wieder klar durch meinen Geiſt, und damit kehrte mir auch die deutliche Erinnerung an meine Vergangenheit zurück und zugleich die Begierde, wenigſtens den Verſuch zu machen, von meinem Vermögen noch etwas zu retten. — Warum ſollte ich es auch in den Händen jenes Bankiers laſſen, der doch noch weniger Anrecht als ich darauf hatte? Ich entſchloß mich, an ihn zu ſchreiben und ihm annehmbare Vorſchläge zu machen. — Ich hätte mir denken können, daß er mir darauf keine Antwort geben würde; dabei erfuhr ich, daß er ein reicher und vornehmer Mann geworden ſei — mit unſerem Gelde, daß er große Geſchäfte mache, die ihm Geld und Ehre einbrächten — Alles mit unſerem Gelde, und da entſchloß ich mich, ihn aufzuſuchen, möge auch für mich entſtehen, was daraus wolle.“

Das Alles erzählte der Kranke, aber nicht in dem Zuſammenhange, wie wir es da niederſchreiben: zuweilen ſchwieg er beängſtigend lange und lag da mit geſchloſſenen

Augen, dann zuckte er zuſammen — eine Röthe überflog ſeine bleichen Züge und er ſtieß hierauf die Worte mit einer ängſtlichen Haſt hervor. Oftmals hatte ſich Frau Gertrud ängſtlich über ihn gebeugt, hatte ihm Lippen und Stirne mit Waſſer und Wein befeuchtet und manchen Satz aus dem Zucken ſeines Mundes ergänzt. Wie gerne hätte ſie ihn durch eine Frage nach dem Inhalte jener Zettel unterbrochen, doch wagte ſie nicht, ſeine langſam dahinſchleichende Rede durch eine Bemerkung zu ſtören oder zu unterbrechen — mußte ſie doch fürchten, daß die Aufregung, welche auf eine ſolche Frage folgen konnte, ſeine Lippen auf immer verſiegelte — ſie befand ſich in einer namenloſen Spannung, und während ſie auf das Geflüſter des Kranken lauſchte, horchte ſie beſtändig auf die tiefen Athemzüge der Schlafenden — — eine Unterbrechung hätte ſie um die Frucht dieſer mühevollen und ſchrecklichen letzten Tage bringen können.

— — — —

„Nach langen Jahren ſah ich ihn endlich wieder,“ fuhr der Kranke fort; „Herr von Martini, Sohn, der jetzige Chef des reichen Bankhauſes, erkannte mich augenblicklich wieder, doch war ſein Erkennen weit davon, ein freudiges zu ſein — ſeine Hand faßte nach der Klingel, die auf ſeinem Schreibtiſche ſtand, neben einer vergoldeten Kaſſette, und er ſtarrte mich lange an, faſt unfähig, ein

Wort zu reden: ſein Geſicht war bleich und zerſtört, und er hatte ganz das Anſehen eines nicht minder ſchweren Verbrechers, als ich ſelber war; doch hatte er ja keinen Mord begangen und war vor der Welt ein unbeſcholtener, höchſt achtbarer Mann, vor dem ein armer Landſtreicher ſtand, über deſſen Haupt das Richtſchwert an einem Faden ſchwebte — und dieſer Landſtreicher, heruntergekommen, in ärmlicher Kleidung, verlangte von dem geachteten Bankier die Zurückgabe von Hunderttauſenden — lächerliche Forderung! Und ſo mochte Jener es auch anſehen, denn es zeigte ſich etwas wie Humor um ſeine feſt verſchloſſenen Lippen, als er fragte: ‚Wollen Sie vor allen Dingen die Güte haben, ſich vor mir zu legitimiren, wer Sie eigentlich ſind?‘ — Ich ſollte mich legitimiren, ich, der ich mit Mühe und Noth ein armſeliges Wanderpapier aufgetrieben hatte, mit dem ich unter einem fremden Namen reiste. — ‚Ja,‘ ſagte er hierauf achſelzuckend, ‚wenn Sie mir nicht einmal zu beweiſen vermögen, daß Sie wirklich jener Herr ſind, der vor langen Jahren ein Depoſitum bei mir machte, jener Herr Morel, ſo bedaure ich ſehr, mit Ihnen in dieſer Angelegenheit nicht weiter verkehren zu können.‘ — Da ſtand ich vor ihm und nagte an meinen Nägeln — daß er mich erkannt, wußte ich ja eben ſo genau, als daß er ein Schurke war, der mich nicht nur um die Frucht jahrelanger Mühen, ſondern auch

Baume, von dem das gute Oel herkomme, und daß ich ſie weit, weit über das Meer herüber von Valencia mitgebracht, einer alten, berühmten ſpaniſchen Stadt, welche die wilden Araber häufig angegriffen und die vertheidigt wurde von einem tapfern chriſtlichen Ritter, von Cid dem Campeador, der nach ſeinem Tode noch die Araber beſiegte; denn als er ſchon geſtorben war, ſetzten ſie ihn in voller Rüſtung auf ſein getreues Roß, gaben ihm ſein Schwert in die Hand, bei welchem Anblick die Mauren erſchreckt davon flohen.

Alſo ſiegt' auch nach dem Tode,
Weil San Jago ihm voranging,
Cid; gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum: alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber,
Auch der Aermſte wurde reich.

um die Frucht jenes entſetzlichen Mordes bringen wollte. Und als ich das bedachte, fühlte ich langſam den Nebel wieder aufſteigen, und ich war im Begriff, über ihn herzufallen und ihn zu erdroſſeln, doch beſann ich mich eines Beſſeren, eines Anderen," ſagte er, ſchwer athmend. „Ohne mich durch ſcheinbar gleichgültige Blicke irre machen zu laſſen, nahm ich mir einen Stuhl, ſetzte mich neben ſeinen Schreibpult und erwiederte ihm, indem ich meine Arme übereinander ſchlug: Ich will Ihnen eine lehrreiche Geſchichte erzählen — rufen Sie nicht Ihre Leute, ſetzte ich lachend hinzu, denn Sie würden mich nur nöthigen, dieſe Geſchichte einigen Ohren weiter kund zu thun, und ob Ihnen das angenehm wäre, weiß ich nicht — eine Geſchichte, welche damit beginnt, daß vor ſo und ſo viel Jahren zwei Leute, ich und der Andere, bei dem Bankierhauſe Martini und Sohn erſchienen und dort eine Summe von fünfmalhunderttauſend Thalern deponirten, wofür wir einen rechtsgültigen Schein erhielten, welcher ſicher aufgehoben iſt. — ‚Möglich,' ſagte er hierauf mit aſchfahlen Wangen, ‚und wenn ein ſolcher echter und rechtsgültiger Schein dem Hauſe Martini und Sohn von einer Perſon, die ſich als rechtmäßiger Beſitzer auszuweiſen vermag, vorgezeigt würde, ſo würde daſſelbe nicht ermangeln, ſeine Verbindlichkeiten zu erfüllen — ſo aber muß ich Ihre Angabe wie ein Märchen behandeln, wie

eine Verläumdung, wie den Verſuch einer Erpreſſung, und müßte dagegen den Schutz der Geſetze anrufen.'

„Da waren es wieder jene Nebel, welche mich tückiſch umwanden und unter deren Einfluſſe ich ihm einen Theil der Vergangenheit mittheilte, wobei ich ihm ſagte, daß es ja nicht in meiner Abſicht liege, jene ganze Summe zu erheben, daß ich ja nur ſo viel haben wolle, um die Lebensjahre, welche mir noch geblieben ſeien, nicht darben zu müſſen — daß er ſelbſt eine ihm beliebige Summe für das Ganze beſtimmen möge. —

„Wieder lächelte er ſtill und dieſes Mal viel freier und ungezwungener, als er mir erwiederte: ‚Wo iſt der Schein, von dem Sie vorhin ſprachen — der Schein?' — Ja, der Schein, wenn ich ihn nur hätte. — Es lief mir wie im Kopfe herum, daß ich jenen Schein nicht hatte und nicht beibringen konnte, und um ihm das klar zu machen, um ihn zu erweichen, erzählte ich ihm dieſes und das aus unſeren vergangenen Tagen der Wahrheit gemäß — doch was ich ihm erzählte, wußte ich ſelbſt nicht, es war mir, als ſpräche immer ein Dritter dazwiſchen und horchten wir Beide zu, der Bankier und ich, zuerſt aufmerkſam, dann angſtvoll, dann entſetzt, und endlich, als ich nach einem langen Athemzuge wieder ich ſelbſt geworden und die Stimme des Dritten verſchwunden war, da hielt Herr von Martini meine kleine, grüne Brieftaſche,

die ich ihm gegeben, in der Hand, legte ſie darauf in die vergoldete Kaſſette und ſchloß dieſe ſorgfältig zu. —

„‚Das iſt eine ſchreckliche Geſchichte,‘ ſagte der Bankier in weichem, mitfühlendem Tone; ‚ich bedauere Sie aufrichtig, Herr Morel, und Sie werden ſehen, daß Sie ſich in mir nicht getäuſcht haben, da Sie mir Ihr Vertrauen ſchenkten — vor allen Dingen aber müſſen wir Sie vor Nachforſchungen ſicher ſtellen, die unbedingt ſtattfinden würden, wenn man, ſelbſt nachdem die verhängnißvolle Angelegenheit jahrelang geruht, Ihre Anweſenheit entdecken würde — vertrauen Sie mir deßhalb ganz und überlaſſen Sie ſich meiner Sorgfalt.‘ — Darauf befahl er ſeinen Wagen und brachte mich an einen Ort, wo ich, wie er ſagte, vor allen Nachforſchungen ſicher ſein würde. —

„Und darin hatte er recht,“ fuhr der Kranke nach einer langen Pauſe fort, während es in ſeinem Geſichte heftig gezuckt und während ſeine Hände auf der Bettdecke bald hier, bald dort krampfhaft herumgeſucht — „an dem Orte, wohin er mich gebracht — hier im Irrenhauſe — war ich vor allen Nachforſchungen ſicher.“

„Entſetzlich — entſetzlich!“

— — — — „Was wollte ich mehr? — Hat er ſich doch für mich als einen wohlwollenden Freund bewieſen, der Herr von Martini,“ ſprach der Kranke mit einem Lächeln, welches furchtbar erſchien um ſeinen ein-

gefallenen Mund, auf dieſen bleichen Zügen, welche anfingen, eine eigenthümliche Erſtarrung zu zeigen, — „hat er mir doch beſtens mein Geld aufgehoben — hat mich nicht hungern und frieren laſſen — nicht dem Gerichte ausgeliefert, und wird ſorgen für mein anſtändiges Begräbniß — — — — Und alles das für ein ungeheures Vermögen — das er mir — geſtohlen. — —

— — „Aber, glücklicher Gedanke damals — ehe ich zu ihm kam in der Abſicht, wenn es ſein müßte, von der Brieftaſche mit den ſechs Zetteln mit ihm zu reden — glücklicher Gedanke — von mir — die Zettel, welche ich ihm überließ in meiner grünen Brieftaſche, waren falſch — die echten — ſind — hier—r—r—r."

Frau Gertrud ſprang erſchrocken in die Höhe, als ſie ein eigenthümliches, nicht zu verkennendes Geräuſch in der Bruſt des Kranken hörte, mit dem er das Wort „hier" beſchloß. Dabei ſah ſie, wie ſeine Arme emporzuckten und er mit den Fingern haſtig den langen, magern Hals betaſtete, wobei ein Ausdruck unbeſchreiblicher Angſt auf ſeinen Zügen lag — aber nur ein paar Sekunden lang, dann ſchien er zu lächeln, freundlich, glückſelig, ſeine Arme ſanken ſchlaff herab — er ſtreckte ſich lang aus — und war den Mühen und Leiden dieſer Erde, den fortwährenden Kämpfen derſelben entrückt.

Nachdem Frau Gertrud knieend vor dem Lager des

Todten ein flehendes Gebet gesprochen, weckte sie die Dienerin des Hauses, und als diese an das Bett getreten war und einen Blick auf den Entschlafenen geworfen, beeilte sie sich, den Herrn Doktor Narder herbeizuholen.

Dieser kam alsbald und schien nicht besonders überrascht von dem schnellen Ende seines Pflegbefohlenen — er rieb sich achselzuckend die Hände, sagte: „Das war zu erwarten," und wenn wir dabei etwas aus seinen Gedanken verrathen dürfen, so war es das angenehme Gefühl, für den armen Morel noch ein ganzes Jahr im Voraus bezahlt worden zu sein.

„Und wie waren seine letzten Augenblicke?" wandte er sich gegen die beiden Frauen, worauf die Dienerin rasch das Wort ergriff und sagte: „So sanft und ruhig, daß sein Ende ohne irgend welche Aufregung eintrat, ja daß es vielleicht von uns übersehen worden wäre, wenn Frau Gertrud nicht mit so außerordentlicher Aufmerksamkeit an seinem Bette gesessen, während ich mich für einen Augenblick zurückgezogen."

„Und sprach er noch irgend etwas von Bedeutung?"

„Durchaus nichts," versicherte die Dienerin des Hauses eben so rasch, als sie vorhin das Wort genommen, „er sprach nicht und er klagte nicht, nicht wahr, Frau Gertrud?"

„Nein, er klagte nicht," sagte diese und setzte mit

einem ernſten Blicke auf den Entſchlafenen hinzu: „Das Scheiden iſt ihm leicht geworden.“

„Ließ er nichts mehr von ſeinen Phantaſieen hören?“ fragte der Doktor ſeine Dienerin.

„Nicht das Geringſte.“

„Deſto beſſer — als ich ihn heute ſo außerordentlich vernünftig fand, fürchtete ich, ſein Verſtand würde am Schluſſe ſeines Lebens noch einmal in voller Klarheit aufflackern. — Nun, ich danke Ihnen, Frau Gertrud, für die ſorgfältige Pflege, welche Sie dem Kranken angedeihen ließen, und wollen wir nun ſehen, was ſich in den nächſten Tagen weiter für Sie thun läßt — vorderhand wollen wir Sie aber auf Ihr Zimmer geleiten laſſen, und hoffe ich, daß Sie auf Ihre Anſtrengungen gut ſchlafen werden.“

Das war nun gerade nicht der Fall, denn das, was die alte Frau heute Nacht gehört, beſchäftigte zu lebhaft ihren Geiſt. Und dabei hatte ſie nun den einzigen heißen und dringenden Wunſch, Herr Günther möge bald, recht bald nach ihr ſehen, denn jetzt, da ihr Zweck hier erreicht war, indem es ihr möglich geweſen, jene Begebenheit und die Brieftaſche mit ihrem räthſelhaften Inhalte mit Herrn von Martini in richtigen Zuſammenhang zu bringen, jetzt graute es ihr vor dem Hauſe mit dem unheimlichen Lachen und Singen ſeiner Bewohner, und

ſo feſt ihr Muth, ſo ſtark ihr Geiſt auch war, ſo konnte ſie doch nicht anders, als es für möglich halten, daß jenes unheimliche Singen und Lachen, daß die ſtarren Blicke der Bewohner dieſes Hauſes, daß deren blödſinniges Lächeln anſteckend auf ſie zu wirken vermöchte und auf dieſe Weiſe dem Doktor Narder Gelegenheit geben, ſie für lange Zeit da zu behalten.

Doch verging noch ein ganzer Tag und eine ſchlafloſe Nacht, ehe der alte Freund, Herr Günther, erſchien. Obgleich dieſer Frau Gertrud nur im Beiſein des Arztes in deſſen Zimmer ſah, ſo genügte doch ein bezeichnender Blick der alten Frau, um ihn zu der Erklärung zu veranlaſſen, daß er gekommen ſei, um Frau Gertrud, wenn auch nur für einige Zeit, wieder mit ſich zu nehmen. „Leider," ſagte er, zu dem Arzte gewandt, „habe ich in meiner Familie abermals einen Krankheitsfall zu beklagen, wo mir die Hülfe meiner Anverwandten von großem Werthe iſt."

Doktor Narder ſchien dieſes auch ganz in der Ordnung zu finden und verſicherte, daß er ſtets bereit ſein werde, eine ſo vortreffliche Krankenwärterin wieder bei ſich aufzunehmen.

So nahmen ſie denn Abſchied von einander, und wir müſſen hinzufügen, daß Frau Gertrud oben in ihrem Zimmer mit vor Haſt und Unruhe zitternden Fingern ihre

Kleider und den kleinen Koffer packte, der alsdann von einem Knecht des Hauſes nach dem vor der Anſtalt harrenden Wagen des Herrn Günther gebracht wurde.

Am Thore bei der alten Pförtnerin gab es noch einen kleinen Aufenthalt, nicht, als ob dieſe Anſtand genommen hätte, die Penſionärin weniger Tage ungehindert ziehen zu laſſen — war ſie doch ſchon davon unterrichtet, daß der Doktor ſie für einige Zeit entließ — doch ſagte ſie, als ſie aus ihrem kleinen Häuschen heraustrat: „Der arme Herr Morel, den Sie ſo gut gepflegt, Frau Gertrud, wird heute Nachmittag begraben werden — hier habe ich Einiges von ſeiner Hinterlaſſenſchaft — freilich nichts Werthvolles, und wenn Sie etwas davon haben wollen, ſo überlaſſe ich es Ihnen billig.“

Damit öffnete die alte Pförtnerin die Zimmerthüre und zeigte auf dem Tiſche ausgebreitet einen Haufen alter Kleider; doch ſchüttelte Herr Günther nachdrücklich mit dem Kopfe und war nicht wenig überraſcht, als er Frau Gertrud raſch eintreten ſah, um den unſcheinbaren Hausrock des Kranken zu erhandeln. — —

Als ſie hierauf im Wagen ſaß, fragte er im Tone des Erſtaunens: „Was wollen Sie denn damit machen, meine verehrteſte Madame Reveillot?“

„Ich weiß es ſelbſt nicht,“ gab ſie zur Antwort, „doch als mir die Pförtnerin den Antrag ſtellte, ſo ſagte mir

eine innere Stimme, etwas zu nehmen und gerade dieſes Stück da zu wählen.“

„Möge es Ihnen Glück bringen, oder Ihnen wenigſtens eine angenehme Erinnerung ſein an einige, aber gewiß ſehr unangenehme Tage.“

„Das waren ſie allerdings, aber hoffentlich fruchtbringend für die Zukunft.“

Sechstes Kapitel.

Wie groß war die Freude Anatole's, als er am Mittage des heutigen Tages wie gewöhnlich nach Hause zurückkehrend durch Verrath der alten Lise erfuhr, daß die Großmutter zurückgekehrt sei. Lise stand an der Treppe, ihren jungen Herrn heimlich erwartend, und als sie ihn zur Hausthüre hereintreten sah, beugte sie sich auf eine so erschreckende Art über das Geländer und machte dabei so seltsame eckige Bewegungen mit ihren langen Armen, daß Anatole im ersten Augenblicke glaubte, er habe hier einen Selbstmordversuch vor sich, und erst, als die alte Magd mit unterdrückter und dadurch heiserer Stimme und mit vor Anstrengung dunkelroth werdendem Gesichte ihm zuflüsterte — eigentlich klang dieses Flüstern wie ein tiefes Grunzen oder Brüllen —: „Sie ist da, sie ist wieder da — o Gott, sie ist zurückgekommen," da ahnte er die Wahrheit, war mit ein paar Sprüngen oben, fiel der alten Frau um den Hals und bezeugte seine Freude in einer fast kindischen Ausgelassenheit.

Elftes Kapitel.

Ein Ritt durch die Mancha.

Der Winter in Spanien. Bei den Zigeunern. Orangengärten. Alcira. Ein ſpaniſcher Kollege. Palmenwälder und Schnee. Albacete. Eine muſikaliſche Soirée. Abenteuer in der Neujahrsnacht. Das Haus des Don Joſe. Vom Wagen auf den Karren. Ein unfreiwilliger Aufenthalt. Spaziergänge in Spanien. Don Quixote. Ein Maulthiertreiberball. Villarrobledo. Spaniſche Eiſenbahnbauten. Campo critana. Regenwetter und ſchlechter Weg. Tembleque.

Wenn einmal bei uns in Deutſchland ein etwas harter Winter eintritt, ſo hemmen die gewaltigen Schneemaſſen, welche dieſer gewöhnlich mit ſich führt, wohl hier und da auf einige Tage die Communication, meiſtens aber auch dieß nur in abgelegenen Gegenden, wogegen in den Hauptſtraßen gleich eine Unzahl Hände beſchäftigt ſind, die Schaufeln zu handhaben und den Bahnſchlitten zu dirigiren.

Nicht ſo in Spanien. Ich bin feſt überzeugt, daß bei uns in dem harten Winter von 1853 bis 1854 andere Schneemaſſen als dort hingeworfen wurden, ohne daß man gerade viel Aufhebens davon machte; aber ſchon bei unſerer Ankunft in Valencia, als wir uns am erſten Abend während des Diners nach der Straße von Madrid erkundigten, machten ſämmtliche Anweſende bedenkliche Geſichter, zogen die Augenbrauen in die Höhe und meinten:

Ach, er hatte ſich auch ſo einſam während ihrer Abweſenheit gefühlt, einſam hier und einſam dort, denn weder unter den Palmen des Gewächshauſes hatte er Anna ſeitdem geſehen, noch war das junge Mädchen, wie ſie ſo gerne zu thun pflegte, kreuz und quer durch den kleinen Garten geſchritten, hie und da die kahlen Zweige der Gebüſche betrachtend, ob denn noch nirgendwo die Knoſpen aufzubrechen anfangen wollten — ach und auch im Hauſe hatte er nicht mehr ihre friſche Stimme gehört, wenn er in das Kabinet des Herrn von Martini gerufen wurde, bei welcher Gelegenheit er der lieblichen Anna ſonſt ſo häufig auf der Treppe zu begegnen pflegte — ſie war verſchwunden — ſie blieb verſchwunden, und wenn er darüber, natürlich auf weiten Umwegen, Herrn Ringel ausholen wollte, ſo pflegte dieſer die Achſeln zu zucken, die Unterlippe vorzuſchieben und zu ſagen, indem er bald die linke, bald die rechte Hand von ſich abſtreckte: „Was wollen Sie, mein lieber Freund — hier haben wir vorausſichtlich eine Heirat, die natürlich eine Aenderung ſämmtlicher Verhältniſſe bedingt: Fräulein Anna wird Gräfin Riedberg werden, und begreiflicher Weiſe will ſie, wie auch ihre zukünftige Familie, ſich gegenſeitig vorher noch ein wenig kennen lernen.“

„Alſo iſt ſie bei dieſen Riedberg's?“

„Es ſcheint mir ſo, doch wiſſen Sie, es gibt Dinge,

über welche der Herr Prinzipal ſich nicht auszulaſſen pflegt."

„Leider, leider."

Auch Madame Fichtner wußte nicht mehr oder wollte wenigſtens nicht ſagen, was ſie wußte, und was Anna's Geſpielin, Eliſe, anbelangte, ſo war dieſe verſchwunden wie jene.

Die alte Haushälterin that allerdings nicht ſo verſchloſſen wie der Buchhalter, gab auch das Faktum, Anna könne bei der Familie Riederg ſein, nicht unbedingt zu. „Wer weiß," ſagte ſie achſelzuckend, „was es gegeben hat zwiſchen Vater und Tochter — Herr von Martini läßt nicht mit ſich ſpaßen, und ob er Urſache hat, ſeine Tochter bis zu deren Verheiratung in ſorgfältigem Gewahrſam zu halten, das müſſen Sie ſelbſt am Beſten wiſſen."

Allerdings wußte er das am Beſten, und wenn auch der Schein gegen ihn ſprach, wenn auch Herr von Martini das vollkommenſte Recht zur ſchleunigen Entfernung Anna's zu haben glaubte, ſo wußte Anatole doch, daß dieſes nicht der Fall war, leider — leider — leider — — — — — — ja leider, und wenn er jetzt an die jüngſte Vergangenheit dachte, ſo hätte er ſich ſelbſt beim Kopf nehmen können, wenn er ſich der lächerlichen Großthuerei erinnerte, mit der er dem jungen, ihn ſo herzlich

liebenden Mädchen Vernunft gepredigt, um ſo mehr, als er jetzt, wo ſie ferne war, deutlich fühlte, daß er nicht anders konnte, als dieſe Liebe glühend zu erwiedern — Paul und Virginie! — Wie oft hatte er in den letzten Tagen das Buch durchflogen, um an jenen Stellen zu verweilen, wo Paul klagend durch die Wälder eilt.

Und dabei war ſein Schickſal eigentlich noch viel trauriger, als das jenes jungen Inſulaners; jener durfte doch immer noch hoffen auf eine endliche Vereinigung mit der Geliebten, bis das unerbittliche Geſchick einen ſchwarzen Strich durch dieſe glückſeligen Phantaſieen machte, ihm aber dabei einen vollgültigen Wechſel auf die Wiedervereinigung mit der Geliebten in einem glücklichen Jenſeits ausſtellte. Ja, der arme Anatole vermochte ſich nicht einmal an einer ähnlichen Hoffnung aufzurichten; der Himmel ſchien noch nicht die Abſicht zu haben, die liebe Anna durch einen Schiffbruch zu ſich zu nehmen, ſondern hatte beſchloſſen, ſie zur Gräfin Riedberg zu machen, ein viel troſtloſeres Ende ſeiner Hoffnung, als das große Meer mit ſeinen todbringenden Wellen, welche indeſſen ja noch ſo viel Gefühl gehabt, um die arme Virginie der Erde zurückzugeben, und ihr eine ſanfte Ruheſtätte gönnten unter rauſchenden Blättern und duftenden Blumen, welche Paul mit ſeinen Thränen

begießen durfte — — — — ja, auch dieſe Hoffnung war für ihn verſchwunden.

Ueber alles dieſes ſprach er mit Madame Reveillot, nachdem ihm dieſe ihre Erlebniſſe der letzten Tage mitgetheilt hatte. Wenn Anatole dieſes auch ziemlich verblümt und nicht im richtigen Zuſammenhange that, ſo war doch immer noch deutlich genug, daß Madame Reveillot Alles beſtätigt fand, was ſie früher vermuthet — zu ihrem Schrecken können wir gerade nicht ſagen, auch zeigte ſich nichts dergleichen auf ihren Zügen, ſie nahm vielmehr den Kopf des jungen Menſchen lächelnd zwiſchen ihre beiden Hände, drückte einen Kuß auf ſein krauſes Haar und ſagte: „Du erzählſt mir da einen kleinen, artigen Roman, zu dem ſchwerlich eine genügende Entwicklung zu finden ſein wird; doch wollen wir noch immer nicht daran verzweifeln, da es ſcheint, als wolle die Sonne des Glückes wieder anfangen, unſern Lebenspfad zu erhellen — iſt es nicht ein faſt unbegreifliches Glück, daß es mir vergönnt war, den letzten Stunden des armen Herrn Morel beizuwohnen, und haben wir dadurch nicht Genügendes erfahren, um auf Herrn von Martini eine leichte Einwirkung ausüben zu können?“

„Das möchte ich nicht gerne,“ ſagte Anatole kopfſchüttelnd — „ich glaube, daß ich Dich recht verſtanden habe?“ ſetzte er fragend hinzu.

„Vielleicht; doch verſtehe mich auch jetzt und laß mich meine Angelegenheiten ſo viel als möglich ſelbſt zu Ende bringen — hat man etwas von meiner Abweſenheit erfahren?“

„Ich glaube nicht — Frau Fichtner war einmal da, um nach Dir zu ſehen; als man ihr aber ſagte, Du ſeieſt ausgegangen, verſprach ſie wiederzukommen, was ſie aber bis jetzt nicht gethan; auch laſſe ich mich im Wohnhauſe meines Prinzipals ſo wenig als möglich ſehen, was Du wohl begreiflich finden wirſt, Großmutter.“

„Allerdings finde ich das begreiflich,“ erwiederte Madame Reveillot und verſank darauf in tiefes Nachſinnen.

Wir müſſen hier in unſerer Geſchichte um eine kleine Zeit zurückgehen bis zu dem Morgen nach dem Geſpräch des Bankiers mit ſeinem Buchhalter, nach welchem ſich Beide getrennt hatten, um jeder für ſich eine Probe zu machen mit der Zuſammenſtellung der bewußten zwölf Zettel.

„Nun?“ rief Herr von Martini ſeinem Buchhalter enigegen, und zwar in einem erwartungsvollen Tone, der aber nicht beſonders freundlich klang.

Herr Ringel näherte ſich mit einem zweifelhaften Lächeln, und während er ſeine Zettel aus der Taſche zog, ſagte er: „Wollen Sie mir nicht lieber zuerſt Ihre Mit-

theilung machen? Ich möchte Ihnen, wie in Allem, ſo auch darin den Vorrang laſſen."

„Wozu ich keinen Grund ſehe — im Gegentheil, ich bin überzeugt, daß Sie meine Neugierde begreiflich finden."

Der alte Buchhalter zuckte die Achſeln und faltete einen großen Bogen Papier auseinander, welcher eng beſchrieben war und den er ſeinem Chef mit einem ſonderbaren Lächeln vorlegte worauf dieſer lebhaft zu leſen begann, bald darauf aber haſtig zurückfahrend ſagte: „Der Teufel auch, Ringel, wollen Sie mich zum Beſten haben? Das ſind ja Hieroglyphen oder Gott weiß welche barbariſche Sprache — haben Sie nichts Geſcheidteres herausgebracht?"

„Ich nicht, aber Sie gewiß, Herr Prinzipal."

Ueber die Züge des Bankiers flog etwas wie eine leichte Verlegenheit, ehe er zur Antwort gab: „Was mich anbelangt, ſo muß ich Ihnen offenherzig geſtehen, daß ich geſtern den Kopf ſo voll anderer Geſchichten hatte, daß ich nicht im Stande war, mich auch nur eine Stunde lang ausſchließlich mit dieſer allerdings wichtigen Angelegenheit zu befaſſen — Sie dagegen ſind ſehr fleißig geweſen, das muß ich Ihnen geſtehen."

„Ja," entgegnete Herr Ringel in ſehr trockenem Tone, „ich habe dieſe verwünſchten Zettel, wie ſie da ſtehen, auf

hundert verſchiedene Arten geſtellt, ohne irgend einen vernünftigen Sinn darin zu finden. — — — — Nun, um ehrlich gegen Sie zu ſein, mir iſt es auch nicht beſſer ergangen."

„Das habe ich mir gedacht," verſetzte der alte Bu[illegible] halter in ruhigem Tone.

„Sie ſagen das in einem ganz verfluchten Phlegma," brauste der Bankier auf, „und ohne irgend einen geheimen Gedanken, den Sie gewiß haben, beizufügen."

„Welchen, Herr von Martini?"

„Daß wir ausgingen, um zu ſcheeren, und ſelbſt geſchoren nach Hauſe gekommen ſind — die alte pfiffige Franzöſin hat uns in unſerer eigenen Falle gefangen."

„Möglich, aber nicht wahrſcheinlich — nach reiflichem Ueberlegen, woran ich es während der ganzen vergangenen Nacht nicht fehlen ließ, iſt mir der Gedanke gekommen, als habe Herr Morel ſelbſt mit dieſen Zetteln eine Fabel erfunden, um Gelder, welche dem Anderen gehörten, an ſich zu ziehen."

Bei dieſen Worten leuchtete es ſeltſam in den Augen des Bankiers, dann ſtützte er den Kopf in die Hand und antwortete erſt nach einem langen Stillſchweigen: „Das iſt ein vernünftiger und glücklicher Gedanke — ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn er der richtige wäre,

denn in dieſem Falle hätten wir mit Umſicht und Klugheit gehandelt, ganz im Intereſſe —“

Bei dieſen Worten zeigte ſich ein eigenthümliches Lächeln auf dem Geſichte des alten Buchhalters.

„Ganz im Intereſſe jenes Anderen — des rechtmäßigen Beſitzers des mir anvertrauten Kapitals.“

„Eines Todten — Gott habe ihn ſelig.“

Herr von Martini erhob ſich nach einem tiefen Athemzuge, trat nun an's Fenſter und blickte lange in den Garten hinaus.

Als er ſich hierauf wieder umwandte, reichte er dem alten Buchhalter ſeine beiden Hände und ſagte: „Bleiben wir bei Ihrem Gedanken, mein lieber Ringel — erzeigen Sie mir die Liebe und wiederholen Sie mir denſelben — mit voller Ueberzeugung — Sie wiſſen, wie viel ich von jeher auf Ihre gewiſſenhaften Kombinationen hielt — o, möchten ſich dieſelben auch dieſes Mal als richtig bewähren.“

„Dazu ſage ich Amen!“

„Morel anbelangend,“ fuhr Herr von Martini fort, nachdem er einige Male im Zimmer auf und ab gegangen war, „ſo ſchreibt mir geſtern Doktor Narder, daß er alle Urſache habe, zu glauben, daß es raſch mit ihm zu Ende gehe — Gott gebe es,“ ſetzte er tief aufathmend hinzu — „iſt dieſer ſchwarze Schatten einmal verſchwunden, ſo

finde ich neue Kraft und neuen Muth in mir, um raſcher vorwärts zu gehen — ich werde alsdann, wie ich Ihnen ſchon öfter geſagt, die Stadt verlaſſen und es Ihnen freiſtellen, das Geſchäft hier als ein eigenes oder als Kommandite fortzuführen."

— — — — Und der ſchwarze Schatten, welcher Herrn von Martini ſo beunruhigte, war nach wenigen Tagen verſchwunden — Doktor Narder hatte den Tod des armen Herrn Morel gemeldet mit den denſelben begleitenden Umſtänden, ſo weit er glaubte, daß ſie für Herrn von Martini wichtig ſeien, ſo unter Anderem, daß Niemand bei ſeinem Hinſcheiden geweſen ſei, als eine alte, halb wahnſinnige Krankenwärterin, die aber den armen Morel mit großer Liebe und Sorgfalt gepflegt. Das Wenige, was von ſeiner Hinterlaſſenſchaft nicht ganz ohne Werth geſchienen ſei, wäre von ihm, dem Doktor, verſiegelt worden und ſtände natürlicher Weiſe zur Verfügung des Herrn von Martini, der ſich ja eine Reihe von Jahren auf ſo uneigennützige und wahrhaft chriſtliche Art des Unglücklichen angenommen, eine edle That, ſchloß der Arzt der Privatkrankenanſtalt, die gewiß im großen Buche des Himmels vollgültig und zinſenbringend eingetragen worden ſei.

Als auch Herr Ringel dieſen Brief geleſen und ihn mit einem bedeutſamen Kopfnicken wieder auf den Tiſch

gelegt, konnte er ſich nicht enthalten, mit ſeinen beiden Händen die uns bekannten Bewegungen zu machen, ohne ſelbſtverſtändlich ſeinen Gedanken Worte zu leihen — den Gedanken: Soll Morel: zehn Jahre liebevoller Pflege von Seite des Herrn Doktor Narder, einſchließlich eines ärmlichen, aber anſtändigen Begräbniſſes — Haben: fünfmalhunderttauſend Thaler nebſt Zinſen — Vortrag zu ſeinen Gunſten ungeheuer — ungeheuer — o — o — o — oh!"

— — — — — —

Wenn wir aus dem reichen und eleganten, angenehm durchwärmten Zimmer des reichen Bankiers den geneigten Leſer nun an einen Ort von ganz entgegengeſetztem Ausſehen führen müſſen, ſo thun wir dieſes nur im Intereſſe der Wahrheit unſerer Geſchichte und weil wir ſehr viel auf Kontraſte halten im Leben wie in der Erzählung.

Das Gemach, in dem wir uns jetzt befinden, verdient kaum den Namen eines ſolchen, es iſt vielmehr ein Mittelding zwiſchen einem Souterrain und Keller, und da wir es beleuchtet vom zweifelhaften Scheine einer trüben Oellampe ſehen, ſo iſt der eben angedeutete Kontraſt um ſo ſchärfer, und der Ort, wo wir uns befinden, kommt uns beinahe troſtlos vor.

Er befindet ſich unter dem Hauſe, welches Madame

es iſt Schnee gefallen. — Und was weiter? dachte ich, wir ſind ja in Spanien; der ſchmilzt über Nacht. Aber er ſchien in den Bergen, die zwiſchen uns und der ſpaniſchen Hauptſtadt lagen, nicht ſchmelzen zu wollen. Anfänglich beachteten wir es nicht beſonders, daß die Eilwägen fünf, ſechs, zwölf Stunden zu ſpät kamen; als aber eines Morgens der Kellner, während er uns ein beſcheidenes Frühſtück ſervirte, grinſend und mit einiger Schadenfreude erzählte, die Diligence von vorgeſtern ſei noch nicht angekommen, und der Courier mit Mayoral, Paſſagieren und Poſtpaketen fehle ſeit vier Tagen, fingen wir doch an, etwas beſorgt zu werden, und ließen von dem hierzu ſehr bereitwilligen Kellner uns alles berichten, was er von glücklich durchgekommenen Paſſagieren gehört oder vielleicht ſchaudernd ſelbſt erfunden.

Die königliche Hauptſtraße von hier nach Madrid iſt, wie die meiſten in Spanien, nur dann mit einem einiger Maßen behaglichen Gefühle zu befahren, wenn die glühende Sonne alle Unebenheiten verglichen, die Erhöhungen zu Staub verbrannt und die kleinen Gruben ausgefüllt. Hat es aber ein paar Tage lang geregnet, ſo fährt man bei Weitem ſicherer und auch ungleich angenehmer auf einem geackerten Felde, als auf einer hieſigen Chauſſee. Zwiſchen Valencia und Madrid befindet ſich aber ein Stück Weges, das durch einen Wald führt, wo die Sonnenſtrahlen nicht ſo recht hindringen können, in der Gegend von Cuenca. Hier iſt die Straße ſelbſt im Sommer ſcheußlich, im Winter aber bei Regen oder gar bei Schnee, wie jetzt der Fall war, gänzlich unfahrbar. Seit vier Tagen — oder ſeit ſechs, meinte nachdenklich der Kellner — habe man keine Spur mehr von dem königlichen Courier. Bauern, die von dorther gekommen, die aber ebenfalls in den Schneemaſſen den Weg verloren hätten, wollten ihn vorgeſtern Nachts in der Entfernung gehört, das heißt, das Klingeln der Maulthierglocken, ſo wie den Schein der Wagenlaternen bemerkt haben. Ein Zigeuner, welcher mit Lebensgefahr durchgeritten, wollte ihn ſogar geſehen haben, mit zwanzig Thieren

Reveillot bewohnt, und wird von Zeit zu Zeit als Waſchküche benutzt. Es iſt ein maſſives, finſteres Gewölbe, in der Mitte von einem dicken Pfeiler getragen, hat in der Ecke einen Herd mit einem großen kupfernen Keſſel und zwei vergitterte Oeffnungen, welche am Tage einiges Licht einlaſſen, Abends aber nur den Schall von Fußtritten der Vorüberwandelnden. Da es aber ſchon ziemlich ſpät in der Nacht iſt, ſo hört man auch davon nichts mehr, und das einzige Geräuſch, das man jetzt hier vernimmt, iſt der melancholiſche Klang, womit ein ſchwerer Waſſertropfen um den andern durch die Dachrinne, da es gerade Thauwetter iſt, in eine Ciſterne fällt, aus der das Waſſer zum Waſchen genommen wird.

Bei dem trüben Scheine der Lampe, von der wir vorhin ſprachen, ſaß Liſe neben dem Waſſerkeſſel, aus dem leichte Dämpfe aufſtiegen; ſie war hier noch ſo ſpät mit einer Arbeit beſchäftigt, weil ſie vorher die Hausgeſchäfte vollendet und weil ſie Alles, was mit der Waſchküche zuſammenhing, am Liebſten in den erſten Stunden der Nacht zu thun pflegte. Neben ihr auf einem Schemel ſtand die Lampe und auf den Knieen hatte Liſe einen alten Rock, den ſie von Madame Reveillot zum Geſchenk erhalten und den ſie im Begriffe war zu zertrennen, bevor ſie ihn zum Waſchen in das heiße Waſſer ſteckte.

Liſe war eine phantaſiereiche Perſon mit ſehr leb-

haften Gedanken, ja mit einem Talent zum wachen Träumen, welches ſich wahrſcheinlich in den vielen Stunden, wo ſie nächtlicher Weile einſam am Waſchzuber geſtanden, ausgebildet hatte, und ſo war denn der Rock auf ihren Knieen nicht nur ein ganz gewöhnliches Kleidungsſtück aus Zeug und Unterfutter, ſondern als Mitzeuge jener Stunden, von denen Madame Reveillot Anatole erzählt und wovon Liſe viel erlauſcht, ergänzte ſie bei ſeinem Anblicke manche Lücken, die für ſie in jener Erzählung entſtanden waren — ſie ſah das Krankenzimmer vor ſich, wie es die Frau beſchrieben, und wenn ſie über die Beſchreibung, welche dieſelbe von Herrn Morel gemacht, nachdachte, ſo mußte er gerade ſo ausgeſehen haben, wie der verſtorbene Poſtſekretär Stocker, der im zweiten Stockwerke des Hauſes gewohnt — ein alter Junggeſelle, bei deſſen letzter Toilette Liſe behülflich geweſen war — eben ſo lang und eben ſo mager — auch die Form des Rockes ſprach dafür — ach, der arme Herr Stocker war ſo freundlich und redſelig geweſen, und wenn er Abends nach Hauſe kam und außen auf der Straße an der Waſchküche vorüberging, ſo pflegte er immer etwas hart aufzutreten, laut zu huſten, ja zuweilen guten Abend herabzurufen — guten Abend! — und das hallte alsdann in dieſem Gewölbe ſo wieder, als ſei der verſtorbene Poſtſekretär mit einem klingenden Organ begabt ge-

weſen, obgleich er in Wahrheit nur eine dünne heiſere Stimme gehabt.

Liſe hatte den Aermel herausgetrennt und beſchäftigte ſich nun mit dem Kragen.

Der arme Stocker, dachte ſie, iſt eben ſo einſam und allein geſtorben, wie der da, das heißt einſam und allein, was ſeine Verwandten anbelangt, denn die kamen erſt ſpäter, um die Erbſchaft anzutreten. Liſe dachte ſo lebhaft an ihn, daß, wenn jetzt Jemand zufällig auf der Straße gute Nacht geſagt hätte, ſie in den Tod erſchrocken wäre; aber nichts unterbrach die tiefe Stille ringsumher, ſie hatte den Kragen aufgetrennt, und als ſie das Unterfutter auseinander gezogen, ſagte ſie halblaut zu ſich ſelber: „Was hat der Schneider, der das gemacht, wohl für einen Gedanken gehabt, als er die kleinen Zettel hier hinein legte?“ Sie nahm einen derſelben, brachte ihn näher zur Lampe, da ſie ſah, daß er beſchrieben war, aber was darauf ſtand, konnte ſie nicht verſtehen; es waren wohl Buchſtaben, die ſie entziffern konnte, aber ſie hatten keinen Sinn für ſie — ſechs kleine Zettel waren es, auf allen ſtand, wie auf dem erſten, etwas ganz Unverſtändliches geſchrieben.

„Dummes Zeug,“ dachte Liſe, „da hat ſich irgend ein Schneiderlehrling das Vergnügen gemacht, ſo was

aufzuſchreiben und in den Kragen zu nähen — ja dazu haben dieſe Schlingel immer Zeit.“

Sie öffnete die Thüre des Herdes, um die Zettel in die Glut des praſſelnden Holzes zu werfen — da hielt ſie plötzlich inne, denn es war ihr gerade, als ſagte Jemand hinter ihrem Rücken in einem warnenden Tone: bſt! bſt!

„Dummes Zeug!“ wiederholte Liſe, aber dieſes Mal ohne Bezug auf den Schneiderlehrling, doch in weniger ſicherem Tone als vorher, und während ſie dabei wieder die Hand der geöffneten Herdthüre näherte, blickte ſie ſcheu um ſich her und murmelte, „das Holz, wenn es feucht iſt und brennen ſoll, ziſcht oft ſo eigenthümlich — ich habe das oft gehört.“

Schon waren die Zettel nahe an der Glut, da — nein, das war keine Täuſchung — ging Jemand vor dem Hauſe, nahe am Gewölbe vorüber, und es war ganz derſelbe Schritt, wie der des verſtorbenen Herrn Stocker; auch huſtete es, gerechter Gott! gerade ſo wie der ehemalige Poſtſekretär zu huſten pflegte — — wenn es jetzt von draußen hereingeklungen hätte: guten Abend! ſo wäre Liſe vor Schrecken ſicher geſtorben.

Beides aber geſchah glücklicher Weiſe nicht, doch öffneten ſich bei dem geſpenſterhaften Huſten draußen die

Finger ihrer Hand, und die ſechs Zettel fielen auf den Boden.

Obgleich wir hier geſtehen müſſen, daß Liſe gute Nerven hatte, auch gegen Geſpenſterfurcht abgehärtet war — nicht als ob ſie daran nicht geglaubt hätte, ſondern weil ſie überzeugt war, daß Geiſter und dergleichen einem armen Weibsbilde wie ſie nichts zu Leide thun würden — ſo war doch für heute Nacht ihr ruhiger Gleichmuth dahin; ſie ertappte ſich ſelbſt darauf, daß ſie auf die Straße hinaushorchte, und ſich zuweilen ſcheu umſah; auch verrichtete ſie mit einer Haſt, die ihr ſonſt nicht eigen war, das Geſchäft des Anbrühens des alten Rockes, wobei nicht einmal ihr Leiblied:

Freudvoll und Leidvoll,
Gedanken ſind frei,

ihre frühere Heiterkeit zurückzubringen vermochte, und beging zuletzt die Verſchwendung, das Feuer unter dem Keſſel mit Waſſer zu löſchen, worauf ſie durch das weite, ſtille, nächtlich finſtere Haus mit langſamen, vorſichtigen Schritten in ihre Dachkammer hinaufſtieg.

Am anderen Morgen, als das helle Sonnenlicht die Schatten der Nacht, die Klänge unheimlicher Fußtritte, geſpenſterhaftes Räuſpern und dergleichen mehr verdrängt hatte, lächelte Liſe über ſich ſelber, und als ſie den Kaffe in das Zimmer trug, erzählte ſie

der Madame Reveillot ihre Abenteuer der vergangenen Nacht und erſtaunte dabei nicht wenig, daß die ſonſt ſo ruhige Frau haſtig emporſprang und mit der Lebhaftigkeit eines jungen Mädchens die Treppen hinabeilte.

Siebentes Kapitel.

Madame Reveillot und Anatole waren in jeder Beziehung glücklicher als Herr von Martini und der Buchhalter: der junge Fontenay hatte die sechs Zettel seiner grünen Brieftasche vor sich auf dem Tische ausgebreitet und die anderen, welche die Großmutter mit bebenden Fingern neben dem Herde aufgelesen, darunter gelegt.

Wir wissen, daß auf den Ersteren die Sylbe stand: mo — ndia — mno — nzlw — fensch — getr — und die ergänzenden trugen die Buchstaben: relu — lerde — tarbri — iendie — einun — ennt —; ein kleines Geduldspiel für unsere geehrten Leser und Leserinnen, waren diese zwölf Zettel ein großes Geduldspiel für die Betreffenden, welche nur in dem Namen: morel einen kleinen Anhaltspunkt hatten, und welche lange Zeit brauchten, ehe die Zettel so vor ihnen lagen, wie wir sie oben angegeben, und dabei mußte noch obendrein ein glücklicher Zufall ihre Hand leiten, und er war so freundlich, dieses zu thun.

Wenn auch Anatole nicht gerade hundert verſchiedene Zuſammenſtellungen machte, wie der Buchhalter Herr Ringel, ſo ſchob er doch die Zettel unzählige Male neben einander, bis er endlich mit einem lauten Ausruf der Freude ſein Werk vollendet ſah und mit entzückten Blicken von den zwölf Zetteln las:

„Morel und Taker dem Notar Brinzl, Wien dieſen Schein ungetrennt.“

Klarer wie dieſe Zuſammenſtellung konnte nichts ſein. Morel und der unglückliche Taker, welche dem Bankier von Martini ihr Vermögen gegen einen vollgültigen Schuldſchein übergeben, hatten dieſe Quittung bei einem Notar Namens Brinzl in Wien hinterlegt, und da Keiner dem Andern traute, durch Vertheilung der Zettel, welche der Notar unter Hinzufügung nur ihm bekannter Geheimzeichen ſelbſt beſorgt, es ſo eingerichtet, daß weder Morel ohne Taker, noch Taker ohne Morel im Stande war, den Schuldſchein des Bankiers zurückzuerhalten und ſo das Kapital bei demſelben zu erheben.

Die alte Frau blickte mit gefalteten Händen ihren Enkel ſprachlos an: „Welche Entdeckung! — welch' wunderbare Entdeckung!“

„Ja, wunderbar in der That, Großmutter — die glücklich gefundene Auflöſung eines Lebensräthſels — und dabei wieder traurig für mich, für uns Alle.“

„O hätte Dein Vater dieſe Auflöſung gefunden.“

„Dazu ſage ich aus vollem Herzen Amen!“ erwiederte Anatole — „vielleicht wäre alsdann Alles, Alles anders gekommen, oder,“ ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „hätte ich den Namen Martini, wenn er vor mir genannt worden wäre, nie anders als mit einem gerechten Abſcheu vernommen, während jetzt — o das iſt ſehr, ſehr traurig.“

„Mein armes Kind,“ ſagte Madame Reveillot, wobei ſie ihre Hand auf das Haupt Anatole's legte, „Ruhe und Faſſung, — laß es mich nicht erleben,“ fügte ſie in bittendem Tone bei, „daß dieſe unglückliche Geſchichte, welche das Leben Deines Vaters vergiftet, auch in Dein ſonnenhelles Daſein einen ſchwarzen Schatten wirft — ſei verſtändig, Anatole, und wenn Alles ſo iſt, wie es hier den Anſchein hat, ſo bleiben Dir immerhin noch zwei Wege: der Sieg über eine Leidenſchaft, die vielleicht nicht mehr als eine Leidenſchaft iſt, oder der Gedanke, daß Anna ja doch in keiner Weiſe verantwortlich gemacht werden kann für das, was ihr Vater gethan.“

„Gewiß, Großmutter — aber die Welt.“

„Die Welt? — was weiß die Welt von unſerem Geheimniß?“

„Wie lange kann es das bleiben? — bin ich es nicht dem Andenken meines Vaters ſchuldig, Alles zu veröffent-

lichen und ſo den letzten Flecken von ſeinem Gedächtniſſe wegzuwaſchen?“

Die alte Frau blickte ihren Enkel kopfſchüttelnd an, und es dauerte eine kleine Weile, ehe ſie ſagte: „Ich hatte mir nicht gedacht, daß Du auf ſolche Art die Entdeckung Deines Geheimniſſes benützen wollteſt, und ſo viel ich Deinen Vater gekannt, iſt es mir nicht zweifelhaft, welche Meinung ſein edles Herz in dieſer Richtung ausgeſprochen hätte. — Denk' an Dich ſelber, Anatole — denke an Deine Kindheit zurück! — wie oft haſt Du mir kummervoll erzählt, wenn hie und da andere Knaben Deines Alters Dich auffallend gemieden — ich nahm jene allerdings nie in Schutz, verſchwieg Dir aber den wahren Grund und ſagte, das ſei einmal in der Welt ſo, arme Kinder würden zurückgeſetzt und müßten deßhalb nur um ſo verträglicher und fleißiger ſein.“

„Ja, ſo ſagteſt Du, Großmutter,“ erwiederte der junge Mann mit einem finſteren Blick, „jetzt aber ſehe ich das anders an — und deßhalb —“

„Willſt Du ein ſchmerzliches Unrecht, welches Dir in Deiner Jugend ſo weh gethan, nun auf das ebenſo unſchuldige Haupt der armen Anna herabrufen — geh', geh', mein Kind — es iſt nicht einmal eine Leidenſchaft, welche Du für die Tochter des Herrn von Martini fühlſt,

beſpannt, wie er den Schnee und Schlamm wie ein Bahnſchlitten vor ſich her gedrückt habe.

An Uebertreibungen von dergleichen Art gewohnt, gingen wir an die Quelle, zur Poſt, und verlangten Plätze nach Madrid. Da der königliche Courier, ein kleines Coupé, nur zwei Sitze hat, ſo beſchloß unſer Reiſegefährte, Baumeiſter Leins, einen Tag vor uns abzureiſen; wir wurden auch ohne Weiteres eingeſchrieben, nur ſprach der Poſtſecretär achſelzuckend von einigen Verſpätungen, ohne ſich auf Genaueres einzulaſſen. Zwei andere Reiſende aber, die auf heute eingeſchrieben waren, hatten ſich ihr Geld zurückerſtatten laſſen, da weder ein Courier angekommen noch abgegangen war; kurz, uns erging es gerade ſo. Den anderen Tag erhielt L. ſeine Einlage wieder, den darauf folgenden H. und ich. Die Couriere und Paſſagiere kamen aber gar nicht mehr an; es mußte irgendwo eine artige Anzahl im Schlamme und Schnee ſtecken; die Briefpakete brachte ein Reitender, und um die Correſpondenz von hier nach Madrid fortzuſchaffen, richtete man das frühere Verbindungsmittel wieder ein — einen einfachen Karren mit zwei tüchtigen Maulthieren beſpannt —, und als wir eines Tages dieſes Fuhrwerk ziemlich betrübt anſchauten, ſagte der Mayoral — derſelbe hatte ein Geſicht wie eine alte, ſehr gebrauchte Lederhoſe —: „Hol der Teufel die neuen Equipagen auf dieſem Wege während der Winterzeit! Mit ſo einem Karren komme ich überall durch.“ Und er hatte wohl Recht. Aber wenn man ſah, wie dieſe Maſchine ſchon in den Straßen von Valencia auf und ab flog, ſo konnte einem alle Luſt zu einer weiteren Tour mit derſelben vergehen.

So waren wir ziemlich rathlos in Valencia, und wurden es noch mehr, als wir eines Tages einen Reiſenden ſprachen, der nach fünftägiger Fahrt endlich von Madrid hier angekommen war und der unterwegs mehr Packträger und ſogar Zugthier, als Paſſagier geweſen war. Um weiter zu kommen, blieb uns allerdings das Meer; wir konnten hier über Cartagena und Almeria nach

es war nur eine Eitelkeit, Dich von der Tochter Deines reichen Prinzipals geliebt zu wiſſen.“

„O nein, Großmutter — o nein, bei Gott, darin thuſt Du mir unrecht — könnteſt Du in mein Herz ſehen — könnteſt Du mit mir fühlen, wie es von den widerſtrebendſten Empfindungen hieher und dorthin geriſſen wird.“

„Ob ich mir das denken kann, Anatole,“ erwiederte Madame Reveillot in ſanftem Tone, „doch ſieh' mir in's Auge — offen und ehrlich, wie Du es ſo oft gethan, wann Du mich um einen Rath gefragt, oder wann ich Dir freiwillig einen ſolchen gegeben, und dann beantworte mir — haſt Du es je bereut, mir gefolgt zu haben? — Du ſchweigſt? — und dieſes Schweigen berechtigt mich, gegen Dich die Bitte auszuſprechen, mich in dieſer Angelegenheit nach meinem Ermeſſen für uns Beide handeln zu laſſen, Dich wenigſtens meiner Ueberlegung anzuvertrauen — — gib mir das Verſprechen, keinen Schritt zu thun, den wir nicht vorher ſorgfältig überlegt — verſprich mir das, Anatole.“

Sie reichte ihm die Hand über den Tiſch hinüber und nach einigem Widerſtreben legte er die ſeinige hinein — „und nun,“ fuhr die alte Frau in heiterem Tone fort, „den Kopf aufrecht und die ſchönſten Hoffnungen gefaßt Angeſichts dieſes koſtbaren Dokuments.“ —

Der junge Fontenay begab ſich nach dem Hauſe ſeines Prinzipals und betrat das Geſchäftsgebäude durch die hintere kleine Straße. Er hatte ſich etwas verſpätet, doch da er faſt von Allen der Pünktlichſte war, ſo achtete Niemand darauf, und Herr Ringel, der ihm einige eingelaufene Schreiben zur Beantwortung an den Pult brachte, war wie in der letzten Zeit gewöhnlich von einer außerordentlichen Freundlichkeit: er lehnte behaglich an das Pult und fragte, nachdem er ein paar unbedeutende Tagesneuigkeiten verhandelt: „Kamen Sie durch den Garten, Herr Fontenay?“

„Nein, Herr Buchhalter, ich thue das nur in ſolchen Fällen, wo mich irgend ein Auftrag in die Wohnung des Herrn von Martini ruft — hat Ihre Frage einen Grund?“ fügte er nicht ohne Abſicht hinzu.

„Ja und nein, in dem Falle Sie nämlich durch den Garten gegangen wären, würden Sie vor dem Hauſe den Reiſewagen des Prinzipals geſehen haben.“

„So will Herr von Martini verreiſen?“

„Ich hätte mich beſtimmter ausdrücken ſollen, den Reiſewagen ſtaubig und beſchmutzt, wie er vielleicht vor einer Stunde mit Fräulein Anna angekommen iſt.“

„A—a—a—ah.“

„Ja — a—a—ah, das wird nun für die Stadt kein

Geheimniß mehr ſein und wird kein gelindes Aufſehen erregen."

„Ich verſtehe Sie nicht vollſtändig, Herr Ringel."

„Nun, die Heirat mit dem jungen Grafen Riedberg — ein koſtbarer Schwiegerſohn — meinen Sie nicht auch, Herr Fontenay? — ſehen Sie mich nicht ſo fragend an, Sie gehören ja auch mit zu den Vertrauten des Hauſes, und nicht nur Herr von Martini hält große Stücke auf Sie, ſondern auch noch ein anderer Mann, mein lieber, junger Freund, der Ihnen das in Kurzem beweiſen zu können hofft — mein Name iſt Ringel." —

Anna zurückgekehrt — der Gedanke erfüllte ſo ganz das Herz des jungen Mannes, daß ihm die räthſelhaften Worte des alten Buchhalters doppelt unverſtändlich blieben. — Anna zurückgekehrt, auf dem Punkte ſich zu verheiraten — für ihn gänzlich verloren zu ſein — und ſie liebte ihn — ja ſie liebte ihn, und auch er liebte ſie ſo heftig und ungeſtüm, wie man nur in ſeinem Alter zu lieben vermag — und war ſie für ihn verloren? mußte ſie für ihn verloren ſein? hatte er nicht das Mittel in der Hand, um vor Herrn von Martini hinzutreten und ihm zu ſagen — — — —. Doch nein, nein! pfui! Anatole, ſich eine Braut zu erringen, indem man dem Vater die Piſtole auf die Bruſt ſetzt — wollte er vor Herrn von Martini hintreten, ſo konnte er dieſes nur

thun, um ihm zu ſagen: Auge um Auge, Zahn um Zahn — „ich bin nur gekommen, um Ihnen anzuzeigen, daß ich der Stadt und dem Lande Aufklärung geben will über eine dunkle Geſchichte, die ſich vor langen Jahren begeben, und dieſes einmal ausgeſprochen, muß ich Wort halten, denn ich müßte mich ſonſt ſelbſt verachten, wollte ich mir mein Geheimniß abkaufen laſſen, — ſelbſt um die Hand ſeiner Tochter.“

Und doch fühlte er wohl, wie ſchwer es ihm werden würde, ja wie unmöglich, ſo zu handeln, und wenn er ſeine wilden, faſt verzweiflungsvollen Gedanken lange Zeit raſtlos in ſeinem Gehirne hin- und hergeworfen, um alsdann dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach wieder Augenblicke der Ruhe, Stunden geiſtiger Abſpannung zu haben, ſo trat ihm in ſolchen das Bild ſeiner guten Großmutter entgegen, ihn anblickend mit den ſchönen, hellen Augen, und während ein reizendes Lächeln um ihren Mund ſpielte, hörte er ſie ſagen: beruhige Dich und vertraue meiner Ueberlegung — vielleicht auch dem Zufall ein wenig — dieſem ſo verachteten und doch ſo ſtarken Lenker unſerer Geſchicke.

Ja, Anna war wieder zu Hauſe — Anatole ſah ſie nicht, aber einer ſeiner Kollegen hatte ſie geſehen: Herr von Martini hatte geſchäftshalber einen von den jungen Leuten zu ſich rufen laſſen, und es wäre Fontenay's

Pflicht gewesen, hinüber zu gehen, doch bat er Herrn Ringel, ihn durch einen Anderen zu ersetzen, der nun, da er zurückkam, erzählte, er sei durch den Wintergarten gegangen und habe dort Fräulein von Martini in der Laube sitzen sehen; daß sie beim Geräusch des Kommenden hastig emporgefahren sei und mit ihren glänzenden Augen durch die Zweige gespäht, konnte er nicht erzählen, denn er hatte nichts davon bemerkt, vielmehr saß die junge Dame da im Lesen vertieft und hatte seinen ehrfurchtsvollen Gruß mit einem leichten, stolzen Kopfnicken erwiedert.

Anatole mußte sich gewaltsam bezwingen, um sich selbst nicht untreu zu werden, und dadurch wurde ihm der heutige Tag so unbeschreiblich lang, so peinlich und qualvoll wie nie, und als er endlich das Comptoir verlassen konnte, that er es tief bewegt, hastig ohne umzuschauen.

Er fühlte sich jetzt wieder ruhiger, als er zu Hause bei der guten, alten Frau saß, und als sie ihm nun wirklich mit ihrem reizenden Lächeln sagte, nachdem er ihr offen und ehrlich seinen Seelenzustand enthüllt: „Beruhige Dich und vertraue meiner Ueberlegung — vielleicht auch dem Zufalle ein wenig — diesem so verachteten und doch so starken Lenker unserer Geschicke.“

Ja, dem Zufall dieser gewaltigen Macht, welche viel-

leicht an dem heutigen Abend daran ſchuld war, daß Anna von Martini, nachdem dieſe junge Dame ſtundenlang mit Anzeichen des Mißmuths und der Unruhe in ihrem Zimmer auf- und abgegangen war, jetzt eine Stickerei nehmend und ſie gleich darauf wieder wegwerfend, dann ein Album, ein Buch auf gleiche Weiſe behandelnd, der Frau Fichtner einen Vorſchlag machte, worüber dieſer würdigen Haushälterin vor Ueberraſchung und Schrecken die Haare zu Berg ſtiegen, den Vorſchlag nämlich, ſie zur Wohnung der Madame Reveillot zu begleiten, und wobei ſie nicht einmal die Ausrede gebrauchte, als wolle ſie dieſe Frau über ihre Ausſteuer befragen, ſondern einfach, aber mit dem hartnäckigen Eigenſinn eines verzogenen Kindes erklärte, ſie müſſe Herrn Anatole ſehen und ſprechen.

„Aber der Papá? — was wird Herr von Martini dazu ſagen?“

„Der Papa hat mich nicht gefragt, als er mich zu jener alten Dame gebracht, wo ich mich ſo gründlich gelangweilt — er hat mich nicht gefragt, ob ich die Frau des Grafen Riedberg werden wolle.“

„Aber der Papa hat ein Recht, über Sie zu beſtimmen.“

„Gewiß, aber ich thue dagegen kein Unrecht, wenn ich unter Ihrer Aufſicht, meine liebe Frau Fichtner, einen Beſuch bei Madame Reveillot mache.“

„Um Herrn Anatole zu ſehen? — es kann das Ihr Ernſt nicht ſein.“

„Mein vollkommener Ernſt, und wenn Sie ſich weigern, mich zu begleiten, ſo —“

„Gerechter Gott, ſo könnten Sie am Ende gar die Abſicht haben, allein zu gehen?“

„Mit meiner Kammerjungfer, und ich weiß nicht, ob Sie das für anſtändiger halten — wollen Sie vielleicht, daß ich Ihnen mein Wort darauf gebe?“

Frau Fichtner wehrte mit beiden Händen von ſich ab, dann faltete ſie ihre Finger ineinander und ging kopfſchüttelnd und mit tiefbetrübtem Geſichte im Zimmer auf und ab. Sie kannte ihre junge Pflegebefohlene viel zu genau, um nicht zu wiſſen, daß dieſe ihr Wort gehalten und im Nothfalle mit der Kammerjungfer den abendlichen Spaziergang gemacht haben würde.

„Ich könnte auch Eliſe mitnehmen,“ ſagte Anna von Martini, mit großer Seelenruhe nach der Haushälterin hinblickend.

„O—o—o—oh.“

„Oder wenn Ihnen meine Kammerjungfer lieber iſt, ſo ſprechen Sie ſich deutlicher aus.“

„O—o—o—oh, der Papa wird es erfahren und es wird fürchterlich werden.“

„Ich glaube nicht, daß der Papa davon erfährt, und wenn er es erfährt, mache ich mir auch nichts daraus.“

Der Zufall, von dem wir vorhin gesprochen, hat sich schon eingemischt in unsere wahrhaftige Geschichte, und müssen wir ihn für Manches verantwortlich machen, was wir nicht auf unser eigenes Gewissen nehmen können, denn wenn Anatole sich heute Morgen nicht zufälliger Weise geweigert hätte, durch den Wintergarten zu gehen, so würde das junge Mädchen wahrscheinlich nicht auf die Idee gekommen sein, Madame Reveillot zu besuchen, und wenn Frau Fichtner zufälliger Weise daran gedacht hätte, die Nothlüge zu gebrauchen, sie wisse ganz bestimmt, daß Herr Anatole am heutigen Abend einer Einladung des alten Buchhalters Folge geleistet, und wenn später Herr von Martini nicht zufälliger Weise, statt direkt in seine Gesellschaft zu gehen, nach seiner Tochter gefragt hätte und nicht dadurch der Gedanke in ihm aufgestiegen wäre, vorher noch eine kleine Angelegenheit zu besorgen, wozu ihm der Abend zufälliger Weise passend erschien, so würde die oben erwähnte geheimnißvolle Macht nicht im Stande gewesen sein, einen Schluß unserer Geschichte herbeizuführen, der wohl das Gemüth unserer Leser zu erschüttern vermag. —

Die kleine Gesellschaft, welche sich beim Scheine der Lampe um den Tisch der Madame Reveillot zusammen-

gefunden hatte, war so heiter, so glücklich und zufrieden, wie es nur ein Kreis von guten harmlosen Menschen sein kann, die beim Drohen großer Gefahren und Stürme für den gegenwärtigen Augenblick eine freundliche Zufluchtsstätte gefunden haben.

Man hatte von der Vergangenheit gesprochen, von der Gegenwart und von der Zukunft, und wenn, was letztere betraf, Frau Fichtner achselzuckend und seufzend von unabänderlichen Beschlüssen und nicht zu überwältigenden Hindernissen redete, so klang das in Anna's Herzen wieder wie das Rollen des fernen Donners, wie das Pfeifen des Sturmvogels, dann schob sie leicht ihre feinen Finger in die Hände Anatole's, und wenn sie sie von denselben warm bedeckt fühlte, schloß sie mit einem anmuthigen Lächeln die Augen, und dann trat ein Bild wunderbar tropischer Landschaft vor ihre Seele, und sie war Virginie, die sich mit Paul, Herz an Herz geschmiegt, unter breiten, schützenden Blättern vor dem herabflutenden Regen verbarg.

Madame Reveillot hätte man den ernsten, ruhigen Steuermann der Unterhaltung nennen können, denn so oft sich dieselbe allzu sehr in tiefem Schmerz oder in trügerischen Hoffnungen verlor, so brachte sie den Kurs des Schiffleins immer wieder in das gehörige Gleichgewicht.

Anna hatte keine Entſchuldigung annehmen wollen, daß der junge Fontenay heute ſo abſichtlich und bösartig den Wintergarten und auch ſie vermieden, und erſt als Anatole mit lebhaften Farben die letzten Tage ausmalte, die er ſo ganz, ganz allein verbracht, und als er darin ſeine Sehnſucht durchſchimmern ließ, verzieh ſie ihm vollkommen und ganz rückhaltlos, wobei ſie ihren Kopf ſo innig an ſeine Schultern ſchmiegte, daß Frau Fichtner nicht anders konnte, als erſchrocken an die Zimmerdecke emporzublicken und dann nach der Stubenthüre, die — wer beſchreibt ihr Entſetzen, weit geöffnet war und unter welcher Herr von Martini ſtand, einen Unheil verkündenden Ausdruck auf ſeinem finſter zuſammengezogenen Geſichte.

Wer in dieſem Augenblicke eine Maus geweſen wäre — war doch ſelbſt Madame Reveillot, die nicht leicht aus der Faſſung zu bringen war, im erſten Augenblick ſo überraſcht, daß ſie ein paar Sekunden brauchte, ehe ſie im Stande war, ſich zu erheben und dem Eintretenden entgegen zu gehen.

„Ich mache Ihnen mein Kompliment," ſagte Herr von Martini in einem ſeltſamen Tone „über Ihre Geſchicklichkeit, gewiſſe Dinge zu arrangiren."

Die alte Frau zuckte ein wenig zuſammen, doch erhob ſie ſich gleich darauf wieder mit der ihr angebornen

Malaga, und von dort zu Lande nach Granada fahren und dann über Jaen, Baylen nach Madrid gelangen. Doch hätten wir alsdann, um ſpäter nach dem Süden zurückzukehren, nochmals denſelben Weg machen müſſen. Endlich konnten wir am Ende doch noch unſern projectirten Ritt nach Madrid ausführen, und ich muß geſtehen, dieſe Idee fand bei uns den meiſten Anklang. Ein freundlicher Rathgeber und Führer hier in Valencia, ein württembergiſcher Bierbrauer, den wir aufgeſucht und liebgewonnen, meinte, das ließe ſich allenfalls machen; im Sommer habe er ſelbſt dieſe Strecke ſchon zu Pferde zurückgelegt.

Sogleich gingen wir daran, einen Pferdevermiether aufzuſuchen, fanden auch mehrere dieſer Leute, ohne aber unſeren Zweck zu erreichen; Niemand hatte Luſt in dieſer Jahreszeit Menſchen und Thiere aufs Spiel zu ſetzen, und wenn wir hörten, wie an der Wirthstafel über unſeren Entſchluß geſprochen wurde, ſo konnte man es den Leuten nicht übel nehmen. Uns ſelbſt aber rieth man auch davon ab. „Finden Sie Jemanden," ſagte ein kleiner Franzoſe, der ebenfalls hier feſtſaß, „ſo nehmen Sie ſich vor den Valenciern in Acht; dieſe Kerle gehen mit Ihnen in Alles hinein, ſie werden Sie auch wahrſcheinlich nicht im Stiche laſſen, aber ſich eben ſo wenig etwas daraus machen, irgendwo im Schnee zu verſinken und Leben oder wenigſtens Geſundheit aufs Spiel zu ſetzen." Dagegen hatte ein ſolcher Ritt in unſerer Einbildung außerordentlich viel Schönes für ſich: wilde Gegenden, einſame Nachtlager an flackernden Feuern, Abenteuer aller Art, vielleicht ſogar Räuber. Genug, wir beſchloſſen noch einen Verſuch zu machen, bei den Gitanos Pferde und Leute zu erhalten, — verwegene Geſellen, die gern etwas verdienen und nicht lange überlegen.

Der Bierbrauer führte uns denn auch Abends in das Stadtviertel Valencias, wo die Zigeuner hauſen, zu ihrem Hauptmanne, um ſich mit ihm über unſere Angelegenheit zu beſprechen. Er wohnte in einem alten, ziemlich verdächtig ausſehenden Hauſe; ein dunkler Eingang führte uns auf einen Vorplatz, der mit einer

vornehmen Würde und erwiederte in ruhigem Tone — „gewiſſe Dinge, Herr von Martini, ſind leicht zu arrangiren, wenn Verhältniſſe ſo trefflich vorgearbeitet haben.“

„Ich möchte Sie gerne nicht verſtehen, Madame.“

„Und doch möchte ich bitten, Herr von Martini, mir zu dem Verſtändniſſe eine Viertelſtunde gönnen zu wollen — wenn auch nicht gerade hier in dieſem Zimmer.“

„Und nachher?“ entgegnete er aufbrauſend.

„Werde ich mich mit keinem Worte mehr entſchuldigen, wenn Sie es nochmals für nothwendig finden ſollten, meine Geſchicklichkeit im Arrangiren gewiſſer Dinge zu beloben.“

Herr von Martini warf einen langen, finſteren Blick auf die Perſonen, die jetzt ſtumm am Tiſche ſtanden, und man ſah an dem Zucken ſeiner Mundwinkel, wie gewaltig er ſich bezwang, nicht heftig zu werden; doch er beſiegte ſich ſelbſt und entgegnete der alten Frau: „Sie wollen in Räthſel umwandeln, was doch leider ſo klar vor mir liegt — doch gleichviel, ſo wenig ich Ihrer Geſchicklichkeit Lob ſpenden werde, ſo wenig wird irgend etwas im Stande ſein, meine gefaßten Entſchlüſſe zu erſchüttern und mir verwehren, zu ſtrafen, wo ich das Recht dazu habe. — Was Sie betrifft, Herr Fontenay,“ fuhr er in

ſchärferem Tone fort — doch ließ ihn Madame Reveillot ſeinen Satz nicht vollenden, ſondern ſie trat dicht vor ihn hin, und während ſie ihn feſt anblickte, legte ſie ihre Hand auf ſeinen Arm, und in einem Tone, der ſo beſtimmt, ja ſo gebieteriſch erklang, daß Herr von Martini ſie erſtaunt anblickte, ſagte ſie: „Mein Enkel wird ſich auf ſein Zimmer begeben, ſo lange Sie ſo freundlich ſein werden, mir die gewünſchte Viertelſtunde zu gewähren und darum bitte ich dringend, Herr von Martini — ich, eine alte Frau, die Sie ſeit langen Jahren gekannt, welche Sie jederzeit mit einer achtungsvollen Freundlichkeit behandelt haben, was ſie auch verdient, und dieſe alte Frau, welche ſchon viel in der Welt erfahren, möchte, ehe Sie hier ſtrafend — rächend auftreten, einige Worte mit Ihnen reden über eine längſt vergangene Zeit, welche unſere Gegenwart beſchäftigt und in die Zukunft hineinragt.“

Lag etwas im Tone oder im Blick der alten Frau, oder in beiden zugleich, während ſie die letzten Worte ſprach, was den Bankier veranlaßte, zum Zeichen ſeiner Gewährung ihrer Bitte ſtumm mit dem Kopfe zu nicken, worauf er ihr in das Nebenzimmer folgte? Dort bot ihm Madame Reveillot einen Sitz und ließ ſich ihm gegenüber nieder.

Herr von Martini zog ſeine Uhr hervor und ſagte in

einem förmlichen, sehr kalten Tone: „Sie haben mich um eine Viertelstunde gebeten, Madame — meine Zeit ist immer sehr kostbar, heute Abend aber unersetzlich.“

Die alte Frau verbeugte sich, wobei sie mit einem anmuthigen Lächeln sagte: „Ich werde mich bemühen, das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, in den Zeitraum von fünfzehn Minuten hineinzudrängen, allerdings eine kurze Zeit für eine Geschichte von zwanzig Jahren.“

„Von zwanzig Jahren?“

„Lassen Sie mich nachrechnen — ja sogar noch mehr; am vergangenen ersten Januar waren es gerade zweiundzwanzig Jahre, als hier etwas geschah — was —“

„Für Sie vielleicht interessant ist, für mich aber wahrscheinlich nicht.“

„Wer weiß, vielleicht mehr noch als interessant, etwas, das, wie ich schon vorhin bemerkte, unsere Gegenwart beschäftigt und vielleicht noch weit in die Zukunft hineinragt.“

„Zur Sache denn, wenn ich bitten darf.“

„Sollten Sie sich vielleicht nicht erinnern, daß an dem angegebenen Tage, der Nacht vielmehr, die Stadt durch ein schreckensvolles Ereigniß in Aufregung versetzt wurde durch einen räthselhaften Mord, besonders räthselhaft dadurch, daß man nicht wußte, von wem und an wem er verübt wurde?“

„Ah, die alte Geſchichte — ich erinnere mich dunkel derſelben.“

„Und auch wohl, wie traurig ſie in die Vergangenheit meiner Familie eingriff.“

„Leider, doch ſind das jetzt über zwanzig Jahre, Madame Reveillot, und ich begreife nicht, wie jene Sache heute noch Ihre Gegenwart oder ſogar Ihre Zukunft zu beläſtigen vermag.“

„Zu beläſtigen habe ich auch nicht geſagt, doch zieht ſich durch die mehrerwähnten zwanzig Jahre ein dunkler Faden, der wohl im Stande ſein könnte, auch noch Andere als mich und meine Familie zu beläſtigen.“

„Meine liebe Madame Reveillot,“ erwiederte der Bankier mit einem kalten Lächeln — es war das erſte Mal am heutigen Abend, daß er ein ähnliches Beiwort vor den Namen der alten Frau ſetzte, was er ſonſt nie zu unterlaſſen pflegte, „meine liebe Madame Reveillot, ſollte mich dieſe Geſchichte intereſſiren können? — mich,“ fuhr er mit einem Blick auf das Nebenzimmer fort, „der gerade jetzt ganz andere und wichtigere Sachen im Kopfe hat?“

„Ich möchte faſt behaupten, daß ſie Sie in hohem Grade intereſſiren wird, und wenn nicht, ſo wollen Sie, ein Mann von Wort, mir doch gewiß nicht die einmal bewilligte Viertelſtunde abkürzen?“

Er verbeugte ſich ſchweigend.

„Ich ſprach von einem dunkeln Faden, der jene Zeit mit heute verbindet; das war begreiflicher Weiſe nur bildlich geſprochen, und ich wollte damit ſagen, es beſtehe irgend etwas, das uns, die wir dabei betheiligt waren, in einer gewiſſen Verbindung mit jener Begebenheit erhielt.“

Das uns betonte Madame Reveillot ganz beſonders und mit einem eigenthümlichen Lächeln, doch konnte Herr von Martini es auf die Familie der alten Frau ausſchließlich beziehen, was er auch natürlicher Weiſe that und in einem völlig ungezwungenen Tone antwortete: „Welcher Zuſammenhang kann ſtattfinden? Stadtgeſpräche, Traditionen, vielleicht irgend ein kluger Nachgrübler des neuen Pitaval, wo die Geſchichte ja des Breiteren zu leſen war.“

„Nein, nein, Poſitiveres, Herr von Martini, wie Sie ſelbſt ganz genau wiſſen.“

„Wie ich ganz genau weiß? — — — — a—a—a—ah ſo?“ ſagte er wie Jemand, der ſich plötzlich erinnert, indem er lächelnd den Kopf ſchüttelte, es iſt mir jetzt ganz klar, wo Sie hinaus wollen — Sie erzeigten dem Geſchäftsmann vor einiger Zeit in Betreff der kleinen Brieftaſche, die in Ihren Händen iſt, eine an ſich unbedeutende Gefälligkeit, und wollen jetzt dafür mit dem

Vater Abrechnung halten — es wäre das kein ganz ſchlechtes Geſchäft, meine verehrte Madame Reveillot."

„Abrechnung? — vielleicht Herr von Martini," ſagte die alte Frau mit großem Ernſt, „aber nicht in der Weiſe, wie Sie ſich ſo eben ausdrückten — ja es handelt ſich in der That um jene kleine, grüne Brieftaſche, vielmehr um beide, die mit ihrem Inhalte in einer Hand vereinigt von ſo großer Wichtigkeit ſein ſollen — Sie ſagten das ſelbſt — erinnern Sie ſich?"

„Und wann hätte ich das geſagt?"

„Nun vor einigen Tagen in dem Zimmer, welches wir ſoeben verließen, im Beiſein Ihres Buchhalters."

„Ach ja, richtig."

„Sie hatten erfahren, daß ſich im Beſitze meines Enkels die zweite grüne Brieftaſche befand, das Erbtheil ſeines armen Vaters, ein an ſich unbedeutender Gegenſtand, welche mein Schwiegerſohn an jenem denkwürdigen Sylveſterabend mit nach Hauſe brachte — ich ſagte vorhin ein unbedeutender Gegenſtand, der aber durch eine eigenthümliche Verkettung von Zeit und Umſtänden zu einer außerordentlichen Wichtigkeit gelangt iſt."

Herr von Martini zuckte die Achſeln unter einem Lächeln, als wolle er ſein Bedauern ausdrücken über die lebhafte Phantaſie dieſer alten Frau, welche ſich nun auf einmal mit einer Sache beſchäftigt, die für ihn und die

ganze Welt abgethan — fertig war, dann ſagte er: „Auch ich glaubte einmal an etwas Wichtiges, welches aus der Zuſammenſtellung jener Zettel ſich entwickeln könnte, nun aber bin ich überzeugt, mich geirrt zu haben.“

„Und ich,“ ſagte die alte Frau mit großer Lebhaftigkeit, „bin dagegen überzeugt, auf der richtigen Spur zu ſein.“

Der Bankier zuckte abermals die Achſeln, doch war ſein Lächeln dabei nicht mehr ſo ungezwungen wie eben: es lag etwas ſo Sicheres, ja man konnte ſagen ſo Triumphirendes in den klaren Augen der Madame Reveillot, daß er unwillkürlich fühlte, wie das, was ſie zu ſagen hatte, für ihn an ganz beſonderem Intereſſe zunehmen werde.

„Sie bemühten ſich,“ fuhr jene fort, „aus den zwölf Zetteln — es waren deren doch zwölf? — irgend etwas zuſammenzuſtellen — irgend eine Notiz zu erhalten, die, wie Sie damals ſelbſt ſagten, von Wichtigkeit ſein würde.“

„Ja, ja, ich ſagte damals ſo,“ erwiederte der Andere in gleichgültigem Tone, „bin aber jetzt eines Beſſeren überzeugt.“

„Eines Beſſeren?“ rief die alte Frau, „ſagen Sie lieber, Sie hätten ſich überzeugt, daß aus Ihren zwölf Zetteln, wie Sie ſie auch zuſammenſtellen mochten, durch-

aus kein vernünftiger Sinn herauszubringen war — wollen Sie vielleicht die Güte haben, mir das zuzugeſtehen?"

— — — — „Warum nicht," gab der Bankier nach einer kleinen Pauſe zur Antwort, „weil das Ganze eine Spielerei war, weil nie ein vernünftiger Zuſammenhang zwiſchen dieſen Zetteln beſtanden hat."

„Nein, Herr von Martini, das iſt nicht die Urſache."

„Und welche denn, wenn ich fragen darf?"

„Weil Sie — im Beſitze der falſchen Zettel ſind."

Dieſe Worte, ſo einfach ſie klangen, erregten mit einem Male die volle, ungetheilte Aufmerkſamkeit des Bankiers; er fuhr empor, und ſeine finſter zuſammengezogenen Mienen drückten das größte Intereſſe aus: ſeine Blicke wurzelten in denen der Madame Reveillot — „nach Ihren Worten zu urtheilen gäbe es alſo echte Zettel?"

„Allerdings."

„Und wo befänden ſich dieſelben?"

„In meinem Beſitze."

„Der Teufel auch," rief Herr von Martini, indem er aufſprang — „es wäre das keine Kleinigkeit, wenn Sie die Wahrheit ſprächen."

„Alſo geſtehen Sie ein Intereſſe zu, das Sie an den echten Zetteln nehmen?"

„Wenn dieſe vorhanden wären — allerdings."

„Sie ſind vorhanden, darauf können Sie ſich verlaſſen, und um Ihnen das zu ſagen, erbat ich mir eine Viertelſtunde Gehör bei Ihnen.“

„Nur um mir das zu ſagen? — In dieſer Sache, ſo wichtig ſie mir vielleicht ſein kann, ſehe ich immer noch keinen Zuſammenhang mit — mit — der Aufführung meiner Tochter, mit den lächerlichen Hoffnungen, welche Sie auf eine kindiſche Leidenſchaft derſelben zu bauen ſcheinen.“

„Ein Zuſammenhang wäre vielleicht doch vorhanden,“ erwiederte Madame Reveillot mit großer Milde, „doch bin ich nicht die Frau, die etwas mit Gewalt zu erzwingen wünſchte, was nur dann Segen bringt, wenn es freiwillig gegeben wird.“

„Pah,“ ſagte der Bankier, nachdem er einen Gang durch das Zimmer gemacht, ſich darauf wieder auf ſeinen Stuhl niedergelaſſen hatte und einen Augenblick ſeine Hand vor das Geſicht gedrückt, „Sie ſind eine viel zu praktiſche und verſtändige Frau, um im Ernſte einen ſolch' lächerlichen Gedanken zu faſſen — aber erlauben Sie mir eine Frage,“ ſetzte er mit lauerndem Blicke hinzu — „würden Sie der Welt den Beweis liefern können, daß die Zettel in Ihren Händen die echten ſind?“

„Der Welt? ich glaube, es wäre das nicht unmög-

lich, Ihnen ſelbſt aber dieſen Beweis zu liefern, iſt das Leichteſte, was es geben kann."

„Sie ſprechen da mit einer Sicherheit," entgegnete Herr von Martini, nachdem er einen tiefen Athemzug gethan, „die — die zum Mindeſten anzeigt, daß man Sie auf eine feine Art hinter's Licht geführt hat," — er ſetzte in Gedanken hinzu, „die Todten reden nicht mehr, und wer hat Morel gekannt?"

„Ich möchte Ihrem Unglauben gerne zu Hülfe kommen, doch fürchte ich, Ihre Zeit zu ſehr in Anſpruch zu nehmen — die bewilligte Viertelſtunde iſt längſt verſtrichen."

„Reden Sie immerhin," verſetzte er in einem ungeduldigen Tone, „ich wünſche es, ich bitte ſogar darum."

„In dem Falle," entgegnete die alte Frau mit einer verbindlichen Verbeugung, „müſſen Sie mir ſchon eine ganz kleine Erzählung geſtatten, und obgleich ich wieder weit ausholen muß bis zu jenem gewiſſen Sylveſterabend, ja noch bis vor denſelben, ſo will ich mich der größten Kürze befleißigen."

Die Worte der alten Frau: „bis vor den gewiſſen Sylveſterabend" machten offenbar einen höchſt unangenehmen Eindruck auf den Bankier; wenn er ſich auch bemühte, die Ruhe ſeines Geſichtes feſtzuhalten, ſo ſtieg doch gerade von dieſer Anſtrengung eine leichte Röthe

Scheune viel Aehnlichkeit hatte; hier brannte ein hell loderndes Feuer, um welches eine Menge phantaſtiſch genug ausſehender Geſtalten ſaß: junge Burſche und alte Männer in ihrer eigenthümlichen Tracht: ziemlich engen Hoſen und einer farbigen, verſchnürten Jacke, den Gürtel, in welchem das große Meſſer ſtak, um den Leib, und einen buntfarbenen Lappen um den Kopf gedreht; junge, ſtark gebräunte Mädchen und Weiber mit ſchwarzen, glänzenden Haaren und blitzenden Augen, die meiſten in ein angenehmes Nichtsthun verſunken. Ein paar rauchten, andere beſchäftigten ſich mit einem Brettſpiel; von den Weibern kochten einige irgend ein Abendeſſen in einem großen Keſſel, eine andere lehnte nachläſſig an dem Pfeiler, leicht auf einen Tamburin ſchlagend, wozu ein junges Mädchen mit den Caſtagnetten knackte.

Unſer Eintritt erregte keine beſondere Aufmerkſamkeit; nur hier und dort wandte ſich ein dunkles Auge gegen uns, und auf die Frage nach dem Herrn erhob ſich langſam und bedächtig einer der jungen Burſche und ging uns voran durch den dunklen Vorplatz nach der hölzernen Treppe, welche in das obere Haus führte. Von dort aus machte ſich die Gruppe um das Feuer wahrhaft maleriſch und ſchön; von der Gluth waren die dunkeln Geſichter röthlich angeſtrahlt, die Flammen ſpiegelten ſich auf den Schaften und Meſſingzierrathen einiger Gewehre, die hier und da an den Pfoſten lehnten, und beleuchteten alterthümlichen Hausrath, ſo wie verſchiedene Thierfelle, die von der Decke herabhingen.

Der Chef der Gitanos, welcher ſich oben in einer Stube mit ſehr kahlen Wänden befand, ſaß vor einem Braſſero voll glühender Kohlen, auf welchen er die Füße geſtellt, und machte bedächtig ſeine Papiercigarren; eine Frau neben ihm ſchürte in der Gluth, und ein junges, ſehr hübſches Mädchen ließ bei unſerem Erſcheinen die Guitarre, mit der es beſchäftigt zu ſein ſchien, in den Schooß ſinken. Als nun der Capitän unſeren Wunſch vernommen, ſchlürfte er einen tiefen Zug aus ſeiner Papiercigarre, ſchluckte den Dampf, um ihn dann während des Sprechens wieder

in ſein Geſicht, die indeſſen eben ſo raſch wieder verſchwand, doch ſchloß er ſeine Augen ein wenig und drückte ſeine Lippen feſt auf einander: er hatte ſich vorgenommen, durch nichts, was in der Erzählung der alten Frau vorkommen ſollte, ſich ein Zeichen des Erſtaunens abnöthigen zu laſſen.

„Vor jener Zeit," ſagte Madame Reveillot, „— wie lange vorher weiß ich nicht ganz genau — erſchienen zwei Männer bei einem hieſigen Bankier, um dort die Summe von fünfmalhunderttauſend Thalern zu deponiren. Sie thaten das gegen einfachen Schuldſchein, den aber Keiner dem Anderen überlaſſen wollte, weßhalb ſie zu dem Auskunftsmittel griffen, dieſen Schuldſchein bei einem Notar niederzulegen, und dieſes auf eine ſo ſinnreiche Art thaten, daß es Keinem der beiden Männer allein möglich war, ihn wieder zu erlangen, es ſei denn, daß der Eine von dem Andern hiezu beauftragt worden [redacted], — die Quittung des Notars wurde zu dieſem Behufe in zwölf Stücke geſchnitten, von denen Jeder ſechs erhielt, und das — iſt der Urſprung der in Rede ſtehenden zwölf Zettel."

Herr von Martini zeigte nur durch einen etwas tieferen Athemzug ſein allenfallſiges Intereſſe.

„Wer alſo dieſe zwölf echten Zettel dem Notar vorlegte, erhielt die Quittung des Bankierhauſes und damit

das hinterlegte Kapital von fünfmalhunderttauſend Thalern nebſt Zinſen. Um ſie nun zu erhalten, beging der Eine der beiden Männer an dem Anderen jenen gräßlichen Mord in der Sylveſternacht. — — — — Der Mörder entfloh, und nachdem er einen ſchweren Fall in einen Steinbruch hinab gethan, wo er ſtundenlang beſinnungslos liegen blieb, fand er Aufnahme bei einem Köhler, hielt ſich dort eine Zeitlang verborgen und entkam alsdann unter allerlei Verkleidungen in ſeine Heimat, wo er ärmlich und kränklich ſein Daſein friſtete, denn von jenem Sturze war ſein Geiſt getrübt und erſt nach Jahren gelangte er wieder zur vollen Beſinnung, um ſich auch der Vergangenheit zu erinnern und Schritte bei jenem Bankier zu thun, um wenigſtens einen kleinen Theil des demſelben anvertrauten Geldes zurück zu erhalten."

Ein tiefer Athemzug ſchwellte die Bruſt des Bankiers, doch lächelte er, wie man zu lächeln pflegt beim Anhören einer Geſpenſtergeſchichte, welcher man keinen Glauben ſchenken will, die uns aber tief im Innerſten erſchüttert.

„Der Mörder führte ſeinen Vorſatz aus und erſchien vor dem Bankier, wurde auch von dieſem wieder erkannt, obgleich jener ſich ſehr verändert hatte. Der Bankier entfärbte ſich, als er die lange, bleiche Geſtalt vor ſich er-

ſcheinen ſah, und ſeine Lippen zuckten, als der Andere wenigſtens einen Theil ſeines Geldes zurückverlangte, ein Kapital, mit dem der Bankier jahrelang gearbeitet, mit dem er ſich zum reichen und angeſehenen Mann emporgearbeitet."

Die Geſpenſtergeſchichte ſchien für Herrn von Martini ſo beängſtigend zu werden, daß er langſam ſein Taſchentuch hervorzog, ſeine feuchte Stirne damit abwiſchte, um alsdann wieder mit halbgeſchloſſenen Augen wie vorher und mit feſt aufeinander gepreßten Lippen nur etwas ſchwerer athmend den aufmerkſamen Zuhörer zu machen.

„Der Bankier," fuhr die alte Frau in ruhigem Tone fort, „obgleich er den Anderen ſehr wohl erkannt, verlangte ſeinen Schuldſchein vorgelegt zu erhalten, was man ſehr begreiflich finden wird, ein Verlangen, welches der Andere aber eben ſo begreiflicher Weiſe nicht erfüllen konnte. Soweit wäre Alles in Ordnung geweſen, und der Bankier, der, wie ich oben ſagte, ſeinen Klienten erkannte, zahlte ihm ohne Widerſtreben eine bedeutende Summe aus, um ihn der Armuth zu entreißen und in Beſitz ſeines Schuldſcheins zu kommen — ich wollte ſagen," verbeſſerte ſich die alte Frau mit einem eigenthümlichen Lächeln, „ſo hätte er handeln können, aber ſtatt deſſen wußte er eine gewiſſe grüne Brieftaſche an ſich zu

bringen, worin ſich aber leider nicht mehr die echten Zettel befanden.“

Hier zuckte der Bankier zuſammen, und man hörte, wie er hinter den feſt verſchloſſenen Lippen mit den Zähnen knirſchte.

„Er brachte die Brieftaſche an ſich, halb mit Gewalt, halb mit Ueberredung und dann — verlangen Sie den Schluß meiner Erzählung zu hören?“ fragte Madame Reveillot.

„Immerhin,“ brachte der Bankier mühſam und tonlos hervor, „ein Schluß muß ſein, er iſt wie die gültige Unterſchrift am Ende einer Urkunde.“

Die Augen der alten Frau glänzten im Ausdrucke tiefen Mitleids, als ſie in die erdfahlen Züge ihres Gegenübers blickte und als ſie ſah, wie Herr von Martini mühſam und ſchwer athmete und wie er auf ſeinem Stuhle ſchwankte; ſie wäre vielleicht nicht im Stande geweſen, ihre Geſchichte zu beendigen, wie ſie ſich vorgenommen, wenn jener nicht trotz alledem mit einer übermenſchlichen Anſtrengung den Ausdruck kalter Ruhe, ja ein leichtes Lächeln um ſeine Züge beibehalten hätte.

— — — — „Und als ſich der Bankier ſo in den Beſitz der Brieftaſche geſetzt, ſorgte er auf ſeine Art für den Anderen — Herr von Martini brachte Herrn Morel in die Privat-Irren-Anſtalt des Herrn Doktor Narder.

Parkſtraße Nummer vierundvierzig, wo der Unglückliche vor Kurzem geſtorben iſt.“

— — — — — —

Jetzt endlich wich das Lächeln vom Geſichte des Bankiers, doch immerhin noch nicht die Ruhe aus ſeinen Zügen — er brachte langſam ſein Taſchentuch an ſeine Lippen, huſtete leicht und erhob ſich alsdann mühſam, indem er ſagte: „Dürfte ich Sie vielleicht um einen Tropfen Waſſer bitten, Madame Reveillot?“ Dann trat er mit ſchwankenden Schritten an das Fenſter, lehnte ſich an die Brüſtung deſſelben und ſtarrte in die Nacht hinaus.

Lange, lange ſtarrte er hinaus, und Madame Reveillot, welche ein Glas Waſſer geholt hatte, mußte leicht ſeinen Arm berühren, um ſich bemerklich zu machen, worauf er aus dem Glaſe trank, ſich dann umwandte, und aufrecht, wie er immer zu thun pflegte, die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt, im Zimmer hin und her ging.

„Reden wir nicht mehr darüber, Madame Reveillot,“ ſagte er hierauf in bebendem Tone, vor der alten Frau, welche ihm mit gefalteten Händen nachgeblickt, ſtehen bleibend, — „hier wenigſtens nicht, ich bin zu ſchwach, zu erſchüttert, um das Wenige zu ſagen, was ich allenfalls zu meiner Vertheidigung ſagen könnte — — ſparen

wir uns das auf, bis ich meinen Richtern gegenüberſtehen werde."

„Gott helfe mir!" rief die alte Frau erſchrocken, „wenn ich ſo etwas durch meine Eröffnungen zu Wege gebracht, — ah, das kann Ihr Ernſt nicht ſein — denken Sie an Ihre Stellung in der Welt, denken Sie an Ihre Tochter."

„Mein Kind! — mein einziges Kind! — meine Anna!" ſtieß er in wilder, verzweiflungsvoller Bewegung hervor, und zum erſten Male während der ganzen Unterredung wich die kalte Ruhe aus ſeinem Geſichte, und Thränen glänzten in ſeinem Auge — „meine Anna, mein Kind! Laſſen Sie mich zu ihr — ſie wird mich begleiten, wenn ich dahinten laſſe Glück und Reichthum, — ſie wird ſich ihres Vaters nicht ſchämen, ſelbſt wenn ſie Alles weiß, ſie wird Worte der Liebe, des Troſtes für mich haben."

Er ſank auf den Stuhl nieder und verbarg ſein Geſicht in beide Hände.

Die alte Frau näherte ſich ihm, und als ſie ihre warme Hand auf ſeine kalten Finger legte, ließ er ſeine Arme langſam herabſinken und blickte ſie an.

Es lag eine Hoheit, eine Würde und zu gleicher Zeit eine ſo wohlthuende Ruhe auf ihrem edlen Geſichte, in ihren hellen, ſchönen Augen, daß Herr von Martini, als

ſie ihm ſagte: „Wollen Sie mir eine Bitte erfüllen?“ ohne Bedenken ein entſchloſſenes Ja zur Antwort gab.

„Geben Sie mir Ihr Wort darauf?“

„Ich gebe es Ihnen.“

„Als Mann und als Vater?“

„Als Mann und als Vater.“

„So bitte ich, ſo verlange ich, daß dieſer Stunde, daß dieſer Unterredung nie mehr gedacht werde, weder hier noch anderswo.“

„Das iſt unmöglich,“ fuhr er empor.

„Ich habe Ihr Wort darauf, und um Ihnen zu beweiſen, wie überlegt, wie ernſt meine Bitte war, ſind hier jene verhängnißvollen zwölf Zettel — die echten, Herr von Martini, ich ſchwöre es Ihnen — die ich Ihnen hiemit zu jedem beliebigen Gebrauche übergebe — Ihre Schuld lebt jetzt nur noch in Ihnen fort, die Zeugen derſelben ſind in Ihren Händen — Morel iſt todt — — wozu bedarf es in dieſer Angelegenheit irdiſcher Richter, da Sie ohne ſolche im Stande ſind, durch gute Handlungen Verzeihung zu erlangen — da es Ihnen nicht ſchwer werden kann, ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen?“

„Ein Unrecht an Ihrer Familie — ein Unrecht an dem Vater Anatole's?“

„Indem Sie einen Schatten verwiſchen, der immer

noch herüber ſpielt in das Leben dieſes braven, wackeren jungen Mannes.“

„Wie danke ich Ihnen für dieſen Urtheilsſpruch!“ rief er mit leuchtendem Blicke.

„Und um Ihnen die Ausführung zu erleichtern,“ ſagte die alte Frau mit einem anmuthigen Lächeln, „bitte ich Sie, einen Blick in dieſe Papiere zu werfen.“

Sie ging an ihren Schreibtiſch und zog eine kleine Mappe hervor, welche ſie geöffnet in die Hände des Bankiers legte.

Er warf einen Blick hinein, erhob ſich dann raſch, ergriff die Hand der alten Frau und ſagte tief bewegt, indem er ſie ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen drückte: „Frau Marquiſe von Reveillot, gehen wir zu unſeren Kindern.“

Bayerische Staats-Bibliothek München

emporqualmen zu laſſen. Doch war ſeine Antwort ſehr untröſtlich für uns; Pferde und Leute, meinte er, ſeien wohl genug da, doch rathe er uns von unſerem Unternehmen ab; denn er kenne den Weg, und einer ſeiner beſten Leute mit dem tüchtigſten Maulthiere ſei geſtern von Cuenca zurückgekehrt und nur durch ein Wunder durchgekommen.

Auf dieſen Beſcheid hin verließen wir ziemlich niedergeſchlagen die Zigeunerherberge, und da wir, in unſeren Gaſthof zurückgekehrt, erfuhren, der Dampfer Tharſis werde in ein paar Tagen erwartet, um nach Malaga zu fahren, ſo beſchloſſen wir, unſere ganze Reiſeroute zu ändern.

Herr Heeren, der liebenswürdige Geſellſchafter und Freund in der Noth, erſuchte mich aber, noch keine Plätze auf dem Tharſis zu nehmen, indem es noch eine ältere und in jetziger Jahreszeit beſſere Route über San Felipe, Albacete und Ocanna gäbe, die er ſelbſt benutzen wolle und wo wir uns ihm anſchließen könnten; er werde ſich morgen erkundigen laſſen, ob die Deligencen dort ziemlich regelmäßig einträfen.

Die Erkundigung des Herrn Heeren fiel nicht unbefriedigend aus; denn aus einer Verſpätung von ſieben bis acht Stunden machte man ſich in Spanien nicht viel. So ſahen wir endlich in dieſer Reiſefinſterniß ein Licht und verließen Valencia am 29. Dezember.

An der Eiſenbahn von Valencia nach Madrid, die über Alcira, La Roda und Tembleque führt, arbeitet man ſchon ſeit vielen Jahren, und iſt die kleine Strecke von Valencia nach Alcira vor noch nicht langer Zeit eröffnet worden; doch hatten heftige Regengüſſe in den letzten Monaten einige Dämme und Brücken zerſtört, weßhalb die Züge nur bis Algemeſi gingen. Wir durchfuhren hier wieder ein prächtiges Stück der Huerta, nur mit einem ganz anderen Charakter als das, durch welches wir gegen Valencia gezogen waren. Dort war ſie noch von Bergen begränzt, meiſtens Gemüſe- und Fruchtland und mit wenigen Dörfern beſetzt; hier aber war ſie weit und flach, hatte Wieſen, Oliven-

Hinter blauen Brillen.

Humoriſtiſche Novelle

von

L. W. Hackländer.

Leipzig und Wien.
Verlag der literar.-artiſt. Anſtalt von C. Dittmarſch,
Stock-im-Eiſen-Platz Nr. 1

Bayerische
Staatsbibliothek
München

112

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Es war einer jener wundervollen Frühlingstage, wo die mit weißen Blüthen geschmückte Landschaft in jungfräulicher Scham förmlich zu erbeben scheint unter dem plötzlich so heiß und zu-

dringlich gewordenen Kuß der Sonne; wo Blumen und Laub, Gras und Mooſe, ja ſelbſt die friſch aufgeriſſene Erde unter dem ſcharfen Eiſen des Pfluges wahrhaft würzigen Duft ausſtrömen; wo weiße Marmorfiguren in dunkeln Gartenbosquetten, ſobald ſie ſich ungeſehen glauben, und ſobald der Strahl der Sonne durch die grün ſchillernden Zweige dringend, ſie neckend mit goldnem Regen bewirft, anfangen, ſich in wollüſtigem Behagen zu drehen und zu bewegen; einer jener Tage, wo ſelbſt die beſcheidenen Veilchen alle ihre jungfräuliche Scheu abgelegt haben, um mit ihrem Dufte die Vorüberwandelnden kokett zu reizen. Wo die Springbrunnen mit ihren Waſſerſtrahlen die tollſte Verſchwendung treiben, indem ſie funkelnde Brillanten nach allen Seiten hinausſtäuben laſſen; wo das gewerbliche Treiben in den engen, dunkeln, thauig feuchten Straßen der Stadt faſt melancholiſch erklingt, wenn es emporſteigt an den tiefblauen, ſonnenbeſtrahlten Himmel, und wo ſelbſt die luſtigen Kinderſtimmen vor den Hausthüren und auf den weiten Plätzen der Stadt nur die Sehnſucht in uns rege machen, hinaus zu ziehen, um in der warmen Luft unter heiteren Sonnenſtrahlen, gleich dem bunten Schmetterling, ſcheinbar ziel- und zwecklos hin und her zu ſchwärmen.

Dieſer angenehmen Beſchäftigung überließ ſich
nn auch an dem heutigen ſchönen Frühlingstage
n großer Theil all' der glücklichen Menſchen, denen
durch ihre angenehme geſellſchaftliche Stellung,
owie durch ihre behaglichen Vermögensverhältniſſe
ergönnt iſt, auch in dieſer Richtung ihren kleinen
nd großen Launen den Zügel ſchießen zu laſſen; und
ieſe ganze glänzende Geſellſchaft bewegte ſich zu Fuß,
u Pferde und zu Wagen auf den Promenaden der
Stadt, beſonders auf der breiten Allee, die ſich vor dem
öniglichen Reſidenzſchloſſe bis zu jenem reichen Mar-
northore erſtreckte, welches, das Ende der Stadt bezeich-
nend, doch nur wieder der Anfang war eines wald-
artigen Parkes, der viele Stunden im Umfang hatte.

Vier Reihen glänzender Equipagen bewegten
ſich hier meiſtens in ſehr langſamem Tempo hin und
her und noch vollkommen Platz laſſend den eleganten
Reitern aus dem Militär- und Civilſtande, die, jede
Lücke in der Wagenreihe benützend, auf's Gewandteſte
hin durchſchlüpften, theils um ſich als vortreffliche
Reiter zu zeigen, theils aber auch, um irgend einen
Zweck zu verfolgen, einem Freunde nachzueilen oder
einem Wagen häufiger zu begegnen, der vielleicht
durch die darin ſitzenden Damen das Intereſſe des
Reiters erregte.

Rechts und links auf den breiten Nebenwegen sah man zahllose Spaziergänger, hier mit langsam fahrenden Equipagen so gut als möglich Schritt haltend, auch wohl in Gesellschaften stehen bleibend, oder sich zum Ausruhen oder zur behaglicheren Beschauung der Stühle und Bänke bedienend, welche sich zu beiden Seiten der Promenade in großer Anzahl befanden. Daß dabei viel geplaudert und gelacht wurde, versteht sich von selbst, und nicht nur in den Reihen der Fußgänger oder in den Wagengesellschaften unter sich; nein, auch von einer Equipage zur andern flog Frag' und Antwort, wenn man gerade nahe aneinander vorüberfuhr; auch sah man manchen Herrn aus dem Fond seines Wagens rückwärts mit einem Bekannten plaudern, der sein Gespann selber lenkte. Von den Reitern, die wir soeben erwähnten, hatte ebenfalls bald dieser, bald jener das gefunden, was er gesucht und das betreffende Fahrzeug geentert, indem er seine Hand auf den Schlag desselben legte, um irgend eine kleine Conversation zu beginnen.

Unter diesen letzteren bemerken wir einen sehr jungen und bildhübschen Officier von den Gardehusaren, so leicht und elegant zu Pferde sitzend, daß man es kaum begriff, wie er in der geradezu nachlässigen Haltung, die er angenommen hatte, während

er neben einem der Wagen ritt, im Stande war, ſein unmuthig und heftig vordringendes Pferd in einem anſtändig ruhigen Schritt zu halten. Er plauderte mit zwei älteren Damen, von denen ihn beſonders die Eine mit einem ſo deutlich ausgeſprochenen, zärtlichen Blicke mütterlichen Stolzes betrachtete, daß man über die verwandtſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Beiden auch dann im Klaren geweſen wäre, wenn der junge Huſar auch nicht gleich darauf mit einem „Adieu, Mama“ ſein Pferd herumgeworfen hätte und davon geſprengt wäre. Plötzlich aber parirte er das edle Thier wieder mitten in der Wagenreihe und wandte raſch den Kopf nach einem eleganten Kutſchirwagen, welcher, mit zwei prachtvollen Rappen beſpannt, von einem jungen Manne in Civil gelenkt wurde, der, als der Huſar nach wiederholtem Rufe ſeines Namens heran geritten kam, die Frage an ihn that, ob er eine viertel Stunde Zeit für ihn habe.

„Neben Deinen haushohen Rappen herzureiten, ſchwerlich,“ lachte der junge Huſar, — „man muß ſich nicht ſelbſt in den Schatten ſtellen, und mein Araber iſt viel zu klein, um neben Deinen Trakehnern Figur zu machen, — weißt Du was, ſpeiſe nachher bei uns, ich werde es Mama ſagen, ſie wird ſich darüber freuen.“

„Beſten Dank, doch iſt mir das für heute unmöglich; auch möchte ich mit dem, was ich Dir zu ſagen habe, nicht gerne bis nach dem Diner warten.“

„Iſt es ſo wichtig?“

„Nun, wie man's nimmt; wenn Du aber ſonſt nichts Beſonderes vor haſt, ſo kann ja George Deinen Araber eine viertel Stunde in der Seitenallee auf und ab führen, während wir hier oben plaudern.“

„Meinetwegen.“

Der Reitknecht George ſtieg, ohne weiteren Befehl abzuwarten, von dem Kutſchirwagen herab und folgte dem Huſaren-Officier in die Seitenallee, wo dieſer ſich von ſeinem Pferde ſchwang und dann zu ſeinem Freunde zurückkehrte.

„Nun, was gibt es ſo Merkwürdiges?“ fragte er ihn, als er neben ihm ſaß und eine Cigarre angenommen hatte.

„Merkwürdiges gerade nicht viel; ich wollte Dich nur um eine kleine Gefälligkeit bitten, die ich Dir vom Wagen herab nicht gut zurufen konnte; da, nimm die Zügel und überlaß' mir für eine Stunde Deinen Araber.“

„Was gibt es denn ſchon wieder? Dir iſt doch nicht plötzlich eine diplomatiſche Sendung anvertraut

worden, bei welcher Dir Deine eigenen Rappen ein Hinderniß ſind?“

„Nicht gerade, aber es gibt Gelegenheiten, wo man mit einem leichten Pferde beſſer durchkommt, als mit dem ſchweren Wagen und dieſen unartigen —“

„Nun, meinetwegen, ich will ſie ein Bischen zuſammennehmen; gib die Zügel her, die beiden Rappen ſind aller Zucht entwöhnt, ich habe vorhin ſchon bemerkt — nun gute Verrichtung,“ fuhr der Huſarenofficier alsdann lachend fort — „aber vergiß nicht, daß, wenn ich auch kein Wappen auf der Chabraque habe, mein Araber doch ſehr bekannt iſt, und mach' mir keine Schande.“

„Wie verſtehſt Du das, Ferdinand?“

„Nun auf zweierlei Art, das Pferd iſt nicht ganz leicht zu reiten, auch könnteſt Du mit ihm irgendwo geſehen werden, wo —“

„Sei über Beides unbeſorgt, ich will ganz ehrlich gegen Dich ſein, Du weißt, es gibt im Menſchenleben Augenblicke —“

„O ja!“

„Nein, nein, höre mich ernſthaft an, ich will Dir kein Geheimniß mittheilen, ſondern nur die unverhoffte Fortſetzung einer Geſchichte, die ich Dir neulich erzählte.“

„Erlaßt uns aus dem Zeitungsblatt zu melden, was wir ſchaudernd ſelbſt erlebt," recitirte der Huſar und fuhr dann lachend fort, nachdem er den beiden Trakehnern wegen Unart und Unaufmerkſamkeit einen tüchtigen Schneller mit der Peitſche gegeben, — „ich mache gerne dergleichen Geſchichten mit, höre aber ungerne davon erzählen."

„Du biſt ein Egoiſt," erwiderte achſelzuckend der Andere, wobei über ſein kluges, aber gerade nicht ſchönes Geſicht etwas wie ein Schatten flog — „*ja Du biſt ein Egoiſt*," *wiederholte* er, — „*begreiflicher* Weiſe gibt es Wenige mit Deinem enormen Glück; ſtets kommen, ſehen und ſiegen, und da iſt es für Dich ſehr geringfügig, ob ſich ein anderer armer Teufel wirklich mit ſeinem Herzen engagirt hat."

„Ach, wenn das iſt," lachte der überaus gutmüthige Huſar — „ſo will ich Dich geduldig anhören, Dir auch meinen guten Rath nicht vorenthalten, ich habe jetzt ein neues Mittel, um ganz unwiderſtehlich zu ſein. Ich werde es gegen Dein Geheimniß austauſchen und Dir ſo nützlich ſein."

„Ja, ich könnte allerdings etwas von Deiner Unwiderſtehlichkeit brauchen," ſagte der Andere ſeufzend — „doch höre mich — es war —"

„Im wundervollen Monat Mai."

pflanzungen, aus denen in allen Richtungen zierliche Kirchthürme hervorſahen, und vor allen Dingen die prächtigſten Orangengärten, die wir ſeit unſerem Eintritt in Spanien erblickt. Schöner erinnerte ich mich nur dieſelben ſeiner Zeit in Jaffa geſehen zu haben. Die Eiſenbahn war mitten durch ſie hindurchgeführt und dabei ſo ſchmal, daß die Zweige mit den tiefgrünen, glänzenden Blättern und die goldgelben Früchte faſt von den Wagen geſtreift wurden. Es war in der That ein eigenthümliches Gefühl, von der brauſenden Locomotive durch dieſe ſchönen und für uns ſeltenen Pflanzungen dahin geführt zu werden. Bald waren es förmliche Wälder, bei denen wir vorüber flogen, bald einzelne Bäume, prächtige Exemplare, die, wie eine mächtige Linde bei uns, ihre Zweige rings umher ausſtreckten.

In Algemeſi blieb es dem Reiſenden überlaſſen, ob er ſeinen Weg bis zur nächſten Poſtſtation zu Fuß, zu Pferde oder mit der Tartane fortſetzen wolle. Wir wählten die letztere, ein Fuhrwerk auf zwei hohen Rädern mit einem viereckigen Wagenkaſten ohne Federn, von einem einzigen Maulthiere gezogen; ein ähnlicher Karren folgte mit unſerem Gepäck. Gleich hinter dem Bahnhofe mußten wir durch ein ziemlich tiefes Waſſer hindurch, bei deſſen Furt eine Menge Wagen und Tartanen ſtanden, deren Zugthiere unter großem Geſchrei mit vielen Hieben über die ſteilen Ufer hinabgepeitſcht wurden. Wenn der Weg, den wir fuhren, ſchon in trockener Jahreszeit nicht ſchön genannt werden könnte, ſo war er jetzt nach der großen Ueberſchwemmung ein einziger Kothſee, hier und da mit einer kleinen Steininſel, welche obendrein beim Darüberfahren unſere Tartane ſehr verdächtige Seitenbewegungen machen ließ. Das Waſſer mußte hier arg gehaust haben: der Eiſenbahndamm war an ein paar Stellen faſt bis auf den Grund weggeſpült, und an den Bäumen, die neben der Straße ſtanden, bemerkten wir bis zehn Schuh hoch vom Boden weggeſchwemmtes Schilf und Stroh, welches die Flut dort zurückgelaſſen hatte.

Alcira iſt ein hübſcher, alterthümlicher Ort, mit tiefen

„Auch mein Lieber, aber nebenbei, wenn Du mich gefälligſt anhören willſt, war es in Baden vergangenes Jahr, als ich auf meinen einſamen Spaziergängen in den Seitenwegen der Lichtenthaler Allee häufig eine ſchon bejahrte Dame bemerkte, die faſt immer in einem Rollſtuhle ſaß, und in deren Geſellſchaft ſich ſtets ein junges Mädchen befand.“

„Natürlicherweiſe ſchön.“

„Wie ein Engel, das ſanfteſte, lieblichſte, anſprechendſte Geſicht, was ich in meinem Leben geſehen, mit einem wundervollen, himmliſchen Ausdruck in den Augen, ein Wuchs, der jeder Beſchreibung ſpottet, und mit einem Wohlklang in der Sprache —“

„Ah ſo, eine nähere Bekanntſchaft?“

„Laß mich gefälligſt ausreden — kurz das Ideal meiner Jugendträume, wie ich mir ein vollendetes Weſen gedacht, dem ich beim erſten Anblick zu Füßen ſinken möchte und zu ihm reden —“

„Madame, ich liebe Sie!“

„Du biſt wirklich unausſtehlich; ſei's darum, ungefähr ſo hätte ich in der That zu ihr reden mögen, wenn es mir möglich geweſen wäre.“

„So, ſprach ſie vielleicht nur ruſſiſch oder polniſch? Denn ſonſt wüßte ich nicht, was Dich bei

Deiner edlen Dreiſtigkeit hätte abhalten ſollen, wenigſtens die Einleitung zu einer ſolchen Bekanntſchaft zu machen."

„Sie ſprach weder ruſſiſch noch polniſch," entgegnete der Andere, indem er aufwärts ſchauend, dem leichten blauen Rauche ſeiner Cigarre nachblickte — „ſondern das reinſte Deutſch."

„So ſprachſt Du alſo mit ihr?"

„Nein; ich hörte ſie nur ſprechen, und zwar öfter als für meine Ruhe gut war, wenn ſie der alten Dame nämlich vorlas, was jedesmal der Fall war, ſo oft ich das Glück hatte, ſie zu ſehen."

„Und dann?"

„Und dann — dabei blieb's auch."

„Pfui, Ferdinand, ich ſchäme mich Deiner."

„In der That ſcheint es mir jetzt auch, ich hätte eifriger, als ich gethan, den Verſuch machen ſollen, mit der alten Dame bekannt zu werden, obgleich ich darin mein Möglichſtes that, aber ſtets vergeblich. Von allen meinen Bekannten in Baden war Niemand, der mich hätte vorſtellen können, auf der Promenade oder im Curſaal, wo man, ohne zudringlich zu erſcheinen, ſich hie und da in der Nähe von Damen niederlaſſen kann und ein Geſpräch anknüpfen, erſchienen ſie niemals und waren nur zu finden in

den ſchattigſten Seitenwegen der Lichtenthaler Allee, meiſtens auf derſelben Stelle, etwas zurück von dem kleinen Brunnen rechts; dorthin wurde der Rollſeſſel von einem Bedienten gebracht und dann ein kleiner Feldſtuhl für die junge Dame aufgeſchlagen, worauf ſie liebreich mit der älteren plauderte oder ihr vorlas. Das hörte ich häufig mit an, indem ich bei dem eben erwähnten kleinen Brunnen ſtehen blieb, ging dann bei ihnen vorüber und grüßte ſelbſtverſtändlich auf die ungezwungenſte Art. Mein Gruß wurde allerdings höflich erwidert, aber in der gewiſſen, abgemeſſenen Art, die uns den Eindruck macht —"

„Als ſchließe man uns ein Gitter vor der Naſe zu."

„Ungefähr ſo; wenigſtens verſtändlich genug. — Eines Tages lehnte ich mich ſogar an einen der Bäume, unter denen ſie gewöhnlich ſaßen, und als ich ſie herankommen ſah, machte ich ihnen ſehr auffallend Platz, indem ich zu der ältern Dame, die ſchon durch eine Handbewegung befohlen hatte, anderswohin zu fahren, ſagte, ich würde untröſtlich ſein, ſie durch mein zufälliges Erſcheinen von ihrem Lieblingsplatze vertrieben zu haben — umſonſt; dann, Deinen Ausdruck wiederholend, fiel das Gitter eines kühlen

Blickes und eines kühleren Wortes zwiſchen uns nieder.“

„Und wer war die Dame?“

„Eine Frau von Stranizka mit ihrer Nichte.“

„Und auch die Nichte benahm ſich gegen Dich ſo gitterſüchtig?“

„Sie benahm ſich gar nicht gegen mich; ſie erwiderte meine häufigen Grüße eben ſo kühl und ſtolz, wie die verehrte Tante, und nachdem ich ſie auf eben beſchriebene Art ſchon wenigſtens zwei Dutzendmal gegrüßt hatte, tauchte in dem ſchönen glänzenden Auge der Nichte auch nicht die Spur von einer Idee auf, als habe ſie das grüßende Individuum auch nur ein einziges Mal in ihrem Leben geſehen.“

„Und weißt Du, was man in ſolchen Fällen thut?“

„Nun?“

„Man vergißt, was nicht mehr zu ändern iſt,“ ſagte der Huſar und fuhr dann in einem ganz anderen Tone fort, während er die Zügel ſtramm anzog und den Peitſchenſchneller von vorhin ſo kräftig wiederholte, daß die beiden edlen Pferde ſich kopfſchüttelnd vorn erhoben, und wahrſcheinlich das Weite geſucht hätten, wenn ſie nicht von der kräftigen Hand des jungen Officiers ſo feſt gehalten worden wären —

„Iſt das eine Lodderei mit dieſen Thieren, ſie ſind vollkommen hinter der Hand wie alte Poſtgäule, eigentlich ſollteſt Du Dich ſchämen, dieſe vortrefflichen Pferde ſo zu vernachläſſigen. — Sind die ſchönen Augen mit dem eigenthümlichen Blick auch daran ſchuld?“

„Möglich — wenigſtens heute Morgens; denn ich habe dieſe ſchönen Augen vor einer kleinen halben Stunde wieder geſehen.“

„Ei der Tauſend — zweites Capitel Deines Romanes, und wo war das, wenn ich fragen darf?“

„Du ſollſt das in gehöriger Reihenfolge erfahren: ich machte geſtern Beſuche im Hotel du Nord und wie ich darauf wieder vor das Haus trete, fährt ein Wagen an.“

„Mit ihr?“

„Mit der Tante und der Nichte.“

„Natürlich grüßteſt Du ſo verbindlich als möglich und mit demſelben Nichterfolge wie damals.“

„Nein, ich grüßte nicht, da man mich vollſtändig überſah. Die alte Dame hatte ſtatt des grünen Lichtſchirmes, welchen ſie in Baden trug, dunkelblaue Brillen vor den Augen und ihre Nichte war zu beſchäftigt, ihr beim Ausſteigen behilflich zu ſein, als daß ſie ſonſt auf irgend etwas Acht gegeben hätte —

ich aber, lieber Freund," ſetzte er ſeufzend hinzu — „fühlte jetzt erſt recht, welch' tiefen Eindruck das junge Mädchen auf mich gemacht, denn ich ſtand athemlos da, herzklopfend und ſchaute ihnen mit ſtarrem Blicke nach, bis ſie im Haus verſchwunden waren."

„Nun, hier wirſt Du ſchon Jemand finden, der Dich vorſtellt."

„Das war auch mein erſter Gedanke, doch ein beſſerer hat ihn verdrängt."

„Nun, wenn er wirklich gut iſt, ſo theile mir Deinen beſſeren Gedanken mit, man kann nie zu viel lernen."

„Der Gedanke liegt ſehr nahe," entgegnete der Andere mit einem feinen Lächeln, — welches der Huſar aber nicht bemerkte, da er die Zügel in beide Hände genommen hatte, und die ungeduldig, faſt unartig vorwärts drängenden Trakehner feſt auf die Hand trieb, — „vor einer halben Stunde ſah ich die beiden Damen in der Wagenreihe, aber nicht im Corſo auf- und abfahrend, ſondern am Thore die File verlaſſend, um in den Park hinaus zu fahren."

„Wohin Du ihnen folgen willſt zu einer neuen Auflage des Badener Gittervergnügens."

„Nicht ſo ganz; ich habe mich entſchloſſen, den ſtillen ſchüchternen Begegner und harmloſen

Grüßer bei Seite zu werfen, um es auf Deinem Araber hoch im Sattel auf eine andere Art zu verſuchen.“

„Wirklich?“ fragte der Huſaren-Officier mit einem etwas mißtrauiſchen Blick.

„Und da ich denke, daß Dein Pferd elegant genug iſt, um mit einem Reiter wie ich bin, Aufſehen zu erregen, ſo habe ich vielleicht auf dieſe Art das Glück, die Aufmerkſamkeit jener ſtolzen kalten Schönheit zu erregen. Die Idee iſt gewiß nicht ſchlecht und wenn ich über unſere Badener Begegnung ruhig nachdenke, ſo kann ich es den beiden Damen nicht übel nehmen, daß ſie dort, wo ſo viel Zweideutiges zuſammenkommt, ſich vor Bekanntſchaften in Acht nehmen. Wenn Du alſo ſo freundlich ſein willſt, mir Deinen Zampa auf eine Stunde oder ſo etwas zu leihen, ſo will ich Dir ſehr dankbar dafür ſein.“

„Das iſt abgemacht; Du reiteſt nachher zu mir, oder ſoll ich Dir vielleicht meinen Reitknecht an's Thor ſchicken?“

„Thue das, und nun will ich abſteigen, damit ich nicht die beſte Zeit verſäume.“

„Und ich will mir derweil Deinen Dank an dieſen beiden Trakehnern verdienen; daß ſich nur

Dein Joſef nicht alterirt, wenn ſie ein Bischen mit Schaum verbrämt nach Hauſe zurückkommen.“

II.

Der junge Mann, welcher hierauf von dem Kutſchirwagen abſtieg und ſich nach der Seitenallee begab, wo ſein Reitknecht das Pferd des Huſaren-Officiers auf- und abführte, war der Legationsrath Eduard v. Schönfeld, gegenwärtig in dem Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten beſchäftigt; ein tüchtiger Kopf und fleißiger Arbeiter, dem der nächſte der kleineren Geſchäftsträgerpoſten, die irgendwo offen wurden, nicht entgehen konnte, den aber ſein Chef bis zu dieſer Zeit lieber bei ſich beſchäftigte, um von ſeinen außerordentlichen Kenntniſſen, ſeinem großen Verſtande, ſowie von ſeiner Gewandtheit im diplomatiſchen Fache zu profitiren, anſtatt ihn ein müſſiges Leben bei irgend einem der großen Geſandtſchaftspoſten führen zu laſſen, ein Leben, welches Schönfeld auch ſchon zur Genüge genoſſen, und ſich auch nicht mehr beſonders darnach ſehnte, dort die Berichte ſeines Chefs theils ſelbſt zu verfaſſen oder zu verbeſſern, jedenfalls aber in's Reine zu ſchreiben, dabei eine höhere Art dienſtbarer

Geiſter des Hauſes, beſonders der Herrin desſelben zu ſein, ſowie deren unzertrennlicher Begleiter, wenn ſie ausritt oder ausfuhr, oder wenn ſie Soiréen, Theater und Bälle beſuchte; lauter Veranlaſſungen, wo ein Chef der Legation ſelber durch ſpätes Erſcheinen auf die leichteſte und dankbarſte Art von der Welt verrathen läßt, welch' enorme Laſt der Geſchäfte auf ſeinen Schultern ruhte, eine Laſt, die ſeinen Zügen jenen ernſten, nachdenklichen Charakter verleiht, mit denen er in die Oeffentlichkeit zu treten pflegt.

Ja, dieſes Leben hatte der Legationsrath zur Genüge genoſſen, und er fühlte wohl, daß er zu Beſſerem berufen ſei. Vielleicht kam auch das Bewußtſein hinzu, daß er vermöge ſeines Aeußern nicht ganz befähigt war, eine ſo glänzende Rolle zu ſpielen, wozu er ſonſt bei ſeinen Geiſtesgaben und bei ſeinem bedeutenden Vermögen wohl berechtigt geweſen wäre. Er war durchaus kein ſchöner Mann, hatte ausdrucksloſe, wenn auch keine unangenehmen Züge, die ſich aber bei einer animirten Unterhaltung auffallend belebten, ja verſchönerten, und die alsdann im Vereine mit den geiſtvollen Augen wohl im Stande waren, großes Intereſſe zu erregen. Von einer mittelgroßen Figur war er aber auch in dieſer von der Natur in ſoferne vernachläſſigt, als er ſeinen linken Fuß in

Gräben, hohen, ausgezackten Steinmauern, mit Thürmen und Brücken, und war ehemals wie all dieſe kleinen Städte befeſtigt. Der Xucar fließt an einer Seite vorbei und ergießt ſich einige Meilen öſtlich von der Stadt ins Meer. Als wir die Stadt erreicht hatten, bemerkten wir auf einem erhöhten Plateau neben der Straße runde, gepflaſterte Plätze, jeden von vielleicht zwanzig, dreißig und mehr Fuß im Durchmeſſer, einen neben dem andern, ſo daß es von Weitem ausſah, als ſei der Boden mit runden Steinplatten bedeckt. Wir ſahen dergleichen ſpäter in der Nachbarſchaft der meiſten kleineren Städte. Es ſind dieſes Frucht-Tennen, auf denen Korn und Waizen vermittelſt Pferden und kleiner Schlitten ausgetreten und ausgedrückt werden. Namentlich für Kinder iſt das ein großes Feſt, und amuſiren ſich dieſe hier, wie ſie es bei uns auf der beſten Schneebahn thun. Eine ſchöne Baumart ſah ich hier wieder in dem Johannisbaume, deren trockene Früchte man als Kind ſo gern ißt und die hier ein Hauptfutter für die Pferde abgeben.

Obgleich Alcira von außen wegen ſeiner Thürme und Mauern ziemlich großartig ausſchaute, ſo waren doch die Straßen recht eng und winkelig, die Häuſer ärmlich und verfallen, und nur hie und da zeugte ein altes Bogenfenſter, ein Erker, eine zierlich ausgezackte Mauer oder dergleichen ſehr verwiſchte Spuren von früherer Wohlhabenheit und Pracht. Ich habe nicht leicht elendere Kramläden geſehen als hier in Alcira. Mit ein paar Duros hätte man eine ganze Boutique auskaufen können. Unſer Maler verſchaffte ſich ein paar Schuhe, wie ſie um Valencia von den Landleuten getragen werden; es ſind eigentlich nur Sandalen, von Binſen geflochten, die mit Stricken von demſelben Material an den Füßen befeſtigt werden. Ein ſolches Paar Schuhe koſtet nach unſerem Gelde ungefähr acht Kreuzer.

Glücklicherweiſe hatte Herr Heeren die Plätze von hier bis Madrid für uns zum Voraus genommen, ſonſt hätten wir wahrſcheinlich zurückbleiben müſſen; denn ſechs Männer aus der Umgegend,

Folge einer ſchweren Kinderkrankheit beim Gehen ein wenig nachſchleppte, ohne gerade zu hinken, was ihn aber durchaus nicht abhielt, ein ausgezeichneter Tänzer zu ſein, ſowie ein ganz guter Reiter, welch' Letzteres man in gegenwärtigem Augenblicke wohl an der Art ſehen konnte, wie er das ſehr lebhafte Pferd des Huſaren-Officiers mit feſter ſicherer Hand führte, und dann mit ihm in einem geſtreckten Galopp an den langen Wagenreihen vorüber flog.

Bald ließ er das Thor hinter ſich und bog alsdann in einen der Nebenwege des Parkes ein, von wo er die Equipagen im Auge behielt, um hier in kurzer Zeit zu finden, was er ſuchte. Es war dies der Wagen aus dem Hotel du Nord mit einem Lohnbedienten neben dem Kutſcher und zwei Damen im Fond. Die ältere dieſer Damen trug einen dichten grünen Schleier über dem Hute und hatte den Kopf herabgeſenkt, während die Jüngere ihr in das Geſicht ſchaute und freundlich mit ihr zu reden ſchien.

Schönfeld blieb, gedeckt durch die Gebüſche, welche die Hauptallee einfaßten, zur Seite, bis der eben erwähnte Wagen auf dem freien Platze vor der Reſtauration zur Eremitage hielt, wo die beiden Damen ausſtiegen und ſich dann, einem Fußwege folgend, in den dichten Gebüſchen verloren. Hierauf

umkreiste er die Equipage und das Reſtaurations-gebäude, um an der hinteren Seite desſelben, wo ſich die Stallungen befanden, ſein Pferd einem der Diener anzuvertrauen mit dem gemeſſenen Befehle,

dasſelbe auf- und abzuführen bis er wieder käme; dann kaufte er ſich bei einem der hier ſtets befindlichen Krämer einen einfachen Spazierſtock und trat dann ſeine Wanderung an, nach demſelben Gebüſche, in

welches er die beiden Damen hatte verſchwinden ſehen. Ehe er aber dieſes betrat, zog er ein Futteral aus der Taſche und entnahm demſelben eine Brille mit blauen Gläſern, die er aufſetzte und dann weiter ging.

Es war nicht zu leugnen, daß er ſeinen ohnehin ſchon ſchleppenden Gang noch ein klein wenig karrikirte; daß er etwas unſicher gemacht durch die dunklen Gläſer durchaus nicht mit ſeiner gewöhnlichen Sicherheit auftrat, ſondern vielmehr auf's Täuſchendſte wie Jemand erſchien, der nicht umſonſt mit ſeinem Stock den Boden ſorgfältig ſondirt. Es war eine ziemlich lange Bank, auf deren einer Seite die beiden Damen ſaßen, und wo Herr von Schönfeld auf der anderen Seite nach einigem Betaſten Platz nehmen wollte, dann aber die Damen zu bemerken ſchien und mit einem ſehr höflichen Abnehmen des Hutes und bei den Worten: „Bitte ſehr um Verzeihung, daß ich im Begriffe war, hier zu ſtören," weiter ſchleichen wollte.

„O, nicht doch, mein Herr," ſagte die jüngere Dame mit einer ebenſo angenehm als wohlwollend klingenden Stimme, — „wie können Sie uns ſtören, dieſer Sitz iſt ja lang genug."

„Wer iſt das, mit dem Du ſprichſt?" fragt die alte Dame mit einer Stimme, welche durchaus keine

Aehnlichkeit mit der der anderen hatte; ſo weich und ſymboliſch jene klang, ſo hart und rauh, ja polternd war dieſe.

„Ein Herr, der, wie mir ſcheint an den Augen leidet; denn er trägt blaue Brillen," war die leiſe gegebene Antwort; welche aber der Betreffende durchaus nicht zu hören ſchien, denn er hatte den Kopf tief herabgebeugt und zeichnete mit ſeinem Stock Figuren in den Sand.

Nachdem die Damen hierauf noch eine Zeit lang halblaut zuſammen geſprochen, ein Geſpräch, welches bei dem ſo verſchiedenen Organ auf den jungen Diplomaten ungefähr den Eindruck machte, als wenn eine liebliche Muſik, die aus der Tiefe eines Waldes an ſein Ohr ſchlägt, häufig durch die knarrenden Räder eines Holzwagens unterbrochen würde, zog die junge Dame ein Buch hervor und fing an zu leſen. Begreiflicherweiſe verſtand Herr von Schönfeld nur hie und da ein abgeriſſenes Wort dieſer Lectüre, und da er es auch nicht wagen durfte, die ſchönen Züge der jungen Dame allzu häufig zu betrachten, ſo erhob er ſich nach einer halben Stunde, um mit einem höflichen Gruße ſehr langſam und behutſam davon zu gehen. Er war mit der Einleitung, die er heute getroffen, recht zufrieden, und wir wollen, um dem geneigten Leſer gegenüber nicht langweilig zu werden, nur in aller Kürze bemerken, daß er auf dem Pferde ſeines Freundes nach Hauſe ritt; daß er dann ſeine Geſchäfte des heutigen Tages mit einer gewiſſen Zerſtreutheit beſorgte, und daß er ſich am andern Tage, diesmal aber in einer beſcheidenen Droſchke, ſchon mit blauer Brille und Stock bewaffnet, nach der Reſtauration der Eremitage begab und von dort die Bank aufſuchte, wo er geſtern die beiden Damen geſehen.

Obgleich ſich dieſelben noch nicht hier befanden, ſo vertraute Schönfeld doch ſeinem guten Glück und dem abermaligen herrlich warmen Frühlingstage. Da die Bank unbeſetzt war, ſo konnte er es ſchon wagen, ſeinen Sitz etwas mehr nach der Mitte zu nehmen und hatte auch noch nicht lange hier geſeſſen, als er zu ſeiner großen Freude die beiden Damen in das Bosquet treten ſah. Doch ſchien er ſie erſt zu bemerken, als ſie ganz nahe bei ihm waren, und ſtand dann haſtig auf, um ihnen ein verbindliches Compliment zu machen. Sie ſetzten ſich auf dieſelbe Stelle, nur daß die jüngere Dame, die geſtern neben ihm geſeſſen, heute auf der anderen Seite der älteren Dame Platz nahm und ſchien ſie dieſer auf eine leiſe Frage zu antworten: „Es iſt derſelbe Herr, der geſtern da ſaß;“ und als nun dieſer Miene machte, langſam aufzuſtehen, um ſich zu entfernen, ſchlug die alte Dame ihren grünen Schleier zurück, wandte ihren Kopf gegen Schönfeld und ſagte mit ihrem harten, rauhen Tone: „Sie brauchen ſich wegen uns nicht zu geniren, es wäre mir leid, Jemand durch meine Gegenwart zu vertreiben,“ eine Erlaubniß zum Dableiben, welche Herr v. Schönfeld auf's Bereitwilligſte ergriff, und ſich wieder auf ſeinen Sitz niederließ, indem er ſagte: „Wenn Ihnen ein

Fremder nicht läſtig iſt, bin ich dankbar für Ihre freundliche Erlaubniß; dies ſchattige Plätzchen mit ſeinen grünen Büſchen iſt ſo angenehm und wohlthuend."

„Sie leiden an den Augen?"

Er hatte wahrhaftig nicht den Muth auf dieſe Frage mit Ja zu antworten, beſonders da in dieſem Augenblicke die ſchönen hellen Augen der jungen Dame unverkennbar mit einem Ausdruck des Mitleids auf ihm ruhten, und half deshalb mit einem Seufzer und einem bedeutſamen Achſelzucken, welches aber größeren Eindruck auf die alte Dame zu machen ſchien; denn ſie ſprach mit einem Tone, welcher minder polternd klang: „Es iſt das allerdings recht traurig, aber man darf dabei den Muth nicht verlieren, man muß auf die Hilfe Gottes durch eine geſchickte Menſchenhand hoffen; ſehen Sie mich an, ich bin gewiß in ſchlimmerem Falle als Sie, will aber doch meine Hoffnung nicht verlieren."

„Die gnädige Frau kennen wahrſcheinlich die Art Ihres Leidens?"

„Ja, ja, ſo ziemlich; der Arzt hat es mir nicht vorenthalten — und was fehlt Ihren Augen, mein Herr?"

„Wenn ich das nur ganz genau ſelbſt wüßte

— nächtliche Arbeiten, blendendes Licht haben meine Augen sehr angegriffen."

„Ihrer Sprache nach scheinen Sie noch ziemlich jung zu sein und haben deshalb auch das Vorrecht des Leichtsinns, von dem Sie tüchtigen Gebrauch gemacht — bitte um Verzeihung, wenn ich meiner Gewohnheit nach ganz ohne Ceremonie rede."

„O ja, Sie haben sehr Recht, gnädige Frau, ich muß mich des Leichtsinns anklagen, aber —"

„Sie haben den geschicktesten Arzt der ganzen Welt, was unser Leiden anbelangt, ganz in der Nähe — was sage ich, Arzt, dieses Wort ist zu unbedeutend, er ist ein Helfer in der Noth, der, den ich meine; in seiner Kunst ein Wesen höherer Art, ein Prophet, ein Wunderthäter."

„Gewiß, gnädige Frau, ich weiß wohl, wen Sie meinen, aber —"

„Was aber? Nahen Sie sich ihm mit Vertrauen und er wird Ihnen helfen; gehen Sie in seine Klinik an seinen gewöhnlichen Consultationstagen, oder noch besser, zur Zeit der Sprechstunde in seine Wohnung, wenn Ihnen dazu die Mittel nicht fehlen."

Wäre nur in diesem Augenblicke auf dem schönen edlen Gesichte, mit den jungfräulich reinen Zügen

der jungen Dame nicht gar ſo ein entzückendes Mitleid zu leſen geweſen, er hätte es nimmermehr gewagt, die falſche Rolle eines Bedürftigen zu ſpielen; er hätte ſich nicht unterſtanden, abermals zu ſeufzen und abermals mit den Achſeln zu zucken, während er mit ſeinem Stocke Figuren in den Sand zeichnete.

„Ach was," fuhr die alte Dame in einem allerdings rauhen aber doch gutmüthigen Tone fort — „ich kann mir wohl denken, daß es nicht angenehm iſt, zur allgemeinen Conſultation zu gehen; doch gibt es auch ſonſt noch Mittel zum Zweck zu kommen, und ich möchte gern dieſes Mittel ſein, junger Mann, aus Dank für die Güte Gottes, der mir in jenem Manne mit den ſchönen geiſtvollen Augen einen Engel des Heils zu ſenden verſprach. — Wie heißen Sie?"

„Ich? gnädige Frau — ja ſo, Sie wünſchen meinen Namen zu wiſſen."

„Freilich wünſche ich das."

„Aber ich weiß nicht, gnädige Frau, ob ich, als Ihnen gänzlich Fremder, es wagen darf, Ihre Hilfe in Anſpruch zu nehmen?" Er blickte bei dieſen Worten die junge Dame an, und da ſie ihm mit einem lieben, herzlichen Blicke zuwinkte, ſo ſagte er raſch entſchloſſen, in den Pfuhl der Verſtellung immer

tiefer hinein watend: „Ich heiße Arthur Stein, gnädige Frau.“

„Was Ihr Stand?“

„Ich habe Jurisprudenz ſtudirt.“ Das war nun keine Lüge.

„Ohne Vermögen?“

„Ohne Vermögen, gnädige Frau.“ — Er ſaß bereits bis über die Knöchel in dem eben erwähnten verabſcheuungswürdigen Pfuhl.

„Nun denn, Alma, ſo nimm eine meiner Karten und ſchreibe den Namen des Herrn da auf: Arthur Stein. So, nehmen Sie dies und gehen zur nächſten Sprechſtunde in die Wohnung des Herrn Geheimraths, zeigen dem alten Bedienten, der wie ein Cerberus den Eingang bewacht, dieſe Karte und er wird Sie möglichſt bald vorlaſſen. — Vergiß Du nicht, Alma, heute noch dem Herrn Profeſſor zu ſchreiben.

Glücklicher hätte es für Schönfeld kaum gehen können — ach! und wenn er in das ſchöne ſanfte Auge Alma's blickte, ſo verzieh er ſich ſo leicht all' die Lügen, die er ſich hatte zu Schulden kommen laſſen, indem er den ſchon ſo oft mißbrauchten, an ſich ſo ſchönen Spruch: „Durch Nacht zum Licht“ zu dem ſeinigen machte. Hierauf noch der Leſeſtunde anzuwohnen, ſchien ihm bedenklich; denn er traute ſich

zu Pferde oder Tartane, trafen mit uns zu gleicher Zeit in der einzigen Poſada des Ortes ein und machten, als ſie unſer anſichtig wurden, ſich alsbald eilfertig auf den Weg, um Plätze zu belegen. Doch konnten nur noch vier hinten in der Rotunde untergebracht werden, weßhalb die Uebrigen mit ziemlich langen Geſichtern heimkehrten.

Unſer Gaſthof hatte durchaus nichts Angenehmes; große luftige Zimmer mit Steinböden, in denen nur an einem Fenſter, wo die Sonne gerade herein ſchien, eine behagliche Temperatur herrſchte. Dort hatten ſich aber die ſechs eben genannten Reiſenden niedergelaſſen. Wir ſaßen in der anderen Ecke und erfreuten uns während des Eſſens unſerer Paletots und Filzſtiefel. Das Diner war gerade nicht ſchlecht, und bei demſelben befanden ſich, wahrſcheinlich wegen der Nähe von Valencia, die ſpaniſchen Nationalgerichte mit Knoblauch in der Minderzahl. Der dicke, rothe, faſt ſchwarze Landwein, wie auch das Brod waren wie beinahe überall vortrefflich und wenn man dazu die geröſteten Mandeln nimmt, die man immer ſehr gut bekommt, ſowie die herrliche, dicke ſpaniſche Chocolade, ſo kann man mit dieſen Sachen allein ſchon ein recht gutes Mittageſſen machen.

Der Wagen ſollte um drei Uhr abgehen; verſchiedene nothwendige Reparaturen aber, eine geſprungene Hemmkette, einige gebrechliche Felgen und eine bedenkliche Quetſchung an der Hinterachſe verzögerten dieſelbe um eine ganze Stunde und ließen uns zu gleicher Zeit ahnen, welchen Weg wir zu machen hätten. Endlich rief der Mayoral die Paſſagiere zu ihren Plätzen, der Delantero ſchwang ſich auf und zehn ziemlich abgetriebene Maulthiere trabten klirrend und raſſelnd, ſo ſchnell es ihnen möglich war, durch die engen Gaſſen der Stadt hinaus ins Freie.

Hier war nun gleich wieder die alte ſpaniſche Straßenmiſere; die Räder ſanken förmlich ein in die unergründliche Kothlache, welche der Weg bildete, und bei den Bemühungen des Delantero, wenigſtens hie und da für Hufe und Räder etwas feſten Grund

ſelbſt nicht Stärke genug zu, auf den Boden oder in die grünen, langweiligen Büſche zu blicken, ſtatt in das gute, milde, liebe Geſicht des jungen Mädchens, und ſobald jene ihr Buch hervorzog, ſtand er auf, um ſich mit Betheuerung des heißeſten Dankes zu empfehlen.

„Sie können mir alsdann ſpäter ſagen, wie es Ihnen bei der Conſultation gegangen iſt, junger Mann; auf der Karte ſteht mein Name und ich wohne im Hotel du Nord.“

Schon war Schönfeld im Begriffe, für all' das Gute, was man ihm erzeigt, beſonders für das Beſte dieſes Guten, die Damen beſuchen zu dürfen, der edlen Frau v. Stranizka und dann auch vielleicht der jungen Alma demüthigſt die Hand zu küſſen, als er ſich glücklicher Weiſe erinnerte, daß er in unverantwortlichem Leichtſinn heute Morgens ein paar neue feine Handſchuhe von Jouvin angezogen hatte; allerdings ſehr unpaſſend für einen armen Juriſten. So blieb es denn bei dem ehrerbietigſten Gruße, den er zu machen vermochte, worauf er zwiſchen den Büſchen davon ſchlich.

III.

Der Miniſter des Auswärtigen war ein alter jovialer Herr und, wie wir bereits geſagt, der ganz

beſondere Gönner Schönfelds, den er wegen ſeiner Kenntniſſe und ſeiner vorzüglichen Brauchbarkeit in jeder Richtung ganz beſonders ſchätzte.

Am andern Morgen, nach dem im vorhergehenden Capitel Erzählten, ließ er ihn zu ſich in ſein Arbeitskabinet bitten, und da ſeine Excellenz gleich beim Eintreten Schönfelds ihm eine ſeiner vortrefflichſten Cigarren anbot, ſo wußte der kluge Legationsrath ſogleich, daß es ſich hier um einen ganz beſonderen Dienſt handle.

„Sie wiſſen, mein lieber Schönfeld, wie ſehr ich Sie ſchätze," ſagte Seine Excellenz nach einer kleinen Pauſe, während welcher ſich der Legationsrath in einem ſehr bequemen Fauteuil niedergelaſſen und ſeine Cigarre angezündet hatte — „und daß ich es für meine Pflicht halte, Sie ſo bald als möglich auf einen angenehmen Poſten zu befördern. Leider werde ich dabei ſozuſagen meine rechte Hand verlieren; aber ich bin nicht Egoiſt genug, um an mich zu denken, wo es Ihre Zukunft betrifft; auch glaube ich, daß dieſelbe in nächſter Zeit geſichert iſt, und ich Sie als Geſchäftsträger nach Florenz ſchicken kann — nicht wahr, mein Lieber, das wäre ſo recht das Ziel Ihrer Wünſche?"

„Gewiß, Excellenz," ſagte Herr v. Schönfeld, doch ſprach er dies nicht mit dem feurigen Ausdruck, mit dem er das noch vor einigen Tagen geſagt haben würde.

„Aber vorher, lieber Schönfeld, handelt es ſich noch um einen großen Dienſt, den Sie mir, das heißt dem Staate leiſten müſſen. Sie wiſſen, daß Rußland im Begriffe iſt, mit ſeinem Botſchafter in Paris zu wechſeln; Fürſt Potemkin iſt dorthin beſtimmt und hat, wie ich ganz genau weiß, die Ordre, den Vorſchlägen Frankreichs für ein engeres Bündniß mit Rußland ein geneigtes Ohr zu leihen; er ſelbſt liebt Paris, deſſen Vergnügungen und Geſellſchaft, weshalb wir nicht ohne Beſorgniß ſind und wenigſtens den Verſuch machen müſſen, auf den Fürſten in unſerem Sinne zu wirken, wozu ich niemand Paſſenderen wüßte, als Sie, mein lieber Schönfeld."

„So handelt es ſich wohl um eine Reiſe nach Rußland?" fragte der Legationsrath in einem faſt kleinlauten Tone.

„Es hat ſich allerdings darum gehandelt," erwiderte der Miniſter, „doch ſind wir durch einen glücklichen Zufall, der allerdings für den Fürſten nicht viel Angenehmes hat, unſerem Ziele bedeutend näher gerückt, denn Potemkin iſt früher abgereiſt, als man es erwartete, und geſtern ſchon hier angekommen."

„Das erſte Wort, das ich höre."

„Angekommen; aber wenn man ſo will, im ſtrengſten Incognito, und mir ſcheint faſt, der Fürſt

habe die Abſicht gehabt, hier durchzureiſen, ohne ſich aufzuhalten."

„Kein gutes Zeichen, Excellenz."

„Gewiß nicht, aber der Gott des Zufalls war uns günſtig."

„Durch den für den Fürſten unangenehmen Vorfall, von welchem Euer Excellenz ſoeben ſprachen?"

„Durch denſelben," antwortete der Miniſter, und fuhr dann lächelnd fort — „ein ruſſiſcher Zephyr, welcher den Fürſten mit großer Anhänglichkeit bis zur Grenze begleitete, hat ihm eine tüchtige Erkältung mit auf den Weg gegeben und Potemkin kam geſtern Nacht hier an mit der ſchönſten Augenentzündung, die man ſich in vorliegendem Falle nur wünſchen kann. Er ſchickte ſogleich zu Gräfe, der ihn dann heute Morgens beſuchte und den Fall ſo bedenklich fand, daß er dem Fürſten den Rath gab, es ſich etwa zehn bis vierzehn Tage in ſeiner Klinik gefallen zu laſſen, da er, Gräfe nämlich, nicht die Zeit habe in der Stadt zu prakticiren."

„Das höre ich den vortrefflichen Profeſſor mit ſeiner ſcheinbar ſo kalten Ruhe und in kurzen bündigen Ausdrücken dem Fürſten mittheilen," ſagte der Legationsrath mit einem ſehr freundlichen Lächeln,

da ihn die Geſchichte anfing ganz beſonders zu intereſſiren.

„Ja, und ich höre Potemkin mit der bekannten ruſſiſchen Höflichkeit antworten; es muß ergötzlich geweſen ſein. Schade, daß Gräfe nicht der Mann iſt, der ſich vor einer Ungnade oder gar Sibirien fürchtet. Doch hören Sie weiter. Der Fürſt, auf den Rath kluger Freunde hörend, beſann ſich indeſſen, ſobald der berühmte Arzt fortgegangen war, eines Beſſeren und befindet ſich jetzt wahrſcheinlich ſchon in dem ſchönſten Zimmer der Augenklinik.“

„Vortrefflich,“ meinte Herr v. Schönfeld, indem er gedankenvoll an der Zimmerdecke emporblickte.

„Es ſoll mich recht ſehr freuen, mein lieber Schönfeld, wenn Sie alles das noch vortrefflich finden, ſobald Sie mich zu Ende gehört.“

„Ein Ende, das ich allenfalls vorausſehe.“

„Dann bewundere ich Ihre Auffaſſungsgabe, und Ihre nicht unfreundliche Miene erleichtert mir die große Bitte, welche ich genöthigt bin, an Sie zu ſtellen.“

„Ich ſoll auf ganz unverfängliche Art die Bekanntſchaft des Fürſte zun machen ſuchen.“

„Nur nicht in Ihrer Eigenſchaft als Legationsrath.“

„Ah, Excellenz, das iſt doch ſelbſtredend, und um Ihnen zu zeigen, wie bereit ich bin, in Ihre Intentionen einzugehen — auch in Hinblick, Excellenz, auf ein mir freundlichſt gegebenes Verſprechen, ſo will ich Ihnen ſagen, daß ſich, nachdem uns der Zufall ſo herrlich vorgearbeitet, die Sache von der leichteſten Art der Welt machen läßt. Schon ſeit einigen Tagen fühle ich eine leichte Erregtheit in meinen Augen. Ich habe zu ſcharf in das Licht geſehen, und ſah mich deshalb zu Vorſichtsmaßregeln genöthigt — hier den Beweis dafür," fuhr Schönfeld nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher er ſeine blaue Brille hervorgezogen.

„Dank auch dieſem Zufall."

„Doch iſt die Sache glücklicher Weiſe ſo unbedeutend, daß ich nicht hoffen darf, vor dem untrüglichen Auge des vortrefflichen Geheimraths ſo zu beſtehen, um von ihm in die Klinik geſchickt zu werden; beſonders, da ich die Ehre habe, von ihm, wenn auch oberflächlich, gekannt zu ſein, und er in meinem Wunſche ſeine vortreffliche Anſtalt zu frequentiren, etwas Anderes ſehen könnte."

„Richtig, lieber Schönfeld; da muß man nachhelfen und beziehungsweiſe aufrichtig gegen ihn ſein, denn er iſt ſtreng in ſeinem Haushalte. Ich ſchreibe

ihm alſo einige empfehlende Zeilen für Sie, aus denen er meine Bitte erſieht, Sie nicht irrthümlicherweiſe für den Legationsrath Schönfeld zu halten, ſondern für einen mir wohlbekannten — wie wollen wir Sie nennen?“

„Vielleicht Arthur Stein, wenn Eure Excellenz gegen dieſen Namen nichts einzuwenden hätten.“

„Durchaus nichts, alſo Arthur Stein, und daß er mich ſehr verpflichten würde, denſelben freundlichſt bei ſich aufzunehmen — mündliche Erklärung vorbehalten.“

„So wird's gehen, und nach dieſer mündlichen Erklärung, in welcher ja Eure Excellenz nur ſo weit gehen werden, als Ihnen gut dünkt, ſieht der vortreffliche Profeſſor, an deſſen Achtung ich nicht das Geringſte einbüßen möchte, daß mich keine, vielleicht zweideutigen Privatintereſſen zu dieſem Schritte veranlaßt, ſondern daß ich, im reinſten Begriff des Wortes, ein Opfer des Dienſtes bin.“

„Gewiß, lieber Schönfeld, ein Opfer des Dienſtes in der edelſten Bedeutung des Wortes, und dieſer Dienſt, den Sie dem Staate leiſten, ſoll Ihnen gewiß nicht unbelohnt bleiben.“

„Und für denſelben haben mir Excellenz noch beſondere Inſtructionen zu geben?“ fiel der Andere

seinem Chef rasch in's Wort, da es ihm fast schwer ankam, seine Handlungsweise mit so unbedingtem Lobe erwähnen zu hören.

„Instructionen? — nur sehr im Allgemeinen: Sie müssen handeln, wie es Ihnen die Umstände erlauben, zuerst auf ganz unverfängliche Art die Bekanntschaft des Fürsten zu machen."

„Als Arthur Stein?"

„Gewiß — und darin kann ich Sie leider nicht empfehlend unterstützen, doch gibt sich das bei einem so engen Zusammenleben, wie in der Klinik, leicht von selbst, oder Sie machen dort sonst eine Bekanntschaft, die Sie mit dem Fürsten zusammenbringt."

„Woran ich nicht zweifle, Excellenz."

„Gut; und wenn Sie ihn erst einmal haben, so zweifle ich bei Ihrer Gewandtheit nicht daran, daß Potemkin, mit guten Ideen bereichert, weiter ziehen wird."

„Vielleicht kann ich ihm hie und da vorlesen, was mir der Zustand meiner Augen schon erlaubt, Journale, Broschüren u. dgl."

„Vor allen Dingen den Kladderadatsch und die Kreuzzeitung, und wenn Sie mir darüber einen Wink zu geben wissen, so besorge ich Ihnen ein paar Artikel, bei deren Anhören der erhabene Knäs schau-

dern ſoll, je nur an ein Bündniß mit Frankreich gedacht zu haben; — und damit Gott befohlen, mein lieber Schönfeld. Wann denken Sie zu Gräfe zu gehen?"

„Jedenfalls heute Abend."

„Und erfahre dann ſogleich, ob Sie Ihre Aufnahmsprüfung beſtanden haben. Die zwei Empfehlungsſchreiben für Arthur Stein ſende ich Ihnen ſogleich hinüber und wünſche davon beſten Gebrauch."

Am Abend deſſelbigen Tages, es mochte ungefähr 8 Uhr geweſen ſein, ging Herr v. Schönfeld nach der Wohnung des berühmten Profeſſors, denn es war um dieſe Zeit dreimal in der Woche, daß dieſer Fremde aus allen Theilen der Welt zu ſeinen berühmten Conſultationen bei ſich empfing.

Zu dieſem Zwecke war denn auch ſeine große und ſchöne Wohnung in den verſchiedenſten Räumen: dem großen und reich möblirten Salon des erſten Stockes, den Vorplätzen der Treppen, ja bis auf den Raum im Thorwege von der merkwürdigſten Geſellſchaft angefüllt, die ſich nur irgendwo zuſammenfinden mochte; es war hier förmlich eine internationale Menſchen-Ausſtellung. Da ſah man vielleicht in einem eleganten verſchloſſenen Wagen auf der Straße einige Türkinnen in reichem, maleriſchen

zu gewinnen, legte ſich der Wagen jeden Augenblick ſehr bedenklich bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Es war ſchade, daß man an dem wirklich ſchönen Abend durch die herrliche Gegend nicht mit einiger Behaglichkeit fahren konnte. Aber was nützt einem der klarſte blaue Himmel, die entzückendſte Fernſicht, wenn die Stöße des Wagens ſo fürchterlich ſind, daß man ſich feſt anklammern muß und oft ſo auf die Seite geneigt wird, daß man in ſtillen, ſchmutzigen Waſſerlachen ſein Geſicht widerſpiegeln ſieht! Mit wahrhaftem Heldenmuthe und Ausdauer krabbelten übrigens die armen Maulthiere auf der faſt bodenloſen Chauſſee vorwärts; vielleicht war es ihnen ein Troſt, daß es den ihnen begegnenden Collegen noch ſchlechter ging; denn die Thiere der Karren und Tartanen, im Eifer, uns auszuweichen, ſtürzten nicht ſelten zuſammen oder rutſchten ſammt dem Fuhrwerk in die tiefen Waſſergräben.

Alcira iſt von allen Seiten mit ſchönen Gärten und gut gepflegten Feldern umgeben; namentlich führte der Weg, auf dem wir jetzt fuhren, ein paar Stunden lang zwiſchen Mauern und Einfaſſungen durch, über denen Orangen und Citronen, ſo wie zahlreiche Gruppen hochſtämmiger, ſchlanker Palmen emporragten.

Als es ganz dunkel geworden war, fuhren wir längere Zeit aufwärts und ließen ſo den Koth und Schmutz hinter uns. Doch wurde der Weg deßhalb nicht beſſer. Mir iſt es in der That unbegreiflich, daß wir an dem heutigen Abend nicht wenigſtens ein Dutzend Mal umwarfen. Aber ich komme immer mehr zu der Anſicht, daß die ſpaniſchen Eilwagen einen beſonderen und ſehr mächtigen Schutzgeiſt haben, der ſie wieder ins Gleichgewicht bringt und ohne zerbrochene Räder und Achſen durch Dick und Dünn hindurch führt. Zum Ueberfluß hörten wir endlich in der Tiefe neben uns einen Fluß rauſchen, zu dem es nun im tollſten Jagen hinabging. Statt aber auf die Brücke einzubiegen, die, breit und maſſiv und ſcheinbar ſehr ſolid, hinüberführte, fuh-

Coſtüme, die von Conſtantinopel oder Damascus gekommen waren, um die Hilfe des berühmten Arztes in Anſpruch zu nehmen; da ſchritt vielleicht gerade ein vornehmer Indier gegen die Haupttreppe, während ein paar Japaner oder Chineſen ſich vor dem Thore mit ihrem Dolmetſcher beſprachen und dann ſchüchtern eintraten; da war unten der Platz an der Treppe ſchon dicht beſetzt; man hört ein den verſchiedenſten Sprachen reden, und während eine wohlbeleibte Italienerin, tröſtend umſtanden von ein paar bildſchönen jungen Damen, auf der unterſten Stufe ſaß, hielt ein paar Schritte höher eine auch hier lebhaft plaudernde Franzöſin ihren kleinen Cirkel ab und Monsieur le comte antwortete der Madame la Marquise und dieſe berichtigte eine irrige Anſicht „de ce bon duc“.

Ein ernſter Spanier lehnte mit unterſchlagenen Armen auf dem erſten Abſatz der breiten Treppe und beantwortete mit einem leichten Achſelzucken die höfliche Frage eines Griechen über den geeignetſten Weg, recht bald vor den Herrn Profeſſor zu gelangen.

Wo war auch dieſer geeignete Weg? Nur ſehr wenige wußten ihn. — „Es iſt wirklich zum Teufel holen,“ murmelte jener breitſchulterige, finſtere Ruſſe

mit der ſchwarzen Binde über dem linken Auge, während er ärgerlich ſeine Uhr hervorriß — „wenn das ſo fortgeht, ſo komme ich heute wieder nicht vor.“

„Ja wohl, ja wohl,“ ſeufzte ein Anderer neben ihm, — „dort, die Treppe vor uns iſt geſteckt voll; droben der Corridor nicht minder und ebenfalls die Salons;“ und das mußte wahr ſein. Ueberall an den Wänden und dem Treppengeländer lehnten ungeduldig Wartende und überall hörte man in deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher, ruſſiſcher und noch vielen anderen Sprachen die Hoffnung ausdrücken, jetzt bald endlich einmal an die Reihe zu kommen, und dabei war es das Unangenehmſte, daß die meiſten der Leute, die hier geduldig warteten, um endlich ein tröſtliches oder untröſtliches Wort des berühmten Arztes zu hören, das Warten durchaus nicht gewöhnt waren, und es ſehr übel genommen hätten, wenn bei ihrem Erſcheinen in viel vornehmeren Häuſern die galonnirte Dienerſchaft nicht augenblicklich die Flügelthüren aufgeriſſen hätte. Es war das aber eine heilſame Geduld-Probe für die Mächtigen und Reichen dieſer Erde und zeigte ihnen, daß ſie vor der erhabenen Kunſt des großen Meiſters da oben Alle gleich wären.

Und doch gab es, ihm ſelber unbewußt, einen Weg, um raſcher zum Ziele zu gelangen, einen dienſtbaren Geiſt in Geſtalt eines alten, ziemlich wohlbeleibten Bedienten mit einem klugen Geſichte, der ſich häufig eilfertig durch das Gewühl im Corridor und auf den Treppen wand, hier einen Namen flüſterte, dort eine Viſitenkarte, ein Billet oder ſonſt etwas in Empfang nahm, und der darauf jedesmal mit ein paar beſonders Glücklichen wieder in den oberen Regionen verſchwand.

Unter dieſen Glücklichen befand ſich auch Arthur Stein, den der vertraute Diener aus einem Winkel der Treppe herausgeſucht hatte und der, nur mit ſeiner blauen Brille bewaffnet, doch mit einem nicht ganz behaglichen Gefühl in den Salon geführt wurde, zunächſt dem Conſultationszimmer, wo ſich eine Menge anderer Leute befanden, ohne daß einer von dem Anderen Notiz genommen hätte; vielleicht weil es nicht ganz leicht war, hier bei der ziemlich ſpärlichen Beleuchtung und den Verhüllungen, beſtehend in blauen und grauen Brillen oder Bandagen der verſchiedenſten Art, einander zu erkennen.

„Bleiben Sie hier an der Thüre ſtehen," ſagte zu ihm der Bediente, — „ich werde dem Herrn Profeſſor Karte und Brief ſogleich übergeben, zweifle

auch nicht, daß Sie bald vorgerufen werden.“ Und ſo war es auch; denn nachdem er kaum ein paar Minuten gewartet, wurde die Thüre geöffnet und Herr Arthur Stein erſucht, einzutreten.

Es war ein hohes und ziemlich weites Gemach, elegant möblirt, in dem er ſich gleich darauf befand, ebenfalls ſpärlich erhellt, da die ganze Beleuchtung des großen Zimmers aus zwei auf einem Tiſche ſtehenden Lichtern beſtand, neben denen ſich allerdings noch eine Lampe befand, welche aber, mit einem eigenthümlichen Schirm verſehen, mit ihrem äußerſt hellen, intenſiven Licht nur einen kleinen Kreis auf einen leeren Seſſel warf, dieſen aber auf's Strahlendſte erhellte.

An dem Tiſche ſaß der erſte Aſſiſtenzarzt des Profeſſors, ein großer, ſchöner Mann, mit einem klugen, häufig von einem ironiſchen Lächeln bewegten Geſichte, vor einem aufgeſchlagenen Buche, während der Meiſter ſelbſt, die Hände auf den Rücken gelegt, mitten im Zimmer ſtand und den etwas ſchüchtern Eintretenden mit den Worten empfing: „Eine meiner Bekannten, Frau v. Stranizka, hat Sie mir dringend empfohlen, weshalb wir denn raſch ſehen wollen, was mit Ihnen anzufangen iſt; da, ſetzen Sie ſich.“ Ehe dies aber Schönfeld that, ſagte er: „Auch habe ich mir erlaubt, noch ein paar empfehlende Zeilen des —“

„Ja, ja, da liegt das Billet und ich werde es ſpäter leſen; kommen Sie nur her, damit ich Ihre Augen betrachte, das iſt denn doch die Hauptſache.“

Für Schönfeld wären nun aber die erläuternden Zeilen des Miniſters die Hauptſache geweſen; doch war nun nichts Anderes zu thun, als ſich auf den Stuhl vor dem eben erwähnten, hell beleuchteten Tiſche zu ſetzen und jeden Augenblick gewärtig zu ſein, mit ſeinem wahren Namen angeredet zu

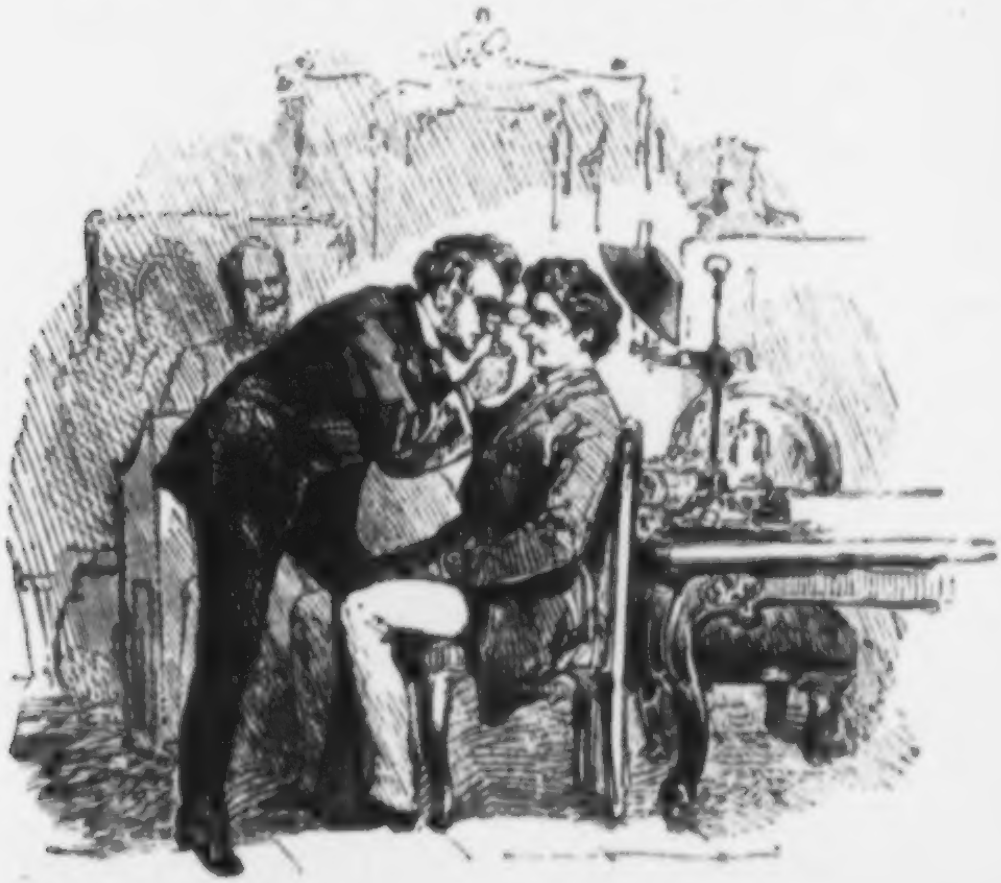

werden, beſonders jetzt, wo nach Entfernung der blauen Brille der berühmte Arzt das grelle Licht der Lampe auf ſein Geſicht fallen ließ. Glücklicher Weiſe aber war die ganze Aufmerkſamkeit des vielbeſchäftigten Meiſters auf das angeblich kranke Auge gerichtet, welches er in dem hellen Glanze des darauf gerichteten Augenſpiegels kaum eine halbe Minute aufmerkſam betrachtete und dann kopfſchüttelnd mit einem gutmüthigen Lächeln ſagte: „Mein lieber Freund, in Ihrem Auge kann ich nichts Krankes entdecken, jedenfalls hat es keine Gefahr damit; woran leiden Sie denn eigentlich? Doch ſetzen Sie Ihre Brille wieder auf.“ Er wandte bei dieſen Worten das Licht wieder von dem Geſichte Schönfelds, der ſich erleichtert fühlte, gegenüber den klaren, ſchönen, geiſtvollen Blicken des Meiſters wieder in tiefem Schatten zu ſitzen, und nun zur Antwort gab:

„Es iſt allerdings ein eigenthümlicher Zuſtand in meinem Auge, ich habe keine Schmerzen, auch wohl keine Entzündung; aber eine ſeltſame Lichtbildung in demſelben, die häufig eine ſehr beſtimmte Geſtalt annimmt.“

„Das wird ungefähr ſein, wie bei dem weſtphäliſchen Baron,“ ſagte der Aſſiſtenzarzt mit einem feinen Lächeln — „der die Bilder von Müller

und Schulze aus dem Kladderadatsch in den Augen hat."

„Nicht — so ganz," versetzte der zweifelhafte Kranke mit einem etwas mißtrauischen Blick, — „es ist keine so bestimmt ausgesprochene Erscheinung."

„Eher wie Blitze, wie Flammen?" fragte der freundliche Meister, worauf Schönfeld ruhig erwiderte: „Ja wohl, so ist es, Herr Professor, wie Blitze, wie Flammen, besonders wenn ich die Augen mit der Hand bedecke."

„Möglich, daß es irgend eine Störung des Sehnervs ist; wir wollen schon dahinter kommen. Frau v. Stranizka sagte mir, Sie wünschen in die Klinik aufgenommen zu werden, was durchaus keinen Anstand hat und nicht unzweckmäßig ist, um durch tägliche sorgfältige Untersuchungen dem Grunde Ihres Uebels auf die Spur zu kommen."

Der Assistenzarzt hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt und das feine Lächeln auf seinem klugen Gesichte war noch immer nicht verschwunden; jetzt sagte er: „Es können allerdings Störungen des Sehnervs sein, wie bei jenem Herrn Schwender aus Breslau, der auch über Blitz und Flammen in den Augen klagte, die sich nach und nach zu einer leuchtenden Lyra gestalteten."

„Ach was, lieber Freund, das ist ein Poet, überspannte Nerven oder dergleichen, ihm wird die Kaltwasserkur gut thun, die ich ihm anempfahl.“

„Könnte auch im vorliegenden Falle nicht schaden,“ sagte der Assistenzarzt halblaut vor sich hin, indem er anfing, in seinem großen Buche zu blättern.

„Na, lassen wir das gut sein; Herr Stein ist kein Poet, wie ich denke.“

„Nein, Herr Geheimrath, ich bin Jurist.“

„So schreiben Sie, lieber Freund: Herr Arthur Stein, Jurist — wie alt? — 32 Jahre, von?“

„Von Hier, Herr Professor.“

„Unbemittelt, wie ich glaube.“

„Allerdings habe ich kein großes Vermögen, bin aber doch nicht in der Lage, die Hilfe des Herrn Professors und die Behandlung in der Klinik ganz unentgeltlich in Anspruch nehmen zu müssen.“

„Na, das wird sich finden, nehmen Sie diesen Zettel und gehen Sie morgen Früh zum Inspector meiner Anstalt. Adieu, mein lieber Freund.“

Herr v. Schönfeld zog sich hierauf rasch nach der Thür zurück, hatte diese aber noch nicht hinter sich geschlossen, als er den Assistenzarzt sagen hörte: „Wollen Sie nicht das Billet lesen, welches Ihnen der junge Herr übergeben ließ?“

Obgleich ihm ſein Vorhaben im Allgemeinen gelungen war, ſo konnte ſich Herr v. Schönfeld doch nicht eines unbehaglichen Gefühls erwehren, welches ihn auch am heutigen Abend nicht verlaſſen wollte, ja ihn in eine Abendgeſellſchaft begleitete, ſowie ſpäter auf ſeinen Club, wohin er nur in der Abſicht ging, um einigen Bekannten geſprächsweiſe zu ſagen, daß er im Begriffe ſei, eine kleine Reiſe zu machen, die ihn wohl zehn bis zwölf Tage entfernt halten würde.

IV.

Am andern Morgen ließ Herr v. Schönfeld in einen kleinen Handkoffer einige nöthige Sachen zuſammenpacken, dann einen verſchloſſenen Wagen kommen, und fuhr, ſobald es ihm die Stunde erlaubte, nach dem Hotel du Nord, um dort der Frau v. Stranizka ſeine Aufwartung zu machen. Wie ihm aber der Oberkellner, der ihn genau kannte, unter einer geziemenden Verbeugung ſagte, waren die beiden Damen bereits vor einer Stunde ausgefahren, nachdem ſie ihr Gepäck mit einem Kammermädchen vorausgeſchickt, wahrſcheinlich auf die Eiſenbahn; wohin, ſei er nicht im Stande anzugeben,

Alles, was sie in dieser Richtung hinterlassen, sei eine Aeußerung der alten Dame gewesen, einem Herr Arthur Stein, im Falle er nach ihnen frage, zu sagen, sie befänden sich an der ihm schon bekannten Stelle.

Welche Stelle konnte das sein? Die Klinik selbst, oder vielleicht der Platz bei der Restauration der Eremitage? — Dorthin fuhr er zuerst und war auch so glücklich, die Damen unter den grünen Büschen auf der bekannten Bank zu finden. Wohlwollend empfangen, versäumte er nicht, der Frau von Stranizka die Erlebnisse des gestrigen Abends mitzutheilen, und that dies in einer so ungezwungenen, ja humoristischen Art, daß selbst über die ernsten, fast harten Züge der alten Dame zuweilen ein leichtes Lächeln flog, während die schöne Alma seiner Schilderung mit unverkennbarem Interesse folgte. Daß er dabei nicht verfehlte, mit bestem Dank Alles, was seine gute Aufnahme anbetraf, der ihm gewordenen vortrefflichen Empfehlung zuzuschreiben, versteht sich von selbst, wobei der heuchlerische junge Diplomat so etwas Ehrliches, Treuherziges, Biederes in seine Mienen und Reden zu legen wußte, ja so etwas gutmüthig Unbeholfenes, daß es durchaus nicht auffällig erschien, wenn er am Schlusse seines

ren wir in den Kies des Ufers hinein, worauf der Wagen mit einem plötzlichen Rucke hielt.

Der Mayoral öffnete den Schlag und bat uns, auszusteigen. Es war wieder einmal die alte Geſchichte. Der mittlere Bogen der Brücke war vor Gott weiß wie langer Zeit von einem Hochwaſſer weggeriſſen worden, und nun mußte ſich alles, was hinüber wollte, ſo gut es eben ging, durch das Waſſer hindurch arbeiten. Der Zagal begleitete uns Paſſagiere eine Strecke abwärts, wo vermittelſt Pfähle und Steine eine Art Nothbrücke hergerichtet war. Auf der Mitte derſelben angekommen, blieb ich einen Augenblick ſtehen, um dem ſchweren Eilwagen zuzuſchauen, wie er langſam und ſchwankend durch den tiefen Kies hindurch fortgezogen wurde. Es war ein unheimlicher Anblick. Der Fluß ſtrömte durch eine tiefe Schlucht und lag, da die Nacht hereingebrochen war, ſo dunkel, daß Wagen und Maulthiere nur wie Schattengeſtalten erſchienen. Dazu hatte ſich der Himmel mit Wolken überzogen und der Regen rieſelte herab. Das Waſſer möchte in der Mitte des Fluſſes über drei Fuß tief ſein und es war jammervoll anzuzuſehen, wie ſich die müden Zugthiere abplagten, den Wagen vorwärts zu ſchleppen. Dazu fluchte der Mayoral, die Peitſchenhiebe knallten, der kleine Delantero mit ſeiner dünnen Kinderſtimme rief beſtändig ſein: Anda, anda cavallo! der Kies knirſchte und das Waſſer rauſchte. Ein paarmal hatte es den Anſchein, als bliebe der Wagen ſtecken, — eine erfreuliche Ausſicht für uns. Doch der Schutzgeiſt, deſſen ich vorhin ſchon erwähnte, half auch hier wieder, und nach einer halben Stunde ſchleppten die dampfenden Thiere den Wagen am andern Abhange hinauf.

Wir ſetzten uns wieder ein und erreichten nach einer Stunde San Felipe, wie mir ſchien, eine freundliche, wohlgebaute Stadt mit anſehnlichen Häuſern, aus deren Fenſtern ein heller Lichterglanz auf die Straße herausſtrahlte, während wir vorüber raſſelten. Es iſt das für mich bei nächtlichen Fahrten immer ein peinliches Gefühl geweſen; man muß auf ſchlechten Wegen in die Nacht

heißen Dankes um die Vergünstigung bat, seiner Wohlthäterin die Hand küssen zu dürfen — „und auch Ihnen, mein gnädigstes Fräulein, da Ihr freundliches Wort, welches Sie vorgestern an mich verschwendeten, mir in der That den Muth gab, dort am andern Ende der Bank zu bleiben."

Statt der Handschuhe von Jouvin hatte der Verräther heute einfache baumwollene angezogen, wodurch die blendende Weiße von Alma's schöner feiner Hand noch bedeutend erhöht wurde und ganz allerliebst erschien, was er sich mit einem stillen Seufzer gestehen mußte.

„Vom Hotel du Nord" sagte er alsdann — „folgte ich der mir freundlichst gegebenen Spur hieher und bin nun im Begriffe mich nach der Klinik zu begeben; vielleicht daß ich alsdann morgen oder übermorgen noch einmal die Ehre haben darf, Sie aufzusuchen, gnädige Frau, um Ihnen wiederholt meine tiefe Erkenntlichkeit zu Füßen zu legen."

„Darauf rechne ich," sagte die alte Dame in einem Tone, durch dessen Härte etwas wie Wohlwollen klang, — „und dürfen Sie morgen Früh gleich nach uns sehen, wenn wir uns nicht heute Abend schon zufällig begegnen."

„Und wo könnte das sein, gnädige Frau?" fragte

er mit einem Ausdruck in der Stimme, den er gewaltsam mäßigen mußte, um nicht sein Entzücken zu verrathen.

„Nun, in der Klinik, wohin wir uns noch im Laufe des Vormittags begeben und wo ich genöthigt bin, mich vielleicht vierzehn Tage oder drei Wochen einsperren zu lassen," antwortete die alte Dame — „es ist das allerdings ziemlich trostlos, aber ich füge mich um so lieber, da mir der Herr Geheimrath die besten Hoffnungen auf gänzliche Wiederherstellung gemacht hat."

„Ich bedaure Sie in der That, gnädige Frau; wenn man so, wie Sie, an allen Luxus des Lebens, an den feinsten Comfort gewöhnt ist, so wird Ihnen der Aufenthalt dort allerdings etwas unbehaglich erscheinen."

„Um meine Person ist es mir allerdings viel weniger zu thun, als um meine gute Alma, die sich nun einmal nicht von mir trennen will."

„Was ich mir erlauben darf, vielleicht begreiflich zu finden, obgleich ich es als kein geringes Opfer von Seite des gnädigen Fräuleins betrachte."

„Tante thut gerade so, als ob die Klinik ein Gefängniß wäre," sagte das junge Mädchen mit einer lieblichen Freundlichkeit — „und doch ist es gar

nicht ſo übel da. Man hat uns zwei ſehr hübſche Zimmer gegeben und die Leute dort haben in ihrer Zuvorkommenheit einen recht guten Eindruck auf mich gemacht.“ Als Alma ſo ſprach, glänzten ihre ſchönen Augen und ſah ihr ganzes liebliches Geſicht aus, wie

vom hellen Sonnenſchein übergoſſen. Sie nahm die Rechte der alten Dame zwiſchen ihre beiden Hände und drückte ſie innig, worauf dieſe in einem Tone ſagte, der faſt ganz ſeine Härte abgelegt hatte: „Ja, ja, Du biſt ein vortreffliches Kind — ſchweigen wir über das Andere.“

„Nein, reden wir darüber, Tante, ich freue mich wahrhaftig auf dieſen ſtillen Aufenthalt; wie raſch wird er vorüber gehen! Ich correſpondire für Sie mit dem guten Oheim, ich leſe Ihnen vor und erzähle Ihnen, was ich Neues erfahren.“

Schönfelds Brillen waren ſo dunkel, daß er es wohl wagen durfte, das junge Mädchen, das in ſeiner kindlichen Freude ſo reizend war, mit einem innigen Blick zu betrachten; dann ſagte er mit einem ſo ſchüchternen Tone, als ihm nur möglich war: „Was das Leſen und Schreiben anbelangt, gnädige Frau, ſo glaube ich mich, nach der eigenthümlichen Art meines Augenleidens, zur Verfügung ſtellen zu können, wenn —“ doch ſchwieg er hier plötzlich, als er bemerkte, daß Alma lächelnd ihr Haupt ſchüttelte.

„Und nun,“ ſprach die alte Dame, welche alle Wehmuth glücklich überwunden hatte, was man aus ihrem jetzt wieder vollſtändig rauhen und knarrenden

Organe abnahm — „dürfen Sie mit uns frühstücken; es ist das eine Art Galgenmahlzeit, denn in der Klinik ist, und mit gutem Grunde, Schmalhans Küchenmeister.“ Sie erhob sich bei diesen Worten, und da Alma in diesem Augenblicke Sonnenschirme, Plaids und ihr Buch zusammenraffte, so hielt es Herr Arthur Stein für seine Schuldigkeit, der alten Dame seinen Arm anzubieten, was er ungezwungen und mit einer so feinen Manier that, die allerdings bedeutend abstach gegen seine erkünstelte, zuweilen etwas eckige Sprachweise.

Der Frühstücktisch war in einer blühenden Fliederlaube gedeckt, und das ganze Service, sowie auch das Menu, welches der Kellner ihm, als dem Herrn überreichte, so vollständig und fein gewählt, daß man sah, die Bestellung komme von einer Dame, die sich auf dergleichen verstehe.

Und als sie nun so zu Dreien bei einander saßen, ließ der junge Diplomat den einfachen Herrn Arthur Stein in so ferne in den Hintergrund treten, als er die Damen nicht nur mit der feinsten Aufmerksamkeit bediente, sondern auch ziemlich ungezwungen an der Unterhaltung Theil nahm, selbst als diese von Frau v. Stranizka gewiß absichtslos in französischer Sprache fortgeführt wurde. Doch entging

ihm dabei ein forschender Blick aus Alma's schönen Augen nicht.

Leider ging dies Frühstück rasch vorüber, wie alles Angenehme, was uns in dieser Welt widerfährt; und darauf hielt es Herr Arthur Stein für das Richtige, sich mit nochmaligem, bestem Danke von den Damen zu verabschieden.

Als er nun in seinem Wagen saß und sich fest in die Ecke gedrückt hatte, überschlich ihn wieder dasselbe unbehagliche Gefühl, ja, in fast noch stärkerem Grade wie gestern Abends nach der Consultation. Daß er hier recht handle, offen und ehrlich, konnte er leider nicht von sich sagen, und seine einzige Entschuldigung bestand in dem Gefühle, daß er jenes reizende Mädchen in der That wahr und aufrichtig liebe, und daß er ja im glücklichen Falle im Stande war, ihr diese Liebe mit dem solidesten Hintergrunde zu gestehen, und dazu war er fest entschlossen, wenn — ja wenn —

Ja wenn, fast hätte er gewünscht, Arthur Stein, der arme Jurist bleiben zu können; denn daß dem Hilfsbedürftigen, Leidenden allein das Wohlwollen der alten Dame galt, sowie die guten, freundlichen Blicke Alma's, darüber konnte auch nicht der geringste Zweifel herrschen. —

Nun, vorderhand war er ja noch Arthur Stein, und wenn einmal die Stunde der Verwandlung kam, wer konnte wissen, ob ihm nicht das Geſchick günſtiger ſein würde, als er es ſelbſt verdiente.

„Ja, wenn von Verdienſt die Rede iſt," ſprach er zu ſich ſelber, „ſo möchte ich für das, was ich um dieſes liebliche Mädchen verdient, mich ſelbſt zum Wagen hinaus werfen, zurück laufen und vor ihren Füßen kniefällig Abbitte thun — ja kniefällig und recht inſtändig." Und als er ſo dachte, kam er an den Augenblick, wo eine ſolche angenehme Demüthigung wohl vor ſich gehen würde, und in dieſem Augenblicke war er ſchlecht genug, ſich das obendrein noch recht behaglich auszumalen, wie wenn er denn trachten müſſe, ihre kleinen, lieben Hände zu erfaſſen, und wie er ſchon halb gewonnenes Spiel hätte, wenn ſie ihm nur einen einzigen kleinen ihrer ſüßen Blicke ſchenken würde, vielleicht unter einigen ſchmerzlichen Thränentropfen über ſeine unverantwortliche Heuchelei, und wie er es alsdann ſchon wagen dürfe, ſie ſanft an ſich zu ziehen, unter der heißeſten Verſicherung ewiger Liebe und Treue, und wie Beide hierauf dann vielleicht erſchrecken würden, wenn die gute Tante mit knarrender Stimme zu ihnen heranträte, um

zu ſagen: „Nun denn, in Gottes Namen, Kinder, ich habe nichts dagegen.“

Er war in dieſem Augenblicke ganz Königin von Golkonda und wenn ſein Erwachen aus ſüßen Träumereien auch gerade nicht ſo ſchmerzlich enttäuſchend war, wie das dieſer edlen Dame, ſo ſah doch auch er ſich jetzt wieder in die rauhere Wirklichkeit verſetzt, als der Wagen vor einem großen aber ſehr einfachen Hauſe hielt, deſſen ſämmtliche Fenſter von oben bis unten mit blauen Vorhängen verhüllt waren und nirgendwo auch nur die kleinſte Spur irgend welchen Lebens zeigten.

Die Formalitäten ſeiner Aufnahme in dem Bureau des Hauſes zunächſt der Eingangsthüre wurden von dem freundlichen Inſpector baldigſt erledigt und er hierauf einer der Aufwärterinnen übergeben, welche ihm im 3. Stock des Hauſes ein ſehr beſcheidenes Zimmer zur Wohnung anwies. Auf dem Gange, über den Treppen und Corridors war es nicht ſowohl die tiefe Stille, die in dem Hauſe herrſchte — der Schritt war durch Teppiche gedämpft, und die mit blauem Stoff überſpannten Thüren drehten ſich geräuſchlos in ihren Angeln — was ihm ein peinliches Gefühl verurſachte, als das im Hauſe herrſchende Halbdunkel, ſowie das langſame

Vorübergleiten von Geſtalten hie und da, alle mit blauen Brillen verſehen, oder die Augen mehr oder minder mit Bandage bedeckt, ſowie eine eigenthümliche Atmoſphäre in allen Räumen des Hauſes, dabei erlebte er noch auf der Treppe eine gar ſchauerliche Begegnung: ein Mann, der an ihm vorüberkam, trug in ſeiner Hand ein Glas, allerdings mit einem Tuche verdeckt, deſſen Ende aber bei der Begegnung wegflatterte und eine Maſſe friſch herausgenommener Augen ſehen ließ, allerdings nur Augen von Kälbern und anderen Thieren, welche den Aerzten zu anatomiſchen Verſuchen dienten, wie ihm ſeine Begleiterin ſagte, was aber nichtsdeſtoweniger einen peinlich unheimlichen Eindruck auf ihn machte.

Und nun der Contraſt zwiſchen ſeinem kleinen Frühſtück unter glänzendem Sonnenſchein in der blühenden Fliederlaube und ſein kleines Stübchen mit einem einzigen, blau verhängten Fenſter. Als er allein war, ließ er ſich nach einem troſtloſen Blicke ringsumher auf ſeinen kleinen Koffer nieder, der in der Mitte des Zimmers ſtand, und überließ ſich ſehr ernſten, ja faſt niederdrückenden Gedanken; war es ihm doch zu Muth, als ſei er nun hier auf, weiß Gott, wie lange eingeſchloſſen und als könne es ihm paſſiren, daß man morgen bei ſorgfältiger

Unterſuchung in der That irgend ein Leiden an ſeinen Augen fände, um ihn bei der Partie zu behalten, wozu er ſich freventlich eingeladen.

Wir können hier nicht umhin einzuſchalten, daß ähnliche ernſte und traurige Gedanken das Gemüth eines Jeden beſchleichen, der, beſonders wenn er wirklich leidend iſt, dieſe Räume zum erſtenmale betritt; was ihn hauptſächlich unbehaglich berührt, iſt dieſe nothwendige Entziehung des Tageslichtes und die eben ſo nothwendige Stille des ganzen Hauſes, dringend erforderlich, beſonders bei Kranken, deren mehr oder weniger angegriffene Kopfnerven bei der Heilung der Ruhe und Stille ſo ſehr bedürftig ſind. Müſſen aber dagegen der Wahrheit gemäß ſagen, daß man ſich bei der liebevollen und vortrefflichen Behandlung hier, bei der ausgezeichneten Pflege, von dem hochberühmten Meiſter abwärts bis zur geringſten Krankenwärterin, ſchon nach wenigen Tagen heimiſch fühlt und am Ende nach einem glücklichen Reſultat, welches hier nur ſelten ausbleibt, unter der geſchickten Hand jenes wohlbekannten Arztes, der in der ganzen Welt unbedingt nicht nur der erſte ſeines Faches iſt, ſondern ſelbſt ſeine geſchickteſten und talentvollſten Collegen wie ein Rieſe überragt. Jener Mann, mit dem ſicheren Blick aus ſeinen wundervollen,

hinaus, während dort Alles zu Hause um das freundliche Licht im Kreise sitzt; zuweilen auch erscheint ein Gesicht an den Fensterscheiben und der Mund scheint sagen zu wollen: Wie bin ich froh, daß ich zu Hause sitze und nicht dort hinauszufahren brauche!

Um recht bequem zu sitzen, hatte Herr H. einen Platz für uns mehr genommen, den er aber in Alcira einem jungen Manne auf seine Bitten abtrat, der mit uns von Valencia gekommen war und ebenfalls nach Madrid wollte. Er war, wie er uns später erzählte, Schriftsteller und bis vor Kurzem Mitredacteur des Oppositionsblattes Clamor Publico gewesen, hatte aber eher das Aussehen eines Reiteroffiziers in Civil. Er war von angenehmem Aeußerem, trug einen Schnurrbart, einen Calabreserhut, einen kurzen spanischen Mantel, hohe gelblederne Stiefel und rauchte eine Papier-Cigarre um die andere. Für den ihm abgetretenen Platz bewies er sich sehr dankbar, und da er in San Felipe genau Bescheid wußte, so führte er uns trotz des Widerstrebens des Conducteurs in ein benachbartes Kaffeehaus, wo wir in möglichster Schnelligkeit unseren Thee nahmen.

Unterdessen hatte der Mayoral eine Laterne angezündet, und als wir einstiegen, gab er uns die tröstliche Versicherung, nur noch eine kleine Stunde sei der Weg ziemlich schlecht, dann aber würden wir die Hauptstraße erreichen und lustig wie auf dem Zimmerboden dahinfahren. Fort ging es nun in die Nacht hinaus und das Stück Weges bis zur Chaussee war eine artige Arbeit von Seiten der Maulthiere und ein schmerzliches Dulden von Seiten der Passagiere. Es ging unbeschreiblich steil abwärts und ebenso wieder in die Höhe, so daß Zagal und Mayoral nicht genug Steine unterschieben konnten, um den schweren Wagen vor dem Zurückrollen zu bewahren. Durch reißende Felsbäche fuhren wir an tiefen Abhängen vorbei, deren Schutzmauern eingestürzt waren, erreichten endlich aber glücklich die verheißene Chaussee und mit ihr in der That einen besseren Weg.

Die Nacht ging dahin, mit den bei solchen Fahrten gewöhn-

ſchönen, klaren Augen, welcher ſchon allein durch ſeine milde Rede jedem Kranken freundlichen Troſt ſpendet; der nie mehr verſpricht, als er zu leiſten im Stande iſt; deſſen Leiſtungen aber bekanntermaßen oft an das Wunderbare grenzen — Ehre ihm und innigen heißen Dank im Namen von tauſend Leidenden, denen er geholfen. — — —

„Das wird ja auch vorübergehen," ſagte Herr v. Schönfeld, aber erſt, nachdem er eine volle Stunde auf ſeinem Koffer mitten im Zimmer geſeſſen — „der Schluß wird das Werk krönen und mir hoffentlich Stoff geben zum öfteren Lachen bei der Erzählung meiner freiwilligen Gefangenſchaft." Dann trat er an's Fenſter und zog die blauen Vorhänge auseinander; dort bot ihm die alte Brandmauer des benachbarten Hauſes, gegen welche er blickte, auch keine erheiternde Abwechslung. Glücklicherweiſe hatte er ſein Cigarrenetui bei ſich und fühlte ſich weit behaglicher, als er nun, eine vortreffliche Havannah rauchend, in ſeinem kleinen Zimmer auf und ab ſpazierte. Doch ſollte auch dieſe Freude nicht lange dauern; denn kaum hatte er ein paar Dutzend volle Züge gethan, als ſich die Thüre öffnete und er die Krankenwärterin, die ihn heraufgeleitet, auf der

Schwelle ſtehen ſah mit dem Ausdruck des größten Erſtaunens in ihren Zügen.

„Ja, um Gottes willen, hier wird ja geraucht!“

„Und warum denn nicht, eine Cigarre, deren Duft, wie ich hoffe, Niemand unangenehm ſein kann.“

„Hier wird geraucht!“ wiederholte die Dame jetzt mit einem Ausdruck in Stimme und Miene, die ſich vom Erſtaunen faſt bis zum Entſetzen ſteigerte, — „erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen zu bemerken, daß der Herr Geheimrath das nicht erfahren dürfte.“

„So, iſt das Rauchen hier verboten?“

„Na, ob —“

„Und wenn man dennoch rauchte, würde es der Herr Geheimrath erfahren?“

„Wie Sie fragen können, als ob es etwas in dieſem Hauſe gäbe, was der Herr Geheimrath nicht erführe! Er würde es riechen, ſobald er zum Haus hereinträte, und ich wüßte nicht, was mir lieber paſſiren ſollte, als wenn er mit ſeinem ſtrengen Blick ſagte: „Johanna, oben bei Ihnen iſt geraucht worden.“

„Da kann man wohl nichts thun, als aufhören.“

„Das wird das Beſte ſein; auch werden Sie mir wohl erlauben, die blauen Vorhänge wieder zuſammenzuziehen, bis ich weiß, wie viel Licht Ihnen geſtattet iſt.“

Als Johanna hierauf das Zimmer wieder verlaſſen hatte, horchte Herr v. Schönfeld etwas betroſ-

sen an der Thür, ob nicht außen ein Riegel vorgeschoben würde, es wäre das nach dem kategorischen Auftreten der robusten Dame wohl nicht unmöglich gewesen; doch geschah nichts dergleichen, ja, nach einer halben Stunde erschien die Krankenwärterin wieder, setzte sich bescheiden auf einen Stuhl neben der Thür, um ihrem Pfleglinge in einer längeren und wohlmeinenden Auseinandersetzung die triftigsten Gründe für ihr Verhalten von vorhin zu geben, sowie auch ihn über sonstiges Verhalten im Hause zu belehren, die Zeit zum Frühstück, zum Mittage und zum Nachtessen, woraus denn Herr v. Schönfeld erfuhr, daß die beiden letztgenannten Mahlzeiten in einem Saale des Erdgeschosses gehalten wurden; eine höchst angenehme Einrichtung, weil man auf diese Art die Bekanntschaft der übrigen Gäste des Hauses machen könne.

„Aber was nützen mich hier Bekanntschaften?“ fragte der junge Diplomat nicht ohne Absicht — „von denen man wegen der Hausordnung wahrscheinlich keinen Gebrauch wird machen können.“

„Und warum nicht? Wenn Sie nicht in's Bett gesprochen sind oder die dunkle Zelle haben, können Sie ungehindert im Hause Besuche machen, wo es Ihnen beliebt; ja, hie und da ausgehen, wenn es

nicht zu heiß oder zu kühl, nicht zu trocken oder zu feucht ist.“

„Dunkle Zelle; was verstehen Sie unter diesem Ausdruck?“

„Die Fenster doppelt verhängt, so daß der Kranke nichts Gescheidteres thun kann, als ruhig auf seinem Sopha sitzen zu bleiben, was in vielen Fällen das Heilsamste ist.“

„Ein schrecklicher Gedanke.“

„Aber es ist vortrefflich, und der Herr Geheimrath hat schon oft allein dadurch eine ganz wunderbare Heilung ermöglicht — ja, der Herr Professor, ach du mein lieber Gott, Alles, was er sagt, ist ein Evangelium, und Alles, was er thut, ist das Richtige, und wenn er dazumal schon gelebt hätte, wäre der Sohn des blinden Tobias gewiß zu ihm gekommen. Haben wir doch im gegenwärtigen Augenblicke Leute aus allen Theilen der Welt im Hause, Türken und Griechen, ja sogar eine Mohrenfürstin, nicht zu rechnen die Spanier, Italiener, Engländer und Franzosen.“

„Und alles das findet man unten an der Table d'hôte?“

„Mit wenigen Ausnahmen; die Mohrenfürstin und die Türkinnen werden Sie nur im Conversa-

tionszimmer ſehen. Sie haben ſo eine eigene Manier zu eſſen; dann erwarten wir heute noch ein paar vornehme Damen, von denen ich nicht genau weiß, ob ſie auf ihrem Zimmer ſpeiſen, wie der ruſſiſche Fürſt, der geſtern eingezogen iſt."

„Wer iſt das?"

„Fürſt Palacki, glaube ich."

„Potemkin vielleicht?"

„Auch möglich; wer kann dieſe confuſen, ruſſiſchen Namen behalten, einer klingt wie der andere."

Nach dieſen Worten ſprang die Johanna auf und verſchwand mit derſelben Behendigkeit und eben ſo plötzlich, wie ſie hereingekommen war; überhaupt waren ihr die raſchen Gangarten durch ihren täglichen perſönlichen Dienſt bei dem Geheimrath zur zweiten Natur geworden; denn bei den Krankenbeſuchen desſelben fungirte ſie als dritte Aſſiſtenz, trug die nothwendigen Medicamente: Calomel, Salben verſchiedener Art, wo ſolche nöthig waren, vor Allem das vortreffliche Atropin, Verbandzeug, Scheere, convexe und concave Gläſer, und mußte dieſe nothwendigen Sachen, von denen der Geheimrath gebraucht, jedesmal wie im Fluge zuſammenraffen, um dem Herrn und Meiſter durch die vielen Zimmer folgen zu können, — ihn zu erreichen war ihr häufig

unmöglich; denn wenn er nach oft kaum minutenlanger Viſite häufig ſchon wieder im Begriffe war, das Zimmer zu verlaſſen, ſtürzte Johanna erſt daher mit fliegenden Haubenbändern, ihre Schachtel unter dem Arme.

So nothwendig indeſſen die Eile des berühmten Arztes bei den vielen Leidenden, die er oft täglich 2 — 3mal beſuchte, auch war, und ſo ungerne er ſich dabei durch müſſiges Geplauder aufhalten ließ, oder ſich, richtiger geſagt, nie dadurch aufhalten ließ, da er dergleichen mit einem langgedehnten: „na ja, wir werden das gelegentlich ſchon erfahren," oder „wir werden das gelegentlich einmal beſprechen," eben ſo bereitwillig war er aber auch, ein ernſtes und wichtiges Wort anzuhören, und wenn er zufälliger Weiſe auch augenblicklich keine Zeit hatte, ſo notirte er es ſich für den andern Tag und war dann gern bereit, dem Betreffenden eine halbe Stunde zu opfern.

Wie angeſtrengt der berühmte Arzt übrigens war, erhellt am beſten durch eine flüchtige Ueberſicht ſeiner täglichen Arbeiten; obgleich er grundſätzlich in der Stadt ſelbſt keine ärztliche Praxis ausübte, ſo gab es doch häufig Fälle, wo er ſich nicht entziehen konnte, einer Conſultation beizuwohnen, oder Beſuche zu machen, wozu er, ſowie zu ſeinen ſchriftlichen Arbeiten,

die Morgenstunden zu Hilfe nahm, um alsdann gegen 11 Uhr nach seiner Klinik zu fahren, wobei es häufig vorkam, daß er, um Zeit zu ersparen, unterwegs in seinem Wagen frühstückte, worauf er dann 2 — 3 Stunden lang die Kranken in den drei Stockwerken des Hauses besuchte, um alsdann, oft von 2 — 5 Uhr Nachmittags, in den unteren Räumen des Hauses den zahlreich herbeigeströmten Armen Hilfe, wenigstens Linderung zu verschaffen; und hier war es auch, wo man neben der großen Kunst des berühmten Arztes auch durch die Milde seines Charakters und die liebenswürdige Art, mit der er den Geringsten und Aermsten behandelte, zu wahrer Bewunderung hingerissen wurde; hier, in den meist überfüllten Räumen, wo er Zeit fand, die oft langwierigsten Klagen anzuhören, wo er als Arzt und Mensch guten Rath ertheilte, wo er tröstete und half, sowohl durch ein einfaches Wort als auch durch die schwierigsten Operationen, die er hier mit seiner sicheren Hand im Kreise junger Aerzte meistens selbst ausführte oder durch seinen ersten Assistenzarzt ausführen ließ; hier, wo man ihn sehen konnte oft stundenlang sitzen mit umgebundener Schürze und auf seinem Schooße kleine schreiende Kinder, deren Augen er untersuchte, um durch kleine Operationen, oft durch

ein einfaches Auspinſeln ihre Schmerzen zu lindern, wobei es dann höchſt merkwürdig war, daß oft die tollſten und ungeberdigſten Schreihälſe, die durch nichts zu beſchwichtigen waren, plötzlich ruhige und ſtille Lämmer wurden, ſobald ſie ein ernſter Blick aus dieſen ſchönen großen Augen traf; für andere ähnliche, ungeduldige kleine Patienten, die ſich in dem

Nebenzimmer unter den Händen eines der Aſſiſtenzärzte befanden, rieth er andere praktiſche Mittel an, die ſelten ihre Wirkung verfehlten. So unter Anderem, plötzlich einen naſſen Schwamm auf den ſchreienden Mund zu drücken, oder ſie von einer kleinen Fußbank auf einen Stuhl ſteigen, dort umdrehen und dann wieder herabgehen zu laſſen, was, zwei- bis dreimal wiederholt, oft von ganz wunderbarer Wirkung war, wo ſich das ſchreiende Geſicht des Kindes zuerſt in ein ſtill weinendes, dann in ein erſtauntes verwandelte und zuletzt beruhigt den weiteren Dingen entgegenſah.

Nach dem Mittageſſen, welches um 5 Uhr ſtattfand, hatte der Geheimrath vielleicht ein paar Stunden für ſeine Familie übrig, um dann bis ſpät Abends zu jenen Conſultationen in ſeiner Wohnung bereit zu ſein, wie wir ſie in einem frühern Capitel beſchrieben haben; aber auch damit war ſein mühevolles Tagwerk noch nicht beendigt, denn faſt in jeder Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr erſchien er wieder in der Klinik, um nach den an jenem Tage Operirten zu ſehen, oder nach ſehr gefährlichen Leidenden, bei denen die kleinſten Veränderungen ihres Zuſtandes oft von der größten Wichtigkeit ſind.

lichen Abwechslungen; wir erreichten eine Station um die andere, bald ein einſam gelegenes Haus, auf deſſen weitem Vorplatz ein mächtiges Feuer brannte, an dem wir Paſſagiere uns erwärmen konnten. Hier trafen wir auch faſt jedesmal ein paar vollſtändig bewaffnete Guardias Civiles, eine treffliche Straßenpolizei, die man in Spanien auf allen Wegen bei Tag und Nacht findet. Bald erreichten wir kleine Ortſchaften und in einer derſelben — es mochte gegen vier Uhr Morgens ſein — ſchlug unſer junger Redacteur vor, ein Frühſtück einzunehmen, wozu der Mayoral, der draußen jämmerlich durchfroren worden war, gern ſeine Zuſtimmung gab. Mit vielem Rumor wurden die Leute im Hauſe erweckt, und bald erſchien auch die Wirthin mit einer Magd, nicht gerade zu übel gelaunt, daß man ſie zu ſo früher Stunde aus dem Bette aufgejagt. Pfannen und Keſſel wurden zum Feuer gerückt, und zur beſten Nachahmung in unſerem wohl eingerichteten Deutſchland muß ich rühmen, daß nach einer ſtarken Viertelſtunde ein ſehr ſolides Frühſtück bereit ſtand und zwar gekochter Reis mit Fleiſch und ſpaniſchem Pfeffer, gewärmte Feldhühner à la Knoblauch, weichgeſottene Eier und vortreffliche Chocolade, ſüß, ſchwarz und ſo dick, daß die freilich ſehr dünnen Löffel faſt aufrecht darin ſtehen blieben. Die Bezahlung war ebenfalls mäßig, und neu geſtärkt und erwärmt fuhren wir dem kalten Morgen entgegen. Die Temperatur und mit ihr die Vegetation hatte ſich ſeit geſtern Abends ſo auffallend verändert, daß der Contraſt nicht leicht hätte größer ſein können. Der Boden war gefroren, die Felder rechts und links von der Straße leicht mit Schnee bedeckt, und wir, die wir geſtern durch Orangen- und Palmengärten gefahren, ſahen heute nur noch niedrige Burbaumſträucher und magere Olivenbäume. Auch mußten wir uns dicht in unſere Mäntel wickeln, um nur einigermaßen warm zu bleiben. Dabei aber ließ die Geſchwindigkeit des Fahrens nichts zu wünſchen übrig und wo es eben thunlich war, jagten unſere zehn Maulthiere in vollem Galopp dahin.

Obgleich das Haus, in welchem ſich die Klinik befand, ein ziemlich großes Gebäude war, genügte es doch nur den beſcheidenſten Anforderungen, und es war ſchwer zu begreifen, warum ſich nicht der Staat oder die Stadt in's Mittel legte, um dem berühmten Arzte ein, ſeinem Weltrufe angemeſſenes Gebäude zur Verfügung zu ſtellen.

Wenn aber der Augenklinik in der jetzigen Geſtalt das Stattliche, Geräumige, Luftige, theilweiſe ſogar Bequeme fehlte, ſo hatten dagegen die engen Räume, die ſchmalen Corridors und Treppen, bei denen allerdings zur Lüftung und Reinigung das Möglichſte gethan wurde, den Vortheil, alle Bewohner des erſten und zweiten Stockes traulicher zu umſchließen, und gaben mehr das Bild eines Familien-Zuſammenlebens, als einer Anſtalt, wo Fremde aus allen Theilen der Welt auf's Zufälligſte zuſammentrafen; da blieb man ſowohl in dem beſchränkten Eßſalon, als in dem daranſtoßenden, ebenfalls nicht ſehr geräumigen Converſationszimmer oder dem winzigen Gärtchen beſtändig mit allen Gäſten des Hauſes in engſter Berührung, wenn man nicht gerade durch Zwang oder Neigung wie ein Einſiedler lebte, und ſelbſt zu ſolchen Zeiten wurde man von der freundlichen und redſeligen Krankenwärterin über das

Befinden ſeiner Bekannten beſtens unterrichtet und blieb dadurch mit dem ganzen Hauſe in einem geiſtigen Rapporte.

Zeitungen, Bücher, waren für den Kranken ſelbſt ein eben ſo unnützer und verbotener Artikel, als die oben erwähnten Cigarren; doch wurden die beiden erſten Artikel den Beſuchenden geſtattet mit zubringen, um ihren Freunden daraus vorzuleſen. Im Uebrigen wurde das Leben und Treiben der äußeren Welt mit den dunklen blau verhängten Zimmern der Klinik noch durch zwei wichtige Perſonen vermittelt; das waren Frau Piſke, die Obſthändlerin, und Raspel, der Briefträger. Der Letztere war ein gedienter Mann, mit weitem, politiſchem Horizont, und da er in dieſer Richtung ebenſo begierig war, etwas Neues zu erfahren, als das Gehörte wieder von ſich zu geben, ſo brauchte man bei Herrn Raspel nur irgend ein Regiſter anzuziehen: war es nun die griechiſche Frage, oder die orientaliſche Verwicklung, oder die deutſchen Angelegenheiten mit ſchleswig-holſteiniſchem oder franzöſiſchem Hintergrunde, man konnte gewiß ſein, bei Herrn Raspel nicht umſonſt anzuklopfen, und wie ſo der würdige Poſtbeamte im Bereiche der weitern Politik für manchen der armen Eingeſperrten Bedeutendes leiſtete, ſo Frau Piſke

im Departement der kleineren inneren Angelegenheiten. Sie war ein lebendiges Tagblatt und gab mit liebenswürdiger Redſeligkeit die umfaſſendſten Berichte über kleine pikante Vorfälle aus dem Leben der Stadt gerne in den Kauf zu ihren vortrefflichen Kirſchen und Erdbeeren oder zu den zarten, lieblich duftenden Kindern des Frühlings, Maiblumen, Veilchen und den erſten Roſen.

Wie langſam war für Herrn von Schönfeld die Zeit dahingeſchlichen; denn er hatte ſich in faſt ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit ein paar Stunden ruhig auf ſeinem Zimmer gehalten und dann erſt eine kleine Entdeckungsreiſe gewagt in die benachbarten Corridors, — überall die gleiche Stille, überall das drückende Halbdunkel, ſelten der Klang einer menſchlichen Stimme hinter den feſt verſchloſſenen Thüren, nie der luſtige Ton eines Liedes oder dergleichen. Dabei die ermüdende Einförmigkeit, an den gleichfarbigen Thüren mit ihren fortlaufenden Nummern, an den blauen Vorhängen der Corridorfenſter, an der bläulichen Farbe der Tapeten und der Fußteppiche, und faſt ohne alle Zeichnung, um die Augen nicht unnöthiger Weiſe anzuſtrengen. Alles das hatte für ihn etwas Unheimliches, etwas Beengendes, und erſchien ihm, als befände ſich die ganze

Augenklinik unter einer rieſenhaften blauen Glasglocke, deren ſtark verdünnte Luft ihm das Athmen erſchwere. Doch war dies nur ein Eindruck ſeiner Einbildung, wie er nach einigen Schritten deutlich fühlte, als er nun an der Treppe ſtand und die weich wattirte Thüre ein wenig öffnete, um hinab zu ſchauen. Hier vernahm er auch endlich ein wenig Leben, welches, wenn auch in ſchwachen, aber bekannten Klängen an ſein Ohr ſchlug, den Klang einer entfernten Straßenorgel, die hellen Stimmen ſpielender Knaben; aber das zog ihn ſo mächtig an, daß er langſam auf ſein Zimmer zurückſchlich, ſeinen Hut holte, um ſich wieder einmal umzuſchauen auf den Straßen, die er, wie ihm däuchte, ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr geſehen. Doch, um dies Vorhaben auszuführen, mußte er bei der ſtrengen Johanna vorüber, die nicht weit vor der Treppe entfernt auf einem Stuhle ſaß und nähte und die nicht nur ſeinen Hut mit einem recht verwunderten Blicke betrachtete, ſondern ihn auch recht erſtaunt fragte: „Sie wollen doch nicht jetzt ſchon wieder ausgehen, Herr Stein?“

„Und warum denn nicht?“

„Ach, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß es wohl möglich wäre, daß einer der Herren Aſſiſtenzärzte nach Ihnen ſehen käme, um Sie nicht

zu Hauſe zu finden, namentlich Herr Doktor Waldau verſteht darin keinen Spaß und würde mich darüber zur Rede ſtellen, na, hören Sie, das geht gewiß nicht.“

Es war gerade kein freundſchaftlicher Blick, den Herr Arthur Stein der beſorgten Krankenwärterin zuwarf, und ein nicht weniger als freundſchaftlicher Ton, in welchem er entgegnete: „So iſt man alſo ein Gefangener hier im Hauſe?“

„Unter Umſtänden ja, Herr Stein, doch hängt das Alles von dem Herrn Geheimrath ab; wenn der Ihnen morgen erlaubt, ſpazieren zu gehen, ſo habe auch ich nichts dagegen einzuwenden.“

„Gut; aber es wird doch nicht verboten ſein, ſich dadurch ein wenig Unterhaltung zu verſchaffen, daß man die Treppe hinab ſchaut, es iſt das für mich ein ganz außerordentliches Vergnügen.“

„Immerhin, doch ſollten Sie die Thüre hinter ſich zumachen, damit Sie nicht im Zuge ſtehen.“

Das that er dann auch, und als nun die gepolſterte Thüre mit einem dumpfen Tone hinter ihm zugefallen war, lehnte er ſich an das Treppengeländer und Herr Arthur Stein gab ſich in grimmigem Ton die Verſicherung, daß Schönfeld der größte Narr ſei, den er in ſeinem Leben kennen gelernt, ja ein vollkommen lächerlicher Narr, der ſich hier einſperren läßt, in der ſehr trügeriſchen Hoffnung, günſtigen Eindruck zu machen auf das Herz eines allerdings ſchönen Mädchens, die ihm

ein paar Brocken Mitleid hingeworfen — — und ſeine diplomatiſche Sendung? an dieſe dachte er erſt in zweiter Linie unter einem bedeutſamen Achſelzucken. „Ach was,“ ſprach er zu ſich ſelber, — „wenn es mir auch gelingt, die oberflächliche Bekanntſchaft des Fürſten zu machen, und ich allen meinen Scharfſinn aufwende, um im Sinne Seiner Excellenz mit ihm zu reden, ſo kenne ich doch zu genau dieſe Ruſſen, um an einen günſtigen Erfolg denken zu können. — — Hol' der Teufel meine Verblendung und Bereitwilligkeit; wenn das irgend einer meiner Freunde erführe, z. B. jener naſeweiſe Huſarenofficier, ich könnte mich niemals mehr auf unſerm Club ſehen laſſen, — wie wundervoll muß es jetzt auf der Promenade ſein bei dem milden Schein der Abendſonne, bei dem würzigen Hauche der Blätter und Blumen, und welche Exiſtenz dagegen hier in dieſem blauen Glaskaſten, unter Larven die einzig fühlende Bruſt.“

Da hörte er unten einen Wagen vorfahren, da vernahm er gleich darauf Schritte auf der Treppe, und dann den bekannten Ton einer lieblichen Mädchenſtimme; und nun, mit einem Male fühlte er ſich vollkommen umgewandelt Was kümmerte ihn der Abendſchein, was der würzige Hauch der Blätter

und Blumen, wie ſchlecht er gehandelt, dieſes Haus einen dummen blauen Glaskaſten zu nennen; erſchien es ihm doch jetzt, wie eine himmliſche blaue Wundergrotte, belebt von der anmuthigſten und reizendſten Fee.

Ja, ſie war es; er konnte ſie ſehen, als er ſich verſtohlen über das Treppengeländer beugte; da ging ſie hin an der Seite ihrer Tante — leicht ſchreitend wie ein Reh.

Wie Recht hatte die würdige Johanna gehabt, ihn am Ausgehen zu verhindern; ja, er dankte ihr, als er nun wieder an ihr vorüber nach ſeinem Zimmer ging, um dort ſeinen Koffer zu öffnen und das was er enthielt in der kleinen beſcheidenen Commode unterzubringen.

Viel raſcher entſchwand ihm von da an die Zeit, und er wunderte ſich, daß es ſchon 7 Uhr geworden ſei, als ihn Johanna aufforderte, zum Nachteſſen hinab zu gehen. Jetzt, bei der noch größeren Dunkelheit, die bei einigen dicht verhängten Lampen und bei ſeiner blauen Brille für ihn im Hauſe herrſchte, mußte er ſich des Treppengeländers bedienen, um in den untern Stock zu gelangen, und es brauchte durchaus keine Verſtellung für ihn, um ganz ſo zu erſcheinen, wie die anderen Gäſte des Hauſes, Herren

und Damen, die vorsichtig dahin schleichend, oft an den Wänden tappend, in dem Speisezimmer erschienen. Dies war lang und schmal, von mäßiger Ausdehnung mit einem gedeckten Tische von einem Ende zum andern, sehr schwach mit zwei Hänglampen beleuchtet, die, durch blaue Schleier verhüllt, alles, was sie mit ihrem matten Lichte beleuchteten, Tischtuch, Servietten, Wasserflaschen und Gläser in gleicher Farbe erscheinen ließen.

Schweigend setzte man sich zu Tische; er, als der zuletzt angekommene Gast, am untern Ende desselben, und erst als die Löffel schon eine Zeit lang geklappert, um eine dünne Gerstensuppe zu verzehren, und die Flaschen geklungen, um das schöne frische Wasser einzugießen, auch kleine Teller hin und her geschoben wurden, auf denen sich Butterbrode befanden, so wie sanftes Compot von süßen Pflaumen, fing die Unterhaltung an, etwas lebhafter zu werden.

Man erzählte sich seine Tagesereignisse, seine Hoffnungen und Befürchtungen; aber alles das sehr ungenießbar für den armen Arthur Stein, da er noch Niemanden hier kannte, und im Ganzen auch ziemlich unerquicklich, da viel die Rede war von überstandenen oder noch zu bestehenden Operationen,

von dem wohlthuenden Atropin und den heilsamen künſtlichen Blutegeln. Doch hätte man trotz der ernſten Gegenſtände dieſer Tiſchgeſpräche die Unterhaltung eine animirte, ja heitere nennen können; häufig wurde bei pikanten Bemerkungen und kleinen Witzen heiter gelacht, und ſelbſt die angenehme und alles belebende Sitte kleiner, aber höchſt anſtändiger Courmacherei ſchien aus dieſem Kreiſe durchaus nicht verbannt zu ſein. Ob dankbare Gegenſtände dafür vorhanden waren, war Schönfeld bei der mangelhaften Beleuchtung und da ſich Alles hinter blauen Brillen befand, nicht zu entſcheiden im Stande, weshalb er denn auch vorzog, ſtatt nach beendigter Tafel noch in das Converſationszimmer zu gehen, ſeine Stube und gleich darauf, nachdem er ſeufzend einen Blick auf die Uhr geworfen, ſein Bett aufzuſuchen — ein gänzlich verlorener Abend, obgleich er ſie drunten an der Tafel zu ſehen, kaum in ſeinen kühnſten Hoffnungen hätte erwarten dürfen.

Es iſt eigenthümlich, wie man ſich durch eine Nacht, in welcher man vortrefflich geſchlafen, mit einem an ſich unbehaglichen Orte doch ſo ziemlich auszuſöhnen vermag, ja ihn leidlich findet, wobei es gerade ſo iſt, als errichte dieſe vortreffliche Nachtruhe mit vielleicht angenehmen Träumen eine Scheide-

Wir hatten aber auch wegen des ſchlechten Wegs von geſtern Abends viel einzuholen und hätten das Städtchen Albacete ſchon um elf Uhr Vormittags erreichen ſollen; doch Stunde um Stunde verſtrich, Station um Station erſchien und der Mayoral ſchüttelte beſtändig den Kopf, ſo oft wir ihn fragten, ob jetzt nicht bald einmal Albacete käme. Dabei war die Gegend einförmig und troſtlos; unabſehbares hügeliges, mit Schnee bedecktes Land, über welches ein eiskalter, ſcharfer Wind unaufhörlich uns entgegen ſtrich; auch ſchneite und regnete es abwechſelnd, und die Stationsplätze, an denen wir hielten, waren ſo erbärmlicher Art, daß unſer armer Redacteur nicht einmal einen Tropfen Wein auftreiben konnte und wir endlich erſt gegen ein Uhr vermittelſt eines Glaſes Branntwein, einer ſcheußlichen Wurſt und eines Stückes gewiß mehrere Monate alten Brodes ein einfaches Diner halten konnten.

Endlich um vier Nachmittags ſahen wir Albacete vor uns liegen; noch ein paar Hügel auf und ab und wir hatten das Städtchen erreicht. Bis jetzt war mir in Spanien kein elenderes, ärmlicheres Neſt erſchienen. Es lag auf einer Höhe, der Wind pfiff und heulte durch die Straßen, alle Häuſer ſchienen aus Lehm gebaut, und faſt kein einziges hatte ein ordentliches Fenſter. Halb verfallene Mauern umgaben das Ganze und zogen ſich nebenbei noch um jedes einzelnſtehende Gebäude herum. Wenn wir auch in den ſpaniſchen Ortſchaften an kleine unbedeutende Fenſter gewohnt waren, ſo fiel es uns doch auf, daß die hieſigen förmliche Schießſcharten waren; ebenſo waren die langen Mauern crenelirt und beim Einfahren in den Ort ſahen wir rechts und links Erdaufwürfe, die augenſcheinlich dazu gedient hatten, Geſchütze hinter ihnen aufzuſtellen. Unſer Redacteur löste uns dieſe Räthſel, indem er uns erzählte, daß Albacete während der Bürgerkriege ſich lange und hartnäckig vertheidigt habe. So troſtlos übrigens die endloſe ſchneebedeckte Chauſſee geweſen, ſo war ſie doch noch heimlicher und angenehmer, als die Gaſſen dieſes Ortes; überdieß

wand zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart. Auch die Morgenſonne, welche trotz der blauen Vorhänge und der ſtrengen Johanna durch einen Spalt luſtig in's Zimmer blitzte, trug zur Aufheiterung Schönfelds bei, nicht minder, als auch der Wunſch der Frau von Stranizka, ihn vor dem Mittageſſen bei ſich zu ſehen, ſowie ein Packet Zeitungen, welches ihm von ſeinem Chef zugeſandt worden war. Dann hatte er noch Zerſtreuungen durch den Beſuch der Krankenwärterin, welche ihn in mütterliche Affection genommen zu haben ſchien, wahrſcheinlich in Anbetracht ſeiner geſtrigen Folgſamkeit, und die, während ſie ſein beſcheidenes Caffeefrühſtück ſervirte, ihm Mittheilungen machte über andere Bewohner des Hauſes, die er an der geſtrigen Abendtafel geſehen oder vielmehr nicht geſehen und deren Bekanntſchaft er vorausſichtlich beim heutigen Mittagtiſche machen würde.

Da war unter Anderen der weſtphäliſche Baron, Herr Knickenbrock, mit Linien und Seemücken im Auge, die zuweilen die Geſtalt von Müller und Schulze aus dem Kladderadatſch annahmen, dem es aber bedeutend beſſer ginge, berichtete Johanna und ſetzte aber mit einem pfiffigen Lächeln hinzu: „Natürlich in erſter Linie durch die vortreffliche Cur, dann

aber auch durch seine sehr freundschaftlichen Unterhaltungen mit der allerliebsten Tochter einer pommerschen Gutsbesitzerin, welch' Letztere ihm schon oft auf den Kopf zugesagt, seine Erscheinungen beständen größtentheils in der Einbildung und sie wolle ihn schon gänzlich herstellen, wenn er sie später einmal in Hinterpommern besuchen wollte, wozu Aussicht vorhanden war."

Da war auch der junge Schriftsteller, Herr Schwender aus Breslau, mit einer leuchtenden Lyra im linken Auge und recht befreundet mit der Dichterin Blümelich, welche das Gefühl hatte, als sei sie von der Fahne einer Feder stark im rechten Auge belästigt; sie hatten Erlaubniß, sich hie und da ihre Geisteserzeugnisse vorlesen zu dürfen, was auf beide sehr nervenberuhigend wirkte; da war ferner auch eine sehr erregte junge Dame, aber schon in vorgerücktem Alter, deren Augen durch Weinen um einen undankbaren Treulosen bedeutend gelitten hatten, und die, wie man sich hier zuflüsterte, Heilung und Ersatz suchte und zu Letzterem wäre allerdings Material genug vorhanden gewesen in verschiedenen Assessoren und Referendaren, jungen und älteren Kaufleuten, Künstlern und sonstigen leicht und schwer Leidenden aus aller Herren Ländern. Daß

aber dieſe ſelbſt zarte und ganz ehrerbietige Bemühung an der eben erwähnten und einer der vielen anderen Damen nicht ſo leicht gemacht wurde, dafür ſorgte eine alte Stiftsdame, Fräulein Eulalia von Maraduſchka, die, obgleich auf einem Auge gänzlich erblindet, doch mit dem andern die ſtrengſte und unerbittlichſte Ausſchau hielt, eine Art von öffentlicher und geheimer Polizei abgab, und wie ein Geſpenſt plötzlich in einer Fenſterniſche oder ſonſt einer Ecke erſchien, wohin ſich ein paar der jüngeren Leute vielleicht abſichtslos zurückgezogen.

Obendrein verſah die kleine Stiftsdame das Amt der öffentlichen Meinung nicht allein, ſondern hatte zur Beihilfe noch die robuſte und ſehr ſtrenge Bürgermeiſterin eines kleinen brandenburgiſchen Städtchens, die nach glücklich überſtandener Schieloperation von dem wieder erlangten geraden Blick als Nachcur den umfaſſendſten Gebrauch machte, und eines Theils den mangelhaften Geſichtskreis der Stiftsdame ergänzte, meiſtens aber derſelben als executive Gewalt zur Seite ſtand; denn Eulalia von Maraduſchka war von Geſtalt klein, ſchmal und ſchwächlich, während die derbe Figur der Bürgermeiſterin nur allenfalls der der pommeriſchen Gutsbeſitzerin gleichkam, weshalb ſich denn auch dieſe

zwei Damen, beide mit gleich scharfer Zunge versehen, feindlich gegenüber standen, da keine der andern die Suprematie an der Tafelrunde gönnen wollte und darum der Mittagstisch zwei obere Enden hatte; denn wenn die Bürgermeisterin zu Jemand sagte: „Setzen Sie sich zu mir da herauf," so vernahm man gewiß die Gutsbesitzerin, welche eine Andere einlud, neben ihr hier oben zu sitzen.

So erzählte Johanna nicht ohne Humor und war dann wieder so rasch davongeflattert, wie sie vorhin eingetreten war, um in der nächsten Minute die Thüre dem ersten Assistenzarzte zu öffnen, welcher seine Visite bei Schönfeld machte; schon einmal sahen wir ihn bei der Consultation im Hause des Geheimraths, und das sarkastische Lächeln, welches sich damals auf seinem klugen, sehr angenehmen, offenen Gesichte zeigte, war auch jetzt wieder sichtbar, während er Herrn Arthur Stein freundlich begrüßte und dann mit ihm im dunkeln Zimmer auf und abging, ehe er sich noch die Mühe genommen hatte, nach dessen Augen zu sehen oder selbst nur zu fragen.

„Der Herr Geheimrath hatten Ihren Brief nachträglich gelesen," sagte er mit einem verstärkten Lächeln, — „und wird gelegentlich selbst nach Ihnen sehen, empfiehlt Ihnen aber Ruhe und Behutsamkeit,

was aber nicht ausschließt, daß Sie Besuche im Hause machen können, wo es Ihnen beliebt, und auch hie und da in die Stadt spazieren gehen, ich werde das der Johanna sagen, damit Sie Ihnen keine Schwierigkeiten macht," worauf er noch über dies und das, Tagesereignisse betreffend, plauderte, und sich dann mit einem freundlichen Händedruck empfahl.

Herr v. Schönfeld war wählerisch in seiner Toilette, ehe er später zur Frau v. Stranizka hinabging; er that nicht zu wenig, aber auch nicht zu viel und konnte, vereinigt mit seinen eleganten Manieren und der leichten gewandten Art zu sprechen, für den Sohn eines vielleicht etwas herabgekommenen, aber sonst sehr achtbaren Hauses gelten.

Drunten wurde er erwartet und zu seiner großen Freude mit der Herzlichkeit empfangen, wie man einen guten Bekannten zu empfangen pflegt. Es ist eigenthümlich, wie in dieser Richtung das Gefühl des Mitleidens und das Bewußtsein, einer ganz anderen Lebensstellung anzugehören, uns so leicht dazu bringt, Schranken niederzureißen, oder wenigstens nicht zu achten, die uns im anderen Falle gewiß Jahre lang an einem intimeren Zusammenleben gehindert hätten. Er wurde an der Thüre des einen Zimmers von der schönen Alma empfangen und diese sagte zu ihm:

„Kommen Sie nur hier herein, die Tante iſt noch beſchäftigt, wird aber gleich kommen.“ Dann, als er kaum in das Zimmer eingetreten war, nahm ſie ihn bei der Hand, zog ihn an's Fenſter und fuhr

dort mit freudeſtrahlendem Blick fort: „Denken Sie ſich nur, Herr Stein, wie glücklich wir ſind, der Herr Profeſſor findet eine ſolch' bedeutende Beſſerung in dem Auge meiner Tante, daß er eine Operation kaum mehr für nöthig hält; er hat ſie geſtern nochmals genau unterſucht und glaubt, zehn bis vierzehn Tage hier unter ſeiner Pflege würden genügen, um ſie alsdann aus dieſem recht ernſten Hauſe hinweg zur gänzlichen Heilung in die Schweiz ſchicken zu können."

„Wie mich das für Sie freut, mein Fräulein, und, verzeihen Sie meinen Egoismus, für mich recht traurig macht!"

„Seien Sie für ſich ganz unbeſorgt," ſagte ſie in einem ſo lieben, treuherzigen Tone, und mit einem ſo guten, guten Blicke, daß er faſt verſucht geweſen wäre, ſo unüberlegt zu handeln und ungefähr wie der Prinz im Luſtſpiele, letzten Act, letzte Scene zu ſprechen — beinahe ſagen wir, doch that er das glücklicher Weiſe nicht, denn Alma ſprach ja zu herzlich zu ihm: „Ich darf Ihnen wohl ſagen, daß meine gute Tante jetzt bei ihren beſſeren Ausſichten noch mehr daran denkt, Ihnen — Ihnen, Herr Stein — gefällig — dienſtlich zu ſein, — wie und wo ſie nur kann; ach, und dann will

ich Ihnen in der Freude meines Herzens auch nicht verschweigen, daß die Tante gestern den Herrn Geheimrath nach dem Zustand Ihrer Augen gefragt, worauf er lächelnd erwidert, dasselbe sei gänzlich ungefährlich und es würde nur einer ganz leichten Cur bedürfen, um Sie, was seine Kunst anbeträfe, gänzlich herzustellen. Unmöglich sei es allerdings nicht, daß sonst noch ein bis jetzt verstecktes Leiden bei Ihnen zum Vorschein kommen könnte, doch wäre er überzeugt, daß sich auch dafür ein ganz einfaches Mittel finden würde. — Das hat mich recht sehr gefreut, und gewiß, Herr Stein, Sie können ganz ruhig sein, Tante wird auch in der Ferne an Sie denken und wir werden die freundliche Begegnung mit Ihnen nicht vergessen."

Sie hatte bei den letzten Worten ihre kleine Hand auf seinen Arm gelegt, und da es sehr Unrecht gewesen wäre, sich für so viel liebe und freundliche Worte nicht dankbar zu bezeigen, so ergriff er ihre kleine Hand und drückte einen so innigen und ausdrucksvollen Kuß darauf, daß sie ihn beinahe mit dem gleichen erstaunten Blicke betrachtete, wie gestern, als er auf so ungezwungene Art der Frau v. Stranizka seinen Arm anbot; dann wandte sie sich rasch von ihm ab gegen das Fenster und blickte nach-

sinnend an den glänzenden blauen Himmel empor, während die alte Dame jetzt unter der Thür des Nebenzimmers erschien und den jungen Mann freundlich ersuchte, bei ihr einzutreten. Sie bot ihm einen Stuhl an und sagte dann in wohlwollender Art ungefähr dasselbe zu ihm, was er soeben schon durch Alma erfahren; ja sie fügte noch etwas hinzu, was ihn sehr überraschte und wofür er allerdings verpflichtet war, seinem guten Sterne, für den er, und mit vollem Rechte, die liebliche Alma ansah, in seinem Herzen auf's Innigste zu danken.

„Unser Nachbar," sagte die alte Dame nämlich, — „ist der Fürst Potemkin, ein Bekannter unseres Hauses, den das Unangenehme getroffen hat, auf einer höchst wichtigen Reise nach Paris hier einige Tage liegen bleiben zu müssen. Sein Leiden ist nicht gefährlich und wird wahrscheinlich bei großer Schonung und Ruhe zu heben sein; doch selbst diese kurze Zeit erscheint dem ungeduldigen Fürsten fast unerträglich, um so mehr, da ihm seine Secretäre bereits vorausgegangen sind und er officiell hier durchaus keine Verbindungen anknüpfen möchte, ja nicht einmal privatlich seinen Bekannten zugestehen, daß er sich hier im tiefsten Incognito befindet, und doch möchte er Jemand zum Vorlesen, sowie um

kleine Correſpondenzen zu beſorgen; es müßte das aber eine ganz unabhängige und eine ganz vertraute Perſon ſein, und da mich der Herr Geheimrath von dem ganz ungefährlichen Leiden Ihrer Augen in Kenntniß geſetzt, ſowie daß Sie nach Herzensluſt leſen und ſchreiben dürfen, ſo habe ich in Betreff des Fürſten an Sie gedacht, würde Sie denſelben gerne empfehlen, mich meinem alten Freunde Potemkin dadurch verbinden und Ihnen Gelegenheit geben, auf — den Dank des Fürſten in jeder Hinſicht zu rechnen."

„Gnädige Frau, Sie ſehen mich entzückt von Ihrer Fürſorge, von Ihrer Güte für mich."

„Daß Sie ſehr geläufig franzöſiſch ſprechen, habe ich neulich ſchon bemerkt und auch das Schreiben in dieſer Sprache wird Ihnen leicht ſein?"

Herr v. Schönfeld machte eine zuſtimmende Verneigung und warf dann leicht hin: „Ebenſo im Italieniſchen und Engliſchen, ja, bin ſogar im Stande, mit ein klein wenig Ruſſiſch aufwarten zu können."

„Das iſt prächtig — ſiehſt Du, Alma," wandte ſie ſich an ihre Nichte, welche in dieſem Augenblick leiſe in das Zimmer trat und mit einem ernſten Blick an der Thür ſtehen blieb, — „ich habe es Dir gleich geſagt, daß ich Herrn Stein für einen jungen

fand ſich die Hauptſtraße durch einen umgeſtürzten Eſelskarren vollſtändig verbarrikadirt, und nach einigem Ueberlegen entſchloß ſich der Mayoral, das Poſtgebäude auf einem Umwege durch enge Seitengaſſen zu erreichen. Dieſe Seitengaſſen aber waren eigentlich nichts mehr und nichts weniger als Düngergruben hinter den Häuſern, welche zuweilen mit kleinen, artigen Steinbrüchen abwechſelten. Stückweiſe wurden wir fortgeſchleppt und lagen bald auf der einen, bald auf der andern Seite. Hier mußte auch endlich der Schutzgeiſt ermattet abgelaſſen haben; denn im Angeſichte des Poſthauſes, als wir eben wieder in die ſogenannte Hauptſtraße einbiegen wollten, ſanken die beiden linken Räder unſerer Equipage in ein ſo unergründliches Loch, daß ſich der Wagen, übrigens ziemlich ſanft, gegen eines der Häuſer lehnte. Mir erſchien es als das größte Wunder, daß die Lehmbarake nicht unter dem Stoße zuſammenbrach; da ich an dem linken Fenſter ſaß, ſo kam ich ſo nahe an eine der oben erwähnten Schießſcharten, daß ich einer erſchreckten alten und ſehr dicken Spanierin, welche dort ſtand und mit lautem Aufſchrei zurückfuhr, freundſchaftlich die Hand hätte ſchütteln können. Von einem vernünftigen Aufrichten des Wagens war übrigens keine Rede; der Mayoral verließ ſich auf ſein Glück und die Maulthiere, wandte letztere rechts in die Straße und peitſchte nun unter Hülfe des Zagals ſo toll auf ſie hinein, bis ſie denn auch glücklich den Wagen von dem Hauſe wegriſſen, der nun begreiflicherweiſe nach rechts hin das Uebergewicht bekam und nach dieſer Seite uns vollſtändig in den Straßenſchmutz hinwarf. Zum Glück hatte Niemand Schaden genommen, und wir machten die paar Schritte bis nach dem Poſt- und Gaſthofe, trotz allem erlittenen Ungemach, in beſter Laune zu Fuß.

In Alcira hatte man uns geſagt, die Poſt würde ſich in Albacete zwei Stunden aufhalten und dann ohne Weiteres nach Madrid gehen. Uns war es nach einer angeſtrengten Fahrt nicht unangenehm, hier in Albacete eine Zeit lang ausruhen zu können,

Mann hielte, der was Rechtes gelernt hat und ich bin nicht leicht zu täuschen. Wenn Sie also Lust haben, dem Fürsten, der bei einer etwas rauhen Außenseite im Grunde ein gutmüthiger alter Herr ist, Ihre Dienste für einige Zeit zu weihen, so werde ich gleich zu ihm hinübergehen und ihn davon in Kenntniß setzen. Er ruht in seinem Lehnstuhle vor einem Tisch mit Zeitungen und Briefen, und da er davon nichts lesen kann, so leidet er schlimmer als der unglückliche Tantalus, traurigen Andenkens."

„Wie kann ich Ihnen meinen Dank besser ausdrücken, gnädige Frau," sagte Arthur Stein, — „als daß ich in Allem zu Ihren Diensten stehe, was Sie gut finden, über mich zu verfügen; machen Sie mich zum Vorleser des Fürsten Potemkin, machen Sie mich zu Ihrem eigenen Vorleser und Secretär, im Falle mir nämlich Fräulein Alma" — wandte er sich verbindlichst an diese — „gestattet, so in ihre Rechte zu greifen, machen Sie mich, wozu Sie wollen, ich habe die feste Ueberzeugung, daß Sie mich dadurch zu einem ganz glücklichen Menschen machen werden."

Frau v. Stranizka hatte durch ihr Kammermädchen den Fürsten fragen lassen, ob er für sie sichtbar sei, und der Fürst ließ sagen, daß es ihm

das größte Vergnügen machen würde, mit ihr zu plaudern.

„So bleiben Sie hier bei Alma und erwarten meine Zurückkunft.“

VI.

Angenehmeres hätte dem Herrn Arthur Stein-Schönfeld nicht leicht etwas begegnen können, als eine kleine Viertelstunde mit Alma allein plaudern zu können; doch als er sich gegen sie wandte, bemerkte er, daß ihr Gesicht nicht mehr von jener angenehmen Heiterkeit bestrahlt wurde, wie noch soeben, ja, daß sie ernst und fast trübe vor sich hinschaute. „Meine gute Tante, die sich nie täuschen läßt,“ sagte sie alsdann in einem eigenthümlichen Tone — „wird gewiß aus vollem Herzen für Sie sprechen; der Fürst wird Sie mit Vergnügen bei sich empfangen, und Alles geht vortrefflich, wenn Sie nur selbst mit Ihren Erfolgen zufrieden sind.“

„Ich bin entzückt über meine Erfolge, so hätte ich sie mir in meinen kühnsten Träumen nicht denken können; halten Sie mich für so undankbar oder für so gefühllos, daß ich es nicht als das größte Glück

betrachten sollte, in Ihrer Nähe weilen zu dürfen? Wer hätte mir das vor wenigen Tagen vorausgesagt, als ich draußen im Parke so zufällig Ihre Einsamkeit störte!"

„So ganz zufällig?"

„Gewiß, — so — ganz — zufällig —," erwiderte er in einem etwas befremdeten Tone, da er bemerkte, wie ein so ganz seltsames Lächeln sich um ihre schönen Lippen zeigte.

„Ganz zufällig? So war es auch wohl damals das erste Mal, daß Sie uns überhaupt sahen?"

„Lassen Sie mich einen Augenblick darüber nachdenken — nein, es war nicht das erste Mal, daß ich Sie überhaupt sah; so glaube ich wenigstens. Wenn mich nicht Alles trügt, so sah ich Sie schon den Tag vorher, als Sie vor dem Hotel du Nord aus dem Wagen stiegen."

Sie schüttelte leicht den Kopf und Schönfeld betrachtete sie mehr und mehr mit Erstaunen, als sie nun in einem entschlossenen, etwas harten Tone sagte: „Gut dann, Herr Arthur Stein, es ist nicht meine Art, die Motive der Handlungsweise mir gänzlich fremder Leute zu ergründen."

„Fräulein Alma!"

„Ich heiße Alma von Stranizka, es ist das der

hochgeehrte Name meines Vaters und meines Oheims.“

„Ah, Fräulein von Stranizka, ich verstehe in der That nicht, —“

„O, ich kann Sie in der That auch nicht verstehen, mein Herr, nur etwas verstehe ich: daß meine Tante, die sich sonst nie täuschen läßt, hier doch getäuscht wurde; ich glaube, es ist meine Pflicht, sie darüber aufzuklären.“

„Aus Barmherzigkeit, Fräulein, ich flehe Sie an, sich deutlicher zu erklären.“

„Sehr deutlich,“ sagte sie in einem kalten Tone — „ich habe keine Ursache, Geheimnisse vor Ihnen und noch weniger mit Ihnen zu haben. — — Sie sahen uns neulich nicht zum ersten Male, weder draußen im Park, noch vor dem Hotel du Nord — — Sie sind derselbe Herr, der uns vor einem Jahre so häufig in den Weg trat.“

„Sie haben ein vortreffliches Gedächtniß, Fräulein Stranizka.“

„Leider nein — wenigstens nicht für Dinge, die mir vollkommen gleichgiltig sind, sonst würde ich Sie schon bei unserer ersten Begegnung hier, trotzdem Sie sich hinter blauen Brillen verbargen, erkannt haben.“

„— —. — So will ich denn nimmer leugnen,

daß ich allerdings dasſelbe gleichgiltige Ding bin, das Ihnen in Baden zuweilen in den Weg trat.“

„Und was ſoll dieſe ganze Comödie?“ fragte ſie in erregtem Tone, — — „doch nein, nein, nein,“ rief ſie haſtig aus, als ſie ſeine leuchtenden Blicke mit einem ſo eigenthümlichen Ausdrucke auf ſich gerichtet ſah, nachdem er langſam ſeine blauen Brillen abgenommen — „ich erlaſſe Ihnen dieſe Antwort — ich will ſie nicht hören — ich will nicht.“

Schönfeld hatte ſich aus der nachläſſigen Haltung, die er als Arthur Stein angenommen hatte, hoch aufgerichtet, und trat mit einem ſo ernſten und feſten Blick auf das junge Mädchen zu, daß dieſe unwillkürlich die Augen niederſchlug und ſich dann raſch von ihm ab gegen das Fenſter wandte, worauf er mit leiſer Stimme ſagte: „Sie haben zu befehlen, ich werde ſchweigen; doch müßte mich Alles trügen, wenn das Herz jener jungen Dame, die mir eben ſo viel Güte und Freundlichkeit bewies, ſich nicht ſelbſt eine Antwort auf das zu geben wüßte, was ſie ſoeben — und bei Gott im Himmel, fälſchlicher Weiſe eine Comödie nannte; — und nun, mein Fräulein,“ fuhr er nach einer ehrerbietigen Verbeugung fort, — „geſtatten Sie mir, daß ich mich dort an die Thüre zurückziehe, bis Ihre Frau Tante zurückkommt,

— wenn Sie dann ſagen wollen, daß ich derſelbe ſei, der Ihnen im vergangenen Sommer in Baden häufig in den Weg trat; der glücklich war, Sie nach ſo langer Zeit endlich wieder vor dem Hotel du Nord zu ſehen; der Ihnen folgte, bis an jenes Gebüſch in dem Park, und dann unendlich ſelig war, dort, hinter blauen Brillen verſteckt, Ihre Bekanntſchaft zu machen, ſo thun Sie es in Gottes Namen, auch werde ich nicht das Geringſte leugnen."

Die junge Dame preßte ihre Lippen feſt aufeinander; ihre ſonſt ſo hellen und freundlichen Blicke ſchienen umdüſtert, und es war augenſcheinlich, daß ſie heftig mit ſich ſelbſt kämpfte, während ſie ſich langſam nach der Thür zurückzog.

„Und wer ſind Sie denn eigentlich?" fragte ſie haſtig nach einer ziemlich langen Pauſe.

„Das Ihnen jetzt noch zu verſchweigen, wäre ſehr Unrecht von mir," gab er nach kurzem Bedenken zur Antwort — „doch wenn ich Ihnen meinen Namen ſage, wenn Sie denſelben Ihrer Frau Tante mittheilen, wenn dieſe, wie ich nicht anders erwarten kann, ebenfalls darüber ſpricht, ſo werde ich, der ich vielleicht thöricht, weil ohne glückliches Reſultat gehandelt, vor der Welt in voller, wohlverdienter Lächerlichkeit daſtehen, — doch ſei's darum, verrathen

Sie mich Ihrer Tante, verrathen Sie mich aller Welt, ich gebe mich widerstandslos in Ihre Hände — hier ist meine Karte, Fräulein v. Stranizka."

„Und wer bürgt mir dafür, daß diese Karte die Ihrige ist?" sagte das junge Mädchen, nachdem sie die Karte in Empfang genommen und einen Blick darauf geworfen.

„Eine recht schlimme Frage," entgegnete er mit einem trüben Lächeln — „die ich aber allerdings verdient habe — wer bürgt denn eigentlich für mich?" — Da kam ihm eine kecke Idee, die er ohne viel Ueberlegung ausführte, indem er fortfuhr: „Vielleicht könnte der Herr Geheimrath selbst mein Recht auf diese Karte beweisen, wenn —"

„So weiß er, daß Sie uns verfolgt, sich bei uns eingedrängt?" fragte sie rasch.

„Gewiß nicht, das schwöre ich Ihnen, er hält mich für ein klein wenig berechtigt, diese blaue Brille tragen zu dürfen — seien Sie gnädig, Fräulein Alma."

Schönfeld hatte gehört, wie sich der Ton von Schritten der Thüre näherte und als nun gleich darauf Frau v. Stranizka wieder in's Zimmer trat, blickte er in unaussprechlich ängstlicher Erwartung nach Alma hin, welche seine Karte spielend zwischen

ihren feinen Fingern hielt, — welche ſich raſch näherte, dann aber ſtehen blieb und die Karte langſam in eine Taſche ihres Kleides gleiten ließ.

Hätte ihm irgend Jemand in dieſem Augenblicke ſeine Beſtallung zum Botſchafter in Wien oder Paris eingehändigt, er würde dadurch nicht ſeliger gemacht worden ſein, als durch das Verſchwinden der kleinen Karte, obgleich dieſes von einem finſtern

Blicke aus Alma's schönen Augen begleitet war, worauf sie rasch in's Nebenzimmer ging.

Selten kommt Glück oder Unglück allein, was auch Herr Arthur Stein-Schönfeld in diesem Augenblicke erfuhr; denn Frau v. Stranizka sagte ihm, der Fürst wolle ihn mit großem Vergnügen bei sich sehen und erwarte ihn augenblicklich, dann setzte sie hinzu: „Wir wollen später den Versuch machen, wie es uns drunten an der allgemeinen Tafel behagt; es ist doch etwas langweilig, allein auf seinem Zimmer zu speisen, bitte Sie also, Herr Stein, so freundlich sein zu wollen und uns später abzuholen, sobald Potemkin Sie entlassen hat."

Ein drittes Glück für Schönfeld, und vielleicht das größte und schönste, wenn — — Alma geschwiegen hatte.

Der geneigte Leser wird uns verzeihen, daß wir ihn nicht zugegen sein lassen bei den Unterhaltungen des russischen Fürsten mit Schönfeld, Unterhaltungen, für Letzteren gewiß außerordentlich wichtig; denn nachdem er während einiger Tage verschiedene Stunden bei ihm zugebracht, theils ihm vorlesend, theils mit ihm plaudernd oder seine Correspondenzen besorgend, machte der Legationsrath einen Besuch bei seinem Chef und wurde von diesem, nachdem er

Bericht erstattet, auf's Allerausgezeichnetste empfangen und zu seinen Erfolgen, sowie auch zu einem recht baldigen Avancement herzlich beglückwünscht. Möge es uns der geneigte Leser verzeihen, daß wir uns mit diesen wenigen Zeilen ein für allemal abfinden über das, was sich zwischen dem Fürsten Potemkin und dem Herrn Arthur Stein begab; Angelegenheiten von wahrscheinlich allergrößter Wichtigkeit für die Betreffenden, aber höchst unbedeutend für den Gang unserer wahrhaftigen Geschichte, welch' letztere für uns in diesem Augenblicke mehr gilt, als alle Kreuz- und Querzüge der gesammten europäischen Diplomatie. Wir wollen nur noch bemerken, daß der Fürst außerordentlich zufrieden war mit den Leistungen seines Vorlesers und Secretärs; allerdings etwas erstaunt, daß derselbe hartnäckig jede Belohnung ausschlug, indem er versicherte, Frau v. Stranizka, seine Gönnerin, habe ihn so mit Wohlthaten überhäuft, daß er sich glücklich schätze, derselben mittelbar diesen kleinen Dienst leisten zu können, so daß der Fürst sich damit begnügen mußte, ihm eine kostbare Malachit-Schale zu versprechen, sowie Hoffnung zu machen auf die Auszeichnung des Stanislausordens vierter Classe.

Nach der heutigen ersten Unterredung mit dem

zumal, da das Gaſthaus — ich glaube, es war das einzige, wenigſtens das beſte im Orte — nicht ungaſtlich ausſah. Es hatte wenigſtens ein paar ordentliche, vergitterte und verglaste Fenſter nach der Straße zu, und als wir den Thorweg hinter uns hatten, kamen wir in einen kleinen, viereckigen Hof, der gewiß im Sommer recht heimlich und angenehm war. An einem ſteinernen Brunnen in der Mitte ſchlang ſich eine dicke Weinrebe empor, die vielleicht zwanzig Fuß hoch vom Boden den Hof mit einem Netze von Zweigen überſpann; rings um dieſen letzteren herum liefen Gallerieen, von denen aus man in die verſchiedenen Zimmer kam. Leider aber war die Rebe gänzlich ohne Blätter, ja die ſtärkeren Aeſte waren zum Theil mit Schnee bedeckt, und ebenſo die Steinplatten des Bodens ganz weiß, — in Spanien gewiß ein untröſtlicher Anblick. Der Speiſeſaal ſchien ebenfalls für den Sommer berechnet zu ſein, denn es war in ihm weder Ofen noch Kamin, und um unſere erſtarrten Füße wieder einigermaßen zu erwärmen, ließen wir uns einen großen Braſſero unter den Tiſch ſchieben.

Unſer Diner war recht ordentlich, nur verbitterte uns die Kellnerin das Deſſert durch die Nachricht, daß wir wahrſcheinlich nicht ſo bald von hier wegkommen würden. Die Wege von hier nach Ocanna und Madrid ſeien fürchterlich, ſagte ſie, der Boden uneben und ſogar gefroren, was die Verſpätung aller Poſten nach ſich zöge. Wir müßten hier auf die Kutſche von Madrid warten, welche nach Murcia weiter ginge und ebenfalls auf die von Murcia, welche hier durchkomme, um uns mit nach der ſpaniſchen Hauptſtadt zu nehmen. Das waren unerfreuliche Nachrichten und zu gleicher Zeit erfuhren wir noch, daß wir unſere guten Plätze vielleicht verlieren würden, indem wir den Paſſagieren aus Murcia nachſtehen müßten. Der Wagen aus dieſer Stadt, meinte die ungemein redſelige Spanierin, ſollte eigentlich um vier Uhr eintreffen, würde aber nicht vor Mitternacht da ſein. „Carramba!“ ſetzte ſie hinzu, wobei ſie die Arme in die Seite ſtemmte, „das

Fürſten hatte Schönfeld ſein Zimmer mit einem wahrhaft glücklichen Gefühle betreten, und wenn ſich in dieſes Gefühl auch zuweilen wie ein tiefer Schatten der Gedanke miſchte, er werde vielleicht an der Thür der Frau v. Stranizka mit den Worten abgefertigt werden, man danke für die Begleitung des Herrn Baron von Schönfeld, ſo konnte es ja auch anders kommen; jedenfalls aber hatte er die angenehme Aufregung, wie vor einer Lotterie zu ſtehen, um eine vielleicht überaus glückliche Nummer zu ziehen. Daß er ſich zur Mittagstafel mit einer ganz beſonderen Sorgfalt anzog, werden wir begreiflich finden, trotz der Dunkelheit des Speiſeſaals und weil Frau von Stranizka ſehr dunkle Brillen trug.

Er war doch ein klein wenig aufgeregt, als er nun die Treppen hinabſtieg, um an die betreffende Thür des erſten Stockes anzuklopfen; das „Herein“ klang nicht außergewöhnlich, und als er ſich nach einem tiefen Athemzuge den beiden Damen vorſtellte und von der würdigen Tante mit den Worten empfangen wurde: „Wir ſind bereit, Herr Stein,“ da konnte er ſich in der Freude ſeines Herzens nicht enthalten, ſeine Rechte auf eben dies Herz zu legen und einen dankbaren Blick nach Fräulein Alma hinüber zu ſenden.

Unten angekommen, fand man die ganze Gesellschaft schon im Conversationszimmer bei einander und Arthur Stein näherte sich dem Herrn v. Knickenbrock, nannte ihm seinen Namen, stellte ihn hierauf den beiden Damen, mit denen er gekommen war, vor und bat um seine Protection, mit der übrigen Gesellschaft bekannt gemacht zu werden. Schönfeld, der sich in gewisser Richtung vor Alma keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, that dies alles mit den feinsten Manieren eines vollendeten Weltmannes, und da er mit den Verhältnissen fast eines Jeden der Tafelrunde bekannt war, so wurde es ihm ein Leichtes, diese seine Kenntnisse mit in die Unterhaltung zu verflechten und diese dadurch auch für Frau v. Stranizka und ihre Nichte sehr zu erleichtern. Was die Letztere anbelangte, so hatte ihre liebliche Erscheinung rasch die Herzen fast aller anwesenden Herren gewonnen und man sah Manchen verstohlen die blaue Brille aufheben, um diese herrliche Erscheinung mit dem gesunden Auge besser betrachten zu können. Ja selbst auf die meisten der Damen hatte Alma einen sehr guten Eindruck gemacht, mit alleiniger Ausnahme zweier sich, wie schon früher angedeutet, stets schroff einander gegenüberstehenden Parteien, die der pommer'schen Gutsbesitzerin und Tochter, sowie die

der Alles überwachenden Sittlichkeitsbehörde, beſtehend aus der Stiftsdame und der Bürgermeiſterin, welch' Letztere nach einem trockenen Huſten und einem nicht zu verkennenden Blick auf die jungen und alten

Herren, welche ſich um Alma drängten, leiſe ſagte: „Die mit dem polniſchen Namen wird das Aufpaſſen gebrauchen können,“ während die pommer'ſche Gutsbeſitzerin diesmal in ſeltener Uebereinſtimmung ihrer Tochter zuflüſterte: „Nimm Dich vor der Polin in Acht, ich ſage Dir, Knickenbrock verſchlingt ſie faſt mit ſeinem Blicke.“

Dann ging man zu Tiſche, ſtill und feierlich, wie zu einem Opferfeſte, in zwei Parteien, reihenweiſe hintereinander, angeführt von ernſt blickenden Prieſterinnen, dort die mild und ſüß lächelnde Stiftsdame, hier die ſtreng, faſt düſter blickende pommerſche Gänſebruſt — der bleiche Mond und die blutige Sonne und dazwiſchen die reizende Alma, als liebliche Morgenröthe, ähnlich einem Opferlamme, um das ſich die düſteren Prieſterinnen ſtreiten werden.

Und der Streit begann auch ſchon bei der milden Graupenſuppe in einzelnen Andeutungen aufzuflackern, wo die Gutsbeſitzerin im Allgemeinen von dem unruhigen Volke der Polen ſprach, die ſich einmal mit der Regierung wieder faſt in den Haaren lägen, und wo die Stiftsdame das allbekannte Thema behandelte, es ſei nicht Alles Gold, was glänze, und ſie habe ſchon die traurigſten Erfahrungen gemacht, indem ſie ihr gefühlvolles Herz ſolchen Böſen er-

ſchloſſen, die ſie unter der Maske der Tugend und Sittſamkeit auf's Unwürdigſte betrogen.

Auf Herrn Schwender, den jungen Dichter aus Breslau, hatte die Erſcheinung des ſchönen Mädchens gleichfalls einen großen Eindruck gemacht, und als zum Deſſert die unvermeidlichen gekochten Pflaumen wieder erſchienen, konnte er ſich nicht enthalten, die ſchöne Fremde, die ihm gegenüber ſaß, mit einigen extemporirten Verſen willkommen zu heißen wobei er ſich mit poetiſcher Freiheit erlaubte, zu ſagen, daß durch ihren Anblick ſeine Heilung um ein Bedeutendes vorwärts geſchritten ſei, denn die ſtrahlende Lyra, die er bisher im Auge erblickt, fühle er jetzt in ſeinem Herzen, ihn anſpornend zu dieſen wenigen tief gefühlten und gewiß nicht ganz unpaſſenden Verſen.

Letzteres fand aber der Baron Knickenbrock durchaus nicht und ſprach darüber, allerdings leiſe, mit ſeiner Nachbarin, hätte aber beſſer verſchwiegen, daß er die ſchöne junge Dame für viel zu geiſtreich und geſcheidt halte, um Spaß an ſolchen läppiſchen Reimereien zu haben; denn die Gutsbeſitzerin ſagte hierauf in einem ſtrengen Tone zu ihrer Tochter, eben der Nachbarin des Barons: „Herr Schwender hat, wie mich däucht, durchaus keine Verpflichtun-

gen, die ihn zwängen, junge oder alte Damen nicht mit guten oder ſchlechten Verſen zu langweilen; aber andere Leute haben Verpflichtungen, auf ſo etwas nicht zu achten, ſonſt könnte es ihnen paſſiren, daß ſie neben Müller und Schulze noch andere, weit unangenehmere Dinge zu ſehen bekämen."

Wahrhaft beruhigend wirkte es hierauf, als nun das Geſprächsthema ein mehr gemeinſchaftliches wurde, indem es ſich auf ſchöne Operationen im Allgemeinen, und ganz beſonders ſchwierige Fälle im Speciellen verbreitete und ſich dabei alle Differenzen der Converſation heiter und gemüthlich aufzulöſen ſchienen.

Frau von Stranizka und ihre Nichte hatten ſich während dieſes erſten gemeinſchaftlichen Diners desſelben peinlichen Eindrucks nicht erwehren können, den geſtern Schönfeld gehabt und der wohl Alle überwältigt, die hier, in einer völlig fremden Geſellſchaft in mehr als Halbdunkel ihr ſehr beſcheidenes, aber äußerſt geſundes und auch nahrhaftes Mittageſſen einnahmen. Am heutigen Tage, wo der glänzende Schein einer ſtrahlenden Frühlingsſonne das Haus vergoldete und trotz der dichten Vorhänge ſich durch allerdings gedämpfte, leuchtende Blitze ſichtbar machte; wo der Contraſt zwiſchen dem heiteren Tage draußen

und dem trüben Speisezimmer besonders für gesunde Augen so empfindlich, ja niederdrückend war, daß Alma tief aufathmete, als man nun endlich von dem Tische aufstand, wogegen Schönfeld die Tafel noch gerne um eine gute Zeit verlängert hätte. Hatte er doch das Glück, neben dem reizenden Mädchen zu sitzen und bei der Enge des Zimmers recht nah' an ihrer Seite; hatte er sich doch unterstanden, in einigen leichten, nur ihr verständlichen Anspielungen seinen innigen Dank zu sagen für die Bewahrung seines Geheimnisses; ja, hatte er doch bei der Dunkelheit des Zimmers und dem Recht, das ihm seine blaue Brille verliehen, es ein paar Mal gewagt, ihren Arm zu streifen, ja ganz zufällig ihre kleine Hand zu berühren, und war er doch durch alles dieses in eine so vortreffliche Laune versetzt worden, daß er auf wahrhaft liebenswürdige und geistreiche Art die Unterhaltung belebte, so zwar, daß ihm Frau von Stranizka, als er sie in's Conversationszimmer führte, leise gestand, daß sie sich ohne seine angenehme Gesellschaft doch ein wenig unbehaglich hier unten gefühlt hätte.

Das Conversationszimmer war indessen schon ein viel behaglicherer und freundlicherer Raum, als das Speisezimmer; hier herrschte schon mehr das freundliche Tageslicht und mit vollem Rechte, denn,

wem es zu hell war, konnte und mußte ſich nach dem Mittageſſen auf ſein Zimmer zurückziehen, was denn auch manche augenblicklich thaten. Auch die pommer'ſche Gutsbeſitzerin würde ſich mit ihrer Tochter zurückgezogen haben, wenn nicht dieſer lächerliche Baron von Knickenbrock es für nöthig gefunden hätte, ſich mit Frau von Stranizka zu unterhalten, höchſt angenehm für Schönfeld, der mit Alma auf und abging, um dann der Einladung des jungen Poeten mit der Lyra im Auge Folge zu leiſten, der um das Vergnügen bat, den geſchätzten Fremden den kleinen Hausgarten zeigen zu dürfen, wobei er nicht ohne Schadenfreude hinzuſetzte, daß die Erlaubniß, den Garten zu beſuchen, nur wenigen und ſehr leicht Kranken gegeben ſei.

Das, was Herr Schwender mit ausſchweifender Phantaſie einen Garten nannte, war indeſſen nur ein kleiner Raum von vielleicht zwanzig Schritten im Quadrat mit einem winzigen Raſenſtreifen rings umher, auf dem ſich einige Pflanzen in Kübeln befanden. Und doch athmete Alma mit einem glückſeligen Gefühle tief auf, als ſie die wenigen grünen Blätter erblickte, ſowie hoch über ſich den klaren blauen Himmel. War es ihr doch zu Muthe, als laſſe ſie ein düſteres Gefängniß hinter ſich, in welchem

ſie nicht nur einen Tag geweſen, ſondern ſchon lange, lange Jahre. Vielleicht mochte dies glückliche Gefühl daran Schuld ſein, daß ſie jetzt zum erſten Male, ſeit ſie erfahren, wer Herr Arthur Stein eigentlich war, demſelben einen kurzen, freundlichen Blick ſchenkte, ſo daß er es wagte, ihr leiſe zu ſagen: „Ach, mein Fräulein, welch' ſeliges Gefühl muß uns an dem Tage beherrſchen, wo wir glücklich und zufrieden dieſes Haus wieder verlaſſen! Glücklich und zufrieden, weil um eine Furcht ärmer oder um eine Hoffnung reicher, und wer ſchwebte hier gerade nicht zwiſchen Furcht und Hoffnung!"

„Doch Sie wohl nicht, Herr Arthur Stein," entgegnete ſie in einem recht kalten Tone — „Sie, der, obgleich hinter blauen Brillen, doch ohne jede Furcht und Hoffnung hieher kamen."

„Das Letzte wäre ſchrecklich," ſprach er ganz leiſe, um von dem gefälligen Herrn Schwender nicht gehört zu werden, der nun wieder zu ihnen trat, nachdem er auf die Frage Alma's hin, den Garten bereitwillig mit ſeinen Schritten gemeſſen.

„Zwanzig Schritte lang und zehn breit, und doch eine große Reſſource für uns," meinte der Dichter mit der Lyra im Auge — „es geht dieſem Raume, wie dem Garten eines gewiſſen Mannes von ähn-

lichen Dimenſionen, worauf er trotzdem ſehr ſtolz war, ihn einem Freunde zeigte und ihn um ſeine Meinung fragte, worauf jener erwiderte: „Der Raum

kann euch doch am Ende ganz einerlei ſein; hier in Albacete iſt man ſehr gut aufgehoben; wir haben vortreffliche Zimmer und ſehr gute Betten."

Da es nun nicht in unſerer Macht lag, die Fahrt des Murcianer Eilwagens zu beſchleunigen, ſo ergaben wir uns in unſer Schickſal, tranken nach Tiſch Jeder eine doppelte Portion heißer Chocolade, und da wir alle müde und ſchläfrig waren, auch es nicht möglich ſchien, ein hell loderndes Kaminfeuer zu unterhalten, ſo beſchloſſen wir, dem Rathe der Kellnerin zu folgen und ließen uns die vortrefflichen Zimmer mit den ſehr guten Betten zeigen. Die erſteren hatten keine Glasfenſter, ſondern nur hölzerne Fenſterläden; die letzteren beſtanden aus ſchwankenden Schragen, die beim Aufſteigen bedenklich krachten und waren mit einer ſehr dünnen Wollenmatratze bedeckt. Dazu war der kalte Steinboden auch gerade nicht angenehm, weßhalb wir uns beeilten, unter unſere dicke, wärmende Manta zu kriechen, welche wir in Valencia gekauft. Der Maler und ich hatten ein gemeinſchaftliches Zimmer, wir rauchten im Bette noch eine gute Puros (die Benennung der echten Havannah-Cigarren im Gegenſatze zu den Papier-Cigarren) und verſuchten es dann zu ſchlafen, was meinem Freunde alsbald gelang; mir dagegen war es eigentlich noch zu früh — es mochte ſechs Uhr Abends ſein —, und ich dachte an unſere vergangene Tour, an den morgenden Tag', an Madrid, an die Heimath. Neben meinem Bette befand ſich einer der oben erwähnten Fenſterläden, der mir nicht feſt geſchloſſen zu ſein ſchien; ich verſuchte es, ihn zuzumachen, doch verſagte das ſchlechte Schloß den Dienſt, und er öffnete ſich ganz, wodurch ſich mir über die Gallerie hinweg eine Ausſicht auf den Hof mit der ſchneebedeckten Weinrebe bot. Der Mond mußte am Himmel ſein, denn der kleine Hof war ziemlich hell beleuchtet. Da die Nachtluft kalt hereindrang, ſo wollte ich meinen Laden wieder ſchließen, als ich von einem der Zimmer im Erdgeſchoß die Töne eines Klaviers hörte, der Guitarre Accorde und das leiſe Knattern von Caſtagnetten, — etwas

iſt allerdings etwas klein, aber er hat eine ſchöne Höhe.“

In dieſem Gärtchen ging mit großer Heiterkeit eine Gans ſpazieren, ebenfalls ein Curgaſt; denn man hatte an ihr Operationen probirt, und dieſe Gans dadurch das Recht erworben, mit den Anderen hier ſpazieren gehen zu dürfen, doch hatte dieſes Factum die Stiftsdame vermocht den Gartenraum nie mehr zu betreten.

Wir wollen von Alma nicht behaupten, daß es ihr leicht geworden, die Karte des Barons Schönfeld gänzlich

verſchwinden zu laſſen und der Tante gegenüber an Arthur Stein nicht zum Verräther zu werden. „Unſer Aufenthalt hier," hatte ſie leicht achſelzuckend zu ſich ſelber geſagt — „wird, wie wir nach dem Ausſpruch des Geheimraths hoffen dürfen, nicht zu lange dauern, und wenn wir dann wieder im Wagen ſitzen, wird es die Tante köſtlich unterhalten, wenn ich ihr die ganze Geſchichte und die Bemühungen des Herrn Barons erzähle. Thäte ich das jetzt, ſo würde es ſie beunruhigen, und entweder, ſie brächte alle Verbindung mit Herrn Arthur Stein ab, oder ſie würde ſich durch ſeine Gegenwart beengt und jedesmal unangenehm berührt fühlen."

„Was nun mich anbelangt," fuhr ſie in ihrem Selbſtgeſpräche nach einer ziemlich langen, gedankenvollen Pauſe fort, — „ſo iſt mir dieſe ganze Perſönlichkeit ſo gleichgiltig, daß ich keine Wichtigkeit darauf zu legen brauche, um ihn der Tante gegenüber zu entlarven — — und man kann auch nicht ſagen, daß ich ein Geheimniß mit ihm theile — ich bin nur zu großmüthig, um hier gerecht zu ſein, und lege mir ſelbſt eine widerwärtige Laſt auf, indem ich ihn ſchone — ja, widerwärtig iſt der richtige Ausdruck und es thut mir nur leid, daß ich dieſem Arthur Stein mit einem ſo herzlichen Mitleid entgegentrat —

wäre er das geblieben, ſo würde ich mich auch fortan für ihn auf's Freundlichſte intereſſirt haben; denn als Arthur Stein war dieſer Herr v. Schönfeld eine Perſönlichkeit, für die man einiges Intereſſe haben konnte, während er mir nach ſeiner Verwandlung in ſeinen Reden wie einer jener bunten Schmetterlinge vorkommt, deren unſteter Flug unſeren Augen nicht wohl thut, dem wir aber trotzdem gerne mit unſeren Blicken folgen, — alles, was er ſagt, iſt durchdacht geſcheidt, ja, zuweilen geiſtreich, und Alles das ärgert mich an ihm, beſonders daß er ſo oft, ſelbſt im Beiſein der Tante, die Maske des armen, beſcheidenen Juriſten fallen läßt, um nicht nur auf amuſante, ſondern auch auf höchſt belehrende Art die Unterhaltung zu leiten, — ja recht unterhaltende Stunden, wofür ich ihm ſehr dankbar wäre, wenn er mich nicht betrogen hätte und mir ſo alles Vertrauen genommen."

So dachte und ſprach Alma ſchon ein paar Tage nach ihrem Zuſammenleben in den engen Räumen der Klinik, aber mit wechſelndem Nachſatz; denn, wenn ſie anfänglich hierauf das Benehmen des Herrn v. Schönfeld unendlich lächerlich fand, dann ihn vollkommen gleichgiltig, endlich widerwärtig und abſtoßend, ſo mußte ſie ſich ſchon nach acht

Tagen mit einem bitteren, ja ſchmerzlichen Gefühle geſtehen, daß es ein Verbrechen von ihm ſei, ſo die Argloſigkeit einer guten alten Dame zu mißbrauchen, daß ſie aber an dieſem Verbrechen leider mit die Schuld trage, und daß ihr das Zuſammenleben mit Herrn v. Schönfeld anfange unerträglich zu werden.

Wie hatte er ſich auch in dieſen wenigen Tagen verändert, nachdem er allerdings anfangs ſo lächerlich geweſen war, ihr in Blicken, ja Worten ſagen zu wollen, daß nur ein inniges Intereſſe für ſie ihn zu der romanhaften Idee veranlaßt hatte, ſich in dieſe Räume einſchließen zu laſſen. Begreiflicherweiſe hatte ſie ihm darauf mit Würde und Hoheit geantwortet und er ſich — Gott ſei Dank — total geändert; — ja, glücklicher Weiſe, denn ſonſt würde ſie doch in den Fall gekommen ſein, an ihm zur Verrätherin zu werden — und wie Recht hatte ſie gehabt, ihn mit einem recht hohen Blicke von ſich abzuweiſen. O, gewiß, vollkommen Recht; denn wer ſich, wie er, mit ſo gutem Humor, ſo ohne jeden Ausdruck eines ſchmerzlichen Gefühls in eine ſolche Abweiſung fand, der — verdiente es nicht anders.

Ja, Herr von Schönfeld handelte ſehr undankbar gegen — ihre gute Tante, die ihn mitleidsvoll ſo

gütig behandelte, die ihm Opfer hatte bringen wollen, die er nun allerdings nicht vernachläſſigte, das konnte man gerade nicht ſagen, die er aber in eine gleiche Linie zu ſtellen ſchien mit den anderen Damen des Hauſes, worunter doch gewiß manche waren, die eine gewandte, geiſtreiche Unterhaltung ſicher nicht zu würdigen verſtanden; ſo dieſe alte lächerliche Stiftsdame mit ihrem jugendlich blonden Lockenkopfe. Hatte er ſich nicht nach und nach bei Tiſche einen Platz an deren Seite erobert; hatte er ſie nicht ſchon häufig auf Spaziergängen begleitet, ja mit ihr und dieſer rohen Bürgermeiſterin nicht nur den Park beſucht, ſondern ſogar jene Stelle, wo er die Tante und ſie ſelbſt zum erſten Male geſehen; — nahm er nicht für alles das im Hauſe Partei, was ihr lächerlich, ja unangenehm erſchien, ſo unter Anderem für dieſen Baron Knickenbrock mit Müller und Schulze in den Augen, den er als einen recht angenehmen Geſellſchafter empfahl, den er bei der Frau von Stranizka eingeführt hatte und den er übermäßig lobte, ſo oft ſich eine Gelegenheit dazu bot, ſelbſt wenn er dieſe Gelegenheit hätte mit Gewalt vom Zaune brechen müſſen.

Oder ſollte die Tante wirklich Recht haben, als ſie lachend ſagte: „Unſer Arthur Stein“ — ſo

nannte ſie ihn häufig, was bei Alma jedesmal einen recht unangenehmen Eindruck hervorbrachte, — „iſt ein geſcheidter und recht ſtrebſamer junger Mann, und ich möchte ihm ſchon wünſchen, daß er eine ſo gute Partie machte, wie für ihn die Tochter dieſer pommer'ſchen Dame wäre," — alles das war doch lächerlich im höchſten Grade.

Wenn wir ſagen, daß Alma häufig dergleichen Betrachtungen zu halten pflegte, ſo müſſen wir hinzufügen, daß die halbdunkeln Zimmer der Klinik für Betrachtungen ernſterer Art ſehr geeignet waren, beſonders als nach den erſten Tagen ihrer Ankunft Frau von Stranizka als Vorbereitung zu einer ganz leichten Operation in einem ſehr verdunkelten Zimmer bleiben mußte, wo ihr Alma die meiſte Zeit Geſellſchaft leiſtete und dabei die ſchönſte Gelegenheit hatte, ſich zuweilen in recht trübe Gedanken zu verſenken, wobei es ihr dann die größte Luſt gewährte, zuweilen durch einen ganz kleinen Spalt des dichten Vorhanges auf Augenblicke an den glänzenden blauen Himmel empor zu ſehen, ja, zuweilen ſo lange, bis ſich ihre Augen mit Thränen füllten, was aber äußerſt raſch zu geſchehen pflegte, — vielleicht durch das ſcharfe Licht, vielleicht auch durch ihre Sehnſucht, dieſes Haus mit Allem, was darin war, natürlich

ihre gute Tante ausgenommen, recht bald verlaſſen zu dürfen, um dann ſo wenig als möglich dahin zurück zu denken.

Frau von Stranizka, die während einiger Tage das Zimmer nicht verlaſſen ſollte, wünſchte zu Alma's Unterhaltung und Aufheiterung, daß dieſe wenigſtens an der allgemeinen Mittagstafel Theil nahm, und erſuchte Herrn Arthur Stein, ihre Nichte dorthin zu begleiten, wogegen dieſe nichts einwenden konnte, es aber ein für allemal auf's Beſtimmteſte ablehnte, in Begleitung des jungen beſcheidenen Mannes irgend wohin einen kleinen Spaziergang zu machen; wie hätte ſie ihn auch ſo beläſtigen mögen! Hatte er es in dieſen vier Tagen noch nicht einmal der Mühe werth gehalten, ſich ihr zu einem ſolchen Spaziergang anzubieten.

Und darin hatte Alma vollkommen Recht. Herr Arthur Stein-Schönfeld benahm ſich ſehr unklug, wenn er ſich vielleicht nicht ſehr klug benahm. Es war etwas Wahres daran, daß er den Baron Knickenbrock häufig in die Nähe des jungen Mädchens zu bringen wußte, daß er nicht nur mit der Stiftsdame und der Bürgermeiſterin auf einem recht guten Fuße ſtand, ja, eine Fuſion angebahnt hatte zwiſchen dieſen beiden Damen mit der pommer'ſchen Gutsbeſitzerin

und Tochter, ja, daß er der Letzteren mit großer Freundlichkeit entgegen kam und ſich mit liebenswürdiger Geduld von dem Landgute der Mutter erzählen ließ, von ihren Pferden, Kühen und Schweinchen.

Was aber die eben erwähnte Fuſion anbelangt, ſo entſprang dieſe nicht aus dem edlen Gefühle der Verſöhnlichkeit, ſondern es war vielmehr der undankbare Knickenbrock daran ſchuld, der ſich allerdings um die reizende Alma viel mehr bekümmerte, als gerade nothwendig war, und zuweilen eine wahre Verſchwendung trieb mit ſtillen Seufzern und ſüßen Augen, Symptome, welche die ſtrenge Gutsbeſitzerin mit großer Entrüſtung theils ſelbſt ſah, und auf welche ſie gelegentlich aufmerkſam zu machen, der wahre Grund war, warum eine Annäherung der Stiftsdame ſowie der Bürgermeiſterin ſtattgefunden, welche Annäherung endlich in ein förmliches Complot überging, um den wankelmüthigen Baron zu ſeiner Pflicht zurückzuführen.

Ja, er hatte Pflichten gegen die Tochter der Gutsbeſitzerin, da er ſich bis zur Ankunft der ſchönen Alma das Recht herausgenommen hatte, ſie gegenüber den anderen Herren durch ſein Betragen vollſtändig zu iſoliren, und weil er ſo weit gegangen war, eines

Tages vor der Mutter zu ſagen, daß ihm die ſchroffen Berge ſeiner weſtphäliſchen Heimat nicht mehr ſo recht ſympathiſch erſchienen und daß er ſich glücklich ſchätzen würde, in der ſtärkenden Seeluft der ſanften pommer'ſchen Ebenen zu leben und zu weben, — eine poetiſche Aeußerung, welche, an dieſer Stelle gethan, auf ein liebevolles Herz ſchließen ließ.

Und nun ſollte man es ruhig anſehen, daß eine plötzlich hereingewehte Fremde — eine Stranizka, ſo eine ränkevolle Polin kam, ſah und ſiegte — nimmermehr, das gelobten ſich Mutter und Tochter, ſowie auch die Stiftsdame und ihre Freundin, die Bürgermeiſterin; und Johanna, die große Krankenwärterin, wurde von den Damen auf die unbefangenſte Art von der Welt geſprächsweiſe in Kenntniß geſetzt von der außerordentlichen Reizbarkeit des armen Barons und ſo, ohne es zu wollen, mit in die Verſchwörung hineingezogen.

Sein eigenthümliches Augenleiden war indeſſen, wie er den erſten Aſſiſtenzarzt bei den täglichen Viſiten verſicherte, in ſteter Abnahme begriffen; Müller und Schulze, die ſich in Form jener oft ſonderbar verzerrten Linien, die man Sehmücken nennt, zu einer verzweiflungsvollen Klarheit auf

ſpaniſches Leben, dachte ich mir. Wie hätte ich da ruhig ſchlafen können! Ich lauſchte, — ja es war eine wohlklingende Mädchenſtimme, welche gleich darauf ſang:

Qué calla, y cómo cruje
Ji baila jota ó fandango!
Y qué brio en cada empujo!
Y qué gloria de remango
Alza, ola!
Vale un mundo mi manola.

Es war das zum erſtenmale, daß ich einen ſchönen, echt ſpaniſchen Geſang vernahm, denn das Tremuliren, faſt Jodeln der Zagals oder Delanteros, das ich ſchon öfter gehört, hat wohl etwas Eigenthümliches, aber nichts Angenehmes für das Ohr. Ich beugte mich zu meinem Fenſter hinaus, um den Ort zu erkennen, woher der Geſang kam, und ſah drunten eine Thür ſich öffnen, aus welcher heller Lichter- oder Feuerglanz, ſowie Muſik und Geſang herausdrang. Als ich noch ſo zuhörte, ſchlurften Tritte auf dem Gange, Jemand trat an die Brüſtung der Gallerie und ſchaute ebenfalls auf den Hof hinab. Es war Herr H., welcher ſein Bett noch nicht aufgeſucht hatte; ich rief ihn an, und als er an mein Fenſter trat, ſagte er: „Es iſt eigentlich gut, daß Sie noch nicht ſchlafen; ich ſprach ſo eben unſern Mayoral, welcher mir verſicherte, der Eilwagen aus Murcia werde keinenfalls vor morgen früh acht, neun oder zehn Uhr kommen; da drunten ſcheint mir eine luſtige Geſellſchaft zu ſein, auch ein gutes Kaminfeuer; ich hätte wohl Luſt, mich noch ein wenig zu erwärmen.“ Natürlich war ich gleich dazu bereit, rief auch meinem Schlafkameraden zu, der übrigens ſein Bett mit einigem Widerſtreben verließ, denn er behauptete, er habe ſich prächtig erwärmt und ſchon ein ordentliches Stück geſchlafen. Unſer kleiner Baumeiſter war ebenfalls bald auf den Beinen, und ſo zogen wir denn den Tönen des Klaviers und der Guitarre nach; der Geſang war unterdeſſen verſtummt.

Richtig! neben dem Speiſezimmer fanden wir eine recht

der Hornhaut ſeines Auges ausgebildet hatten, fingen langſam und ſtetig an zu verſchwinden, und während Schulze mehr und mehr in die Breite ging, löſte ſich Müller in einen langen Faden auf und ſchien in Kurzem gänzlich verſchwinden zu wollen, Alles in Folge häufig angewandter dunkler Zelle und des vortrefflichen künſtlichen Blutegels, eine ſegensreiche Erfindung, welche ganz genau, ja für gewiſſe Zwecke beſſer den Dienſt jener angenehmen Thierchen zu verſehen pflegt, da man bei Anwendung derſelben nicht mit dem oft ſehr hartnäckigen Eigenſinn der wirklichen Blutegel zu kämpfen hat.

Doch hatte in der allerjüngſten Zeit dieſe Heilung wieder einen bedenklichen Stillſtand erlitten, ja, einen

Rückschritt, indem der Baron Knickenbrock selbst versicherte, daß der Faden, welcher ehemals Schulze gewesen war, zuweilen Miene mache, die menschliche Gestalt jenes ausgezeichneten Mannes wieder anzunehmen. — Kein Wunder, hatte die große Johanna dem Assistenzarzt gesagt, da der Kranke es gerade so triebe, als sei er niemals augenleidend gewesen, das ist bei ihm in letzter Zeit den ganzen Tag eine Unruhe und Geschäftigkeit, welche über alle Beschreibung geht, ja sogar Zeitungen lesen und Briefe schreiben, und alle vernünftigen Vorstellungen helfen nichts; ich möchte wirklich bitten, mich darin zu unterstützen und den Herrn Baron zu vernünftigerer Lebensweise zu veranlassen, denn sonst haben wir nächstens nicht nur Müller und Schulze wieder vollständig da, sondern den ganzen Kladderadatsch.

Der Assistenzarzt gab begreiflicherweise der Krankenwärterin darauf so gut wie gar keine Antwort, sondern begnügte sich mit dem in der Welt schon sehr häufig gebrauchten Ausdruck: „Nun, wir werden sehen.“ Das that er denn auch und da ihm der gute Baron Knickenbrock in der That sehr aufgeregt vorkam, sich auch in einem seiner Augen eine etwas verdächtige Röthe zeigte, und als er selbst gestand, daß der fadenscheinige Schulze wieder einige

Consistenz gewonnen habe, so verordnete er ihm ein paar dunkle Tage, sowie einen künstlichen Blutegel.

„Glücklicherweise hat das Johanna nicht gehört," dachte der Kranke, denn er kannte die oft so blutdürstigen Neigungen dieser an sich so vortrefflichen Dame und ihre Bereitwilligkeit, allen dergleichen gesprochenen Urtheilen sogleich die blutige Execution folgen zu lassen, und das wäre ihm am heutigen Abend ganz entsetzlich gewesen. Hatte ihn doch Frau v. Stranizka zu einer Tasse Thee bitten lassen, wo er den Fürsten Potemkin finden sollte, allerdings auch Herrn Arthur Stein, der ihm nicht ganz sympathisch war, und dann die himmlische, unvergleichliche Alma.

Ja, es war ein großes Glück, daß die strenge, unerbittliche Johanna von den Verordnungen des Arztes nichts wußte; morgen, übermorgen wollte er sie ihr mittheilen, je nachdem die heutige kleine Gesellschaft ein Resultat herbeigeführt, und er hoffte auch irgend ein Resultat, sei es wenigstens ein viel versprechender Blick, oder gar ein freundliches Wort, das sich deuten ließ, jedenfalls aber beim Kommen und Gehen ein leiser Druck seiner Hand, wenn Alma ihm ihre kleine niedliche Rechte reichte, und nach diesem Drucke vielleicht eine ganz kleine Erwiderung. War sie doch gestern und vorgestern auffallend

freundlich gegen ihn gewesen — Herr Arthur Stein spielte gerade eine Partie Cribbage mit den Damen — und hatte ihm, wie es schien, aufmerksam zugehört, als er von den lieblichen, schroffen Bergen seiner Heimat erzählte. Ja, Alma hatte ihm gesagt, es würde sie recht freuen, dies merkwürdige Land einmal zu sehen; also nach allem dem muthig gewagt! Daß Frau v. Stranizka was Rechtes war, wußte er ganz genau. War sie doch im häufigsten Umgange mit dem Fürsten Potemkin; besuchte sie doch selbst der Geheimrath trotz seiner kärglich zugemessenen Zeit zuweilen auf eine ganze volle Viertelstunde, was unerhört war; sah man doch in ihrem Zimmer Karten der vornehmsten Personen liegen, und war nicht der reiche Banquier Coursini-Agioli aus einer noblen italienischen Familie und einer der reichsten Männer der Residenz schon zweimal da gewesen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen! Ja, die schöne Alma war in jeder Hinsicht eine unschätzbare Perle, ein Goldfisch, und nach dem richtigen Grundsatze vornehmer armer Edelleute de fumer ces terres war auch dann eine Verbindung mit ihr nicht gering anzuschlagen, wenn selbst die Familie Stranizka als vielleicht von polnischem Adel nicht viel zu bedeuten hatte. Konnte doch der Baron Knickenbrock

mit wenigſtens drei Dutzend Ahnen mütterlicher und väterlicher Seite aufwarten, und wenn er allerdings mit einiger Lebensgefahr auf den morſchen Schloßthurm von Knickenbrock kletterte, ſo gehörte ein guter Tubus dazu, um ringsumher die Ländereien überſehen zu können, welche dieſe reiche Familie einſtens beſeſſen.

Auch war der letzte Repräſentant derſelben ein hübſcher Mann in den beſten Jahren und erſchien beſonders vortheilhaft hinter den blauen Brillen, da dieſe ſo freundlich waren, den nicht ſehr geiſtreichen Ausdruck ſeines matten Auges zu verdecken.

Bei der Abendtafel nippte er nur kärglich herum an den Butterbemmchen und dem Pflaumen-Compot, trank aber maſſenhaft kaltes Waſſer gegen eine Erhitzung ſeines Kopfes, worüber er klagte, und in Folge welcher er ſich frühzeitig zu Bette legen wollte.

Armer Baron Knickenbrock! — er ſah es nicht, wie ſich bei dieſer allerdings heuchleriſchen Aeußerung vier Paar Augen bedeutungsvoll zublinzelten, und er wußte es nicht, daß man die gründlichſte Kenntniß hatte von dem Thee bei Frau von Stranizka, von den Namen der Eingeladenen, ja von den verſchiedenen Sorten Backwerks, das ſervirt werden ſollte. Man ließ ihn harmlos dahin ziehen, man wünſchte ihm

eine gute Nacht und einen gesunden Schlaf; selbst Johanna sagte ebenso, nachdem sie ihm sein Licht angezündet, worauf er alsdann eilfertig davon ging, sich in eine gewählte Toilette zu werfen, um nach Beendigung derselben in den ersten Stock hinabzusteigen.

Fast hatte er schon die Thüre der Frau v. Stranizka erreicht, als er hinter sich rufen hörte: „Herr Baron — Herr Baron v. Knickenbrock —"

„Was soll's denn? Ah, Sie sind es, was gibt's denn, meine liebe Johanna?"

„Ach, Herr Baron, entschuldigen Sie, ich vergaß vorhin, Ihnen zu sagen, daß Sie heute Abend einen künstlichen Blutegel haben werden."

„Gehen Sie zum —"

„Da war ich schon, Herr Baron, und es ist bereits Alles in Ordnung; da, sehen Sie, der Herr Wundarzt steigt soeben mit seinem Instrumente die Treppe herauf."

„So gehen Sie meinetwegen mit sammt Ihrem Wundarzte und seinem Instrument zum Teufel."

„Ach, Herr Baron, das kann nicht Ihr Ernst sein, wenn das der Herr Geheimrath erführe."

„Ich habe heute Abend andere Dinge zu thun, als mir einen künstlichen Blutegel setzen zu lassen; das fehlte mir gerade noch."

„So muß ich das dem Herrn Inſpector melden und der wird es dem Herrn Profeſſor bei der Nachtviſite nicht verſchweigen.“

„Aber — Johanna — es gibt Dinge, die man nicht aufſchieben kann.“

„Das ist es ja gerade, und ich möchte für nichts einstehen, Herr Baron, wenn der Geheimrath morgen früh Ihre Augen schlimmer fände.“

„Ich weiß allerdings, beste Johanna, daß mir ein künstlicher Blutegel verordnet worden ist.“

„Und ein Paar Tage Dunkelheit, Herr Baron.“

„Ja doch, aber nicht gerade heute Abend.“

„Gewiß, Herr Baron, heute Abend, ich werde es Ihnen auf meinem Zettel droben schwarz auf weiß zeigen; bitte, machen Sie mir keine Ungelegenheiten, Sie wissen, daß der Herr Geheimrath recht böse sein kann. Kommen Sie nur bald, damit der Wundarzt nicht warten muß.“

„Hören Sie, Johanna, ich werde morgen die Klinik verlassen.“

„O, das thun Sie doch nicht, bis Ihre Cur, die so vortrefflich vorwärts schreitet, glücklich beendigt ist — und wie Sie mir später danken werden! Da wollen Sie wieder Besuche machen, sich aufregen in dem viel zu hellen Zimmer dorten, o, Herr Baron, ich würde nicht einmal daran denken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre.“

„Gut,“ — sagte er, indem er die Zähne zornig auf einander biß — „gegen die Gewalt kann ich nichts ausrichten; doch vorher werden Sie mir wohl

geſtatten, Mamſell Johanna, daß ich mich mit irgend etwas da drinnen entſchuldige.“

„Das wollten Sie thun, Herr Baron, eine halbe Stunde plaudern, ſich noch mehr aufregen und ſich dann einen künſtlichen Blutegel ſetzen laſſen, ach, Herr Baron, dann handeln Sie lieber gleich ganz nach Ihrem Willen, ich werde meine Meldung machen.“

„Aber ich muß mich doch auf irgend welche vernünftige Art entſchuldigen.“

„Das übernehme ich, Herr Baron, ich gehe ſogleich zur Kammerjungfer der Frau v. Stranizka, ſteigen Sie derweil nur in Ihr Zimmer hinauf.“

Und ehe er das hindern konnte, ſtürzte ſie ſich dienſteifrig an ihm vorüber, und erſtarrt da ſtehend, ſah er ihre fliegenden Haubenbänder hinter der betreffenden Thür verſchwinden. — „Was wird dieſe Perſon ſagen, der Herr Baron Knickenbrock kann nicht zum Thee kommen, weil ihm ein künſtlicher Blutegel geſetzt wird — eine Lächerlichkeit, eine abſurde Lächerlichkeit auf mich häufen und darauf — ſehe ich ſie ſchon Alle lächeln und höre dieſen naſeweiſen Herrn Arthur Stein irgend eine boshafte Bemerkung machen — ſteigen Sie derweil die Treppe hinauf, als wenn damit in dieſem Augenblicke nicht

gerade ſo viel geſagt wäre, als: ſtürzen Sie ſich in irgend einen tiefen See hinein — das U[illegible]euer — die Ungeheuer — dieſe blutdürſtigen Unge[illegible]er."

Aber er ſtieg doch derweil die Treppe [illegible]auf, freilich murrend, grollend und fluchend, wobei er ſeinen ſchönen, glänzenden Cylinderhut unſanft[illegible]hig

angenehme Gesellschaft: der Wirth des Hauses mit einigen seiner Freunde, der Tochter des Ersteren, ein junges und sehr hübsches Mädchen mit ein paar nicht minder angenehmen Gespielinnen und vor Allem ein mächtiges Feuer, das im ersten Augenblicke die meiste Anziehungskraft auf uns ausübte. Die musikalische Abendunterhaltung wurde übrigens durch unseren Eintritt unterbrochen und nur auf vieles Bitten erhielten wir noch ein Lied, mußten uns aber dagegen entschließen, auch von unseren vaterländischen Gesängen etwas Preis zu geben; Herr H. spielte fertig einige Stücke auf dem Klavier, und ich hatte mein Mögliches geleistet, als ich sang:

Sah ein Knab ein Röslein stehn.

und:

Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus.

Den Text mußten wir den jungen Spanierinnen übersetzen; doch meinte eine von dem ersten Liede, der Knabe hätte sich umsonst seine Finger zerstechen müssen, wenn Röslein sich ordentlich gewehrt hätte.

Da wir nun einmal im Zuge waren, so brauten wir einen Punsch, bei welchem die Ingredienzien gut, die Art der Bereitung aber sehr mangelhaft war. Es wurde ein kleiner Kessel über das Feuer gehängt, Wasser, Rum, Citronensaft und Zucker hineingethan und das Ganze gekocht. Ein älterer Mann, welcher am Feuer saß, erhielt die Aufsicht über den Trank und mußte mit einem Suppenlöffel die Gläser vollgießen. Wir selbst hatten Wichtigeres zu thun: Bänke und Stühle wurden nämlich auf die Seite gerückt, Herr H. spielte einen lustigen Galopp, und in Kurzem war ein förmlicher Ball arrangirt, zu dem die Guitarre in den Händen des Wirths zuerst leisere, dann immer lautere Accorde lieferte, wozu die Castagnetten immer toller knackten und zu dem wir tanzten, so daß der alte Fußboden krachte und sich der schneebedeckte Weinstock im Hofe, der zur offen stehenden Thüre herein schaute, aufs höchste zu verwundern schien. Ich muß gestehen,

an ſeinem Schenkel faſt zerklopfte, und ſeine neuen, feinen, perlfarbenen Handſchuhe haſtig von den Fingern herabzureißen verſuchte — und wie er derweil die Treppe hinaufſtieg, mußte er es obendrein noch erleben, daß ihm die blondgelockte Stiftsdame mit einem freundlichen: „Ah, guten Abend, Herr Baron,“ begegnete, einige Stufen nach ihr die Bürgermeiſterin mit dem gleichen Gruße, und oben auf dem Gange vor ſeinem Zimmer die pommer'ſche Gutsbeſitzerin mit Tochter, welche beide mit einem ſehr ſteifen Kopfnicken an ihm vorüberſchritten.

Dann trat er in ſein Zimmer, dann warf er den Hut auf das Sopha, kaum den freundlichen Wundarzt grüßend, dann ſetzte er ſich auf einen Stuhl und ſagte in barſchem Tone: „Da bin ich zu Ihren Dienſten, fangen Sie an.“ Doch anſtatt dies zu thun, ſchaute ihn der Heilkundige kopfſchüttelnd an, griff dann nach ſeinem Pulſe und ſagte kopfſchüttelnd: „Herr Baron, Sie befinden ſich in einer ſolchen Aufregung, daß ich es nicht wagen darf, Ihnen in dieſem Zuſtande den verordneten künſtlichen Blutegel zu appliciren; das Beſte wäre wohl, wenn ich den Herrn Aſſiſtenzarzt rufen ließe.“

„Wozu das?“

„Um Ihnen etwas Kühlendes, Ableitendes zu

verſchreiben — oder wollen Sie vielleicht meinen guten Rath, der vielleicht auch bis morgen Früh oder bis heute Nacht, bis der Herr Geheimrath zur Viſite kommt, ausreichen könnte? Legen Sie ſich zu Bette, Herr Baron, Johanna ſoll Ihnen alle Viertelſtunden ſechs Tropfen wilden Kirſchenſaft in's Waſſer geben, und ich werde Ihnen eine gute Portion Stirnſalbe einreiben."

Es geſchieht ſchwachen Geiſtern leicht, daß ſie von großer Entſchloſſenheit plötzlich zum tiefſten Kleinmuthe herabſinken, von heftigem Zorne in eine nicht motivirte Weichheit übergehen; ſo dem Baron v. Knickenbrock. Es war aber auch rein zum Närriſchwerden, was heute Abend mit ihm vorgegangen: von Johanna auf ſein Zimmer gemaßregelt zur Erlangung eines künſtlichen Blutegels, dadurch um eine pikante Soirée gebracht, und in die größte Aufregung verſetzt, und dann gerade dieſer Aufregung wegen von dem Vampyr der Klinik als nicht zu einem künſtlichen Blutegel in der Verfaſſung gefunden, in der Hoffnung auf morgen in das Bett geſprochen, um mit Tropfen von wilden Kirſchen, ſowie mit brauner Stirnſalbe bedient zu werden — fürchterlich — ja, in der That fürchterlich niederdrückend, und er fühlte ſich hierauf ſchwach an Geiſt und

Körper, ließ es geduldig geſchehen, daß ihm der freundliche Vampyr beim Auskleiden behilflich war, und litt es eben ſo geduldig, daß ihm derſelbe dabei zarte Vorwürfe machte über die Unvorſichtigkeit, ſich bei ſeinem Zuſtande ſo aufzuregen und gerade ſo zu leben, als wolle man ſein Uebel um jeden Preis verſchlimmern. „Glauben Sie mir," ſetzte der Wundarzt hinzu, nachdem der Baron Knickenbrock nun glücklich in's Bett gebracht war, nachdem ſtatt der blauen Brille kleine Läppchen von weicher Leinwand ſeine Augen beſchatteten und nachdem ſeine erhabene Stirne, ſo weit ſie unter der weißen Nachtmütze ſichtbar blieb, mit brauner Salbe wohl eingerieben war — „glauben Sie mir, ſowohl der Herr Aſſiſtenzarzt als auch der Herr Geheimrath werden morgen Früh nicht ermangeln, augenblicklich nachzuſehen, und wenn ſich Ihre Augen auch nur um die kleinſte Spur verſchlimmert haben, bleibt es nicht bei einem künſtlichen Blutegel, womit ich morgen Abend die Ehre haben werde, Sie zu bedienen, auch nicht bei zwei bis drei Tagen dunklem Zimmer, ſondern es könnten dann wohl acht bis zehn Tage daraus werden; alſo um Ihrer ſelbſt willen bitte ich Sie, ſich ſo ruhig als möglich zu verhalten — und nun wünſche ich Ihnen eine recht ruhſame Nacht."

VIII.

Ehe ſich am ſelben Abend, von dem unſer voriges Capitel handelt, Herr von Schönfeld in das Zimmer der Frau von Stranizka begab, hatte er auch eine kleine Begegnung, welche nicht gerade beſonders angenehm war, wenn auch damit Johanna oder der Vampyr des Hauſes nichts zu thun hatte. Als er nämlich nach einem kleinen heimlichen Ausflug in die Stadt in der Dämmerung zurückkehrte, wurde er von einem Beſuche benachrichtigt, der ihn in ſeinem Zimmer erwarte, und fand, als er die Thür öffnete, zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung ſeinen guten Freund, den Grafen Scheuern von den Gardehuſaren. Dieſer ſaß mitten im Zimmer rittlings auf einem Stuhle und befleißigte ſich des furchtbaren Verbrechens, in dieſen heiligen Hallen eine ſehr ſtarkduftende Cigarre zu rauchen, während er ihn mit den Worten empfing: „Na, Du biſt ein recht hübſcher Kerl, das muß wahr ſein; heuchelſt da diplomatiſche Sendungen, und biſt für Deine vertrauteſten Freunde auf Reiſen, während Du hier auf die unverantwortlichſte Art ein pikantes Abenteuer in Scene ſetzeſt — Pfui über dieſe heuchleriſche Welt voll Trug und Verſtellung!

Mußteſt Du mir deshalb die höchſt langweilige Expoſition Deiner Liebesgeſchichte erzählen, in Baden beginnend, Fortſetzung vor dem Hotel du Nord, mit der Epiſode Deiner unartigen Trakehner und meines vortrefflichen Zampa, um alsdann, wo die Sache anfängt, leidlich intereſſant zu werden, ſpurlos zu verſchwinden, — va égoiste.“

Schönfeld hatte raſch die Fenſter geöffnet, um den verrätheriſchen Cigarrenduft entfliehen zu laſſen, worauf er vor den Huſaren-Officier hintrat und ihn, als er endlich ſchwieg, lächelnd fragte: „Nun, biſt Du jetzt mit Deiner Declamation zu Ende und willſt auch ein Paar Worte von mir anhören?“

„Alles, was Du mir Geſcheidtes auf meine gerechten Vorwürfe zu ſagen vermagſt.“

„So höre denn; aber gib mir Dein Wort, daß das, was ich Dir hier ſage, ganz unter uns bleibt.“

„Ich ſchwöre beim Anubis.“

„Mein Lieber, nicht beim Anubis.“

„Alſo denn; — bei mir — r — r — r — r — wie Jupiter in Orpheus zu ſagen pflegt — Apropos“ — unterbrach er ſich ſelbſt — „ich war geſtern bei den Franzoſen, welche mit dieſer tollen himmliſchen Oper ihre Vorſtellung eröffneten. Ich ſage Dir, da iſt eine Venus, nun — wie ſoll ich ſie

Dir ſchildern, na, mit kurzen Worten zum Anbeißen, — wirſt ſie aber ſpäter ſelbſt ſehen, darum weiter.“

„Wenn bei Euch,“ fuhr Herr v. Schönfeld mit großer Ruhe fort, — „ſo eine neue Liebesgeſchichte eingefädelt iſt, und mit Säbelklirren und Fenſterparade in Scene geſetzt, ſo nimmt das Euer ganzes Denken dergeſtalt in Anſpruch, daß es dann für Euch auf der ganzen weiten Welt nichts gibt, als nur den mehr oder minder edlen Gegenſtand Eurer Zärtlichkeit, was bei uns indeſſen ganz anders iſt; ja, uns können wichtige Berufsgeſchäfte veranlaſſen, eine ſolche Zuneigung, wenigſtens zeitweiſe, gänzlich auf die Seite zu ſchieben, um eben dieſen Berufsgeſchäften in ihren Ausdehnungen gerecht zu werden.“

Herr von Schönfeld ſagte dies nicht nur mit großer Ruhe, ſondern ſehr ausdrucksvoll und ſehr langſam, wie er gern zu thun pflegte, wenn er einige Ueberlegung brauchte, um mit Wahrſcheinlichkeit etwas Anderes als die Wahrheit zu ſagen.

„Ah, Du befindeſt Dich alſo hier in Berufsgeſchäften?“

„Ja, neben dem dringenden Bedürfniß, das ich fühlte, etwas für meine Augen zu thun.“

„Geh, Du Heuchler, als wenn ich nicht erfahren hätte, daß die beiden Damen aus dem Hotel du Nord

ebenfalls hier in der Klinik ſeien, — nein, nein, ich gönne Dir ja den ſchönſten Erfolg in Deinem kleinen Verhältniß, aber mich hätteſt Du nicht ebenfalls mit Deiner Reiſe zu dupiren verſuchen ſollen; aber Strafe muß ſein, und deshalb erkläre ich Dir feierlich, daß ich nicht eher von hier weg gehe oder jeden Tag wieder kommen werde, bis Du mich dieſem Wunder vorgeſtellt. Ich muß ſehen, wer im Stande geweſen, Dich nun ſchon über acht Tage hier in dieſem dunklen Hauſe einzuſchließen — hier, wo es ſehr ſtark nach Lazareth riecht."

Er war nach dieſen Worten raſch aufgeſprungen, um ſich mit Hilfe des Lichtes das allerdings ſehr einfache Zimmer, das beſcheidene Bett und die paar Stühle zu betrachten, woraus das ganze Ameublement beſtand.

Schönfeld blickte dem hübſchen, glänzenden und eleganten Huſarenofficier nach und hatte dabei ſeine eigenen Gedanken, deren Thema war, ob es für ihn gefährlich oder ungefährlich, gleichgiltig oder vielleicht nützlich ſein könne, wenn er den jungen Grafen, der ſchon manchem Mädchenherzen gefährlich geworden war, die Bekanntſchaft der von ihm ſo heiß geliebten jungen Dame machen ließ, und er kam dabei zu dem Reſultate, daß dieſer Verſuch jedenfalls ungefährlich

ſein müſſe für das Glück ſeines Lebens; denn wurde der junge Huſar ihr gefährlich, ſo war das für jetzt jedenfalls ungefährlicher, als wenn es vielleicht ſpäter geſchah, alſo —

„Höre, das müſſen wichtige Berufsgeſchäfte ſein, die Dich hier zurückhalten," ſagte Graf Scheuern lachend — „und da ich das nicht glaube, ſo bleibe ich bei meiner Erklärung von vorhin, und weiche und wanke nicht — wann willſt Du mich vorſtellen?"

„Wenn Dir damit wirklich ein großer Gefallen geſchieht, und um Dich zu überzeugen, daß von einem Verhältniß zwiſchen mir und jener Dame, leider möchte ich ſagen, noch keine Rede iſt, ſo kann das vielleicht noch heute Abend geſchehen."

„Prächtig," antwortete der junge Huſarenofficier, indem er einen Blick an ſich ſelbſt herab warf und dann hinzuſetzte: „glücklicher Weiſe bin ich in der Verfaſſung, um in einem Damenſalon erſcheinen zu können — eine Soirée in der Klinik iſt äußerſt pikant — wann gehen wir?"

„Zuerſt kommt es darauf an, ob man Dich überhaupt ſehen will, weshalb ich zwei Zeilen ſchreiben muß, dann aber vergiß e i n e s nicht, daß ich hier nicht der Legationsrath Schönfeld bin, ſondern ein unbedeutender Juriſt Arthur Stein."

„Arthur Stein? Du haſt Dir einen hübſchen Vornamen zugelegt — mein Arthur — klingt gut — Arthur hinter blauen Brillen; höre, dieſe Liaiſon ſcheint mir ſehr ernſthaft zu ſein.“

„Du wirſt das Gegentheil ſehen,“ ſagte der Andere und ſchrieb dann raſch einige Zeilen, die er an Frau von Stranizka ſchickte, worauf er aufſtehend ſagte: „Nenne mich aber nicht „Du“, und behandle mich mit Ehrfurcht; denn vor der alten Dame war ich ein Paar Jahre lang im Hauſe Deines Vaters, um Deine Studien zu leiten.“

„Das wird Dir ein ſchlechtes Relief verſchaffen.“

„Unbeſorgt,“ erwiderte Schönfeld lachend — „Du wirſt Dich ſchon ſo geben, daß mir die Schuld Deiner mangelhaften Studien nicht zufällt.“

„Ich übertünche das mit Liebenswürdigkeit und Du haſt Dich in Acht zu nehmen.“

Die Antwort der Frau von Stranizka lautete, daß es ihr ein Vergnügen machen werde, den Herrn Grafen Scheuern durch Herrn Arthur Stein bei ſich eingeführt zu ſehen. Schönfeld ſteckte dieſe Zeilen, die von der Hand Alma's waren, in ſeine Bruſttaſche, und als es Zeit war, gingen ſie mit einander hinunter.

Da die alte Dame hinter einem großen Lichtſchirme ſaß, ſich auch zur Begrüßung nur ein klein

wenig erhob, ſo erklang ihre harte, rauhe Stimme, mit der ſie indeſſen den jungen Grafen freundlich willkommen hieß, für dieſen ſo wunderlich, daß er ſich eines Lächelns nicht erwehren konnte, das aber augenblicklich wieder verſchwand, ſowie Schönfeld ihn der jungen Dame, die nun in den Lichtkreis trat, vorſtellte. Ja, er war von dieſer ſeltenen ſchönen Erſcheinung, von ihrer liebenswürdigen, weichen Stimme, von dem wunderbaren Ausdrucke ihrer Augen ſo geblendet, daß er ſich in dieſem erſten

daß Punſch und Tanz bis nach elf Uhr dauerten; dann ſuchten wir abermals unſere Betten auf und ſchliefen nun ungeſtört, feſt und angenehm bis zum hellen Morgen.

Ja, es war faſt zehn Uhr, als wir die zum Frühſtück unentbehrliche Chocolade tranken, und noch keine Spur von dem Eilwagen aus Madrid und Murcia! Die Kellnerin meinte, wir könnten ohne alle Gefahr auf drei Uhr unſer Mittageſſen beſtellen, es müſſe in der Gegend von Murcia ſehr viel Schnee gefallen ſein; und vielleicht, ſetzte ſie lachend hinzu, ſei der Wagen auch irgendwo umgeworfen worden, und wenn das wäre, ſo könnten wir wohl heute noch einmal die geſtrige Tanz-Partie wiederholen —, eine ſehr untröſtliche Ausſicht. Der Reiz, den der Gaſthof geſtern Abends für uns hatte durch das gute Kaminfeuer, durch Geſang und Tanz, war gänzlich verſchwunden; ja, ſogar der Weinſtock erſchien uns heute unendlich proſaiſch; der Himmel war klar, die Sonne erſchien über den Häuſern und der Schnee tropfte langſam von den Aeſten und von den Dächern herab.

Der Gaſthof war ſehr kalt und öde, und erſt die Straßen und der Ort dazu! Der Maler und ich, wir machten einen Gang durch die Gaſſen an lauter Lehmhütten vorbei; nur eine einzige Straße war da mit ziemlich anſtändigen Häuſern, in denen ſich einige Läden befanden —, Magazine mit buntfarbigen Mantas, groben baumwollenen Hemden, rothen Kopftüchern, Binſen-Sandalen, Tabak und Salz. Auf dem Marktplatze ſahen wir runde Strohſchirme, zeltförmig an Stangen befeſtigt, unter denen frierende Obſtweiber ſaßen, auf den Schnee hatten ſie ihre Körbe geſtellt, und die armen Südfrüchte, Orangen, Citronen und Granatäpfel, nahmen ſich in der ſchmutzigen und froſtigen Umgebung recht traurig aus. Uebrigens war der Marktplatz und auch die Straße trotz des für hier ſehr kalten Winterwetters ziemlich belebt. Der Spanier kann es zu Hauſe nun einmal nicht aushalten; wenn er Geld hat, geht er ins Café, und wenn nicht, ſo ſtellt er ſich mit ſeinen Bekannten auf die Straße, um zu plaudern. Zum Stand-

Momente großer Ueberraſchung ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit mit einer ſtummen Verbeugung begnügte und ſich erſt dann in das Geſpräch mengen konnte, nachdem Herr Arthur Stein die Unterhaltung auf recht unbefangene Art eröffnete. Es kam die Rede auf den fehlenden Baron Knickenbrock, und als Frau von Stranizka nicht ohne großen Humor erzählte, aus welcher Urſache er am Erſcheinen verhindert worden ſei, und was ihre Kammerfrau darüber berichtet, ſo gab das ein ſo komiſches Bild des armen Barons, daß Graf Scheuern herzlich darüber lachen mußte, und nun mit einem Male die Gabe der fließenden Rede wieder fand, worauf er auch von dem Eindruck ſprach, den das Wiederſehen ſeines älteren Freundes und Lehrers, Herrn Stein, hinter blauen Brillen auf ihn gemacht.

Schönfeld lachte nicht, eben ſo wenig Alma, welche einen ernſten, forſchenden Blick auf den Erſteren richtete und dann in mitleidsvollem Tone den armen Baron beklagte.

Auch der Fürſt Potemkin fehlte, und Frau v. Stranizka hob hervor, daß ſie ſeine Abweſenheit heute Abend recht ſehr bedauere, da er nur noch wenige Tage ihr Nachbar ſein würde. „Seine Augenentzündung iſt ſo gut wie vorüber und er erhielt wich-

tige Depeſchen, die ihn zur Abreiſe drängen. Sprach er Sie darüber?" fragte ſie Schönfeld.

„Allerdings, gnädige Frau; der Fürſt war ſo liebenswürdig, mir ſein Bedauern darüber auszudrücken, daß unſere kleinen Unterhaltungen in den nächſten Tagen ihr Ende erreicht hätten, — daran anknüpfend, dürfte ich mir wohl eine Bitte erlauben. Der Fürſt ſprach von meinen kleinen Dienſten mit ſolcher Anerkennung, daß, wenn ich ihm wirklich hundertmal mehr geleiſtet hätte, ich durch ſeine freundlichen Worte vollkommen belohnt ſein würde, und meine Bitte, gnädige Frau, geht dahin, ihm das zu ſagen, ſowie daß ich unter keiner Bedingung irgend eine ſonſtige Erkenntlichkeit annehmen könnte."

„Sie ſind komiſch, mein lieber Freund," ſagte der Huſarenofficier mit einer Protectorsmiene, die ihm ſehr komiſch ſtand — „Fürſt Potemkin iſt immens reich und bei Ihren kleinen Mitteln —"

„Die ich ſelbſt am beſten kennen muß, Herr Graf," fiel ihm der Andere in etwas ſcharfem Tone und mit einem keineswegs freundlichen Blick in's Wort, worauf er raſch nach Alma hinüber ſah, die ſich erhoben hatte, um von einem Nebentiſche Etwas zu holen, in der That aber, um die tiefe Röthe zu verbergen, welche ihre ſchönen Züge überflog; ſie

ſchämte ſich des Spieles der Beiden vor der alten Dame, und war mehr als je mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß ſie damals die Karte des Herrn v. Schönfeld vor ihrer guten Tante verheimlichte, mehr aber noch fand ſie ſein Betragen, beſonders während der letzten Tage räthſelhaft, rückſichtslos, und was ſie am allermeiſten verletzte, ja tief betrübte, war ihr eigenes Gefühl, daß er ſelbſt, ſowie ſein Betragen, ihr nicht gleichgiltig war, weshalb ſie ſich mehr und mehr befangen in der Unterhaltung mit ihm fühlte und es deshalb vorzog, anfänglich gezwungen, dann aber erleichtert, ja erheitert auf die munteren Geſpräche und ſprudelnden Scherze des jungen Huſarenofficiers ſcheinbar mit großem Intereſſe einzugehen, weshalb dieſer bei dem Thee der Frau v. Stranizka nach ſeiner Verſicherung ein Paar delicieuſe Stunden verlebte und dringend um die Erlaubniß bat, ſeinen Beſuch gelegentlich wiederholen zu dürfen, was ihm auch freundlichſt bewilligt wurde.

Schönfeld dagegen hatte ſich große Mühe gegeben, um die Unterhaltung mit der alten Dame, auf welche er ſich faſt allein angewieſen ſah, nicht verſchiedene Male kläglich im Sande verlaufen zu laſſen, und war ihm das trotz ſeiner großen Gewandtheit ſo ſchwer geworden, daß er ſich förmlich erleichtert

fühlte, als nun Beide entlaſſen wurden und er mit ſeinem Freunde den Corridor entlang ſchritt, um ihn bis an die Treppe zu geleiten.

Hier blieb der Huſar ſtehen, ſchaute vorſichtig um ſich her, ob ihn Niemand höre, und fragte dann, nachdem er beide Hände Schönfelds erfaßt: „Sage mir die Wahrheit, haſt Du reelle Abſichten auf dieſes wunderbare Mädchen und glaubſt Du das unverdiente Glück zu haben, dieſe Abſichten erreichen zu können?“

„Wozu dieſe komiſche Frage?“

„Nun, beim Cid, das iſt doch höchſt einfach, weil ich mich im andern Falle nach der Familie Stranizka auf's Genaueſte erkundigen werde, um dieſer jungen Dame, dem ſchönſten und liebenswürdigſten Mädchen, das mir in meinem Leben vorgekommen iſt, zuerſt feſt die Cour zu machen und dann meine Hand anzubieten.“

„Iſt das mein Dank dafür, daß ich Dich bei den Damen eingeführt?“ erwiderte Schönfeld mit einem etwas erzwungenen Lächeln. — „Wer wird eine ſolche Frage ſtellen und einem ſo die Piſtole auf die Bruſt ſetzen! Was bedeuten Abſichten, deren Erreichung ſo ferne liegt? Was kann ich zu erreichen hoffen, da ich noch nicht einmal weiß, welche Aufnahme meine Abſichten finden würden!“

„Schöne Worte das, echt diplomatiſch, aber mir wäre ein biederes Ja oder Nein lieber.“

„Ein anderes Mal vielleicht — ſchlafen wir darüber.“

„Du mit ihr unter einem Dache, unwürdiger Glücklicher, aber jedenfalls komme ich wieder.“

Damit eilte der Huſarenofficier die Treppe hinab und draußen angelangt, konnte er ſich nicht enthalten auf die gegenüberliegende Seite der Straße zu gehen, um noch ein Paar Augenblicke dorthin zu ſchauen, wo er Alma's Fenſter vermuthete.

Schönfeld ſchritt noch lange in ſeinem Zimmer hin und her, nachdenkend und zuweilen mit ſich ſelbſt redend, um endlich in entſchloſſenem Tone halblaut zu ſagen: „So oder ſo, Gewißheit muß ich haben, ehe ich dieſes Haus verlaſſe.“

Auch Alma blieb, nachdem ſich Frau von Stranizka in das Schlafzimmer zurückgezogen, noch eine Zeitlang im dunkelſten Winkel des Zimmers ſitzen, wo man ſoeben den Thee genommen; ſie hatte ſich in den Lehnſeſſel der alten Dame weit zurückgelehnt, und ihre zuſammengefalteten Hände vor die Augen gedrückt. So dachte ſie nach über die Ereigniſſe der letzten Tage und ſagte ſchließlich in merkwürdiger, gewiß unbewußter Uebereinſtim-

mung mit Herrn Arthur Stein: „So oder so, Gewißheit muß ich haben, ehe wir dieſes Haus verlaſſen; jedenfalls aber will ich nicht länger des Unrechts theilhaftig ſein, ein Geheimniß mit ihm vor meiner Tante zu haben, ſie ſoll Alles erfahren — nachdem ich ihn geſprochen.“

Eben ſo nutzlos es iſt, mit Jemand eine Unterredung zu ſuchen, der derſelben ausweichen will; eben ſo leicht finden ſich zwei zuſammen, welche Beide entſchloſſen ſind, unter ſich irgend einen Gegenſtand zur Sprache und zur Erledigung zu bringen, wozu hier in dieſem Falle noch ein glücklicher Umſtand das Seinige beitrug, da Frau von Stranizka am andern Tage jene leichte Operation zu beſtehen hatte, von der wir ſchon ſprachen und wobei es ihr dringender Wunſch war, daß Alma weder dabei gegenwärtig ſei, noch ſelbſt davon vorher Kenntniß erlange. Nichts war deshalb natürlicher, als daß ſie Herrn Arthur Stein erſuchte, ihre Nichte auf einer kleinen Spazierfahrt zu begleiten, wozu das ſchöne Wetter heute noch ganz beſonders einlud. An jedem andern Tage würde ſich die junge Dame auf's Beſtimmteſte geweigert haben, heute aber gab ſie ihre Zuſtimmung, und als gegen zwei Uhr ein eleganter Wagen, den Herr v. Schönfeld auf den

Wunſch der Tante beſorgt hatte, bei der Klinik vorfuhr, ſah man Beide einſteigen und davonfahren.

Daß dieſes Sehen nicht nur bildlich zu verſtehen iſt, ſondern in Wirklichkeit durch verſchiedene Augen ſtattfand, dürfen wir hier der Wahrheit gemäß nicht verſchweigen, beſonders da zwei Paar dieſer Augen der Stiftsdame und der Bürgermeiſterin angehörten: doch bemerkten die Beiden im Wagen nichts davon, da ſie in tiefen Gedanken von dem Hauſe wegfuhren, durch die Vorſtadt in's Freie hinaus, Beide ſchweigſam, Beide nur die Gegenſtände betrachtend, die ſich neben ihrer Wagenſeite befanden.

„Wohin befehlen Sie, Fräulein v. Stranizka?"

„Es iſt mir das gleichgiltig, nur möchte ich gerne grüne Bäume ſehen."

„Ganz meiner Anſicht, und wenn Sie nichts dagegen haben, ſo machen wir eine Tour durch den äußern Park, können dort auch ausſteigen und etwas zu Fuße gehen."

„Gewiß, wenn es Ihnen recht iſt."

„Der leiſeſte Wunſch von Ihnen iſt für mich ein Befehl, deſſen Ausführung mich glücklich macht."

„Sie ſind zu gütig, Herr v. Schönfeld."

„Womit habe ich Ihnen das bewieſen?" fragte er raſch.

„Nun, — in Ihrer soeben gethanen Aeußerung und dann auch —“

„Bitte, Fräulein, sprechen Sie weiter, wenn es etwas Angenehmes war, was Sie mir sagen wollten; ich habe lange nichts Angenehmes mehr von Ihnen gehört.“

„Ich wollte nur sagen, daß Sie ja so häufig recht freundlich, recht gütig gegen uns waren, indem Sie uns kleine Gefälligkeiten erzeigten, und stundenlang für die Unterhaltung meiner guten Tante sorgten, gewiß, dafür bin ich auch dem Herrn Arthur Stein recht dankbar.“

„Dieser glückliche Arthur Stein!“

Da sie hierauf nichts erwiderte, so stockte die Unterhaltung eine ziemlich lange Zeit, während sie auf einem Wege um einen Theil der Stadt nach dem Parke fuhren und diesen erreichten.

Wie hatte sich hier in den wenigen Tagen und unter dem warmen belebenden Kusse der Frühlingssonne Alles so wunderbar schön verändert! Wie hatten sich überall die kleinen, neulich noch kaum sichtbaren Knospen jetzt zu prachtvollen, saftig grünen Blättern entwickelt! Wie blühten Blumen rings umher! Wie entzückend dufteten jetzt die von Saft und Honig strotzenden Flieder-

büſche und wurden koſend umkreist von Schmetterling und Biene:

Wie Weihrauchswolken ſteigt der Blumen Düften,
Gleich gold'nen Kerzen flammt das Licht der Sonnen,
Als Jubelhymnen fluthen in den Lüften
Die Stimmen all' von Vöglein, Laub und Bronnen.
Der Himmel ſelbſt iſt tief herabgeſunken,
Daß liebend er der Erde ſich vermäle;
Es ſchauern alle Waſſer gottestrunken,
Und, wie verſtockt auch, ſchauert eure Seele.

Und trotzdem die Herzen der beiden jungen Leute ein klein wenig verſtockt waren, ſchauerten doch ihre Seelen bei dem wonnigen Duft, der aus Gras, Kräutern und Blumen emporſtieg, und bei dem jubilirenden Geſang der Lerchen hoch in den Lüften; ein Schauer, welcher ſich bei dem jungen Mädchen durch einen leichten Seufzer bemerkbar machte und ihn zu den Worten veranlaßte: „Wie glücklich, das zu genießen und ſo genießen zu dürfen — ach, Fräulein Alma —"

„Wäre es Ihnen vielleicht gefällig, jetzt auszuſteigen und ein wenig zu gehen?" fragte ſie raſch und mit einem faſt ängſtlichen Tone.

„Ganz zu Ihrem Befehl," erwiderte er etwas kühl, — „wenn Sie nicht vorzögen, noch die Paar

Schritte bis dort zu der Eremitage zu fahren, wo die angenehmsten, schattigsten Wege sind."

Sie nickte leicht mit dem Kopfe, und als sie hierauf in kurzer Zeit den bezeichneten Platz erreicht, befahl er dem Kutscher zu halten und hier ihre Zurückkunft zu erwarten.

Ja, es war dies derselbe Platz, den er vor nicht vielen Tagen auf dem Pferde seines Freundes erreicht, damals, obgleich noch weit vom Ziele, in heiterer, übermüthiger Laune, heute, als scheinbar dem Ziele näher gerückt, in etwas gedrückter, bangender Stimmung. Sie konnte ja so entschlossen um sich blicken und reden, die sonst so stille und schüchterne Alma. Und gerade, daß sie heute durchaus keinen Anstand genommen, in seiner Begleitung auszufahren und sich jetzt von ihm gerade hieher führen ließ zu der bewußten Bank, bedeutete für ihn nichts Gutes, ja erschien ihm als eine Sicherheit, vor der ihm bange wurde, und deshalb, als sie sich nun auf das eine Ende der Bank niederließ, setzte er sich mit einer so affectirten Demuth ganz auf das andere Ende der Bank, daß Alma, dies bemerkend, nicht umhin konnte, ihm zu sagen: „Welche neue Rolle, Herr v. Schönfeld, ist das nun wieder, die Sie da anfangen, mir gegenüber zu spielen?"

orte wird aber jeder Sonnenſtrahl benutzt, und wo auf dem Marktplatze von Albacete das helle und erwärmende Licht hindrang, da ſah man lange Reihen Einwohner bei einander ſtehen, und Weiber und Kinder an den Häuſern entlang zuſammenſitzen. Letztere verbanden hierbei das Angenehme mit dem Nützlichen, denn ſie lausten ſich nach der Lancaſter'ſchen Methode, wobei oft drei, vier mit geſpreizten Beinen hinter einander ſaßen. Die Männer dagegen, in den unentbehrlichen Mantel gewickelt, rauchten eine Papier-Cigarre um die andere.

Bei unſerer Rückkunft in den Gaſthof trafen wir den jungen Redacteur in kurzem Mantel und Reitſtiefeln, der hier in Albacete Geſchäfte hatte und uns geſtern bei der Ankunft verließ. Auch er hatte viel Unangenehmes über die Straße nach Madrid gehört und meinte, wenn es nicht gar ſo kalt wäre, ſo zöge er es vor, durch die Mancha zu reiten. Seine Worte fielen bei Horſchelt und mir als Samen auf ſehr fruchtbaren Boden. Wir hatten noch immer unſere fehlgeſchlagene Tour von Valencia nicht vergeſſen können und baten nun Herrn Heeren, der hier einen Geſchäftsfreund hatte, er möge ſich doch erkundigen, ob es nicht möglich ſei, von hier zu Pferde oder zu Maulthier nach Madrid zu gelangen. Da ihm ſelbſt die noch bevorſtehenden zwei, vielleicht auch unter Umſtänden drei Tage und Nächte nach Madrid auf ſo ſcheußlichen Wegen unangenehm genug vorkamen, ſo ging er mit dem jungen ſpaniſchen Schriftſteller, um ſich nach dem Wege durch die Mancha zu erkundigen.

Bei Albacete vorbei führt die projectirte Eiſenbahn von Valencia nach Madrid, und ein kleines Stück von hier bis La Roda, vielleicht fünf Leguas — eine Legua iſt ſtark anderthalb deutſche Stunden —, ſollte nächſter Tage zur Probe befahren werden. Herr Heeren, welcher große Lieferungen von Locomotiven und Wagen für die ſpaniſchen Eiſenbahnen beſorgt, kannte deßhalb mehrere der Beamten und Ingenieure, und er kam auch nach einer halben Stunde mit genügenden Nachrichten zurück. Man hatte

„Gewiß keine neue, Fräulein v. Stranizka," gab er lächelnd zur Antwort, — „ſondern es will mich bedünken, als hätte ich Ihnen gegenüber es immer ſo gehalten, in ſcheuer Demuth und Verehrung."

„Laſſen Sie die ſcheue Demuth lieber bei Seite und rücken Sie mir etwas näher, ich habe ernſtlich mit Ihnen zu ſprechen."

„Gott ſei gelobt, wenn Sie das wirklich einmal wollten; ach, Fräulein Alma, wenn Sie wüßten, wie ich mich darnach geſehnt, endlich einmal mit Ihnen ein ruhiges, unbelauſchtes, ernſtes Wort reden zu können!" ſagte Schönfeld, indem er haſtig näher rückte.

„Nur muß ich dabei e i n e Bedingung machen: daß Sie ſich nämlich ganz in die Rolle des Arthur Stein zurückverſetzen, die Sie eigentlich niemals hätten verlaſſen ſollen."

„Es wäre in der That vielleicht beſſer geweſen," gab er ſeufzend zur Antwort, — „doch ehe ich Arthur Stein war, hatte ich ſchon ziemlich lange als Schönfeld gelebt, weshalb es mir unmöglich wurde, die für mich ſchwierige Rolle jenes Andern durchzuführen."

„Unter welcher wir aber das Vergnügen hatten, Sie kennen zu lernen, weshalb ich auf einer Unterredung mit Herrn Arthur Stein beſtehen muß."

„Ich aber hatte Sie früher gesehen, Fräulein Alma," rief er mit Wärme, — „und da es mir damals unmöglich war, mich unter meinem wahren Namen zu nähern, so kam ich auf die Idee, mich Ihnen hier unter einem falschen vorzustellen."

„Und hinter blauen Brillen, zwei Masken für eine."

„Ich leugne das durchaus nicht, da Sie es fühlen, da Sie es wissen, welcher Grund mich dazu trieb."

„Wenn ich aber diesen Grund weder weiß, noch fühle, das heißt, weder wissen will, noch fühlen kann?"

„Ach, dann hätte ich allerdings mein Spiel verloren," sagte er, mit einem Male sehr ernst werdend, — „aber das ist nicht möglich, das kann nicht möglich sein, ich beschwöre Sie, Fräulein Alma; gestehen Sie mir, daß Sie beabsichtigen, mich ein klein wenig für meine allerdings verwegene Maskerade zu strafen — und wenn Sie in mein Herz schauen könnten, wie es bei Ihren Worten gebebt, so würden Sie es wissen, daß Sie Ihren Zweck vollkommen erreicht haben und mich härter gestraft, als es vielleicht in Ihrer Absicht lag, und wenn ich Ihnen dabei bekenne, daß ich etwas Strafe nicht als unverdient ansehe, so werden Sie alsdann handeln, wie es

Ihnen Ihr mildes, edles Herz eingibt und mir die Hand zur Verſöhnung reichen."

Die junge Dame blickte vor ſich auf den Boden nieder, in deſſen feinem Sande ſie die Spitze Ihres Sonnenſchirmchens eingebohrt hatte, und ſagte dabei

mit leiſerer Stimme: „Und warum ſollte ich Ihnen die Hand der Verſöhnung nicht reichen, iſt das doch zu gleicher Zeit zum Abſchiede!“

„Warum ſo grauſam mit mir ſcherzen, Fräulein Alma?“

„Ich ſcherze durchaus nicht; wir werden in kurzer Zeit jenes Haus, wo wir wohnen, ſowie die Stadt verlaſſen, doch ehe das geſchieht, hoffe und wünſche ich, daß Sie Ihre Comödie beendigen und uns als Herr Arthur Stein verlaſſen, damit ich nicht heute noch thun muß, was ich hätte ſchon längſt thun ſollen und wozu ich, beſonders nach unſerer kleinen Abendgeſellſchaft von geſtern Abend feſt entſchloſſen bin: nämlich meiner Tante zu entdecken, wer Sie ſind.“

„Sie ſtellen mir da eine Wahl, bei welcher es mir ſehr leicht wird, einen Entſchluß zu faſſen, von Ihnen Abſchied zu nehmen oder in meiner Comödie entlarvt zu werden. In Gottes Namen, ich wähle das Letztere und hoffe, daß Ihre gütige Frau Tante mich beſſer verſtehen wird, als Sie mit Ihrem harten, unbeugſamen Herzen.“

„Glauben Sie das ja nicht,“ erwiderte ſie haſtig, — „oder wenn ſie Sie verſteht, ſo wird ſie Ihnen mit Erſchrecken, ja mit Entſetzen zuhören und mein Betragen, das ja nur aus einem allerdings über-

triebenen Mitleiden, einem vielleicht unerlaubten Wohlwollen entſprang, muß ihr als ein Verbrechen erſcheinen."

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie nicht ganz verſtehen kann," ſagte Herr v. Schönfeld auf's Höchſte befremdet, ja tief verletzt durch die Worte der jungen Dame — „aus welchem Grunde könnte Frau v. Stranizka das hohe, innige Intereſſe, welches ich an Ihnen nehme, und das kleine Wohlwollen, welches Sie mir bewieſen, Ihnen als ein Verbrechen anrechnen? Wie könnte ſie in meinen Bewerbungen auch nur das geringſte Unrecht ſehen? Wie könnte ſie ſogar meine kleine Comödie, wie Sie das zu nennen beliebten, nicht verſtehen wollen, da es mir ja auf andere Weiſe unmöglich gemacht wurde, mich Ihnen zu nähern. — Sie werden ſich wahrſcheinlich nicht mehr erinnern, Fräulein Alma, wie häufig ich mich im vorigen Jahre in Baden an Ihren Weg ſtellte, wie ich alles Mögliche that, um durch einen ehrfurchtsvollen Gruß nur Ihre Aufmerkſamkeit zu erregen. Sie können nicht wiſſen, wie viel vergebliche Mühe ich mir gab, Ihnen unter meinem wahren Namen vorgeſtellt zu werden — o, Sie haben keine Ahnung davon, wie gewaltſam es mich in Ihre Nähe zog."

„Erlaſſen Sie mir das — erlaſſen Sie mir das —“

„Wie unglücklich ich mich fühlte, als Sie endlich ſpurlos verſchwunden waren, wie mich Ihr Bild unaufhörlich verfolgte —“

„Bitte, Herr von Schönfeld, nicht weiter.“

„Doch, doch, Fräulein Alma, auf alle Gefahr hin, Sie ſollen es endlich einmal erfahren, wie unendlich ich Sie liebe — ja, daß ich Sie ſchon damals liebte, als ich Sie in Baden zum erſten Male geſehen —“

„Sie zwingen mich, Sie zu verlaſſen,“ ſagte ſie raſch aufſtehend, indem ſie einen ängſtlichen Blick rings umher warf.

„O, unbeſorgt, Fräulein Alma, hier hört uns Niemand, als der blaue Himmel über uns, als Gott, der meine Gefühle kennt, und der ſich, da er ſie kennt, herzlich darüber freuen würde, wenn Sie Ihr finſteres trotziges Geſicht freundlich zu mir neigen würden.“

„Ich kann nicht — ich darf nicht.“

„Schon wieder ein Räthſel wie vorhin. Warum dürfen Sie die Verſicherung meiner innigen Liebe nicht hören? O, Alma, laſſen Sie mich dieſe Hand ergreifen und küſſen, laſſen Sie mich zu Ihren Füßen wiederholen —“

„Halten Sie ein," rief ſie haſtig, indem ſie ihm ihre Hand entriß — „ich will Ihre Worte nicht hören und darf ſie nicht hören, es wäre auch meinerſeits ein Verbrechen gegenüber einer Perſon, die mir vor Allem theuer iſt."

„Frau von Stranizka?" fragte er aufſpringend in erregteſter Spannung.

Sie that einen tiefen Athemzug und ſchüttelte dann leicht mit dem Kopfe.

„Es iſt alſo Jemand anderes, der Ihnen theuer iſt?"

„Ja, Herr von Schönfeld."

„Den Sie lieben?"

„Ich kann und darf es nicht leugnen."

— — — — „A — a — a — ah — das iſt freilich etwas Anderes," ſagte er im Tone ſchmerzlichſter Reſignation und wandte ſich raſch ab, um ſeine zerſtörte Miene vor ihr zu verbergen, ſo wie die tiefe Bläſſe, mit der ſeine Züge bedeckt ſein mußten, da er es wohl fühlte, wie alles Blut gewaltſam nach ſeinem Herzen zurückſtrömte.

Aber auch das junge Mädchen ſchien nicht minder ergriffen zu ſein und es immer mehr zu werden, je länger er zauderte, ihr ſein Geſicht wieder zuzuwenden.

Anfänglich hatte ſich, allerdings von ihm unbemerkt, ein ſchelmiſches Lächeln um ihre ſchönen Lippen gezeigt, welches aber raſch verſchwand und auch nicht wieder zum Vorſchein kam, als ſie bemerkte, welch' tiefen, ja erſchütternden Eindruck ihre Worte auf Schönfeld gemacht.

Dieſer wandte ſich jetzt mit einer Verbeugung gegen ſie, und ſagte in ruhigem Tone: „Vielleicht darf ich Sie wenigſtens an den Wagen zurückbegleiten, wogegen ich Sie herzlich bitte, mir die gemeinſchaftliche Rückfahrt zu erlaſſen, da ich — noch einige dringende Geſchäfte in der Stadt zu beſorgen habe."

„Gewiß, Herr von Schönfeld," antwortete ſie mit ſanfter Stimme und ſetzte erſt nach einer auffallend langen Pauſe, während welcher ſie ſchon mehrere Schritte gethan hatte, hinzu: „wenn es Ihnen ſo gefällig iſt," und er, dem bei ruhiger Ueberlegung in irgend einem Geſpräche nicht leicht eine unnöthige Pauſe oder ein eigenthümlicher Wechſel in der Stimme entging, war in dieſem Augenblicke ſo unglücklich bewegt, ſo unempfindlich, ſelbſt für das, was ihm dies ſo heiß geliebte Mädchen ſagte, ſo von ſeinen ſtürmiſchen Gedanken überwältigt, daß er weder jene Pauſe empfand, noch das leichte

Beben in ihrer Stimme hörte, noch den ſeltſamen Blick ſah, den ſie raſch auf ihn warf.

So erreichten ſie den Wagen. Er war ihr auf die ehrerbietigſte Art beim Einſteigen behilflich und

dann ſchaute er ſie an, um ihren Befehl zum Fortfahren zu erwarten. Statt dieſen aber ſogleich zu geben, ſenkte das junge, ſchöne Mädchen ihre leuchtenden Blicke mit einem ſo unausſprechlich milden Ausdruck in die Augen Schönfeld's, welcher neben dem Wagen ſtand, daß er beim Anblick der ganzen Lieblichkeit dieſes wunderbaren Weſens ſein Unglück dop-

pelt empfand und er fast unwillkürlich in die leise gesprochenen Worte ausbrach: „O, Fräulein Alma, eine solch' harte und lang hinausgezogene Strafe habe ich denn doch wegen meiner kleinen, unschuldigen Comödie nicht verdient."

„Welche Strafe denn?"

„O, diese Frage sagt mir, daß Sie nie geliebt haben," rief er schmerzlich aus.

Sie blickte träumerisch vor sich hin, dann sagte sie ganz leise: „O ja, ich liebe — — — — aber Ihnen muß ich sagen," fuhr sie alsdann fort, indem wieder dasselbe schelmische Lächeln um ihre feinen Lippen erschien — „Sie nehmen nicht jenes Interesse an mir, welches mich Ihre Worte glauben ließen."

„O ich wollte, es wäre so, ich würde Sie alsdann nicht so trostlos unglücklich verlassen."

„Nein, nein, denn sonst hätten Sie weiter geforscht, nach dem Namen desjenigen, der mir theuer ist."

„Einer, der mir unbekannt ist, den ich hassen muß."

„O nein, Sie kennen ihn, und werden ihn deshalb nicht hassen."

Da, mit einem Male trat das Bild seines Freundes, des jungen, schönen, glänzenden Husarenoffi-

ihm eine vollständige Marſchroute aufgeſchrieben, von hier nach La Roda auf der großen Straße, und von dort über Villarrobledo, Campo critana nach Tembleque — von letzterem Orte ging die Eiſenbahn nach Madrid —, mit Angabe der Entfernung dieſer Ortſchaften und der Nachtquartiere. Der Ingenieur, der ihm dies beſorgt, hatte freundlicher Weiſe ſeine Viſitenkarte beigefügt, auf welche hin wir bei Privatleuten in den verſchiedenen Dörfern gern ein Unterkommen finden würden. Die Fonda's ſeien durchweg außerordentlich ſchlecht. Das waren die Lichtſeiten des Berichtes. Die anderen, das Aber, lauteten, die Wege würden hier und da faſt grundlos ſein, auch die Kälte auf der weiten, baumloſen Ebene in der Mancha ſehr unangenehm, faſt unerträglich, und wenn wir einen guten Rath annehmen wollten, ſo ſollen wir lieber einen Tag länger mit dem Eilwagen, vielleicht auf ſehr ſchlimmen Wegen, aber doch ſicherer gehen.

Herr Heeren und unſer Baumeiſter waren nun durchaus nicht für die Reittour eingenommen, deßhalb mußten wir beide nachgeben, um ſo mehr, als im entſcheidenden Augenblicke einige Buben herbeiliefen und die Nachricht brachten, endlich laſſe ſich die Poſtkutſche ſehen. Es war die Madrider, die nach einer Viertelſtunde mit gänzlich abgematteten Thieren vor das Haus kam; der Mayoral, erſchöpft und mißmuthig, ſprang fluchend von ſeinem Sitze, und Zagal und Delantero ließen ihre Köpfe noch tiefer hängen als ſelbſt die Maulthiere.

Das war alſo der Wagen, der uns mit denſelben müden Thieren weiter befördern ſollte. Doch konnte er nicht eher abfahren, als bis die Murcianer Kutſche angekommen war, und von der ſahen und hörten die ausgeſchickten Boten nicht eine Spur. Im Poſt-Bureau wurde ein großer Rath gehalten und endlich beſchloſſen, den Madrider Wagen neu zu beſpannen und dem anderen entgegen zu ſchicken. Es war Mittags zwei Uhr geworden, und eine halbe Stunde ſpäter fuhr denn auch die eben angekommene

ciers vor ſeine Seele, und obgleich er den Gedanken an ihn in dieſem Zuſammenhange als lächerlich zurückdrängte, fühlte er doch jetzt mit einem Male neben dem Schmerz unerwiderter Liebe auch das Gefühl heftiger Eiferſucht und er rief aus: „Wenn ich ihn kenne, ſo flehe ich Sie an, mir ſeinen Namen zu nennen.“

Er hatte ſich raſch dem Wagen wieder genähert, faßte mit ſeiner Hand den Schlag desſelben, und als er nun in Alma's glänzendes Auge blickte, als er fühlte, wie ſie ihre kleine Hand mit leiſem Druck auf ſeinen Arm legte, als er nun ihre kaum hörbar hingehauchten Worte vernahm: „Ich liebe ja jenen einfachen, beſcheidenen Menſchen, der mich ſo treulos verließ — Arthur Stein,“ da überwältigte ihn in richtiger Steigerung das unausſprechlich ſeligſte Glück, da bebte er vor Entzücken zurück, da fühlte er, wie ihm die Augen feucht wurden, und da wollte er raſch ſein Recht in Anſpruch nehmen, mit dem lieblichen Mädchen zurückzufahren.

Doch zu ſpät; faſt zugleich mit der Nennung jenes Namens rief ſie dem Kutſcher zu: „Fort nach Hauſe,“ worauf die ungeduldigen Pferde ſogleich anzogen, ſie wie im Fluge entführten und ihn in ganz kurzer Zeit weit hinter ſich zurückließen

„Ah, die Verrätherin!“ rief Schönfeld im Tone des höchsten Entzückens und trotzdem auf's Innigste beglückt und strahlend vor Freude.

IX.

Während das im vorigen Capitel Erzählte in freier, würziger Frühlingsluft vor sich ging, unter dem strahlend blauen Himmel, mit einem Einblick in zärtlich liebende Herzen und einem Ausblick auf eine hoffnungsreiche, ja glückselige Zeit, lag der arme Baron Knickenbrock in seinem dunklen Zimmer im Bette, war mit Augenläppchen bedient worden und mit einer guten Portion frischer Stirnsalbe, hatte zum Frühstück ein nahrhaftes Wassersüppchen bekommen, und dachte nach über Vergangenes und Zukünftiges, wobei die Spitze seiner weißen Nachtmütze sehr herausfordernd nach oben gerichtet war.

Er langweilte sich gründlich dabei und hatte nicht einmal den Trost, wie schon früher bei ähnlichen Veranlassungen geärgert zu werden, durch die sehr energischen Reden der pommer'schen Gutsbesitzerin, die ihn früher in leidvollen Stunden häufig besuchte; mußte sich auch gestehen, durch sein Benehmen in den letzten Tagen solche tröstliche Besuche verscherzt zu

haben, und konnte im Grunde ſelbſt nicht begreifen, wie er ſo verblendet hatte ſein können, nach jener allerdings ſehr ſchönen Taube auf dem Dache zu ſchielen, ſtatt den Sperling in ſeiner Hand feſt zu halten. Und obendrein wäre es Unrecht geweſen, die runde, geſunde und herzlich freundliche Tochter der Gutsbeſitzerin mit einem Sperling zu vergleichen — gewiß großes Unrecht, das er bei dem langſam dahin ſchleichenden Tage ſchwer und tief empfand und wofür er in den Nachmittagsſtunden nach eingenommenem zweiten Waſſerſüppchen anfing, der Betreffenden in ſeinem Innern herzlich Abbitte zu leiſten.

Dieſer Scene folgte dann auch die Belohnung gewiſſermaßen auf dem Fuße nach, da ihm Johanna den Beſuch der Stiftsdame, ſowie der Bürgermeiſterin in Ausſicht ſtellte, die ſich nach ſeinem Befinden erkundigen wollte, wenn ihm das nicht ungelegen käme; und da ihn ſehr nach etwas Unterhaltung verlangte, ſo ſaßen beide Damen kurz darauf auf Stühlen vor ſeinem Bette, um ihm zu erzählen von dem herrlichen, warmen, ſonnigen Frühlingstage draußen, der Allen Luſt und Sehnſucht einflößte, das ernſte, düſtere Haus zu verlaſſen.

„Und wem das nur eben erlaubt iſt, der hat Gebrauch davon gemacht," ſagte die Bürgermeiſterin.

„Ach, die Glücklichen!“ seufzte Baron Knickenbrock.

„Glücklich allerdings,“ meinte die blond gelockte Stiftsdame — „und besonders solche, wie unsere liebe Gutsbesitzerin, welche die gegründetste Hoffnung hat, in den nächsten Tagen nach Hause zurückkehren zu dürfen.“

„A — a — a — ah.“

„Ja gewiß; der Herr Geheimrath erklärte sie heute Morgens als beinahe vollkommen hergestellt und erlaubte ihr, trotz des sonnigen Tages, eine Spazierfahrt nach dem Park.“

„Richtig, und da sah sie auch —"

„Bst" — ließ sich die Stiftsdame vernehmen, aber so auffallend, daß Baron Knickenbrock sich nothwendig nach der Ursache dieser Dämpfung erkundigen mußte, worauf die Stiftsdame laut fortfuhr: „Nein, nein, die Gute hat sich jedenfalls geirrt; ich bin überzeugt, jener Herr und jene Dame, welche sie im tiefsten Gespräch beisammen gesehen, waren ganz andere Personen."

„Wie Sie aber streiten mögen, beste Freundin," erwiderte hartnäckig die Bürgermeisterin — „haben denn die Beiden aus ihrem gemeinschaftlichen Spaziergange ein Hehl gemacht? Sind sie nicht hier vom Hause in einem Wagen weggefahren — und wie zärtlich — ich habe das deutlich gesehen, und ich verstehe mich darauf."

„Empörend!" meinte die Stiftsdame — „während sich die arme Tante auf ihre Operation vorbereitete."

„Mindestens herzlos; aber eine solche Leidenschaft überflügelt alle Grenzen, allen Anstand."

„Dürfte ich Sie wohl fragen, meine verehrten Damen, über welche Personen und welche Thatsachen Sie reden?"

„Ah, richtig, Sie wissen nichts davon."

„Wie ſollte ich — in meinem Bette.“

„Dieſer Herr Arthur Stein.“

„Und jene ſogenannte Nichte der Frau von Stranizka.“

„Benützten ebenfalls den herrlichen Frühlingstag.“

„Um eine Fahrt in den Park zu machen.“

„Allwo ſie ausſtiegen.“

„Sich in das Gebüſch verloren.“

„Um nach einer halben Stunde wieder zum Vorſchein zu kommen.“

„Erſtaunlich!“

„Empörend!“

„Aber erklärlich bei dem Charakter dieſer Kokette.“

Und das war die weiße, unſchuldige Taube, der er nachgeſchaut, bis ihn die Augen ſchmerzten; der er es vielleicht zu verdanken hatte, daß, um in unſerem Gleichniß von ſoeben fortzufahren, der Sperling ſeinen Händen entſchlüpft war, um vielleicht ohne Abſchied heimzukehren, nach ſeinen pommer'ſchen Gefilden — — — —

Doch hatte das Schickſal nicht beſchloſſen, ihn gar ſo hart zu beſtrafen; denn nach einem ſehr kräftigen künſtlichen Blutegel, der ihm Abends zu Theil wurde, ſowie nach einer ziemlich ruhig ver-

brachten Nacht war die leichte Röthe in ſeinen Augen gänzlich verſchwunden. Ja, er ſah zu ſeinem großen Vergnügen den darauf folgenden Tag, daß ſich Schulze wieder zu einem langen Faden auseinander gezogen und Müller anfing, ſehr in die Breite und in Nebel zu zerfließen. Er durfte nicht nur das Bett verlaſſen, ſondern auch hinter blauen Brillen in ſeinem Zimmer ſpazieren gehen und Beſuche empfangen, Beſuche ſehr lehrreicher und angenehmer Art, zu welch' letzteren wir den der pommer'ſchen Gutsbeſitzerin und ihrer Tochter zu rechnen haben, welche, wie ſie mit drohend erhobenem Zeigefinger, aber mit freundlichem Lächeln ſagte, Gnade vor Recht wollte ergehen laſſen und ihre Abreiſe noch um einige Tage verſchieben, um ihm Gelegenheit zu geben, ſie nach ihrer Heimat zu begleiten. —

Alma war nach jener Unterredung im Parke in heiterer, ſeliger Stimmung zurückgekehrt, und wenn ſie auch die Nachricht von der glücklich überſtandenen Operation der geliebten Tante auf's Tiefſte erſchütterte, ſo war doch der Zuſtand derſelben nach der Verſicherung des berühmten Arztes ſo befriedigend, daß ſie Freudenthränen weinte, von denen ein Paar auch der Unterredung von heute Morgens galten.

Daß Herr Arthur Stein nicht mit ihr hieher zurückgekehrt sei, verschwieg sie nicht, sondern sagte der Wahrheit gemäß, derselbe habe sie dringender Geschäfte halber verlassen und sei in der Stadt geblieben, wobei es ihr allerdings auffiel, daß Frau von Stranizka diese Nachricht kopfnickend mit einem seltsamen, fast bitteren Lächeln entgegennahm, und wobei es Alma in kleine Bestürzung versetzte, als dann die Tante nach einer kleinen Pause sagte: „Ja, dieser Herr Arthur Stein ist auch wieder einmal ein Beweis, wie leicht es einem geschieht, durch übel angebrachtes Mitleiden zum Besten gehalten zu werden."

„Wie so, Tante?"

„Heute in aller Frühe ist Fürst Potemkin abgereist und sandte mir mit einem freundlichen Schreiben dort jenes Bijou, um es Herrn Arthur Stein zu geben zum Dank für die vielen Stunden, welche er seiner Unterhaltung gewidmet. Ich zeigte es ohne Arg dem Herrn Geheimrath, welcher lachend meinte, das wäre allerdings ein recht hübscher Dank, doch würde Herr Stein es wohl verstanden haben, sich durch seine Bemühungen einen noch schöneren Lohn zu verdienen." Glücklicher Weise war der Lichtschirm der guten Frau von Stranizka so dicht und so tief

über die Augen herabreichend, daß sie die flammende Röthe, welche sich bei ihren letzten Worten rasch über das Gesicht Alma's ausbreitete, nicht bemerken konnte; doch schlug das Herz des jungen Mädchens verrätherisch heftig und sie brachte mit Mühe die Frage heraus: „Welch' schöneren Lohn meinte er damit?"

„Das verlangte mich ebenfalls zu wissen, und so erfuhr ich denn, daß Herr Arthur Stein einer der ersten und tüchtigsten Beamten des auswärtigen Ministeriums sei, der mein Mitleiden, meine Leichtgläubigkeit dazu benützt, um dem Fürsten Potemkin in ganz unverfänglicher Eigenschaft empfohlen zu werden. Alles an diesem schlauen Herrn war kluge, wohl bedachte Maske, seine Mittellosigkeit, seine bescheidene Stellung in der Welt, selbst sein Name, und hinter seinen blauen Brillen hat uns der Herr Legationsrath Baron von Schönfeld tüchtig hinter's Licht geführt."

„Das ist recht' — recht schlecht von ihm," sagte das junge Mädchen nach einem tiefen, schweren Athemzuge und nachdem sie beide Hände fest auf ihre Brust gedrückt.

„Alles Maske, mein Kind, seine Freundlichkeit gegen uns, die herzlichen Worte, welche ihm so leicht

vom Munde gingen, das tiefe Gefühl, welches er vortrefflich heuchelnd zu äußern wußte."

„— — Alles Maske — —"

Alles Maske.

„Ja, dieſe Diplomaten; es iſt ein garſtiges, herzloſes Metier! Um einen Zweck zu erreichen, ſchonen ſie das Ehrwürdigſte und Heiligſte nicht und ſind ihnen alle Mittel recht."

„Ja, ja, es ſcheint ſo, daß ihnen alle Mittel recht ſind," hauchte Alma ſchmerzerfüllt vor ſich nieder.

„Ich bedaure nur Eines," ſagte die alte Dame mit großer Energie und in einem ſehr ſchnarrenden Tone — „daß dieſer Herr Arthur Stein mir gekommen iſt, während ich mich hinter blauen Brillen befand. Wäre ich friſch und geſund geweſen wie früher, ſo hätte ich ihn nach der erſten Unterredung durchſchaut und ablaufen laſſen. Mache Dir aber nichts daraus, mein Kind; im Grunde war das immerhin eine nicht unintereſſante Bekanntſchaft, und da er uns mit ſeinen diplomatiſchen Kniffen in keiner Weiſe wehe gethan, ja zuweilen recht artig unterhalten, ſo wollen wir über das Betragen des Herrn von Schönfeld den Mantel chriſtlicher Liebe decken und Herrn Arthur Stein vergeſſen."

Kutſche wieder davon, um nach ihrer Collegin zu ſehen; aber noch bei dem Hauſe paſſirte ſchon ein Unglück. Die Gaſſe war ſehr eng, der Mayoral nahm die Wendung etwas zu kurz und fuhr gegen eine der Lehmmauern, die ein Grundſtück umfaßten, ſo ſtark an, daß das morſche Mauerwerk unter dem Stoße zuſammenbrach und Räder und Achſen mit Steinen bedeckt wurden. Es dauerte eine Zeit lang, bis der Wagen wieder frei wurde und weiter konnte. Wie wir ſpäter erfuhren, mußte er, da die Hauptſtraße noch immer unpraktikabel war, noch einige Kreuz- und Querzüge durch den Flecken machen und hatte auch noch ſonſtige Unannehmlichkeiten zu beſtehen gehabt, ehe er ins Freie kam. Dafür aber trafen die beiden Eilwagen denn auch ſchon glücklicher Weiſe nach einer Stunde auf einander, und um vier Uhr kehrte der unſrige nach Albacete zurück, nahm ſeine Briefſchaften für Madrid, unſere und der anderen Reiſenden Koffer, und dann hieß es: Caballeros al coche.

Unſer Eilwagen war ein anſehnliches Gebäude, befand ſich aber ſchon im vorgerückten Alter. Die Deichſel wackelte bedeutend und war ſtark geſchient, und die meiſten Kutſchenſchläge litten an einer gelinden Maulſperre. In dieſem Kaſten alſo ſollten wir vielleicht drei Tage und drei Nächte zubringen. Ich muß geſtehen, daß ich denſelben vor dem Einſteigen kopfſchüttelnd umging und mit einem wehmüthigen Blicke das Wort „Madrid“ auf der Hinterſeite las. Ach! dachte ich, mit welcher Wonne willſt du dieſelben Buchſtaben auf der Alcala-Straße wieder leſen! Ich hatte eine trübe, unbeſtimmte Ahnung, mit dieſer Equipage, trotz bezahlten Fahrgeldes und trotzdem, daß wir nun endlich eingeſtiegen waren, niemals Madrid zu erreichen. Und, wahrlich! dieſe Ahnung hat mich nicht betrogen.

Wir drei Reiſegefährten, der Baumeiſter, der Maler und ich, ſaßen vorn in der Berline (unſer deutſches Coupé) — ein Platz, der bei gutem Wetter ſehr viel Angenehmes bietet, hier in Spanien aber durch ſeine Ausſicht auf die ſchlechte Straße und das

„Ja, wir wollen ihn vergeſſen — gewiß, meine liebe gute Tante, und nur dankbar ſein für Ihre glückliche und raſche Geneſung.“

„Ja, mein liebes Kind, das wollen wir; iſt doch das, was der Himmel durch die hohe Kunſt des berühmten Arztes an mir gethan, faſt wie ein Wunder anzuſehen, und wie leicht und raſch iſt es vorüber gegangen, wo andere Aerzte und auch ich ſelber Monate lang ſchwere Leiden vorausſahen, deshalb wollen wir getroſt einen dicken Strich durch die andere Geſchichte machen und nicht mehr daran denken.“

„Gewiß, liebe Tante, wir wollen — verſuchen — nicht mehr daran zu denken. —“ Das Wort „verſuchen“ ſprach Alma ganz leiſe vor ſich hin und auch mit dem feſten Vorſatze, den Verſuch zu machen, das Bild jenes falſchen Menſchen aus ihrem Herzen zu reißen.

„Dagegen kann ich Dir, mein liebes Kind, auch eine beſſere Nachricht geben,“ ſagte Frau v. Stranizka nach einer Pauſe — „wir brauchen nun nur noch ein Paar Tage hier in dieſem Hauſe zu bleiben und können dann nach unſerm Gaſthof zurückkehren, was immerhin ſehr angenehm iſt.“

„Mehr noch freue ich mich auf unſere Rückkehr nach Hauſe.“

Dann küßte Frau von Stranizka das junge Mädchen auf die Stirn und ging dann in ihr Zimmer, um Alma mit ihren Gedanken und ihrem Schmerze allein zu lassen.

Herr Arthur Stein-Schönfeld hatte den davoneilenden Wagen, in welchem Alma saß, welche an der Biegung der Straße noch einmal nach ihm umschaute, so lange mit seinen Augen verfolgt, bis er auch nicht mehr das Geringste von demselben sah; ja, bis auch der unter den Rädern aufwirbelnde Staub zwischen den Büschen verschwunden war. Dann kehrte er in der gemüthlichsten und heitersten Stimmung von der Welt nach der Stadt zurück, um sich hier zu seinem Chef, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zu begeben.

„Das wäre so ziemlich gelungen," rief ihm Seine Excellenz entgegen, wobei sie sich vergnügt die Hände rieben — „soeben verläßt mich unser russischer Gesandter, der mir recht freundliche Grüße von dem heute abgereisten Fürsten Potemkin überbrachte, wobei der Fürst sich auf's Freundlichste entschuldigte, mich hier nicht aufgesucht zu haben, da ein solcher Besuch in Paris zu allerlei Bemerkungen hätte Veranlassung geben können. Der russische Gesandte aber sagte mir ganz vertraulich, daß der Fürst mit den besten Inten-

tionen für uns nach Frankreich abgereiſt ſei; und wem wir das zu verdanken haben, das weiß Niemand beſſer, als ich. Gewiß, mein lieber Schönfeld, ſo ungern ich Sie hier aus meinem Departement entlaſſe, ſo liegen doch Ihre Briefe ſchon bereit, und ich muß bitten ſich ſchleunigſt für Florenz zu rüſten."

„Mit meinem herzlichſten Dank, Excellenz, muß ich doch um einige Tage Zeit bitten, um meine kleinen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, zu denen ſich gerade heute noch eine neue zuzugeſellen droht, die meiner Verheiratung nämlich."

„Was der Teufel, davon habe ich ja keine Ahnung gehabt!"

„Ich auch nicht, Excellenz, bis mir vor wenigen Tagen der Gedanke kam, wie ſehr Se. Majeſtät darauf hält, daß allerhöchſt ſeine Geſandtſchaften auch in deren innerſten Departements würdig vertreten ſind."

„Ah, Sie Schäker, heiraten deshalb aus Pflichtgefühl?"

„Gewiß, nur aus Pflichtgefühl."

„Und wer iſt die Glückliche?"

„Ein Fräulein von Stranizka."

„Eine gute Familie? Und wie ich gehört habe,

hält sich die junge Dame im gegenwärtigen Augenblicke hier auf?"

„Ja, mit ihrer Tante; ich sah sie voriges Jahr in Baden und machte hier in der Augenklinik ihre nähere Bekanntschaft."

„Hinter blauen Brillen," sagte Seine Excellenz mit aufgehobenem Zeigefinger — „mir scheint, Sie haben ein wenig Maskerade gespielt."

„O ja, Excellenz, ebenso süß es ist, sich nach einem kleinen Streite mit der Geliebten zu versöhnen, ebenso reizend ist es auch, sich zu demaskiren, wenn man seiner Sache gewiß ist."

„Nun, ich wünsche Ihnen das Beste, und will alle nöthigen Schritte für Sie thun, sorgen Sie nur dafür, daß Ihre Abreise durch Ihre Verheiratung nicht zu lange aufgeschoben wird."

„Unbesorgt, Excellenz; es pressirt mir selbst."

„Das kann ich mir denken; also auf Wiedersehen."

Nun wußte Herr v. Schönfeld in der That nicht, wo er zuerst hinfahren sollte, wo zuletzt, und wie er einmal angefangen hatte, seine mannigfaltigen Geschäfte abzuwickeln, da sah er ein, wie viel überhaupt zu thun war, und fand weder den heutigen Tag, noch den morgigen die nöthige Zeit,

um das ſüßeſte ſeiner Geſchäfte in aller Ruhe ausführen zu können. Dabei ſprach er lächelnd zu ſich ſelbſt: „Eine kleine Strafe hat die Verrätherin ſchon dafür verdient, daß ſie mich in den Park hinpflanzte, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern; und was die würdige Johanna anbelangt, ſo möchte ich ihr erſtauntes Geſicht ſehen, weil ich mich ohne ihre Erlaubniß entfernt und es gewagt habe, zwei Nächte nicht nach meinem Käfig zurückzukehren — in der That ein Käfig, und wenn ich jetzt an das dunkle Haus denke mit ſeinen düſteren Treppen, blauen Vorhängen und blauen Brillen, ſo könnte mich ein gelinder Schauder überfahren, wenn ich nicht in jenen ernſten Mauern das Beſte, Liebſte und Schönſte wüßte, was es für mich auf der Welt gibt — ſie — ſie — ſie.“

Endlich am dritten Tage jagte er Vormittags in ſeiner eigenen Equipage zur ſchicklichſten Stunde vor die Augenklinik und eilte ſogleich die Treppe hinauf nach dem Zimmer der Frau von Stranizka. Wie war ihm aber zu Muthe, als auf ſein leiſes Anklopfen eine unbekannte Stimme „herein“ rief, und als er, die Thüre öffnend, einen alten dicken Herrn gewahrte mit großem ſtruppigen Barte, mürriſchem Geſichtsausdruck, mit blauen Brillen und darüber

noch mit einem großen Lichtſchirme verſehen, der wie ein eben friſch eingefangener Bär unmuthig, verdrießlich hin und her durch das Zimmer ſchritt und ihm von der Seite ein ſehr kurzes „was beliebt“ entgegenbrummte.

„— — Entſchuldigen Sie ſehr, ich glaube, daß ich mich in der Zimmerthüre geirrt habe.“

„Möglich, doch unbegreiflich, da draußen die Nummern recht groß angeſchrieben ſtehen.“

„Gewiß, und ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung.“

Die Thür des Nebenzimmers, wo Alma gewohnt, ſtand offen, ebenſo die Fenſter, und obgleich durch letztere der freundliche, klare Himmel in das Gemach blickte, erſchien es ihm doch ſo troſtlos und unheimlich, daß er raſch daran vorübereilte, die zweite Treppe hinauf nach ſeiner eigenen Stube. Hier, vor derſelben auf dem Gange ſah er Johanna ſtehen, bewaffnet mit Staubbeſen und Abwiſchlappen, welche beide Gegenſtände ſie faſt vor Erſtaunen aus der Hand fallen ließ, als ſie den Flüchtling erblickte — und wie erblickte! Nicht in dem beſcheidenen Anzuge, wie er ſich für einen ehrſamen Kranken des dritten Stockwerks paßt, aber aufgeregt und erhitzt und ohne blaue Brillen.

„Nein, Herr Stein, was zu arg iſt, das iſt zu arg; zwei Nächte —“

„Habe ich gefehlt, ich weiß das ganz genau.“

„Ja, nehmen Sie mir nicht übel, das iſt ſtark, und wie Sie ausſehen, wenn der Herr Aſſiſtenzarzt Sie in dieſem Zuſtand ſieht, ſo gibt er Ihnen einige Tage dunkles Zimmer und ich würde Ihnen dringend rathen, ſich zu Bett zu legen und Ihre Stirnſalbe zu benützen, die noch ganz unangerührt hier auf dem Tiſche ſteht.“

„Ein andermal, gewiß ein andermal — mit großem Vergnügen, jetzt aber bitte ich Sie dringend, mir rasch eine Frage zu beantworten, wo sind die Damen von Nr. 11 und 12 des ersten Stockes?“

„Abgereist, gestern Mittag.“

„Abgereist? das ist ja ganz unmöglich, und wohin?“

„Ich weiß es nicht, fragen Sie drunten den Herrn Inspector.“

Schönfeld wandte sich rasch, um hinab zu eilen; doch kehrte er noch einmal in's Zimmer zurück, wo Johanna in aller Bestürzung über dies unerhörte Benehmen wie erstarrt stehen geblieben war, indem er ihr hastig zurief: „Packen Sie meine Sachen zusammen, ich werde sie später holen lassen; Ihnen aber danke ich herzlich für alle mir bewiesene Freundlichkeit und bitte Sie —“

Ohne indessen seine Bitte auszusprechen, näherte er seine Hand derjenigen Johanna's und als er hierauf in ein Paar flüchtigen Sätzen die Treppe hinab verschwunden war, hatte sich das Erstaunen der würdigen Gehilfin durchaus nicht gemäßigt, da sie in ihrer Hand einen doppelten Friedrichsd'or glänzen sah.

Drunten, bei dem Inſpector des Hauſes that Herr von Schönfeld die gleiche Frage, allerdings mit größerer Ruhe und Mäßigung, und erhielt die gleiche Antwort — abgereiſt, man wußte nicht wohin.

Er berichtigte die beſcheidenen Koſten ſeines Aufenthaltes, er warf ſich in ſeinen Wagen, er fuhr nach dem Hotel du Nord.

„Frau von Stranizka?“

„Vor einer Viertelſtunde abgereiſt, Herr Baron.“

„Wohin?“

„Nach dem Oſtbahnhof.“

Die feurigen Trakehner vor ſeinem Wagen mußten trotz ihrer Flüchtigkeit erfahren, welche Eile ihr Herr hatte; ſie griffen aus, daß das Pflaſter klirrte und das leichte Coupé, welches ſie zogen, ſich in einer Schlangenlinie fortbewegte, und doch ging es ihm nicht raſch genug, und doch riß er nach jedem Paar Secunden die Uhr aus der Taſche, welche jetzt die Mittagsſtunde zeigte, genau die Zeit, wo der Courierzug abging, den Frau von Stranizka benützen mußte, um nach Hauſe zurückzukehren.

„Das dritte Zeichen,“ rief der Kutſcher, ſich umſchauend, in den Wagen, als die Pferde durch das Eingangsthor des Bahnhofs jagten.

„Fahr' zu.“

Noch im Fluge des Wagens ſprang Schönfeld hinaus, da es dem Kutſcher unmöglich geweſen, die edlen Thiere zu pariren und ſie eine gute Strecke neben der Treppe der Einſteighalle hinaus ſchoßen.

„Der Courierzug?“ fragte er den Portier.

„Geht ſoeben ab, Herr Baron.“

„Suchen Sie ihn eine Secunde aufzuhalten und ich werde Sie auf's Reichſte belohnen.“

Der Beamte, welcher den erſten Legationsrath des auswärtigen Miniſteriums genau kannte, ſtürzte davon und war ſo glücklich, den Zugmeiſter zu erhaſchen, wie dieſer im Begriffe war, die Signalpfeife an den Mund zu ſetzen, und der nun ehrerbietigſt ſalutirte, als er den Baron von Schönfeld heraneilen ſah.

„Haben Sie zwei Damen im Zuge, wovon die ältere blaue Brillen trägt?“

„Ja, Herr Baron, — ſteigen Sie ein, aber raſch, wenn ich bitten darf.“ Er riß ein Coupé erſter Claſſe auf, Schönfeld ſtürzte hinein, und da ſich der Zug zu gleicher Zeit in Bewegung ſetzte, ſo fiel er etwas heftig in die weichen Kiſſen hinein — doch der Himmel ſei gelobt; ſoviel er in der dunklen Einſteighalle bemerken konnte, ſaß in der anderen Ecke des Wagens Frau von Stranizka mit ihrer blauen Brille, Alma ihr gegenüber.

ewige Stolpern der Maulthiere in den tiefen Fahrgeleisen nicht eben zur Beruhigung der Nerven beiträgt. Der Mayoral bestieg finsteren Blickes seinen Sitz und entgegnete auf meine Frage nach dem Wege — ich muß gestehen, daß ich die üble Gewohnheit hatte, viel zu viel danach zu fragen —, derselbe sei so schlecht wie möglich.

So fuhren wir dahin, es war am Sylvester-Abend, wo man sich zu gleicher Zeit in der Heimat anschickt, die letzten Stunden des Jahres so angenehm und kurzweilig wie nur immer möglich zu verbringen, wo man öffentlich einen soliden Punsch zubereitet und heimlich seine Pistolen ladet, um der Polizei an diesem Festabende ebenfalls eine unverhoffte kleine Freude zu bereiten. Der Himmel war klar, dunkelblau, und die Sonne ging mit einer unendlichen Pracht unter; wie ein Nordlicht strahlte der Himmel, als sie schon eine Zeit lang verschwunden war, noch immer in gewaltiger Gluth. Dabei war die Luft so rein, daß man die Gestalt jedes Zweigleins an den entblätterten Pappeln und Ulmen und den Umriß ganz entfernter kleiner Häuser aufs Deutlichste sah. Zu beiden Seiten schauten wir in eine weite flache Ebene hinein, und es war, als habe der eisige Wind, der uns gestern verlassen, hinter Albacete auf uns gewartet; denn kaum waren wir wieder im Freien angelangt, so blies er uns von der Seite an, sauste durch die Wagenfenster und jagte Mähnen und Schweife der Zugthiere auf die Seite. Der Mayoral hatte sich fröstelnd in seine Decke gewickelt, und der Delantero machte vorn auf seinem Pferde mit Händen und Füßen Bewegungen wie ein Hampelmann, wahrscheinlich um sich zu erwärmen. Der Zagal aber hatte den besten Theil erwählt und wurde von uns allen beneidet: er trabte neben der Kutsche her und litt auf diese Art weniger von der Kälte.

Die Chaussee, auf der wir fuhren, lief gerade, war sehr breit, mit Bäumen bepflanzt und ursprünglich mit Sachkenntniß angelegt, später aber gräulich vernachlässigt worden. In den tiefen Koth, der sie in den letzten Tagen bedeckt, hatten die schweren Karren und Eilwagen unergründliche Geleise geschnitten, die nun

Die Locomotive pfiff, der ungeduldige Dampf brauſte und ziſchte, der Zug verließ den Bahnhof und raſſelte in das heitere Tageslicht hinaus.

Was aber ſah Herr von Schönfeld, der ſich nun raſch mit innigen herzlichen Worten gegen die

Damen wandte? — Er ſah in der anderen Ecke des Wagens hinter blauen Brillen die pommer'ſche Gutsbeſitzerin, derſelben gegenüber ihre Tochter und an deren Seite den Herrn Baron von Knickenbrock, alle Drei mit ſehr langen und wenig freundlichen Geſichtern.

X.

Wie gerne wäre Herr von Schönfeld dem Eiſenbahnwagen entſprungen! Ja, wie ernſtlich überlegte er im erſten Augenblicke höchſt unangenehmer Ueberraſchung, ob ſich dies nicht thun laſſe. Ja, wenn es nur ein Bummelzug geweſen wäre, der, recht langſam anfahrend, ſich mit großer Behaglichkeit durch die verſchiedenartigſten Hinderniſſe des Bahnhofes durchwindet, neben welchem man eine gute Strecke zu Fuß laufen kann, wie es ja Conducteure und Zugmeiſter häufig zu thun pflegen — aber ein Courierzug, welcher mit dem unangenehmen Bewußtſein von mindeſtens $2^1/_2$ Minute Verſpätung aus der Bahnhofhalle hinausbrauſt — keine Möglichkeit, hier zu entkommen; es wäre Wahnſinn geweſen, ſo Etwas auch nur zu denken. Herr von Schönfeld that deshalb das Klügſte, was er thun konnte: die Geſellſchaft in

Jetzt erschien des Zugmeisters rothes freundliches Gesicht vor dem Fenster und er sagte: „Das wäre gelungen, Herr Baron, aber es hat sich wahrhaftig um eine halbe Secunde gehandelt; ich bin nur froh, daß der Herr Baron seinen Zweck erreicht hat — wohin darf ich Ihnen einen Platz nehmen?“

Ja, wenn Herr von Schönfeld das nur selbst gewußt hätte! Er beugte sich so weit aus dem Wagen hinaus, um leise in das Ohr des Beamten reden zu können; er fragte ihn etwas, worauf der Zugmeister mit den Achseln zuckte und den Kopf schüttelte, dann erwiderte: „Ich glaube nicht, Herr Baron, daß sich eine andere Dame mit blauen Brillen auf dem Zuge befindet, will aber sogleich sorgfältig selbst nachsehen.“

„Seien Sie meines Dankes gewiß.“

„Bitte, Herr Baron — ehe der Zug hält, sollen Sie den genauesten Bescheid haben.“

Es war eine recht lange Station, die sie durchflogen; acht deutsche Meilen in der Stunde, so daß die Bäume, Häuser, kurz Alles, was sich dicht an der Bahn befand, nur auf die eilfertigste Art, wie aufgeschreckt und überrascht, vorbei zu huschen schien, und es mochte beinahe eine Stunde vergangen sein, als die Locomotive endlich einmal ihre Schnelligkeit

verminderte und dann nach einem langandauernden Pfiffe hielt.

Da erſchien auch ſchon der gefällige Zugmeiſter und Herr Schönfeld ſah ſein freundliches Lächeln und Kopfnicken mit einem tiefen, erleichternden Athemzuge.

„Sie haben die Damen gefunden?“

„Gewiß, Herr Baron, habe Sie auch ſchon angemeldet.“

„A — a — a — ah — wenn Sie da nur keine Voreiligkeit begangen haben, mein lieber Herr Zugmeiſter.“

„Meiner Treu', das dachte ich anfänglich auch; denn die Dame mit der blauen Brille ſchien ſich anfänglich auf den Namen des Herrn Barons durchaus nicht beſinnen zu können, bis ich ſagte, es ſei doch kein Irrthum möglich; der Herr Baron hätten, wie mir der Portier geſagt, beinahe ſeine Pferde todt gefahren, um noch den Zug zu erreichen; der Herr Baron hätten alsdann beinahe athemlos nach zwei Damen gefragt, von denen die eine blaue Brillen trüge, und darauf hätte ich den Herrn Baron in ein Coupé zu zwei ſolchen Damen gebracht, die aber durchaus nicht die richtigen geweſen; dann lächelte die ältere Dame ein klein wenig, und

die jüngere ſagte: „Nicht wahr, liebe Tante, der Herr Baron ſoll uns willkommen ſein,“ — hier ſind die Damen in einem Coupé ganz allein und ich will ſorgen, daß Sie keine weitere Geſellſchaft bekommen.“

Diesmal war es das richtige Coupé, in welches Herr von Schönfeld nach einigem Zögern ſtieg. Dort,

in der Ecke saß Frau von Stranizka, seinen ehrfurchtsvollen Gruß nicht gerade unfreundlich erwidernd, während Alma entfernter, offenbar in einiger Verwirrung, sich rasch gegen das Fenster wandte, nachdem sie flüchtig mit dem Kopfe genickt. Dann setzte er sich recht dicht zu der alten Dame hin, und wohl empfindend, wie schwierig und peinlich es in seiner Lage sei, hier in dem rasselnden Wagen beim Brausen und Keuchen der Locomotive zarte Gefühle, und noch obendrein ohne große Einleitung preisgeben zu müssen; fühlte er doch die bittere Nothwendigkeit, sowie das Unmögliche, hier mit einem conventionellen Gespräche zu beginnen, und sagte deshalb, selbst auf die Gefahr hin, sich lächerlich zu machen: „Gnädige Frau, Sie sehen in mir den Legationsrath Baron von Schönfeld, seit heute früh Gesandter in Florenz und ehemaliger Herr Arthur St..., welcher diese Maske annahm, nur um unter derselben und hinter blauen Brillen Ihre Bekanntschaft machen zu können; denselben Arthur Stein, den Sie freundlich, mitleidig, gütig aufnahmen, den Sie die Bekanntschaft des Fürsten Potemkin machen ließen, und der dadurch in seiner Eigenschaft als erster Rath des auswärtigen Ministeriums im Stande war, dem Staate gute Dienste zu leisten."

Herr von Schönfeld ſagte das Alles kurz, ausdrucksvoll, beſtimmt, da er wohl fühlte, daß es bei dem Raſſeln des Wagens unmöglich ſei, ſich einer einſchmeichelnden, manches umſchreibenden Redeweiſe zu bedienen. Er ſprach als Mann, der weiß, was er will und der raſch wiſſen möchte, was er zu erwarten hat, und fuhr deshalb nach einer kleinen Pauſe fort: „Ich hatte das Glück, Sie im vergangenen Sommer in Baden zu ſehen; in Ihrer Geſellſchaft Fräulein Alma, deren Anblick auf mich einen unvertilgbaren Eindruck machte, und was mir damals nicht gelang, Ihnen vorgeſtellt zu werden, Ihre Bekanntſchaft zu machen, das war ich neulich ſo glücklich, hinter blauen Brillen zu erreichen. Ich lernte Fräulein Alma näher kennen, ich fühlte, daß es mir ohne ihren Beſitz unmöglich ſei, jemals glücklich zu werden und hatte auf einer Spazierfahrt die Kühnheit, Fräulein Alma meine Liebe zu geſtehen.“

„Was ſie mir nicht verſchwieg,“ ſagte Frau von Stranizka, weniger in rauhem, als in ſehr ernſtem Tone.

„Gott ſei Dank, daß Fräulein Alma mir dadurch das nun Folgende erleichtert hat.“

„Nicht ſo raſch, Herr Baron,“ fiel ihm Frau

von Stranizka in's Wort, — „zugegeben, daß Alma die Schwäche hatte, dem Baron von Schönfeld zu ſagen, daß ihr der harmloſe Arthur Stein nicht gleichgiltig ſei, wußte ſie doch damals noch nicht, daß Sie ſich gewiſſermaßen in einer diplomatiſchen Sendung in der Augenklinik befanden und nebenher ihre müſſige Zeit benützten, um das Herz eines jungen, unerfahrenen Mädchens —"

„O reden Sie nicht aus, gnädige Frau," fiel er ihr raſch in's Wort — „meine diplomatiſche Sendung, wie Sie es zu nennen belieben, kann ja bei meinen herzlichen, wahren Gefühlen heißeſter Liebe durchaus nicht in Betracht kommen — und doch" — fuhr er nach einem plötzlichen Innehalten mit einem veränderten, aber ſehr innigen Tone fort — „laſſen wir, wenn Sie ſo wollen, meine diplomatiſche Sendung in den Vordergrund treten und geſtatten mir, den Preis für das Gelingen derſelben mit Fräulein Alma zu theilen — — meinen Geſandtſchaftspoſten in Florenz."

Als das glücklich heraus war, ſchien ſelbſt die Locomotive des Zuges darüber eine große Freude zu empfinden; denn ſie pfiff ſo luſtig, anhaltend und gellend, daß man kaum noch einzelne Worte der Unterhaltung verſtehen konnte. Sie brauſte, ſauſte

und ziſchte, ſie klapperte an hohen Mauern vorbei, welche ein raſſelndes Echo wie von einem Dutzend anderer Locomotiven zurückwarfen; kurz ſie machte einen ſolchen Höllenlärm, daß es nicht möglich war, mehr als einzelne Worte aus dem trotz allem dieſem fortgeſetzten Geſpräche zu verſtehen, allerdings bedeutungsvolle Worte, wie: Glück oder Unglück — ewige, treue Liebe — Gewißheit, nicht nur glücklich zu werden, ſondern auch glücklich zu machen, — Furcht — Hoffnung — Verzweiflung — oder höchſtes Lebensglück.

Dann raſte die feuerſprühende Maſchine noch obendrein in einen langen finſtern Tunnel hinein, doch hörte man vorher die Worte der Frau von Stranizka: „Alma allein hat hier zu entſcheiden.“ — — — — Und wie ſie entſchieden, ſah man deutlich, als der Zug nun wieder an das Tageslicht hinausbrauſte. Sie hatte ihr erröthendes Geſicht mit einem herzlichen Ausdruck gegen Schönfeld gewandt; ja, ſie hatte ihm erlaubt, ihre Hand zu erfaſſen und heiße Küſſe darauf zu drücken.

Was wir hierauf noch weiter dem geneigten Leſer mitzutheilen haben, iſt in Kurzem geſagt, obgleich es wohl das Wichtigſte unſerer ganzen kleinen Geſchichte iſt. Als der Zug abermals hielt, wurde

jetzt hart gefroren waren und sehr gefährliche Gruben für die Räder und die armen Zugthiere darboten. Es war in der That peinlich anzusehen, wie die letzteren von der hin- und herfahrenden Deichsel bald nach rechts, bald nach links gerissen wurden, ausglitten, stolperten, sich mühsam wieder aufrafften oder auch zuweilen ganz niederstürzten, wenn die Deichsel bei einer zu schnellen Bewegung einem dieser armen Geschöpfe alle vier Füße unter dem Leibe wegschlug.

Anfänglich ertrugen wir mit gutem Muthe diese unangenehme Fahrt; als aber die letzte Röthe vom Himmel verschwunden war und dieser nun wie dunkler Stahl glänzend mit seinen unzähligen Sternen über uns prangte, als wir durch Erzählung früherer Sylvester-Abende uns gegenseitig erweicht und gerührt, da vernahm man zuweilen zwischen dem Takte eines mühsam gesungenen lustigen Liedes einen tief verstohlenen Seufzer, und wir gestanden uns gern, das Reisen habe im Allgemeinen doch seine großen Unannehmlichkeiten. Glücklicher als wir beiden war unser kleiner Baumeister, der von der Natur die Gabe empfangen, in jedem Eilwagen, auf jeder Straße, sobald er sich in seine Ecke gedrückt, augenblicklich einzuschlafen. Noch war das erste hatjé! hatjé! des Zagal nicht verklungen, so gab er nur noch spärliche Antworten, und bald darauf schnarchte er regelmäßig wie das unschuldigste Kind in seinem Bette. Im Andenken an einen Roman von Dickens, wo ein Junge vorkommt, ebenfalls so glücklich begabt, daß er alle Mühseligkeiten dieses Lebens verschläft, nannten wir ihn wie diesen Joe, und auf die Frage im Eilwagen: Was macht Joe? erfolgte immer die gleiche Antwort: Der Joe schläft. So auch heute wieder; er hörte nicht, wie sechs Murcianer im Innern des Wagens allerlei ihrer vaterländischen Lieder in die Nacht hinausbrüllten und wie der Mayoral mit Peitschenknallen und unaufhörlichen Scheltworten zwischen die armen Maulthiere hinein fuhr; er sah nicht, wie unser Rosselenker endlich abstieg, um sich gehend zu erwärmen, wie es vorn der

Herr von Schönfeld verabschiedet; doch blickte Frau von Stranizka kurz vorher discreter Weise so anhaltend zum Fenster hinaus, daß es dem Ueberglücklichen möglich war, den ersten Kuß auf die reizenden Lippen seiner jungen, schönen Braut zu drücken. Dann verließ er das Coupé, in dem er so selig geworden war, und als sich der Zug hierauf wieder in Bewegung setzte, drückte er statt aller Worte seine beiden Hände mit einem strahlenden Blick auf Alma gegen die Brust, unbekümmert um die erstaunten Gesichter an den Fenstern der vorüberziehenden Wagen, unbekümmert sogar um das spöttische Lächeln der pommerschen Gutsbesitzerin und Tochter, sowie um den sehr drohenden Blick des Herrn Baron von Knickenbrock.

Nachdem er hierauf unter den seligsten Gefühlen eine Stunde lang auf dem Perron hin und her spaziert war, kehrte er mit dem nächsten Zug nach Hause zurück, um drei Tage später im bequemen Reiseanzug, von seinem Freunde, dem Husarenofficier begleitet, den gleichen Weg wie am heutigen Morgen abermals zu machen, lachend, plaudernd, glückselig, um diesmal an der Station, wo er ausgestiegen, vorüber bis zur späten Nachmittagsstunde zu fahren und dann mit seinem Freunde eine elegante Equipage zu besteigen, die sie nach dem Schlosse

der Frau von Stranizka brachte, wo dann am andern Tage in ländlicher Stille, aber deshalb wohl um so herzlicher und gemüthlicher, seine Vermälung mit

Alma gefeiert wurde. Wenige Tage nachher reiſte das glückliche Paar nach Florenz, wo es ſich noch heute befindet, ſo heiter, ſo glücklich und zufrieden, als nur möglich, und wenn der junge Diplomat ja einmal-Miene machte, bei irgend einer Veranlaſſung eine Maske vorzunehmen, ſo brauchte die reizende Alma, um ſeine kleinen, meiſtens unſchuldigen Geheimniſſe zu erfahren, nichts als die Worte zu ſagen: „Lieber Freund, mir ſcheint, Du handelſt wieder einmal:

Hinter blauen Brillen"

Bayerische Staatsbibliothek München

Der letzte Bombardier.

Erſter Band.

Der

Letzte Bombardier.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1870.

BIBLIOTECA
CIVICA
VERONENSIS

Druck von Werner & Comp. in Stuttgart.

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Welches den geneigten Leſer ſtatt eines Vorwortes davon unterrichtet, was er vom Titel dieſer Erzählung zu halten hat. 1

Zweites Kapitel.

Handelt von den Eltern und der Heimath des Helden dieſer Geſchichte 14

Drittes Kapitel.

Erich's Vater iſt beſorgt, ſeinen Sohn in die militäriſche Laufbahn zu bringen 37

Viertes Kapitel.

Leiden und Freuden des Schullehrerſtandes auf dem Lande. Erich beginnt ſein neues Amt mit Glockengeläute und Naturgeſchichte 60

Fünftes Kapitel.

Erzählt von einer Kaffeegeſellſchaft im Pfarrgarten, bei welcher wir die Bekanntſchaft der blonden Selma und des Herrn Vicars machen 79

Sechstes Kapitel.

Von der Schattenſeite des Lebens, von hülfsbedürftigen Jungfrauen, von Verlobung und Tod 101

Siebentes Kapitel.

Seite

Erich verläßt seine Stelle als Schullehrergehülfe in Zwingenberg, wohnt einem militärischen Manöver bei und rettet eine Batterie vor feindlichem Ueberfalle 127

Achtes Kapitel.

Worin mancher der geneigten Leser einen Bekannten aus früheren Jahren wiederfindet, von welchem Erich freundlich aufgenommen wird 145

Neuntes Kapitel.

Von dem Leben im Bivouac, ein rein militärisches Kapitel, obgleich Zigeuner und Gaukler darin vorkommen . . . 164

Zehntes Kapitel.

In welchem die schrecklichen Scenen geschildert werden, welche den Ueberfall eines Lagers zu begleiten pflegen 189

Elftes Kapitel.

Der Held unserer Geschichte thut die ersten Schritte zum Eintritte in eine neue Laufbahn 211

Zwölftes Kapitel.

Worin wir die Bekanntschaft eines vornehmen Herrn machen, welcher den größten Theil des Tages in seinem Bette zubringt 234

Dreizehntes Kapitel.

Angenehme Fortsetzung der Manövertage, mit wieder auferstandenen Gefallenen und dem Herrn des Schlosses als Geist der Nacht 258

Delantero eben ſo machte und wie nun der Wagen ohne Leitung in ſtockdunkler Nacht — denn unſere einzige Laterne war nicht der Rede werth — auf der Chauſſee dahin wankte und ſtolperte. Horſchelt und ich aber ſahen all dieſes im hartnäckigſten Wachen um ſo deutlicher und wurden immer verdrießlicher, immer unangenehmer immer mit uns ſelbſt unzufriedener. Wenn das ſo fortgeht, ſeufzte ich, ſo kommen wir in acht Tagen nicht nach Madrid! — Vorausgeſetzt, entgegnete der lange Maler, daß wir nicht in einen Graben den Hals brechen; namentlich wäre hier die ſchönſte Gelegenheit dazu; denn wenn ich ſcharf in die Nacht hinausluge, ſo bemerke ich, daß wir keine Hand breit vom Chauſſeegraben entfernt ſind. — Du? — Was? — Dieſes Fahren in Spanien iſt unter aller Beſchreibung. — Na, du wirſt's doch noch ärger beſchreiben, als es wirklich iſt. — Aber iſt es nicht fürchterlich? — Niederträchtig! — — — Du? — Was? — Drei Tage und drei Nächte, nicht wahr, das ſchmeckt dir? — Ein Eſel wäre mir lieber, als die Kutſche. — Und mir erſt! — Ich hätte mir aus dem Froſt und der Mancha nichts gemacht. — Und aus den ſchlechten Nachtquartieren. — Meinſt du nicht vielleicht, wir ſollten noch ... Aufrichtig geſagt, mir wäre es das Liebſte, denn ich fühle mich nervös, wie nie, in dieſer ſcheußlichen Maſchine. — Es liegt ja in unſerer Macht, ich habe die Reiſeroute des Herrn H. in der Taſche. Was meinſt du? Riskiren wir es in Gottes Namen. Die zweite Station iſt La Roda, von wo wir die Chauſſee verlaſſen müßten. Dort bleiben wir; ich habe überhaupt fürchterliches Kopfweh. Was meinſt du dazu? — Mir iſt es recht. — Alſo abgemacht! — Und Joe? — Ach! der ſchläft. Der hat's gut! — Ja, er hat's gut! ſeufzten wir darauf beide und verſanken nach dieſem Zwiegeſpräch in Stillſchweigen, um nochmals über den gefaßten Entſchluß nachzudenken.

In Sineta wechſelten wir die Thiere, und ich ſprach einleitend mit Herrn H., ſagte ihm von meinem unausſtehlichen Kopfweh und ließ durchblicken, daß, wenn daſſelbe ſich nicht beſſere, ich in

Der letzte Bombardier.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Kapitel.

Welches den geneigten Leſer ſtatt eines Vorwortes davon unterrichtet, was er vom Titel dieſer Erzählung zu halten hat, und worin ſich der Verfaſſer ſchließlich bemüht, den Verdacht der Nachahmung von ſich abzuwälzen.

Es gibt Titel, welche man dem geneigten Leſer zu erklären ſchuldig iſt, wozu auch der der vorliegenden Geſchichte gehört.

Nicht, als ob ich einen Augenblick in Zweifel wäre, daß Jeder unter dem letzten Bombardier den letzten in einer Reihe von Bombardieren verſtehen wird; aber doch muß ich hinzuſetzen, daß es ſich hier um den zuletzt erſchaffenen ſämmtlicher Bombardiere der Chriſtenheit handelt, und nicht um jenen anderen letzten, der vielleicht dadurch eine lange, glänzende Reihe ſchloß, daß er ſich als Unterofficier entpuppte oder vielleicht als wirklich letzter in ſeiner Eigenſchaft als Bombardier von dem kriegeriſchen Himmelspförtner gern und gaſtlich aufgenommen wurde. Es handelt ſich alſo um jenen letzten Bombardier, nach welchem kein weiterer mehr erſchaffen wurde, ſei es, daß man die Bombardiere zu gut für dieſe Welt hielt oder die Welt zu gut für die Bombardiere, immerhin war es aber der Letzte dieſer glän-

zenden Reihe, und welcher Reihe, ah! wenn ſie vor meinem inneren Auge vorüberfliegt, dieſe Reihe von Jugend, Kraft und Schönheit, von Schwäche und Häßlichkeit, von beſtem Wiſſen und von der kläglichſten Dummheit, ſo faßt mich beinahe ein eben ſolcher Schwindel, als wenn ich eine Reihe phantaſtiſcher Wolkengebilde, vom Sturmwinde gejagt, gepeitſcht, nebel- und ſchattenhaft an mir vorüber gleichfalls in die ewige Vergeſſenheit ziehen ſehe. Auch jene glänzend ſtrahlende Reihe hat ſich aufgelöſt, und es iſt nichts von ihr übrig geblieben, als ein Name, ein Begriff. Ja, ſie haben aufgehört, jene eigenthümlichen Weſen, welche man Bombardiere nannte, nicht Unterofficier, nicht Gemeiner, nicht Fiſch, nicht Fleiſch, ein Zwiſchengeſchöpf, und deßhalb wohl auch nicht fortpflanzungsfähig. Sie ſind ausgeſtrichen aus den Liſten der Armee — die Natur iſt um eine Schöpfung ärmer.

Es iſt alſo der Letzte dieſes zahlreichen, gewaltigen Geſchlechtes, um den es ſich handelt, und wie wir vorhin ſchon angedeutet, nicht das letzte Glied einer noch beſtehenden Kette, ſondern der Letzte, der je geſchaffen wurde, und hinter dem, was die Bombardierſchaft überhaupt anbelangt, ein kalter, trockener Schlußſtrich wie ein Grabſtein ſteht. Statt uns aber einer gewiß gerechtfertigten Wehmuth hinzugeben, wollen wir es verſuchen, dem geneigten Leſer den Titel unſerer Geſchichte einiger Maßen zu erklären, indem wir ihm ſagen, was denn eigentlich ein Bombardier war.

Mit der wiſſenſchaftlichen Erklärung anzufangen, ſo beſagt der Artillerie-Leitfaden, daß der Bombardier auf der unterſten Stufe jener Leiter ſteht, welche das Unterofficier-Corps bildet, daß ihm bei der Geſchützbedienung Nr. 3 zufällt, das Richten

vermittels der Aufſatzſtange bei der Kanone und des Quadranten bei der Haubitze und dem Mörſer, daß er eine Wache ſelbſtändig zu commandiren hat, daß ihm beim Batteriebaue nach Umſtänden die Ueberwachung beim Anfertigen der Faſchinen und Schanzkörbe anvertraut werden darf, und daß er beim Appel auf dem linken Flügel der Unterofficiere vor der Fronte ſteht. Für alle dieſe Obliegenheiten hat er ein paar Pfennige täglicher Löhnung mehr, wie der Gemeine, wird ſtatt des traulichen „Du“ mit „Sie“ angeredet und gehört zu den Avancirten, weßhalb er auch berechtigt iſt, an dem Aermelaufſchlage ſeines Waffenrockes eine goldene Treſſe zu tragen. In den Augen des Brigade-Commandanten, wenn er nach vortrefflicher Schießübung gut gelaunt war und vom Pferde herab in irgend einer Batterie oder draußen beim Kugelfange einige paſſende Worte ſprach, war das Bombardiercorps die Pflanzſchule der Artillerie-Wiſſenſchaften. Schöne Keime, durch beſſere Erziehung und einiges Wiſſen getrieben und ausgeſäet, um auf dem praktiſchen Boden des Dienſtes zu kräftigen Stämmen heranzuwachſen, um das Unterofficier-Corps zu jener Blüthe zu bringen, die dringend nothwendig iſt, um dadurch der ganzen Armee ein ſolides Fundament zu verleihen.

Und gerade ſo erſchienen die Bombardiere alsdann auch in den Augen des Majors und Abtheilungs-Commandanten, der natürlich das getreue Echo des Herrn Oberſten war, und daß jener noch zuletzt mit aufgehobenem Finger hinzuſetzte: „Es wäre in der That eine wahre Freude, ein ſolches Bombardiercorps zu beſitzen, wenn nicht in den Freiſtunden — bei allen Göttern — dies war eine Redensart, welche der Major und Abtheilungs-Commandant ſtets gebrauchte — mit gewiſſen Dingen ſo viel Unfug getrieben würde. Sie werden mich verſtehen, ohne

daß ich gerade nöthig habe, von der Mißachtung des Zapfenſtreiches zu reden, vom ungehörigen Anzuge, wozu ich bei allen Göttern beſonders Vatermörder rechne, und weiße Weſten — pfui Teufel!"

In den Augen des betreffenden Hauptmannes und Batterie-Chefs erſchienen wir aber leider ganz anders, als uns die gute Laune des Brigade-Commandanten bezeichnet. Ich ſehe ihn alsdann immer noch vor der Fronte auf und ab rennen, die Hände auf dem Rücken, mit einer heftigen Wendung des Kopfes bald nach rechts, bald nach links, als wollte er etwas Unſichtbares beißen, wobei man deutlich das Klappern ſeiner falſchen Zähne hörte, und ſehe ihn alsdann vor uns hintreten, uns kopfnickend von oben bis unten meſſend, ehe er anfing: „Nun, das muß ich geſtehen, ich hoffe nicht, daß Einer von Euch ſo vernagelt iſt, um das Lob, welches der Herr Oberſt in ſeiner unbegreiflichen Güte über das Bombardiercorps ausgoß, ſpeciell auf euch zu beziehen; iſt aber Jemand unter euch, der in der That glaubt, eines ſolch hohen Wohlgefallens würdig zu ſein, der trete vor, damit ich ihm ſage, daß ich auf Gottes weiter Welt nichts Nichtsnutzigeres kenne, nichts Schlapperes in und außer dem Dienſte, nichts Fauleres und Unwiſſenderes, nichts zu unverzeihlichen Streichen Aufgelegteres, als die Bombardiere, die ich in meiner Batterie zu commandiren das Glück habe. Herr—r—r—r Bombardier Schmetterer, ich bemerke auf Ihrer Phyſiognomie ein aufſteigendes Lächeln und will Ihnen nur ſagen, daß, wenn dieſes Lächeln zum Ausbruch kommt, ich Sie drei Tage aufs Holz ſchicke, Herr—r—r—r, Ihnen ſoll das grüne Gewitter auf den Kopf fahren!"

In den Augen des erſten Lieutenants waren wir eine unverbeſſerliche Schwefelbande.

In den Augen des zweiten Lieutenants, eines dicken, alten, ſchlagflußfähigen Officiers, deſſen Züge vom Tiefroth ins Bläuliche übergingen, ſo oft er ſein Pferd beſtieg oder den Säbel zog, ja, überhaupt bei der geringſten Anſtrengung, waren wir eben ſo viele Nägel zu ſeinem Sarge.

In den drei Augen des dritten Lieutenants — er trug nämlich beſtändig ein eingeklemmtes Glas —, eines jungen Barons, der bei der Garde gedient hatte, exiſtirten wir gar nicht, was uns in ſo fern am meiſten verdroß, weil er ſich häufig die Miene gab, einen Bombardier vom gewöhnlichen Kanonier nicht unterſcheiden zu können.

Für den Ober-Feuerwerker, beſonders wenn wir im Laboratorium zu arbeiten hatten, waren wir nichts weiter, als der einſchlagende Blitz oder als vorſätzliche Brandſtiftung.

Der Feuerwerker, welcher die Haubitze commandirte, bei der zuweilen acht Bombardiere die Bedienungsmannſchaft bildeten, ſprach ſich häufig dahin aus, daß es hart ſei für einen Unterofficier, wie er, welcher tadellos gedient habe, durch die niederträchtigſte Geſchützbemannung zur auffallendſten Blamage verurtheilt zu ſein. „Aber das verſpreche ich euch,“ ſetzte er hinzu, „das ſchwöre ich euch — bei — bei — nun bei irgend etwas, das ich nicht ausſprechen mag, weil ihr doch keinen richtigen Begriff davon habt, fällt wieder, wie gewöhnlich, eine Hauptſchweinerei vor, ſo ruhe ich nicht eher, bis der Hauptmann Standrecht verfügt.“

Was nun den Unterofficier unſerer Corporalſchaft anbelangte, ſo war dies ein ſchon bejahrter Mann, der ſehr leiſe

ſprach und dabei tief zu ſeufzen pflegte, wozu er auch einige Urſache hatte. Zum Avancement eingetreten, würde er es vielleicht auch zu den Epauletten gebracht haben, wenn er das Trinken hätte laſſen können; ſo aber verharrte er, trotz ſonſtiger vortrefflicher Eigenſchaften, bei der Wein-, ſpäter bei der Schnapsflaſche, und blieb ewiger Unterofficier. Statt zu fluchen oder grobe Redensarten anzuwenden, benutzte er ſeltſame Gleichniſſe oder fein ſollende Wendungen, um uns ſeinen Unwillen zu erkennen zu geben, wobei er gewöhnlich bei Erſchaffung der Welt anfing und uns bewies, daß jedes Geſchöpf Gottes zu etwas nütze und zu gebrauchen ſei. Wir haſſen die Fliegen, ſprach er ſeufzend, und den gemeinen Miſtkäfer; auch die Kröten ſind uns widerwärtig und manchen Menſchen die Maulwürfe. Aber alle dieſe Weſen haben die Berechtigung, da zu ſein, ja, alles, was kreucht und fleucht, iſt nach reiflicher Ueberlegung geſchaffen, ein einziges Weſen ausgenommen — der Bombardier. Wozu nutzt er? Zu gar nichts. Was thut er Gutes? Nicht das Geringſte aus eigenem Antriebe. Iſt er pünktlich im Dienſte? Ja, nur wenn moraliſch die Karbatſche über ihm ſchwebt. Er iſt gefräßig, aber ohne Nutzen, wie der Maikäfer, er iſt faul, unordentlich, hinterliſtig, boshaft, und wenn man ſogar mit Wohlwollen irgend eine gute Eigenſchaft an ihm ſucht, ſo wird man doch keine finden, ja, man wird auf die gotteslaſterliche Idee kommen, daß der Schöpfer bei Erſchaffung des Bombardiers einen unverzeihlichen Fehler begangen hat.

Für den Capitaine d'armes, das iſt der Unterofficier, der Monturen und Waffen unter ſich hat, waren die Bombardiere ſchlimmer, als Roſtflecken und Schaben. Denn die letzteren harmloſen Thiere, wie er ſagte, gehen doch nur ihrem Lebens-

unterhalte nach und ruiniren weder Monturen noch Mäntel aus Muthwillen, ſind auch mit einem ſchmierigen Lappen zufrieden, während die Bombardiere immer geputzt ſein wollen, wie die Affen, und den Paraderock gerade ſo gut und ſo ſchlecht behandeln wie die Montirung Nr. 4.

Der Kanonier allein fühlte einige Sympathie für uns, denn auch er hatte immer noch die Hoffnung, Unſeresgleichen zu werden, und bewegte ſich beim Exercieren, beſonders aber bei Batterie- und Schanzenarbeiten, behaglicher unter dem milden und nachſichtigen Commando eines jungen, lebensluſtigen, ja, auch wohl leichtſinnigen Bombardiers, als unter dem ſtrengen Ernſte eines griesgrämigen, dienſteifrigen Unterofficiers. Um nun dieſer tiefſchattirten Schilderung einige gerechte Lichter aufzuſetzen, ſo muß ich hinzufügen; daß, was in derſelben von dem Bombardiercorps im Allgemeinen geſagt wurde, allerdings für den Werth des Einzelnen nicht maßgebend war, daß aus demſelben die bravſten Unterofficiere, die tüchtigſten Officiere hervorgegangen ſind, brauchbar im Frieden, tapfer im Kriege, und daß ich ſelbſt die Ehre gehabt, demſelben anzugehören.

Es war in dieſem Corps eine eigene Zuſammenſtellung; was von Freiwilligen in der Hoffnung eintrat, ſpäter Officier zu werden — und darunter war recht viel leichtes Tuch —, brachte in den meiſten Fällen eine genügende Schulbildung mit, um raſch das Bombardier-Examen machen zu können, war auch intelligent genug, um mit dem Eifer, den Jeder anfänglich beſitzt, auf dem Exercirplatze, beim Unterrichte und im Laboratorium in kurzer Zeit brauchbar zu ſein. Meiſtens waren es auch wohlgewachſene, geſunde, mitunter hübſche junge Leute aus guten Familien, welche Eigenſchaften dazu beitrugen, ihnen das erſte

Avancement, und zwar zum Vice-Bombardier, ſo leicht wie möglich zu machen.

Die Bombardiere erleichterten in vielen Beziehungen den Dienſt der Unterofficiere, waren bei den Schießübungen gut zu gebrauchen, und für Manche, die zeichnen konnten und mathematiſche Vorkenntniſſe mitbrachten, war es ein Leichtes, Batterieen auszuſtecken und Schanzen zu bauen; dagegen konnte man ſich aber nicht darüber verwundern, daß dieſe zahlreichen jungen Leute, welche mit der allerdings nicht immer begründeten Hoffnung eintraten, in Kurzem die Brigade- und die Kriegsſchule beſuchen zu dürfen und Fähnrich oder Officier zu werden, nachdem ſie Jahr um Jahr Bombardier blieben und ſich die Ausſicht auf die Zukunft immer mehr verfinſterte, endlich erlahmten, keine Freude mehr am Dienſte, deſto mehr aber an möglichſt ungebundenem Leben hatten und ſonach allerdings das Aergerniß ihrer Vorgeſetzten wurden.

Hatten wir doch bei unſerer Batterie achtzehn Freiwillige, welche nach und nach Bombardiere wurden, ohne daß ein einziger von ihnen zu den Epauletten gelangte! Aber trotz alledem ſind bedeutende Männer aus ihnen hervorgegangen, Kaufleute und Fabricanten, Aerzte und Schriftſteller, abgeſehen von dem Erzähler dieſer Geſchichte, der häufig ein ſehr reines Gewiſſen nur affectirte, wenn der Batterie-Chef die Abſicht kund gab, nächſtens unter uns treten zu wollen und fürchterliche Muſterung zu halten.

Ja, es ſind große Männer aus dieſen Bombardieren hervorgegangen, wovon mir glänzende Beiſpiele bekannt ſind, während mir wahrſcheinlich noch glänzendere unbekannt geblieben: große Künſtler und bedeutende Schriftſteller, Doctoren der Rech-

La Roda bleiben und dann ſehen müſſe, wie ich ſpäter weiter käme. Ich muß nun geſtehen, daß er mir ſehr davon abrieth, ſchlechte Wege, Hunger, Froſt, ja ſogar Räuber zu Hülfe rief, und vielleicht auch unſeren Entſchluß wankend gemacht hätte, wenn der Weg von hier nach La Roda nicht noch ſchlechter geweſen wäre, als der auf der erſten Station. So aber erreichten wir daſſelbe ſo mißmuthig, ſo abgeſpannt, ſo gänzlich geſättigt von dem ſpaniſchen Eilwagenfahren, daß Horſchelt und ich unſeren beiden Reiſegefährten feſt erklärten, wir blieben unter jeder Bedingung hier. Viel Zeit, uns zu überreden, hatten die Anderen glücklicher Weiſe nicht. Der Baumeiſter wollte unſer Gepäck mit nach Madrid nehmen, Herr H. half uns mit einigen Geldern aus, ermittelte uns im Poſtſtall einen Delantero, der uns in das vom Ingenieur bezeichnete Haus führen wollte, und ſchrieb mir in meine Briefταſche im beſten Spaniſch eine freundliche Bitte an die Poſten der Guardias civiles, um ihren Schutz; ja, Beide liefen noch mit uns an das bezeichnete Haus, mußten uns aber augenblicklich wieder verlaſſen, da der Mayoral in der Entfernung unter unzähligen ſchlimmen Redensarten nach ſeinen Paſſagieren ſchrie. Wir nahmen ziemlich ernſthaft Abſchied von einander, ja ſogar wehmüthig, und Herr H. verſicherte mir ſpäter, er habe in der That nicht gedacht, daß das Ding gut ablaufen werde.

So ſtanden wir denn in einem gänzlich fremden Orte, mitten in der Nacht, vor einer fremden Thür, ohne Kenntniß der Landesſprache, und als nun in der Ferne der Eilwagen mit unſeren Freunden unter Peitſchenknall und lautem Geſchrei davon rollte, überſchlich mich ein eigenes Gefühl. La Roda war unendlich ſtill, kein Licht ſchimmerte, kein menſchliches Weſen ließ ſich ſehen; ich verglich es in Gedanken mit unſeren Städten in Deutſchland um dieſe Stunde, und ſagte meinem Freunde, es ſei eigenthümlich, daß hier die Neujahrsnacht ſo ſtill verbracht werde — kein Schießen, kein Lärmen —, eine Aeußerung, die mir aber der ſonſt ſo geduldige lange Maler im gegenwärtigen Augenblicke höchſt übel nahm; denn er

ten und der Linken, in politiſcher Hinſicht nämlich, der Medicin und der Philoſophie, Conſuln großer Souveraine und mächtiger Republiken. Wie oft ſchon traf ich auf meinem Lebenswege gediegene Perſönlichkeiten, Leute in Amt und Würden, die ſich nach kurzem Geſpräche durch gewiſſe geheimnißvolle Zeichen, wie bei der Freimaurerei, als ehemalige Bombardiere entpuppten! So erinnere ich mich ſpeciell eines Falles, wo mir eine anſehnliche und angeſehene Perſönlichkeit, der Ober-Ingenieur einer deutſchen Eiſenbahn, mit dem gewiſſen fuimus Troos entgegentrat und mich lachend daran erinnerte, daß ich ihn, der damals als ein blutjunger Menſch freiwillig eintrat, zum Waſchen der Caſernenfenſter commandirt habe. — O, glückliche Vergangenheit dieſer erſten Dienſtjahre, wo wir nicht nur Stall und Pferde putzten, ſondern auch Stubenboden und Caſernenfenſter, um das praktiſch ſelbſt zu betreiben, wozu wir ſpäter in den Fall kamen, Andere zu commandiren!

Wenn auch nun, wie oben des Näheren aus einander geſetzt, mancher Batterie-Chef ſeine Bombardiere mit ſcheelem Auge betrachtete und mancher ſtrenge, dienſteifrige Unterofficier im Stillen ſeufzte, wenn ihm ein halbes Dutzend dieſer Officierspflanzen zur Munitions-Anfertigung oder vielleicht auch zur Beaufſichtigung des Kugelfanges zugetheilt wurde, ſo gab es dagegen auch wieder andere Kreiſe der menſchlichen Geſellſchaft, wo unſer Name einen beſſeren Klang hatte; ſo bei der Mutter unſerer Batterie, der Frau des älteſten Feuerwerkers, welche in der Caſerne einer beſcheidenen Reſtauration vorſtand und die uns bei kleinen Manövern und beſonders bei großen Schießübungen mit Wurſt und Brod ſo wie mit Rum oder altem Fruchtbranntwein, namentlich aber mit einem längeren Credit

thatkräftig zu Hülfe kam. Wie viel an Verzugszinſen wir ihr für ihre Gefälligkeit zu entrichten hatten, bin ich nicht genau anzugeben im Stande, und nahm man dieſe Abrechnungen gegenſeitig nicht ſo genau, das heißt von ihrer Seite in Betreff der längeren Borgfriſt und von unſerer Seite in Betreff der zu entrichtenden Summe. Kam die glückſelige Zeit eines mit Geld beſchwerten Briefes, ſo war der erſte Gang zu Madame Wendler, worauf ſie ihre alte Bibel hervorſuchte und ſo lange darin blätterte, bis das Conto des Betreffenden herausfiel und man alsdann mit traurigem Gefühle einſah, daß man in Summa um ſo und ſo viel Thaler leichter geworden war, dagegen mit der Ausſicht auf einen flotten und freien Verzehr während mehrerer Monate. Und daß wir damit nicht kargten, ſondern uns meiſtens das Beſte geben ließen, was die Caſernen-Reſtauration zu leiſten vermochte, hielt uns in gehörigem Anſehen bei der Frau des Feuerwerkers. Ja, wir waren gewiſſer Maßen ihre liebſten Gäſte, und wenn in ihrem beſchränkten Locale ſonſt kein Platz mehr zu finden war, ſo räumte ſie uns gutwillig ihr Bett ein, um das als Sopha zu benutzen.

Was nun die Einwohnerſchaft der Stadt, beſonders den weiblichen Theil derſelben, anbetraf, ſo waren wir für dieſe durchaus nicht das verabſcheuungswürdige Corps wie intra muros, ſondern galten für eine Geſellſchaft luſtiger junger Leute von anſtändigen Familien, jeder mit Anwartſchaft, um Officier zu werden, ſobald es ihm gefällig war, voller Talente, welche auch jeder von uns, ſo gut er konnte, entwickelte. Jener war ein guter Tänzer, dieſer wußte auf angeborgtem Pferde ſeine angenehme Fenſterparade zu machen, ein dritter malte kleine Portraits, ein Vierter ſpielte zum Entzücken Guitarre, und

was das Bombardiercorps als ſolches anbelangt, ſo hatte es ſtets ein minder oder mehr gutes Geſangquartett, und wenn wir in einer ſchönen Nacht vor dem Fenſter irgend welcher ſchönen Schloſſerstochter mit Brummſtimmenbegleitung ſangen:

Ich hör' meinen Schatz,
Den Hammer er ſchwinget,
Das rauſchet, das klinget,
Das bringt in die Weite
Wie Glockengeläute
Durch Gaſſen und Platz!

da konnten wir ſicher ſein, als würdige Repräſentation des Bombardiercorps erkannt zu werden. Doch brauchten wir auch das Licht des Tages nicht zu ſcheuen, viel mehr aber das Auge unſeres Capitäns oder des erſten Lieutenants, wenn wir in unſeren Freiſtunden auszogen, in einem ſo verbotenen Anzuge, als nur möglich: vom Waffenrocke nur den oberſten Knopf geſchloſſen, unten eine weiße Weſte ſehen laſſend, einen weißen Kragen über der ſchwarzen Halsbinde, um die Hüfte eine lackirte Officierſäbelkoppel, die feine Mütze ſo dienſtwidrig als möglich ausgeführt und ſo keck als thunlich auf den Kopf geſetzt; zum Ueberfluſſe als Verbotenſtes noch eine Reitpeitſche in der Hand ſchwingend, aber gerade durch alles dies das ganze Ideal eines flotten Bombardiers.

Und nach alledem — trotz alledem — es gibt keine Bombardiere mehr. Sie haben geendigt, ihr Name iſt für das wirkliche Leben erloſchen. Möglicher Weiſe wird noch in einer alten Verrechnungstabelle dieſe Charge Jahre lang fortgeführt, aber mit einem kalten Striche dahinter, zum Zeichen, daß ſie aus der Reihe der Lebenden ausgeſtrichen iſt. Vielleicht hangen

auch noch hier und da im dunkeln Winkel einer ſtaubigen Montirungskammer die Ueberreſte einer Bombardier-Uniform. Ah, wenn ſie erzählen könnte! Sie wäre vielleicht im Stande, unſer Buch zu bereichern; doch ſo wird ſie ſtill für ſich fortträumen, um ſpäter zwiſchen den rohen Fäuſten ausklopfender Kanoniere und ſtillem Mottenfraß in ein beſſeres Jenſeits hinüberzuſchlummern.

Es iſt alſo der letzte Bombardier, geneigter Leſer, von dem dieſe Blätter handeln ſollen; ja, es hat einen letzten gegeben, doch war es nicht leicht, ihn herauszufinden und genügend feſtzuſtellen, daß gerade dieſer der letzte war. Nur ein Zuſammentreffen eigenthümlich günſtiger Umſtände ließ uns ihn auffinden, wobei wir es als ein Glück betrachten mußten, daß auch ſein ferneres Leben intereſſant genug war, um es in dieſen Blättern niederzuſchreiben.

Für Leute, die auf Aehnlichkeiten erpicht ſind — es gibt ſolche unglückliche Weſen, die das Geſicht jedes Fremden, der ihnen begegnet, alſogleich lächerlich ähnlich finden mit den Phyſiognomieen ihrer Bekannten, des Herrn Müller oder des Herrn Maier, die jeden Ton in einer neuen Oper ſchon in einer älteren gehört haben, die ein Buch achſelzuckend bei Seite legen, weil ſein Titel beinahe gerade ſo, wie ſie ihn irgendwo geleſen haben —, für ſolche muß ich die feierliche Erklärung abgeben, daß der letzte Mohikaner des großen americaniſchen Schriftſtellers mit dem letzten Bombardier auch nicht die entfernteſte Aehnlichkeit hat; ſpielte doch jener auf der damals noch ziemlich jungfräulichen Erde der neuen Welt, auf der Prairie und dem Urwalde, während wir uns leider mit dem übercultivirten Boden unſeres ſehr civiliſirten Deutſchlands begnügen müſſen.

Wo die Geſchichte ſpielt, erräth nicht einmal der Verleger; wir ſind es dem Leſer und uns ſelbſt ſchuldig, dies aufs ängſtlichſte zu verſchweigen, um edlen Charakteren, deren in unſerem Buche haufenweiſe vorkommen werden, nicht die Röthe tugendhafter Scham über zu frühes Erkanntwerden auf die Wangen zu jagen, ſo wie um das Zartgefühl ſchlechter Kerle, an denen es auch nicht fehlt, in der Hoffnung auf ihre ſchließliche Beſſerung nicht zu ſehr zu verletzen.

Zweites Kapitel.

Handelt von den Eltern und der Heimath des Helden dieser Geschichte, berichtet Einiges aus dem Soldatenleben im Frieden so wie vom Orgelspielen und anderen unmilitärischen Dingen.

Wo der Held unserer Geschichte geboren wurde oder wer seine Eltern waren, brauchen wir eigentlich nicht zu verrathen; wir könnten darüber ein gewisses bedeutsames Stillschweigen beobachten zur Spannung unseres Leserkreises, auch um uns freie Hand zu lassen, ihn später als den Sprößling irgend einer edlen und erlauchten Familie rasch und glücklich in die Arme irgend einer vornehmen Auserwählten zu führen, oder ihn zur Erhöhung des Interesses mit einer blutigen Criminalgeschichte in Verbindung zu bringen, oder mit einem gestohlenen Vermögen, einem veruntreuten Testamente, oder gar mit einem Urahnherrn, der vor langen Jahren in seinem eigenen Schlosse von einem rebellischen Neffen lebendig eingemauert wurde. Von jenem alten Ritter, der das unter Hohngelächter mit sich geschehen ließ, dem entmenschten Neffen die Stelle verläugnend, wo er seine Schätze vergraben, ein Hohnlachen, welches in der Mitternachtsstunde häufig durch die Schloßgänge hallte und welches

ſich in einer Geſchichte ſo vortrefflich ausnimmt, was alles uns dann die ſchönſte Veranlaſſung gäbe, auf den wunderſamſten Kreuz- und Querwegen Teſtament oder Vermögen wieder herbeizuſchaffen, oder gar den eingemauerten Urahnherrn, der alsdann, in ſeinem linken Stiefelabſatze eingenäht, den Zettel mit der Angabe bei ſich trüge, wo das koloſſale Familienvermögen verſcharrt wurde — doch fällt es uns nicht ein, der Wahrheit auf dieſe Art Gewalt anthun zu wollen, vielleicht weil wir auch ſchließlich über kein glückliches Wiederfinden zu berichten haben, noch über Ereigniſſe welterſchütternder Bedeutſamkeit.

Es iſt eine harmloſe Geſchichte, die wir ſchreiben, beginnt in einem alten Hauſe mitten in einem dichten Gränzwalde, wo es auf einer ziemlichen Anhöhe lag, welche über majeſtätiſche Fichten und Tannen hinweg eine prachtvolle Fernſicht gewährte auf die maleriſchen Höhenzüge eines mächtigen Gebirges, auf einen weiten Landſtrich mit Wieſen, Fruchtfeldern und ein paar blinkenden Seen.

Das Haus war vor langen Jahren eine Förſterswohnung geweſen, hatte einſt einen weißen, freundlichen Anſtrich gehabt, der aber ſpäter ins Kaffeebraune übergegangen war, wobei das Gebäude ſelbſt ſo entſchieden aus den Fugen ging, daß es, wie die Uhland'ſche Säule, jede Nacht hätte einſtürzen können; aber es ſtürzte nicht ein und iſt vielleicht auch bis heute noch nicht eingeſtürzt, woran übrigens die Haltbarkeit des Mörtels und die locker gewordenen Zimmerholzverbände weniger die Schuld trugen, als eine alte, wohl unbegreifliche Anhänglichkeit zwiſchen Holz und Stein.

Der Förſter, der hier gewohnt, war weggezogen, weil das Haus eine entſchiedene Neigung gezeigt, den Stürmen, die zu-

weilen um die Berge rasten, künftig nicht mehr widerstehen zu wollen. Und so wäre es auch wohl diesem Schicksale anheimgefallen, wenn sich nicht ein Bewohner gefunden hätte, muthig genug, es mit dem alten Hause aufzunehmen, und auch geschickt genug, um es durch einige praktisch angebrachte Balken wieder nothdürftig zu stützen.

Dieser Bewohner war ein ehemaliger Unterofficier von der Artillerie, der nach langer und treuer Dienstzeit eine Civilversorgung als reitender Steueraufseher erhalten hatte. Da aber mit dieser Stelle ein geringes Gehalt, eine Pferderation, aber keine freie Wohnung verbunden war, so trachtete er, sich eine solche auf die oben beschriebene Art zu verschaffen, was ihm auch so leidlich gelang, daß er drunten im Wirthshause von seinem Schlosse droben im Walde sprach und mit vielem Selbstgefühl die Bemerkung abgab, daß ein tüchtiger Artillerist mit einem tüchtigen Manöver de force selbst das unglaublich Scheinendste zu leisten vermöge.

„Wer wie ich," pflegte er zu sagen, „vor dem alten Obersten von Tuchsen mit einem Geschütze im Feuer manövrirt hat, dem das linke Protzenrad fehlte und welches statt des rechten Geschützrades einen Wegweiser untergebunden hatte, der wird sich gewiß nicht scheuen, es mit einer so alten Baracke aufzunehmen.

Selbstverständlich hatte der reitende Zollaufseher auch eine Frau gehabt, doch sie war gestorben, ehe er den Militärdienst und die Caserne verließ; ja, wenn sie am Leben geblieben wäre, so würde er vielleicht doch noch nicht so bald eine Civilversorgung nachgesucht haben, denn sie war eine ordentliche, fleißige Frau, die ihrem Hauswesen aufs vortrefflichste vorstand, und das war keine Kleinigkeit, denn ihr Hauswesen bestand damals

aus den ſämmtlichen Officieren der Batterie, denen ſie Frühſtück und Wäſche beſorgte, zuweilen auch das Abendeſſen, und ferner aus einigen zwanzig Koſtgängern, Unterofficiere, Bombardiere, Freiwillige und Gemeine. Dieſe Frau hatte zu Allem das unglaublichſte Geſchick, und wo ſie ihre Zeit hernahm, war Niemand zu begreifen im Stande; denn nicht nur, daß ſie Freiſtunden hatte, in denen ſie Putzarbeiten für einige Kunden der Stadt machte, ſo fand ſie auch noch Muße, ihrem einzigen Sohne, dem Helden unſerer Geſchichte, Abends an einem alten, rappeligen Clavier, welches dem Wachtmeiſter gehörte, den erſten Muſikunterricht zu ertheilen. Dabei war aber auch die Frau Unterofficier Freiberg in allen anderen Dingen eine vortreffliche, brave Frau und von außerordentlicher Schönheit geweſen, wie ſich Manche aus damaliger Zeit her noch erinnerten, ſogar der Batterie-Chef, der alte Capitän Heinzelmann, der, wenn ſie über den Caſernenhof ging mit leichten, tänzelnden Schritten, tadellos angezogen, ſich nicht enthalten konnte, ihr nachblickend, ſeinem erſten Lieutenant zu ſagen: „Sehen Sie, mein Lieber, wenn mir auf meinem Lebenswege, natürlich unter paſſenden Verhältniſſen, eine ähnliche Frau begegnet wäre, ſo würde die Armee um eine Hauptmännin Heinzelmann reicher ſein.“ Was die Vergangenheit der Frau Freiberg anbelangt, ſo iſt mit Sicherheit darüber nichts anzugeben: Einige behaupteten, ſie ſei, ſelbſt von guter Familie, in einem adeligen Hauſe Kammerjungfer geweſen und habe ſich durch einen ſehr harten Dienſt bewogen gefunden, den Bewerbungen ihres ſpäteren Mannes, eines ſehr hübſchen Militärs, nachzugeben; Andere aber wollten ſich erinnert haben, ſie ſei eine Zeit lang, allerdings in einer untergeordneten Stellung, beim Theater geweſen, habe aber dort nicht durchdringen können

und dann, wie es so zu gehen pflegt, aus Aerger den ersten, besten Mann geheirathet, der ihr in den Weg gelaufen. Was ihre letztere Carrière anbelangte, so stand so viel fest, daß sie ein entschiedenes Musiktalent hatte und namentlich in früheren Jahren Lieder sang, die sie selber sich auf dem Clavier begleitete, und zwar Lieder und Gesänge, die schon eine gewisse künstlerische Bildung voraussetzen.

Als sie nun gestorben war — und leider starb sie sehr früh —, da vermochte es der Unterofficier Freiberg nicht, länger in der Caserne auszuhalten, und da er von seinem Batterie-Chef aufs beste empfohlen war, so wurde er denn auch nach einiger Zeit mit einer Civilanstellung begnadigt und erhielt einen Dienst, der nicht nur seine Zeit sehr in Anspruch nahm, sondern auch seiner Phantasie und seinem Ehrgeize schmeichelte. Konnte er doch, wie bisher, hoch zu Roß sitzend, seinen Dienst versehen, und zwar auf eigenem Pferde, wobei es nicht selten eine recht poetische Verfolgung, ja, Zusammentreffen mit Schmugglern und ähnlichem Gesindel gab! Und der ehemalige Unterofficier war bis zu einem gewissen Grade für Poesie nicht unempfänglich. Wenn er bei der Morgendämmerung durch den grünen Wald ritt, so erfreute er sich an dem allmählichen Erwachen der Natur, ja, er zog oft seinem alten Braunen die Zügel an und ließ ihn vor einer malerisch gefärbten Felsenschlucht halten oder an einer Waldlichtung, die einen entzückenden Anblick bot auf die von der Morgensonne hell bestrahlte Ebene, aus der hervor der geschlängelte Lauf eines Flusses so wie ein paar Landseen in blendendem Lichte förmlich aufloderten.

Hatten doch selbst die dunkeln Nächte in Sturm und Regen, wenn er langsam die Gränze abritt oder auch stunden-

ſagte, er begriffe nicht, wie man in unſerer Lage noch an Schießen und Spektakel denken könne; ich ſolle ihm lieber helfen, an die Thür zu klopfen, damit uns endlich Jemand aufmache.

Lange Zeit blieb unſer immer ſtärker werdendes Gepolter am Eingange des Hauſes unbeantwortet; endlich erleuchtete ſich ein Fenſter, ein Kopf wurde hinter dem Gitter ſichtbar, und ſo viel wir begriffen, fragte eine Stimme, was wir in der ſpäten Nacht wollten. Hierauf gründlich zu antworten, war für uns ſehr ſchwer, ich ſagte deßhalb: Estranjeros quieren pasar la noche aqui, und reichte zu gleicher Zeit die Karte des Ingenieurs — Felix de Bona iſt der Name dieſes Wohlthäters — zum Fenſter hinein. Sie war für uns ein Talisman, denn alsbald erwiederte die Stimme mit dem freundlichſten Tone, man werde uns augenblicklich öffnen, was auch ſogleich geſchah. Es war eine alte Frau, mit der wir durch das Gitter geſprochen, und die uns, nothdürftig angezogen, im Hausflur empfing und nach dem Wohnzimmer des Hauſes geleitete, das in den meiſten kleinen ſpaniſchen Häuſern Küche und Salon zu gleicher Zeit iſt. Ein großer Kamin ragt weit in dieſen Raum hinein, die Heerdplatte iſt dicht am Boden, und rechts und links um dieſelbe ſtehen Stühle, auch bei wohlhabenden Leuten, wie unſere Wirthsleute zu ſein ſchienen, ein Sopha.

Der Hausherr ſelbſt, Don Joſe, der Mann jener alten Frau, war über Land; gleich darauf aber erſchien der Sohn uns aufs herzlichſte bewillkommnend. Die Frau kehrte den Platz auf dem Heerde rein, brachte einen großen Haufen Reiſig herbei, zündete es an und machte ſo ein hohes flackerndes Feuer, was uns ausnehmend wohl that. Der junge Mann erkundigte ſich freundlichſt, ob wir etwas zu Nacht zu ſpeiſen wünſchten; da es aber nahe um Mitternacht war, ſo baten wir nur um Chocolade und Picatoſtes (in Oel geröſtetes Brod), welches auch alsbald für uns zubereitet wurde. Dabei waren die Leute von einer wahrhaft rührenden Herzlichkeit, und wir hätten gewiß eine ſchöne

lang in einem Hinterhalte auf Verdächtiges lauerte, einen ganz beſonderen Reiz für ihn, ſo daß er an ſolchen Abenden, wenn er nach Hauſe zurückkehrte und alsdann die grobe, warme Joppe angezogen hatte, beſonders dazu aufgelegt war, ſeinem kleinen Sohne dieſes Waldleben zu ſchildern und ihm auch wohl aus vergangenen Zeiten von großen Paraden und ganz beſonders gelungenen Manövern zu erzählen.

Der Knabe war damals zwölf Jahre alt und erfaßte alles, was vom Militär handelte, mit dem größten Intereſſe. Er war überhaupt ein Kind von ganz glücklichen Anlagen, auf den ſich die Intelligenz ſo wie das ſinnige Weſen der Mutter vererbt hatten, wobei ihm aber als Gegengewicht der etwas eigenſinnige Charakter ſeines Vaters ſo wie deſſen Energie, von der ebenfalls Einiges auf ihn übergegangen war, ſehr zu Statten kam. Auch im Aeußeren hatte er eine angenehme Miſchung beider Eltern: von der Mutter die feinen, faſt zierlichen Bewegungen und dabei doch das ſichere Auftreten, dazu einen faſt mädchenhaft zarten Teint mit großen, dunkeln, ausdrucksvollen Augen, welche ſich gar nicht übel machten zu des Vaters blondem, krauſem Haar und die auch wieder mildernd eintraten gegenüber den kecken, faſt übermüthigen Geſichtszügen, mit denen, ſo wie in der jetzt ſchon kräftigen Geſtalt, er ganz das Ebenbild ſeines Erzeugers war.

Was ſeine Gemüthsart anbelangte, ſo war eigentlich nichts Schlimmes darüber zu ſagen, doch wäre es für ihn gewiß beſſer geweſen, wenn es der ſanften, verſtändigen Mutter beſchieden geweſen wäre, ihn in das Jünglingsalter hinüber zu leiten und über ſeine Erziehung zu wachen, während er nach ihrem Tode leider mit wenig mehr Pflege aufwuchs, als die Blume auf dem Felde oder das junge Reis im Walde.

Der ehemalige Unterofficier hatte eine alte Anverwandte zu ſich genommen, welche das Hausweſen führte, eine Perſon wie tauſend andere, nicht gut und nicht ſchlimm, die ſich nur dadurch auszeichnete, daß ſie beinahe vollſtändig taub war und man ſich nur mit ihr verſtändigen konnte, wenn man ſehr langſam, ſehr deutlich und überlaut mit ihr ſprach, was für den Knaben den Vortheil hatte, daß er ſich ein ſehr hörbares, verſtändliches Sprechen angewöhnte, mit lauter, tönender Stimme, ungefähr ſo, wie man vor der Fronte zu commandiren pflegt, was der Vater nicht ohne Befriedigung vernahm, denn es ſtand feſt bei ihm, daß ſein Sohn ebenfalls die Militär-Carrière ergreifen ſolle, aber nicht um, wie er, als Unterofficier zu vegetiren, ſondern in der Blüthe eines ſtattlichen Artillerie-Officiers. Etwas Anderes für dieſen zukünftigen Stand lernte der junge Freiberg ebenfalls im täglichen Verkehre mit der alten, tauben Lieſe, nämlich einen Hauptbeſtandtheil der Subordination, das gänzliche Stillſchweigen in Gegenwart älterer Leute und Vorgeſetzten; denn für die alte Frau war es vollkommen gleichgültig, ob er den Verſuch machte, ihr in irgend etwas zu widerſprechen. Sie verſtand kein Wort davon und fuhr ruhig in ihrem Gerede fort, weßhalb der Knabe das Klügſte that, was er thun konnte, geduldig ihre Rede hinzunehmen, ohne auch nur den geringſten Verſuch zu machen, ſie durch eine Gegenbemerkung zu unterbrechen.

Erich — dieſen Namen hatte ihm der alte Hauptmann Heinzelmann, der ſein Pathe war, in der Taufe beilegen laſſen — ging in die Schule des benachbarten kleinen Dorfes und empfing nebenbei den Privatunterricht des Lehrers Herrn Schmelzer in allerlei nützlichen Dingen, als Zeichnen, ein wenig Mathematik

und den Anfangsgründen der franzöſiſchen Sprache, und zwar bis zu der allerdings nicht weit geſteckten Gränze ſeines eigenen Wiſſens. Dabei angekommen, fingen beide wieder gemüthlich mit ihrem Curſus von vorn an, wodurch unſer Held ein Gelehrter wurde, leider aber nur in den erſten Buchſtaben des großen Alphabets menſchlichen Wiſſens.

Deſto ausführlicher aber und gründlicher war das, was ihn das tägliche Leben lehrte, der Wald, die Haide, der benachbarte tiefe und reißende Fluß. Für ihn war kein Baum zu hoch, kein Graben zu tief, kein Sprung zu gefährlich, und ſelbſt wenn dieſer Sprung von einem Felsſtücke aus in die brauſende Flut des vorhin erwähnten Stromes ging. Da tauchte er lachend unter, ſchwamm unter dem Waſſer dahin, um weit, weit hinab wieder, lachend ſich ſchüttelnd, an die Oberfläche empor zu kommen. Auch das alte Pferd ſeines Vaters diente ihm zur Bereicherung ſeiner Kenntniſſe; nicht nur, daß er nach den erſten Anleitungen in allen Gangarten auf der Decke und dem Sattel zu Hauſe war, er lernte auch die Pflege und Wartung des geduldigen Thieres, und wenn er es hier und da des Morgens geputzt hatte, ſo hatte der ehemalige Unterofficier ſeine große Freude an den langen und regelmäßigen Staubſtrichen, welche Erich mit dem Striegel auf das Pflaſter klopfte.

Doch erlitten alle dieſe Spielereien und Beſchäftigungen an dem Tage einen bedeutenden Stoß, als Erich's Lehrer dem munteren, aufgeregten Knaben, zu dem ſich der alte, ſonſt ſo mürriſche Mann gewaltſam hingezogen fühlte, ein vergilbtes Notenheft öffnete, um ihm die Bedeutung und den Werth dieſer ſeltſamen Zeichen mit den runden oder durchſtrichenen Köpfen zu erklären. Darüber hatte ihn die Mutter allerdings nicht

belehren können oder wollen; doch verwunderte sich der Schullehrer über die Fertigkeit, mit der ihm Erich ein paar kleine Stückchen vorspielte, und zwar auf der Orgel der Dorfkirche, da ein Clavier leider nicht zur Verfügung stand.

Was nun diesen Musikunterricht anbetraf, so fühlte Herr Schmelzer hier einen ganz anderen und soliden Grund unter seinen eigenen Füßen und dabei einen so glücklichen Wiederhall in der Seele des Knaben, daß er überzeugt war, da ließe sich mit Geduld und Zeit ein stattliches Gebäude aufrichten, weshalb er nicht versäumte, alsogleich ein tüchtiges Fundament zu legen. Man hätte denken können, daß für einen vierzehnjährigen Knaben, der leidenschaftlich ritt, schwamm, schoß, der bei Tage und bei Nacht, so oft sich ihm eine freie Stunde darbot, durch die Wälder schwärmte, der mit lebendigem Gemüthe für alle äußeren Eindrücke so empfänglich war, das trockene, abstracte Studium der Grundzüge der Musiklehre durchaus nichts Anziehendes gehabt hätte und daß er sich je eher je lieber von dieser Plage wieder weggesehnt haben würde, aber im Gegentheil; er konnte es nicht erwarten, bis Herr Schmelzer nach beendigten Unterrichtsstunden in die kleine Kirche schlich, dort hinter sich abschloß und ihm auf den Tasten der Orgel, deren Blasbälge allerdings zu so profanen Studien nicht angezogen werden durften, das praktisch erklärte, was er ihn auf dem Notenblatte gelehrt. Ja, es war unbegreiflich, wie leicht es ihm wurde, die Intervalle, die Secunden, Terzen, Quarten, Quinten, Sexten, Septimen in verminderter oder übermäßiger Größe kennen zu lernen, die Dreiklänge auf den verschiedenen Stufen der Tonleiter zu bilden und aus diesen, fortschreitend, die Accorde durch alle Kreuze und B's zu lernen. Wie glücklich

machte es den alten Mann, in ſeinem Schüler ein mehr als gewöhnliches Talent gefunden zu haben, ja, ein Genie, das durch urſprüngliche Begabung ſicher und gewandt von Satz zu Satz mit Keckheit überging, die dem alten Schullehrer nicht ſelten Schwindel verurſachte. Aber auch was die Wiedergabe des Gelernten auf der Orgel anbelangte, hatte Erich in Jahresfriſt ſolche Fortſchritte gemacht, daß der gute Schmelzer eines Tages ein altes, ſchwarzes, fadenſcheiniges Ding anzog, welches er ſeinen Frack nannte, und damit dem geſtrengen, hochwürdigen Herrn Pfarrer ſeine Aufwartung machte, um ihm die Bitte vorzutragen, an einem der nächſten Sonntage den jungen Erich Freiberg die Orgel ſpielen zu laſſen. Daß dem Geiſtlichen bei dieſer Zumuthung faſt das Weinglas aus ſeinen dicken Fingern gefallen wäre — ja, ein Glas voll echten, wirklichen Weines, nach welchem der alte Schmelzer mit einem tiefen Seufzer geſchielt —, darf uns nicht Wunder nehmen, denn das Verlangen des ſonſt ſo beſcheidenen Lehrers war doch zu ungereimt. Daß ein Anfänger allerdings einmal zum erſten Male die Orgel ſpielen mußte, begriff der geiſtliche Herr wohl, aber zwiſchen Anfänger und Anfänger in dieſer Richtung war denn doch ein gewaltiger Unterſchied. Ja, wenn es noch ein junger, magerer Schulamts-Candidat geweſen wäre, hohläugig, bleich, mit glatt herabgefallenem Haar und himmelndem Blicke — aber der da, ein Schlingel erſter Claſſe — in den Augen des Herrn Pfarrers nämlich —, der ſich nicht einmal ſcheute, die hochwürdigen Bienen des Pfarrgartens anzutaſten und den fleißigen Hahn des Hühnerhofes ſchon in ſolche Nervenaufregung verſetzt hatte, daß er auf das benachbarte Scheunendach geflogen war, der Sohn eines ehemaligen Artillerie-Unterofficiers, deſſen Vater in ſeiner jetzigen

Eigenschaft als reitender Steueraufseher mit Schmugglern, ja, mit Räubern und vielleicht noch schlechterem Gesindel in bedenklicher Verbindung stand — „nein, nein, nein, lieber Schulmeister," sagte er mit seiner fetten Stimme, „das wollen wir doch lieber bleiben lassen!"

Herr Schmelzer aber, der in seiner langjährigen Schulmeisterpraxis recht hartschlägig geworden war, ließ sich nicht so leicht abweisen und wußte so viele triftige Gründe anzugeben, wobei er sogar die unbegreifliche Keckheit hatte, dem Herrn Pfarrer gegenüber von eigener Verantwortlichkeit in Betreff des Orgelspiels zu reden. „Da hat Ihn einmal wieder eine Scheu angepackt, von der man Ihn nur dadurch losbringen kann, daß man Ihn, wie schon häufig geschehen, ad absurdum führt. — Nun, meinetwegen! Daß aber von einem Orgelspiel bei würdiger Sonntagsfeier nicht die Rede sein kann, das sollte Ihm nicht schwer werden, einzusehen. Um Ihnen aber zu zeigen, daß ich auch diesmal in vollem Rechte bin, so will ich denn gestatten, daß der junge Mensch in meiner Gegenwart und in Seiner, Schulmeister, irgend etwas aufspielt, und nur darum gebe ich diese Erlaubniß, weil Ihnen dadurch ein ganz besonderer Gefallen zu geschehen scheint. Ja, ich will noch mehr thun. Ich werde selbst ein Kirchenlied angeben, welches aufgespielt werden darf und wonach ich dann am besten beurtheilen kann, ob besagter junger Mensch vielleicht in einigen Jahren so weit kommen dürfte, einem wirklichen Gottesdienst orgelspielend zu assistiren, und damit Gott befohlen, lieber Schulmeister!"

So war doch wenigstens etwas erreicht worden, und Herr Schmelzer hatte nichts Wichtigeres zu thun, als die alte Orgel aufs sorgfältigste zu untersuchen, hier und da ein Leder an den

Windladen festzukleben, dann am Pedal etwas einzuölen, und als der große Tag gekommen war, dem er nicht ohne Bangen, Erich aber mit großer Gleichgültigkeit entgegensah, zog er abermals seinen Frack an, um den Herrn Pfarrer zur Kirche abzuholen, der denn auch nach halbstündigem Warteniassen vor der Thür des Pfarrhauses erschien, und zwar in Begleitung seines Neffen, eines jungen Candidaten der Theologie. In dem Gotteshause angelangt, setzten sich beide geistlichen Herren gegenüber der Orgel auf einen der ersten Sitze, worauf der Schulmeister einen barfüßigen Bauernbuben, der die Blasebälge zu treten hatte, aufs genaueste in seinem wichtigen Geschäfte unterwies.

Erich saß auf der Orgelbank, aber durchaus nicht in der demüthigen Haltung eines jungen, bescheidenen Menschen, der vor hoher Geistlichkeit seine Probe ablegen soll; vielmehr blätterte er leichtsinnig im Choralbuche hin und her, pfiff auch wohl leise eine Melodie aus demselben, und nachdem das hohe Auditorium Platz genommen, wandte er sein rundes, frisches Gesicht mit den lebhaften, gescheidten Augen gegen den Kirchenraum, und hätte dem Herrn Pfarrer gewiß freundlich zugenickt, wenn es ihm nicht Herr Schmelzer vorher ausdrücklich aufs strengste untersagt hätte. Daß Herr Freiberg Vater sich ebenfalls hinten in einem Winkel der Kirche befand, in schüchterner Zurückgezogenheit, weil er sich leider hier nicht so gut zu benehmen wußte, als an anderen Orten, die er häufig besuchte, versteht sich von selbst.

„So nehme Er denn, um es dem jungen Menschen leicht zu machen, das Lied Nr. 144 vor: Eine feste Burg ist unser Gott! — eben so schön, als bekannt. Sage Er ihm aber, er

ſolle ſich eines hübſchen, langſamen Tactes befleißigen, damit ich höre, ob er wenigſtens ſo viel gelernt hat, um die Gemeinde in einem anſtändigen Tempo zu erhalten und ſie nicht zum Schluſſe gelange, wie eine wild durch einander rennende Schafheerde. Und nun ſoll er anfangen."

Und nun begann Erich unter Beihülfe ſämmtlicher Regiſter mit kräftigen, lang ausgehaltenen Accorden, die wie ein Schlachtruf durch die leere Kirche drangen, wie eine Aufforderung zum Kampfe, an die er ein Adagio anreihte, ſanft dahin tönend, das wie die Stille vor dem Sturme klang, wie ein Gebet vor der Schlacht, in welches er dann zuerſt faſt ſchüchtern, dann immer kräftiger anklingend die gewaltige Melodie des ſchönſten aller Choräle eintreten ließ und hierauf, dem ruhigen Strome derſelben folgend, obgleich mit ſicher geführten Anſchwellungen bis zum Fortissimo oder mit einem weichen Decrescendo, wo es paſſend war, mit ſo feſtem, ſtrengem Tacte durchführte, daß der Herr Pfarrer, der anfänglich bedeutſam mit dem Kopfe ſchüttelnd ſeinen Neffen angeſehen, jetzt die Worte des Chorals vor ſich hinzuſummen begann.

Der alte Schmelzer ſaß oben neben der Orgelbank auf einem niedrigen Schemel und blickte durch eine Spalte der Brüſtung mit ängſtlichem Auge nach dem hohen Auditorium, und ſeine Spannung löſte ſich erſt dann in ein Gefühl der Sicherheit, zugleich aber auch der Wehmuth auf, als er bemerkte, wie der Herr Pfarrer mit zufriedener Miene ſeinem Neffen einige Worte zuflüſterte.

Auf die leiſe Frage Erich's, ob er jetzt aufhören ſolle, ſchüttelte der Schulmeiſter heftig mit dem Kopfe und verſank dann, das Haupt in ſeine Hände gedrückt, in ein tiefes, ſchmerz-

liches Nachſinnen, wohl durch den Gedanken angeregt, was aus ihm ſelbſt hätte werden können, wenn er mit gleichen Talenten und Fähigkeiten in die liebevolle Sorge eines tüchtigen Meiſters gekommen wäre, der ihm erſchloſſen hätte die göttlichen Wunder der himmliſchen Muſica. Er, der den Drang in ſich gefühlt, ſich auf den Strömungen des Geſanges, gleich einem lichten Schmetterlinge im Sonnenſchein, emporzuheben über das Gewöhnliche, Alltägliche, dem aber das traurige Loos gefallen war, am Boden hinzuflattern wie ein dunkler, unſcheinbarer Nachtſchmetterling.

Und ſie wollten gar nicht aufhören hervorzuquellen aus der Seele des alten Schulmeiſters, dieſe ernſten Gedanken, die aber dadurch ihren bitteren Stachel verloren, weil ſie getragen wurden von den Tonwellen des Orgelwerkes. Doch wie er ſich jetzt gewaltſam aus ſeinen Träumereien losriß, ſo vernahm er mit einigem Schrecken, daß Erich den ruhigen, ſoliden Gang des Chorals leichtſinnig verlaſſen hatte und jetzt, das Motiv desſelben variirend, mit einer Fuge ſchloß, die, wenn auch nicht correct und fehlerlos, doch aus den bis jetzt verſchloſſenen Lippen des jungen Candidaten da unten ein lautes Bravo hervorlockte.

„Hm," machte fragend der hochwürdige Herr an deſſen Seite, „ſo biſt du der Anſicht, man wird ſich in ſeiner Stellung nichts vergeben, wenn man dieſem jungen Menſchen einige paſſende Worte der Anerkennung ſagt?"

„Gewiß nicht. Ja, ich würde mir ihn zum ſtändigen Orgelſpieler heranziehen; dein alter Schmelzer hat von jeher ſehr wenig geleiſtet, und ich ſage dir, dieſer junge Menſch hat in ſeinem Vortrage ein Tactgefühl entwickelt, das deine Bauern unfehlbar mit ſich fortreißen muß — verſuch's einmal."

„Ich würde es gern thun," entgegnete der Pfarrer mit einem ernſten Kopfnicken, „ſcheue mich aber, ein ſo wildes Soldatenblut gegenüber der Kanzel, von der ich Gottes Wort verkünde, auf die Orgel zu placiren; hätte immer die Angſt, der tolle Burſche führe mir einmal bei einer ſalbungsreichen Stelle mit einem ausgelaſſenen Schnetterengteng dazwiſchen oder triebe ſonſtige Allotria. Dieſem Volke iſt nicht zu trauen," ſetzte er flüſternd hinzu — „Kommödianten-, Schnurranten- und Soldatenvolk."

„Vielleicht wäre es möglich," erwiederte nachdenkend der junge Candidat, „ihn zum Schullehrergehilfen auszubilden, und dabei wäre ſein gutes Orgelſpiel recht brauchbar. Laß mich einmal mit ihm reden."

„Wenn du meinſt, ſo kann man den Verſuch machen, und ich will es mich recht gern ein paar eindringliche Worte bei dem alten Unterofficier koſten laſſen."

Nun waren aber dieſe eindringlichen Worte nicht eindringlich genug für das verſtockte Gemüth des alten Herrn Freiberg, trotzdem Schmelzer mit der Kraft eines Cicero vorgearbeitet hatte, um jenen geneigt zu machen, den einzigen Sohn für die Stelle eines Hülfslehrers zu beſtimmen, ihn, den der Vater im Geiſte nicht anders ſah, als mit den Epauletten geſchmückt, einen Artilleriezug führend, ja, eine Batterie, wenn er ſich gerade in ſeinen Träumereien eine beſondere Verſchwendung erlaubte. Ihn, dieſen friſchen, geſunden Burſchen von ſo glänzenden militäriſchen Anlagen, ein kümmerliches Weſen werden laſſen, wie Herr Schmelzer war — nimmermehr!

„Ja, das iſt alles recht gut und wohl," hatte ihm der Schullehrer erwiedert, „aber habt Ihr es denn ſchwarz auf weiß

Unterhaltung mit ihnen geführt, wenn wir nur nicht ſo wenig vom Spaniſchen gewußt hätten; nur was ſich auf Eſſen und Trinken bezog, brachten wir halbverſtändlich heraus, im Uebrigen aber behalfen wir uns mit Italieniſch und ſehr ſinnreichen Pantomimen, in denen wir es jedoch ſchon im Laufe der nächſten Tage zu einer ſolchen Fertigkeit brachten, daß wir, nicht ohne die Beihülfe eines franzöſiſch-ſpaniſchen Vocabulaire, über Mineralogie, Geographie und über den Türken- und Ruſſenkrieg eifrige Unterhaltungen pflogen.

Als unſere Chocolade fertig war, zog ich meine Uhr hervor und ſah, daß es Mitternacht war, alſo jener Zeitpunkt, wo das alte Jahr Abſchied nimmt und das neue ſein Regiment antritt. Für uns war dieſer Wechſel dieſes Mal vielleicht bedeutungsvoller, als der mancher früherer Jahre. Nicht nur, daß wir eine weite und vielleicht auch gefährliche Reiſe vor uns hatten, ſondern wir waren auch in der heutigen Nacht vom geraden und breitgetretenen Pfade abgewichen, um uns auf eigene Fauſt und mühſam auf ſchlechten Wegen dem erſehnten Ziele zu nähern; und wie wir ſo, nicht unbehaglich, am Kaminfeuer ſaßen, waren wir erfreut über unſeren Schritt und gratulirten uns, dem maulthierlenkenden Mayoral mit ſeinem ſtoßenden Wagen entronnen und gewiſſer Maßen wieder die eigenen Lenker unſeres Schickſals geworden zu ſein; in dieſem Augenblicke ſchlugen auch draußen die Glocken die Mitternachtsſtunde, und mit ſpaniſcher Chocolade tranken wir auf das Wohl unſerer Lieben, ſo wie der Freunde zu Hauſe, und ich vergaß dabei nicht, einer theuren Genoſſenſchaft in der Heimath ein fröhliches „Glück auf!“ zuzurufen.

Da wir den andern Morgen ſo früh wie möglich La Roda verlaſſen wollten, ſo erholten wir uns bei unſeren Wirthen Rathes, ob wohl in dem Städtchen Reitthiere zu bekommen ſeien. Doch meinte der Sohn, es werde auf morgen früh ſchwer halten, er hielt es überhaupt für beſſer, wenn wir zur Reiſe nach unſerem nächſten Nachtquartier Villarrobledo uns eines einſpännigen

verbrieft und verſtempelt, daß Erich einmal ein Officier wird; ich gebe es zu, daß ſein ganzes Naturel zum Soldaten paßt, daß man ihn gern dort annehmen wird, ihm auch die beſten Hoffnungen macht, daß er ſehr raſch das wird, was Ihr geweſen ſeid. Aber dann kommen die ſteilen Felſen auch in jener Carrière, wo Muth, Fleiß und Ausdauer nicht allein helfen, ſondern wo man auch Protectionen braucht, wo man ſehr viel wiſſen muß und wo es auch noch etwas Anderes bedarf, was wir Beide nicht beſitzen — das Geld nämlich. Doch das wiſſen Sie beſſer, als ich, mein lieber Herr Steuer-Controleur, es iſt in jeder Stellung des Lebens traurig, wenn man nicht die Mittel hat, ſeinem Stande gemäß leben zu können; aber nun gar ein armer Officier, und der auf ſein tägliches Gehalt angewieſen iſt, und der dabei ſo thun muß, als ginge er beſtändig mit gefüllter Geldbörſe umher, wißt Ihr, der in Einem fort genöthigt iſt, ſich die Zähne zu ſtochern, auch wenn er mit einer mageren Suppe hat fürlieb nehmen müſſen, nein, nehmt mir nicht übel, da noch lieber ein armer Schullehrergehülfe, der doch nicht nöthig hat, zur Ehre ſeines doppelten Tuches mit Kummer und Noth Verſteckens zu ſpielen."

„Protectionen habe ich für ihn. Mein alter Batterie-Chef, der Hauptmann Heinzelmann, hat mir feierlich verſprochen, ſich des Buben anzunehmen, auch werde ich mir kein Gewiſſen daraus machen, einen Bruder meiner Frau, der ſich allerdings nie um uns bekümmerte, in dieſem beſonderen Falle unſere Verwandtſchaft ins Gedächtniß zu rufen."

„O ja, was den Hauptmann Heinzelmann anbelangt, würde er ſich Erich's annehmen, aber er kann ihn nicht zum Examen vorbereiten, und was irgend eine Hülfe anderer Art

anbelangt," — hier ſchob Herr Schmelzer ſeinen Daumen wiederholt über ſeinen Zeigefinger — „davon wollen wir eben ſo wenig reden, als von einer Beihülfe aus der Verwandtſchaft Eurer Frau — das kennen wir."

„Am wirkſamſten ſchienen noch immer die Vernunftgründe des jungen Candidaten, die dieſer noch obendrein in freundlich gewinnender Weiſe dem Vater aufnöthigte."

„Ich will Ihnen glauben," ſagte er, „daß Ihr Sohn Erich für den Soldatenſtand ſchwärmt, wie ſehr viele junge Leute, ja, wie die meiſten, die ſich in gleichen Verhältniſſen finden. Sie ſagen mir aber ſelbſt, daß Sie lieber Ihren Sohn alles Andere werden laſſen, wenn Sie voraus wüßten, daß er es nicht über den Unterofficier bringt; um aber dahin zu gelangen, ja, nur um ein gutes Examen in die Brigadeſchule zu machen, muß er mehr wiſſen, als Erich kann; ich habe ihn ja geſtern examinirt, und wenn ich auch in der That erſtaunt bin über das, was er weiß, ſo fehlt ihm doch noch Vieles, was ich am beſten beurtheilen kann, da ich Hauslehrer bei dem General von Schmidberg war und die jungen Herren in einigen Fächern ſo weit brachte, daß ſie nothdürftig ihr Examen machen konnten. Nun gut: Erich iſt nächſtens fünfzehn Jahre alt. Machen Sie einen Verſuch mit ihm, ob ihm das Lehrerfach nicht zuſagt. Mein Onkel, der Herr Pfarrer, glaubt, ihn bei einem Bekannten unterbringen zu könnten, wo er lehrend in ſeinen Freiſtunden ſelbſt noch Vieles lernen kann, ja, wo er ſich das Mangelnde vielleicht noch anzueignen vermag, um, wenn es ihm gar nicht gefallen ſollte, immerhin noch den Verſuch eines Examens zu machen."

Daß auf ſolche Reden hin Herr Freiberg kopfſchüttelnd

mit einem trüben Lächeln ſeines Weges ging, nahm der Candidat als ein gutes Zeichen.

Um nun den jungen Erich für den Plan des Herrn Pfarres zu gewinnen, mit dem Herr Schmelzer, nur auf ein ganz anderes Ziel losſteuernd, einverſtanden war, manövrirte dieſer ganz anders, als gegen den Vater, und wir müſſen ſagen, wirkſamer, da das, was er ſagte, aus voller Ueberzeugung und aus einem warmen Herzen kam.

Beide ſaßen eines Tages am Rande einer bewaldeten Anhöhe, von der man auf das weite, ferne Land hinunterſah und auf die majeſtätiſche, tiefblaue Bergkette, die ſich am fernen Horizonte träumeriſch erhob. Eigentlich ſah nur Herr Schmelzer; Erich lag auf dem Rücken und ſuchte vergeblich etwas Rhythmus und Melodie in dem jubilirenden Geſang einer aufſteigenden Lerche zu finden.

Da ſagte der Schullehrer: „Weißt du auch wohl, Erich, daß du den Herrn Pfarrer durch dein Orgelſpiel gewonnen haſt und daß er gar zu gern etwas für dich thun möchte?“

„Ja, ja, ich hab' davon gehört. Sie wollen mich zum Schulmeiſter machen, und ich muß lachen, wenn ich daran denke, daß ich eine Schaar wilder Buben commandiren ſoll — commandiren will ich allerdings, aber ein gutes Geſchütz mit ſechs Pferden und acht Bedienungsmannſchaften. Batterie haalt — achthundert Schritt Diſtance mit Kartätſchen geladen — Feuer! Perrdauz — ich ſage Ihnen, Herr Schmelzer, der Schuß hat dem Feinde eine ganze Compagnie gekoſtet. Der Oberſt reitet heran und ruft ſchon von Weitem: Ah, das hat wieder der verfluchte Freiberg gethan; wir wollen ihn ganz beſonders zum Avancement vorſchlagen!“

„Ho, und wer fabelt dir dergleichen vor?“

„In dieſem Augenblicke hat's die Lerche gethan; hören Sie nur, was ſie ſingt: Officier ſoll er werden und nicht Unterofficier bleiben — Hauptmann und Major — vielleicht noch mehr — noch mehr — noch mehr!“

„Ja, ja, man kann mit deiner Phantaſie ſo etwas ſelbſt in den harmloſen Lerchenſchlag hineinlegen. Mir klingt das ganz anders; commandiren ſollſt du einſtens ganz gewiß, auch keine Schaar ſchläfriger Bauernbuben, doch eben ſo wenig ſo ein dummes, fühlloſes Geſchütz, ſo eine tückiſche Mordmaſchine.“

„Meinetwegen auch eine Schwadron Cavallerie, darauf kommt mir's gar nicht an — ja, wenn wir Geld hätten!“

„Auch dann wäre es ſchade um dich. Weißt du, was du ſpäter commandiren ſollſt? Etwas ganz Anderes, etwas Schöneres und Herrlicheres, als Artillerie und Cavallerie, etwas von ſchönerer und beſſerer Wirkung, etwas Herzerhebendes.“

„Und das wäre? Aber Alles, nur keine Infanterie!“

„Höre mich an, mein lieber Erich; was du einſt commandiren ſollſt, das iſt ein Orcheſter von vortrefflichen Muſikanten, von Künſtlern, denen du als der erſte befiehlſt, die du leiteſt und führſt, mit ganz anderer Wirkung, als ein Hauptmann ſeine Batterie. Sieh', das ſtelle ich mir als das Höchſte im Leben vor: du ſitzeſt auf deinem Dirigirſtuhle, du haſt ein Buch vor dir, das man Partitur nennt, eine ganze Armee von Noten, in Züge, Compagnieen, Regimenter eingetheilt, und wie ſie ſich von dir leiten laſſen, wenn du deinen Feldherrnſtab erhebſt; und nun denke dir — tauſend Augen, die nach dir

ſchauen, tauſende von Ohren, die das Niederfallen deines Taktſtockes erwarten, und Alles um dich her in jubelndem Entzücken, dich mit Applaus und Bravo belohnend, denn das Muſikſtück, welches du vorführſt, iſt deine eigene Compoſition, und die Kränze und Blumen, die dir zufliegen, gelten einem Werke, das dein Geiſt erſchaffen und das deinen Namen tragen wird in die ferne Welt hinaus."

„Singt das auch die Lerche?"

„Ja, die Lerche ſingt es, und mein Inneres ſagt mir, daß du die Kraft in dir haſt, Großes zu leiſten. O, mein lieber Erich, ich habe es mit angeſehen, als ich vor ein paar Jahren in der Reſidenz war, wie ein junger Componiſt dergeſtalt ſein eigenes Werk einem begeiſterten, entzückten Publikum vorführte; da hab' ich mir gedacht, wenn man mir in die eine Wagſchale legte alle Schätze der Welt, allen Ruhm, alle Würden, ja, alle Kronen, und in die andere jenen einfachen Taktirſtock mit der Kraft, damit, wie jener, ſein eigenes Werk vorzuführen, ich würde mich keinen Augenblick beſinnen — ja, bei mir hätte der ſchlimme Verſucher leichtes Spiel gehabt."

„Das wäre allerdings ein reizendes Ziel," erwiederte der leicht erregbare Knabe mit leuchtenden Augen, „doch noch ſchwerer zu erreichen, als das, was ich mir vorgeſteckt."

„Aber immerhin für dich zu erreichen, das ſchwöre ich dir zu, ich, wohl dein beſter Freund, der ſelbſt ſo viel gelernt hat, um eine Goldſtufe vom tauben Geſtein zu unterſcheiden. Du kannſt ein großer Muſiker werden und ein tüchtiger Componiſt — du lächelſt, ja, ich will es dir geſtehen, ich bin zufällig hinter deine Geheimniſſe gekommen und habe das allerdings

ſchlecht bekritzelte Notenpapier gefunden, welchem du deine Gedanken anvertraut, freilich incorrecte, wilde Gedanken, aber ich habe ſie zurecht geſchrieben, ohne ſie zu verändern, und werde ſie dir vorſpielen."

„O, dergleichen kommt mir immer," ſagte der Knabe nach einem längeren Nachſinnen, „wenn ich vor der Orgel ſitze; aber ich habe nie gedacht, daß es was Rechtes ſein könne."

„Es iſt noch durchaus nichts Rechtes, aber es kann und muß etwas Rechtes werden, und ich bitte dich dringend, dazu den richtigen Weg einzuſchlagen."

„Und der wäre?"

„Weiter zu ſtudiren in dem, was ich mit dir angefangen. Der leichte Weg wird allerdings der ſein, dich in eine gute Muſikſchule aufnehmen zu laſſen — aber woher dazu die Mittel nehmen?"

„Ei, wenn ich einmal Soldat bin, ſo kann ich vielleicht Unterricht nehmen bei dem Capellmeiſter des Regiments."

„Ja, wenn du einmal Soldat biſt," entgegnete traurig Herr Schmelzer, „dann iſt es mit dem Lernen des Anderen aus und vorbei, dann haſt du auf dem Exercierplatze und im Stalle ſo viel zu thun, daß dir zu Beſſerem keine Zeit bleibt, und deßhalb möchte ich in dich dringen, einen andern Lebensberuf zu wählen."

„Und Schullehrergehülfe zu werden — nein„ davor graut mir."

„Was ich begreiflich finde, aber eben ſo nützlich als Mittel zum Zwecke."

„Bei Ihnen könnte ich doch nicht bleiben.“

„Das fürchte ich auch, und wenn ich dem Herrn Pfarrer je beiſtimmen muß, ſo iſt es darin, daß du dir hier, wo man den wilden, ausgelaſſenen Erich ſo genau gekannt, ſchwerlich das nöthige Anſehen verſchaffen würdeſt.“

„Und anderswo?“

„Ginge das ganz vortrefflich. Du könnteſt zu einem Dorfſchulmeiſter, wo du von drei Uhr Nachmittags an deine freie Zeit haſt; was ich an Werken für dein Studium beſitze, ich habe Einiges aus beſſerer Zeit, würde ich dir mitgeben und meine eigene freie Zeit dazu verwenden, ſchriftlich dein Studium zu überwachen, deine Arbeiten zu corrigiren, ja, dir alle nöthigen Anleitungen zu geben. Dabei wäre dein Wirken auf irgend einem Dorfe immer nur als ein Uebergang zu betrachten; bei Fleiß und redlichem Willen und der Unterſtützung von Freunden müßte es dir gelingen, bald nach der Reſidenz zu kommen, und wenn du einmal dort wäreſt, ſo dürften ſich gewiß Gönner und Menſchenfreunde finden, welche das, was in dir ſchlummert, nicht nur erkennen, ſondern dir auch helfen würden.“

So bearbeitete der Lehrer das empfängliche Gemüth des Knaben; doch wenn auch manche ähnliche Worte, die er in ſein Herz ſäete, keimten und ausſchlugen, ſo waren das doch nur dürftige Pflänzchen, die aber nicht gedeihen konnten im tiefen Schatten des väterlichen Willens, welcher mit der Zähigkeit, die ihm eigen war, an dem ſchimmernden Bilde feſthielt, ſeinen Sohn einſtens als Officier zu ſehen.

Daß er dabei noch ganz beſonders gegen die Idee ein-

genommen war, ſeinen Sohn Muſik treiben zu ſehen, konnte man ihm von ſeinem Standpunkte nicht übel nehmen; denn unter Spielleuten ſchwebte ihm immer die Geſtalt eines Batterie-Trompeters vor, der, ſeiner eigenen Corporalſchaft zugetheilt, einer der nichtsnutzigſten und widerlichſten Blechpfeifer geweſen war, die der Himmel in ſeinem Zorne je erſchaffen.

Drittes Kapitel.

Erich's Vater iſt beſorgt, ſeinen Sohn in die militäriſche Laufbahn zu bringen, da aber den Erſteren ein Unfall trifft, ſo bemüht ſich der Letztere um eine Schullehrergehülfenſtelle auf dem Lande.

Zuweilen kommt es vor, daß der Himmel unſere ſchönſten und auch unſere beſten Entwürfe, wie wir glauben, mit einem recht dicken ſchwarzen Striche durchſtreicht, wobei er häufig anſcheinend ſo rückſichtslos gegen alle Verhältniſſe irgend ein Lebensblatt mit dem bekannten ſchwarzen Kreuze bezeichnet.

So auch hier in unſerer ganz beſonders wahren Geſchichte, wo an einem trüben Decembermorgen der Zollcontroleur Herr Freiberg von einem nächtlichen Dienſte krank und elend nach Hauſe kam; er hing blaß und ziemlich entſtellt auf ſeinem hinkenden Pferde, welches Mühe hatte, ſich zum Stalle zu ſchleppen, wo es indeſſen geduldig ſtehen blieb, bis Erich und die alte taube Anverwandte dem Vater mühſam aus dem Sattel und in die Stube geholfen hatten, ja, recht mühſam, denn er konnte eben ſo wenig das linke Bein wie den linken Arm gebrauchen; erſteres war zerbrochen und letzterer an der Schulter ausgerenkt. Als man ihn zu Bette gebracht hatte,

lief der Dorfbader, nachdem er die Verwundungen angeſehen, ſelbſt in das benachbarte Städtchen, um von dort einen geſchickten Wundarzt herbeizuholen. „Denn," hatte er mit aufgehobenen Händen zu der tauben Verwandten geſagt, „das getraue ich mir nicht zuſammenzuflicken." Und als ihm dann eingefallen, daß ſie ihn ja nicht verſtehen konnte, hatte er pantomimiſch einen hülfloſen Menſchen dargeſtellt, der wie ein Taſchenmeſſer zuſammenknickte, und war dann mit immer noch aufgehobenen Händen davongerannt.

Erich ſaß jetzt an dem Bette ſeines Vaters, welcher, nachdem er ſich bis hieher mit einer verzweiflungsvollen Anſtrengung aufrecht erhalten hatte, nun in eine tiefe Ohnmacht gefallen war, aus welcher ihn der raſch herbeigeeilte Schulmeiſter vermittelſt Eſſigs und Salmiakgeiſt wieder zu ſich ſelbſt zu rufen verſuchte; dies gelang aber erſt nach vielen Anſtrengungen. Dann öffnete der alte Freiberg ſeine Augen, und als er ſeinen Sohn Erich bleich und verſtört mit gefalteten Händen neben ſich ſitzen ſah, die großen dunkeln Augen ſtarr und angſtvoll auf ſich gerichtet, da geſchah etwas ſehr Seltenes bei dieſem ſonſt durchaus nicht weichmüthigen Manne: er weinte wie ein Kind, wobei er den Knaben mit ſeinem rechten Arme an ſich heranzog und ſeine Thränen über deſſen blondes, krauſes Haar dahinſtrömen ließ.

Herr Schmelzer hatte ſich indeſſen davongeſchlichen, um nach kurzer Zeit mit einem Glaſe gewärmten und gewürzten Weines zurückzukehren, den er ſich von dem Wirthe im Dorfe erbeten. „Aber wie hat er gebeten," ſagte dieſer ſpäter; „mit einer Miene und einem Blicke, die ihm ungefähr gerade ſo viel ſagten, als: ‚wenn Du mir von Deinem beſten Weine nicht augenblicklich gibſt, ſo ſchlage ich dich nieder' — er — mich!"

Karrens bedienen würden; das ſei eine charmante Fahrgelegenheit, man könne ſich auf Stroh legen, mit der Manta warm zudecken, und er ſei verſichert, wir würden nach angeſtelltem Verſuche dieſe Art, zu reiſen, dem Reiten bei Weitem vorziehen.

Obgleich es nun nicht in unſerer Abſicht gelegen, wie eine Waare über Land gekarrt zu werden, ſo war doch weiter nichts zu thun, und Horſchelt, der zwei Worte mehr zu wiſſen glaubte als ich, ſchaffte alſo auf morgen früh um acht Uhr den bewußten Karren an. Darauf wurden wir in unſer Schlafzimmer geführt, ein Gemach mit zwei ziemlich guten Betten, einem großen Zeichnentiſche — es war nämlich das Quartier des abweſenden Stationsingenieurs —, Büchern, großen Karten und Meßapparaten; auch eine Unzahl von Schaufeln und Hauen ſtanden und lagen hier und dort herum.

Wir erfreuten uns eines vortrefflichen Schlafes und konnten erſt des anderen Morgens um ſieben Uhr durch mehrmaliges Klopfen erweckt werden. Für das Frühſtück hatte die Frau beſſer geſorgt als für das geſtrige Souper; es war faſt zu viel für dieſe frühe Stunde; doch da uns Don Joſes Sohn verſicherte, wir würden den ganzen Tag nichts zu eſſen bekommen, ſo ſprachen wir den gebackenen Eiern, den geröſteten Schinkenſchnitten, den gebratenen Schweinscotelettes und nachher noch der Chocolade mit Picatoſtes tapfer zu.

Wenn auch ſo ein ſpaniſches Privathaus recht gut eingerichtet iſt, Küche und Keller in der Ordnung ſind, es auch gute Betten hat und dergleichen, ſo iſt dagegen in den meiſten Fällen für ein anderes, ſehr unentbehrliches Bedürfniß ſchlecht oder vielmehr gar nicht geſorgt. Man iſt gezwungen, ſich den Hof und die Hintergebäude zu betrachten, und findet dort oft Hausthiere, welche den Eindringling unfreundlich anſehen. So hatten wir beide am heutigen Morgen einen hartnäckigen Kampf zu beſtehen mit einem ſchwarzen Bock und einem großen Truthan, welche eine Entwei-

So geſtärkt, war der Steuercontroleur indeſſen im Stande, ſeinen Unfall, allerdings mit vielen Unterbrechungen, zu erzählen. Er huſtete dabei, was er ſonſt nie zu thun pflegte, und das Athemholen war ihm ſchwer.

Er hatte Schmuggler im Verdachte gehabt, daß ſie gerade die geſtrige finſtere und ſtürmiſche Decembernacht zu einem guten Geſchäfte benutzen wollten, war auch auf ihre Fährte gekommen, hatte aber dabei den Weg verfehlt, und bei dem hart gefrorenen, glatten Boden rutſchte der Braune, der ſonſt ſo ſicher war, aus, und beide ſtürzten einen ziemlichen Abhang hinab. „Da lagen wir eine gute Weile, und ich glaube," ſagte er mit matter Stimme, „es iſt mehr als eine Stunde vergangen, bis ich meine fünf Sinne wieder bei einander hatte, daß ich um mich her ſchauen konnte. Der Mond ſchien gerade ein wenig durch die zerriſſenen Wolken, und da ſah ich Geſtalten um mich ſtehen, Kerle, denen ich mich gar nicht geſcheut hätte, im andern Falle meine Piſtole vor das Geſicht zu halten. So aber mußte ich es geſchehen laſſen, daß ſie mich recht manierlich aufhoben, wobei ich immer noch vor Schmerzen ſtöhnte, daß ſie mich auf mein Pferd ſetzten und auf die breite Waldſtraße brachten, die über Königsdorf hieher führt; dabei ſprachen ſie kein Wort mit mir, nur ſagte Einer zum Anderen flüſternd: ‚Sollen wir nicht mitgehen bis zum Dorfe?' Worauf der erwiderte: ‚Wie ich ſehe, iſt der Braune noch gut auf den Beinen und kennt auch ſeinen Weg.' Aber ich kannte den Weg nicht mehr, ich baumelte auf dem Sattel hin und her, ja, als wir endlich hier ans Haus kamen, da dachte ich, wir hätten einen Ritt um die ganze Welt gemacht. Und nun — wie Gott will!"

Es dauerte nicht gar zu lange, bis der Arzt kam und mit

Beihülfe des Baders seine Verbände machte; auch hatte er Arzneien mitgebracht und was sonst nothwendig war, befahl alsdann die größte Ruhe für den Kranken, ließ die Fenster verdunkeln und nahm den Knaben mit sich ins Nebenzimmer, wohin auch Herr Schmelzer folgte. Dort gab er die nöthigen Anweisungen für den Tag und die Nacht, versprach auch, morgen früh bei guter Zeit wiederzukommen, und sagte auf die Frage des Schullehrers achselzuckend: „Wissen Sie, bei der guten Gesundheit des Mannes werde ich mir aus einem Beinbruche nichts machen, noch weniger aus der verrenkten Schulter, aber hier — damit zeigte er auf seine eigene Brust — hier hat's bei dem Sturze einen Stoß gegeben, der mich Alles befürchten läßt; vielleicht will es unser Herrgott, daß ich mich irre."

Aber der Wundarzt hatte sich dieses Mal nicht geirrt, und das fühlte Niemand besser, als der Steuercontroleur selbst, und sprach das unverhohlen gegen Herrn Schmelzer aus, wenn Erich fern war. Auch mußte ihm dieser einige kleine Geschäfte, vor Allem ein paar Briefe an ehemalige Kameraden und Vorgesetzte besorgen. So an den alten Hauptmann Heinzelmann, von dem aber lange keine Antwort kam, und dann nur eine sehr unbefriedigende. Er schrieb ihm:

„Mein lieber Steuercontroleur, ehemaliger Artillerie-Unterofficier Freiberg! Es hat wahrhaftig einige Zeit gedauert, ehe ich mich so recht auf Ihre Person besinnen konnte; es gehen Einem, wie Sie selbst wissen, so viele Leute an der Nase vorüber, daß es der Erinnerung an Ihre Frau, unserer vortrefflichen und sogenannten Wirthin, bedurfte, um au fait zu kommen. Ja, was soll ich Ihnen nun in Betreff Ihrer Anfrage

sagen? Vor allen Dingen, daß ich selbst mit einer magern Pension in den Ruhestand versetzt bin und daß ich jeden Tag denke: hol' der Teufel diese langjährige Strafarbeit, die man Militärdienst nennt! Hätte ich einen Sohn, lieber Freiberg, so sollte er sich wahrlich nicht zu diesem glänzenden Elende bekennen dürfen, oder er müßte es selbst ganz absonderlich wollen, große Kenntnisse haben, militärischen Esprit besitzen und unter mächtigen Protectionen stehen.

„Was dabei von Ihrem Sohne zutrifft, von dem kann ich natürlich nur wissen, daß, wenn er sich gar auf meine Protection verlassen wollte, ich ihn bedauern müßte. Was habe ich selbst für mich herausgeschlagen? Gar nichts, nicht einmal den Majorstitel. Hauptmann, dir leb' ich, Hauptmann, dir sterb' ich, und damit leben Sie wohl, und suchen was Gescheiteres für Ihren Jungen."

Die Antwort auf ein Schreiben an den Bruder seiner seligen Frau, welches Herr Freiberg ebenfalls dem Schulmeister dictirt, hatte letzterer nicht einmal für gut befunden, dem Kranken mitzutheilen, denn der Schreiber, Kaufmann in einem fernen Landstädtchen, sagte in kurzen Worten, daß er nicht begreife, wie er zur Ehre eines Briefwechsels mit dem ehemaligen Unterofficier Herrn Freiberg komme, denn wie er sich glaube zu erinnern, sei man schon vor langen Jahren stillschweigend übereingekommen, eine sogenannte Verwandtschaft gegenseitig zu ignoriren. Alle Hochachtung.

Eigenthümlich war es, daß Erich's Vater sich das erste Schreiben und damit ein Fehlschlagen des besten Theiles seiner glänzenden Luftschlösser nicht zu Herzen nahm, wie man wohl hätte glauben sollen. Ja, seine Leiden machten ihn nach und

nach ſo theilnahmlos, daß er nicht einmal mehr fragte, ob ſein Schwager ihn einer Antwort gewürdigt. Deſto mehr aber hing er mit einer rührenden Liebe an der Perſon des Knaben ſelbſt, und nur wenn dieſer an ſeinem Lager ſaß, ſchien er Schmerzen, Leiden und Kummer vergeſſen zu haben, ja, dann konnte er zuweilen freundlich lächeln, ſein Auge ſtrahlte und ſeine zitternde rechte Hand ſuchte immer mit ſeinem Kinde in Berührung zu bleiben, ſei es, daß er ſie auf das blonde Haupt Erich's legte oder daß ſie ſeine Finger zu umfaſſen ſuchte; wenn er auch früher nicht eigentlich barſch und rauh mit dem Knaben geweſen war, ſo hatte er doch eine gewiſſe ſoldatiſche Derbheit für den Reſpect nothwendig gehalten und ſich auf dieſe Art bemüht, zwiſchen ſich und ſeinem Sohne eine Schranke der Subordination zu ziehen. Was er dadurch in der Liebe ſeines Kindes verſäumt, ſchien er jetzt einholen zu wollen, und Erich fühlte ſich ebenfalls glücklich darin, denn ihm entgingen nicht die immer bedenklicher werdenden Blicke des Wundarztes; ja, eines Morgens hörte er eine Aeußerung deſſelben: „Geben Sie Achtung, Herr Lehrer, er wird einmal ſanft hinübergeſchlummert ſein."

So geſchah es auch an einem milden Märztage, wo Erich die Fenſtervorhänge hatte bei Seite ſchieben müſſen, damit ein Sonnenſtrahl in das Zimmer falle, und dieſes freundliche Licht trug wohl die Schuld, daß ſowohl der Lehrer, der leiſe eintrat, als auch der Knabe noch immer glaubten, der Kranke ſchlummere mit einem unausſprechlich zufriedenen Ausdrucke in den Zügen, als er in Wirklichkeit ſchon geſtorben war.

Was nun folgte, war ſo durch die Umſtände bedingt, ſo ernſt nothwendig, ſo tief traurig, daß wir es für beſſer halten, nicht lange bei der Erzählung deſſelben zu verweilen.

Der alte Steuer-Controleur war geſtorben, und der neue Steuer-Controleur trat an ſeine Stelle; doch übernahm er nicht die Wohnung, weil ſie ihm zu baufällig war, wohl aber den alten Braunen, dem es beſſer als ſeinem Herrn gegangen war, denn der Thierarzt war im Stande geweſen, ihn wieder zuſammenzuflicken, und er zog noch Jahre lang durch den Walddiſtrict der Steuergränze.

Erich's taube Anverwandte hatte nach dem Begräbniſſe ihr Bündel geſchnürt, und die Frage des Knaben, wohin ſie denn eigentlich wolle, mißverſtehend, hatte ſie ihm einen Troſt zu geben geglaubt, indem ſie, an den Himmel hinaufblickend, mit dem Zeigefinger ein paar Mal nach dort oben hinaufwies. Dann war ſie trotz ſeiner Einreden geſchieden, und er hatte das müſſen geſchehen laſſen, da ihm Herr Schmelzer ſagte, die Lieſe habe eine Schweſter in der Stadt, von der ſie erwartet würde.

„Und ich — wen habe ich, der mich erwartet? Niemand — Niemand — Niemand!“

Alsdann hatte ihn Herr Schmelzer mit ſich nach Hauſe genommen, ihm in einem Verſchlage neben dem Schulzimmer ein Lager zurecht machen laſſen und ihn ermahnt, ſich vor der Hand ruhig in ſein Geſchick zu fügen, damit man überlegen könne, was ferner mit ihm zu geſchehen habe.

Wie hatten ſich ſeine herrlichen, glänzenden Ausſichten verfinſtert; es huſchten ſeine ſtrahlenden Soldatenbilder nur noch wie hinter trüben Schleiern an ſeiner Phantaſie vorüber, eben ſo ſchön als unerreichbar.

Wie ſollte er allein ankämpfen gegen den Strom des Lebens, da alle, welche bereit waren, ihm zu helfen, ihm aus

voller Ueberzeugung anriethen, den Strom zu verfolgen und, hübsch am Ufer bleibend, eine bescheidene, aber sichere Zukunft zu suchen? Eine für ihn allerdings trübe Aussicht, die aber Herr Schmelzer dadurch erweiterte und erklärte, indem er ihm immer und immer jenes hohe Glück als erreichbar darstellte, das er ihm einstens mit so glühenden Farben geschildert.

Unter denen, die geneigt waren, dem jungen Menschen bedingungsweise Hülfe für sein Fortkommen zu gewähren, war der Pfarrer die wichtigste Persönlichkeit, und ihm gelang denn auch das fast Unmögliche, wie er selber sagte, Erich eine Stelle als Schullehrergehülfe zu verschaffen, ohne vorher durch die läuternden Flammen eines Seminars gegangen zu sein und ohne vorher bestandenes Staats-Examen, und zwar durch einen Amtsbruder, für den, wie wir später sehen werden, die soldatische Abkunft Erich's gewisser Maßen eine Empfehlung war und der in seinem Schul- und Kirchenregimente absolutistisch genug herrschte, um trotz Decanat und General-Superintendent einem jungen Menschen weiter zu helfen, wenn sich dieser willig und fügsam zeigte.

Was Erich's Vater hinterlassen hatte, wurde verkauft, und nach Bezahlung einiger Schulden blieb immer noch so viel übrig, um den Sohn anständig zu kleiden, und zwar seiner künftigen Bestimmung gemäß in demüthiges Schwarz, so wie um ihm auch das Nöthige an Wäsche anzuschaffen; ja, auch etwas an musikalischen Werken hatte Herr Schmelzer vor den strengen Blicken des Herrn Pfarrers einzuschmuggeln gewußt, und so war er an einem schönen Morgen gerüstet, um, mit einem Empfehlungsbriefe versehen, in die Welt hinaus zu gehen.

Bis zu dem alten, baufälligen Hause gab ihm der Schul-

lehrer das Geleite — ach, wie ſah es hier ſchon nach wenigen Monaten des Verlaſſenſeins ſo gar troſtlos aus! Wie hatte die Zerſtörung durch ihre beiden wilden Gehülfen, Sturm und Regen, in dieſer kurzen Zeit ſchon ſo traurige Fortſchritte gemacht, und welchen Contraſt bildete damit die ewig ſich verjüngende, Alles mild vergleichende Natur! Hatte ſie doch dem Winter ein kräftiges Halt zugerufen und war ſie doch eben damit beſchäftigt, Gras und Sträucher umzukleiden und die dürren Aeſte der alten Bäume mit friſchgrünem Laube zu ſchmücken! Sproßten doch Blumen auf, wo ſich eben erſt Schnee- und Eismaſſen verloren hatten, und ſtrichen die muntern Vögel doch ſchon wieder zwitſchernd und ſingend von Aſt zu Aſt, gerade ſo, als wollten ſie jedes entrollte Blatt ganz beſonders begrüßen! Und wie frühjährlich duftete dabei die Erde, wie ſtiegen aus den friſchgeriſſenen Ackerfurchen Dankopfer empor gegen den wunderbar blauen Himmel, dem leichte, weiße Wolkenſtreifen zu einer maleriſchen Verzierung dienten, und wie tröſtlich klang heute wieder das Lied der Lerche: es wird Alles gut werden! Verſchwunden war ſie hoch in den Lüften, und die Blicke Erich's ſenkten ſich gegen die fernen, ſchneebedeckten Berge, denen er nun bald näher kommen ſollte, nachdem er vorüber gezogen war an jenem langgeſtreckten, dunkelblauen See, der mit ſeinem geheimnißvollen Aufleuchten und dem beſtändigen Wechſel ſeiner mannigfaltigen Farbentöne ſchon ſehr oft und vielfach die Phantaſie des Knaben beſchäftigt. Beſonders ein Theil desſelben, den er bei klarem Waſſer ſo deutlich überblickte, wo ſich eine kleine Inſel befand, die mit ihrem tiefen Grün von hier aus gerade ſo erſchien, als habe eine ſpielende Hand einen zuſammengebundenen

Strauß dort hingeworfen oder einen runden Kranz auf die Wellen gelegt.

Endlich mußte er ſcheiden unter Thränen von der Stätte, wo er ſo glücklich geſpielt, von ſeinem treuen Lehrer, der es ſo gut mit ihm gemeint. Doch ehe er von dannen ging, ſchritt er nochmals um das ganze Haus herum und berührte mit der Hand die Mauer, das Holzwerk, zerbrochene Fenſterſcheiben, ja, vor der Hausthür bückte er ſich nieder und ſetzte ſich, vielleicht zum letzten Male, auf die ausgetretenen Treppenſtufen, wo er früher ſo oft geſeſſen, ſpielend mit Nachbarskindern oder ſeinen Vater erwartend.

„Wenn es mir gut geht in der Welt," gelobte er ſich ſelbſt, „ſo kehre ich einſtens hieher zurück und baue mir ein ſtattliches Haus mit einem Thurme, von dem herab ich weit ſehen kann über Berg und Thal, über das Waldgebirge mit ſeinen Schluchten auf den leuchtenden See.

Ein rüſtiger Fußgänger hätte Zwingenberg — ſo hieß der neue Beſtimmungsort Erich's — in einem tüchtigen Tagesmarſche erreichen können, das heißt vom Anbruch des Tages bis zur ſinkenden Nacht. Doch hatte Herr Schmelzer ſeinem jungen Freunde gerathen, in Königsbronn, einem kleinen Orte, den er gegen Abend erreichen würde, die Nacht über zu bleiben, damit er ſich am andern Morgen zur paſſenden Zeit dem Herrn Pfarrer Wendler, an den ſein Empfehlungsbrief lautete, vorſtellen könnte. Der Schullehrer hatte ihm, was das Nachtlager anbetraf, ein paar Zeilen an einen Amtsbruder mitgegeben, der ihm nicht nur freundliche Unterkunft für die Nacht gab, ſondern ihn auch einem Müller aus der Gegend von Zwingenberg empfahl, der Getreide-Einkäufe gemacht und ihn in ſeinem

Wägelchen nach der neuen Heimath mitnahm. Nebenbei hatte ihm auch noch die Frau des Schullehrers eine Partie Mundvorrath mitgegeben.

Es ging auf einer guten Landstraße bergauf und bergab durch ein fruchtbares Land voll frisch aufkeimender Saaten und fast beständig unter einer Allee von weitästigen Obstbäumen dahin, von denen die Kirschen schon ihre bouquetartigen weißen Blüthen zeigten.

Ueber die Richtung seines Weges hatte sich Erich indessen gewaltig getäuscht, denn statt der hohen Bergkette, die mit ihren ernstzackigen, schneebedeckten Gipfeln in dem Gemüthe des Knaben stets ein Gemisch von Grauen und Sehnsucht erweckte, näher zu kommen, war diese jetzt allgemach hinter ihm versunken, und er sah hier seinen Horizont nur noch begränzt von sanft geschwungenen Anhöhen, auf denen sich hier und da kleine Dörfer zeigten, auch wohl weiß angestrichene Kirchen und Capellen so wie altersgraue Thürme aus der Römerzeit. Die Berge vermißte der Knabe eigentlich nicht so sehr, als den leuchtenden Spiegel des See's mit dem kleinen, grünen Inselpunkte, der von je her für ihn etwas unbegreiflich Räthselhaftes gehabt hatte, wo es zu seinen liebsten Träumen gehörte, später einmal dorthin zu kommen, auf einsamem Kahne die dunkelblaue Flut zu durchschneiden, um auf dem stillen Eilande höchst interessante Entdeckungen zu machen.

Der Müller war schon ein alter Mann, nicht groß, aber von kräftigem, untersetztem Körperbaue, und hatte ein kluges Gesicht mit immer noch lebhaften Augen. Sein Kinn, seine Wangen und seine Oberlippen waren glatt rasirt, wogegen dichtes, weißes Haar rings unter der flachen Ledermütze, die sein breites

Haupt bedeckte, hervorſchaute. Was ſeine Kleidung anbetraf, ſo erinnerte dieſe allerdings an den ländlichen Schnitt, war aber dabei von guten, faſt feinen Stoffen und ließ einen Mann erkennen, der dergleichen gewohnt war, es aber für paſſend hielt, nicht durch einen ganz ſtädtiſchen Anzug von ſeinen Nachbarn abzuſtechen. Auch ſein kleiner Wagen war beſſer und ſolider, als man ihn auf dem Lande zu ſehen gewohnt war, faſt elegant, ſo wie auch das Geſchirr ſeines Pferdes, eines kräftigen Fuchſes. Doch alles dies fiel Erich nur deßhalb auf, weil der Lehrer, bei dem er übernachtete, allerdings von einem Müller geſprochen, der ihn mitnehmen würde, während er dieſen Müller beim Abſchiede mit „Herr Doctor“ angeredet hatte, was aber gewiß nur eine ſcherzhafte Benennung war, obgleich der alte Müller nicht ſo ausſah, als ob er leicht Spaß mit ſich treiben ließe.

So oft es bergauf und im Schritte ging, veranlaßte der Müller den jungen Menſchen durch eine Bemerkung oder Frage, ihm Mittheilungen aus ſeiner Vergangenheit zu machen, welcher auch kein Hehl daraus machte, daß er auf einen Empfehlungsbrief hin an Herrn Pfarrer Wendler als Gehülfe bei dem Schullehrer in Zwingenberg angenommen zu werden hoffe.

„Ja, ja,“ hatte der Müller darauf geantwortet, nachdem er leiſe vor ſich hingepfiffen, „das kann ſich ſchon machen, aber — ja, wenn der Herr Pfarrer will und Sie, junger Herr, den gehörigen Magen dazu haben, aber — nun, aller Anfang iſt ſchwer, und Lehrzeit iſt ſaure Zeit. Wer hat das nicht ſchon erfahren! Ich könnte ein Buch darüber ſchreiben. Uebrigens iſt der Schulmeiſter ein braver Mann, allerdings ein Bißchen heruntergekommen durch eine langwierige Krankheit ſeiner Frau,

hung ihres Territoriums nicht dulden wollten und außerordentlich zudringlich waren.

Die Zeche war für Spanien mäßig, wir bezahlten Jeder etwas über zwei Gulden, und unser junger Wirth schrieb uns noch für das nächste Nachtquartier eine eigenhändige Empfehlung auf unsere Marschroute hin. Diese lautete an einen Sastre (Schneider), welcher aber trotzdem den stolzen Namen Don Alonso führte.

Punkt acht Uhr war der Karren da, eine sehr einfache Maschine; er hatte zwei Räder mit einem Untergestell, zwei kurze Leitern bildeten die Seitenwände, und einige Reifen, welche oben übergespannt waren, trugen eine leichte Strohmatte, die zum Schutze gegen Sonne und Regen diente. Unsere Nachtsäcke wurden zum Sitzen benutzt und vor sie hin ein Strohbund vertheilt. In die Gabel des Karrens ward ein kräftiges Maulthier gespannt, das unser Kutscher und Führer an einer Strickhalfter hielt. Dieser Kutscher war ein gedrungener Kerl, ziemlich mangelhaft bekleidet, namentlich hatten seine Hosen eine entschiedene Neigung abwärts zu sinken, weßhalb seine linke Hand fast immer damit beschäftigt war, sie in der Höhe zu erhalten. Er trug eine geflickte Jacke, einen breitkrämpigen, zugespitzten Hut, hatte aber den unten ganz zerfetzten Mantel mit vielem Anstand um Schulter und Hals geschlungen.

Es verursachte uns einige Mühe in den Karren hinein zu kriechen, denn die Räder waren hoch und von einem Tritt keine Spur. Unser eben beschriebener Führer war der Knecht des Fuhrwerkbesitzers, dieser selbst war indeß auch mitgekommen, um sein Geld in Empfang zu nehmen. Don Joses Sohn aber nahm uns bei Seite und ersuchte uns, ihm den Betrag auszubezahlen, den er dem Anderen sogleich einhändigen werde, sobald der Knecht mit einem Zettel zurückgekehrt sei, auf welchem wir ihm seine gute Aufführung bezeugt. — „Machen Sie es künftig auch so," sagte er mit einem eigenthümlichen Augenzwinkern; „man kann nicht

mit der es aber endlich, und man kann ſagen: Gott ſei Dank, zu Ende geht, wenn es nicht ſchon zu Ende gegangen iſt.

„He, Fuchs, hopp, hopp! — Sie kennen den Pfarrer wohl noch nicht?“ fragte der Müller nach einer Weile. „Richtig, Sie ſagten mir ja, Sie wären zum erſten Male in dieſer Gegend. — Nun, was den Herrn Pfarrer anbelangt, ſo iſt ſchon mit ihm auszukommen; man muß ſich nur nichts aus ſeinem barſchen Auftreten und ſeinem ewigen Commandiren machen. Was hätte er für einen Corporal gegeben oder auch für einen Officier! Thut er doch immer ſo, als ob er die ganze Welt beißen wollte, nur nicht zu Hauſe, o, Gott bewahre, zu Hauſe iſt er ſtill und ſanft wie ein Lamm — ſo ſagen wenigſtens die Leute, die das wiſſen können, und ſetzen hinzu, gerade der Zorn, den er zu Hauſe ſchlucken müſſe und nicht verdauen könne, flöge von der Kanzel wie ein wildes Wetter über die Köpfe der Gemeinde dahin. Wiſſen Sie, ich habe das alles nur vom Hörenſagen, denn da meine Mühle auch Sonntags laufen muß und ich auch noch andere wichtige Beſchäftigungen habe, ſo kann ich oft nicht anders, als mir meinen Gottesdienſt ſelbſt halten. Bin deßhalb aber nicht ſchlechter, als alle die Heuler und Kopfhänger, die uns über die Achſel anſehen, als ſtänden ſie auf Du und Du mit unſerem lieben Herrgott. — Pfui, Fuchs, ich glaube, du biſt auch ſo ein Kerl, denn ſo oft du die Peitſche nicht merkſt, ſtolperſt du, daß es zum Erbarmen iſt! Wart', ich will dir deine Ohren zurücklegen, alter Mucker!“ und damit flog ein wohlgezielter Peitſchenhieb über die Croupe des Gauls hin, daß dieſer in einem lebhaften Galopp den vorliegenden Abhang hinabeilte, während der Müller in einem eigenthümlichen Lächeln

zu Erich gewandt fortfuhr: „Wiſſen Sie, junger, angehender Schulamts-Candidat, von allen widerwärtigen Dingen ſind mir Mucker und Scheinheilige die widerwärtigſten! ich habe von dieſem Volk viel leiden müſſen in meiner Praxis und beim Kornhandel, doch ſcheint's mit der Muckerei bei Ihnen keine Gefahr zu haben. Sie haben ein offenes, ehrliches Geſicht, auch wohl ein ſolches Herz, das Ihnen Gott erhalten möge!"

„So hat der Pfarrer wohl auch häuslichen Kummer,' wie der Herr Schulmeiſter?" fragte Erich nach einer Pauſe, während der Fuchs ſich wieder zu einem ruhigeren Gange geſammelt hatte.

„Ja und nein! Denn des Herrn Pfarrers Kummer iſt ganz anderer Art, o, er iſt ein wohlhabender Herr, mit einem fetten Einkommen! Aber ſie, die Frau Pfarrerin nämlich, da ſpuckt es gewaltig. Lang und hager, mit einer ſcharfen, böſen Zunge, verſtehen Sie, was wir ſo einen Knochen im Fleiſch nennen, und hält ihn in der Hand, daß er kaum wagt, zu Hauſe einmal ſeinen Kopf zu ſchütteln. Sie hat nicht nur das Geld beigebracht, ſondern ihm auch das Studium bezahlt, und da hat er ſie aus Dankbarkeit geheirathet. Ah, ſie iſt ſo vornehm wie die Damen in der Stadt, trägt eben ſolche Kleider nach der neueſten Mode, und wenn ſie Einem auf der Straße begegnet und man hat eben noch gedacht: warte, dich grüße ich nimmer, weil du doch kaum einen Gegendank haſt! — ſo langt man doch unwillkürlich an ſeinen Hut, wenn ſie dir die ſpitze Naſe zuwendet oder mit ihren froſtigen, grauen Augen dich betrachtet. Vorigen Winter hatte man recht geſehen, wie leutſelig ſelbſt der Herr Pfarrer ſein konnte, wenn er allein war, denn da befand ſie ſich bei ihrem Bruder in der Stadt, um

ihre Tochter an den Mann zu bringen, um ſie dort auf die Weide zu führen, wie die Bauern zu ſagen pflegen; aber es ging nicht," lachte er in ſich hinein, „es ging durchaus nicht! Sie hat ein Bißchen röthliches Haar; das war's aber allein nicht, obgleich wir ein Sprüchwort haben: „Roth' Haar und Erlenholz wächst auf keinem guten Grund." Doch ſoll ſie ſich etwas gar zu plötzlich verliebt haben, und zwar in einen Lieutenant von der Infanterie, der weniger eine Frau als eine Heirathscaution geſucht. Das war ſelbſt der Frau Pfarrerin zu arg, und ſie kehrte mißmuthig wieder heim, und zwar mit ihrem Sohne, der auf dem Polytechnicum in der Stadt war, dort aber nichts gethan hat, als in den Wirthshäuſern herumzulungern und einen grauen Plaid auf den Schultern zu tragen, um, wie ſie ſich ausdrücken, die akademiſche Würde, wie ſie der Herr Cultus-Miniſter erfunden habe, aufrecht zu erhalten. Ja, ja, es iſt eine ſchlimme Welt, und der Herr Pfarrer hat bis jetzt ſo wenig Freude an ſeinen Kindern erlebt, daß man auch ein anderes Sprüchwort auf ihn anwenden kann, ein Sprüchwort, das ich wohl ſagen darf, da es auch mir eins hinter die Ohren geben könnte, nämlich:

Pfarrers Kinder und Müllers Küh'
Gerathen ſelten oder gerathen nie.

Und da haben wir Zwingenberg vor uns. Da rechts auf der Anhöhe, unter den großen Kaſtanienbäumen, ſchaut das Pfarrhaus mit ſeinem Schieferdache hervor, ah, neu gebaut vor ein paar Jahren, nicht weil das alte nur halb ſo baufällig war, als der Stall, welcher unſere Schule vorſtellt, ſondern weil in der Landesbehörde ein Vetter der Frau Pfarrerin ſitzt. Das

alte Gemäuer auf der Höhe iſt die Zwingenburg, und links hinter dem Hügel, auf dem die kleine Capelle ſteht, liegt die Thalmühle, wo ich zu Hauſe bin. Deßhalb muß ich Sie jetzt abſetzen, mein lieber, angehender Schulamts-Candidat und künftiger Proviſor, da ich von hier einen näheren Weg habe, als durch das Dorf. Ich wünſche Ihnen alles Glück, und wenn Sie einmal nichts Beſſeres zu thun wiſſen, ſo kommen Sie hinaus zur Königsbronner Mühle. Gelegentlich," rief er lachend, „und wenn der Herr Pfarrer nichts dagegen hat, denn wir ſtehen gerade nicht beſonders brillant mit einander!"

Kaum hatte Erich Zeit, ſeinen Dank zu ſagen, ſo war auch ſchon das leichte Fuhrwerk mit dem ungeduldigen Fuchs in dem Hohlwege verſchwunden.

Da ſtand er denn wieder ganz allein auf der Straße und, wie er ſich geſtehen mußte, trotz ſeines Empfehlungsbriefes auch ziemlich allein in der weiten, weiten Welt. Statt ins Pfarrhaus wäre er viel lieber mit dem Müller gegangen, denn deſſen Geſicht war ihm durch die ſtundenlange Fahrt ſchon bekannt geworden. Ach, und er ſehnte ſich nach einem bekannten Geſichte, ja, nur nach einem bekannten Gegenſtande, weßhalb er auf der Höhe, auf der er ſtand, emſig nach Süden ſpähte, um wenigſtens eine der hohen Bergſpitzen zu ſehen. Aber vergebens; rings umher ruhte der klare, durchſichtige Frühlingshimmel wie eine blaue Kryſtallſchale auf ſanften Anhöhen, und das hellglänzende Sonnenlicht zeigte eine fremde, allerdings lieblich weiche, aber dem Knaben nicht ſympathiſche Gegend, und doch mochte er ſich eine Zeit lang nicht trennen von dem Meilenſteine, neben dem er ſtand und welcher ihm anzeigte, daß er von hier nach der Reſidenz zwanzig Meilen habe. Erich hatte

ein Gefühl, daß er ſich recht glücklich ſchätzen werde, wenn er wieder einmal hier ſtehen würde und, Abſchied nehmend, nach Zwingenberg zurückblicke. Ja, um ſich dieſes Gefühls des heutigen Morgens ſpäter wieder recht lebhaft zu erinnern, nahm er ein kleines Geldſtück aus der Taſche und verſteckte es in eine Fuge am Fuße des Meilenſteines. Eigenthümlich war es dabei, daß es dort nicht halten wollte, ſondern zweimal auf den Boden rollte und erſt beim dritten Verſuche feſt ſtecken blieb. Er verſchloß die Oeffnung mit etwas Erde, und damit hatte er aber auch alle Sentimentalität abgeſchüttelt und ging guten Muthes in das Dorf hinein, natürlicher Weiſe zuerſt nach dem Pfarrhauſe, um dort ſeinen Empfehlungsbrief abzugeben.

Hier ſah es ſehr wohlhabend und behaglich aus; das Gebäude war von einem wohlgepflegten Blumen- und Küchengarten umgeben, wo auf ſauber hergerichteten Beeten Erbeeren blühten und Erbſen und Bohnen ihre ſaftig grünen Blätter emportrieben, Alles nach der Schnur gerichtet.

Hinten in der Ecke, an der ſonnigſten Stelle, ſah man einen Bienenſtand, deſſen umherſchwärmende Bewohner den Garten mit ihrem Geſumme erfüllten, während aus einem offenen Fenſter des Erdgeſchoſſes ein Geräuſch erſchallte, wie von einem ſich gleichförmig drehenden Kaffeeröſter.

Auf einem breiten Wege, dicht am Zaune, ſchritt ein junger Mann auf und ab, der ein Buch in der Hand hielt und emſig zu leſen ſchien. Doch blieb er zuweilen ſtehen und blickte über das Buch nach dem oberen Fenſter des Hauſes und jetzt, als Erich in den Garten getreten war, nach dieſem hin mit einem langen, forſchenden Blicke, und zwar ſo lange, bis Erich die Klingel der Hausthüre zog.

Dann kam ein reinlich gekleidetes Dienſtmädchen, welches ſagte, der Herr Pfarrer ſei in ſeinem Studirzimmer, er möge ein wenig im Vorderſtübchen, deſſen Thür ſie ihm öffnete, warten, ſie wolle den Brief hineintragen und Antwort bringen. Vorher eilte ſie aber in die Küche, wahrſcheinlich um die Kaffeebohnen vom Feuer zu entfernen.

Das Vorderſtübchen ſtieß an das Studirzimmer, und obgleich die Thür desſelben verſchloſſen war, vernahm Erich doch eine gewaltige Stimme, deren Klang, beſonders aber die Worte, welche ſie ſprach, ihn in einiges Erſtaunen verſetzten: „Wenn Ihr glaubt," hörte er die Stimme ſagen, „daß die himmliſchen Heerſcharen mit Poſaunen, Cymbeln und anderen köſtlichen Muſik-Inſtrumenten ausgerüſtet ſind, um Euren Sinn mit ſüßer Muſik zu kitzeln, ſo befindet Ihr Euch in einem gewaltigen Irrthume, denn ich kann Euch die Verſicherung geben, daß Cymbelnklang und Poſaunenſchall einſtens nur dazu dienen werden, um mit ihren mächtigen Tönen durch Eure Ohren zu dringen, die verſtopft ſind von Bosheit, Lüge und Heuchelei, um ſolchergeſtalt Euer Gewiſſen aufzurütteln, damit es ſich zitternd und bebend einfinde zum unvermeidlichen Gerichte des jüngſten Tages, ja, zum fürchterlichen, allerletzten Gerichte.... Was will Sie, Babette?" unterbrach ſich hier die Stimme, indem ſie aus dem donnernden Tone in eine menſchlichere, aber immer noch laut tönende Sprachweiſe verfiel. „Einen Brief? Ha, ich verſtehe, aus der Reſidenz!"

„Nein, Herr Pfarrer, er wurde von einem jungen Menſchen gebracht, der draußen wartet."

„Von einem jungen Menſchen? Ha, ich verſtehe! Er wird von meinem Freunde und Amtsbruder in Ringelheim ſein. Gib ihn her."

„Der junge Menſch ſchien mir warten zu wollen, Herr Pfarrer, weßhalb ich ihn ins Vorderſtübchen geführt.“

„Ha, ich verſtehe! Er will eine Antwort haben — gut, er ſoll warten, bis ich geleſen.“

Und Erich wartete, als nun die Stimme ſchwieg; dann vernahm er, wie ſich ein paar ſchwere Tritte der Thür näherten, dann wurde dieſe aufgeriſſen, und er ſtand vor dem Herrn Pfarrer Wendler, einem großen, breitſchulterigen Manne, deſſen breites, viereckiges Geſicht von dichtem, langem, grau melirtem Haar wie von einer Löwenmähne umfloſſen wurde. Er hielt den geöffneten Brief ſeines Amtsbruders in der Hand, und nachdem er den jungen Mann mit einem ſtrengen Blicke von oben bis unten gemeſſen, ſagte er mit gemäßigter Baßſtimme, die aber trotz dem klang wie das ferne Rollen des Donners: „Ha, ich verſtehe! Sie ſind das mir in dieſem Schreiben empfohlene Subject. Sie wollen Schullehrergehülfe werden, und zwar ſo zu ſagen ohne Sang und Klang, ohne Seminar und Examen. Junger Mann, Ihre Anſprüche ſind nicht gering.“

Hier wagte Erich, mit ſchüchterner Stimme die Bemerkung einzuflechten, daß ſeine Anſprüche ſo beſcheiden als möglich wären, ja, daß er unter den allergeringſten Bedingungen ſein erſtes Wirken hier nur als eine Probezeit betrachten wolle, von der es abhangen müſſe, ob man ihn behalten oder wieder wegſchicken werde.

„So treten Sie denn zu mir ein; ich werde mir die Sache einen Augenblick, aber gründlich überlegen.“

Damit ſchloß der Pfarrer die Thür des Vorſtübchens hinter Erich und ging alsdann tief nachſinnend mit großen, hallenden Schritten vor ihm auf und ab.

Zur Erleichterung ſeines Nachdenkens nahm er ein breites Lineal von ſeinem Schreibtiſche, doch nicht in der Art, wie das gewöhnliche Sterbliche zu machen pflegen, vielmehr fing er es mit gewaltigem Schwunge wie eine Fliege von ſeinem Platze weg und fuchtelte alsdann damit in der Luft herum, als habe er ein Schwert in ſeiner musculöſen Rechten. Ja, er ſchien ſich in dieſer Idee völlig verfangen zu haben, denn ein paar Mal ſah Erich, wie er in einer Ecke des Gemaches ſtehen blieb und mit dem Lineal einen gelinden Stoß gegen die Wand führte, wobei er halblaut ausrief: „Ha, ich verſtehe!“

„Junger Mann,“ ſagte er alsdann, ſich plötzlich umwendend, „ich glaube, daß ich Ihnen auf die Empfehlung meines Amtsbruders hin Beiſtand leiſten kann und daß der Schulmeiſter demnach nicht abgeneigt ſein wird, Sie als Gehülfen aufzunehmen. Wie in dieſem Briefe ſteht“ — damit ſchlug er auf das Papier, daß es patſchte —, „ſo ſind Sie der Sohn eines braven Unterofficiers. Ha, und ich verſtehe, warum mein Amtsbruder Sie gerade mir empfohlen! Ich bin nämlich keiner dieſer engherzigen Zeloten, welche da glauben, daß Tugend und Sittenreinheit das Prärogativ gewiſſer Stände ſein müßten, und ich ſtelle einen braven Unterofficier auch als ſolchen höher, als einen heuchleriſchen Pietiſten, der einen frommen Lebenswandel gerade ſo als Geſchäft betreibt, wie den Verkauf ſeiner Gewürz- und Ellenwaaren. Ja, mehr,“ fuhr er lächelnd fort, während er ſeine ſchwere Hand auf Erich's Schulter legte, „ich will ſogar eine Vorliebe für den ehrenwerthen militäriſchen Stand nicht verläugnen, die Wege des Menſchen ſind wunderbar, und ich erinnere mich aus meiner früheſten Jugend her eines Scheideweges, an dem ich ſtand: zur Rechten das Kleid des Pfarrers,

zur Linken das Kleid des Soldaten — doch das bleibt ganz unter uns. Gut, ich werde Ihnen einige passende Zeilen für den Schulmeister geben, und Sie können mir glauben, daß er Sie aufnehmen wird. Allerdings werden Sie dort in bescheidenen Verhältnissen leben, finden im gegenwärtigen Augenblicke Leid und Bekümmerniß — doch wie sagt der Lateiner.... Sie verstehen doch Latein?"

„Leider nein, Herr Pfarrer."

„Ha, ich verstehe! Thut aber nichts, denn bei diesen Bauernburschen brauchen Sie kein Latein, aber eine strenge Fuchtel. Sie müssen diese Kerle unter der Zuchtruthe strengster Subordination halten, und davon wird hoffentlich etwas in Ihrem soldatischen Blute stecken. Subordination — Subordination und Pünctlichkeit. Pünctlichkeit und Subordination. Ich freue mich schon darauf, daß, wenn ich nächstens die Schule besuchen werde, Ihre sämmtlichen Schüler a tempo von ihren Sitzen in die Höhe fliegen und nicht, wie nach dem bisherigen Schlendrian, komme ich heute nicht, dann komme ich morgen. Wollen Sie ihnen das beibringen?"

„Gewiß, Herr Pfarrer, so viel als in meinen Kräften steht."

„Ha, ich verstehe! Sie werden Sich Ihrem Geschäfte mit Eifer widmen. Hier lese ich auch, daß Sie im Zeichnen nicht unerfahren sind und in der Musik tüchtige Kenntnisse haben, ja, die Orgel zu spielen verstehen, und was Letzteres anbelangt, so muß ich schon sagen, daß ich mir längst für meinen Orgelspieler militärischen Tact und Strenge gewünscht, denn es ist keine Kleinigkeit, so ein paar Hundert Bauernkehlen im Zaume zu halten."

Die letzteren Worte sprach er schreibend an seinem Steh-

pulte und schloß alsdann, indem er Erich das beschriebene Blatt hinreichte: „Und gehen Sie mit Gott und lassen Sie sich nächsten Sonntag nach dem Nachmittagsgottesdienste bei mir sehen.“

Der junge Mann erhielt noch ein so gewaltiges Kopfnicken als Abschiedsgruß, daß die Löwenmähne des Pfarrers ordentlich in die Höhe wallte; dann nahm dieser, ohne sich weiter um Erich zu bekümmern, ein Heft von seinem Pulte, blickte hinein, und ehe noch Erich die Thür des Vorstübchens ganz hinter sich ins Schloß gezogen hatte, hörte er schon wieder, wie der Pfarrer eine unsichtbare Gemeinde andonnerte: „Wenn Ihr glaubt, daß die himmlischen Heerschaaren mit Posaunen, Cymbeln und anderen köstlichen Musik-Instrumenten ausgerüstet sind, um Eure Sinne mit süßer Musik zu kitzeln, so ....“

Den Nachsatz hörte er nicht mehr, da er die Hausthür erreicht hatte und wieder in den Garten trat.

Da war noch immer der junge, hagere Mann mit dem Buche in der Hand, nur näher am Hause stehend und nach einem der Fenster desselben hinaufblickend, von wo jetzt unter lautem Lachen ein Strauß Maiblumen herabflog, den jener hastig in Empfang nahm, dann aber offenbar mit einem affectirten verdrießlichen Gesichte betrachtete, als er des jungen Burschen ansichtig wurde, der ihn ebendrein auf so naseweise Art anstarrte. Dies that Erich aber nur einen Augenblick, dann zog er höflich seine Mütze und ging darauf seines Weges in das Dorf hinab.

aller Welt trauen, und laſſen Sie unterwegs nirgendwo viel Geld ſehen.“ Darauf reichten wir ihm nochmals vom Karren herab die Hände und humpelten unter ziemlich unſanften Stößen über den hartgefrorenen Boden durch La Roda hinaus ins Freie.

Ich kann nun gerade nicht behaupten, daß unſer Sitz ſehr angenehm geweſen wäre; wir hatten keinen Rückhalt, und daß wir die Beine und Füße gerade vor uns ausſtrecken mußten, war ſehr ermüdend. Eine ruſſiſche Teleka iſt ein viel angenehmeres Fahrzeug; ſogar ein türkiſcher Karren, den ich einſt in Rumelien benutzt, war mit mehr Comfort gebaut, als dieſes ſpaniſche Landfuhrwerk. Schon nach der nächſten Viertelſtunde verließen wir unſeren Sitz und legten uns der Länge nach in den Karren hin. Das ging ſchon beſſer, doch ſahen wir ſo nichts weiter vor uns, als das Hintertheil des Maulthieres, deſſen Schweif ſehr abgeſchunden war, was wohl daher kam, weil man es beſtändig ganz feſt nach hinten in die Deichſelbäume geſpannt hatte, und zwar ſo ſehr rückwärts, daß es ſeine natürlichen Bedürfniſſe auf unſere Füße zu verrichten pflegte, was gerade nicht die Annehmlichkeit unſeres Fortkommens erhöhte.

Der Himmel war herrlich klar, aber der ſcharfe Wind von geſtern und vorgeſtern ſtellte ſich auch heute wieder ein, uns in dem offenen Fahrzeuge mehr noch durchkältend. Die Gegend war unendlich flach und öde, weit und breit weder Baum noch Strauch, das Terrain hügelig, in röthlicher Färbung, nur hie und da mit einem dünnen Streifen von magerem Graſe ſchattirt. Unſer Pfad, ein ziemlich ausgefahrener Hohlweg, zog in einer ewigen Schlangenlinie weit, weithin ſichtbar Hügel auf und Hügel ab.

Nachdem wir eine Stunde im kurzen Paß unſeres Maulthiers dahin gerollt waren, voltigirte unſer Führer, der bisher nebenbei getrabt, auf den linken Baum der Gabel, wobei er uns freundlich zuwinkte, als wolle er ſagen, es gehe ganz vortrefflich vorwärts. Der Burſche hatte ein gutmüthiges, röthliches Geſicht, nur lachte er beſtändig, und, wie mir ſchien, ohne alle Veranlaſſung.

Viertes Kapitel.

Leiden und Freuden des Schullehrerstandes auf dem Lande. Erich beginnt sein neues Amt mit Glockengeläute und Naturgeschichte.

Wo die Schule war, danach brauchte Erich nicht lange zu fragen, denn er begegnete bald einzeln, bald truppenweise seinen hoffnungsvollen künftigen Zöglingen, alle sehr einfach, manche ärmlich gekleidet, mit schmutzigen und geflickten Jacken, die meisten echte Barfüßler, fast alle ohne Kopfbedeckung, nur wenige mit einer gestrickten Zipfelmütze versehen.

Sie zeigten ihre Gelehrsamkeit: Schiefertafeln oder mit einem Riemen zusammengebundene, sehr defecte Schulbücher wurden auf die profanste Weise benutzt theils als Fangbälle oder als Waffen zum Angriffe und zur Vertheidigung. Die meisten dieser kleinen Rangen mochten wohl ein ahnungsvolles Gefühl haben, daß der schwarz gekleidete junge Mensch, der ihnen mit so ernstem Gesicht als möglich entgegenkam, später in ein näheres Verhältniß zu ihnen treten würde, denn fast alle blieben mit aufgesperrten Mäulern stehen, als er vorüberging, manche griffen auch verstohlen nach ihrer Zipfelmütze, und als er einen nach dem Schulgebäude fragte, zeigte ein

halbes Dutzend auf ein niedriges, unansehnliches, mit Stroh gedecktes Gebäude, das eher einem Stalle als einer Lehranstalt ähnlich sah.

Erich war indessen durch das Aeußere seiner väterlichen Wohnung nicht verwöhnt und betrat die Schwelle mit dem Entschlusse, hier Alles gut, wenigstens erträglich finden zu wollen. Doch gehörte dazu die ganze Kraft, der ganze, glückliche Muth, ja, Uebermuth der Jugend. Herr Schmelzer hatte auch gerade in keinem Palaste gewohnt, aber der Hauseingang hier hatte doch gar etwas zu Verfallenes, zu Idyllisches. Auf der Thür, deren unterer Theil hinter den Schülern verschlossen worden war, saß ein Hahn mit drei, vier Hühnern, die gerade keine Spuren von Reinlichkeit hinterlassen hatten, als sie nun bei Erich's Annäherung gackernd ins Haus hineinflogen. Doch hatte ihr Geschrei das Gute, einen dürftig gekleideten, langen, hageren Mann herbeizuziehen, bleich und hohläugig, der sich mit leiser Stimme nach dem Begehr des Fremden erkundigte, dann aber hastig die Hausthür öffnete, sobald Erich den Namen des Herrn Pfarrers genannt, und ihn demüthig bat, in ein Zimmer, dicht an dem Hausflur gelegen, zu treten. Auch schob er einen wackeligen Stuhl herbei; doch dankte Erich und bat ihn, das Schreiben zu lesen, welches er ihm übergab.

Während der Schullehrer — denn dieser war es selbst — das Blatt aus einander schlug, warf Erich einen etwas scheuen Blick in dem Zimmer umher. Auch hier war Alles dürftig und vernachlässigt über alle Beschreibung. Möbel waren allerdings vorhanden, ein Tisch, einige Stühle, in der Ecke sogar ein Ding, das wie ein Clavier aussah, aber Alles beschädigt,

abgeschunden, farblos, altersschwach, Tisch und Stühle weder aus dem gleichen Holze, noch in der gleichen Werkstatt entstanden, — eine miserable Bettlerfamilie, die sich indessen hier behaglich zu fühlen schien zwischen diesen aschfarbigen, streifigen Wänden und den verblindeten Fensterscheiben, ja, die mit einer Art Schadenfreude auf das arme Clavier zu blicken schien, welches, mit einem rothen, zerrissenen Teppich bedeckt, noch immer den Hochmuth hatte, von besseren Jugenderinnerungen zehren zu wollen.

Der Schullehrer hatte das Blatt gelesen, und wenn es möglich war, daß sich auf diesem abgekümmerten, durchfurchten, altersgrauen Gesichte, obgleich dieser Mann noch nicht fünfzig Jahre alt war, ein Lächeln hätte verirren können, so war dies jetzt der Fall. Wahrscheinlich aber war es nur eine Nervenzuckung.

„Der Herr Pfarrer ist zu gütig," sagte er, „für mich um einen Gehülfen besorgt zu sein, der mir allerdings bei meinen zahlreichen Schülern und bei meinem jetzt eingetretenen Unglücke erwünscht wäre. Wir haben zwei Classen, jede von neunzig Kindern, von denen ich immer abwechselnd eine unterrichtete, während alsdann die andere ihre Aufgaben und Uebungen unter der Aufsicht meiner armen Frau machte, welche immer dabei noch Zeit hatte, kleine häusliche Geschäfte zu besorgen, in denen sie auch zuweilen von den gutmüthigen Kindern unterstützt wurde. Das kann nun die arme Frau nicht mehr thun, denn — denn —" hier nagte der Lehrer an den Nägeln seiner Finger und schaute mit einem starren Blicke in die Ecke des Zimmers — „denn sie ist gestern Morgen gestorben — ja, sie ist gestorben, Gott habe sie selig."

„Ach, wie mich das ſchmerzt! O, wenn ich das gewußt hätte, wäre ich heute nicht gekommen!“

„Der Herr Pfarrer hat es wohl gewußt und hat Sie mir gerade deßhalb zur nothwendigen Beihülfe gegeben. Ja, wiſſen Sie, mein lieber Herr Proviſor — wie heißen Sie denn eigentlich?“

„Erich Freiberg.“

„Ein hübſcher Name, Herr Proviſor Freiberg. Ja, wiſſen Sie, es iſt für einen armen Schulmeiſter ſo eine Sache mit einem Lehrergehülfen.“

„O, meine Anforderungen werden recht beſcheiden ſein!“

„Beſcheiden! Aber der Menſch muß gegeſſen und getrunken haben und will auch in einem Bette ſchlafen!“

„Mir wird jedes Lager recht ſein; ich bin jung, habe einen guten Schlaf, und was Eſſen und Trinken anbelangt, ſo bin ich mit Allem zufrieden.“

„Mit Allem — ja, mit Allem; aber es muß doch — und dann erwähnte der Herr Pfarrer auch nichts von einem Gehalt für Sie, ob die Gemeinde oder der Herr Pfarrer ſelbſt — ja, der Herr Pfarrer verſteht das alles freilich ſehr genau und liebt es auch, Beſtimmungen und Verfügungen zu treffen, aber es geht doch nicht immer Alles ſo, wie er ſich es ausgedacht hat.“

„Sollte es Ihnen in der That unlieb ſein, mich da behalten zu müſſen, Herr Schullehrer?“

„Das will ich gerade nicht ſagen, aber was Ihr Gehalt anbetrifft, ſo muß ich doch mit dem Herrn Pfarrer reden.“

„Thun Sie das vorläufig lieber nicht; ich habe immer noch ſo viel, um das Andere erwarten zu können. Vielleicht

ſpäter, wenn Sie ſich von meiner Brauchbarkeit überzeugt haben.“

Der Herr Schullehrer Wacker betrachtete ſeinen neuen Gehülfen mit einiger Verwunderung. War derſelbe doch außerordentlich gut, ja, recht anſtändig gekleidet, ließ weiße Wäſche ſehen, trug gute Stiefel und wollte es mit einem baaren Gehalt bis auf Weiteres bewenden laſſen! Dabei hatte derſelbe ein friſches, aufgewecktes Auge und einen energiſchen Zug um den Mund.

„Nun denn,“ ſagte Herr Wacker, jetzt in der That mit einem allerdings recht matten Lächeln, indem er dem jungen Manne ſeine magere Hand entgegenſtreckte, „ſo wollen wir es ohne Weiteres mit einander verſuchen. Es iſt, als wenn der Himmel Sie mir heute in meinem Leiden gerade geſchickt hätte. Der Herr Pfarrer hat allerdings gemeint, ich ſolle trotzdem dennoch heute meine Schule halten, zur Zerſtreuung meines Leides, wie er ſagte, aber heute Nachmittag ging es beim beſten Willen doch nicht. Wiſſen Sie, da kommt der Schreiner, und da ſollte ich von Rechts wegen doch dabei ſein. Es thäte mir leid um die arme Frau, und ich bin feſt überzeugt, ſie hätte mich in einem ähnlichen Falle auch nicht ganz allein fremden Leuten überlaſſen. Nein, nein — gewiß nicht!“ — Und dabei nagte er abermals an ſeinen Nägeln und blickte abermals und ſo anhaltend in die Zimmerecke, bis ihm die Augen überliefen und ein paar dicke Thränen auf ſeinen abgeſchabten ſchwarzen Rockkragen tröpfelten. — „Und nun kommen Sie, ich will Ihnen die Schulzimmer zeigen.“

Sie gingen auf die andere Seite des Hausflurs und traten in ein langes, breites und ſehr niedriges Gemach mit

zerkratzten und zerstoßenen Fachwerkwänden, mit einem Fußboden, von dem man weder durch das Gesicht noch durch das Gehör errathen konnte, ob er von Holz sei oder von gestampfter Erde, mit Fensteröffnungen, deren Fensterflügel man der warmen Witterung wegen und zur Schonung des Glases ausgehoben hatte, die aber zu klein waren, um genügend frische Luft in diesen Stall für Menschen einzulassen, denn es herrschte hier eine Atmosphäre, die unbeschreiblich war. Bänke und Tische waren unzertrennliche Möbel, und wo ihre Verbindung durch Zeit und Umstände etwas locker geworden war, da hatte man Leisten quer vorgenagelt und damit wieder einigen Halt gegeben. Dies war das Schulzimmer für neunzig Kinder von zehn bis vierzehn Jahren, daneben befand sich das für jüngere Kinder von sechs bis zehn Jahren. Hier war Schmutz und Einrichtung wie in der ersten Classe, doch hatten nur die ersten vier Reihen Tische, während sich die anderen bloß mit einer Holzbank begnügen mußten.

„Hier ist also Ihr Wirkungskreis, Herr Freiberg, und wenn Sie heute Nachmittag die Aufsicht über beide Classen führen wollten, so wäre ich Ihnen dafür sehr dankbar. In der letzten Zeit der schweren Krankheit meiner armen Frau that ich das auch, indem ich die Thür zwischen beiden Zimmern öffnete und mich mit meinem Stuhle auf die Schwelle setzte. Aber man kann das nicht lange so forttreiben, es ist zu ermüdend und die Kinder lernen nicht viel dabei, was doch auch in Betracht kommt. Um ein Uhr beginnt die Schule wieder, und will ich Ihnen auch meine Kinder zeigen. Arme Kinder, sie fühlen es am meisten, daß die Mutter todt ist! Sie können es sich gar nicht denken, was die Frau alles

auffand und hervorſuchte, um ihnen hier und da eine kleine Freude zu machen, und wie ſie darauf hielt, daß ſie ſo ordentlich als möglich erſchienen. Das hat in ihrer langen und ſchweren Krankheit etwas nachgelaſſen, und Sie müſſen ſich nicht daran ſtoßen, wenn es jetzt in dem anderen Zimmer, wo die Kinder ſind, etwas drunter und drüber ausſieht."

Es bedurfte nun allerdings dieſer Einleitung, um Erich beim Eintritte zur Familie des Schullehrers nicht gar zu ſehr zurückſchrecken zu machen. Es herrſchte hier eine Luft, die ihm faſt den Athem benahm, die Luft eines verſchloſſenen Schlafzimmers, die mit übelriechenden Küchendünſten geſchwängert war. Ja, die Atmoſphäre hier erſchien ſo unheimlich, daß er unwillkürlich einen ſcheuen Blick auf das in der Ecke ſtehende Bett warf, ohne glücklicher Weiſe dort das zu ſehen, was er gefürchtet. Vielmehr ſaßen auf dieſem Bette zwei Knaben von ſechs bis acht Jahren in ſehr ärmlicher Kleidung, mit nackten Füßen, während ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren vor einem Waſchzuber ſtand, mit ſo ernſter und wichtiger Miene beſchäftigt, daß es ſich kaum Zeit nahm, die Eingetretenen mit einem Blicke anzuſehen. Von den Buben hatte jeder um den Arm ein ſchwarzes Band gebunden, während das Mädchen eine ſchwarze baumwollene Schürze wie ein Umſchlagetuch um ſeine Schultern trug.

„Da ſind ſie alle beieinander," ſagte Herr Wacker mit einem traurigen Blicke, der von einem tiefen Seufzer begleitet war. „Das iſt meine Tochter Anna, die ſich, wie Sie ſehen, ſchon der Haushaltung annimmt, und das iſt der Max und der Paul."

„Siehſt du, Anna," wandte er ſich an das kleine Mäd-

chen, „dies ist Herr Provisor Freiberg, den der Herr Pfarrer so gütig war, für uns zum Lehrgehülfen zu bestimmen. Er wird bei uns bleiben — aber dabei fällt mir ein, Sie haben wohl noch nicht zu Mittag gegessen? Wie steht es damit, Anna? Hast du noch etwas übrig?"

Als das kleine Mädchen hierauf fragend ihren Vater ansah, fuhr der Schullehrer achselzuckend fort:

„Es wird damit heute schlecht aussehen; bei meinem traurigen Falle ist die Verwirrung groß im Hause, und das Leid, Herr Freiberg, das Leid nimmt Einem obendrein allen Appetit. Genieren Sie sich aber durchaus nicht, wenn Sie ins Wirthshaus dort gegenüber gehen wollen, wo Sie für Billiges etwas zu essen kriegen. Morgen wird schon besser gesorgt werden, nicht wahr, Anna?"

„Der Bäcker hat ein weißes Brod geschickt und der Nachbar Völker einen Topf mit Milch; Kartoffeln sind auch noch da."

„Ach, so haben wir denn morgen einen Schmaus, wie er sich hier bei dieser Gelegenheit ziemt," sagte der Schullehrer mit gefalteten Händen, wobei er mit einem sehr bitteren Blicke nach oben schaute, „wenn nur die Veranlassung dazu für uns nicht so gar trostlos wäre!"

Das kleine Mädchen hatte große, dunkelblaue Augen, die aber jetzt so eigenthümlich glitzerten und strahlten — sie hatte zu waschen aufgehört und drückte nun ihre Stirn fest auf den Rand des Zubers.

„Wenn es Ihnen recht ist, Herr Schullehrer, so gehe ich nicht in das Wirthshaus," sagte Erich und ließ seine wohlgefüllte Reisetasche von der Achsel herab auf eine alte Commode

gleiten. „Ich war gestern bei guten Leuten über Nacht, die mich auch obendrein für heute mit mehr als nothwendig ist, versorgten. Sehen Sie, da ist Brod und kaltes Fleisch und auch ein paar Aepfel. Sogar ein Fläschchen haben sie mir beigesteckt, in dem wahrscheinlich Wein enthalten ist. Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir uns gemeinschaftlich darüber hermachen."

„O nein, o nein," entgegnete Herr Wacker, wobei er seine Blicke von dem lockenden Gegenstande abwandte, „wie können Sie nur so etwas denken — nein, gewiß nicht!"

Doch schienen die beiden Knaben durchaus nicht der Ansicht ihres Vaters zu sein, denn sie rutschten eilfertig von dem Bette herab und stellten sich mit sehr lebhaft erregten Blicken vor der Commode auf, und als Erich lächelnd sagte: „Es wäre vielleicht besser, wenn wir das im Nebenzimmer besorgten" — so folgten sie ihm auf dem Fuße nach; ja, auch die kleine Anna kam herbei, nur um eine alte Serviette über den Tisch zu decken, und ihr folgte Herr Wacker einzig und allein in der Absicht, um seinem Gaste und Gehülfen die Honneurs zu machen, indem er fünf Stühle um den Tisch stellte.

Es gibt Verhältnisse, unter denen die beste Einladung die ist, daß man gar keine macht, und so that auch Erich, indem er einfach seine Schätze auseinander breitete und hierauf durch den guten Appetit, mit dem er zugriff, das beste Beispiel zuerst für die Kinder und dann auch für deren Vater gab.

Ah, es war ein köstliches Mahl, das sie hielten, und es war vielleicht auch ein guter Wein, den sie tranken und bei dem sie plaudernd sitzen blieben, bis ein aus den Schulzimmern herübertönender wüster Lärm von schreienden und

quiekenden Kinderstimmen den Wiederbeginn der Lehrzeit verkündete.

Paul und Max hatten sich in kurzer Zeit zu ihrem neuen Hausgenossen so hingezogen gefühlt, daß sie mit in die Classe hinüber wollten, was aber Herr Wacker in Anbetracht ihrer Jugend nicht zugab; doch mußte Erich versprechen, wieder zu ihnen zu kommen, sobald er drüben fertig sei.

Die Vorstellung des neuen Gehülfen fand bei den hundertundachtzig Schulkindern in angemessener Feierlichkeit und Würde Statt, und zwar unter der geöffneten Thür zwischen den beiden Classen, wobei der Schullehrer nicht verfehlte, auf die großen und umfassenden, ihm allerdings selbst noch unbekannten Kenntnisse Erich's aufmerksam zu machen, und eben so sehr dessen Milde und Freundlichkeit anpries für gute und fleißige Schüler, als seinen Ernst und seine Strenge für die unverbesserlichen Subjecte. Ja, er verschärfte diesen Schluß seiner Rede noch dadurch, daß er dem neuen Gehülfen ein gewisses, sehr biegsames Instrument, welches auf des Schullehrers Pult lag, feierlich wie ein Scepter überantwortete.

„Dem Stundenplane nach," fuhr er alsdann fort, „würden wir jetzt vermittelst der Violine Gesangunterricht haben, doch wollen wir aus Gründen heute davon absehen und dafür eine Lehrstunde einschalten. Nehmt eure Lesebücher hervor, und der Herr Freiberg wird bestimmen, was er mit euch anfangen will."

So war denn Erich in Amt und Würde eingeführt, und das alles war so rasch gegangen, daß es ihn förmlich schwindeln machte.

Gestern noch auf stolzen Rossen, und heute als Thier-

Schon anfänglich hatte ich bemerkt, daß unſer Maulthier beſtändig auf die rechte Seite drückte und unſer Kutſcher an dem linken Strick der Halfter zerrte, um es wieder auf den richtigen Weg zurückzubringen. Dieß mußte er nun ſpäter verſäumt haben, oder der Himmel weiß, was ſonſt Schuld war, genug, das Thier kletterte mit einem Male rechts an der hier nicht gerade ſehr ſteilen Böſchung in die Höhe, und als der Kutſcher es wieder abwärts wenden wollte, nahm er die Drehung zu kurz, und einen Augenblick nachher ſchlug der Karren mit uns um in den Hohlweg hinein, und wir rollten, ohne uns übrigens wehe zu thun, auf die Reifen der Decke; Nachtſäcke, Stroh und Decke fielen über uns, und es dauerte eine Weile, bis wir zur Rückwand hinausgekrochen waren. Das Maulthier, welches durch ſeinen Eigenſinn dieſes Unheil verſchuldet, lag ruhig am Boden. Unſer Erſtes war, daſſelbe von ſeinem Geſchirr zu befreien und aus der Gabel hervorzuziehen; der Führer kratzte ſich verlegen am Kopfe und ſchien wahrſcheinlich Schlimmes zu erwarten. Wir ſpendeten ihm auch ein paar Carajos, gaben uns aber gleich darauf mit vereinten Kräften an die Arbeit, den ziemlich ſchweren Karren aufzurichten, was uns auch nach großer Mühe gelang.

Das war ein ſchlechter Anfang für unſere Landtour, und wir waren am unangenehmſten überraſcht von der Entdeckung, daß es einem Karren überhaupt möglich ſei, umzuwerfen; wir hatten dieß viel eher bei den hoch aufgepackten und ſchweren Eilwagen für möglich gehalten. Unſer Vertrauen auf die neue Fahrart war gänzlich dahin, und da wir nebenbei der unbarmherzigen Stöße ſatt waren, auch durch und durch gefroren, ſo beſchloſſen wir, zu Fuß zu gehen. Das Maulthier, wieder eingeſpannt und ſehr erleichtert, ſprang nun in ſchnellerer Gangart vor uns her, und wir folgten in kurzem Trabe. Es hatte das aber auch ſeine Beſchwerden, denn oft ſtieg das Terrain anhaltend, was namentlich für mich ziemlich ermüdend war. Der Maler mit ſeiner dürren Geſtalt und ſeinen langen Beinen kam ſchon beſſer fort

bändiger einer Schar von einhundertundachtzig Buben, in deren weit aufgerissenen Augen und vorgestreckten Hälsen für ihn, den jugendlichen Lehrer, noch unbekannt mit dem wilden Naturel dieser Herde, allerlei Unheil verborgen zu liegen schien. Und doch war es ihm gewisser Maßen ein recht wohlthätiges Gefühl, das Bewußtsein, hier angestaunt zu werden von dreihundertundsechszig Augen und unumschränkt zu herrschen, er, der vor wenigen Stunden noch eingewandert und unter dem drückenden und auch vielleicht minder glücklichen Gefühle, vielleicht in der nächsten Stunde wieder auswandern zu dürfen. Und nun, als er seine Bestimmung erreicht hatte, als er seinen Rubicon überschritten, als er nun sicher war, hier bleiben zu müssen — war es ein glückliches Gefühl, welches seine Brust durchflog, oder ein schmerzliches? Er wußte es selbst nicht.

Der Empfang bei dem energischen Pfarrer mit dem Löwenhaupte, das freundlich stille Haus desselben mit dem wohlgepflegten Garten und den lustig summenden Insecten, die sich alle da oben behaglich fühlten, hatte ihm nicht so übel gefallen, und von der Zeit an, als er darauf verschiedene Stufen tiefer herabgestiegen war bis zu dem Schulhause, war ihm Alles wie ein seltsamer Traum vorgekommen, gerade nicht schön, aber doch interessant und später beim Erwachen wohl einmal der Mühe werth, ihn geträumt zu haben. Das mußte er sich allerdings sagen: hätte ihn sein alter Lehrer, Herr Schmelzer, vermittels eines Zauberspiegels schon vorher einen Blick thun lassen können in sein neues Wirken und seine neuen Verhältnisse, wer weiß, ob er nicht auf gut Glück in die Residenz gewandert wäre zum Herrn Hauptmann von Heinzelmann, oder ob er nicht den fröhlichen Thalmüller um irgend eine

Anſtellung in deſſen klapperndem Werke gebeten hätte. Vor der Hand erſchien ihm hier als einziger Lichtblick die freilich immerhin traurige Wohnſtube des Schullehrers mit dem alten Clavier unter dem rothen Teppich, und dort ſah er ſich ſchon in ſeinen Freiſtunden ſitzen, von muſikaliſchen Werken umgeben, Harmonielehre und Generalbaß ſtudirend, um dann, wenn er etwas Tüchtiges gelernt, in die weite, weite, fröhliche Welt hinauszuziehen.

Es war eigenthümlich, daß ihn dieſer Gedanke gerade jetzt beſchäftigte, als er in dem ſchmalen Gange, der ſich zwiſchen den Bänken und Tiſchen der beiden Schulzimmer befand und welcher dieſe mit einander verband, hin und her ging, ſtaunend betrachtet von all den Kindergeſichtern, die ſein Nachſinnen natürlicher Weiſe auf ſich bezogen und mit einem nicht ganz ſicheren Gefühle darauf hin irgend eine Explloſion erwarteten. Dabei traf es ſich äußerſt glücklich für das Anſehen des künftigen Lehrers, daß er, an den Pulten auf- und abſchreitend, faſt unwillkürlich die Schiefertafel eines der älteſten und keckſten Schüler, welcher dieſe bei ſeinem Herannahen ſanft umgewandt hatte, in die Hand nahm und darauf ſein eigenes Ebenbild in einigen kühnen Strichen mit einem ſehr dicken Kopfe und einem unnatürlich langen Rocke fand. Gerade dieſen Schüler, einen bekannten unartigen Schlingel, ſogleich erwiſcht zu haben, gab ihm in den Augen der Kinder eben ſo eine gewiſſe Sicherheit, als ſie ſeine Milde bewunderten, mit der er den Buben auf den Kopf pätſchelte und ihn erſuchte, hervorzutreten, um dieſelbe Zeichnung mit Kreide an der großen Tafel zu wiederholen, damit Alle den neuen Lehrer deutlich ſehen könnten. Das war noch nicht da geweſſen, und der

jugendliche Künſtler, der ſich aus ein paar derben Kopfnüſſen durchaus nichts gemacht hätte, ſtand da in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle und ſchämte ſich ſichtlich bei dem gellenden Gelächter der ganzen Claſſe. Ja, Erich hatte ſich dadurch die Aufmerkſamkeit ſämmtlicher Schüler gewonnen, da er jetzt nur noch das Leſebuch emporzuhalten brauchte und die Seitenzahl fünfzig anzugeben, um mit einem gewaltigen Scharren der Füße und einem rauſchenden Umblättern der verſchiedenen Seiten tiefe Stille um ſich entſtehen zu laſſen.

„Vom Maikäfer," ſagte er dann, nachdem er eine halbe Seite raſch durchgeleſen. „Was ein Maikäfer iſt, weiß wohl Jeder von euch; ſollte es aber Einer nicht wiſſen, ſo ſtehe er auf, und ich will es ihm ſagen."

Natürlich rührte ſich Niemand. Selbſt die Kleinſten lächelten im Gefühle ihrer tiefen Wiſſenſchaft.

„Der Maikäfer iſt ein Inſekt, zuerſt Ei, dann Wurm, dann Larve und ſpäter erſt Käfer mit ſechs Beinen und braunen Flügeldecken, der unbarmherzig das weiche, ſaftige Laub der Obſtbäume abfrißt und ſo großen Schaden anrichtet."

„Wie das geſchieht, ſollſt du," damit wandte er ſich an einen Buben mit aufgeweckten Geſichtszügen, „mir und den Anderen vorleſen; aber ruhig und deutlich, damit wir dich Alle verſtehen."

„So iſt es," fuhr der junge Schullehrergehülfe nach einer Pauſe fort, die der Knabe mit Leſen ausgefüllt, „und demnach wäre mit dem Maikäfer nichts Geſcheites anzufangen. Oder wüßteſt du vielleicht etwas," wandte er ſich an einen anderen Knaben, der ihn mit einem friſchen, blühenden Geſichte anlächelte.

„O ja, 'Herr Proviſor, man bindet ihnen Fäden an die Füße und macht Windmühlen daraus.“

In den friſchen, heiteren Zügen des Geſichtes dieſes Knaben lag für Erich etwas ſo Bekanntes, daß keine Hexerei dazu gehörte, um ihm zu ſagen: Du biſt gewiß der Sohn des Thalmüllers! Ein neuer Beweis von Allwiſſenheit, dem eine faſt ängſtliche Stille im Schulzimmer folgte, ſo wie eine angeſtrengte Aufmerkſamkeit, welche es dem jungen Gehülfen möglich machte, das höchſt intereſſante und lehrreiche Kapitel von den Maikäfern zu allſeitiger Zufriedenheit zum Schluſſe bringen zu laſſen, wobei er noch, anknüpfend an den ſo nothwendigen Vertilgungskrieg des Menſchen mit dieſem Inſecte, beſonders hervorhob, auch hier ſei es bösartig und ſtreng verwerflich, dasſelbe zu quälen, wie es wohl durch Binden von Fäden an die Beine desſelben, durch Maikäferwagen oder Benutzung derſelben Behufs Drehung kleiner Windmühlenflügel zu geſchehen pflegte.

„Und nun wollen wir für heute ſchließen,“ ſagte er, „und ich will einmal ſehen, wer von Euch am ruhigſten und ſtillſten die Schule verläßt; Ihr wißt, daß die Frau Eures Herrn Lehrers geſtorben iſt, und da ſchickt es ſich durchaus nicht, daß man ein ſolches Haus lärmend und brüllend verläßt, und eben ſo nicht, daß man auf der Straße rauft und ſchreit. Ihr werdet es Eurem Herrn Lehrer zu Liebe thun und auch der armen Frau, die Euch ja Alle gekannt hat.“

Hierbei kam es Erich ſeltſam vor, daß faſt ſämmtliche Kinder bei dieſen Worten mit einem gewiſſen ſcheuen Ausdrucke nach der Wand des Schulzimmers der zweiten Claſſe blickten, an der indeſſen nichts zu ſehen war, als eine ſehr kleine Fenſteröffnung, die von rückwärts mit einem weißen Tuche bedeckt

war, und ſpäter, als er nun allein in dem Schulzimmer ſtand, verurſachte es ihm ein eigenthümliches Gefühl, weil er nicht genau wußte, ob das, was er hinter dem weißen Vorhange vermuthete, ſich wirklich dort befände — und fragen mochte er nicht.

Den Schullehrer fand er in dem ärmlichen Schulzimmer ſitzend, einen Zettel in der Hand, gerade ſo wie der, welchen er am Morgen von dem Pfarrer gebracht. Es beunruhigte ihn faſt, daß es derſelbe ſein könnte, den Herr Wacker nochmals durchſtudire; doch ſagte dieſer mit einem trüben Lächeln:

„Der Herr Pfarrer beehrt mich häufig mit ſeinen Schreiben, wie Sie ſpäter ſehen werden; da leſen Sie!“

„Wenn ich auch verſtehe,“ ſchrieb Se. Hochwürden, „daß man ſeine Zeit um ein paar Secunden verſäumen kann, ſo muß ich es doch bei aller Milde unverantwortlich finden, daß das Gebetläuten heute Morgen ſtatt um vier Uhr erſt ein Viertel auf fünf Uhr Statt fand, und wenn ich auch geneigt bin, den augenblicklichen Verhältniſſen Rückſicht zu ſchenken, ſo kann ich doch Nachläſſigkeiten nicht dulden, die ſo offenbar das Anſehen der Kirche und der Schule untergraben.“

„Was iſt das Gebetläuten?“ fragte Erich.

„Nur ein ſchöner Name für eine alltägliche Beſchäftigung, denn dieſes Läuten mit der Thurmglocke hat bei uns einzig und allein den Zweck, unſerer Gemeinde das Aufſtehen zu erleichtern. Daß dasſelbe mir aber häufig ſelbſt recht ſauer wird, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen, Herr Proviſor; blicken Sie mich nur an, und Sie werden ſehen, daß ich Keiner der Kräftigſten bin. Woher ſollte das auch kommen? Von der Freudigkeit, mit welcher ich mein Amt zu verſehen im Stande bin? Man

ſagt, auch das gäbe Kraft und Muth. O nein, ich habe dieſe Freudigkeit nicht mehr; leider muß ich es Ihnen geſtehen, denn ich bin nur noch im Stande, mein Tagewerk zu thun, wie ein altes Uhrwerk, deſſen Räder nicht geſchmiert werden, deſſen Feder abgenutzt iſt. Woher ſollte mir denn auch die Freudigkeit kommen? Von angeſtrengtem Unterrichte in der verdorbenen Luft, in einem viel zu engen Zimmer? Vom Gebetläuten Morgens und Abends fröſtelnd im Winter, wenn ich mich vor Tagesanbruch aus meinem armſeligen Bette erheben und nach der Kirche ſchleppen muß? Oder ſoll mir vielleicht die Freudigkeit kommen, wenn ich meine armen, zuweilen hungrigen Kinder betrachte, oder wenn ich ausrechne, wie ich mein jährliches Gehalt von zweihundertfünfzig Thalern ſo einzutheilen habe, daß wir nicht Alle mit einander erfrieren oder Hungers ſterben? Der Herr Pfarrer allerdings begreift das nicht, und der Herr Pfarrer hat gut reden von der Freudigkeit, mit der man ſein Amt zu verſehen habe; das iſt Alles gut und wahr bei behaglichen oder nur erträglichen Verhältniſſen. Und ſo verſtehe ich denn auch die Freudigkeit, mit der Se. Hochwürden nach vortrefflichem Frühſtück und gutem Morgenimbiß die Kanzel beſteigt, um herabzudonnern auf die Häupter der Gemeinde. Mir würde das Donnern ſchon vergehen, und ebenfalls würde es mir vergehen, meinen armen Schulmeiſter mit ſolchen Zetteln zu plagen."

Der abgehärmte und verkümmerte Mann ſagte dies, während er den Kopf tief auf die Bruſt herabſinken ließ und die gefalteten Hände mit ſeinen Knieen wie in tiefem Schmerze zuſammenpreßte. Dabei huſtete er dumpf und hohl, und auf ſeinen bleichen Wangen zeigten ſich zwei runde, rothe Flecken — Kirchhofsroſen, wie man zu ſagen pflegt.

„Das muß doch auch einmal beſſer kommen," tröſtete Erich.

„Ja, beſſer — aber wann?" gab der Schullehrer zur Antwort, während er langſam ſeinen Kopf erhob und mit umflorten Augen das kleine Stückchen ſonnbeglänzten Himmels betrachtete, dem ſelbſt die trüb angelaufenen Fenſterſcheiben ſeine Heiterkeit nicht zu nehmen vermochten. „Doch ich will nicht vor Ihnen klagen," fuhr er nach einem kurzen Stillſchweigen fort; „das nutzt alles nichts, wir können das Getriebe dieſer Welt doch nicht ändern. Was liegt auch an armen Creaturen, wie wir ſind? Sind wir ja doch nur zum Ausfüllen da, oder zum Darſtellen der ganzen Maſſe, oder um Anderen, Glücklicheren eine weiche Unterlage zu bereiten. Hier ſchon der Staub auf breitem Lebenswege, ein Schickſal, das wir ſpäter allerdings in Wirklichkeit theilen werden mit den Reichen und Mächtigen dieſer Erde — immerhin eine Hoffnung, doch hätte ich mir auch ſchon für dieſes Stückchen irdiſchen Lebens ein etwas beſſeres Loos gewünſcht.

„So, meine heute beſonders traurigen Geſchäfte ſind beſorgt, meine Kinder ebenfalls, Dank Ihrer Güte, und wenn es Ihnen recht iſt, ſo machen wir jetzt einen Spaziergang um das Dorf herum, und will ich Sie zu einer Anhöhe führen, wo man eine hübſche Ausſicht hat in eine ziemlich weite Ferne. Ich liebe dieſe Ausſicht beſonders bei Sonnenuntergang — und ganz beſonders heute, denn es iſt mir immer, als ließe mir das ſcheidende Licht einen freundlichen Gruß — auf Wiederſehen, vielleicht hier unten, vielleicht auch anderswo. Kommen Sie, zum Abendläuten ſind wir zurück."

Daß ſich Erich ſpäter ein ganz beſonderes Vergnügen dar-

aus machte, ſich das Verfahren beim Abendläuten zeigen zu laſſen, verſteht ſich von ſelbſt, eben ſo, daß er ſich erbot, dieſes Geſchäft für den kränklichen Schullehrer wenigſtens für die nächſte Zeit zu beſorgen, und zwar mit einer Pünktlichkeit, über welche ſelbſt der Herr Pfarrer zufrieden ſein ſollte.

Für die erſte Nacht, die er unter dem ärmlichen Dache des Schulhauſes zubrachte, wäre ihm das Aufſtehen auch dann nicht ſauer geworden, wenn er ſich nicht ſchon von Jugend auf daran gewöhnt hätte, vor Tagesanbruch auf den Beinen zu ſein, denn bei aller Beſcheidenheit ſeiner Anſprüche war das Lager, welches ihm, und zwar auf dem Boden des Wohnzimmers, bereitet wurde, ſo hart und mangelhaft, daß ſeine ganze friſche Jugend dazu gehörte, um überhaupt einſchlafen zu können.

„Morgen," hatte der Schullehrrr geſagt, „werde ich im Stande ſein, Ihnen Ihr Schlafgemach dicht bei den Schulzimmern anzuweiſen."

„Warum nicht heute?" hütete ſich Erich wohl, zu fragen, denn ihm ſchwebte der ſeltſame Blick der Schulkinder vor, mit dem ſie die kleine Fenſteröffnung und den weißen Vorhang betrachteten. Auch ſpäter, als Alles vorüber war, vermied er es, ſich Gewißheit zu verſchaffen, obgleich er ſich lange eines leichten Grauens nicht erwehren konnte, ſo oft er das Gelaß betrat, das er nun ſein Zimmer nennen ſollte. Ach, dasſelbe war auch ohne alle anderen traurigen Erinnerungen armſelig über alle Beſchreibung! Es war ein Raum, der einem gewiſſen unausſprechbaren Gemache abgewonnen zu ſein ſchien, der wohl eben dadurch zwei moderig feuchte, übelriechende Wände hatte und ein einziges Fenſter, durch welches, wenn man es öffnete, die heiße, duſtige Luft der Schulſtube eindrang, und dieſe war im-

merhin noch beſſer, als andere Dünſte, welche man bei offener Thür empfand. Was die Möbel anbelangt, ſo beſtanden dieſe aus einem ſogenannten Bettkaſten mit einem Strohſacke, einem Heukopfpolſter und einer Wollendecke, ferner aus einer kleinen Bank, auf der eine alte Holzkiſte ſtand, welche beide zuſammen höchſt ſinnreich eine Commode darſtellten, und ſchließlich aus einem von den Würmern zerfreſſenen Kirchenſtuhle, der mit Ueberreſten von Holzſchnitzereien immerhin noch einen ſtattlichen Anblick bot.

Das war ſein Reich, und ein paar Tage ſpäter, nachdem ſein Koffer, ein Erbtheil des Vaters, mit Büchern, Wäſche und anderen Effecten gefüllt, angekommen war und dieſer Koffer nun, wie ſo manche andere Dinge, recht lebhaft an die alte und beſſere Heimath erinnerte, da gab es Augenblicke, wo es Erich vorkam, als ſei er im Stande, nach und nach auch dieſes Gemach lieb zu gewinnen.

Glückliche Täuſchung der Jugend, glücklich, weil ſie beſonders die täglichen Wechſel des Lebens als etwas Intereſſantes begrüßt und jeder Lebensphaſe eine ſchimmernde Seite abzugewinnen weiß! Hier, wo ihm Alles neu war, erſchien ihm auch Alles im höchſten Grade intereſſant und hatte Alles für ihn ſeine ſchönen Seiten; ſeine tägliche Laſtarbeit in der Schule, oft in beiden Claſſen zugleich, da ſich der Lehrer jetzt häufiger als ſonſt unwohl fühlte; das häufige Beiſammenſein mit den armen Kindern des Schullehrers, die ihm für Alles, was er ihnen Angenehmes erzeigte, ſo außerordentlich dankbar waren, welche ihm ſogar die ſpärlichen Mahlzeiten dadurch behaglich machten, daß ſie ſich mit rührender Anhänglichkeit an ihn drängten, Alles thaten, was ſie ihm an den Augen abſehen konnten, und förm-

lich aufzuleben ſchienen in dem Glanze der neuen Erſcheinung dieſes wohlwollenden, freundlichen Schulgehülfen; und das Gebetläuten in der einſamen Kirche an ſtillen Abenden, wenn durch eine der Thurmluken hoch oben ein letzter Strahl der ſcheidenden Sonne eindrang und mit der Glocke koſ'te, während dieſe ſich wohlbehaglich, hell klingend hin und her ſchwang. Auch Morgens bei Tagesanbruch war es hier poetiſch ſchön, beſonders auf der Höhe des Thurmes, wenn ſich Erich durch eines der Fenſter hinausbeugte und über die ſchlummernde und träumeriſche Erde hinblickte, oder wenn ſein Auge mit einem unausſprechlichen Gefühle der Sehnſucht und Erwartung an jenem hellen Streifen im Oſten hing und förmlich mit aufjauchzte, wenn dort nun die erſten, zitternden Strahlen emporſchoſſen.

An ſolchen Morgen war es ihm nun allerdings hart, wieder in das dunſtige Schulhaus zurückzukehren, und er vermied es auch ſo viel als möglich, nahm ein Buch zu ſich und kreiste auf weiten Spaziergängen die Umgegend des Dorfes ab, wobei er auch häufig zur Thalmühle gelangte und da jedes Mal von dem freundlichen Müller eingeladen wurde, an der nahrhaften Morgenſuppe Theil zu nehmen, eine nicht unliebe Abwechslung von dem, was ihm zu Hauſe vorgeſetzt werden konnte. Es war wäſſerige Milch und ein Stück ſchwarzes Brod.

Als wirkliche Lichtpunkte aber erſchienen ihm die Stunden, wo es ihm erlaubt war, auf dem wirklich guten Orgelwerke in der Kirche zu ſpielen, beſonders aber die Sonntage, wo es ihm denn auch bald gelungen war, ſich durch kräftige Führung des Kirchengeſanges die Zufriedenheit des ſtrengen Pfarrers zu erwerben.

und wollte ſich über meine Weichlichkeit zu Tode lachen, als ich mich endlich an den Karren feſthängte und ſo mit fortſchleppen ließ.

Wir boten übrigens auf der weiten, unendlichen Fläche eine Gruppe, die des Aufzeichnens in der That werth geweſen wäre. Vorn der Kutſcher, freundlich grinſend, dann Maulthier und Karren, ich mit den Händen hinten an feſtgeklammert, und Horſchelt nebenher laufend, in ſeine Bettlermanta gewickelt. Er hatte ſich nämlich eine von grauem Zeuge gekauft, wie ſie die Maulthiertreiber zu tragen pflegen; denn er behauptete, eine ſolche ſei viel ſchöner und maleriſcher. Dazu der ſcharfe Wind, hier und da tiefer, weicher Boden — es war wirklich eine Vergnügungstour, wie ich lange keine erlebt. Nebenbei hatten wir die Ausſicht, ſo den ganzen Tag bis zur ſinkenden Nacht fortziehen zu können, denn wir mußten ſieben Leguas bis Villarrobledo machen.

Nach einer halben Stunde ſchon hatte ich des unſinnigen Trabens genug; ich ließ das Maulthier einen kurzen Schritt gehen; denn warum ſollte ich mich abplagen, um vielleicht eine Stunde früher das Nachtquartier zu erreichen? Wir zündeten eine Cigarre an und dachten an die beiden Freunde und Reiſegefährten, die auf unſerer rechten Seite in den weichen Sitzen des Eilwagens vor dem Winde geſchützt, vielleicht vortrefflich frühſtückend, gegen Madrid rollten. Ja, wir waren boshaft genug, ihnen ebenfalls ein kleines Ungemach zu wünſchen, einen holperigen Weg oder dergleichen, eine langſame Fahrt, nur ſollten ſie gerade keinen Schaden nehmen.

Unter ſolchen angenehmen Geſprächen zogen wir nun vor dem Karren durch die Mancha dahin. Rechts hatten wir Campo de Montiel, den claſſiſchen Boden Don Quixotes und ſeines Stallmeiſters. Wollte Cervantes, als er ſeinen Roman in dieſe öde und einförmige Gegend verlegte, der Phantaſie ſeines Helden den größtmöglichen und weiteſten Spielraum laſſen, ſie mit ſeinen Gebilden zu bevölkern, oder wählte er dieſe menſchenleere Gegend, um es glaubwürdig zu machen, daß der ſinnreiche

Fünftes Kapitel.

Erzählt von einer Kaffeegesellschaft im Pfarrgarten, bei welcher wir die Bekanntschaft der blonden Selma und des Herrn Vicars machen; bespricht auch Unterrichtsstunden mit einseitigem Verständniß, obgleich der Pfarrer Alles versteht, und enthält dieses Kapitel ein Trommelconcert und sonstige militärische Anklänge.

Von Erich's erstem Sonntage in seiner neuen Stellung müssen wir noch nachtragen, daß er es nicht versäumt hatte, sich beim Schlusse des Nachmittags-Gottesdienstes wohl gekämmt und wohl gebürstet im Garten des Pfarrers einzufinden. Hier war Se. Hochwürden im Kreise der Familie, und hier wurde er auch der Frau Pfarrerin vorgestellt, deren Portrait ihm, wie er schon heute Morgen in der Kirche bemerkt, vom Thalmüller ohne Schmeichelei, aber auch ohne Uebertreibung geschildert worden war. Man saß in einer Laube von blühendem Flieder vor einem wohl arrangirten Kaffeetische, der Pfarrer mit der langen Pfeife, die Pfarrerin mit der summenden Kaffeemaschine beschäftigt, der junge Mann, den er neulich lesend im Garten gesehen, zu dem duftigen Flieder aufschauend, und eine junge Dame, die Tochter des Pfarrers, in einem feinen, hellblauen

Gewande, das zu ihrem röthlichen Haare nicht ſchlecht ſtand, welche mit dem Zeigefinger mehr keck als graziös den Flug eines Schmetterlings nachahmte, der um ein benachbartes Blumenbeet flog.

„Ha, ich verſtehe," rief ihm der Pfarrer mit ſeiner gewaltigen Stimme von Weitem entgegen. „Sie haben es nicht vergeſſen, daß ich Sie heute zu ſehen gewünſcht!" Worauf er, gegen ſeine Frau gewandt, mit einer bedeutenden Verminderung ſeiner Bruſtregiſter hinzuſetzte: „Dies, meine Liebe, iſt der junge Menſch, welcher mir von unſerem Amtsbruder Spitter beſtens empfohlen wurde, der hülfreich bei dem Schulmeiſter Wacker eingetreten iſt und der heute Morgen, wie du ſelbſt ſo gütig warſt zu bemerken, die Orgel nicht ohne Verſtändniß geſpielt. Nicht — ohne — Verſtändniß," wiederholte er, da ſeine beſſere Hälfte, mit der Kaffeemaſchine beſchäftigt, nicht ſogleich eine Antwort gab.

Dann aber ſchaute ſie auf, und Erich, der ſonſt wohl im Stande war, Blicke ruhig auszuhalten, fühlte ſich doch bei dieſem etwas unruhig bewegt, denn gar ſo durchdringend waren dieſe ſcharfen, grauen Augen.

„Sie wollen das Lehrfach ergreifen," ſagte ſie nach einer Pauſe, „es auf praktiſchem Wege erlernen, ohne ſtudirt zu haben; das iſt ein ſchweres Unternehmen, und ich weiß nicht, ob Sie dabei viel profitiren werden. Der Schulmeiſter gefällt mir immer weniger," wandte ſie ſich an ihre Tochter; „denke dir nur, ich habe mir erzählen laſſen, er hätte für ſeine Kinder Trauerkleider angeſchafft — du mein lieber Himmel, Trauerkleider, wenn man nichts zu nagen und zu beißen hat!"

Wäre Erich nicht ein ſo unbefangener Neuling in der Welt

geweſen, ſo würde er ein Zeichen der Beiſtimmung gemacht oder vielleicht auch geſagt haben, es ſei allerdings unverantwortlich, wenn man über ſeinen Stand hinaus wolle, und Trauerkleider tragen, ohne dazu die Berechtigung zu haben. So aber konnte er ſich nicht enthalten, der Frau Pfarrerin zu erwiedern, „er habe nichts von Trauerkleidern bemerkt und müſſe das eine Täuſchung ſein, entſtanden durch eine armſelige wollene Schürze, welche das kleine Mädchen als Umſchlagetuch trüge.“

Auch der Pfarrer ſetzte begütigend hinzu: „Es kann wohl ſein, es kann wohl ſein, daß es Täuſchung iſt oder Uebertreibung, wie es häufig vorkommt; wenn das, was man gehört hat, vermehrt weiter erzählt wird — ha, ich verſtehe!“

„Nein, du verſtehſt gar nichts,“ gab ihm die Pfarrerin mit großer Ruhe zur Antwort, „ſonſt müßteſt du wiſſen, daß dergleichen Ueberhebungen dem Schulmeiſter ſehr ähnlich ſehen — doch laſſen wir das jetzt. Hier iſt Ihre Taſſe,“ ſagte ſie zu dem jungen, mageren Manne, der immer noch den Flieder betrachtete — „Selma, reiche dem Herrn Vicar den Zucker.“

Dies alſo war der Herr Vicar und die Dame im blauen Kleide die Tochter des Pfarrers, welche, wie der Thalmüller erzählt hatte, ſo vergeblich in der Reſidenz auf die Weide geführt worden war. Jetzt lächelte ſie den jungen Geiſtlichen an, und während ſie ihm neckiſch die Milch und den Zucker bot, tänzelte ſie um ihn herum, wie vorhin der Schmetterling um die Blumen.

„Wie Ihnen Ihre neuen Verhältniſſe gefallen,“ ſagte der Pfarrer lächelnd, indem er den Löffel behaglich in ſeiner großen

Kaffeetaſſe umdrehte, „muß ich Sie des Anſtandes wegen doch fragen, obgleich ich mir vielleicht denken kann, daß Sie ſich Schule und Wohnung in einem beſſeren Zuſtande gedacht. Aber Gott im Himmel weiß," ſetzte er mit einem Augenaufſchlagen hinzu, „unter dem Beiſtande des Höchſten thut die arme Gemeinde ihr Möglichſtes, und doch iſt ſie nicht im Stande, die Schule in einen Zuſtand zu verſetzen, der — in einen Zuſtand, welcher — in einen Zuſtand, daß man — ja, überhaupt in einen Zuſtand ...."

Dieſe Variationen über den Zuſtand der Schule wurden Sr. Hochwürden durch einen außerordentlich ſtrengen Blick ſeiner Gattin entlockt, ja, durch ein furchtbares, ſchlangenartiges Fixiren derſelben, während ſie mit weichem Tone, der aber unter dem Ausdrucke eines fürchterlichen Lächelns ſtand, ſprach: „Willſt du nicht ſo gut ſein und dir lieber ein Stück Gugelhopfen nehmen?" wobei ſie das Wörtchen „lieber" mit einer erſchütternden Schärfe hervorhob.

„Ich danke dir, meine Theure! Allerdings iſt der Zuſtand der Schule nicht ſo troſtlos ...."

„Und braucht auch eigentlich gar nicht anders zu ſein," warf die Pfarrerin entſchieden dazwiſchen; „es ſind dort recht behagliche Räume, wie ich mir habe ſagen laſſen, ja, der Schulmeiſter beſitzt ſogar ein leerſtehendes Wohnzimmer, und das iſt ein Luxus, den wir uns nicht geſtatten dürfen."

„Willſt du nicht vielleicht, meine Liebe, den Herrn Proviſor zu einer ...."

„Wenn du überhaupt Jemanden ausreden ließeſt, ſo würdeſt du gehört haben, daß ich gerade die Vermuthung ausſprechen wollte, der Herr Proviſor habe gewiß bereits ſeinen

Kaffee zu sich genommen. Nicht wahr, Sie haben?" wandte sie sich an Erich.

Doch war dieser auch jetzt wieder nicht klug genug, um so klug zu sein, eine Nothlüge zu sagen, mochte auch denken, es sei für den Schulmeister ersprießlicher, wenn er die Versicherung gäbe, daß „Kaffee dort ein nicht vorhandener Artikel sei.

„Nun denn, Selma," erwiederte die Pfarrerin sehr gedehnt, „so magst du dem Herrn Provisor eine Tasse bringen. Ich würde Sie zum Sitzen einladen, aber es ist so mühsam, Stühle aus dem Hause hervorzuschleppen."

Selma überbrachte die Tasse, wobei wir hervorheben müssen, daß sie es bis jetzt noch nicht der Mühe werth gefunden, ihre Aufmerksamkeit für den jungen Geistlichen dadurch zu verkürzen, daß sie Wacker's Provisor, dem neuen Subjecte, einen Blick geschenkt. Jetzt aber, als sie vor ihm stand, schaute sie ihn an mit den gleichen grauen Augen, wie die der Mutter, nur daß der Ausdruck der ihrigen durch Jugend und ein hübsches Gesichtchen gemildert war. Ja, sie schaute ihn an, und zwar ein paar Secunden lang, wobei sie überrascht schien, statt der traditionellen bleichen Züge eines jungen Schulgehülfen Erich's frisches, schönes Gesicht zu sehen und seinen dunkeln, leuchtenden Augen zu begegnen.

Ja, so überrascht war sie, daß sie Miene machte, ihm nicht nur die Tasse, sondern auch einen Stuhl anzubieten, und dies vielleicht gethan hätte, wenn sie nicht ein strenger Blick der Mutter zu ihrer Pflicht zurückgerufen und wenn nicht der junge Geistliche mit auf die Seite geneigtem Kopfe finster nach ihr hinüber geschielt hätte.

So trank denn das Subject ſtehend ſeinen Kaffee und ohne Zucker, den die Pfarrerin vergeſſen hatte hineinzuthun; doch machte er ſich nicht viel daraus. Auch fühlte er ſich durchaus nicht befangen in dieſer hohen Verſammlung, und als er ausgetrunken hatte, ſtellte er ſeine Taſſe mit ſicherer Ruhe und einer kleinen Verbeugung auf den Kaffeetiſch.

„Du hatteſt, glaube ich, einen beſonderen Zweck, als du den Herrn Proviſor hieher kommen ließeſt, und ſelleſt du nun auch reden, damit du die koſtbare Zeit des Herrn Proviſors nicht zu ſehr in Anſpruch nimmſt.“

„Ha, ich verſtehe! Ja, ja, der Schuldienſt iſt nicht beſonders anſtrengend und es ſind Freiſtunden auszufüllen, und da habe ich mir gedacht, es könnte Ihnen nicht ſchaden, wenn Sie meiner Tochter Selma zuweilen eine Muſik- und Zeichenſtunde geben würden. Meine Tochter Selma hat hübſche Kenntniſſe im Clavierſpiele, doch wäre es mir lieb, wenn ſie Gelegenheit hätte, ſich hier und da vierhändig zu üben.“

Der Pfarrer nickte nach dieſer ſeiner Rede würdevoll mit dem Kopfe, ſeine beſſere Hälfte ſchaute gerade aus weit vor ſich hin, in unabſehbare Ferne, der junge Geiſtliche blickte ſcharf nach Selma hin, welche gerade damit beſchäftigt war, ein Baumblatt vom Boden aufzuheben, während Erich ſich verbeugte und ſich mit großem Vergnügen bereit erklärte, den Wunſch Sr. Hochwürden zu erfüllen.

„Wie und wann, werden wir Ihnen ſagen laſſen,“ ſprach die Pfarrerin, und da ſie dabei mit ihrem Haupte nickte, während der Pfarrer ſich erhob und ungefähr ſo that, als könnte er ſich vielleicht zu der Herablaſſung entſchließen, dem Subjecte den Zeigefinger ſeiner rechten Hand zu bieten, ſo

zog Erich sich zurück, ohne diese Gnade abzuwarten. Er verließ den Garten, und da er sich, um die Thür desselben zu schließen, umwenden mußte, so sah er noch, wie die hochblonde Selma beschäftigt war, für den jungen Geistlichen, der neben ihr stand, einen Zweig des duftigen Flieders abzubrechen, wobei es ihm vorkam, als schaue sie rasch nach der Gitterthür hinüber, um zu sehen, ob der junge Lehrgehülfe dieselbe auch sorgfältig geschlossen habe. Daß Erich selbst durchaus nichts Anderes dabei dachte, darauf können wir die Hand zum Schwure erheben.

Trotz alledem ging er nach Hause und war nicht wenig erstaunt, hier ausnahmsweise zum Kaffee eingeladen zu werden; es war dies allerdings nur eine farblose, dünne Brühe, aber mit welcher Herzlichkeit und Liebe sprangen ihm die beiden Buben schon an der Hausthür entgegen, dieses große Ereigniß verkündigend, und mit welcher Gravität goß ihm Anna ein, nachdem sie zuvor den besten der Stühle mit ihrer Hausschürze abgewischt hatte.

Auch täglich in anderen Dingen bewiesen ihm die Kinder des Lehrers so wie dieser selbst, daß man ihn für einen wichtigen und sehr geachteten Hausgenossen halte, und wenn Herr Wacker mit Erich über des Letzteren Zukunft sprach, so drückte er sich höchst bedauernd darüber aus, daß der junge Mann nicht das Seminar besucht hatte, noch sonst eine vollkommen correcte Schulbildung erhalten. — „Leider wird das später Ihrem Fortkommen entgegen stehen, denn wenn auch ich oder ein Anderer nach meinem — ein Anderer nach mir Ihnen die glänzendsten Zeugnisse ausstellen muß und wird, so zieht man Ihnen doch jeden an sich noch so unbedeutenden Menschen vor,

wenn er nur der Zeit nach ſeine Studien abſolvirt hat.“ — Worauf ihm dann Erich eines Tages geſtand, daß er das vollkommen einſehe und daß er den Anfang ſeiner Schulamts-Carrière hier nur als eine Uebergangsperiode anſehe, um eine beſcheidene Stelle in der Reſidenz zu erlangen und ſich alsdann dort dem Studium der Muſik vollſtändig hingeben zu können.

Herr Wacker aber war ſelbſt ſo wenig muſikaliſch gebildet, daß er dieſe Neigung nicht vollkommen begriff und kopfſchüttelnd meinte, ein Lehrer ſei ſchon ein miſerables Geſchöpf, aber ob ſo ein armer Muſikant beſſer daran ſei, wäre doch noch zweifelhaft. Gleich wie dem ſeligen Steuer-Controleur Freiberg unter Muſikanten nichtsnutzige Stabstrompeter vorgeſchwebt, ſo dem Schulmeiſter hier die Mitglieder jener herumziehenden Banden, die auf Schützenfeſten, Kirchweihen u. ſ. w. ihr kärgliches Brod verdienen.

Selbſt Erich's fertiges Orgelſpiel war nicht im Stande, ihn mit deſſen Beſtrebungen zu verſöhnen, denn ſein eigenes Orgelſpiel war ihm eine Quelle beſtändiger Anfeindungen von Seiten des Pfarrers geweſen. Wie oft hatte ihn der Pfarrer vor Beginn der Predigt in die Sacriſtei citirt und ihm dort eine gewaltige Naſe ertheilt, weil die Buben gegrölt wie die Saatkrähen, oder weil er die Bauern, die gern in einem langſamen Tempo hinterdrein ſchlichen, nicht mit der nöthigen Energie fortgeriſſen! Dies ging nun allerdings unter Erich's Leitung ganz anders, ja, er wagte es, die Tempi oft ſo raſch zu nehmen, daß der Pfarrer mit Schrecken die Augenblicke kommen ſah, wo die Gemeinde mit ihrem Geſange gar nicht mehr nachkommen könne; doch hatte dieſer junge Menſch dabei

eine Kraft und Gewandtheit, ſelbſt die ſchläfrigſten Seelen vorwärts zu peitſchen, daß alle ſich bemühten, öfters in einem wahren Sturmgalop nachzukommen.

Was der Pfarrer allenfalls zu tadeln gehabt, das waren ſeine oft ſehr gewagten Vor- und Nachſpiele. Ja, er hatte einmal ſeinen Ohren kaum getraut, als jener bei dem Nachmittags-Gottesdienſte, wo die drückende Hitze drei Viertheilen der andächtigen Verſammlung zu einem angenehmen Kirchenſchlafe verholfen hatte, beim Schluſſe brauſend und ſauſend über Ohren und Köpfe hinfuhr, und zwar durch das Vorſpiel mit der bekannten Melodie des alten Deſſauers: „So leben wir, ſo leben wir alle Tage", was aber von einer wahrhaft elektriſirenden Wirkung geweſen war und die Kirche ſo raſch wie nie geleert hatte.

Herr Wacker räumte ſeinem Gehülfen bereitwillig das Wohnzimmer zu muſikaliſchen Studien ein, und nachdem dieſer das alte Clavier in eine möglichſt erträgliche Stimmung verſetzt, ſeine Bücher auf dasſelbe geſchichtet, ging er mit Luſt und Freude in ſeinen Freiſtunden an die Aufgaben, die er ſich ſelbſt geſtellt, oder die ihm brieflich von ſeinem alten Freunde und Schullehrer Herrn Schmelzer geſtellt wurden. Als guter Orgelſpieler und nicht ſchlechter Theoretiker wurde es ſeinem unermüdlichen Fleiße möglich, ſich in kurzer Zeit auch die nöthige Fertigkeit anzueignen, um auch im Pfarrhauſe die vierhändigen Uebungsſtunden mit Selma beginnen zu können. Mit dem Zeichenunterrichte hatte er ſchon früher angefangen, und nicht nur zur Zufriedenheit des Herrn Pfarrers, der ihm ſagte: „Ha, ich verſtehe, daß meine Tochter bei ſo ausgezeichneter Leiſtung Fortſchritte machen wird!" — ſondern auch zur Beſchwichtigung

der Frau Pfarrerin, die es Anfangs mit großem Widerwillen mit angesehen, daß ihre Tochter Selma so nahe bei dem ganz gewöhnlichen Schulgehülfen sein solle, obgleich es Erich bei diesen Unterrichtsstunden sehr liebte, zu stehen und nöthige Correcturen auf die zurückhaltendste Art zu machen. Ja er setzte sich überhaupt erst dann, nachdem er von seiner Schülerin, von deren Mutter oder von dem Herrn Pfarrer dazu eingeladen war.

Letzterer liebte es sehr, den Unterrichtsstunden beizuwohnen, und dann ging er manchmal mit großen Schritten auf und ab, wobei er sein breites Haupt hin und her zu wiegen pflegte, was der langen Pfeife, die er frei zwischen den Lippen hielt, alsdann die sanften Schwingungen eines Elephantenrüssels verlieh; dabei war er meistens in tiefe Gedanken versunken, und wenn er, aus diesen auffahrend, oft mit lauter Stimme rief: „Ha, ich verstehe!“ so fanden es seine Frau und seine Tochter nicht der Mühe werth, zu fragen, welches Verständniß ihm aufgegangen sei.

„Da habe ich,“ sagte er eines Morgens zu Erich, „eine Idee schon lange verfolgt, zu deren Ausführung Sie mir das geeignete Rüstzeug zu sein scheinen. Sie wissen, wie sehr ich in Kirche und Schule auf militärische Zucht und Subordination halte, und es kann mit dem Fundamente dieser unerläßlichen Eigenschaften bei den kleinen Rangen nicht früh genug angefangen werden. Daher glaube ich, sollte man den Versuch machen, Ihren Schülern etwas militärischen Geist beizubringen, indem man sie in den Freistunden zu regelrechtem Marschiren und Exerciren anhielte, und würden sie dadurch auch abgehalten werden, die langen Nachmittage auf der Gasse herumzulungern. Was meinen Sie dazu?“

Ode sein Wesen so lange treiben konnte, ohne als Wahnsinniger eingefangen zu werden? Ich glaube das Erstere; denn mit einer etwas erregbaren Einbildungskraft hier durch diese gewaltige Fläche ziehend, ist man wohl im Stande auf seltsame Gedanken zu verfallen und, wenn man den Kern einer ähnlichen Narrheit in sich trägt, so weit zu kommen, daß man seinen eigenen Schatten für einen Angreifer, Windmühlen für Riesen hält.

La Roda war längst unseren Blicken entschwunden und ringsumher, so weit man sehen konnte, kein Dorf, kein Haus, keine Spur einer menschlichen Wohnstätte. Wellenförmig breitete sich das Terrain nach allen Richtungen aus, aber ohne daß der Horizont durch eine erhabene Bergkette begränzt worden wäre. Der Färbung nach schien übrigens vor uns etwas dergleichen zu sein, denn dort verwandelte sich das gelbliche Roth der Haide in Grau, später in Violet; aber es war nur ein flacher Streifen ohne die ausgesprochene Form eines Gebirges. Vielleicht war dort eine Waldung, und das hätte uns in der langweiligen Oede, in der wir nun schon mehrere Stunden fortgingen, einige Abwechslung gewährt. Aber unser Führer meinte, es sei hier weit herum kein Wald, es ginge immer nur in gleicher Art fort, Hügel auf und Hügel ab nach Villarrobledo, Tembleque bis Madrid, immer gleich, immer gleich. Auch begegneten wir bei unserem Marsche Niemanden; es schien uns, daß es hier in Spanien nicht Sitte sei, viel über Land zu reisen; ja, unser Mann erklärte uns, er sei erst einmal in Villarrobledo gewesen, und das wäre seine längste Reise. Was wir schon in Catalonien bemerkt, fanden wir hier in Castilien, nur nicht in dem ausgedehnten Maßstabe wie dort: auch hier kamen wir zuweilen an bearbeiteten Feldern vorbei, ohne daß wir die Wohnungen entdeckt hätten, wo sich die Menschen aufhielten, welche dieses Feld bebauen.

Endlich sorgte der Himmel für einige Abwechslung; es zogen Wolken auf, deren Schatten die stille Fläche in etwas belebten, und es gewährte uns Unterhaltung, wenn wir den lang-

Erich fand dieſe Idee nicht nur praktiſch, ſondern ſie entſprach auch ſo ſehr ſeinen Neigungen, daß er, ſobald er ſich vergewiſſert, auch der Lehrer habe dagegen nichts einzuwenden, daran ging, ſie in Ausführung zu bringen. Die Buben waren natürlicher Weiſe mit Leib und Seele dabei, und ebenſo ſtieß er auch auf keinen Widerſpruch von Seiten der Eltern, ja, die meiſten der Eltern machten ſich ein Vergnügen daraus, aus Holz etwas zuſammenzuſchnitzeln, was entfernte Aehnlichkeit mit einem Gewehr hatte.

Hierauf arrangirte Erich beide Claſſen in zwei Glieder, lehrte ſie ſtehen, wenden und marſchiren und belohnte die intelligenteſten Knaben dadurch, daß er ſie zu Unterofficieren avanciren ließ. Er brauchte keine vier Wochen, um im Stande zu ſein, ſeine Compagnie an einem Sonntag Nachmittage dem Pfarrer draußen auf der Gemeindewieſe vorzuführen, der auch dieſer Parade unter präſentirtem Gewehr mit einer Würde und einem Ernſte anwohnte, die einem General Ehre gemacht haben würde. Und nachdem Alles vorbei war, drückte er Erich ſeine Zufriedenheit aus, und ſagte alsdann, während er ſeine Stimme, ſo viel als es ihm möglich war, dämpfte:

„Etwas fehlt noch, was den Eifer der Buben außerordentlich anregen würde: eine Trommel nämlich, und auch dazu könnte, wenn wir vorſichtig zu Werke gingen, Rath geſchafft werden. Ich ſelbſt bin im Beſitze eines ſolchen Inſtrumentes, das ich, unter uns geſagt, einſtens mit Vorliebe erlernt und welches ich gern für das allgemeine Beſte hergeben würde. Laſſen Sie mich darüber nachdenken, wie es zu machen iſt, damit ich mich überzeugen kann, ob Ihre Jugend Sinn für dieſes hinreißende Inſtrument beſitzt. Laſſen Sie mich darüber nach-

denken — ja, ja, so wird es gehen — lassen Sie Ihre Compagnie am nächsten Sonntag, Morgens um fünf Uhr, draußen bei dem Pfarrhause antreten, und seien Sie alsdann des Weiteren gewärtig."

Im Laufe der Woche erfuhr Erich durch seine Schülerin, daß die Zeichenstunde am nächsten Samstage ausgesetzt werden müsse, da Selma mit ihrer Mutter einen Verwandten in der benachbarten Stadt besuche und erst am Montag zurückkehren würde; es war ihm dies in Betreff der sonntägigen Parade nicht unangenehm, da er leider die Abneigung der Pfarrerin für diese unnütze Zeitverschwendung, wie sie es nannte, erfahren, und führte er deßhalb an dem betreffenden Morgen seine Compagnie leichteren Herzens nach dem Pfarrhofe, vor dem er sich auf der Straße zugweise abgeschwenkt aufstellte. Hinter den dichten Büschen der Fliederlaube sah er das mächtig umwallte Haupt des Pfarrers und bemerkte, näher tretend, zu seiner großen Verwunderung, daß Seine Hochwürden die erwähnte Trommel und zwar in einem vollkommen ausgewachsenen Exemplare, kunstgerecht über die Schulter gehängt hatte und bereit schien, den Parademarsch, obgleich unsichtbar für die Knabenschaar, selbsthändig zu begleiten.

„Lassen Sie jetzt still stehen," sagte er, „die Züge richten und nach einem einleitenden Trommelwirbel die Compagnie auf der Straße hin und her marschiren, bis ich Ihnen durch einen zweiten Wirbel das Zeichen zum Aufhören gebe; dann lassen Sie die Buben nach Hause gehen und kommen wieder zu mir — geben Sie Acht, wie elektrisirend diese Musik auf die Beine der Jungen wirken wird."

So war es denn wirklich auch, und die kleinen Soldaten

stampften den Boden, daß der Staub wirbelnd emporflog und sie auf diese Art genau das Bild einer marschirenden Colonne darstellten. Mit welcher Kunst wurde aber auch in der Flieder-laube die Trommel geschlagen! Wie scharf und genau dröhnte das Fell unter den kräftigen Schlägen! Welch entzückende Wirbel rasselten oft minutenlang dazwischen! Sowohl die Sol-daten selbst als auch der Commandant bedauerten aufrichtig, als endlich das Zeichen zum Aufhören gegeben und die jugendliche Schaar nach Hause entlassen wurde. Ja, es war heute schon etwas ganz Anderes gewesen bei dieser erhebenden kriegerischen Musik. Dann ging Erich nach der Laube zurück, in welcher der Pfarrer immer noch mit großen Schritten auf und ab mar-schirte und sich dabei so zufrieden erklärte über das, was er von dem Marsche durch die Zweige gesehen, daß er sich nicht ent-halten konnte, dem jungen Manne als Beweis seines Wohlwol-lens eine erste Lection auf diesem edlen Instrumente, das er mit so großer Kraft und Gewandtheit handhabte, zu ertheilen.

„Ich weiß wohl," sagte er dabei, „daß die Trommel von all denen, welche sich einbil[illegible], etwas von Musik zu verstehen, über die Achsel angesehen wird, und mit welch großem Unrechte. Ich will nicht reden über die erstaunlichen Wirkungen eines im Kriege zur richtigen Zeit angebrachten Trommelschlages, nicht von der Ermuthigung, die ein exactes Nataplan, Nataplan auf ermüdete Bataillone, ja, sogar auf abgemagerte Pferde ausübt, aber ich wage, kühn zu behaupten, daß die Trommel, mit Ge-schick und Gefühl angewandt, für den menschlichen Gesang eine unvergleichliche Begleitung abgeben würde, nicht um das oftmals rohe Lied des Soldaten im Tact zu erhalten, sondern für einen wirklichen, gefühlvollen Gesang. Sie schauen mich staunend,

zweifelnd an? Ha, ich verstehe, kann Ihnen aber versichern, daß, wenn ich nicht Pfarrer geworden wäre, ich es auf der Trommel zu einer unglaublichen Virtuosität gebracht hätte!"

„Ich habe mich davon überzeugt," sagte Erich, „und war erstaunt, was Euer Hochwürden zu leisten vermochten."

„Ha, ich verstehe! Aber nicht des wilden Lärmes wegen schätze ich dieses Instrument, sondern weil auf ihm die feinsten Nuancen hervorzubringen sind. Hören Sie, hören Sie! Gibt es ein zarteres Decrescendo auf irgend einem andern Instrumente, als ich hier mit diesem Wirbel hervorbringen kann? — Ist es nicht zuletzt noch ein leichtes Ersterben der Töne, nur noch ein poetischer Hauch? Was sagen Sie dazu?"

„In der That, Herr Pfarrer, ich bin überrascht!"

„Ha, ich verstehe, und wenn ich darauf die Töne unter der vollen Macht der Gefühle wieder anschwellen lasse, so — so — reißt es mich unwillkürlich hin, und fühlen Sie nicht Ihr Herz erschüttern bei den letzten, gewaltigen Schlägen? Rata—plan....

„Schade drum," fuhr er nach einer Pause unter einem leichten, schwärmerischen Wirbel fort, „daß mir heute die Zeit mangelt, Ihnen unser bekanntes Volkslied ‚In einem kühlen Grunde' mit Trommelbegleitung meiner eigenen Composition vorzutragen! In meiner Jugend habe ich Entzücken damit erregt; das Lied eignet sich aber auch vortrefflich zu dieser Begleitung. In weiter Ferne vernehmen Sie das melodische Klappern der Mühle, mit der rechten Hand ausgeführt, während ein hingehauchter Wirbel der Linken glücklich in die elegische Stimmung hineinleitet.

„Nun Declamation:

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad.

„Dann wird eine Melodie intonirt, ein Rhythmus, den sie so gerne gehört:

Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat.

„Ich kann Ihnen versichern, es war darin eine Wirkung und eine Steigerung bis zum Schlusse, daß bei den rasselnden und doch wieder kurz abgebrochenen Schlägen, mit denen ich begleitete:

Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei —

Thränen der Rührung in die Augen der Zuhörerinnen traten. Ah, welch schöne Zeit! Sie ist dahin, wie überhaupt nach und nach alle Poesie erstirbt."

Er nickte zum Abschiede gravitätisch mit dem Kopfe und schritt danach dem Hause zu, in festem Marschtempo, mit etwas auffallender Bewegung des linken Beines, wie das bei den Trommlern gebräuchlich ist, und verschwand dann im Hause unter den sonoren Klängen eines majestätischen Parademarsches, ungehört von Frau und Tochter, welche ja in der Ferne weilten, aber nicht ungesehen von dem jungen Geistlichen, der mit eben so erstaunter als ergrimmter Miene von seinem Zimmer in den Garten hinabschaute.

Wir dürfen hier nicht verschweigen, daß es auch der junge Geistliche war, welcher die Pfarrerin von der Trommelübung Seiner Hochwürden in Kenntniß setzte, wobei er die Sache so zu drehen wußte, als sei diese Entheiligung des Sonntags und ihres Gartens allein durch das Schulsubject hervorgerufen worden. — „Dieser Soldatenbalg!" hatte die Pfarrerin hierauf ge-

ſagt und war ſchon im Begriffe geweſen, es ein- für allemal feierlich auszuſprechen, daß er nie mehr die Schwelle des Pfarrhauſes überſchreiten ſolle, als Selma ſich ins Geſpräch miſchte, um ihren Zeichenlehrer kräftig und rückſichtslos in Schutz zu nehmen: „Du kennſt ja Papa's Leidenſchaft für die Trommel," ſagte ſie, „und daß er glückſelig war, ſie in unſerer Abweſenheit befriedigen zu können, wozu er den jungen Menſchen eingeladen, ja herbefohlen hat! Wie wäre es überhaupt denkbar, daß dieſer ſo ſehr beſcheidene Schulgehülfe das Verlangen an Papa hätte ſtellen mögen, ihm etwas vorzutrommeln? Ach, geht mir doch mit Euren Kindereien! Ich fühle es, daß ich bei ſeinem Unterrichte etwas Rechtes lerne, und muß Dir offen geſtehen, Mama, daß ich nicht Luſt habe, wegen dergleichen Lächerlichkeiten meine Stunden zu verkürzen, im Gegentheil" — dieſes letzte Wort war von einem ſcharfen Blicke aus ihren beißen, grauen Augen direct gegen den jungen Geiſtlichen gerichtet geweſen, und wir müſſen geſtehen, daß Wort und Blick von der Mutter nicht ganz ohne Befriedigung empfunden wurden, denn in der benachbarten Stadt, wo ſie geweſen waren, hatte ſich ein hart am Aſſeſſor ſtehender Referendar aus adeliger Familie ziemlich auffällig mit der hochblonden Selma zu thun gemacht, und daß ſie es vorzog, die Frau eines „Regierungsraths von" zu werden, ſtatt die des Vicars ihres Vaters, war ihr eigentlich nicht übel zu nehmen.

Deßhalb wurde Erich denn auch nicht von den Zeichenſtunden entbunden, vielmehr kurze Zeit darauf auch zum vierhändigen Clavierſpiel commandirt, deſſen erſte Stunden im Beiſein der Pfarrerin vor ſich gingen, welche in ſteifer Unnah-

barkeit auf dem Sopha saß, geradeaus schauend und emsig dabei strickend.

Daß er diesen Unterricht von der ernstesten, strengsten Seite nahm, dürfen wir ebenso wenig verschweigen, als daß Selma zuweilen ein Geplauder über Musik im Allgemeinen oder gewisse Lieder vorzog; dann lehnte sie, sich vornüberbeugend, ihren Arm auf das Notenpult, stützte ihren hübschen Kopf auf die Hand, um welche alsdann ihre blonden Locken recht malerisch flossen, und schaute ihm freundlich in die Augen, die er aber nur zuweilen gegen sie erhob, während er es liebte, wenn sie so dies und das fragte, seine Finger über die Tasten gleiten zu lassen, um irgend ein Thema, von dem gerade die Rede war, melodramatisch zu begleiten.

Daß Selma alsdann diese Variationen sehr hübsch und angemessen fand, konnte er nicht begreifen und verstehen, und eben so wenig, warum sie alsdann in einer unmuthigen Bewegung ihren Platz wieder neben ihm einnahm, sobald er mit ruhigem Blicke auf die Stelle zeigte, wo man aufgehört.

Dergleichen kleine Neckereien und Plänkeleien glitten machtlos an seiner gänzlichen Unerfahrenheit ab, auch führte sie Selma nur alsdann aus, wenn der Vater als rauchender Elephant ihre Stunde überwachte. War die Pfarrerin gegenwärtig, so hatte sie andere kleine Geschichten, um die Clavierstunde etwas pikanter zu machen und das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. So fand sie oft hartnäckig das Clavierpedal nicht und suchte es viel zu weit auf der linken Seite; auch fühlte sie sich bei Passagen à la Moscheles sehr leicht ermüdet und benutzte gern die Gelegenheit, um ihre Hand auf dem Arme des Lehrers auf Augenblicke ausruhen zu lassen.

Wäre für Erich Gefahr vorhanden gewesen, so hätte dies alsdann eintreten müssen, wenn Selma, wie zuweilen vorkam, behauptete, es sei ihr rein unmöglich, diese oder jene Passage richtig herauszubringen, und Erich sich alsdann genöthigt sah, ihr dieselbe, rechts gegen sie geneigt, vorzuspielen, weil sie sich dabei unmöglich so weit zurücklegen konnte, um ihn nicht mit ihrem vollen Körper sanft zu berühren. Wenn ihn auch dabei zuweilen ein eigenthümliches Gefühl durchdrang, so war es ein Gefühl des Schreckens, dem er dadurch Ausdruck verlieh, daß er sich fast auf die Noten herabbeugte, um — besser sehen zu können.

Zuweilen aber auch ging die Stunde in musterhafter Ruhe und Ordnung und ohne irgend welche der eben geschilderten Gefährlichkeiten vorüber, und das immer alsdann, wenn der Pfarrer oder die Pfarrerin verhindert waren und sich in solchen Fällen der junge Geistliche als Posten vor dem Gewehr befand. Ah, dieser setzte sich niemals strickend auf das Sopha oder ging im Zimmer rauchend auf und ab, vielmehr war er mit Leib und Seele bei seinem Amte, und seinen beobachtenden Augen entging nicht die kleinste Bewegung des Lehrers oder der Schülerin. Gewöhnlich stand er so, daß er Hände und Pedal zu gleicher Zeit im Auge hatte, und wenn dann je einmal Passagen à la Moscheles vorkamen oder wenn Erich eine Passage Selma's spielen mußte, so näherte er sich mit vorgestrecktem Halse, stierem Blicke und einer verdächtigen Röthe auf den Wangen, konnte auch wohl in letzterem Falle in einem finsteren Tone sagen: „Sie thäten besser, Fräulein Selma, diese gewisse Stelle für sich allein sorgfältig zu studiren."

„Für mich allein — Esel!" hatte sie einmal halblaut vor sich hingemurmelt.

Daß aber der junge Geistliche seinen Zorn über diese Unterrichtsstunden auf das unschuldige Haupt Erich's häufte und ihm seine Leidenschaftlichkeit nicht verhehlte, war ebenso ungerecht als dumm; denn dadurch, daß er Alles, was der junge Lehrer that, bekrittelte und bemäkelte, und obendrein in Selma's Gegenwart, brachte er die ganz entgegengesetzte Wirkung hervor, ja, eines Tages eine Wirkung, die wir uns scheuen, niederzuschreiben; denn als der junge Geistliche einstens, wo Erich eines Tages in der That eine falsche Note angeschlagen hatte, von der Unfähigkeit zum Lehramte im Allgemeinen sprach und insbesondere von der unbegreiflichen Keckheit, Unterricht in Fächern ertheilen zu wollen, die man selbst nicht verstehe, und als er darauf nach beendigter Lection mit hochgerötheten Wangen und einem Zornesblicke auf Selma das Zimmer verlassen, hatte diese nach ein paar Athemzügen langsam aufstehend gesagt: „Machen Sie sich nichts daraus, Sie sind doch mein lieber Lehrer" — und dann war es ihm gewesen, als berühre irgend etwas heiß und blühähnlich sein blondes, krauses Haar.

„Was mochte das wohl gewesen sein?" dachte er, als er nachdenkend nach Hause ging. „Hatte Selma ihre heißen Finger auf sein Haupt gedrückt, und warum das?"

Keines seiner gelehrten Bücher war wohl im Stande, ihm diese Frage zu beantworten, und doch wurde er auf eine sehr einfache Art ins Klare gesetzt, und zwar durch die kleine Anna, des Schulmeisters Töchterlein, die, als er später an seinem Tische saß und arbeitete, hinter ihn trat, ihr Aermchen um seinen Hals schlang und ihr Gesicht an sein Haar drückte.

LAYENBIBLIOTHEK

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20797 / 063

geſtreckten Flecken zuſahen, die von weither auf dem hellen Grunde wie dunkle Schaaren bald langſam, bald geſchwind näher zogen.

Zum Fahren hatten wir beide keine Luſt mehr, und ſo zogen wir rüſtigen Schrittes dahin, bis wir gegen zwei Uhr endlich einige Wohnungen vor uns entdeckten. Bei denſelben hatten wir etwas über die Hälfte des Weges gemacht. Es waren elende Hütten, die da bei einander lagen, von Lehm aufgeführt; nur ein paar hatten Fenſter, bei den übrigen wurden Licht und Luft zur Haus- und Zimmerthür hereingelaſſen. Es war nicht daran zu denken, hier etwas Eßbares zu erhalten; doch ſuchten wir nur ein Obdach, um wenigſtens eine Weile vor dem immer toller werdenden Winde geſchützt ausruhen zu können. Indeß ließen wir vor mehreren Hausthüren vergeblich unſer Hoje erſchallen; entweder war niemand zu Hauſe, oder die Baracken waren überhaupt verlaſſen. Letzteres ſchien mir am glaubwürdigſten; denn hier und da waren die Mauern halb zuſammengeſtürzt, der Kamin heruntergeweht, und große Spalten im Dache ließen allerlei Vögel aus und ein ſpazieren. Bei einer alten Frau fanden wir endlich ein Unterkommen, aber nur ein Unterkommen im einfachſten Sinne des Wortes. Wir mußten uns auf einen Herdſtein niederſetzen; das einzige Waſſergefäß hatte der Mann mit aufs Feld genommen, und Brod, ſagte die Frau, bekäme ſie erſt heute Abend wieder. Leichtſinniger Weiſe hatten wir es verſäumt, uns etwas Mundvorrath mitzunehmen. Der Maler meinte, es ſei eine Art Verweichlichung, wenn man ſich mit ſo vielem Eßbaren vorſehe, bei einer Tour übers Land nehme man fürlieb mit dem, was man gerade finde. Er habe das im bairiſchen Gebirge immer ſo gehalten. Der Unglückliche! das baieriſche Gebirge mit der Mancha zu vergleichen! Dort fand er wenigſtens auf jeder Alm etwas Genießbares, einen Kübel Milch und ein Stück Brod, die Sennerin gar nicht mitgerechnet, hier aber — nun, er mußte mit mir dafür leiden, und vielleicht mehr als ich; denn ich konnte es am Ende ſchon ein paar Tage länger ohne gute Mahlzeit aushalten.

„Was machſt Du da, kleine Maus?“

„Ich habe Dir einen Kuß gegeben, weil ich Dich lieb habe.“

„Weil ich Dich lieb habe? — Weil ich Dich lieb habe!“ — Das war ein Gedanke, der ihm nicht aus dem Kopfe wollte, obgleich er ſich noch durchaus keinen richtigen Begriff von demſelben machen konnte. „Weil ich Dich lieb habe!“ — Aber es ſteckte etwas dahinter, das auf ſeine Unterrichtsſtunden im Pfarrhauſe, welche er bisher voller Freiheit des Geiſtes ertheilt, einen eigenthümlichen, beengenden Einfluß ausübte. — „Weil ich Dich lieb habe!“ erklang ihm jetzt ſo oft aus der harmloſeſten Melodie. „Weil ich Dich lieb habe!“ las er in den heißen Blicken Selma's. „Weil ich Dich lieb habe!“ fühlte er bei jeder Berührung ihres Körpers.

Aber es war kein angenehmes Gefühl, welches ſo auf ihn einwirkte. Er hätte viel darum gegeben, von dieſen Unterrichtsſtunden befreit zu ſein, und begrüßte deßhalb beinahe mit Freuden eine allerdings traurige Veranlaſſung, welche ihm geſtattete, ſeine Lectionen bei Selma wenigſtens zu vermindern.

Der Schullehrer hatte nämlich ſeit dem Tode ſeiner Frau gekränkelt, er aß und trank ſo wenig, daß es kaum der Rede werth war, er ſchlief, wie er ſagte, oft ganze Nächte lang gar nicht und hatte beſonders in den Frühſtunden einen böſen Huſten, daß er darauf aus lauter Ermattung nicht im Stande war, des Morgens ſeinen Schulunterricht zu ertheilen. Obgleich Erich ſein Möglichſtes that, ſo konnte er doch nicht beide Claſſen beaufſichtigen, weßhalb er bei dem Pfarrer das Geſuch ſtellte, bis zur hoffentlich baldigen Geneſung des Herrn Wacker

in der ersten Classe Vormittags bis zwölf Uhr, in der anderen Nachmittags von ein bis fünf Uhr Unterricht ertheilen zu können.

„Ha, ich verstehe!“ hatte der Pfarrer geantwortet. „Was Sie aber von der hoffentlich baldigen Genesung des Schulmeisters sagen, so muß ich mir darüber einige leise Zweifel erlauben, denn der Mann ist kränker, als er selbst weiß; unter uns gesagt, halte ich es für meine Schuldigkeit, die Schulbehörde darauf aufmerksam zu machen, um im Falle — nun, Sie werden diesen Fall verstehen — im Voraus gesorgt zu haben.“

„Welchen Fall denn, Herr Pfarrer?“ fragte Erich angstvoll. „Sie werden doch nicht glauben, daß der Herr Schullehrer sterben könnte?“

„Es ist dies Alles für uns bestimmt in Gottes Rath, der Eine später, der Andere früher, und, wie gesagt, ich fürchte, ich fürchte.“

Daß aber Herr Wacker etwas Aehnliches fürchtete, konnte Erich unmöglich glauben, denn seit er recht leidend war, war er auch recht heiter geworden; er konnte jetzt mit lächelndem Munde erzählen von dem Elende, von all den Sorgen, mit denen er vom Beginne seines Lebens an zu kämpfen gehabt. Und wenn er dabei die Hoffnung auf eine bessere Zukunft aussprach, so leuchteten seine Augen voll Freudigkeit, ja, die ärmlichen Gestalten seiner Kinder betrachtend, setzte er hinzu: „Auch diesen armen Geschöpfen wird es alsdann viel besser ergehen,“ worauf er mit einer fieberhaften Hast von einem Bruder sprach, von einem wohlhabenden Maurermeister, der kinderlos und nicht abgeneigt sei, später — später für sie zu sorgen. „Was Sie betrifft, mein lieber Herr Provisor, so wird es Ihnen hoffentlich später besser gehen, als es mir in diesem traurigen Leben

ergangen. Glücklicher Weiſe haben Sie ja keine Neigung, beim Schulfache zu bleiben, was mich für Sie freut, denn ich habe Sie recht lieb gewonnen — nur nicht beim Schulfach bleiben! Ah, das iſt eine undankbare Geſchichte, und je eher man davon loskommt, deſto beſſer iſt es!“ — Dieſe letzten Worte hatte er mit einem eigenthümlich aufzuckenden Blicke begleitet und dann leiſe in ſich hineingelacht wie Jemand, der ſich aufs Innigſte freut über ein bevorſtehendes glückliches Ereigniß.

Sechstes Kapitel.

Von der Schattenseite des Lebens, von hülfsbedürftigen Jungfrauen, von Verlobung und Tod.

Seit der Schullehrer so krank war, schrieb der Pfarrer keine befehlenden Zettel mehr, kam aber häufiger selbst, meistens in Unterrichtsstunden, auch wohl bei der Abenddämmerung, und war dann eines Tages von Selma begleitet, die es nicht hatte unterlassen wollen, sich selbst einmal nach dem Befinden ihres Lehrers zu erkundigen.

Wir brauchen hier wohl kaum hinzuzufügen, daß Erich schon seit einiger Zeit seine Unterrichtsstunden im Pfarrhause aufgegeben hatte: „Hoffentlich nicht für immer," sagte das junge Mädchen, „denn ich fühle es, wie ich nach und nach wieder Alles verlerne, und das ist mir höchst schmerzlich — ach, wenn Sie es wüßten, mein lieber Herr Erich, wie sehr, sehr schmerzlich!"

Sie stand neben ihm am Fenster des Schulzimmers, während der Herr Pfarrer bei Herrn Wacker in der Wohnstube war — „ach, so tief schmerzlich, daß ich nicht anders kann, als es Ihnen sagen, mein lieber Herr Erich!" Dabei lehnte

ſie ihren Kopf an ſeine Schulter, und fühlte zu ſeinem Schrecken an dem Zucken ihres Körpers, daß ſie plötzlich und ſehr heftig anfing zu weinen.

„Um Gottes willen, was fehlt Ihnen, Fräulein Selma?“

„Was mir fehlt,“ rief ſie ſchluchzend, „was mir fehlt — mir fehlt Alles, Alles auf der weiten Erdenflur! Ich bin ein bedauernswürdiges Geſchöpf, ich werde geliebt, ohne wieder zu lieben, ich liebe, ohne geliebt zu ſein! Doch Sie verſtehen das nicht, nein, Sie können das nicht verſtehen und brauchen es auch nicht zu verſtehen. Aber Eines müſſen Sie von mir anhören, aus der Tiefe meines zitternden Herzens, eine Wahrheit, die Ihnen vielleicht fürchterlich erſcheinen wird und um deretwillen Sie mir wohl einſt eine Thräne des Mitleids nachweinen werden — einſtens, wenn ich nicht mehr da bin, wenn nur noch ein Geiſt der Erinnerung, ſanft geſchlungen um den Namen Selma, über dieſe Fluren, die mich einſt ſo entzückten, ſchmerzlich trauernd dahinzieht — o, bemitleiden Sie mich, Erich, beklagen Sie mich, ein armes, wehrloſes Opferlamm, denn ich werde geopfert, ja, von einem unerbittlichen Vater, von einer hartherzigen Mutter — geopfert!“

Nun aber hatte Erich keinen rechten Begriff von einem ſolchen Opfer, und wenn er ſich auch den geſtrengen Pfarrer mit dem löwenartigen Haar und der lärmenden Stimme füglich als den Erzvater Abraham hätte vorſtellen können, ſo doch durchaus nicht Fräulein Selma in der Rolle des Iſaak; auch ſchien ihm ſo gar kein Grund vorhanden zu ſein, um in unſeren aufgeklärten Zeiten an eine ſolch gräuliche That zu glauben, weßhalb er auch in voller Ueberzeugung ſagte: „O, Sie müſſen ſich irren, Fräulein Selma! Es kann durchaus nicht

in der Absicht Ihres Herrn Vaters oder Ihrer Frau Mutter liegen, Sie in irgend welcher Weise zu opfern. Sie müssen sich irren."

„Irren," rief sie und schüttelte dabei ihre hochblonden Locken, „irren! Allerdings wird man sich irren, aber in mir, darauf können Sie sich verlassen! Nein, ich will es nicht dulden, daß man mich in die Arme jenes Moloch schleudert, daß ich allen Freuden dieses Daseins entsagen soll, ohne vorher anderweitig gelebt und geliebt zu haben! Doch ist hier nicht der Ort," setzte sie mit sanfter Stimme hinzu, „auch habe ich nicht die Zeit, um Ihnen diesen schändlichen Verrath näher aus einander zu setzen, der an meinem armen, jungfräulichen Herzen begangen werden soll, wogegen es sich unter allen Qualen sträubt und auf Mittel und Wege denkt zu einer fürchterlichen Rache — und von Ihnen bin ich überzeugt, Erich, Sie werden mir in diesem Rachewerk beistehen — versprechen Sie mir, mich nicht ganz schutzlos zu lassen, ja, mir beizustehen, sobald ich es für nöthig finde, einen Ruf an Sie ergehen zu lassen."

Erich befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit, ein solches Versprechen zu geben, denn er hatte damals noch die Ansicht, daß Versprechen auch gehalten werden müßten, und konnte deßhalb in eine sehr unangenehme Geschichte kommen, wenn er sich mit der aufgeregten Selma vereinigte, um Rache an dem Pfarrer, der Pfarrerin, vielleicht auch an dem jungen Geistlichen zu nehmen. Worin konnte eine solche Rache bestehen? Vielleicht daß man dem jungen Geistlichen Abends irgendwo ein Bein stellte, damit er in einen schmutzigen Graben falle, oder daß man der Pfarrerin heimlicher Weise Salz in

ihren Kaffee thäte, oder daß man ſogar ein großes Loch ſchlüge in das Trommelfell Seiner Hochwürden! Alles Dinge, zu welchen er doch nicht gern ſeine Hand bieten mochte.

„Sie zaudern, Erich! Sie zaudern, mir das Verſprechen Ihrer Hülfe zu geben!“ rief das junge Mädchen leidenſchaftlich, und da ſie zu gleicher Zeit zu ſchwanken ſchien, auch ihre Augen ſchloß und alle Vorbereitungen traf, um ohnmächtig in ſeine Arme zu ſtürzen, ſo hatte er nichts Eiligeres zu thun, als ihr die Verſicherung zu geben, daß er bereit ſein würde, ihrem Rufe Folge zu leiſten, worauf ſie ungeſtüm ſeine beiden Hände ergriff, dieſelben an ihr klopfendes Herz drückte und ihm zuflüſterte: „O, Erich, die Rache iſt ſüß!“

Glücklicher Weiſe hörte man in dieſem Augenblicke die ſchweren Tritte des Pfarrers, weßhalb Selma mit einem ſehr kalten, förmlichen Tone, dabei aber ſehr laut zu ihrem jungen Begleiter ſagte: „Ich danke Ihnen, ich werde meinen Weg allein finden! —“

Worin das Opfer, von dem Selma geſprochen und zu dem ſie auserkoren, eigentlich beſtehe, darüber ging dem jungen Manne am nächſten Sonntage ein ziemlich klares Licht auf, als der Pfarrer nach geſpendetem Segen am Schluſſe ſeiner Vormittags-Predigt einen kleinen Zettel entfaltete und der Gemeinde daraus verkündigte, daß ſich in den Stand der heiligen Ehe begeben würden nachfolgende Perſonen, und zwar: „Ernſt, Friedrich Schmelzig, Pfarrer zu Birnſtetten, derzeit noch wohlbeſtallter Vicar dahier, und Jungfrau Selma Adelheide Leontine Wendler, eheliche Tochter des Pfarrers hieſiger Gemeinde.“ Wer Hinderniſſe wüßte, daß gemeldete Perſonen nicht ehelich zuſammenkommen könnten, der zeige es bei Zeiten an oder ent-

halte sich nachher, etwas dagegen einzuwenden. Ihnen aber und uns Allen," schloß der Pfarrer mit tief bewegter, dumpf dröhnender Stimme, „verleihe der allmächtige Gott seinen väterlichen Segen! Amen."

Vielleicht war es nicht ganz passend, daß der junge Schulgehülfe später zum Heimgange der Gemeinde, mit Beihülfe aller nur möglichen Register, eine großartige Fuge über das herrliche Kirchenlied: „Nun danket alle Gott!" spielte, obgleich er von dem Pfarrer darüber in wohlwollender Art belobt wurde. —

Mittlerweile war der Sommer vergangen und der Herbst gekommen, der die Vorboten einer strengen Regierung, Nebel und scharfe Winde, jetzt häufig über Berg und Thal sandte und der hier und da schon begann, die grünen Laubmassen mit gelben und rothen Blättern zu schmücken, vielleicht um ihnen allgemach durch diese Vorbereitungen das Scheiden von der freundlichen Erde zu erleichtern, oder auch um sie festlich für das große Opfer zu schmücken, das des Winters eisiger Hauch zu halten bereit war, sobald er die Regierung angetreten. Und in der That festlich geschmückt war Wald und Haide. Förmlich wie in Flammen lodernd oder wie brennende Büsche standen die glänzenden, gelben Bäume und die wie glühend bestrahlten Sträucher da unter dem Strahle der milden Herbstsonne. Und wie beschäftigt war alles, was Hände hatte, in Garten und Feld, einzubringen in die Scheunen und Vorrathskammern, was die gütige Erde gespendet und was der Herbst so herrlich verziert und freundlich lächelnd darbot! Erich hatte viele freie Zeit, denn es war Herbstvacanz, und konnte sich deßhalb dem armen Lehrer widmen, mit dem es zusehends täglich schlechter

ging. Vom Spazierengehen war bei diesem schon lange keine Rede mehr, und es hatte seinem jungen, kräftigen Gehülfen keine kleine Mühe gemacht, ihn nochmals auf seinen Lieblingsplatz zu bringen, wohin ihn der Lehrer am ersten Tage seines Hierseins geführt. Die Sonne senkte sich prächtig hinter Wolken, bei unbeschreiblich schöner Form und Färbung, weiß und lichtroth wie sanft geblähte Segel anzusehen, auf einem milden, seegrünen Grunde, während der jetzt unsichtbare Lichtkörper der Sonne einen gewaltigen Strahlenglanz in einem großen Halbkreise bis hinauf an den Himmel warf. Wer da so schmerz- und reulos in einen jener Wolkennachen mit einsteigen dürfte, langsam und immer weiter und weiter der Sonne folgend, mit unverwandtem Blicke an ihrem Strahlenantlitze hangend, bis dann endlich sanft und schmerzlos die ewige Nacht einträte! „Oder," meinte er, als sie langsam nach Hause gingen durch eine kleine Waldung hindurch, wo unter den Stämmen das abgefallene buntfarbige Laub gleich einem dicken Teppiche die Schritte unhörbar machte, „wer so, von einem milden Lufthauche bewegt, sich von dem Lebensbaume ablösen und — ein verwelktes Blatt — dahinflattern könnte in die Unendlichkeit ohne Schmerz und Klage!" — Dabei war der Gang des Kranken so schwer und er schien so ermüdet, daß Erich ihn verschiedene Male am Wege niedersitzen ließ, was ihm ganz besonders zu gefallen schien und ihn förmlich fröhlich stimmte durch die freundlichen Begrüßungen der Bauern, der Männer, Weiber und Kinder, die von draußen heimgingen, auf Wagen und Handkarren, in Säcken und Körben Früchte und Obst mit sich führend. Alle freuten sich, den Schullehrer

wieder draußen zu sehen, und prophezeiten ihm, daß es mit seiner Gesundheit gewiß bald besser gehen würde.

„Ja, ja, das fühle ich auch," sagte er alsdann, heiter in sich hineinlächelnd, „und wenn es einmal wieder recht gut gegangen ist, so werden wir uns froh und glücklich wiedersehen!"

Zu Hause angekommen, setzte ihn Erich auf einen alten bequemen Stuhl, den er für ihn vom Thalmüller leihweise erhalten hatte; dann kamen die kleinen Buben, setzten sich ruhig zu seinen Füßen auf ein niedriges Bänkchen, und Anna mußte ihm aus der Bibel eine Stelle vorlesen, die er ihr bezeichnete. Erich ging ab und zu, und es freute ihn, zu sehen, mit welcher Milde, ja, Heiterkeit das eingefallene Gesicht des Kranken bestrahlt war und wie er zuweilen freundlich mit leiser Stimme sagte: „Sehr gut! Schön, schön!" — Er meinte damit eben so wohl die Worte der heiligen Schrift als die Fortschritte, welche seine kleine Tochter im Lesen gemacht.

Später, als Erich wieder hereinkam, saßen die drei Kinder dicht bei einander und hatten flüsternd die Köpfe zusammengesteckt.

„Bst, bst," sagte Anna, „der Vater schläft!"

Ja, er schlief, aber es war jener Schlaf, der uns einstens Allen beschieden ist, jener feste Schlaf, in dem uns weder gute noch böse Träume stören und aus dem es diesseits weder ein freudiges noch schmerzliches Erwachen gibt.

„Kommt, Kinder," sagte Erich furchtbar erschüttert, ohne aber kluger Weise die drei armen Waisen davon in Kenntniß zu setzen, was sie sahen und nicht verstanden, was sie vielleicht fühlten und nicht begriffen. „Kommt, Kinder, ihr sollt

Da ich nun meinen Don Quixote ziemlich im Kopfe habe und ihn tröſten wollte, ſo gut wie möglich, ſo ſagte ich ihm aus der Rede des ſinnreichen Edlen, was derſelbe bei ähnlicher Veranlaſſung ſeinem getreuen Stallmeiſter Sancho Panſa zum Beſten gab: „Erfahre alſo, Sancho, daß die Ehre der irrenden Ritter darin beſteht, in einem Monate nicht zu eſſen, und ſelbſt wenn ſie eſſen, das, was ihnen in die Hände fällt. Du würdeſt auch davon verſichert ſein, wenn du ſo viele Hiſtorien wie ich geleſen hätteſt; denn trotz der großen Menge habe ich nicht in einer einzigen erwähnt gefunden, daß die irrenden Ritter gegeſſen hätten, wenn es ſich nicht etwa traf, daß man ihnen ein prächtiges Bankett anrichtete; ſonſt begnügten ſie ſich an den übrigen Tagen mit Entbehrung. Wenn ich nun freilich wohl einſehe, daß ſie nicht ohne Eſſen ſo wie die übrigen natürlichen Bedürfniſſe leben konnten, denn ſie waren eben ſolche Menſchen, wie wir es ſind, ſo verſteht es ſich doch auch von ſelbſt, daß ſie die meiſte Zeit ihres Lebens in Waldungen und Einöden, und zwar ohne einen Koch, zubrachten, daß ſie ſich an Entbehrungen gewöhnen mußten, um ſelbſt ohne die allergewöhnlichſten Speiſen geraume Zeit beſtehen zu können.“

Nachdem wir jene ungaſtlichen Häuſer verlaſſen, erreichten wir in kurzer Zeit den dunklen Streifen, den wir von Weitem geſehen und den ich für einen Wald gehalten hatte. Es war aber nichts als eine Haide, mit mannshohen Burbaumſträuchern bewachſen, die ziemlich dicht ſtanden, natürlicherweiſe auch in dieſer Jahreszeit belaubt waren, für uns aber die Unannehmlichkeit hatten, daß ſie den Boden feucht und ſchlammig erhielten, weil Sonne und Wind nicht auf den Weg dringen konnten. Bis hieher hatten wir doch wenigſtens einen erkennbaren Pfad gehabt, durch dieſe Sträucher aber führten beſtändig ein Dutzend Wege durch einander in den eigenſinnigſten Windungen, bald rechts, bald links ein Gebüſch, einen Hügel umgehend, was außerordentlich ermüdend war.

jetzt zu Nacht essen und dann geht ihr zu Bette und schlaft jedenfalls.“ Er mußte sich über sich selbst wundern, wie ruhig und gefaßt er bleiben konnte, während die Kinder ihr spärliches Nachtessen bekamen und dann von einer alten Person, die gewöhnlich bei häuslichen Verrichtungen aushalf, zu Bette gebracht wurden, in das Bett ihres Vaters, wo sie immer geschlafen, während Anna auf einer kleinen Matratze am Boden lag.

Daß er dabei zuweilen ein heftiges Schluchzen, das hastig in ihm aufstieg, gewaltsam unterdrücken mußte, war eben so notürlich, als daß ihm, wie er später auf die Straße trat und an den sternbesäeten, klaren Himmel emporsah, die Thränen unaufhaltsam aus den Augen stürzten. Es war das so natürlich in seiner Lage und zu gleicher Zeit so wohlthuend und tröstend! Dann war sein erster, richtiger Gedanke, nach dem Pfarrhause zu gehen und dort den Tod des Schullehrers anzuzeigen. Wie linde und mild war der schöne Herbstabend! Die Leute saßen plaudernd und singend vor ihren Häusern, und durch die offenstehende Thür erblickte man die lodernde Heerdflamme um den mit Suppe oder Kartoffeln gefüllten Kessel. Häufig wurde ihm freundlich ein Guter Abend geboten, häufig wurde er auch, wie das oft geschah, zum Mitessen eingeladen; doch setzte er, dankend, seinen Weg fort, ohne aber irgend Jemanden zu sagen, warum er noch so spät am Abend nach dem Pfarrhause ging.

Im Pfarrhause angekommen, drückte Erich gewaltsam seine Thränen zurück, und als ihm das Dienstmädchen die Thür öffnete, fragte er mit einer ganz ruhigen Stimme nach dem Herrn Pfarrer. Dieser war mit der Pfarrerin über Land, und

auch der junge Geiſtliche war ausgegangen; Selma aber, die den Ton ſeiner Stimme erkannt hatte, kam aus dem Wohnzimmer und nöthigte ihn, dort einzutreten.

„Um Gottes willen, was iſt Ihnen geſchehen?“ rief ſie leidenſchaftlich aus. „Sie haben geweint!“

„Mir ſelbſt iſt gerade nichts geſchehen, Fräulein Selma, aber ich wollte Ihrem Herrn Vater nur ſagen, daß der Schullehrer ſo eben geſtorben iſt.“

„Ach, wie Sie mich dauern! Und nun ſind Sie allein in dem Trauerhauſe?“

„Allein nicht, die Kinder ſind da und die alte Lisbeth, welche zuweilen aushilft.“

„O, ich kann mir denken, lieber Herr Erich, wie ſchmerzlich für Sie das geweſen iſt! Kommen Sie, ſetzen Sie ſich zu mir und erzählen Sie mir darüber oder plaudern mit mir, was Sie ſonſt wollen; das wird Sie zerſtreuen und beruhigen. Mein Vater und meine Mutter ſind nach der Stadt gefahren, von wo ſie vor eilf Uhr nicht zurückkommen können, und — er iſt ihnen entgegengegangen. Ach, wenn Sie fühlen könnten, lieber Herr Erich, wie wohlthuend im Schmerze Ihr Leid zu meinem verwundeten Herzen paßt und wie ich ſo glücklich bin, mit Ihnen, der mich gewiß verſteht, reden zu können! — Sie hatte ſeine Hand erfaßt und führte ihn nach dem alten Familienſopha, wo er neben ihr Platz nehmen mußte. Dann ſagte ſie mit weicher Stimme: „Doch nicht von mir wollen wir reden, ſondern Sie müſſen mir erzählen, was Sie bei jenem Verluſte gelitten und was Sie nun zu thun gedenken. Sie bleiben wohl nicht hier? Nicht wahr, Sie bleiben wohl nicht hier?“

Darauf vermochte nun Erich allerdings keine bestimmte Antwort zu geben, wußte auch in der That nicht, welches passendere Gesprächsthema er ergreifen sollte, als wenn er von dem großen Unglücke spreche, welches nun die drei armen Waisen getroffen.

Wie bewegt, gerührt hörte ihm Selma zu und wie innig schaute sie ihn dabei an mit ihren heißen, halb geschlossenen Augen, welche wie die seinigen von Thränen umflort waren! Wie schwer athmete sie durch die leicht geöffneten, üppig geformten Lippen! Wie begreiflich war ihr inniges Mitgefühl und der so verschiedenartige Ausdruck desselben, ihre tröstenden Worte, der leichte Druck ihrer Hand auf sein dichtes, krauses Haar, dann das Anlehnen ihres Hauptes an seine Schulter, während sie ihm unter Thränen versicherte, daß auch sie recht, recht unglücklich sei.

„Damals, als ich bei Ihnen war," sagte sie, indem sie seine Rechte auf ihr Herz drückte, „damals hatte sich mein Schicksal entschieden, ich befand mich im ersten Stadium meines tiefen Leides, das Ihnen, Erich, wohl noch unverständlich ist, dem Sie es aber zu Gute halten müssen, wenn ich wilde Gedanken gegen Sie aussprach, vor denen ich heute selbst zurückschaudere. Was ist überhaupt das Loos eines Weibes? Zu dulden und sich in die Verhältnisse zu schmiegen, und ich will das ja gewiß thun und gern thun, besonders jetzt, wo ich überzeugt bin, daß Sie freundlich an mich denken werden, wenn ich einst fern bin, wenn das Geschick uns weit, weit aus einander gerissen. Nicht wahr, das versprechen Sie mir, Erich? Sie werden so gewiß an mich denken, als ich Sie nie, nie vergessen will — nie — nie ...."

Sein Herz war in diesem Augenblicke so von Leid und Kummer erfüllt und er hatte sich besonders in letzterer Zeit so sehr nach einem mitfühlenden Herzen gesehnt, daß ihm die innige Theilnahme Selma's wohlthat. Es überkam ihn eine Erinnerung aus seiner frühesten Jugend, wo er mit einer Gespielin, der kleinen Tochter eines Nachbars, im Walde Beeren gesucht, wo sie, von einem Unwetter überfallen, unter reichlichen Thränen in einer mächtigen hohlen Eiche Schutz gesucht. Damals hatte sich das jüngere Mädchen an ihn, den älteren Knaben, weinend angeklammert, hatte ihre heiße Wange an sein Haar gedrückt, wie es jetzt Selma ebenfalls that, und er hatte mit tröstenden Worten sanft mit der Hand ihre Augen bedeckt, damals, daß die blendenden Blitze sie nicht erschrecken möchten, und jetzt that er wieder so, weil er sich fürchtete, vor den leuchtenden Augen des jungen Mädchens — bis damals ein furchtbarer Wetterstrahl, unter dessen Wucht der Wald erbebte, die beiden Kinder aufschreckend aus ihrem Versteck trieb, und bis im gegenwärtigen Augenblicke etwas Anderes die gleiche Wirkung auf ihn und Selma ausübte, allerdings kein zuckender Blitzstrahl, aber etwas noch viel Schrecklicheres — die Gestalt des jungen Geistlichen, welcher rasch und unvermuthet die Stubenthür öffnete und erstarrt auf der Schwelle stehen blieb.

Erich, der wie Espenlaub zitterte, obgleich er durchaus nichts Böses gethan hatte, blickte rathlos auf Selma, die ebenfalls im ersten Augenblicke unangenehm überrascht schien; doch faßte sie sich mit einer erstaunlichen Schnelligkeit, schüttelte ihre Locken aus dem erhitzten Gesichte und sagte alsdann, sich wieder breit auf das Sopha niedersetzend: „Da ist der Herr Vicar, sagen Sie ihm, weßhalb Sie hiehergekommen sind und

warum ich mich veranlaßt ſah, Sie in Ihrem gränzenloſen Kummer zu tröſten."

Der junge Geiſtliche hatte ſich langſam genähert, und die Hände auf dem Rücken krampfhaft zuſammenfaltend, nagte er mit ſehr bleichem Geſichte an der Unterlippe und ſagte dann nach einem langen, tiefen Athemzuge: „Es wäre mir in der That ſehr erwünſcht, den genügenden Grund zu einer ſolchen Tröſtung zu erfahren."

„Zu einer ſolchen Tröſtung?" rief ſie ihm raſch und heftig entgegen. „Zu einer ſolchen Tröſtung? Was verſtehen Sie unter dem Ausdrucke ‚ſolcher Tröſtung'? Fangen Sie ſchon wieder an, nachdem Papa und Mama eben erſt den Rücken gewandt, und nachdem Sie heute Morgen noch verſprochen haben, mich freundlich und milde zu behandeln? — Nennen Sie das mich freundlich und milde behandeln, wenn Sie da ins Zimmer hereinſtürzen und Augen machen, als wenn Sie mich ermorden wollten, und Sachen in Gegenwart eines Dritten zu mir ſprechen, die einer ſo häßlichen, ſchlimmen, abſcheulichen Deutung fähig ſind? — O, gehen Sie, laſſen Sie mich in Ruhe, Sie ſind unverbeſſerlich."

„Sie werden mir doch nicht abſtreiten wollen, daß ich es geſehen, wie dieſer — junge Menſch äußerſt nahe noch bei Ihnen auf dem Sopha ſaß!"

„Auf dem Sopha ſaß!" ſpottete ſie ihm nach. „Das werde ich gewiß nicht läugnen, aber äußerſt nahe, das iſt eine große Lüge!" ſetzte ſie mit weinerlichem Tone hinzu, indem ſie mit dem Schnupftuche an ihre Augen fuhr. „Ja, eine große Lüge, und ich werde es Papa und Mama nicht verſchweigen, wie Sie mit mir vor fremden Leuten umgehen, ja, ich werde

es ihnen ſagen und mich ſchon vor Ihrer Anklage, der ich entgegenſehe, zu rechtfertigen wiſſen."

„Noch habe ich von keiner Anklage geſprochen," verſetzte der junge Geiſtliche mit vor Zorn bebender Stimme, „und es gibt Sachen, die man am beſten unter ſich ausmacht!"

„Nun denn, ſo machen Sie es aus, mit wem Sie wollen! Ich will aber einmal nicht tyranniſirt ſein, jetzt nicht, ſpäter noch viel weniger — nie — nie — nie!" Dann wandte ſie ihr Taſchentuch krampfhaft zwiſchen den Händen und verließ ſtürmiſch das Zimmer.

Der junge Geiſtliche drehte ſich ſtumm gegen das Fenſter, ohne mit dem Schulgehülfen ferner ein Wort zu reden, und blickte in die dunkle Nacht hinaus, und Erich that das Beſte, was er thun konnte, nämlich langſam das Zimmer und das Pfarrhaus zu verlaſſen.

Draußen blieb er noch einen Augenblick an dem Gitterthore ſtehen, ehe er dieſes hinter ſich zudrückte, und ſchaute zurück auf den vom Monde beſchienenen Garten und auf das ſtille Haus, welches, ſcheinbar nur Frieden athmend, vor ihm lag. Jetzt erhellte ſich daſſelbe Fenſter, aus welchem damals der Strauß Maiblumen herausgeflogen war; das war im Frühjahr geweſen, bei ſproſſendem Laube und duftenden Blüthen, und jetzt, wo der Herbſt gekommen, rauſchte das verwelkte, abgefallene Laub unter ſeinen Füßen, recht paſſend für die traurigen Gedanken, die ihn bewegten, wenn er daran dachte, wie er dieſen Sommer verlebt, ſo wie an das, was ihn in dem ſtillen Schulhauſe erwartete.

Er hatte auf Beihülfe von dem Pfarrhauſe gerechnet, doch mußte er ſich jetzt an ein paar Nachbarn halten, von denen er

glücklicher Weise auch einige fand, die noch, den schönen Abend genießend, vor ihrem Hause saßen. Er sagte es ihnen leise, daß der Schulmeister gestorben und der Pfarrer verreist sei, worauf die Leute sogleich mit ihm gingen, um das Nothwendigste für die erste Nacht zu besorgen.

Auch die nun folgenden recht traurigen Tage gingen vorüber, und zwar durch Arbeit und Sorge nicht minder rasch, als eine heitere Zeit; dann kam der Bruder des Verstorbenen, der kinderlose Maurermeister, und nahm die beiden kleinen Buben und das kleine Mädchen mit sich, zahlte auch die wenigen Schulden des Schullehrers und besorgte einen bescheidenen Denkstein auf das Grab seines Anverwandten; es war ein recht schmerzlicher Abschied, den die Kleinen von Erich nahmen, sie hingen sich an seine Arme und Hände und mochten lange nicht von ihm lassen. Ja, als sie endlich auf den kleinen Wagen gepackt wurden, der sie hinwegführen sollte, ging er rasch ins Haus und schloß die Thüre hinter sich zu, um diesen Abschied, bei dem es auf beiden Seiten nicht an Thränen fehlte, zu beendigen. Dann ging er lange in dem leeren Schlafzimmer auf und ab, betrat hierauf sein ärmliches Zimmer, dessen Möbel sowie auch die der Wohnstube von dem wohlhabenden Maurermeister als zu unbedeutend zurückgelassen worden waren. Erich hatte gerade keine glückliche Zeit hier verlebt, doch wenn er an den ersten Tag seines hiesigen Aufenthaltes dachte, so stahl sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, und er hätte gern alles Leid, alle Entbehrungen noch länger getragen, nur um nicht allein sein zu müssen.

Ein Zettel des Pfarrers brachte einige Abwechslung in seine düstern Gedanken. Se. Hochwürden schrieb ihm: da nun

der Schullehrer, Herr Wacker, gestorben, und in den nächsten Tagen ein jüngerer, rüstiger Mann eintreten würde, so würde er selbst einsehen, daß alsdann seines Bleibens hier länger nicht sei.

Vermehrten diese Zeilen seine Traurigkeit?

Im Gegentheil, sie ließen ihn freier aufathmen und übten die Wirkung auf sein umdüstertes Gemüth, wie wenn sich an einem trüben Regenhimmel plötzlich das Gewölk zu verschieben anfängt und eine lichte blaue Stelle zeigt. Aus eigenem Antriebe hier fortzugehen, hätte er Herrn Schmelzer zu Liebe nicht gethan. Diesen setzte er von allem, was ihn betraf, in Kenntniß, und sein alter, wackerer Lehrer hatte ihm auch in Betreff der letzten Ereignisse geschrieben, er solle sich krampfhaft an seine jetzige Existenz anklammern, er solle Alles thun, um sich die Gunst des neuen Lehrers zu verschaffen; wer das sei, hoffe er zu erfahren, und wolle er es alsdann bei demselben nicht an guten Ermahnungen fehlen lassen. „Du mußt in Deiner Stellung aushalten," schrieb Herr Wacker, „denn nur wenn Du ein paar Jahre zur größten Zufriedenheit Deiner Vorgesetzten gedient hast, wird es vielleicht möglich sein, Dich nach der Residenz zu bringen."

Da war nun freilich Alles vorbei, und wer den Zettel, den ihm der Pfarrer schrieb, eigentlich dictirt, darüber hatte er durchaus keinen Zweifel; ließ es sich doch die Pfarrerin angelegen sein, ihn auch in Kleinigkeiten ihren Haß fühlen zu lassen. War doch sein ehrfurchtsvollster Gruß nach dem Gottesdienste kaum im Stande, ihr ein unbedeutendes Neigen mit dem Kopfe abzugewinnen, und wenn sie einmal nicht anders konnte, da der Pfarrer auf eine Erwiderung dieser Höflichkeitsbezeigung hielt,

ſo hatte er ſeine Ohren genug, einige boshafte Bemerkungen über irgend etwas zu vernehmen, die er ohne allzu großen Scharfſinn auf ſich beziehen konnte.

Selma hatte er ſeit jenem Abende nicht wieder geſehen. Sie war verreist; ſie ſollte den Winter bei ihren Anverwandten in der benachbarten Stadt bleiben und dort das Kochen gründlich erlernen. Ein Zeichen, daß und wie ſie ſein gedenke, ſchien ſie ihm allerdings noch nach ihrer Abreiſe geben zu wollen, und zwar durch einen loſen Zettel aus ihrem Geſangbuche, das ſie abſichtlich in der Kirche vergeſſen und ſich nun durch ihr Dienſtmädchen von Erich, der die Schlüſſel zur Kirche hatte, zurück erbitten ließ. Erich hatte das Buch gefunden und auch den Zettel geleſen, auf dem der Anfang des ſchönen Liedes von Freiligrath ſtand:

O lieb', ſo lang du lieben kannſt,
O lieb', ſo lang du lieben magſt,
Es kommt die Zeit, es kommt die Zeit,
Wo du an Gräbern weinſt und klagſt.

Was die militäriſchen Uebungen der Schulbuben anbelangte, ſo hatten ſie über die Zeit der Herbſtferien geruht, und der Pfarrer fand ſich nun auch bewogen, den Wiederbeginn bei veränderter Sachlage und beim Herannahen der ſtrengen Jahreszeit vorläufig zu ſuspendiren.

Zum guten Glücke war Erich während ſeines hieſigen Aufenthaltes mit ſeiner kleinen Baarſchaft ſehr ſparſam umgegangen und beſaß noch die Mittel, um nothdürftig leben zu können, denn ſeit dem Tode des Schullehrers bekümmerte ſich Niemand um ſeine Exiſtenz. Es war ja die Zeit der Herbſtferien, wo er nichts zu arbeiten hatte und wo er alſo auch nichts zu eſſen brauchte. Indeſſen hatte er Zeit genug, um über ſeinen Büchern

zu ſitzen; doch konnten bei den Mißtönen, die durch ſeine Seele zogen, ſelbſt die Regeln der Harmonielehre in ihm keinen rechten Anklang finden. So hatte er an einem trüben Herbſttage mißmuthig das betreffende Buch auf die Seite gelegt und hätte ſich ſo gern an das Clavier geſetzt, um durch Variiren irgend eines Thema's eine freundliche Stimmung zu finden. Doch hatte begreiflicher Weiſe der Maurermeiſter das Inſtrument verpacken laſſen und weggeſchickt. Erich griff nach einem anderen Buche, als das, welches er eben weggelegt, und zwar nach einem ziemlich dicken Bande, der bisher unbeachtet in einem Winkel gelegen. Er kannte dieſes Buch wohl. Es war noch ein Vermächtniß ſeines Vaters, und der Name: Joachim Freiberg, Unteroffizier, ſtand auf der rechten Seite in breiten, kräftigen Zügen geſchrieben — der Leitfaden für Artillerie-Wiſſenſchaften, in dem er als Knabe ſo gern geleſen, und auch jetzt wieder hatte er kaum ein Kapitel aufgeſchlagen, das ihn von jeher beſonders intereſſirt, nämlich: „Vom Verpacken der Shrapnels und Granaten," als er mit einem wahren Heißhunger darüber herfiel und mit Luſt die Zeichnungen der geöffneten Wagen betrachtete, wo eines der runden Geſchoſſe neben dem anderen ſo zierlich verpackt war, die ſorgfältig verklebten Zünder nach links gerichtet. Und dabei erweiterte ſich plötzlich ſeine Phantaſie. Er hörte wieder die Erzählungen ſeines Vaters, er ſah die weite Haide vor ſich mit der kleinen Schanze, nach der geſchoſſen wurde, er vernahm die Commandoworte bei der Haubitze, die ihm ſchon als Kind ſo geläufig waren, er ſah das ziſchende Hohlgeſchoß in die Luft hinauf fliegen, ſich von oben in einem zierlichen Bogen herabneigen, und hörte es dann mit einem dumpfen Knalle explodiren.

Seit unſerem Abenteuer von heute Morgen hatten wir den Karren nur auf Augenblicke beſtiegen, um zuweilen ein wenig auszuruhen; hier aber in dem ſchwarzen feuchten Moorgrunde brachte ihn das Maulthier kaum unbeladen und dann auch nur ſehr langſam von der Stelle. Es wäre dieß übrigens ein prächtiges Terrain geweſen, um ein paar arme Reiſende auszurauben, und ein einziger Kerl wäre damit zu Stande gekommen; er hätte nur auf Schußweite hinter einem Strauche her uns unter Anſchlagung ſeines Gewehrs zu erſuchen gehabt, uns gefälligſt mit dem Geſicht auf die Erde zu legen. Ich bin überzeugt, unſer Führer wäre gleich niedergeſtürzt, und uns, in der Ungewißheit, mit wie Vielen man es denn eigentlich zu thun habe, auch wohl nichts Anderes übrig geblieben. Wir unterhielten uns über dergleichen Gegenſtände, ſo wie auch über andere, rauchten eine Cigarre um die andere und erreichten endlich, lange aufwärts ſteigend, eine Art Hochebene, wo die Burbaumgeſträuche lichter wurden und uns eine weitere Ausſicht geſtatteten.

Die Ebene dehnte ſich immer noch in gleicher Einöde und Langweiligkeit rings um uns aus; nur gerade vor uns war eine kaum merkliche Erhöhung, und auf derſelben erkannten Horſchelts ſcharfe Augen Windmühlen. — „Villarrobledo!“ rief zu gleicher Zeit unſer Führer. — Ach! unſer Nachtquartier! Der Anblick ſtärkte uns wunderbar; auch das Maulthier fand hier wieder einen beſſeren Weg, und ſo zogen wir mit beſchleunigten Schritten dahin.

Es war ungefähr drei Uhr Nachmittags. — „Wie viele Stunden werden wir noch bis an das Dorf haben?“ fragte ich den Maler. — „Ich ſchätze,“ meinte er, „daß wir um fünf Uhr dort ſein können.“ — Alſo noch volle zwei Stunden! Ich fragte auch unſeren Führer über ſeine Anſicht und erſchrack recht ordentlich, als er entgegnete, er glaube nicht, daß wir vor ſieben Uhr ankommen werden. Und doch ſchien uns das unmöglich; ſchon nach einer halben Stunde ſah auch ich die Windmühlen, Horſchelt aber

Erich ſah — nein, er hörte eine etwas rauhe Stimme hinter ſich, welche ſagte:

„Ah, da findet man doch endlich Jemanden in dieſem verlaſſenen Hauſe, und zwar über Büchern ſitzend. Auf Cerevis eine gute Vorbedeutung!“

Erich ſprang raſch auf und ſah eine eigenthümliche Geſtalt vor ſich ſtehen. Es war ein junger Mann in den zwanziger Jahren, breit, unterſetzt, mit einem dicken, röthlichen Geſichte, etwas ſtruppigem Haar, auf welchem eine ſo kleine dunkelfarbige Mütze ſaß, daß man kaum begriff, wie ſie ſich da oben zu halten vermöge. Die Geſtalt war bekleidet mit einem grauen Flausrocke, mit einer ſchwarzen Weſte, auf welcher ſich ein dreifarbiges Band ſehen ließ, mit ebenfalls ſchwarzen Beinkleidern, und in der rechten Hand trug ſie einen derben Knotenſtock, während ſie in der linken ein Mittelding zwiſchen Reiſeſack und Ranzen hatte.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?“ fragte Erich.

„Ob es ein Vergnügen für Sie iſt, wenn ich Ihnen meinen Namen nenne,“ gab die Geſtalt mit einem gemüthlichen Lachen zur Antwort, „weiß ich nicht ganz genau; doch ich bin weder ein ſo großer Mann, noch ein ſo ungeheurer Lump, um Urſache zu haben, meinen Namen zu verſchweigen. Ich heiße Franz Färber, alſo aus dem FF, war candidatus theologiae, bis mich dieſer Schmiß hier auf meiner Wange von aller zukünftigen Heiligkeit befreite und mich zwang, ein Schulamts-candidaten-Examen zu machen, und zwar ſo famos, daß ich zu einer Hülfslehrerſtelle in der Reſidenz begnadigt wurde, dort aber wegen unbedeutender Dinge, die nicht hieher gehören, mit der heiligen Inquiſition, zu Deutſch: Kirchen-Convent, in fatale

Berührung kam und zur Ablösung meiner Sünden hieher in dieses Rattennest geschickt wurde. Sie staunen mich an, junger Mensch, ungewiß und zweifelnd, was ich bei der trostlosen Prosa dieses Dorfes begreiflich finde — Himmel, was ist das für ein Nest! — und will ich mich deßhalb selbst ins Genießbare übersetzen, indem ich Ihnen sage, daß ich als Lehrer hieher geschickt wurde, um fern von Madrid darüber nachzudenken, ob denn die Liebe in der That ein gar so großes Verbrechen ist."

„Ah — der neue Herr Lehrer!"

„Ja, so was Aehnliches; und Sie sind wohl die Hülfe meines Vorgängers?"

„So ist es, Herr Lehrer. Erich Freiberg, seit einem halben Jahre hier in Zwingenberg."

„O Zwingenberg," entgegnete der Andere seufzend, „welch vortrefflich passender Name für mich! Und doch kann ich mir noch gratuliren, denn ohne einige Schürzenbekanntschaften, und zwar höchst anständige von Seiten meiner achtbaren Frau Mama, hätten sie mich wahrscheinlich auf die Proscriptionsliste gesetzt und damit meiner künftigen Carrière einen unwiderruflichen Fußtritt versetzt. — Aber nun sagen Sie mir, Herr Erich Freiberg, wo kann ich etwas Vernünftiges zu essen und zu trinken herbekommen, denn ich habe Hunger und Durst? Hier ist kleine Münze. Machen Sie einige kleine Anschaffungen, was wohl nothwendig sein wird, denn diese kahlen Wände sehen mir nicht danach aus, als seien im Keller Schätze vorhanden."

Dies war auch allerdings nicht der Fall, doch sorgte Erich für einen genügenden Imbiß und freute sich über den Heiß-

hunger, mit dem der neue Lehrer über das Essen herfiel und das dünne Bier vertilgte.

„So, die Restauration wäre vollbracht, und nun werden Sie so freundlich sein, mir das Pfarrhaus mit seinen Bewohnern zu schildern und mir Scylla und Charybdis zu beschreiben. Wer ist schlimmer, der Pfarrer oder seine bessere Hälfte? Gibt es einen diensteifrigen Vicar, der auf dem armen Schulmeister herumzureiten liebt? Und wie — sind die Pfarrerstöchter? Freundlich, von schöner Gestalt, oder alt und trostbedürftig?"

Erich berichtete gewissenhaft und ohne Uebertreibung über das Pfarrhaus und dessen Bewohner, worauf Herr Färber achselzuckend sagte:

„So komme ich also für die schöne Selma zu spät. Der Schatz ist verschwunden, aber der Drache, welcher ihn hütete, ist geblieben. Und was diesen Drachen anbelangt, so habe ich für denselben ein gewichtiges Briefchen aus der Residenz mitgebracht, in welchem auf die unverantwortliche Intrigue aufmerksam gemacht ist, welche mich hieher getrieben und die so die Residenz eines ihrer tüchtigsten Lehrer beraubte. Suchen wir also die Pfarrerin zu gewinnen, denn was ihn, den Jupiter tonans, anbelangt, so scheint er mir, wie leider so oft, auch hier Nebensache zu sein. Vielleicht kann ich auch etwas für Sie thun," setzte er gutmüthig hinzu, „denn ich muß Ihnen gestehen, Sie gefallen mir, ebenfalls Ihre Lectüre dort. Ich schaute ein Bischen hinein, als Sie den Imbiß holten, und fürchtete schon, vom Handwerk begrüßt zu werden und Sie beim Katechisiren zu ertappen. Helfen Sie mir jetzt

ein wenig meine Toilette machen, damit ich mich droben würdig vorstellen kann."

Darauf wurde der kleine Nachtsack ausgepackt, aus dem ein ziemlich anständig schwarzer Ueberrock zum Vorschein kam, auch ein Hemdkragen nach neuester Mode, eine hohe Cravatte von Lasting, ein Paar dunkle Handschuhe so wie ein weicher, runder, schwarzer Hut, der, gehörig aufgestellt, ein recht ehrbares Ansehen hatte.

Erich brachte gefällig einen kleinen Spiegel herbei, auch etwas Wasser so wie ein Stück Baumwollzeug, welches als Handtuch diente; dann aber ging er discreter Weise auf die Seite, bis sich Herr Färber um- und angezogen hatte. Wie erstaunte er aber später, als er sah, daß vermittels der oben benannten Kleidungsstücke eine förmliche Umwandlung mit demselben vorgegangen war, und nicht nur im Aeußeren, sondern auch was seinen Gang, seine Geberden, ja, seine Sprache anbelangte! Sein struppiges Haar hatte er vermittels eines Kammes und eines Stückchens Cosmetique so gewaltsam gebändigt, daß es nun melancholisch hinter seinen Ohren herabhing, den weichen Hut so gerade als möglich aufgesetzt, und als er nun obendrein seine Augen mit einer Brille bewaffnete und sich in demüthiger Haltung, mit zusammengefalteten Händen und lispelnder Stimme erkundigte, ob er das außerordentliche Glück haben könnte, sich dem Herrn Pfarrer in geziemender Demuth vorzustellen, da mußte Erich sich gestehen, daß er es mit einem jungen Manne von großen Talenten zu thun habe.

„Wäre der militärisch donnernde Pfarrer droben," sagte der Schullehrer, in seinen gewöhnlichen Ton verfallend, „der

Herr im Hause, so würde ich es vielleicht wagen können, ihm mit einem: Grüß' Gott, alter Knabe! unter die Augen zu treten; da aber sie das Regiment führt, so muß ich schon eines liebsamen Contrastes wegen als stiller Demuthspinsel auftreten. Nun behüte Sie der Himmel! Ich hoffe, Ihnen bald vermelden zu können, wie es droben ausgefallen ist."

Damit verließ er das Haus, und Erich sah ihm durch das Fenster nach, wie er mit demüthig gesenktem Haupte, die Grüße der Bauern verbindlich erwiedernd, zum Pfarrhause hinaufging.

Auch kam er so bald nicht wieder und statt seiner ein Zettel des Pfarrers, worin dieser schrieb: „der neue Schullehrer, Herr Candidat Färber, werde für einige Tage im Pfarrhause bleiben, bis die Schulwohnung wieder in anständige Verfassung gesetzt worden sei."

Erich konnte nicht anders, als es schmerzlich empfinden, daß man den neuen Schullehrer für zu gut hielt, um in den allerdings ärmlichen Mauern zu hausen, welche ihm selbst bisher lieb und werth gewesen. Und gerade dieser Mann, der ihm so eigenthümlich erschien, der gar kein Hehl daraus machte, daß er seines Vortheiles wegen vor dem Pfarrer und der Pfarrerin droben eine ganz andere Gestalt annahm, wurde mit Freundlichkeit, gewiß auch mit Achtung behandelt, während man ihn, der mit redlichem Streben hieher gekommen war, wenig besser als einen Hund angesehen hatte.

Der arme Erich hatte eben auch keinen Begriff von Protectionen im Allgemeinen und von gewichtigen Empfehlungsbriefen im Speciellen, sonst hätte er jene Aufnahme des Herrn Färber

begreiflich gefunden. Schrieb doch die Verwandte aus der Stadt an die Pfarrerin:

„Gegenwärtige Zeilen bringt Dir Herr Färber, der Sohn des Dir bekannten Consistorialrathes, der ohne Neigung zur Theologie dieses Studium auf den Wunsch seiner Eltern ergriff, aber die erste beste Gelegenheit benutzte, dasselbe zu verlassen und zum Schulfache überzugehen. Er war Lehrer an der hiesigen Hauptschule und wurde vom Consistorium durch Schicanen seiner strengen Vorgesetzten gewisser Maßen zur Strafe nach Zwingenberg versetzt; doch kann ich ihn Dir als aus guter Familie so wie als einen jungen Mann von angenehmen gesellschaftlichen Talenten bestens empfehlen. Seine Mutter, welche noch lebt, besitzt einiges Vermögen, und wenn er einmal ein Jahr bei Euch gewesen ist, so kannst du ja Deinen Mann veranlassen, recht gute Zeugnisse über ihn einzuschicken, worauf ich alsdann nicht zweifle, daß er durch Verwendung guter Freunde hier eine erträgliche Stelle bekommt. Wäre das nichts für Dein Bäschen, die kleine Pauline? Alt genug wäre sie schon, um ans Heirathen zu denken. Die angenehme Nachricht über Deine Selma hat mich recht gefreut. Du bist doch eine gute Seele, das Muster einer liebenden Mutter! So hast Du also weder auf hohen Stand, noch auf großes Vermögen gesehen, da es galt, den Bund zweier liebenden Herzen nicht zu trennen. Mein Mann hat leider immer noch seine Kopfschmerzen. Herr Färber, der uns häufig besuchte, wird Dir sagen, was ich dadurch zu leiden habe."

Da in dem Zettel des Pfarrers an Erich auch noch stand, man solle von dem Gepäcke des Herrn Candidaten nur dessen einen, schon geöffneten Nachtsack hinauf schicken, so kam der

junge Gehülfe diesem Befehle pünktlich nach, was ihm sehr leicht wurde, da von anderen Gepäckstücken nicht das Geringste zu sehen war, man hätte denn den Knotenstock dazu rechnen müssen. Er stopfte den Flausrock mit hinein, auch was noch an Büchern herum lag: die schwäbischen Pfarrhäuser der Frau Otilie Wildermuth, die Leiden des jungen Werther, die Odyssiade und die Räuber von Schiller. Dann verschloß er den Nachtsack und übergab ihn dem Boten so wie auch den Schlüssel, den er vorher sorgfältig in ein Papier gewickelt.

Und was sollte er jetzt noch beginnen? Der Pfarrer schien es nicht einmal der Mühe werth zu halten, ihm einen förmlichen Abschied zu ertheilen, da er sich den Anschein gab, als betrachtete er Erich als in keiner Weise angestellt, sondern nicht anders, wie die übrigen zurückgebliebenen erbärmlichen Effecten des verstorbenen Schullehrers.

Bei diesem Gedanken warf er zuweilen trotzig den Kopf in die Höhe und faßte den Entschluß, hier zu bleiben und nur erst dann zu weichen, nachdem man ihm eine genügende Erklärung gegeben, warum man seine Dienste nicht mehr wolle, oder, was noch besser sei, er beschloß, sich diese Erklärung droben im Pfarrhause selbst zu holen, wobei es ihm aber so wenig Ernst mit diesen Beschlüssen war, daß er sich gleich darauf vornahm, das Schulhaus abzuschließen, die Schlüssel ins Pfarrhaus zu schicken und mit seinen Effecten zum Thalmüller zu gehen, der ihn für einen ähnlichen Fall schon häufig freundlich eingeladen.

Ehe er dies aber ins Werk setzte, schrieb er an seinen alten Freund Herrn Schmelzer, erzählte ihm ausführlich die letzten Begebenheiten und theilte ihm den gefaßten Entschluß

mit, wobei er die Hoffnung ausſprach, bei dem Thalmüller ſo lange bleiben zu können, bis er in Beantwortung dieſer Zeilen einen guten Rath erhalten. Dann packte er ſeine Effecten zuſammen, um am anderen Morgen die Schule zu verlaſſen.

Mit dem anderen Morgen kam aber auch Herr Färber vom Pfarrhofe herunter, und obgleich er auch hier wieder ſo ziemlich den burſchicoſen Ton von geſtern anſchlug, ſo ſprach er doch mit großer Zurückhaltung von dem Pfarrhofe und deſſen Bewohnern, wobei er ſchließlich bedauerte, daß es ſich doch wohl nicht thun laſſe, jetzt ſchon einen Gehülfen in Anſpruch zu nehmen.

„Auch fürchte ich, daß man mir unter keiner Bedingung geſtatten würde," ſetzte er mit aufgehobenem Finger hinzu, „Sie, mein lieber Freund, hier zu behalten, denn Sie haben ſich da droben ein ganz verfluchtes Renommée gemacht; ſchon ſo jung und noch ſo luſtig, könnte man ſagen."

„Ich verſtehe Sie in der That nicht," verſetzte Erich mit großer Ruhe.

„Nun, wiſſen Sie, was mich anbelangt, ſo drücke ich bei den Schwächen meiner Nebenmenſchen bereitwillig beide Augen zu, dieſelbe Duldſamkeit auch für mich in Anſpruch nehmend; aber nach ſo handgreiflichen Beweiſen darüber, welch kleiner verfluchter Kerl Sie geweſen ....!"

„Darf ich bitten, mir zu ſagen, worin dieſe Beweiſe beſtanden?"

„Oder, wenn Sie wollen, Anklagen, die aber von dem heiligen Trifolium droben unisono beſtätigt wurden."

„Und welche Anklagen?"

„Nun, daß Sie, anſtatt ſich mit dem Leſen und Schreiben

Ihrer Kinder zu beschäftigen, mit denselben Soldatenspiele und sonstige Allotria getrieben, und was man aber gütigst Ihrem mangelhaften Wissen, die Buben etwas Besseres zu lehren, zuschreiben wolle; daß Sie aber Unterrichtsstunden im Pfarrhause, die man Ihnen in wohlwollendster Absicht verschafft, dazu benutzt haben, um süße Augen an Selma zu machen, muß selbst ich ein Bischen stark finden!"

Erich fand es nicht der Mühe werth, sich gegenüber diesen lächerlichen Vorwürfen irgendwie zu entschuldigen, sondern deutete als einzige Antwort auf seinen bereits verschlossenen Koffer, worauf Herr Färber lachend fortfuhr:

„Ja, ja, Sie schleichen sich davon, wie der Marder vom Taubenschlage, und ich will nicht einmal so indiscret sein, um mich nach Ihren Erfolgen zu erkundigen, doch nach dem Portrait der hübschen Selma zu urtheilen, könnte ich fast bedauern, nicht an Ihrer Stelle gewesen zu sein."

Aufrichtig gesagt, müssen wir die wahrhaftige Versicherung abgeben, daß Erich durchaus nicht im Klaren war über den Grund dieses Bedauerns, daß ihm aber schon gestern, und heute noch mehr, Manches in den Reden des neuen Schullehrers so wenig gefiel, daß es ihm nicht schwer wurde, das Schulhaus zu verlassen. Auch Jener nahm das Scheiden leicht, und so trennten sie sich auf der Schwelle des alten Hauses mit kurzem Wort und Gruß.

Siebentes Kapitel.

Erich verläßt seine Stelle als Schullehrergehülfe in Zwingenberg, wohnt einem militärischen Manöver bei, rettet eine Batterie vor feindlichem Ueberfalle, schwebt aber in Folge davon in Gefahr, von einem rothen Husaren als Spion zusammengehauen zu werden.

Da stand Erich denn wieder an dem Meilensteine, von wo er zum ersten Male Zwingenberg gesehen hatte, und abermals schaute er tief nachsinnend auf das Pfarrhaus mit seinen hohen Bäumen, auf die Kirche so wie auf das niedrige Dach des Schulhauses, welches er damals nicht erkannt, auf das aber heute sein erster und auch wieder sein letzter Blick fiel. War er trauriger, als an jenem Tage, wo er die baufällige Hütte seines Vaters verließ? Im Gegentheil. Damals haftete ein viel schwererer Druck der Verlassenheit auf ihm, damals betrachtete er das Leben als ein trügerisches Meer, in dem man untergehen müsse, wenn man nicht sogleich schwimmend eine sichere Bucht erreichen könne. Er kannte noch nichts von jenen vergeblichen Versuchen, von jenem Ringen mit den Wogen, das nur dazu dient, unsere Kräfte zu erproben und zu stärken, von jenen mißlungenen Versuchen, die uns nach vergeblichem Kampfe

erkannte die Flügel und ſagte, dieſer oder jener drehe ſich. Auch Häuſer wurden nach und nach erkennbar; da war es aber ſchon halb Fünf geworden. Um fünf Uhr ſahen wir das Neſt deutlicher, da fing es an zu dämmern und wir hofften, unſer Nachtquartier in einer Viertelſtunde zu erreichen.

Doch waren wir noch an keine Tour in der Mancha gewohnt, wir kannten dieſes flache, unendliche Terrain noch nicht, ebenſowenig die klare und reine Luft, noch die anſcheinend ſo kurzen Entfernungen, die ſich ſtundenlang gleich zu bleiben ſcheinen, und welche Fußgänger, ja ſogar Reiter faſt zur Verzweiflung bringen können. Wir zogen ſtill ſeufzend unſeres Weges dahin, jetzt wieder hinter dem Karren, denn wir hatten abermals einen Hohlweg erreicht, auf deſſen beiden Rändern wir der Dunkelheit wegen nicht marſchiren konnten. Es war vollkommen finſter geworden, die Sterne leuchteten mit einem ungewiſſen Scheine und ein oder zwei Lichter aus Villarrobledo, die wir endlich ſahen, wollten nicht näher kommen.

Es wurde ſechs Uhr, es wurde ſieben Uhr, es wurde halb Acht, — da endlich hatten wir — nicht das Dorf erreicht, doch einen ſo bodenlos ſchlechten Weg, daß wir feſt überzeugt waren, jetzt endlich einer ſpaniſchen Ortſchaft nahe zu ſein. Und ſo war es denn auch. Noch eine Viertelſtunde ging es die ſo lange geſehene Anhöhe hinauf, dann kamen wir an eine Reihe Häuſer, die ein Mittelding zwiſchen Straße und Platz bildeten — der Anfang von Villarrobledo.

Für Leute, wie wir, die hungrig und müde auf ein freundliches Nachtquartier hoffen, für die der Lichtſchimmer aus irgend einem Fenſter ſo wohlthuend iſt, war der Anblick dieſes Neſtes wahrhaft troſtlos. Ein Haufe niedriger Häuſer, faſt ohne Fenſter, mit hohen verſchloſſenen Thüren, faſt ohne den Schimmer eines Lichtes, eine Gaſſe, die bald rechts, bald links lief, mit Schnee und Schmutz bedeckt und ſo menſchenleer und öde, daß unſere Schritte und der Hufſchlag des Maulthiers wahrhaft erſchreckend

an das Ufer zurückſchleudern und uns ſo zwingen, unſer Glück an einer anderen Stelle zu erproben — Verſuche, die unſeren Muth ſtählen, da wir erfahren, daß das Mißlingen eines Planes nicht gleichbedeutend iſt mit bedingungsloſem Untergange. Und gelernt hat er auch Manches, ſo wie ſeine Kenntniſſe vermehrt, ſowohl die Kenntniſſe, welche man aus Büchern ſchöpft, als ſolche, die man ſich im Umgange mit Menſchen aneignet, und letztere ſind wahrlich nicht die ſchlechteſten. O, er war kein ſo unreifer Neuling mehr, als an jenem Tage, wo er zum erſten Male, an dieſen Meilenſtein gelehnt, ſeinen zukünftigen Beſtimmungsort vor ſich ſah. Er hatte Menſchen kennen gelernt, und wenn er auch ſeines Nachfolgers Art und Weiſe zu handeln gerade nicht zu billigen vermochte, ſo hatte er leider doch ſehr die Erfahrung gemacht, daß man auf dem geraden Wege nicht immer am leichteſten und unangefochtenſten durch die Welt kommt.

Er hatte ſie gemacht als abſchreckendes Beiſpiel, wie er ſich ſelbſt vorſagte, und ſeine Ehrlichkeit ſo wie ſeine Wahrheitsliebe wurzelten noch feſt genug in ihm, um trotz alledem die krummen Wege verabſcheuungswürdig zu finden.

Aber was nun beginnen auf dem geraden Wege der Landſtraße und dem der Tugend, die beide vor ihm offen lagen?

Jetzt ſchon den Reſt ſeiner Baarſchaft daran wenden und gleich einem verlorenen Sohne zu Herrn Schmelzer zurückzukehren und ſich zu ſtellen vor dem ſtrengen Auge des dortigen Pfarrers, dem ſein Amtsbruder in Chriſto und von Zwingenberg gewiß ſchon das Nöthige über ihn mitgetheilt — ein Weg, wohl zu überlegen, welcher auch in einigen Tagen noch einzuſchlagen war, nachdem er auf die dringend freundliche Einladung

des Thalmüllers ein paar Tage bei dieſem verweilt und den klugen Rath des alten, vielerfahrenen Mannes angehört.

Alſo zur Königsbronner Mühle.

Doch wußte er nicht, warum es ihm ſo ſchwer wurde, den alten Meilenſtein zu verlaſſen, warum es ihn gewaltſam zurückhielt und er ſich veranlaßt ſah, immer wieder nach Zwingenberg hinzuſchauen, auf die Fluren und Wälder, welche dasſelbe umgaben, ſo wie an den klaren, leicht von feinen Wolkenrändern geſtreiften Himmel empor, an dem große Scharen Waldvögel gen Süden zogen. Ah — das war es, was ihn zurückhielt, das kleine Geldſtück, welches er in die Steinfuge verborgen hatte und jetzt wieder hervorholte und es mit tiefer Empfindung, worein ſich nun ein kleines Weh miſchte, betrachtete.

Warſt du allwiſſend? fragte er. Wollteſt du mich damals vielleicht zurückhalten, nicht nach Zwingenberg zu gehen, weil du wie prophetiſch zweimal zur Erde rollteſt, ehe du dich in dein Steingefängniß zwingen ließeſt? Am Ende hatteſt du doch Recht mit deiner Warnung, und es wäre beſſer für mich geweſen, wenn ich nach dem Wunſche meines Vaters lieber zum Säbel gegriffen, als den Haſelſtock in die Hand genommen hätte.

Er betrachtete aufmerkſam die kleine Münze und fand, daß ſie die Jahreszahl ſeiner Geburt trug.

Und gerade deßhalb, fuhr er, ſie betrachtend, fort, ſcheinſt du für mich etwas zu bedeuten, und ich will es noch einmal verſuchen, dich hier auszuſetzen, dich nochmals einzuſetzen in das Spiel des Lebens. Gehen ich und du verloren, was iſt's alsdann weiter? Sollte es mir aber gelingen, mich aus der Tiefe

heraufzuarbeiten, ſo wird es mir ein Feſttag ſein, dich, ſelbſt mühſam, wieder zu ſuchen.

Er ſuchte ein noch verborgeneres Plätzchen, wo er die kleine Geldmünze ſorgfältig wieder verbarg.

Wenn jetzt ein heller Geiſt über mich käme! dachte er, indem er ſeine beiden Hände auf den Meilenzeiger legte, paſſend genug wäre der Platz dafür; hier ein Opferſtein, deſſen Berührung mich einweihte in die geheimnißvollen Zeichen, um aus dem Fluge der Vögel mein künftiges Schickſal zu leſen.

Doch vergebens blickte er an den Himmel empor; es ſchien im Reiſeprogramm der wandernden Vögel gerade eine große Pauſe eingetreten zu ſein, und nichts zeigte ſich, als hoch oben ein einzelner Punct, den ſein ſcharfes Auge für einen ſchwebenden Raubvogel erkannte. Jetzt ſchoß dieſer herab, gefolgt von dem Blicke des jungen Mannes, deſſen Erſtaunen indeß kein geringes war, als er nun hinter dem hügeligen Terrain, auf welchem der Raubvogel zwiſchen einer kleinen Gebüſchgruppe verſchwunden war, plötzlich einen dichten, weißen Rauch emporqualmen ſah, gleich darauf nebenan einen zweiten, und als nun nach einer Zwiſchenpauſe von einigen Secunden ein paar dumpf dröhnende Schläge ſein Ohr trafen. Was war das? Für das Kaliber eines Jagdgewehrs waren Rauch und Knall hundertmal zu ſtark. Seine Blicke ſchweiften neugierig über das coupirte Terrain der Ebene hin, wo jetzt auf verſchiedenen Puncten, aber in großer Entfernung ebenfalls weiße Rauchwolken aufſtiegen, denen nach längeren Zwiſchenpauſen gleichfalls dumpfe Schläge folgten.

A—a—a—ah! ſagte Erich nach einem freudig tiefen Athemzuge, ſollte der Flug jenes Raubvogels, an dem meine Blicke

ſo erwartungsvoll hingen, für mich von Bedeutung geweſen ſein? Sollte ſein Niederſtoßen, wenngleich unbegreiflich, im Zuſammenhange ſtehen mit dem, was das Schickſal für mich beſtimmt?

Doch lächelte er im nächſten Augenblicke über dieſe kindiſche Phantaſie, um ſich mit großer Luſt der Wirklichkeit hinzugeben, zu welchem Zwecke er ſich auf den Meilenſtein ſchwang und mit weit aufgeriſſenen, funkelnden Augen vor ſich in die Ebene hinſchaute, wo jetzt aus zwei langen, weit von einander entfernten Parallellinien, durch weiß aufquellenden Dampf gebildet, zahlreiche Schüſſe emporbröhnten. Ja, und hinter der diesſeitigen Linie entdeckte Erich's ſcharfes Auge bald hier, bald da Bewegungen von Pferden und Menſchen, das Gefunkel von Gewehrläufen, flatternde, buntfarbige Fähnchen an langen Lanzenſchaften, in kleinen Trupps hier und da bei einander haltend. Jetzt vernahm er auch den Ton der Signalhörner auf der ganzen diesſeitigen Linie, allerdings ſehr ſchwach und unbeſtimmt, und dann bemerkte er deutlich, daß dieſe Signale der Befehl zum Rückzuge geweſen waren.

Leider! dachte Erich, der ſchon entſchieden Partei genommen hatte für die Armee, welche vor ihm ſtand und der er beim Avanciren unbedingt durch Dick und Dünn gefolgt wäre.

Der Rückzug erſtreckte ſich gegen die leichte Anhöhe, über welche die Landſtraße lief, wo ſich Erich aufgeſtellt hatte, und ſein gieriges Ohr vernahm noch einige Zeit mit Wonne das Raſſeln und Klirren der zurückkehrenden Batterieen, das Schnauben der Cavalleriepferde, den kurzen, ſcharfen Trommelſchlag der Infanterie-Colonnen. Hell ſchmetterte nun abermals der Klang der Hörner und Trompeten, Halt gebietend, auf der ganzen Linie, und

dann ging es von Neuem los, wie vorhin, aber in viel schönerer Nähe. Pulverrauch und Knall der Geschütze folgten sich unmittelbar, zerrissen die Luft mit ihrem Donner und hätten unbedingt den Tod in die feindlichen Reihen geschmettert, wenn die Kanonen nicht blind geladen gewesen wären.

Daher denn auch wohl abermaliges Zurückgehen der unglücklichen Freunde Erich's, und näher und näher rasselte es heran, und dort, wo die Landstraße bei Zwingenberg eine kleine Schwenkung machte, fluteten schon über sie hinweg lange Reihen Infanterie, Reiterschwadronen und Kriegsfahrzeuge jeder Art. Welch herrlichen, beneidenswerthen Punct hatte Erich besetzt! Befand er sich doch inmitten der ganzen Schlacht und hatte zu seiner Rechten einen schmalen Feldweg, aus dem jetzt eine ganze Batterie in vollem Galopp der Pferde hervorbrach. Wie schnaubten die Thiere, wie rasselten die Räder, wie dröhnten die schweren Geschütze auf ihren Lafetten, welch malerisches Durcheinander bildete jetzt die auf der Höhe der Chaussee angekommene Batterie, ein vielfarbiger, glänzender Knäuel von Reitern, Pferden, Protzen, Lafetten!

Batterie ha—a—a—lt! Mit Kugeln geladen, Ricochetirschuß mit zweihundert Schritt Distance! — Und nun wie rasch und prächtig entwickelte sich der Knäuel, wie standen nach ein paar Secunden die Geschütze so wohl gerichtet neben einander. Protzen und Pferde der Bedienungsmannschaften hinter den Chausseedamm zurückgezogen, dort unter dem Schutze eines Zuges Ulanen haltend, wie flogen die Leute durch einander und um die Kanonen herum!

Erstes Geschütz Feuerrr! Per—dautz—bum! Wie krachte der Schuß des nächstliegenden Geschützes so prächtig um die

Ohren Erich's! Doch wäre er beinahe von ſeinem Meilenſteine herunter gefallen, denn er hatte wahrhaftig den Luftdruck geſpürt und hielt es deßhalb für keine Schande, von ſeinem Standpuncte herabzurutſchen und ſich neben den Stein zu ſtellen. Ja, er war mitten in der Schlacht, in einer hitzigen, hartnäckigen Schlacht. Denn obgleich die feindlichen Linien jetzt unter rollendem Kanonendonner, in den ſich auch zuweilen das Knattern der Infanteriegewehre miſchte, näher und näher heran kamen, ſo ſchien doch die diesſeitige Armee die feſte Abſicht zu haben, ihre allerdings günſtige Poſition bis auf den letzten Mann zu behaupten, und dabei krachten die Schüſſe ſo ſchön und folgten ſich ſo raſch auf einander zu Erich's unbeſchreiblicher Freude.

Nicht zehn Schritte von ihm entfernt hielt der Batterie-Commandeur, Hauptmann v. Brandt, ein magerer, ſtreng ausſehender Mann, mit einem gewaltigen, horizontalen, fuchsrothen Schnauzbarte und grimmig blitzenden Augen.

„Hol' der Teufel die Arrangements!“ rief er ſeinem erſten Lieutenant zu, der, hinter den Geſchützen auf- und abreitend, zuweilen in die Nähe ſeines Chefs kam und der nun als Antwort hinüber rief:

„Arrangements, Herr Hauptmann? Ja, wenn man eine ſolche Kette fortlaufender Schnitzböcke Arrangements nennen kann. Hat ſich nicht dort vor uns das feindliche Cuiraſſier-Regiment aufgepflanzt, als wenn die Lümmel in ihren weißen Röcken ſich nur ſo aus Hohn als Zielſcheibe hinſetzten?“

„Eine wohlfeile Bravour!“ brummte der Hauptmann in ſeinen rothen Bart. „Laſſen Sie einmal die beiden Haubitzen bis dicht an den Chauſſeerand vorgehen, um dieſe unvernünftige

Cavallerie mit Granaten zu bewerfen. Wenn man ſo darauf ſpeculirt, daß Alles nur Manöver und Schein iſt, da könnte unſer Zug Ulanen da hinten eben ſo gut vorreiten, um das ganze Cuiraſſier-Regiment zu attaquiren. Laſſen Sie aber immerhin ein paar feſte Granatwürfe hineinthun."

„Wird auch nichts nützen, Herr Hauptmann, und werden ſie auch dann nicht zurückgehen oder ſich wenigſtens verdeckt aufſtellen; denn ein Kind muß einſehen, daß wir ſie aus unſerer Stellung hier oben ſchon lange zu Brei zuſammengeſchoſſen hätten."

„Thut nichts, pfeffern Sie einmal mit Granaten hinein."

Die beiden Haubitzen wurden nun vorgeſchoben, und zwar ſo nahe an den Meilenſtein hin, daß der Lieutenant, der dieſelben commandirte, zu Erich hinüber rief: „Mach' Er, daß Er da fortkommt, ſonſt könnte Er was Schlimmeres in die Augen kriegen, als Sand und Staub!"

Erich hätte ſeinen ſchönen Platz nicht um eine Million verlaſſen, weßhalb er den erhaltenen Befehl dadurch umging, daß er ſich hinter dem Meilenſteine zuſammenduckte.

„Da unten hält der alte Oberſt von Hain auf ſeinem ſechbeinigen Rappen," ſagte der Hauptmann, nachdem die Haubitzen einige Würfe gethan; „ich meine, ich ſehe ihn hohnlachend ſeinen Bart ſtreichen. Schauen Sie einmal hinunter, Herr Premier-Lieutenant, es iſt mir gerade, als rangirten ſich die Cuiraſſiere zu einer Attaque."

„O unbeſorgt, Herr Hauptmann, dazu ſind ihnen ihre Pferde zu lieb! Doch wenn Sie mit Ihrem Glaſe ein Bischen mehr links halten wollten, ſo ſehe ich da ein paar Züge rother Huſaren eben in einem Hohlwege verſchwinden, der wahrſcheinlich hier hinauf auf die Chauſſee führt."

„Richtig, richtig! Dieſem leichten Geſindel ſähe es ähnlich, hier auf wohlfeile Art eine reitende Batterie zu erwiſchen; wir wollen ihnen aber das Maul ſauber halten. Das Beſte iſt, wir protzen auf, gehen auf die leichte Anhöhe dort hinter der Chauſſee zurück und bedienen ſie gehörig mit Kartätſchen.“

„Das können wir auch von hier thun, wenn es Ihnen gefällig iſt, Herr Hauptmann,“ ſagte der erſte Lieutenant nach einem Blicke auf die Landkarte, die er raſch auf dem Sattelknopfe vor ſich ausgebreitet hatte. „Hier iſt der Hohlweg allerdings angegeben, ſteht auch mit der Chauſſee in Verbindung, führt aber vorher durch ein Stück dichten Tannenwaldes, das ſie ſich bei all ihrer Renommage doch zu betreten hüten werden.“

Erich hatte von dieſer Converſation kein Wort verloren, ja, er hatte ebenfalls mit ſeinem ſcharfen Auge die feindlichen rothen Huſaren in den Hohlweg drunten verſchwinden ſehen; doch wußte er mehr, als was auf des Officiers Karte verzeichnet ſtand, daß jener Tannenwald nämlich vor Kurzem abgeholzt worden war, und daß es raſchen Pferden ein Leichtes ſein würde, über die eben entſtandene Lichtung in wenigen Minuten die Höhe der Landſtraße zu erreichen.

Das Vaterland war in Gefahr, und er beſann ſich keinen Augenblick, hinter ſeinem Steine hervorzukommen, um dem Batterie-Chef dieſe wichtige Mittheilung zu machen; ja, er bezeichnete einen Hügelrand links der Chauſſee als den Punkt, auf dem die Huſaren zum Vorſchein kommen müßten, um ſteile Abhänge zu vermeiden, die dort mit jenem Thale, in dem ſich Mühlen befänden, im Zuſammenhange ſtänden.

„Ja, ja, ſo muß es ſein, Herr Hauptmann!“ rief eifrig der erſte Lieutenant mit einem abermaligen Blicke auf ſeine

Landkarte. „Was meinen Sie, wenn wir die Batterie eine Schwenkung machen ließen, um jenen Hügelkamm in voller Fronte beſtreichen zu können, ſobald ſich die Huſaren dort eben in ihrem Siegesbewußtſein zeigen? Es ſind das kaum dreihundert Schritte, und es kommt von ihnen kein Mann und kein Pferdeſchwanz geſund nach Hauſe.“

„Gut, gut,“ antwortete freudig der Hauptmann, „wir wollen ihnen ein paar volle Kartätſchenladungen verabreichen, drei wird genug ſein, und dann ſollen ſich die Leute Mühe geben, ſo raſch als möglich aufzuprotzen, um auf die von mir vorher bezeichnete Höhe zurückzukehren, während unſere Ulanen ſich damit beſchäftigen werden, das, was allenfalls von Huſaren noch übrig ſein würde, wenn wir nämlich mit Kugeln ſchießen dürften, auf dem Boden zuſammenzuleſen. He, junger Menſch,“ rief er alsdann zu Erich hinüber, „ich danke Ihnen! Wenn wir im Kriege wären, würde ich Ihnen zu einer beſſeren Belohnung verhelfen.“

„Wäre auch alsdann unnöthig, Herr Hauptmann, denn ich thäte auch dann nur meine Schuldigkeit, indem ich eine ſo ſchöne Batterie vor einem Ueberfalle warne.“

„Sehen Sie etwas von den Huſaren, Herr Premier-Lieutenant?“ fragte der Hauptmann.

„Nein,“ entgegnete dieſer, ſich in dem Steigbügel aufſtellend.

„Haben Sie nichts dagegen,“ fragte Erich, der entzückt war, hier dienen zu können, „wenn ich auf den Meilenſtein klettere und mich umſchaue?“

„Immerhin,“ lachte der erſte Lieutenant, „die Belohnung wird um ſo größer.“

Es ſah eigentlich komiſch aus, wie der junge Menſch in

seinem langen, schwarzen Rocke nun auf den Meilenstein stieg — „wie die Kuh auf 'nen Appelboom", meinte ein alter Feuerwerker, der Commandant der ersten Haubitze. Jedoch mit Unrecht, denn Erich that das mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit; dann schaute er scharf in die betreffende Richtung, während sich die Geschütze der Batterie in aller Stille nach dem bezeichneten Hügelkamme drehten und während Unterofficiere und Kanoniere in einer Spannung dastanden, als handle es sich nicht darum, gewöhnliche Manöver-Cartouchen zu verpuffen, sondern um einen naseweisen Feind mit einer Anzahl schöner, glatter Kugeln zu bedienen.

Jetzt bemerkte Erich auf seinem hohen Standpunkte etwas von den Husaren, wie sie unten um die kleine Hügelkette herumschlichen, wobei sich jeder Reiter, um nicht gesehen zu werden, gegen den Hals seines Pferdes bückte, und bezeichnete dies dem Batterie-Chef durch eine so verständliche Pantomime, daß dieser ihn augenblicklich verstand und seinem ersten Lieutenant mit der Spitze des Säbels den Platz andeutete, wo die feindliche Cavallerie hervorbrechen würde. Nach der Art, wie die Batterie vor ihm aufgestellt war, wäre sie von den Husaren in der Flanke gefaßt und aufs unangenehmste überrascht worden; jetzt aber zeigte sie ihnen eine Reihe schöner Zähne, und Jeder freute sich auf das Erstaunen der Angreifer, wenn sie mit einer prächtigen Lage bedient würden. Und dieser große Augenblick nahte. Säbelschwingend flog der erste Zug der rothen Husaren über die Hügelkette herauf, und der Hauptmann der reitenden Batterie ließ ihn noch ein paar Pferdelängen weiter vorkommen, um sie dann mit so furchtbaren Kartätschenladungen zu überschütten,

wiederhallten, nahm uns ungaſtlich und wie befremdet in ſich auf. So gut wir konnten, tröſteten wir uns mit dem Andenken an La Roda, deſſen Häuſer von außen auch ſehr wenig verſprachen und welches uns doch ſo freundlich beherbergt hatte. Wo aber war hier der Mann zu finden, an den wir empfohlen waren — der Schneider Don Alonſo? Ein paar Mal ſahen wir wohl in der Entfernung irgend eine ſchattenhafte Geſtalt, in einen dunkeln Mantel gewickelt, doch huſchte das jedesmal bei unſerem Anrufen wie ein ſcheues Geſpenſt um eine Ecke. Endlich gelang es dem Maler, einen ſolchen Einwohner von Villarrobledo einzufangen, der uns denn auch in kurzer Zeit vor das Haus des Schneiders brachte.

Hier ſah es ſchon beſſer aus; auf unſer Pochen öffnete ſich das Thor, wir traten in einen ziemlich ordentlichen Hof, und der Hausherr kam uns gleich in Hut und Mantel entgegen. Ich reichte ihm die Viſitenkarte, ſowie das Empfehlungsſchreiben unſeres Wirthes in La Roda; doch als er Beides geleſen, zuckte er die Achſeln und bedauerte, uns nicht bei ſich aufnehmen zu können, da ſeine Frau bedeutend erkrankt ſei und ſich alſo Niemand unſerer Bewirthung annehmen könne. Doch ſetzte er augenblicklich hinzu, als er unſere ſehr verlängerten Geſichter bemerkte, er werde uns alsbald in eine Poſada führen, wo wir vortrefflich aufgehoben ſeien.

So klapperten wir abermals durch die öden Straßen und ließen unſere Köpfe mit dem Maulthier um die Wette hängen. O weh! in eine ſpaniſche Poſada! Und das nach dem heutigen Marſche! das Beſte an der Sache war, daß wir nicht weit mehr zu gehen brauchten, denn ſchon nach einigen Schritten hatten wir das Thor der Poſada erreicht. Hier war Alles finſter und verſchloſſen; es ſchien kein Menſch in dem Hauſe zu ſein. Don Alonſo klopfte an; es wurde eine kleine Thüre geöffnet und uns, als man den Schneider mit Reiſenden erkannte, augenblicklich der Eingang geſtattet. Plötzlich befanden wir uns hier in

daß, wie er vorhin richtig bemerkt, kein heiler Mann, kein heiler Pferdeſchwanz davongekommen wäre.

Das mochte nun der ältere von den Huſaren-Officieren, der die beiden Züge commandirte, einſehen, denn er ließ zum Abſchwenken blaſen und verlor ſich eben ſo raſch, wie er gekommen war, hinter der Hügelkette, verfolgt nicht von einer weiteren Kartätſchenladung, ſondern von dem homeriſchen Gelächter der ganzen Batterie, in welches Erich, im höchſten Vergnügen Hände und Füße bewegend, mit einſtimmte.

„Sollen wir jetzt zurückgehen, Herr Hauptmann?“ rief der erſte Lieutenant.

„Warten Sie noch einen Augenblick, ich ſehe den Brigade-Adjutanten herangaloppiren, vielleicht bringt er etwas Neues. — Was haben wir?“ rief er fragend dem heranreitenden Officier entgegen.

„Die Batterieen,“ gab dieſer zur Antwort, „ſollen die dritte Aufſtellung nur markiren, ohne zu ſchießen, und ſich dann zur vierten vor dem großen Defilé aufſtellen, wo Seine Excellenz der Herr General ſelbſt gegenwärtig ſein werden! Guten Morgen, meine Herren!“

„Da dauert ſie ſchon wieder das Bischen Pulver, das verknallt wird,“ bemerkte unmuthig der Batterie-Chef gegen ſeinen erſten Lieutenant gewandt. „Was thu' ich mit einer ſolchen ſtummen Aufſtellung, das iſt den Mäuſen gepfiffen und kein Menſch lernt etwas dabei! Na, gehen wir zurück.“

„Wir haben hier unſere Schuldigkeit gethan, und wenn mir ſpäter einer von den Huſaren-Officieren in die Quere kommt, ſo werde ich nicht unterlaſſen, ihm obendrein noch tüchtig den Text zu leſen. — Batterie ha--a—a—lt! Zum Zurückgehen

aufgeprotzt!“ — Und abermals entstand für ein paar Augenblicke fast das gleiche, lebendige Durcheinander, wie vorhin, als sich die Batterie entwickelte und zum Schießen aufstellte. Dann schwangen sich die Brigademannschaften auf ihre Pferde, die Trompeter gaben das Signal zum Abmarschiren, worauf sich rasch die Reihe formirte und die Batterie auf der Straße davontrabte, wobei es der Hauptmann unterdessen nicht unterließ, mit seinem Säbel nach Erich zurückzuwinken und ihm auf diese Art seinen Dank zu wiederholen.

Auf der ganzen Ebene, besonders links von der Chaussee, war nun Alles in lebendigster Bewegung; dort auf den gegenüberliegenden Anhöhen zog ebenfalls Artillerie und Cavallerie gegen Westen, und im Thale marschirten starke Infanterie-Colonnen staubaufwirbelnd, so daß man häufig nichts Anderes sah, wie das Glänzen des Sonnenlichtes auf den Gewehrläufen und Bayonnetten; dazwischen Trommelwirbel, Trompeten- und Horn-Signale so wie auch von fern herübertönend die vollen Klänge der Militärmusik.

Die befreundete reitende Batterie, welcher der junge Schulgehülfe so gute Dienste geleistet, war schon ziemlich weit entfernt, als nun die feindlichen Truppen auf der Chaussee nachzuziehen begannen und zwar als Vorhut derselben jene beiden Züge rother Husaren, die nun im langsamsten Schritte ihrer Pferde daherkamen. An der Spitze ritten drei Officiere im eifrigsten Gespräche.

„Ich kann Ihnen versichern, mein Herr,“ sagte der ältere derselben, „daß der Hauptmann der reitenden Batterie ganz in seinem Rechte war, nicht vor uns zurückzuweichen, was er auch, glaube ich, nicht einmal gethan hätte, wenn wir ihm wirklich in die Flanke und zwischen sein Geschütz gekommen wären.“

„Aber daß wir nicht wenigſtens dort hineinkamen, iſt jammerſchade," ſagte ein Anderer; „wir ſind doch in ſo außerordentlich famoſer Deckung um den Hügel herumgekommen, daß ſie nichts von uns geſehen haben."

„Die von der Batterie ſelbſt allerdings nichts!" rief der dritte Officier und ſetzte raſch und unmuthig hinzu: „Aber bemerken Sie wohl den verfluchten Schwarzrock dort oben auf dem Meilenzeiger? Ich habe dieſen Kerl ſchon von unten bemerkt und auch geſehen, wie er mit Händen und Füßen gleich einem Telegraphen arbeitete! Schade, daß wir nicht im wirklichen Kriege ſind, der Kerl müßte mir hängen, oder mich ſoll der Teufel holen! Aber fragen will ich ihn doch, was er da oben zu thun hat."

„Laſſen Sie ihn, Graf Seefeld, Sie riskiren höchſtens eine unartige Antwort."

„Nun, das wollen wir einmal ſehen," entgegnete der Andere und warf ſein Pferd, einen prachtvollen arabiſchen Schimmel, gegen den Meilenzeiger hinüber, auf welchem Erich ſtand, während er ihm ſchon auf einige Schritte Diſtanz zurief: „Was treibſt du da oben mitten in der Manövrirlinie? Wahrhaftig, ich hätte große Luſt, dich da von deinem Steine herunterzufuchteln! Steht die Vogelſcheuche da oben und macht Einem die Pferde ſcheu! Willſt du augenblicklich herunter!"

„Nein, ich will nicht," gab Erich trotzig zur Antwort, indem er ruhig die Arme über einander ſchlug, „und wenn Sie ſelbſt ein Recht hätten, mich von dem Meilenſteine herunterzuweiſen, ſo habe ich jetzt große Luſt, zu warten, bis Sie anfangen werden, mich herunterzufuchteln!"

„Burſche, weißt du, mit wem du redeſt?"

„O ja, mit Jemandem, der zu Pferde sitzt, während ich gerade so Jemand bin, der auf einem Steine steht! Das ist vielleicht der einzige Unterschied."

Nach diesen Worten schauten sich die beiden jungen Leute mit zornfunkelnden Augen ins Gesicht, wobei sich Jeder, vielleicht unbewußt, bemühte, die Züge des Anderen fest in sich aufzunehmen. Beide mochten in gleichem Alter sein, jedenfalls war der Unterschied ihrer Jahre nicht groß, denn der Husaren-Officier war ebenfalls noch ein blutjunger Mensch, dem kaum ein leichter Flaum auf der Oberlippe sproßte. Er war kräftig und musculös gebaut, hatte aber ein bleiches, sehr langes Gesicht von unreinem Teint und durchaus nicht einnehmenden Zügen, ja, von einem widerwärtigen Ausdrucke, der noch dadurch verschärft wurde, daß er seine Augen zusammenkniff und den langen Hals vorstreckte, wobei ein Zug unbeschreiblicher Verachtung um seine Lippen spielte. Im Uebrigen war er als Cavallerie-Officier eine brillante Erscheinung von seinem schönen Pferde an — da sein edles Blut sich in allen seinen Theilen kund gab und das sich unwillig schüttelte unter dem reichen Muschel- und Quastengeschirre — bis hinauf zum Reiherbusche auf seiner Pelzmütze und hinab bis zu den Rädern seiner Sporen. Alles, seine Uniform, sein Pelz, seine Waffen zeugten von Reichthum und Eleganz.

Und trotz alledem blickte ihm Erich, wenngleich aufs höchste gereizt, doch mit einer solchen Ruhe ins Gesicht, allerdings mit blitzenden Augen und leicht geöffneten Lippen, aber mit einem solchen Ausdrucke von Entschlossenheit in Miene und Haltung, daß vielleicht dieses vollkommene Bild eines kampfgerüsteten jungen Menschen, obgleich dieser nichts wie seine Fäuste hatte,

eben so viel schuld daran war, daß der junge Officier in diesem Augenblicke sein Pferd wieder herumwarf gegen die dahinziehende Truppe, als die Worte des etwas näher herangerittenen Officiers, der ihm in einem vorwurfsvollen Tone zurief: „Aber, Graf Seefeld, ich bitte Sie dringend, wie kann man sich so vergessen!“

„Ja, Sie haben Recht! Wer Pech angreift, besudelt sich! Aber ich will dieses Gesicht nicht vergessen, und wenn ich ihm an passenderem Orte wieder begegne, so soll er Capital und Zinsen haben!“

Etwas Aehnliches dachte Erich, wobei er fest überzeugt war, daß dieses unangenehme, bleichgelbe Gesicht mit dem gehässigen Ausdrucke in Augen und um den Mund nie aus seinem Gedächtniß schwinden werde.

Als nun die Husaren vorübergezogen waren, stieg er langsam von seinem Meilensteine herab und setzte sich auf das Fußstück desselben, so die anderen Truppen, die noch folgten, behaglich an sich vorbeiziehen lassend. Schwelgte er doch förmlich im Anblicke dieser bunten Mannigfaltigkeit, im Betrachten der verschiedenen Waffenarten, von denen er bis jetzt viele nur vom Hörensagen oder aus Bilderbogen kannte! Da kam ein Regiment stattlicher Cuirassiere, kräftige Männer und kräftige Pferde. Wie lustig klirrten Pallasche, Bügel und Sporen zusammen, wie glänzten die Helme, wie leuchteten die Cuirasse im Strahle der Sonne! Wenn auch das nachfolgende Jäger-Bataillon nicht so imposant und strahlend aussah, wie die eben vorbeigezogenen Reiter, so war es doch für Erich ebenfalls von großem Interesse; hatte er doch noch keine lebendigen Jägertruppen gesehen, sich aber oft gewünscht, einmal die kurzen,

gedrungenen Gestalten anstaunen zu dürfen, die Büchse an der Schulter hängend, die Hüte mit dem dunkeln Federbusche keck aufgesetzt, und wie sie so ungezwungen und doch so rasch vorüberzogen in lockeren Reihen, unter dem eigenthümlichen Klange eines einzigen Hornes, lachend, plaudernd und singend. Ihnen folgten Dragoner und dann kam eine schwere zwölfpfündige Batterie. Bei dem Anblicke der letzteren erhob sich Erich, sowohl um sie besser betrachten zu können, als auch aus Ehrfurcht vor der Waffe, bei der sein Vater gedient. Und das mußte man schon sagen, so eine schwere Batterie zieht mit einem Ernste, einer Würde vorüber, die Einem zu denken gibt, und nicht nur die dumpfdröhnenden Kanonen scheinen sich ihres Werthes bewußt zu sein, sondern auch die starken, ruhigen Pferde, von der Mannschaft gar nicht zu reden — große, gesetzte Leute, die im Gefühle ihres Werthes ohne Sang und Klang, ohne Lachen und Plaudern vorüberzogen. Ja, zwischen ihnen und der nachfolgenden Infanterie welch bemerkenswerther Unterschied! Hier lief Alles ziemlich unordentlich durch einander, die ganze Breite der Chaussee einnehmend, das Gewehr auf der rechten Schulter oder auf der linken, oder auch vermittels des Riemens an der Achsel hängend, Manche schweigend, müde und verdrossen, andere Compagnieen dagegen, in denen sich vielleicht viele ausgiebige Spaßvögel befanden, lustig und heiter, schlechte Witze machend und singend; so die letzte, welche an Erich vorüberzog und die ihm selbst, der an seinen Meilenstein gelehnt dastand, große Aufmerksamkeit schenkte, nachdem ein Haupttheil des ersten Zuges ihn, mit der Hand am Czako, ehrerbietig gegrüßt und den Nachfolgenden als den „General-Feldpater" vorgestellt hatte. Darauf regnete es lustige Bemerkungen über ihn und seinen

langen, ſchwarzen Rock, und als ſchon die Compagnie vorüber-gezogen war, wurde ihm noch ein Hurrah gebracht und das bekannte und berühmte Lied angeſtimmt:

Friedrich Wilhelm ſaß im Wagen,
Zog mit uns ins Feld.
Ueber ſieben Jahr' wollen wir Frankreich ſchlagen,
Luſtig und fröhlich ſein, juchhe!
Luſtig und fröhlich ſein!

Und dieſes „Luſtig und fröhlich ſein, juchhe!“ klang noch lange in einzelnen Worten aus der Ferne zu ihm herüber, und er meinte es auch dann noch immer und immerfort zu vernehmen, als ſchon längſt das ganze Kriegsgetümmel an ihm vorübergezogen war und als die ruhige Stille des ſchönen Herbſttages wieder die Herrſchaft über Wald und Flur an ſich genommen hatte.

Achtes Kapitel.

Worin mancher der geneigten Leser einen Bekannten aus früheren Jahren wiederfindet, von welchem Erich freundlich aufgenommen wird, manch Nützliches erfährt und schließlich aus einem Schullehrergehülfen in einen Jägerburschen verwandelt wird.

Lange war Erich noch in wacher Träumerei an dem Meilensteine sitzen geblieben und seine Phantasie beschäftigte sich lebhaft mit dem soeben gesehenen, aufregend malerischen Schauspiele. Ah, jetzt begriff er es wohl und erst recht wieder, daß sein Vater so mit Liebe und Enthusiasmus von jener Zeit erzählen mochte, wo er als Geschützführer ein Glied, und zwar ein kleines, in jener buntfarbig glänzenden Kette, die so eben vor seinem gierigen Auge vorübergezogen war und mit deren Einzelheiten er sich noch immer beschäftigte! Dann blickte er seufzend an seinem langen, schwarzen Rocke hinunter und beklagte es tief, daß er sich durch Herrn Schmelzer dahin hatte bringen lassen, statt sein Glück in den Reihen jener lustigen, glänzenden Gesellen zu versuchen, zahm unterzutauchen in dem Alltäglichsten, was das alltägliche Leben uns bieten könnte. Damals, im ersten Anlaufe, wäre es ihm vielleicht noch ge-

lungen, bei jener Batterie als Freiwilliger angenommen zu werden, in welcher der Name seines Vaters noch einen so guten Klang hatte, damals, frisch vom Hause weg; wenn er sich gemeldet hätte mit der alten Dienstmütze seines Vaters auf dem Kopfe, die hinter einem alten Schranke neben einem rostigen Säbel hing, und wenn er zu dem betreffenden Hauptmanne gesagt hätte: Mein Vater ist todt, ich bin ein Soldatenkind und will wieder Soldat werden — damals noch, in der kurzen, grauen Juppe, in der er sich in Feld und Wald herumtrieb. Wenn er dagegen jetzt kam, in dem ehrbaren, schwarzen Schulmeistersrocke, und auf die Frage „Woher?" von seiner verunglückten Lehrerlaufbahn berichten mußte, wobei es nun natürlich so herauskam, als wollte er jetzt nichts Anderes und Besseres wissen oder als ein junger, angehender Thunichgut zum Kalbfelle schwören, so konnte er es dem Hauptmanne von der Artillerie — natürlich war es der mit dem rothen Barte von vorhin, welcher jetzt in seinen Träumen eine Hauptrolle spielte — nicht übel nehmen, wenn er ihm zur Antwort gab: Bleiben Sie lieber bei dem, was Sie zuerst ergriffen; der Lehrstand und Wehrstand passen nicht gut zusammen.

Erich war rathlos und tief betrübt, ja, es gab einen Augenblick, wo er sich fragte, ob es nicht am Ende besser wäre, nach Zwingenberg zurückzukehren, um zu versuchen, ob er nicht wenigstens so lange dort bleiben könne, bis ihm Herr Schmelzer geschrieben und ihm vielleicht eine andere Stelle verschafft hätte. Doch nein, tausendmal nein! Es erschien ihm als unmöglich, wieder zurückzukehren in jene Verhältnisse, jene Umgebung, die ihm jetzt als noch einmal so drückend, ja, als unerträglich vorkamen, nachdem soeben in dem frischen militärischen Leben ein

so schönes, herrliches, glänzendes Bild durch seine Seele gezogen war. Er verließ die Chaussee und hatte nach einer halbstündigen Wanderung die Königsbronner Mühle erreicht. Es war ein großes, stattliches Gebäude, das Haus, wo der Müller wohnte, und wo sich die Mühlwerke befanden, dicht an eine steile Felswand geschmiegt, wo in einer halb natürlichen, halb künstlichen Wasserrinne ein mächtiger Waldbach aus einem schmalen Seitenthale hervortrat mit so ungebändigter Jugendkraft, daß es ihm ein Leichtes war, vier gewaltige Räder zu treiben. Gegenüber dem Hause lagen Oekonomie-Gebäude, Scheune, Stallungen, vor welchen das Abwasser der Mühlwerke einen ziemlichen Teich mit schönem, klarem Wasser bildete, dessen Ueberfluß erst jetzt als ruhig strömender Bach nach Zwingenberg hinabfloß. Auf dem Teiche und dessen Ufern trieb sich eine zahlreiche Geflügelwelt schnatternd und gakkernd umher. Die Räder der Mühle standen still, denn es war um die Mittagszeit, und Erich scheute sich fast, gerade jetzt einzutreten. Doch blieb ihm keine Wahl, denn der große Hund des Müllers schlug so laut an, daß der älteste Sohn des Hauses unter die Thür trat und ihm freundlich mit der Hand winkte, näher zu kommen.

„Das hat sich gut getroffen," sagte der alte Müller, als Erich in die Stube trat, „mir scheint, eine dicke Nudelsuppe, mit einem guten Huhne darin, ist Ihre Lieblingsspeise, und wenn das auch nicht der Fall wäre, so haben wir noch etwas Anderes, mit dem Sie fürlieb nehmen müssen — es ist gern gegeben."

Es wurde ein Teller für den Gast aufgesetzt, und da er wußte, wie es der alte Müller gern hatte, so griff er herzhaft

einer ganz anderen und merkwürdigen Umgebung. Der Thorweg führte in den weiten unteren Theil des Hauses, ein großes Gemach, das auf Holzpfeilern ruhte und verschiedene Abtheilungen hatte. Die, zu welcher wir herein traten, war leer und halbdunkel; doch strahlte aus dem Hintergrunde heller Feuerschein und wir hörten nicht allein den Klang von menschlichen Stimmen, sondern auch Guitarren-Accorde und das Knackern von Castagnetten. Das versprach schon etwas.

Wir schritten ermuthigt weiter und kamen bald in das eigentliche Wohnhaus, das auch hier zugleich Küche und Aufenthalt der Gäste war. Ach! hier sah es bunt und malerisch, ja in der That recht heimlich aus. Auf der Herdplatte am Boden brannte ein so riesenhaftes Feuer, daß die Flamme bis hoch hinauf in den Schornstein fuhr. Zu beiden Seiten desselben, auf Bänken, Stühlen und Fässern, saß und lag eine ganz auserlesene Gesellschaft: Maulthiertreiber, Krämer, Wegschützen, Contrebandiers, kurz, ein Dutzend Männer in der ungezwungensten Haltung, in meistens recht lumpigen, aber dabei nicht übel aussehenden Costumes. Einer arbeitete auf der Guitarre herum, sang auch zuweilen eine Strophe, bei deren Refrain die Anderen einfielen, mit den Händen klatschten, oder, die Fäuste unter den Kopf gestemmt, lächelnd zuhorchten. Es war eine malerische, bewegte Gruppe, der das flackernde Herdfeuer die prächtigste Beleuchtung verlieh und durch den hin und wieder zuckenden Schein die blitzenden Augen und das lebendige Mienenspiel noch erhöhte; denn bald fuhr ein leichter Schatten über die Köpfe, bald wurden sie wieder hell bestrahlt von der röthlichen Gluth.

Vor dem Feuer aber stand ein Mädchen, dessen Gesicht wir nicht sehen konnten, da es uns den Rücken wandte. Sie dirigirte eine große Bratpfanne, welche auf einem eisernen Untersatz ruhte und in der es prasselte und schmorte. Sie mußte jung sein, das sah man an dem leichten zierlichen Wuchse, auch gewiß schön, denn die jungen Burschen um das Feuer wandten bei irgend

zu, als ihm die vortreffliche Suppe mit einem tüchtigen Stücke ſchneeweißen Huhnes vorgelegt worden war.

An dem großen, viereckigen Tiſche war die ganze Familie verſammelt, lauter geſunde, ſchöne, kräftige Menſchen, obenan der alte Müller mit ſeinem weißen Haar und buſchigen Augenbrauen über den klaren, durchdringenden Augen, deren Ernſt übrigens, ſobald er zu ſprechen anfing, dadurch gemildert wurde, daß ſich alsdann, mit wenigen Ausnahmen, ein freundliches, faſt ſchalkhaftes Lächeln auf ſeinen Lippen zeigte. Natürlich war er das Haupt der Familie und der unumſchränkte Herr im Hauſe, letzteres um ſo mehr, da ſeine Frau ſchon vor Jahren, bei der Geburt ihres jüngſten Sohnes, den wir bereits in Erich's Schule kennen lernten, geſtorben war und die älteſte Tochter Roſine, ein kräftiges Mädchen von vielleicht dreißig Jahren, dem Hausweſen vorſtand. Rechts und links vom Müller ſaßen ſeine beiden Söhne Johannes und Gottfried, der erſte älter, der zweite jünger als die Schweſter, und unten am Tiſche, neben dem kleinen Friedrich, eine alte Anverwandte, Jungfer Lene, gewiſſer Maßen das Factotum des Hauſes, die ſich gern mit Träume-Auslegen und Prophezeiungen abgab und dadurch den alten Müller ſtets veranlaßte, gerade von dem, was ſie im Schlafe oder im Kaffeeſatze geſehen haben wollte, das Gegentheil zu thun.

Alles in dem Zimmer, die alten, aber ſoliden Möbel, das feine Tiſchzeug mit dem ſchweren, gediegenen Porcellan-Service, zeugte eben von Wohlhabenheit, und war Alles einfach, aber im höchſten Grade reinlich, und doch ſah man auch Luxusmöbel in dem weiten, geräumigen Gemache, deſſen Decke ſo wie der untere Theil der Wände aus Holzvertäfelung beſtand,

die vor Alter dunkelbraun geworden war. So ein sehr bequemer Lehnstuhl neben dem großen Kachelofen und in der Ecke des Zimmers ein verschlossener Glasschrank mit einer Sammlung reich und stattlich aussehender Gewehre und anderer Jagdgeräthschaften. Die fast städtische Kleidung des Müllers ist uns schon von früher her bekannt, und eben so, obgleich sehr einfach, trug sie auch Rosine, während Gottfried, der jüngere Sohn des Hauses, in einem schmucken Jagdanzuge wie gerade aus der Residenz gekommen zu sein schien. Johannes allein zeigte an seinem weiß bestaubten Haar so wie an Mehlflecken auf seiner Jacke, die allerdings auch von gutem Tuche war, die Spuren der Arbeit.

Nachdem die Mahlzeit beendigt war und Jungfer Lene den kleinen Friedrich fortgeschickt hatte unter dem Vorwande, er müsse den Katzen Heu aufstecken, lehnte sich der alte Müller in seinen Stuhl zurück und reichte Erich seine Hand, indem er sagte: „Jetzt heiße ich Sie noch einmal willkommen, Herr Provisor, und will auch jetzt gern hören, daß es nicht nur für ein einfaches Mittagsessen ist, weßhalb Sie zu uns kamen, sondern daß Sie eine Zeit lang hier bleiben wollen; da helfen keine Einwendungen, die Rosine wird eine Wohnung für Sie besorgen, zu der es bei uns wahrlich an Platz nicht fehlt."

„Dagegen will ich auch gar keine Einwendungen machen, sondern ehrlich gestehen, daß ich hergekommen bin mit der Bitte, ob Sie mich nicht ein paar Tage dabehalten wollen. Es ist drüben in Zwingenberg ein neuer Lehrer eingezogen, und der Herr Pfarrer findet, daß ein Gehülfe für denselben unnöthig sei. Er hat mir deßhalb angezeigt, daß ich das Schulhaus je eher je lieber räumen möge."

„Und der Lehrer war derselben Ansicht? Ist er verheirathet, hat er starke Familie?“

„Er machte keine Miene, mich zu halten. Wie ich glaube, ist er ledig, auch würde ich mich gar nicht genirt haben, denn der Pfarrer, an den er Empfehlungsbriefe hatte, lud ihn ein, in dem Pfarrhause zu wohnen, bis die Lehrerwohnung wieder in einen guten Stand gesetzt worden sei.“

„So, so — pfeift der Wind aus dem Loche? Nun, dann bekommen wir entweder etwas ganz außerordentlich Gediegenes oder einen Hauptlumpen! Waren die Empfehlungsschreiben an ihn oder an sie?“

„An die Pfarrerin, wie ich glaube.“

„Na, da wissen wir schon Bescheid; seien Sie aber froh, daß Sie drunten weg sind. Ehrlich gesagt, in Ihrem Gesichte steht geschrieben, daß Sie nicht zum Schulmeister passen. Ich verstehe das; Sie schauen viel zu frei in die Welt hinaus und können Ihre Augen nicht zur gehörigen Zeit niederschlagen .... — So, er hat Empfehlungsschreiben an die Pfarrerin! Dann wird diese am Ende bedauern, daß Fräulein Selma versorgt ist. Nun, mich geht's weiter nichts an. Also vor der Hand bleiben Sie hier, und wir wollen zu Ihrer Ankunft ein Glas Guten trinken. Jungfer Barbara, fuhr er mit einem schalkhaften Lächeln und einem eigenthümlichen Aufblitzen seiner Augen fort, holen Sie mir eine Flasche von dem gewissen.“

„Gern, Herr Vetter,“ gab die alte Anverwandte zur Antwort, sagte aber darauf mit einem leichten Achselzucken: „Der Herr Proviſor könnte denken, daß ich wirklich Barbara heiße, und doch ist mein Name — Lene — Jungfer Lene....“

„Ganz richtig, Jungfer Lene, und wir werden das nicht

vergeſſen; aber ich muß Ihnen wiederholt verſichern, Jungfer Lene, daß Sie ſo ſehr etwas von einer Jungfer Barbara an Sich hat, die ich früher einmal gekannt, daß mir der Name zuweilen unwillkürlich in den Mund kommt. Nix für ungut!"

Jungfer Lene brachte gleich darauf eine Flaſche, aber von einer anderen Sorte, als der Müller gewünſcht, weil, ſagte ſie mit großer Wichtigkeit und aufgehobenem Zeigefinger, „um die Flaſchen, von denen Ihr gewollt, eine Spinne ihre Fäden gezogen, ſo daß man nichts herausnehmen konnte, ohne das Gewebe zu zerreißen, und das bringt Unglück, wenn man mit ſolchem Weine Jemandes Willkommen trinkt."

„Darin hat die Lene Recht," verſetzte der Müller mit großer Wichtigkeit, „und darum bitte ich Sie, dieſe eine Flaſche wieder hinunterzutragen und dafür zwei von den andern heraufzuholen, dann wird's nimmer ſchaden.

Die zwei Flaſchen kamen denn auch und wurden von dem Müller, von Gottfried und von dem Gaſte geleert, während Johannes in die Mühle gegangen war und ſich die beiden Frauenzimmer zu ihren häuslichen Geſchäften entfernt hatten.

Dann erzählte Erich von dem Manöver, welches er heute Morgen mit angeſehen, ſo wie auch, auf welche Art er die reitende Batterie vor dem Ueberfalle der rothen Huſaren gewarnt und wie er dadurch mit einem der Cavallerie-Officiere, den die andern Graf Seefeld genannt, in Wortwechſel gerathen.

„Ah, das iſt der!" rief der alte Müller, indem er mit den Fingern einen Marſch auf dem Tiſch trommelte. „Ja, ich glaub's wohl, einer von der Sorte, mit denen ſchlecht Kirſchen eſſen iſt, die des feſten Glaubens ſind, daß die Welt nur allein für ſie da iſt und daß alle anderen Menſchen nur deßhalb vor-

haben, um ihnen auf die Köpfe zu treten, wenn's angeht — einer von denen, für die der Mensch erst beim Baron anfängt! Blaues Blut! blaues Blut!"

„Kennen Sie die Familie Seefeld, Herr Burbus?"

„Ob ich sie kenne! Drüben in dem Schöneichenwalde sind wir Nachbarn. Ich werde Sie einmal da hinaufführen; es ist lehrreich. Da haben die Seefeld einmal vor Jahren gegen alles klare Recht mit meinem Schwiegervater und mit mir einen Proceß angefangen wegen einer an sich unfruchtbaren Schlucht, die aber einen vortrefflichen Wildwechsel hat. Sie behaupteten, die Schlucht gehöre ihnen; wir bewiesen ihnen aus Documenten das Gegentheil und gewannen auch nach hartem Streite den Proceß. Dazumal waren alle Nachbarn erstaunt, daß wir gemeinen Leute es überhaupt gewagt, mit dem vornehmen Grafen zu procesſiren, ja, es waren unter diesen Nachbarn Subjecte genug, die uns aus dem Wege gingen. Aber wir gewannen den Proceß, die Schlucht blieb unser und noch eine mächtige, hundertjährige Linde auf dem anderen Ufer, ein Baum, für den uns die Holzhändler schon öfter eine Masse Geld geboten; aber sie steht noch da und wird auch hoffentlich stehen bleiben, so lange meine Kinder und Kindeskinder die Mühle im Besitze haben."

Der alte Müller lächelte vergnügt vor sich hin und trommelte stärker auf dem Tische, als er nach einer Pause sagte: „Damals, als ich noch jünger war, hatte ich noch heißeres Blut und war zu lustigen Streichen aufgelegt, weßhalb ich denn auch die alte Linde zu einem Denkmale unseres Sieges machte und in die Rinde auf der anderen Seite ein elegantes Z und T einhieb — zum Trutz, wie es heißen sollte und wie sie es auch

verſtanden. Freilich ſagte mir einmal einer der Jäger von drüben, es wäre ſchade, wenn ein ſo ſchöner Baum einmal anfing zu kränkeln und einginge, oder wenn er einmal durch Unvorſichtigkeit vom Feuer verzehrt würde, worauf ich ihm zur Antwort gab, das müſſe man dem Himmel anheimſtellen, der eben ſo gut einzelne Bäume verdorren oder verbrennen laſſen könne, als ganze Wälder bei einem ſoliden Nordwinde; das verſtand er und ging davon.

„Und jener Huſaren-Officier iſt der Sohn des Grafen Seefeld?“ fragte Erich.

„O nein, er iſt der Sohn eines jüngeren Bruders desſelben, der aber ſchon lange todt iſt, wurde indeß von dem jetzigen alten Grafen adoptirt und wird einſtens der Erbe des ganzen, ungeheuren Vermögens!“

„So hat der jetzige Beſitzer keine Kinder?“

„Nein, war auch bis vor fünf oder ſechs Jahren unverheirathet, ein alter Junggeſelle, der nur zur Jagdzeit hieher kam, ſonſt aber in der Reſidenz lebte oder auf weiten Reiſen in Italien, Frankreich und England ſich befand. Und wie hat er gelebt! Wenn der nicht von ſeinem Vater und ſeiner Mutter neben Millionen eine unverwüſtliche Geſundheit geerbt hätte, ſo müßte ſchon lange gar nichts mehr von ihm da ſein! Freilich iſt er auch jetzt nur noch der Schatten von einem Menſchen, aber der lebt trotz alledem immer noch in den Tag hinein — in die Nacht hinein, ſollte ich eigentlich ſagen, denn am Tage ſchläft oder ruht er und wird erſt mit den Fledermäuſen lebendig, um alsdann erſt wieder beim letzten Hahnenſchrei in ſein Bett zu kriechen. Dabei hat er noch, wie ich vorhin andeutete, vor fünf oder ſechs Jahren geheirathet, und zwar eine

junge, wenige zwanzig Jahre alte Dame, ebenfalls eine Gräfin Seefeld, damit auch deren Vermögen wieder bei der Familie bliebe. Dieſe junge Dame ſollte oder wollte einen jüdiſchen Baron heirathen, was dem alten Grafen als eine ſolche Abnormität erſchien, daß er ſich ſelbſt opferte, wie er ſagte, um die erlauchte Familie vor einer ſolchen Mesalliance zu bewahren. — Doch was gehen uns dieſe Geſchichten an! Gratuliren können Sie ſich übrigens, daß der junge Graf trotz alledem heute Morgen bei guter Laune war oder ſonſt durch etwas abgehalten wurde, ſonſt würde er ſich nichts daraus gemacht haben, Sie wirklich von Ihrem Meilenſteine herabzuſuchteln."

„Und das hätte allerdings ein großes Unglück geben können," erwiederte Erich, finſter vor ſich niederblickend.

„Denken wir nicht mehr daran," fuhr der alte Müller heiter fort; „trinken wir unſeren guten Wein und loben Gott, daß wir ſo geſtellt ſind, um nicht jene Kreiſe berühren zu müſſen."

Doch konnten Erichs Gedanken noch nicht ſo bald wieder loskommen von dem blaſſen, unangenehmen Geſichte des Huſaren-Officiers mit dem verächtlichen Zucken um den Mund, und er ſagte nachdenkend: „Nun, hoffentlich werde ich ihm in dieſem Leben nicht mehr begegnen, wüßte nicht, wie ſich unſere Fahrt kreuzen ſollte."

„O, das könnte, denk' ich mir, ganz leicht geſchehen, wenn Sie, wie ich hoffe, eine Zeit lang bei uns bleiben; denn der junge Graf, dem es durch ſein koloſſales Vermögen auch nicht an der Liebe und Achtung ſeiner Vorgeſetzten fehlt, verbringt einen guten Theil der Jahreszeit hier draußen bei ſeinem Onkel und Vormund, welcher ſelbſt vom Anfange des Mai meiſtens

bis Ende December auf ſeinem Schloſſe verweilt. Und das iſt die einzige reſpectable Seite, die ich an ihm kenne, hat mir auch immer zu denken gegeben, daß, wenn man ihn in ſeiner Jugend zu beſſeren Dingen angehalten hätte, als allein zum Reiten, Fahren und Jagen — wiſſen Sie, die anderen Götter, Bacchus und Venus, kommen von ſelbſt dazu —, ſo hätte etwas Geſcheites aus ihm werden können; denn Liebe zu der ſchönen Natur kann man ihm nicht abſprechen, und wo die einmal iſt, da iſt auch nebenbei ein fruchtbares Feld, auf dem ſich das Nützlichſte und Beſte anſäen läßt. Auch Sie haben Liebe zur Natur, das ſehe ich an dem Glanze Ihrer Augen, mit dem Sie mich gerade jetzt anhören."

„Gewiß, und es ſind meine ſchönſten Erinnerungen, die an Wald und Feld, an den klaren Himmel, an den Geſang der Vögel, beſonders an den Schlag der Lerche."

„Na, das will bei Ihrer Jugend und Ihrem Bischen Erfahrung noch ſehr wenig heißen!" lachte der Müller. „Aber ſehen Sie mich einmal an, mich trieb es aus der engen, dumpfen Stadt wieder hinaus in Gottes freie Natur, unter den Dom von Bäumen, den ſich der Schöpfer ſelber aufgebaut ſo hoch da droben, wie es in einem ſchönen Liede heißt — und das, nachdem ich zwanzig Jahre dort zugebracht, unter meinen Mitbürgern eine ehrenvolle Stellung eingenommen, eine Stellung, in der ich mir Vermögen erworben und in der ich, wie ich mit Stolz ſagen kann, manches Gute gewirkt. Und aber trotz alledem fehlte uns immer etwas da drinnen, mir und meinem guten Weibe, und wenn wir in unſerer behaglichen Wohnung ſaßen, ſelbſt im Winter, wenn der Schnee unter den Rädern der Wagen knirſchte oder der Sturmwind an der Ecke des Hauſes

brüllte, ſo erinnerten wir uns trotz der weichen Teppiche, auf denen wir gingen, trotz des flackernden Kaminfeuers und trotz der hell erleuchteten Straße ſo gern und lebhaft an die weite, freie Schneelandſchaft da draußen, an die mächtigen Bäume, die jetzt allerdings mit dürren Aeſten im Winde ſo geheimnißvoll rauſchten, an den ſchäumenden Bach, der an einem hellen Winterſonnentage ſo unvergeßlich blinkte und ſtrahlte, ja, an die Eiszapfen des alten Mühlenwehrs, die im Winkel hinter den großen Rädern eine Rieſenorgel von Eiskryſtallen bildeten, zwiſchen welchen der Wind auch keine ſchlechte Melodie pfiff!"

„Ah, Sie erinnerten ſich alles deſſen! So waren Sie früher auch auf dem Lande?"

„Das will ich meinen! Geboren und in den erſten Jahren erzogen, und zwar in derſelben Mühle, in der wir jetzt ſitzen; allerdings nicht unter dem gleichen Dache, denn das war damals etwas baufällig und von Stroh.

„Wir Alten aber," fuhr der Müller nach einer Pauſe fort, während welcher er ein Glas Wein behaglich ausgetrunken, „hätten der Kinder wegen dieſe Sehnſucht wahrſcheinlich niedergekämpft, bis man uns den hölzernen Frack angezogen und dann allerdings auf andere Art der Natur zurückgegeben hätte. Aber gerade die Kinder waren es, die dabei den Ausſchlag gaben, denn auf ſie, auf die Buben nämlich, waren die Neigungen der beiderſeitigen Großväter übergegangen — Müller vom reinſten Waſſer, denn auch meine Frau, meine gute Sibylle, war eine Müllerstochter.

„Johann, der Aeltere, warf ſich mit Leidenſchaft auf die Mechanik, hauptſächlich auf den Mühlenbau, und der da, der Gottfried, wurde Land- und Forſtwirth, beſonders das Letztere,

wie Sie an ſeiner grauen Juppe bemerken werden, ſo wie an dem Jägerhute dort mit Spielhahnfeder, und auch an der Gewehrſammlung in der Ecke, die ſein ſpecielles Eigenthum iſt.

„Da wurde plötzlich dieſe alte Mühle, die ſchon längſt in andere Hände übergegangen war, dem Verkaufe ausgeboten, und nicht nur dieſe allein, ſondern auch ein benachbarter Bauernhof mit einem außerordentlich großen und ſehr ſchönen Areal von Fruchtfeldern und Wald, weßhalb ich zu meiner Alten ſagte: ‚Die Mühle will ich kaufen und daraus einen Sommeraufenthalt für uns Beide machen.‘ Denn damals hatte ich ſchon vor, meine ſtädtiſche Praxis zu vermindern. Bei dem Worte „Praxis“ ſehen Sie mich erſtaunt an; ja, ich habe in meiner Jugend Allerlei gelernt, wie Sie ſpäter hören werden. Meiner Frau war es recht, daß ich die Mühle kaufte, aber nicht nur dieſe, ſondern den Bauernhof dazu unter der Hand, und hatte ich daran ſehr klug gethan, denn unſere Nachbarn, die Seefelds, ließen mir, als ſie von dem Kaufe hörten, einen tüchtigen Nutzen bieten, wenn ich ihnen die Grundſtücke abtreten wolle. Ich aber ſagte quod non und legte dadurch allerdings den Grund zur Verſtimmung gegen mich, die dann auch unter Anderem zum Ausbruche kam bei dem früher erwähnten Proceſſe um die Schlucht. Mit dieſem Kaufe übrigens hatte ich einen Anker hier ausgeworfen, der unſer Lebensſchiff langſam aus ſeiner Bahn zog und hieher dirigirte.

„Zuerſt war es Johannes, der ſich in das alte Mühlwerk feſtbiß und darin hantierte, daß im wahren Sinne des Wortes Trümmer und Späne umherflogen, ja, er fing an zu repariren, bis beinahe kein Stein von den alten mehr auf dem anderen war und aus der ärmlichen Waldmühle das ſtattliche Gebäude,

einem Worte des Liedes lachend ihre Augen nach ihr hin, worauf sie den Kopf zurückwarf und etwas erwiederte, was ich nicht verstand.

Der Wirth des Hauses ließ uns übrigens keine Zeit, die Gruppe um das Feuer näher zu betrachten; er schritt uns voran durch den entfernt vom Herde immer dunkler werdenden Raum. Hier waren rechts und links an der Mauer schon besetzte Schlafstätten, ein Bund Stroh, eine wollene Decke, einige Maulthiersättel und Geschirre, deren Messingzierrathen zuweilen leise klirrten, wenn sich der Schläfer herumwarf, oder die aus irgend einer Ecke hervor im Wiederschein des Feuers glänzten, eben so wie manches leuchtende Augenpaar, das sich bei unserem Vorüberschreiten öffnete und seufzend wieder schloß.

Das uns angewiesene Zimmer war nun eigentlich nur die durch eine dünne Wand geschiedene Fortsetzung des scheunenartigen Hauses. Die Dachsparren gingen an einer Seite bis tief herunter; mit dem Verschluß der Ziegel auf denselben hatte man es nicht sehr genau genommen; denn wenn man eine geeignete Stelle traf, so sah man deutlich die Sterne durchschimmern, das einzige Behagliche in demselben war neben dem in der That gutmüthigen und freundlichen Gesicht des Wirthes und der Wirthin ein großer Brassero voll glühender Kohlen, der eine angenehme Wärme ausströmte.

Was nun das Bett anbelangt, so war es dem Lager Don Quixote's in dem Abenteuer mit der Asturianer Magd so erschreckend ähnlich, daß ich nicht umhin kann, die Worte des spanischen Dichters hier abermals zu erwähnen. „Es war," so sagt er, „auf zwei ungleichen Brücken erbaut, über welche man vier ungehobelte Bretter legte, auf diese wurde eine Matratze, nicht dicker als eine Decke ausgebreitet, voller Knollen, die, wenn man nicht an einigen gewissen Stellen gesehen hätte, daß sie Wolle waren, man dem Gefühle nach wohl für Kiesel hätte halten können; dazu zwei Betttücher aus steifem Leder und eine Bettdecke, deren Fäden man,

wie es heute da ſteht, geworden, mit einem Mühlwerke, vor dem ſelbſt die Bauern, die ſelten etwas Neues anerkennen, reſpectvoll den Hut zogen; ja, die Dreſchmaſchine, vielleicht die erſte in Deutſchland, die wir aufſtellten, ſahen ſie als eine Art Hexenwerk an.

„Dann kam der da, der Land- und Forſtmann, und trieb es auf ſeine Weiſe, und nicht ſchlecht, wie ich zugeſtehen muß. So waren ein paar Jahre vergangen, und wir Alten waren abſichtlich fern geblieben, um uns überraſchen zu laſſen. Auch drohte damals etwas über unſerem Leben, was uns vielleicht für immer in der Stadt zurückgehalten hätte. Man bot mir nämlich die Oberleitung eines großen Spitales in der Stadt an."

„So waren Sie Arzt?" fragte Erich mit dem Ausdrucke des höchſten Erſtaunens.

„Ja, mein Lieber, ich war ſo frei, mit tauſend anderen gewiß ehrenwerthen Männern an der Menſchheit herumzupfuſchen, mit verbundenen Augen nach dem gewiſſen Topfe zu ſchlagen und leider auch häufig den Kranken zu treffen, anſtatt die Krankheit. Doch war ich vor allen Dingen Chirurg, und da ſieht man ſchon mehr wie und wo, als bei dem Departement des Innern, bei dem man noch immer die große Frage aufwerfen kann, ob die Heilung eines tieferen Leidens oder das Mißlingen dieſer Heilung ein Ungefähr iſt.

Man durchſtudirt die groß und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu laſſen,
Wie's Gott gefällt!

hat ein ſehr großer Mann geſagt, und unter den ſehr kleineren Männern fand auch ich, wie Recht er damit hatte. Nebenbei hat Alles ſeine Gränzen, auch die Ausübung der Chirurgie,

ſelbſt für eine geſchickte Hand, wenn der Mann dieſer Hand zu fühlen anfängt, daß dieſelbe Momente des Zitterns hat. Doch genug davon. Ich ließ meiner Frau die Wahl, ob ſie Medicinalräthin, ſpäter einmal Frau von Burbus werden wolle, oder Müllerin ſchlechtweg, und da ſie ſich ohne alles Bedenken mit tauſend Freuden für Letzteres entſchied, ſo machten wir uns dieſes Privatvergnügen und daneben auch den guten Leuten in der Reſidenz den großen Spaß, mich trotz alledem für einen erzdummen Kerl zu halten, was mir indeſſen ſehr gleichgültig war, denn ſo viel kann ich Ihnen verſichern, junger Schulamtsbefliſſener," ſetzte er jovial hinzu, „daß, wie beim Militär ein Feldzug für zwei gewöhnliche Dienſtjahre zählt, ſo ebenfalls ein Jahr Landaufenthalt mit all ſeinen Freuden für zwei in der dumpfen Stadt.

„So," ſagte der Müller, indem er bedächtig den Reſt der zweiten Flaſche vertheilte, „das von meiner früheren Lage habe ich Ihnen alles erzählt, weil auch Sie mir ſchon früher Ihr kurzes Leben geſchildert, weil eine Ehre der andern werth iſt und weil Sie wiſſen müſſen, unter weſſen Dach Sie leben.

„Daß der Herr Pfarrer Ihrem Zeugniſſe," ſetzte er lachend hinzu, „über fortgeſetzten Lebenswandel noch ein paar dicke Striche zuſetzt, wenn er erfährt, daß Sie bei mir ſind, das haben Sie allerdings zu überlegen; ich will Ihnen aber auch, was dieſes Verhältniß anbelangt, einen eben ſo klaren, reinen Wein einſchenken, als Sie in Ihrem Glaſe haben, und das iſt bald geſchehen. Daß ich auch hier außen das Recht zu prakticiren habe, verſteht ſich von ſelbſt, eben ſo, daß ich zum Beſten meiner Nachbarſchaft davon Gebrauch mache. Nun aber iſt der Arzt dieſes Kreiſes ein Bruder der Frau Pfarrerin, und ſo

können Sie denken, in welches Wespennest ich gestochen beim ersten armen Bauernburschen, dem ich einen zerbrochenen Fuß einrichtete, und nicht schlecht, darauf können Sie sich verlassen. Apropos," unterbrach er sich plötzlich, aus seiner bequemen Stellung im Stuhle auffahrend, „sieh' doch einmal nach, Gottfried, ob Jemand droben bei unserem Gaste ist, das heißt, Jemand, der ihn ermahnt, seine nassen Umschläge gewissenhaft zu erneuern."

„Ich werde nachsehen," sagte der Angeredete aufstehend; „an den schlurfenden Fußtritten droben glaube ich aber zu hören, daß die Lene bei ihm ist."

„In dem Falle bin ich ruhig, denn sie wird schon dafür sorgen, daß der Umschlag statt alle zehn alle fünf Minuten erneuert wird. Hat es ihr doch von einem Unglücksfalle geträumt, und zwar daß eine Schwalbe auf den Boden niedergefallen und mit einem fürchterlichen Krachen in vier Stücke zerbrochen, worauf dieselben ins Wasser gesprungen seien und nicht nur plötzlich wieder ganz geworden, sondern als weiße Taube davongeflogen.

„Also hat Wasser dieses Wunder bewirkt, und wird sie deßhalb mit demselben auf die verschwenderischste Art umgehen; wie allerdings der Artillerie-Officier sich später in eine weiße Taube verwandeln soll, davon habe ich doch noch keinen rechten Begriff.

„Sie sehen mich fragend an," wandte er sich an Erich, nachdem Gottfried fortgegangen war, „es ist allerdings ein Artillerie-Officier, der droben bei mir in Pflege und Behandlung ist; sie machten gestern da drüben in dem coupirten Waldterrain allerlei halsbrechende Manöver mit ihren Kanonen, unter

Anderem „Kehrt“ in einem ſehr ſchmalen Hohlwege, wobei das Pferd eines Officiers ſo unglücklich ſtürzte, daß er ſich das linke Handgelenk ſtark verrenkte. Da ſie keinen Arzt bei ſich hatten und er heftige Schmerzen litt, ſo ritt er hieher, und ich fand es für gut, ihn da zu behalten.

„Jetzt wollen wir aber unſere lange Tafel aufheben,“ ſagte der alte Müller, trotz ſeiner Jahre raſch und lebhaft aufſtehend, „und nun, nachdem Sie bei mir gegeſſen und getrunken, ſeien Sie mir noch einmal herzlich willkommen!“

Er ſtreckte Erich ſeine beiden Hände entgegen und fuhr alsdann in einem warmen, faſt innigen Tone fort: „Nehmen Sie das nicht leicht, wenn ich Sie auf dieſe Art willkommen heiße, ich bin nicht ſo freigebig damit; doch ſagen mir Ihre freie Stirn, Ihre klaren Augen und Ihr offenes Weſen, weß Geiſtes Kind Sie ſind. Und ich weiß nicht, Sie erinnern mich in Ihrer ganzen Art, zu ſein, an einen Jugendbekannten, der trotz mancher leichtſinniger Streiche ein tüchtiger Kerl geworden iſt. Nun, die leichtſinnigen Streiche brauchen wir gerade nicht, wollen aber auf das Andere hoffen.“

Erich wollte ihm herzlich danken, doch verbat ſich das der Müller, indem er ſagte: „Wofür wollen Sie mir danken? Für das Bischen Eſſen und Trinken, das ich Ihnen gebe, oder für einen Platz in meinem Hauſe? Iſt nicht der Mühe werth, hoffnungsvoller Proviſor! Wenn Sie aber einmal einen recht guten Rath von mir kriegen, dann will ich Ihre Erkenntlichkeit annehmen.“

Gottfried kam mit der Meldung zurück, daß allerdings die Lene droben ſei und daß der Fußboden im Waſſer ſchwimme. Auch habe der Lieutenant gebeten, einen Auftrag für ihn an

ſeinen Batterie-Chef zu beſorgen, der heute Nacht auf dem Haidenfeld mit den übrigen Truppen im Bivouac ſei.

„So reite hinüber und richte deinen Auftrag aus. Oder meinſt du anders?“

„Wenn es dir recht wäre, ſo nähme ich meinen Jagdwagen und führe mit Friedrich und unſerem Gaſte hinüber.“

Erich's Augen ſtrahlten vor Freude, was der Thalmüller bemerkte und ſogleich zur Antwort gab: „Wenn es dir Vergnügen macht und den beiden jungen Leuten, ſo habe ich nichts dagegen. Nimm aber einen ſicheren Knecht mit, denn deine Pferde ſind unruhig, damit, wenn ihr abſteigt und unter den Truppen umherlauft, nichts geſchieht. Noch Eines,“ ſetzte er hinzu, als Gottfried zum Weggehen ſchon die Thür in der Hand hatte — „du haſt gewiß aus deinem Kleidervorrathe noch eine Joppe für den angehenden Schulmeiſter. Er ſchont dadurch ſeinen langen, ſchwarzen, friedlichen Rock und hat auch heute Abend wärmer, wenn ihr nach Hauſe fahrt.“

„Wir wollen ihn ſchon umkleiden,“ ſagte Gottfried lachend; „und dann will ich ihm auch ſein Zimmer zeigen. Die blaue Stube, denke ich, neben meiner Wohnung?“

„Ja, ja, gib ihm die blaue Stube,“ pflichtete Herr Doctor Burbus bei und ſetzte alsdann, wie über etwas nachdenkend, hinzu: „Hatten Sie damals kein Gepäck bei ſich, als ich Sie nach Zwingenberg mitnahm?“

„Nein, damals nicht, ich . . . .“

„Thut auch nichts, in Ihrer Jugend braucht man nicht viele Geſchichten. Etwas Wäſche ſteckt man in die Taſche.“

„Ich hatte damals,“ vollendete Erich mit einem Ausdrucke der Sicherheit ſeinen Satz, „meinen Koffer mit Kleidern und

Büchern vorausgeſchickt und habe ihn jetzt im Schulhauſe ſtehen laſſen, weil ich nicht wußte . . . .“

„Ob wir Sie hier aufnehmen würden; ja, ja, ich begreife das. Der Andres ſoll nach dem Schulhauſe gehen und die Effecten des Herrn Proviſors abholen; doch wird es gut ſein, wenn Sie ihm etwas Schriftliches mitgeben wollen. Ordnung muß ſein!“

Neuntes Kapitel.

Von dem Leben im Bivouac, ein rein militärisches Kapitel, obgleich Zigeuner und Gaukler darin vorkommen.

Die Truppentheile, von denen wir einige bei Zwingenberg manövriren sahen, Artillerie, Infanterie, Cavallerie, auch ein Brückentrain, setzten dieses artige Militärvergnügen noch eine Zeit lang im Laufe des Tages fort und verknallten recht viel Pulver auf eingebildete Feinde; ja, es wurden auch mitunter Heldenthaten verübt, wunderbare Proben von Ausdauer und Standhaftigkeit abgelegt, sowohl beim Marschiren als Exerciren, sowohl beim Langsam- und Schnellfeuer als in der Attaque auf die Wagen und Körbe der Marketenderinnen bei den verschiedenen Halt- und Ruhepunkten. Auch hatte sich Se. Excellenz im Allgemeinen mit dem heutigen Manövertage zufrieden erklärt, und darauf im Speciellen ebenfalls die Führer der einzelnen Truppentheile bis herab zu den betreffenden Compagnie-Chefs — eine Art von Vorgesetzten, die nie zufrieden ist — auf deren langer Brühe von Vorwürfen und Ermahnungen nur einzelne und sehr bedingte Lobsprüche als ziemlich dürre Lorberblätter schwammen.

Darauf ſollte das ganze Armeecorps bivouakiren, und zwar jeder Truppentheil auf der Stelle, wo die letzten Schüſſe gewechſelt worden waren. Daß während dieſes Bivouacs noch das außerordentliche Vergnügen einer allgemeinen Allarmirung bevorſtand, war ein großes Geheimniß, aber ein ſo öffentliches, daß beinahe jeder der Officiere bis zum Hauptmanne herab wenigſtens annähernd ganz genau die Stunde wußte, wo er überraſcht werden ſollte. Ein ſolches Bivouac, zumal bei erträglichem Wetter oder wenn man nicht gar zu dicht vor dem Feinde liegt, hat im Frieden ſeine recht behaglichen Seiten, wogegen das Bivouakiren im Kriege zu den unangenehmſten Dingen der armen Soldaten gehört, Soldaten hier in der weiteſten Bedeutung des Wortes, mindeſtens bis zum Regiments-Commandeur hinauf, der vielleicht unter dem Schutze eines alten Pferdeteppichs auch keine großen Annehmlichkeiten auszuſtehen hat.

Doch waren es dazumal friedliche Zeiten. Der klare Himmel eines ſchönen Herbſtabends ſpannte ſich über einen recht trockenen Boden aus; Holz zu den Wachtfeuern war in Maſſe auf die verſchiedenen Lagerplätze geſchafft worden. Das Manöver des Abkochens für die Truppen ſollte vermittels genügender Fleiſch- und Kartoffelvorräthe ebenfalls ausgeführt werden, und was zu dieſer feſten Nahrung der Soldaten die flüſſige, geiſtige betraf, ſo waren neben der Sorge dafür von oben herab auch die Marketenderinnen mit gefüllten Wein- und Branntweinfäßchen zur Stelle.

Das Bivouac der Brigade, zu der auch die Batterie gehörte, deren Premier-Lieutenant verwundet im Hauſe des Müllers zurückgeblieben, wie wir bereits wiſſen, lag eine gute Stunde

von der Mühle entfernt auf einem recht passenden, ja, sogar behaglichen Platze. Es war dies ein ziemlich weites Thal, von niedrigen Hügeln umgeben, von der breiten Landstraße durchschnitten, deren eines Ende durch einen künstlichen Verhau gegen den Ueberfall des Feindes gesichert war, und wo sich zwei Geschütze so wie ein Zug Cavallerie hinter einer doppelten Vorpostenkette von Infanterie als Vorwacht befanden. Hier wurde es für die armen Durchwanderer scherzhaft recht ernstlich genommen und sogar königliche Postwagen durch eine Cavallerie-Patrouille zuerst an das Zelt des Commandirenden geleitet und dann über die Grenze des Lagers gebracht. Andere Wagen und Equipagen, mit Neugierigen angefüllt, so wie auch Reiter und Fußgänger ähnlichen Schlages führte man unter gleicher militärischer Begleitung nach dem Aufstellungsplatze, der für sie bestimmt war, und hier ließ auch Gottfried Burbus seinen Wagen und seine beiden Pferde unter Andreas' Obhut, während er mit Erich und Friedrich durch das Lager schritt.

Noch war es heller Tag und das Lagerbild zeigte sich eben in dem malerischen Durcheinander, da die Soldaten im Begriffe waren, sich für die Nacht so behaglich als möglich einzurichten. Die Cavallerie sattelte ab, die Artillerie schirrte aus, lange Reihen Pflöcke wurden in den Boden geschlagen, die Feuragirleinen herumgezogen und die Pferde daran gebunden, worauf man ihnen die Futterbeutel umhing.

In der fernen Ecke, weit von den Plätzen, wo die Lagerfeuer angezündet werden sollten, richtete man den Artilleriepark ein, zu welchem Zwecke die Geschütze aufs genaueste gerichtet

und in gleichen Intervallen nach der Schnur wie auf dem Exercierplatze neben einander geſtellt wurden.

Die Infanterie hatte ihre Gewehre in Pyramiden zuſammengeſtellt, Torniſter und Lederzeug daneben auf den Boden gelegt, und hier bei dieſer, die ſich nicht mit der Wartung der Pferde abzugeben hatte, ſah es am allererſten behaglich aus. Auf der entgegengeſetzten Seite des Artillerieparks brannten ſchon die Kochfeuer und ſchmorten die Kartoffeln mit Speck, Reiß und Waſſer zu einer angenehmen Brühe zuſammen, in Erwartung welches Nachteſſens ſich alle die von der Mannſchaft, welche nicht mit einem der vielen Dienſte, die es im Bivouac gibt, bedacht waren, in Gruppen zuſammenſitzend oder bäuchlings auf der Erde liegend mit aufgeſtützten Ellenbogen, plaudernd und rauchend unterhielten, auch wohl eine gefüllte Schnapsflaſche herumgehen ließen oder ein heiteres Lied anſtimmten; die Infanterie vielleicht:

Ein Müller in ſeiner Mühle ſaß,
Lauf, Müller, lauf u. ſ. w.;

die Cavallerie:

Wie kommen die Soldaten in den Himmel,
Capitän, Lieutenant?
Auf einem weißen Schimmel.
So kommen die Soldaten in den Himmel,
Capitän, Lieutenant,
Fähndrich, Sergeant,
Nehmt das Mädel bei der Hand,
Kameraden, Solda—a—a—ten!

wogegen die Artillerie ein anderes Lied hören ließ, mit dem Refrain:

ohne ſich um einen zu verrechnen, hätte zählen können, wenn man ſich die Mühe hätte geben wollen."

Obgleich ich überzeugt bin, daß es dem edlen Cervantes ſehr gleichgültig ſein kann, daß ich die Wahrheit ſeiner Schilderung hiemit bezeuge, ſo kann ich es doch bei meiner Wahrheitsliebe nicht unterlaſſen. — Einige Abtrocknung unſerer Stiefel und Strümpfe war das erſte nothwendige Geſchäft, das wir unternahmen. Mit den letzteren ſah es, wenn unſere folgende Tour nicht vom Sonnenſchein begünſtigt war, ſehr traurig aus; wir hatten in unſere Nachtſäcke nur ſehr wenig packen können, bei der großen Eile, mit der wir die Diligence verlaſſen hatten, vorher nicht an unſere Tour denkend.

Nachdem der Wirth unſeren Braſſero geſchürt, ging er, unſer Nachteſſen zu beſtellen, was ungefähr eine kleine halbe Stunde in Anſpruch nahm. In dieſer Zeit machten wir es uns ſo bequem wie möglich und empfingen auch den Beſuch des hier ſtationirten Eiſenbahn-Ingenieurs, eines Bekannten von Herrn B., nach deſſen Befinden er ſich eifrigſt erkundigte. Hier nun kam uns unſere Sprachunkenntniß recht zu Statten; denn da wir jenen Herrn, auf den wir uns beriefen, in unſerem ganzen Leben nicht geſehen, ſo wäre es auch ſehr ſchwierig für uns geweſen, über ſeine Perſon, Aufenthalt und Geſundheit Nachricht zu geben; ſein College mußte alſo unſere gewiß verkehrten Antworten dem angegebenen Grunde beimeſſen. Uebrigens hatten wir im Sprechen doch ſchon einige Fortſchritte gemacht, und im Verlauf unſerer Unterhaltung erzählten wir von den deutſchen Eiſenbahnen, ſogar vom ſchwäbiſchen Alp-Uebergange bei Ulm zur großen Zufriedenheit unſeres Ingenieurs.

Endlich kam das Nachteſſen und nach faſt zwölfſtündigem Faſten und Marſchiren ſahen wir eine übergroße Schüſſel voll Geflügel und Reis mit großem Behagen auftragen. Der gute Ingenieur war discret genug, nicht unſer Gaſt ſein zu wollen, und ſo attaquirten wir unſer Gericht von zwei Seiten mit dem

Wir führen ja den Donner
Der heißen Schlacht!

Wenn man zu diesen verschiedenen Gesängen ein gelegentlich jauchzendes Freudengeschrei aus irgend einem dichten Soldatenhaufen nimmt, das Schnauben und Wiehern der Pferde, irgend ein Hornsignal in der Ferne oder ein Trommelwirbel, und dann mit Einem Male die vollen, prächtigen Klänge der Militärmusik vor dem Zelte des Obersten, so hatte das Ohr schon Beschäftigung genug, während sich das Auge nicht minder beschäftigte mit den oben erwähnten Bivouac-Zurichtungen, wozu noch das Aufrichten weißleinener Officierszelte kam, die wie mit einem Zauberschlage aus dem Boden entstanden, hier und da mit einem bunten Fähnlein geschmückt, oder auch mit einem großen Eichenlaubkranze, den irgend ein poetisch gesinnter Officierbursche an die Zeltstange aufhing.

Das regste Leben und die wechselvollsten, malerischsten Bilder sah man begreiflicher Weise in der Nähe der Holzbaracke des Commandirenden, ein ganz anständiges Gemach, nach einer neuen Erfindung construirt, welche hier zum ersten Male probeweise in Anwendung kam. Vor demselben spielten, wie oben schon erwähnt, abwechselnd die verschiedenen Musikbanden, und um diesen Mittelpunkt schwärmte in engeren und weiteren Kreisen alles, was sich von seinem speciellen Lagerplatze entfernen durfte und gern entfernte, nachdem abgegessen war.

Erich strich mit seinen beiden Begleitern auf dem weiten Platze hin und her, und seine Augen funkelten vor Lust und Entzücken, als er hier alles verkörpert bei einander sah, was schon seit frühester Jugend die Phantasie des Knaben erhitzt

hatte. Bald zog es ihn zur Infanterie hin, die gar ſo vergnüglich bei einander ſaß, lachend und plaudernd, dabei aus kurzen Pfeifen rauchend, und wo die Flaſchen immerfort in der Runde gingen. Gab es doch hier Wetten zu vertrinken und Einſtände zu verzehren, beſonders von Einjährigen und ſonſtigen Freiwilligen, die zum erſten Male Pulver gerochen und dabei glücklicher Weiſe unverwundet geblieben waren. Dann blieb er auch wieder bei der Cavallerie ſtehen, wo Mann und Pferd in gegenſeitiger Anhänglichkeit, in Beweiſen von Sorgfalt und Pflege, ſo wie dafür in freundlicher Zuneigung eine einzige große Familie ausmachten, wo ſchon wegen der Sattelböcke und der großen Pferdedecken mehr Behaglichkeit herrſchte, wo aus Gläſern getrunken wurde und ſtatt der Pfeife häufig Cigarren geraucht. Am ſtärkſten aber feſſelte Erich der Anblick der Artillerie, die blanken und doch ſo ernſten Geſchütze, denen er ſo nahe zu kommen trachtete, als es ihm nur die auf- und abſchlendernden Wachtpoſten erlaubten. Ja, er fand auf dem Lagerplatze der reitenden Batterie eine Veranlaſſung, ſich nützlich zu machen, indem ſein ſcharfes Auge merkte, daß ein munterer Brauner durch Schütteln des Kopfes den Halfterſtrick von der Fourageleine gelöst hatte und gerade im Begriffe ſtand, davonzugehen, um ſich das übrige Lager ein Bischen anzuſehen. Vorſichtig, aber raſch trat Erich an das Pferd und befeſtigte den Halfterſtrick wieder, was ihm einen Lobſpruch von dem herbeigeeilten Unterofficier der Artillerie eintrug.

Dann aber gingen ſie mit einander nach der Baracke des Commandanten, und der junge Forſtmann ſagte, als ſie ziemlich nahe waren, lächelnd zu Erich: „Da werden wir auch

Ihren Freund von heute Morgen finden. Richtig, dort steht er schon! Sehen Sie, neben den beiden Dragonern. Der Husaren-Officier Graf Seefeld!"

„Ja, ja, der ist's!"

„Und da haben Sie auch die ganze Familie bei einander, von der mein Vater heute Mittag erzählte, die Seefelds nämlich. Kommen Sie etwas näher, das ist interessant für Sie!"

Vor dem Gezelte des Commandanten hielt in diesem Augenblicke ein schwerer, eleganter Landau mit zurückgeschlagenem Verdecke, der, wie alle übrigen Equipagen, von einer Cavallerie-Patrouille begleitet worden war und nun ebenfalls bei den übrigen Wagen Aufstellung nehmen sollte; doch sagte der General, der jetzt unter der Thür seiner Baracke erschien, mit einer freundlichen Handbewegung gegen den Ulanen-Officier, der die Patrouille commandirte:

„Lassen Sie es gut sein; wir wollen für dieses Mal eine Ausnahme machen."

Dann trat er an den Wagen, den schon verschiedene Officiere umringt hatten, und reichte dem Darinsitzenden die Hand. Dies war ein sehr alter, in sich zusammengesunkener Herr; er ruhte mehr lang ausgestreckt in seinem Wagen, als er saß, und war dicht in einen weiten Pelz gewickelt, zwischen dessen Kragen von weichem Zobel ein gelbes, schattenhaftes Gesicht hervorschaute. Seine Mütze von Seelöwenfell hatte lange und breite Ohrenlappen, die er mit einer magern und zitternden Hand zuweilen an der betreffenden Stelle zurückschob, um besser hören zu können.

„Wie mich das freut," rief der General, „daß Ew. Er-

laucht trotz des kühlen Herbſtwetters uns die Ehre Ihres Beſuches ſchenken!“

„Ja, ja,“ gab der Angeredete mit einer Stimme zur Antwort, deren Klang man aus dieſem eingeſchrumpften, verſchwindenden Körper nicht erwartet hätte, „habe deßhalb auch gegen meine Gewohnheit verdammt früh aufſtehen müſſen, konnte es aber nicht unterlaſſen, noch einmal alte, vergnügte Zeiten vor meinen Augen erſcheinen zu ſehen. Ha, ha, mein alter General,“ lachte er, „Sie ſehen ein altes, längſt ausrangirtes Cavalleriepferd vor ſich, das immer noch die Ohren ſpitzt, wenn es die Trommel hört! — Aber Sie haben ſich da einen hübſchen Platz ausgeſucht.“

„Es geht ſo, Erlaucht! Doch wären wir gern Ihrer Einladung gefolgt und hätten Ihr Schloß mit Sturm eingenommen; aber mein hochverehrter Chef, Freund und Diviſions-General fürchtete, Ihre reichen Kellervorräthe möchten doch ein Bischen zu luſtig auf die verehrten Officier-Corps einwirken!“

„Unſer verehrter Freund iſt zu ſtreng in und außer dem Dienſte; wollen ihn aber,“ ſetzte er mit einem heiſeren Lachen hinzu, wobei er unter vertraulicher Schließung des linken Auges gegen den General eine abſcheuliche Fratze machte, „wollen ihn aber doch ſo gut wie möglich hinters Licht führen. Habe einen hübſchen Fourgon zuſammenpacken laſſen. Weiß der Teufel, könnte ſchon längſt da ſein; auch deine Tante, Dagobert,“ wandte er ſich gegen den jungen Grafen Seefeld, der an der anderen Seite des Wagens ſtand, wobei er langſam den Kopf herum drehte und dann einen matten Blick über das Feld zu der bewaldeten Anhöhe hinaufgleiten ließ. „Könnteſt einmal

nach ihr sehen, wenn es der Herr General erlaubt; ihre Pferde standen bereit, als ich abfuhr."

„Reiten Sie, mein lieber Graf Seefeld," sagte der General im freundlichsten Tone. „Ah, wir werden das Glück haben, die Frau Gräfin bei uns zu sehen — wie ich mich darauf freue! Reiten Sie, reiten Sie, es ist ein Dienstritt, zu dem ich Sie strengstens commandire!"

Der junge Husaren-Officier schwang sich mit Leichtigkeit auf einen eleganten Braunen, hochbeinig, schlank, von englischer Abkunft, der neben demselben von einem Reiter gehalten wurde, grüßte die Zurückbleibenden, worauf das edle Pferd den breiten Chausseegraben mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit nahm.

„Ein junger, tüchtiger Officier!" sagte der General, ihm nachblickend.

„Sehr jung allerdings, kann vielleicht noch einmal tüchtig werden."

„Hat alle Anlagen dazu, Erlaucht, das steckt im Blut. Hätte heute Morgen mit seinem Zuge beinahe eine feindliche zwölfpfündige Batterie erobert. Würde es im wirklichen Gefechte auch gethan haben, aber wir kennen ja die Artillerie; das gibt bei einem Manöver auch nicht die brillanteste Chance zu, sondern klammert sich fest an den vorgezeichneten Operationsplan, bediente sich auch obendrein eines Spions, um das Herannahen der Cavallerie zu erfahren."

„Nicht schlecht das," lächelte der alte Herr; „aber den Kerl hätte ich hängen lassen!"

„Ja, im Kriege, Erlaucht — aber heutzutage! Nun, seine tüchtige Fuchtel soll er abgekriegt haben; aber wer weiß, ob wir diesen Act der Gerechtigkeit nicht aufs empörendste ver-

dreht, als Mißhandlung dargestellt in den nächsten Tagen in einer dieser naseweisen Zeitungen zu lesen bekommen. Eine schlechte Erfindung, diese Schmierblätter!"

„Eine verruchte Erfindung, mein lieber General! Das war zu unserer Zeit doch ganz anders; zu meiner, sollte ich eigentlich sagen, denn Sie sind ein Jüngling gegen mich."

„Ah, Erlaucht haben sich vortrefflich conservirt!"

„Für meine Siebenzig, vielleicht. Lebe aber auch wie ein Karthäuser. Bin ein förmlicher Bettcinsiedler geworden, und was mich allein aufrecht erhält, ist der Schlaf, wenigstens die Ruhe im Bette. Mache aber auch davon den ausgiebigsten Gebrauch."

Erich, der diese ganze Unterredung mit anhören mußte, stand zitternd vor Zorn neben dem jungen Forstmanne und sagte nun: „O, lassen Sie mich vor und ihm ins Gesicht sagen, daß der gelogen hat, welcher behauptete, ich sei auch nur mit einem einzigen Schlage angerührt worden!"

„Kindereien!" erwiederte Gottfried, indem er den jungen Mann, welcher heftig vorwärts strebte, am Armgelenke faßte und zurückhielt. „Bleiben Sie ruhig da und machen Sie sich keine Ungelegenheiten. Das schwatzt in den Tag hinein und macht sich nichts aus ein paar Dutzend Worten, wenn auch jedes davon ein Schlag ist auf die Ehre seines Nebenmenschen; doch wäre es nicht der Mühe werth, sich derwegen Ungelegenheiten zu machen, und die könnten wir bei einem Zusammentreffen mit denen da wohl haben, wenigstens unseren vortrefflichen Platz hier verlieren, der uns manches Interessante sehen läßt. So unter Anderem die Frau Gräfin, die da eben über dieses Feld gegen uns galoppirt. Ah, eine schöne Frau!"

In der That ſah man von der Anhöhe herab einen kleinen Reitertrupp ſich im vollen Jagdgalopp nähern. An der Spitze ein Dame, eine kecke, verwegene Reiterin, das ſah man an der Art, mit der ſie ihr Pferd, einen ſchönen Rappen, über alle kleinen Hinderniſſe des Bodens, Gräben, Buſchwerk, hinwegſetzen ließ. An ihrer rechten Seite befand ſich Graf Seefeld, an der linken der Stallmeiſter des Grafen, während ein paar Reitknechte in gemeſſener Entfernung folgten.

Der alte Graf hatte ſich mühſam im Wagen umgedreht und ſah der glänzenden Cavalcade mit ſeinen trüben Blicken entgegen, in welchen ein ſchwaches Feuer den vergeblichen Verſuch machte, ein wenig aufzuleuchten. Dabei bewegten ſich ſeine Lippen, als wenn er etwas ſagen wollte; doch begnügte er ſich mit einem freundlich grinſenden Lächeln, als nun die ſchöne Reiterin ihr Pferd neben dem Wagenſchlage parirte, dann den Knopf ihrer Reitpeitſche eine Secunde an den Mund drückte und dieſe hierauf grüßend gegen ihn neigte.

»Bon jour, mon amie!« ſagte Se. Erlaucht. „Wir waren beſorgt um dich, und der Herr General hatte die Freundlichkeit, dir einen ſeiner Galopins entgegen zu ſchicken.“

„Eine liebenswürdige Sorgfalt, Herr General!“ ſagte die ſchöne Frau, heiter lächelnd, wobei ſie ſich tief auf den Sattel verneigte. Dann warf ſie die Zügel ihres Pferdes einem Reitknechte zu, ſtützte ſich leicht auf die Schulter des Stallmeiſters und ſprang gewandt und elaſtiſch auf den Boden.

„Du biſt ein beneidenswerther Neffe!“ ſagte einer der Dragoner-Officiere zu dem jungen Grafen Seefeld.

„Aber immerhin Neffe!“ gab dieſer achſelzuckend zur Ant-

wort, wobei kein Zug auf ſeinem blaſſen Geſichte anzeigte, daß er dieſe Worte nicht aus voller Ueberzeugung ſprach.

„Ja, aber ein Neffe, der ſchon das Glück hat, um dieſe ſchöne Frau ſein zu dürfen, ihr kleine Dienſte zu leiſten; ſie anzuſchauen, mit ihr zu plaudern, iſt beneidenswerth!“

„Das will ich meinen!“ pflichtete auch ein anderer, älterer Dragoner-Officier bei. „Ich werde ein wenig gegen das Zelt avanciren, um nur in ihre Atmoſphäre zu kommen; das iſt eine Frau zum Raſendwerden! Schau nur, dieſe eleganten, geſchmeidigen Bewegungen, dieſe Taille, und dazu dieſe prachtvolle Büſte!“

„Ja, es iſt eine hölliſche Erfindung, ſo ein glatt anliegendes Reitkleid! Wenn ich mich je verheirathe, laſſe ich in den Ehecontract ſetzen: ‚Nie ein Reitkleid!‘ Denn meiner Anſicht nach braucht es nicht Jedermann zu wiſſen, wie meine Frau gewachſen iſt.“

„Du biſt als Neidhammel bekannt; es iſt ein Glück, daß andere Leute erhabenere Anſichten haben.“

„Und dazu noch,“ ſagte der ältere Dragoner-Officier, „dieſe Vogelſcheuche von einem Manne! Und gerade ſo hat er ſchon ausgeſehen, als ſie ihn zur Vermählung in die Schloßcapelle geſchleppt haben mit jenem ſchönen Geſchöpfe, damals ein reizendes junges Mädchen, heute ein üppiges, glühendes Weib!“

„Nur nicht das Weib ihres Mannes.“

„So hat es allerdings den Anſchein; aber wer kann ſich rühmen, auch nur um eine Idee weiter, als bis zu einer freundſchaftlichen Annäherung gekommen zu ſein?“

„Verſuche doch einmal dein Glück im nächſten Winter,

junger Don Juan, und du wirſt eingeſtehen müſſen, daß der Liebe Müh' umſonſt iſt."

„Schade darum, ſchade, wenn du wahr ſprächeſt!"

„Doch ſoll uns das nicht abhalten, wie ein paar verliebte Schmetterlinge um den Blumenkelch der üppigen Roſe wenigſtens umherzuflattern, wenn es uns dabei auch geht, wie der Jäger im Nachtlager von Granada ſingt:

Ich muß ſie einem Andern laſſen,
Mir blühet dieſe Roſe nicht!"

„Dafür aber der Champagner; ſchau, wie vortheilhaft ſich das Innere des gräflichen Fourgons entwickelt, der vor dem Zelte des Generals hält. Er winkte ſo eben mit dem vollen Glaſe ſpeciell zu uns herüber."

„Biſt du der Gräfin vorgeſtellt?" fragte der ältere Dragoner-Officier.

„Noch nicht."

„So komm', das werde ich en passant beſorgen."

Mittlerweile war der Fourgon in der That angekommen und die Bedienten Sr. Erlaucht beſchäftigt, deſſen vortrefflichen Inhalt auf einen breiten Teppich, den man auf dem Boden aufgerollt hatte, aufzuſtellen, und nicht nur ſchlanke Bordeaux- und dicke Champagnerflaſchen, ſondern auch eine Proviſion kalter Küche in Form von Paſteten, Wildpret und kaltem Geflügel aller Art, bei deren Anblick auch anderen Leuten als hungerigen Lieutenants das Waſſer im Munde zuſammenlief.

Und mit welcher Grazie und Liebenswürdigkeit machte die Gräfin die Honneurs ihrer ländlichen Tafel, zu welchem Zwecke ſie ſämmtliche Adjutanten und Ordonnanz-Officiere des Generals in Bewegung geſetzt hatte, um von den verſchiedenſten

Truppentheilen des Bivouacs die Officiere einzuladen, denen es Vergnügen mache, eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen.

Und welchem Officier macht es kein Vergnügen, nach einem Herbstmanöver dergleichen vortreffliche Erfrischungen unentgeltlich zu sich zu nehmen!

Ah, es war ein heiterer Anblick, dieses Gouter vor der Baracke des Generals! Alle die jungen und älteren Officiere durch einander, das Leuchten der Uniformen, das Glänzen der Waffen und Epauletten, die heiteren Gesichter, die schäumenden Gläser an einander klingend, Alles lachend und plaudernd, ein fröhlich summender Lärm, beinahe die Klänge der Regimentsmusik übertönend, welche, ebenfalls unter der Wirkung eines guten Weines, heiter und lustig darauf losspielte. Und dieser innere, glänzende strahlende, brausende, rauschende Kreis, dessen Mittelpunkt der Wagen des alten Grafen Seefeld war, lockte auch Unterofficiere und Soldaten von allen Waffen in Massen heran, die, rings umher in kleinen Trupps bei einander stehend, sich ohne Neid an der Lustigkeit ihrer Vorgesetzten erfreuten.

Fast wirkte es hierbei störend, als nun wieder eine Reiter-Patrouille von der Höhe der Chaussee herabkam, einen kleinen Leiterwagen begleitend, der, mit weißer Leinwand überzogen, von zwei kräftigen, gut gepflegten Ponies gezogen wurde. Wer diese Pferde leitete, konnte man nicht deutlich sehen, denn die Zügel reichten in das Innere des ziemlich langen Wagens, dessen Aeußeres indessen wohl berechtigt war, die Neugierde der Nachblickenden zu erregen. Hintenauf waren nämlich allerlei eigenthümliche Gegenstände gepackt, als: ein par kleine, bunt angestrichene Leitern, eine unförmlich große, weiße Kugel mit goldenen Sternchen, zusammengewickelte Flaggen in den ver-

größten Eifer. Was uns einigermaßen im Eſſen genirte, war die Anweſenheit des ganzen weiblichen Hausperſonals während deſſelben in unſerem Zimmer. Die Wirthin ſelbſt hatte die Schüſſel gebracht, ihr folgte das junge Mädchen vom Herd — in der That, es war jung und ſchön — dann kam eine ältere Schweſter, ferner ein anderes Frauenzimmer, nicht minder die Küchenmagd, und ſchließlich eine ſtämmig, nicht üble Weibsperſon mit hellblonden Haaren und einigem Stallgeruch. Sämmtliche Ebengenannte ſtellten ſich im Halbkreiſe um unſeren Tiſch herum und ſchauten buchſtäblich jedem Biſſen zu, den wir in den Mund ſteckten. Zuerſt genirte uns dieſe Geſchichte, dann fanden wir ſie recht komiſch, was ſie auch in der That war. Obgleich wir zum Oeftern für die Aufmerkſamkeit und Ehre dankten, ſo blieben doch Alle hartnäckig an ihrem Platze. Ja, als wir darauf in einem fort allerlei Gegenſtände verlangten, als: noch mehr Brod oder Salz, Pfeffer, Wein, ſo ſprang eine fort, das Geforderte zu holen, kehrte aber ſo eilfertig an ihren Platz zurück, als fürchte ſie, etwas höchſt Intereſſantes zu verlieren. — Und nicht nur in Villarrobledo fanden wir dieſe ſeltſame Sitte, auf allen anderen Touren im Inneren Spaniens iſt uns das Gleiche begegnet; es iſt eine Ehre, welche man den Reiſenden damit zu erweiſen glaubt.

Das Geflügel in unſerem Reis war ein halber wälſcher Hahn, den wir glücklich beſeitigten, um uns dann an die andere Hälfte zu machen, die gebraten aufgetragen wurde. Dann folgte noch eine uns unbekannte, faſt widerlich ſüße Speiſe, ſowie harter ſaurer Käſe, den wir übrigens auch nicht ungeſtraft entließen, geröſtete Mandeln und Chocolade. Dazu tranken wir einen ſehr guten ſchwarzen Landwein, hatten vortreffliches Brod, kurz, ein Souper, bei dem es ſich ſchon aushalten ließ.

So groß unſere Ermüdung auch war, ſo mochten wir doch nicht ſogleich unſer zweifelhaftes Bett aufſuchen, ſondern begaben uns in das Vorhaus, wo die Gruppe um den Herd noch immer

ſchiedenſten Farben, ein paar Trompeten und eine große Trommel; auch liefen vier ausgezeichnet ſchöne, ſchneeweiße Pudel, leicht zuſammengekoppelt, hinter dem Wagen.

„Ei der Teufel, was haben wir da für Gäſte?“ ſagte lachend der General, worauf der Ulanen-Officier meldete: „Es ſind Künſtler; wie ſie ſagen kommen ſie von Bergheim und wollen über Nacht in Zwingenberg bleiben. Werden wohl ohne Weiteres durchpaſſiren können?“

„Ja und nein!“ rief jovial der Höchſtcommandirende. „Es ſcheinen mir Künſtler zu ſein, die wohl zur Unterhaltung einer ſo vortrefflichen Geſellſchaft, wie hier verſammelt iſt, etwas beitragen können. Erkundigen Sie ſich doch, Graf Seefeld, wer die Leute ſind und ob es ihnen nicht Freude macht, etwas zu verdienen.“

„General, eine charmante Idee!“ ſagte die Gräfin. „Sehen Sie dieſe prächtigen Pudel, ich habe nie etwas Schöneres geſehen!“

Der Ordonnanz-Officier hatte ſich raſch dem Wagen, der in kleiner Entfernung hielt, genähert, und da ſich im Innern deſſelben nichts rührte, ſo hob er die Leinwanddecke empor, konnte ſich aber jetzt eines lauten Ausrufes der Ueberraſchung nicht enthalten, denn er ſchaute in die großen, glänzenden Augen eines auffallend ſchönen jungen Mädchens von vielleicht achtzehn bis zwanzig Jahren, die in einer phantaſtiſchen Kleidung von verführeriſcher Unordnung in dem Stroh des Wagens ruhte und die, ſtatt nur eine Bewegung zu machen den Leinwandüberzug des Wagens herab- oder ihr geöffnetes Mieder zuſammenzuziehen, mit einem erzwungenen Lächeln auf den jungen Officier blickte, wobei ſie eine doppelte Reihe weißer, glänzender Zähne zeigte. Obgleich ihre Geſichtsfarbe ziemlich dunkel

war, ſo ſah man doch die Röthe des Blutes durch ihre feine, glatte Haut ſchimmern.

Der junge Graf bemühte ſich gar nicht, ſeine Unterſuchung raſch zu beendigen, vielmehr ſteckte er ſeinen Kopf in den Wagen hinein, um ſich auch von dem übrigen Inhalte deſſelben zu überzeugen. Da ſah er denn, daß eine ziemlich ſchmierige alte Weibsperſon, welche eine kurze, thönerne Tabakspfeife im Munde hatte, die Zügel führte und daß im hinteren Theile noch eine andere, verhüllte Frau ſaß, über deren Schooß ein Mädchen von vielleicht zehn bis zwölf Jahren lang ausgeſtreckt lag. Dieſe Kleine öffnete ſchläfrig ihre Augen, ließ aber gleich darauf die Lider wieder zufallen und ſchmiegte ſich wie fröſtelnd in den Schooß der Frau und wurde darauf ſorgſam von derſelben mit einem alten Stücke Teppich zugedeckt.

„Sprecht Ihr Deutſch," fragte der Ordonnanz-Officier, „oder ſonſt eine Sprache, die nicht gar zu weit her iſt?"

„Wir ſprechen gut Deutſch," ſagte das junge Mädchen und ſetzte erſt nach einer kleinen Pauſe hinzu: „Auch Böhmiſch ein Weniges."

„Sie ſind Künſtler?" forſchte Graf Seefeld weiter, der ſelbſt nicht wußte, warum er vom Ihr zum Sie übergegangen war.

„Wir bilden eine große Künſtlerfamilie, aber unſere Männer ſind nicht da, ſondern vorausgeritten mit den anderen Wagen, auf einem Umwege."

„Aha," lachte der Huſaren-Officier, „um das Militär zu vermeiden, haben vielleicht kein ganz reines Gewiſſen! Aber 's iſt ſchade, daß die große Künſtlerfamilie nicht beiſammen iſt, um hier durch eine Vorſtellung etwas Tüchtiges zu verdienen."

Bei dem Worte „verdienen" nahm die Alte ihre Pfeife

aus dem Munde, wandte den Kopf rückwärts zu der Frau, die hinter ihr saß und sprach einige für den Grafen Seefeld unverständliche Worte.

Diese beugte sich alsdann zu dem Kinde hinab und flüsterte etwas mit ihm, worauf das kleine Mädchen die Augen weit öffnete und, sich rasch aufrichtend, in deutscher Sprache sagte: „Warum nicht, wenn es dir recht ist."

Die Andere, welche sich bis jetzt noch keine Mühe gegeben hatte, ihren Anzug zu ordnen, und die furchtlos die feurigen Blicke des jungen Officiers aushielt, sagte jetzt: „Wenn es die gestrengen Herren befehlen, können wir eine kleine Vorstellung geben, etwas spanischen Tanz und Kugelspiel von dem Wunderkinde. Für ein paar Reiterstücke taugt der Boden nicht; auch nähme es zu viel Zeit weg, die Ponies zu satteln und aufzuschirren."

„Ah, das läßt sich hören, meine schöne Esmeralda," lachte der Husaren-Officier, „nur ist von Befehlen nicht die Rede, sondern von Wünschen! Aber wie die Erfüllung dieser Wünsche belohnt werden soll, davon will ich Ihnen im voraus schon eine kleine Probe geben." — Er hatte rasch seine Säbeltasche emporgehoben, öffnete ein kunstvoll verschlossenes Etui in derselben und holte ein Goldstück heraus, das er aber so ungeschickt war, anstatt in die feinen Hände des jungen Mädchens, in dessen geöffnetes Mieder hinabgleiten zu lassen, die darauf mit einer unmuthigen Bewegung zusammenfuhr, dann aber ruhig mit dem Kopfe nickte und nun erst daranging, ihr schwarzes, mit Gold verziertes Jäckchen über den fein gewölbten Busen zuzuhaken. Hierauf zog sie den Leinwandvorhang herab, und der Husaren-Officier, welcher die Unterhandlungen somit aufs

günſtigſte beendigt ſah, meldete, zurückkehrend, dem General, es ſeien nur Weiber und Kinder in dem Wagen, doch wollten dieſelben, wenn es gewünſcht würde, einen ſpaniſchen Tanz und etwas Kugelſpiel aufführen.

„Was meint die gnädige Frau dazu?“ rief der alte General in der heiterſten Laune.

„Ganz einverſtanden, General; machen wir uns den Spaß.“

„Und Seine Erlaucht?“

„O, was mich anbelangt,“ gab der alte Graf Seefeld zur Antwort, „ſo nehme ich das Vorrecht meines Alters in Anſpruch, um mich zurückzuziehen! Ich fürchte die Abendnebel, und wenn auch der Himmel glänzend klar iſt, ſo wird es jedenfalls in Bälde kühl werden, aber was meine Frau anbelangt und Sie, General, ſo bitte ich Sie dringend, laſſen Sie ſich vorſpielen und vortanzen. Iſabella wird mir das heute Abend zu meiner Erheiterung erzählen. Adieu, General! Ich hoffe, Sie in den nächſten Tagen zu einer guten Jagd bei mir zu ſehen. — Adieu, ma chère amie — bis ſpäter!“ — Den Wagen ſchließen, befahl er alsdann, und nach Hauſe fahren!

Während dieſes kleinen Geſpräches und bis darauf der Landauer feſt verſchloſſen war und davonfuhr, hatte der junge Graf Seefeld ein paar ſeiner Huſaren commandirt, denen im Wagen beim Ausbreiten eines großen Teppichs ſo wie beim Herabnehmen der kleinen Leitern und der oben erwähnten Kugel behülflich zu ſein.

„Aber Muſik fehlt uns,“ ſagte das junge Mädchen, da die Anderen, und beſonders die Männer nicht bei uns ſind.

„Nun, daran iſt kein Mangel!“ rief der General, der

näher getreten war und mit der Miene eines allerdings alten Kenners die reizende Gestalt und das frische, sinnliche Gesicht der schönen Zigeunerin betrachtete; doch sah er bei Weitem nicht so viel, als sein Ordonnanz-Officier gesehen, denn die Esmeralda, wie sie dieser lachend genannt und dem Höchstcommandirenden vorgestellt, hatte ihren Anzug vollständig verbessert, auch ein rothes Tuch um ihr schwarzes, wellenförmiges Haar und eine goldgestickte Schärpe um ihre fein geformten Hüften geschlungen. „Es wäre in der That zu bedauern," fuhr der General fort, indem er durch einen Wink den Capellmeister der Musikbande zu sich heranrief, „wenn sechsunddreißig Mann Stabsmusiker nicht einmal dazu aufzuspielen vermöchten! He, mein Kind, was wünschen wir?"

„Eine Cachucha."

„Also eine Cachucha, Herr Capellmeister; Sie werden wissen, was eine Cachucha ist, obendrein einer meiner Lieblingstänze."

Und die Cachucha begann mit dem Lärm aller sechsunddreißig Instrumente, und die junge Zigeunerin fing an zu tanzen.

Allerdings muß man dabei nicht den Maßstab einer Prima Ballerina anlegen, auch den unebenen Boden so wie das dämmernde Licht des scheidenden Tages in Abrechnung bringen. Wenn man aber so gerecht war, diesen verschiedenen Umständen Rücksicht zu tragen, so mußte man sich gestehen, daß das junge Mädchen ganz außerordentlich getanzt habe, leicht, graziös, und besonders das herausfordernde Schluß-Allegro mit einer ganz immensen Bravour.

Diese Lobsprüche und Ausdrücke wurden wenigstens von

den jungen Officieren, die rings umher ſtanden, unter einem raſenden Beifallsſturme und einer Menge von Bravo's mit großer Sachkenntniß angewandt.

Der junge Graf Seefeld hatte ſich zu ſeinem eigenen Ergötzen und zu dem ſeiner Kameraden förmlich in den Impreſario dieſer kleinen Künſtlerbande hineingelebt und in jeder Hinſicht für deren Bedürfniſſe geſorgt. Er hatte ein paar Huſaren zu den Ponies beordert, welche die hübſchen Pferdchen, allerdings heimlicher Weiſe, mit königlichem Hafer bewirtheten, während ſich die Alte ſeitwärts an einer Flaſche Champagner und einer halben Wildpretpaſtete gütlich that. Auch die Frau im Wagen, die ihren Platz nicht verlaſſen hatte, nahm ein kleines Glas Wein ſo wie ein Stückchen Brod, alles Andere lehnte ſie dankend ab; da aber ‚nichts halb zu thun edler Geiſter Art iſt', ſo ließ der Huſaren-Officier durch ſeinen Reitknecht ein halbes Dutzend gefüllter Flaſchen ſo wie was an Imbiß aller Art übrig geblieben war, in das Stroh des Wagens ſtopfen, wobei er immer noch Zeit hatte, jetzt, nach beendigter Cachucha, dem General mit der komiſchen Grandezza eines Circus-Stallmeiſters zu melden, daß das Wunderkind nun die Ehre haben würde, ſeine Exercitien auf der großen Kugel zu machen.

„Ah, meine Herren, das Wunderkind!" rief der freundlich gelaunte Höchſtcommandirende. „Geben Sie Acht auf das Wunderkind!"

Nun erſchien das kleine Mädchen in weißen, baumwollenen Tricots, rothen Halbſtiefelchen und einem blauen, eng anliegenden Jäckchen, um den Kopf und die dichten, blonden Locken einen glänzenden Metallreifen. Wie alt mochte dieſes Kind

ſein? Man konnte das unmöglich mit Sicherheit angeben; das blaſſe, ſchmale Geſicht und die ſchönen, großen Augen erſchienen jünger, als ihre Geſtalt, die unter dem knapp anliegenden Leibchen ſchon die erſten, zarten Spuren der beginnenden Entwicklung zeigten. Das arme Ding grüßte die Verſammlung auf jene graziös ſein ſollende Art, die beſonders bei ſo armen Weſen durch ihre Unnatürlichkeit mehr unſer Mitleiden als unſere Freude zu erregen im Stande iſt; dann ſpielte die Muſikbande eine rauſchende Polka, und die Kleine machte, hoch oben auf der Kugel ſtehend, ihre uns wohlbekannten, aber hier ohne glatte Unterlage um ſo ſchwierigeren Kunſtſtücke.

Der Huſaren-Offizier war hinter den Wagen zu der Esmeralda getreten, und während er ihr ein ſchäumendes Glas Champagner darbot, von dem ſie allerdings nur leicht nippte, fragte er mit leiſer Stimme: „Und wo bleibt ihr heute Abend?“

„In einem Dorfe, das Zwingenberg heißt, mein ſchöner Officier, nicht weit von hier.“ — Wenn ſie auch die Anrede: ‚Mein ſchöner Officier‘, mit einem freundlichen Geſichtsausdrucke ſprach, ſo klang doch etwas wie Hohn oder Spott hindurch, wurde aber verwiſcht durch die nachfolgenden, in gleichgültigem Tone ausgeſprochenen Worte: „Sie dort — damit wandte ſie den Kopf gegen die Alte hin — kennt den Weg und das Dorf.“

„Darf man dich dort aufſuchen?“

„O nein! Dort ſind die Anderen und die Männer, es würde ein ſchlimmes Aufſehen geben; was wolltet Ihr auch bei mir, einer armen Zigeunerdirne!“

„Mir mein Goldſtück von vorhin wiederſuchen,“ flüſterte er ihr leiſe zu, „um es gegen zehn umzutauſchen!“

„O, ein Goldstück ist wie das andere, gnädiger Herr!“ sagte sie, lachend die schönen, weißen Zähne zeigend.

„O nein, das da wäre, wenigstens für mich, unschätzbar! Es ist erwärmt von dem heißen Blute deines Herzens, deiner Brust.“

„Glauben Sie das nicht,“ sagte sie, einen Schritt zurücktretend; „ich habe kaltes Blut und kaltes Herz.“

„Bravo, Braviſſimo!“ tönte es drüben unter donnerndem Händeklatſchen aus dem Kreiſe der Officiere, und man vernahm die Stimme des Generals, der rief: „Das iſt in der That ein Wunderkind! Allen Reſpect, meine Herren, Aehnliches habe ich noch nicht geſehen!“

Das Wunderkind hatte, auf ſeiner Kugel ſtehend, dieſe mit einer unglaublichen Kraft und Behendigkeit im Kreiſe umhergetrieben und ließ ſich nun, als ſie in vollem Laufe war, ſitzend auf dieſelbe nieder, ſie mit den kleinen Händen noch immer vorwärts treibend, wobei es ausſah, als flöge die Kugel aus eigenem Antriebe noch ein paar Mal im Kreiſe umher, um dem kleinen Geſchöpfe Gelegenheit zu geben, ſich für den geſpendeten Beifall dankend zu verneigen.

„Alſo nicht möglich, dich heute Nacht in Zwingenberg zu ſehen?“ fragte der junge Huſaren-Officier dringender.

„Unmöglich.“

„Und wohin geht ihr morgen?“

„Ich weiß es nicht. Wir bleiben noch ein paar Tage in der Gegend, dann gehen wir nach der Reſidenz.“

„Dort werde ich dich ſicher finden,“ flüſterte haſtig der junge Officier, denn er hörte drüben ſeinen Namen rufen, „vielleicht auch morgen oder übermorgen hier in der Gegend.... — Ich komme ſchon! Was giebt's denn?“

Heiter lächelnd trat ihm der General entgegen. „Sie haben es alles vortrefflich arrangirt, und jetzt müssen Sie sich wahrhaftig noch der Mühe unterziehen, die Leute in meinem Namen zu belohnen! Darf ich bitten ....“ — Er streckte seine Hand gegen den jungen Officier aus, der aber, mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung zurückweichend, sagte:

„Wenn Sie es nicht ganz ungnädig aufnehmen würden, möchte ich wirklich ergebenst ersuchen, mir das im Namen meines Oheims zu überlassen. Wir sind auf seinem Grunde und Boden, und er würde es mir niemals verzeihen, wenn ich seine werthen Gäste auf diese Art in Contribution gesetzt hätte — niemals, Herr General.“

„Streiten wir nicht darüber,“ entgegnete dieser und ließ mit einer gewandten Handbewegung seine Börse in die Tasche seiner weiten Beinkleider zurückgleiten, „Ihr Herr Onkel ist ein zu vortrefflicher Mann und liebenswürdiger Wirth, als daß man nicht jede Rücksicht auf ihn nehmen sollte.“

Die Gräfin Seefeld hatte dieser kleinen künstlerischen Vorstellung, besonders interessant durch die Improvisation und eigenthümliche militärische Umgebung unter dem klaren Herbstabendhimmel, an dem jetzt schon einzelne Sterne hervorsprangen, mit vielem Vergnügen scherzend und lächelnd zugeschaut, wobei sie dasaß wie eine Königin in ihrer Loge, von dem General, der sich meistens zu ihrer Rechten befand, aufs liebenswürdigste unterhalten und auf alles Bemerkenswerthe aufmerksam gemacht, rückwärts umgeben von einem Halbkreise junger, glänzender Officiere, von denen sich bald diese, bald jene der schönen Frau näherten oder vorstellen ließen. In einiger Entfernung hinter diesen befand sich ihr Stallmeister, ein großer, schöner Mann,

welcher, stets des Befehls seiner Herrin gewärtig, dieselbe auch hier und da nicht aus den Augen ließ, wenn er nach den Pferden blickte, die von den Reitknechten hinter der Baracke des Höchstcommandirenden auf und ab geführt wurden.

Die Gräfin hatte es nicht unterlassen, das Wunderkind nach beendigter Vorstellung zu sich heranzurufen, um ihm ein kleines Goldstück zu geben und ihm ein paar freundliche Worte zu sagen. Es war ein merkwürdiges Kind, dieses kleine Mädchen, schlank und fein gebaut, mit einem allerdings blassen und eingefallenen, aber höchst edel geformten Gesichte. In seinem Wesen war eine auffallende Theilnahmlosigkeit an dieser, doch für dasselbe ungewohnten Umgebung bemerkbar; mit dem gleichgültigsten Blicke schaute es die schöne Frau aus seinen großen, klaren Augen an, wobei aber seine Blicke mehr auf das Reitkleid der Gräfin und deren Reitpeitsche, als auf das Gesicht derselben fielen.

Als das Kind die Gabe in Empfang nahm, beugte es sich hinab, um das Kleid der Gräfin zu küssen, aber ganz mechanisch, mit einer eingelernten Bewegung, ohne daß sich auf seinem ruhigen Gesichte Theilnahme oder Freude blicken ließ; im Gegentheil, es schaute gleichgültig um sich her, wobei ein fast verächtliches Lächeln um seine Lippen flog.

Jetzt erhob sich die Gräfin und sagte, dem General die Hand reichend: „Es ist wahrlich Zeit, daß ich nach Hause zurückkehre; wie rasch es in der letzten Viertelstunde dunkel geworden ist! Schade, daß ich nicht mit Muße dort das herrliche Bild dieser flackernden Wachtfeuer der lagernden Soldaten, kurz, dieses prachtvolle Durcheinander mit ansehen kann! Aber wenn auch unsere Wege nach Hause durchaus nicht unsicher

ihr gleiches Weſen trieb; nur der Guitarrenſpieler war durch einen anderen abgelöst worden; auch das junge Mädchen ſtand abermals am Feuer und bereitete irgend eine Speiſe für neuangekommene Gäſte.

Es war das eine ſchlanke, zierliche Geſtalt mit ſchwarzen Haaren und großen, lebhaften Augen. Sie beſorgte ihr Geſchäft mit einer angebornen Grazie und hatte dabei Zeit genug übrig, verſchiedene, wie uns ſchien, pikante Antworten auf die zudringlichen Fragen und Bemerkungen der Maulthiertreiber nach rechts und links auszutheilen. Dabei überſah ſie aber ihre Pfanne und drei oder vier Kochtöpfe, die um das Herdfeuer ſtanden, mit großer Leichtigkeit und ohne viel Weſens dabei zu machen. Ueberhaupt iſt es merkwürdig, wie einfach hier in dieſen ländlichen Wirthshäuſern die Kocherei betrieben wird. Unter Sprechen und Lachen ſetzt die Hausfrau oder eine ihrer Töchter Reis, Waſſer und Hammelsfett ans Feuer, verſucht nach einiger Zeit die Brühe, wirft Salz oder Pfeffer nach, doch vergißt ſie während alles dieſes die Unterhaltung nicht und reicht dabei mit der freundlichſten Miene den Umherſitzenden Holzkohlen für ihre Papier-Cigarren.

Die ganze Wirthſchaft hier am Herde hatte etwas Zigeunerartiges; denn, wie ſchon bemerkt, die Kochanſtalten hätten unter freiem Himmel nicht einfacher ſein können und nicht zwangloſer die Gruppen der um das Feuer her Lagernden. Eine Figur für einen Hauptmann war auch da — ein alter, grauer Contrebandier oder Flurſchütz, oder beides zugleich; und dann vor allen Dingen Preciosa nicht zu vergeſſen, Preciosa vor der Bratpfanne, die gegen Jeden freundlich war, ohne Einem eine Vertraulichkeit zu erlauben. Sie hatte in der That prächtige Augen, und wenn ſie ſo zuweilen unter den langen Wimpern hervor nach uns fremden Reiſenden herüberſchielte und auf einem ſolchen Blicke ertappt wurde, ſo überflog ein freundliches Lächeln ihr Geſicht, und die emporgehobenen Lippen zeigten ihre blendend weißen

ſind, ſo möchte ich doch nicht gern zu tief in die Nacht hineinkommen.“

„Wogegen ich mich glücklich ſchätzen würde,“ gab der alte General galant zur Antwort, „Sie mit einer Schwadron Huſaren ſelbſt nach Hauſe zu escortiren oder Freiwillige zu Ihrer Begleitung aufzurufen. Was meinen Sie, meine Herren?“

Ein allgemeines Gemurmel, durch verſchiedene Aeußerungen, als: deliciös, charmant, ſuperbe, in der That unterhaltend! — veranlaßt, zeigte zur Genüge, daß ein ſolches Freiwilligencorps im Falle recht zahlreich werden würde; doch lehnte das die Gräfin dankend ab, und auf ihren Wink näherte ſich nun der Stallmeiſter mit den Pferden, als ſich mit Einem Male das behagliche ruhige Bivouac mit den weithin leuchtenden Feuern, mit den plaudernden und ſingenden Soldatengruppen gänzlich veränderte.

Zehntes Kapitel.

In welchem die schrecklichen Scenen geschildert werden, welche den Ueberfall eines Lagers zu begleiten pflegen. Erich rettet Frauen und Jungfrauen und wird in Folge davon für ein sehr verabscheuungswürdiges Subject gehalten.

Während so, wie im vorigen Kapitel beschrieben, Scherz und Ernst in angenehmer Wechselwirkung die Einförmigkeit des Lagerlebens vertrieben, gingen und ritten Patrouillen zu den Vorposten hinaus, um für die Sicherheit des Bivouacs besorgt zu sein. Natürlicher Weise bemerkte man auch nirgendwo etwas Verdächtiges, und die ins Lager heimkehrenden Kameraden hatten mit den draußen liegenden nicht nur vielleicht eine Flasche Wein gegen ein halbes Dutzend guter Cigarren ausgetauscht, sondern auch den Betreffenden gesagt: „Macht's euch bequem, so gut als möglich; die Alarmirung durch den feindlichen, unvorhergesehenen Ueberfall wird nicht vor zwei bis drei Uhr stattfinden."

„Hol' der Teufel den Vorpostendienst!" hatte ein junger Lieutenant von den Dragonern geantwortet, der mit seinem Zuge jenseits der Chaussee ohne Feuer und Licht in einer Nie-

berung lagerte. „Ihr treibt ja da unten ein wahres Luderleben! Mein Kamerad von der Infanterie daneben hat eine Schleichpatrouille hinabgeschickt und mir mitgetheilt, daß ihr da drunten Zigeunermädels tanzen laßt. Na, wenn der Alte hinter dem Berge davon eine Ahnung hätte, der würde euch die Suppe komisch versalzen!"

„Lieber Freund, darüber sind wir vollkommen ruhig; bei so vortrefflichem Vorpostendienste, unter deiner schützenden Hand, können wir da drunten unbesorgt fortmachen und später ein wenig schlafen. — Also nichts Neues hier?"

„Möchte wissen, was es hier Neues geben sollte — ein kühler Wind und ein schlechter Schnaps voilà tout! Der Kamerad von der Infanterie will allerdings so eben unten im Thale Fuhrwerk gehört haben; was wird es aber sein? Frachtfuhrleute oder Holzwagen! Ich habe zum Ueberflusse eine Patrouille vorgeschoben; mir scheint," sagte der junge Dragoner-Officier, indem er die Hand wie einen Lichtschirm über die Augen hielt, „dort kommt sie zurück. — Den Teufel auch, das ist eine starke Patrouille, und wie die Kerls daherjagen!"

„Höre, das Ding ist mir verdächtig, ich an deiner Stelle ließe zusammenblasen und aufsitzen."

„Was meinen Sie dazu, Wachtmeister Klingler?" rief der junge Dragoner-Officier.

„Mit Verlaub zu sagen, Herr Lieutenant, mich soll der Teufel leibweis holen, wenn das nicht ein verdammter Ueberfall ist! Haben doch die Kerle Feldmützen auf! Blasen lassen und aufsitzen, Herr Lieutenant, wenn ich mir einen guten Rath erlauben darf, und zwar so rasch als möglich!"

Nun hatte sich aber in diesem verhängnißvollen Augenblicke

der betreffende Trompeter ſeitwärts in die Büſche geſchlagen, und war dieſer verfluchte Millionenhund nirgendwo zu finden. Auch fehlten Leute genug vom Zuge, die ſich rückwärts geſchlichen, um von der Höhe der Chauſſee herab ein Bischen Muſik zu hören.

„Da ſollen doch gleich zehntauſend Kreuzdonnerwetter dreinſchlagen!“ rief der junge Officier, indem er ſich auf ſein Pferd ſchwang, während der Wachtmeiſter es eben ſo gemacht hatte, und die vorräthigen Leute ſammelten ſich ſo gut als möglich.

„Was iſt da zu thun?“

„Für dich Alles,“ erwiederte lachend der andere Dragoner-Officier, indem er ſein Pferd gegen das Bivouac herumwarf. „Du haſt eine ganz immenſe Chance; natürlich erwarteſt du hier oben die Cavallerie, läßt dich zuſammenhauen und ſtirbſt den Heldentod, während ich hinunterreite, was die Pferde laufen können, um das Lager zu alarmiren. Auch ein Privatvergnügen.“

„Meinetwegen!“ rief ihm der Andere halb verdrießlich, halb ſcherzhaft nach. „So will ich denn hier oben den Heldentod ſterben — lebe wohl, Freund, zahle meine Schulden und grüße mir Lottchen!“

Der Andere jagte davon, was die Pferde laufen konnten, und als er auf der Höhe der Chauſſee angekommen war, von wo er in das friedliche Lager hinabſchauen konnte, wo ſo harmlos die Wachtfeuer loderten und wo die Muſikbande gerade das idylliſche, nervenberuhigende Lied ſpielte:

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin —

da ſchoß der Dragoner-Officier ſeine Piſtolen in die Luft und die Reiter machten es mit ihren Carabinern eben ſo.

Es traf dies aber mit dem Momente des Abſchiednehmens zuſammen, als die Gräfin von ihrem Pferde herab dem General die Hand reichte, welche dieſer ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen drückte, dann aber bei dem Krachen der Schüſſe erſchreckt zurückfuhr und, nach der Höhe blickend, ſagte: „Da droben ſcheint ja der Teufel los zu ſein, was hat's da gegeben?“

Was es aber gegeben hatte, wurde im nächſten Augenblicke furchtbar klar, auch ohne die Meldung der im Carrière daherſauſenden Dragoner-Officiere; denn oben auf der Landſtraße, deren heller Streifen ſowohl durch das Dunkel der Nacht leuchtete als auch rechts und links auf den Anhöhen ſich von dem immerhin noch glänzenden, ſtahlfarbenen Himmel abhob, ſah man ein Gemiſch und Gewühl von Geſtalten, die eine Zeit lang durch einander wogten; dann leuchtete links ein ſcharfer, blitzender Strahl auf, dem der dumpfe Knall eines Geſchützes folgte, gleich darauf ein zweiter Blitz, ein dritter, vierter, fünfter und ſechſter.

„Das iſt ja gegen alle Abſprache und Kleiderordnung!“ ſchrie der General, während ſeine Adjutanten und Ordonnanz-Officiere ſich auf die Pferde geworfen hatten und die einzelnen Truppentheile alarmirten. „Wie kann man da in der gehörigen Verfaſſung ſein, wenn ein vorher bekannt gemachter Ueberfall mehrere Stunden zu früh losbricht!“

„Entſchuldigen Sie mich, gnädige Gräfin, ich muß dieſen Banditen da oben raſch etwas Cavallerie entgegenwerfen. Meinetwegen ſollen ſie handgemein werden und dieſe naſeweiſen Artilleriſten tüchtig um ihre langen Ohren karbatſchen. Herr Oberſt von Schwenkenberg,“ rief er dem daherjagenden Commandeur der Dragoner zu, „die Vorpoſten da oben ſind

von Ihrem Regimente, das müssen Sie untersuchen lassen und exemplarisch bestrafen! Hol' der Teufel diese Schlafmützenwirthschaft! Nehmen Sie aber jetzt Ihre sämmtlichen Escadronen zusammen und attaquiren Sie die Batterieen da drüben! Ich werde Ihnen sogleich Infanterie nachschicken!" — Damit sprengte er, nach einem flüchtigen Gruße gegen die Gräfin, seiner Artillerie entgegen, die dem erhaltenen Befehle gemäß zurückjagte, um sich auf der gegenüberliegenden Höhe aufzustellen.

Der Dragoner-Oberst von Schwenkenberg warf sein Pferd ergrimmt gegen den Regiments-Adjutanten herum und schnauzte ihn an: „Welcher von den Windbeuteln hat uns da oben so vortrefflich bewacht? Ist das eine Wirthschaft, Herr Rittmeister von Blankenscheid! Da soll doch gleich ein Schock Schwernoth dreinschlagen! Wer ist der Unglückliche? Doch kommen Sie, kommen Sie, daß wir rasch über sie herfahren. Wer ist dieses traurige Menschenkind?"

„Lieutenant Graf Horn," antwortete der Adjutant, neben seinem Chef dahinjagend.

„Er starb den Heldentod," konnte sich der Dragoner-Officier, der die Patrouille geführt, nicht enthalten, einem Kameraden lachend zu sagen. „Friede seiner Asche."

„Und ein ehrliches Begräbniß beim Stabsprofoß."

Die schöne Gräfin hatte mit strahlenden Augen diesem prächtigen Wechsel der Scenerie zugeschaut und wie der glänzende Kreis der Officiere so eilfertig nach allen Richtungen aus einander gestoben war. Mit leicht geöffneten Lippen horchte sie auf das Schmettern der Trompeten, auf das Wirbeln der Trommeln, auf den rollenden Kanonendonner, und dann, ohne sich um die fast ängstlich fragende Miene ihres Stallmeisters

zu bekümmern, warf ſie mit einem leichten Zungenſchlage ihr Pferd herum und jagte den Dragonern nach, die jetzt in geſchloſſener Fronte gegen die Höhe avancirten.

Daß die Zuſchauer aus dem Civilſtande, welche ſich um die Baracke des Generals zuſammengedrängt hatten, ebenfalls ihre verſchiedenen Wagen und Pferde aufſuchten, und ſo auch der junge Burbus, der, um ſeine raſchen Pferde bei dem allgemeinen Schießen beſorgt, den kleinen Friedrich an der Hand mit ſich fortzog und Erich zurief, ſogleich nachzukommen, verſteht ſich von ſelbſt.

Der ehemalige Schulamtsgehülfe ſtand aber da wie angefeſſelt und ſprachlos vor Entzücken über all das unſagbare Schöne, was ſich rings um ihn her begab. Ja, ſo mußte es bei einem wirklichen Ueberfalle zugehen, bei einer echten und gerechten Schlacht, nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß alsdann die Hiebe ſcharf fielen und die Geſchütze und Gewehre ein klein wenig mit Kugeln geladen waren. Für einen ſo phantaſiereichen Zuſchauer aber beſtand nicht einmal dieſer kleine Unterſchied, und er hätte es in dem Enthuſiasmus, mit dem er rund um ſich her nach allen Seiten blickte, vielleicht nicht einmal bemerkt, wenn Kugeln rechts und links neben ihm einſchlagend den Boden gefurcht hätten. Das nächtliche Gefecht hatte ſich aber auch auf allen Seiten wunderbar entwickelt, und man konnte es wohl von keinem Punkte aus ſchöner betrachten, als hier in der Mitte des kleinen Thales aufblickend zu den Höhen rund umher, auf denen es nun überall hinüber und herüber krachte, daß es eine wahre Freude war. Und wie ſchön ſich ſo eine einzelne Batterie und von dieſer wieder jedes Geſchütz ausnahm, jetzt eine dunkle Maſſe, dann gleich darauf

beim Aufblitzen des Pulvers, freilich kaum eine Secunde, die Kanoniere, Dämonen gleich, in dem hellen Lichte und dem weißqualmenden Rauche umherfahren zu sehen!

Die Angreifer schienen indessen ein wenig zu voreilig oder mit zu kleiner Macht überfallen zu haben, und obgleich ihre Batterieen auf der Höhe der Chaussee Schuß um Schuß thaten, so entwickelte sich doch nicht mehr Artillerie, während auf der anderen Seite nicht nur frische Batterieen aufgefahren wurden, sondern die neu ankommenden auch vorgingen und jetzt in so bedenklicher Nähe über das Feld hinüber zu schießen begannen, daß Erich trotz allem Schönen, das ihn hier umgab, anfing, an seinen Rückzug zu denken. Schon wollte er querfeldein nach dem Wagen des jungen Forstmannes eilen, als er bemerkte, was er bis jetzt in der allgemeinen Lust übersehen, daß die Zigeunerweiber bei ihrem Ponywagen wie rathlos noch immer auf derselben Stelle hielten, und als er vernahm, daß eine heftig erregte Stimme in einer für ihn unverständlichen Sprache Vorstellungen, ja, Vorwürfe zu machen schien. Er begriff die Lage dieser armen Leute und trat rasch näher, um ihnen seine Dienste anzubieten. Da stand das junge, schöne Mädchen, das zu Anfang getanzt und welches die Officiere Esmeralda genannt hatten, bebend vor Zorn neben den unruhig hin und her tretenden kleinen Pferden und sprach heftig, ja, leidenschaftlich in das alte Weib hinein, die, eine Flasche in der Hand, mit einem stieren Lächeln, ja, hin und her schwankend, um sich schaute. Aus dem Wagen heraus blickte das bleiche Gesicht einer kränklich aussehenden Frau, die mit dem Wunderkind redete, und zwar in deutscher Sprache, und ihm sagte: „Komm herein, Blanda, komm herein; sie reiten über dich hinweg, wenn

du neben dem Wagen ſtehſt, wogegen ſie dem Fahrzeuge, das ſie ja ſehen müſſen, ausweichen werden. Komm herein, Blanda, ich bitte dich!“

Das Wunderkind aber blieb unbeweglich und ohne eine Antwort zu geben ſtehen, wobei es das wilde Schauſpiel rings umher wohl mit Intereſſe, aber auch mit einer großen Ruhe zu betrachten ſchien, einer Ruhe, welche vortheilhaft abſtach gegen die immer heftiger werdenden Reden und Bewegungen der Esmeralda, die jetzt auf das alte Weib losfuhr und ſie derb ſchüttelte, nachdem ſie ihr die Flaſche aus der Hand geriſſen und weit in das Feld hineingeſchleudert hatte. In dieſem Augenblicke thaten die Ponies, die keinen Zügel mehr zu ſpüren ſchienen, einen Riß vorwärts und würden wahrſcheinlich davongegangen ſein, wenn Erich ſich nicht gegen ſie geworfen und ſie feſtgehalten hätte.

„Ah, mein ſchöner junger Herr,“ rief das Zigeunermädchen weinend, „helfen Sie uns aus dieſem Unglücke, helfen Sie armen Weibern, die ſchon längſt in ihrem ſicheren Lager wären, wenn man ſie hier nicht aufgehalten hätte!“

„Und wohin wollt ihr denn?“

„Nach einem Orte, der Zwingenberg heißt und wo ſchon die Anderen und die Männer ſind. Wie ſollen wir aber dahin kommen! Ich weiß weder Weg noch Steg und die Alte iſt ganz betäubt von dem ſtarken Weine, den man ihr gegeben!“

„Viel Zeit iſt allerdings nicht zu verlieren,“ ſagte Erich, indem er beſorgt um ſich blickte nach den Höhen, auf denen die befreundete Armee geſtanden, wobei er bemerkte, daß die ganze Linie im Vorrücken gegen das Thal begriffen war.

„Helft uns, ſchöner Herr, und der Himmel wird Euch dafür lohnen!“

„So bringt vor allen Dingen die Alte in den Wagen, während ich das kleine Mädchen hinaufhebe. Komm, mein Kind,“ ſagte er zu dieſem, „ihr ſeid in Gefahr, wenn ihr länger hier bleibt.“

„O, ich fürchte mich durchaus nicht!“

„Das iſt wohl möglich, weil du die Gefahr nicht kennſt; aber folge mir und laß dich in den Wagen heben.“

„Meinetwegen!“

Damit faßte Erich den feinen Körper des Kindes, hob es mit Leichtigkeit empor und legte es in die Arme der bleichen Frau, die ihm mit einem freundlichen Blicke dankte.

Die Esmeralda hatte mit der Alten größere Mühe gehabt, um ſie zum Einſteigen zu bringen, und dann fiel ſie in das Stroh, welches auf dem Boden des Wagens lag, wo ſie ruhig liegen blieb, während ſich die junge Zigeunerin neben Erich ſetzte, der, die Zügel der Ponies haltend, einen Augenblick ſcharf vor ſich hinſpähte, welche Richtung am beſten einzuſchlagen ſei. Auf der Chauſſee fortzufahren, davon konnte gar keine Rede ſein; alſo ins Feld hinaus. Glücklicher Weiſe erinnerte er ſich einer kleinen Brücke über den tiefen Chauſſeegraben, doch mußte er, um dieſe zu erreichen, eine gute Strecke gegen die Reihe der befreundeten Artillerie fahren, wodurch er ſo nahe an deren Linien kam, daß er nicht nur dadurch die Commandoworte, ſondern auch das Klirren der Geſchirre und das Schnauben der Pferde deutlich hören konnte.

Endlich hatte er die Brücke hinter ſich und ließ nun die Ponies, welche ohnedies kaum zu halten waren, über das Feld

Zähne. Ihr Anzug war einfach, aber hübſch: ſie trug einen rothgeſtreiften, ziemlich kurzen Rock, dazu eine Art von ſchwarzem Mieder mit ſilbernen Knöpfen und hatte um den Kopf ein gelb und weißes Tuch gebunden, deſſen Zipfel hinten herab hingen. Ich will gern zugeben, daß alles das durch die eigenthümliche Umgebung und das flackernde Herdfeuer verſchönert wurde, aber Preciosa war auch bei Tag eine reizende kleine Spanierin.

Jetzt war die Kocherei beendigt, die Hungrigen verzehrten ihr Eſſen theils am Feuer, theils nahmen ſie es mit in einen dunkeln Winkel, vielleicht zu einem Cameraden, der dort ſchon ausgeſtreckt lag. Die erſteren, welche unter unſeren Augen ſoupirten, verſäumten nicht, uns zu Gaſt einzuladen, was wir natürlicherweiſe abſchlugen, dagegen gern zuſchauten; mit welchem Anſtand, mit welcher Ruhe nun ihrer Drei, Vier aus einer Schüſſel aßen! Da wurde kein rohes Wort gehört, da wartete immer Einer, bis der Andere ſeinen Löffel voll herausgeholt, keine Gier, keine Haſt, ja ſie munterten ſich gegenſeitig auf, doch der Schüſſel tapfer zuzuſprechen. Natürlich fehlte ihnen gutes Brod nicht, ebenſowenig Landwein, den ſie aber auf eine eigenthümliche Art zu ſich nahmen. Sie hatten ein Glasgefäß, faſt wie eine kleine Gießkanne geformt, deſſen Rohr ſie vor den geöffneten Mund ſetzten, ohne es aber mit den Lippen zu berühren, und dann das Getränk nur hinablaufen ließen. Auf dieſe Art kann man mit Jedem trinken, ohne befürchten zu müſſen, in eine vielleicht unangenehme Berührung zu kommen.

Als alle Töpfe entfernt waren, wurde der Herdplatz rein gefegt und ein wahrer Berg von Reiſig aufgethürmt, der eine ſolche Gluth hervorbrachte, daß ſich alle Köpfe ſcheu in die Ecke drückten und wir in den entfernteſten Winkel rücken mußten. Bei dem aufflackernden Feuer entdeckte ich auch unſeren Führer, der ebenfalls abgeſpeist hatte und uns nun freundlich zugrinste. Er wurde übrigens den ganzen Abend von den Anderen verhöhnt,

dahinſtreichen, wobei er ſich bemühte, ſie einen großen Bogen nach rechts beſchreiben zu laſſen, auf welche Art er ſicher war, die Straße nach Zwingenberg wieder zu erreichen.

Zu ſeiner Linken bemerkte er dichte Maſſen weit vorausgeſchobener Infanterie, die auf das Commando wartete, die vom Feinde beſetzte Höhe zu erſtürmen, und weiterhin ſtieß er beinahe auf einen Trupp Cuiraſſiere, von wo ihm ein lautes, aber ſcherzhaft klingendes Halt zugerufen wurde.

„Fliehende Weiber und Kinder!“ gab er raſch beſonnen zur Antwort, worauf die Stimme erwiederte: „Sollten eigentlich aufgehalten werden, beſonders wenn ſie hübſch ſind!“ — Doch hatte Erich in dieſem Augenblicke ſeinen raſchen, unruhigen Ponies tüchtig eins mit der Peitſche gegeben, und ſo flogen ſie denn flüchtig über einen feſten Wieſengrund dahin, jetzt eine kleine Anhöhe hinan, während Alle mit Vergnügen bemerkten, wie nun der Lärm und das Schießen immer ferner und ferner hinter ihnen erklangen.

Auch verlor der dunkle Abend jetzt ſein Recht, denn drüben weit am Horizonte erhob ſich die gelb leuchtende Scheibe des vollen Mondes, auf Alles ſein helles, mildes Licht ausgießend, und erleichterte es auf dieſe Art dem jungen Manne, um ſich her zu ſpähen und die Gegend zu erkennen, wo er ſich befand.

Dank ſeiner Streifereien während des vergangenen Sommers, fand er auch ſogleich ein paar bekannte Punkte, vermittels welcher er ſich zurechtfinden konnte. Vor ſich hatte er eine etwas holperige Halde, bei der er im Hinabfahren Baumſtümpfe und einige Löcher vermeiden mußte; dann kam er unten auf einen Hohlweg, der auf einem nicht allzu großen Umwege wieder auf die Landſtraße führte.

Die junge Zigeunerin hatte bei dem vollen Lichte des Mondes verſtohlen ihren Blick auf das Geſicht des jungen Mannes gerichtet, und ſchien ſie der Ausdruck desſelben vollkommen zu befriedigen; ſie hüllte ſich fröſtelnd wieder feſter in einen alten Teppich und lehnte nun, bei den heftigen Stößen des Wagens, als ſie herab fuhren, ihren Körper gegen die Schulter Erich's, der ihr freundlich lächelnd ſagte, ſie ſolle ſich durchaus keinen Zwang anthun und es ſich ſo bequem als möglich machen; „ſogleich," ſetzte er hinzu, „haben wir auch beſſeren Weg."

„Und kommen wir dann nach Zwingenberg?" fragte die Esmeralda.

„So Gott will, in einer ſtarken Viertelſtunde. Hier den Hohlweg hinauf müſſen wir etwas langſam thun, von droben aber haben wir abwärts eine gute Landſtraße. Wo ſoll ich Sie in Zwingenberg hinführen? In den Schwanen oder in die Traube?" — So hießen nämlich die beiden Wirthshäuſer des kleinen Dorfes.

Doch die Zigeunerin ſchüttelte lachend mit dem Kopfe und ſagte: „Nichts Schwan und nichts Traube; wir haben unſere eigene Herberge, die viel ſchöner iſt, namentlich in dieſer herrlichen Nacht. Unten ein weicher, grüner Teppich, daneben wahrſcheinlich ein murmelndes Waſſer und über uns eine glänzende Decke mit tauſend und Tauſenden von Sternen."

„Ah, jetzt verſtehe ich," antwortete Erich, „und ihre Beleuchtung iſt das prächtige Mondlicht!"

„Ja, das Mondlicht und die funkelnden Sterne und das Leuchten der Feuer; aber nicht, wie die da hinter uns," fuhr ſie kopfſchüttelnd fort, „umgeben von wilden Pferden und noch

wilderen Soldaten, nein, friedlich sanft aufsteigende Feuer, um welche man sitzt und hineinschaut, und deren spielende Flammen uns erzählen von der fernen Heimath — ah, schön, ah, schön!"

Da war die Landstraße, und Erich mußte still in sich hinein lächeln, als er nun, rasch abwärts fahrend, in Kurzem den Meilenstein wieder erreichte, der jetzt den Zauberkreis eines Tages abschloß, in dem er das Unerhörteste und Interessanteste seines ganzen Lebens gesehen und erfahren. Und dazu noch die kleinen Lichtpunkte aus den Häusern von Zwingenberg! Ihm war es übrigens lieb, daß er weder bei dem „Schwan" noch bei der „Traube" vorzufahren brauchte, wäre doch diese Veränderung gar zu groß gewesen! Er, der heute Morgen ausgezogen war, freilich als entlassener, aber immerhin ehrbarer Schulmeistergehülfe, im langen, schwarzen Rocke, jetzt zurückkehrend in der Jägerjuppe und in Begleitung einer Zigeunerfamilie!

Wohin nun aber mit diesen? Wo ihr Lager finden? Da war schon der Eingang des Dorfes; er sah seine Begleiterin fragend an, worauf diese, welche seinen Blick wohl verstand, ihm sagte:

„Da links am Wege ist fließendes Wasser, und wo an demselben ein Wiesengrund ist, werden wir das Lager der Unsrigen finden."

Dazu war nun wohl der geeignetste Platz eine unfruchtbare Allmande, auf welcher Erich früher mit seinen Schulbuben exercirt, und als er, die Ponies dahin lenkend, eine Biegung des Weges am Ufer des Baches gewonnen hatte, sah er vor sich ein paar Feuer lodern, bei deren Erblicken die junge Zigeunerin freudig von ihrem Sitze emporfuhr und rasch einige Worte in den Wagen hineinrief.

Erich fuhr in die Nähe des größten Feuers und war hier sogleich umringt von Männern, Weibern und Kindern, welche theils das Feuer verlassen und ihm rasch entgegen geeilt waren. — Ein eigenthümliches Völkchen; wenn auch nicht so phantastisch und malerisch costumirt, wie man es sonst in den Büchern schildert, oder wie wir es auf den Theatern zu sehen gewohnt sind, wich doch ihre Kleidung immerhin bedeutend von derjenigen der Einwohner Zwingenbergs ab, von denen der ehemalige Schulgehülfe gerade nicht zu seiner angenehmen Ueberraschung verschiedene in Trupps umherstehen sah, das Treiben der Zigeuner neugierig betrachtend.

Ein großer, breitschulteriger Mann trat an den Wagen und hob, nachdem er die Zügel aus den Händen Erich's entgegen genommen, zuerst die Esmeralda herab, welche rasch und flüchtig in ihn hinein sprach, worauf sich seine finstern Züge etwas aufklärten. Dann warf er die Leinwanddecke des Wagens zurück, ließ einen gleichgültigen Blick über die fest schlafende Alte gleiten und reichte hierauf der bleichen Frau sorgsam seine beiden Hände, um ihr das Aufstehen zu erleichtern, hob sie alsdann wie eine Feder empor und setzte sie vorsichtig auf den Boden nieder.

Blanda hatten ein paar jüngere Weiber zärtlich in ihre Arme genommen, trugen sie an das Feuer hin, setzten sie dort auf einen Haufen Decken und begannen ihr die kalt gewordenen Händchen und Füßchen zu reiben, was das kleine Mädchen mit großer Gleichgültigkeit geschehen ließ, ohne irgend welchen Dank dafür zu sagen. Das einzige Zeichen von Theilnahme gab sie dadurch, daß sie hier und da einem der Männer oder

auch der Kinder flüchtig zunickte, die sich fragend und mit freundlichen Blicken um sie drängten.

Erich hatte Mühe, sich der herzlichen Dankesbezeigungen der Esmeralda zu entziehen, so wie denen des breitschulterigen Mannes, der eine Art Autorität zu besitzen schien, wie auch den sanften Worten der blassen Frau, welche ihm beide Hände auf die Schultern legte und mit einem rührenden Ausdrucke ihrer sanften Stimme sagte:

„Ich kann nichts für Sie thun, als den Himmel bitten, daß er auch Ihnen einmal einen treuen Führer senden möge, wenn Sie in Angst und Noth sind!"

Dabei war ihr bleiches, edles Gesicht vom hellen Mondlichte beschienen, und Erich sah jetzt an der auffallenden Aehnlichkeit zwischen ihr und der kleinen Blanda, daß sie ohne alle Frage die Mutter derselben sein müßte. Dann wollte er sich rasch in die Dunkelheit zurückziehen, als ein paar von den Kindern von dem Feuer herüber gesprungen kamen und ihm schon von Weitem zuriefen, er müsse zu Blanda kommen, die ihm auch ihren Dank sagen wolle.

Nun dachte aber Erich, trotz seiner angeborenen Gutmüthigkeit, es sei nicht weiter von dem Feuer zu ihm, als umgekehrt, und wollte diese Dankesbezeigungen mit Einem Male dadurch abmachen, daß er mit der Hand grüßend gegen das kleine Mädchen hinüber winkte. Ehrlich gesagt, hatte er auch keine große Lust, sich dem hell flackernden Feuer zu nähern, da er nicht bei demselben Gestalten bemerkte, die nicht zu den Zigeunern zu gehören schienen, Bewohner des Dorfes, die von dem höchst seltsamen Schauspiele eines Zigeunerlagers herangelockt waren. Doch faßte die Esmeralda seine Hand und zog

ihn faſt mit Gewalt in den Schein des Feuers hinein; wo er allerdings einen Kreis von Zuſchauern fand, den er am wenigſtens erwartet.

„Ha, ich verſtehe!“ hörte er eine dröhnende Stimme ſagen, „das iſt ganz ſo, wie wir in Büchern leſen oder auf dem Theater ſehen. Ein Theil der Bande hat ſich hier gelagert, die Anderen eben heimkehren von ihren Gaukeleien, vielleicht auch vom Bettel. Siehſt du, Selma, dieſe junge, ſchöne Perſon könnte man füglich die Precioſa dieſer Zigeuner nennen.“

Alle Blicke richteten ſich bei dieſen Worten auf die junge, reizende Zigeunerin, die nun in ihrem phantaſtiſchen Coſtume voll von dem Feuer beleuchtet wurde und welche mit ihren Augen, ihrem ſchönen, ausdrucksvollen Geſichte und dem lächelnden Munde mit den weißen Zähnen allerdings eine prächtige Erſcheinung bot.

Wie verblaßt ſchien dagegen Selma, und wie erblaßte ſie erſt in Wirklichkeit, als ſie nun den Begleiter jenes ſchönen jungen Mädchens erkannte, und zwar beim erſten Anblicke, trotz der grauen Juppe und ſeines Jägerhutes.

„Ha — ich verſtehe!“ rief der Pfarrer, und wollte gerade hinzuſetzen: „Ganz Precioſa, denn da haben wir auch Don Alonzo!“ Doch blieb ihm der letztere Name in der Kehle ſtecken, und ſtatt deſſen drangen die allerdings nicht chriſtlichen Worte hervor: „Ei der Teufel, das iſt ja Monſieur Erich!“

Wer weiß, zu welchen Auseinanderſetzungen es hier noch gekommen wäre, wenn es Selma nicht für gut befunden hätte, ihre Lippen auf einander zu preſſen und dann zu ihrem Vater

zu ſagen: „Laß uns gehen, Papa. Ich glaube nicht, daß es anſtändig iſt, noch länger hier zu bleiben.“

Auch wandte ſie ſich raſch nach dieſen Worten ab, nicht aber, ohne vorher noch einen langen Blick auf den undankbaren Schulamtsgehülfen zu werfen, der jetzt ſo vortheilhaft ausſah in der kleidſamen Jagdjuppe und deſſen höchſt moraliſche Geſinnungen ſich nach Ablegung ſeines langen, ſchwarzen Rockes ſo raſch und vollſtändig geändert zu haben ſchienen. — Pfui über dieſen Heuchler!

Blanda hatte ſich raſch von ihrem Sitze am Feuer erhoben und trat nun auf Erich zu, wobei ſie ihm ſagte: „Ich danke dir, daß du ſo gut warſt, uns hieher zu führen! Küſſe mich, ich will dich nicht vergeſſen!“ Dabei reichte ſie mit ihren kleinen Händchen gegen ſeine Schulter hinauf, zog ihn raſch zu ſich nieder und drückte einen Augenblick ihre feinen, kalten Lippen auf ſeinen Mund. — „Lebe wohl! Lebe wohl!“

Von allem Danke, den er empfangen, hatte ihn keiner ſo bewegt, ja, gerührt, als der des ſo theilnahmlos ſcheinenden, finſter blickenden kleinen Mädchens, und wenn er nun, raſch davon eilend, noch mehrere Male zurückblickte, ſo that er das nur, um wiederholt dem Kinde freundlich zuzunicken, das, aufrecht am Feuer ſtehend, ihm nachſchaute, bis er in der Dunkelheit verſchwunden war.

Er konnte das eigenthümliche Bild lange nicht vergeſſen: das röthlich lodernde Feuer und daneben die ſchlanke Geſtalt des Kindes, deſſen feines, edles Geſicht, hell vom Monde beſtrahlt, ſo geiſterhaft bleich, ſo ernſt und traurig geweſen war.

Gegen heute Morgen gerechnet, brauchte Erich nicht viel

Zeit, um die Mühle wieder zu erreichen; hatte er doch jetzt keine Veranlaſſung, ſich unterwegs aufzuhalten, denn dort, wo am Morgen das Getümmel des Kampfes erſchallte und die Linien der verſchiedenen Truppenkörper hin und wieder zogen, lag jetzt eine ſtille, friedliche, vom Monde ſanft beleuchtete Ebene. Auch drängte es ihn, zu den guten Leuten zu kommen, die ihn ſo freundlich aufgenommen, und ſich vor allen Dingen bei Gottfried zu entſchuldigen. Dieſer aber empfing ihn lachend, unter der Thür der Mühle ſtehend, und er wußte ſchon um das Abenteuer des jungen Proviſors. Natürlicher Weiſe mußte dieſer aber ſeine Erlebniſſe in allen Einzelheiten dem Doctor Burbus mittheilen, der ſich nicht wenig daran ergötzte, beſonders an Erich's Zuſammentreffen mit dem Pfarrer und mit Selma.

„Daß aber damit," ſagte er, „der gründlichſte Strich unter Ihre Schulamts-Carrière gemacht worden iſt, darauf können Sie in gemüthlichſter Weiſe Gift nehmen; denn er wird Sie dem hohen Kirchen-Convente darſtellen als ein Kind nächtlicher Finſterniß, als ein ſcheußliches Geſchöpf der Nacht, welches nicht Wohlgefallen findet in dem Umgange gleich und herrlich geſinnter chriſtlich evangeliſcher Seelen, ſondern das ſich behaglich fühlt im wüſten Gelage mit Heiden, Zigeunern und anderen Strolchen. Soll ich Sie bedauern, junger geweſener Proviſor?" fuhr der Doctor nach einer Pauſe fort, während er ihn mit den hellen, klugen Augen durchdringend betrachtete. „Ich glaube kaum, daß das nöthig iſt. Wer ſo, wie Sie, ſchwärmeriſch entzückt iſt von einem Manöver, wie das heutige, wer mitten im feindlichen und freundlichen Kugelregen die aufopferndſten Kundſchafterdienſte leiſtet und dann

mit fremden Pferden bei Nacht und Nebel eine Zigeunerbande durch Wald und Feld kutſchirt, deſſen Kopf und Hand ſind am Ende auch noch zu Anderem fähig, als den Haſelſtock zu führen und in einer dumpfen Schule zu verkümmern. Ja, mein Freund, es iſt ein hartes Brod, das der Landſchullehrer, beſonders armer Gemeinden; wenn man auch noch ſo ſchöne Redensarten lieſt über die Verbeſſerung der Lage derſelben, ſo wird man ihnen auch mit den kärglichen Zulagen, die man nach langen Debatten für ſie herauspreßt, doch keine weichgebacknen Semmel vorzuſetzen im Stande ſein. Dieſe Krankheit liegt tiefer und hängt gewiſſer Maßen zuſammen mit dem mehr oder minder ſtarken Auftreten jenes Scharlachfiebers, das Sie heute Morgen in der Geſtalt eines Manövers beobachtet. Je höher die Wagſchale des Staates dafür ſteigt, deſto tiefer ſinkt die der armen Landſchullehrer mit Noth und Elend gefüllt zur Erde. Jene verzehren die Mittel, mit denen von Staats wegen den Landſchullehrern, dieſen wichtigſten Beamten, das Leben wenigſtens ſorgenfrei gemacht werden ſollte, und neben ihrer Armuth in leiblicher Hinſicht wird ihre Stellung und ihr Anſehen noch viel mehr dadurch untergraben, daß ſie gewiſſer Maßen privilegirte Bettelleute ſind; denn ſo ſieht der in Geldſachen harte Bauer das Eincaſſiren des kärglichen Schulgeldes an und behandelt danach den Mann, der ſeinen ungezogenen Buben aus dem rauhen Klotze heraushauen und für ſein ganzes Leben zuhobeln ſoll.

„Ich ſage Ihnen das nur," ſprach der alte Burbus weiter, nachdem er bedächtig ſein Glas leer getrunken, „weil ich es für meine Pflicht halte und weil ich aus Ihren eigenen Worten weiß, daß ich dadurch in Ihnen keine Illuſionen mehr zu

zerstören im Stande bin. Sagten Sie mir selbst doch schon öfter, wie sauer es Ihnen geworden, da unterzukriechen, und wie viel lieber Sie sich in die andere, scheinbar so — glänzende Lebensstellung geworfen hätten. Sie wissen wohl, was ich meine, das Militär. Schade, daß der gewisse Mephistopheles eines gewissen Goethe nicht auch Veranlassung nahm, dem wißbegierigen Schüler auch über dieses glänzende Elend ein kräftiges Wörtchen zu sagen, denn wir hätten dadurch wahrscheinlich eine werthvolle Vermehrung dieses geistreichen Katechismus erhalten."

„So lassen Sie mich wenigstens Ihre Ansicht darüber hören," sagte der junge Mann; „o, Sie wissen nicht, Herr Doctor Burbus, wie gern ich Ihren kräftigen, für mich so verständlichen Worten lausche!"

„Wenn Sie mich vollkommen verstehen, so soll mich das sehr freuen; doch wünsche ich auch in so fern nicht mißverstanden zu werden, als beabsichtige ich in Ihnen eine Zuneigung oder Abneigung für diesen oder jenen Stand als solchen hervorzurufen. Das würde auch gar nichts nutzen, denn es gibt keinen größeren Schwindel, als den wir mit den Worten: die Freiheit unseres Handelns und unseres Wollens, bezeichnen. Wir haben darüber durchaus keinen eigenen Willen, und wenn Sie später einmal in den Büchern des so eben von mir genannten gewissen Goethe lesen werden, was ich Ihnen seiner Zeit dringend anrathe, so werden Sie in einem höchst classischen Trauerspiele, Egmont, an eine Stelle kommen, welche heißt: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel

denn er hatte es nicht verſchweigen können, daß er uns heute Morgens in den Graben geworfen.

Nachdem die Gluth wieder zuſammengeſunken war, ſtellte ſich auch der Kreis um das Feuer wieder her. Preciosa ſtand vor demſelben, ſie hatte den rechten Arm in die Seite geſtemmt und blickte nachdenkend in die glühenden Kohlen. Der Guitarriſt der neben ihr ſaß, ſchaute ſie auffordernd an und berührte endlich mit dem oberen Theile ſeines Inſtrumentes leicht ihren Arm; ſie blickte fragend nach der Seite, und als er nun auf ſeinem Inſtrumente haſtig einige Accorde herunterriß und dazu mit dem Kopfe gegen ſie nickte, lachte ſie und nickte ebenfalls, worauf er taktgemäß zu ſpielen begann. Preciosa ſenkte ihre beiden Hände in die Taſchen ihres Kleides, holte ein paar Caſtagnetten heraus, welche ſie an ihren Daumen befeſtigte, dann hob ſie das Köpfchen ſtolz empor und begann die Accorde mit einem leiſen, aber außerordentlich taktſicheren Geknacke zu begleiten. Alle im Kreiſe ſchmunzelten, und als ſie nun gleich darauf mit einer hellen, nicht unangenehmen Stimme nach der bekannten, ſpaniſchen Landesweiſe zu einem Liede anſetzte, klatſchten Alle in den Pauſen taktgemäß mit den Händen, und das Vergnügen war allgemein.

Sie ſang:

Yo soy la Jitana
La jembra que va,
Sin hoy ni mañana
De aqui para allá;
Y erramo consuelos ...
Y entono primores ...
Y vendo gunuelos ...
Y galas y flores:
Y largo se cura
Por poco parné:
La güena — ventura
Quien la quié sabé?

festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Pferde wegzulenken.“ Und diese Stelle sollte sich Jeder als den ersten Grundsatz menschlicher Weisheit stets vor Augen halten; das, was wir Schicksal nennen, und was doch eigentlich nur Zufall ist, bestimmt über uns und unseren Lebensweg. Nehmen Sie sich vor, das Bächlein Ihres Daseins soll diesen oder jenen Weg durchlaufen, den Sie sich vorgezeichnet oder den gescheitere Leute, die eben so wenig in die Zukunft sehen können, Ihnen angewiesen, um da unten an einem gewissen Ziele anzukommen — Sie haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Es tritt Ihnen auf einmal rechts eine Felsenwand entgegen, die Sie vollständig aus Ihrer Bahn wirft, oder ein unvorhergesehener Abgrund, der Sie jäh in die Tiefe reißt, und wo Sie alsdann noch zufrieden sein können, wenn es Ihnen gelingt, einen Theil Ihres an Klippen zerschellten Lebens wieder mühsam zu ordnen. Sie erzählten mir von Ihrem Amtsnachfolger in Zwingenberg. Die Quart auf seiner Wange, das ist so ein Felsen, von dem ich vorhin sprach, der ihn aus seiner Bahn geworfen, und wir werden es noch erleben, daß er auch in Abgründe hineintaumelt, an die er vorher nicht gedacht. Sie selbst, mein junger Freund, wuchsen in dem Gedanken auf, ein braver Militär zu werden, wie es Ihr Vater gewesen, und bei Ihnen war Herr Schmelzer mit seinem Orgelspiele der jähe Abhang, der Sie beinahe willenlos anstatt in die Caserne nach Zwingenberg leitete. — Und wenn ich erst von mir selbst reden wollte, ich, der mit Verlaub zu sagen in meiner Jugend ein lockerer Zeisig war, das, was man einen verdorbenen Studenten nennt, und der so weit von der Doctor-Promotion entfernt war, wie ein

Kameel vom Seiltanzen! Wissen Sie, was mich wieder in die richtige Bahn zurückwarf? Ein menschliches Skelett. Sie können das ausführlich nachlesen in einem Buche unter dem Titel: „Handel und Wandel," in welchem ein eigennütziger Freund verschiedene Druckbogen mit der Erzählung meines an sich sehr unbedeutenden Lebens ausfüllte. Doch das in Parenthese. Ich wollte nur noch sagen, daß, wer mir damals, als ich im Gefühle meiner ärztlichen Würde das erste Recept schrieb, gesagt hätte, ich würde meine Tage als Müller beendigen, dem hätte ich unter die Nase gelacht, und wer weiß selbst jetzt noch, ob ich meine Tage hier beschließe oder nicht sonst wo als ein großes Thier noch viel von mir reden mache.

„Doch Sie sind nachdenklich geworden, mein lieber Schulamts-Candidat, trübe gestimmt; aber es lag durchaus nicht in meiner Absicht, Ihnen Ihre Zukunft als so ganz und bedingungslos durch den Zufall gelenkt darzustellen. Im Gegentheil, die Leitung liegt immerhin mehr oder minder in unserer Hand, nur sind wir von der Strömung des Lebens abhängig und können, wie gesagt, nichts thun, als .... Auch wollte ich Sie nur freundschaftlichst ersuchen, sich keinen allzu großen Kummer zu machen über das erste verfehlte Kapitel Ihres Lebensbuches, in welchem Sie ja mit redlichem Streben gearbeitet und aus welchem Sie ohne Ihre Schuld vielleicht in ganz andere Bahnen hineingedrängt werden. Ich kann mir wohl denken, welche Bahn das sein wird, und sollen Sie in mir dabei nach besten Kräften einen Beförderer finden."

Der alte Mann reichte bei diesen Wortet, Erich seine

Rechte über den Tisch hinüber, welche dieser mit seinen beiden Händen ergriff und herzlich dankend drückte.

„Morgen früh werde ich Sie meinem Gaste, dem Premier-Lieutenant in der Artillerie, vorstellen, den ich bestens für Sie eingenommen und der Ihren Kenntnissen ein Bischen auf den Zahn fühlen soll. Hält er Sie für befähigt, in die Brigadeschule aufgenommen zu werden, so wollen wir dafür sorgen, so viel als in unseren Kräften steht. Keinen Dank — um des Himmels willen, keinen Dank — ich kann es nun einmal nicht vertragen, und wenn ich feuchte Augen sehe, so werde ich grob!

„Und nun wollen wir zu Bette."

Elftes Kapitel.

Der Held unſerer Geſchichte thut die erſten Schritte zum Eintritte in eine neue Laufbahn, wird zur Jagd eingeladen und kommt dadurch in Verwicklungen der allerſchlimmſten Art.

Die blaue Stube war eine recht hübſche Stube, und Erich lag behaglich in ſeinem warmen Bette; ſo gut hatte er es lange nicht gehabt, eigentlich nie. Und wenn er dabei an die Worte des alten Doctors Burbus dachte, ſo drückte er ſein Geſicht mit einem ſeligen Gefühle in die Kiſſen. Dazu rauſchten die Waſſer des Mühlwehrs und erzählten ſo geheimnißvolle Dinge, denen die aufgeregten Sinne des jungen Menſchen Farbe und Geſtalt gaben. Auch vernahm er fort und fort das Drehen der ſchweren Mühlräder — denn die Werke gingen jetzt, vor Eintritt des Winters, beinahe unausgeſetzt Tag und Nacht fort, um die großen Getreidevorräthe bewältigen zu können — gleichförmig und einförmig, wie ein altes Wiegenlied, und dazu zitterte der Fußboden des kleinen Gemaches in ſo eigenthümlicher Weiſe.

Kein Wunder, daß er trotz der bunten Bilder alles deſſen, was er heute erlebt hatte, bald in einen feſten Schlaf verfiel,

und ebenfalls kein Wunder, daß er in diesem Schlafe Dinge träumte, die auch nicht im entferntesten Zusammenhange mit den Erlebnissen des heutigen Tages standen, wohl aber mit seiner Umgebung und dem, was ihm der Doctor von dem willkürlichen Laufe des Lebensstromes erzählt hatte; denn er hatte gewaltig viel mit stürzenden Wassern und wilden Fluten zu thun, die er kämpfend durchschritt, in denselben schwer athmend, untersinkend, dann sich immer wieder empor arbeitend an die Oberfläche des wild bewegten Wassers und hinauf in das rosige Licht. Es waren ihm von den tollen, unbestimmten Gebilden keine Einzelheiten im Gedächtniß geblieben, nur des Endes seines Traumes erinnerte er sich noch nach Jahren mit großer Deutlichkeit: da ruhte er in einer behaglichen Ermüdung mit geschlossenen Augen in einem leise schaukelnden Nachen, und ein leichter Wind trieb ihn über die weite, leuchtende Fläche eines See's. Auf einmal vernahm er auf allen Seiten ein seltsames Flüstern und Klingen, wie der Ton von Aeolsharfen oder wie das melodische Aneinanderschleifen schlanker Wasserbinsen, die vom Windhauche hin und her bewegt werden — dann stieß der Nachen ans Ufer, und trotz seiner geschlossenen Augenlider sah er das ernste, bleiche Gesicht der kleinen Blanda, sich über ihn beugend — aber nur im Traume — denn jetzt erwachte er in Wirklichkeit, um zu bemerken, daß er sich in seinem Bette befand, in der blauen Stube im Hause des Müllers Burbus, und daß das helle Tageslicht durch die Fenster hereinschien.

Nach dem Frühstücke wurde er von dem Müller selbst zu dem verwundeten Officier geführt, der in einem langen, grünen Schlafrocke, eine Cigarre im Munde, mißmuthig auf und ab ging. Er betrachtete einen Augenblick schweigend, mit finsterem

Stirnrunzeln den jungen Menschen; dann sagte er: „Na, das sieht anständiger aus, als ich mir unter einem Schullehreramts-Candidaten gedacht; hat auch frische Augen im Kopfe und stramme Glieder am Leibe. Wie alt?“

„Sechszehn Jahre, Herr Premier-Lieutenant.“

„Ihr Vater war Artillerie-Unterofficier?“

„Zu befehlen, Herr Premier-Lieutenant; Joachim Freiberg, bei der vierten Batterie siebenter Brigade, Herr Hauptmann Heinzelmann.“

„Ich habe ihn gekannt, er ist mit Pension abgegangen. Und Sie wollen Soldat werden, vielleicht Officier, und wissen nichts Gescheiteres mit Ihrem jungen Leben anzufangen?“

„Schon mein Vater hatte den dringenden Wunsch, daß ich Soldat werden solle, und zwar bei der Artillerie, und auch ich habe dazu von jeher die lebhafteste Neigung empfunden.“

„Wie viele junge Leute haben das nicht!“ erwiederte der Artillerie-Officier achselzuckend; „ja, eine Uniform sieht gut aus, das glänzt, strahlt, rasselt und klirrt, und in den Büchern wird viel gelogen von dem lustigen, glücklichen, ungebundenen Soldatenleben. Na, was die Lustigkeit anbelangt, die wird Ihnen schon vergehen, nachdem Sie einmal ein halbes Jahr Commißbrod gegessen; das Glück betreffend, so schauen Sie mich an, einen vierzigjährigen Premier-Lieutenant, der noch wenigstens acht Jahre zum Hauptmanne hat, und jetzt, nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit, vielleicht die Aussicht,“ fuhr er unmuthig fort, indem er seinen verwundeten Arm etwas in die Höhe hob, „mit zehn Thalern monatlicher Pension in den Ruhestand versetzt zu werden. Und nun gar das ungebundene Leben, das ist das sauerste Kapitel, und ich möchte wissen,

woher die Ungebundenheit kommen ſollte, wenn man der leibeigene Knecht von hundert Herren iſt! Was ſo bei euch jungen Leuten für Ungebundenheit ausſieht, das rangirt neben den unmuthigen und widerſpänſtigen Bewegungen des jungen, friſchen, eingefangenen Stieres, der ſich eine Erleichterung zu verſchaffen ſucht, indem er ſich trotzig gegen das Joch ſtemmt, das man ihm auferlegt. — Doch laſſen wir es mit dieſer Jeremiade genug ſein, denn eine ähnliche hat bei mir nichts genutzt und wird bei Ihnen eben ſo wenig nutzen wie bei Tauſenden Ihrer glückſeligen Nachfolger. Gehen wir deßhalb darüber hinweg und thun wir unſerem freundlichen Hauswirthe den Gefallen, ein Bischen nachzuſehen, wie es mit Ihrem Wiſſen ausſieht."

Das Reſultat dieſes ziemlich genauen Examens war nun kein allzu ſchlimmes, aber noch viel weniger ein allzu gutes.

„Es könnte ſchon mit der Aufnahme gehen," ſagte ſpäter der Premier-Lieutenant zu Burbus, „wenn ſie es mit der edlen Rechenkunſt, in welcher der junge Menſch allerdings mangelhaft beſchlagen iſt, nicht zu genau nehmen. Haben Sie Bekannte?"

„Nein, Herr Premier-Lieutenant; ich wüßte keine lebendige Seele, die Urſache hätte, ſich meiner anzunehmen."

„Das hat auch ſein Gutes, denn wenn Einer anfänglich ſo durch Protection fortgeſchubt wird, ſo lernt er ſelten oder nie auf eigenen Füßen ſtehen. Etwas Vermögen?"

„Noch weniger."

„Dann muß es verflucht wenig ſein! Das iſt ſchon ſchlimmer, und weiß ich nicht, ob es ſich ohne alle Zulage auf der Schule thun wird. Sie haben allerdings Ihre einfache Löhnung, auch Brod und dergleichen; aber es gibt auch noch andere Bedürfniſſe für junge Leute Ihres Alters, für die geſorgt ſein

muß, oder man fängt mit Schulden an, was in jeder Carrière ſchlimm iſt, für einen Officier geradzu troſtlos."

„Nun, vielleicht ließe ſich doch für ein Erſtes etwas Weniges zuſammenbringen," meinte der alte Müller gutmüthig. „Sie ſprachen mir doch von einer kleinen Verlaſſenſchaft Ihres Vaters."

„Aber ſo klein," erwiederte Erich achſelzuckend, „daß wohl davon nichts mehr übrig ſein wird, ſobald ich die Reiſe nach meinem neuen Beſtimmungsorte gemacht habe."

„Nun, das wird ſich allenfalls finden," ſagte Burbus und ſetzte hinzu, indem er ſein Geſicht ſtark gegen den Officier wandte: „Vielleicht daß man dem Sohne eines braven, langgedienten Unterofficiers eine kleine Zulage gibt."

Der Premier-Lieutenant wollte das ganz entſchieden verneinen, doch verſtand er noch zur rechten Zeit eine Grimaſſe, die der alte Müller ſchnitt und ſagte deßhalb einlenkend: „Es iſt das wohl nicht ſo leicht, als man denkt, aber unmöglich auch gerade nicht; man muß das Beſte hoffen."

Erich ſchrieb über ſeinen neuen Plan an ſeinen alten Freund Herrn Schmelzer, und als recht bald eine Antwort deſſelben einlief, ſcheute er ſich faſt, den Brief zu erbrechen, denn ihm ahnte der Inhalt.

„Leider, daß es ſo gekommen iſt," ſchrieb denn auch der Schullehrer, „und wenn wir auch von allen Anſchuldigungen des Herrn Pfarrers Wendler neunundneunzig Procent abſtreichen wollen, ſo bleibt doch immer noch ſo viel übrig, daß ich es unſerem Pfarrer nicht übel nehmen konnte, daß er beim Durchleſen der Epiſtel förmlich ſeine Hände in Unſchuld wuſch und mich mit der Frage anging: ob ich auch jetzt noch geneigt

ſei, Häuſer auf Dein Wohlverhalten zu bauen. Es iſt nun allerdings ſtark, wenn man, anſtatt die Kinder etwas Gutes zu lehren, Exercirübungen mit ihnen treibt, was aber leider bei Dir im Blute ſteckt; daß man ferner die freundliche Aufnahme in einem höchſt anſtändigen Hauſe, wie das des Herrn Pfarrers Wendler ſein muß, mit Undank belohnt; daß man ferner einem neu einziehenden Schulmeiſter unziemliche Dinge über die Familie ſeines Seelſorgers und kirchlichen Vorgeſetzten mittheilt; daß man nach erhaltenem Abſchiede, ſtatt reumüthig um fernere Protectionen zu bitten, dem Soldatenſpectakel nachläuft und ſich ſchließlich mit den liederlichen Weibsbildern einer Zigeunerbande umhertreibt: das iſt, wie geſagt, allerdings ein wenig zu ſtark, und wäre es Vermeſſenheit, ferner um eine ähnliche Stelle für Dich anzuhalten. Schade um die edle Muſica, die unter den Trümmern und dem Schutte eines ſolchen Lebenswandels gewiß für immer und ewig tief begraben bleiben wird! Was kann ich ſonſt noch für Dich thun? Ich weiß es in der That nicht und halte es jetzt ſelbſt für das Beſte, wenn Du den Verſuch machſt, irgendwo beim Militär anzukommen, zu welchem Zwecke ich Dir einliegend ein Taufzeugniß, Impfſchein und Dein Confirmationsatteſt beifüge. Sollteſt Du mir aus Deiner neuen Carrière Erfreuliches zu melden haben, ſo wird demſelben allezeit ein freundliches Ohr leihen

„Dein ehemaliger Lehrer Lorenz Schmelzer."

Erich zeigte dieſen Brief dem alten Müller, der ihm ſagte: „Sehen Sie, das iſt auch wieder eine ſolche Felſenecke, die Ihren Lebenslauf aus der vorgezeichneten Bahn ablenkt; deßhalb aber brauchen Sie nicht den Muth zu verlieren und den Kopf ſinken zu laſſen. Glauben Sie, hoffnungsvoller Zigeunerbeſchützer,

es wäre eigentlich langweilig, wenn ſich unſer Leben glatt abwickeln würde wie ein gut gedrehter Garnknäuel; die Laſten, die der Magnet tragen muß, ſtärken ſeine Kraft, und nur die Berührung mit dem harten Schleifſteine ſchärft den Stahl. Ich habe alles das erfahren, ja, und noch Schlimmeres, und wer weiß, ob der Reſt meines Lebens ſo ſanft verfließen wird, wie es allerdings den Anſchein hat, ob mein Daſein nicht noch kümmerlich verſanden muß oder jämmerlich zerſchellen an einem noch ungeahnten Felſenſturze."

Der Premier-Lieutenant, deſſen Heilung erfreuliche Fortſchritte machte, hatte es gern, wenn Erich ihn beſuchte, mit ihm über Dies und Das plauderte oder ihm aus den Zeitungen oder auch aus Büchern vorlas. Er war ein ernſter, ſchweigſamer Mann, an dem bittere Lebenserfahrungen ſtark gerüttelt hatten; doch liebte er es nicht, darüber zu reden, auch nicht über ſeine Militär-Carrière und eben ſo wenig über die Zukunft des jungen Mannes, den er nicht ungern zu haben ſchien. Im Geheimen aber hatte er an einen Freund geſchrieben, der Lehrer an der Brigadeſchule war und Erich von Nutzen ſein konnte, hatte ihm die Verhältniſſe deſſelben aus einander geſetzt, auch etwa den Grad von deſſen Wiſſen angegeben, und legte nach wenigen Tagen ein nicht ungünſtiges Reſultat dieſes Briefwechſels Erich vor, welcher daraus zu ſeiner großen Freude erſah, daß ſeine Aufnahme dorten ſich günſtiger zu geſtalten ſchien, als er in ſeinen kühnſten Träumen zu hoffen gewagt.

„Mein lieber Freund!" ſchrieb der Ober-Feuerwerker Doll an den Premier-Lieutenant Schramm. „Mit großem Leidweſen die Nachricht von Deiner Verwundung erhalten, wogegen mich ſehr freue, daß Du Dich in ſo guter Pflege befindeſt. Kann

Naide, naide toque andana
Too lo dica la Jitana
chachipé!
Venga el unto y lo parné.

und als ſie geendet, machte ſie ſchnell gegen uns eine leichte Neigung mit dem Kopfe, drehte ſich auf dem Abſatze herum und verſchwand darauf in der Dunkelheit.

Eine neue Weiſe wurde nun angeſtimmt und ein Anderer ſang ein Lied. Doch wurde das Concert nicht mehr lange fortgeſetzt denn der Guitarriſt, der ein anderes Gelüſte zu haben ſchien, übergab ſein Inſtrument dem Nebenmanne, ſprang in die Höhe und fing an, unter lautem Gelächter und Beifallsrufen auf dem freien Platze vor dem Feuer zu tanzen. Er war ein hübſchgewachſener Burſche von vielleicht fünfundzwanzig Jahren, in einer runden andaluſiſchen Jacke, engen kurzen Hoſen und Ledergamaſchen; er ſetzte die Füße auf eine zierliche Art, ſchlug bald in die Hände, bald auf ſeine Kniee, und ſo oft er ſich dem Innern des Hauſes zuwandte, rief er ein lautes Hoje hinüber.

Nicht lange blieb dieſe Aufforderung zum Tanze unbeantwortet; zuerſt hörte man in der Entfernung Klappern von Caſtagnetten, die in den Takt des Tanzes einfielen, und dann erſchienen ſämmtliche drei Töchter des Wirthes, die ſich bei uns am Feuer niederließen und mit ihren Caſtagnetten ſchlugen. Ihnen folgte die Wirthin, dann die Küchenmagd mit der Dame vom Stall, welch beide letztere eine Zeitlang dem Tanze zuſchauten, dann aber geſchwind in ihre Taſchen fuhren und ihre Caſtagnetten ebenfalls herausholten. Und nun begann ein ſo unerhörtes Geklapper und Geknacke, daß man kaum noch die Guitarrenklänge und ſein eigenes Wort vernehmen konnte. — „Bolero! Bolero!“ riefen ein paar Stimmen, die beiden Mägde traten einige Schritte zurück, die Wirthin nickte auf einen fragenden Blick ihrer Töchter mit dem Kopfe, dann ſprangen auch dieſe in die Höhe, ſtellten ſich gegenüber auf, drei junge Burſchen folgten ihnen, und nun begann ein

Dir von meinem kärglichen Befinden, Gott sei Dank, nur das Beste mittheilen, beneide Dich aber trotz alledem um Deinen Aufenthalt, wie Du ihn mir geschildert — Waldeinsamkeit, herbstlich gefärbte Bäume, munter fließende Wasser und dergleichen. Sehne mich sehr nach Aehnlichem, um meinen Geist ein Bischen aufzufrischen und ihn gewaltsam hinauszuwerfen aus der geraden Linie, aus den stumpfen und spitzen Winkeln, aus den Halbkreisen und Spiralen, ja, aus dem ganzen mathematischen Wirrwarr, in welchem ich ohne Erbarmen immer tiefer untergehe. Nächstens ist Alles in dieser, an sich so schönen Welt für mich nur noch da, um es zu vergleichen und zu berechnen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn man einmal bei der Section meines Schädels sämmtliche Bossen des Gehirns zu lauter gleichseitigen Dreiecken ausgebildet fände. Was nun den jungen Menschen betrifft, von dem Du schreibst, so laß ihn nur kommen; Du schilderst ihn als eine frische Natürlichkeit, als ein offenes, gesundes, ehrliches Wesen, und das thut gut bei all dem Grobzeug, was sich zur Aufnahmeprüfung meldet, allerdings häufig vortreffliche Schulkenntnisse mitbringt, dagegen so wenig körperliche Anlagen zum Artilleristen hat, als der Esel zum Lautenschlagen. Als Sohn eines ehemaligen, braven Unterofficiers wird man ihm seine Aufnahme erleichtern, und was seine mangelhaften mathematischen Kenntnisse anbelangt, so bin ich der Mann dazu, ihm seinen Kopf in dieser Hinsicht zurecht zu stutzen. Glücklicher Weise ist die Aufnahmeprüfung wegen baulicher Veränderungen in der Schule um vier Wochen hinausgeschoben worden; doch muß er spätestens bis 25. October einrücken."

Erich fühlte sich jetzt viel glücklicher, als damals, wo ihm

durch ſein Orgelſpiel vor dem Pfarrer der Weg zur Schulamts-Candidatur geebnet worden war. Ja, er fühlte ſich wieder froh und frei, wie in den Tagen ſeiner Jugend, wo er mehr draußen im Walde geweſen war, als zu Hauſe in der engen Stube. Die erſten Tage, welche er auf der Mühle zubrachte, hatte er wenig Luſt gezeigt, draußen mit Gottfried oder Friedrich umherzuſchweifen, ſondern viel lieber war er bei Johann geweſen, hatte dem emſigen Schaffen des Mühlwerkes zugeſchaut, und das gleichförmige Rauſchen und Klappern der Räder, das Zittern des ganzen Werkes hatte für ihn etwas Sympathiſches gehabt und konnte er dabei beſſer träumen von der doch noch glücklichen Zukunft. Jetzt aber, wo ſich ſo mit Einem Male der Horizont derſelben aufzuklären ſchien, da wunderte er ſich faſt, daß er lieber zwiſchen den Mauern des Hauſes geſeſſen, als ſich draußen bewegt hatte in der ſchönen Natur, die ſich noch einmal aufs feſtlichſte geſchmückt zeigte, ehe ſie an der Hand des Winters im Wittwenſchleier erſchien, trauernd um den dahingegangenen, friſchrüſtigen Herbſt, oder um als Nonne im grauen oder weißen Bußkleide das Ableben des alten Jahres zu erwarten. Und welch prächtige Tage hatte man — wie friſch und erquickend Morgens und Abends, wie angenehm warm um die Mittagszeit, eine echte Nachſommerzeit mit all ihren Reizen, allerdings eine reife Schönheit, aber eine dankbare, fruchtſpendende! Wie wohlig ſchwammen die weißen Sonnenfäden daher, lange, leuchtende Geſpinnſte, und es war gerade, als bildeten ſie den Anfang einer neuen Blüthenperiode, denn wo ſie ſich um die rothen und gelben Blättchen der Sträuche wickelten, da erſchien es an den Zweigen derſelben wie neu aufbrechende Knoſpen! Und wie eigenthümlich klingt es zur

Herbſtzeit im Walde, hört man doch auf weite Entfernung den Schrei eines Raubvogels, den Schall der Axt, den Knall eines Schuſſes!

Eines Tages fragte Gottfried Erich, ob er auch wohl wiſſe, was ein Gewehr für ein Ding ſei, und als dieſer mit einigem Selbſtgefühl von den Streifereien erzählte, die er ſchon als Knabe mit den Söhnen des Förſters ausgeführt, da gab ihm der junge Burbus eines ſeiner vortrefflichen Doppelgewehre in die Hand, auch Schrotbeutel und Pulverhorn, und ließ ihn wie im Exercitium das Laden auf der Stelle, auch im Vor- und Zurückgehen durchmachen, eben ſo wie auf ziemliche Entfernungen nach einem Blatte Papier oder nach einem in die Höhe geworfenen Hute ſchießen, und erſt nachdem er ſich von den Anlagen überzeugt, welche der junge Menſch auch für das edle Waidwerk hatte, nahm er ihn mit ſich in den Wald hinaus, womit der alte Müller vollkommen einverſtanden war, denn er meinte, das Aufſuchen und Ueberliſten des Wildes ſei auch ein kleiner Krieg, allerdings mit weniger Gefahr verknüpft, wie jener andere, und könne es einem angehenden Artilleriſten durchaus nicht ſchaden, wenn er auch mit dem kleinen Feuergewehr ſicher und vertraut ſei.

Nun wollen wir gerade nicht behaupten, daß Erich viel zur Bereicherung der Jagdbeute beigetragen hätte; auch betrieb er ſelbſt während dem Jagen die Jägerei nur ſo nebenbei, und ihn ergötzte weit mehr das Hin- und Herziehen durch die Wälder, die prachtvolle Färbung und Beleuchtung derſelben, der ſonnig klare Herbſthimmel, das Leuchten der Sonnenſtrahlen zwiſchen den gelben und rothen Laubmaſſen und das Glitzern der klaren Bergwaſſer. Deßhalb ging er auch ſo gern in

Gottfried's Geſellſchaft, beim Pirſchgang den Schweißhund an der Leine führend, oder mit ihm auf den Anſtand bei ſinkender Nacht, am liebſten aber beim Grauen des Morgens. Gab es doch auch wohl nichts Schöneres, als das allmähliche Erwachen der Natur im Spätherbſte zu beobachten! Allerdings glich dieſes Erwachen dem eines ernſten, ſorgenvollen Mannes, wogegen man das des Frühlings mit dem erſten raſchen Augenaufſchlagen eines glücklichen, lebensfrohen Kindes vergleichen könnte, hier unter friſchen, grünen Blättern, Blumen und Blüthen, unter Amſelſang und Lerchenſchlag, während im Herbſte das Erwachen nach der langen Nacht ſchwerer, langſamer vor ſich geht, nicht ohne Kampf und Noth mit den Nebeln, überall aus den Tiefen aufſteigend, jenen tückiſchen Geſellen, die, ſelbſt wenn ſie niedergebändigt werden, ihre Bosheit auszuüben wiſſen, indem ſie von Haar und Bart der alten, grämlichen Baumrieſen als ſchwere Waſſertropfen herniederfallen.

Wir ſtehen auf einer Waldhöhe; rings um uns her ſchauen wir auf die wellenförmigen, vielfarbigen Laubmaſſen mächtiger Bäume, zwiſchen denen dunkle Tannen und Fichten wie tiefe Schatten erſcheinen, während blaugrüne Föhren und Kiefern ſo wohlthuend vermitteln zwiſchen dem grellen Gelb und dem leuchtenden Roth der Buchen und Eſchen. Nicht weit von uns rauſcht ein kleines Bergwaſſer der Niederung zu, das Geräuſch unſerer ſchleichenden Schritte verdeckend, während uns dort jene beiden mächtigen Eichen vor den Blicken des heranziehenden Edelwildes ſicherſtellen. Gehört haben wir es ſchon längſt, als uns das aufdämmernde Tageslicht kaum erlaubte die Kronen jener hohen Eichen vor uns zu unterſcheiden; allerdings ſind ſie noch halb in Nebel gehüllt, der ſich vom Boden empor

wie ein aufwallender grauer Schleier durch die mächtigen Aeste schlingt; auch hier ist dieser Nebel, vom Morgenwinde bewegt, wie ein kämpfender Riese anzusehen, der den Himmel stürmen will, um das freundliche Sonnenlicht von dort zu verdrängen. Und überall, wohin wir blicken, bemerken wir dergleichen kämpfende Nebelschaaren, mit Macht aus den Thälern und Gründen aufwärts strebend, jetzt siegreich erscheinend und Alles in dunstiges Grau hüllend, dann wieder zurückweichend vor dem schärferen Windhauche, niedergedrückt von der Gewalt der Sonne, wo dann plötzlich auf allen Seiten die leuchtenden Helmbüsche der kämpfenden Baumriesen sichtbar werden.

Ja, wir hören schon lange das mächtige Schreien eines starken Hirsches, weithin dröhnende, trotzige Laute, kampfbereit und siegesgewiß. Endlich sehen wir ihn noch ziemlich fern von uns aus dem Dickicht hervortreten auf eine rings umschlossene Waldwiese, ruhig sich auf seinem Brunstplatze umschauend, lang gestreckt und mit hoch aufgehobenem Geweih, aus seinem stark gewölbten Halse immer und immer wieder seinen Schlachtruf erschallen lassend, wobei zugleich mit den tiefen Tönen der heiße Athem als eine leichte, graue Dunstwolke in die frische, kalte Morgenluft hinausdringt und, von einem günstigen Winde in der Richtung gegen uns getrieben, noch eine Secunde sichtbar bleibt.

Wie klopft unser Herz, wenn er sich uns nähert, langsam und sicher vorwärts schreitend und nur zuweilen rasch und zornig den Kopf mit dem mächtigen Geweih herumwerfend, wenn es vielleicht ein Beihirsch oder gar ein lustiger Spießer gewagt, sich seitwärts durchs Gebüsch heranschleichend, der ihm anvertrauten Heerde zu nahen, die, ruhig äsend, fortzieht! Viel-

leicht iſt auch zuweilen ein kleiner Kampf erfolgt, wo man dann aus weiter Entfernung die dröhnenden Schläge der ſtarken Stangen gegen einander vernimmt. Doch iſt dieſer Kampf bald vorüber bei der ungleichen Kraft der beiden edlen Hirſche; der Platzhirſch hat ſich ſchnell ſeines ſchwächeren Nebenbuhlers entledigt, und während der Beſiegte zurück in das Dickicht flieht, läßt der Sieger ein neues und ſtärkeres Kampfgeſchrei erſchallen — armer, ſieggekrönter Held, und doch wurdeſt du betrogen wie manch anderer mit weniger ſichtbarem Geweih, denn während jenes heißen Kampfes von vorhin ſchlich ſich jener luſtige Spießer heran und naſchte verbotene Früchte!

Noch immer aber ſtand der Hirſch nicht ſchußgerecht vor dem lauernden Jäger, die Entfernung war zu groß, und wenn auch Gottfried ſeine Büchſe erhoben hatte und den Lauf langſam hinabſinken ließ, ſo wagte er doch den Schuß von hier aus nicht, konnte ſich aber nicht enthalten, Erich, der hinter ihm verborgen ſtand, zuzuflüſtern, es wäre ein wahres Unglück, da zu fehlen oder unſicher zu ſchießen, denn dies ſei der ſtärkſte Sechszehnender meilenweit in der Umgegend, alle Jäger kännten ihn.

Dem jungen Manne klopfte das Herz ſo gewaltig, daß er deſſen Schläge zu hören glaubte; vielleicht war es aber auch das tactmäßige Herabtropfen des Nebels über ſeinem Haupte. Der Schweißhund ſaß regungslos vor ihm, mit ſeinem klugen Auge das langſame Vorſchreiten des Hirſches betrachtend. Jetzt hatte ſich dieſer abermals genähert und ſtand nun da, mit hoch erhobenen Löchern ſuchend und windend, als finde er doch etwas Verdächtiges in ſeiner Umgebung. Hätte Erich auch rufen dürfen: „Schießen Sie“ — er hätte keinen Laut hervorgebracht, die Kehle

war ihm wie zuſammengeſchnürt; doch war dies ja auch unnöthig, der Lauf der Büchſe ſenkte ſich langſam und geräuſchlos hinab. Kaum zwei Secunden blieb Gottfried in feſtem Anſchlage liegen, dann krachte der Schuß, und der Jäger machte, ſich raſch unter den Pulverdampf bückend, ein Zeichen mit der Hand und rief: „Triumph, er hat gut gezeichnet!“ — Erich hatte geglaubt, der Hirſch müſſe im Feuer zuſammenbrechen; doch that dieſer einen mächtigen Riß vorwärts und brach dann, mit den Hinterläufen ausſchlagend und praſſelnd, mit zurückgelegtem Geweih in die Büſche, während ſeine Heerde nach allen Richtungen aus einander ſtob.

„Er kommt nimmer weit,“ rief Gottfried vergnügt, „und Alles würde ganz vortrefflich gehen, wenn wir uns nicht zu nahe an der Gränze unſeres Jagdreviers befänden! Folgen Sie mir mit dem Hunde ſo raſch als möglich!“

Erich hatte aber Mühe, dem gewaltig vorwärts ſtrebenden Thiere, obgleich es ihn faſt an der Leine mit ſich fortzog, nachzukommen. Jetzt hatten ſie die Stelle erreicht, wo der Hirſch angeſchoſſen worden war, und hier ließ Gottfried den Hund los, der auch ſogleich die Fährte des Hirſches aufnahm und bald darauf durch ein kurzes, ſcharfes Lautwerden ankündigte, daß er die Schweißſpur gefunden habe. Beide eilten dem Hunde nach, ſo ſchnell ſie konnten, den Hügel hinab durch das Bett des Bergwaſſers, dann über eine Waldlichtung aufwärts.

„Welches Glück, dieſen Hirſch geſchoſſen zu haben,“ ſagte der junge Forſtmann im Dahinrennen, „und welches Unglück, daß es gerade hier ſein mußte!“

„Sind wir ſo nahe an der Gränze?“

„Verflucht nahe! Dort hinter jener Höhe liegt die Schlucht,

von der Ihnen der Vater neulich erzählt; wenn er über die nicht hinausgekommen iſt, ſo iſt Alles gut, finden wir ihn aber ſehr weit im anderen Revier . . . .“

„So werden wir ihn doch wohl nicht liegen laſſen!“ rief Erich, den Jagd und Verfolgung aufs höchſte erregt hatten, mit leuchtenden Augen.

„Nicht gern, und wenn Alles ruhig bleibt im Walde, wie es den Anſchein hat, ſo kann es uns gelingen, ihn zurückzubringen; das heißt, wir Beide allein ſind dazu nicht im Stande.“

Da lag die Schlucht vor ihnen, doch war weit und breit kein Hirſch zu ſehen, auch gab der Schweißhund nicht mehr Laut; wenigſtens hörten ſie nichts, als ſie einen Augenblick ſtehen blieben.

„Das würde mich gerade nicht Wunder nehmen,“ bemerkte Gottfried; „der Packer iſt ſo vortrefflich dreſſirt, daß er keinen unnöthigen Ton von ſich gibt, ſo lange er weiß, daß ich ihm folge. — Doch horch, da haben wir ihn — hören Sie wohl? Ah, ich kann mir denken, wo er iſt! Jenſeit der Schlucht, dort, zwiſchen den mächtigen Buchen, die über das niedere Holz emporragen, iſt ein See, dahin wird der verwundete Hirſch gegangen ſein.“

„Iſt es ſehr weit von hier?“

„Weit genug für uns, wenn es heute Morgen den Seefeld'ſchen Jägern eingefallen iſt, gerade dieſes Revier abzuſuchen; doch glaube ich das kaum, da ſie geſtern und vorgeſtern hier waren.“

„Aber, nicht wahr, wir laſſen den ſchönen Hirſch unter keiner Bedingung zurück?“ fragte Erich dringend.

„Freiwillig allerdings nicht!“ erwiederte Gottfried lachend.

Dann ſetzte er jubelnd hinzu: „Sehen Sie, wie recht ich hatte! Dort ſchimmert der See, und da haben wir auch unſeren Hirſch! Ah, wie begierig Packer ſein Blut leckt und mit der Ruthe wedelt, aber ſchweigſam wie ein Trappiſt! O, es iſt ein vortrefflicher Hund!“

„Wo, wo, ich ſehe den Hirſch noch gar nicht!“

„Dort neben der einzelnſtehenden Birke; ſieht allerdings aus wie ein großer Haufen dürrer Blätter.“

„Ah ja, jetzt erkenne ich ihn, weil ich Packer ſehe!“

Gottfried hatte den abgeſchoſſenen Lauf ſeiner Büchſe wieder geladen, auch nach ſeinem Hirſchfänger geſehen; doch erwies ſich dieſe Vorſicht als unnöthig. Der Hirſch, vortrefflich aufs Blatt geſchoſſen, hatte verendet und lag ausgeſtreckt da, die ſtarke Stange rückwärts gebogen, ein gewaltig ſtattliches Thier.

„Bravo, Packer, Bravo,“ ſagte der junge Forſtmann, indem er leicht den Kopf des Hundes pätſchelte, „ſo weit wären wir allerdings gekommen mit der Hülfe von Sanct Hubertus, aber was nun weiter?“ — Er lauſchte in den Wald hinein, der aber feierlich ſtill rings um ſie her lag. Man vernahm nichts, als den ſcharfen Schrei eines Habicht's und immer noch das Herabtropfen des Nebels auf die dürren Blätter, welche den Boden bedeckten. — „Glücklicher Weiſe iſt es noch ſehr früh, ſieben Uhr. Ich möchte den Hirſch gern bis zu unſerer Zurückkunft mit Laub bedecken, fürchte mich aber, Geräuſch zu machen.“

„Sie haben doch ein unläugbares Recht auf den Hirſch, den Sie in Ihrem Revier geſchoſſen, wenn er auch erſt hier über der Gränze niedergefallen iſt.“

„Allerdings würden mir freundliche und wohlgeſinnte Nach-

barn dieſes Recht eben ſo wenig beſtreiten, als ich ihnen in gleichem Falle; doch leben wir ja in einer harten Fehde mit den Seefeld'ſchen, auf deren Grund und Boden wir uns gerade befinden."

„Und wenn einige von ihren Jägern kämen, ehe wir den Hirſch fortgebracht hätten?"

„So hätten wir erſtens nicht mehr nöthig, ihn fortzubringen, da ſie ihn unfehlbar nähmen; obendrein würden dabei ſo biſſige Redensarten fallen, daß weniger heißes Blut als das meinige dazu gehörte, um dabei ruhig zu bleiben. Wir können nichts thun, als nach Hauſe zurückkehren und Leute holen, um ihn wegzubringen."

„Und ihn ganz allein hier liegen laſſen?" fragte Erich kopfſchüttelnd.

„Ohne alle Gefahr, ein Einzelner, ja, Zwei, Drei tragen ihn nicht fort, und wenn ihrer Mehrere kämen, um ſich ſeiner zu bemächtigen, wäre das nur in dem vorhin erwähnten Falle. Wenn wir recht drauf losſchreiten, ſo können wir in einer kleinen Stunde wieder zurück ſein."

„So laſſen Sie mich wenigſtens hier," bat der junge Menſch, „es könnten ja auch Wilderer oder ſonſt Leute kommen, die ihn ruhig liegen ließen, wenn man ihnen den Sachverhalt auseinander ſetzt! Oder ſoll ich für Sie nach der Mühle zurückkehren, denn ich kann mir in der That nicht denken, daß Sie den ſchönen Hirſch hier ohne Bewachung zurücklaſſen wollen?"

Gottfried dachte einen Augenblick nach, dann ſagte er: „Es iſt am Ende wahr, weßhalb ſoll ich Sie mit nach Hauſe ſprengen und wieder hieher! Noch viel weniger kann ich Sie

Ballet ſo originell, ſo amuſant, daß wir unter lautem Gelächter und mit dem größten Vergnügen zuſchauten.

Ich weiß den Namen des Bolero nicht mehr, den ſie tanzten, doch beſtand er aus einer Menge verwickelter Figuren, wozu Tänzer und Tänzerinnen und ich muß geſtehen, vor Allen die blonde Viehmagd, ihre Füße ſo kunſtgerecht ſetzten, als hätten ſie es von einem tüchtigen Balletmeiſter erlernt. Die Muſik ging übrigens immer geſchwinder, begleitet von dem wirbelnden Knacken der Caſtagnetten; die Tanzenden erhitzten ſich offenbar und wanden ſich ſchlangenartig hin und her, bald den Kopf bittend geſenkt, bald ihn drohend in die Höhe geworfen. Dabei gingen die Hände vor und zurück, meiſtens in taktmäßiger Bewegung. Ich kann nicht läugnen, daß eine Spur vom franzöſiſchen Cancan darin zu finden war. Der Spektakel wurde noch vergrößert durch das Händeklatſchen der am Feuer Sitzenden, durch Zungenſchnalzen und durch aufmunterndes, ſowie Beifalls-Geſchrei. „Ole! Ole! Salero!“ rief bald Der, bald Jener, und ſo wurden Tänzer und Tänzerinnen ſo lange geſteigert, bis ſie am Ende nicht mehr konnten und tief athmend, aber lachend auf ihre Plätze zurückfielen. Für uns war die ganze Scene neu und höchſt intereſſant; es war nichts Gemachtes oder Vorbereitetes, Alles improviſirt, ſo recht aus dem Volksleben, voll natürlicher Wildheit und dabei doch nicht ohne Grazie.

Nach kurzem Ausruhen fingen übrigens Guitarre und Caſtagnetten wieder an und laut und ſtürmiſch wurde Preciosa um den Fandango gebeten. Anfänglich achtete ſie gar nicht darauf; ja, ſie zuckte mißmuthig die Achſeln und warf den ſchönen Kopf trotzig in die Höhe, worauf der junge Burſche, der vorhin angefangen, lachend vor ſie hinſprang und den genannten Tanz, ihn gewiſſermaßen carrikirend, auf eine ſo komiſche Art begann, daß Alles laut hinauslachte, das Mädchen ebenfalls; dann ſprang ſie plötzlich in die Höhe, zog ihre Caſtagnetten feſter an, drückte das Mieder in die ſchlanke Taille hinab, hob ſich aus den Hüften her-

aber allein zurückſenden, da Sie den nächſten Weg nicht finden würden. Bleiben Sie alſo. Aber Eines müſſen Sie mir verſprechen: Sich nicht auf dieſer Stelle hier aufzuhalten, ſondern mit mir bis an den Rand der Schlucht nahe bei unſerer Gränze zurückzukehren und da zu bleiben. Sie haben dort dieſen Platz hier im Auge, und es würde ſich doch nur darum handeln können, im ſchlimmſten Falle zu erfahren, wer den Hirſch gefunden und weggebracht hätte. Enthalten Sie ſich aber aller und jeder Einmiſchung, ſelbſt wenn ein einzelner Seefeld'ſcher Jäger kommen und den Hirſch auf ſeine Schultern laden ſollte!" ſetzte er lachend hinzu.

Damit ließ er Erich am Rande der Schlucht ſtehen und verſchwand, abwärts ſpringend, mit ſeinem Hunde im Dickicht.

Erich nahm ſeinen Auftrag von der wichtigſten Seite, ſchulterte ſein Gewehr und ſpazirte wie eine Schildwache auf und ab, wobei er von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Jagdbeute warf. „Prächtig wäre es," dachte er dabei, „wenn ſich noch ſo ein unvorſichtiger Hirſch heranſchleichen würde und wir mit zweien nach Hauſe zurückkämen!" Doch war der Tag ſchon zu weit vorgeſchritten, um noch an ſo etwas denken zu können. Glänzender Sonnenſchein leuchtete ſchon über dem herbſtlichen Walde, und man hörte näher und ferner, hier und da etwas vom Geräuſche des Tagesverkehrs, das Knarren eines Holzwagens, die Schläge einer Axt. Im Uebrigen war es rings umher unter den hohen Bäumen ſtill wie in einer einſamen Kirche, und Erich fühlte ſich feierlich von der Idee des Alleinſeins angeweht.

Drüben auf der anderen Seite der Schlucht ſtand der

Baum mit dem mächtigen Z T, von dem der Müller Burbus erzählt, frei mitten in einer kleinen Lichtung und zeigte ſo ſeine ſchöne Form und ſtattliche Größe. Heute aber, wo die prächtige Linde rings um ſich her auf den Boden verſtreut hatte die farbigen Gewänder ihres heiteren Sommerlebens, erſchien ſie mit den nackten, gen Himmel emporgeſtreckten Aeſten wie eine trauernde Wittwe, alles Schmuckes, alles eitlen Tandes entkleidet — horch, was war das? Regte ſich dort nicht etwas hinter ihm, war es ein ſcheues Wild, ein Haſe, ein Fuchs, das durch die dürren Blätter am Boden ſprang, vielleicht ein herabfallender dürrer Aſt, oder hatte er ſich geirrt?

Letzteres war nicht denkbar, denn er hatte das Geräuſch zu deutlich gehört, doch war daſſelbe wohl aus einer der oben erwähnten unſchuldigen Urſachen herzuleiten. Erich blickte ſcharf und ſpähend in dem Halbkreiſe ſeines Horizontes, der ſich von der einen Seite der Schlucht bis zu der anderen erſtreckte, jeden Gegenſtand nach der Reihe an, ob er irgend etwas Verdächtiges zu entdecken im Stande ſei, doch bemerkte er nichts. Was ihm allein auffallend erſchien, war dort der Schatten einer ſtarken Buche, der am Boden einen Anwuchs zeigte, von dem an dem glatten Stamme nichts zu ſehen war. Auch ſchien es ihm, als mache dieſer Auswuchs jetzt eine kleine Bewegung — ſeltſam! Gar zu weit war er von jener Stelle nicht entfernt, und ſo beſchloß er, die Urſache dieſes beweglichen Schattens zu erfahren. Er nahm ſein Gewehr ſchußbereit vor ſich, die Läufe in die Höhe haltend, und näherte ſich jenem Baume, wobei er um dieſen herum einen etwas weiten Bogen beſchrieb. Schon war er ziemlich nahe, als er

bemerkte, daß ſich jener Schatten allerdings nun auf eine auffallende Art bewegte, doch hatte er keine Zeit, länger dorthin zu ſchauen, da etwas Anderes und Ueberraſchenderes plötzlich ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Neben dem Baume nämlich löste ſich ein langer, ſchmaler, dunkler Gegenſtand ab, und ehe Erich noch Zeit zu überlegen hatte, blickte er auf nicht zwanzig Schritte Diſtanz in die Mündungen eines Doppelgewehres, das in einer höchſt verdächtigen Richtung nach ſeiner Bruſt angeſchlagen war. Zugleich aber ſchob ſich auch ein menſchlicher Körper neben der Buche hervor, und eine rauhe, harte Stimme rief ihm entgegen:

„Bürſchlein, wenn dir dein Leben lieb iſt, ſo lege augenblicklich dein Gewehr an den Boden! Ich ſage eins, zwei und wenn ich ohne Erfolg weiter zähle, haſt du meine Kugel im Hirnkaſten!“

Was ſollte Erich thun? Statt aller Antwort auf jenen ſchießen, der ſich indeſſen ſehr geſchickt durch den dicken Stamm der Buche zu decken verſtand? Er würde das nicht gethan haben, auch wenn er überzeugt geweſen wäre, daß er es mit einem Wilderer zu thun hätte. Was gingen ihn Wilddiebe auf der Seefeld'ſchen Jagd an! Ueberdies ſchien es nur ein Einzelner zu ſein, und es konnte nicht lange dauern, bis Gottfried mit den Leuten zurückkam.

Man wird aus dieſen Gründen begreiflich finden und es dem jungen Menſchen nicht als Feigheit auslegen, daß er ſein Gewehr bei Fuß nahm und den Unbekannten aufforderte, hinter ſeiner Buche hervorzukommen und ſich über ſeine Gewaltthat näher zu erklären. Wir glauben kaum, daß ein alter, gewandter Schütze es in ähnlichem Falle anders gemacht hätte, denn

Erich ſtand förmlich ungedeckt und war im höchſten Grade überraſcht, während jener ihn wie ein Stück Wild hatte ruhig herankommen laſſen.

Der trat nun auch ſogleich hinter der Buche hervor, ein großer, ſtarker Mann, und war kein Wilderer, ſondern ſeinem Aeußern nach, und wie ſich auch ſogleich herausſtellte, einer der Seefeld'ſchen Jäger.

„So, ſo," ſagte er, den jungen Menſchen mit finſteren Blicken von oben bis unten meſſend, „das pirſcht ſo ohne Weiteres in unſerem Revier herum, vielleicht ohne viel zu erlangen, kann aber doch Schaden genug thun und muß beſtraft werden. Gib dein Gewehr ab, Bürſchlein!"

„Mit welchem Rechte verlangen Sie mein Gewehr?"

„Zuerſt mit dem Rechte des Stärkeren, weil ich dich ſonſt, ohne einen Schuß zu thun, mit meinem Gewehrkolben niederſchlagen würde, und dann auch, weil es als gräflicher Revierförſter meine verdammte Schuldigkeit iſt, ſo junge Taugenichtſe unſchädlich zu machen!"

„Gut," ſagte Erich nach einem bitteren Kampfe und nachdem er raſch einen Blick auf die andere Seite der Schlucht geworfen, wo ſich indeſſen noch nichts ſehen ließ, „ich gebe der Gewalt nach, die allerdings auf Eurer Seite iſt, auch wenn Ihr nicht gräflicher Revierförſter wäret. Hier iſt mein Gewehr — und was nun weiter?"

„Das wird ſich auf dem Schloſſe finden, wohin du mich zu begleiten haſt."

„Ich habe nichts auf Eurem Schloſſe zu thun."

„O, das glaube ich wohl! — Ruhig, Pluto," rief der Jäger ſeinem Hunde zu, den er, an einen Riemen gekoppelt,

bei ſich hatte, indem er den unruhig zur Seite Drängenden heftig zurückriß — „ruhig, was hat das Vieh?“ — Dann wandte er ſich wieder gegen Erich: „Man wird aber Euch erſuchen, ſich über dieſes Herumſtreichen auf unſerem Reviere auszuweiſen.“

„Das iſt leicht geſchehen; es wird wohl kein ſo großes Verbrechen ſein, wenn man beim Spazirgange Eure Waldungen überſchreitet.“

„Bei einem Spazirgange!“ lachte der Revierförſter höhniſch. „Mit ſchußbereitem Gewehr und geſpanntem Hahn vorwärts ſchleichend, das nennſt du wohl einen Spazirgang! Na, komm nur, das wird ſich alles finden — nicht dorthin, Pluto! Möchte doch wiſſen, was die Beſtie auf den See erpicht iſt, kann unmöglich durſtig ſein. Ah, das iſt über den Spaß, reißt mich der Hund doch beinahe über den Haufen und windet in der Luft, als wenn es da etwas ganz Abſonderliches gäbe! — Vorwärts, Burſche,“ rief er Erich zu, „dort in der Richtung des See's, und wenn du mir Miene machſt, nebenaus zu ſpringen, ſo fliegt dir eine Kugel nach, darauf kannſt du dich verlaſſen, oder Pluto reißt dich nieder, den wir zu aller Vorſicht loslaſſen wollen!“

Der Hund benutzte aber ſeine Freiheit augenblicklich in ausgedehntem Maße, indem er mit gewaltigen Sätzen dem kleinen See zueilte und in der Nähe deſſelben bei dem verendeten Hirſche heftig Laut gab.

„Ah, da haben wir die Beſcherung!“ ſagte der Jäger, mit einem raſchen, ſicheren Blicke die Wunde des Thieres betrachtend, worauf er ſeine grauen Augen mit einem Ausdrucke der Ueberraſchung, ja, des Staunens auf den jungen Men-

ſchen richtete und dann deſſen Gewehrläufe betrachtete. — „Habe ich doch einen Augenblick gedacht, das hätteſt du beſorgt; da hat aber eine ganz andere Büchſe gearbeitet, als das Ding da! Hm,“ machte er, plötzlich ernſt werdend, wobei er vorſichtig rings um ſich her ſpähte, „ſollte dieſe Büchſe wohl noch irgendwo in der Nähe ſein?“

„Möglich,“ gab Erich trocken zur Antwort und ſetzte unüberlegt hinzu: „Wäre auch vielleicht im Stande, ſich ein anderes Ziel auszuſuchen, wenn Ihr mich nöthigen wollt, mit Euch zu gehen.“

„In des Himmels Namen,“ warf der Förſter raſch hin, „doch ſoll dir deine Drohung ſchlecht bekommen, Bürſchlein, darauf kannſt du dich verlaſſen! Aber nun mach', daß du vorwärts kommſt, dorthin, jenem Waldwege zu, und ſo raſch dich deine Beine tragen, wenn du nicht meinen Labſtock verſpüren willſt!“ — Er warf einen verdrießlichen Blick auf die Geſtalt des Sechszehnenders und brummte alsdann ſeufzend in den Bart: „Der hätte mir ein paar Ducaten eingetragen, wenn ihn der junge, gnädige Herr oder einer der Gäſte geſchoſſen hätte, und jetzt muß ich ihn ſo ſchmählich im Stiche laſſen, aber wartet nur, Canaillen!“ — Damit ſchüttelte er ſeine geballte Fauſt nach der Richtung der alten Linde hin, auf deren Stamm ein leuchtender Sonnenſtrahl gar deutlich das ausdrucksvolle Z T zeigte.

Zwölftes Kapitel.

Worin wir die Bekanntſchaft eines vornehmen Herrn machen, welcher den größten Theil des Tages in ſeinem Bette zubringt, ein Kapitel, in welchem Fäden angeknüpft werden, die vielleicht unbedeutend erſcheinen, aber trotzdem ſehr wichtig ſind für den ferneren Verlauf dieſer Geſchichte.

Die Beſitzung des Grafen Seefeld, wohin wir den geneigten Leſer dem Laufe dieſer wahren Erzählung nach hinführen müſſen, die Waldburg, rechtfertigte ihren Namen in ſo fern, als dieſes Schloß am ſüdlichen Ende ausgedehnter, ſtundenlanger Waldungen lag und hier zwar auf einer Anhöhe, allerdings mit beziehungsweiſe beſchränkter Ausſicht, aber mit einem Blicke auf ein liebliches Thal, welches von einem kleinen Fluſſe durchſtrömt wurde und das nur dort, wo es ſich muldenförmig öffnete, den Blicken erlaubte, eine Fernſicht zu ahnen, die man indeſſen ſchon vom erſten Stockwerke des Schloſſes in einer entzückenden Weiſe, und zwar über die niedrigen Höhen jenes Thales hinweg, genoß. Dort hatte man ein weites und reiches Panorama vor ſich, Waldſtrecken, Fruchtfelder, Wieſen in ſchöner Abwechslung, und fern am Horizonte eine lange

Kette gewaltiger Bergrieſen, von denen ein paar der höchſten beinahe während des ganzen Sommers mit Schnee bedeckt waren.

Man wird ſich nach dieſer ſchwachen Schilderung geſtehen müſſen, daß die Lage des Waldſchloſſes umſichtig und mit großem Geſchmacke gewählt war. Unten in den Anlagen vor demſelben befand man ſich ſo zu ſagen in einem engen, gemüthlichen Familienkreiſe von grünen Bergwänden, prächtigen Waldbäumen, murmelndem Waſſer; wollte man aber in die Welt hinaus, ſo brauchte man nur eine Treppe hoch zu ſteigen und hatte alsdann in der weit ausgedehnten Landſchaft einen möglichſt großen Spielraum für Phantaſie und Träume.

Wenn nun auch das Schloß in ſeiner heutigen Geſtalt und Umgebung ein Werk des jetzigen Beſitzers war, des Herrn Chriſtian Kurt Grafen von Seefeld-Waldburg, ſo war er doch nicht der glückliche Auffinder der Stelle geweſen, auf der es ſtand, ſondern dieſe war ſchon zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts von frommen Kloſterbrüdern zur Erbauung eines kleinen Kirchleins mit beſcheidener Wohnung benutzt worden. Aus dem Kirchlein war aber im Laufe der Zeit eine Kirche geworden, und aus dem beſcheidenen Hauſe ein reich dotirtes, prachtvolles Kloſter, welches von dem Vater des Chriſtian Kurt mit Tauſenden von Morgen an Fruchtfeldern und Wieſen und den ſchönſten Waldungen zu jener Zeit, als man die aufgehobenen Klöſter, oft mit wenig Rückſicht auf die Kunſt- und literariſchen Schätze, förmlich zu verſchleudern pflegte, beziehungsweiſe um einen beiſpiellos billigen Preis gekauft worden war.

Ein anderer Gewinn, auf den der Rentmeiſter des Grafen allerdings im Intereſſe ſeines Herrn bei dieſem Kaufe ſpeculirt, hatte ſich indeſſen nicht verwirklicht: die bedeutenden Kloſter-

ſchätze an reichen Juwelen und koſtbaren Gefäſſen in Gold und Silber nämlich, welche bei Aufhebung des Kloſters durch die betreffenden Commiſſarien ſpurlos verſchwanden; doch man war hier berechtigt, einen Unglücksfall der natürlichſten Art anzunehmen, da ſeine Collegen, welche mit ihm die Beſchlaglegung ausführten, aufs glaubwürdigſte die Verſicherung abgaben, daß der Betreffende ohne irgend welches Gepäck oder ſonſt auffallend mit etwas beladen zu ſein, das Kloſter wie zu einem Spazirgange verlaſſen habe und weder mehr zurückgekehrt ſei, noch ſonſt irgend etwas von ſich habe hören laſſen.

Der Käufer hatte Kloſter und Güter verpachtet, und erſt dem Sohne blieb es vorbehalten, die Beſitzung ſo umzuändern und herzuſtellen, wie ſie ſich jetzt befand, und man mußte geſtehen, daß er das auf ſeine Art mit vielem Geſchmacke ſo wie unter Anwendung großer Mittel gethan.

Herr Chriſtian Kurt war in die Armee eingetreten, um dort, wie er dachte, nur kurze Zeit zu ſeinem Vergnügen zu dienen; doch hatte ihn jene gewaltige Zeit der franzöſiſchen Kriege begreiflicher Weiſe nicht losgelaſſen, und er hätte wohl die ganze Partie, wie ſo mancher Andere, bis zum Schach und Matt mit ausſpielen müſſen, wenn ihn nicht ſchon in einer der erſten Schlachten der Hieb eines Cuiraſſiers vom Militärdienſte, beinahe aber auch von allen Leiden und Freuden des irdiſchen Daſeins befreit hätte. Doch hatte der Graf eine vortrefflich fundamentirte Geſundheit und erholte ſich, allerdings nach längerer Zeit, wieder ſo weit, daß er größere Reiſen unternehmen konnte, beſonders nach dem damals ruhigeren England, wo er hauptſächlich die Landſitze des reichen Adels und das Leben auf denſelben ſtudirte, um ſpäter, voll von den Eindrücken

dieſer vortrefflichen Einrichtungen, nach der Heimath zurückzukehren und ſich hier mit Eifer der Herſtellung und Umänderung des ehemaligen Kloſters nach den geſammelten Vorbildern zu widmen.

Da er keine Koſten ſparte und zu ſparen brauchte, ſo brachte er denn auch mit Hülfe geſchickter Architekten und Gärtner, wie ſchon oben bemerkt, etwas Schönes zu Stande, und wer hieherkam unter der Erinnerung des ehemaligen Kloſters oder ſich unter dem Namen Waldburg ein altes, ernſtes, feudales Gebäude vorſtellte, der fand ſich gewaltig enttäuſcht, wenn er hier ein weitläufiges, helles, freundliches Schloß fand, das mit ſeinen gewaltigen vier Flügeln eine allerliebſte poetiſche Kirche gleichſam einrahmte, und wenn er ſchon eine Stunde vorher, ſich von der Seite der uralten Wälder nähernd, gleichſam ohne Uebergang in einen unermeßlichen Park trat, von breiten Kieswegen durchſchlungen, mit feſtem, ſchönem Raſen, auf dem zahlreiche Viehherden weideten, und wo ſich auch an den Gränzen Rudel von Edelwild und Rehen ſehen ließen. Die höher liegenden Waſſermaſſen der ausgedehnten Forſten waren aufs beſte und geſchickteſte benutzt, bald hier und da Seen und Teiche bildend oder ſanft geſchlungene Bäche, deren ganzer Waſſerreichthum dann ſpäter geſammelt von der einen Seite des Schloſſes als reicher Waſſerfall zwiſchen maleriſch geformten Felswänden herabſtürzte gegen Thal und Fluß zu, von denen wir oben ſprachen. Doch gab es auch unterirdiſche Waſſerleitungen zum Berieſeln und Beſpritzen der großen Wieſenſtrecke, die ſich von dem Schloſſe gegen den Abhang zu nach allen Seiten ausdehnte und deren reiche Waſſermaſſe in einem der ſeitwärts zierlich angelegten Gärten hinter dem großen Palmen-

aus, bog ſich rechts und links durch und ſtand nun mit einem Mal feſt, den Kopf trotzig erhoben, mit einem Zuge von Verachtung auf den Lippen, die Bruſt vorgedrückt, den rechten Arm in die Seite geſtemmt, den rechten Fuß feſt vorgeſetzt. — „Ole! Ole!“ rief der ganze Kreis, wir ebenfalls mit und klatſchten dabei eifrig in die Hände, denn die Haltung des ſchönen Mädchens hatte etwas unausſprechlich Reizendes und Herausforderndes.

Jetzt begann der Tanz zwiſchen den Beiden, er umkreiste ſie flüchtig, bittend, wobei er ſuchte, ſich ihr auf alle Weiſe zu nähern. Sie drehte ſich kalt und ſtolz im Kreiſe, wobei ſie ihre Zähne faſt mehr ſehen ließ, als ihre Augen. Sie ließ ihn oft ſich ziemlich nahe kommen, um ihn dann mit dem Blitz ihres hellen Auges zurück zu ſchrecken; nach und nach aber wurde ſie erwärmt, weicher, nachgiebiger; ſie blickte ihn zuweilen ohne Strenge von der Seite an, um ihren Mund ſpielte dann und wann ein leichtes Lächeln; ja, er durfte ſchon ihre Fingerſpitzen berühren und den ſchüchternen Verſuch machen, ſeine Hand um ihre ſchlanke Taille zu legen. Zuerſt war das nur ein Verſuch, den ſie durch einen ſtrengen Blick vereitelte. Dann aber duldete ſie ſeine Umſchlingung vielleicht eine Secunde lang, nun länger, bis ſie endlich feſt in ſeinen Armen lag und ihn nur auf Augenblicke verließ, um mit neuer Gluth an ſeine Bruſt zu fliegen. So ſteigerte ſich der Fandango von Takt zu Takt; die Zuſchauer ſahen mit geſpannter Aufmerkſamkeit hin, die Caſtagnetten ſchlugen bald leiſe wie zitternd an, dann wieder mit ein paar vollen, kräftigen Schlägen; um den Mund des jungen Tänzers ſpielte ein vergnügliches Lächeln, wenn das Mädchen ſich ihm auf Augenblicke entwand und offenbar in der Abſicht floh, ſich gleich wieder von ihm fangen zu laſſen; ihre Wangen glühten, ihr feuchtes Auge blitzte, ſie war ihm zum letzten Male entflohen, er hielt ſie wieder feſt in ſeinen Armen, es folgte eine ziemlich lange und innige Umſchlingung. — „Ole! Ole! Salero!“ ſchrien entzückt die Zuſchauer, dann war der Fandango zu Ende

hause als Fontaine, wie es von solcher Höhe und Stärke keine zweite im Lande gab, emporsprang.

Dabei war es eine Lust, zu sehen, wie das alles hier, allerdings von zahlreichen Händen, nicht nur in bester Ordnung erhalten wurde, sondern auch Jahr um Jahr Verschönerungen und Verbesserungen angebracht, wo dies nur eben möglich war, und behielt der alte Graf trotz seiner hohen Jahre und seiner Kränklichkeit die Leitung dieser seiner Lieblingsschöpfung fest in der Hand. Da es ihm zu mühsam war, häufig in dem Parke und den Gärten anordnend umherzufahren, so hatte er sich ein Plancabinet einrichten lassen, wo das Schloß mit seiner Umgebung en relief aufs genaueste dargestellt war, und hier verbrachte er manche Stunde, wobei er rings um das ganze Terrain auf einem niedrigen Rollstuhle umherfuhr und mit seinem Secretär Anordnungen und Verbesserungen besprach, die er mit einem langen Stocke, den er in der Hand hielt, auf der betreffenden Stelle und gewöhnlich mit großer Sachkenntniß und vielem Geschmacke abgab.

Der Secretär hieß Herr Renaud, war der Sohn französischer Eltern, hatte Jurisprudenz studirt, dann Architektur und Gärtnerei getrieben und war ein schöner Mann von vierzig Jahren, von vielem Geiste, vielen Talenten und, wie schon oben bemerkt, von außerordentlichen Kenntnissen; dabei aber wollen wir gestehen, daß er sich Kenntnisse so verschiedener Art nicht ohne Absicht angeeignet, sondern in Voraussicht einer ähnlichen Stelle, wie er sie jetzt bei dem Herrn Christian Kurt nun schon seit Jahren ausfüllte. Der Vater des Secretärs war bereits ein, allerdings untergeordneter Beamter in dem gräflichen Schlosse gewesen und hatte mit der Erziehung seines talentvollen

Sohnes aufs glücklichſte ſpeculirt. Herr Renaud, oder Herr von Renaud, wie ihn die Bedienten ſelbſt vor dem alten Grafen zu nennen pflegten, war in jeder Hinſicht die rechte Hand, das Factotum deſſelben. Seine juriſtiſchen Kenntniſſe befähigten ihn vollkommen zur Verwaltung des ungeheuren Vermögens, und ſein Wiſſen in Betreff der kleinen Liebhabereien des alten Grafen machte es ihm leicht, ſich auch hier aufs nützlichſte zu beweiſen, und da er nebenbei die große Kunſt beſaß, dem Herrn Chriſtian Kurt entweder ſeine eigenen Gedanken zu ſouffliren oder ſich auch, wenn es ſein mußte, ſtets mit heiterer Miene in alle Wünſche deſſelben ſcheinbar hineinzufinden, um alsdann auf Umwegen doch wieder zur Ausführung ſeines urſprünglichen Planes zu gelangen, ſo konnte man wohl ſagen, daß die Macht des Herrn Renaud nicht unter, ja, kaum neben der ſeines Herrn ſtand, ja, daß er in dieſem vornehmen und reichen Haushalte allmächtig war. Ob er das Vertrauen ſeines Herrn in irgend einer Weiſe mißbrauchte, wer konnte das wiſſen! Die Welt war natürlicher Weiſe davon überzeugt, ſo wenig Veranlaſſung er auch zu all den Gerüchten über ihn gab. Daß Herr Renaud vortrefflich geſtellt war, verſtand ſich wohl von ſelbſt. Er bewohnte ein hübſches Appartement, wo ſich auch ſeine Kanzlei befand, er hatte begreiflicher Weiſe Pferd und Wagen zu ſeiner Verfügung, und würde wahrſcheinlich auch mit der gräflichen Familie geſpeist haben, wenn zu gewöhnlichen Zeiten überhaupt eine Familientafel auf dem Schloſſe ſtattgefunden hätte. Dieſe aber ſtand der Lebensweiſe des alten Grafen, die er ſchon ſeit mehreren Jahren angenommen hatte, hindernd im Wege; Herr Chriſtian Kurt hatte einſt in einem mediciniſchen Werke geleſen, daß einem geſchwächten Körper in vorgerückten Jahren nichts

ſo zuträglich ſei, als unbedingte Ruhe, langes Schlafen und die Vermeidung aller geiſtigen Aufregung, weßhalb er denn beſonders bei nur einiger Maßen kühler Witterung die meiſte Zeit ſelbſt des Tages in ſeinem Bette zubrachte, wo er indeſſen begreiflicher Weiſe weder durch Beſuche noch durch Berichte und Nachrichten irgend welcher unangenehmen Art geſtört ſein wollte. Hier hatte allein Herr Renaud Zutritt, auf den ſich der Graf in dem, was unangenehme Nachrichten anbetraf, feſt verlaſſen konnte, keine dergleichen von ſeinem Secretär zu erhalten, ſondern nur Berichte angenehmer oder heiterer Art.

Wir wiſſen bereits, daß ſich der Herr Graf Chriſtian Kurt — ſo hörte er ſich am liebſten nennen, wie auch bei wirklichen Souverainen der Geſchlechtsname nicht unbedingt nachgeſetzt zu werden braucht, und wie ſich auch die hohen geiſtlichen Würdenträger beſcheiden mit ihrem Vornamen hinter ihrem betreffenden Titel begnügen — vor nicht allzu langer Zeit verheirathet hatte, und zwar zum erſten Male in wirklich officieller Weiſe. Allerdings hatte man vor langen, langen Jahren unter anderen ähnlichen und wichtigeren Geſchichten von einem Verhältniſſe gemurmelt, das erſt nach einem Eheverſprechen, ja, erſt nach einer wirklich geſchloſſenen Verbindung habe zu Stande kommen wollen; doch erfuhr man nie etwas Beſtimmtes darüber, und ſchon ſeit Jahren, wo alle die, welche allerdings mit Sicherheit darum wiſſen konnten, dieſe ſchlimme Welt mit einer beſſeren vertauſcht hatten, ſprach und dachte Niemand an das Gerede von damals, an jene Verbindung, welche, wenn ſie in der That exiſtirt, doch ohne alle Folgen geblieben ſein mußte.

Wir haben auch bereits erfahren, aus welchem Grunde der alte Graf bei ſo vorgerückten Jahren zur Vermählung mit

ſeiner Nichte geſchritten war, und müſſen hinzufügen, daß der oben genannte Grund der einzige war und blieb und nichts in dem ſchon früher beſtandenen kindlichen Verhältniſſe der ſchönen jungen Gräfin zu ihrem ſchwachen, kränklichen Onkel geändert hatte, ja, er pflegte darüber gegen alle Freunde zu ſcherzen und ſagte: „Ich bin wie einer jener fabelhaften Drachen, welche das eigentlich undankbare Geſchäft beſorgen, koſtbare Schätze für Andere zu hüten.“ Daß die Gräfin das unbeſtrittene Recht hatte, ihren Gemahl zu jeder Stunde des Tages zu ſehen, verſteht ſich von ſelbſt. Doch machte ſie von dieſem Rechte, da ſie die Eigenheiten des Herrn Grafen Chriſtian Kurt kannte, einen ſo mäßigen Gebrauch, daß Monate vergehen konnten, ehe ſie ihn anders ſah, als Abends acht Uhr, während ſeines Diners, welches er gleich nach dem Aufſtehen einzunehmen pflegte. Ausnahmen, wie die im vorigen Kapitel beſchriebenen, waren äußerſt ſelten, und da hatte er ſich zu dieſer Extravaganz nur verleiten laſſen, um dem commandirenden Brigade-General, einem ſeiner Bekannten aus früherer Zeit, ſo wie dem hohen Vorgeſetzten ſeines Neffen eine unerhörte Artigkeit zu bezeigen. Wir wollen damit nicht behaupten, daß er dieſen Neffen zärtlich geliebt habe, doch trug dieſer nun einmal den Namen Seefeld-Waldburg und war, wie ſchon geſagt, aus der legitimen Ehe ſeines einzigen jüngeren Bruders entſproſſen, und zwar aus einer Ehe deſſelben mit der Fürſtin Werdenſtein, welche ſehr viele Ahnen, aber ſehr wenig Vermögen aufzuweiſen hatte.

Es iſt Nachmittags gegen vier Uhr, und Herr Chriſtian Kurt, der, in ſeinem langen und breiten Bette ruhend, noch immer mit einer ungewöhnlichen Müdigkeit in Folge jenes Manövertages zu kämpfen hatte und welcher, mit Ausnahme

eines gegen Mittag eingenommenen ſehr leichten Frühſtückes, heute noch kein Lebenszeichen von ſich gegeben, ließ jetzt eine ſilberne Glocke, die er durch einen höchſt ſinnreichen Mechanismus beinahe mit der Leichtigkeit des Gedankens bewegen konnte, dreimal anſchlagen, worauf ſich geräuſchlos die Thür des Vorzimmers öffnete und der Kammerdiener des Grafen unhörbar in das Schlafzimmer trat. Von dieſem Kammerdiener iſt nur zu ſagen, daß er ein wahrer Künſtler in ſeinem Geſchäfte, daß er nebſt freier Station ein Gehalt von tauſend Thalern hatte, das ihm auch ſpäter als Penſion zugeſichert war, daß er ſich durch gelegentliche, reiche Geſchenke auf das Dreifache dieſes Gehaltes ſtellte und daß er ſelbſt das Anſehen eines vornehmen Mannes hatte. Sagte doch Herr Chriſtian Kurt lachend von ihm, daß er, der Graf nämlich, auf ſeinen Reiſen nach der Reſidenz oder von dort hieher zurück ſich ſtets in Acht nehmen müſſe, um von Leuten nicht umgerannt zu werden, welche ſich beeilten, ſeinem Kammerdiener ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Derſelbe hieß mit ſeinem Vornamen Benjamin, welchen Namen aber der Graf, als von zu altteſtamentlichem Anklange ſo wie auch der Bequemlichkeit halber, in Ben verwandelt hatte.

Ben alſo war in das Schlafzimmer getreten und wandte ſich hier gegen das einzige hohe und breite Fenſter dieſes Gemaches, vor welchem ein Toilettentiſch von einer faſt unglaublichen Größe ſtand. Derſelbe hatte vorn einen halbrunden Ausſchnitt, ſo daß Jemand, der vor demſelben ſaß, all die unzähligen, unglaublichen und unbegreiflichen Gegenſtände in Gold, Silber, Elfenbein und Schildkröte, womit dieſer Toilettentiſch bedeckt war, wie eine Ausſtellung beinahe rings um ſich her hatte. Man hätte in der That glauben können, es mit einer

Ausſtellung oder mit einem Waarenlager zu thun zu haben, das hier zur Auswahl hergerichtet worden ſei, denn da waren alle uns bekannten Toilettengegenſtände, als Bürſten, Scheeren, Kämme, gleich dutzendweiſe vorhanden, wobei allerdings immer ein Exemplar oft durch eine kaum merkliche Nuance von dem anderen verſchieden war.

Daneben ſah man auch Gegenſtände von eigenthümlicher Form, deren Beſtimmung ein Uneingeweihter ſich nicht klar zu machen vermochte, die aber alle höchſt nothwendig waren, um das zu erreichen, was ein gewöhnlicher Menſch mit einem Kamme, einer Zahnbürſte und höchſtens mit einer Nagelfeile zu vollbringen pflegt.

Im Bette regte ſich indeſſen durchaus nichts, auch war dort nichts ſichtbar, als ein Paar geſchloſſene Augen, eine knöcherne Naſe und ein faltiger Mund, alles Uebrige war bedeckt theils durch eine ſeidene Nachtmütze, theils durch die ſchwellenden Kiſſen, in denen der Kopf des Grafen verſunken lag, ſo wie durch eine weiche Decke von feinſtem Caſchmir, die ihm bis unter das Kinn reichte.

Ben hatte ein Batiſttuch ſtark mit Eau de Cologne beträufelt, und während er damit leicht die Stirn des Grafen betupft, nachdem er die Nachtmütze ſanft entfernt, ſagte er mit leiſer Stimme und in dem Tone, mit dem Jemand eine auswendig gelernte Lection wiederholt: „Das Wetter iſt mild, zehn Grad Wärme, der Boden etwas feucht vom Nebel, den ein angenehmer Sonnenſchein herabgedrückt“ — worauf er, ohne irgend eine Antwort abzuwarten, wieder an den Toilettentiſch zurückging, dort eine kleine goldene Doſe holte, dieſelbe aufſchraubte und dem Grafen darreichte, nachdem er von deſſen

Armen und Händen die leichte Tibetdecke entfernt, unter welcher nun ein weiches, gesteppptes Bettcouvert von amaranthfarbener Seide zum Vorschein kam. Der Graf nahm aus der kleinen goldenen Dose ein paar stark und angenehm riechende Pastillen, die er in seinen Mund steckte und dann, die Augen öffnend, seinen Kammerdiener fragend anschaute.

„Es ist heute Montag, Erlaucht, der sechzehnte October, die Herren sind zur Jagd in den Wald geritten, die gnädige Gräfin haben sie zu Wagen eine kleine Strecke begleitet. Gemeinschaftliches Diner um acht Uhr in der großen Halle, wie Euer Durchlaucht gestern befohlen haben."

„Gut, Ben, ich habe durchaus nichts dagegen einzuwenden."

„Befehlen Euer Durchlaucht, mit der Toilette fortzufahren?"

„Ja, Ben, aber ohne Uebereilung, wenn ich Sie höflich bitten darf."

Wir müssen hier beifügen, daß letztere Redensarten täglich zwischen Herrn und Diener gewechselt wurden, und gewiß sehr unnöthiger Weise, denn die Art, wie der Kammerdiener bei der Toilette verfuhr, war die unglaublich langsamste.

Das Bett des Grafen hatte eine mechanische Vorrichtung, um ihn in eine halb liegende, halb sitzende Stellung zu erheben, und sobald dies geschehen war, ließ Ben durch einen Zug die schweren Seidenvorhänge rings um das Bett herabfallen, so ein kleines, besonderes Bettgemach in dem Vorzimmer bildend, eine gewiß nicht unnöthige Vorsorge, denn jetzt erschien, ohne gerufen zu sein, ein kleiner Lakai an der Thüre des Vorzimmers, der in seinen Händen eine silberne Schale voll lauwarmen Wassers trug und sich erst nach einiger Zeit, auf ein Zeichen des Kammerdieners, dem Bette bis auf wenige Schritte näherte.

Welche Myſterien Ben unterdeſſen beſorgt hatte, erfahren wir dadurch, daß er ein äußerſt koſtbares Raſirzeug wieder auf den Toilettentiſch zurücktrug, und alsdann wieder, nachdem er duftenden Kräuteressig in das warme Waſſer der ſilbernen Schale geträufelt, mit dieſem hinter den Vorhängen verſchwand, zugleich mit dem kleinen Lakaien, der in das Vorzimmer zurückeilte. Als ſich aber nun kurz darauf die Bettvorhänge wieder öffneten, mußte man ſich geſtehen, daß die Toilette des Herrn Chriſtian Kurt einen bedeutenden Fortſchritt gemacht hatte, denn derſelbe ſaß jetzt faſt aufrecht da, allerdings durch Kiſſen unterſtützt, in einen blauſammtnen Schlafrock gehüllt und blickte mit geöffneten Augen in einen kleinen ſilbernen Handſpiegel, welchen ihm Ben in die Hand gegeben hatte, worauf dieſer alsdann an das wichtige Geſchäft ging, mit den verſchiedenen Geräthſchaften, mit Pommaden und Cosmetique das graue, ſpärliche Haar Seiner Erlaucht zu ordnen.

Und abermals wurden hierauf die Zeltvorhänge nicht nur zurückgezogen, ſondern auch dergeſtalt drapirt, daß ſie eine Scheidewand bildeten zwiſchen dem Oberkörper des Herrn Chriſtian Kurt und deſſen Füßen, worauf der kleine Lakai eben ſo raſch und ungerufen wieder erſchien und jetzt in das Allergeheimſte zugelaſſen wurde, um die Füße Sr. Erlaucht mit ſtärkendem kölniſchen Waſſer zu waſchen und alsdann die Fußſohlen deſſelben ſanft mit wollenen Tüchern zu reiben, natürlicher Weiſe unter ſpecieller Leitung des Kammerdieners. Ein weiterer Fortſchritt der Toilette geſchah jetzt wieder unſichtbar für die ganze übrige Welt, den kleinen Lakaien mit inbegriffen, und als ſich danach die Vorhänge zum dritten Male öffneten, ruhte Herr Chriſtian Kurt auch unten, mit weichen

Pantoffeln und ſanften Morgenkleidern bedeckt, auf ſeinem breiten Bette; auch gab er jetzt ſchon Lebenszeichen höheren Grades von ſich, indem er mit dem Kopfe nickte und ſeine Augen auf das große Fenſter richtete, deſſen letzte Verhüllung nun von dem Kammerdiener weggezogen und ſo dem vollen, glänzenden Tageslichte Einlaß geſtattet wurde.

Die Vorbereitungen, welche von Ben jetzt getroffen wurden, hätten auf ein zweites Frühſtück Sr. Erlaucht ſchließen laſſen können; er ſchob einen Tiſch, wie ihn Schwerkranke zu gebrauchen pflegen, quer über das Bette hin und bedeckte ihn mit einem feinen Tuche. Doch war das, was er auf demſelben jetzt ſervirte, nicht auf die oben angedeutete Art zu gebrauchen, denn es waren eine Menge kleiner Stahlſcheren, Feilen verſchiedener Größe und Stärke ſo wie in der Art, wie ſie die Bildhauer zum Modelliren gebrauchen, aber ſehr en miniature, und nachdem er alsdann einen Spiegel vermittels einer Vorrichtung an dem Bette ſo befeſtigt, daß Se. Erlaucht, den Kopf nach der Wand gekehrt, bequem hineinſchauen konnte, ging er nach der Thür des Vorzimmers, die er alsdann weit öffnete und Herrn Renaud eintreten ließ, der ſich nun dem Bette näherte, um ſich hier auf ein Kopfnicken des Grafen in einen Stuhl niederzulaſſen.

Während nun der Geſchäftsmann in ruhigem Tone ſeinen täglichen Bericht erſtattete, widmete ſich Herr Chriſtian Kurt dem wichtigen Geſchäfte, ſeine Fingernägel vermittels ſämmtlicher angedeuteten Werkzeuge aufs ſorgfältigſte zu behandeln — eine Arbeit, welche gewöhnlich eben ſo lange dauerte, als der Vortrag des Herrn Renaud. Dieſer betraf nun bedeutende und unbedeutende Einkäufe und Correſpondenzen; doch mochte

das Vorgetragene auch noch ſo wichtig ſein, ſo brachte es der Secretär ſo ruhig und leidenſchaftslos vor, ja, die ſchwierigſten Punkte mit ſolcher Gewandtheit behandelnd, daß Se. Erlaucht damit weiter keine Mühe hatte, als höchſtens beiſtimmend mit dem Kopfe zu nicken. Dabei ſchaute er aber nie Herrn Renaud ſelbſt an, ſondern nur zuweilen deſſen Bild im Spiegel, und alsdann mit offenbarer Befriedigung, wenn er gewahrte, daß der Secretär durchaus keine Miene machte, durch einen forſchenden Blick im Geſichte ſeines Herrn leſen zu wollen, was ihm unbequem geweſen wäre.

Anordnungen Ew. Erlaucht in Betreff der neuen Regulirung des Waſſerfalles auf der Südſeite des Schloſſes ſind pünktlich ausgeführt worden, und können ſich der Herr Graf ſpäter im Plancabinet überzeugen, wie hübſch ſich die kleine Brücke macht, welche oberhalb des Sturzes von einem Felſen zum anderen geſchlagen wurde. Es iſt das eine ſehr zweckmäßige Verbeſſerung, und Ihre Erlaucht die Frau Gräfin ſchienen entzückt zu ſein, jetzt auf dieſe Art inmitten des brauſenden und ſchäumenden Waſſers ſtehen zu können."

„Ich danke Ihnen," entgegnete Graf Seefeld, „und bin ſo begierig auf dieſe Aenderung, daß ich mir vielleicht erlauben werde, dieſelbe in Wirklichkeit in Augenſchein zu nehmen. Es muß ja heute ein prachtvoller Herbſttag ſein?"

„Unbeſchreiblich ſchön, Erlaucht! Und dabei ſo angenehm warm, daß Sie ſich mit Behagen im Freien bewegen werden — zu Wagen, Herr Graf?"

„Natürlich, mein lieber Renaud, Ich weiß wohl," ſetzte er lächelnd hinzu. „Sie möchten mich hier und da zu kleinen Spazirgängen verführen; aber es thut ſich nicht mehr, gewiß,

und Tänzer und Tänzerin kehrten laut lachend, als habe ſie die Sache durchaus weiter nicht berührt, an ihre Plätze zurück.

Und ſo iſt es auch in der That bei dieſen ſpaniſchen Tänzen; man führt im Allgemeinen die Figur und Bewegung, welche der Tanz vorſchreibt, ohne Prüderie, ohne Ziererei aus, und vor allen Dingen, ohne etwas Schlimmes dabei zu denken. Ich habe ſpäter Fandango und Madrileña von jungen, gewiß ganz unſchuldigen Mädchen tanzen ſehen, die es durchaus nicht vergaßen, die Biene von ihrem Röckchen abzuſchütteln, und dabei ihre kleinen zierlichen Waden bis zur Hälfte zeigten — eine Sache, die ihrer Unſchuld und ihrem Anſtande gewiß keinen Eintrag that; denn als der Tanz beendigt war, ließen ſie ſich beſcheiden an ihren Platz zurückführen und ſaßen da mit niedergeſchlagenen Augen, lieb und unſchuldig wie früher.

Obgleich der Ball noch nicht zu Ende zu ſein ſchien, ſo dachten wir doch an morgen und zogen uns langſam aus dem Kreiſe zurück nach unſerem Zimmer, wo mittlerweile noch ein zweites Bett für meinen großen Maler hergerichtet worden war. Vor Allem nahmen wir jetzt mit dem Wirthe wegen unſeres morgenden Fortkommens Rückſprache. Der Karren hatte gänzlich unſere Gunſt verloren und da es auch nie in unſerer Abſicht gelegen, auf ſo höchſt proſaiſche Art durch Spanien zu ziehen, ſo nahmen wir mit großer Bereitwilligkeit das Anerbieten des Wirthes an, uns zwei tüchtige Maulthiere zu geben, ſowie einen Knecht, der uns beide Tagereiſen bis nach Tembleque begleiten ſollte. Der Preis, den er verlangte, war nicht hoch; ſo wurden wir bald einig, legten uns zu Bett und entſchliefen in kurzer Zeit unter den noch immer von Weitem herübertönenden Klängen der Guitarre und der Caſtañuelos.

Um Sechs waren wir bereits munter, warfen uns in die Kleider und gingen, eine Chocolade an dem Herd einzunehmen. Doch ſah es hier ganz anders aus als geſtern Abends. Das gemüthliche Feuer mit ſeiner blendenden Helle fehlte, nur einige

es thut ſich nicht mehr. Hat mich doch neulich das Einſteigen in den Wagen und Rütteln auf dieſen holperigen Feldern ſo arg mitgenommen, daß ich es heute noch in meinen Beinen ſpüre."

„Aber die Brücke werden Ew. Erlaucht doch betreten wollen?"

„Will ſehen, ob es ſich thun läßt.

„Bis dahin ſind die Gäſte Ew. Erlaucht von der Jagd zurück, und es wäre erfreulich, wenn man Ew. Erlaucht ſo rüſtig daherſchreiten ſähe."

„Ah, eine kleine Komödie, mein Lieber! Man ſoll in der Reſidenz wohl ſagen: was iſt das noch für ein verfluchter Kerl, der alte, ſiebenzigjährige Graf Chriſtian Kurt, manövrirt da in Feldern und Wäldern umher und klettert auf Waſſerfälle! Haben wir vielleicht Hintergedanken, mein lieber Herr Renaud! Wollen am Ende meinem Neffen einen vielleicht heilſamen Schrecken einjagen?"

Bei dieſen Worten zuckte der Secretär ſo bedeutſam mit den Achſeln, daß Herr Chriſtian Kurt für einen Augenblick die Nagelfeile ruhen ließ und ſeinen Blick ſtatt dem Spiegelbilde ſeines vertrauten Beamten dem Originale ſelbſt zuwandte.

„He, und was weiter?"

„Der junge Herr Graf brauchen recht viel Geld; ich habe unter meinen Papieren wieder einen Brief, in welchem mir die Bezahlung kleiner Poſten, allerdings im Geſammtbetrage von zweiunddreißigtauſend Thalern angezeigt wird. Und wenn man daraufhin allerdings im Zuſammenhange mit der, Gott ſei Dank, vortrefflichen Geſundheit Ew. Erlaucht dem jungen Herrn einen kleinen, bedeutſamen Wink geben könnte,

zu welcher Schuldenmaſſe ſeinen Thorheiten noch anzuwachſen im Stande ſind, ſo glaube ich, wäre das gerade nicht unrecht."

„Unrecht wohl nicht, mein Lieber, würde aber bei Dagobert Kurt von keiner großen Wirkung ſein. So ein Fideicommiß iſt allerdings zu Zeiten ein guter Riegel, aber auch wieder eine prächtige Handhabe. Ja, wenn wir früh geheirathet hätten und uns der Himmel einen Sohn beſchert! Doch meinetwegen, will mich zuſammennehmen, daß man dem alten Chriſtian Kurt noch viele Jahre prophezeit. Laſſen Sie mir auch den Cäſar wieder einmal ſatteln."

Daß dieſer letzte Befehl, der ſo ſeltſam klang, wenn man die eingehuzelte Geſtalt des alten Herrn und die zitternde Bewegung betrachtete, mit der er an ſeinen Nägeln feilte, durchaus keine Miene der Verwunderung oder des Erſtaunens auf dem Geſichte des Secretärs hervorrief, lag darin, daß Se. Erlaucht es liebte, ſich, wenn er einmal in die Gärten hinausſchlich, eines ſeiner Reitpferde geſattelt vorführen zu laſſen, um es mit der ſchwachen Hand zu ſtreicheln und ſich vielleicht jener Zeit — noch vor einigen Jahren — zu erinnern, wo er hier und da noch einen Spazirritt gewagt. Er that das gern, ohne irgend welche ſchmerzliche Empfindung, während er zuweilen lachend ſagte: „Mit achtzig Jahren kann man doch noch am Bellen Vergnügen haben, wenn man auch nicht mehr beißt."

„Und ſonſt haben wir nichts Neues?"

„Ein unbedeutender Vorfall. Eine kleine Wilddieberei, oder wenigſtens eine Revierverletzung."

„Sacre bleu, und das ſagen Sie mir mit einer ſo gleich-

gültigen Miene, als handle es ſich um ein Garnichts, um eine Bagatelle. Ah, ich weiß ſchon, das kommt von dieſer neumodiſchen Zeitrichtung unſeres aufgeklärten Jahrhunderts, welche ſtrenge Geſetze für Barbarei und nothwendige Gerechtigkeit für tyranniſche Härte erklärt."

„Es iſt in der That ein ganz unbedeutender Vorfall, den ich Ew. Erlaucht gar nicht vorgetragen haben würde, wenn nicht der junge Herr Graf ausdrücklich darauf beſtanden hätte, hier ein Beiſpiel zu ſtatuiren."

„Ah, in dieſer Richtung hält Dagobert auf die gute alte Sitte, und das freut mich! Nun, was iſt's?"

„Aber ich möchte um Alles in der Welt nicht Ew. Erlaucht durch ſolche Nichtigkeiten aufregen."

„Was aufregen, mein Lieber! Das iſt höchſtens eine heilſame Blutwallung, die mir gut thut, wie der langweilige Doctor ſagt. Alſo laſſen Sie hören."

„Heute Morgen ſuchte einer der Revierförſter mit ſeinem Hunde durch den Wald."

„Welcher war's?" fragte der Graf, wieder emſig mit ſeinen Nägeln beſchäftigt."

„Der Ketteler."

„Ein ruhiger Mann — weiter!"

„Und bemerkte dabei in unſerem Revier bei der Schlucht, wo die alte Linde ſteht...."

„Aha, die Linde unſeres guten Freundes Burbus."

„Richtig, Erlaucht. Da bemerkte er einen jungen Burſchen mit ſtattlichem Gewehr und Jagdzeug, und ſah, hinter eine Buche tretend, wie dieſer junge Menſch gemüthlich durch den Wald pirſcht."

„Ah, nicht übel, und der Ketteler packte ihn?“

„Ja, und nicht ohne Gefahr, denn der verwegene Burſche lag ſchon im Anſchlage, als ihm Ketteler zuvorkam.“

„Und ihn niederſchoß?“ fragte der alte Graf gleichgültig. „Nun, da werden die Gerichte wieder einmal unnöthiger Weiſe Papier und Federn en masse verſchmieren. Ein garſtiges Volk, dieſe Schreiber!“

„Das iſt wahr, Herr Graf,“ entgegnete Renaud mit einem eigenthümlichen Lächeln, „und deßhalb war es doch wohl beſſer, daß Ketteler den jungen Wilddieb nicht niederſchoß, ſondern unverſehrt einbrachte.“

„Ja, ja, 's iſt auch ſo nicht übel, und nun?“

„Ihn einbrachte und vor den jungen Herrn Grafen führte, der den Burſchen erkannte und ausrief: Ah, das iſt derſelbe nichtsnutzige, naſeweiſe Schlingel!“

„Alſo ein Wilddieb von Profeſſion. Nun, in dem Falle wollen wir uns nicht an dieſe neueren abſurden Geſetze kehren.“

„Der junge Herr Graf befahl, ihn einzuſperren, und wir erwarten die Befehle Ew. Erlaucht.“

„Schön, erinnern Sie mich ſpäter daran; ich will das junge Ungethüm ſelbſt ſehen. Weiter haben Sie nichts?“

„Für heute nichts, Erlaucht,“ ſagte der Secretär aufſtehend.

„Alſo um acht Uhr große Abendtafel, und ſagen Sie dem Haushofmeiſter: ich laſſe ihn erſuchen, das mit der angemeſſenſten Solennität vor ſich gehen zu laſſen. Es ſind Gäſte da, die ich ehren will!“

Herr Renaud verbeugte ſich ſchweigend, und da der alte

Graf hierauf, ohne ſich weiter um Original und Spiegelbild zu bekümmern, fortfuhr, ſeine Nägel zu bearbeiten, ſo zog er ſich mit einer tiefen Verbeugung rückwärts gegen die Thür, hinter welcher er auf den Arzt des alten Grafen ſtieß, deſſen heitere Miene eben ſo ſehr abſtach gegen das ernſte, förmliche Weſen des Secretärs, als deſſen Kleidung, eine graue Jagdjuppe, gegen den ſchwarzen Frack und die weiße Halsbinde des Geſchäftsmannes.

„Was haben wir?“ fragte Doctor Herbet, ein Mann ſtark in den Vierzigen, mit einem geſunden, lebensfrohen Geſichte, von kräftiger und unterſetzter Statur, nachdem der Andere die Thüre leiſe hinter ſich zugezogen.

„Gutes Wetter, wie mir ſcheint. Man will die neue Brücke beſichtigen, Cäſar anſchauen und ſeine Gäſte in der großen Halle ſelbſt bewirthen. Alles Complimente für Sie, Doctor!“

„Vielmehr für Herrn Ben dort,“ erwiederte dieſer lächelnd, „er iſt der wahre Conſervator Sr. Erlaucht. Melden Sie mich ausnahmsweiſe an, mein lieber Freund, um hinzuſetzen zu können, ich ſei früher von der Jagd zurückgekehrt, um nach Herrn Chriſtian Kurt zu ſehen, ehe er heute die Gnade hat, ſein Bett zu verlaſſen. Vielleicht werde ich auch gar nicht gewünſcht.“

Der Kammerdiener verſchwand in dem Schlafzimmer, und als dieſer darauf zurückkehrte, ſagte er: „O ja, Herr Doctor, man will Sie ſehen, gerade weil Sie von der Jagd zurückkommen und trotzdem Sie ſich noch in der Juppe befinden. Se. Erlaucht meinte lächelnd: der Doctor iſt eine ſcharfe Zange, man muß ihn mit Handſchuhen anfaſſen.

„Alſo ſind wir vortrefflich gelaunt.“

„Auf Wiederſehen, Herr Renaud!“

Als der Doctor hierauf vor das breite Himmelbett trat, nickte Herr Chriſtian Kurt in den Spiegel hinein und ſagte: „Ah, Sie bringen Waldluft mit!“

„Gewiß, Herr Graf, und iſt die beſſer, als alle Medicin.“

„Sacre bleu, das weiß ich ebenfalls! Warum ſorgen Sie mir alsdann nicht für Waldluft, Sie Egoiſt?“

„Nun, weil ich es nicht für geſund halte, Ihr Bett in irgend einem Walddickicht aufſchlagen zu laſſen, und weil ich eben ſo wenig dieſes Schlafzimmer mit Bäumen bepflanzen kann.“

„Ja, dieſes Bett iſt Ihnen allerdings ein Dorn im Auge; wohlfeile Medicin, die Sie nicht einmal verſchrieben.“

„Wohlfeil, vielleicht. Medicin, wer weiß? Doch den alten Streit, Herr Graf, wollen wir nicht fortſetzen, wenn es Ihnen gefällig iſt. Dabei kommt gar nichts heraus. Ich freue mich aber in der That, daß es Ihnen beſſer geht, als geſtern! Sie fühlen ſich heiterer, kräftiger und haben keine Schmerzen mehr in den Füßen?“

„Gott ſei Dank, nein! Und das verdanke ich alles meinem beſten Freunde.“

„Nun, ich lieb' ihn auch, dieſen Freund, aber nach Salomo's Vorſchriften — zu ſeiner Zeit.“

„Wie war denn die Jagd?“ fragte der alte Graf und ſetzte boshaft hinzu: „Um von etwas zu reden, lieber Doctor, was ſpeciell in Ihr Fach ſchlägt.“

„Nicht übel, Herr Graf. Ich ſchoß einen capitalen Vierzehnender.“

„Sie? Das iſt mir weniger intereſſant. Und meine Gäſte?“

„Schoſſen viel, trafen ſo ſo. Iſt aber immerhin eine Jagd, daß die Herren aus der Reſidenz vor Entzücken die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlugen, beſonders der General, der ſich im Pudeln auszeichnete, dagegen aber ein Held war beim Frühſtücks-Rendezvous. Wehe den Feinden, die unter ſeine mächtige Fauſt fallen! Und was dieſes Frühſtück anbelangt, Herr Graf, ſo möchte ich Sie geziemend bitten, Ihrem vortrefflichen Haushofmeiſter darüber ein freundliches Wort zu ſagen. Der Mann hat ſich, wie immer, ausgezeichnet. Meinte doch der Herr General mit Thränen in den Augen, man habe dieſem Haushofmeiſter alle ſeine Lieblingsgerichte verrathen. Es war rührend anzuſehen, wie er wirklich wehmüthsvoll die Hände faltete vor einem Timbale de pâté de foie gras au faisan, und Alles war delicieuse arrangirt. Ich hätte Ihnen einen Blick auf alle dieſe Herrlichkeiten gewünſcht.“

„Ja, um mir Appetit zu machen,“ erwiederte Herr Chriſtian Kurt mit ſaurer Miene; „allerdings ein beſſeres Mittel, als alle die Ihrigen.“

„Seien Sie gerecht, Herr Graf!“ verſetzte der Doctor, heiter lachend. „Was würde Ihnen ein guter Appetit nutzen bei der täglichen und ſehr langen Unterhaltung mit Ihrem beſten Freunde?“ — Damit klopfte er leicht auf die feine Bettdecke. — „Ich muß wirklich Gott danken, daß es gerade ſo iſt, wie es iſt.“

„Und ich danke für dieſen Kanzleitroſt, hoffe Ihnen aber heute Abend das Gegentheil zu beweiſen. Haben Sie nach meiner Frau geſehen?“

„Die gnädige Gräfin befinden ſich außerordentlich wohl. Sie war bei dem Jagdfrühſtücke gegenwärtig, ſah alsdann dem Treiben zu von der Fichtenwaldung gegen den großen See hinab, und darauf hatte ich die Ehre, ſie nebſt ihrem Stallmeiſter nach dem Schloſſe zurückbegleiten zu dürfen.“

„Das Wetter iſt angenehm?“

„Angenehm und warm, wie an einem Frühlingstage. Wenn ich nicht fürchten müßte, Ihren beſten Freund zu beleidigen, ſo würde ich dringend einen Spazirgang in die freie Luft anrathen.“

„War ſchon beſchloſſene Sache, mein lieber Herr Doctor, und könnten Sie wohl ſehen, wie ſehr ich mich beeile, meine Toilette zu beendigen.

„So darf ich mir wohl erlauben, mich zurückzuziehen?“

„Gewiß,“ erwiederte der alte Graf mit einem leichten Lächeln auf die Jagdjuppe des Doctors, natürlicher Weiſe im Spiegel, „damit auch Sie Zeit zu Ihrer Toilette haben.“

Der Doctor hätte gern noch etwas erwiedert; doch ſah er hierauf das kurze Kopfnicken des Herrn Chriſtian Kurt und zog ſich deßhalb mit einem muntern Geſichtsausdrucke zurück.

Obgleich nun Graf Seefeld hierauf unter Ben's Mithülfe ſeine Toilette in der That ſo beeilte, als es ihm nur immer möglich war, ſo dauerte es doch noch eine gute Stunde, bis er ſo weit gerüſtet war, um in einem dunkeln Sammtrocke, der mit koſtbarem Pelz gefüttert war, zum Ausgehen bereit zu ſein; dann empfing er weiche Biberhandſchuhe aus den Händen des Kammerdieners, ſo wie Hut und Stock, und ging hierauf mit feſteren und größeren Schritten in den Vorplatz hinaus,

als man dies noch vor einer Stunde für möglich gehalten hätte. Oben an der Haupttreppe empfing ihn sein Stallmeister, dem er beim Herabsteigen der breiten, mit Teppichen belegten Stiege die rechte Hand auf den erhobenen Arm legte, und dann ging er unten durch eine weite Halle und ein Vestibul auf eine ausgedehnte Terrasse vor dem Schlosse, wo ihm Cäsar gesattelt und gezäumt vorgeführt wurde; auch überreichte ihm der Stallmeister hier eine Reitpeitsche, während, um die Komödie zu vollenden, ein Reitknecht das Pferd langgestreckt hinstehen ließ, indeß der Stallmeister den Bügel hielt.

In diesem Augenblicke aber hörte man die schwerseidenen Gewänder der Gräfin rauschen, und die schöne Frau erschien auf der Terrasse; heiter lächelnd näherte sie sich dem Grafen, legte ihm die Hand auf den Arm und bot ihm ihre weiße Stirn zum Kusse dar.

„Ah, mon enfant! Du bist frühzeitig, wie immer, man könnte sagen, munter wie die Lerche in der Luft; warst schon so freundlich, unseren Gästen die Honneurs zu machen, und kommst jetzt, um mich zu Pferde steigen zu sehen!"

„Wobei ich mich einer großen Vergeßlichkeit anklagen muß," erwiederte die Gräfin. „Ich hätte dich fragen sollen, ob du mich vielleicht in den Wald hinauf begleiten wolltest. Ich bin recht unbesonnen und muß es nun schon als Strafe hinnehmen, daß du ohne mich reitest."

„Der Himmel soll mich bewahren, dir diesen kleinen Kummer zu machen!" sagte Christian Kurt mit großer Entschiedenheit. „Nein, nein, ich will nicht reiten, unter keiner Bedingung, mein liebes Herz! Lassen Sie Cäsar zurückführen — ein andermal, vielleicht ein andermal."

Damit trat er dicht an das Pferd hin, klopfte ihm leicht auf den ſchlanken Hals und nahm alsdann ein paar Stücke Zucker, welche ihm der Stallmeiſter auf einem ſilbernen Teller präſentirte, um ſie Cäſar zu geben.

„Willſt du mich vielleicht auf einer Spazirfahrt begleiten?“ fragte die Gräfin.

„Mit Vergnügen, mein Kind!“

„Ich möchte gern die neue Brücke über den Waſſerfall ſehen. Vielleicht intereſſirt dich das ebenfalls?“ fragte die ſchöne Frau.

„Jedenfalls — wie ſich unſere Wünſche treffen! Fahren wir alſo.“

„Mit meiner Pony-Equipage; ich fahre dich ſelber.“

„Deliciouso!“

„Und unterwegs erzähle ich dir von der Jagd, auf der ſich unſere Gäſte ganz außerordentlich amuſirt haben und noch amuſiren.“

Kohlen brannten auf dem Steine, und da das Tageslicht durch den Thorweg nur ſchwach hereindrang, ſo herrſchte hier ein melancholiſches Düſter. — Was man bei allen Reitpartieen in fremden Landen nie verſäumen ſollte, Thiere und Reitzeug zu betrachten, thaten wir auch hier. Die Maulthiere waren kräftig und gut genährt, die Sättel aber etwas breit und plump; der eine hatte ſogar keine Steigbügel, und unſer Wirth mußte im ganzen Flecken umherlaufen, um ein zweites Paar aufzutreiben, was unſere Abreiſe um eine halbe Stunde verzögerte.

Endlich war Alles bereit, unſere Nachtſäcke aufgepackt, als der Wirth mit einer ziemlich großen Flaſche, ſo wie mit zwei Gewehren und Hüten in den Stall trat. In der Flaſche war Branntwein, von dem er wegen der kalten Morgenluft Jedem ein Glas aufnöthigte; die Hüte und Gewehre aber überredete er uns, leihweiſe bis nach Tembleque mitzunehmen, wobei er uns verſicherte, Räuber (Ladrones) gäbe es eigentlich nicht mehr in Spanien, wohl aber könne man hier und da Rateros begegnen — Dilettanten, welche ſich kein Gewiſſen daraus machen, Reiſenden, denen ſie ſchon von Weitem die Fremden anſehen, in den Weg zu treten und ſie auszurauben, wogegen wir mit dem Gewehr am Sattel, den caſtilianiſchen Hut auf dem Kopfe und in unſere Manta gewickelt wohl für Eingeborne gelten und unangefochten bleiben würden. Unſer Wirth war überhaupt ein ſehr braver Mann; denn einen Zwerchſack, der auf meinem Pferde hing, hatte er mit Zwiebeln, Brod und einem Weinſchlauche verſehen. Gott möge es ihm dieſſeits und jenſeits lohnen!

Ehe wir aufſtiegen, verabſchiedeten wir uns höflicherweiſe noch bei der Wirthin und ihren Töchtern; Preciosa wünſchte uns eine recht glückliche Reiſe, reichte uns auch ohne Ziererei ihre kleine Hand und ſagte den Maulthieren ein paar freundliche Worte, ſie möchten ſich unterwegs gut aufführen und dem Hauſe keine Schande machen. Auch die Tänzer und Zuſchauer von geſtern Abends waren nach und nach erſchienen, hatten ihre Karren ein-

Dreizehntes Kapitel.

Angenehme Fortsetzung der Manövertage, mit wieder auferstandenen Gefallenen und dem Herrn des Schlosses als Geist der Nacht.

Die große Halle des Schlosses war ein Gemach in dem weitläufigen Gebäude, auf welches der Graf bei der Ausschmückung desselben die größte Sorgfalt verwandt und keine, auch nicht die bedeutendsten, Kosten gescheut hatte, wobei er sich vernünftiger Weise ein berühmtes Vorbild gewählt und dieses mit einigen nothwendigen und glücklichen Abänderungen nachgebildet.

Dieses Vorbild war die Halle von Warwick Castle in England, und wer diesen prächtigen und dabei doch so wohnlichen Raum einmal betreten und sich darauf hier umschaute, der mußte gestehen, daß die Copie nur allenfalls darin nachstand, daß, was dort durch einen achthundertjährigen Familienbesitz nach und nach und gleichsam von selbst entstanden war, hier mit Einem Male zusammengestellt wurde, woher es denn auch natürlicher Weise kam, daß die ganze Einrichtung an Mobiliar, Geräthschaften, Waffen, welche dort aus Stücken

bestand, die neben ihren wirklichen auch noch einen historischen Werth hatten, hier größtentheils nur den ersteren beanspruchen konnten, obgleich Herr Christian Kurt auch auf der Waldburg aus anderen seiner Schlösser alles vereinigt hatte, was im Zusammenhange mit seiner ebenfalls sehr alten Familie stand. Allerdings konnte diese unter ihren Ahnen keinen Königsmacher Guy, wie die Warwicks, aufweisen, und hatten sich auch die regierenden Häupter des Landes niemals beeilt, als Gäste auf der Waldburg zu erscheinen. Wer aber, von allerem absehend, hier die große Halle betrat, auf den konnte das stattliche Gemach nicht verfehlen, nicht nur einen gewaltigen, sondern auch einen anheimelnden Eindruck zu machen. Dieser Raum, das ehemalige Refectorium des Klosters, war größer und höher, als man ihn sich trotz der stattlichen Ausdehnung des Schlosses hätte vorstellen mögen, und ausgedehnter, als damals, wo er den frommen Mönchen als Speisesaal gedient, denn Herr Christian Kurt hatte nicht nur eine anstoßende Galerie mit hinein gezogen, sondern auch die ehemalige alte Decke des Saales zu einem sehr kunstvollen Gewölbe erheben lassen. Gegen Osten waren vier hohe und breite Fenster, welche so dicht an einander stießen, daß man sie wohl ein einziges hätte nennen können, und obendrein befanden sich dieselben in einer Nische, die so geräumig war, daß, wenn man die schweren Vorhänge vor denselben zusammenzog, man sich gleichsam in einem weiten Gange befand. Das war eben jene Galerie, von der wir oben gesprochen, und die nun auf diese Art benutzt worden war, und man mußte gestehen, mit großem Geschicke, denn von derselben, also jetzt von den hohen Bogenfenstern, blickte man einen steilen Abhang hinab, in dessen

Tiefe die Flut rauſchte, die wir früher erwähnt, und an deſſen Ufer uralte Buchen und Eichen mit tiefdunkeln Fichten und Tannen zu einem höchſt maleriſchen Ganzen ſich verbanden, was beſonders an Abenden, wenn über die jenſeitige Höhe die helle Mondſcheibe emporſtieg und ſpäter das ſtrömende Waſſer verſilberte, von außerordentlicher Schönheit war. Gegenüber dieſen Fenſtern befand ſich das Prachtſtück des Saales, ein rieſenhafter offener Kamin, und zwar von einer Höhe und Weite, daß ein Mann mit dem Hute auf dem Kopfe nicht nur bequem darin aufrecht ſtand, ſondern auch bei mäßigen Anſprüchen einige Bewegungen in demſelben machen konnte. Der Aufſatz deſſelben war von weißem Marmor höchſt kunſtvoll gearbeitet und reichte, ſich langſam zuſpitzend, beinahe bis an die Decke des Saales. Rechts und links von dieſem Kamine war der obere Theil der langen Wand mit alten Gobelins bedeckt, Jagdſcenen darſtellend, unter denen, und zwar rings umher um alle vier Wände der Halle, ein kunſtvoll in Holz gearbeitetes Lambris über Mannshöhe herumlief. Wo ſonſt etwas von der Wand über dieſem Lambris ſichtbar war, bemerkte man, daß dieſelbe mit gepreßten, hier und da matt vergoldeten Ledertapeten bedeckt war; doch ſah man nur wenig dergleiche freie Flächen, da die Maſſe der Gegenſtände, welche alle Wände bedeckten, zu bedeutend war. Auf der kurzen Seite der Halle, die in das Innere des Hauſes führte, waren Ahnenbilder der gräflichen Familie aufgehangen, aus deren Unterſchriften man einestheils erſah, daß von den alten Herren im Atlaßkleide ſo wie im eiſernen Harniſch die meiſten unter anderen Vornamen auch den Namen Kurt geführt, ſo wie anderntheils an den Jahreszahlen bemerkte, daß die Seefelds

in der That eine alte Familie sein mußten. Die gegenüberliegende Wand so wie auch die Flächen rechts und links an den Fenstern waren mit den herrlichsten alten und neuen Waffen bedeckt, mit Rüstungen und vergilbten Fahnen, mit Turnierschildern und Speeren, und zwar in so chronologischer Ordnung, daß, während auf dieser Seite die Sammlung mit der alten Sturmhaube, dem Kettenhemde und Streitkolben begann, dieselbe gegenüber aufhörte mit dem Hirschfänger und dem doppelläufigen Jagdgewehr neuester Construction.

Letztere, die neueren Feuerwaffen, befanden sich in reicher Auswahl neben der Ausgangsthür an der kurzen Wand, gegenüber den Ahnenbildern, welche Ausgangsthür mit zwei gewaltigen Flügeln beständig offen stand und dem Blicke erlaubte, in eine gothische Vorhalle zu dringen, in deren Mitte sich ein plätschernder Springbrunnen befand und wo verschiedene Thüren theils nach der Küche führten, theils auf Vorplätze, von denen man hinaus ins Freie gelangen konnte. Hier waren auch die Buffets und Credenztische aufgestellt, gewaltige Möbel aus geschnitztem Eichenholze, deren massive Formen aber nicht zu schwer erschienen, wenn man die Masse des Silbergeschirres so wie die Krystallgefäße und Majoliken betrachtete, welche sie zu tragen hatten.

Was nun den Speisetisch für heute, wo sich ausnahmsweise eine zahlreiche Gesellschaft versammelt hatte, anbetraf, so war derselbe in erstaunlicher Ausdehnung, und zwar der Länge nach, mitten in der großen Halle hergerichtet, eine wahre Kunstausstellung der interessantesten und kostbarsten Gefäße und Tafelaufsätze in Gold und Silber, Krystall und Bronze. Da es unterdessen auch Abend geworden war und alle Vorbereitungen

zu dem Statt findenden Diner beendet erſchienen, ſo iſt es uns vergönnt, die Halle, welche ſchon am Tage ſo reich und wohnlich erſchien, jetzt bei Beleuchtung in vollſter Parade zu erblicken, und man mußte geſtehen, auch dieſe Beleuchtung war auf höchſt ſinnreiche Art angebracht, und zwar vermittels langer, ſchwerer und doch wieder zierlicher Bronzeketten, welche hoch an der Decke getragen wurden von ſo koloſſalen Hirſchgeweihen, wie der Jäger heutzutage nicht mehr ſo glücklich iſt, ihnen im Walde zu begegnen. Unten hingen an jeder dieſer Ketten paſſende Träger mit einem ſtrahlenden Bouquet von Wachskerzen, und zwar von ſolcher Anzahl und Stärke, daß dieſer Strahlenkranz rings umher den hohen und weiten Raum weit mehr und viel glänzender als ſelbſt die Helle des Tages erleuchtete. Dabei herrſchte eine milde, höchſt angenehme Luft in dem Saale, was indeſſen nicht Wunder nehmen konnte, wenn man jetzt den rieſenhaften Kamin in voller Thätigkeit betrachtete, in welchem fußdicke, einmal geſpaltene Eichenſtämme ſenkrecht aufgeſchichtet waren, an denen nun die gewaltigen Flammen, hoch emporlodernd, mit ſichtbarer Gier zehrten. Um aber dieſes Feuer raſch und ohne Zeitverluſt beſtändig unterhalten zu können, lag neben dem Kamine ein ganzes Klafter, auf die oben beſchriebene Art geſpaltenes Eichenholz ſtets aufgeſchichtet, und wenn wir ſagen, daß ſich dieſe Holzmaſſe in dem Raume wie ein kleines Häuflein ausnahm, ſo kann man ſich von der Höhe und Ausdehnung deſſelben einen ungefähren Begriff machen. Was den Fußboden der Halle anbelangt, ſo beſtand derſelbe aus Marmorplatten, und da es unmöglich geweſen wäre, dazu einen Teppich von paſſender Größe zu finden oder anzufertigen, ſo waren hier nur unter den Tiſchen ſo wie

unter allen Sitzgelegenheiten Teppichvorlagen und Aehnliches in den dicksten Wollenstoffen, in Bärendecken und anderen Pelzen, und zwar in solcher Masse ausgebreitet, daß der Fuß des Betreffenden tief darin einsank. Hiedurch wurde auch eine Einförmigkeit vermieden, die bei jedem anderen Teppichmuster unabweisbar gewesen wäre, und so wiederholten sich denn die lebhaften Farben an den Wänden, an der Decke, auf dem Fußboden gewisser Maßen wieder: um so das Ganze zu einer würdevollen Harmonie zu vereinigen.

Wir haben schon vorhin den Ausdruck gebraucht, daß sich die große Halle jetzt in voller Parade befand, und möchte noch hinzusetzen: und zwar in dem Augenblicke vor einer großen Parade, wo in Erwartung des commandirenden Generals das Regiment, das Bataillon, die Compagnie, oder wie der Truppenkörper sonst heißen mag, vor den subalternen Officieren noch einmal einer strengen Vorprüfung unterworfen wird. Diese Officiere in der Halle des gräflichen Hauses wurden geführt von dem Secretär Herrn Renaud, dem der Haushofmeister so wie der Kammerdiener Benjamin auf dem Fuße folgten, und etwas weiter rückwärts der Chef der Küche in voller, schneeweißer Parade-Ausrüstung, dann zwei Tafeldecker, der Silber- und Weißzeug-Verwalter, so wie ferner ein Schwarm von Lakaien.

Herr Renaud hatte den Total-Eindruck des Raumes recht gut gefunden. Er pflegte selten oder nie ein glänzenderes Prädicat zu gebrauchen, und wenn er auch dem ersten Tafeldecker dadurch einen Todesschrecken einjagte, daß er gesagt, es scheine ihm, als halte der Tisch nicht ganz genau die Mitte des Saales, so ließ er sich doch durch den herbeigeholten Maßstab eines Bessern belehren. Auch die Temperatur wurde

ſo ziemlich als die richtige erkannt, nicht minder die Anordnung der Tafelgeſchirre nach einer kleinen Abänderung, die darin beſtand, daß Herr Renaud ein antikes Trinkhorn mit der Aufſchrift: „Dem Tapfern gehört die Welt," vor das Couvert des Generals aufſtellen und ein paar Bordeaux-Träger in Form von antiken Laffetten gegen ein Couvert auf der anderen Seite richten ließ.

Die Menu's für den heutigen Tag, mit Jagdemblemen verziert, befanden ſich richtig aufgelegt, und nachdem der Secretär noch einmal mit wenigen Worten, aber dringend den Lakaien anbefohlen, ſich beim Serviren jedes, auch des allergeringſten Geräuſches zu enthalten, entließ er ſeine Begleitung und blieb allein in dem Saale, mit dem Rücken gegen den Kamin ſtehend.

Herr Renaud befand ſich jetzt ſtatt des Frackes im Ueberrocke, weil der Graf es in Anbetracht des heutigen zwangloſen Jagddiners ausdrücklich ſo gewünſcht hatte.

Bald erſchienen auch von den jüngeren Gäſten, alles Officiere, theils in ihrer Uniform, theils ebenfalls im Civil-Ueberrocke, welchen der Secretär ſo lange die Honneurs machte, bis Graf Dagobert mit einigen ſeiner Kameraden lachend und plaudernd eintrat. Dann zog ſich Herr Renaud an das untere Ende des Saales zurück.

Eine Zeit lang hörte man nichts, als die Ausrufe: Wundervoll, délicieux, superbe! und es dauerte eine gute Weile, bis die Meiſten von dem Schwarm der Officiere, die Halle ringsum betrachtend, endlich vor dem großen Kamine vereinigt waren.

„Hat Niemand den seligen Horn gesehen?“ fragte Graf Dagobert.

„Seit wir von der Jagd zurück sind, ist er verschwunden,“ antwortete jener Dragoner-Officier, der bei dem Manöver den Ueberfall des Feindes gemeldet.

„Es ist das übrigens ein ganz verfluchter Kerl; er hat heute unbedingt deinen Oberförster bestochen, daß dieser seinen Chef, den Obersten von Schwenkenberg, an die besten Stellen placirt.“

„Das ist richtig,“ sagte ein Husaren-Officier lachend, „und ich möchte Zehn gegen Eins wetten, daß er selbst neben dem Obersten im Hinterhalte gelegen und mit seinem Chef a tempo jenen capitalen Zwölfer schoß, der vor dem Obersten im Feuer zusammenstürzte und worauf sich derselbe nicht wenig einbildet.“

„Wißt ihr auch, wer sonst noch vortrefflich geschossen hat?“ rief ein junger Hauptmann von der Artillerie. — „Euer Doctor, und wie der beim Ausreiten alle Hindernisse mit seinem Pferde nahm, brillant, das muß ihm der Neid zugestehen!“

„Reiten und Jagen gehört auch hier mit zu seinen Hauptbeschäftigungen,“ sagte Dagobert etwas kurz und finster. Herr Christian Kurt scheint es zu lieben, wenn sich alle seine Beamten so gut als möglich amusiren. Ich denke darin schon anders. Wenn man mit diesen Leuten gar so vertraut thut, so leidet der Dienst, und es muß später wieder etwas militärische Zucht da hinein kommen.“

Während der noch sehr junge Mann dies sagte, wiegte er sich auf etwas übermüthige Art in seinen Hüften, wobei

ein unangenehmer Zug ſein ohnedies nicht ſchönes Geſicht überflog.

„Ja, militäriſche Zucht, die fehlt, ſonſt wäre uns der capitale Hirſch, von dem ich euch während der Jagd erzählte, heute Morgen nicht verloren gegangen.“

„Nicht wahr, ein ſtarker Sechszehnender?“

„Ich glaube faſt, ſogar ein ungerader Achtzehner, wie auch der Oberförſter meint, der ihn ſchon einige Mal geſehen und häufig geſpürt.“

„Ich verſtehe die Milde nicht gegen dieſe Bauernlümmel! Revierförſter Ketteler hätte dem jungen Burſchen Eins aufbrennen und dann bei dem Hirſche bleiben ſollen; hätte doch ſehen mögen, ob die Bauern ihn unter ſeiner Naſe hinweggeholt hätten!“

„Weiß man denn nicht, wer es geweſen iſt?“

„O ja, einer unſerer ſaubern Nachbarn, ein verrufener, aufrühriſcher Hund von einem Kerl, der ſchon Mancherlei in der Welt probirt! Soll ſtudirt haben, ſei ſogar Arzt geweſen, und macht ſich nun ein Geſchäft daraus, die dummen Bauern, wie er ſagt, aufzuklären, das heißt, er hetzt ſie auf gegen alle beſtehenden Geſetze und gegen unſere wohlverbrieften Rechte.“

„Aber den Burſchen, um den es ſich handelt, habt ihr in Gewahrſam?“

„Feſt, und wollen ihn nachher einmal betrachten, wenn Herr Chriſtian Kurt nichts dagegen hat.“

„Pah, was ſoll er auch!“

„Nun, er hat ſo ſeine Anwandlungen, die ihm von Monſieur Renaud ſouffliert werden; doch hat ſelbſt dieſer im vor-

liegenden Falle gemeint, diese Angelegenheit würde sich schon mit einigem Erfolge betreiben lassen."

„Der Graf und die Gräfin!"

Herr Christian Kurt erschien mit dem übrigen Theile seiner Gäste an der Seite der Gräfin am Eingange des Saales.

Er trug ein leichteres Kleid von schwarzem Sammt, mit grauem Pelz besetzt, wogegen die schöne Herrin des Hauses, in einem langen, schleppenden Gewande von weißer, matter Seide, leuchtend und strahlend aussah. Dieses Gewand hatte oben, unterhalb ihres schlanken, weißen Halses einen antiken, viereckigen Ausschnitt, der nicht nur ihre volle Büste prächtig hervorhob, sondern durch welchen auch ihre ganze Erscheinung, im Verein mit der passenden Frisur des reichen, dunkeln Haares so wie mit dem blendenden Steingürtel, an dem eine kleine Ledertasche an goldener Kette hing, malerisch zusammenpaßte mit der mittelalterlichen Ausschmückung des weit erglänzenden Raumes. — Als nun zu gleicher Zeit am unteren Ende des Saales in der weit offenen Thür der Haushofmeister mit seinem langen Stabe erschien und hinter ihm vier Jägerburschen, die mit aufwärts gekehrten Waldhörnern eine rauschende Jagdfanfare bliesen, da schaute Mancher der jüngeren Gäste an seinem einfachen Civil-Anzuge herunter und bedauerte lachend, nicht im farbigen Sammtkleide erscheinen zu können, das Schwert an der Hüfte, mit Baret und lang wallender Feder.

Doch machte sich auch ohne das die Tafelrunde lebendig und glänzend, denn wenn auch, mit Ausnahme der Gräfin und ihrer beiden Gesellschafterinnen, die Damen fehlten, so sorgten die Gäste in so fern für eine bunte Reihe, als Uni-

geſpannt, ihre Thiere bepackt, und der größte Theil ritt vor uns zum Hauſe hinaus. Der Fandangotänzer war auch bei Tage ein netter, gemüthlicher Burſche; er war der Befehlshaber einer Schaar mit Säcken beladener Eſel, deren letzter ihn noch obendrein zu tragen die Ehre hatte. Er voltigirte leicht hinauf, ſetzte ſich quer auf den Rücken des Thieres, und als er bei uns vorbei kam, machte er mit Händen und Füßen pantomimiſch noch einige Pas des Fandango und ſang die Strophe eines dazu gehörigen Liedes laut gegen das Stallrevier hinüber. Ein leichtes Caſtagnettengeklapper erſchallte von dorther, wie es ſchien, zur Antwort, worauf er lachend zum Hofe hinaustrabte.

Der Himmel war klar, die Sonne ſchien hell, und Villarrobledo zeigte in deren Alles verſchönerndem Strahle ein ungleich freundlicheres Geſicht als geſtern Abends. Bei den Windmühlen, die wir geſtern bei der Dämmerung aus dem Geſichte verloren, kamen wir vorbei; es waren alte, gebrechliche Weſen mit vier Flügeln, wie die holländiſchen, auf dunklen Balkengerüſten ruhend, und ihre langen Windmühlenarme drehten ſich, von einem leichten Morgenwinde getrieben, langſam und langweilig herum. — Die öde Mancha, Windmühlen — und Don Quirote; das Bild des irrenden Ritters taucht unwillkürlich vor einem auf. Obgleich Cervantes in ſeiner Weisheit den Geburtsort des Helden nicht nennt, vielmehr Eingangs jener berühmten Geſchichte ſagt: „In einem Dorfe von La Mancha, deſſen Namens ich mich nicht entſinnen mag, lebte unlängſt ein Edler ꝛc.“, ſo haben doch verſchiedene Ortſchaften hier aus der Lage ihres Dorfes und aus anderen unbedeutenden Thatſachen den Schluß ziehen wollen, der ſehr ſinnreiche Edle ſei ihrem Dorfe entſproſſen; ja mehr als ſieben Flecken und Städte, kann man ſagen, ſtreiten ſich gleich den griechiſchen, welche ſich um Homer's Wiege zankten, um die Ehre, der Geburtsort Don Quirote's zu ſein. Auch Villarrobledo iſt darunter und unſer Wirth wollte ganz genau wiſſen, ſein Dorf ſei es ſicher, deſſen Namens ſich Cervantes nicht habe

form- und Civilrock ſo häufig als thunlich mit einander abwechſelten. Dazu kam noch die reich galonirte Dienerſchaft des gräflichen Hauſes, rings umher hinter den Stühlen gereiht, die Lakaien, Kammerdiener, Jäger und Büchſenſpanner in Gold und Silber ſtrotzend, und um dieſe an den Wänden der reichſtrahlende Lichterglanz der unzähligen Wachskerzen, ſo ein Enſemble darſtellend, das dem Pinſel des vortrefflichſten Malers zum würdigen Vorwurfe hätte dienen können.

Man kann ſich wohl das behagliche Gefühl vorſtellen, mit dem ſich die Gäſte, ältere und jüngere Officiere ſo wie ein paar Herren der benachbarten Forſtbehörde, nach einer anſtrengenden Jagd hier an dieſer mehr als reich beſetzten Tafel niederließen, in dem weiten, glänzenden, ſanft durchwärmten Raume, in welchem durch kaum merkliche Anwendung eines feinen, aromatiſchen Odeurs ein leichter Tannenduft ſich bemerklich machte.

Die Officiere waren theils aus der Reſidenz hergebetene Gäſte, theils gehörten ſie Truppenkörpern an, welche nach dem beendigten großen Manöver auf verſchiedenen umliegenden Gütern des Grafen ſo wie in den dabei befindlichen Ortſchaften Cantonnirungs-Quartiere bezogen hatten, und deßhalb ſah man hier Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Alles durch einander.

„Noch niemals hat mich der Klang eines Hornes ſo ergötzt und ſo bereit zum Angriffe gemacht, wie das Signal von eben," ſagte ein dicker Hauptmann von der Infanterie, und betrachten Sie mir nur einmal die Batterieen vor uns auf dem Tiſche, ob man dabei nicht eine wüthende Luſt zum Angriffe verſpürt!"

„Allerdings,“ erwiederte ſein Nachbar, „und ich bin entzückt darüber, daß der Graf an der alten, guten Sitte feſthält und den Wein in Krügen und zahlreichen Flaſchen vor ſeinen Gäſten aufpflanzen läßt, während es jetzt Mode geworden iſt, die Gläſer nach Bedarf durch einen Diener, der hinter den Stühlen herumſchleicht, hier und da vollfüllen zu laſſen; doch hat das für mich immer etwas Peinliches, und ich bilde mir ein, er zählt die Gläſer, die ich vertilge, oder macht ſeine Gloſſen darüber.“

„Sie haben Recht, Herr Kamerad; alſo tapfer zum Angriffe!“

„Ich kann Ihnen dieſen dunkeln Sherry zu einem Trunke nach der Suppe beſtens empfehlen.“

„Mein Herr,“ rief ein alter Major vom Geniecorps über den Tiſch hinüber, „betrachten Sie einmal dieſe prächtige Zuſammenſtellung ſeltener Gefäße, ein wahres Muſeum! Sehen Sie hier dicht vor mir die Bordeauxträger in Laffettenform — das erinnert mich lebhaft an eine kleine vorgeſchobene Schanze bei der Belagerung von Mainz!“

„Im vorigen Jahrhundert, nicht wahr, Herr Oberſt-Wachtmeiſter?“ fragte ein junger Huſaren-Officier.

„Nein, mein Lieber, vielmehr in einer viel näher gelegenen Zeit — Sie hätten das nicht ſchon ſollen vergeſſen haben!“

„Ah, Herr Oberſt-Wachtmeiſter, eine ſo unbedeutende Geſchichte!“

„Erlauben Sie mir, das bedeutendſte Ereigniß der damaligen Zeit! Sie wiſſen, daß die Franzoſen....“

Wem der alte Major vom Geniecorps dieſe Geſchichte

eigentlich erzählte, ſind wir nicht genau anzugeben im Stande, können nur ſo viel ſagen, daß ſeine Nachbarn ſo wie auch ſeine Gegenüber in ganz andere Geſpräche verwickelt waren, wenn dieſelben überhaupt ſprachen oder ſich nicht, wie der dicke Hauptmann von der Infanterie, mit aller Andacht dem Eſſen und Trinken hingaben. Dabei liebte es derſelbe, kleine Brodkügelchen zu drehen und ſie jedes Mal, ſo oft er ein Glas geleert hatte, alsdann in zierlichen Haufen vor ſich aufzuſtellen, welcher Kugelhaufen ſich in gleichem Maßſtabe vergrößerte, in welchem ſich ſeine Naſe zu röthen begann.

Der Graf hatte in der Mitte an einer der Langſeiten der Tafel neben dem commandirenden General Platz genommen, während ihm die Gräfin gegenüber ſaß, um ſo ihren ſämmtlichen Gäſten näher zu ſein, wogegen Graf Dagobert ſich am oberen Ende des Tiſches befand, ſo wie Herr Renaud am unteren, letzterer hier gewiſſer Maßen den Dienſt überwachend; doch ging dieſer leicht, gewandt und geräuſchlos von Statten, wie das Herkommen in einem guten Hauſe iſt. Da vernahm man kein Klappern der Teller, kein Aneinanderklingen der ſchweren ſilbernen Beſtecke, keinen Fußtritt der aufwartenden Lakaien, alle ſchoſſen gewandt umher, aber wie körperloſe Geiſter, von dem Haushofmeiſter, der unter der Thür des Vorſaales ſtand, mit Blicken regiert.

Am lebhafteſten unter den Gäſten ging es auf der Seite zu, wo Dagobert, umgeben von jungen Cavallerie-Officieren, ſaß, und dorthin wendete ſich auch häufig der alte Graf Seefeld ſo wie die ſchöne Herrin des Hauſes mit einem freundlichen Blicke oder Lächeln, ſo wie auch mit erhobenem Glaſe gegen dieſen oder jenen genauen Bekannten des Hauſes.

Neben der Gräfin und gegenüber Herrn Christian Kurt befand sich zur Rechten der Oberst des Dragoner-Regiments, von Schwenkenberg, so wie zur Linken der Commandeur der Artillerie-Brigade, ein langer, hagerer Mann mit einem ernsten, ausdrucksvollen Gesichte, stark ergrautem Haar und dazu mit einem Barte von solcher Schwärze, daß man hier künstliche Nachhülfe vermuthen konnte.

Den meisten Lärm bei den jungen Officieren erregte das affectirt kummervolle Gesicht des seligen Grafen Horn — dieses Prädicat war ihm geblieben —, und wenn er zuweilen nach seinem Obersten hinüberschielte und einem Blick desselben begegnete, so zuckte er förmlich zusammen, zur größten Heiterkeit der um ihn sitzenden Kameraden, worauf dann der Oberst, ihm mit dem Finger drohend, scherzhaft hinüberrief: „Sie haben bei allem dem das kolossalste Glück gehabt, junger Herr!“

„Doch auch ein klein wenig Verdienst,“ warf der commandirende General mit einem würdevollen Lächeln ein. — Wir müssen hier bemerken, daß Graf Horn, als ein sonst brillanter Officier, das verzogene Kind des Regiments und der Liebling der sogenannten Gesellschaft war. Er war nämlich sehr reich, hielt vortreffliche Pferde und war bei den Hofbällen unschätzbar als Tänzer verschiedener Prinzessinnen so wie als Arrangeur der schönsten Cotillon-Touren; ihm konnte ein glänzendes Avancement nicht fehlen.

„Und worin bestand das Verdienst dieses jungen Herrn?“ fragte der ernsthafte Officier der Artillerie mit dem schwarzen Barte.

„Das soll er selbst erzählen,“ rief Dagobert herüber,

„wenn Seine Excellenz nämlich die Gnade haben, das zu erlauben!“

„Warum nicht, und wir können alsdann, wenn die gnädige Gräfin es gestattet, ihn je nachdem mit einigen Gläsern Wein belohnen oder bestrafen!“

„Erzählen Sie, Horn!“

Der junge Dragoner-Officier erhob sich, wiegte sich ein paar Mal coquet in den Hüften und nahm alsdann aus einem vor ihm stehenden Fruchtaufsatze eine Orange, die er mit der weißen Serviette anfaßte und als Zeichen seiner tiefen Trauer, in Ermangelung einer Citrone, hoch emporhielt, was von den Umsitzenden mit einem heiteren Lachen begleitet wurde.

„Ruhig, meine Herren! Ehre dem tapferen Gefallenen!“

„Der selige Horn spricht!“

„Und hoch weg über mir ging die Gewalt der Rosse, keinem Zügel mehr gehorchend,“ declamirte der junge Dragoner-Officier, „und ich dachte in der That, von der reitenden Batterie des Hauptmanns von Brandt, welche Dagobert mit seinen Husaren an jenem Morgen beinahe genommen hätte, überritten zu werden, so wild jagte sie daher, und ich sah schon den rothen Schnurrbart ihres grimmigen Chefs wie ein Irrlicht durch die Finsterniß leuchten....“

„Da müssen Sie gute Augen haben, Herr Lieutenant,“ bemerkte trocken der Commandeur der Artillerie; „ich gönne es Ihnen für ein anderes Mal.“

„Danke bestens, Herr Oberst-Lieutenant; doch waren mir in diesem Augenblicke erst die Augen so klar aufgegangen, daß ich deutlich sah, welch Unheil ich angerichtet, und um das wieder gut zu machen, schlich ich mich bei der herrschenden

Dunkelheit und dem unglaublichen Gewühl der reitenden, abprotzenden Artillerie mit meinen Leuten zwischen Geschütz und Mannschaft hindurch und war auch so glücklich, rückwärts in den Büschen meinen Trompeter aufzufinden; alsdann ritten wir zurück, sammelten uns keine tausend Schritte vom Feinde entfernt, und dann ließ ich, in der feindlichen Flanke angekommen, auf meiner ganzen Linie Alarm blasen."

„Ja, ja," sagte der Oberst von Schwenkenberg lachend, „von einem betrunkenen Trompeter vor circa zwölf Mann."

„Aber es gab aus, wie mir der Herr Oberst die Gnade haben werden zu glauben, auch brüllten meine Kerle wie zwölf Teu.... — bitte tausendmal um Verzeihung, enün —, sie schrieen dergestalt, daß der Feind stutzig wurde und die Batterie ihr Feuer einstellte."

„Ja, aber erst nachdem wir Ihnen gegenüber so gewaltige Geschützmassen aufgefahren hatten," sagte der ernsthafte Artillerie-Officier.

„Ganz richtig," warf der Rittmeister von Blankenscheid, der Adjutant des Obersten der Dragoner, dazwischen, „und nachdem Ordonnanz-Officiere von drüben Ordres zur Einstellung des etwas voreilig engagirten Ueberfalles gebracht hatten."

„Und mit vollem Rechte," bemerkte der commandirende General. „Was zum Henker nützen mich vorausbestimmte Manöverplane, wenn sie nicht streng eingehalten werden!"

Hier flüsterte der selige Horn seinem Nachbar zu: „Das möchte ich auch fragen! Ueberhaupt, was nützt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist!"

„Nehmen wir alſo," fuhr der General in heiterem Tone fort, „die Heldenthat dieſes ſonſt ſo vortrefflichen Officiers zu den Acten und geſtatten wir ihm, ein großes Glas auszutrinken!"

Daß dieſem Ausſpruche, der mit ſehr lauter Stimme gethan ward, augenblicklich Folge geleiſtet wurde, und nicht nur von dem ſeligen Horn, ſondern auch von der ganzen Tafelrunde, bedarf eigentlich keiner Erwähnung; dabei klirrten die Gläſer zuſammen, und ein animirtes Geſpräch, größtentheils die Manöver betreffend, flog durch den Saal.

Nur die jungen Cavallerie-Officiere bei Dagobert waren augenblicklich zu einem anderen Geſprächsthema übergegangen; dieſer hatte nämlich ſeinem Nachbar geſagt: „Ich habe ſpäter für uns noch etwas extra beſorgt."

„Einen Macao oder Landsknecht?"

„Warum das? Warum ſollten wir uns gegenſeitig unſer Bischen Geld abnehmen? Nein, etwas Beſſeres. Ich habe die Zigeuner aufſpüren und hieherbringen laſſen. Herr Chriſtian Kurt machte allerdings zuerſt Einwendungen; doch half mir die Gräfin, und ſo gab er denn ſchließlich ſeine Erlaubniß, daß uns die Mädels draußen im Vorſaale etwas tanzen dürfen."

„Eine vortreffliche Idee! Sind ihrer mehrere?"

„Etwa fünf bis ſechs hübſche Dirnen, allerdings keine ſo ſchön wie die Esmeralda."

„Welche du wohl für dich aufgehoben haſt?" fragte der ſelige Horn, worauf Dagobert lachend erwiederte:

„Ein körperloſer Geiſt wie du ſollte an ſo etwas gar nicht denken, doch kenne ich meine Pflicht als Wirth zu genau,

um egoistische Hintergedanken zu haben; auch könnt ihr versichert sein, daß die Zigeuner ihre Dirnen, vor allen Dingen die reizende Esmeralda, nicht allein in der Welt herumfahren lassen. Nein, nein, die ganze Gesellschaft ist da und auf der anderen Seite des Schlosses in der alten Halle untergebracht. Dort haben sie ein Feuer angemacht, man hat ihnen Essen und Trinken im Ueberflusse gegeben, und daselbst befinden sie sich wahrscheinlich besser, als heute bei der kalten Nacht unter freiem Himmel."

„Aber später wäre es ungeheuer amusant, dort das Zigeunerlager zu besuchen, meinst du nicht auch, Dagobert?"

„Vielleicht amusant, aber nicht thunlich," entgegnete dieser in sehr trockenem Tone; „sie haben sich alle dergleichen Besuche verbeten, und ich glaube, Herr Christian Kurt würde ein bitteres Gesicht machen, wenn er dergleichen erführe."

„Erfährt er alles, was im Schlosse passirt?"

„So ziemlich — durch Monsieur Renaud."

„Schade drum! Nun, man muß sich mit dem Ansehen begnügen."

„Das denke ich auch."

„Aber jenen jungen Burschen, den Jagdfrevler, wirst du uns doch in der Nähe zeigen, wie du gesagt?"

„Gewiß, wir wollen nachher dort ebenfalls im Vorsaale, ehe die Zigeuner kommen, ein kleines Verhör mit ihm anstellen."

„So ist's recht! Zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen. —"

Was nun das Vergnügen hier im Allgemeinen anbelangte,

ſo zeigte es ſich nach und nach um die Tafel herum in recht lärmender Weiſe. Schon längſt hatten die Diener die Tafel an verſchiedenen Stellen, nach Abräumung der überflüſſigen Geſchirre, mit ſchweren ſilbernen Kühlgefäßen beſetzt, die mit fein gehacktem Eiſe gefüllt waren und aus deren jedem die Hälſe von ſechs Champagnerflaſchen hervorſchauten, wobei ſich dann alsbald das Knallen der auffliegenden Pfropfen wie ein lebhaftes Peletonfeuer vernehmen ließ. Herr Chriſtian Kurt hatte ausdrücklich befohlen, bei dieſem Jagd-Diner die Flaſchen uneröffnet aufzuſtellen, und man mußte ſchon geſtehen, daß dieſes Geknatter rings umher zur Belebung dieſes reichen Gelages weſentlich beitrug. Die Gräfin mit ihren Damen hatte ſich allerdings ohne Aufſehen zu erregen entfernt, dabei aber dem General, der um den Tiſch herumgekommen war, um ihr feierlich die Hand zu küſſen, das Verſprechen gegeben, daß ſie ſpäter zum Thee wieder erſcheinen würde, wogegen Herr Chriſtian Kurt trotz ſeines hohen Alters nicht nur heiter lächelnd aushielt, ſondern auch nicht ſelten den ſchäumenden Champagnerkelch leertrank; überhaupt war es höchſt merkwürdig, wie der alte Herr auch körperlich friſcher und lebendiger zu werden ſchien, je tiefer es in den Abend hineinging, und doch war es durchaus noch nicht ſpät geworden — hatte doch die tief dröhnende Kirchenglocke ſo eben erſt die zehnte Stunde angezeigt!

Oben am Tiſche ſorgte Dagobert ausgiebig für die Gäſte, unten Herr Renaud, und beſonders aber Doctor Herbert, der nicht nur mit dem beſten Beiſpiele voranging, ſondern auch durch kleine Trinkſprüche und Schwänke aller Art die Herren

um sich herum so wirksam anregte, daß die Augen derselben leuchteten und strahlten, daß sich Wangen und Nase röther färbten und daß der dicke Hauptmann von der Infanterie, der sich nicht weit von dem Arzte befand, große Kugelhaufen um sich herum aufgeschichtet hatte und durchaus noch gar keine Miene machte, seine Bestrebungen in dieser Hinsicht zu mäßigen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

erinnern mögen. Seien ja auch die Windmühlen in der Nähe, mit denen der Ritter gefochten. Die Windmühlen waren allerdings da, ſchienen aber gegen die Behauptung des Wirthes zu ſprechen, denn Don Quirote ritt zwei Tage, ehe er das Abenteuer mit denſelben beſtand. Mir wären ſie ebenfalls faſt verderblich geworden; denn als wir ziemlich nahe an einer derſelben vorbei ritten, wurde mein Maulthier, wahrſcheinlich durch das Sauſen des Flügels, erſchreckt und machte einen Seitenſprung, der mich um ein Haar vollſtändig aus meinem Sitz gebracht hätte.

So zogen wir denn abermals allein durch die Mancha, heute wenigſtens hoch zu Maulthier, uns ganz anders fühlend als geſtern in dem armſeligen Karren. Unſer Führer war ein Zigeuner, ein junger, kräftiger Kerl, mit einem verwegenen, aber gutmüthigen Geſichte. Sein Anzug war originell und nicht unintereſſant; an den Füßen hatte er Binſenſandalen, deren kreuzweiſe gebundene Schnüre bis unter die Kniee reichten; kurze und enge blaue Hoſen ſchloßen ſich daran und wurden oben von einem vielfarbigen Gürtel zuſammengehalten. Eine kurze, einſt verſchnürt geweſene Jacke — man ſah an den dunkleren Stellen, wo dieſe Ornamente geſeſſen — bedeckte den Oberkörper. Um den Kopf hatte er ein gelbes Tuch, und ſeine blau und weiß geſtreifte Manta ließ er bald von der rechten Schulter lang herabhangen, bald hatte er ſie um den Hals und die Bruſt gewickelt, zuweilen auch ſchnürte er ſie zuſammengerollt mit einem Strick auf dem Rücken feſt.

Beim beſten Willen iſt von der Gegend, durch welche wir zogen, nichts zu ſagen; es war dieſelbe unendlich öde, röthlich gefärbte Fläche, wie wir ſie geſtern durchſchritten hatten, nur zuweilen unterbrochen von einer Gruppe niederer Bäume oder von einem Streifen Burbaumſträucher, welche ſich durch eine waſſerreichere Vertiefung hinzogen. Die einzige, für Spanien große Merkwürdigkeit, auf welche wir ſtießen, nachdem wir kurze Zeit Villarrobledo verlaſſen, war die Eiſenbahnlinie, deren Anblick

Der letzte Bombardier.

Zweiter Band.

Der

Letzte Bombardier.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1870.

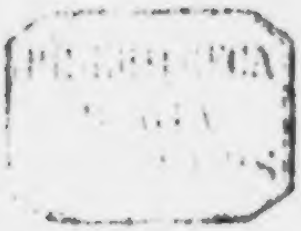

Druck von Wagner & Comp. in Stuttgart

Inhalt.

Vierzehntes Kapitel.

Seite

Erich wird nächtlicher Weile aus dem Gefängniſſe gehelt und vor ſeinen Richter geſtellt 1

Fünfzehntes Kapitel.

Während in der Vorhalle getanzt und geſungen wird, hat der Herr des Hauſes Viſionen und Erich treibt Sternkunde 19

Sechzehntes Kapitel.

Handelt von der Schreibſtube des Artillerie-Brigade-Commando's, von Ueberliſtungen und einem unechten Examen 49

Siebzehntes Kapitel.

Der Held der Geſchichte lernt Einiges vom militäriſchen Leben, beſucht die Wachtparade und geht zum wirklichen Examen 65

Achtzehntes Kapitel.

Von der Brigadeſchule, von zarten Unterhaltungen der jungen Zöglinge, vom geheimnißvollen Bunde des Hungers und des Durſtes. Erich erhielt Arreſt, weil er ein Geſchütz gar zu natürlich abgefeuert haben ſollte 84

Neunzehntes Kapitel.

Da der heilige Auguſtin vom Helden unſerer Geſchichte nichts wiſſen will, begibt ſich letzterer zu den Kunſtreitern, ſieht dort die ſchöne Kolma und geräth bei Bombardier Schmoller in einen ſchlimmen Verdacht 111

Zwanzigſtes Kapitel.

Seite

Während Bombardier Schmoller ſeinen geſellſchaftlichen Verpflichtungen nachkommt, beſucht Erich die ſchöne Kolma . 140

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Obgleich in dieſem Kapitel unter eigenthümlichen Verhältniſſen ſoupirt wird, iſt doch die Ankunft eines Dritten ſchuld daran, daß das Souper ein Ende mit Schrecken nimmt . 163

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Von den geſellſchaftlichen Verpflichtungen Schmoller's mit unliebſamen Unterbrechungen, in deren Folge der Betreffende wie ein Fiſch geangelt wird und Verheerungen in der Kaſerne anrichtet 181

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Berichtet, wie Erich durch aufopfernde Freundſchaft für den Bombardier Schmoller in große Gefahren geräth und ins Unglück kommt 197

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Erich hat ſich ſelbſt erhöht, wird erniedrigt und von dem heil. Auguſtin freundlich aufgenommen. Bombardier Schmoller gebraucht eine Kohlenſchaufel als Mandoline. Erich lieſt Briefe 219

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Stubenarreſt und Beförderung. Erich wird zu einer reitenden Batterie verſetzt und marſchirt mit Bombardier Schmoller nach der Reſidenz 247

Der letzte Bombardier.

Vierzehntes Kapitel.

Erich wird nächtlicher Weile aus dem Gefängniſſe geholt und vor ſeinen Richter geſtellt, beweiſt dabei aber keine Unterwürfigkeit, was ſeine Lage verſchlimmert.

Wir halten es hier für unſere Pflicht, ſo wie wichtig für den folgerichtigen Lauf unſerer Erzählung, um einige Stunden zurückzukehren und uns nach Erich umzuſchauen, wenn wir auch, der Wahrheit gemäß, dadurch genöthigt ſind, den Leſer aus der ſo glänzenden und behaglichen Umgebung des gräflichen Speiſeſaales in ein kaltes, ärmliches, halbdunkles Gemach mit vergitterten Fenſtern und einer ganz gewöhnlichen Holzpritſche zu führen, kurz, in ein Gemach, das unſeren gewöhnlichen Begriffen von einem Gefängnißlocal aufs genaueſte entſpricht. Hier finden wir auch Erich wieder, und zwar in dem kahlen Gemache, mit grauen Wänden und Steinboden, auf und ab gehend, wobei er hier und da einen Blick hinaufwarf an das oben befindliche Fenſter, durch welches er ein kleines Stückchen blauen Himmels ſehen konnte ſo wie die Aeſte eines Baumes mit gelblichen Blättern, die ſich zuweilen, vom Winde

uns hier in dieſer Oede einen lauten Ausruf der Verwunderung entlockte. Ja, es war dieſelbe lange, lange Linie, dieſelbe Tracirung, wie auch bei uns. Ihr Anblick erinnerte uns ſo recht an die Heimat. — „Ferro Carril!“ rief bedeutſam unſer Führer und machte uns begreiflich, auf ihrem Damme ſei der geradeſte und angenehmſte Weg. Und der deutſche Leſer wird ſchaudern, wenn er erfährt, daß wir dieß wirklich wagten, daß wir den geheiligten Boden einer Eiſenbahnlinie von den profanen Hufstritten unſerer Maulthiere zertreten ließen, daß wir durch zahlreiche Arbeiter durchritten, an Eiſenbahnbeamten vorbei, daß wir nicht mit heftigen Worten angehalten und zurückgewieſen wurden, ſondern daß man uns noch freundlich eine glückliche Reiſe wünſchte. Ja, Spanien iſt in der Cultur noch ſehr zurück! Wir laſen nirgendwo Plakate, daß das allzu genaue Betrachten der Bahn verboten ſei und daß man ſich enthalten möge, in der Nähe des Bahnkörpers auszuſpucken, um den Damm nicht zu erweichen.

Um einem längſt empfundenen, tief gefühlten Bedürfniſſe abzuhelfen, wurde ſchon vor langer, langer Zeit die Eiſenbahn von Valencia nach Madrid projektirt; man baute auch von beiden Endpunkten, zuerſt von der Hauptſtadt gegen Aranjuez, eine Strecke von vielleicht fünf deutſchen Meilen, die ſchon vor 'zehn Jahren beendigt, aber nicht befahren wurde, weil einige Brücken und das Betriebsmaterial noch nicht recht in Ordnung waren. Als dieß nun endlich hergeſtellt war und es an einem ſchönen Tage hätte losgehen ſollen, fand ſich, daß während dieſer Zeit ein Theil der Schwellen bedeutend gelitten hatte und neu gelegt werden mußte. Endlich aber fuhr man doch von Madrid nach Aranjuez, und im Laufe des vergangenen Jahres wurde eine weitere Strecke nach Tembleque eröffnet. Von Valencia nach Alcira iſt nun die Bahn im vergangenen Jahre ebenfalls eröffnet worden, doch ſind es im Verhältniſſe zum Ganzen nur zwei unbedeutende Strecken. Tracirt iſt übrigens die ganze Bahn von Alcira nach Albacete — ein hügeliger, durchſchnittener Theil, der am

geschüttelt, hin und her bewegten. Dabei vernahm er öfter das Rauschen dieses Windes, und dann dachte er an die Waldstimmen verschiedenster Art, die er heute Morgen an der Seite des jungen Forstmannes vernommen, ehe dieser den starken Hirsch geschossen, und wenn er in diesen Erinnerungen rascher auf und ab ging und seine Schritte so hohl durch den gewölbten Raum klangen, so konnte er sich nicht enthalten, lebhaft an Gottfried zu denken so wie an die anderen Leute von der Mühle, die gewiß emsig nach ihm den Wald durchstreiften, deren Fußtritte durch das dürre Laub rauschten, deren widerhallende Stimmen seinen Namen riefen. Die Sorge, was der Doctor Burbus und die Anderen von seinem plötzlichen Verschwinden mit Gottfried's Jagdjuppe und Gewehr denken mochten, machte ihm viel mehr zu schaffen, als seine eigene Gefangenschaft hier auf dem Schlosse des Grafen Seefeld; denn wenn ihm auch der feine, geschniegelte Herr, zu dem er heute Morgen geführt worden war, der Secretär Renaud nämlich, von seinem Vergehen — wenn es überhaupt ein Vergehen zu nennen war, daß er einen auf diesseitigem Revier angeschossenen Hirsch auf jenseitigem hatte suchen helfen — als von einem schweren Verbrechen gesprochen, so wußte er ja selbst am besten, daß er nicht im entferntesten daran gedacht, einen Jagdfrevel zu begehen, und daß selbst jene Zeit, wo man Wilddiebe gröbster Art auf Hirsche geschmiedet und dergleichen furchtbare Strafen über sie verhängt, längst vorüber war.

Nur wenn er an jenen jungen Officier von den Husaren dachte, jenen Grafen Seefeld, der ihn droben beim Meilensteine mit so gehässigen Blicken betrachtet und der ja ebenfalls hätte anwesend sein können, dann stieg der Gedanke in ihm auf, wie

es doch so gar leicht sei, unverschuldet ins Unglück zu kommen; dieser Officier brauchte ja nur darauf zu bestehen, ihn des Jagdfrevels anzuklagen, und wenn er auch aus einer solchen Anklage frei hervorging, so erschien er doch dadurch in einem Lichte, daß es ihm unmöglich gemacht wurde, in die Militärschule einzutreten — und was dann weiter? Hatte ja doch der Pfarrer Wendler dafür gesorgt, daß seine Schulgehülfen-Carriere durch einen dicken, schwarzen Strich für immer abgeschlossen worden war!

Glücklicher Weise grübelt man in der Jugend nicht so tief und schmerzlich nach, als in reiferen Jahren. Die Wogen unserer Gemüthsstimmung, rasch erregt, ebnen sich wieder mit gleicher Schnelle, und wo wir so eben noch ein wild bewegtes Meer sahen, bereit, unser Lebensschifflein zu verschlingen, da schauen wir im nächsten Augenblicke eine glatte, hoffnungsreiche Fläche, tröstlich beschienen vom Glanze der Sonnenstrahlen, die sich Bahn gebrochen zwischen finster zusammengeballten Wetterwolken.

So erging es auch Erich, und nachdem er stundenlang in dem weiten Gemache hin und her gegangen, hatte er sich so weit beruhigt, daß er die vergangene Zeit vergessen und sich seiner Zukunft in frohen Träumen zuwenden konnte.

Er setzte sich auf die Holzpritsche, dann lehnte er sich darüber hin, wobei er seinen Kopf in die Hand stützte, und dann schlief er vor Ermüdung ein.

Als er nach längerer Zeit wieder erwachte, fuhr er rasch in die Höhe und sprang empor, denn er wußte im ersten Augenblicke nicht, wo er sich befand; war doch Alles um ihn her so dunkel, daß er nicht im Stande war, den Raum zu erkennen,

der ihm zum Aufenthalte diente! Erſt als er aufwärts blickend eine zweifelhafte Helle durch das Fenſter hoch an der Decke eindringen ſah, erkannte er nach und nach ſeine Umgebung wieder. Ja, er hatte lange geſchlafen; doch hatte ihn dieſer Schlaf nicht erquickt, oder war es auch wohl das Gefühl von Hunger und Kälte, was ihn in eine weit unbehaglichere, weit unglücklichere Stimmung verſetzte?

Was hatte man mit ihm vor? War es doch bereits Abend geworden und Niemand kümmerte ſich um ihn — abſichtlich, oder hatte man ihn vergeſſen?

Er ging nach der Thür; er wußte, daß dieſelbe verſchloſſen und verriegelt worden war. Er legte das Ohr an das Schlüſſelloch. Ein kalter Wind drang ihm durch dasſelbe entgegen, doch vernahm er nicht das Geringſte, keinen Laut einer menſchlichen Stimme. Wenn er die Holzpritſche aufrichten und dann hinaufklettern konnte, ſo war es ihm vielleicht möglich, durch das Fenſter ins Freie zu ſehen; das verſuchte er, und es gelang ihm. Er hatte dabei auch an die Möglichkeit gedacht, durch das Fenſter entfliehen zu können, doch war dasſelbe mit dicken eiſernen Stangen verſehen. Auch war es draußen ſchon zu dunkel, als daß er hätte viel unterſcheiden können. Was er vor ſich ſah, waren Bäume und Raſenplätze, hinter denen ein ſanft anſteigendes Terrain begann, welches aber mit Wald gekrönt ſein mußte, denn er bemerkte den helleren Himmel hinter einer bewegten dunkeln Linie, die wahrſcheinlich von der Krone alter Bäume gebildet war — und auch das hätte er nicht bemerken können ohne einen ſchwachen Schein am Himmel, mit dem ſich der aufſteigende Mond verkündete. Er ſtieg von der Holzpritſche wieder herab und begann abermals, das Gemach

mit seinen Schritten zu durchmessen. Alles, was er außer dem Schalle seiner eigenen Fußtritte hörte, war der tiefe Klang einer Thurmuhr, welche Viertel und Halb anschlug und dann nach einiger Zeit die achte Abendstunde.

Ja, es fror ihn, und er lief hastiger auf und ab, um sich zu erwärmen, und wenn ihm dies auch für Augenblicke gelang, so hatte er doch nichts, um seinen Hunger zu beschwichtigen, der auf recht unangenehme Art anfing, sich bei ihm einzustellen. Ja, Frost und Hunger, zwei trostlos geschickte Maler, um uns Gegenwart und Zukunft mit trüben, grauen Farben auszumalen! Sein Muth schwand dahin, seine Hoffnung erblaßte, und als er sich jetzt wieder auf die Holzpritsche setzte, kauerte er sich frierend zusammen unter dem schweren Drucke einer recht kummervollen Stimmung.

Wohl horchte er auf, als er jetzt draußen Geräusch vernahm, und die Hoffnung belebte ihn, daß man jetzt kommen werde, um nach ihm zu sehen. Doch zog der Schall zahlreicher Fußtritte vorüber. Dann hörte er das Rollen von Rädern so wie das Schnauben und Schütteln von Pferden; auch flog der Widerschein vom Licht durch das Fenster an der gewölbten Decke des Gemaches rasch dahin, um aber gleich darauf wieder eine scheinbar noch tiefere Finsterniß entstehen zu lassen und noch eine unangenehmere Stille, als jetzt das Geräusch der Vorübergehenden draußen aufgehört. Wer konnte das gewesen sein? — Auch wenn er noch droben am Fenster gestanden hätte, wäre er doch der Eisengitter wegen nicht im Stande gewesen, das zu unterscheiden. — Neun Uhr. — Dann lief er hastig auf und ab und dachte an das friedliche, angenehme Leben in der Mühle, wo jetzt wahrscheinlich in dem heimlichen Wohn-

zimmer die Lampe auf dem Tische stand, wo der Müller Burbus mit weiten Schritten auf und ab ging und wo vielleicht die alte Lene irgend eine Verahnung erzählte, welche sie, das Verschwinden des armen jungen Menschen betreffend, gehabt haben wollte.

Erich konnte freilich nicht wissen, daß das, was er so träumte, der Wahrheit nahe kam, und daß er in seinen Gedanken nur noch Gottfried's vergessen hatte, der vor dem großen Ofen stand, nachdem er seine Büchse mißmuthig in einen Winkel gestellt, und nun seinem Vater erzählte, daß er auf der Waldburg gewesen sei, daß ihm aber dort die Leute des Grafen Seefeld böswillig jede Auskunft verweigert und daß er nur durch Bestechung unter der Hand erfahren konnte, Erich sei von dem Revierförster Ketteler bei dem verendeten Hirsche gefunden und mitgenommen worden. Der alte Müller hatte darauf langsam mit dem Kopfe genickt und befohlen, daß man morgen früh um sechs Uhr für ihn einspannen solle, um auf das Gerichtsamt der benachbarten Stadt zu fahren. — Hätte Erich eine Ahnung davon gehabt, daß die Freunde seine richtige Spur gefunden, so würde er ruhiger, getrösteter gewesen sein; so aber überkam ihn jetzt ein unaussprechlich schmerzliches Gefühl des Verlassenseins, zugleich mit dem traurigen Gedanken, daß er eigentlich Niemanden auf der Welt habe, der die Verpflichtung in sich fühle, sich um ihn zu bekümmern, und daß er es ja eigentlich dem Müller Burbus so wie auch Gottfried und den Anderen nicht übel nehmen konnte, wenn sie den fremden jungen Menschen, der sie ja eigentlich gar nichts anging, seinem Schicksale überließen.

Dabei traten jene Tage so lebhaft vor seine Seele, wo er noch

in dem alten Hause bei seinem Vater gewesen war, wo er krank in seinem Bettchen gelegen, wo man ihn so liebevoll gehegt und gepflegt, ihm Märchen erzählt, und wo die alte Base die Decke, unter welcher er sich mit einem angenehm schauernden Gefühle verkrochen, rings um ihn her fest eingesteckt hatte und vor ihm sitzen geblieben war mit einem Stocke in der Hand, um damit, wie sie sagte, die garstigen Träume zu verjagen so wie das böse Fieber auf den Kopf zu schlagen, wenn es wiederkommen wolle. Damals war sein müder Körper unter einem Gefühle sanften Hin- und Herschwankens in einen erquickenden Schlaf gesunken, wobei es ihm gewesen war, als schaukle er im Nachen auf einer weiten, stillen Seefläche.

Hatte er jetzt wieder geschlummert?

Ja, es mußte so gewesen sein, denn er richtete sich rasch empor und öffnete hastig seine Augen, als er, ohne vorher ein Geräusch vernommen zu haben, nun bemerkte, wie heller Lichtschein durch die geöffnete Thür eindrang; dann vernahm er eine Stimme, die ihm zurief:

„Komme einmal einen Augenblick daher, Bürschlein, man will dich sehen! Da, nimm auch deinen Hut mit dir, und wenn ich dir gut rathen soll, so sei demüthig und gib keine trotzigen Antworten, wie du mir heute Morgen gegeben."

Der also sprach, war der Revierförster Ketteler, und als Erich auf diese barsche Anrede und auch wohl in der ersten Ueberraschung keine Antwort gab, sondern ruhig sitzen blieb, trat er näher und beleuchtete ihn mit der Fackel, die er in der Hand trug.

„Nun, wird's bald?"

„Und wohin soll ich Euch folgen?“ fragte Erich nach einer Pause.

„Das wird sich alles finden.“

„Wenn ich aber nicht folgen will?“

„Oho, Bürschlein,“ erwiederte der Andere mit einem rohen Lachen, „daran habe ich wahrhaftig nicht gedacht, und im Ernste denkst du auch wohl nicht daran, denn du wirst gefunden haben, daß es bei uns mit deinem Willen nicht weit her ist!“

„Allerdings nicht!“ rief Erich, aufspringend. „Was kann ich thun gegen die rohe Gewalt, mit der man mich behandelt? Doch wird gegen diese auch noch eine Gerechtigkeit zu finden sein!“

„Suche sie nur recht sorgfältig; ich aber fürchte, du findest sie nicht, wie du wohl glaubst, denn wir sind hier in unserem vollkommenen Rechte, wie man dir wohl beweisen wird. Aber vorwärts, vorwärts, man ist bei uns nicht gewohnt, auf sich warten zu lassen!“

Was konnte Erich thun? Sich trotzig an die Pritsche klammern und sich vielleicht auf diese Art Mißhandlungen aussetzen, zu welchen ihm der Mann, der vor ihm stand, wohl fähig schien? Auch war ihm jede Veränderung in seiner Lage erwünscht, erfuhr er doch jedenfalls, was man mit ihm vorhabe. Er nahm seinen Hut, setzte ihn ruhig auf und folgte dem Jäger.

Dieser hatte den starken Hund von heute Morgen bei sich und ließ Erich vorangehen, eine Weile an langen, dunkeln Gebäuden vorbei; dann rief er ihm zu, rechts in eine erhellte Pforte einzutreten. Doch war dies nur ein Durchgang, welcher auf einen weiten Raum führte, in dessen Mitte sich eine gothische Kirche befand. Gegenüber dem Portale dieser Kirche erhob sich der mittlere Theil des Schlosses hoch über die Seitenflügel

empor, und hier bemerkte man große, breite, hell erleuchtete Fenster. Sie gingen bei der Kirche vorbei dem Schlosse zu und kamen dann in ein hell erleuchtetes Vestibul, wo reich galonirte Diener geschäftig hin und her liefen, glänzende Geschirre in Krystall und Metall so wie leere Flaschen forttragend, während andere silberne Gefäße herbeitrugen und mit denselben in einem anstoßenden Gemache verschwanden, wo Erich's Begleiter demselben einzutreten befahl und wo dieser sich aus der dunkeln, stillen Nacht, aus dem kalten Gemache hinweg mit Einem Male in eine so feenhafte Umgebung versetzt sah, daß er mit Staunen und Verwunderung um sich herschaute, und wo ihn das noch nie Gesehene auch förmlich geblendet haben würde, selbst wenn es mit seiner letzten Vergangenheit einen minder schroffen Gegensatz gebildet hätte.

Er befand sich in einem hohen, achteckigen Gemache, in dessen Mitte die Wasser eines Springbrunnens, lustig plätschernd, den Glanz von Hunderten von Wachskerzen zurückwarfen, mit denen dieser Raum erfüllt war. Sein Fuß glitt über einen parketirten Boden, und die warme, angenehme Luft, die hier herrschte, that seinem durchfrorenen Körper unendlich wohl. So reich ihm aber auch dieses Gemach erschien, so war es doch nichts im Vergleiche mit der hohen und weiten strahlenden Halle, in welche Erich durch breite, geöffnete Flügelthüren hinein blickte. Er glaubte zu träumen oder ein Märchen zu erleben — ein Märchen, in welchem sich vor dem armen, verirrten Wanderer plötzlich die Herrlichkeiten der ganzen Feenwelt aufthaten. Gab es wirklich solche Pracht, solchen Glanz, wie das, was sich da vor seinem flimmernden Blicke aufthat?

Ja, es gab dergleichen, denn er träumte nicht und erlebte

auch nicht die Wunder des Märchens; alles dies war Wirklichkeit, aber eine prachtvolle Wirklichkeit. Bemerkte er doch unter den Personen, die sich in dem Saale theils zu Zwei oder Drei auf und ab bewegten, oder in Gruppen bei einander standen, militärische Uniformen, wie er sie von früher her wohl kannte und wie er sie neulich noch bei dem Manöver gesehen. Ja, da waren Artillerie- und Cavallerie-Officiere, unter den letzteren auch von jenen rothen Husaren, welche die Batterie hatten überfallen wollen; und das allein war ihm unangenehm und drückte ihm das Herz zusammen, nicht die Furcht, jenem übermüthigen Officier wieder begegnen zu müssen, der ihm schon einmal mit körperlichen Mißhandlung gedroht.

Vor all dem Glanze, welcher Erich umgab und den er mit dem höchsten Interesse anschaute, kam er indessen nicht dazu, seinen trüben Träumen weiter nachzuhangen, ja, Alles hier erschien ihm so fremdartig und dann wieder so schön, daß es ihm oft vorkam, als sei er, durch den Lichterglanz angezogen, freiwillig aus dem dunklen Walde hieher gekommen, um sich diese Herrlichkeiten einer für ihn noch bisher unbekannten Welt in der Nähe anzuschauen. Doch riß es ihn bald wieder in die rauhe Wirklichkeit zurück.

Unter lautem Lachen und Plaudern näherten sich jetzt einige junge Leute, fast alle Officiere, der weit geöffneten Flügelthür, und Erich, welcher an der Spitze derselben jenen Officier erkannte, dem zu begegnen ihm auch in diesem Augenblicke ein fast unerklärliches Gefühl von Haß und Bitterkeit erzeugte, wandte sich rasch, um, hinter den Springbrunnen tretend, vielleicht von jener ausgelassenen Truppe ungesehen zu bleiben. Umsonst — hier vertrat ihm der Revierförster Ketteler den Weg,

indem er mit einer gebieterischen Geberde auf die Herankommenden zeigte.

„Aha, da haben wir unseren Uebelthäter," hörte er, abgewendet stehend, ohne umzuschauen, jene Stimme sagen, von der er wußte, wem sie gehörte — „und wendet uns trotzig den Rücken, als wenn er auch hier auf seinem eigenen Grund und Boden stände. Ja, er versteht es, sich in fremdem Revier zu bewegen, das haben wir heute Morgen erfahren. — Nun, wie steht es mit dem Burschen, Revierförster Ketteler, scheint noch nicht im geringsten mürbe geworden zu sein?"

Erich sah, wie jetzt der Angeredete mit einer drohenden Geberde gegen ihn trat, und da er die Berührung des rohen Menschen fürchtete, so wandte er sich langsam gegen die, welche so eben mit auf einander gebissenen Lippen und zornglühenden Augen aus der Halle in den Vorsaal getreten waren

Von diesen stand ihm Graf Dagobert am nächsten, und kaum hatte derselbe seine Züge erblickt, als er, einen halben Schritt zurücktretend, laut ausrief: „Alle Teufel, das ist ja unser Jagdfrevler und der Spion von neulich in Einer Person — ein superber Fang, Ketteler, ich mach' ihm mein Compliment! — Sehen Sie, meine Herren," wandte sich der junge Officier hierauf gegen seine Kameraden, wobei die Röthe des Zornes mit der des Weines auf seinem Gesichte einen Augenblick kämpfte, „das ist jener Bursche, von dem ich Ihnen erzählt, der uns am neulichen Manövertage unseren superben Ueberfall vereitelte. Damals hatte der Vogel allerdings andere Federn; jetzt möchte ich nur wissen, ob wir uns zuerst an den Spion oder an den Jagdfrevler wenden sollen."

„Ich denke mir," sagte einer der Dragoner-Officiere lachend,

meiſten Schwierigkeiten macht —, von da über La Roda nach Villarrobledo, Campo Criptana, Villa Cannas und einzelne Strecken, zum Beiſpiel von Albacete nach La Roda, ſollen in nächſter Zeit eröffnet werden. In zwei Jahren hofft man das Ganze zu beendigen, wodurch alsdann das Reiſen in Spanien ſehr erleichtert wird. An die ſchönſten Punkte der Küſte fahren Dampfboote, und wer Madrid ſehen will, wird gern von Valencia dorthin gehen und nach Valencia zurückkehren. Die andere projektirte Hauptlinie iſt von Madrid nach Bayonne, um alsdann Bordeaux und Paris auf dem kürzeſten Wege zu erreichen. Doch iſt da noch nicht viel geſchehen und kein Ende abzuſehen.

Der Bahnkörper, auf dem wir ritten, hatte nicht viel Schwierigkeiten gemacht; bei dem ſanft hügeligen Terrain beſtand er abwechſelnd aus niedrigen Dämmen und nicht ſehr tiefen Einſchnitten. So viel wir bei oberflächlichem Beſchauen ſahen, war er ziemlich ſolide gebaut; wir begriffen aber ganz wohl, weßhalb die Sache ſo außerordentlich langſam vor ſich geht. Dieſe ſpaniſchen Arbeiter betreiben ihr Geſchäft in der That mit einer komiſchen Faulheit und ſind dabei unpraktiſch wie die Kinder; ihre Arbeitsgeräthe befinden ſich in dem roheſten Zuſtande: Um zum Beiſpiel Erde fortzuſchaffen, einen Damm aufzuſchütten, benutzen ſie weder Schubkarren noch Tragbütten, ſondern der Mann hat ein Körbchen, das kaum vier ſtarke Schaufeln Erde hält, mit welchem er, wie zum Zeitvertreibe hin und her ſchlendert. Er füllt es mit großer Umſtändlichkeit, nimmt es auf den Kopf oder auf die Schulter und leert es an einem bezeichneten Platze wieder aus; wo die Sache aufs allerernſtigſte betrieben wurde, da hatten ſie eine Heerde Eſel, welche flache Körbe trugen. Welche Zeit das Auf- und Abladen in Anſpruch nimmt, kann man ſich leicht denken, und das geduldige Laſtthier, welches noch ſo langſam dahin ſchleicht, wird nie von dem Arbeiter und Treiber überholt. Mit großem Bedacht wird der Spaten eingeſteckt, der Eſel beladen; ehe er aber in Gang kommt, ſchaut der Arbeiter an

„daß der Spion ältere Rechte hat, auch antipathischer ist für uns Alle hier, mit Ausnahme für den seligen Horn, der sich bei seinem Ueberfalle vielleicht auch einen solchen Spion gewünscht hätte."

„Habe das durchaus nicht gebraucht," entgegnete der, von dem so eben die Rede war; „hasse alle Spione und habe mich auch ohne solches Gesindel glänzend durchgeschlagen."

„Brave, Horn!" rief Dagobert; „denn das thut meinem Herzen wohl. Und nun zu dir," wandte er sich, einen Schritt vortretend, an Erich. „Wie konntest du dich neulich unterstehen, uns durch dein wüstes Geschrei zu verrathen?"

Erich gab keine Antwort und zuckte nur leicht mit den Achseln, wobei er aber seinen Blick fest auf das Gesicht seines erhitzten und aufgeregten Widersachers richtete.

„Das ist ein verstockter Bursche!" meinte einer der andern Husaren-Officiere, worauf ein schon älterer Rittmeister von den Dragonern begütigend hinzusetzte:

„Gehen Sie über diese Manövergeschichte hinweg, Graf Seefeld — ja, wenn es eine ernstliche Affaire gewesen wäre!"

„Erlauben Sie mir, Herr Rittmeister," rief Dagobert, „diese Affaire kann zu einer ernstlichen gemacht werden; ich habe diesem Burschen da seine Fuchtel angelobt, und nun soll er eine doppelte Portion haben, da er jetzt obendrein noch als Jagdfrevler in meine Hände gefallen ist."

„Was das Letztere anbelangt," erwiederte der Rittmeister, sich achselzuckend abwendend, „so müssen Sie am besten wissen, was Sie darin zu thun haben."

„Und steht er nicht da und glotzt uns mit einer Frechheit an, als hätte er ein Recht dazu?"

„Ha, Burſche," ſagte der ſelige Horn, „nimm dich zuſammen, daß dir nicht etwas Unangenehmes paſſirt!"

„Ich fürchte nichts Unangenehmes," brachte Erich mühſam hervor; „ich will aber ſehen, wie weit man die Gewalt über mich mißbraucht."

„Hat man dich nicht mit geladenem Gewehr pirſchend in unſerem Revier angetroffen?" rief Graf Dagobert durch die auf einander gebiſſenen Zähne und dem jungen Menſchen ſo nahe tretend, daß dieſer unwillkürlich einen halben Schritt zurückwich. „Hat man nicht, Burſche?"

„Man hat mich allerdings in einem fremden Revier feſtgehalten, man hat mir auch mein geladenes Gewehr, das ich bei mir hatte, mit Gewalt abgenommen; wer aber ſagt, daß ich durch dieſes Revier gepirſcht, der ſpricht die Unwahrheit."

„Ah, Revierförſter Ketteler!"

„So wagſt du, mich einen Lügner zu nennen?" rief dieſer zornig herantretend. „Biſt du nicht mit dem Gewehr im Anſchlage vorwärts gedrungen? Ja, ich behaupte, Erlaucht, er hat mich hinter der Buche bemerkt und hatte wohl Luſt, mir eins aufzubrennen, wenn es ihm nicht an Muth gefehlt hätte!"

„Sagt, was ihr wollt," rief Erich gegen den Jäger gerichtet und ſich umwendend, „ich werde auf alles, deſſen man mich beſchuldigt, hier keine Antwort mehr geben! Man ſtelle mich vor ein Gericht, wohin ich gehöre, und dort werde ich mich ſchon verantworten!"

„Ja, ja, wir kennen den Gang von dergleichen Gerichtsverhandlungen," rief Graf Dagobert hohnlachend, „und du ſollſt auch demſelben übergeben werden, Burſche, aber nicht eher, als bis ich mein Recht vorher an dir genommen, dann mögen ſie

ihr Urtheil ſprechen, wie ſie wollen! Deine Fuchteln ſollſt du bekommen, und aus dem Salz, wofür Ketteler Sorge tragen wird — he, Ihr verſteht mich!“ wandte er ſich gegen dieſen mit einem raſchen Aufwerfen ſeines Kopfes, wobei ſich ſein häßliches, widerwärtiges Geſicht zu einer unangenehmen Grimaſſe verzog.

Hätte Erich in dieſem Augenblicke ſeine Kaltblütigkeit zu bewahren vermocht und wäre er im Stande geweſen, ſich ſtillſchweigend abzuwenden, ſo würde dieſer gehäſſige Auftritt damit wohl ſein Ende erreicht haben, obgleich der junge Graf, während er ſo bezeichnend mit ſeinem Revierförſter ſprach, die biegſame Reitpeitſche in ſeiner Hand unter einem wilden Blicke des Zornes ſo zuſammenbog, als habe er die größte Luſt, ſein Recht, wie er es nannte, höchſtſelbſt und eigenhändig zu nehmen.

Nun gibt es aber Menſchen, Geſichter, die im Stande ſind, einen ſo ausgeſprochenen Widerwillen in uns hervorzurufen, daß wir es nicht vermögen, ihren Angriffen mit ruhiger Ueberlegung entgegenzutreten, ſondern daß wir uns durch ein unerklärliches Gefühl des Haſſes gezwungen ſehen, ihnen ſelbſt unter den ungünſtigſten Verhältniſſen die Stirn zu bieten.

So erging es Erich, der ſich nicht enthalten konnte, ſich raſch gegen den Officier wendend, zu ſagen: „Thun Sie mit mir, was Sie wollen; nur hoffen Sie in jeder Beziehung auf eine einſtige Wiedervergeltung!“

„Du drohſt auch mir, Burſche,“ rief Dagobert wüthend, „du drohſt mir mit Wiedervergeltung — da, nimm dies, Hund von einem Jagdfrevler, und dann will ich warten, wie du es heimzahlen wirſt!“

Er hatte raſch die rechte Hand mit der Reitpeitſche erhoben, doch wich Erich, der bleich vor ihm ſtand, nicht zurück vor

dieſer drohenden Geberde; auch hatten ſeine blitzenden Augen das Geſicht des Angreifers verlaſſen und richteten ſich raſch auf die Spitze der Peitſche.

Dies thun, dann den linken Arm wie ſich ſchützend emporheben ſo wie ſich mit Blitzesſchnelligkeit vorwerfen und die Reitpeitſche der Hand des Officiers entreißen, ehe der verletzende Schlag niederfallen konnte, war das Werk einer Secunde.

Und nun hatten ſich mit Einem Male die Rollen zwiſchen den Beiden ſo gänzlich geändert, daß Erich die Reitpeitſche in hoch erhobener Hand hielt, während der Andere, zitternd vor Wuth, mit der Hand nach der Hüfte fuhr, wo ihm aber der Säbel fehlte.

Doch hätte keiner der Widerſacher des jungen Menſch — und das waren ſie alle, die um ihn herum ſtanden und jetzt im Begriffe waren, gegen ihn zu ſtürzen — ſagen können, er habe dageſtanden mit einer drohenden Geberde oder Bewegung; vielmehr ſchien er erſchrocken über das, was er gethan, öffnete die Finger ſeiner rechten Hand und ließ die Reitpeitſche langſam an ſeinem Arme hinab auf den Fußboden niedergleiten, wobei er mit dumpfer, tief bewegter Stimme ſagte: „Ich laſſe mich nicht ſchlagen!“

Doch ſtand er dieſer Mißhandlung näher, als er vermuthet, denn der junge Graf wandte ſich zähneknirſchend mit der geballten Fauſt gegen ihn, als eine tiefernſte Stimme unter den Officieren ſagte: „Dieſer junge Menſch hat eigentlich Recht, daß er ſich nicht ſchlagen läßt. Pah, wer wird überhaupt unter dieſen Verhältniſſen daran denken! Sie gewiß nicht, Graf Seefeld!“

Alle wandten ſich raſch um, ſelbſt Dagobert, und wichen zurück, als ſie den erkannt, der alſo ſprach.

Es war jener ernſte Oberſt von der Artillerie, mit dem ruhigen Geſichte und dem ſchwarzen Barte, der nun mitten unter die Officiere trat, dann die Hand des jungen Grafen faßte und ihm ſagte: „Ihr Herr Onkel erſuchte mich, zu ſehen, was hier draußen Ihre laute Fröhlichkeit — ſo glaubte er — veranlaßt; nun ich das geſehen, erſuche ich Sie dringend, meine Herren, mit mir in die Halle zurückzugehen.“

„Aber, Herr Oberſt, Sie wiſſen noch nicht, um was es ſich handelt!“

„O ja, Herr Lieutenant, ich ſah und hörte genugſam davon auf dem kleinen Wege dort von der Thür bis hieher. — Und nun darf ich wohl bitten, meine Herren!“

Es gibt eine Art zu bitten, namentlich in militäriſchen Verhältniſſen, welche dasſelbe bezweckt, wie der ſtrenge Befehl — und ſämmtliche Anweſende, zu denen der Oberſt von der Artillerie geſprochen, folgten dieſem ſchweigend, ſelbſt Dagobert, doch nicht, ohne daß dieſer ſeine Finger krampfhaft zuſammenſchloß und dem Förſter zurief: „Schließen Sie ihn ein bis auf Weiteres!“

Was mit Erich in dieſer Viertelſtunde vorgegangen, war zu überwältigend, zu gewaltſam geweſen, als daß er ſeine ruhige Faſſung ſogleich hätte wieder gewinnen können. Wie gern hätte er dem ernſten Officier ſeinen heißen Dank ausgedrückt, ja, ihm die Hand geküßt und unter heißen Thränen erzählt, was ihn hiehergebracht und wie man ihn behandelt! Doch hatte ja jener nur das Unpaſſende des lauten Wortwechſels ſelbſt ins Auge gefaßt; was kümmerte ihn der armſelige Gegenſtand desſelben!

— Das fühlte Erich tief und ſchmerzlich unter den lauten Schlägen ſeines Herzens und unter leiſem, unhörbarem Aufſchluchzen. Er konnte ſich nicht enthalten, ſeine Hände für ein paar Secunden an die Augen zu drücken; ja, als ihn hierauf der Förſter unſanft an der Schulter berührte, vermochte er nur, ihm mit flehendem Tone zu ſagen: „O, laſſen Sie mich, ich will ja ruhig und widerſtandslos mit Ihnen gehen, wohin Sie wollen!“

„Das dank' dir der Teufel, Burſch, nachdem du ſo viel Unheil angerichtet — aber warte nur!“

Dann gingen ſie mit einander fort, Erich, ohne auch nur noch einen Blick in die glänzende Halle geworfen zu haben, unter dem Drucke eines tiefſchmerzlichen, faſt verzweiflungsvollen Gefühles, die Hände krampfhaft in einander verſchlungen, die Blicke auf den Boden gerichtet.

Auch als er wieder draußen im Hofe angekommen, bemerkte er es hier nicht, daß derſelbe von lodernden Fackeln erhellt und mit Geſtalten in phantaſtiſcher Kleidung angefüllt war; ja, verworrene Laute in einer ihm unbekannten Sprache ſchlugen an ſein Ohr wie das ferne Rauſchen eines Waldbaches, und andere Töne, die dazwiſchen kamen, das leichte Raſſeln eines Tamburins ſo wie ſchüchterne Accorde einer Guitarre oder Mandoline, ſchienen ihm gleichbedeutend mit dem Sauſen des Windes durch die dürren Aeſte der Bäume. Aber es gab etwas Anderes, eine leiſe Berührung, welche im Stande war, ihn mit Einem Male aus ſeinen Träumereien zu wecken, die Berührung ſeiner, warmer Finger mit ſeiner kalten Hand — eine Berührung, die ihn plötzlich in die jetzt ſo phantaſtiſch erſcheinende Gegenwart zurückwarf. Raſch aufblickend, erkannte

er nun die Geſtalten, die ihm ſo eben noch traum- und nebelhaft erſchienen waren, hörte auch, deutlich prüfend, angeſchlagene Accorde von Saiteninſtrumenten ſo wie das verſuchsweiſe dazwiſchenklingende Tamburin in den Händen der Zigeunermädchen — und alles das durch die Berührung der feinen, warmen Hand Blanda's, die neben ihm ſtand, die ihn mit weit geöffneten Augen ſtaunend und fragend anblickte.

O, hätte er nur einen Augenblick Zeit gehabt, ihr oder der herbeigeeilten Esmeralda zu ſagen, was mit ihm vorgegangen und weßhalb er ſich hier befände! Doch trat ſein barſcher Führer zwiſchen ihn und die Zigeuner, drängte ihn fort und trieb ihn eilends über den Hof bei der Kirche vorbei, durch den Thorbogen zurück in den finſtern, kalten, traurigen Raum, wo er früher geweſen und den Ketteler nun abermals hinter ihm verſchloß und verriegelte.

Fünfzehntes Kapitel.

Während in der Vorhalle getanzt und gesungen wird, hat der Herr des Hauses eigenthümliche Visionen, und der junge Husaren-Officier sieht ein, daß ihn die Esmeralda zum besten gehabt, in Folge dessen Erich Gelegenheit findet, etwas Sternkunde zu treiben.

Das glänzende, geräuschvolle Leben und Treiben in der Halle des Schlosses hatte sich in der letzten Zeit, während wir dieselben verlassen, ziemlich umgestaltet. Die Tafel war aufgehoben worden, ohne daß man deßhalb das Gelage unterbrochen hätte; ja, es hatten sich einzelne Gruppen an der Haupttafel gebildet oder an kleineren Nebentischen, wo es, besonders an den letzteren, recht kriegerisch herging. Dort befanden sich die tapferen Officiere förmlich in Rauch eingehüllt, allerdings im Rauche der Cigarren, bei immer noch knallenden Champagnerflaschen, bei auffliegenden Stöpseln und aufregenden Redensarten.

Einer stillschweigenden Uebereinkunft gemäß hatten sich die jüngeren Officiere so wie die Rauchenden an das untere Ende des Saales zurückgezogen, wodurch am oberen Theile desselben bei der Höhe der Halle eine ziemlich sturmfreie Atmosphäre herrschte. Dort befand sich Herr Christian Kurt in der Nähe

des Kamins, und zwar mitten im großen Saale, so zu sagen in einem eigenen Gemache, welches, um allen Zugwind abzuhalten, durch spanische Wände gebildet worden war, mit denen man in einem ziemlich weiten Kreise seinen Spieltisch so wie den runden Theetisch der Gräfin umgeben hatte. Die einzige Oeffnung dieses großen Kreises spanischer Wände ging auf die Gluth des Kamins, der eine angenehme, behagliche Wärme ausströmte.

Der alte Graf spielte leidenschaftlich gern Whist mit dem Strohmanne, und seine Partie wurde heute Abend gebildet durch seinen täglichen Spielgesellschafter, den Doctor Herbert, dann durch einen alten, stillen Obersten von der Infanterie, so wie den uns schon bekannten ernsten Comandanten der Artillerie-Brigade, den Oberst-Lieutenannt Schirmer. Der jedes Mal Austretende dieser Vier, mit alleiniger Ausnahme des Herrn Christian Kurt, welcher in seinem weichen Lehnstuhle sitzen blieb, begab sich in den Zwischenpausen regelmäßig an den Theetisch der Gräfin und vermittelte auch auf freundliche, gefällige Art die Unterhaltung zwischen beiden Parteien. Neben der schönen Frau des Hauses befanden sich der commandirende General, der Oberst von Schwenkenberg und einige andere Commandeure nebst einem halben Dutzend jüngerer Officiere, meistens die Träger alter, bekannter Familiennamen, oder auch ein paar Durchlauchten, von welchen indessen als solchen hier keine besondere Notiz genommen wurde. Auch sah man Herrn Renaud, doch weder am Theetische Theil nehmend, noch selbstthätig an der Whistpartie, zuweilen unhörbar verschwindend und darauf eben so erscheinend, meistens aber hinter dem Stuhle des alten Grafen

ſtehend, welcher alsdann hier und da bei einem beſonders verwickelten Spiele fragend zu ihm aufſchaute.

„Dieſe jungen Herren," bemerkte der General, auf den Auftritt von ſo eben im Vorzimmer anſpielend, „ſind nur zu oft geneigt, ihren Launen den Zügel ſchießen zu laſſen. Sie haben Ihnen doch geſagt, Herr Oberſt Schirmer, daß ich, ihr General, dieſes Lärmen abſonderlich gefunden hätte?"

„Nicht gerade mit dieſen Worten, Herr General," entgegnete trocken der Artillerie-Officier. „Ich nahm dieſe Sache mehr als zur Competenz unſeres hochverehrten Wirthes gehörend und bemerkte ihnen, daß der Herr Graf ſich nach der Veranlaſſung dieſer heiteren Fröhlichkeit erkundige."

„Und danke Ihnen, Herr Oberſt; es hätte aber auch nicht geſchadet, wenn Sie gegen meinen Neffen ſchroffer aufgetreten wären. Der iſt von unglaublichem Uebermuthe, und wenn ich ſein militäriſcher Vorgeſetzter wäre, würde ich ihn hier und da in Arreſt ſchicken, sacre bleu! So aber," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „bin ich nur ein alter, kränklicher Mann."

Wie man aber Herrn Chriſtian Kurt jetzt ſo da ſitzen ſah, rüſtig ſpielend, an der Unterhaltung beider Tiſche lebhaft Theil nehmend, hätte man es kaum gewagt, das letztere Prädicat auf ihn anzuwenden, ja, ihn vielmehr noch für einen raſchen Sechsziger gehalten. Es war immer noch die Zeit vor Mitternacht, in welcher, wie aus einem langen Schlafe erwachend, ſeine Lebensgeiſter nach und nach in Function zu treten ſchienen und alsdann allmählich aus dem kranken, theilnahmloſen, ſchläfrigen, hinfälligen alten Manne ein faſt luſtiger Geſellſchafter wurde, der es, auf der Höhe ſeiner geſteigerten Laune angekommen, in gewiſſer Beziehung mit dem jüngſten hätte aufnehmen können.

den Himmel, ſpricht mit ſeinem Nebenmanne, ſpuckt gelegentlich aus, zieht ſeine Hoſen in die Höhe und greift alsdann in die Taſche, um Papier und Tabak zu einer Cigarre hervorzuholen. Dieſe wird mit großer Genauigkeit gemacht, das Feuer bedächtig aus dem Steine geſchlagen, der Zunder muß vollſtändig glühen, ehe die Cigarre in Brand gebracht wird, und erſt nachdem die erſten und beſten Züge hinunter geſchluckt ſind, wird der Eſel in Gang geſetzt.

Von Schwellen oder Schienen war übrigens hier noch keine Spur zu ſehen; auch mußte an manchen Stellen der Damm ſchon längere Zeit fertig ſein, denn er war ſtreckenweiſe mit Gräſern und Kräutern bewachſen. Wir hatten ſieben ſtarke Leguas zu machen, und unſer Zigeuner, obgleich zu Fuß, trieb immerfort zur Eile. Unſere Maulthiere gingen einen ordentlichen Paß, doch mochten wir aus Rückſicht auf unſeren zu Fuß gehenden Begleiter anfänglich nicht traben. Da er aber ſein Hadje! Anda! immer häufiger ertönen ließ, auch zuweilen auf die Thiere mit dem Zipfel ſeiner Manta losſchlug, ſo ließ ich mir einen tüchtigen Stock ſchneiden, verſuchte ihn an meinem dicken, etwas ſehr faulen Maulthiere, worauf es augenblicklich zu einem tüchtigen Trabe anſetzte. Horſchelt blieb nicht zurück, und ſo ritten wir eine halbe Stunde ziemlich ſcharf dahin, wobei wir uns des Oefteren nach unſerem Führer umſchauten, der nicht ſehr weit zurückblieb und uns winkte, wir ſollten nur vorwärts reiten. Der Zigeuner lief einen kleinen Hundetrab nach Art der Schnellläufer, die man bei uns ſieht; die Hände bewegte er heftig vor- und rückwärts und hatte, wie er uns ſpäter zeigte, in jeder geballten Fauſt einen kleinen Kieſel, welchen er beſtändig herumdrehte. Das machten ſie immer ſo, ſagte er, weßhalb, wiſſe er eigentlich nicht, aber es ſei ſehr angenehm; und ich glaube wohl, daß es gut ſein mag, denn es befördert die Circulation des Blutes in den herabhängenden Händen.

Auf einer Eiſenbahn fahren kann ſehr kurzweilig ſein, aber über einen Bahndamm durch die Mancha zu reiten, gehört mit zu

Eben ſo raſch verflackerte aber auch dieſe trügliche Flamme wieder. Wenn ihn alsdann Herr Ben gegen Morgen wie ein kleines Kind zu Bette gebracht, die Vorhänge feſt verſchloſſen, die Nachtlampe angezündet hatte, hatte man es mit einem ſo theilnahmloſen, ſtillen Manne zu thun, daß man kaum noch ein Wiedererwachen deſſelben vorausſetzte. Und doch hatte ſich dasſelbe Spiel ſchon Jahre lang wiederholt und ſchien ſich auch noch fernere Jahre wiederholen zu wollen. War doch Herr Chriſtian Kurt heute Abend von einer beſonderen Lebhaftigkeit und Munterkeit und warf ſeine guten und ſchlechten Bemerkungen unabläßig unter ſeine Mitſpielenden hinein, ſo wie hinüber auf den Theetiſch.

„Was iſt denn jener Burſche eigentlich und was hat man mit ihm vor?“ fragte er ſeinen Secretär Renaud. „Sacre bleu, wenn er ein ſchlechtes Subject iſt, hätte ihn der Pfarrer lieber behalten ſollen!“

„Er gibt an, der Sohn eines Artillerie-Unterofficiers zu ſein.“

„Ah, das ſchlägt in Ihr Fach, Herr Oberſt.“

„Es gibt allerlei Artillerie-Unterofficiere, Herr Graf,“ antwortete der Andere mit einem eigenthümlichen Lächeln, „gute und ſchlimme Subjecte, wie in allen übrigen Ständen, und der Vater dieſes Taugenichts konnte immerhin ein recht braver Mann ſein. Es gibt ähnliche Beiſpiele genug. Wie heißt er denn?“

„Der Burſche nennt ſich Erich Freiberg.“

„Freiberg — Freiberg — ich kann mich eines ſolchen Namens nicht erinnern, obgleich ich ein gutes Gedächtniß habe.“

„Nachdem er in Zwingenberg entlaſſen wurde, begab er ſich zu unſerm guten Nachbar, dem Müller, Herrn Doctor Burbus,“ ſagte Herr Renaud mit einer ruhigen Stimme, die aber ein leichter Klang von Ironie durchzog, „und ſchoß alsdann ver-

muthlich auf unſerem Revier den capitalſten Hirſch, den Se. Erlaucht in ſeinen ſämmtlichen Forſten beſitzen."

„Sehen Sie einmal dieſes Ungethüm an," rief Herr Chriſtian Kurt, „und gerade aus Bosheit meinen ſtärkſten Hirſch! O, ich ſage Ihnen, es wäre nicht unchriſtlich, wenn ich den Wunſch ausſpräche, daß der Teufel dieſen Müller Burbus gelegentlich holen möge! Ein aufrühriſcher Kerl, ein Beförderer ſogenannter liberaler Grundſätze, ein Volksaufwiegler ein . . . ."

Hier legte Doctor Herbert ſeine Karten ruhig vor ſich auf den Tiſch und ſah den alten Herrn lächelnd an, während er leiſe vor ſich hin, allerdings kaum hörbar, die Melodie pfiff:

Mironton-mironton-mirontaine.

„O, ich weiß ſchon, was Ihr Gepfeife bedeutet, Herr Doctor, und hätte auch ohnedies meine Aufregung gemäßigt; aber Sie haben keinen Begriff davon, wenn man ſich ſo vor der Naſe den capitalſten Hirſch durch dieſe verdammten Wilderer zuſammenſchießen laſſen muß!"

Mironton-mironton-mirontaine,

pfiff abermals der Doctor und ſagte alsdann: „Davon habe ich allerdings einen Begriff, und gerade was dieſen Hirſch anbelangt; denn ich war es, der ihn ſchon öfter verhörte, dem er aber nie zu Schuß kommen wollte."

„Doctor, Sie ſind ein gewaltiger Nimrod?" fragte der Oberſt von der Infanterie; doch ehe der Doctor auf dieſe Frage antworten konnte, warf der General von drüben lachend dazwiſchen:

„Aber ein eben ſo vortrefflicher Arzt, wie man ſo eben gehört, und ich mache Ihnen über Ihre Erfindung, unſeren verehrten Freund und Gönner zur Ruhe zu pfeifen, mein devoteſtes Compliment."

„Die Ehre der Erfindung muß ich ablehnen, Herr General, die gebührt unbedingt dem Herrn Grafen. Ich bin hier nur die Executivbehörde. Se. Erlaucht selbst befahlen mir, bei vorkommenden Fällen der Aufregung den Refrain dieser Lieblings-Arie zu intoniren."

„Allerdings, aber dieser Haustyrann braucht sie auch zuweilen als Kriegslist, wenn er mir das Wort vom Munde abschneiden will, wie so eben, wo ich mich in gebührenden Epitheta über seinen Busenfreund, den Müller-Doctor, erging."

„Busenfreund will ich gerade nicht sagen," lächelte der Doctor, „aber er ist doch kein so übler Mann, dieser Burbus, und wer weiß, ob jener Hirsch nicht drüben geschossen wurde und bei uns nur verendet ist. Ich glaube so."

Jetzt pfiff der alte Graf leise vor sich hin:

Mironton-mironton-mirontaine,

und als hierauf Alle lachten, sagte er: „Geben Sie zu, lieber Doctor, daß Sie ebenfalls ein Bischen Demokrat sind — wir schätzen Sie deßhalb nicht weniger — und daß auch ich mich zuweilen bemühen muß, Ihre Aufregung niederzupfeifen."

„Ich werde mir das merken," sprach heiter der Oberst von Schwenkenberg, „und meinem Adjutanten anbefehlen, ebenfalls den Marlborough zu pfeifen, wenn er es in gewissen Augenblicken für nothwendig findet."

Einer der jüngeren Officiere am Theetische meinte hierauf flüsternd: „Wenn das der selige Horn vor ein paar Tazen hätte thun können, so wäre er vielleicht einer bedeutenden Nase entgangen."

Herr Renaud war abermals hinter den Stuhl des Grafen getreten und sagte jetzt leise zu ihm: „Die Zigeuner sind im

Vorſaale, Erlaucht. Haben Sie in dieſer Richtung etwas zu befehlen?"

„Ich für meine Perſon nicht das Mindeſte; arrangiren Sie Alles wie Dagobert es wünſcht. Sehen Sie mir aber darauf," ſetzte er leiſe hinzu, „daß kein Unfug geſchieht, weder von dieſer, noch von jener Seite, und daß das Volk ſpäter auf eine ſichere Weiſe untergebracht wird."

„Ich habe ihnen für dieſe Nacht die große, leere Halle im öſtlichen Flügel anweiſen laſſen."

„Bon, ſorgen Sie auch, daß ſie Feuer haben und zu Eſſen und zu Trinken. — Die Zigeuner ſind da draußen im Vorzimmer, rief der alte Graf alsdann mit lauter Stimme; wer Luſt hat, zu ſchauen, wird von der Gräfin freundlichſt entlaſſen werden. Oder willſt du ſie ſelbſt noch einmal betrachten, Iſabella?"

„Nein, nein, ich danke!" rief die ſchöne Frau. „Neulich bei der aufregenden militäriſchen Umgebung hat es mich recht intereſſirt, doch nicht ſo, daß ich eine Wiederholung wünſche; aber ich bitte die Herren, ſich durchaus nicht zu geniren."

Einige der jüngeren Officiere ſchlichen ſich fort, und der General, der ihnen lächelnd nachſchaute, ſprach alsdann zu dem Spieltiſche hinüber: „Geſteh' es nur, Schwenkenberg, du möchteſt nur gar zu gern noch einmal das ſchöne Zigeunermädchen anſchauen. Verzeihen Sie, Gräfin, aber ich habe deutlich geſehen, wie dieſer alte Dragoner einen ſehnſüchtigen Blick in die Halle hinaus warf — es iſt das eben noch ein lediger junger Menſch."

„Ja, ja, Herr Oberſt," pflichtete auch Herr Chriſtian Kurt bei, „laſſen wir die Karten einen Augenblick ruhen und gehen Sie mit dem Doctor hinaus; der hat den Spectakel überhaupt noch nicht geſehen und kann ſeine Menſchenkenntniß dadurch ver-

mehren. Gehen Sie, Herr Doctor, wenn Sie zurückkommen pfeife ich Ihnen ſchon den Marlborough."

„Einem ſolchen Befehle müſſen wir gehorchen," meinte der Oberſt von Schwenkenberg achſelzuckend, indem er ſeine Karten niederlegte. „Kommen Sie, Doctor."

Beide gingen mit einander fort, und dann wandte ſich Chriſtian Kurt an den General mit der Frage, ob es in der That der Mühe werth geweſen ſei, was ihnen die Zigeuner neulich im Bivouac aufgeführt.

„Ich habe ſchon Beſſeres und Schlechteres geſehen," gab jener zur Antwort, „und wenn man annimmt, daß ſie ihre Geſchichten bei zweifelhaftem Tageslichte aufführten, ohne das Beſtechende einer brillanten Beleuchtung, ſo mußte man geſtehen, daß ſie ganz hübſche Sachen machten, beſonders die Kleine auf ihrer Kugel."

„Wer war denn die Kleine?"

„Ein Kind, ein junges Mädchen von vielleicht zehn Jahren, von feinen Gliedern, allerdings mager und blaß, aber mit einem ausdrucksvollen und durchaus nicht gemeinen Geſichte. Nicht wahr, Gräfin Iſabella?"

„Gewiß, und mich dauerte das arme Geſchöpf, das ſo gar nicht zu den Uebrigen ſtimmte. Ich dachte es mir vortheilhaft angezogen, in guter Umgebung, und alsdann paſſend in eine anſtändige Familie, ja, in ein vornehmes Haus."

„Alſo eine kleine Precioſa?"

„Die Zeiten der Precioſa ſind wohl vorbei, und hätte ich auch die Andere lieber mit jenem Namen belegen mögen, das auffallend ſchöne Zigeunermädchen nämlich, das ſo graziös tanzte."

„Die hätten Sie in der That ſehen ſollen, Graf Seefeld!"

Draußen erklang jetzt lauter Applaus und lebhaftes Bravorufen, und da in dieſem Augenblicke Herr Renaud an dem Kamine wieder erſchien, ſo fragte Herr Chriſtian Kurt, ob die jungen Leute draußen recht animirt ſeien.

„Sehr, Erlaucht, es iſt auch der Mühe werth; die Zigeuner in ihrem maleriſchen Coſtume nehmen ſich vortrefflich aus bei der blendenden Beleuchtung in der Vorhalle.“

„Willſt du es dir nicht einen Augenblick anſchauen?“ fragte die Gräfin.

„Ich für meine Perſon danke — wozu auch? Aber thu' mir den Gefallen, Iſabella, und führe unſeren verehrten General und die anderen Herren dorthin; ich kann mir auch denken, daß heute bei guter Beleuchtung immerhin eine kleine Steigerung iſt.“

„Meinetwegen denn,“ ſagte der General, indem er der Gräfin den Arm bot und, gefolgt von den Uebrigen, der Vorhalle zuging.

Der alte Graf lehnte in ſeinen Stuhl zurück, und nachdem er eine Weile in die lodernde Gluth des Kaminfeuers geblickt, verſchwand das freundliche Lächeln von ſeinem Geſichte und ſeine Züge wurden ernſter und ernſter, wahrſcheinlich wie er, nach und nach in dem Buche ſeines Lebens rückwärts blätternd, ſich jener Zeiten erinnerte, wo nichts im Stande geweſen wäre, ihn in ſeinem Lehnſtuhle am Kamine feſtzuhalten beim Klange der Mandoline und des Tamburins, welche im regelmäßigen Tacte die Tanzſchritte ſchöner Mädchen begleiteten. Und er hatte viel dergleichen geſehen in ſeinem langen Leben, welche Menge glänzender, leuchtender, ja glühender Mädchenaugen hatten ihm zugelächelt, ſein eigenes Lächeln verſtehend, oder hatten ihn auch wohl zürnend angeblickt, vorwurfsvoll oder von Thränen umflort.

Ja, auch an Augen dachte er jetzt, in denen Luſt und Liebe erloſchen war, ja, ſogar der Strahl des Lebens, welche langſam verdeckt wurden durch müde herabfallende Lider, nachdem ſie ihn zuletzt noch mit einem unausſprechlichen Blicke angeſchaut. — War es kühl in der Halle geworden, oder durchſchauerte ihn nur innerer Froſt? — Woher überhaupt mitten unter den Ausbrüchen einer lärmenden Luſtigkeit, die allerdings gedämpft an ſeine Ohren ſchlug, dieſe trüben, unheimlichen Bilder? — Und dazu bewegte er Tactmäßig ſeine weißen, hageren Finger auf dem Tiſche, dem Rhythmus folgend, welcher von draußen hereinklang, aber nicht der Melodie, die auch bei dem leiſen Klingen der Mandoline und Guitarre von den lärmenden Tamburins übertönt, verwiſcht wurde, und der er eine andere Weiſe unterlegte:

Marlborough s'en va-t-en guerre,
Mironton-mironton-mirontaine,
Marlborough s'en va-t-en guerre,
Ne sait quand il reviendra.

Daß ihm gerade dieſe Melodie vorſchwebte, finden wir nach der eben Statt gehabten Unterredung begreiflich, und wenn ſich dieſelbe auch jetzt wieder als beruhigend erwies, denn der alte Mann athmete nur leiſe und ſank immer tiefer in ſich zuſammen, ſo zauberte ſie doch keine heiteren Bilder vor ſeine Seele, wenigſtens keine ſolchen, die ihm in der Erinnerung heiter erſchienen wären.

Marlborough s'en va-t-en guerre.

Sie hat etwas Einſchläferndes, dieſe Melodie, wenn man ſie leiſe vor ſich hinſummt, und gerade ſie hatte ihn in den glücklichen Tagen ſeiner Jugend ſo oft in den Schlaf eingelullt. Zuerſt war es ſeine alte Wärterin, eine Franzöſin, geweſen,

welche dieſes Lied aus der Heimath mitgebracht, dem Knaben vorgeſungen und es ihn nach und nach, zum großen Vergnügen ſeines Herrn Papa, gelehrt, natürlicher Weiſe zuerſt den Refrain:

Mironton-mironton-mirontaine.

Später — manche Jahre ſpäter — war aus einem Lernenden ein Lehrender geworden, und als er jener Zeit gedachte, ſank ſein müdes Haupt noch tiefer auf die Bruſt herab.

Ne sait quand reviendra.

Ach, jene glückſelige Zeit, nachdem ſie einmal verſchwunden, war niemals wiedergekehrt, weder auf Oſtern, noch auf Trinitat!

Mironton-mironton-mirontaine.

Ja, jene herrliche, glückliche Zeit ſeiner erſten Liebe, die ſo furchtbar geendet. Hatten ſie doch beide zuſammen geſpielt, gelebt und geliebt wie ein paar harmloſe, glückliche Kinder, waren doch ihre Tage dahingefloſſen unter einem einzigen unaufhörlichen Sonnenſcheine, und waren ſie doch ſo von ihrem Glücke verblendet geweſen, daß ſie nicht der finſteren Wetterwolken geachtet, die langſam und drohend am Horizonte ihres Glückes aufgeſtiegen waren.

Monsieur Marlborough est mort,
Mironton-mironton-mirontaine.

So glücklich — ach, ſo glücklich!

Wie hatte ſie gelacht, ſo herzinnig aus ihren großen, ſchönen Augen, und dabei ſo wunderlich komiſch den Mund verzogen beim Ausſprechen der oft ſo eigenthümlich ſchweren Worte des Liedes.

Madame à sa tour monte,
Mironton-mironton-mirontaine,
Madame à sa tour monte
Si haut qu'elle peut monter.

Und wie hatte ſie darauf, wenn er herzlich mitlachte, ſeine Augen mit ihren kleinen Händen feſt zugedeckt und ihm befohlen, er müſſe jetzt ſchlafen nach dem anſtrengenden Ritte durch Regen und Sturm.

Mironton-mironton-mirontaine.

Und wie gern war er ihr folgſam geweſen und hatte ſich die Augen zudrücken, auch ſie mit heißen Küſſen verſchließen laſſen.

Mironton-mironton-

War er doch ſo ſicher bei ihr, wie im Schooße der Engel, und ſelbſt wenn ſie dann leiſe von ihm wegtrat und ſich an dem lodernden Kaminfeuer zu thun machte mit dem ſingenden Waſſerkeſſel, der an einer zierlichen Bronzekette über der Glut hing, öffnete er zuweilen ſchlaftrunken ſeine Augen und ſah ſie halb wachend vor dem hohen, weiten Kamine ſtehen, und träumte dann von ihrer ſpäteren liebenswürdigen Geſchäftigkeit und von ihrem reizenden Geplauder, wenn ſie nach ſeinem Erwachen wieder neben ihm ſaß und ihm von ihren Erlebniſſen des Tages erzählte.

Miron — — —

Ja, er ſah ſie halb im Traume, ſo deutlich vor dem Kamine ſtehen, die feine, ſchlanke Geſtalt, faſt immer noch mit den Formen eines Kindes.

Miron — — ton — —

So deutlich, als wenn die Bilder der Erinnerung, die ſich bei jener Melodie faſt verkörpert vor ihm zeigten, in der That zur Wirklichkeit geworden ſchienen.

Mironton-mironton-mirontaine.

So deutlich träumte der alte Mann, der jetzt, in ſeinem

Lehnſtuhle zuſammengeſunken, eingeſchlafen war, ja, ſo lebhaft, daß er den Refrain des Liedes von ihren Lippen zu hören glaubte.

Mironton-mironton-mirontaine.

Sie ſtand abgewendet von ihm und ſchien ſinnend in die Gluth zu blicken; dann wandte ſie langſam ihr Haupt, ſo daß, von dem Feuer beſtrahlt, er jetzt deutlich ihre Züge ſehen konnte. — Ja, es waren ihre Züge — doch als Traumbild, ſeltſam bleich und eingefallen; auch ihre Geſtalt erſchien ihm ſo unvollkommen, ſo gar kindlich gegen damals.

Mironton-mironton-mirontaine,

ſang ſie deutlich.

Doch ſchauderte es ihn jetzt, denn er hatte ihr Geſicht ja auch damals, an jenem ſchrecklichen Tage, ſo blaß und eingeſunken und ihren Körper ſo zuſammengefallen geſehen, ſo ſchattenhaft verſchwindend unter dem weißen Tuche.

Schrecklich, daß ſie ihm jetzt erſcheinen mußte, lebend, ſich bewegend, und doch wie ſie war, nachdem ſie geſtorben, oder wie ſie vielleicht geweſen war in ihrer erſten Kindheit — ſchreckliche Erinnerung!

Er ſeufzte tief auf, und das ſchien ſie am Kaminfeuer zu hören, denn ſie wandte ihren Kopf ganz gegen ihn hin, blickte ihn mit den großen Augen faſt erſchrocken an, und ſtatt auf ihn zuzueilen, wie ſie es zu jener Zeit gethan, wich ſie langſam zurück und verſchwand. — Welch furchtbar lebendiger Traum!

Ja, er hatte ihn geträumt, nachdem er ſich ſelbſt in den Schlaf geſungen, unter den einförmigen Klängen der Mandoline draußen, welche in dieſem Augenblicke übertönt wurde von lautem Händeklatſchen und dem Bravorufen der jungen Leute; dann war Alles wieder ſtill geworden oder hatte ſich vielmehr auf-

dem Langweiligſten, was der Menſch unternehmen kann. Stundenlang lief ſie vor uns her, ſchnurgerade, ohne weitere Abwechslung, als daß wir jetzt auf einem Damme ritten und in die langweilige Gegend ſchauen konnten, und daß wir gleich darauf zwiſchen die hohen Wände eines Einſchnitts trabten. Einen Baum oder auch nur einen Strauch hatten wir lange nicht mehr geſehen, eine menſchliche Wohnung war für uns zur Fabel geworden, und eine kleine Brücke, ein Waſſerdurchlaß oder eine Biegung des Bahndammes war eine Erſcheinung, die wir freudig begrüßten.

Der Gitano hatte uns für die Hälfte des Weges eine Raſt verſprochen; dort ſei eine Venta, wo wir vielleicht ein gutes Feuer finden würden. Und wir ſchmachteten nach einem guten Feuer. Der heftige Wind, unſer Begleiter ſeit Valencia, den wir im Wagen und geſtern zu Fuß ſchon ſtark geſpürt hatten, war heute, da wir ſo ruhig in dem Sattel ſaßen, wahrhaft unausſtehlich. So zogen wir, auf die Venta hoffend, dahin, die Maulthiere gingen in einem guten Trabe, unſer Humor war gerade nicht ſchlecht — hatten wir doch endlich die Reitpartie errungen, waren in Spanien und ritten gegen Madrid, geſund und wohl, voll Appetit. Trotz Kälte und Wind beneideten wir unſeren Baumeiſter nicht mehr um ſeinen Platz im Eilwagen; ſich ſo im Sattel zu wiſſen, wenn auch nur auf einem Maulthiere, war doch ein ganz anderes Gefühl. Und dazu noch unſere eigenthümliche Tracht: die Manta maleriſch umgeſchlungen, den caſtilianiſchen Hut keck auf den Kopf geſtülpt, im Gürtel das Meſſer, das bei jedem Schritte klirrende Gewehr am Sattel — wir hielten uns wahrhaftig ſchon für ganz andere Menſchen, als die, welche noch vor ein paar Tagen mit Reiſemütze und Pelzſtiefeln im Eilwagen geſeſſen; wir ſchrieen zuweilen aus voller Bruſt ein lautes Hurrah und wünſchten in unſerem Uebermuthe irgend ein kleines Abenteuer à la Don Quixote.

Endlich wurde auch die Venta fern am Horizonte ſichtbar, aber wir kannten ſchon genugſam die täuſchenden Entfernungen

gelöst in das behagliche Summen eines allgemeinen Geplauders, welches näher und näher kommend, die Zurückkunft der Gesellschaft anzeigte.

Die Vorstellung war beendigt, die Zigeuner hatten sich zurückgezogen, wie die Gräfin sagte, als sie nun neben den Lehnstuhl des alten Herrn trat, ihm ihre Hand auf die Schulter legte und hinzusetzte: „es sei eine ganz glückliche Idee von Tagobert gewesen, den Gästen dieses hübsche Schauspiel zu arrangiren."

„Ein delicieses Schauspiel, in der That!" rief der General enthusiastisch aus. „Es sind das sehr geschickte Leute, und ich habe sie dringend ersucht, ja recht bald nach der Residenz zu kommen."

„Nimm dich in Acht, General," meinte der Oberst von Schwenkenberg, „wenn die schöne Esmeralda sich in der Stadt als eine Bekannte von dir vorstellt — ich weiß doch nicht, ob das deinem Hausfrieden zuträglich wäre! Darin haben wir jungen, ledigen Leute es schon besser."

Er zog bei diesen Worten sein Collet scharf in die Hüfte und drehte alsdann auf eine coquette Weise an seinem Schnurrbarte.

„Ja, die Jugend," sagte Kopfnickend Herr Christian Kurt; „verzeihen Sie mir, lieber Oberst, wenn ich damit die wirkliche Jugend meine, um die es doch etwas Schönes, Bedenswerthes ist! Während sich die jungen Leute da draußen an den Augen schöner Zigeunerinnen ergötzten, bin ich hier eingeschlummert."

„Worüber wir uns Vorwürfe machen sollten!" meinte der General.

„Du tout, du tout, der kleine Schlummer hat mir wohlgethan. Aber — ich — habe — auch — geträumt." Er blickte einen Augenblick starr in die Gluth des Kamins; dann

aber raffte er ſich gewaltſam auf und ſagte mit heiterer Miene: „Nun, ich freue mich, daß es der Mühe werth war! Sie haben getanzt, ſie haben Kunſtſtücke gemacht?“

„Und wie!“ erwiederte der General. „Was mich am wenigſten heute Abend angeſprochen hat, das war die Kleine auf ihrer Kugel; das arme Geſchöpf iſt gar zu mager und blaß, und man ſieht ihm an, daß es nicht mit Leib und Seele dabei iſt, wie die Zigeunermädchen. Ah, wie charmant dieſe ihre ſpaniſchen Tänze ausgeführt haben, zu Zweien, zu Vieren und zuletzt die Esmeralda allein — deliciös, berauſchend!“

„Und wo ſind ſie jetzt?“ fragte Herr Chriſtian Kurt, indem er ſeine Augen gegen Renaud wandte, welcher neben dem Kamin erſchienen war und der, herbeikommend, zur Antwort gab:

„In der Halle, wie der Herr Graf befohlen; dort ſind ſie in jeder Hinſicht gut verſorgt, und ich habe noch das runde Thurmzimmer daneben öffnen laſſen für die Weiber und Mädchen, die vielleicht unter ſich bleiben möchten.“

„Bon, bon,“ erwiederte lächelnd der alte Graf; „man muß Jedem Gelegenheit geben, die Uebers zu beobachten. Laſſen Sie mir aber die jungen Leute draußen nicht kalt werden, mein lieber Renaud; arrangiren Sie ihnen ein kleines Spiel, wenn es ihnen Vergnügen macht, und auch wir, denke ich, wollen unſere Whiſtpartie wieder aufnehmen. Es iſt noch ſo früh, und jede Stunde, um die man den Schlaf bringt, iſt eine Verlängerung des Lebens. Wo iſt der Doctor?“

„Dort kommt er.“

„Mir ſcheint, der hat ſich das Vergnügen noch eine Zeit

lang verlängert und die Zigeunermädchen in dem runden Thurm begleitet.

„Ja und nein," erwiederte der Arzt, indem er an den Spieltisch trat; „ich war allerdings in dem runden Thurme, um nach einer kranken Person zu sehen, die sie bei sich haben, ich glaube, die Mutter oder irgend eine Verwandte des kleinen Mädchens, denn diese umschlang den Hals der Kranken mit einer wahrhaft rührenden Sorge, während es sich die Anderen bei ihrem Souper wohl sein lassen!"

„Was fehlt der armen Frau?" fragte die Gräfin.

„Sie leidet für den Augenblick wohl nur an einer leichten Erkältung, hat aber, wie mir scheint, eine unheilbare, abzehrende Krankheit."

„Armes Geschöpf, ohne Ruh' und Pflege bei diesem Umherwandern und dem Aufenthalte unter freiem Himmel bei Tag und bei Nacht — welches Schicksal! Nicht wahr, Herr Renaud," wandte sich die Gräfin an den Secretär, „Sie sorgen dafür, daß es dieser Unglücklichen an nichts fehlt, und Sie, Doctor Herbert, sind wohl so freundlich, mir morgen früh Näheres über das Befinden der Kranken zu sagen. Man könnte sie ja veranlassen, ein paar Tage zu bleiben!"

„Daran habe ich auch schon gedacht, aber es hat seine Schwierigkeiten."

„Sehen Sie, was Sie thun können, Doctor, und nun zu unserem Spiel; der Oberst Schwenkenberg hat den Strohmann und gibt aus der Hand."

Draußen in der Halle, das heißt, wir wollen damit nur den Raum außerhalb der spanischen Wände andeuten, war Herr Renaud dafür besorgt gewesen, daß sich ältere und jüngere

Officiere aufs vortrefflichste amusirten. Er hatte einige Spielpartien arrangirt, allerdings keine harmlosen Whist, und wer von den Gästen keine Lust hatte, sich mit Macao oder Landsknecht zu beschäftigen, dem war auch ferner noch die Gelegenheit eines guten, stark gekühlten Trunkes geboten oder auch das beschwichtigende Mittel einer duftenden Tasse Thee, oder eines nervenerregenden, heißen Kaffees, alles das neben vortrefflichen Cigarren, von denen auch ein so ausgiebiger Gebrauch gemacht wurde, daß sich im Laufe der Zeit der weite Raum verdunkelt haben würde, wenn derselbe nicht so ausnehmend hoch gewesen wäre.

Daß Dagobert an einem der Spieltische beschäftigt war, verstand sich wohl von selbst; doch war er nicht mit Leib und Seel' dabei, wie man zu sagen pflegt. Seine Blicke glitten häufig über die Karten hinweg nach der Vorhalle, und oft pointirte er falsch, gar nicht oder mit so großer Gleichgültigkeit, daß man daran am besten den hohen Grad seiner Zerstreutheit abmessen konnte. Die Kameraden, welche sonst seine Leidenschaft für das Spiel wohl kannten, baten ihn vergebens, die Bank zu halten; er lehnte dies unter dem scheinbar richtigen Grunde ab, da er doch nun einmal verpflichtet sei, für Herrn Christian Kurt solch werthen Gästen die Honneurs des Hauses zu machen, so müsse er auch zuweilen nach den anderen Tischen sehen, und würde es sehr unrecht finden, wenn er, auch nur als Bankhalter, den Versuch machte, ihnen ihr Geld abzunehmen.

So sah man ihn denn bald hier, bald da an den Tischen stehen, jetzt einen Satz wagend, dann mit einem Bekannten anstoßen, dann unbemerkt in der Vorhalle verschwindend. Dort-

am Ausgange des Vestibuls, welches auf den Hof führte, wo die gothische Kirche stand, nahm er aus den Händen eines Dieners einen dunkeln Mantel so wie seine Dienstmütze, warf ersteren über seine Uniform, schritt durch den Hof dahin längs den Gebäuden und ging hierauf unter dem Thorbogen hinweg, den auch Erich am heutigen Abende zweimal passirt hatte.

Hier, an dem stillen, abgelegenen Theile des Schlosses bemerkte man nichts von dem immer noch geräuschvollen Leben und Treiben in der großen Halle auf der anderen Seite. Die langen Fensterreihen leer stehender Gemächer blickten öde und todt in die Nacht hinaus, und wo sich allenfalls hier und da ein zweifelhafter Schimmer auf ihnen zeigte, so war das kein inneres Leben, sondern nur der Wiederschein des bleichen Mondlichtes. Tagobert schritt auch an diesen Gebäuden vorüber bis ans Ende derselben, wo sich neben einem niedrigen, runden Thurme hell erleuchtete Fenster zeigten und wo das Geräusch von Stimmen, ja, auch Lachen und Singen in die Nacht hinausdrang. Auch in dem runden Thurme war ein Fenster matt erleuchtet, doch hörte man von dort weder Stimmen, noch viel weniger Gesang. Der junge Officier konnte diesem Thurmfenster so nahe kommen, daß er sein Ohr an die Scheiben desselben zu legen vermochte, ohne fürchten zu müssen, von Jemanden gesehen zu werden, der aus dem Nebengemache hervortrat; davor schützte ihn die Rundung des Thurmes. Doch hörte er nichts, als dann und wann ein leichtes Husten; um zu sehen, was sich in dem Gemache befand oder was dort verging, daran hinderte ihn ein Tuch, welches man von innen vor der Fensteröffnung befestigt.

Dagobert trat zurück und warf das Ende ſeine Mantels mit einer mißmuthigen Bewegung um ſeine linke Schulter.

Es war eine kühle Nacht, der Himmel glänzend klar und wolkenlos, dabei tiefe Stille weit und breit, ſo daß man deutlich das Rauſchen des Waſſerfalles an der Oſtſeite des Schloſſes hören konnte. Jetzt wandte er ſich wieder, um abermals an der langen, ſtillen Gebäudereihe hinabzuſchreiten, als er von dort her, und zwar aus dem oben erwähnten Thorbogen hervortretend, zwei Geſtalten bemerkte, die, mit einander ſprechend, ſich langſam näherten. Dagobert, welcher nicht Luſt hatte, gerade hier von Jemandem geſehen zu werden, trat an die Gebäude zurück und drückte ſich feſt in eine Vertiefung, welche durch die Rundung des Thurmes gebildet wurde und wo er, begünſtigt vom tiefen Schatten der Nacht, unentdeckt bleiben mußte. Die beiden Geſtalten von ſehr verſchiedener Größe, die eine lang und breit, die andere klein und ſchmächtig, näherten ſich ſeinem Verſteck, und er hörte, wie die größere ſagte: „Es wäre jetzt dafür die richtige Zeit; die wievielte Thür iſt es, Blanda?“ — worauf das kleine Mädchen — denn dieſe war es, die an der Seite eines der Zigeuner langſam und vorſichtig heranſchritt — erwiederte: „Die wievielte Thür es iſt, weiß ich nicht ganz genau, wenn du aber ſpähend bei allen vorüberſchreiteſt, ſo wirſt du an der richtigen eines unſerer gewöhnlichen Zeichen finden.“

„Gut. Ich wiederhole, daß es jetzt die richtige Zeit iſt; die ganze Dienerſchaft iſt in dem Saale neben der Küche verſammelt, laßt uns nun wohl für einen Augenblick in Ruh', und ich traue ihnen ſchon zu, daß ſie ſpäter das Gemach, wo wir uns befinden, von außen zu ſchließen verſuchen, aus Furcht,

wir könnten uns bei Nacht und Nebel empfehlen, auch am Ende Wachen aufstellen."

„Gut also, Zaregg, thue so, wie ich gesagt, es wird dir keine Schwierigkeiten machen, hineinzukommen; wäre es doch mir beinahe gelungen, aber es kamen Leute, weßhalb ich mich zurückzog. Theile ihm auch mit, es sei aus Dankbarkeit geschehen und weil wir wüßten, wie ungerecht und gewaltthätig diese Leute sein können."

Diese letzten Sätze konnte der junge Officier nicht verstehen, da die Beiden schon bei ihm vorübergegangen waren und diese Worte auch wie alles Uebrige sehr leise gesprochen wurden.

„Oho," dachte er, „sollte das Wunderkind zu irgend einem Raube oder dergleichen Anleitung geben? Sie scheint mir in der That eine Art von Gebieterin, von Zigeunerkönigin zu sein, der die ganze Bande unbedingt Gehorsam leistet. Nun, man kann ja vorsichtig sein, und ich werde in der That Veranlassung treffen, daß man Wachen ausstellt, wie es jener lange Monsieur zu fürchten scheint." — Jetzt aber, nachdem die Fußtritte der beiden Anderen längst verklungen waren, trat er rasch aus seinem Versteck hervor und begab sich abermals in die Nähe jener erleuchteten Fenster, die er, neben dem mächtigen Stamme einer Kastanie stehend, beobachtete. Eine Zeit lang blieb dort Alles unverändert, dann aber bemerkte er, wie sich in dem runden Thurme, und zwar auf der Seite gegenüber, wo er sich vorhin befand, eine Thür öffnete, und sah im schwachen Lichtschimmer, welcher eine Secunde lang die Finsterniß erhellte, Jemanden das Thurmgemach verlassen und

um die Rundung herum in den tiefen Schatten eilen, den hier die hohen Mauern warfen.

Eilig folgte er und stand in Kurzem neben der Esmeralda, denn diese war es, welche so eben das Thurmgemach verlassen hatte und ihn hier zu erwarten schien, denn sie suchte beim Anblick des jungen Officiers nicht zu entfliehen, litt es vielmehr, daß dieser eine ihrer Hände nahm, und hörte seine stürmischen Reden von langem Erwarten und glühendem Verlangen so wie von dem Glücke, sie jetzt zu sehen, stillschweigend, ja, wie es schien, mit großer Ruhe an. Als er aber darauf eine ungestüme Bewegung so wie den Versuch machte, seinen Arm um ihren schlanken Leib zu schlingen und sie an sich zu drücken, wandte sie sich behende von ihm weg und sagte in bestimmtem, wenn auch nicht unfreundlichem Tone: „Nicht so, nicht so, mein schöner Officier! Nicht so und nicht hier — es kommen und gehen Leute, und wenn auch die Nacht dunkel genug ist, so müßte mich doch einer der Unsrigen aus weiter Ferne erkennen."

„So begleite mich, Esmeralda; du hast mir versprochen, daß du mich sehen wolltest und daß ich dir sagen dürfte, wie lieb ich dich habe — und ich hoffe, daß auch dein Herz ein wenig für mich schlägt! Doch du hast Recht, hier ist kein Ort zu süßem Geplauder, folge mir."

Wenn es nicht gar so dunkel gewesen wäre oder wenn die Zigeunerin ihr Gesicht nicht zu Boden gesenkt hätte, so würde Dagobert das spöttische Lächeln gesehen haben, welches sich auf den Zügen des schönen Mädchens zeigte; doch so bemerkte er nichts davon, so wie auch nicht, daß der Ton ihrer Stimme durchaus nicht wie zarte Hingebung klang, als sie

ihm erwiederte: „Und wohin soll ich Euch folgen, mein schöner Officier?“

„Wohin du willst; es sind Räume genug im Schlosse, wo wir verschwiegen und ungesehen eine Stunde verplaudern können — nur eine kleine, süße Stunde!“

Sie schüttelte leicht mit dem Haupte, während sie ihm zur Antwort gab: „Ich fürchte mich vor den Räumen in diesem großen, großen Schlosse. Mir ist der klare Sternenhimmel lieber, als die Decke eines Zimmers, wenn sie auch so schön wären wie jene, wo wir vorhin waren.“

„Du bist ein eigensinniges Mädchen und traust mir nicht!“

„Warum sollte ich Euch nicht trauen, mein schöner Officier? Und wenn ich in der That nicht traute, so hätte ich Recht, denn Ihr seid unvorsichtig, meine ich doch, ich hörte Schritte, die sich uns nähern!“ — Sie wandte ihren Kopf herum und lauschte; es blieb aber Alles still wie zuvor; doch benutzte Tagobert den Augenblick, wo sie in die Dunkelheit hinausspähte, rasch den Arm um sie zu schlingen und sie mit zartem Drängen von der Mauer weg gegen den Garten zu führen. Sie litt es nicht nur ohne Widerstreben, ja, ihre Bemühungen, seine Hand von ihrem schlanken Leibe zu entfernen, waren so schwach, daß er sie nicht nur fester an sich drückte, sondern es auch wagte, sie auf die kaum bedeckte Schulter zu küssen. Hinter dem Fahrwege, der auch hier das Schloß umgab, begann sogleich der Park mit seinen dichten, wenn auch jetzt fast ganz entlaubten Büschen mit mächtigen Bäumen, mit Marmorfiguren, welche hell durch die Nacht herüberleuchteten, mit Lauben und Ruhesitzen aller Art; zu einem der letzteren

führte er das junge Mädchen, die ihm widerſtandslos folgte und nur, wie leicht erklärlich, zuweilen den Kopf herumwandte, um ihre Blicke an der langen Linie der dunkeln Schloßgebäude hinunterfliegen zu laſſen.

Er ließ ſich auf einer der Bänke nieder, zog die Esmeralda mit ſanfter Gewalt auf ſeinen Schooß und warf einen Theil ſeines Mantels über ihren allerdings ſehr leichten Anzug. „Du frierſt ja," ſagte er, „in der kühlen Nacht, wogegen es mir ein Bedürfniß iſt," ſetzte er, ſchwer athmend, hinzu, „mich der warmen Verhüllung zu entledigen. Fühle nur, wie meine Stirn brennt!" — Er nahm ihre kleine Hand, führte ſie flüchtig an ſeine Wangen und legte ſie alsdann mit einem ſchmeichelnden Worte um ſeinen Hals. — „Esmeralda, wenn du wüßteſt, welchen Eindruck du auf mein Herz gemacht, als ich dich neulich zum erſten Male geſehen, und wie unglücklich ich mehrere Tage war, da ich nicht erfahren konnte, wohin ihr euch gewendet — Esmeralda, meine ſüße Esmeralda!"

Wenn auch ihre Bemühungen, ſich ſeinen umſchlingenden Armen zu entwinden, nicht ſo energiſch waren, als man es von ihrer gewandten, kräftigen Geſtalt ſo wie von den trotzig aufgeworfenen Lippen und dem blitzenden Auge hätte erwarten ſollen, ſo duldete ſie doch keine ſeiner allzu vertraulichen Annäherungen, und wenn ſie zuweilen ſeine Hand entfernte, ſo geſchah dies mit einer ſolchen Kraft und doch dabei wieder mit ſo großer Leichtigkeit, daß Dagobert wohl einſah, daß dieſe ſüße Frucht nicht ſo leicht zu brechen ſei, ſondern daß er abwarten müſſe, bis ſie ihm, hingebend, von ſelbſt in den Schooß fallen würde.

Aber all das gefährliche, wenn auch leichte Ringen, wel-

dieſer Ebene, um zu wiſſen, daß dorthin noch ſehr weit ſei. Das Haus erſchien als kleiner grauer Punkt in troſtloſer Einſamkeit auf der unendlichen Fläche — Muth gefaßt! zuletzt werden wir doch noch hin kommen. Wir ritten und ritten eine Stunde um die andere und kamen kaum merklich näher; es ging uns wie geſtern auf dem Wege nach Villarrobledo, und als wir die Venta ſchon faſt dicht vor uns ſahen und vier troſtloſe Pappeln unterſcheiden konnten, welche ſie umſtanden, da brauchte es doch noch eine halbe Stunde ſcharfen Trabens, ja, eines verzweifelten Galopps, um endlich vor die Thür der Schenke zu gelangen.

Hier aber war Alles öde und leer. Wir ſtiegen ab, pochten heftig an die Thüre, ohne daß man uns öffnete; bald kam auch der Zigeuner hinter uns drein gelaufen, und da er die Oertlichkeiten dieſes Gebäudes zu kennen ſchien, ſo ging er an die hintere Seite, kletterte durch ein Fenſter in das alte, baufällige Haus, kam aber bald mit der Nachricht zurück, die Venta ſei gänzlich verlaſſen. Da war nichts zu machen; außer dem Feuer, auf welches wir gehofft, ſuchten wir übrigens nichts in der Schenke, weßhalb wir auch leicht getröſtet waren, uns vor demſelben einen Platz wählten, wo wir vor dem Winde geſchützt waren, und den Zwerchſack unſeres guten Wirthes vom Maulthiere herabnahmen. Wir hatten lange kein ſo herrliches Frühſtück mehr gehabt. Ein hartes Brod, eine ſaftige Zwiebel, dazu dicker, rother Wein, der ſtark nach dem Schlauche ſchmeckte, und als Gewürz zu allem dem ein ſechsſtündiger Ritt in den Gliedern — es ſchmeckte uns wunderbar, und wir verzehrten unſeren Proviant bis auf die letzte Brodkrume. Ermüdet war ich übrigens auch ein wenig, und um die ſteif gewordenen Glieder etwas gelenkig zu machen, ſtreckte ich mich am Boden aus, wälzte mich hin und her, was ich auch Horſchelt und dem Zigeuner anrieth. Ich hatte das früher in Syrien öfters nach langen Ritten von den Arabern geſehen, die ſich dann zuletzt von zwei Kameraden an den Schultern und Füßen packen und ziehen und dehnen laſſen, ſo lange wie möglich. Daſſelbe verſuchten wir

ches ihn trotz alledem in so verlockende Berührung mit ihrem weichen, heißen, elastischen Körper brachte, entflammte sein ohnehin durch das Gelage des heutigen Abends aufgeregtes Blut und erhitzte seine Phantasie, die sich unablässig mit ihren Reizen beschäftigt hatte.

„Warum bist du so hart und grausam gegen mich, Esmeralda — du traust mir nicht, du denkst gewiß, ich würde gleich nachher oder morgen das Glück dieser kleinen Stunde vergessen haben — o, könnte ich dich überzeugen, daß ich dich wirklich liebe und daß ich dich auch fortan lieben werde! Ich bin unabhängig, ich bin reich, sehr reich, ich kann deine ausschweifendsten Wünsche erfüllen, ich kann und will dich zu einer gebietenden Herrin machen! Ich will Gold und Edelsteine zu deinen Füßen ausschütten — verstehst du mich, Esmeralda? Dein schöner kleiner Fuß soll auf weichen Teppichen wandeln, du sollst nicht mehr unter freiem Himmel wohnen, sondern in einem schönen Hause, du sollst für dein ganzes Leben reich und glücklich sein, und für alles das sollst du mich ein klein wenig lieb haben, jetzt und später, wann du willst — o, Esmeralda!"

Sie antwortete auf alles das keine Sylbe, doch bebte ihr Körper und zuckte zuweilen krampfhaft zusammen, aber nicht, wie er glaubte, weil sie seine Verheißungen verlockend fand, sondern vielmehr, weil sie jeden Augenblick im Begriffe war, seinen Arm von ihrer Hüfte wegzuschleudern und sich mit einer leichten Bewegung frei zu machen. — Hätte Tagobert ihr Gesicht sehen können, so würde er das, was ihre Seele bewegte, gewiß gelesen haben in ihren jetzt so hart erscheinenden Zügen, in dem festen Aufeinanderpressen ihrer Lippen, in dem düsteren

Glanze ihrer Augen; aber er konnte nicht in ihr Gesicht schauen, so sehr er sich auch Mühe gab, die Abgewandte gegen sich zu wenden.

Und warum vermied sie es wohl, ihn anzusehen, und riß sich bei allen Zeichen des Unmuthes nicht gewaltsam von seiner Seite los? Warum blieb sie, während sich ihre Seele doch offenbar mit etwas Anderem beschäftigte?

Ja, so mußte es sein. Ihre Blicke drangen durch die Nacht gegen das Schloß hin, und sie schien alle Kraft ihres Sehvermögens aufzubieten, um dort an der dunkeln, langen Linie der Gebäude etwas zu entdecken, was ihr von Wichtigkeit sein mochte. Doch gehörte schon das scharfe Auge der Zigeunerin dazu, um eine Gestalt zu bemerken, die langsam dort dicht an der Mauer hinschlich.

Etwas Anderes würde auch gleich darauf der junge Officier gehört haben, wenn er nicht, aufs höchste erregt durch seine vergeblichen Bemühungen, jetzt sein Gesicht fest an ihre Brust gedrückt hätte — eine Bewegung, vor welcher sie plötzlich zurückschrak, dann dieselbe aber, obgleich mit sichtbarem Widerwillen, duldete — hörend und erkennend das Geräusch, dessen wir eben erwähnten — es war so, als wenn man Eisen gegen Eisen streicht —, zweimal dasselbe Geräusch.

Dann athmete die Esmeralda tief auf und warf nun den jungen Officier mit einer Kraft zurück, über die er fast erschrak und welche ihm die Röthe des Zornes in die Wangen jagte.

„Genug, genug," sprach sie alsdann zwar leise, aber mit so energischem und zornigem Ausdrucke, daß er überrascht in ihr Gesicht blickte, welches sie ihm jetzt schnell zuwandte —

„ja, genug, tausendmal genug, und ich will nichts mehr hören!“

„Sei doch gescheit, Mädchen, und laß ein vernünftiges Wort mit dir reden!“

„O, ich habe von dem, was Ihr vernünftige Worte nennt, genug gehört! Laßt mich zurück zu den Meinigen, es ist mir gerade so, als hörte ich Schritte, die sich uns nähern!“

„Pah, wer wird das sein, Esmeralda! Sei vernünftig, mein schönes Mädchen, vielleicht ist es einer von unseren Leuten, welcher sich kluger Weise entfernen wird, wenn er mich hier erkennt.“

„Aber es könnten auch von unseren Leuten sein,“ sagte sie und setzte mit einer eigenthümlichen Betonung hinzu: „und die, glaub' ich, würden sich nicht so ruhig wieder entfernen, wenn sie mich hier erkennen würden — laßt mich, Herr, gutwillig, oder ....“

Da aber der junge Husaren-Officier nicht geneigt schien, seine schon so sicher geglaubte Beute gutwillig fahren zu lassen, vielmehr das schöne Mädchen wieder fester umschlang, so ergriff die Zigeunerin seine beiden Hände und riß sie mit solcher Kraft aus einander, daß er fast das Gleichgewicht verlor und, ohne Macht, sich zu halten, mit vor Wuth auf einander gebissenen Zähnen sehen mußte, wie sie sich, ohne weiter ein Wort an ihn zu verlieren, mit raschen Schritten entfernte. — Er sprang empor, er wollte ihr nacheilen, doch bemerkte er jetzt, wie sie nicht weit von ihm an ein paar dunkeln Gestalten vorüberhuschte, denen sie ein Wort in ihrer Sprache zurief, worauf die eine dieser Gestalten zurückblieb, die andere aber

einen Fußweg einſchlug, allerdings der Richtung zu, wo er ſtand, aber offenbar in der Abſicht, um die breite Parkſtraße zu gewinnen, die aufwärts ſüdlich nach dem Walde zu führte.

Es gibt Nervenaufregungen gewiſſer Art, unter denen man ſich, zugleich unter dem Gefühle getäuſchter Hoffnungen, einem Tiger in den Weg werfen würde, wenn dies von irgend einem Nutzen ſein könnte, oder um unſeren Zorn über ein verfehltes Unternehmen an Jemanden auszulaſſen, unter welchem Eindrucke denn auch der Huſaren-Officier, da ihm obendrein der Dahinſchleichende verdächtig erſchien, raſch ein paar Verbindungswege überſprang, um auf dieſe Art früher wie der Andere bei dem breiten Parkwege anzukommen.

Faſt fuhr er zurück, als er nun, ins helle Mondlicht tretend, den erkannte, welcher mit raſchen Schritten daherkam — es war der junge Wilddieb, den er feſt hinter Schloß und Riegel geglaubt, es war jener Taugenichts vom Meilenſteine, der ihm damals ſeinen glänzenden Ueberfall vereitelt, wie er jetzt wieder ſeine Zuſammenkunft mit der Esmeralda geſtört hatte. Dagobert faßte an ſeine linke Seite, doch hatte er, wie alle Uebrigen, ſeine Waffen in der großen Halle abgelegt und nichts unter der Hand, um ſich jenem kecken Burſchen, der ſich jetzt nicht einmal beeilte, raſch vorüber zu kommen, entgegen zu werfen. Doch ſprang er nichts deſto weniger mitten auf den breiten Weg, und als ihm Erich auf drei Schritte nahe war und ſie ſich Auge in Auge mit gleicher Wuth betrachteten, ſtieß er mühſam zwiſchen den zuſammengepreßten Zähnen hervor: „Halt da und augenblicklich umgekehrt, oder ich rufe Hülfe herbei und laſſe dich mit Hunden hetzen!“

„Thut das, wenn Ihr könnt und dürft,“ erwiederte ihm

Erich, entſchloſſen und mit geballten Fäuſten vortretend; „aber ehe Eure Leute herbeikommen, wird es ſich entſchieden haben, wer von uns Beiden der Stärkere iſt, und bei all der Mißhandlung, die man mir zugefügt, ſchwöre ich, daß ich mit meinen beiden Händen an Euren Hals kommen werde und Euch würge, bis Ihr das Schreien bleiben laßt!"

Es lag etwas ſo Wildes in den funkelnden Augen des jungen Menſchen und in dem Knirſchen ſeiner Zähne, daß der Andere einen Schritt zurücktrat und, ſich augenblicklich ſeiner geſellſchaftlichen Stellung ſo wie ſeiner Stellung als Officier erinnernd, dieſen jungen Vagabunden mit einem Blicke tiefſter Verachtung anſchaute, dann ſeine Hand drohend gegen ihn erhob und ihm zurief: „Burſche, ich finde dich wieder!"

„Das hoffe ich zu Gott, daß wir uns wiederfinden und daß wir alsdann in der Lage ſein mögen, unſeren gegenſeitigen Haß mit anderen Waffen auszukämpfen!" — Damit flieg er, ohne umzublicken, den breiten Weg mit langſamen Schritten hinan, und erſt als ihn der Schatten des Waldes umfing, eilte er ſo raſch als möglich dahin. Ueber die Richtung, welche er einzuſchlagen hatte, war er nicht im Zweifel, denn der Zigeuner, der ihn aus ſeiner Haft befreit, hatte ihm geſagt: „Schau' auf das Sternbild des Rieſen, der die Keule in der Hand hat und den blitzenden Gürtel, dieſer Richtung folge." Er hatte damit den Orion gemeint, das ſchöne Sternbild an der ſüdöſtlichen Himmelsgegend, welches Erich nun tröſtend über den Wipfeln der Bäume entgegenſtrahlte und ihn nach Süden führte, wo er die Mühle finden mußte, und das ihm ſeit jener Nacht, ſo oft er es ſpäter ſah, angenehm, lieblich und troſtbringend in die Seele leuchtete.

Wohl war Erich nicht ganz ohne Sorge wegen der vielleicht nachſetzenden Hunde des gräflichen Schloſſes, und oft blieb er, nach rückwärts horchend, ſtehen, hielt ſich auch ſo viel als möglich in der Nähe ſchlanker, leicht beſteigbarer Bäume; doch lauſchte er umſonſt, nichts regte ſich im nächtlich ſtillen Walde, als zuweilen ein leichter Windhauch ſo wie das Rauſchen ſeiner Fußtritte in dem dürren Laube, womit der Boden bedeckt war.

Und wie gut hatte ihn das Sternbild geführt! Dort vor ihm leuchtete der kleine See, an welchem geſtern der Hirſch verendet und von dem übrigens begreiflicher Weiſe nichts mehr zu ſehen war; hier war die Schlucht, und nach kurzem, haſtigen Laufe hatte Erich die alte Linde erreicht, und wie geſtern Morgen der erſte Sonnenſtrahl, ſo beleuchtete jetzt der helle Schein des Mondes das eingehauene Z und T.

Hier blieb der junge Menſch einen Augenblick tief aufathmend ſtehen, und wenn er mit dem glückſeligen Gefühle der Befreiung aus widriger Gefangenſchaft nach der Gegend hinblickte, wo die Waldburg lag, ſo ſtieg dabei die heiße Empfindung des Dankes in ihm empor gegen das arme, blaſſe Geſchöpf, dem er ſeine Befreiung verdankte, wie ihm der Zigeuner geſagt.

Den Weg zur Mühle hinab konnte er von hier nicht leicht mehr verfehlen, und nach halbſtündigem Laufe hörte er ſchon das Brauſen des Wehres und gleich darauf das Anſchlagen der großen Hunde. Allerdings brauchte es noch einige Zeit, bis die in der Mühle von dem anhaltenden und heftigen Gebelle aufmerkſam wurden, bis ſich ein Fenſter in dem dunkeln Hauſe erleuchtete und bis der Müller Burbus mit ſeiner

mächtigen Stimme in die Nacht hinausrief, wer da sei und was man wolle.

Damit hatte aber auch für heute alle Noth ihr Ende erreicht, und gleich darauf saß Erich in der noch behaglich warmen Wohnstube bei dem Müller und Gottfried, denen er die Erlebnisse des heutigen Tages erzählen mußte, nachdem er aber vortrefflich zu Nacht gegessen von dem besten Stücke des gewissen Hirsches, und zwar, wie der Müller Burbus sagte: „Zum Trutz!“

Sechszehntes Kapitel.

Handelt von der Schreibſtube des Artillerie-Brigade-Commando's, von gegenſeitigen Ueberliſtungen ſo wie von einem unechten Examen.

Es gibt in der militäriſchen Naturgeſchichte eine Art von Weſen, welche man nicht leicht in eine der uns bekannten Claſſen eintheilen oder in eine der uns gewöhnlich vorkommenden Species aufnehmen kann; es ſind weder vollkommene Infanteriſten, noch vollkommene Cavalleriſten oder Artilleriſten, und haben doch von allen dieſen etwas an ſich. Sie dienen weder zu Fuß noch zu Pferde, ſie ſind allerdings militäriſch bekleidet, treiben aber im Allgemeinen ein mehr bürgerliches Gewerbe. Sie werden gefürchtet und über die Achſel angeſehen, gehaßt und geliebt, wie es gerade kommt; man ſchmeichelt ihnen ihres Verſtandes und ihres Kopfes wegen und nennt ſie doch wieder ruppiges Grobzeug, das zu nichts Anderem zu gebrauchen iſt, kurz, es ſind dies die Militärſchreiber von minderer oder größerer Bedeutung, je nachdem ſie auf der Regiments- oder Abtheilungs-Kanzlei oder auf dem Bureau eines ganz ge-

wöhnlichen Batterie-Feldwebels oder Wachtmeisters beschäftigt sind. Aber merkwürdiger Weise haben alle eine eigenthümliche Familien-Aehnlichkeit und läuft durch die ganze Gattung der gewisse rothe Faden, wie durch das Tauwerk der englischen Marine. Man erkennt einen Schreiber nicht nur, wenn er an seinem Pulte sitzt, Rapporte concipirt oder einen Straferlaß mit Behagen abschreibt, nicht nur auf der Straße und im Wirthshause, wo er in seinem Anzuge etwas genial Schlankelhaftes hat und es versteht, die Conversation an sich zu reißen, da er als Mitwisser großer Geheimnisse durch ein einziges unverständliches Wort die hohe, große Aufmerksamkeit seiner Kameraden auf sich zu lenken versteht; ja, man erkennt ihn auch auf dem Exercierplatze oder in der Reitschule, wenn es seinem dienstfertigen Batterie-Chef einfallen sollte, das Federvieh einmal ausstäuben zu lassen, und zwar erkennt man ihn hier, wie den Vogel an den Federn, an der hülflosen Art, mit der er zu Pferde sitzt, an seiner krankhaften Neigung für Mähne und Sattelknopf so wie beim Zu-Fuß-Exercieren an der chronischen Verwechslung des Wischers mit dem Ansatzkolben.

Dies sind aber nur traurige Schalttage in dem sonst so gemüthlichen Leben der militärischen Schreiber, hervorgerufen durch die augenblickliche Laune eines verdrießlichen, gallsüchtigen Commandeurs oder ersten Lieutenants, der vielleicht bemerkt hat, wie draußen auf der Schreiberei die Kanzleihengste ihre dicken Nasen an den Fensterscheiben des warmen Zimmers platt drückten, während die bei den Haubitzen drunten bei sechs Grad Kälte exerciren mußten.

Zu jenen militärischen Schreibereien wurden in der damaligen Zeit, von der wir reden, häufig Freiwillige gepreßt,

wenn ſie einen guten Kopf hatten, eine ſchöne Handſchrift beſaßen ſo wie einen anſtändigen Lebenswandel führten, und zog man ſie häufig gerade zu dieſem Amte heran, wenn ihnen der Dienſt auf der Reitbahn, im Stalle oder auf dem Exercirplatze nicht beſonders in den Kopf oder in die Finger wollte. Anfangs aber waren die meiſten dabei in heftiger Oppoſition gegen ihren Chef und äußerten, in trügeriſcher Hoffnung nach den Officier-Epauletten, eine totale Abneigung gegen Lineal und Dintenfaß, fühlten Heimweh nach dem göttlichen Leben der Batterie, und um ſich auf der Kanzlei ſo unmöglich als thunlich zu machen, verſchrieben ſie ſich, wo ſie nur konnten, und richteten dadurch gräuliche Confuſionen an. Endlich aber wurden ſie mürbe, und da man ſie hier und da auch bedeutend maßregelte, ſo ergaben ſie ſich ſchließlich nicht nur mit ſtiller Reſignation in ihr Schickſal, ſondern fanden es auch behaglich auf der ſtillen Kanzlei, beſonders nachdem ſie, denen alle Rapporte durch die Finger laufen, die in alle Dienſtgeheimniſſe eingeweiht ſind, aus denſelben deutlich erſahen, wie wenig Hoffnung auch den anderen Kameraden für Erreichung des Zieles der goldenen Epauletten geblieben ſei.

Da ſitzen ſie nun in ſehr mangelhaften Toiletten, gelockerten Hoſenträgern und aufgeſchnallten Halsbinden, ſehr häufig auch mit Schlappſchuhen an den Füßen, und ſchmieren, daß die Dinte vom Tiſche herabrinnt, wühlen in den Fascikel-Pyramiden nach einer verloren gegangenen Verordnung aus dem vorigen Jahrhundert, in der den Regiments-Commandeuren eingeſchärft worden war, das Fußzeug der Soldaten alle acht Tage mit Thran einſchmieren zu laſſen; ſie wühlen, daß der Staub herumwirbelt, leider ohne ſie zu finden. Leider, ſagen

auch hier gegenseitig vor der Venta und fanden es von vortrefflicher Wirkung.

Nach einer halbstündigen Rast kletterten wir auf unsere Maulthiere und ritten abermals die Eisenbahn entlang. Glücklicher Weise hatten wir eine Stunde später in unserem einförmigen Wege eine Abwechslung dadurch, daß wir auf einmal durch ein ansehnliches Flüßchen aufgehalten wurden. Es durchschnitt rechtwinkelig die Eisenbahn-Linie, und von der Ueberbrückung an diesem Punkte standen erst einige Pfeiler, über welche ein paar Balken zur nothdürftigen Communication für die Arbeiter gelegt waren. Da hielten wir und rathschlagten, was zu thun sei; unser Zigeuner kannte diese Gegend nicht genugsam, um eine Fährte durch das Wasser zu wissen. Wir mußten also auf gut Glück eine suchen. Das Flußbett war ziemlich tief, das Ufer mit Gesträuch so wie hohem und dichtem Sumpfgrase bewachsen, welches rechts und links eine breite Strecke ausfüllte. Der Boden war schlammig, und es schien nicht rathsam, sich in den Fluß zu wagen. Wir ritten eine Viertelstunde aufwärts einem kleinen Hügel zu, hinter welchem eine unscheinbare Hütte zum Vorschein kam; sie lag zwischen dem Gebüsche fast versteckt, doch sahen wir, daß sie bewohnt war, denn aus einem Loche im Dach stieg ein leichter Rauch kräuselnd in die Höhe. Der Zigeuner, der uns immer voraus durch das Gebüsch stöberte, rief uns, zu ihm zu kommen, hier sei ein Uebergang möglich. Wir bemerkten auch bald mehrere kleine Fußpfade, die von der Ebene herkamen und sich drunten am Wasser vereinigten.

Da mein Maulthier das stärkste war, so sprang unser Führer hinter mich auf die Kruppe, und nun trieb ich das Thier dem Ufer zu. Bis in den Fluß selbst zu kommen, war die schwierigste Arbeit, denn es sank fast bis an die Kniee in den Schlamm; endlich aber ging es tiefer hinunter, wir mußten unsere Füße in die Höhe ziehen, denn die ziemlich reißende Flut spülte unter dem Leibe meines Thieres. Horschelt folgte dicht hinter mir. Die Fährte war sicher, und der Fluß hätte uns nicht gehindert, ohne Beschwerden

wir, denn der Chef der zweiten zwölfpfündigen Fußbatterie, der dieses thranige Vergnügen liebte, hat sich auf besagte Verordnung berufen, und ihm sollte wo möglich geholfen werden, da das Schmieren der Stiefel viel bequemer und auch dem Leder zuträglicher ist, als das ewige Wichsen. Da sitzen sie nun, copiren und mundiren, exhibiren, correspondiren, rapportiren, concipiren, excerpiren, fasciculiren, rubriciren, collationiren, relationiren, revidiren und calculiren, indiciren und protocolliren und singen dabei, wenn zufälliger Weise der betreffende Feldwebel oder Brigade- oder Abtheilungsschreiber, besonders aber, wenn keiner der Adjutanten in der Nähe ist, in republicanischem Selbstbewußtsein:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller ...

Die Wonne aber wird plötzlich abgeschnitten, da man draußen ein trockenes Hüsteln vernimmt und der Brigadeschreiber eintritt, eine scharfe, ernste und sehr gefürchtete Persönlichkeit. Er hat für langjährige Dienstzeit Officiersrang erhalten, wird aber auf der Schreibstube noch lange Jahre seine alten Commiß-Uniformen, allerdings mit den Epauletten, tragen; er hat einen ungewöhnlich langen Hals und eine noch längere Halsbinde, letztere von schwarzem Lasting, die in zwei kühnen Bogen seine Ohren zu unterstützen scheint und so fest zugeschnallt ist, daß man stündlich einen Erstickungsanfall bei ihm befürchtet; dabei hat er eine Habichtsnase, und da sein borstig gewölbter Schnurrbart einem Schnabel auch nicht unähnlich sieht, so erscheint der Brigade-Oberschreiber im Profil förmlich als ein Vogelgesicht, und ist auch in der That ein böser Vogel,

ſtets bereit, zuzuhacken und den ſpitzigen Schnabel und die ſcharfen Klauen zu gebrauchen.

Die Kanzleiſtube, in der wir uns gerade befinden, iſt die letzte in einer Reihe ſtattlicher Gemächer, in deren ganzem Complex die Geſchäfte des General-Commando's der betreffenden Artillerie-Brigade beſorgt werden und in die uns der Lauf unſerer wahrhaftigen Geſchichte führt, da die Brigadeſchule ebenfalls von hier aus verwaltet wird.

Es befanden ſich hier, als der Brigade-Oberſchreiber eintrat, vier junge Leute, die meiſten an Stehpulten beſchäftigt. Tiefe Stille herrſchte in dem großen Zimmer, nur unterbrochen von dem eiligen Gekritzel ihrer Federn auf dem Papier und durch das Auf- und Zuklappen rieſiger Protocolle. Es hätte Keiner gewagt, aufzublicken, um nicht alsdann dem ungebührlich lang vorgeſtreckten Halſe des eben erwähnten Vorgeſetzten und deſſen nichts weniger als freundſchaftlich klingender Frage: ‚Was wünſchen Euer Gnaden?‘ zu begegnen, beſonders heute nicht, wo ſeine ſpitze Naſe und ſein ſtruppiger Bart faſt zuſammenſtießen und ſeine Stirn furchtbare Runzeln zeigte.

„Weiß der Teufel, wo das zu finden iſt,“ brummte er, an den hohen, mit Acten gefüllten Regalen emporſehend, „und doch weiß ich ganz genau, daß dieſe Verordnung erſt vor ſechs Jahren den verſchiedenen Batterieen wieder aufs ſtrengſte eingeſchärft worden iſt! Hätten wir hier nicht ſtatt tüchtiger Hülfsarbeiter lauter junge Windbeutel, die alsdann erſt lebendig werden, wenn es zwölf Uhr ſchlägt, ſo wäre es möglich, daß ſich Einer auf dieſe Verordnung beſänne, die ihm ja zufällig durch die Hand gelaufen ſein könnte!“

„Darf man fragen, um was es ſich handelt, Herr Lieutenant?“ erlaubte ſich ſchüchtern einer der jungen Schreiber zu fragen.

„Nein, das darf man ſich nicht erlauben, Bombardier Schmeller, aber ich will es Ihnen ungefragt ſagen: das Thema iſt wichtig genug, daß man ſich deſſen erinnern könnte; es handelt ſich darum, daß ſchon zu wiederholten Malen die Compagnieköche angewieſen worden ſind, ihre blechernen Kochgeſchirre mit Sand ſtatt mit Aſche zu putzen. — Nun, Herr Bombardier Schmeller, erinnern Sie ſich auf etwas Aehnliches, oder Sie, Unterofficier Bleek, der als der Aelteſte etwas davon wiſſen könnte?“

„Des Factums erinnere ich mich wohl,“ meinte der angeredete Bombardier, indem er verſtohlen das linke Auge gegen den Nebenſitzenden zukniff, „denn es gibt mehr aus, wenn man die Kochgeſchirre mit Aſche ſtatt mit Sand putzt.“

„Ja, es gibt mehr aus, junger Menſch,“ antwortete hierauf der Brigadeſchreiber mit einem ſehr bezeichnenden Kopfnicken; „drei Tage Arreſt mindeſtens für jeden dieſer Schmierfinken, welche königliches Material auf ſo unverantwortliche, nichtsnutzige Art verderben! Sagt das Euren guten Freunden in den betreffenden Küchen: der Teufel ſoll dieſer Bande auf die Köpfe fahren!“ Damit ſtellte er ſich an ein leeres Stehpult und concipirte in düſterem Nachſinnen die betreffende Verordnung, wobei man zuweilen, während ſeine Feder haſtig über das Papier flog, die Worte vernahm: „unverantwortliche Verſchleuderung königlicher Geräthſchaften, Mangel an guter Zucht in der betreffenden Batterie, unbegreifliche Mißachtung

ſchen oft ergangener Befehle. Verantwortlichkeit des betreffenden Batterie-Officiers ....“

„So, Unterofficier Block, das fertigen Sie auf die verſchiedenen Abtheilungs-Commando's aus und bringen es zur Unterſchrift auf mein Zimmer; aber heute Vormittag noch, wenn ich Sie ergebenſt bitten darf, es iſt erſt neun Uhr.“

Er machte Miene, das Gemach zu verlaſſen; doch wandte er ſich unter der Thür nochmals um und ſagte: „Apropos, da iſt mir geſtern von einem Bombardier erzählt worden, der Ihnen, Schmeller, ſo ähnlich ſieht wie ein faules Ei dem anderen, und welcher einen jungen Mann, der das Abtheilungs-Commando ſuchte, in das Arreſtlocal gewieſen und ihm verſichert hat, der alte Schließer dort mit der ſchmierigen Jacke und der abgetragenen Mütze ſei der Herr Oberſt — Gott ſteh' uns in Gnaden bei, wenn man über ſo etwas nicht species facti aufnehmen ſollte, dann gibt es kein Verbrechen mehr, das dazu befähigt! Nehmen Sie ſich aber in Acht, Ihr Maß iſt voll, gerüttelt voll!“ — Dann verließ er mit finſterem Kopfnicken das Gemach.

Eine, zwei Minuten vergingen in lautloſer Stille, die Schmierer rührten ſich nicht, denn ſie kannten ihren Pappenheimer, ſie wußten, daß er es liebte, an der Thüre lauſchend ſtehend zu bleiben und dann plötzlich ſein Vogelgeſicht noch einmal zur Thür hineinzuſtrecken. Endlich aber ſchlich ſich Bombardier Schmeller leiſe an die Thür und blickte zuerſt durchs Schlüſſelloch und dann erſt auf den Gang hinaus.

„Iſt das Unthier fort?“ fragte der Unterofficier Block.

„Verſchwunden, nur ſtinkt es draußen noch ein Bischen nach Schwefel,“ erwiederte der junge Bombardier; „ja, das

muß ſchon wahr ſein, er hat etwas vom hölliſchen Geiſte an ſich, denn ſonſt könnte er nicht wiſſen, daß ich geſtern in der That den langen Labander, der auf das Brigade-Commando wollte, nach Numero Sicher geſchleppt; auch habe ich ihm dort einen hübſchen Mittelarreſt, der zufällig offen ſtand, als ein Schlafzimmer für die Freiwilligen bezeichnet. Es war recht hübſch anzuſehen, was der Kerl für große Augen machte."

„Du haſt immer Glück," erwiederte der Unterofficier, indem er ſich ſeufzend daranmachte, die erhaltene Verordnung, Kochgeſchirr betreffend, dreimal abzuſchreiben.

„O, lieber Freund, das Glück allein thut's nicht, man muß auch gute Einfälle haben!" verſetzte Schmoller. Damit erhob er ſich geräuſchlos und trat an das große Regal hinter den Rücken des emſig ſchreibenden Unterofficiers und nahm dort mit gewandter Hand hinter dem abgeblaßten Vorhange einen Bierkrug hervor, den er in langen Zügen austrank, wobei er, zuweilen abſetzend, dem ahnungsloſen Unterofficier freundlich lächelnd zunickte. „So," meinte er alsdann, „jetzt hab' ich meine Pflicht gethan und kann für einen Augenblick austreten!" — Pfeifend verließ er das Gemach, und die Anderen lachten ſtill in ſich hinein, denn ſie freuten ſich ſchon im voraus auf den Wuthausbruch des geizigen Unterofficiers.

Der Zorn Block's ließ auch nicht lange auf ſich warten, nachdem er den erſten Caſus der Verordnung beendigt — unter ſtrenger Rüge darauf zu wachen, daß königliche Kochgeſchirre nicht mehr mit höchſt verwerflicher Aſche behandelt würden —, griff er mechaniſch hinter ſich nach ſeinem Bier-

kruge, brachte ihn vor die Augen und ſchrie entſetzt: „Hol' Sie der Teufel, Kanonier Flattich, Sie haben mein Bier ausgeſoffen!“

Der Angeredete ſaß allerdings dicht hinter dem Unterofficier, doch konnte er die feierlichſte Verſicherung abgeben, er habe deſſen Eigenthum nicht angetaſtet. „Auf Cerevis!“ ſetzte er hinzu.

„Gehen Sie zum Teufel mit Ihrem Cerevis, das klingt gerade wie Hohn hier bei meinem leeren Bierkruge!“

„Nun denn, auf meine Ehre, wenn Ihnen das lieber iſt!“

Hier konnte ſich der Vierte, ein ſchlanker, hübſcher, keck ausſehender Burſche, ebenfalls mit der Bombardiers-Auszeichnung, nicht enthalten, die Partei des jungen Flattich zu nehmen, indem er ſagte: „Nun, er hat es nicht gethan; Flattich iſt ein verliebtes Kameel, welches kein Bier trinkt, beſonders in einem Augenblicke, wie der jetzige, wo er, ſtatt das Protocoll der Geſchützreviſions-Commiſſion abzuſchreiben, Liebesbriefe auf Roſapapier ſchreibt.“

„Nun, ſo war es der Schmoller. Säuft da dieſer niederträchtige Kerl mein Bier!“

„Und dann iſt er ausgetreten!“ ſagte der andere Bombardier lachend.

„Laßt es gut ſein, ſprecht nicht darüber,“ ſprach der Gekränkte, „man darf ſich durchaus nicht merken laſſen, daß man ſich über ſeine ſchlechten Streiche ärgert; ich will ihn ſchon anders kriegen.“

Der Betreffende erſchien nun wieder mit dem heiterſten Geſichte von der Welt und ſetzte ſich zum Schreiben nieder.

„Dieſes Mal," ſagte er nach einer Pauſe, „bekommt die Brigadeſchule, wie ich denke, einen tüchtigen Nachſchub; draußen auf dem Gange ſchwärmen wieder ſo ein paar Fliegen herum, die ſich die Aufſchriften an allen Thüren betrachten."

Während er dieſe Worte ſprach, ſchielte er über das Papier hinüber nach dem Unterofficier Block und freute ſich unſäglich, als er ſah, wie dieſer jetzt langſam ſeine Hand nach dem Bierkruge ausſtreckte. Doch ſchien ſich derſelbe gar nicht über die Leere deſſelben zu wundern, vielmehr goß er ganz ruhig das letzte Tröpfchen auf den Zeigefinger ſeiner linken Hand und fuhr dann mit demſelben bedutſam hinter ſeine Halsbinde, ſo tief er konnte gegen den Rücken hinab.

Auch die Anderen bemerkten das; doch ſprach eine Zeit lang Niemand, bis endlich Schmoller nicht mehr an ſich zu halten vermochte und mit dem ruhigſten Tone von der Welt fragte: „Iſt das Bier gut, Block?"

„Ich weiß es nicht," gab jener zur Antwort, indem er emſig fortſchrieb; „ich habe keins davon getrunken."

„Aber warum haſt du denn den gefüllten Krug hinter dir ſtehen?"

„So, war er gefüllt? Ich hatte geglaubt, er ſei den Morgen ſchon leer geweſen. Weißt du, ich brauche das Bier nur, um mir auf Anrathen des Doctors ein böſes Blutgeſchwür anzufeuchten, das ich da hinten habe."

„Pfui Teufel," ſagte Schmoller mit Entſetzen, „biſt du ein ekelhafter Kerl!"

Nun brach aber der andere Bombardier und ſelbſt der Liebesbrief ſchreibende Flattich in ein homeriſches Gelächter aus,

während Schmoller mit allen Zeichen des Mißbehagens zu wiederholten Malen neben sich auf den Boden spuckte.

Vielleicht würde es noch weitere Erörterungen über diesen eigenthümlichen Fall gegeben haben, wenn nicht ein bescheidenes Klopfen an der Thür die Aufmerksamkeit dorthin gelenkt hätte.

Dieses Mal war es der Unterofficier Block, nicht, wie gewöhnlich, der Bombardier Schmoller in seiner vorlauten Art, welcher ein lautes „Herein" erschallen ließ, vielmehr beugte sich dieser tief auf seine Papiere herab und schrieb mit ziemlich verdrießlicher Miene, ja, blickte auch nicht einmal in die Höhe, als nun drei junge Leute in Civilkleidern eintraten und sich einer derselben von außerordentlich großer Gestalt auf höfliche Art nach der Kanzlei des Herrn Brigade-Adjutanten erkundigte.

„Sie sind wohl gekommen, um Ihre Papiere Behufs der Aufnahme in die Brigadeschule zu übergeben?" fragte Unterofficier Block, noch immer sehr heiter über die glücklich ausgeführte Rache.

„So ist es, mein Herr."

„Bitte, wenden Sie sich nur an jenen jungen Mann dort, der so eifrig schreibt. — Herr Bombardier Schmoller, wollen Sie wohl die Freundlichkeit haben, diesen Herrn mit Rath und That an die Hand zu gehen; es schlägt ja in Ihr Fach."

Nun aber hatte der Brigadeschreiber große Lust, mit dem Ersuchen, man möge sich seinetwegen zum Henker scheren, zu antworten; doch sah er, aufblickend, daß der große junge Mensch in Civilkleidung etwas so gar Sicheres oder so gar

Dummdreistes in seinen Manieren hatte, daß er nicht widerstehen konnte, ihm auf seine Art ein Bischen auf den Zahn zu fühlen.

Herr Schmoller war eine so leicht erregbare Natur, daß die Eindrücke sowohl des Schmerzes als des Ernstes nie lange bei ihm anhielten, und bei dem es nur des geringsten Gegenwindes bedurfte, um die Wellen seiner Gemüthsstimmung in entgegengesetzte Richtung zu treiben.

Er legte sich also in seinen Stuhl zurück, steckte seine Feder hinter das Ohr und betrachtete mit verschränkten Armen den vor ihm Stehenden langsam von oben bis unten. Es mochte das ein junger Mann von siebenzehn bis achtzehn Jahren sein, doch sah er bei seiner außerordentlichen Größe und bei seinem feisten Gesichte, auf dem sich schon ein Anflug von Backenbart zeigte, älter aus. Er war gut, ja, elegant gekleidet, und während der Musterung des Bombardiers spitzte er den Mund, wie zu einem gelinden Pfeifen, ließ seine Augenlider halb herabfallen und spielte mit den Fingern seiner linken Hand an seiner schweren goldenen Uhrkette. Schmoller legte ein Blatt Papier breit vor sich hin, und nachdem er auf seinen Mienen gelesen, daß er mit der Musterung der drei Leute zufrieden war, tauchte er seine Feder in das Tintenfaß und sagte mit großem Ernste: „Ihre Namen, meine Herren;" aber hübsch hinter einander, wenn ich bitten darf!"

„Ich heiße Franz Werner," sagte der große Mensch mit vieler Sicherheit, „bin der Sohn des Postmeisters Werner und habe hier meine Papiere, um zur Prüfung zugelassen zu werden."

„Ja, zur Prüfung. Allerdings zur Prüfung; aber wiſſen Sie wohl, Herr Franz Werner, daß man nicht ſo mir nichts dir nichts vor die hohe Ober-General-Prüfungs-Commiſſion hintritt, ſondern daß man nur dazu gelangen kann, wenn man vorher eine kleine Vorprüfung glorreich beſtanden? Sind Sie zu einer ſolchen Vorprüfung gerüſtet?“

„Ich weiß nicht genau, ob....“ gab der Gefragte ſtotternd zur Antwort.

„Ob Sie Ihren faulen Knecht in der Taſche haben. Ja, ſehen Sie, mein lieber Herr Werner, es geht auch ohne das, und wenn Sie uns, ehe wir zum Examen ſchreiten, den Namen des Hotels, in dem Sie abgeſtiegen ſind, angeben, auch hinzufügen wollen, um welche Zeit dort gewöhnlich geſpeist wird, ſo wollen wir es mit dieſem Vorexamen nicht ſo genau nehmen.“

„Es — wird — mir — ſehr — angenehm — ſein; ich wohne in der ‚Goldenen Ente‘, und man ſpeist dort gewöhnlich um halb ein Uhr.“

„Bis dahin ſind wir wohl fertig?“ wandte ſich Schmoller mit lauter Stimme an ſeine Kameraden, von denen aber der Unterofficier Block ſagte, daß er für heute bei dem Oberſten zu Tiſche gebeten ſei, und der andere Bombardier nicht genau wußte, ob er erſcheinen könne, da er ſeiner Frau nichts davon geſagt, während Flattich, im Schreiben begriffen, gar keine Antwort gab.

„Thut nichts, ſo komme ich allein. Alſo, junger Mann, ſo wollen wir uns zuerſt mit der Mathematik beſchäftigen. Sie wiſſen doch, was das für ein Ding iſt?“

das andere Ufer zu erreichen. Doch hatten wir uns kaum dem letzteren genähert, als ein paar sehr große und starke Hunde aus dem Gebüsche aufsprangen und zähnefletschend mit lautem Gebell gegen uns anstürzten. Mein Maulthier stutzte einen Augenblick, doch trieb ich es den Abhang hinauf, und der Zigeuner, der von der Kruppe herabglitt, traf mit dem Kiesel, den er in der Hand trug, den einen der Hunde so nachdrücklich in die Rippen, daß er mit lautem Geheul davon sprang; der andere zog sich ebenfalls aus der Angriffs-Linie zurück, und wir ritten lachend durch das dichte Gestrüpp das Ufer hinan, bei der oben erwähnten Hütte vorbei, als dort auf einmal zwei Kerle erschienen, die uns einige Schimpfworte entgegen riefen und dabei auf den Hund deuteten, der den Fuß etwas in die Höhe zog.

Der Zigeuner faßte meinen Steigbügel, legte einen Finger auf den Mund, womit er andeuten wollte, wir sollten nichts erwidern — aber unser Gewehr herauf nehmen, sagte er mit leiser Stimme. Er gab auch dem Maler einen Wink, und wie auf Commando langten wir an der Seite hinunter, hoben die Flinte aus den Haken und legten sie quer vor uns auf den Sattel. Der eine der beiden Kerle war ebenfalls im Besitz eines rostigen Schießprügels, den er langsam in die Höhe hob. Doch blieb es bei dieser Demonstration und fortgesetztem Schimpfen, worauf wir wieder ungehindert unseren Weg fortsetzten, das Flußbett mit seinem Gestrüpp und Sumpfgrase bald im Rücken hatten und in Kurzem wieder auf der Eisenbahn-Linie dahin trabten. Unser Gitano trieb immer vorwärts, und da er von dem beständigen Laufen endlich doch anfing müde zu werden, so hängte er sich zuweilen an einen Riemen meines Maulthiers und ließ sich mit fortziehen.

Ungefähr eine Stunde nach unserem Flußübergang tauchte am fernsten Horizont eine Hügelkette auf, auf der man einige Gebäude unterscheiden konnte, Campo Critana, unser Nachtquartier. Doch war unsere Freude über diesen Anblick nicht übermäßig; wir hatten gestern und heute die Entfernungen schätzen gelernt und

Herr Werner machte ein etwas verlegenes Geſicht und meinte: „gerade mit der Mathematik habe er ſich nie außerordentlich ſtark befaßt.“

„Nun, etwas wird ſchon hangen geblieben ſein. Können Sie mir vielleicht den pythagoräiſchen Lehrſatz erklären?“

„Ja — ja — zu Hauſe könnte ich das wohl ....“

„Wenn Sie Ihr Lehrbuch bei ſich haben. Nun, mit der Antwort kann ich mich ſchon bei dem Vorexamen zufrieden erklären, und können Sie ganz beruhigt ſein, denn auch beim großen Examen finden Sie Bücher genug, die zum Nachſchlagen zu Ihrer Verfügung ſtehen; und dann haben Sie auch dort den Geheimen Ober-Einbläſer, einen alten Herrn mit grauem Schnurrbart, den Sie freundlich von mir grüßen können. Aber noch eine Frage werden Sie mir erlauben: was eine Concru-Ente iſt, wiſſen Sie ganz beſtimmt?“

„Doch nicht ſo ganz,“ erwiederte der Examinand nach einer längeren Pauſe.

„Das iſt ſchade. Vor der Frage nehmen Sie ſich in Acht, denn der Herr Oberſt iſt ganz beſonders darauf verſeſſen; er liebt die Concru-Enten ſehr, denn ſie ſchmecken vortrefflich, kommen aus dem indiſchen Staate Concru und ſind beſonders gebraten ſehr ſchmackhaft. Doch will ich Sie nun nicht weiter plagen, nachdem ich mich von Ihren enormen Kenntniſſen überzeugt habe; gehen Sie getroſt zum Examen und erwarten Sie mich um halb ein Uhr bei Tiſche in der ‚Goldenen Ente‘, ſelbſt ohne Concru-Enten, die hier ſchwer zu haben ſind.“

Der Bombardier machte eine herablaſſende Handbewegung,

an welche ſich ein leiſer Wink ſchloß, der dem Zweiten galt und ihn erſuchte, vorzutreten.

„Ihr Name?"

„Erich Freiberg."

„Ein hübſcher Name, Herr Erich Freiberg," antwortete der Bombardier, nachdem er einen Augenblick in das offene, kluge Geſicht dieſes jungen Mannes geblickt und ein kleines, ſchalkhaftes Lächeln in deſſen klaren Augen entdeckt zu haben glaubte. „Sind Sie in der That hieher gekommen, Herr Erich Freiberg, um Ihr Examen zur Aufnahme in die Brigadeſchule zu machen?"

„Ganz gewiß, Herr Bombardier."

„Ah, ich dachte nur, Sie hätten vielleicht die Hausnummer verfehlt und Ihre Beſtimmung ſei das Seminar geweſen. Gewiß, Herr Erich Freiberg, Sie haben etwas ſo Ehrwürdiges, ſo Geiſtliches an ſich, daß Sie es noch bis zum Feldpater bringen können. Doch finde ich ſo eben," ſagte er, ſich erinnernd, daß die Zeit verfloſſen iſt, die ich bei meinen vielen Dienſtgeſchäften für die Vorexamen übrig habe. Gehen Sie alſo mit Gott, meine Herren, auf die Kanzlei des Brigade-Adjutanten, und wenn Sie von dieſem nicht als Zugabe zu ſeinem zweiten Frühſtücke verſchluckt werden, ehe Sie Ihr Anliegen vorgebracht haben, ſo wird er Ihre Namen notiren, Ihnen die Papiere abnehmen und alsdann Tag und Stunde beſtimmen, wo Sie ſich zu Ihrem zweiten Examen einzufinden haben. Kanonier Flattich, zeigen Sie dieſen drei hoffnungsvollen angehenden Artillerie-Officieren den Weg nach der Brigade-Adjutantur, und damit Adieu, meine Herren, und bis nachher, junger Herr Franz Werner!"

Alle Drei verließen hierauf in Begleitung des Kanoniers Flattich, der ihnen zum Führer diente, die Schreibſtube, und da es mehr in unſerem Intereſſe liegt, ihnen zu folgen, als zu ſehen, wie der Bombardier Schmoller in dem nicht ſorgfältig genug verborgenen Briefe des jungen Flattich eine höchſt unpaſſende Correctur anbrachte, ſo wollen wir im nächſten Kapitel erzählen, wie es ihnen weiter ergangen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Held der Geſchichte lernt Einiges vom militäriſchen Leben, beſucht die Wachtparade und geht mit einiger Beſorgniß zum wirklichen Examen.

In dem Zimmer des Brigade-Adjutanten befanden ſich noch ſechs andere junge Leute aus dem Civilſtande, welche an dem demnächſt Statt findenden Examen Theil nehmen wollten, um dadurch ihre Befähigung zur Aufnahme in die Brigadeſchule nachzuweiſen. Dieſe Brigadeſchule war in drei Claſſen getheilt, und es wurde in den akademiſchen Stunden Unterricht gegeben in Mathematik, Zeichnen, Geſchichte, Geographie, deutſchen Aufſätzen und franzöſiſcher Sprache; daß nebenbei beſonders viele Artillerie-Wiſſenſchaften getrieben wurden, verſtand ſich von ſelbſt. Nach den Aufnahmeprüfungen ſtellte es ſich heraus, ob die Aſpiranten überhaupt angenommen wurden und ob ſie der dritten oder der zweiten Claſſe zugetheilt werden konnten.

Das alles erfuhren ſämmtliche Anweſende von dem eiligen

Brigade-Adjutanten, ſo wie auch, daß ſie ſich übermorgen um zehn Uhr hier in dieſem Locale einzufinden hätten, in Parade-Uniform, wollte er ſagen, doch verbeſſerte er ſich und bemerkte: in anſtändig reinlicher Kleidung. Dann nahm er die Papiere eines Jeden in Empfang und übergab ſie zur Durchſicht dem Brigade-Oberſchreiber, der mit ſeinem ſcharfen Blicke Jeden genau und ganz beſonders anſchaute, ſo wie er an ihn heran-trat. Alle verneigten ſich hierauf mit einer mehr oder minder gelungenen Verbeugung und verließen das Zimmer, mit allei-niger Ausnahme Erich's und des langen Franz Werner, mit dem ſich der Brigade-Adjutant herablaſſend unterhielt, während unſer junger Mann den Brief aus der Taſche zog, welchen ihm der Premier-Lieutenant Schramm gegeben und mit dem er ſich nochmals an den Brigade-Oberſchreiber wandte.

„Iſt nicht an mich," entgegnete dieſer ſcharf, „geht mich auch gar nichts an."

„Dürfte ich Sie wohl fragen," forſchte Erich ſchüchtern, „wo ich den Herrn Ober-Feuerwerker Toll auffinden kann?"

„Sehen Sie mich vielleicht für ein Adreßbuch an, junger Menſch?" erwiederte ihm der Schreiber mit dem Vogelgeſichte und, hätte man ſagen können, mit geſträubten Federn. „Schade, daß ich zu ſehr beſchäftigt bin, ſonſt würde ich mir den Arm und die Ehre Ihrer Begleitung ausbitten, um Sie hinzuführen. — Iſt das ein naſeweiſes Zeug!" brummte er in ſich hinein, als Erich, den Brief in der Hand behaltend, eingeſchüchtert das Zimmer verließ.

Glücklicher Weiſe fand er draußen auf dem Gange einen Unterofficier, der ihm die Wohnung des Ober-Feuerwerkers beſchrieb, und dieſen ſelbſt zu Hauſe.

Doll war ein kleines, mageres Männchen, raſch und lebendig in allen ſeinen Bewegungen; aus ſeinen Augen leuchteten Geiſt und Gutherzigkeit, und nachdem er den Brief, den ihm Erich überreicht, aufmerkſam durchgeleſen, klopfte er ihm auf die Schulter und ſagte: „Nun, wie es mit den Kenntniſſen ſteht, davon wollen wir uns übermorgen überzeugen; ſtellen Sie ſich aber die ganze Geſchichte nicht ſo gefährlich vor und antworten Sie friſch heraus auf alle Fragen, die man Ihnen ſtellt, allerdings nicht unüberlegt, aber auch nicht ſo lange gezaudert. Laſſen Sie ſich auch nicht einſchüchtern, wenn unſer hochverehrter Herr Oberſt vielleicht einmal mit einem barſchen Worte dazwiſchen fährt; er meint das nicht ſo übel und iſt ein Herr von großer Einſicht und dem vortrefflichſten Gemüthe. Wo wohnen Sie?“

„In einem ſehr beſcheidenen Wirthshauſe der Vorſtadt, mit einigen anderen jungen Leuten, die gleichfalls ihre Aufnahme in die Brigadeſchule nachſuchen, Herr Ober-Feuerwerker.“

„Ach ja, ich weiß, Ihre Mittel ſind nicht brillant, und Sie müſſen eben ſehen, wie Sie ſich durchſchlagen; doch hoffe ich, daß Sie Ihr Examen beſtehen und dann der Schulcompagnie zugetheilt werden. Es iſt allerdings nicht viel, was Sie dort haben, aber es ſchützt Sie vor dem Verhungern, und wenn Ihnen die Artillerie-Wiſſenſchaften bald in den Kopf gehen, ſo kann man Sie wohl in Bälde zu dem Bombardier-Examen vorſchlagen. Alſo bis übermorgen!“

Erich verließ den freundlichen Ober-Feuerwerker mit ziemlich gehobener Hoffnung, welche durch die ſchroffe Abweiſung des Oberſchreibers etwas verblaßt war. Er ſchlenderte durch die breiten Straßen der ihm unbekannten Stadt, ohne Zweck

und Ziel, ja, ohne viel Aufmerksamkeit auf das, was ihn umgab, was wohl daher kommen mochte, daß seine Gedanken immer wieder zurückkehrten zu den so interessanten Erlebnissen der letztvergangenen Tage. Hatte die Geschichte mit dem geschossenen Hirsche weitere Folgen, oder wurde sie, wie ihm der Müller Burbus beim Abschiede versicherte, aus guten Gründen niedergeschlagen, so daß kein Hahn mehr danach krähen würde? Und wenn dem wirklich so war, hatte nicht sein persönlicher Feind, der junge Graf Seefeld, Veranlassung genug, sich seiner lebhaft zu erinnern und ihm in den Weg zu treten, wo ihm das möglich wurde? Allerdings hoffte er durch seinen Eintritt in die Schule unter Anlegung der Uniform in der großen Menge gewisser Maßen untergehen, und doch wieder konnte er gerade als Militär auf irgend eine Weise mit jenem in Berührung kommen. Ja, obgleich er wußte, daß die Residenz, wo das Husaren-Regiment stand, in dem der Graf diente, viele, viele Meilen von dieser Provinzstadt entfernt war, so beunruhigte es ihn in diesen Tagen doch jedes Mal, wenn er einen Officiersäbel klappern hörte und wenn er, wie hier, auf den Straßen häufig Husaren-Officieren, allerdings eines anderen Regiments, begegnete.

Glücklich aber sind jene Tage der Jugend, wo uns leichter Sinn und frischer Muth nicht lange bei drückenden Gedanken verweilen lassen, wo wir uns gern von einer trüben Vergangenheit ab einer heiter scheinenden Zukunft zuwenden.

Und schien ihn in der That seine Zukunft nicht heiter anzublicken? War er doch von einem wichtigen Manne der Examinations-Commission, dem Ober-Feuerwerker Doll, recht freundlich aufgenommen worden, hoffte er doch, wenn auch nich

glänzend zu beſtehen, doch genügend durchzukommen, und hatte ihn nicht ſelbſt das ſpaßige Vorexamen des junge Bombardiers ſo heiter in jene luſtigen Kreiſe eingeführt, denen er ſpäter ebenfalls angehören ſollte? Ja, er ſah ſich ſchon im Geiſte in der hübſchen Uniform mit den blanken Knöpfen und goldenen Treſſen, wie die jungen Leute, die ihm entgegen kamen und die er ehrerbietig grüßte. In wenigen Tagen war er berechtigt, ſich ebenfalls als ein Glied jener ſchönen und großen Armee zu betrachten, von der ſo eben ein anſehnlicher Bruchtheil, ein Bataillon Infanterie, die rauſchend klingende Militärmuſik an der Spitze, feſt und dröhnend mit angezogenem Gewehr durch die Straßen marſchirte, und dem er, wie viele andere Müßiggänger, in gleichem Schritt und Tritt zum Paradeplatze folgte.

Welch neues, herrliches Leben und Treiben auch hier für ihn!

Da ſtanden die zur Wache commandirten Truppentheile von der Infanterie und Artillerie in einer langen Linie neben einander, und vor ihnen, auf der anderen Seite des Platzes, bewegte ſich eine zahlreiche Menge glänzender Officiere aller Waffengattungen durch einander, ſo ungenirt plaudernd, als ſeien ſie in einer Privatgeſellſchaft, bis ſich an der nächſten Straßenecke ein ſchwarzer und ein weißer Federbuſch zeigte, bis dann auf der ganzen Linie Stillſtand und „Präſentirt das Gewehr" commandirt wurde, ſo wie ſich die beiden Federbüſche, langſam hin und her ſchwankend, näherten. Der ſchwarze gehörte einem mageren, kleinen Manne in der Uniform eines Oberſten der Infanterie und Platzcommandanten, der weiße aber einem großen, breiten Artillerie-Oberſten, der

etwas breitſpurig und ſchwankend ging, aber jedes Mal mit einem einzigen Schritte zwei ſeines kleinen Collegen überholte.

Ja, dies war bei Erich's Unerfahrenheit ein recht feierlicher, nie zu vergeſſender Moment, die erſte Wachtparade, die er mit anzuſehen das Glück hatte! Ja, die Wachen präſentirten alleſammt, Keiner vergaß das oder kam zu ſpät, die Officiere griffen an ihre Hüte oder Czako's und verharrten in dieſer Haltung, bis der weiße und ſchwarze Federbuſch auf der Mitte des Platzes angekommen waren, wobei, dröhnend an den Häuſern widerhallend, die Regimentsmuſik ſpielte, unter taktmäßigem Gebrumme der großen Trommel und dem Klingeln des Schellbaums — wahrhaft prächtig!

Die Glücklichen, dachte Erich, die jetzt ſchon da ſtehen dürfen mit dem blanken Gewehr oder dem gezogenen Säbel, bereit, eine königliche Wache zu beziehen! Doch machten gerade nicht Alle zufriedene Geſichter, beſonders die Commandanten der verſchiedenen Wachen nicht, als ſie nun vortreten mußten, um von dem Platzmajor inſpicirt zu werden. Dieſer war ein älterer Mann, lang und hager, in einer abgeſchabten, etwas ſchlotterigen Uniform und einem Hute, deſſen ſchwarze Federn fuchſig geworden waren, und einer Stimme, die äußerſt heiſer klang, wenn er nach vollendeter Reviſion commandirte: „Ober- und Unterofficiere, marſchirt auf eure Poſten," wobei er ſo undeutlich ſprach, als habe er geſagt: „Ober- und Unterofficier, es iſt mir kein Spaß." Dann machte er wankend Front gegen ſeinen Chef, den Platzcommandanten, griff grüßend mit einem äußerſt kummervollen Geſichte an ſeinen Federhut, worauf der Vorbeimarſch begann.

Erich hatte zufällig einen ſo günſtigen Platz eingenommen, daß er zu ſeiner Rechten die beiden vornehmen Federbüſche hatte, links aber eine Straße, nach welcher hin die meiſten Wachen abmarſchirten, beſonders viel Artillerie, um den Dienſt auf den Wällen der Stadt ſo wie den detachirten Forts zu verſehen.

Bei dieſen, welche ungenirt den Säbel immer im rechten Arme trugen, nachdem ſie den Platz, wo die beiden Oberſten ſtanden, im Rücken hatten, fehlte es nicht an eigenthümlicher Converſation dieſer jungen Wachtcommandanten unter ſich oder mit Kameraden, die zufällig oder abſichtlich dicht an ihrem Wege ſtanden, flüchtige Unterhaltungen, von denen Erich wohl die Worte, aber nicht den Sinn verſtand.

„Nimm dich in Acht, Schmitz," rief Einer, „der Alte jagt heute da draußen bei Numero vier herum, und ich bin überzeugt, ſtatt durch das Thor nimmt er ſeinen Weg über die Lünette und die Ausfallbrücke."

„Er ſoll nur kommen, und wenn er in Civil iſt und keine Erlaubnißkarte bei ſich hat, ſo arretire ich ihn, darauf kann er Gift nehmen!"

„Du," rief ein anderer Abmarſchirender, „ſage dem Wallrevidirenden vom Seethore, er ſoll nicht vergeſſen, mir zwei Schoppen Rum heraus zu bringen und ein Spiel neuer Karten, auch es dem Wallrevidirenden vom Hochthore zu ſagen."

„Nehmt euch in Acht mit euren Whiſtpartieen, der Alte hat ohnedies ein Auge auf euch!"

„Meinethalben, wir wollen es auch nicht beſſer haben, als die Anderen, und gehen ſo lange zum Waſſer, bis wir auf dem Trockenen ſitzen."

wußten, daß wir vor Nacht — es ſchien in einer Stunde erreichbar zu ſein — wenigſtens noch vier Stunden reiten mußten. Und ſo war es auch. Bis zur Verzweiflung dehnte ſich der Weg; ich war etwas ermüdet — unausſtehlich wie Horſchelt ſagte, und fing zum Ergötzen des langen Malers mit unſerem Zigeuner bei einbrechender Nacht einen kleinen Wortwechſel an. Dieſer hatte mir nämlich vor einer Stunde geſagt, nach Ablauf derſelben würden wir Campo Critana erreicht haben, und wir waren zu dem angegebenen Zeitpunkte ſcheinbar noch eben ſo weit entfernt wie vor demſelben.

Glücklicher Weiſe wurde die Gegend etwas belebter und intereſſanter. Statt des dürren, gelblichen Bodens ritten wir auf einem Wieſenpfade, hatten auch die Eiſenbahnlinie endlich verlaſſen, kleine Hügel boten einige Abwechslung, und wir ſahen wieder einmal Baumgruppen, freilich nur ſchwächliche Oliven, aber es war doch etwas Neues. Auch Menſchen zogen mit uns, zahlreiche Arbeiter der Eiſenbahn, die ihr Tagewerk vollendet hatten und nach Hauſe zurückkehrten. Bald vernahmen wir auch den Klang einer Glocke; wir verließen die Feldwege und gelangten auf die Fahrſtraße, welche nach Campo Critana führte. Da nun hier unſere Maulthiere augenblicklich in die mit Schlamm angefüllten Löcher der Straße verſanken, ſo waren wir ſicher, in der nächſten Nähe des Ortes zu ſein.

Dieſer war nun eben ſo ärmlich und miſerabel wie Villarobledo. Trotzdem es ein kleines Neſt ſchien, mußten wir doch eine lange Zeit durch die Straßen ziehen, ehe wir an das Privathaus kamen, das uns der Ingenieur empfohlen. An unſeren geſtrigen Ball denkend, wären wir gerade nicht betrübt geweſen, wenn man uns wieder in eine Poſada gewieſen hätte. Doch empfing unſer heutiger Wirth Don Manuel uns mit dem Anſtand eines echten Hidalgo, freundlich, herablaſſend, aber gemeſſen, am Thore ſeines Hofraumes. So lange wir im Sattel ſaßen hatten wir weniger vom langen, ſcharfen Ritt und von der Müdigkeit

„Sage doch dem Fellinger draußen, der Alte habe ihm höchſtſelbſt drei Tage Mittelarreſt dictirt, weil er geſehen haben will, es ſei geſtern auf dem Glacis vom Fort Nr. 2 Wäſche getrocknet worden.“

„Werd's beſorgen; o, es ſieht dem Fellinger ähnlich, daß er ſich mit einer hübſchen Wäſcherin niedlich gemacht hat.“

„Gewiß, gewiß, und deßhalb drei Tage zur Abkühlung.“

„Wer mag denn eigentlich der Alte ſein,“ dachte Erich. „der Alte, von dem ſo oft die Rede, und der, wie es ſcheint, nur drohend und ſtrafend auftritt!“

Und in dieſem Augenblicke war es gerade, als ſei Jemand hinter ihn getreten, um ihm durch den halblauten Ausruf: „Sehen Sie, da ſieht der Alte,“ die nöthige Aufklärung zu geben.

„Der mit dem weißen Federbuſche!“

„Ja, mit dem breiten, rothen Geſichte. Hören Sie, jetzt ſpricht er in ſeiner Art recht freundlich mit dem jungen Artillerie-Officier, der ſich bei ihm gemeldet, und doch dröhnen ſeine Worte wie ein fern hinrollender Donner. Ich verſichere Ihnen, wenn er jetzt plötzlich aus dem Fr einen Millionenhund losließe oder dergleichen, ſo würde das krachen, wie ein Wetterſchlag, und könnte am Ende auch einſchlagen. Ich habe Aehnliches erlebt. Ja, er ließ mir einmal beim Manöver, als ich in der Geſchwindigkeit und Tuſelei ſtatt das Zündloch zuzuhalten, friſchweg am Aufpudern war, ehe noch die Kartuſche angeſetzt werden, ſeine Fauſt ſo derb auf den Czako fallen, daß ich meinte, er ſchlüge mich ungeſpitzt in den Boden hinein.“

Erich wandte ſich langſam, um den Sprecher anzuſehen, und da er in ihm den ſpaßhaften Bombardier von heute Morgen erkannte, ſo wie in ſeiner Geſellſchaft den langen Freiwilligen, ſo zog er freundlich grüßend ſeine Mütze herab, was von jedem mit einem gnädigen Kopfnicken belohnt wurde.

„Im Uebrigen," fuhr Herr Schmoller mit der Miene eines Mannes fort, der alle Verhältniſſe wie ſeine Taſche kennt, „ein Vorgeſetzter, wie man ſich ihn nur wünſchen kann; ſorgt für Alle in der Brigade, wie ein Vater für ſeine Kinder, iſt auch nicht auf den Gamaſchendienſt ſo erpicht, wie die Anderen, allerdings bedeutend grob und heftig, aber nur beim langweiligen Garniſonsdienſte, aber wenn es bei den Artillerie-Uebungen und Manövern nur raſch entſchloſſen vorwärts geht und auf rechter Stelle und zur rechten Zeit bedeutend kracht, ſo iſt es ihm gleichgültig, ob der Mantel ein Bischen ſchief auf dem Sattel ſitzt oder ob die Knöpfe blank geputzt ſind. Wie tapfer er im Felde war, zeigt das Kreuz auf ſeiner Bruſt; das iſt eine Decoration, mein Lieber, die wir Beide keine Ausſicht haben, je zu erlangen, und galt auch dazumal und gilt heute noch viel mehr, als ein ganzes Dutzend neuer Ordenszeichen."

„Es intereſſirt mich ſehr, den Herrn Oberſten zu ſehen," ſprach der Freiwillige Herr Werner, „denn ich habe einen Brief an ihn von meinem Vater, welchen ich ihm kurz vor dem Examen übergeben ſoll."

„Ah, in der That!" ſagte der Bombardier Schmoller, ſeinen Begleiter mit größter Ehrfurcht anſchauend; „ein ſolcher Brief iſt nicht übel, um ſich den Magen warm zu halten, und

jetzt mache ich mit noch größerem Vergnügen von der Einladung zum Mittageſſen Gebrauch. Ein junger Mann von Ihrem Aeußeren und der obendrauf Briefſchaften für den Alten beſitzt, iſt eine ſehr achtungswerthe Bekanntſchaft; kommen Sie, ich ſehe ohnedies, daß der weiße Federbuſch auf uns zulenkt."

„Warten Sie doch, ſo können wir den Herrn Oberſten ja in der Nähe anſchauen, vielleicht, daß er mich an einer Aehnlichkeit mit meinem Vater erkennt."

„Sehr angenehm für Sie; doch gibt es Augenblicke, wo man ſich hütet, dem Alten in den Weg zu treten, beſonders zwiſchen der Parade und dem Mittageſſen." Eigentlich hätte er hinzuſetzen ſollen: oder wenn man ein Beinkleid von einer unvorſchriftmäßigen hellgrauen Farbe trägt, wie Herr Schmoller, welcher ſich zu dem verhabenden Diner fein gemacht hatte und der haſtig entwich, den Anderen mit ſich fortziehend, wobei er ihm ſagte: „Erſparen Sie dem Alten Ihren Anblick bis zum Examen; wenn Sie alsdann plötzlich mit dem Briefe Ihres Herrn Vaters vor ihn hintreten, ſo iſt das jedenfalls von größerer Wirkung." In ſeinem Innern aber dachte Herr Schmoller: „ich wäre ein rechter Narr, bei dieſem dummen Teufel da ſtehen zu bleiben, der im Stande iſt, ſogar den Oberſten auf der Straße anzureden und ihm ſeinen Brief zu präſentiren!"

„Kommen Sie, kommen Sie!"

Damit eilten die Beiden raſch in eine Seitenſtraße hinein, und Erich blickte ihnen faſt mit einem bitteren Gefühle nach. „Wie gut es doch manche Menſchen haben," dachte er; „ſo dieſer junge Mann, welcher im erſten Gaſthofe der Stadt

wohnt, welcher ſich augenblicklich Freunde von Einfluß erworben hat und der beim Examen, wenn wir ſchüchtern in einer Ecke ſtehen, mit einem Empfehlungsbriefe vor den Herrn Oberſten zu treten im Stande iſt!“

Um ſich aber ſeinen künftigen Chef in der Nähe anzuſehen, blieb er dicht an der Straße ſtehen, auf welcher dieſer mit ſeinem Adjutanten den Platz verließ, und zog ehrerbietig ſeine Mütze zum Gruß, welcher denn auch von dem großen und breiten Officier mit einem wohlwollenden Kopfnicken erwiedert wurde.

Von den jungen Leuten, die mit ihm in demſelben Wirthshauſe wohnten, ſah er nicht viel in dieſen Tagen; Jeder hatte ſeine beſonderen Gänge zu machen, Manche verließen auch ihre Zimmer nicht, um in der Bekanntſchaft des alten Maier Hirſch Einiges nachzuholen, ſo wie auch, um in der ſchrecklich gelehrten Oede von Kohlrauſch's Geſchichtstabellen hin und wieder ſeufzend ſpazirend zu gehen.

So kam denn der große Morgen des Examens heran, und da in aller Frühe die Kirchenglocken läuteten, wie ſie übrigens täglich thaten, ſo ſchien das für Erich doch heute nur zur Feier dieſes großen Tages zu geſchehen, zu welcher auch Erde und Himmel im Sonnenſcheine ganz beſonders glänzten, die Leute auf den Straßen feſttäglich gekleidet und die Wachen mit ausnehmend blank geputzten Gewehren vor ihren Schilderhäuſern hin und her ſpazirten.

Ja, Erich war ſo davon überzeugt, alle Welt müſſe ſich ausſchließlich mit dieſem wichtigen Ereigniſſe beſchäftigen, daß es ihn ſehr verdroß, als ein Artillerie-Unterofficier im Hofe der Brigadeſchule ihm auf ſeine Frage, wo er ſich hinwenden

müſſe, um zum Examinationsſaale zu gelangen, zur Antwort gab, er wiſſe von keinem Examen und ſolle er ſich bei dem Wachthabenden dort unter dem Thorbogen erkundigen. Auch dieſer wollte ſich auf nichts der Art beſinnen, und ſo ſtand Erich für einen Augenblick rathlos da, bis zu ſeinem Glücke der lange Freiwillige Werner, und zwar neben dem Bataillons-Adjutanten, den Hof betrat. Quer über denſelben folgte er ihnen die Treppe hinauf in einen großen Saal, wo ſich links in der Ecke vielleicht ſchon ein Dutzend junger Leute befand, gleich wie er in Civilkleidern, ſchüchtern zuſammengedrängt wie eine Schafheerde, während einige Officiere im Hintergrunde des Saales gleichgültig plaudernd auf und ab gingen. Auch hier war von beſonderer Feierlichkeit keine Rede. Andere Officiere, die nachher eintraten, ſprachen mit denen, die ſchon da waren, oder ſetzten ſich an eine Tiſchecke, um in einem Zeitungsblatte oder in einem Buche zu leſen, und ſelbſt als das Examen nun anfing, ging dieſer bedeutungsvolle Act ohne irgend welche Ceremonie vor ſich, ohne eine feierliche Anſprache, wie Erich gehofft, ohne Hinweis auf die Pflichten und Tugenden dieſer künftigen Kriegshelden. Es wurden einzelne Namen aufgerufen, und der Betreffende trat ſchüchtern vor, um ſogleich von einem der Officiere in Empfang genommen zu werden, der alsdann entweder plaudernd mit ihm auf und ab ging oder ſich mit ihm in einer Fenſterniſche beſprach, um ihn ſpäter neben anderen Examinanden an einem großen Tiſche, mit Papier und Schreibzeug bedeckt, niederſitzen zu laſſen. Endlich ertönte auch Erich's Name, und er fühlte bei dem Klange deſſelben, wie ſich ſein Herz zuſammenzog und wie er mühſam athmete; doch ſchritt er aufrechten Hauptes zu einem freundlich ausſehenden

Officier, der ihm in der allgemeinen Weltgeschichte auf den Zahn fühlte, ihn alsdann einem strenger aussehenden Collegen übergab, dem er das Fluß- und Kanal-System des gesammten Deutschlands angeben mußte, auch den Lauf und die Höhe der Gebirgsketten Europa's und Asiens, worauf er dann von hier ebenfalls an jenen langen Tisch gesetzt wurde und die Aufgabe erhielt, einen wohlstylisirten kurzen Abriß seiner Lebensgeschichte zu geben.

Erich hatte mit Zagen in die Augen seiner Examinatoren geblickt, und daß er von beiden mit einem kurzen, aber wohlwollenden Kopfnicken entlassen wurde, erhöhte seinen Muth und ließ ihn frei aufathmend an die für ihn leichtere schriftliche Aufgabe gehen.

Unterdessen war auch der Ober-Feuerwerker Doll mit dem Brigade-Adjutanten eingetreten, und nachdem ersterer eine große, schwarze Tafel, die an der Wand hing, sorgfältig mit einem nassen Schwamme überfahren und der letztere einen Stoß Papiere auf einen kleinen Tisch, hinter dem ein breiter Lehnsessel stand, niedergelegt, zogen einige der Officiere ihre Uniformen etwas fester auf die Hüften herab, drückten auch wohl an ihre Degen und griffen leicht an ihre Kragen, während andere, welche es sich bis jetzt auf einer Tischecke oder rücklings auf einem Stuhle bequem gemacht, herabrutschten oder aufstanden — alles Anzeichen, daß die Feierlichkeit des Examens jetzt endlich einen höheren Aufschwung zu nehmen schien. Und so war es auch in der That, als nun der Oberst und Brigade-Commandant eintrat und mit ihm der Vorsteher der Schule, Hauptmann Wetter.

Letzterer ließ sich von dem Brigade-Adjutanten die verschiedenen jungen Leute mit ihren Namen bezeichnen und betrachtete hierauf die betreffenden Notizen, welche sich die einzelnen Examinatoren über die Kenntnisse der zu Prüfenden gemacht, während sich der Oberst in den Lehnstuhl setzte, seinen gewaltigen Federbusch neben sich legte und in die Papiere blickte, welche vor ihm lagen. Einen Augenblick durchblätterte er sie, dann schaute er auf und sagte mit seiner mächtigen Stimme: „Wo haben wir denn den Freiwilligen Werner? Lassen Sie ihn einmal vor mir hintreten! — So, Er ist also der Franz Werner," fuhr er fort, nachdem ihm der Betreffende vorgestellt worden war; „nun, Er hat ja eine Größe, wie sie für den Flügelmann einer zwölfpfündigen Batterie paßt! Wat is denn dat für ein Papier, dat er mir da unter die Nase hält?"

„Ein Empfehlungsschreiben meines Vaters, Herr Oberst, welcher so glücklich ist, den Herrn Obersten zu kennen."

„Is wohl möglich. Ick glaube mir zu erinnern, und wenn Er mir dat Papier später nach einem guten Examen übergeben will, so habe ich nichts dagegen. Wie steht's mit ihm, Herr Lieutenant Kühne?" wandte er sich an den Officier, der ihn gerade in der Arbeit gehabt.

Dieser zuckte leicht die Achsel und erwiederte etwas von mangelhaften Kenntnissen und sehr oberflächlichem Wissen.

„Hm," machte der Oberst, „so wollen wir selbst einmal sehen, wie Er in der Mathematik beschlagen ist. Trete Er dort an die Tafel, mein Sohn, und sei Er vor allen Dingen nicht schüchtern; man hat hier nicht die Absicht, Ihn zu beißen."

Nun ſah allerdings der Freiwillige Werner im gewöhnlichen Leben durchaus nicht ſchüchtern aus, ging aber jetzt doch mit etwas zaghaften Schritten auf die Tafel zu, wo ihn der Ober-Feuerwerker Doll erwartete.

„Er ſoll uns einmal den Pythagoras beweiſen!“

Werner machte ein paar zweifelhafte Striche an die Tafel, ſchrieb auch einige Zahlen daneben, doch las man wohl in dem erſtaunten Geſichte des Ober-Feuerwerkers, daß der Lehrſatz der großen griechiſchen Mathematik hier ſehr in Gefahr ſei, unbewieſen zu bleiben. Auch der Oberſt bemerkte das, und man ſah an ſeiner ſchwellenden Stirnader ſo wie an der Art, wie er die Backen aufblies, daß ein Unwetter im Anzuge ſei, wobei er ungeduldig bald „Ne,“ bald „O!“ herausſtieß und endlich, auf den Tiſch trommelnd, ſagte: „Mir ſcheint, dat der junge Menſch den Pythagoras für ein böhmiſch Dorf anſieht. Steigen Sie einmal weiter herab, Herr Ober-Feuerwerker, und laſſen Sie ſich einmal von ihm erklären, wat ein gleichſeitiges Dreieck iſt!“

Aber auch dieſe Erklärung gedieh nicht weiter, als zu einigen gänzlich unverſtändlichen Strichen, welche er mit einem kläglichen Blicke an die Tafel malte.

Nun wurde das Geſicht des Oberſten dunkelroth, wobei ſich von fern her rollender Donner zu einem Einſchlagewetter verſtärkte. „Ja, wat is denn dat, wat will denn die lange Wiſcherſtange, dat ſe ſich da vor uns hinſtellt, um Examens zu ſpielen! Hat Er denn gar nichts gelernt und iſt Er wohl gar ein ausgemachter Nixnutz, wat? Kommt da mit Empfehlungsbriefen und will mir weismachen, er ſei der Sohn meines alten

Freundes Werner — ſchäme Er ſich! Der Poſtmeiſter iſt ſo ain braver Mann und Er ſelbſt hat ſo eine reſpectable Mutter und ſo hübſche Schweſtern, und kann nicht einmal den Pythagoras beweiſen! Aber," brüllte er in höchſter Wuth, „ick will mir nicht ärgern, und namentlich nicht wegen ſolchem Grobzeug — na, jetzt geh' Er her und mal' Er mir zwei Punkte auf die Tafel, etwas weit von einander entfernt — ſo, dat is gut! Nun hoffe ich doch, daß Er irgend etwas von Mathematik verſtehen wird! — Welches iſt nun der kürzeſte Weg zwiſchen zwee Punkten?"

„Eine gerade Linie, Herr Oberſt," ſagte Werner raſch, wobei er tief aufathmete.

„Richtig, eine gerade Linie — nun denn, Er Millionenhund, ſo mache Er, daß Er auf der mathematiſch geradeſten Linie wieder nach Hauſe kommt! Hol' Ihn der Teufel!"

Zu gleicher Zeit erhob ſich der Oberſt, nahm ſeinen Federhut und ſchwenkte ihn hin und her, als könnte er damit die Geſtalt des unmathematiſchen Freiwilligen ſchnell verwehen laſſen, was aber auf natürliche Weiſe geſchah, indem die betreffenden Officiere dafür ſorgten, daß er ſo raſch wie möglich aus den Augen ihres brauſenden und ſchnaufenden Chefs entfernt wurde.

„Sollte man nicht glauben," brummte er vor ſich hin, „dat ſei eine Kleinkinder-Bewahranſtalt, wo man nur ſo herläuft! Aber ich ſage Ihnen, Herr Hauptmann Wetter, halten Sie mir feſt uf die Mathematik!"

Bei dieſen Worten blickte der Oberſt die übrigen Schlachtopfer wie ein Tiger an, und zwar wie ein Tiger, der Blut

gelegt hat. Langsam ließ er seine Augen über die bange Schaar dahinfahren, und der Ausdruck dieser Augen, welche vorher so wohlwollend und milde geglänzt hatten, drückte jetzt so schwer auf sämmtliche Examinanden, daß man nichts vernahm, als das schüchterne Rascheln der Federn auf dem Papier.

Eine Zeit lang ging übrigens alles Weitere in Ruhe vor sich, und ein paar junge Leute, die nach Werner aufgerufen wurden, machten ihre mathematischen Aufgaben so ordentlich, daß der Oberst wieder anfing, beifällig mit dem Kopfe zu nicken. Jetzt aber zog er ein Blatt Papier aus dem Stoße hervor, in dem er kramte, las darin und rief hierauf mit lauter Stimme: „Erich Freiberg — wo haben wir Erich Freiberg? Ich möchte mir den auch einmal beim Tageslicht anschauen?"

„Hier, Herr Oberst!"

„Komm Er her, mein Sohn, und sei Er nicht schüchtern! Ich bin nur für die unangenehm, die ein schlechtes Gewissen haben, und Er schaut mir recht ehrlich aus seinen Augen, ist wie ich hier aus dem Papiere sehe, der Sohn eines braven Artillerie-Unterofficiers, und will ich Ihn deßhalb mit besonderer Sorgfalt examiniren lassen. Sieht Er, mein Sohn, in der Hoffnung nämlich, daß er etwas gelernt hat gegenüber manchen Anderen, die daherkommen aus ihren höheren Schulen und Bildungsanstalten, wie sie es nennen, mit Empfehlungsbriefen in ihren Klauen und goldenen Ketten an der Uhr. Mach' Er mir nun das Vergnügen und zeig' Er uns, daß Er von guter Art ist."

gespürt; als ich aber abstieg, fühlte ich wohl, daß ich des Reitens, namentlich auf schlechten Thieren und Sätteln, nicht mehr gewöhnt sei; denn ich war so steif geworden, daß es mir Mühe machte, die drei, vier Stufen zum Hause hinauf zu steigen. Glücklicherweise fanden wir hier ein wenn einfaches, doch behagliches Zimmer, einen mächtigen Brassero, ja, sogar die Idee eines Sophas und eine freundliche Wirthin, die sogleich für unser Nachtessen Sorge trug.

Das Haus Don Manuel's war, was der Spanier eine Casa de Huespedes nennt, und wurde hauptsächlich von Eisenbahn-Ingenieuren besucht. Ein paar, die auf der hiesigen Station beschäftigt waren, wohnten mit ihren Frauen dort. Alle waren hübsche, umgängliche Leute, und wir plauderten zusammen so gut wie möglich, boten einander Cigarren an und folgten später ihrer Einladung nach dem Vorplatz oder der Küche des Hauses, wo ein großes Herdfeuer brannte, um welches wir uns im Kreise herum setzten. Don Manuel gab mir mit vieler Gravität seinen, den Ehrenplatz in der Ecke und mein Weigern half nichts, ich mußte ihn annehmen. Er schien wohlhabend zu sein, wenigstens wies das ganze Hauswesen darauf hin; unsere Wirthin, Donna Ines, war fast städtisch gekleidet, ebenso die Frauen der Eisenbahnbeamten. Dabei hatten alle drei hohe, stattliche Figuren mit ausdrucksvollen Köpfen, aus denen Augen und Zähne prächtig hervorglänzten.

Im Laufe des Abends kamen noch einige Ingenieure von einem Ritt über Feld zurück, mit hohen Reitstiefeln, den Gürtel um den Leib, in welchem Messer und Pistolen staken. Es kann hier nicht schaden, meinte Einer, daß man zeigt, wie man für alle Fälle gerüstet ist.

So saßen wir um den Herd bei einander, die Beleuchtung kam von dem hoch aufprasselnden Feuer her; an der Decke hingen Schinken und Würste, was namentlich mit dem Anzug der hübschen Weiber, welche die Spitzenmantille um den Kopf trugen,

Damit wurde Erich mit einer Handbewegung gegen den Ober-Feuerwerker diesem überantwortet, und wenn er ihn auch gerade im betreffenden Examen nicht schonte, so wußte er ihm doch anderentheils auch durch irgend einen Strich oder eine eingeworfene Ziffer, und zwar in solchen Augenblicken zu helfen, wo sich der Oberst mit dem Präses der Schule unterhielt, wobei dann das Facit herauskam, daß Erich Freiberg ein ganz erträgliches Examen gemacht hatte.

„Nun, sieht Er, mein Sohn, das freut mir!“ sagte der Oberst mit einem wohlwollenden Lächeln, wobei er seine Hand so kräftig auf das Haupt des jungen Menschen legte, daß dieser sich zusammennehmen mußte, um nicht zu wanken. „Halte Er sich auch in allen anderen Dingen gut, und ich werde Ihn nicht aus dem Gesichte verlieren!“

In ähnlichen Wechselfällen bewegte sich das Examen zur Aufnahme in die Brigadeschule noch eine Zeit lang hin und her und ergab als schließliches Resultat, daß neben Werner, der aber nicht mehr zum Vorschein gekommen war, noch drei Andere vom Besuche der Schule zurückgewiesen wurden.

Dann ließ der Oberst die sämmtlichen Glücklichen um den Tisch herumtreten und hielt ihnen eine kurze, aber sehr kräftige und sehr wohlwollende Rede, deren Schluß also lautete:

„Und ich sage euch, meine Kinder, und es kann allen Anderen, die hier herum stehen, nichts schaden, wenn sie es ebenfalls nicht nur mit anhören, sondern sich bei sich behalten wollen, nämlich daß meine Brigade so wie alles übrige militärische Wesen nur durch drei Dingen in Ordnung gehalten und

zum Gedeihen gebracht werden kann. Dat is erſtens Ordnung und zweitens Ordnung und drittens Ordnung — denn Ordnung muß ſind!“

Damit und zugleich mit einer freundlichen Handbewegung entließ er die Examinanden, welche ſich nun wieder wie früher in die Ecke des Saales zurückzogen, um dort vom dem Brigade-Adjutanten die Weiſung zu erhalten, wo und wann ſie ſich morgen früh zur Einkleidung zu ſtellen hätten.

Achtzehntes Kapitel.

Von der Brigadeschule im Allgemeinen, auch von zarten Unterhaltungen der jungen Zöglinge, vom geheimnißvollen Bunde des Hungers und des Durstes, und erfahren wir schließlich, wie Erich Arrest erhielt, weil er ein Geschütz gar zu natürlich abgefeuert haben sollte.

Schon der Weg, um an den Fuß jener Leiter zu gelangen, von welcher der Wachtmeister sagt, daß sie zur höchsten Macht führe, ist so mit Schwierigkeiten aller Art bedeckt und unser Fuß verwundet sich so leicht an den Dornen und Disteln, die hier auf unserem Pfade wuchern, daß der ganze Muth und der ganze Leichtsinn der glücklichen Jugendzeit dazu gehört, um nicht schon Anfangs zurückzuschrecken. In unseren Militärträumen sahen wir uns beständig verkörpert in der Gestalt eines schmucken Reiters oder Artilleristen, der sich plötzlich, wie durch Berührung eines Zauberstabes, aus der dunkeln Civilpuppe entwickeln werde. Wir dachten nicht daran, daß diese Entwicklung so nach und nach, mit so unscheinbaren Fortschritten vor sich gehen würde; eben so wenig aber auch der Held unserer Geschichte, der indessen den Vorzug hatte, daß er aus seiner Jugendzeit schon wußte, was eine Montirungskammer sei und welch engherziger

Tyrann auf derſelben gebiete, der Selbſtherrſcher aller alten und neuen Hoſen, mit dem deutſchen Namen Capitain d'armes benannt, gewöhnlich ein alter Unteroficier, verdrießlich, geizig, ſchlappig und nur dafür beſorgt, daß ein warmer Commißmantel niemals zu dem benutzt wurde, wozu er doch eigentlich erſchaffen war, den Soldaten nämlich vor Kälte zu bewahren.

Da ſtanden nun an jenem Morgen die acht zum Einkleiden beſtimmten jungen Leute in einer Reihe auf der halbdunkeln Montirungskammer, die meiſten hübſche, wohlgewachſene Burſchen, welche, nachdem ſie mit den ihnen verabreichten Hoſen und Jacken bekleidet waren, wie eben ſo viele Vogelſcheuchen ausſahen.

Allerdings wurde der Schneider beauftragt, ihnen das Zeug zurecht zu machen, doch ſelbſt als dies nach einigen Tagen nothdürftig geſchehen, waren ſie von den eben erwähnten militäriſchen Idealen noch ſo weit entfernt wie die graue Larve vom goldſtrahlenden Käfer.

Doch beugte auch das glücklicher Weiſe nicht den jugendlichen Muth und Uebermuth, eben ſo wenig wie das oft ſo pedantiſche Verfahren in der akademiſchen Stunde, wie die ſchmale Koſt der Schulmenage, Bohnen, Erbſen, Kartoffeln mit Speck, oder zur Abwechslung Speck mit Bohnen, Erbſen und Kartoffeln, natürlicher Weiſe eben ſo wenig ohne Vor- und Nachſpeiſe wie ohne Frühſtück und Nachteſſen, all die eben genannten Speiſen in eine dicke, oft unſchmackhafte Suppe verkocht, die in erkaltetem Zuſtande ein zäher, ungenießbarer Brei war.

Lichtblicke in dieſem Leben waren immer noch die rein militäriſchen Uebungen, beſonders nachdem der Elementar-Unterricht, die Wendungen nach Zählen, die Griffe mit dem Seitengewehr beendigt waren; denn ſo ein Exerciren am Geſchütze hat gewiſſer

Maßen doch immer einen poetiſchen Anſtrich, man kann ſich dabei ſo leicht in jene Zeit hineindenken, wo der metallene Mund des Rohres, der uns jetzt ſo ſtumm anblickt, plötzlich unter Flammen und Rauch zu ſprechen anfängt und uns beſchützt, wenn wir recht ſorgfältig für ſeine Nahrung und Beweglichkeit beſorgt ſind. Man faßt eine Anhänglichkeit für ſein Geſchütz, ja man liebt es mit ſeinem ernſten Anblicke wie ein fühlendes Weſen, und wenn man nach langen, langen Jahren eine Batterie auf dem Pflaſter daherdröhnen hört, ſo eilt man herbei und begrüßt jedes Stück wie einen alten, wohlbekannten Freund.

Und aus welch zahlreicher Familie beſtand dieſe Freundſchaft, vom jugendlichen, ſchlanken Feldgeſchütze und dem ſtrammen Zwölfpfünder an bis zu jenen ſchwerfälligen alten Herren, den Tiepoſitions- und Feſtungsgeſchützen, mit dem Oberhaupte, der Familie, jenem dicken, unbehülflichen Vierundzwanzigpfünder! Und alle dieſe Nebenverwandten, Baſen und Vettern, die Haubitzen und Mörſer, vom kleinen Probe-Mortier an bis zu jenem keſſelartigen Metallſtücke, welches hundertzwanzigpfündige Kugeln, ja, Körbe mit Steinen und ganze Familien Handgranaten ſchleudert! Auch war die Bekanntſchaft mit eigenthümlichen Seitenverwandten nicht unintereſſant, aus der Sippſchaft der Raketen und Leuchtkugeln, der Fanale-, Brand- und Stinkgeſchoſſe, letztere allerdings ein etwas heruntergekommenes Geſchlecht, das mit ſeinen übeln Ausdünſtungen von einer wohlgerundeteten Bombe mit ſtiller Verachtung angeſehen wurde. Auch die Freuden des Laboratoriums waren nicht zu verachten, die Anfertigung all der Voll- und Sprengkugeln ſo wie der Feuerwerksgegenſtände der verſchiedenſten Art.

Bei all dieſen praktiſchen Dingen kam es Erich ſehr zu

Statten, daß er von denſelben in frühester Jugend ſchon ſo viel geſehen, von ſeinem Vater ſo Manches darüber gehört und ſeinen Artillerie-Leitfaden nicht ohne großen Nutzen ſtudirt hatte. Doch blieb er deßhalb auch nicht in den Fächern der gewöhnlichen Schulwiſſenſchaften zurück und erwarb ſich auf ſolche Art die Zuneigung ſeiner Vorgeſetzten, beſonders aber die des Ober-Feuerwerkers Doll, der ſich auch keine kleine Mühe mit ihm gab, um ihn in die ſchönen Geheimniſſe der Mathematik einzuführen.

Mit ſeinen Bekannten von früher her blieb Erich in einem, wenn auch ſpärlichen, Briefverkehr, wenigſtens mit den Söhnen des Müllers Burbus; denn was ſeinen alten, treuen Lehrer Schmelzer anbelangte, ſo kam ein Brief, worin Erich demſelben anzeigte, daß er nach einem guten Examen in die zweite Claſſe der Schule aufgerückt ſei, unerbrochen und mit der kurzen, traurigen Bemerkung zurück, daß der Adreſſat geſtorben ſei. Schmerzlich fühlte er ſich davon betroffen, und es war ihm gerade, als ſei dadurch das letzte Band zerriſſen, das ihn an jenes ſtille Dörfchen knüpfte, wo das Grab ſeines Vaters war und wo vielleicht immer noch die armſelige Hütte ſtand, die er bis jetzt als ſeine Heimath angeſehen. Hier hatte er gehofft, Herrn Schmelzer einſt beſuchen zu können, alle die Orte wieder zu ſehen, die für ihn in einem hervorragenden Baume, einer eigenthümlich gefernten Felswand, einem kleinen Waſſerfalle und tauſend anderen Dingen eben ſo viele Erinnerungen an ſeine Jugend waren, und ſich wieder in jene Fernſichten verſenken zu können, die ihm gerade dadurch, daß ſie für ihn unerreichbar geſchienen, mit ſo geheimnißvollem Reize umwoben waren, vor Allem die leuchtende Fläche jenes ſchönen See's mit der grünen Inſel, an die er ſo oft im Wachen dachte und von der er im

Schlafe nicht ſelten träumte, wobei er aber den See eigenthümlicher Weiſe oftmals unter nächtlichem Himmel ſah, leiſe ſchlummernd, liegend zwiſchen den tiefdunkeln Bergen, die ihn umgaben und über welchen er auf einmal das ſchöne Sternbild des Orion leuchtend emporſteigen ſah.

Da hatte er ſich denn lebhaft an jene Nacht erinnert, als er von dem gräflichen Schloſſe floh, und dabei begreiflicher Weiſe auch der Zigeunerin, die ihm bei der Flucht behülflich geweſen, und vor Allem des kleinen, blaſſen Mädchens mit dem ernſten, kummervollen Blicke. Daß der Geſchichte ſeiner angeblichen Wilddieberei nicht mehr gedacht worden war, hatte ihm Georg Burbus geſchrieben, und Erich wunderte ſich eigentlich nicht darüber, mehr aber über eine andere Nachricht, daß nämlich der alte Graf Seefeld eine Annäherung an Doctor Burbus geſucht und dieſer einer Einladung auf das Schloß bereitwilligſt und ohne viel Bedenken Folge geleiſtet, ja, daß er ſeit jener Zeit Herr Chriſtian Kurt mit voller Zuſtimmung des Doctors Herbert häufig beſuchte und daß vielleicht in Folge hiervon die alte Linde mit dem Z. T eines ſchönen Morgens umgehauen wurde.

Begreiflich finden wir es übrigens bei dem empfänglichen Gemüthe Erich's für alle neuen Eindrücke und beſonders für die Eindrücke ſeiner militäriſchen Umgebung, daß jene andere Zeit, die für ihn ja doch eine recht kummervolle geweſen war, ſo raſch verblaßte und ihm in Kurzem erſchien wie ein trüber, verſchwommener Traum, aus welchem allein mit einiger Klarheit hervortraten das Bild des kleinen bleichen Mädchens und das leuchtende Geſtirn des Orion.

Alles, was er über die Zigeuner erfahren hatte, beſtand

darin, daß die kranke Frau mit dem kleinen Mädchen von der Gräfin Seefeld noch ein paar Tage auf dem Schloſſe behalten worden ſei; von da ab wußte man aber auch dort nichts weiter von ihnen. Wer kümmerte ſich auch darum! Dergleichen kommt und geht und wird mit derſelben Gleichgültigkeit betrachtet wie ein Windzug, der heute von Süden, morgen von Oſten herüberſtreicht und eben ſo ſpurlos wieder verſchwindet.

Auch Erich war nun in den Jahren, wo alles, was nicht unmittelbar ſeine täglichen Kreiſe berührte, wenig Eindruck auf ihn zu machen vermochte, in jenen Jahren, wo wir auch unſere vergangene Jugend ſo leicht vergeſſen und an Vorfälle nicht mehr denken, die aber alsdann Jahre ſpäter wieder ſo lebendig vor uns treten, als hätten ſie erſt geſtern Statt gefunden. Wenn man Erich heute ſah, nach abgelaufenem erſten Schuljahre, und damit ſeine Erſcheinung im langen, ſchwarzen Schullehrergewande oder auch in jenen alten Montirungsſtücken, die ihm am erſten Tage verabreicht worden, verglich, ſo mußte man ſich geſtehen, daß man einigen Zweifel haben konnte, ob dieſer junge, ſchmucke Soldat wirklich derſelbe ſei. Er hielt viel auf ſich und war, wie wir wiſſen, von der Natur auch in äußeren Gaben reichlich bedacht. Selbſtverſtändlich war es dagegen, daß er in Kleidung und Vergnügungen keinen Aufwand treiben konnte wie manche ſeiner bemittelten Collegen; doch war er dagegen ſelbſt ein ſo vortrefflicher, liebenswürdiger und geſuchter Kamerad, daß die Anderen es ihm auf alle Weiſe möglich zu machen ſuchten, an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen, wogegen er dann auch nicht ermangelte, alle luſtigen, ja, tollen Streiche nicht nur mitzumachen, ſondern häufig genug anzuführen. So war er der Erfinder jenes ſchönen Manövers, durch welches es ihm und

gleichgesinnten Kameraden möglich wurde, die Brigadeschule, ein ehemaliges Kloster, dessen Hof und unbedeutender Garten mit einer hohen Mauer umgeben war, auch nach neun Uhr Abends noch zu verlassen. Man nahm nämlich ein halbes Dutzend von den kleinen Schemeln der Schlafstube mit, band an jeden einen Bindfaden und stellte sie an die Mauer über einander, um auf dieser allerdings gebrechlichen Leiter in die Höhe zu klettern, worauf nun der Letzte von der Gesellschaft die Schemel in die Höhe ziehen mußte, welche alsdann auf der anderen Seite sorgfältig verborgen wurden. Wozu diese nächtlichen Streifereien dienten, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen; war Geld vorhanden, so trieb sich die leckere Bande bis zu dem letzten Pfennig in Wirthshäusern herum, um schließlich noch den ruhigen Bürger durch Streiche der verschiedensten Art in Angst oder wenigstens in Aufregung zu versetzen. So wurden Wirthshaus- und andere Schilder auf die ergötzlichste Art verwechselt und verhangen; so wurden Tachrinnen bei Regenwetter unten zugestopft, damit sich das Wasser einen anderen und oft sehr belästigenden Weg suche; da wurde die Wissenschaft des Anläutens an den Häusern durch Verbindung mehrerer Klingelzüge neben- und gegenüberliegender Häuser in allen Variationen mit dem größten Raffinement betrieben; da wurde beim nächtlichen Umhertreiben der beliebte, gespensterhafte Mäusemarsch geübt, wo Einer hinter dem Anderen, die Hände auf dem Rücken verschränkt, den Kopf tief herabgebeugt, als suche man etwas auf der Erde, im langsamsten Schritte dahinschlich, dabei harmlos Begegnende, am liebsten Damengesellschaften, in weiten Kreisen und Schlangenlinien umzog, bis sich vielleicht ein Begleiter dieser jungen Damen, nachdem er dem Treiben staunend zugeschaut, plötzlich als Officier

entpuppte und dann die ganze Bande mit einem sauve qui peut aus einander ſtob. Aber es gab auch nächtliche Unterhaltungen zarterer Art, wenn beim Namensfeſte irgend einer Schönen Ständchen zur Guitarre geſungen wurden, oder auch vierſtimmig, und hier war es hauptſächlich wieder Erich, der mit ſeinem großen muſicaliſchen Talente dergleichen in Scene ſetzte, doch, wie wir hinzufügen müſſen, bis jetzt noch beſtändig für fremdes Intereſſe.

Erich war mit Leib und Seele Soldat ſo wie aufs ernſtlichſte mit ſeinen Studien beſchäftigt, die auch ſelbſt bei den eben erwähnten kleinen und an ſich recht unſchuldigen Ausſchweifungen in ſo fern keinen Schaden litten, als ſein kräftiger, geſtählter Körper und ſein friſcher Geiſt Spannkraft genug beſaßen, um ſelbſt nach durchſchwärmter Nacht wieder unverdroſſen an die Arbeit gehen zu können. Es wurde ihm das leicht, da, wie wir eben angedeutet, ſein Herz noch keine Eindrücke empfangen hatte, die im Stande waren, ſeine Gedanken lebhafter, wärmer zu beſchäftigen, als es bis jetzt der Exercirplatz und ſeine Bücher gethan; fühlte er doch auch durchaus keinen Drang danach, Leidenſchaften kennen zu lernen, für die manche ſeiner Kameraden aufs glühendſte ſchwärmten, ja, er fand es lächerlich, wenn bei jenen Serenaden der Betreffende mit geſpannter Erwartung an ein ſchwach erleuchtetes Fenſter hinaufſah oder in unverkennbarem Entzücken verſicherte, es habe ſich droben ein Schatten gezeigt oder ein weißer Vorhang ſanft bewegt! Bei ſolchen Partieen ſpielte Herr Bombardier Schmoller eine Hauptrolle, denn er ließ es ſich angelegen ſein, auf ſeine Art für die Ausbildung der jungen Brigadeſchüler zu ſorgen. Als Beamter der Brigade-Adjutantur, wie er ſich gern zu nennen pflegte, ſtand er natürlicher Weiſe in bedeutendem Anſehen, welches dadurch aufs höchſte

seltsam contrastirte. Da unser Zigeuner für morgen einen längeren Ritt voraussagte, so suchten wir früh unsere Betten, die heute recht ordentlich waren, und entschliefen augenblicklich.

Schon um vier Uhr wurden wir geweckt; wir tranken am Feuer unsere Chocolade und stiegen, nachdem unsere Maulthiere bepackt waren, was immer einige Zeit in Anspruch nahm, beim ersten Grauen des Morgens in den Sattel. Der Himmel war klar, doch war es dunkel genug, daß wir überall die Sterne durchflimmern sahn, weßhalb wir genöthigt waren, neben unserem Zigeuner noch einen kleinen Buben anzunehmen, der uns durch verschiedene Engpässe vor dem Orte, durch Schluchten und Hohlwege auf die Straße brachte, wo sich unser eigener Führer wieder zurecht fand. Trotz seiner gestrigen Versicherung, er kenne den Weg nach Tembleque wie das Haus seiner Mutter, gestand er uns doch heute ein, daß er noch nie über die gestern erwähnte Venta hinaus gekommen sei.

Campo Critana liegt am Fuße eines felsigen Hügels, durch dessen Risse und Sprünge wir uns langsam hinauf arbeiteten. Der Wind hatte sich auch wieder aufgemacht, doch blies er nicht mehr so scharf und schneidend wie gestern, sondern er kam stoßweise mit etwas wärmerem Hauche, was für den Augenblick angenehmer war, uns aber Regenwetter prophezeihte. Die Sonne ging in finsterer, glühender Majestät wie zürnend auf und hatte in ihrem Gefolge dunkle, massenhafte Wolken, hinter denen ihre Strahlen wie blitzende Flammen über die röthlichen, nackten Felsen, auf welchen wir ritten, hinfuhren, so daß unsere langgestreckten schwarzen Schatten auf feurigem Grunde dahin fliehenden Gespenstern glichen.

Angenehmer Weise hatten wir nicht wie gestern die unabsehbare öde Gegend vor uns; vielmehr war das Terrain wild und zerklüftet, und ein schmaler, mit Steingerölle bedeckter Pfad führte oft sehr steil auf- und abwärts, wodurch unser Zigeuner beständig einen ziemlichen Vorsprung vor uns hatte; denn während er

gesteigert wurde, daß Niemand so wie er alle Schliche und Ränke kannte, um irgend ein Verbot zu umgehen und verbotene Früchte zu pflücken. Er nahm häufig Serenaden seinetwegen in Anspruch, und wenn man aus diesen Ständchen an den verschiedensten Namensfesten auf seine intimen Bekanntschaften schließen konnte, so mußten diese höchst zahlreich sein. Daraus machte er auch kein Hehl, und der hundertste Theil der Liebesabenteuer, die er erzählte, würden ihn zu einem zweiten Don Juan gemacht haben, wenn sie wahr gewesen wären. Auch Erich wurde bei ähnlichen Plaudereien häufig zu Mittheilungen aufgefordert und schämte sich fast, daß er eigentlich gar nichts zu sagen wußte. Endlich einmal erzählte er, gedrängt von den Anderen, seine Begegnungen mit der Zigeunerin so wie aus seinem Leben in Zwingenberg ein paar unbedeutende Scenen, die er mit Selma gehabt, begriff aber nicht, als ihm hierauf Herr Schmeller sagte — wobei er mit einer gewissen heroischen Bewegung durch sein borstiges Haar fuhr —, daß er sich, Erich nämlich, damals mit einer unbegreiflichen Verwirrtheit benommen. Mir sollte so eine Selma mit hochblonden Haaren kommen! meinte er, siegreich lächelnd.

Daß nach den nächtlichen Vergnügungen der eben erwähnten Art die Aufmerksamkeit in den Schulstunden nicht immer die genügendste war, braucht man kaum zu sagen, wobei es alsdann häufig geschah, daß einer oder der andere der jungen Leute, der bei den ernsten Verträgen in festen Schlaf gesunken war, auf eine unangenehme Art geweckt und zum Nachexerciren oder einer Casernenstrafe verurtheilt wurde, wogegen indessen der Lehrer der Mathematik, Ober-Feuerwerker Tell, verzog, durch

recht ſchöne, verwickelte Aufgaben die Schläfrigkeit ſeines Auditoriums zu vertreiben.

Erich war ſein Lieblingsſchüler geworden und ſchien es auch bleiben zu wollen, wenigſtens ſo lange er die Schule beſuchte; auch hatte ihm der alte Ober-Feuerwerker in verſchiedenen anderen Sachen, bei Anſchaffung von Büchern, durch Einladung in ſeine beſcheidene Wohnung und dergleichen allen möglichen Vorſchub geleiſtet, ihn in ſeinen Studien auf jede Art ermuntert, kurz, ſich als einen wahren Freund gegen ihn bewieſen.

Um ſo ſchmerzhafter war für Erich denn auch ein Vorfall im zweiten Jahre ſeines Schulaufenthaltes, welcher dieſe Freundſchaft des Ober-Feuerwerkers nicht nur ganz und gar fraglich machte, ſondern ihn ſelbſt als ſehr undankbar darſtellte, ein Vorfall, an dem er oben drein noch gänzlich unſchuldig war.

Der Ober-Feuerwerker nämlich hatte, neben vielen guten Eigenſchaften, die etwas komiſche einer allzu großen Beweglichkeit und Lebendigkeit, beſonders wenn er, einiger Maßen erregt durch die mangelhaften Antworten ſeiner unaufmerkſamen Zöglinge, mit einem mächtigen Schwamme in der Linken und einem großen Stücke Kreide in der Rechten, förmlich vor der Tafel hin und her tanzte und auf einer kleinen Treppe auf und ab fuhr.

Die ausgelaſſene Jugend hatte ſchon häufig hinter ihm in ſolchen Augenblicken Bewegungen eines Hampelmanns gemacht, er dies auch ſchon bemerkt, doch nichts darüber geſagt, ob es gleich ſeine Eitelkeit, die er in hohem Grade beſaß, verletzte. Da hatte er eines Tages die halbe Claſſe, und darunter auch Erich, wegen gründlicher Unaufmerkſamkeit an dem Beweiſe nachexerciren laſſen, und als am anderen Morgen darauf die mathematiſche Stunde wieder begann und mit ihr der Ober-

Feuerwerker Doll, bemerkte er auf der großen ſchwarzen Tafel ein koloſſales, kühn geſchwungenes Wurzelzeichen, an deſſen einem, weit gekrümmten Arme die Figur des Ober-Feuerwerkers bedeutend zappelnd hing, während darunter die Worte ſtanden:

Rein mathematiſch war Doll's Lebenslauf,
Drum hing er ſich an dieſem Wurzelzeichen auf.

Erich aber erſchrak, denn die Schriftzüge waren wie von ſeiner Hand gemacht, und ein eigenthümlicher Blick, welchen ihm der Lehrer der Mathematik herüberſandte, ſchien die gleiche Vermuthung auszuſprechen; doch nahm er ruhig die kleine Haſenpfote, welche beſtändig im Bereiche ſeiner Hand lag, um damit über die Caricatur wegzufahren, als die Thür des Saales weit aufgeriſſen wurde und der Oberſt, um einmal wieder nachzuſehen, wat das junge Volk lernt und ob ſe och noch ſonſtige Streiche machen, eintrat. Leider fiel dabei ſein erſter Blick auf die Tafel, und daß er ſich eines augenblicklichen komiſchen Geſichtsausdruckes nicht erwehren konnte, war wohl das, was den Ober-Feuerwerker am meiſten kränkte. Gleich darauf aber runzelte der Alte finſter ſeine Stirn, ſchob ſeinen Federbut mit einem kräftigen Rucke von der linken auf die rechte Seite des Kopfes, legte die Hände auf den Rücken und brüllte die Erſchreckten an, während er wackelnd durch den breiten Gang zwiſchen den Bänken vorwärtsſchritt: Na, dat muß ich ſagen, da mache ſich Einer einen vergnügten Morgen, wenn er dieſes Grobzeug beſucht! Hören Se, Herr Ober-Feuerwerker, ick mache Sie ſelber verantwortlich, daß Sie mir dieſen Millionenhund, der dat gethan, herausbringen! So einen Kerl ſollte man von Rechts wegen aus der Schule entfernen! C, e — und wie ſe alle ſo unſchuldig dreinſchauen! Sollte man nich glooben, keiner von denen

allen wäre im Stande, det Waſſer zu trüben! Aber ick werde euch Poſſen treiben mit eurem Lehrer, mit eurem Lehrer, der — hier lüpfte er ſeinen Federhut wie zum Gruße ein wenig — ein höchſt reſpectirlicher Mann und Profeſſor iſt, der — damit lüpfte er den Federhut zum zweiten Male — dat Portepee wie euer Oberſt trägt, der — und hiermit zog er ſeinen Federhut mit einem gewaltigen Schwunge tief herab — von Seiner Majeſtät unſerem allergnädigſten König und Herrn dahergeſetzt wurde, um ſein Leben damit zu vergeuden, daß er ſich die vergebliche Mühe macht, euer ruppigen Schwefelbande, wie ihr ſeid, mathematiſche Kenntniſſe beizubringen — ja, euer nixnutzigen Schwefelbande! ſchrie er einen der Zöglinge ſpeciell an, der vielleicht mit einem lächelnden Geſichtsausdrucke zu ihm emporgeſchaut hatte und der ſich nun vergeblich alle Mühe gab, die gefährliche Aufmerkſamkeit von ſich abzulenken, indem er raſch den Kopf niederducke und in ſeinen Papieren kramte. Aber vergeblich; ſchon hatte ihn die ſchwere Hand des Oberſten am Kragen gefaßt, und er mußte ihm an die Tafel folgen, wo er ihn vor den Ober-Feuerwerker mit dem Befehle hinſtellte, dieſe Pflanze emal durch die Kreuz und Quer zu examiniren und ihm dadurch Gelegenheit zu geben, wegen Faulheit und Unaufmerkſamkeit ein abſchreckendes Beiſpiel zu ſtatuiren. Glücklicher Weiſe aber hatte der Oberſt gerade einen herausgeſucht, der in der Mathematik vortrefflich gefattelt war und das Kreuzfeuer der Fragen des gekränkten Ober-Feuerwerkers ſo befriedigend aushielt, daß der Alte anfing, mit dem Kopfe zu nicken und nach verſchiedenen Na, Na! und O, O! den Betreffenden nicht gerade ungnädig nach ſeinem Platze entließ, glücklicher Weiſe für die ganze Claſſe nur nicht für Erich, denn wenn ſich der Zorn

des Obersten nicht gelegt hätte, so würde er wahrscheinlich durch eine strenge Untersuchung, wie er sie zu führen verstand, den wirklichen Thäter entdeckt haben, und der Verdacht wäre nicht auf einem Unschuldigen haften geblieben.

Daß aber Erich unter diesem Verdachte stand, merkte er von der Stunde an aus dem Benehmen des Ober-Feuerwerkers, und wenn auch Erich eines Tages seine Unschuld versicherte, so erhielt er nur den bekannten Spruch zur Antwort: Qui s'excuse s'accuse! Ueberhaupt war es eigenthümlich, daß Erich Freiberg bei allen ähnlichen Veranlassungen als Rädelsführer seiner Classe angesehen wurde, was er indessen nicht war; nicht als ob er ein Ausbund von Weisheit gewesen wäre: nahm er doch häufig genug Veranlassung, von diesem oder jenem tollen Streiche abzurathen, ja, sich von seinen Kameraden zu trennen und so die Ausführung zu verhindern, ohne aber irgend welchen Dank dafür zu haben, denn bei seinen Vorgesetzten hieß es alsdann gewöhnlich: Wenn auch obendrein der Freiberg dabei gewesen wäre, so würde es noch toller zugegangen sein!

Erich's Aeußeres hatte sich in den letzten Jahren außerordentlich und sehr vortheilhaft entwickelt; er war nicht nur größer geworden, sondern erschien mit seinen breiten Schultern, seiner gewölbten Brust, die neben seiner schlanken Taille fast zu stark hervortrat, von einnehmender, eleganter Gestalt, wozu sein Kopf mit den wohlgeformten und doch nicht zu regelmäßigen Gesichtszügen, seinen klaren, glänzenden Augen, seiner hohen Stirn und dem blonden, lockigen Haare vortrefflich paßte und die Erscheinung des wirklich schönen jungen Mannes harmonisch ergänzte. Daß ihm manch sinnender Mädchenblick nachschaute, wußte er kaum, denn er war in diesem Puncte von einer so

merkwürdigen Unbefangenheit, daß Herr Schmoller, an ſeinem Geſchlechte zweifelnd, zuweilen zu ſagen pflegte: Entweder iſt dieſer Freiberg ein ausgemachter, verſteckter Sünder oder in gewiſſer Beziehung ein blitzdummer Kerl! — Dabei war er ſowohl in ſeinen Studien auf der Schule als in ſeinen Kenntniſſen auf dem Exercirplatze, in der Reitbahn oder auf dem Fechtboden einer der Erſten, ja, hier ſo ſehr der Liebling des Maître d'Escrime, eines alten Franzoſen, daß dieſer mit Stolz zu ſagen pflegte: Ce jeune homme sera un jour une fine lame d'épée! — Begreiflich aber war es bei ſeiner Körperkraft, ſeiner Größe und Gewandtheit, daß er, wie oben ſchon bemerkt, bei allen vorkommenden Ausſchweifungen als Anführer der Uebrigen galt, und hatte er ſich dieſes Renommee hauptſächlich dadurch erworben, daß, wenn er ſich einmal mit ſeinen Kameraden in ein zweifelhaftes Unternehmen eingelaſſen, er es alsdann auch mit eben ſo viel Muth wie Ausdauer und Geſchicklichkeit zu Ende führte. Ja, auch ſogar um Andere, die ſich in Noth befanden, aus derſelben zu befreien, hatte er ſich ſchon häufig in verdrießliche Händel verwickelt. So, als er eines Nachts ziemlich ſpät mit einigen Kameraden nach Hauſe zog, bemerkten ſie in einer etwas verrufenen Kneipe eines entlegenen Stadtviertels durch die Fenſter des Locales eine bedeutende Schlägerei, und zwar von einer Uebermacht von Civiliſten gegen wenige Leute von der Artillerie, die, in einer Ecke zuſammengedrängt, ſich mit Mühe ihrer Haut wehrten. Die Brigadeſchüler, Erich an der Spitze, wollten ſogleich zu Hülfe in das Haus dringen; doch war die Thür verſchloſſen und verrammelt, worauf ſich der junge Freiberg nicht lange beſann, einen tüchtigen Stein von der Straße aufhob, von außen auf die niedrige Fenſterbank

ſprang, alsdann mit dem Rücken zuerſt durch Fenſter und Glas in die Stube einbrach, zum Schrecken der Civiliſten und zur Ermunterung der Anderen, die nun unter Erich's Beihülfe ihrerſeits zum Angriffe übergingen, und zwar ſo erfolgreich, daß die Feinde in Kurzem das Zimmer durchs offene Fenſter hindurch räumten. Leider aber erſchien in dieſem Augenblicke eine von dem Wirthe herbeigerufene Infanterie-Patrouille, vor welcher Erich's Kameraden draußen am Fenſter nach allen Richtungen ausriſſen und die ihn mitſammt ſeinen geretteten Artilleriſten feſtnahm und auf die Hauptwache brachte. Freilich wurde er am anderen Morgen von der Brigadeſchule reclamirt, um von dem Präſes derſelben, Hauptmann Wetter, mit vierzehn Tagen Stubenarreſt und mit zweimonatlicher Entziehung jeder Erlaubniß zum Ausgehen beſtraft zu werden. Und zwar aus beſonderer Gnade entging er dieſes Mal einem ſchärferen Arreſte, weil der Schulvorſtand anzunehmen geneigt war, daß an der Erzählung Erich's, wie er in die Schlägerei hinein gekommen, doch vielleicht etwas Wahres ſein könne.

Dabei aber war und blieb er harmlos, wie der Jüngſte der Claſſe, und wo es neben thörichten Geſchichten kindiſche Streiche auszuführen galt, da fehlte er gewiß nicht, und hierbei konnte man mit Recht ſagen, daß er der Anführer war.

So ſaß die ganze Stubenkameradſchaft an einem trüben Sonntagnachmittage im Winter verdrießlich bei einander, weil Keiner mehr einen Kreuzer Geld hatte und weil auch der Credit in verſchiedenen Wirthshäuſern über die Gebühr angeſtrengt worden war. Nach verſchiedenen, meiſt ſehr chimäriſchen Projecten, um die leere Caſſe zu füllen, machte Erich den Vorſchlag, eine Theater-Vorſtellung zu geben und dazu die wohlhabenden

Kameraden der benachbarten Stuben gegen ein Eintrittsgeld von drei Kreuzern einzuladen. Publicum, das ſich zu Hauſe gehörig langweilte, war rings umher genug vorhanden, denn der Hauptmann hatte wegen verſchiedener grober Exceſſe der ganzen Claſſe Stubenarreſt gegeben.

Ein langer, hagerer junger Menſch mit einer dünnen Fiſtelſtimme, welche noch außerdem bei jedem dritten Worte überzuſchlagen pflegte, mußte ſein Hemd über die Beinkleider anziehen, wurde mit einem Fouragirſtrick umgürtet, mit einem ſpitzigen Hute von blauem Papier geſchmückt und dann mit einer Trompete, welche zuerſt von der Muſikſtube entwendet werden mußte, auf den langen Corridor hinausgeſchickt, wo er nach einigen mißlungenen Verſuchen, dem Inſtrumente einen kläglichen Ton zu entlocken, mit lauter Stimme einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum verkünden mußte, daß mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung auf dem Zimmer Nr. 8 nach Verlauf von einer halben Stunde ein noch nie da geweſenes Schauer-, Trauer- und Thränenſpiel unter dem vielverſprechenden Titel: ‚Der Bund des Hungers und des Durſtes‘, aufgeführt werden ſollte, wobei man für die Kleinigkeit von drei Kreuzern nicht nur zuſehen, ſondern auch handelnd mitwirken dürfe.

Natürlicher Weiſe wurde dieſe Ankündigung mit ſchluchzender Stimme vorgetragen und aufs gierigſte angehört.

Die Vorbereitungen zu dem unerhörten Trauerſpiele waren noch nicht einmal ganz beendigt, da drängte ſich ſchon das ausgewählteſte Publicum vor der Thür Nr. 8.

Dieſe Vorbereitungen, von Erich geleitet, beſtanden darin, daß vier der aufgeprotzten, das heißt auf einander geſtellten Betten ſo in die Stube hineingezogen wurden, daß ſie einen

ſchmalen Gang bildeten, der hinten durch ein quer vorgeſchobenes Bett geſchloſſen war. Von den Seitenbetten hingen Leintücher herab, was ſchon einen eigenthümlichen, geheimnißvollen Anblick bot, zu deſſen Erhöhung es aber weſentlich beitrug, daß hinter dem quergeſtellten Bette drei Schemel auf einandergeſtellt emporragten, ebenfalls weiß drapirt, und auf dieſen befanden ſich übers Kreuz zuſammengeſtellt zwei Säbel und eine Piſtole, wobei der Lauf der letzteren als Lichtträger diente, und zwar eines dünnen Talglichtes, deſſen Schein noch obendrein durch eine Papierdüte gedämpft wurde. Der Gang zwiſchen den Betten war mit einem der langen Teppiche belegt, welche ſonſt zur Unterlage des Sattels dienten, und ein Ende dieſes Teppichs verlor ſich unter der quer vorgeſtellten Bettlade, wo es von kräftigen Händen feſtgehalten wurde. Auf dieſem Bette ſaß Erich Freiberg, wunderlich in Leintücher vermummt und zuſammengekauert, während ein anderer ſeiner Kameraden vor der Thür des Zimmers ſtand, um die Schauluſtigen nach Bezahlung des Eintrittsgeldes, und zwar nur immer einen derſelben, einzulaſſen. Dieſer wurde angewieſen, ſich dem Tempel des Hungers und des Durſtes zu nähern, worauf er lautlos auf dem Teppich bis zu der vermummten Geſtalt hinſchritt, die ihm mit einer Grabesſtimme ſagte:

„Jüngling, du biſt alſo geſonnen, in den ewig beſtehenden Bund des Hungers und des Durſtes einzutreten? Prüfe dich genau, denn die Enttäuſchung iſt fürchterlich!“

Natürlicher Weiſe bekräftigte Jeder ſeinen Wunſch der Aufnahme durch ein lautes „Ja“, worauf ihn die Geſtalt aufforderte, näher zu treten, und ihm einen fürchterlichen Schwur, die unverbrüchlichſte Verſchwiegenheit betreffend, vorſagte, ihm

alsdann seinen Kopf tief herabdrückte und ihn aufnahm in den Bund mit den Worten:

„So betrachte dich denn als Mitglied einer Verbrüderung, die seit Beginn der Welt bestanden, und auch bestehen muß, so lange gegessen und getrunken wird. Hilf dem Schwachen, theile dem Armen mit und fahre am Ende deines Lebens getröstet ab!" Bei dem letzten Worte „ab" wurde ihm von den obenerwähnten unsichtbaren Händen die Decke unter den Füßen weggezogen, worauf er dröhnend auf den Rücken niederfiel.

Da nun aber bei diesem Schauspiele Jeder so viel Corpsgeist und auch nebenbei Schadenfreude hatte, um den draußen Harrenden von dem, was er gehört und gesehen, nichts zu verrathen, so erschien Jeder auf dem Gange mit Miene und Ausdruck der höchsten Befriedigung, so daß es gelang, ungefähr sechzig Mitglieder à drei Kreuzer in den Bund des Hungers und des Durstes aufzunehmen, und wäre die Sache wohl noch weiter fortgegangen, wenn die Wache nicht Veranlassung genommen hätte, sich nach dem beispiellosen Spectakel an einem Sonntag-Nachmittage zu erkundigen; doch wurde Ruhe gelobt und die Sache dadurch wieder gütlich beigelegt.

Nicht ganz so glimpflich verlief eine andere Episode aus diesem Zusammenleben eines Dutzends dieser jungen, sprudelnden Köpfe, die so manche Stunde für sich hatten, wo sie sich, wie es eben gehen wollte, zu entschädigen suchten für ihren Mangel an Freiheit durch moralisches Zerren und Reißen an der ihnen durch den Schulzwang angelegten harten, oft unerträglich scheinenden Kette. Die Sache mit den Schemeln, welche zur Uebersteigung der Mauer dienten, war verrathen worden, und ein paar Infanterieposten, die nun allabendlich

wie eine Ziege, den Weg oftmals abſchneidend, über die Steine wegkletterte, ſetzten die Maulthiere, namentlich abwärts, ihre Füße mit außerordentlicher Bedächtigkeit auf. Der geſtrige Ritt hatte ſie ermüdet, und heute Morgens mußten wir den Stock meiſtens hoch erhoben halten, um ſie nachdrücklich vor dem Stolpern und Hinfallen zu warnen; der Halfterſtrick nützte natürlich dagegen gar nicht.

Durch die fliehenden Wolkenſchatten und die Sonnenſtrahlen, welche bald erſchienen, bald verſchwanden, war die Gegend prächtig gefärbt; namentlich ein Höhenzug auf unſerer Linken mit ernſten und ſchönen Formen prangte im ſaftigſten Violet und tiefen Blau. Auch kleine Seen ſahen wir heute zur Abwechslung rechts und links vom Wege — ſtille, blaue Flächen, die mit unbeweglichem Waſſerſpiegel bald von zackigen, röthlichen Steinblöcken umgeben waren, bald eingerahmt von friſchem Grün, das ſanft abſteigend die ſtille Flut küßte.

Unſer Führer drängte noch mehr als geſtern. Der Marſch ſei ſehr weit, ſagte er; wo es ein wenig eben ging, hängte er ſich an einem unſerer Steigbügel feſt und trabte luſtig nebenher; wo aber das Terrain ſo coupirt war, daß wir Schritt reiten mußten, da eilte er voraus, weit, weit, ſo daß wir oft lange nichts von ihm ſahen, als durch das Haidekraut oder die Burbaumſträucher ſeine blaue und weiße Manta auf Augenblicke hervorflattern.

Der Himmel, der uns ſeit einigen Tagen trocken und freundlich behandelte, ſchien uns heute, dem letzten Tage unſeres Rittes, noch mit einigem Regen bedienen zu wollen. Der Wind hatte ſich nicht ſo heftig, aber warm und dunſtig erhoben, die Sonne, die uns einige Augenblicke angeglänzt, lagerte ſich hinter ſchwarzen Wolken, es tröpfelte zuerſt leiſe, dann immer ſtärker und ſchüttete nach einer halben Stunde wie mit Gießkannen. Anfänglich verdroß uns dieſes Bad, und wir ritten eine Stunde lang ſchweigend hinter einander; als aber trotz unſeres Zürnens der Regen nicht aufhörte, als unſere Mantas auf der linken Seite, woher der Wind kam, vom Regen troffen, als zuweilen aus der breiten

rings umher ihren Spazirgang machten, verhinderten das Ausgehen ohne Erlaubnißſchein. Karten- und ſonſtige Spiele waren nicht geſtattet, das Rauchen verboten und wurde nur hier und da an unnennbaren Orten betrieben. Daß die Schüler es in den ſogenannten Freiſtunden nicht liebten, beſonders wenn die vorgeſchriebenen Aufgaben nothdürftig gemacht waren, abermals die langweiligen Bücher vorzunehmen, mit denen man den ganzen Tag geplagt wurde, verſtand ſich eben ſo ſehr von ſelbſt, als daß der unruhige Geiſt dieſer eingeſperrten jungen Leute auf die tollſten, extravaganteſten Streiche gerieth. Gewöhnlich aber, und immer, wenn ſie von Erich Freiberg ausgedacht wurden, waren ſie ſo harmloſer Art, daß man ſie für einen Zeitvertreib für Knaben von zwölf Jahren hätte halten können. So an einem Feiertage, als des ſchlechten, nebeligen Wetters wegen jede Erlaubniß zum Spazirengehen verweigert wurde und nicht einmal ſo viel Caſſe vorhanden war, um die langſam ſchreitende Zeit durch irgend ein erregendes Getränk raſcher dahineilend zu machen, und deßhalb Erich an dem trüben, langweiligen Spätnachmittage ein künſtliches Artillerie-Manöver vorſchlug, welches darin beſtand, daß Einer aus der Geſellſchaft, und zwar ein kurzer, dicker Freiwilliger, in Decken eingewickelt und eingenäht, das Geſchützrohr vorſtellen mußte, und von vier Anderen, welche die Laffette bildeten, auf die Schultern genommen und im ſcharfen Trabe im Zimmer umhergeführt wurde, bis man auf: „Batterie halt!“ das Geſchütz auf dem Tiſche abprotzte und nach allen Regeln der Kunſt bediente, wozu Nr. 1 den Stubenbeſen in der Hand hatte, Nr. 3 aber das Schüreiſen des Ofens. Welcher Höllenlärm dabei entſtand, kann man ſich wohl denken, beſonders als das

arme Geſchützrohr durch eine zu raſche, unvorſichtige Wendung vom Tiſche herabrollte und aus vollem Halſe zu ſchreien und ſchimpfen anfing. Doch half ihm das alles nichts, er wurde aufs Neue auf die Laffette befördert und im Carrière weiter geführt, was aber einen ſo heilloſen Lärm verurſachte, daß die Kaſernenwache heraufkam, um ſich nach deſſen Urſache zu erkundigen und Ruhe zu gebieten — aber vergebens. Man war ſo im Eifer des Gefechtes, daß der Vorſchlag, auch noch im Feuer zu exerciren, von Allen, mit Ausnahme des unglücklichen Schlachtopfers, jubelnd begrüßt wurde. Das Schüreiſen wurde heimlicher Weiſe heiß gemacht und beim abermaligen Commando: „Geſchütz Feuerrrr!“ wurde es unter einem unauslöſchlichen Gelächter an die betreffende Stelle gehalten, worauf aber der eingenähte Freiwillige ſo verzweifelnde Anſtrengungen machte, daß er ſeine Bande ſprengte, aufſprang und die Quälgeiſter mit einer wahren Flut von Vorwürfen überſchüttete, wobei er ſich einen gewiſſen Körpertheil ſo anhaltend und mit ſo komiſchen Geberden rieb, daß die ganze Geſchützbedienung unter einem brüllenden Gelächter auf Schemel und Betten zurückfiel — um gleich darauf aber mit einer merkwürdigen Schnelligkeit wieder in die Höhe zu fahren. Keiner hatte es bemerkt, daß die Thür geöffnet worden und unter derſelben nicht nur der Hauptmann Wetter, ſondern auch der alte Oberſt ſelbſt erſchienen war, der, ſeine beiden Fäuſte in die Hüften geſtemmt, mit zornglühendem Geſichte und einem bedenklichen Kopfſchütteln dieſe Entweihung einer königlichen Kaſerne ſo wie der geheiligten Stuben-Utenſilien betrachtete.

Was geſchehen war, wußte der Hauptmann Wetter bereits durch die Wache und meldete es dem Oberſten achſel-

zuckend, worauf dieſer mit drei langen Schritten in die Mitte der Stube trat, ſich hier rings umſchaute und dann mit der Naſe in die Luft ſchnüffelte, da ſich ein allerdings bedeutender Brandgeruch bemerklich machte.

„So," rief er, „ihr habt alſo exercirt; na dat könnte ick mir ſchon gefallen laſſen und müßte es loben, wenn ich euch unten in dem Geſchützſchuppen angetroffen hätte. Aber hier" — dabei erhob ſich ſeine Stimme, ſehr unangenehm anſchwellend, als er fortfuhr: — „auf der Stube einer königlichen Kaſerne, wo Ruhe und Ordnung, Zucht und Sitte herrſchen ſoll, hier, wo die Herren Freiwilligen und Brigadeſchüler über ihren Büchern ſitzen ſollen, und zwar in einem anſtändigen Anzuge, während dieſe Schwefelbande ausſieht, als ſei ſie einer Jahrmaktsbude entloofen!"

Und das mußte wahr ſein, der Anzug der ſämmtlichen Betheiligten ſah ungemein phantaſtiſch aus, denn die Geſchützbedienung war nur bekleidet mit ihren Stiefeln, hatte den Säbel über das Hemd geſchnallt und den Helm auf dem Kopfe, während ſich Erich Freiberg als Commandirender dadurch auszeichnete, daß er ſeinen Waffenrock wie eine Huſarenjacke auf die linke Schulter gehangen hatte. Das unglückliche Geſchütz aber in Hemd und Unterbeſen ſuchte ſeine Blöße zu bedecken, indem es ſich in dieſem fürchterlichen Augenblicke in die wollene Bettdecke wickelte, die aber hinten ein bedeutendes Brandloch zeigte.

„Und bei all dem Unfug haben ſe ebendrein noch mit Feuer geſpielt, denn ick rieche dat deutlich; forſchen Se mir nach, Herr Hauptmann Wetter, wat dieſe Millionenhunde angeſtellt haben! Und Er da hinten," ſchrie er auf einmal im

höchſten Zorne, „ick werde Ihm helfen, das Schüreiſen vor ſeinem Oberſten zu verheimlichen — hervor damit! — Nun, wat haben Se gefunden, Herr Hauptmann Wetter?

Dieſer, ein wohlwollender Officier und gutmüthiger Vorgeſetzter, konnte nun nicht anders, als achſelzuckend ſagen, daß man wahrſcheinlich auf gar zu natürliche Art das Abbrennen des Geſchützes vorgeſtellt.

„Mit einem Schüreiſen — ſeh' einer dat Grobzeug an!“ rief der Oberſt. „Und wohin haben ſe dir gehalten?“ fragte er den kleinen dicken Freiwilligen, der denn auch nicht genug von einem Mucius Scävola an ſich hatte, um ſeine Schmerzen zu verbeißen, ſondern mit der Hand an die betreffende Stelle fuhr, worauf ihn die kräftige Fauſt des Oberſten raſch herumdrehte und dieſer das große verbrannte Loch in der Bettdecke ſah.

„Ne, hören Se, Herr Hauptmann Wetter,“ rief er nun, vor Zorn blauroth im Geſichte, „wat zu toll is, dat is zu toll! Ick hätte große Luſt, über dieſe Bande species facti aufnehmen zu laſſen, ſie von der Schule wegzuſchicken nach irgend einer Batterie, wo ſie gezwiebelt würden, dat ſe Chriſtum erkennen lernen ſollten! Iſt Ihnen je ſo ene Geſchichte vorgekommen? Mich noch nicht, Gott ſtraf mir, und ich diene doch ſchon über vierzig Jahre! Lächeln Se mir nicht, Herr Hauptmann Wetter, ick kann dat in dieſem Angenblicke durchaus nich ertragen! Es is allerdings wahr, daß dieſer corpulente Freiwillige eine ſehr klägliche Figur ſpielt, aber ick bitte Se, Herr Hauptmann Wetter, es kann och nich anders ſind, wenn man Jemand auf ſo unverantwortliche Art mit dem Schür-

eisen abfeuert! — Aber wer is hier der Rädelsführer? Ick will den Rädelsführer haben, um ihn exemplarisch zu bestrafen!"

Eine Secunde lang meldete sich Niemand; dann aber trat Erich Freiberg vor, senkte den gezogenen Säbel salutirend gegen den Boden und sagte: „Ich, Herr Oberst, war es, der das Geschütz zusammengestellt! der es commandirt und der auch den Befehl gab, im Feuer zu exerciren."

„So — Er! Ah, schon wieder dieser Freiberg! Ick kann Ihm versichern, dat Er so tief in meiner Gunst herabsinkt, dat et ihm nimmer gelingen wird, die Epauletten zu erlangen!"

„Es ist eigentlich schade um ihn," sagte begütigend der Chef der Schule; „er ist sonst nicht unaufmerksam, und auch über seine Aufführung ließe sich manches Gute sagen, wenn nur nicht dieser unüberlegte Hang zu allen tollen Streichen bei ihm vorherrschend wäre!"

„Dat is derselbe Freiberg, der neulich schon wegen einer Schlägerei bestraft wurde — Herrrr, finden Se dat nich unwürdig von einem Brigadeschüler?"

„Allerdings, Herr Oberst, aber was die Schlägerei anbelangt...."

„Ick weiß schon, dat der Herr Hauptmann Wetter mildernde Gründe annahm, und wir wollen nich weiter darüber reden; aber wie Se entschuldigen wollen, königliche Tecken mit einem heißen Schüreisen zu verbrennen und zugleich einem Kameraden — — dat möcht ick mir erklären lassen."

„Ich weiß leider keine Entschuldigung, Herr Oberst."

„Na, dat freut mich, und da ick ooch keene weeß, so wird der Herr Hauptmann Wetter, Ihr Chef, wohl nix dagegen

haben, wenn ich Sie drei Tage aufs Holz ſchicke bei Waſſer und Brod — drei Tage Mittelarreſt! — Verſtanden, Herr Hauptmann?"

„Zu befehlen, Herr Oberſt!"

„Und ſogleich abzuführen!"

Der Vorſtand der Schule legte ſtillſchweigend die Hand an ſeine Mütze und folgte alsdann dem Oberſten, der mit ſeinem gewöhnlichen wackeligen Schritte hierauf zur Thür hinaus ging, nicht ohne daß er vorher noch einmal den Zurückbleibenden zu Gemüthe geführt, daß aller militäriſche Dienſt nur durch Ordnung aufrecht zu erhalten ſei und daß Ordnung unter allen Umſtänden gehandhabt werden müſſe.

Nun iſt drei Tage Mittelarreſt beim activen Militär eigentlich keine beſonders hohe Strafe, obgleich es auch hier nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, drei Tage und drei Nächte in einem hölzernen Käfig zu ſitzen, der vielleicht vier Schritte lang und zwei Schritte breit iſt, mit einer hölzernen Pritſche, einem Waſſerkruge und einem ſchmutzigen Eimer verſehen, in einem Käfig, der ſelbſt am Tage nur dämmerig erhellt iſt durch ein kleines, vergittertes Loch an der Thür, welches auf die trübe Wand eines großen Gemaches geht, in welchem ſich dieſe Käfige, zehn bis zwölf an der Zahl, befinden. Dabei hat man zur Nahrung ein Stück ſchwarzes Brod, und Kälte genug, denn wenn auch der Vorſchrift gemäß das Arreſtlocal während der Winterzeit Abends geheizt werden ſoll, ſo erfüllen doch die paar Stückchen Holz, welche der gewöhnlich ſehr eigennützige Arreſt-Aufſeher in den großen Ofen ſchiebt, durchaus nicht dieſen Zweck. Ja, wie oben ſchon geſagt, es iſt bei der Truppe ſehr leicht, auf einige

Zeit in Nummer Sicher eingesponnen zu werden, für ein vorlautes Wort, für einen bedeutenden Fehler beim Exerciren, für einen mangelhaft angenähten Knopf an der Uniform, für einen Rostflecken am Säbel oder an der Kinnkette des Pferdes, für einen fehlenden Hufnagel oder dergleichen, wogegen es für einen Zögling der Brigadeschule schon ein Ereigniß war, drei Tage Mittelarrest zu erhalten, auch weil diese Strafe als solche in das Abgangszeugniß gesetzt wurde. Doch war hier nichts dagegen zu machen. Der Befehl ging unmittelbar von dem Obersten aus, unter dem die Schule stand, und es war an kein Zurücknehmen desselben zu denken, obgleich der nachsichtige Hauptmann Wetter hierzu einen Versuch machte, während er den Obersten die Treppe hinab geleitete.

„Es wird ihm durchaus nich schaden," hatte der Alte zur Antwort gegeben und sich alsdann entfernt, indem er die rechte Hand, mit derselben einen weiten Bogen beschreibend, an seinen Federhut gelegt; „und ick muß bitten, daß es heute Abend noch geschieht."

Der Vorstand der Schule ging verdrießlich in das Zimmer des dienstthuenden Feldwebels, um ihn den Befehl des Obersten ausführen zu lassen.

Erich hatte sich achselzuckend in sein Schicksal ergeben und war in kurzer Zeit zu dem bevorstehenden unliebsamen Ausgange angekleidet, wobei sich ihm die Kameraden unter Dankesbezeigungen, daß er sich bereitwillig für sie geopfert, so erkenntlich als möglich bewiesen; und dazu hatten sie vollkommen Ursache, denn was den schwärzesten Punct der Anklage betraf, das Heißmachen des Schüreisens, so war diese Illustration des Geschütz-Exercirens ihm ja ganz gegen seinen Willen einge-

ſtechten werden. Alle aber bewegten ſich ziemlich betäubt ob der ungeheuren Strafe von drei Tagen Mittelarreſt, für einen Brigadeſchüler nämlich, um den Kameraden herum; Jeder bot ihm irgend etwas an, was er ſich der harten Pritſche wegen um den Leib wickeln ſollte, und der dicke Freiwillige, der das Geſchütz vorgeſtellt hatte, trieb die Selbſtverleugnung ſo weit, daß er unter Verpfändung eines vergoldeten Ringes, eines Familien- und Erbſtückes, wie er ſagte, einen Schoppen Rum antrieb, der in einer platten Flaſche zwiſchen Stiefel und Strumpf Erich's verborgen wurde, um ſo in das Areſtlokal eingeſchmuggelt zu werden. Er gilt in dieſen betreffenden Fällen ebenſowohl um die Kälte der Nacht zu vertreiben, ſowie auch als Schlaftrunk, und iſt ſehr probat. Eine ſchlechte, defecte Jacke oder Uniform, wie ſie bei der Truppe zum Arreſt angezogen wird, beſaß Erich als Brigadeſchüler nicht, und ſo hätte man ihn, als er nun fertig zum Abholen war, ebenſowohl für einen hübſchen jungen Mann halten können, der in eine Abendgeſellſchaft geht, als für einen zu drei Tage Mittelarreſt Verurtheilten, der gerade im Begriffe iſt, dorthin abgeführt zu werden.

Da öffnete ſich die Thür, und herein trat der Bombardier Schmoller, ausnahmsweiſe mit einem recht verdrießlichen Geſichte.

„Hol' euch der Henker alle miteinander!“ rief er, auf der Schwelle ſtehend. Treibt ihr das tollſte Zeug, und nicht nur zum Schaden eurer eigenen Dickköpfe, ſondern auch zum Verdruß anderer ehrlicher Leute, die durch euch geſchunden und geplagt ſind.“

Schmoller hatte den Säbel umgeſchnallt und befand ſich,

ungewöhnlich zu dieſer Tages- oder vielmehr Abendzeit, unter der Pickelhaube, was jedenfalls etwas zu bedeuten hatte; auch zog er gerade ſeine Handſchuhe an, während er unter den linken Arm einen Zettel geklemmt hatte, den er noch nicht Zeit gefunden, irgendwo hinzuſtecken.

„Was hat's denn eigentlich gegeben?“

Ein halbes Dutzend erzählte, durch einander rufend, die ganze Geſchichte, und auch wie Erich Freiberg Alles auf ſich genommen.

„Wofür er jetzt drei Tage brummen muß“, ſagte Schmoller; „es geſchähe übrigens euch Rindsköpfen allen mit einander Recht, wenn ihr heute Nacht auf der harten Pritſche liegen müßtet! Aber ſo komm denn Erich, damit wir keine Zeit verlieren!“

„Mit dir — wohin?“

Komiſche Frage. Siehſt du mir denn nicht an, daß ich in Amt und Würden bin? Hatte deßhalb auch wohl ein Recht, mich über eure kindiſchen Streiche zu beklagen? Will da vorhin auf meiner Schreibſtube noch raſch eine Arbeit vollenden, um dann ganz gemüthlich meiner Wege zu ziehen, als mich der Feldwebel aufgreift, um, weil ſonſt kein Unteroffizier um den Weg iſt, einen Taugenichts wie du in Arreſt zu bringen. Ich ſage dir, es nimmt mir das eine koſtbare Zeit weg, die ich anderswo beſſer hätte anwenden können. Aber nur vorwärts. Hier — damit ſchlug er auf den Zettel — iſt ‚der Vorzeiger dieſes‘, eine Eintrittskarte für dich zu jenem erhabenen Orte, wo da iſt Heulen und Zähneklappern!

Neunzehntes Kapitel.

Da der heilige Auguſtin vom Helden unſerer Geſchichte nichts wiſſen will, begibt ſich letzterer zu den Kunſtreitern, ſieht dort die ſchöne Kolma und geräth bei Bombardier Schmoller in einen ſchlimmen Verdacht.

Bombardier Schmoller und Erich Friedberg verließen mit einander die Caſerne und ſchritten anfänglich ſchweigend neben einander dahin. Der Erſtere war verdrießlich; daß er eine koſtbare Abendſtunde opfern mußte, der Andere aber in tiefes Nachdenken verſunken, als er das Caſernenzimmer mit den Geſichtern ſeiner Kameraden hinter ſich und ſeine Aufregung, hervorgerufen durch das tolle Spiel, noch mehr aber durch die Scene mit dem Oberſten, ſich jetzt in Folge des Spazierganges in der naßkalten Nacht raſch gelegt hatte. Allerdings regnete es nicht mehr, doch lag ein ſo dicker Nebel auf der Straße, daß man nur auf wenige Schritte die Gegenſtände erkennen konnte und alle Dinge unheimlich ſchattenhaft vergrößert erſchienen. Dazu leuchteten die nahen Gaslaternen in mattrother Gluth und ſchrumpften die weiter entfernten zu kleinen, glühenden Punkten zuſammen.

Krämpe des caſtilianiſchen Hutes artige Bächlein herabrieſelten und wir anfingen die kühle Flut auf unſerer Haut zu ſpüren, da wurden wir wieder heiter und guter Dinge und trotzten mit fröhlicher Laune unter Abſingung allerlei luſtiger Lieder den feindlichen Elementen. Es war mir angenehm, daß wir nicht auf der langweiligen Chauſſee dahin zogen; die Gegend hier war abwechſelnd, ja zuweilen wild romantiſch. Hier ſenkte ſich der Weg zu einer tiefen Schlucht hinab, die, jäh und dunkel, das Thal vor uns weithin zerriß; eine uralte Brücke, aus mächtigen Steinen gebaut, führte hinüber und zu einer Hochebene, die in ihrer wilden troſtloſen Einſamkeit alles übertraf, was wir in den letzten Tagen geſehen. In faſt unabſehbarer Fläche breitete ſich vor uns aus eine dunkle Haide, ein Moor, durch die Farbe der Erde, durch zahlloſe abgeſtorbene Farrenkräuter, durch blühende Eriken, braunroth gefärbt, und die Straße zog ſich, von Hufen und Rädern aufgewühlt, wie ein ſchwarzer Streifen mitten durch ſie hin. Dieſe Straße war ein paar Hundert Fuß breit, natürlicher Weiſe ohne irgend eine künſtliche Anlage, und lief ſchnurgerade, wobei man deutlich am Horizont ſah, wie ſie ſich ſcheinbar zuſpitzte. Schmutzig graue Wolken hingen formlos, zerriſſen tief von dem dunkeln Himmel herab, zeitweiſe unbeweglich und ſchwerfällig, dann wieder gejagt von heftigen Windſtößen.

Unſere Maulthiere ließen die Köpfe hängen, ſie troffen von Regen eben ſo wie der Zigeuner, der ſich an der rechten Seite meines Maulthiers feſthielt und die Thiere forwährend antrieb. Er hatte ſich ſeine Manta um den Kopf geſchlungen und blickte zuweilen verſtohlen an den Himmel hinauf, der immer neue Regenſchauer herabſandte.

So zogen wir dahin auf der weiten, weiten Haide, deren Gränzen bei jedem Schritt nach allen Seiten noch mehr zurück zu weichen ſchienen; ſo zogen wir dahin, ein paar kleine unbedeutende Punkte in dieſer gewaltigen Natur. Es gehörte aber auch all unſer guter Humor dazu, um nicht verdrießlich zu werden.

Uebrigens bemerkte man viel Leben und Treiben auf den Straßen, denn es war um die Zeit, wo Theater und Abendgesellschaften zu beginnen oder wo sich die Familienkreise um den Schein der strahlenden Lampe zu versammeln pflegen, oder wo, wie der Bombardier Schmeller in einem Anfluge von Poesie sagte, ein Wesen, das uns liebt, häufig nach der Thür zu blicken pflegt. Unangenehme Erinnerungen für Jemanden, der fröstelnd durch die Straßen dem Gefängniß zuwandelt! Doppelt unangenehm für Erich, der beinahe alle diese Dinge nur vom Hörensagen kannte und doch tief in seinem Herzen fühlte, welch unbeschreiblicher Reiz darin liegen müsse, auch so in einen traulichen Familienkreis gezogen, mit heiteren Blicken und mit den freundlichen Worten: „Bist du endlich da?" empfangen zu werden. Ihm war es in seinem Leben noch nie so geworden, und deßhalb fühlte er eine gewaltige Sehnsucht nach einem solchen Glücke, und gerade an diesem Abende!

Das heutige Ziel der beiden jungen Leute lag von der Brigadeschule, einem ehemaligen Dominicanerkloster aus, ganz am andern Ende der Stadt, und waren es ebenfalls Räume, in denen einst Mönche gewandelt, Söhne des heiligen Augustinus, welche nun im Wechsel der Zeiten zu einem Militär-Arrestlokale umgewandelt worden waren, weßhalb sich auch der schlechte Witz eingebürgert hatte, beim Betreten dieser heiligen Hallen, wenn gleich leise, den Gesang anzustimmen:

O, du lieber Augustin, Alles ist hin!

Da lag es nun vor ihnen mit seinen hohen Mauern, so finster und anscheinend so unbewohnt, und selbst als sich auf das Anläuten Schmeller's am großen Thore einiges Leben zeigte, war dieses durchaus nicht gemüthlicher, sondern recht unfreund-

licher Art. Ein alter Unteroffizier in Mantel und Mütze, mit finſterem Geſichte und großem Barte öffnete das Thor und hielt den Beiden, ohne zu ſprechen, ſeine Laterne entgegen, und erſt nach einer ziemlich langen Pauſe ſagte er kopfnickend: „Das iſt ſpät genug, um noch Jemanden einzuſperren, nur raſch herein! Wo iſt der Zettel?“

Voranſchreitend trat er in ein kleines Local dicht beim Thore, ſetzte dort ſeine Laterne auf den Tiſch, worauf er den Arreſtſchein aus den Händen des Bombardiers entgegennahm.

Er entfaltete ihn, hielt ihn hinter die Laterne, und nachdem er einen Augenblick hineingeſehen, ſchaute er mit noch finſtererem Geſichtsausdrucke in die Höhe.

„Na, was ſoll denn das heißen?“ ſagte er barſch. „Ich glaube, der junge Bombardier von der Artillerie hat nicht übel Luſt, ein Bischen Schindluder mit mir zu treiben — da, leſen Sie einmal!“

Schmoller nahm das Blatt, und ſchon während ſeine Augen es überflogen, entfuhr ſeinem Munde ein gelindes: Kreuzbonnerwetter — ja, was iſt denn das?

„Das möchte ich Sie fragen, am allerwenigſten aber ein Arreſtzettel — leſen Sie doch!“

Schmoller las achſelzuckend: ‚Bei der Minerva hat ſich überhaupt gefunden, daß ihr ganz wackeliges Untergeſtell einer gründlichen Reparatur bedarf.‘

„He, Herr Bombardier?“

„Da iſt allerdings ein Irrthum vorgegangen, und daran bin ich ſelbſt ſchuld, das heißt, eigentlich du, verfluchter Kerl,“ wandte ſich der Bombardier an Erich; „denn wenn man ſo aus ſeiner gemüthlichen Schreiberruhe aufgeſchreckt wird und eilig

zuſammenpacken muß, um einen ſo nichtsnutzigen Kerl noch ſpät Abends in Arreſt zu bringen, da kann es wohl vorfallen, daß man die Zettel verwechſelt. Das da iſt allerdings ein Auszug aus dem letzten Protokolle der Geſchütz-Reviſions-Commiſſion."

„Und was iſt da zu machen?"

„Ohne gehörig ausgefertigten Zettel bei mir gar nichts. Mit Verlaub, ich kenne dieſe jungen Herren von der Artillerie mit ihren Streichen und habe nicht Luſt, mir daran die Pfoten zu verbrennen!"

„Aber, Herr Unteroffizier, es kann doch keinem vernünftigen Menſchen einfallen, ſich ohne Befehl auf drei Tage einſperren zu laſſen!"

„Möglich, ſogar wahrſcheinlich."

„Nun denn, ſo laſſe ich Ihnen meinen Kameraden hier und bringe Ihnen morgen in aller Frühe den Arreſtzettel."

Nun war aber der alte Unteroffizier eine echte, gediegene Commißnatur, weßhalb er zur Verneinung mit dem Kopfe ſchüttelte und ſeine Leuchte ſo wie den Schlüſſelbund mit einer bezeichnenden Bewegung nach der Thür aufnahm.

„Da ſoll doch ein ſiebenzölliges Granaten-Donnerwetter dreinſchlagen!"

„So müſſen wir alſo den weiten Weg nach der Brigadeſchule zurückrennen um dieſes verfluchten Zettels willen?"

„Ja, und müſſen Sich recht eilen", bemerkte der Schließer des Arreſtlocals, indem er auf eine Schwarzwälder Uhr blickte, die in der Ecke des Zimmers leiſe und ſchläfrig pickte. „Es iſt in einer halben Stunde Achte, und dann braucht es eines Commandantur-Befehls, um noch Jemanden einzuſchließen."

„So komm denn, fataler Kerl!“ rief der Bombardier Schmoller zornig, und als er auf der Straße in den längſten Schritten vor Erich herlief, fuhr er fort: „Das hat man davon, wenn man ordentlich und fleißig iſt! Wäre ich am heutigen Feiertage herumgebummelt, wie der Block oder der ſüße Flattich, ſo hätte mich der Feldwebel nicht erwiſcht, um dich einzuſpinnen!“

„Du biſt aber in der That ungeheuer komiſch!“ gab Erich zur Antwort. „Ich bin das arme Schlachtopfer mit drei Tagen auf dem Kerbholze, werde hier in Nacht und Nebel durch die ſchmutzigen Straßen geſchleppt, weil du den Arreſtzettel vergeſſen haſt! Iſt das nicht eben ſo grauſam, als wenn man Jemandem, der gerade geköpft werden ſollte, noch einen Aufſchub von ein paar Stunden verkündet? Warum haſt du den Schein nicht genauer angeſehen?“

Nun war Schmoller im Grunde ein guter Kerl und ſein Zorn im nächſten Augenblicke verraucht, ſo daß er lachend erwiederte:

„Haſt Recht, und damit du ſiehſt, wie gut ich's mit dir bei alledem meine, ſo tritt, während ich allein nach Hauſe trabe, in das Kaffeehaus dort an der Ecke des großen Platzes und warte da, bis ich zurückkomme; du kannſt für die kalte Nacht ein Bißchen Durchwärmung brauchen.“

„Ein vortrefflicher Rath“, ſagte Erich, „und ſehr ausführbar, wenn ich nur auch einen Kreuzer Geld in der Taſche hätte!“

„Und war doch erſt vorgeſtern Löhnungstag! Höre, Freiberg, du biſt wirklich auf dem Wege, eine liederliche Fliege zu werden!“

„Jawohl, mit einem Thaler monatlich, ohne Zulage!“

„Allerdings, und bei aller Freundschaft für dich kann ich dir im vorliegenden Falle nicht helfen; wenn ich alles, was ich besitze, zusammenscharre, so komme ich höchstens noch zwei Tage über Hunger und Durst hinweg!“

„Trotzdem daß vorgestern Löhnungstag war?“

„Lieber Freund, Unsereiner, in einer gewissen Stellung gesellschaftlicher Verpflichtungen! Doch tritt immerhin in das Kaffeehaus, lasse dir ein Glas Wasser und die englische Zeitung geben und sage, du warteſt hier auf einen vornehmen Freund, der dich in kurzer Zeit zu einer ausgezeichneten Abendunterhaltung abholen wolle.“

„Das sei Gott geklagt mit dieſer Abendunterhaltung!“ gab Erich mit einem Anfluge üblen Humors zur Antwort, als ſie nun den weiten Platz und das strahlend erleuchtete Kaffeehaus erreicht hatten; „doch habe ich eine andere Idee, um mir unterdeſſen die Zeit zu vertreiben. Dort vor uns in der großen Bude hat ſoeben die Vorſtellung der Kunſtreiter begonnen; da werde ich mich langſam umherſchlängeln, die Leute betrachten, die hineingehen, vielleicht auch einmal die Naſe in den Stall ſtecken, die Anſchlagezettel leſen, und kann mir alsdann heute Nacht auf der harten Pritſche einbilden, ich hätte die Vorſtellung mit angeſehen.“

„Gut denn, aber brenne mir nicht durch!“

„Lächerlicher Kerl, ich möchte wiſſen, wohin!“

„Ich finde dich alſo dort bei der Kunſtreiterbude?“

„Gewiß!“

Damit trabte Herr Schmeller der Brigadeſchule zu, und Erich betrat den Platz, in deſſen Mitte, undeutlich durch den

Nebel ſchimmernd, die große Bude ſich erhob. Sie erſchien ihm mit ihren kleinen, rothglühenden Fenſteröffnungen, eingehüllt in Nebel und Rauch, aus allen Fugen dampfend durch die Hitze in ihrem Innern, wie ein rieſenhafter, glimmender Kohlen-Meiler, wie er ſie in ſeiner Jugend ſo häufig auf den Waldlichtungen geſehen.

Ach, jene Zeit, die trat ihm jetzt ſo lebendig wehmüthig vor die Seele. Wie oft hatte er Stunden lang, in die ſinkende Nacht hinein mit den rußigen Köhlern geplaudert, ſich von ihren Seltſamkeiten aus dem einſamen Waldleben erzählen laſſen, daraus Märchen zuſammengeſetzt für die alte, taube Lieſe, die er zu Hauſe am Spinnrade traf und die ihm freundlich zunickte, wenn ſie auch von ſeinen Erzählungen nicht viel verſtand! Deßhalb aber war ſie gerade das dankbarſte Publikum, das ſich der lebhafte Knabe nur wünſchen konnte, denn bei den ungeheuerlichſten Dingen, die er vorbrachte und meiſtens ſelbſt erlebt haben wollte, Abenteuern mit Drachen, Feen und Kobolden, nickte ſie ihm gemüthlich beiſtimmend zu und ſchien die ganze Pracht der Märchenwelt mit ihm zu empfinden.

Gewöhnlich handelten dieſelben von armen, verlaſſenen Kindern, wie er ja ſelber eines war, von unſchuldig Verfolgten, mit Noth und Kerker Bedrohten, eine Lage, in die Erich ſich beſonders am heutigen Abende ſo recht lebhaft hineindenken konnte. Da ſah er ſich wieder wie damals, fliehend im dichten, düſtern, naßkalten Walde, nirgends ein Obdach, nirgends eine Zuflucht, bis ihm der gutmüthige Köhler verrieth, daß er nur gerade aus zu gehen habe, um das Schloß der guten Feenkönigin zu erreichen. — Richtig, dort ſtieg es vor ihm empor, geheimnißvoll erleuchtet durch Dunſt und Nebel ſchimmernd,

und jetzt mit einem Male, wie ihm zum Willkommen, ſchmetterten die Trompeten, dröhnten die Pauken und drang eine herrliche Muſik aus der Feenburg weithin hallend ihm entgegen. Auch öffneten ſich in dieſem Augenblicke die breiten Flügelthüren, er blickte in eine glänzend erleuchtete Halle und ſah dort phantaſtiſche Geſtalten ſich bewegen, Geſtalten in den ſeltſamſten Gewändern, mit Goldſtickereien und wehenden Federn. — Aber nur einen Augenblick ſah er das, dann ſchloſſen ſich die Flügelthüren, und er fühlte, daß er ausgeſchloſſen ſei von all der Pracht und Herrlichkeit, von jener in der Feenburg ſo wie von dieſer in der Kunſtreiterbude, und daß er nichts war, als nur ein armer junger Menſch, der fröſtelnd durch die Nacht ſchlich in Erwartung, auf drei Tage und drei Nächte in einen düſtern Thurm geſperrt zu werden.

Herrliche Ausſichten! — und deßhalb war es wohl ſo begreiflich, daß er, um den Circus herumſchreitend, alle dieſe frohen, freien, glücklichen Menſchen beneidete, die eilig daher kamen, zu Fuß und zu Wagen, und erwartungsvoll in das hell erleuchtete Haus ſtrömten.

Und in welch dichtgedrängten Schaaren zogen ſie herbei und wandten ſich mühſam durch die Haupt-Eingangspforte oder belagerten förmlich die beiden Caſſen rechts und links vor derſelben! Es mußte heute Abend etwas ganz Außerordentliches in der Vorſtellung ſtattfinden; aber was konnte das eigentlich Erich kümmern, der ſchon ſo zu ſagen mit einem Fuße im Arreſt war und doch las er den großen Anſchlagzettel dort neben der Gaslaterne. Da kamen all die gewöhnlichen und ungewöhnlichen Geſchichten, die Schulpferde, Bravourſtücke, Sprünge über Bänder und Pferde, durch Reifen zugleich, mit dem Pferde

über vier Barrièren und Aehnliches, da waren die verſchiedenen Clowns, gewöhnlich als die erſten der Welt geprieſen. Halt, und hier zeigten zwei große, auf Einen Fleck hindeutende Hände gewiß etwas ganz Beſonderes, und doch wieder nur einen einzelnen, aber ſehr groß gedruckten Namen: ‚Demoiſelle Kolma Ticzka.‘ Doch was war ihm alles das!

Er wandte ſich mißmuthig vom Haupteingange des Circus wieder ab, der andern, ruhigeren Seite zu, wo ſich zuweilen die ſchon oben erwähnte Doppelthür öffnete, um Pferde aus- und einzulaſſen, welche dicht mit Decken verhängt waren und gewöhnlich von einem nicht weit entfernten großen Stalle gebracht wurden. Welch eigenthümlicher Anblick bot ſich ihm dar, wenn er alsdann hier hineinblickte und eine Vorhalle voll geſattelter und aufgeſchirrter Pferde, wo ſich bunt coſtumirte Reiter und glänzende Reiterinnen hin und herbewegten, plaudernd und lachend mit ihren Collegen und Colleginnen oder auch mit jungen Leuten aus dem Bürgerſtande und ab und zugehenden Officièren! Erich fühlte ſich von dieſem eigenthümlichen Leben ſowie von der wohlthuenden Wärme, welche hier herrſchte, ſo angezogen, daß er gern einen Augenblick hineingetreten wäre, wenn ihn nicht die Furcht abgehalten hätte, von ſeinem Freunde Schmoller nicht aufgefunden zu werden, ſowie einiger Maßen die Beſorgniß, von einem der Officiere befragt zu werden; doch war das eigentlich wenig zu befürchten, denn die Lehrer der Brigadeſchule waren viel zu ernſt und geſetzt, um ſich ſo zu ſagen hinter die Couliſſen eines Kunſtreiter-Circus zu begeben, und die übrigen Artillerie-Officiere der Beſatzung, die vielleicht mit Dragonern und Huſaren hier aus- und eingingen, achteten wenig auf einen einfachen Kanonier.

Tiefen Betrachtungen ſich hingebend, war Erich dem Zufalle nicht undankbar dafür, daß er ihn in dieſen, für jeden jungen Menſchen ſo anziehenden Raum hineinſtieß, und zwar auf die einfachſte Art von der Welt, da einer der Reiter, mit ſechs gekoppelten Pferden vom Stalle drüben bei der Thür ankommend, den jungen Artilleriſten bat, ihm die Thür zu öffnen und auch hinter ihm wieder zu ſchließen. Dazu kam noch, daß der Reiter, ein alter Mann, alsdann Erich einen bezeichnenden Wink mit dem Kopfe gab, ihm doch zu folgen, und ihm nun im Innern des Raumes die Zügel zweier Pferde zuwarf, um dieſe für einen Augenblick zu halten, während er ſich ſelbſt aus dem Sattel herabſchwang. So klein und unbedeutend ſind oft die Urſachen, deren ſich der Zufall bedient, um irgend Jemanden aus der kalten, dunkeln Nacht, wo ihm vielleicht beſſer geweſen wäre, nach Licht, Wärme und Glanz hinüber zu ziehen. Wohl dachte Erich in dieſem Augenblicke an Herrn Schmoller, doch war er überzeugt, daß dieſer Bombardier, welcher ſich, wo es nur möglich war, bei allen dergleichen Vergnügungen herumtrieb, ihn wohl ſuchen und auffinden würde.

Der Reiter, welchem Erich die Pferde gehalten und der nun die Zügel wieder aus ſeinen Händen nahm, befand ſich, wie ſchon geſagt, in ziemlich vorgerücktem Alter, hatte krauſes, ſtarkes, graues Haar, und erſchien vielleicht gerade dadurch ſeine Geſichtsfarbe ſo dunkel ſowie ſeine Augen lebhaft und leuchtend. Er ſagte dem jungen Manne in freundlichem Tone: Auch ich bin einmal bei der Artillerie geweſen und denke heute noch gern daran, freue mich auch immer, wenn ich die Uniform ſehe; bleiben Sie nur da, wenn es Ihnen Spaß macht, und gehen Sie nur dreiſt da vor in die Stallgaſſe, da können Sie ſchon etwas

ſehen, und wenn Sie Jemand fragt, ſo ſagen Sie nur, Sie hätten dem alten Marechal geholfen, und er hätte Sie erſucht, da zu bleiben."

Erich, der wohl ſchon einmal den Productionen anderer und geringerer Kunſtreiter, und zwar von einem ſehr entfernten Platze des Circus aus, zugeſehen, war erſtaunt, hier, auf der Rückſeite dieſes Glanzes, Alles in ſo großartigem Style eingerichtet und nirgend etwas Aermliches oder gar Gemeines zu finden. Die Halle, in der er ſich bewegte und welche an das runde Gebäude angebaut war, hatte auf der linken Seite zwölf Pferdeſtände, wo ſich die Thiere befanden, welche zur jedesmaligen Nummer des Programms gebraucht wurden. Rechts waren Garderoben und im Zwiſchenraume befanden ſich die nicht augenblicklich beſchäftigten Stallmeiſter, in einfachem, aber elegantem Coſtüme, ſo wie verſchiedene Habitués des Circus, junge, reiche Leute aus dem Bürgerſtande, Officiere, mit den Damen plaudernd und lachend und meiſt ſehr gleichgültige Dinge ſcherzhaft oder auch wohl im ernſten Tone und mit wichtiger Miene verhandelnd.

Erich, der ſich aufs höchſte angezogen fühlte von dieſer fremdartigen, ſo eigenthümlichen, verlockenden Welt, betrachtete die reizenden Reiterinnen im Tricot und leichten, kurzen, bauſchigen Kleidern, gewöhnlich mit unendlich langen und ſehr feinen Taillen, die ſchönen Büſten in Gold oder Silberſtoff flimmernd, mit um ſo größerem Intereſſe, als ſie ſich hier natürlich gehen ließen, Frage und Antwort ſtellten, wie andere, gewöhnliche Menſchen, mit natürlichem Ernſte ſo wie natürlichem Lächeln auf den Lippen, ſtatt des gewaltſam freundlichen Grinſens mit jener ſtereotypen Freundlichkeit, mit der ſie im Circus erſcheinen, den

Endlich hatten wir die fatale Strecke hinter uns und ſahen zugleich Villa Cannas, wo wir Mittag machen wollten. Aber nie hat uns ein Ort durch ſeine Entfernung ſo genarrt wie dieſer. Es war in der That zum Verzweifeln, wie wir ſo, Stunde um Stunde reitend, die Kirche des Dorfes, die Häuſer mit ihren Fenſtern immer deutlicher erkennen konnten und doch nicht hinkamen. Ich muß geſtehen, daß ich mich heftig darüber erzürnte, mehr aber noch über den Gleichmuth des Malers, der das ganz in der Ordnung zu finden ſchien, und der ſich unterſtand, mir zu verſichern, er ſpüre nach nun achtſtündigem Ritte in Regen und Kälte weder Hunger, Durſt, Müdigkeit, noch das Bedürfniß nach einem guten Feuer.

In der Nähe dieſes verzauberten Ortes begegneten wir zum erſten Male Reiſenden unſeres Schlages; es waren drei Reiter, die auf guten Pferden daher trabten, und die eben ſo durchweicht ſchienen, wie wir. Ihre Mäntel flatterten im Winde; wir begrüßten uns freundlich und hatten bald eine gute Strecke zwiſchen uns. Auch die Bahnlinie erreichten wir hier wieder; ſie führte auf einem hohen Damme mitten durch ein ſumpfiges Terrain, weßhalb wir denſelben benutzten, was mir auf ein Haar zu einem vierzig Fuß hohen Sturze verholfen hätte. Die Ränder des Dammes waren durchweicht und bröckelig, mein Maulthier that einen falſchen Tritt und konnte ſich nur durch eine verzweifelte Anſtrengung vor dem Hinabrollen retten.

Villa Cannas, dem wir nun endlich beikamen, war ein recht elendes Neſt mit Lehmhütten, faſt ohne alle Fenſter, einem fürchterlichen Pflaſter und einer ziemlich ſchlechten Poſada. Doch ließen wir uns den ſtark gepfefferten Reis mit Hammelfleiſch recht wohl ſchmecken, tranken einen nicht ſehr guten Rothwein dazu und hielten uns deſto feſter an die Chocolade, welche wie überall vortrefflich war. Man kann es einem Reiſenden wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn er oft und viel vom Eſſen und vom Wetter redet: es ſind das namentlich bei Touren wie die unſrigen ſo wichtige

rauſchenden Beifall in Empfang nehmen, und mit der ſie auch jene Gleichgültigkeit heucheln, wenn ſie kein Mund willkommen heißt und keine Hand ihnen Beifall klatſcht.

„Caramba!“ rief eine hochgewachſene, nicht mehr ganz junge Spanierin mit blauſchwarzem Haar, blitzenden Augen und jener tiefen Altſtimme, die den Kunſtreiterinnen häufig ſo eigen iſt „— man ſollte ſtreng darauf halten, daß keine Zettel auf die Brüſtung gelegt werden; Federigo hatte genug zu thun, um mein Pferd glücklich bei den Logen links vorüber zu bringen. Ich fühlte jedes Mal, wie es ſtutzte.“

„Und ſprangen doch ſo wunderbar und ſicher, Sennora Maritana!“ entgegnete ein junger Huſaren-Officier in verbindlichſtem Tone!

„Aeußerlich ja; aber es iſt ein garſtiges Gefühl, wenn man ſo denken muß, vielleicht beim nächſten falſchen Tritte herunter zu fliegen. Ich danke dafür und werde mit dem Maeſtro darüber reden.“

Damit ſchritt ſie den Gardereben zu, und als ſie außer Hörweite war, ſagte eine junge, blonde Polin:

„Das arme Pferd ſoll immer Alles gethan haben; hätte man ſie empfangen, applaudirt, wie ſie es vor Jahren gewohnt war, ſo würden ſie zwei Dutzend Programmzettel nicht im geringſten genirt haben.“

„Schon recht,“ meinte eine Dritte, die, mit ihrem Anzuge fertig, herbei trat und ſich ſtark in ihren Hüften wiegte, wobei ſie die ſchlanke Taille mit ihren beiden Händen feſt umſpannte; „aber ich kann das auch nicht leiden, und eben ſo wenig wenn die Herren da“ — bei dieſen Worten machte ſie ein leichtes Compli-

ment gegen die Officiere — gar zu arg mit ihren Säbeln raſſeln."

Die alſo ſprach, hatte etwas Keckes, Herausforderndes und that dabei ſehr gleichgültig gegen ihre begeiſterten Freunde, während ſie hinzuſetzte: „Sie, Graf Barring, muß ich noch ganz beſonders und dringend bitten, Sich bei Ihren Blumenverſchwendungen, auch wenn Sie mir gelten, künftig ein wenig mehr in Acht zu nehmen." — Damit hatte ſie ihnen den Rücken zugewandt, den rechten Fuß auf einen niedrigen Schemel geſtellt und neſtelte etwas an ihren rothen Stiefelchen. — „Ich habe wahrlich mein Pferd nicht ſchlecht in der Hand," fuhr ſie in dieſer Stellung fort, „liebe auch nur die lebhaften Thiere, aber wenn ihm eines Ihrer lächerlich großen Bouquets, wie neulich, an den Kopf fliegt, ſo iſt es wahrhaftig nicht zu verwundern, wenn es aus dem Tempo fällt und beinahe wieder umkehrt."

Der alſo Angeredete, ein junger, hübſcher Dragoner-Officier, that ganz entzückt über dieſe Vorwürfe und entgegnete, die Sporren klirrend zuſammenſchlagend, mit einem lächelnden Geſichte: „Wunderbare Leonie, Ihr gehorſamſter Diener iſt ſchon glücklich, von Ihnen wieder erkannt worden zu ſein, und nimmt ſelbſt Ihre Vorwürfe — ſolche Vorwürfe mit Enthuſiasmus entgegen!"

„Aber Sennora Maritana hatte vorhin ganz Recht, als ſie ſich ausließ über die ſtörende, rückſichtsloſe Manier, Programmzettel oder, was noch ſchlimmer iſt, Damenmantillen und dergleichen über die Brüſtungen zu hängen. Neulich hatte ich große Luſt, als ich, mich im Carrière vom Pferde herabbiegend, die Blumenkränze vom Boden aufnahm, eine dieſer Mantillen abzuſtreifen und in den Circus zu ſchleudern."

„Man muß unter ſeinen Bekannten darauf halten, daß dergleichen nicht vorkommt," ſagte ein langer, junger, etwas bleicher Mann, der mit einem Zungenanſtoß ſprach und ſein Geſicht komiſch verzerrte, während er ſich Mühe gab, ein ziemlich grobes Stück Glas in das rechte Auge feſtzuklemmen, „ja, muß ſich bemühen, auch das Publikum in dieſer Richtung zu erziehen. Göttliche Leonie," fügte er hinzu, „wie ſchön Sie heute Abend wieder ſind!"

„Und wie Sie in der erſten Abtheilung geritten haben!"

„Welche Grazie, welcher Aplomb!"

„Auf Ehre, zum Raſendwerden!"

„Himmliſche Leonie!"

„Wundervoll, über alle Beſchreibung!"

„Ich habe wahrhaftig gute Nerven, aber mich ſoll der Teufel holen," rief der Huſaren-Officier haſtig, „als Sie ſich herabbogen, um mit Ihren ſchönen Zähnen das Schnupftuch vom Boden aufzunehmen, da überlief's mich ganz kalt!"

„Ach, und dieſe himmliſchen Zähne!"

So ſtand dieſer Kreis junger alter und alter junger Herren um das in der That ſchöne Mädchen herum, und wo die enthuſiaſtiſchen Worte nicht auszureichen ſchienen, um ſie gehörig zu preiſen, da wurden ſie unterſtützt durch einen gelegentlichen Blick an die Decke der Halle empor oder durch eine Pantomime, bei der man eine Hand auf jenen Theil der Bruſt legte, wo man ſein Herz vermuthete.

Es iſt eigenthümlich, daß ſich dieſe Art von Krähen ſogleich zuſammen finden, wo eine größere Kunſtreiter-Geſellſchaft ſich für einige Zeit aufhält, die Habitués der Manége, welche bei Lob und Tadel maßgebend zu ſein ſcheinen, welche unter der

Theilnahme im Allgemeinen oder unter der Paſſion für Pferdedreſſur dieſer oder jener der Damen den Hof machen und deren häufig ſtark abgeſtumpfter Sinnenreiz hier zuweilen noch belebt wird, wo ſich üppige Schönheiten mit glänzenden Coſtümen, fremdklingender Sprache und das Gefährliche des Metiers auf ſo reizende Art verbinden. Vielfach aber ſind ihre Bemühungen um die gefeierten Künſtlerinnen vergeblich, denn gewöhnlich hat jeder dieſer Bewunderer einen glücklichen Nebenbuhler bei der Truppe.

Hier bei der Demoiſelle Leonie ſchien dies der erſte Clown Mr. Howten zu ſein, der mit einen koloſſalen, hahnenartigen Schritte mitten in den Kreis hineintrat und dann die ganze Geſellſchaft mit einer unnachahmlichen komiſchen Miene ringsum betrachtete, die ſich um ſo drolliger ausnahm, als ſich auf dem völlig weiß gemalten Geſichte nur ein paar kleine, intenſiv rothe Backen zeigten, ſo wie Schönheitspfläſterchen von Schwarz und Gold, während ſein Haar aus einer leuchtend rothen borſtigen Perrücke beſtand.

So anzuſehen, war er ein ſcheußlicher Kerl, aber dabei ein großer Künſtler, beſonders im Violinſpiel.

„Gehen Sie," ſagte Leonie lachend, „Sie ſehen in der That abſcheulich aus, Howten!"

„Ich bin auch gar nicht gekommen, um Sie durch meinen Anblick zu erfreuen, ma plus bello," erwiederte der Clown lachend, wobei ſich ſeine komiſch erſtaunte Miene in ein heiteres Lächeln verwandelte, „ſondern ich komme nur, um mich in Ihr Geſpräch mit dieſen Herren einzumiſchen und Ihnen zu ſagen, daß ich mir vorhin ein Vergnügen daraus gemacht, mit meinem Violinbogen ein paar dieſer naſeweiſen Programmzettel ſo wie

auch eine leuchtend rothe Mantille, die auf der Brüſtung coquettirte, aufzuſpießen zum unendlichen Vergnügen des Publikums."

„Und warum thaten Sie das, Howten?" fragte die Kunſtreiterin in einem beinahe ärgerlichen Tone. „Mich geniert's heute Abend nicht mehr, oder ſorgen auch Sie für die Ticzka? Ah, wenn ich das wüßte!"

„Was geht mich die Ticzka an! Aber ich meine, es wäre vor ihrem Auftreten Wichtigthuerei genug, daß der Principal mit vier Stallmeiſtern und allen verräthigen Eleven die ganze Bahn abſchreitet, nachdem der Sand aufs Neue aufgelockert iſt, um ſich zu überzeugen, daß für die Preciosa ſich Alles in Ordnung befindet. Ich ärgere mich, daß dann obendrein noch einer der Stallmeiſter die an der Brüſtung Sitzenden höflich erſuchte, doch bei der verzweifelt gefährlichen Nummer der berühmten Ungarin alles zu vermeiden, was die Pferde ſcheu machen könnte. Schwindel, wo man die Hand hineinſtreckt!" — Dieſe letzten Worte ſagte er leiſe zu Leonie, während er dicht an ſie herantrat, wobei der Kreis von deren Bewunderern ſcheinbar Partei für die Anmaßung der Ticzka im Allgemeinen zu nehmen ſchien.

„Was ſie macht, iſt allerdings außerordentlich unbegreiflich," meinte der Tragoner-Officier, „aber immer dasſelbe — toujours perdrix — ah, da lob' ich mir doch eine Vielſeitigkeit wie die unſerer angebeteten Leonie!"

„Aber mit Unrecht, Graf Baring. Ich verſichere Ihnen, es iſt eine kluge Idee dieſer überaus klugen Ungarin, die doch gerade ſo thut, als wenn ſie durchaus nichts vom Metier verſtände. . . ."

„Als nur das Eine: ungeheure Gagen einzuziehen," unterbrach ſie lachend der Clown.

„Sich nur mit einem einzigen Hauptſtücke zu beſchäftigen, eine Specialität zu ſein, durch welche ihr ein glänzender Ruf nach Paris und London nicht fehlen kann."

„Aber nun, meine Herren, fuhr ſie mit einem graziöſen Rundcomplimente gegen ihre Verehrer fort, wobei ſie den Knopf ihrer Reitpeitſche zierlich gegen ihre Bruſt legte, ſind Sie für jetzt in Gnaden entlaſſen. Die ſchöne Kolma, die erſte Reiterin dieſes Jahrtauſends, wird ſogleich erſcheinen, und ich möchte Niemanden von Ihnen in Verlegenheit bringen."

„Grauſam!" rief ihr Graf Baring nach, und er, welcher der Begünſtigſte von Allen zu ſein ſchien, eilte ihr nach bis zur Thür der Garderobe, wo er denn auch ſo glücklich war, ihr die Hand küſſen zu dürfen, ehe ſie verſchwand.

Erich war unterdeſſen von dem freundlichen Marechal, der ſich, wie er geſagt, ſtets an einer Artillerie-Uniform erfreute, in einen ſchönen Winkel am Eingange geſtellt worden, wo er Alles vortrefflich ſehen konnte, ohne fürchten zu müſſen, entdeckt zu werden. Eigentlich hatte er auch keine beſondere Angſt in dieſer Richtung; der Alte ging niemals in einen Circus, Hauptmann Wetter eben ſo wenig, und ſelten einer der anderen Lehrer. Seine einzige Beſorgniß war, von Schmoller verfehlt zu werden, weßhalb er ſich häufig nach der Thür umblickte, wo er hereingekommen, und jetzt in der Pauſe zwiſchen der erſten und zweiten Abtheilung auch ſo glücklich war, ſeinen Freund, den Bombardier, zu entdecken, der den Kopf zur Thür hereinſtreckte und ſich mit einem zweifelhaften Blicke umſchaute. Hier war es nun wieder der Stallbeamte Marechal, welcher auch dieſe zweite

Artillerie-Uniform protegirte und dem Bombardier auf seine Frage sagte, wo er den anderen zu finden habe.

„Du bist ein netter Kerl," sagte Schmeller, „läßt mich da durch Wind und Näsſe nach Hause patschen, während du hier hinter den Coulissen stehst und zuschaust!"

„Ich bin eben der Wärme nachgegangen, in Anbetracht der kalten Nacht, die mir bevorsteht."

„Das ist eine verfluchte Geschichte!" antwortete der Andere, sehr ernst werdend. „Denk' dir, ich habe deinen Arrestzettel nicht bekommen, die Bureauthüren fest verschlossen und euer Feldwebel ausgegangen — das ist eine saubere Bescherung! Ich dachte schon daran, selbst einen Zettel zu schmieren; aber der Teufel ist ein Eichhörnchen, er hüpft dir auf die Schulter, wo du ihn am wenigsten erwartest, und es könnte leicht geschehen, daß sie mich für einen nachgemachten Zettel selbst beim Essen behielten, und dafür möchte ich danken. Ich habe für eigene Rechnung genug Striche am schwarzen Brette des Brigadeschreibers."

„Was ist aber da zu machen?"

„Ja, wenn ich das wüßte! Nach Hause darfst du nicht, denn auf jeder Stube ist irgend eine calfakterische Seele, die es herumzubringen wüßte."

„Aber ich kann doch nicht bei der kalten Nacht auf der Straße herumlaufen, bis der Tag kommt, und dann bitten, daß man die Gnade hat, mich einzusperren!"

„Deßhalb ist es, wie ich vorhin schon sagte, eine verfluchte Geschichte und will überlegt sein, und das wollen wir nachher bei einem Glase Wein thun.

Erich sah seinen Freund mit einem zweifelhaften Blicke an.

„Nun ja, ich bin ein Freund, wie es wenige gibt; nicht

nur, daß ich aus allen Taſchen und Winkeln meine letzten Kreuzer zuſammengeſcharrt habe, um dich nicht Hungers ſterben zu laſſen, nein, ich muß auch noch ein allerliebſtes Rendezvous im Stiche laſſen, um in deiner amuſanten Geſellſchaft zu bleiben. Hoffe aber auf Wiedervergeltung."

„Gewiß," verſetzte Erich lachend, „und dieſelbe fängt jetzt ſchon an, denn du mußt geſtehen, daß ich dir durch meine Bekanntſchaften hier im Circus einen vortrefflichen Platz verſchafft habe. Da vor uns," ſetzte er flüſternd hinzu, „ſehe ich Leute ebenfalls ſtehen, die gewiß einen Thaler für ihr Billet bezahlt haben, und ſo viel, vermuthe ich, gedenkſt du nicht für mein Nachteſſen aufzuwenden."

„Ich wiederhole, du biſt ein verfluchter Kerl und dabei ein Heuchler! Sage mir, wie kommſt du zu Circus-Bekanntſchaften?"

„Pah, wie man zu ſo was kommt! Dort kommt mein Protector, derſelbe, der dich hereingelaſſen."

In der That trat Marechal zu den Beiden und ſagte wohlwollend: „Da bleiben Sie nur ſtehen, drücken Sie ſich nur ein Bißchen auf die Seite, wenn beim Beginne der zweiten Abtheilung die wilde Ticzka durchpaſſirt. Haben Sie Angſt vor Pferden?„

„Ah, bitte recht ſehr, wir ſind von der Artillerie!"

„Aber wer iſt die wilde Ticzka?"

„Sie haben das noch nicht geſehen," fragte Marechal verwundert, „auch nicht den Zettel geleſen?"

„Ja," ſagte Erich, „darin ſteht aber nichts, als einfach der Name Kolma Ticzka."

„Und das iſt beim Henker genug, der Name allein! Schauen

Sie, das Haus iſt zum Brechen voll, anderthalbmal ausverkauft; da oben drängen ſie ſich zuſammen wie die Häringe in der Tonne, und das alles nur, weil heute die Ticzka reitet."

„Macht ſie auch ſolche Sachen wie vorhin die ſchöne ſchwarze Dame, welche in der Carrière die Schnupftücher mit den Zähnen vom Boden aufhob?"

„Ah, die Maritana iſt nichts dagegen! Allerdings etwas Bravour, doch wenig Grazie!"

„Und was thut denn die Ticzka, von der ich allerdings ſchon gehört?" ſetzte der Bombardier Schmeller renommirend hinzu.

„Laſſen Sie ſich überraſchen und gebrauchen Sie Ihre Fäuſte zum Applaudiren, die verdient's — ob!" ſetzte er hinzu, indem er kopfaufwerfend davonging.

Nun ſah man aber auch dem großen, dichtgefüllten Hauſe an, daß ſich etwas ganz Außerordentliches vorbereitete. Man rückte auf den Plätzen hin und her und man bog ſich vorn über, man ſuchte ſich Platz zu machen, wie man konnte, man putzte Gläſer und Lorgnette, Tauſende von Blicken richteten ſich nach dem Eingange, der zu der oben erwähnten Vorhalle führte, während Wenige ſich um den Principal der Kunſtreiter bekümmerten, der, im einfachen, eleganten Anzuge, gefolgt von einem großen Schweiſe von Stallmeiſtern und Eleven, ſorgfältig prüfend, wie es ſchien, den Boden der Manége betrachtete und mitten in der Bahn ſtehen blieb, um auf ein gegebenes Zeichen mit der Hand ſein ſämmtliches Gefolge bis auf vier der Beſten zu entlaſſen, die ſpäter in den gewiſſen kleinen Kreiſen hinter ihm dahingehen mußten, während er ſelbſt die Leitpeitſche

führte — natürlicher Weiſe für die Ticzka, dachten die Colleginnen achſelzuckend.

Nun fing die zweite Abtheilung an, und zwar durch das volle Orcheſter, mit einem rauſchenden Czardas.

Die Gaſſe, in der unſere Freunde ſtanden, war durch Herren und Damen von der Truppe, durch Officiere und täglicher Beſucher vom Civil ſo beſetzt, daß nur eben Platz blieb für den Viererzug prachtvoller ungariſcher Pferde, die jetzt hier erſchienen in kurzem, anmuthigen Galopp, gelenkt von einer jungen Dame, die eben ſo gleichgültig wie anmuthig auf dem Sattelpferde ſtand, hoch aufgerichtet, die lange Peitſche in der Rechten, während ſie mit der Linken die ſtrammen Zügel hielt, um die unruhig mit den Köpfen ſchüttelnden Vorläufer bis zum Eintritte in den hell erleuchteten Kreis zurückzuhalten.

Da ſcholl ihr tauſendſtimmiger Jubelruf und ein betäubendes Händeklatſchen entgegen: „Ah, die Ticzka! Brava, Brava! Hoch die Ticzka! Brava, Brava!“ Und dazwiſchen erklang hier und da ein begeiſtertes Eljen.

Es war aber auch der Mühe werth, die Reiterin einſprengen zu ſehen. Die Zügel nachlaſſend, ſauſte ihre Peitſche über die Köpfe der Vorläufer dahin, die, mit einer Lançade anſetzend, um mit fliegender Mähne in einer ſo tollen Carrière, wie auch bei den großen Bravourſtücken hier und da am Schluſſe vorkommt, fünf bis ſechs mal den Kreis zu nehmen und dann, auf einen Zungenſchlag ihrer Lenkerin plötzlich parirend, daſtanden, der Ticzka keine andere Bewegung verurſachend, als die eines anmuthigen Gruſſes rings umher, eines Dankes für den freundlichen Empfang. Dann kam die gewöhnlich wohlberechnete Pauſe, in der hier bei der gefeierten Künſtlerin der Prin-

Gegenstände, daß es verzeihlich ist, wenn man vielleicht etwas Anderes darüber vergißt. Es gehört auch zur Färbung einer Reisebeschreibung; der Leser kann verlangen, daß man ihm sagt, ob es geregnet oder ob die Sonne geschienen, wogegen es in unserem eigenen Interesse liegt, ihm zu vermelden, wenn unser Mittagessen einmal außerordentlich schlecht war; er wird uns dann als billiger Mann einige folgende, vielleicht ebenfalls schlecht geschriebene Seiten nachsehen.

Wir verließen den vorhin genannten Ort zu Fuß, theils um die steif gewordenen Glieder gelenkig zu machen, theils um uns etwas zu erwärmen. Villa Cannas ist an einen Berg hinan gebaut, hat jedoch eine im Vergleich zu den armseligen Häusern ganz anständige Kirche. Als wir die Höhe des Ortes erreicht hatten und fast schon im Freien waren, sahen wir auf einem Felde neben uns statt der Lehmhütten, die rings umher standen, nur Dinge wie Schornsteine, die ohne ein Dach oder sonst etwas aus dem Erdboden emporzusteigen schienen. Ich erinnerte mich etwas Aehnliches in Dörfern auf dem Libanon gesehen zu haben, und sind das Wohnungen so gut wie die anderen, nur daß sie sich unter der Erde befinden und außer der Thüre und dem Schornsteinloch keine weiteren Oeffnungen haben. Man findet sie häufig in Spanien, und sie sind fast immer von Zigeunern bewohnt. Besteht doch in Granada die ganze ehemalige Ritterstadt, der Albaicin, aus ähnlichen Wohnungen und ist von den Gitanos bewohnt, die sich in ihren höhlenartigen Behausungen wahrscheinlich recht heimlich fühlen, wenn sie an die Zeit denken, wo sie ein noch leichteres Obdach in Wald und Flur hatten.

Ein tiefer Hohlweg, der uns auf der Höhe aufnahm, schien mir geeignet, auf bequeme Art Sattel und Maulthier zu erreichen. Ich stellte das Thier unten hin und glitt von oben sanft auf den Sitz; der Maler aber, der eine solche Beihülfe als weichlich verschmähte und mir zeigen wollte, wie der deutsche Mann zu Esel

cipal selbst an das Sattelpferd trat, während sich der Stallmeister mit den übrigen beschäftigten, um noch einen letzten Blick nach den Geschirren, besonders den Kreuzzügeln, zu werfen. Während dessen stand sie hochaufgerichtet da, wie um ihren Verehrern für ein paar Augenblicke das ruhige Betrachten ihrer Schönheit zu gestatten. Und schön war dieses Mädchen, das mußte selbst der Neid, oder die Colleginnen, was eigentlich gleichbedeutend ist, zugestehen. Schön von Gesicht, reizend und elegant von Gestalt, hier waren die schlanksten, kraftvollsten Körperformen von einer bewundernswürdigen Harmonie, fein, ohne mager zu sein, und dabei doch von einer entzückenden, aber vollkommenen jungfräulichen Fülle. Das waren Glieder wie von Stahl, und daß dieselben von eisernem Willen bewegt wurden, sah man an ihren schönen, energischen Gesichtszügen, an ihren fast trotzig aufgeworfenen starken Lippen, an dem Blicke ihrer dunkeln Augen, deren wilder, melancholischer Ausdruck gemildert wurde durch eine eigenthümliche Stellung derselben, zuweilen einem Verschwimmen der Blicke ähnlich, die ihnen etwas ungemein Pikantes gaben.

Ihr Anzug war der einfachste, den man sich denken konnte, und imponirte aber gerade durch diese Einfachheit. Es war das Tschikos-Costum, für eine Dame arrangirt, weiß mit einfachen, rothen Stickereien, und statt von Leinwand, vom feinsten Wollenstoffe; auf dem Kopfe hatte sie den einfach aufgekrämpten ungarischen Hut mit einer Adlerfeder, in dem ledernen Gürtel, ein schön gearbeitetes Fogosch, an den zierlichen Füßchen ziemlich lang heraufreichende Cismen. Sie hatte sich jetzt auf den Sattel niedergelassen, und nachdem sie die Zügel ihrer Vorläufer am Sattelknopfe des Handpferdes festgebunden, saß sie

da mit zuſammengelegten Händen, den Kopf herabgebeugt, während ſich die vier Pferde auf einen leichten Zungenſchlag in einen kurzen, anmuthigen Galopp geſetzt hatten. Es war das Bild einer durch die ungeheure Ebene des Banats nach Hauſe heimkehrenden Reiterin. Sie träumt von der fernen Heimath, deren mit Stroh bedeckte flache Häuſer ſo wie das Wahrzeichen der Puſzta, der hoch emporragende Ziehbrunnen, in kurzer Zeit vor ihrem Horizonte auftauchen mußte. Zuweilen belebte ſich ihr melancholiſches Auge, dann beſchattete ſie es mit der Hand, um weit, weit vor ſich hinaus oder rings um ſich her zu ſpähen.

Und dazu ging die Muſik in einer jener eigenthümlich einſchläfernden Weiſen, die nur zuweilen wie durch einen leuchtenden Blitz unterbrochen werden von dem plötzlichen Auftauchen der erſten Violine, aber eben ſo raſch und in Molltönen wieder erſterbend.

Jetzt aber ſcheint die Ungarin etwas um ſich her zu vernehmen, was ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Ihre zuſammengeſunkene Geſtalt richtet ſich hoch im Sattel auf, ihr Auge belebt ſich, ſie ſpäht aufmerkſam rings um ſich her — glaubt ſie doch Hufſchlag hinter und neben ſich zu vernehmen! Raſch beugt ſie ſich von dem Sattel nieder, daß ihr Haupt faſt den Sand des Bodens berührt, um zu lauſchen, und dann gewinnen ihre Züge wieder jenen energiſchen Ausdruck, mit dem wir ſie vorhin einreiten ſahen. Auch der Gang der Pferde animirt ſich, ohne weiteren Zungenſchlag, ohne weitere Hülfe der Peitſche. Die Vorläufer werfen ihre Köpfe in die Höhe, und greifen raſcher aus, ihnen folgen die beiden anderen, und nun fliegt ſchon auch die Ticzka raſch wie ein Blitz in die

Höhe, und steht mit einer Sicherheit, im Fluge die Zügel ihrer Vorläufer ergreifend, auf dem Rücken ihres Pferdes, daß ein lauter Ausruf des Erstaunens rings umher erschallt. Schon haben wir auch die Ursache ihrer Aufmerksamkeit erfahren: es ist ein wildes Pferd der Puszta, das nun über die Barrière in den Circus setzt, gegen die vier der Reiterin hingaloppirt, um gleich darauf vor denselben in den tollsten Sprüngen zu entfliehen. Ah, nun beginnt die wilde Jagd der Ticzka! Sie drückt ihr kleines Hütchen in die Stirn, sie läßt einen kurzen, scharfen Ruf erschallen, und dahin fliegen ihre vier Renner zur Verfolgung, daß der Sand emporwirbelt, und dabei steht sie mit einer S erheit da, sich bald rechts, bald links wendend, vornüber und rückwärts beugend, und dabei so elegant und graziös, daß es nicht Wunder nehmen kann, wie zuweilen kurzer, aber rauschender Beifallssturm die Luft zerreißt. Bei ihr ist die höchste Natürlichkeit und die höchste Kunst vereinigt; zuweilen treibt sie ihre beiden Hauptpferde dicht zusammen; um auf beiden zugleich zu stehen, zuweilen bückt sie sich tief herab, irgend etwas an ihrem Sattelzeuge zu ordnen, zuweilen wirft sie plötzlich ihren Vorläufer herum, den Kreis durchschneidend, um dem flüchtigen Pferde vor ihr den Weg zu verlegen — aber umsonst. Es ist das ein überraschend tolles Dahinjagen, zuweilen ein regelloser Knäuel der Pferde, ein beständiges Changiren derselben, so daß man in jedem Augenblicke fürchten muß, die wilde Reiterin herabstiegen zu sehen. Aber unbesorgt! Sie steht da oben fest und sicher, mit einem zuversichtlichen Lächeln, aber kopfschüttelnd mit einem bitteren Lächeln, da es ihr noch nicht gelungen ist, den Flüchtling einzufangen. Jetzt läßt sie sich auf ein Knie nieder, befestigt abermals die Zügel ihrer Vor-

läufer wie des Handpferdes und löst vom Sattelknopfe des letzteren einen zuſammengerollten Laſſo, mit dem ſie jetzt wieder emporſpringt, ihn hoch in der rechten Hand haltend, während ihre linke das Ende deſſelben gefaßt hat, frei ſtehend' ohne Zügel auf den dahinſauſenden Pferden.

Rings umher ſcheint von den Tauſenden Niemand zu wagen auch nur den geringſten Laut von ſich zu geben, tiefe Stille liegt auf dem Hauſe, denn man weiß, was nun kommt, die Tiezka hat das ſchon öfter gemacht; aber der Sachverſtändige weiß auch, daß es nur des geringſten Verſehens bedarf, nur eines falſchen Trittes der Pferde, nur einer zu frühen oder zu ſpäten Gegenwirkung des Gewichtes ihres eigenen Körpers, um ſie rettungslos zwiſchen die Pferde hinabzureißen.

Alle Herzen ſchlagen in höchſter Aufregung, nur das ihrige ſcheint ſo ruhig wie möglich, denn auch nicht das geringſte Zucken ihres Köpers oder ihres ſchönen Geſichtes zeigt eine andere Aufregung als die Begierde, den Flüchtling vor ihr zu erreichen. Nun fliegt der Laſſo — die Schlinge ſitzt um den Hals des ſeitwärts galoppirenden Pferdes, alle Muskeln der Reiterin ſpannen ſich an, ihr Auge flammt, ſie wirft ſich rückwärts, daß man glaubt, ſie müſſe auf die Croupe ihres Pferdes ſtürzen, um im nächſten Augenblicke, unter einem raſenden Beifallsſturme des ganzen Hauſes, wieder aufrecht, lächelnd da zu ſtehen, den gefangenen Flüchtling langſam zu ſich heranziehend.

Ob das ein Applaudiren war, ein wildes Bravo- und Eljen-Schreien aus Hunderten und Hunderten von Kehlen! Ob das wohl ein Blumenregen genannt werden konnte, dieſe unzählige Menge von großen und kleinen Bouquets, die von allen Seiten in den Circus flogen und für welche Spende ſich die

Tiezka, nun wieder quer auf einem ihrer Pferde ſitzend und langſam herumreitend, mit anmuthigem Neigen des Kopfes bedankte! — Eljen, Eljen! — Ob wohl irgend Jemand da war, der dem ſchönen, wilden Mädchen nicht mit unverkennbarem Intereſſe in die dunkeln, leuchtenden Augen blickte?

Und Erich? Er ſtand in der Menge verborgen, aber nicht minder aufmerkſam wie alle Anderen; doch war es anfänglich nur ein allgemeines Intereſſe geweſen, mit dem er der ſchönen Reiterin zugeſchaut, bis er, als ſie zum erſten Male langſam im Kreiſe herumritt, und als es ihm ſo möglich geworden, ihr Geſicht zu ſehen, ſie erkannt und gewaltſam an ſich halten mußte, um einen lauten Aufſchrei zu unterdrücken. Ja, ſie war es — es war die Esmeralda, es war die ſchöne Zigeunerin, die er damals nach jenem Manöver heimwärts geleitet, die ſich an ſeine Seite geſchmiegt, die er ſpäter im Schloſſe des Grafen Seefeld geſehen — die Esmeralda, welche damals Schuld an ſeiner Befreiung war!

Ja, ſie war es, oder es mußte eine Aehnlichkeit geben, die ihm aber unmöglich erſchien; doch hatte er nicht Zeit, dieſen Gedanken nachzuhangen, die Gegenwart wirkte zu heftig auf ihn ein, denn da in der Manége hatte daſſelbe Spiel wieder begonnen; ein zweites zügel- und ſattelloſes Pferd, ein drittes und viertes ſetzte über die Barrière in den Circus, wurden von der Tiezka unter verſchiedenen pikanten Abänderungen ihres Spieles eingefangen und ihrem Vierzuge angekoppelt, worauf dann der Schluß ihrer Vorſtellung in einer letzten, tollen Carrière ſämmtlicher Pferde beſtand, während welcher die Zuſchauer in der Stallgaſſe erſucht wurden, dieſe ſchleunigſt zu räumen.

Kaum war dies geſchehen, kaum waren Erich und ſein Freund mit Anderen in die Vorhalle zurückgewichen, als auch ſchon die wilde Reiterin, mit ihren ſämmtlichen Pferden über die Ausgangs-Barrière ſetzend, hinter ihnen dreinraſte, die Ticzka hoch und ſicher daſtehend, ohne ſich zu regen, ohne zu wanken. Daß ein tauſendſtimmiges Bravo und nicht enden wollendes Händeklatſchen ſie zurückrief, verſteht ſich von ſelbſt; doch erſchien ſie, nach Damenart ſitzend, auf einem der ungeſattelten Pferde, welches nun, raſch mit einer Trenſe verſehen, abermals ſowohl beim Ein- als beim Ausreiten mit einer bewundernswürdigen Sicherheit und Grazie die Barrière nahm, während die ſchöne Reiterin durch anmuthige Handbewegungen ihren Dank ausdrückte.

Die Zuſchauer im Circus ſetzten ihren raſenden Beifallsſturm wohl noch ein paar Minuten lang vergeblich fort, und erſt als ſie ſahen, daß die Ticzka nicht wiederkam — denn ſie pflegte ſich nie mehr als einmal nach jeder Production zu zeigen —, beruhigten ſie ſich allmählich, aber immer noch unter ſporadiſch wieder ausbrechendem Tumulte.

Sie ließ ſich jetzt in der Halle langſam von ihrem Pferde herabgleiten und mußte hier, wohl oder übel, ſtillhalten, um ſich für ein paar Augenblicke die begeiſterten Exclamationen der jüngeren und älteren Herren gefallen zu laſſen, welche vorhin den Anbeterkreis der Demoiſelle Leonie gebildet hatten. Wie ſehr dies aber die Ticzka langweilte, ſah man wohl an ihren Mienen ſowie an der angelegentlichen Art, mit der ſie dem edelſten Pferde aus ihrem Vierergzuge, das, welches ſie hauptſächlich getragen, ſchmeichelte, es auf den ſchlanken Hals klopfte und ihm mit einem leichten ironiſchen Lächeln erlaubte, den

Kreis ihrer Bewunderer zu vermehren. Mit Einem Male verschärfte sich ihr hier so gleichgültiger Blick zur Aufmerksamkeit ja, zum unverkennbaren Interesse. Sie warf den Zügel ihres Pferdes einem Reitknechte zu, sie durchdrang den dichten Kreis, der sich um sie gebildet hatte, um einen scheinbar ganz unbedeutenden Menschen in der Uniform eines Gemeinen von der Artillerie, welcher allerdings sehr anhaltend herübergeblickt, ihre Hand auf die Schulter zu legen, ihm forschend ins Auge zu blicken und alsdann laut und freudig auszurufen: „Ja, Sie sind es! Ah, wie mich das freut!“

Erstaunt blickten ihr Alle nach, und es war ein fast mißbilligendes Gemurmel über diesen eigenthümlichen Vorfall. „Was hat die Ticzka nur schon wieder?“ fragte Einer den Anderen. „Wieder eine ihrer sonderbaren Launen, vielleicht eine Bekanntschaft von früher her .... Pah, ein Mensch, der fast jünger ist! Auch darin ist sie extravagant, diese merkwürdige Person! Ja wenn sie nur nicht eine so wunderbare Reiterin wäre und dabei von einer so pikanten Schönheit.... Ah—a—a—ah!“

Die Ticzka bekümmerte sich um all dieses Gerede auch nicht im mindesten. Erich, eben so entzückt wie alle Anderen von dieser wunderbaren Künstlerin, hatte natürlicherweise durchaus keine Lust und Ursache, sich selbst zu verläugnen, ja, er freute sich über dieses Wiedersehen, welches ihm eine so interessante Episode seines Lebens ins Gedächtniß zurückrief, und als ihn die Ticzka, ohne sich um alle anderen zu bekümmern, aufforderte, ihr in die kleine Garderobe zu folgen, zögerte er keinen Augenblick, nachdem er Herrn Schmeller gebeten, nur ein paar Minuten hier auf ihn zu warten.

Von dem Bombardier, der über dieſe Begegnung gewiß nicht weniger erſtaunt war als alle Uebrigen, finden wir es begreiflich, daß er, den Beiden mit der höchſten Verwunderung nachblickend, achſelzuckend ſagte: „Da bewährt ſich doch einmal das alte Sprichwort von den ſtillen Waſſern, und wenn dieſer Erich Freiberg nicht ein ausgemachter Duckmäuſer und Heuchler iſt, ſo will ich ein Ochſe ſein — ich, der hübſche und intereſſante Schmoller, nach dem ſchon ſo viel anerkennenswerthe Mädchen geſchmachtet, wenngleich keine Kunſtreiterinnen!“

Zwanzigstes Kapitel.

Während der Bombardier Schmeller seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkommt, besucht Erich die schöne Kolma; doch ist dies ein Kapitel, welches sich schlimmer ansieht, als es in der That ist.

„Das macht die wilde, zigeunerhafte Vergangenheit dieser — Dame," sagte der Premier-Lieutenant Graf Barring achselzuckend zu dem Husaren-Officier, während beide thaten, als habe sie nur das wirklich schöne Pferd veranlaßt, hier einen Augenblick stehen zu bleiben.

„Ist aber bei alledem sehr rücksichtslos," meinte der junge blasse Mann mit dem gelinden Zungenanstoße im Sprechen, wobei er vermittels einer prächtigen Grimasse das Stück Glas aus seinen Augenwinkeln herausfallen ließ; „die da sollte sich eine Ehre daraus machen, wenn Leute unseres Schlages ihr ein Wort der Anerkennung zollen! Werde aber nicht ermangeln, nach Hause an ein paar Bekannte darüber zu schreiben, sollen sich allen Enthusiasmus ersparen, wenn sie in der Residenz auftritt — ist ohnedies Alles nur höllisch Blendwerk mit ihrer Kunst!"

„Das kann man anſehen, wie man will, aber die in der Reſidenz werden toller mit ihr ſein, als wir hier, darauf können Sie ſich verlaſſen, mein lieber Regierungs-Aſſeſſor. Weiß ich doch ganz genau, daß ihr Renz für dieſen Herbſt ſchon fabelhafte Summen bot und daß er bei ihrem Auftreten dreifache Preiſe anſetzen darf!“

„'s iſt allerdings viel Schwindel dabei, aber ein nervenaufregender Schwindel. Man muß doch, um einen Gaul mit dem Laſſo zu fangen, gehörig im Sattel ſitzen bleiben können und mit feſt angelegten Schenkeln und Waden, während die da oben ſteht mit ihren feinen, ſpannenlangen Füßchen und ſo thut, als führe ſie ein Lamm an einem ſeidenen Bande.

„Man muß aber auch nicht die Treſſur der Pferde vergeſſen, welche eingefangen werden,“ meinte der Regierungs-Aſſeſſor.

„Hat ſich was von Treſſur, wenn die Beſtien ohne Sattel und Zeug in den Circus gejagt werden, und die Schlinge um den Hals wird ihnen auch nicht beſonders ſchmecken. Beim zweiten Pferde ſah ich deutlich, wie es einen Riß that, der einen ordentlichen Reiter bügellos gemacht hätte, und da ließ ſie einfach ihren Laſſo durch die Hände gleiten, um ihn darauf anzuziehen mit einem zweiten Rucke, für den ich meine Kehle nicht hergeliehen hätte. Nein, es iſt ſchon eine fabelhafte Gewandtheit.“

„Und ein Körper wie aus Stahlfedern zuſammengeſetzt,“ ſagte der Huſar.

„Und ein ſo ſchöner Körper!“ ſeufzte der Regierungs-Aſſeſſor.

„Ihr Vetter Seefeld iſt wahrlich zu beneiden!“

ſteigt, bediente ſich nicht des Hohlweges, ja, nicht einmal des Bügels und marterte ſich ab, voltigirend den Rücken des armen Thieres zu erklimmen. Es war ein erhebender Anblick, wie er ſo als Mehlſack in dem Sattel hing und mit den Füßen ſchwimmartige Bewegungen machte, um hinaufzukommen, was ihm aber erſt nach furchtbaren Anſtrengungen gelang, zu meinem Ergötzen und zum großen Vergnügen des Gitano, ſo wie mehrerer Herren Buben aus dem Orte, welche dieſe Probe ritterlicher Gewandtheit gebührend anſtaunten. Uebrigens gab uns dieſer Vorfall auf mehrere Stunden Stoff zum Lachen. Ich erinnerte mich eines ähnlichen Vorfalles aus der Militärzeit her, wo ein Vorgeſetzter bei einer eben ſo mißrathenen Voltige ausrief: „Klettert mich der Kerl uf dat Pferd, wie die Kuh uf eenen Appelbom!“ — Horſchelt wäre mir bei Erzählung dieſer Anekdote vor Entzücken faſt vom Maulthiere herunter gefallen, und nachdem wir ſchon mehrere Stunden geritten, brauchte ich ihn nur zu fragen: „Du, weißt du, was der Offizier geſagt?“ ſo erlag er faſt einem förmlichen Lachkrampfanfalle.

Etwas Heiterkeit war uns übrigens an dieſem unangenehmen Nachmittage wohl zu gönnen. Der Regen hielt uns feucht durch die von Zeit zu Zeit ſich wiederholenden ordentlichen Gießer; der Weg war abſcheulich, und unſere Mulos fingen an ſo marode zu werden, daß ſie aus dem Stolpern nicht mehr herauskamen und jeden Augenblick in die Kniee ſanken. Daß zu gleicher Zeit Tembleque, das Ziel unſerer mühſeligen Tour (denn von dort hatten wir die Eiſenbahn nach Madrid), vor uns erſchien, trug etwas zu unſerer Aufheiterung bei. Wir ritten auf einer Hochebene, der Wind hatte die Wolken zerriſſen, und die Sonne beleuchtete auf einen Augenblick das hiedurch prächtig gefärbte Thal, in welchem noch unendlich weit von uns entfernt der eben genannte Ort lag. Wir kannten dieſe furchtbaren Entfernungen; waren uns doch bis jetzt ſämmtliche Ortſchaften, die wir erreichen

„Ich glaube kaum, daß er zu beneiden iſt,“ verſetzte Graf Barring achſelzuckend, „denn ſo viel ich erfahren, kam er noch nicht beſonders weit mit ihr — was ich auch in der That begreiflich finde; Seefeld iſt gerade keine Adonis, und aus Gold macht ſie ſich gar nichts.“

„Aber Sie wiſſen doch ſo gut wie ich,“ lächelte der Regierungs-Aſſeſſor, „daß ſie ſchon vor geraumer Zeit mit ihm liirt war, als die Ticzka noch mit einer obſcuren Bande herumzog. Sie ſahen ſie ja ſelbſt damals bei dem Manöver.“

„Ganz richtig, und auch auf dem Schloſſe meines Vetters,“ erwiederte Graf Barring.

„Nun, und da ſoll er ſie genau genug kennen gelernt haben.“

„Allerdings ließ Tagobert darüber einige Aeußerungen fallen, doch wir kennen uns; ich weiß ziemlich genau, was er an jenem Abend getrieben, natürlich nur ſo viel mit Sicherheit, daß er von einer gewiſſen Expedition nicht mit dem Ausſehen eines Siegers zurückkam. Und noch in derſelben Nacht brach die Truppe auf, bei der ſich die ſchöne Kolma damals befand, mit Ausnahme einer kranken Frau und eines kleinen ſchwächlichen Mädchens, die, glaube ich, noch ein paar Tage auf der Waldburg blieben.“

„Ich hoffte, deinen Vetter hier zu finden,“ ſagte der Huſaren-Officier.

„Auch ich wundere mich, daß er noch nicht da iſt. Er hat auf der Waldburg wie jeden Herbſt die großen Jagden abgehalten, und ſein Weg zur Reſidenz führt ihn ohne Umweg über hier; auch den würde er nicht ſcheuen, da er weiß, daß die Ticzka hier iſt. Es muß ihn ſonſt was zurück-

gehalten haben, denn er hätte wahrſcheinlich keine Vorſtellung verſäumt."

„Richtig, und ſo oft ich einen Poſtvierſpänner heranraſſeln höre, was die Pferde laufen können, meine ich immer, er müßte drin ſitzen. Es wäre doch ein verfluchter Spaß, wenn er gerade heute Abend hier geweſen wäre, um zu ſehen, wie angelegentlich ſich die ſpröde Ticzka in militäriſche Angelegenheiten einläßt!"

„Im Grunde halte ich die Geſchichte nicht wichtig genug, um die Hand darüber umzudrehen; ſieht mir doch die Ticzka nicht aus, als wenn ſie mit ſo etwas anbandeln könnte!" ſagte der Regierungs-Aſſeſſor.

„Aber eine frühere Anbandelei fortſetzen!"

„Für eine frühere Geſchichte ſah der Burſche verflucht jung aus!"

„Pah, die Weiber haben ſeltſame Launen, beſonders die Künſtlerinnen!" meinte der Huſar. „Wer mag dieſer glückliche Vogel ſein?"

„Den Federn nach ein Gemeiner von der Artillerie; doch können wir das genau erfahren, wenn es uns intereſſirt. Da ſteht ein Anderer von derſelben Farbe. He, Bombardier," rief ihn der Dragoner-Officier an, „bitte, kommen Sie einen Augenblick daher!"

Herr Schmoller näherte ſich eiligſt, worauf der Andere fortfuhr:

„Wer iſt hier der Andere von der Artillerie?"

Nun wußte aber der Gefragte nicht, ob es bei den obwaltenden mißlichen Verhältniſſen kluger Weiſe geſchehen konnte, Erich's Namen anzugeben, weßhalb er ſich eines Beſſeren be-

ſann und den erſten beſten Namen nannte, der ihm gerade einfiel: „Kanonier Flattich vom Brigade-Bureau.“

„Flattich, Flattich,“ wiederholte der Regierungs-Aſſeſſor in geringſchätzendem Tone, während er ſein Glas etwas feſter einklemmte, um den Bombardier zu betrachten — „ein eigenthümlicher Name, der ſo gar nichts verſpricht und gar nichts bedeutet. Nun, mir kann's gleichgültig ſein.“

„Mir auch,“ bemerkte der Dragoner-Officier; „es iſt höchſtens eine Handhabe, um dieſen theuren Dagobert vorkommenden Falles ein wenig zu ſchrauben. Kommt, ſehen wir den Schluß der Vorſtellung, Cavallerie-Manöver von zehn ſehr hübſchen Mädchen, die Kerls nicht gerechnet, angeführt von der ſchönen Leonie!“

„Das iſt doch noch eine Perſon, die zu leben verſteht und ſich und ihre Bekanntſchaften achtet!“

Damit gingen ſie zuſammen durch die Stallgaſſe nach dem Circus, worauf, weil ſich alles, was hier unbeſchäftigt war, ebenfalls am Eingange zuſammengedrängt hatte, die Vorhalle ziemlich leer verblieb.

Nur Maréchal befand ſich mit ein paar Stallknechten in den Ständen und ließ die ungeduldigen Pferde der Ticzka tüchtig abreiben, ehe ſie, in ihre wollenen Decken eingehüllt, nach dem Stalle abgeführt wurden.

Jetzt trat der Alte an den Bombardier heran und ſagte, auf die Garderobe der Ungarin deutend, deren Thür indeſſen nicht feſt verſchloſſen war, ſondern eine Spalte von etwa einem halben Fuß Weite zeigte: „Ich habe es doch geſcheit gemacht, den jungen Herrn da in die Halle einzulaſſen. Scheint mir ein Bekannter der Demoiſelle Ticzka?“

„Ich glaube ſo, ein ſehr genauer Bekannter!“

„Freut mich in der That, hat ein offenes, ehrliches, angenehmes Geſicht und wäre mir ſchon lieber als die ganze Bande mit einander. Ich verſichere Ihnen, wenn man dieſes Scherwenzeln und Schönthun ſo jeden Abend mit anſehen und das Sporengeklirr und Säbelgeraſſel und die abgedroſchenen Redensarten hören muß: ſuperbe, auf Ehre, magnifique, wunderbar, unvergleichlich! — da kriegt man es ſchon ſatt bis hieher, und möchte ihnen gern einmal ſagen, daß ſie doch Alle tauſendfältig zum Narren gehalten werden. Nun, was die Ticzka anlangt, ſo bin ich überzeugt, daß Keiner Urſache hat, ſich beſondere Illuſionen zu machen, am allerwenigſten der, von dem vorhin die Rede war, dieſer Graf Seefeld mit ſeinem häßlichen, unangenehmen Geſichte.“

Die letzten Worte ſprach der Alte mehr zu ſich ſelber, während er wieder zu den Pferden hinging. Vielleicht hatte er auch geſehen, daß ſich die gewiſſe Garderobenthür nun ganz geöffnet hatte, der junge Artilleriſt heraustrat, um zu ſeinem Freunde zu eilen, der, mit geſpreizten Beinen daſtehend, ſeinen Säbel an dem weißen Bandelier zwiſchen die Knie genommen hatte, beide Hände darauf ſtützte und nun kopfnickend ſagte: „Du biſt in der That ein netter Kerl, das muß dir ſelbſt der Neid laſſen! Machſt im flotten Leben und in aller Unſchuld die rieſenhafteſten Fortſchritte — ja, in aller Unſchuld, wiederhole ich, denn ich halte dich bei alledem nicht für duckmäuſeriſch genug, daß du mit Abſicht hieher gingſt, um zu finden, was du gefunden — oder war vielleicht Alles abgekartet und haſt mir am Ende gar deinen eigenen Arreſtzettel geſtohlen? Iſt dies aber in der That der Fall, ſo gib ihn ſchleunigſt

wieder, denn es iſt nothwendig, dich ſo bald als möglich hinter Schloß und Riegel zu bringen, junger Don Juan!"

„Laß es gut ſein, Schmoller," erwiederte Erich begütigend, „und wenn es dir recht iſt, ſo gehen wir."

„Und wohin, wenn ich fragen darf? Du haſt mich da in eine ſchöne Brühe hineingebracht!"

„Vor der Hand in den ſtillen Winkel irgend eines heimlichen Wirthshauſes. Da will ich dir auch erzählen, was ich dir über die Geſchichte von vorhin ſagen kann."

„Wahrſcheinlich Dichtung und Wahrheit — o, du biſt in der That ein abgeſchlagener junger Menſch! Doch was will ich Aermſter machen — komm nur, damit es kein größeres Aufſehen gibt und wir nicht neben der Cavallerie auch noch Artillerie auf den Hals kriegen. Ich habe dich hier eben ſchön herauslügen müſſen und dich für einen ſicheren Flattich ausgegeben, was übrigens dieſem verliebten Zuckerwaſſer nicht ſchaden kann. Aber komm jetzt."

Ein heimliches Wirthshaus war in kurzer Zeit in der Nähe gefunden und dort auch ein heimlicher Winkel, wie ihn ſich die Beiden nur wünſchen konnten, in einer Ecke am Fenſter, an einem Tiſchchen zu Zweien, wo ſie obendrein noch durch eine dicht belaubte Epheuwand von den übrigen Gäſten abgeſondert ſaßen.

Schmoller ſpeiſte mit großem Appetit ſeinen Sauerbraten und ſeine Kartoffeln, während Erich ſo wenig Hunger hatte, daß er ſich nur eine halbe Portion geben ließ und auch dieſe kaum berührte. Mit dem Getränke war es eben ſo, und Schmoller meinte achſelzuckend, wenn es das ſchlechte Gewiſſen Erich's ſei, was ihm ſeinen ſonſt ſo guten Appetit geraubt, ſo

habe er nichts dagegen einzuwenden. Denn ich verſichere dir, Junge, ſprach er nach dem dritten Seidel Bier, ich fürchte in der That, wir haben uns da eine wunderbare Suppe eingebrockt! Sage mir nur um Himmels willen, was ich heute Nacht mit dir anfangen ſoll?"

„Nun, das iſt doch ſehr einfach," verſetzte Erich, „allerdings nach einer Pauſe, welche länger war, als zu einer einfachen Sache nöthig ſchien; ich gehe mit auf dein Zimmer, du gibſt mir ein Drittel von deinem Bette, die Hälfte will ich nicht einmal in Anſpruch nehmen, und morgen früh ſuchſt du den verfluchten Zettel und bringſt mich in Arreſt, wobei ich nun allerdings eine Nacht profitirt habe, denn du wirſt es veranlaſſen können, daß ich dem Zettel nach zu meiner richtigen Zeit wieder abgeholt werde."

„Du weißt, ich bin aufopfernd bis zum Exceß für meine Freunde," erwiederte Schmoller kopfſchüttelnd, doch kann ich dich wahrhaftig nicht mit auf unſere Stube nehmen! Du weißt wohl, bei mir wohnt der Block, der Schmitz und der Flattich, und wenn die beiden Erſtgenannten auch feſt zu ſchlafen pflegen, ſo iſt dagegen der verliebte Flattich ein Nachtwandler und ein Mondkalb und kann auch ſein Maul nicht halten. Dann habe ich aber auch noch einen anderen Grund, der es mir unmöglich macht, deinen Wunſch zu erfüllen, nämlich den, daß ich ſelbſt vor der Hand nicht nach Hauſe gehe. Du wirſt einſehen, junger Menſch, daß man geſellſchaftliche Verpflichtungen hat, die allerdings aufgeſchoben, aber nicht aufgehoben werden können. Verſtehſt du mich?"

„Ich glaube dich ſo genau zu verſtehen," erwiederte Erich mit großer Entſchiedenheit, „daß alſo weiter keine Rede davon

iſt. Abgemacht — und ich habe meinen Entſchluß gefaßt. Ich gehe auf die Caſernenwache, der Bombardier Hellwig iſt dort, ein guter Kerl und braver Kamerad, mit dem ich ohne Gefahr eine Nacht verplaudern kann."

„Das iſt eine geſunde Idee, und wenn es dir recht iſt," ſagte der Bombardier Schmeller, „ſo brechen wir jetzt auf; es iſt gleich zehn Uhr, und man darf weder die Arbeit, noch das Vergnügen übertreiben."

An der Straßenecke trennten ſie ſich, und nachdem Jeder vielleicht hundert Schritte gemacht, blieben beide noch einen Augenblick ſtehen, um zu horchen, ob ſich die Schritte des Anderen in der Ferne verlören oder ob vielleicht dieſer Andere geneigt ſei, jenen Anderen zu belauſchen; da aber Alles ruhig blieb, ſo ging jeder mit großer Sicherheit ſeines Weges.

Zu wiſſen, wohin Herr Schmeller ſeine Schritte wandte, wird leider für die Nachwelt verloren gehen, da es nicht zum Laufe unſerer wahrhaften Geſchichte gehört; doch ſind wir überzeugt, daß er ſeinen geſellſchaftlichen Verpflichtungen nachkam und ſeine Zeit aufs beſte verwandte.

Erich aber ſchien durch ein paar Straßen in der That den Weg zu verfolgen, der ihn zur Caſerne führte, wo er auf der Wachtſtube die Nacht zubringen wollte, und obgleich er auf dieſem Wege nicht nur einige Male nachdenkend ſtehen blieb, ſondern auch hier und da ein paar Schritte that, um durch eine Seitenſtraße eine ganz entgegengeſetzte Richtung zu verfolgen, ſo ſetzte er doch jedes Mal wieder, wenn auch mit zögerndem Gange, ſeinen Weg weiter fort; ja, er kämpfte offenbar einen ſchweren Kampf mit ſich ſelber, ob er ſich nach der Wachtſtube begeben ſolle, um dort in dem räucherigen Locale auf

der harten Pritſche die ganze Nacht zuzubringen, oder ob er, wie verſprochen, der Einladung der Esmeralda folgen ſollte, die ihn freundlich und liebevoll gebeten, heute Abend doch einige Stunden mit ihr zu verplaudern

Allerdings fühlte er ſich mächtig angezogen, dieſer Einladung Folge zu leiſten, um ſo mehr, als ſie ihm zugeſagt hatte, Einiges aus ihrem Leben mitzutheilen, ſo wie zu erzählen, wie es ihr ergangen ſeit jener Nacht im Parke des Schloſſes Waldburg. Anderentheils blieb er jedes Mal wieder unentſchloſſen ſtehen, ſo oft er ſich von ſeinem Wege abgewandt, und zögerte, jenem Rufe Folge zu leiſten, der doch ſtets ſo hübſch und einladend in ihm erklang. Doch hatte die Ticzka in der That gar nichts gethan, um Befürchtungen in ihm rege zu machen, über die er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben vermochte und die ihm nur in unbeſtimmter Geſtalt vorſchwebten, wenn er das ſchöne Mädchen vor ſich ſah, wie ſie in der kleinen Garderobe des Circus, nachdem er mit ihr eingetreten, ſeine beiden Hände genommen hatte, ſie ſanft gedrückt, ihn mit ihren leuchtenden Blicken betrachtet und ihm froh geſagt, ſie freue ſich unendlich, mit ihm ein paar Stunden verplaudern zu können. Dabei war ihm dann unwillkürlich jene Scene eingefallen, wo er mit der hochblonden Selma im Pfarrhauſe auf dem Sopha geſeſſen und wo — wer weiß, wenn nicht gerade der Herr Vicar eingetreten wäre — das erregte junge Mädchen noch mehr ſeltſames Zeug an ihn hingeſprochen hätte. Wenn die Esmeralda vielleicht auch.... Doch hatte er im nächſten Augenblicke gute Luſt, ſich für dieſe höchſt dummen Gedanken ſelbſt einen tüchtigen Puff zu verſetzen. Die Esmeralda, dieſe gefeierte Künſtlerin, für

welche Barone und Grafen ſchwärmten und die ſich aus der Höhe ihrer Kunſt herab aus Keinem was zu machen ſchien!

Ja, wie ſtellte er es ſich jetzt ſo behaglich vor, ihr gegenüber zu ſitzen und ſich von ihr erzählen zu laſſen! Welcher Contraſt, wenn er an das Kloſter des heiligen Auguſtin dachte, wo er ſich von Rechts wegen jetzt von einem hölzernen Käfig eingeſchloſſen befinden ſollte! — „Und gerade deßhalb," rief er trotzig, nachdem er nicht nur in Sicht der Dominicaner-Caſerne gekommen war, ſondern auch die trüb erhellten Fenſter des Wachtlocals durch die Nacht ſchimmern ſah, „gerade deßhalb! Bin ich doch für heute Nacht mehr oder minder vogelfrei erklärt!" Damit machte er eine ſo entſchiedene Wendung nach rechts und eilte ſo raſch von dannen, daß noch nicht alle Uhren der Stadt die zehnte Stunde ausgeſchlagen hatten, als er ſchon wieder in der Nähe des großen Platzes vorüberkam, wo ſich der Circus befand, in welchem aber jetzt, nach geſchloſſener Vorſtellung, die Lichter zu erlöſchen anfingen und von wo noch eine Menge Zuſchauer ihm entgegenſtrömte.

Doch beeilte er ſich, hier vorüber zu kommen, denn er hörte Säbel klirren und ſah weiße Federbüſche durch die Nacht leuchten. War doch zehn Uhr vorüber, und wenn er zufällig hier von einem bekannten Officier angehalten worden wäre, ſo hätte ja ſeine ganze Miſſethat augenblicklich entdeckt werden müſſen. Er, der ſich im Arreſt befinden ſollte, hier auf der Straße umherflankirend, lange nach dem Zapfenſtreich, und obendrein ohne Erlaubnißkarte — eine ganze Kette von Verbrechen! Raſch ſchlüpfte er deßhalb an einem Wagen vorüber, blieb aber hinter demſelben einen Augenblick ſtehen, um die vier im Schritte dahin ſchleichenden Pferde zu betrachten, welche

müde die Köpfe hangen ließen und von denen der Dunſt in Folge ihres raſchen Laufes ſichtbar emporſtieg und wie ein dünner Schleier an der benachbarten Gaslaterne vorüberzog. Dann eilte er raſch weiter.

In der zurückgeſchlagenen Caleſche ſaß ein einzelner Mann, der mit einem der von Erich bemerkten Officiere ſprach, welch letzterer die Hand auf den Drücker der einen Wagenthür geleg hatte.

„Hol' der Henker ein ſolches Pech," ſagte der im Wagen, wenn man mit im voraus beſtellten Poſtpferden reiſt und dann dennoch warten muß, weil eine Extrapoſt vor uns ſo gütig war, uns unſere Pferde wegzunehmen! Alſo war es eine brillante Vorſtellung?"

„Die Ticzka war brillant; alles Uebrige ſchon oft da geweſen."

„Und wie es mich gefreut hätte, aus dem tollen Dahinjagen in der finſtern, kalten Nacht ſo auf einmal in den hell erleuchteten Raum zu treten und ſie zu ſehen; es gibt wahrhaftig kein vollkommenes Glück auf Erden!"

„Nun, man muß dem Zufalle für jede noch ſo kleine Gunſt dankbar ſein," ſagte der Andere, „und du biſt der Mann des glücklichen Zufalls." Durch dieſe letzten Worte klang etwas wie leichte Ironie.

„Gut denn, überlaſſen wir uns dem Glücke und dem Zufalle, aber vor der Hand ſoupiren wir mit einander. Ich habe meine Zimmer und ein gutes Nachteſſen, ſchon im voraus auf euch rechnend, im Hotel du Nord beſtellt. Wollt ihr mitfahren?"

„Danke, danke," riefen ein paar Stimmen von rückwärts; „eile nur voraus, wir kommen ſchon nach, bis du fertig biſt!"

mußten, wie das Geſpenſt der Fata Morgana erſchienen, neckiſch zurückweichend, je mehr man ſich abmühte, ſie zu erreichen.

So auch hier wieder in ausgedehntem Maßſtab. Die Sonne ſank unter, es wurde ſo finſter, daß man im wahren Sinne des Wortes keine Hand vor den Augen ſehen konnte und unſer armer Zigeuner vor uns hertappen mußte, um nur auf dem Wege zu bleiben. Aber trotz dieſer Vorſichtsmaßregel hatten wir die ſchlechte Straße dennoch kurze Zeit nachher verloren und machten eine unfreiwillige Rutſchpartie in einen Sumpf hinein, in welchem die Maulthiere bis an den Bauch wateten, namentlich das meinige, welches auch den Zigeuner tragen mußte. Es war das ein ſehr mißlicher Moment; ringsum finſtere Nacht; wohin ſollten wir uns wenden? Wer wußte, wie tief das Moor war, in dem wir uns gerade befanden, und ob wir nicht im nächſten Moment an eine Stelle kamen, die uns ſpurlos verſchlingen würde? Die ſpaniſchen Sümpfe laſſen nicht mit ſich ſpaſſen. Wir ließen die Thiere gehen, wohin ſie wollten, und thaten wohl daran; denn nach einiger Zeit hatten ſie feſteren Boden und ſogar die Straße wieder aufgefunden. Bald darauf hörten wir Hundegebell, ſahen Lichterglanz und waren in Tembleque.

Wir hatten uns recht auf dieſen Anblick gefreut und ſogar unſere Thiere aus allen Kräften angetrieben; ſollte doch um acht Uhr ein Zug nach Madrid gehen, und bis dahin hatten wir noch eine halbe Stunde Zeit. Wir kletterten durch öde leeren Gaſſen, bei einer einſamen Kirche vorbei, ohne eine menſchliche Seele zu ſehen; endlich erblickten wir eine erleuchtete Hausthüre und einen Mann, der unter derſelben ſtand. „Wo geht der Weg zur Eiſenbahn?“ rief ich. — „Nur gerade aus,“ entgegnete er, „dort oben aber links.“ — Wir trieben unſere müden Thiere vorwärts, wir ritten gerade aus, dann links, und mußten nun wieder fragen: „Wo gehts zur Eiſenbahn?“ — „Zuerſt gerade aus und dann rechts,“ war die Antwort. — Verdammt! dieſes Tembleque war ein un-

Auf ein Zeichen des Herrn im Wagen hob der Poſtillon ſeine Peitſche, und die vierſpännige Caleſche rollte davon.

Erich konnte nicht fehlen; ſie hatte ihm das kleine Haus, in welchem ſie allein mit ihren Leuten wohnte, zu genau beſchrieben, und als er jetzt gegen daſſelbe trat, ſah er ſogleich, daß er am rechten Ort war, denn unter der trüb erleuchteten Thür ſtand der alte Marechal, welcher dem jungen Manne, ſobald er ihn bei der nächſten Gaslaterne erkannte, entgegen ging und ihn ins Haus führte.

Hier unten blickte er in eine offenſtehende Küche hinein, auf deren Herd ein helles Feuer loderte, und es war ihm gerade, als habe er beim Scheine deſſelben eines jener Geſichter wiedergeſehen, die er damals an dem Feuer auf der Wieſe bei Zwingenberg erblickt. Sein Begleiter führte ihn die Treppe hinauf über einen Vorplatz, wo ſich auf Tiſchen und Stühlen eine Menge Sattelzeug, Geſchirre und dergleichen befanden und wo er leiſe, aber ſcharf den Ruf eines durch die Dämmerung flatternden Raubvogels erſchallen ließ, welcher gleich darauf in einem anſtoßenden Gemache durch einen hellklingenden Wachtelſchlag erwiedert wurde; dann öffnete Marechal eine Thür und ließ den jungen Mann eintreten.

Er befand ſich in einem behaglich erwärmten, angenehm erleuchteten Zimmer, deſſen Meublement allerdings von einem zweifelhaften Comfort war, denn es paßte hier von den verſchiedenen Tiſchen, ſophaähnlichen Sitzen, Fauteuils und dergleichen nichts zuſammen, als vielleicht eine große Anzahl feiner perſiſcher Decken und Teppiche, womit die meiſten der eben genannten Mobilien, beſonders aber die Dielen des Fußbodens wahrhaft verſchwenderiſch bedeckt waren.

Die Esmeralda, er konnte ſich dieſes Namens, den man damals bei den Mannövern dem jungen Mädchen und gewiß fälſchlich beigelegt hatte, trotz alledem nicht entſchlagen, denn mit dieſem Namen ſtand ſie in ſeiner Erinnerung, und ſein erſter Ausruf, in Gedanken nämlich, war die Esmeralda geweſen, — ſie reichte ihm beide Hände entgegen, ſie hatte eine unbeſchreibliche Freude, daß er Wort gehalten und zu ihr gekommen ſei, ſie führte ihn zu einem der Sopha's und ließ ihn dort niederſitzen, worauf ſie bedauernd ſeine Uniform befühlte, ſo wie ſein krauſes, blondes Haar, welches vom Regen und vom Staubnebel naß geworden war und welches ſie ſich nicht nehmen ließ, mit einem feinen weißen Tuche zu trocknen, und dann mit einem Kamme, den ſie aus ihren Haaren zog, zu glätten und zierlich zu ordnen. Dabei war ſie loſe und durchſichtig angezogen, kam ihm auch bei ihren freundlichen Bemühungen recht nahe, ſchien ſich durchaus nichts daraus zu machen, wenn ihr leicht bekleideter Buſen an ſeine Bruſt oder an ſeine Schulter ſtieß, und ſchaute ihn dabei ſo natürlich, mit einem ſo gutmüthig heitern, kindlich offenen Blicke an, daß ein befremdendes Gefühl, welches ihn anfänglich zu überſchleichen gedroht, von ſelbſt und raſch wich und einem Wohlbehagen Platz machte, wie man es nur dann empfindet, wenn man ſich bei langjährigen und ganz vertraulichen Freunden weiß. Und das war ihm die Esmeralda geworden und er ihr durch eine gewiß ſeltſame Verkettung der Umſtände, obgleich ſie bis jetzt noch nicht manches Dutzend Worte mit einander gewechſelt.

„In jener Nacht," ſagte das junge Mädchen, als es nun ſeine Toilette ſo gut wie möglich beendet und ihn ein wenig aus der Entfernung betrachtete, „ſtand ich im tiefen Schatten

des Schloſſes auf der Lauer, um zu ſehen, ob jener es wagen würde, die Hand gegen Sie zu erheben. So ſtand ich da,“ ſagte ſie mit blitzenden Augen, und die weißen, zuſammengebiſſenen Zähne zeigend, während ihre rechte Hand an den Gürtel fuhr, als faßte ſie dort den Griff eines Dolches, und wenn ich nicht gleich darauf geſehen hätte, wie Sie durch den Mondſchein dem Walde zugingen, ſichtbar unverletzt, hätte es ein groſſes Unglück geben können.“

„Und woher nahmen Sie die Theilnahme an mir, einem jungen, unbedeutenden Menſchen, und nehmen Sie heute noch, wo Ihnen doch, wie ich weiß, ſo Viele enthuſiaſtiſch zu Füßen liegen möchten?“

„Thäten ſie das nur in Wirklichkeit, damit ich ſie ſo mit dem Fuße von mir ſtoßen könnte! Woher ich die Theilnahme für Sie nehme? Ich weiß es eigentlich nicht; ſie war da, gleich an jenem Abende, wo Sie ſich unſer annahmen, und auch die kleine Blanda, die eigentlich gar nichts gern hatte, dachte und ſprach oft von Ihnen.“

„Ach ja, das kleine, blaſſe Mädchen, nach ihm wollt' ich ſchon vorhin fragen. Wo iſt es geblieben? Ueberhaupt, wo ſind alle die Leute hingekommen, mit denen Sie damals waren?“

„Sie ziehen in der Welt umher, raſt- und ruhelos, wie ſie es ihr ganzes Leben gethan und auch wohl thun werden, bis ſie ihre Augen ſchließen unter irgend einem flimmernden Sterne, nur Blanda iſt nicht mehr bei ihnen, und als ſie uns der Krankheit ihrer Mutter wegen verlies....“

„Sie blieb, wie ich hörte, damals auf dem Schloſſe des Grafen Seefeld zurück.“

„Ja — weil die Mutter zu krank, zu ſchwach war, um uns folgen zu können — ſo ſagte ſie wenigſtens — wogegen ich überzeugt bin, daß ſie mit Freuden die Gelegenheit ergriff, um ſich von uns zu trennen. Auch die kleine Blanda," fuhr die Esmeralda nach einer Pauſe des Nachſinnens fort, „paßte ſo gar nicht zu uns, wenigſtens nicht zu den Meiſten, ſchloß ſie ſich doch an Niemanden an, als an mich."

„Was ich begreiflich finde," ſagte Erich lächelnd, denn ſie wußte es ja wohl, daß Sie ſie lieb hatten."

„Findeſt du das wirklich begreiflich, meine kleine Puppe?" rief die Esmeralda mit einem herzlichen Lachen. Nun, ſo wirſt du dich auch zu mir hingezogen fühlen, denn du weißt ja, daß ich dich auch gut leiden mag — verſtehe mich recht — gut leiden mag — vielleicht gerade ſo, wie die Blanda, wenn auch ein klein Bischen anders — und nun frage weiter, denn du wollteſt etwas fragen, ich ſah das in deinem Schelmenauge — da, mach' dir's bequem und lehne dich nur in die Kiſſen zurück. So iſt's recht, meine Puppe! Soll ich den Teppich über dich decken, wie ich es bei Blanda that, wenn es ſie fror?"

„Mich friert aber durchaus gar nicht; es iſt hier ſo behaglich warm, und wie angenehm das Feuer dort im Kamine lodert!"

„Ja, ich habe das gern," erwiederte ſie, ihre leuchtenden Blicke in die Gluth verſenkend; es erinnert mich an ſo Manches, weßhalb ich auch die Fenſterläden dort nicht ſchließe. Könnte man nicht glauben," fuhr ſie, die Augen erhebend, fort, „wenn man da droben, wie jetzt eben, Sterne flimmern ſieht und drunten das lodernde Feuer, man befände ſich auf weiter Haide

— wo es auch zuweilen ſehr, ſehr ſchön war? Was wollten Sie vorhin fragen? Ah, nach der Blanda, für welche Sie ſich denn noch mehr intereſſiren, wie für mich. Ich las das damals in Ihren Blicken und auch noch manches Andere. Was ſagte ich doch vorhin? Ja richtig, ſie gehörte nicht zu uns, und das ſah Jeder auf den erſten Anblick. Man brauchte nur ihr prächtiges blondes Haar zu betrachten, von einem Glanze, wie Silber und Gold gemiſcht. Das war es auch hauptſächlich, ſowie ihr vornehm verſchloſſenes Weſen, was den Szandor bewog, ſie bei uns aufzunehmen. Wir trafen ſie in einem kleinen Städtchen, gerade als ihr Vater, wenigſtens ſchien er der Mann jener kranken Frau zu ſein, in einer Scheune geſtorben war. Er reiſte und machte ſeine Kunſtſtücke mit ſechs vorzüglichen weißen Pudeln, doch wußte nach ſeinem Tode Niemand mehr etwas mit dieſen Thieren anzufangen; ſie ſchienen alle Treſſur verlernt zu haben, weßhalb ſie Szandor mit Einwilligung der Frau verkaufte, und dann zogen die Beiden mit uns. Die Kleine machte gute Einnahmen und war gern geſehen; ich glaube aber, mehr ihrer eigenthümlichen Erſcheinung als ihrer Kunſtſtücke wegen. — „Nicht wahr, wandte ſie ſich raſch mit der Frage an Erich, „man vergißt ſie nicht leicht, wenn man ſie einmal geſehen, die Kleine? Ja, man erinnert ſich ihrer gern, und es war ein ſeltſames, ſtolzes, verſchloſſenes, und doch wieder ſo anhängliches Herz in dem kleinen Mädchen — anhänglich an mich, ja, an Alle, auch an Szandor, der den klugen Einfall hatte, ſpäter einmal aus ihr eine Herzogin des Stammes zu machen — ſpäter, ja ſpäter," fuhr ſie fort, nachdem ſie ein paar Secunden lang mit düſtern Blicken vor

ſich niedergeſchaut — ſpäter — ſpäter, nachdem ich beſeitigt war."

„Und wer konnte wohl daran denken, Sie, die Esmeralda, zu beſeitigen," ſagte Erich, indem er ſeine Hand auf die ihrige legte, um ſie aus dem finſtern Dahinſtarren aufzuwecken.

Doch zog ſie ihre Hand heftig zurück, während ſie ausrief: „Nennen Sie dieſen Namen nicht, er iſt mir verhaßt, wie der, welcher ihn zum erſten Male gegen mich gebrauchte, jener häßliche Menſch mit dem böſen Blicke, der ſich unterſtand, mich damals mit ſeinem kalten Golde zu beſchmutzen, damals, als ich wehrlos, ſchutzlos vor ihm ſtand — ich haſſe dieſen Menſchen, der es nicht unterläßt, mich zu verfolgen, ja ich haſſe ihn," wiederholte ſie mit einem dämoniſchen Aufblitzen ihrer Augen, „und zuweilen, wenn ich im Circus im Begriffe bin, meinen Laſſo zu ſchleudern, und ihn daſtehen ſehe mit vorgeſtrecktem Halſe und den heißen, widerlichen Augen, da hat ſchon öfter in meinen Fingern die Begierde gezuckt, den Strick um ſeinen Hals zu ſchleudern und ihn zuzuziehen, feſt, feſt, recht feſt — ſo!"

Sie machte eine zuckende Bewegung mit den Händen, und dann ſchnellte ſie vom Sopha empor, machte ein paar raſche Schritte durch das Zimmer, worauf ſie an den Kamin hintrat, dort die lodernden Holzſtücke mit dem Schüreiſen zuſammenſtieß, um alsdann wieder auf ihren vorigen Sitz zurückzukehren.

„Meine Puppe," ſagte ſie alsdann ſchmeichelnd, „kehre dich nicht daran, wenn ich zuweilen einmal heftig aufſpringe, das liegt im Blute; ich bin kein Wolf, ich beiß' auch nicht, wenn

ich auch ſcharfe Zähne habe. Aprepos, wenn du mich morgen beſuchſt — ah, du kannſt mich doch morgen und jeden Tag, ſo lange wir hier ſind, beſuchen?“ fragte ſie mit einem Ernſte, als ob es ſich um etwas ganz abſonderlich Wichtiges handle.

Erich lächelte eigenthümlich, was ganz ſeiner Lage angemeſſen, wie Jemand mit der Ausſicht auf drei Tage bei dem heiligen Auguſtin lächeln muß; auch nickte er mit dem Kopfe und warf eine Frage ein, um dadurch die Wiederholung der übrigen abzuſchneiden.

„Sie ſagten vorhin, man hätte die kleine Blanda zur Herzogin des Stammes machen wollen, nachdem Sie beſeitigt geweſen; wie war das zu verſtehen?“

„Das iſt ſehr einfach. Man wollte mich verheirathen, und das wollte ich nun gerade nicht. Dann verließ uns die Blanda, wie ſchon geſagt, und das alles gab eine ſolche Leere und ein ſolches Gefühl der Mißſtimmung in meinem Herzen, daß ich mich auf ein paar Jahre von Szandor beurlaubte.“

„Und man ließ Sie ziehen? Das wundert mich.“

„Man kann eine Herzogin des Stammes nicht halten,“ ſagte das ſchöne Mädchen mit Hoheit und Würde; „ich hatte das Recht, von ihnen mitzunehmen, was mir gefiel, und ich nahm nichts, als den alten Marechal, den Sie drunten geſehen, und mein eigen Pferd, das ich aufgezogen und gelehrt. Es war auch etwas Hochmuth und Stolz dabei,“ fuhr ſie lächelnd fort; „denn ich ſah jene Mädchen und Weiber des Reiter-Circus in ihren unechten und flitterhaften Kleidern, ich hörte, wie ſie mit Beifall überſchüttet wurden und wie ſich manche von ihnen Künſtlerinnen nennen ließen, die mit Aufbietung aller ihrer

Kraft und Gewandtheit nicht den hundertſten Theil von dem zu leiſten im Stande ſind, was ich ſpielend betrieb. War es mir doch von Kindheit auf ein Leichtes, auf einem ungeſattelten Pferde ſtehend über die Fläche dahin zu jagen, und Spielerei, das auf einer wohlgeebneten, runden Bahn zu thun. Sie ſagten freilich, ich könne nur das Einzige, allerdings Schwierige, das Werfen des Laſſo's; nachdem ich ihnen aber gezeigt, daß ich alle ihre Kunſtſtücke nachmachen könne, wenn ich nur wolle, die gewandteſten Männer unter ihnen aber nicht im Stande waren, auf dem Pferde ſtehend auch nur einen Hund mit dem Laſſo zu fangen, da hatte ich gewonnenes Spiel und bin überall, wo ich mich ſehen laſſe, die Erſte, die Gefeierte. Schön bin ich auch, das weiß ich, und hier ſo geſtählt und feſt verſchloſſen," lachte ſie, indem ſie ihre Hand auf das Herz drückte, „daß ich mit der gleichen Sicherheit und ohne alle Gefahr meinen Laſſo eben ſo gut, wie nach Pferdeköpfen, nach Männerherzen werfen könnte, wenn ich wollte — aber ich will nicht. So, meine kleine Puppe, jetzt weißt du Alles, und jetzt höre auch noch, daß es mir ein unbeſchreibliches Vergnügen macht, mit dir ſo zu plaudern, wie ich's früher mit meiner lieben Blanda gethan, die mich aber häufig dabei mit ihren großen, ſchönen Augen recht unverſtändlich anblickte. Du ſcheinſt mich aber ſchon ein Bißchen beſſer zu verſtehen — halt — darauf will ich keine Antwort, will vielmehr von dir wiſſen, wie du eigentlich in dieſes Kleid der Knechtſchaft hineinkamſt; ſage mir das langſam und ausführlich.

Darauf erzählte nun Erich von ſeiner Kindheit, von ſeinem Vater, der ebenfalls Soldat geweſen, dann von ſeinem Aufenthalte in Zwingenberg; auch verſchwieg er ihr in einem kleinen

Anfluge von Eitelkeit die Geſchichte mit Selma nicht, worüber ſie kopfnickend ſagte:

„Es ſind das arme Geſchöpfe, dieſe Mädchen mit heißen Herzen und ohne die glückliche Gabe der Zurückhaltung. Nimm dich vor dieſer Selma in Acht, wenn du ihr wieder begegnen ſollteſt.“

Als er nun weiter erzählte von jenem Manövertage und ſeiner erſten Begegnung mit dem jungen Grafen Seefeld, wie dieſer ihn einem Spion geheißen und mit Schlägen bedroht, da glänzte ihr Auge und ſie ſagte, tief aufathmend:

„So hat er auch Sie beſchimpft, wie er mir gethan, und damals ſtand es ſchon in den Sternen geſchrieben, daß wir, die beiden Wehrloſen, uns zuſammenfinden würden zu gegenſeitigem Schutze. Darauf gib mir die Hand, meine kleine Puppe!“

Alsdann berichtete Erich weiter, wie er mit großer Begeiſterung in die Brigadeſchule getreten, daß aber dieſe Begeiſterung nicht mehr ganz die gleiche ſei, wie vor faſt zwei Jahren, als er eintrat, daß er jedoch Alles hoffe vom wirklichen activen Dienſte, wenn er nach beendigter Zeit hier, vielleicht ſpäter im Kriege, mit ſeinem Geſchütze gegen den Feind wirken könne.

Begreiflicher Weiſe kam er dann auch auf die Erlebniſſe der letzten Tage zu ſprechen, auf ſeinen dreitägigen Arreſt ſo wie auf den glücklichen Zufall, der ihn ſowohl von ſeiner Stube als auch von dem Kloſter des heiligen Auguſtin ausgeſchloſſen und ihn am Eingange ſo freundlich in die Hände des alten Marechal geführt.

Darüber lachte nun das ſchöne Mädchen laut und fröhlich

und konnte nicht aufhören, sich den Unterschied auszumalen, der zwischen ihrem doch ganz behaglichen Gemache mit dem wärmenden Kaminfeuer und jenem finstern, kalten Raume bestand, wie Erich ihn ihr beschrieben; auch malte sie sich das Erstaunen des Obersten ganz natürlich aus, wenn er erführe, daß ein Zögling der Brigadeschule, statt beim heiligen Augustin zu beten, bei der Ticzka zu Nacht speise — denn das wollen wir sogleich thun, setzte sie hinzu — Bassa — würde er sagen und sich so seinen Schnurrbart streichen. Aber was geschieht nun weiter heute Nacht mit Ihnen?" fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Ich thue, was ich schon früher thun wollte, und bleibe bei meinen Kameraden auf der Casernen-Wachtstube bis morgen früh, wo mich mein Freund, der Bombardier Schmoller, abholt und ohne Weiteres in Arrest führt; vielleicht daß sich der Aufseher doch bewegen läßt, diese Nacht mit einzurechnen."

„Päh," erwiederte sie, den Kopf aufwerfend, „und warum auf der garstigen Wachtstube die Nacht zubringen? Sie bleiben hier bei mir, oder vielmehr bei Marechal, wenn Sie wollen; ich habe Platz genug da, zwei bis drei leere Zimmer, und möchte nicht gern," setzte sie schmeichelnd hinzu, „meine arme, kleine Puppe auf einer trübseligen Wachtstube wissen."

„Ich danke bestens für Ihre Güte, aber morgen Nacht bin ich sicher in einem noch unangenehmeren Aufenthalte."

„Ich werde den Gefangenwärter bestechen oder mich mit einer Bitte an Ihren Obersten wenden."

„Beides gleich unausführbar — nein, nein, lassen Sie

endlich langes Neſt, dabei ein ſo unergründlicher Koth und Schlamm auf den Straßen, den ich beſchreiben würde, wenn ich dergleichen bei dieſer Tour nicht ſchon ſo oft erwähnt hätte. Des ewigen Umherirrens ſatt, rief ich unſerem Zigeuner zu, er ſolle jemanden nehmen, der uns zur Eiſenbahn führe. Doch weigerten ſich alle Begegnenden, wahrſcheinlich des ſchlechten Wetters wegen. Die ewige Antwort auf unſere Fragen war: „Nur gerade aus, nur gerade aus!“

Mittlerweile hatten wir das Ende dieſes Ortes erreicht, wir waren wieder im Freien, freilich auf einer beſſeren Straße als vorher; doch nirgends eine Spur von der Eiſenbahn, um uns die ſchwarze Nacht ohne irgend einen freundlichen Lichtſtrahl. Glücklicherweiſe begegnete uns ein Mann mit einem Ochſenwagen, den wir anhielten und nach dem richtigen Wege zur Eiſenbahn fragten. „Es iſt die rechte Straße,“ entgegnete er, „Sie haben noch eine ſtarke halbe Legua,“ — ungefähr eine deutſche Stunde. Das war uns denn doch etwas zu bunt. Unſere üble Laune ſiegte, wir ſchimpften weidlich auf den langen Weg, auf das Regenwetter, auf Tembleque, auf die Eiſenbahn. Natürlich half das alles nichts; wir mußten in der Nacht weiter reiten. Mein armes Maulthier ſtolperte über einen Steinhaufen und brach unter mir zuſammen. Horſchelt, der ſchnell ausweichen wollte, kam zu viel nach rechts und rollte, zum Glück ohne Schaden zu nehmen, mit ſeinem Thiere in den Chauſſeegraben. Da rief der Zigeuner, der uns voraus war: „Ferro carril!“ Wir ſahen vor uns im Thale Lichter, einige ſtanden feſt, andere bewegten ſich hin und her. O ſüße Hoffnung! vielleicht eine Locomotive. Ja, ja, es war ſo: unten mußte die Bahn eine Curve machen, im nächſten Augenblicke erblickten wir deutlich die rothglühenden Laternen der Maſchine. Ich hielt mein Thier an, um auch etwas zu hören. Ach! wie Muſik klang mir das Ziſchen des Dampfes, welches ich jetzt vernahm. Noch eine halbe Stunde, und wir hatten den Bahnhof erreicht. Um aber

mich mit dem für mich recht angenehmen Gedanken, Sie wieder geſehen zu haben, auf meine Wachtſtube gehen!"

„Heute Nacht unter keiner Bedingung! Wozu auch, da Sie hier ſo gut aufgehoben ſind? Was morgen Nacht geſchieht, das kann ich vielleicht nicht ändern; aber jetzt laſſe ich Sie nicht, es wäre mir ſchmerzlich, wenn Sie gingen!"

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Obgleich in dieſem Kapitel unter eigenthümlichen Verhältniſſen ſoupirt wird, bleibt doch Alles in den gehörigen Gränzen, bis die Ankunft eines Dritten ſchuld daran iſt, daß Souper und Kapitel ein Ende mit Schrecken nehmen.

Der alte Marechal hatte ſchon einmal den Kopf zur Thür hereingeſteckt, und als er jetzt wieder erſchien, rief ihm die Ticzka zu: „Es iſt recht, wir wollen jetzt zu Nacht eſſen!“

Dann ſprang ſie auf, nahm den Arm des jungen Mannes und führte ihn in ein kleines Nebenzimmer, wo ein gedeckter Tiſch bereit ſtand, an dem ſie ſich beide niederließen.

Auch hier war, was Meublement und Tiſchgeräthe anbelangt, Alles wohl vollzählig, aber auch von einer großen, nicht recht zuſammen ſtimmenden Mannigfaltigkeit. In der Ecke befanden ſich auf einem breiten Divan ein paar elegante Damenſättel und reich verzierte Pferdedecken. Auch das Souper, zu dem ſich Erich am Ende nicht ungern nöthigen ließ, war eigenthümlich zuſammengeſetzt; aus einem jener ungariſchen pikanten Gerichte, wie ſie ſich die Hirten auf der Puſzta zuzubereiten pflegen, von dem aber die Ticzka nur ſehr unbedeutend nahm,

dann aus einer kalten Paſtete, aus einer wahren Profuſion der feinſten Zuckerwaaren ſo wie aus überaus ſchönen Früchten. Dazu ſtand zwiſchen Beiden eine Flaſche Wein mit einem ſilbernen Halſe, welche der alte Marechal geräuſchlos entkorkt hatte, mit einem köſtlich ſchäumenden Weine, den Kolma ihrem Gaſte aus einem ſilbernen Becher zutrank.

Wir müſſen hier ſagen: es war das erſte Mal, daß Erich Champagner verſuchte, ſo wie auch, daß ihm dieſes verrätheriſche Getränk beſſer behagte, als das ſchale Bier, welches er vor einer Stunde in Geſellſchaft ſeines Freundes Schmeller getrunken.

Ja, ſeines Freundes Schmeller, und wenn er ſich hier ſo ſitzen ſah, in Geſellſchaft dieſes ſchönen und liebenswürdigen Mädchens, und er an das Geſicht dachte, welches der Bombardier machen würde, wenn auch dieſer ihn ſehen könnte, ſo überflog ein vergnügliches Lächeln ſeine Züge.

Es war ein eigenthümlicher Zufall, daß Herr Schmoller, ebenfalls in recht behaglicher Umgebung, im gleichen Augenblicke faſt dasſelbe dachte und ſich im Tone des Mitleidens des armen Erich's, jenes guten Kerls erinnerte, der auf der harten Pritſche der Wachtſtube ſeufzte, während er — —

Doch wir wollen uns die Ausmalung dieſes Bildes für ſpäter, wo ſie zur Vervollſtändigung unſerer wahren Geſchichte dient, aufheben und für jetzt der Ticzka folgen, die nun mit ihrem Gaſte in das größere Zimmer, wo ſie ihn empfangen, zurückging, nachdem ſie Marechal vorher einige Worte auf Ungariſch geſagt.

Hier loderte immer noch das behagliche Kaminfeuer und durch das Fenſter in der Nähe desſelben glänzten jetzt noch

mehr und hellere Sterne herein, da die Wolken am Himmel verſchwunden waren und es kälter geworden. Sie blickte, neben Erich am Fenſter ſtehend, in die ſternenhelle Nacht hinaus und zeigte nach dem Bilde des Orion, das in prächtiger Klarheit ſo eben über einer ſeitwärts vom Hauſe gelegenen Baumgruppe emporgeſtiegen war.

„Wie das ſchön iſt," ſagte ſie, „und zugleich unſer Leitſtern und Compaß, denn er führt uns nach dem warmen Süden, dem wir ja entſtammen und den wir Beide verlaſſen mußten, um uns hier, im kalten Norden, einſam, faſt verlaſſen zu fühlen. Ja, verlaſſen, freund- und freudlos unter dieſen kalten, vernünftigen, berechnenden und doch wieder ſo dumm leidenſchaftlichen Menſchen. Sie legte leicht ihren Arm auf ſeine Schulter, als ſie fortfuhr: „Und deßhalb war ich auch ſo hoch erfreut, dich hier wiederzufinden, der mich einmal aus gutem Herzen beſchützt, dem ich vergalt, ſo gut ich konnte, und deſſen Leben, wie ich in deinen Augen und in den Sternen geleſen, ſo viel Aehnlichkeit mit dem meinigen hat und haben wird."

„Und wann hätten Sie für mich in den Sternen geleſen?"

„Nenne doch meinen Namen, wenn du mit mir ſprichſt — Kolma, Kolma! Wann ich für dich in den Sternen geleſen hätte? Schon am Morgen nach jener Nacht, als du uns zu den Zelten zurückführteſt, ja, ſchon während der Nacht, wo der Orion, wie heute, am Himmel erſchien, ein Sternbild, in dem ſich dein Leben verkörpert und das auch du nicht ohne Intereſſe betrachten wirſt."

„Gewiß nicht, Kolma; zeigte es mir doch ſchon damals den Weg, nachdem ich durch Ihre Hülfe aus dem Gefängniß befreit worden war."

„Es gibt kein beſſeres und ſchöneres Sternbild, als den Orion,“ fuhr ſie, aufblickend, fort; „ein gewaltiger Krieger, gewappnet vom Helm bis zur Fußſpitze, mit ſtrahlendem Zaubergürtel, und dabei hat er Doppelſterne, glückliche Sterne, aber auch nebelhafte Flecken — hüte dich vor den nebelhaften Flecken! — Und nun will ich dich in dein Bett bringen, meine kleine Puppe, dir auch noch ein Wiegenlied ſingen und dann Gute Nacht ſagen!“

„Was mein Bett anbelangt,“ entgegnete Erich lächelnd, „ſo wird es wohl die harte Pritſche der Wachtſtube ſein, und deßhalb wollen wir hier von einander Abſchied nehmen.“

Ihr Auge umdüſterte ſich und ſie warf faſt ärgerlich den Kopf empor, als ſie erwiederte: „Was, Abſchied nehmen, in dieſer Stunde! Du bleibſt dieſe Nacht hier in meinem Hauſe, das habe ich feſt beſchloſſen, und ich laſſe dich heute Nacht nicht mehr auf die kalte Straße und noch viel weniger auf das harte Lager der Wachtſtube — ich will nicht! Sei doch nicht kindiſch,“ fuhr ſie ſchmeichelnd fort; „ich habe ſo lange die Blanda nicht mehr in meiner Nähe gehabt, und ſollte dich, deſſen Sternbild das übrige zu kreuzen beſtimmt iſt, ſo raſch wieder von mir laſſen? Nimmermehr! Und dann fürchte ich mich auch, heute Nacht allein zu ſein.“

„Mit Marechal und Ihren Leuten?“

„Er iſt im Nebenhauſe bei den Pferden, und die Anderen ziehen ſich ihre Decken über den Kopf und ſchlafen wie die Murmelthiere, ſobald das Licht ausgelöſcht iſt.“ — Sie ſtrich mit der Hand ihr ſchwarzes Haar aus der Stirn, dann lachte ſie ſchallend, aber nicht fröhlich hinaus und rief mit lauter Stimme: „Welch ein dummer, dummer Menſch du biſt, Erich!

Weißt du wohl, daß der Gedanke, hier in meinem Hauſe ſein zu dürfen, Manchen ſchwindelig machen würde vor Glück und Freude? — Aber daß es dich nicht ſchwindelig macht," fuhr ſie plötzlich in einem wehmüthig weichen Tone fort, während ſie einen Arm um ſeinen Hals ſchlang und ihren Kopf auf ſeine Schulter legte, „das iſt es ja gerade, was mich wieder glücklich und zufrieden machen könnte, wenn der Gürtel des Orion nicht gar ſo hell herüber funkelte, und was mich doch wieder glücklich macht. Deßhalb komm' und laß dich zu Bette bringen, wie ich früher die kleine Blanda zu Bette gebracht habe" — dort, dort, ſagte ſie, die Thür des Nebenzimmers aufſtoßend, wo ſie zu Nacht gegeſſen, iſt dein Lager; allerdings kein Bett nach euren Begriffen, aber es wird ſich gut darauf liegen, und dann kannſt du morgen früh mein Haus doch auf anſtändige Weiſe am hellen Tage verlaſſen. Mache es dir ſo bequem, als du willſt, ich komme noch, dir gute Nacht zu ſagen."

Sie ließ ihn allein, nachdem ſie eines der Lichter auf den Boden des Zimmers geſtellt hatte.

Von dem Divan hier hatte man das Sattelzeug abgeräumt und mit den weichen Decken ein Lager hergeſtellt, wie ſich der junge Soldat kein beſſeres wünſchen mochte. Ein paar Augenblicke blieb er noch überlegend ſtehen, und alles das, was er heute Abend erlebt, erſchien ihm ſo eigenthümlich, ſo ſeltſam, daß er ſich nicht darüber gewundert hätte, wenn er plötzlich beim heiligen Auguſtin erwacht wäre und ſich dort auf der Holzpritſche liegend gefunden. Doch es war kein Traum, es war Wirklichkeit; hier neben ihm auf dem Boden ſtand das brennende Licht, dort im Winkel lag das Sattelzeug der ſchönen Ticzka, deren Kunſt, Muth und Gewandtheit er heute Abend mit tauſend

Andern angeſtaunt, und dort war ſein Lager, auf das er ſich endlich kopfſchüttelnd ausſtreckte, allerdings vollſtändig angezogen, doch ohne Stiefel und mit gelockerter Halsbinde; eine der weichen Decken warf er halb über ſich und fand, daß er hier vortrefflich liege.

Nach ein paar Minuten ſchaute Kolma in das Zimmer hinein und ſagte kopfnickend: „So iſt's recht; folgſam müſſen die Kinder ſein, und nun will ich dir Gute Nacht ſagen, und dann kannſt du ruhig ſchlafen und träumen.“

Sie ſetzte ſich neben ihn auf den Divan, fuhr mit der Hand durch ſein lockiges, blondes Haar und ließ alsdann dieſelbe auf ſeiner ruhig atmenden Bruſt liegen, gerade ſo, als wolle ſie ſeinen Herzſchlag erforſchen, und es mochte wohl ſein, daß die Wärme dieſer raſch pulſirenden Hand ſo wie ihres lebhaften, elaſtiſchen Körpers, deſſen weiche Formen er ſo nahe bei ſich fühlte, ſchuld daran war, daß ſein Herz ſchneller ſchlug, als gewöhnlich.

„Wirſt du ſchlafen können, meine Puppe?“ fragte ſie tief aufathmend mit leiſer Stimme und herabgeſenkten Augenliedern.“

„Ich glaube wohl, daß ich es kann,“ gab er zur Antwort, „denn jetzt, wo ich liege, fühle ich wohl, daß ich müde bin.“

„So behüte dich der Himmel und ſchlafe gut!“ antwortete ſie, ſich erhebend, beugte ſich alsdann noch einmal raſch auf ihn herab, küßte ſeine friſchen, ſchwellenden Lippen und ging dann, ohne umzuſehen, aus dem Zimmer, deſſen Thür ſie hinter ſich verſchloß, den Schlüſſel abzog und gedankenvoll an das Fenſter trat, um an den Himmel emporzuſchauen, der, in wunderbarer Klarheit und aufs prächtigſte mit Sternen geſchmückt, leuchtend auf die dunkle Erde herabſah.

Der Orion war ſchon hoch emporgeſtiegen und fing an, ſich auf die Seite zu neigen, als ſei er nun ebenfalls müde geworden, den ſchlafenden Menſchen unnöthig zu leuchten, und ſehne ſich nach der Ruhe ſeines Niederganges.

Da unten an dem kleinen Hauſe ſchien aber auch die größte Ruhe zu herrſchen. Kolma hatte das Fenſter geöffnet, und die friſche Luft that ihr wohl, obgleich ſie leicht bekleidet war und obgleich der Wind ſichtbar mit ihren aufgelöſten Haaren ſpielte.

Warum nur der Wind? dachte ſie, ſich auf die feinen Lippen beiſſend. Doch iſt es beſſer ſo, und damit mich ſelbſt nicht noch einmal ein wildes, thörichtes, ja faſt ſündhaftes Verlangen ergreift, will ich....

Ohne dieſen Satz auszuſprechen, öffnete ſie leicht ihre Finger und ließ den Schlüſſel, den ſie noch in der Hand hatte, auf die Straße niederfallen; darauf berührte er, leiſe klingend, einen Stein, und dann war alles wieder ruhig, wie zuvor.

„Marechal wird ihn morgen früh ſchon finden; es thut nichts, wenn er ihn findet, ja, es iſt beſſer ſo!“

Erich war in kurzer Zeit feſt eingeſchlafen, und man wird dies bei ſeinem kindlichen, faſt kindiſchen Gemüthe, trotzdem oder auch vielleicht weil er erſt achtzehn Jahr alt war, begreiflich finden; doch träumte er ſchwer und lebhaft, und zwar gingen die Bilder des vergangenen, für ihn ſo intereſſanten Tages und Abends, allerdings in einer unbeſchreiblichen Confuſion, an ſeinem Geiſte vorüber. So betrat er die Halle des heiligen Auguſtin, und wurde dort von der ſchönen Kunſtreiterin, der Kolma Ticzka, empfangen, und zwar in Geſellſchaft des Heiligen ſelbſt, der gerade ſo, wie er aus Holz geſchnitzt über

dem Thore ſtand, herabgeſtiegen war und ihm die Verſicherung gab, er möge ruhig nach Hauſe gehen, denn es ſei hier kein Militärgefängniß mehr, und ſie wüßten Beſſeres zu thun, als Brigadeſchüler auf drei Tage einzuſchließen. Dann war er im Circus geweſen und hatte dort eine unſägliche Angſt ausgeſtanden; denn plötzlich kam das hölzerne Schulpferd aus der Reitbahn der Brigadeſchule hereingaloppirt, und auf demſelben ſtand der alte dicke Oberſt mit ſeinem weißen Federbuſche, ſo wackelig als möglich, und warf ſeinen Laſſo nach ihm und nach dem Bombardier Schmoller, die in der Manege herumgepeitſcht wurden, daß es eine Freude oder vielmehr ein Entſetzen war. Glücklicherweiſe aber entgingen ihre Hälſe der Schlinge, und dafür wurde ein Anderer eingefangen, für den es ihm aber ſelbſt im Traume durchaus nicht leid that. Dies war nämlich der Huſaren-Officier Graf Seefeld, der ſeinen langen Hals gar zu weit über die Brüſtung herausgeſtreckt hatte und nun von dem Laſſo gefangen wurde; aber merkwürdigerweiſe war es nicht mehr der Oberſt, der auf dem hölzernen Schulpferde in dem Circus umhergaloppirte, ſondern es war die Tiezka ſelbſt auf ihrem ungariſchen Vollblutrenner. Ah, er ſah ſie ſo deutlich, ſo klar und deutlich, ſo ſchön und deutlich, und darauf wickelten ſich jetzt im Traume die wirklichen Begebenheiten des vergangenen Abends ſo raſch und folgerichtig ab, daß es zum Erſtaunen war. Er plauderte mit ihr, er trank ihr gegenüber den ſchäumenden, erhitzenden Wein, er wurde von ihr zu Bette gebracht, ſie küßte ihn und wollte fortgehen, doch hatte er den Muth — im Traume nämlich, in der Wirklichkeit hätte er ihn nicht gehabt — ſie bittend zurückzuhalten, ihre Hände zu ergreifen, ſie um ſeinen eigenen Hals zu ſchlingen, und als ſich ihre

ſeinen Finger dort zuckend in einander ſchloſſen und ſich ihr heißer Körper damit feſt an den ſeinigen ſchmiegte, ſo drückte er ſie innig, unauflöslich an ſich und fühlte ſchaudernd, daß er verloren ſei, denn zwiſchen ihren Lippen hervor drang eine verzehrende Gluth, die ſein Herz entzündete und rettungslos untergehen ließ in wild lodernden Flammen, die hoch über Beiden emporſchlugen. — Alles im Traume; doch ſollte er nicht in ihren Armen rettungslos verloren ſein, es gab noch eine Rettung, aber eine Rettung durch eine höchſt unangenehme Ueberraſchung, denn er vernahm eine Stimme, für ihn ſo bekannt, ſo widrig bekannt, daß er haſtig ſeinen Kopf von ihrem heißen Geſichte zurückwarf, daß er raſch ſeine Arme löste, um ſie wie ein Phantom entſchwinden zu laſſen — Alles im Traume, auch die Stimme, die widrige Stimme!

Dann mühte er ſich ab, aufzuſpringen, um dem Träger jener Stimme entgegenzutreten. Lange vergeblich, denn der Schlaf hielt ihn feſt wie mit eiſernen Klammern, während die Stimme fort und fort ſprach — noch im Traume — jetzt aber auch im Wachen, als er, aufgerichtet lauſchend, auf ſeinem Lager ſaß. Rings um ihn her war es finſter, aber er vernahm die Stimme klar und deutlich, unverkennbar dieſelbe Stimme, die ihn einen Spion genannt und die ihm mit Mißhandlung gedroht. Raſch ſprang er empor, ordnete ſo ſchnell als möglich ſeinen Anzug und trat an die Thür des Nebenzimmers, von woher jene Stimme erſcholl.

Jetzt aber war es die Stimme der Ticzka, welche, wenngleich leiſe, doch mit ſcharfem, energiſchem Ausdrucke ſagte: „Und ich habe Ihnen niemals Veranlaſſung gegeben, mich auf ſo wahrhaft räuberiſche Art zu überfallen, ja, mich in die furchtbarſte

unſere heutige Tour zu beſchließen, wie ſie angefangen, erhielten wir von einem Beamten die Nachricht, der Zug nach Madrid ſei ſchon vor einer halben Stunde abgefahren. Wir waren furchtbar enttäuſcht, und im Begriff allen Ernſtes mißmuthig und verdrießlich zu werden, und das um ſo mehr, als wir an einer ziſchenden Locomotive, die auf und ab fuhr, ſowie an Wagen, die gepackt wurden, deutlich ſahen, daß ſich noch ein Zug zur Abfahrt für heute Abend rüſtete, ein Güterzug, der aber keine Paſſagiere mitnehmen durfte. Wie man argwöhniſch ſein kann, ſo glaubten wir anfänglich, der Bahnhofbeamte wolle uns aus böſem Willen zurückhalten; doch traten wir gerne zurück und bedankten uns noch freundlichſt, als wir erfuhren, daß dieſer Güterzug erſt in der Frühe des andern Morgens nach Madrid kommen würde. Eine ſolche Nachtfahrt hätte uns noch gefehlt nach unſerem heutigen Ritte. — „In Gottes Namen! Iſt ein Gaſthof in der Nähe?“ — „Sogar ein vortrefflicher,“ entgegnete der Beamte, „im Bahnhofgebäude ſelbſt.“

Ein Packträger half uns die Maulthiere abladen, wir bezahlten den bedungenen Preis für die letzteren, belohnten unſeren treuen Gitano ſo fürſtlich, als es unſere bürgerliche Kaſſe erlaubte, und ſuchten den vortrefflichen Gaſthof auf. Der Beamte hatte in der That nicht gelogen: für das, was wir in den letzten Tagen erlebt, fanden wir uns hier glänzend untergebracht; man führte uns in ein Zimmer, deſſen Boden mit Strohteppichen belegt war und wo ſich Stühle, ſogar ein Fauteuil befanden, ein Zimmer, das — o Wunder! — von einem Ofen ſanft erwärmt war.

Verzeihe mir der Leſer, wenn ich abermals vom Eſſen rede, aber hätte er ſich, wie wir nun endlich der naſſen Kleider entledigt — Kellner und Wirth halfen uns mit den ihrigen aus —, hätte er ſich an einen gut gedeckten Tiſch geſetzt, ſo würde er die weichgeſottenen Eier, vortrefflichen Fiſche und Schinken, einen herrlichen Wein, gutes Brod und geröſtete Mandeln ebenfalls für

Verlegenheit zu bringen — iſt das eine ritterliche That gegen ein wehrloſes Weib?“

Die andere Stimme klang heiſer und ſprach die Worte, welche ſie ſagte, bebend, wenn auch nicht unentſchieden, wie in großer Bewegung, aber doch furcht- und rückſichtslos. — „Ei,“ ſagte er, „wenn dieſes wehrloſe Weib ſo ſchön und reizend iſt und wenn es keinen Ritter um ſich dulden mag, ſondern nur Sclaven, die zu ihren Füßen liegen, ſo hat ſie es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn nach zerriſſener Kette allerlei Gräuel entſtehen!“

„Fort, fort“, rief die Ticzka — „fort auf demſelben Wege, auf dem Sie zu mir eingedrungen!“

„Durch das Fenſter etwa?“ erwiederte er höhniſch lachend. „Nun, auch darauf ſoll es mir nicht ankommen, ehe der Tag graut, aber ſei geſcheit, Kolma! — Weiß der Teufel“, fuhr die Stimme gepreßt, faſt zitternd fort, ſo daß der Zuhörer zornig aufblitzende Augen und zuſammengebiſſene Zähne zu ſehen glaubte, „verſtehe Einer eure thörichten Launen! Habe ich dir nicht geſtern geſchrieben? Haſt du nicht meinen Brief erhalten? O, ich weiß, daß du ihn erhalten haſt, denn deine Hand hat den Empfang beſcheinigt!“

„Habe ich geantwortet? Konnte ich auf ein Schreiben ohne Adreſſe, konnte ich heute antworten? — O, ſonſt hätte ich es wahrlich gethan, und ſo unzweideutig, daß ſich ſelbſt die Raſerei jeden neuen, vergeblichen Verſuch erſpart hätte!“

„Wie hatte ich mich darauf gefreut, deine Antwort im Circus durch einen einzigen Blick zu erfahren!“

„Durch einen Blick des Haſſes — nein, der Verachtung!“

„Traue Einer dem Schickſal!“ — Vielleicht nach einem gelinden Achſelzucken fuhr die Stimme des Betreffenden weniger heftig fort: „Ohne früher abkommen zu können, hatte ich Station um Station aufs überflüſſigſte berechnet und mußte zwei Stunden von hier mir von irgend einem Kerl die für mich beſtellten Pferde wegnehmen laſſen! Verflucht ſei er, und wird hoffentlich damit umgeworfen haben! Doch wozu die Redereien bei ſo koſtbarer Zeit, fuhr er in brutalem Tone fort — du haſt meinen Brief erhalten, ich deine Antwort!“

„Meine Antwort?“ rief ſie ſo raſch und durchdringend, daß man zu ſehen wähnte, wie ſie ſich in dieſem Augenblicke heftig gegen ihn wandte. „Wagen Sie noch einmal, mir das zu ſagen!“

„Deine Antwort,“ wiederholte er ruhig, „allerdings nicht zierlich auf Papier geſchrieben; nennen wir es eine Antwort in Hieroglyphen, zu der ich hier im wahren Sinne des Wortes den Schlüſſel habe. — Noch einmal, ſei geſcheit, Kolma! Du weißt, wie ich dir Jahre lang auf Schritt und Tritt gefolgt bin, wie ich dir die glänzendſten, nahezu lächerlichſten Propoſitionen machte, wie ich....“

„Meine Antwort?“

„Zum Henker denn, iſt das nicht Antwort genug, was du gethan? Ich ſchildere dir in einem langen Briefe noch einmal alle Qualen der Liebe und der raſendſten Eiferſucht, ich beſchwöre dich um eine Unterredung, um dir das und Anderes wiederholen zu können, ich komme hier an, leider zu ſpät, um in Bewunderung für dich mein Blut noch mehr zu erhitzen, ich ſchleiche um dein Haus herum, deſſen erleuchtetes Fenſter, dieſes da, mir ſagt, daß ich vielleicht erwartet werde. Ich bin zu an-

ständig, um an deine Thür zu klopfen, ich zwinge mich, bebend vor Liebe und Verlangen nach dir, um dieses Haus herumzugehen, nach dem Fenster auszuschauen, das, obgleich hell erleuchtet, doch eine Ewigkeit stumm für mich bleibt, ebenso wie es Jahre lang deine leuchtenden Augen für mich geblieben sind; dann aber belebt sich das Fenster, du beugst dich heraus, und ich hätte laut aufschreien mögen vor Entzücken, denn du läßt diesen Schlüssel da aus deiner Hand niederfallen zum Zeichen für mich, von dem du wissen mußt, daß er drunten zitternd vor Erwartung steht!"

„Heilige Jungfrau, das ist entsetzlich!"

„Daß es kein Hausschlüssel ist, sah ich sogleich, weßhalb ich dieses Zeichen symbolisch nahm, wie es gegeben wurde, und an dem Rebenspalier emporkletterte; auch hattest du die Vorsicht, das Fenster nicht fest wieder zu verschließen. Und nun, Kolma," fuhr die Stimme in leisem Tone fort, „sei lieb und gnädig, wie rasch ist die Nacht verronnen!"

Das alles hörte Erich, und ein eigenthümlicher Schauer, der ihn überflog, bannte ihn fast regungslos auf die Stelle, wo er sich befand. Er wußte nicht, was für ein Gefühl es war, das durch sein Blut strömte und tobte — war es der Haß gegen Jenen, war es das Gefühl einer unaussprechlichen Angst, Jener dort sei im Stande, der Ticzka ein Leid zuzufügen? Er war im Begriffe, gegen die Thür zu stürzen, und den Versuch zu machen, das Schloß gewaltsam aufzureißen. Da hörte er die Stimme abermals, jetzt aber in ruhigem schmeichelndem Tone sagen: „Du weißt es, Kolma, wie ich Jahre lang treu um dich gedient, wie ich dir nach Möglichkeit gefolgt bin, dich und deine Schritte überwacht habe!"

„O ja, o ja, als ſchwarzer Schatten meiner Tage!“

„Meinetwegen behalte dieſe Anſicht auch, nachdem du erfahren, wie ich bemüht war, dein oft armes Leben zu erhellen. Glaubſt du denn, es wäre dir ohne meine Hülfe gelungen, dich auf den Standpunkt zu erheben, auf dem du dich jetzt befindeſt? Glaubſt du in Wirklichkeit, alle Pfade hätten ſich vor dir ſelbſt geebnet?“

„Entſetzlich, wenn es durch Ihre Mithülfe geſchehen?“

„Es geſchah durch meine Mithülfe. Ich, der ich dich nie aus den Augen ließ, ſorgte dafür, daß du, als du deine Lehrzeit begannſt, ſtatt mit Argwohn und Eiferſucht, mit offenen Armen empfangen wurdeſt. Ich warf alle die kleinen Intriguen nieder, die ſich dir in den Weg ſtellten; ich ſorgte dafür, daß dein Name, wie er es allerdings verdiente, ſogleich bei deinem Auftreten als leuchtender Stern genannt wurde, ja, ich kann und will es dir nicht verſchweigen, ich war es, von dem du die beſten deiner Pferde durch Vermittlung eines Unterhändlers erhieltſt, denn es war mir ein ſeliges Vergnügen, die edlen Thiere unter deiner Hand zu wiſſen, nachdem ſie in meinem Beſitze geweſen. Ja, ich war es auch, der endlich eines deiner Reitzeuge um eine fabelhafte Summe an ſich brachte.“

„Verflucht ſei das Gold, womit man mich ſo umſtrickt, verflucht die goldene Kette, die, ſtatt mich emporzuziehen, mich ſo tief, ſo tief herabreißt!“

„Ermeſſe aus allem dem,“ fuhr die Stimme in bebendem Tone fort, „meine Liebe zu dir, meine Leidenſchaft für dich! O, wäreſt du im Stande, ihre Tiefe zu ergründen, du würdeſt ſchaudern vor Entzücken oder vor Entſetzen!“

„Vor Entſetzen — ja, vor Entſetzen!“

„Sprich nicht ſo, Kolma! Du weißt nicht, was du ſagſt, du weißt nicht, was du fühlen wirſt in meiner glühenden Liebe! Du haſſeſt mich in dieſem Augenblicke, weil du fühlſt, daß ich dich im nächſten in meinen Armen halten werde!“

„Nimmermehr, nimmermehr!“

„Pah, du biſt ein Kind, du weißt nicht, was du ſagſt! Du haſſeſt mich, weil dein freies Herz ſich noch dagegen ſträubt, mich zu lieben! O, nicht dieſe Bewegung, ich weiß es, dein Herz iſt vollkommen frei!“

Was ſie jetzt ſagte, konnte Erich nicht vollkommen verſtehen, trotzdem er ſich mit Schultern und Kopf gegen die Thür preßte, um wenigſtens den Verſuch zu machen, im entſcheidenden Augenblicke, der kommen mußte, das Hinderniß zwiſchen ſich und dem anderen zu beſeitigen. Aber was ſie auch geſagt hatte, es mußte etwas Fürchterliches geweſen ſein, das konnte Erich hören aus der Antwort, die er gab. Es war kein ausgeſprochenes Wort, nicht einmal ein verſtändlicher Ausruf, es war ein wüſter Laut, zuſammengepreßt wie aus einem Geheul der Wuth und einem Knirſchen der Zähne, ein Ausdruck heftigſter und wildeſter Leidenſchaft, durch welchen dann jetzt ihre Stimme wieder hell und ſiegreich klang, indem ſie ausrief: „Ja, das verſchloß jener Schlüſſel, den Sie unbefugter Weiſe fanden, aufhoben, deſſen Bedeutung Sie, wie ſo Vieles, mißverſtanden — der mein Glück, meine Seligkeit verſchließt!“

„Hinweg von deinem Glück und deiner Seligkeit, daß ich auch die Bekanntſchaft deſſelben mache! Hinweg von dieſer Thür — nun denn, hinweg — du....“

„Ah, das iſt Ihr wahres Geſicht,“ lachte ſie wild und höhniſch, wie das echt und ſchön iſt!“

„Sei verflucht....“

Erich ſtand entſetzt da, er hatte das Gefühl, wie wenn eine eiskalte Hand ihm über den Rücken hinabfahre, ſo daß es ihn fröſtelnd durchſchauerte und er zu fühlen glaubte, wie ſich ſeine Haare emporſträubten. Vernahm er doch von drüben aus jenem Raume, der nur durch ein dünnes Brett von ihm geſchieden war, jetzt einen eben ſo kurzen als ſcharfen Schrei, der mit einem tiefen und eigenthümlich endigenden Seufzer ſchloß; vernahm er doch gleich darauf — das war es gerade, was ihm den furchtbaren Eindruck machte —, als wenn Jemand ſchwer und unbehülflich gegen die Thür fiel und ſich vergeblich bemühte ſich an der glatten Fläche derſelben feſtzuhalten! Er vernahm das Herabrutſchen der Hände an derſelben, dann den eigenthümlichen, nervenaufregenden Ton kratzender Nägel — dann war Alles ſtill.

Noch einen Augenblick lauſchte er, dann riß er an dem Schloß der Thür, um es aufzuſprengen — vergeblich; er warf ſich mit aller Kraft dagegen, die Bretter dröhnten nur, aber ſie brachen nicht — wo einen andern Ausweg finden? Er erinnerte ſich, neben dem Divan, wo er gelegen, eine Tapetenthüre bemerkt zu haben; dorthin tappte er angſtvoll, faſt verzweifelnd, ſtieß einen Stuhl um, ſtolperte über das Sattelzeug in der Ecke und war dann erſt ſo glücklich, die Tapetenthür zu finden, ſowie einen Riegel, den er haſtig zurückſchob, auf den Gang hinausſtürzte und hier faſt mit dem alten Marechal zuſammenſtieß, der ſchreckensbleich, mit einem Lichte in der Hand die Treppe hinaufrannte, an ihm vorüber nach dem Zimmer ſeiner Herrin eilen wollte.

„Sie — ſie iſt von einem Unglücke betroffen worden, wie

ich es ſchon lange befürchtet! O, ich hatte erſt dieſe entſetzliche Gewißheit, als ich ihn am Fenſter herabgleiten ſah — konnte ihn auch nicht aufhalten, da ich mich im Hauſe befand — arme Kolma, arme Kolma!“

Damit war er in der Thür des andern Zimmers verſchwunden, und Erich folgte ihm bebend und ſchaudernd. Da war er wieder in demſelben Zimmer, in dem er bei ihr am Abend geweſen war, das Fenſter neben dem Kamin ſtand weit geöffnet, die Nachtluft drang kältend herein. Sie ſah er im erſten Augenblicke nicht, denn der alte Marechal kniete vor ihr am Boden, hielt ihren Kopf mit ſeinem Arme unterſtützt und neigte ſein Ohr gegen ihren Mund, der ihm mit ſchwacher Stimme etwas zuflüſterte. Jetzt wankte er ſich gegen Erich und ſagte ihm haſtig: „Rufen Sie die beiden Weiber herauf, die unten neben der Küche ſind — ſie ſollen keinen Lärm machen und die Hausthür verſchloſſen halten!“

Raſch ſprang Erich die Treppe hinab und kehrte gleich darauf mit den Gerufenen, die unten zitternd und angſtvoll lauſchend beiſammenſtanden, zurück, während Marechal unterdeſſen das junge Mädchen kräftig in ſeine Arme genommen, es aufgehoben und auf den Divan gelegt hatte.

Kolma hatte die Augen geöffnet, und als Erich eintrat, ſich nun raſch gegen ſie wandte und ſich vor ihrem Lager mit thränenerfüllten Augen auf die Knie niederwarf, lächelte ſie ihn an und ſagte nach einem tiefen Athemzuge: „Es iſt nichts, mein Freund, wenigſtens nicht viel, und ich, — trage ganz allein — die Schuld. Dort — am Boden liegt — mein kleiner Dolch — mit dem es geſchah — weil ich — ungeſchickt war....“

„Ja, ja, ſtieß Marechal mit leiſer, dumpfer Stimme hervor, vielleicht zu ungeſchickt, das iſt möglich!“

„Und nun,“ fuhr ſie fort, „verlaſſen Sie mich, mein Freund.“

„Nimmermehr, Kolma, nimmermehr!“

„Es muß ſein — gewiß — es muß ſein! Marechal wird Sie begleiten, um nach einem Arzte zu ſehen.“

Der alte Mann hatte ſich raſch erhoben, und als er jetzt auf das bleiche Geſicht ſeiner jungen Herrin herabblickte, füllten ſich ſeine Augen mit Thränen.

„Gehen — Sie — mit Marechal. Gehen Sie — ich — brauche Hülfe.“ — Sie erhob matt ihre Hand, welche ſie Erich darreichte, der ſie mit heißen Küſſen bedeckte und dann von Marechal fortgezogen wurde, nachdem dieſer den beiden Frauen Verhaltungsbefehle gegeben hatte.

„Noch iſt alles ruhig“, ſagte der alte Mann, als er die Thür des Hauſes hinter ſich verſchloſſen und einen Augenblick lauſchend ſtehen geblieben war, „aber ich fürchte immer, man hat die lauten Worte und jenen entſetzlichen Schrei gehört. Eilen Sie, daß Sie nach Hauſe kommen, es wäre jedenfalls höchſt unnöthig, wenn Sie in dieſer Unglücksnacht hier in der Nähe unſeres Hauſes getroffen würden! Gehen Sie, ich bitte Sie darum!“

„Haben Sie Hoffnung, Marechal? Ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir die Wahrheit!“

„Ja, ich habe einige Hoffnung; ich war,“ ſetzte er zögernd hinzu, „ſchon einmal bei einem ähnlichen Falle, und da zeigte ſich kurz nach demſelben im Geſichte des Getroffenen jener eigenthümlich bekannte Zug, den ich, Gott ſei es gedankt, bei Kolma noch nicht wahrgenommen.“

„Noch nicht, Marechal — aber?“

Doch war der Alte mit raſchen Schritten davongegangen, und Erich ſtand allein vor dem kleinen Hauſe. Er konnte es nicht verlaſſen, ohne nach der anderen Seite gegangen zu ſein und noch einmal nach ihrem Fenſter aufzuſchauen. Es war hell erleuchtet und ſah ſo ruhig und unverdächtig in die ſchweigende Nacht hinaus, als wenn da oben nichts wie Glück und Friede geherrſcht, und doch.... — Er wandte ſich mit einem ſchmerzlichen Seufzer ab und wollte dahingehen, als er auf dem Boden vor ſich etwas Weißes ſchimmern ſah, wonach er ſich bückte und ein zuſammengefaltetes Papier emporhob, das Jener wahrſcheinlich beim Herabſteigen verloren. Raſch ſteckte er es mit einem letzten Blick auf das erleuchtete Fenſter zu ſich und eilte durch die Nacht davon.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Von den gesellschaftlichen Verpflichtungen Schmoller's mit unliebsamen Unterbrechungen, in deren Folge der Betreffende wie ein Fisch geangelt wird und Verheerungen in der Kaserne anrichtet.

Die Nacht, welche im Begriffe war, unter einem aufs Neue umflorten Himmel, im falben Zwielichte, unter dem Schleier dichter Nebel, in den Tag überzugehen, war nicht nur für Erich verhängnißvoll gewesen, sondern hatte auch dem Bombardier Schmoller nicht die erwarteten und gewünschten Rosen gebracht.

Anfänglich allerdings hatte sich der Abend bei ihm fast eben so vortrefflich angelassen, wenn auch in ganz anderer Art, wie bei Erich, und wenn er auch, statt wie Jener offen aufzutreten, von vornherein auf Schleichwegen ging, so wurden diese Schleichwege doch erhellt von einer angenehm brennenden Küchenlampe und er selbst aufs freundlichste geführt durch die gerade nicht zu harte Hand eines weiblichen Wesens, das ihn unter der halb geöffneten Thür eines nicht unansehnlichen Hauses erwartet und welche ihre Sympathie schon dadurch kund

bemerkenswerth und des Aufzeichnens würdig erachtet haben. Später trieben wir noch Verſchwendung mit einer ziemlichen Bowle Punſch, die bis auf den letzten Tropfen von uns vertilgt wurde und deren Geiſter uns angenehm umſchwebten und in den ganz guten Betten ſanft die Augen ſchloſſen.

Bayer... Staatsbib... Münch...

gab, daß beide mit einem gewaltigen Katarrh behaftet ſchienen, denn wie ſie die hellen Knöpfe durch das Dunkel der Nacht blinken ſah, huſtete ſie ziemlich anhaltend und geräuſchvoll, worauf er ſich ſo ſtark räusperte, als habe er die Abſicht, einen hartnäckigen Katarrh mit Einem Male und auf ewige Zeiten zu entfernen. Dann ſchloß ſich die Thür des erwähnten Hauſes hinter Beiden geräuſchlos, und in dem ſanft erwärmten Hausgange angekommen, ſchnüffelte Herr Schmoller behaglich in der Luft, denn ſeiner liebenden Seele ahnte etwas von Bratenduft und von dem Schmoren ſüßer Aepfel, wahrſcheinlich mit Mandeln und Roſinen, denn das war ſein Lieblingsgericht.

Weit entfernt aber ſei es von uns, einen ſo bedeutenden Helden unſerer Geſchichte in einer ganz gewöhnlichen Küche ſeinen Aufenthalt nehmen zu ſehen, vielmehr führte ihn die nicht allzu harte Hand unter dem Scheine beſagter Küchenlampe nach einem allerliebſten Hinterſtübchen, das mit dem Reiche, in welchem die Beſitzerin der Hand herrſchte, nur in ſo weit in Verbindung ſtand, als man auch hier den Bratenduft und den der ſchmorenden Aepfel durch die geöffnete Thür einathmete. Auch war hier ein Tiſch aufs beſte mit zwei Gedecken belegt, zwiſchen welchen eine Flaſche Wein prangte, ſo wie eine Schüſſel mit ſüßem Backwerk, um ſpäter, wenn Alles vorüber, auch daran zu knubbern.

Herr Schmoller that übrigens, wie wenn er verdießlich wäre. Er hatte ſeine Augenbrauen herabgezogen und ließ die Unterlippe hangen. „Hol' der Teufel den Dienſt bei Tag und bei Nacht!“ brummte er, ſeine allerdings ſehr beſchmutzten Stiefel betrachtend. „Da ſollte man ſich doch einbilden, es

ſei endlich einmal genug, wenn man ſich die Finger krumm und lahm geſchrieben hat! Nein, da muß ich heute, noch obendrein an einem Feiertage, dazu ausgeſucht werden, um einen Arreſtanten, einen etwas gefährlichen, verdächtigen Kerl, in Arreſt zu ſchleppen!"

„Du lieber Himmel, dabei hätte dir ja wohl ein Unglück zuſtoßen können!"

„Ja—a—a, es ging auch hart daran vorbei, aber Unſer eins macht nicht viel Federleſens, das weißt du ſelbſt am beſten, Liſette; er wollte ſich widerſetzen, aber eins, zwei, drei — da hatte ich ihn ſchon am Kragen!"

„Laß doch gehen," bat ſie, ſich ſcheinbar ſträubend, „ich widerſetze mich auch nicht und bin ja kein Arreſtant!"

„Nein, aber ich bin der deine, ſüße Liſette, will mich aber jetzt der unbequemen Embleme meines nächtlichen Dienſtes, des Säbels und der dicken Briefta ſche, entledigen, um mich alsdann mit aller Freiheit deiner Liebe zu erfreuen."

„Ich weiß nicht," fuhr er affectirt ſeufzend fort, während Liſette die beſagten Embleme auf ein Tiſchchen in der Ecke legte, „wie du es mir angethan haſt und wie ich dazu gekommen bin! Eigentlich wollte ich höher hinaus, wenigſtens ſo hoch wie meine Kameraden von der Schreibſtube, von denen der eine, der Unterofficier Block, einer verwittweten Hauptmännin die Cur macht und der junge Flattich ſogar ſüße Briefe an eine angehende Schauſpielerin ſchreibt. Doch das iſt gleichviel — ich liebe dich, du liebſt mich, und wenn es dir recht iſt, ſo wollen wir jetzt zu Nacht eſſen. — Sind wir auch völlig ſicher?"

„So ſicher, wie in Abraham's Schooß. Er und ſie ſind

des Beſuches wegen, den wir haben, zu einem Thee gegangen, bei welchem getanzt wird. Er wenigſtens allein des Beſuches wegen, denn er haßt alles das, was er, wie andere ähnliche Dinge, weltliche Vergnügungen nennt. Wäre auch heute noch zu Hauſe geblieben, wenn ſie nicht den Beſuch zum Vorwande genommen hätte und kazoriſch, wie ſie ſich auszudrücken pflegt, verlangt ....“

„Du wollteſt wohl kategoriſch ſagen?“

„Wieder einmal zu tanzen oder wenigſtens dem Tanze zuzuſehen. Man hat ja doch in dieſem Hauſe nicht die mindeſte Unterhaltung, ſagte ſie,“ fuhr Liſette fort, indem ſie ſich bemühte, die Redeweiſe und Kopfhaltung ihrer Gebieterin nachzuahmen — „man lebt ja doch bei dir wie in einem Kloſter, und wenn ich das gewußt hätte, ſo wäre ich allbereits viel lieber in ein wirkliches Kloſter gegangen, wenn das möglich geweſen wäre!“

„Alſo gibt es auch häusliche Scenen bei ſolch einem frommen Manne?“ ſagte der Bombardier kopfſchüttelnd, indem er ſich ein großes Glas Wein eingoß. „Wenn man dergleichen erfährt, ſollte man das Heirathen abſchwören.“

„Sie iſt die Schuld, wahrhaftig, ſie iſt allein die Schuld, und was ich mit dieſer Frau auszuſtehen habe, davon kannſt du dir gar keinen Begriff machen — ſie mißgönnt mir Alles!“

„Erzähle mir das ausführlich, nachdem du den Braten hereingebracht haſt.“

Dies war ſo raſch geſchehen, daß Liſette ſchon in der nächſten Minute fortfuhr, während Herr Schmoller ihr mit kauenden Backen zuhörte.

„Alles mißgönnt ſie mir, zum Beiſpiel, daß ich gut ausſehe.“

„So iſt ſie ſelber häßlich?“

„Das kann man gerade nicht ſagen; nur iſt ſie für eine junge Frau ein wenig zu ſtark.“

„Das würde ich gerade nicht haſſen.“

„Während ich ſehr viel auf eine ſchlanke Taille halte. Merke dir das, Schmoller.“

„Gewiß; meine Liebe, ich will das bei keiner Gelegenheit vergeſſen.“

„Sie mißgönnt mir auch, daß ich heiter und luſtig bin und zuweilen ſinge, während ſie den ganzen Tag, beſonders wenn er da iſt, ausſieht, als wollte ſie Alles um ſich herum beißen; auch mißgönnt ſie mir meine Bekanntſchaft mit dir.“

„Was ich allenfalls begreiflich finde, wenn ſie mich nämlich einmal geſehen.“

„Ja, neulich, als wir vor dem Specereiladen beiſammen ſtanden, ſagte ſie: Liſette, Liſette, nimm dich vor dem Militär in Acht!“

„Die Frau muß in der That einen neidiſchen Charakter haben. Du haſt ihr aber doch wohl geantwortet, daß ich nicht eine ſo gewöhnliche Küchen- oder Brunnenbekanntſchaft bin?“

„Gewiß habe ich ihr das geſagt; auch wäre wohl Ausſicht vorhanden, daß wir uns ſpäter heirathen könnten.“

Dem Bombardier Schmoller mußte in dieſem Augenblicke einer der geſchmorten Aepfel im Halſe ſtecken geblieben ſein, denn er huſtete ſo lange und anhaltend, daß es begreiflich war, er habe vergeſſen, was ſie vorhin geſagt, denn er gab erſt

nach einer langen Pauſe zur Antwort: „Die Aepfel weißt du wirklich auf eine ganz fameſe Art zuzubereiten!“

„Und nicht wahr, Schmoller,“ fuhr ſie fort, wobei ſie ihren hübſchen, runden Arm auf ſeine Schulter legte, „du haſt redliche Abſichten mit mir?“

„Das will ich meinen! Sehe ich wie Jemand aus, der unredliche Abſichten hat?“ — Da er bei dieſen Worten mit vollen Backen kaute, ſo gab er allerdings ein gemüthliches Bild der Häuslichkeit und des guten Appetits, dem man es durchaus nicht anſah, daß er erſt vor einer Stunde eine tüchtige Portion Sauerkraut und Kartoffeln verſchlungen — würdevolle Eigenſchaft eines Bombardier-Magens —, ſagte aber erſt nach dem Hinunterſchlucken eines außerordentlich großen Stückes des wirklich vortrefflichen Kalbsbratens: „Du mußt mich nur nicht verwechſeln, liebe Liſette, mit einem ſo gewöhnlichen Menſchen aus der Kaſerne, ſo einem, der den Dienſt bei der Batterie thut; der hat allerdings ebenfalls Treſſen am Aermel, aber es iſt rohes, gewaltthätiges, ungebildetes Volk. Wir dagegen von der Schreiberei, wir calculiren, wir concipiren, wir collatieniren, wir repetiren — alles verwickelte, wichtige Geſchäfte, die uns aber gewiſſer Maßen einen feinen Schliff geben; auch treiben wir Literatur, leſen Bücher in fremden Sprachen, und durch alles das habe ich mir den Grundſatz eines berühmten indiſchen Weiſen zur Richtſchnur meines Lebens gemacht.“ — Er ſtopfte ſich nach dieſen Worten beide Backen voll Zuckerwerk, und nachdem er dies vermittels eines vollen Glaſes Rothweins hinabgeſpült, ſagte er mit großer Wichtigkeit: „Der Wahrſpruch dieſes berühmten indiſchen Weiſen heißt:

‚Thue, was du willſt, es wird dich gereuen!‘ Haſt du mich vollkommen verſtanden, Liſette?“

„Nicht ſo ganz, aber das kann ich dir verſichern, Schmoller,“ ſetzte ſie mit einem herzlich bittenden Tone hinzu, „du wirſt es gewiß niemals bereuen!“

„Das habe ich auch bis jetzt nicht gethan und fühle mich in der That wohl dabei.“

Daß dies die Wahrheit war, ſah man an ſeinem vergnüglich lächelnden Geſichte und hörte es auch an dem behaglichen Schmatzen ſeiner fettigen Lippen, wobei er die Weinflaſche prüfend gegen die gewiſſe Küchenlampe hielt und dann mit einem zärtlichen Augenaufſchlage ſagte: „Es iſt ein durſtiges Jahr, Liſette, und ſo jung und vergnügt wie heute ſitzen wir ſo bald nicht wieder bei einander — Apropos, wenn du deine andere Flaſche herbeiſchaffſt, wirſt du wohl nichts dagegen haben, wenn ich mir eine Cigarre anzünde?“

„Meinetwegen, bis ſie nach Hauſe zurückkehren, kann ich ſchon wieder auslüften, auch könnten wir hier das Fenſter im Stübchen ein wenig offen ſtehen laſſen.“

„Thu' das immerhin,“ bemerkte Herr Schmoller mit einem vorſichtigen Blicke nach der Küchenthür, zu welcher er hereingekommen. „Es iſt für alle Fälle gut, wenn man ſich eine Rückzugslinie offen hält, es iſt das, was wir wiſſenſchaftlich gebildeten Soldaten Strategie nennen, und dieſe Strategie befiehlt mir, mich umzuſchauen, wohin dieſes Fenſter in nächſter Nähe und dann folgerichtig weiter führt.“

„In nächſter Nähe führt es dich auf unſeren kleinen Hof, wenn du hinausgeſprungen biſt;“ ſagte Liſette lachend, „und am Ende dieſes Hofes befindet ſich eine Thür, welche dies-

ſeitig mit einem Riegel verſchloſſen iſt und von wo du auf den Kirchenplatz von St. Urſula gelangſt. Sei aber unbeſorgt, du wirſt ſpäter zur ſelben Thür hinausgehen können, wo du auch hereingekommen biſt; ſo eine Tanzpartie dauert bis Mitternacht, und außerdem wird gegeſſen, wie auf den Einladungskarten ſteht."

„Du wirſt mir hoffentlich keine Furcht zuſchreiben," erwiederte Herr Schmoller mit hoch emporgehobenen Augenbrauen — „ich bin Marcel, wie er in der Oper heißt — Furcht, möchte wiſſen, vor wem — pah!" Er nahm bei dieſen Worten ſeine Cigarrendoſe, aus einem alten, zerknitterten Zeitungspapier beſtehend, aus der Taſche ſeines Waffenrockes, und während Liſette nach dem Keller ging, zündete er ſeine Cigarre mit einem Stücke des eben genannten Etuis an; dann ſtreckte er die Beine lang von ſich, legte die Fäuſte breit auf den Tiſch und trommelte, höchſt behaglich ausſchauend, einen Siegesmarſch.

Es war aber auch ein allerliebſter Aufenthalt, dieſes Küchenſtübchen, eben ſo ſauber und nett als die Beherrſcherin deſſelben, heute ſanft durchwärmt, ſanft durchduftet und ſo heimlich und verborgen gelegen! Hatte doch ſogar das kleine Fenſter, welches in den Hof ging, einen dichten, grünen, baumwollenen Vorhang!

Doch horch, was war das? Klang es nicht wie ein Geräuſch an der Hausthür? War es nicht gerade ſo, als werde dort leiſe und vorſichtig ein Schlüſſel eingeſteckt? — Vielleicht Räuber und Mörder? dachte Schmoller, wobei er ſich mit einem etwas verſtörten Geſichte langſam aus ſeiner be-

haglichen Stellung erhob, die Hände auf den Tiſch geſtützt, lauſchend nach der Küchenthür blickend.

Ja, man machte den Verſuch, das Haus zu öffnen, und als Liſette ſo eben mit der zweiten Flaſche auf der Kellertreppe erſchien, lenkte Herr Schmoller ihre Aufmerkſamkeit durch haſtige, verſtändliche Pantomimen auf das Geräuſch, welches er eben gehört und welches auch ſie jetzt zu hören ſchien; doch winkte ſie beruhigend mit der Hand, ſetzte aber die Flaſche raſch nieder und flüſterte ihm zu, während ſie die Küchenlampe ergriff, um draußen nachzuſehen: „Es kann der Junge mit der Zeitung ſein, er kommt oft ſo ſpät — jedenfalls war ich ſo vorſichtig, die Kette vor die Hausthür zu legen. Sollte aber.... — was aber unglaublich iſt —, ſo werde ich laut genug werden.“

„Ei,“ dachte Herr Schmoller, als er nun allein in dem jetzt dunkeln Hinterſtübchen ſtand, „es kann allerdings der Zeitungsjunge ſein, doch hat dieſes Wörtchen einen verflucht weiten Begriff. Schöpfen wir indeſſen ein wenig friſche Luft.“

Schmoller ergriff vorſorglich ſeine Mütze, die er neben ſich auf den Tiſch gelegt hatte, und ſchlich ſich nach dem Fenſter hin, deſſen Flügel er langſam aufzog und in den kleinen Hof hinausblickte, während er angſtvoll gegen die Hausthür lauſchte.

Und ſeine Angſt war nicht ohne Grund, denn er hörte jetzt Liſette ſehr laut und verwunderungsvoll ausrufen:

„Ach, Madame, wie Sie mich erſchrecken, daß Sie ſo früh heim kommen! Iſt denn etwas vorgefallen?“

Die Antwort verſtand Herr Schmoller allerdings nicht,

denn er hatte sich eilig auf das Fensterbrett geschwungen und hörte nur noch, wie Lisette jetzt ausrief:

„Das Fräulein Bertha ist krank geworden? Lieber Himmel, da will ich Ihnen nur rasch hinauf leuchten, Madame, und sogleich einen Thee kochen!“

Worauf eine andere Stimme in ärgerlichem Tone sagte: „Ja, leuchte nur hinauf, ich will schon selbst in die Küche gehen!“

Rasche Schritte näherten sich, während Herr Schmeller mit Anwendung der praktischen Strategie in den Hof hinabflog. Im gleichen Augenblicke aber fühlte er sich festgehalten, und war schon im Begriffe, einen Schrei des — Muthes auszustoßen, als er durch ein Krachen hinter sich so wie durch ein plötzliches Loslassen dieser Mühe überhoben wurde, aber auch zugleich der Mühe, unverletzte Beinkleider nach Hause zu tragen, da ein tückischer eiserner Fleischhaken, der unterhalb des Fensters hing, dieselben gefaßt und so schonungslos zerrissen hatte, daß er nur den kalten Einflüssen der Nacht dadurch zu trotzen im Stande war, daß er mit der linken Hand die klaffende Tuchwunde zusammenhielt, während er mit der einiger Maßen zitternden Rechten die kleine Hofthür suchte, fand und öffnete und sich nach wenigen Minuten, sicher vor allen Nachstellungen, auf dem Kirchenplatze von St. Ursula befand. Hier aber, anstatt eilig davon zu laufen, wie es in seiner Absicht gelegen, blieb er plötzlich stehen, schlug sich mit der Hand vor die Stirn und sprach ingrimmig:

„Da stehe ich allerdings auf dem Platze der heiligen Ursula, aber wenn sie selbst käme mit allen ihren eilftausend Jungfrauen, sie könnte mir doch nicht helfen, denn ich Esel habe meinen

Säbel und meine Brieftaſche liegen laſſen — da wollte ich doch gleich, daß ein Stern-Kreuz-Tauſend-Schock-Donnerwetter drein ſchlüge! Kann man ſolches Pech haben! Und verletzt bin ich auch!" rief er nach einer Pauſe im Tone des höchſten Schreckens; es brennt mich da hinten ganz teufelsmäßig, ja, es iſt richtig, ich blute."

„Und doch bei allem Unglücke," ſagte er nach einer ſorgfältigen Viſitation, „ein eigentlich unverdientes Glück. Ich ſchaudere, wenn ich daran denke, was mir hätte geſchehen können, wenn ich tiefer in dieſen verfluchten Fleiſchhaken hineingeſprungen wäre; das ſoll mir eine Lehre ſein — wahrhaftig, ich ſchaudere!"

Was war nun weiter zu thun? In den Hof zurückkehren und den Verſuch machen, Liſette zu ſprechen, um ſeinen Säbel und ſeine Brieftaſche wieder zu erlangen, wäre Vermeſſenheit geweſen, denn als er ſich leiſe der Thür in der Hofmauer näherte und dort lauſchte, vernahm er ziemlich laute Stimmen, die in einer nichts weniger als freundſchaftlichen Unterhaltung begriffen ſchienen. Er mußte die Embleme ſeines Standes, er mußte ſeine Liebe im Stiche laſſen, und wer ihn ſo hätte dahinwandeln ſehen im langſamſten Schritte, der Caſerne zu, mit der linken Hand die gefährliche Blöße deckend, die Rechte geballt und ſie zuweilen in zornigem Selbſtgeſpräche in die Höhe hebend, der hätte nicht geglaubt, daß es derſelbe Bombardier Schmoller wäre, der vor einer Stunde ſiegesbewußt dahingezogen war, um ſeinen geſellſchaftlichen Verpflichtungen nachzukommen.

Und wohin ſollte er ſich wenden bei dieſer herbſtlich rauhen Nacht? Fürchtete er ſich doch vor ſeiner Stube, da er überzeugt war, der Unterofficier Block habe noch Licht und freue ſich jetzt

Inhalt.

	Seite
Erſtes Kapitel. Nach Italien	3
Zweites Kapitel. Von Mailand nach Florenz	23
Drittes Kapitel. Florenz	47
Viertes Kapitel. Nach Carrara	66
Fünftes Kapitel. Marſeille	87
Sechstes Kapitel. Von Marſeille nach Barcelona	111
Siebentes Kapitel. Ein Stiergefecht	160
Achtes Kapitel. Ein Beſuch auf dem Montſerrat	211
Neuntes Kapitel. Von Barcelona nach Valencia	238
Zehntes Kapitel. Valencia	250
Elftes Kapitel. Ein Ritt durch die Mancha	286

ſchon darauf, den ſpät nach Hauſe Kommenden zu hänſeln; auch war es ihm leibhaftig, als ſehe er ſchon das dumm lachende Geſicht des jungen Flattich vor ſich und höre deſſen unpaſſende Bemerkungen von gemeinen Liebſchaften und dergleichen.

Eine glückliche Idee ſchien es ihm deßhalb, auf die Caſernen-Wachtſtube zu gehen, um ſich dort mit Erich, der ja eigentlich daran ſchuld war, über das Weitere zu benehmen, ſo wie auch dieſem jungen, leichtſinnigen Menſchen ſehr eindringliche und ſehr gerechte Vorwürfe zu machen.

Bald hatte er denn auch die Dominicaner-Caſerne erreicht und ſah das Licht aus dem Fenſter der Wachtſtube ſchimmern. Der Poſten vor dem Gewehr machte ihm als Bombardier und Schreiber auf der Brigadekanzlei keine Schwierigkeiten, und ſo trat er zuerſt an das Fenſter der Wachtſtube, um vorher das Terrain zu recognosciren, beſtändig mit vorgehaltener linker Hand und fortwährend darüber innerlich polternd und fluchend.

Da ſaß der wachthabende Bombardier Hellwig und las in einem Buche, da lagen die beiden Kanoniere auf der Pritſche, aber von Erich war keine Spur zu ſehen.

Sonderbar, wo mag ſich dieſer Kerl herumtreiben? Hat vielleicht den Leichtſinn ſo weit getrieben, iſt auf ſeine Stube gegangen und in ſein Bett gekrochen; dann ſollte ihn aber gleich ein ſiedendes Donnerwetter — na, davon muß ich mich überzeugen!

Er öffnete geräuſchvoll die Thür der Wachtſtube und ſagte, ohne einzutreten, zu dem erſtaunt aufblickenden Kommandirenden: „Du, Hellwig, war Niemand da, der nach mir gefragt hat?“

„Keine Seele.“

„Auch nicht der Kanonier Freiberg?“

„Dummer Kerl,“ war die Antwort, „mir ſcheint, du haſt einmal wieder gehörig getrunken! Iſt der Freiberg nicht von dir ſelber in Arreſt gebracht worden? Geh' in dein Bett und ſchlaf' deinen Rauſch aus!“

Schmoller war in der heutigen Nacht ſo gedemüthigt, ja, ſo zerknirſcht, daß er ruhig zur Antwort gab: „Ja, darin haſt du eigentlich Recht, ich will auf mein Zimmer gehen.“

Auch zog er die Thür wieder ſanft ins Schloß, ging aber nicht auf ſein Zimmer, ſondern ſchlug ſich ingrimmig die beiden Fäuſte vor die Stirn, auf die Gefahr hin, ſich zu erkälten, und dann rannte er wieder zum Caſernenthore hinaus auf die finſtere Straße, wo er zornig auf und ab lief mit dem Gefühle eines jungen Kettenhundes, dem man den Schwanz abgehackt.

„Nein, dieſe Lehre, dieſe Lehre, Aehnliches ſoll mir noch einmal geſchehen! Da renn' ich herum in der kalten Nacht, wie ein beſoffenes Rindvieh, und könnte in meinem warmen Bette liegen; und mein Säbel und meine Briefſtaſche, letztere mit Papieren, die eigentlich Niemand leſen ſollte, o, o — o!. Und meine neue Hoſe, die mich drei Thaler und zwanzig Silbergroſchen koſtet, das heißt, wenn ſie einmal bezahlt ſein wird! Auch das noch, und wo ſich dieſer unverantwortliche Kerl herumtreibt! In ſeinem Zimmer iſt er nicht, dazu iſt er zu ehrlich, denn wenn er heim gekommen wäre, ſo würde er auf die Wachtſtube gegangen ſein, wie er mir verſprochen. — Kommt da nicht etwas? Nein, es iſt nur ſo ein verfluchter Nachtwächter!“

Zwanzig Mal war er im Begriffe, auf ſein Zimmer zu gehen, und zwanzig Mal hielt ihn die Furcht und Scham davon

ab. Auch nahm er ſich eben ſo oft feſt vor, allen tauſend Teufeln zu trotzen, auch dem Block und dem Flattich, ja, ins Zimmer hineinzutreten und, um ſie auf einmal ins Klare zu ſetzen, keck und frei ihnen den verletzten Theil ſeines Anzuges zu präſentiren; aber er trotzte nicht, er ſchäumte nur ein wenig, fluchte in ſich hinein, lief jedes Mal eine Weile wie toll hin und her, um darauf eine andere Weile vergeblich in die finſtere Straße zu ſtieren.

Die Uhren ſchlugen Viertel, Halbe und Ganze, und das häufig in dieſer richtigen Reihenfolge, worauf denn endlich die Zeit erſchien, in welcher Erich daher kam mit ähnlichen, aber doch ganz anderen Gefühlen, als denen, mit welchen ihn ſein Freund erwartete, ſchaudernd, entſetzt, aufs fürchterlichſte erregt.

Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß die ganze Flut von Vorwürfen und Verwünſchungen, welche Herr Bombardier Schmoller über ſein Haupt ausſchüttete, an ihm ſpurlos vorüberging — an ihm herabfiel, wie Schmoller wüthend, aber ſehr treffend ſagte, „gleich dem Regen am Felle des Hundes. Schäme dich, Kerl, ſchon ſo jung und noch ſo verdorben.“

„Aber was iſt dir denn geſchehen?“

„Mir? — Da, ſchau her, Kerl, was mir geſchehen iſt, und Alles durch deine Schuld! Und meinen Säbel habe ich verloren, auch die Brieftaſche mit meinem erſparten Vermögen, und renne hier nun ſchon drei geſchlagene Stunden herum, um auf einen Kerl wie du biſt zu warten! Iſt das nicht ſchmählich, unverantwortlich?“

„Und an allem dem bin ich ſchuld?“

„Du und kein Anderer, denn wenn dich der heilige Auguſtin um acht Uhr behalten hätte, ſo wäre ich früher im Stande

gewesen, meinem dringendem Geschäfte nachzugehen — und wäre alsdann nicht — und wäre nicht so — kurz, ich wäre nicht so, wie ich wäre, und läge jetzt beruhigt in meinem Bette. — Nein, ich kann dir versichern, Freiberg, ich bin ein guter Kerl, aber wenn man mir so ans Leben geht, so werde ich rabiat und bin ganz des Teufels!"

„Dadurch erfahre ich aber nicht im geringsten, was dir begegnet ist!"

„Soll ich vielleicht hier in der finstern Nacht, auf der kalten Straße auskramen?

„Gut denn, gehen wir in die Wachtstube; mich friert's ebenfalls."

„Soll ich vielleicht bei dem langweiligen Hellwig meine Blöße aufdecken?"

„So wollen wir denn in des Himmels Namen auf deine Stube gehen; Block und Flattich sind gute Kameraden und werden uns nicht verrathen."

„Verrathen allerdings nicht, aber du weißt, ich bin sehr empfindlich, ich hasse alle Sticheleien, worin besonders der naseweise Flattich sehr stark ist. — Aber im Grunde hast du Recht ich bin so durchfroren, daß alle Pfeile des Spottes von mir abprallen müssen, und wenn sie es zu arg machen, so präsentire ich ihnen eine Scheibe, mit der sie zufrieden sein sollen!"

Damit traten sie in den Casernenhof zurück, drückten sich an dem Wachposten so gut als möglich vorbei, tappten sich dann über die finsteren Treppen und den langen, dunkeln Corridor, wo alle Lampen längst erloschen waren, bis zur

Stube Schmoller's, welche dieſer alsdann ſo leiſe als möglich öffnete,

Wie behaglich ſchlug ihnen hier der angenehme, warme Dunſt entgegen, wobei das ſanfte Schnarchen der drei Bewohner etwas Nervenberuhigendes hatte.

„Wenn ſich die Kerle nur nicht verſtellen!“ flüſterte Schmoller, indem er, in die Luft ſchnüffelnd, hinzuſetzte: „Es iſt gerade, als hätten ſie eben erſt ihre übelriechende Talgkerze ausgeblaſen; nun, meinetwegen, ſie ſollen mich — kennen lernen. Komm — ganz leiſe, hier ſind wir an meinem Bette, mich fröſtelt wie einen Hund. Verflucht, das Ausziehen macht mir keine Mühe, ich könnte mit beiden Beinen hinten 'raus, und es war meine neue Hoſe! So, jetzt will ich zuerſt hinein, Warte einen Augenblick, bis ich liege. — Himmel-Stern-Sakerment, was iſt denn das? O—o—oh, wollt ihr Kame....“

Doch weiter vernahm man nichts mehr von ſeinen Worten, weil alles Uebrige von einem furchtbaren Gepolter verſchlungen wurde; es krachte und rutſchte, es ſchlug dumpf auf dem Boden auf, dann klirrte es, wie von einer zerbrochenen Waſchüſſel, und zwiſchen Kichern und Lachen aus den andern Betten heraus vernahm man die ruhige Stimme des Unteroffiziers Block, welche ſagte:

„Höre, Schmoller, Alles hat ſeine Zeit, du hätteſt dein Manoeuvre de force bis morgen aufſparen können; halte dich ruhig, Kameel, wir wollen ſchlafen!“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Berichtet, wie Erich durch aufopfernde Freundschaft für den Bombardier Schmoller in große Gefahren geräth, dabei zu einem Kaffeefrühstücke eingeladen wird, sich vergangener Zeiten erinnert und ins Unglück kommt.

Nachdem sich der Bombardier Schmoller sowohl aus den Trümmern seiner Bettstelle als auch aus denen seiner mit Wasser gefüllten Waschschüssel so gut als möglich gerettet hatte, allerdings mit Durchnässung seiner hinteren Körperseite, welche heute ohnedies schon stark in Angriff genommen worden war, nachdem er so einen Augenblick, wollen wir sagen, fröstelnd, schaudernd, wüthend, rachesüchtig, wie ein angeschossenes Rhinoceros, mit zusammengeballten Fäusten da gestanden, that er das Klügste, was er in seiner Lage thun konnte: er brach in ein allerdings etwas convulsivisches Lachen über diesen ganz famos gelungenen schlechten Witz aus.

„Ihr seid verflucht lustige Kerls," sagte er, indem ihn das Vergnügen zu schütteln schien, „und war die Erfindung dieses Attentats, wenn auch nicht ganz neu, doch auch nicht so verbraucht, wie eure übrigen Ideen, schade aber, daß es nicht mich

allein getroffen hat, ſondern auch einen Gaſt, den ich mitgebracht, mit dem ich gaſtfrei, wie die Araber, Lager und Gezelt theilen wollte, ein Vergnügen, deſſen ihr Murmelthiere mich nun allerdings zur Schande der Menſchheit beraubtet! Machen wir indeſſen Licht und ſehen wir, wie wir uns helfen können."

Bei dem Scheine der nun wieder angezündeten Talgkerze ſah man allerdings eine gräuliche Verwüſtung, und der Bombardier war kaum im Stande, aus dem Wirrwarr von Strohſack, Matratze, ein nothdürftiges Lager herzuſtellen; endlich aber gelang ihm dies dennoch, indem er die Mäntel ſämmtlicher Attentäter in Anſpruch nahm, welche, aus ihren Betten heraus grinſend, nichts dagegen einzuwenden wagten, denn Schmoller obgleich ſcheinbar ganz guter Laune, machte doch höchſt excentriſche Bewegungen und that, wenn Einer gar zu laut kicherte, verdächtige Griffe nach einem Schemelbeine oder einem Stiefelknechte.

Darauf war die Ruhe ziemlich wieder hergeſtellt, und als einige Stunden darauf das falbe Licht des ſpäten Herbſttages aufzudämmern begann, erklang ein beruhigendes, vielſtimmiges Schnarchen durch das Zimmer.

Das nun ſpäter erfolgende Leben zu beſchreiben, halten wir für überflüſſig, können aber nicht verſchweigen, daß das Erſtaunen der Stubengeſellſchaft kein kleines war, als man nun Erich Freiberg erkannte, der nach allen menſchlichen Berechnungen in den Hallen des heiligen Auguſtin hätte ſein ſollen, und als auch der junge Flattich die furchtbar zerriſſene Hoſe des Bombardiers hervorbrachte; doch componirte Schmoller einen artigen kleinen Roman über die Begebenheiten der vergangenen

Nacht, viel Dichtung, wenig Wahrheit, von letzterer eigentlich nur, daß er den betreffenden Arreſtzettel auf der Kanzlei habe liegen laſſen und daß der junge Flattich wohl ſo gefällig ſein würde, dieſen ſo bald als möglich dort unter herumliegenden Papieren zu ſuchen und herbei zu bringen.

„Das Beſte alsdann iſt," fuhr er fort, „daß ich mich für heute Morgen krank melde und mich ſo bald als möglich zur Caſerne hinausſchleiche, um dieſen unglücklichen Kerl in Arreſt zu bringen. Was nun euch anbelangt, ſetzte er mit erhobener Stimme hinzu, indem er unter einer ſchwungvollen Handbewegung auf die Trümmer ſeines Bettes wies, ſo hoffe ich, ihr werdet daran genug haben und nebenbei ſo anſtändige Kameraden ſein, um über die anderen Geſchichten eure ehrenwerthen Mäuler zu halten."

Unterofficier Block verbürgte ſich in dieſer Richtung alles Ernſtes für die Uebrigen, welche denn auch erklärten, daß ſich Keiner eines ſolch gemeinen Verrathes ſchuldig machen würde, worauf auch der junge Flattich, ſobald dies möglich war, auf der Kanzlei den Arreſtzettel ſuchte und fand, derſelbe war zwiſchen andere Papiere gerathen. Dann begaben ſie ſich auf die Schreibſtube, wo es dem Unterofficier Block das größte Vergnügen machte, heute, wo gerade ſehr dringende Arbeiten vorlagen, den Bombardier Schmoller beim Brigadeſchreiber krank melden zu können.

Erich und der Bombardier blieben auf der Stube zurück und berathſchlagten, was weiter zu thun ſei.

„Vor allen Dingen," ſagte Schmoller, muß ich meinen Säbel und meine Brieftaſche wieder zu erlangen ſuchen; letztere

enthält compromittirende Geheimniſſe, und ich zittere bei dem Gedanken, daß ſie in unrechte Hände fallen könnte."

Darauf legte er ein ziemlich wahres Geſtändniß ſeiner Erlebniſſe des geſtrigen Abends ab und erſuchte ſchließlich ſeinen Freund, ſich in das bezeichnete Haus begeben zu wollen, um dort Säbel und Brieftaſche zurück zu verlangen.

„Ich werde ſo lange in dem kleinen Wirthshauſe warten, wo wir geſtern waren, und da es mich wahrhaft anekelt, hier in dieſer troſtloſen Umgebung etwas zu genießen, ſo verſpreche ich dir ein ſolides Frühſtück, ſobald du mit meinen Effecten zurückkehrſt. Vorher aber wollen wir uns ſo fein als möglich machen, und während mein Burſche herein kommt, um deine Uniform und Stiefel zum Putzen zu holen, kannſt du dich hinter einem der Betten verkriechen, damit dich dieſer Kerl nicht ſieht was jedenfalls unnöthig iſt."

So geſchah es, und eine gute halbe Stunde ſpäter ſchlichen ſich beide zum Zimmer hinaus, gewannen glücklich die Nebentreppe und erreichten, draußen längs der Mauer hinſchleichend, die Hintergebäude der Dominicaner-Caſerne, Stroh- und Holzmagazine, wo ſie durch ein nicht zu hoch gelegenes Fenſter auf die Straße gelangten. Auch kamen ſie ohne weitere Schwierigkeiten in das betreffende Wirthshaus, wo ſie in derſelben Ecke, die ſie geſtern Abend beherbergt, einen Augenblick verblieben, und wo Erich neben den letzten Inſtructionen noch ein Paar friſchgewaſchener Handſchuhe des Bombardiers empfieng, ſowie deſſen feinere Mütze, um auch im Aeußern würdig als Geſandter einer ſolchen Großmacht auftreten zu können.

Dann ging er ſeiner Wege, doch ehe er das that, capitulirte er mit Schmeller noch wegen einer kleinen halben Stunde

zur Beſorgung eines eigenen dringenden Geſchäftes — wer hätte auch die Dringlichkeit deſſelben nicht begreiflich gefunden? Wer, der um die Vorfälle des geſtrigen Abends gewußt? Ach wie oft war er während des kurzen Nachtſchlummers erwacht, hatte an die arme Ticzka gedacht und ſich halb träumend, halb wachend mit ihr beſchäftigt! Wie zitterte er bei dem Gedanken, wieder in das kleine Haus einzutreten, dort vielleicht bleiche, verſtörte Geſichter zu ſehen und den alten Marechal zu finden, der ihn hinaufführte in das Zimmer, wo die ſchöne Kolma — lag! Vielleicht aber auch, daß ihm der alte Mann mit glücklichem Geſichtsausdrucke zuflüſterte: „Es geht beſſer, es geht gut, ſie hat ſchon mehrere Male nach Ihnen gefragt!“

So oder ſo. Darum mußte er Gewißheit haben und deßhalb verlangte er vorher eine kurze halbe Stunde für eine dringliche Dienſtangelegenheit.

Aber Erich hätte ebenſo gut einen Nero erweichen können, als den Bombardier Schmoller in dieſem Augenblicke; ſchon bei der einfachen Zumuthung hatte ſich alles in ihm emporgeſträubt, wie bei dem erzürnten Hahne, ja, er kollerte auch zornig, wie dieſer, und ließ Erich bei irgend etwas Furchtbarem ſchwören, geraden Weges zu gehen, ſeinen Auftrag auszuführen und geraden Weges wieder zurückzukehren.

„Wenn ich erſt meinen Säbel und meine Brieftaſche wieder habe,“ hat Herr Schmoller geſagt, „dann wollen wir ſehen, was in deiner dringlichen Angelegenheit zu thun iſt.“

Wenn dieſer Gang auch Erich keine große Gemüthsbewegung verurſachte, ſo war er doch an dem heutigen Morgen in Folge der geſtrigen Erlebniſſe ſo wie einer faſt ſchlafloſen Nacht in einer aufgeregten, etwas gereizten Stimmung, leicht empfäng-

lich für Angenehmes und Unangenehmes und in dieſer Verfaſſung hatte er ſich vorgenommen, dem Herrn des betreffenden Hauſes allerdings mit Höflichkeit entgegenzutreten, aber mit Feſtigkeit die Zurückgabe der fraglichen Gegenſtände zu verlangen und im günſtigen Falle des Gelingens allerdings ſeine und des Anderen herzlichſten Gefühle der Dankbarkeit nicht vorzuenthalten.

Hoffentlich verſteht der Mann einen Scherz und hat nicht die blutdürſtige Abſicht, meinen Freund ins Unglück zu ſtürzen, möglich aber auch, daß die betreffende Perſon ſelbſt ſo geſcheit und glücklich geweſen iſt, Säbel und Brieftaſche auf die Seite zu bringen. Jedenfalls iſt das Ganze für mich eine unangenehme Commiſſion, und dazu der Hintergrund meiner drei Tage, während ich jetzt ſo gern in einem behaglich warmen Winkel ſitzen möchte, am liebſten am Bette der armen Ticzka, um mich nach ihrem Zuſtande zu erkundigen, um ſie ſanft zu tröſten, wenn das Unglück, wie ich hoffe, nicht zu arg iſt, oder im andern Falle mit dem alten Marechal bitterlich um ſie zu weinen! Ja, ich gäbe in dieſem Augenblicke viel darum, natürlich, wenn ich etwas zum Geben hätte, wenn es noch um dieſe Zeit wäre, wie damals vor Jahren, und ich mich an irgend ein freundliches Herz ſchmiegen könnte, an das Herz des guten Doctors Burbus oder an das meines treuen Jugendlehrers, oder wenn ich mich zu den Kindern des guten Wacker hinſetzen könnte in das ärmliche Wohnſtübchen, fern von der lärmenden Welt, und ihnen Märchen erzählen, bis wir Alle mit einander einſchliefen, was damals wohl vorzukommen pflegte — oder ſelbſt wenn ich bei....

Er verſcheuchte in ſeinen Gedanken raſch den Namen Selma's

ſo wie ihr Bild, welches ihn in dieſem Augenblicke ſo eigenthümlich anlächelte — Selma. Er hatte ſo lange nicht an ſie gedacht, ja, er hatte ſie faſt vergeſſen, und jetzt auf einmal erinnerte er ſich ſo lebhaft ihrer hübſchen, ſchmachtenden Augen, ihrer ſtarken Lippen, ihrer vollen Geſtalt. — Pah, dummes Zeug!

Da war das bezeichnete Haus, auf welches er, dicht an der Mauer hingehend, nun zutrat und dann die Klingel anzog.

Es dauerte auch nicht lange, ſo näherten ſich Tritte, die Thür wurde aufgeſchloſſen, aber nur ſo weit geöffnet, als es die von innen vorgelegte Kette erlaubte, und dann erſcholl durch dieſe Spalte ein leiſer Schrei der Verwunderung oder des Schreckens.

„Vor allen Dingen," flüſterte Erich, „erſuche ich Sie, mich ins Haus zu laſſen, damit mein Davorſtehen kein unnöthiges Aufſehen macht. Seien Sie geſcheit, hübſche Liſette, ich bin gewiß nicht gekommen, Ihnen Ungelegenheiten zu machen!"

„O, Maria Joſeph, was wollen Sie denn eigentlich? Ich kenne Sie gar nicht!"

„Aber Sie kennen meinen Freund Schmoller."

„Leider, und ich wollte, ich hätte ihn nie kennen gelernt!"

Vielleicht denkt der eben ſo, dachte Erich und ſetzte laut hinzu: „Das iſt möglich, aber ich habe ein paar dringende Worte mit Ihrer Herrſchaft zu reden, und wenn Sie mich nicht herein laſſen, ſo muß ich ſo lange anläuten, bis Jemand anders kommt!"

Die Kette fiel, und Erich trat in das Haus, welches ſogleich hinter ihm verſchloſſen wurde.

„Ich weiß ſchon, weßhalb Sie kommen," ſagte das hübſche Dienſtmädel, „aber es iſt unmöglich, rein unmöglich!"

„Und was iſt rein unmöglich, wenn ich fragen darf? Seien Sie doch geſcheit, es läßt ſich alles Mögliche möglich machen!"

„O, ich kann mir's denken, der Schmoller hat geſtern Abend etwas zurückgelaſſen, und das wollen Sie abholen; aber, wie ich ſchon ſagte, das iſt rein unmöglich, denn der Herr hat es geſtern Abend gleich mit hinauf genommen!"

„Den Säbel?"

„Ja, den Säbel. Ach, ich unglückliche Perſon, ſo meine Reputation zu verlieren! Ich, die nie ein Verhältniß gehabt hatte, ja, die von der Madame nur deßhalb in den Dienſt genommen wurde, weil ich früher nie ein Verhältniß gehabt, denn die Madame ſagt, das könne der Herr durchaus nicht leiden. Und nun muß der Herr einen Säbel bei mir finden, und ich konnte ihm doch nicht weismachen, daß dieſer Säbel allein ins Haus gelaufen ſei!"

„Das iſt allerdings wahr — und die Brieftaſche?"

„O, die hab' ich glücklicher Weiſe in meine Taſche geſteckt! Glück—lich—er — Weiſe!" fuhr ſie mit einem recht ſchnippiſchen Ausdrucke fort. „Das können Sie Ihrem Freunde, dem Herrn Schmoller, ſagen, denn ich hätte in dieſer Brieftaſche Beweiſe gefunden, wie ſchlecht er war, Jemanden zu betrügen, der ſo treu an ihm gehangen — ſo treu, ſo treu!"

Während ſie mit ihrem Schürzenzipfel an die Augen fuhr, ſah Erich deutlich ein, daß Schmoller wirklich ein Ungeheuer ſein mußte, verſchwieg dieſe Anſicht auch nicht, indem er hinzuſetzte, „es müßte ihr, als einem ſo hübſchen Dienſtmädchen,

Alles daran gelegen ſein, die Zeugen des unterbrochenen Opferfeſtes dadurch zu entfernen, daß ſie ihm auch die Brieftaſche übergebe.“ Doch ließ Liſette bei dieſer Aufforderung ihren Schürzenzipfel fallen und erklärte feſt und beſtimmt, „das ſei eine Sache, die ſie Aug' in Auge, wie auch noch andere, mit dem Herrn Schmoller ſelbſt regeln wolle.“

„Gut denn, ich kann dagegen nichts einwenden, bitte aber, mich jetzt Ihrem Herrn zu melden, damit ich ihn um die Herausgabe des Säbels bitten kann — wohl verſtanden. Ich fange damit an, zu bitten, und der Herr wird wohl begreifen, daß es eine Unmöglichkeit iſt, ein königliches Eigenthum zurückhalten zu wollen.“

„Der Herr wird es aber nicht begreifen können,“ erwiederte das hübſche Dienſtmädchen in einem etwas ſchnippiſchen Tone, „denn er iſt heute in der Frühe verreiſt.“

„Alle Teufel, das iſt ſehr ungeſchickt! So muß ich mich an die Frau vom Hauſe wenden, was am Ende noch günſtiger iſt,“ ſetzte er galant hinzu, „denn ſie wird nicht ſo hartherzig ſein.“

Ob es hier abſichtlich geſchah, daß das hübſche Dienſtmädel den hübſchen Soldaten mit einem längeren Blicke, der von einem eigenthümlichen Lächeln begleitet war, betrachtete, als dies bisher geſchehen, ſind wir nicht im Stande, anzugeben; doch knixte ſie etwas auffallend und ſagte, indem ſie ihren Kopf in die Höhe warf:

„O, ich kann es ſchon verſuchen, bei der Madame zu fragen, ob ſie den Herrn ſehen will, den Herrn — Bombardier — oder wie habe ich die Ehre, Sie anzumelden? Glaube aber doch nicht,“ ſetzte ſie mit einem zweiten Knixe hinzu, „daß die

Madame ſich beeilen wird, den Herrn herauskommen zu laſſen. Wen ſoll ich alſo anmelden?"

„Sagen Sie meinetwegen, einen Freund Ihres Schmoller's."

„Mei—nes Schmoller's? O, ich bitte, das hat nach dem, was ich durch die Brieftaſche erfahren, ſehr aufgehört!"

„Nun, ſo ſagen ſie meinetwegen: ein Brigadeſchüler Namens Freiberg wünſche die Frau des Hauſes zu ſprechen."

„Ah, ein Herr Brigadeſchüler! Nun, ich will es verſuchen, weil Sie ſo manierlich ſind und ſo anſtändig ausſehen."

Nach dieſen Worten hüpfte ſie coquet, mit ſchwänzelnder Bewegung ihrer Röcke die Treppe hinauf, blieb auch nicht lange aus und rief ihm ſchon von der Treppe entgegen: „Die Madame will Sie wahrhaftig ſehen; ach, Herr Brigadeſchüler, wenn es Ihnen gelingt, den Säbel Ihres Freundes zurück zu erhalten, ſo bereuen Sie ein gutes Wort für mich nicht, ſagen Sie meinetwegen: dieſer Schmoller ſei ein eben ſo anſtändiger Menſch und habe die ehrlichſten Abſichten."

„Trotz der Brieftaſche? Nun, ich will ſehen, was ich thun kann."

„So — bitte — treten Sie hier herein und gedulden Sie ſich nur einen Augenblick. Madame iſt ein Bischen ſpät zu Bette gegangen und auch ein Bischen ſpät aufgeſtanden. Ach, Herr Brigadeſchüler, ich verlaſſe mich ganz auf Sie!"

Das hübſche Dienſtmädchen hielt bei dieſen Worten dem jungen Manne ſo herausfordernd die Hand entgegen, daß er nicht anders konnte, als dieſe ergreifen und ſie nochmals ſeines beſten Willens zu verſichern.

Dann war Erich allein und ſchaute ſich in dem nicht reich, aber behaglich eingerichteten Wohnzimmer um. Da war auf dem Boden ein weicher Teppich, da ſtand in der einen Ecke ein Sopha und davor ein kleiner Fauteuil, in der anderen Ecke ein weißer Porcellan-Ofen, der eine angenehme Wärme verbreitete, da duftete es nach Blumen und nach Kaffee, Beides ſehr natürlich, weil ſich unter dem Spiegel eine Porcellanſchüſſel voll kleiner Veilchenbouquets befand, die nachgeborenen Kinder der letzten Herbſtſonnentage, und weil auf dem Tiſche eine brodelnde Kaffeemaſchine ſtand. Das ganze Bild ein ſo reizendes Enſemble, daß Erich bei ſeiner regen Phantaſie ſogleich das wonnige Gefühl empfand, ſich dort in den Fauteuil ausſtrecken zu können und von dem Kaffee und dem einladenden Backwerk zu frühſtücken — lächerliche Träume für ihn, der ſelbſt mit drei Tagen Mittelarreſt behaftet hieher gekommen war, um den Säbel eines anderen, nicht minder ſchweren Verbrechers zurück zu erbetteln. Wie war die Dame des Hauſes beſchaffen? War es eine alte, gediegene, mürriſche Perſönlichkeit, klapperdürr, mit ſpitziger Naſe, welche die günſtige Gelegenheit wahrnahm, dieſen jungen, leichtſinnigen Leuten einmal eine Predigt aus dem FF zu halten? War es —

Doch da öffnete ſich die Thür, und die Herrin des Hauſes trat ein. Keine klapperdürre Perſönlichkeit mit ſpitzigen Schultern, ſo viel bemerkte der junge Mann beim erſten Blicke, ohne ihr Geſicht ſehen zu können, da ſie dieſes abgewandt hatte, während ſie die Thür hinter ſich verſchloß. Es war eine hübſche, etwas ſtarke Geſtalt in einem hellgrauen Morgenkleide, welches ſich bei der oben erwähnten Bewegung ſo feſt an ihren Körper anſchmiegte und Formen zeigte, daß alle

Ideen von dürrer, gefühlloſer Grauſamkeit ſogleich entſchwinden mußten.

Dann wandte ſie ſich gegen den jungen Mann, ein Lächeln auf den Lippen.

„Selma ....“

„Herr Freiberg! Was verſchafft mir endlich das Vergnügen, Sie bei mir zu ſehen?“

Sie betonte das „endlich“ ſo ſtark, daß Erich ſich gedrungen ſah, es zu wiederholen und dann hinzuzuſetzen: „Sehen Sie, wie ich überraſcht bin, ich hatte keine Ahnung, Sie hier zu finden.“

„Das iſt doch ſeltſam,“ gab ſie zur Antwort, während das Lächeln nicht von ihrem Geſichte wich; „und doch ließen Sie ſich unter Ihrem Namen bei mir anmelden.“

„Bei der Dame dieſes Hauſes, ja, aber im Auftrage eines Freundes.“

„Sollte ich dieſen Auftrag und Ihren Freund vielleicht errathen? — Doch halt,“ fuhr ſie, ihm raſch näher tretend, fort, „iſt vielleicht Ihr Freund und Sie eine und dieſelbe Perſon? — Dabei war aber das Lächeln gänzlich von ihrem Geſichte verſchwunden.

„Daß wir Zwei, mein Freund und ich, in der That verſchiedene Perſonen ſind, dafür kann ich in Ihrem Hauſe ſelbſt die gültigſten Zeugniſſe beibringen.“

„Gewiß? Erich, iſt das wahr? O, es hätte mich ſehr, ſehr geſchmerzt, denn ich weiß, welche Bitte Sie an mich zu ſtellen haben, und es hätte mich tief betrübt, von einem Jugendfreunde ſo — gewöhnliche, mehr als leichtſinnige Dinge zu erfahren! Doch nein, Sie ſprechen die Wahrheit, Sie ſchauen

mich ehrlich und offen an, wie ehedem, Sie sehen so gut und unschuldig aus, wie damals — deßhalb seien Sie mir herzlich willkommen!“ — Sie reichte ihm ihre beiden Hände, und er fühlte den leisen Druck derselben. — „Wie danke ich dem an sich recht unangenehmen Vorfalle, der Sie endlich zu mir geführt! Wissen Sie, geführt! Wissen Sie, Erich, daß es recht schlecht von Ihnen ist, eine gute Freundin, wie ich Ihnen stets war, nicht schon lange aufgesucht zu haben? Oder hätten Sie nicht gewußt, daß wir schon seit einem halben Jahre hier sind?“

„Darauf kann ich Ihnen mein Ehrenwort geben, gewiß, ich hatte keine Ahnung davon! Werden wir doch in unserer Schule fast wie Gefangene gehalten und kommen mit der Welt, die außer unserer militärischen Sphäre liegt, so gut wie in gar keine Berührung!“

„Sonst hätten Sie mich aufgesucht? O, gewiß, Sie hätten das gethan, Sie hätten Selma nicht vergessen, die stets so freundlich für Sie war, bis zu jener Zeit, wo“ — sie hob halb drohend ihren Zeigefinger empor —, „wo Sie sich aus einem schüchternen Schulamtsgehülfen so plötzlich in einen Begleiter hübscher Zigeunermädchen verwandelten! O, Erich, wie Sie uns Alle, und besonders mich getäuscht haben! Doch genug davon, reden wir nicht mehr darüber, sondern beschäftigen wir uns, freundschaftlich plaudernd, mit der Gegenwart. Und nun kommen Sie und setzen sich zu mir.“

Da saß er denn nun wirklich in dem Fauteuil, wie er vorhin geträumt, ja, behaglich ausgestreckt, so hatte es Selma verlangt, wobei sie schmeichelnd bat, ganz so zu thun wie damals, als sie noch auf dem Sopha des elterlichen Hauses

geſeſſen, ein paar harmloſe, unſchuldige Kinder — damals, ehe er jene düſter blickende Zigeunerin kennen gelernt. Doch wir wollen nicht mehr darüber reden, obgleich ich dieſes Mädchen gehaßt habe, ſo ſchön ſie auch war. Das liegt aber alles weit hinter uns, nicht wahr, Erich? Sie verzeihen, wenn ich Sie von meinem Vaterhauſe her noch ſo nenne — ach, es waren doch ſchöne Zeiten!“

Während die ſchöne Frau ſo plauderte, beſchäftigte ſie ſich mit ihrer Kaffeemaſchine, nicht ohne dabei Erich häufig mit ihren blitzenden Augen anzuſchauen und nicht ohne ihrer Freude dieſes Wiederſehens und des Anſchauens dadurch noch einen größeren Ausdruck zu verleihen, daß ſie ihn heiter anlächelte, ja, daß ſie ihre feine Hand auf ſein krauſes Haar legte und ihm dabei verſicherte, daſſelbe ſei noch viel ſtärker geworden als früher.

Dann ſchob ſie die Taſſe vor ihn hin und ſetzte ſich in die Ecke des Sopha's, ihm ſo nahe als möglich. „Und nun wollen wir plaudern.“

Auch der zweite Theil ſeines Traumes war erfüllt, und er ließ ſich nicht lange nöthigen, das ſüße, duftige Getränk zu ſchlürfen und von dem guten Backwerke zu eſſen. Hatte er doch Hunger und Durſt und fühlte ſich ſo angenehm durchwärmt nach dem Genuſſe des heißen Kaffees! Dann erzählte ſie von ihrem vergangenen Leben, wie ſie den ihr von den Eltern beſtimmten, ja, aufgezwungenen Bräutigam nach vielem Widerſtreben endlich doch geheirathet, wie ſie weder glücklich noch unglücklich geworden, wie ſie mit ihm in einer Mittelwegsehe lebe, dergleichen es Tauſende in dieſer traurigen Welt gäbe — was Erich indeſſen nicht ganz zu verſtehen ſchien —,

und wie sie durch alles das ein freud-, aber auch ein leidloses Leben führe. „Er hätte eine Pfarre antreten sollen," fuhr sie fort, „aber in einem so elenden Dorfe des Gebirges, daß Mama ihre Zustimmung dazu nicht geben wollte und uns durch ihre Bekanntschaften hier installirte, wo er als Gymnasiallehrer Unterricht in alten Sprachen ertheilt — ach, er ist stark in alten Sprachen," setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „was aber gerade keine Eigenschaft ist, daß sich eine junge Frau davon beglückt fühlen könnte! Heute Morgen ist er nach der Residenz abgereist, wo er mit Papa und Mama zusammentrifft, um den Versuch zu machen, daß ihm die Nachfolge in Zwingenberg für später gesichert werde. — Da haben Sie den ganzen Roman meines Lebens, das heißt die trockene Geschichte eines trockenen Daseins, denn was allenfalls Romanhaftes über mein Leben hinglänzte, liegt hinter mir wie jene Tage, von denen ja auch Sie zu erzählen wissen. Aber nichts von jenen Tagen sollen Sie mir erzählen," fuhr sie eifrig fort, indem sie sich rasch gegen ihn neigte mit einer Bewegung, als wollte sie ihre Hand auf seinen Mund legen — „nichts von dem Damals, wo wir so kindisch und so dumm waren, doch berichten sollen Sie mir, wie es Ihnen seit jener Zeit ergangen, bis heute, bis zu diesem Augenblicke, bis jetzt, wo ich das Vergnügen habe, Sie bei mir zu haben, lieber Erich!" — Sie stützte den Arm auf die Lehne des Sopha's, und während er ihr erzählte, wie es ihm in den letzten Jahren ergangen, streckte sie ihren runden Arm über die Sophalehne hinaus und wühlte gedankenvoll oder gedankenlos in seinem Haar.

Bei seiner Erzählung folgte er dem Grundsatze, daß, was man sagt, wahr sein soll, aber daß man nicht alles zu

Bukowiner Volksbibliothek
Inventar-Nr. 13531
Abtheilungs-Nr.

Ein Winter in Spanien.

II.

ſagen braucht, was wahr iſt, weßhalb ſein Bericht über die Begebenheiten auf Schloß Seefeld lückenhaft war und er über die letztvergangene Nacht als eine ganz gewöhnliche, gut verſchlafene hinwegglitt. Dann kam er zu dem Kapitel Liſette, Säbel und Schmoller, und da im gleichen Augenblicke das Bild des letzteren vor ſeine Seele trat, wie er mit allen Zeichen der Ungeduld in dem kleinen Wirthshauſe hin und her rannte, ſo ſtellte nun Erich in aller Form ſeine Bitte um Zurückgabe des Corpus delicti.

Ueber dieſes Abenteuer, das geſtern in ihrem Hauſe geſpielt, brach Selma in ein ſo heiteres Lachen aus, daß ſie nicht anders konnte, als aufſtehen und zur Erholung einen raſchen Gang durch das Zimmer machen.

Dieſen Gang dehnte ſie bis zur Thür aus, zu welcher Erich hereingekommen war, ja, ſogar bis vor die Thür, bis an die Treppe, wo ſie einen Augenblick ſtehen blieb und wo ſie Liſette in ihrer Küche hantieren hörte. Dann kehrte ſie zurück, etwas ſchwer athmend, wahrſcheinlich von dem anſtrengenden Lachen und der raſchen Bewegung, und ſich auf den Fauteuil, in welchem Erich ſaß, ſtützend, ſagte ſie, ſich zu ihm herabbeugend: „Ihre Bitte will ich erfüllen unſerer früheren, innigen Freundſchaft wegen, ja, einer Freundſchaft, die hätte gefährlich werden, ja, in ein anderes Gefühl hätte ausarten können, wenn wir nicht damals Abends....

„Hatten Sie damals nicht auch das Gefühl," unterbrach ſie ſich ſelber, „daß wir in Gefahr ſtanden, uns mehr zu ſein, als wir uns ſein durften, hatten Sie nicht, Erich?"

Nun war er aber damals durchaus nicht zum Bewußtſein einer Gefahr gekommen, und auch jetzt nur zu dem Be-

wußtsein eines Gefühles, das ihm aber auch durchaus nicht gefährlich erschien; seine Nerven bebten noch leise nach von den Begebenheiten der vergangenen Nacht. Aus einem rauhen, frostigen Morgen, aus einem ungemüthlichen Kasernenzimmer hinweg, aus dem bitteren Gefühle, einen unangenehmen und vielleicht doch vergeblichen Gang machen zu müssen, war er plötzlich in dieses behagliche Capua gekommen, nach der heimlichen Insel einer Zauberin, die ihn vom Schiffbruche errettet, die nun mit sanfter Hand sein Haar glättete und jetzt bemüht war, seine eigenthümlich kalten Finger zwischen ihren beiden Händen zu erwärmen — ja, einer Zauberin, deren volle, hoch blonde Locken so coquet auf den schneeweißen Nacken niederfielen, jetzt auf die runden Schultern und weiter hinab, da ihr leichtes Gewand nur um die Taille durch eine seidene Schnur zusammengehalten wurde, die so gar keinen festen Knoten hatte, was sie selbst, aber zu spät, mit einem kurzen, koketten Aufschrei zu bemerken schien.

Für Erich verschwammen die Bilder der vergangenen Nacht und des gegenwärtigen Morgens auf eine seltsame Art durch einander. Er dachte an die arme Ticzka, während er sich von Selma's heißem Athem angehaucht fühlte, und aus der Tiefe eines weißen, verrätherisch wogenden Meeres sah er beinahe schaudernd die so eigenthümlich leuchtenden Augen Kolma's, ihn fast vorwurfsvoll anblickend. — — Darum schloß er lieber seine eigenen, wie es der kühne Schwimmer oder der rettungslos Verlorene wohl zu machen pflegt, wenn er genöthigt ist, sich in die brausende Tiefe zu stürzen, untersinkend, mit einem beängstigenden, schmerzlichen und doch wieder unaussprechlich seligen Gefühle. Ist er ein guter Schwimmer, so wird er ohne

Mühe das Ufer wieder erreichen, dort ermattet hinſinken unter Gras und Blumen, deren duftenden Kelche an zierlich geneigten Stengeln auf ihn herabnicken. — — Hier waren es indeß keine Blumen, ſondern langes, kühles, blondes Haar, während er wie im Traume, mit halb geſchloſſenen Augen immer noch das Leuchten und Wogen des See's vor ſich ſah.

Dann ſprang er raſch empor und zog ſie mit ſich in die Höhe, wobei ihr glühendes Geſicht gegen den Boden gewandt war, ſo daß er ihre thränenfeuchten Augen nicht ſehen konnte.

„Ich fühle, wie viel ich verloren," hauchte ſie kaum verſtändlich — „ach hätte uns das Leben früher und bindend zuſammengeführt, während jetzt Jedes für ſich einzeln ſeine Straße wandeln muß und während man nur vielleicht rechnen darf auf ein baldiges, freudiges Wiederſehen — nicht wahr, Erich?"

„O gewiß, gewiß!" gab er zur Antwort, während ſeine Gedanken ganz wo anders waren; er ſah die arme Ticzka blutend am Boden liegen, er hörte ſie ſagen: „Wenn du bei mir geblieben wäreſt, ſo wäre das alles nicht vorgefallen! Du wareſt recht undankbar, mich zu verlaſſen — wenn das alles die kleine Wanda wiſſen könnte!"

Ja, ja, tönte und dröhnte es in ihm, ich war recht undankbar; gränzenlos undankbar, und es iſt eine gerechte Strafe, daß ich meine Undankbarkeit verzweiflungsvoll fühle, ja, verzweiflungsvoll.... — Er ſtarrte vor ſich hin und nagte an der Unterlippe, während Selma leiſe von ſeiner Seite weggetreten war und, am Fenſter ſtehend, an den grauen Himmel emporblickte. Es dauerte eine gute Weile, ehe er im Stande war, ſcheu zu ihr hinüber zu blicken, fürchtend, auch

hier düsteren, vorwurfsvollen Blicken zu begegnen. Sollte er sich freuen, daß dies nicht der Fall war, daß sie sich jetzt heiter lachend gegen ihn wandte, dann auf die grauen Wolken zeigte, die, von einem scharfen Winde getrieben, vorüberflogen, und dabei sagte: „Wir werden Schnee oder Regen haben in kurzer Zeit."

„Ja, Schnee oder Regen, und ich habe noch einen recht weiten Weg zu machen."

„So muß ich dich denn entlassen, mein süßer Erich, so schmerzlich mir dies auch fällt; doch ehe ich dir das Bewußte übergebe, mußt du mir versprechen, mich so bald wieder zu besuchen, als es dir möglich ist."

„So bald als es mir möglich ist," antwortete er in Gedanken versunken, und jetzt zum ersten Male schwebten die drei Tage, die er in den Hallen des heiligen Augustin zubringen sollte, wie ein Lichtpunct vor seiner Seele, — fest verschlossen hinter Mauer und Riegel, abgesperrt von dieser eigenthümlichen Welt, büßend auf hartem Holzlager bei Wasser und Brod — ja, es gab doch noch Gerechtigkeit auf Erden.

Er hatte es nicht einmal bemerkt, daß Selma lächelnd aus einer Ecke des Zimmers den Säbel Schmollers hervorgeholt, die fürchterliche Waffe, welche so viel Unheil angestiftet, und ließ es nicht nur geschehen, daß sie ihm das Bandelier um seine Schultern legte, sondern er befestigte gedankenlos die Achselklappe darüber und griff nach seiner Mütze, die neben ihm auf dem Boden lag.

„Adieu, mein Freund, denke an mich und lasse dich bald wieder bei mir sehen, in den nächsten Tagen!"

„Ja, o ja!"

Dann leuchtete es noch einmal um ihn her wie Seegeſtade mit Wellen und Blumen, und er fühlte, wie Selma einen kurzen, heißen Kuß auf ſeine Lippen drückte; noch einmal zog ſich ſein Herz krampfhaft zuſammen, dann befand er ſich an der Thür, vor der Thür, an der Treppe, und vernahm die Stimme der Frau vom Hauſe, welche hinabrief: „Liſette, öffne dem Herrn Freiberg die Thür und dann ſage dem Fräulein droben, es möchte jetzt zum Frühſtücke kommen!“

Trunken empfing ihn das hübſche Dienſtmädchen, und erſt als ſie ſagte: „Sie ſehen ja aus, als wenn Alles ſchlecht gegangen wäre, und haben ja doch den Säbel wieder!“ — verſuchte er, ein klein wenig zu lächeln; dann aber machte ſie ein affectirtes, betrübtes Geſicht und ſeufzte ein wenig, während ſie aus ihrem Rocke die bewußte Brieftaſche hervorzog: „Nehmen Sie das auch mit und geben Sie es ihm wieder, es würde für mich eine zu ſchmerzliche Erinnerung ſein. Ach Herr, Brigadeſchüler, wie traurig iſt es für uns arme Mädchen, daß ihr Männer alle ſo entſetzlich treulos ſeid!“

Die Thür fiel hinter ihm ins Schloß und die Kette raſſelte darüber hin, während er mit einem unausſprechlich bitteren Gefühle an den grauen Himmel emporſchaute und ſich darüber freute, daß ihm der ſcharfe Wind eine Regenſchauer in das erhitzte Geſicht jagte.

Als er hieher gegangen war, hatte er ſich mit ängſtlicher Vorſicht an den Mauern und Häuſern vorbeigeſchlichen, jedes kleine Seitengäßchen, jede abgelegene Straße benutzend, wogegen er jetzt, mit ernſteren, wichtigeren Gedanken beſchäftigt, dieſe Vorſicht nicht mehr beobachtete. Er ging geradeaus quer über die Straße, vor ſich niederſtarrend, zuweilen mit den Zähnen

am Lederzeuge zu packen und ein Bißchen zu schütteln; ja, sie machten, daß er ihn ein paar Secunden kopfnickend betrachtete und dann den Worten des Brigade-Adjutanten Gehör gab, der ihm, mit einem schüchternen Blicke auf die umstehenden Leute, sagte: „Wollte der Herr Oberst nicht die Gnade haben, einen Augenblick in das Ordonnanzzimmer zu treten, und dort könnte man ....“

„Ja, dort könnte man, dort soll man, dort wird man, und ick bin der Mann, um diesem nichtsnutzigen Gelichter zu zeigen, dat alle diese tollen, verrufenen Streiche ihre Gränzen haben, wo da ist Heulen und Zähneklappern!“

Dann wackelte er in das Haus zurück, Erich folgte ihm auf eine Einladung des Brigade-Adjutanten vermittels gefälliger Handbewegung, worauf dieser selbst kam und so die Procession zum Richtplatze schloß.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Der Held dieſer Geſchichte hat ſich ſelbſt erhöht, wird darauf von ſeinem Oberſten erniedrigt und von dem h. Auguſtin freundlich aufgenommen. Während Bombardier Schmoller eine Kohlenſchaufel als Mandoline gebraucht, lieſt Erich nicht unintereſſante Briefe.

Der Bombardier Schmoller ſpazirte in dem kleinen Wirthshauſe mit allen Zeichen der Ungeduld ziemlich genau in der Richtung von Oſt nach Weſt und umgekehrt, während in dem Ordonnanz-Zimmer im Hauſe des Oberſten dieſer ebenfalls mit allen Zeichen der Ungeduld, die Hände auf dem Rücken, den Federhut auf dem Kopfe von Nord nach Süd und umgekehrt hin und herrſchritt, ſo alſo auch in dieſer Hinſicht und Richtung die Wünſche des eben genannten Bombardiers rechtwinklig durchſchneidend.

Was Erich anbelangte, ſo war er ziemlich bei der Wahrheit geblieben, mit einziger Ausnahme, daß er vom Circus hinweg einen Sprung in die Stube Schmoller's machte, weil er ſich gefürchtet habe, ſein eigenes Zimmer zu betreten, was allerdings richtig war; dann aber ſei er einſtweilen vorausgegangen, den Bombardier erwartend, der ihn ins Arreſtlocal führen ſolle,

und deßhalb auch ſo langſam und träumeriſch durch die Straßen geſchlichen. So weit wäre alles gut gegangen und der Brigade-Adjutant, der kein böſer Menſch war, hatte, wie er gern in Momenten des Erſtaunens zu thun pflegte, die Hände kreuzweiſe auf ſeinen dünnen Leib über einander gelegt und ſchaute nun den Oberſten mit einem Geſichte an, welches je nach Umſtänden eben ſo eines gemüthlichen Lächelns als eines finſteren Grolles fähig war. Doch ſchien ein paar Secunden lang die Gemüthlichkeit die Oberhand gewinnen zu wollen, denn der Oberſt brummte etwas vor ſich hin von verfluchten Kerls, von allerdings ſehr unüberlegten und dummen Streichen, die er aber verzeihen könne, wenn nichts Gemeines und Schlechtes mit unterliefe und wenn kein Frevel geſchehe gegen allerhöchſte Anordnungen ſeiner Majeſtät des Königs — bei den letzten Worten lüftete er wie gewöhnlich ſeinen Federhut, nach irgend etwas Unſichtbarem hinſalutirend.

„Aberrrrr, hören Sie, Herr Hauptmann von Lindenbaum," ſchrie er auf einmal mit erneuerter Wuth, ick globe, dieſe Geſchichte verwickelt ſich doch auf's Standrechtliche! Schauen Sie mir einmal den Säbel dieſes nichtsnutzigen Flederwiſchs an! Bin ick blind geworden, oder ſehe ick mit meinen beiden erſtaunten Augen, dat dieſe Creatur, die ohnedies mit keinem Säbel geſchmückt ſein ſollte, gar das Porte-épée der Avancirten trägt — ſehe ick in der That recht, Herr Hauptmann von Lindenbaum? Bitte, unterſtützen Sie meine ſchwachen Augen, denn ick möchte mir, was dieſes anbelangt, nich irren!"

„Es iſt ſo, Herr Oberſt," antwortete der Brigade-Adjutant förmlich ſchaudernd.

„Und nun, he, und nun, Er Millionenhund von einem

Brigadeſchüler, wie kann Er ſich unterſtehen, dat Portepee zu tragen, dat Seine Majeſtät der König — mit abermaligem Salutiren des Federhutes — für ſolche erſchaffen, die durch Fleiß, gute Aufführung, Kenntniſſe und vor Allem durch Ordnung etwas in der Welt geworden ſind!? Rede Er, aber mit Vorbedacht, daß Er Alles ſpäter vor dem Standrechte ſo wiederholt, wie er es hier vor ſeinem Oberſten ausſagt — rede Er!"

Nun gerieth aber Erich auf dem abſchüſſigen Pfade des Lügens durch dieſen neuen Anſtoß immer tiefer hinein, und als er erzählt, der Bombardier, der zurückgeblieben ſei, habe ihm ſeinen Säbel zum Tragen gegeben und er denſelben eigentlich unbewußt umgehängt, fühlte er wohl, daß ihm die Flut bis an den Hals gienge und er unter dem Drucke der zornigen Augen des Oberſten ſowie der finſteren Blicke des tief erſchütterten Brigade-Adjutanten nur noch mühſam nach Athem ſchnappen konnte.

Der Oberſt war durch die ungeheure Schuld äußerlich wenigſtens ruhiger geworden und gieng überlegend mit dröhnenden Schritten hin und her, wobei er aber in Wirklichkeit einer auf dem Boden dahinrollenden Kugel glich, die beim erſten Hinderniſſe, welches ſie berührt, wieder in einem hohen Bogen durch die Luft davongeht. Und dieſes Hinderniß, welches ſich ihm darbot, war der unglückliche Schmoller ſelbſt, den er bei einem Blicke durchs Fenſter ſpähend an der Ecke des Platzes ſtehen ſah. Dieſem Unglücklichen war die Zeit zu lang geworden, er hatte ſich auf Schleich- und Kreuzwegen vorgewagt, um nach Erich zu ſehen, und hatte kluger Weiſe zu einem Lauerpoſten jene Ecke, wo er ſtand, ausgeſucht, von wo er drei

Straßen überſehen konnte, auf deren einer Erich unfehlbar erſcheinen mußte.

Da ereilte ihn das Verhängniß in Geſtalt einer der Ordonanzen des Oberſten, ein ordentlicher Kerl und guter Kamerad, und dieſes Verhängniß ſprach zu ihm in dumpfem Tone: „Bombardier Schmeller, es iſt das eine verflucht wüſte Suppe, die ihr euch eingebrockt habt! Da drinnen iſt der junge Freiberg von der Brigadeſchule, und ich bin beauftragt, euch ebenfalls dahin zu bringen!“

An ein Ausreißen war nicht zu denken, ebenſowenig an ein ferneres Leugnen, und Schmeller, der keinen vernünftigen Grund dafür anzugeben wußte, warum er dort an der Ecke herumgelungert, anſtatt ſeinem Arreſtanten augenblicklich nachzugehen, ſagte zum Schrecken Erich's in ſo fern die Wahrheit, als er erzählte, er habe geſtern Abend ſeinen Säbel in einem Hauſe vergeſſen und den jungen Freiberg gebeten, ihm denſelben zu holen.

Bei dieſer neuen Verwicklung arbeiteten die Arme des Oberſten wie zwei wahnſinnig gewordene Windmühlenflügel, offenbar in dem Beſtreben, ſich dieſe unerhörten Frevel auch nur einiger Maßen klar und faßlich zu machen. Da ihm aber dies nicht zu gelingen ſchien, er auch die Unthat für zu groß halten mochte, um hier noch ein Wort weiter zu verlieren, ſo ſchlug er mit der Fauſt auf den Schreibtiſch der Ordonnanz und befahl, ſogleich einen Arreſtzettel zu ſchreiben für den Bombardier Schmeller, einen jener faulen Schreiberknechte, welche unſerem Herrgott die Zeit und dem königlichen Aerar Tinte und Papier abſtehlen, ſo wie für den Brigadeſchüler Freiberg, einen unverbeſſerlichen Taugenichts, und zwar für

Unterſuchungshaft, auf Befehl des Oberſten. „Melden Sie dat auch dem Hauptmann Wetter, damit er erkennt, welche Schwefelbande er zu commandiren die Ehre hat, und dann treffen Sie alle Einleitungen, Herr Hauptmann Lindenbaum, dat dieſe Angelegenheit ihren richtigen Weg geht!“ — Nach dieſen Worten ging er, ohne die beiden Verbrecher eines ferneren Blickes zu würdigen, und der Brigade-Adjutant folgte ihm, nachdem er raſch den verhängnißvollen Zettel unterſchrieben.

Und da waren ſie nun wieder auf demſelben Wege, wie geſtern Abend, nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß Schmoller mitleidend eingetreten war und daß ſich die Halle des heiligen Auguſtin jetzt ohne die mindeſte Schwierigkeit gaſtfreundlich für ſie öffnete. Ein Troſt war es noch, daß ihnen ein gemeinſchaftliches Zimmer angewieſen wurde, in welchem ſich zwei allerdings ärmliche Betten befanden ſo wie ein Ofen, der nach Verlauf einer halben Stunde eine ſpärliche Wärme verbreitete, von der übrigens beide nichts merkten, denn Jeder hatte ſich auf ſein Bett geworfen, Jeder hatte ſein Geſicht der Wand zugekehrt und Jeder war alsbald eingeſchlafen.

So hatten ſie ein artiges Duett in den Tag hineingeſchnarcht und es mochte um die Mittagsſtunde ſein, als Schmoller durch Erwachen, nach vorhergegangenem langem Recken und Gähnen, wieder in dieſes jetzt ſo freudloſe Leben eintrat, und bald nach ihm ſah ſich auch Erich, durch einige tief ausgeſtoßene Seufzer erweckt, ebenfalls dem gleichen freudloſen Daſein zurückgegeben — freudlos in dem Bewußtſein ihrer Gefangenſchaft und eines hungerigen Magens, aus welch letzterem Grunde denn auch der Bombardier nach kurzer Zeit ſein

Bett mit einer heftigen Bewegung verließ und im Zimmer hin und her rennend, einen wahrhaft ergreifenden Monolog hielt, der sich nur zuweilen in einen Dialog verwandelte, wenn nämlich Erich, wie zuweilen geschah, Bemerkungen einwarf, wie zum Beispiel, daß er noch niemals gehört habe, die im Untersuchungsarreste Befindlichen seien auch zugleich zum Hungertode verdammt.

„Hat sich was vom Hungertode," knurrte ihn Schmoller an; „aber ist auch nicht viel besser, Wochen lang mit Menagesuppe und Commisbrod gästzt zu werden, und das sehe ich schaudernd vor mir — oder hast du vielleicht Geld, um für uns aus irgend einem benachbarten Gasthofe ein anständiges Essen holen zu lassen?"

„Sonderbare Frage für dich, der du meine Verhältnisse kennst?"

„Nein, ich kenne deine Verhältnisse durchaus nicht, fürchte aber, ich habe mich in dir getäuscht."

„Wie so, Schmoller?"

„Nun, nachdem ich aus deiner gestrigen Aufführung im Circus ein anständig solides Verhältniß mit jener — wie heißt sie denn gleich? — voraussetzte, ein lucratives Verhältniß, das sogar im Stande ist, eine harte Gefangenschaft einiger Maßen zu versüßen."

„Ja, darin hast du dich allerdings in mir und in meinem Verhältnisse getäuscht," gab Erich kurz zur Antwort, während der Andre fortfuhr, in dem kleinen Zimmer hin und her zu rennen und um zuweilen einen Blick an den grauen Himmel hinaufzuwerfen, wie um Gerechtigkeit zu verlangen für das Unrecht, welches ihm hienieden geschah.

„O, Liſette," ſeufzte er, „ohne dieſe unglückſelige Brieftaſche würde es genügen, dich unter Betheuerung meiner fordauernden treuen Liebe von meinem Aufenthalte in Kenntniß zu ſetzen! — Ja, lache nur, ich habe in der That ſchöne Gefühle für ſie gehegt:

Ich habe ſie geliebt und liebe ſie noch,
Und ſtürzte der Erdball zuſammen —"

Er hatte den Kopf gegen den Fenſterrahmen geſtützt und ließ eine ziemliche Zeit vergehen, ehe er den Schluß jener Strophe von ſich gab:

Aus ſeinen Trümmern ſtiegen doch
Hervor meiner Liebe Flammen!

Auch declamirte er nicht mit der Innigkeit im Ausdrucke, wie es wohl jene feurigen Worte verdienen; ja, er trennte das Wort Flammen ſo auffallend von einander, daß Erich, aufmerkſam geworden, ſich nicht enthalten konnte, nach ihm hinzuſchauen, worauf er alsdann bemerkte, daß der Bombardier, am Fenſter ſtehend, einen ſüß lächelnden Blick mit ſchmachtendem Augen-Aufſchlage in den kleinen Gefängnißhof hinabwarf.

„Und geſetzt auch," fuhr Erich fort, nachdem er ſich wieder auf ſein Bett ausgedehnt, „du hätteſt noch volle Berechtigung, ſie von deiner Kerkerhaft in Kenntniß zu ſetzen, wie wollteſt du das zuwege bringen?"

„O, es gibt überall fühlende Herzen," antwortete Schmoller mit weichem Tone, „und gute Weſen, die jedes armen Gefangenen Unglück zu lindern vermögen! — Doch horch, die Riegel unſeres Kerkers klirren, es wird unſer Mittageſſen ſein."

Und ſo war es auch in der That, wenn anders die irdene Schüſſel, mit Menageinrpe gefüllt, dieſen Namen verdiente. Es war dies ein ſteifer, ungenießbarer Brei, zuſammengeſetzt aus gekochten Erbſen, Kartoffeln und einigen ſpärlichen Stücken berſtigen Schweinefleiſches, und hatte derſelbe durch den Transport über die kalte Straße oben eine ſolche zähe Haut angeſetzt, daß der Löffel, den der Bombardier verachtungsvoll hineinſtieß, aufrecht ſtehen blieb. Und dabei hatten ſie nicht einmal den Troſt, von dem Kanonier, der das Eſſen aus der Kaſerne gebracht, bedient zu werden, der ihnen vielleicht Neuigkeiten erzählt oder Aufträge entgegengenommen hätte, ſondern der ernſte, brummige Gefängnißwärter in eigener Perſon ſtellte die Schüſſel auf den Tiſch, legte zwei im Verhältniß zur Suppe ſehr appetitlich ausſehende Commisbrode daneben und entfernte ſich mit dem Wunſche einer geſegneten Mahlzeit.

„Haſt du denn gar nichts von Geldeswerth oder was des Verſetzens würdig wäre?“ fragte Schmoller mit kummervollem Blicke:

Nicht ein Geſchmeide, nicht einen Ring,
Meine liebe Buhle damit zu zieren?

„O Freiberg, wir ſitzen erbärmlich in der Patſche, abgeſehen von dieſer troſtloſen Unterſuchungshaft, die allein ſchon im Stande iſt, uns elend herabzubringen — wer weiß, was uns darauf ſpäter blüht! Mich anlangend, ſo bin ich überzeugt, daß der Brigadeſchreiber, dieſes boshafte Thier, mein curriculum vitae mit Pfeffer und Salz einreibt, und daß dich der Hauptmann Wetter, ſo gut er auch ſein mag, gegen den Willen des Oberſten doch nicht durchſchlüpfen läßt, darauf darfſt du Gift nehmen!“

„Gut, nehmen wir etwas Gift darauf," erwiderte Erich, indem er mit dem Löffel in die Schüſſel fuhr und Einiges von dem kalten, jetzt doppelt geſchmackloſen Brei hinunterwürgte. Dann ſagte er, nachdem er ſein Mittageſſen durch ein Stück von dem nahrhaften Commißbrode beendigt: „Und ich bin der ſchlafloſen Nacht recht dankbar für die Müdigkeit, die noch immer in meinen Gliedern liegt, und will den Verſuch machen, noch während ein paar Stunden das Verſäumte nachzuholen."

„Woran du ſehr unrecht thuſt, denn wenn alsdann der dunkle, langweilige Abend kommt, kannſt du nimmer ſchlafen."

„Dann erzählen wir uns Geſpenſtergeſchichten, das heißt, nachdem wir zu Nacht geſpeiſt."

O weh, o weh! — Der Bombardier trat abermals an das Fenſter, legte den Arm gegen den Fenſterrahmen und ſeinen Kopf mit einem melancholiſchen Ausdrucke darauf, während ſich Erich wieder auf ſein Bett warf, um, wenn auch nicht zu ſchlafen, ſo doch über den geſtrigen Tag nachzudenken. Als er aber das Geſicht der Wand zukehrte, fühlte er etwas in ſeiner Bruſttaſche knittern und beſann ſich ſogleich, daß dies das Papier ſei, welches er geſtern Abend vor dem Hauſe der armen Ticzka aufgehoben; doch vergegenwärtigte ihm das ſo die traurige Lage, in der er das unglückliche Mädchen verlaſſen, und ließ ihn ſo innig, ſo ſchmerzlich, ja, ſo reuevoll an ſie denken, daß er ſein Geſicht in das Kiſſen drückte und ſo eine Zeit lang in ſchmerzlichſter Aufregung liegen blieb. An etwas Anderes zu denken, ſchien ihm eine Sünde zu ſein, und wenn die Erinnerung an den heutigen Morgen ja einmal den Verſuch machte, vor ihn hinzutreten, ſo flehte er die guten Augen der Kolma um Schutz an und erinnerte ſich mit tiefer Weh-

muth ihres kindlichen Geplauders, das ſie mit ihm, ihrer lieben Puppe, gehalten. Und wie raſch hatte dieſe liebe Puppe alles das vergeſſen! Nein, nicht vergeſſen aus freien Stücken, aber man hatte ein heißes, betäubendes Vergeſſen über ſie ausgegoſſen, dem ſie erlegen war und unter welchem ſie, ſo oft ſie daran denken mußte, ſchmerzlich leidend aufſtöhnte; und ſie wollte nicht mehr daran denken, wenigſtens jetzt nicht, wo ſo viel Unangenehmes und Telles durch ihren Kopf fuhr, wo ſie die kahlen Mauern der Gefängnißzelle ohnedies troſtlos genug anblickte. Deßhalb zog er das Papier aus ſeiner Briefaſche hervor und betrachtete es. Es war ein großes Couvert mit einem Siegel, das aber nicht von ihm und nicht durch Zufall aufgeriſſen war und welches er überſchrieben fand: „An Seine Erlaucht den Grafen Seefeld. Eigenhändig.“

Unten in der linken Ecke, unter einem geſchwungenen Striche ſehr klein geſchrieben, ſtand der Name des Sekretärs Renaud. Hätte Erich dieſes Couvert nicht gerade da gefunden, wo er es fand, und nach dem, was vorgefallen war, ſo würde er wahrſcheinlich den Verſuch gemacht haben, es unbewußt dem Verlierer wieder zuzuſtellen, ja, er hätte das trotz alledem auch dann gethan, wenn er ſich auf freiem Fuße befunden; ſo aber konnte er ſich nach allerdings längerem Ueberlegen nicht zurückhalten, die Papiere, welche im Couvert waren, näher anzuſchauen, dabei aber in der feſten Abſicht, ſie ungeleſen wieder zuſammenzuſtecken, ſobald ſie ſich, wie er nicht anders erwartete, auf Geſchäftliches bezögen.

Es waren drei einfach zuſammengelegte Briefe ſo wie ein mit zwei Siegeln verſchloſſenes Couvert in ein beſonderes Papier gewickelt, auf dem flüchtig geſchrieben die Worte ſtanden:

„Gut und ſicher zu deponiren.“ Schon die erſten Zeilen des erſten Briefes, die er las, ja, das Datum deſſelben verſcheuchten jenen guten Vorſatz und ließen ſeine Augen mit größtem Intereſſe über die Zeilen fliegen.

Der Secretär des alten Grafen Seefeld meldete in jenem erſten Briefe, welcher ſchon über zwei Jahre alt und genau aus jener Zeit war, wo Erich, der Wilddieberei verdächtig, nach der Waldburg gebracht worden, daß er die Zigeuner, die noch in derſelben Nacht das Schloß verlaſſen hätten, nicht aus den Augen verlieren würde und daß es ihm gelungen ſei, Einen von der Truppe durch eine allerdings beträchtliche Summe zu gewinnen, der ihm verſprochen, ihn von Zeit zu Zeit von dem Aufenthaltsorte derſelben zu benachrichtigen.... „Was die kranke Frau anbetrifft, ſo wurde derſelben auf Befehl der Frau Gräfin ein Zimmer im Schloßflügel angewieſen und Doctor Herbert wußte ſie zu beſtimmen, eine Zeit lang da zu bleiben, bis ſich ihr ſehr gefährlicher Krankheitszuſtand wieder etwas gemildert; von einer völligen Geneſung konnte übrigens keine Rede ſein, da ſie an einem vernachläſſigten, unheilbaren Bruſtübel litt, und war es überhaupt ſchwer, ſie längere Zeit da zu halten, da ſie, wie alle Kranken ähnlicher Art, durchaus nicht krank zu ſein glaubte und ihre tiefe Erſchöpfung nur einem vorübergehenden leichteren Unwohlſein zuſchrieb.

„Die Frau Gräfin, deren oft eigenthümliche excentriſche Träume Eurer Erlaucht wohl bekannt ſind, ſorgte ſelbſt aufs Angelegentlichſte für ſie, und man mußte es geſchehen laſſen, daß ſie täglich mehrere Stunden lang bei der Kranken und deren Tochter blieb. Hatte ſie es doch aufs ſtrengſte verboten, dem Herrn Grafen über den Aufenthalt der kranken Frau im

Schloſſe Mittheilungen zu machen, ein Befehl, der bei der bekannten Anhänglichkeit der Beamten und Dienerſchaft an die Perſon der Frau Gräfin aufs genaueſte erfüllt wurde. Daß Doctor Herbert dieſe Verheimlichung aufs eifrigſte befürwortete und betrieb, verſteht ſich von ſelbſt, und Euer Erlaucht können verſichert ſein, daß es mir keine kleine Mühe machte, nur ein paar Mal zu der Kranken gelaſſen zu werden. Ich fand in ihr eine junge Frau von vielleicht achtundzwanzig bis dreißig Jahren, mit Spuren großer Schönheit, natürlich verwiſcht durch ihren leidenden Zuſtand, dabei von einer Bildung, die wohl meine Verwunderung rechtfertigen konnte, ſie in einer Lebensſtellung zu ſehen, die ſo gar nicht dazu paßte. Ob ſie in dieſer Richtung der Frau Gräfin oder dem Doctor Herbert Confidenzen gemacht, kann ich natürlicher Weiſe nicht ſagen; mir erzeigte ſie wahrlich kein Vertrauen, ja, meine Beſuche, ſo ſpärlich ſie auch waren, ſchienen ihr unangenehm zu ſein, ein Gefühl, welches auch das kleine Mädchen gegen mich durchdrang, wobei es förmlich lächerlich war, welches Anſehen ſich dieſelbe unbedeutende Perſönlichkeit zu geben verſuchte — ja, ich hätte beinahe geſagt, gab. So wie ſie mich das Zimmer betreten ſah, und trotzdem ich in der That gerne gelacht hätte, ſo lag doch etwas in dem ſtrengen Ausdrucke dieſes eigenthümlichen Geſichtes, was mich unwillkürlich abhielt, ihr zuweilen ſpaßhaft meine Meinung zu ſagen, wenn ſie, wie ſie zu thun pflegte, mitten im Zimmer ſtehend, mich anſtarrte, leicht mit dem Kopfe nickend, als theile ſie Gnaden aus, und dann mit ihren ernſten, faſt düſteren Blicken, ohne ein Wort zu reden, allen meinen Bewegungen folgte, bis ich wieder hinausgegangen war.

„Euer Erlaucht werden aus dieſen mehr als nothwendigen

Worten, welche ich über dieselbe blonde Zigeunerin verschwendet, ersehen, daß dieses junge Wesen, so bizarr und lächerlich es sich auch benahm, doch einen eigenthümlichen Eindruck auf mich hervorbrachte, und bitte deßhalb um Entschuldigung, sie hier erwähnt zu haben. Daß sie Doctor Herbert aus Oppositions- und Widerspruchsgeist charmant fand, brauche ich wohl nicht hinzuzufügen; auch fand er sie höchst mittheilsam, er, wohl der Einzige im ganzen Schlosse, und versicherte auch, sie habe eine reizende Stimme zum Singen. Letzteres bewies mir noch am deutlichsten, daß dieser große Gelehrte bemüht war, sich über uns kleine, unwissende Leute lustig zu machen, denn von den Bedienten und der Kammerfrau Ihrer Erlaucht erfuhr ich, daß sich die Kleine vor ihm ebenso schweigsam und finster gezeigt und daß man von ihr nur höchst selten einen singenden Ton gehört, und zwar ein melancholisches Gesumme des bekannten Liedes: Marlborough s'en va-t-en guerre."

So war der wesentliche Inhalt des ersten Schreibens, welches sich in dem Couvert befand. und nachdem Erich dasselbe durchflogen, warf er verstohlen einen Blick auf seinen Leidensgefährten, durch welchen er aber zu seiner Zufriedenheit wahrnahm, daß sich Schmoller auf eine allerdings etwas eigenthümliche Art mit Dingen zu beschäftigen schien, welche außerhalb der gemeinschaftlichen Kerkersphäre lagen. Er hatte beide Hände auf das Fensterbrett gestützt und blickte holdselig lächelnd auf den Hof hinunter, blies zuweilen seine Backen auf, spitzte auch wohl seinen Mund und schaute einige Mal mit einem sehr affectirten Augenaufschlage gen Himmel, wobei er alsdann mit seiner rechten Hand gegen die linke Brust schlug, aber Letzteres durchaus nicht mit dem Gesichtsausdrucke, als bereue

Ein Winter in Spanien.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1855.

er alte Sünden, ſondern vielmehr, als ſei er im Begriffe, die Einleitung zu neuen zu treffen.

Da Erich's Bett beim Herumwerfen krachte, ſo blickte der Bombardier um und ſagte in gleichgiltigem Tone: „Wahrſcheinlich lieſt du Liebesbriefe.“

„Und du concipirſt welche.“

„Vielleicht,“ war die durch einen Seufzer einigermaßen verwiſchte Antwort, „denn ſie ſcheint jung und ſchön zu ſein.“

Erich nahm unterdeſſen den zweiten Brief vor, in welchem Herr Renaud meldete, daß er in Erfahrung gebracht, die ſchöne Esmaralda habe die Zigeunerbande verlaſſen, und er ſei aber noch nicht im Stande geweſen, ihre Spur wieder aufzufinden.

„So lange ſie bei den andern war,“ ſchrieb Herr Renaud, „gab mir der Zigeuner, den ich gewonnen, häufig und immer gute Nachrichten; nachdem ſie aber verſchwunden, verſicherte er mir achſelzuckend, keine Macht der Erde ſei im Stande, etwas aus ihm herauszubringen, was — er ſelbſt nicht wiſſe. Doch habe ich bereits andere Fäden angeknüpft und hoffe, nächſtens im Stande zu ſein, Ihnen Auskunft über die Verſchwundene zu geben.

„Es intereſſirt Ew. Erlaucht vielleicht, zu erfahren, daß die Frau Gräfin, wie ich ganz genau weiß, noch immer, wenn auch ſehr im Geheimen, in das Schickſal des kleinen, blonden Zigeunermädchens handelnd eingreift. Dieſes hatte ſich mit ſeiner Mutter, welche jedoch inzwiſchen ſtarb, ebenfalls von den Zigeunern getrennt, und gerade in dieſem Factum glaube ich das edle, wohlwollende und uneigennützige Herz der Frau Gräfin zu entdecken.“ — Die Worte „wohlwollend“ und „uneigennützig“ waren zweimal unterſtrichen. — „Gewiß, daß ſie

Urſache hatte oder zu haben glaubte, ſich um das fernere Schickſal dieſes jungen Mädchens zu bekümmern. Sollte Ew. Erlaucht es, wie ich, für nothwendig halten, hierüber zu Gewißheit zu kommen, ſo will ich dazu den Verſuch mit allen Mitteln machen."

Der dritte Brief, welcher wieder mehrere Monate ſpäter geſchrieben war, behandelte ganz andere Intereſſen, als die verſchwundene Esmeralda oder das kleine blonde Zigeunermädchen, obgleich von letzterem in ſo fern die Rede war, als der Briefſchreiber ſagte, eben ſo ſehr als er die feſte Ueberzeugung habe, daß die Frau Gräfin den Aufenthalt der kleinen Zigeunerin wiſſe, ja, daß ſie ſich ihrer völlig angenommen habe, eben ſo wenig ſei er ſelbſt im Stande geweſen, etwas über derſelben Aufenthaltsort zu erfahren.

Doch war das alles im Vorübergehen, ſo zu ſagen in Parantheſe, bemerkt, und der Hauptinhalt des Briefes betraf eine Erkrankung des Herrn Chriſtian Kurt, die aber ſo ernſtlich war, daß die Courierpferde Tag und Nacht geſattelt im Stalle ſtanden, die Leute dabei, mit einem Fuße im Bügel, leider vergebens; und hieran knüpfte ſich die unglaublichſte Geſchichte, die ſich ſeit zehn Jahren auf der Waldburg zutrug.

„Die Frau Gräfin und Doctor Herbert wußten es nämlich möglich zu machen, den Herrn Grafen zu beſtimmen, daß er ſeinen alten feindlichen Nachbar, den Bauern-Doctor Burbus, von der Mühle zu einer Conſultation in das Schloß holen ließ. Und als er kam, als er durch das Vorzimmer ging, und mich und Andere unter ſeinen buſchigen Augenbrauen mit einem ſo eigenthümlichen und doch beinahe wohlwollenden

Lächeln unter einer haſtigen und kurzen Verbeugung grüßte, ſagte ich zu dem Kammerdiener: Da wird ſich jemand bei uns einbürgern, der Manchem unbequem iſt! — Dazu mußte es ſich denn auch noch fügen, daß ſich Herr Chriſtian Kurt, wenige Tage nachdem Doctor Burbus bei ihm geweſen war, nicht nur bedeutend beſſer fühlte, ſondern ſich auch entſchloß, ſein Bett früher zu verlaſſen, als er bisher gethan, da ihm der Doctor Burbus geſagt: „Schauen mich Ew. Erlaucht an, ich bin beinahe eben ſo alt, wie Sie, und wenn ich vielleicht friſcher ausſehe und mich leichter bewege, ſo kommt das wahrſcheinlich nur davon her, daß ich, anſtatt meinen Körper in der Bettwärme zu ermatten und anſtatt Medicin zu nehmen, früh Morgens und ſpät Abends friſche Luft kneipe.“ — Solche Ausdrücke erlaubt er ſich und wurdem dieſelben zu unſerm größten Erſtaunen von Sr. Erlaucht mit beifälligem Lächeln angehört. O, dieſer Burbus iſt ein alter, ſchlauer Fuchs! Neulich, an einem allerdings ſchönen Tage, überredete er Herrn Chriſtian Kurt zu einer Spazierfahrt und brachte ihn nach jener bekannten Linde, d. h. zu der Stelle, wo ſich jene Linde befunden, denn dieſelbe war mit Z T umgehauen und an der Stelle befand ſich eine behagliche Ruhebank, wo ſich Se. Erlaucht nicht nur lachend niederließ, ſondern huldvollſt das Prozeßobject von damals, die bewußte Schlucht, zum Geſchenke annahm, ein Geſchenk, das er allerdings am anderen Tage, dadurch vergalt, daß er den großen Wieſencomplex oberhalb der Waldmühle auf den Namen des Doctors Burbus ſchreiben ließ, wobei ich allerdings zur Ehre deſſelben nicht vergeſſen darf, hinzuzufügen, daß er von dem Rentamtmann die Ueberlaſſung der ihm nothwendigen Wieſen annahm, aber nur gegen

Erlegung des Anſchlages, woran man meinetwegen, ſagte er, den Werth jener Schlucht, wenn es der Herr Graf nicht anders thun will, abziehen kann. Da ich aus dieſen ſo wie aus ähnlichen, allerdings ſehr uneigennützig ausſehenden Geſchichten die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Doctor Burbus keine Ausſichten auf dergleichen Vortheile zu beſtimmen ſcheinen, die Freundſchaft, — ich kann dieſes Verhältniß bei dem beſten Willen nicht anders benennen — des Herrn Chriſtian Kurt zu cultiviren, jener ſchlaue Alte dagegen gewiß nicht ohne triftigen Grund an der ausgeworfenen Angel des Doctors Herbert angebiſſen hat, einer Angel, deren Stiel ſich nota bene in den Händen der Frau Gräfin befindet, ſo heißt es hier allen ſeinen Scharfſinn zuſammennehmen, um gewiß auch im Intereſſe Ew. Erlaucht das Poſitive zu erfahren. Sollten mir Ew. Erlaucht darüber Verhaltungsbefehle zu geben haben, ſo wäre ich dafür ſehr dankbar."

Eine Nachſchrift dieſes Briefes beſagte, daß Doctor Burbus, um Herrn Chriſtian Kurt zu unterhalten, ihm ſeinen, des Doctors, eigenthümlichen Lebenslauf erzählt, und daß dagegen der alte Herr Graf, ſehr gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, auch dem Doctor Einiges von ſeinen, des Grafen, früheren Verhältniſſen mitgetheilt. Wörtlich fügte Herr Renaud die Frage bei:

„Gäbe es irgend etwas im vergangenen Leben des Herrn Kurt, was Ew. Erlaucht unbekannt wäre, was aber für die Frau Gräfin oder für Andere Intereſſe hätte? Da ich das Glück habe, Ew. Erlaucht zu den bevorſtehenden Jagden erwarten zu dürfen, ſo werden Ew. Erlaucht vielleicht die Gnade haben, mir zu geſtatten, Ihnen mündlich noch Näheres und Wichtigeres mitzutheilen."

Das war der Inhalt der drei Briefe, welche der Graf Tagobert Seefeld, von den Jagden auf der Waldburg zurückkehrend, bei sich getragen und beim Herabgleiten vom Fenster der Ticzka verlor. Was mochte wohl das kleine, doppelt verschlossene Couvert enthalten, welches mit der schriftlichen Weisung bei den Briefen lag, es gut und sicher zu deponiren? Hatte er ein Recht oder war nur ein halbwegs tristiger Entschuldigungsgrund zu finden, wenn er dieses Siegel erbrach? — Nein, gewiß nicht! Was konnte er auch zu finden hoffen? Gewiß wenig mehr und nicht viel Interessanteres, als den Inhalt der drei Schreiben.

Für Erich hatten die Briefe nur in so fern Interesse, als er sich freute, zu erfahren, daß die unangenehmen Streitigkeiten zwischen dem Grafen und dem Doctor Burbus beseitigt, wobei er sich nicht enthalten konnte, lächelnd darüber nachzudenken, wie ihm selbst, wenn dieses Verhältniß früher eingetreten wäre, dadurch allerdings eine unangenehme Nacht erspart worden, er aber auch alsdann die Bekanntschaft Kolma's nicht erneuert und nicht von dieser erfahren, daß damals die kleine Blanda die eigentliche Ursache von seiner Befreiung gewesen war.

Dadurch so wie auch durch das, was er aus den Briefen gelesen, trat ihm das Bild jenes kleinen, ernsten Mädchens wieder so deutlich vor die Seele, daß, wenn er jetzt seine Augen mit der Hand bedeckt, die nächtliche Scene auf dem Gemeindewasen bei Zwingenberg, wo sie ihm zum Abschiede mit der Hand gewinkt, gerade so vor ihm erschien, als sei das gestern Abend gewesen, statt daß schon zwei Jahre darüber hingegangen waren. Und wo mochte sich dieses arme Geschöpf jetzt befinden? Es war vielleicht zu Grunde gegangen, nachdem

ſeine Mutter geſtorben, es verdiente vielleicht ſein elendes Brod bei irgend einer anderen Gaunerbande, nachdem es ſich von den Zigeunern getrennt; es wuchs, es reifte heran, aber wahrſcheinlich nicht zur duftigen Blüthe, ſondern vielleicht zur geiſtig verkrüppelten Blume, mit dem zerſtörenden Wurme im Kelche. Was Erich nicht begreifen konnte, war, daß die Ticzka, die doch ſelbſt in glänzenden Verhältniſſen lebte, ſich ihres Lieblings, wie ſie Blanda nannte, nicht angenommen. — Ach, die ſchöne, unglückliche Ticzka, die vielleicht jetzt ſterbend auf ihrem Lager ruhte oder ſogar ſchon geſtorben war — eine martervolle Ungewißheit, welche ihm mehr als alles Andere ſein Gefängniß zur verzweiflungsvollen Qual machte!

Erich ſprang raſch auf und durchmaß den kleinen Raum mit haſtigen Schritten, mußte aber trotz der trüben, traurigen Gedanken, die ihn beſtürmten, unwillkürlich ſtaunend ſtehen bleiben, als er Schmoller betrachtete, der ſich immer noch am Fenſter aufhielt, jetzt ſehr eigenthümlich beſchäftigt. Er hatte nämlich, leicht und, wie er ſich einbildete, höchſt elegant am Fenſter lehnend, die Kohlenſchaufel nach Art einer Guitarre oder Mandoline vor ſeine Bruſt genommen, und während er hierzu die nöthigen Fingerbewegungen machte, bewegte er, aufwärts blickend, ſeine Lippen wie zu einem innigen Liede. Ja als Erich näher trat und ihn verwundert anblickte, ließ er ſich durchaus nicht ſtören, ſondern ſagte nur in kleinen, taktmäßigen Intervallen:

„Du, Kameel, ſiehſt's allerdings nicht ein, daß ich mich auch für dich damit abplage! Da drunten, an dem Fenſter gegenüber, habe ich eine empfindſame Schöne, eigentlich zwei empfindſame Schönen, entdeckt; wahrſcheinlich Kerkermeiſters

Töchterlein mit einer Gespielin. Das mit Recht vermuthe ich, weil die Letztere so eben erst gekommen ist und nach einiger Nöthigung ihren Hut abgelegt. Du siehst, wie wunderbar ich combinire!"

„Ja, aber bis jetzt noch unverständlich für mich!"

„Begreiflich, weil du nie weiter siehst, als deine Nase reicht!"

„So erkläre mir deine tiefsinnigen Combinationen!" antwortete Erich, trotz seiner trüben Gedanken beinahe lächelnd, denn Schmoller sah gar so komisch aus, während er sprach, da er seine prosaischen Worte mit so begeisterten Blicken begleitete, welche an den grauen Winterhimmel gerichtet waren und nur zuweilen nach hochgeschwellter Brust für einen Augenblick herabsanken zu Kerkermeisters Töchterlein.

„Das könnte ein Schaf einsehen!" sagte er jetzt. „Wir haben da unten eine jedenfalls gefühlvolle Seele, ein gelangweiltes weibliches Wesen, welches nicht abgeneigt scheint, mit einem Gefangenen wie ich bin, weißt du, einem hübschen jungen Bombardier — Untersuchungshaft unter pikanten, erschwerenden Umständen, geheimnißvolle nächtliche Unthat, verlorener Säbel, Arrestation durch den Obersten selbst, alles das hat sie unbedingt schon längst erfahren —, die, wie ich wiederhole, nicht abgeneigt scheint, eine kleine Kerkerliebschaft einzugehen, vor der Hand allerdings nur per Distance, aber das Andere findet sich."

„Und zu welchem Zwecke?"

„Unschuldige Frage! Vor Allem, um durch sie mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. Meinst du, ich wolle hier Wochen lang Menagebrei und Commißsuppe fressen? Und

es wird Wochen lang dauern, darauf kannſt du dich verlaſſen! Ich habe vor, irgendwie, wo, weiß ich allerdings noch nicht, eine kleine Anleihe zu machen, und wenn es dir vielleicht gefällig wäre, hier bei meiner Fenſterpantomime handelnd einzutreten, ſo werde ich dich auch ſpäter an dem Ergebniß derſelben Theil nehmen laſſen. Natürlicher Weiſe nimmſt du die Geſpielin über dich, die auch nicht übel iſt."

„Meinetwegen, was habe ich zu thun?"

„Du trittſt an meine Seite, ohne aber vor der Hand hinüber zu ſchauen, und lehnſt dich mit geſenktem Haupte an meine Schulter, ſo, als wenn du meinem wehmüthigen Geſange lauſchteſt."

„Deinem Geſange mit Ofenſchaufel-Begleitung!"

„Dann ſchauſt du plötzlich auf, ſcheinſt entzückt, begeiſtert, legſt darauf wie geblendet, deine Hand vor die Augen, worauf ich dich aus Zartgefühl ſchleunigſt entferne."

„Gut, iſt dir mein Ausſehen recht?"

„Es iſt ordentlich. Jetzt ſprich zu mir: Aber, Schmoller, das ſind ein paar wunderhübſche Mädchen — ah, der Teufel! — Gut, jetzt die Blendung vor die Augen, nun die Blendung fort, ſchieße ein paar mörderiſche Blicke hinüber, und dann verſchwinde!"

Vielleicht war der Eindruck, den dies alles auf die beiden jungen Mädchen gegenüber machte, doch nicht ganz ſo, wie ihn Herr Schmoller erwartet, ſie ſchienen luſtig aufzulachen, um aber hierauf von dem Fenſter zu verſchwinden.

„Aller Anfang iſt ſchwer," meinte der Bombardier achſelzuckend, indem er die eiſerne Schaufel wieder in das Kohlenbecken warf; „doch ſind ja einzelne Tropfen im Stande, den

Stein auszuhöhlen, warum ſolche Blicke nicht ein Mädchenherz? — Ja, aller Anfang iſt ſchwer, auch in dieſem garſtigen Unterſuchungsarreſt, und obgleich es erſt vier Uhr ſein kann, ſo iſt es mir gerade, als wären wir ſchon ein Jahr in dieſem verdammten Loche; auch fängt es ſchon an, dämmerig zu werden, und wie wir dieſen erſten langen Abend und dieſe erſte lange Nacht ohne Licht und Bücher herumbringen werden, davon habe ich noch keinen rechten Begriff. Morgen werden wir zur Abwechslung ein Verhör haben, und will ich dabei, wie ich mir vorgenommen, etwas wie Melancholie, wie Zerſtreutheit, ja, wie Geiſtesabweſenheit heucheln, um wenigſtens Bücher und Licht herauszuſchlagen. — Ach, Erich," fuhr er nach einer Pauſe, tief aufathmend, fort, „dieſer Contraſt, geſtern und heute!"

„So warſt du in der That geſtern ſo glücklich?"

„O, über alle Beſchreibung! Bis die Kataſtrophe eintrat, bis ich entfliehen mußte, mit leichtſinniger Nichtachtung nachläſſig angebrachter Fleiſchhaken — ah, das ſchmerzt!"

„Wie, der Fleiſchhaken oder der Contraſt?"

„Dummer Kerl, der Contraſt! Aber von ſo etwas haſt du ja gar keine Idee, du, der ſich mit beſchränktem Horizonte, wie des Färbers Gaul im Ringe, herumtreibt!"

„Ja wohl, ja wohl!" erwiederte Erich aufſeufzend. „Doch," ſagte er nach einer ziemlich langen Pauſe, während Schmoller ſchweigend hin und her geſchritten war, „glaubſt du wohl, daß unſer Verſchwinden nun eine Frage veranlaſſen wird?"

„Danach ſie iſt," gab er mürriſch zur Antwort, ſagte aber gleich darauf, ſtehen bleibend, mit lebhafterem Ausdrucke: „Deßhalb möchte ich ja gerade da drüben anbandeln, um nicht

von der Außenwelt ſo troſtloſt geſchieden zu ſein. Was möchteſt du denn eigentlich fragen?“

„Ob die Kunſtreiter heute Abend eine Vorſtellung geben und ob....“

„Die berühmte Ticzka mitwirkt. Das kann ich dir allenfalls beantworten.“

„Du? So ſprich, ich bitte dich!“

„Du nimmſt ein gewaltiges Intereſſe daran; doch ich bin nicht hartherzig noch viel weniger von Neid erfüllt. Als ich heute Morgen ſo ungebürlich lange auf dich warten mußte, dort in jener kleinen Kneipe las ich den Zettel der Kunſtreiter für heute Abend; allerdings iſt Vorſtellung, aber ohne die Ticzka, die ſich, wie es ausdrücklich hieß, einer leichten Verletzung wegen für einige Tage ſchonen muß.“

„Einer leichten Verletzung wegen? Gott ſei es gedankt!“

„Höre, Erich,“ ſagte der Andere, indem er mit geſpreizten Beinen und einem mißtrauiſchen Blicke vor ihm ſtehen blieb, „du nimmſt wirklich ein ungewöhnliches Intereſſe an dieſer Kunſtreiterin — haſt du ſie vielleicht ſelbſt verletzt?“

„Dummes Zeug! Ich kenne ſie nur ſehr oberflächlich, ich glaube, ich habe dir von unſerer Begegnung vor Jahren erzählt.“

„Nein, das haſt du nicht, Tuckmäuſer!“

„Es iſt auch ſo wenig des Erzählens werth, daß ich [illegible] erkannte.“

„Und dann?“ forſchte Schmoller weiter.

Gedruckt bei A. P. Herring & Comp.

„Nun, und dann? Was willſt du mit dem: Und dann?“

„Dann haſt du ſie geſtern Abend nicht wieder geſehen?“

„Nein,“ erwiederte Erich mit Feſtigkeit, „ſonſt würde ich ja vielleicht wiſſen, daß ſie verletzt worden ſei!“

„Höre, Bürſchlein,“ gab Schmeller mit aufgehobenem Zeigfinger zur Antwort, „ich fange an zu glauben, daß ich mich in dir gewaltig geirrt habe und daß du ein arger Geſelle und ſchlechter Kamerad biſt; denn ſonſt würdeſt du keine ſolche Streiche machen und ſie nicht vor deinem beſten Freunde verheimlichen wollen! Ich dachte mir ſchon geſtern Abend im Circus: dieſer Freiberg hat mehr Glück, als Ver — gnügen. Oder haſt du vielleicht Beides geſtern Abend ausgeſtanden? — Schau um dich her,“ fuhr er mit komiſchem Pathos fort, „unſere Kerkerzelle füllt ſich mit dem zweifelhaften Scheine des herabſinkenden Abends.

Stern der dämmernden Nacht,
Schön funkelſt du im Weſten.

Wie könnte es etwas Traulicheres geben, als jetzt eine angenehme Erzählung deiner erlebten Abenteuer von geſtern Abend! Komm, wir wollen unſere Commißbetten beſteigen, und du erzählſt mir das, lullſt mich dadurch vielleicht in ſanften Schlummer — willſt du?“

„Nein, Schmeller, das iſt mir unmöglich; ich wüßte nichts, das intereſſant genug wäre, um dir zur Unterhaltung zu dienen.“

„Ach, du biſt ein Heuchler! Aber nichts deſto weniger werde ich mich aufs Bett legen, und wenn du dich irgendwie nützlich machen willſt, ſo trabe auf und ab, wenn der Kerkermeiſter erſcheint, und ſage alsdann, ich hätte verdächtige Leib-

ſchmerzen, einen Zuſtand, der mich zuweilen befiele und der am beſten durch Bier und Wein zu curiren ſei."

„Vielleicht erweicht ſich ſein Herz und er läßt ſich anpumpen; doch iſt das immerhin zweifelhaft," fuhr er nach einer Weile, ausgeſtreckt auf dem Bette, fort, „und deßhalb ſei ſo gut und wirf mir das Commißbrod herüber. O Gott, wer mir ein ſolches Lied an meiner Wiege vorgeſungen hätte, an meiner Wiege, wo meine hochverehrte Mutter, die Frau von Schmoller, mich lächelnd betrachtete, ſobald mein reſpectabler Vater, der Herr von Schmoller, ſie gefragt: Wie befindet ſich Ludwig, der Stolz der Familie? — O, o, und nun in Ketten und Banden, ausgeſtoßen von der Welt, mit dem Abſchaum der Menſchheit zuſammengeſchmiedet — was du indeſſen nicht auf dich beziehen mußt, Erich, es iſt nur ſo eine poetiſche Floskel — allein — allein — allein — unter Larven die einzige fühlende Bruſt!"

Da wurden die Riegel zurückgeſchoben, da raſſelte der Schlüſſel im Schloſſe, da öffnete ſich die Thür, und der Gefangenwärter trat mit einer Laterne herein, deren Schein die beiden Gefangenen ſo blendete, daß ſie augenblicklich nicht ſehen konnten, wer ihm folgte, und um ſo mehr überraſcht waren, als ſie nun die Stimme des jungen Flattich erkannten, der ihnen luſtig einen Guten Abend bot und dann ſagte:

„Ich konnte es nicht unterlaſſen, noch heute zu euch zu kommen, um euch anzuzeigen, daß eure ſo verdrießlich erſcheinende Geſchichte heute beim Appel eine unerwartete Wendung genommen; der Oberſt ſelbſt hat — ich glaube indeſſen ſehr, auf Zureden des guten Hauptmanns Wetter — einen

Brigadebefehl herunter gelangen laſſen, worin er ſagt, da es von je her ſein Grundſatz geweſen ſei, einen leichtſinnigen Streich gelinde anzuſehen, wenn nur kein Vergehen im Dienſte oder etwas Unehrenhaftes mit unterlaufen ſei, ſo wollte er die ganze Geſchichte niedergeſchlagen haben; da auch, wie bekannt, ſeine Brigade und die ihm anvertraute Brigadeſchule nur durch drei Sachen in Ordnung gehalten werden könne . . . .“

„Das iſt erſtens Ordnung,“ ſagte Schmeller.

„Und zweitens Ordnung,“ lachte Freiberg.

„Und drittens Ordnung,“ fügte der junge Flattich hinzu — „ſo müſſe er nur dieſer Ordnung wegen auf einer exemplariſchen Strafe, aber ohne Stand- und Kriegsrecht, für euch beſtehen.“

„O weh, o weh, ich ſehe acht Tage Mittelarreſt!“

„Macht eilf Tage zu meinen dreien, die ich ſchon habe.“

„Dieſes Mal habt ihr euch getäuſcht und könnt niederknieen und der heiligen Barbara, der Schutzpatronin geſammter Artillerie, irgend etwas zum Danke verſprechen; es iſt dieſes Mal von gar keinem Arreſt die Rede.“

„Hurrah!“ ſchrie Schmeller, von ſeinem Bette auffahrend.

„Aber doch etwas, das dem Freiberg vielleicht ſehr unangenehm iſt. Du, Schmeller, biſt als räudiges Schaf aus den heiligen Hallen der Brigadeſchreibſtube verſtoßen.“

„Hurrah zum zweiten Male!“

„Und kommſt zur Feſtungs-Compagnie nach der Reſidenz.“

„Hurrah zum dritten Male! Ich achte und liebe den Feſtungs-Artilleriedienſt, er iſt harmlos und bequem — Gott ſegne den Oberſten!“

„Und ich?“ fragte Erich beklommen.

„Du thuſt mir leid, armer Kerl, aber es iſt doch nicht

ſo ſchlimm, wie du wohl glauben magſt; du biſt von der Brigadeſchule entlaſſen."

„O, mein Gott, das thut mir weh!"

„Laß mich doch ausreden! Bis auf Weiteres entlaſſen und ebenfalls nach der Reſidenz verſetzt."

„Alſo nicht weggeſchickt? A—a—ah?"

„Nach der Reſidenz verſetzt zu der dort befindlichen reitenden Batterie."

„Schrei' Hurrah!" rief Schmoller. „Denke dir, aus der Schulſtube, von den ſtaubigen Büchern hinweg zu einer reitenden Batterie!"

„Und" — ergänzte der junge Flattich in einer feierlichen Miene, ja, mit einem Anfluge von Rührung — „als Bombardier!"

„Hurrah!" ſchrie nun auch Erich, und „Hurrah!" brüllte Schmoller, und „Hurrah" rief Flattich, was aber zuſammen einen ſo gewaltigen Spectakel gab, daß der Gefängnißwärter, der ſich zurückgezogen hatte, herein lief, um ſich nach dieſem ungebührlichen Lärm in den Hallen des heiligen Auguſtin zu erkundigen. Doch wußte ihn Flattich durch einige paſſende Worte und auch ſonſt durch noch etwas zu beſänftigen, daß er nicht nur ſeine Laterne da ließ, ſondern auch den jungen Flattich ſelbſt — der allerdings zu einem Beſuche bei den Gefangenen ſchriftlich autoriſirt war —, und obendrein noch verſprach, dieſen nach zwei Stunden aus dem Arreſtlocale zu laſſen.

Dann brachte Flattich aus der linken Taſche ſeines Mantels eine halbe Flaſche Rum zum Vorſchein, aus der rechten aber ein Fläſchchen Spiritus und ein altes Kochgeſchirr, und da in

dem Locale ein Wasserkrug und ein Glas vorhanden waren, so saßen alle Drei nach kurzer Zeit um eine famose Grog-Bowle herum und freuten sich ihres Lebens, wobei Schmoller nur allein bedauerte, daß es ihm jetzt nicht mehr möglich sei, das so famos angeknüpfte kleine Verhältniß mit den jungen Mädchen drüben zu einem erfreulichen Resultate heranwachsen zu lassen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Stubenarreſt und Beförderung. Erich wird zu einer reitenden Batterie verſetzt und marſchirt mit Bombardier Schmoller nach der Reſidenz. Etwas von Jagdabenteuern unangenehmer Art.

Wenn auch die Begnadigung Erich's und des Bombardiers Schmoller's von Unterſuchungsarreſt und Standrecht gerade ſo umfaſſend vor ſich ging, wie der junge Flattich dieſelbe berichtet, ja, wenn auch Freiberg wirklich zum Bombardier der reitenden Batterie ernannt war, ſo hatte der Oberſt es doch für gut befunden, über die beiden Verbrecher bis zu deren Abgang einen ſtrengen Stubenarreſt zu verhängen, um, wie er ſich in dem Brigadebefehle ausſprach, fernere Exceſſe dieſer jungen Leute in hieſiger Stadt unter ſeinen eigenen Augen zu verhüten ſo wie um ihnen Zeit zum Nachdenken zu geben über einen künftigen geregelteren Lebenswandel. Was den Bombardier Freiberg anbelangt, hieß es weiter, ſo ſoll derſelbe wiſſen, daß von ſeinem künftigen Batterie-Chef vierteljährlich ein Führungszeugniß über ihn eingereicht wird, wonach ſich beſtens zu achten, da es von dem Facit dieſer Führungsatteſte am

Schluſſe eines Jahres abhangen wird, ob der benannte Bombardier Freiberg wieder in die Schule aufgenommen werden kann.

Daß dieſer Stubenarreſt ſtreng gehandhabt würde, dafür hatte auch, was Erich anbelangte, Hauptmann Wetter geſorgt, indem dieſer ihm nach einigen freundlichen, ermunternden Worten, worin er ihm geſagt, daß es für ſeine zukünftige Carrière durchaus nicht ſchaden würde, wenn er ein Jahr lang praktiſchen Dienſt thue, das Verſprechen abgenommen hatte, dieſem Stubenarreſte auf das gewiſſenhafteſte nachzukommen. Nur in einem Punkte war dies hart für den Betreffenden: er hätte ſo gern etwas über Ticzka erfahren, hatte aber Niemanden, dem er ſich anvertrauen konnte und mochte. So viel erfuhr er allerdings, daß die Kunſtreitertruppe noch einige Vorſtellungen gab, aber ohne die berühmte Kolma, deren Unwohlſein immer noch nicht gehoben war. Allerdings fand er einigen Troſt gerade in dieſem Unwohlſein, denn er hatte Schlimmeres befürchtet — ob aber am Ende nicht noch Schlimmeres zu befürchten war? Wer vermochte ihm das zu ſagen? Und ſo gab es für ihn Stunden, wo ihm dieſe Ungewißheit faſt unerträglich wurde. Nicht als ob er ein innigeres Gefühl liebender Zuneigung für die ſchöne Ticzka empfunden, nein, es war vielmehr, als er ſie hier wiederſah, das Gefühl der Dankbarkeit, verbunden mit der Bewunderung über die großartigen Leiſtungen, was ihn ſtolz machte, von ihr gekannt zu zu ſein, was ihn antrieb, ſie aufzuſuchen, was ihn an ſie feſſelte und was ihn auch wieder von ihr trennte. Ja, ſo hatte er für ſie gedacht und gefühlt an jenem Abende, bevor die unglückliche Kataſtrophe eintrat, und wenn auch zuweilen

einer ihrer warmen Blicke, einem Blitze ähnlich, blendend in ſein Herz fiel, ſo zündeten doch dieſe Blitze nicht, ſondern erſchienen ihm wie ferneres Wetterleuchten, wie die Ahnung eines herrlich abkühlenden Gewitters, das vielleicht ſpäter einmal über die Landſchaft hinziehen werde, deſſen Blitze zwar jetzt nur, allerdings ahnungsvoll, ſeinen Horizont erleuchteten, ihn aber veranlaßten, ſich wie zum Schutze gegen die Wirklichkeit und wie am Herzen einer Schweſter an die ſchöne Kolma anzuſchmiegen. Unter dieſen Gedanken und Empfindungen war er auch von ihr gegangen, troſtlos, tief ergriffen über das Unglück, welches ſie betroffen, und wenn er ſie, wie während der Nacht im Traume und Wachen oft geſchah, vor ſich ſah, bleich, mit geſchloſſenen Augen auf ihrem Lager, und er mit innigem Drucke ihre Hand ergriff oder ſich über ſie beugte, um ihre bewegungsloſen, kalten Lippen zu küſſen, da hatte er das Gefühl, eine theure Schweſter plötzlich kennen gelernt und eben ſo plötzlich wieder verloren zu haben, und bei allem Schmerze um ſie war ihm dieſes Gefühl doch ein mildes, tröſtliches geweſen, bis — ihm Selma entgegentrat, wie die Schlange im Paradieſe, und ihm eine Frucht reichte vom Baume der Erkenntniß, worauf er denn aus ſeinem eigenen Paradieſe, aus allen ſeinen Himmeln hinausgeworfen worden und allerdings zur Erkenntniß gekommen war, daß es vielleicht thöricht von ihm geweſen wäre, ſich geſtern vor dem heranziehenden Gewitter zu verbergen. — Ah, die ſchöne, wilde und doch ſo gute Ticzka, und ihr gegenüber jene Andere, jene Selma, deren herausforderndes Weſen ihn ſchon damals abgeſtoßen hatte!

Wenn er daran ſo lebhaft dachte, und das geſchah ihm häufig in dieſen Tagen, ſo preßte er den Kopf zwiſchen ſeine

Hände, murmelte ein Wort des Haſſes gegen die hochblonde Pfarrerstochter und flüſterte wohl vor ſich hin: Vergib mir, Kelma, daß ich mir das angethan!

Uebrigens dauerte der Zimmerarreſt der beiden jungen Leute nur kurze Zeit, und ſchon nach vier Tagen erhielten ſie beim Appel ihre nöthigen Papiere eingehändigt ſo wie auch eine Marſchroute mit Verpflegungsanweiſungen und dem Befehl, am andern Morgen nach ihrem neuen Beſtimmungsorte abzugehen. Damit war auch der Arreſt aufgehoben und Schmoller beeilte ſich, in der Stadt umher zu traben, um ſeine dringendſten Privatverhältniſſe abzuwickeln, während ſich Erich auch gleich von dem Appel hinweg auf den großen Platz begab, wo ſich wohl noch die Bude der Kunſtreiter befand; aber ſie ſelbſt waren nach ihrer letzten Vorſtellung geſtern Abend heute in aller Früh abgezogen. An dem öden Circus vorbei führten ihn ſeine raſchen Schritte nach dem kleinen Hauſe, wo die Ticzka gewohnt; doch ſah er auch ſchon hier von Weitem an den offen ſtehenden Fenſtern und Thüren, an Stroh und Papier vor dem Hauſe, daß er zu ſpät komme. Und in der That fand er auch eine alte Frau, die damit beſchäftigt war, die Räume des leeren Hauſes nothdürftig in Ordnung zu bringen.

„Seit wann haben die Bewohner dieſes Haus verlaſſen?“ frogte er die Alte, worauf ſie ihm entgegnete:

„Dienerſchaft und Pferde ſind heute Morgen mit den Anderen abgezogen, während die kranke Dame mit ihrem Begleiter einem alten Manne, ſchon vorgeſtern in einem bequemen Reiſewagen abgereiſt iſt.“

„War die Dame noch ſehr krank?“

„So, ſo — blaß genug ſah ſie allerdings aus; die Leute

erzählten, die Dame hätte ſich bei einer Probe durch den Sturz ihres Pferdes verletzt. Doch ſo arg gefährlich glaube ich nicht, daß es geweſen iſt, wenigſtens ging ſie, nur leicht auf den Arm ihres Begleiters geſtützt, ohne Anſtand die Treppe hinunter."

„Vorgeſtern war das?"

„Ja, junger Herr."

„Und wohin ſie fuhren, wißt Ihr nicht?"

„Wahrſcheinlich den Andern voraus, die heute Morgen nachgereiſt ſind. Doch iſt das wohl leicht zu erfahren."

„Ja, das wird wohl leicht zu erfahren ſein. Ich danke Euch."

Erich hatte ſo gut wie gar keine Bekannte in der Stadt, da ihn der ſtrenge Schulzwang verhinderte, welche zu machen. Heute war er nicht nur von dieſem befreit, ſondern wenn er auf die goldenen Treſſen an ſeinen Aermelaufſchlägen blickte und die ehrfurchtsvollen Grüße der ihm begegnenden Gemeinen bemerkte, ſo fühlte er nicht ohne Stolz, daß er der Welt etwas geworden ſei. Ja, das Bewußtſein, jetzt die erſte, wenngleich ſehr kleine Stufe erklommen zu haben, ließ ihn ſeine Verweiſung von der Schule nicht ſo bitter empfinden, als dies ſonſt wohl der Fall geweſen wäre.

Der Hauptmann Wetter hatte Recht, dachte er bei ſich; es kann mir nur von Nutzen ſein, ein Jahr lang praktiſchen Dienſt zu thun, und wenn ich dann wieder als Bombardier hieher zurückkehre und, wie es ſich von ſelbſt verſteht, in die höchſte Claſſe aufrücke, da ich bei der Batterie tüchtig über meinen Büchern ſitzen werde, ſo wird ſich auch alsdann das langweilige Schulleben anders geſtalten.

Ja, er freute ſich auf ſeine neue Beſtimmung, wie jeder andere Schüler auf eine beginnende Ferienzeit.

Ein Winter in Spanien.

Es war ein kalter, aber trockener Novembertag, und ohne Zweck und Ziel ſtreifte er ein paar Stunden in der Stadt umher; Privatverhältniſſe abzuwickeln, wie Schmoller, hatte er nicht, auch brauchte er keine Schulden zu bezahlen oder ſeine Gläubiger auf die Zukunft zu vertröſten. Die einzigen Orte, die er abſichtlich aufſuchte, waren die Hallen des heiligen Auguſtin, an denen er ſo zu ſagen, glücklicher Weiſe nur hart vorbeigeſtreift war, denn es war auch von den directen drei Tagen Mittelarreſt weiter keine Rede mehr geweſen, ſo wie ferner die Wohnung des Oberſten, die er ſich allerdings nur ſchüchtern aus der Entfernung betrachtete, ſich aber dabei lebhaft des Morgens erinnernd, wo er von dem Brigade-Chef allerhöchſtſelbſt feſtgenommen worden war; gern hätte er den guten alten Commandeur noch einmal geſehen, allerdings in nicht gar zu großer Nähe, und wurde ihm dieſes Glück auch gänzlich unverhofft, doch nicht gerade ſo, wie er es gewünſcht, zu Theil. Denn nachdem er das beſagte Haus mit der vor demſelben auf und ab wandelnden Schildwache ſo wie die Fenſter des Ordonnanzzimmers, ſchaudernd in der Erinnerung, einen Augenblick betrachtet und dann um die nächſte Straßenecke gebogen war, ſah er den verhängnißvollen weißen Federbuſch, keine drei Schritte entfernt, auf ſich zuwackeln und konnte nichts thun, als in der erſten beſten militäriſchen Haltung Front machen.

Faſt wäre der Oberſt an ihm vorbeigegangen; doch ſagte ihm ſein Begleiter, der Adjutant Lindenbaum, lächelnd ein paar Worte, worauf er ſtehen blieb und den jungen Mann mit einem majeſtätiſchen Blicke betrachtete und dann zu ſich heranwinkte.

Glücklicherweiſe war Erich ſo vorſchriftsmäßig wie möglich angezogen, hatte auch den Säbel, wie es der Oberſt gern ſah, beinahe ganz auf den Rücken geſchoben, dazu blank gewichſte Stiefel und blank geputzte Knöpfe, reine Handſchuhe und hell leuchtende Treſſen, glücklicher Weiſe auch ſtatt ſeiner eigenen beſſeren Kopfbedeckung eine ordonnanzmäßige Dienſtmütze auf dem Kopfe.

„Aha," rief der Oberſt, nachdem er ihn eine Zeitlang betrachtet, in launigem Tone, „dat is der Eene von den zwee Beeden, der Freiberg, den ick zur reitenden Batterie verſetzt habe. Ja, ſieht Er, mein Sohn, Ordnung muß ſind, und Er wird mir zugeben, dat ick bei allem dem ſein gnädigſter Oberſt geweſen bin. Doch hätte ick dieſe Gnade nicht gehabt, wenn ſein Herr Hauptmann Wetter und ſein Herr Ober-Feuerwerker Doll ihm nicht die beſten Zeugniſſe ertheilt. Und nun kann Er ſich tröſten, denn wenn et auch ſehr ſchön iſt, drei Jahre lang über den Büchern zu ſitzen und Federfuchſer zu ſind, ſo kann et doch eenen jungen Mann nich ſchaden, wenn er ein Jahr lang dazwiſchen den praktiſchen Dienſt erlernt. Hat Er mir verſtanden und begriffen?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt, und ich bin dem Herrn Oberſten für die gnädige Strafe dankbar!"

„Dat freut mir, und wir werden ihn im Auge behalten, nicht wahr, Hauptmann Lindenboom? Und wir haben ihn ooch zu eener ganz paſſenden Batterie gethan, zu dem Herrn Hauptmann Freiherrn von Manderfeld" — bei dem Worte Freiherr hob der Alte mit komiſcher Gravität die Hand grüßend an den Federhut —, „ein Mann, der ſeine Manieren hat und der eenen Premier-Lieutenant beſitzt, der, wat den Dienſt anbelangt, den

Teufel im Glaſe fängt, der Premier-Lieutenant nämlich. Nun, gehab Er ſich wohl, mein Sohn, und wenn ick ihn wiederſehe, hoffe ick, nur Gutes über ihn zu hören!“

Gern hätte Erich die Rechte des guten, alten, biedern Officiers, ſo tapfer im Kriege und ſo wohlwollend für ſeine Untergebenen, der gediegenſte, prächtigſte Kern in allerdings rauher Schale, mit ſeinen beiden Händen ergriffen und an ſeine Lippen gedrückt; doch wäre ein ſolches Unterfangen gerade ſo gut geweſen, wie eine ſchon unterſchriebene Anweiſung für die Hallen des heiligen Auguſtin. Deßhalb ſtand er ſo regungslos wie möglich, in ſchönſter Haltung, den kleinen Finger an der Hoſennaht, wie es damals zu einer untadelhaften militäriſchen Stellung erforderlich war, und that nur das Erlaubte, dem Oberſten nämlich mit langſam gewendeten Augen nachblicken, würde auch vielleicht in einem leicht begreiflichen Gefühle der Verehrung länger ſtehen geblieben ſein, als gerade nothwendig war, wenn ihn nicht ein leichter Schlag auf die Schulter hätte umſchauen machen, wo er dann in das heitere Geſicht Schmoller's blickte, der ihm lachend verſicherte, daß die eben Statt gehabte Scene, von Weitem geſehen, ſich recht vortrefflich gemacht habe. — „Gerechter Himmel, wenn das mir paſſirt wäre, ich glaube, ich wäre abermals zum heiligen Auguſtin geſandt worden!“

Und wenn je eine Befürchtung wahr geweſen wäre, ſo dieſe, denn etwas Dienſtwidrigeres wie Schmoller's Anzug, in welchem er ſeine privaten Verhältniſſe abgewickelt hatte, war nicht leicht denkbar: ſein eigenes, wieder zuſammengeflicktes Beinkleid von viel zu heller Farbe, eine weiße Weſte unter der halb zugeknöpften Uniform, einen Hemdkragen über der ſchwarzen

Halsbinde und Sporen an den Stiefeln — Sporen für den Bombardier einer Feſtungs-Compagnie!

„Du biſt wirklich ein unverbeſſerlicher Geſelle!“ ſagte Freiberg.

„Was willſt du?“ entgegnete Schmoller, die Achſel zuckend. „Man iſt es ſich ſchuldig, einen vortheilhaften Eindruck zurückzulaſſen. Meine Marſchroute habe ich in der Taſche, und wenn es mir auch allerdings nicht angenehm geweſen wäre, dem Alten in die Finger zu laufen, ſo hat es mir doch wohlgethan, mit meinem Anzuge ein paar Freunde zu ärgern. Ich ſage dir, der Brigadeſchreiber iſt gelb geworden vor Neid, wie er mich ſo angeſehen, und ſämmtliche Kerls da oben, der Block und der junge Flattich hätten viel darum gegeben, wenn ſie ebenfalls zu einer Batterie nach der Reſidenz verſetzt worden wären. Doch mußt du mir einen Gefallen thun; ich muß noch einmal an jenem Hauſe vorbei, wo ich ſo glücklich geweſen, und da es ſich viel ſchöner macht, wenn man zu Zweien lachend und plaudernd flanirt, ſo wirſt du mich begleiten.“

Erich that das nicht gern, denn für ihn hatte jenes Haus keine angenehmen Erinnerungen; doch hatte Schmoller ſchon ſeinen Arm in den Erich's gelegt und zog ihn mit ſich fort.

Da war das betreffende Haus, dem ſich Freiberg nicht ohne Herzklopfen näherte. Sehr angenehm war es ihm aber, von Niemandem geſehen, wenigſtens nicht erkannt zu werden, ein Gefühl, das ſich Schmoller den Anſchein gab, mit ihm zu theilen, denn dieſer ſagte achſelzuckend:

„Es thut mir eigentlich leid um das hübſche Mädchen, das jetzt in ſeiner Küche ſitzt und wahrſcheinlich um mich weint — das iſt nun einmal nicht anders!“

Ein bekanntes Geſicht hatte aber Erich, ſchüchtern aufwärts blickend, dennoch bemerkt, das des Herrn Profeſſors, der am Fenſter ſtand und an den Himmel hinaufblickte. Seine ganze Vergangenheit in Zwingenberg trat damit in einer ſo unangenehmen Lebendigkeit, zugleich mit einer anderen Erinnerung, vor ſeine Seele, daß er froh war, im nächſten Augenblicke das Haus hinter ſich zu haben und am anderen Morgen die Stadt.

In jenen glücklichen Zeiten, wo es noch keine Eiſenbahnen gab, welche einen verſetzten Militär mit oft ſo unangenehmer Geſchwindigkeit an ſeinen neuen Beſtimmungsort liefern, wo Poſt- und Eilwagen nur als großer Luxus betrachtet wurden, ſtrich man gemüthlich an der Hand der Marſchroute und unter dem Schutze des „Vorzeiger dieſes" zu Fuß durch einen guten Theil der Monarchie und nahm das meiſtens wie eine Ferien- oder Vergnügungsreiſe aus der Jugendzeit hin, beſonders in guten, wohlhabenden Gegenden, wo ſich der Ortsvorſteher eine Ehre daraus machte, ein paar einzeln anlangende Militärs in ſeine eigene Wohnung und Abends mit ſich ins Wirthshaus zu nehmen, wo der hübſche Unterofficier und Soldat die Augen der Dorfſchönen auf ſich zog und wo er häufig nach einem Ruhetage mit unruhigem Gemüthe weiterzog, Thränenſpuren, Verſprechungen hinter ſich laſſend, heiße Wünſche und ſonſt noch allerlei mit ſich davonnehmend. Leider war es ſchon ſehr ſpät im Herbſte, als unſere beiden Freunde über Berg und Thal ihrem neuen Beſtimmungsorte entgegenzogen, was ſie dieſe an ſich hübſche Tour nicht ſo genießen ließ, als wenn ſie dieſelbe im Frühjahre oder Sommer gemacht hätten; doch hatte es trotz Morgennebel und kühler Nächte immer noch hier und

da kleine Abenteuer, die der Erinnerung werth waren, gegeben. So verſicherte wenigſtens Schmoller ſeinem Freunde, wenn ſie das betreffende Dorf eine Stunde oder ſo etwas hinter ſich gelaſſen hatten, wobei alsdann der ältere Bombardier, von einem Hügel oder ſonſtiger Anhöhe rückwärts ſchauend, irgend einen beliebigen Kalendernamen ſeufzend zurückrief. Erich aber, der wohl wußte, wie gern ſein Freund in Erzählung ähnlicher Abenteuer übertrieb, hatte deßhalb auch wenig Mitleiden mit all den gebrochenen Herzen, welche nach Schmoller's Verſicherung hinter ihm zurückblieben.

Da indeſſen auf dieſer kleinen Reiſe nichts beſonders Bemerkenswerthes vorfiel, was von Intereſſe für den Lauf unſerer Erzählung geweſen wäre, ſo wollen wir den Faden der Begebenheiten wieder aufnehmen am letzten Tage ihres Marſches, wo ſie aus ihrem letzten Quartier, ſtatt der Chauſſee zu folgen, die ſich an der Seite eines breiten Fluſſes auf Umwegen durch ein weites Thal dahinzog, den näheren Weg über einen bewaldeten Gebirgskamm nahmen, von deſſen Höhe ſie um die Mittagszeit einen herrlichen Anblick genoſſen auf die in der Ferne vor ihnen liegende, weit ausgedehnte Stadt mit ihren Kuppeln und Thürmen. Leichte Anhöhen umgaben ſie in einem Halbkreiſe, und dieſe Anhöhen waren mit kleinen Feſtungswerken gekrönt. „Leider wird wohl eines davon der Schauplatz meiner künftigen Thaten ſein,“ meinte Schmoller mit bedenklichem Kopfſchütteln; „es iſt ein ziemlicher Weg von da in die Stadt, und da hätte man eben ſo gut ins Kloſter geſchickt werden können. Nun, wir wollen ſehen, was uns die Zukunft da unten bringt.“ — Sie lagerten ſich auf der Höhe unter einer mächtigen Eiche und blickten in die prachtvoll herbſt-

lich gefärbte Landſchaft, die von der glänzenden und noch immer warmen Sonne eines echten Altweiberſommertages beſtrahlt wurde. Rings umher ſah man die lebendigſten und bunteſten Farben, eine wahre Muſterkarte von Roth und Gelb, während ſich der klare Himmel tiefblau darüber ausſpannte und die reine, durchſichtige Luft die ſonderbaren Verſchlingungen der Aeſte und Zweige bis zu den höchſten Spitzen der Bäume hinauf aufs deutlichſte ſehen ließ.

„Welch herrliches Jagdwetter!“ meinte der ältere Bombardier, worauf Erich hinzuſetzte: „Und wird auch zu dieſem Vergnügen benutzt, wie mir ſcheint, denn ich habe ſchon mehrere Male das Knallen der Gewehre gehört und ſah leichten Rauch zwiſchen den entlaubten Büſchen aufſteigen. Sieh dort gerade wieder und da rechts, und dorthin weiter auch — es iſt wie ein Treibjagen, wie ein Halbkreis um uns her, und ich glaube, wir ſollten trachten, eine breitere Straße aufzufinden, damit wir nicht ſelbſt in den Trieb eingeſchloſſen werden, um ſelbſt mitzujagen oder als Wild zu dienen — danke für Beides!“

Sie hatten auf dieſem Lagerplatze ihre wohlgefüllten Brodbeutel abgelegt und behaglich gefrühſtückt von dem, was ihnen im letzten, guten Quartier eine freundliche Wirthin mitgegeben.

„Hier möchte ich ein paar Stunden träumen,“ meinte Schmoller, indem er die Hände unter den Kopf legte und ſich ſelbſt ſo lang er war auf die weichen, dürren Blätter ausſtreckte, „hier möchte ich mich in Phantaſie ergehen, was mir wohl da unten beſchieden iſt, ob ich einſtens, wenn ich dieſer Stadt wieder den Rücken kehren muß und abermals auf dieſer Höhe hier angekommen, von freundlichen oder traurigen Erinnerungen erfüllt bin. Denkſt du nicht auch ſo, Erich?“

Wohl dachte dieſer Aehnliches und hatte ſich ſchon längſt in ähnlichen Gedanken verloren, ja, er fühlte ſich tief bewegt, wenn er an ſeine Zukunft dachte, und ſchon zuckte ſeine Hand nach jenem kleinen Geldſtücke, das er immer bei ſich trug, um es abermals zu einem Spiel des Zufalles zu verwenden und es, von Schmoller ungeſehen, einer tiefen Spalte des Baumes anzuvertrauen. Doch ſchämte er ſich im nächſten Augenblicke, ſo zweimal auf gleiche Art das Schickſal zu verſuchen, und verbarg die kleine Münze wieder an ihrem früheren Platze. „Und nun wollen wir heiter und froh den letzten Reſt unſeres Weges machen!“ rief er aus. „Komm, Schmoller, erhebe dich! Ich fürchte in der That, wir ſind mitten in einen Jagdtrieb hineingerathen; hörſt du jetzt das Halloh der Treiber und ihr Anſchlagen an die Bäume? Komm, wenn wir uns jetzt links wenden und jenem kleinen Fußwege folgen, erreichen wir wahrſcheinlich eine breitere Straße.“

„Was geht mich die ganze Treiberei an, ich habe weder Treiber noch Jäger eingeladen und bekümmere mich den Teufel um ſie — ſchau, Erich, was iſt das da vor uns?“

Dieſer beugte ſich raſch zu ſeinem Kameraden herab, legte ihm die Hand auf den Mund und flüſterte ihm zu: „Ein capitaler Hirſch, der weit vor den Treibern vorausgegangen iſt! Gib Acht, wie er abſtreicht, wenn er uns hier oben merkt!“

„Siehſt du denn etwas?“

„Nein, ich höre ihn nur durch die Büſche brechen und mit den Stangen die Aeſte ſtreifen. Sprich nicht mehr, Schmoller, und bleib unbeweglich liegen!“

Nach dieſen Worten kauerte ſich Erich geräuſchlos hinter

ihm an dem Stamme der Eiche nieder, und nun hörten ſie beide das Herannahen des edlen Thieres, ja, Erich's geübtes Auge erkannte es im nächſten Augenblicke zwiſchen den grauen Stämmen hervorbrechend und hielt faſt den Athem an, um es nicht zu verſcheuchen.

Nicht ſo Schmoller, welcher den capitalen Hirſch nun ebenfalls erblickte und darüber vor Vergnügen mit den Beinen ſtrampelte, aber nur die Idee einer Secunde, während welcher das edle Thier ſtehen blieb, um gleich darauf ſeinen Lauf zu ändern.

In dieſem Augenblicke krachten hinter den beiden Bombardieren zwei Schüſſe raſch nach einander, und zwar in ſolcher Nähe, daß Schmoller ſich mit ſeinem Kopfe tief in die dürren Blätter hineinduckte, und dies um ſo mehr, da gleich darauf von ſeitswärts her ein dritter Schuß knallte, deſſen Kugel, wie der Bombardier ſpäter verſicherte, er an ſeinem Ohr habe vorbeipfeifen hören.

„Ah, das geht über den Spaß," rief er aufſpringend, „mir ſcheint, man iſt hier in der Nähe der Reſidenz im offenen Walde ſeines Lebens nicht ſicher! Erlauben Sie mir," wandte er ſich an einen jungen Mann in Jagdkleidung, der, ſeine Flinte ſchulternd, raſch aus den Büſchen hinter ihm hervorkam, „das ganz merkwürdig zu finden!"

„Und ich finde es ebenfalls merkwürdig," antwortete der Andere in hochfahrendem Tone, „wie man, gelinde geſagt, ſo unbeſonnen ſein mag, ſich mitten in den Bogen eines Treibjagens zu legen — verſtanden?"

„Allerdings verſtanden, aber nicht recht begriffen!" gab Schmoller trotzig zur Antwort. „Ich habe nirgendwo ein

Plakat geleſen, daß es gefährlich ſei, dieſen Waldweg zu benutzen! Im gewöhnlichen Leben wird man doch vor Fußangeln und Fallgruben gewarnt, auch benachrichtigt, wo man einen Hemmſchuh einzulegen hat!“

„Sie ſind ein Narr!“ gab der Andere kurz zur Antwort, indem er ſich gegen einen der Jäger umwandte, der von der anderen Seite herkam und mit verdrießlicher Miene ſagte:

„Hätte der Hirſch noch ein paar Schritte weiter gemacht, ſo wäre er mir angelaufen, wie nie etwas Aehnliches! Faſt fürchte ich, ich habe ihn waidwund geſchoſſen — wäre ſchade drum, ein ſo capitales Thier, unfehlbar ein ſtarker Vierzehnender!“

„Und daß er nicht näher kam, haben wir dieſen beiden Burſchen da zu verdanken, die da in aller Gemüthsruhe mitten im Treiben liegen bleiben und das Wild verſcheuchen — hol' ſie der Teufel!“

„Den Wunſch heg' ich auch,“ ſagte der zweite Jäger näher tretend. — Dieſer war ein Mann vielleicht hoch in den Dreißigen, mit einem feinen, aber verlebten Geſichte, zierlich gedrehtem Schnurrbarte und jetzt mit Zwicker in einem Auge, den er eingeklemmt, um ſich die Betreffenden näher anzuſchauen. Er ſprach in einem ſcharfen, etwas näſelnden Tone, ſehr bedächtig und langſam, wobei er ſeinen Kopf ſehr hoch erhoben hielt und dazu unter den halb geſchloſſenen Lidern hervor ſchaute. — „Ei der Tauſend,“ ſprach er jetzt, „wen haben wir denn da eigentlich?“

„Zwei herumſtreichende Bombardiers, wie mir ſcheint, trotzige Burſche, wenigſtens der eine, der mir ſoeben eine recht naſeweiſe Antwort gab.“

Schmoller blickte auf Erich, vielleicht in der Abſicht, ſich

auf deſſen Geſichte Rath zu erholen; doch hatte ſich Jener auffallender Weiſe abgewendet und blickte, mit dem Arme an den Stamm der Eiche gelehnt, ganz wo anders hin, als wo die beiden Jäger ſtanden.

„Wollen Sie mir ſagen, was ſie hier treiben?“ fragte der mit dem Augenzwicker in hochmüthigem Tone.

„Wir treiben eigentlich gar nichts, doch es ſcheint mir faſt, als ob wir ſelbſt getrieben worden wären, und finde ich das im höchſten Grade ſonderbar!“

Auf dieſe Worte trat der erſte der beiden Jäger raſch vor Schmoller hin, betrachtete ihn von oben bis unten und herrſchte ihn an: „Laſſen Sie Ihr dummes Gerede, Sie haben einen Officier vor ſich, der, obgleich in Civil, doch im Stande iſt, Sie irgendwo hin ſpaziren zu ſchicken, wohin es Ihnen wahrſcheinlich nicht angenehm wäre!“

„Gut ſo, Herr Graf,“ fügte der Andere mit einem unangenehmen Lächeln hinzu, „dieſe Herren da werden Vernunft annehmen und mich nicht zwingen, Ihnen Aehnliches zu ſagen. Ich fürchte faſt, ich werde ſpäter das Vergnügen haben, ihre Bekanntſchaft zu erneuern.“

Daß er einen Officier vor ſich habe, war dem Bombardier Schmoller recht unangenehm in die Glieder gefahren, auch glaubte er aus Erich's Stillſchweigen ſchließen zu dürfen, daß es beſſer ſei, hier klein beizugeben und ſich ſeitwärts ſachte in die Büſche zu ſchlagen, ja, er grüßte militäriſch und wandte ſich zum Gehen. Erich, halb durch den Baum gedeckt, ſchien noch einen Augenblick unentſchloſſen zu ſein, ob er ihm folgen ſolle; doch wandte auch er ſich jetzt, wobei Schmoller zu ſeinem größten Erſtaunen ſah, wie furchtbar bleich die Geſichtszüge

ſeines Kameraden waren. Aber dieſes Erſtaunen wuchs, als er zu gleicher Zeit bemerkte, daß der erſte der beiden Jäger, der jüngere, mit einem halbunterdrückten Ausrufe einen Schritt zurücktrat; dann ſchritten ſie langſam an den beiden Jägern vorüber und hörten hinter ſich die Worte ſagen: „In der That, das iſt ſeltſam!“

Schweigend verfolgten ſie den kleinen Fußweg, der ſie in kurzer Zeit auf eine Fahrſtraße brachte, und erſt hier, als Schmoller Raum hatte, neben ſeinem Freunde zu gehen — er war ihm bisher gefolgt —, blickte er ihn von der Seite an und ſagte dann in fragendem Tone: „Nun, Freiberg, was war denn das eigentlich?“

„Ich denke mir,“ gab dieſer ruhig zur Antwort, „das waren unangenehmer Weiſe für uns ein paar Officiere von der Garniſon da unten in Civil, ein Zuſammentreffen, das ſchwerlich angenehme Folgen für mich haben kann.“

„Für mich und für dich. — Kennſt du einen derſelben — es ſchien mir faſt ſo.“

„Ja, ich glaube, ich kenne einen derſelben näher, bin aber nicht im Stande, dir heute etwas darüber mitzutheilen.“

„Höre, du biſt in der That, wie ich ſchon oft geſagt, ein heimlicher Kerl und ein Duckmäuſer, ich aber ein viel zu anſtändiger Menſch, um mich in anderer Leute Geheimniß drängen zu wollen! Reden wir daher von etwas Anderem und erwarten, was kommt.“

„Wir werden nichts Beſſeres thun können, als erwarten, was kommt,“ meinte Erich, denn an dem Reden über andere Gegenſtände ſchien er für jetzt keinen beſonderen Gefallen mehr zu finden, ſondern ſchritt ſchweigend und einſylbig neben Schmoller dahin.

Ihn hatte dieses Wiedersehen in der That furchtbar erregt, das gelblich unangenehme Gesicht hatte ihn mit verbissener Wuth und dabei wieder so höhnisch lächelnd angeblickt. Wie war es doch so traurig, daß er immer wieder und wieder mit diesem zusammentreffen mußte, und jetzt in Verhältnissen, die ihn fürchten ließen. Er fühlte es tief, wenn ihm je eine traurige, unheilvolle Katastrophe bevorstand, so mußte sie durch diesen kommen, durch diesen herbeigeführt werden, und er, Erich, mußte unterliegen bei der hohen Stellung und der Macht des Anderen.

Nach dem Marsche einer guten Stunde hatten sie, beständig abwärts steigend, die breite Landstraße im Thale wieder erreicht und dann eine vierfache Allee hoher Platanen, die sie an zierlichen Landhäusern, sowie an entfernter liegenden großartigen Fabrikgebäuden vorüberführte; dann durchschritten sie eine kleine Vorstadt, kamen durch Parkanlagen auf einen großen, breiten, links mit Bäumen bepflanzten Platz, in dessen Mitte sich eine kolossale, bronzene Reiterstatue befand, und erreichten endlich die Thorwache, wo sie sich bei dem Wachthabenden nach ihrem Bestimmungsorte erkundigten. Erich hatte nicht sehr weit mehr zu gehen, da sich die Caserne der reitenden Artillerie seitwärts von dem eben erwähnten großen Platze befand, wogegen Schmoller die ganze Stadt durchschreiten mußte, um zu einer jener kleinen, außerhalb liegenden Festungen zu gelangen, wo sich seine Compagnie befand und wo ihn, wie er seufzend sagte, wahrscheinlich ein sehr langweiliges Klosterleben erwartete.

Der letzte Bombardier.

Dritter Band.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Der

Letzte Bombardier.

Von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1870.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Wagner & Comp. in Stuttgart

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Seite

Läßt uns die Bekanntschaft der reitenden Parade-Batterie Nr. 4 machen, vom Wachtmeister mit Mißtrauen empfangen, wird Erich von seinen Kameraden mit Ehrfurcht betrachtet 1

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Blicke in das Leben einer Pension für Töchter höherer Stände. Wir machen die Bekanntschaft der Vorsteherin, sowie des Premier-Lieutenants mit der gespenstischen Stimme und erfahren etwas über Vergehungen und ihre Strafen . . 35

Achtundzwanzigstes Kapitel.

In welchem vom blonden Haar der Genoseva, von Richard Löwenherz und dem treuen Blondel die Rede ist. Ein Kapitel voll zarter Geständnisse, welch' letztere aber durch ein Ereigniß unterbrochen werden, das die Pension sehr aufregt 55

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Protectorin des adeligen Damenstiftes so wie ihr Hund Mignon halten blutiges Strafgericht über jugendliche Verbrecherinnen. Blanda wird anständig frisirt 76

Dreißigstes Kapitel.

In welchem ein Opfer fällt und die Verschwörung bis zum „Bund der Rache" wächst. Gräfin Haller treibt Gefühlsaustausch sehr gefährlicher Art und macht Fortschritte in der Lehre der Telegraphie 93

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zwölftes Kapitel.

Madrid.

Vor der Stadt. Der Bahnhof. Der Prado. Cervantes. La Puerta del Sol. Fonda de Peninsulares. Der Königliche Palaſt. Die Armeria. Straßen und Straßenleben. Das Feſt des heiligen Antonius. Das große Muſeum. Buen Retiro. Theater. Die Gewohnheit des Rauchens. Kaffeehäuſer. „Ea ya pagado“. Das Land des à peu près. Straßencorrection. Kaffeehauspolitik. Die Geburt einer Prinzeſſin. Die Armee. Spaniſche Volksſtämme. Sitten, Gebräuche und Charakter.

Es war ein froſtiger Morgen, als wir um fünf Uhr von Tembleque gegen Madrid fuhren. Obgleich die Bahn bis Aranjuez noch nicht lange im Betrieb iſt, ſo ſtießen und rappelten doch die Wagen auf höchſt unangenehme Art, ja einigemal kam es uns vor, als neigten ſie ſich rechts oder links auf die Seite. Die der zweiten Claſſe ſind ziemlich groß, mit ſchmalen, hartgepolſterten Bänken verſehen, ſie ſcheinen nach dem Vorbild der franzöſiſchen gebaut zu ſein und ſind ebenſo unbequem und unelegant wie dieſe. Bei Aranjuez hält der Zug einen Augenblick, doch ſieht man wenig von der Stadt und den prächtigen Schlöſſern dieſes Landſitzes der ſpaniſchen Könige. Die bisher ziemlich kahle Ebene, durch welche wir fuhren, iſt hier dagegen mit Baumgruppen be-

Einunddreißigſtes Kapitel.

Beſprechungen ſehr unangenehmer Art über Blanda in Gegenwart eines fremden Herrn werden unterbrochen durch eine Deputation, welche zum Ausbruche der Empörung führt — Seite 110

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Handelt vom Kaſernenleben. Dem langen Wibert wird eine Grube gegraben 134

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Ein ſehr lehrreiches Kapitel; handelt ſchließlich vom Abendſtern und einer zerſchlagenen Naſe 154

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Von der behaglichen Schreibſtube des Bombardiers Schmeller. Erich glaubt, Blanda zu ſehen, und kommt ins Unglück, weil man ihn für betrunken hält 177

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

In welchem der letzte Bombardier Unrecht bekommt, weil er Recht behalten wollte, und worin der Bombardier Weitberg eingeſperrt wird, weil Erich zum Arreſt verurtheilt wurde 199

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Erich, von einer fremden Dame entführt, erneuert eine alte Bekanntſchaft und erfährt Einiges aus den letzten Tagen des adeligen Damenſtiftes 215

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Erſcheint etwas märchenhaft, zeigt uns eine verwunſchene Prinzeſſin auf einſamem Jagdſchloſſe, erzählt von Zitherklängen, von Wiederfinden und Trennung 234

Der letzte Bombardier.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Läßt uns die Bekanntschaft der reitenden Parade-Batterie Nr. 4 machen, vom Wachtmeister mit Mißtrauen empfangen, wird der Held der Geſchichte von ſeinen Kameraden mit Ehrfurcht betrachtet und vom Capitän als der letzte Bombardier begrüßt. Ein Beſuch bei Schmoller ſucht den allzu ſchroffen Uebergang in das nächſte Kapitel zu vermitteln.

Erich betrat mit großen Erwartungen die ſtattlichen Gebäude, in welchen die vierte reitende Batterie lag, Räume, welche eigens zu dieſem Zwecke gebaut worden waren und welche man nicht wie die mancher ähnlichen Anſtalten, mit ſchroffem Wechſel alles Irdiſchen, alten Klöſtern abgewonnen hatte. Hier war Alles größer, neuer, weitläufiger und luftiger, ohne deßhalb gemüthlicher auszuſehen, wie zum Beiſpiel in jener alten Dominicaner-Caſerne, wo die Brigadeſchule war, wo die inneren Seiten der großen, im Dreieck liegenden Gebäude mit luftigen Arcaden verſehen waren, unter denen man zu Fuße exercirte oder wo auch bei Regenwetter der Appel abgehalten wurde. Hier war nichts zu ſehen von dergleichen luftigen Arcaden oder von kleinen, gemüthlichen Spitzbogen-

fenstern, oder von einer verschnörkelten Treppe, wo der Mittelpunkt der Schnecke vielleicht einen kolossalen gemeißelten Steinrömer zeigte oder auch die Gestalt eines alten Kapuziners; hier war nichts von heimlichen Kreuzgängen mit ehemaligen Blumengärten, in welchen jetzt, allerdings zum Besten der Menagekücke, Zwiebel, Lauch, Petersilie, Sellerie oder andere Küchengewächse wucherten. Hier war Alles geradlinig, rechtwinklig, stramm aufrecht; hier schienen die viereckigen, viereckigen Fenster mit Wohlgefallen auf den Hof hinabzuschauen, wenn nach Zahlen rechts- und linksum gemacht wurde; hier schienen die glatten, hellen Mauern mit höchstem Interesse auf das helle, glatte Lederzeug der bei großen Gelegenheiten im Hofe aufgestellten Batterie hinabzublicken, auch wohl Vergleiche anzustellen über gegenseitige Proprietät; hier war nichts Verschnörkeltes an den Dachtraufen und Regenrinnen, sondern letztere liefen in gleichen Intervallen so regelmäßig an der Außenseite der Gebäude hinunter, daß man sie von Weitem für Schildwachen in äußerst tadelloser Stellung hätte halten können. Auch in den Höfen, welche das Gebäude umgaben und es mit den dahinter liegenden Stallungen verbanden, sah man nicht das geringste Willkürliche oder Unordentliche. Die Düngergruben im Viereck, eingefaßt mit hellen Steinen, ließen auch nicht die Spur eines Strohhalmes außerhalb ihrer Einfassung sehen; die Schubkarren, mit denen das Betreffende herbefördert wurde, waren in eine regelmäßig gerade Linie geschoben, und selbst die Sperlinge, welche sich hier aufhielten, schienen von dem allgemeinen Ordnungssinne etwas profitirt zu haben und flogen nicht, wenn sie aufgestört wurden, leichtsinnig im Hofe umher, sondern verfügten sich fein säuberlich

auf das benachbarte Dach der Geschützremise, um dort zu warten, bis es ihnen erlaubt werde, aufs Neue zuzugreifen. Und diese Geschützremise, welches Bild der Ordnung und Sauberkeit bot sie! Wie scharf waren die neben einander aufgestellten Geschütze gerichtet, welche vollkommen gleichmäßige Hebung der Deichsel, welche vollkommen gleiche Senkung der Geschützröhren, alle scharf auf Visir und Korn niedergeschraubt, mit Zündlochdecker und Mundpfropf, und dazu die metallenen Röhren so blank, daß man sich in ihnen hätte spiegeln können! Ja, wer alles das mit richtig verständigem Auge ansah, dem mußte das Herz im Leibe lachen, und wenn er auch Poesie besaß, würde er sich gar nicht gewundert haben, die Caserne bei einer großen Parade selbst mit aufmarschiren zu sehen, so vollkommen und gänzlich untadelhaft parademäßig sah sie aus.

Aber auch im Innern des Gebäudes herrschte dieselbe Sauberkeit, das gleiche fast pedantische Streben, überall Ordnung zu zeigen. Diese Ordnung schien nicht nur in dem gehandhabt zu werden, was das Auge sieht und die Nase riecht, sondern auch in dem, was das Ohr hört, denn hier vernahm man aus den Zimmern heraus kein lustiges Lied, kein lautes Geplauder auf den Gängen, vielmehr bemühten sich alle, die man hin und her wandeln sah, eines fast ängstlichen Stillschweigens, verbunden mit ernsten, würdevollen Mienen, gewiß die Frucht des Bewußtseins eigenen Werthes und ganz besonderer Vortrefflichkeit.

Erich betrat die Schreibstube des Wachtmeisters und wurde von einem hier befindlichen Collegen in das Nebenzimmer verwiesen, wo er den Gewaltigen beschäftigt fand, das Haar und den vorschriftsmäßigen Backenbart, vor dem Spiegel stehend,

mit einer Bürste zu bearbeiten; doch legte er dieses profane Instrument augenblicklich bei Seite, indem er es seinen beiden Händen überließ, den mächtigen, weit abstehenden Schnurrbart ein wenig zu kräuseln.

Der Wachtmeister Pinsel war ein großer und schöner Mann, mit dem Anstande mindestens eines Stabsofficiers.

„Ah," sagte er, Erich mit einem leichten Blinzeln betrachtend, „wahrscheinlich der Bombardier Freiberg! Nun, Ihr Aeußeres ist nicht so übel, als.... Doch glaube ich, es würde Ihnen leichter gewesen sein, in irgend einer Fußbatterie zurecht zu kommen; es ist für einen Vorgesetzten — und die Bombardiere zählen nun einmal zu den Vorgesetzten — etwas mißlich, wenn sie, was die Reitkunst anbelangt, nicht einmal mit ihren Untergebenen concurriren können."

„Allerdings bin ich stolz darauf," gab Erich bescheiden zur Antwort, „einer reitenden Batterie zugetheilt worden zu sein, doch war ich nicht im Stande, hierzu etwas beizutragen. Ich hatte keine Ahnung, wie über mich verfügt werden, als ich den Befehl bekam, mich hier zu melden, was ich damit pflichtschuldigst gethan haben will. Was die Reitkunst anbelangt, so glaube ich darin einige Vorkenntnisse zu besitzen."

Ueber das Gesicht des Wachtmeisters flog ein leichtes Lächeln und er erwiderte kopfnickend: „Ja, ja, der Herr Oberst haben gedacht, daß es Ihnen nicht schaden könne, besonders fest zur Ordnung angehalten zu werden, und was das betrifft, kommen Sie in die rechte Schmiede. Haben Sie Mittel, das heißt, haben Sie eine kleine Zulage von Hause?"

„Nein," sagte Erich kurz, worauf sich der Wachtmeister, leicht mit den Achseln zuckend, etwas gegen das Fenster wandte

und erst nach einer Pause sagte: „Gut, es ist das auch gleichgültig. Gehen Sie mit meinem Schreiber draußen auf Zimmer Nr. 16 zu Unterofficier Wenkheim; der Herr Premier-Lieutenant wird wahrscheinlich befehlen, daß Sie bei dessen Geschütz eingetheilt werden; Wenkheim wird Sie auf die Kammer führen und einkleiden lassen. Sie, Bombardier Schwarz," rief er dem Schreiber im Vorzimmer zu, „Wenkheim soll das Einkleiden genau nehmen, daß wir diesen jungen Mann morgen zum Appell dem Herrn Hauptmann in einer anständigen Gestalt vorstellen können! Adieu!"

Erich machte vorschriftsmäßig Kehrt, und während er das Zimmer verließ, wandte der Wachtmeister seine Sorgfalt aufs Neue seinem in der That wunderschönen Backenbarte zu.

Der junge Bombardier, welcher Erich begleitete, eine kleine, dürftige Gestalt, aber mit einem intelligenten Gesichte, ging die ersten Schritte schweigend an seiner Seite, ihn ein paar Mal scheu betrachtend, und erst als beide anfingen, die Treppe des zweiten Stockes zu ersteigen, sagte er: „Sie kommen von der Brigadeschule — das ist wohl ein lustiges Leben in einer solchen Brigadeschule?"

„Nun, wie man's nimmt; es kann auch sehr ernst und langweilig sein. Jedenfalls wird es hier bei der Batterie im praktischen Dienste mehr Unterhaltung geben, als bei uns in den trockenen Lehrsälen."

„Aber in den Freistunden nimmt man es bei Ihnen wohl nicht so genau und sieht man Ihnen mancherlei durch die Finger?" — Während der Bombardier Schwarz das sagte, mit einem pfiffigen Lächeln, welches sich in einen Ausdruck der Bewunderung verwandelte, fuhr er fort: „Von Ihren Freistunden,

Bombardier Freiberg, haben wir aus den Alten Einiges erfahren, worüber wir uns recht amuſirt haben. Donnerwetter, muß das ein Leben auf ſo einer Brigadeſchule ſein! Ja, wenn wir uns hier ſo etwas herausnähmen...."

„Und was denn, wenn ich fragen darf?"

Ehe aber Herr Bombardier Schwarz die nöthigen Aufklärungen gab, faßte er raſch die Hand des Anderen, ſchüttelte ſie herzlichſt und ſagte ihm flüſternd: „Alle Bombardiere der Batterie werden entzückt ſein, Sie kennen zu lernen. Ihre Geſchichten ſind gar zu famos, ſie haben ſich unter der Hand wie ein Lauffeuer verbreitet."

„Ich fürchte faſt, daß mir Ihr Lob nicht angenehm ſein wird."

„O, famos!" rief der Andere enthuſiaſtiſch. „Wir ſind alle entzückt darüber, und da haben wir einen ganz verfluchten Kerl unter den Bombardieren, einen gewiſſen Wibert, er hat halb und halb ſtudirt und will auch Officier werden, wie wir alle, der hat verſichert, er würde es nächſtens einmal gerade ſo machen!"

„Nun, was denn, wenn ich fragen darf?"

„O, ſtatt in Arreſt zu gehen, den Sie durch Ihren heillosen, aber ganz famoſen Caſernenſcandal allerdings verdient, den Gefängnißwärter zu beſtechen, dann mit dem Unterofficier, der Sie auf Nummero Sicher bringen ſollte, die Nacht durchzukneipen und zu randaliren, dann bei einem philiſterhaften Kerl einzudringen — o, famos! —, mit einem hübſchen Dienſtmädel Kaffee trinken, dabei Ihre Briefſtaſche vergeſſen und wieder zurückkehren, um ſie von dem Philiſter herauszutrotzen — o, famos! —, dann...."

„Ich meine, es könnte genug ſein, Bombardier Schwarz,“ erwiederte Erich halb lächelnd, halb entrüſtet.

„Es hätte allerdings genug ſein können, aber das Famoſeſte war doch, daß Sie alsdann vor der Wohnung des Oberſten auf den Alten ſelber gewartet, um ihm in die Zähne zu ſagen, Sie ſeien nicht in Arreſt gegangen, weil Sie dieſe Strafe ungerecht erhalten — o, famos! Iſt es denn wahr,“ fragte er alsdann dringend neugierig, „daß der Alte ſeinen Säbel gezogen hat und nur durch den Brigade-Adjutanten daran verhindert wurde, Sie zuſammenzuhauen?“

„Ich kann Ihnen verſichern, daß das nicht wahr iſt, daß überhaupt die ganze an ſich unbedeutende Geſchichte Ihrer Erzählung nach arg übertrieben worden iſt.“

„O, ich weiß das beſſer, ich weiß das beſſer!“ entgegnete der ſchmächtige Bombardier, ſich vor Vergnügen die dürren Hände reibend. „Wir alle wiſſen das beſſer — o, famos!“

„Es wäre ſchlimm,“ ſagte Erich in ernſtem Tone, „wenn ſolche Nachrichten hier über mich circulirten; denken Sie ſich doch, in welchem Lichte ich beim Hauptmann und den Officieren erſcheinen muß!“

„Ja, das thun Sie auch!“ rief der Andere vergnügt. „Doch hat der Wibert geſagt: Paßt nur einmal auf, Burſchen, der läßt ſich weder von dem Hauptmann, noch von dem Krummſtiefel auf der Naſe herumtanzen!“

„Wer iſt denn der Krummſtiefel?“

„Pſt,“ machte der Bombardier Schwarz, indem er ſcheu um ſich herblickte, „das iſt nur ſo ein Beiname für den Premier-Lieutenant; er hat nämlich Reiterbeine, geht ſehr einwärts und tritt deßhalb ſeine Stiefelabſätze beſtändig ſchief, eigentlich

ſetzt, durch welche man einige Häuſer erblickt, in weite Ferne ſich verlierend ein paar Alleen, eine ſchöne breite Straße, welche die Bahn kreuzt, und unter den Stämmen dichtgepflanzter Baumreihen hindurch lange Reihen von Arcaden, die den Schloßplatz umgeben. Und als wir bald darauf weiter fuhren, behielten wir die Gebüſche, hochſtämmige Platanen, Eſchen und Ulmen noch eine Zeitlang zu beiden Seiten, ſetzten auf einer hübſchen Brücke über den Tajo, um bald darauf abermals alle Vegetation hinter uns zu laſſen, und wieder in die weite, hügelige Ebene einzufahren — dem äußeren Anſchein nach ein Terrain wie die Campagna um Rom, nur mit weniger ſchönen Formen, vor Allem aber nicht mit der prächtigen Färbung jener herrlichen Einöde.

Wenn man ſich das Wort Madrid ausſpricht, ſo denkt man unwillkürlich an eine große, prachtvolle Stadt. Mag der ſtolze Klang dieſes Namens dazu beitragen, oder der Gedanke an die gewaltige Geſchichte Spaniens, oder an die unermeßlichen Goldquellen, welche Jahrhunderte lang aus den reichen Colonien dahin gefloſſen — genug, man hält Madrid mit einer Stadt von lauter Paläſten gleichbedeutend. Obgleich uns ſchon oft das Gegentheil verſichert wurde, obgleich wir ſchon öfters geleſen, namentlich von der öden und unmaleriſchen Lage der ſpaniſchen Hauptſtadt, ſo ſind wir doch ungläubig und können in dieſem Fall nicht recht begreifen, warum man denn, bei den vielen prachtvollen Städten, die Spanien beſitzt, gerade Madrid zu jenem Rang erhoben. Freilich liegt es faſt im Mittelpunkt des Reichs, iſt aber bei den mangelhaften Straßen, namentlich zur Winterszeit, einer Inſel zu vergleichen, welche der Reiſende erſt nach langen Mühſeligkeiten und Gefahren erreicht. Uebrigens iſt ihr auch der Rang einer Hauptſtadt ſchon öfter ſtreitig gemacht worden, und vor Philipp II. wurden das Hoflager und die caſtiliſchen Cortes nur bisweilen in Madrid gehalten; in früheren Tagen war der Sitz der Regierung längere Zeit in Toledo, und wurde nach dem Tod Philipps II. auf einige Jahre nach Valladolid verlegt; doch zog

Chef der Batterie, ein älterer, famoſer Officier — o, famos, famos! — während der Andere ſo zu ſagen nur zum Staat da iſt."

„Der Capitän?"

„Pſt, ja; doch ſagte Krummſtiefel geſtern dem Wachtmeiſter, als von Ihrer Ankunft die Rede war, daß — auf „daß" legte er einen beſonderen Nachdruck — der Burſch — damit meinte er Sie — den Teufel im Leib hat, genirt mich im Grunde gar nicht, wollen nur ſehen, ob er ſich auch im Dienſt teufelmäßig anläßt. — Doch hier iſt Nr. 16, und ich mache mir eine Ehre daraus, Sie dem Unterofficier und den beiden Bombardieren, die ſchon in der Corporalſchaft ſind, vorzuſtellen. Der Unterofficier iſt durch und durch Commiß, aber die Anderen ſind ordentliche Kerls."

Damit öffnete er die Thür ſo weit als möglich und ſagte in lauterem Tone, als gerade nothwendig: „Herr Unterofficier Wenkheim, ich ſoll Ihnen dieſen jungen Mann vorſtellen, und Sie möchten ihn ſorgfältig einkleiden laſſen! Es iſt der Bombardier Freiberg von der Brigadeſchule!" — Als er Letzteres ſagte, zitterte ſeine dünne Stimme förmlich vor Rührung und Bewunderung.

Der Unterofficier ſpeiſte gerade etwas Wurſt und Brod, legte aber ſein Meſſer nieder und blickte den Gemeldeten unter ſeinen buſchigen Augenbrauen mit einem finſteren Blicke an, wobei er ihm entgegenknurrte: „So? Nun, es iſt gut. Gehört haben wir ſchon von Ihnen, hätte Sie mir aber anders vorgeſtellt. Dort in der Ecke iſt ein leeres Bett, dahin legen Sie Ihre Siebenſachen, und wenn ich hier fertig bin, wollen wir auf die Kammer gehen."

Erich that, wie ihm geheißen, ließ ſich dann von ſeinem

Begleiter mit den beiden anderen Bombardieren bekannt machen, was Schwarz mit einem Anfluge von Hochmuth that und so, als sei er und Freiberg schon genaue Freunde geworden, wobei er seine kleine Figur um einen ganzen Zoll streckte.

Das Kammergeschäft, das heißt das Einkleiden des Neuangekommenen ging nun vor sich, wie dieses Geschäft immer vor sich zu gehen pflegt. Der betreffende Unterofficier verlangte für seinen Einzukleidenden immer das Beste, und der Capitain d'armes wollte nur das Schlechteste geben, ja, er wehrte sich um eine halbwegs anständige Reithose und um einen erblindeten Säbel und restige Sporen, als wollte man ihm die eigene Haut abziehen, war dabei barsch und bissig wie ein böser Hund, den man beim Fressen stört, und so scharf ihm auch der Unterofficier Wenkheim entgegentrat und auf die Finger schaute, so übervortheilte er ihn und seinen Schutzbefohlenen doch auf die schlaueste Weise, indem er ihm unter Anderem, kunstvoll zusammengelegt, einen Waffenrock gab, an dem einige Haken und Knöpfe fehlten, sowie eine Reithose mit einem großen Theerflecken, gerade auf dem rechten Knie.

Da aber der allgewaltige Wachtmeister befohlen hatte, daß der neue Bombardier am anderen Tage beim Appel in guter Uniform vorgestellt werde, so hatte der Capitain d'armes, trotz seiner verzweifelten Gegenwehr, eine bessere Uniformsgarnitur ebenfalls von der Kammer heruntergeben müssen. Da sämmtliche Kanoniere von Nr. 16 mithalfen, wie auch die Bombardiere, welche ihn mit Bewunderung anschauten, so war am andern Vormittage alles, was zu einem anständigen Bombardier gehört, in bester Ordnung, und Erich konnte sich beim Appel schon sehen lassen. Allerdings machte ihm das Tragen

und Halten des schweren Schleppsäbels einige Mühe, doch nachdem ihm seine speciellen Kameraden, zu denen sich auch der famose Wibert gesellte, einigen Unterricht ertheilt, gelang es ihm, ziemlich tadellos dazustehen, um später dem Hauptmann die Meldung machen zu können: „Von der königlichen Brigadeschule zur vierten reitenden Batterie versetzt!“

Einiges Herzklopfen verspürte Erich allerdings, wenn er an den Empfang bei seinem neuen Vorgesetzten dachte und an den schlimmen Ruf, der ihm vorausging und den er doch gewiß nicht verdient hatte.

Was war zu thun? Er hatte während einiger schlaflosen Stunden der vergangenen Nacht darüber nachgedacht, und da er überzeugt war, daß alles Läugnen seinerseits den Kameraden gegenüber doch nichts helfen würde, so beschloß er, da es nicht zu ändern war, in ihren Augen als jener verfluchte Kerl auch ferner zu gelten, sich aber seinen Vorgesetzten gegenüber durch Pünktlichkeit und Ordnung im Dienste zu bemühen, deren gute Meinung zu erringen und zu verdienen.

So wurde zum Appel geblasen, und die Batterie trat auf dem parademäßig rein gefegten Casernenhofe an; Erich etwas seitwärts hinter der Fronte, wie ihn der Wachtmeister angewiesen, auf's höchste gespannt, seine neuen Vorgesetzten, von denen ja nicht nur das Schicksal seiner nächsten Zeit, sondern vielleicht seines ganzen Lebens abhing, kennen zu lernen.

Von den Ställen her kamen jetzt ein paar Officiere in langsamem Schritte, und konnte er sich über einen derselben durchaus nicht täuschen. Es war das eine mittelgroße, gedrungene Persönlichkeit, langsam und schwer auftretend, mit allerdings etwas verschobenen Absätzen; er hielt seinen schweren

Säbel mit beiden Händen gefaßt auf dem Rücken und ſchien ſeinem Begleiter mit wenig Aufmerkſamkeit zuzuhören, denn während dieſer in Einem fort plauderte, wandte er den Kopf bald rechts, bald links, und ſeine Blicke fuhren raſtlos von einer Ecke des Caſernenhofes in die andere, hoben ſich auch zuweilen zu den Fenſtern des Gebäudes empor oder blieben auf Augenblicke an den weit geöffneten Geſchützſchuppen haften.

Sein Begleiter war ein blutjunger Lieutenant neueſter Ausgabe, an dem Alles neu und glänzend war, von den Sporen bis zum Knopfe der Pickelhaube in noch ganz untadelhafter Feuervergoldung, die ſtrahlende Säbelſcheide ohne Beule und Schramme, an der Uniform noch einzelne Tuchfalten ſichtbar, blank von oben bis unten, ein glückſeliges Geſchöpf in ſtets gehobener Stimmung, förmlich flatternd in und außer dem Dienſte, und bei Spazirgängen durch die Straßen nur bedauernd, daß ſein Anblick in unzähligen Mädchenherzen ſo namenloſes Unglück anrichte.

Auch jetzt flatterte er neben dem Premier-Lieutenant dahin, und wenn dieſer nicht gerade ſo ernſt und brummig geweſen wäre, ſo würde er bei den luſtigen Geſchichten, die jener erzählte, unfehlbar mitgelacht und ihm nicht das ſaure Geſchäft allein überlaſſen haben, ſich über ſeine eigenen Witze zu freuen.

„Stillgeſtanden!“ commandirte der Wachtmeiſter vor den herannahenden Officieren. Doch winkte der Premier-Lieutenant mit der Hand und ſagte in langſamem, etwas ſchnarrenden Tone: „Laſſen Sie es gut ſein, bis der Herr Hauptmann kommt;“ und ſetzte dann leiſe für ſeinen Begleiter hinzu: „Mein lieber Herr Lieutenant Müller, ſehen Sie ſich Ihren Zug ein Bischen an; es wäre mir lieb, wenn wir heute keine Ex-

plicationen wegen nicht ganz blank geputzter Knöpfe hätten, es ist mir das höchst langweilig."

Und nun abermals: „Stillgestanden!" Diesmal blieb es auch bei diesem Befehle, denn es war der Herr Hauptmann selbst, der in Begleitung des ältesten Seconde-Lieutenants den Hof betrat.

Erich konnte das Gesicht seines neuen Chefs nicht deutlich sehen, doch war die Figur desselben wahrhaft blendend — in voller Parade, mit Schärpe, Säbel und Cartouche, ja, auf der Brust hatte er vier glänzende Orden, und wenn ihn der flatternde Lieutenant mit einigem Neide betrachtete, so konnte man ihm das nicht übel nehmen, denn gegenüber jenem glänzend illustrirten und vergoldeten Prachtwerke war er, obgleich in einer funkelnagelneuen Uniform, doch nur eine armselige Maculatur-Ausgabe. Der Hauptmann hatte in seinem Gange etwas eigenthümliches, man hätte sagen können, etwas affectirt Gespreiztes. Er setzte seine Füße, an denen er glänzende Lackstiefel trug, sehr stark auswärts, wiegte sich beim Gehen ein wenig in den Hüften, und während er mit der linken Hand leicht zierlich den Säbel trug, faßte er zuweilen mit der rechten an seinen Schnurrbart oder an seine Augen, deutlich konnte Erich das nicht sehen.

„Der Herr Hauptmann sieht wirklich blendend aus!" sagte der junge Lieutenant mit anerkennender Wärme. „Welches Glück, bei seinen Jahren schon vier Orden zu besitzen — o, beneidenswerth!" Damit seufzte er schmerzlich und hörte, in den Anblick seines Chefs versunken, kaum, daß der Premier-Lieutenant brummend sagte: „Und welches Glück, daß für diese vier

Orden der Herr Baron nicht den kleinsten Theil seiner Nagelspitze oder seines Schnurrbartes in Gefahr zu bringen brauchte!"

„Allerdings, aber er sieht wundervoll aus."

„Gewiß," versetzte der Andere, wobei er leicht seine Kriegsdenkmünze, aus erobertem feindlichem Kanonenmetall bestehend, berührte. „Diner- oder Gratulations-Orden," sprach er alsdann achselzuckend zu sich selber, „Toilettenstücke, leichte Waare, wie sie leicht verdient sind."

Der junge Lieutenant war interessen vor die Fronte geeilt, und begrüßte nun den herannahenden Chef mit ausgezeichneter Diensthaltung, zwei Finger der rechten Hand an die Pickelhaube gelegt, mit coquet und so weit als möglich abgebogenem Arme.

„Guten Morgen, meine Herren! Sie verzeihen, wenn ich Sie einen Augenblick warten ließ, aber man ist auch außerhalb des Dienstes oft so mit Geschäften überladen, daß man seine Zeit nicht immer einhalten kann. Da ist gestern Abend der Prinz Georg angekommen, zu dem ich heute Morgen zur Audienz befohlen war — bitte, entschuldigen Sie mich!"

„Wir sollten eigentlich um Entschuldigung bitten, Herr Hauptmann," sagte der Premier-Lieutenant in trockenem Tone, aber mit einem kurzen, humoristisch sein sollenden Lächeln, „daß wir so alltäglich aussehen, während der Herr Hauptmann in voller Parade erscheint."

„Sie scherzen, und daß Sie das einmal thun, kommt mir in der That spaßig vor. — Was gibt es von oben herab Neues, Wachtmeister?"

Da der Commandantur- so wie der Abtheilungs-Befehl wenig oder nichts Bemerkenswerthes enthielt, so wurde zu den Haushaltungsgeschäften der Batterie übergegangen, das Exer-

ciren für den Nachmittag und für den nächstfolgenden Tag bestimmt, ein paar Rügen ertheilt, auch einige Strafen dictirt; doch war der Hauptmann offenbar mit etwas Anderem als diesen Dingen beschäftigt. Er blickte im Hofe umher, und es kam Erich vor, als klemme er zuweilen sein Glas ins Auge und blicke scharf nach ihm herüber.

„Und sonst nichts Neues, Wachtmeister?"

„Der Bombardier Freiberg von der Brigadeschule, um sich beim Herrn Hauptmann zu melden."

„A — a — a — ha! Könnte füglich für heute unterbleiben; wenn er aber einmal da ist, so mag er kommen."

Gar zu gern hätten sämmtliche Bombardiere das Herannahen des Betreffenden beobachtet, doch standen sie so starr und unbeweglich, als seien selbst ihre Augen aus Steifleinen fabricirt.

Jetzt stand Erich vor der Fronte und meldete: „Bombardier Freiberg von der Brigadeschule zur vierten reitenden Batterie versetzt!"

Der Hauptmann hatte sich in diesem Augenblicke abgewandt und wischte seine Nase mit einem feinen Battisttuche.

Als er sich nun langsam wieder herumdrehte und den jungen Mann voll anschaute, zeigte sich ein vergnügliches Lächeln auf seinen Zügen, sonst aber durchaus nichts von Erstaunen und Ueberraschung, während Erich aus ähnlichen Beweggründen beinahe zurückgefahren wäre, denn er erkannte in dem Hauptmann von heute den zweiten Jäger von gestern, den mit den feinen, aber verlebten Zügen.

„A — a — ah — ça!" rief der Freiherr von Manderfeld — „ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu erneuern, haben sich da vortrefflich bei Ihrem neuen Chef eingeführt, mach' Ihnen

deßhalb mein Compliment! Bleiben wenigstens consequent, und das ist immer schon etwas werth!"

„Die Avancirten," wandte er sich mit lauter Stimme an die Unteroffiziere, „rechts und links anschließen, Kreis formiren!" — Und da diesem Befehle augenblicklich Folge geleistet wurde, so sah sich Erich sogleich von höchst erwartungsvollen Gesichtern umgeben, dicht vor dem Hauptmann, vor dem ersten Seconde-Lieutenant und dem jungen, flatternden Officier stehend, während der Premier-Lieutenant zur Compagnie getreten war und dort wahrscheinlich Wichtiges zu verhandeln hatte, denn er sprach oft so laut, daß der Hauptmann ein paar Mal erstaunt hinüberblickte.

„Dies also ist," sagte er alsdann mit einer angenehmen Handbewegung gegen Erich, „der Bombardier Freiberg, wegen sehr lockeren Lebenswandels von der Brigadeschule entlassen und zu meiner reitenden Batterie versetzt. Es ist das Brigadebefehl, also nichts dagegen zu erinnern; auch bin ich weit entfernt davon, Ihnen Ihre früheren Streiche nachzutragen, muß Ihnen aber in Erinnerung bringen, daß ich und die Herren Officiere ein besonders scharfes Auge auf Sie haben werden, und will Ihnen heute, am ersten Tage Ihres Dienstes, die vertrauliche Mittheilung machen, daß Sie bei meiner Batterie nicht zu Ihrem zweiten liederlichen Streiche kommen werden, denn, Herrrr, verlassen Sie sich auf mich, nach dem ersten werde ich Sie vollkommen unschädlich machen, darauf können Sie sich verlassen! — Wo ist er eingetheilt, Wachtmeister?"

„Bei dem Unterofficier Wenkheim."

„Gut; dort ist er gut aufgehoben," wandte er sich an diesen. „Sie sollen mir ohne alle Schonung und Rücksicht mit diesem

jungen Herrn verfahren, auch vierteljährlich Ihrem Herrn Zugführer einen speciellen Rapport über ihn machen, den ich dann von Ihnen, Herr Lieutenant Müller, ergänzt erwarte. — Ich bewundere sie in der That, daß Sie die Kühnheit hatten," sagte er nach einer Pause, während welcher er seine Arme über einander geschlagen hatte, „sich hieher zu meiner Batterie versetzen zu lassen, es wäre wirklich besser gewesen, wenn Sie demüthigst gebeten hätten, in irgend eine Festungs-Compagnie eingereiht zu werden! Doch begreife ich das," fuhr er mit einem plötzlichen, aber durchaus nicht angenehmen Lächeln fort, „Sie bilden sich ein, etwas ganz besonderes zu sein, nicht nur als entlassener Brigadeschüler, sondern auch wegen der Vorgänge Ihres früheren Lebens, die mir, dem Himmel sei es gedankt, nicht unbekannt geblieben, und haben alle Ursache, sich etwas einzubilden, denn dieser junge Herr," wandte er sich speziell an die beiden Officiere, sprach aber dabei so laut, daß man es auf dem ganzen Casernenhofe hören konnte, „ist einzig in seiner Art und wird einzig in seiner Art bleiben; da nämlich das berühmte Corps der Bombardiere laut hohem Kriegsministerial-Befehl künftig nicht mehr ergänzt werden soll, so ist er der letzte Bombardier, und ich bin überzeugt, daß er dem Prädicate dieses Titels alle Ehre machen werde und in meiner Batterie," sprach er jetzt direct zu Erich, „nichts Anderes sein wird als der „letzte Bombardier" — aus einander treten!"

Damit war Erich's erster Appel beendigt, und nachdem die Mannschaft schon nach allen Seiten auseinander gegangen war, stand er noch immer bleich, regungslos, mit zusammengepreßten Lippen allein auf seinem Platze. Er hätte laut aufschreien mögen vor Schmerz und Zorn, und dann wieder mußte

er die Augen ſchließen, um ſchwere Tropfen zurückzudrängen, die, ſein tiefes Weh verrathend, hervorquellen wollten. Fühlte er doch nach dieſem Empfange daß es über kurz oder lang mit ſeiner militäriſchen Laufbahn zu Ende ſein würde, empfand er doch die kalte Hand, die in ſein Leben eingriff, und wußte er doch nach allem dem, daß er ſeine ganze Kraft aufbieten müſſe, nur um ſich vor dem gänzlich rettungsloſen Untergange zu bewahren, nachdem ſein Schifflein an ſichtbaren und verborgenen Klippen — wie unfehlbar geſchehen würde — zerſchellt war! — Danach in die Höhe blickend, ſah er den klaren, blauen Himmel ſo gleichförmig und unparteiiſch über Alles ausgeſpannt und die Sonne ſo glänzend herablächeln, über den mit Orden bedeckten Kapitän wie über ihn, den letzten Bombardier, und das war ſo viel Troſt in ſeiner Seele, daß er ſich mit großer Faſſung umwenden und der Caſerne zuſchreiten konnte.

Ehe er aber dieſelbe betrat, hörte er ſich angerufen und erblickte den Premier-Lieutenant, der neben den Geſchützſchuppen ſtand und ihm heranzukommen winkte, nachdem er den Wachtmeiſter durch eine Handbewegung verabſchiedet.

„So," ſagte der erſte ſtellvertretende Officier der Batterie, „jetzt machen Sie mir auch einmal Ihre Meldung, die ich vorhin eben ſo wenig genießen konnte, wie die feierliche Rede des Herrn Hauptmanns, da ich zufällig mit Schlechterem beſchäftigt war; oder meinetwegen laſſen Sie Ihre Meldung auch bleiben, da ich ohnedies ſchon ziemlich genau weiß, wer Sie ſind und was Sie geſündigt haben."

Er ſagte das kopfnickend mit einem wohlwollenden Tone, während er mit der Reitpeitſche an ſeine Beinkleider klopfte, als wollte er dieſe von hartnäckigem Staube befreien; ja, er lächelte

Philipp III. um 1606 wieder nach Madrid zurück, von wo an es bis auf den heutigen Tag Haupt- und Reſidenzſtadt geblieben iſt. Zur Maurenzeit war Madrid unbedeutend und wenig genannt, und wenn ſeiner auch ums Jahr 930 Erwähnung geſchieht, wo die Stadt vom König Ramiro II. von Leon überfallen wurde (ſie gehörte damals den Arabern), ſo blieb ſie doch bei den ſpäteren gewaltigen Kämpfen ziemlich unbetheiligt. Zu jener Zeit hieß die Stadt Magerit, was den ehemaligen Waſſerreichthum dieſer Gegend bedeuten ſoll.

A. v. Rochau erzählt von einer hübſchen Sage, woher die Stadt ihren Namen habe. „Vor Zeiten, als nur ein paar einzelne Häuſer mitten im Walde an der Stelle ſtanden, die heutzutag Madrid einnimmt, flüchtete ſich hier ein Knabe, von einem Bären verfolgt, auf einen wilden Kirſchbaum. Der Bär ſchickte ſich an, ihm zu folgen, als die Mutter mit verzweiflungsvollem Geſchrei herbeieilte; aber der Bube, ohne an ſeine eigene Gefahr zu denken, und nur um die Mutter beſorgt, rief ihr von ſeinem Baum herunter zu: Madre id, Madre id! Mutter macht, daß ihr fortkommt! Daher entſtand durch Zuſammenziehung jener beiden Wörter der Name der ſpaniſchen Hauptſtadt, in welchem das Andenken an jenen tapfern Burſchen verewigt iſt.“

Unterdeſſen keucht die Locomotive durch eine wahrhaft troſtloſe Gegend dahin. Es iſt dieſelbe kahle, waſſer- und baumloſe Hochebene, welche wir auf unſerem Ritt durch die Mancha kennen gelernt. Ein kleiner Hügel reiht ſich hier an den andern, alle gleich einfach, gleich langweilig und von oben nach unten mit tiefen Einſchnitten, welche die heftigen Regengüſſe in das Erdreich geriſſen, durchfurcht; die ganze Fläche, die wir überſehen, iſt von rothbrauner oder ſchmutziggelber Farbe, und durch nichts unterbrochen. Man ſieht weder das Glitzern eines Baches, noch das Leuchten eines Sees, noch eine Abwechſelung durch Vegetation. Zuweilen iſt das Terrain ſteril und zerriſſen und wenn man glaubt, jetzt fange es an intereſſanter zu werden, ſo ſauſt man im nächſten Augenblick wieder über dieſelbe gleichförmige Ebene dahin. Schon ſind wir

ein klein wenig und nicht gerade unfreundlich, als er jetzt wieder aufschaute und in Erich's ernstes, ja, kummervolles Gesicht blickte, weßhalb sich dieser nicht enthalten konnte, ihm zur Antwort zu geben:

„Wenn der Herr Premier-Lieutenant in der That wissen, wer ich bin und was ich gesündigt, so werden Sie mir zugeben, daß der Herr Hauptmann mich doch in der That zu unfreundlich empfangen."

„Und was würde Ihnen das nützen, wenn ich Ihnen das zugäbe, junger Mann? Ein Herr Hauptmann hat seiner Compagnie gegenüber beständig Recht, — ich hoffe nicht, daß Sie daran zweifeln werden —, vollends ein Herr Hauptmann, dessen Brust mit verdienten Orden bedeckt und der obendrein von so alter und guter Familie ist. Ich hoffe, daß Ihnen darüber kein Zweifel aufstößt, denn sonst würden Sie dem Herrn Hauptmann Veranlassung geben, in Bezug auf Sie noch früher zu dem glänzenden Resultate zu kommen, das er sich vorgenommen zu haben scheint. Doch lassen wir das jetzt; ich wollte Ihnen nur sagen, und nicht gerade unfreundlich wollte ich es Ihnen sagen, daß ich in der That genau über Sie unterrichtet bin, und zwar durch einen alten Bekannten auf der Brigadeschule, den Ober-Feuerwerker Toll, der Ihnen immer noch wohl geneigt ist, obgleich Sie ihm in Ihrem jugendlichen Uebermuthe auch etwas mitgespielt haben."

„Ich gewiß nicht," rief Erich, schmerzlich bewegt, aus, „ich war gewiß nicht der, welcher sich jenen Scherz mit dem Ober-Feuerwerker erlaubte, konnte mich nur leider nicht entschließen, den Ankläger gegen meine Kameraden zu machen!"

„Es ist möglich," erwiederte der Officier in gutmüthigem

Tone; „ich weiß das aus Erfahrung, wenn Einer einmal als schwarzes Schaf gilt, hält man ihn sogar für fähig, dem Teufel den Schwanz auszureißen. Doch sei dem, wie ihm wolle, die feierliche Rede des Herrn Hauptmanns wird, hoffe ich, die Wirkung auf Sie haben, daß Sie Sich in Allem hier donnermäßig zusammennehmen, denn der Herr Baron von Manderfeld wird Ihnen auf die Finger passen, sei es auch nur, um seinen Ausspruch von wegen des letzten Bombardiers zu rechtfertigen."

Er grüßte kurz und verließ Erich, der aber jetzt mit einem ganz anderen Gefühle, wie vorhin, noch ein paar Augenblicke stehen blieb, um ihm nachzuschauen; also hatte er doch einen Vorgesetzten bei der Batterie, der ihn nicht so gänzlich zu den Verlorenen warf, wie es der Hauptmann gethan. Das richtete ihn wieder ein wenig auf und ließ ihn gefaßt auf seiner Stube erscheinen, wo ihn der Unterofficier Wenkheim, eine sehr gewöhnliche Commißnatur, mit barscher Stimme darüber belehrte, daß sich die Bombardiere nach beendetem Appel augenblicklich zu ihrem Geschützführer zu begeben hätten, um dort das Nöthige über den Dienst des Tages zu erfahren.

„So geschieht es bei uns," schloß er, seine Säbelkoppel durch einen scharfen Ruck herabrückend; „wie es in der Brigadeschule Mode ist, das weiß ich nicht. Können Sie mich vielleicht darüber belehren?"

„O ja," entgegnete Erich ruhig; „es ist in der Brigadeschule Mode, daß man anhört, was Einem ein vorgesetzter Officier zu sagen hat, und dies war bei mir der Fall, da mich der Herr Premier-Lieutenant im Hofe zurückhielt."

Die beiden Bombardiere, welche im Zimmer waren, lächelten

über dieſe Antwort, und der Unterofficier räusperte ſich, ehe er weiter ſprach:

„Verlieren wir darüber kein Wort mehr. Sie haben heute Nachmittag von drei bis fünf Uhr Ihren erſten Reitunterricht, und wird es Ihnen gar nicht ſchaden, wenn Sie Sich ſchon vorher in den Stall bemühen und Sich zeigen laſſen wollten, wie man einem Gaule Decken und Trenſe auflegt.“

Erich hätte ihm gern geſagt, daß er über dieſe Anfangsgründe der edlen Reitkunſt längſt hinaus ſei; doch dachte er bei ſich, es ſei wohl erſprießlicher, alles das unter der vortrefflichen Leitung des Unterofficiers Wenkheim ſehr raſch zu erlernen, eine kleine, aber unſchuldige Heuchelei, die ihm indeß gute Früchte eintrug.

Schmoller ſah er erſt am nächſten Sonntage wieder, und erſchien dieſer vortreffliche Bombardier in ſeiner eigenen, ſeinen Uniform, mit höchſt verbotenen Zuthaten, als zierlichem Hemdekragen und ſeidenem Portepee, hiedurch kein geringes Aufſehen in der Stube Nr. 16 verurſachend. Er war wieder ziemlich bei Caſſe und lud den Freund zu einem Spaziergange mit Erfriſchungen ein, und ehe ſie mit einander fortgingen, verwunderte er ſich ſehr darüber, daß ſich Erich in ſeinem Anzuge auch nicht die kleinſte Ausſchweifung erlaubte, ſondern ſo correct dienſtmäßig anzog, daß er ſich zu einer Beſichtigung bei dem Hauptmann von Manderfeld hätte anmelden laſſen können, wobei aber Schmoller mit einigem Neide verſicherte, daß er immerhin noch das Anſehen eines verflucht hübſchen Burſchen habe.

Da ſaßen ſie nun mit einander in dem ſtillen Winkel eines ſehr eleganten Café's, und als Erich ſeine Erlebniſſe bis

heute erzählt, auch berichtete, wie er ſich die größte Mühe gebe, den Dienſt zu erlernen und ſich auf der Reitbahn auszuzeichnen, wobei Schmoller über den letzten Bombardier nicht ſchlecht gelacht, unterdrückte dieſer einen leichten Seufzer und ſagte achſelzuckend:

„Du haſt Recht, dich in den Strudel des Dienſtes zu ſtürzen; Jeder thut nach ſeiner Neigung oder wie es ihm vom Schickſale beſtimmt iſt. So hat nach mir die Schreibſtube abermals ſehnſüchtig ihre Arme ausgeſtreckt, und ich bin an den hölzernen Buſen des Pultes geſunken, exercire mit der Feder und vergieße Tinte ſtatt Schweißtropfen. Es hat ſich das eigentlich ganz natürlich gefügt; kaum erfuhr der Feldwebel unſerer Compagnie, daß ich Jahre lang auf der Brigadekanzlei gearbeitet, ſo ſpannte er mich nicht nur ein, ſondern fand auch mein Talent und meine Fähigkeit ſo enorm, daß er mir eine kleine Zulage aus der Compagniecaſſe bewilligte.“

„So habt ihr wohl einen angenehmen Hauptmann?“ fragte Erich.

„O, ein guter, vortrefflicher alter Herr, theilt ſeine Zeit ein zwiſchen Lachen und Schnupfen! Ihm kommt Alles heiter und gemüthlich vor, und wenn die Kerls bei den Wallgeſchützen ſich mit den Gelenkwiſchern ſo ungeſchickt benehmen, daß ſie ſich hier und da ihre eigenen dummen Köpfe blutig ſtoßen, ſo lacht er, daß ihm die Thränen aus den Augen ſtürzen, und ſchnupft darauf anhaltend heftig, um ſich wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Wenn nicht der Premier-Lieutenant Schramm die Sache ernſthafter betriebe, ſo glaube ich, hätten wir bald jene glückſelige Zeit, die uns auf dem kleinen Bildchen: „Das Soldatenleben im Frieden“, ſo reizend erſchienen, wo ein junger

Bombardier ſchlafend ruht am Fuße eines Wallgeſchützes, deſſen Richtmaſchine und Zündloch mit glänzenden Spinngeweben überzogen ſind, oder worin die Sperlinge niſten."

„Wer iſt dieſer Premier-Lieutenant Schramm?" fragte Erich nachdenkend.

„Ein noch junger und tüchtiger Officier, wie mir der Feldwebel erzählte, der vor ein paar Jahren bei den Manövern mit dem Pferde ſtürzte und ſich dergeſtalt verletzte, daß man ihn bei einer Feſtungs-Compagnie eintheilte."

„Ich glaube, daß ich ihn kenne. Sei ſo gut, Schmoller, und nenne ihm gelegentlich meinen Namen und erinnere ihn dabei an die Mühle des Doctors Burbus."

„Soll nicht vergeſſen werden. Was nun meinen unmittelbaren Chef, den Feldwebel, anbelangt, ſo iſt das ein altes Lagerbuch, nicht nur den Dienſt, ſondern auch die militäriſche Chronik betreffend. Natürlich forſchte ich ihn aus über die Verhältniſſe deiner Batterie und erfuhr, daß dein Hauptmann ſo eine Art von Protections-Capitän iſt; der Sohn einer wohl gelittenen Staatsdame, heirathete er eine Couſine des Kriegs-Miniſters, und wäre durch dieſe enormen Protectionen ſchon lange auf geradem Wege zum Regiments-Commandeur, wenn er das Lernen in der Jugend nicht für gar ſo ſchwer gefunden hätte und das Brett vor ſeiner Stirn nicht gar ſo dick wäre. Deßhalb verſuchte man es mit der Schlangenlinie, machte ihn vom Infanterie-Fähndrich zum Lieutenant in der Cavallerie, dann zum Ordonnanzoffizier bei des Kriegs-Miniſters Excellenz, ſchob ihn von dort außer der Tour als Premier-Lieutenant in ein Huſaren-Regiment, commandirte ihn alsdann zur Dienſtleiſtung zur zweiten Artillerie-Brigade und verlieh ihm hierauf

die ſchöne reitende Batterie, wobei es ſehr erklärlich iſt, daß ein ſo tüchtiger Officier, deſſen Bruſt mit Orden geſchmückt iſt und der ſchon bei allen Waffengattungen gedient hat, eine Zierde des Generalſtabes ſein wird, und man es nach dieſem Umwege ſehr natürlich findet, ihn an der Spitze eines Cavallerie-Regiments zu ſehen."

„Alles das verſtehe ich, nur die Orden ſind mir unbegreiflich!"

„Spatzenkopf! ſagt Vanſen in Göthe's Egmont, ein pfiffiger Kerl, obgleich auch nur ein Schreiber, wie ich; doch erfahren wir ſo mancherlei in der Schreibſtube, wenn man ſich harmlos in unſerer Nähe unterhält, eben ſo dabei uns wie Dinte und Papier für Dinge haltend. Dergleichen Orden, wie ſie euer Capitän trägt, ſind durchaus keine Beweiſe irgend welchen Verdienſtes; ſie werden nach dem Grundſatze ertheilt: **manus manum lavat!** was auf Deutſch ſo viel heißt als: Decorirſt du meinen Juden, decorire ich deinen Juden! Es iſt das ein ewiges Börſen- und Tauſchgeſchäft: ein Großkreuz hinüber, drei Commandeurkreuze herüber, Jenem den Sonnenorden mit Krokodilsſchwänzen, dieſem dafür den Stern zum Vergißmeinnicht in himmelblauer Emaille."

„Aber es ſieht hübſch aus."

„Das iſt aber auch Alles, und ein Geſcheidter lächelt darüber. Ja, allen Reſpect vor jenen Auszeichnungen, auf dem Schlachtfelde verdient, oder für Werke des Friedens, dem Erfinder, dem Gelehrten, dem Künſtler und Schriftſteller; aber das Sterngefunkel auf der Bruſt junger Leute, die kaum ihre Schuldigkeit gethan, ſollte nur dann geſtattet ſein, wenn jeder auch mit einer Extra-Deviſe verſehen wäre, zum Beiſpiel für Gratulationen oder Condolationen."

„Ich staune über deine Art, diese Dinge anzuschauen, beneide dich aber nicht darum, halte es auch für mich ersprießlicher, die Orden auf der Brust meines Capitäns als Beweise tapferer und verdienstlicher Thaten anzusehen."

„Und mit vollem Rechte, mein lieber Freund," gab Schmoller zur Antwort, wobei er sich mit einer Protectionsmiene die spärlichen Anfänge seines Schnurrbarts strich, „nach dem, was du mir von deinem Empfange erzählst, der dir zu Theil geworden. Also er war einer der beiden Jäger, denen wir auf so lästige Weise ins Revier kamen. Sage mir doch auch, wer der Andere war, denn daß du ihn gekannt, darüber war ich beim ersten Blicke nicht im Zweifel."

„Allerdings kenne ich ihn, doch von einer Zeit her, die mit unserer Gegenwart eigentlich in keiner Verbindung steht und deßhalb für dich uninteressant ist. Es ist ein Graf Seefeld und steht als Lieutenant bei einem hiesigen Husaren-Regimente. Ich erzählte dir früher einmal, daß ich mich auf der Mühle eines Freundes befand, dessen Güter an die gräflichen Besitzungen stießen, und dort kam ich zufälliger Weise mit ihm in eine für mich nicht sehr angenehme Berührung."

„Darin scheinst du mir die Wahrheit zu sagen, und ich bin überzeugt, er hat diese Berührung nicht vergessen, denn der Blick, mit dem er dich betrachtete, hatte durchaus nichts Freundschaftliches."

„Willst du ihn kennen lernen?"

„Wen — deinen Graf Seefeld? Vielleicht mit einer Empfehlung von dir? Dafür muß ich danken!"

Erich dachte eine Zeit lang nach. Die Papiere, welche er damals gefunden, die er im Untersuchungsarrest gelesen und

bis jetzt sorgfältig aufbewahrt, hatten ihm schon lange gewisser Maßen auf der Seele gelegen. Er hätte sich ihrer auch schon längst entledigt, wenn er nur eine passende Gelegenheit gefunden. Etwas ihm selbst Unerklärliches hielt ihn ab, sie zu vernichten, was vielleicht das Klügste gewesen wäre.

„Aber wenn ich dir," sagte Erich alsdann, „eine Empfehlung an ihn gebe, wofür du seiner Erkenntlichkeit gewiß sein könntest?"

„Nein, nein, ich danke wirklich; mit diesen vornehmen Herren ist schlecht Kirschen essen!"

„Aber wenn du mir einen Dienst damit erzeigen könntest?"

„Das ließe sich allenfalls hören; doch müßtest du vorher deine Duckmäuserei ablegen, damit ich möglichst klar in diese Geschichte hineinsehen könnte."

„Möglichst klar allerdings, und doch wäre es nicht anders möglich, als daß noch Vieles, wie für mich, auch für dich dunkel bliebe."

Nun erzählte Erich Einiges und Wesentliches von seinem früheren Zusammentreffen mit dem Grafen Dagobert Seefeld, ohne indessen sowohl der Esmeralda, als auch später der Ticzka dabei zu erwähnen, verschwieg auch die nächtliche Scene im Hause der letzteren vollständig, und was das Paket mit den Briefen anbelangte, so blieb er allerdings in so fern bei der Wahrheit, daß er versicherte, es zufällig auf der Straße gefunden zu haben.

„Und nun weißt du Alles, und kannst mir deinen guten Rath geben so wie nach Umständen deine Bereitwilligkeit ausdrücken, diese Papiere ihrem rechtmäßigen Eigenthümer zuzustellen."

„Ich will dir etwas ſagen, mein lieber Erich: vor allen Dingen muß ich dieſe Papiere leſen, um zu beurtheilen, ob ſie überhaupt der Mühe werth ſind, zurückgegeben werden, oder ob es nicht beſſer iſt, ſie einfach verſchwinden zu laſſen. Du hätteſt dich an Niemanden beſſer wenden können, als an mich, denn für alles, was Schreibereien betrifft, bin ich ſo competent, als möglich; jedenfalls aber iſt mein Rath, daß wir uns mit der Herausgabe dieſer Papiere nicht unnöthig übereilen. Sind ſie ihm wichtig ....“

„Was ich nicht glaube,“ warf Erich ein.

„Was weißt du davon, was das verſiegelte Paketchen, von dem du ſprachſt, Wichtiges enthält? Vielleicht genug, um dafür einen Gegendienſt zu verlangen. Ich bin ſtets für Gegenleiſtungen eingenommen, beruht doch der Verkehr der ganzen Welt auf gegenſeitigen Leiſtungen. Ergo conclusum, wie jener Stadtſchultheiß geſagt hat, übergib mir die Papiere, die auf meiner Kanzlei jedenfalls beſſer aufgehoben ſind, als in deinem Waffengerüſte, und dann will ich ſie ſorgfältig prüfen und darüber referiren.“

„Aber ich bitte mir aus, daß das kleine, verſiegelte Paket vor der Hand ungeprüft bleibt!“

„Gut, das verſpreche ich dir, da ich feſt überzeugt bin, daß der Inhalt an Werth verliert, ſobald wir den Stöpſel aus bloßer Neugierde öffnen, gerade wie bei einer Champagnerflaſche, die nicht ſogleich ausgetrunken wird.“

Schmoller begleitete hierauf ſeinen Freund nach deſſen Kaſerne, die heute in der Ruhe des Sonntags, bei gänzlicher Abweſenheit auch des geringſten Strohhalmes und Papier-

ſchnitzels im Hofe, in feiertäglicher Stille, noch viel parademäßiger ausſah, als gewöhnlich.

An einem andern Sonntag ging Erich nach dem kleinen Fort hinaus, um dem Bombardier die bewußten Papiere zu überbringen und ſich bei ihm umzuſchauen. Hätte er das Gefühl des Neides gekannt, ſo würde dasſelbe bei ihm hier rege geworden ſein. Welch prachtvollen Blick hatte man von hier auf die ganze große Stadt, ja, auf die Landſchaft, ſtundenweit rings umher!

Wie entzückend mußte es hier im Frühjahre ſein, wenn die mit Bäumen und Buſchwerk bewachſenen Glacis einen kleinen Wald bilden, in dem das ſchloßähnliche Fort mit ſeinen ausgedehnten Wällen und Gräben, mit den crenelirten Mauern, ſeinen Thürmen und Schießſcharten, ſeinen Zugbrücken und gothiſchen Thoren wie die Königsburg in einem alten Märchen prangte! Ah! ein ſolcher Aufenthaltsort hätte ihn glücklich gemacht! Und dabei die kleinen Willkürlichkeiten — Unordnungen konnte man es füglich doch nicht nennen —, die der commandirende Artillerie-Officier hier und da duldete, wenn nicht gar ſelber ins Leben rief. So zum Beiſpiel kleine Blumengärtchen auf den Wällen, zwiſchen den alten, ehrwürdigen Poſitionsgeſchützen, die alsdann von rankenden Pflanzen aller Art ſo reſpectlos behandelt wurden, daß dieſe naſeweiſen Dinger ſich ohne Scheu um Räder und Laffette eines Vierundzwanzigpfünders wanden, ja, ironiſch das Zündloch deſſelben mit einer friſchgetriebenen Ranke überſpannten — Horreur für jeden anderen Artillerie-Officier, aber der Hauptmann von Walter fand in einer ſolchen Zuſammenſtellung ein ſo reizendes Bild des Soldatenlebens im Frieden, daß er um alles in der Welt

ziemlich nahe bei der Reſidenz, ohne daß ſich dieſe durch freundliche Dörfer, Landhäuſer oder ſonſt dergleichen ankündigt. Auch der bebauten Felder bemerkt man wenige, und wo man etwas der Art ſieht, da begreift man nicht, woher die Arme kamen, welche die langen Furchen gezogen, denn weit und breit bemerkt man nicht die Spur einer menſchlichen Wohnung. Endlich aber erſcheint hie und da ein Bauwerk auf dem Gipfel einer der Anhöhen; wir ſehen alterthümliche Gebäude, deren Beſtimmung wir zu enträthſeln nicht im Stande ſind, neben einſamen Kirchen und Kapellen, welche gerade in dieſer ihrer Einſamkeit und ihren ſtarren Formen wenig zur Belebung der Gegend beitragen. Wir glauben ſchon die Eiſenbahn habe ſich geirrt und ſei Gott weiß nach welcher Richtung in die Mancha hineingerathen. Da endlich pfeift vorn die Locomotive; ein alter Spanier, der vor mir auf einer Bank geſchlafen, wickelt ſich aus ſeinem Mantel, ſchaut um ſich und ſagt gähnend: „Madrid!“ Der Zug vermindert ſeine Schnelligkeit, wir fahren durch ein baufälliges Lattenthor, bei elenden Schuppen und Magazinen vorbei und befinden uns auf dem Bahnhof der ſpaniſchen Hauptſtadt.

Für Madrid iſt dieſer außerordentlich beſcheiden. Bei uns hat die geringſte Landſtadt einen weit prächtigern aufzuweiſen. Dabei iſt hier Alles ſo ruhig und ſtill, den Zug verlaſſen kaum dreißig oder vierzig Perſonen, ſchweigſame Geſtalten, den zugeſpitzten caſtilianiſchen Hut auf dem Kopf, feſt in den langen braunen Mantel gewickelt; Gepäck iſt ſo gut wie gar keines vorhanden, nur hie und da trägt Jemand ein kleines Bündel unter dem Arm. Wir nahmen unſere Koffer in Empfang und als wir nun an den Ausgang des Bahnhofgebäudes traten, mochten wir immer noch nicht recht glauben, daß wir uns in der nächſten Nähe von Madrid befänden. Vor uns auf einer Anhöhe ſahen wir freilich Häuſermaſſen, aber da hinauf führte kein ordentlicher Weg, denn was hier einen ſolchen vorſtellen ſollte, war eine breite, unergründliche, im Zickzack durch umherliegende Steinhaufen ſich dahin ziehende Kothpfütze. Daß es nicht einmal vor den Thoren der

nicht erlaubt hätte, dasſelbe zu zerſtören. Damals aber ſah es ja auch ſo friedlich in der ganzen Welt aus, daß die ſchwarzen, eiſernen Dinger da oben mit den weiten Mündungen, oder die langen, weithin glänzenden Kanonen auf alle Welt den Eindruck machten, wie andere überwundene Standpunkte, wie zum Beiſpiel eine feſt umwallte mittelalterliche Stadt oder ein geharniſchter Reiter auf geharniſchtem Pferde in irgend einer Waffenſammlung. Kriegszeug — Unſinn! — Kinderſchreck! — Wie kann ein Vernünftiger auch daran glauben, daß die Geſchütze da oben noch einmal anders ihren Mund aufthun würden, als um die Geburt eines Thronerben oder ſonſt ein wichtiges Ereigniß würdig zu feiern. Hätte man damals die ſinnigen Kugelhaufen gefragt, ob ſie einen Krieg überhaupt noch für denkbar hielten, ſie würden dieſe Fragen verneint haben; eben ſo die ehrlichen Flinten, mit den braven langſamen Steinſchlöſſern, ja, die alten Bronzekanonen mit den ehrenvollen Wunden und Schrammen aus den Befreiungskriegen würden mit Entrüſtung geſagt haben: wozu denn Krieg führen, da alle Welt zufrieden iſt? Ja, glückliche Zeit des Friedens, mit umrankten Vierundzwanzigpfündern, mit beſtaubten Steinſchloßgewehren und feſt verſchloſſenen Mundpfropfen an den ſtillen Feſtungsgeſchützen, wo es noch keinen feindlichen Nachbar gab, der mißgünſtig zu uns herüber ſchielte, wo noch keine Zündnadeln erfunden waren, keine gepanzerten Schiffe, und wo ſich alle Kanonen noch in harmlos kindlicher Ungezogenheit ihres Lebens freuten.

Wie gern hätte Erich mit ſeinem Freunde Schmoller getauſcht, beſonders wegen deſſen freundlichem Commandanten! Der Hauptmann von Walter hatte die beiden jungen Leute

auf dem Walle spazieren sehen, darauf eine starke Prise genommen und Schmoller zu sich herangewinkt, worauf dann der junge Freiberg in bester Form vorgestellt wurde, und zwar als „der letzte Bombardier!“ — ein Witz, der übrigens dem heiteren Commandeur der Festungs-Compagnie schon bekannt geworden war und der sich auch sonst nach allen Richtungen hin wie ein Lauffeuer verbreitet hatte: gewiß nicht ohne Zuthun des Freiherrn von Manderfeld, der sich auf diese Geistesblüthe nicht wenig einbildete und sogar Mittel und Wege wußte, sie vor einen kleinen, intimen Zirkel des Allerhöchsten Hofes zu bringen, wo er denn so glücklich war, es zu erleben, daß selbst Se. Majestät kopfnickend über die Erfindung des letzten Bombardiers gelacht, jedoch mit dem Zusatze: In der That, recht gut für den Manderfeld!

„Siehst du, dort hinauf,“ sagte Schmoller zu Erich, „liegt jene bewaldete Anhöhe, wo wir gejagt wurden; da unten glänzt die Sonne auf das bronzene Reiterbild, an dem wir vorüber kamen, und dort links ist deine Kaserne.“

„Eine große, schöne Stadt, und welche Masse von Kirchen!“

„Dort in der Mitte auf dem freien Platze liegt das königliche Schloß, umgeben von einem wahren Häusermeere, das saust und rauscht und braust wie die wirkliche See.“

„Ach, wie schön, wie von einer einsamen, glücklichen, stillen Insel da hinabzuschauen!“

„Besonders mit einem guten Tubus, wie ihn der Herr Hauptmann von Walter hat, und mit welchem man von hier oben die schönsten Entdeckungen macht; ich freue mich schon auf das Frühjahr, wenn Sonnenschein und milde Luft die

ſchöne Welt häufiger ins Freie lecken, als jetzt — ich fürchte nur," ſetzte Schmoller ſeufzend hinzu, „daß ich eines Tages mein Herz per Fernrohr verlieren werde! Schau, dort rechts am Fluſſe gibt es zur ſchönen Sommerzeit allerliebſte Bade-Anſtalten; es circuliren darüber unter den Kameraden die wunderlichſten Traditionen."

„Alſo haſt du dich mit deinem Schickſale, bei einer Feſtungs-Compagnie eingereiht zu ſein, ſo ziemlich wieder ausgeſöhnt?"

„Unter ſolch einem liebenswürdigen, vortrefflichen Chef, gewiß, vor der Hand wenigſtens. Zuweilen gibt es allerdings Augenblicke, wo ich die ganze Spielerei ſatt habe und mich ſelbſt gern dort hinauf von dannen ziehen ſehen möchte, wohin, weiß ich freilich nicht. Haſt du nie ähnliche Gedanken?"

„O ja," ſagte Erich, „beſonders heute hier oben, wo ich im Gegenſatze zu unſerem ernſten Kaſernenhofe faſt frei in die Welt hinaus blicke; wenigſtens möchte ich mich nur für einen Augenblick hoch und immer höher erheben können, um über jene Berge hinüber zu ſehen, ſo wie vielleicht über andere, die dahinter liegen, zu einem See hinab, auf deſſen leuchtender Fläche ein einzelner Blumenſtrauß ruht und welchen zu erreichen ſchon ein Lieblingstraum meiner Kindheit war!" — Er ſagte das in einem ſo eigenthümlich träumeriſchen Tone, daß ihn der Andere erſtaunt anblickte und erſt nach einer Pauſe lachend verſetzte:

„Warum in die Ferne ſchweifen, wenn uns das Schöne, wenigſtens Intereſſante ſo nahe liegt? Ich habe auch meine kleinen Träume, aber ganz anderer Art, wie ich dir ſchon vorher andeutete, recht poetiſche Träume, und bin hier im Stande,

mir aus unbedeutenden Gründen recht artige Romane zusammen zu ſtellen. Betrachte dir doch einmal da unten rechts, faſt außerhalb der Stadt, am Fuße unſeres Hügels, den großen Garten mit einem einzelnen, anſehnlichen Hauſe in der Mitte. Du mußt erkennen, was ich meine, da das Schieferdach dieſes Hauſes jetzt förmlich in der Sonne leuchtet. Siehſt du es?"

„O ja, ich glaube es zu ſehen."

„Auch den großen Garten rings umher?"

„Auch den."

„Das iſt ein Kloſter, oder ein Damenſtift, oder ein Penſion für noch junge Mädchen."

„Wohl möglich, und ich finde darin nicht beſonders viel Intereſſantes."

„Weil dir die rechte Phantaſie fehlt; für mich aber nicht, der ich dieſe unglücklichen, eingeſchloſſenen Weſen täglich in langen Reihen dort unten ſpazieren gehen ſehe. Habe mir ſchon allein dadurch den Anfang eines kleinen hübſchen Romans zuſammengeſtellt. Die da unten ſeufzen wahrſcheinlich nach Glück und Freiheit. Eine von ihnen blickt häufig zu uns herauf."

„Thut ſie das wirklich?"

„Nein, aber Eine könnte es thun, und ſähe dann zu gewiſſen Stunden immer hier oben einen höchſt intereſſanten jungen Mann ſtehen, der ihr pantomimiſch ſein Mitgefühl zu erkennen gäbe. Was ſagſt du dazu? Wäre ein ſolcher Anfang nicht der Fortſetzung werth?"

„Gewiß," gab Erich lachend zur Antwort, „und wenn der Anfang einmal gemacht iſt und du ein paar hübſche Fortſetzungen erlebt haſt, ſo biſt du vielleicht ſo freundlich, mir darüber Mittheilungen zu machen."

„Warum nicht? Mit aller Discretion. Aber da du jetzt gerade hinuntergehst und hart an dem Garten vorüber kommen mußt, so könntest du von unten zu mir heraufblicken, um mir anzudeuten, ob du eine von meinen viel versprechenden Pantomimen richtig erkannt hast. Ich werde mich an die Brüstung des Walles lehnen, mit der rechten Hand meine Augen beschatten, was soviel heißt, als: ich bin von deinem Anblicke geblendet. Hast du diese Blendung verstanden, so leg' du die Hand auf dein Herz, woraus ich dann ersehen kann, ob im Falle mit dieser Art von Telegraphie etwas zu machen wäre. Willst du?"

„Mit Vergnügen!"

„So leb' denn wohl, und was deine Papiere anbelangt, so werde ich sie mit dem Compagniesigel verschließen und darauf schreiben: „Für den Fall meines Todes dem Herrn Grafen Dagobert Seefeld zu übergeben." Das wird mir noch übers Grab hinaus ein gewisses Ansehen geben."

Erich verließ ihn lachend, und als er unten an dem großen Garten ankam, welcher rings mit einer hohen Mauer umgeben war, erinnerte er sich seines Versprechens und blickte zu Schmoller empor. Daß dort irgend Jemand an der Brüstung lehne, konnte man allenfalls entdecken, nicht aber, ob er seine Augen, wie geblendet über den Anblick irgend einer holden Erscheinung mit der Hand beschattete; er hätte sich eben so gut die Nase putzen oder am Kopfe kratzen können. Doch versäumte Erich es nicht, seine Rechte mit einer großen Bewegung auf die Brust zu patschen, worauf denn der Andere seine beiden Hände in die Höhe hob, und dadurch aussah wie ein

Telegraph, der in Verwunderung gerathen iſt über ein ſehr merkwürdiges oder erfreuliches Ereigniß.

Dann wandte ſich der Bombardier der reitenden Artillerie, nachdem er noch einen Abſchiedsgruß hinauf gewinkt, lächelnd ab, um die breite Straße nach der Stadt wieder zu gewinnen, und ging zu dieſem Zwecke um die hohe Gartenmauer herum, bis er an ein eiſernes Gitterthor gelangte, welches den Einblick auf einen kleinen, gepflaſterten Hof ſo wie auf das am Ende deſſelben liegende ſtattliche Gebäude gewährte. Dieſes war von ziemlicher Ausdehnung und hatte mit ſeinen hohen Fenſtern, ſeinem friſchen hellen Anſtriche, mit dem Schieferdache ein wohlhabendes, faſt vornehmes Ausſehen. Hinter demſelben erhoben ſich die jetzt allerdings kahlen Aeſte mächtiger Bäume; dort hinaus und gegen die Feſtung lag auch der Garten, wahrſcheinlich mit Terraſſe und Treppen, während ſich diesſeits nur eine hohe und breite Eingangsthür zeigte. Dieſelbe ſchien durch zwei Drähte mit dem hohen Gitterthore der Umfaſſungsmauer in Verbindung zu ſtehen, und ſo war es auch in der That, denn wo hier außen dieſe Drähte in Klingelzügen mit kupfernen Knöpfen endigten, las man unter dem einen derſelben: „Glocke für die Dienerſchaft," und unter dem anderen: „Glocke für die Directorin." Schmoller hatte alſo in ſo fern wohl Recht, als dieſes Haus, wenn auch kein Kloſter, doch ein Stift für junge Damen oder eine Penſions-Anſtalt für Töchter höherer Stände zu ſein ſchien; und nicht nur, daß dieſe durch die ſehr hohe Mauer ſo wie durch das ernſte eiſerne Gitterthor beſchützt und bewacht waren, ſondern ſie waren es noch außerdem von einem rieſigen Hofhunde, der ein kleines Sonnenfleckchen im Hofe zu ſeinem La-

ger benutzte, wobei er mit verdrießlicher Miene den jungen Mann draußen beobachtete und, als sich dieser, um sich den Hof etwas näher anzuschauen, dem Gitterthore näherte, murrend und knurrend näher kam.

Da aber Erich durchaus keine Phantasie hatte, wie sein Freund Schmeller droben, und ihm Haus und Garten deshalb außerordentlich gleichgiltig waren, so wandte er sich, um des Hauses redlichen Hüter nicht weiter zu belästigen, und kehrte nach der Stadt zurück.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Blicke in das Leben einer Pension für Töchter höherer Stände. Wir machen die Bekanntschaft der Vorsteherin, sowie des Premier-Lieutenants mit der gespenstischen Stimme und erfahren etwas über jugendliche Vergehungen und ihre Strafen.

Ein paar Wochen später, in welchen durchaus nichts geschehen war, was für den Lauf unserer wahren Geschichte von Wichtigkeit gewesen wäre, wenn wir nicht vielleicht sagen wollen, daß sich der Bombardier Freiberg sowohl auf dem Exercierplatze als in der Reitbahn die erstaunlichste Mühe gab, um sich die Zufriedenheit seines unmittelbaren Vorgesetzten, des Unterofficiers Wenkheim, zu verdienen, sehen wir uns genöthigt, den geneigten Leser an jenes Haus mit dem großen Garten zurückzuführen, um dort eine Bekanntschaft anzuknüpfen; aber gewiß nicht im Schmoller'schen Sinne, sondern nach dem naturgemäßen Gange dieser einfachen Geschichte. An dem Gitterthore brauchen wir weder die eine noch die andere Klingel zu ziehen, um uns hierauf vor den innerhalb erscheinenden Bedienten zu legitimiren und nach Erfund zugelassen oder abgewiesen zu werden. Wir brauchen auch den bissigen Hofhund nicht

zu ſcheuen, der ſich abermals auf einer Sonnenunterlage ausruht und an dem wir unbeachtet vorüber gehen; ja, wir brauchen an der Thür des Hauſes nicht ein zweites Verhör mit einer alten, mürriſchen Haushälterin zu beſtehen, welche, ein mächtiges Schlüſſelbund am Gürtel, ganz das Ausſehen einer Kloſterpförtnerin hat, ſondern wir treten auch hier frei und frank in den angenehm erwärmten Vorplatz und ſteigen die mit Teppichen bedeckte Haupttreppe empor, die unmittelbar vor eine Thür führt, welche die Aufſchrift trägt: „Frau Direktorin von Welmer.“ Ohne anzuklopfen, ohne die Thür zu öffnen, befinden wir uns in einem behaglichen, faſt elegant eingerichteten Eckgemache des großen Hauſes, und zwar in dem Zimmer der Vorſteherin einer Penſions-Anſtalt für Töchter der vornehmen und hohen Stände. Ein breites Fenſter gewährt uns nicht nur einen Ueberblick über den ſchönen, großen, parkartig angelegten Garten, ſondern läßt uns auch ein kleines Stück der entfernt liegenden kleinen Feſtung ſehen mit ihrem Wallgange und der gleichgültig hin und her ſchlendernden Schildwache.

An dem eben erwähnten Fenſter ſteht ein großer Schreibtiſch mit einem ziemlichen Aufbaue für Bücher, und vor dieſem Schreibtiſche, der mit Papieren aller Art bedeckt iſt, ſitzt die Vorſteherin ſelber, eine ziemlich große, anſehnliche Frau, mit einem hart ariſtokratiſchen Geſichte, welches alsdann nur von einem Zuge von Wohlwollen günſtig erleuchtet wird, wenn die Dame lächelt; aber ſie lächelt höchſt ſelten, und in dieſem Augenblicke thut ſie gerade das Gegentheil, wo ſie, halb gegen das Zimmer gewendet, eine Feder in der Hand, ihre Worte gegen ein gedrückt ausſehendes Weſen, eine der Unterlehrerinnen,

richtet. Dieſe ſteht in der Ecke des Zimmers, mit zuſammengelegten Händen, welche ſie hie und da in einander reibt, beſonders in ſolchen Augenblicken, wo ſie es wagt, mit einem ergebungsvollen, demüthigen Blicke in die Höhe zu ſchauen.

Dieſe Unterlehrerin hat wohlwollende, herzliche, gute Züge, auf denen man Spuren von ehemaliger großer Schönheit ſieht; doch hat die rauhe Hand des Lebens davon weggewiſcht, was möglich war, und es iſt faſt nichts übrig geblieben, als der Glanz der Augen und einige Erinnerungen in der Geſtalt.

Noch eine dritte Perſon iſt in dem Zimmer anweſend, und wenn wir nicht ſchon die Direktorin als ſolche erkannt hätten, ſo würden wir jene für die Vorſteherin des Hauſes halten, ſo ungenirt benimmt ſie ſich und ſo ungenirt geht ſie umher. Es iſt dies eine lange, dürre Dame, von jenen Jahren, in denen man jede Aeußerung der Jugend bei Anderen unbegreiflich findet, denn die eigene iſt ſchon vor ſo langer Zeit dahingegangen, daß man ſich wenigſtens ihrer Freuden durchaus nicht mehr erinnern kann. „Gibt es überhaupt noch eine Jugend?“ konnte ſie fragen. „Hat man überhaupt noch Luſt, zu ſingen, zu tanzen, zu lachen — und zu lieben?“ — Lächerlich, thörichte Einbildungen! Jeder Zug im Geſichte der eben erwähnten Dame iſt eine dreifache Verneinung jener eben geſtellten Fragen. Bei jedem ihrer harten, weiten Schritte, welche ſie durch das Gemach thut, iſt es gerade ſo, als ſuche ſie eine in der Einbildung hervorgeſproßte Blume zuſammen zu treten; nur wenn ſie vor die Unterlehrerin hintritt, ſo thut ſie das mit einem Aplomb, als trete ſie auf den Nacken einer

ſpaniſchen Hauptſtadt eine ordentliche Straße geben ſolle, war uns unfaßlich; ebenſowenig bemerkten wir einen Fiaker und das einzige Beförderungsmittel war ein alter gebrechlicher Omnibus mit vier Pferden beſpannt, dem wir uns anvertrauten, und der uns nach mehrmaligem Stehenbleiben die Höhe hinaufbeförderte.

Ohne die geringſte Uebertreibung habe ich unſere Ankunft in Madrid geſchildert, und fühle mich deßhalb um ſo mehr verpflichtet, zu ſagen, daß ſich der Anblick der Stadt wie mit einem Zauberſchlag änderte, ſobald wir nur auf einem ziemlich ordentlichen Pflaſter bei den erſten Häuſern vorbeigefahren waren. Man befindet ſich hier ſogleich auf dem Prado, dem prächtigen Spaziergange mit dichten, dreifachen Ulmen-Alleen, mit Wegen für die Fußgänger, mit einem Corſo für die Wagen und Reiter, alles ſorgfältig geebnet, mit Steinbänken, prächtigen marmornen Springbrunnen, und fährt ſo am Rande der Stadt hin, deren breite Straßen auf den Prado münden und die, da ſie von ihm alle anſteigen, ein wahres Häuſermeer überſehen laſſen. Rechts haben wir das Nationalmuſeum, die Artilleriekaſerne, den botaniſchen Garten mit ſeinem unabſehbaren langen Eiſengitter, hinter welchem die berühmten Anlagen des Buen Retiro beginnen. Dicht an der Straße ſteht der Obelisk, welcher das Volk von Madrid an die franzöſiſche Gewaltherrſchaft und an den blutigen zweiten Mai von 1808 erinnert. Jetzt biegt unſer Omnibus links in eine Straße ein, es geht auf einem guten Pflaſter ziemlich ſteil aufwärts an vier- bis fünfſtöckigen Häuſern vorbei und, auf der Höhe der Straße angelangt, kommen wir über einen kleinen dreieckigen Platz (Plazuela de Cervantes), in deſſen Mitte wir erfreut die Bronzeſtatue des unſterblichen Schöpfers des Don Quixote erblicken. Die langſame Bewegung des Wagens läßt uns Zeit, ſie etwas genauer ins Auge zu faſſen; ſie iſt nach dem Modell eines ſpaniſchen Künſtlers, aber in einer deutſchen Werkſtätte gegoſſen. Cervantes ſteht in vorſchreitender Stellung, hält in der Rechten eine Papierrolle, die andere Hand ſtützt ſich auf das Degengefäß, doch ſieht man dieſelbe nicht, da der Mantel darüber

Sclavin. Sie hält ihre beiden Arme auf dem Rücken und bewegt ein langes Lineal in ihren dürren Fingern.

„Mamſell Stöckel," ſagt ſie jetzt, indem ſie vor der Unterlehrerin ſo ſcharf wendet, daß ihre Röcke bei Seite fliegen, „kann nun einmal das Protegiren nicht laſſen, und es gibt denn doch in Ihrer Stellung nichts Lächerliches, als zu protegiren. Habe ich Recht, Mamſell?"

„O, gewiß, Fräulein von Quadde," erwiederte die Unterlehrerin demüthig, „und wenn ich je etwas gethan, was dem Protegiren nur im entfernteſten ähnlich ſah, ſo iſt das gewiß unwillkürlich geſchehen."

„Aber doch geſchehen," entgegnete Fräulein von Quadde, deren Organ eine ſo eigenthümlich dumpfe Tiefe hat, daß es faſt wie das eines Bauchredners klingt. Ja, ſie muß etwas von dieſer Kunſt beſitzen, denn ihre Worte klingen oft, als kämen ſie ganz wo anders hervor, meiſtens wie aus der Tiefe des Kellers, wobei es denn von großer Wirkung iſt, daß ſie in Augenblicken hohen Affekts bis auf das Hausdach zu klettern vermag, um alsdann mit dem Gekreiſche einer Windfahne zu endigen.

Wollen wir die vorhandenen drei Damen nach ihrer Stellung in der Töchter-Penſion unſerer militäriſchen Geſchichte gemäß charakteriſiren, ſo wäre Frau Direktor von Welmer der Hauptmann der Batterie, Fräulein von Quadde der Alles dirigirende Premier-Lieutenant und Mamſell Stöckel der letzte der Unterofficiere, obgleich ſie Kenntniſſe genug hat, in dieſem weiblichen Corps gleichfalls Officier zu ſein.

„Aber ich wiederhole es," ſagte die Quadde aus dem Parterreſtocke ihrer Stimme heraus, „wenn Sie dieſes Prote-

giren nicht laſſen, ſo wird die Frau Direktor ein Einſehen haben müſſen und dieſer Beſtrebung ein für alle Mal ein Ziel ſetzen." — Jetzt war ſie tief unten im Keller.

„Ja, Mamſell, Fräulein von Quadde hat Recht," ſagte die Vorſteherin; „Sie protegiren Alles mit einer Auswahl, die etwas Verletzendes hat, Sie protegiren die Köchin, obgleich dies eine naſeweiſe, unausſtehliche Perſon iſt, Sie protegiren von den Stubenmädchen nur die, welche ſich durch unehrerbietiges, ſchnippiſches Betragen auszeichnen. Sie protegiren den Gärtner, der ein Trunkenbold iſt und niemals in die Kirche geht!"

„Ach, Frau Direktorin," erlaubte ſich hier die Unterlehrerin ſchüchtern zu ſagen, „was Sie Protektion des Gärtners nennen, ſo iſt das doch gewiß nur, weil ich Mitleiden habe mit deſſen kranker Frau und ſie zuweilen beſuche, um ihr ein freundliches Wort des Troſtes zu ſagen."

„Sehe mir Einer an," ſagte der Premier-Lieutenant der Erziehungs-Anſtalt, in ſeinem heftigen Gange durch das Zimmer plötzlich parirend, „iſt das nicht ſchon wieder ein gänzliches Verkennen Ihrer Stellung? Sind Sie vielleicht von der Frau Direktorin oder gar von der allerhöchſten Protektorin dieſer Anſtalt dazu berufen worden, den kranken Frauen verſoffener Dienſtleute hülfreiche Troſtesworte zu ſagen? Ei, Mamſell, mir ſcheint, Sie ſind zu was ganz Anderem da, aber Sie ſcheinen überhaupt noch nicht zu wiſſen, zu was Sie da ſind — he?" — Hier ſchaute die Stimme des Fräuleins von Quadde verwunderungsvoll zum oberen Stockwerke hinaus. — „Wüßten Sie das, ſo würden Sie ſich des Protegirens und auch des Einmiſchens anderer Art enthalten!"

„Ja, Mamſell, des Einmiſchens anderer Art!“ pflichtete die Direktorin bei.

„Dürfte ich bitten,“ fragte das demüthige Weſen an der Thür, „worin dieſe andere Art noch beſteht?“

„Ei, Mamſell, wie Sie vergeßlich ſind!“ ſagte die Quadde. „War das nicht ein Einmiſchen ganz unberufener Art, als Sie vor vierzehn Tagen die gerechte Strafe, die man der Waldow diktirt, dadurch abſchwächten, daß Sie ihr heimlich ein Nachteſſen zutrugen, und nicht genug damit, ſondern daß Sie ihr auch noch während der Nacht im Arreſtzimmer Geſellſchaft leiſteten? Thaten Sie das nicht, Mamſell?“

„Ja, ich habe das gethan!“ ſagte Mamſell Stöckel mit mehr Feſtigkeit, als man ihr zugetraut hätte.

„Und warum thaten Sie das, wenn man fragen darf?“

Die Unterlehrerin warf einen Blick an den blauen Himmel empor, als wolle ſie ſich wenigſtens in der Einbildung eines höheren Schutzes verſichern; dann drehte ſie ein paar Mal ihre Hände krampfhaft um einander und ſagte hierauf: „Ich that das, wenn ich offen reden darf und ſoll, erſtens, weil ich die Strafe an ſich für ungerecht hielt ....“

„O—o—o—oh, Mamſell!“

„Weil ich,“ wiederholte, wie um ſich ſelbſt Muth zu machen, die Andere mit hochgerötheterm Geſichte, ſchwer athmend, mit ſichtbarer Erregung, „dieſe Strafe für ungerecht hielt — weil ich — nein, weil die Waldow, ſonſt ein gutes, folgſames Mädchen, die Angegriffene war, und es ſie nothwendig ſchmerzen mußte, daß manche der anderen jungen Mädchen, ja, einige der Lehrerinnen es ſie hier ſogar fühlen ließen, wie ihre Stellung in der Welt nach dem Tode ihres Vaters,

des allmächtigſten Mannes, plötzlich eine ſo ganz andere geworden ſei — und weil, was den vorliegenden Fall anbetraf, die Hellwig ihr das auf die brutalſte Art zu verſtehen gab, indem ſie ihr neulich beim Spaziergange durch die Vorſtadt höhniſch den Rath gab, ſich in einer der kleinen Hütten dort eine Wohnung für ihre Frau Mama Excellenz auszuſuchen!"

„Kleinigkeiten, kindiſches Geſchwätz!" ſagte die Direktorin, während die Quadde mit über einander geſchlagenen Armen in der Mitte des Zimmers ſtehen blieb und die Unterlehrerin von oben bis unten und dann wieder von unten bis oben betrachtete.

„Gewiß, Kindereien, Nadelſtiche, wenn Sie erlauben wollen, Frau Direktorin, die aber, wenn ſie fortgeſetzt werden, am Ende das ruhigſte, folgſamſte Gemüth zur Verzweiflung treiben können."

„Sie plaidiren wohl jetzt mehr für ſich ſelber, als für die Waldow?" fragte der Premier-Lieutenant mit einem ſo angenehmen Tone in der Stimme, als liege er in einer ſchönen Bel-Etage am Fenſter und ſchaue in eine friedliche Abendlandſchaft hinaus.

„Ja, es waren Nadelſtiche, die unaufhörlich erfolgten, kleine, boshafte Bemerkungen beim Mittageſſen, im Schlafzimmer, beim Leſen der Journale, wo nur eine Anſpielung möglich war, und die endlich das Gemüth des Kindes ſo verbitterten, daß es zu jenem allerdings unangenehmen Auftritte kam, in Folge deſſen die Angegriffene beſtraft wurde, während die Angreiferin vollkommen unbehelligt blieb, und darum nannte ich die Strafe ungerecht."

„Wiſſen Sie auch, Mamſell," brauſte die Direktorin

auf, „daß es an Empörung Ihrerſeits grenzt, Ihre Vorgeſetzten des ungerechten Strafens zu beſchuldigen?“

„Wenn ich das vor den Untergeben thäte, könnte es vielleicht unter Umſtänden ſo genannt werden, ſo aber muß es mir bei meiner Vertheidigung geſtattet ſein.“

„Bitte, bitte,“ ſagte die Quadde mit einer Handbewegung gegen die Vorſteherin, „wollen wir nicht dieſe Vertheidigung zu Ende hören? Denn da Mamſell Stöckel mit einem Erſtens anfing, ſo wird ſie auch ein Zweitens für uns in Bereitſchaft haben. Bitte, nennen Sie Ihr Zweitens.“

„O gewiß, Fräulein von Quade, ich werde es Ihnen nicht vorenthalten! Zweitens nahm ich mich der armen Waldow an jenem Abende an und blieb bei ihr in ihrem dunkeln Arreſtzimmer, weil ſie mich flehentlich, fußfällig darum bat. Das arme Geſchöpf kam vom Sterbebette ihres Vaters, aus dem düſtern Trauerhauſe, und ihre erregte Seele war erfüllt mit Phantaſien und Bildern ſchrecklicher, unheimlicher Art. Ich bin überzeugt, Frau Direktorin,“ fuhr ſie nach einer Pauſe mit feſterer Stimme fort, nachdem ſie vorher einen tiefen Athemzug gethan, „die Waldow hätte in der Nacht, wenn ſie allein geblieben wäre, entweder eine fürchterliche Scene gemacht, oder wir hätten ſie am andern Morgen aus dem Arreſtzimmer ins Krankenzimmer bringen können.“

„Das iſt alles möglich,“ entgegnete Frau von Welmer, „aber in dem Falle wäre es Ihre Schuldigkeit geweſen, eine Ihrer Vorgeſetzten von dieſem Zuſtande zu benachrichtigen.“

Hierauf gab die Unterlehrerin in einem ſo leiſen Tone zur Antwort, daß es nur die dicht vor ihr ſtehende Quadde vernehmen konnte: „Habe ich das vielleicht nicht gethan?“

Worauf dieſe geräuſchvoll zu der Vorſteherin des Hauſes ging und ihr ſagte:

„Wie ich Ihnen vorhin ſchon bemerkt, das entſchuldigt ſich und hat immer Recht gehabt, und wird uns am Ende noch begreiflich machen, daß wir ſelbſt im Unrechte ſind; es iſt mit dieſen Leuten nichts anzufangen, und ſtatt freundliche Worte an ſie zu verſchwenden, thut man am beſten, kategoriſch zu befehlen, bis man Alles anders machen kann, was doch auch über kurz oder lang kommen wird.“

„Ja, Poſitives, Poſitives!“ ſagte die Vorſteherin, indem ſie einen beſchriebenen Bogen Papier vor ſich nahm und dann, nachdem ſie darin etwas geſucht und gefunden, fortfuhr: „Richtig, das war's! Wie können Sie auf dem Ihnen anvertrauten Schlafſaale dulden, daß die jungen Mädchen, nachdem die Zeit ihres Zubettegehens da iſt und ſie ausgezogen ſind, unter allerlei lächerlichen Vermummungen groteske Tänze und dergleichen aufführen? Wollen Sie denn nie lernen, was das Reglement des Hauſes, wie es ausdrücklich von der hohen Protectorin beſtimmt wurde, vorſchreibt? Kennen Sie vielleicht dieſes Reglement nicht?“

„Oder finden Sie daſſelbe vielleicht auch ungerecht?“ fragte der Premier-Lieutenant.

„Ich kenne es und finde es auch nicht ungerecht, beſtehe auch mit beſten Kräften darauf, daß es gehalten wird, konnte aber in beſagtem Falle die harmloſe, eben ſo plötzlich ausbrechende, als raſch wieder aufhörende Luſtigkeit der jungen Mädchen nicht verhindern; aber kaum hatte ich ihnen einige ernſte Worte geſagt, ſo lagen ſie auch alle in ihren Betten und thaten, als wenn ſie feſt ſchliefen.“

„'s iſt doch eigenthümlich," ſagte die Quadde höhniſch, wobei ſich ihre Stimme hoch im Hauſe zu befinden ſchien, „daß dergleichen Scandale immer in Ihrer Abtheilung vorkommen; ſo die Geſchichte von geſtern Abend mit Miß Price!"

„Was war denn das wieder?" fragte die Vorſteherin in bekümmertem Tone.

„Auch wieder wegen dieſer Waldow, nicht wahr, Mamſell Stöckel? Wobei natürlicher Weiſe Ihre Lieblinge wieder vollkommen im Rechte ſind!"

„O — meine Lieblinge — ich habe keine, Fräulein von Quadde. Aber allerdings betraf dieſer kleine Vorfall wieder die ewigen Sticheleien, die man an der Waldow ausläßt und für welche Miß Price, wie ſo oft, Partei nahm."

„O, das nennen Sie mit dem harmloſen Worte Parteinehmen, wenn dieſe junge, wilde Perſon auf die Welten losfuhr und ſie zu erdroſſeln drohte?"

„Leider, leider, nachdem aber die Price fünf bis ſechs Mal gebeten, endlich Ruhe zu halten, und nachdem auch ich ſtrengſtens darum erſucht. Doch wollte die Welten nicht aufhören, ja, ſie miſchte abſichtlich Miß Price in ihre Neckereien, indem ſie meinte, es ſei am beſten, wenn dieſe und die Waldow die Penſion junger, vornehmer Mädchen verließen und ſich auf die Bänkelſängerei verlegten. Beide wurden gerechter Weiſe beſtraft."

„Die Price iſt ein Kobold der ſchlimmſten Art," ſagte Fräulein von Quadde, indem ſie abermals im Zimmer auf und ab ging. „Wenn von Einem Gemüthe das Sprüchwort gilt, ſtille Waſſer ſind unergründlich, ſo von dieſem, und dabei gibt ſie aus ihrer Ruhe heraus die ſchärfſten und verletzendſten

Antworten, ohne alle ſichtbare Leidenſchaft, und ich bin überzeugt, wie ſie geſtern auf die Welten losgefahren iſt, that ſie das mit unverändertem, ja, lächelndem Geſichte. Iſt's nicht ſo, Mamſell?"

„Ich konnte das nicht bemerken, da nur die Nachtlampe brannte, doch drückte die Stimme der Price tiefe Erregung aus."

„Natürlicher Weiſe ſagen Sie nur Gutes von ihr."

„Und wenn ich auf der Folter läge, ich könnte im Allgemeinen nichts Schlimmes über ſie ſagen; ſie iſt gewöhnlich ſtill und beſcheiden, ſie lernt wie Keine, ſie hat ein vortreffliches Herz, und was ihre zuweilen ſchroff hervortretende, allerdings wilde Leidenſchaftlichkeit angelangt, ſo wiſſen Sie beſſer wie ich, daß es nur Folge ihrer arg vernachläſſigten Erziehung iſt."

„Ich glaube, bei ihr iſt Alles Verſtellung," ſagte die Quadde; „denn trotz ihrer arg vernachläſſigten Erziehung, worauf man ſo Vieles ſchiebt, und trotz ihrer wilden Natürlichkeit wirft ſie mit boshaften Witzen um ſich, die einen ſcharfen Verſtand und tiefe Ueberzeugung beurkunden. War ſie es doch, die das Wort erfunden hat," fuhr ſie achſelzuckend fort, „(ich habe nicht darüber reden wollen, um nicht ihre ewige Anklägerin zu machen), meine Stimme, welche allerdings großer Modulationen fähig iſt, ſei ein umherwandelndes Geſpenſt und erſchrecke am meiſten, wenn man ihr auf dem Dachboden begegne."

Die Verſteherin zuckte mit den Achſeln und las dann von ihrem Zettel den Namen der Gräfin Haller. „Was iſt's mit dieſer?"

„O," meinte Fräulein von Quadde mit einem Tone, der

ſo lieblich klang, als dränge er durch die Zweige einer Gaisblattlaube, „ſie wird wegen des Lobes dort vorgemerkt ſein — das gute Geſchöpf!“

„Diesmal nicht,“ erwiederte Frau von Welmer lächelnd; „nein, ich erinnere mich, der hochwürdige Herr Caplan hat ſie ſtrengſtens bei mir verklagt, weil ſie in der Stunde des Religions-Unterrichts in einem anderen Buche geleſen. Sehen Sie, hier iſt das Buch — ich habe es nicht einmal betrachtet.“

„Bitte, laſſen Sie ſehen,“ ſagte Fräulein von Quadde raſch und nahm das Buch aus den Händen der Vorſteherin, ehe dieſe noch den Deckel aufſchlagen konnte. „Ach, es iſt an ſich etwas ganz Unſchuldiges — ‚Vergißmeinnicht. Almanach für Frauen und Jungfrauen‘ —, allerdings recht unpaſſend für die Religionsſtunde! Sie werden mir erlauben, der Gräfin Haller darüber eine Rüge zu ertheilen.“ — Damit ſteckte ſie, ohne Erlaubniß abzuwarten, das Buch, auf deſſen erſter Seite der Name der Beſitzerin, „Bertha von Quadde“, geſchrieben ſtand, in die Taſche ihres Kleides. — „Es iſt jetzt eilf Uhr,“ fuhr ſie gegen die Unterlehrerin gewendet fort, die jungen Damen werden frühſtücken und dann ihren Morgen-Spaziergang im Garten machen. Mamſell Erbe und Sie werden dieſelben begleiten; es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Price und die Waldew zur Strafe auf ihrem Zimmer bleiben.“

„Die erſtere wollten wir ja einen Augenblick ſehen,“ meinte Frau von Welmer mit einem fragenden Blick auf ihren Premier-Lieutenant, und als dieſe ihre Zuſtimmung gegeben hatte, verließ die Unterlehrerin das Zimmer, um wenige Minuten nachher die Gerufene eintreten zu laſſen, worauf ſie ſich ſelber wieder zurückzog.

Miß Price war eine junge Dame von über fünfzehn Jahren, doch hätte man ſie ihrer ausgebildeten Geſtalt nach für wenigſtens ſechszehn bis ſiebenzehn Jahren halten können. Sie trug das gewöhnliche Kleid der Penſionärinnen der Anſtalt, ein Gewand von hellgrauem, feinem Wollenſtoffe, das, feſt an ihre ſchlanke Taille ſo wie am Oberkörper anliegend, ihre ſchönen, eleganten Formen zeigte. Ihr Geſicht verband mit dem hellen, durchſichtigen Teint, der gewöhnlich den Engländerinnen eigen iſt, eine hohe, breite Stirn, geiſtvolle, ſehr beſtimmt blickende Augen, eine feine, gerade Naſe und einen zierlich geſchnittenen Mund. Kurz, dieſes Geſicht war von einer edlen, vornehmen Schönheit. Ihr Haar war hellblond, aſchfarbig, von ſeltener Fülle und hing ihr tief auf die Schultern und den Nacken herab, obgleich es kunſtlos zweimal um ihren Kopf, dort nur von einem einfachen weißen Kamme gehalten, herumgelegt war.

„Sie können Sich wohl denken, warum ich Sie rufen ließ, Miß Price," ſagte die Vorſteherin höchſtſelbſt, während ſich der Premier-Lieutenant hinter ihren Stuhl zurückgezogen hatte

„Jawohl, Madame, ich kann mir das allenfalls denken."

„Kommen aber leider nicht mit einer Miene zu mir, welche Ihr Bedauern über den Vorfall ahnen läßt, oder fühlen Sie vielleicht kein Bedauern darüber?"

„O doch, Madame! Es thut mir leid, daß ich mich vom Zorne ſo weit fortreißen ließ, und wünſche ſehnlich, daß ich mich begnügt hätte, mit gleichen Waffen zu kämpfen!"

„Mit welchen Waffen, wenn ich fragen darf?"

„Mit böſen, verletzenden Worten, die oft weher thun, als jede andere Waffe."

fällt und ſo die Verſtümmelung verbirgt, welche der große Nationalſchriftſteller und tapfere Soldat in der Schlacht von Lepanto erhalten. Am Piedeſtal ſind einige Scenen aus dem Don Quixote in Bronze-Reliefen angebracht. So gut die Wirkung dieſes Monuments an ſich iſt, ſo dürfte doch die ganze Maſſe deſſelben bedeutender ſein, denn zu unſerer Rechten erhebt ſich in allzugeringer Entfernung die ſchöne Façade des Palaſtes der Cortes, in deren Mitte eine majeſtätiſche Colonnade von granitnen korinthiſchen Säulen und einem edel componirten Giebelfeld aus weißem Marmor herriſch über den Platz hereinragt; gewaltige Löwen von Bronze auf den Flügelmauern der breiten Marmortreppe als Anſpielung auf das ſpaniſche Wappen bewachen den Eingang, und die ganze ſchön gegliederte Gebäudegruppe erweckt eine ſehr günſtige Meinung für die gediegene Richtung der modernen ſpaniſchen Architektur.

Was wir ſeit unſerem Eintritt in die Stadt ſahen, hat einen großen Eindruck auf uns hervorgebracht und Madrid iſt in unſerer Achtung bedeutend geſtiegen; freilich rollen wir jetzt durch eine engere Straße, die Carrera San Geronimo, abwärts bei unbedeutenden, gänzlich uniformen Häuſern vorbei, deren Läden und Magazine mit wenig Ausnahmen durchaus keinen großſtädtiſchen Charakter haben. Jetzt hält der Omnibus auf einem kleinen Platze vor einer ziemlich geſchmackloſen und unbedeutenden Kirchenfronte, einem Platze ſo klein, daß er eher ein Carrefour genannt werden dürfte, da er kaum Raum bietet für die Maſſen der Wagen und Fußgänger von ſechs Hauptſtraßen der Stadt, die ſich hier kreuzen und münden. Wir ſteigen aus und ſchauen uns einigermaßen verwundert an, als uns der Omnibusführer ankündigt, daß wir die Puerta del Sol erreicht. Von dieſem Brennpunkt des Madrider Lebens hatten wir uns doch ein anderes Bild gemacht. Das Gewühl der Wagen und Fußgänger war allerdings bedeutend genug, der Platz ſelbſt aber faſt rings umgeben von unbedeutenden Häuſern, in denen ſich wahre Kram-

„Die aber nicht gegen Sie gerichtet waren.“

„Ich kann das allerdings nicht beweisen, und doch fühlte ich, daß die Baronin Welten Worte sagte, welche die Absicht hatten, mich tief zu kränken.“

„Welche Worte denn?“

„Ich habe sie vergessen, und auch wenn sie mir erinnerlich wären, würde ich sie doch hier nicht wiederholen; man hat mir eine gerechte Strafe dictirt, und damit wird wohl diese Sache vor der Hand zu Ende sein.“

Das junge Mädchen sprach mit wohlklingender, ruhiger, leidenschaftsloser Stimme, und auch der Blick ihrer großen Augen schien nichts Anderes auszudrücken, abgerechnet einen tiefen Ernst, etwas Düsteres, welches aber diesen Blicken gewöhnlich war und deßhalb auch von den beiden Damen nicht weiter beachtet wurde.

„Sie wissen wohl, Miß Price,“ sagte die Vorsteherin nach einer Pause, daß ich Sie gern habe und Ihren guten Eigenschaften alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, aber dieses Wohlwollen, das ich Ihnen beweise, ja, welches Ihnen mit wenig Ausnahmen Alle im Hause förmlich entgegentragen und aufdrängen, muß nicht zu einem schroffen Benehmen verleiten, wie Sie es leider an Sich haben und das Sie, wie mir scheint, Sich schwer abgewöhnen können. Ja, Miß, damit erwirbt man im Leben keine Freunde, überwindet auch nicht die Schwierigkeiten, die sich uns entgegensetzen. Gewiß, Sie müssen Sich Ihr schroffes Wesen abgewöhnen, sonst genügen Ihnen für Ihr späteres Fortkommen auch nicht einmal die mächtigen Protectionen, deren Sie Sich zu erfreuen haben.“

Die Lippen der jungen Dame kräuselten sich leicht, un-

merklich, ob ſchmerzlich, ob verächtlich, man konnte das nicht genau unterſcheiden, vielleicht Beides; wenigſtens verdüſterte ſich ihr Auge noch mehr, als ſie hierauf ſagte: „Ich habe noch nie auf die mächtigen Protectionen meine Zukunft gebaut, Protectionen, die zu verdienen ich gewiß nicht werth genug bin. Was aber mein ſchroffes Weſen, wie Sie es nannten, anbelangt, ſo fühle ich es wohl, daß ich allerdings nicht bin wie andere, heitere, ich möchte faſt ſagen, gerade dadurch glückliche Mädchen. — Ich werde mir aber Mühe geben," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, während welcher ihre Bruſt von einem leichten Seufzer gehoben wurde, „freundlicher, nachgiebiger zu ſein — glücklicher, wenn das möglich iſt," ſetzte ſie leiſe flüſternd hinzu.

Thun Sie das, mein liebes Kind," erwiederte die Directorin in wohlwollendem Tone, „man meint es ſo gut mit Ihnen, man will ja nur Ihr Beſtes! Geſtern noch hatte ich die Ehre, Ihre Excellenz die Frau Oberſt-Hofmeiſterin Gräfin Baring zu ſehen. Sie erkundigte ſich ſo liebreich nach Ihnen und trug mir freundliche Grüße auf, auch von Seiten der Gräfin Seefeld, von der ſie Briefe hat."

„Ich danke Ihnen, Madame! Es freut mich ſehr, wenn ich höre, daß ſich die Frau Gräfin Seefeld, der ich ſo vielen Dank ſchuldig bin, meiner erinnert!" — Als ſie das ſagte, klang ihre Stimme etwas bewegt, doch blickte ihr Auge ruhig, ja, kalt, wie vorher.

„Glauben Sie mir," fuhr die Vorſteherin fort, „daß ich Ihrer gegen die Frau Oberſt-Hofmeiſterin mit beſtem Lobe erwähnte, und kann ich auch nicht anders, als Ihrem Betragen im Allgemeinen ſo wie den Fortſchritten, die Sie machen, nur das Beſte nachrühmen, und, wie ſchon früher geſagt, wäre ich

ganz mit Ihnen zufrieden, wenn Sie in Ihrem Benehmen etwas wärmer, herzlicher, theilnahmvoller ſowohl gegen Ihre Geſpielinnen als beſonders gegen Ihre Lehrerinnen ſein wollten. Geben Sie Sich Mühe darin, und Sie werden ſehen, es geht ſchon! Wollen Sie es verſuchen?"

„O ja, Madame!"

„Wollen Sie nicht damit anfangen, der Baronin Welten ein freundliches Wort zu ſagen? Wenn dieſelbe auch mit unangenehmen Worten gegen Sie begann, ſo waren Sie doch die Angreiferin auf eine Art, die eigentlich unerhört iſt."

„Hätte die Baronin Welten mich allein mit ihren Worten verletzt," ſagte das junge Mädchen in ruhigem, feſtem Tone ihrer Stimme, ſo würde ich durchaus keinen Anſtand nehmen, ſie um Verzeihung zu bitten; ich aber trat nur für die arme Waldow ein, die von der Welten aufs tiefſte beleidigt wurde, und ſo lange ſich Jene nicht zuerſt gegen die Waldow entſchuldigt, würde ich mich kaum dazu entſchließen können, ihr ein freundliches Wort zu ſagen."

„Das gäbe eine ganze Kette von Entſchuldigungen," ſagte ihr Fräulein von Quadde tief aus dem Keller heraus, „und wer wollte herausfinden, welche von dieſen jungen Damen gerechter Weiſe damit anzufangen hätte?"

„Nun, die arme Waldow wenigſtens nicht," ſprach Miß Price in einem etwas lebhafteren Tone, wobei ſie ihre Augen einen Moment auf dem Geſichte der erſten Lehrerin ruhen ließ.

Dieſe zuckte mit den Achſeln und wandte ſich offenbar gelangweilt gegen das Fenſter, worauf denn die Vorſteherin mit einer Handbewegung und einem kurzen Kopfnicken die Miß Price verabſchiedete.

Als ſich die Thür hinter ihr geſchloſſen, wandte ſich Fräulein von Quadde lebhaft um und ſagte, ihr nachſchauend: „Das iſt ein ganz eigenthümliches Geſchöpf, es wäre in der That beſſer geweſen, wenn man ſie nicht bei uns aufgenommen hätte; ich weiß nicht, auf mich macht dieſes unausſtehliche ſchroffe Weſen, machen dieſe düſtern Augen einen ganz unheimlichen Eindruck. Vielleicht, daß ich ihr Unrecht thue, aber ich kann mich nun einmal des Gedankens nicht erwehren, daß, wenn dieſe junge Perſon Urſache zu haben glaubte, irgend Jemanden zu haſſen, ihr es nicht darauf ankäme, ſich mit irgend einer Waffe Recht zu verſchaffen.“

„Ach, gehen Sie doch, meine liebe Quadde, Sie haben nun einmal eine Antipathie gegen das Mädchen, und ich weiß ja wohl, nicht ganz mit Unrecht! Es iſt eben mit ihr, wie mir auch die Gräfin Seefeld damals ſagte: ſie verlebte eine traurige, freudloſe Jugend, ſie wurde zuweilen mit Härte behandelt, vielleicht ungerechter Weiſe mit Härte, ſie wuchs empor unter Mangel und Entbehrungen.“

„Und beweiſt ſich für dieſen glänzenden Umſchwung ihres Schickſals dadurch dankbar,“ ſagte die Quadde in ironiſchem Tone, „daß ſie mit dem Hochmuthe einer ſchlecht erzogenen Prinzeſſin auf Alles neben ſich hinabſchaut!“

„Sie nennen ihr ſtilles, abgeſchloſſenes Weſen Hochmuth; ich möchte es viel lieber mit dem Ausdrucke Mißtrauen bezeichnen, Mißtrauen gegen einen geſellſchaftlichen Kreis, von dem ſie ſich früher ausgeſtoßen fühlte.“

„Vielleicht mit Recht,“ ſagte die Quadde halblaut und mit einem Tone, der wie tief aus einem Burgverließ heraufklang. „Wer iſt ſie eigentlich? Eine Frage, die ich allerdings

nur in Ihrer Gegenwart laut werden laſſen möchte, eine Frage, die ich zweifelnd thue und mit welcher ich meine Aeußerung von vorhin motiviren würde, warum wir ſie eigentlich aufgenommen, da weder die Gräfin Seefeld, noch die Oberſt-Hofmeiſterin, im Grunde eine und dieſelbe Quelle, die erſte und nothwendigſte Bedingung zur Aufnahme erfüllen wollten oder konnten, nämlich gültige Familienpapiere über dieſes junge Mädchen vorzulegen."

„Sie vergeſſen, liebe Quadde," verſetzte die Vorſteherin mit ſanfter Stimme, „daß Ihre Hoheit, die Frau Herzogin, unſere allergnädigſte Protectorin, unſere Bedenken dadurch abſchnitt, daß ſie ſich für die Aufnahme der jungen Perſon ausſprach, und darauf hin muß ich ſie ſchon halten, als ob es etwas ganz Abſonderliches wäre."

„Und dieſes Abſonderliche wäre im beſten Falle vielleicht gerade das Natürliche."

„Möglich; dafür ſprechen auch ihre hohe Protectionen, und daß ſie vom Blute einer guten, ja, vornehmen Familie iſt, darüber kann Niemand im Zweifel ſein, der Menſchenkenntniß beſitzt, und dieſes im Aeußern ſo tadellos ſchöne Mädchen mit ihrem ariſtokratiſchen Anſtande betrachtet."

„Blaues Blut allerdings," erwiederte die Quadde, „aber mit anderem gemiſcht, das häufig in ihren Extravaganzen zu Tage tritt. Dieſe junge Perſon fürchtet ſich nämlich vor gar nichts; eben ſo gut wie ſie ohne die geringſte Emotion die Nacht in einer Kirche oder auf einem Friedhofe zubringen würde, betrachtet ſie mit Entzücken die erſchütterndſten Ausbrüche eines ſchweren Gewitters und greift bei andern Gelegenheiten augenblicklich und keck und ſicher zu, wo ſich Männer

beſinnen würden. Erinnern Sie ſich noch, wie bei einer Ausfahrt im vorigen Sommer die Pferde mit dem ſchweren Geſellſchaftswagen den Berg hinabraſten, als der Kutſcher im Begriffe war, den Hemmſchuh einzulegen?"

„Ich denke mit Schaudern daran!"

„Wie ſie ſich damals raſch der Zügel bemächtigte und die Thiere mit einer Kraft und Gewandtheit bändigte, welche Alles in Erſtaunen ſetzte? Doch will ich das Alles noch nicht einmal zu den Schattenſeiten ihres eigenthümlichen Weſens zählen, wie den Angriff auf die gute Welten von geſtern oder wie ihren übermüthigen Eigenſinn vor ein paar Tagen, als ſie beim Spaziergange trotz des Zurufens der Lehrerinnen ſo dicht an der Straße blieb, daß ſie von der vorüberraſſelnden Batterie und den toll galopirenden Pferden mit Sand und Schmutz beſpritzt wurde. Hätte ſie einen Bruder oder ſonſt einen Verwandten zufällig unter den Officieren entdeckt, ſie hätte ihm nicht mit mehr Intereſſe nachſchauen können."

„Ich will nicht hoffen, nein, ich bin davon überzeugt, liebe Quadde, daß dieſes Nachſchauen keinem jener Reiter galt — der Himmel ſoll uns in Gnaden vor ſo etwas bewahren! Ah, Sie gehen zu weit, viel zu weit, und ſind darin ungerecht gegen die junge Perſon! Was das anbelangt, meine Liebe, müßte man auf Andere ein ſchärferes Auge haben, ſo auf Ihren Liebling, die Gräfin Haller; dieſe iſt gefallſüchtig bis zur Möglichkeit und treibt ihre kleine Coquetterieen, wo ſich nur eine Gelegenheit dazu darbietet! Betrachten Sie nur ihren Anzug und wie ſie es nie verſäumt, an ihrem Haar irgend etwas Auffallendes anzubringen, ſo zwar, daß Ihre Hoheit unſere allergnädigſte Protectorin das neulich ſogar bemerkte!"

„'s iſt eben ein junges, hübſches Mädchen von lebhaftem Temperament.“

„Ja, ja, die während des Religions-Unterrichts in anderen Büchern lieſt; wir wollen ihr das diesmal nicht ſo hingehen laſſen und kann ſie, ſtatt nachher im Garten ſpazieren zu gehen, den beiden Anderen auf dem Arbeitszimmer Geſellſchaft leiſten. Sagen Sie ihr das.“

Da die Vorſteherin hierbei mit dem Kopfe nickte und ſich gegen ihren Schreibtiſch wandte, ſo endigte hierauf die Unterredung der beiden Damen, und Fräulein von Quadde verließ das Gemach mit einem zweifach unangenehmen Gefühle.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

In welchem vom blonden Haare der Genoseva, von Richard Löwenherz und dem treuen Blondel die Rede ist. Ein Kapitel voll zarter Geständnisse, welch letztere aber durch ein Ereigniß unterbrochen werden, das die Pensien in große Aufregung versetzt.

Vorhin, als Miß Price das Zimmer der Directorin verlassen, war sie rasch den Corridor entlang geeilt zur Treppe, die in den oberen Stock führte, mußte aber hier ein paar, und für sie nicht gerade angenehme Augenblicke stehen bleiben, da es nämlich um die Zeit war, daß die jungen Damen der Pension zu ihrer Zerstreuung und Bewegung in den Garten gelassen wurden. Dies pflegte gewöhnlich nach dem Frühstücke zu geschehen, besonders bei zweifelhaftem Wetter wie heute, wo trübe Wolken oder boshafte Windstöße auf Regen oder gar Schnee deuteten.

Das junge Mädchen blieb dicht an dem Treppengeländer stehen, ohne auch nur im geringsten zurückzuweichen, als sie die ersten der Pensionärinnen von oben herabkommen sah und hörte. Manche, besonders unter den älteren, thaten, als sei sie gar nicht da, Andere nickten ihr gleichgültig zu, wieder

andere freundlich, und wohl der größte Theil der jungen Damen. Einige sprangen auch hinter dem Rücken der vorausschreitenden Lehrerin an sie hin, klopften sie freundlich auf die feinen, weißen Finger oder legten einen Augenblick die Hand auf ihre Schulter; dann flog wohl ein freundliches Lächeln über die sonst so ernsten Züge des jungen Mädchens, ja, sogar zuletzt ein herzlicher Ausdruck, als zum Beschluß die Unterlehrerin Mamsel Stöckel kam, an deren leicht gerötheten Augen man deutlich sah, welch tiefen Eindruck die vorhin gehabte Unterredung auf sie ausgeübt. Hierauf war die Schaar der jungen Mädchen im Treppenhause verschwunden und befand sich gleich darauf in dem weiten, schönen Garten, in dem sie sich mit Ballschlagen oder ähnlichen kleinen Spielen beschäftigten.

Miß Price stieg die Treppe vollends hinauf und trat oben in eines der geräumigen Arbeitszimmer, welches für ähnliche Fälle, wie heute, als Straffaal benutzt wurde, allerdings nur für ganz leichte Vergehen, weßhalb denn auch die ganze Strafe darin bestand, daß sich die jungen Damen abgesondert an einen der Tische setzen mußten, um Aufgaben auszuarbeiten oder sich mit Handarbeiten zu beschäftigen. Es befanden sich hier schon drei dieser Unglücklichen, und zwar in drei Ecken des Zimmers, von denen die schwarz gekleidete Waldow mit Briefschreiben beschäftigt war, aber mit häufigen Unterbrechungen, welche darin bestanden, daß sie ihr auf dem Tische befindliches Tuch zuweilen an die Augen drückte. In der Ecke, am entferntesten von ihr, saß die Baronin Welten, mit einer großen Stickerei beschäftigt, die sie zuweilen mit triumphirenden Blicken vor sich ausbreitete, um sich an dem

Leuchten der hellen Farben so wie an dem Glanze der Gold- und Silberperlen zu erfreuen. Diese junge Dame hier schien überhaupt von dem glücklichsten Humor zu sein, und ehe sie nach solchen kleinen Unterbrechungen wieder in ihrer Arbeit fortfuhr, zählte sie vorher die nöthigen Stiche genau ab, und that sie das weder leise, noch in gewöhnlicher Art, sondern intonirte irgend eine bekannte Melodie zu den Worten eins, zwei, drei — vier, fünf, sechs — sieben, acht, neun — zehn, eilf, zwölf — wobei sie es am Schlusse selten unterließ, nach der betrübten Briefschreiberin hinüberzuschauen. Diese Baronin Welten hatte weder ein schönes, noch ausdrucksvolles Gesicht, und alles, was man zu letzterem hätte rechnen können, war ein moquanter Zug um den Mund so wie ein hochmüthiger Blick aus ihren unbedeutenden Augen.

Die Dritte im Zimmer, die Gräfin Haller, stand an einem Fenster, hatte beide Arme auf die Stange desselben gestützt, aber durchaus nicht im niederdrückenden Gefühle ihres Zimmerarrestes, wie sie eben auch mit lauter Stimme versicherte, sondern einzig und allein, um den Himmel zu betrachten, der ihr in seiner grauen Alltäglichkeit millionenmal amusanter erschien, als boshafte Gesichter junger, unbedeutender Personen, selbst wenn diese jungen, unbedeutenden Personen mit den lächerlichsten Ostentationen ihre harlequinartigen Stickereien sehen ließen. — Weißt du, hatte sie hierauf zur Waldow hinübergerufen, aus so einem Zimmerarrest werde ich mir gar nichts machen, und wenn er ein halbes Jahr dauerte, nicht so viel — dabei schnippte sie mit den Fingern —, aber man müßte dann unter gleichgesinnten Seelen sein, in guter Gesellschaft, und nicht, fuhr sie in pathetischem Aufschwunge fort,

läden befinden, gar zu unbedeutend für ſein Renommée und ſeinen ſtolzen Namen Puerta del Sol — Sonnenpforte.

Um das Jahr 1520 war hier noch eine wüſte leere Stätte, damals noch vor den Mauern der Stadt, welche wenig Schutz gewährten vor den zahlreichen Räuberbanden, die in den umliegenden Wäldern hausten und die Stadt häufig überfielen. An dieſer Stelle baute man zur Abwehr gegen ſie ein kleines Fort, deſſen öſtliches Thor mit einer Sonne geſchmückt war. Obgleich nun Thor und Sonne längſt verſchwunden ſind, hat ſich doch der Name bis auf den heutigen Tag erhalten. Was nun den Platz ſelbſt anbelangt, ſo iſt er für die Madrider Bevölkerung von großer Wichtigkeit; hier finden Rendezvous im großartigſten Maßſtab ſtatt, in ruhigen Zeiten tauſcht man Anecdoten und Neuigkeiten aus, welche indeſſen meiſtens mit der Politik zuſammenhängen; in unruhigen Tagen finden hier die ernſten Beſprechungen ſtatt, in deren Folge denn auch die meiſten Aufſtände an der Puerta del Sol losbrechen. Wie ſchon geſagt, münden hier ſechs Hauptſtraßen der Stadt, von denen die Alcalà mit ihrer Fortſetzung der Calle Mayor, die bis zum Schloßplatz geht, die Stadt in zwei Hälften theilt und die Hauptader Madrids genannt werden kann. Die Carrera San Geronimo, die Calle de la Montera und de Carretas, voll Läden und Buden, leiten den Lebensſtrom der beiden gewaltigen Stadthälften hieher und in der Winterszeit Mittags zwiſchen zwölf und zwei Uhr ergießt ſich aus all dieſen Straßen eine wahre Fluth von Wagen und Fußgängern auf die Puerta del Sol, welche in der Tiefe liegt und, wie ein Thal durch herabſtürzende Waſſerbäche, bald angefüllt und überſchwemmt iſt, und Mühe hat, die brauſenden Maſſen in andere Straßen abzuleiten.

Das Gewühl hier iſt oft geradezu komiſch anzuſehen, und Jemand, der Eile hat, geräth in Verzweiflung, da es ihm nur möglich iſt, ſich langſam fortzuſchieben. Dicht gedrängt ſtehen Haufen plaudernder Männer an den Häuſern, den Mantel maleriſch umgeſchlungen, die Cigarre im Munde. Lachend winden ſich einzelne Damen hindurch und halten ſich nur mit Mühe auf dem Trottoir

gefeſſelt wie der Sclave an gleicher Kette mit irgend etwas Unausſtehlichem!

Hierauf hatte die Baronin Welten laut und höhniſch gelacht und hätte wahrſcheinlich eine ſcharfe Erwiederung gegeben, wenn nicht in dieſem Augenblicke Miß Price in das Zimmer getreten wäre, worauf Jene ſich damit begnügte, ihr Taſchentuch zu ergreifen und ſich auf ſehr auffallende Art friſche Luft zuzufächeln.

„Gut, daß du endlich kommſt, Blanda!“ rief ihr die Gräfin Haller zu, indem ſie ihr raſch ein paar Schritte entgegenging, den Arm um ihren Nacken ſchlang und ſie an das Fenſter zog, worauf ſie fortfuhr: „Faſt wäre ich hier verzweifelt, weil es ſo gar einſam war! Die arme Waldow iſt tief in ihre Schreiberei verſunken, und ſonſt war kein menſchliches Weſen im Zimmer.“

Man konnte nicht leicht zwei ſchönere junge Mädchen ſehen, wie dieſe beiden, die hier beiſammen am Fenſter ſtanden, und auch nicht leicht einen größeren Gegenſatz, als den ſie mit einander bildeten.

Miß Price war der vollendetſte und reizendſte Typus einer Blondine, während die Gräfin Haller in ihrem ſchwarzen Haar, in ihren tiefdunkeln Augen ſo wie in ihren raſchen leidenſchaftlichen Bewegungen und der gleichen Art zu ſprechen ſüdliches Blut repräſentirte; und mit vollem Rechte, da ihre Mutter eine Spanierin war. Ach mochte dieſes ſüdliche Blut wohl Urſache ſein, daß ſie, obgleich kaum ſechszehn Jahre alt, ſchon die vollkommen ausgebildeten Formen einer Achzehnjährigen hatte. An dem einfach hellgrauen Gewande wie es die übrigen Penſionärinnen trugen, hatte ſie einige

Coquetterieen angebracht, ſo ein rothes Gürtelband mit lang herabhangenden Enden, an welchen anſtatt der Taſche, wie man ſie im Alter zu tragen pflegte, ihr zuſammengelegtes Taſchentuch eingeknöpft hing, während ſie ihr ſchwarzes Haar, mit tiefrothen künſtlichen Blumen geſchmückt, ſcharf aus der Stirn geſtrichen hatte.

„Warſt du bei der Inquiſition, mein Herz,“ fragte ſie lachend, „und wie iſt mein beſonderer Freund, der Groß-Inquiſitor Quadde, mit dir umgegangen? Wirſt du ſogleich verbrannt oder vorher noch ein klein wenig gerädert? Das Auditorium,“ wandte ſie ſich mit einer graziöſen Verbeugung gegen die Baronin Welten, „iſt zu dieſem köſtlichen Schauſpiel eingeladen!“

„Laß das ſein, Clotilde,“ bat die Andere mit leiſer Stimme, „warum immer und immer wieder anfangen! Auch weißt du ja, daß ſie jedes Wort hinterbringt!“

„Gerade deßhalb, und ich kümmere mich gar nichts darum, ob ſie mich beim Groß-Inquiſitor verklagt — nein, ich ſage dir,“ flüſterte ſie leiſe, „dieſe Welten iſt eine ſo böſe Perſon, davon kannſt du dir gar keinen Begriff machen! Schade, daß du ſie geſtern Nacht ſo raſch wieder losgelaſſen!“

„Um Gottes willen, ſprich nicht darüber, es iſt mir entſetzlich! Ich habe heute keine Idee mehr davon, wie ich dazu kam!“

„Gutes Herz, du biſt mir nur zuvorgekommen; ich hatte meine Decke ſchon halb abgeworfen, und wenn ich über ſie gekommen wäre, ſo würde es ihr ſchlechter gegangen ſein! Du weißt gar nicht, mein gutes Kind, welche tief überlegten Bosheiten ſie geſagt — du haſt das alles nicht verſtanden!“

„O, Manches doch!“

„Auch daß ſie dich die natürliche Tochter irgend Weſſen genannt?“

„Das habe ich allerdings nicht verſtanden und verſtehe es noch nicht.“

„Glaub's wohl, Närrchen — wie kannſt du auch ſo etwas verſtehen, wenn du keine Bücher lieſt? O, ich ſage dir, das bildet den Geiſt und ſchärft das Verſtändniß! Ach, dieſe göttlichen Bücher! Allerdings bin ich heute hier als Schlachtopfer dieſer Leidenſchaft, habe aber den geliebten Gegenſtand in meiner Taſche und würde trotz alledem fortfahren zu leſen, wenn dort die Spinne nicht ihr Netz ſpänne. Ach, und ich haſſe die Spinnen,“ ſagte ſie mit lauter Stimme, „ich haſſe ſie, ich haſſe ſie, ich haſſe ſie! — Nur die einzige wundervolle Geſchichte ſollteſt du leſen, fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher ihr furchtbarer Haß eben ſo raſch wieder verflogen ſchien, als er gekommen war, nur die einzige Geſchichte, denn es iſt mir gerade ſo, als ſähe ich mich ſelbſt in dieſer Geſchichte! Als er ſie zum erſten Male ſah, es war auf der Burg ihres Vaters, ſtand ſie in einem hohen Bogenfenſter, von wo hinab ſie in die Ebene geſchaut, den glänzenden Reitertrupp geſehen, wie er ſich heranbewegte, und an dem Klopfen ihres warmen Herzens gefühlt, daß ſich hier etwas Bedeutungsvolles nahe, etwas, das tief eingreifen werde in ihr künftiges Leben — ungefähr ſo, aber viel ſchöner iſt es geſagt. Sie hat eine ſchlanke, aber doch volle Figur, ſo wie ich — ſieh mich nur an! —, auch trug ſie ein Gewand von ſilbergrauer Farbe und hatte in ihrem ſchwarzen Haare eine einzige dunkelrothe Granatblüthe. Schau her, mein Herz, ich

habe mich gerade ſo geſchmückt wie ſie, als der Geliebte zu ihr herantrat, und geſtehe, daß die Granatblüthen, allerdings künſtliche, mir nicht ſchlecht ſtehen!"

„O gewiß, liebe Clotilde — ſehr gut! — Aber ſage mir," fragte Blanda ſo leiſe hingehaucht, daß die Andere es kaum verſtand, „warum nannte ſie mich eine natürliche Tochter? — Nun ja, ich glaube, daß ich das bin, ſo gut wie du es biſt."

„Ich — mein Herz? Ah, daß ich nicht wüßte!"

„O ja, gewiß! Ich würde mich ſchämen, meiner armen Mutter eine unnatürliche Tochter geweſen zu ſein — o ich habe ſie ſo ſehr geliebt, ſo innig!"

„Ja ſo, ja ſo," erwiederte die Gräfin Haller mit einiger Verwunderung, „ja, auf dieſe Art haſt du Recht, mein Herz, auf dieſe Art bin ich auch eine natürliche Tochter!"

„Gibt es denn noch eine andere Art, das zu ſein?"

„Ich glaube faſt," ſagte die Andere und ſetzte zurückhaltend hinzu: „doch weiß ich das nicht ganz genau; was das betrifft," fuhr ſie boshaft fort, „ſollteſt du die Welten fragen."

„Alſo hat ſie mich in einem anderen Sinne eine natürliche Tochter genannt — ſage mir das Clotilde, ich bitte dich!"

„Vielleicht hat ſich die Welten ſelbſt von ihrer Höhe herab als deine Mutter angeſehen und dich, weil du dich ſträflich gegen ſie vergangen, ihre unnatürliche Tochter genannt."

„O nein, o nein!"

„Warum denn o nein? Bei der iſt Alles möglich!"

„O nein, ſie wollte etwas Anderes damit ſagen."

„Möglich, aber ich weiß nicht, denke nicht mehr daran. Laß uns von etwas Anderem reden; ich habe dir etwas mit-

zutheilen, was mir ſchon lange auf dem Herzen liegt. Willſt du mich aufmerkſam anhören?"

„Gewiß, Clotilde, ſpäter, gewiß, aber ich muß noch einmal auf das Wort zurückkommen. Ich weiß, daß ich dir vertrauen kann, du biſt heftig, aber gut, und was ich dir ſagen möchte, ſteht im Zuſammenhange mit jener Bezeichnung."

„Aus deinem früheren Leben?"

„Ja, aus meinem früheren Leben, aus jener traurigen Zeit, als meine gute, arme, unglückliche Mutter ſtarb. Ich kniete neben ihrem Bette, und die Gräfin Seefeld, die zugegen war, hatte ſich über meine Mutter hingebeugt, hatte ſie auf die Stirn geküßt und fragte dann: Und Sie haben gar keine Beweiſe dafür, daß Sie nicht die natürliche Tochter Ihres Vaters ſind?"

„Wie ſagte ſie? Ihres Vaters ſind oder Ihres Vaters iſt? Das wäre nämlich ein großer Unterſchied, da die Gräfin Seefeld im erſten Falle deine Mutter, im zweiten Falle dich gemeint hätte."

„O, ich weiß es deutlich! Sie fragte: Und Sie haben gar keine Beweiſe dafür, daß Sie nicht die natürliche Tochter Ihres Vaters ſind?"

„Und was antwortete deine Mutter?"

„Sie richtete ſich mit ihrer letzten Kraft in die Höhe, hob ihre gefalteten Hände empor und erwiederte: Blanda iſt mein Kind und ſeine rechtmäßige Enkelin — Gott weiß es und ich ſchwöre es Ihnen! Alle Beweiſe liegen in ſeiner Hand und der meines Vaters, dem die ewige Gerechtigkeit verzeihen möge, daß er ſo und nicht anders an uns gehandelt! — Es waren faſt ihre letzten Worte," fuhr das junge Mädchen nach einem

ſchmerzlichen Stillſchweigen und mit flimmernden Blicken fort; „ich warf mich über ſie und küßte den letzten Hauch von ihren Lippen. Aber, nicht wahr, Cletilde, du wiederholſt nie Jemanden, was ich dir hier geſagt?“

„Ich ſchwöre es dir, mein armes Geſchöpf, und bedaure nur,“ fuhr ſie fort, indem ſie ſchmeichelnd mit ihren beiden Händen das ſchwere, blonde Haar Blanda's ſtreichelte, „daß ich mit daran ſchuld war, dir dieſen Schmerz zu verurſachen, indem ich noch einmal die Worte jener dummen Perſon wiederholte! Doch laß uns jetzt etwas Heiteres plaudern. Komm ſetze dich hier auf den Stuhl, und ich laſſe mich neben dir auf dieſes Bänkchen nieder. Ich kann ſo heimlicher in dich hineinreden, und dabei haben wir noch das beſondere Vergnügen, der da den Rücken zu kehren. Setze dich, mein Herz.“

Blanda that ſo, und als die Gräfin Haller nun hinter ihr ſtand, ſagte dieſe, nachdem ſie ein paar Secunden auf ihre Freundin hinabgeſchaut: „Was du doch für ein wunderbares Haar haſt! Es iſt gerade ſo wie das der Feenkönigin im Märchen oder jener adeligen Jungfrauen, die mit aufgelöſten blonden Locken auf milchweißen Zeltern durch die Wälder ſtreifen, gefolgt von Pagen und Dienertroß.“

„Laß mein Haar in Ruh',“ bat Blanda lächelnd; „treibſt du wieder deine Kindereien?“

„Sei nicht ſo neidiſch, Blanda, und laß mich einen Augenblick deinen weißen Kamm herausziehen.“

„Damit ich ſpäter große Mühe habe, mein Haar wieder aufzuſtecken?“

„Ich helfe dir dabei. Ach, wie das ſchön iſt!“ — Da-

mit hatte ſie am Kopfe ihrer Freundin herumgeneſtelt, den Kamm entfernt, und nun fiel die wundervolle Fülle prachtvollen, lichtblenden, im edlen Sinne goldig ſchimmernden Haares über Bruſt, Schulter und Nacken hinab, ſie wie in einen glänzenden Schleier einhüllend.

Daß die Stickerin darüber ein kurzes, höhniſches Lachen nicht unterdrücken konnte, finden wir in ihrer Lage begreiflich. War es doch lächerlich von den beiden jungen Mädchen dort, mit einer ſolchen Fülle von Haar zu coquettiren ihr gegenüber, die auch darin von der Mutter Natur einiger Maßen vernachläſſigt worden war! Doch dachten beide gewiß ſo etwas nicht, ſchienen überhaupt die Anweſenheit der Anderen ganz vergeſſen zu haben, beſonders Clotilde, die auf dem kleinen Bänkchen neben ihrer Freundin hingekauert ſaß, ihren Arm um deren ſchlanken Leib gelegt hatte und nun lachend mit dem Kopfe die leuchtenden Haarwellen aus einander warf, um ſich unter denſelben wie unter einer Laube zu verbergen. — „Jetzt denke ich mir," ſagte ſie heiter, „du ſeieſt die Geneveſa und ich der kleine Schmerzenreich" — worüber auch Blanda laut lachte und ihr zur Antwort gab: „Von Schmerzenreich haſt du durchaus nichts an dir, du, mit deiner ewig heiteren, ja, oft übermüthig tollen Laune!"

Ein leichter Seufzer, der allerdings etwas affectirt klang, war vor der Hand die ganze Antwort, welche die Gräfin Haller gab, und es dauerte eine gute Weile, ehe ſie hinzuſetzte: „Ach, das iſt alles nur äußerlich, gute Blanda — hier in meinem Innern iſt es wirklich oft recht ernſt, feierlich, ja ſchmerzlich erregt!

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin —

oder:

Leiſe zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute —

oder:

O Herz ſei endlich ſtille,
Was ſchlägſt du ſo unruh'voll?
Es iſt ja des Himmels Wille,
Daß ich dich laſſen ſoll!

Blanda ſchaute ſie faſt erſtaunt an, doch da ſie das lebhafte Temperament der Freundin kannte, ſo lächelte ſie ein wenig, als ſie ihr zur Antwort gab: „Die Frau Directorin hat Recht, daß ſie dir für das viele Leſen unnützer Bücher wieder einmal Zimmerarreſt gab; aber ich glaube, du kannſt es nicht laſſen, und es nutzt bei dir nicht viel!"

„Es nutzt gar nichts bei mir," entgegnete Clotilde mit großer Wärme, „im Gegentheil, je mehr ſie es mir verbieten, die herrlichen Bücher zu leſen, um ſo mehr ſehne ich mich nach denſelben und muß meiner Phantaſie Spielraum laſſen, deren Inhalt ins Leben zu überſetzen."

„Ei, talentvolle Ueberſetzerin, haſt du deßhalb mein Haar gelöſt, um dich unter demſelben zu verſtecken und mir ſo auf die heimlichſte Art kleine Mittheilungen zu machen?"

Ein ſchwerer Seufzer, von einem bedeutſamen Kopfnicken unterſtützt, wurde als vorläufige Antwort vorausgeſchickt, und erſt nach einer Pauſe, während welcher Seufzer und Kopfnicken ihre Wirkung auf das Herz Blanda's ausgeübt haben ſollten, fuhr die Andere fort: „Ach ja, mein Herz, es gibt in dieſem Leben Dinge, Sachen, Begebenheiten ſo ſüß räthſel-

haft, so wundervoll anheimelnd, daß sie uns wie ein Traum umfangen, aber wie ein Traum, von welchem wir beim Erwachen nur noch unbestimmte Erinnerungen haben!"

„So lasse etwas von diesen unbestimmten Erinnerungen hören, damit ich urtheilen kann, was diese bösen Bücher an meiner guten Clotilde alles verschuldet."

„Ach, die Bücher haben keine Schuld — nur eine kleine Geschichte, die ich neulich mit allerhöchster Erlaubniß las, von dem gefangenen König Richard Löwenherz nämlich und dem treuen Blondel, der verkleidet am Thurme des Gefängnisses erschien und durch Zeichen und Mienen zu verstehen gab, daß ein treues Herz sich nahe."

„Darin sehe ich noch durchaus keinen Zusammenhang mit dir, mein Lieb; du bist weder gefangen, wie der König Löwenherz, noch braucht sich dir irgend ein Blondel verkleidet zu nähern."

„Sei nicht so prosaisch; es ist nur die Lage im Allgemeinen, die sich gleicht. Wir sind doch auch hier eingeschlossen, wie verwunschene Prinzessinnen, und werden gehütet von einem Drachen mit einer fürchterlichen Stimme. Sollte deßhalb derjenige, der sich uns nähern wollte, nicht ebenfalls gegründete Ursache haben, verkleidet zu kommen?"

„Ja — allerdings — aber...."

„Bst!" machte Clotilde, indem sie ihren Kopf fester an die Brust der Freundin drückte und ihr von unten herauf in die jetzt ausnahmsweise ernsten Augen schaute; „du verstehst es allerdings nicht, und ich verstehe es auch nicht genau, aber es ist doch ein Zusammenhang da."

„Womit, mein Herz?"

„Ich weiß es nicht ganz genau," erwiederte die Gräfin Haller flüſternd, „aber es muß Jemand ſein, der mich irgendwo geſehen, vielleicht auf dem Spaziergange, oder neulich im Theater oder bei meiner Tante, als ich dort zum Beſuch war, irgend Jemand, auf den ich großen Eindruck gemacht...."

„Was ich begreiflich finde; doch ſprich weiter, wenn ich dich verſtehen ſoll."

„Nun, dieſer Jemand ſucht ſich mir unter einer Verkleidung zu nähern."

„Ach, das iſt arg, Klotilde; nimm dich in Acht, du weißt, wie ſtreng Frau von Welmer iſt."

„Wenn ich ſage: nähern," fuhr die Andere fort, „ſo will ich damit nicht geſagt haben, daß dieſer Jemand ſich mir in den Weg ſtellt, oder daß er gar ſo unvernünftig wäre, die Hausglocke zu ziehen, um mir einen Brief oder dergleichen zu überreichen, nein, er nähert ſich nur auf die zarteſte Art, aus weiter Entfernung."

„Das verſtehe ich nicht!"

„Ach, ich habe es anfänglich auch nicht verſtanden! — Kann ich dir ganz vertrauen, Blanda?"

„Ich denke, daran zweifelſt du nicht!"

„O gewiß, ich bin feſt davon überzeugt!" fuhr die Gräfin Haller fort, wobei ſie ihren Arm feſter um den Leib ihrer Freundin ſchlang. „O, ich weiß, wie ſehr man dir vertrauen darf, und wie ernſthaft du biſt, wie ſchweigſam, wie verſtändig! So höre denn. Ich bin überzeugt, daß es Jemand aus der Geſellſchaft iſt, auf deſſen Herz ich einen großen Eindruck gemacht. Es könnte auch vielleicht ein junger Künſtler ſein, die haben oft hohe Ideen, enfin, er kann und will ſich

oder werden von genannten Spaniern gehalten, die das Uebermögliche thun, ſich zuſammenzudrücken, um dem ſchönen Geſchlecht einen Pfad freizulaſſen. Obgleich hier manches kleine Unglück vorkommt, z. B. daß das Ende einer Mantille in dem Gedränge feſtgeklemmt wird, oder ein paar Señoritas allzuſehr gedrückt werden, oder Einer den Andern mit dem Mantelende, das er leicht über die Schulter wirft, ins Auge trifft, auch wohl auf dieſe Art den Hut vom Kopf oder die Cigarre aus dem Munde ſchlägt, ſo hört man doch ſelten oder nie eine heftige oder unartige Aeußerung; alles wird mit der größten Höflichkeit abgemacht, man entſchuldigt ſich, wird um Entſchuldigung gebeten, und ſelbſt der Laſtträger, dem wir im Wege ſtehen, ſagt auf die freundlichſte Art: „Erweiſen Sie mir die Gunſt, ein wenig auf die Seite zu treten.“

Namentlich ſind die Trottoirs der Alcalá und die der Calle Montera immer dicht mit Menſchen beſetzt, und hier ſieht man beſtändig Polizeibeamte, die, wenn der Menſchenſtrom gar zu arg ſtockt, die Vordern bitten, weiter zu gehen, und plaudernde Gruppen ermahnen, nicht ſtehen zu bleiben, damit auch die Nachrückenden vorwärts können. Für die angränzenden Buden- und Ladenbeſitzer iſt dieſes ewige Gedränge vor ihren Schaufenſtern natürlich nicht angenehm, und wenn es draußen gar keinen Platz mehr gibt, ſo ziehen ſich die Plaudernden in die Gewölbe hinein, ohne viel Notiz von dem Kaufmann und ſeinen Waaren zu nehmen, wodurch ſich mehrere der Ladenbeſitzer veranlaßt ſahen, wie man anderswo das Rauchen verbietet, an ihre Bude anſchlagen zu laſſen: „Aqui no se permiten tertullas! (Hier ſind keine Unterhaltungen geſtattet!)“

Daß ſich hieher eine große Menge Equipagen wendet, verſteht ſich von ſelbſt. Da es aber um die eben angegebene Zeit meiſtens nur möglich iſt, die Puerta del Sol im Schritt zu paſſiren, ſo ſtockt die Wagenreihe in den benachbarten Straßen und bildet eine große Zeile, die nun zur Unterhaltung der Zuſchauer auf dem Platze langſam vorbeirücken, und bequem durchgemuſtert

mir nicht in seiner gewöhnlichen Gestalt nähern und erscheint mir nun in der Kleidung eines jungen, hübschen Soldaten."

„Ah, Clotilde, du gehst doch ein Bischen weit!"

„Bst, Genovefa, plage deinen armen Schmerzenreich nicht mit so unmütterlichen Bemerkungen! Ich fürchte mich so schon genug vor deinen ernsten Blicken und ziehe deßhalb diese goldenen Bettvorhänge so eng als möglich zusammen, damit wir Beide wenigstens von allen Lauschern auswärts abgeschnitten und heimlich bei einander sind, wie zwei Feenkinder im Walde unter einem golddurchwirktem Schleier. O, dein Haar ist so schön, Blanda, und duftet so süß, daß ich dir's gar nicht sagen kann! Laß aber auch dein Herz so liebenswürdig sein und mich ruhig anhören; ich spreche nur allein zu deinem Herzen, du selbst brauchst das gar nicht zu hören. Da droben auf der kleinen Festung, die vor unsern Fenstern liegt, haust der Wehrwolf, der sich gewiß eines Tages in einen glänzenden Prinzen verwandeln wird."

„Wenn ich dich recht verstehen soll, mein Herz, so ist es besser, wenn du in ganz gewöhnlichen Redensarten sprichst; gib dir Mühe, ganz prosaisch zu sein, damit ich richtiger urtheilen kann."

„Meinetwegen, aber ohne den Reiz der Poesie wird es dir am Ende alltäglich vorkommen."

„Desto besser, so kann ich richtiger urtheilen."

„Also — es ist häufig da oben auf der kleinen Festung Jemand, der sich für mich interessirt; ich habe ihn schon bemerkt, wenn wir zur Promenade auszogen, wenn wir weggingen oder heimkehrten, da stand er oft da droben, hart am Rande der Mauer, hob die Arme gen Himmel, breitete sie

auch wohl aus, kurz, machte Bewegungen, die meine Aufmerkſamkeit erregen mußten.“

„Und warum gerade die deinige?“

„O, man fühlt fein und genau in gewiſſen Dingen, meine liebe Blanda! Mir ſagte es eine innere Stimme, daß der verkleidete junge Mann auf dieſe Art die Gefühle ſeines Herzens ausdrücken wolle, und kurze Zeit nachher wußte ich es ganz genau. Weißt du, vorige Woche, als wir nahe an der Mauer droben vorüber gingen, da ſtand er maleriſch an eines der alten Geſchütze gelehnt, hatte einen Epheuzweig in der Hand, gerade ſo, wie ich einen auf meinem Hute trage, und wand ihn ſich um das Haupt; das war doch deutlich genug. Ich muß geſtehen, daß ich mich ein paar Mal recht auffallend vor ihm am Fenſter ſehen ließ; ich wollte Gewißheit haben.“

„Und die erhieltſt du?“

„Ich wage kaum, dir zu geſtehen: ja; ich hob mein Taſchentuch und er das ſeinige.“

„Aber das iſt arg, Clotilde!“

„Ich weiß es, verzeihe mir, aber ich konnte nicht anders; mein Herz war gerührt von ſo viel Liebe und Aufopferung! Es iſt doch wahrhaftig keine Kleinigkeit, ſich da oben in der garſtigen Feſtung verkleidet aufzuhalten, nur um mich zuweilen zu ſehen!“

„Weißt du denn beſtimmt, daß er verkleidet iſt?“

„Natürlich! Was denkſt du, Blanda? Pfui, du glaubſt doch nicht, daß ich mich ſo täuſchen könnte? O nein! Er hat auch etwas Bekanntes für mich, etwas angenehm Bekanntes; ich meine immer, er wäre der junge Graf Bleiben oder Baron Pürker, von dem mir meine Tante häufig nicht ohne

Beziehung erzählte, die ich beide vor Jahren, allerdings nur flüchtig, ſah. Fändeſt du es nicht reizend, wenn ſich einer von ihnen mir auf ſo zarte Art zu nähern ſuchte für ein ſpäteres glückliches Wiederſehen?"

„Und warum denn für ein ſpäteres glückliches Wiederſehen? Das verſtehe ich wieder nicht. Wie kannſt du dich für Jemanden intereſſiren und ſogleich wieder an Trennung denken?"

„Ach, du liebes Närrchen, darin liegt ja aber der Reiz dieſes alltäglichen, langweiligen Lebens — ſcheiden und meiden und wiederſehen! Ach, und die ſüßen Gefühle, die uns ſo recht beim Scheiden kommen müſſen, wenn wir daran denken, daß wir ihn verloren und nicht wiſſen, ob wir ihn wiederſehen werden!

Hangen und bangen
In ſchwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt,
Glücklich allein iſt die Seele, die liebt.

„Und daß ich an ein dereinſtiges, glückliches Wiederſehen denke, iſt doch ſo natürlich, mein kleiner Schatz! Denn eben ſo gut, als ich weiß, daß wir Beide hier bei einander ſitzen, eben ſo ſicher iſt es auch, daß der junge, hübſche Mann ſich droben auf der traurigen Feſtung aufhält, um hier auf unſer Kloſter herabzuſehen — ganz Rolandseck und Nonnenwerth —

Bis die Liebliche ſich zeigte.

„Und er wird ſo lange herabſchauen, bis er Gelegenheit findet, ſich mir zu nähern, ach, und ich fühle es an dem bangen Klopfen meines Herzens, daß er dieſe Gelegenheit finden, eines Tages vor mich hintreten, mir in bebenden Worten

seine Liebe gestehen, vielleicht diese Granate aus meinem Haar entwenden und mir alsdann, entfliehend, zurufen wird: Diese Blüthe zum Pfande, daß ich dich wiedersehe!"

„Aber Clotilde," fragte Blanda in fast erschrecktem Tone, „wo hast du all diese Geschichten und Ausdrücke her?"

„Ach, das steht in all den schönen Büchern, in denen ich so gern lese, wenn ich Sonntags bei meiner Tante bin! Da lege ich mich nach Tisch auf den Divan und lese, lese, bis es dunkel wird. Bekämst du nur einmal Erlaubniß, mich zu begleiten, ich wollte dir so süße Sachen vorlesen, daß dein kleines Herz vor Entzücken schaudern sollte! Jetzt gerade habe ich etwas erwischt, heimlich allerdings, was ja zu schön ist, wo er sich ebenfalls verkleidet der Geliebten naht, um sie aus den unerträglichen Banden zu erlösen. Leider mußte ich vorigen Sonntag gerade am interessantesten Punkte und da aufhören, wo er an der Pforte, deren Schloß er durchgefeilt, mit den Pferden wartet, um sie zu entführen — es ist Nacht, am Himmel lagern schwere Gewitterwolken, und durch die alten Föhren, von denen die umherliegenden Hügel bedeckt sind, saust klagend der Wind, falbe Blitze begleitend, während man fern her das Murren des Donners hört — da sieht er ihren weißen Schleier durch die Büsche blinken, und — gerade da mußte ich aufhören, weil ein langweiliger Besuch kam, der mich sehen wollte — doch was hast du Herz, warum wendest du deinen Kopf zur Seite?"

„Ich horchte."

„Auf was denn?"

„Eben rollt ein Wagen in den Hof. Hörst du, wie es dröhnt? Freilich ist das nichts, was mich betrifft, o, ich weiß

das ganz genau, und bin trotzdem immer so kindisch, an einen Besuch zu glauben, der mich zu sehen wünschte."

„Was geht uns der Wagen an?"

„Es sind zwei, die rasch nach einander eingefahren sind."

In diesem Augenblicke näherte sich den Beiden die schwarz gekleidete Waldow und sagte mit leiser Stimme: „Es sind da eben zwei Wagen in den Hof gefahren und ich glaube, es wird Ihre Hoheit die Frau Herzogin sein; so eben ist auch die Welten aus dem Zimmer geschlichen, nachdem sie zum Fenster hinaus geschaut, und wird wahrscheinlich zu Fräulein von Quadde hinauf eilen, um sie rasch zu benachrichtigen und sich ein Lob zu verdienen."

„Mag sie thun, was sie will, die Stickerin!" sagte die Gräfin Haller mit einer unmuthigen Bewegung ihrer Schulter. „Was kümmert uns jetzt die ganze Wirthschaft inclusive Herzogin und Quadde? Sind wir doch Gefangene und sitzen, unsichtbar für Jedermann, hinter Schloß und Riegel!"

„Da bist du sehr im Irrthume," erwiederte Blanda ernst, indem sie sich bemühte, ihr Haar aus der Stirn zu streichen, dasselbe zusammen zu drehen und nothdürftig wieder aufzuheften; „wir müssen ebenfalls erscheinen. Vielleicht ist man so gnädig, uns nicht als entlassene Gefangene vorzuführen, vielleicht aber auch nimmt man die Gelegenheit wahr, uns, oder auch nur mir allein, recht eindringlich unsere Vergehen vorzuhalten."

„Uns — uns!" rief die Gräfin Haller lustig. „Mir wird es den größten Spaß machen, mich einmal Angesichts des ganzen Hofes," fuhr sie mit Pathos fort, „vor der Herzogin vertheidigen zu dürfen!"

„Wenn ſie ihre Migräne hat, wäre es gerade kein Spaß. Aber komm, Clotilde, laß uns helfen, Blanda's Haar aufzuſtecken, und ſo dicht als möglich an den Kopf hin, denn ich kann euch verſichern, die Herzogin hat einen wahren Abſcheu vor allem ſchönen und dichten Haar."

„Weil ſie ſelbſt nie welches hatte!" lachte die Gräfin Haller. „Aber trotz alledem wollen wir denn wirklich das Haar Blanda's recht feſt eindrehen. Adieu, mein ſüßer, goldener Traum!" rief ſie mit liebevoller Herzlichkeit, indem ſie einen Theil des Haares ihrer Freundin mit beiden Händen ergriff und an ihre Lippen drückte.

„Macht fort, macht fort," ſagte die Waldow ängſtlich, ich höre Schritte vor der Thür; wenn es Fräulein v. Quadde iſt, ſo gibt es neue Vorwürfe!"

Glücklicher Weiſe aber war es nicht die erſte Lehrerin des Inſtituts, die nun unter der Thüre des Saales erſchien, ſondern Mamſel Stöckel mit einem etwas ängſtlichen Geſichte.

„Kinder," ſagte ſie, „die Frau Herzogin iſt gekommen, und will die ganze Anſtalt beſichtigen."

„O weh, o weh!" ſagte die Waldow.

„Sie war ja erſt vor acht Tagen da — was will ſie denn heute ſchon wieder?" fragte trotzig die Gräfin Haller. „Hat vielleicht Migräne und will ſich bei uns zerſtreuen — doch meinetwegen, was geht das uns an, wir ſind Gefangene — "

Frei in den Lüften iſt unſere Bahn,
Wir ſind nicht dieſer Herzogin unterthan.

„Das iſt recht widerſinnig und unvernünftig geſprochen, Gräfin Haller, und wenn Sie ſich auch nicht viel daraus machen, ob die Frau Herzogin Ihnen ein Compliment ſagt,

ſo ſollten Sie doch an Andere denken, zum Beiſpiel an unſere gute Blanda, und behülflich ſein, daß wir ihr Haar raſcher in Ordnung bringen! Beſchauen Sie ſich auch ſelbſt in dem Spiegel — wollen Sie mit der Blume im Haar vor Ihrer Hoheit erſcheinen?"

„Um warum denn nicht?" fragte die junge energiſche Perſon, indem ſie ihren Kopf übermüthig hoch aufrichtete. „Dieſe Blume ſoll da bleiben, oder man müßte ſie mir mit Gewalt wegnehmen — als ein Compliment für die Frau Herzogin!"

„Sie ſind unverbeſſerlich!" ſagte die gutmüthige Stöckel, indem ſie ſich ſelbſt daran machte, das Haar Blanda's, ſo gut es in der Geſchwindigkeit ging, recht dicht um deren Kopf zu befeſtigen.

„Als ein Compliment," wiederholte hartnäckig die Haller, „als einen Beweis, daß die Frau Herzogin niemals Unrecht haben kann! Hat ſie doch einmal von meiner guten Mutter geſagt, dieſelbe ſei eine coquette Spanierin, und ich will ihr beweiſen, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt — und ſelbſt wenn die Quadde käme oder Madame la directrice in höchſt eigener Perſon, ich würde es doch nicht thun!"

Da tönte es wie tief aus dem Keller herauf ins Zimmer: „Begreiflicherweiſe ſteht Mamſell Stöckel hier bei ihrem Lieblinge und plaudert über unnütze Dinge, während ſich das ganze Haus in größter Bewegung befindet! Ei, Mamſel, wollen Sie nicht die Gnade haben und ſich vielleicht in die Ankleidezimmer verfügen, damit die jungen Damen ſo vor der Herzogin erſcheinen können, wie es der Anſtand und die Ehre eines Hauſes verlangt!"

„Müſſen wir auch erſcheinen?" fragte die Haller in einem ſehr trockenen Tone, während ſie ſich dabei bemühte, Blanda's

Haar zu glätten, eine Beschäftigung, welche wohl schuld war, daß die erste Hauslehrerin ihr ausnahmsweise mit einem finstern Blicke und in einem Tone antwortete, der gerade so klang als käme er aus irgend einem düstern Schachte hervor:

„Unnütze Frage, Gräfin Haller, ob Sie erscheinen müssen — nur so nicht!“ setzte sie ärgerlich hinzu, indem sie mit dem Zeigefinger auf die Granatblüthe in dem tiefschwarzen Haare des schönen Mädchens zeigte, worauf sie sich rasch und heftig gegen die arme Stöckel wandte und ihr zurief: „Statt sich unnöthiger Weise an dem widerspänstigen Haare der Miß Price aufzuhalten, hätten Sie sich um die Frisur der Gräfin bekümmern sollen — und nun rasch, rasch, man versammelt sich im Speisesaal und wird von da in den großen Conversationssaal geführt!“

Damit rauschte sie hinaus, ohne ihrem Lieblinge, der Gräfin Haller, auch nur einen einzigen freundlichen Blick zu gewähren.

„Ein schlimmes Zeichen,“ sagte diese lachend — „wie die Stirn der guten Quadde bewölkt war! Entweder leidet Ihre Hoheit die Frau Herzogin an äußerst starker Migräne oder Mignon hat den Schnupfen, was Letzteres noch schlimmer wäre — so, nun kommt, wir sind fertig!“

„Und Ihre Granatblüthe im Haare, Gräfin Haller, die nun auf meine Verantwortung geht?“ fragte Mamsell Stöckel mit einigem traurigen Lächeln.

Clotilde stampfte heftig mit dem Fuße auf den Boden, dann riß sie die rothe Blume aus ihrem Haar.

„Gut, ich gebe nach, Ihnen zu Liebe; aber sie soll die coquette Spanierin noch zu sehen kriegen!“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Protectorin des adeligen Damenstiftes so wie ihr Hund Mignon halten blutiges Strafgericht über jugendliche Verbrecherinnen, und da erstere von einer Verschwörung hört, befiehlt sie, Blanda augenblicklich zu kristren.

Die beiden Hofwagen, deren wir im vorigen Kapitel erwähnt haben und welche rasch in den Hof vor die breite Freitreppe fuhren, die nach dem Garten führte, hatten sich langsam ihres Inhaltes entleert — und welches Inhaltes! Zuerst erschien eine kleine, etwas gebeugte Dame, deren rechte Schulter höher war, als die linke, mit einem gelben Gesichte voller Runzeln und Furchen, einem Paar scharfer, kluger Augen und mit einem eigenthümlichen Lächeln um die fest zusammengekniffenen dünnen Lippen. Diese Dame trug einen kostbaren Pelzüberwurf, darunter noch einen Mantel von schwerstem, dunkelviolettem Sammt und hatte die Freitreppe des Hauses über die man in aller Eile einen Teppich geworfen, nicht eher betreten, als bis eine Kammerfrau, die sich im zweiten Wagen befand, rasch herbeigeeilt war, um ihre Füße mit einem Paar dicker Pelzüberschuhe zu versehen. Dann blieb

ſie auf der unterſten Stufe der Treppe ſtehen, ohne die geringſte Notiz zu nehmen von der Directrice oder von Fräulein von Quadde, die mit halbgekrümmtem Oberkörper in der erſten Poſitur eines tiefen Knixes da ſtanden, während ſie aufmerkſam, ja, mit ihrem Lorgnon an den Augen, nach dem zweiten Wagen blickte, dem jetzt ein Lakai entſtieg, welcher ſorgſam auf ſeinen Armen einen kleinen Hund hielt, der mit einem leichten Schweifwedeln und einem kurzen, heiſern Gebell nach ſeiner Herrin blickte.

„Ah, mon bien chérie!“ ſagte dieſe ſchmeichelnd. „Warte, mein guter Mignon, droben darfſt du deine Freude äußern, es iſt hier ſo kalt und naß auf dem Boden! — Dann erſt, als der Lakai mit dem Hunde auf dem Arme dicht an ihrer Seite ſtand, und nachdem ſie letzteren ſanft auf den Kopf gepätſchelt, wandte ſie ſich an die Directrice des adeligen Fräuleinſtiftes mit den Worten: „Guten Tag, meine liebe Welmer!“ und reichte die Hand zum Kuſſe, welcher dann auch glücklich nach dem tiefſten Knixe, der nur möglich war, applicirt wurde, während Fräulein Quadde, ohne zum Handkuſſe zu kommen, die gleiche ehrfurchtsvolle Begrüßung machte.

„Gehen wir hinauf in Ihren Converſationsſaal, meine Liebe, wo es, wie ich hoffe, hübſch warm iſt, und dann wollen wir ſehen, was Ihre jungen Damen machen. Ich hatte heute Morgen einen kleinen Anfall von Migräne und brauche etwas Aufregung und Zerſtreuung.“

Hinter der Herzogin war eine ihrer Hofdamen dem Wagen entſtiegen, eine ziemlich lange, dürre Dame von geſetztem Alter und ſehr geſetztem Weſen. Sie hielt ſich ganz aufrecht, wie ein Bolzen, und wenn ſie grüßte, ſo geſchah das ohne

werden können. Oefters bilden dieſe Zuſchauer förmlich Spalier da ſie wegen der Wagen über die Straße nicht hinüber können, und wo dieß doch einer verſucht, ſo geſchieht es in großen Sprüngen, mit ängſtlicher Haſt nach allen Seiten blickend.

Bei bewegten Zeiten findet nun jede Partei ihre Freunde an einer beſtimmten Stelle der Puerta del Sol oder in den Kaffeehäuſern der nächſten Umgebung, wo ſich gewöhnlich Clubs der verſchiedenen Färbungen bilden, die alsdann durch ihre Agenten auf die Maſſe des Volks, welches den Platz beſetzt hat, einzuwirken ſuchen. Die Mitte deſſelben iſt dann mit einer unſchlüſſigen, hin- und herwogenden Menge bevölkert. An der Ecke der Straße de la Montera finden ſich die angeſehenſten Einwohner, auch Beamte, die ſich zur Oppoſitionspartei zählen; gegenüber bei der Carrera de San Geronimo die quiescirten Militärs, deren es in Madrid eine Unmaſſe gibt, und bei der Caſa de Correos, einem großen für die Adminiſtration der Poſten eingerichteten Palaſt, in dem ſich aber derzeit ein Miniſterium befindet, ſieht man Angeſtellte, Anhänger der beſtehenden Regierung, Bankiers und Börſenmäkler. Dieſes maſſive Gebäude war wegen ſeiner den Platz dominirenden Lage in unruhigen Zeiten oftmals von großer Wichtigkeit, und ſein Beſitz, wie zum Beiſpiel der des Pariſer Stadthauſes, bei Revolutionen mehr als einmal entſcheidend.

Noch vor wenigen Jahren waren der Fiaker in der ſpaniſchen Hauptſtadt ſehr wenige, und die meiſten führten alterthümliche und unbequeme Kutſchen. Das hat ſich nun ſehr geändert, und als wir an der Puerta del Sol aus dem Omnibus ſtiegen, umſchwärmte uns eine ganze Menge eleganter Coupés, von denen wir uns eines ausſuchten, um nach der Fonda de Peninſulares, einem der beſten Gaſthöfe, zu fahren, wobei der Spanier ſeine zwei Peſeten auf eine unverantwortlich leichte Weiſe verdiente, denn kaum hatten die Pferde angezogen, ſo hielten ſie auch wieder, indem der Gaſthof nicht zehn Schritte von der Puerta del Sol entfernt iſt. Hier fanden wir unſern Reiſegefährten, Baumeiſter Leins, noch ſehr in

jede Neigung des Kopfes, indem ſie die Augenbrauen hoch emporzog und das Kinn etwas herabdrückte. Lächeln ſah man ſie ſelten oder nie, und wenn ſie einmal aus Pflichtgefühl ſo thun mußte, ſo ſah ihr Lächeln aus wie ein convulſiviſches Zucken; übrigens war ſie das Muſter einer Hofdame, nie anderer Meinung, als ihre Herrin, nie übler Laune, weil ſie auch nie eine gute Laune zeigte, und hatte dabei die wunderbare Eigenſchaft, ſo behaupteten wenigſtens ihre Bekannten, zwölf Stunden neben oder hinter dem Fauteil der Frau Herzogin ſtehen zu können, ohne die geringſten Spuren irgend einer Ermüdung zu zeigen.

Während man nun ſehr langſam die Freitreppe hinauf ſtieg, um in den Converſationsſaal zu gelangen, der ſich zur Bequemlichkeit der hohen Protectorin zu ebener Erde befand, wollen wir raſch einen Blick in den Saal werfen, der, ſehr groß und geräumig, bei allen feierlichen Veranlaſſungen, als dem Geburtstage des Landesherrn und dem der Frau Herzogin ſo wie dem Stiftungstage der Anſtalt, zu angemeſſener Feierlichkeit diente.

Hier befand ſich an der einen Seite das Bild Sr. Majeſtät des Königs, an der anderen das der Frau Herzogin, unter welchem ein rothſammtner Lehnſeſſel ſtand, während ſich rings an den Wänden ſchmale Bankets befanden, auf denen die jungen Damen Platz zu nehmen pflegten, wenn in dieſem Saale ein paar Mal während der Winterzeit kleine, ſehr harmloſe Tanzvergnügungen abgehalten wurden.

Die Herzogin ließ ſich auf ihrem Seſſel nieder, dann ſtellte der Lakai ein Tabouret daneben, auf welches Fräulein von Quadde in aller Geſchwindigkeit noch ein Sophakiſſen legte, als weiche Unterlage für Mignon; doch war dieſer treue

Hund offenbar übler Laune, denn er knurrte verdrießlich gegen die erste Lehrerin und ließ sich erst dann häuslich auf seinem Kissen nieder, als ihn seine hohe Herrin eigenhändig unter sanften Schmeichelworten am Kopfe gekraut. Vor sie hin wurde alsdann ein Tischchen gestellt und auf demselben die Hefte der jungen Damen so wie die Conduitenliste ausgebreitet, in welche sie sich nur einige Minuten vertiefte.

„Im Allgemeinen gar nicht übel," sagte die hohe Dame alsdann — „allerdings sehe ich hier einige Namen bedeutsam angemerkt, worüber wir später reden wollen. Auch finde ich die Hefte," fuhr sie nach einer längeren Pause fort, während welcher sie ein paar derselben durchblättert, „meistentheils mit erfreulichen Bemerkungen der Lehrerinnen versehen — schön, ich bin damit zufrieden und will den jungen Damen, die es verdient haben, später ein freundliches Wort sagen." Sie lehnte sich behaglich in ihren Sessel zurück und sagte dann mit ihrem eigenthümlich scharfen Lächeln: „Es ist mir immer eine angenehme Aufregung, wenn ich zu Ihnen komme." Dabei streichelte sie den Hund, indem sie, zu diesem gewendet, fortfuhr: „Nicht wahr, mein guter Mignon, wir fahren gern hieher zu den jungen Damen, und freuen uns, wenn wir Gutes über dieselben hören?"

Mignon ließ ein behagliches Knurren hören und wedelte mit dem Schweife, weßhalb die Herzogin heiter hinzusetzte: „Ich versichere Ihnen, liebe Welmer, dieses Thier hat Menschenverstand und fühlt mit mir, daß es wahrhaft rührend ist; ja, er versteht mich so genau, daß, wenn ich je einmal gezwungen bin, Jemanden ein rauhes Wort zu sagen, er sogleich seine Antipathie zeigt. Nicht wahr, liebe Saalfeld?"

Dieſe Worte galten der ſtarren Hofdame hinter der Frau Herzogin, welche durch ein hartes Zucken in den Mundwinkeln und ein trockenes: „Gewiß Hoheit!“ ihre Zuſtimmung zu erkennen und dadurch Mignon Veranlaſſung gab, etwas Antipathie gegen ſie ſelbſt an den Tag zu legen; denn er ſchaute mit einem böſen Blicke um ſich und knurrte dazu, worüber Ihre Hoheit herzlich lachte und dann zur Directrice ſagte: „Nun laſſen Sie mich auch etwas über Ihre räudigen Schäflein vernehmen.“

Die Directrice der Anſtalt wechſelte in dieſem Augenblicke einen bedeutungsvollen Blick mit ihrem Premier-Lieutenant, welcher ſich ebenfalls hinter dem Seſſel der hohen Protectorin befand, und erſt als dieſer ſehr energiſch mit dem Kopfe genickt, ſagte ſie: „Ach, Ew. Hoheit, es kommt bei ſo vielen jungen, muthwilligen Mädchen immer etwas vor, und wenn es nicht gerade bedeutend iſt, ſo würde ich mir nie erlauben, Ew. Hoheit damit zu beläſtigen.“

„Alſo einmal etwas recht Bedeutendes!“ gab die alte Herzogin mit einem vergnügten Zwinkern ihrer Augen zur Antwort, indem ſie ſich behaglich die Hände rieb, ohne dem Hunde aber ein größeres Zeichen der Theilnahme abzulocken, als daß er den Kopf etwas in die Höhe hob und ein wenig mit dem Schweife wedelte. „Doch hoffe ich,“ fuhr die Protectorin des adeligen Damenſtiftes darauf mit großem Ernſte fort, „daß nichts geſchehen iſt, was den Anſtand verletzt; bei Gott, ich will das nicht hoffen! Ich möchte Aehnliches, wie bei Ihrer Vorgängerin, der Frau von Stranz, nicht zum zweiten Male erleben, und dazu die allergnädigſten Bemerkungen meines

Herrn Neſſen, Sr. Majeſtät des Königs — erinnern Sie ſich daran, meine Damen?“

„Mit Schaudern!“ ſagte Frau von Welmer, worauf Fräulein von Quadde einen Ton von ſich gab, als öffne man die knarrende Thür irgend einer ſehr tief gelegenen Familiengruft, was Mignon's Gefühle ſo in Aufregung brachte, daß er laut hinaus heulte.

„Beruhige dich, mein ſüßes Thier, mein guter Mignon, ſo etwas wird gewiß nicht mehr vorkommen — das entſetzlichſte Factum, die erſchütterndſte Tragödie, die je an den Mauern eines adeligen Damenſtiftes geſpielt, ein Lieutenant von den Garde-Huſaren über eben dieſe Mauer hinweg mit einer der Penſionärinnen verliebtes Zeug plaudernd — Horreur! Aber nun reden Sie, meine liebe Welmer! Was können Sie mir ſagen, arg genug, daß es mir eine kleine, wohlthätige Aufregung erſetzt, und doch nicht ſo ſchlimm, daß es mich in meinen heiligſten Gefühlen für dieſe mir anvertraute Anſtalt verletzen könnte — wen trifft es zumeiſt?“

„Wieder einmal dieſe Miß Price, die zuweilen unerklärliche Gemüthsbewegungen und Aufwallungen hat.“

Die Herzogin nickte mehrere Male ſehr langſam und tief mit dem Kopfe, ehe ſie ſagte: „Man ſoll nie Ausnahmen machen von feſt beſtehenden ſehr vernünftigen Beſtimmungen; ich habe mich da durch dieſe Gräfin Seefeld verleiten laſſen, eine Ausnahme von der Regel zu machen, weil mir dieſe Gräfin Seefeld durch die Oberſt-Hofmeiſterin der Königin die Verſicherung geben ließ, das junge Mädchen gehöre einer engliſchen Familie der höchſten Gentry an; doch weiß man, was

es ſelbſt in dieſem Falle in dem luſtigen Altengland auf ſich hat. Nun, was hat die Price wieder einmal angegeben?“

„Wenn Ew. Hoheit erlauben,“ ſagte die Vorſteherin, „ſo wird Fräulein von Quadde darüber berichten.“

„Gut — laſſen Sie hören, Fräulein von Quadde, aber ſchonen Sie mir die Price nicht!“

Daß dazu keine Befürchtung vorhanden war, weiß der geneigte Leſer, wußte ebenfalls die Herzogin, Frau von Welmer, die ſtarre Hofdame und ſelbſt Mignon, welcher bösartig knurrte, ſo wie er die Stimme der erſten Lehrerin vernahm, obgleich dieſe Stimme im Anfange des Berichtes ſo lieblich war, als töne ſie zwiſchen ſüß duftenden Roſen hervor, dann aber, je mehr ſich das Verbrechen entwickelte, langſam in die Tiefe hinabſank, um zuletzt, als ſie erzählte, wie Miß Price auf die ſanfte, liebenswürdige Welten losgeſtürzt ſei mit der Aeußerung: ſie wolle ſie erdroſſeln — wie aus einem eingeſtürzten Bergwerkſchachte heraufklang.

„Horreur, meine Damen,“ rief die alte Herzogin, „das grenzt faſt, wenn auch in anderer Art, an die eben erwähnte furchtbare Geſchichte, und ich will hoffen, daß die Beſtrafung exemplariſch geweſen iſt!“

„Es waren allerdings mildernde Umſtände da,“ meinte Frau von Welmer ſchüchtern.

„Ei was, mildernde Umſtände, wenn eine ſolche unbekannte Größe ſich dergleichen Drohungen gegen die Tochter eines ſo bedeutenden und beliebten Mannes, wie der Freiherr von Welten iſt, erlaubt! Seien Sie nicht zu weich, meine Liebe, und holen Sie mir das Verſäumte durch eine tüchtige Strafe nach! Ah, das hat mich in der That angegriffen, und

ſo wohlthätig mir auch eine kleine Aufregung iſt, ſo muß ich mich ſehr vor allem Aerger in Acht nehmen, und ich war ſchon wirklich nahe daran, mich zu ärgern!"

„Das wolle Gott verhüten!" hauchte die Directorin im Tone des höchſten Erſchreckens, worauf die ganze Antwort in einem Achſelzucken beſtand, nach welchem ſich die Herzogin gegen ihre Hofdame wandte und ſie um ihre kleine goldene Doſe mit den auflöſenden Pillen bat, von denen ſie bedächtig eine nahm, ſich dann in den Seſſel zurücklehnte und hierauf durch Kopfnicken ein Zeichen gab, daß die Präſentation der jungen Damen zu beginnen habe.

Dieſe ging nach althergebrachtem, ehrwürdigem Brauche alſo vor ſich, daß von dem Portier des Hauſes, in breitem Hut und Stock mit dickem goldenem Knopfe — man hatte ihn zu dieſem Zwecke raſch aus dem Garten holen müſſen, wo er im Gewächshauſe beſchäftigt geweſen war — von außen die Thür geöffnet wurde, worauf alsdann die jungen Damen, nicht nach Alter und Claſſe, ſondern nach dem Range ihrer Familien paarweiſe erſchienen, ſo zuerſt zwei Fürſtinnen, dann ein halbes Dutzend Gräfinnen, eine ziemlich lange Reihe von Baroneſſen, dann die gewöhnlichen Adeligen, hierauf Töchter hoher Staatsbeamten, einiger reicher Banquiers, die mit dem perſönlichen Adel behaftet waren, und ganz zuletzt kam Miß Price, etwas hinter ihr, den Zug ſchließend, Mamſell Stöckel. Die jungen Damen ſtellten ſich gegenüber dem Seſſel der Frau Herzogin auf, dann wurden einige, die ſich durch beſonderen Fleiß, außerordentlich muſterhaftes Betragen, auch wohl durch den Rang ihrer Familien oder durch Protection auszeichneten, namentlich vorgerufen, um der hohen Dame die

Hand zu küssen, während dessen Fräulein Quadde hinter den Reihen langsam vorüberschritt, um mit ängstlicher Miene darauf zu sehen, daß Alle in ihrem Anzuge correct und namentlich in den Frisuren keine Extravaganzen zu sehen waren, worauf die Frau Herzogin ganz besonders hielt und dergleichen mit ihren scharfen Gläsern sogleich zu entdecken pflegte.

„So ist's recht," flüsterte die Quadde der Gräfin Haller zu, als sie an derselben vorüberschritt und deren schmuckloses, allerdings etwas zerzaustes Haar betrachtete; „denken Sie nur selbst, was es gegeben hätte, wenn Sie da mit der Granatblüthe erschienen wären!"

„Die sie doch noch zu sehen kriegen soll!" sagte die hartnäckige junge Person leise zu ihrer Nachbarin, nachdem die Andere vorüber gegangen war. „Ich mache mir nichts daraus, wenn sie sich auch ärgert, wenn sie schreit und wenn sich der süße Mignon darob heiser bellt! Du," wandte sie sich hierauf an die junge Dame, die vor ihr stand und welche erst seit wenigen Tagen im Stifte war, „das ist der berühmte Herr Mignon, der Busenfreund der Frau Herzogin!"

„Ja," sagte eine Andere, „und wenn du nachher vorgestellt wirst, so kommt Alles darauf an, ob Mignon ein freundliches Gesicht macht oder ob er dich anbellt!"

„Ach, geht mir doch," erwiederte die Betreffende mit einiger Aengstlichkeit, „das wird doch sehr gleichgültig sein, Hund ist Hund!"

„Nein, nein, das wissen wir besser," flüsterte die Gräfin Haller und setzte hinzu, indem sie sich bemühte, den Ton und die Sprechweise der Frau Herzogin nachzuäffen: „Dieses Thier hat Menschenverstand!"

„Und wird auch wie ein Mensch behandelt; in dem Zimmer, wo er schläft, brennt ein Nachtlicht.“

„Und wenn er unpäßlich ist, wird er in einer Calesche spaziren gefahren.“

„Wobei der Lakai alle Viertelstunden an den Schlag treten muß, um zu sehen, wie sich Herr Mignon befindet und ob derselbe etwas wünscht.“

„Dummes Zeug!“

„Es ist so, wie wir dir sagen,“ versicherte die Haller ernstlich — „doch ruhig jetzt, der Parademarsch beginnt; sieh nur zu,“ sagte sie der neu Eingetretenen, „wie wir Anderen unseren Knix machen, und wenn die Alte mit dem Finger winkt, so geh' nur dreist auf sie zu und küß' ihr die Hand — geh' mir voraus, damit von dem finsteren Gesichte, welches ich bekomme, kein Schatten auf dich fällt.“ — Nach diesen Worten griff sie rasch in die Tasche ihres Kleides, holte die Granatblüthe hervor und steckte sie hinter die dichten schwarzen Flechten ihres Haares.

Der Vorbeimarsch begann, und wie die jungen Damen paarweise in die Nähe der hohen Protectorin kamen, dann das vorgeschriebene Compliment machten, so wurden sie von Seiten der Betreffenden mit vielen und vortrefflich ausgedrückten Nuancen begrüßt, mit freundlichem und sehr freundlichem Blicke, mit einem huldvollen Lächeln, zuweilen noch verstärkt durch eine gnädige Handbewegung, welcher dann plötzlich bei der Nächstfolgenden eine frostige Miene folgen konnte, ein steifes Kopfnicken, ja, sogar ein trockener Husten.

Als sich aber die Gräfin Haller sehr frei und ungenirt näherte — es war vor ihr ein weiter Raum dadurch entstan-

den, daß die Frau Herzogin die neu Eingetretene zu sich herankommen ließ — da hob sie mit einem Ausdrucke des Erstaunens ihr Lorgnon an die Augen und sagte, zu Frau von Welmer gewendet: „Was ist denn das für ein auffallend coquetter Kopfputz bei dieser Gräfin Haller?“

„Ja, was ist denn das, Fräulein von Quadde?“ fragte die Vorsteherin in höchster Angst.

Auch die erste Lehrerin verlor einen Augenblick das Gleichgewicht über die unerhörte Frechheit ihres Lieblings; doch faßte sie sich sehr rasch wieder und erwiederte halblaut, doch so, daß es die Frau Herzogin deutlich hören konnte: „Es ist unglaublich, welche Noth man mit dieser Unterlehrerin hat! Diese Stöckel ist in der That nicht zu gebrauchen!“

Ihre Hoheit hustete sehr scharf und sehr trocken, brachte dann ihr Schnupftuch an die dünnen Lippen und sagte hierauf zu Mignon, der unruhig und heiser zu bellen anfing: „Ruhig, mein Lieber, wir wollen uns jetzt noch nicht ärgern — und Sie,“ wandte sie sich an Frau von Welmer, „sorgen mir dafür, daß diese junge Dame für ihre höchst auffallende Coquetterie bestraft werde.“

„Spanische Coquetterie,“ flüsterte die Betreffende lächelnd, indem sie vorüberschritt.

Miß Blanda Price beschloß die Reihe ganz allein, da sich Mamsell Stöckel, wie es der Brauch war, und zwar sehr schüchtern und demüthig, hinter den Sessel der Frau Herzogin zurückgezogen hatte, wo ihr übrigens die starre Hofdame so freundlich zunickte, als es ihr nur möglich war; und wie denn ein Unglück selten allein kommt, so geschah es der armen Blanda, daß, als sie sich mit einer sehr ruhigen Miene näherte

und die vorgeschriebene Verbeugung gemacht hatte, ihr nur locker aufgesteckter Kamm das Gewicht des Haares nicht zu halten vermochte, sondern zugleich mit diesem herabfiel und auf dem glatten Parquette bis dicht vor den Stuhl glitt, auf welchem Mignon ruhte, der nun erschreckt in die Höhe fuhr und unter einem gräßlichen Geheul das Ding vor ihm, welches seine zarten Nerven so in Aufregung gebracht, anstierte. Rasch eilte Mamsell Stöckel hinzu, um den Kamm aufzuheben, kam aber, indem sie sich bückte, unglücklicher Weise dem bösen Hunde so nahe, daß er, um sich beißend, ihren Oberarm faßte, wo dann auf dem hellen Zeuge des Kattunkleides sogleich eine blutige Spur erschien.

Blanda, welche wenige Schritte vor der Herzogin stand, von ihrem dichten aschblonden Haar, welches über ihre Schultern herabwallte, wie von einer Glorie umgeben, erbleichte furchtbar, und ihre starren dunkeln Augen nahmen einen fast geisterhaften Ausdruck an, als sie nun sah, wie die Herzogin den Hund schmeichelnd zur Ruhe wies, ohne auch nur ein Wort des Bedauerns für die arme Unterlehrerin zu haben; doch hatte sich das junge Mädchen hoch aufgerichtet zugleich mit der hohen Dame, welche nun mit einer trockenen, scharfen Stimme sagte: „Da haben wir also wieder einmal diese Miß Price, die zum Dank für alles, was man an ihr thut, so übermüthig ist, in einem solchen Carnevals-Anzuge mit gelöstem Haar vor uns zu erscheinen, statt bescheiden und demüthig, wie es sich doch wahrlich nach den letzten Vorfällen für Sie geziemt hätte. — Haben Sie etwas zu Ihrer Entschuldigung zu sagen über Ihr unverantwortliches Benehmen,

Morgentoilette, und die Freude des Wiederſehens war groß, denn ihm, ſo wie Herrn Heeren war doch zuweilen Beſorgniß aufgeſtiegen, ob es uns auch gelingen würde unſere Tour durch die Mancha glücklich zu beenden. Der Eilwagen war übrigens nur einen Tag vor uns eingetroffen.

Wie ſo manches in Spanien laſſen auch die Fremdenhôtels noch viel zu wünſchen übrig; die meiſten ſind erſt in den letzten zehn Jahren entſtanden und haben deßhalb noch viel proviſoriſches an ſich. Spanien iſt noch nicht ſo wie andere Länder mit Reiſenden überfüllt, daher auch das Unterkommen mangelhaft. Es iſt noch nicht gar lange her, daß der Betrieb einer Gaſtwirthſchaft hier für ein niederes, faſt verachtetes Gewerb angeſehen wurde, und noch heute befaſſen ſich wenige Spanier damit. Faſt alle Wirthe ſind Italiener, namentlich Lombarden; auch benützt der Spanier noch zu unſern Zeiten ſelten einen Gaſthof zum längern Aufenthalt, ſondern nur als Abſteigequartier für eine Nacht, um den andern Tag Quartier in einem Privathauſe, was in Madrid ſehr leicht zu erhalten iſt, oder Unterkommen in einer ſogenannten Penſion, in einer Caſa de Huespedes, zu finden. Wir hätten es gern eben ſo gemacht, doch da wir zu drei waren, fanden wir keine paſſende Wohnung, und was wir in verſchiedenen Häuſern anſahen, war nach Einrichtung und Preis nicht vortheilhafter als was man uns im Gaſthofe bot. Hier erhielten wir einen ungeheuren Salon mit Fenſtern, die bis auf den Boden herabgingen, und leider nicht feſt zu verſchließen waren; unter dem Fußteppich befanden ſich Steinplatten; die Möbel waren alt, von verſchiedenſter Façon, und bloß ſämmtliche Stühle glichen einander, aber nur darin, daß ſie alle wackelig waren; ein überaus kleiner tragbarer franzöſiſcher Kamin nahm ſich in dem ungeheuren Raum wie eine ſchlechte Anſpielung aus. Unſere Betten ſtanden in drei Nebenkabinetten, und waren recht ordentlich. Wie man es in Spanien gewöhnlich zu thun pflegt, hatten wir uns einen Preis machen laſſen für Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Frühſtück und Diner, wofür wir die Perſon zwei Duros täglich zu bezahlen

eine junge Dame, welche in jeder Beziehung hoch über Ihnen steht, wahrhaft mörderisch anzufallen — haben Sie?"

„Nein!" sagte Blanda in kurzem, entschiedenem, etwas rauhem Tone.

„Pfui, pfui, Sie sollten sich schämen, Ihrer großmüthigen Beschützerin, der Gräfin Seefeld, solchen Kummer zu machen. Denn Sie werden sich doch nicht einbilden, daß man derselben Ihre Aufführung nicht meldet?"

Blanda zuckte zusammen und ihre Augen füllten sich mit Thränen, ohne sie aber deßhalb nur eine Secunde zu schließen und ohne deßhalb ihren starren, unheimlichen Ausdruck zu verlieren.

„Auch sollten Sie es nicht dulden," wandte sich die Protectorin des Damenstifts an Frau von Welmer, „daß das Haar dieser jungen Person in so auffallender Art verwildere, ich will das nicht, nein, ich will das nicht! Es wird überhaupt hier eine Coquetterie in den Coiffuren getrieben, die hier, an diesem Orte, mindestens ganz erstaunlich ist — sehen Sie da die Gräfin Haller und die dort im schwarzen Kleide — wie heißt sie doch? — die Waldow mit ihrem schwarzen Schleierzipfel im Haar — ah, Madame," fuhr die Herzogin fort, wobei ihre Redeweise heftiger wurde, „ich mag das nicht leiden, und es sollte mich betrüben, wenn Sie das nicht zu ändern im Stande wären!"

„Ew. Hoheit mögen die Gnade haben, meiner unterthänigsten Versicherung zu glauben, daß es an meinen Ermahnungen, so wie an denen des Fräuleins von Quadde nicht fehlt."

„Daß aber gerade die eben genannten, höchst gerechten

Ausstellungen Ew. Hoheit dem Leichtsinne jener Unterlehrerin zuzuschreiben sind, deren Name ich schon vorher Ew. Hoheit nennen mußte," nahm die erste Lehrerin das Wort, „es ist förmlich wie ein Complott gegen unsere Autorität."

„So ändern Sie das, meine Damen, und was dort Mamsell Price anbelangt, so will ich, daß deren Haar auf anständige Weise und sehr bedeutend verkürzt werde, der guten Sitte wegen und ihr selbst zur Strafe!"

„Mein Haar!" sagte das junge Mädchen mit einem schmerzlich klagenden Ausruf, wiederholte aber gleich darauf mit blitzenden Augen in einem ganz anderen Tone: „Mein Haar?"

Doch schien die Herzogin diese Worte nicht gehört zu haben, jedenfalls beachtete sie dieselben nicht, sondern sagte wie vorhin, gegen die unglückliche Stöckel gewendet, die mit gefalteten Händen seitwärts vor ihr stand: „So ändern Sie das, Madame, und nehmen Sie Leute, auf die Sie sich verlassen können."

Wie sie so sprach, streckte sie etwas heftig ihre Hand aus gegen das arme Schlachtopfer Quadde'scher Bosheit und mochte nun der theure Hund Mignon dies als eine Aufforderung ansehen, seinen Unwillen ebenfalls auf das eclatanteste an den Tag zu legen; genug, er sprang rasch in die Höhe, drehte sich ein paar Mal bellend wie toll im Kreise umher und fuhr alsdann vom Stuhle herab mit unverkennbarem Ingrimme gegen die Füße der armen Unterlehrerin und würde sie sicher auch ein zweites Mal verletzt haben, wenn in diesem Augenblicke Blanda nicht wie ein Blitz dazwischengefahren wäre, gewandt und schnell das Halsband des Hundes ergriffen, ihn kräftig

daran emporgerissen, derb geschüttelt und dann weit von sich ab auf den Boden geschleudert hätte.

Es geschehen zuweilen, allerdings höchst selten, Dinge vor unseren Augen, die so unerhört sind, daß sie, anstatt bei den Betreffenden einen Ausbruch des Zornes hervorzubringen, dieselben in eine Art von starren, düsteren Erstaunens versetzen, ja, die auf Augenblicke förmlich lähmend wirken wie der Gorgone furchtbar Haupt — so hier das Attentat auf Seine bündische Herrlichkeit.

Die Herzogin winkte schrecklich großartig mit dem Haupte, wobei ihre scharfen, jetzt durchdringenden Blicke Blanda's Bewegungen folgten, bis diese wieder ruhig auf ihrem früheren Platze stand. Frau von Welmer preßte die Hände vor das Gesicht, und selbst Fräulein von Quadde fühlte eine leichte Erschütterung in ihren Knieen, während dieser Vorfall am eigenthümlichsten auf die starre Hofdame zu wirken schien, indem sich auf ihrem Gesichte das convulsivische Lächeln, dessen wir früher erwähnten, mit einer fast erschreckenden Schärfe ausgeprägt zeigte, wie ein grelles Wetterleuchten hinter knorrigen, entlaubten Baumstämmen, und zeigte dieses Lächeln einen schwachen Wiederhall durch eine beinahe unfreiwillige Bewegung in den Reihen der jungen Damen, ja, bei den muthigsten unter ihnen durch ein beifälliges Murmeln, das sich allein bei der Gräfin Haller zu einem furchtlosen „Bravo" steigerte.

Nach dem dritten Kopfnicken sagte die Frau Herzogin endlich: „Es ist da ein böser Geist unter die jungen Damen gefahren, den wir uns bemühen müssen, mit aller Schärfe auszutreiben, wenigstens niederzudrücken."

„O, Hoheit, ich kenne diesen bösen Geist!" schluchzte

Frau von Welmer, während Fräulein von Quadde mit einem majeſtätiſchen Stirnrunzeln in einem Tone ſagte, ſo dumpf und hohl, als brauſe der Nachtwind auf öder Haide beim Hochgerichte vorüber: „Austreiben — austreiben!“

„Zuerſt aber kräftig niederdrücken zum Wohl der Menſchheit,“ meinten Ihre Hoheit, „und nicht nur an der Einen da; es ſind, wie mir ſcheint, mehrere unter den jungen Damen, die ein ſehr ernſtes Wort verdienen. Wer ließ dort ſo eben ein wahrhaft revolutionäres Bravo ertönen?“

„Das war ich, Hoheit,“ ſprach die Gräfin Haller, indem ſie raſch vortrat und dicht neben Blanda hin, „ich ſagte Bravo, weil es mich freute, daß der Hund daran verhindert wurde, zum zweiten Male die arme, unſchuldige Mamſell Stöckel zu beißen — unſchuldig an meiner coquetten Coiffure und noch unſchuldiger daran, daß der Kamm der armen Blanda auf den Boden fiel!“

„Ah, die Gräfin Haller!“ ſagte die Herzogin mit einem nichts weniger als freundlichen Blicke — „faſt eben ſo ſtrafbar in ihrer Aufführung, da wir hier eine gute Erziehung vorausſetzen können, nicht wie bei der Anderen — und, wie ich ſehe,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe mit erhobenem Augenglaſe hinzu, „voller Widerſetzlichkeiten, denn dort in ihrem Haar prangt noch immer die rothe Blume! Es könnte auch dieſer jungen Dame nicht ſchaden, wenn wir ihr zur Strafe das Haar ein wenig kürzten, und ich will Ihnen darüber meinen Willen kund thun, Frau von Welmer!“

„Mit dir das gleiche Schickſal, Blanda — wie mich das freut!“ ſagte Clotilde, indem ſie, ohne ſich im Geringſten zu

geniren, ihren Arm um den Hals der heißgeliebten Freundin ſchlang und ſie alsdann hinter die Reihen der Uebrigen führte.

Eine Handbewegung der Frau Herzogin befahl, daß ſich ſämmtliche junge Damen zurückziehen ſollten, ein Befehl, dem augenblicklich Folge geleiſtet wurde, und zwar unter Vorantritt des Fräuleins von Quadde, die ſich mit den Penſionärinnen in den Arbeitsſaal begab und ihnen dort eine ſolche Rede hielt, ihnen ſammt und ſonders ſo furchtbare Strafen androhte, Entziehung der Spazirgänge außerhalb des Gartens, Verbot jedes Beſuches im elterlichen Hauſe oder bei befreundeten Familien, Strafarbeiten jeder Art und, wenn auch alles das nicht helfen ſollte, Einzelhaft im dunkeln Zimmer.

Doch war alles das, was ſie mit einer unglaublichen Modulation ihrer Stimme ſagte, meiſtens aber wie aus einem tiefen Keller heraus, heute nicht dazu gemacht, die aufgeregten Gemüther der jungen Damen zu beruhigen, und es hätte nur eines zündenden Wortes, einer laut ausgeſprochenen Bemerkung bedurft, um den Unmuth gegen die verhaßte erſte Lehrerin zu einem Tumulte hell auflodern zu laſſen, und mehr als ein Blick wandte ſich fragend an die Gräfin Haller. Doch hatte dieſe Blanda in eine Ecke gezogen und ſprach tröſtend in ſie hinein, ohne ſich im Geringſten um die Rede des Fräuleins von Quadde zu bekümmern.

Nur als man jetzt drunten das Geräuſch der davonrollenden Wagen hörte, horchte Clotilde auf und ſagte nach einer Pauſe mit einem zornigen Blicke auf die erſte Lehrerin: „Sei nur ruhig, mein Herz, wenn ſie es wirklich wagen, unſer Haar zu berühren, vor Allem das deinige, ſo ſoll es der da theuer zu ſtehen kommen!“

Dreißigstes Kapitel.

In welchem ein Opfer fällt und die Verschwörung bis zum „Bund der Rache“ wächst. Gräfin Haller treibt Gefühlsaustausch sehr gefährlicher Art und macht Fortschritte in der Lehre der Telegraphie.

Nach dem im vorigen Kapitel geschilderten Vorfalle herrschte unter den jungen Damen des adeligen Stifts eine dumpfe Gährung, die sich von Tag zu Tag vermehrte, indem alle von Fräulein von Quadde angedrohten Strafen in richtiger Wechselwirkung und auf einen scharfen, schriftlichen Befehl der hohen Protectorin pünktlich in Erfüllung gebracht wurden. Ja, es war dafür gesorgt worden, daß für alle die, deren Führungsliste mit schlechten Noten versehen war, Briefe der betreffenden Eltern oder sonstigen Angehörigen einliefen, worin die heilsamen Maßregeln der hochgeachteten Vorsteherin aufs entschiedenste gebilligt wurden, Briefe, zwischen deren Zeilen man lesen konnte, daß man vollkommen überzeugt sei von der Zweckmäßigkeit jener Maßregeln gegen die böse Rotte jugendlicher Verbrecherinnen.

Daß die Gräfin Haller dabei nicht zu kurz kam, brauchen wir kaum zu erwähnen, und wohl am wenigsten unverdient;

hatte sie es doch durch trotziges Betragen und Widersetzlichkeit zuerst zu einem Tage Dunkelarrest gebracht, sowie auch dazu, daß sie von Fräulein Quadde fast mit demselben Abscheu betrachtet wurde, wie die weit unschuldigere Blanda!

Diese erhielt allerdings keine Briefe von Angehörigen, hatte ja auch nie dergleichen erhalten, und das war es wohl, was sie am tiefsten schmerzte; denn wenn sich auch die Gräfin ihrer Erziehung und Ausbildung angenommen hatte, so war das Interesse derselben doch nie so weit gegangen, um ihr hier und da durch ein paar liebevolle Zeilen einen wirklichen frohen Augenblick zu machen. Alles, was für sie geschah, ging durch die Hände des Herrn Renaud, des Secretärs des alten Grafen Seefeld, der sich auch ein einziges Mal während Blanda's Aufenthalt im Damenstifte persönlich nach ihr erkundigte. Doch war gerade die Unterredung mit diesem Geschäftsmanne in seiner glatten, kalten, theilnahmlosen Weise gegen sie Ursache gewesen, daß sie alles, was für sie geschah, mit einem schmerzlichen, ja, mit einem bitteren Gefühle hinnahm und sie fast unwillkürlich zwang, mit einer sehnsuchtsvollen Wehmuth an ihre früheren ärmlichen, kummervollen Verhältnisse zu denken, an ihr freies Leben in Wald und Feld und in Gemeinschaft mit Menschen, die dem kleinen Mädchen durch jedes Wort, durch jede Miene die unbegränzteste Liebe und Verehrung an den Tag legten.

Daß man ihrer Wohlthäterin, der Gräfin Seefeld, ihre Aufführung in den schwärzesten Farben geschildert hatte, davon war sie eben so sehr überzeugt, als daß Herr Renaud nichts thun würde, um der Gräfin diese Berichte in schonenderer Weise für sie vorzutragen.

Mamſell Stöckel war allerdings noch im Hauſe, wurde aber bis zum Ablauf ihres Termines nur zu untergeordneten Geſchäften verwandt und hatte mit Beaufſichtigung der jungen Damen in den Schlafzimmern oder den Arbeitsſälen nichts mehr zu thun. Dieſes Geſchäft beſorgte Fräulein von Quadde ſelbſt und führte auch hier ihr Regiment mit eiſerner Strenge. Da konnte keine Rede mehr ſein von dem früheren harmloſen Lachen und Plaudern während der Arbeitsſtunden, und noch weniger von jenen kindlichen, oft kindiſchen Unterhaltungen zur Zeit des Schlafengehens. Mit dem Schlage der Uhr mußten die Penſionärinnen jetzt ihr Lager aufſuchen, und nachdem die erſte Lehrerin eigenhändig die Lichter ausgelöſcht, war jeder Scherz, jedes Geplauder bei Strafe verboten. Daß mit wenigen Ausnahmen alle jungen Damen der höheren Claſſen geduldig und gleichmäßig, ohne Murren und Klagen, unter dieſer verſchärften Zucht litten, müſſen wir zur Ehre derſelben ſagen; doch gab es allerdings auch Ausnahmen, die ſich bei der erſten Lehrerin dadurch verdient zu machen ſuchten, daß ſie jede Uebertretung der verſchärften Vorſchriften hinterbrachten und ſo die erſte Lehrerin häufig veranlaßten, ſpäter, nachdem die Lichter in den Schlafſälen längſt gelöſcht waren, plötzlich noch einmal zu erſcheinen, um kleine Unordnungen, als Plaudern und Lachen, ſowie ein Wiederanzünden der Lichter, aufs ſtrengſte zu rügen oder zu beſtrafen.

Begreiflich iſt es, daß durch alles dies der einmal entſtandene Unmuth in den Herzen der lebhaften jungen Mädchen ſtets wieder neue Nahrung erhielt, ſich zu einem bedenklichen Haſſe gegen ihre Quälerin ſteigerte und beinahe ſeinen Gipfelpunkt erreicht hatte, als, nachdem ſchon acht Tage ſeit dem Be-

suche der hohen Protectorin verflossen waren, die Kürzung von Blanda's schönem Haar, und zwar in Gegenwart der jungen Damen ihrer Classe, mit der Feierlichkeit einer Execution vor sich ging, wobei selbst der Henker, in Gestalt des Hof-Friseurs, tiefes Mitleid mit dem armen Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit an den Tag legte und mit einem tiefen Seufzer eine der schweren Locken um die andere abschnitt und vor sich hinlegte. Sämmtliche junge Damen zeigten sich so tief erschüttert, als wenn sie einer wirklichen Hinrichtung beigewohnt hätten, mit alleiniger Ausnahme der Betreffenden selbst, die, sobald der Augenblick wirklich gekommen war, eine bewunderungswürdige Fassung zeigte und, obgleich etwas bleich, doch lächelnd um sich schaute und nachher versicherte, es sei ihr so wohlthätig leicht um den Kopf wie noch nie, und wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätte, wie schwer sie an ihrem Haar tragen müsse, so würde sie es schon früher haben abschneiden lassen.

Ganz außer sich dagegen war die Gräfin Haller, und so oft der scharfe Schnitt der Scheere eine Partie des prächtigen blonden Haares ihrer heiß geliebten Freundin abtrennte, stürzten reiche Thränenströme aus ihren Augen, und obgleich sie ihre Lippen fest zusammenpreßte, vernahm man doch jedesmal einen sich immer mehr verstärkenden schmerzlichen Ausruf tiefen Leides, bis sie endlich, ehe noch Alles vorüber war, mit einem lauten Aufschrei besinnungslos in die Arme der Umstehenden sank.

Man war sehr besorgt um sie, brachte sie sogleich zu Bette und fürchtete, daß sie in eine schwere Krankheit verfalle. Doch so heftig die momentanen Eindrücke bei dem so leicht empfänglichen und leicht reizbaren Gemüthe dieses jungen Mäd-

chens zu ſein pflegten, ſo raſch verſchwanden ſie auch wieder, um irgend einer anderen Erregtheit Platz zu machen, welche diesmal darin beſtand, daß Clotilde, ſobald ſie wieder wohl war, alles Ernſtes verlangte, man ſolle auch ihr Haar abſchneiden, und zwar nach den Befehlen der Frau Herzogin, die ihr vor allen jungen Damen damit gedroht, worauf ſie in ihrer übermüthigen Laune hinzuſetzte: „Und damit wir Beide, Blanda und ich, auch äußerlich durch etwas ausgezeichnet ſind.“

Bei faſt ſämmtlichen von den älteren jungen Damen hatte die gegen Blanda begangene rückſichtsloſe Grauſamkeit weniger einen heilſamen Schrecken verbreitet, wie man geglaubt, als vielmehr die ſchon beſtehende Erbitterung geſteigert, welche ſich hauptſächlich gegen Fräulein von Quadde richtete, von der man wußte, daß ſie es war, welche die gutmüthigere Directorin dazu veranlaßt hatte, den Befehl der Frau Herzogin in Betreff Blanda's endlich auszuführen. Ja, die jungen Damen hatten es ſehr gut bemerkt, mit welch wohlgefälliger Miene ſie jene Execution geleitet, und hatten es nicht vergeſſen, daß ſie am Schluſſe ſehr beſtimmt geſagt, ſo könne es noch Mancher von den Uebrigen ergehen, welche durch Trotz, ja, durch Widerſetzlichkeit fortwährend Urſache zu Klagen gäben. Und wenn man bis zu jener Scene ſeinem Haſſe gegen die erſte Lehrerin durch häufig und plötzlich ausbrechenden, lärmenden Muthwillen einer ganzen Claſſe oder der ſämmtlichen Bewohnerinnen eines Schlafzimmers hier und da auf ungefährliche Weiſe Luft gemacht hatte, ſo änderten die Betreffenden jetzt ihr Betragen in ſo fern, als ſie auf Verabredung Alles vermieden, was zu einer Klage gegen ſie hätte Veranlaſſung geben können, wobei ſie aber wiederum ungenirt Alles thaten, um durch einen böſen

hatten — allerdings ein tüchtiger Preis, obgleich für Madrid nicht zu hoch. Auch hatten wir wenig Urſache mit der Fonda de Peninſulares unzufrieden zu ſein, und wenn es nicht ſo unbeſchreiblich kalt geweſen wäre, hätten wir in unſerem Saal ein behagliches Leben geführt. So aber mochten wir, zum großen Leidweſen des Wirths, noch ſo viel Holz in den kleinen Kamin ſtecken, welches unſer Baumeiſter Leins kunſtvoll anzufachen wußte, das Zimmer blieb kalt und deßhalb unheimlich, und wenn auch unſere Fußſohlen faſt verbrannten, ſo war doch der Rücken nur dadurch vor Rheumatismus zu ſchützen, daß wir Paletots und Mäntel anzogen. Um am Tiſche, der in der Mitte ſtand, zu ſchreiben oder zu zeichnen, mußten wir Pelzſtiefel und Fußſäcke gebrauchen und dicke Handſchuhe anziehen.

Die Stadt Madrid liegt lang und breit ausgeſtreckt auf einer Hochebene, mit vielen kleinen Hügeln, weßhalb es auch wenige Straßen gibt, in denen man nicht jeden Augenblick bergauf und bergab ſteigen muß. Die Spanier ſuchen eine Vergleichung mit Rom und Konſtantinopel, und ſprechen auch hier von ſieben Hügeln; doch ſind es, wie geſagt, deren viel mehr. Gegen Weſten iſt die Hochebene von einer tiefen Böſchung umgränzt, an deren Abhang ſich Spaziergänge und Gartenanlagen hinunter bis an den Manzanares ziehen, der hier gewiſſermaßen die Gränze des ſtädtiſchen Gebiets bildet, und, wie ein dünner heller Faden die Landſchaft durchſchneidend, längs der Stadt nur durch die ſeinen Lauf begleitenden Trockenplätze der zahlreichen Waſchanſtalten mit dem Auge verfolgt werden kann. Bis an ſeine Ufer ziehen ſich doppelte Reihen alter Ulmen, und an ſeinem Flußbett auf- und abwärts ſieht man auch eine Spur von Vegetation. Jenſeits der prächtigen Brücke von Toledo, eigentlich die größte Ironie auf den kleinen Manzanares, iſt aber das Terrain wieder eben ſo kahl, eben ſo öde wie auf der Seite, von welcher wir die Stadt erreicht hatten. Hoch an dem eben genannten Abhange ſteht das königliche Schloß, und von ſeinen Terraſſen blickt man auf den Manzanares, die Brücke von Toledo, über dieſe hinaus auf die kahle Ebene, und

Blick oder ein ſchneidendes Wort ihren Haß gegen die erſte Lehrerin an den Tag zu legen. Aus der ſtillſchweigenden Empörung war ein Complott geworden, deſſen Seele die Gräfin Haller war, und die dabei aufs eifrigſte unterſtützt wurde von einigen faſt gleich lebhaften Damen des Stifts, während ſich die Maſſe der Uebrigen, wie das in ähnlichen Fällen gewöhnlich zu geſchehen pflegt, mit fortreißen ließen, und zwar unter ſteter Wiederholung der ganz unnöthigen Härte ſo wie der ſchreienden Ungerechtigkeit, mit der ſie von der erſten Lehrerin behandelt würden, ſie, junge Damen aus den beſten und reichſten Familien, die mit noch größerem Rechte als der franzöſiſche König ſein bekanntes Wort „l'état c'est moi" hier ſagen konnten: das Damenſtift ſind wir — und es hätte unfehlbar geſchloſſen werden müſſen, ja, die Directorin und auch die Quadde wären vielleicht vor Kummer ins Waſſer geſprungen, wenn ſämmtliche junge Damen es bei ihren Eltern durchgeſetzt hätten, aus der Anſtalt zurückgenommen zu werden, was aber ſeine Schwierigkeiten hatte, wie man verſchiedenen unter ihnen auf ſchüchterne Anfragen unverhohlen zu verſtehen gegeben hatte.

„Deßhalb müſſen wir uns ſelbſt Recht verſchaffen," ſagte Gräfin Clotilde Haller, und um die Verſchwörung für die lebhafte Phantaſie der jungen Damen recht anziehend zu machen, hatte Clotilde einen geheimen Bund der Rache geſtiftet, in welchen man nur nach einem furchtbaren Schwur aufgenommen wurde, der ſo ſtrenge Vorſchriften und Geſetze hatte, auch eine eigene Sprache durch Worte und geheimnißvolle Zeichen, zu deren Erlernung und Vervollkommnung ſich die Penſionärinnen leider viel mehr Mühe gaben, als beim Studium der franzöſiſchen oder engliſchen Sprache.

Aber zu ihrem Zwecke war dieſer Geheimbund mit ſeiner Gaunerſprache von großer Wichtigkeit; denn es gab allerdings perfide Seelen unter ihnen, die alles, was ſie erlauſchen konnten, der erſten Lehrerin hinterbrachten, und wenn dieſe auch nicht zu erfahren vermochte, welchen Zweck man eigentlich verfolge, ſo fühlte ſie wohl den Haß der jungen Damen gegen ſich und vergalt ihn aufs reichlichſte und vor der Hand mit beſſerem Erfolge.

Der Zweck der ganzen Verſchwörung ging dahin, Fräulein von Quadde aus dem Damenſtift zu entfernen, und hier war es Blanda, welche wie gewöhnlich mit ruhiger Ueberlegung zum Vernünftigeren rieth und die Gräfin Haller veranlaßte, ſtatt des urſprünglich gefaßten, ſehr gewaltthätigen Planes, den wir ſpäter erfahren werden, zuerſt den Verſuch zu machen, durch eine Deputation der jungen Mädchen bei der Directorin ihren unbezwinglichen Haß gegen Fräulein von Quadde auszuſprechen und um deren Entfernung zu bitten.

„Das iſt allerdings ein Vorſchlag, der ſich hören läßt,“ ſagte Clotilde, „und werde ich bei dieſer Deputation die Sprecherin ſein.“

Blanda ſchüttelte ihren Kopf, indem ſie ſagte: „Das möchte ich widerrathen, denn ich fürchte, daß du, dich von deiner Heftigkeit fortreißen läßt, Worte zu ſprechen, die von vorn herein Alles verderben müßten.“

„Wer von den Andern würde den Muth dazu haben, Blanda? O, du kennſt ſie ja alle ſo gut wie ich! Nicht einmal bis zur Thüre des Zimmers würden ſie ohne uns gehen, geſchweige denn ein freies Wort vor der Directorin zu ſagen wagen! Und entſcheiden muß ſich etwas, ſo oder ſo,“ rief ſie

heftig aus, „denn ich habe es ſatt, daß wir wie Gefangene ſtundenlang hinter den hohen Mauern des Gartens hin und her getrieben werden! Und trotzdem," ſetzte ſie flüſternd hinzu, „habe ich dir heute Nacht viel, viel mitzutheilen — doch jetzt rathe mir, wer ſoll vor der Directorin reden?"

„Das würde ich ſelbſt übernehmen," erwiederte Blanda mit großer Ruhe.

„Du, mein Herz," rief Clotilde verwundert, „du, meine arme, ſtill duldende Genovefa, du, mit deiner Beſcheidenheit, deiner Ruhe?"

„Ich, mit meiner Beſcheidenheit, meiner Ruhe, und gerade deßhalb! Mich ſchüchtert weder die hochmüthige Art ein, mit der mich Frau von Welmer ſeit Kurzem behandelt, und noch viel weniger die feindſeligen Blicke des Fräuleins Quadde und ihre barſchen Worte. Auch habe ich," ſetzte ſie mit einem traurigen Lächeln hinzu, „von euch Allen am wenigſten zu wagen, was ich ganz genau weiß."

„Ja, ja, ich habe es ſchon längſt gefühlt, wie feindſelig man dich behandelt; aber gerade deßhalb wäre es Sünde, dich dem Wolf in den Rachen zu jagen. Nein, nein, ich will ſprechen — ich will," rief Clotilde mit großer Entſchiedenheit, „oder ich mache eine Cabinetsfrage daraus, wie Papa zu ſagen pflegt!"

„Sei doch geſcheit, Clotilde, und ſpare deinen Muth und deine Energie für eine andere Gelegenheit, die gewiß kommen wird, denn aufrichtig geſagt, ich verſpreche mir nicht viel von unſerer Unterredung mit Frau von Welmer, doch muß der Verſuch gemacht werden, ehe ...."

„Ehe wir anders handeln."

„Ganz richtig, ehe wir anders handeln, und wenn es dann dazu kommt, so laſſe ich dir den Vortritt. Thue alsdann ſtreng nach deiner Anordnung, und auch da wirſt du mit meiner Energie und mit meinem Muthe zufrieden ſein.“

„Daran habe ich nie gezweifelt und es zweifelt Niemand daran, mein Herz, auch die Quadde nicht, wie ich neulich ganz unter der Hand erfahren; es war bei der Directorin die Rede von uns Beiden, und da ſagte die Quadde von mir, ich ſei wie ein unſchädliches Pulverfeuer, das flamme allerdings heftig auf, verpuffe aber im nächſten Augenblicke ohne alle Gefahr — o, ſie kennt mich nicht!“

„Und was ſagte ſie von mir?“

„Nun — von dir — ſagte ſie....“

„Sei ehrlich, Clotilde!“

„Gewiß, mein Herz, obgleich es mir weh thut, ihre Worte zu wiederholen — ſie ſagte, es ſei die höchſte Zeit, dich aus dem Stift zu entfernen, ſie hielte dich zu Allem fähig.“

Ein eigenthümlicher Blitz leuchtete in den Augen Blanda's, während ſie die Zähne auf einander biß, langſam mit der Hand über ihr kurzes, lockiges Haar fuhr und dann ſagte: „Nun, bei dieſer Meinung, die ſie doch einmal von mir hat, ſchadet es nichts, wenn ſie mich auch an der Spitze derer ſieht, die gekommen ſind, die Entfernung des Fräuleins Quadde zu verlangen; das geht dann in Einem hin, und ſie treiben mich noch raſcher fort, als ſonſt geſchehen würde.“

„Sie ſollen dich aber nicht forttreiben!“ rief Clotilde heftig. „Wir wollen Alle, daß du bleibſt, wenigſtens die Meiſten wollen es, und wenn du doch gehen müßteſt, ſo gehe ich mit dir, darauf kannſt du dich verlaſſen!

„Aber wohin, Clotilde?“

„Nun, wohin du ſelbſt gehſt!“

„Weiß ich doch wahrlich nicht, wohin ich in dem Falle gehen müßte!“ ſagte Blanda mit einem kurzen, harten Lächeln, und ſetzte dann mit weicher Stimme hinzu: „Und doch habe ich ſo unendlich viel Platz, wohin ich gehen kann, ſo weit der Himmel blau iſt und ſo weit Nachts die Sterne funkeln; ach, und ſie glänzen ſo ſchön, wenn man nichts über ſich hat, als den Himmel ſelbſt!“

„Haſt du das ſchon erlebt? Ach, das muß ſchön ſein!“

„O, ich habe das oft, ſehr oft erlebt! So glaube ich wenigſtens, vielleicht aber hat es mir auch nur geträumt von herrlichen Frühlings- und Sommernächten, wenn Gras und Blumen duften, wenn die Leuchtkäfer ſo geheimnißvoll auf den Raſen und in den Büſchen ſchimmern, ſchöner als die ſchönſten Brillanten; wenn dann weitab die ſtillen Feuer lodern und Einer zur Mandoline ſingt — ach, das waren ſchöne Träume, wenn man aufwärts blickte an den dunkeln Nachthimmel und droben dem geharniſchten Manne, dem Orion, zuſchaute, wie er mit ſeinem Schwerte nach Süden weiſt!“

„Das haſt du geträumt oder erlebt?“

„Vielleicht Beides; und dabei denke ich ſo gern an eine wilde Nacht, wo ich mit meinen tollen, kleinen Pferden über das Feld fuhr und wo ich immer nach dem ſehen mußte, der die Pferde lenkte.“

„Siehſt du, Närrchen, du haſt auch deine kleinen Geheimniſſe,“ ſagte die Gräfin Haller, die, ſich an ihre Freundin ſchmiegend, aufmerkſam zugelauſcht hatte — „nur biſt du ſo

erſchrecklich verſchwiegen! Wer war denn der, welcher die Pferde an deiner Seite lenkte?“

„Er ſah aus wie ein Jäger, und war es auch vielleicht.“

„Und wo blieb er zuletzt?“

„Er verſchwand in der Nacht, als wir all das ſchöne Getümmel hinter uns hatten.“

„Welches Getümmel?“

„O, es war ſehr arg und doch ſchön! Reiter, die daher ſprengten in hellen Mänteln mit blanken Säbeln, Andere, die ſchoſſen, und dann fuhren Kanonen an uns vorüber mit einem Spectakel, der das Herz ſo angenehm erbeben machte!“

„Das war ja wie im Kriege.“

„Nein, im Kriege bleiben die Menſchen todt, aber hier geſchah Keinem ein Leides, und deßhalb war es auch ſo herrlich, mit anzuſehen, wie Alles drunter und drüber ging, und zu hören, wie die Hörner klangen und wie die Schüſſe krachten!“

„Ach, ein Feldmanöver?“

„So etwas; ich werde es nie vergeſſen,“ ſagte Blanda träumeriſch vor ſich niederblickend — beſonders nicht, als einmal eine Reihe Kanonen an uns vorüber raſſelte und unſeren kleinen Wagen beinahe überfahren hätte; aber, Gott ſei Dank, es ging gut! Doch ſo oft ich heute noch die Geſchütze umher fahren ſehe, ſo denke ich daran, wie prächtig wir damals die nächtlichen, dunkeln Geſtalten auf ihren ſchnaubenden Pferden erſchienen und wie die Kanonen ſo dumpf dröhnten, als ſie dicht an uns vorüber fuhren!“

„Ach, deßhalb bliebſt du auch neulich wie feſtgebannt ſtehen, als die Artillerie an uns vorüber fuhr, was dir einen tüchtigen Verweis von der Quadde eintrug!“

„Ja, deßhalb blieb ich ſtehen; aber ich hatte noch eine andere Urſache, denn es war mir gerade, als hätte ich in einem der Reiter den jungen Jäger wieder erkannt, der damals in der Nacht meine Pferde führte.“

„Ei, mein Herz, das wäre allerliebſt und gerade ſo, wie man in den ſchönen Büchern lieſt — davon haſt du mir nie etwas erzählt! Wie fällt dir das jetzt auf einmal wieder ein?“

„Weil mir jener Jäger damals und auch ſpäter, als ich ihn wieder ſah, wie ein guter Freund erſchien.“

„So, du haſt ihn wieder geſehen?“

„Ja, aber es war trauriger: ich erzähle dir das ſpäter einmal — jetzt ſage ich es nur flüchtig, weil ich faſt glaube, daß ich in Kurzem den Rath eines guten Freundes gebrauchen kann.“

„Mache dir keine Grillen, Blanda, ſie werden ſich ſchon hüten, dich von hier weg und nach Hauſe zu ſchicken!“

„Nach Hauſe — wo bin ich zu Hauſe?“

„Oder zur Gräfin Seefeld; man hat mir auch ſchon mit Aehnlichem gedroht.“

„Wird ſich aber bei mir nicht ſcheuen, Wort zu halten.“

„Pah, die Gräfin Seefeld wird für dich eintreten!“

„Vielleicht auch nicht, da man nicht ermangeln wird, mich als ein böſes Geſchöpf, als verdorben und undankbar zu ſchildern; denke doch daran, was Fräulein von Quadde über mich geſagt!“

„Ah, dem muß man zuvorkommen! Glaubſt du denn, Närrchen, daß man über mich Beſſeres nach Hauſe berichtet? Aber ich habe dagegen einen ſehr ausführlichen Brief geſchrieben und ihn glücklich hinaus ſpedirt; das mußt du eben ſo machen.“

„An wen ſollte ich ſchreiben?“

„An die Gräfin Seefeld.“

„Weiß ich doch nicht einmal genau, wohin ich den Brief zu richten hätte, und wenn er wirklich abginge und auch in ihr Haus käme, ſo fürchte ich doch — nein, ich bin davon überzeugt, daß er dort in die Hände von Jemanden fiele, der ihn gar nicht vor die Gräfin kommen ließe.“

„Das wäre abſcheulich, das wäre ja Betrug, Unterſchlagung — aber verſuche es, ſchreibe immerhin!“

„Ich habe kein Recht dazu, ich bin weder Tochter der Gräfin Seefeld, noch ihre Anverwandte!“

„Aber wer biſt du denn?“

„Das weiß ich ſelbſt nicht!“

„So will ich dir's ſagen,“ rief Clotilde in herzlichem Tone, indem ſie ihren Arm um Blanda's Hals ſchlang — „du biſt ein liebes gutes Mädchen! Du biſt mein kleines Herz und meine Seele, und wenn ſie uns Beide fortſchicken, ſo gehſt du mit mir nach Hauſe, denn ich laſſe dich nicht, das ſchwöre ich dir zu! — Aber bei allem dem,“ fuhr ſie nach einer Pauſe mit einem leichten, etwas coquetten Seufzer fort, biſt du doch viel glücklicher, als ich, mit dem, was du mir da von dem jungen, hübſchen Jäger erzählt haſt!“

„Habe ich geſagt, daß er jung und hübſch war?“

„Nein, nein, aber es iſt das nicht anders möglich! O, ich bitte dich, Blanda, laß ihn jung und hübſch ſein, es iſt das ein ſo reizendes Abenteuer, und für dich ſo glücklich! Er ſaß an deiner Seite, er ſprach mit dir, du nahmſt einen gewiß herzlichen Abſchied von ihm, während ich....“

„Nun, während du?“

„Ach, während ich mich nur aus ſehr weiter Entfernung ür ihn intereſſiren kann!“

„Ah, für deinen verkleideten Prinzen auf der Feſtung droben?“

Sie nickte mit dem Kopfe und ſagte dann mit leiſerer Stimme: „Und doch iſt ein kleiner Schritt weiter geſchehen!“

„Nimm dich in Acht, Clotilde, du erſchreckſt mich! Ich meine auch, du hätteſt Urſache, gerade im gegenwärtigen Augenblicke mit doppelter Vorſicht zu Werke zu gehen!“

„Und ich ſage dir, ängſtliches Närrchen, es iſt vollkommen rührend, wie ich vorſichtig bin und wie zart er ſich mir zu nähern wußte!“

„Er ſelbſt — das hätte er gewagt?“

„Ach, nicht doch; nur durch ein geſchriebenes Blatt, wie ſolche Geſchichten beſtändig auf ganz richtige Art anzufangen pflegen und wie es in allen guten und lehrreichen Büchern über dieſen Gegenſtand heißt. Neulich gingen wir im Garten ſpaziren, es lag ein wenig Schnee auf dem Boden vom Tage vorher; denn der Himmel war wieder goldig klar geworden, und zu ihm hinauf blickte ich, auch zuweilen auf das Feſtungswerk droben ſchauend, von dem man noch eine kleine Spur über unſere langweilige Mauer entdecken kann, und da dachte ich, wie ſehnſuchtsvoll er jetzt droben wohl ſtehen würde und ſich, wie im Märchen, einen geflügelten Drachen wünſchen oder einen Luftballon, um irgend ein Zeichen ſeiner Zuneigung auf mich herabflattern zu laſſen, wobei ich dann zuletzt an eine ſolch reizende Botſchaft auch auf natürlichem Wege dachte und dabei ganz zufällig auf dem Boden ſpähte und mit meinem ſcharfen Blicke nach wenigen Schritten links an unſerem Wege

etwas bemerkte, was genau ſo ausſah wie ein Papier, das um einen Stein herumgewickelt war. Doch wie es erlangen, da die Quadde beſtändig neben uns her ſpazirte, auf drei Schritte Diſtance, mit ihren ſchärfſten Brillen bewaffnet. Drei Mal ſpazirten wir ſo an der verhängnißvollen Stelle vorüber, ohne daß es mir möglich war, mich dem Papier zu nähern, ohne auffallend zu werden, bis endlich beim vierten Male eine dichte Schaar lärmender Krähen über den Garten dahinzog und Alle veranlaßte, nicht nur in die Höhe zu ſehen, ſondern auch weiter in den Garten hinein zu gehen, um ihnen nachzuſchauen, wobei es ſich glücklich traf, daß ich mit meinem Fuße dicht neben das Papier treten und dann, ohne Aufſehen zu erregen, mein Taſchentuch darüber fallen laſſen konnte — hier iſt es, lies, Blanda, ließ!"

Und Blanda las, was auf dem kleinen Papier geſchrieben ſtand:

Wir träumten von einander
Und ſind davon erwacht,
Wir leben, um uns zu lieben,
Und ſinken zurück in die Nacht.
Du tratſt aus meinem Traume,
Aus deinem trat ich hervor,
Wir ſterb[illegible], wenn ſich Eines
Im Andern ganz verlor.
Auf einer Lilie zittern
Zwei Tropfen, rein und rund,
Zerfließen in Eins und rollen
Hinab in des Kelches Grund.

„Nun was denkſt du darüber, Blanda?"

„Sage mir zuerſt, was du darüber gedacht haſt."

„Ich erſchrack doch ein klein wenig darüber und mußte ge-

freut ſich, am Horizont die prächtige Bergkette des Guadarrama zu ſehen mit ſeinen von Schnee glänzenden Kuppen, an deſſen Fuß geſchmiegt der Escorial liegt. Etwas freundliches hat übrigens dieſer Anblick nicht, er iſt ernſt und gewaltig. Das hügelige Land, dunkel gefärbt, hie und da mit gelben und röthlichen Streifen zeigt ſo von weitem keine Spur irgend eines Lebens. Dörfer oder einzelne Wohnungen ſieht man nicht, ebenſo wenig Bäume oder Sträucher, nur ein nackter Hügel liegt einförmig neben dem andern, und am Horizont der weiten Fläche ragt das dunkle Gebirge empor mit ſcharfen Zacken und tiefen Schluchten, ſelbſt im Licht der Sonne wohl majeſtätiſch, aber finſter und ernſt.

Ganz in Harmonie mit dieſer Landſchaft, zumal von der Nordſeite geſehen, iſt der an der Stelle des alten Alcazars der Mauren erbaute königliche Reſidenzpalaſt, von deſſen Vorhof aus wir dieſes melancholiſche Gemälde betrachten, ein ungeheures Viereck im Charakter des Palaſtas von Caprarola bei Rom; ſeine Architektur iſt ſtreng, wenn auch in den Einzelnheiten etwas verſchnörkelt. Auf dem in derben Formen ausgeführten untern Stockwerk iſt rings um das Gebäude her bis zum oberſten Geſims die gewaltige Maſſe durch eine an die Wand angelehnte Colonnade gegliedert, die an den vier Ecken ſtärker hervortritt, breite aus Granitquadern erbaute Terraſſen und weite Durchfahrten, die auf den Vorhof führen, erſtrecken ſich zu beiden Seiten des letzten nach der Armeria Real, der großen königlichen Waffenſammlung, die an ſeinem dem Schloß gegenüber liegenden Ende den weiten Platz abſchließt. An dem dem Thal zugewendeten Terraſſenflügel wird immer noch, aber ſehr langſam gebaut, und der Fuß deſſelben ſowie die Subſtructionen des Schloſſes ſelbſt verlieren ſich auf dieſer Seite in ein Chaos halbfertiger gewaltiger Mauern. Die Nordſeite, den entfernteren und viel tiefer liegenden, ausgedehnten Baulichkeiten des Marſtalls zugewendet, greift mit ihrem maſſenhaften Unterbau tief neben den umliegenden Straßen hinab, und macht den Eindruck einer feſten Burg; nur Schade,

ſtehen, es war bei allem dem ein wenig keck, ſolche Verſe zu ſchreiben, und um ihm dies zu ſagen, antwortete ich mit ein paar anderen Verſen, die ihm deutlich zu verſtehen geben ſollen, daß man doch nicht ſo raſch zu Werke geht und was von Träumen eigentlich zu halten iſt; übrigens ein paar Verſe, die ſehr im Allgemeinen gehalten ſind, eigentlich auf nichts eingehen und beſonders am Schluſſe ſehr hoffnungslos klingen, was ich für nöthig fand, ihm auszudrücken: es iſt das Gedicht von Heine:

Sie liebten ſich beide, doch Keiner
Wollt' es dem Andern geſteh'n;
Sie ſahen ſich an ſo feindlich,
Und wollten vor Liebe vergeh'n.
Sie trennten ſich endlich und ſah'n ſich
Nur noch zuweilen im Traum,
Sie waren längſt geſtorben
Und wußten es ſelber kaum.

„Nun, etwas ſagſt du ihm doch darin!“ meinte Blanda lächelnd.

„Aber nur im Anfange und ganz im Allgemeinen,“ verſetzte Clotilde ſehr ernſthaft, wogegen das:

Sie trennten ſich endlich und ſah'n ſich
Nur noch zuweilen im Traum —

ihm doch deutlich genug ſagt, daß es nicht ſo leicht ſei, meine Liebe zu erringen.“

„Und das haſt du ihm geſandt?“

„Ja, auf die gleiche Weiſe und um denſelben Stein gewickelt, warf ich es an der Seite über die Mauer, wo er ſein Gedicht wahrſcheinlich hereingeworfen — und er hat es gefunden und geleſen.“

„Und woher weißt du das?“

„Ich ſah ihn ein paar Tage nachher droben auf der klei-

nen Feſtung, wie er die Arme drei Mal nach einander in die Höhe hob und die Hände an ſeine Augen legte, dann gegen das Herz drückte. Das heißt doch deutlich: er dankt dem Himmel für die erhaltene Antwort, er hat ſie mit den Augen geleſen und in ſein Herz aufgenommen. Weißt du auch wohl," fuhr ſie nach einer längeren Pauſe fort, während Blanda gedankenvoll vor ſich niederblickte, „daß ich immer denke, es könnte bei den gegenwärtigen Verhältniſſen für uns von großem Nutzen ſein, draußen einen Ritter zu wiſſen — wenn ich mich dieſes poetiſchen Ausdruckes bedienen darf —, der bereit iſt, für ſeine Dame jedes Wageſtück zu unternehmen? Ich habe ſchon daran gedacht, ihn aufzufordern, die Quadde, wenn ſie an einem Abende wieder ausgeht, zu entführen und droben bei Waſſer und Brod in einem der Thürme einzuſchließen; wenn er ſie nur drei Tage feſthielte bei Waſſer und Brod, ſo könnte ſie ſich bei uns nicht mehr mit Ehren ſehen laſſen."

„Du haſt ganz merkwürdige Ideen," ſagte Blanda lächelnd, „aber ſchwer auszuführen, und man würde wenig damit erreichen. So gefällt mir auch, ehrlich geſagt, der Gedanke nicht, mit der Frau von Welmer förmlich zu unterhandeln, und es würde auch nichts dabei herauskommen; ich wäre ſogleich für das Andere geweſen."

„Das bleibt uns immer noch und iſt gut vorbereitet."

„Hoffentlich!" gab Blanda in einem dumpfem Tone zur Antwort, während ſie dabei, wie zur Erleichterung, heftig den Athem von ſich ſtieß."

„Aber wir verſuchen es doch mit der Deputation?"

„Wenn ihr denn nun einmal wollt, ja; aber unter der Bedingung, daß ich vor Frau von Welmer rede!"

Einunddreißigstes Kapitel.

Besprechungen sehr unangenehmer Art über Blanda's Vergangenheit und Zukunft in Gegenwart eines fremden Herrn werden unterbrochen durch eine Deputation, welche zur Einzelhaft so wie zum Ausbruche der Empörung führt.

Die Directorin des adeligen Damenstiftes hatte Besuch bei sich, und zwar den Besuch eines fein, ja, elegant gekleideten Mannes, der vor ihr saß und sie aufmerksam anhörte, wobei er nur zuweilen sein glattes, ruhig lächelndes Gesicht gegen Fräulein von Quadde erhob, die in dem ziemlich großen Gemache mit hastigen Schritten eine Kometenbahn beschrieb und, so oft sie dabei in die Nähe der Frau von Welmer und jenes Herrn kam, ein mehr oder minder leidenschaftliches Wort in die Unterhaltung warf.

So sagte jetzt die Directorin: „Sie können sich denken, mein verehrter Herr Renaud, daß wir aus Rücksicht gegen eine so vortreffliche und liebenswürdige Dame, wie die Gräfin Seefeld ist, Alles anwandten, um mit Güte und Milde auf das etwas verwilderte Gemüth dieses jungen Mädchens einzuwirken."

„Ohne allen und jeden glücklichen Erfolg!" schnaubte die

erſte Lehrerin im Vorüberſauſen, worauf der Secretär des Herrn Grafen Chriſtian Kurt ſtill vor ſich hinlächelte.

„Und wenn es nur allein das geweſen wäre," fuhr Frau von Welmer fort, „daß unſere ſo vortreffliche Erziehungs- und Lehrmethode an dieſen harten Steinen beſtändig ohnmächtig abglitt! Aber es begab ſich viel Schlimmeres, und es hat dieſes früher gewiß ſehr verwahrloſte Geſchöpf...."

„Ein ganz richtiger Ausdruck!" lächelte Herr Renaud.

„Aufs Nachtheiligſte gegenüber den anderen jungen Damen gewirkt."

„So verderblich," warf Fräulein von Quadde mit dem ſchrillen Tone einer Wetterfahne dazwiſchen, „daß ſich jetzt das ganze Damenſtift in einer förmlichen Rebellion befindet!"

„Unerhört, meine Damen!"

„Allerdings unerhört!" vernahm man jetzt die Quadde aus der Ecke des Gemachs, wohin ſie gefauſt war.

„Und deßhalb, mein verehrter Herr Renaud, können wir uns, ſo leid es uns auch thut, nicht dazu entſchließen, jenes..." Hier ſchwieg Frau von Welmer achſelzuckend einen Augenblick, und erſt als Herr Renaud ſie freundlich erſuchte, ſich durchaus nicht zu geniren, vollendete die Dame ihren Satz durch die heftig hervorgeſtoßenen Worte: „jenes widerſpenſtige, verdorbene Geſchöpf noch länger in der Geſellſchaft von Töchtern aus den angeſehenſten Familien des Landes zu laſſen! In der That, ich bedaure das mit Rückſicht auf die verehrte Gräfin Seefeld, und es thut mir leid, daß in dieſer Richtung Ihr Beſuch kein günſtiges Reſultat haben kann."

Herr Renaud hatte bei dieſen Worten ſo freundlich vor ſich hin gelächelt, daß Frau von Welmer nicht umhin konnte,

einen verwunderungsvollen Blick mit ihrer vorüberſtürmenden erſten Lehrerin zu wechſeln, einen Blick, der ſich aber in den Ausdruck höchſter Befriedigung verwandelte: als der Secretär des Grafen nun ſagte:

„Weit entfernt, mit Ihrer vorhin gethanen Aeußerung unzufrieden zu ſein, ſtimme ich für meine Perſon derſelben nicht nur vollkommen bei, ſondern bin auch von der Gräfin Seefeld beauftragt, Ihnen deren ganz gleiche Meinung auszudrücken — war das auch anders möglich, nachdem wir Ihr ſo klares, allerdings ſtrenges und ernſtes, aber dabei gewiß liebevoll unparteiiſches Schreiben geleſen und berathen? Gewiß nicht! Man würde Ihnen, verehrte Frau, auch vollkommen Alles ganz allein überlaſſen haben, wenn ich nicht zufällig hier zu thun gehabt hätte und deßhalb beauftragt wurde, Ihnen perſönlich den Dank der Frau Gräfin zu bringen und zugleich im Allgemeinen über das Weitere zu reden."

„Gott lohne Ihrer Erlaucht dieſe Einſicht und dieſe Gerechtigkeit!"

„Wobei Sie uns vielleicht eine indiscrete Frage erlauben?" hörte man die Quadde fragen, während ſie herbeiſchoß.

„Mit großem Vergnügen!"

„Iſt dieſes Mädchen in irgend welcher Weiſe, ſei es noch ſo weitläufig, mit dem gräflich Seefeld'ſchen Hauſe verwandt?"

„Gott ſei Dank — nein!"

„A—a—a—ah, wie mir das die Bruſt erleichert!" hörte man die Directorin ſagen.

„Wahrſcheinlich aber ſind ihre Eltern auf irgend eine Weiſe mit jenem erlauchten Hauſe eng befreundet?" fragte die

Quadde in einem Tone, daß es klang, als spräche sie vorsichtig aus einer Thürspalte heraus.

„Eltern?" sagte Herr Renaud mit einem nicht zu verkennenden Achselzucken. „Es ist das ein sehr schöner, ehrwürdiger, ja, ich möchte sagen, heiliger Begriff, um so trauriger es also auch für Jemanden ist, der von diesem Begriffe sich so recht keinen Begriff machen kann."

„Herr Renaud, ich will hoffen, daß es diesem jungen Mädchen, welches die Ehre hatte, in ein Stift adeliger junger Damen aufgenommen zu werden, das unter dem Protectorate Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Herzogin Henriette steht und dessen Vorsteherin zu sein ich die Ehre habe, nichts an dem sehr nothwendigen Begriffe fehlt, was man unter Eltern versteht!"

„Vielleicht, daß sie diesen Begriff nur zur Hälfte hat...."

„Ah, empörend!"

„Daß sie ihre Mutter kennt — Vater dagegen vor der Hand gänzlich unbekannt!" vollendete Herr Renaud seinen Satz, worauf er behaglich seinen Mund spitzte und sich dann mit der Hand um das glatt rasirte Kinn strich.

Frau von Welmer hatte heftig ihr Taschentuch vor die Lippen gepreßt, wie um einen Aufschrei des Entsetzens zu unterdrücken; doch wurde derselbe pantomimisch durch einen fragenden Blick gen Himmel ausgedrückt, worauf sie ihre Augen gegen die Quadde richtete, die aber nicht im Stande war, ihrer Vorgesetzten durch ein linderndes Wort zu Hülfe zu kommen. Ja, beide Damen schienen von einer Art von Starrsucht befallen zu sein, welche durch die nun folgenden

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20798 / 064

Worte des Secretärs, die er mit großer Ruhe ſprach, eher geſteigert, als vermindert wurde.

„Es thut mir leid," ſagte er, „daß ich mich durch mein Gewiſſen genöthigt ſehe, der Wahrheit vollkommen die Ehre zu geben; vielleicht gegen den Willen Ihrer Erlaucht, der Frau Gräfin Seefeld, die in ihrer außerordentlichen Herzensgüte ſo gern vergleicht und vermittelt, und die auch hier, trotz alle dem, was vorgefallen iſt, die Zukunft dieſes jungen Mädchens mit einem freundlichen Fürworte noch ferner in Ihre Hand zu legen verſuchen würde, wogegen ich, als ruhiger, parteiloſer Geſchäftsmann, dieſe Angelegenheit auch in Ihrem Intereſſe als ein allerdings undankbares Geſchäft behandeln möchte. Stellen wir alſo Thatſachen einander gegenüber. Dieſes junge Mädchen von mehr als zweifelhafter Herkunft ...."

„Mehr als zweifelhafter Herkunft!" wiederholte die Quadde in einem Tone, als wenn ein Scharfrichter zu ſeinem Opfer ſagen würde: ‚Machen Sie es ſich auf dieſem Stühlchen recht bequem!'

„Von Ihnen mit Liebe und Herzlichkeit aufgenommen, vergalt ſie alles, was Sie an ihr gethan, mit Widerſpenſtigkeit, Trotz und Ungehorſam, und kann dieſem Betragen nicht einmal den Namen erlaubter oder achtbarer Eltern oder Anverwandten gegenüber ſtellen, in welchem Falle allerdings Nachſicht zu üben wäre; ja, ein Freund, der es mit Ihrer berühmten Anſtalt gut meint, macht Ihnen die ganz vertrauliche Mittheilung" — die drei letzten Worte ſprach Herr Renaud mit einem beſonderen Nachdrucke —, „daß Sie es hier mit einem Weſen zu thun haben, welches durch ein angenehmes Aeußeres eine vornehme Dame zu beſtechen wußte, darauf

aber genau das hielt, was ſie ihrem Herkommen gemäß zu halten verſprochen. So viel, wie geſagt, im engſten Vertrauen; dann aber muß der Geſchäftsmann, der die Ehre hat, Ihnen gegenüber zu ſitzen, dem erhaltenen Befehle gemäß an Ihr gutes Herz appelliren und Sie bitten, die kindlich kindiſchen Vergehungen des jungen Mädchens mit Ihrer bekannten Milde und Herzensgüte zu beurtheilen und im Nothfalle zu beſtrafen."

Nachdem Herr Renaud alſo geſprochen, klopfte er mit der rechten Hand ein paar Stäubchen von dem Aermel ſeines ſchwarzen Kleides, wobei er angelegentlich dorthin ſchaute und ſo nichts ſehen konnte von dem ſchrecklich großartigen Mienenſpiele der beiden Damen, welche indeſſen in Kurzem über die ſchwebende Frage vollkommen im Reinen zu ſein ſchienen, denn als hierauf die Directorin ſprach, nickte ihre erſte Hilfslehrerin nach jedem Satze bedeutſam mit dem Kopfe.

„Nachdem wir Ihren Auftrag gehört, Herr Renaud," ſprach Frau von Welmer, „ſo werden wir thun, was die Ehre der Anſtalt erheiſcht, und für alle Zeiten ein Beiſpiel ſtatuiren, welche gerechte Strafe Jede erwarte, die unſere Milde und Herzensgüte, unſere mehr als mütterliche Sorgfalt auf ähnliche Weiſe vergilt!"

„Auf ähnliche Weiſe vergilt!" wiederholte die Quadde wie tief aus einem Folterthurme heraus.

„Haben Sie Befehle oder Anweiſungen in Betreff der Zukunft dieſes jungen Mädchens?"

„Nur ſehr unbeſtimmte," antwortete der Secretär achſelzuckend, „da man eine Kataſtrophe als noch nicht ſo nahe bevorſtehend anſah."

„Die Kataſtrophe klopft ſchon an die Pforten meines ſonſt ſo verſöhnlichen Herzens,“ ſagte die Directorin mit großer Würde, „und da der gerechte Pförtner ‚Verſtand‘ ſie nicht abzuweiſen vermag, wird ſie in Kurzem eintreten — und dann — mag geſchehen, was da will, wir waſchen unſere Hände in Unſchuld!“

„Eine Wäſche, der ich mich mit großem Vergnügen anſchließe!“ ſagte Herr Renaud geſchmeidig. „Doch bleibt mir immerhin ein kleines Bedenken, das ich auf eigene Gefahr hin zu löſen verſuchen muß. Schon die Ehre und der Ruf der Anſtalt erfordern es, daß man ſich vor einem Schritte hüte, der Aufſehen erregen müßte, und werde ich mich deßhalb bemühen, eine nothdürftige Unterkunft für das junge Mädchen zu finden, bis Ihre Erlaucht die Frau Gräfin Seefeld nach meinem getreuen Vortrage endgültig zu entſcheiden geruht.“

„Wir danken Ihnen für Ihre freundliche Beihülfe, Herr Renaud, und ſeien Sie überzeugt, daß wir Ihr Vertrauen aufs Vollkommenſte rechtfertigen werden und auch mit keiner Miene....“

Hier wurde die Directorin durch den mehr als haſtigen Eintritt der jungen Baronin Welten unterbrochen, die ſich in ſolcher Aufregung befand, daß ihr an ſich unreiner Geſichtsteint förmlich getupft und getigert erſchien, und daß ſie, noch ganz beſonders verwirrt durch den Anblick eines fremden Herrn, kaum die Worte hervorbringen konnte: „Verzeihen Sie, Frau von Welmer, daß ich ſo ungerufen und unangemeldet bei Ihnen eintrete; aber ich erfuhr es ſo eben erſt, daß ſie zu Ihnen kommen wollen als eine Art von Deputation, um Klage gegen Fräulein von Quadde zu führen!“

daß das Ebenmaß dieſer Façade durch Abtheilung in all zu viele Zwiſchengeſchoſſe auf eine bedauerliche Weiſe zerſtückelt iſt; der innere quadratiſche Hof gewährt einen prächtigen Anblick, die Haupttreppe aber gehört durch die Großartigkeit ihrer Anlage und ihre gigantiſchen Maſſe zu den impoſanteſten Architekturwerken.

Gegenüber dem Palaſte in einem niedrigen Gebäude der Armeria real befindet ſich die königliche Rüſtkammer, mit prachtvollen Waffen aller Arten und Zeiten, Rüſtungen und geharniſchten Pferden. Obgleich die Sammlung nicht ſo reichhaltig iſt, wie z. B. die des Tower und die Dresdener, ſo iſt doch Alles werthvoll und dabei vortrefflich aufgeſtellt, die kleineren Sachen in Glasſchränken verwahrt, und das Ganze macht einen Eindruck, wie die reiche Sammlung eines Privaten, der jedem einzelnen Stück mit Liebe und Geſchmack ſeinen gehörigen Platz angewieſen hat. Die Rüſtungen ſind vortrefflich unterhalten, die ſchwarzen orientaliſchen Klingen matt glänzend und das übrige Stahlwerk, wo es ſein muß, ſpiegelblank. Dabei hat man ſich aber wohl gehütet, Helme, Schilde oder Lanzenſpitzen, welche die ſo wohlthuende Eiſenfarbe hatten, dieſes Ueberzugs zu berauben und ebenfalls zu glätten, wie das zum Beiſpiel in der großen Waffenſammlung von Zarskoje-Selo bei Petersburg geſchehen, wo alle Waffenſtücke häufig aufs Neue polirt werden, dafür freilich außerordentlich glänzen und funkeln, aber auch gänzlich ihr altes, ächtes Anſehen verloren haben.

Sehr reich iſt die Armeria an mauriſchen Waffen, prächtigen Säbeln und Dolchen, ſowie an eigenthümlich geformten und verzierten arabiſchen Helmen und Panzern. Von hiſtoriſch merkwürdigen Stücken ſieht man das Schwert Gonzalvo's de Cordova, Rüſtung und Helm des letzten Königs von Granada, Boabdil, ſowie die Rüſtung Pizarro's und die Degen von Ferdinand Cortez, Carl dem Fünften und Philipp dem Zweiten; von letzterem iſt auch ein reich und zierlich gearbeiteter ſchwarzer Panzer da. Viele türkiſche Trophäen, Roßſchweife und Waffen hat die Schlacht von Lepanto geliefert, ſowie auch den Turban des Kapudan Paſcha.

„Wer — ſie? Was ſoll das heißen, Baronin Welten?“ fragte die Directorin der Anſtalt mit angenommener Ruhe und einer etwas künſtlichen Gravität.

„Ihrer Sechs oder Acht, darunter die Gräfin Haller, die Waldow und vor Allem Miß Price, haben beſchloſſen, ſich über die Härte der Fräulein von Quadde, wie ſie es nennen, über die wir Anderen doch gewiß nicht klagen können, zu beſchweren.“

„Das grenzt ja an Rebellion!“ rief die Directorin, während Fräulein von Quadde unter einem großartigen Lächeln ſich in majeſtätiſches Stillſchweigen hüllte.

„Sie geſtatten mir wohl, daß ich mich wieder entferne?“ fragte die Baronin Welten etwas ängſtlich. „Sie können jeden Augenblick erſcheinen.“

„Gehen Sie dort ins Cabinet, mein Kind, und ich danke Ihnen — und was meinen Sie, Fräulein von Quadde? Sollen wir dieſer ſaubern Geſellſchaft zuvorkommen und ihnen eine exemplariſche Strafe dictiren?“

„Ich glaube, wir ſollten ſie hören,“ war die erhabene Anſicht der erſten Hülfslehrerin, welche aber etwas verkleinert wurde durch den Nachſatz: „Sie werden ihre Worte nicht auf die Wagſchale legen, namentlich dieſe Price, und uns ſo Veranlaſſung geben, gegen ſie vorzugehen.“

„Und Sie, Herr Renaud?“

„Wenn Sie mir erlauben wollten, als Zuhörer ebenfalls dort in Ihrem kleinen Cabinette zu bleiben, würde ich Ihnen um der guten Sache willen zu Dank verpflichtet ſein.“

„Gewiß; bitte, treten Sie nur dort ein, und ich hoffe, ſpäter Ihre Anſicht zu hören über einen Vorfall, der noch nie

dageweſen iſt, ſo lange ich die Ehre habe, Vorſteherin dieſer Anſtalt zu ſein, und der ſich auch hoffentlich niemals wiederholen wird — ah, da ſind ſie ſchon!"

Ja, ſie waren es, acht junge, mehr oder minder ſchöne, mehr oder minder entſchloſſene Mädchen, unter Anführung Blanda's, dicht an deren Seite ſich die Gräfin Haller hielt, während die Anderen etwas zurück blieben, ja, ein paar Schüchterne unter der Thür, als ſie nicht nur die Directorin ſahen, ſondern, neben ihr ſtehend, Fräulein von Quadde.

Das Erſtaunen auf dem Geſichte der Frau von Welmer war außerordentlich natürlich und eben ſo ſehr die Steigerung deſſelben, welche in der Frage lag: „Was bedeutet dieſer Aufzug? Wer hat Sie zu mir gerufen oder, wenn dies nicht der Fall iſt, wer hat Ihnen die Erlaubniß gegeben, ſo ohne Weiteres zu mir einzutreten?"

Blanda war einen Schritt vorgetreten und erwiderte nach einer ehrerbietigen Verbeugung: „Wir würden dieſe Erlaubniß ſchwerlich erhalten haben, fühlen deßhalb auch unſer Unrecht, ſo unangemeldet hieher zu kommen, konnten aber nicht anders, da wir uns vorgenommen hatten, Klage über Fräulein von Quadde zu führen, die uns mit unverdienter Härte behandelt."

Miß Price, die nicht bleicher als gewöhnlich ausſah, wogegen ihre leuchtenden Augen einen ruhigen, feſten Ausdruck hatten, ſprach dieſe Worte ehrerbietig, aber beſtimmt und ohne ſich durch den mehr als zerſchmetternden Blick der Quadde einſchüchtern zu laſſen. Doch fuhr die Directorin heftig empor und ſagte mit bebender Stimme:

„Wiſſen Sie auch, Mademoiſelle, daß, was Sie hier unternehmen, die ſträflichſte Empörung iſt, und daß ich mich

gegenüber unserer hohen Protectorin zu Ihrer Mitschuldigen machen würde, wenn ich noch ein weiteres Wort anhörte — besonders von Ihnen anhörte? Deßhalb keine Sylbe mehr, die Sie auf sich beziehen möchten, Mamsell — mit Ihnen ist man fertig! Aber noch einige Worte zu jenen Anderen, die, von Ihnen verführt, hoffentlich jetzt schon einsehen werden, welch grenzenloses Vergehen sie sich zu Schulden kommen ließen!"

„Das werden wir alles anhören, Madame," sagte hierauf die Gräfin Haller heftig erregt, indem sie rasch vortrat, „aber erst, nachdem Sie gehört, weßhalb wir uns endlich zu diesem allerdings eigenthümlichen Schritte entschließen mußten."

„Schweigen Sie, Gräfin Haller!"

Doch warf diese trotzig den Kopf in die Höhe und sagte mit lauter Stimme, wobei ihre schönen Augen funkelten: „Wir führen Klage über die unverdient harte, ja, unwürdige Behandhandlung, die wir in der letzten Zeit erduldeten! Wir sind keine kleinen Kinder mehr, die man nach Belieben einsperrt, denen man Luft und Sonne entzieht, weil sie unartig waren, die man zu gänzlich ungewohnter Stunde ohne Licht Bette zu gehen läßt und ihnen sogar das Sprechen verbietet, die man an ihrem ohnehin schon kargen Essen verkürzt und die man gar auf Wasser und Brod setzen, so wie mit der Ruthe bedrohen würde — wenn das möglich wäre!"

„Und das ist alles möglich," rief die Directorin, indem sie heftig erregt aufsprang — „nach einer solchen Sprache, wie Sie sich so eben erlaubt! Wir haben Vollmacht von der hohen Protectorin dieser Anstalt, so wie auch von Ihren achtbaren Eltern und Verwandten, Ihren Ungehorsam, Trotz und Wider-

setzlichkeit mit den härtesten Strafen zu belegen — und noch ein Wort, Gräfin Haller, und ich mache bei Ihnen den Anfang!"

„Nein, Frau von Welmer," rief jetzt Blanda, indem sie rasch vor ihre Freundin trat, „lassen Sie es bei mir zu einem solchen Anfange kommen oder zu einem Ende, wie Sie es für gut finden, denn ich wage es, Ihnen noch ein Wort zu sagen: Sie haben das Recht, uns zu bestrafen, hart zu bestrafen, aber weder Sie, noch die hohe Protectorin, noch viel weniger aber Fräulein von Quadde hat das Recht, Strafen über uns zu verhängen, wie bei mir geschehen!" — Sie schüttelte bei diesen Worten heftig ihr Haupt, so daß die kurzen, blonden Locken desselben um ihr erhitztes Gesicht flogen. — „Und selbst, wenn Sie sich das Recht anmaßen, uns für kleine Vergehen auf solche Art zu bestrafen, so wird es doch weder in dem Willen der hohen Protectorin liegen, noch in dem Ihrigen, Frau von Welmer, alle diese Strafen durch kleinlichen Hohn, durch boshafte Härte zu verschärfen, wie es Fräulein von Quadde bei jeder Veranlassung thut!"

„Genug, genug — es ist mehr als genug!" rief die Directorin in höchster Aufregung. „Fräulein von Quadde, rufen Sie sämmtliche Lehrerinnen, rufen Sie das Hauspersonal — Gott im Himmel, ich bin gezwungen, zum Aeußersten zu schreiten!"

Wir dürfen hierbei nicht unerwähnt lassen, daß sämmtliche junge Damen, während Blanda, allerdings erregt, aber mit eben so großer Festigkeit als Ruhe sprach, ihren Platz an der Thür verlassen und sich dicht um ihre muthvolle Freundin geschaart hatten, während Clotilde diese mit den Armen um-

ſchlang und alsdann mit blitzenden Augen der Directorin zurief, wobei ein faſt wildes Lächeln um ihre Lippen ſpielte:

„O, es braucht noch nicht ſolcher Entfaltung der öffentlichen Macht gegen uns; noch ſtehen wir hier nur als Bittende und werden die uns wohlbekannten Schranken nicht überſchreiten, wenn Sie es etwa nicht vorziehen, uns durch die eben angedeuteten Maßregeln in die der offenen Widerſetzlichkeit zu treiben. Sie haben unſere Klagen und Wünſche gehört," ſetzte ſie ſtolz und mit aufgeworfenem Kopfe hinzu, „und wir ſind dagegen bereit, in geziemender Demuth und Unterwürfigkeit Ihren Entſcheid darauf in unſern Zimmern zu erwarten!"

Ihre Arme um Blanda's ſchlanken Leib löſten ſich, und ohne weiter durch ein Wort, einen Blick oder nur den leiſeſten Gruß ihre Demuth und Unterwürfigkeit anzuzeigen, verließ ſie an der Spitze ſämmtlicher jungen Damen die ſprachlos, wie erſtarrt da ſtehende Directorin des Damenſtiftes.

Fräulein von Quadde faßte ſich zuerſt wieder, indem ſie laut lachend um ſich ſchaute. Doch hatte dieſes Lachen etwas ſehr Erkünſteltes und klang wie das Kreiſchen einer halb eingeroſteten Windfahne, wogegen Frau von Welmer den eben ohne Scheu vor ihrer Hülfslehrerin Statt gehabten Auftritt weit ernſter nahm, ihr Taſchentuch vor die Augen hielt und wirkliche Thränen weinte.

Herr Renaud trat leiſe aus dem Cabinette hervor und zuckte bedeutſam mit den Achſeln, ehe er ſagte: „Unter Ihren jungen und liebenswürdigen Zöglingen iſt allerdings eine tüchtige Portion Unkraut geſäet worden und wucheriſch aufgegangen, was mich indeſſen nicht Wunder nimmt, nachdem ich gehört, wie vortrefflich jene junge Dame, von der ich vorhin die Ehre hatte, mit Ihnen zu reden, in ihrer Entwicklung vorgeſchritten iſt."

„Ja, nur ſie, — nur ſie ganz allein!“ rief Fräulein von Quadde. „Sie iſt es, welche unter der Maske der Sanftmuth und Ruhe alles das verſchuldet, und ich hoffe, Frau von Welmer, daß Sie unerbittlich ſein werden und an ihr ein ſtrenges Beiſpiel ſtatuiren.“

„Gewiß, liebe Quadde,“ erwiederte die Directorin, nachdem ſie ſich auf ihren Stuhl niedergelaſſen und mit gefalteten Händen vor ſich niedergeblickt, „glaube aber nicht, daß es heute möglich ſein wird, ein derartiges Beiſpiel zu geben. Sie ſehen ſelbſt, wie aufgeregt dieſe jungen Mädchen waren, beſonders die excentriſche Haller; wollen wir es erleben, daß die Widerſetzlichkeit Einiger in offene Empörung beinahe der ganzen Klaſſe ausartet? Nein, nein, wir müſſen vorſichtig zu Werke gehen, und erſt wenn es uns gelungen, jene junge Landſtreicherin ſo wie die Gräfin Haller von den Uebrigen zu trennen, dann erſt haben wir es in der Hand, dieſe Beiden exemplariſch zu beſtrafen, um mit den Uebrigen leicht fertig zu werden. Was meinen Sie, Herr Renaud?“

„Ich kann Ihnen nur vollkommen beipflichten und freue mich, daß wir in ſo fern ohne Schwierigkeit auf den Ihnen verhin angedeuteten Weg gelangen; denn die richtige Fortſetzung einer Beſtrafung dieſer ſogenannten Miß Price kann nur ihre ſchleunige Entfernung aus dieſer höchſt achtbaren Erziehungsanſtalt ſein, und nach dem, was ich ſtaunend ſo eben gehört und der Gräfin Seefeld zu berichten habe, wird man auch dieſen Schritt vollkommen gerechtfertigt finden.“

„Wie dankbar werden wir Ihnen für dieſe Freundlichkeit ſein und wie ſehr werden auch wir uns dagegen bemühen, i

unſerem Berichte an die Gräfin Seefeld ganz in Ihre Anſicht einzugehen!"

„Eine Anſicht, die ſich ganz von ſelbſt ergibt," ſagte Herr Renaud in gleichgültigem Tone und ſetzte dann mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu: „Daß man ein junges Mädchen," für welches ſich eine ſo vornehme Dame wie die Gräfin Seefeld nun einmal intereſſirt, nicht ohne Weiteres wieder zurück auf die Landſtraße verſetzen kann, iſt ſehr begreiflich."

„Wieder zurück auf die Landſtraße," ſagte die Quadde in einem Tone, als heulte der Wind um eine ſcharfe Hausecke; „ich habe nie etwas Aehnliches gedacht."

„Leider kann ich meinen Ausdruck nicht mildern, und deßhalb Verſicht, meine Damen, aber dann Energie! —"

Während ſo in dem Zimmer der Frau Directorin der Feldzugsplan gegen die jungen Damen und beſonders gegen die beiden Rädelsführer feſtgeſtellt wurde, waren letztere auch nicht müſſig, über ihre Sendung zu berichten, und weitere Entſchlüſſe zu faſſen, wobei man denn ſah, wie außerordentlich gut organiſirt, geleitet und bis ins kleinſte Detail vorbereitet dieſe Mädchen-Empörung war; denn ſo ſehr ſich auch die Unterlehrerinnen Mühe gaben, ein allgemeines Geſpräch über dieſen gefährlichen Gegenſtand zu verhindern, ſo konnten ſie es doch nicht verhüten, daß von der nach dem großen Arbeitsſaal zurückgekehrten Deputation ein recht aufgeregter Bericht gegeben wurde, und daß alsdann durch für ſie unverſtändliche Worte geſprochene und geſchriebene, unter ihren Augen weiter conſpirirt wurde, ohne daß ſie dem Laufe dieſer Conſpiration zu folgen vermochten. Was hätten ſie zum Beiſpiel aus den Worten eines Zettels entnehmen wollen, der unter den jungen Mädchen

von Hand zu Hand lief und welcher lautete: „Nur unmöglich machen iſt das einzige Mögliche, was möglich iſt;“ oder aus einem anderen, worin es hieß: „Wer nicht in die Wellen ſtürzt, kann auch das andere Ufer nicht erreichen;“ oder einem dritten mit den Worten: „Wenn es dunkelt, geht der Mond auf, und wenn der Mond aufgeht, ſoll es dunkel werden“ — wobei ſie es obendrein nicht zu verhindern vermochten, daß Eine der Andern erläuternde Worte ins Ohr flüſterte. So ging dann die Zeit vorüber wie an jedem anderen Tage, und unter den gleichen Beſchäftigungen, nur daß nicht ſpaziren gegangen wurde, nicht einmal in dem abgeſchloſſenen Garten. Doch lag hiervon die Schuld an dem außerordentlich ungünſtigen Wetter; denn es ſtürmte und ſchneite, und konnte deßhalb auch kein Verdacht entſtehen, als ſei es von oben herab beſchloſſene Sache, die jungen Damen in ihren Zimmern zu halten. Das Abendeſſen verlief ganz wie gewöhnlich und unter keinerlei Einſchränkungen; ja, die Unterlehrerinnen hielten ſich auffallender Weiſe entfernter als gewöhnlich und ſchienen nicht einmal darauf zu achten, daß die Gräfin Haller bald hier, bald dort eifrig flüſternd in einer Gruppe geſehen wurde. Dieſe aber ſo wie Blanda, wenn ſie auch überzeugt waren, daß morgen der große Tag des Gerichts anbrechen würde, hatten doch keine Ahnung von der heute Abend ſchon im Stillen heranſchleichenden Gerechtigkeit und daß im gleichen Augenblicke, wo ſie ſich dazu anſchickten, das Werk ihrer Empörung durch ein Attentat auf die verhaßte Quabbe zu krönen, dieſe würdige Dame ſorgſam beſchäftigt war, zwei abgeſonderte Zimmerchen für Blanda und die Gräfin Haller einzurichten, um dann morgen, nach Abſonderung dieſer beiden Gefährlichen

mit den Uebrigen, leicht fertig zu werden, auch dadurch einen öffentlichen Eclat zu vermeiden, der nothwendig nach einer gefürchteten, vielleicht tumultuariſchen Scene unter Anführung der eben Genannten erfolgen müßte.

Ja, ſelbſt die ſonſt ſo energiſche und rückſichtsloſe Quadde hatte eine ſolche Scheu, eine weitere Scene herbeizuführen, daß ſie ſich herabließ, nach dem allgemeinen Nachteſſen im Saale zu erſcheinen, um der Gräfin Haller und Blanda mit einigen nicht ungütigen Worten zu ſagen, daß Frau von Welmer ſie heute noch bei ſich ſehen wolle, um ihnen in freundlich mütterlicher Weiſe ihr Vergehen von heute Morgen ans Herz zu legen, und daß man ſie, ſobald die Anderen ſich in ihren Schlafſälen befänden, abholen werde.

Clotilde, obgleich lebhaft und heftig, aber auch arglos wie ſie war, hatte bei dieſen Worten nichts Verdachterregendes gefunden und auch nichts Aehnliches in den ſcharfen Blicken der erſten Lehrerin zu leſen vermocht; wohl aber Blanda, der es nicht entgangen war, daß Fräulein von Quadde mühſam Athem ſchöpfte, ehe dieſe ſich in ihrer Rede an ſie wandte, und daß dabei ihre grauen Augen eigenthümlich flimmerten und ſich das wohlwollende Lächeln um ihre Mundwinkel etwas gar zu auffallend ſehen ließ. Blanda hatte deßhalb ſpäter Gelegenheit gefunden, mit der ſicheren Gewandheit, die ihr in allen Bewegungen eigen war, den Saal zu verlaſſen, um draußen, in einen dunkeln Winkel neben der Treppe geſchmiegt, einem glücklichen Zufalle zu vertrauen, um die gute Mamſell Stöckel, die, wie wir bereits wiſſen, nicht mehr zu den Penſionärinnen gelaſſen wurde, einen Augenblick zu ſehen oder zu ſprechen, wenn ſie von den unten befindlichen Haushaltungsräumen, wo ſie noch

bis zu ihrem Austritte beſchäftigt wurde, nach ihrem kleinen, unter dem Dache befindlichen Zimmer ging. Das Glück war Blanda in der That günſtig, und nachdem ſie eine kleine Viertelſtunde gewartet und gelauſcht, ſah ſie Mamſell Stöckel, aber nicht, wie ſie erwartet hatte, die Treppe hinaufſteigend, ſondern von oben herabkommend, in Mantel und Hut, ein kleines, tragbares Köfferchen in der Hand. Zuweilen blieb ſie lauſchend ſtehen, und es erſchien alsdann dem jungen Mädchen, als erwarte ſie, Jemanden aus einer der im zweiten Stocke befindlichen Thüren hervorkommen zu ſehen.

„Bſt!“ ſagte Blanda ſo leiſe als möglich und ſetzte dann flüſternd hinzu: „Ich bin es — Blanda — die Sie gar zu gern ein paar Augenblicke ſprechen möchte!“

„Dem Himmel ſei Dank, daß ich Sie hier noch ſehe!“ entgegnete eben ſo leiſe die frühere Unterlehrerin. „Folgen Sie mir auf mein Zimmer, und wenn uns das Glück günſtig iſt, wird Sie Niemand ſehen!“

Nach dieſen Worten kehrte ſie raſch zurück, und Blanda huſchte leicht und geräuſchlos wie ein Schatten an ihr vorüber, um ſie droben am Eingange ihres kleinen Zimmerchens zu empfangen.

„Ach, was ihr für böſe Sachen macht!“ ſagte Mamſell Stöckel mit trauriger Stimme. „Mir thut es in der Seele weh, daß ihr ſo gerechte Veranlaſſung zu Klagen gehabt — ja, ſenken Sie nur Ihren Kopf, Blanda, Sie ſind doch immerhin noch die Klügſte und Beſonnenſte von Allen, und haben ſich doch mit fortreißen laſſen — ja, ja, ich weiß wohl,“ fuhr die gute Perſon nach einer kleinen Pauſe und nachdem ſie die ernſten, ja, düſteren Blicke Blanda's bemerkt hatte fort, „da

Intereſſant iſt eine oben mit ſchwarzem Wachstuch überzogene grauſeidene Tragbahre mit Lehnſtuhl, deren ſich Karl V. in den Feldlagern bediente, ſowie eine große Staatskutſche, welche der Mutter des großen Kaiſers, der tollen Johanna gehört haben ſoll. Ein anderer intereſſanter Wagen iſt der Ferdinand's des Siebenten, welchen ihm die Nordprovinzen zum Geſchenk machten, und der ganz aus blankgefeiltem Eiſen gebaut iſt.

Von der Armeria zurückkehrend gingen wir über den innern Schloßplatz, um an deſſen niederer Bruſtwehr noch einmal den Blick auf die flache Gegend vor dem Palaſte zu werfen.

Die Ebene um Madrid hat etwas von einer Wüſte an ſich, und wenn wir hier an dem königlichen Schloß ſtehen, ſo fällt uns der Contraſt derſelben mit der volkreichen Stadt wohl am lebhafteſten auf. Hinter uns das Gewühl der Volksmenge, das Sauſen der Stadt, das Raſſeln der Equipagen, neben uns die prächtigen Gebäude, der Schloßplatz, Plaza de Oriente, mit ſeinen ſchönen Fontainen und ſehr ſchlechten Marmorſtatuen und vor uns dagegen eine kleine Bruſtwehr, die eine hohe, ſteile Mauer krönt, über welche hinweg die Blicke in die traurige, öde Natur ſchweifen. Gern kehren wir in das Menſchengewühl zurück, um einen Spaziergang durch die Straßen zu machen.

Madrid iſt eine große Stadt, die aber, mit Ausnahme weniger Straßen, nicht viel Großſtädtiſches hat. Die einzige Alcalà iſt prächtig zu nennen; hier wo die Miniſter, die vornehmſten Beamten und die fremden Geſandten wohnen, reiht ſich ein palaſtähnliches Gebäude an das andere. Doch iſt ſelbſt der Anblick dieſer ſehr langen und breiten Straße, trotz dem ſchönen Abſchluß, den ſie durch den Triumphbogen Karls III. an ihrem Ende hat, nicht von großer Wirkung, da ſie ebenfalls über einen Hügel hinweggeht, und man daher ihre ganze Länge nicht überſehen kann. Auch in den übrigen Straßen gibt es ſchöne Paläſte genug, doch ſtehen ſie meiſtens mit wenigſagender Front in den Häuſerreihen, ſind in die Tiefe hineingebaut, und zeichnen ſich ſo wenig aus. Im allgemeinen aber wandelt man durch Madrid Straße auf, Straße

Manches geſchehen iſt, was Ihnen weh that, und beſſer unterblieben wäre. Aber trotz allem dem iſt es viel heilſamer, Unrecht leiden, als Unrecht thun. — Doch haben wir jetzt keine Zeit, darüber zu reden, meine liebe Blanda," fuhr ſie fort, nachdem ſie ängſtlich nach der Thür geblickt — „ich danke dem Himmel, daß es mir vergönnt war, Sie nochmals zu ſehen, ehe ich dieſes Haus verlaſſe!"

„Wie, Sie verlaſſen das Haus?" fragte Blanda mit einer tiefen Bewegung in der Stimme.

„Noch dieſen Abend — ſogleich — auf Befehl der Frau von Welmer, welche durch Fräulein von Quadde aufmerkſam gemacht wurde, daß ich bei allem dem, was heute vorgefallen iſt, wahrſcheinlich die Hand im Spiele habe."

Blanda ſtampfte heftig mit dem Fuße auf den Boden und biß die Zähne feſt auf einander.

„Ach, und es war mir deßhalb ſo lieb, Sie, meine theure Blanda, nochmals unverhofft zu ſehen!"

Sie zog bei dieſen Worten das junge Mädchen an ſich und legte ihr Geſicht auf deren blondes Haar, wobei Blanda deutlich fühlte, daß heiße Thränen ihre Stirn benetzten; doch weinte ſie nicht mit ihr, Sie ſtarrte mit ihren großen glänzenden Augen in eine Ecke des Zimmers, ſie biß ihre Zähne feſt auf die Lippen, während ſie ihre Hände krampfhaft ballte.

„Und auch für Sie iſt es gut, daß ich Sie noch geſehen. Heute war jener Herr bei Frau von Welmer, der ſich ſchon früher einmal nach Ihnen erkundigte."

„Ah, Herr Renaud!"

„Derſelbe, und ich habe erfahren, daß man Sie Ihrer Wohlthäterin, der Gräfin Seefeld, von einer ſehr ſchlimmen

Seite geſchildert. Dann erſchienen Sie ſelbſt mit den Anderen, und er wohnte im Nebenzimmer dem ganzen Auftritte bei, fand auch in Folge davon alles gerechtfertigt, was über Sie und die Anderen, beſonders über die Gräfin Haller, verhängt werden ſoll, und wird Sie in ſeinem Berichte an die Gräfin Seefeld nicht ſchonen."

„Das erwarte ich von ihm. Wiſſen Sie, welche Strafe über uns verhängt worden?"

„Nicht genau; aber man beſchloß, Sie und die Gräfin Haller heute Abend noch von den Uebrigen zu trennen, um ſo mit den Anderen leichter fertig zu werden."

„A—a—a—ah, ſo las ich doch richtig in den Augen des Fräuleins von Quadde!"

„Und nun behüte Sie Gott, mein liebes, theures Kind!" ſagte Mamſell Stöckel mit ängſtlicher Stimme, nachdem ſie einen Augenblick gelauſcht, da Tritte auf der Treppe hörbar wurden, die ſich aber wieder verloren. „Vergeſſen Sie mich nicht und ſeien Sie überzeugt, daß ich herzlich an Sie denken werde. Sollte ich Ihnen je nützlich werden können, ſo laſſen Sie es mich wiſſen; hier iſt meine Adreſſe, unter der ich zu finden ſein werde — und nun leben Sie recht wohl, theure Blanda!"

Das junge Mädchen ſchlang in dieſem Augenblicke in lebhafter Erregung ihre Arme um den Hals der guten, freundlichen Lehrerin, drückte ſie heftig an ſich und ſtieß dabei einen kurzen Weheruf aus, der wie ein ſchmerzhaftes Aufſchluchzen klang; dann war ſie aus dem Zimmer verſchwunden und glitt die Treppe hinab, raſch, unhörbar, um gleich darauf wieder in den Arbeitsſaal zu treten, wo ihre Abweſenheit um ſo we-

niger bemerkt worden war, da ſämmtliche junge Damen ihre Arbeit, womit ſie beſchäftigt geweſen, zuſammenräumten, um ſich in die Schlafzimmer zu begeben.

„Und wir?“ fragte Clotilde leiſe, wobei ſie Blanda mit dem Ellbogen anſtieß. „Du biſt doch nicht der Anſicht, daß wir hier allein im Saale warten ſollen, um alsdann wie arme Sünderinnen durch die Quadde vor Frau von Welmer geſchleppt zu werden? Mir kommt das überhaupt verdächtig vor, und deßhalb habe ich für heute Alles angeordnet und Alle ſind bereit, wenn du nicht widerſtrebſt, wie du ſchon ein paar Mal gethan haſt!“

„Ich widerſtrebe nicht mehr.“

„Dank dafür!“ flüſterte Clotilde. „Mir ahnt, daß ſie die ganze Geſchichte todt ſchweigen wollen, nachdem ſie auf uns Beide, als die Anſtifterinnen, alle Schuld gewälzt, worauf dann die Sache nach wie vor ihren Weg gehen wird — alſo heute gehandelt!“

„Du ſiehſt mich zu Allem bereit.“

„Gut denn; ſo gehe ins Schlafzimmer und wünſche Jeder eine angenehme Nacht — ſo habe ich's mit ihnen abgeredet.“

„Und du?“

„Ich lege mich in den Kleidern unter meine Decke, wie du es auch machen wirſt, und dann ſoll die Quadde nur kommen, um uns zu holen!“

Nach dieſer Verabredung geſchah es denn auch, und die jungen Mädchen gingen mit einer Eilfertigkeit zu Bette, wobei ſich die wenigſten, wie ſonſt immer zu geſchehen pflegte, auszogen und ihre Nachtkleider anlegten, daß das jedenfalls die

Aufmerkſamkeit der beaufſichtigenden Unterlehrerinnen erregt haben würde, wenn dieſe nicht bei Frau von Welmer verſammelt geweſen wären, um dem vorhabenden Strafacte gegen Clotilde und Blanda die größtmögliche Feierlichkeit zu verleihen. In der Mitte des Schlafzimmers, in dem ſich achtzehn der älteſten unter den jungen Damen befanden, hing eine Lampe, die ſo lange hell brennend erhalten wurde, bis Fräulein von Quadde ihre Runde gemacht und die letzte Strafpredigt des betreffenden Tages über allenfallſiges Plaudern oder unordentlich zuſammengelegte Garderobeſtücke gehalten hatte, eine Strafpredigt, die heute ſehr verſchärft ausgefallen ſein würde, wenn die erſte Lehrerin faſt auf ſämmtlichen Stühlen vor den Betten den gänzlichen Mangel an Unterkleidern bemerkt hätte; denn wie oben ſchon angedeutet, hatten faſt ſämmtliche junge Damen nur ihre grauen Oberkleider abgeſtreift, und obgleich alle dieſe muthig und kampfbereit waren, wollen wir doch nicht verſchweigen, daß unter den feſt geſchnürten Leibchen manches Herz heftiger klopfte, als gewöhnlich.

„Wer hat das Licht auszulöſchen?“ fragte Blanda.

„Ich habe es der Waldow aufgetragen,“ entgegnete Clotilde, die damit beſchäftigt war, einen langen Bettteppich wenige Schritte vor der Eingangsthür auf dem Fußboden auszubreiten. Dann ſprang ſie in ihr Bett, lauſchte, nachdem ſie Allen ein Zeichen gegeben hatte, ſtill zu ſein, gegen die Thür und ſagte nun: „Es iſt Zeit, hurtig, Waldow!“

Kaum war die Lampe erloſchen, ſo vernahm man Schritte auf dem Gange, dann wurde die Thür geöffnet. Es trat Jemand mit raſchen Schritten in das Zimmer, dann hörte man die wohlbekannte Stimme der Quadde, welche in einem

ſehr erſtaunten Tone fragte: „Wer hat ſich unterſtanden, gegen den ausdrücklichen Befehl die Lampe des Schlafſaales auszulöſchen?“

Es erfolgte keine Antwort, doch vernahm man das leiſe Krachen einiger Betten, dann das Schließen der Thür ſo wie das Umdrehen des Schlüſſels im Schloſſe.

„Gut, gut,“ hörte man Fräulein von Quadde in einem Tone ſagen, als ſpräche ſie aus einem leeren Faſſe heraus, wobei aber ihre Stimme nicht ſo feſt wie gewöhnlich klang, denn ihr ſcharfes Ohr hatte wohl das Zuſchließen der Thür vernommen — „gut, das wird ſich morgen durch eine Unterſuchung herausſtellen laſſen. Wo iſt die Gräfin Haller und Miß Price?“

Die Antwort, welche aber die verhaßte Lehrerin auf dieſe Frage erhielt, war wohl die überraſchendſte und niederſchlagendſte, die in einem ähnlichen Falle je gegeben worden iſt; denn Fräulein von Quadde, die ſonſt ſehr feſt auf ihren Füßen zu ſtehen pflegte, fühlte plötzlich mit einem heftigen Rucke den Boden dahingleiten und ſtürzte der Länge nach auf das Geſicht nieder, wobei es ihr nicht einmal gelingen konnte, ihre Naſe vor einem ſehr heftigen Aufſchlagen zu bewahren. Daß ſie dabei einen lauten Schrei ausſtieß, finden wir eben ſo durch ihren unverhofften Fall motivirt, als dadurch, daß nun plötzlich von allen Seiten die verſchiedenſten Gegenſtände: Fußſchemel, Stühle, Bücher, Stiefelchen und Schuhe, auf ſie niederhagelten und ſich dann ſogar nach einer augenblicklichen Pauſe, in welcher man ein geſchäftiges Umherſchleichen gehört, Waſſerſtröme in ſolchen Maſſen über ſie ergoſſen, daß ſie ein

paar Secunden lang mühſam nach Athem ſchnappte, ehe ſie im Stande war, einen lauten Hülferuf erſchallen zu laſſen.

Dann war plötzlich im Innern des Zimmers Alles ſtill, während draußen auf dem Gange ſich um ſo größere Aufregung und Lärm kund gab. Nicht nur Frau v. Welmer war auf das vernommene Geſchrei und den Spectakel mit ihren Unterlehrerinnen herbeigeeilt, ſondern auch das Haus- und Küchenperſonal raste unter Anführung des handfeſten Gärtners die Treppen herauf, in Erwartung furchtbarer Dinge, denn es hatten ſich im Laufe des Tages und Abends durch das ganze Haus unbeſtimmte Gerüchte verbreitet von einer bevorſtehenden furchtbaren Execution und ſich in Folge davon in dem Küchen-Departement eine ſtarke Partei contra Quadde gebildet, die entſchloſſen war, nöthigenfalls für ihre Lieblinge einzuſtehen.

Dieſe ſtanden nun alle erwartungsvoll vor der verſchloſſenen Thür des Schlafzimmers, hinter welcher dem wilden Tumulte eine ſo beängſtigende, tiefe Stille gefolgt war, daß Frau v. Welmer mit bleichen, bebenden Lippen nach dem Hauptſchlüſſel verlangte, den der Gärtner dann auch augenblicklich herbeiholte und die Thür damit öffnete.

Welcher Anblick zeigte ſich den erſtaunten und vor Schrecken faſt erſtarrten Blicken, nachdem zwei der beherzteſten Dienſtmädchen eingetreten waren und die grauſe Scene mit ihren Lichtern beleuchteten, da erhob ſich vom Boden aus einem Chaos aller möglichen Gegenſtände hervor eine von Waſſer triefende Geſtalt, anzuſchauen wie ein verſündfluthliches, graues Ungeheuer, eben im Begriffe, aus dem angeſchwemmten Boden ans trockene Land zu ſteigen; gerade ſo anzuſchauen war die Quadde, nachdem ſie ſich mit aufgeſtütztem Arme halb erhoben hatte und

ſich durch Schütteln einiger der auf ihr laſtenden Gegenſtände zu entledigen ſuchte.

Nie gab es einen kürzeren Schritt vom Erhabenen oder vom Schrecklichen zum Lächerlichen. Da aber bei dieſem Anblicke Frau von Welmer mit einem lauten Aufſchrei in Ohnmacht fiel, ſo war für diesmal das Erhabene gerettet, und die minder Beherzten der Uebelthäterinnen zitterten unter ihren Bettdecken, wohin ſie ſich ſchleunig gerettet hatten, um ſich, als im tiefen Schlafe befangen, wie eben ſo viele Bilder der Unſchuld darzuſtellen.

Aber Fräulein von Quadde ſah fürchterlich und doch wieder höchſt lächerlich aus, als ſie nun, durch Hülfe der Dienſtboten aufgerichtet, zwiſchen dieſem Hügel der verſchiedenartigſten Dinge mit ihrer langen, hageren Geſtalt, mit ſchlaff herabhangenden Locken daſtand, die rechte Hand drohend erhoben, und als ſie ſich hierauf durch einen großen Schritt aus den Hinderniſſen befreite und unter der Thür verſchwand, in Begleitung der Directorin, welche, rathlos über das unerhörte Geſchehene, das Schlachtfeld mit ſeinen Trümmern den verwegenen Siegerinnen überließ.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Handelt vom Kasernenleben, guter Stubenkameradschaft und endet damit, daß zwei Bombardiere mit den Köpfen zusammenrennen und dem langen Wibert eine Grube gegraben wird.

Wenn der schmächtige Bombardier Schwarz von der vierten reitenden Batterie häufig mit einem Anfluge von Bewunderung und Rührung zu seinen Kameraden sagte: „Gebt nur Achtung, der letzte Bombardier wird doch noch mit Allen, selbst mit dem Manderfeld fertig!“ — so schien er vollkommen Recht zu haben, wenn dieses Fertigwerden auch nicht so zu verstehen war, als trete Erich Freiberg seinen Vorgesetzten, einschließlich dem Batterie-Chef, schroff oder gar trotzig entgegen; im Gegentheil, er hatte sich selbst das Versprechen gegeben, durch Fleiß, Ordnung und Pünktlichkeit in jeder Beziehung sich auszuzeichnen, und er hielt dieses Versprechen auf eine Art, daß er darin, wenn auch in anderer Richtung, die Erwartung seiner Kameraden als etwas ganz Famoses rechtfertigte.

Da er es für unnöthig hielt, dem Unterofficier Wenk-

heim zu ſagen, daß er mit Pferden ſehr gut umzugehen wiſſe und des Reitens nicht unkundig ſei, ſo mußte es dieſer ſtrenge Vorgeſetzte als einen Beweis ſeines außerordentlichen Lehrtalentes anſehen, daß Erich nach den erſten Anleitungen von ſeinem Pferde die verlangten zehn dicken Staubſtriche mit Leichtigkeit abputzte, daß er das Auflegen und Feſtgurten der Decke ſogleich begriff, eben ſo das Aufzäumen mit Trenſe und Candare, daß er das Aufſitzen mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit lernte, und daß er die Erwartungen ſeiner Kameraden, ihn beim erſtmaligen Antraben baldmöglichſt nach der Mähne greifen zu ſehen, aufs wunderbarſte täuſchte.

Ja, nach einigen Reitſtunden ſagte der Unterofficier Wenkheim, als er mit den anderen Bombardieren ſeines Beritts bei einem Frühſchoppen zuſammenkam: „Dieſer Freiberg hat den Teufel im Leibe, und wenn er vier Wochen ſo fortmacht, ſo gibt er Jedem von euch etwas zu rathen auf, beſonders Ihnen, Bombardier Wibert, der Sie ſich mit Ihrem Reiten ſo viel zu Gute gethan und heute noch auf dem Gaul hangen wie der Mehlſack auf dem Eſel!“

„O, famos!“ lachte der kleine Schwarz, was ihm aber keinen freundlichen Blick von Wibert eintrug.

Dieſer war von einer ziemlich langen, etwas ſchlottrigen Geſtalt und als Freiwilliger zu einer reitenden Batterie gegangen, um mit blank gewichster Lederhoſe, klingenden Sporen und klirrendem Säbel recht durch die Straßen fegen zu können. Da er früher ein paar Semeſter auf einer Univerſität zugebracht, eigentlich ausſchließlich auf der Kneipe und dem Fechtboden, da er den Hörſaal faſt nur vom Hörenſagen kannte, ſo hatte er bei den Kameraden eine etwas bevorzugte Stellung

eingenommen, indem er, wie eben ſchon erwähnt, mit ſeiner Reitkunſt viel renommirte, ſo wie mit ſeiner Sicherheit auf der Menſur, für welch letztere er ein allerdings etwas zweideutiges Zeichen in Geſtalt einer tüchtigen Schramme auf der rechten Wange trug. Doch war es gefährlich, beſonders für die jüngeren und ſchwächeren unter den Kameraden, ſeinen Muth oder ſeine Geſchicklichkeit in Führung der Waffen zu bezweifeln. Gefährlich in ſo fern, weil er alsdann mit einem Ueberfluſſe grober und polternder Redensarten Händel ſuchte, um dieſe aber nie zu einem erwünſchten Ende zu bringen, was, wie er bedauernd behauptete, gegen die Kaſernenvorſchriften und gegen das Dienſtreglement ſei und ihm, als einem erfahrenen Raufbolde und Fechtbodenkönig, durchaus keine Ehre eintragen könne. Gegen Erich Freiberg allein betrug er ſich etwas zurückhaltender, und wenn er es auch nicht unterließ, ihn den älteren Kameraden und wahrſcheinlich baldigen Vorgeſetzten, da er nächſtens Unterofficier zu werden hoffte, fühlen zu laſſen, ſo hatte er es doch ſorgfältig vermieden, in einen Streit mit dem letzten Bombardier zu gerathen, da, wie Wibert hochmüthig ſagte, man nicht genau wiſſe, weß Geiſtes Kind dieſer ſei, und da man ſich in dieſer Stellung hüten müſſe, Pech anzugreifen, um ſich nicht zu beſudeln. Da aber der ehemalige Student, wenn ſich Erich gerade nicht in der Nähe befand, über dieſen kein Blatt vor den Mund nahm, ſo zuckte er mit einer verächtlichen Miene die Achſeln über die Bemerkung des Unterofficiers und ließ über den letzten Bombardier, wie beſonders er Erich gern zu benennen pflegte, die Aeußerung fallen, daß man es mit einem allerdings ſchlauen Burſchen zu thun habe, der ſich in Hinſicht deſſen, was er bereits auf der Conduitenliſte führe, ſehr zu-

ab, ziemlich theilnahmlos an den unendlich langen Häuserreihen vorbei. Alle Gebäude gleichen ſich mehr oder weniger, haben vier bis fünf Stockwerke, an den Fenſtern befinden ſich eiſerne Balkone, und im Parterre unbedeutende Laden. In vielen alten Städten bleibt man ſo gern bald hier, bald dort ſtehen, betrachtet ſich einen ſeltſamen Palaſt, einen prächtigen Brunnen, eine maleriſche Straße, eng gewunden, mit dunklen, alterthümlichen Häuſern beſetzt, oder man erreicht mit einemmal einen großen Platz, wo man die ſchönen Formen einer Kirche anſtaunt. In einer neuen Stadt mit viel Leben und Getreibe kann man ſich ſtundenlang vor den großen Magazinen angenehm beſchäftigen, oder man flanirt behaglich auf breitem Trottoir. Madrid aber iſt weder eine alte Stadt mit auffallenden Bauwerken, noch eine neue mit glänzenden Magazinen und ſchönen Trottoirs, vollends aber ohne beſondere Anläſſe keine Stadt mit ſpaniſch-nationalem Leben.

Auf unſern zahlreichen Wanderungen haben wir nichts merkwürdiges von alter Architektur gefunden, als in der Toledoſtraße, zunächſt der Plaza de Cebada, den Eingang zu dem Spital der Latina, wohl das älteſte Portal in Madrid und von großem Kunſtwerth; überhaupt iſt die ganze Bauart Madrids eine kümmerliche, bloß die Vorderſeite des Hauſes iſt maſſiv, alles übrige iſt von Fachwerk aufgeführt und ſehr hinfällig conſtruirt, da bei der Holzarmuth der Spanier ſie dieſes aufs Aeußerſte ſparen, und die *Wände ſo dünn machen, daß ſie nur eben halten.* Madrid hat nur breite und gerade Straßen, eingefaßt mit Häuſern, welche vielleicht ſchön ſind nach den Begriffen des Miethers und Vermiethers, doch könnte Madrid ebenſo gut in Frankreich, in Italien, ſelbſt in Deutſchland liegen, ohne als Ausländerin Aufſehen zu erregen. In Paris bietet jedes Stadtviertel ein eigenes und belebtes Bild, in der ſpaniſchen Hauptſtadt dagegen kann man ſich die Mühe erſparen, alle Straßen zu durchlaufen: eine iſt wie die andere, und es iſt ſehr ſchwer, die eine oder die andere lebhaft in der Erinnerung zu behalten. Auffallend iſt die Abweſenheit großer Kirchen, und die meiſten ſind bloß einſchiffige; man ſieht zwar

ſammennehme, der aber jedenfalls hier bei der Batterie nicht ſeinen erſten Reitunterricht erhalten habe, was man wohl aus dem ſpöttiſchen Lächeln ſehen könne, mit dem er auf der Reitbahn jedes Mal die Anleitungen des Unterofficiers Wenkheim zu beantworten pflege.

Nun war der Letztgenannte ſehr mißtrauiſcher Natur und runzelte die Stirn, als er den langen Wibert ſo reden hörte.

„Glaubt mir nur," fuhr der Bombardier fort, „dieſer Freiberg iſt eine verſchlagene Katze und dabei ein feiger Geſell, der unverdienter Weiſe zu einem Renomme als verfluchter Kerl gekommen und der hier ſeine Krallen vorſichtig einzieht, da er wohl fühlt, daß er es mit Männern zu thun hat und nicht mit Schulbuben!" — eine Bemerkung, welche ein paar jüngere und ſehr leibarme Bombardiere mit einem beifälligen Lächeln aufnahmen; denn Erich hatte allerdings in gewiſſer Beziehung das nicht gehalten, was er verſprochen, und nicht den Ruf gerechtfertigt, der ihm von der Brigadeſchule vorausgeeilt war. Man hatte allermindeſtens geglaubt, er werde, ehe acht Tage vergingen, Veranlaſſung nehmen, dem dicken Wachtmeiſter auf die Hühneraugen zu treten, vielleicht ſogar dem Premier-Lieutenant Krummſtiefel Oppoſition zu machen oder ſonſt etwas zu thun, was dem Hauptmann von Manderfeld gegründete Urſache gegeben hätte, ein Species facti über ihn aufnehmen zu laſſen, und das langweilige Kaſernenleben auf eine angenehme Art unterbrochen hätte.

„Ich verſichere euch, Burſchen," fuhr Wibert mit tiefer Stimme in ſpottender Art zu ſprechen fort, „daß man ſehr unrecht gethan hat, dieſen Freiberg als etwas Außerordentliches zu beſchreien; das iſt eine ganz gewöhnliche Natur, die viel-

leicht auf ſolche Knaben, wie ſie auf der Brigadeſchule hinter den Büchern ſitzen, irgend einen Eindruck hervorbringen könne, die aber zuſammenſchmelzen, wie Schnee bei einem Frühlingsregen, wenn tüchtige Kerle ſie mit einem feſten Blicke anſchauen!"

Dabei blickte der Sprecher unter ſeinen buſchigen Augenbrauen herausfordernd um ſich her, und wenn man ihn ſo ſah mit dem großen fuchsrothen Schnurrbarte, den er behaglich drehte, mit der langen, obgleich ſchlaffen Geſtalt, freilich etwas unproper in ſeinem ganzen Aeußern, und wenn man vernahm, mit welcher Herablaſſung und Sicherheit er den genoſſenen Schnaps und das Brödchen mit Wurſt ankreiden ließ, ſo konnte man nicht anders, als auf die Vermuthung kommen, daß er ſich ſelbſt für einen der tüchtigſten Kerle hielt, wohl geeignet, Jedermann den Daumen auf das Auge zu drücken.

Trotzdem er niemals correct war, weder in ſeinem Dienſte noch in ſeinem Anzuge, und ſtets wie ein ungeleckter Bär ausſah, ſo war er doch vielleicht gerade durch den Gegenſatz ein Liebling des zierlichen und geſchniegelten Hauptmanns von Manderfeld, der ihm nicht nur Manches hingehen ließ, ſondern ihn auch in Schutz nahm vor dem Premier-Lieutenant, der den langen Bombardier, dieſen „ſchlappen Labander", wie er ihn zu nennen pflegte, bedeutend auf dem Striche hatte. Beſſer Unterrichtete aber wollten wiſſen, daß die Zuneigung des Hauptmanns einen ganz anderen Grund hatte und daß er dieſem als eine Art von Spion diente, um über alles, was ſich in der Batterie begab, beſonders aber über Reden, die dem geſtrengen Chef galten, unterrichtet zu ſein, wobei dem Freiherrn von Manderfeld bloß daran gelegen war, allenfallſige Aeußerungen des Premier-Lieutenants, mit welchen dieſer in ſeiner offenen, ge-

raden, etwas rücksichtslosen Art zuweilen nicht sparsam war, zu erfahren. Der Capitän war gewaltig eifersüchtig auf seine Untergebenen, da er wohl selbst am besten wußte, auf welche Art er Commandeur einer so schönen Batterie geworden war, bei welcher er von seinen Vorgesetzten nur als eine unnöthige, allerdings hübsche und schillernde Verzierung betrachtet wurde.

Hatte ihm doch der alte Oberst in seiner barschen Art bei Inspicirung der Batterie einmal gesagt: „So, Herr Hauptmann von Manderfeld, ick danke Ihnen bestens für Ihren schönen Rapport; nun lassen Se mir aber einmal durch Ihren Premier-Lieutenant zeigen, wat die Batterie eigentlich kann!"

Daß sich der Bombardier Wibert in Folge dieser Protection gegen die Unterofficiere und Feuerwerker, ja, selbst gegen den Wachtmeister Manches herausnahm, dürfen wir eben so wenig verschweigen, als daß er grob und rücksichtslos gegen die übrigen Bombardiere, so wie ein unausstehlicher, kleinlicher Tyrann beim Exercieren der Gemeinen, beim Stall- und Wachdienst war.

Der Hauptmann von Manderfeld hatte ihn anfänglich dazu bestimmt, dem Bombardier Freiberg im Exerciren am Geschütze nachzuhelfen; doch hatte der Premier-Lieutenant das als unpassend gefunden, da beide in der Charge gleichstehend seien, und den ältesten Feuerwerker, einen strengen, aber ruhigen Mann, mit Erich's Ausbildung beauftragt. Gern hätte er ihn auch dem Beritt dieses Feuerwerkers zugetheilt; doch bestand der Hauptmann streng darauf, daß er auf der Stube des Unterofficiers Wenkheim bleibe, wo sich neben ein paar anderen Bombardieren auch Wibert befand.

Wie sich Erich auf der Reitbahn hervorthat, so war dies

auch der Fall beim Exerciren an den verſchiedenen Geſchützen, bei der Munitionsfertigung und Verpackung, beſonders aber beim Vortrag in den Artillerie-Wiſſenſchaften, wo ihm das, was er auf der Brigadeſchule gelernt, ſehr zu Statten kam. Und hier war es einmal, wo ihm der Premier-Lieutenant mit einem wohlwollenden Lächeln ſagte: „Laſſen Sie ſich den Namen eines letzten Bombardiers nicht anfechten; wenn Sie ſo fortmachen, ſo wird man doch noch genöthigt ſein, Ihnen den eines erſten Bombardiers beizulegen.“

Als ſie hierauf beiſammen in ihrer Stube waren, gab dieſe Aeußerung dem langen Wibert Veranlaſſung, ſeine hämiſchen, verdeckten Witze und Anſpielungen zu machen und indirect ſeinem Unmuthe darüber freien Lauf zu laſſen, daß ihn der Premier-Lieutenant, und zwar mit vollem Rechte, eine faule Seele ſo wie einen verſchoſſenen Charakter genannt, der viel beſſer in ein Zeughaus-Depot paſſe, als in eine ſo ſchöne reitende Batterie.

„Hol' mich der Teufel,“ rief der lange Wibert, als er mit auf die Hüfte geſtemmten Armen mitten im Zimmer ſtand, „wenn ich begreife, was Krummſtiefel mit ſeinem verſchoſſenen Charakter ſagen wollte! Soll verſchoſſener Charakter ſo viel heißen als ein zweifelhafter Charakter, ſo lache ich darüber, denn Jedermann kennt meinen feſten, entſchloſſenen Charakter, und wer ihn kennen zu lernen wünſcht, der ſoll nur ſeine Naſe gegen mich aufheben!“ — Bei dieſen Worten ging er mit dröhnenden Schritten an ſein Waffengerüſt und ſtreifte dabei ſo derb an den Schemel, auf welchem Freiberg, in einem Buche leſend, ſaß, daß dieſer unwillkürlich zu ihm aufblicken mußte,

um ſich aber gleich darauf wieder ruhig in ſeine Lectüre zu vertiefen.

„Immerhin aber," fuhr Wibert fort, indem er ſich ein Stück Brod herunterſchnitt, um es mit Butter zu beſtreichen, die ihm von dem Stubencalfacter auf einem Stück Papier ſervirt worden war, „iſt es beſſer, einen verſchoſſenen Charakter zu haben, als gar keinen; und alle ſolche Weichlinge, die ſich durch Scherwenzeln und Augendienerei zum Schaden ihrer Kameraden in die Gunſt ihrer Vorgeſetzten einzuſchleichen wiſſen, haben keinen Charakter, ſind charakterloſe Kerls, mögen ſie nun die Erſten oder die Letzten ſein! — Weg da, Sie junger Menſch," herrſchte er hierauf den Nachbar Erich's an, einen jungen und ſehr dünnen Bombardier, „Sie wiſſen wohl, daß an dieſer Seite des Tiſches *mein* Platz iſt!"

Der Angerufene, welcher Weitberg hieß, rückte auch eilig bei Seite, worauf der Bombardier Schwarz lachend rief: „Oh, fames, ſo haben wir wohl heute ausnahmsweiſe die Ehre Ihrer Geſellſchaft, Wibert? Ich dachte, Sie würden wie gewöhnlich bei irgend einer Gräfin zu Nacht ſpeiſen!"

„Es iſt beſſer, wenn Sie Ihr loſes Maul halten," lautete die giftige Antwort des langen Bombardiers, „und nichts über Sachen reden, von denen Sie keine Ahnung haben!"

„Oh, was das anbelangt, ſo kann ich Ihnen ſchon dienen! Ich habe ſogar eine herzogliche Bekanntſchaft — allerdings iſt dieſe Frau Herzog nur eine brave Wäſcherin, hat aber, wie Jeder von uns weiß, nicht nur eine niedliche Tochter, ſondern auch ausgiebige Seifenlauge!"

Darüber lachten Alle am Tiſche; denn man kannte eine Geſchichte, wo der Bombardier Wibert eines Abends ganz

durchnäßt nach Hauſe gekommen war, und nicht von einem Regenwaſſer, wie er behauptet, ſondern von einer Flüſſigkeit, die ſtark nach ſchwarzer Seife roch.

Für heute Abend genügte dieſe launige, keck hingeworfene Bemerkung des kleinen, aber muthvollen Schwarz, um Wibert zu veranlaſſen, nicht einmal gründlich mit Erich Freiberg anzubinden, wie er vorgehabt, oder wenigſtens den Verſuch zu machen, ihn ein- für allemal einzuſchüchtern und ſo die Oberhand in der betreffenden Stube wieder zu gewinnen, eine Herrſchaft, die ſeit Erich's Erſcheinen zweifelhaft geworden; denn wenn dieſer auch noch nicht ein einziges Mal gegen den übermüthigen Wibert direct aufgetreten war, ſo bildete er doch jetzt ſchon für die Kleineren und Schwächeren eine Art Bollwerk, hinter welchem ſie ſich, wenn auch vor der Hand noch im Geiſte, bei den oft unmotivirten Angriffen des ungeſchlachten Wibert zurückzogen.

„Hören Sie, mein Bürſchlein," ſagte dieſer jetzt, indem er an den Tiſch herantrat, ſeine mächtige Rechte aufſtützte und den kleinen Schwarz mit einem durchbohrenden Blicke anſchaute, „wenn Sie ſich noch einmal eine ſolche naſeweiſe Bemerkung oder ſein ſollende geringe Anſpielung erlauben, ſo muß ich wieder einmal etwas zu Ihrer Treſſur beitragen, Sie junger Hund, und Sie windelweich durchklopfen, ſelbſt auf die Gefahr hin," fuhr er mit einem Seitenblicke auf Erich fort, „andererer Leute Gefühle dadurch zu verletzen!"

„Worüber Sie ſich weniger zu beunruhigen brauchten," rief der kleine Schwarz, „als über meine Verſicherung, die ich halten werde, darauf können Sie ſich als gewiß verlaſſen, meine Verſicherung nämlich, daß es mir gar nicht darauf ankommen ſoll,

Sie mit meinem Säbel über die Naſe zu hauen, wenn Sie mir noch einmal auf eine ſo brutale Art kommen, wie Sie es ſchon einmal verſucht — Sie Charakterſpieler!"

Hätte der kleine Schwarz die letzte Benennung nicht gebraucht, ſo würde der lange Wibert ſich wahrſcheinlich begnügt haben, hohnlachend ſeinen langen Schnurrbart zu drehen, während es jetzt zornig durch ſeine Lippen zuckte, er den Anderen am Kragen nahm und ſo tüchtig ſchüttelte, daß ſich der Tiſch ſtark bewegte und hiedurch eine Portion ſehr dünnen Kaffee's, mit welchem ſich der arme Weitberg gerade laben wollte, über den Tiſch ausgegoſſen wurde, in einem zierlichen Bächlein dicht am Buche Erich's vorbeifließend, der mit einem ernſten Blicke aufſchaute und ſich Ruhe ausbat.

Wer weiß, wie lange die Scene noch geſpielt hätte, wenn nicht Unterofficier Wenkheim, der in der Ecke auf ſeinem Bette ausgeſtreckt lag, mit einem „Kreuzmillionendonnerwetter" dazwiſchengefahren wäre und der ganzen Bande befohlen hätte, endlich einmal Frieden zu halten. „Sollte man doch glauben," rief er, „ihr wäret ſtatt königlicher Bombardiere ein Rudel biſſiger Köter, unter welche ein fetter Knochen gefallen! Und Sie, Wibert, obgleich der älteſte, ſind ſtets der, welcher die Stänkereien anfängt — ja, ſchauen Sie nur herüber! Wenn Sie Luſt haben, noch ein Wort zu verlieren, ſo melde ich Sie augenblicklich dem Wachtmeiſter, und es ſoll mir ein wahrer Genuß ſein, Sie heute Abend noch nach Numero Sicher zu bringen! Weiß der Teufel," fuhr er hierauf brummend fort, was ich für Sünden begangen habe, um mit dieſen Freiwilligen beſtraft zu ſein!"

Wibert mochte indeſſen den Unterofficier genugſam kennen,

um kein Wort weiter zu verlieren, und nachdem er vor einem handgroßen Spiegel ſein Haar und ſeinen Bart in Ordnung gebracht, ſchnallte er ſeinen Säbel um und verließ das Zimmer, während er im Weggehen ſeine Toilette durch ein Paar friſch gewaſchene Handſchuhe vervollſtändigte.

„Das iſt ein arger Kerl," ſagte der Bombardier Schwarz, Wibert nachblickend, „und es gibt doch nicht eher Ruhe, bis wir uns einmal zuſammenthun und ihn tüchtig durchklopfen — was Sie, Freiberg, allerdings ſchon allein hätten beſorgen können und wozu er Ihnen ſchon Urſache genug gegeben hat."

„Ich haſſe alle dergleichen Prügeleien," entgegnete Freiberg, „weiß aber wohl, daß er auch mit mir beſtändig Händel ſucht, und wenn er es mir einmal gar zu arg macht, ſo werde ich ihm doch mit dem Säbel in der Fauſt entgegentreten müſſen."

„Thun Sie das um Gottes Willen nicht," ermahnte der kleine Schwarz, „das iſt ein gefährlich Ding und bringt ins Unglück! Da heißt es gleich von species facti wegen Duells, und wenn ſie Einem von oben herab nicht wohl wollen, da kann man ein Jahr zur Strafcompagnie verſetzt werden. Es iſt bei dieſem Säbelhauen auch kein Verhältniß zwiſchen Zweck und Mittel, und wenn ich mir Genugthuung verſchaffen kann, indem ich einem ſo unverſchämten Burſchen tüchtig die Naſe zerklopfe, ſo iſt es doch beſſer, als wenn ich ihn mit einem ſcharfen Säbel verwunde; ja, wenn wir das nach Art der Studenten machen könnten, die bei ihren Paukereien kaum etwas frei geben, als ihr Geſicht, um dann ſpäter mit einer tüchtigen Schramme paradiren zu können, das ließe ich mir noch gefallen!"

„Nutzt aber auch nichts, wie man an Wibert deutlich

ſieht," ſagte Weitberg, „denn er hat eine ſolche Schmarre im Geſicht, daß er wohl zufrieden ſein könnte — ach, wenn ich ſtark genug wäre, dieſen unverſchämten Kerl einmal durchzuhauen!"

„Schade, daß es keine Banditen gibt, welche das Durchhauen für fünf Silbergroſchen beſorgen!" lachte der kleine Schwarz.

„O, was das anbelangt," meinte Weitberg mit leiſer Stimme, indem er ſich vornüber beugte, den Finger auf den Mund legte und ſehr geheimnißvoll that, „ſo wüßte ich ſchon ein Mittel, um ihm die ſchönſten Schläge umſonſt zu verſchaffen!"

„Wie ſo? Laß hören."

„Was der Schwarz vorhin erzählte von der Wäſchers-tochter und dem Seifenſchaum hat in ſo fern ſeine Richtigkeit, als er vom letzteren erhalten hat, ohne von der erſten etwas erhalten zu können; denn das ſchlaue und allerdings ſehr hübſche Mädchen trieb mit ſeinen Fenſterparaden und ſehnſuchtsvollen Blicken, wenn er ihr auf der Promenade oder in der Kirche begegnete, ſo lange ihren Scherz, bis er ſich näher ans Haus wagte, ja, ſogar bis ins Haus hinein, unter dem Vorwande, ein paar alte Hemdkragen, die er noch obendrein geliehen hatte, waſchen zu laſſen. Da machte ihm die Kleine bei ſeinen Salbadereien ein ſehr ernſtes Geſicht und gab ihm eine recht ſchnippiſche Antwort, ohne ihn aber abzuſchrecken; denn er verſuchte es darauf häufig, ſie Abends an der Thür oder am Fenſter zu ſehen und zu ſprechen, bis er dann einmal auf Veranlaſſung des muthwilligen Mädchens den durchnäſſenden Guß von Seifenwaſſer erhielt."

„Doch es war ihm zum Heil, es riß ihn nach oben!“ lachte der kleine Schwarz.

„Wie ſo?“ fragte Erich, der, aufmerkſam geworden, ſein Buch hingelegt hatte.

„Nun — Mutter Herzog war doch nicht ganz einverſtanden, und als Wibert mörderiſch zu fluchen und zu wettern anfing, ließ ſie ihn durch eines ihrer Waſchmädchen ins Haus einladen, um ſich einiger Maßen putzen und trocknen zu laſſen, wobei ſich dann zwiſchen Wibert und der jugendlichen, ſtrammen Wäſcherin im ſtillen, verſchwiegenen Raume der Waſchküche, an dem ſanft wärmenden Heerdfeuer ein kleines, trautes Verhältniß anſpann, welches der lange Wibert fortan cultivirte.“

„Das iſt alles richtig,“ ſagte Schwarz; „aber du holſt verdammt weit aus, um auf beſagte Prügel zu kommen!“

„Nichts einfacher, als das; man muß nur die Localität kennen, um die Sache leicht ausführbar zu finden, und muß vor allen Dingen wiſſen, daß das junge Wäſchermädchen einen früher Begünſtigten in ihrer Nähe wohnen hat, der in glühender Eiferſucht ſchon häufig dem langen Wibert aufpaßte, ohne ihn je erwiſchen zu können, da er die Vorſicht gebraucht, nur in dunkeln Nächten, wie die heutige, und zu der ſpäten Stunde mit ſeinen langen Beinen über die Zäune der verſchiedenen Gärten zu ſteigen, an denen die Häuſer liegen, das der Frau Herzog und das, in dem dicht daneben jener junge, handfeſte Gärtnersknecht wohnt.“

„Nun, und wie wollteſt du ihm jene Prügelſuppe einbrocken?“

„Auf die einfachſte Art von der Welt; ich will es jedes Mal wiſſen, wenn er hinausſchleicht, denn nachdem er, hier bei

zahlloſe Glockenthürmchen, aber nirgends die impoſante Maſſe eines Doms.

Auch an Plätzen und Märkten iſt die Stadt ſehr arm; die Plaza de Cebado iſt faſt ringsum von elenden Baraken eingefaßt, und der intereſſanteſte iſt wohl die Plaza mayor, an der Calle mayor, nicht ſehr weit von der Puerta del Sol. Man betritt ihn, von weitem ſchon durch eine in ſeiner Mitte ſtehende bronzene Reiterſtatue angezogen, durch einen großen Thorbogen, und befindet ſich in einem länglichen Viereck dicht aneinander gebauter Häuſer im Berniniſchen Perückengeſchmack, aber lange nicht von der Ausdehnung des Hofs des Pariſer Palais royal. Der bedeckte Gang, der unter den Häuſern hinläuft und in ſeinem Hintergrund unbedeutende Boutiquen enthält, ruht auf Granitpfeilern, die, wo eine bedeutendere Straße, wie die Calle Toledo oder die Zugänge von der Calle mayor, auf den Platz einmünden, ſich zu hohen Bogen aufwölben. Das öffentliche Gebäude in der Mitte der Langſeite, das die große marmorne Inſchrift: Plaza de la Conſtitucion trägt, iſt wohl das einzige, welches bei dem Umbau dieſes Platzes ſeine alte Form ganz behalten hat; die grauen Mauern haben zahlreiche, ziemlich geſchmacklos verzierte Fenſter und Giebel, das Dach erhebt ſich zwiſchen allerlei phantaſtiſchem Schnörkelwerk. Dieſer Platz hat eine ſehr traurige und blutige Geſchichte. Früher wurden hier ausnahmsweiſe die großen glänzenden Stiergefechte, welche der Hof veranſtaltete, gehalten; in dieſem Fall ward der Platz dick mit Sand beſtreut. Schranken erhoben ſich rings umher, und an den Fenſtern, die noch heute numerirt ſind, wo ſich die Zuſchauer befanden, ſah man bunte Decken und Teppiche herabflattern. An dem oben erwähnten alten Gebäude bemerkt man noch jetzt die breiten Fenſter, wo ſich der königliche Hof befand. Dort blickte wohl Philipp II. einſt auf den Platz herab, und die ſpaniſchen Damen und Edelfräulein verbargen das Geſicht hinter ihrem Fächer, wenn ein gefeierter Torrero in den Fall kam, von den Hörnern des wüthenden Stiers geſpießt zu werden, oder auch wenn bei einem andern Schauſpiel der Rauch von brennendem

uns gewaltig mit dem Säbel rasselnd, das Zimmer verlassen hat, so geht er auf Nummer 4, stellt dort seinen Säbel ab und leiht sich den Mantel des einjährigen Freiwilligen, den er exerciren läßt, mißbraucht auch noch dessen Credit zu einer halben Flasche Rothwein, den er sich bei der Markedenterin holt, und dann erst zieht er zu seinem Liebesabenteuer aus, wodurch man Zeit genug hätte, ihm voraus zu kommen."

„Nun, und dann?" fragte der kleine Schwarz begierig.

„Was gäb' es dann Einfacheres und Unbefangeneres? Man brauchte nur seinen Säbel umzuschnallen und dort, wo sie wohnt, ein paar Mal mit etwas Geklapper an den Gärten und Häusern vorüber zu gehen, um den armen Gärtnersknecht zur größten Aufmerksamkeit zu veranlassen — und seid gewiß, das Uebrige würde sich von selbst machen!"

„Stille Wasser sind tief!" sagte der Bombardier Schwarz lachend; „das sieht man wieder einmal bei dir, Weitberg. Aber der Plan ist vortrefflich und soll unter allen Umständen ausgeführt werden."

„Wird auch geschehen beim nächsten Male, wo er sich wieder unverschämt gegen mich benimmt!" versprach Weitberg, indem er den kleinen Rest übrig gebliebenen Kaffee's mit seinem Commißbrod austunkte. „Und wenn sie ihm alsdann, wie ich hoffe, seine dicke Nase recht zerschlagen, so kann er dem Capitän vorlügen, wie man von jenem Rekruten erzählt, der bei einer ähnlichen Veranlassung vorgab, sich selbst in die Nase gebissen zu haben und, als man ihm sagte, es sei das ja unmöglich, hinzusetzte, er sei zu diesem Zwecke auf einen Stuhl gestiegen."

„Nicht ganz schlecht," sagte Erich, „Ihre Geschichte näm-

lich, denn was das Andere anbelangt," ſetzte er in ſeiner Gutmüthigkeit hinzu, „ſo wäre doch zu überlegen, ob man dem Wibert, ein ſo unausſtehlicher Kerl er auch iſt, nicht eine gar zu ſtarke Suppe einbrockte."

„Das nehme ich auf mich," verſicherte Weitberg; „doch werde ich ihn vorher noch großmüthig warnen, und wenn er mich nochmal einen unmündigen, nackten Wurm ſchimpft, ihm ſagen: er ſolle ſich in Acht nehmen, denn auch der Wurm krümme ſich, wenn er getreten werde!"

Eine Gelegenheit, die Rache Weitberg's zu beſchleunigen, fand ſich indeſſen ſchon in den nächſten Tagen, wenn auch durch eine ganz andere Veranlaſſung; denn es fügte ſich, daß fünf Bombardiere wegen groben Fehler bei der Geſchützbedienung von dem Premier-Lieutenant zu einem kleinen Nachmittagsvergnügen eingeladen wurden, welches darin beſtand, von 2 bis 4 Uhr bei vielleicht acht Grad unter Null auf dem Kaſernenhofe an einer der Haubitzen nachzuexerciren. Zur Geſellſchaft gehörten, der lange Wibert, Weitberg, Schwarz und noch ein paar Andere, zu denen der Capitän nach dem Grundſatze: ſchlägſt du meinen Wibert, ſo ſchlage ich deinen Freiberg, den letzteren ohne alle Veranlaſſung, nur um ihn möglich raſch auszubilden, wie er ſagte, zugeſellte, was der Premier-Lieutenant achſelzuckend zugeben mußte.

Unterofficier Wenkheim, der, ſtatt in der warmen Caſernenſtube zu ſitzen und in einem Romane von Spieß oder Kramer zu leſen, das Glück hatte, die ſechs Bombardierlappen ſtriegeln zu dürfen, that das mit raffinirteſter Bosheit und betheuerte ſchon beim Herabſteigen der Treppe: an ihm ſolle es wahrhaftig nicht liegen, wenn nicht alle Sechſe den Himmel für einen

Tudelſack und den Abendſtern für ein himmliſches Nachtlicht anſähen.

„Still geſtanden! — Gott ſtraf' mich, Wibert, wenn Sie noch einmal ſeitwärts ſchielen, ſo wie ich „Still geſtanden" commandirt habe, und ich laſſe Sie nicht ſo lange in die Sonne ſchauen, bis Sie darauf ſchwören, daß es in Strömen regne, Thränen nämlich aus ihren duckmäuſeriſchen Augen!"

„Zum Avanciren!"

„Schlecht gemacht — richt' euch! Es wäre ja kein Unglück, wenn ſechs Bombardiere von der reitenden Artillerie vielleicht ſchon wüßten, daß ſie auf das Commando: „Zum Avanciren!" wie ein ſiediges Donnerwetter an das Geſchütz ſtürzen müſſen, vier an den Laffettenſchwanz, zwei an die Räder — und dabei feſt anpacken, wiſſen Sie, mein lieber Herr von Schwarz, feſt anpacken, nicht nur ſo thun, als kriegte man ſchmutzige Finger, wenn man in die Speichen greift! Sie — werden — keine — ſchmutzigen — Finger — kriegen, Herr — Bombardier Freiberg — es ſind das propere königliche Räder und ein properer königlicher Laffettenſchwanz — und Sie, Weitberg, paſſen Sie mir auf, daß die Kette nur ſo herunter fliegt, oder ich laſſe Sie extra vierundzwanzigtauſend Mal die Kette löſen!"

„Zum Avanciren — richt euch! Sollte man nicht glauben, man hätte es mit ſechs Rekruten zu thun! Oder regiert vielleicht wieder einmal der Bosheitsteufel? Schockſchwernoth, ſeit wann tritt man mit dem rechten Fuße an? Wenn unſer angenehmes Exerciren ſo fort geht, wie es angefangen hat, ſo werden wir den Mond aufgehen ſehen, ehe wir noch einen einzigen richtigen Granatſchuß zu Stande gebracht, wobei ihr wenig-

ſtens das Glück habt, nicht frieren zu dürfen, denn ich will euch herumtreiben, daß die Brühe an euch herunterläuft!"

„Zum Avanciren!"

Dieſes Mal flogen die ſechs Bombardiere an das Geſchütz, daß es eine wahre Freude war, und ſie würden endlich glücklich zum Abprotzen gekommen ſein, wenn die Kette des Protzkaſtens nicht ſo verflucht eigenſinnig geweſen wäre, um ſich erſt nach zwei Sekunden löſen zu laſſen, wogegen ſie aus dem Ringe hätte fliegen müſſen, wie der Blitz aus den Wolken. Deßhalb nochmals: „Richt euch!" um wieder eine donnernde Rede des erboſten Unterofficiers Wenkheim auszuhalten, zu welcher ſich ein kräftiges Echo, allerdings unhörbar für den Geſchützführer, in den Reihen der Bombardiere fand; denn der lange Wibert, ohne das Geſicht zu verziehen oder auch nur die Lippen zu bewegen, flüſterte vernehmlich genug für ſeinen Nachbar Weitberg, der dieſes Mal allerdings ſchuld an dem „Richt euch" war: Wenn Sie, junger Hund, nicht aufpaſſen, ſo renne ich Sie das nächſte Mal in den Dreck, daß Sie die Beine in die Luft kehren!" Und als der Betreffende nach dem nächſten Commando wiederholt, aber ohne ſeine Schuld nicht zur rechten Zeit ſeine Stelle am Laffettenſchwanz einnahm, denn er glitt auf dem hartgefrorenen Boden aus, ſo machte der lange Wibert ſeine Drohung zur Wahrheit und rannte beim nächſten Male mit ſeinem Kopfe ſo gewaltig gegen Weitberg an, daß dieſer rücklings hinſtürzte, den kleinen Schwarz mit ſich riß und ſo Veranlaſſung zu einem allerdings ſehr eigenthümlichen Anblicke wurde. Ja, es hätte ein Unglück geben können, da der Laffettenſchwanz ſchon vom Protznagel abgehoben

war, wenn Erich mit großer Anstrengung diesen nicht allein festgehalten hätte.

Neben einer speciellen Einladung des im höchsten Grade zornigen Wenkheim an irgend einen beliebigen Donner, dieser Schwefelbande auf die Köpfe zu fahren, hatte Weitberg bei dem Anpralle noch eine tüchtige Beule davongetragen und sagte zähneknirschend: „Geben Sie Achtung, Sie langer, feiger Kerl, wie ich Ihnen das heimgeben werde!“

Für den geneigten Leser würde es nur langweilig sein, diesem Strafexercitium durch fast drei Stunden zu folgen, können ihm aber die Versicherung geben, daß es die sechs Bombardiere gerade so arg mitnahm, als hätten sie auf einem frisch geackerten Felde nach Zählen „rechts- und linksum Kehrt“ gemacht, was auch eine höchst angenehme Gegend ist und vor welcher das Haubitz-Exerciren bei acht Grad Kälte vielleicht nur noch den Vortheil der höchst schmerzhaft frierenden Finger hat, wenn nämlich der Commandirende so freundlich ist, das Einheben der Granate ein paar Dutzend Mal wiederholen zu lassen oder die Erhöhung durch den Quadranten recht sorgfältig vorzunehmen.

Der Abendstern hatte sich schon recht glänzend erhoben und die weißblinkende Mondsichel lugte eben hinter einem der Kasernen-Schornsteine hervor, als der Premier-Lieutenant über den Hof schritt und das Einstellen des Exercirens befahl, auch, näher tretend, hinzufügte, daß der Bombardier Freiberg nachher zu ihm kommen solle, worauf denn das Geschütz zur Ruhe und in den Schuppen gebracht wurde und Alle in sehr mißmuthiger Stimmung ihre Stube betraten, mit Ausnahme des Unterofficiers Wenkheim, welcher sich direct in die Kasernen-

Reſtauration begab, um durch ein Gemiſch von heißem Waſſer, Branntwein und Zucker einer Erkältung vorzubeugen, deſſen es bei den jungen Leuten indeß nicht bedurfte, denn dieſe glühten, ſobald ſie die warme Stube betraten, wetteifernd mit dem glühenden Ofen.

„Mich freut es nur," ſagte der lange Wibert, nachdem er ſich an einer Ecke des Tiſches niedergelaſſen und mit ſeinen langen Beinen und ſeinem hingerekelten Oberkörper zwei Seiten deſſelben völlig in Beſchlag nahm, „daß der brave Weitberg aus dieſem Haubitzen-Feldzuge mit der Tapferkeits-Medaille zurückgekommen iſt, die er aber eigenthümlicher Weiſe ſtatt auf der Bruſt an ſeiner Stirn trägt und die ihn recht gut kleidet — ja, ja, mein Bürſchlein," fuhr er lachend fort, „wenn man die Ehre hat, mit älteren Leuten zu exerciren, ſo muß man ſich donnermäßig zuſammennehmen!"

„Das habe ich mir auch vorgenommen, zu thun," entgegnete Weitberg mit einer ſo auffallenden Freundlichkeit, daß der Andere, welcher eine heftige Erwiderung erwartet hatte, ihn faſt erſtaunt betrachtete, während der kleine Schwarz, pfiffig lächelnd, mit einer Brodkruſte ſeinen dünnen Kaffee umrührte.

„Hören Sie, Wibert," ſagte Bombardier Weitberg alsdann, „man muß ſich in Einem fort Ihre Grobheiten gefallen laſſen, und thut es auch hin und wieder geduldig, weil Sie ein himmellanger, bösartiger Kerl ſind; was aber den Zuſammenſtoß von vorhin und meine Beine anbetrifft, ſo will ich das als zufällig geſchehen annehmen und Ihnen keine Schuld beimeſſen!"

„O, Sie ſind ein guter, vortrefflicher Kerl!" höhnte der Andere.

„Gewiß — und ſo milde, daß es mich häufig ſelber wundert und es mir nur leid thut, wenn andere Leute ſich um

mich Sorge machen. Thun Sie das ja nicht, mein lieber Herr Wibert, damit auch ich nicht in den Fall komme, Sie in einem ähnlichen Falle bedauern zu müssen!"

„Trösten Sie sich darüber; wer mit mir zusammenstößt, um mich zu verletzen, der muß einen verflucht dicken Schädel haben!"

„Davon bin ich überzeugt," entgegnete der Andere, seine Beule befühlend, „aber da es trotzdem doch einmal passiren könnte, so nehmen Sie mein herzlichstes Bedauern im voraus an!"

„Recht gern, wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht, Sie milder junger Mensch! Thun mir aber vielleicht einen anderen Gefallen dagegen, indem Sie den Calfacter rufen, damit er mir einen Schoppen Bittern hole; ich brauche Stärkung für heute Abend."

„Der schmächtige Schwarz hatte eine alte Guitarre aus der Ecke hervor geholt, und während er, dem Gespräche der Beiden lauschend, so gut als möglich die Saiten stimmte, kicherte er in sich hinein und sprach leise vor sich hin: O, famos, famos, famos! — Dann trat er ans Fenster und besang das glänzende Abendgestirn, welches sich, eine haarscharfe, leuchtende Sichel, schon hoch über die Häuserreihen emporgeschwungen hatte.

Guter Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolke hinne,
Stichst mit deiner weißen Spille
Mir in meine Fenster rinne.

„Er hat aber heute Abend ein kurzes Vergnügen, denn in einer Stunde geht er schon wieder unter, und dann ist es stockfinster," meinte Weitberg, worauf der lange Wibert nach dem Himmel hinauf schaute, und sich alsdann erkundigte, wie viel Uhr es sei.

Dreinuddreißigſtes Kapitel.

Ein ſehr lehrreiches Kapitel, in welchem ſich Erich's Vorgeſetzte rückhaltlos über militäriſche Verhältniſſe ausſpricht, handelt ſchließlich vom Abendſtern und einer zerſchlagenen Naſe.

Erich hatte unterdeſſen eine beſſere Uniform und weiße Handſchuhe angezogen, auch ſeinen Säbel umgeſchnallt, und ging nun, dem Befehle des Premier-Lieutenants gemäß, nach deſſen Zimmer. Der Burſche des Officiers ließ ihn ohne Weiteres in das angenehm erwärmte und durch eine kleine Lampe ſpärlich erleuchtete Vorzimmer treten, wo er dann ſogleich die Stimme des Premier-Lieutenants vernahm, der ihm zurief, näher zu kommen, aber ſeinen Säbel draußen zu laſſen.

Erich hatte ſelten oder eigentlich noch nie ein ſo behagliches Gemach geſehen. Es war ziemlich groß und hoch, wie alle Kaſernenzimmer, hatte einen Bodenteppich, auf dem man ſo weich und angenehm trat, und war aufs reichſte beſetzt mit Divans, Stühlen und ſonſtigen bequemen Sitzgelegenheiten; in der Ecke auf einem großen, runden Tiſche ſummte und brodelte es in einem kochenden Waſſerkeſſel, neben welchem man Taſſen erblickte, ſchönes, weißes Brod, Butter, einen angeſchnittenen

saftigen Schinken so wie daneben Eier, die in einer Schüssel mit Wasser lagen.

Der Premier-Lieutenant lag in einem bequemen Lehnsessel, wobei er die Füße auf ein kleines, gepolstertes Bänkchen ausgestreckt hatte, und schien in einem Buche gelesen zu haben, das nun neben ihm auf dem Tische lag, während er in der rechten Hand eine lange Pfeife mit bunten Quasten hielt. Er trug einen langen Schlafrock von hellgrauer Farbe, dazu rothe Morgenhosen und gelbe Pantoffel, hatte somit alles Militärische abgestreift, sowohl von seinem Aeußern als von seinem Innern, denn er winkte dem Bombardier freundlich mit der Hand und sagte: „Nun, rücken Sie sich dort den kleinen, niederen Sessel heran und setzen Sie sich zu mir — rauchen Sie?"

„Zu Befehl, nein; ich habe es bis jetzt nie versucht, Herr Premier-Lieutenant."

„So lassen Sie es auch heute bleiben, aber ebenfalls Ihr ‚Zu Befehl' so wie die Nennung meines Ranges in der Armee. Trinken Sie Thee?"

„Ich hoffe, daß ich das kann!"

„Es ist nicht so schwer; dort steht er schon aufgegossen. Schieben Sie mir die Kanne herüber — so — nun nehmen Sie Zucker und Milch und was das Andere anbelangt, so will ich Ihnen mit gutem Beispiele vorangehen."

Er bestrich ein großes Stück weißes Brod mit Butter, legte eine Schnitte Schinken darauf und deckte denselben mit einer Schnitte schwarzen Brodes zu, worauf er ein Aehnliches für Erich machte, ihm aus dem kalten Wasser einige Eier heraus fischte und dann mit Behagen seinen Thee schlürfte.

Der junge Bombardier war erstaunt über diesen Empfang.

Wenn er ſich auch bewußt war, durch nichts in den letzten Tagen einen Verweis verdient zu haben, ſo hatte er nach den Vorgängen doch immerhin erwartet, von dem ſtrengen Premier-Lieutenant irgend welche ernſte Ermahnungen zu erhalten, vielleicht im allerbeſten Falle über den Inhalt eines der Bücher examinirt zu werden, die er von ihm von Zeit zu Zeit geliehen erhielt. Und nun nichts von allem dem, ſondern eingeladen zu werden, an einem für ihn außerordentlich reichen Mahle Theil zu nehmen, und daß er ſich dazu nicht zweimal nöthigen ließ, brauchten wir bei ſeinem offenen, freimüthigen Weſen kaum zu erwähnen; ja, dem erſten Butterbrode folgte ein zweites, das er ſich auf die Aufforderung ſeines freundlichen Vorgeſetzten ſehr gelungen ſelbſt anfertigte, und bald war auch von den Eiern nichts mehr als die Schaalen übrig.

„Ich hatte mir ſchon lange vorgenommen, mit Ihnen Einiges zu reden," ſagte nun der Premier-Lieutenant, „und thue das heute um ſo lieber, da ich einen Brief meines Freundes, des Ober-Feuerwerkers Doll, erhielt, der ſich um ſo mehr und aufs freundſchaftlichſte nach Ihnen erkundigte, da, wie er am Eingange ſeines Schreibens ſagt, auch die letzte Verſtimmung gegen Sie verſchwunden iſt, weil ſich endlich herausgeſtellt, daß Sie es nicht geweſen ſind, der ihn in effigie an den Galgen gehängt."

„Wie mich das freut!"

„Doll denkt ſehr freundlich über Sie und läßt ihnen ſeine beſten Grüße ſagen; auch habe ich kürzlich noch Jemanden anders kennen gelernt, der ſich Ihrer wohlwollend erinnert."

Erich ſah ihn fragend an.

Holz und verſengten Knochen gar zu heftig emporqualmte, denn auf der Plaza mayor wurden neben den Stiergefechten hauptſächlich die zahlreichen Auto da Fe's abgehalten, welche mit ihren gräßlichen Flammen Philipps Regierungszeit ſo ſchauerlich beleuchteten. Unter der königlichen Loge bemerkt man noch heute die alte Uhr, welche den Anfang dieſer Schauſpiele zeigte, und die kleine Glocke, welche jetzt ſo heiſer anſchlägt, ward wohl ſchaudernd vernommen von Hunderten der Unglücklichen, die hier verbrannt wurden.

Das Straßenleben von Madrid iſt wohl nur mit dem von Neapel zu vergleichen. Paris in ſeinen beſuchteſten Straßen zeigt nicht einmal ſo ſeine Bevölkerung, und Piccadilly und der Strand in London haben eine ganz andere Art von Bewegung. Dort ſchiebt ſich auch eine endloſe Menſchenmenge an einander vorbei, aber jeder rennt ernſt und geſchäftig ſeiner Wege, denn „Zeit iſt Geld.“ Man hat zu thun, man ſtrebt vorwärts einem gewiſſen Ziel zu, man grüßt flüchtig einen Bekannten, wobei man ſich ohne Aufenthalt eilig durch die Menge windet. Hier in Madrid dagegen glaubt man ein ganzes Volk von glückſeligen Flaneurs zu ſehen; keiner ſcheint was rechtes zu thun zu haben, und alles iſt, ſo glaubt man, auf der Straße, um friſche Luft zu ſchöpfen, zu ſehen, geſehen zu werden, die ausgeſtellten Waaren zu betrachten, oder mit guten Freunden eine halbe Stunde zu verplaudern. Wenn der Spanier auch wirklich in einem andern Stadttheil Geſchäfte hat, ſo iſt er darum doch nie eilig, er tritt zu ſeinem Haus hinaus, er beſchaut ſich das Wetter, wirft gravitätiſch ſeinen Mantelkragen über die linke Schulter, und da er andere Leute rauchen ſieht, ſo macht er ſich ebenfalls eine Papiercigarre zurecht und ſetzt ſich erſt langſam in Marſch, nachdem ſie angezündet iſt.

Schon öfter erwähnte ich, daß, obgleich der Spanier ſehr heißes Blut hat, er höchſt ſelten bei Wortwechſeln aus ſeiner vornehmen Gelaſſenheit herauskommt. Wohl ſieht man hie und da eine Gruppe, die heftig geſticulirend zuſammenſpricht, doch vernimmt man kein unſchönes Wort, wenn ſich die Köpfe nach und nach erhitzen, ſelbſt nicht einmal bei den unterſten Volksklaſſen,

„Jemanden, ebenfalls vom Handwerk, der sich draußen auf dem Fort Prinz Maximilian befindet.“

Freiberg dachte an den Bombardier Schmoller; doch war es zu unwahrschrinlich, daß dieser würdige Freund mit einem so abgeschlossenen Manne, wie der Premier-Lieutenant Schaller im gewöhnlichen Leben war, auf eine solche Art bekannt geworden wäre. Auch klärte sich dieser Irrthum in der nächsten Minute auf, als jener nach einem langen Zuge aus der Theetasse fortfuhr:

„Vielleicht erinnern Sie sich eines Officiers, der vor Jahren das Unglück hatte, bei einem Manöver den Fuß zu brechen, und in einer Mühle, wo Sie sich gerade befanden, von dem Besitzer, der nebenbei ein ausgezeichneter Arzt war, vortrefflich behandelt wurde.“

„Ah, der Herr Premier-Lieutenant Schramm!“ rief Erich erfreut.

„Derselbe. Er wurde allerdings nach bestem Vermögen des Arztes wieder hergestellt, behielt aber doch eine Schwäche in seinem Fuße und ließ sich deßhalb von der reitenden Batterie weg zu der Festungs-Compagnie auf Fort Maximilian versetzen, deren Hauptmann, der alte, liebenswürdige, joviale und sehr gelehrte Walter, ein genauer Freund von ihm ist. Vor ein paar Tagen war ich bei Schramm, und da kam die Rede auf Sie, wo er sich denn wohlwollend nach Ihnen erkundigte und über Ihre verunglückte Brigade-Schulzeit sprach. — Sie sehen mich erstaunt an, aber ich kann dieser Geschichte doch beim besten Willen keinen anderen Namen beilegen und hatte mir schon längst vorgenommen, mit Ihnen freundlich darüber zu reden. Ob Sie an all den einiger Maßen tollen Streichen,

die man auf Ihre Rechnung ſchreibt, die volle Schuld tragen, weiß ich in der That nicht, bin aber dagegen überzeugt, daß Ihr Conto dorten mit einer ſolchen Menge ſchwarzer Striche geſegnet iſt, daß es Ihnen, auch wenn man Sie wieder zur Brigadeſchule einberuft, ſchwer halten wird, zu dem Ziele zu gelangen, das Sie ſich vorgeſteckt haben."

„Das wäre ſehr traurig für mich!"

„Bedingungsweiſe, wenn Sie wollen, ja; wogegen ich es andererſeits wieder für kein Unglück halten würde, wenn Sie ſich bei Zeiten darauf angewieſen ſähen, einen anderen Lebensweg einzuſchlagen. Schramm ſagte mir, er hätte Sie dort auf der reizend gelegenen Mühle in ſo angenehmen Verhältniſſen gefunden, und der Beſitzer derſelben wäre von den wohlwollendſten Geſinnungen gegen Sie beſeelt geweſen; Sie hätten ſich dort praktiſch zum Landwirthe ausbilden, dann vielleicht ein paar Jahre lang eine landwirthſchaftliche Schule beſuchen und ſo einen eben ſo ehrenvollen Weg machen können, als den anderen, den Sie vorgezogen. Ich weiß wohl, daß Ihre Neigung etwas im Blute ſteckt, da Sie ein Soldatenkind ſind, und verſtehe es recht gut, wie der Glanz der Epauletten, das Klirren des Säbels, die ganze militäriſche Wirthſchaft ein junges, empfängliches Gemüth zu blenden und zu beſtechen vermag; aber wenn das nur anhaltend wäre, wenn nicht Jeder, ſowie er die militäriſche Bühne betritt, ſogleich einen ſehr ernüchternden Blick hinter die Couliſſen thun würde, und wenn dieſe Couliſſen nicht noch viel trügeriſcher wären, als jene der gewiſſen anderen Bretter. Ja, für Jemanden mit ſchönem Namen und großem Vermögen iſt es ſchon recht amuſant und lohnend, ſich mit dem Lieutenantstitel ohne all zu große Mühe einen an-

ſtändigen, ſogar ehrenvollen Rang in der menſchlichen Geſellſchaft zu erwerben, um in einer kurzen Reihe von Jahren auf dem ſchillernden Strome mit dahin zu ſchwimmen, um hier und da in hübſchen Buchten Blumen aller Art zu pflücken und dann nüchtern, oft ſehr enttäuſcht, in einen ſtillen Hafen einzulaufen, behaglich zuſchauend, wie dann jener ſchillernde Strom immer und immer fort in gleich trügeriſchem Glanze an uns vorüber zieht. Oder es ſei Krieg und wir aus langer, drückender Schulzeit endlich einmal frei und mündig geworden, und da kommt es noch ſehr darauf an, für welche Ideen wir den Säbel ziehen oder unſere Kugeln entſenden müſſen, — nach dem Kriege iſt und bleibt es doch wieder die alte Geſchichte. Wir haben Wunden erhalten, die uns vielleicht unſer ganzes Leben zu ſchaffen machen, und ſind dafür mit einem kleinen Stückchen, häufig ſehr unverdienten Kanonenmetalls belohnt worden, ohne ein tröſtendes Bewußtſein aus dem Feldzuge mit nach Hauſe gebracht zu haben; denn wenn wir dort etwas erworben haben, Orden, Beförderungen, ſo ärnteten wir auf den ruinirten Feldern unſerer Mitmenſchen, und unſer ganzes Werk beſtand darin, andere Werke, ſogar das ſchönſte aus der Schöpfung Gottes, muthwillig zu zerſtören."

„Gewiß ein trauriges Handwerk!"

„Es kommt Ihnen gewiß ſonderbar vor, lieber Freiberg, mich ſo reden zu hören; aber wenn ich ſo, wie jetzt, in meinen angenehmen Feierſtunden nur als Menſch in meinem Lehnſtuhle ſitze — der abgeſtreifte Premier-Lieutenant hängt in meinem Vorzimmer —, habe ich das ſchon häufig vor jungen Leuten Ihres Schlages gethan, wenn mir dieſelben würdig genug dazu erſchienen, und konnte und kann das thun, da ich

mich in zwei Feldzügen ſo benommen, daß Se. Majeſtät der König mich des Tapferkeitskreuzes für würdig erachtet. — O, ich weiß wohl, was Ihr leuchtender Blick ſagen will, mein lieber junger Freund, und bin überzeugt, daß Sie ſich ebenfalls brav und tüchtig ſchlagen würden; aber um das für eine große Idee zu thun, haben Sie ja nicht nöthig, Ihr ganzes Leben jenem mehr als zweifelhaften Glanze zu widmen. Das können Sie, wenn eine ernſte Zeit eintritt, beſonders bei unſeren wunderbaren Heereseinrichtungen, friſchweg vom Pfluge her leiſten, die Büchſe auf der Schulter, mit der Sie ſo eben den luſtigen Wald durchſtreift.

Erich ſchlug die Augen nieder und konnte ſich eines bitteren Gefühles nicht erwehren, welches die Worte des Premier-Lieutenants, ſo wohlwollend ſie auch klangen, in ihm hervorriefen.

„Sehen Sie mich an," fuhr der Andere fort, „der unter beſſeren Ausſichten als Sie ins Militär trat, der Gelegenheit hatte, die vortrefflichſten Kriegsſchulen zu benutzen, und ſie fleißig benutzt hat, ich, der ich nun ſchon Jahre lang auf dem Punkte ſtehe, endlich einmal eine Batterie zu erhalten, dann aber recht wohl fühle, daß damit meine Carrière als abgeſchloſſen zu betrachten iſt, und ich nur danach trachten muß, noch einige Jahre bis zu einer kleinen Penſion oder bis zu einer mageren Civilverſorgung, mitzulaufen, um dann, zurückblickend, mit Schrecken einzuſehen, welch furchtbaren Umweg ich gemacht, welche Verſchwendung an Zeit, Fleiß und Lebenskraft ich getrieben, um dahin zu gelangen. — Wir wollen nun das, was ich Ihnen hier nur im Allgemeinen geſagt, ſpeciell auf Sie anwenden, und ich bin dazu im Stande, da ich neulich von Ihnen ſelbſt, in dieſen Tagen aber auch durch den Premier-Lieutenant

Schramm Genügendes aus Ihren Verhältniſſen und aus Ihrem früheren Leben weiß, und da ich noch viel beſſer beurtheilen kann, auf welch ſchwachen Füßen Ihre Hoffnung auf ein raſches Avancement ſteht. Sagen Sie mir aber aufrichtig, mein lieber Freiberg, ob Sie mich für grauſam halten, wenn ich ſo mit Ihnen rede und vielleicht dazu beitrage, Ihre glänzenden Hoffnungen zu zerſtören."

„O gewiß nicht, Herr Premier-Lieutenant," antwortete Erich mit einer allerdings etwas gepreßten Stimme; „ich fühle ja aus Allem, daß Sie es gut mit mir meinen, und kann Ihnen nur dankbar ſein für jede wohlmeinende Aufklärung!"

„Gut geſprochen, wenn Ihnen das auch ein Bischen ſchwer vom Herzen kommt," ſagte der Officier mit einem kurzen aber nicht unfreundlichen Lächeln und fuhr alsdann nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher er ein paar Papiere, die neben ihm auf dem Tiſche lagen, mit der Hand durch einander geworfen: „Auch habe ich eine kleine Verpflichtung übernommen, ſo mit Ihnen zu reden, und zwar auf Veranlaſſung Schramm's, der ſeit der Zeit ſeines damaligen Unfalles mit jenem Mühlenbeſitzer, wie mir ſcheint, in ſtetem und lebhaftem Briefwechſel geblieben iſt."

„Ach, mit dem guten Herrn Doctor Burbus," rief Erich erfreut — „von dem ich leider ſeit lange nichts mehr gehört, obgleich ich mir wohl erlaubte, ihm hier und da zu ſchreiben! Er hatte mir das anbefohlen, gab mir aber ſeit Jahren keine Antwort."

„Es muß das überhaupt ein ſonderbarer Kauz ſein," bemerkte der Premier-Lieutenant; „doch ſchätzt ihn Schramm ganz außerordentlich, und da das, was der vorſichtige Schramm

ſchätzt, wirklich ſchätzenswerth iſt, ſo möchte auch ich gar gern einmal die Bekanntſchaft jenes alten Herrn machen.“

„So hat er ſich meiner erinnert?“ rief freudig der junge Bombardier.

„Gewiß, und auf die freundlichſte und vorſichtigſte Art. Durch den Ober-Feuerwerker Doll, an den er durch Schramm gewieſen wurde, erhielt er häufig Nachrichten von Ihnen, die ihn allerdings nicht immer erfreuten, beſonders jene Geſchichte mit dem Wurzelzeichen, — ja, damals war es, wo ihn Ihr ſcheinbarer Mangel an Dankbarkeit ſehr betrübte; doch hat ſich dieſe Sache genügend aufgeklärt, und es folgte darauf ein Brief des Doctors Burbus an Schramm, der hier vor mir auf dem Tiſche liegt, in Folge deſſen ich mit Ihnen geredet, wie ich gethan.“

Erich blickte mit einem fragenden Ausdruck den Sprecher an, im Begriffe, etwas zu entgegnen. Doch winkte ihm jener mit der Hand, wobei er ſagte:

„Laſſen Sie mich noch etwas hinzuſetzen: daß Sie eben ſo wenig auf der Brigadeſchule als hier beim hohen Chef unſerer Batterie mit Glück debutirt haben, darüber brauchen Sie ſich keinen Illuſionen hinzugeben; ja weil ich es gut mit Ihnen meine, will ich Ihnen ſagen, daß der Hauptmann von Manderfeld nur darauf lauert, Ihnen tüchtig Eins ans Bein zu geben, ſobald er dazu die allergeringſte Veranlaſſung findet; deßhalb nehmen Sie ſich in Acht! Und wie trotz aller Mühe, die Sie ſich geben mögen, und trotz aller Beihülfe Ihre ganz beſonders und vielleicht in guter Abſicht befohlene Conduitenliſte ausfallen wird, kann ich mir allenfalls denken. Denn der Herr Hauptmann hat das Recht, die gefährliche Rubrik

der allgemeinen Bemerkungen nach eigenem und beſtem Ermeſſen auszufüllen; er hat Sie, wie man ſo zu ſagen pflegt, tüchtig auf dem Striche, und in ſolchen Fällen pflegt Niemand eine ſchärfere Bürſte zu führen, als er. Sie ſagten mir damals, ſeine Abneigung rühre von einer Begegnung her, die Sie, hier in der Gegend angekommen, mit ihm draußen im Walde gehabt?"

„Ja, dort traf ich mit dem Herrn Hauptmann zuſammen, und unglücklicher Weiſe in einem Augenblicke, wo er ſich gerade in Geſellſchaft eines andern Herrn befand, der Urſache zu haben glaubt, mich ganz beſonders zu haſſen."

„Ah, der Herr Graf Dagobert Seefeld," entgegnete der Premier-Lieutenant mit einer ſpöttiſchen Miene, „mein Herr Kamerad von den Huſaren, ein höchſt vornehmer und ſehr reicher Officier, der, wenn er ſich nur ein wenig Mühe gibt, eine glänzende Carrière ſchon machen wird, der, obgleich er einige zwanzig Jahre kürzer dient, als ich, doch früher eine Schwadron commandiren wird, als ich eine Batterie, ein genauer Freund des Herrn Hauptmanns, und wenn der Urſache hat, Ihnen Steine in den Weg zu werfen, ſo können Sie ſich darauf verlaſſen, daß der Freiherr von Manderfeld die Hand dazu bietet. Wann, wie und wo Sie ihm in den Weg getreten, ſagten Sie mir nicht ganz genau, es iſt auch gleichgültig; aber das Factum genügt, um Sie über Ihre Zukunft ernſtlich nachdenken zu laſſen. Ich gebe zu, es iſt gerade kein Glück für Sie, daß Sie unter dieſen Umſtänden zu unſerer Batterie kommen mußten; aber wenn auch anderenfalls Ihrem Avancement kein ſolcher Prügel in den Weg geworfen würde, ſähe es doch unerfreulich damit aus. Wir ſind mit einer Unmaſſe von Frei-

willigen geſegnet, die theils bei der Batterie, theils bei den Brigade- und Artillerieſchulen nach den Epauletten trachten. Allerdings iſt ſehr viel leichte Waare, ſehr viel Schund darunter und vergeht wie Schaum auf dem Waſſer; aber auch tüchtige Kerle, worunter ich Sie rechne, werden von den Verhältniſſen hinabgedrückt, bleiben als Unterofficiere oder Feuerwerker hangen, bringen es, wenn's hoch kommt, zum Wachtmeiſter oder Feldwebel und ſtreifen ſo ihr Leben lang etwas Weniges über dem Boden der Alltäglichkeit, ſtatt, wie ſie in ihrer Jugend geträumt, ihren Flug nach den Spitzen des Ruhmes und Glanzes nehmen zu können, häufig ein miſerables, wo es Ihnen dann im glücklichen Falle noch wie Unſereinem geht und ſie auf dem gleich großen Wege eine kleine Civilverſorgung erhalten, zu welcher ſie vielleicht, gerade hinſtrebend, weit eher gelangt ſein würden. Nun will ich aber den günſtigſten Fall ſetzen: Sie wären wirklich Officier geworden, hätten nun dieſe äußerlich ſo glänzende Stellung erreicht und verſuchten es, auch ohne Protektionen, ohne Zulagen ſich, tapfer ſchwimmend, oben zu erhalten — es geht das am Ende, es gibt brave, achtungswerthe Leute, die das fertig bringen; aber es iſt ein verzweifelter Kampf mit dem Leben, wo man beſtändig, um in dem Gleichniſſe eines Schwimmers fortzufahren, den Krampf in einem Beine ſpürt und ſtets gewärtig ſein muß, unterzuſinken, wo man am Ende nichts thun kann, als mit zwei gleich ſchlimmen Geſellen zu coquettiren, dem Kummer und dem Leichtſinne. Eine Chance bietet allerdings der Krieg, Feldzüge, beſonders wenn ſie glücklich und glorreich ſind, wenn man das Glück hat, ſich auszeichnen zu können, wenn irgend eine kühne That gelingt, wenn ein Anderer uns nicht das Verdienſt derſelben nimmt und wenn wir dabei

nicht gar zu jammervoll angeschossen werden. Sie sehen, mein lieber Freiberg, auch dabei sind eine solche Menge „Wenn," die sich über sämmtliche Züge, Compagnieen und Regimenter der Armee zahllos vertheilen, so daß es dabei wie in einer Lotterie geht: ein Gewinn auf tausend Nieten. — So, das habe ich Ihnen theils aus eigener Anregung, theils im Auftrage meines Freundes Schramm als Mittelsperson jenes alten Doctors Burbus gesagt, und nun hören Sie, was dieser Letztere in Betreff Ihrer schreibt.

Der Premier-Lieutenant nahm den Brief, welchen er vorhin leicht mit der Hand berührt, vom Tische, entfaltete ihn und sagte, Einiges mit den Augen überfliegend: „Nachdem Doctor Burbus seine Befriedigung darüber ausgesprochen, daß Sie es nicht gewesen seien, welcher den alten, ehrlichen Ober-Feuerwerker Doll an dem Wurzelzeichen aufgehängt, schreibt er nun wörtlich: ‚Es hat mir von jeher Freude gemacht, mit solchen jungen Leuten zu experimentiren und in guter Absicht solch losen Vögeln einen unsichtbaren Faden ans Bein zu binden, um sie, wenn sie auch scheinbar frei davonfliegen, doch gewisser Maßen in meiner Hand zu behalten. Entdeckte ich dann an ihnen, was ich nicht zu finden gewünscht und gehofft, so schnitt ich meinen Faden beruhigt entzwei und grüßte sie auf Nimmerwiedersehen; fand ich aber, wie hier, einen guten, edlen, anständigen Stoff, ein Fundament, welches einen tüchtigen Kerl in irgend einer Lebensstellung versprach, so wußte ich meinen Faden sachte wieder anzuziehen, so daß der Vogel wie von selbst ins Garn lief und dankbar und freiwillig dem Pfade folgte, den ich ihm vorzuzeichnen für gut fand. Ich habe auf die Art schon manchem zu seinem Glücke verholfen, ohne mich

ihm als Helfer aufgedrängt zu haben, und ſo werde ich es auch mit dem jungen Freiberg machen, wenn ihn mir ein glücklicher Zufall wieder in den Weg führt. Sagen Sie ihm davon, mein wertheſter Herr, ſo viel, als Ihnen gut dünkt, um ihn über dem Waſſer zu erhalten, wenn ihn die drückenden Verhältniſſe, von denen Sie mir geſchrieben, am kräftigen Vorwärtsbringen hindern ſollten; oder noch beſſer iſt es, wenn Sie ihm das nicht ſelbſt ſagen, damit er darin keine Aufforderung ſieht, ſich mir durch Ihre Vermittlung ohne triftige Veranlaſſung nähern zu wollen. Er ſoll ſeine Kraft verſuchen und ſelbſt zu der Erkenntniß kommen, ob es nicht beſſer iſt, in Gottes freier Natur Bäume zu fällen oder die Scholle umzuackern, als.... — — doch hier ſchenken Sie mir wohl gern den Schluß meines Gleichniſſes, der vielleicht nicht angenehm wäre einem ſo hoch verehrten Herrn und Freunde.'

„Und nun weiß ich bei allem dem doch nicht," ſagte der Premier-Lieutenant in ſeinem gewöhnlichen Tone, wobei er den Brief wieder zuſammenfaltete, „ob ich nicht aus eigener Machtvollkommenheit meinen Auftrag überſchritten und Ihnen in jeder Beziehung zu viel geſagt habe. Es iſt aber gleichgültig, denn ich halte Sie für fähig, vernünftig zu überlegen und ſelbſt zu prüfen und zu wählen; vor allen Dingen aber bin ich überzeugt, daß Sie Ihren Dienſt mit gewohnter Pünktlichkeit thun werden und in Ihrem Fleiß und guten Betragen nicht nachlaſſen. Steigen dann an Ihrem Lebenshorizonte die ſchwarzen Wetterwolken auf, welche gewiß nicht ausbleiben werden, ſo bleibt Ihnen doch die Gewißheit, daß Wolken allerdings im Stande ſind, unſeren Blick in eine heitere Ferne zu trüben,

man bleibt in den Schranken einer höflichen Sprechweiſe, und gewöhnlich beſchließt irgendeine ſcherzhafte Wendung den Streit, worauf man ſich lachend entfernt. Natürlicherweiſe gibt es auch dergleichen Veranlaſſungen, die nicht ſo freundlich endigen, wo am Schluß die Meſſer blitzen und Einer, ſchwer verwundet, zuſammenſinkt. Doch kommt das in jetziger Zeit wohl nicht öfter vor als im kälteren Deutſchland, und ſind auch die Veranlaſſungen hier wie dort die gleichen: ein kleiner Rauſch, die Augen einer treuloſen Schönen — eine Eiferſuchtsſcene.

Während unſeres Aufenthalts in der ſpaniſchen Hauptſtadt hatten wir ſelten Gelegenheit, das ſchöne Geſchlecht von Madrid in ſeinem vollem Glanz zu ſehen. Es war ja Winter, die meiſten Bäume kahl, ein heftiger Wind fegte durch den Prado, ſo daß einem die nackten Marmorfiguren ordentlich leid thaten; auch ließ ſich zuweilen ein leichter Schnee in den Alleen ſehen, und das iſt durchaus keine Witterung für die ſchönen Spanierinnen. Es iſt überhaupt eigenthümlich, wie ein für unſer Klima ſehr gelindes Froſtwetter die ganze Phyſiognomie von Madrid ändert. Da ſind die Straßen mit einemmal leer, es iſt, als habe der Wind die Menſchen weggefegt, und was noch von ihnen zu ſehen iſt, eilt haſtig vorüber, feſt in den Mantel gewickelt, ein dickes, wollenes Tuch oder ein Pelzkragen verwahrt Mund und Naſe. Alsdann liegen die Straßen öde, und vor allen Dingen könnte man glauben, Madrid habe gar keine Damen mehr. Nirgend die Spur einer Mantille. Kaum aber zertheilen ſich die Wolken am Himmel, hört der Wind auf, bricht die Sonne hervor, trocknet das Pflaſter und erwärmt die Luft angenehm, ſo ſcheinen die Menſchen förmlich aus dem Boden hervorzuwachſen, und es iſt, als habe Jeder dem Andern ein Rendezvous gegeben. Ein paarmal hatten wir einige warme Tage nacheinander, und der Prado belebte ſich während der Mittagszeit. Im Sommer verſammelt ſich hier die ſchöne Welt bei Sonnenuntergang, um bis ein, zwei Uhr in der Nacht plaudernd und ſingend auf und abzuziehen. Jetzt aber lag der Prado meiſtens ziemlich leer und öde,

daß aber diese heitere Ferne oder Zukunft deßhalb doch unwandelbar stehen bleibt und rastlosem, gutem Streben erreichbar ist."

„Und nun behüte Sie der Himmel, mein lieber Freiberg — es würde den Unterofficier Wenkheim unruhig machen, wenn Sie ohne Urlaub länger ausblieben. Merken Sie sich aber mein Zimmer für alle Fälle, und wenn Sie je etwas Dringendes haben, besonders etwas, das mehr den Menschen als den Premier-Lieutenant angeht, so suchen Sie mich um diese Stunde auf, aber, wie gesagt, nur in dringenden Fällen, damit man nicht eine Vertraulichkeit zwischen uns argwöhnt, die Ihnen von keinem Nutzen sein könnte und mich verhindern würde, Ihnen einmal irgendwo zu helfen."

Erich war eigenthümlich und tief bewegt, nachdem er die Wohnung seines freundlichen Vorgesetzten verlassen und den langen, halb dunkeln, stillen Corridor entlang ging. Recht tief waren ihm die Worte des Premier-Lieutenants ins Herz gedrungen, und er hätte sehr viel darum gegeben, wenn er, statt hier in der dumpfigen Kaserne zu sein, nur eine Stunde im Walde, das heißt zu einer Zeit, wo dieser frisch und grün war, nicht wo wie jetzt die kahlen Aeste im scharfen Nordwinde seufzten, hätte verträumen können. — Ach, alles das, was er gehört, hatte er schon selbst unbewußt gefühlt, und jetzt hatten jene wohlgemeinten Worte einen Damm zerstört, den er mühsam zwischen jene Zeit und jetzt aufgebaut, und als er nun, an einem einsamen Fenster lehnend, an den Himmel emporblickte, wo lang gestreckte Wolken ruhig vorüberzogen, kaum erkennbar auf dem glänzenden, mit leuchtenden Sternen besetzten Hintergrunde, da nahmen diese Wolken Gestaltungen an, wie

ſie zu den Bildern ſeiner Seele paßten, und alles, was er damals erlebt, zog in für ihn erkennbaren Bildern ſtill und geiſterhaft an ſeinem Auge vorüber! Da war der Jagdgrund, auf welchem er dabei geweſen war, als der junge Burbus jenen Kapitalhirſch ſchoß — und wie deutlich! Sogar die Schlucht, wo die rieſenhafte Linde geſtanden! Und das zog wie ein Panorama an ihm vorüber, die Waldfläche, wo ihn der gräfliche Förſter ergriffen, o, ſo deutlich! Dann das Schloß, etwas im Nebel verſchwimmend, und hinter demſelben erſchien ein Stück klaren Nachthimmels, beſetzt mit den gleichen Sternbildern, zu denen er damals aufgeſchaut, als er in haſtiger Flucht durch den Wald die ſchützende Mühle zu erreichen ſuchte.

Nur einen einzigen, wunderbar leuchtenden Stern von unausſprechlich mildem und wohlthuendem Glanze, der hier vor ihm ſtand, erinnerte er ſich nicht, damals geſehen zu haben, und doch ſchien er ihm ſo bekannt, ſo anmuthig freundlich zuzulächeln, ja, ihn mit ſeinen zitternden Strahlen zu fragen: Erinnerſt denn du dich meiner nicht mehr? Ach, wie traurig! — Und als der Stern ſo zu ſprechen ſchien, verſchwand er halb und halb hinter einer ſeltſam geformten Wolke, ſo eine ſchwebende Geſtalt annehmend mit langen, flatternden Gewändern, mit langem, flatterndem Haar, und als hierauf durch einen Riß des Wolkenſchleiers das klare, wundervolle Himmelsauge wieder zu ihm herüberblitzte, da erkannte er mit Einem Male Stern und Geſtalt und rief entzückt: „Blanda, Blanda, ja, du biſt es! Wo du auch in der weiten Welt herumſchweifen magſt, in dieſem Augenblicke gedenkſt du meiner, wie ich an dich denke, du ſeltſames, wunderbares, herzig liebes Kind — o, Blanda, Blanda!“

Damit war der Stern, als hätte er seinen Zweck erreicht, nun plötzlich hinter dichteren, schweren Wolkenmassen verschwunden, hinter seltsam geformten Gestalten, welche wie dahinjagende, phantastisch nebelhafte Reiterscharen erschienen — ah, die Ticzka wild dahinstürmend als Wolkengebieterin! Wie sich die Gestalt, welche sie trug, unter ihrer starken Hand aufbäumte! Wie Alles um sie her, neben und unter ihr wallte und ihre Form zu verändern strebte, und wie sie allein hoch oben stand, unerschüttert, unverändert — siegreich vorüberziehend!

Dann erschienen in den Wolkengebilden phantastische Landschaften, Bergeshöhen, Felsenstürze, Waldflächen mit mächtigen Schlössern, eine ungeheure, meilenweite Hochebene, die sich zuerst etagenförmig in schroffen Felsterrassen gegen die Ebene, hier der klare Nachthimmel, senkte und sich hierauf wie eine sanft abfallende Niederung verflachte. Dorthin schwang sich Erich's Geist, strebend, so rasch als möglich das Ende jener lang gestreckten Landzunge zu erreichen, wo er überzeugt war aus dem unbegränzten Meere dieser Himmelsfläche etwas Herrliches, etwas Tröstliches, etwas für seine ganze Zukunft Entscheidendes auftauchen zu sehen — jetzt mußte es erscheinen, jetzt, am Ende jener langsam dahinziehenden, haarscharf endenden Linie.

Erich hatte die gefalteten Hände gegen seine Brust gedrückt und starrte fast athemlos dort hin, überzeugt von einer Offenbarung, die auf sein ganzes zukünftiges Leben Einfluß haben mußte.

Dann kam es zuerst wie ein sanfter Schein hinter der dunkeln, geheimnißvoll vorüberziehenden Wolkenschicht; dann

lugte es blitzend um die Ecke, dann ſtand es blitzend und ſtrahlend vor ihm — Blanda's Stern.

Zugleich aber auch trat die trübere Wirklichkeit langſam hinter ihn und verſcheuchte mit Einem Male ſeine prächtigen Phantaſiegebilde, und zwar in einer ſehr proſaiſchen Geſtalt, als wachthabender Kanonier der Kaſernengänge, in der Stalljacke, den gezogenen Säbel im Arme, Pantoffeln an den Füßen.

„Ah, Sie ſind es, Herr Bombardier! Ich habe nur ſehen wollen, wer ſich da ſo lange am Fenſter zu ſchaffen macht!"

„Ja, ich bin es," gab Erich mit einem Seufzer zur Antwort, „und will nun auf meine Stube gehen — gute Wacht!"

Doch war es ihm nicht möglich, auf dem geraden Wege durch die dumpfigen Gänge nach ſeinem Quartier zu gehen, welches auf der andern Seite der Kaſerne lag, weßhalb er die Treppen hinabſtieg und über den Hof ſchritt, um nochmals den nun wieder klaren Himmel mit ſeinen lieblichen, freundlichen Sternen zu ſchauen. Da ſah er auch den Orion, der ihm von der Erklärung der guten Ticzka Kolma her unvergeßlich war, dieſes herrliche, wohlthuende Sternbild, welches uns wie eine tröſtliche Hoffnung nach dem warmen, prächtigen Süden zeigt und zu welchem hinauf Erich wie auch ein anderer braver Mann, den wir genau kennen, ſelten verſäumte, freundlich mit der Hand zu grüßen.

Als er dann weiter gegen den andern Theil der Kaſerne ging, ſah er eine Geſtalt in einem langen Mantel von dem Eingange herkommen und den gleichen Weg wie er ſelber nehmen. Wahrſcheinlich der einjährige Freiwillige, der ſich vielleicht ohne Urlaub verſpätet und ſich deßhalb bemühte, nicht erkannt zu werden, denn er hielt das Taſchentuch vor ſein Ge-

sicht und huschte so rasch als möglich in den Eingang. Erich war viel zu descret, um ihn, wie er wohl gekonnt hätte, auf der Treppe einzuholen, weßhalb er absichtlich langsamer ging und erst sein Zimmer erreichte, als er von droben her das Schließen der Thüre vernommen. Dann in seine eigene Stube tretend, war er überrascht, hier noch Jemanden außer Bett zu finden, der gerade im Begriffe war, ein Licht anzuzünden, und in welchem er alsdann zu seinem Erstaunen jene Gestalt im Mantel erkannte, die ihm aber den Rücken zukehrte und sich an Wibert's Waffengerüste zu schaffen machte.

Näher kommend, sah er aber, daß es der lange Bombardier selber war, welcher auf seinen freundlichen „Guten Abend" nur einige brummige, unverständliche Worte erwiederte, dann von dem Tische in der Ecke Wasserkrug und Waschschüssel herbeitrug und sich schweigend vor diesen Geräthschaften an den Tisch setzte, nachdem er sich vorher seufzend in einem kleinen Handspiegel betrachtete.

„Herrgott, Wibert, wie sehen Sie aus!"

„Nun, wie werde ich aussehen — wie Jemand, der das Unglück gehabt hat, über einen verdammten Steinhaufen zu stürzen!"

„Das ist ja sehr arg — es müssen scharfe Steine gewesen sein."

„Wie Pflastersteine gewöhnlich sind, oder glauben Sie vielleicht, man hätte sie für mich extra abgerundet?"

„Kann ich Ihnen irgendwie beistehen?"

„Nein; lassen Sie mich ins Teufels Namen zufrieden! — Dann betupfte er mit einem nassen Tuche leicht sein Gesicht, griff nun aber auf seinen Kopf und betrachtete hierauf

unter einem halblauten Ausruf des Zornes ſeine mit Blut befleckten Fingerſpitzen.

Erich begriff plötzlich den ganzen Zuſammenhang, und um ſo mehr, als er jetzt aus einem der hinteren Betten ein leiſes, unterdrücktes Kichern vernahm.

Auch Wibert hörte es und blickte wild nach der Richtung hin; doch gerade daß der gutmüthige Freiberg hier Urſache und Wirkung in ſo unangenehmem Zuſammenhange vor ſich ſah, beſtimmte ihn, dem Anderen nochmals nachdrücklich ſeine Hilfe anzubieten, die denn auch nach einigem Zögern angenommen wurde. Als hierauf Wibert's Geſicht abgewaſchen war, ſtellten ſich die Verwundungen wohl als ſehr häßlich ausſehend, aber durchaus nicht als gefährlich dar, wobei es von dem Betreffenden immerhin eine eigenthümliche Art zu fallen geweſen ſein mußte; denn außer einigen ſehr unbedeutenden Schrammen beſtand der größte Schaden aus einer bereits ſehr ſtark angeſchwollenen und noch immer heftig blutenden Naſe, ſo wie aus einem gerötheten und verdächtig glänzenden Fleck unter dem rechten Auge, der alle Hoffnung gab, den andern Tag in ſämmtlichen Regenbogenfarben zu ſchillern, wozu noch die oben erwähnte Wunde auf dem Kopfe kam, die ſich indeſſen als unbedeutender Hautritz darſtellte. Am meiſten ſchmerzten den Betreffenden die Beſchädigungen ſeines langen Schnurrbartes auf der rechten Seite und veranlaßten ihn, mit einem ſehr derben Fluche auszufahren, als ihm bei genauer Berührung einige der ſchönſten Barthaare in der Hand blieben, worauf ſich jenes Kichern und unterdrückte Lachen wieder von Neuem vernehmen ließ und von dem langen Bombardier mit der Verſicherung beantwortet wurde, daß er bei nochmaligen ähnlichen Beweiſen

von Theilnahme dem Betreffenden ohne Weiteres den Wasserkrug ins Bett schleudern würde, worauf man die Stimme des Bombardiers Schwarz vernahm, welcher zur Antwort zurückrief: „Das muß man Ihnen lassen, Wibert, Sie sind ein famoser Kerl — kommen da mitten in der Nacht nach Hause, randaliren uns aus dem Schlafe, und wenn man dann in Erinnerung an einen höchst angenehmen Traum ein wenig lächelt, so fangen Sie sogleich Händel an!“

„Halten Sie Ihr Maul, Sie sind ein naseweiser, junger Mensch!“

„Besser als ein nasendicker alter Mensch!“ scholl die Antwort zurück, und wenn man näher hinblickte, sah man, wie Schwarz mit lachenden Augen aus dem Dunkel seiner Ecke herüberschaute.

„So, du hast einen so schönen Traum gehabt?“ fragte Weitberg, der vor Lachen kaum reden konnte.

„Famos — und du?“

„O, ich habe sehr schön geträumt — mir träumte von einem Liede, das wir häufig singen:

Im Dörfchen, nicht weit ist's von hier,
Da lag ich einmal im Quartier —“

sang der kleine Weitberg, der eine ganz gute Stimme hatte und besonders gut jodeln konnte:

‚Jo — hio — hio — hio — hoh —‘

worauf Schwarz, so gut als er vor Lachen konnte, wiederholte:

‚Da lag ich einmal im Quartier —‘

und dann der Andere im Wechselgesange wieder anfing:

‚Und ganz in der Stille
Schlich ich zu der Mühle,
Lieb Röschen, lieb Röschen, lieb Röschen, wach auf!‘

„Jetzt muß ich aber ſchon ſagen, „hörte man die Stimme des Unterofficiers Wenkheim aus der fernſten Ecke her und wie aus tiefſtem Schlafe erwachend, „daß mir ein ſolcher Scandal und Höllenſpectakel in einem königlichen Kaſernenzimmer bis jetzt noch nicht vorgekommen iſt! Kreuzmillionendonnerwetter, Sie ſollten ſich ſchämen, Schwarz und Weitberg, und was Sie anbelangt, Bombardier Wibert, ſo könnten Sie füglich Ihr ſchönes Geſicht am Tage im Spiegel beſchauen, anſtatt während der Nacht unnütz das Licht zu verbrennen und uns im Schlafe zu incommodiren — iſt das eine Bande!“

„Er hat aber Urſache, ſein Geſicht im Spiegel zu beſchauen,“ lachte Schwarz.

„Er iſt in die Brennneſſeln gefallen,“ meinte Weitberg.

„Nein, auf einen Haufen Pflaſterſteine.“

„Und ein Anderer iſt ihm hoch vom Himmel herab auf den Kopf gefallen.“

„Er ſieht gräulich aus!“

„Wer?“ fragte der Unterofficier, indem er ſich im Bette aufrichtete.

„Nun, der Bombardier Wibert —“

‚Denn ganz in der Stille
Schlich er zu der Mühle,
Lieb Röschen, lieb Röschen, lieb Rö....‘

Daß der Waſſerkrug dem Spötter nicht an den Kopf flog, konnte Erich, wenn gleich nur durch Anwendung ſeiner ganzen Kraft, verhindern; nicht aber, daß der wüthende Wibert eines der Commißbrode ergriff, die vom Abendeſſen her noch auf dem Tiſche lagen, und mit ſolcher Gewalt nach Weitberg warf, daß es ſowohl über deſſen Bett, als auch über das des Bombar-

biers Schwarz hinweg ricochettirte und dem Unterofficier Wenkheim mit voller Wucht gegen den Bauch flog, und obendrein war es noch Brod mit Zubehör, bestehend aus einem kleinen Stücke Butter, welches sich der sparsame Weitberg zum Frühstücke aufgehoben hatte.

„Wuh!" stöhnte der Unterofficier und dann sprang er mit gleichen Füßen aus dem Bette, um in höchster Wuth nach seinem Säbel zu greifen, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn Erich ihm nicht entgegengetreten wäre und mit hoch erhobenem Lichte des langen Wibert jetzt schwarz bepflastertes Gesicht beleuchtet hätte.

„Ah, der Teufel!" rief der Unterofficier, indem er bestürzt zurücktrat — aber deßhalb wirft man doch nicht gänzlich unschuldige, ruhige, schlafbeflissene Leute mit Commißbrod auf den Magen!"

„Aber wenn man so gereizt wird, Herr Unterofficier Wenkheim," sagte Erich begütigend.

„Ja, das ist wohl wahr — aber wartet nur ihr da drüben," entgegnete der Vorgesetzte, indem er mit der Faust nach dem Bette hinüberdrohte, „wir wollen euch die Geschichte morgen schon einträuken — ja, schnarcht nur, es ist das Beste, was ihr heute Abend thun könnt, denn wenn ihr noch einen Muckser macht, so soll mich der Teufel holen, wenn ich nicht jetzt noch zum Herrn Wachtmeister hinuntergehe und dafür sorge, daß ihr noch in dieser Nacht auf Nummer Sicher kommt! — Aber wirklich, Wibert, Sie sehen ganz außerordentlich aus! Was war es denn so eigentlich?"

„Er ist über einen Steinhaufen gefallen," sagte Erich in gutmüthigem Tone; doch mochte er sich dabei wohl nicht ganz

eines kleinen Lächelns enthalten haben, denn der lange Bombardier ſchaute ihn plötzlich mit einem finſteren, mißtrauiſchen Blicke an, worauf er achſelzuckend ſagte: „Ihnen ſcheint es allerdings beſſer gegangen zu ſein auf ihren nächtlichen Promenaden!“

„Das Beſte wird wohl ſein,“ meinte der Unterofficier, „daß Sie ſich morgen früh zum Lazareth melden; denn wie ich aus Erfahrung weiß, wird Ihre Naſe morgen früh ausſehen wie eine dicke rothe Kartoffel, und von Ihrem Auge wird Jedermann ſagen, es ſei mit einem tüchtigen Fauſtſchlage in Berührung gekommen — ſind das Geſchichten! Aber R — R — R — Ruhe will ich jetzt haben, R — R — R — Ruhe von allen Seiten!“

nur hie und da bemerkte man eine wenig elegante Kutſche mit einer alten, dicken Dame und ihrem Schooßhunde, auch wohl ein paar Reiter, die erſchienen, ſich flüchtig umſchauten und dann im ſchnellſten Trabe nach dem Prado de Recoletos hin verſchwanden.

Ein eigenthümliches Feſt verſchaffte uns indeſſen das Vergnügen, die weibliche Bevölkerung von Madrid in vollem Glanze auf der Straße und an den Fenſtern zu ſehen. Es war der ſiebenzehnte Januar, als wir uns nach dem Prado begaben, um die große Gemäldegallerie zu beſuchen; doch fanden wir das Gebäude, eines Feiertags wegen, geſchloſſen und ſchritten langſam die Alcalà wieder hinauf.

In der Nähe des Palaſtes de Buenaviſta, wo ſich das Kriegsminiſterium befindet, holte uns ein Bekannter ein, ein ſpaniſcher Architekt, der eilig hinter uns drein geſchritten kam. „So recht!“ rief er uns zu, „Sie ſind ſchon auf dem Wege nach der Puerta del Sol. Aber ich bitte, ein Bischen eiliger zu gehen, die Funktion hat ſchon lange begonnen.“ „Welche Funktion?“ fragten wir. „Nun, Sie wiſſen doch, was heute für ein Tag iſt.“ „So viel ich mich erinnere, Dienſtag.“ „Ach, das meine ich nicht!“ erwiederte lachend unſer ſpaniſcher Architekt, „ich wollte fragen, welcher Heilige nach dem Kalender heute ſeinen Tag hat.“ Und da er bemerkte, wie wir ihn verwundert anſchauten, fuhr er fort: „Heute iſt ja St. Antoniustag, das einzige Feſt, welches auch den armen Thieren zu gute kommt.“ — Richtig, jetzt fiel es mir ein, daß ich an dieſem gleichen Tage vor mehreren Jahren in Rom war und dort ebenfalls dem Feſte beiwohnte, welches, wie der Spanier ſagte, den armen Thieren zu gut käme. „Geſchwind,“ mahnte der Architekt, „eilen wir, die Puerta del Sol zu erreichen, und dann wollen wir von dort gegen St. Antonio hinaufſteigen.

Die Puerta del Sol war heute noch belebter als an andern Feſttagen. Man hat Mühe, durch die Menſchenmenge zu dringen, welche Kopf an Kopf ſteht, förmlich Spalier bildet und nur die Verbindung der Straße Mayor mit der Straße de la Montera

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Von der behaglichen Schreibſtube des Bombardiers Schmoller. Erich glaubt, Blanda zu ſehen, und kommt ins Unglück, weil man ihn für betrunken hält.

An einem der nächſten Sonntage ging Erich nach dem Fort Maximilian, um den Bombardier Schmoller zu beſuchen. Er hatte ſeinen Kameraden lange nicht geſehen, da vielerlei Beſchäftigungen ihn in der Caſerne zurückhielten, und da Schmoller hauptſächlich durch das ganz ungünſtige Wetter abgehalten worden war, von draußen herein zu kommen.

Der Winter, der zu Ende ging, ſchien ſeine noch im Vorrathe habenden grobe Schnee- und Regenſorten toll durch einander gemengt, verſchwenderiſch ausbrauchen zu wollen, wozu dann noch kam, daß der langſam heranrückende Frühling mit ſchweren, ſtürmiſchen und dunſtigen Winden ſchon anfing, gegen ſeinen Freund kräftig zu plänkeln. Die Menſchen ſagten, es ſei ein Hundewetter, was aber eigentlich eine falſche Benennung iſt, da die klugen Geſchöpfe, welche hierzu ihren Namen leihen müſſen, klüger als manche Menſchen, zu Hauſe bleiben und ſich

hinter dem warmen Ofen oder in ihren behaglichen, mit Stroh angefüllten Hütten verkrochen.

An dem Tage, wo Erich nach dem Fort Maximilian ging, war es indeß etwas erträglicher geworden. Schnee und Regen hatten das Feld geräumt und der ſiegreiche Wind heulte nur noch grimmig hier und da um die Häuſerecken herum wie ein böſer Rettenhund, der dem vertriebenen Feinde ſeine Wachſamkeit zeigen will. Zwiſchen den weißen zerriſſenen, raſch dahinziehenden Wolken ſah man wieder Stücke des blauen Himmels, ja, zuweilen blitzte ſogar ein freundlicher Sonnenſtrahl durch, wie mit einem zweifelhaften raſch wieder verſchwindenden Lächeln die Landſchaft erhellend, ſo wie plötzlich aufleuchten laſſend die durchnäßten Straßen mit ihren großen Waſſerpfützen, deren Oberflächen häufig von ſcharfen Windſtößen bewegt und durchfurcht wurden.

Und doch lag ſchon eine Frühlingsahnung in der Luft und fand einen freudigen Widerhall in dem Herzen Erich's; mochte das nun daher kommen, daß er, langſam aufwärts ſteigend, ſeit einigen Tagen zum erſten Male wieder ſo recht mit Innigkeit an den Himmel hinaufſchaute, wo ihm bei den vorüberziehenden Wolken die Gebilde jener Nacht wieder lebhaft vor die Seele traten mit Blanda's Stern, oder gab ihm der Gedanke an ſie ſelbſt das Gefühl der Erinnerung an einen ſchönen, milden Frühlingstag? Aber auch die Erde duftete ſchon ganz eigenthümlich ahnungsvoll; die dicken Knospen der Bäume ſchienen erwartungsvoll zu glänzen und die zarten, ſchlanken Knöspchen an den niedrigen Sträuchern fragten offenbar: ‚Nun, wird's bald?'

Rückwärts blickend, ſah er die ganze, große Stadt aus-

gebreitet vor ſich liegen, in ihrem Innern für ihn faſt eben noch ſo fremd und unbekannt wie vor Monaten, als er mit Schmoller von der gegenüberliegenden Höhe hinabgeſtiegen war — dort hinten war ein kleiner, ſehr beſchränkter Kreis, die Artillerie-Kaſerne, über welchen er noch ſo gut wie gar nicht hinausgekommen war und in ſeiner Stellung auch wohl ſchwerlich hinauskommen würde. Das gab ihm zu denken, wenn er jenen kleinen Kreis in ſeinen Gedanken, ja, ſogar mit ſeinen Augen gegen jene gewaltige Ausſicht verglich, die ſich ſeinem Blicke rings umher öffnete; jene weite Gegend mit ihren Wäldern und Feldern, Hügeln und Thälern, lang geſtreckten Hochebenen und tief eingeriſſenen Schluchten; wenn er dabei bedachte, wie ganz anders ein Leben für ihn ſein würde, das ihm geſtattete, frei durch jene Thäler, über jene Höhen zu ziehen, und wenn er alſo dachte, ſo ſchwangen ſich ſeine Gedanken hoch in die Luft, um ſich dort im ſtillen, anmuthigen Mühlthale niederzulaſſen.

Doch riß er ſich ſeufzend von der weiten Ausſicht und jenen Bildern los und ſtieg die letzte Krümmung des Weges hinauf, welche ihn in kurzer Zeit vor das hohe und feſte Thor der kleinen Feſtung führte.

Ein Artilleriſt, der auf der Brücke hin und her ſpazirte, zog den Säbel an, als er vorüberging, und ein anderer, der an der Brüſtung lehnte und wahrſcheinlich mit der Schildwache geplaudert hatte, ſagte ihm, der Bombardier Schmoller würde ſicher droben auf der Schreibſtube anzutreffen ſein.

Hier oben war Alles ſo ſonntäglich ſtill und friedlich heiter; auf der Bank der Wachtſtube ſaßen die Kanoniere behaglich rauchend und dicht zuſammengedrängt in einem ſchmalen Strei-

ſen Sonnenſchein, und wenn man noch ein paar Schritte höher ſtieg, ſo ſah man über den Wallgang hinaus in die entzückend ſchöne, jetzt durch Sonnenlicht und Wolkenſchatten vielfach belebte Gegend, und verſtand es vollkommen, warum die gewaltigen, ſchweren, ernſten Feſtungsgeſchütze ſo unausgeſetzt träumeriſch in das Weite ſtarrten.

Der Bombardier Schmoller befand ſich in der That in der Schreibſtube der Commandantſchaft des Forts. Es war das ein großes, geräumiges Gemach mit einem hohen Bogenfenſter, durch welches man einen Theil der Stadt überſah; neben dem Ofen, in welchem, trotzdem es nicht ſehr kalt war, ein tüchtiges Feuer brannte, ſaß der Bombardier, hatte aber, vielleicht wegen der angenehmen Luft draußen, einen Theil des Fenſters geöffnet, an welchem man einen ſehr langen Tubus ſtehen ſah.

„Ah, grüß' dich Gott, leichtes Geſchütz!“ rief Schmoller dem eintretenden Freunde entgegen. Sieht man dich endlich einmal? Ich hatte wahrhaftig heute Morgen ſchon halb und halb Luſt, meine behagliche Clauſe hier oben zu verlaſſen, um mich in den Dunſt der Stadt und der Ställe zu begeben!

„Das hätteſt du ſchon längſt thun können, da es dir wahrlich an Zeit nicht gefehlt hat.“

„Aber an Luſt, mein Lieber, abgeſehen von der Sehnſucht nach dir; es iſt hier oben ſo behaglich, ſo ſtill poetiſch angenehm, daß man ſich durchaus nicht nach den zweifelhaften Freuden eurer Stadt ſehnt.“

„Gott ſei Dank,“ ſagte Erich lachend, daß du dich ſo mit deinem Schickſal ausgeſöhnt haſt! Ich weiß noch, mit welch trübem Gefühl du bei unſerer Ankunft nach dieſen Höhen hin-

ſchauteſt, ſeufzend über die Ungunſt des Schickſals, die dich zu jener Einſamkeit verdammte!

„Ich wußte nicht, was mir gut war," entgegnete Schmoller; „aber ſetze dich doch," fuhr er fort, nachdem er einen Stuhl herbeigeholt und ſich alsdann nach dem Bogenfenſter begeben, um einen Blick auf die Stadt zu werfen — genirt dich das offene Fenſter, ſo will ich es ſchließen."

„Mich durchaus nicht, es iſt ja ordentlich warm draußen. Alſo du biſt noch immer zufrieden?"

„Ganz außerordentlich."

„Und dein Chef?"

„O, ein liebenswürdiger alter Herr, freilich etwas mehr Profeſſor als Artillerie-Capitän, aber von einer Freundlichkeit, einer Güte und Milde, welche das Gemüth erhebt und das Herz veredelt! Ich habe darin ſchon große Fortſchritte gemacht. Ueberhaupt iſt es etwas Eigenthümliches um dieſes halb einſame Leben auf Bergeshöhen, in der ſchönen Natur; es hat das hier allerdings um ſo mehr etwas Klöſterliches, als auf dem ganzen Fort kein einziger weiblicher Unterrock zu finden iſt. Ich ſage dir, auch das veredelt gewiſſer Maßen und gibt unſeren Gedanken einen höheren Schwung."

Er war unter dieſen Worten abermals an das Fenſter getreten und blickte dort ſogar durch den Tubus auf die Stadt hinab.

Erich ſah ihm lächelnd zu, wie er durch das Zimmer ſchritt mit dem unverkennbaren Bemühen, ſeiner kleinen Figur ſo wie ſeinem unbedeutenden Geſichte würdevoll Haltung und Ausdruck zu verleihen.

„Um deinen Chef biſt du nach dem, was ich über

ihn gehört, allerdings zu beneiden, ebenfalls um deinen Premier-Lieutenant, den ich von früher her kenne."

„Richtig — Schramm; er ſprach noch vor Kurzem über dich. Schade, daß beide abweſend ſind, ſonſt würde ich um die Erlaubniß gebeten haben, dich zu ihnen zu führen — aber ein anderes Mal."

Schmeller ſagte das, indem er wieder vor dem Tubus ſtand, hierauf einen Blick nach der ſchwarzwälder Uhr warf, die neben einem hohen Actenſtänder unermüdlich pickte, und dann mit einem mißmuthigen Geſichtsausdrucke das Fenſter ſchloß.

„Was den Dienſt hier eben anbelangt," ſagte er an den Ofen tretend, ſo wird derſelbe auf die leichteſte und angenehmſte Art verſehen: ich ſelbſt habe nicht viel damit zu thun, da ich faſt den ganzen Tag hier auf der Schreibſtube beſchäftigt bin, meiſtens in Privat-Angelegenheiten des Herrn Hauptmanns.

„Ah, in Privat-Angelegenheiten!"

„Ja man kann es ſo nennen, obgleich es doch auch wieder zum allgemeinen Dienſte gerechnet werden kann. Du wirſt wiſſen, daß ſich auf dem öſtlichen Thurme eine aſtronomiſch-meteorologiſche Station befindet, und zwar unter Oberaufſicht des Herrn Hauptmanns von Walter, der auf dieſem Steckenpferd lieber herumreitet als auf den alten Wallgeſchützen, und dabei muß ich ihm als Schreiber und in Beſorgung mathematiſcher Berechnungen an die Hand gehen."

„Ah, Schäker, und in deinen Freiſtunden treibſt du, wie ich eben geſehen, auf eigene Fauſt aſtronomiſche oder meteorologiſche Beobachtungen!"

Schmeller zuckte mit den Achſeln, und nachdem er ein paar Mal im Zimmer auf und ab gegangen war, blieb er vor

Erich ſtehen und ſagte mit einem leichten Seufzer: „Ich habe von je her keine Geheimniſſe vor dir gehabt.“

„Beſonders nicht, wenn du mich gebrauchen konnteſt — denk' an den Fleiſchhaken und deinen Säbel.“

„Pfui, über dieſe proſaiſchen Erinnerungen! Du biſt bei dem Pferdsvolke da drunten gewaltig verwildert — doch ganz anders fühlt mein Herz,“ ſetzte er mit einem ſchwärmeriſchen Blicke hinzu.

„Ah, du haſt wohl Fortſchritte in jener höheren Telegraphie gemacht, in der du mir damals eine kleine Anleitung gabſt — ja richtig, bei ſolch einer Geſchichte per Diſtance läutern ſich die Gefühle und es kann kein unedler Gedanke aufkommen.“

„Sehr wahr,“ ſeufzte Schmoller — „ich habe auch ſchon Gedichte gemacht:

Hier oben ſteh' ich einſam
Auf meiner kahlen Höh',
Es ſchläfert mich, ich ſchlummre
Wohl unter Eis und Schnee;
Da denk' ich dein, o Palme,
So blühend und ſo ſchlank,
Die ſchweigend einſam trauert
Auf ſchneeigter Gartenbank!“

„Nicht ſo übel,“ ſagte Erich lachend; „doch erinnert dieſes kühle Lied etwas an Heine.“

„Vielleicht ja, doch ohne mein Zuthun, denn was kann ich dafür, daß Heine vor mir ſchon Aehnliches geſagt hat!“

„Richtig, und da es manchem braven Manne nicht anders ergangen iſt, ſo kannſt du dich darüber tröſten. Aber wie ſteht's mit den Geheimniſſen, von welchen du vorhin ſprachſt? Das heißt, ich bin durchaus nicht neugierig, und wenn du darüber ſchweigen willſt, ſo iſt mir's auch recht.“

„Nein, es iſt mir eine Erleichterung, darüber zu reden.“

„So iſt alſo wirklich noch etwas geſchehen, das werth iſt, beſprochen zu werden?“ fragte Erich mit einigem Erſtaunen.

Schmoller zuckte leicht mit den Achſeln, dann warf er einen ſchwärmeriſch kummervollen Blick, der aber in ſeinem affektirten Ernſte etwas außerordentlich Komiſches hatte, in die Höhe und ſagte: „Kannſt du das ſtürmiſche Bergwaſſer zurückhalten, wenn es einen Weg gefunden hat, um ſich über blumenbedeckte Wieſen hinweg in die herrliche Ebene zu ergießen, ſich dort vereinigend mit dem ſtill fließenden, majeſtätiſchen Strome?“

„Sehr ſchön und poetiſch geſagt, ſtürmiſches Bergwaſſer; aber ich hoffe ſehr, daß bis jetzt noch keine Vereinigung Statt gefunden hat.“

„Bildlich allerdings, in Wort und Schrift, im Austauſch ſchöner, edler Gedanken.“

„Wie verſteh' ich das bildlich?“

„Ich erhielt ihre Photographie, wir wechſeln Briefe.“

„Wirklich, Schmoller? Du belügſt mich nicht?“

„Lächerlicher Gedanke — ſieh her!“ Er nahm aus der Bruſttaſche ſeiner Uniform ein ſchon etwas abgegriffenes und beſchmutztes Briefcouvert und zog daraus die Photographie einer nicht mehr ganz jungen Dame hervor, die aber ein angenehmes Geſicht, mit mildem, etwas demüthigem Ausdrucke hatte.

„Nicht ſo übel,“ meinte Erich; „was ſchreibt ſie dir dazu?“

„Einen wahren Mädchenbrief, etwas confus, einiger Maßen überſpannt, aber mit deutlichen Anſpielungen, daß ich einen tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Dabei ſpricht ſie

von dunkeln Verhältniſſen, die ſich nach und nach aufklären müßten, und ſagt, ich werde es ſpäter begreiflich finden, daß ſie mir bis jetzt nur gewiſſer Maßen verſchleiert erſchienen, unter einer nothwendigen Maske, daß dieſe Maske aber fallen würde, ſo wie ich mich ſelbſt entſchleiert hätte."

„Hm, das verſteh' ich nicht recht."

„Mit einiger Aufklärung wirſt du dahinter kommen: wenn man das Glück hat, die Aufmerkſamkeit einer jungen Dame aus einem adeligen Stifte auf ſich zu ziehen, ſo ſtellt man ſich doch nicht gern von vorn herein als der ganz gewöhnliche Bombardier einer Feſtungs-Compagnie dar, ſondern man ſpielt ebenfalls ein Bißchen Verſteckens und läßt es durchblicken, daß man wohl das Recht haben könne, unter einer ſiebenzackigen Krone zu ſchreiben, beſonders wenn das Papier, das man erhalten hat, eine neunzackige Grafenkrone trägt."

„Und iſt unterſchrieben?"

„Nur mit dem einfachen Namen Clotilde."

„Du warſt von jeher in ſolchen Dingen ein Glückspilz; aber auf welche Art beſorgt ihr eure Correſpondenz?"

„Es iſt das etwas ſchwierig; ich werfe meine Briefe, um einen Stein gewickelt, in einen beſtimmten Winkel hinter die Gartenmauer, ſie läßt die ihrigen in dunkler Nacht aus einem gewiſſen Fenſter des Hauſes fallen, wo ich ſie alsdann aufhebe, dabei natürlich aber manchen vergeblichen Gang thue, wie beſonders in den letzten acht bis zehn Tagen," ſetzte er ſeufzend hinzu. „Ich weiß nicht, was da unten vorgefallen ſein muß; aber es iſt nicht Alles in Ordnung, wie es ſein ſollte. Es finden die herkömmlichen Spazirgänge nicht mehr Statt, ſelbſt nicht mehr hinter der hohen Gartenmauer, und

auch ſonſt iſt da unten ein Gefähr von Equipagen, was mir durchaus nicht gefallen will."

„Das ſiehſt du alles von hier oben aufs deutlichſte?"

„Durch meinen vortrefflichen Tubus; ja, ich bin im Stande, bis in die Zimmer hinein zu ſchauen, wenn gerade nicht die Vorhänge herabgelaſſen ſind."

„Glücklicher Kerl! Du könnteſt mir deine Stelle am Tubus wohl hier und da überlaſſen! Laß mich doch einmal durchſchauen!"

„Mit Vergnügen, aber du wirſt jetzt nicht das Geringſte entdecken; es iſt die Zeit des Frühſtückes, wo das Haus bis nach zwölf Uhr wie ausgeſtorben erſcheint; dann kommen die Spazirgänge, und ſehe ich alsdann in der Art, wie ſie ihren Mantel trägt, beſonders aber, wie ſich ihr Sonnenſchirm bewegt, was mir zu wiſſen nothwendig iſt."

„In der That ein ganz ausgezeichnetes, vortreffliches Glas!" meinte Erich hindurchſchauend. „Mit ihm kann man ja die Geſichter der unten Vorbeiwandelnden erkennen!"

„Du Glücklicher, mit deinen ſcharfen Augen allerdings; ich dagegen muß mich bis jetzt mit den allgemeinen Umriſſen begnügen, ach, und deßhalb würde es mich ſo außerordentlich glücklich machen, wenn ich endlich einmal ſo weit käme, mit ihr reden zu können!"

„Da bin ich glücklicher; es iſt mir eine Kleinigkeit, die Hausnummer zu leſen. Welch reines, prächtiges Glas!"

„Allerdings einer der beſten Fraunhofer, die es gibt; der Herr Hauptmann benutzt ihn zum Austauſche der Zeichen mit der Sternwarte der Univerſität und mir dient er zum Betrachten anderer, ſchönerer Sterne — aber, wie geſagt, es iſt

offen läßt. Wir drängen uns in die vordern Reihen und ſehen einen Strom von Equipagen, Fußgängern, namentlich aber Reitern an uns vorüberziehen. Und Reiter, nicht im Ueberrock oder Wamms, wie wir ſie gewöhnlich in den Straßen Madrids ſehen, ſondern heute im phantaſtiſchen ſpaniſchen Coſtume. Es iſt wie ein großartiger Maskenzug; jeder Elegant hat ſich und ſein Pferd beſtens herausgeputzt, Kutſcher und Reitknechte der vornehmen Häuſer kommen in der Tracht ihres Heimathlandes, während viele der Pferde Wappendecken tragen und die bunten Bänder am Kopfzeug und Sattel die Farben der Herrſchaft zeigen.

Einen Augenblick hier ſtehen zu bleiben iſt ſchon amüſant, doch um Alles genau und deutlich zu ſehen, was nach St. Antonio hinaufzieht, müſſen wir dem glänzenden, lebendigen Strome folgen und hinaufſteigen bis zur Straße Hortalera, einer ſo engen Gaſſe, daß Wagen und Reiter nur im Schritt und Einer hinter dem Andern durchpaſſiren können. Es wird uns ſchwer werden, dort auf dem ſchmalen Trottoir einen Platz zu erhalten, doch ſind die Spanier ein ſehr anſtändiges und höfliches Volk, und da die Umſtehenden im Augenblicke hören, daß wir Fremde ſind, ſo drücken ſie ſich zuſammen, laſſen uns vornehin ſtehen, und nennen uns gern einen eleganten Reiter, der vorbeikommt, oder den Namen der Herrſchaft einer beſonders reichen Equipage.

Die Straße Hortalera iſt ſehr lang, ſchmal und mit hohen Häuſern beſetzt, bietet aber heute einen Anblick, wie der Corſo in Rom. Alle Balkonthüren ſind geöffnet und mit Damen beſetzt, von denen wenigſtens zwei Drittheile junge ſchöne Mädchen ſind. Nicht als ob die Straße deren ſelbſt ſo viele aufzuweiſen hätte, ſondern aus ganz Madrid findet man ſich hier bei Verwandten und Bekannten zuſammen, um zu ſehen und geſehen zu werden. Anfänglich üben auch die zahlreich beſetzten Balkone eine ſtärkere Anziehungskraft auf die Vorüberwandelnden, als der Zug der Pferde und Equipagen. Ueber den eiſernen Geländern hängen bunte Teppiche, neben welchen vielfarbige Bänder flattern. Die Damen haben ſich, dem Tage zu Ehren, ebenfalls feſtlich geſchmückt

jetzt da unten bis nach zwölf Uhr nichts mehr zu ſehen, und wenn es dir recht wäre, ſo führe ich dich in unſerer kleinen Feſtung umher, um dir an Manchem zu zeigen, welch angenehmes, ja mitunter idylliſches Leben wir hier oben genießen. Stelle dein Heldenſchwert dort in die Ecke, wir halten hier oben nicht viel auf Säbelgeraſſel."

Dann gingen ſie mit einander fort, und Schmoller zeigte ſeinem Freunde die Schlafſäle der Mannſchaft, vor allen ſein eigenes, kleines, aber behagliches Zimmer in einem der runden Thürme; dann den Speiſeſaal, einen großen, gewölbten Raum, daneben ein Zimmer zur Unterhaltung und Belehrung der Mannſchaft, mit Büchern und Modellen von Geſchützen der verſchiedenſten Arten, Artillerie-Fahrzeugen, aber auch von landwirthſchaftlichen Maſchinen, welch letztere Erich mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit betrachtete. Dabei hatte Alles hier nichts von jenem oft unangenehmen, kaſernenmäßigen Anſtriche, von jener oft peinlichen Ordnung und gezwungenen Sauberkeit, ſo daß man an Allem, beſonders in den hochgewölbten, geräumigen Schlafſälen, namentlich aber in der mit den verſchiedenſten Bequemlichkeiten ausgerüſteten und ſehr reinlich gehaltenen Küche, einen milden Geiſt erkannte, der hier wohlwollend und freundlich Alles regiere, und dieſem milden Geiſte begegneten die Bombardiere in Geſtalt des Hauptmanns von Walter, als ſie das innere Fort verließen, um die Wälle und das Glacis in Augenſchein zu nehmen.

Schmoller konnte ſich auf den freundlich fragenden Blick des Commandanten hin ſchon erlauben, ſeinen Freund durch Nennung von deſſen Namen in Erinnerung zu bringen, worauf

der wohlbeleibte Artillerie-Hauptmann mit freundlichem Lächeln ſagte:

„Ich erinnere mich ganz genau, vergeſſe nicht leicht berühmte Perſönlichkeiten, hatte auch in dieſen Tagen Gelegenheit, Einiges, durchaus nichts Schlimmes über den letzten Bombardier zu vernehmen. Der Premier-Lieutenant Schramm kennt Sie von früher und hat mir Freude gemacht mit der Verſicherung, daß alles das, was mein Herr Kamerad, der Freiherr von Manderfeld, über Sie losgelaſſen, doch noch zu Schanden werden wird.“ — Damit grüßte er freundlich, blieb aber nochmals ſtehen und rief dem Bombardier Schmoller nach: „Wenn Sie auf den Wall gehen, ſo ſchauen Sie nach unſerer Veilchen-Plantage!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich war gerade auf dem Wege, das zu thun!“ gab Schmoller zur Antwort und ſetzte, gegen Erich gewendet, hinzu: „Damit lüge ich nicht, denn ich kann dir in der That nichts Schöneres und Lieblicheres zeigen, als unſere Veilchenbeete — allerdings eine ſeltſame Idee auf dem Walle einer Feſtung. Da ſind wir ſchon. Sieh', wie der Platz zwiſchen dieſen beiden Traverſen vortrefflich gewählt iſt! Durch ſie geſchützt gegen Nord- und Oſtwind, der Sonne zugänglich und mit alten Magazinsfenſtern zugedeckt, die während der Nacht noch mit dicken Strohmatten verſehen werden. Iſt das nicht eine Pracht? Dieſer Geruch ſchon von Weitem! Ich finde das als eine ganz begreifliche Liebhaberei von dem Herrn Hauptmanne, die auch Unſereinem zu Statten kommt, denn daß hier und da ein kleiner Veilchenſtrauß mit zur Stadt hinab läuft, kannſt du dir denken. Da, ſetz' dich einmal auf die kleine Bank von Stein, blick' in die ſonnenbeglänzte, herr-

liche Landſchaft hinaus, die allerdings noch etwas winterlich kahl ausſieht, aber gerade dadurch einen ſo prächtigen Contraſt bildet mit dem reichen Frühlinge um uns her, und ſage ſelbſt, ob man ſich hier nicht ganz anders, poetiſcher geſtimmt fühlt, als drunten in den Düften der Stadt oder gar im Dunſte eines Stalles. O, unſere Gedanken hier oben nehmen deßhalb auch einen ganz anderen, weit höheren Flug, und ſelbſt," ſetzte er mit einem etwas affectirten Seufzer hinzu, „wenn die Grafenkrone auf dem Papier echt wäre, ſollte mich das gar nicht in meinen Bewerbungen aufhalten!"

„Und warum ſollte ſie nicht echt ſein?" meinte Erich lächelnd. „Du haſt einmal dieſes raſende Glück bei den weiblichen Herzen!"

„Ja, trotz allem dem glaube ich es auch in der That, daß ſie eine ſehr vornehme junge Dame iſt, obgleich ſie mir ſchreibt, ſie ſei nichts als eine arme Lehrerin, die ſich glücklich fühle in der Zuneigung eines ſo hoch geſtellten jungen Mannes."

„Das hat ſie aus Märchenbüchern, wo Prinzeſſinnen und Feenköniginnen gern im Gewande gewöhnlicher Sterblicher zu erſcheinen pflegen, um dann plötzlich in aller Pracht zu kommen und den Heißgeliebten zu beglücken. Werde in dem Falle nur nicht hochmüthig und vergiß deinen armen Kameraden nicht!"

„Deine Spöttereien bei Seite laſſend, lieber Freund," erwiederte Bombardier Schmoller mit einiger Wichtigkeit, „ſo könnte ſich allenfalls ſchon etwas ereignen, was dich in Erſtaunen ſetzen, mir es aber ſehr erleichtern würde, den in der That höchſt angenehmen Aufenthalt hier oben zu verlaſſen."

„Für eine Gräfin wäre allerdings hier oben nicht der richtige Aufenthalt."

„Gewiß, aber ich ginge ungern fort, das kann ich dir allen Ernſtes verſichern; denn der Hauptmann von Walter iſt mir ſehr gewogen, will mich nächſtens zum Unterofficier-Examen eingeben und hat mir bei meinen Fähigkeiten in Schreiberei und Rechnungsweſen nicht undeutlich in Ausſicht geſtellt, daß er mich nach einiger Zeit zum Feldwebel vorſchlagen würde, und hätte ich das erreicht, — verſteh' mich wohl, unter gewöhnlichen Verhältniſſen —, ſo wüßte ich mir keine angenehmere Zukunft und würde behaglich ein Auge zukneifen, wenn ich euch Alle mit fingelnagelneuen Epauletten vorüber gehen ſähe."

Erich zuckte leicht mit den Achſeln, indem er an ſeine Unterredung mit dem Premier-Lieutenant Schaller dachte.

„Natürlich, wenn ſie eine Gräfin wäre," fuhr Schmeller fort, indem er träumeriſch in die weite Ferne blickte — „und reich, ſo wäre das was Anderes; dann wäre es eine Kleinigkeit, mich zum Officier in irgend einem Cavallerie-Regimente zu machen, wo man nicht viel zu wiſſen brauchte — mein Name Schmeller ließe ſich bequem umwandeln, zum Beiſpiel in von Schmelinski, polniſche Abkunft —, und das Geld meiner Gemahlin anbelangend, würde es mir keine Sorge machen, dasſelbe mit ſehr großem Anſtande auszugeben.

„Ja, ja, ich traue dir das zu!"

„Aber Officier ſein, weißt du, ohne alle Zulage, darüber hört man hier oben, wo man vertraulicher zuſammen lebt, gar Manches, das Einem die Geſchichte verleidet. Brachte doch neulich der Herr Hauptmann von Walter ſo ein naſeweiſes Zeitungsblatt aufs Bureau und las dem Herrn Premier-Lieutenant Schramm lachend daraus eine Berechnung vor, daß ein

Officier ohne Zulage, der ſich Morgens nicht einmal ein warmes Frühſtück gönnt, der äußerſt gering zu Mittag ißt, Abends aber für gewöhnlich gar nicht ſpeiſt, am Ende des Monats mit vier Thaler Schulden abſchließen muß."

„Traurig, aber wahr, und deßhalb freue ich mich über deine ſchönen Ausſichten."

„Wenigſtens in der Hoffnung, und ſo lange man nichts Poſitives hat, iſt es höchſt angenehm, wenigſtens von der Hoffnung zu leben."

Schmoller ſagte das mit einem leichten Seufzer, indem er einen Blick auf die große Uhr warf, die man an einem viereckigen Thurme bemerkte, der wenige Fuß über die Hauptgebäude der kleinen Feſtung emporragte, aber ſo gelegen war, daß man ihn jenſeit des Glacis nicht zu entdecken vermochte.

„Gleich zwölf Uhr," fuhr er fort und ſetzte raſch hinzu: „Wenn es dir gleichgültig iſt, ſo gehen wir nochmals in die Schreibſtube hinauf; ich habe da noch etwas nachzuſehen."

„O, ich kann es mir denken, du machſt auf deine Art aſtronomiſche Beobachtungen!"

„Auch das — vielleicht — nebenbei — dort habe ich in der That noch ein Actenſtück durchzuſehen, und begleite dich dann nach der Stadt hinunter, um dir auch Mittheilungen zu machen, auf welche Art ich deinen Auftrag in Betreff jener Papiere, die dem jungen Grafen Seefeld gehören, ausgeführt habe. — Du hätteſt keine beſſere Mittelsperſon, wie mich, zu dieſem delicaten Geſchäfte finden können," plauderte er, gemüthlich neben Erich gehend, während er ihn von Zeit zu Zeit noch auf eine praktiſche Vorrichtung aufmerkſam machte, „Anlagen von ſchattigen Wegen auf dem Glacis und in den Wallgräben, oder zum

Ansammeln des Regenwassers in großen Quantitäten, welches der Herr Hauptmann von Walter auf eine höchst sinnreiche Art filtriren, dann in ein Sammelbassin leiten ließ, das sich in einer sehr tief gelegenen Cassematte befand und dergestalt einen großen Vorrath sehr guten Trinkwassers bildete. Aber alle diese Herrlichkeiten hier werden nicht gar zu lange mehr dauern, fürcht' ich," sprach Schmoller in einem vertraulichen Tone, „denn wie wir vernahmen, soll der Hauptmann von Walter mit seiner Compagnie nach der Festung J. versetzt und dort Commandant der Citadelle werden, wo er sich allerdings auf einem ausgedehnteren und sehr schön gelegenen Terrain ganz am Platze befände, um seinen Neigungen für Gartenanlagen und dergleichen ungestörter nachhangen zu können."

„Also die Papiere hast du besorgt?" fragte Erich, den das Andere weniger kümmerte. „Und wie wurdest du aufgenommen?"

„O, ich kann dir versichern, auf die charmanteste Art von der Welt, das heißt weniger von dem jungen Grafen Seefeld selbst, den ich eigentlich nur sah, indem er durch das Zimmer schritt, in welchem ich stand, wo er mich allerdings etwas auffallend von oben bis unten betrachtete und dann mit einem leichten Kopfnicken wieder ging."

„So, das nennst du auf eine charmante Art empfangen worden sein? Ich glaube, Kerl, wenn dich seine Bedienten hinausgeworfen hätten, du würdest das für eine angenehme Beförderung gehalten haben — es thut mir leid, daß ich dir den Auftrag gab!"

„Ohne alle Ursache, mein Lieber; denke nicht, daß Unsereins sich auf dem Kopfe herum tanzen läßt — nie — und auch bei jener Gelegenheit nicht; denn ehe der Herr Graf das Zim-

mer verlaſſen konnte, huſtete ich ſo vernehmlich und ausdrucksvoll, daß er ſich umwandte und mir zu ſagen gezwungen war: Ich werde Ihnen meinen Secretär ſchicken, er ſoll mit Ihnen reden."

„Bravo, du ſcheinſt ihm in der That ſehr imponirt zu haben — nun, mir wäre es auch wohl nicht beſſer ergangen!"

„Im Gegentheil, weit ſchlechter, darauf kannſt du dich verlaſſen; ich kenne deine Art, gleich Alles übel zu nehmen, und beſonders dieſem Herrn gegenüber, mit dem du ja ſchon ein paar Mal auf unangenehme Art zuſammengetroffen."

„Und dann kam der Secretär?"

„Ja, ein höchſt angenehmer, feiner Mann, und von ihm wurde ich denn auch, wie ich vorhin ſchon ſagte, auf eine höchſt charmante Art empfangen. Ich mußte mich zu ihm ſetzen, er fragte mich dies und das — auch über dich."

„Das kann ich mir denken; und du ſagteſt ihm alles, was du über den Fund jener Papiere wußteſt?"

„Alles, aber nicht mehr, obgleich er noch Weiteres zu erfahren wünſchte. Beſonders forſchte er ſehr höflich, aber zu wiederholten Malen, ob nicht damals auch noch andere Papiere gefunden worden ſeien; er ſpielte offenbar auf jenes verſiegelte Couvert an."

„Deſſen du aber doch mit keiner Silbe erwähnteſt?"

„Gewiß nicht — wo denkſt du hin!" antwortete Schmoller mit großer Entſchiedenheit; doch hätte jedem Anderen, als gerade dem argloſen Erich dieſe Entſchiedenheit verdächtig erſcheinen müſſen, zugleich mit dem Beſtreben ſeines guten Freundes, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, indem er ſagte: „Natürlicher Weiſe erwähnte ich dich als den Finder,

und ich kann dir verſichern, daß, trotz dem, was damals vorgefallen ſein mag, du durchaus in keinem ſo ſchlimmen Andenken ſtehſt, als du dir einbildeſt; ja, der Herr Secretär ſprach in Betreff der Papiere von der Erkenntlichkeit des Herrn Grafen und," warf Schmoller leicht hin, „bot auch mir dergleichen Erkenntlichkeiten an."

„Wie ſo?"

„Nun, in Form von ein paar Zehnthalerſcheinen, was ich aber mit Indignation zurückwies — gewiß, mit großer Indignation, indem ich mich bemühte, dieſem Herrn meine goldenen Armtreſſen zu zeigen und mir leicht mit der Hand durch die Haare fuhr — du kennſt meine Art, zu ſein."

„O, vollkommen!" lachte Erich, und da er ſich ganz wohl des Schürzen-Stipendiums erinnnerte, welches jener zur Brigadeſchulzeit zu genießen nicht verſchmähte, ſo konnte er ſich nicht enthalten, die mit Entrüſtung ausgeſchlagenen Zehnthalerſcheine in Zuſammenhang zu bringen mit einer feinen und flott ausſehenden Uniform, welche Bombardier Schmoller trug. Natürlicher Weiſe äußerte er keine Sylbe darüber, verſicherte ſich aber noch einmal durch eine Frage, ob Schmoller in der That nichts von jenem im Couvert verſiegelten Papiere geſagt habe, worauf jener im Tone der Betheuerung erwiederte:

„Du wirſt von mir überzeugt ſein, daß ich mich eher todtſchlagen ließe, als irgend etwas zu ſagen, was ich nicht ſagen ſoll!"

„Und doch hätte ich faſt gewünſcht, auch jedes Couvert zurückgegeben zu haben. Trüge es die Adreſſe des Grafen, ſo hätte ich es auch unbedingt gethan; aber ich denke immer, daß jenes Couvert, welches ja auch ein ganz anderes Siegel trägt,

als die übrigen Briefſchaften, in irgend welchem Zuſammenhange mit der armen Ticzka ſteht, ja, vielleicht deren Eigenthum iſt, und der Gedanke allein hielt mich ab, es mit jenen anderen Papieren und vielleicht in die ganz unrichtigen Hände auszuliefern."

„Jedenfalls iſt es ſicher in deinen Händen," ſagte der Bombardier Schmoller, „und ſollteſt du je Luſt haben, es zu übergeben, ſo könnten wir, ſo viel ich gemerkt habe, ſchon eine tüchtige Forderung dafür ſtellen. Wo haſt du jenes koſtbare Papier aufgehoben?"

„Mit anderen Briefen in meinem Waffengerüſte."

„Nun, bei dir wird Niemand Schätze vermuthen, und ich glaube, du haſt auch eine anſtändige Kameradſchaft."

„In dieſer Richtung gewiß."

Damit hatten Beide die Schreibſtube wieder erreicht, und während ſich Schmoller an den Tubus begab und ihn nach der Stadt richtete, ſchnallte Erich ſeinen Säbel um und nahm ſeine Feldmütze.

„Ich weiß nicht," ſagte der Andere, indem er durch den Tubus ſah, „was das unten für ein Getreibe und Gethue iſt! Da fährt ſchon wieder ein Fiaker vor, auf den hinten ein Koffer befeſtigt wird — wenn ich nur nicht ſo verdammt ſchwache Augen hätte! Schau' einmal her, Erich; von dem Hauſe gegen das Gittertor kommen ein paar weibliche Geſtalten, und ſo wie ich glaube, ihre Geſichtszüge unterſcheiden zu können, ſo ſchwimmt es mir im ſelben Augenblicke wie ein Nebel vor den Augen. Sieh' du einmal hindurch und ſchildere mir die Perſonen."

„So viel ich bis jetzt ſehe," berichtete Erich nach einer

kleinen Pauſe, „ſind es zwei junge Damen, die ſich vom Hauſe her dem Wagen nähern; es iſt eine blaue Droſchke mit rothen Rädern!“

„Was geht mich die Farbe der Droſchke an! Könnteſt du unterſcheiden, ob eine jener beiden Damen Aehnlichkeit hat mit der Photographie, die ich dir gezeigt?“

„Vielleicht, ſo wie ſie mir das Geſicht zuwenden; Eine trägt Hut und Mantel und die Andere ſcheint dieſe an den Wagen zu geleiten.“

„Alſo eine Abreiſe irgend Einer?“

„So ſcheint es, wobei ſich die ohne Hut ganz leidenſchaftlich benimmt und die Andere zu wiederholten Malen an ſich drückt; warte, jetzt blicken Beide in die Höhe — um des Himmels willen, was iſt das!“

„Was gibt's denn?“

„Ich kann mich doch auf meine Augen verlaſſen —“ rief Erich in höchſter Aufregung — und auch meine Erinnerung trügt mich nicht — ja, ſie iſt's!“

„Wer denn? Ich bitte dich!“

„Es iſt Blanda, die im Begriffe iſt, in den Wagen zu ſteigen!“

„Wer iſt Blanda?“

„Das ſag' ich dir ein anderes Mal!“ rief Erich haſtig, indem er ſich umwandte und zur Thür hinaus ſtürzte, ohne das gränzenloſe Erſtaunen des Bombardiers Schmoller zu beachten, der ihm mit weit aufgeriſſenen Augen zuerſt einen Augenblick nachſchaute und ihm dann ſo raſch als er konnte bis an das Thor der kleinen Feſtung folgte. Dort ſah er aber, daß Erich ſchon ziemlich weit entfernt war und in tollen Sätzen zur Stadt hinab raſte.

und man ſieht hier von der reizenden ſpaniſchen Nationaltracht in einer Stunde mehr, als ſonſt in einem Monate im übrigen Madrid und Alle da oben ſind in lebhafter Bewegung. Anſcheinend nur mit ſich ſelbſt oder dem Zuge drunten beſchäftigt, blitzen die großen, ſchönen Augen doch überall herum und Alles, was ihnen halbwegs fremdartig erſcheint, erregt ihre Aufmerkſamkeit. Dabei wird geplaudert, gelacht, die weißen Zähne gezeigt, jetzt der Fächer vorgehalten, hinter dem man ein künſtliches Erſtaunen geſchickt verbirgt, wenn ein vorüberziehender Reiter ziemlich laut verſichert, er habe lange nichts ſo Schönes geſehen, als die Mädchenſchaar da oben. Gleich darauf aber klappen die Fächer wieder zuſammen, Alle beugen ſich über das Balkongeländer, daß man glaubt, ſie wollen ſich herabſtürzen in einen Wagen, der jetzt beim Hauſe angelangt iſt, und in dem ſich Bekannte befinden, mit welchen nun augenblicklich eine lebhafte Converſation beginnt. Dazwiſchen werden Orangen und Zuckerwerk verſpeist, auch kleine Papier-Cigarren von den niedlichen Fingern gedreht und dem Nachbar gereicht, oder auch wohl von der Sennora ſelbſt geraucht; natürlich hinter vorgehaltenem Fächer, aber doch ſo, daß es die halbe Straße ſehen kann.

Was ich eben von einem einzelnen Hauſe berichtete, vor welchem wir gerade ſtehen, wiederholt ſich in der ganzen Länge der Straße, weßhalb dieſe einen reichen, wunderbaren Anblick gewährt. Ueberall flatternde Teppiche und Bänder, ſtrahlende Augen, wehende Mantillen und goldglitzernde, im Sonnenſtrahl ſpiegelnde Fächer. Am Eingang der Calle de Hortalera befindet ſich ein kleiner Platz, wo ſich Reiter und Equipagen ſammeln, um von dort ihren Weg durch die Straße langſamer fortzuſetzen. Hier kommt ein einzelner Reiter, die ſchwarze Sammtjacke mit ſilbernen Knöpfen beſetzt, den caſtilianiſchen Hut auf dem Kopfe, mit emporgewichstem Schnurrbart, und er zügelt ſein feuriges Pferd, das nun langſam, aber in die Zügel knirſchend und mit dem Kopfe ſchüttelnd, vorbeitanzt, viel zu langſam für einen ungeduldigen Trupp anderer Reiter, der ihm folgt. „Caballero!“ ruft ihm Einer

Wenn er aber dabei auch, um keine Zeit zu verlieren, die Windungen des Fahrweges quer durchſchnitt, ſo kam er doch erſt unten an, als der blaue Wagen mit den rothen Rädern ſchon um die Ecke der langen Straße bog, welche von dem Hauſe da unten in gerader Linie nach der Stadt führte. Erich nahm ſeinen Säbel feſter in den Arm, drückte die Feldmütze in die Stirn und flog raſcher dahin, als die Miethgäule zu laufen vermochten. Was er aber mit dieſem tollen Wettlaufe bezweckte, darüber war er nicht im Stande, ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben. Sein einziger Gedanke war, Blanda, mit deren Bild er ſich in den letzten Tagen ſo innig beſchäftigt, zu ſehen, und alles, was er wollte, war, ihre kaum wieder gefundene Spur nicht zu verlieren, vielleicht zu gleicher Zeit mit dem Wagen das Haus zu erreichen, wohin er fahre.

Doch ſchien die blaue Droſchke ein anderes Ziel zu haben, als irgend ein Haus in der Stadt; denn ohne dieſe zu berühren, bog der Wagen in einen mit Bäumen beſetzten, breiten Promenadenweg, der gegen die Landſtraße führte, und hier, wo Erich das Fahrzeug faſt erreicht hatte und zugleich zu dem Entſchluſſe gekommen war, den Kutſcher anzuhalten, um mit Blanda zu reden, hatte er das Unglück, mitten in eine Gruppe Officiere zu prallen, welche, langſam daher ſchlendernd, ſeinen Blicken durch die Mauer eines Landhauſes bis zu dieſem Augenblicke verdeckt worden waren.

Und ſelten kommt ein Unglück allein; denn an der Spitze dieſer Officiere befand ſich ſein eigener Batterie-Chef, der Hauptmann von Manderfeld, im Geſpräche begriffen mit dem Grafen Dagobert Seefeld.

„Nun, das muß ich geſtehen,“ brauste der erſtere auf —

„eine ſolche Flegelei iſt mir noch in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen; mir ſcheint, Bombardier, daß Sie ſchon Vormittags betrunken ſind!“

„Ich bitte den Herrn Hauptmann inſtändig um Verzeihung!“ keuchte athemlos der alſo Angeredete. „Ich wollte nur mit einem Bekannten reden, der ſich dort in jener Troſchke befindet, bin aber gewiß nicht betrunken, Herr Hauptmann!“

„Sie ſind betrunken, Herrrrrr; wenn das nicht ſchon bewieſen wäre durch Ihre unverſchämte Art, ſich hier herum zu treiben, ſo würde das doch ſchon aufs deutlichſte bezeugt durch die Röthe Ihres Geſichtes und durch Ihre lallende Zunge!“

„Aber, Herr Hauptmann, ich kann verſichern....“

„Schweigen Sie; machen Sie, daß Sie ohne weiteren Unfug in die Kaſerne kommen, und melden Sie ſich dort beim Wachtmeiſter zu einem dreitägigen Mittelarreſte, der augenblicklich angetreten werden ſoll. Haben Sie mich verſtanden?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Ohne ihn weiter eines Wortes oder auch nur eines Blickes zu würdigen, ging der Hauptmann von Manderfeld mit elaſtiſchen, eleganten Bewegungen, die man an ihm gewohnt war, an der Seite des finſter blickenden Huſaren-Officiers davon, und nachdem Erich noch einen ſehnſüchtigen Blick der blauen Troſchke nachgeſchickt, welche jetzt, da der Weg etwas aufwärts ſtieg, im langſamſten Schritte dahin fuhr, wandte er ſich ſeufzend nach der Stadt zurück, um dort eine Stunde ſpäter dreitägigen Arreſt anzutreten, dieſes Mal aber nicht in den Hallen des heiligen Auguſtin, ſondern in dem ehemaligen Kloſter von St. Agatha, wo ſich das Arreſtlocal befand.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

In welchem der letzte Bombardier Unrecht bekommt, weil er Recht behalten wollte, und worin der Bombardier Weitberg eingesperrt wird, weil Erich zum Arrest verurtheilt wurde.

Der Arrest, zu welchem Erich, wie wir im vorigen Kapitel erfahren, und in der That ganz unschuldiger Weise verurtheilt wurde, war die erste Strafe des letzten Bombardiers, seit er sich bei der reitenden Batterie befand. Schon häufig hatte der Hauptmann von Manderfeld allerdings versucht, ihm, wie man so zu sagen pflegt, etwas am Zeuge zu flicken, aber bis jetzt keinen, auch nur halbwegs triftigen Grund bei Erichs ruhigem Betragen, bei seinem Fleiße und bei seiner strengen Ordnung in allen seine Obliegenheiten hierzu finden können. Auch hatte sich der Batterie-Chef stets ein wenig gescheut vor den trockenen Bemerkungen seines Premier-Lieutenants, wenn er, wie häufig geschah, kleine Strafen ohne besonderen Grund verhängte, und was nun seinen speciellen Liebling, den letzten Bombardier, anbelangte, so fand es der verehrte Manderfeld nicht der Mühe werth, mit einer gelinden Strafe bei ihm an-

zufangen, hatte aber ſchon längſt auf einen Augenblick, wie den im vorigen Kapitel erzählten, gewartet.

„Totale Betrunkenheit — pfui Teufel, und noch dazu ſchon am Vormittag!“ hatte er dem dicken Wachtmeiſter geſagt, den dabei natürlicher Weiſe ein pflichtgemäßer, faſt ſichtbarer Schauder überflog, obgleich er ſelbſt in ſeinen vormittägigen Kanzleiſtunden häufig etwas in ſeinem im Schlafzimmer befindlichen Aktenſchranke nachzuſehen hatte, aber nicht in einem Faſcikel, ſondern in etwas, das einer Rumflaſche außerordentlich ähnlich ſah.“

„Totale Betrunkenheit,“ wiederholte der Freiherr von Manderfeld, indem er ſich mit ſeinem parfumirten Taſchentuche den feinen Bart wiſchte — „und in dieſem Rauſche flegelhaftes Anrennen ſeines eigenen Chefs; ſo was iſt, glaub' ich noch gar nicht da geweſen, ſo lange es überhaupt Batterien auf dieſer Welt gibt! Nun, Sie werden ſehen, wie ſich unſer letzter Bombardier entwickeln wird! Das iſt ein ſchlauer Fuchs, der ſeine Krallen bis jetzt vortrefflich einzuziehen verſtand, um nun auf einmal über die Stränge zu ſchlagen; aber er ſoll an mir ſeinen Kutſcher finden, und ich werde ihn dem Teufel zufahren, darauf kann er ſich verlaſſen! — So bin ich auch vollkommen überzeugt, fuhr er nach einer kleinen Pauſe in vertraulicherem Tone fort, daß das Malheur, welches neulich dem armen Wibert paſſirte, in einem Anſtiften jenes Freiberg ſeinen Grund hat — ein ſo guter Kerl, wie dieſer Wibert iſt! Wird er bald aus dem Lazareth entlaſſen?“

„Ich glaube, in den nächſten Tagen, Herr Hauptmann.“

„Wie ich von Wibert ſelbſt erfahren, iſt er da draußen, in Folge einer niederträchtigen Verrätherei überfallen worden, hat ſich gegen drei verdächtige Kerle gewehrt, denen er es tüch-

tig gegeben, bis er selbst zu Boden geschlagen wurde. Ich würde die Sache gern genau untersuchen lassen, aber wie Sie mir neulich schon sagten, hat das seine Schwierigkeit. Leider, denn der Unteroffizier Wenkheim berichtete mir, daß Freiberg an jenem Abende lange genug fortgewesen sei, um jenen Ueberfall ins Werk zu setzen — halten Sie ihn für so etwas nicht fähig?"

„O doch, besonders weil ich von den anderen Stubenkameraden ganz genau weiß, daß er mit Wibert häufig in Hader lebt, der schon beinahe ein paar Mal in Thätlichkeiten ausgeartet wäre."

„Geben Sie mir Achtung, wenn so etwas wieder vorfällt, und greifen mir alsdann fest zu; ich möchte gern diesen Menschen auf eine schickliche Art ein für alle Mal unschädlich machen. Ich kann es mir nicht verzeihen, daß ich neulich so unverantwortlich milde war und ihn mit drei Tagen Arrest schlüpfen ließ; ich hätte Standrecht über ihn verhängen sollen, denn ich bin überzeugt, sein Anrennen an uns geschah nicht ohne Absicht. Es ist das ein höchst bösartiger Mensch, wie ich ganz genau aus Vorgängen weiß, die ich Ihnen indeß vor der Hand nicht mittheilen kann."

Dann versenkte er sich einen Augenblick in tiefes Nachdenken, um hierauf plötzlich den Wachtmeister zu fragen: „Was müßte auf einer Kasernenstube vorgefallen sein, um das Recht zu haben, sämmtliche Waffengerüste und verschließbare Kisten der Mannschaft zu untersuchen?"

Der dicke Wachtmeister zuckte mit den Achseln und blickte seinem Chef einiger Maßen erstaunt ins Gesicht, ehe er zur Antwort gab: „Das ist ein Fall, Herr Hauptmann, der glücklicher Weise noch nicht vorgekommen ist, so lange ich in meiner jetzi-

gen Stellung bin; doch erinnere ich mich an etwas Aehnliches während meiner Dienſtzeit bei der achten Fußbatterie, wo gegründeter Verdacht des Diebſtahls an einem Kameraden vorlag."

„Wer nahm damals jene Unterſuchung vor?"

„Der Herr Hauptmann ſelbſt mit dem Herrn Zugführer und dem betreffenden Feldwebel — aber ohne Reſultat, wie es häufig bei dergleichen Unterſuchungen geht, wo es ſich um baares Geld handelt."

„Was allerdings leichter verſchwindet als andere Gegenſtände; aber, um wieder auf jenen Freiberg zu kommen, den ich über meine Frage von vorhin faſt vergeſſen hätte," ſagte der Freiherr von Manderfeld mit einiger Heuchelei, „ſo nehmen auch Sie ſich des jungen Menſchen mit aller Schärfe und Strenge an, und wenn es gar nicht mit ihm geht, ſo iſt es beſſer, man macht der Sache ein Ende ſobald wie möglich; es iſt überhaupt eine Lächerlichkeit mit den hochgeſpannten Erwartungen dieſer Freiwilligen, als wenn nicht noch Anderes dazu gehörte, als dieſe Vielwiſſerei und eine pedantiſch gute Aufführung, um Sr. Majeſtät Epauletten zu tragen!"

Er legte hierauf ſeine Hand zum Gruße flüchtig an die Mütze und verließ das Zimmer, worauf der Wachtmeiſter, der, wie alle dicken Leute, eine ſtarke Portion Gutmüthigkeit beſaß, ihm kopfſchüttelnd nachſah, dann den oben genannten Acten-Fascikel einer ziemlich genauen Einſicht würdigte und hierauf zu ſich ſelber ſprach: „Daß Wibert, jener lange, unverſchämte Schlingel, ſeine tüchtige Tracht Schläge gekriegt hat, freut mich über alle Maßen, und daß unſer letzter Bombardier ſchon Vormittags betrunken geweſen ſein ſoll, glaube ich nun einmal nicht.

Allen Respect vor dem Herrn Hauptmann, werden aber hören, was Freiberg selbst darüber zu melden hat."

Und darauf brauchte er nicht lange zu warten, denn da der dreitägige Arrest Erichs mit dem heutigen Mittage zu Ende ging, er auch durch den Bombardier Schwarz eine Stunde früher, als er ihm gestattet war, abgeholt wurde, so meldete er sich mit dem Schlage der Mittagsstunde bei dem Wachtmeister aus Arrest zurück.'

„Ja, das wär' alles recht gut und recht schön," gab dieser ihm zur Antwort, „aber ich hätte mir doch an Ihrer Stelle eine passendere Veranlassung gesucht, um zum ersten Male in Arrest zu kommen, statt wegen Betrunkenheit und Anrennen Ihres Batterie-Chefs."

„Letzteres kann ich allerdings nicht läugnen, aber was ersteres anbelangt, so war ich gerade so nüchtern, wie jetzt; ich lief mit aller Hast einer Droschke nach, um Jemanden zu sprechen, der darin saß, sah leider die Officiere nicht, da sie hinter einer Mauer her plötzlich in meinen Weg traten, und stieß mit dem Herrn Hauptmann zusammen."

„Nüchtern?"

„Ganz nüchtern, Herr Wachtmeister, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf!"

„Na, es ist möglich, aber wenn ich Ihnen einen guten Rath geben soll, so nehmen Sie auch Ihren Rausch geduldig hin, die Strafe dafür haben Sie ja überstanden."

Hätte Erich diesen klugen Rath befolgt, so würde es ihm jedenfalls besser ergangen sein, als er beim nächsten Appel sich dem Herrn Hauptmann als aus dem Arrest zurückgekehrt mel-

dete und dabei die Unklugheit beging, die ihm zur Laſt gelegte Trunkenheit nicht auf ſich nehmen zu wollen.

„Sie waren betrunken, Herrrr, ich habe Ihnen das zu deutlich angeſehen!“

„Der Herr Hauptmann werden verzeihen, aber das iſt unmöglich, da ich an jenem Morgen auch nicht einen einzigen Tropfen irgend eines geiſtigen Getränkes über die Lippen gebracht hatte.“

„Das Widerſprechen in Ihrem jetzigen Zuſtande zeugt aufs bündigſte dagegen, denn auch heute Morgen ſcheinen Sie mir ſtark gefrühſtückt zu haben; oder wollen Sie mir weis machen, Sie hätten auch heute Morgen keinen Tropfen geiſtigen Getränkes über ihre Lippen gebracht?“

„Das kann ich allerdings nicht behaupten.“

„Sehen Sie, Herrrr, und nun haben Sie die Frechheit, Ihrem Hauptmanne und Batterie-Chef vor der ganzen Compagnie im angeriſſenen Zuſtande zu widerſprechen! Wachtmeiſter Pinckel, laſſen Sie mir dieſen Mann noch für vierundzwanzig Stunden dahin führen, woher er ſo eben kam, und dann wollen wir morgen ſehen, ob er vollkommen nüchtern geworden iſt.“

Darauf grüßte der Freiherr von Manderfeld die Officiere der Batterie in der verbindlichſten, freundlichſten Art, wie er es zu thun gewohnt war, und ſchritt gegen den Ausgang des Kaſernenhofes zu, während ihm der Premier-Lieutenant Schaller mit einem düſteren Blicke nachſchaute.

Erich fühlte ſich von einem tieferen, ſchmerzlicheren Gefühle, aber ganz anderer Art, bewegt, wie an jenem Tage ſeines erſten Appels; wenn ihm auch ſchon damals durch die harten

Worte des Batterie-Chefs großes Unrecht geschehen war, so konnte er doch diesen Empfang auf Rechnung der schlimmen Empfehlungen schreiben, mit denen er hieher gekommen war. Nun aber hatte er sich bis jetzt musterhaft aufgeführt und sah sich trotzdem für ein leichtes Vergehen nicht nur auf schwere Art bestraft, sondern auch noch eines Lasters verdächtigt, welches er stets verabscheut hatte und von dem er wohl wußte, daß es seine Conduitenliste aufs schwerste belasten mußte. Das Blut stieg ihm rasch in den Kopf, und nicht allein in Folge des eben erwähnten Vorfalles, sondern auch als Nachwirkung eines kleinen Frühstücks, mit dem ihn seine Kameraden Schwarz und Weitberg empfangen hatten, und so war er einen Augenblick im Begriffe, etwas recht Unüberlegtes zu begehen: seinem Hauptmanne nämlich nachzueilen und ihn, allerdings in bester Form, zu bitten, ihm den Beweis zu erlauben, daß er an dem betreffenden Morgen vollkommen nüchtern gewesen sei, wobei er nicht nur auf das Zeugniß des Bombardiers Schmoller, sondern auch auf das des Herrn Hauptmanns von Walter rechnete, den er ja das Glück gehabt hatte, kurz vorher zu sprechen. Glücklicher Weise aber rief ihn der Wachtmeister Pinckel in diesem, vielleicht entscheidenden Augenblicke zu sich heran und sagte ihm in freundlichem Tone, während er ihm aber, den Anderen sichtbar, mit dem Finger drohte:

„Sehen Sie wohl, wie richtig ich Ihnen gerathen! Mußte Sie denn der Teufel plagen, daß Sie vor dem Herrn Hauptmanne Recht behalten wollten!"

„Wenn ich aber vollkommen Recht hatte, Herr Wachtmeister?"

„Streiten wir nicht über dergleichen Dummheiten und

vergeſſen Sie wenigſtens für die Zukunft nicht den erſten und Hauptgrundſatz des ganzen Militärlebens: das Maul halten und weiter dienen! Und da ich nun nicht anders kann, als Sie heute Nachmittag wieder in Arreſt ſchicken, ſo richten Sie ſich langſam dazu ein, und dann kann Sie der Bombardier Schwarz meinetwegen gegen Abend nach St. Agatha bringen."

Wir haben ſchon in früheren außerordentlich ſchönen Geſchichten ein ſolches Militär-Arreſtlokal zum Nutz und Frommen unſerer jungen Leſerwelt beſchrieben, weßhalb wir uns Aehnlichem um ſo mehr enthalten können, als alle dieſe gemeinnützigen Anſtalten eine ſcharf ausgeprägte, aber unangenehme Familienähnlichkeit haben: kleine Kaſten, wenige Schritte lang und noch wenigere breit, Alles inclusive der harten Lagerpritſche aus weichem Tannenholze dargeſtellt und deßhalb ein verlockender Aufenthalt für gewiſſe blutdürſtige Thierchen, die zur größten Qual der Eingeſperrten wie Nachtgeſpenſter zu erſcheinen pflegen, um, gleich dieſen, mit dem erſten Hahnenſchrei wieder zu verſchwinden; und dazu haben dieſe geheimen Departements des Kriegs-Miniſteriums faſt alle die gleich ausſehenden Tyrannen mit den gleichen Vorzügen und den gleichen Fehlern, zum Beiſpiel eine Sparſamkeit im Einheizen, die den armen Arreſtanten zur Winterszeit zur Verzweiflung treiben kann, und eine Freigebigkeit in den ausgeſuchteſten, anzüglichſten Redensarten, ſind äußerſt mildthätig im Spenden von häufig recht ſchlechtem Trinkwaſſer, ſo wie hartherzig, wo es gilt, einem armen Arreſtanten die flache Schnapsflaſche zu entwenden, die er noch ſo kunſtreich zwiſchen Stiefel und Reithoſe verſteckt; und doch gelingt es zuweilen der glücklichen Erfindungsgabe, dieſen Cerberus zu überliſten, beſonders in wohl zubereitetem

zu, „erweisen Sie uns die Gunst, ein wenig geschwinder zu reiten," was übrigens keine Wirkung hat, weßhalb denn die tolle Schaar nach wenigen Sekunden ihre Pferde in Galopp setzt und rechts und links bei ihm vorbeijagt. Doch fühlt sich der erste Reiter in seinem Stolze verletzt, er läßt seinem schwarzen Hengste die Zügel, und da dieser mit ein paar Sätzen die Schaar überholt hat, so würde ein kleines Wettrennen entstehen, wenn nicht einer von den aufgestellten königlichen Reitern in der Straße dazwischen sprengte und Alle ermahnte, ruhig ihres Weges zu ziehen.

Das hat denn eine kleine Lücke gegeben, welche ein nun folgender Andalusier benützt, um im kurzen Galopp durch die Straße zu paradiren. Es gibt heutzutage keine schönere, ritterlichere Erscheinung, als der Majo in voller Tracht zu Pferde; alles glänzt und flimmert an ihm, hochmüthig und stolz sitzt er auf dem reichverzierten Sattel, die gelben Ledergamaschen mit den flatternden Riemen schließen sich fest an die Weichen des Pferdes, und der elastische Oberkörper folgt zierlich jeder Bewegung. Gewöhnlich trägt der Majo eine dunkelfarbene Jacke von Atlas, mit schwarzem Schmelz gestickt, darunter eine hellere Weste mit Gold- und Silberschnüren besetzt, um den Leib die rothseidene Schärpe. Dabei ist er vollkommen Herr seines Pferdes, und wenn der Hengst unter ihm noch so sehr auf dem Pflaster tanzt, raucht er doch ruhig seine Papiercigarre fort und cokettirt an den Häusern hinauf.

Diesem leichten Reiter folgt etwas schwere Cavallerie: der Kutscher eines guten Hauses auf einem derben catalonischen Pferde, welches aber ganz orientalisch aufgezäumt ist, so ächt türkisch, mit seinen rothen Quasten, goldenen Stickereien und schweren Bügeln, daß es auf dem Atmeidan in Konstantinopel augenblicklich von einem Bim Baschi hätte bestiegen werden können. Das sind noch Anklänge an die Maurenzeit, die man ja so häufig auch in den spanischen Trachten bemerkt und die Jahrhunderte nicht verwischen und verdrängen konnten. Ein weiterer Beweis für diese Behauptung zeigt der Valencianer auf dem Bocke der nun erscheinenden

Brode, worin man es damals zu einer solchen Fertigkeit gebracht hatte, daß eine mäßige Schnapsflasche, etwas Butter, ja, obendrein zuweilen ein Stück Wurst, so in dem glatt abgeschnittenen Brodlaib versteckt war, daß man ihn zerbrechen mußte, um die verbotenen Gegenstände zu finden.

Der kleine Schwarz war mit einem solchen Kunstwerke beschäftigt, als Erich, welcher den wohlwollenden Premier-Lieutenant Schaller vergeblich in seiner Wohnung aufgesucht hatte, seine Stube betrat, und der schmächtige Bombardier hatte gerade die letzte Hand angelegt und warf den Brodlaib nun wie einen Fangball in die Höhe, um dessen Festigkeit zu prüfen; dann kniff er ein Auge gegen Weitberg zu und sagte zu dem Eintretenden, der unwirsch seinen Säbel in die Ecke warf: „Hier ist Brod für dich auf heute Abend; ich hatte noch ein schönes Stück übrig, das du mir zu lieb mitnehmen mußt, da mir aller Appetit vergangen ist."

„Und meinst du, mir nicht auch," rief Erich heftig aus, „wenn man so auf die ungerechteste Art bestraft wird! Ich war neulich so nüchtern wie jetzt und wie ich es immer bin — das Zeugniß muß mir Jeder geben —, und komme nun zwei Mal nach einander wegen Trunkenheit in Arrest, was mir wegen der Strafe gleichgültiger ist als wegen meiner Conduitenliste! Ich weiß, wie sehr der Herr Oberst, und mit vollem Rechte, gerade gegen dieses Vergehen eingenommen ist!"

„Im Dienste, lieber Freund, im Dienste, und darin hat er Recht; aber wenn man aus dem Betrunkensein keine Gewohnheit macht, so hat sich doch Niemand darum zu bekümmern, wenn wir uns für unser Bißchen Geld hier und da ein wenig erheitern, und das wollen wir heute Nachmittag thun,

ehe wir dich in Arreſt bringen. Ich habe ein paar Thaler von meinem Vormund erhalten, und davon opfere ich die Hälfte, um dir zu einer guten Nachtruhe zu verhelfen."

Erich war in ſeiner Erbitterung gegen die ungerechte Strafe zu jenem Trotze gelangt, wo man ſich nichts daraus macht, das Schickſal herauszufordern, und deßhalb willigte er ein, den Weg nach St. Agatha durch ein ihnen wohl bekanntes Weinhaus zu nehmen, wo die Drei — auch Weitberg war mitgegangen — nicht gerade zu viel, aber zu haſtig tranken, um dann mit etwas beſchwertem Kopfe, ein Zuſtand, den die kalte Nachtluft indeſſen bedeutend verſtärkte, Arm in Arm dem Arreſtlokale zuzuſchlendern. Dieß aber hätte an ſich noch nichts zu ſagen gehabt, wenn es nicht dem jungen Weitberg, der ſehr wenig vertragen konnte, eingefallen wäre, ein luſtiges Lied anzuſtimmen, welches in ſeinem Refrain

Dann Ade, Ade, Ade, dann Ade, Ade, Ade,
Fein's Lieb, vergiß mich nicht!

gar zu verlockend für die Anderen war, um nicht wenigſtens mit Brummſtimmen einzufallen.

„O, famos," ſagte der ſchmächtige Schwarz mit lallender Zunge, „wie das Mondlicht trügt! Sollte man nicht darauf ſchwören, dort, gerade vor uns, am Ende der Straße, wanke der alte Oberſt dahin, der doch ruhig auf ſeiner Brigadeſchule ſitzt und Lieutenants ausbrütet!"

„Wenn er es wäre," meinte Weitberg mit gluckſender Stimme, „ſo müßte er einen Kapitalrauſch haben, denn er wackelt furchtbar hin und her!"

„Mal' den Teufel nicht an die Wand," ſagte Erich, der noch immer am beſonnenſten war; „es iſt die Zeit der Inſpec-

tionsreisen, und es könnte der Alte in der That sein, der gekommen ist, sich unsere Abtheilung ein Bißchen anzusehen. Ja, er könnte auch von oben herab zu einem andern Zwecke hieher beordert sein! Nehmt euch wenigstens zusammen, bis wir dort drüben, wo einer der ersten Gasthöfe der Stadt liegt, vorüber sind!"

„Ach was, vorhin da vorne, das war gerade so wenig der alte Oberst, als die Gaslaterne hier ein Besenstiel ist!"

„Ja, das mein' ich auch, und was du für seinen weißen Federbusch angesehen, ist nur eine weiße Serviette gewesen, die irgend ein hübsches Dienstmädchen aus dem Fenster heraus — auf die Straße hinaus — heraus — ausgeschüttelt hat!"

„Oder womit sie ihrem Schatz gewinkt —"

Drum Ade, Ade, Ade, drum Ade, Ade,
Fein Liebchen, gedenk' an mich!

„Möglich auch; aber es wäre besser," sagte Erich, „wenn ihr wenigstens eure Mäuler so lange hieltet, bis wir dort vor dem Gasthofe vorüber wären — es sind da immer Officiere!"

„Und jetzt — steht dort — ein Wagen," lallte der Bombardier Schwarz; „meinst du wohl, Weitberg, daß uns der Wagen aus dem Wege gehen wird?"

„Seid doch gescheit," mahnte Erich, „und macht, daß ihr ruhig vorüber kommt!"

„Pfui, Erich," sagte Schwarz, „du bist doch sonst kein Feigling und willst diesem unverschämten Wagen aus dem Wege gehen? Ich will gerade hindurch, und alles Andere ist mir einerlei!"

„Aber ich bitte dich, Schwarz, sei doch vernünftig!"

„Alles einerlei!" — Damit stand er schon an dem Schlage,

den er öffnete und in den breiten eleganten Wagen hineinſtieg, um auf der andern Seite wieder hinauszuſpringen. Glücklicherweiſe für die Unbeſonnenen war hier der Wagen geöffnet und der Bediente ins Haus gegangen, vielleicht um etwas Vergeſſenes zu holen, während ſich der Kutſcher vorn über die Pferde gebeugt hatte, um irgend eine Kleinigkeit an den Zügeln zu ordnen.

Dem ſchmächtigen Bombardier Schwarz folgte der kleine Weitberg, nicht um Erich für einen Feigling zu erklären, wenn er ihnen nicht augenblicklich folge, ſondern um das mit durchzumachen, was ſie ja nur ausgeſonnen, um ſeinen Arreſtgang zu verherrlichen. Erich, welcher einen neuen Scandal befürchtete, und das Schlüpfen durch den Wagen am leichteſten bewerkſtelligen konnte, da er als Arreſtant ohne Säbel und Sporen war, ſchwang ſich dann ebenfalls hinein und hatte dabei die ruhige Beſonnenheit, den Schlag hinter ſich leiſe zuzuziehen, deſſen feines Schloß dann auch augenblicklich und geräuſchlos zuſchnappte. Doch wie war ihm zu Muthe, als er, eben im Begriffe, auf der anderen Seite wieder hinauszuſpringen, eine Dame erblickte, die in Begleitung eines Officiers raſch aus dem Gaſthofe trat, und als er in dieſem Officier zu ſeinem doppelten Schrecken den Grafen Dagobert Seefeld erkannte! — Was nun thun? Er war verloren, wenn beide einſtiegen, und war es vielleicht auch nicht minder, wenn die Dame einen fremden Menſchen in ihrem Wagen erblickte, natürlicher Weiſe aufſchrie und ſo eine Entdeckung herbeiführte. Glücklicher Weiſe ſprach ſie ein paar Worte mit dem Huſaren-Officier, während welcher Zeit Erich, der rathlos um ſich ſchaute, auf dem Rückſitze des Wagens einen großen Plaid er-

blickte, den er rasch über sich warf und sich alsdann in die Ecke des langen und tiefen Wagens so fest als möglich hineinschmiegte — und wenigstens für den Augenblick rettete ihn das; denn die Dame stieg ein, der Bediente schloß hinter ihr rasch den Schlag, und die Pferde zogen an.

An der Ecke des Gasthofes aber standen die beiden Bombardiere und warteten auf ihren Kameraden. Weitberg behauptete, daß Erich hinter ihm eingestiegen sei, und Schwarz wollte gesehen haben, wie er auf der andern Seite wieder herausgesprungen sei.

„Und wo ist er nun geblieben?“ sagte Schwarz mit etwas starrem Blicke.

„Vielleicht liegt er am Boden und steht langsam wieder auf.“

Aber der Vermißte lag weder am Boden, noch stand er langsam wieder auf, noch war er in den Gasthof hineingegangen, worüber sie der barsche Portier desselben belehrte, der jetzt unter der Thüre erschien und an den sich Schwarz mit einer demüthigen Frage wandte.

Weitberg hatte sich auf einen Eckstein niedergelassen und schüttelte sein Haupt auf die duseligste Art hin und her. — „Weißt du wohl,“ lallte er nach einer Pause, „daß mir das unheimlich vorkommt!“

„Dummer Kerl, du denkst doch nicht, daß Erich vom Teufel geholt worden sei? Mir kommt eine andere viel gescheitere Idee. Bist du vollkommen überzeugt, daß Erich mit uns aus dem Weinhause gegangen ist, daß er überhaupt bei uns war? Ich meine, ich hätte ihn zuletzt im Kasernenzimmer gesehen, als er seinen Säbel abschnallte, um sich ins Bett zu

legen; denke einmal darüber nach, wenn du nicht gar zu beſoffen biſt."

„Ich bin ſo nüchtern als möglich und denke eben darüber nach — es kann am Ende doch möglich ſein, daß Freiberg ins Bett gegangen iſt."

„Auf alle Fälle. Du weißt, daß er heute aus dem Arreſt kam, aus einem dreitägigen Mittelarreſt, und in ſolchen Fällen pflegt man ſich früh zu Bett zu legen — ich mach' es immer ſo."

„Ich auch, und da ich mich heute Abend nach meinem Bette ſehne, ſo wollen wir nach Hauſe gehen."

Der Bombardier Schwarz ſtierte einen Augenblick in die hell leuchtende Flamme eines vor ihm ſtehenden Gascandelabers, dann faßte er an die dicke Brieftaſche, die er ſich anſtandshalber ins Collet geſteckt hatte, und ſagte mit aufgehobenem Zeigefinger: „Mit dem Zubettgehen iſt es für dich vor der Hand nichts, Männcken, denn jetzt fällt es mir deutlich ein, daß ich auf dem Wege bin, Jemanden in Arreſt zu bringen, und das will ich auch ausführen, ſonſt würde morgen früh der Wachtmeiſter Pinckel, oder auch vielleicht der Premier-Lieutenant Krummſtiefel, jedenfalls aber der Herr Hauptmann von Manderfeld ſagen, daß ich wohl vorigen Abend einen ſehr ſtarken Rauſch gehabt haben müßte -- und da das der Wahrheit vielleicht ziemlich nahe käme, aber einer Wahrheit, die des militäriſchen Anſtandes wegen, wie der Hauptmann zu ſagen pflegt, vertuſcht werden muß, ſo wollen wir unſere Pflicht thun und Jemanden in Arreſt bringen."

„Ja, aber wen willſt du denn eigentlich in Arreſt bringen?" fragte Weitberg mit einem bedenklichen Glucſen. —

„Ja, wenn wir noch Erich bei uns hätten! Das ist ein guter Kerl, der thut Einem schon etwas zu Gefallen!“

„Was das anbelangt, so wollen wir nicht mehr darüber reden. Der Erich hat seine drei Tage hinter sich, und es ist billig, daß jetzt einer von uns an die Reihe kommt. Ich will gerade nicht behaupten, daß du es sein mußt, aber es scheint mir, als wenn du es doch sein müßtest. Ich habe den Säbel umgeschnallt und meine Brieftasche vorgesteckt, gerade so wie der Wachtmeister Pinckel; du aber hast das Arrestbrod unter dem Arme, also mußt du es auch wohl sein. Gib dich in dein Schicksal, Männeken, denn verdient hast du es, das kannst du gar nicht läugnen. Gestern morgen hast du dich aus dem Stalle weggedrückt, um Kaffee zu trinken, und daß der lange Wibert seine Schläge gekriegt hat, daran bist du auch schuld.“

„Wenn ich mich nur daran erinnern könnte,“ erwiederte Weitberg in schläfrigem Tone, „daß mich Krummstiefel oder der Herr Hauptmann aufs Holz geschickt hat, so würde ich mir nichts daraus machen.“

„Komm nur, komm, das findet sich morgen früh alles beim Auskehren — und wenn ich mich nicht irre,“ sagte Bombardier Schwarz, indem er einen Augenblick stehen blieb, so höre ich schon irgendwo den Zapfenstreich blasen — das wäre eine ver — ver — fluchte Geschichte, wenn wir zu spät kämen!“

Damit wankten sie rascher die Straße hinab, und weil sie sich glücklicher Weise nicht weit vom Arrestlocale befanden, so gelang es ihnen, noch vor dem gefürchteten Zapfenstreich, nach welcher Zeit in den Hallen der heiligen Agatha Niemand mehr aufgenommen wurde, diese zu erreichen und bei des Rattenkönigs Majestät — so hieß der Aufseher des Militärgefäng-

niſſes — vorgelaſſen zu werden, wobei es den Beiden zum ganz beſonderen Heile gereichte, daß dieſer würdige Beamte nach des Tages Laſt und Hitze ebenfalls ein Glas über den Durſt getrunken haben mochte und deßhalb die etwas unſichere Haltung des meldenden Bombardiers Schwarz auf Rechnung der eigenen ſchwachen Beine ſchrieb und mit einigem Brummen über die ſpäte Einſperrung den armen Weitberg glücklich hinter Schloß und Riegel brachte, wo ſich dieſes Schlachtopfer trauriger Verwechslung alsbald auf die Pritſche ausſtreckte und ſogleich wie ein Murmelthier zu ſchlafen begann.

Der Bombardier Schwarz verließ das Arreſtlocal, wobei er ſich ſo ſteif hielt, als es ihm nur möglich war, und gelangte auch unangefochten ins Freie ſo wie glücklich in die Kaſerne zurück, wo er ſein Lager aufſuchte und viel raſcher und viel ſanfter entſchlummerte, als er bei ſeinem ſchuldbeladenen Gewiſſen verdient hatte.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Erich, von einer fremden Dame entführt, erneuert eine alte Bekanntſchaft und erfährt Einiges aus den letzten Tagen des adeligen Damenſtiftes.

Erich hatte, nachdem der Wagenſchlag geſchloſſen war und die raſchen Pferde davontrabten, wohl die peinlichſten Secunden ſeines Lebens verbracht, eine Ewigkeit quälendſter Beſorgniß in weniger als dem Zeitraume einer Minute zuſammengedrängt und deßhalb ſo furchtbar auf ihn einwirkend, daß er mühſam nach Athem rang und überzeugt war, die Dame ihm gegenüber müſſe trotz des Lärmens der rollenden Räder das wilde Klopfen ſeines Herzens vernehmen.

Und hätte ſie es nur vernommen! Hätte ſie den Plaid entſetzt von ihm herabgeriſſen und wäre nur der erſte fürchterliche Moment der Aufklärung vorüber geweſen! — So aber ſchien die Dame gar keine Ahnung von ihm zu haben, ſondern ruhte in der Ecke auf der anderen Seite des Wagens tief im Schatten, und es war um ſo weniger etwas von ihren Zügen zu erkennen, da ſie einen Schleier um ihr Haupt gewickelt hatte.

Da — jetzt auf einmal ſchien ihr Blick auf ihn zu fallen; ja, es war, als bemerkte ſie jetzt erſt mit Erſtaunen und Schrecken das unförmliche Plaidpaket ſich gegenüber, richtete ſich raſch auf, und ihre Hand langte nach der Schnur, die zum Kutſcher führte, um dieſem und ihrem Bedienten ein Zeichen zu geben.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo Erich ſich entſchließen mußte, ſeine Hülle abzuwerfen, und er that dies ſo langſam als möglich, wobei er mit der ſanfteſten Stimme, die ihm zu Gebote ſtand, ja, in einem flehentlichen Tone die Worte hervorbrachte: „Ach, gnädige Frau, machen Sie um Gottes willen keinen Lärm, ich bin weder ein Dieb, noch ein Räuber, noch ſonſt etwas Schlimmes dieſer Art!“ — Dabei richtete er ſich in die Höhe, um durch Vermittlung eines vorüberhuſchenden Lichtſtreifens, ausgehend von einem der Gascandelaber, ſein hübſches und nichts weniger als räubermäßiges Geſicht ſehen zu laſſen. — „Ach, gnädige Frau, verzeihen Sie einer kleinen Unbeſonnenheit, einer Tollheit, die mir jetzt ſelbſt ganz unerklärlich erſcheint!“

Die Dame aber hatte trotz allem dem einen kleinen Ausruf des Erſtaunens, ja, des Schreckens nicht unterdrücken können; doch machte ſie von der Schnur keinen Gebrauch, ließ vielmehr ihre Hand raſch wieder herabſinken und ſagte nach einer kleinen, für Erich ſehr peinlichen Pauſe mit leiſer Stimme: „Gut, ich will meine Leute nicht rufen, ich will Ihnen keine Ungelegenheiten bereiten, will aber wiſſen, auf welche Art Sie in meinen Wagen kamen, und erſuche Sie, mir das mit aller Wahrheit zu erzählen. Zuerſt aber ſagen Sie mir, wer Sie ſind.“

Kutſche; mit ein paar unbedeutenden Veränderungen in ſeinem Anzuge könnte er bei Jaffa oder ſonſtwo in Syrien ſpazieren gehen. Er trägt ein buntes Kopftuch, hat Sandalen an den Füßen, und ſeine helle Blouſe mit weiten Aermeln iſt von einem vielfarbigen Gürtel zuſammengehalten. Im Wagen, den er führt, ſitzt ein Dutzend ſchöner Kinder aus vornehmen Häuſern in der allerliebſten ſpaniſchen Tracht, lauter Manolo's und Manola's; letztere haben kleine Fächer, mit denen ſie ebenſo geſchickt umzugehen wiſſen, wie die Alten.

Auch komiſche Scenen gibt es genug in dem Zuge, der nun ſchon über eine Stunde unaufhörlich bei uns vorüber raſſelt und klappert. Dort kommen ein paar kleine Delantero's mit ihrem dicken Mayoral, alle feſttäglich geputzt, und führen einige zwanzig, oft ſchäbig ausſehende Maulthiere zur Kirche. Dieſe armen Geſchöpfe haben es bei ihrer ſchweren Arbeit wohl am meiſten nöthig, vom Segen des heutigen Tages zu profitiren; ſie ſind mit ihrem beſten Geſchirr, mit Meſſingſtücken und kleinen rothen Fahnen geſchmückt, ſcheinen es aber hier in dem Menſchenſtrom durchaus nicht behaglich zu finden. Einer der Vorläufer wird ſtörriſch, ſobald er die enge Straße betreten, ſpitzt ſeine langen Ohren und macht rechtsumkehrt. Glücklicherweiſe iſt der unermüdliche Zagal auch hier bei der Hand, ſchwingt ſeinen dicken Stock und prügelt das ſtörriſche Maulthier wieder in die Reihe hinein, wobei er ausruft: „Schäme dich, Emilia, biſt ſonſt ein vernünftiges Vieh und willſt dich ſo unchriſtlich aufführen!“ „Es geht ihm wie Dir,“ ruft der kleine Delantero, „er ſcheut ſich auch vor der Kirche.“ Worauf der Mayoral dann entſcheidet daß Alle zuſammen: Maulthiere, Delantero und Zagal leider Gottes bis auf den heutigen Tag gewartet hätten, ſich bei einem braven Heiligen ſehen zu laſſen.

So ziehen ſie vorüber und ihnen folgen andere Reiter, bald einzeln, bald zu mehreren, bald allein, bald Handpferde führend. Ein lautes Gelächter entſteht über einen großen Kerl mit ſehr langen Beinen, der auf einem kleinen Eſel einhertrabt, namentlich

„Nur ein Bombardier der reitenden Artillerie, Erich Freiberg.“

„Gut, das sehe ich an Ihrer Uniform,“ sagte die Dame nicht ohne einige Bewegung in ihrer Stimme, während sie den Schleier so fest um ihr Gesicht zog, daß der junge Mann ihr gegenüber kaum das Leuchten ihrer Augen sehen konnte.

„Mit zwei Kameraden,“ fuhr Erich fort, „war ich auf dem Wege, durch einen derselben in Arrest gebracht zu werden.“

„Ah, Herr Bombardier,“ warf die Dame leicht hin, „ich hätte am Ende doch besser gethan meine Leute zu rufen!“

„Gewiß nicht, gnädige Frau! Sie haben allerdings keinen Begriff davon, wie leicht es ist, in Arrest geschickt zu werden, besonders unter meinem Chef, der uns nicht wohl will, und wenn ich je von mir sagen konnte, daß ich auf ungerechte Art in Strafe verfiel, so war dies am heutigen Abend der Fall. Meine Kameraden fühlten das mit mir, und wir alle drei suchten uns bei einem Glase Wein über die bevorstehende dunkle Stunde zu trösten. Daß ich dabei nicht zu viel gethan, davon werden sich die gnädige Frau durch meine ruhigen und wohl überlegten Worte überzeugen.“

„Aber nicht durch Ihre Thaten; denn es geschah doch wohl in einem fast unverzeihlichen Anfluge froher Weinlaune, daß Sie hier meinen Wagen zum Schauplatze derselben machten?“

„Allerdings; aber es sollte nur ein vorübergehender Schauplatz freilich sehr leichtsinniger Thaten sein, was auch meinen Kameraden, die vor mir durch den Wagen stiegen, gelang, während ich, gnädige Frau, durch Ihr plötzliches Erscheinen in dieser allerdings sehr schönen Falle gefangen wurde — und nun bitte ich herzlich, lassen Sie die ausgestandene Angst meine

Strafe sein, und haben Sie die Gnade, mich zu entlassen, damit ich meine Kameraden wieder finden kann, um sie vielleicht von einem thörichten Schritte abzuhalten!"

„So gern ich auch Ihre Bitte erfüllen möchte, so werden Sie begreifen, daß das im Augenblicke nicht angeht. Ich kann doch nicht mitten in den Straßen der Stadt halten und vor den Augen meiner Leute einen jungen Menschen aussteigen lassen, von dem es ihnen alsdann durchaus nicht glaublich erschiene, daß er sich heimlich in den Wagen geschlichen. — Macht es Ihnen denn so großen Kummer, noch eine kurze Weile in meinem Wagen zu fahren?"

Lag etwas im Tone der Stimme, mit welcher die Dame das sagte, oder in der Frage selbst, was Erich eigenthümlich bewegte und ihn veranlaßte, schärfer auf den dichten Schleier zu blicken, sowie Erinnerungen wachzurufen, um sich von ihnen sagen zu lassen, ob und wo er früher schon einen ähnlichen Klang wie den dieser Stimme vernommen — aber vergebens. Der Schleier war zu dicht, und wenn es ihm auch zuweilen vorkam, als habe er bekannte Töne gehört, so mußte er sich doch gleich darauf gestehen, daß er sich geirrt habe und daß ihm diese schwache, ja, kränkliche und zuweilen von leichtem Husten unterbrochene Stimme gänzlich unbekannt sei.

„Wir werden gleich die Straßen verlassen und vor die Stadt gelangen, wo ich einen Besuch zu machen habe, und so lange werden Sie sich zur Strafe Ihres Leichtsinnes schon noch in meiner Gesellschaft gefallen müssen. — Sie kennen wohl die Stadt genau?" fragte sie alsdann rasch, um Dankesworte von Erichs Lippen abzuschneiden, worin er seine Erkenntlichkeit für die gütige Verzeihung seines tollen Streiches aussprach. —

„Wissen Sie, wo wir sind? Ich sehe hier an meiner Seite etwas wie ein Schloß oder ein Festungswerk — was ist es?“

Erich, der sich bis jetzt noch keine Zeit genommen hatte, auf den Weg zu achten, den sie gefahren, neigte sich jetzt so stark er vermochte nach der Seite, wo die Dame saß, und erkannte augenblicklich das Fort Maximilian, welches sich, eine dunkle Masse von dem hellen Abendhimmel abhob und dessen Name er nannte.

„Also ist das eine kleine Festung dort oben, vielleicht Ihre Wohnung?“

„O, nein, gnädige Frau, die liegt ganz am entgegengesetzten Ende der Stadt! Dort oben ist nur Festungs-Artillerie.“

„Aber es muß schön dort oben sein — welch freien Blick über den Himmel man dort oben wohl hat — ja, wir hier unten schon, nachdem wir die beengten Häuser der Stadt hinter uns gelassen! Betrachten Sie dort diesen prachtvollen Sternenhimmel! Fühlen Sie auch Sympathie für eines jener funkelnden Bilder dort oben? — Setzen Sie sich an meine Seite, damit Sie besser sehen können! — Ach, wie schön das ist, welche Erinnerungen diese nächtliche Pracht in uns erweckt, angenehme und höchst schmerzliche!“

Was die Dame Erich gegenüber mit ihrer sanften, fast zu weich klingenden Stimme sagte, klang in seinem Herzen wieder, als dächte er es selbst, ohne es von jemand Anderem zu hören. Ja, wie viele Erinnerungen, angenehme und schmerzliche, sah er verkörpert in jenen tausend und aber tausend funkelnden Lichtpuncten dort oben, besonders in dem Bilde des Orions, der mit blitzendem Gürtel, mit Keule und Schwert dort neben

dem Fort Maximilian äußerst kennbar unter allen Sternbildern hervor hell an dem dunkeln Nachthimmel leuchtete.

Da sagte sie wieder etwas, was er selbst dachte und was er wie ihm Traume hörte; denn es kam ihm vor, als hätte das, was sie jetzt zu ihm sprach, ihm schon früher Jemand mit den ganz gleichen Worten gesagt: „Ja dort glänzt der Orion! Es gibt kein besseres und schöneres Sternbild! Ein gewaltiger Krieger, gewappnet vom Helm bis zur Fußspitze, mit strahlendem Zaubergürtel, und dabei hat er Doppelsterne, glückliche Sterne, aber auch nebelhafte Flecken — o, wer sich stets hüten könnte vor den nebelhaften Flecken!“

Sie sagte das mit einem ganz eigenthümlichen, melancholischen Tone, weich und doch klingend, fast singend, daß es ihm klang wie ein Wiegenlied und daß er, seine Augen fest auf das Sternbild heftend, schwer und tief athmend an eine Nacht dachte, wo ihn ein schönes, glühendes Weib wie ein kleines Kind in Schlaf gesungen.

„O, Kolma — Kolma!“ — Diesen Ruf stieß Erich fast erschreckt aus, als er seine fragenden Blicke von dem gestirnten Himmel ab wieder gegen die Tanne gewandt hatte, als er sah, wie diese langsam ihren Schleier zurückwarf und er in ihrem blassen, eingefallenen Gesichte hauptsächlich aber in den fast noch stärker als früher leuchtenden schönen Augen die Ticzka erkannt hatte. — „Kolma, Kolma!“

Sie streckte ihm stumm ihre beiden Hände entgegen, sie lächelte ihm zu, eben so lieb und herzlich wie damals, und doch war es ein trauriges Lächeln und schnitt ihm tief ins Herz, besonders als sich nun ihre großen, dunkeln Augen mit Thränen füllten und als sie, ausrufend: „Erich, mein lieber Erich!“

— einen ſchluchzenden Ton tiefen Schmerzes vernehmen ließ. Doch dauerte ihre heftige Aufregung nur ein paar Secunden, während welcher ſie ihre Hände feſt vor das Geſicht preßte, dann aber die ſeinigen haſtig ergriff, ihn raſch an ſich zog und auf die Stirn küßte.

„Wenigſtens haſt du mich wieder erkannt, meine liebe Puppe, und nach allem, was ich ausgeſtanden und gelitten, muß mir das ſchon genügen — ſage mir aufrichtig, ob du meine Züge wirklich erkannt hätteſt, auch wenn ich deinem Gedächtniß durch meine Schwärmerei für den Orion nicht zu Hülfe gekommen wäre?“

„O gewiß, gewiß, Kolma!“

Sie ſeufzte tief auf und ſagte erſt nach einer kleinen Pauſe: „Ich will dir glauben, lieber Erich, denn unmöglich war es ja, daß du den Ton meiner Stimme hätteſt wieder erkennen ſollen. Es hat ſich ja ſo Vieles und ſo ſehr in mir verändert — nicht wahr, das wirſt du nicht läugnen wollen?“

Wer hätte vermocht, das zu läugnen, wer, wie Erich, die Kolma früher gekannt! Jenes wilde, heiße, wunderbar ſchöne und dämoniſch glühende Weib, jene elaſtiſche Geſtalt voll Kraft und Jugendfriſche, den übermüthigſten Trotz zeigend, ſobald es ihr beliebte; in den trotzig aufgeworfenen Lippen und dazu neben der unglaublichſten Kraft und Gewandtheit den tollkühnſten Muth, um jedem noch ſo trotzigen und heftigen Gedanken gerecht zu werden — und nun — nicht einmal mehr der Schatten der Kolma von damals, jener kühnen, wilden Reiterin, die mit ihrem Laſſo das Pferd der Steppe einfing und zugleich Tauſende von Herzen vor ſich niederwarf! Wohl ſah man noch Spuren der ſchönen Züge, wohl war es noch

der fein geſchnittene Mund, die herrlichen Zähne, vor Allem die ſchönen Augen, aber es waren das alles wohl dieſelben, gleichen Theile ihres ehemaligen Geſichtes, denen aber in gewiſſer Beziehung der kräftige, geiſtige Zuſammenhang fehlte. Wohl blickten ihre Augen wieder freundlich lächelnd wie damals, doch waren die ehemals ſo ſchwellenden Lippen nicht mehr im Stande, dieſen Ausdruck zu verſtärken und ſchienen einer andern Macht zu gehorchen, die ſich ihrem heiteren Lachen widerſetzte.

Bei den erſten Worten, die ſie an Erich richtete, nachdem ſie ihren Schleier zurückgeſchlagen, hatte die heftige Aufregung ihr Geſicht gerötbet, es lebhafter erſcheinen laſſen, ja, ihre Stimme verſtärkt; doch bei allem dem war gleich darauf eine um ſo heftigere Abſpannung gefolgt, und als ſie jetzt, ſtumm in ihrer Ecke ruhend, während ſie ſeine Hände hielt, ihn mit einem traurigen Lächeln anblickte, erſchien ſie ihm, beſonders im bleichen Scheine des aufſteigenden Mondes, ſo gänzlich verwandelt, ſo krank und lebensmüde, daß es ihm unmöglich war, ſeine Thränen zurückzuhalten und er ſtill auf ihre weichen, dünnen Finger weinte.

„Davon ein andermal, Erich,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, ſich aufraffend; „wir wollen die erſten Augenblicke des Wiederſehens nicht mit traurigen Erzählungen verdüſtern — was iſt's auch weiter! Mein Auge wird ſich etwas früher verdunkeln, als ich damals gedacht, vielleicht auch gehofft, aber immerhin nicht zu früh nach dem, was ich von dieſem armſeligen Leben erfahren.“

„O, Kolma, reden Sie nicht ſo, das wird vorübergehen —

— eine ſchwere Krankheit hat Sie allerdings etwas verändert, aber Sie werden ſich erholen!"

„Du weißt zu genau den Grund meiner ſchweren Krankheit, wie du das nennſt, um nicht auch zu wiſſen, daß, weil mir damals ein plötzlicher Tod nicht beſchieden war, ich nun Jahre lang einen ſehr langſamen ſterben muß; doch, wie aber ſchon geſagt, laß uns ſpäter darüber reden. Es beſchäftigen mich jetzt wichtigere Dinge — ich ſuche Blanda auf, von der ich zu meinem großen Schmerze erfahren, daß es ihr nicht gut gegangen ſein ſoll."

„Blanda? Ich habe ſie vor einigen Tagen geſehen!" rief Erich mit einer Haſt, welche die raſche Frage Kolma's hervorrief:

„Sahſt du ſie zufällig, oder wußteſt du ihren Aufenthaltsort und hatteſt Gelegenheit, ſie öfter zu ſehen?"

„Das Letztere muß ich leider verneinen; ich ſah ſie nur zweimal ganz zufällig. Das erſte Mal, als ich ſie ſah, zweifelte ich, daß ſie es ſei. Wir ritten mit der Batterie vom Exercierplatze nach Hauſe bei einer Reihe junger Damen vorüber, und erſt als wir ſie ſchon hinter uns gelaſſen hatten, ſagte einer der Officiere zum anderen: „Wer mag wohl die ſchöne, blonde, junge Dame geweſen ſein, die uns ſo aufmerkſam betrachtete?" Ich wandte mich raſch auf dem Sattel um, und da war es mir gerade, als hätte ich Blanda erkannt."

„Sie wird es auch geweſen ſein, und blieb vielleicht abſichtlich ſtehen, als ihr vorüberzoget, weil ſie dich zu erkennen glaubte; das ſähe ihr ähnlich und ich weiß, daß ſie dich nicht vergeſſen hat."

„Wie mich das freuen würde! Das zweite Mal, als ich

Blanda sah und erkannte, war ganz vor Kurzem. Es sind nur wenige Tage; doch war ich damals zu weit von ihr entfernt. um auch nur den Versuch machen zu können, mit ihr zu reden. Doch erkannte ich sie augenblicklich, als sie vor einem Hause hier ganz in der Nähe in den Wagen stieg und davonfuhr."

„Darin wirst du dich doch getäuscht haben," entgegnete Kolma, nicht ohne Besorgniß in ihren Zügen — oder machte sie vielleicht eine Spazirfahrt mit den anderen jungen Damen?"

„Nein, so sah es nicht aus; es war keiner von den Wagen, in denen man spaziren zu fahren pflegt, es war eine einfache verschlossene Droschke, blau mit rothen Rädern, und ehe Blanda einstieg, besorgte man einiges Gepäck in den Wagen."

„So sollte ich zu spät kommen? — Unmöglich; ich würde es gewiß erfahren haben, wenn die Gräfin Seefeld sie so rasch aus dem Damenstifte hätte entfernen lassen — oder sollte Herr Renaud voreilig gewesen sein? Möglich — Gott, wie langsam die Pferde laufen!"

„Da sind wir schon," sagte Erich, „wenn nämlich ihr Besuch dem Hause gilt, wo Blanda in die blaue Droschke stieg."

Damit hielt der Wagen, und der Bediente zeigte sich am Schlage, um von Kolma eine Karte in Empfang zu nehmen, vermittels welcher er sie in dem Damenstifte anmelden sollte. Er kam auch bald darauf zurück und sagte, der Besuch werde angenehm sein.

„Du hast wohl noch etwas Zeit für mich, um mich hier zu erwarten?" sagte Kolma zu Erich. Bleibe nur im Wagen sitzen, ich werde nicht lange dort im Hause zu thun haben."

Damit schritt sie durch das Gitterthor über den Hof da-

hin, und Erich blickte ihr mit trüben Gedanken nach, als er bemerkte, wie ſie ſo langſam und gebeugt ging; dann ſchaute er an dem Hauſe in die Höhe. Er hatte es früher ſchon oft betrachtet mit ſeinen vielen hell erleuchteten Fenſtern, wenn er Abends nach einem Beſuche bei Schmoller von dem Fort Maximilian herunter gegangen war. Ach, hätte er damals gewußt, daß Blanda hier lebte, mit welchem Intereſſe würde er in jedem der erleuchtenden Fenſter ihr Zimmer geſucht haben! — Doch nun war ſie fort und man ſah es dem Hauſe wohl an, daß es, in Erich's Gedanken, ſein Beſtes verloren hatte; denn heute ſchien kein freundlicher Lichtſtrahl in die Straße hinaus. Das Gebäude lag ganz dunkel vor ihm und blickte mit den geſchloſſenen Läden den Beſchauer ſo theilnahmlos an.

Kolma war von dem Portier, der ihr das Gitterthor geöffnet hatte, über den Hof geleitet worden, dann ins Haus hinein und die ſpärlich beleuchtete Treppe hinauf, wobei ſie ſich wunderte, daß ſie hier überall, ſtatt von Zeugen regen Lebens, von einer tiefen Stille empfangen wurde, die auf beinahe unheimliche Art ein faſt gänzliches Verlaſſenſein ausdrückte. Da klang aus keinem der Zimmer munteres Lachen oder der behagliche Lärm plaudernder Stimmen — Alles ſchien öde und leer. Droben im erſten Stocke öffnete eine alte Dienerin ein Zimmer und bat die Dame, einen Augenblick zu warten, die Directorin, Frau von Welmer, werde augenblicklich erſcheinen.

Es dauerte auch nicht lange, ſo trat die Gerufene ein und erſuchte, nicht ohne die Spur einiger Verlegenheit, die fremde Dame, Platz zu nehmen.

„Ich komme etwas ſpät," ſagte Kolma, „was ich bitte, meiner Ungeduld zu Gute zu halten, die mir nicht geſtattete, bis morgen zu warten, um einige Erkundigungen einzuziehen."

„Sollte es ſich dabei um die Aufnahme einer jungen Dame in das Stift handeln," gab Frau von Welmer raſch zur Antwort, „ſo bedauere ich ſehr, Ihnen ſagen zu müſſen, daß Sie einen vergeblichen Weg gemacht. Vielleicht hat Ihnen die Stille des Hauſes ſchon angezeigt, daß dasſelbe im gegenwärtigen Augenblicke faſt gänzlich unbewohnt iſt."

„Allerdings hat mich dieſe Stille überraſcht."

„Das Damenſtift," fuhr die ehemalige Directorin unter einem etwas tiefen Athemzuge fort, „wurde vor wenigen Tagen nach reiflicher Ueberlegung aufgelöſt und die jungen Damen ihren Eltern und Verwandten zurückgegeben. Es iſt allerdings die Rede davon, dasſelbe auf anderen Grundlagen neu erſtehen zu laſſen, aber es dürfte bis dahin für Ihre Wünſche doch zu viel Zeit vergehen."

Kolma hatte die Dame ruhig ausreden laſſen, dann erſt ſagte ſie: „Ich danke Ihnen für Ihre Auskunft, die mir um ſo wichtiger iſt, da ich nur in der Abſicht hergekommen, um mich nach einer jener jungen Damen zu erkundigen, für die ich das höchſte Intereſſe fühle."

Frau von Welmer ſchaute jetzt mit größerer Aufmerkſamkeit in das bleiche Geſicht der fremden Dame, die nach ihrem ganzen Benehmen, nach ihrer Haltung ſo wie nach ihrer einfachen, aber höchſt elegant gewählten Kleidung den vornehmſten Ständen angehören mußte; dann ſagte ſie mit einer leichten Verbeugung: „Ich erinnere mich nicht, das Glück gehabt zu

im nächſten Augenblicke, da er faſt überritten wird von einem Zuge toller Basken, wilden, verwegenen Geſellen in braunen Jacken, die roth und weiße Mütze auf dem Kopfe, Diener von Offizieren oder anderen vornehmen Herren, die in vollem Galopp die Straße unſicher machen und nicht einmal den Ermahnungen der berittenen Wache folgen, die ſich dann auch zurückzieht und die wahrſcheinlich gut Gekannten lachend ihren Weg verfolgen läßt.

Jetzt flüſtern die Mädchen auf den Balkonen emſig mit einander und ſchauen eifrig nach dem Eingange der Straße. Ein paar Damen erſcheinen zu Pferde, von vielen Reitern umringt, alle in andaluſiſcher Tracht, welche ſich bei den Reiterinnen noch reizender ausnimmt. Ueber dem langen Reitkleide tragen ſie ein Jäckchen von amarauthfarbigem Sammet, mit ſchwarzen Schnüren beſetzt und unzähligen kleinen ſilbernen Knöpfchen; ſchief auf dem Kopfe ſitzt keck der andaluſiſche Hut.

Um das Ende oder allmälige Aufhören des Zuges zu erwarten, müßten wir noch mehrere Stunden hier ſtehen bleiben, ohne viel Anderes zu ſehen als das, was wir eben zu ſchildern verſuchten. Deßhalb wollen wir uns langſam vorwärts ſchieben, was übrigens auf dem ſehr ſchmalen, menſchenbeſetzten Trottoir keine Kleinigkeit iſt. Auf das Pflaſter zu treten, kann lebensgefährlich werden, denn bald wird uns eine Equipage ſtreifen, oder ein unartiges Maulthier, welches anfängt, rückwärts zu gehen, uns ſehr unſanft berühren. Man hilft ſich ſo gut man kann, man bittet um Entſchuldigung und wird wieder um Entſchuldigung gebeten; man hält laut aufſchreiende Sennorita's, die in Gefahr ſind, vom Trottoir hinabgedrängt zu werden und wird dafür im nächſten Augenblicke von einem höflichen Spanier ebenfalls vor einem Sturze bewahrt.

So gelangen wir ſehr langſam in die Nähe der kleinen Kirche von St. Antonio, wo übrigens nicht viel zu ſehen iſt. Unter der geöffneten Thüre ſtehen ein paar Geiſtliche, welche die Thiere an ſich vorüberziehen laſſen und geweihtes Waſſer hinausſpritzen. Auch erhalten viele Reiter einen kleinen Zettel, deſſen Bedeutung

haben, die gnädige Frau bei mir zu ſehen; auch iſt mir, ich muß es geſtehen, der Name auf dieſer Karte ein gänzlich fremder."

„Ich glaube das wohl," entgegnete Kolma, und ſetzte dann im Tone ſo großer Ueberlegenheit hinzu: „Ich hatte meine guten Gründe, früher nicht ſelbſt hieher zu kommen und ſo zu handeln, wie ich gehandelt" — daß die Directorin durch ein bezeichnendes Niederſchlagen ihrer Augen die vollkommene Richtigkeit jener Gründe zugab, worauf die fremde Dame fortfuhr: „Es handelt ſich um ein junges Mädchen, welches hier im Hauſe nicht ſo behandelt worden iſt, als man hätte hoffen können, daß es behandelt werde."

Frau von Welmer zeigte die größte Ueberraſchung oder affectirte wenigſtens eine ſolche, indem ſie zur Antwort gab: „Ich würde troſtlos ſein, gnädige Frau, wenn Ihre Angabe nicht auf Entſtellungen und Mißdeutungen gegründet wäre."

„Im Gegentheil, auf keines von beiden, und wenn ich Ihnen den Namen jener jungen Dame nenne, ſo müßte ich mich ſehr wundern, wenn derſelbe nicht ſchwer auf ihr Gewiſſen fiele."

„Gnädige Frau, ich habe ſtets meine Schuldigkeit gethan, und da ich dies mit gutem Gewiſſen von mir ſagen kann, ſo wäre ich Ihnen ſehr verbunden für die raſche Nennung jenes Namens."

„Recht gern, Madame; das junge Mädchen, welches hier nicht zum Beſten behandelt wurde, obgleich es ſowohl ſeinem Stande nach, als wegen ſeiner Herzensgüte, ſeiner Liebenswürdigkeit, in jeder Hinſicht ſeines ſeltenen Charakters wegen ver-

dient hätte, auf den Händen getragen zu werden, befand sich hier unter dem Namen Miß Blanda Price."

Hatte die Directorin diesen Namen nicht erwartet oder hielt sie es für gerathen, sich in hohem Grade überrascht zu zeigen, genug, sie zuckte förmlich in die Höhe, um dann mit einem kalten Lächeln zu sagen: „Diesen Namen hatte ich gerade nicht erwartet!"

„Vielleicht nicht gehofft, ihn aus meinem Munde mit dem Zusatze zu vernehmen, daß ich Sie dringend ersuchen muß, mir zu sagen, was aus dem jungen Mädchen geworden ist!"

„Ich nehme an, daß die gnädige Frau ein Recht hat, danach zu forschen, und da mir von anderer Seite, von welcher ich vollkommen überzeugt bin, daß ein Recht besteht über das Schicksal jenes jungen Mädchens zu bestimmen, nicht verboten wurde, ihren jetzigen Aufenthalt zu nennen, so will ich keinen Anstand nehmen, Ihnen denselben mitzutheilen, wenn Sie mir vorher eine Frage gestatten wollen."

„Mit Vergnügen."

„Ueber Ihre gewiß ungerechten Vorwürfe in Betreff jenes jungen Mädchens hinweggehend, belieben Sie mir vielleicht einige Aufklärung zu geben über das, was Sie vorhin erwähnten von dem höchst vornehmen Stande der Miß Price, der mir bisher gänzlich unbekannt war und mir heute noch nicht ganz glaublich erscheint, da sie, allerdings von sehr hochansehnlicher Seite protegirt, nur allein durch jene Empfehlungen Zutritt in dem hiesigen Damenstift erhielt, unter den Töchtern der ersten Familien des Landes."

„Was Sie sie wahrscheinlich fühlen ließen, und wodurch Blanda, wie ich ihren Character kenne — und ich kenne ihn

sehr genau —, vielleicht verschlossen, trotzig, widerspänstig wurde, da sie zu stolz war, mit nur wenigen Worten jene Schranken zusammen zu werfen, die das junge Mädchen in Ihren Augen von den anderen hochadeligen Zöglingen trennten."

„Und diese Worte — ich wäre dankbar, sie aus Ihrem Munde zu vernehmen!" entgegnete Frau von Welmer mit einem kühlen Lächeln.

Um Kolma's Lippen zuckte es heiter und ihre Augen strahlten wieder einmal, wenn auch nur für kurze Zeit, mit der ganzen ehemaligen Lebendigkeit; dann sagte sie: „Daß hier Gründe vorlagen, den Namen Blanda's nicht zu nennen und daß der einer Miß Price ein angenommener war, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, muß aber hinzufügen, daß eben so wenig mir als jener hochansehnlichen Beschützerin des jungen Mädchens es heute noch gestattet ist, jenen Namen zu nennen, wogegen ich mir die Frage wohl erlauben darf: ob Ihnen, einer Dame von solcher Weltkenntniß, die Jahre lang im innigsten Verkehr stand mit den Töchtern der besten Familien des Landes, je ein Zweifel kommen konnte, als gehöre Blanda nicht einem der vornehmsten Häuser an? — Bitte, beantworten Sie mir diese Frage, indem Sie sich gefälligst die eben so schöne, aristokratisch feine Gestalt Blanda's, ihre edlen Gesichtszüge, vor Allem aber die wahrhaft gebietende Art ihres Benehmens ins Gedächtniß zurückrufen!"

„Allerdings muß ich diese Vorzüge des jungen Mädchens bedingungsweise zugestehen, und waren sie es gerade, welche Blanda in innigen Verkehr mit den meisten der anderen jungen Damen treten ließen, wogegen ich Ihnen nicht ver-

ſchweigen kann, daß ein zu Zeiten ſcheues und verſchloſſenes Weſen des jungen Mädchens, welches dann mit einem Male wieder in zügelloſe Wildheit umſchlagen konnte, eben ſo ſehr unſere, von guter Seite beſtätigte Annahme einer geringen Herkunft, als auch einer ſehr vernachläſſigten Erziehung bekräftigte. Glauben Sie mir dabei, daß ich mich perſönlich zu jenem eigenthümlichen Weſen trotz allem dem hingezogen fühlte, und daß, wo ich mit Härte gegen Blanda auftreten mußte, dies nur geſchah, um meine Autorität, vor Allem aber jene der mir untergebenen Lehrerinnen aufrecht zu erhalten — und daß mir dies dennoch nicht gelungen iſt," ſetzte ſie mit einem kummervollen Blicke hinzu, „mag Ihnen die troſtloſe Stille dieſes Hauſes beſtätigen; erlaſſen Sie es mir, weiter darüber zu reden, aber glauben Sie mir, es iſt mehr als gewöhnliche Neugierde, wenn ich Sie bitte, mir etwas Näheres über Blanda's Herkunft zu ſagen."

Da zuckte es abermals heiter und faſt ſchelmiſch um Kolma's Lippen, während ſie erwiederte: „Wie ich Ihnen ſchon vorhin ſagte, iſt es auch mir heute noch nicht geſtattet, Blanda's Familiennamen zu nennen; aber glauben Sie meiner Verſicherung, die ich mit einem feierlichen Schwure bekräftigen könnte, daß Blanda einer der mächtigſten Familien, einem der mächtigſten Stämme angehört, und daß es ihre Beſtimmung iſt, einſt als Fürſtin, als gebietende Herzogin über einen zahlreichen Volksſtamm, über ausgedehnte Länderſtrecken zu herrſchen."

Frau von Welmer blickte ſtaunend auf die Sprecherin und konnte nicht anders, als den Worten, die ſie ſo eben vernommen, Glauben beimeſſen." — Eine Herzogin hatte ſich

unter ihrem Dache, unter ihren Zöglingen befunden! Eine Herzogin war es geweſen, die von der abſcheulichen Quadde ſo gehaßt und gequält worden war, der man ihr reiches, blondes Haar abgeſchnitten, die man mit etwas weniger als Schimpf und Schande aus dem Damenſtifte entfernt hatte! — Und warum hätte ſie den Worten jener fremden Dame mißtrauen ſollen? Konnte dieſelbe doch durchaus von keiner zweideutigen Abſicht getrieben ſein, ihr etwas über die Vergangenheit jenes jungen, gewiß ſo intereſſanten Mädchens mitzutheilen! Blanda war ja fort; weder ſie, die Directorin, noch die garſtige Quadde, wenn dieſe noch da geweſen, wäre mehr im Stande geweſen, ſie zu haſſen oder zu protegiren — ja, wenn ſie dieſe Nachricht nur um einige Wochen früher erhalten hätte, ſtatt jener gänzlich falſchen Berichte aus dem Munde des Geſchäftsmannes der Frau Gräfin Seefeld, jenes ruhig und behaglich lächelnden Herrn Renaud — und daß ſie jenem vollkommen getraut und in ſeine Anſichten über das junge Mädchen eingegangen war, hatte ſie auch wieder dieſer Quadde zu verdanken, welche ein ſo großes Intereſſe an dieſem Herrn Renaud genommen — pfui über die alte Jungfer!

„Und Blanda?“

Dieſe Frage that die fremde Dame, nachdem ſie eine Zeit lang, nicht ohne ein eigenthümliches Leuchten ihrer Augen, zugeſehen hatte, wie die Directorin in tiefen Gedanken verloren da ſaß.

„Ja ſo — ich verſprach Ihnen, über den jetzigen wahrſcheinlichen Aufenthaltsort jener jungen Dame mitzutheilen, was ich weiß; ganz Genaues leider nicht, aber jedenfalls genug, um ihre Spur aufzufinden — wir folgten pünktlich

den Anordnungen jenes Geſchäftsmannes der Gräfin Seefeld," ſetzte ſie achſelzuckend hinzu, als ſie den ernſten Blick der Andern und das mißbilligende Kopfſchütteln derſelben bemerkte. — „Hier im Hauſe war eine Unterlehrerin, eine — wie ich jetzt immer mehr einſehe — brave und verſtändige Perſon, Mamſell Stöckel, an der Blanda mit großer Zärtlichkeit hing, und die ſich erbot, Blanda bei ſich aufzunehmen, bis nähere Weiſung ihrer Angehörigen eingetroffen ſein würde."

„Und die Adreſſe dieſer Mamſell Stöckel?"

„Leider kann ich Ihnen das nicht ganz beſtimmt ſagen, doch vermuthe ich, daß ſie ſich im gegenwärtigen Augenblicke bei ihrem älteren Bruder aufhält, einem Förſter in der Nähe der Reſidenz, auf dem ſogenannten Jagdſchlößchen, zu Wagen in einer halben Stunde erreichbar."

Kolma erhob ſich mit einem ſo trockenen: „Ich danke Ihnen, Frau Directorin!" daß dieſe mit allen Zeichen des Unbehagens, ja, der Verlegenheit entſchuldigende Worte ſagte, von gänzlicher Unkenntniß der wirklichen Sachlage ſprach und ihr innigſtes Bedauern ausdrückte, nicht früher zu Blanda's Beſtem, wie auch zu ihrem eigenen, durch eine ſo wohlwollende Freundin der jungen Dame — bei dieſen Worten verbeugte ſie ſich gegen Kolma — unterrichtet worden zu ſein. Dann geleitete Frau von Welmer die Fremde bis an die Treppe vor dem Hauſe, und während letztere ihrem Wagen zuſchritt, ging ſie in ihr ſtilles, einſames Zimmer zurück, um dort, haſtig auf und ab gehend, ihrer früheren erſten Lehrerin, der Fräulein von Quadde, in durchaus nicht freundlicher Weiſe zu gedenken, wobei ſie ſich einer grimmigen Freude darüber nicht erwehren konnte, daß die allerhöchſte Ungnade, welche ihr eigenes Haupt

getroffen, noch viel zerschmetternder auf das der Quadde gefallen war, die in Folge der Vorfälle in dem adeligen Damenstifte für alle Zeiten und für die weitesten Kreise gänzlich unmöglich geworden war, und die später ihr Leben dadurch fristete, daß sie kleinen Mädchen armer Leute Unterricht im Stricken ertheilte und ihnen die Anfangsgründe des Alphabetes beibrachte.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Erſcheint etwas märchenhaft, zeigt uns eine verwunſchene Prinzeſſin auf einſamem Jagdſchloſſe, erzählt von Zitherklängen, von Wiederfinden und Trennung.

Kelma fragte den Kutſcher, ob er den Weg nach dem ſogenannten Jagdſchlößchen wiſſe, wie derſelbe beſchaffen ſei und wie weit es dorthin wäre, worauf ſie die befriedigendſten Antworten erhielt und den Befehl gab, dorthin zu fahren.

Erich hatte ſich vorhin in die Ecke des Wagens gedrückt, von wo aus er das ſtille, dunkle Haus vor ſich, ſo wie nach einer leichten Neigung des Kopfes droben das Fort Maximilian ſah. Was mochte wohl Schmoller gedacht haben, wenn dieſer bei ſeinen Beobachtungen durch den Tubus das Leben des Hauſes hier unten ſo langſam abnehmen und verſchwinden ſah, Wagen um Wagen anfahrend, um irgend eine der jungen Damen mit ihrem Gepäcke zurück zu nehmen, wie ja wahrſcheinlich in dieſen Tagen geſchehen war! — Oder was würde er da droben ſagen, wenn er Erich jetzt hier unten ſehen könnte, vor dem Hauſe, welches Schmoller's thörichte Wünſche einſchloß, in einem prachtvollen Wagen und im Begriffe, von

einer schönen, eleganten Dame Nachrichten über das Innere jenes einsamen, fast gänzlich menschenleeren Hauses zu erhalten!

Kolma stieg langsam in den Wagen, nachdem sie dem Bedienten ein paar Worte gesagt, der hierauf den Schlag schloß und, anstatt sich wieder zum Kutscher auf den Bock zu begeben, zu Fuß nach der Stadt zurückging. Der Wagen aber setzte seinen Weg fort, und zu Erichs großer Freude auf demselben Wege, den vor ein paar Tagen die blaue Droschke mit den rothen Rädern genommen hatte. Da war schon die Mauer, neben welcher er so unglücklich gewesen war, zwischen die Officiere zu rennen. Was für ein Contrast zwischen damals und jetzt! Er in dem weichen, sanft schaukelnden Wagen, Kolma gegenüber, dem einzigen Wesen, das von allen auf dieser weiten Welt so inniges Interesse an ihm nahm, das ihm herzlich zugethan war, das ihn liebte, wie man nur einen Bruder zu lieben vermag! Und dazu auf demselben Wege zu fahren, wohin ihm Blanda entschwunden war! Sie, das liebliche und doch so eigenthümliche Mädchen, die er sich, wenn er recht innig an sie denken wollte, stets in dem Augenblicke vergegenwärtigte, wo sie Nachts auf der Wiese bei Zwingenberg an dem lodernden Feuer der lagernden Zigeuner mit ihren kleinen Händen die seinigen ergriff, sich an ihn schmiegte und ihn küßte!

Kolma war gegen früher recht schweigsam geworden, aber sie lächelte ihm freundlich, fast heiter zu, als sie ihm beim Einsteigen die Hand auf die Schulter legte und dabei sagte: „Hoffentlich werden wir Blanda in Kurzem finden — aber wo und wie!“

„Wie innig freue ich mich darauf, das Kind wieder zu sehen!“

„Das Kind — wie ſo? — Ach, ich verſtehe, es ſind einige Jahre her, daß du nicht mehr in ihre Nähe kamſt — gib Acht, meine Puppe, du wirſt ſie gerade ſo verändert finden — nur auf ganz andere Art, wie mich!“

Dann drückte ſie ſich feſt in ihre Ecke und blickte in das dämmerige Licht hinaus, welches die weite Landſchaft erfüllte und dadurch entſtanden war, daß leichte, feine Nebel aufſtiegen, vom Boden emporziehend, ſich durch die kahlen Aeſte der Bäume ſchlangen, hoch an den Himmel hinauf, wo der Mond nun gleichfalls tief verſchleiert einſam ſeiner Wege ging, aber, äußerſt geſchäftig, ſtets in einer gewiſſen Entfernung dem raſch dahin rollenden Wagen voraus, und gerade ſo ausſah, als habe er etwas ſehr Geheimnißvolles zu vollbringen, vielleicht droben in dem alten Jagdſchloſſe die Ankunft der Beiden anzukündigen, wobei er ſich außerordentlich in Acht nahm, mit langgeſtreckten Wolkenmaſſen, die ihn neugierig umgaben, in keine Berührung zu kommen. Dazu klangen die Hufſchläge der Pferde auf der harten Landſtraße ſo gleichförmig und tactgemäß, wie die Begleitung zu einem Wiegenliede und ſchienen auf Kolma ſo einzuwirken, denn ſie hatte die Augen geſchloſſen, als wenn ſie ſchliefe.

Jetzt bog der Wagen von der breiten Straße ab und es ging einen Waldweg ziemlich ſteil hinauf; dann vernahm man Hundegebell, ſah hierauf Lichter durch die Zweige blinken, und nun hielten die dampfenden Pferde vor einem alten, hölzernen Thore, das ſich in einer von Epheu überwachſenen Umfaſſungsmauer befand und hinter welchem die Hunde heftig anſchlugen. Man hörte gleich darauf, wie ſie von einer kräftigen Stimme zur Ruhe verwieſen wurden, worauf ſich langſam das Thor

wir übrigens nicht erfahren konnten. Mag man über den Gebrauch, ein unvernünftiges Thier zu ſeinem harten und beſchwerlichen Tagewerk durch ein Wort des Segens ſtärken zu wollen, vielleicht achſelzuckend lächeln, ſo iſt doch der feſte Glauben auch hier etwas zu Schönes, um darüber zu ſpötteln. Man muß nur ſehen, wie ſich jeder Reiter beeifert, mit ſeinen Thieren ſo dicht wie möglich an die Kirchthüre zu gelangen, und man begreift wohl, wie viel Werth er darauf legt, mit ſeinen treuen Arbeitsgefährten an dieſem Tage bei St. Anton geweſen zu ſein. Wahrhaft rührend erſchien mir ein alter Mann auf einem ſchäbigen und ſehr ſtörriſchen Maulthier, welches ſich zu fürchten ſchien und trotz allen Bemühungen ſeines Reiters nicht in die Nähe der kleinen Kirchthüre zu bringen war. Geduldig ſtieg er endlich ab, band das Maulthier an die Stange eines eiſernen Fenſtergitters, ließ ſich ſeine Hand mit dem Waſſer befeuchten und ſtrich dann dem Thiere über die Stirn, worauf er wieder aufſtieg und beruhigt von dannen ritt. Möge ihm ſein Glaube helfen!

Unſer Spaziergang iſt übrigens hier an der Kirche noch nicht zu Ende; wir müſſen uns noch weiter durchdringen, bis an's Ende der Straße, wo dieſelbe auf den weiten Platz von Santa Barbara mündet. Dieſer führt ziemlich ſteil aufwärts zum Thore des Paſeo de la Ronda, einem prächtigen Platz für die tollen Reiter, die im Schritte aus der Straße Hortalera herauskamen und nun hier ihre Reiterkünſte zeigen. Zu beiden Seiten des Platzes befand ſich eine zahlreiche, zuſchauende Menſchenmenge, und viele elegante Equipagen hielten da, und die darin Sitzenden betrachteten ſich ebenfalls das glänzende Schauſpiel, welches die wilde Reiterſchaar bot. Etwas Aehnliches, wie dieß tolle Reiten hier, habe ich aber auch nur bei den Arabern der Wüſte geſehen, es war wie eine Razzia, wo Jeder ſich beeilt, vorwärts zu kommen, um den herannahenden Feind zu überfallen. Sowie ein Trupp Reiter mit oder ohne Handpferde die enge Straße verlaſſen hatte, brachen alle in ein gewaltiges Hurrah aus, ſchwenkten Hüte und Mützen, knallten mit ihren Peitſchen, ſetzten ihren

öffnete und ein Mann in einer grauen Juppe sichtbar wurde, der den Kutscher fragte, ob der Besuch dem Jagdschlößchen gelte oder ob er vielleicht irre gefahren sei.

„Wenn hier der Förster Stöckel wohnt, so haben wir uns nicht geirrt," gab Kolma zur Antwort.

„Der wohnt allerdings hier, ist aber noch im Revier draußen."

„So ist vielleicht seine Schwester zu sprechen, oder das fremde Fräulein, welches hier oben wohnt?"

„Ah so, nun versteh' ich," sagte der Mann in freundlichem Tone; „das fremde Fräulein wußte vielleicht darum, daß Sie kommen würden, denn sie sagte vorhin zur Schwester des Herrn: Gib Acht, wir bekommen heute Abend noch Besuch!"

„Kann ich in den Hof hineinfahren?" fragte der Kutscher.

„Bei der Dunkelheit nicht ganz gut, das Thor ist ein Bißchen eng."

„So bleibe ich hier draußen," sagte der Kutscher. „Und da es vielleicht etwas länger dauert," setzte er, gegen Kolma, welche mit Erich ausgestiegen war, gewendet hinzu, „so will ich den warm gewordenen Pferden die Decken überhängen."

Kolma, Erich und der Mann, der das Thor vorhin geöffnet und jetzt wieder verschlossen hatte, gingen über den Hof dem am Ende desselben liegenden Jagdschlößchen zu, das sich mit seinem Thurme und den scharf zugespitzten Dächern deutlich von dem hier oben noch klar gebliebenen Nachthimmel abhob.

„Die Nebel sind drunten im Thale geblieben," meinte Kolma nach einem tiefen Athemzuge — „ich wollte, sie wären es in jeder Beziehung! Ist es nicht schön hier oben in dieser herrlichen Mondnacht?" sagte sie zu Erich.

„O, über alle Beſchreibung ſchön," gab dieſer zur Antwort, „und es kommt mir wie ein Traum vor, daß wir aus dem Dunſte und dem Gewühle der Stadt ſo wie mit Einem Male hier eben ſind! Es iſt mir gerade, als läſe ich das in einem Märchenbuche, oder als wäre ich gerade im Begriffe, hier ſelbſt ein Märchen zu erleben."

„Wer weiß — doch horch, was iſt das?"

Es waren leiſe, weiche Zitherklänge, die von dem Jagdſchlößchen herüber drangen, doch ſo unbeſtimmt, daß man ſie für das melodiſche Säuſeln der Nachtluft durch die kahlen Zweige der mächtigen Buchen hätte halten können, die vor dem Eingange ſtanden. Dort hinein eilte der Mann in der grauen Joppe, und da es hier auf dem Vorplatze ziemlich dunkel war, ſo öffnete er geſchäftig eine große Flügelthür, wodurch es Kolma und Erich ermöglicht wurde, ſogleich mit Einem Blicke die ziemlich große und hell erleuchtete Halle des Schlößchens, welche zugleich als Wohnzimmer des Förſters diente, zu überſchauen, ohne ſelbſt geſehen und erkannt zu werden; und was ſie hier ſahen, war ſo überraſchend und eigenthümlich ſchön, daß Erich mit hochklopfendem Herzen alles Ernſtes glaubte, es thue ſich nun in Wirklichkeit ein hübſches Stück Märchenwelt vor ihm auf.

Im Hintergrunde des alterthümlichen Gemaches, deſſen Wände mit rieſenhaften Geweihen, mit Jagdemblemen und Waffen aller Art verziert waren, loderten mächtige Holzklötze in einem hohen und weiten Kamine, deren ſpielende Flammen zugleich mit einer von der Decke hangenden Ampel nicht nur ein eigenthümlich wechſelndes Licht gaben, ſondern auch mit röthlicher Gluth Alles rings umher auf die wunderbarſte Art

bestrahlten, wozu noch von der einen Seite das kalte, weiße Mondlicht kam, welches durch das einzige Fenster der Halle, ein breites Bogenfenster, herein fiel und in so eigenthümlichem Contraste stand mit der eben erwähnten dunklen Gluth der Holzflamme. Neben dem Kamine war die Wand bis hoch hinauf mit dichtem, grünem Epheu bedeckt, jetzt ein mächtiger Stamm, hundertfach verzweigt, welcher vor langen Jahren als winziges Pflänzchen durch eine Mauerspalte ins Innere gekrochen war, sich hier neugierig in der Behausung der Menschen umschauend, wo der junge Epheu es vielleicht behaglich fand und deßhalb beschloß, sich hier anzusiedeln zu eigenem Wohlbehagen und zum Vergnügen der Menschen, die hier vor und unter ihm saßen, wie in einer prächtigen Laube. Heute Abend aber war diese Laube ganz besonders lieblich anzusehen, denn in ihr neben dem Kaminfeuer saß auf einem schweren, altmodischen Lehnsessel ein junges Mädchen mit prächtig lockigem, hellblondem Haar, das Gesicht der Gluth zugekehrt und von dieser rosig geküßt, während in den aufwärts gerichteten, träumerisch blickenden, großen, schönen Augen ein Strahl des weißen Mondlichtes schimmerte; ein schöner Jagdhund mit langem, weichem, glänzendem Haar kauerte vor ihr und hatte seinen Kopf zutraulich auf ihr Knie gelegt. Vor dem Kamine saß ein junges Mädchen und spann, und die Töne der Zither kamen aus der fernsten Ecke des Gemaches, wo es indessen zu dunkel war, um den Spielmann erkennen zu können. Dies alles war aber auch nur Nebensache und wirkte Alles, die Gluth des Herdfeuers, das weiße Mondlicht, das Surren des Spinnrades, die sehnsuchtsvollen Zitherklänge, zusammen, um das

Bild des jungen Mädchens noch lieblicher, märchen-, ja, zauberhafter zu machen.

Dann trat Kolma langſam in den Lichtkreis ein, und zuerſt ruhten die Augen Blanda's ein paar Sekunden lang mit Erſtaunen, ja, mit Erſchrecken auf deren bleichen, ihr beinahe fremd gewordenen und doch wieder ſo bekannten Geſichtszügen; dann ſprang ſie auf und warf ſich leidenſchaftlich an den Hals ihrer ehemaligen Freundin und Gefährtin.

„O, Kolma, Kolma, wie unendlich glücklich bin ich, dich endlich wiederzuſehen!"

Erich ſtand noch im Schatten und blickte entzückt auf Blanda, die er ſich doch nicht ſo ſchön, ſo ganz anders geworden vorgeſtellt hatte. Wohl fand man in ihrem Geſichte noch die edlen, lieben Züge des jungen Mädchens von damals, noch war dies derſelbe ſchöne und tiefe Blick; doch war ſonſt Alles an ihr ganz anders geworden, und der junge Menſch, der wie im Traume drein blickte, ſtand, wie ſchon mancher vor ihm, hier wieder einmal dem Wunder der Roſe gegenüber — der Knoſpe, die er ſo unſcheinbar verlaſſen und die er jetzt wieder ſah, ſchwellend und glühend!

„Und Erich," ſagte Kolma, indem ſie ein wenig auf die Seite trat — „kennſt du ihn nicht wieder?"

„O doch, o doch," entgegnete das junge reizende Weſen, indem ſie ihre Arme ausſtreckte, um ihre beiden Hände in die ſeinigen zu legen, worauf ſie ihn einen Augenblick mit glücklich leuchtenden Augen betrachtete, um ſich dann raſch gegen ihn zu neigen, ihm ihre Stirn zum Kuſſe darbietend, während ſie ſagte: „Begrüße mich heute, nach Jahren, wieder, wie ich da-

mals, in jener Nacht, an dem lodernden Feuer von dir Abſchied nahm!"

Die Klänge der Zither waren plötzlich verſtummt, wie es ſchien, abgeriſſen mitten in der Melodie, und das Spinnrad hatte zu ſurren aufgehört, aber nicht mit Einem Male, ſondern langſam und behaglich, ganz paſſend zu dem wohlwollend lächelnden Geſichte der Spinnerin, die, aufwärts blickend und dann aufſtehend, jetzt von Blanda ſogleich in den Kreis ihrer vertrauteſten Freunde gezogen wurde.

„Sieh doch," ſagte ſie zu ihr, „das iſt meine liebſte Freundin und Beſchützerin, ſo weit ich in den Jahren zurückdenken kann, und dieß iſt mein lieber Freund und Beſchützer, zugleich aber auch mein Schützling, allerdings noch nicht von ſo lange her, aber mir werth — ſehr werth — und dies, Kolma," fuhr ſie hierauf fort, indem ſie einen Arm um den Leib der Spinnerin ſchlang — „dies iſt meine liebe, gute Stöckel, auch wieder eine gute, treue Beſchützerin aus der letzten, etwas traurigen Zeit her — auch meine Lehrerin, der ich ſo Vieles verdanke, und namentlich dieſes ſchützende Aſyl, wo ich mich ſo wohl und behaglich fühle."

Als Mamſell Stöckel nach einer freundlichen Begrüßung Kolma's den jungen, hübſchen Soldaten aufmerkſam betrachtete, ſagte Blanda lachend:

„Ja, es iſt derſelbe, um den Fräulein von Quadde gegen Sie ſo unangenehm wurde, als ich auf dem Spazirgange plötzlich ſtehen blieb, während er mit den Anderen vorüber ritt."

„Ohne Sie zu kennen, Blanda, das heißt, ohne Sie ſicher zu erkennen, da ich ja keine Ahnung davon hatte, daß Sie ſich in jenem Hauſe hier in der Stadt befänden, nicht die geringſte

Ahnung, bis ich Sie neulich ſah, als Sie in den Wagen ſtiegen."

„Da ſahſt du mich — und wo das? Bemerkte ich doch weit und breit Niemanden, und ich habe vortreffliche Augen!"

„Dazu hätten auch die beſten Augen nicht ausgereicht, denn ich ſah Sie von der kleinen Feſtung herab, die vor eurem Hauſe liegt."

„Von dort herab?" fragte ſie, indem ſich ihre ſo klaren und freundlichen Blicke verdüſterten. „So lebteſt du dort oben und ſahſt von dort häufig auf uns herab?"

„O nein, Blanda, ich beſuchte nur einen Freund, der auf der Feſtung wohnt, und es geſchah ganz zufällig, daß ich auf ſeine Veranlaſſung zu euch hinunter blickte."

„Ah ſo," gab ſie mit einem tiefen Athemzuge zur Antwort, wobei wieder ein lichter, herzlicher Strahl in ihren Blicken ſchimmerte — „ſo, du warſt nicht da oben?"

„Nur ſehr ſelten."

Dann lachte ſie laut und herzlich und rief: „Später, ſpäter mehr davon; jetzt wollen wir nichts von fremden Leuten wiſſen, auch nichts von der Vergangenheit und nicht einmal etwas von der Zukunft, ſondern, uns gegenüber ſitzend, nur von dem Glücke der Gegenwart plaudern! Kommt dein Bruder bald zurück?" fragte ſie, worauf Mamſell Stöckel zur Antwort gab:

„Ich glaube, wir können ihn jeden Augenblick erwarten. Was meinſt du, Joſeph?"

Dieſe Frage war an einen jungen Menſchen gerichtet, welcher in einer Ecke des Gemaches ſaß und der vorhin auf der Zither geſpielt hatte. Jetzt lehnte er in dem Winkel zurück

und betrachtete mit einem etwas finſteren Blicke die plaudernde Gruppe am Kaminfeuer.

„Kommen Sie her, Joſeph,“ ſagte Blanda, „damit ich Sie mit meinen Freunden bekannt mache.“

„Es iſt meines Bruders einziger Sohn, ja, ſein einziges Kind,“ bemerkte Mamſell Stöckel dazu, als ſich nun der Angeredete langſam näherte und in den hellen Feuerſchein trat; „ſeine Mutter ſtarb in Folge eines großen Schreckens, kurz nachdem er geboren worden war, und von dieſem Schrecken,“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „blieben auch ihm traurige Spuren.“

Joſeph war ein großer, ziemlich gut gewachſener, junger Menſch von vielleicht neunzehn Jahren, mit einem eigenthümlichen Zuge des Schmerzes oder eines, ihm vielleicht am allerbeſten bekannten Leidens in dem ſonſt wohl geformten Geſichte. Er verbeugte ſich etwas unbehülflich vor den Fremden, und als er hierauf ein paar freundliche Worte Blanda's, die ſeinem hübſchen Zitherſpiele galten, beantworten wollte, gelang ihm dies nur unvollkommen, trotz unverkennbar mühſamer Anſtrengungen ſeines Geſichtes, die ſich bis zu heftigen Nervenzuckungen ſteigerten, und als er hierauf nach einem kurzen Kopfnicken gegen ſeine Ecke zurückſchlich, bemerkte man deutlich, wie er das linke Bein etwas kraftlos nachſchleppte.

Wenige Minuten darauf trat der Förſter raſch in das Zimmer und war ſichtbar erſtaunt über die ſeltene Geſellſchaft, welche ſich in ſeinem Hauſe eingefunden. Daß dieſes Erſtaunen ein freudiges war, können wir gerade nicht behaupten, denn ſeine Worte: „Ich hatte wahrhaftig ſchon geglaubt, draußen halte bei ſo ſpäter Nacht der Wagen des Ober-Jägermeiſters!“ klangen etwas hart und rauh, und als er hierauf ſein Gewehr

unter einem der Hirſchgeweihe aufgehängt, trat er, ohne weiter etwas zu ſagen, vor den lodernden Kamin, ſtellte ſeine Füße mit den ſchweren Stiefeln abwechſelnd auf die eiſerne Stange vor dem Roſte und ſchaute alsdann mit einem ſehr gleichgültigen Blicke über die Gruppe der nun ſchweigend um den Tiſch Sitzenden hinweg.

Mamſell Stöckel ließ eine Minute oder ſo etwas vorüber gehen, ehe ſie ſich an ihn wandte: „Hier iſt eine fremde Dame, die gekommen iſt, Blanda zu ſehen.“

„Recht ſpät am Abend!“ war die kurze Antwort. „Und was will die Dame ſonſt noch?“

„Mit Ihnen ein Wort reden, Herr Förſter, wenn Sie vielleicht Zeit und Luſt hätten, mich anzuhören,“ ſagte Kolma, indem ſie aufſtand und zu ihm ans Feuer trat.

„Warum nicht? Ein geſcheites Wort zu hören, habe ich gern die Laune und gerade jetzt auch ein wenig Zeit, bis das Nachteſſen kommt, worauf ich nicht gern noch lange warten möchte.“

Die letzten Worte galten ſeiner Schweſter, die ſich augenblicklich erhob und die Halle verließ, gefolgt von Blanda, welche auch Erich aufforderte, mitzugehen.

„Sie waren ſo freundlich, zu erlauben,“ ſprach Kolma hierauf, „daß das junge Mädchen, das ich wie eine Schweſter, wie eine Tochter liebe, für eine kurze Zeit hier oben in Ihrem Hauſe ſein könne, wofür ich Ihnen ſehr dankbar bin und Ihnen meinen Dank gern in jeder Richtung beweiſen möchte.“

„Meine Schweſter hat mich darum gebeten, und da es nicht gar zu lange dauern ſoll, ſo will ich es in Geduld abwarten, bis Beide wieder Ihrer Wege gehen. — Sie müſſen

mich recht verſtehen, Madame, fuhr er nach einer Pauſe fort, als er geſehen, daß bei ſeinen Worten ein Schatten über die Züge der Dame flog — „es iſt hier oben ſo recht kein Aufenthalt für Frauenzimmer, das heißt es könnte mir Anders ausgelegt oder von oben herab nicht gern geſehen werden, wenn ſich hier bei mir Fremde aufhielten, ohne daß man darüber ein Langes und Breites gefragt oder geſprochen hätte. Ich bin eben nur der Förſter dieſes Waldes und der Aufſeher in dieſem herrſchaftlichen Jagdſchlößchen; das alles habe ich bereits der Schweſter geſagt, die mich verſtanden und nicht gar zu lange hier oben zu bleiben gedenkt. Was dann aus der Anderen wird, weiß ich nicht."

„Deßhalb bin ich gerade gekommen, um das junge Mädchen, das mir ſehr nahe ſteht, zu mir zu nehmen, und wenn Ihnen ſo viel daran liegt, daß dieß baldigſt geſchieht, ſo könnte es auch ſchon heute Abend ſein, oder in den nächſten Tagen."

Kolma ſagte dies hörbar aufgeregt, wobei ſie etwas mühſam athmete und ſich eine plötzliche Röthe auf ihrem Geſicht zeigte, die aber eben ſo raſch wieder verſchwand.

„So preſſirt's gerade nicht," gab der Förſter zur Antwort, indem er einen finſteren, faſt unwilligen Blick, nach der Ecke des Gemaches ſandte, wo ſein Sohn Joſeph ſaß und, ſcheinbar unbekümmert um das Geſpräch der Beiden, wieder angefangen hatte, ſeinem Inſtrumente leiſe, klagende, zitternde Accorde zu entlocken. — „He," rief er alsdann unwirſch hinüber, „weißt du denn gar nichts Geſcheites mehr aufzuſpielen, oder meinſt du vielleicht, wenn man ſo ſtundenlang allein in dem ſchweigenden Walde umhergelaufen iſt, es mache Einem ein beſonderes Vergnügen, ſolches Zeug da zu hören, welches gerade

ſo klingt wie der Geſang der Unken drunten im Teiche oder wie das Klagen des Nachtwindes zwiſchen den Bäumen? — Wie geſagt," fuhr er hierauf gegen Kolma gewendet, mit etwas milderer Stimme fort, „ſo arg preſſirts nun gerade nicht; auch habe ich es meiner Schweſter verſprochen, das junge Mädchen ſo lange hier oben zu behalten, bis ſie ſelber wieder geht — beſſer wäre es freilich geweſen," murmelte er zwiſchen den Zähnen, indem er ſich zu dem Kaminfeuer hinab beugte und in die Flamme ſpuckte, „ſie wären Beide geblieben, wo ſie waren!"

„Da es mir heute Abend oder morgen, oder in den allernächſten Tagen allerdings faſt unmöglich wäre, das junge Mädchen mit mir und gänzlich zu mir zu nehmen, wie natürlich geſchehen wird, ſobald ich einige nothwendige Arrangements getroffen habe, ſo bin ich Ihnen ſehr dankbar, daß es für dieſe Zeit unter der Aufſicht Ihrer vortrefflichen Schweſter, die ja ſchon ſeit Jahren mit Blanka bekannt und befreundet iſt, hier bleiben kann und Sie werden überzeugt ſein, Herr Förſter, daß Sie dieſen großen Dienſt keiner Undankbaren erzeigen."

„Pah," ſagte der Förſter, „der Dienſt iſt eben ſo groß nicht, und Sie brauchen kein ſolch Aufhebens davon zu machen! Vielleicht," ſetzte er mit einem düſteren Blick hinzu, „wäre mir die Gegenwart des jungen Mädchens hier oben in der Einſamkeit ſelbſt ein Vergnügen, wenn Manches bei mir anders wäre — aber ſo — iſt es beſſer, wir hauſen ſelbander hier oben ganz allein, ſo kommen wir auch nicht auf andere Gedanken, die, wie die Sache nun einmal liegt, von großem Uebel wären — und," fuhr er leiſer fort, indem er, die buſchigen Augenbrauen tief herabgedrückt, in die Gluth des Feuers ſchaute, „man kommt hier oben in der Einſamkeit gern auf dergleichen ſeltſame Ge-

Thieren die Sporen in die Seite und vorwärts jagten Alle im wilden Carrière. Daß die Maulthierzüge nicht dahinter blieben, kann man ſich leicht denken. Und ſo ging es im tollſten Durcheinander bis hinauf zu dem engen Thore, wo alsdann parirte, wer die Thiere in ſeiner Gewalt hatte, wer nicht halten konnte, ſchoß im tollen Jagen durch den Bogen des Thores, auf die Gefahr hin, überritten oder gequetſcht zu werden. Beides kam denn auch leider am heutigen Tage, trotz der zahlreich aufgeſtellten Wachen, mehreremal vor.

Daß der feſtliche Tag in den Schenken und Tanzlokalen der anliegenden Straßen lärmend beendet wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Bis ſpät in die Nacht hinein ſah man viele Häuſer mit Lichtern und Papierlaternen erleuchtet, hier wurde zu rauſchender Muſik getanzt und dort war man vielleicht ebenſo luſtig bei dem Klang einer Guitarre und dem Knacken der Caſtagnetten.

Was das Klima in der ſpaniſchen Hauptſtadt anbelangt, ſo iſt es dem öffentlichen Leben im Freien wohl nicht ſo günſtig, wie in anderen beſſer gelegenen Städten. Die weite Hochebene wird gegen Nord und Weſt von dem beinahe 9000 Fuß hohen Zug des Guadarrama-Gebirges begränzt; merkwürdigerweiſe fängt das Gebirge alle Wolken auf, die von Weſt und Nord heranziehen, wodurch die Hauptſtadt während der Sommermonate faſt ununterbrochen einen klaren und heitern Himmel ſieht, einen beſtändigen Sonnenſchein, den die nackten Granitſchichten des ſüdlichen, von Wald gänzlich entblößten Abhangs des Gebirges wie ein ungeheurer Brennſpiegel zurückwerfen und ſo die unerträgliche Hitze hervorbringen, von der Madrid, trotz ſeiner hohen Lage, den Sommer über heimgeſucht iſt. Der Spanier flieht vor ihr in das Innere ſeines Hauſes, und dem Sprüchwort nach ſieht man alsdann auf der Straße nichts als Hunde und Franzoſen. Sobald es aber Abend wird, weht von den Schneekuppen des Guadarrama, die auch während des Sommers nicht ganz verſchwinden, ein eiskalter Wind, der die Schwüle des Tages mit einemmal in eine empfindliche Kühle verwandelt. Dabei gibt es

danken, wenn man ſonſt beinahe nichts thun kann, als Zither ſpielen und träumend an den Himmel hinauf blicken — es iſt das eben ein Unglück!"

Kolma verſtand wohl, was er damit meinte, konnte ſich aber nicht enthalten, mit einem leichten Kopfſchütteln nach der Ecke zu blicken, wo der Sohn des Förſters ſaß, immer noch ſcheinbar mit ſeinem Inſtrumente beſchäftigt, obgleich man nach den harten Worten des Vaters keinen Ton mehr vernommen.

„Ja," fuhr der Förſter kopfnickend und ſo leiſe ſprechend fort, daß nur Kolma ſeine Worte verſtehen konnte, „ſeine Mutter war auch ſo eine Schwärmerin, zuſammengeſetzt aus unfruchtbaren Phantaſien und ſchwachen Nerven, weßhalb denn auch ein jäher Schrecken das zarte Gebäude zuſammen warf. Sie hatte eben kein Gemüth für das Weib eines Jägers, und als man mich eines Abends blutend nach Hauſe brachte — ein Wilderer hatte mich ſchwer an der Seite verwundet —, da war das doppelte Unglück fertig!"

„Und ſeit jener Zeit iſt er leidend?"

„Wie Sie ihn da ſehen, ziemlich klar bei Verſtand, ſchwächlich am Körper und beinahe unfähig, fünf oder ſechs Worte hinter einander ruhig auszuſprechen — das alles verkümmert mir das Leben und läßt mich verdrießlicher erſcheinen, als ich es eigentlich bin; deßhalb nehmen Sie meine Worte von vorhin nicht ſo ſchwer und laſſen mich Ihnen wenigſtens für heute Abend bieten, was dieſes kleine, einſame Haus vermag. — Ich weiß aber in der That nicht, wo ſie ſo lange bleiben," ſetzte er, nach der Thür blickend, hinzu.

„Ich will nach ihnen ſehen," erwiederte Kolma raſch, da es ihr nicht unlieb war, hier das Geſpräch mit dem Förſter

abbrechen zu können, und ehe er ſie zurückzuhalten vermochte, wenn das auch in ſeiner Abſicht gelegen hätte, war ſie durch dieſelbe Thür verſchwunden, die ſich vorhin hinter den Anderen geſchloſſen.

Der Förſter nahm eine ſchwere eiſerne Zange, die neben dem Kamine an einem Nagel hing, und wandte damit die halb verkohlten Klötze um. Als er mit dieſer Arbeit zu Ende war und aufblickte, ſah er ſeinen Sohn Joſeph dicht vor ſich ſtehen und bemerkte wohl, wie ihn dieſer mit einem lebhaften, unruhigen Blicke betrachtete.

„Nun, was ſoll's, Joſeph?“ fragte er in einem weicheren Tone, als wohl zu dieſen Worten paßte.

Der junge Menſch, deſſen leidendes Geſicht nicht ohne Intelligenz war und deſſen regelmäßige, angenehme Züge ſelbſt durch das häufige, ſchmerzliche Zucken des Mundes nichts Abſtoßendes erhielten, blickte einen Augenblick nach der Thür, dann wieder auf ſeinen Vater, welcher Bewegung der Augen er mit ſeinem Zeigefinger folgte, dann mit demſelben leicht die Bruſt ſeines Vaters berührte und hierauf nach einigen vergeblichen Anſtrengungen mühſam das Wort ‚geſprochen‘ hervorbrachte.

„Allerdings habe ich geſprochen mit der fremden Dame — klar und deutlich, wie es ſein muß.“

„Hier — bleiben.“

„Wer ſoll hier bleiben? Jene fremde Dame?“

Joſeph ſchüttelte mit dem Kopfe und zuckte die Achſeln, wodurch er ausdrücken wollte, daß es ihm wohl gleichgültig ſei, ob jene bleibe oder gehe.

„So meinſt du deine Tante Katharine?“

„Ja — und ...“

„Ei, Joſeph, mir ſcheint, du haſt gehört, was ich jener fremden Dame ſagte.“

Der junge Menſch nickte mit dem Kopfe, während er den Zeigefinger der rechten Hand quer an den der linken legte.

„So, halb haſt du es gehört — es iſt immer ſchlimm, wenn man etwas halb hört, beſonders etwas, das man gar nicht hören ſollte! Ja, ja, ich glaube es ſchon, daß du deine Ohren nicht zugehalten haſt, und ich habe dir auch angerathen, dein Zitherſpiel zu unterbrechen, was ich hätte bleiben laſſen können — doch da du ſo willſt, ſo muß ich dir ohne Weiteres wiederholen, was ich jener fremden Dame geſagt. Ich ſagte ihr nämlich, es ſei mir lieb, wenn ſie je eher, je lieber jene andere junge Dame von hier fortnähme, da ich ſie hier oben nicht gebrauchen kann. Haſt du vielleicht etwas dagegen?“

Bei dieſer Frage zuckte es ſchmerzlich über das bleiche Geſicht des jungen Menſchen, und nachdem unter heftigen Bemühungen, einen längeren Satz deutlich auszuſprechen, eine fliegende Röthe auf ſeinen Zügen erſchienen und wieder verſchwunden war, brachte er mühſam die Worte hervor: „Glücklich ſein.“

„Ei der Tauſend, Joſeph,“ erwiederte der Förſter mit einem lauten Lachen, das ihm aber nicht friſch weg vom Herzen kam, „du möchteſt glücklich ſein? Wie bringſt du denn das zuſammen mit jenem jungen Mädchen, welches deine Tante da heraufgeführt hat? Sei doch geſcheit! Das iſt vor ein paar Tagen gekommen unverhofft und wird uns nach ein paar Tagen wieder verlaſſen, eben ſo unverhofft und auf Nimmerwiederſehen! Was ſchüttelſt du mit dem Kopfe? Kam ſie nicht gänzlich unverhofft?“

„Nein — nein," ſagte Joſeph raſcher und deutlicher, als er bis jetzt etwas hervorbrachte.

„Wie verſteh' ich denn das? Wußteſt du vielleicht, daß ſie kommen würde, oder haſt du ſie früher ſchon geſehen?"

„Ja, ja."

„Der Tauſend, und wo denn?"

Zur Antwort ſtrich ſich der junge Menſch leicht mit der Hand über die Stirn, wobei ſein Geſicht einen ſo heiteren Ausdruck annahm und ſeine jetzt gänzlich ruhigen Lippen ſo glückſelig lächelten, daß ſich der Förſter mit traurigem Blicke raſch gegen das Feuer wandte, um in den ſpielenden Flammen eine Erinnerung vergehen zu laſſen, die ihm ſchmerzlich auf die Seele drückte -- die Erinnerung an die Urheberin jenes glückſeligen Lächelns.

„Und wo haſt du ſie denn früher geſehen?"

Joſeph trat an das Fenſter und nahm von dort ein Buch, das er aufgeſchlagen ſeinem Vater vor Augen hielt. Es waren deutſche künſtleriſch ſchön illuſtrirte Märchen, und auf dem Blatte, welches er ihm zeigte, ſah man Dornröschen im Lehnſtuhle vor der ſpinnenden Alten ſitzen, wobei ein ſchlanker Jagdhund den ſchönen Kopf ſchmeichelnd auf die Kniee des jungen Mädchens gelegt hatte, und dabei war eine ſo unverkennbare Aehnlichkeit zwiſchen Dornröschen und Blanda, daß man hätte glauben können, dieſe habe dem Zeichner dazu geſeſſen.

Der Förſter gab das Buch, nachdem er das Blatt aufmerkſam betrachtet, mit einem leichten Achſelzucken zurück, wobei er ſagte: „Das hier bleibt dir ja immer, und was das Andere anbelangt, ſo ſcheint es mir auch nicht viel anders zu ſein, als das Bild aus einem Märchen, von dem ich übrigens

wünschte, es hätte sich anderswo gezeigt, als gerade hier — und deßhalb ..."

„Deß—halb ..."

Da flog die Flügelthür auf, durch welche die Anderen verschwunden waren, und alle kamen wieder herein, irgend etwas tragend, Blanda voran mit einem Henkelkruge und Gläsern, und ganz eigenthümlich, ja, wunderbar lieblich aussehend, da ihr Erich eine Epheuranke um die blonden Locken gewunden hatte und da ihr feines Gesicht leicht geröthet war und ihre schönen Augen heiter und glückselig glänzten. Der helle Jagdhund schritt stolz an ihrer Seite, dann folgte Kolma mit Brod, die Stöckel mit einer dampfenden Schüssel und zuletzt kam Erich mit Tellern und Tischgeräthe auf dem Arme.

Zuerst hatten sich die Augenbrauen des Försters finster zusammengezogen, dann aber brach ein freundlicher Blick unter ihnen hervor wie ein Sonnenstrahl zwischen Regenwolken, worauf er sich hoch aufrichtete und mit freundlichem Kopfnicken zusah, wie die lustige Gesellschaft den Tisch deckte und besorgte.

Joseph, der wie geblendet nach dem jungen Mädchen hingestarrt hatte, zog sich dann rasch nach seiner Ecke zurück, und auf der Zither ertönte eine jener eigenthümlich melancholischen Liedermelodieen, die gerade so klingen als aus einem schmerzlich bewegten Herzen kommend, das sich über sich selbst lustig macht oder das sich im tiefen Leide doch immer wieder mit einer Hoffnung zu trösten vermag.

Bald darauf saßen Alle um den Tisch, und wer, wie Kolma und Joseph, keine Lust zum Essen bezeigte, der mußte sich doch den Wünschen und Befehlen Blanda's fügen, die es über sich genommen hatte, für Alle zu sorgen, und das mit einer so lieb-

lichen Geſchäftigkeit that, daß trotz allem dem nicht nur Joſeph und Erich Eſſen und Trinken darüber vergaßen, ſondern daß ſelbſt der Förſter häufig und unverwandt auf dieſes reizende Weſen blicken und dabei des Märchenbildes gedenken mußte, welches ihm ſein Sohn vorhin gezeigt.

Der Kuckuck in der alten Uhr kam hervor und meldete die zehnte Stunde; dann erhob ſich Kolma und reichte dem Förſter dankend ihre Hand.

„Schon jetzt gehſt du?“ fragte Blanda, indem ſie ſich an ihre Freundin drängte, die ihr die Arme um den Hals ſchlang und das Geſicht auf ihrer Bruſt verbarg — „ſchon jetzt?“

„Um baldigſt wiederzukommen, vielleicht morgen früh.“

„Jedenfalls, und doch iſt es ſchade, daß wir uns jetzt ſchon trennen ſollen! Ich war ſo glücklich wie nie in meinem Leben, da ich dich wieder geſehen und auch Erich — nicht wahr, auch du kommſt morgen zu uns?“ wandte ſie ſich an ihn und blickte ihn ſehr erſtaunt an, als er, den Kopf ſchüttelnd, ſagte: „Morgen werde ich wohl nicht kommen können, aber ſo bald als möglich.“

Joſeph ſtand an dem Kaminfeuer und ſchaute mit düſterem Auge zu, wie Blanda beide Hände des jungen Soldaten nahm und dieſer ſie dann abwechſelnd an ſeine Lippen drückte. Der Förſter hatte ſchweigend ſeine Mütze genommen, um die fremde Dame an ihren Wagen zu begleiten, während Mamſell Stöckel nun, Blanda herzlich an ſich ziehend, zu Kolma mit leiſer Stimme ſagte: „O ja, kommen Sie recht bald wieder, aber nicht, um ſie mit fortzunehmen — ich wüßte nicht, wie ich es anfangen ſollte, ohne ſie zu ſein!“

Zu dieſen Worten nickte Joſeph mehrere Male heftig mit

dem Kopfe; doch achtete Niemand auf ihn und auch Niemand ſchien es zu bemerken, daß er mit hinausging in die klare, mondbeglänzte Nacht und daß er ſich an der Mauer in einem Winkel aufſtellte, um unverwandt in Blanda's hell erleuchtetes Geſicht zu ſchauen.

Der Kutſcher fuhr langſam und vorſichtig den ſteilen Waldweg hinab und erſt auf der breiten Landſtraße angekommen, ließ er ſeine Pferde raſcher laufen. Kolma ruhte ſchweigend in ihrer Ecke, und ſelbſt als Erich nach einiger Zeit von dem mächtigen und doch wieder ſo lieblichen Eindrucke ſprach, den Alles da droben auf ſein Herz gemacht, nickte ſie ſtumm mit dem Kopfe und brach dann plötzlich, nachdem er noch eine Zeit lang mit Begeiſterung von Blanda geſprochen, in heftiges Weinen aus.

„Was iſt Ihnen, Kolma? Ich bitte, reden Sie mit mir, wenn es Ihnen möglich iſt!“

Doch gab ſie darauf lange keine Antwort, und erſt als Erich dringender und ſchmeichelnder zu ihr ſagte, ihm doch nicht ſo weh zu thun durch dieſen Ausdruck ihres Schmerzes, zugleich mit dieſem troſtloſen Stillſchweigen, raffte ſie ſich aus ihrer Ecke empor, lehnte den Kopf an ſeine Schulter, da er jetzt neben ihr ſaß, und ſagte, häufig unterbrochen durch tiefes Aufſchluchzen: „Das gilt ja nicht dir, meine ſüße Puppe, auch nicht meiner guten Blanda — eigentlich gilt es Niemanden von allen mir bekannten Weſen, nicht einmal ihm, den du wohl kennſt und der die Schuld trägt, daß der Schmerz um ein zerknicktes Leben die heißen Thränen aus meinen Augen preßte — aber nicht wegen dieſes Lebens ſelbſt, was liegt daran, ob ich es fortführe, zehn, zwanzig, dreißig Jahre länger,

oder ob ich es in der nächſten Stunde endigte! Ich habe mich nie glücklich gefühlt, und wenn ich früher — du weißt, zu der Zeit, als du in jener Nacht bei mir warſt — die Leute zu mir aufblicken ſah mit bleichen, angſterfüllten Geſichtern, jeden Augenblick einen Sturz zum Tode fürchtend, der auch beim geringſten Fehltritte wohl hätte kommen müſſen, ſo beunruhigte mich das wenig; nicht weil ich die Gefahr nicht kannte, ſondern weil mir auch das Schrecklichſte gleichgültig war, und darin lag der Reiz, der damals Tauſende hinriß."

„Aber warum gerade jetzt dieſe trüben Gedanken, Kolma — jetzt, wo wir uns Alle auf ſo glückliche Art wieder gefunden haben? Ich kann wohl ſagen: wir, denn ich gehöre zu euch. War es doch ein armer, eltern- und heimathloſer junger Menſch, der ſich damals gedrungen fühlte, euch zu helfen, was ihm in eurer Dankbarkeit einen ſo ſchönen und reichen Lohn brachte!"

„Gerade dieſes glückliche Wiederfinden jetzt, und wie ich Blanda und dich wieder gefunden, iſt es, was mich mit ſo tiefem Schmerze erfüllt. Ich fürchte, ich fürchte, Erich," ſagte ſie mit einem ſo tiefen Weh, daß es ihn förmlich durchſchauerte, es iſt ein Wiederſehen vor langer, vielleicht ewiger Trennung!"

„Kolma, wie können Sie ſo reden!"

„Weil ich nur zu richtig fühle. Du wirſt mir geſtehen, Erich, daß du heute Abend bei meinem Anblicke erſchrocken warſt, und doch ſahſt du mich, wie ich zufällig war, lebhaft aufgeregt in Folge eines Geſpräches."

„Mit jenem Officier, dem Grafen Seefeld?" fuhr er raſch ins Wort.

„Mit ihm; dann aber freudiger bewegt durch dein Er-

scheinen auf so seltsame, eigenthümliche Art, welches mir als Beweis galt, daß uns ein freundliches Schicksal absichtlich zusammengeführt, dann Blanda's Wiederfinden — noch zittern diese freudigen Aufregungen in meiner kranken Brust wieder und halten mich aufrecht, zugleich mit meinem Willen, der noch eben so fest ist wie damals, aber später, vielleicht in wenig Stunden, morgen früh jedenfalls, werde ich wieder, wie so oft, in mich zusammensinken und mein flatterndes Leben dann nichts mehr sein wie das Gaukeln des Schmetterlings um die ihn nährende Blüthe; er kann sich wieder mit ihr, wenn auch nur auf kurze Zeit, vereinigen, er kann aber auch davonfliegen ins unbestimmte, unbekannte Blaue hinaus auf Nimmerwiedersehen. Vielleicht klingt das räthselhaft für dich, lieber Erich, aber ich wollte dir damit nur das Gefühl ausdrücken, welches mich faßt, welches mich peinigt, wenn ich morgen in meinem Sessel ruhe, schwer und mühsam nach Athem ringend, dem gaukelnden Schmetterlinge meines Lebens ängstlich mit den müden Augen folgend, jede Secunde fürchtend, daß er sich in dem weiten, öden Raume verliere."

„Schrecklich, Kolma, wenn ich Sie recht verstanden habe!"

„Es ist nicht so unbegreiflich für dich, der du mich vor Jahren gekannt und jetzt wieder gesehen — ach, und jetzt, wo mich dieses Wiedersehen und das meiner guten Blanda mit so tiefem Schmerze erfüllt, da ich fühle, welch Glück es für mich wäre und wie nothwendig, mit Rath und That in euer Leben einzugreifen!"

Er hatte ihre Hand erfaßt, welche heiß und feucht unter dem Handschuh anzufühlen war; er hatte sie innig gedrückt und versucht, sie an seine Lippen zu führen, doch hatte sie das

nicht grünen, ihn vielmehr haſtig an ſich gezogen und ihr glühendes Geſicht gegen ſein kühles, krauſes Haar gepreßt; ja, ſo blieb ſie eine kurze Weile, während er ſagte: „Fort mit dieſen finſteren Gedanken, Kolma! Wenn ich auch Ihre Worte verſtehe, ſo kann ich es doch nicht begreifen, ja, ich halte es für unmöglich, daß wir uns nur ſollten wieder gefunden haben, um uns zu verlieren. Das ſind nichts als quälende Aufregungen Ihrer Phantaſie — beruhigen Sie ſich, Kolma.“

„Es wäre allerdings entſetzlich, wenn meine Befürchtungen wahr würden!“ ſagte ſie nach einer Pauſe. „Und wenn ich auch, an Blanda's Wiederfinden denkend, ausrufen müßte: Zu ſpät, zu ſpät! — ſo dürfte ich es doch thun, ohne im Tone des Vorwurfes gegen mich ſelber. War ich doch damals durch die dritte Hand davon unterrichtet worden, daß die Gräfin Seefeld die Sorge für Blanda übernommen, wobei ſie aber zur Bedingung mache, daß beſonders ich mich gänzlich enthalte, je nach dem jungen Mädchen zu forſchen, mich ihr zu nähern, ſei es unter welchem Vorwande es wolle. Ihr Glück hing an dieſer Bedingung, das Glück meiner Blanda und du kannſt dir denken, Erich, daß ich ſie nicht erkannt haben würde, und wenn ich dicht an ihr vorüber gegangen wäre. Da kam vor wenig Tagen eine Botſchaft an mich, ganz anders lautend, mich tief erſchreckend, worin man von Täuſchungen jeder Art ſprach, in denen man über jenes junge Mädchen befangen geweſen ſei, worin man mich aufforderte, mich um Blanda's Zukunft zu bekümmern, wenn ich noch irgend ein Intereſſe daran habe, und wie du ſiehſt, raffte ich mich auf aus tiefem Leiden, Erich, und eilte hieher. — Laß mich dir noch etwas ſagen, da ich im gegenwärtigen Augenblicke noch die Kraft zum Reden habe:

wohl keine Stadt, die ſelbſt während der Tageszeit einen ſo großen Wärmeunterſchied in Sonne und Schatten zeigt. Ein Spanier verſicherte uns, man könne ſich in Madrid mehrmals im Tag einen Schnupfen holen, wenn man nämlich erhitzt den Schatten aufſuche, dieſen Schnupfen aber ebenſo leicht wieder verlieren, wenn man zurück in die Sonne trete. In der kalten Jahreszeit gibt die hohe Lage der Stadt aber eine Kälte, wie man ſie ſonſt nicht leicht findet. Wenn auch Schnee und Eis nicht gerade ſehr häufig ſind, ſo genoſſen wir doch Beides während unſeres Aufenthalts zur Genüge, ja der Winter war ſo ſtreng, daß ſich während einiger Tage viele der anweſenden Deutſchen auf dem großen Teiche des Buen-Retiro mit Schlittſchuhlaufen beluſtigten.

Was ich von den Straßen Madrids ſagte, daß ſie durchaus keinen ſpaniſchen Charakter haben, das gilt noch mehr von den Menſchen, die ſie bevölkern, namentlich von den Männern, denn Mantille und Fächer der Damen erinnern uns freilich immer daran, wo wir ſind. Verſchwunden iſt hier die bunte Manta der Catalonier und die rothe Mütze der Basken, eine andaluſiſche Tracht ſieht man äußerſt ſelten und was allenfalls durch bunte Kleidung auffällt, ſind die Mayoral's und Delantero's, namentlich der Kutſchen, welche aus dem Süden kommen. Die Straßen ſind bedeckt mit runden Hüten und dunkelfarbenen Mänteln; nur die galiziſchen Waſſerträger bringen einige Abwechslung — kräftige Geſtalten in manchesternen Hoſen und grünen oder braunen Jacken. Auf der Schulter tragen ſie ihre kupfernen Waſſertonnen, die eine Aehnlichkeit mit der alten Amphora haben. Man ſieht ſie überall, namentlich in der Nähe der Fontänen, bei denen den ganzen Tag Hunderte von dieſen kleinen Tonnen liegen und die Paſſage hemmen. Die meiſten ſind auch neben ihrem Geſchäft, die Häuſer mit friſchem Waſſer zu verſehen, deren Marktlieferanten, und tragen in großen Körben Fleiſch und Gemüſe umher.

Neben der großen Menſchenmenge, die ſich auf den Straßen von Madrid hin und herbewegt, wird der Wandel noch bedeutend erſchwert durch rieſenhafte Frachtwagen, die uns jeden Augenblick be-

Du ſahſt mich heute Abend aus dem Gaſthofe treten, in Begleitung jenes Mannes, der ſo unheilvoll, ſo verderbend in mein Leben trat. Ihn ſuchte ich bei meiner Ankunft in der Reſidenz auf, das heißt, ich erſuchte ihn um eine Unterredung auf jenem neutralen Grunde und Boden. Er kam, ohne zu wiſſen, wer ihn zu ſprechen verlangte — er kam, Erich, und als ich ihm plötzlich gegenüber trat, ihm nach jener furchtbaren Stunde zum erſten Male wieder in die Augen ſchaute, da, als er mich erkannte, kaum erkannte, erhielt ich Genugthuung für einen Theil deſſen, was ich um ihn gelitten, furchtbar in jeder Beziehung um ihn gelitten, weil um einen Mann, den ich unwillkürlich gehaßt, als ich ihn zum erſten Male ſah. Er ſtand mir, ſchreckhaft erbleichend, gegenüber; von ihm herabgeglitten waren im jähen Schrecken all die erleichternden geſellſchaftlichen Manieren, welche jenes Volk wie einen Mantel um ſeine Laſter und Verbrechen wirft, und was ihn vollends niederſchmetterte, war, daß ich ihm wie eine gänzlich Fremde gegenübertrat, ohne ein Wort, ohne ein Zeichen des Wiedererkennens, mich nur danach erkundigend, ob er, als Verwandter der Gräfin Seefeld, in irgend einer Beziehung zu Blanda ſtehe. Er ſchien nichts von ihr zu wiſſen, ſchien nur, da er wohl von ihr wußte, obgleich er mir verſicherte, daß er Urſache habe, ſich um das Thun und Laſſen ſeiner Tante nicht zu bekümmern."

„Ob er von Blanda wußte!" rief Erich, der in höchſter Spannung gehört. „Er wußte von ihr — und durch mich!"

„Durch dich, Erich? Welches Räthſel!"

Nun erzählte dieſer mit geflügelten Worten, wie er in jener ſchrecklichen Nacht vor dem kleinen Hauſe, in welchem Kolma gewohnt, jene Papiere gefunden, Briefe des Geſchäfts-

mannes des alten Grafen Seefeld an den Grafen Tagobert, deren Inhalt Erich ſo gut im Kopfe hatte, daß er ihn faſt wörtlich wiedergeben konnte. „Dieſe Briefe," fuhr er alsdann fort, „über welche ich nie mehr Gelegenheit hatte, mit Ihnen zu reden, Kolma, ließ ich vor Kurzem durch einen meiner Bekannten dem Grafen Tagobert Seefeld zuſtellen, behielt aber ein verſiegeltes Couvert, das bei den Briefen lag, zurück, weil es keine Aufſchrift trug und weil ich darin Wichtiges für Blanda vermuthete. That ich darin Unrecht?"

„Jenem Menſchen gegenüber und im Intereſſe Blanda's handelteſt du klug und richtig, das Couvert zu behalten, und hätteſt noch klüger gehandelt, wenn du auch die Briefe nicht zurückgegeben hätteſt. — O, mein Gott," flüſterte ſie dann nach einem ſchmerzlichen Ausrufe, „gib mir nur noch kurze Zeit und vollkommene Kraft, um durch Blanda's Glück ſeines zu begründen!" — Dann ſprach ſie in unruhig haſtiger Weiſe weiter, während ſie zuweilen Pauſen zwiſchen ihre Worte miſchte: „Wir haben in Kurzem die Stadt erreicht, wo wir uns trennen müſſen, aber, ſo Gott will, nur für ganz kurze Zeit."

„Kann ich Sie morgen nicht wieder ſehen, Kolma?"

„Leider unmöglich, lieber Erich; nach all meinen Aufregungen von heute Abend, die gewaltig in meinem Herzen nachzittern, würde ich doch keine Secunde Ruhe finden. Auch drängt's mich, nach Hauſe zu kommen, um dort meine Sachen zu ordnen und dann ſo raſch als möglich zurückzukehren, um mit Treue und Liebe für Blanda zu ſorgen. O, wie ich mich darauf freue — wie ich mich darauf freue — wie ich mich darauf freue! Ich werde deßhalb ſogleich weiterfahren!"

„Allein, in der Nacht, Kolma? Und bei Ihrem Leiden?"

„Im Gaſthofe erwartet mich eine treue Dienerin, die in jeder Hinſicht für mich ſorgt.“

„Marechal iſt nicht mehr bei Ihnen, Kolma?“ warf Erich plötzlich ein.

„Er iſt todt, ſonſt würde er mich nicht verlaſſen haben, — ich fahre dann die Nacht hindurch und ruhe bequem im Wagen aus — bald, bald, mein lieber Erich, wirſt du wieder von mir hören — ſieh nach Blanda, ſobald es deine Zeit erlaubt, und nun laß uns hier Abſchied nehmen, Erich; es iſt beſſer, als wenn du mich zurück an den Gaſthof begleiteteſt, wo dadurch nach dir und mir unnöthiges Gefrage entſtände. Ja, hier laß uns ſcheiden, im Angeſichte des klaren Nachthimmels, unter dem Gefunkel meiner lieben, lieben Sterne! O, Genoſſen meiner Kindheit, flammende Welten dort oben, mein Spielzeug, meine Bilderbücher! Wie glückverheißend blickt ihr mich an! — Gewiß, Erich, wir ſehen uns baldigſt wieder!“

Sie ſchaute ihn an mit thränenglänzenden Augen, dann hielt der Wagen, da ſie es ſo befohlen. Erich ſprang hinaus, und nun dicht vor ihr ſtehend, ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und küßte ihn bedächtig zuerſt auf die Augen, dann wiederholt auf die Stirn und zuletzt auf den Mund. „Und das that ich nicht ohne Abſicht gerade ſo,“ ſagte ſie heiter lächelnd: „es war ein glückbringendes Zeichen, das ich ſo mit Küſſen auf deinem Geſichte bildete — dort ſteht es, dort am Horizont, mein treuer Begleiter in mancher Nacht — der herrliche Orion! Und nun leb' wohl, meine Puppe — leb' wohl, Erich — auf Wiederſehen!“

Da ſtand er in der ſtillen Nacht allein; weithin rollte ſchon der Wagen, ehe er ſeine Blicke von dem Sternbilde des

Orions abwenden konnte, das auch ihm lieb und werth war. Doch neigte es ſich ſchon zum Untergange, und der geharniſchte Ritter, endlich ermüdet, ſchien auch zur Ruhe gehen zu wollen. Das alles ſtimmte ihn ſo weich, ſo traurig, auch der Ort, wo er ſich befand, gerade wieder an jener Gartenmauer, wie vor wenig Tagen! Dort in der Höhe lag das Fort Maximilian, vor ihm das dunkle Haus der Penſion, und ihm war gerade zu Muthe, als ſähe er Blanda, wie damals gegen jene Höhen ziehend, verſchwinden, Kolma aber ihn in der entgegengeſetzten Richtung verlaſſend, während er einſam und traurig zurückbleiben mußte

BAYERISCHE STAATS-

Der letzte Bombardier.

Vierter Band.

Der

Letzte Bombardier.

Von

F. W. Hackländer.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1870.

BIBLIOTECA
[illegible]
ARGENSIS

Druck von Werner & Comp. in Stuttgart.

gegnen. Dazu kommt die lange Bespannung, sechs, acht Maulthiere vor einander, und wenn der Fuhrmann um die Ecke links biegen will, so müssen die vorderen Thiere zuerst rechts bis auf das Trottoir hinauf, wodurch der Spaziergänger häufig in unangenehme Berührung mit Hufen und Rädern kommt. Was dieß anbelangt, ist es noch gut, daß Madrid gar wenig Handel hat, d. h. so gut wie gar nichts ausführt; man sieht schwerbeladene und stark bespannte Wagen nur hereinfahren, alle Galero's dagegen, welche die Stadt verlassen, sind größtentheils leer und deßhalb schwach bespannt. Die spanische Hauptstadt producirt gar nichts, weder Luxusartikel, noch selbst die geringfügigsten Dinge zum täglichen Gebrauch, alles kommt entweder vom Ausland, oder doch von anderen Städten. Der Fuhrmann kann nur auf eine Fracht rechnen, und hält diese daher für Alles, was er hereinbringt, sehr hoch. Der Kaufmann muß diese großen Speditionsgebühren auf den Preis seiner Waaren schlagen, woher es denn auch kommt, daß in Madrid Alles unverantwortlich theuer ist. Dinge, wie z. B. Papier, Bleistifte, sogar kleine Ansichten von Madrid — alles das kommt von Paris und kostet hier das Dreifache wie dort. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages ein Heft kaufen wollte mit den lithographirten Ansichten eines Stiergefechts — eine Sache, die der Pariser Herausgeber vielleicht für 5 Franken verkauft, hier verlangte man 15 dafür.

Obgleich man in neuerer Zeit angefangen hat, der Straßenbettelei in den größeren Städten Spaniens entgegenzuwirken, so wird man doch auf Schritt und Tritt unter allen möglichen Formen angebettelt. Man spaziert harmlos auf dem Trottoir, plötzlich rennt ein Kerl gegen uns, der ein Paket Papier in der Hand trägt und uns nicht mehr von der Stelle läßt, sobald er an ein paar Worten merkt, daß wir Fremde sind. Es ist ein blinder und privilegirter Verkäufer der letzten fürchterlichen Mordgeschichte, eines andern wichtigen Ereignisses oder eines der kleinen Tagesblätter; man ist fast gezwungen, ihm ein Exemplar abzukaufen. Zerlumpte und schmutzige Bettler strecken die Hand aus oder fol-

Inhalt.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Seite

Fortſetzung des vorigen beim Lichte des Tages, ein ziemlich wichtiges Kapitel voll ernſter und heiterer Erinnerungen 1

Neununddreißigſtes Kapitel.

Bombardier Schmoller entdeckt im glücklichſten Augenblicke ſeines Lebens, daß man ihn betrogen hat, und Erich iſt unbeſonnen genug, ſeinen Feind zu Boden zu ſchlagen . . 32

Vierzigſtes Kapitel.

Unangenehme Botſchaften werden unterbrochen durch einen Beſuch der Gräfin Haller bei Blanda, mit welchem ein zartes Abenteuer ſeinen Abſchluß erhält 50

Einundvierzigſtes Kapitel.

Alte Erinnerungen bei einem Artillerie-Manöver. Erich recognoscirt und macht der feindlichen Cavallerie mit Erfolg eine ſchöne Beute ſtreitig 78

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Worin das Gelage der Cavallerie-Officiere einen unvorhergeſehenen Abſchluß findet und worin der letzte Bombardier, nachdem er ſich vortrefflich benommen, den dümmſten Streich ſeines Lebens macht 113

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Seite

Erinnerungen und Erklärungen bei Sturm und Regen, und obgleich Blanda todtmüde iſt, begeht Erich ein Verbrechen, weil ihr ein bequemer Wagen angeboten wird 139

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Reiſeplaudereien unangenehmer und angenehmer Art; von einem freundlichen Feinde verlaſſen, findet Blanda einen feindlichen Freund und wird ſchließlich von dieſem entführt 162

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Von Erſcheinungen, welche Chriſtian Kurt am hellen Tage hatte, von Liedern verſchiedener Art und angenehmen Dingen, wie man ſie gern am Schluſſe eines Buches lieſt . . . 192

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

In welchem der wahrheitliebende Autor nicht anders kann, als von Erichs Unglück zu berichten, ſo wie um Verzeihung zu bitten, wenn Capitel und Buch nicht ſo ſchließen, wie es der geneigte Leſer gewünſcht oder vorhergeſehen 239

Der letzte Bombardier.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen beim Lichte des Tages, ein ziemlich wichtiges Kapitel voll ernſter und heiterer Erinnerungen.

Der kleine Bombardier Weitberg war ſchon häufig in Arreſt und machte ſich aus einer ſolchen Strafe nicht beſonders viel, vorausgeſetzt, daß ſie nicht über vierundzwanzig Stunden dauerte oder in eine Jahreszeit fiel, wo man unmittelbar durch die ſtrenge Kälte zu leiden hatte, oder in eine andere, wo ihm die Hitze mittelbar noch andere, höchſt unangenehme Plagen auf den Leib ſchickte.

Raſcher wie der letzte Arreſt war ihm geſtern noch keiner vorübergegangen. Er hatte ſich ziemlich duſelig auf die Pritſche gelegt und war, unter der ausgezogenen Jacke wie ein Igel zuſammengekauert, augenblicklich eingeſchlafen, auch während der Nacht nicht durch böſe Träume oder gar durch den Beſuch des Rattenkönigs aufgeſchreckt worden, ſondern hatte geſchlafen bis zur Reveille, dann, da es ihn fröſtelte, einen tüchtigen Zug aus der eingeſchmuggelten Schnappsflaſche gethan, um alsdann wieder weiter zu ſchlummern, bis das Dämmerlicht eines trüben

Tages ſehr gebrochen durch die verſchiedenen Wände der hölzernen Käfige in ſeine Zelle drang.

„Gott ſei getrommelt und gepfiffen!“ hörte er einen Nebenmann in ſehr verdrießlichem Tone hervorſtöhnen, während ein anderer ſehr glücklich das Krähen des Hahnes nachahmte und ein dritter Nachbar declamirte:

Auf, ſprach der Fuchs zum Haſen,
Auf, hörſt du nicht den Jäger blaſen!

„Schon wieder eine vorüber — krieg' die Kränk' Offenbach!“

„Wie viel Tage haſt du noch?“

„Zwei — ſechs ſind vorüber!“

„Gott ſei Dank,“ hörte man eine andere Stimme etwas kläglich ſagen, „da kann man ſchon zufrieden ſein, wenn man auf der Höhe ſteht und abwärts geht! Ich fange leider erſt an, aufzuſteigen — Eins von Zehn!“

„Br—r—r—r....“

Dieſe Geſpräche wurden geführt, ohne daß Einer den Anderen, da ſie alle in Einzelhaft ſaßen, hatte ſehen, ja, kaum nothdürftig verſtehen können, und meiſtens unterhielt man ſich auch nur ein paar Augenblicke während der Morgendämmerung oder vielleicht Abends nach dem Zapfenſtreich. Es war im Militär-Arreſtlocale ſtreng verboten, ſich einander etwas zuzurufen; auch wußte man in ſeltenen Fällen, wen man zum Nachbar hatte. Bald darauf, als es ziemlich Tag geworden war, klirrten die Riegel an Weitberg's Kaſten, und er wurde von dem Rattenkönig herausgelaſſen, der ihm mit verdrießlicher Miene ſagte: „Man muß es verdammt eilig haben, Sie wieder nach Hauſe zu kriegen, daß man zu ſo früher Morgen-

ſtunde einen alten, gedienten Sergeanten, wie ich bin, ſo eines Grünſchnabels wegen heraustrommelt; aber die Artillerie meint immer, daß ſie etwas ganz Apartes haben müſſe — na, komm' Er nur herunter, Er kann ſich unterwegs ſtriegeln und putzen. Damit ſchlurfte der alte Rattenkönig in ſeinen weiten Pantoffeln hüſtelnd vor Weitberg her ins Inſpectionszimmer hinab, während er mit einer Bewegung des Kopfes nach rückwärts, ungefähr wie ein böſer Hund, der zornig um ſich ſchnappt, brummend ſagte: „Werde doch noch einen Commandanturbefehl durchſetzen, daß Niemand mehr nach Dunkelwerden gebracht oder vor der Mittagsſtunde abgeholt wird! Treiben da Spielerei mit der königlichen Militär-Arreſtanſtalt! Hätte Luſt, das der Commandantur zu melden, und die Commandantur ſpaßt nicht — gibt drei Tage Mittelarreſt, daß die Seele pfeift!"

Drunten ſtand der Bombardier Schwarz in ſehr dienſtmäßiger Haltung und überreichte eben ſo den Abholungszettel für den Arreſtanten.

„Hm," machte der Rattenkönig, nachdem er den Zettel durchgeleſen und dann Weitberg mit einem boshaften Blicke forſchend betrachtete — „wie heißt Er denn?"

„Weitberg," antwortete dieſer auf die plötzliche Frage, ohne das raſche Zeichen ſeines Kameraden zu beachten und ohne daran zu denken, daß er ja nicht als der Bombardier Weitberg eingeſperrt worden ſei.

„Schau, Weitberg, ſchau, mein Söhnchen! Ei, ei, ei, kommt man ſo hinter eure Schliche! Was ſteht hier auf dem Zettel? Freiberg ſteht da! — So will man einen königlichen Militär-Arreſt-Inſpector und alt gedienten Sergeanten anführen, und erinnere ich mich jetzt, den Bombardier Freiberg geſtern, nach

drei Tagen, entlaſſen zu haben! Das gibt eine Meldung für die Commandantur, Er aber ſpazirt in ſeinen Käfig zurück!"

„Gut dann!" ſagte der Bombardier Schwarz raſch entſchloſſen, „und ich werde dieſen Verfall augenblicklich dem Herrn Hauptmann melden, und da wird ſich die Frage herausſtellen, wie es kommt, daß der Herr Inſpector den Bombardier Freiberg auf einen ganz richtigen Abholungszettel nicht herausgeben will, da er ihn doch geſtern Abend auf denſelben Namen eingeſperrt!"

„Das wollen wir erſt ſehen!" ſchrie erbost der Inſpector, indem er zu ſeinen Papieren rannte und den Zettel von geſtern Abend durchlas. „Bombardier Freiberg! Und wie hat Er geſagt, daß Er heißt?"

„Freiberg, Herr Inſpector."

„Hol' ihn der Teufel! Er hat anders geſagt, aber es iſt mir im Grunde gleichgültig, ganz gleichgültig, und will mich nicht am frühen Morgen ſchon ärgern mit ſolchem Grobzeug von der Artillerie — hinaus!"

Dann waren ſie glücklich entronnen, und nun kam es darauf an, den echten Freiberg wieder aufzufinden. Doch hatte Erich Alles, ſo wie es ungefähr kommen mußte, vorausgeſehen und ſich danach eingerichtet.

Als er heute Nacht wieder in die Stadt zurückgekommen war, nat er in das Paſſagierzimmer der Poſt und that, als wolle er mit einem Eilwagen in aller Frühe abreiſen oder Jemanden, der ankomme, erwarten, ſetzte ſich in die Ecke des alten, ledernen Sopha's, wo er in dem behaglich warmen Raume, übermüdet wie er war, in Kurzem feſt einſchlief und erſt erwachte, als draußen das Poſthorn luſtig erklang. Dann

ging er hinaus und betrachtete ſich bei anbrechendem Morgen den ankommenden Eilwagen mit ſeinen dampfenden Pferden und übernächtig ausſehenden Paſſagieren, die theils hier in der Reſidenz blieben, theils ihre Reiſe in die öſtlich gelegenen Berge, wohin noch keine Eiſenbahnen führten, zu Wagen fortſetzten. Es waren Morgennebel aufgeſtiegen, welche dem Tageslichte kaum erlaubten, ſich bemerkbar zu machen, obgleich die Herrſchaft der Nacht vorüber war, was der bunt bewegten Scene auf dem Poſthofe bei dem ungewiſſen Lichte der herbeigebrachten Laternen einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Die Pferde ſchienen wie in weiße, aufwallende Schleier gehüllt, und die Paſſagiere, wie ſie nach und nach zum Vorſchein kamen und dann fröſtelnd den Wagen umſtanden, wie ſchattenhafte geſpenſtiſche Weſen, bereit, beim erſten Hahnenrufe zu verſchwinden. Und doch waren ſehr körperhafte Geſtalten darunter, beſonders eine ſchwarzgekleidete Dame, die mit etwas coquetter Aengſtlichkeit unter der Beihülfe eines jungen Mannes zuletzt, als Alle ſchon den Wagen verlaſſen hatten, Anſtalten zum Ausſteigen machte, indem ſie mit dem kleinen Fuße prüfend den Wagentritt betaſtete, ehe ſie ſich mit einem leichten Aufſchrei jenem jungen Manne in die Arme warf und dann auf den Boden niederglitt.

Der Poſtdiener mit der Laterne hatte ſorgfältig dazu geleuchtet und ließ nun den Schein der Laterne auf das Geſicht dieſer Dame fallen, und wen erblickte Erich, der aus einem dunkeln Winkel neben dem Wagen dieſem Treiben zuſchaute? — Selma.

Ja, ſie war es; er hätte ſie unter Tauſenden wieder erkannt, und doch hatte ſie ſich ſehr verändert, ſeit er ſie das

letzte Mal geſehen. Die lebhaften, unruhigen Augen waren dieſelben geblieben, auch das volle, röthlich blonde Haar, doch ſchien ihr Geſicht ſtärker und breiter geworden, und die Lippen, welche man früher mit dem Ausdrucke „ſchwellend“ hatte bezeichnen können, traten jetzt beinahe etwas zu weit hervor und gaben ihren Zügen, wenn ſie lachte — und ſie lachte häufig mit jenem jungen Manne —, einen unangenehmen, faſt gemeinen Ausdruck.

Erich hatte ſich noch mehr zurückgezogen, und obgleich er ſich eines peinlichen Gefühls bei Selma's Anblick nicht erwehren konnte, ruhten doch ſeine Blicke auf ihr, und Erinnerungen vergangener Tage beſchäftigten ihn ſo ausſchließlich, daß er wie im wachen Traume daſtand, um dann plötzlich erſchreckt zuſammenzufahren, als er die Stimme eines großen Herrn vernahm, der aus dem Poſtbureau zu Selma und jenem ihm unbekannten jungen Manne trat.

„Ha, ich verſtehe,“ ſtöhnte die Stimme des Pfarrers Wendler aus Zwingenberg — „gewiß, ich verſtehe es vollkommen, daß Sie, mein werthgeſchätzter Herr, ſich nach durchfahrener Nacht auf ein warmes Zimmer mit behaglichem Bette freuen, während es uns armen Sterblichen nicht ſo gut wird! Wie ich eben auf dem Poſtbureau erfuhr, geht es mit uns nach einer Stunde weiter, und wir haben noch bis gegen Mittag zu fahren, ehe ich an meinen neuen Beſtimmungsort komme!“

„Aber warum machen Sie hier nicht eine Pauſe von ein oder zwei Tagen? Es wäre doch wohl der Mühe werth, ſich die Reſidenz wieder einmal anzuſchauen, auch für Ihre Frau Tochter nicht zu anſtrengend, wenn ſie ſich hier ausruhen könnte.“

„Gewiß, und wenn meine Zeit nicht ſo bemeſſen wäre,

gen eine halbe Straße, indem ſie uns weitläufig ihr Elend erzählen; andere ſitzen an den Ecken, klimpern auf einer alten verſtimmten Guitarre, ſingen dazu und ſchicken ihre kleinen Kinder aus, um den Vorübergehenden anzubetteln. Alle haben übrigens etwas eigenthümliches und charakteriſtiſches an ſich und man begreift hier in Madrid vollkommen, woher Murillo, namentlich aber Velasquez ihre köſtlichen Bettlergeſtalten nahmen; heute noch ſieht man Gruppen unter ihnen, die, von einem Maler ohne die geringſte Aenderung aufgefaßt, ein prächtiges Bild geben würden. So ſah ich in der Nähe der Poſt ſehr häufig einen alten Mann ſitzen, deſſen geflickter Mantel ein kleines Kind bedeckte, das in ſeinem Schooße ſchlief. Man erblickte von dieſem nur den hübſchen runden Kopf und die Händchen, während ein größerer Bube mit wunderſchönen, ſchwarzen Augen und lachender Miene in die Saiten der alten Guitarre griff. Auf der Alcalà trieb ſich faſt jeden Tag ein Hundeverkäufer herum, der mehrere dieſer Thiere an Stricken führte, während er eine kleine Bulldogge aufrecht ſitzend auf dem Arm trug; nun war aber die Phyſiognomie des letzteren ſeinem eigenen Geſicht auf eine wahrhaft komiſche Art ähnlich; und ſo ſchritt er gravitätiſch einher mit dem ebenſo ernſt ausſehenden Thiere. Grauenhafte Bilder der Armuth und des Elends bieten die alten Weiber, die an den Kirchthüren betteln. So reizend eine jugendliche Spanierin iſt, ſo iſt hier das Alter häßlicher als irgendwo. Man hat oft Mühe, durch die Schaar dieſer Weiber durchzukommen, und muß ſich dieſe Paſſage jedesmal mit ein paar kleinen Geldſtücken erkaufen.

Am Prado liegt ein Palaſt, den Carl III. erbaute, den die Franzoſen in Trümmern zurückließen und der von König Ferdinand *VII. mit einem Koſtenaufwand von ſieben* Millionen Realen wiederhergeſtellt und damit das neue Madriber Muſeum gegründet wurde, wo die Meiſterwerke der Malerei, welche ſich zerſtreut in vielen königlichen Schlöſſern, namentlich aber im Escurial befanden, zuſammengebracht wurden und nun die jetzige große Gallerie bilden. Der Palaſt, anfangs zu einem naturhiſtoriſchen

würde mich Ihre liebenswürdige Geſellſchaft unbedingt verführen, ein paar Tage zuzugeben; auch ſehnt ſich Selma nach Ruhe, um ſich in der Einſamkeit beſſer ſammeln zu können, ja, einigen Troſt zu finden über den Verluſt eines immerhin ſehr geliebten Mannes."

Dazu würde ich lieber etwas anſtändige Zerſtreuung anrathen," ſagte der junge Herr.

„Ha, ich verſtehe auch das und gedenke auch ſo bald als möglich mit Selma nach der Reſidenz zu gehen, werde aber leider drüben heute auf das beſtimmteſte erwartet."

„Das iſt recht ſchade — wenn ich Ihnen nur ſonſt mit etwas dienen könnte!"

„Das könnten Sie allerdings, vortrefflicher junger Mann, wenn ſie ſo freundlich wären, mir ganz in der Nähe irgend einen Gaſthof zu bezeichnen, wo ich mit Selma ein geſcheites Frühſtück einnehmen könnte."

„Was mich anbelangt, Papa, ſo danke ich dafür," gab Selma zur Antwort, wobei ſie ohne alles Aufſehen eine ſo geſchickte Bewegung machte, wie in gleichgültiger Betrachtung des immer noch dunkeln Poſthofes, daß es ihr möglich wurde, mit ihrem Arme den des jungen Mannes zu ſtreifen.

„Das haben Sie ganz in der Nähe," ſagte dieſer, „zwei Häuſer von hier; Sie erlauben, daß ich Sie hinbegleite?"

„Ach nein," entgegnete der Andere in einem etwas verdrießlichen Tone, „Selma will mich nicht begleiten, und ich kann ſie doch nicht allein hier im Poſthofe ſtehen laſſen!"

„So will ich jenen Poſtdiener herbeirufen, den ich kenne und der Sie hinbegleiten wird; Sie aber werden mir vielleicht

freundlich geſtatten, Ihrer Frau Tochter Geſellſchaft zu leiſten, bis Sie zurückkehren."

„Ha, ich verſtehe und nehme Ihren Vorſchlag mit großem Vergnügen an! Ich begreife übrigens nicht, Selma, daß du nicht den Drang in dir fühlſt, dich mit einem guten Kaffee zu erwärmen."

„Es iſt mir zu früh, Papa," erwiederte die junge Wittwe in einem faſt ungeduldigen Tone, auch brauche ich keinen Kaffee, um mich zu erwärmen — ich glühe von dem langen Fahren."

„Nun denn, Jeder nach ſeinem Willen; ich habe noch gut drei Viertelſtunden zu meinem Frühſtücke und werde pünktlich zur Zeit da ſein, auch um Ihnen, mein werthgeſchätzter junger Freund, meinen tiefgefühlten Dank für alle Ihre Aufopferung zu wiederholen."

Dann ging er mit dem herbeigerufenen Poſtkutſcher davon und war ſogleich in dem immer dichter werdenden Morgennebel verſchwunden.

Der junge Mann bot Selma ſeinen Arm, den ſie annahm und, ſich an ihn ſchmiegend, dann ein paar Mal neben dem Wagen hin und her ging, ſo nahe an Erich vorüber, daß Selma's Mantel im Umwenden ihn beinahe ſtreifte.

„Glühen Sie wirklich, ſchöne Selma?" fragte der freundliche junge Herr, nachdem er ſo tief geathmet, daß man es für einen Seufzer hätte halten können.

„So eben noch," gab ſie zur Antwort; „jetzt aber durchſchauert mich die Kälte des Morgens doch ein wenig."

„Dann würde ich Ihnen dringend rathen, in die Paſſa-

gierſtube zu treten, es iſt da behaglich warm — Sie ſind gänzlich ungeſtört, da wir dort jedenfalls ganz allein ſein werden."

„Gut, gehen wir. —"

Die Beiden verſchwanden in demſelben Raume, wo Erich ſich kurze Zeit vorher aufgehalten, und dieſer verließ mit ganz eigenthümlich gemiſchten Empfindungen den Poſthof.

Tief aufathmend, dachte er lebhaft an Kolma, aber an die Kolma jener Nacht, wo ſie bleich und blutend zu ſeinen Füßen lag, und wo er dann jene dort drüben wieder geſehen, wobei er ſich glücklich pries, daß ſich der heutige Tag, obgleich unter einiger Aehnlichkeit mit damals, doch für ihn ganz anders geſtalten werde. Er eilte jetzt raſch nach der Kaſerne, in deren Nähe ſich ein kleiner Spezereiladen befand, wo die Kanoniere ihre kleinen Bedürfniſſe kauften und wo ſich die Avancirten feinere Lebensgenüſſe, wie eine ſogenannte Havannah-Cigarre oder einen erſchrecklich echten Cognac, zu verſchaffen wußten. Hier wartete Erich, bis er Schwarz und Weitberg daherkommen ſah, worauf er dann den letzteren unter Bezeigung ſeines herzlichſten Dankes ablöſte.

„O, famos!" ſagte der kleine Schwarz — „ich glaube doch, daß der Hauptmann von Manherfeld Recht hat und du ein Hauptgauner biſt! Sage mir nur, wohin biſt du geſtern Abend plötzlich gerathen? Es war das eigentlich ſehr leichtſinnig gehandelt, denn wenn der gute Weitberg nicht dageweſen wäre, ſo hätte ich mich wahrhaftig ſelbſt müſſen einſperren laſſen, was doch von ſehr komiſcher Wirkung geweſen wäre."

„Ich erzähle dir alles, was du wiſſen willſt, ſpäter einmal ausführlich; aber jetzt bin ich müde und es fröſtelt mich;

ich will mich aus dem Arreſt melden und dann ſehen, ob ich noch eine Stunde ſchlafen kann."

Letzteres that denn auch Erich — wir vermuthen, die beiden Anderen ebenfalls —, und hatte Mühe, früh genug zu erwachen, um ſich zum Appel ſo ſchön, als es ihm möglich war, herauszuputzen.

„Wenn der Herr Hauptmann Ihnen jetzt wieder etwas vom ſtarken Frühſtücken ſagt," meinte der Wachtmeiſter Pinckel, als die Batterie auf dem Kaſernenhofe zum Appel angetreten war, ſo halten Sie gefälligſt ihren Schnabel und geben ihm keine Veranlaſſung, weiter mit Ihnen anzubinden, beſonders heute nicht, wo ſich der lange Wibert zurück aus dem Lazareth meldet und wo deſſen immer noch wundes Geſicht einen unangenehmen Eindruck auf ihn machen und nicht zu ihren Gunſten ſprechen wird."

„Aber, Herr Wachtmeiſter, was geht mich Wiberts wundes Geſicht an?"

„Na, na, reden wir lieber nicht darüber — Still geſtanden!"

Der Hauptmann trat ſchweigend zwiſchen die Compagnie und die Avancirten, und als ſich ihm der lange Wibert mit einem allerdings noch ſehr ſcheckichten Geſichte präſentirte, blinzelte er aus ſeinen Augenwinkeln nach Erich hinüber, während er mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand ſeinen zierlichen Schnurrbart drehte. Dann meldete ſich jener aus dem Arreſt, wobei er in ſo dienſtgemäßer Haltung, als es ihm nur möglich war, vor ſeinen Chef hintrat. Dieſer wandte ſich halb von ihm ab und ſagte ungefähr gegen die Wolken hinauf:

„Nun, ich hoffe, Herrrr, daß Ihnen das eine Lehre für

die Zukunft ſein wird, ſich der Trunkenheit in und außer dem Dienſte zu enthalten!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

„Ueberhaupt rathe ich Ihnen zu einer ganz anderen Führung, denn die Milde, mit der ich Ihnen bisher entgegen kam, iſt vorüber, und es ſoll jetzt Alles zwiſchen uns ſtreng dienſtlich verhandelt werden; merken Sie ſich das, Herrrr, und ſehen Sie zu, was Sie in anſtändigem Betragen, wozu ich auch ein verträgliches Leben mit den Kameraden rechne, leiſten können!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Nach Beendigung des Appels wetterte der lange Wibert wie ein angeſchoſſener Eber in der Stube herum, und als Erich eintrat, hatte er es gerade mit dem ſchmächtigen Schwarz zu thun, dem er ins Geſicht hinein ſchrie: „Wenn Sie mich noch einmal mit ihren dummen Augen anglotzen und dazu ſagen: O, famos! ſo ſchlage ich Sie zu Boden, darauf können Sie ſich verlaſſen! — Dann eilte er an ſein Waffengerüſt, unterſuchte das Schloß ſorgfältig und brummte mit einem Blicke auf Erich: „Ich werde doch meinen Schlüſſel verändern laſſen müſſen, denn ich fürchte, auch ein Anderer ſchließt hier auf! — Das Wort „Anderer" betonte er ſo ausdrucksvoll, als es ihm möglich war.

Doch ließ ſich Erich das nicht anfechten, ſondern ſetzte ſich ruhig an den Tiſch und lachte mit, als er die anderen lachen ſah.

Wibert ſah übrigens auch gar zu komiſch aus! Sein ganzes Geſicht war noch immer gefleckt und ſeinen ehemals ſo langen Schnurrbart hatte er bei den vielen Pflaſtern und Umſchlägen zu zwei kleinen Puncten zuſammen raſiren müſſen. Wahrſcheinlich wäre es heute noch zu ärgeren Händeln ge-

kommen, wenn der Unterofficier Wenkheim nicht mit der Faust derb auf den Tisch geschlagen und nach allen Seiten hin Ruhe geboten hätte.

Daß der letzte Bombardier, trotz dieses Namens bald einer der ersten Bombardiere der Batterie war, haben wir früher schon andeutungsweise gesagt. Er begriff jede Art des Exercirens leicht und spielend; er war in kurzer Zeit tüchtig und zuverlässig in der Anfertigung der verschiedenen Munitionen, besonders im Verpacken der Kugel- und Granatwagen, welches stets als ein großer Beweis artilleristischer Befähigung angesehen und vom ältesten Feuerwerker geleitet wurde. Was die mündlichen Vorträge anbelangte, so hatte Erich den ganzen Leitfaden im Kopfe und wurde von dem Premier-Lieutenant nicht selten dazu commandirt, den Recruten die ersten Anfänge der Artillerie-Wissenschaften beizubringen. Auch den praktischen Felddienst hatte er sich bald zu eigen gemacht, und da er schon früher ein kecker Reiter war und ihm deßhalb bei dem bespannten Exercieren der Batterie sein Pferd durchaus nichts mehr zu schaffen machte, so wurde er häufig von dem Offizier seines Zuges für einen Exerciermorgen zum Geschützführer ernannt und zeigte er sich auch darin eben so gewandt als tüchtig.

Alles dieß zusammen genommen, ließ es ganz natürlich erscheinen, daß ihn der Premier-Lieutenant nach kurzer Zeit mit ein paar Anderen dem Hauptmanne zum Unterofficiers-Examen vorschlug, wozu dieser aber erst nach langen und hartnäckigen Kämpfen mit seinem ersten Officier seine Zustimmung gab, dabei aber versichernd, daß es wahrlich seiner Empfehlung nicht zuzuschreiben sei, wenn der letzte Bombardier trotz so liederlicher Aufführung doch noch zum Unteroffizier gelange.

Worauf der Premier-Lieutenant im Vertrauen zu Erich

sagte: „Ich zweifle, daß man Sie, auch beim besten Examen, baldigst zum Unterofficier machen wird. Man wird das schon zu hintertreiben wissen, und es ist ja auch sehr gleichgültig; jedenfalls aber sieht das Brigade-Commando aus einem glänzenden Examen, welches Sie hoffentlich machen werden, daß Sie etwas gelernt haben, und das kann auf alle Fälle nichts schaden, ob Sie nun aufs Gerathewohl mit sehr wenig Aussicht, weiter dienen wollen oder ob Sie etwas Anderes und für Sie jedenfalls Solideres ergreifen werden."

Erich hatte ihm aufs herzlichste gedankt für diesen neuen Beweis von Wohlwollen und dann mit den Anderen das Unterofficiers-Examen gemacht und, wie er hörte, glänzend bestanden. Die Papiere wurden an das Brigade-Commando geschickt und Erich sowohl von seinem Zugführer als auch von dem Premier-Lieutenant um so häufiger zu Unterofficiersdiensten verwendet. Natürlich nahm dies aber besonders jetzt bei den Frühjahrsexercitien seine Zeit so sehr in Anspruch, daß ein paar Tage vergangen waren, ehe er einen Nachmittag für sich hatte, um nach dem Jagdschlößchen hinauf zu eilen; auch war es ein recht weiter Weg dorthin und Erich daher um so dankbarer dem glücklichen Zufalle, welcher ihm eine vortreffliche Reitgelegenheit verschaffte. Der Premier-Lieutenant sagte ihm nämlich nach dem Appel, er habe seinen Burschen ins Lazareth schicken müssen, und da er selbst keine Lust zum vielen Reiten hätte, möchte Erich eine Zeit lang nach seinen Pferden sehen.

„Ich kann mich auf Sie verlassen," sagte er, und wenn Sie besonders den Rappen ein wenig anstrengen, so schadet ihm das gar nichts; reiten sie auch mit dem Säbel, es gewöhnt sich so schlecht an die klirrende Scheide.

Der Rappe war ein ſchönes, gutes Pferd, ein wenig unruhig allerdings, weßhalb er denn auch mit Erich in weiter Lançade zum Kaſernenhofe hinausflog, ſehr zur unangenehmen Ueberraſchung des Hauptmanns von Manderfeld, der mit dem langen Wibert zufällig in der Straße ſtand; doch kam Erich glücklich an ihm vorüber, das wild vorwärts ſtrebende Pferd feſt zurückgehalten, den Ellbogen an den Leib, die rechte Hand herabhangend und ſo fort, bis er ihm aus den Augen war, worauf der Rappe auf einer breiten, macadamiſirten Straße große Neigung zu einem Gallop an den Tag legte, der ihm auch gnädigſt bewilligt wurde.

Da war er ſchon mitten in der bekannten Umgebung: dort oben das Fort Maximilian, vor ihm das Haus, wo Blanda gewohnt, dort der Weg zum Jagdſchlößchen hinauf, den er in einer recht animirten Gangart nehmen wollte.

Plötzlich hörte er ſeinen Namen rufen und ſah, ſich umwendend, den Bombardier Schmoller, der eilig gegen ihn kam und ihm ſchon von Weitem zurief: „Ich wollte zu dir; es iſt mir aber auch recht, daß ich dich hier treffe.“

„So komme ich um deinen Beſuch und kann dir nicht die Honneurs eines Schnapſes machen.“

„Ein ander Mal — mit dir zu plaudern, iſt mir die Hauptſache und wenn du nicht gar zu eilig haſt, gehe ich ein paar Schritte neben deinem Pferde. Wohin willſt du eigentlich?“

„Nur dem Pferde unſeres Premier-Lieutenants etwas Bewegung machen,“ erwiederte Erich, indem es ihm nicht recht behagte, dem Freunde ſogleich die ganze Wahrheit zu ſagen.

„Vor allen Dingen,“ fuhr Schmoller fort, „ſage mir aber, weßhalb du neulich droben plötzlich, wie Schafleder, ausgeriſſen

biſt, nachdem du durch den Tubus zu dem Hauſe dort hinab geſchaut hatteſt?"

„Zu dem Hauſe hinab? — Ja ſo — ſo daß ich davon lief, geſchah ohne allen Zuſammenhang mit jenem Hauſe; ich erinnerte mich plötzlich, daß ich zum Premier-Lieutenant befohlen war!"

„So — ſo —" ſagte Schmoller mit einem pfiffigen Lächeln, „und ſtatt nach der Richtung eurer Kaſerne zu laufen, ranntеſt du wie beſeſſen hier denſelben Weg hinauf, den du jetzt reiteſt, prallteſt da an eine Schaar Officiere und bliebſt dann wie ein begoſſener Pudel ſtehen, nachdem du dem davon rollenden Wagen nachgeblickt — o, du Heuchler! Du wußteſt freilich nicht, daß dir unſer vortrefflicher, vier Fuß langer Tubus nachgerichtet wurde und daß ich dich auf dem Korn hatte und behielt, wie der Jäger einen Haſen. Ich hätte nur loszudrücken gebraucht, und im Feuer hätteſt du in der Luft ein Rad geſchlagen! Aber, Erich, ſei ehrlich, wie ich es ſtets gegen dich war, ſei es beſonders in dieſem Falle, denn du kannſt mir vielleicht auf eine Fährte helfen, wo mir jede Spur verloren gegangen iſt! Siehſt du dort das Haus mit ſeinen verſchloſſenen Läden? So iſt es nun ſchon faſt eine Woche lang! Kein Leben mehr darin, und eben ſo ſtill und finſter, wie es dort vor uns liegt, ſieht es auch in meinem Herzen aus!"

„Armer Kerl — auf dieſe Art hat dein Verhältniß mit der Gräfin oder Fürſtin geendet!"

„Gänzlich — rein abgeſchnitten, und wenn du nicht ehrlich gegen mich biſt, ſo werde ich an einem gebrochenen Herzen zu Grunde gehen!"

„Pah, ein Bombardier!"

„Geſtehe, daß du einem Wagen nachgelaufen biſt, der von

der Penſion wegfuhr, daß eine junge Dame in dem Wagen war, die dich intereſſirt — ſo, das gibt dein Kopfnicken zu und du biſt, hoffe ich, auch geſonnen, etwas für deinen Freund zu thun."

„Mit Vergnügen, wenn ich etwas für dich thun kann!"

„Dort hinauf fuhr der Wagen, dorthin reiteſt du, biſt alſo im Begriffe, jener jungen Dame einen Beſuch zu machen — ach, du Glückspilz! Auf dieſem ſchönen Rappen, herausgeputzt wie nur möglich! Doch fühle ich deßhalb keinen Neid, Erich; der Geſchmack iſt verſchieden, und ſie, für und an welche ich aus der Entfernung ſchwärmen durfte, ſchrieb ſo zart und beſcheiden, daß ich überzeugt bin, dein glänzender Rappe würde auf ſie nicht den geringſten Eindruck machen. Aber fragen kannſt du ſie, warum das Haus da unten ſo gänzlich geſchloſſen iſt, fragen, wo Alle geblieben ſind, forſchen nach ihr, die ich in meinem Herzen trage und die mich durch Ueberſendung ihres Portraits zum glücklichſten Menſchen machte! Willſt du mir dieſen Gefallen erzeigen?"

„Mit Vergnügen, wenn ich die junge Dame ſehe, mit welcher ich übrigens durchaus nicht ſo vertraut bin, als du wohl denkſt. Sie ſteht hoch über mir, und ich bin nicht ſo, wie du, kühn und von mir ſelbſt überzeugt, um mich mit einem Sprunge über alle Schranken hinwegzuſetzen!"

„Geh' doch, Egoiſt! Du warſt ſchon auf der Brigadeſchule der ausgemachteſte Heuchler und Duckmäuſer und haſt dich hier noch ſehr darin vervollkommnet! Läßt ſich da von meiner Gutmüthigkeit über das Haus da unten erzählen, während er in demſelben Verbindungen angeknüpft hat!"

„Darin irrſt du ſehr!"

„Nun, laß es gut ſein, Neid kenne ich keinen; aber nicht

Museum bestimmt und demgemäß eingerichtet, ist ein langes, zweistockiges Gebäude, so an den Bergabhang angelehnt, daß man durch den Portikus der schmalen Seite von der großen Rampe aus in das obere und eigentliche Hauptstockwerk gelangen kann.

Eine weite Rotunde mit Oberlicht, deren Kuppel auf acht Granitsäulen ruht, liegt hinter diesem Portikus und dann folgt eine lange Gallerie mit Deckenbeleuchtung, um die her nach Außen vier große Säle mit Seitenlicht liegen.

Im Erdgeschoß wiederholen sich diese vier von der Seite beleuchteten Säle. Den übrigen Raum nimmt die Treppe und die Antikensammlung ein, und wenn auch in Folge der früheren Bestimmung dieses Gebäude für seinen heutigen Zweck einige Wünsche übrig läßt, so ist es in seiner ganzen Anlage und Ausstattung doch großartig und würdig, die reichen Schätze aufzubewahren, die man in dem Madrider Museum beisammen findet. Die hiesige Gallerie ist allerdings nicht die zahlreichste der ganzen Welt, doch obgleich manche große Namen ganz fehlen, so ist sie jedenfalls die vorzüglichste. Fast jede Nummer ist ein Meisterwerk und da man wenig Mittelmäßiges und Schlechtes findet, so bleibt man bewundernd bei jedem Schritte stehen. Welcher Reichthum ist hier in diesem Gebäude vereinigt! Die ersten Namen der Italiener, Spanier und Niederländer in ihren besten Werken. Leider aber ist die Madrider Gallerie, wie so vieles in diesem schönen Lande, nur für die genießbar, welche es möglich machen können, all das Schöne an Ort und Stelle aufzusuchen; denn von den wenigsten dieser wunderherrlichen Bilder sind, mit Ausnahme der Publikation des verdienten Directors Madrazo, gute Abbildungen, sei es in Kupferstichen oder gemalten Copien im In- und Auslande vorhanden.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, mich hier in eine Beschreibung dieser Gallerie einzulassen; ich bin dafür nicht Kenner genug und es bedürfte eines eigenen Buches, um den Leser nur einen Theil dieser Schätze kennen zu lehren. Im Ganzen hat die Sammlung jetzt über zweitausend Nummern, unter denen, was

wahr, du forſcheſt für mich und ſuchſt etwas über die Entſchwundene zu erfahren?"

„Gewiß, wenn es mir möglich iſt."

„Weißt du was — da, nimm die Photographie, zeig' ſie der Dame, das wird deinen Worten zu Hilfe kommen; aber bewahr' ſie wie ein Heiligthum — ich habe keine zweite zu verſenden!"

Schmoller betrachtete nochmals wehmüthig die ſtillen Züge; dann reichte er das Bild an Erich, welcher es einſchob und da er zu gleicher Zeit dem ungeduldig drängenden Rappen etwas Zügelfreiheit gab, in der nächſten Secunde ſeinen Freund hinter ſich gelaſſen hatte.

„Auf Wiederſehen, Schmoller!"

Raſcher, als neulich mit dem Wagen, hatte er den Waldweg droben erreicht, der zum Jagdſchlößchen führte, kurz darauf dieſes ſelbſt und ritt dann durch das heute offen ſtehende Thor in den Hof. Da ſtand der Förſter vor der Thür des Gebäudes, das Gewehr auf der Schulter, und ſchien eben aus dem Walde zurückgekehrt zu ſein. Er ſchaute den abſteigenden mit keinem recht freundlichen Blicke an, ja, erwiederte deſſen Gruß kurz und mürriſch.

„Kann ich mein Pferd für eine halbe Stunde einſtellen, Herr Förſter?"

„Stallung haben wir keine bei der Hand, die iſt weiter im Walde. Was hier herauf reitet, bringt meiſtens Dienerſchaft mit, welche für die Pferde ſorgt."

Glücklicher Weiſe war es ein milder, ſtiller Tag, wie man ſie im Vorfrühlinge zuweilen hat, bei leicht bedecktem Himmel ohne Sonne, aber auch ohne Wind, ein träumeriſch ſtilles Wet-

ter, bei welchem man förmlich zu ſehen glaubt, wie die Knospen in wohligem Behagen anſchwellen. Auch hatte Erich eine Decke aufgeſchnallt, die er nun über den Rappen warf, nachdem er ihn an einer Ecke der Mauer feſtgebunden.

„Ihr kommt wohl im Auftrage jener Frau, mit der ihr neulich hier oben waret?“ fragte der Förſter, als Erich wieder zu ihm trat.

„Ja und nein; ich komme, um mich nach dem Befinden der jungen Dame zu erkundigen, die hier oben bei Euch iſt.“

„Wollt derſelben vielleicht ſagen, wann man ſie abholen wird?“

„Nein, ich weiß darüber nichts Näheres.“

„So — dann iſt's ſchon recht — ſie ſind hinter dem Hauſe in dem Garten, und Ihr werdet nicht unwillkommen ſein, denn die junge Dame iſt geſtern und vorgeſtern ein paar Mal an die Straße gelaufen, um nach Euch oder ſonſt Jemanden zu ſehen.“

„Hoffentlich kommt doch bald Jemand, den ſie ſehnlicher erwartet, als mich, der ſie mit ſich fort nimmt und Euch, Herr Förſter, von der Unbequemlichkeit befreit, die Euch das hier oben macht.“

„Hm — ja,“ brummte er und ſetzte dann kaum vernehmbar hinzu: „Hätte übrigens nicht gedacht, daß man ſich ſo bald an eine ſolche Unbequemlichkeit gewöhnen könnte“ — ſagt das jener Frau, wenn Ihr ſie wieder ſeht — „da ſind die Frauenzimmer.“

Es war ein kleiner, in ſeinen Umfaſſungen, ſowie in Spielereien, die man hier und da ſah — die Reſte einer Sonnenuhr, zerbrochene Vaſen, umgeſtürzte Steinbilder —, etwas ver-

wahrlester Gartenraum, in welchem nur die neu hergerichteten Beete ſauber und hübſch gehalten waren, ſo wie eine kleine Laube im Hintergrunde, ein ehemals von Säulen getragener Pavillon, deſſen eingeſtürztes Dach man auf maleriſche Weiſe durch roh zugehauene Bauſtämme erſetzt hatte und welche dicht überrankt waren von wildem Wein und Gaisblatt, jetzt allerdings noch eine wirre Maſſe kahler Zweige bildend. Doch ſah man ſchon überall die grünen Knospen treiben ſo wie an den Syringen, freilich noch dicht zuſammengerollt, die ſpäteren Blüthendolden in zarten, grünen Blättchen ſchlummern. Aus der ſchwarzen, lockeren Erde drangen hier und da, beſonders in der Nähe mächtiger Stämme, ſchon Crocus, Schneeglöckchen und Lilien, letztere wie hellgrüne, ſpitze Pfeile, ſiegreich hervor an die Frühlingsluft.

In der Laube ſaßen Mamſell Stöckel und Blanda. Letztere hatte in einem Buche geleſen, das nun vor ihr auf dem Tiſche lag, während ſie erwartungsvoll nach dem Hauſe blickte und, als Erich nun erſchien, dieſem mit lebhaften Schritten entgegen ging.

Er war etwas verlegen, wie er ſie begrüßen ſollte, und darüber mit ſich noch nicht recht in's Klare gekommen, obgleich er auf dem Ritte hieher fleißig darüber nachgedacht. Hatte ihm doch Kolma neulich ſchon angedeutet, daß Blanda kein Kind mehr ſei, daß ſie ſich wahrſcheinlich ſehr verändert habe, was er aber neulich Abends bei dem zweifelhaften Lichte und bei der Ueberraſchung durch das liebliche Märchenbild nicht ſo ſehr bemerkt hatte, wie jetzt, da die ſchlanke und doch ſo reizend volle Mädchengeſtalt mit dem ſchönen, edlen Geſichte ihm entgegen eilte, würdevoll bei aller Herzlichkeit, vornehm elegant bei all ihrer

Zutraulichkeit, abermals eines Märchens verkleidete Prinzessin. Erich hätte sich fast seiner groben Uniform geschämt, als er sah, wie zart sich ihre feinen, weißen Finger auf dem derben Tuche ausnahmen, als sie dieselben auf seine Schulter legte, während sie mit der andern Hand die seinige ergriff; auch hatte er gefürchtet, klein neben ihr zu erscheinen, weßhalb es ihn glücklich machte, daß sie, dicht vor ihm stehend, aufwärts schauen mußte, um in seine Augen zu sehen.

Aehnliches schien sie ebenfalls zu denken, denn sie sagte lächelnd: „Neulich Abends, bei der Freude des Wiedersehens, habe ich es nicht einmal gemerkt, daß du so groß geworden bist."

Dann führte sie ihn zu ihrer Freundin; er mußte sich zwischen beide setzen und erzählen: von seinem früheren Leben auch von seinem Aufenthalte in Zwingenberg, und wie es ihm seit jenem Abende, wo ihn Blanda zuletzt auf dem Schlosse des Grafen Seefeld gesehen, ergangen sei. Was er alles sagte, war streng der Wahrheit gemäß; doch erzählte er bei einigen Vorfällen seines Lebens begreiflicher Weise nicht die ganze Wahrheit, immerhin aber genug, um Blanda zu veranlassen, ihre schönen, ernsten Augen mit einem fast traurigen Ausdrucke auf ihm ruhen zu lassen und ihm zu sagen: „Du kannst nicht ganz glücklich in deinen Verhältnissen sein!"

„Aber zufrieden, Blanda, bis ich etwas Besseres erringen kann; o, im gegenwärtigen Augenblicke sehr zufrieden, da ich euch wiedergefunden, dich und Kolma, die einzigen Wesen auf der ganzen, weiten Welt, an die ich stets so innig, so herzlich denken mußte!"

„Du hast das Recht," gab sie mit einem traurigen Lächeln zur Antwort, „wenigstens in den Gedanken glücklich zu sein, die

ſelbſt einen Weg zu bahnen, Hinderniſſen zum Trotz, während wir uns aber von der Fluth müſſen da hintreiben laſſen, wohin es dem Schickſale gut däucht, uns zu führen — oder es faßt uns auch zuweilen eine Gegenſtrömung, die uns plötzlich von unſeren Wegen ab in eine ganz andere Bahn wirft, ohne daß wir darum glücklicher, zufriedener wären. So iſt es mir ergangen, lieber Erich, und damals, als wir uns zum erſten Male ſahen, trat kurz darauf dieſer Wendepunkt meines Lebens ein. Ich habe hier vor meiner Freundin keine Geheimniſſe, und auch du wirſt dich des kleinen, ärmlichen Mädchens erinnern, wie es vor den Menſchen tanzte, ſeine Kunſtfertigkeiten zeigte, und wie es dafür, ſelbſt von ſeinen eigenen Leuten, angeſtaunt, von dieſen faſt vergöttert wurde. Ich war die kleine, heranwachſende Herzogin des Stammes, und man erwies mir als ſolche die größte Ehre. — Ah, ich kann das nicht ſo leicht vergeſſen, wie ich nur zu wünſchen brauchte, um jene wilden widerſpänſtigen Männer, jene eigenſinnigen Weiber nach meinem Willen zu lenken — dann kam es plötzlich anders. Meine arme Mutter ſtarb, Kolma war verſchwunden, unſere Leute fingen an, ſich hier- und dorthin zu zerſtreuen. Ja, wenn du jetzt nur zwanzig Jahre alt wäreſt, ſagte mir damals Zarregg, du würdeſt den Stamm zuſammen halten, wie die mächtigſte Königin! Und obgleich ich noch ein Kind war, hätte ich es doch vielleicht vermocht, wenn nicht meine arme Mutter in dem ſeligen Gefühle geſtorben wäre, daß ihr Kind unter dem mächtigen Schutze jener vornehmen Dame glücklich werden würde. Mir aber war zu Muthe wie einem gefangenen Waldvogel, und wenn ich auch, wie dieſer, all die ſchönen Weiſen lernte, die man mir beſtändig wiederholte, all die nützlichen Dinge, welche mir meine Lehrer vortrugen, ſo

fühlte ich doch ſchmerzlich meine Gefangenſchaft in den Banden jener geordneten Welt, that, was ich that, weil ich es thun mußte, und wenn ich ja einmal glücklich ſein wollte, ſo träumte ich mich weit hinweg über Berg und Thal, am liebſten auf eine grüne Wieſe hin, die von murmelndem Waſſer umfloſſen war, wo unſere Zelte ſtanden, wo Nachts unſere Feuer loderten. Weißt du, Erich, wie damals, als du in jener Nacht von mir Abſchied nahmſt — a—a—a—ah, damals war es dort ſchön!“

Mamſell Stöckel ſchaute mit einem ernſten Blicke in die ſtrahlenden Augen des jungen Mädchens, worauf dieſe mit der Hand ſchmeichelnd über den Arm ihrer ehemaligen Lehrerin fuhr und dann ſagte:

„Gewiß, ich verſtehe deinen Blick, und es iſt ja auch nichts als eine Erinnerung, die aus mir ſpricht; keine Sehnſucht, nicht einmal ein Wunſch — es ſind nur Gedanken, vorüberſchwebend, wie dort oben die lichten Wölkchen, die ich gern eine Zeit lang verfolge, um ſie dann ihres Weges ziehen zu laſſen — wohin, das weiß ich eben ſo wenig, als woher ſie kamen — ganz das Bild meines Lebens. — Doch wir wollen heute nichts Trauriges reden, das kommt ohnedies häufig genug; ich will dir nur noch berichten, wie ſich darauf mein Leben wieder änderte und wie ich aus der Gefangenſchaft — ſo erſchien mir mein Leben in der erſten Zeit nach dem Tode meiner Mutter — ins wirkliche Gefängniß kam, in das Gefängniß des Hauſes da unten, das ihr, Kolma und du, neulich Abends beſucht — o, da war es zuweilen ſo arg, daß mir mein Leben vorher wie das freieſte auf der Welt erſchien und daß ich an das Umherwandern während meiner Jugendzeit nur mit einem Schauer denken konnte!“

„Gewiß eine wohlthätige Reaction!“ ſagte die Stöckel.

„O ja, wenn ich nicht durch ſo Vieles abſichtlich daran erinnert worden wäre, daß ich dabei doch gewiſſer Maßen immer noch vogelfrei geblieben ſei: ein fremdartiges Geſchöpf unter ſo viel wohl bekannten, glänzend befiederten Weſen, von denen denn auch eine gute Partie auf den eingedrungenen Vogel loshackte! O, ich habe das an tauſend Kleinigkeiten bemerkt und darüber manche kummervolle Stunde in meinem Bette verweint!“

„Das war anfänglich ſo, Blanda; dann erwarbſt du dir nicht nur Freundinnen, ſondern übteſt ſogar eine Art von Herrſchaft über die Anderen aus.“

„Als geweſene kleine Herzogin,“ erwiederte das junge Mädchen lächelnd, „war doch auch nichts natürlicher; doch iſt es mir gegangen, wie Mancher, die unbewußt, ja, ohne das zu wollen, zu Macht und Hoheit kam und ſchwer dafür büßen mußte; wenn ſie mir auch nicht mein Haupt abſchlugen, ſo haben ſie es mir doch arg verſtümmelt!“

Erich blickte ſie fragend an, und erſt als ſie mit der Hand recht auffallend und ihn dabei anlächelnd, zu ihren dichten, blonden Locken fuhr, rief er aus: „Ach, dein langes Haar, Blanda! Warum haſt du es abgeſchnitten?“

„Es fiel als ein Sühnopfer zur Zeit einer ſchweren Revolution; ich werde dir die Einzelheiten darüber ſpäter einmal erzählen, habe dir aber jetzt Nothwendigeres zu ſagen. Du weißt, daß die Gräfin Seefeld ſich meiner annahm, nachdem meine Mutter geſtorben. Warum that ſie das? Es iſt möglich, aus Herzensgüte, aus Mitleid mit dem verlaſſenen Kinde, von dem ſie ſich dann wieder abwandte, als ſie erfahren, daß es ſo wenig ihren Erwartungen entſprochen — ja, Erich, wie

du mich hier vor dir ſiehſt, bin dich ein ſehr bösartiges Geſchöpf geweſen, das Wohlthat mit Undank belohnte, das einer großen Geſellſchaft junger Mädchen zum ſchlechteſten Beiſpiel diente, ein Geſchöpf, von dem man ſich mit Widerwillen und Abſcheu wandte — frage nur meine liebe Stöckel —, trotz allem dem aber ein armes Weſen, das gänzlich allein in der Welt ſtehen würde, wenn nicht die beſte ihrer Lehrerinnen der armen Verlaſſenen hier eben ein Aſyl verſchafft hätte!"

Bei dieſen letzten Worten zuckte es eigenthümlich ſchmerzlich um die Lippen Blanda's; dann warf ſie ſich raſch an die Bruſt ihrer Freundin, wobei das Zuſammenzucken ihres Körpers deutlich zeigte, daß ſie heftig weine.

„Du biſt ein närriſches Kind," ſagte die gute Stöckel — „freue mich aber in der That, daß du jetzt erleichternde Thränen findeſt für all den Schmerz, der ſich in deinem Herzen feſtgeſetzt; weine nur, weine nur!"

Das that ſie denn auch in der leidenſchaftlichſten Weiſe, mit der ſie all ihre Empfindungen kundgab, ſobald einmal eine gewiſſe Schranke der Zurückhaltung ihres eigenen Willens gebrochen worden war. Dann ſchüttelte ſie ihre Locken heftig aus der erhitzten Stirn, legte ihre beiden zuſammen gefalteten Hände in die Rechte Erich's und ſagte mit immer noch thränenden Augen: „Daß ich bis jetzt von Kelma nichts geſagt, darf dir kein Beweis ſein, Erich, als hätte ich mich nicht aufs herzlichſte über ihre Anhänglichkeit und Liebe gefreut, mit der ſie kam, mich aufzuſuchen; und doch will ich dir nicht verhehlen, daß ihr Erſcheinen mir wie ein fremder, zu greller Ton erklang in der ſanften Melodie dieſer Waldeinſamkeit, daß es mir wie eine Störung beſſerer Gedanken erſchien, wenn ich

mich mit der Idee vertraut machen wollte, ihr zu folgen, mit ihr zu leben. Du wirſt mich lächerlich finden, Erich! Du haſt das Recht, mich erſtaunt zu fragen: was willſt du denn ſonſt auf dieſer Welt beginnen? Und ich gebe dir darauf mit einigem Stolze die Antwort, daß mir meine gute Stöckel die Verſicherung gab, ich hätte in den letzten Jahren ſo viel gelernt, daß ich mir ſelbſt eine Stellung, in der Art, wie die ihrige, zu ſchaffen vermöge — was ſiehſt du mich dabei ſo verwunderlich und ungläubig an?"

„Weil ich überzeugt bin, daß das nicht deine Beſtimmung iſt, Blanda, daß ich mir das wenigſtens nicht zu denken vermag. Lache du über mich, wenn ich dir ſage, daß ich mich einer eigenthümlichen Phantaſie nicht erwehren konnte, ſo oft ich dich noch geſehen, daß es mir dann gerade ſo iſt, als müßten fremde, unbekannte Leute erſcheinen, athemlos herbeiſtürzen, da ſie dich Jahre lang vergeblich geſucht, müßten dir zu Füßen ſinken, dir die Hände küſſen und dich im Triumphe alsdann mit ſich davon führen."

„Du denkſt an die kleine Herzogin von damals," ſagte ſie durch Thränen lächelnd, „oder an die wiedergefundene Prinzeſſin eines Märchens."

„An das Letztere vielleicht — du wirſt ſehen, Blanda, wie man dich eines Tages findet, dich inmitten eines glänzenden Gefolges davonführt und wie du uns, die wir traurig zurückbleiben, zum letzten Mal ein Lebewohl zurufſt."

„Das Letzte gewiß nicht," erwiederte ſie in einem ſo herzlichen Tone und mit einem ſo innigen Blicke, daß es ihn durchſchauerte — und auch das Andere nicht," rief ſie lachend, „obgleich ich ſelbſt ſchon dergleichen thörichte Träumereien

hatte! Aber ich wollte noch etwas von Kolma ſagen: ſie will mich mit ſich nehmen, ich ſoll bei ihr leben, und das iſt es, was mir widerſtrebt, wenigſtens ſo lange, bis ich es möglich gemacht, vor jene Gräfin Seefeld hinzutreten und ihr zu beweiſen, daß ich weder unwürdig noch undankbar gegenüber ihren Wohlthaten war; daß ich aber wiſſen möchte, aus welchem Grunde ſie ſich des verlaſſenen Kindes angenommen, ob ihre Gründe nur die des Mitleids, der Barmherzigkeit geweſen, ob ihr Intereſſe für mich nur eine Spielerei war, die ſie wegwarf, als man das Spielzeug bei ihr verdächtigte."

„Was du denkſt und fühlſt, iſt richtig, und ich könnte es auch wohl nicht verſtändlicher ausdrücken," ſagte Mamſell Stöckel.

„Ach, der Anblick Kolma's," fuhr das junge Mädchen nach einer Pauſe fort, „hat alle die ſchönen Plane zerſtört, die wir Beide hier oben gemacht! Wie hat ſich Kolma verändert, wie leidend ſieht ſie aus! — Warſt du nicht ebenfalls bei ihrem Anblicke erſchrocken, Erich?"

„Ich kann das nicht läugnen, obgleich ich durch Nachrichten, die ich zufällig über ſie erhielt, auf ihren Anblick vorbereitet war." — Er mochte nichts davon ſagen, wie er ſie vor dem letzten Mal geſehen.

„Welch traurige Aenderung in wenig Jahren," rief Blanda, nachdem ſie eine Weile ſinnend vor ſich niedergeblickt, ſchmerzlich bewegt aus — „und das bewog mich auch rückhaltslos in alles zu willigen, was ſie verlangte! Doch fürchte ich faſt ihr Wiedererſcheinen — ich fühle mich ſo glücklich hier oben, beſonders jetzt, da ich dich wieder geſehen, Erich, an den ich beſtändig und aufs herzlichſte in den ſchwerſten Augenblicken

die ſpaniſche Schule anbelangt, von Murillo fünfzig, von Ribera dreiundfünfzig, von Zurbaran vierzehn, von Juanes achtzehn, von Velasquez zweiundſechzig. Ebenfalls reich vertreten iſt Morales, Rizzi, Ribalda. Die großen Italiener repräſentirt Raphael mit zehn, Giordano mit fünfundfünfzig, Tizian mit dreiundfünfzig, und Tintoretto mit ſiebenundzwanzig Nummern. Obgleich viele Bilder des Muſeums, die man zur Franzoſenzeit nach Paris geſchleppt, wieder zurückgegeben werden mußten, ſo ſcheint man doch von den Landsleuten noch einige zurückbehalten zu haben, denn die franzöſiſche Malerei iſt am ſchwächſten in der Zahl. Freilich ſind immer noch einundzwanzig Pouſſin's da, ſowie fünf Bilder von J. Vernet und herrliche Claude Lorrains. Von Deutſchen begrüßen wir Albrecht Dürer mit zehn und Lucas Kranach mit zwei Bildern, auch an einigen vortrefflichen Holbeins erfreut ſich das Auge; am zahlreichſten ſind die Gemälde der flämiſchen und holländiſchen Schule. Im Erdgeſchoſſe ſind lange Säle damit angefüllt. Dort hängen allein zweiundſechzig Bilder von Rubens und zweiundfünfzig von Teniers.

In dem länglichrunden Mittelſaal des oberen Stockwerks, der rückwärts an die lange Gallerie angefügt und deſſen Fußboden in der Mitte ausgeſchnitten iſt, um den im Erdgeſchoße befindlichen Sculpturwerken Helle zuzuführen, befinden ſich, wie in der Tribuna der Florentiner Gemäldeſammlung im Palazzo Degli Uffici, die Meiſterwerke der berühmteſten Maler; namentlich iſt hier Murillo, Tizian, Raphael, Giordione und Velasquez reich vertreten. Gerade dem Eingang gegenüber hängt der Spaſimo von Raphael, leider nicht mehr in dem anfänglichen Colorit, ſondern durch häufige Retouchen aller Abſtufung der Farbe vom Vorder- nach dem Hintergrund beraubt. Links davon iſt von Murillo ein wunderbares Bild, vor dem ich ſtundenlang geſeſſen, una concepcion, die Jungfrau Maria auf dem Halbmond ſtehend, der von den Engeln emporgetragen wird. Murillo hat mehrere dieſer ganz ähnlichen Madonnen gemalt; von einer, die ſich in der Sammlung des Louvre befindet, exiſtirt ein guter Kupferſtich;

gedacht; dann erinnerte ich mich immer, wie du meine kleinen Pferdchen in jener Nacht ſo ſicher durch die wilden Soldatenhaufen gelenkt — denke dir aber mein Erſtaunen, als ich dich vor nicht gar zu langer Zeit nun ſelbſt inmitten ähnlicher Reiter erkannte, die mit den dumpf dröhnenden Geſchützen an uns vorüberzogen!"

„Hatteſt du mich in der That erkannt, Blanda?"

„Frage die gute Stöckel, was ich ihr von dir ſagte, als ſie mein auffallendes und unanſtändiges Stehenbleiben ſtreng verweiſen mußte."

„Und Anderes noch," meinte die ehemalige Lehrerin lächelnd.

„Woran ich aber ſehr unſchuldig war."

„Aber als Heblerin doch nicht ganz ohne Schuld."

„Was war denn das, Blanda?" fragte Erich. „Du verzeihſt meine Neugierde, da ich mir auch dieſen Vorwurf als mit mir in einigem Zuſammenhange denken muß."

„Auf der Höhe vor unſerm Hauſe erhob ſich eine kleine Feſtung," ſprach Blanda unter einem ſchelmiſchen Lächeln gegen die Stöckel.

„Fort Maximilian!" rief Erich, dem nun plötzlich Schmoller einfiel und die ganze Geſchichte, welche er von dieſem erfahren.

„Mir war dieſe kleine Feſtung ſehr gleichgültig, und wenn ich ſie, nachdem ich dich geſehen, mit einigem Intereſſe betrachtete, ſo geſchah das nur, weil ich durch eine Freundin erfahren, daß dort oben ebenfalls Artillerie liege."

„Für welche ſich deine Freundin lebhafter intereſſirte."

„Mehr als billig war," ſagte ernſt die ehemalige Lehrerin der Penſion.

„O, ich kenne den Gegenſtand dieſes Intereſſes!“ rief Erich lachend.

„Ich möchte lieber nichts mehr davon hören,“ meinte Mamſell Stöckel; „es gibt denen ein Recht, denen ich gerade darin kein Recht geben möchte; jedenfalls war es von der Gräfin Haller unverantwortlich, dich zur Vertrauten zu machen.“

„So war es in der That eine ſo vornehme junge Dame,“ fragte Erich erſtaunt, „die mit einem meiner Kameraden Briefe wechſelte und ihm ihr Portrait ſandte?“

„Davon weiß ich nichts,“ ſagte Blanda eifrig.

„O, es ſieht der leichtſinnigen Haller ähnlich!“

„Einem deiner Kameraden, Erich?“

„Einem einfachen Bombardier der Feſtungs-Compagnie des Forts Maximilian.

„Aber von guter und bekannter Familie?“

„O, ich glaub' wohl, daß ſeine Familie in ihren Kreiſen als ſehr gut gilt und dort auch wohl gut bekannt iſt; wenn du aber unter dieſer Bezeichnung eine vornehme und adelige Familie verſtehſt, ſo thut es mir leid, dir ſagen zu müſſen, daß deine Gräfin Haller ſich arg täuſchte. Schmoller kann durchaus keine Anſprüche machen auf eine vornehme Familie oder auf Reichthümer irgend welcher Art.“

„Er heißt Schmoller?“ fragte Mamſell Stöckel. „Schade, daß ich das nicht früher gewußt habe, es wäre auch das ein Mittel geweſen gegen dieſe Kindereien der Gräfin Haller! Denn wer weiß, für welch poetiſchen Namen ſie geſchwärmt — hat aber hoffentlich alles das total vergeſſen in den erſten Tagen, welche ſie zu Hauſe zubrachte.“

„Und mich dazu,“ meinte Blanda mit einem trüben

Lächeln; „doch gleichviel. — Sage mir, Erich," fuhr ſie alsdann in heiterem Tone wieder fort, „wie iſt dein Freund Schmoller, wie ſieht er aus? Ich möchte ihn wohl einmal ſehen!"

„O, er iſt ein ganz anſtändiger junger Mann, gut ausſehend, wenn ich auch nicht begreife, wie er im Stande geweſen, bei jener jungen Dame ſo großes Intereſſe zu erregen!"

„Aus weiter Entfernung, Erich; ich glaube, daß ſie ihn nie in der Nähe geſehen hat, und wenn auch vielleicht ein Mal, ſo war doch ihr Köpfchen ſo mit romanhaften Schwärmereien angefüllt, daß ſie das an ihm, was vielleicht nicht in ihre Phantaſie paßte, für Verſtellung und Maske hielt. Sie ſchwärmte für einen jungen, hübſchen und ſehr vornehmen Cavalier, der ſich ihr zu Liebe in die Verkleidung eines Soldaten geworfen."

„Die böſe Frucht müßiger Stunden," ſagte die Stöckel, „und des Leſens verbotener Bücher, was Fräulein von Quadde der Gräfin Haller gern hingehen ließ, ſo lange ſie ihr Liebling war — aber einem fremden jungen Menſchen ſeine Photographie zu ſchicken!"

„Die ich hier zufällig bei mir habe. Schmoller gab ſie mir, um vielleicht auf eine oder die andere Art zu erfahren, wo die ihm ſo plötzlich Entſchwundene geblieben iſt."

„Laß ſehen, Erich!"

Dieſer hatte damals auf dem Fort Maximilian die Photographie nur ſehr flüchtig angeſehen, heute Morgen aber gar nicht, und als er ſie jetzt aus dem kleinen Couvert hervorzog und betrachtete, konnte er ſich eines leichten Erſchreckens nicht erwehren."

Blanda nahm ihm das Blatt aus der Hand, und kaum

hatte sie einen Blick darauf geworfen, so lachte sie laut und fröhlich hinaus, um aber gleich darauf mit etwas angenommenem Ernste zu sagen: „Ach, das ist doch recht abscheulich von Clotilde!“

„Was gibt's denn?“ fragte Mamsell Stöckel.

„Das hat sie dem jungen Manne als ihr Bild geschickt!“

„Das meinige!“ rief die ehemalige Lehrerin mit großer Entrüstung. „Sie hatte kein Herz, diese Haller — sie haben alle kein Herz, diese Vornehmen! Mein Bild, das ich ihr freundlich und liebevoll gab, so förmlich wegzuwerfen — pfui!“

Erich befand sich in Verlegenheit und suchte sich so gut als möglich mit der Wahrheit zu entschuldigen, besonders mit seinem allzu flüchtigen Betrachten der Photographie. Ja, es konnte kein Zweifel daran sein, die leichtsinnige junge Gräfin hatte das Bild ihrer Lehrerin an Schmoller geschickt, und dieser fühlte sein Herz gerührt durch die freundlich stillen Züge der guten Stöckel.

„Jetzt verlange auch ich, Ihren Freund zu sehen,“ sprach die Stöckel mit größerer Energie, als man sonst an ihr gewohnt war, um ihm meine Empfindungen auszudrücken über das taktlose Benehmen jenes jungen Mädchens; und was diese Photographie anbelangt, so werde ich sie behalten.“

Sie entfernte sich etwas aufgeregt mit gerötheten Gesichte aus der Laube und dem Garten, die beiden jungen Leute allein lassend, wodurch aber eigenthümlicher Weise der bisher so muntere Redestrom im Sande zu verrinnen schien; vielleicht auch wohl, weil Erich mit herzlicher Freude schweigend in Blanda's liebe, schöne Augen blickte, während sie unverwandt etwas in den langsam dahinziehenden Wolken zu suchen schien.

Dann beſann er ſich plötzlich darauf, daß ſein Spazirritt ſchon ſehr lange gedauert habe, und dieſem Gedanken Worte gebend, erhob ſie ſich mit ihm, und dann ging ſie, die Hand auf ſeine Schulter geſtützt, an ſeiner Seite vor das Jagdſchlößchen, wo er den Rappen beſtieg und ihr dann zum Abſchiede die Hand reichte.

„Nicht wahr, du kommſt recht bald wieder, Erich?“

„O gewiß, recht bald, Blanda!“

Neununddreißigſtes Kapitel.

Bombardier Schmoller entdeckt im glücklichſten Augenblicke ſeines Lebens, daß man ihn betrogen hat, und Erich iſt unbeſonnen genug, ſeinen Feind zu Boden zu ſchlagen.

Wie gern hätte Erich ſein Verſprechen, Blanda recht bald wieder zu beſuchen, ſchon am anderen Tage erfüllt, und wie prächtige Gelegenheit hätte er hierzu durch die Pferde des Premier-Lieutenants gehabt, wenn der Hauptmann von Manderfeld es nicht als eine thörichte Zeitverſchwendung erklärt hätte, daß ein junger Menſch, der noch in vielen Dingen der Letzte ſei, ſo Stunden lang auf dem Sattel herum bummle, und dann zu ſeinem erſten Lieutenant geſagt:

„Laſſen Sie das durch einen der älteren Unterofficiere beſorgen, oder nehmen Sie meinetwegen Wibert; das iſt ein geſetzter Menſch und ordentlicher Reiter.“

Worauf der Premier-Lieutenant in trockenem Tone erwiederte: „Ich danke Ihnen für den guten Rath, Herr Hauptmann; bis mein Burſche wieder geſund iſt, können meine Pferde auch durch den Bombardier Freiberg unter meiner Aufſicht in der Reitbahn geritten werden, wobei der junge Menſch

etwas lernt und wogegen ſie wohl nichts einzuwenden haben werden!“

Dann hatte er mit ſeiner Hand leicht an ſeine Dienſtmütze gelangt nnd war ohne Weiteres davon gegangen, worauf dann Erich das zweifelhafte Vergnügen genoß, den Rappen in der Reitbahn herum zu tummeln, wobei die Aufſicht des Premier-Lieutenants darin beſtand, daß er zuweilen einen Augenblick zuſchaute, wenn der Bombardier aufſaß.

Dieſer überließ ſich bei ſolchen ſtillen Reitvergnügen ſeinen Phantaſieen und ſtellte die Länge der Reitbahn in Verhältniß zu dem Wege nach dem Jagdſchlößchen, wobei er ſich dieſen recht lebhaft vergegenwärtigte, jetzt in ſeiner Phantaſie das Fort Maximilian vor ſich ſah, dann das Haus der Penſion, hierauf, natürlich, immer in Gedanken, die Landſtraße in einem animirten Galop dahin flog und dann, die Reitbahn in Diagonale nehmend, in voller Carrière vor ſeinem Luftſchloſſe anlangte. Statt aber am Ende einer ſolchen Phantaſieteur Blanda's liebliche Züge zu ſehen, blickte er plötzlich in das Geſicht Schmeller's, der über die hohe Holzeinfaſſung der Bahn herüber ſchaute.

„So, biſt du es? Ich will noch ein paar Minuten im Schritt herum reiten, dann bin ich zu deinen Dienſten; gehe indeſſen auf meine Stube.“

„Ich will lieber hier warten,“ meinte der Andere; „ich war ſchon droben, da lungern alle die Kerls um den Tiſch herum, ſo daß man doch kein vernünftiges Wort reden kann.“

„Gut, ich komme ſogleich.“

Schmeller verſchwand, und Erich, welcher ſeinen Freund nicht mehr geſehen, ſeit ihn dieſer vor ein paar Tagen auf der

Landſtraße begleitet, überlegte, was er ihm, jene Photographie betreffend, mittheilen könne und dürfe. Die ganze Wahrheit, daß man ihn eigentlich zum Beſten gehabt, wäre für den armen Schmeller zu ſchmerzlich geweſen. Doch welche Entſchuldigung dafür finden, daß er ihm das hochverehrte Bildniß nicht wieder zurückbringen konnte?

Glücklicher Weiſe fand Erich, als er gleich darauf mit ſeinem Freunde im Kaſernenhofe zuſammentraf, daß Schmeller's Geiſt mit etwas Anderem beſchäftigt war, denn er fragte nur flüchtig nach dem Ergebniß von Erichs Spazirritt und ſagte dann:

„Da iſt mir geſtern Abend etwas ganz Abſonderliches begegnet; es war prachtvolles Wetter, wie heute, und da ich nichts zu thun hatte, ſetzte ich mich mit einem Buche auf den Wall des Forts."

„Natürlich an der Nordſeite?"

„An der Nordſeite," beſtätigte Schmeller mit einem leichten Seufzer. „Es umgab mich eine warme, balſamiſche Luft, zu meinen Füßen ſproßten Frühlingsblumen, hoch über mir jubelte ſchmetternd die Lerche; ich lehnte an der Böſchung und blickte träumeriſch ins Thal hinab."

„Ganz Toggenburg," lachte Erich —

„Blickteſt Stunden lang
Nach dem Fenſter deiner Lieben"

„Wo ich aber leider nichts ſah, als geſchloſſene Fenſterläden — ein troſtloſer Anblick! Da, auf einmal hörte ich den Klang von Pferdehufen und ſah, aufblickend, jenen Huſaren-Officier, bei dem ich damals war und ihm deine Papiere übergab."

„Ah, den Grafen Seefeld!"

„Denſelben; aber er war nicht allein, ihm zur Seite ritt ein älterer Herr, während beiden eine junge Dame in langem Reitkleide, den kleinen Hut mit wallender Feder keck auf dem Kopfe, um einige Pferdelängen vorausſprengte, dann nicht weit von dem Platze hielt, wo ich mich befand, und aufmerkſam zur Stadt hinab blickte. Ein Bedienter in reicher Livrée folgte. Natürlich erhob ich mich aus meiner liegenden Stellung, um dem Huſaren-Officier die Honneurs zu machen, die aber von demſelben durchaus nicht beachtet wurden, was ich indeſſen ſehr begreiflich fand, da ihn die junge Dame mit einer reizend klingenden Stimme an ihre Seite rief.

‚Schauen Sie dort hinab, lieber Graf Seefeld,‘ ſagte ſie, ‚da iſt der Schauplatz meiner Thaten! Laſſen Sie uns ein paar Schritte weiter rechts reiten, ſo kann ich Ihnen das Fenſter meiner Gefängnißzelle zeigen!‘

„Dabei kamen ſie nah an mich heran, daß mich faſt das lange Reitkleid der Dame ſtreifte, als ſie ihr Pferd wieder gegen die Brüſtung wandte. Ach, ſie war ſchön, Erich, blendend ſchön! Ein herrlich geformtes Geſicht, glänzende Augen, ſchwarzes, lockiges Haar, und dabei eine Weichheit und Elaſticität in dem feinen Körper, etwas ſo Reizendes und Elegantes in allen Bewegungen, daß man Pferd und Sattel hätte beneiden können! Dabei war es mir ganz eigenthümlich zu Muthe, als ſie vom Schauplatze ihrer Thaten da unten ſprach und die Zelle ihres Gefängniſſes bezeichnen wollte, worauf ich ſo begierig war, daß ich nicht vom Platze gegangen wäre, wenn auch der Blick aus dem unangenehmen Geſichte des Huſaren-Officiers noch deutlicher gefragt hätte: Was willſt du denn eigentlich hier, gemeiner Kerl, und verſchwindeſt nicht augenblicklich, wenn du

Leute, wie wir, herankommen ſiehſt? — Aber ich war hier zu Hauſe, deßhalb in meinem Rechte, und obendrein voll eines Gefühls wie Neugierde, Spannung, Erwartung auf irgend etwas, was ich mir ſelbſt klar zu machen nicht getraute.

„Du kannſt mir aber glauben, Erich, daß ich faſt erſchreckt zuſammenfuhr, als ſie nun mit der Reitpeitſche, die ſie ausgeſtreckt in der rechten Hand hielt, anfing, die Fenſter des Hauſes drunten von links nach rechts abzuzählen, und als ſie nun bei dem ſechsten im zweiten Stocke anhielt und ſagte:

‚Das war es, da habe ich manche lange Stunde verſeufzt.‘“

„Eigenthümlich!“ meinte Erich mit einem etwas erkünſtelten Erſtaunen, fuhr aber gleich darauf lachend fort: „Nun, du warſt doch nicht am Ende der Anſicht, es ſei dieſe reizende Amazone die geweſen, die früher mit dir Schriftliches gewechſelt? Ah, Schmeller, ich halte deine Eigenliebe nicht für ſo groß, weiß auch ganz gewiß, daß du dich geirrt haſt! In dem Zimmer des ſechsten Fenſters hat wahrſcheinlich mehr als Eine junge Dame gewohnt.“

„Es iſt in dieſer Welt Vieles möglich, was uns ganz unglaublich erſcheint. — Nachdem die ſchöne junge Dame ſo ihre ehemalige Wohnung bezeichnet, ſtützte ſie ſich mit beiden Händen auf den Hals ihres Pferdes und ſagte:

‚Wie oft habe ich von da drunten nach dieſer Höhe hinauf geſchaut und nicht gedacht, daß ich ſie ſo bald, ſo frei und ſo fröhlich betreten würde!‘

‚Und ſo gegen alles Verdienſt,‘ ſagte der ältere Herr lächelnd; eine Wohnung in den Caſematten hier unter uns wäre für euch Alle viel richtiger geweſen!‘

‚Böſer Papa! ſchmollte ſie, wandte ſich aber gleich darauf

doch hat der Kopf des Pariſer Bildes nicht den wunderbaren Ausdruck dieſer Jungfrau Maria. Es iſt das ganz unbeſchreiblich, und auf mich hat dieſes Bild einen ſolch mächtigen Eindruck gemacht daß, wenn ich die Augen ſchließe, ich ſie heute noch deutlich vor mir ſehe, dieſe wunderbare Geſtalt, die dem Beſchauer ſo körperlich aus den Wolken entgegentrat, daß es ihn ſüß durchſchauert. Das edle, blaſſe Geſicht zeigt eine unausſprechliche Verklärung und das aufwärts blickende Auge der Jungfrau iſt halb gebrochen von himmliſcher Luſt. Dabei iſt das Bild ſo einfach in der Farbe, Maria im hellen Gewande mit einem blauen Mantel, der um den rechten Arm und die Füße wallt, und aus welchem der ſilberne Halbmond blinkt, den ſo reizende kleine Engel tragen, wie ſie eben nur Murillo malen kann.

Für mich iſt dieſer Künſtler, nachdem ich ſeine Bilder in Spanien geſehen, überhaupt der größte Maler aller Zeitalter, ſeine Figuren ſind menſchliche Weſen, aber Geſchöpfe, wie ſie der Schöpfer nur in guter Laune hervorbringt, kräftig und wahr, ſchön und edel. Murillo mit einer Welt von Gedanken kannte die Leidenſchaften und alle edeln Gefühle, die eine menſchliche Seele erfüllen; und damit hat er ſeine Schöpfungen, unterſtützt von einem ungeheuren Talente, ausgeſtattet.

Von Tizian befindet ſich in dem Mittelſaale u. A. ein ſehr großes und ſchönes Bild, das, obgleich nur ein Portrait, mich viele Zeit gekoſtet. Es iſt Carl der Fünfte, in voller, ſchwarzer Rüſtung zu Pferde, Reiter und Roß in Lebensgröße. Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, daß der Maler zum Hintergrund eine weite, flache Gegend gewählt, über welche ſchon die Abenddämmerung hereinbricht. Fern am Horizonte ziehen ſchwere Gewitter dunkle Wolkenmaſſen dahin und zwiſchen ihnen durch ſieht man den gelben, leuchtenden Reflex der ſchon untergegangenen Sonne. Der Kaiſer hält etwas nachläſſig die Zügel des galoppirenden Pferdes und ſcheint die lange Lanze, die er in der Rechten trägt, eben gegen etwas Feindſeliges einlegen zu wollen. So erſcheinen auch die angeſpannten Geſichtszüge ſeines emporge-

mit einem leuchtenden Blicke an den Huſaren-Officier und ſagte ihm: Ich will es nur geſtehen, dieſe kleine Feſtung war häufig der Tummelplatz unſerer Mädchenphantaſie, und unſere Gedanken gingen oft auf dieſen Wällen ſpaziren; wir bevölkerten uns das zuweilen mit bekannten Geſtalten....'

‚Und gingen auch mit dieſen ſpaziren, flüſterte der Graf Seefeld leiſe.'

‚Pfui, Sie ſind unausſtehlich, Graf Seefeld, und verdienen es nicht, daß ich Ihnen geſagt, wie ich dabei einige Male an Sie gedacht! Gewiß,' fuhr ſie mit einer lieblichen Naivetät fort, ‚wenn Sie mir nicht verſichert hätten, Sie wären nie hier oben geweſen, ſo würde ich mit Beſtimmtheit ſagen, ich hätte Sie gerade hier auf dieſer Stelle ein paar Mal geſehen!'

„Und das war gerade die Stelle," fuhr der Bombardier Schmoller mit einem leichten Seufzer fort, „wo ich Stunden lang geſtanden und hinab geſtarrt."

„Bis das Fenſter klang."

„Ja, bis das Fenſter klang, bis die Liebliche ſich zeigte — und wenn ich nun über mein Buch hinweg in ihr ſchönes Geſicht ſah, ſo war es mir gerade, als erinnerte ich mich trotz alledem dieſer lieblichen Züge."

„Und damit iſt dieſe romanhafte Begegnung zu Ende?"

„Noch nicht, Erich, es kommt noch Erſchütternderes für mich und tief Ergreifendes. — Der alte Herr machte den Vorſchlag, rings um den Wallgang der kleinen Feſtung zu reiten, vorher aber unſerem Feſtungs-Commandanten, dem Herrn Hauptmann von Walter, einen Beſuch zu machen. Zum Erſten gab die junge Dame auch ihre Zuſtimmung, bei der letzteren

Partie aber behauptete ſie unnöthig zu ſein und auf die Rückkehr der Beiden hier, wo ſie ſich gerade befand, warten zu wollen, um, wie ſie ſagte, noch einige Augenblicke zu ſchwärmen in der Erinnerung an vergangene Tage.“

„Das fandeſt du begreiflich, Schmoller?“

„Ja, und mir klopfte das Herz gewaltig; ich war ſchon im Begriffe, mich davon zu ſchleichen, blieb aber trotzdem an die Böſchung gelehnt ſtehen und that, als ob ich eifrig in meinem Buche läſe. Da hörte ich plötzlich die ſchöne, klangvolle Stimme der jungen Dame fragen:

‚Sind Sie hier oben als Wache?‘

„Das konnte nur mir gelten, denn der Bediente hielt ziemlich weit zurück mit ſeinem Pferde; auch ſah ich, als ich aufblickte, daß ihre Augen auf mich gerichtet waren. Raſch näherte ich mich deßhalb, und dicht neben ihrem Pferde ſtehend, erwiederte ich: Nein, gnädiges Fräulein, ich bin hier oben nicht auf Wache, ſondern nur hieher gegangen, um die milde Frühlingsluft und die herrliche Ausſicht zu genießen.“

‚Ich hätte es mir auch denken können, daß Sie hier nicht auf der Wache ſind, denn ſonſt würden Sie nicht mit ihrem Buch da ſtehen. Sieht man von hier aus den Königsplatz?‘

„Dort links, gnädiges Fräulein, dort, dicht bei der Kuppel mit dem goldenen Kreuze.“

‚Ach ja, wie deutlich erkenne ich jetzt alle Gebäude! Welch prächtigen Blick man von hier auf die Stadt hat!‘

„Wohl den ausgedehnteſten von allen benachbarten Höhen, vom weſtlichen Ende der Stadt, wo die Sternwarte ſteht, bis zum öſtlichſten hier vor uns, dort mit dem Hauſe, deſſen Fenſterläden ſeit einigen Tagen feſt verſchloſſen ſind — einem

ehemaligen adeligen Damenſtifte! erlaubte ich mir mit einem etwas ausdrucksvollen Tone zu ſagen."

„Sie ſchaute mich mit einem großen Blicke an und entgegnete erſt nach einer Pauſe: ‚Ja, das iſt jetzt verlaſſen, und ſieht recht traurig aus!'

„Gewiß, recht traurig!"

‚War wohl ſonſt für die hier oben ein willkommenes Ziel der Beobachtung?' ſagte ſie mit einem heiteren Lächeln.

„Ach ja, und erſcheint jetzt nur noch als eine trübe Erinnerung!

„Das ſchien ſie nicht zu verſtehen, denn ſie ſchaute über mich hinweg mit ernſtem, nachſinnendem Blicke zu den Waldhöhen hinauf und ſprach erſt nach einer Weile, wie zu ſich ſelber:

‚Es iſt ſehr ſchön hier oben, und ich will es nicht vergeſſen, daß ich endlich auch einmal hier oben war, und nicht nur in Gedanken!'

„Dann glitten plötzlich ihre Blicke wieder auf mich herab, und ich ſage dir, Erich, die volle Gluth ihrer dunkeln Augen gab mir einen entzückenden und doch ſchmerzlichen Stich ins Herz, und ich mußte dieſe volle Gluth mindeſtens ſechs Secunden aushalten, wobei ich fühlte, wie mir die Röthe ins Geſicht ſtieg!"

‚Was leſen Sie denn da?' fragte ſie raſch.

„‚Gedichte, gnädiges Fräulein. — Und ſiehſt du, Erich, wenn es mich meinen Kopf gekoſtet, ich hätte es nicht anders gekonnt, als ihr dieſe Lüge zu ſagen — um va banque zu ſpielen, denn es war eine Lüge; ich las in einem Romane von Spindler, that aber ſo, als ob ich aus dem Buche läſe, als

ich ihr die Verſe von Heine recitirte, die ich einſtens, auf ein Stückchen Papier geſchrieben, drunten an der Gartenmauer aufgehoben hatte.

Sie liebten ſich Beide, doch Keiner
Wollt' es dem Andern geſteh'n;
Sie ſahen ſich an ſo feindlich
Und wollten vor Liebe vergeh'n.
Sie trennten ſich endlich und ſah'n ſich
Nur noch zuweilen im Traum,
Sie waren längſt geſtorben
Und wußten es ſelber kaum."

„Und ſie ließ dich dieſe Declamation zu Ende bringen?" fragte Erich.

„Ja," antwortete Schmoller nach einem tiefen Athemzuge, „ſie hörte mich ruhig an, ſie beugte ſich auf den Hals ihres Pferdes nieder, und als ſie ſich hierauf wieder aufrichtete, bemerkte ich, daß ihre ſchönen Züge geröthet waren."

„Schmoller, du betrügſt dich ſelber!"

„Laß das gut ſein; ich weiß zu genau, daß dieſe Verſe einen großen Eindruck auf ſie machten. Ich kann dir das eben ſo wenig ausführlich beſchreiben, als wie den Ausdruck des Blickes, den ſie auf mich warf; höre nur noch ruhig den Schluß dieſes wunderbaren Abenteuers, und dann urtheile. Sie neigte ihr Haupt gegen mich, wie zum Danke oder zum Gruße, zog dann die Zügel etwas heftig an, ſo daß ſich ihr Pferd vorn erhob und dann auf ein leichtes Berühren mit der Reitgerte in einer Lançade an mir vorüber flog, wobei ſie ihre rechte Hand mit einer raſchen Bewegung gegen ihre Bruſt erhob — abſichtslos, wie ich dachte, bis ich zu meinem freudigſten Erſchrecken etwas durch die Luft fliegen und auf

den Boden fallen ſah — ein Veilchenbouquet, welches ſie zwiſchen den Knöpfen ihres Reitkleides getragen. Der raſch folgende Bediente bemerkte das um ſo weniger, als ſeine Augen auf die beiden Herren gerichtet waren, die jetzt auf der Biegung des Wallganges wieder erſchienen, und als Alle verſchwunden waren, hob ich raſch die duftenden Blumen auf und verbarg ſie auf meinem Herzen."

Erich konnte nicht anders, als ungläubig lächelnd ſeinen Kopf ſchütteln und ſo den großen Unmuth Schmollers erregen, der achſelzuckend vor ihm ſtehen blieb und ziemlich heftig ſagte:

„O, ich hab' es wohl gewußt, daß du alles das für übertrieben oder gar für eine Phantaſie halten würdeſt! Es iſt mir im Grunde gleichgültig, und würde ich dir gar nichts davon erzählt haben, wenn ich dir nicht nach dem, was du neulich erfahren, mein ganzes Vertrauen ſchuldig zu ſein glaubte."

„Ja, nach dem, was ich neulich von dir erfahren, kann ich nun einmal nicht anders, als dir meine ehrliche Meinung ſagen, daß ich glaube, man hat dich zum Beſten gehabt, oder war die Photographie, die man dir geſandt, das Bild der jungen Dame, von welcher du ſo eben mir erzählt?"

„Das nicht, aber du wirſt mir zugeſtehen, daß es vielleicht ein Act der Klugheit war, mir, einem fremden Menſchen, eine falſche Photographie zuzuſenden."

„Wenn ich dir nun aber ſage, daß ich das Original jener Photographie geſprochen und daß dieſes Original, ein angenehmes, verſtändiges Mädchen, deine Bekanntſchaft zu machen wünſcht!" — Darin ſagte Erich nun gerade nicht die Unwahrheit, obgleich Mamſell Stöckel Schmoller nicht in der Abſicht zu ſehen wünſchte, um ihm jene kleine Verrätherei, die mit ihrem

Portrait vorgegangen war, in freundlichen oder gar herzlichen Worten zu erklären.

„Wenn dem ſo iſt, ſo bin ich in einer peinlichen Lage,“ verſetzte Schmeller mit großem Ernſte; „es iſt gewiſſer Maßen ein Unglück zu nennen, wenn man ſo ein allgemeines Intereſſe einflößt.“

„Du kommſt mir vor wie Herkules am Scheidewege, ſollteſt dich aber ſehr raſch entſchließen, an jene glänzend trügeriſche Erſcheinung nicht mehr zu denken, und das kann dir eigentlich nicht ſchwer werden nach der Leidenſchaftlichkeit, mit welcher du noch vor wenig Tagen die allerdings höchſt angenehmen und milden Züge jener Photographie betrachtet. Lerne das Original erſt kennen, und du wirſt mit mir übereinſtimmen, daß hier etwas Poſitiveres iſt, als bei jenem leuchtenden Blitze, der deine Augen vorübergehend geblendet.“

„Ja, ich will ſie kennen lernen,“ entſchied ſich endlich Schmeller nach einem tiefen Seufzer.

„Aber indem du ruhig und natürlich auftrittſt, denn die junge Dame hat ein ſtilles, geſetztes Weſen, welche die leidenſchaftlichen Declamationen, in denen du ſtark biſt, kaum verſtehen würde, ja, welcher ſchon deine Art, von dem Fort Maximilian herunter zu telegraphiren, recht auffallend erſchienen ſein mag und die wohl im Stande wäre, dir bei der erſten Unterredung recht offen ihre Meinung darüber auszuſprechen.“

So, damit hätten wir einiger Maßen vorgebaut, dachte Erich, indem er ſich dem Freunde gegenüber ein ſehr ernſtes und würdevolles Anſehen zu geben wußte, welches auch ſeine Wirkung nicht verfehlte, denn Schmeller fragte hierauf etwas kleinlaut:

„Wann glaubſt du, daß wir zuſammen jenen Beſuch machen können?“

„Wir haben morgen einen Feiertag,“ gab Erich zur Antwort, „und wenn mich heute nicht irgend ein Unglück nach St. Agatha verſchlägt, was man bei der Liebe des Herrn Hauptmanns für mich nie zu wiſſen vermag, ſo wäre ich morgen Nachmittag bereit, mit dir hinaufzugehen.“

„Alſo zu Fuße?“

„Anders wird ſich's nicht thun laſſen, da ich dem Rappen des Herrn Premier-Lieutenants auf hohen Befehl, wie du vorhin geſehen haſt, hier auf der Reitbahn Bewegung machen muß.“

Hierauf trennten ſich die beiden Freunde, ohne daß Schmoller glücklicher Weiſe nach ſeiner Photographie verlangt hätte. Trug er doch an derſelben Stelle, wo er jene aufbewahrt, jetzt das gefundene Veilchenbouquet, und wenn ihm auch Erich's Bemerkungen etwas von ſeiner Sicherheit benommen hatten, ſo glaubte er doch noch immer an Zeichen und Wunder auf dem Gebiete der Liebe und konnte ſich nun einmal nicht entſchließen, ſelbſt das Außerordentlichſte für unmöglich zu halten; er war darin ganz Königin von Golkonda, und mit jedem Schritte, den er langſam und träumend ſeinen Berg hinauf machte, erhob er ſich von einer ſchwindelhaften Poſition zur anderen und war — vor dem Thore der Feſtung angelangt — ſo weit gekommen, daß ihn Seine Majeſtät der König auf dringendes Bitten der Eltern ſeiner Braut zum Grafen Schmoller von Schmollershauſen ernannte, und ließ erſt von dieſen Träumereien, nachdem ihm ein ſcharfer Windſtoß ſeine neue Mütze in einen recht unſauberen Winkel des Feſtungsgrabens geweht hatte.

Erich war langſam die Treppe hinaufgeſtiegen und ver-

nahm, als er in die Nähe ſeiner Stube gelangte, einen heftigen Wortwechſel, bei welchem er die Stimme Wiberts unterſchied, welcher übrigens nicht mit jener brutalen Sicherheit ſprach, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wogegen ſich die andere Stimme, die des Unterofficiers Wenkheim, in ſo ſcharfen Aeußerungen erging, wie ſie dieſer bis jetzt noch nicht gegen den Liebling des Hauptmanns von Manderfeld gebraucht.

„Und wenn es nur ein Papier war," rief der Unterofficier „das Sie ſich nur ein wenig in der Nähe betrachten wollten, ſo war es immerhin ein ſtrafbarer Eingriff in das Waffengerüſt ihres Kameraden, wozu Sie nach Ihrer Anſicht den paſſendſten Augenblick erwählt, da Sie geglaubt, es befände ſich außer Ihnen Niemand im Zimmer und nachdem Sie vorher die Thür ſorgfältig zugeſchloſſen!"

„Die Thür ſchloß ich zu, weil alle Anderen auswärts beſchäftigt ſind und weil ich mich umziehen wollte."

„O, ich kenne ihre Schamhaftigkeit!" hohnlachte der Unterofficier. „Sie irrten ſich auch wahrſcheinlich im Waffengerüſte und ſahen das Papierpaket für ein reines Hemd an!"

„Das Erſte iſt allerdings der Fall, und wenn Sie mir nicht glauben wollen, ſo will ich Ihnen ſogleich zeigen, daß ich ein ganz ähnliches Papierpaket in meinem Waffengerüſte habe, wodurch ein Irrthum erklärlich wird."

„Na, Her—r—r—r, wir wollen doch ſehen, ob Sie damit durchdringen!"

Jetzt öffnete Erich raſch die Thür, und wenn ihm nicht das, was Wibert hatte ausführen wollen, ſehr ernſt und bedenklich vorgekommen wäre — denn er wußte wohl, um welches Papierpaket es ſich handle — ſo hätte er in ein lautes

Lachen ausbrechen müſſen über den Anblick des Unterofficiers Wenkheim, welcher, nur mit dem Erſten und Unentbehrlichſten, womit ein Menſch bekleidet ſein kann, vor Wibert ſtand und zornroth in ihn hineinſchrie.

„Ja," rief er, nachdem er die Thatſache mit dem Waffengerüſte vor Erich wiederholte, „ich lag in meinem Bette mit der Decke über den Kopf, weil ich mich nicht ganz wohl fühle, und da glaubte er ſich allein im Zimmer! Augenblicklich aber werde ich mich anziehen und dieſe Geſchichte dem Herrn Premier-Lieutenant melden!"

„Meinetwegen," knurrte Wibert, deſſen Trotz beim Anblicke Erichs wieder gewachſen war, „melden Sie es, wohin ſie wollen, und jeder vernünftige Menſch wird mir zugeben, daß hier ein Irrthum möglich iſt — da iſt das Paket aus meinem Waffengerüſte."

Erich warf einen raſchen Blick darauf und eilte dann an ſeinen eigenen, kleinen Schrank, um zu ſehen, ob die gewiſſen Papiere, die ſich dort verſiegelt befanden, noch da ſeien, und ſah ſie allerdings, wenn auch etwas herausgezerrt aus Wäſche und ſonſtigen Dingen, worunter er ſie ſorgfältig verſteckt. Ob er wohl leichtſinniger Weiſe vor einer Stunde vergeſſen, ſein Waffengerüſte zu verſchließen — er konnte ſich nicht mehr genau darauf beſinnen; aber es war ihm klar, daß hier ein durchdachter Plan zu Grunde lag und daß Wibert ein ganz ähnliches Paket nur deßhalb bereit hielt, um es in einem günſtigen Augenblicke mit dem ſeinigen vertauſchen zu können. Woran er früher nicht gedacht, that er jetzt, und ſchrieb auf das Paket ſeinen eigenen Namen, ehe er es ſorgfältig wieder verdeckte und dann das Waffengerüſt abſchloß.

Mit Wibert über dieſen Vorfall ein weiteres Wort zu wechſeln, hielt er überflüſſig, ja, er trat zu dem Unterofficier, der ſich hinter ſeinem Bette eiligſt anzog, und bat ihn dringend, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen.

„Beſſer iſt das am Ende allerdings," polterte Wenkheim, „denn es möchte mir ſchier das Herz abdrücken, wenn ich melden müßte, das ſei auf meiner Stube paſſirt! Hol' der Teufel dieſen langen Labander! Sehen Sie ſelbſt zu, wie Sie mit ihm fertig werden! Ich muß in die Luft, ſonſt erſtick' ich vor Zorn!"

Dann eilte er hinaus, nachdem er ſich raſch angezogen, und Erich trat ein paar Augenblicke nachher völlig ruhig und geſammelt an den Tiſch, wo ſich Wibert niedergelaſſen hatte und unbekümmert Brod und Butter zu einem Stücke Wurſt ſchmauſte; er ließ ihn ſogar dieſes Frühſtück ruhig beenden, während er zum Fenſter hinausſchaute, und wandte ſich erſt dann gegen ihn, indem er ſagte: „Den ſchlechten Streich, den Sie da eben ausführen wollten, dem Hauptmann zu melden, wäre vielleicht vergebliche Mühe, Sie werden mich wahrſcheinlich verſtehen; aber das ſage ich Ihnen, ſo wie Sie ſich noch einmal unterſtehen, ſich für mein Waffengerüſt zu intereſſiren, ſei es auch nur mit einem Ihrer unverſchämten Blicke, ſo ſchlage ich Sie zu Boden!"

„O ho," ſchrie der Andere aufſpringend, „ſtützen Sie ſich vielleicht auf die dumme und lächerliche Anklage des Unteroffiziers Wenkheim, um ſo mit mir zu reden? Warte, Bürſchlein, wenn mir meine Fauſt nicht zu lieb wäre, um ſie in Berührung zu bringen mit dem Geſichte eines ſo hergelaufenen Strolches, eines Spions und Verräthers, ſo ...."

hobenen Kopfes, von dem der röthliche Kinnbart drohend absteht; die Augen blicken scharf in die Ferne und der Oberkörper ist wie erwartend vorgestreckt.

Ob von diesem Bild ein Kupferstich existirt, weiß ich nicht, glaube es aber kaum, doch wäre dieß ein schöner Vorwurf für einen Kupferstecher. Die Rotunde enthält vielleicht über sechzig Bilder, alles große unschätzbare Meisterwerke, die nur leider viel zu dicht eines neben das andere gedrängt hängen. Ich will hier nur neben seiner herrlichen Uebergabe von Breda noch eines Gemäldes von Velasquez erwähnen, das Intérieur seines eigenen Hauses, wenn ich nicht sehr irre, mit spielenden Kindern und dem Künstler selbst vor seiner Staffelei stehend. Im Hintergrunde erblickt man in einem Spiegel reflectirend die Gestalt König Philipps des Vierten, der den Maler in seinem Atelier überrascht. Hieran knüpft sich noch eine ganz hübsche und wohl verbürgte Anecdote. König Philipp der Vierte soll nämlich dieses Bild, als es fertig war, aufmerksam betrachtet und belobt, endlich aber zu Velasquez gesagt haben: „In deinem Bilde fehlt noch eine Kleinigkeit, die ich hinzufügen will." Und darauf habe er Palette und Pinsel genommen und auf dem Portrait des Künstlers im Bilde den Calatrava-Orden ziemlich roh hingemalt, wie er heute noch zu sehen ist.

Von unserem Landsmann Dürer ist eine Jungfrau mit dem Kinde in der Rotunde, ein schönes und liebes Bild, würdig des Besten, was sich hier befindet; ein anderes allegorisches Gemälde desselben: Jugend, Alter und Tod darstellend, thut Einem weh zwischen den lebensfrischen Bildern von Murillo und Velasquez; ein großer Künstler, der, wenn er auch in ganz anderem Genre malte, Murillo sehr nahe kommt.

In einem der untern Säle hängen von Velasquez vielleicht zwanzig Gemälde nebeneinander, alles lebensgroße Portraits von spanischen Königen und Infanten, Hofzwergen, ehrenhaften Bürgern und prachtvolle Bettlergestalten. Das ist aber Alles mit einer fast erschreckenden Wahrheit gemalt, und wo man eins dieser Bilder lange und fest ansieht, da glaubt man, jetzt hebe sich die

Weiter vermochte er im Augenblicke nicht zu reden, denn Erichs Fauſt hatte ihn ſo gewaltig an der Halsbinde gepackt, die er raſch ein wenig herumdrehte, daß ihm das Wort in der Kehle ſtecken blieb, worauf in größter Geſchwindigkeit ein paar klatſchende Maulſchellen auf ſeiner Wange brannten; dann ließ er ihn los, und Wibert, der um einen halben Kopf größer war und wie ein wildes Thier ſchnaubte und wüthete, würde feige genug geweſen ſein, es dabei zu belaſſen, wenn er jetzt nicht die Stimme des kleinen Bombardiers Schwarz vernommen hätte, der mit Weitberg in die Stube trat und der in entzücktem Tone ausrief: „O, famos — o, famos!“

Das mußte ihn natürlich antreiben, ſich auf Erich zu ſtürzen, wobei Wibert dieſem von oben herab einen ſo tüchtigen Fauſtſchlag auf den Kopf gab, daß ihm die Ohren ſauſten und ihm feurige Ringe aus den Augen ſprangen; doch ſchien er nur eine Secunde lang wie betäubt zu ſein, dann unterlief er den langen Bombardier preßte ihn feſt an ſich, um ihn darauf mit einer kraftvollen Schwenkung auf den Boden zu ſchleudern, daß die Planken krachten. Aber damit war es noch lange nicht genug, wie ſich die ſchrille Stimme des kleinen Schwarz vernehmen ließ, und wie auch Erich ſelbſt dachte, gegenüber all den Unverſchämtheiten, die ſich Wibert täglich gegen die ganze Stubenkameradſchaft zu Schulden kommen ließ. Raſch langte er nach ſeinem Säbel, der zufällig am Tiſche lehnte, riß ihn aus der Scheide und fuchtelte mit der flachen Klinge einen gewiſſen Theil des langen Bombardiers ſo raſch und nachdrücklich, daß dieſer alle Gegenwehr aufgab und in ein wahrhaft cannibaliſches Gebrüll ausbrach, wozu Schwarz und Weitberg im höchſten Entzücken einen ausdrucksvollen Kriegstanz

ausführten. Plötzlich aber fühlte Erich ſeinen Arm gehalten und ſah, ſich umwendend, in Weitberg's ſchreckensbleiches Geſicht, deſſen Augen nach der geöffneten Thüre ſtarrten, in welcher der Hauptmann von Manderfeld mit dem Premier-Lieutenant Schaller ſtanden.

Da war nun nichts zu machen — ſich durch irgend etwas zu entſchuldigen, hätte Erich jedenfalls unter ſeiner Würde gehalten, weßhalb er kaltblütig ein wenig auf die Seite trat und den Säbel wieder in die Scheide ſteckte, nachdem er vorher mit demſelben ſalutirt, was allerdings wie der größtmöglichſte Hohn ausgelegt werden konnte und gewiß auch ſo, ja, noch viel ſchlimmer ausgelegt wurde.

Der Hauptmann von Manderfeld ſchien nur mit großer Mühe ſeine ariſtokratiſche Ruhe beibehalten zu können, und ſelbſt der Premier-Lieutenant ſchüttelte bedenklich mit dem Kopfe; doch überwand der erſtere jeden Ausdruck eines gemeinen Zornes, zog ruhig ſein Battiſttuch hervor, wiſchte langſam ſeinen Schnurrbart nach beiden Seiten und ſagte dann erſt in einem affectirt gleichgültigen Tone: „Sie haben wohl die Güte, Herr Premier-Lieutenant, den Wachtmeiſter Pinckel zu veranlaſſen, daß dieſer Mann da in Unterſuchungsarreſt gebracht wird, und werde ich über die Aufnahme des species facti das Nähere ſelbſt befehlen.“

Damit verließ er die Stube, wo ſowohl Schwarz als Weitberg in der größten Beſtürzung zurückblieben. Erſterer kratzte ſich hinter den Ohren, und ſtatt ſeinen Lieblingsausdruck zu gebrauchen, ſagte er in kläglichem Tone: „O weh, o weh!“

Der lange Wibert war, ſich tüchtig reibend, hinter den

Betten verſchwunden, und Erich dachte: „Was iſt's weiter — einmal hat es doch ſo kommen müſſen!“ — Nur als er hierauf an das Jagdſchlößchen und an Blanda dachte, konnte er ſich eines ſchmerzlichen Gefühles nicht erwehren.

Aber die ſchwere Wetterwolke ſollte noch einmal gefahrlos über ſeinem Haupte dahinziehen; denn es waren kaum zehn Minuten nach dieſem Vorfall vergangen, als der Unterofficier Wenkheim haſtig mit hochrothem Geſichte in das Zimmer trat und ausrief: „Der Bombardier Freiberg wird auf einen neuen Befehl des Herrn Hauptmanns nicht in Unterſuchungsarreſt abgeführt, der Bombardier Wibert aber iſt auf die Stube Nr. 8 verſetzt!“

Da fing der ſchmächtige Weitberg vor Freuden an zu jauchzen und zu tanzen, und der kleine Schwarz, nachdem er gellend: „O, famos — o, famos!“ geſchrieen, eilte zur Marketenterin, um den Reſt ſeiner Baarſchaft gegen Schnaps und Wurſt umzuſetzen.

Vierzigſtes Kapitel.

Unangenehme und traurige Botſchaften verſchiedener Art werden glücklicher Weiſe unterbrochen durch einen Beſuch der Gräfin Haller bei der Herzogin Blanda, mit welchem ein zartes Abenteuer ſeinen Abſchluß erhält.

Als Erich und Schmoller am anderen Tage nach dem im vorigen Kapitel erwähnten Vorfalle zuſammen nach dem Jagdſchlößchen hinaufgingen und erſterer ſeinem Freunde dieſes Zuſammentreffen mit Wibert und dem Hauptmann von Manderfeld erzählte, ſagte Schmoller: „Darin kann durchaus kein Zweifel obwalten, daß dich der Unterofficier Wenkheim durch den Rapport, den er über Wibert's Beſchäftigung gemacht und als rechtlicher Mann machen mußte, von dem gefährlichen Unterſuchungsarreſte befreit; ſei aber dagegen verſichert, daß dir dein Batterie-Chef die Behandlung ſeines Lieblings betreffend gehörig ins Wachs drücken wird, und nimm dich auf's äußerſte zuſammen, um ihm keine Veranlaſſung zu geben zu neuem Unterſuchungsarreſt, mit species facti verzinst."

„Was kann ich dagegen thun?" entgegnete Erich achſelzuckend. „Er hat hundert Wege, um mir beizukommen!"

„Dich unter keinem Vorwande mehr in ſolche Geſchichten einlaſſen wie die mit Wibert. Wie hätteſt du dageſtanden, wenn du das ruhig und vernünftig angepackt hätteſt! Denn ich will nicht läugnen, daß ich auch faſt vermuthe, der Kerl hat ein Gelüſte nach deinen Papieren gehabt, doch nicht aus eigenem Antriebe, und deßhalb hätteſt du klüger ſein ſollen.“

„Möglich; aber ich hätte dich an meiner Stelle ſehen wollen, ob dich nicht auch der Zorn übermannt hätte!“

„Auch war es leichtſinnig, das Paket in deinem Waffengerüſte zu laſſen; ich hätte es dir beſſer aufgehoben. Wo haſt du es jetzt?“

„Hier, bei mir, um es in die Hände einer der Damen zu legen, die wir auf dem Jagdſchlößchen beſuchen werden.“

„Auch nicht übel, denn wer weiß, ob ich es hätte lang bei mir behalten können, da ſeit geſtern wieder ſtark die Rede iſt, von der baldigen Verſetzung unſerer Feſtungs-Compagnie.“

Unter dieſen Geſprächen hatten ſie die Stelle erreicht, wo der Waldweg von der Chauſſee ab nach dem Jagdſchlößchen führte und wo man ſchon das Dach deſſelben durch die kaum mit dem erſten, zarten Grün bekleideten Bäume hervorſchimmern ſah. Schmoller kürzte hier auffallend ſeine Schritte und wurde ſehr ſchweigſam, ſo wie ſie ſich ihrem Ziele näherten. Von Erich deßwegen befragt, gab er zur Antwort: „Ich muß ſchon geſtehen, daß ich da droben nicht mit meiner gewöhnlichen Sicherheit auftreten werde, was du begreiflich finden wirſt; denn mag man es nehmen, wie man will, ich befinde mich da in einer ſonderbaren Lage — vor eine Dame hinzutreten, mit der ich Briefe und Gedichte gewechſelt, ohne ſie je Auge in Auge geſehen zu haben, die auch eben ſo wenig genau

weiß, wie ich ausſehe, und die mich ſtatt mit einem freundlichen A — a — a — ah! eben ſo gut mit enttäuſchendem O — o — o — oh! empfangen kann."

Erich, der es nicht für zweckmäßig hielt, ſeinem Freunde den wahren Sachverhalt mitzutheilen, begnügte ſich, ſeine Worte von geſtern ungefähr zu wiederholen, daß man es mit einem ſehr einfachen, aber höchſt liebenswürdigen Weſen zu thun habe, deren Gunſt zu erringen, ſich Schmoller glücklich ſchätzen könnte, und damit hatten ſie die Hofmauer erreicht.

Es war ein milder, aber etwas trüber Tag, der Himmel mit leichtem Gewölk überzogen, durch welches zuweilen ein Lichtſtrahl zuckte, als mache die Sonne vergebliche Anſtrengung, durch die grauen Dünſte zu brechen. Hier und da zeigten ſich auch dunklere Streifen, aus denen man Regen erwarten konnte, und da nirgendwo ein bewegender Lufthauch zu ſpüren war, ſtanden Bäume und Sträucher ohne die leiſeſte Regung, ernſt, erwartungsvoll, trübe, weil ohne Licht, und gaben ſo der ganzen, ſonſt im Sonnenglanze ſo heiteren Waldlandſchaft etwas Ernſtes, ja, Trauriges, wozu das eben erwähnte wechſelnde Licht in den Wolken wie ein ſchmerzliches Zucken erſchien und vortrefflich paßte.

Dazu kam noch die tiefe Stille, welche auf dem ganzen Gehöfte lag. Da es Feiertag war, ſo befanden ſich die Knechte in der Kirche des benachbarten Dorfes; der Förſter war in den Wald gegangen, und leiſe Zithertöne, die vom Garten herüberzudringen ſchienen und die wie der melancholiſche Hauch einer Aeolsharfe klangen, vermehrten noch das eigenthümlich Feierliche der Stimmung.

„Es iſt hier gerade ſo," flüſterte Schmoller, „als wenn

man ein verzaubertes Schloß beträte, und wenn dort ein trotziger Knecht mit Lederwamms und Armbruſt oder einer Hellebarde in der Fauſt erſchiene, würde ich mich gar nicht wundern."

„Ja, oder wenn ein kleiner Zwerg hervorträte," pflichtete Erich bei, „um uns zu melden, daß die Fee, welche hier gehaust, geſtern auf einem Drachenwagen abgeholt worden ſei — doch iſt es trotz alledem ſo arg nicht; da öffnet ſich die Thür des Hauſes, und wir werden etwas ganz Natürliches zu ſehen bekommen."

Und ſo war es auch in der That. Auf der Schwelle erſchien Mamſell Stöckel, ſichtbar in einiger Verlegenheit, als ſie die jungen Leute ſah und gewiß Beide erkannte, wobei Erich ſich nicht enthalten konnte, die Aufmerkſamkeit Schmoller's durch einen Ellbogenſtoß anzuſpornen; dann näherte er ſich raſch der Thür und ſtellte ſeinen etwas ſchüchtern folgenden Freund vor, daran eine Frage nach Blanda knüpfend.

„Sie iſt hier im Zimmer," antwortete die ehemalige Lehrerin etwas erröthend, während ſie es auffallend vermied, den Freund Erich's anzublicken, der ſeine Mütze abgenommen hatte und in einer demüthigen Haltung vor ihr ſtand; „Blanda wünſcht Sie zu ſprechen," ſetzte ſie alsdann raſch hinzu — „ich glaube, allein zu ſprechen —, und wenn mich Ihr Freund unterdeſſen in den Garten begleiten will, wo auch mein Neffe iſt, ſo werden Sie uns dort ſpäter mit Blanda finden." — Sie zeigte mit der Hand auf den Weg, der um das Haus in den Garten führte, und ging dann voraus, während ihr Schmoller in nicht ganz ſicherer Haltung folgte.

„Wohl bekomm' ihm die Predigt!" dachte Erich in übermüthiger, glücklicher Laune, die geſteigert wurde durch das Be-

wußtſein, daß ihn Blanda erwarte und daß er ſie allein ſehen werde.

Raſch trat er über den Vorplatz in die Halle und eilte in herzlicher Freude zu Blanda hin, die in dem großen Stuhle unter dem Epheu ſaß. Doch erſchrack er, als er in ihre heute ſo außerordentlich bleichen Züge blickte und als er an ihren gerötheten Augen ſah, daß ſie geweint habe — heftig geweint.

„Was iſt dir geſchehen, Blanda?“

„Vieles, Vieles, und deßhalb bin ich ſo glücklich, daß du kommſt — o, es war geſtern für mich ein recht trauriger Tag!“

„Erzähle mir das ruhig, und ohne dich aufzuregen.“

„Das iſt unmöglich, ja, die erſte Mittheilung, die ich dir zu machen habe, wird dich ebenfalls in große Aufregung verſetzen — Kolma iſt todt!“

„Kolma todt! Unmöglich, Blanda! Woher wüßteſt du es auch?“

„Durch Schlimmeres, was mich betroffen: jener Mann war geſtern hier eben, der ſeit Jahren, ſo oft ich an dich freundlich dachte, wie ein garſtiges Geſpenſt neben dir ſtand, jener Mann, der dich damals verfolgte, der dich ins Gefängniß warf, woraus Kolma dich auf meine Veranlaſſung errettete.“

„Graf Seefeld?“

„Er ſelbſt; es war geſtern Morgen ungefähr um dieſe Zeit, als wir im Garten ſaßen, die gute Stöckel und ich, da hörten wir ein raſch galoppirendes Pferd, und ich will es nicht läugnen, Erich, daß ich vor das Haus eilte, um dich herzlich zu begrüßen, aber erkannte meinen Irrthum erſt, als es zu ſpät war, zurückzutreten, und mußte es deßhalb geſchehen laſſen, daß er ſein Pferd dicht vor mir gewaltſam zum Stehen brachte,

und mußte es mit anhören, daß er im Tone höchſter Ueberraſchung ausrief: ‚Welche Erſcheinung!‘“

„O, er hat gewiß noch Weiteres zu ſagen gewagt!“ ſprach Erich mit zuſammengebiſſenen Zähnen.

„Es iſt möglich; doch da ich ihn augenblicklich wieder erkannte, war ich ſo beſtürzt, daß ich kaum jene Worte vernahm. Dann ſchwang er ſich aus dem Sattel, warf die Zügel ſeinem Reitknechte zu und blieb einen Augenblick vor mir ſtehen, mich mit einem Lächeln anblickend, als wolle er in ähnlicher Weiſe, wie er mich begrüßte, fortfahren. Doch beſann er ſich eines Beſſern; ſeine Züge nahmen einen andern Ausdruck an, dann legte er ſeine Hand an die Mütze und ſprach in einem ernſten, faſt ehrfurchtsvollen Tone: ‚Könnten Sie es ſein, mein Fräulein, der ich eine Nachricht zu überbringen habe?‘

„Glücklicher Weiſe kam in dieſem Augenblicke die gute Stöckel heran, der er ſeinen Namen nannte und hinzuſetzte, er ſuche eine junge Dame Miß Price, die bis vor Kurzem in dem adeligen Fräuleinſtifte der Reſidenz geweſen ſei, worauf ſie mich ihm durch eine Handbewegung bezeichnete.“

„Und er war es, der dir die Nachricht von Kolma's Tod überbrachte?“ fragte Erich ſchmerzlich bewegt.

„Er war es, und was er mir von ihrem Tode erzählte, trug ſo den Stempel der Wahrheit, daß leider nicht daran zu zweifeln iſt.“

„Er konnte allerdings von Kolma wiſſen,“ ſprach Erich traurig vor ſich hin, „denn an dem Abend, wo wir Beide hier oben waren, hatte er ſie in der Stadt geſprochen. O, wie ich ſie an jenem Abend ſah, nach Jahren zum erſten Male wieder ſah, hat mich ihr Anblick aufs tiefſte erſchüttert! Gewiß,

gewiß, ſie litt tief und hoffnungslos, und dieſes Bewußtſein ſprach auch häufig aus ihren Worten — aber entſetzlich iſt es, daß gerade er dich von ihrem Tode benachrichtigen mußte — und wie ſtarb ſie?“

„In jener Nacht auf der Fahrt nach Hauſe, in ihrem Wagen — wohl ſanft und ſchmerzlos, wie er mir ſagte; denn als ihre Dienerin den Schlag geöffnet, habe ſie Anfangs geglaubt, ſie ſchlafe.“

„Die arme, arme Kolma! Wie glücklich bin ich, ſie noch geſehen zu haben, und auch dir, Blanda, wird das eine liebe Erinnerung ſein!“ — Seine Augen hatten ſich mit Thränen gefüllt, und als ſie ihm nun ihre beiden Hände reichte, drückte er dieſe an ſeine Lippen und zog dann das weinende Mädchen ſanft an ſich. Sie legte ihren Kopf an ſeine Schulter, und ihr gewaltſames Schluchzen fühlte er deutlich an dem heftigen Zucken ihres Körpers.

Erſt nach einer langen Pauſe ſagte ſie, ſich aufrichtend: „Jetzt fühle ich es erſt recht ſchmerzlich, wie völlig einſam ich in der Welt ſtehe, o, entſetzlich einſam — ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne — einen Namen!“

„Wie kommſt du jetzt darauf, meine gute, gute Blanda?“

„Durch eine Aeußerung jenes Mannes, durch eine Frage, die er halb an mich, halb an meine liebe Stöckel that, die aber klang, als ſpräche er ungläubig mit ſich ſelber. ‚Und Sie heißen wirklich Miß Price?‘ ſagte er einmal im Laufe des Geſpräches. Ich vermochte nicht darauf zu antworten; denn wenn auch die Stöckel jene Frage eifrig bejahte, wußte ich es ſelbſt doch zu genau, daß ich ja keinen Namen habe.“

„Aber einen Freund, der dich nie, nie verlaſſen wird!“ rief

Hand des Königs mit dem langen Feuerrohr zum Schuß, der verwachsene Hofzwerg grinse uns an und der Bettler mit vorgehaltenem Hut spräche: „Per l'amor de Dios . . .“

Im großen Mittelsaal ist Raphael außer dem Spasimo nicht besonders vertreten; seine bedeutendsten Bilder befinden sich in der langen Mittelgallerie; so die berühmte „Perle“, die Jungfrau Maria, auf ihrem Schooße das Jesuskind, zur Mutter schelmisch lächelnd hinaufblickend, wie fragend, ob es die Früchte nehmen dürfe, die ihm der kleine Johannes darreicht; im Hintergrund sitzt die heilige Anna, das Ganze von wunderbarem Farbenschmelz.

Als König Philipp der Vierte dieses Bild erhielt und zum erstenmal betrachtete, rief er aus: „Es la perla de mis cuadros!“ woher es seinen Beinamen „die Perle“ hat. Ob es diesen Namen mit Recht verdient, wage ich nicht zu entscheiden; wenn es aber auf mich ankäme, so würde ich mir doch eine andere Perle in der Madrider Sammlung heraussuchen.

Während unseres Aufenthalts hier fanden wir einen geschickten Photographen, einen Engländer Namens Clifford, der nicht nur höchst gelungene Ansichten von spanischen Gegenden geschmackvoll aufgenommen hatte, sondern auch gerade beschäftigt war, einige der berühmtesten Bilder der Gallerie zu photographiren. Ich erlaube mir, denselben allen Lesern, die Gelegenheit haben, von seinen wohlfeilen und schönen Blättern zu erwerben, bestens zu empfehlen.

In der Nähe der Gemäldegallerie steigt man vom Prado zum oftgenannten Parke von Buen retiro hinauf. Derselbe hat vielleicht einen Durchmesser von einer halben Stunde und erstreckt sich innerhalb der Stadtmauern vom Thore von Alcalà bis zum Thore von Atocha. Angelegt wurde er unter der Regierung Philipps des Vierten und damals war er mit vielen Schlössern, Kirchen, Kasernen und einem schönen Theater eine Art selbstständige Stadt, worin der König seinen prachtvollen Hof hielt. Seine Nachfolger indessen ließen den Buen retiro verfallen, wenigstens geschah für seine Unterhaltung so gut wie gar nichts, oder was,

Erich glückſelig aufjauchzend, denn es durchdrang ihn ein ſeliges Gefühl bei dem, was ſie eben geſagt; ja, der für ſie ſo ſchmerzliche Gedanke, daß ſie Niemanden auf der weiten Welt habe, ließ ihn vor Freude erbeben. Durfte er es alsdann doch wagen, ihr Beſchützer zu ſein, durfte er alsdann doch hoffen, daß ſie ſich feſt und innig an ihn ſchlöſſe, ihn als ihren Verwandten, ihren Bruder, als einen lieben, trauten Freund betrachte und auf ſeine Meinung, ſeinen Rath höre — dann war ja auch er nicht mehr allein auf der Welt, dann hatte er ein Weſen, dem er herzlich gut ſein, für das er ſpäter vielleicht einmal ſorgen durfte! Wie reich und glücklich fühlte er ſich durch dieſen Gedanken! Er hätte in dieſem Augenblicke mit keinem Könige getauſcht, ja, wenn der Verſucher an ihn herangetreten wäre, um ihm für Blanda's Freundſchaft die glänzenden, heiß erſehnten Epauletten zu bieten, er würde ſie höchſt wahrſcheinlich von ſich geworfen haben.

Sie blickte durch Thränen lächelnd zu ihm auf und ſagte: „Ich danke dir, Erich, dafür, daß du mein Freund ſein willſt, ich bin ſtolz darauf und werde gewiß bald in den Fall kommen, deinen Schutz, deine Hülfe anzurufen — ach, ich werde es nothwendig brauchen!“

„So, hat er dir noch Schlimmeres geſagt,“ rief Erich mit funkelnden Augen, „ſo haßt und verfolgt er dich?“

„O nein, man haßt und verfolgt mich nicht, im Gegentheil, man gibt ſich die Miene, mir ſehr wohlzuwollen, ſich ſehr lebhaft für mich zu intereſſiren.“

„O, das iſt viel ſchlimmer!“ ſagte er mit leiſer Stimme und einem Gefühle, welches ihm ſchmerzlich durch die Seele ſchnitt. Und woraus erfuhrſt du das?“

„Aus einzelnen Worten, Blicken und Mienen, und dann fühlte ich es — hier.“ Sie legte bei dieſen Worten die Hand auf das Herz und fuhr dann mit niedergeſchlagenen Augen fort: „Ich habe nie eine ſolche Angſt, ein ſolches Weh empfunden, als bei ſeinen Blicken und Worten.“

„O, ich verſtehe dich, Blanda!“ rief er mit auflodernbem Zorn und mit krampfhaft geſchloſſenen Händen. Und gerade dieſer Menſch, der mir ſchon ſo viel Leides zugefügt — und was ſagte denn die Stöckel dazu?“

„Als er endlich fort war und ich mich weinend in ihre Arme warf, da ſuchte ſie mich allerdings zu tröſten, aber mit Worten, die doch eigentlich kein Troſt für mich waren. Vorher ſchon hatte ſie höflich, faſt ehrerbietig gelächelt, als er zu uns ſprach, und ängſtlich nach ihrem Bruder, dem Förſter, hinübergeblickt, der dazukam, ſchon von Weitem ſeinen Hut abnahm und ſich mit tiefen, unterwürfigen Bücklingen Seiner Erlaucht näherte.“

„Und was ſagte ſie dir dann, Blanda?“ rief Erich heftig, faſt rauh.

„Sie ſagte, man müſſe ſich nicht gleich ſo trotzig abwenden, wenn Leute, deren Hülfe wichtig für uns werden könne, freundlich, ſogar ſcherzend mit uns ſprächen; ſie ſagte, es könne mir eigentlich nichts ſchaden, wenn ich mir das Wohlwollen meiner früheren Beſchützerin, der Gräfin Seefeld, das ich doch verloren zu haben ſchiene, wieder gewänne.“

„Durch ihn? Das Wohlwollen der Gräfin, die gewiß eine gute und edle Dame iſt — o, wie dumm iſt dieſe Stöckel!“

„Verſtehſt du nun, Erich, daß mich alles das recht unglücklich macht?“

„Ob ich dich verſtehe, meine gute Blanda!“

„Und daß mir hiedurch mein Aufenthalt hier oben, wo ich ſo glücklich war, beinahe verhaßt geworden — auch....“

„Sprich doch, Blanda, was haſt du ſonſt noch?“ bat er, als ſie plötzlich ſchwieg.

„Auch beunruhigt es mich, daß der arme Sohn des Förſters ſich gar ſo viel um mich bekümmert, daß er mir wie ſein Schatten folgt und daß ſeine traurigen Augen ſo lebhaft zu mir ſprechen, wenn auch ſein Mund faſt ſtumm iſt — ich muß fort von hier, Erich,“ rief ſie ſchmerzlich aus, in Thränen ausbrechend, „aber ich weiß nicht, wohin! O, wüßte ich nur, wo jene Leute ſind, die mich liebten und verehrten, die ich nie hätte verlaſſen ſollen, mit ihnen leben, mit ihnen ſterben — wüßt' ich Zaregg zu finden, jenen kühnen, gewaltigen Mann, der mir, dem Kinde, auf Schritt und Tritt folgte, der ſeine ſtarke Fauſt, ſeine weißen, zuſammengebiſſenen Zähne trotzig und drohend gegen den Wind kehrte, wenn dieſer zu unſanft durch mein Haar fuhr — aber wo ſind ſie geblieben? Zerſtreut in alle Welt, geſtorben, verdorben! — Viel durch die Schuld der armen Kolma, die ihre Hand und ihren Geiſt von ihnen abzog, die, wenngleich nicht unmittelbare, Veranlaſſung war, daß auch wir jene verließen. — An die Gräfin Seefeld ſchrieb ich aus der Penſion und erzählte ihr ausführlich, ohne jeden Rückhalt, die Veranlaſſung, weßhalb man mich von dort entfernt, erhielt aber keine Antwort und werde auch von dort nie eine erhalten.“

Darüber konnte Erich nicht anders als eine heimliche Freude empfinden; allerdings eine etwas eigennützige Freude, aber begreiflich, beinahe verzeihlich. Er ſah es wieder vor ſich,

jenes große Schloß mit ſeinen weiten Gemächern und langen, öden Gängen, und in ſeiner Phantaſie zog ſich rings umher ein Zauberbaum, den er nie mehr übertreten dürfe; dort einmal hineingerathen, durfte er nie hoffen, Blanda wieder zu ſehen — ſo dachte er, war aber doch nicht egoiſtiſch genug, dieſen Gedanken Worte zu verleihen, und ſelbſt dann nur annähernd und vermittelnd, als ihm plötzlich die Mühle des Doctors Burbus vor Augen ſchwebte und das ſegensreiche Walten jenes wohlwollenden, thatkräftigen Mannes. Ja, dieſem beſchloß er, ſich anzuvertrauen, ihm Blanda's ganze Geſchichte mitzutheilen und ſich ſeinen Rath, ſeine Hülfe zu erbitten. Allerdings war dann wohl anzunehmen, daß der Doctor, der mit den Verhältniſſen der Familie Seefeld genau bekannt war, auch dort ſeine Erkundigungen einziehen würde, ja, es vielleicht vermöge, das Wohlwollen der Gräfin für das arme junge Mädchen wieder zu erwecken, und dann — und dann ſtand er ſelbſt wieder verlaſſen vor jenem Zauberkreiſe, der ihn ewig von dort fern halten mußte. O, wie tief ſchmerzte ihn dieſer Gedanke, der nach allem Nachſinnen ſtets wiederkehrte! Vielleicht bekümmerte ſich der Doctor Burbus in ſeiner derben, geraden Weiſe auch nicht im geringſten um die Seefeld'ſche Familie, vielleicht ließ er ſich für Blanda's Schickſal intereſſiren, wußte in dieſem Falle Rath und Hülfe — und dann — vielleicht — blieb auch ihm die Hoffnung, Blanda nicht zu verlieren.

Weiter mochte und durfte Erich nicht träumen, es ſchwindelte ihn; weiterhin verlor ſich all ſein Denken und Fühlen in ein wunderliches Gemiſch von Leid und Freude ſo wie in Wirklichkeit in das Anſchauen von Blanda's ſchönen, klaren Augen,

mit denen ſie ihn faſt erſtaunt ob ſeines langen Schweigens betrachtete. Da hörte man draußen vom Hofe herein mit Einem Male das raſche Rollen eines Wagens, der vor dem Jagdſchlößchen hielt, dann wurde die Hausthür geöffnet, dann vernahm man raſche Tritte auf dem Vorplatze und dann erſchien auf der Schwelle des Gemaches, worin die Beiden ſich befanden, eine junge, ſehr elegant gekleidete Dame, die ſich mit dem Ausrufe: „O, meine arme Geneveſa!“ in Blanda's geöffnete Arme warf — „hab' ich dich endlich gefunden, mein Herz, was mir wahrlich Mühe genug gemacht hat, denn du biſt hier oben verſteckt, wie eine gefangene Prinzeſſin! Ach, meine Blanda, wie lange haben wir uns nicht geſehen! — Freuſt du dich auch, daß ich endlich zu dir gedrungen bin?“

„Ob ich mich freue, Clotilde!“ antwortete Blanda mit glänzenden Blicken. „Ich dachte ſchon, auch du hätteſt mich völlig vergeſſen!“

„Ich dich vergeſſen? O, ich vergeſſe Niemanden, den ich einmal geliebt, aber von dir iſt es nicht recht, dich ſo zu verſtecken! Weißt du wohl, daß ich ſchon vor einigen Tagen den ſauren Gang zur Frau von Welmer that, um mich nach dir zu erkundigen? — Wie hat ſich das Haus da droben verändert! Ich ſage dir, es iſt ſo ſtill und unheimlich, als ſei es nur von Geſpenſtern bewohnt, und ich bin auch überzeugt, daß der Geiſt der Quadde um die Mitternachtsſtunde weherufend durch unſeren Schlafſaal ſchwebt — aber wen haſt du denn da, mein Herz?“ flüſterte ſie mit einem Blicke auf Erich, welcher ſich beim Eintreten der jungen Dame nach der Thür zurückgezogen hatte.

„Einen Jugendbekannten, den ich dir ſogleich vorſtellen will.“

„Auch von der Artillerie?“ lachte die Gräfin Haller ſchelmiſch.

„Ein hübſcher Menſch — ich werde nächſtens ganz an dir irre werden, Blanda. Aber denke dir nur, die boshafte Welmer wollte mir nicht ſagen, wo ich dich finden könne, und da fiel mir denn glücklicher Weiſe ein, daß du ja mit der Gräfin Seefeld liirt geweſen, weßhalb ich mich an ihren Vetter, den Grafen Dagobert, wandte, der mir denn auch ſogleich verrieth, wo du zu finden ſeiſt; der mir auch auf meine vorwitzige Frage geſtand, daß man dich hier oben ein Bischen zur Strafe in der Einſamkeit halte und mir darum allergnädigſt nur dieſen einzigen Beſuch erlauben wollte, wobei ich ihm verſprechen mußte, deinen Aufenthalt Niemanden zu verrathen. — Aber weißt du auch," fuhr ſie, ihren Ton in einen erkünſtelten Ernſt verändernd, fort, „daß mich dieſe Geheimnißthuerei eiferſüchtig machen könnte, wenn mir das Geringſte an den Galanterieen des häßlichen Grafen gelegen wäre — aber nicht ſo viel!" — Dabei ſchnippte ſie mit dem Finger. — „Doch ſtelle mir jetzt deinen Freund vor, er iſt im Begriffe, ſich zur Thür hinauszuſchleichen."

„Recht gern — Herr Erich Freiberg von der reitenden Artillerie — Gräfin Haller."

„Ich freue mich ſehr," ſagte dieſe, „einen Freund meiner guten Blanda kennen zu lernen; Sie ſind drunten in Garniſon, doch wohl nicht auf dem Fort Maximilian?"

„Ja und nein," erwiederte Erich, mit einer zwangloſen Verbeugung näher tretend; „eigentlich ſollte ich ſagen, um Ihre Frage folgerichtiger zu beantworten: nein und ja, denn ich bin allerdings drunten in Garniſon, habe aber nicht das Glück, auf dem Fort Maximilian zu wohnen."

„Iſt das ein Glück?"

„Der ſchönen Ausſicht wegen, gnädige Gräfin."

„Vielleicht früher," ſagte ſie luſtig lachend, „um in Blanda's Fenſter ſchauen zu können" — und ſetzte leiſe, gegen ihre Freundin gewendet, hinzu: „Oh über dich, meine kleine Heuchlerin! Meine Geheimniſſe nahmſt du, ohne mir deine dafür mitzutheilen! Ach, es war doch eine hübſche Zeit, als wir noch ſo unbefangen und harmlos uns mit kindiſchen Dingen beſchäftigten!"

„Wenn Sie erlauben, ſo ſuche ich meinen Freund bei Fräulein Stöckel auf," ſagte Erich, konnte aber von Blanda nicht ſogleich eine Genehmigung erhalten, da die Gräfin Haller ihr eifrig ins Wort fiel:

„Was, unſere gute Stöckel iſt auch hier — wahrſcheinlich als deine Gouvernante? Kind, du biſt ja hier oben recht praktiſch eingerichtet, wenn auch ein Bißchen ſtreng! Ich würde mir das verbeten haben! Papa ſprach mir auch von einer Gouvernante, doch gab ich ihm ſehr ernſt zu verſtehen, daß ich über dergleichen kindiſche Zwangsmittel hinweg ſei. — Aber die Stöckel möchte ich ſehen; bitte, Herr von Freiberg, der guten Perſon zu ſagen, daß eine ihrer ehemaligen Schülerinnen ſie ſpäter einen Augenblick begrüßen möchte."

„Bis nachher, Erich," ſagte Blanda, dem jungen Manne die Hand reichend, welcher ſich nun nach einem erfurchtsvollen Gruße zurückzog.

„Das iſt in der That ein recht hübſcher junger Mann," ſagte Clotilde, ihm nachblickend, „und auch ein hübſcher Name: Erich von Freiberg."

„Nur Freiberg, ohne ‚von'," berichtigte Blanda lächelnd.

„Wenn es dir ſo genehm iſt, will ich es glauben; aber man weiß nie, wie man bei dir daran iſt. Vielleicht in kurzer

Zeit entwickelt ſich aus dieſem Herrn Freiberg ein Baron oder Graf Erich, und das wäre dann immer noch nicht zu viel für meine herzige Genovefa!"

„Ich verſtehe dich in der That nicht, Clotilde, du ſprichſt in Räthſeln für mich!"

„Du biſt ſelbſt das größte Räthſel, mein Herz, oder beſſer geſagt, du haſt noch nie gewußt, was du eigentlich werth ſeieſt für mich, die ich dich ſo herzlich liebe und für die du in jeder Lebenslage die gute treue Blanda ſein wirſt, mehr als für alle Anderen!"

„Ich begreife dich wahrhaftig nicht!"

„Ich wollte damit nur ſagen, daß es mir nur um dein Herz zu thun und ſonſt gleichgültig iſt, ob aus der einfachen Hülle der Miß Price ſpäter einmal eine Baronin, eine Gräfin oder gar eine Herzogin emporflattert!"

Jetzt konnte ſich Blanda nicht enthalten, herzlich zu lachen, worauf ſie zur Antwort gab: „Du biſt zu komiſch, Clotilde, du baueſt in Einem fort die glänzendſten Luftſchlöſſer für dich und für Andere; glaube mir aber, ich weiß nur zu genau, daß ich ohne Familie, ein armes, unbekanntes, in der Welt alleinſtehendes Mädchen bin!"

„Streiten wir nicht darüber, liebe Genovefa; ich habe ſtets di eheimniſſe der Anderen geachtet und achte vor allen die deinigen, meiner lieben, guten Freundin!"

„Aber wie kommſt du auf ſolche närriſche Ideen?"

„Um dir zu beweiſen, daß ich weniger zurückhaltend bin, als du, will ich dir darüber mittheilen, was ich dir zu ſagen im Stande bin. Daß ich, aus der Penſion heimkehrend, nach allem, was vorgefallen iſt, zu Hauſe nicht ſo empfangen wurde,

wie es mir lieb geweſen wäre, wirſt du verſtehen; aber meinen guten Papa kannte ich zu genau, um nicht ein verdächtiges Zucken in ſeinen Mundwinkeln zu bemerken, als er mir eine maſſive Strafpredigt hielt über das ungeheure Verbrechen, welches wir gegen die Quadde begangen; auch wußte ich ihm das Ganze ſo ergötzlich zu ſchildern, daß er ſich raſch umwandte, um mich zur ferneren Abkanzelung meiner Tante zu übergeben, welche denn auch dieſes fruchtloſe Geſchäft mit gehöriger Energie betrieb, wohl eine halbe Stunde lang, während welcher Zeit ich das Klügſte that, was ich thun konnte, nämlich alle fünf Minuten lang mit einem tiefen Seufzer die Worte einzuſchalten: Ja, meine liebe Tante! Und das paßte vortrefflich, da ſie in lauter meiſtens höchſt indiscreten Fragen zu mir ſprach: ob ich von meinem tiefen Unrecht überzeugt ſei, ob ich mich nicht als ſtrafwürdige Anſtifterin betrachten müſſe, ob es nicht eine Schande für die ganze Familie ſei und dergleichen mehr. Schließlich machte ſie alsdann meinem wieder eintretenden Papa einige Strafvorſchläge für mich: das Unterbringen in eine neue Penſion, eine ſehr ſtrenge Gouvernante; und als zu allem dem Papa, der froh iſt, mich wieder zu Hauſe zu haben, den Kopf ſchüttelte, beſtand ſie auf dem nach ihrer Anſicht Allergelindeſten, eine Audienz bei der alten Frau Herzogin nachzuſuchen, um dort nach einer de- und wehmüthigen Bitte um Verzeihung wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden.

„Dem konnte ich nun nicht entgehen und wurde vor ein paar Tagen, ein armes, wehrloſes Opferlamm, in das Palais der Frau Herzogin geſchleppt, um eine zweite, ebenfalls geſalzene Strafpredigt zu empfangen. Doch ging es beſſer, als ich es

erwartet, woran indessen meine Klugheit schuld war. Ich hielt nämlich ein kleines Stückchen Zucker zwischen den Fingern, und als der berühmte Hund Mignon, seiner Herrin weit voraus, daher sprang, war ich so glücklich, mir durch den Zucker seine Gunst in solchem Grade zu erkaufen, daß er schweifwedelnd vor mir stehen blieb und meinen Handschuh beleckte. Fast hätte ich laut hinaus gelacht, als ich trotz meines tiefen Complimente sah, wie sich die ernsteren, finsteren Züge der Frau Herzogin — meine Tante ging neben ihr und stopfte alles mögliche Schlimme über mich in sie hinein — beim Anblicke des gnädigen Mignon freundlich verwandelten und sie dann mit aufgehobenem Zeigefinger zu dem Hunde sagte:

„‚Mignon, Mignon, du scheinst mir in der That keine Menschenkenntniß zu besitzen, denn das ist ein sehr böses Fräulein!‘

„Natürlich faltete ich in Demuth meine Hände und verneigte mich so tief, daß ich kaum sehen konnte, wie die alte Herzogin auf mich zuhumpelte, schrack auch sehr natürlich zusammen, als sie nun meinen Kopf aufrichtete, mich dann mit dem Handschuh leicht auf die Wange schlug, wobei sie sagte:

„‚Strafe muß sein, Strafe muß sein; ist mir das nicht ein kleines, unartiges Geschöpf! Revolutionen in meinem Stifte anzuzetteln, pfui! Revolutionen — ganz Demokratin — und das eine Gräfin Haller!‘

„Daß meiner Tante diese Art von Strafpredigt durchaus nicht die richtige schien, sah ich an ihrer sehr ernsten Miene; doch was wollte sie machen? Und sie hatte ihr Spiel total verloren, als mich die alte Herzogin die Vorgänge im Stifte erzählen ließ. Daß ich die Quadde nicht schonte, darauf kannst

wie unter Ferdinand dem Sechsten, dafür geſchah, der ihn nach dem ſteifen Geſchmack von Verſailles umänderte, zerſtörte nur die ehemalige Schönheit des Parkes vollkommen. Die Franzoſen endlich machten eine Citadelle aus dem Buen retiro, von der aus ſie Madrid vollkommen beherrſchten, zerſtörten aber dafür auch gründlichſt die Gärten und Schlöſſer. Obgleich nun auch nach dem Befreiungskriege ſehr viel geſchah, um Buen retiro wieder einigermaßen herzuſtellen, ſo hat man ihm doch ſeine ehemalige Herrlichkeit nicht wiedergeben können; er iſt eine Gartenruine geblieben, die aber immer noch ſehr viel Schönes enthält; namentlich im ſüdlichen Ende, der Blick auf den Manzanares hinab, ſowie gegen Nordweſten eine wirklich ſchöne Ausſicht auf die Stadt Madrid. Im Sommer freilich, wo die breiten Alleen dicht belaubt ſind und eine behagliche Kühlung gewähren, muß dieſer Park in ſeiner angenehmen Einſamkeit ungleich reizender ſein in der Nähe des überfüllten Prado. In der Mitte des Parks befindet ſich ein kleiner See in ausgemauertem Becken; wir erlebten bei unſerem Aufenthalt, für Madrid gewiß höchſt merkwürdig, daß dieſer See feſt zugefroren war und ſich namentlich deutſche Landsleute hier mit Schlittſchuhlaufen vergnügten. Dieß war eine ſo ſeltſame und intereſſante Erſcheinung für die guten Spanier, daß nicht nur eine große Volksmenge hinauslief, um dem zuzuſchauen, ſondern ſich auch der königliche Hof bewogen fand, dorthin zu fahren.

Da aber bei Schnee und Eis weder Laub noch Blumen gedeihen und zu gewöhnlicher Zeit keine Spaziergänger anlocken, ſo fanden wir den Park leer, kahl, und ſogar etwas melancholiſch. Ein kleiner, abgeſchloſſener Garten im Buen retiro, dem Hofe vorbehalten, iſt mit Tempelchen, kleinen Obelisken und mehr dergleichen Spielereien verziert, hat aber etwas Heimliches, wie eine Kinderſtube, oder wie ein Garten für liebe Kinder. Leider ſind dieſelben alle verſchwunden, die Räume liegen öde und leer und das Schnörkelwerk und Spielzeug iſt einſam zurückgeblieben.

du dich verlaſſen, wogegen ich von Frau von Welmer alles mögliche Gute ſagte, beſonders da ich augenblicklich fühlte, daß ich der Frau Herzogin einen Gefallen that. Mehrmals lachte dieſe laut auf, und ich ſah, wie das jedesmal meiner Tante einen Stich ins Herz gab. Dann traten die beiden Damen ans Fenſter, und ich ſpielte mit dem liebenswürdigen Mignon ſo unbefangen, als möglich, verlor aber dabei wenig Worte von der Unterhaltung der Beiden, wobei es dann förmlich luſtig war, daß die alte Herzogin mein Benehmen bei meiner eigenen Tante entſchuldigte und ſie ſchließlich erſuchte, die ganze Sache nicht ſo ſchwer zu nehmen, beſonders da die Quadde allerdings eine unausſtehliche Perſon geweſen ſei. Das Stift werde ſie weiter von der Stadt verlegen, es aber jedenfalls in der Hand der vortrefflichen Welmer belaſſen."

„Das freut mich!" ſagte Blanda.

„Jetzt aber kommt für dich die Hauptſache, mein Herz," fuhr Clotilde fort — „mit einem Male hörte ich deinen Namen nennen."

„Meinen Namen, aber gewiß nicht im Guten?"

„Deinen Namen: Miß Price — von der Herzogin: ſie ſagte: ‚Mir thut es leid, daß die Gräfin Seefeld das junge Mädchen unter einem angenommenen, gänzlich unbekannten Namen dort ließ und ſo ein Geheimniß um ſie wob, das zu enthüllen erſt vor ein paar Tagen der Welmer gelang.'"

„Darauf wäre ich ſelbſt ſehr begierig!" warf Blanda lächelnd ein.

„Eine fremde Dame habe die Welmer vor Kurzem beſucht und ſich dringend nach dir erkundigt."

Ah Kolma! dachte Blanda, welche, die Unterredung der-

ſelben mit der Directorin des adeligen Stiftes kennend, wohl wußte, was nun kommen würde.

„Jene Dame habe der Welmer nach langem Drängen und Bitten endlich anvertraut, daß du, mein Herz, von ſehr hoher Geburt ſeieſt — eine Herzogin.“

„O, du närriſches Kind!“ konnte Blanda hier nicht unterlaſſen, auszurufen. „Jene fremde Dame, die ich kenne, hat ihre Gründe gehabt, der Frau von Welmer ein Märchen zu erzählen!“

„Wie du willſt, mein Herz; ich glaube Alles, was du verlangſt, und wenn du mir heute einreden willſt, dein Vater ſei ein Schuhflicker geweſen, achte ich deine Gründe zu ſehr, um dir zu widerſprechen, muß dir aber doch noch mittheilen, daß die alte Herzogin ſchließlich zu meiner Tante ſagte:

„‚Dem ſei nun, wie ihm wolle, jedenfalls hat dieſes junge Mädchen ein feines, hocharistokratiſches Air, was mich auch beſtimmte, ſie ins Stift aufzunehmen, und wenn die zänkiſche Quadde nur eine Spur von Menſchenkenntniß gehabt hätte, müßte ſie im täglichen Umgange das jedenfalls herausgefühlt haben. Ein ſolch edles Blut verläugnet ſich nicht.‘

„Und nun, meine Herzogin, bin ich gekommen, dir unter dem Ausdrucke meiner Liebe auch den der tiefſten Ehrfurcht zu Füßen zu legen.“

Blanda fühlte ſich durch das, was ihre Freundin zuletzt geſagt, tief bewegt, faſt erſchüttert, nicht als ob ſie auch nur im entfernteſten daran geglaubt hätte, einer vornehmen Familie anzugehören; erinnerte ſie ſich doch deutlich daran, daß ihre Mutter, die im Elende geſtorben war, ſo oft ihres Vaters als eines braven Mannes erwähnt, ohne Vermögen, ohne jegliche

vornehme Familienverbindung, ein allerdings ehemals fleißiger und geſchickter Maſchinenarbeiter, der aber durch Unglücksfälle, hauptſächlich durch den Verluſt dreier Finger der rechten Hand, mit ſeiner Familie ins Elend gerathen und ſo heruntergekommen, daß er, ſeine letzten Lebensjahre mit den Zigeunern herumziehend, dieſen bei ihren Metallarbeiten geholfen. — Kolma hatte ja das eben ſo gut gewußt, und Blanda hatte ihr ſchon damals ein unangenehmes Gefühl nicht verhehlt, als ihr Kolma jene ſcherzhaften Worte wiederholte, die ſie der Frau von Welmer geſagt. — Und dennoch — und dennoch fühlte ſie, wenn auch kein edles Blut im Sinne der Frau Herzogin durch ihre Adern fließend, doch ein Blut, das eben ſo fein und edel dachte, das alles Gemeine haßte und vermied, und in dem Sinne hätte ſie beſſer eine Herzogin ſein können, als manche Andere durch deren Adern das unverfälſchte blaue Blut ſtrömte.

„Ich habe dich durch mein Geplauder nicht verſtimmen wollen, meine herzige Genovefa,“ ſchmeichelte Clotilde, als ſie bemerkte, daß jene ernſt, beinahe trübe vor ſich hinblickte, „und um dich wieder aufzuheitern, will ich dir nun etwas Luſtiges erzählen; denke dir nur, ich habe neulich meinen verkleideten Prinzen vom Fort Maximilian wieder geſehen — wie mich das ergötzt hat!“

„Doch nur in der Entfernung, Clotilde, haſt du ihn hoffentlich geſehen?“ fragte Blanda beſorgt. „Und er wird wohl in dir nicht jenes leichtſinnige Mädchen aus der Penſion erkannt haben?“

„Im Gegentheil, ich ſah ihn nicht nur ganz nahe, ſondern ſprach auch mit ihm und bin überzeugt, das unbedeutende Fräulein aus dem Stifte recht tüchtig aufgefriſcht zu haben.

„Ich war mit Papa und — einem Bekannten zu Pferde bei einem Spazirritte auf Fort Maximilian; die beiden Herren wollten dem Feſtungs-Commandanten einen Beſuch machen, ließen mich unverantwortlicher Weiſe allein, und da war nun der Zufall ſo freundlich, jenen jungen Mann gerade in meinen Weg zu führen; aber offenherzig geſagt, mein Lieb, war ich doch ein wenig enttäuſcht, er hatte etwas Gewöhnliches, Grobes in ſeinem Geſichte.“

„Dein verkleideter Prinz!“

„Ja, verkleidet zum Nichtwiedererkennen!“ lachte Clotilde.

„Und woran erkannteſt du ihn denn?“

„Er las in einem Buche, und da ich ihn ganz gleichgültiger Weiſe darum befragte, ſo declamirte er mir jene Verſe, weißt du:

Sie liebten ſich Beide, doch Keiner
Wollt' es dem Andern geſteh'n —

Damit aber hatte ich genug, ich ließ mein Pferd dahin gehen, und ſo ſchloß ſich wohl für immer unſer kleines Abenteuer.“ — Von dem Veilchenbouquet ſagte ſie nichts, ſetzte aber nach einer kleinen Pauſe Nachdenkens hinzu: „Ja, wenn er noch ſo hübſch und elegant geweſen wäre, wie dein Erich!“

„Wie mein Erich?“ wiederholte Blanda in einem Tone des Vorwurfs.

„O, mein Herz, täuſche dich ſelber nicht, oder lerne beſſer leſen in den glänzenden Augen jenes jungen Herrn, in ſeinen Blicken, die er mit ſo eigenthümlichem Ausdrucke auf dich richtete!“

„Du biſt eine gefährliche Lehrmeiſterin!“ erwiederte Blanda erröthend, indem ſie ſich erhob, um ein ihr ſelbſt unerklärliches

Gefühl von Verlegenheit zu verbergen, worauf ſie hinzuſetzte: „Komm', ich zeige dir unſeren kleinen Garten, wo wir auch wahrſcheinlich Fräulein Stöckel finden werden."

„Wie Ew. Hoheit befehlen!" lachte Clotilde. „Ja, komm und laß mich dein kleines Reich ſehen, meine ſchöne Herzogin!"

Damit verließen ſie das Haus, die beiden eleganten, jugendlichen Geſtalten, beide ſchön, und doch im Aeußeren wie verſchieden! Blanda in ihrem einfachen grauen Penſionskleide, voller, ſtattlicher, als die Gräfin Haller, dieſe feiner und beweglicher, und als letztere beim Betrachten des Jagdſchlößchens ſcherzhaft ſagte: „Ein hübſcher Aufenthalt, Herzogin!" ſo hätte man dieſe Worte beim Betrachten der Beiden für Wahrheit nehmen können, ſo ſicher ſchritt Blanda an der Seite ihrer elaſtiſcheren, oft allzu lebendigen Freundin.

Aehnliches mochte auch Joſeph Stöckel denken, der ihnen hinter einem Vorſprunge des Hauſes mit düſteren Blicken nachſchaute, und wenn er auch keine Idee von Herzoginnen und Gräfinnen hatte, ſo überſah er doch die Eine gänzlich neben der Anderen, und in ſeinem Herzen tönte es ſchmerzlich:

Jene iſt die Schönſte auf der ganzen, weiten Welt!

In der Gartenlaube befand ſich Fräulein Stöckel und neben ihr ſaß der Bombardier Schmoller, während Erich am Eingange lehnte. Alle nöthigen Auseinanderſetzungen waren vor ſeiner Ankunft bereinigt worden, und Schmoller's vielſagender, ja, ſehr erfreuter Blick bewies deutlich, daß die wohlverdiente Strafpredigt, welche ihm die ehemalige Lehrerin des adeligen Damenſtiftes gehalten, doch mit einem Acte der Verſöhnung geſchloſſen. Hatte er doch in ſeiner leicht erregbaren Weiſe feierlichſt die Verſicherung gegeben, daß die ihm über-

ſandte Photographie mit den angenehmen, milden Zügen einen unauslöſchlichen Eindruck auf ſein Herz gemacht, und daß er jetzt nicht mehr im Stande ſei, ſeine frühere Verblendung zu begreifen. Allerdings ſagte er das nicht in dieſer beſtimmt ausgedrückten Weiſe, wie wir es hier wiedergeben, ſondern mit ſo zarten Umſchreibungen, daß Fräulein Stöckel höchſtens den Eindruck ahnen konnte, den ſie auf das Herz eines jungen Mannes gemacht, der freilich bis jetzt nur Bombardier war, der aber Ausſicht hatte, als Feldwebel das ſilberne Officiers-Portepee zu erhalten ſo wie als ſolcher und noch als Privat-Secretär des Batterie-Commandanten eine recht hübſche und einträgliche Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft einzunehmen.

Da zuckte ein abermaliger blendender Blitz und drohte, ſein Herz ſo wie alle ſeine edeln Gefühle in ihren Grundfeſten zu erſchüttern — der Anblick der beiden jungen Damen, in deren einer er nicht nur die ſchöne Reiterin von neulich, ſondern auch die verrätheriſche Briefſchreiberin ſo wie die leichtſinnige Spenderin von anderer Leute Photographie erkannte. Ja, ſie war das alles in Einer Perſon und zugleich eine genaue Bekannte von Mamſell Stöckel; denn kaum hatte ſie dieſe in der Laube entdeckt, ſo ſprang ſie quer über ein paar Blumenbeete auf ſie zu, drückte ſie in ihre Arme und küßte ſie aufs herzlichſte.

„Ach, gute Stöckel,“ rief ſie alsdann, „wie freut ſich Ihre wilde, tolle Clotilde, Sie wiederzuſehen! Wie erinnere ich mich bei Ihren guten, lieben Geſichtszügen an all die vergangene Zeit, wo wir ſo unartig waren, ich wenigſtens, während ſich Blanda immer geſetzt betrug! — Sie können es mir glauben, Herr von Freiberg,“ wandte ſie ſich mit einem verbindlichen

Lächeln an Erich, während Schmoller für ſie die reine Luft zu ſein ſchien, „daß wir oft ſehr leichtſinnige Streiche machten — die gute Stöckel weiß davon zu erzählen. Doch ohne alle Ueberlegung," fuhr ſie mit affectirtem Ernſte fort — „aus purem Muthwillen und Langerweile — ach, es war ſchrecklich langweilig da unten! Die hohen Gartenmauern, und über dieſelben hinausragend die kleine, widerwärtige Feſtung auf dem Berge — verzeihen Sie mir dieſen Ausdruck, Herr von Freiberg —, widerwärtig, langweilig für uns als Point de vu, obgleich es oben für Sie wahrſcheinlich ſehr amuſant war."

„Ich war ſelten oben, gnädige Gräfin."

„Aber doch zuweilen; ich habe vortreffliche Augen und ein ausgezeichnetes Lorgnon, ich bin ſicher, Sie droben auf dem Walle ſchon geſehen zu haben, ja, je mehr ich Sie betrachte, weiß ich ganz genau, daß ich mich darin nicht irre. Sie ſtanden häufig auf dem Walle und blickten nach der Stadt hinab."

Erich konnte nichts Anderes thun, als gegenüber dieſer Behauptung, welche dem Tone nach keinen Widerſpruch litt, ſich mit einem leichten Achſelzucken verbeugen, während Mamſell Stöckel einen bezeichnenden Blick auf Schmoller warf, der ſich langſam aus der Laube zurückzog und hinter derſelben verſchwand, ohne daß eine der beiden Damen Notiz davon genommen hätte, am allerwenigſten aber die Gräfin Haller.

„Und nun muß ich dich verlaſſen, mein Herz," ſagte dieſe — „meine Kammerfrau im Wagen könnte ungeduldig werden; auch erwartet man mich zu Hauſe. Du kommſt wohl ſelten in die Stadt?"

„Nie," gab Blanda in entſchiedenem Tone zur Antwort — „was ſollte ich auch da unten?"

„So werde ich dich in den nächſten Tagen wieder beſuchen, und wir durchſtreifen dann ein Bißchen den Wald — vielleicht in Begleitung und unter dem Schutze deines Herrn Erich," ſetzte ſie leiſe hinzu, aber laut genug, daß der Betreffende ihre Worte verſtehen konnte. „Adieu, liebe Stöckel! Bleiben Sie ruhig hier, Blanda begleitet mich an den Wagen, vielleicht auch Herr von Freiberg."

Erich verbeugte ſich und ging in einiger Entfernung hinter den jungen Damen nach dem Schloßhofe zurück, wo die Gräfin Haller, nachdem ſie Blanda herzlich geküßt und dem jungen Manne freundlich zugewinkt, in ihren Wagen ſtieg und davon fuhr, noch einige Male zurückſchauend, bis ſie an dem ſteilen Waldwege verſchwunden war.

Der Förſter, aus der Gegend zurückgekehrt, ſtand im Hofe, hatte ſich mit dem Kutſcher der eleganten Equipage unterhalten und ehrerbietig ſeine Mütze abgezogen, als die beiden jungen Damen herankamen, auch dieſelbe nicht wieder aufgeſetzt, ſo lange als ſich Blanda in ſeiner Nähe befand. Erſt als dieſe mit Erich nach dem Garten zurück gegangen war, bedeckte er ſich wieder und ſagte kopfſchüttelnd, ſeiner ihm räthſelhaften Hausgenoſſin nachblickend: „Das da ſcheint mir ein eigenthümlicher Magnet zu ſein, und die Geſellſchaft, welche ſie anzieht, wird immer vornehmer. — He, Joſeph!" rief er mit lauter Stimme.

Der Gerufene ſchleppte ſich aus ſeinem Verſtecke hervor, wo er auf die Zurückkunft Blanda's gelauert.

„Dachte es mir gleich, daß er irgendwo herumlungern würde — he, was treibſt du da im Winkel?“

Der arme junge Menſch ſchlug die Augen zu Boden, und nachdem er ein paar Mal heftig mit den Achſeln gezuckt, brachte er mühſam das Wort hervor: „Wa—gen!“ wobei er zur Verdeutlichung die Räder in der Luft durch eine Handbewegung zeichnete.

„Ja — Wagen!“ brummte der Förſter, indem er einen ernſten, aber milden und ſchmerzlichen Blick auf ihn warf. „Es wäre ſchon recht, wenn du nur den Wagen betrachteteſt, oder beſſer wäre es noch, wenn Wagen genug kämen, um alles das von hier wegzuführen. — Komm', wir wollen ins Revier gehen; hole dein Gewehr, du verlernſt ja ganz und gar mit der Büchſe umzugehen.“

Gehorſam ging Joſeph dem Hauſe zu, aber verſtohlen nach ſeinem Vater blickend, und als dieſer einen Augenblick in das Nebengebäude getreten war, bückte er ſich raſch gegen den Griff der Hausthür, auf dem vorhin Blanda's Hand ein paar Secunden geruht, und küßte aufs innigſte das kalte Eiſen.

Im Garten ſagte Erich zu Blanda, als ſie neben einander hingingen: „Auch ich muß dich jetzt verlaſſen, möchte dich aber um etwas bitten. Ich habe hier ein kleines Papierpaket, das mir ſehr wichtig und bei mir drunten nicht ſicher aufgehoben iſt; möchteſt du es wohl zu dir nehmen und mir aufbewahren, oder noch beſſer, möchteſt du mir wohl einen Rath geben in Betreff dieſer Papiere?“

„Gewiß, Erich, wenn ich dir rathen kann!“

Er zog das Paket aus ſeiner Bruſttaſche und hielt es mit einiger Verlegenheit in den Händen. Konnte er ihr doch

nicht gut mittheilen, auf welche Weiſe er dazu gekommen — und doch, er log ja nicht, wenn er ihr ſagte, daß er es auf der Straße gefunden; aber wie konnte er ihr alsdann glaubwürdig machen, daß dieſe Papiere, wenn er ſie wirklich auf der Straße gefunden hatte, für ihn vom geringſten Intereſſe ſein könnten? Daran hatte er früher nicht gedacht, und jetzt, wo ſie, ſeine Bitte bejahend, ihn ſo freundlich fragend anblickte, konnte er dieſe Bitte nicht mehr ungeſchehen machen und ſetzte deßhalb raſch ohne viel Ueberlegung hinzu: „Kolma hat um dieſe Papiere gewußt, und ihr würde ich ſie übergeben haben, wenn das nicht leider jetzt unmöglich wäre.“

„So hatten ſie vielleicht für Kolma Intereſſe?“

„Das glaube ich nicht, Blanda; viel eher könnten ſie, wie ich vermuthe, mit deiner Vergangenheit in einem Zuſammenhange ſtehen.“

„Mit meiner Vergangenheit — woher wußteſt du das?“

„Weil ich weiß — weil ich glaube — ja, weil man mir ſagte . . . .,“ ſtockte und zappelte Erich in den Maſchen des Lügengewebes, das er eigentlich abſichtslos um ſich gewoben, deſſen er ſich aber ſchämte und ſchon im Begriffe war, daſſelbe zu zerreißen, wenn Blanda nicht geſagt hätte:

„Laß es gut ſein, Erich, du biſt ſo freundlich gegen mich geſinnt, daß du alles, was von Kolma kommt oder mit ihr in Berührung geſtanden, auf mich beziehen möchteſt, und doch ſtand meine früheſte Vergangenheit gar nicht, meine ſpätere nur in einem ſehr loſen Zuſammenhange mit ihr. Gib mir aber dein Paket, und ich werde es dir getreulich aufbewahren, bis du es zurück verlangſt.“

Er reichte ihr zögernd das Paket; es war ihm gerade,

Der Theaterbeſuch in Spanien ſcheint nicht ſo zur Volksleidenſchaft geworden zu ſein, wie zum Beiſpiel bei den Franzoſen, denn der Spanier ſpart lieber ſeine Realen bis zum Sommer, wo er bei wöchentlich abgehaltenen Stiergefechten mehr Genuß und Befriedigung findet; doch ſind die kleineren Theater Madrids, namentlich wenn Ballete gegeben werden, ſtark beſucht. In den meiſten herrſcht der italieniſche Gebrauch, daß eine Oper oder eine Komödie, wenn ſie gefällt, ſo lange gegeben wird, als der Zudrang des Publikums dauert. Madrid hat neun Theater, welche übrigens nicht immer geöffnet ſind: Teatro del Oriente, del Circo, Lope de Vega, de la Cruz, del Principe, del Muſeo, del Inſtituto, de Variedades, de Buenaviſta. Im Theater del Oriente, auch das königliche Theater genannt, werden nur große Opern und Ballete gegeben. Es liegt in der Nähe des königlichen Palaſtes, und wenn das gewaltige Aeußere deſſelben auch an einigen Geſchmackloſigkeiten leidet und keine Anſprüche auf vollendete Schönheit machen kann, ſo gehört dagegen das Innere zu den eleganteſten Häuſern, die ich je geſehen. Nicht übermäßig groß, hat es vier Logenreihen und iſt in allen Theilen einfach, aber geſchmackvoll dekorirt; die Logen ſind wie die italieniſchen abgetheilt, die des erſten Ranges haben kleine Vorzimmer, wo man Mantel und Hut ablegt und im angebrachten Spiegel ſeine Toilette corrigiren kann. Dieſe kleinen Cabinete werden erleuchtet durch Gasflammen unter matt geſchliffenen Glaskugeln, die ſo in der durchbrochenen Mauer befeſtigt ſind, daß ihre andere Hälfte zum Erleuchten des Corridors dient. Dieſer Corridor iſt hier zu gleicher Zeit Foyer, breit, lang, ziemlich hoch, elegant tapezirt, der Boden mit Strohmatten belegt und hat überall Sophas und Fauteuils. An weichen Teppichen und allen möglichen Sitzbequemlichkeiten fehlt es nicht in den Logen. Das Parterre iſt durchweg mit numerirten Sitzen verſehen; jeder derſelben bildet einen förmlichen Fauteuil, der mit rothem Sammet überzogen iſt; auch hier bedecken den Fußboden dicke Teppiche und vor jedem Sitz iſt obendrein noch eine kleine gepolſterte Fuß-

als müſſe er ſie auffordern, die Siegel zu zerbrechen und den Inhalt wie ihr Eigenthum zu betrachten. Vielleicht hätte er das auch gethan, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Bombardier Schmoller, mit Fräulein Stöckel durch den Garten kommend, an ſie herangetreten wäre, wobei ein Blick, den der erſtere auf ſeine Uhr warf, ſehr deutlich eine Mahnung zum Aufbruche war. Deßhalb verließen ſie das Jagdſchlößchen und wurden von Blanda und Mamſell Stöckel den ſteilen Waldweg hinab bis zur Landſtraße begleitet.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Bei einem Artillerie-Manöver mit Bivouac ſchwelgt der letzte Bombardier in alten Erinnerungen, wird zum Recognoſciren ausgeſandt und macht der feindlichen Cavallerie mit Erfolg eine ſchöne Beute ſtreitig.

Es war die Zeit der Frühjahrs-Exercitien mit beſpannten Geſchützen, und da zugleich in Kurzem eine Inſpection ſämmtlicher Batterieen entweder durch den Brigade-Commandeur oder gar durch den General-Artillerie-Inſpecteur in Ausſicht ſtand, ſo gab es in der nächſten Zeit weder Feiertage noch Freiſtunden, und der Hauptmann von Manderfeld wußte ſeine reitende Batterie ſo angenehm zu beſchäftigen, daß, wenn man ſpät am Nachmittage zurückkehrte, Geſchütze, Mannſchaft und Pferde dicht mit Staub bedeckt, Jeder zu ermüdet war, um auch nur daran zu denken, einen Fuß vor die Kaſerne zu ſetzen. Dabei hatte der Batterie-Chef ſtets ein freundliches aufmerkſames Auge auf ſeinen letzten Bombardier und bewilligte ihm für kleine Mängel beim Manövriren oder für irgend welche oft ſehr unbedeutende Nachläſſigkeit, die er trefflich zu finden wußte, einen winzigen Roſtflecken an irgend einem Eiſentheile, irgend etwas

Malproperes beim Anzuge eines der Kanoniere, recht gern eine Strafstallwache oder ein sonntägliches Nachexerciren; ja, eines Tages, als beim raschen Vorgehen der Batterie durch einen ziemlich tiefen Graben das Stangenhandpferd von Erich's Geschütz, wenn auch nur ganz momentan, stürzte, dictirte er ihm einen Kasernenarrest für unbestimmte Zeit. Erich hätte verzweifeln mögen, da er auf diese Art auch gar keine Gelegenheit hatte, nach Blanda zu sehen, und schätzte sich deßhalb um so glücklicher, daß er hier und da durch Schmoller, der bei seiner Schreiberei vollkommen Zeit hatte, das Jagdschlößchen zu besuchen, spärliche Nachrichten erhielt. Sehr Erfreuliches erfuhr er indessen keineswegs von seinem Freunde, welcher ihm sagte, er habe die junge Dame nachdenkend, ernst, traurig gefunden, und welcher Erich Blanda's dringenden Wunsch mittheilte, ihn recht bald wieder einmal bei sich zu sehen.

Daran war aber nicht eher zu denken, als bis die Artillerie-Inspection vorüber war, die allerdings in den nächsten Tagen Statt finden und mit einem kleinen combinirten Feldmanöver schließen sollte. Letzteres bot Erich einen schwachen Hoffnungsstrahl, Blanda für einen Augenblick zu sehen; denn das Manöver konnte nur auf der Seite gegen das Jagdschlößchen zu Statt finden, wo sich hinter den mit Wald gekrönten Höhen lange Strecken Haide ausdehnten. Und so war es auch; man disponirte, daß sich der Feind mit starken Artilleriemassen der Stadt nähere, um zur Belagerung derselben zu schreiten, sobald die Besatzung, die dem Feinde entgegenging, zurückgedrängt sei, und da die reitende Batterie des Hauptmanns von Manderfeld einen Theil der angreifenden Armee bilden sollte, so zog dieselbe eines Tages gegen Abend, nach glücklich vorüber-

gegangener großer Parade und Inſpection, gegen die Anhöhen hinauf, um droben zu bivouakiren und dann in der erſten Morgendämmerung gegen die Stadt vorzugehen.

Erich hatte dabei noch das Glück, zu dem Haubitzuge des Premier-Lieutenants Schaller als Geſchützführer commandirt zu werden, weil einer der Feuerwerker unwohl geworden war, und da er ſich mit der Gegend droben theils in Wirklichkeit, mehr noch aber durch das Studium vortrefflicher Karten, bei welchem ihm das Jagdſchlößchen ſtets als Mittelpunkt diente, ſehr vertraut gemacht hatte, ſo wußte er augenblicklich, auf welcher Seite rückwärts von der Förſterwohnung ſich der Lagerplatz der Batterie befand und daß das Jagdſchlößchen von hier aus in weniger als einer halben Stunde, allerdings durch Dick und Dünn gehend, zu erreichen ſei.

Doch nützte ihm dieſe Kenntniß nur ſo viel, daß er ſeine ſehnſüchtigen Gedanken an Blanda nach einer beſtimmten ſichtbaren Richtung ausſenden konnte; denn von einem Verlaſſen des Bivouacs konnte in den erſten Stunden der Nacht keine Rede ſein, und was hätte es ihn auch genutzt? Das Jagdſchlößchen war ringsum gut verſchloſſen, und ſelbſt wenn alle Thüren offen geſtanden wären, würde er es doch nicht gewagt haben, ſich in ſo unpaſſender Stunde dem Hauſe zu nähern, wo Blanda wohnte, wenn es ihn andererſeits auch wieder glücklich gemacht hätte, in tiefer, ſchweigender Nacht die Mauern zu ſehen, hinter denen ſie wohnte, oder vielleicht auch nur den Lichtſchein aus ihrem Fenſter oder das Glitzern des früh untergehenden Mondes auf den Scheiben.

An alles das dachte er ſehr lebendig, aber wie an Dinge, welche ganz unerreichbar fern, fern ab von ihm lagen, und be-

gnügte ſich damit, dem Lagerleben den Rücken zu kehren und ſo weit als möglich gegen die mit Wald bewachſenen Höhen vorzudringen.

Zu thun hatte er ja nichts, war auch nicht von der liebevollen Aufmerkſamkeit des Hauptmanns von Manderfeld bedroht, der ſich mit ſeiner halben Batterie auf einem weit ſeitwärts gelegenen Dorfe befand, und obendrein hatte ihm der wohlwollende Premier-Lieutenant Schaller angerathen, bis zur Cavallerie und Infanterie hinüber zu ſchweifen, um ſich auch dort das Lagerleben anzuſchauen. Das that er denn auch von Zeit zu Zeit, und bei den lebendigen Bildern, die er rings um ſich her ſah, überkamen ihn ganz eigenthümliche Erinnerungen, und er dachte an jenes erſte Bivouac, dem er als ein ganz junger Burſche beigewohnt und das mit dem heutigen in landſchaftlicher Scenerie, Leben und Färbung des Ganzen ſo viel Aehnlichkeit hatte. Auch hier erhob ſich die Haide auf drei Seiten keſſelförmig empor, den Lagerplatz im Halbkreiſe umgebend, und droben auf dem Rande der Höhe bemerkte man zuweilen ſtreifende Cavallerie-Patrouillen, ein paar vorgeſchobene Geſchütze ſo wie die Poſtenkette der Infanterie, alles das im hellen Lichte des ſchon tief am Horizonte ſchwebenden Mondes. Aus der Mitte der lagernden Infanterie, vor dem Zelte des commandirenden Generals erklang rauſchende Militärmuſik, und wenn auch dort ſo wenig wie ſonſt wo ein Lagerfeuer brannte, ſo bemerkte man doch die rothe Gluth eines tragbaren Heerdes, auf welchem das Souper für die hohen und höchſten Officiere zubereitet wurde, wobei der Beſuch des General-Inſpecteurs der Artillerie ſelbſt mit einigen Prinzen des königlichen Hauſes in Ausſicht ſtand.

Dort drüben herrſchte ein reges Leben; dort wogten Offiziere und Mannſchaften maſſenhaft hin und her, und auch Erich näherte ſich mit langſamen Schritten, wobei er mehr als je an jenen Abend dachte, wo Kolma in ähnlicher Umgebung getanzt und Blanda mit ihren zierlichen Füßchen auf ihrer großen Kugel geſtanden. Doch bemühte er ſich raſch, gerade dieſer Erinnerung los zu werden, und verweilte viel lieber bei den ſpäteren Vorfällen jenes Abends, bei der Fahrt aus dem Lager, als er die kleinen Ponies gelenkt und glücklich war, die ängſtlichen Mädchen aus dem Getümmel gebracht zu haben.

Damals und jetzt! — Damals, wo ihm alles das, was er auch heute wieder vor ſich erblickte, ſo poetiſch ſchön erſchien und auch in der That für ihn war, wo er noch nicht, wie jetzt, an den Umkreis ſeines Geſchützes gefeſſelt war, ſondern wo es in ſeinem Willen gelegen hätte, mit jenen Zigeunern frei und luſtig in die Welt hinaus zu ziehen; damals hätte er das aber um keinen Preis zu thun vermocht, trotz dem lebhaften Intereſſe, das er an dem kleinen Mädchen mit den ſchönen, lieben Augen genommen; damals zog es ihn mächtig zurück nach ſeinem Soldatenleben, bei dem er das Glück ſeiner Zukunft ſah. — Jetzt blickte er ſeufzend um ſich, und wenn er jenen kleinen Ponywagen mit Kolma und Blanda wieder erblickt und die Möglichkeit geſehen hätte, in ihrer Geſellſchaft für immer dieſem trügeriſchen Glanze zu entfliehen, wie glücklich würde er geweſen ſein!

Ach, es gab aber rings umher keinen Wagen, der ihn gleich einem Zaubermantel entführt hätte! — Kolma, die damals ſo lebensfriſch und warm an ſeiner Seite geſeſſen, ruhte in kühler Erde, und wenn er an Blanda dachte, ſo durchzuckte

ihn ein ſchmerzliches Gefühl, und er konnte nicht anders, als, vor ſich hinſtarrend, ſich in den Gedanken vertiefen, daß ſie wohl eben ſo unerreichbar für ihn ſei, als dort der bleiche Mond, der ſich eben anſchickte, hinter den fernen Bergen zu verſchwinden.

„Sind Sie es, Freiberg?“ fragte ihn eine Geſtalt, welche im Mantel auf ihn zutrat und die er erſt beim Näherkommen erkannte.

„Zu Befehl, Herr Premier-Lieutenant!“

„Vergeſſen Sie nicht, zuweilen nach den Pferden zu ſehen; unſere junge Mannſchaft weiß noch nicht recht mit dem Ankoppeln umzugehen, und ich möchte nicht, daß gerade bei uns eine Nachläſſigkeit vorkäme und ſich die Pferde ſchlügen oder gar ein paar flüchtig würden.“

„Darüber können der Herr Premier-Lieutenant ganz ruhig ſein; es iſt Alles in beſter Ordnung, und die Pferde ſtehen ſo ruhig wie im Stalle.“

„Sollte aber je etwas vorfallen, ſo wiſſen Sie mich zu finden; hier, bei der großen Eiche habe ich mir einen Lagerplatz gemacht und will ein paar Stunden ruhen — man wird eben älter. Sie fühlen wohl keine Luſt zum Schlafen?“

„Nicht die geringſte, Herr Premier-Lieutenant.“

„Iſt mir auch recht, denn der alte Feuerwerker Becker dort drüben ſchnarcht, daß man es bis hieher hört.“

„Glauben der Herr Premier-Lieutenant, daß früh alarmirt wird?“

„Jedenfalls vor Tagesanbruch; doch da wir nur im Bivouac und nicht im Lager ſtehen, ſo wird von einem Alarmiren im eigentlichen Sinne des Wortes nicht die Rede ſein,

da wir jeden Augenblick bereit ſein ſollen, vorzugehen, und das ſind wir doch, wie ich hoffe!"

„Gewiß, Herr Premier-Lieutenant, die Haubitzen ſind in weniger als zwei Minuten beſpannt und zum Gefecht bereit."

„So iſt's recht, denn Se. Königliche Hoheit, Prinz Georg, der die Cavallerie drunten commandirt, iſt wohl im Stande, ein keckes Reiterſtücklein auszuführen und wenigſtens den Verſuch zu machen, uns hier oben mit ein paar Schwadronen zu überrumpeln. Einer meiner Freunde von der Infanterie, der die Poſtenkette dort am Abhange commandirt, ſagte mir vorhin, daß die Huſaren- und Dragoner-Patrouillen von drunten ſehr naſeweis ſeien und ſich ſehr weit herauf wagten; deßhalb habe ich auch unſere beiden Haubitzen im Kernſchuß dorthin gegen die Waldecke richten laſſen, um dieſe vorwitzigen Reiter tüchtig mit Kartätſchen zu bedienen, ſobald ſie ſo unverſchämt wären, ſich blicken zu laſſen."

„Dürfte ich mir die Frage erlauben, Herr Premier-Lieutenant, warum Sie die Haubitzen gerade nach jener Waldecke richten ließen."

„Mein lieber Freund, das iſt eine Frage, die ich von Ihnen gerade nicht erwartet hätte, nachdem ich Ihnen neulich auf Ihren Wunſch meine vortrefflichen Specialkarten dieſes Terrains gegeben!"

„Der Herr Premier-Lieutenant werden mir verzeihen, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß ich genau den ziemlich bequemen Weg kenne, der vom Thale heraufführt und dort an der Waldecke auf das Plateau tritt."

„Nun — alſo?"

„Vor Kurzem durchſtreifte ich die Gegend dort vor uns

— um sie mit der Karte zu vergleichen, log Erich mit ziemlicher Dreistigkeit — und fand, daß dieser Weg dicht oberhalb eines kleinen Gebäudes, welches man das Jagdschlößchen nennt, mit gefällten Bäumen angefüllt und kaum für Fußgänger zu passiren ist."

„Ei, das konnte ich nicht wissen!"

„Wogegen ein anderer Waldweg, der mehr in südlicher Richtung auf die Höhe führt und ungefähr dort mündet" — Erich zeigte nach der Richtung hin —, „viel sanfter und bequemer aufwärts führt und jedenfalls von der Cavallerie bei einer Attaque benutzt würde."

„Den kenne ich auch, aber der andere ist kürzer, und trotzdem eine Holzbarricade, wie Sie eben angegeben, unsere Flanke vor diesen leichtsinnigen Husaren und Dragonern schützen würde, wäre sie mir doch anderentheils unbequem; denn es war meine Absicht, auf dem Wege dort an der Walddecke hinab zu kommen um die große Chaussee in der Nähe des sogenannten Jagdschlößchens von oben herab bewerfen zu können; jedenfalls aber sollte man wissen, ob die gefällten Bäume dort noch im Wege liegen oder nicht."

Erich's Herz bebte; wenn er sich zu diesem Recognoscirungsdienste anbot, so hatte er das Recht, heimlich bis zum Waldschlößchen vordringen zu können, und wenn er auch nicht so ausschweifend in seinen Erwartungen war, um sich der Hoffnung hinzugeben, als sei es möglich, Blanda jetzt noch, in tiefer Nacht, zu sehen, so gelangte er doch wenigstens in die Nähe des Hauses, sah vielleicht ihr Fenster, ein entzückender Gedanke für einen jungen Mann seines Alters; deßhalb zögerte er auch nicht, seinem Vorgesetzten zu sagen, es würde ein

Leichtes ſein, nachzuforſchen, ob hier der Weg praktikabel ſei oder nicht.

„Nehmen Sie ſich aber vor den ſtreifenden Huſaren-Patrouillen in Acht; es würde denen ein großes Vergnügen machen, mir einen Geſchützführer abzufangen!“

„Unbeſorgt, Herr Premier-Lieutenant,“ verſetzte Erich lachend; „ich bin das Waldſchweifen gewohnt und des Jägerhandwerks ſo kundig, daß mich keine Cavallerie-Patrouille erwiſchen wird! Es wäre das allerdings auch ſchlimm, denn ſie könnte mich als Spion behandeln!“

„Bah, das würden ſie wohl bleiben laſſen; Sie ſind ja in Uniform und unterſuchen einfach das Terrain vor unſeren Linien. Wenn Sie mir alſo die Gewißheit verſchaffen können, würde es mir recht angenehm ſein. Warten Sie aber jedenfalls, bis ſich der Lärm dort beim Zelte des Commandirenden gelegt und bis der Mond vollſtändig drunten iſt — Sie wiſſen, wo ich zu finden bin, wenn Sie mir etwas ganz Beſonderes zu melden hätten.“

Der Premier-Lieutenant ging den Eichen zu, die er früher als ſeinen Lagerplatz bezeichnet, und Erich trat zu den beiden Haubitzen, um nach den Pferden zu ſehen.

Hier war Alles in beſter Ordnung und der kleine Schwarz befand ſich mit drei Kanoniren auf Geſchützwache, während der Feuerwerker Becker, in ſeinen Mantel gehüllt, auf der Erde lag und feſt ſchlief.

„Vorhin kam etwas da herum, was dem langen Wibert ähnlich ſah, wie ein faules Ei dem anderen.“

„Möglich, daß ihn der Hauptmann zum Kundſchaften ausgeſchickt hat, um ſich von unſerer Wachſamkeit zu überzeugen.“

bank angebracht, was äußerſt angenehm iſt. Dabei iſt die Beleuchtung brillant; man kommt auch ins Parterre in ſehr gewählter Kleidung; in den Logen aber ſind die Damen in großer Toilette, und wenn man ſich ſo den ſchönen ſtrahlenden Kreis betrachtet, die blitzenden Brillanten und die glänzenden Augen, die von Gold glitzernden Fächer in ewiger Bewegung, ſo überkommt einen unwillkürlich eine angenehme, feſttägliche Stimmung.

Leider iſt aber auch hier, wie in allen ſpaniſchen Theatern, das leidige und doch ſo ſüße Cigarrenrauchen an der Tages- oder vielmehr an der Nachtordnung. Während der Vorſtellung ſelbſt wird freilich nicht geraucht, aber kaum iſt der Vorhang gefallen, ſo zieht ſich Alles in die Corridors zurück; die Thüren dort hinaus bleiben offen ſtehen, und der Fremde, der zum erſtenmal hier iſt, merkt mit Erſtaunen, daß zu allen dieſen Oeffnungen der Duft des Tabaks in den Zuſchauerraum dringt. Wenn er ſich erſtaunt umwendet, ſieht er auch wohl ein paar Elegants, die an der Eingangsthür zum Parterre lehnen und ins Haus hinein dampfen; auch ſchlendert wohl hie und da einer ſorglos zwiſchen den Sperrſitzen umher und betrachtet ſich die oberen Gallerien, wobei er gemüthlich fortraucht. Dieß iſt allerdings verboten, aber wo kein Kläger iſt, iſt auch kein Richter und jeder hütet ſich, den andern zu behelligen, denn er kann ja morgen ſelbſt in den gleichen Fehler verfallen. Während der Zwiſchenakte iſt es aber draußen in den Corridors ſelbſt für einen Raucher erſchrecklich; dicht gedrängt ſtehen die Männer in dieſen Gängen, faſt jeder hat die Papier-Cigarre im Munde, und die Damen, welche zu ihren Logen kommen, winden ſich huſtend und fächerwedelnd durch den Qualm. Aber die Spanierinnen aller Stände können in dieſem Punkte ſchon etwas ertragen, und wenn auch auf der erſten Gallerie nicht ſo ſtark geraucht wird, wie unten, ſo ſind doch auch dort die Gänge mit einem leichten Duft angefüllt, durch welchen man die umherwandelnden eleganten Damen nur wie im Nebel ſieht. Uebrigens ſchreckt auch ſelbſt das ſchöne Geſchlecht hier nicht vor einer niedlichen Papiercigarre zurück und ich bemerkte im Teatro del

„O famos, er soll nur ankommen; ich habe schon eine Wischerstange gelockert, um ihm mit dem Ansatzkolben auf den Bauch zu stoßen, wenn er den Versuch machen sollte, sich heran zu schleichen!“

„So ist's recht. Ich trete ein wenig das Terrain da vor uns ab; der Herr Premier-Lieutenant meint, die feindlichen Patrouillen wären naseweis genug, bis zur Schlucht dort vorzudringen. Schlafen kann ich ohnedies nicht — also gute Wache!“

Erich ging bis zu der oben erwähnten Waldecke, wo sich ein starker Infanterieposten unter den Befehlen eines Lieutenants befand. Diesen fand er, behaglich eine Cigarre rauchend, und zwar hinter einem gegen die Schlucht zu aufgespannten Mantel, um den Nachtwind abzuhalten so wie auch um das Feuer der Cigarre nicht sichtbar werden zu lassen. Erich war nach Abgabe des Feldgeschrei's von dem Posten vor dem Gewehr an den Wachtcommandanten gewiesen worden, den er von seinem Vorhaben in Kenntniß setzte, nämlich zu sehen, ob der Weg, der hier oben münde, nicht weiter unten durch Holzstämme unpracticabel gemacht sei.

„So weit unsere Postenkette hinabreicht und auch noch ein gutes Stück darüber hinaus ist der Waldweg ohne jedes Hinderniß,“ antwortete der Infanterie-Officier freundlich und herablassend; „weiter unten aber könnte er allerdings verstopft sein, denn sonst hätte wahrscheinlich die Postenkette schon längst streifende Cavallerie-Patrouillen gemeldet, die sich nach einer Anzeige von unserer südlichen Feldwache dort so nahe an die Infanterieposten wagen, daß man sie wie die Lerchen aufspießen könnte. Es ist ein arrogantes Volk, diese Cavallerie; mir

wäre es ſchon recht, wenn man ihnen auch einmal einen Schabernack ſpielen könnte, um ihnen das Maul zu ſtopfen, wenn ſie morgen von gar zu großen Heldenthaten renommiren; Melden Sie mir doch, ob der Weg verbarricadirt iſt, und was Sie ſonſt da unten ſehen, beſonders wie hoch herauf Sie Patrouillen bemerkt; ſie haben gar kein Recht, vor Beginn der Feindſeligkeiten morgen früh über die Demarcationslinie herüber zu kommen."

„Und wie iſt dieſe gezogen worden, Herr Lieutenant?"

„Dergeſtalt, daß ſie noch ungefähr zweihundert Schritte unterhalb des ſogenannten Jagdſchlößchens läuft, dieſes alſo noch auf unſerem Terrain liegt."

Erich wußte ſich nicht ganz genau Rechenſchaft darüber zu geben, warum ihn dieſe Nachricht ſehr angenehm berührte.

„Ich ſchlug meinem Hauptmanne vor, das Jagdſchlößchen zu beſetzen, und er berichtete auch darüber an den Herrn Oberſten; doch unterblieb es, weil man nicht wollte, daß die Vorpoſten ſo nahe auf einander ſtänden. Aber die von unten kehren ſich den Teufel daran und plänkeln uns mit Huſaren und Jägern dicht vor der Naſe herum!"

„Würden Sie mir einen Vorſchlag erlauben, Herr Lieutenant?"

„Warum das nicht, wenn ich etwas Geſcheites zu hören bekomme," antwortete der Infanterie-Officier mit Würde — „reden Sie."

„Mir nämlich, wenn ich in einer ſtarken halben Stunde nicht zurück bin, eine Streifpatrouille nachzuſchicken, die mich aufnehmen könnte, wenn ich vielleicht von feindlichen Reitern bedrängt würde."

„Das iſt ſo eine Sache," erwiederte der Wachthabende bedenklich; „der Henker halte dieſe Kerls zurück, wenn ſie einmal zu nahe an einander gerathen, und es wäre eine hübſche Ueberraſchung für Seine Excellenz den Herrn General, wenn der Teufel hier am Berge losginge, ehe er aus den Federn und im Sattel wäre! Eine Streifpatrouille könnte ich mir nur in einem ſehr wichtigen und ganz abſonderlichen Falle erlauben."

„Zum Beiſpiel, Herr Lieutenant, wenn ich drunten fände, daß der Weg, der noch vor wenigen Tagen unpraktikabel war, hergeſtellt worden und dort feindliche Truppen vorgeſchoben wären, welche vielleicht einen Ueberfall oder dergleichen beabſichtigten?"

„Das wäre allerdings ein ſolcher Fall, wenn ſich die Burſchen ohne Fug und Recht diesſeit der Damarcationslinie breit gemacht hätten."

„Nur in einem ſolchen Falle," ſagte Erich.

„Ich erwarte in Kurzem den Major du jour und werde ihm das vortragen; ſollten Sie etwas Außergewöhnliches drunten finden, ſo könnten Sie mir ja raſch eine Meldung darüber machen."

„Wenn ich aber gar zu weit entfernt wäre, Herr Lieutenant?"

„So geben Sie mir ein Zeichen. Sind Sie Jäger, können Sie den Ruf des Käuzchens nachmachen?"

„O ja, Herr Lieutenant."

„Gut, ſo laſſen Sie, im Falle Sie etwas Außergewöhnliches finden, dieſen Ruf jedes Mal dreimal in ziemlichen Intervallen hören; ich werde Ihnen Jemanden bis zur Poſten-

kette mitgeben, daß von dort Ihr Zeichen hieher gemeldet wird. — Unterofficier Raffleur, geleiten Sie dieſen Bombardier der reitenden Artillerie bis zu irgend welchem von unſeren Leuten, der den Schrei des Käuzchens von einem Wachtelſchlage oder Aehnlichem zu unterſcheiden vermag — wiſſen Sie Jemanden?"

„O ja, Herr Lieutenant, der Gefreite Huber."

„Gut; der Gefreite Huber ſoll mir augenblicklich melden, wenn er den Ruf eines Käuzchens hört, ungefähr ſo: K-r-r-r-r, K-r-r-r-r, K-r-r-r-r, dann Pauſe und dann wieder: K-r-r-r-r, K-r-r-r-r, K-r-r-r-r."

Der Infanterie-Officier that ſich etwas darauf zu Gute, den Ruf des Käuzchens außerordentlich täuſchend nachmachen zu können, und wurde auch belohnt durch das beifällige Lächeln Erich's ſo wie durch die aus Reſpect immer ſtrammer werdende Haltung des Unterofficiers Raffleur.

Die Vorpoſtenkette war in Kurzem erreicht, auch der Gefreite Huber gefunden und raſch inſtruirt, worauf Unterofficier Raffleur den Abhang wieder gerade hinauf kletterte und Erich weiter ſchlich. Dem Waldwege folgte er begreiflicher Weiſe nicht, ſondern hielt ihn zu ſeiner Rechten, wobei er ſich, wie auf der Hirſchjagd, ſtets aufs ſorgfältigſte an irgend einen Gegenſtand heran pirſchte und bei jedem Geräuſche, das er vernahm, ſogleich unbeweglich ſtehen blieb. Bis jetzt aber hatte keines dieſer Geräuſche einen verdächtigen Charakter gehabt, ſondern entſtand vielleicht nur durch das Rollen eines losgewordenen Steinchens auf dem Pfade hinter ihm oder das Auffliegen eines Nachtvogels, worauf der durch den Abſchwung bebende Aſt ein trockenes Reis oder dürre Blätter auf den Boden fallen ließ.

Jetzt aber hörte er etwas Anderes, und zwar unverkennbaren Hufschlag ruhig gehender Pferde — diesseits der Stelle, wo der Weg verbarricadirt gewesen, also ein Beweis, daß man ihn wieder praktikabel gemacht.

Erich lehnte sich langsam an eine mächtige Buche, neben der er sich zufällig befand, und schwang sich alsdann langsam und ohne Geräusch hinter dieselbe.

Es waren Husaren, die daher kamen, im Schritte hinter einander reitend, und der vorderste sagte, nicht gerade so leise als hätte er gefürchtet, daß Jemand in der Nähe sei, der ihn hätte hören können:

„Da möchte ich doch einen Schoppen Rum gegen ein Glas des schlechtesten Bittern wetten, daß die ganze Bagage auf ihren faulen Bäuchen liegt und schnarcht — 's ist ein faules Pack, solche Infanterie! Denken nicht daran, von ihrer Höhe herab zu klettern — 's ist auch bequemer so."

Jedenfalls haben die Husaren kein Recht, hier herum zu streifen, dachte Erich, und daß sie es doch thun, muß schon einen Grund haben.

„Weiter brauchen wir nicht vorzugehen," hörte man dieselbe Stimme wieder sagen; „wir sind ja eine gute Viertelstunde von dem Jagdschlößchen entfernt, und ich bin überzeugt, wenn wir noch einmal so weit vorwärts ritten, wir träfen doch auf keine feindliche Infanterie, das schläft den Schlaf des Gerechten — Kehrt, marsch!"

Für Erich war es jetzt sehr leicht, bei dem Klange der Pferdehufe der Patrouille seitwärts zu folgen und in Kurzem mit derselben die Stelle zu erreichen, welche neulich noch die gefällten Baumstämme ausgefüllt hatten, wo aber jetzt die mitt-

leren weggeräumt waren und ſo viel Platz gaben, um einen einzelnen Cavalleriſten oder Infanteriſten durchzulaſſen, wogegen der Weg für Geſchütz noch immer ganz unpraktikabel blieb.

„Unterofficier Schwebbler," fragte der Huſar, der zuletzt durch das Defilé ritt, „ſollte man nicht wieder ein paar Stämme da hinein wälzen?"

„Unnöthig," entgegnete der Gefragte, „die Schlafmützen da oben denken nicht daran, uns zu beläſtigen; auch wette ich Zehn gegen Eins, daß der Herr Rittmeiſter Graf Seefeld noch ein paar Patrouillen da hinauf gehen läßt — er möchte ſehr ungern überraſcht werden."

Dieſe Bemerkung im Verein mit dem Namen des verhaßten Officiers erregte ein recht widerliches Gefühl in dem Herzen des jungen Bombardiers. Es war ihm gerade zu Muthe, als wenn man, harmlos dahinwandelnd, plötzlich eine aufzuckende giftige Natter erblickt. Warum mußte es unter einer Unzahl von Officiersnamen gerade dieſer ſein, der genannt wurde, und was hatte gerade er hier oben ſo Wichtiges vor, daß er um keinen Preis überraſcht ſein wollte? — Wenn nicht vielleicht im Jagdſchlößchen .... Doch verwarf Erich gleich darauf dieſen Gedanken als ausſchweifend — als lächerlich. — Was ſollte er jetzt gerade hier oben zu ſuchen haben, an einem Orte, der mitten in der Manövrirlinie lag und neutraler Boden war? — Ja, wenn es an jedem anderen Abende geweſen wäre! — Uebermüthige Thorheit und herausfordernde Frechheit traute er dem Grafen Tagobert genug zu, um das Unmögliche wenigſtens zu verſuchen.

So träumend in Gedanken verſunken, ſah Erich mit Einem Male eine verfallene Mauer vor ſich, und ein genauer Blick

belehrte ihn, daß er sich dicht vor dem Garten befand, welcher zum Jagdschlößchen gehörte. Die Husaren ritten rechts ab, um das Gehöft herum, und Erich blieb mit zusammengebissenen Zähnen und geballten Fäusten plötzlich stehen, als er den Unterofficier sagen hörte:

„Hier an der Ecke halten, während ich in den Hof hinein reite, um dem Rittmeister zu melden, daß wir nichts Verdächtiges bemerkt."

Also befand er sich doch im Jagdschlößchen! In welcher Absicht war er dort? Was hatte er da zu suchen, er, dessen Regiment wohl eine halbe Stunde jenseits bivouakirte?

So sehr Erich noch vor Kurzem den Gedanken verworfen oder nur mit Zagen daran gedacht hatte, sich dem Jagdschlößchen zu nähern, ebenso fest war er jetzt entschlossen, wenigstens den Garten zu betreten und das Haus zu umspähen. War es ihm doch jetzt zu Muthe, als höre er Blanda's Stimme, die seinen Namen riefe, ja, er konnte sich dieser Täuschung so lebhaft hingeben, daß er in dem Garten, dessen Mauer er rasch übersprungen, zuweilen lauschend stehen blieb. Doch hörte er begreiflicher Weise nichts, als seine eigenen, tiefen Athemzüge, oder zuweilen das leise Rauschen des Nachtwindes in den Zweigen, oder das Schnauben und Schütteln eines der Pferde der Husaren-Patrouille, die keine hundert Schritte entfernt von ihm hinter der Mauer hielt. Ihm war übrigens diese Nähe des Feindes jetzt ganz gleichgültig; denn wenn ihn wirklich jetzt Jemand von denen da drüben entdeckt hätte, so konnte er als zum Hause gehörend betrachtet werden, was im Walde draußen nicht der Fall gewesen wäre. Vielmehr hatte er sich jetzt vor den Hausbewohnern selbst in Acht zu nehmen, besonders vor

den Nachts umherſtreifenden Hunden, und es erſchien ihm ganz eigenthümlich, daß von dieſen, obgleich er ſich ganz nahe am Schlößchen befand, noch keiner laut geworden war. Dagegen vernahm er andere Töne, als er die Ecke des Gebäudes erreicht und noch wenige Schritte bis zum vorderen Hofraume hatte: den leiſen Klang männlicher Stimmen ſo wie das Wiſchen, das Scharren und Auftreten von Pferdehufen gerade im Hofe ſelbſt.

Es wäre doch eine ſehr unangenehme Geſchichte, dachte der junge Bombardier, wenn ſich der Infanterie-Lieutenant mit ſeiner Demarcationslinie getäuſcht hätte und ich hier einem feindlichen Cavallerie-Vorpoſten gerade in die Hände liefe, und obendrein einem Vorpoſten, der von dem Grafen Seefeld commandirt wird!

Deßhalb umſchlich er vorſichtig das Haus von der Gartenſeite, wo er in die Höhe blickend, nur ein einziges großes Bogenfenſter erhellt ſah, dasjenige von Blanda's Zimmer, welches ſie ihm neulich vom Garten aus gezeigt hatte. Einen innigen Blick warf er hinauf und ſchritt dann behutſam weiter, um die Ecke des Schlößchens, wo er nun das ebenfalls hell erleuchtete Fenſter des großen Parterregemaches, der ſogenannten großen Halle, neben ſich ſah, dem er ſich, von der Umfaſſungsmauer geſchützt und dicht an der Hausmauer ſchleichend, unbemerkt nähern konnte.

Was er hier ſah, erfüllte ihn mit großem Erſtaunen; da befanden ſich vielleicht fünf bis ſechs Cavallerie-Officiere, von den Huſaren oder Dragonern, in dem hell beleuchteten Raume und überließen ſich ſo ſorglos den Freuden einer wohlbeſetzten Tafel, als wenn auf hundert Stunden kein Feind geweſen wäre.

Geschirr und Tafelgeräth war allerdings sehr einfach, aber alles, was aus Körben, die am Boden standen, auf die irdenen Schüsseln des Försters von den Officierburschen gebracht worden war, bestand in ausgesuchten und pikanten Leckereien, wie sie sich vortrefflich zu den langhalsigen Champagnerflaschen mit vergoldetem Kopfe eigneten, deren Pfropfen aufs vorsichtigste und geräuschloseste abgedreht wurden, was ein junger Dragoner-Officier selbst überwachte, wobei er lachend sagte:

„Es hat mir keine kleine Mühe gekostet, den Schabel im heimlichen Abmucksen der Flaschen zu unterrichten; der Kerl will immer springen lassen, doch wäre dieses Knallen der Propfen sehr zur Unzeit hier bei unserem verschwiegenen Vorposten-Souper."

Deutlich vernahm Erich jedes Wort, da einer der Fensterflügel offen stand, und als er die Bezeichnung dieses Soupers als ein heimliches und unerlaubtes hörte, war er sogleich mit sich darüber im Klaren, daß der Infanterie-Officier mit seiner Demarcationslinie Recht gehabt und sich jene ebenso wenig hier oben befinden durften, als er selber.

Leider war es ihm nicht möglich den ganzen Raum zu übersehen und den zu entdecken, den seine Augen am eifrigsten suchten; dafür aber erblickte er den Förster Stöckel, der an einer Ecke des Tisches saß, ein großes Glas des schäumenden Weines vor sich; auch hörte er gesprächsweise verschiedene Namen nennen, die ihm aber unbekannt waren, so den eines Grafen Baring, dem der junge Dragoner-Officier, welcher das Entkorken der Flaschen besorgte, sechs Kelche nach einander vortrank, worauf jener Bescheid that und dann lachend sagte:

„Wir Alle ſollten uns vereinigen, dem ſeligen Horn Jeder eine Flaſche Sect vorzutrinken, bis er aufthaut!“

„Es iſt die neue Würde, die ſich Mühe gibt, bei ihm gewaltſam zum Durchbruch zu kommen!“ rief lachend eine andere Stimme. „Trink' und ſei luſtig! Wenn du morgen nach dem Manöver dein Rittmeiſter-Patent erhältſt, ſo kannſt du dich ganz dieſem entzückenden Gefühle hingeben!“

„Und doch auch dann noch nicht unter Kameraden und langjährigen Freunden!“ rief eine andere Stimme.

Von dem Grafen Seefeld war keine Rede, auch vernahm Erich deſſen rauhe Stimme nicht unter den Sprechenden, was ihn zu ſeltſamen Gedanken veranlaßte — zu Phantaſien, welche ihm das Blut ins Gehirn trieben.

„Alſo — ſeliger Horn, der du Lieutenant warſt, Premier-Lieutenant biſt und durch die Gnade Seiner Majeſtät und große Verdienſte der verſchiedenſten Art morgen Rittmeiſter ſein wirſt, ich bringe dir dieſes Glas, das, gut gemeſſen, eine halbe Flaſche hält!“

„Halt,“ ſprach jetzt eine Stimme, die Erich noch nicht gehört, „ich werde dir deine halbe Flaſche nachtrinken und auch ſonſt noch allerlei, womit ihr für gut findet, mich zu fetiren, aber unter Einer Bedingung: daß wir mit dem Premier-Lieutenant auch den ‚Seligen‘ begraben, welches Prädicat ich lange genug mit mir herumgeſchleppt — ſeid ihr damit einverſtanden?“

„Wenn du nicht anders willſt — warum nicht?“

„Es iſt kein unbilliges Verlangen!“

„Das meine ich auch!“ ſagte der, welcher dieſes Verlangen geſtellt hatte, und fügte in einem ausdrucksvollen Tone hinzu: „Theilt's auch ſonſt den Leuten mit und ſagt Jedermann, ich

Oriente häufig eine freilich ſchon ältliche Dame behaglich rauchend in der Ecke eines Sophas lehnen.

Wir ſahen hier den unvermeidlichen Rigoletto, der mit ſeinen wirklich ſchönen Melodien in dieſem Winter ganz Spanien erobert hatte; auch wurde er nicht ſchlecht gegeben, namentlich war die Oper ſehr ſchön ausgeſtattet mit Decorationen und Coſtümen. Auch Meyerbeers Robert war auf's Neue einſtudirt und vorbereitet, und ſollte mit unerhörtem Glanz in Scene gehen. Schon früher hatte das prächtige Werk hier ſehr angeſprochen, und jetzt war auch ſchon zehn Tage im Voraus auf dem Bureau des Theaters kein Platz mehr in dem ganzen großen Hauſe zu haben; doch gelang es uns durch eine gute Protection für die vierte Vorſtellung zwei Fauteuils zu erobern. Ich habe das Haus nie ſo voll und nie ſo glänzend beſetzt geſehen, und das Publikum folgte lebhaft den Schönheiten des Werkes. Daß es aber hier möglich war, dieſe zu empfinden und zu würdigen, war mir wieder ein neuer Beweis von der Vortrefflichkeit dieſer friſchen, glänzenden Muſik, denn obgleich das Orcheſter unter der Leitung eines Böhmen ſein Möglichſtes that, ſo waren die Chöre doch äußerſt mangelhaft und ſangen z. B. die herrlichen Compoſitionen uniſono. Ebenſo waren die Soloſänger, leider auch Robert, mittelmäßig; aber die Muſik Meyerbeers iſt nun einmal nicht zu ruiniren und das Publikum blieb animirt unter rauſchenden Beifallſpenden bis zum Schluß. Die Coſtüme waren prachtvoll und die Decorationen hätte man vollendet nennen können, wenn ſich nicht am Schluß des vierten Acts der Teufel in's Spiel gemiſcht hätte und mit ſeiner ganzen Hölle erſchienen wäre, um die gottloſe Nonnenſchaar zu verſchlingen. Ueberall klafften Abgründe, aus denen blutrothe Flammen hervorzüngelten und — horribile dictu! — der Hintergrund des Kloſterhofes verwandelte ſich in den koloſſalen Rachen eines fürchterlichen Ungeheuers, deſſen glühender Schlund ſämmtliche Nonnen verſpeiste, als ſeien ſie ein Bündel Monatrettige geweſen. Unbegreiflich iſt es, daß die Maſchinerie hier, auf dem erſten Theater, noch ſo zurück iſt; ſie ſind nicht im Stande, auf offener Scene

wünſchte ſo dringend eine Aenderung, daß ich nach einer kurzen Galgenfriſt, die ich der ſüßen Gewohnheit noch geben will, auf die Fortdauer dieſer Benennung einen feſten Trumpf ſetzen würde!"

„Was wird Seefeld dazu ſagen?"

Alſo befand ſich der Graf Seefeld nicht im Zimmer, vielleicht gar nicht im Jagdſchlößchen, dachte Erich nach einem tiefen Athemzuge, oder....

„Er hat dieſen Namen für dich erfunden!"

„Leider, denn ich habe ihn lange genug gehört, weßhalb es mir auch ſehr gleichgültig iſt, was Seefeld davon denkt! Meinetwegen kann er ihn ſelbſt übernehmen, denn er ſieht bisweilen einem Seligen ähnlicher, als einem Lebendigen!"

Alle lachten; dann hörte man die Stimme des jungen Dragoner-Officiers ſagen: „Sie werden mir zugeben, Herr Rittmeiſter Graf Horn, daß ich mir nie erlaubt habe, jene Benennung gegen Sie zu gebrauchen, verzeihen aber jetzt wohl, wenn ich Sie bitte, mir dieſelbe, da ſie nun auf ewig verſchwinden ſoll, zu erklären!"

„Nein, das muß ich thun," rief ein Anderer — „Horn würde dabei zu egoiſtiſch oder zu beſcheiden zu Werke gehen! Es war vor Jahren, als nach einem außerordentlich ſchönen Manöver uns der alte Graf Seefeld auf ſeinem Schloſſe ein prächtiges Banket gab — Einige von Euch werden ſich daran erinnern!"

Auch Erich erinnerte ſich ſchmerzlich bewegt daran.

„Wer hätte das vergeſſen!" ſagte Graf Horn. „Es war ein Festin de Balthasar — ich habe lange die reizenden Zi-

geunermädchen nicht vergeſſen können, welche Dagobert Seefeld vor uns tanzen ließ."

„Dieſer verfluchte Kerl! Er weiß immer etwas aufzuſpüren — auch jetzt habe ich ihn ſtark im Verdacht!"

Das Herz des jungen Mannes am Fenſter bebte.

„Damals war auch die reizende Kolma dabei!"

„Doch nicht die Kolma Ticzka, die ſpäter ſo berühmte Kunſtreiterin, welche kürzlich geſtorben iſt?"

„Dieſelbe," ſagte Graf Horn und ſetzte mit einem Seufzer hinzu: „Bei ihr wäre ich gern einmal der Selige geweſen!"

„Ja, wenn dir Seefeld nicht zuvorgekommen wäre!"

„Jetzt aber bitte ich, meine Neugierde zu befriedigen!" ſprach der heimliche Flaſchentödter.

Während jenes Soupers ſprach man über die Manövertage und erwähnte einer Cavallerie-Attaque, wo Horn etwas toll und wild hineingegangen war, ja, ſo in eine Ueberzahl hinein, daß er bei einem ernſtlichen Gefechte...."

„Wenn du erlaubſt, war es ein Ueberfall, den wir abſchlugen!"

„Meinetwegen; aber das wirſt du mir zugeben, daß weder du noch einer von deinen Leuten einen unzerhauenen Schwanzriemen mit nach Hauſe gebracht hätte! Da ſagte der commandirende General, der ihn ſehr gut leiden konnte: Laßt mir meinen armen Horn zufrieden, er ſtarb den Heldentod — und hierauf brachte Dagobert Seefeld einen Toaſt aus auf den Seeligen, daher die Benennung!"

„Seefeld hätte jedenfalls etwas Geſcheiteres thun können, aber es iſt ſo ſeine Art, andere Leute hineinzuhetzen und ſich dann lachend die Hände zu reiben! Wo, zum Teufel, mag er

jetzt wieder stecken? Er ist hinausgegangen, um frische Luft zu schöpfen — wer weiß, ob er nicht davongeritten ist und sich darüber freuen würde, wenn man uns hier unten unvermuthet überfiele."

„Damit hat's gute Wege; wir haben nur Infanterie uns gegenüber, und wie mir vorhin der Unterofficier Schwebbler meldete, ist's im Walde weit hinauf so ruhig wie in einem Kirchhofe, auch sah ich Seefelds Pferde noch so eben ruhig bei den unsrigen im Hofe stehen!"

Also war Graf Seefeld noch irgendwo im Schlosse.

„Jedenfalls war es eine vortreffliche Idee von ihm, hier oben dieses kleine Souper zu arrangiren, und weit behaglicher für uns, als draußen auf dem Felde herumzulungern!"

„Ich möchte nur das Gesicht des Generals Schwenkenberg sehen, meines ehemaligen Obersten, wenn er uns hier so hübsch bei einander fände!"

„Pah, er würde sich nicht so viel daraus machen — ja, wenn es noch ein großes Manöver wäre! Aber hier, wo wir dieser langweiligen Artillerie als Folie dienen müssen, und um dem General-Inspecteur das Uebergewicht dieser ersten aller Waffengattungen, wie er zu sagen beliebt, glänzend feststellen zu helfen, wird es nicht so genau darauf ankommen — deßhalb angestoßen und ausgeleert!"

Die Gläser klangen; dann sagte Graf Horn: „Jedenfalls ist es langweilig von diesem Seefeld, diesem Heimlichthuer, uns so lange seine schätzbare Gesellschaft vermissen zu lassen — ich glaube, daß wir ihm als Folie dienen oder wenigstens als Ausrede. He, Herr Förster, rief er diesem zu, haben Sie vielleicht ein hübsches Dienstmädchen im Hause, das

die Augen Seiner Erlaucht auf ſich gezogen hat? Ich weiß, er treibt ſich in jüngſter Zeit häufig hier oben herum!"

Erichs Blut kochte und er blickte mit ſtarren Augen auf den Förſter, der, den Kopf ſchüttelnd, etwas in den Bart brummte und dann Miene machte, ſich zu erheben.

„Holla, nein, ſo iſt es nicht gemeint," rief Graf Horn — „ſitzen geblieben, alter Herr! Das wäre ja gegen alle Kameradſchaft, auch muß man eine ſolche Frage über den ſchäumenden Champagner hinüber nicht ſo genau nehmen! Singen wir lieber den Refrain des bekannten Liedes:

Thu' ich das Meine, thuſt du das Deine,
So thut ein Jeder das Seine!"

„Singen wir lieber nicht," mahnte ein Anderer; „man kann doch nicht wiſſen, ob ſo ein hartgeſottener Stabsofficier der Infanterie freundlicher- oder feindlicherſeits nicht auf die Idee kommt, den neutralen Grund, wo wir uns gerade befinden, durch Patrouillen unſicher zu machen." —

Bis hieher hatte Erich mit ſtarren Augen gelauſcht, immer noch hoffend und fürchtend, es werde noch mehr von dem Grafen Dagobert Seefeld und ſeinen häufigen Beſuchen hier eben auf dem Jagdſchlößchen die Rede ſein; doch täuſchte er ſich. Die Woge des Geſpräches rollte lärmend über dieſen Gegenſtand hinweg und ließ ihn, als vor der Hand gleichgültig, verſchwinden. Alſo Dagobert Seefeld war im Schloſſe, dachte Erich; aber wo war er, wo konnte er ſein, wo durfte er ſein? Nach jeder dieſer Fragen preßte der junge Menſch heftiger ſeine Lippen mit den Zähnen zuſammen, und als er ſich dann mit der Hand über den Mund fuhr, waren ſeine Finger blutig; dabei kam es ihm vor, als ſei er von hohn-

lachenden, häßlichen Gestalten umgeben, die ihm um so unheimlicher erschienen, als er nicht im Stande war, ihre Formen genau zu erkennen, während sie, an seinem Ohr vorüberschwebend, ihm zuflüsterten: Komm mit mir, ich zeige dir den rechten Weg!

Wo aber war dieser rechte Weg? dachte er mit zuckendem Munde und rathlosem Umherblicken. Wo war überhaupt der Weg, der in des Hauses obere Räume führte? Er wußte ihn nicht; er wußte nicht mehr, als daß das Fenster, welches er soeben erhellt gesehen, Blanda's Zimmer sei — sie hatte es ihm neulich gesagt —, und dorthin zog es ihn unwiderstehlich, um die dunkle Hausecke, von dem zitternden Lichtscheine Rath und Hülfe zu verlangen.

Dort war ihr Fenster noch immer erhellt, und als er nach einigem Betrachten desselben seine Blicke rathlos rings umherschickte, entdeckte er etwas so Außergewöhnliches, daß er in tiefer Bestürzung regungslos stehen blieb. Nicht weit von dem Hause befand sich ein alter, starker Nußbaum, dessen mächtige Aeste beinahe die Mauern des Jagdschlößchens erreichten. Besonders einer dieser Aeste, fast horizontal aus dem Stamme treibend, reichte bis dicht vor das erleuchtete Fenster, und auf diesem sah Erich eine menschliche Gestalt lang ausgestreckt liegen, deren Füße einen festen Stützpunct fanden in rechts und links abzweigendem schwächerem Astwerke. Jetzt hob die Gestalt ihren Kopf in die Höhe, um in das Fenster zu blicken, aber nicht so hoch, daß der Lichtschein, der aus demselben drang ihr Gesicht erreicht und dasselbe hätte erkennen lassen — jetzt erhob sie sich höher, und Erich sah mit großem Erstaunen, daß es des Försters Sohn war, der da oben zwischen den Zweigen

lauernd lag, und bemerkte dann zu ſeinem heftigen Schrecken, daß Joſeph eine Büchſe im Arme hatte, deren Schaft er langſam und zielend gegen ſeine Wange erhob. Es durchlief ihn fröſtelnd, und er war ſchon im Begriffe einen lauten Ruf auszuſtoßen, als er ſah, wie das Gewehr wieder langſam herabſank, wogegen der junge Menſch ſeine Augen ſtarr auf das Fenſter gerichtet hielt.

Was war es, das Jener dort im Zimmer erblickte? Es mußte etwas Furchtbares ſein; das bewies nur zu deutlich das erhobene Gewehr. Aber was, aber was? Bei dieſer Frage fühlte er ſein Herz von einer namenloſen Angſt, von einem wilden Schmerze erfüllt, von einem Gefühle der Wuth, welches ihm das Blut in die Augen trieb, welches den furchtbaren Wunſch in ihm entſtehen ließ, den Blitz und Knall des Gewehres zu vernehmen. Da ſchien aber die Gefahr vorübergegangen zu ſein, und nun, da ihm die ruhige Beſonnenheit wiederkehrte, ſprang er ſo dicht als möglich unter den Aſt und rief mit leiſer, gepreßter Stimme, aber ſo deutlich, als es ihm möglich war, den Namen Joſeph.

Dieſer blickte um ſich, entdeckte aber erſt, nachdem der Ruf zum zweiten Male wiederholt wurde, den unter ihm Stehenden und beugte ſich alsdann raſch herab, um deſſen haſtig ausgeſtoßene Worte zu vernehmen: „Ich bitte um Gottes willen, komm herunter und zeige mir den Weg ins Haus hinauf!“

„Ja — ja,“ war die mühſam hervorgebrachte Antwort; dann richtete ſich Joſeph noch einmal hoch empor, ſtarrte in das erleuchtete Zimmer, und da er durch das, was er ſah, befriedigt ſchien, ſo glitt er von dem Aſte herunter, und gleich darauf neben Erich ſtehend, zerrte er ihn heftig gegen das

Haus hin, wobei er sich bemühte, verständlich die Worte hervorzubringen: „Du, Blanda's Freund — darfst hinauf. „Dann öffnete er rasch die Thür, die an der Gartenseite des Schlößchens war und hinter welcher sich eine Wendeltreppe befand, welche er Erich heftig hinaufstieß — Thür oben — Thür oben!"

Da zuckte dem jungen Bombardier plötzlich der glückliche Gedanke durch den Kopf, Joseph zu veranlassen, statt seiner in den Wald hinaufzueilen und dort den Ruf des Käuzchens in der verabredeten Weise erschallen zu lassen — du kennst diesen Ruf?"

Joseph nickte eifrig mit dem Kopfe.

„Gut, so thue so, um Blanda zu retten."

Erich tappte nun die dunkle Stiege hinauf, und erst in der letzten Windung sah er Lichterschein durch die Risse und Sprünge einer Thür, hörte aber auch zu gleicher Zeit eine ihm bekannte, verhaßte Stimme Worte ausstoßen, welche er deutlich vernahm, obgleich der, welcher leidenschaftlich erregt sprach, seine Stimme gewaltsam zu dämpfen schien: ...„Ich gehe nicht, wenn du dich auch in meinen Armen windest wie eine Schlange, und wenn auch deine scharfen Zähne meine Hand bis auf den Knochen durchbeißen — wart' nur, büßen sollst du es mir, süße, wilde Katze!"

Da warf sich Erich so gewaltig gegen die Thür, daß Stücke des Schlosses und der Riegel ins Zimmer flogen und er selbst so heftig gegen den tödlich Gehaßten, daß er ihn unwillkürlich in die Ecke des Zimmers schleuderte, und dann erst Blanda in seinen Armen auffing, die mit dem Ausrufe: „Erich, Erich!" — an seine Brust sank.

Stand der Andere, schon allein durch diese unvermuthete

und gewaltſame Unterbrechung ſo wie durch ſeine leidenſchaftliche Erregung zur Wuth getrieben, zähneknirſchend, mit zuckenden Händen da, ſo verzerrten ſich jetzt auf einmal ſeine Geſichtszüge in gräulichem Haſſe, und ſeine Augen ſprühten Blitze, als er ſeinen Angreifer erkannte — ſeinen Angreifer im Kleide des Untergebenen, der es gewagt, die Hand gegen ihn zu erheben, ja, der die Rechte jetzt noch gegen ihn erhob, während er mit dem linken Arme das heftig athmende, leiſe ſtöhnende Mädchen an ſich drückte — und gerade daß er ihren Ausruf: Erich, Erich! gehört hatte und ſehen mußte, wie ſie ſich leidenſchaftlich in ſeine Arme geworfen und nun, ihn feſt umklammernd, an ihm hing, das raubte ihm vollends alle Beſonnenheit, und er ſprang nach einem Stuhle in der Nähe der Thür, wo ſein Säbel lehnte, den er raſch aus der Scheide riß; doch warf ſich Blanda in dieſem Augenblicke mit einem lauten Aufſchrei vor Erich, ihn mit ihrem Körper deckend.

Vielleicht war es der Anblick des ſchönen, muthigen Mädchens, vielleicht ihre beinahe unheimlich leuchtenden Augen, ihre feſt auf einander gebiſſenen weißen Zähne, ihre ſtarren, herausfordernden Blicke, deren ſeltſame Gluth ſich ſteigerte, während ſie ihren Oberleib vornüberbeugte und ſo Miene machte, ſelbſt zur Angreiferin zu werden, oder war es ſeine Furcht, ihr gellender Schrei ſei jetzt bei der geöffneten Thür vielleicht drunten gehört worden, was ihm ſeine Beſinnung wiedergab — genug, er richtete ſich hoch auf und ſagte mit keuchender Stimme: „Was uns anbelangt, mein würdiger Held und Beſchützer, ſo werden wir uns wiederſehen, wo Ihnen das unangenehm genug ſein ſoll! Lächerlicher Gedanke," ſagte er, ſich der Thür nähernd und den Säbel in die Scheide ſtoßend, „ſo einen

Vagabunden und hergelaufenen Landstreicher behandeln zu wollen!"

„O, wenn Sie ihn einmal so behandeln wollten," rief Erich, indem er mit blitzenden Augen vor ihn hinsprang, wenn Sie nur dieses eine Mal die Gnade haben wollten, Ihren Rang, Ihren Stand, die Ungleichheit unserer Kleider zu vergessen! Ursache hätten Sie genug, einmal, nach ihrer Ansicht, recht tief herabzusteigen und mir zu gestatten, Ihnen mit dem Säbel in der Hand entgegenzutreten — und selbst den ungleichen Kampf, den Sie so eben beginnen wollten, würde ich Ihnen gegenüber nicht einmal scheuen!"

Erich sagte das glühend vor Aufregung, mit trotzig, muthvoll blickenden Augen, mit erweiterter Brust, unter sichtbarer Anspannung der Muskeln seiner hohen, kraftvollen Gestalt; er sagte das in dem stolzen Selbstbewußtsein seiner Kraft und seines guten Rechtes; er sagte das, indem er mit einem fast verächtlichen Blicke auf die schon ziemlich verlebte Gestalt seines Feindes hinzusetzte: „Nehmen Sie zu dem Säbel auch noch den Dolch, den Sie ja zu führen wissen!"

War es vielleicht das Bild Kolma's, welches in diesem Augenblicke vor die Seele des Grafen Dagobert Seefeld trat, oder war es vielleicht der vernünftige Gedanke, hier nicht weiter gehen zu dürfen, um nicht in eine Lage zu gerathen, die ihn in jeder Hinsicht Alles mußte befürchten lassen, was ihn veranlaßte, das Gemach zu verlassen, um dieser peinlichen Scene, deren Schluß wohl vorauszusehen war, ein Ende zu machen — doch hatte er langsam und bedächtig seinen Säbel an sich genommen und umgeschnallt, hatte zu Blanda gesagt: „Auch wir sehen uns ebenfalls wieder!" — und stieg dann langsam

die gewundene Treppe hinab, wobei er zuweilen lauſchend ſtehen blieb, um zu hören, ob durch die krachende Thür und darauf durch den Schrei Blanda's nicht drunten im Hauſe Lärm entſtanden ſei. Doch war dies nicht der Fall; die mächtigen Mauern des alten Schlößchens hatten jeden Schall gedämpft, und als Graf Seefeld auf den Hof trat, ſah er die Dienerſchaft der Officiere unbekümmert wie früher plaudernd bei den Pferden ſtehen. Er ſelbſt aber fand es nöthig, eine Zeit lang die kühle Nachtluft einzuathmen, um das gewaltige Erbeben ſeines Innern ruhiger werden ſo wie die Röthe des Zornes und der heftigen Aufregung auf ſeinen Geſichtszügen erſchwinden zu laſſen; auch trat er an den laufenden Brunnen, der ſich in einer Ecke des Hofes befand, ſpülte das Blut von ſeiner Hand und wickelte ſein Taſchentuch darum. Gern hätte er die Handſchuhe angezogen, doch hatte er dieſe in ſeinem Kalpak gelaſſen, der ſich drunten bei den Kameraden befand; dann erſt betrat er wieder die Halle, wo er das Lachen und die Späßereien der ſehr luſtig gewordenen Officiere durch vielſagendes Lächeln und gleichgültiges Achſelzucken beantwortete. —

Blanda hatte ihren Kopf an Erich's Bruſt verborgen, während ihre Arme feſter ſeinen Hals umſchlangen, wobei nun zum erſten Male ſeit dem Beginne jener ſchrecklichen Scene Thränen, und zwar unaufhaltſam ſtrömend, zwiſchen ihren langen, tief herabgeſenkten Wimpern hervorquellen.

„Und wo war denn die Stöckel?“ fragte Erich, als Blanda endlich mit ſchwimmenden Augen, aber unter Thränen lächelnd, zu ihm aufblickte.

„Sie wurde heute Morgen zu ihrer kranken Tante nach der Stadt gerufen, verſprach auch, im Laufe des Abends

zu verwandeln, vielmehr wird ein Wolkenvorhang herabgelaſſen, hinter dem man nun die Zimmerleute hanthieren hört. Das ſpaniſche Publikum aber nimmt eine ſolche Pauſe ganz geduldig und gnädig auf und benützt die Zeit, um mit dem Nachbar zu plaudern, oder die Nachbarin im Spiele mit dem Fächer zu übertreffen.

Das Theater del Circo gibt kleine ſpaniſche Opern, die beliebten Zarzuelas, und hat ein ordentliches Ballet; die übrigen, die gerade geöffnet ſind, mit Ausnahme des Theatro del Muſeo, füllen ihre Abende mit Poſſen, kleinen Luſtſpielen und Nationaltänzen aus. Die berühmteſte Tänzerin Madrids in dieſem Genre, Señora Nena, eine vortreffliche Künſtlerin, iſt leider ſchon über die erſten Stadien, wenn auch nicht Thorheiten der Jugend hinweg, doch vergißt man ihre dreißig Jahre, wenn ſie vortritt, den Kopf emporwirft und mit der Lebendigkeit einer Schlange dahinſchlüpft, nachdem ſie das Publikum zu ihrem Privatvergnügen mit ihren immer noch ſchönen glänzenden Augen eine lange Weile ruhig betrachtet. Sie lebt in ihrem Tanze, und wenn ſie einmal angefangen hat mit den Caſtagnetten zu raſſeln und ihren Oberkörper durchzubiegen, ſo wäre, glauben wir, keine Macht im Stande, ſie zurückzuhalten; jede Muskel, jeder Nerv tanzt mit, und das geht ſo durch den längſten Pas, bis ſie am Schluß mit einem unnachahmlichen Aplomb feſtſteht, lachend die weißen Zähne zeigt und, was die Hauptſache iſt, nicht die Spur einer Ermüdung. Sie tanzt im Theatro Lope, wo ſich auch die einzige vorzügliche Schauſpielertruppe Madrids befindet. Hier ſieht man die alten vortrefflichen ſpaniſchen Luſtſpiele, die berühmte Palma und zwei Brüder A., in deren Händen ſich die erſten Fächer befinden. Die beiden letztern ſind von der Königin dekorirt, und wenn einer von ihnen im beſternten Frack erſcheint, ſo erkennt man ſogleich den Mann, der es gelernt hat, das Ordenskreuz auf der Bruſt auch in anderer Geſellſchaft zu tragen. Wir ſahen hier unter Anderem auch eine Ueberſetzung der Dame aux Camélias, namentlich aber ältere Komödien, und die Palma ſpricht ein wunderbar ſchönes

wiederzukommen, konnte aber wahrscheinlich ihr Wort nicht halten, da die Kranke schlimmer geworden."

„Und jener — Ueberfall, Blanda, wie begann er? Wie führte sich Jener bei dir ein?"

„Ich weiß das selbst kaum; ich war noch spät im Garten gewesen, schlich dann leise über die kleine Treppe in mein Zimmer und hatte noch nicht einmal Zeit gehabt, die Thür zu verschließen, da stand er vor mir — anfänglich ruhig sprechend, in aller Form des Anstandes und der Höflichkeit, dann aber mit Einem Male anders redend und mich zu heftiger, aber nutzloser Erwiderung zwingend. Ich rief nach dem Förster, nach Joseph, und wenn jener wüste Mensch auch nicht versucht hätte, mein Rufen gewaltsam zu unterdrücken, so wußte ich doch, daß es schwerlich drunten bei dem Lärm, den die Officiere machten, gehört werden würde; auch spottete er meiner und sagte: ‚Rufe nur Leute herbei; man wird mich bei dir finden und wird überzeugt sein, daß du mich eingeladen — wenigstens eingelassen!'

Erich knirschte mit den Zähnen und verwünschte es jetzt, daß es nicht zu einem Kampfe gekommen, wäre auch das Schlimmste daraus entstanden.

„Er sprach noch viel und allerlei," fuhr Blanda fort, „von dem ich nur das Wenigste verstand, aber es waren gewiß furchtbare Dinge, die er sagte; denn seine Lippen bebten und seine Augen vergrößerten sich auf eine schreckliche Weise. — Ich schaute ihm aber fest in die Augen und wich behutsam Schritt um Schritt vor ihm zurück, immer hoffend, die Thür zu erreichen. Da sprang er auf mich zu, wand seinen Arm um mich und faßte gewaltsam meine Hand; doch stieß ich ihn

zurück, fühlte aber wohl, wie der wilde Zorn, der mich zuweilen überfällt, meine Sinne bemeiſterte, und nachdem ich ihm ein paar Mal zugerufen, mich nicht mehr mit ſeiner Hand zu berühren, ſah ich, wie das Blut von ſeinen Fingern herablief — wäre ein Meſſer in der Nähe geweſen, ich hätte davon Gebrauch gemacht!“ ſagte ſie mit bebenden Lippen und flammenden Augen. „Da kamſt du, Erich, und ich danke Gott dafür! Aber was ſoll nun werden?“

Ihre plötzliche Erregung wich eben ſo raſch, wie ſie gekommen war, einer tiefen, ſchmerzlichen Wehmuth; ihre Thränen floſſen aufs Neue, und Erich fühlte an ſeinem Herzen das gewaltſame Wogen ihrer Bruſt, das leichte Zucken ihres Körpers, was ihn mit einer unausſprechlichen Empfindung erfüllte.

Enthalten konnte er ſich nicht, ſeine Lippen auf ihr blondes Haar zu ſenken und ſie feſter in ſeine Arme zu ſchließen; doch nur für die Dauer weniger Secunden; dann machte er ihre Hände ſanft von ſeinem Halſe los und ſagte mit bebender Stimme: „Laß uns jetzt ruhig überlegen, Blanda, was zu thun iſt — für heute Abend haſt du nichts mehr zu befürchten.“

„Und für morgen oder doch die nächſten Tage iſt mein Entſchluß gefaßt, und da rechne ich auf deinen Schutz, auf deine Hülfe.“

„O, könnte ich mein Leben für dich laſſen, Blanda, du biſt überzeugt, daß ich es thun würde!“

Daß ſie ſeinen Worten glaubte, zeigte ſie ihm durch einen innigen, ſeelenvollen Blick — „ob du mir aber helfen, mich ſchützen kannſt,“ ſagte ſie, „das iſt eine andere Frage, Erich; vielleicht aber findeſt du ein Mittel. Ich kann nicht länger in dieſem Hauſe bleiben, du haſt das ſo eben ſelbſt erfahren, und

du wirst mir glauben, wenn ich dir sage, daß mir auch sonst der Aufenthalt hier unerträglich wird. Was sollte ich auch da von der Barmherzigkeit fremder Menschen leben, da ich überzeugt bin, mich auch sonst auf ehrliche Art durch das Leben schlagen zu können — ich habe in den letzten Jahren genug dazu gelernt. Vorher aber muß ich jene Frau aufsuchen, die sich meiner sterbenden Mutter mitleidsvoll annahm und die auch sonst noch Ursache zu haben schien, mich eine Zeit lang zu beschützen. Ich muß die Gräfin Seefeld sehen und sprechen, ich muß ihr, zugleich mit meinem heißen Danke für ihre Wohlthaten, sagen, daß sie dieselben an keine Unwürdige verschwendet hat — muß ich das nicht, Erich?"

„Gewiß, gewiß; du mußt sie auch fragen, ob sie andere Gründe gehabt als nur das Mitleid, indem sie sich deiner armen Mutter und deiner, des verlassenen Kindes, annahm. Du mußt alsdann jenes Briefpaket in ihre Hände legen, welches ich dir neulich gab." — Das sagte Erich rasch, hastig, mit leuchtenden Augen, und setzte nach einer kurzen Pause des Nachsinnens hinzu: „Diese Papiere sind jedenfalls wichtig für die Gräfin Seefeld, und ich muß jetzt meine Vermuthung von neulich als Gewißheit aussprechen, daß der Inhalt derselben auch mit deiner Vergangenheit oder Zukunft im Zusammenhange stehen könnte."

„Wie wäre das möglich? Doch gleichviel, ich will diese Papiere getreulich aufbewahren und sie verwenden, wie du glaubst, wenn die Umstände es günstig fügen, daß ich mit jener Dame Worte des Vertrauens reden kann. Wie aber zu ihr gelangen? Nach dem Vorfalle von heute Abend darf ich mich selbst der Stöckel nicht mehr rücksichtslos anvertrauen, noch viel

weniger ihrem Bruder oder deſſen Sohne, von welch letzterem ich am meiſten überzeugt bin, daß er jeden meiner Schritte beobachtet, beſpäht, vielleicht auch verräth; ich muß dieſem Hauſe entfliehen, um nicht in die Lage zu kommen, mit Güte, vielleicht ſogar mit Gewalt zurückgehalten zu werden."

„Ja, du mußt fliehen, Blanda," ſagte Erich, finſter vor ſich niederblickend, „und ich werde dich auf deiner Flucht begleiten bis du in Sicherheit biſt."

„O, wenn das möglich wäre!"

„Pah, Vieles iſt möglich, wenn man nur den feſten Willen dazu hat! Es wird ſich um eine Nacht, um einen Tag handeln, bis ich dich an einen Ort geführt, wo du in voller Sicherheit deinen Weg fortſetzen kannſt; laß mich darüber Erkundigungen einziehen; ich kenne ja das Ziel deiner Reiſe, und wenn es dir ſo recht iſt, ſo glaube ich, wäre am beſten die nächſte Nacht zu wählen, wenn du nämlich bereit biſt."

„O, ich werde bereit ſein!"

„Die Manöver, die morgen Statt finden, werden bis in den Nachmittag dauern, und da ich nicht daran zweifle, daß ſie gut ausfallen, ſo erhalten ſämmtliche Truppen übermorgen einen Ruhetag; die Reihe der Wache iſt noch lange nicht an mir, und vor Arreſt hoffe ich mich ſchon in Acht zu nehmen — iſt's dir ſo recht, oder werde ich von dir noch eine Nachricht erhalten?"

„Wie danke ich dir für deine Bereitwilligkeit! Ich athme freier auf, und wenn du mir ſagſt, wo ich dich morgen treffen ſoll, ſo wirſt du mich, dich erwartend, finden."

„Warten ſollſt du nicht, gute Blanda, ich werde vor dir an der Stelle ſein, die ich dir jetzt bezeichnen will. Wenn du

am Ende eures kleinen Gartens in den Wald trittst, so erreichst du nach wenig Schritten einen Waldweg, der dich, sanft ansteigend, in Kurzem zu einer Stelle führt, wo geschlagenes Holz die Straße versperrt; dort wirst du mich finden, wenn du das Haus nach neun Uhr Abends verläßt — ist's dir so recht?"

„Gewiß, Erich."

„Aber wenn es regnen sollte, Blanda?"

„Sei auch alsdann nicht besorgt, du weißt, daß ich schon in frühester Kindheit gewohnt war, bei jedem Wetter unter freiem Himmel zu sein, — und aus jenen oft so glücklichen Tagen, Erich, wollen wir ein Stück Wald- und Wanderleben aufführen."

„Wie mich das glücklich machen wird! — Bist du aber auch — bist du aber auch mit Geld versehen?" setzte er zögernd hinzu.

„Genügend — durch Kolma."

„Gut dann; so Gott will, findest du mich morgen an der bezeichneten Stelle. Jetzt aber muß ich dich verlassen, um zu meiner Batterie, die droben auf der Höhe liegt, zurückzukehren; ich bin ganz im Geheimen gekommen, Blanda nur um dich einen Augenblick zu sehen, wenigstens das Jagdschlößchen. O, ich glaubte in der That nicht, daß ich so glücklich sein würde, mit dir reden zu können!"

„Wenn man aber eine Abwesenheit droben entdeckte?" fragte sie ängstlich.

„Darüber beunruhige dich nicht; ich habe meine Vorsichtsmaßregeln zu gut getroffen — aber horch! Was ist das? —" Er eilte rasch ans Fenster, und sein Ohr an eine kleine Spalte des schnell geöffneten Fensterflügels legend, hörte er das Ge-

räuſch einer wenngleich behutſam und nicht gleichmäßig marſchirenden Menſchenmaſſe.

„Was bedeutet das, Erich?“

„O, nichts als ein wahrſcheinlich gut gelungener Manöverſcherz — Adieu, meine gute Blanda! Sei ganz ruhig, wenn du auch drunten ein klein wenig Lärm und lautes Gerede hören würdeſt; denke dabei freudig an morgen Nacht und dann auch ein klein wenig an mich.“

Sie reichte ihm beide Hände und duldete es gern mit glücklichem Blicke, als er ſie hierauf raſch an ſich zog und ſeine friſchen rothen Lippen, auf ihren roſig ſchwellenden Mund drückte.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Worin das Gelage der Cavallerie-Officiere einen unvorhergesehenen Abschluß findet und worin der letzte Bombardier, nachdem er sich vortrefflich benommen, den dümmsten Streich seines Lebens macht.

Joseph hatte indessen den Ruf des Käuzchens sehr natürlich und in den angegebenen Zwischenräumen erschallen lassen, worauf der Gefreite Huber sogleich dieses Zeichen gegen die Höhe hinauf weiter gab und den Unterofficier Raffleur veranlaßte, den commandirenden Lieutenant des Wachtpostens sogleich aus festem Schlafe zu erwecken und ihm zu melden, daß drunten etwas ganz Absonderliches vorfallen müsse, da der Bombardier der reitenden Artillerie das verabredete Zeichen gegeben. Augenblicklich war der Infanterie-Lieutenant munter und auf den Füßen, zog Schärpe und Säbel fester um den Leib, warf seine Pickelhaube auf den Kopf, schaute aber alsdann seinen Untergebenen, einen altgedienten Unterofficier, fragend an: „Das ist alles recht schön und gut, Raffleur, aber was nun weiter? Eine Streifpatrouille da hinabzuschicken, ist so eine Sache; denn statt daß wir damit etwas ausrichteten, könnten unsere

Leute ſelbſt in die Patſche kommen, und doch darf man den Bombardier nicht im Stiche laſſen. Wiſſen Sie was, eilen Sie zur Compagnie, die ja nicht tauſend Schritte von hier lagert, und melden die ganze Geſchichte dem Herrn Hauptmann."

Schon war der Unterofficier ein paar Schritte davon gelaufen, als er plötzlich ſtehen blieb und ſich tief bückte, wie man in der Nacht zu thun pflegt, wenn man irgend etwas erkennen will, das in der Dunkelheit auf uns zukommt und ſich alsdann von dem helleren Himmel beſſer abzeichnet. Raſch eilte er hierauf mit der Meldung zurück, daß ein Trupp Reiter nahe, wahrſcheinlich der Major du jour, zum Viſitiren der Wachtpoſten.

Und ſo war es auch; nur kam der dienſthabende Major nicht allein, ſondern in Geſellſchaft des commandirenden Brigade-Generals ſo wie eines ganzen Schwarmes von Adjutanten, Ordonnanzen und anderen Officieren.

Statt nach dem eingenommenen vortrefflichen Souper ſein Lager zu ſuchen, hatte es der Brigade-General bei der ſchönen Nacht vorgezogen, nochmals ſämmtliche Poſitionen abzureiten. War es doch das erſte combinirte Manöver, welches er unter den Augen des Allerhöchſtcommandirenden zu leiten hatte, und hatte er auch ſonſt noch verſchiedene Urſachen, auf keiner unrichtigen oder falſchen Fährte ertappt zu werden!

Der Brigade-General nämlich, einer unſerer Bekannten dieſer wahrhaftigen Geſchichte, der frühere Dragoner-Oberſt von Schwenkenberg, war bei ſeiner Beförderung zum General mit einer Infanterie-Brigade betraut worden, worüber ſeine ehemaligen Kameraden von der Cavallerie einiger Maßen die Achſeln gezuckt hatten und worüber ſeine jetzigen Kameraden

von der Infanterie noch immer fortfuhren, bedeutſam die Achſeln zu zucken. Jene behaupteten, als echter Cavalleriſt hätte er lieber ſeinen Abſchied nehmen, als ſich ſolchergeſtalt zurückdienen ſollen, und die vom Fußvolk waren überzeugt, daß ſo ein Reiter-Oberſt ſich nie zu den Feinheiten der Infanterie-Taktik aufſchwingen könne. Und ſo werden wir es denn begreiflich finden, daß ſich der General von Schwenkenberg die erſtaunlichſte Mühe gab, um bei dem Manöver glänzend zu beſtehen, wobei er ſich noch feſt vorgenommen hatte, ſeinen ehemaligen Kameraden, die jetzt Miene machten, ihn etwas von oben herunter anzuſchauen, dieſer übermüthigen Cavallerie, wo möglich tüchtig Eins auszuwiſchen.

Dies war der Mann, der gegen den Wachtpoſten des Infanterie-Officiers ritt und von dieſem Meldung erhielt über das, was zwiſchen ihm und dem Bombardier der reitenden Artillerie vorgefallen, und hinzuſetzte, das Erſchallen des verabredeten Zeichens müſſe jedenfalls etwas Außergewöhnliches zu bedeuten haben.

„Welche feindliche Truppentheile glauben Sie da unten vor ſich zu haben?“

„Cavallerie, Herr General, Huſaren und Dragoner, wie wir ganz genau wiſſen; denn die Patrouillen derſelben ſtreifen dicht an der Naſe unſerer Vorpoſten vorüber, ohne ſich um die bezeichnete Demarcationslinie im geringſten zu kümmern.“

„Ah, das ſieht ihnen ähnlich! Ich kenne dieſe Dragoner, und es würde ihnen durchaus nicht ſchaden, wenn es möglich wäre, ihnen ein Bißchen Reſpect vor dem Bajonnet einzuflößen! Was glauben Sie, Herr Lieutenant, wenn wir ein ziemlich

ſtarkes Detachement da hinabſchicken, um zu ſehen, was es gäbe? Wie ſtark iſt Ihr Vorpoſten hier?“

„Achtzig Mann, Herr General.“

„Und Ihre Poſtenkette drunten läßt in der Sicherheit für unſer Bivouac nichts zu wünſchen übrig?“

„Ich bin überzeugt, daß ſich kein Fuchs durchſchleichen könnte.“

„So wollen wir denn mit Ihren achtzig Mann einen Handſtreich verſuchen, wenigſtens genau recognosciren, was es drunten eigentlich gibt. Herr Major Klemmer,“ wandte er ſich an einen der ihn begleitenden Stabsofficiere, „Sie hätten wohl die Freundlichkeit, dieſes allerdings kleine, aber nicht unwichtige Commando zu übernehmen; ich möchte dabei gern einen umſichtigen Officier haben, auf den ich mich unter allen Umſtänden verlaſſen kann.“

„Zu Befehl, Herr General; ich werde das aber, mit Ihrer Erlaubniß, zu Fuß abmachen.“

„Gewiß, mein lieber Herr Major, und Sie, Herr Lieutenant, laſſen Sie Ihre Leute antreten — wir, meine Herren,“ wandte er ſich an ſeine Suite, „bleiben indeſſen hier oben hübſch beiſammen, bis wir erfahren, was ſich drunten begeben.“

Die Leute waren augenblicklich zuſammengetreten und freuten ſich ſichtlich auf die kleine Expedition, weßhalb ſie auch unter Anführung des Majors Klemmer ſo geräuſchlos und vorſichtig als möglich den Waldweg hinabgingen und gleich darauf im Schatten der Nacht verſchwunden waren.

Major Klemmer war ein Mann, der von der Pike auf gedient hatte, und dem es erſt nach manchem vergeblichen Anlaufe gelungen war, über die Scheidewand hinwegzuſetzen, welche

Spaniſch, von ſo ausdrucksvollem Spiel begleitet, daß man ſie verſteht, auch wenn man nur wenige Worte dieſer herrlichen Sprache weiß.

Madrid hat ſehr viele und auch ſchöne Kaffeehäuſer, freilich ſind die hieſigen nicht mit dem Luxus ausgeſtattet, den man in Paris und Marſeille findet; doch ſind es weite Räume, oft von Säulen getragen, mit großen Spiegeln, reicher Vergoldung und Marmortiſchen. Es iſt eigenthümlich, wie ſich jeder Stand in ſeinem gewiſſen Local zuſammenfindet; hier ſieht man Kaufleute, dort Beamte, in einer andern Straße Militär, auf der Alcalà iſt das große Café Suizo, das die Fremden, unter ihnen viele Deutſche, beſuchen, und in welches auch wir häufig kamen. Intereſſant iſt ein kleines Kaffeehaus in der Verlängerung der Straße de la Montera, wo gewöhnlich nur Gäſte ſind, die ſich zur edlen Kunſt der Stierfechter zählen, kräftige Geſtalten mit gebräunten Geſichtern, lebhaften Augen und vollem Haarwuchs, an dem hinten das kleine Zöpfchen erſichtlich iſt, welches bei der Function zur Befeſtigung des Haarbeutels dient. Eines der bedeutenderen Kaffeehäuſer bildete im gegenwärtigen Augenblicke den Aufenthaltsort der Minenſpekulanten und war daſſelbe jeden Abend überfüllt. Es iſt nämlich in dieſem Augenblick eine eigene Wuth in die Spanier gefahren, überall Gold und Silberminen entdecken zu wollen, und obgleich das Land in der That ſehr reich an edeln Metallen iſt, ſo wird doch oft mit einer unbedeutenden Grube ein großartiger Minenſchwindel getrieben, der auf dieſe Art viel edles Metall in Umlauf bringt, aber leider nur zur Wanderung von einer Taſche in die andere. Da viele fremde Ingenieure, namentlich Engländer, von dieſen Geſellſchaften, deren täglich neue entſtehen, das Land bereiſen, ſo geſchah es uns häufig, daß wir mit ihnen verwechſelt wurden, und man uns im Nachtquartier ſtatt des ſehnlich gewünſchten Eſſens einen Korb mit Erz herbeiſchleppte, um unſere Anſicht zu vernehmen. Einmal ſpielte mir unſer kleiner Baumeiſter den Streich, daß er den Leuten verſicherte, ich ſei ein deutſcher Bergmeiſter, und auf das hin mußte ich über einen ganzen

den Unterofficier von den Epauletten trennt, ſtreng in und außer dem Dienſte, ehrgeizig und dienſteifrig; einer armen und ſehr beſcheidenen Familie entſtammend, hatte er ſich von jeher ohne die geringſte Zulage behelfen müſſen, was alles ſeinem Charakter viel Härte und Schroffheit beigemiſcht hatte, die auch ſein äußeres Benehmen ſehr rauh und ſchartig machten, wobei er, hauptſächlich ein ſcharfes Augenmerk den jungen Officieren ſeines Bataillons zuwendend, es unbegreiflich fand, wie ſich dieſe jungen Herren ſo nichtigen Dingen, als Spazirengehen, Kaffeehäuſer, Geſellſchaften, Bälle beſuchen, Trinken und Spielen, hingeben mochten. Vielleicht daß er dabei nicht ganz ohne Neid war, wenn er in Erfahrung brachte, daß da oft in einer Nacht in Auſtern und Champagner Summen verſchlampampt wurden, mit welchen er ſelbſt Monate gelebt hätte. Genug, ein Tiger konnte nicht leichter ſeine Beute gieriger packen, und feſthalten, als er, wenn es ſich um leichtſinnige Dienſtvergeben oder gar um Schuldenmacherei handelte. Zu allem dem hatte Major Klemmer eine ältere Jungfrau von etwas Vermögen zu ſeiner Gemahlin gemacht, und dieſe, ein wahres Kratzeiſen, äußerlich und innerlich, ſtand mit allen böſen Eigenſchaften eines keifenden Weibes zu ihrem Gemahl in gleichem Verhältniß wie der Stahl zum Meſſer und ſchliff durch ihr ewiges Gezänk ſeine ohnedies ſchon harten und ſchneidigen Eigenſchaften zu einer ſehr gefährlichen Schärfe. Groß, lang und hager von Geſtalt, hatte Major Klemmer eine gewaltige, ſcharfe Habichtsnaſe, kleine, finſter blickende Augen und einen langen fuchſigen Schnurrbart, der, gerade herabgekämmt, Mund und Kinn faſt gänzlich verbarg, und ſo war innerlich und äußerlich der Mann beſchaffen, der ſich jetzt an der Spitze von

achtzig Mann ſo geräuſchlos als möglich dem Jagdſchlößchen näherte und an der hinteren Gartenmauer von dem raſch herbeigeeilten Bombardier der reitenden Artillerie empfangen und von der Gegenwart der feindlichen Cavallerie-Officiere in Kenntniß geſetzt wurde. Mit einem raſchen Blicke, der durch einige Erläuterungen Erichs unterſtützt wurde, überſah Major Klemmer hier die Localität, beſetzte den hinteren Ausgang des Gartens mit einem tüchtigen Poſten und umkreiste hierauf die Mauer bis zum Eingangsthore des Hofes, welches er ebenfalls ſtark beſetzte, die Officierburſchen mit ihren Pferden zu Gefangenen erklärte und dann dem Hauſe zuſchritt.

Hier hatte das luſtige Leben und Treiben der Officiere ſeinen Höhepunkt erreicht, und waren es beſonders die theils verſteckten, theils offenen Anſpielungen und Neckereien gegen den Grafen Seefeld, was die Luſt zu wahrer Ausgelaſſenheit geſteigert; doch bemühte ſich der von allen Seiten Angegriffene längere Zeit, als einzige Abwehr und Entgegnung eine behaglich lächelnde Miene anzunehmen und ſich den Schein zu geben, als könne er, im Bewußtſein eines glücklich zu Ende geführten Abenteuers, recht gut die von Neid erfüllten Bemerkungen der Kameraden ertragen.

„Aber das mußt du zugeben, Seefeld,“ ſagte Graf Horn, „daß du nicht vollkommen ſiegreich aus jener Affaire zurückgekehrt biſt und daß die tüchtige Schramme an deiner Hand eben ſo gut einen abgeſchlagenen Sturm bedeuten kann als das Aufziehen der weißen Fahne.“

„O, es gibt auch welche, die aus Liebe beißen,“ lachte Baring, „und damit laßt's für jetzt genug ſein! Seefeld hat ſich uns als Sieger vorgeſtellt, und warum ſollten wir ihm

nicht glauben? — Seid nicht undankbar für alles, was er heute Abend für uns gethan, und trinkt auf die glückliche Beendigung des morgenden oder vielmehr heutigen, gewiß ſehr langweiligen Manövers!“

„Wenn ich nur mit meiner Schwadron vor den Augen des Prinzen zu einer recht flotten Attaque komme, über ein paar tüchtige Gräben und Verhaue hinweg — du, Seefeld, kannſt, wenn ſich eine ſolche Gelegenheit bietet, mir zu Liebe ſchon um ein paar Pferdelängen zurückbleiben!“

„Und dir als Relief dienen — recht gern! Was du erwarteſt, habe ich erreicht, und mich freut ohnedies ſchon lange die ganze, friedliche Soldatenſpielerei nicht mehr!“

„So wär' es doch am Ende wahr, was man ſagt, daß du quittiren wollteſt?“

„Und heirathen?“ lachte ein Anderer.

„Das Erſte vielleicht, doch was das Zweite anbelangt, ſo hat's damit noch gute Wege!“

„Das würdeſt du nicht in Gegenwart der kleinen, reizenden Gräfin Haller ſagen!“ erwiederte Graf Horn und ſang dann nach der bekannten Melodie aus Tell: „Clotilde, ach Cloti—ilde!“

Ohne dieſes Letztere einer Beachtung zu würdigen, fuhr Graf Seefeld fort: „Mein verehrter Oheim, der alte Herr Chriſtian Kurt, fällt raſch zuſammen, und wenn ſich da etwas ereignet, ſo daß ich die Güter übernehmen muß, iſt es wohl ſelbſtverſtändlich, daß ich alsdann nicht mehr fortdienen kann!“

„Und wirſt als Major à la suite zur Dispoſition geſtellt, glücklicher Kerl, mit dem Bewußtſein, vom Soldatenleben den luſtigen Schaum getrunken zu haben!“

„Ein volles Glas auf dieſes Avancement, denn es iſt jedenfalls das beſte allewег!“

„Mir iſt darum auch dieſes langweilige Manöver, wobei wir doch nur die Handlanger der Infanterie ſpielen,“ bemerkte Seefeld nach einer Pauſe, „unangenehm in die Quere gekommen! Ich wollte heute früh ſchon nach der Waldburg abreiſen, und muß nun warten bis morgen Nacht, bis nach dem großen Souper, das der Prinz dem commandirenden General gibt; da kann es ſpät werden, oder vielmehr ſehr früh, und daher wär' es mein Rath, jetzt zum Bivouac zurückzukehren und ſich dort noch ein paar Stunden, in den Mantel gehüllt, niederzulegen!“

„Ei was,“ meinte Graf Horn, „zum Schlafen hat man immer noch Zeit! Ich finde es hier viel behaglicher, oder, wenn ihr ja eine Veränderung wollt, ſo ſitzen wir auf und recognoſciren zu unſerem Privatvergnügen die feindlichen Vorpoſten! Wir haben nur Infanterie vor uns, und ich bin überzeugt, daß wir Manchen finden, der, an irgend einem Baume lehnend, eingenickt iſt!“

„Es wäre doch ein Hauptſpaß,“ rief der ganz junge Dragoner-Officier — derſelbe hatte noch nicht alle Eierſchalen abgeſtreift —, „wenn wir gänzlich unbeachtet bis auf die Höhe kommen könnten und auf einmal wie Geiſter der Nacht in ihrem Bivouac erſchienen — der Schrecken!“

Da klang es draußen auf dem Vorplatze, als wenn ſämmtliche Officierburſchen und Ordonnanzen, die im Hofe die Pferde hielten, in ziemlich regelmäßigem Schritte herankämen, um irgend etwas zu melden — da öffnete ſich langſam die Thür der Halle, und auf der Schwelle erſchien, ſchauerlich anzuſehen, wie eines

jener Geſpenſter, deſſen der junge Dragoner-Officier ſo eben erwähnt, ein langer, hagerer Major der Infanterie, mit der Schärpe um den Leib, gezogenem Säbel und auf dem Kopfe den Helm, der ihn als von den feindlichen Truppen kennzeichnete, und hinter dieſem düſter blickenden Major blitzten zahlreiche Gewehrläufe und Bajonnette.

„Bei allem dem, was im Exercier- und Dienſtreglement ſteht," ſagte der finſter blickende Major nach einer peinlichen Pauſe, „das iſt eine ſehr kurioſe Geſchichte! Die Herren von der Cavallerie ſind, ſo viel ich ſehe, aus dem feindlichen Bivouac, haben es ſich hier mit Nichtachtung der Demarcationslinie äußerſt bequem und behaglich gemacht" — hier ſtreifte ſein düſterer Blick die zahlreichen Champagnerflaſchen, welche auf dem Tiſche ſtanden —, „und die Herren von der Cavallerie," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „haben nicht einmal Wachen ausgeſtellt, um zu verhüten, daß ſie vom Feinde überraſcht und zu Gefangenen gemacht würden!"

„Herr Oberſt-Wachtmeiſter," entgegnete ihm Graf Seefeld, der nach dieſer allerdings ſehr unangenehmen Ueberraſchung zuerſt wieder ſeine volle Faſſung erlangt hatte, „Sie ſcheinen unſere harmloſe Unterhaltung hier ver... — ſehr ernſt nehmen zu wollen?"

„Nicht ernſter als nothwendig, Herr Rittmeiſter; ich habe ein feindliches Detachement hier glücklich aufgehoben, mache es zu unſeren Gefangenen und muß Sie als ſolche erſuchen, mich nach unſerem Lager zu begleiten!"

„Ah, Sie werden doch nicht — den Teufel auch! — Das iſt ja gegen alle Kameradſchaft — bei einem Manöver!" riefen die Officiere aufſpringend und nach ihren Mützen und Säbeln

greifend, während Graf Seefeld ruhig ſagte: „Setzen Sie ſich lieber zu uns, Herr Oberſt-Wachtmeiſter, und acceptiren ein Glas Champagner!“

„So etwas wäre doch in der That unerhört, bei einem Manöver, unter Truppen deſſelben Armeecorps!“

„Was iſt ein Manöver, meine Herren von der Cavallerie?“ erwiederte der Major mit großer Würde. „Eine möglichſt genaue Nachahmung des Kriegs — und Sie werden mir doch zugeben, daß man im Kriege in einem ſolchen Falle gerade ſo handeln würde, wie ich hier thue und die Herren Officiere von der Cavallerie zu Gefangenen mache.“

„Gerade vielleicht deßhalb, weil es Officiere von der Cavallerie ſind!“ rief Graf Horn mit Bitterkeit.

„So, es läge wirklich in ihrer Abſicht, Herr Oberſt-Wachtmeiſter, es in dieſem Falle ſo genau zu nehmen?“ ſagte Graf Seefeld, indem er die Kameraden mit der Hand zur Ruhe winkte.

„So genau, als möglich!“ antwortete der unbeugſame Major der Infanterie.

„So will ich Ihnen einen Vorſchlag machen: Sie entlaſſen meine Kameraden ungehindert zu ihren Truppentheilen, während ich mir eine Ehre daraus mache, Sie bis zu Ihrem commandirenden Herrn General zu begleiten, um demſelben auf Verlangen die Namen der ſämmtlichen hier Anweſenden mitzutheilen.“

„Das nehmen wir nicht an, Seefeld, gewiß nicht — eine ſolche Aufopferung — zum Teufel, wenn der Herr Major ein Manöver ernſtlich nehmen will, ſo können wir auch den Verſuch faſſen, uns durchzuſchlagen!“

Das riefen die Cavallerie-Officiere halblaut durch einander, indem ſie Seefeld umringten und während ſich zu gleicher Zeit der Unterofficier Raffleur durch die Reihen der Infanteriſten bis zu dem Major durchdrängte: „Herr Oberſt-Wachtmeiſter, es laſſen ſich dicht am Hauſe Cavallerie-Patrouillen ſehen, welche beim Anblicke der Infanterie am Thore Reiter in vollem Galop rückwärts ſandten; ich glaube, wir haben hier keine Zeit zu verlieren!“

Dieſe Meldung geſchah auf Erichs Veranlaſſung, der mit Joſeph das Jagdſchlößchen rings umſpäht hatte, und die Huſaren und Dragoner entdeckte.

„Gut dann, ich nehme Ihren Vorſchlag an, Herr Rittmeiſter, bitte aber, mir ſogleich zu folgen!“

„Sie werden mir doch wenigſtens geſtatten, mein Pferd zu beſteigen?“

„Es thut mir ſehr leid, Ihnen das abſchlagen zu müſſen! Droben wird der Herr General beſtimmen, wie es ſpäter damit gehalten werden ſoll, zu welchem Zwecke ihre Pferde nachgeführt werden ſollen — verſtehen Sie, Unterofficier Raffleur? Und das kann unter Aufſicht des Bombardiers von der reitenden Artillerie geſchehen, der uns ſo vortrefflich geführt hat!“

Bei Erwähnung des Bombardiers von der reitenden Artillerie verdüſterten ſich plötzlich die Blicke des Grafen Seefeld; er erbleichte furchtbar, preßte heftig die Lippen auf einander und rief alsdann mit rauher Stimme: „Gut, Herr Oberſt-Wachtmeiſter, ich folge dem Zwange! Vorwärts alſo, wenn es Ihnen gefällig iſt!“

Er drückte die Kameraden, die ihn umringen wollten, leicht aus einander, indem er, ſich gewaltſam zu einem leichten Lächeln

zwingend, ſagte: „Man muß jedem ſein Vergnügen laſſen! Auf Wiederſehen morgen früh — und du, Baring, melde dem Major, ich hätte mich an der Hand verletzt, deßhalb ſeien wir hier heraufgeritten auf neutralen Grund und Boden und von der feindlichen Infanterie überraſcht worden, welche indeſſen eben ſo wenig als wir die Demarcationslinie geachtet hätte!“ — Dann mit einer ſehr kalten Begrüßung an dem Major vorübergehend, verließ Graf Seefeld ſcheinbar ruhig, aber innerlich kochend vor Wuth und Ingrimm, inmitten des Infanterie-Piquets das Haus und den Hof. Erich folgte mit dem Huſaren, welcher die Pferde des Grafen Seefeld führte.

In der That hatten die zurückgekehrten Cavallerie-Patrouillen, durch die feindliche Infanterie im Hofe aufmerkſam gemacht, Reiter mit der Meldung davon ins Bivouac geſchickt, und kaum hatte Major Klemmer die Stelle erreicht, wo die geſchlagenen Baumſtämme den Waldweg verengten, als eine halbe Schwadron Huſaren in den Hof des Jagdſchlößchens ſprengte, um die Officiere dort aufzunehmen und vielleicht auch dem Feinde ſeine Beute wieder abzujagen. Doch hatte der Bombardier der reitenden Artillerie den Major Klemmer darauf aufmerkſam gemacht, wie mit einigen wenigen weiter herabgerollten Baumſtämmen der Weg gänzlich zu verſperren ſei, worauf dieß ſogleich geſchah und die Truppe alsdann ihren Weg ungehindert die Anhöhe hinauf fortſetzte, auch deßhalb, weil die Huſaren, durch die Barrière ſtutzig gemacht, die Verfolgung bei der finſteren Nacht aufgaben. Droben angekommen, erſtattete der Major dem General von Schwenkenberg Bericht über die Expedition und ließ dann ſeinen Gefangenen vortreten, der von

dem Commandirenden augenblicklich erkannt und mit einem lauten Lachen bewillkommt wurde.

„Ah, Major Klemmer," rief er alsdann, „Sie haben einen guten Fang gemacht, und wenn ſich der Graf Seefeld ranzioniren muß, ſo können Sie zufrieden ſein!" Worauf der Major mit ernſter Stimme entgegnete: „Herr General ich habe nur meine Schuldigkeit gethan und würde derſelben im wirklichen Kriegsfalle noch kräftiger und ausgiebiger nachgekommen ſein!" — Ihn hatte das Lachen des Generals verdroſſen, ſo wie auch der Händedruck, den Jener mit dem Gefangenen wechſelte, und indem er nach ſeinen Pferden ging, murmelte er zwiſchen den Zähnen: „Es iſt und bleibt ein wahres Sprüchwort: ‚Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus' — und zu einem tüchtigen Infanteriſten muß man geboren ſein, ſonſt bleibt man allerweg ein Stümper!"

„Uebrigens, Major Klemmer," rief der General von Schwenkenberg, „danke ich Ihnen ſehr für die umſichtige Führung dieſer Expedition und werde ſie betreffenden Ortes zu rühmen wiſſen! Wo iſt der Bombardier der reitenden Artillerie?"

Erich trat vor.

„Auch mit Ihnen bin ich zufrieden, mein Lieber; von welcher Batterie ſind Sie?"

„Von der vierten reitenden."

„Ah, Capitän von Manderfeld! Melden Sie ihrem Batterie-Chef, daß ich Sie belobt hätte, — und nun, mein lieber Graf Seefeld," wandte er ſich an dieſen, „ſteigen Sie zu Pferde und nehmen Sie bei mir eine Taſſe Kaffee, ehe Sie zu Ihrer Schwadron zurückkehren."

Daß Erich nicht im entfernteſten daran dachte, ſpäter das ihm vom General geſpendete Lob ſeinem Batterie-Chef zu wiederholen, bedarf kaum der Erwähnung; doch erzählte er die ganze Geſchichte ſogleich dem Premier-Lieutenant Schaller, dabei meldend, daß der Waldweg, um den es ſich gehandelt, wie er auch ſchon früher geſagt, für Geſchütze und Fahrzeuge nicht zu paſſiren ſei.

Der Tag der Schlacht brach an und unter dem Schleier der Dämmerung formirten ſich Compagnieen und Bataillone, Schwadronen und Batterieen; Adjutanten und Ordonanzen ſchoſſen wie die Schwalben hin und her. Der Commandirende befand ſich mit ſeiner Suite auf einem Hügel, von wo er die Hochebene überſehen konnte, umgeben von Officieren aller Waffen und Grade, von denen mancher, wenn auch nur pro forma, eine Landkarte vor ſich auf dem Sattelknopfe hatte. Wohlgenährte Stabsofficiere der Infanterie pätſchelten freundlich die Hälſe ihrer Pferde, um ſich deren Wohlwollen zu verſichern, ſtrenge Hauptleute, den gezogenen Säbel in beiden Händen auf den Rücken haltend, ſchritten vor ihrer Compagnie auf und ab, wobei ſie vermittels einzelner Redebrocken den Eifer ihrer Untergebenen zu entflammen ſuchten, während dieſe Untergebenen heimlich an ihrem Morgenbrode kauten und ihre Rührung mit dem letzten Schlucke Schnaps hinunter in den Magen ſpülten.

Am Rande der Höhe ſah man, ungewiß durch den Schleier der Morgennebel, Artilleriemaſſen dahin ziehen und hier und da Poſition nehmen, wobei jede Batterie zuerſt einen unordentlichen Knäuel von Menſchen, Pferden und Fahrzeugen, dann acht einzelne, in gleichen Intervallen von einander ab-

Haufen angeblicher Gold- und Silberſtufen mein Urtheil abgeben, was ich denn auch nach beſten Kräften that, jedoch ſo gewiſſenhaft war, ihnen Ausſicht auf viel Blei und wenig Silber zu machen.

Faſt in allen ſpaniſchen Kaffeehäuſern findet man die ſonderbare Sitte, daß in einem der Nebenſäle ein Clavier aufgeſtellt iſt, an welchem ein hierzu aufgeſtellter Künſtler unaufhörlich ſpielen muß. Natürlich waren hiezu nicht immer Virtuoſen zu haben, und ſo wurden denn die Melodieen von Roſſini, Bellini, Verdi, ſowie die Walzer von Strauß und Gungl oft auf ſchreckliche Art heruntergeleiert. Uns war dieſes immerwährende Geklimper überhaupt nicht angenehm, und zum Glück war auch in dem Kaffeehaus auf der Alcalà kein Clavier aufgeſtellt. Die deutſchen Landsleute, die dort zahlreich zuſammenkamen, hatten ſich dieſen Genuß ein- für allemal verbeten, was gewiß ſehr zu loben iſt. Man könnte glauben, es ſei dieſe Art der Unterhaltung der Gäſte noch ein Anklang aus der Maurenzeit, denn im Orient findet man heutiges Tages noch den Meddah (Mährchenerzähler), der vom Kaffetſchi gemiethet iſt, und den ganzen Tag ſeine Geſchichten vorbringen muß, ſind nun wenige oder viel Gäſte da. Ein Zuſammenhang iſt wenigſtens denkbar, und in dieſem Fall hätten die Spanier aus Dankbarkeit zuweilen türkiſche Melodieen abſpielen müſſen, denn öfter hörte ich in Konſtantinopel vom Meddah die Thaten des Sid-al-Battal (des ſpaniſchen Cid Campeador) den erſtaunten Gläubigen berichten. Ein anderer Gebrauch in den ſpaniſchen Kaffeehäuſern, den wir hier in Madrid fanden, hatte mehr unſern Beifall, es iſt nämlich die Sitte, einen Fremden, der dem Spanier vorgeſtellt wird, den er vielleicht einmal geſprochen, nicht bezahlen zu laſſen. Man hat zum Beiſpiel am Morgen flüchtig eine Bekanntſchaft gemacht, die man vielleicht im Laufe des Tags wieder vergeſſen; man tritt Abends ins Kaffeehaus, nimmt ſeine Chocolade oder ſein Gefrorenes, und wenn man ſeine Zeche berichtigen will, ſagt der Mozo (Kellner) mit einer freundlichen Kopfbewegung: „es ya pagado, Señor“. Man blickt

ſtehende Puncte bildete, welche nun beim Beginne des großen Schauſpiels vom rechten Flügel an zu blitzen fingen und ſich ſchon eine Secunde lang in dichten, weißen Rauch gehüllt hatten, ehe der Schall des krachenden Schuſſes die Tauſende von Männerherzen erſchütterte, die erwartungsvoll dem bevorſtehenden Kampfe entgegen ſahen.

Dieſer entſpann ſich nun und nahm ſeinen Fortgang nicht gerade nach dem Willen des Lenkers der Schlachten, ſondern wie es auf dem Papiere vorgezeichnet war, und die Batterieen, nachdem ſie eine gute Portion von dem Pulver Sr. Majeſtät verpufft hatten, protzten auf und gingen in gleichem Maße vorwärts, wie ſich die feindliche Artillerie zurückzog. Daß es dabei den einzelnen Batterie-Chefs, Zugscommandanten, ja, glücklichen Geſchützführern vergönnt war, durch eine vortreffliche Aufſtellung oder Deckung ihr Licht leuchten zu laſſen, verſteht ſich von ſelbſt, wobei es ſich ganz beſonders angenehm für den Premier-Lieutenant Schaller traf, daß Se. Excellenz der General-Inſpecteur der Artillerie, welcher mehrmals ſämmtliche Artilleriepoſitionen abritt, dazu kam, wie ſich der Haubitzenzug des eben genannten Officiers, wobei ſich auch Erich befand, neben dem Jagdſchlößchen ſo prachvoll aufgeſtellt hatte, daß ihre Granaten, die ſeitwärts zum Angriffe vorgehenden feindlichen Huſarenſchwadronen mit Stumpf und Stiel vom Erdboden vertilgt hätten, wenn es Ernſt geweſen wäre, was den Betreffenden eine wohlwollende und ſehr gnädige Bemerkung eintrug.

Dicht oberhalb der Stadt nahm die Artillerie eine dritte und letzte Poſition, um unter ihrem Schutze die Infanterie und Cavallerie vorgehen zu laſſen und die Feinde über einen

kleinen Fluß zurück und in die Vorſtädte hinein zu werfen, womit das Manöver beendigt war und worauf die Truppen, welche von auswärts gekommen waren, in ihre Cantonnirungen, die Garniſon der Reſidenz aber in ihre Caſernen zurückkehrte. Unter der letzteren befand ſich auch die vierte reitende Batterie, die ſich auf einem vorher beſtimmten Platze geſammelt hatte und nun unter Führung des Hauptmanns von Manderfeld ſelbſt heimwärts zog, und während alle Leute, im Bewußtſein, einen ſchweren Tag glücklich hinter ſich zu haben, luſtig und guter Dinge waren, ritt der Batterie-Chef mit einem ſehr finſteren Geſichte an der Spitze. Es war ihm nämlich gelungen, ſeine ſechs Kanonen gleich zu Anfang der Schlacht in ein ſumpfiges Terrain zu führen, und das leider unter den Augen des General-Inſpecteurs, welcher denn auch nicht ermangelte, ihm durch einen ſeiner Adjutanten etwas wenig Schmeichelhaftes ſagen zu laſſen.

So gelangte man in den Caſernenhof. Die Batterie fuhr auf, und der Hauptmann ſchien gute Luſt zu haben, noch eine kleine Parade abzuhalten, um nachträglich vielleicht noch etwas zu finden, wo eine Strafe zu verhängen ſei; doch kam ihm ein anderer Gedanke und er fragte den Premier-Lieutenant mit ſehr lauter Stimme, wer denn eigentlich der Bombardier geweſen ſei, der es heute Nacht gewagt, ſein Geſchütz zu verlaſſen, um in der Welt herum zu fahren.

„Man hat mir das berichtet,“ ſetzte er hinzu — „und wenn das den Herren von der Infanterie auch als ein höchſt gelungenes Stücklein erſcheint, ſo denke ich doch anders und will einmal ſehen, ob man ſo mir nichts dir nichts ein Recht hat, ſein Geſchütz zu verlaſſen! Wer war es?“

Daß er das ganz genau wußte, ſah man deutlich an dem finſteren Blicke, den er aus den zuſammengekniffenen Augen gegen Erich ſandte; auch lächelte er vergnüglich, als dieſer nun aus der Linie heraus ritt und ſich meldete.

Doch ſprengte zu gleicher Zeit von der anderen Seite der Premier-Lieutenant herbei, legte die Hand an den Helm und ſagte: „Das geſchah alles auf meinen Befehl, Herr Hauptmann.“

„Alles — auf Ihren Befehl, Herr Premier-Lieutenant? Und wie lautete Ihr Befehl?“

„Nachzuforſchen, ob ein Waldweg, der ins Thal hinab führte, paſſirbar ſei oder mit Holzſtämmen verbarricadirt, wie man mir gemeldet.“

„Schön, aber Sie gaben doch wohl dieſem jungen Menſchen keinen Befehl, bis beinahe in das feindliche Bivouac zu laufen, unterwegs in ein Haus einzufallen und ruhige Bewohner — Bewohnerinnen ſollte ich eigentlich ſagen — im Schlafe zu ſtören?“

„Ob das geſchehen iſt, weiß ich nicht, wenn aber, ſo geſchah es vielleicht im Drange der Nothwendigkeit, um zu erfahren, ob ſich feindliche Cavallerie in jenem Hauſe feſtgeſetzt habe, und auch dazu habe ich dem Bombardier Freiberg ſpeciellen Befehl gegeben.“ — Dies ſagte der Premier-Lieutenant in einem etwas barſchen Tone, während ihm die Röthe des Zornes ins Geſicht ſtieg, und ſetzte hinzu: „Sollte alſo Jemand zu tadeln ſein, ſo wäre ich es, Herr Hauptmann, und nicht der Bombardier!“

„Geſtatten Sie mir, Herr Premier-Lieutenant, darüber anderer Anſicht zu ſein, und wenn ich auch in Anbetracht

Ihres vielleicht nicht ganz beſtimmt ausgeſprochenen Befehles mildernde Umſtände annehmen will, ſo werden Sie mir doch erlauben, dieſem Manne — den ich genügend zu kennen die Ehre habe — meine Unzufriedenheit dadurch zu erkennen zu geben, daß ich ihn bis morgen Abend auf die Strafwache ſchicke."

Ein Donnerſchlag für den armen Erich; denn eine Strafwache während der bevorſtehenden Nacht war ihm eben ſo gleichbedeutend, wie vierzehn Tage Arreſt zu jeder anderen Zeit. Er ſchaute mit einem flehenden Blicke auf den Premier-Lieutenant, der ſein Pferd raſch herum warf, dem davon reitenden Batterie-Chef folgte und, allerdings zu entfernt von der Mannſchaft, um dieſe ein Wort verſtehen zu laſſen, eine kurze, aber heftige Unterredung mit dem Hauptmann von Manderfeld hielt, worauf dieſer achſelzuckend den Kaſernenhof verließ, der Premier-Lieutenant aber mit ſehr bleichen Geſichtszügen zur Batterie zurückkehrte, die Mannſchaft abſitzen und aus einander treten ließ, worauf er den Bombardier Freiberg zu ſich rief und ihm in bedauerndem Tone ſagte:

„Die Strafwache kann ich Ihnen leider nicht abnehmen — doch das Uebrige wird ſich finden!"

Erich mußte ſich Gewalt anthun, um in ſeinem tiefen Schmerze nicht kindiſch vor dem wohlwollenden Officier zu erſcheinen; ihn nochmals um Erlaſſung der Strafe zu erſuchen, wäre fruchtlos geweſen. Auch entfernte ſich der Premier-Lieutenant raſch, nachdem er Erich nochmals freundlich mit der Hand gewinkt, weßhalb dieſer, außer ſich vor Schmerz und Zorn, nach dem Stalle eilte, ſein Pferd, im Ständer anhing, und dann ſo that, als beaufſichtige er das Abſatteln der Pe-

dienungsmannſchaft der Haubitze. In Wirklichkeit aber dachte er ganz was Anderes, als er in der Stallgaſſe auf und ab ſchritt, und die heftigen Zornesworte, welche er hie und da murmelnd von ſich ſtieß, galten gewiß keinem ungeſchickten oder nachläſſigen Kanonier.

„Das Unangenehmſte bei allem dem iſt noch," ſagte Bombardier Schwarz, als er auf ihn zutrat, „daß du den langen Wibert ablöſen mußt! Dieſer faule Schlingel hat ſich unter dem Vorgeben eines böſen Fußes vom Bivouac und vom Manöver gedrückt und ſoll nun auch durch dich noch obendrein von der Stallwache erlöſt werden."

„Hol' ihn der Teufel und die ganze Wirthſchaft mit einander!" rief Erich die Zähne zuſammenbeißend und indem er ſich die größte Gewalt anthat, den Kameraden keinen unmännlichen Ausdruck des Schmerzes ſehen zu laſſen. Doch hätte er viel darum gegeben, wenn er ganz, ganz allein geweſen wäre und wenn er hätte wüthen und toben, ja, heimlich ein paar Thränen vergießen dürfen, die er kaum zurückdrängen konnte, deren Laſt ihm aber förmlich die Kehle zuſchnürte, ſo daß er ein leichtes Schluchzen unmöglich unterdrücken konnte. — „Du weißt, ich mache mir aus einem Arreſte oder einer Strafwache für gewöhnlich nicht ſo viel, aber heute bringt es mich zur Verzweiflung, und wenn ich wirklich da bleiben muß, ſo ſtehe ich nicht dafür ein, ob ich nicht mit dem Kopfe gegen die Wand renne!"

„Ein herrliches Mittel — und was haſt du denn eigentlich vor?"

„Ich kann es dir nicht ſagen, aber wenn ich auf der

Wache bleiben muß, ſo bin ich der unglückſeligſte Menſch von der Welt!“

„Nun, wenn das iſt,“ ſagte der gutmüthige Schwarz. „ſo will ich nach eingebrochener Dunkelheit kommen und dich ablöſen; früher fangen deine wichtigen Geſchäfte doch wohl nicht an. Sei aber jetzt ſo gut und ſchneide ein anderes Geſicht; der lange Wibert lauert wie ein Fuchs herüber, und ich möchte ihm nicht das Vergnügen machen, ihm zu zeigen, daß dir die Strafwache ſo unangenehm ſei!“

„Darin haſt du Recht, und deinen Freundſchaftsdienſt will ich dir wahrhaftig nicht vergeſſen!“

„Nun, was iſt weiter dabei, eine Nacht auf Stroh ſchlafen — und vor Entdeckung ſind wir ziemlich ſicher; der Hauptmann kommt Vormittags nie in den Stall, oder wenn ihn doch der Teufel dahin führte, ſo müßte man ihm melden, du ſeiſt an einer heftigen Kolik erkrankt und ich hätte dich abgelöſt. Jetzt geh' und mache deine Wachtoilette und löſe mir alsdann den Wibert mit einem freundlichen Geſichte ab!“

Erich ging auf ſein Zimmer, wo er ſogar von dem Unterofficier Wenkheim mit einigen bedauernden Worten empfangen wurde, jetzt aber ſo that, als mache er ſich durchaus nichts aus der Strafſtallwache, ja, um derſelben alle Ehre anzuthun, wie er ſcherzend ſagte, zog er nicht ſeinen alten Exercieranzug, ſondern ſeine eigene Uniform an, ſteckte alsdann alles Geld, welches er beſaß, ſo wie ungeſehen von den Anderen ein kleines, doppelläufiges Terzerol zu ſich, welches eigentlich Schmoller gehörte und das der faule Schreiber ſeinem Freunde mit der Bitte gegeben hatte, den einen ausgeſchoſſenen Lauf reinigen zu laſſen und dann wieder zu laden.

Der Bombardier Schwarz, welcher vorausgelaufen war, hatte für einen ſoliden Kaffee mit Butter und Brod geſorgt und auch für Erich Schreibmaterialien hergerichtet, um die er gebeten hatte. Mußte Erich doch einen ſehr wichtigen Brief an Doctor Burbus verfaſſen, worin er ihn in möglichſter Kürze und doch wieder ſo dringlich als möglich von den Schickſalen Blanda's in Kenntniß ſetzte und ihn bat, ſich des armen, verlaſſenen Mädchens anzunehmen. Kluger Weiſe hatte der Bombardier heute Morgen während des Manövers und beſonders beim Heimreiten ſorgfältig dieſen Brief im Kopfe concipirt und brauchte ihn nur niederzuſchreiben, ſah ſich aber doch während deſſen noch zu bedeutenden Aenderungen veranlaßt, da Worte und Redewendungen über Blanda, welche ihm heute Morgen ganz unverfänglich erſchienen, ſich auf dem Papiere ganz anders ausnahmen und gegenüber einem ſo klugen alten Herrn wie der Doctor war, unmöglich gebraucht werden konnten, ohne den Briefſchreiber und ſein brüderliches Intereſſe an dem jungen, ſchönen Mädchen arg zu compromittiren — ja, Erich ſah den alten Herrn mit dem forſchenden Blicke in den hellen, klaren Augen deutlich vor ſich und hörte ihn ſagen: „Die Schale, ſo appetitlich und reinlich ſie auch ausſieht, wollen wir doch vorſichtig anfaſſen, ehe wir wiſſen, wie der Kern beſchaffen iſt!“ Und wer konnte wiſſen, ob der Doctor durch die Gräfin Seefeld nicht gegen Blanda eingenommen war. Aber gleichviel, das mußte gewagt werden, und Erich wußte wohl, daß der Doctor ſelbſt dann noch vorurtheilsfrei prüfen und mit ſeinem klaren und geſunden Verſtande das Richtige treffen würde. Deßhalb beendigte Erich getroſt ſeinen Brief, und ſagte am Schluſſe noch, er ſei ſehr glücklich geweſen, durch

ſeinen ihm wohlwollenden Vorgeſetzten, den Premier-Lieutenant Schaller, zu erfahren, daß der Herr Doctor Burbus ihm bis jetzt ein freundliches Andenken erhalten, und daß er hoffe, desſelben auch für die Zukunft würdig zu bleiben. Dieſer Brief wurde geſiegelt, überſchrieben und dann dem jungen Schwarz anvertraut, der damit augenblicklich zur Poſt flog.

Als Erich hierauf den langen Wibert im Stalle ablöste, konnte dieſer in jenes Mienen auch nicht die Spur von Mißmuth entdecken, ja, der letztere warf leicht hin, die Ruhe im Stalle werde ihm wohl thun nach dem aufregenden Leben des letzten Tages, und ſetzte dann boshaft hinzu: „Wogegen Sie, Herr Bombardier Wibert, die Bivouac- und Manöverſcenen recht bald aus den Erzählungen der Anderen kennen lernen können!“ Dann übernahm er die Wachmannſchaft, geſunde und kranke Pferde, und hätte ſich gern für ein paar Stunden auf die Pritſche geworfen, wenn er nicht gefühlt hätte, daß die Aufregung, in der er ſich befand, ihn doch nicht zum Schlafe werden kommen laſſen — und wie langſam ſchlich die Zeit vorüber! Er hatte ein Buch mitgebracht und verſuchte zu leſen. Umſonſt — zwiſchen jeder Zeile erſchien ihm Blanda's Name, oder die Worte geſtalteten ſich unwillkürlich zu Sätzen, welche von dem Zuſammentreffen heute Abend handelten. Er ſchritt in der Stallgaſſe auf und ab und gab ſich Mühe, etwas Anderes zu denken. Alles vergeblich — jeder ſeiner Gedanken, mochte er auch noch ſo fern von ihr zu liegen ſcheinen, kam alsbald, wenn auch auf dem größten Umwege, in Zuſammenhang mit ihr, und Erich that dadurch mit ängſtlicher Scheu nach einem tiefen Athemzuge einen Blick in ſein Inneres, vor dem er anfänglich zurückbebte.

Wie war das ſo raſch gekommen! Wie hatte er ſich in ſeinen Geſinnungen ſeit geſtern Nacht ſo gänzlich gegen Blanda verändert! Wie war es möglich, daß er das junge Mädchen, das er bisher mit den Gefühlen einer herzlich lieben Schweſter oder Freundin betrachtet, jetzt mit Einem Male ſo unſäglich, ſo leidenſchaftlich liebte? Waren die Worte des Anderen zündend in ſein empfängliches Herz gefallen, oder hatte ihr Pulsſchlag, als Blanda an ſeiner Bruſt ruhte, ſeinem heiß entgegen klopfenden Herzen allerlei wilde und gefährliche Mittheilungen gemacht? Etwas der Art mußte geſchehen ſein, denn er kannte ſich in ſeinen Träumereien, in ſeinem Verlangen nicht wieder. Er hätte ſein Leben darum gegeben, wenn er das geliebte Mädchen jetzt — noch einmal — ſogleich wieder an ſein Herz hätte drücken können. Er warf, da er ſich in dem halb dunkeln Raume ungeſehen wußte, ſeine Arme in die Höhe und rief unzählige Male ihren Namen.

Dann trieb er ein anderes Spiel; es überfiel ihn eine unbeſchreibliche Furcht, daß irgend etwas ihn verhindern könne, mit Blanda zuſammen zu treffen und um ſich einiger Maßen zu beruhigen, befragte er auf ſeine Art das Schickſal, ob er Blanda heute Abend ſehen werde oder nicht; er zählte die Knöpfe ſeiner Uniform, mit Ja anfangend, und der letzte Knopf ſagte ebenfalls Ja. Er machte es eben ſo mit den Pferden im Stalle, mit den Fenſtern deſſelben, mit den Gliedern an einer der Aufhaltsketten, Alles ſagte Ja, und ſo lächerlich das auch war, ſo beruhigte es ihn doch.

Endlich kam der Abend, und dann dauerte es auch nicht mehr gar zu lange, bis man den Zapfenſtreich auf verſchiedenen Seiten trommeln und blaſen hörte. Das Abendfutter war den

Pferden längſt gereicht worden, und hatte Erich ganz beſonders dafür geſorgt, daß die Nachtſtreu ſo reichlich herbei geholt und ſo hoch aufgeleckert wurde, daß die Pferde bis an den Bauch in weichem, reinlichem Stroh ſtanden und der Stall auf dieſe Art ſo wie auch mit ſeiner behaglichen Wärme und dem gedämpften Scheine der Laterne ein gar angenehmes Bild der Ruhe bot.

Das meinte auch der Bombardier Schwarz, der jetzt langſam herein ſchlich, um Erich abzulöſen, und welcher ihm ſagte: „O, famos, wenn du nicht einem ganz bequemen Vergnügen entgegen gehſt, ſo beneide ich dich gar nicht! Es weht draußen ein verdächtiger Wind, und ich glaube nicht, daß das Wetter ſich günſtig anläßt zu einer Stehparthie an einem Eckſteine oder unter irgend einem Fenſter. Wann gedenkſt du zurück zu kommen?“

„Ich kann das leider nicht ſo genau ſagen.“

„Brauchſt dich auch gar nicht zu geniren, wenn du nur morgen vor der Ablöſung, alſo gegen eilf Uhr da biſt.“

„Das hoffe ich ſehr und ſage dir nochmals meinen herzlichſten Dank, lieber Schwarz!“

Damit händigte Erich dem Kameraden ſeinen Säbel ein, verließ den Stall und ſchlich um die Gebäude deſſelben ſo wie um den Geſchützſchuppen, ſo ungeſehen das Kaſernenhofthor erreichend. Einmal draußen und in der Stadt, war er vorläufig vor Entdeckung ziemlich ſicher, vermied aber dennoch die breiten, belebten Straßen und eilte durch lauter kleine Gäßchen, die Stadt hinter ſich zu bekommen, was ihm auch in kurzer Zeit gelang. Dort rechts ſah er ſchon das Fort Maximilian über ſich, in der Tiefe die Penſion, wo Blanda gewohnt, und

verwundert um ſich, denn an allen Tiſchen iſt keiner der nähern Bekannten, endlich ſehen wir jenen Herrn, mit dem wir heute Morgen zwei unbedeutende Worte gewechſelt, und als er hinausgeht, ohne ſich weiter um uns zu bekümmern, bezeichnet ihn der Kellner auf dringendes Fragen als unſern Wohlthäter. Uebrigens kann uns die Sitte in Verlegenheit bringen, wir trinken unſern Kaffee — „es ya pagado“ ſpricht der Mozo, worauf es denn unſchicklich wäre, ſich auf eines andern Mannes Koſten noch ein Gefrorenes geben zu laſſen, was man ſonſt gern gethan hätte.

In den hieſigen Kaffeehäuſern bemerkt man wenig Leſende oder Spielende; die Journale ſcheinen überhaupt hier nur in politiſch bewegten Zeiten eine Rolle zu ſpielen; dagegen ſieht man die Spanier immer gruppenweiſe um die Tiſche ſitzen, die Köpfe zuſammengeſteckt, und wenn man nach ihren ernſten Mienen und Geberden urtheilen wollte, ſo müßte man glauben, rings um uns her würden Dinge von der größten Wichtigkeit verhandelt. Unſer Bekannter, der ſpaniſche Architekt, deſſen ich ſchon früher erwähnte, ein ſehr liebenswürdiger Mann, der lange in Paris gelebt, verſicherte mich übrigens lachend das Gegentheil und ſagte: „Meine Landsleute pflegen mit dieſem Ernſt und dieſer Wichtigkeit auch die allergeringſten Kleinigkeiten zu behandeln. Sehen Sie dort jene Gruppe junger Leute um einen älteren Herrn, der ihnen mit dem größten Aufwand von Pantomimen etwas erzählt. Alle ſcheinen für oder wider das Gehörte zu ſtreiten; unruhig rücken ſie hin und her, die Hände erheben ſich, die Augen blitzen, und ſo könnte man glauben, es ſei ein wichtiges Tagesereigniß, über das da abgeſprochen wird. Keineswegs. Man unterhält ſich über die unbedeutendſte Neuigkeit.“

Derſelbe Freund nannte Spanien das Land, namentlich aber Madrid die Stadt des à peu près. So ſind alle unſere Einrichtungen, ſagte er, die Wege, welche uns mit dem Auslande verbinden, ſind nur Landſtraßen à peu près, unſere Eiſenbahn ſehr à peu près, unſere Conſtitution nicht minder à peu près, ja das geht ſo bis oben hinauf, wo man auch manches mit dem Prädikat

ging nun mit raſchen Schritten die Landſtraße aufwärts. Was er hier allein hätte fürchten können, wäre ein wißbegieriger Gendarme geweſen, der Luſt gehabt, ſich nach dem Zwecke ſeiner nächtlichen Expedition oder nach einem Legitimationspapier, ſeinem ‚Vorzeiger dieſes' zu erkundigen; doch erſchien vor der Hand nichts dergleichen, und Erich konnte mit freierem Geiſte ſeinen Träumereien nachhangen, wobei Blanda augenblicklich etwas in den Hintergrund trat, indem er ſich genau die Wege nach dem kleinen Törfchen Nordheim ins Gedächtniß zurückrief, wie er ſie heute Morgen auf der Specialkarte des Premier-Lieutenants Schaller genau ſtudirt und wie ihm Unterofficier Wenkheim, der als heimiſch hier der Gegend vollkommen kundig war, auf ſeine Frage erklärt hatte. Nordheim war vermittels Wald- und Feldwegen vom Jagdſchlößchen droben in ungefähr drei Stunden zu erreichen und dort kam um fünf Uhr in der Frühe der Eilwagen vorbei, den Blanda benutzen ſollte, um nach einer allerdings recht langen Fahrt in dem kleinen Städtchen Königsbronn einzutreffen, welches in der Nähe von Zwingenberg lag und das auch nicht ſehr entfernt von der Waldburg war. Dort angekommen, konnte Blanda ſo lange bleiben, bis der Doctor Burbus, der alsdann Erichs Brief ebenfalls erhalten hatte, gewiß das that, was für das arme Mädchen das Beſte und Klügſte war.

Zwiſchen dieſen Gedanken ſchaute der Bombardier zuweilen beſorgt zu dem tiefdunkeln Nachthimmel empor, an welchem ſchwere Wolken, von ſcharfen Windſtößen gejagt, dahinzogen. Hier und da war es ihm auch, als flögen einzelne Regentropfen gegen ſein Geſicht, und dieſe Ungunſt der Witterung, an die er früher nicht gedacht, erregte in ihm jetzt ein

recht peinliches Gefühl. Wie konnte er die arme Blanda vor durchnäſſenden Regengüſſen bewahren und wie konnte er ſie vor allzu großer Ermüdung ſchützen, wenn er ſie auch noch ſo ſorgfältig führte auf den ſchlüpfrigen und gewiß oft recht ſteilen Waldwegen, denn ſie hatten tüchtige Berge zu überſchreiten! Dazu kam noch die finſtere Nacht und ſeine Beſorgniß über die Richtigkeit der Karte ſo wie der eingeholten Erkundigungen. Zum Glück war's nicht kalt, vielmehr umgab ihn eine dunſtig ſchwere Luft, wie ſie einem Gewitter vorauszugehen pflegt.

Der Himmel wird uns gnädig ſein, dachte Erich, als er nun von der Landſtraße abbog und geräuſchlos den ſteilen Waldweg zum Jagdſchlößchen hinaufſchritt. Wie ruhig war es hier oben im Vergleich mit geſtern! Alles ſchien in tiefem Schlafe begraben, und ſelbſt der Hund im Hofe ſchlug nur leicht und träumeriſch an, als Erich, das Thor ziemlich weit zur Rechten laſſend, längs der Umfaſſungsmauer dahin ſchlich, um den hinteren Theil des Gartens und dann den Waldweg zu gewinnen, welcher zu der Stelle führte, wo er ſie erwarten wollte. Das Fenſter von Blanda's Zimmer war völlig dunkel, und ſein Herz ſchlug heftiger bei dem Gedanken, ob es ihr auch wohl gelingen werde, das Haus ungeſehen zu verlaſſen.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Erinnerungen und Erklärungen bei Sturm und Regen, und obgleich Blanda todtmüde iſt, begeht Erich ein Verbrechen, weil ihr ein bequemer Wagen angeboten wird.

Da hatte Erich die Stelle erreicht. Aus dem Dunkel, welches ringsum herrſchte, ſchimmerte ihm das helle Holz der beſchlagenen Bäume entgegen, und jetzt, wo er horchend ſtehen blieb, hörte er auch zu ſeinem großen Entzücken leiſe ſeinen Namen nennen. Es war Blanda, die nun an ſeine Seite trat und ihm freundlich die Hand bot.

„Du haſt mich erwartet, und ich hatte mich ſo darauf gefreut, vor dir da zu ſein!“

„Du hatteſt den weiteren Weg, lieber Erich, und ich mußte den günſtigſten Augenblick abpaſſen.“

„Gott ſei Dank, daß du da biſt! Du hatteſt keine Schwierigkeiten?“

„Nicht die geringſten; Alles glaubte mich auf meinem Zimmer, während ich, im Garten verſteckt, hörte, wie der Förſter die kleine Thür an der Wendeltreppe verſchloß und verriegelte. Joſeph allein erregte mir einige Beſorgniß, denn als

ich aus dem Garten in den Wald ſchlich, meinte ich, ſeine Schritte noch in den Gartenwegen vernehmen zu haben; doch iſt das nicht auffallend, da er ſich dort häufig bis tief in die Nacht aufhält."

„Wenn es dir recht jetzt iſt, Blanda, ſo treten wir unſeren Weg an; es iſt eine ziemlich weite Tour, die wir vor uns haben, und ich fürchte, du wirſt müde werden. Gib mir dein Päckchen, und glaube mir, es wird mir das größte Vergnügen machen, wenn du dich jetzt ſchon auf meinen Arm ſtützen willſt."

„Wo denkſt du hin, Erich," entgegnete das junge Mädchen heiter — „ich freue mich ſo ſehr darauf, wieder einmal einen weiten Weg machen zu können, und ſollte mich führen laſſen? Später vielleicht; aber ſage mir, hat es dir Mühe gemacht, drunten loszukommen, und brauchſt du nicht zu fürchten, wenn man deine Abweſenheit erfährt?"

„Pah, wer wird ſich überhaupt fürchten, beſonders ein Soldat! Und was die Bewilligung meiner Vorgeſetzten anbelangt, ſo habe ich allerdings keine; aber es gilt auch bei uns noch in manchen Dingen die alte Regel: „Was nicht verboten iſt, iſt erlaubt! Gehen wir nicht zu raſch für dich, Blanda?"

„O nein, o nein, es drängt mich, aus dem Walde auf auf die Höhe zu kommen! Dort, auf der Hochebene, haben wir am wenigſten zu befürchten, einem von den Jägern zu begegnen."

„Sind welche unterwegs?"

„O, beinahe jede Nacht, der Wild- und Holzdiebe wegen."

„So wollen wir nicht mehr reden, Blanda, bis wir droben ſind; es iſt beſſer!"

Damit ſtiegen ſie rüſtig aufwärts und hatten in Kurzem

die Stelle erreicht, wo Erich gestern Abend hinabgestiegen war. Er zeigte ihr die Stelle, auch wo seine Haubitzen gestanden, und knüpfte daran die Erzählung, wie man den Grafen Dagobert Seefeld gefangen genommen und hieher ins feindliche Lager geführt.

Das aber wußte Blanda schon von Joseph, der ihr darüber berichtet, wobei er seine mühsame Art, zu sprechen, durch Pantomimen unterstützte, wie er häufig zu thun pflegte.

„Dabei fiel es mir auf," sagte das junge Mädchen, „daß er mit einem bösen, wilden Gesichtsausdrucke oft so that, als ziele er mit einem Gewehr, und er schien mir darüber etwas sagen zu wollen, als die Stöckel herbeikam und ihn wegschickte."

„Hast du ihr von dem Grafen Seefeld gesprochen?" fragte Erich.

„Nein — wozu auch?" antwortete Blanda kurz. „Hatte ich ihr doch früher schon häufig von seinen Zudringlichkeiten und seltsamen Reden erzählt, was sie mit Achselzucken angehört und keinen großen Werth darauf zu legen schien. Doch das liegt jetzt glücklicher Weise alles hinter mir, und ich habe mir Gewalt angethan, um von der Stöckel mit einer guten Meinung zu scheiden — sie hatte mich früher so lieb!" setzte das junge Mädchen mit einem tiefen Athemzuge hinzu und sagte dann lebhaft: „Lassen wir die Vergangenheit und denken an die Zukunft, wozu vor allen Dingen gehört, daß du mich genau unterrichtest über den Weg, den ich später einzuschlagen habe."

„O, könnte ich mit dir gehen, Blanda, bis dorthin, wo du in völliger Sicherheit bist; leider aber ist das unmöglich, weniger wegen meiner, als wegen deiner! Es wäre nicht gut,

wenn ich dort mit dir geſehen würde — doch kannſt du auch ſo deine Reiſe mit Sicherheit fortſetzen. Ich führe dich nach Nordheim; das iſt ein kleines Dorf, allerdings noch zwei Stunden von hier, wo wir den Eilwagen finden, der dich glücklich ans Ziel bringen wird. Dort, in dem kleinen Städtchen, nicht weit von der Waldburg, läßt du dir ein Zimmer auf der Poſt geben und warteſt, bis der Freund, von dem ich dir neulich ſchon ſagte, zu dir kommt, was gewiß alsbald geſchehen wird, und dir räth, was du weiter thun ſollſt. Vertraue ihm vollkommen, ja gerade ſo, wie du deinem Vater vertrauen würdeſt."

Dann gingen ſie eine Zeit lang ſchweigend über die Hochebene dahin, dem Dörfchen zu, welches Erich geſtern Abend auf der Höhe hatte liegen ſehen und längs welchem hinab ihr Weg führte. Warum ſie plötzlich ſchwiegen, das hatte eine ganz eigenthümliche Urſache. Als ſie ſo dicht neben einander gingen, berührten ſich ein paar Mal leicht ihre Hände, und dann wagte es Erich ſchüchtern, ihre kleinen Finger feſtzuhalten, was ſie nicht nur geſchehen ließ, ſondern voll ihre Hand in die ſeinige legte.

Noch glücklicher wären ſie dabei geweſen, wenn der Himmel nicht gar ſo drohend und finſter auf ſie herabgeblickt hätte — aber kein einziger Stern ließ ſich ſehen. Der ſcharfe Wind ſchien die Wolken immer dichter zuſammen zu wehen, und als Erich beſorgt zur Seite blickte, ſah er, allerdings noch fern am Horizonte, Wetterleuchten, ja, ein paar Mal kam es ihm vor, als hörte er ſchon leiſe grollenden Donner.

Bald hatten ſie das Dorf hinter ſich gelaſſen, deſſen Thurmuhr in langſamen Schlägen die Mitternachtsſtunde anzeigte, und nachdem ſich Erich auf einem Kreuzwege orientirt,

ſchritten ſie wieder abwärts gegen das Thal durch eine Schlucht, in welcher tief unter ihnen ein Wildwaſſer brauste.

„Wenn das da auch recht unheimlich klingt," ſagte Erich zu dem jungen Mädchen, das ſich jetzt dichter an ihn ſchmiegte, „ſo hat es doch für uns das Gute, daß ich weiß, wir ſind auf dem rechten Wege. Dem Waſſer folgend, erreichen wir endlich Fruchtfelder und Wieſengründe, folgen dann dem Fußwege durch ein langgeſtrecktes Thal bis zu einer zweiten, dieſer ähnlichen Schlucht und treten hierauf bei einer Mühle auf die große Landſtraße, vermittels welcher wir dann in kurzer Zeit Nordheim erreichen. Biſt du recht müde, Blanda?"

„O nein, obgleich ich wohl fühle, daß ich des Wanderns beſonders in dunkler Nacht, nicht mehr ſo gewohnt bin, wie früher."

„Willſt du einen Augenblick ausruhen? Hier unter dem überhangenden Felſen bemerke ich einen Baumſtamm zu einer allerdings ſehr kunſtloſen Bank hergerichtet."

„Wenn es dir recht iſt und die Zeit nicht drängt, möchte ich wohl eine Viertelſtunde ſitzen."

„O, Zeit haben wir genug, wir werden noch lange in Nordheim warten müſſen!"

Er legte Blanda's Plaid, den er auf der Schulter trug, für ſie auf dem Baumſtamme zuſammen; dann ſetzte ſich Blanda und legte ihren Kopf an ſeine Schulter, worauf er ſie mit ſeinem Arme umſchlang und ſanft an ſich drückte. — „Du frierſt doch nicht, Blanda?"

„O nein, aber das Ausruhen erregt mir ein ſo behagliches Gefühl, daß es mich leicht durchſchauert!"

So ſaßen ſie ſtill nebeneinander, ohne zuſammen zu ſprechen,

wie ein paar harmloſe Kinder, und fühlten ſich ſo glücklich, wie ſie in ihrem Leben nicht geweſen waren. Zu ihren Füßen rauſchte und toſte das Wildwaſſer, vor ihnen fegte der Wind die Schlucht hinab, nicht nur dünne Buchen und Birken beugend, ſondern ſelbſt hohe, ſchlanke Tannen bewegend, und ſchien recht zornig zu ſein, daß er den Beiden nichts anhaben konnte, welche, von der muldenförmigen, ausgehöhlten Steinwand geſchützt, wie in einem kleinen Häuschen ſaßen. Hoch oben zogen die Wolken und wurden jetzt durch die ſtark leuchtenden Blitze in ihren einzelnen Schichten ſichtbar; dazu rollte der Donner über ihren Häuptern und klang um ſo majeſtätiſcher, da ihn ein vielfaches Echo aus den Felswänden nachbrüllte und wiederholte.

„Dabei fällt mir meine Jugendzeit ein," ſagte der glückliche Erich, wenn ich mir in der Nähe unſeres Dorfes mitten im Walde ein kleines Hüttchen gebaut hatte von Baumſtämmen, Zweigen und Moos und darin ſaß, wenn, wie jetzt, ein ſchweres Gewitter über den Wald zog; aber ſo glücklich, wie heute, war ich doch nie — nie!"

„Meine arme Mutter fürchtete ſich ſo ſehr vor dem Donner und Blitze, und auch die Zigeuner, ſelbſt der kühne Marechal und der wilde Zaregga; auch Kolma konnte nicht begreifen, wie ich ſo aufmerkſam und furchtlos zuſchauen mochte, wenn die ganze Welt in Feuer gehüllt erſchien. O, ich fürchtete mich damals nicht, und heute, da ich bei dir bin, noch weniger!"

„Bei mir, bei mir, du bei mir und ich bei dir! Wie das ſo ſelig klingt, Blanda! Ach, wenn mir nur nicht ſo oft der traurige Gedanke käme, daß ich dich vielleicht niemals wiederſehen werde!"

Den Gedanken habe ich nicht, Erich; o, ich weiß ganz genau, daß wir uns wiederſehen werden und uns dann oft, ſehr oft ſehen!"

„Glaubſt du das wirklich, Blanda? O, wenn wir uns wiederſehen, wollen wir an die heutige Nacht denken, wenn dich alsdann das Wiederſehen eben ſo glücklich und ſelig macht, wie mich!"

„Das wird es, Erich, denn ich habe dich lieb, das weißt du eben ſo genau, als ich dasſelbe von dir weiß und wenn es dir recht iſt, ſo will ich dir hier betheuern, ja, ich will dir feierlich ſchwören, daß ich niemals von dir laſſen werde, nie, nie — und dasſelbe wirſt auch du mir ſagen!"

„O, meine Blanda, womit kann ich es dir begreiflich machen, wie ſelig ich mich jetzt fühle! Auch ohne daß du es mir verſprochen, hätte ich dich doch niemals vergeſſen können, hätte dich wieder aufgeſucht, und wenn es mir je gelungen wäre, etwas in der Welt zu erſtreben, ſo würde mir das nur mit dem Gedanken an dich gelungen ſein!"

Dazu ſtürmte und ſauste der Wind immer heftiger, das Wildwaſſer brauste toller als je, und das ſchwere Gewitter ſchien ſich mit ganzer Wucht in die Schlucht hinein zu drücken, als wolle es den Verſuch machen, die Felswände aus einander zu ſprengen; auch miſchte ſich der Regen in den Aufruhr der Elemente und jagte ſeine ſchweren Tropfen mit ſolcher Gewalt durch die Schlucht hinab, daß ſie praſſelnd über die zitternden Baumblätter herfielen — aber den Beiden hinter ihrem Felsvorſprunge eben ſo wenig etwas anhaben konnten, als der grimmige Wind.

Sie rückten näher zuſammen, ſelig in dem Bewußtſein

des Geſtändniſſes ihrer reinen, unſchuldsvollen Liebe, Hand in Hand geſchlungen feſt an einander geſchmiegt, und als Blanda jetzt ihr Haupt erhob, ihn mit einem glücklichen Blicke anſchauend, da lächelte ſie mild und freundlich, als er Miene machte, ſeinen Mund auf ihre leicht geöffneten Lippen zu drücken, und litt es gern und willig, daß er ſie küßte.

„Biſt du doch mein und ich dein," ſagte ſie dann, ſich aufrichtend — „und der Himmel hat es gehört und zürnt uns nicht, denn der Donner rollt nur noch ſchwach dahin und der Wind iſt kaum mehr im Stande, mein Haar zu bewegen — ſieh'!" — Blanda war aufgeſtanden und vor ihn hingetreten. — „Deßhalb komm', Erich, und laß uns weiter gehen — die Stelle hier wird in meiner Erinnerung ſtehen wie ein geheiligter Ort, und um ihn nicht durch ein anderes Geſpräch zu entweihen, wollen wir nicht eine Minute länger bleiben!"

Er ſtand raſch an ihrer Seite, nahm ihren Plaid und das Päckchen wieder auf und ſie hängte ſich in ſeinen Arm, da der Weg hier recht ſteil und ſchlüpfrig war. Doch ſchritten ſie munter abwärts, und es ſchien, als habe das Gewitter, welches die ſchwere dunſtige Frühlingsluft erfriſcht und elaſtiſch gemacht, auch eben ſo auf die Spannung in ihrer Bruſt eingewirkt. Sie plauderten heiter und ſcherzend mit einander und machten die wunderlichſten Plane für die Zukunft.

„Es fällt mir ja nicht ein," ſagte Blanda, „wieder um das Wohlwollen und die Gnade der Gräfin Seefeld zu bitten, nachdem ſie mich ihrer Güte für unwürdig gehalten. Sie ſoll nur aus meinem Munde die Wahrheit hören und wenn ich ſie um etwas bitte, ja, ſiehe, ſo iſt es nur, um von ihr zu hören, was ſie damals über meine arme Mutter erfahren hat, und

à peu près belegen kann. Was nun Landstraßen und Eisenbahnen anbelangt, die wir zur Genüge kennen gelernt hatten, so stimmten wir ihm lachend bei, konnten aber nicht begreifen, warum denn in Spanien alle Kommunikationen so vernachlässigt seien und deßhalb die Straßen während der Winterszeit fast unfahrbar. Auf unsere Frage: ob sich denn die Regierung ihrer Chausseen nicht hie und da einmal ernstlich annehme? antwortete er: ich versichere Sie, daß man alljährlich einen großen Anlauf nimmt, etwas dafür zu thun, aber dabei bleibts auch. Im Frühjahr und Sommer, wo der Boden von der glühenden Sonne zu Pulver verbrannt wird, füllen sich die Unebenheiten der Straßen so ziemlich aus und wenn der aufwirbelnde Staub den Passagier auch fast blind macht, so fährt sich doch fast sanft darin; fängt es aber im Spätherbst an zu regnen, so haben wir gleich wieder das alte Elend. Der Regen spült den Staub aus den Löchern, die Straße sieht wie ein Steinbruch aus, und nun fangen die Eilwagen an, zu spät zu kommen, zuerst nur ein paar Stunden, dann ganze Tage. Klagen der Unternehmer und Passagiere laufen zahlreich ein: hier sind Eilwagen stecken geblieben, dort haben gar mehrere umgeworfen. Gut. Man bestürmt das Ministerium mit Bittschriften; lange vergeblich. Endlich aber mit einemmal beschließt man von oben herab die Sache in die Hand zu nehmen und — à peu près, seine Pflicht zu thun; man läßt sich einen offiziellen Bericht über den Stand der Straßen machen, der, obgleich sehr à peu près, doch den jämmerlichen Zustand durchschimmern läßt. Darauf scheint man gründlich zu Werk gehen zu wollen, man ernennt eine Centralcommission zu Untersuchung sämmtlicher Straßen, unter ihr gibt es natürlich viele Abtheilungen mit hohen und niederen Commissären, Ober-, Mittel- und Unter-Ingenieuren, alle außerordentlich gut bezahlt. Das rutscht nun im ganzen Land umher, besieht sich die Straßen, einer berichtet an den andern, wonach endlich die Generalcommission ihren Bericht ebenfalls zusammenfaßt, und ihn dem Ministerium vorlegt. Die sämmtlichen Klagen waren nicht unbegründet, die Regierung sieht ein, daß

ob es vielleicht in der weiten Welt noch Jemanden gibt, der durch die Bande des Blutes mit mir verwandt ist; aber ich glaube es nicht. Und dann will ich deinen Freund um einen vernünftigen Rath für die Zukunft bitten. O, ich habe etwas gelernt und bin sicher, mir durch die Welt zu helfen!"

„Bis auch ich etwas gelernt habe," sagte Erich rasch — „und das will ich, bei Gott, ich schwöre es dir, Blanda! Ich will nicht beim Militär bleiben und weiß schon, was ich treibe. Ich will die Landwirthschaft erlernen, ich will Bauer werden und nicht eher rasten und ruhen, bis ich mir ein Stück Land und ein kleines Häuschen verdient habe!"

„Aber es muß in einer schönen Gegend liegen und eine prachtvolle Aussicht haben, denn ich liebe die weiten, prachtvollen Aussichten!"

„Ach, Blanda, Blanda, wie hätte ich gedacht, heute noch so glücklich zu werden!"

Unter solchen Gesprächen hatten sie das langgestreckte Wiesenthal durchschritten, und nun kam die Schlucht mit der Mühle und hinter derselben die große Landstraße, wie Erich vorausgesagt. Die Räder der Mühle standen still und das Wasser unter denselben floß so ruhig und geräuschlos ab, daß man deutlich hörte, wie eine Kuckucksuhr in der Mühle die zweite Stunde nach Mitternacht verkündete.

„Bist du jetzt recht müde?" fragte Erich.

„Ich fange an, es zu werden, und freue mich nun in der That, wenn ich bald irgendwo ausruhen kann. Ich will dir nur gestehen, daß ich einen leichten Schmerz an meinem Fuße habe; meine Stiefelchen waren zu dünn für diesen Nachtmarsch."

„Daran hätte ich denken sollen," antwortete Erich in recht

traurigem Tone und wenn ich dich auch glücklich hieher geführt, ſo bin ich recht beſorgt, ob wir um dieſe Stunde ein Obdach finden, wo wir bis zur Ankunft des Eilwagens verweilen können. Hoffentlich iſt das Poſthaus in Nordheim zugleich ein Gaſthof, und dann will ich ſie ſchon herausklopfen."

Leider aber ging dieſe Vorausſetzung nicht in Erfüllung, und als ſie auf der breiten und guten Landſtraße allerdings bequemer gehend, das Dorf erreicht hatten, erfuhren ſie dort von einem ſchlaftrunkenen Nachtwächter, daß ſich das Poſthaus noch eine Viertelſtunde weiter, dort auf der Höhe befände, wo ſich zwei Wege kreuzten und allerdings ein großer Wagen- und Pferdeverkehr, aber kein Wirthshaus ſei.

Es ſchnitt ihm ins Herz, da er Blanda bei dieſer Nachricht leicht aufſeufzen hörte, und als er ihren Arm feſter in den ſeinigen zog, fühlte er wohl, daß ihr Körper zuweilen erbebte, wie unter einem Froſtſchauer.

„Du frierſt, Blanda?" fragte er beſorgt.

„Ein wenig — es iſt die kühle Morgenluft."

„So nimm deinen Plaid um. Doch — doch — ich will es, Blanda; dann wollen wir recht langſam gehen und haben nach einer Viertelſtunde unſer Ziel erreicht, wo ich überzeugt bin, daß man uns bereitwillig für ein paar Stunden Obdach gibt, wenn es auch kein Wirthshaus iſt. Es wird doch da oben etwas wie eine Stallwache geben." — Er dachte dabei unwillkürlich an den warmen, behaglichen Raum, den er am Abende verlaſſen und wo der Bombardier Schwarz, in Erichs Mantel gehüllt, gewiß einen feſten und geſunden Schlaf that. Mit einem ſolchen Orte wäre er ſogar für das ermüdete junge Mädchen von ſeiner Seite zufrieden geweſen.

Da lagen die Poſtgebäude vor ihnen an der Kreuzung der beiden Landſtraßen, ein hübſches, ſtattliches Haus auf drei Seiten von Stallungen umgeben, wo Erich zu ſeiner größten Freude bemerkte, daß eine der Thüren offen ſtand und Lichtſchimmer in die Nacht hinaus dringen ließ. Sollte es ſpäter ſein, als er geglaubt, oder ſollte der Eilwagen früher kommen, als man ihm geſagt? — Er trat mit Blanda näher und ſah beim Scheine der Laterne einen Poſtillon, beſchäftigt, ſein Horn über die Uniform zu werfen, vor ſeinen vier vollſtändig aufgeſchirrten Pferden ſtehen.

„Kommt der Eilwagen ſchon ſo bald?“

„O nein, das braucht noch zwei gute Stunden; ich führe eine Extrapoſt, für welche die Pferde beſtellt worden ſind.“

„Hier auf der Station iſt wohl kein Paſſagierzimmer, wo man ſich bis zur Ankunft des Eilwagens aufhalten könnte?“

„Ne, das gibt's nich; am Tage iſt wohl ſo ein Gelaß drüben im Hauſe, wo die Reiſenden während des Umſpannens unterſtehen können, aber bei Nacht wird da drüben Niemand nich aufſtehen, um euch einzulaſſen.“

„So können wir hier vielleicht im Stalle warten,“ ſagte Erich ſeufzend „bis der Eilwagen weiter geht?“

„Wird auch nicht gut gehen, Herr Unterofficier, ſo gerne ich Ihnen das erlauben möchte, da auch ich bei der Artillerie gedient; aber ſehen Sie, wir haben hier keine Stallwache, wie dazumal bei der Artillerie, und wenn ich und meine Pferde hinaus ſind, dann ſchließt der Andere, der den Vierſpänner bringt, den Stall zu, ſobald er ſeine Roſſ' abgeſchirrt; bis dahin kann ſich aber das Jüngferchen wohl im Stalle wärmen und ſich hier auf die kleine Futterkiſte ſetzen — ſo — und

wenn der Herr Unterofficier den Verſuch machen will, ob man ihn drüben einläßt, ſo könnte das am Ende nichts ſchaden. Ich ſah vorhin Licht droben im Zimmer des Schreibers und vermuthe faſt, er fertigt die vornehme Extrapoſt ſelber ab."

„Ich will wenigſtens verſuchen, nicht wahr, Blanda, das erlaubſt du? Denn du kannſt unmöglich noch zwei Stunden in der kalten, ſcharfen Morgenluft bleiben."

Das junge Mädchen ſah ihn mit einem freundlich dankenden Blicke an und nickte ein wenig mit dem Kopfe, weßhalb Erich raſch in das Haus eilte, um dort ein Obdach für ſie zu finden.

Da hörte man aber auch ſchon das luſtige Klingen des Poſthorns durch die ſtille Nacht, gleich darauf das Stampfen der munter dahertrabenden Pferde und dann das dumpfe Rollen eines ſchweren Reiſewagens. Jetzt bog er mit ſeinen blendenden Laternen um die Ecke des Hauſes und fuhr dann mit einer ſcharfen Curve dicht an die geöffnete Stallthür vor, worauf zwei Bediente, die draußen am Rückſitze ſaßen, raſch herabſprangen, um das Wechſeln der Pferde zu beſchleunigen.

„Gelt," rief der Poſtillon, der ſich von den dampfenden Pferden ſchwang, dem Anderen zu, ſo raſch hätteſt du mich nicht erwartet?"

„Und hätteſt eine Freude gehabt, wenn du mich aus dem Bette hätteſt klopfen müſſen! Aber wenn man bei der Artillerie gedient hat, läßt man ſich von einem ganz gewöhnlichen Dragoner nicht fangen — hüh, Bläß!"

Dieſer Ausruf galt einem der Vorderpferde, worauf ſich alle vier langſam gegen die Stallthür in Bewegung ſetzten.

Blanda erhob ſich raſch, aus Furcht, von den Thieren geſtreift zu werden, und trat ins Freie.

Da ſtand der Reiſewagen dicht vor ihr, und das ſtrahlende Licht der einen Laterne beleuchtete hell ihr bleiches Geſicht, während ſie zu ihrer Verwunderung ſah, daß das Fenſter des ihr zugekehrten Wagenſchlages raſch herabgelaſſen wurde, dann die Thür aufgeſtoßen und ein Mann eiligſt herausſprang. Doch wie erſtarrte ſie jetzt vor Schrecken, als ſie in dem Reiſenden, der dicht vor ſie hintrat, den Grafen Dagobert Seefeld erkannte.

„Ei," rief dieſer erſtaunt und erfreut, „das iſt ja ein ganz merkwürdiges Zuſammentreffen, Kleine! Du wirſt mir immer räthſelhafter! Ich glaube wahrhaftig, die Kraft meiner Gedanken habe dich hieher gezaubert, denn auf dem ganzen Wege hieher träumte ich von nichts, als von dir, du kleines, trotziges Geſchöpf!" — Er wollte ihre Hand ergreifen, doch riß ſie ſich heftig los und war im Begriffe, davonzueilen, als er ſie feſt am Arm faßte und ihr zuflüſterte: „Keine weitere Ziererei, Kleine! Trotzdem es einiger Maßen verdächtig iſt, dich hier in der Nacht allein auf der Straße zu finden, ſo will ich mich doch darüber hinwegſetzen und biete dir zum bequemeren Fortkommen die Hälfte meines Wagens an."

„Ich bin aber nicht allein," rief Blanda heftig, indem ſie ſich loszureißen verſuchte, „mein Begleiter, den ich dort kommen höre, wird mich auch heute wieder vor Ihnen zu ſchützen wiſſen!"

„Dein Begleiter — auch heute wieder?" rief Graf Seefeld, indem ſich ſein unangenehmes Geſicht häßlich verzerrte. „Sollte das möglich ſein? Bei Gott, er iſt es ſchon wieder!"

Dieſer Ausruf, wild und zornig ausgeſtoßen, galt Erich, der, raſch vom Hauſe herkommend, jetzt in den Schein des Lichterkreiſes trat, die Hände krampfhaft geballt, bleich, mit weit aufgeriſſenen Augen.

„Ha, Burſche,“ rief ihm der Huſaren-Officier entgegen, diesmal ſind wir hier nicht auf neutralem Boden! Diesmal ſoll es Ihnen nicht gelingen, unter dem Deckmantel eines Manöverſpielers anmaßend und unverſchämt zu ſein! Woher kommen Sie?“ herrſchte er ihn in einem ſtrengen Tone an. „Wer gab Ihnen die Erlaubniß, ſtundenweit von Ihrer Garniſon entfernt, ſich hier in der Nacht herumzutreiben? Wo ſind Ihre Ausweispapiere?“

Dergleichen hatte Erich nun allerdings nicht und fühlte die ganze Schwere der Lage, in der er ſich hier auf einmal befand; vor ihm ſtand ein Officier und um dieſen her Zeugen genug, die jedenfalls Partei nahmen für jenen wohlbekannten, angeſehenen und vornehmen Herrn. Ja, dies drückte der ebenfalls herbeigeeilte Poſthalter mit trockenen Worten aus, indem er ſagte: „Euer Erlaucht haben ganz Recht, dieſen Menſchen da zurechtzuweiſen, der in meinem Hauſe faſt mit Gewalt Einlaß verlangte, trotzdem ich ihm ſagte, daß hier weder Wirthshaus noch Herberge ſei.“

„Darum handelt es ſich jetzt nicht,“ gab Erich mit dumpfer Stimme zur Antwort, und aus dem Beben derſelben klang deutlich die Gewalt hervor, die er ſich anthat, um ruhig zu bleiben — „ich will ja auch dem Herrn Rittmeiſter ruhig aus dem Wege gehen, ja, dankbar ſein für die Gnade, die Sie mir erweiſen, indem Sie mir geſtatten, hier mit meiner ermüdeten Begleiterin auf die Ankunft des Eilwagens zu warten.“

„Wie ihn das böse Gewissen andere Saiten aufziehen läßt," entgegnete ihm achselzuckend Graf Dagobert Seefeld. Danken Sie Gott, wenn ich Ihnen erlaube, allein ihres Weges zu ziehen, und seien Sie versichert, daß ich bei der geringsten Widersetzlichkeit Sorge dafür tragen werde, daß man Sie auf sehr gezwungene Art zu Ihrem Regiment einliefert!"

„Es ist ein Gendarmerie-Posten im Dorfe," flüsterte der Posthalter.

„Braucht's vor der Hand nicht; Sie kennen mich genügend, Herr Posthalter, um überzeugt zu sein, daß ich jede Verantwortlichkeit auf mich nehme. Ich kenne das junge Mädchen dort und bin überzeugt, daß dieser Bursche sie zu einem thörichten Schritte verleitet hat."

„Nein, nein!" rief Blanda, die vor Schreck und Ermüdung einer Ohnmacht nahe war und gewaltsame Anstrengungen machte, um sich Erich zu nähern.

Diesem keuchte der Athem in der Brust; seine Finger öffneten und schlossen sich krampfhaft, und unwillkürlich senkte er seine Rechte in die Tasche, welche das geladene Terzerol enthielt.

„Und was dich anbelangt," wandte sich Graf Seefeld in kaltem, rauhem Tone zu Blanda, so weißt du ganz genau, daß ich eben so gut dich kenne als auch angesehene Personen, die sich bisher um dein Schicksal bekümmerten und denen es heute noch nicht gleichgültig sein kann, wenn du mit Soldaten auf der Straße umherläufst!"

Blanda warf einen trostlosen, verzweifelten Blick gen Himmel, dann preßte sie mit einem unbeschreiblich schmerzlichen Wehlaute ihre Hände vor die thränenerfüllten Augen.

„Endigen wir dieſe Commödie!“ ſagte Graf Seefeld barſch. „Jenen Perſonen, die Sie wohl kennen, bin ich es ſchuldig, Sie hier nicht auf der Straße zu laſſen! — François, Joſeph, führt die Dame nach meinem Wagen — und Ihnen,“ wandte er ſich drohend gegen den Bombardier der reitenden Artillerie, „rathe ich wohlmeinend, jetzt noch ungehindert Ihres Weges zu gehen!“

Beinahe willenlos wurde das junge Mädchen in den Wagen gehoben, und Erich, zurückgehalten, zurückgeſchreckt durch die ſtrengen, eiſernen Regeln der Subordination, vermochte nichts zu thun, als mit ſtarren Augen zuzuſchauen, wie ſich nun der, den er am meiſten auf dieſer Welt haßte, dem Wagen näherte, welcher alles umſchloß, was ihm auf dieſer Welt theuer und heilig war — — — —

Da krachte ein Schuß, und Graf Tagobert Seefeld, der eben den Fuß auf den Tritt des Wagens geſetzt hatte, zuckte zuſammen, ſchwankte und fiel dann unter dem Ausrufe: „Verflucht, ich bin getroffen!“ — in die Arme eines der Diener, die neben ihm am Schlage ſtanden.

Erich aber fühlte ſich im gleichen Augenblicke von einem der Poſtillone ſo wie von dem Poſthalter ergriffen, welch letzterer ihm das Terzerol aus den krampfhaft geſchloſſenen Fingern wand.

Eine Scene unbeſchreiblicher Verwirrung und Beſtürzung folgte; ſo etwas Unerhörtes hatte ſich ſeit Menſchengedenken nicht begeben. Der neue Poſtillon, der ſchon auf ſeinem Sattelpferde ſaß, wäre vor Beſtürzung faſt auf die Erde gefallen, wenn er ſich nicht gewaltſam hätte zuſammennehmen müſſen, um ſeine vier Pferde zurückzuhalten, die, von dem Schuß er-

ſchreckt, einen gewaltigen Riß nach vorwärts thaten, eine Bewegung, welche Blanda es unmöglich machte, dem Wagen zu entſpringen, und welche den Grafen Seefeld mehr, als es die erhaltene Wunde gethan, in die Arme ſeines Dieners warf, denn dieſe zeigte ſich bei raſcher Beſichtigung ziemlich ungefährlich; die Kugel hatte ſeinen linken Arm allerdings heftig geſtreift und war dann durch die Vorderwand des Coupe's in einen dort aufgeſchnallten Koffer gedrungen.

„Das iſt noch ziemlich gut abgelaufen!“ ſagte Graf Seefeld mit einer ſeltſam tief klingenden Stimme, während ihm ſein Kammerdiener mit kundiger Hand raſch einen Verband anlegte. „Es hat in der That nichts zu bedeuten, Herr Poſthalter,“ wandte er ſich an dieſen, der herbeigeeilt war, nachdem er den unglücklichen Erich unter den Händen des einen Poſtillons und einiger handfeſter Stallknechte gelaſſen hatte, die auf den Lärm herbeigeeilt waren. „Der Wille war gut,“ fuhr er zähneknirſchend fort, „aber ich kann meinen Arm bewegen, es iſt alſo kein Knochen verletzt, und obgleich ich teufelmäßig Schmerzen habe, bin ich doch im Stande, meinen Weg fortzuſetzen! Was den Burſchen da anbelangt, ſo werden Sie dafür ſorgen, daß er in die Reſidenz abgeliefert wird!“

Ein ſchmerzlicher Aufſchrei Blanda's ließ ihn jetzt an das junge Mädchen denken, die faſt beſinnungslos in der Ecke des Wagens lag. Er biß heftig ſeine Zähne auf einander, theils in dem Gedanken an ſie, theils auch durch den Schmerz, den ihm das Anziehen des Mantels verurſachte; er zauderte, einzuſteigen, er ſchien ſich zu beſinnen, dann aber warf er den Kopf heftig in die Höhe und ſtieg raſch in das Coupe, deſſen Thür ſogleich hinter ihm geſchloſſen wurde.

„Fort!“

Poſtillon und Bediente ſchwangen ſich auf, und in vollem Galop der unruhig gewordenen Pferde flog der Wagen dahin, in Kurzem nur noch erkennbar an dem zitternden Scheine der Wagenlaternen, welcher über Steinhaufen und an Bäumen vorüberhuſchend, von Erich's ſtarren, verzweiflungsvollen Blicken wie ein auf ewig entſchwindendes Glück verfolgt wurde.

„Uff,“ rief der zurückgebliebene Poſtillon nach einer längeren Pauſe, „wer Einem das vor einer halben Stunde geſagt hätte oder dem hier prophezeit, als er mit dem Jüngferchen davonlief!“

„Ja, ja,“ meinte der Poſthalter, „ſo weiß man nie, was die nächſte Viertelſtunde bringt, und ich bin nur froh, daß es ſo gut abgelaufen iſt! Peitſchenelement, wenn ich bedenke, daß wir jetzt Seine Erlaucht hier ſteif und ſtarr vor uns liegen haben könnten! Mich gruſelt's — haſt du das Piſtol, Matthies?“

„Feſt, Herr Poſthalter, aber mir graut's ordentlich vor dem Ding da, wenn ich bedenke, daß es ſoeben beinahe einem Menſchen das Lebenslicht ausgeblaſen, und noch dazu einem Menſchen, der auf jeder Station zwei Thaler über die Taxe Trinkgeld gibt — 'ſt fürchterlich! Aber wart', Bürſchlein, dich wird man warm ſetzen!“

Dieſe letzten Worte, von einem gelinden Puff begleitet, galt dem theilnahmslos vor ſich hinſtarrenden Erich; doch empfand er in ſeinem tiefen Unglücke nichts davon, eben ſo wenig hörte er, was um ihn geſprochen wurde; ja, als man ihn jetzt unter einem derben Stoße aufforderte, nach dem Dorfe zurückzumarſchiren, ſetzte er, zwiſchen den Stallknechten gehend, nur ganz mechaniſch einen Fuß vor den anderen.

ſich alle Landſtraßen in einem traurigen Zuſtand befinden, und — das iſt das Ganze. Der Winter iſt unterdeſſen vorübergegangen, und da die große Werkmeiſterin Sonne wieder kräftig zu arbeiten anfängt, ſo läßt man die Sache auf ſich und auf ihr beruhen bis zum nächſten Herbſt. Das geht aber ſo in allen Zweigen der Verwaltung, und namentlich dringt das Syſtem des à peu près überall glänzend durch.

Wenn es auch damals, zu Anfang des Jahres 1854, noch ziemlich ſtill in Madrid war, ſo konnte man doch ſchon den Lufthauch ſpüren, der gewöhnlich einem großen Sturme voranzugehen pflegt. In den Kaffeehäuſern genirte man ſich durchaus nicht alle Regierungsmaßregeln laut und öffentlich auf die härteſte Art zu beſprechen. Und leider blieb man dabei nicht ſtehen, ſondern anſtatt, wie es früher der Fall war, die Perſon der Königin von den Uebergriffen ihres Miniſteriums zu trennen und in Schutz zu nehmen, waren es gerade die ſchonungsloſeſten Aeußerungen, welche die Königin ſelbſt betrafen. Nach dem fluchwürdigen Attentat auf Ihre Majeſtät am zweiten Februar 1852 hatte das noble ſpaniſche Volk derſelben ſeine volle Sympathie wieder zugewandt, ſie war wieder vollkommen populär geworden; es gelang aber dem Miniſterium nicht, die allgemeine Theilnahme für die Königin zu erhalten.

Zu Anfang dieſes Jahres war das Volk von Madrid in geſpannter Erwartung. Die Königin befand ſich ihrer Niederkunft nahe, und der Palaſt war häufig von einer großen Menſchenmenge umlagert, welche erwartungsvoll zu den Fenſtern emporſchaute oder die aus- und eingehenden Beamten befragte. Auf der Puerta del Sol ging es noch lebhafter als gewöhnlich zu, und man ſah zahlreiche Gruppen von Männern, welche mit ernſthaften Geberden zuſammenſtanden und ſich über das bevorſtehende Ereigniß unterhielten. Die Spanier glaubten, es werde ihnen ein Prinz, ein Thronerbe, geſchenkt. Die Spannung war außerordentlich, viele Cavalleriepatrouillen durchzogen die Straßen, und, wie es hieß, war der größte Theil des Militärs in die Kaſernen conſignirt. Die Spannung erreichte den höchſten Grad, als am fünften

„Aha," rief der Postillon Matthies, als sie eine kurze Strecke zurückgelegt hatten, „die Gendarmen haben den Schuß gehört und sind schon auf den Beinen — das Volk hat einen geheimen Instinct und schläft nur mit einem Auge!"

„Nein, sie habens im Geruch wie die Krähen!" lachte einer der Stallknechte.

Der unglückliche Erich seufzte tief auf, als er diese Worte und, sich rasch nähernd, das Traben von Pferden hörte. Sein Bewußtsein tauchte plötzlich aus einer Flut wilder, unheimlicher Gedanken klar empor; ja, das Schreckliche, was in den letzten Minuten mit ihm vorgegangen war, hatte er nicht nur geträumt, nein, es war alles so vorgefallen, wie es der Posthalter jetzt dem Gendarmerie-Unterofficier ausführlich erzählte — und doch konnte er es selbst nicht glauben, daß er auf den Grafen Seefeld geschossen habe. Nein, nein, das war ja nicht möglich! Auch wenn er nicht die Uniform getragen hätte; ja wenn er ihm gegenübergetreten wäre, eine gleiche Waffe in der Hand oder den blanken Säbel in der Faust, so würde er mit einer wilden Freude Gang um Gang mit ihm gemacht haben! Aber auf einen wehrlosen Menschen schießen — nie, nie!

Und doch ließ sich von der Erzählung des Posthalters kein Jota abläugnen, und doch begriff Erich zu seinem Entsetzen, daß es so geschehen sein mußte, wie Jener sagte und wie die Stalleute auf die ruhigen Fragen des Gendarmerie-Unterofficiers bezeugten.

Dieser hatte das Terzerol in der Hand und untersuchte es beim Scheine der Laterne genau. „Der linke Lauf ist abgeschossen, der rechte aber noch geladen," sagte er.

„O, Gott sei gelobt und gedankt!" rief Erich nun plötz-

lich und mit dem Ausdrucke unbeſchreiblichen Glückes in ſeiner Stimme, daß alle ihn verwundert anſchauten. „Wenn der eine Lauf noch geladen iſt, ſo iſt es ja klar, daß ich nicht geſchoſſen habe!“

Auf das hin zuckte der Gendarmerie-Unterofficier leicht mit den Achſeln und ſagte: „O ja, junger Menſch, wir kennen dergleichen Einreden! Aber der linke war ebenfalls geladen und der iſt abgeſchoſſen worden, das riecht man deutlich; doch wird ſich alles das ſpäter finden. Es entſteht nur noch die Frage, ob Sie anſtändig und geſcheit genug ſind, um auf dem Wege nach der Reſidenz keine Geſchichten zu machen. Verſtehen Sie mich recht, junger Menſch — auch ich habe gedient, und ich möchte es der Uniform, die Sie tragen, nicht zu leid thun, Ihnen Handfeſſeln anzulegen.“

Erich ſchauderte. So war er vielleicht doch der Verbrecher, für den man ihn hielt! So hatte er vielleicht doch den Schuß gethan! Aber nein, nein, das war ja unmöglich, trotz des wilden Kampfes, den er mit ſich ſelbſt gekämpft, als man Blanda in den Wagen hob! Wußte er doch zu genau, daß er ſeine Rechte, deren Finger allerdings krampfhaft das Terzerol umſpannten, nicht erhoben hatte!“

„Nun, wie iſt's,“ fragte der Gendarmerie-Unterofficier, „wollen wir uns ſelbſt keine gegenſeitige Ungelegenheit machen und wollen Sie ruhig mit uns gehen, ohne den thörichten und vergeblichen Verſuch zu machen, irgendwo zu entwiſchen?“

„Gewiß — ich gebe Ihnen mein Wort darauf!“

„Und denken das auch hoffentlich zu halten — es ſollte mir leid thun, wenn ich Ihnen eine Kugel nachſchicken müßte.“ — Bei dieſen Worten wickelte der Gendarmerie-Unterofficier

das Terzerol ſorgfältig in ſein Schnupftuch und verwahrte es in der Satteltaſche. — „Und nun, Herr Poſthalter,“ wandte er ſich an dieſen, „könnte es nicht ſchaden, wenn Sie den Vorfall heute Morgen noch recht pünktlich und ausführlich zu Papier brächten, auch von Ihren Leuten, als Zeugen, unterſchreiben ließen; man vergißt ſo leicht Dies und Das, und es erleichtert ſpäter das Verhör.“

„Daran ſoll's nicht fehlen, Herr Wachtmeiſter.“

„Alſo denn auf Wiederſehen, wahrſcheinlich heute Abend! — Und nun vorwärts, junger Menſch! Wenn wir tapfer ausſchreiten, ſo können wir die Stadt erreichen, ehe es noch gar zu lebendig auf den Straßen iſt, was Ihnen auch recht ſein muß.“

Doch war dem Unglücklichen in dieſem Augenblicke Alles vollkommen gleichgültig. Es hatte ſich ſeiner eine förmliche Gefühlloſigkeit bemeiſtert; die furchtbare Anſpannung ſeiner Nerven ließ mit Einem Male nach, und da ſich jetzt auch die Ermüdung durch die beiden ſchlafloſen Nächte und den geſtrigen Manövertag geltend zu machen anfing, ſo ſchritt er mit geſenktem Haupte, beinahe ſchwankend auf der Chauſſee dahin, achtete nicht auf den langſam aufdämmernden Tag, auch nicht auf einzelne Begegnende, die ihn und ſeine Begleitung verwunderungsvoll anſchauten, und erſt als er nach zweiſtündigem Marſche die Stadt im Glanze der Morgenſonne vor ſich liegen ſah, drüben Fort Maximilian erkannte und links die bewaldeten Berge erblickte, wo das Jagdſchlößchen lag, da ſchluchzte er laut, aber ſchmerzlos auf, unter einem erleichternden Strome von Thränen.

In den Straßen der Stadt war zu ſo früher Morgenſtunde glücklicher Weiſe noch nicht viel Verkehr, und die Gen-

darmen, welche an der ganzen Haltung ihres Gefangenen wohl bemerkt hatten, daß es nicht in ſeiner Abſicht lag, irgend welche Seitenſprünge zu machen, hatten nichts dagegen, daß Erich auf dem Trottoir längs den Häuſern ging, während ſie in der Mitte der Straße ritten. Beim Betreten des Kaſernenhofes war allerdings ein großes Aufſehen nicht zu vermeiden; der Poſten unter dem Gewehr blickte erſchreckt auf, als ſehe er Geſpenſter, und einige Kanoniere, die an dem Brunnen beſchäftigt waren, eilten, ſo raſch es ihre Pantoffel und Waſſerkrüge erlaubten, die Treppe hinan, um die unerhörte Neuigkeit ſo ſchnell als möglich zu verbreiten.

Der Wachtmeiſter Pinckel, zu welchem nun Erich von dem Gendarmerie-Unterofficier geführt wurde, ſaß in ſeinem roth carrirten Schlafrocke behaglich beim Kaffee, und es fehlte nicht viel, ſo wäre der dicke Mann vor Alteration vom Stuhle gefallen. Ein Bombardier ſeiner Batterie des mörderiſchen Attentats auf einen Officier angeſchuldigt, ja, überführt, von Gendarmen eingebracht! — So etwas war noch niemals vorgekommen, und der Wachtmeiſter faßte in Verzweiflung rechts und links ſeinen großen Schnurrbart, als wolle er ſeinen Kopf und ſich ſelbſt gewaltſam aufrecht erhalten. War doch nach dem Berichte des Gendarmerie-Unterofficiers die Sache zu klar, als daß irgend ein Zweifel hätte obwalten können! Der Wachtmeiſter ſagte ſechsmal hinter einander: Gräßlich, gräßlich! — während er mit zitternder Hand über den Empfang des Verbrechers quittirte.

„Und nun, wiſſen Sie unglücklicher junger Menſch," ſagte der Wachtmeiſter Pinckel tief erſchüttert, „wohin Sie das führen wird? Zwanzig Jahre Ketten, das iſt ſo ſicher als der Weck

auf dem Laden!“ — Das Terzerol hatte der Gendarmerie-Unterofficier auf den Schreibtisch gelegt, ehe er das Zimmer verlassen, und der Wachtmeister Pinckel betrachtete das Mordinstrument mit scheuem Blicke, während er recht ungläubig lächelte bei der klaren und wahren Erzählung Erich's.

„Ja, das ist alles recht schön und gut,“ jammerte er alsdann, „aber das glaubt Ihnen ja Niemand!“

„Das wäre ja schrecklich, Herr Wachtmeister!“

„Freilich schrecklich — gräßlich, haarsträubend, entsetzlich!“

„So könnte man wirklich glauben, ich hätte diese That begangen?“

„Glauben? Nach so klaren Zeugenaussagen, wie der Gendarmerie-Unterofficier berichtet? Wahrhaftig, ich bedaure Sie, Freiberg, aber machen Sie sich auf das Allerschlimmste gefaßt!“ —

Im Stalle der Batterie, wo beinahe die ganze Mannschaft beim Putzen beschäftigt war, hatte sich die Nachricht, daß der Bombardier Freiberg durch Gendarmerie, und zwar geschlossen, eingeliefert worden sei, wie ein Lauffeuer verbreitet, und als bald nachher der Bombardier Schwarz von der Stallwache abgelöst wurde, um ebenfalls in Untersuchung und Arrest gebracht zu werden, blieb ihm sein Lieblingswort: „O, famos!“ — halb in der Kehle stecken.

Hauptmann von Manderfeld aber rieb sich bei der Meldung die Hände und sagte zu Wachtmeister Pinckel: „Ich hätte bei allem dem nicht gedacht, daß es ein so rasches und glänzendes Ende nehmen würde mit dem letzten Bombardier.“

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Reiſeplaudereien unangenehmer und angenehmer Art; von einem freundlichen Feinde verlaſſen, findet Blanda einen feindlichen Freund und wird ſchließlich von dieſem entführt.

Unterdeſſen rollte der bequeme Reiſewagen des Grafen Tagobert Seefeld auf der Chauſſee dahin und ließ raſch Station um Station hinter ſich; überall ſtanden die Pferde bereit und überall beeilten ſich die Poſtillone ſowohl beim Umſpannen als bei der Erzählung der unerhörten Begebenheit, beſonders nachdem ſie ſchüchterne Blicke in das finſtere Geſicht des Huſaren-Officiers geworfen, der ſich zuweilen beim Wechſeln der Pferde vorbeugte, um düſter in die langſam ſich erhellende Gegend zu ſchauen. Nur ſelten hatte einer dieſer Blicke ſeiner Nachbarin gegolten, welche, feſt in die andere Ecke geſchmiegt, faſt gänzlich bewegungslos verharrte und nur zuweilen durch ein kurzes, ſchmerzliches Aufſchluchzen ein Lebenszeichen von ſich gab.

Endlich aber war es hell genug geworden, um ihre bleichen, verſtörten Geſichtszüge deutlich erkennen zu können, ſo wie ein

eigenthümliches Zucken ihrer gefalteten Hände und ein fröſteln-des Erbeben ihres Körpers zu bemerken.

Bei dieſem Anblicke, der allerdings jammervoll und trau-rig genug war, verwandelte ſich langſam der düſtere Groll in den Zügen ihres Nachbars in einen wohlwollenderen Ausdruck und er fragte, freilich noch in ziemlich rauhem Tone: „Nun, Sie werden jetzt bemerkt haben, daß ich weder beabſichtige, Sie zu beißen, noch Ihnen ſonſt ein Leides zuzufügen; wäre auch bei meinem verwundeten Arme ſelbſt bei der ſchlimmſten Laune nicht zu dergleichen aufgelegt — es wäre in jeder Richtung klüger von Ihnen, irgend etwas mit mir zu reden und mir zu ſagen, wie Sie auf die verfluchte Idee kamen, mit jenem Men-ſchen davonzulaufen!“

Ein Schauer überflog Blanda's Körper und machte ihre bleichen Lippen erbeben.

„Frieren Sie vielleicht?“

„Ja,“ hauchte ſie leiſe.

Ein raſcher Zug an der Schnur, die rückwärts zur Diener-ſchaft ging, brachte den Wagen nach ein paar Minuten zum Halten, worauf der Kammerdiener von ſeinem Sitze herabflog und an den Schlag trat.

„Geben Sie meinen Pelz und Fußſack herein dort für das Fräulein und helfen Sie ihr, da ich ſelbſt dazu nicht im Stande bin.“

„O nein, ich danke Ihnen, ich habe ja meinen Plaid!“

„Aber ich will es ſo — raſch, François!“

Im nächſten Augenblicke erſchien der Kammerdiener an dem anderen Wagenſchlage, öffnete denſelben behutſam, und während der Lakai, der ebenfalls herbeigeeilt war, den Pelz des

Grafen hielt, bemühte ſich François mit der zarten Sorgfalt und Geſchicklichkeit eines vortrefflich geſchulten Tieners, Blanda's Füßchen in die warme Umhüllung zu bringen; doch blickte er dabei ſeinen Herrn mit einem fragenden Ausdrucke an.

„Was gibt's, François?"

„Das gnädige Fräulein müſſen tief ins Waſſer getreten ſein, und da weiß ich doch nicht, ob ..."

„O, ich bitte Sie, Herr Graf, laſſen Sie mich, wie ich bin!" flehte Blanda.

„Und ich bitte Sie ebenfalls," erwiederte dieſer in ſehr entſchiedenem Tone, „ſich nicht auf lächerliche Art zu zieren! Ich ſehe ganz genau, wie Sie der Froſt ſchüttelt, und wenn wir noch eine Stunde ſo dahinfahren, ſo habe ich eine Kranke an meiner Seite, und das will ich nicht — bei Gott, das will ich nicht!"

Das junge Mädchen fuhr zuſammen bei dem rauhen Tone, in dem er ſprach, und blickte ihn ſcheu von der Seite an. Was konnte ſie thun? Sie fühlte wohl, daß aller Widerſtand vergebens ſei.

„Schließ' deinen Schlag, François, und warte bis das Fräulein ihre naſſen Schuhe und Strümpfe ausgezogen und die Füße mit ihrem Plaid umwickelt hat!" — Das befahl Graf Seefeld wie Jemand, der überzeugt iſt, daß von allen Theilen ohne Widerrede gehorcht werde, und um dieſe Ueberzeugung noch zu verſchärfen, ließ er das Wagenfenſter an ſeiner Seite herab und lehnte ſich hinaus, um in die Gegend zu ſchauen.

„Sind Sie fertig?"

„Ja, Herr Graf."

„Es iſt von Ihnen ſehr klug, daß Sie gehorſam waren

— François, den Fußſack — ſo; nun decke den Pelz über das Fräulein und dann mache, daß wir weiterkommen! Sage auch dem Poſtillon mein Compliment, und er möge die Güte haben, den Aufenthalt wieder einzubringen!"

Dahin flog der Wagen mit erneuerter Schnelligkeit, und es ſchien, als ob es den Pferden ſelbſt darum zu thun wäre, dem Wunſch des Reiſenden nachzukommen und ſo bald als möglich den warmen Stall zu erreichen; denn jetzt, bei Sonnenaufgang, wurde es empfindlich kalt, und Dagobert Seefeld, der zuweilen einen flüchtigen Blick auf ſeine Nachbarin warf, bemerkte zu ſeinem Vergnügen, daß unter der warmen, ſchützenden Hülle auf den eben noch ſo verſtörten Zügen des jungen Mädchens ſich eine angenehme Ruhe, der ſichtliche Ausdruck von Wohlbehagen, gelagert hatte; ja, es zeigte ſich auf denſelben eine leichte, freundliche Röthe, vielleicht auch hervorgebracht durch den Reflex auf den Fenſterſcheiben der im Rücken der Fahrenden glühend aufſteigenden Sonnenſcheibe. Aber auch ihre Athemzüge hatten das Unruhige, Schluchzende verloren, und nachdem Blanda, aus einem leichten Halbſchlummer auffahrend, noch einmal haſtig, beinahe ſcheu um ſich geblickt, ſank ſie in einen tiefen Schlaf, wie ihre nun ganz regelmäßig ſanften und langen Athemzüge verkündeten.

Dagobert Seefeld hatte ſich feſt in ſeine Ecke gedrückt und betrachtete das ſchlummernde Mädchen mit großem Intereſſe. Noch nie war ihm die edle Form ihres Kopfes, die regelmäßige, gänzlich untadelhafte Schönheit ihrer Geſichtszüge ſo aufgefallen. Wie frei und prächtig war ihre breite, offene Stirn! Wie anmuthig ſenkten ſich die Augenlider mit den langen, ſeidenartigen Wimpern herab! Wie reizend geformt waren ihre leicht gebff-

neten Lippen, zwiſchen denen man die weißen Zähne hervorſchimmern ſah!

Er bedeckte mißmuthig ſeine Augen mit der Hand und konnte ſich eines unangenehmen bitteren Gefühls nicht erwehren, während er vorwurfsvoll zu ſich ſelber ſagte: Das habe ich wieder einmal recht dumm, recht tölpelhaft angegriffen — ſehen wir, was gut zu machen und was bei einer ganz entgegengeſetzten Behandlung zu erreichen iſt.

Dann kam eine neue Station, und als ſich François hier ſogleich am Schlage zeigte, legte Graf Seefeld mit einem ſtrengen Blicke den Zeigefinger auf den Mund, worauf das Umſpannen mit einer Ruhe vor ſich ging, als ſeien Poſtillone und Pferde nur Schattengeſtalten geweſen, eben ſo auf der nächſten Station, wogegen auf der übernächſten zuerſt eine lange Holzbrücke über einen Fluß zu paſſiren war und der Wagen alsdann in die engen Straßen eines kleinen Städtchens einfuhr, worauf bei dem erſten Klange der Hufeiſen auf dem Pflaſter Blanda die Augen aufſchlug und verwundert, erſchreckt um ſich blickte.

„Sie haben mehrere Stunden recht gut geſchlafen," ſagte der Huſaren-Officier in ruhigem, freundlichem Tone, „und befinden ſich, hoffe ich, beſſer?"

„O ja — aber...." ſagte ſie auffahrend und mit einem fragenden Blicke ängſtlich um ſich ſchauend.

„Beruhigen Sie ſich vollkommen; Sie ſehen, daß ich eigentlich doch kein Wehrwolf und auch kein Menſchenfreſſer bin, und wenn Sie die Güte haben wollen, bei ſich zu überlegen, daß ich Sie nach dem, was heute früh leider vorgefallen, doch nicht auf der Landſtraße laſſen konnte, ſo werden Sie

Januar gegen zehn Uhr ſämmtliche Glocken anfingen zu läuten, von allen Seiten Kanonendonner erſchallte, einzelne Infanteriemaſſen ausrückten und Pikets der berittenen Leibwache der Königin in vollem Trabe durch die Straßen raſſelten. Der Schloßplatz war mit einer unzähligen Menſchenmaſſe bedeckt, die, obgleich aufs höchſte geſpannt, ſchweigend oder leiſe murmelnd nach den Thoren des Palaſtes blickte. Endlich kam von dort Nachricht. Eine freudige Bewegung drang durch die Maſſe der zunächſt Stehenden, und der officielle Bericht: „La Reyna nuestra Senora ha dato á luz con toda felicidad una robusta Infanta á las diez y media del dia de hoy“ pflanzte ſich von Mund zu Mund fort, und rief ein Vivat auf die Königin hervor.

Alſo eine Infanta, eine Prinzeſſin — kein Kronprinz. Und die dreijährige Prinzeſſin von Aſturien blieb alſo vorderhand noch präſumtive Thronerbin. Die arme Neugeborne lebte indeſſen, wie bekannt, nicht lange, und man kann wohl ſagen, daß ſie an den Folgen der noch beſtehenden ſpaniſchen Etikette geſtorben. Dieſe beſagt nämlich, daß alle neugebornen königlichen Kinder vom Tage der Geburt an während drei Wochen in kein Bett gebracht werden dürfen, ſondern in Kiſſen eingehüllt Tag und Nacht auf dem Schooße der dienſtthuenden Kammerfrauen gehalten werden müſſen, welche in dieſem Dienſt natürlich häufig abwechſeln. Dieſe Verordnung, ein mildes warmes Wetter vorausſetzend, brachte der armen Infantin den Tod, weil der dießjährige Winter in Madrid ſo kalt war, daß die weiten und hohen Gemächer des königlichen Palaſtes nicht genugſam erwärmt werden konnten. Schon am zweiten Tage nach der Geburt fand man das Kind erkältet, und am dritten Morgens vernahm man die Nachricht von ſeinem Tode.

Begreiflicherweiſe hatten wir unter dieſen Verhältniſſen keine Gelegenheit, die Königin Iſabella zu ſehen. Ihr lebensgroßes Portrait in der Akademie der bildenden Künſte, das ſehr ähnlich ſein ſoll, ſtellt ſie dar als eine nicht ſehr große, aber dabei außerordentlich ſtarke Dame mit bleichem Geſicht und kleinen Augen. Doch hat ſie etwas Wohlwollendes und Aufgewecktes, gerade das

mir, wenn wir nachher weiterfahren, wohl ein paar Worte der Ueberlegung gönnen."

„O mein Gott — ja, es ist Entsetzliches vorgefallen, und wir sind recht, recht unglücklich geworden!"

„Sagen Sie nicht: wir," gab Dagobert Seefeld mißmuthig zur Antwort — „wer Böses säet, muß erwarten, daß Schlimmes aufgeht."

Warum wandte er die Augen rasch von ihr ab, als Blanda ihn nach diesen Worten mit einem traurigen Blicke betrachtete?

„Wenigstens jetzt hier lassen Sie diese Erinnerungen, die auch mir unangenehm genug sind — später, an einem andern Orte, ist vielleicht darüber zu reden. Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich Sie aufs rücksichtsvollste behandle, was allerdings, wie ich leider bekennen muß, nicht immer geschehen ist. Stellen Sie sich meinetwegen vor, wir seien ein paar feindliche Parteien, die einen Waffenstillstand geschlossen, aus welchem vielleicht nach glücklicher Uebereinkunft später ein dauernder Friede entstehen kann."

Sie sagte nichts darauf, blickte vielmehr mit düsterem, starrem Blicke vor sich nieder.

„Geben Sie wenigstens meinen Leuten," fuhr er in einem bitteren Tone fort, „nicht durch fortgesetzte allzu große Unfreundlichkeit Ursache zu weiteren unnöthigen Betrachtungen."

„Seien Sie überzeugt," erwiederte sie leise, „daß ich Ihnen für das Gute, welches Sie mir erzeigt, gewiß dankbar sein werde, aber — wäre es nicht auch für Sie angenehmer und besser, wenn Sie mich hier in dem Städtchen, das wir so eben

erreicht haben, meinem Schicksale überließen — o, ich flehe darum!"

„Nein," antwortete er kurz und barsch — „wozu auch? Hätten Sie vielleicht die thörichte Idee, zurückzukehren, um.... — Doch wozu das wieder erwähnen! Beantworten Sie mir lieber eine Frage offen und ehrlich: Sind wir hier nicht auf demselben Wege, den Sie beabsichtigten, mit dem Eilwagen zu verfolgen? — Ich vermuthe fast, ja, ich vermuthe noch mehr, ich denke, daß wir ein und dasselbe Reiseziel haben."

„Aber meines verändert sich vollkommen, wenn wir es gemeinschaftlich erreichen."

„Das hat was für sich," versetzte er mit einem kurzen Lächeln, „und wäre zu überlegen, wie denn überhaupt Manches zu überlegen und in Ordnung zu bringen wäre, wenn Sie mir ein wenig Vertrauen schenken wollten. — O, ich verstehe Ihren Blick, doch denken Sie an meinen Vorschlag, daß wir zwei feindliche Parteien sind, die aber Behufs Unterhandlungen einen Waffenstillstand geschlossen haben — bitte, denken Sie daran."

„Ich will thun, was mir möglich!" — Diese Worte rangen sich mit einem schmerzlichen Seufzer kaum hörbar aus ihrer Brust.

Damit hielt der Wagen, und der geschäftige François erschien am Schlage, um seinem Herrn zu melden, daß das befohlene Frühstück im Posthause bereit stehe.

„Ich will nicht aussteigen, mag auch den Leuten hier wegen meines Armes keine weitere Veranlassung zum Reden geben, ersuche dich überhaupt, dem Postillon zu sagen, daß wenn er seinem neuen Collegen Mittheilungen über jenen Vorfall schuldig zu sein glaubt, er sich auch von diesem für diese

Mühe das Trinkgeld ſoll bezahlen laſſen. Haſt du mich verſtanden?"

„Gewiß, Erlaucht, und habe das auf der letzten Station ſchon aus eigenem Antriebe beſorgt."

„Danke."

„So befehlen Erlaucht, daß das Frühſtück in Ihrem Wagen ſervirt wird?"

„Ja, etwas Weniges für mich, und was das Fräulein befiehlt" . . . .

„O, ich danke für Alles, Herr Graf!"

„Das Fräulein wird wohl ebenfalls eine Taſſe Thee wünſchen — alſo mach' hurtig, François!"

Raſch wurde das Verlangte gebracht, und auch Blanda konnte ſich ferner nicht weigern, von dem angenehm duftigen Thee, ſo wie einigen Zwieback zu nehmen, wobei ſie aber einen ſchüchternen Blick auf ihren Nachbar warf; nicht aus Furcht oder Verlegenheit, ſondern weil ſie ſah, wie ſchwer es ihm bei ſeinem verwundeten Arme wurde, die Taſſe zu halten, worauf das Mitgefühl ſie veranlaßte, ihm ihre Hülfe anzubieten. Er nahm das auch an, und als er ihr hierauf ſeinen Dank ſagte, klang der Ton ſeiner Stimme ernſt, ja, ehrerbietig.

Weiter rollte nun der Wagen, und während Blanda jetzt mit gefalteten Händen daſaß und mit trübem Blicke in die Gegend ſchaute — ſie hatte den Pelzüberwurf, der ihr zu warm geworden, von ihren Schultern herabgleiten laſſen —, lehnte ſich der Graf in ſeine Ecke zurück und ſchien augenblicklich einzuſchlafen, wenigſtens ſprachen dafür ſeine tiefen, regelmäßigen Athemzüge. Dann nahm Blanda, nachdem ſie einen forſchenden Blick auf den Schlafenden geworfen, ihr Hütchen ab und

ordnete ihr prächtiges, blondes Haar, zuweilen ſcheu auf die Seite blickend, aber beruhigt durch ſeine feſt geſchloſſenen Augenlider.

Und doch hatte er alle ihre Bewegungen belauſcht, und es war ein ſeltſam angenehmes Gefühl, welches ihn überſchlich, als er das ſchöne junge Mädchen ſo neben ſich ſitzen ſah in dem einfachen, faſt ärmlichen grauen Kleidchen, das aber, beſonders als ſie ihre Arme emporhob, um mit den feinen Fingern ihr volles Haar aufzuſtecken, ſo recht ihre ſchönen Formen zeigte. Doch hütete er ſich wohl, auch nur durch eine Bewegung, durch einen Blick ihr Vertrauen zu täuſchen; denn trotz des rückſichtsloſen Leichtſinnes, der ihn von jeher beherrſcht, fühlte er ſich mehr und mehr von einer ehrerbietigen Scheu gegen das junge Mädchen erfüllt, ja, er begriff es ſelbſt nicht, wie jetzt an ihrer Seite ſo ganz eigenthümliche Phantaſieen in ihm auftauchten, wie er es mit Einem Male für ein ganz beneidenswerthes Loos hielt, wenn dieſes ſchöne junge Weſen auf die natürlichſte und zugleich verſtändigſte Art neben ihm hätte ſitzen können. Er hatte immer noch Poeſie genug, um ſich das in ſeinen Folgen mit den glühendſten Farben auszumalen, und es kam ihm der Gedanke, wie glücklich er vielleicht ſeine könne, wenn ſie jetzt ihr edles, ſchönes Geſicht ihm freundlich zuwenden, vielleicht ihre Hand auf die ſeinige legen und ihm ein freundliches Wort zuflüſtern würde.

Daß aber dieß in Wirklichkeit ganz anders war, ließ ihn jetzt mit einem Seufzer aus ſeinem Scheinſchlafe auffahren. Trotzdem die Straße etwas aufwärts ſtieg, trabten die Pferde luſtig davon, waldbewachſenen, nicht mehr fernen Höhen entgegen.

„Das iſt für mich ſchon eine recht bekannte Umgebung,“ ſagte Dagobert Seefeld, „und dort vor uns, wo die Wälder anfangen, beginnt das Jagdrevier der Waldburg. Wir haben noch zwei Stationen, und ich muß geſtehen, daß wir nicht ſchlecht gefahren ſind — in zwei ſtarken Stunden habe ich mein Reiſeziel erreicht, und jetzt wäre es wohl nicht übel, Fräulein Blanda, wenn Sie mich mit Ihren Planen bekannt machten.“

Sie hatte dieſe Frage ſchon längſt erwartet und ſich nach reiflicher Erwägung entſchloſſen, ihm ohne Rückhalt den Zweck ihrer Reiſe mitzutheilen, wobei es ihr von Werth erſchien, in ſchlichten Worten von ihrer Vergangenheit zu reden. Konnte ſie auch anders, ohne daß es erſchien, als wolle ſie ihm abſichtlich Unwahres ſagen! War es nicht auch eine Fügung des Schickſals, daß gerade dieſer Mann es war, den ein allerdings ſchrecklicher Vorfall in ihren Weg geführt! Auch war die zarte, rückſichtsvolle Behandlung, die er gegen ſie angenommen, nicht ohne Eindruck auf ihr gutes, empfängliches Herz geblieben, und dann lag es ja ſchließlich auch mit in ſeiner Hand, das Loos des unglücklichen Erich, der ja allein um ihretwillen ſo elend geworden war, zu mildern, wenn nicht wieder ganz zum Guten zu wenden. Thränen hatte das arme Mädchen während der Nachtfahrt zur Genüge vergoſſen, und wenn jetzt, während ſie ſprach, ihre Augen heiß, trocken, unbewegt erſchienen, ſo waren ſie darin nur der Spiegel ihres Herzens, das ebenfalls nach dem erduldeten furchtbaren Schmerze nur noch theilnahmlos ſich zu bewegen ſchien, für die Außenwelt gleichgültig, krampfhaft umſchließend ein heiß geliebtes Bild, über deſſen Haupt Blitz und Donner in verſchiedener Geſtalt hinwegegangen war.

Von dem, was ſie ihm, wie oben ſchon erwähnt, in ſchlichten,

einfachen Worten erzählte, ſchien er Vieles zu wiſſen, auch über ihre Erlebniſſe in dem adeligen Stifte; denn er nickte zuweilen beiſtimmend mit dem Kopfe, ſagte auch wohl: „Ja, ja — und: Ich hörte davon —," auch wuchs mit allem, was ſie ſprach, ſein Intereſſe an ihrer Erzählung und an der Erzählerin, und zuletzt konnte er ſich des Ausrufes nicht enthalten: „Ach, wenn ich das alles vorher erlebt, vorher erfahren hätte! — Doch iſt darin noch viel wieder gut zu machen — wollen Sie mir vertrauen, Blanda?"

Sie ſah ihn zweifelnd an.

„Wagen Sie es immerhin," fuhr er einem Anfluge von Treuherzigkeit fort, den man höchſt ſelten an ihm gewahrte — „vergeſſen Sie alles, was geſchehen iſt, und laſſen Sie aus dem Waffenſtillſtande einen lang dauernden Frieden werden."

Da zuckte es ſchmerzlich über Blanda's Geſicht; ſie hob die gefalteten Hände empor und preßte ſie feſt gegen ihren Mund, um das Beben ihrer Lippen zu verbergen, konnte aber deßhalb doch nicht ihre Thränen unſichtbar machen, die nun raſch und heftig aus ihren Augen tropften: „Und er, der für mich ſo unglücklich geworden iſt!"

„Erinnern Sie mich in dieſem Augenblicke nicht daran," ſprach Graf Seefeld unmuthig, das kann vielleicht in zweiter und dritter Linie kommen; was Jener erduldet, muß er auf ſeine eigene Rechnung nehmen und iſt ſchon im voraus überreich bezahlt durch Ihre Theilnahme. Laſſen Sie uns ohne Bedingungen Frieden ſchließen; Sie müſſen mir doch das Zeugniß geben, daß ich mich heute gegen Sie benommen, wie — wie ein Bruder gegen ſeine Schweſter; leider darf ich

keinen anderen Vergleich wählen. Deßhalb reichen Sie mir Ihre Hand zur Verſöhnung."

„Und mit meinem heißeſten Danke," rief ſie, in lautes Weinen ausbrechend, „wenn Sie mir dabei eine Bedingung geſtatten!"

„Laſſen wir das für heute gut ſein," bat er dringender, ich bin ja kein Unmenſch und werde gewiß thun, was in meinen Kräften ſteht — alles, was ich kann, für einen freundlichen Blick aus Ihren ſchönen Augen, für das Glück, Ihre Hand in der meinen halten zu können — alſo Frieden, Blanda!"

„Ja — Frieden unter Bedingungen."

Dann mußte ſie es wohl geſchehen laſſen, daß er ihre Hand ergriff und ſich niederbeugte, um einen Kuß auf ihre zarten, feinen Finger zu drücken.

„Und nun laſſen Sie uns überlegen. — Ich weiß, daß meine Tante, die Gräfin Seefeld, ſehr gegen Sie eingenommen worden iſt, und es ſoll an mir nicht fehlen, dieſen böſen Eindruck zu verwiſchen; doch muß ich dabei ſehr klug und behutſam zu Werke gehen, um," ſetzte er mit einem bedeutſamen Lächeln hinzu, „nicht Alles zu verderben, denn die Frau Gräfin Seefeld und ich ſind nicht immer die beſten Freunde geweſen, wahrhaftig ohne meine Schuld! Mein Oheim, der Herr Chriſtian Kurt, wird ohne directe Nachkommen ſterben, weßhalb auf mich das Majorat des großen Vermögens übergeht und weßhalb böswillige Zwiſchenträger ſich bemühten, mich meiner Tante als ihren gefährlichſten Feind darzuſtellen. Ich kenne dieſe Zwiſchenträger wohl, bin aber leider noch obendrein gezwungen, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, bis .... — hier überflog ein häßlicher Schatten ſeine Züge. Ja, ich bin

ſogar gezwungen, mich dieſer Zwiſchenträger zu Ihren Gunſten zu bedienen."

„O nein, Herr Graf, nicht wegen meiner — meine Sache iſt ſo einfach und klar! — In meiner Abſicht liegt es ja nur, die Frau Gräfin von Seefeld zu überzeugen, daß ſie ihre Wohlthaten an keine Unwürdige verſchwendet; dann um eine kleine Auskunft zu bitten über meine arme Mutter. Weiter will ich nichts erreichen, nicht das Allergeringſte — Gott iſt mein Zeuge — um alsdann wieder ſpurlos zu verſchwinden."

„Um wieder ſpurlos zu verſchwinden?" ſagte er mit einem Lächeln und nachdem er, von Blanda unbemerkt, einen heißen Blick auf ſie geworfen. „Ueberlaſſen wir das der Zukunft und mir, zu überlegen, wie Ihre Sache am beſten anzugreifen iſt. Ihr Reiſeziel war Königsbronn, welches Städchen, eine kleine Stunde von der Waldburg entfernt, vor uns liegen wird, ſobald wir jene Höhe erreicht haben; gut, dort bleiben Sie, bis ich droben mein Terrain unterſucht habe und Ihnen Nachricht gebe."

Blanda hatte dagegen nichts einzuwenden, da es ja gerade ſo in dem Plane lag, den ſie mit Erich beſprochen, und da ſie hoffen durfte, deſſen bewährten Freund und Beſchützer, den Doctor Burbus, in Königsbronn zu ſehen und ſeinen Rath zu hören.

„Halten ſie mir indeſſen ein freundliches Andenken, Blanda," ſagte Dagobert Seefeld, „und vergeſſen Sie nicht, daß alle unangenehmen Erinnerungen ausgelöſcht ſein müſſen. Da wir uns aber Ihrem Ziele ſehr raſch nähern und Sie dort leider gezwungen ſind, meinen Wagen zu verlaſſen," fuhr er heiter fort, „ſo werde ich mit größter Discretion mich bemühen, einen

Blick in die Landſchaft zu werfen, um Ihre Toiletten-Geheimniſſe nicht zu ſtören, kann aber nicht umhin, Ihnen die Verſicherung zu geben, daß ich glücklich in dem Gedanken ſein werde, Sie an meiner Seite ſo beſchäftigt zu wiſſen."

Eine tiefe Röthe flog bei dieſen Worten über das Geſicht des armen, jungen Mädchens; doch als ſie ſah, wie ſich ihr Nachbar gänzlich aus dem Wagenſchlage lehnte, Umſchau in der Gegend haltend, da nahm ſie raſch ihr kleines Reiſetäſchchen hervor, um unter dem verhüllenden Reiſepelze ihren Anzug wieder zu vervollſtändigen.

Der Graf hatte unterdeſſen ſeinen Kammerdiener gefragt, ob er glaube, daß man von der Waldburg Relais für ihn nach Königsbronn geſchickt habe, was jener mit der Bemerkung verneinte, daß Seine Erlaucht ja ausdrücklich befohlen hätten, die Zeit ihrer Ankunft nicht anzugeben.

„Es iſt mir auch lieber ſo; ſage dem Poſtillon, er ſoll mir in Königsbronn keinen unnöthigen Lärm mit ſeinem Horn machen und mit dem Wagen in den Thorweg zur Poſt einfahren — das Fräulein will dort ausſteigen."

„Gut, Erlaucht."

„Darf ich jetzt wieder hereinkommen?" fragte er hierauf lachend und halb gegen Blanda gewendet.

„Gewiß, Herr Graf, und ich danke Ihnen herzlich."

„Vielleicht auch Ihrem Schutzengel, daß unſere gemeinſchaftliche Fahrt zu Ende iſt?" fuhr er fort, wobei ſich ſein Lächeln in einen ernſten, faſt trüben Ausdruck verwandelte.

„Warum ſollte ich das? Sie waren ſo gütig und freundlich gegen mich!"

„Alſo keine Rancune mehr — ehrlicher Friede!"

„Gewiß, und mit der herzlichſten, dankbarſten Erinnerung, wenn Sie nicht vergeſſen wollen, Herr Graf, daß Sie mir eine Bedingung zugeſtanden.“

„Mit Ihren Bedingungen, Blanda!“ Verbittern Sie mir doch dadurch nicht den letzten glücklichen Augenblick! Nun ja, ich will thun, was in meiner Macht ſteht — reichen Sie mir aber noch einmal Ihre kleine Hand zum Abſchiede — der Poſtillon da draußen rast doch, als ob er des Teufels wäre!“ rief er hierauf unmuthig, als beim Ueberfahren einer Brücke dicht vor dem Städtchen der Wagen einen Stoß erhielt, der ihn nöthigte, die Hand des jungen Mädchens früher loszulaſſen, als er wahrſcheinlich beabſichtigt. Dann raſſelte und dröhnte es durch die engen Straßen des Städtchens, und nach einigen Minuten fuhr der Poſtillon in vollem Laufe der Pferde unter den Thorbogen des Poſthofes, dort vor der Eingangsthür ins Gaſthaus ſo ſcharf parirend, daß er jedenfalls ein dreifaches Trinkgeld verdient hätte.

Da ſtand auch ſchon der Wirth, die Mütze ehrerbietig in der Hand, und verbeugte ſich aufs tiefſte vor Sr. Erlaucht.

„Sind ein paar der beſten Zimmer Ihres Hauſes unbeſetzt?“

„Unbeſetzt wohl, Erlaucht, aber für heute Abend beſtellt.“

„So bitte ich Sie, die Zimmer dieſer jungen Dame anzuweiſen und den Beſteller meinetwegen eine Treppe höher hinauf zu logiren.

„Ich will thun, was ich kann, Erlaucht, wenn ....“

„Bitte, kein Wenn und Aber; ich werde heute Mittag noch herüber reiten, um nachzuſehen, wie das Fräulein untergebracht

Gegentheil von ihrem Bildniß auf den Münzen, welche den Ausdruck des königlichen Geſichtes ſo unangenehm geben, daß es mich wundert, wie die betreffenden Künſtler es wagen konnten, einen ſolchen Kopf ſo tauſendfach zu vervielfältigen. Die Königin Chriſtine iſt immer noch eine ſchöne ſtattliche Frau, nicht ſo ſtark als ihre königliche Tochter und mit angenehmem Geſichtsausdruck.

Auf verſchiedene Art wetterleuchtete damals ſchon das Gewitter, welches jetzt ſo verheerend über Spanien hereingebrochen iſt, und das gewiß noch lange nicht ausgetobt hat. Brach doch ſchon zu Anfang des Jahres die Empörung des Regiments Cordova aus, und mit Kartätſchen niedergeſchmettert wurden für die gleiche Sache Offiziere und Soldaten, die man heute, gleich den Schaaren O'Donnells, als Befreier des Vaterlands gefeiert hätte. Sprach man doch in Andaluſien offen davon, es müſſe ein Ende gemacht werden mit der beſtehenden Regierung, und man könne keinen geſchicktern Zeitpunkt wählen, als den jetzigen, wo Franzoſen und Engländer vollauf im Orient beſchäftigt wären. Auch die Verhaftung mehrerer Generale deutete ſchon darauf hin, daß man Befürchtungen hegte und ſich unſicher fühlte. Auch hatte die Königin zu Anfang des Jahres einen Gaſt, den unglücklichen Herzog von Parma, welcher kurze Zeit nachher unter dem Dolche eines Meuchelmörders fiel, den die kleinen Blätter der Hauptſtadt auf alle Art anzufeinden nicht ermangelten, und dem der Clamor publico ein bezeichnendes Lebewohl zurief als er abreiste, wozu er ihm höhniſch Glück wünſchte.

Man hatte von Seite des Hofs übrigens damals nicht verfehlt, dem Herzog von Parma eine große Parade zu veranſtalten, gewiß in der Abſicht, um den Madridern eine impoſante Heeresmacht vor Augen zu ſtellen, über welche man verfügen zu können glaubte. Doch hatte man ſich auch dießmal wieder getäuſcht; das Heer ſchloß ſich, wie ſchon ſo oft, ohne große Schwierigkeiten der Staatsneuerung an. Die Erfahrung hat ſich beſtätigt, daß die ſpaniſche Regierung weniger als die irgend eines andern Landes auf ihre Truppen rechnen kann, und daß dieſe nur zu geneigt ſind

iſt — und hoffe," ſagte er leiſe zu Blanda, „daß Sie mich alsdann freundlich empfangen werden!"

Mit herzlichen Worten das bejahend, dankte ſie ihm nochmals für ſeine Güte und ließ ſich dann von dem Wirthe auf ihr Zimmer führen, wo ſie ans Fenſter trat, um ein paar Minuten ſpäter mit ſeltſamen Gefühlen dem davonrollenden Wagen nachzublicken, tief und ſchmerzlich erregt, wenn ſie daran dachte, wie furchtbar der Augenblick geweſen war, der ihrer Fahrt vorangegangen. War das alles nur ein beängſtigender Traum oder war es die entſetzliche Wirklichkeit? — Doch war an Letzterem nicht zu zweifeln, denn da ſtand ſie allein, in einem ihr unbekannten Hauſe einer fremden Stadt — dort lagen ihr Plaid und ihre kleine Reiſetaſche, und jetzt, ſo deutlich in der Erinnerung, tauchte wieder die entſetzliche Scene vor dem Poſthauſe in ihrer Seele auf, zugleich mit dem furchtbaren Gedanken, daß ſie Erich verloren, vielleicht für immer verloren habe.

Blanda warf ſich in die Ecke des Sopha's und verharrte dort lange, lange Zeit ſchweigend, träumend, ſich ſelbſt beſchwichtigend, um ſich gleich darauf wieder aufs heftigſte ſelbſt anzuklagen, daß ſie ſich von ihm hatte wegreißen laſſen, daß ſie es nicht verſucht, ihn mit ihren Armen, mit ihrer Bruſt vor einer ſchmachvollen Gefangenſchaft zu decken, — eine Anklage, von der ſie ſich indeſſen gleich darauf mit trübem Lächeln wieder losſprechen mußte, da das ja doch alles unmöglich geweſen wäre, und von der nach langem Sinnen und Denken als einziges Reſultat nur die traurige Gewißheit übrig blieb daß ſie ihn durch ihre Aufforderung, ſie zu begleiten, wahrſcheinlich ins tiefſte Unglück geſtürzt habe.

Und was nun weiter — was konnte ſie für ihn thun? — An ſich ſelbſt dachte ſie in dieſem Augenblicke nicht. — Was vermochte ſie zu ſeinen Gunſten zu wirken? — Durch den Grafen Seefeld ſchwerlich, durch die Gräfin noch weniger! — Ah, vielleicht durch jenen Freund Erich's, durch den Doctor Burbus! Und bei dieſem Gedanken ſah ſie einen Lichtſchein in dem traurigen Dunkel ihrer wirren Träume. — Ihn mußte ſie aufſuchen, um ihm alles zu erzählen, was mit Erich vorgefallen war.

Dieſer Vorſatz entriß ſie ihrem dumpfen Hinbrüten und führte ſie heſſend und muthig in die Gegenwart zurück. Sie nahm aus ihrem Reiſetäſchchen, was ſie brauchte, um ihre durch den langen und beſchwerlichen Weg von geſtern Nacht gänzlich ſchadhaft gewordenen Stiefelchen nothdürftig zu erſetzen, fühlte aber dabei jetzt erſt zu ihrem Schrecken, wie ſehr ſie die Länge ihrer Reiſe unterſchätzt und in welch unangenehme Lage ſie nun kommen mußte, da es ja dem armen Erich unmöglich geworden war, ihr das, was ſie an nothwendigen Dingen beſaß und vorläufig auf dem Jagdſchlößchen gelaſſen hatte, wie verabredet, heute noch nach Königsbronn nachzuſchicken. — Allerdings hatte ſie das Allernothwendigſte bei ſich, und als ſie, vor dem Spiegel ſtehend, ihr graues Kleidchen zurechtzog und glättete, auch mit größerer Sorgfalt als vorhin im Wagen ihr Haar aufſteckte, da beſchlich ſie ein Gedanke von beinahe hochmüthiger Gleichgültigkeit. Ihre feinen Lippen wölbten ſich trotzig, ihre Blicke erſchienen düſter und herausfordernd und ihr Bewußtſein wurde neu erhoben und geſtärkt von dem Gedanken, daß ſie ja nicht nothwendig habe, als demüthig Bittende zu erſcheinen, ſondern daß ſie nur gekommen ſei, um Gerech-

tigkeit zu verlangen, — für ſich und auch für Erich, den man ja gewaltſam in das Unrecht, wenn er wirklich eines begangen, hineingetrieben hatte.

Dieſer Gedanke für ihn, den Blanda ſolchergeſtalt hartnäckig feſthielt, gab ihr die völlige Sicherheit wieder, und ſie öffnete die Thüre ihres Zimmers, um Jemanden herbei zu rufen, bei dem ſie ſich nach dem Doctor Burbus erkundigen könne.

Da vernahm ſie, wie zwei Männer ſprechend die Treppe herauf ſtiegen, und um nicht für eine Lauſchende angeſehen zu werden, drückte ſie langſam die Thür bis auf einen kleinen Spalt wieder zu und hörte nun, wie der Eine mit einer ſehr tiefen, aber wohlklingenden Stimme ſagte:

„Theuerſter Wirth und Poſthalter, das iſt alles recht ſchön und gut, aber es gibt etwas im Leben, welches bürgerlicher Muth heißt, und dieſes Etwas hätte Sie veranlaſſen ſollen, Sr. Erlaucht dem Herrn Grafen Dagobert Seefeld zu ſagen, daß, wenn für Jemanden Zimmer beſtellt ſind, durch mich, den wohlbekannten Doctor Burbus ....“

„Doctor Burbus!“ hauchte Blanda.

„....ich nicht der Mann bin, der es ſo ruhig hinnimmt, wenn dieſe Zimmer, ſelbſt nur vorübergehend, durch junge Damen beſetzt werden, welche der Herr Graf zu ihrem erlauchtigen Vergnügen auf dero Reiſen mit ſich herumführt!“

Der Wirth murmelte etwas, welches das durch die letzten Worte auf das ſchmerzlichſte berührte junge Mädchen nicht verſtand, worauf der Andere erwiederte:

„Eh, vortrefflicher Poſthalter und Bärenwirth, ſo laſſen Sie das grimmige Thier auf Ihrem Wirthshausſchilde, das

Sinnbild von Muth und Kraft, herabnehmen und dafür ein zartes Lämmlein aufſetzen — ei was, Graf Seefeld, hier bei Ihnen heißt es auch, wie bei uns in der Mühle: Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt! Und nun zeigen Sie jener jungen Dame dann die anderen, ebenfalls vortrefflichen Zimmer; ich beſtehe auf meinem Rechte, da ich heute Abend mit dem Eilwagen auch eine junge Dame erwarte, die aber für mich den Werth einer Prinzeſſin von Geblüt hat!"

Der Bärenwirth zuckte mit den Achſeln und machte ein recht verlegenes Geſicht, als er nun vor der betreffenden Thür ſtand, den Finger gekrümmt, um anzuklopfen.

Doch überhob ihn Blanda dieſer Mühe, denn es däuchte ihr gut und richtig, die Thür weit zu öffnen und die Herren zu erſuchen, bei ihr einzutreten. Doch war der Bärenwirth klug und feige genug, dies nicht zu thun; er ließ vielmehr den Doctor vorauſchreiten und zog dann die Thür ſachte zu, worauf er ſich raſch davon machte, und Blanda ſah ſich hierauf einem alten Herrn gegenüber mit wohlwollenden Geſichtszügen, weißem, buſchigem Haare, deſſen kluge ſcharfe Augen ſie forſchend betrachteten, während ein vielbedeutendes Lächeln um ſeinen Mund ſpielte.

„Herr Doctor Burbus?" fragte das junge Mädchen, und dann erſuchte ſie ihn durch eine Handbewegung, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Und das wollte er denn auch ſchon thun, wobei er den Mund eigenthümlich ſpitzte, als ſei er im Begriffe, eine Melodie zu pfeifen; doch beſann er ſich eines Anderen und nahm raſch einen Stuhl, auf welchen er ſich, dem Sopha gegenüber, ſetzte, während das junge Mädchen ohne Weiteres ſich auf dieſes niederließ.

„Wie ich so eben, eigentlich unfreiwillig, vernommen," sagte Blanda, „so sind Sie gekommen, Herr Doctor, um den Wirth zu veranlassen, mir ein anderes Zimmer anzuweisen."

„Da Sie das gehört haben, so ersparen Sie mir die unangenehme Mühe der Wiederholung."

„Und werde Ihrem Wunsche sogleich Folge leisten."

„Das heißt, ganz nach Ihrer Bequemlichkeit; denn was ich zu diesem Wirthe sagte, galt eigentlich mehr dessen Rücksichtslosigkeit, Zimmer, die ich ausdrücklich bestellt hatte, so ohne Weiteres wegzugeben — ja, Mamsell, ich habe diese Zimmer bestellt für eine Dame, die ich in ein paar Stunden erwarte."

Blanda konnte sich eines leichten Lächelns nicht enthalten, welches aber auf den Doctor keinen angenehmen Eindruck hervorzubringen schien; er fuhr hastig mit der Hand durch sein dichtes, weißes Haar und meinte dann in gleichgültigem Tone:

„Sie werden durch diesen Wechsel nicht viel verlieren, und auch mir würden die anderen Zimmer den gleichen Dienst leisten, wenn ich es diesem Wirthe und — Anderen gegenüber nicht für nothwendig hielte, auf meinem Rechte zu bestehen, ja, ehrlich gesagt, wenn der Andere noch ein Anderer wäre, würde ich vielleicht diesen Schein der Unhöflichkeit nicht auf mich geladen haben."

„Das bedarf durchaus keiner Entschuldigung," erwiederte Blanda, indem sie aufstand und Miene machte, ihr Reisetäschchen zu ergreifen. „Sie erlauben mir aber wohl noch die Frage, ob es vielleicht außer Ihnen in hiesiger Gegend noch einen anderen Herrn Doctor Burbus giebt."

„Nicht, daß ich wüßte."

„Das ändert allerdings die Sache," sagte Blanda, wobei

ſie ſich zum großen Erſtaunen des Doctors wieder in ihre Sophaecke niederließ und dann mit einiger Maßen bewegter Stimme fortfuhr: „Wenn Sie der einzige Herr Doctor Burbus in hieſiger Gegend ſind und vielleicht jener Herr Doctor Burbus, der die Freundlichkeit hatte, ſich vor Jahren eines armen jungen Menſchen Namens Erich Freiberg anzunehmen, ſo habe ich vielleicht Urſache, dieſes Zimmer ſo raſch nicht wieder zu verlaſſen.“

Das Erſtaunen, die Ueberraſchung des alten Herrn wuchs bei dieſen Worten zuſehends, zeigte ſich aber nicht von angenehmer Art; vielmehr zog er ſeine buſchigen Augenbrauen finſter zuſammen und brach dann in die wenig erfreulichen Worte aus: „Ei, das wäre ja eine verfluchte Geſchichte — ah, Mamſell, oder mein Fräulein, das hätte mir dieſer Erich nicht anthun ſollen!“

„Und iſt alſo auch für mich genügend, um dieſes Zimmer ſogleich zu verlaſſen.“

Der Doctor war haſtig aufgeſprungen, hatte ſeine Hände auf dem Rücken zuſammengelegt und durchmaß kopfſchüttelnd das Zimmer mit großen Schritten, wobei er abgebrochene Sätze hören ließ, wie: „Das iſt denn doch zu ſtark — das hätte ich nimmer erwartet — ſo iſt er getäuſcht worden — ſo wurde ich getäuſcht!“

„Und am meiſten ich ſelber!“ ſagte Blanda in traurigem Tone.

Der Doctor blieb mit einem plötzlichen Rucke ſtehen. — „Oder Sie? Sie ſind doch keine Andere, als die vor einer Stunde nach nächtlicher Fahrt mit Sr. Erlaucht, von dem wohl-

bekannten Herrn Grafen Dagobert Seefeld hier abgeliefert wurde, ehe er nach der Waldburg weiter fuhr?“

„Ich verſtehe nicht ganz den Sinn ihrer Worte, aber was ich davon verſtehe, iſt genug, um mich mein unausſprechliches Unglück überſehen zu laſſen!“ — Sie preßte ihre Lippen auf einander, und in ihren Augen zuckte es ſchmerzlich.

Der Doctor betrachtete ſie raſch mit einem durchdringenden Blicke, und da er eben ſo gutmüthiger Natur als ein großer Menſchenkenner war, ſo mochte er in der rührenden Geſtalt des jungen Mädchens, in ihrer jetzt ſo hülfloſen Haltung, in dem Ausdrucke ihrer ſchwimmenden Augen etwas leſen, das er einer näheren Unterſuchung für werth hielt. Genug, er trat dicht vor ſie hin und ſagte mit einer Stimme, die nicht mehr ſo rauh klang, als ſo eben: „Ich bin Arzt, Fräulein, verſtehe mich auch ziemlich auf Seelenzuſtände, und wenn ich einem Kranken, der mich rufen läßt, helfen ſoll, ſo verlange ich, daß er mir ſeine Leiden von ihrer erſten Entſtehung an genau, offen und ehrlich ſchildert; dann verſchreibe ich ihm ein Recept oder ſage ihm eben ſo ehrlich: Freund, dir iſt nicht zu helfen.“

„Und ſo wollen Sie auch mich anhören?“

„Gewiß, und Ihnen auch eben ſo antworten durch Recept oder Achſelzucken.“

„Aber ich kann meine Erzählung nicht in die Zeit von zehn Minuten zuſammendrängen.“

„Zum Henker, das habe ich auch nicht verlangt! Und wenn Ihre Erzählung, wie ich hoffe, mich intereſſirt, beſonders in gewiſſen Beziehungen intereſſirt,“ ſagte der Doktor Burbus

mit Nachdruck, „ſo ſoll es mir gehen, wie dem Glücklichen, für welchen auch keine Stunde ſchlägt.“

Darauf hin dankte ihm Blanda herzlich und erzählte ihm alsdann einfach und beſcheiden, was ſie von ihrer Jugend wußte; doch ſchien dieß den Doktor nur von dem Augenblicke an zu intereſſiren, wo ſie von jenem Manövertage als Vorſpiel des Abends auf der Waldburg ſprach, wo ſie Erich's zum erſten Male erwähnte, deſſen Gefangenſchaft und Rettung ſowie auch von den nun folgenden Ereigniſſen ihres Lebens. Von der Krankheit ihrer Mutter auf der Waldburg und von dem Tode derſelben ſchien er allerdings ſchon Einiges erfahren zu haben, aber auch das, was er wußte, ſorgfältig mit der Erzählung Blanda's zu vergleichen und dabei zu einem befriedigenden Reſultate zu kommen. Er nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, er ließ einige Male „Hm, hm“ hören, ja, er verließ gleich darauf den Stuhl, auf dem er nicht allzu bequem geſeſſen, und ließ ſich neben dem jungen Mädchen auf dem Sopha nieder, ſie zuweilen ſo aufmerkſam betrachtend, als halte er es für nöthig, ihre kindlich reinen und dabei ſo edel ſchönen Züge wie eine Illuſtration ihrer Erzählung anzuſehen.

Für uns und den geneigten Leſer alles ſchon bekannte Dinge, die ihn aber mehr und mehr zu intereſſiren ſchienen, beſonders die Vorfälle in dem adeligen Damenſtifte, bei deren Schilderung er ein paar Mal herzlich lachte, dann aber ſehr ernſt wurde, als ſie von den Ereigniſſen auf dem Jagdſchlößchen berichtete und nun Erich's Perſon ſehr in den Vordergrund trat. Bei ihrem Entſchluſſe, das Jagdſchlößchen zu verlaſſen, nickte Doktor Burbus beiſtimmend mit dem Kopfe, und als ſie nun an die Schilderung ihrer geſtrigen Reiſeerlebniſſe

kam, rückte er in ihre Nähe und ſchien jedes Wort, ehe ſie es ausſprach, von ihren Lippen ableſen zu wollen. Seine Blicke verfinſterten ſich, er ſchüttelte heftig mit dem Kopfe, und als ſie nun des entſetzlichen Vorfalles auf der Poſtſtation erwähnte, wobei unbemerkt aus ihren weitgeöffneten, ſchönen, klaren Augen die Thränen wie Perlen herabrollten, da ſprang der Doktor von dem Sopha auf, fuhr ſich mit beiden Händen durch ſein buſchiges Haar und rief aus:

„Wenn es dieſer Herr Graf Dagobert Seefeld ſchier darauf angelegt hatte, daß ſo etwas erfolgen mußte, ſo iſt es doch eine ganz erſchütternde Wendung, die ich wahrhaftig nicht vorausgeſehen — armer Erich!“

„Und das iſt Alles,“ ſchloß Blanda, nachdem ſie noch erzählt, wie man ſie faſt mit Gewalt in den Wagen gehoben und wie ſie deßhalb mit dem Grafen Seefeld ſtatt mit dem Eilwagen hier angekommen ſei.

„Zum Henker, das iſt vollſtändig genug!“ rief der Doktor, im Zimmer auf und ab eilend; „Stoff für einen ganzen Roman, von dem aber vielleicht der Leſer ſagen würde: wie kann man ſo unglaubliches und verrücktes Zeug erfinden! In unſerer Zeit, bedenken Sie doch, Fräulein Blanda, in unſerer aufgeklärten und civiliſirten Zeit! Aber daß Sie mich ſo außer mir ſehen, muß Ihnen den beſten Beweis liefern, wie ſehr mich Ihre Erzählung aufgeregt, und da ſie mich aufgeregt, muß ich auch für die Wahrheit derſelben einen feierlichen Eid ablegen können, wozu ich denn auch — hol' mich der — jeden Augenblick erbötig bin — armes Kind!“

Er reichte ihr ſeine beiden Hände hin und zog ſie dann

ohne Weiteres von dem Sopha empor in ſeine Arme, um ſie herzlichſt auf die Stirn zu küſſen.

„Das iſt die Bekräftigung meines Schwurs, und jetzt kommt der Kriegsrath — was haben wir zuerſt zu thun und was zuletzt?“

„O, lieber Herr Doktor,“ ſagte Blanda, indem ſie ihre gefalteten Hände bittend emporhob — „was kann für Erich geſchehen, wie iſt ihm zu helfen?“

„Zweite Linie, mein Kind, zweite Linie oder gar dritte,“ antwortete der Doktor, nachdem er ſeine Hände auf dem Rücken zuſammengelegt, ſeinen Spazirgang wieder aufgenommen hatte und dann nicht nur den Mund zum Pfeifen ſpitzte, ſondern wirklich ein paar Töne pfiff, dies aber eben ſo raſch abbrach wie ſeinen Spazirgang und dann vor Blanda ſtehen bleibend, ſagte: „In erſter Linie der Berathung kommen Sie ſelbſt, ohne daß wir Erich aus den Augen verlieren; für Sie muß geſprochen und gehandelt und manches aufgedeckt werden, was noch keinen rechten Zuſammenhang hat — da fällt mir eben ein, Sie erzählten auch von einem Briefpaket, das Ihnen Erich übergeben und von dem er vermuthete, ſein Inhalt könne mit Ihrer Vergangenheit irgend einen Zuſammenhang haben; dieſe Papiere ſind doch nicht verloren gegangen oder mit Ihren übrigen Sachen auf dem Jagdſchlößchen zurückgeblieben?“

„Da Erich ſie mir zum Aufbewahren gegeben, ſo glaubte ich, ſie mit mir nehmen zu müſſen — hier ſind ſie.“

Sie nahm das Paket aus ihrem Reiſetäſchchen und reichte es dem Doktor, der es ein paar Secunden lang mit einem nachdenklichen Blicke in der Hand wog.

Vielleicht iſt das ſehr unnütze Geſchreibſel für uns, viel-

dem Beſtehenden Oppoſition zu machen. Mit Ferdinand VII. unternahm das Heer im Jahr 1815 die Revolution, welche die Verfaſſung umſtieß, und fünf Jahre ſpäter war es daſſelbe Heer, welches dieſelbe Verfaſſung wieder in Kraft ſetzte, um ſie 1823 von neuem im Stich zu laſſen. Und ſo haben die ſpaniſchen Truppen bis in das Jahr 1843 hinein jedesmal die Waffen geſtreckt, wenn es darauf ankam, die Verfaſſung des Landes gegen Gewalt zu vertheidigen, mochte dieſe Gewalt von oben oder von unten, oder ſogar vom Ausland kommen.

Dießmal war freilich die alte Verfaſſung unter Null herabgeſunken, und das Heer hat ſich erhoben um eine neuere, volksthümlichere zu unterſtützen. Vielleicht erleben wir es aber noch, daß ihm auch dieſe abermals unbequem wird, und daß, was das Bajonnet herbeigerufen, von dem Bajonnet wieder beſeitigt wird. Die Armee ſieht übrigens in ihrem jetzigen Zuſtand vortrefflich aus, ſie iſt zahlreicher als ſeit langen Jahren, zählt, glaube ich, in allem 120,000 Mann, iſt hübſch uniformirt und gut bewaffnet. Was ich von einzelnen Truppen ſah: die berittene Leibwache der Königin und deren Hellebardiere, dann Artillerie, Carabineros, Ulanen, Bergjäger zu Pferd, Infanterie, hat alles ein eben ſo gutes und properes Ausſehen, wie im franzöſiſchen Nachbarland; natürlich beſteht die Mannſchaft aus jungen Leuten, die ſich unter den Waffen hie und da noch unerfahren und unbeholfen zeigen, aber das iſt in mancher größern Armee ebenſo, und wenn man die afrikaniſchen Regimenter des franzöſiſchen Heers, und den größten Theil des heutigen öſterreichiſchen und ruſſiſchen Heers ausnimmt, ſo findet man ja auch im übrigen Europa wenig Soldaten von ächt kriegeriſchem Ausſehen. Was das Officiercorps anbelangt, ſo kann ich auch hier nur nach dem Aeußern urtheilen, dieſes aber läßt bei den Spaniern nichts zu wünſchen übrig; ihre Officiere ſind gut gekleidet, und machen durch Miene, Wuchs und Haltung einen durchaus günſtigen Eindruck. Sonderbar iſt das Beibehalten des Stocks als Zeichen des Befehlshabers, auch zu Pferd.

Wenn man die Spanier und den Charakter ihrer verſchie-

leicht aber werthvoll — jedenfalls aber werthvoll für einen Dritten," ſetzte er nach einer Pauſe, wie in tiefes Nachſinnen verſunken, hinzu — „für einen reſpectabeln Dritten, der mir einmal von dem räthſelhaften Verſchwinden eines Briefpakets, wie dieſes da, geſprochen; jedenfalls aber betrachte ich es für kein Verbrechen, ja, nicht einmal für eine Indiscretion, den Inhalt dieſer Papiere näher zu betrachten."

„Sie wollten, Herr Doctor...."

„Das Paket öffnen? Allerdings, da ich feſt überzeugt bin, daß es in der Abſicht des armen Erich lag, mir, dem Doktor Burbus, an den er Sie, mein Fräulein, gewieſen, aus dem Inhalte dieſer Papiere kein Geheimniß zu machen. Wer weiß," ſetzte er mit ungemeiner Wichtigkeit hinzu, „ob nicht Sachen darin ſind, die für Erichs Angelegenheit von großem Nutzen ſein können."

„Ja, wenn Sie das glauben, Herr Doktor!"

„Ich glaube daran," ſagte er mit komiſchem Ernſte, feſt und unverbrüchlich, wie an manches Andere, was minder glaubwürdig iſt. Damit Sie aber, mein theures Fräulein, an dem, was ich thun will, durchaus keinen Antheil haben, ſo bitte ich, ſich ruhig in Ihre Sophaecke niederzulaſſen und nicht einmal zu mir herüber zu ſchauen."

Nach dieſen Worten nahm er einen Stuhl, ſetzte ſich ans Fenſter und öffnete ohne Weiteres den Umſchlag des Papierpakets.

Blanda that, wie er befohlen, und warf keinen Blick hinüber, wozu wir aber keine Verpflichtung haben und deßhalb ſagen, daß der Inhalt des Pakets aus einer Menge vergilbter Papiere beſtand, welche hier und da mit ſorgfältig zuſammen-

gelegten Bogen von friſcherem und weißerem Papier untermiſcht waren. Der Doktor legte das ganze Paket behutſam vor ſich auf die Fenſterbank und begann von oben herab in den Briefen zu leſen.

Ach, die erſten waren von ſo altem Datum, daß er beim Durchſehen derſelben bedenklich mit dem Kopfe ſchüttelte; auch ſchien der Inhalt aller im Allgemeinen ziemlich der gleiche zu ſein. Dann kam der Leſer an einen friſcheren, größeren Papierbogen, und hier zogen ſich ſeine Augenbrauen ſchon aufmerkſamer in die Höhe; es mochten das vielleicht Bekenntniſſe irgend einer ſchönen Seele ſein, eine Art Tagebuch, das den Zuſammenhang bildete zwiſchen den Briefen, in denen ſich oft große Zeitlücken verfanden. Eine neue Folge dieſer Briefe blätterte der Doktor mit größerem Intereſſe durch, welches dann beim Durchleſen eines zweiten Papierbogens ſo zu wachſen ſchien, daß er ſich unwillkürlich ein paar Zoll von ſeinem Stuhle erhob, aber gleich darauf, ohne ſein Leſen zu unterbrechen, wieder niederließ. Beim Durchleſen des dritten Tagebuchblattes warf er zum erſten Male einen langen und ausdrucksvollen Blick nach Blanda hinüber, die das aber nicht bemerkte, weil ſie mit gefalteten Händen und niedergeſchlagenen Augen in der Sophaecke lehnte, offenbar mit den Erlebniſſen der vergangenen Nacht beſchäftigt.

Weitere Briefe glitten durch die Hand des Leſenden, der den Inhalt meiſtens nur flüchtig, immer aber mit großem Intereſſe betrachtete und jetzt beim nächſten Tagebuchblatte ſich raſch gegen Blanda umwandte und mit einem grinſenden Lächeln, welches er offenbar als Maske gebrauchte, um ſeine tiefe Be-

wegung zu verbergen, fragte: „Sagten Sie mir nicht, daß man Sie in dem adeligen Damenstifte Miß Price genannt?"

„Ja, Herr Doctor."

„O—o—o—oh, so war das wahrscheinlich der Name Ihres Vaters!"

„Leider weiß ich das nicht genau, aber es ist möglich."

„Sehr möglich — außerordentlich möglich," versetzte der Doctor gedankenlos, da er schon wieder im Lesen des nächsten Tagebuchsblattes vertieft war — „sehr möglich — wahrscheinlich — gewiß — o, Price ist ein sehr schöner Name!"

Obgleich Blanda diese Versicherung mit keiner Sylbe beantwortete, sondern nur eine leichte Bewegung auf dem Sopha machte, so schüttelte doch der Doctor eifrig seine rechte Hand gegen sie, als wolle er sie dringend ersuchen, ihn mit gar nichts zu unterbrechen, worauf er das letzte Tagebuchblatt zu Ende las, dann die Hand mit demselben auf das Knie sinken ließ, und dabei mit einem überaus heiteren Blicke an den Himmel hinauf schaute. Doch dauerte es nicht lange; dann griff er mit unruhigen Fingern nach einem in Papier gewickelten Gegenstande, welcher den Rest des Pakets bildete, nahm ihn aus seiner Umhüllung, brachte ihn vor die Augen und fuhr dann mit einem lauten, freudigen Ausrufe von seinem Stuhle empor.

Hatte ihn Blanda schon nach der Frage, die er vorhin gethan, erstaunt betrachtet, so wußte sie jetzt in der That nicht, was sie von dem Benehmen des alten Herrn zu halten habe; er hielt den Gegenstand, den er so eben besehen, vor sich hin, wobei ihn seine Augen bald betrachteten, bald mit der größten Aufmerksamkeit nach Blanda hinüber schweiften. Dann legte er ihn wieder sorgfältig auf das Briefpaket, drückte ein paar

Secunden lang ſeine Rechte auf die Stirn, wobei er laut zu ſich ſelber ſprach: „Soll ich, oder ſoll ich nicht? — Nein, ich ſoll nicht — nicht eher, als bis Alles im Klaren iſt! O himmliſche Güte, wer mir das vor einer Stunde geſagt hätte, als ich dieſem feigen Poſthalter und lammherzigen Bärenwirthe den verdienten Rüffel ertheilte — Gott iſt groß!“ — Dann packte er mit zitternden Händen die Papiere wieder raſch zuſammen, ſteckte ſie in die weite Taſche ſeines Ueberrockes, und vor Blanda hintretend, klopfte er mit den Fingern leicht auf die Stelle, wo ſich ſein Herz befand ſo wie die für ihn ſo wichtigen Papiere, und lächelte mit dem glückſeligen Geſichtsausdrucke eines Vaters, der es in der Freude ſeines Herzens nicht unterlaſſen kann, auf ein koſtbares Geſchenk, welches er bei ſich trägt, ſolchergeſtalt aufmerkſam zu machen. — „Alles gut — Alles gut und vortrefflich, Fräulein Blanda, und in den beſten Händen! Aber ſehen Sie mich um Gottes Willen mit Ihren ſchönen Augen nicht ſo fragend an, denn ich darf es Ihnen doch jetzt nicht ſagen, ſondern muß Alles auf natürliche Weiſe ſich abwickeln laſſen — aber es iſt ſchön — zum Schreien!“

„Auch für Erich, Herr Doctor?“

Dieſe paar Worte, welche das junge Mädchen mit ſo innigem Gefühle ausſprach, machten vielleicht gerade dadurch den Eindruck auf den Doctor Burbus, als werde er plötzlich mit kaltem Waſſer übergoſſen. — „Weiß Gott, an den habe ich gar nicht mehr gedacht!“

„So würde er keinen Antheil an dem Glücke haben können, das Sie mir eben prophezeit?“

„Schwerlich, ſchwerlich, um ehrlich zu antworten, wie ich immer zu thun pflege!“ rief der Doctor mit einem Geſichts-

ausdrucke, der dem jungen Mädchen deutlich ſagte, wie überzeugt, er von ſeinen Worten war. „Doch kann auch ihm vielleicht dadurch gewiſſer Maßen noch geholfen werden. Stellen Sie um des Himmels willen jetzt keine weitere Frage an mich, ich ſagte Ihnen vorhin ſchon, daß Erich's Schickſal erſt in zweiter oder dritter Linie kommen kann; aber vertrauen Sie mir, Fräulein Blanda, glauben Sie mir, daß ich ſeine Angelegenheit ſo in die Hand nehmen werde, als ſei er mein eigener Sohn! Aber nun raffen Sie Ihre Habſeligkeiten zuſammen und folgen mir getroſt!"

„Wohin denn, Herr Doctor?"

„Ei, nach der Waldburg — fürchten Sie nichts — dort kommt Graf Dagobert Seefeld auch erſt in zweiter oder dritter Linie! Ich führe Sie zur Gräfin, vielleicht auch zu dem alten Herrn Chriſtian Kurt, bei dem ich ſchon früher etwas galt. Kommen Sie, Fräulein Blanda, kommen Sie, mein Wagen hält drunten vor dem Hauſe!"

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Von Erſcheinungen, welche Herr Chriſtian Kurt am hellen Tage hatte, von Liedern verſchiedener Art und angenehmen Dingen, wie man ſie gern am Schluſſe eines Buches lieſt.

In Blanda lebten eigenthümliche Erinnerungen auf, als ſie, in dem leichten Jagdwagen des Doctors ſitzend, deſſen beide Pferde er ſelbſt lenkte, nun eine gute Strecke hinter Königsbronn von der breiten Chauſſee, die nach Zwingenberg führte, abbogen, um auf näheren Feld- und Waldwegen das Schloß des Grafen Seefeld zu erreichen; ja, ſie fand ſich hier wieder zurecht, obgleich ſchon manche Jahre zwiſchen heute und jenem Tage lagen, wo ſie dort in dem ziemlich ausgedehnten Thale vor dem Zelte des hohen Officiers als Wunderkind auf ihrer Kugel getanzt hatte, wo alsdann das Lager von den feindlichen Reitern überfallen worden und wo Erich es geweſen war, der ſich ihrer und der Anderen angenommen, der, ihre Ponies mit ſichrer Hand lenkend, ſie glücklich zu den Ihrigen zurückgebracht hatte.

Ja, dort rechts neben ihr lag die Ebene, während der leichte Wagen dahinrollte auf der gleichen Höhe, von der da-

mals die feindliche Artillerie ſo ſchrecklich herabgeſchoſſen hatte. Aber wie hatte ſich der Platz da unten verändert, wie lag heute die Fläche da, ſo einſam und ſtill, bedeckt mit üppig grünen Saaten, auf denen das Sonnenlicht ſpielte, während hoch oben in der Luft die Lerche unſichtbar ihre Lieder trillerte.

„Wir hätten auf der Straße weiter fahren können bis nahe bei Zwingenberg, wo ein breiterer Weg über mein Gut, die königsbronner Mühle, nach der Waldburg führt," ſagte der Doctor; „doch war mir meine Zeit heute zu koſtbar, um zu Hauſe anzuhalten. Auch haben wir hier einen kürzeren Weg, welcher jetzt, da es in der letzten Zeit nicht viel geregnet hat, ſehr gut zu fahren iſt, und dabei den Vortheil, ziemlich ungeſehen an die hintere Seite des Schloſſes zu gelangen, was heute für mich von Wichtigkeit iſt. — Erinnern Sie ſich noch etwas von der Waldburg?"

„O, ja," ſagte Blanda; „doch wenn ich, wie damals bei Nacht hinkäme, wo Alles ſo ſchön und prächtig erleuchtet war, würde ich mich vielleicht noch viel beſſer zurecht finden, denn alles, was ich dort geſehen und erlebt, ſteht als ziemlich düſteres Nachtbild vor meiner Seele — da iſt ein großer Hof in deſſen Mitte eine kleine Kirche ſteht, neben welcher ſich ein Durchgang befindet, der zu einer Reihe langer Gebäude führt."

„Ganz richtig; letzteres ſind Dienſtbotenwohnungen, Magazine, leere Räume."

„In einem der letzteren, das Gemach war rund, wie in einem Thurme gelegen, verbrachten wir die Nacht; ich unruhig und ſchlaflos, wenigſtens bis zu jener Stunde, wo Kolma den armen Erich aus ſeinem Gefängniß errettet hatte. Eigentlich war es Zaregg, der die Thür erbrach, während die gute Ticzka

den Grafen Dagobert Seefeld zurückhielt; das war in einem weiten Garten, der hinter den Gebäuden liegt, in welchem ſich weiße Marmorfiguren befanden und der bis an den Wald hinaufging — o, ich ſehe das noch ſo deutlich vor mir!"

„Ja, ja, ſo iſt es; dem armen Erich hätte es noch ſchlecht ergehen können, wenn er nicht durch Sie gerettet worden wäre. — Dann aber wurden Sie in den großen Saal geführt?" fragte der Doctor nach einer kleinen Pauſe.

„Wo es mir förmlich vor den Augen flimmerte, als wir aus der dunkeln Nacht in den Glanz der Hunderte von Lichtern traten, bei der wilden, rauſchenden Muſik und bei der lärmenden Fröhlichkeit aller der Officiere; doch habe ich davon nicht viel Einzelnes behalten, auch nicht, wie ich getanzt und meine Kunſtſtücke gemacht habe. Nur etwas Anderes iſt mir lebhaft in der Erinnerung geblieben, o, ſo lebhaft, wie wenig aus jener Zeit."

„Und was war das, Fräulein Blanda?"

„Als die Ticzka mit den Zigeunerinnen tanzte und die Herren alle außer ſich waren, wie immer, wenn ſie gut gelaunt war oder es der Mühe werth fand, ſich beſonders hervorzuthun, da verlor ich mich hinter dem Gedränge der Officiere in den weiten Saal hinein und betrachtete ſtaunend all den Glanz, der ihn erfüllte, die prächtigen Kronleuchter, die Vergoldungen, die Malereien, vor Allem den Tiſch mit ſeinen wundervollen Geſchirren. Kolma hat nachher mit mir gezankt, daß ich ſo ohne Weiteres alles das betrachtet; aber ich konnte damals nicht anders, ich fühlte durchaus keine Scheu oder Furcht, und es war mir gerade ſo zu Muthe, als ſei das für mich ſo ausgeſtellt, daß ich es anſehen könne. Deßhalb ging ich immer weiter und

kam zuletzt an einen großen Kamin, in dem ein gewaltiges Feuer loderte und neben dem man mit ſpaniſchen Wänden einen kleinen, behaglichen Winkel geſchaffen, wie für Jemanden, der in der großen Halle und doch wieder in derſelben für ſich allein oder mit Wenigen abgeſondert ſein wollte. Aufrichtig geſagt, da gefiel es mir am beſten, und die behagliche Gluth, die den brennenden, gewaltigen Holzklötzen entſtrömte, that mir wohl; nicht als ob ich gefroren hätte, ſondern ich dachte an meine arme Mutter, die jetzt draußen in dem runden Thurmgemache krank im Fieber lag und der ich ſo gern die Wärme dieſes Feuers gegönnt hätte. Dabei kam mir die Erinnerung an längſt vergangene Tage; aber aus dieſen Erinnerungen erſchien nichts vor meiner Seele, als ebenfalls die freundliche Gluth eines Kaminfeuers, vor welchem meine gute Mutter ſtand und unſer Nachteſſen kochte, während ſie leiſe vor ſich hin eine bekannte Melodie ſummte, mit der ſie mich häufig einſchläferte."

„Und was war das für eine Melodie?" fragte der Doctor, nachdenkend vor ſich hinblickend, wobei er wie unwillkürlich mit ſeiner Peitſche ſpielte und die Schnur durch leichte Schwingungen um den Stiel wickelte.

„Es war die Melodie des alten Liedes: ‚Marlborough s'en va-t-en guerre.'

„Ja ſo, das dachte ich mir."

„Und dieſe Melodie ſang ich unwillkürlich vor mich hin, erſchrack aber beinahe, als ich hinter mir mit einer leiſen, zitternden Stimme den Refrain: ‚Mironton, mironton, mirontaine,' wiederholen hörte. Raſch blickte ich mich um und ſah in einem Lehnſtuhle, der in der Ecke an der ſpaniſchen Wand ſtand, einen alten Mann ſitzen, der mich mit erſtaunten Blicken

betrachtete und dabei ſeine dünnen, blaſſen Lippen bewegte, als wiederhole er noch immer das ‚Mironton, mironton, mirontaine.‘ Da ſchlich ich mich langſam zurück und war froh, daß der alte Herr mit den ſtarren Augen mich nicht angerufen hatte.“

Der Doctor antwortete auf dieſe Erzählung keine Silbe, nickte aber mehrmals mit dem Kopfe und pfiff die gleiche Melodie vor ſich hin, während er ſeine Peitſchenſchnur wieder abwickelte und dann unter einem leichten Zungenſchlage die Flanke des Sattelpferdes ſanft damit berührte. Hatte man doch jetzt einen beſſeren Weg erreicht, und die Pferde trabten dahin, daß es eine Freude war.

„Was iſt denn das?“ fragte Blanda, nachdem ſie eine Waldecke umfahren und nun in kleiner Entfernung vor ſich aus den dichten, grünen Laubmaſſen einen rieſenhaften ſchneeweißen Waſſerſtrahl ſahen, der hoch über alle Gipfel der Bäume emporfuhr.

„Das iſt die große Fontaine aus dem Garten der Waldburg, und dort zwiſchen den uralten Buchen tritt das Dach des Schloſſes hervor; wir ſind ſogleich an Ort und Stelle, und wenn Sie die Güte haben wollten, Fräulein Blanda, für einen Augenblick die Zügel zu nehmen, ſo will ich das Verdeck des Wagens aufſchlagen; ich habe auch dazu meine guten Gründe.“

Das junge Mädchen nahm bereitwillig Zügel und Peitſche und faßte Beides ſo kunſtgerecht mit ihren kleinen Händen, daß der Doctor Burbus, nachdem er die Verdeckfedern vorgedrückt, mit einem außerordentlich beifälligen Lächeln auf ſeine ſchöne Nachbarin blickte.

„Ei, Sie führen das, wie etwas Wohlbekanntes!“

„Iſt auch nichts Neues für mich, Herr Doctor.“

„Reiten auch vielleicht?“

„O, gewiß!“

„Hm,“ ſagte er mit einem fröhlichen Lächeln, „ſo wäre auch Ihre Erziehung in dieſen edlen Künſten, ſo wie man es ſich nur wünſchen könnte; aber ſo leid es mir thut, muß ich Sie jetzt erſuchen, mir Zügel und Peitſche zurück zu geben und ſich feſt in die Ecke zu drücken — da ſind wir ſchon!“

Nur für einen Augenblick ſah Blanda die gewaltigen Maſſen des Schloſſes ſo wie Ihnen zur Seite den Thurm der Capelle hinter den grünen Laubmaſſen hoch emporragen, dann tauchten Pferde und Wagen in dieſe ein; noch ein paar Minuten lang ging es auf einem ſanft geſchlungenen, tiefſchattigen Wege aufwärts, dann hatten ſie die Waldburg auf der Rückſeite erreicht — ach, gerade an jenem runden Thurme, von dem das junge Mädchen vorhin geſprochen. Mit einem unausſprechlich wehmüthigen Gefühle drückte ſie ihre gefalteten Hände vor die Bruſt. Da war auch zu ihrer Rechten der große Garten mit ſeinen weißen Marmorfiguren, dort ſogar die Bank, vor der Kolma geſtanden; in der Ferne erhob ſich der dichte Wald durch den Erich damals geflohen war — aber bei allem Schmerze, der die Seele des jungen Mädchens erfüllte, bei aller zärtlichen Erinnerung an Erich und auch an Kolma erſchien ihr jetzt, wo Schloß und Garten in dem blendenden Tageslichte vor ihr lagen, wo das glänzende Sonnenlicht auf den prachtvollen Blumenbeeten ſtrahlte, wo es die Marmorfiguren goldig anhauchte, wo es auf den kleineren und größeren Fontainen, die man erblickte, Millionen von Brillanten hervorzauberte — erſchien ihr heute, jene Nacht wie ein unheimlicher Traum,

aus welchem erwacht ſie ſich faſt getröſtet fühlte beim Anblicke dieſer heiteren, lachenden Umgebung, die ſich, Glück verheißend vor ihren Blicken aufthat; ja, ſie vermochte es über ſich, jetzt mit einem milderen, weicheren Schmerze an den unglücklichen Erich zu denken, da ſie, ihre glänzenden Augen zu dem tiefblauen Himmel des herrlichen Frühlingstages erhebend, wie betend vor ſich hinflüſterte: „Ach, die Welt iſt zu ſchön, um nicht glücklich in ihr zu ſein, und der ſie erſchaffen, zu gerecht, um nicht auch für dich, mein armer, theurer Freund, zu ſorgen!“

Da rollte der leichte Wagen auch an jener Thür in dem langgeſtreckten Seitengebäude vorüber, wo Erich feſtgehalten worden war; doch hatte Blanda nicht die Zeit, aufs Neue ihren Träumereien nachzuhangen, denn der Doctor hielt jetzt ſeine raſchen Pferde an, und zwar am Fuße eines runden Thurmes, ähnlich dem anderen am Ende der Schloßgebäude, und da hier ſogleich ein Diener erſchien, ſo warf er dieſem die Zügel zu, faßte den Arm des jungen Mädchens und geleitete es eine breite und ſehr bequeme Wendeltreppe hinauf, welche ſich im Thurme befand und oben auf einen langen Corridor führte. Dicke Teppiche dämpften hier den Schritt der Gehenden, und während hohe Bogenfenſter zuweilen einen Blick auf den großen Garten erlaubten, waren die Zwiſchenräume ſo wie die gegenüberliegende Wand mit unzähligen Kupferſtichen, Jagddarſtellungen, abwechſelnd mit Rehkronen, verziert, während ſich oben eine faſt unabſehbare Reihe großer, ſtattlicher Hirſchgeweihe befand.

Jetzt erreichte Blanda mit ihrem Begleiter ein kleines Vorzimmer am Ende des Ganges und trat von dieſem in ein größeres Gemach, wo ſie der Doctor ſanft auf einen Sitz in

der tiefen Fenſterniſche führte und ſie bat, hier ſeine Zurückkunft zu erwarten.

Er blieb aber ſo lange aus, daß es Blanda in dem weiten Gemache beinahe unheimlich geworden wäre, wenn nicht gerade das Alleinſein hier und die tiefe Stille, welche ſie umgab, beruhigend, faſt erheiternd auf ihr Gemüth gewirkt hätte. Auch war der Blick von hier aus in die Landſchaft über alle Beſchreibung großartig und ſchön: im Vordergrunde dichter Wald, deſſen rieſige Buchen und Eichen ſanft einen Abhang hinabſtiegen, hinter dem ſich das Thal öffnete, um eine entzückende Fernſicht auf eine weite Ebene ſo wie auf fernliegende tiefblaue Berge zu bieten. — Waren dies vielleicht auch dieſelben, deren Ausläufer ſie geſtern Nacht mit Erich überſchritten?“ Sie wußte es nicht, ſandte aber dennoch träumeriſche Grüße der innigſten Liebe dorthin, die von der Kraft ihrer Gedanken getragen, wohl den Weg an ſein Herz zu finden vermochten.

„Das hat etwas lange gedauert,“ ſagte Doctor Burbus, mit lächelndem Geſichte näher tretend; „es war aber auch für mich keine Kleinigkeit, aus dem, was Sie mir heute Morgen ſo herzlich lieb erzählt, paſſende Bruchſtücke herauszunehmen und paſſend an einander zu reihen. Kommen Sie jetzt, Fräulein Blanda, die Gräfin Seefeld iſt begierig, Sie wiederzuſehen.“

Zwar nicht ängſtlich, aber doch mit klopfendem Herzen folgte das junge Mädchen durch eine Reihe großer und ſchöner Gemächer, alle ſo ſtill und feierlich, daß die langſame Bewegung der mächtigen Laubmaſſen hier und da vor den hohen Fenſtern ſchon eine angenehme Abwechslung bot; dann kamen ſie auf ein breites, prächtiges Veſtibul, in das eine rieſige, dop-

pelläufige Treppe mündete, und erſt nachdem ſie dieſen großen Vorplatz überſchritten, gelangten ſie zu den Gemächern der Gräfin Seefeld und zuletzt in das kleine Boudoir derſelben, mit hellen, freundlichen Wänden und zierlichen Möbeln, von einer einzigen koloſſalen Fenſterſcheibe erhellt, welche einen Blick auf die hoch emporſprühende Fontaine des beträchtlich tiefer liegenden Schloßparkes gewährte.

Dort, an dieſem Fenſter, ſtand Gräfin Iſabella, über deren immer noch auffallend ſchöne Züge die Jahre, welche zwiſchen jenem Manövertage und heute lagen, doch nicht ganz ſpurlos vorübergegangen waren — jene Jahre eines ſo einſamen und abgeſchloſſenen, um nicht zu ſagen, freudeloſen Lebens, allerdings in Glanz und Herrlichkeit, aber an der Seite des Herrn Chriſtian Kurt, wie wir ihn in früheren Capiteln dieſes Buches kennen gelernt haben. Die Gräfin hielt beim Eintritte Blanda's einen Gegenſtand in der Hand, den ſie aufmerkſam betrachtete, dann auf ein Tiſchchen an ihrer Seite legte und dem jungen Mädchen mit einem ſo unverkennbaren Ausdrucke von Wohlwollen, ja, von Liebe entgegen eilte, daß ſich die gewaltige Spannung in der Seele Blanda's in wohlthätige Thränen auflöſte, welche reichlich auf die Hände der ſchönen Frau floſſen; doch hob ihr dieſe den Kopf ſanft in die Höhe, küßte ſie auf die helle Stirn, auf die feinen Lippen und ſchloß ſie dann mit einer faſt mütterlichen Zärtlichkeit in ihre Arme.

Daneben, in einiger Entfernung ſtand der Doctor, rieb ſich die Hände und ſchnitt dabei ſo ſeltſame Grimaſſen, daß Gräfin Iſabella bei ſeinem Erblicken, trotzdem auch ihre Augen feucht geworden waren, doch den kleinen Blitz eines ganz leich-

ten Lächelns nicht unterdrücken konnte. Dann ſagte ſie zu ihm, indem ſie ihm die Hand reichte:

„Laſſen Sie jetzt Blanda bei mir und ſuchen Sie Ihren Freund und Collegen, den Doctor Herbert, auf; wie ich Ihnen ſchon vorher ſagte, lautete ſein Bericht heute Morgen ſo günſtig, daß das, was geſchehen ſoll, ſogleich geſchehen muß."

„Das iſt auch meine Anſicht, Frau Gräfin, und da ich in wichtigen Dingen von jeher ein Feind aller Zögerung war, ſo eile ich, Ihrem Befehle nachzukommen."

Doctor Burbus verließ raſch das Boudoir, um dann, durch die Gemächer eilend, die Treppe hinabzuſteigen und vor dem Schloſſe zu einem kleinen Nebengebäude zu gelangen, das in der lieblichen Geſtalt eines mit Schlingpflanzen dicht umwachſenen Cottage dicht an dem großen Garten lag. Hier war die Wohnung des jovialen Leibarztes Sr. Erlaucht des Herrn Grafen Chriſtian Kurt und der Doctor ſelbſt eben im Begriffe, den Sattel eines prachtvollen engliſchen Jagdpferdes zu verlaſſen, mit dem er eine Streiferei durch den thaufriſchen, herrlichen Frühlingsmorgen gemacht.

„Botaniſirt, he?" rief ihm Burbus ſchon von Weitem entgegen, worauf der Andere erwiederte:

„Allerdings, aber nicht in ſo ſchöner Geſellſchaft, wie Ihr, Collega; meint Ihr, ich hätte Euch vor einer Stunde in Eurem offenen Wagen nicht bemerkt, das Schloß ſachte umkreiſend? Ja, lieber Freund, mir und meinem guten Glaſe entgeht nichts!"

„Vortrefflich, wenn Ihr die junge Dame an meiner Seite bemerkt habt und Euch dadurch, was begreiflich iſt, für ſie intereſſirt; denn dieſer jungen Dame wegen," ſetzte der Doctor

Burbus dicht herantretend, hinzu, „wollen wir eine wichtige Berathung halten.“

„Doch keine Conſultation nach dem mediciniſchen Begriffe dieſes Wortes; dazu ſind wir Beide doch ein paar zu kluge und geſcheite Leute.“

„Gewiß, und haben Beide keine Luſt, uns wie jene Auguren heimlich lachend anzuſchauen.“

„So kommt mit mir hinauf, Collega, und nehmt an meinem frugalen Frühſtück Theil.“

„Nachher mit Vergnügen; vorher aber tretet mit mir dort in die ſchattige Linden-Allee und wählet Euch einen ſoliden Stamm als Stütze, damit Ihr nicht umfallt aus Erſtaunen über das, was ich Euch mitzutheilen habe.“

Nun brachte die geflügelte Erzählung des Doctors Burbus, wenn auch gerade nicht die eben befürchtete Wirkung auf den Doctor Herbert hervor, ſo doch eine ſolche, daß er zuerſt ſprachlos ſeinen Collegen anſtarrte, dann einen kleinen Freudenſprung that, wobei er zu gleicher Zeit mit den Fingern ein ſchallendes Schnippchen ſchlug und heiter lachend die Frage ſtellte: „Aber unſer junger Gönner, Graf Dagobert Seefeld?“

„Wird dadurch gerade nicht ſo außerordentlich berührt, daß es fühlbar für ihn iſt; das große Majorat bleibt ihm ja doch nach dem Tode des Herrn Chriſtian Kurt.“

„Aber die Waldburg,“ jubelte der Doctor, „die Waldburg, dieſe herrliche Beſitzung, dieſe Welt im Kleinen, gehört eben ſo wenig zum großen Majorat wie zum Witthum der Gräfin Iſabella! Der alte Herr hat das gegenüber ſeinen Erben, vielleicht auch gegenüber der Frau Gräfin, recht ſchlau einzurichten gewußt.“

„Und wie befindet er ſich heute Morgen?“

„Ganz leidlich, ja, außerordentlich gut, wie überhaupt ſeit jener Zeit, wo Ihr mir ins Gehege kamt, Collega, und die Liebe zu ſeinem beſten Freunde erſchüttert.“

„Zu ſeinem Bette?“

„Ja,“ rief Doctor Herbert lachend; „er hat mich nach ſeinem Frühſtücke zu einer Partie Billard commandirt, damit er ſich vor ſeiner Sieſta eine Bewegung mache — dabei könnt Ihr aſſiſtiren.“

„Vielleicht — und nach ſeiner Sieſta, wo er ſeine friſcheſte und auch beſtgelauneteſte Stunde hat, könnten wir ihn einen Blick in die Vergangenheit thun laſſen. Doch habe ich dabei Ein Bedenken: glaubt Ihr nicht, Collega, daß ihn dieſe plötzliche Entdeckung zu ſehr erſchüttern könnte?“

„Unbeſorgt; es iſt eigenthümlich, wie oft der alte Herr von einem ſeltſamen Vorfalle ſpricht, den ich Euch früher ſchon einmal erzählte, wo er vor Jahren zu jener luſtigen Manöverzeit während des Bankets in der großen Halle allein am Kamine ſaß, als in der Vorhalle das Zigeunervolk tanzte. Ich glaubte damals, Herr Chriſtian Kurt ſei eingenickt, obgleich er — mit vollem Rechte, wie ich durch Euch erfahren — das Gegentheil behauptete und mir die Verſicherung gab, er habe ein Weſen, das ihm in den Tagen ſeiner glücklichen Jugend das Theuerſte geweſen und auch ſtets das Theuerſte geblieben ſei, leibhaftig vor ſich geſehen, am Kamine ſtehend und jene Melodie ſingend, die heute noch beruhigender auf ihn wirkt, als Morphium, Narzin, Haſchiſch und ähnliche Teufeleien mit einander.“

„Mironton, mironton, mirontaine,“ ſagte der Doctor —

und er hatte ein liebliches Weſen, jener glücklichen Jugendzeit entſtammt, wirklich vor ſich geſehen."

„Und jetzt zu unſerem Frühſtück, für welches ich eine Flaſche extra beſtellen will!" rief Doktor Herbert luſtig, um gleich darauf, ſehr ernſt werdend, hinzuzuſetzen: „Alle Teufel, da fallen mir einige Konfidencen ein, die mir Graf Dagobert, ſeine geſtrige Nachtfahrt betreffend, gemacht!"

Burbus' Geſicht umdüſterte ſich, als er hierauf raſch fragte: „Und welcher Art waren dieſe Konfidencen?"

„An ſich ſehr unſchuldiger Art; er verſuchte es nicht einmal, mir gegenüber zu renommiren, was ihm auch bei ſeiner tiefen Wunde am Arme ſchlecht genug bekommen wäre. Doch fühlte ich aus ſeinen Reden heraus, daß jene junge Dame einen merkwürdigen Eindruck auf ihn gemacht haben muß."

„Wenn Ihr das Fräulein ſehet, werdet Ihr es ſehr begreiflich finden."

„Glaub's; aber wenn er darauf und auf Anderes hin die wahnſinnige Idee faßte, ſie heirathen zu wollen?"

„Das wäre allerdings das Schlimmſte, was ich mir denken könnte!" erwiederte Doctor Burbus in ſehr bekümmertem Tone.

„Na, kommt Zeit, kommt Rath; darin würde ſie auch ein Wort mitzureden haben, und wie Ihr mir das Fräulein geſchildert, ſcheint ſie keine Natur zu ſein, welche Luſt hat, Nachfolgerin zu werden in dem ſchon viel geplagten Herzen des edlen Grafen Dagobert. Vor der Hand und für einige Tage ſind wir ſeiner los; er liegt mit einem ziemlichen Wundfieber im Bette. Doch mußte ich gewaltſam in ihn hineinſprechen,

denn er hatte ſchon ein Pferd befohlen, um nach Königsbronn hinüber zu reiten."

„Ueberlaſſen wir das denn in Gottes Namen der Zukunft...."

„Und ſtärken wir uns in unſerem ſchönen Vorhaben durch eine kühle Flaſche Champagner," ſagte luſtig Doctor Herbert, als er mit ſeinem Freunde in das ſchattige Speiſezimmer des kleinen Hauſes trat. —

— — — — — —

Der Herr Graf Chriſtian Kurt, welcher, Dank den immer ſorgfältiger werdenden Bemühungen ſeines vortrefflichen Kammerdieners Ben, jetzt, wo er angezogen, friſirt und gemalt war, nicht viel älter ausſah, als vor einigen Jahren, hatte mit großem Behagen ein paar Partien Billard gegen den Doctor Herbert gewonnen und war in die fröhlichſte Laune gerathen, da dieſer, allerdings mit einiger Affectation, ſeinen Unmuth darüber nicht zu verbergen vermochte; auch hatte Graf Seefeld den Doctor Burbus, der dabei geweſen war, zum Zeugen aufgerufen, daß er Herbert gegenüber durchaus nicht vom Glücke begünſtigt geweſen ſei, ſondern Alles ſeiner Geſchicklichkeit zu verdanken habe, und dabei lachend geſagt: „Das ſchmerzt ihn ganz außerordentlich, wenn man ihm, eine ſeiner nobeln Paſſionen anbelangend, einmal ſcharf durch die Parade haut; ja, wenn es ſeine ſogenannte Wiſſenſchaft, die Medicin, betrifft, da nimmt er den Nachweis über einen faux pas allergnädigſt und leutſelig auf — drolliger Menſch, der Herbert! Na, behüt' Sie der Himmel, Doctor Burbus, hoffe, Sie bald wiederzuſehen!"

Hierauf trat Herr Chriſtian Kurt für ein paar Minuten an das breite Bogenfenſter, wo er faſt die gleiche Ausſicht hatte, wie ſie vorhin Blanda auf dem andern Flügel des Schloſſes be-

wundert. Dicht vor dem Fenſter, den Abhang hinunter rieſenhafte Buchen, deren Gipfel trotz ihrer enormen Höhe doch eben nur bis an das Fenſter reichten, einen herrlich grünen, angenehm duftenden, leicht hin und her wogenden Vordergrund bildend, über den hinaus man das langgeſtreckte Thal mit den ſchimmernden Schlangenwindungen des Fluſſes ſcheinbar bis zu den fernen, blauen Bergen ſah. Eine kurze Weile blickte der alte Graf Seefeld nachdenklich dort hinaus, dann verſenkte er ſeine träumeriſchen Blicke in das leiſe Gewoge der Blättermaſſen vor dem Fenſter, um hierauf mit einem Ausdrucke der Ermüdung, ja, einem leichten Gähnen nach dem Hintergrunde des Gemachs zu zu gehen, wo der Kammerdiener Ben ſchon neben einem äußerſt bequemen Lehnſtuhle ſtand, auf welchen Herr Chriſtian Kurt ſich nun niederließ und alsdann von dem vortrefflichſten aller Kammerdiener die Füße, nachdem dieſe auf einem niedrigen Schemel in eine bequeme Lage gebracht worden waren, bis zu den Knieen mit einer weichen, geſteppten ſeidenen Decke wohl verwahrt wurden.

„Iſt Renaud draußen?“

„Ja, wohl, Erlaucht.“

„So laß ihn für einen Augenblick herein kommen.“

Der Secretär, Herr Renaud, erſchien hierauf in ſeiner geräuſchloſen und doch ſo ſicheren Art, aufzutreten, mit behaglichem, ja, mildem Geſichtsausdrucke, wobei man keinen Zug bemerkte, der auch nur im entfernteſten hätte andeuten können, daß der Geſchäftsmann irgend etwas Wichtiges oder auch nur mehr als ganz Alltägliches vorzutragen gehabt hätte. Dazu wäre auch jetzt, kurz vor der Sieſta Sr. Erlaucht, der Zeitpunkt nicht gut gewählt geweſen; höchſtens konnte jetzt etwas

Um dieſe Verſchiedenheiten der Charaktere in kurzen Worten zu verdeutlichen, ſo iſt dem ſtolzen Caſtilianer, bei dem wir uns gerade befinden, immer noch etwas geblieben von dem feierlichen Hidalgo mit großem Degen und ſteif emporgewichstem Schnurrbart, wie er zu Zeiten des Don Quirote lebte, und wie wir ihn aus dem Gil Blas kennen, ſtolz auf ſein Haus und auf ſeinen Stammbaum. Die Arbeit iſt ihm eine Laſt, und ſobald ein caſtilianiſcher Eckenſteher keine Hand zur Arbeit rührt, wenn ihn nicht der Hunger treibt, ſo ſieht man den Gewerbsmann und den Bürger, namentlich draußen in den Dörfern, noch immer ſteif und aufrecht in braunem Mantel und ſpitzem Hut, und er wird ſich nur mit finſterer Miene herablaſſen, dem Fremden eine Dienſtleiſtung, für welche man ihn theuer bezahlen muß, zu verrichten.

Ganz anders iſt der Andaluſier: obgleich ebenfalls ein großer Freund vom Nichtsthun, iſt er dabei luſtig bis zur Ausgelaſſenheit, mittheilſam, witzig und voll von Späßen und Liedern, die er bereitwillig dem Fremden zum Beſten gibt. Er liebt zierliche Kleider, iſt durchdrungen von dem Gefühl ſeiner körperlichen Schönheit, liebenswürdig, zuvorkommend und ſich ſeiner Unwiderſtehlichkeit beim ſchönen Geſchlecht bewußt. Hier muß ich des Majo erwähnen, der, obgleich man ihn auch an andern Orten Spaniens findet, doch ächt andaluſiſch iſt. Ein wörtliche Ueberſetzung von Majo oder Maja gibt es gar nicht; doch werden dieſe Worte auch in der Bedeutung von ſchön, geputzt, gebraucht. — Ay, que majo estas, niña! Ei, wie haſt Du Dich geputzt, Mädchen! Der Majo erhält ſeinen Namen hauptſächlich durch die Kleidung, die er trägt, vestido de majo, auch vestida andaluz, und es gibt nichts Schöneres, als einen jungen, wohlgewachſenen Andaluſier im großen Majokoſtüm, einer kurzen Jacke von farbigem Sammt, mit ſeidenen Schnüren beſetzt, voll Stickereien und ſilbernen Troddeln und Knöpfen; ein buntes ſeidenes Tuch locker um den Hals geſchlungen, fällt vorn hinab, darf aber nicht das ſchneeweiße Hemd mit breiter Krauſe verdecken. Die engen Beinkleider, oft von Sammt, meiſtens aber von feinem Tuch, reichen

in Erinnerung gebracht werden, was Herr Chriſtian Kurt in ſeinen Gedanken behaglich weiter ausſpinnen konnte, um aus ſolchen Träumereien in einen wohlthuenden Schlaf überzugehen. Aus dieſem Grunde nur klang auch jetzt die Stimme des Herrn Renaud ganz anders, weicher, leiſer, als wenn er am Morgen vor dem Aufſtehen Sr. Erlaucht ſeinen großen, ſtreng geſchäftlichen Bericht zu machen hatte.

„Haben wir etwas Neues, mein lieber Renaud? Mit Dagobert ſoll es ja ganz leidlich gehen, wie mir Doctor Herbert ſagte; allerdings etwas Wundfieber, doch unbedeutend. Soll ſich recht pflegen und ausruhen, was ihm überhaupt bei ſolch fortgeſetztem Lebenswandel nicht ſchaden könnte — ja, die Jugend, die Jugend will nie verſtehen, daß ſie auf ſolche Art von dem koſtbarſten Capital, dem der Kraft und Geſundheit, zehrt, ſtatt ſich mit den reichlichen Zinſen, die eine kräftige Conſtitution bietet, zu begnügen! — Apropos, mein Lieber, ich bin ſehr begierig, recht bald etwas zu erfahren, wo er ſich ſeine Wunde am Arme geholt; Sie verſprachen mir darüber eine genaue und, wenn ich nicht irre, pikante Mittheilung.“

„Morgen hoffe ich, Ew. Erlaucht etwas darüber ſagen zu können.“

„Schön,“ ſagte Chriſtian Kurt ſchläfrig, „und was das Verhältniß anbelangt, welches er mit der Tochter meines alten Freundes Haller angeknüpft, ſo habe ich durchaus nichts dagegen einzuwenden — ſehr im Gegentheil, ich bin entzückt von dem Gedanken, die Tochter meines lieben Freundes als Nichte zu begrüßen!“

„Erlaucht werden mir verzeihen,“ antwortete Herr Renaud mit ſeinem mildeſten Lächeln, „die Gräfin Haller, um die es

ſich handelt, iſt doch wohl die Enkelin von dem Freunde Ew. Erlaucht, von Sr. Excellenz dem Herrn General Grafen Haller?"

„Sacre bleu, darin haben Sie recht! Teufel, man wird alt, lieber Renaud, man überſpringt da in Gedanken auf die leichtſinnigſte Art ganze Generationen und nimmt die Enkelin für die Tochter — die des alten Generals wäre allerdings eine zu reiſe Schönheit für Dagobert, aber die kleine Haller ſoll eine ſchöne Perſon ſein. Was ſagt man, Renaud?"

„Wollen mir Ew. Erlaucht einen etwas vulgären Ausdruck geſtatten?"

„Immer zu, unter vier Augen geſtatte ich Allerlei."

„Wie ich aus eigener Anſchauung weiß, iſt die Gräfin Clotilde von blendender Schönheit, aber wie ich aus zuverläſſiger Quelle erfuhr, ſoll ſie ein heftiger, wilder, eigenſinniger, ausgelaſſener Sprühteufel ſein."

„Sehr gut, mein lieber Renaud," antwortete Herr Chriſtian Kurt mit einem äußerſt behaglichen Geſichtsausdruck, „das iſt die richtige Miſchung für Dagobert; ſo eine Frau würde ein wahrer Segen für ihn ſein, die feſt auf ihrem eigenen Kopfe beharrt und ſich nicht unterkriegen läßt. Nach Ihrer Schilderung hat ſie was von ſo einer verteufelten Franzöſin an ſich. C, ich habe ſolche Weiber gekannt, die einem die Thür vor der Naſe zuſchließen und erſt aufmachen, nachdem man ſie auf den Knieen um Verzeihung gebeten! So eine wäre der richtige Kappzaum für unſeren guten Dagobert! Ich danke Ihnen für dieſe angenehme Mittheilung!"

„Mit dem Vermögen der Haller iſt es, wie Ew. Erlaucht wiſſen, nicht weit her."

„Schadet nichts, mein Lieber; auch ohne die Waldburg

mit ihrem coloſſalen Gütercomplexe erhält er ſpäter einmal mehr als genug — nur muß man dafür ſorgen," fuhr Herr Chriſtian Kurt fort, nachdem er eine längere Pauſe dazu benutzt, eifrig und herzlich in ſich hinein zu lachen, — „daß die arme kleine Perſon für alle Fälle ſicher geſtellt wird — glänzend ſicher geſtellt wird, und für alle erdenklichen Fälle — notiren Sie das genau, obgleich auch ich es gewiß nicht vergeſſen werde. Haben wir heute Jemanden bei Tiſche?"

„Ich glaube nicht, Erlaucht."

„Sagen Sie der Gräfin, es wäre mir lieb, wenn ſie den Doctor Burbus veranlaſſen könnte, da zu bleiben. Mein alter Freund hat in ſeinen derben Reden und geſcheiten Bemerkungen ſtets etwas Anregendes für mich."

Dann nickte Herr Chriſtian Kurt mit dem Kopfe, und Herr Renaud verſchwand ſo ohne jegliches Geräuſch, als wäre er durch irgend einen unſichtbaren Mechanismus oder wie ein Schatten dem Zimmer entſchwebt.

Die kleine Unterredung ſchien für den alten Grafen von einer behaglichen, recht beruhigenden Wirkung geweſen zu ſein. Ein freundliches Lächeln flog noch ein paar Mal über ſeine Züge, dann ließ er den Kopf auf die Bruſt ſinken und entſchlief, worauf Ben, der nur auf dieſen Augenblick gewartet hatte, einen grünen Vorhang, nicht weit vom Lehnſtuhle, ſanft herabgleiten ließ.

Ueber eine volle Stunde mochte Herr Chriſtian Kurt geſchlafen haben, und ſo tief und ruhig, daß kaum ein leichtes Traumbild an ſeiner Seele vorüber geglitten war; nur einmal, und zwar gegen das Ende ſeines Schlummers, war derſelbe von einer lieblichen Erinnerung unterbrochen worden, welche

wie die Melodie eines ihm bekannten und theuren Liedes vor ſeinem inneren Auge elfenhaft erſchienen war:

Mironton, mironton, mirontaine —

alte, ſüße, längſt verblichene Bilder hervorzaubernd.

Mironton — —

Aber mit welcher Kraft in Geſtalt und Farbe erſchienen ihm dieſe Bilder heute wieder einmal!

Mironton — —

Seltſam, er konnte aus dem Schlafe erwachen, die Augen öffnen, ohne das liebliche Bild, welches vor ſeiner Seele ſtand, zu verſcheuchen.

Mirontaine — —

Höchſt ſonderbar und eigenthümlich — oder war es kein Traum, was ihn in längſt vergangene Zeiten zurückgeführt hatte? Wachte er in der That, wenn er jetzt, die Augen weit und ſtarr geöffnet, vor ſich hinblickte und ſah, was er ſah — hörte, was er hörte?

Mironton, mironton, mirontaine.

Unmöglich — oder — ein leichter Schauer überflog ihn — hatte er vielleicht den Schlaf mit deſſen düſterem Zwillingsbruder vertauſcht — war er im Schlafe entſchlafen und wurde er nun wunderbar begnadigt durch jene himmliſche Erſcheinung — da, vor ihm am Fenſter lehnte die Geſtalt des Weſens, das er mit aller Gluth der Jugend geliebt — lehnte die feine, ſchlanke Geſtalt des einſt ſo geliebten Weibes — ja, ſie war es — ſie war es ſelbſt; nicht nur ihre unvergeßlich rührende Geſtalt, auch die lieblichen, edlen Züge, das dichte, blonde, lockige Haar — ihr ſeelenvolles Auge —

Und er träumte ja nicht mehr, auch war er nicht geſtor-

ben, denn er befand ſich ja in ſeinem Zimmer auf der Waldburg — rathlos, ſich nach Möglichkeit vergeblich zwingend, das Unmögliche zu glauben. Er preßte die Hände ein paar Secunden lang vor das Geſicht, fürchtend, er habe doch geträumt — aber als er wieder nach der lieblichen Erſcheinung blickte, ſtand dieſe nicht nur an derſelben Stelle, ſondern bewegte ſich — wandte ſich langſam um — bewegte ſich gegen ihn — ſie ſelbſt, ihr Gang, ihr Wuchs, die Haltung ihres ſchönen Körpers, ihr liebes, unvergeßliches Geſicht —

„Mary — o, meine Mary!“

Er ſtreckte ihr ſeine Arme entgegen, und wenn ihn auch ein leicht begreifliches Bangen durchzitterte, als ſie ihm nun näher und näher kam, ſo war es doch ein glückliches Bangen, ſo lag doch für ihn ein Gefühl unausſprechlicher Seligkeit in dem Gedanken, von dieſer lieblichen Erſcheinung berührt, das Ende ſeines langen Lebens zu erreichen. Wie freudig aber durchzuckte es ihn, als er nun fühlte, daß ſich lebenswarme Hände in die ſeinigen legten, daß ihn nach einem tiefen Athemzuge aus ihrer zarten, ſchwellenden Bruſt der lebendige Hauch ihres Mundes berührt, daß es ein körperhaftes Weſen ſei, welches nun neben ihm auf den Boden niederglitt, und ihn mit wohlbekannten, lieblichen Zügen, mit unvergeſſenen, ſchönen klaren Augen ſanft lächelnd anblickte.

„Mary, Mary, rede zu mir! Bedenke, daß die Freude mich tödten kann!“

„Ich heiße Blanda,“ ſagte das junge Mädchen mit einem Klange in der Stimme, der ihn erbeben machte — „ich heiße Blanda, nicht Mary, wie meine Mutter.“

„Und wer war deine Mutter?“ brachte er mühſam her-

vor. „War ſie es denn — ſie — o, unmöglich — ſage, wer war deine Mutter?“

„Sie nannten ſie Miſtreß Mary Price — damals, als ſie noch lebte.“

„O, Mary, Mary, meine Tochter Mary!“ rief der alte Mann, indem er ſeine zitternden Hände auf Blanda's Haupt legte und dazu gen Himmel ſchaute, wobei ſeine Züge einen unausſprechlich edlen Ausdruck annahmen, ſeine Augen wie in Verklärung leuchteten. — „O, Mary, ſo war ich deiner und meiner Tochter nahe, ohne ſie ſelbſt auffinden zu können, ſo ſollte ich nie begnadigt werden, deine und meine geliebte Tochter wiederzuſehen, um jetzt in den Zügen meiner Enkelin dein unvergeßliches Bild wiederzufinden!“

Raſch ſenkte er jetzt den Kopf auf Blanda nieder, und ſie empor an ſein Herz ziehend, ſagte er mit rührend ängſtlicher Stimme: „Niemand hat ein Recht auf dich, als nur ich allein — nicht wahr? Sage mir das — verſprich mir das — Niemand hat ein Recht, dich von mir zurückzuverlangen!“

„Niemand, Niemand; meine arme Mutter iſt todt, und auch mein Vater, den ich nie gekannt!“

„Es iſt beſſer ſo,“ ſagte er nach einem tiefen, ſchmerzlichen Athemzuge; das alles mußte vorüberziehen, untergehen, wie ein ſchweres, düſteres Gewölk, aus dem du, mein geliebtes Kind, nun wie ein heller Stern emporſtrahlſt — o, ein lieblicher Stern, ſanft und tröſtend, meine letzten Tage erhellend — Blanda iſt dein Name?“

„Blanda.“

„Und wie nennſt du mich?“ fragte er haſtig, dringend, während ſeine Augen eigenthümlich glänzten, indem er ihr die

blonden Locken aus der ſchönen Stirn ſtrich. „Wer bin ich dir, ich, der Vater deiner Mutter?“

„Mein Großvater, mein lieber Großvater!“

„Und ich will das ſein im vollſten und ſchönſten Umfange des Wortes!“ rief Herr Chriſtian Kurt mit glücklich ſtrahlenden Augen, indem er einen ſolchen Riß an der Klingelſchnur that, daß Ben, ganz gegen ſeine Gewohnheit, hörbar die Thür öffnete und eintrat. — „Sage meiner Frau,“ rief er dem Kammerdiener zu, „ich laſſe ſie bitten, einen Augenblick zu mir herüber zu kommen, denn ich fühle, daß es mir faſt unmöglich iſt, jetzt zu ihr zu gehen; es liegt mir ſeltſam ſchwer in allen Gliedern.“

„Ihre Erlaucht ſind nebenan in der Bibliothek mit dem Herrn Doctor Burbus.“

„Deſto beſſer, ſo bitte ſie, einzutreten.“

Die Gräfin Iſabella näherte ſich raſch dem Stuhle, auf dem Herr Chriſtian Kurt ſaß, und als ſie ſanft beide Hände Blanda's ergriff, ſie in ihre Arme zog und herzlich küßte, ſah man die Wahrheit ihrer Empfindung an dem unverkennbar glücklichen Ausdrucke ihres Geſichtes.

Der Doctor Burbus aber ſtand da mit gerunzelter Stirn, die buſchigen Augenbrauen finſter zuſammengezogen, wie er gern zu thun pflegte, wenn er fühlte und fürchtete, daß ihn die Rührung übermanne. Er hielt ein Paket Papiere in der rechten Hand und klopfte mit den Fingern der linken darauf, als ſei es noch beſonders nöthig, dadurch die Aufmerkſamkeit des Herrn Chriſtian Kurt auf ſeine Perſon zu lenken. Doch hatte ihn dieſer bereits in's Auge gefaßt und ſagte lachend:

„Sacre bleu, Doctor, in Ihrem Geſichte zeigt ſich wieder

einmal die ganze Widerhaarigkeit Ihres Charakters; ſtatt, wie wir Alle hier, Ben mit einbegriffen, vor Glückſeligkeit zu ſtrahlen oder mir zu Liebe eine Gavotte zu verſuchen, machen Sie ein Geſicht, daß man ſich vor Ihnen fürchten ſollte — was gibt's denn?"

„Geſchäfte, Herr Graf," antwortete der Andere barſch und mit rauhem Tone, „und ich würde es mir als eine Gnade ausbitten, wenn Sie trotz alledem und alledem ein paar Minuten für mich übrig hätten."

„Geſchäfte — jetzt? Doctor, gehen Sie zum Henker mit Ihren Geſchäften, oder meinetwegen zu Renaud, und laſſen mich ungeſchoren — ich will ja alles bewilligen, was Sie wollen! Brauchen Sie Geld für eine neue Schule, für eine baufällige Kirche oder für ein Kinderſpital? Recht gern, ſo viel Sie wollen, je mehr, deſto beſſer; aber Geſchäfte — mit mir jetzt!" ſetzte er mit einem innigen Blicke auf Blanda hinzu.

„Aber Geſchäfte, die gerade Sie — betreffen; wenn wir uns auch alle überglücklich fühlen, daß die Stimme des Blutes ſo rückhaltlos und wahr geſprochen, ſo bringe ich doch auch noch andere Beweiſe."

„Er läßt mich nicht los," klagte Herr Chriſtian Kurt — „nun denn, ich gebe Ihnen fünf Minuten!"

„Braucht nicht ſo lange," erwiederte der Doctor rauh, nachdem Gräfin Iſabella mit Blanda an das Fenſter getreten war und dort ihre Arme um das ſchöne Mädchen ſchlingend, in die von der Abendſonne herrlich beleuchtete Gegend hinausblickte. „— Dies iſt das Paket, Herr Graf, welches vor Jahren auf ſo unbegreifliche Art verloren ging; fragen Sie mich aber nicht, wie und auf welche Art es in meine Hände gelangte. Auch

werden Sie wohl jetzt keine Luſt haben, ſämmtliche Papiere und Tagebuchblätter durchzuleſen?"

„Nein, nein, aber das Bild anſchauen will ich — hier iſt es; haben Sie je eine größere Aehnlichkeit geſehen?"

„Nein!" ſagte der Doctor barſch.

„Dieſelben ſüßen, ſeelenvollen Augen, nicht wahr?"

„Ja," erwiederte Burbus noch barſcher.

„Und die edle Form des Kopfes, die feinen Lippen — iſt da ein Zweifel möglich?"

„Nein, nein, tauſendmal nein!" rief der Andere rauher und barſcher wie er bisher geſprochen.

„Sie bezeigen Ihre Freude in einem ſeltſamen Tone, oder — o, Sie alter Heuchler!"

Herr Chriſtian Kurt ſprach, aufblickend, dieſe letzten Worte mit einem ſo unverkennbaren Schluchzen, von dem man nicht wußte, ob es ihm die Freude ſeines Herzens auspreßte, oder ob er dazu verleitet wurde durch die dicken Thränentropfen, welche trotz des grimmigen Geſichtsausdruckes über die Wangen des Doctors Burbus herabfloſſen. —

Das war ein Ereigniß auf der ſonſt ſo ſtillen und beziehungsweiſe ereignißloſen Waldburg, — ein Ereigniß, das, ſo wollte es Herr Chriſtian Kurt, ſämmtlichen Bewohnern des Schloſſes auf die officiellſte Weiſe kund gethan wurde, allerdings mit einigen Modificationen für die verſchiedenen Schichten dieſer Bewohner, und während man in dem vertraulichen Kreiſe der gräflichen Familie ſelbſt dem glücklichen Zufalle ſein Recht angedeihen ließ, wußte man in den unteren Regionen ganz genau, daß das gnädige Fräulein ſich ſchon ſeit Jahren als ſolches, als Enkelin des Herrn Chriſtian Kurt, als eine der reichſten

Erbinnen des Landes in dem adeligen Damenstifte der Residenz befunden hatte.

Und wie waren Alle, auch die letztgenannten unteren Regionen, mit dieser neuen Herrin zufrieden! War es doch, als sei hier eine neue Sonne aufgegangen, die merkwürdig belebend auf den alten Grafen Seefeld einwirkte, die das Herz der Gräfin Isabella mit einer innigen mütterlichen Zärtlichkeit für Blanda erwärmte, die sogar den allvermögenden Herrn Renaud förmlich in den Schatten stellte und welche in den stillen Räumen des Schlosses überall ein neues, heiteres Leben aufblühen ließ.

Besonders befand sich das Stall-Departement in einer fieberhaften Aufregung, da Herr Christian Kurt selbst, oder auch zuweilen die Gräfin oder Doctor Burbus halbe Tage unterwegs waren, um Blanda mit der prachtvollen Umgebung der Waldburg bekannt zu machen. Dabei waren Alle entzückt und begeistert von dem Verstande und der Liebenswürdigkeit Blanda's, deren Erziehung auch in Wissenschaften und Sprachkenntnissen eine vollendete genannt werden konnte, worauf die Gräfin Isabella sehr viel gab; Herr Christian Kurt etwas weniger, welcher aber in den nächsten Tagen um so entzückter war, als die schöne Blanda seinen Wagen auf einem der schönsten Reitpferde der Gräfin Isabella begleitete und sich dabei als eine vollendete Reiterin zeigte.

Ja, der Stallmeister Seiner Erlaucht, ein alter, mürrischer Herr, war bis auf diesen Augenblick mit Beweisen seiner vollkommensten Hochachtung etwas zurückhaltend gewesen; heute aber, als er sah, wie das gnädige Fräulein im Sattel saß, wie sie die Zügel führte, wie sie auf dem nicht ganz leicht zu

bis an die Kniee; um den Leib hat er die Faja, einen Gürtel von rother Seide, der mehrmals umgewickelt wird, und deſſen Ende als Geldbeutel dient, und den man einſchiebt; er hat feine weiße Strümpfe, niedere Schuhe und Kamaſchen von hellbraunem Leder mit Stickereien und mit langen herabhängenden Schnüren verziert, vermittelſt welcher die Kamaſchen oben und unten ſo geſchloſſen werden, daß Strumpf und Wade ſichtbar bleiben. Die Redecilla, ſo hieß das grüne Netz, in welches früher die Haare eingebunden wurden, iſt in Spanien faſt ganz abgekommen; aber nicht allein die Kleidung macht den Majo, er muß ein vortrefflicher Reiter ſein, er muß eben ſo gut mit dem Gewehr als mit der Navaja und dem Puñal umgehen können. Die größten Stierkämpfer Spaniens waren Andaluſier, und ein ächter Majo, ohne ſelbſt Torero zu ſein, muß ſich doch auf der Plaza de Toros zeigen können. Daß er ſeinen Fandango kennen muß, verſteht ſich von ſelbſt; er muß aber auch die Guitarre fertig ſpielen, und alle bekannte Lieder auswendig wiſſen. Der Majo iſt natürlicher Weiſe verliebter Natur, aber er darf nicht den Schmachtenden ſpielen, und wenn er auch durch Freigebigkeit bis zur Verſchwendung ſeine Geliebte erfreut, ſo darf er doch ſonſt durch allzugroße Nachgibigkeit ſeiner Würde nicht zu viel vergeben. Geiz ſoll er nicht kennen, eben ſo wenig Trunkenheit oder Weichlichkeit. Da er die Rache für Beleidigungen ſelbſt übernimmt, ſo ſteht er meiſtens mit den Dienern der Gerechtigkeit auf einem ſehr ſchlechten Fuße, weßhalb es auch wohl kommen mag, daß Majo noch die Nebenbedeutung eines Raufboldes hat. Alles in Allem genommen, würde man anderswo von einem Majo ſagen: Ein guter Kerl, aber mauvais sujet. Majos gibt es unter allen Ständen, und wie früher die meiſten Räuber, ſo gehören noch jetzt Contrebandiſten und Stierfechter zu ihnen. Die Maja iſt das würdige Ebenbild des Majo: heißblütig und verliebt, jammert ſie nicht über eine Untreue, die man an ihr begangen, ſondern weiß ſich mit dem Dolche ſelbſt zu rächen.

Im Allgemeinen iſt der Andaluſier, wenn er auch Lanze

reitenden, edlen Pferde der Frau Gräfin zum Schloßhofe hinausſprengte, da machte er den Hut in der Hand drei tiefe Bücklinge.

Graf Dagobert Seefeld hatte ſich auf die klügſte Art in die neue Veränderung gefunden; ſeine Wunde hatte ihm während einiger Tage vollkommen Zeit gelaſſen, über ſein zukünftiges Betragen nachzudenken, und als er zum erſten Male der ſchönen Couſine ſeinen Glückwunſch darbrachte, wobei er hervorhob, daß ſich eigentlich das gräflich Seefeld'ſche Haus ſo wie er ſelbſt nur zu gratuliren habe, that er das wohl in der ehrerbietigſten Form, jedoch nicht, ohne, allerdings auf ſehr zarte Art, in verwandtſchaftlicher Vertraulichkeit und heiter lächelnd früherer Tage zu gedenken, wobei er ſich bei Vorfällen, die er zu vergeſſen wünſchte, mit der Stimme des Blutes zu entſchuldigen verſuchte. Blanda war gewandt und unbefangen genug, darüber ebenfalls lächelnd hinwegzugehen, wobei ſie es bei ähnlichen Gelegenheiten ganz vortrefflich verſtand, den Vetter Dagobert in jeder Hinſicht von ſich ab in den gehörigen Schranken zu halten.

Was ihr alles durch die zärtliche Liebe des Großvaters zu Theil wurde, nahm ſie mit innigſtem Danke auf und erwiederte es durch Anhänglichkeit und herzliche Liebe gegen Herrn Chriſtian Kurt, ſo wie Gräfin Iſabella. Der alte Graf hatte kein Hehl daraus gemacht, daß er in den nächſten Tagen Beſtimmungen treffen werde, um die Waldburg mit den dazu gehörigen Gütern als Erbe ſeiner Enkelin zu erklären, wogegen weder Gräfin Iſabella noch Graf Dagobert etwas einwenden konnten oder wollten. Als aber bei den Berathungen über dieſen Punct Herr Chriſtian Kurt im Beiſein Blanda's von

ſeinem Entſchluſſe ſprach, der Enkelin ſtatt des Namens, der für ihn immer einen unangenehmen Klang gehabt, den des altadeligen Hauſes der Grafen Seefeld-Waldburg beilegen zu laſſen, bat das junge Mädchen ſchüchtern, aber beſtimmt, ihr nicht auf dieſe Art das einzige Erbtheil zu rauben, was ſie ihrer armen Mutter zu verdanken habe, eine Bitte, und ſo rührend vorgebracht, die dem alten Grafen Seefeld zu Herzen ging und ihn veranlaßte, dieſe Angelegenheit wenigſtens vorläufig oder doch in Blandas Gegenwart fallen zu laſſen.

Wenn Gräfin Blanda, wie ſie trotzdem vom ganzen Hauſe genannt wurde, ſich auch in Kurzem hier heimiſch fühlte, wenn es ſie auch glücklich machte, ſowohl von Gräfin Iſabella, beſonders von Herrn Chriſtian Kurt mit Zärtlichkeit und Liebe behandelt zu werden, und wenn ſie zum Danke dafür meiſtens ein heiteres und glückliches Geſicht zeigte, ſo gab es doch auch wieder Stunden des Alleinſeins für ſie, wo man hätte ſehen können, daß der Ausdruck von Glück und Zufriedenheit auf ihrem ſchönen Geſichte häufig nur eine Maske war, hinter der ſich ernſte, traurige Gedanken ſchmerzlicher Erinnerungen oft nur ſehr mühſam verbargen. Konnte das auch anders ſein bei der innigen Liebe, mit der ſie des unglücklichen Erich gedachte, von welchem ihr zuverläſſiger Freund, der Doctor Burbus, ihr, und zwar vor der Hand nur durch ſpärliche Nachrichten, die er durch Dagobert Seefeld erhalten, etwas mitgetheilt hatte! War doch der alte Doctor der Einzige, mit dem ſie über Erich reden konnte, weßhalb ſie ſich auch ſo glücklich fühlte, wenn es ihr, wie häufig vergönnt war, mit dem alten Herrn durch Feld und Wald zu ſtreifen!

Ja, dieſer kannte das Geſprächsthema, welches ſie dann

augenblicklich anzuſchlagen pflegte, ſo genau, daß er meiſtens lächelnd ein Uebereinkommen mit ihr traf und ſich zu einer halben oder ganzen Zeitſtunde verſtand, in welcher er geduldig ihre Klagen und Befürchtungen anhören wollte, um dann aber etwas — Vernünftiges mit ihr zu reden.

„Pfui, Doctor, wie herzlos Sie ſein können!“

„Durchaus nicht; ich habe Ihnen ſchon unzählige Male wiederholt, daß alles, was möglich iſt, für Erich geſchehen wird. Warum aber wollen Sie ſich immer wieder ſelbſt ſo tief betrüben, indem Sie ſtets dieſe traurige Angelegenheit wieder durchſprechen? Gewiß, beruhigen Sie ſich, Fräulein Blanda — Burbus allein nannte ſie niemals Gräfin —, wenn ſich auch Ihre Stellung zu unſerem armen jungen Freunde vollkommen verändert hat, verändert haben muß, ſo iſt, neben dem großen Intereſſe, das ich wegen Erich's ſelbſt an ſeinem Schickſal nehme, auch die herzliche Theilnahme, die Sie, und mit vollem Rechte, für ihn empfinden, Grund genug für mich und Alle, ſich ſeiner auf's wärmſte und aufs nachdrücklichſte anzunehmen. Ja, hätte Graf Dagobert in jener Nacht nicht ſo raſch gehandelt, hätte er gewußt, was er jetzt weiß, ſo würde man Alles zur vollen Zufriedenheit haben abmachen können!“

„Alles?“

„Alles, was thunlich und vernünftig iſt.“

Darauf hatte ſie ihn mit ihren großen, glänzenden Augen angeſchaut, ohne weiter ein Wort zu ſagen.

Schon ein paar Mal hatte Blanda den Wunſch ausgedrückt, die Wohnung des Doctors Burbus, die Königsbronner Mühle, zu ſehen, was man um ſo begreiflicher fand, da Bur-

bus nach dem letzten Ereigniſſe noch mehr als ein treuer und bewährter Freund betrachtet wurde. Auch hatte ſich ſelbſt Dagobert Seefeld angeboten, ſie zu Pferde dorthin zu begleiten, was aber mit Ihren Wünſchen nicht übereinzuſtimmen ſchien, denn ſie ließ die Sache fallen, um ein paar Tage danach dem Doctor Burbus das Verſprechen abzunöthigen, ſie ſelbſt in ſeinem kleinen, leichten Wagen, und zwar durch den Wald, nach der Mühle zu führen. Auch dagegen hatte Niemand etwas einzuwenden, und ſo gingen denn die Beiden an einem prächtig ſonnigen Morgen — Burbus war allein in der Abſicht gekommen, um die junge Dame abzuholen —, Arm in Arm durch die langen Gänge des Schloſſes und zwar genau denſelben Weg, den ſie bei ihrer Ankunft bisher mit dem Doctor gemacht, durch die hohen Gemächer, in deren letztem Blanda in der tiefen Fenſterniſche gewartet und träumend auf die dicht belaubten Bäume geſchaut, deren Blättermaſſen auch heute wieder langſam hin und her wogten, dann durch die lange Galerie mit den Reh- und Hirſchgeweihen, die Wendeltreppe des Thurmes hinab, wo ſie drunten, von einigen Stallleuten gehalten, den Wagen des Doctors fanden.

„Steigen Sie zuerſt ein, Doctor," ſagte das junge Mädchen lächelnd.

„Wozu das, meine Gnädige?"

„Weil ich Sie führen möchte und ſo im Stande bin, meinen eigenen Weg zu machen. Mißtrauen Sie mir?"

„Was Ihre Kunſt der Führung anbelangt, durchaus nicht; aber über den Weg ſelbſt könnten wir vielleicht uneinig werden."

„Möglich, weßhalb ich ſelbſt Zügel und Peitſche nehme."

„Wiſſen Sie wohl, Doctor," ſagte Blanda in einem trau-

rigen Tone, „als Sie bei den langen Wirthſchaftsgebäuden vorüberfuhren, daß ich mir vorgeſtern das Zimmer hier öffnen ließ, wo man Erich in jener Nacht gefangen hielt?“

„War eben ſo unnöthig, Theuerſte, als daß Sie jetzt ſchon wieder mit dieſem Erich anfangen.“

„Ich fürchte, Sie werden heute Geduld mit mir haben müſſen.“

„Gut, ſo will ich Ihnen dann in Gottes Namen wieder eine halbe Stunde bewilligen, um über ihn zu reden, ſogar drei Viertelſtunden, wenn Sie mir erlauben, Ihnen keine Antwort zu geben.“

„Heute, da ich Sie führe, nehme ich durchaus keine Bedingungen an; ich werde fragen, was ich will, und Sie werden ſo freundlich ſein, mir zu antworten.“

„Eine ſchöne Führung!“ rief der Doctor, indem er Miene machte, in die Zügel zu greifen. „Sie führen mich in den Schloßgarten hinein — sacre bleu! würde Herr Chriſtian Kurt ſagen, wenn er das ſähe.“

„Aber er ſieht es nicht, und ich will nun einmal dieſen Weg fahren!“

„Wozu denn?“

„Das ſage ich Ihnen, wenn Sie mir eine Frage beantworten wollen,“ gab Blanda nach einer kleinen Pauſe zur Antwort, während ſie die raſchen Pferde genau auf der Stelle aufhielt, wo an jenem Abend Kolma mit dem Grafen Dagobert geſprochen hatte. „Sie ſind ja ein Mann, der Alles weiß, auch ein Sternkundiger — ſo geben Sie mir genau die Richtung an, wo im Spätherbſte der herrlich ſtrahlende Orion zu ſehen iſt.“

„Wiſſen Sie was, Fräulein Blanda, geben Sie mir die Zügel, es iſt beſſer ſo.“

„Nicht um die Welt! — Wo ſtand an jenem Abend der Orion?“

„Nun denn — dort, wo am Walde die Gruppe rieſenhafter Tannen ſteht,“ murmelte er in einem etwas affectirt unwilligen Tone, wobei er ſich aber trotz allem dem nicht enthalten konnte, heimlich einen Blick des innigſten Wohlgefallens auf die prächtige Geſtalt und das ſchöne, edle, entſchloſſene Geſicht des jungen Mädchens zu werfen, das in gleichgültigem Tone ſagte:

„So wollen wir uns dorthin einen Weg ſuchen.“ — Damit ließ ſie den ungeduldigen Pferden die Zügel ſchießen, die nun in kurzem Galopp den breiten Weg hinaufflogen gegen ein Ausgangsthor, das ein raſch herbeigeeilter Gärtner öffnete. — „So,“ ſagte Blanda, „nun ſind wir in dem ſchönen, ſchönen Walde, und ich glaube, daß dieſer Waldweg ſo ziemlich dieſelbe Richtung hat, die ich mir nun einmal vorgenommen habe, und daß er auch nach der Königsbronner Mühle führt — nicht wahr, Doctor?“

„Alle Wege führen nach Rom.“

„Schön; nun werde ich Ihre Pferde ein Bißchen laufen laſſen.“

„Aber mit Schonung der Achſe meines leichten Wagens.“

„Sie brauchen mir nur etwas Tröſtliches über Erich zu ſagen, ſo fahre ich ſogleich langſamer.“

Da das aber der Doctor Burbus nicht ſogleich that, ſo ließ Blanda die Pferde laufen, wobei ſie lächelnd auf ihren Nachbar ſchaute, der manchen mißtrauiſchen Blick gegen Wurzel::

und Baumſtämme ſandte, die ihm in allzu verdächtige Nähe mit den ſauſenden Rädern zu kommen ſchienen. Doch führte Blanda die Pferde ſicher und gewandt und hatte dabei noch Muße genug, nach tiefen, wohlthuenden Athemzügen in den herrlich beleuchteten Wald zu blicken, in das wunderbare Gemiſch der hellen und dunkeln Blätter und Nadeln, der zitternden, ſpielenden Sonnenſtrahlen, die hier ſchlanke Stämme liebkoſten, dort mit farbigen Blumen buhlten, ja, trübe Waſſerlachen hell aufleuchten ließen.

Jetzt blickte der Doctor beſorgt dem Wagen voraus, denn er wußte, daß ſie nun bald an die tiefe Schlucht kämen, welche die Seefeld'ſchen Güter von ſeinem Beſitzthum trennten und wo früher die alte Linde mit dem trotzigen Z T geſtanden hatte, und da er die einzige Bedingung nicht vergeſſen hatte, unter welcher ihm Blanda verſprochen hatte, langſamer zu fahren, ſo ſagte er: „Hier an dem kleinen Weiher iſt die Stelle, wo Erich damals von dem gräflichen Förſter gefaßt und fortgeſchleppt wurde."

Augenblicklich ſtanden die Pferde, und zwar ſo raſch, daß ſie, wie verwundert über dieſes plötzliche Anhalten, heftig mit den Köpfen ſchüttelten.

„A—a—a—ah — hier!" ſagte Blanda. „Wie eigenthümlich, daß jener Vorfall, der ſo ſchreckliche Folgen für ihn hätte haben können, doch beziehungsweiſe noch ſo glücklich endete! Das arme, kleine Zigeunermädchen fand dadurch Gelegenheit, ihn wieder zu ſehen und etwas für ihn thun zu können."

„Ob das auch ſpäterhin bedeutend zu ſeinem Glücke beitrug, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen," gab der Doctor in trockenem Tone zur Antwort.

„Sie ſind heute in einer böſen Laune.“

„Die ſich vielleicht beſſern kann, wenn wir, ohne etwas gebrochen zu haben, glücklich die Tiefe erreichen, in welcher die Königsbronner Mühle nun einmal die Untugend hat, zu liegen. Ich zweifle aber daran, wenn Sie ſo fortfahren, Gnädigſte, denn von hier aus iſt der Weg ſteil und ziemlich ſchlecht.“

„So wollen wir vernünftig fahren und plaudern. Welchen Weg ſoll ich nehmen?“

„Den, der ſich hier ſcharf rechts wendet und der um die Schlucht herumführt. — So, und nun halten Sie die Pferde ein Bißchen kürzer, dann brauchen wir keinen Radſchuh einzulegen.“

„Wie kam Erich nach jener Nacht zu Ihnen?“

„Natürlich zu Fuß und ziemlich ermüdet und zerzauſt.“

„Erzählte er Ihnen Alles ausführlich und ſprach er auch von mir?“

„Er ſprach von einer jungen, ſchönen Zigeunerin mit dunkelſchwarzem Haar und leuchtenden Augen, die ſich ſeiner aufs herzlichſte angenommen.“

Blanda hob die Peitſche und machte eine Bewegung, als wolle ſie die mühſam aufhaltenden Pferde damit berühren; doch faßte der Doctor raſch ihre Hand, indem er lachend ſagte:

„Nur keine Kindereien, Gnädigſte; ſo viel ich mich erinnere, ſprach er auch noch von einem armen, kleinen Mädchen, mit blaſſem, eingefallenem Geſichte und großen, geſpenſtiſchen Augen.“

„Und ſprach in herzlichem Tone von ihr?“.

„Meinetwegen, ja.“

„Wie er immer von ihr ſprechen, ihrer immer gedenken wird, herzlich und in treuer Liebe; gerade ſo, wie jenes Mäd-

chen auch von ihm denkt und ewig an ihn denken wird. — Vergeſſen Sie das nicht, mein lieber, guter Freund," fuhr ſie in einem Tone tiefer Empfindung fort — „vergeſſen Sie das nicht und glauben Sie mir, daß, wenn ich je fürchten müßte, es könne zwiſchen uns Beiden, zwiſchen Erich und mir, anders werden, es mir lieber wäre, dort unten zerſchmettert, todt im Abgrunde zu liegen!"

„Vor der Hand wollen wir darüber nicht weiter reden," gab der Doctor nach einer Pauſe zur Antwort, während welcher er ihre ruhigen, entſchloſſenen Züge kopfſchüttelnd betrachtet. „Fahren Sie jetzt noch die kleine, ſteilſte Strecke mit großer Behutſamkeit, wenn ich bitten darf — ſpäter...." Da unten auf ebenem Wege, dachte er am Schluſſe ſeines Satzes, oder wenn wir uns auf glattem Zimmer wohlbefinden, will ich dir deinen jetzigen Standpunkt doch einmal klar zu machen verſuchen.

Da lag die Mühle vor ihnen —

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebſter iſt verſchwunden,
Der dort gewohnet hat!

flüſterte Blanda mit ſo innigem Ausdrucke, daß es den Doctor Burbus gerührt haben würde, wenn er ſich nicht Mühe gegeben hätte, dieſes Gefühl zu unterdrücken und in luſtigem Tone fortzufahren:

Er hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir 'nen Ring dabei,
Er hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein ſprang entzwei!

„Ja laſſen Sie jetzt nur die Pferde laufen, ſo raſch ſie

wollen," ſetzte er lächelnd hinzu, indem er mit Behagen auf den hier ſo ebenen und glatten Weg blickte; „ich habe nicht einmal Angſt, daß Sie in den Mühlkanal hineinfahren. Denn ſehen Sie wohl, wie die vernünftigen Thiere gegen das Haus hinſchwenken, wo ſie ſogleich halten werden— Brrrr — ja, ſo iſt's recht!"

Heiter ſprang er alsdann vom Wagen herab und half auch Blanda ausſteigen und führte ſie ins Haus, wo die junge Dame von den beiden jüngeren Söhnen des Hauſes, Gottfried und Friedrich — letzterer war indeſſen zu einem langen, jungen Menſchen herangewachſen —, aufs herzlichſte bewillkommt wurde. Die älteſte Tochter, Roſine, war nicht mehr im Hauſe, indem ſie den jahrelangen Bewerbungen des königlichen Oberförſters, der bei Zwingenberg in einem kleinen Jagdſchloſſe hauste, endlich doch noch nachgegeben hatte. Johannes ließ ſich für heute ebenfalls nicht ſehen, da er gerade in den Mühlgebäuden kräftig mit Hand anlegte, um eine Maſchine neueſter Conſtruction zuſammenſetzen zu helfen. Dafür aber war Jungfer Lene ſichtbar und ließ es ſich nicht nehmen, die junge, ſchöne Dame aufs Herzlichſte zu bewillkommnen, wobei ſie in Einem fort knixte, und dem alten Doctor zuflüſterte: „Ich habe es heute Morgen dem Gottfried und dem Friedrich geſagt, daß uns etwas abſonderlich Angenehmes bevorſtände, denn mir hat heute Nacht von einem Wegweiſer geträumt, auf dem eine weiße Taube ſaß, und das bedeutet allemal eine freudige und ehrenvolle Begegnung. — Ach, gnädige Gräfin, wie mich das glücklich macht, Sie endlich einmal bei uns zu ſehen!"

Blanda reichte ihr freundlich die Hand, und dann führte der Doctor ſie in die oberen Zimmer, mußte ihr aber das

und Meſſer gut zu führen verſteht, doch ein ſchlechter Soldat, denn er iſt körperlicher Anſtrengung unfähig, und fürchtet ſich, ſein köſtliches Dieſſeits zu verlaſſen. Hat er nicht hier über ſich einen beſtändig blauen Himmel, warme balſamiſche Düfte umſonſt, die herrlichſten Früchte mit wenig Arbeit, und die ſchönſten Weiber der Erde!

Was kriegeriſche Eigenſchaften anbelangt, ſo ſtehen den Söhnen des Südens die Bewohner des Nordens, die Basken und Catalonier, am auffallendſten gegenüber. Ueberhaupt ſind die Basken das nobelſte und tüchtigſte Volk unter den Spaniern; ſie ſind fleißig, zuverläſſig, arbeitſam und treu, und ſie haben ſich nicht nur auf dem Schlachtfeld als vortrefflich bewährt, ſondern enthielten ſich auch während der Bürgerkriege aller Ausſchweifungen, wie denn überhaupt Zucht und Sitte ein Grundzug ihres Charakters iſt.

An Fleiß und Gewandtheit kommen ihnen die Catalonier gleich; ihre Hauptſtadt, Barcelona, iſt die einzige Stadt Spaniens, in welcher Induſtrie und Handel blüht; auch das Landvolk iſt unermüdlich, und man muß den ſchlechten Boden Cataloniens ſehen, um die Ausdauer zu bewundern, mit welcher ſie ihm die täglichen Bedürfniſſe abringen. Wahr iſt das ſpaniſche Sprüchwort:

El Catalan
Saca de la piedra pan.

Das heißt: der Catalonier weiß ſelbſt aus Steinen Brod zu ziehen; wenn ſie Mannszucht lernen wollten, wären ſie eben ſo gute als tapfere Soldaten.

Beides ſind dagegen die Aragoneſen, doch hört man ſonſt in Spanien nicht viel gutes von ihnen ſagen; man wirft ihnen grobe Sitte und Sprache vor. Sie ſind bettelhaft, unerſättlich, unverſchämt. Zu der Anekdote, die man ſich von einem Fremden bei uns erzählt, er habe einem Laſtträger für eine geringe Dienſtleiſtung einen Ducaten geſchenkt, um zu ſehen, ob dieſer zufrieden zu ſtellen ſei, worauf derſelbe noch um eine Kleinigkeit zu einem Schnaps bat, damit er das ſchöne Goldſtück nicht

ganze Haus zeigen, vor allen Dingen die blaue Stube, wo Erich damals gewohnt. Doch hielt ſie ſich auch hier nicht lange auf, ſondern es trieb ſie ruhelos bald da und bald dorthin; jetzt betrachtete ſie flüchtig die Bilder an den Wänden, um ſich alsdann für ein paar Secunden in den großen Lehnſtuhl des Hausherrn niederzulaſſen und gleich darauf wieder zur Weiterfahrt zu drängen. — Es ſoll das ja nur ein kleiner und ganz kurzer Beſuch heute ſein, Doctor, nur ein raſcher Blick auf Orte, die mir werth und theuer ſind; ich werde ſpäter noch ſo oft kommen und ſo lange bleiben, daß Sie meiner noch am Ende überdrüſſig werden.

„So fahren wir — natürlich auf einem anderen und beſſeren Wege — nach der Waldburg zurück.“

„Nicht ſogleich, lieber Herr Doctor!“ bat Blanda ſchmeichelnd. „Nicht wahr, Sie thun mir heute den Gefallen und zeigen mir auch das Dorf Zwingenberg? Ich möchte das zum erſten Male allein in Ihrer Geſellſchaft ſehen.“

„Meinetwegen denn, aber nur unter einer Bedingung: daß ich ſelbſt meine Pferde führe und daß ich reden kann, was mir gut däucht.“

„Das ſind harte Bedingungen, aber ich muß mich denſelben ſo wie Ihnen, lieber Doctor, auf Gnade und Ungnade unterwerfen.“

„Woran Sie am klügſten thun,“ antwortete der alte Herr mit einem ausnahmsweiſe ſehr ernſten Tone, nachdem er an der Seite Blanda's Platz genommen und die Pferde auf der breiten Landſtraße dahintraben ließ. — „Sie wiſſen ganz genau, wie gut ich es mit Ihnen und auch mit dem Anderen meine; aber Sie werden eben ſo gut verſtehen, daß Verhältniſſe wohl

im Stande ſind und unter Umſtänden im Stande ſein müſſen, unſere Anſichten vollkommen zu ändern."

„So denken Sie für Erich nicht mehr ſo gut und freundſchaftlich, wie früher?" fragte ſie in einem erſchreckenen Tone. „So wollen Sie ſich des Unglücklichen, der genug für mich leidet, nicht aufs wärmſte und nachdrücklichſte annehmen? — O, wie ſchlecht wäre das!"

„Nur zu, nur zu," erwiederte der Doctor mit ſeinem eigenthümlich ſchalkhaften Lächeln; „ich kann mir das alles ſagen laſſen jetzt, wo ich wieder Peitſche und Zügel in der Hand habe."

„Wie ungroßmüthig, Doctor! Sagen Sie mir ein freundlicheres Wort, oder ich ſpringe zum Wagen hinaus und laſſe Sie allein fahren!"

„Ein vernünftiges will ich Ihnen allerdings ſagen, was jenen jungen Menſchen anbelangt, und dann möchte ich aber wünſchen, daß Sie endlich einmal aufhörten, ihn in Ihren Gedanken, ja, in Ihren Reden ſtets mit ſich in Verbindung zu bringen."

„Ich will hören."

„Zuerſt ſoll Alles geſchehen, um ihn aus ſeiner jetzigen, allerdings troſtloſen Lage zu befreien, und zu dem Zwecke werde ich ſelbſt in den nächſten Tagen den Herrn Grafen Dagobert Seefeld nach der Reſidenz begleiten, verſehen mit gewichtigen Briefen des Herrn Chriſtian Kurt, wodurch es uns beſſentlich gelingen wird, Milderung ſeiner Strafe, vielleicht Begnadigung für ihn zu erlangen; Letzteres am Ende unter der Bedingung, daß man ihm genügende Mittel gibt, um nach Amerika auszuwandern und ſich dort eine neue Exiſtenz zu gründen."

„Glauben Sie?“ fragte Blanka in einer eigenthümlich kurz und ſcharf abgeſtoßenen Weiſe.

„Es wird ſich nicht anders machen laſſen, obgleich es mir gewiſſer Maßen recht leid für ihn thut, denn ich hatte andere Plane mit dieſem talentvollen jungen Menſchen, ganz gewiß. Ich hätte ihn damals gern bei mir behalten und würde es auch gethan haben, wenn ſeine unbezwingliche Luſt für den Militärſtand nicht geweſen wäre. Ihm das auszureden, war unmöglich; er mußte ſelbſt zur Erkenntniß kommen, daß es viel beſſer ſei, ſich auf andere Art eine ehrenvolle Exiſtenz zu gründen, allerdings auch mit dem Eiſen in der Hand, aber mit dem Eiſen in Geſtalt einer Pflugſchar oder eines Jagdgewehrs. Ah, das iſt ein ganz anderes Leben, als auf Commando rechts und links um zu machen oder um etwas zu erlernen, das unſere unſchuldigen Nebenmenſchen auf die raſcheſte Art ins Jenſeits ſpedirt! Zu dieſer Erkenntniß war er denn auch gekommen, da wurde ihm und uns ein garſtiger Strich durch die Rechnung gemacht.“

„Durch meine Schuld.“

„Wie man's nimmt; es war eben ſein Schickſal, dem ja Niemand entlaufen kann.“

„Und wenn mildernde Umſtände für ihn aufzufinden wären, die ſeine Begnadigung ohne jene Verbannung möglich machten?“

„Hm,“ ließ ſich der Doctor Burbus vernehmen, indem er verſtohlen einen Blick auf das Geſicht des jungen Mädchens warf, „dann wäre ich doch noch immer für Amerika.“

„Ja ja,“ erwiederte ſie träumeriſch, „es könnte auch auf dieſe Art gehen — hier oder dort.“

„Dürfte ich mir über dieſe Worte eine Erklärung ausbitten?“

„Sie ſteht Ihnen mit Vergnügen zu Dienſten. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich Erich liebe, und füge hinzu, daß ich ihm das mit einem theuren Eide geſchworen.“

„Pah — neulich, als Sie heimathlos waren, ohne Familie!“

„Daß ich ihm verſprochen, ihn nie zu verlaſſen, was er mir ebenfalls verſprach, und wenn ich auch nicht überzeugt wäre, er werde ſein Wort halten, ſo würde ich dennoch mein Verſprechen erfüllen. Sie hören, daß ich ganz ruhig zu Ihnen rede, Doctor, ohne Leidenſchaft, und das mag Ihnen beweiſen, daß ich es mit der ruhigſten Ueberlegung thue.“

„Die Ueberlegung eines jungen, exaltirten dankbaren Gemüthes — ich kenne das und weiß eben ſo genau, daß Sie mit der Zeit ſchon zur Erkenntniß kommen werden, was Sie Ihrer neuen Stellung ſchuldig ſind — Sie, jetzt eine Gräfin Seefeld!“

„Das bin ich nicht und will es niemals werden, ſo wahr mir Gott helfe!“

„Aber Sie ſind die Enkelin des Grafen Seefeld.“

„So lange man mir erlaubt, die einfache Blanda Price zu bleiben. Nehmen Sie meine Worte, wie Sie wollen, Sie werden gewiß einen Sinn darin finden, und wenn Sie den gefunden haben und mein treuer Freund und Rathgeber bleiben wollen, ſo ſollen Sie überzeugt werden, daß es eine Eingebung des Himmels war, die mich beſtimmte und immer beſtimmen wird, zu bleiben, was ich bin, um in einem Falle, der eintreten könnte, leichter Rang, Reichthum und eine hohe Stellung in der

Welt wieder zu verlaſſen, um arm aber glücklich, aufs Neue wieder ins Leben hinaus zu wandern.“ — Sie ſagte das mit großer Ruhe und großer Entſchloſſenheit, die Blicke aufwärts gewandt und zugleich ihre linke Hand wie zum Schwur erhebend.

„Amen!“ ſprach der Doctor mit leiſer Stimme, und wenn er auch ein wenig ernſt blickte, ſo war doch auf ſeinem Geſichte keine Spur von Mißmuth oder gar von Zorn zu leſen.

Nach einigen Augenblicken pfiff der Doctor leiſe vor ſich hin und bemerkte dann, mit der Peitſche in die Gegend hinausdeutend: „Dort unten begannen die Manöver am Morgen deſſelbigen Tages, an dem Sie ſelbſt Abends im Bivouac waren.“

„Auch von dieſem Anfange hat mir Erich erzählt und wie er dort zufällig eine Bekanntſchaft gemacht, die ſtets, wo ſie ſich erneuerte, ungünſtig in ſein Leben eingriff. Es war gewiß hier auf dieſer Stelle, von wo er damals zuſchaute? Dort iſt der alte Meilenſtein, den er mir beſchrieben — bitte, Doctor, halten Sie an und laſſen mich hier einen Augenblick ausſteigen.“

„Zu welchem Zwecke, Gnädigſte, da Sie doch von hier oben noch beſſer in die Landſchaft ſchauen, als dort an dem Steine?“

„Laſſen Sie mich immerhin, es wird nicht lange dauern.“

„Wollen Sie etwa dort Ihre Morgenandacht verrichten?“ fragte er ſpöttiſch.

„Vielleicht etwas Aehnliches, indem ich mich hier lebhaft eines theuren Freundes erinnere und ihm die Worte wiederhole, die ich vorhin zu Ihnen geſagt.“

„Nun, meinetwegen opfern Sie der Erinnerung, und ich will unterdeſſen ausſpähen, was der Flug der Vögel vielleicht über Ihre Zukunft ſpricht.“

So leicht und in einem immer noch ſpöttiſchen Tone er dieſe Worte auch hinwarf, ſo blickte er doch mit Intereſſe auf das junge Mädchen, das nun neben dem alten, bemoosten Steine ſtand und nach Zwingenberg hinüberblickte, deſſen ſpitzer Thurm dort aus den großen Kaſtanienbäumen hervorblickte, die Kirche und Pfarrhaus umgaben. Es war kein Gebet, das ſie vor ſich hinſprach, aber es waren bittende Worte, und als ſie am Schluſſe ganz leiſe flüſterte: „Laß ihn und mich glücklich werden, gib mir ein Zeichen!“ — da leuchtete plötzlich ihr Auge hell und freudig auf, da ihre geſenkten Blicke etwas in einer Fuge des alten Meilenſteines glänzen ſahen, und als ſie, ſich danach bückend, eine kleine Silbermünze fand, die von den vielen Vorüberwandelnden nie bemerkt worden war und ſich gerade ihr ſo plötzlich, wie ein glückverheißendes Zeichen darzubieten ſchien, weßhalb ſie mit großem Intereſſe das Gepräge und die Zahl des längſt vergangenen Jahres betrachtete.

„Nun, was haben Sie in den Lüften geſehen?“ fragte Blanda heiter, nachdem ſie ihren Sitz neben dem Doctor Burbus wieder eingenommen hatte. „Spricht der Flug der Vögel günſtiger für mich, als Ihre vorhin ſo verdrießliche Miene, die ſich glücklicher Weiſe ein Bißchen aufgeheitert hat?“

„Es hat ſich droben nichts zu Ihren Gunſten gezeigt,“ entgegnete er achſelzuckend, „und ich fürchte deßhalb, Ihre ganze Schwärmerei wird ohne glückliches Reſultat bleiben.“

„Und ich bin jetzt mehr als je vom Gegentheil überzeugt,“ ſagte Blanda, indem ſie mit einem Ausdrucke ſtillen Glückes

vor ſich hinſchaute und dabei unbemerkt mit der Hand jene heimliche Stelle berührte, wo ſie die kleine ſilberne Münze raſch und unbemerkt verwahrt hatte.

„Das da iſt Zwingenberg.“

„O ja, ich habe es gleich wieder erkannt! Bitte, lieber Doctor, fahren Sie dort drunten über die kleine Brücke auf die Gemeindewieſe; Sie wiſſen wohl, warum ich jenen Ort gern noch einmal betrachten möchte.“

„Ich kann es mir allenfalls denken; hätte ich aber vor ein paar Stunden gewußt, daß Sie eine ſo empfindſame Erinnerungsfahrt vor hätten, ſo würde ich mich ſchon gehütet haben, Sie zu begleiten.“

„Dort ſtand mein kleines Zelt; davor loderte ein gewaltiges Feuer, und hier hielt unſer kleiner Pony-Wagen. Wie freute ſich der alte Marechal und der gute Zaregg, als ſie mich glücklich zurückkommen ſahen! Wie unvergeßlich iſt mir die herzliche Theilnahme, mit der man mich vom Wagen hob und am Feuer wärmte! Hier ſtand ich, als Erich von mir Abſchied nahm. Das könnte mich alles recht traurig machen, wenn ich nicht von einem glücklichen Wiederſehen überzeugt wäre. — Doch vorbei, vorbei!“ ſagte Blanda nach einer Pauſe mit ernſter, faſt trauriger Stimme. „Laſſen Sie uns weiterfahren, Doctor, die große, weite Fläche hier in dem hellen, glänzenden Sonnenlichte nimmt mir alle meine ſüßen Erinnerungen. Es war damals viel heimlicher im Dunkel der Nacht, an dem lodernden Feuer, oder in meinem kleinen, traulichen Zelte.“ —

„So ſehen wir hier denn Wirklichkeiten, die Ihnen trotz aller Erinnerungen und allem, was Sie darüber gehört, recht

proſaiſch vorkommen werden," ſagte Doctor Burbus, nachdem ſie die winkeligen Gaſſen des Dorfes erreicht hatten. „Sehen Sie dort jenes Gebäude, welches nicht viel beſſer ausſieht als ein baufälliger Kuhſtall; es liegt am Fuße einer maleriſchen Miſtpfütze, in welcher ſich ein borſtiger Gebieter amuſirt — hier waltete, das heißt in dem baufälligen Hauſe zur Zeit Ihrer ſüßen Erinnerungen, Herr Erich Freiberg als Schullehrergehülfe."

„Pfui, Doctor, Sie ſind abſcheulich!"

„Ich berichte nur die Wahrheit, und wenn Herr Erich Freiberg ſtrebſamer geweſen wäre und dem Herrn — Pfarrer wohlgefälliger, ſo hätte er daſſelbe glänzende Ziel erreichen können, wie ſein Nachfolger, der dort vor dem neu erbauten Schulhauſe ſteht, der auf Empfehlung der Frau Pfarrerin Wendler heirathete und, wie Sie ſehen, neben Kindererziehung auch ſehr ſtark in Landwirthſchaft macht."

Wie ſie raſch vorbeifuhren, grüßte der Doctor lächelnd mit der Peitſche den Herrn Schullehrer Färber, deſſen ſtruppiges Haar immer noch ungebändigt neben ſeiner kleinen Mütze hervorſah und der in einem alten, abgeſchabten Frack und in ausgetretenen Pantoffeln ſeinem Knechte behülflich war, einen Wagen mit Seele der Landwirthſchaft zu beladen.

„Vorbei, vorbei!" ſagte Blanda in bittendem Tone.

„Da iſt Kirche, Pfarrhaus und Pfarrgarten, welches aber für Sie in keiner Hinſicht etwas Intereſſantes bietet; Alle, die zu jener Zeit hier gehaust, haben mit Anderen die Plätze gewechſelt, ja, Einige wie die Pfarrerin Wendler und ihr Schwiegerſohn, dieſes irdiſche Jammerthal mit einem beſſeren Jenſeits. Was aber den Pfarrer anbelangt, der ſich hoher Protection

erfreute, ſo iſt er irgendwo Garniſon-Prediger geworden, und hat ſeine Tochter Selma dadurch Gelegenheit erhalten, ihre Lebenserfahrungen zu bereichern; denn deren Mann, ein ſtiller Dulder, iſt geſtorben, und muß ſie es nun mit dem Wittwenſtande probiren. Doch ſind das gleichgültige unverſtändliche Dinge für Sie, die ich auch gerade nur hier erwähne, weil ſie mir beim Anblicke des Pfarrgartens ins Gedächtniß kommen, und rufe ich nun, wie Sie es ſo eben thaten: Vorbei, vorbei! — und wollen wir dieſes Buch nicht immer angenehmer Erinnerungen ein- für allemal hinter uns zuklappen laſſen." —

Auf einem beſſeren Wege und deßhalb in weit kürzerer Zeit erreichten ſie die Waldburg wieder, wo ſich Doctor Burbus, nachdem er Blanda ins Schloß begleitet, zu dem Grafen Dagobert Seefeld begab, mit dem er in den nächſten Tagen nach der Reſidenz reiſen ſollte.

Der Huſaren-Officier ſaß an ſeinem Schreibtiſche, war aber nicht gerade in der roſigſten Laune. „Da ſoll ich nun," rief er dem Eintretenden entgegen, „auf den Wunſch des Herrn Chriſtian Kurt ſelbſt eine Eingabe an Seine Königliche Majeſtät machen und um Begnadigung jenes jungen Verbrechers bitten! Ich erſcheine allerdings dadurch in ſtrahlendem Lichte faſt übermenſchlicher Großmuth, aber bei ſo einem Schreiben iſt es immer ſehr ſchwer, nicht zu wenig und nicht zu viel zu ſagen!"

„Laſſen Sie einmal ſehen, Graf Dagobert."

Dieſer erhob ſich bereitwillig, worauf ſich der Doctor vor den Schreibtiſch ſetzte, das Bittſchreiben überlas und dann um Erlaubniß bat, etwas Weniges zu ändern. Dieſes Wenige, welches ihm bereitwillig zugeſtanden wurde, beſtand aber in

einem dicken Striche über die ganze, vollgeſchriebene Seite, und dann begann er, auf der zweiten eine neue Bitte aufzuſetzen.

Graf Tagobert war, um ihn nicht zu ſtören, bei Seite getreten, hatte ſich eine Cigarre angezündet und ging hinter dem Rücken des Schreibenden hin und her, wobei er einen kleinen Gegenſtand, den er von einem Tiſchchen genommen, in der Hand weg und zuweilen in die Höhe warf.

„Nachher will ich Ihnen etwas zeigen, Doctor.“

„Ich bin im Augenblicke fertig — ſo, da haben Sie Ihr Schreiben, wie ich es aufſetzen würde: leſen Sie es durch, und dann machen Sie, was Sie wollen.“

„Sie werden gewiß wieder das Richtige getroffen haben — ich danke Ihnen beſtens! Aber ſehen Sie einmal dieſes Ding da.“

„Eine Bleikugel.“

„Ja, und dieſelbe, welche mir wahrſcheinlich das Lebenslicht ausgeblaſen hätte, wenn ſie ein paar Zoll weiter links gegangen wäre.“

„A—a—a—ah, das iſt dieſelbe Kugel, die jener unglückliche Menſch auf Sie geſchoſſen?“

„Dieſelbe. Als François am andern Tage meinen Koffer auspackte, fand man ſie zwiſchen der Leinwand, wo ſie unter meinen beſten Hemden und Schnupftüchern keine ſchlechte Verheerung angerichtet hatte. Und für ſolch einen vielfachen Mörder ſoll ich noch Bittgeſuche entwerfen! Das iſt wahrhaftig viel von Herrn Chriſtian Kurt verlangt, und ich würde mich auch geweigert haben, wenn mich nicht dieſe wunderliche Blanda ſo dringend darum gebeten hätte!“

zu wechseln brauche, ließe ſich in Aragonien manches Seitenſtück finden.

Den ſchlimmſten Ruf unter allen Spaniern hat übrigens der Valencianer; man hält ihn für treulos, rachſüchtig und blutgierig, wo er das nämlich ohne Gefahr für ſein theures Leben ſein kann. Im Verhältniß kommen in Valencia jahraus jahrein die meiſten Meuchelmorde vor; dabei iſt er jedoch arbeitſam, nüchtern und ſparſam bis zum Geiz.

Der Galicier iſt der Savoyarde Spaniens. In der Jugend wandert er mit ſeinem Nationalinſtrument, dem Dudelſack, aus ſeinem Dorfe nach einer größern Stadt, gewöhnlich nach Madrid oder Liſſabon; ſpäter wird er Waſſerträger, Hafenarbeiter oder Laſtträger, und als ſolcher arbeitet er fleißig und unermüdlich mit ſeiner beiſpielloſen Genügſamkeit, und dadurch, daß keiner wie er das Sparen und Zuſammenſcharren verſteht, gelingt es ihm meiſtens ſich ein kleines Kapital zu erwerben, mit dem er alsdann unfehlbar in ſeine Heimat zurückkehrt.

Der Aſturianer endlich iſt der Haushammel des Landes. Obgleich von Haus ungebildet und plump, läßt er ſich leicht nach der Hand ziehen, zu Dienſtleiſtungen abrichten, und iſt deßhalb, namentlich in den wohlhabenderen Häuſern von Madrid, als Bedienter ſehr geſucht.

Was das geſellſchaftliche Leben der Spanier anbelangt, ſo findet man für ſo viele Beluſtigungsarten bei uns, für Schauſpiele, Kaffeehäuſer, große langweilige Diners und ermüdende Soupers hier wenig Erſatz; nur bei ſeltenen feierlichen Gelegenheiten wird der einfache Lauf eines häuslichen ſpaniſchen Lebens unterbrochen, und ganz im Gegenſatze zu uns, die wir ſo gerne fremde Sitten und Gebräuche nachahmen, geſchieht dieß in Spanien äußerſt ſelten, und dann nur von den allerhöchſten Ständen. Einer Menge von Dingen, welche wir zu unſerer halbwegs behaglichen Exiſtenz für unumgänglich nothwendig erachten, z. B. einem gewiſſen Comfort in Möbeln, Kleidung und dergleichen, legt der Spanier ſehr wenig Werth bei, woher es

„Dies iſt dieſelbe Kugel?“ fragte der Doctor mit einer eigenthümlich klingenden Stimme.

„Dieſelbe. — Wenn ich nur aus dieſer Blanda klug werden könnte! — Pah, es wäre Unſinn, zu denken, daß jener unbedeutende junge Menſch einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht! Aber ich mag thun, was ich will, ſo bin ich doch nicht im Stande, den unangenehmen Eindruck zu verwiſchen, mit dem die Erinnerung jener Nacht heute noch auf ſie einwirkt — ich fühle das.“

„Und Ihr Kammerdiener François war dabei, als man dieſe Kugel in der Wäſche fand?“

„François und Jakob packten aus und zeigten mir ſogleich die ſaubere Beſcheerung.“

„Sagten Sie mir nicht, Graf Dagobert, der Schuß auf Sie ſei aus einem Terzerol abgefeuert worden?“

„So hörte ich, ich habe das Ding nicht geſehen; aber dem Blei nach muß es von einem ganz verfluchten Kaliber geweſen ſein!“

„Würden Sie mir einen Gefallen thun, Graf Dagobert?“ fragte der Doctor Burbus in einem Tone dem man deutlich anhörte, wie er ſich Gewalt anthat, um dieſe Frage ruhig, faſt gleichgültig zu ſtellen.

„Mit Vergnügen.“

„So laſſen Sie François und Jakob kommen.“

„Das iſt ſogleich geſchehen; ſie ſind nebenan mit Einpacken beſchäftigt.“

Während Graf Seefeld nach dieſen Worten die Thür des Nebenzimmers öffnete und die Diener hereinrief, hatte ſich der Doctor raſch auf den Stuhl vor den Schreibtiſch geworfen,

nahm einen Bogen Papier und ſchrieb haſtig einige Zeilen. Dann reichte er das Blatt dem Grafen, und bei ſeiner Frage: „Würden Sie das unterſchreiben und mit Ihrem Siegel verſehen, auch von Ihren beiden Leuten unterſchreiben laſſen?“ — bebte ſeine Stimme vor gewaltiger Aufregung.

„Wenn Ihnen damit ein Gefallen geſchieht, recht gern.“

Auf dem Papier ſtanden die Worte: ‚Wir, die Unterzeichneten, bezeugen, daß die unten eingebogene und mit dem gräflich Seefeld'ſchen Wappen eingeſiegelte Kugel die gleiche iſt, die wir am Morgen des 16. Mai dieſes Jahres eingedrungen in dem Wagenkoffer fanden, nachdem ſie in der Nacht auf den Grafen Dagobert Seefeld abgeſchoſſen, deſſen Arm geſtreift und die Vorderwand des Wagens durchbohrt hatte.‘

„Was Sie damit wollen, begreife ich nicht recht,“ ſagte Dagobert Seefeld achſelzuckend; „doch iſt hier meine Unterſchrift, wie Sie gewünſcht, und das Einſiegeln können Sie ſelbſt beſorgen.“

„Nachdem Sie erlaubt,“ entgegnete der Doctor nach einem tiefen, erleichternden Athemzuge, „daß Ihre Leute ebenfalls unterſchreiben.“

Als das geſchehen war, ſiegelte der Doctor ſorgfältig, wobei ſeine Finger ein klein wenig zitterten; dann ſchob er Papier und Kugel in ein großes Couvert, verſah auch dieſes vor den Augen der Anderen mit dem gräflichen Siegel und ſagte: „Wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Graf, ſo nehme ich dieſes Papier in meine Verwahrung und mit nach der Reſidenz, wo es, wie ich zu Gott hoffe, Ihr Bittſchreiben kräftig unterſtützen oder — vielleicht ganz unnöthig machen ſoll.“

Sechsundvierzigstes Kapitel.

In welchem der wahrheitliebende Autor nicht anders kann, als von Erichs Unglück zu berichten, so wie um Verzeihung zu bitten, wenn Capitel und Buch nicht so schließen, wie es der geneigte Leser gewünscht oder vorhergesehen.

Indessen hatte die still waltende Gerechtigkeit schwer ihre Hand auf den armen Erich niederfallen lassen und sich bemüht, ein so gefährliches Mitglied der militärischen Gesellschaft für immer unschädlich zu machen und als Spreu von dem Waizen zu sondern. Daß dabei Alles mit strenger Unparteilichkeit und gemäß wirklich vortrefflicher Militärgesetze gründlich und ohne Uebereilung, sogar in mancher Beziehung milde für den Angeklagten vor sich gegangen sei, möchten wir gern ganz besonders solchen versichern, die vielleicht achselzuckend ein militärisches Spruchgericht als ein Ding ansehen, dessen Resultat in den meisten Fällen mit den Wünschen oder der Ansicht des vorsitzenden Präses in Einklang gebracht wird; dies ist aber durchaus nicht der Fall, und bei der Verurtheilung eines Kameraden oder Untergebenen sind nicht nur die bestimmtesten, ja, schroffsten Meinungsäußerungen erlaubt, sondern es werden

diese verlangt und den verschiedenen Classen des Kriegsgerichtes bei den abgesonderten Berathungen über den vorliegenden Fall Zeit genug gegönnt, um in ihrer Ansicht einig zu werden. Ja, noch mehr; wenn eine solche Einigung der Classen nicht erfolgt, so werden die Stimmen derselben einer andern Classe zugetheilt, und zwar einer solchen, die sich am mildesten über das begangene Verbrechen ausgesprochen hat. Dabei ist es noch bemerkenswerth, daß sich häufig der Fall ereignet, wo bei einem Kriegsgerichte über einen Unterofficier oder Gemeinen die Classen der Kameraden oder niedrigeren Chargen bei einem wirklichen schweren Falle auf strengere Bestrafung dringen, als die verschiedenen Classen der Officiere.

Was nun den armen Erich anbelangte, so war er wegen der Schwere seines Verbrechens der höheren Militärgerichtsbarkeit verfallen, wo anstatt des Brigade-Commandeurs das Corpscommando seine Untersuchung einzuleiten hatte, die aber erst alsdann begann, nachdem der nächste Vorgesetzte des Bombardiers Freiberg, also der Hauptmann von Manderfeld, das species facti eingereicht und den Thatbestand festgestellt hatte.

Daß dieses species facti aber in keiner Weise günstig für den Angeklagten lautete, braucht kaum erwähnt zu werden; ja, der Hauptmann von Manderfeld hatte mit Wahrheit und Dichtung einen erschreckenden Lebenslauf unseres Helden dargestellt, dabei sogar in frühere Jahre zurückgegriffen, seines Vagabundirens mit schlechten Zigeunern erwähnt, besonders aber jenen Fall von Wilddieberei hervorgehoben, bei dem, so wie schon vorher während des Manövers auf der Chaussee bei Klingenberg, sich ein ganz begreiflicher Haß in dem Herzen des verderbenen jungen Menschen gegen den Grafen Seefeld

entwickelt, der dann, genährt und vergrößert durch einige zufällige Begegnungen bei dem verstockten und bösartigen Gemüthe des Angeklagten fast nothwendiger Weise zu jenem schrecklichen Resultat führen mußte. Was nun die militärische Laufbahn Erich Freiberg's anbelangte, so war es selbstredend genug, welch Geistes Kind dieser sein mußte, da man es ja für nothwendig gefunden hatte, ihn wegen schlechter Streiche von der Brigadeschule zu entfernen, und was schließlich seine Führung bei der Batterie anbelangte, so bedurfte es wohl nichts weiter, als Erich's Strafverzeichniß beizufügen.

Dieses so kräftig gesalzene species facti hatte indessen dem Mitarbeiter an demselben, dem Wachtmeister Pinckel, einen so unbehaglichen Eindruck gemacht, daß er sich nicht enthalten konnte, dem Premier-Lieutenant Schaller darüber seine Bedenken mitzutheilen, worauf dieser Veranlassung nahm, ehrerbietig aber ernst dem Hauptmann von Manderfeld darüber Vorstellungen zu machen. Diese Unterredung war indessen sehr kurz, doch nicht ohne wichtige Folgen, obgleich ohne Nutzen für den armen Erich; denn das species facti wurde eingereicht, wie es geschrieben war, und wenn auch der Premier-Lieutenant Schaller durch seinen unmittelbaren Vorgesetzten, den Hauptmann von Manderfeld, so wie durch den Abtheilungs-Commandanten die Erlaubniß erhielt, die Verhältnisse in der Batterie unmittelbar dem Brigade-Commandeur vortragen zu dürfen, so ging das verhängnißvolle Actenstück fast zu gleicher Zeit an das Corpscommando, von wo dann sogleich das Untersuchungsgericht bestellt und die fortdauernde Verhaftung Erich's anbefohlen wurde.

Das Untersuchungsgericht, aus dem betreffenden Auditor

und, des ſchweren Falles wegen, aus zwei Lieutenants beſtehend, trat dann auch alsbald zuſammen und vernahm die vorgeladenen Zeugen, das Perſonal des betreffenden Poſthauſes, einen Diener des Grafen Seefeld ſo wie den Gensdarmerie-Unterofficier und die Bombardiere Wibert und Schmoller, von denen der letztere allerdings der Wahrheit gemäß angab, daß er Erich ein doppelläufiges Terzerol geliehen, von dem aber nur der eine Lauf geladen geweſen ſei — ein günſtiges Zeugniß, das aber durch die Ausſage des langen Wibert ſogleich wieder verwiſcht wurde, da dieſer, und leider der Wahrheit gemäß, bezeugte, daß Erich an dem Nachmittage, ehe er ſeine letzte Stallwache bezog, eine Infanterie-Patrone, da er ſich im Zimmer allein geglaubt und nicht gewußt, daß er, Wibert, ſich auf ſeinem Bette befunden, entzweigeſchnitten und das Pulver ſorgfältig aufbewahrt hatte. Läugnen konnte dies Erich nicht; er hatte dieſe Patrone bei dem Manöver gefunden und zu ſich geſteckt. Wenn dies aber auch nicht der Fall geweſen wäre, ſo konnte er ſich ja mit Leichtigkeit auch ſonſtwo Pulver und eine Kugel verſchafft haben, um den zweiten Lauf des Terzerols wieder zu laden, und daß dies der Fall geweſen und der Lauf kurz vorher, ehe das Terzerol in die Hände des Gensdarmerie-Unterofficiers gelangte, abgeſchoſſen worden ſei, dafür legte letzterer das vollgültigſte Zeugniß dadurch ab, daß er ausſagte, nicht nur das friſch abgeſchoſſene Pulver gerochen, ſondern ſich auch ſeine Handſchuhe geſchwärzt zu haben.

So räthſelhaft dies für Erich war und ſo ſehr es ihn in Beſtürzung verſetzte, ſo leicht wäre es ihm geweſen, darüber eine Erklärung abzugeben, wenn er ſich erinnert hätte, daß es wahrſcheinlich Regentropfen geweſen ſeien, die bei dem

Gewitter, vor dem er Blanda geschützt, während er sich selbst Preis gegeben, in den Lauf des Terzerols gedrungen und dort das vertrocknete Pulver wieder angefeuchtet. Oft aber geschieht es uns in entscheidenden Augenblicken, daß wir an das ganz Natürliche nicht denken und einen Zusammenhang in der Ferne suchen, der uns doch so nahe liegt.

Den übrigen sehr erschwerenden Zeugenaussagen, daß Erich sich in großer Aufregung befunden, daß er das Terzerol hervorgezogen, daß hierauf aus nächster Nähe Blitz und Knall erfolgt sei und Graf Seefeld von der Kugel getroffen worden, konnte er nur die Behauptung entgegensetzen, daß er nicht geschossen habe, sondern die Pistole ohne jede sonstige Bewegung mit seiner rechten Hand gehalten. Wenn auch die Art, wie er diese Aussage machte, so wie seine ganze Erscheinung eines günstigen Eindrucks auf den Untersuchungsrichter nicht verfehlte, so konnte dies doch nicht verhindern, daß der Auditor mit einem leichten Achselzucken und sehr ungläubiger Miene diese Schlußerklärung des Angeklagten zu Protokoll nahm.

Nachdem solchergestalt die Untersuchung beendigt worden war, wurde von dem Gerichtshofe, hier der commandirende General, das Spruchgericht bestellt, welches dann auch wenige Tage nachher mit der Feierlichkeit, welche die Würde eines solchen Actes verlangt, zusammentrat; sämmtliche fünf Classen des Kriegsgerichtes in großer und Parade-Uniform, ein Major der Infanterie als Präses, zwei Rittmeister, zwei Lieutenants, drei Sergeanten und drei Unterofficiere, denen der Angeschuldigte vorgeführt und ihm das Recht freigestellt wurde, gegen die Zusammensetzung des Gerichtes, die Persönlichkeiten desselben betreffend, Einwendungen zu machen — eine Erlaubniß,

die aber der Bombardier Freiberg begreiflicher Weiſe unbenutzt ließ. Waren ihm doch ſämmtliche Anweſenden gänzlich unbekannt, mit Ausnahme des Präſes, des Majors Klemmer, den er in jener Nacht nach dem Waldſchlößchen geführt hatte und von deſſen ſtrenger Unparteilichkeit er vollkommen überzeugt war! Blickte er ihn doch aus ſeinen kleinen, ſchwarzen Augen nicht ohne Wohlwollen an, und lag doch etwas wie Wehmuth auf der hageren Stirn des Officiers, ſo wie in dem melancholiſch herabhangenden, langen fuchſigen Schnurrbarte! Gewiß hatte er in Erich jenen tüchtigen Bombardier wieder erkannt, der ihn ſo vortrefflich geführt zur Gefangennahme der feindlichen Cavallerie-Officiere. Von dieſen glaubte er allerdings einen in einem der Dragoner-Rittmeiſter zu erkennen und hatte ſich nicht getäuſcht, da es der ſelige Graf Horn war, dem er hier wieder, wie damals auf der Waldburg, in faſt gleicher Eigenſchaft gegenüberſtand. Doch da ihm dies eben ſo gleichgültig war, als er dieſem ſeinem Richter hier erſchien — denn der junge Rittmeiſter war viel zu ſehr beſchäftigt, Gratulationen der Kameraden entgegenzunehmen und auf ſeine beiden neuen Epauletten zu ſchielen, um dem Deliquenten, der ja ohnedies nur ein ganz gemeiner Bombardier war, große Aufmerkſamkeit zu ſchenken —, ſo erklärte er ſich mit der Zuſammenſetzung des Kriegsgerichtes einverſtanden, hörte mit großer Ruhe die Vorleſung der Acten durch den Auditor an, hatte auch weiter nichts hinzuzufügen, als ſeine nochmalige Erklärung, daß er das Terzerol allerdings in großer Aufregung hervorgezogen, aber nicht geſchoſſen habe, worauf er abgeführt wurde und die fünf Claſſen des Kriegsgerichtes, jede beſonders, zur Berathung zuſammentraten.

Da ſaß nun der arme Erich in einer ziemlich leeren, kah-

len Stube der großen Infanterie-Kaserne. Es befand sich nur ein kleiner Holztisch mit zwei Stühlen da, in einem düsteren Locale mit stark vergitterten Fenstern, welches den Angeklagten während der kriegsgerichtlichen Verhandlungen stets zum Aufenthalte angewiesen wurde, und als man nun draußen die Riegel vorschob, war es ihm bei dem Geräusche gerade so zu Muthe, als schnitte Jemand den Strick entzwei, der sein Lebensschiffchen noch am Ufer festhielt, und ließe dieses treiben ohne Steuer und Compaß auf stürmischem, nebelbedecktem Meere, wo die Flut dieses Meeres, die wilde Flut seiner Gedanken den zerbrechlichen Nachen seiner Hoffnung gänzlich zu zertrümmern drohte. Was war ihm geblieben von all den glänzenden Erwartungen, von der schönen Zukunft, die er geträumt und die zu erreichen er nach besten Kräften so sehr bemüht gewesen war, daß er jetzt, wo die vergangene Zeit rasch an seiner Seele vorüberflog, nicht Vieles anders hätte machen können, als er es in der That gemacht hatte! Und wenn er der letzten, unglückseligen Katastrophe gedachte, so wallte sein Blut heiß auf wie in jener Nacht vor dem Posthause, und er ballte seine Finger zusammen, als faßte er die verhängnißvolle Waffe fester, als hätte er wirklich und wiederum die Absicht, von derselben Gebrauch zu machen.

Ja, er hatte die Absicht gehabt, seinen Feind, jenen Mann, den er so grimmig haßte und der ihm das Theuerste von der Seele riß, unschädlich zu machen, ihn an einem neuen Frevel gegen die heiß geliebte Blanda zu verhindern.

Damals hätte er sterben mögen, untergehen in dem wahnsinnigen Schmerze seiner Seele, nicht mehr aufwachen aus der Erstarrung, die sich seiner auf Augenblicke bemächtigt hatte.

Was war ihm noch das Leben, besonders nachdem er die Anklage vernommen, die auf ihm lastete und nicht die nur seiner militärischen Laufbahn, sondern auch jeder anderen bürgerlichen Existenz ein gebieterisches ‚Bis hieher und nicht weiter!‘ zurief!

Und Blanda, Blanda? — Vielleicht, daß er sie später doch noch einmal wiedersah, vielleicht daß sie ihn dann erkannte, erkennen mochte — vielleicht daß sie gefallen war, um scheinbar hoch zu steigen, und daß sie ihn alsdann mit einem verletzenden Mitleid betrachtete, sich auch wohl, verlegen lächelnd, der vergangenen Zeiten erinnerte — vielleicht aber auch .... und das war dann wohl das Beste, sah er sie niemals wieder, und konnte sie dann um so besser in seinem Gedächtniß behalten, wie sie in jener Gewitternacht schön, hold und rein an seinem Herzen geruht.

Bei diesem letzten Gedanken legte er den Kopf in die Hände und fühlte es kaum, daß schwere Thränentropfen durch seine Finger drangen; ja, er hatte es nicht einmal bemerkt, daß der Unterofficier der Infanterie, der ihn hiehergeführt, wieder eingetreten war, ihm nun die Hand auf die Schulter legte und in einem gutmüthigen Tone sagte: „Muth gefaßt, Bombardier, es ist Zeit, halten Sie Ihren Kopf aufrecht, und die Sinne beisammen! man muß dem Unglück sogleich und recht fest ins Auge sehen, dann erschreckt es Einen weniger und man gewöhnt sich rascher daran — bringen Sie Ihr Haar in Ordnung und wischen Sie die Augen aus; man muß gefaßt scheinen, wenn man es auch nicht ist.“

Und Erich trat ziemlich gefaßt in den Saal ein, wo das Kriegsgericht wieder versammelt war, und verneigte sich militärisch vor dem Präses desselben, Major Klemmer, auf dessen

denn auch wohl kommt, daß Fremde ſo leicht geneigt ſind, das geſellſchaftliche Leben der Spanier als einförmig und unerträglich zu verdammen.

Man kann ſagen, daß ſämmtliche öffentliche Beluſtigungen, Theater und Stiergefechte abgerechnet, in den Freuden des Paſeo beſtehen, des Spazierengehens, dem das ſpaniſche Volk jeden Standes, Alters und Geſchlechtes mit wahrer Leidenſchaft nachgeht. Hat doch ſelbſt jedes Dörfchen hier einen Platz mit zwei Reihen Bäumen bepflanzt, mit ein paar ſteinernen Bänken, und wenns hoch kommt auch einer Fontaine, unter dem ſtolzen Namen einer Alameda. Hier werden die Sommerabende zugebracht, man geht umher, man plaudert, man trinkt ein Glas friſchen Waſſers, welches des heißen Klimas wegen und auch wohl als Anklang aus der Maurenzeit bei den Spaniern eine große Rolle ſpielt. Einer andern eigenthümlichen Beluſtigung erwähnte ich ſchon in Valencia. Es ſind dieß die Verſammlungen der Männer Morgens zwiſchen zehn und elf Uhr auf irgend einem öffentlichen Plätze, Corillos; hier in Madrid auf der Puerta del Sol, und man findet ſich da mit demſelben Eifer ein, wie man bei uns ein Kaffeehaus oder einen politiſchen Klubb beſucht.

Was nun die häuslichen Vergnügungen der Spanier anbelangt, die ſogenannten Tertullas, ſo wird der Einheimiſche und Fremde ſelten für einen gewiſſen Abend dazu eingeladen; wer ſich bei einer ſpaniſchen Familie vorſtellen läßt, wird gebeten, „das Haus als das ſeinige zu betrachten," und eine ſolche Einladung gibt ihm ein Recht, ſo oft zu kommen, als es ihm beliebt. Erſcheint er zur Zeit des Mittageſſens, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß er am Tiſche Platz nimmt, kommt er zur Sieſta, ſo iſt niemand für ihn zu Hauſe, ſtellt er ſich Abends ein und die Familie iſt zufällig nicht auf der Alameda, ſo kann er, wenn es ihm gefällt, da bleiben, und am Geſpräche Theil nehmen, wenn er muſikaliſch iſt, die Geſellſchaft durch Klavier- oder Guitarrenſpiel erfreuen. Dazu kommen dann bald ein paar Caſtagnetten zum Vorſchein, man erſucht die jungen Damen zu ſingen oder zu tanzen, was nun auch meiſtens

hagerem und ſonſt ſo ſtrengem Geſichte etwas Mildes, Wehmüthiges zu ſehen war und deſſen gewöhnlich ſo harte und rauhe Stimme in einem ziemlich weichen Tone klang, als er dem Bombardier Erich Freiberg verkündete, daß derſelbe durch Stimmenmehrheit des Kriegsgerichtes wegen thätlichen Angriffes mit der Waffe in der Hand gegen einen Officier zur Degradation vor der Fronte der Batterie ſo wie zu einem zehnjährigen Feſtungsarreſt verurtheilt ſei.

Daß die Strafe auf Feſtungsarreſt, nicht auf die viel ſchärfere Feſtungsſtrafe lautete, bei welch letzterer der Betreffende in die Feſtungsabtheilung eingeſtellt, mit Feſtungs- und ſonſtigen Militär-Arbeiten beſchäftigt und außer der Arbeitszeit eingeſchloſſen gehalten wird, war eine Milderung, zu der ſich die Mehrzahl der Richterclaſſen vereinigt hatte und welche beſonders dadurch gerechtfertigt war, daß Erich Freiberg auf Beförderung zum Officier diente und weil ſein Verbrechen nicht der Art war, um ihn in die zweite Claſſe des Soldatenſtandes zu verſetzen.

Was Erichs Herz am ſchmerzlichſten ſchlagen ließ, war die Strafe der Degradation vor der verſammelten Batterie, beſonders da er wußte, daß ihm der Hauptmann von Manderfeld von dieſer peinlichen Ceremonie auch nicht das Geringſte ſchenken würde. Doch kam dieß anders, als er es ſich gedacht, und müſſen wir hier nachholen, daß die Schritte, welche der Premier-Lieutenant Schaller frei und offen gegen den Batterie-Chef gethan, ſo viel zu Tage brachten, daß der Hauptmann von Manderfeld trotz Protectionen und Orden in aller Stille zur Dispoſition geſtellt wurde und der Premier-Lieutenant in das Commando der Batterie vorrückte. Daß dieſer Erich, ehe

derſelbe ſeine Strafe antrat, nochmals zu ſich kommen ließ, erwähnen wir nur deßhalb, um hinzuzufügen, daß der letzte Bombardier den wohlwollenden und vortrefflichen Officier getröſtet verließ.

Dann kam der Tag der Degradation vor der Fronte der Batterie, und auch hier handelte der Premier-Lieutenant Schaller ſo wie der Wachtmeiſter Pinckel mit ſolcher Schonung für den unglücklichen Erich, daß die peinliche Handlung ſich ſo geſtaltete, als nehme ein geliebter Kamerad von ſeiner militäriſchen Familie einen herzlichen, wenngleich traurigen Abſchied. Das Herunterreißen der Treſſen wurde dadurch vermieden, daß Erich Freiberg vor der Fronte als Kanonier erſchien, worauf der Wachtmeiſter in kurzen Worten die Strafe Erich's verlas; dann commandirte der Premier-Lieutenant zum Auseinandertreten, nicht ohne abſichtlich die Worte beizufügen, daß er durchaus nichts dagegen einzuwenden habe, wenn Jeder von Freiberg recht freundſchaftlichen Abſchied nehme. Das thaten denn auch alle Kanoniere, Bombardiere und Unterofficiere, ſogar die erſten Feuerwerker und nicht minder der Wachtmeiſter Pinckel, wobei er ſeltſam grinſend ſeinen langen Schnurrbart ſtrich und dann auf dem Abſatze Kehrt machte. Nur der lange Wibert fehlte, was dem geneigten Leſer aber auch ſelbſt dann begreiflich erſcheinen würde, wenn wir nicht der Wahrheit gemäß ſagen müßten, daß der ehemalige Liebling des Hauptmanns von Manderfeld wegen fortgeſetzter Malpropretät und Nachläſſigkeit im Dienſte für das letzte Halbjahr ſeiner Dienſtzeit in die Batterie-Menage commandirt worden war. Rührenden Abſchied von Erich aber nahmen der kleine Bombardier Weitberg ſo wie der ſchmächtige Schwarz, der mit dem ſchwachen Geheule eines

jungen Hundes, dem man auf den Schwanz getreten, und mit feuchten Augen ein Mal über das andere rief: „O famos, o famos, du bist wirklich der echte und gerechte Bombardier, Freiberg! Denn ein Kerl wie du, der so wunderbare Streiche macht und dadurch dem Namen unserer Charge einen solchen Glanz verleiht, kommt niemals wieder — niemals, niemals, niemals!“

Was nun die Abführung Erich's auf die kleine Festung anbelängt, wohin er bestimmt war, so hatte auch darin der Premier-Lieutenant Schaller aufs beste für ihn gesorgt, und statt als Gefangener transportirt zu werden, wurde ihm gestattet, den Weg nach seinem künftigen Bestimmungsorte mit der Compagnie des Hauptmanns Walter zurückzulegen, der dorthin versetzt worden war; ja noch mehr, er war dabei der persönlichen Obhut seines Freundes, des zum Unterofficier beförderten und den wichtigen Posten eines Feldwebels versehenden Unterofficiers Schmoller übergeben, der sich seiner freundlich annahm und dem es auch während des Marsches hier und da gelang, ein leichtes Lächeln auf den bleichen Zügen Erich's hervorzubringen, besonders wenn er ihn an ihren gemeinschaftlichen Marsch von damals erinnerte, an die kleinen Erlebnisse auf dem Fort Maximilian, und ihm dabei seufzend versicherte, daß ihn die Erinnerung an die reizende Gräfin Haller immer noch verhindere, sein Herz gänzlich der vortrefflichen Mamsell Stöckel zuzuwenden, in deren Liebe er indessen große Fortschritte gemacht und welche, im Besitze eines kleinen Vermögens, nicht abgeneigt sei, die Frau des künftigen Feldwebels Schmoller zu werden.

„Glücklicher Freund,“ entgegnete Erich mit traurigem

Lächeln, „du schwimmst einem für dich behaglichen Hafen zu, während ich Jahre lang zu einer trostlosen Unthätigkeit verdammt bin, um dann Gott weiß wohin geschleudert zu werden, aber hoffentlich weit, weit hinweg — so weit als möglich, damit ich alles vergessen kann, was mir einst lieb und theuer war!“

Am dritten Tage erreichten sie ihren Bestimmungsort, die kleine Festung, welche in einer weiten, allerdings fruchtbaren Ebene lag, die aber mit ihren gewaltigen Mauern, tiefen Wassergräben und hohen, mächtigen Wällen um so mehr auf Erich den Eindruck eines großen Gefängnisses machte, als die menschenleeren Straßen so gar nichts von dem Leben und gewerblichen Treiben der großen Stadt zeigten, in der er bis jetzt gewesen, und doch war es noch ruhiger und stiller in der Citadelle, wohin er gebracht wurde und wo ihm ein schweigsamer Unterofficier ein kleines Gemach in einer der Kasematten anwies, aufs dürftigste möblirt, das schmale Fenster mit einem schweren, eisernen Gitter versehen und mit der Aussicht auf einen feuchten Festungsgraben und auf die hohe, dunkle Mauer einer gegenüber liegenden Lunette.

An diesem Fenster lehnte er stumm und verstört; unwillkürlich war er an dasselbe getreten, wie nach Luft und Licht ringend, nachdem die schwere Thür der halbdunkeln Zelle hinter seinem wieder davoneilenden Begleiter ins Schloß gefallen war. In der Hand hielt er das kleine Bündel, welches seine geringen Habseligkeiten enthielt, und in dem Gedanken, als müsse sein Aufenthalt hier ja doch nur ein kurz vorübergehender sein, umfaßte er es krampfhaft mit seinen Fingern, während er, tief unter allen lebenden Wesen, die sich droben im Sonnenscheine

und linder Luft freuten, mit weiten, trockenen Augen auf die grauen Feſtungsmauern und den ſumpfigen Graben blickte.

Die erſte Viertelſtunde von zehn Jahren, eine fürchterliche Zeit ſchrecklichen, regen Denkens, in der ſich alles das zuſammendrängt, was man ſonſt nur in Tagen, Wochen, Monaten zu erleben pflegt! Eine Quinteſſenz jahrelangen Elends, jede Secunde eine Reihe ſchleppender Stunden, jede Minute eine Ewigkeit! — Furchtbarer Gedanke, entſetzliches Geſpenſt, das uns noch Jahre lang in ſtillen Augenblicken angrinst — der düſtere Geiſt der erſten Viertelſtunde von zehn Jahren.

Erich glaubte wahnſinnig werden zu müſſen, nachdem er das Fenſter raſch geöffnet, um friſche Luft herein zu laſſen, als dabei das Bündel ſeinen Händen entfallen war, und als er hierauf mit den Fingern die ſchweren Eiſengitter umfaßte und unwillkürlich daran rüttelte, als ſeine Blicke an den glatten, düſtern Mauern vorüberglitten und ſich ſeine Gedanken weiter hinausſchwangen um die nächſte Ecke des Walles herum, dann um eine andere Ecke bis an ein Thor, das nun für ihn volle zehn Jahre verſchloſſen ſein ſollte. — Volle zehn Jahre, der beſte Theil ſeines Lebens, jene Zeit, wo man ſäet, um ſpäter zu ärnten, die Zeit des Lernens und Strebens, die, wenn wir ſie unbenutzt vorübergehen laſſen, uns mit furchtbarer Sicherheit eine troſtloſe Zukunft in ſpäteren Jahren vorherſagt! — Und er mußte ſie unbenutzt vorübergehen laſſen, nicht weil es ihm an Luſt und Liebe, an Kraft zum Lernen und zur Arbeit fehlte, ſondern weil ein unglücklicher Zufall, ein Mißverſtändniß ſchuld daran waren, daß dieſe beſten Jahre ſeiner Jugend nutzlos aus ſeinem Leben geſtrichen werden ſollten. — Zehn Jahre, zehnmal zwölf Monate, zehnmal dreihundert Tage! Welche

Ewigkeit, nachdem die erſte Viertelſtunde mit ſo entſetzlicher Langſamkeit an ſeinem Geiſte vorübergeſchlichen war!

Er ſetzte ſich auf das ſchmale, ärmliche Bett nieder, er ſtützte die Arme auf die Kniee und legte den Kopf in die Hände; er dachte an die ſchöne, weite Welt draußen, an Berg und Thal, Feld und Wald, leuchtend im Sonnenſcheine; er dachte an ſeine Kindheit, an die ärmlichen Verhältniſſe in dem Hauſe ſeines Vaters, und was er bisher erlebt, ſtand vor ihm in hellem, ſtrahlendem Lichte, während um ihn ſelbſt her Alles troſtlos finſter war, während er gefangen ſaß zwiſchen ſteinernen Mauern, tief unter der Erde, und mit ſeinen düſteren Gedanken immer tiefer hinabſank, ſo, daß zuletzt von allem Lichtglanze, der durch ſeine Phantaſie ſeine Seele aufs ſchmerzlichſte erfüllte, nichts mehr übrig blieb, als ein kleiner, zitternder Stern — die Erinnerung an Blanda —, deſſen ſtiller, trauriger Glanz ihn aber dann mit neuem, wilderem Schmerze erfüllte.

So war er eine lange Zeit geſeſſen; er glaubte wohl, viele, viele Stunden, obgleich die Zeit ihm zu Liebe nicht ſo freundlich geweſen war, mehr zu eilen. Da vernahm er, wie die Thür ſeiner Zelle geöffnet wurde und ſich ihm Jemand, ziemlich hart auftretend, näherte. Wer es war, konnte er bei der Dämmerung, die des ſinkenden Tages wegen in der Zelle herrſchte, nicht ſogleich unterſcheiden, blieb aber trotzdem und zu ſeiner größten Ueberraſchung nicht länger im Zweifel, wer dieſer Beſuch ſei, als eine laute, ſchallende Stimme zu ihm ſprach: „Ha, ich verſtehe, daß man ſich niedergedrückt und zerknirſcht hier befinden kann, wohl daran denkend, ſeine Vergangenheit zu beweinen!“

Obgleich nun der arme Erich lieber jeden Anderen vor ſich geſehen hätte, als ſeinen ehemaligen Vorgeſetzten, den Herrn Pfarrer Wendler von Zwingenberg, ſo war doch die ſchallende Stimme desſelben ſo paſſend zu den Erinnerungen aus ſeiner Jugendzeit, denen er ſich noch vor Kurzem aufs lebhafteſte hingegeben, daß er nicht anders konnte, als laut ſchluchzend die Hand des Pfarrers zu ergreifen und ſie krampfhaft zu drücken.

„Ei, ei, mein Sohn,“ ſagte dieſer mit einer etwas milderen Stimme, „ich hätte nicht geglaubt, wenigſtens nicht gehofft, daß wir uns ſo wiederſehen würden, und wenn ich auch nicht befugt war — Sie werden mich in dem, was ich Ihnen ſage, in meiner ganzen, natürlichen Offenheit wiedererkennen — wenn ich auch nicht befugt war, oder wenn ſchon eine größere Phantaſie dazu gehörte, Sie mir als auf dem Wege des militäriſchen Avancements als weit vorgeſchritten vor Augen zu bringen, ſo hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß unſer Wiederſehen ein derartiges ſein werde.“

Erich wollte ſprechen, wollte ihm in kurzen, überzeugenden Worten ſeine Unſchuld verſichern; doch wenn ihn auch die heftige Bewegung, in der er ſich befand, nicht ſogleich am Sprechen verhindert hätte, ſo würde er doch vor der Handbewegung des alten Geiſtlichen verſtummt ſein, ſo wie vor deſſen raſch eingeworfenen Worten:

„Ha, ich verſtehe, daß Sie auch mir jene ſeltſame Ausrede glaublich machen wollen, mit der Sie aber vor den würdigen Mitgliedern des Kriegsgerichtes nicht beſtanden ſind! Wir hier ſind von Ihrem Falle durch die Acten aufs vollſtändigſte

unterrichtet, und wenn ich ſage: wir, ſo meine ich damit den vortrefflichen Herrn Commandanten der Feſtung, meinen ſpeciellen Gönner, ich möchte ſagen, Freund, den Sie morgen beim Appel der Gefangenen ſehen werden und der, wie ich zu Ihrem Troſte ſagen kann, von irgend einer Seite für Sie eingenommen worden iſt. Daß ich nichts gethan habe, dieſen guten Eindruck abzuſchwächen, beweiſt mein Beſuch bei Ihnen, denn — hier erhob der Pfarrer Wendler ſeine Stimme zum Kanzeltone — als königlicher Garniſonprediger hieſiger Feſtung hätte ich meine Pflicht vollkommen erfüllt, wenn ich mir am nächſten Sonntag nach der Nachmittags-Predigt Ihren Namen von dem betreffenden Unterofficier hätte nennen laſſen!"

„Wie danke ich Ihnen für Ihre Theilnahme, Herr Pfarrer," ſagte Erich mit Wärme, „und wenn Sie meiner in der That ohne ungünſtige Rückerinnerungen gedenken, ſo hoffe ich, daß es mir doch noch gelingen wird, Sie, was den ſchwerſten Theil meiner Anklage betrifft, von meiner Unſchuld zu überzeugen!"

„Darüber ſind die Acten geſchloſſen," erwiederte der Garniſonprediger in trockenem Tone, und ich darf Ihnen leider nicht verſchweigen, daß das Urtheil höheren Ortes vollkommen beſtätigt worden iſt."

„Zehn Jahre meines jungen Lebens!" rief Erich, aufs Neue erſchüttert, in klagendem Tone, indem er ſeine Hände an die Schläfen preßte — „zehn Jahre!"

„Leider iſt es ſo," ſprach der Geiſtliche und fuhr in jenem officiell ſalbungsvoll tröſtlichen Tone fort: „Und ich verſtehe es vollkommen, mein junger Freund, daß dieſer allerdings lange Zeitraum, beſonders heute, am erſten Tage Ihres Strafantrittes, wie mit Keulenſchlägen auf Ihre Seele fällt — aber

Muth gefaßt und zuverſichtlich aufwärts geblickt zu dem, der unſere Looſe abwägt und unſere Geſchicke lenkt, zu ihm, von dem wir mit chriſtlichem Vertrauen ſagen, daß er die ganz beſonders liebt, welche er züchtigt — und nun," fuhr er in ſeinem gewöhnlichen Tone fort, „will ich Ihnen mittheilen, daß ich heute Abend ſchon zu Ihnen gekommen bin, um einen kleinen Lichtſtrahl in Ihre Seele zu tragen, indem ich Ihnen ſage, daß der Herr Commandant gnädigſt genehmigt hat, Sie hier auf der Feſtung mit ſchriftlichen Arbeiten zu beſchäftigen, und daß, in der Hoffnung auf ein künftiges, ſtreng geregeltes Betragen, ich Ihnen auch wohl geſtatten könnte, zuweilen von nützlichen Büchern meiner Bibliothek Gebrauch zu machen und Sie hier und da in meinem Hauſe zu ſehen." — Er ſagte dies in einem ziemlich trockenen Tone, wie wenn das, was er ſagte, ihm gerade kein beſonderes Vergnügen machte. — „Ja, in meinem Hauſe wollen wir Sie zuweilen ſehen — in meinem Hauſe, welches leider das eines Wittwers iſt, da es dem Herrn gefallen hat, die treue Lebensgefährtin von meiner Seite zu reißen; ſtehe aber deßhalb doch nicht ganz allein, da meine Tochter, die ebenfalls vom gleichen, harten Schickſal betroffen wurde, die Stelle der Hausfrau verſieht."

„A—a—a—ah, Selma! Wie würde ich mich freuen, ſie wieder zu ſehen!"

„Allerdings Selma, die jetzige verwittwete Frau Doctorin Schwarzer, die ebenfalls noch zuweilen an Jugenderinnerungen leidet und mich in ihrer Herzensgüte erſucht hat, Ihnen den erſten Abend Ihrer Gefangenſchaft minder ſchmerzlich zu machen, daß ich Sie zu einem Beſuche in meinem kleinen Familienkreiſe einlade — kommen Sie alſo."

Erich verließ wie im Traume die jetzt faſt ſchon ganz dunkle Zelle und ſchritt unter eigenthümlichen Gedanken neben dem Garniſonprediger durch die ſtillen, düſteren Caſematten-gänge, dann eine Treppe hinauf, und als ihn droben die warme Luft des Sommerabends ſo wohlthätig anfächelte, erſchien ihm das milde Licht des ſcheidenden Tages wie eine glänzende Be-leuchtung und ihm war zu Muthe, als ſteige er nach Jahre-langem Aufenthalte in finſtrer Zelle wieder zu lebendigen Weſen empor. Da war die Kirche und neben derſelben das kleine Haus des Garniſonpredigers. Eine alte Magd öffnete die Haus-thür, worauf Erich tief aufathmend hinter dem Pfarrer eine Treppe hinanſtieg und dann von dieſem in ein behagliches Zimmer geführt wurde, deſſen breites Fenſter einen freien Blick ließ über den Wall hinaus auf die weite Ebene, auf ferne, tiefdunkle Berge, die ſcharf auf dem goldglühenden Abendhimmel abgezeichnet erſchienen.

Dann trat Selma auf ihn zu, das ſchöne, üppig volle Weib in einem eng anſchließenden, einfach grauen Kleide, ihr hochblondes Haar leicht gelöst und gelockt über den Nacken hinabfallend, reichte ihm ihre beiden Hände und ſagte in einem innigen Tone: „Wenn ich Sie trotz alle dem hier aufs herz-lichſte willkommen heiße, ſo können Sie mir glauben, daß die-ſes Wort aus einem Herzen kommt, welches vergangener Zei-ten gern gedenkt und dem es Vergnügen macht, ſeine Freunde wieder zu ſehen.“

Erich fürchtete ſich faſt vor dem heißen Drucke ihrer Hand, vor dem leuchtenden Blicke ihrer ſchönen Augen. War er doch in einer Stimmung, um von allem dem mehr als je berührt und bewegt zu werden. Der plötzliche Wechſel aus der dumpfen,

nach Herzensluſt geſchieht. Bälle nach unſerer Art oder Tanzpartieen ſind dagegen in Spanien äußerſt ſelten, und fangen ſelbſt jetzt erſt nach und nach in der höheren Geſellſchaft an Eingang zu finden. Da bei dieſen Zuſammenkünften keine Erfriſchungen gereicht werden, höchſtens eine Taſſe Chocolade, wenn es lange dauert, ſo iſt das ein eben ſo wohlfeiles Vergnügen, wie das Spazierengehen, weßhalb auch faſt alle Stände, Arme wie Reiche, häufig ihre Tertullas halten. Die Zwangloſigkeit dabei erſtreckt ſich auch auf die Kleidung, und es wird niemand einfallen, wenn er ſich vom Paſeo weg zu einer Tertulla einfindet, vorher eine gewähltere Toilette zu machen.

Bei allen Zuſammenkünften, ſowie überhaupt im geſellſchaftlichen Leben der Spanier nehmen die Frauen einen wichtigen Platz ein. Wenn man in einer Tertulla ein wenig aufmerkſam iſt, ſo bemerkt man gleich, daß überall kleine Herzensangelegenheiten abgemacht werden. Es iſt dieß aber ſo begreiflich bei dieſem leicht erregbaren Volke, und ich möchte den ſehen, der kalt bleibt, wenn eine Spanierin mit ihren ſchönen Augen und der Kunſt, ſie zu gebrauchen, es darauf abgeſehen hat, ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen.

Wenn die Geſetze der ehelichen Treue hier im Allgemeinen nicht ſo ſtreng gewahrt werden, wie wir dieß wenigſtens vom geſellſchaftlichen Leben bei uns behaupten, ſo wird dagegen die Treue der Liebe und ihre Geſetze um ſo heiliger gehalten. Eine Spanierin, die ihrer Freundin gewiß keine Vorwürfe darüber machen wird, oder den vielleicht befreundeten Gemahl warnen, wenn ſie einen Cortejo gefunden, iſt dagegen wohl im Stande, dieſen Liebhaber von einem Verrath zu benachrichtigen, der gegen ihn begangen werden ſoll. Treuloſigkeit in der Liebe wird von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, ſowie dagegen die Geſellſchaft faſt jedes Verhältniß, welches die Liebe knüpft, bereitwillig ſchützt. Huber in ſeinen Skizzen aus Spanien ſagt: Die Spanierinnen machen die Liebe zu ihrer Hauptbeſchäftigung und ſehen

finſteren Caſemattenzelle hinweg in dieſes behaglich eingerichtete Gemach, erfüllt vom zauberiſchen Reflexlichte des prächtig glühenden Abendhimmels und von dem Glanze dieſer verführeriſchen Augen, — er mußte gewaltſam alle Erinnerungen hervorrufen aus ſeiner und ihrer Jugendzeit; ja, er zwang ſich, und nicht ohne gehäſſige Farben die nächtliche Scene auf dem Poſthofe, wo er Selma zum letzten Male geſehen, in ſeinem Innern auszumalen, um ſo eine Scheidewand zwiſchen ihr und ſich aufzuführen.

Bald aber, als ſie eine Zeit lang um den runden Tiſch beiſammen geſeſſen, bei nun geſchloſſenen und verhüllten Fenſtern, beim traulichen Scheine der Lampe, da glaubte er zu ſehen, daß Selma ſo gar anders geworden ſei, als ſie in ſeiner Erinnerung gelebt und als ſie auch früher geweſen war. Sie erzählte, gänzlich unbefangen von der Gegenwart ihres Vaters, aus ihrem früheren Leben, aus ihrer freudeloſen Ehe, wobei ſie indeſſen weit entfernt war, ſich von aller Schuld loszuſprechen, wogegen ſie aber ihre ganze, verfehlte Exiſtenz dahin zurückführte, daß es ihr in ihrer Jugend verſagt geweſen ſei, ſich ihr Glück ſelbſt zu ſuchen, zu wählen und zu nehmen.

Erich wurde in dieſem Augenblicke durch einen Einwurf des Garniſonpredigers vollkommen in Anſpruch genommen, ſo daß er den Blitz aus Selma's Augen ſo wie ihr tiefes Athmen nicht bemerkte, was beides ihre letzten Worte begleitete.

„Ha, ich verſtehe," rief Selma's Vater, „und muß leider bekennen, daß der ſtarke unbeugſame Wille deiner Mutter nicht immer das richtige traf! Doch laſſen wir die vergangenen Zeiten ruhen und freuen uns des Daſeins im roſigen Lichte!"

„Das wollen wir."

Nach ein paar Stunden, welche dem jungen Gefangenen

von einem Tage, raſch wie Minuten verflogen waren, dankte er aufs herzlichſte für die freundliche Aufnahme und bat um Erlaubniß, ſich zurückziehen zu dürfen, wobei ihm der Pfarrer trotz aller Weigerung das Geleite gab, indem er, wie er ſagte, ſo lange für ihn verantwortlich ſei, bis er morgen einer Abtheilung zugewieſen werde. Im nächſten Augenblicke war denn auch das freundliche Zimmer des Pfarrhauſes und die ſchöne Selma, die ihm mit ſinnendem Blicke nachſchaute, hinter ihm verſchwunden und Erich hatte ſeine finſtere Zelle wieder erreicht. Von allem Erlebten der letzten Tage wie betäubt, warf er ſich auf das dürftige Lager und träumte, eingeſchlafen, was er im Wachen gedacht, daß er nämlich ſo eben erſt das Pfarrhaus in Zwingenberg verlaſſen und, an die ſchöne Selma denkend, wieder in dem engen Verſchlage des Schulmeiſters Wacker ruhe. — Aber es waren das finſtere, beängſtigende Träume, die ihn unruhig umherwarfen, und erſt verſchwanden, als er, mitten in der Nacht aufwachend und von ſeinem niederen Lager emporblickend, über dem dunkeln Rande des Walles einen hell leuchtenden, weiß glänzenden Stern ſtehen ſah — Blanda's Stern.

Der zweite Tag ſeiner Gefangenſchaft ging Erich ſcheinbar raſcher vorüber, als die erſte Minute, welche er geſtern in ſeiner Zelle zugebracht; hatte ihm dieſer Tage doch auch Vieles, und gerade nichts Unangenehmes gebracht. Er war einer der Strafabtheilungen zugewieſen und zu vielleicht zehn Anderen in einem hellen Raume untergebracht worden; und wer dieſe Anderen waren, er erfuhr es nicht ſogleich. Ein gegenſeitiges Vorſtellen war hier nicht Gebrauch, und die Meiſten ſchienen es zu ver-

meiden, ohne beſondere Nothwendigkeit von Ihrer Vergangenheit zu reden.

Beim Appel wurde er dem Feſtungs-Commandanten vorgeſtellt, einem General-Major der Infanterie, von einer ganz außerordentlichen Körperlänge, mit einem rothen, wilden Geſichte und ſchon ergrautem Barte; trotzdem aber hätte man ſich wundern können, dieſen Officier mit dem Rufe eines tüchtigen Soldaten und im kräftigſten Mannesalter auf einem ſolchen Ruheposten zu ſehen, denn die kleine Feſtung war ſehr unbedeutend, wenn man nicht gewußt hätte, daß der Gouverneur derſelben, früher Commandeur einer Gardebrigade und aus einem alten, vornehmen Hauſe eigentlich nichts mehr und weniger war, als ſein eigener vornehmſter Gefangener, wozu ihn eine maßloſe Heftigkeit gegen Untergebene und auch gegen Vorgeſetzte gemacht. Bei der geringſten Dienſtwidrigkeit, mehr aber noch bei einer Miene, die nur im entfernteſten verrieth, als habe der Betreffende die Abſicht, ſelbſt nur im Innern zu raiſonniren, ſchwoll ihm die Zornader auf der Stirn, ſein Bart ſträubte ſich, wie der eines wilden Katers, und wenn der Ausbruch des Gewitters nicht noch glücklich durch irgend etwas vermieden wurde, ſo folgten ſich häufig Blitz und Schlag in ſehr unangenehmer Weiſe.

Im Uebrigen war der General Graf Semmering, wie ſchon früher bemerkt, ein vortrefflicher Officier, dabei jovial, heiter, ein aufopferungsfähiger Freund, einer der beſten Kameraden und Vorgeſetzten.

Da ſtand er, mit auseinander geſpreizten Beinen, die Hände auf dem Rücken, in einem langen Militär-Ueberrocke, ohne Epauletten, inmitten des kleinen Exercierplatzes, der auf einer Seite von der Commandantur, auf der anderen von der Garniſon-

kirche mit der Pfarrerswohnung begränzt wurde, und lachte heiter mit dem Hauptmanne von Walter, der sich soeben bei ihm gemeldet hatte; dann, nach einer Reihe verschiedener Meldungen und Anfragen der betreffenden Officiere, kam die Reihe an Erich, und für einen Augenblick verfinsterte sich des Lachenden Gesicht.

„Ah," rief er mit einer dröhnenden Stimme — „das ist ja wohl der berühmte letzte Bombardier, den wir das Vergnügen haben, hier unter unsere Aufsicht zu bekommen! Ein kecker Bursche, sieht aus, wie wenn er nie ein Wasser getrübt hätte; nun, wir werden schon sehen, was an ihm ist. Gerechtigkeit vor allen Dingen, mein Sohn, und in der Gerechtigkeit suche ich meines Gleichen. Führst du dich auf, wie es sich für einen vernünftigen und neumüthigen Menschen schickt, gut, so werden wir dir in Gnaden gewogen sein; machst du aber auch hier deine Sprünge, so sollst du die Bekanntschaft eines guten Freundes machen, der dich schon zahm kriegen wird!"

Da der General bei den letzten Worten eine Bewegung mit seiner Reitpeitsche machte, daß diese einen zischenden Laut von sich gab, so war nicht schwer einzusehen, wen er mit dem angedrohten Freunde eigentlich gemeint wissen wollte.

Erich, welcher von dem wohlwollenden Unterofficier seiner Abtheilung, den General und Festungs-Gouverneur betreffend, aufs beste instruirt worden war, hatte bei dieser Empfangsfeierlichkeit auch nicht in Gedanken mit einer Muskel seines Gesichtes gezuckt und regungslos dagestanden, wie eine Statue, der Vorschrift gemäß, kein Auge von dem Gesichte seines Vorgesetzten abwendend, wobei es ihm eigenthümlich vorgekommen war, daß der General trotz der strengen Worte, die er an ihn

richtete, ihn höchſt ſelten anblickte, ſondern ſeine Augen meiſtens etwas zu fixiren ſchienen, was ſich ſeitwärts von Erich und viel höher befand; ja, trotz der ernſten Worte lächelten nicht ſelten Augen und Mund des geſtrengen Officiers, und ſchließlich nahm er ſein Taſchentuch hervor und wiſchte ſich auffallend und ſehr langſam den langen, grauen Schnurrbart.

Erich wurde durch eine Handbewegung entlaſſen, und als er hierauf nach Vorſchrift links um Kehrt machte, ſtreiften ſeine Blicke die Garniſonkirche und das Pfarrhaus, in welch letzterem er die ſchöne Selma, an einem Fenſter lehnend, ſah.

Was ſeine Feſtungsarbeiten anbelangte, ſo wurde er zu Schreibereien auf das Bureau der Commandantur befohlen, und fand hier, wie auf allen dergleichen Kanzleien, keine beſonders angeſtrengte Thätigkeit. So weit wäre er auch mit ſeinem Looſe zufrieden geweſen, wenn er nicht begreiflicher Weiſe gar zu häufig Stunden gehabt hätte, wo ihn in Erinnerung an ſeine Vergangenheit und beſonders an Blanda die troſtloſeſten Gedanken, völlige Verzweiflung erfaßten. Was war aus ihr geworden? Er wußte es nicht. Vergeblich ſchrieb Schmoller für ihn an den Doctor Burbus und an Mamſell Stöckel; er hatte von erſterem keine Antwort, von der letzteren, Blanda betreffend, keine Auskunft erhalten. Mit Selma darüber zu ſprechen, wagte er nicht; vermied dieſe es doch, ſo wohlwollend ſie und ihr Vater ſich auch ſonſt gegen ihn bewieſen, über Vergangenes mit ihm zu reden, beſonders über Dinge, welche Zwingenberg betrafen oder gar die Bewohner der Waldburg, welche Erich auf Umwegen ſchon häufig in die Unterhaltung zu ziehen verſucht hatte.

Wenn Selma ſich überhaupt ſtets freundlich gegen ihn be-

nahm, ſo war doch in ihrem Betragen eine Zurückhaltung unverkennbar, und nicht nur in Gegenwart ihres Vaters, ſondern auch, wenn ſie, was häufig genug vorkam, mit dem jungen Manne allein war.

Da ſaß dieſer an einem ſtillen Sonntagnachmittage in ſeinem Schreibzimmer auf der Commandantur, die Glocken der Garniſonkirche hatten eben ausgeklungen, und bei der tiefen Stille, die ringsum herrſchte, ſo wie bei den offenſtehenden Fenſtern vernahm Erich hier und da deutlich eines der laut tönenden Worte aus der Predigt, welche der Herr Pfarrer Wendler hielt. Erich hatte einen Brief an den Doctor Burbus angefangen, in welchem er ihm ſein ganzes Inneres darlegte und ihn beſchwor, doch noch ſo viel Freundlichkeit für ihn zu haben, um ihm ein tröſtliches Wort über Blanda's Schickſal zu ſagen. Mitten im Schreiben aber hatte ihn begreiflicher Weiſe ſeine Empfindung überwältigt; er hatte das Papier mit ſeinen Thränen benetzt und war dann, ſeine Augen trocknend, aufgeſprungen, um durch Hin- und Herſchreiten wieder ruhiger zu werden. Dabei blickte er unwillkürlich auf den Platz hinaus und ſah dort den Feſtungs-Commandanten mit einem ſehr rothen Geſichte und etwas haſtigen Bewegungen das Pfarrhaus verlaſſen ſo wie mit langen und eiligen Schritten gegen die Commandantur gehen. Drüben waren wegen des grellen Sonnenſcheines die weißen Vorhänge niedergelaſſen und es regte ſich auch nichts in dem Hauſe, was wohl begreiflich war, da ſich ſämmtliche Bewohner in der Nachmittagspredigt befanden.

‚Was aber hatte der General drüben zu thun gehabt?‘ Erich vermochte nicht, darüber nachzudenken, da er die gereizte

Stimme des Generals auf der Treppe vernahm, der bei ‚allen zehntausend Teufeln' fluchte und polternd befahl, daß der Posten vor dem Gewehre augenblicklich abgelöst und auf drei Tage in strengen Arrest gebracht werde. „Ein Kerl," rief er, „der bei hellem Tage mit halbgeschlossenen Augen dasteht, wie ein Murmelthier!" — Dann verlangte er nach seinem Reitpferde, und Erich sah ihn kurze Zeit darauf über den Platz davonsprengen.

Was mochte das alles bedeuten? Diese Frage stellte sich Erich und wiederholte sie noch erstaunter, als jetzt er bemerkte, wie sich drüben im Pfarrhause einer der weißen Vorhänge erhob und Selma dort erschien, ihm hastig winkend, herüber zu kommen.

Sie hatte das zwar schon öfter gethan, doch hatte er noch nie dieser Einladung unter einem so eigenthümlichen Gefühle Folge geleistet, wie gerade jetzt; drunten auf den breiten Steinen des Platzes brannte die sengende Nachmittagssonne, und als Erich aus dem Hause trat, sagte der Posten vor dem Gewehr:

„Wenn der Alte nicht einen Sonnenstich gekriegt hat, so soll mich der Teufel holen! Dort kam er mit einem wilden Gesichte um die Ecke und glotzte mich an, wie wenn er mich beißen wollte; da habe ich vielleicht auch die Augen geschlossen, das ist möglich — nun, mir ist es gleichviel, im Arrest in der kühlen Casematte ist es besser, als hier im Sonnenscheine!"

Es war aber auch eine drückende Hitze auf dem Platze zwischen den heißen Mauern, und rings nichts Lebendiges zu sehen, als unzählige summende Bienen, schwärmend um die mächtige Linde, die still träumend vor der Kirche stand und vielleicht der Stimme des Herrn Pfarrers Wendler lauschte, dessen Worte man deutlich vernahm: „Ha, ich verstehe — daß

es Euch ſchwer wird, daran zu glauben, um wie viel leichter — ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe — als — Reicher — will ſagen, Gottloſer — Himmel — komme."

„Kommſt du, Erich?" fragte Selma oben an der Treppe, als der junge Mann in dem kühlen Hauſe ſtand und die Thür hinter ſich ins Schloß gedrückt hatte. „Hänge die Kette vor und komme herauf."

Stärker klopfte ihm das Herz, als er die Treppe hinanſtieg und nun in das verdunkelte Zimmer trat, wo Selma, leicht und weiß gekleidet, mit heftigen Schritten auf und ab ging.

„Es iſt ein Glück," rief ſie ihm entgegen, ohne ihren Spazirgang zu unterbrechen, „daß Sie gerade drüben waren, daß ich Sie rufen konnte und daß Sie gekommen ſind — ach was, Sie, warum ſoll ich ‚Sie' ſagen, ſetzte ſie leidenſchaftlich hinzu, indem ſie vor ihm ſtehen blieb, ihre beiden Arme auf ſeine Schultern legte und die Finger in ſeinem Nacken mit einer krampfhaften Bewegung zuſammenflocht — warum ſoll ich ‚Sie' zu dir ſagen, da wir uns doch ſo lange und ſo gut kennen, auch, wenn ich nicht irre, früher — einmal wenigſtens ‚Du' zu einander geſagt haben — iſt's nicht ſo, mein Erich?" — Sie legte ihr Haupt an ſeine Bruſt, und es war ihm als hörte er ſie ſchluchzen. — „Und wenn es auch nicht geweſen wäre, ſo müßte ich doch zu dir ‚Du' ſagen, um mit dir zu ſprechen, wie ich will, und weil ich dich einmal herzlich geliebt habe und noch liebe! Du dagegen hatteſt mich wohl ganz vergeſſen," fuhr ſie fort, nachdem ſie ihr Haupt emporgehoben und ihn mit thränengefüllten Augen ein paar Secunden lang angeſehen — „ja, du hatteſt mich vergeſſen, bei Anderen vergeſſen, und ich

nehme dir das nicht übel, denn die Zigeunerin war schön und wußte nicht nur Knabenherzen, sondern auch die Herzen gereifter Männer anzuziehen — und die Andere, o, die Andere ist noch viel schöner und gefährlicher, weil sie feiner war und reiner!"

„Aber, Selma," sagte er mit erregter Stimme, während er sanft versuchte, ihre Finger in seinem Nacken zu lösen, was ihm auch gelang — „was soll das alles? Haben Sie mich deßhalb herüber gerufen, um mir das zu sagen?"

„Ja, ja — und um dir noch mehr zu sagen, um mit dir zu reden, Erich, wie ich mit dir reden muß, weil ich nicht anders kann; aber ich will es ruhig thun, nicht leidenschaftlich. Deßhalb setze dich dort in die Ecke des Sopha's, während ich mich in die andere setze, weit genug von dir entfernt, um nicht einmal meine Hand in die deine legen zu können — so — nun höre mich ruhig an, nachdem ich dir noch einmal wiederholt, daß ich dich innig, herzlich, glühend, leidenschaftlich liebe, und daß ich unglücklich sein werde, gänzlich verloren, wenn ich fühlen muß, daß du mich ganz vergessen hast! Vor dir, so eben, war ein anderer Besuch bei mir — hier in diesem Zimmer."

„Ich weiß es," sagte Erich ruhig; „ich sah den Herrn General, kurz zuvor, als Sie mich riefen, das Haus verlassen."

„Du sagst das in sehr ruhigem Tone."

„Weil — weil — der Herr General mir nichts weniger als ruhig erschien, vielmehr sehr unangenehm erregt."

„A—a—a—ah so," entgegnete Selma, wobei ein freudiger Strahl in ihren Augen zuckte — „er hatte Ursache dazu, mich unzufrieden zu verlassen — und daß er mich so verließ, daran trägst du die Schuld, Erich, und es liegt in deiner Macht, ihn

unzufrieden zu erhalten, mich aber zufrieden und glücklich zu machen — zufrieden, glückſelig, wenn du mich lieben, wenn du mein ſein willſt — höre mich ruhig an, ich verlange ja nichts Unrechtes von dir; durch den Tod meines Gatten bin ich frei, wie du es ja auch biſt."

„Ich, Selma?" fragte er mit einem traurigen Lächeln — „ja, frei, vielleicht nach zehnjähriger, zerſtörender Feſtungshaft!"

„Ja, ja, daran denke wohl," erwiederte ſie mit leuchtenden Augen, indem ſie ſich, ohne ihren Platz zu verlaſſen, gegen ihn neigte — „daran denke wohl und ſei überzeugt, daß man dir nach dem, was du begangen, von dieſem zehn Jahren auch nicht Eine Stunde ſchenken wird. Denke, Erich, zehn lange Jahre deiner ſchönſten Jugendzeit, zehn Jahre in dieſen troſtloſen Mauern, die mehr als hinreichend ſind, um tiefe Furchen in dein ſchönes, liebes Geſicht zu graben, vielleicht dein krauſes Haar zu bleichen; ich habe Aehnliches gehört aus den Erzählungen meines Vaters, wie die Langeweile, die Hoffnungsloſigkeit, die Sehnſucht nach der ſchönen Welt draußen bis zum Lebensüberdruß ſteigern und faſt wahnſinnig machen kann — das könnte, das müßte auch deine Zukunft ſein, wenn ich dir keine andere böte!"

„Du, Selma?" fragte er verwundert, aufmerkſam werdend, und dabei erregt durch den heißen Athem ihres Mundes, den er deutlich fühlte, wenn ſie ſprach, da ſie ſich immer mehr gegen ihn geneigt hatte und ihr dichtes Haar ſchon an ſeiner Schulter ruhte.

„Ja, ich will dich frei machen, hoffentlich auch glücklich, wenn du mir folgen und dein Schickſal unauflöslich an das meinige ſchließen willſt — ich bin vollkommen ſelbſtändig."

die Pflichten und Geſetze derſelben als die wichtigſten und bindendſten an.

Die ſtrengen Urtheile, welche über die Spanierinnen gefällt werden, entſpringen übrigens, wenn ſie nicht blos das Produkt der Eitelkeit und der Einbildungskraft ſind, aus der großen Freiheit und Ungezwungenheit im Ausdrucke, aus derſelben Franqueza, welche dem ganzen geſellſchaftlichen Leben der Spanier zu Grunde liegt, und den Fremden bei oberflächlicher Beobachtung, bei der Gewohnheit theoretiſcher Schlüſſe, oder ſehr oft bei einer großen Eitelkeit, leicht zu ſehr irrigen Folgerungen und Anſichten verleitet. Was indeſſen auch die Spanierinnen für Fehler haben mögen, ſie ſind weder zu coquet noch prüde, und das iſt ſchon ſehr viel.

Was die Frauen nun außer der Liebe in das geſellſchaftliche Leben der Spanier bringen, und woran die ganze Geſellſchaft Theil nehmen kann, während die Liebe dem Einzelnen gehört, iſt eine unvergleichliche, natürliche Anmuth in der Rede, in dem Blicke, in allen Bewegungen, kurz in ihrem ganzen Weſen, welche man in der Art nirgends wieder findet, einen natürlichen Verſtand und Witz, mit einer Leichtigkeit und Kraft des Ausdrucks verbunden, die wirklich bei dem faſt gänzlichen Mangel an eigentlicher Erziehung und Unterricht erſtaunenswerth iſt, einen Enthuſiasmus für den Ruhm, die Unabhängigkeit und Freiheit des Vaterlandes, und überhaupt eine Lebendigkeit und Friſche aller Gefühle und Intereſſen, ſei es Liebe, Religion, Haß, Eiferſucht, Freude oder Schmerz, die ſich ohne falſche Scham oder Prüderie äußert, und bei jeder Gelegenheit wie ein unbändiger Strom hervorbricht, in begeiſterten Worten, glühenden Blicken und den ausdrucksvollſten und doch anmuthigſten Bewegungen.

Ein charakteriſtiſcher Zug in dem geſellſchaftlichen Leben der Spanier iſt der in andern Ländern unbekannte Grad von geſellſchaftlicher Freiheit und Gleichheit, der in der Tertulla, auf dem Paſeo, auf der Plaza, den Handwerker, den Kaufmann, den Offizier, den Beamten, den Geiſtlichen von jedem Range, den Adeligen,

fuhr ſie haſtig fort, indem ſie ihr Blicke in die ſeinigen verſenkte „— und ich liebe dich — das Vermögen meiner Mutter ſo wie das — ſo wie ſeines iſt unbeſtritten in meinen Händen — meinem Vater bin ich eine Laſt, und ich ſehne mich nach Freiheit — mit dir!“

„Verſtehe ich dich recht, Selma?“

„O, du mußt mich verſtehen — zwei Stunden von hier iſt die Gränze; für deine ungehinderte Flucht bin ich zu ſorgen im Stande, und dann ſoll es uns ein leichtes ſein, in ein freies, unabhängiges Land zu gelangen, wo wir vereint unſerer Liebe und unſerem Glücke leben können!“

„Glück, Selma, und Liebe?“ erwiederte er, ſie erſchreckt und ſtarr anblickend. „Ja, allerdings, ohne Liebe wäre kein Glück möglich — und gerade das fühle ich ſchmerzlich!“

„O, Erich, du haſt mich einſtens geliebt, ich weiß das genau, und auch du kannſt es nicht vergeſſen haben und darfſt es nicht vergeſſen — wohl aber Anderes, was für dich unerreichbar iſt! — Wenn die Mittheilung, die ich dir zu machen habe, grauſam klingt, ſo iſt ſie doch zu deinem Glücke, ſo zerſtört ſie eine Hoffnung, um dich vielleicht der Freiheit raſcher entgegen zu treiben — du forſchteſt bei uns ſchon öfters nach dem Schickſale Blanda's, nicht direct, aber durch Umwege und Anſpielungen.“

„Und was weißt du von ihr?“ fragte Erich mit bebenden Lippen.

„Ich weiß von ihr, daß ſie glücklicher iſt, als du, und daß ſie ſich willig und zufrieden in ihr Glück findet; ich weiß, daß ſie auf der Waldburg iſt, geliebt und hochgeehrt, weil ein Zuſammentreffen ſeltſamer Umſtände ſie erkannt werden ließ als die Enkelin des Grafen Seefeld.“

„Blanda — Blanda!“

„Ich weiß, daß ſie dem Wunſche des alten Grafen nachgeben wird, um die Frau von deſſen Neffen Dagobert zu werden.“

„Blanda — Blanda!“

Tiefes Mal klang dieſer Ausruf, ſtatt freudig erregt, wie ſo eben, ſchmerzlich traurig, während Erich ſeine beiden Hände vor das Geſicht preßte und tief erſchüttert daſaß. — „Verloren — verloren!“

Tiefer Orgelton, der von der Kirche herüberdrang, war wohl ſchuld daran, daß ſich ſein Schmerz um Blanda in linde Wehmuth und Thränen auflöſte, wirkte aber auf Selma in ganz anderer Art; ſie näherte ſich Erich, ſie ſchlang ihren Arm um ſeinen Hals, ſie küßte ihn ſanft auf das krauſe Haar und ſagte zart, aber doch dringend:

„Entſchließe dich, Erich, entſchließe dich zu deinem Glücke, und was geſchehen ſoll, muß bald geſchehen; entſchließe dich, ſtatt in zehnjähriger Gefangenſchaft dein junges Leben hoffnungslos zu vergeuden, in meinen Armen frei und glücklich zu ſein!“

„O, Selma — entſchloſſen bin ich und kann nicht anders!“ rief er, haſtig aufſpringend. „Laß Blanda geliebt und hochgeehrt, ja, glücklich als Gattin des Mannes leben, der mich ſo gränzenlos unglücklich gemacht, laß es wahr ſein, daß die zehnjährige Haft meine beſten Kräfte verzehrt und mich früh alt werden läßt, ich will doch aushalten, was über mich verhängt iſt, und wäre es auch nur, um den guten, fleckenloſen Namen meines Vaters in Ehren zu halten, da ich doch ſonſt nichts mehr thun kann, um ſeinen heißeſten Wunſch zu erfüllen!“

„Erich, du biſt grauſam und undankbar!“

„Gewiß nicht, Selma!“ antwortete er, ihr näher tretend und ſanft ihre beiden Hände ergreifend. Ich ſage dir heißen, heißen Dank für deine Theilnahme und will dir dieſe Dankbarkeit Zeit meines Lebens, ſo viel in meinen Kräften ſteht, beweiſen; aber ich kann nicht zu meinen anderen Vergehen noch das ſchimpflichſte der Deſertion fügen — ich kann und will nicht!“

Das ſchöne, vor Aufregung glühende Weib hatte ſeine beiden Arme umklammert und rankte ſich langſam bis zu ſeiner Bruſt empor, wo ſie ihren ſchwer athmenden Buſen feſt auf ſein Herz drückte und mit zitternden Lippen und halb geſchloſſenen Augen ſagte: „Wenn du nicht mit mir fliehen willſt, Erich, ſo — liebe — mich — und ſei es auch nur aus Barmherzigkeit!“

„Ich habe nur einmal geliebt, Selma, und kann trotz alledem dieſer Liebe nicht entſagen!“

„Du liebſt Blanda!“

„Ja, ich liebe ſie und werde ſie lieben, obgleich ich weiß, welch tiefe Kluft mich für immer von ihr trennt!“

„Amen!“ klang es deutlich von der Kirche herüber, wie Erich wenigſtens glaubte, aber ſo klar und hörbar, daß Selma erſchreckt aufblickte, um gleich darauf mit einem lauten Schrei in das Sopha zurückzuſinken. Es ſtand Jemand unter der Thür, der mit einem eigenthümlichen Lächeln ſagte, er habe ein paar Mal vergeblich angeklopft und müſſe ſchon dieſer unwillkommenen Störung wegen um Verzeihung bitten.“

„Herr Doctor Burbus!“

„Ja, meine Junge, ich bin es,“ ſagte der alte Mann gerührt, obgleich er ſich durch einige Grimaſſen Mühe gab, dieſe

Rührung nicht merken zu laſſen — „ich bin es und gekommen, um dich aufzuſuchen; ſchon am Thore dieſer kleinen Feſtung, die ſo ſtill und öde iſt, wie ein verwunſchenes Schloß, forſchte ich nach dir und erfuhr, daß du wahrſcheinlich auf einem der Bureaux der Commandantur ſein würdeſt, von dort aber habe man dich in dieſes Haus eintreten ſehen, und da verſuchte ich mein Glück und kam auch richtig zum Ziele, dich zu finden und zugleich unſere Bekanntſchaft aus früherer Zeit zu erneuern. — Nichts für ungut," wandte er ſich an Selma, indem er ihr treuherzig die Hand reichte; „wir Aerzte ſind wie die Geiſtlichen, welch letztere ich ſehr ſehr genau kenne, wir ſehen und hören je nach Bedürfniß, und hier, kann ich Ihnen verſichern, hörte ich nur ſehr Erfreuliches, weßhalb ich mir denn auch erlaubte, ſo recht von Herzen ‚Amen' zu ſagen."

„Mein Vater wird ſich recht freuen, Sie zu ſehen, Herr Doctor," ſagte Selma, nachdem ſie nur ſehr kurze Zeit gebraucht, ſich vollſtändig zu faſſen und zu ſammeln — „wie oft ſprechen wir von den Bekannten auf Zwingenberg — er kommt ſo eben aus der Kirche," fuhr ſie fort, indem ſie ans Fenſter eilte und dort die kalten Scheiben benutzte, um ihre heiße Stirn etwas daran zu kühlen.

Gleich darauf trat der Garniſonprediger in ſeinem langen, ſchwarzen Predigerrocke in das Zimmer und hob beim Anblicke des Doctors Burbus ſeine Hände erſtaunt in die Höhe, wobei er ſich ziemlich unlogiſch ſeines Lieblingsausdruckes: ‚Ha, ich verſtehe!' bediente, denn er verſtand in Wahrheit durchaus nichts von der Anweſenheit Erich's ſo wie des Doctors Burbus. Letzterer aber bemühte ſich alsbald, ihm ſeine Ankunft als eine glückbringende für den jungen Gefangenen zu erklären,

und übergab ihm Papiere, aus denen der Pfarrer deutlich sah, daß Erich Freiberg in Folge weiterer Aufklärungen, die dem hohen Corpscommando übermittelt worden, auf ganz besonderen Befehl Sr. Königlichen Majestät begnadigt worden und sogleich in Freiheit zu setzen sei. Es ist dies eine zuweilen vorkommende Art, einen begangenen Justizfehler wieder gut zu machen, ohne diesen Fehler eingestehen zu müssen.

„Ha, ich verstehe!" rief der Pfarrer, jetzt mit etwas größerem Rechte, obgleich er das Vorgefallene mit seinen Folgen noch immer nicht so gut verstand, als seine Tochter Selma, welche Erich's Hand ergriff und ihm mit bewegter Stimme sagte:

„Ich freue mich, daß Sie frei geworden sind; leben Sie wohl und denken Sie mit Freundschaft an mich!"

Damit verschwand sie aus dem Zimmer, welches auch Doctor Burbus und Erich bald darauf verließen, um sich zum Festungs-Gouverneur zu begeben, der so eben in langsamem Schritte beim Pfarrhause vorüber von seinem Spazirritte kam und, nachdem er dort einen Augenblick gehalten und mit Selma ein paar flüchtige Worte gewechselt, viel besser, ja, heiter gelaunt erschien. Er empfing die nothwendigen Papiere aus den Händen des Doctors Burbus und war wohlwollend genug, seine Freude über die glückliche Wendung von Erich's Schicksal auszusprechen, worauf er lachend hinzufügte:

„Und da Sie nun nichts mehr bei uns zurückhält, so werden Sie diesem unheimlichen Orte so bald als möglich den Rücken kehren. Viel Glück auf die Reise!"

Nur einen einzigen Besuch hatte Erich noch zu machen, nachdem er seine wenigen Habseligkeiten zusammengebunden und mit sich genommen, und zwar bei seinem Freunde Schmoller,

der drunten in der Feſtung in der Artillerie-Kaſerne wohnte und wohin ihn Doctor Burbus gern begleitete. Doch hatten ſie kaum ein Drittel des Weges zurückgelegt, als ihnen der Unterofficier ſchon mit langen, haſtigen Schritten entgegen kam, das Geſicht geröthet und vor Freude ſtrahlend.

„Da biſt du ja," rief er ſchon von Weitem — „und weißt ſchon Alles?"

„Alles, Alles, und du kannſt dir denken, wie glücklich ich bin!"

„Du weißt, daß du frei biſt?"

„O, gewiß!"

„Auch, auf welche Art deine Unſchuld an den Tag gekommen iſt?"

Erich ſchaute fragend auf den Doctor Burbus, der, mit den Achſeln zuckend, lächelnd ſagte: „Ich hätte dir das alles nachher umſtändlich erzählt, doch will ich deinem Freunde die Freude nicht verderben."

„Man fand nämlich," rief Schmoller mit einem vor Entzücken faſt weinerlich grinſenden Geſichte, daß die Kugel, welche auf den Grafen Seefeld abgefeuert wurde, viel zu groß war für den Lauf meines, deines, unſeres Terzerols — o jeh, o jeh, Erich, ich möchte wie ein Kind weinen!"

Erich drückte ihm ſtumm die Hand, worauf der brave Schmoller nun mit wirklich naſſen Augen fortfuhr:

„Alſo mußte jemand Anders den Schuß abgefeuert haben — und wer das geweſen iſt, weiß ich auch."

„Sie?" fragte der Doctor verwundert.

„Ich — ich — bis jetzt hier noch ganz allein, aber bald werden es Alle wiſſen, denn es ſoll kein Geheimniß bleiben

— wie mir hier meine Braut, wie mir Fräulein Stöckel ſchreibt, ihr Bruder, der Förſter vom Jagdſchlößchen, hat es ſelbſt beim Auditeur angegeben; ſein Sohn, der arme Joſeph, iſt euch in jener Nacht nachgeſchlichen, und als er hinter dem Poſthauſe verſteckt, mit anſah, wie Blanda mit Gewalt in den Wagen gehoben wurde, ſchoß er auf den Grafen Seefeld."

„Gott ſei gelobt," ſagte Doctor Burbus erſchüttert, „daß Alles dadurch ſo vollkommen klar geworden! Mich dauert nur der Unglückliche!"

„Mich dauert der Vater, denn den Sohn haben die Aerzte für gänzlich irrſinnig und deßhalb für unzurechnungsfähig erklärt. — Du aber," fuhr Schmoller, heiter gegen Erich gewandt und deſſen kleines Bündel betrachtend, fort, „haſt dich in aller Schnelle reiſefertig gemacht, und das kann ich dir nicht übel nehmen."

„Mein Wagen hält vor dem Wirthshauſe drunten," ſprach der Doctor, „und nach einem Abſchiedstrunke, wozu ich den Herrn Unterofficier Schmoller freundlichſt einlade, wollen wir unſere Fahrt antreten."

„Der Herr Unterofficier" — Schmoller ſagte dies mit einem pfiffigen Lächeln — „bedauert ſehr, dieſe Einladung nicht annehmen zu können, doch wird" — hier machte er eine auffallende Schwenkung nach rechts und ließ den geraden Degen mit dem neuen, glänzenden Officiers-Portepee ſehen — „der Herr Feldwebel Schmoller mit großem Vergnügen die Ehre haben, dieſer Einladung zu folgen."

„Zugleich mit unſerem herzlichſten Glückwunſche!"

Wie ſchmeckte unter der kleinen Laube im Hofe des Poſthauſes der kühle Wein in den kalten, dunſtig angelaufenen Glä-

fern, mindeſtens dem Doctor Burbus und dem jungen Feldwebel, während Erich, von einer ihm ſelbſt unerklärlichen, Anderen aber ſehr begreiflichen Unruhe getrieben, kaum von dem Weine genoß, um ſich gleich darauf wieder von dem Tiſche zu entfernen, an dem er ſich ſo eben erſt niedergelaſſen; dann betrachtete er, tief aufathmend und mit einem Blicke voll Sehnſucht, durch die wehenden Ranken der Laube hindurch den tiefblauen Himmel, um gleich darauf den Wagen, der Doctor Burbus hieher gebracht hatte, zu umkreiſen, ein ſolides, aber trotzdem elegantes Fahrzeug, das mitten im Hofe ſtand, friſcher Poſtpferde gewärtig. Erich faßte mit den Händen die Räder, ließ ſeine Finger über das glänzend lackirte Leder gleiten und hätte gern ſeine heißen Wangen daran gekühlt, um alsdann den Wagenkaſten ſelbſt auf ſeinen Federn leicht ſchaukeln zu laſſen und jetzt mit einem wahrhaft kindiſchen Entzücken das kleine, zierliche S mit der Grafenkrone darüber an dem Schlage zu entdecken.

„Mir preſſirt es eigentlich nicht ſo ſehr," lachte der Doctor auf eine Frage Schmoller's herüber, „und wenn Erich es vorzieht, die Nacht hier zu bleiben, ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden."

„Ich?" erwiederte der junge Mann faſt beſtürzt. „O nein, ich ziehe es gewiß nicht vor, da zu bleiben, und wenn Sie erlauben, ſehe ich, wo der Poſtillon ſo ſehr lange ſteckt!"

Darauf verſchwand er eilig, um gleich nachher in Begleitung des Geſuchten und der Pferde zurückzukehren, aber als dieſe angeſpannt wurden, verließ Erich ſeine Unruhe nicht, und er trat zuweilen an das Hofthor, um ſich mit großer Zufriedenheit in der gänzlich menſchenleeren Straße umzuſchauen.

Endlich ſaß der Doctor im Wagen und endlich durfte ihm Erich folgen, nachdem er noch vorher den guten Schmoller ſtürmiſch an ſein Herz gedrückt; dann rollte der Wagen zum Hofe hinaus, an den ſtillen Häuſern vorüber, wo nur hie und da, von dem Tone des Poſthorns angelockt, ſich ein gelangweiltes Sommerſonntagnachmittagsgeſicht ſehen ließ. Draußen zwiſchen den Feſtungswerken war es ſchon lebendiger und theilnehmender; wie klang der dumpfe Widerhall unter den gewölbten Thoren, wie geheimnißvoll klirrten die Ketten der Zugbrücken und welch gutmüthig polternden Gruß riefen die zitternden Bohlen der langen Brücken dem enteilenden Flüchtlinge nach — und draußen in der Natur, in der weiten Landſchaft, beleuchtet vom Abendſcheine war es erſt ſo ſchön und herrlich, daß Erich nicht anders konnte, als die Hand des Doctors ergreifen, um heiße Thränen darauf zu weinen.

Dann erzählte dieſer, als ſie auf einer geraden Straße durch die endlos ſcheinende Fläche rollten, Einiges von dem, was ſich in den letzten Wochen zugetragen — Manches verſchwieg er auch, und ſchließlich ſagte er zu Erich: „Und ſo biſt du denn einer der freieſten und hoffentlich auch glücklichſten Menſchen, welche es auf dieſer Welt gibt, verſchiedene Wege ſtehen dir offen, um etwas Tüchtiges zu werden. Dir iſt, zum Beiſpiel von dem Brigade-Commando gnädigſt geſtattet worden, ſogleich wieder in die Schule einzutreten, um deine Studien zu vollenden.“

„Nein, nein!“ rief Erich mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Man iſt aufmerkſam auf dich geworden, man will dir

wohl, und du kannſt verſichert ſein, daß dir der Weg zu den Epauletten thunlichſt abgekürzt wird."

„O nein, o nein, ich will lieber alles Andere ergreifen, ich will auf einem Bauernhofe arbeiten oder zu einem Förſter in die Lehre gehen!"

„Wenn du aber Officier würdeſt, theurer letzter Bombardier, ſo haſt du mächtige Freunde, die dich in jeder Hinſicht unterſtützen und für dein raſches Fortkommen ſorgen würden."

„O, nein, auch unter dieſen Ausſichten nicht!"

„Du weißt," fuhr der Doctor achſelzuckend fort, „daß deine ehemalige Freundin jetzt eine ſehr reiche und vornehme Dame geworden iſt; vielleicht daß es ihr ſpäter weniger hart ſein würde, ſich deiner Freundſchaftlichkeit zu erinnern, wenn du durch Degen und Epauletten auch ſo etwas wie ein halb vornehmer Mann geworden wäreſt."

„Wenn mich Blanda ſpäter, wenn wir uns vielleicht einmal wieder ſehen ſollten, nicht wiedererkennen würde, weil ich den Arbeitsrock oder die graue Juppe trüge, ſo wäre auch nichts daran verloren."

„Gut denn, ſo gehen wir zum Bauernhofe und zum Walde über."

„Zu meinem Heile, zu meinem Glücke," gab Erich eifrig zur Antwort und hörte mit ſtiller Seligkeit zu, wie ihm alsdann ſein väterlicher Freund einen wohl überdachten Studienplan in der ruhigen Art und Weiſe, die ihm eigen war, entwickelte. Er ſollte während eines oder zweier Jahre eine der großen landwirthſchaftlichen Akademien beſuchen, und ſich auch praktiſch mit den Forſtwiſſenſchaften bekannt machen, dann irgendwo, wenn er etwas Tüchtiges gelernt habe, die Verwal-

den Marques und Grafen, auf einem Fuß der vollkommenſten Gleichheit in Berührung bringt.

Was aber in Spanien die Geſellſchaften trennt, iſt nur die geiſtige Bildung, die geiſtigen Bedürfniſſe, nicht die äußere Stellung ihrer Mitglieder, und innerhalb deſſen, was man im Allgemeinen die gebildeten Stände nennt, gibt es keine geſellſchaftliche Ariſtokratie und Abſonderung. Hier ſind höchſtens nur einige Ueberreſte der alten Grandezza auszunehmen, deren Leben nur dem Hof angehört. — Was unter- oder außerhalb dieſer Gränze liegt, hat, wie ſich denken läßt, nicht den Wunſch, ſie zu überſchreiten, ſondern hält ſich zu Seinesgleichen; aber wo der Zufall die untern oder unterſten Stände mit den höhern oder höchſten zuſammenführt, z. B. auf Reiſen, ſogar in Verhältniſſen vorübergehender Dienſtleiſtungen, da geſchieht es immer mit der vollkommenſten Gleichheit, die aber auch nur dadurch möglich wird, daß die unteren Stände geiſtig nur durch größere Unwiſſenheit ſich von den höheren unterſcheiden, während ſie alle natürlichen Anlagen mit ihnen gemein haben, beſonders aber einen natürlichen Anſtand, eine Würde des Benehmens und der Haltung, und eine Leichtigkeit und Kraft des Ausdruckes, der kriechende oder rohe Gemeinheit ausſchließt, und es dem Gebildeten, dem Vornehmen möglich macht, mit dem gemeinen Manne, wie mit Seinesgleichen umzugehen. So geſchieht es denn, daß die äußern Formen der Höflichkeit und der geſellſchaftlichen Berührungen unter allen Ständen ziemlich dieſelben ſind, alſo daß der gebildete Städter ohne unangenehme Empfindung oder Berührung in eine Venta voller Fuhrleute oder Maulthiertreiber, oder in ein Bauernhaus, und der Landmann oder Maulthiertreiber ohne Verlegenheit oder Demüthigung in das eleganteſte Kaffeehaus oder in die Wohnung des reichſten Städters tritt. Dieſe Art von geſellſchaftlicher Freiheit und Gleichheit, der rechtliche Stolz, die ernſte gemeſſene Höflichkeit, die edle Haltung, die man durchgehends auch bei den untern Volksklaſſen in Spanien findet, bringt bei dem Fremden eine Art von bleibender angenehmer Empfindung, ein gewiſſes Behagen

tung großer Güter, vielleicht ſpäter einmal einen Theil der gräflich Seefeld'ſchen übernehmen — denn dem alten Grafen, Herrn Chriſtian Kurt, biſt du großen Dank ſchuldig, da dieſer es iſt, der aufs reichlichſte die Mittel zu deiner Ausbildung angewieſen hat."

„O, wie dankbar werde ich ihm ſein," rief Erich in ſchwärmeriſcher Begeiſterung — „und vor allen Dingen Ihnen, mein edler, theurer Freund, ohne den ſich alles das nicht ſo glücklich gefügt hätte! O übermitteln Sie vorläufig dem Herrn Grafen meinen heißen Dank und ſagen ihm, wie feſt ich entſchloſſen bin, mich ſeiner Güte würdig zu erweiſen! Vielleicht darf ich es ihm ſpäter ſelbſt wiederholen, und dann — dann — vielleicht auch Blanda wiederſehen, wenn ſie in ihren neuen Verhältniſſen, an der Seite eines hoffentlich geliebten Gatten mich nicht ganz vergeſſen hat."

„Hm," machte der Doctor mit hoch emporgezogenen Augenbrauen, indem er Erich von der Seite anſah, von einem Gatten Blanda's iſt mir vorläufig nichts bekannt, und möchte wohl erfahren, woher du dieſe Wiſſenſchaft haſt."

„Selma ſprach mir davon."

„Sie ſagte, Blanda würde ſich verheirathen?"

„Ja, mit ihrem Vetter, dem Grafen Dagobert Seefeld."

„Dummes Zeug," brummte der Doctor — „eher noch mit mir! Das allein Wahre an der ganzen Geſchichte iſt, daß ſich Graf Dagobert Seefeld zu verheirathen gedenkt, aber nicht mit Blanda, ſondern mit einer Gräfin Clotilde Haller."

Darauf drückte ſich der Doctor in eine Ecke des Wagens und lächelte in ſich hinein, wie man zu lachen pflegt, wenn

man über eine Idee, über ein Project nachdenkt, das uns außerordentlich viel Vergnügen verspricht.

Ach, es war ein herrlicher Abend, durch den der glückliche Erich fuhr, Concert im Grase, Concert in den Büschen; lustig singende Vögel und schrillende Cicaden wurden durch den melodisch zusammen stimmenden Ruf der Frösche in entfernten Teichen abgelöst, und diese verstummten dann später wieder aus Ehrfurcht und Zuneigung vor der süßen Stimme der schluchzenden, klagenden Nachtigall.

Dabei träumt es sich so süß, wenn man aufwärts blickt an den nach und nach dunkler werdenden Nachthimmel, wo, wie unseren lebhaften Gedanken folgend, immer wieder neue Sternbilder hervorspringen und so unsere Phantasieen aufs glänzendste verwirklichen. — —

Erich träumte von einer glücklichen Zukunft, die er sich aber selbst begründet hatte durch einen ungeheuren Fleiß, durch eine so riesenhafte Ausdauer im Lernen und Arbeiten, daß er nach kaum beendigter Lehrzeit von mindestens einem Dutzend reicher Gutsbesitzer, mit deren Söhnen er studirt, unter allen ihm beliebigen Bedingungen gewonnen werden wollte. Doch war es nur das Gefühl der Dankbarkeit, welches ihn antrieb, seine Zeugnisse und diese Schreiben dem guten Doctor Burbus einzusenden, ihn für sich wählen zu lassen oder sich ihm sonst gänzlich zur Verfügung zu stellen.

Natürlich wurde er hierauf für die Seefeld'schen Güter erworben, und da konnte es dann nicht fehlen, daß er an einem schönen, duftigen Morgen, während er die Waldungen besichtigte, und merkwürdiger Weise gerade an der Stelle, wo er da-

mals von dem gräflichen Jäger gefangen genommen worden war, Blanda begegnete, die, schöner und lieblicher geworden, als sie selbst vor seiner treuen Seele gestanden, ihm entgegenstürzte, seine beiden Hände ergriff, um gleich darauf willenlos an seiner Brust zu ruhen und ihm zuzuflüstern, daß sie ihn jetzt nimmer, nimmer von sich lasse.

Man erlebt oft merkwürdige Dinge im wirklichen so wie im wachen Traume, und hier, am Schlusse unserer Erzählung vom letzten Bombardier angekommen, dürfen wir den geneigten Leserinnen, die sich für dergleichen ganz besonders interessiren, die Versicherung geben, daß Erich's Traum nicht nur beinahe buchstäblich in Erfüllung gegangen ist, sondern auch zu seinem und Blanda's Glück und Heil.

Für solche unserer geneigten Leser aber, die sich nicht begnügen wollen, an Träume zu glauben, deren Erfüllung wir auch noch so feierlich garantiren können, für Leser, die gern Alles Schwarz auf Weiß besitzen, wollen wir noch ein paar Bruchstücke mittheilen aus Briefen der Gräfin Clotilde Seefeld an ihre Freundin Blanda so wie aus einer Antwort von Blanda Freiberg an die Gräfin Clotilde Seefeld, zwei Bruchstücke von Briefen, welche eigenthümlicher Weise im Anfange und am Ende von einer merkwürdigen Aehnlichkeit sind, obgleich der Inhalt gänzlich verschieden ist.

‚Meine theure, inniggeliebte Genovefa,' schrieb die Gräfin Seefeld, ‚ich habe es denn in diesem Frühjahre trotz alledem wieder durchgesetzt, das reizende Baden-Baden zu besuchen — warum auch nicht? Was kann ich dafür, daß Dagobert diesen lieblichen Ort mit seinen angenehmen gesellschaftlichen Verhältnissen unleidlich findet! Ich zwinge ihn ja nicht, mich zu be-

gleiten, laſſe ihm überhaupt ſeinen freien Willen ſo largement, als er es von einer vernünftigen Frau nur verlangen kann. Ob es für ihn behaglich iſt, daß gerade ich ſeine Frau geworden bin, will ich nicht behaupten, verſchweige ihm das auch nicht bei den häufigen peinlichen Scenen, die er mir macht, und nahm noch bei meiner Abreiſe vor ein paar Tagen Veranlaſſung, von ihm mit dem großen Worte zu ſcheiden: Tu l'as voulu, Georges Dandin!"

Blanda Freiberg aber ſchrieb an ihre Freundin:

„Ich habe es in dieſem Frühjahre trotz alledem durchgeſetzt, daß mich Erich mit auf das alte Förſterhaus nehmen mußte, in deſſen Nähe er großartige Sägemühlen anlegt, ja, ich habe nicht eine meiner Frauen mitgenommen, um ſo recht mit ihm den ſtillen Aufenthalt, in unſerem herrlichen heiligen Walde genießen zu können. Dabei iſt er wahrhaft komiſch in ſeiner rührenden Sorgfalt, wenn ich mit ihm durch Dick und Dünn reite, auch bei beſchwerlichen Wanderungen durch unwegſame Gründe, die er zu machen hat und wobei ich ihn ſo gern begleite, oder wenn uns ein trüber Regentag in die engen Zimmer bannt, und ich mir alsdann ein Vergnügen daraus mache, für unſeren kleinen Mittagstiſch ſelbſt zu ſorgen. Könnteſt du von Deinem eleganten Baden das nur einmal mit anſehen, gewiß, Du würdeſt lachen, wenn Du die ernſte Miene ſäheſt, mit der Erich meine feinen, weißen Hände betrachtet, oder ihn hören, wenn er ſo recht kummervoll mit einem tiefen Seufzer ſagt: Du haſt es gewollt, mein liebes Herz!

„Ja, ich habe es gewollt, ich ſehe dadurch meine ſüßeſten Wünſche in Erfüllung gehen und bin ſo glücklich geworden, wie ich nie, nie hoffen konnte, es zu werden!" —

Geſchichten im Zickzack.

Erſter Band.

Geſchichten im Zickzack.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1871.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

hervor, was ich wenigſtens in keinem andern Lande empfunden, ſondern im Gegentheil häufig ſchmerzlich entbehrt habe. Ja, auf die Gefahr hin, nicht recht verſtanden zu werden, geſtehe ich, daß dieſes Gefühl mir alle Beſchwerlichkeiten oder Gefahren, welche ſonſt mit dem Reiſen in Spanien verbunden ſein mögen, nicht nur erträglich, ſondern angenehm gemacht hat, daß ich jetzt mit einer Art von Sehnſucht der Abende gedenken kann, die ich nach ermüdenden Ritten in den ſpaniſchen Ventas zugebracht habe.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Erstes Kapitel.

Bis an den Berg und aufwärts 1

Zweites Kapitel.

In der ersten Wendung, grüne Wiesen und blauer Himmel 41

Drittes Kapitel.

In der zweiten Wendung, Felspartie und steile Straße . . 81

Viertes Kapitel.

In der dritten Wendung, Haide und frischer Buchenwald . 126

Fünftes Kapitel.

In der vierten Wendung, Schatten und murmelndes Wasser 166

Sechstes Kapitel.

In der fünften Wendung, Ruhepunkt mit lieblicher Aussicht 211

Geschichten im Zickzack.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſtes Kapitel.

Bis an den Berg und aufwärts.

Es iſt mit dem Anfang einer Geſchichte, für den geneigten Leſer nämlich, wie mit dem Eintritt in ein uns bis jetzt unbekanntes Haus, und hier wie dort ſind wir ſo leicht geneigt, uns vom erſten Eindruck beſtechen zu laſſen, und dieſen wie eine Stimmung zu bewahren, die uns nicht ſelten durch die ganze Geſchichte begleitet und die uns ſo gerne wieder überfällt, wenn wir daran denken, welchen Eindruck uns der erſte Schritt in jenes Haus gemacht.

Sind wir dort empfangen worden von einem reichen, eleganten Vorplatze, oder auch nur von einem luftig hellen und reinen, hat uns vielleicht ein freundliches Lächeln begrüßt, oder ein paar bunte Blumen, ſelbſt von den liebenswürdigen Wildlingen aus Flur und Wald, oder war es ſelbſt nur ein heller Sonnenſtrahl, der auf der weiß-

getünchten Mauer in einer scharfen, leuchtenden Linie ein herzliches „Willkommen" schrieb, so werden wir uns alles dessen gerne erinnern, sowie vielleicht sogar an ernste Vorfälle, die wir in jenem Hause erlebt, wohl in stiller Wehmuth, aber mit keinem Gefühle des Schreckens oder des Hasses, ja, der lichtvoll freundliche Empfang wird tröstlich im Vordergrunde bleiben und sich bemühen, selbst tiefe Schatten mitleidig zuzudecken.

Allerdings übt auch das Wetter, wie bei so vielen Veranlassungen unseres Lebens, einen großen Eindruck aus, während wir ein fremdes Haus sowie eine neue Geschichte betreten. Fegt uns zum Beispiel ein heftiger Windstoß sozusagen in eine Hausthüre hinein, so daß wir kaum unsern Regenschirm schließen können, oder die Zipfel unseres Paletots an uns ziehen, ehe sie durch einen Zugwind im Hause dröhnend hinter uns zuschlägt, fährt uns obendrein noch ein bissiger Köder entgegen, oder was noch schlimmer ist, die keifende Stimme eines alten Weibes, sehen wir statt Blumen auf der Treppe Besen und Haderlumpen am Geländer lehnen oder hängen, und statt des freundlichen Sonnenstrahls eine Schmutz-Bordüre an den grauen Wänden des Vorplatzes, so werden wir stets eine peinliche Erinnerung an unsern ersten Eintritt in dieses Haus behalten, wenn wir auch vielleicht später Liebes und Gutes in demselben empfangen, und jedenfalls übt der

unfreundliche Empfang eine Wirkung auf unsere gute Laune aus; unser Lächeln wird ein erzwungenes sein, und wir werden uns Mühe geben müssen, um ein Gespräch mit freundlicher Miene zu beginnen.

Was aber bei dem Eintritt in ein fremdes Haus Zufälligkeiten sind, die so auf unsere Stimmung wirken, das bemüht sich der Erzähler in seiner Geschichte, je nachdem er es braucht, künstlich hervorzubringen, und wenn wir beim Anfange einer solchen von einem freundlichen, lichtvollen Vorplatze lesen, so können wir mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, zu guten, wohlwollenden Menschen geführt zu werden, wogegen wir beim Empfang durch zugeschlagene Thüren, kläffende Hunde und scheltende Weiberstimmen den Schauplatz einer peinlichen Verwickelung betreten. Fängt die Geschichte gar mit der beliebten Versicherung an, daß ein trüber Novembertag gewesen sei, Berg und Thal verschleiert durch dichte, garstige Nebel, die sich gegen Abend in einen kalten Regen aufgelöst, den der heftige Wind heulend um die Hausecken gejagt und prasselnd gegen die schlechtverwahrten Fensterscheiben, so haben wir schon etwas Finsteres zu erwarten, und es sollte uns gar nicht wundern, wenn der junge oder alte Mann, der in dem Stübchen mit den schlechtverwahrten Fenstern in einem Buche lesend sitzt, auf einen besonders heftigen Windstoß horchend, zu gleicher Zeit die Augen

von seinem Buche erhebt, aufschauend eine Gestalt vor sich stehen sieht, bis unter die Nase in einen weiten Mantel gehüllt, das Haupt mit einem durchnäßten Schlapphute bedeckt, unter dessen Rande hervor ihn ein Paar leuchtende Augen finster anstarren.

Es ist eigentlich Unrecht von uns, daß wir so ohne Rückhalt von den Geheimnissen des Handwerks reden, aber wir thun das, indem wir uns sehr viel auf unsere Ehrlichkeit einbilden, und indem wir den geneigten Leser gleich beim Anfang unserer kleinen Erzählung sogleich in die richtige Stimmung für diese Geschichten im Zickzack versetzen wollen.

Es ist allerdings kein heiteres Sonnenwetter, unter dessen Einfluß wir beginnen, es fächelt keine milde Luft, es leuchtet keine freundliche Sonne, ja es ist sogar ein Abend im spätesten Herbste, und zwar ein Abend mit so ungemüthlichem Wetter, daß wir um Entschuldigung bitten müßten, wollten wir den geneigten Leser dessen Bekanntschaft im Freien machen lassen. Mögen deßhalb hinter uns bleiben die naßkalten Straßen, angefüllt mit einem Gemisch von Schnee und Regen und durchsaust vom Winde; wir betreten ein mäßig großes, aber sehr fest und geschmackvoll erbautes Haus, in welchem uns schon der Vorplatz an der Treppe, ein sanft durchwärmter und hell erleuchteter Raum, auf's Behaglichste empfängt.

Dieſe Treppe mit breiten Steinſtufen befindet ſich ganz im Hintergrunde des Veſtibuls und iſt, ſoweit wir ſie mit den Augen verfolgen können, mit dicken Teppichen belegt, und unten ſteht ein zierlicher Page von Bronze gegoſſen, und hebt über ſeinem Haupte eine Fackel, deren ſtrahlendes Gaslicht die pompejaniſchen Malereien der Wände beleuchtet, ſowie das reiche Treppengeländer aus vergoldetem Kupfer: auch an der Seite zwei Klingelzüge, unter denen man die Namen lieſt: Staatsminiſter Graf Wieneck, ſowie: Major Graf Leo Wieneck.

Unſer Beſuch gilt dem Letzteren, weßhalb wir linker Hand ein Vorzimmer zu ebener Erde betreten, und zwar das Schlafzimmer des Kammerdieners des jungen Grafen, und ſo von rückwärts die Wohnung deſſelben; daran ſtößt eine Garderobe, dann folgt das Schlafkabinet des Herrn, neben dieſem ein Schreibzimmer, und dann auf der hintern Seite des Hauſes der kleine Speiſeſaal, welcher durch einen Anricht- und Büffetraum mit der gemeinſchaftlichen und ſehr geräumigen Küche in Verbindung ſteht, und wo wir den Kammerdiener des Grafen, ſowie deſſen Reitknecht und ein paar Lakaien aus dem abgeſonderten Haushalte des Staatsminiſters in einer Beſchäftigung finden, die uns nicht im Zweifel läßt, daß ſie im Begriffe ſind, ein kleines, aber feines Diner zu ſerviren. Auf den Büffets und Anrichttiſchen ſieht man gebrauchtes Silber-

geschirr, Teller, Krystallschalen, Gläser, halbgeleerte Flaschen, die im Eßsalon ihren Dienst theilweise erfüllt und später den Rest ihres Daseins hier vergießen werden, während andere Weinsorten eben erst gerüstet sind, in die Schlachtlinie einzurücken, langhalsige stolze Rheinweinflaschen mit vergoldetem Kopfe, leicht frappirt, ausgezeichnete Bordeaux, bis zum Gebrauch mit einer erwärmten Serviette umwickelt, schwere Burgunder, bequem in kleine Korbwagen gelagert, zur Anleitung für Podagristen und Alle, die es werden wollen, endlich übermüthigen, aufbrausenden Champagner mit geöffnetem Pfropfe in mit Eis angefüllten Silberkübeln.

Von dem letzteren hat der Kammerdiener eine neue Sorte, allerdings auf Befehl des jungen Grafen unter Zuziehung des staatsministeriellen Koches, einer strengen Prüfung unterworfen. Es ist das eine eben erst erschienene Marke, noch jung und unbekannt, die aber verspricht, eine Berühmtheit zu werden — Jaunay, wie er sich auf einer bescheidenen, kleinen Etikette ohne alle Anpreisungen von grand vin de Champagne, grand mousseux oder première qualité nennt — einfach Jaunay.

Der Koch hat ein Glas, welches sich im warmen Zimmer gleich mit jenem angenehmen Duft umgab, der auf ein eiskaltes Getränk schließen läßt, langsam ausgetrunken, prüfend mit den Lippen geschmatzt, und sagt dann

Dreizehntes Kapitel.

Escorial.

Winterlandſchaft. Der Herzog von Alanzares. Der Leichenzug der Prinzeſſin. Eine Fernburg. Der Escorial. Ein blinder Führer. Philipp II. in der Schlacht. Kloſter und Kirche. Ausſicht von der Kuppel. Der Roſt San Lorenzos. Nacht und Nebel. Der Leichenconduct. Die Uebernahme der Prinzeſſin. Nächtliches Kirchenamt. Die königliche Gruft. Die Beiſetzung. Abſchied vom Escorial.

Schon längere Zeit hatten wir auf günſtige Witterung gewartet, um den Escorial zu beſuchen; um dieſen Ausflug zu machen, wünſchten wir ſchon ein klein wenig Sonnenſchein, denn der Escorial liegt bekanntlich noch weit höher als Madrid, in eine Schlucht des mächtigen Guadarramagebirges geſchmiegt, welches, wie wir uns häufig von der Terraſſe des königlichen Schloſſes durch den Augenſchein überzeugten, ſelbſt auf ſeiner, Madrid zugekehrten, Südſeite von oben bis unten mit einem weißen Schneemantel bedeckt war. Endlich kam trotz Eis und Schnee eine für unſere Tour entſcheidende Stunde. Am fünften Januar ward die Königin Iſabelle bekanntlich von einer Infantin entbunden, welche am achten deſſelben Monats ſtarb und am dreizehnten im Escorial beigeſetzt werden ſollte. Man ſagte uns, eine ſo günſtige Gelegenheit, den Escorial in alter Pracht und Herrlichkeit aufleben zu ſehen, dürften wir nicht vorübergehen laſſen, weßhalb wir uns denn raſch entſchloſſen, nicht mehr auf Sonnenſchein und warme Witterung zu warten, ſondern einen

zum Kammerdiener: „Ein feiner, zierlicher Wein, tänzelt und ſchäumt, aber ein theurer Wein, denn er trinkt ſich angenehm, und man kann viel davon trinken; für ganz feine Diners, namentlich für Damen, ausgezeichnet. Ich würde ihn zwiſchen Moselle mousseux und zwiſchen Roederer carte blanche einſchieben, wohlverſtanden für das heutige Herrendiner."

„Ganz meine Anſicht: finden Sie den Jaunay richtig frappirt?"

„Ein paar Grade weniger wäre mir lieber," erwiederte der Chef der Küche. „Es iſt ein thörichtes Vorurtheil, den Champagner zu frappiren, bis er in der Flaſche Eisſchaum anſetzt."

„Und doch iſt dieſer hier für den Baron Brenner immer noch nicht kalt genug."

„Spricht aber für meine Behauptung," verſetzte der Koch mit einem geringſchätzenden Achſelzucken: „mir iſt dieſer Baron Brenner durchaus keine Autorität, obgleich er ſogar in guten Häuſern als eine ſolche angeſehen wird; ich haſſe alle Extravaganzen, in denen er ſtark iſt; hat er doch neulich ſogar unſere würdige Excellenz dazu gebracht, einen Verſuch mit gebackenem Eis machen zu laſſen, glaubte mich in Verlegenheit zu bringen, mich — Morin — mußte aber ſelbſt geſtehen, daß die Schüſſel exquiſit war, nachdem er beinahe erſtaunt gethan, daß

ich ſein Rezept zurückgewieſen — er mir ein Rezept! — Ce pauvre Monsieur Brenner quatorze.“

„Warum heißt er eigentlich ſo?“ fragte der Kammerdiener lächelnd.

„Weil er in allen Häuſern als der Vierzehnte eingeladen wird, wenn man durch refus zufällig dreizehn beläme, was Niemand liebt.“

„Heute iſt er ganz erſtaunlich zufrieden,“ ſagte der Kammerdiener, „und nannte Sie einmal über's andere ‚eine Perle, ein Juwel'.“

«Qu'est ce que cela me regard,» brummte der Chef der Küche, während er das Büffetzimmer wieder verließ.

Auch wir wollen es gerade ſo machen, nur durch die entgegengeſetzte Thür, und wir finden uns nun in einem kleinen, behaglichen Speiſeſaal, in einem jener Räume, ringsumher mit ſanftem Eichenholz getäfelt, ebenſo wie die Decke, hie und da mit dunklen Panneaux, in denen man auf's Vortrefflichſte und Täuſchendſte gemalt kleine Enſembles bemerkte, aus Früchten beſtehend und Wildpret aller Art.

Das einzige große Fenſter des Gemaches war durch ſchwere, dunkel violette Vorhänge völlig unſichtbar gemacht, in der Mitte ſtand der runde Eſstiſch, zu acht Perſonen gedeckt, gerade die richtige Zahl für ein kleines,

feines Diner. Aber nur sieben Stühle waren besetzt; auf dem Sitze des achten, sich an die Rücklehne stützend, bemerkte man eine Reitpeitsche und einen kleinen Blasebalg, welch' letzterer von dem hell lodernden Kamin des Speisesaals weggenommen worden war.

Eine Schale von violettem Krystall an einer Bronzekette, von der Decke herabhängend, bildete den Lüster des behaglichen Gemaches vermittelst dreier weißer Wasserlilienkelche, denen die Gasflammen entströmten, und beleuchtete die reichbesetzte Tafel, deren Krystall- und Silbergeschirr jedoch schon sehr in Unordnung gerathen war, da sich das Diner stark in seinem letzten Drittel befand.

Bei Tische befanden sich vier jüngere und zwei ältere Herren, und die Letzteren waren der Vater des Grafen Leo, der Staatsminister Wieneck, ein Mann mit einem schönen, intelligenten Gesichte, freundlichen, wohlwollenden, offenen Zügen und stark ergrautem Haar, in Haltung, Miene und Wort das vollendete Bild eines Aristokraten und Diplomaten aus der alten Schule. Graf Wieneck hatte bis vor Kurzem das Departement der auswärtigen Angelegenheiten geleitet und war zurückgetreten, weil die von ihm angeknüpften Verbindungen, die Heirath des Thronerben betreffend, mit einem benachbarten Hofe, die er auf Befehl des Königs geführt, durch den Kronprinzen selbst, aus welchem Grunde wußte Niemand an-

zugeben, plötzlich und ziemlich schonungslos desavouirt worden waren, und weil der Minister nicht die Hand dazu bieten wollte, jene Verbindung, die er in allen Kombinationen für ehrenvoll und von großem Nutzen erkannte, selbst rückgängig zu machen.

Neben dem Grafen saß der Oberstthofmeister Baron Tönning, ein Mann mit einem etwas langen Kopfe, hochemporgezogenen Augenbrauen, die seinen Zügen stets den Ausdruck des Erstaunens verliehen, wenn auch gerade keine Ursachen dieses Staunens sichtbar waren, worüber sich seine eigenen matten Augen zu wundern schienen, sowie die ziemlich schlaff herabhängende Unterlippe, welche dem untern Theil des Gesichts den Stempel der Enttäuschung aufdrückten, eine etwas komische Komposition, die gerade nicht gemildert wurde durch die hochblonde, lockige Perrücke Seiner Excellenz.

Ihm zur Seite saß Graf Leo Wieneck, ein junger, hübscher Mann von vielleicht dreißig Jahren, in der Uniform des Gardedragonerregiments, dann kam der leere Stuhl, auf dem sich die Reitpeitsche und der Blasebalg befand, neben welchem der vorhin schon erwähnte Baron Brenner seinen Platz hatte. Dieß war ein Mann mit einem nicht gerade alltäglichen Gesichte, ja mit klugen, lebhaften Augen, schon im vorgerückten Alter, aber dabei von einer Beweglichkeit in Allem, was er that und sprach,

die zugleich mit der Sicherheit ſeines Auftretens Jemand erkennen ließ, der ſich viel und leicht in der großen Welt bewegt.

Die Andern bei Tiſche waren Freunde des Hausherrn, ein Lieutenant ſeines Regiments, Herr von Mittow, dann ein junger bedeutender Maler, Arthur Weßner, ſowie ein Muſiker von großem Talente.

Baron Brenner hatte mit großer Bedächtigkeit ein Glas Champagner geleert, von dem er behauptet, daß es wahrhaft kunſtvoll frappirt ſei, und lehnte ſich dann auf ſeinen Stuhl zurück, aufmerkſam die Zimmerdecke betrachtend, als ſuche er dort oben etwas, doch hatte er ſich nur in ſeine Gedanken verloren, und forſchte in ſeinem Innern nach, wo er auch ſo glücklich war, das zu finden, was er ſuchte; „mit dem Namen," rief er dann plötzlich, „iſt mir auch die Geſchichte eingefallen, es war der Marquis von Moui, ein Landedelmann unter der Regierung Ludwig XIV., der die Jagd leidenſchaftlich liebte, und da er keine eigene Jagd beſaß, ſich das ſeltſame Vergnügen machte, ſeinen einzigen Bedienten als Hirſch anzuziehen, und ſich hinter demſelben mit Horn und Peitſche außer Athem zu ſetzen, bis ihm der König aus Mitleid für den armen Hirſchbedienten das Recht verlieh, in den königlichen Wäldern zu jagen."

„Ja, es gibt allerdings ſonderbare Käuze," ſagte der

alte Graf Wieneck, „ſo erinnere ich mich, in Baden-Baden einen Baron Breton gekannt zu haben, der, wenn er ausfuhr, ſeine beiden weiblichen Dienſtboten Livreen anziehen und auf ſeiner Miethkutſche hintenauf ſtehen ließ; es machte ſich das gar nicht übel, da dieſe Dienſtboten ein paar wohlgewachſene, hübſche Mädchen waren, erregte auch Aufſehen, um das es dem Baron eigentlich zu thun war.“

„So kann man ſich auf ganz leichte und gewöhnliche Art durch eine gute Idee auszeichnen,“ meinte Baron Brenner, „und ſich einen Namen machen; ich habe einen jungen Mann gekannt, von dem eine Zeitlang alle Welt ſprach, weil er, ſo oft er ſich auf der Straße ſehen ließ, am Knopfloch ſeines Rockes ein Kreuz aus Brillanten hängen hatte.“

„War es nicht damals mit dem roſenrothen Walfeld dieſelbe Geſchichte?“ fragte der Oberſthofmeiſter in einem ſehr würdevollen Tone, den er auch bei der zwangloſeſten Unterhaltung beizubehalten liebte.

„O nein, mit dem Herrn von Walfeld hatte es eine ganz andere Bewandtniß; er ging eine ſehr hohe Wette ein, ein ganzes Jahr lang keine andere Farbe an irgend einem Kleidungsſtück als roſenroth zu tragen, und nicht genug damit, auch alle Geräthſchaften, deren er ſich außer dem Hauſe bediente, mußten von der gleichen Farbe ſein.“

„Da hätte er ja auch ein roſenrothes Pferd reiten müſſen," bemerkte der Oberſthofmeiſter.

„Wagen und Pferde allein waren ausgenommen, alles Uebrige aber, deſſen er ſich bediente, roſenroth, Hut, Stock, Schirm, natürlich ſeine Kleider bis zu den Stiefeln herab, er gewann ſeine Wette zum Beſten der Armen, hätte ſie aber beinahe in den letzten Tagen verloren, wo er im Theater ſchon die Hand nach dem Elfenbeinopernglas ſeines Nachbars ausgeſtreckt hatte."

„Ja, ja, er gewann ſeine Wette," bekräftigte Baron Brenner, „behielt aber Zeit ſeines Lebens den Namen ‚der roſenrothe Walfeld'."

„Bei Ihrer Geſchichte von vorhin mit dem Hirſchbedienten," ſprach Graf Leo nach einer Pauſe, „iſt mir eine Frage in den Sinn gekommen, die Sie mir nicht übel nehmen wollen, lieber Baron Brenner; nicht wahr, Sie ſchoſſen zweimal auf den berühmten Hirſch des Fürſten Walderſtein?"

„Nun, einmal hat Jeder, der auf die Jagden des Fürſten eingeladen wurde, auf den Hirſch ſchießen müſſen," gab Baron Brenner leicht hingeworfen zur Antwort, „und ich kann mich gerade nicht darauf beſinnen, daß ich zweimal darauf geſchoſſen hätte."

„Geben wir der Wahrheit die Ehre," bemerkte der Oberſthofmeiſter lächelnd, „Seine Durchlaucht haben jene

Geſchichte bei Hofe zur großen Ergötzlichkeit der allerhöchſten Herrſchaften erzählt."

„Seine Durchlaucht hätten etwas Geſcheidteres thun können," verſetzte der Baron in einem faſt verdrießlichen Tone.

„Was iſt denn das für eine Geſchichte mit dem berühmten Hirſch?" fragte der junge Maler, auf ein ermunterndes Zeichen des Grafen Leo.

„Nun, was wird es ſein?" ſagte der Baron, indem er bedächtig ſeinen Kelch mit Champagner füllte, „eine Spielerei Seiner Durchlaucht, der es gern liebt, ſeine Bekannten ein wenig zu necken, es iſt nicht der Mühe werth, das zu erzählen."

„Doch, doch," rief der Major luſtig, „und da Sie nicht mit der Sprache heraus wollen, ſo glaube ich auch an Ihren zweiten Schuß auf den berühmten Hirſch."

„Das Alles ſpannt unſere Neugierde auf's Höchſte," betheuerte der Maler, „und ich möchte recht dringend um die kleine Geſchichte bitten."

„Soll ich ſie erzählen?" fragte der Hausherr mit einem ſchalkhaften Lächeln.

„Meinetwegen," erwiederte Baron Brenner, indem er ſich mit halbgeſchloſſenen Augen in ſeinen Stuhl zurücklehnte, „ich will aus Gefälligkeit ganz Schlachtopfer ſein, und die Erzählung unſeres liebenswürdigen Wirthes nicht einmal korrigiren, wenn ſie auch noch ſo ſtark gefärbt iſt."

„Nur die Wahrheit — nichts als die strengste Wahrheit — der Fürst Walderstein hat bekanntlich die schönsten und weitläufigsten Jagdbezirke des Landes, und entwickelt auf seinen Schlössern eine königliche Gastfreundschaft für seine Eingeladenen."

„Bekannt — bekannt," warf Baron Brenner ein.

„Jeder fühlt sich da wie zu Hause und ist so ungenirt, wie bei sich selber, seine Köche sind die besten, die man sich denken kann, seine Equipagen, Reitpferde, der Train seiner Förster und Jäger, alles das über jede Beschreibung erhaben, und ein Wildstand, daß er nur zu bestimmen braucht, von welcher Stärke dieser oder jener Gast einen Hirsch erlegen soll, wenn der Gast überhaupt schießen kann. Jeder dieser Eingeladenen aber wird am ersten Morgen von einem vertrauten Jäger auf die Frühpirsch geleitet, und Jeder sieht dann nach einiger Zeit einen kapitalen Hirsch halb versteckt, schußgerecht vor sich im Gebüsche stehen. — Es ist mir gerade so gegangen, wie allen Uebrigen," unterbrach der Major mit einem gefälligen Lächeln den Ton, in welchem er erzählte, um gleich darauf fortzufahren: „mir klopfte das Herz, als ich mich so vorsichtig wie möglich heranpirschte, als ich langsam die Büchse erhob, und nach einem scharfen Zielen krachen ließ — und zwar auf den vorhin erwähnten berühmten Hirsch des Fürsten."

„Nun?“ —

„Die Kugel ſchlug richtig ein, ſicher, auf's Blatt, wo ſie hingehört, aber ſtatt daß der Hirſch zuſammenſtürzte, oder einen Riß vorwärts that, blieb er ruhig ſtehen, und eine luſtig klingelnde, raſſelnde und ſchmetternde Muſik klang aus dem Körper des Thieres hervor.“

„Ja, ja, eine großartige Spielerei,“ meinte Baron Brenner.

„Aber vortrefflich gemacht; natürlich iſt das Thier von Holz kunſtvoll mit Hirſchdecken bekleidet, und bei der geringſten Erſchütterung durch die anſchlagende Kugel erklingt, wie zum Hohn für den Schützen, die luſtige Muſik. — Gewöhnlich nimmt auch Niemand ein Aergerniß daran,“ fuhr der Erzähler mit einem Streifblick auf den Baron fort, welcher leicht mit den Achſeln zuckte. — „Gewöhnlich, — ſage ich, man wird von dem Fürſten mit ſo viel Liebenswürdigkeit empfangen, man fühlt ſich ſo behaglich bei ſeinen prächtigen Jagden, daß man einen harmloſen Scherz harmlos aufnimmt; einen Scherz, der nur mit großen Ausnahmen wiederholt wird, und zu dieſen Ausnahmen gehörte unſer guter Baron.“

„Meinetwegen, ich will Ihnen Ihre Freude nicht verderben.“

„Unſer guter Freund Brenner wußte um den berühmten Hirſch und hatte nämlich verſichert, ihn würde

Platz auf der Postkutsche zu nehmen, die alle zwei Tage Morgens früh um sechs Uhr aus der Calle de Fuentes nach dem Escorial abgeht.

So rollten wir denn am zwölften in der Mörgendämmerung durch die Straßen, hatten angenehmer Weise die Berline erhalten (mit dem Coupé unserer Eilwagen gleichbedeutend), konnten also frei vor und um uns schauen und erblickten, als wir am königlichen Schloß vorbeifuhren, hier Infanterie- und Kavalleriemassen, welche auf der Plaza del Oriente und in den angränzenden Straßen aufgestellt waren und Spaliere gebildet hatten für die arme kleine Prinzessin, deren Körper, von großem Gefolge escortirt, schon eine Stunde vor uns Madrid verlassen hatte. Vor dem Thore, auf der Landstraße nach Galizien, dem Paseo de la Florida, begegneten uns reichvergoldete Staatskutschen mit sechs, acht und zehn Pferden oder Maulthieren bespannt, die schwarze Federbüsche an den Köpfen und lange Trauerflöre an den Geschirren trugen, begleitet von Kavalleriepikets. Sie hatten der Infantin das Geleite bis ans Weichbild der Stadt gegeben, von wo der Leichenzug in einfacherer Pracht nach dem Escorial gehen sollte.

Es war ein frostiger, nebeliger Morgen, der Boden ziemlich hart gefroren, weßhalb die Räder des Wagens freilich nicht so tief in den Koth einschnitten, wir aber desto empfindlichere Stöße erleiden mußten. Die mächtigen Ulmen am Wege auf dem eben erwähnten Paseo, sowie die Sträucher am Ufer des Manzanares gaben uns recht das Bild eines heimatlichen Winters, der kleine Fluß hatte an seinen weißbereiften Ufern sogar Eis angesetzt, die gewaltigen Bäume sowie die Sträucher zeigten ihre schwarzen, kahlen Aeste. Der Mayoral hatte Nase und Mund mit einem dicken Tuch verbunden, und der Zagal strampelte mit Händen und Füßen, um sich warm zu halten, da er mit seinem gewöhnlichen Geschäft, dem Antreiben der Maulthiere, nicht viel zu thun hatte; vor unsere Kutsche waren nämlich sechs tüchtige Pferde gespannt, die mit leichtem Zungenschlag und der Peitsche

man nicht anführen, aber wie sein Schuß aus dem Rohr war, ging auch die höllische Musik los."

„Das kann ich nicht leugnen."

„Statt sich aber damit zufrieden zu geben, bestach er den Jäger, der ihn geführt, und dieser mußte ihm versprechen, nichts von dem Schuß zu sagen, sondern zu versichern, Baron Brenner habe den berühmten Hirsch sogleich erkannt, und nun könnt ihr euch denken, mit welcher Genugthuung, mit welch' triumphirender Miene unser lieber Freund beim Frühstück erschien, und wie wahrscheinlich seine Betheuerung klang, daß es unmöglich sei, ihn, den erfahrenen Jäger, hinter's Licht zu führen, — ist's nicht so, Baron Brenner?"

„Es wäre lächerlich, das in einem Kreise guter Bekannter länger leugnen zu wollen," rief der Baron, indem er die verdrießliche Miene abschüttelte und so klug war, einen jovialen Ton anzunehmen; „der verfluchte Jäger hatte mich betrogen und verrathen, und ich will es eingestehen, daß sich bei der Abendpirsch dieselbe Komödie wiederholte. Auf den Zehen schleichend kamen wir in der Dämmerung an einen kapitalen Hirsch heran, doch stand er so, daß wir ihn hinter dem Wind umgehen mußten. Ich schoß und denke, ich muß rückwärts hinfallen, als abermals die tolle Musik losbricht. Höchst ärgerlich wende ich mich gegen den Jäger um, der mit abgezogenem Hute

lächelnd hinter mir steht, und mir auf seiner Handfläche meine beiden Napoleons Trinkgeld präsentirt."

„Bravo, Baron Brenner, bravo," rief lachend der alte Graf Wieneck, „der Jäger behielt seine Napoleons, und Sie hatten zweimal auf den berühmten Hirsch geschossen."

Unterdessen hatten die Diener das Dessert servirt, und der Kammerdiener auf den Rath des Koches eine stärkere Sorte Champagner aufgesetzt, auch Marsala, sowie süße und trockene spanische Weine, deren tiefrothe Farbe in den geschliffenen Karaffen beim Scheine der Lichter wie flüssiges Metall glänzt.

Graf Leo warf einen Blick auf die Uhr über dem Kamin, dann sagte er: „Ich bin in der That begierig, was dieser Rosenthal für eine Ausrede vorbringen wird, und wie er sich entschuldigt, fast eine volle Stunde zu spät zum Diner zu kommen, wenn er überhaupt noch kommt."

„O, er kommt gewiß," sprach der Musiker, „ich sah Rosenthal heute Nachmittag, und er nahm von mir Abschied, indem er ‚auf Wiedersehen heute Abend' sagte."

„Jedenfalls werden wir eine ganz erstaunliche Ursache hören, die ihn veranlaßt, so spät zu kommen," meinte der Hausherr, „irgend etwas Unglaubliches, Unwahrscheinliches, nur bitte ich, daß ihm Niemand einen freundschaftlichen Vorwurf macht, und wir wollen so thun, als

hätten wir ihn bei seinen vielen und wichtigen Beschäftigungen gar nicht früher erwartet."

„Ganz gut, das spornt ihn an, und wir werden wunderbare Geschichten zu hören bekommen."

Während man so in dem kleinen Eßzimmer über den Erwarteten plauderte und lachte, saß dieser, der erwartete Herr von Rosenthal, in einer geschlossenen Droschke und fuhr durch Schnee und Regen gegen das Haus des Grafen Wieneck. Es war das ein junger Mann, in dem Alter des Grafen Leo, er schien aber älter, da er ein langes, hageres Gesicht hatte, dessen Blässe durch kohlschwarzes Haupthaar und eben solche sehr lange Favorits noch stärker hervorgehoben wurde. Er befand sich im schwarzen Frack im Gegensatz zu den übrigen Eingeladenen, die auf den ausdrücklichen Wunsch des Hausherrn im Ueberrock erschienen waren. Ehe er den Wagen, den er bei einer Straßenecke angerufen, bestieg, hatte er auf seine Uhr geschaut, und schien mit der Stunde, welche sie zeigte, vollkommen zufrieden zu sein. Dann lehnte er sich in die Ecke des Wagens zurück, um sich aber, nachdem er ein paar Straßen durchfahren hatte, wieder aufzurichten, und aus seiner Westentasche eine jener kleinen Schwindelkravatten von weißer Farbe zu nehmen, die er gegen seine schwarze vertauschte. Auch zog er helle, strohfarbene Handschuhe an, und war mit diesen Verände-

rungen an seiner Toilette eben fertig, als der Wagen anhielt und der Droschkenkutscher den Schlag öffnete.

Wenige Minuten nachher trat der Kammerdiener des Grafen Leo in das Eßzimmer und meldete den Herrn von Rosenthal.

Dieser trat gleich darauf in's Zimmer, aber durchaus nicht mit jener Hast und mit entschuldigenden Worten, die man sonst wohl in Anwendung bringt, wenn man eine Stunde zu spät zu einem Diner kommt, er schritt vielmehr langsam und mit gleichgültiger Miene, nachdem er die Anwesenden durch ein kurzes Kopfnicken begrüßt, auf den Hausherrn zu, dem er den kleinen Finger seiner rechten Hand entgegenstreckte, und als er hierauf an den Stuhl vor dem leeren Platze trat, welchen der Kammerdiener diensteifrig zurückzog, hatten seine Züge einen ernsten, zerstreuten Ausdruck angenommen, welcher sich nicht einmal veränderte oder erheiterte, als er auf dem Stuhle die Reitpeitsche und den Blasebalg erblickte.

„Halt' da," rief ihm Graf Leo in heiterem Tone zu, als Rosenthal mit einer Handbewegung gegen den Kammerdiener diesen ersuchte, die eben benannten Gegenstände zu entfernen; „halt' da, ehe Du Dich niedersetzen darfst, mußt Du erst diesen Rebus auflösen!"

„So, so, das soll einen Rebus vorstellen?" erwiederte Herr von Rosenthal in gedehntem Tone, „sei so gut,

lieber Freund, und laſſ' mich für heute von dieſer Spielerei Umgang nehmen. Erſtens bin ich nicht im Stande, auch den leichteſten Rebus aufzurathen, und zweitens gibt es Augenblicke, in denen man nicht aufgelegt iſt auch nur zu dem Verſuche ſolcher Tändeleien. Excellenz," ſagte er hierauf, zuerſt mit einer Verbeugung gegen den Miniſter und dann gegen den Oberſthofmeiſter, „ich habe die Ehre mein Kompliment zu machen, — guten Abend, Baron Brenner, — ſieh' da, lieber Neuburg," — ſo hieß der junge Muſiker, — „grüß' Sie Gott, Arthur." Die letzte Anrede galt dem Maler, den er noch dadurch ganz beſonders auszeichnete, daß er ihm über den Tiſch hinüber den kleinen Finger ſeiner linken Hand entgegenhielt, welchen der Künſtler laut lachend hierauf mit der Nagelſpitze des ſeinigen berührte, worauf der achte an der Tafelrunde, der Dragoneroffizier, mit einer Handbewegung abgefertigt wurde, welche dieſer ebenſo erwiederte.

„Und nun wollen wir luſtig ſein," ſagte Roſenthal, aber mit einem ſo gedankenloſen Blick und einer ſo ernſten Miene, daß ihm ein allgemeines Lachen entgegenſcholl, worüber er, wie im höchſten Erſtaunen, ſeine Augenbrauen hoch emporzog und fragend rings um ſich her ſchaute.

„Na, nimm mir nicht übel," rief der Hausherr, „Du brauchſt Dich über unſer Lachen gar nicht zu wundern, denn das iſt außerordentlich natürlich, wenn man mit

einer Leichenbittermiene, wie die Deinige, zur Lustigkeit auffordert."

„Ja — so — o — o —," gab Rosenthal zur Antwort, indem er nach einem tiefen Athemzuge langsam mit der Hand über Stirn, Augen und sein übriges Gesicht herabfuhr. „Es gibt im Menschenleben Augenblicke der Verstellung, oder eines sogenannten Hundehumors, wo man lustig sein möchte, um seine Gedanken zu betäuben, deßhalb laßt uns lustig sein, ich bitt' euch darum, vor allen Dingen aber laßt mir einen Tropfen Champagner geben — bitte, mein lieber Andreas," wandte er sich an den Kammerdiener, „bedienen Sie sich dieses Wasserglases, ich bin ein wenig durstig."

„Von welchem Gange an soll man Dir nachserviren?" fragte der Hausherr.

„Wie, nachserviren? — Was serviren?" sagte Rosenthal, zerstreut umherblickend, dann aber schien er sich zu besinnen und setzte hinzu: „ja so, ihr seid ja beim Diner, wie man so vergeßlich sein kann, — ich glaube, ich bin etwas zu spät gekommen."

„Nur so etwas über eine starke Stunde," gab ihm Graf Leo lachend zur Antwort, „doch tröste ich mich in dem Bewußtsein, daß Du Dich wahrscheinlich außerordentlich amüsirt hast, denn sonst hättest Du meine kleine Einladung nicht so total vergessen."

„Wenigſtens iſt uns Herr von Roſenthal die Erzählung eines wahrſcheinlichen Abenteuers ſchuldig," meinte der Miniſter von Wieneck.

„Vorausgeſetzt, daß unſere Bitte um Mittheilung keine Indiskretion iſt."

„Das aber fürchte ich," ſagte Baron Brenner, „denn der gute Roſenthal iſt im ſchwarzen Frack mit weißer Halsbinde, und ſcheint mir aus höheren Regionen zu uns herabgeſtiegen zu ſein."

„Nein, nein, dann wäre er heiterer," lachte der Dragoneroffizier. „Meine Meinung iſt die, er hat ſich irgendwo anders ebenſo geirrt, wie hier, nur mit dem Unterſchiede, daß er bei dem Grafen Leo das Diner vergaß, und anderswo gar nicht erwartet worden iſt."

„Zum Diner allerdings nicht," gab der Betreffende mit einem kühlen Lächeln zur Antwort. „Muß man denn nur immer eſſen und trinken?"

„Ah, mir kommt eine Idee," ſagte der Oberſthofmeiſter, und zog dabei ſeine Augenbrauen ſo hoch empor, daß es ausſah, als gerathe ſein Geſicht über dieß ſeltene Ereigniß in ein ganz beſonderes Erſtaunen, „ehe ich vor einer Stunde das Schloß verließ, hatte ich in dem öſtlichen Pavillon zu thun." —

Herr von Roſenthal machte bei dieſen Worten eine unmuthige Bewegung, und auf ſeinem Geſicht zeigte ſich

etwas wie Verlegenheit, so daß der Oberſthofmeiſter ihn lächelnd betrachtete und eine Kunſtpauſe machte, ehe er fortfuhr: „Ja, ſehen Sie, mein Lieber, wenn man ſo verſchloſſen gegen ſeine Freunde iſt, da darf man auf keine Schonung rechnen — ich war alſo im öſtlichen Flügel des Schloſſes, und ſah dort Jemand durch den Korridor ſchleichen, der unſerem guten Roſenthal ganz frappant ähnlich ſah.“

„Ah, Excellenz — eine Indiskretion!“

„Bravo, Roſenthal,“ rief der Hausherr, „Du haſt Dich verrathen und zugeſtanden, daß Du heute Abend im öſtlichen Flügel des Schloſſes geweſen biſt.“

„Im ſchwarzen Frack!“

„Und in der weißen Halsbinde!“

Der, über welchen dieſe Neckereien ergingen, trank mit großer Ruhe ſein großes Glas voll Champagner leer und meinte achſelzuckend: „Es iſt wahrhaftig etwas Rühmliches für ſolch' einen bedeutenden Kreis, aus Kleinigkeiten Zuſammenſtellungen zu machen, die doch zu keinem Reſultate führen werden. Setzen wir wirklich den Fall, ich ſei in der That heute Abend im öſtlichen Schloßflügel beſchäftigt geweſen.“

„Und zwar ſo beſchäftigt,“ ſagte der Maler, „daß Herr von Roſenthal darüber ein feines Diner vergaß.“

„Beſchäftigt im ſchwarzen Frack und weißer Hals-

binde, das kann nichts Unbedeutendes sein; der Oberst-hofmeister ist wohl so freundlich, uns Details über die Bewohner des östlichen Flügels zu geben."

„Dort beginnen allerdings die Appartements Ihrer Majestäten," erwiederte der Gefragte mit großer Wichtigkeit, „doch ist man auch von da mit zwei Schritten in dem Pavillon, den die Oberstthofmeisterin der Königin bewohnt."

„Ah, an diesem Pavillon sah ich Rosenthal heute Nachmittag, obgleich es scharf regnete, im Schritt und sehr gedankenvoll vorüberreiten," bemerkte Baron Brenner.

„Möglich das," antwortete Herr von Rosenthal in gleichgültigem Tone, „doch kann ich euch versichern, daß ich durchaus keine Ursache habe, mir wegen der Oberst-hofmeisterin der Königin, so schön und interessant die Gräfin Wildenow, diese prächtige Wittwe, auch ist, einen Schnupfen zu holen — ich nicht."

Das „ich" hatte er sehr scharf betont und, während er hierauf aus seinem Glase trank, einen feinen, scharfen Blick nach Graf Leo hinübergesandt, den aber Niemand anders als dieser bemerkte.

„Ferner wohnt im östlichen Flügel die Staatsdame Gräfin von Pommerhausen."

„Uff" — machte Herr von Rosenthal.

„Und zwei Ehrenfräulein."

„Ah, die reizende Gräfin Ferrner," rief der Dragoneroffizier, „gestehe, wo Du gewesen bist, Rosenthal!"

Dieser schien bei der Nennung des letzten Namens in der That in Verlegenheit zu gerathen, er bewegte sich auf seinem Stuhle hin und her, zog seine mächtigen kohlschwarzen Favorits bis tief auf die weiße Weste herab, und sagte nach einem längeren Stillschweigen achselzuckend: „Ihr habt da so viele und sehr indiskrete Vermuthungen aufgestellt, daß ich wahrhaftig mit der Sprache herausrücken muß, um Niemand zu kompromittiren. — Nun denn, ich komme soeben von Seiner Majestät."

„Ah, der Teufel," rief Graf Leo lachend, „zu dieser Stunde!"

„Zu dieser Stunde — nach dem Diner Seiner Majestät; seid ihr nun zufrieden, oder verlangt ihr auch etwas zu erfahren über den Vortrag, welchen ich die Ehre hatte vor dem Könige halten zu dürfen?"

Alle die Anwesenden, welche Rosenthal näher kannten, lachten herzlich über dessen Aussage, doch konnte sich der Oberstthofmeister der Frage nicht enthalten, ob Seine Majestät in Uniform gewesen sei.

„Seine Majestät war allerdings in Uniform, und zwar in der Uniform seines Leibdragonerregiments, aus Artigkeit für den Prinzen Maximilian, Deinen hohen Chef, mein lieber Leo, welcher bei der Familientafel war, —

angetrieben, uns in einem gleichmäßigen tüchtigen Trab dahinzogen. Bis an die Brücke des Manzanares fuhren wir in der Ebene, dann aber hatten wir gleich wieder das uns bekannte Terrain der Mancha, beſtändig Berg auf und ab, durch ein ödes, unfruchtbares, langweiliges Land. Die Straße von Madrid nach dem Escorial iſt eine lange Strecke zugleich der Weg zu dem Luſtſchloß la Granja, wo ſich der Hof während des Sommers mehrere Monate aufhält, und deßhalb recht gut erhalten. Auf einem hohen Damme ziemlich aufſteigend, der durch ein Thal mit ſteilen Wänden in die Höhe führt, kletterten unſere Pferde langſam empor und ließen uns vollkommen Zeit, einen Rückblick auf die Stadt zu werfen, deren Häuſermaſſen undeutlich im Nebel verſchwimmend hinter uns lagen. Rechts und links dehnte ſich das kahle Land weit hinaus, ein kleiner Hügel am andern, keine Bäume, faſt nirgends ein Strauchwerk, höchſt ſelten die Spur einer menſchlichen Wohnung. Hie und da bemerkte man einen Streifen Schnee, welcher den Anblick der graugelben Fläche doch um etwas belebter machte. Es war an dieſem Bergabhange, wie man uns erzählte, wo Königin Chriſtine ihren zweiten Gemahl, den damaligen Señor Muñoz, jetzigen Herzog von Rianzares kennen lernte; ſie begab ſich nach la Granja, und ihre zehn Maulthiere waren nicht im Stande, den ſchwer bepackten Reiſewagen, ohne mehrmals ſtehen zu bleiben, den Berg hinauf zu bringen. Bei einer ſolchen Raſt ſtanden die Thiere obendrein nicht feſt, und der Wagen fing an rückwärts zu rollen, was gerade an dieſer Stelle hätte ſehr gefährlich werden können, denn wie ſchon erwähnt, führt die Straße hier über einen hohen Damm von zuweilen an ſechzig bis achtzig Fuß Höhe. In dieſem Augenblicke warf ſich ein junger Mann von der berittenen Leibwache der Königin von ſeinem Pferde, ſprang an den zurückweichenden Wagen hin, griff mit rieſenhafter Stärke in die Speichen eines der Hinterräder und brachte ihn zum Stehen. Von der Königin blieb dieſe That, ſolch ein kräftiger Ausdruck der Ergebenheit, nicht unbemerkt; doch hatte Señor Muñoz eine ſo glänzende

das wird Seine Excellenz der Oberſthofmeiſter beſtätigen," ſetzte Roſenthal mit einer gefälligen Handbewegung gegen dieſen hinzu.

„Das iſt allerdings wahr," erwiederte dieſer mit ſehr deutlichem Erſtaunen — „aber" —

„Ja, — aber — Roſenthal," lachte der Hausherr, „ſei ehrlich, Roſenthal, und geſtehe, daß Du wieder einmal brodirt haſt."

„Ja, geſtehe das, Roſenthal."

Dieſer trommelte leicht vor ſich auf den Tiſch, blickte Alle der Reihe nach mit großem Ernſte an und ſagte hierauf mit einem ſolchen Tone der Entſchiedenheit, daß ſogar Baron Brenner, der ihn bisher mit einem eigenthümlichen Lächeln von der Seite betrachtet, aufmerkſam wurde: „Seine Majeſtät waren höchſt gnädig, Seine Majeſtät klagten mir einigen Verdruß, den Allerhöchſt Dieſelben heute gehabt, und zwar das Departement Seiner Excellenz des Herrn Oberſthofmeiſters betreffend."

„Ah, — a — a — ah — Herr von Roſenthal!"

„Man hat mich zum Reden gezwungen, und jetzt rede ich. Seine Majeſtät beklagten ſich über eine vergeſſene Einladung, Euer Excellenz müſſen am beſten wiſſen, ob der König dazu Urſache hat. Auch behauptet Allerhöchſt Derſelbe, der Menu ſeiner Tafel ſei nie ſo unbedeutend geweſen, wie in dem gegenwärtigen Augenblick."

Hier lachten einige der Anwesenden, aber dießmal auf Kosten des Obersthofmeisters, der wegen seiner Sparsamkeit bei Hofe berüchtigt war. Doch rief Graf Leo: „Genug, Rosenthal, genug, es wäre indiskret, weitere Mittheilungen über Deine Audienz zu verlangen!“

„Und doch kam noch sehr Interessantes vor,“ fuhr dieser mit unerschütterlicher Ruhe fort. „Seine Majestät wußten, daß ich bei Dir zum Diner erwartet wurde, und sagten mir sehr Freundliches in Betreff Deines hochverehrten Herrn Vaters.“

„Lassen Sie mich aus dem Spiele, lieber Rosenthal,“ sprach der ehemalige Minister des Auswärtigen mit heiterem Lächeln, „Sie müssen mir zugestehen, daß ich nicht so indiskret war, die Mittheilungen Ihrer Abenteuer zu verlangen.“

„Gewiß nicht, Excellenz, aber um so mehr freut es mich, Ihnen mittheilen zu können, daß der König von Ereignissen sprach, die nächstens eintreten würden, von Ereignissen — Aenderungen, denen Höchst Er selbst mit großer Ungeduld entgegensehe.“

„Ah, Kindereien!“

„Darauf gab er mir einen Auftrag an Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen, über den er etwas ungehalten schien, und nachdem wir Beide, Seine Majestät und ich, unsere Cigarren ausgeraucht hatten, entließ er mich auf's Huldreichste.“

„Nun, dieſer Schluß krönt den Meiſter,“ rief der Hausherr mit einem herzlichen Lachen, in welches faſt alle Andern einſtimmten, denn Alle wußten, daß dem Könige nichts ſo verhaßt war, als der Rauch einer Cigarre.

Auch Roſenthal lachte mit, und ſagte alsdann: „Wenn Du mir jetzt etwas ſerviren laſſen willſt, ſo ſei es eine Deiner vortrefflichen Cigarren, nach denen ich ſchon lange ſchmachte.“

„So haſt Du in der That ſchon dinirt?“

„Ja und nein. Ich habe mir überhaupt das Eſſen abgewöhnt, das heißt, einer meiner indiſchen Freunde, ein hochberühmter Brahmine, hat mir eine Eſſenz geſandt, deren bloßer Duft alle unſere Mahlzeiten erſetzt, man wird dadurch hinlänglich ernährt und geiſtig veredelt, ich werde es einmal ein Jahr lang verſuchen, und bin nebenbei überzeugt, dadurch hochberühmt zu werden, denn alle Welt wird von Roſenthal reden, der ſich ernährt, ohne zu eſſen, und der ſich dadurch zu einer unglaublichen Stufe geiſtiger Veredlung erhebt — wer von meiner Eſſenz wünſcht, braucht es mir nur zu ſagen: Einige von euch können ſie brauchen.“

Seine Augen blieben bei dieſen letzten Worten auf dem Geſichte des Oberſthofmeiſters haften, der etwas nachdenklich in die leuchtende Flüſſigkeit ſeines goldfarbenen Marſala blickte, und der nach einer Pauſe ſagte: „Sie ſind ein großer Schelm, Herr von Roſenthal.“

„Man ist eben, wie man ist, Excellenz, doch darf ich Sie versichern, daß ich zuweilen etwas vom zweiten Gesicht des Schottländers habe — allerdings nicht ererbt, aber erlernt. Es ist das eine Wissenschaft, zu der man in Indien mit leichter Mühe gelangt, hat aber auch seine unangenehmen Seiten. Die Gabe nämlich, Dinge zu erfahren, die entfernt von uns geschehen sind, und kann ich Sie in dem speziellen Falle versichern, daß Seine Majestät der König allerdings die von mir vorhin wiederholten Aeußerungen gethan."

„Aber nicht, während er mit Ihnen eine Cigarre rauchte, Rosenthal!"

„Nein, Excellenz," entgegnete dieser mit einer verbindlichen Verbeugung gegen den Minister Wieneck.

Die Diener hatten inzwischen die Dessertsaufsätze entfernt, das Tischtuch mit einem Anfluge von englischer Manier von allem Service geräumt, und einzelne Flaschen schweren Weines, ein herrlicher Marsala und ein paar ganz ausgezeichnete Bordeaux, hatten fast bei Allen den schäumenden Champagner verdrängt, mit Ausnahme des Herrn von Rosenthal, welcher immer aus seinem großen Wasserglase ruhig forttrank, und zwar in mächtigen Zügen, die aber weder auf seine Laune, noch auf seine Zunge, noch auf die Blässe seiner Wangen die geringste Veränderung auszuüben schienen. Er hatte schon

lange ſeine Cigarre angezündet, und auch die Andern folgten jetzt ſeinem Beiſpiele, ohne vorderhand die Einladung des Hausherrn anzunehmen, ſich in den anſtoßenden Salon zu begeben.

„Später, denke ich," hatte der Baron Brenner geſagt, „wenn dieſe kreiſenden Geſtirne" — damit meinte er die Flaſchen — „an unſerem Horizonte verſchwunden ſind."

„Und dafür das Wunderland Arabien uns ſeinen Mokka ſpendet," ſetzte Roſenthal mit einem träumeriſchen Blicke nach oben hinzu.

„Alſo den Getränken haben Sie nicht entſagt?"

„Warum auch? Trinken erhebt unſern Geiſt, natürlich bis zu einem gewiſſen Grade, während uns das Eſſen ſchwer macht und an den Boden feſſelt; durch jenes werden wir Schmetterling, durch dieſes Rieſenſchlange. Es gibt liebenswürdige Trinker, ja behagliche Säufer, während ich noch nie von einem angenehmen Freſſer gehört habe — — aber Du thuſt mir die Liebe," wandte er ſich an den Hausherrn, „uns ſpäter den Mokka auf orientaliſche Art zubereiten zu laſſen."

„Gewiß."

„Sie waren lange im Morgenlande, Herr von Roſenthal?" fragte der Maler.

„Verſchiedene Male einige Jahre."

„Haben Sie Opium geraucht?"

„Man kann dem nicht entgehen, wenn man dort mit anständigen Leuten Umgang haben will."

„Was hat unser Freund nicht schon Alles probirt auf seinen weiten Reisen durch die ganze Welt!" warf der Musiker leicht hin. „Nicht wahr, Sie sind auch schon einmal Vampyr gewesen?"

Bei dieser Frage brach ein scharfer Strahl, aber nur für eine Sekunde lang, aus den dunkeln Augen Dessen, dem die Frage galt, dann gab er mit einem gemüthlichen Lächeln zur Antwort:

„Ich habe es versucht, fand aber keinen großen Geschmack daran, ich versprach mir den größten Reiz von der Angst, dem verzweiflungsvollen Widerstreben, fand mich aber darin sehr getäuscht, die Mücken flogen zu gerne in's Licht: die Zeiten müssen sich geändert haben, auch hat die ganze Sache kein großes Interesse mehr, sonst würde ich Ihnen, junger, strebsamer Musiker, mit Vergnügen zu einem dritten Operntext verhelfen, womit Sie vielleicht Ihre beiden Vorgänger verdunkeln könnten, und Ihren Namen bekannt machen, um einem längst gefühlten dringenden Bedürfnisse abzuhelfen."

„Wie gerne hätte ich alle die Wunder Deiner Reisen miterlebt!" sagte der Hausherr, um das Gesprächsthema zu ändern, indem er dem leicht verletzten Musiker zuvorkam, der schon eine pikante Gegenrede auf der Zunge zu haben schien.

„War es nicht am rothen Meere, wo Du eine Auster so gezähmt hatteſt, daß ſie Dir überall wie ein Hund nachlief?“

„Nein, das war auf Madagaskar, doch erlebte ich dort noch etwas Anderes, was viel intereſſanter war. Wir fanden in den Gebirgen des Hochlandes einen ſo immenſe gypshaltigen Bach, daß jeder Gegenſtand, den man hineinwarf, zu Gyps wurde. Ein Neger unſeres Gefolges, der davon nichts wußte, und ſich unvorſichtiger Weiſe badete, mußte als Gypsfigur zurückgelaſſen werden, und ich kann euch verſichern, daß ich nie einen ſchrecklicheren Anblick hatte, als dieſe ſchwarze Gypsfigur.“

„Wunderbar, Roſenthal, bravo!“ rief man lachend von allen Seiten, ſelbſt der Oberſthofmeiſter war dadurch aus ſeinen ernſten Gedanken aufgeſchreckt worden und lächelte ebenfalls, ſagte aber dann, indem er ſich langſam erhob: „jetzt iſt es aber genug, denn wenn wir ſo fortmachen, ſo werden wir Alle zu dem Gefühle von Gypsfiguren gelangen, Ihre Weine ſind zu ſtark, lieber Major.“

„So wollen wir den Geiſt derſelben mit Mokka dämpfen, wenn es den Herren gefällig iſt,“ ſprach der Hausherr; damit ſchritt er gegen das Nebenzimmer, deſſen Thür der Kammerdiener geöffnet hatte, und worin Alle eintraten, mit Ausnahme Roſenthal's, der bei ſeiner halbleeren Champagnerflaſche ſitzen blieb.

In dem kleinen Salon, wo der Kaffee ſervirt wurde, lehnte ſich der Oberſthofmeiſter gegen das Kamin und ſagte leiſe zu dem Miniſter von Wieneck: „Es iſt doch eine eigenthümliche Natur, dieſer Roſenthal, ein Mann von guter Erziehung, gebildet, voll Geiſt, und findet ein Vergnügen daran, dergleichen Geſchichten zu erfinden.“

„Und daß er gerade nicht Alles erfindet, das iſt das Bemerkenswerthe bei ihm, ich habe ſchon häufig in ſeinen Plaudereien die Erzählung von Thatſachen gefunden, von denen ich erſtaunt war, daß er ſie wußte.“

„Ja — a — allerdings,“ erwiederte die andere Excellenz, „aber wenn man ſo brodirt, wie er, wenn man ſo ohne Rückſicht über alles Erdenkliche ſchonungslos ſpricht, ſo iſt es leicht möglich, daß ſeine Lügen hie und da den Schein von Wahrheit haben.“

„Aber er lügt ſo amüſant, und kann auch ſehr ernſthaft ſein.“

„Nun ja, er unterhält eine Geſellſchaft ganz leidlich, wenn er bei guter Laune iſt, ich finde aber kein großes Verdienſt darin, da er ſich unterſteht, Alles und an jedem Orte zu ſagen. Auf dem letzten Hofballe ging der König auf ihn zu, nachdem Seine Majeſtät mir vorher lächelnd geſagt: ‚Roſenthal ſoll mir eine dicke Lüge erzählen,‘ und was glauben Sie, lieber Baron, welche Antwort er Seiner

Majeſtät auf Allerhöchſt Deſſelben Frage: ‚warum ſo in Gedanken, lieber Roſenthal,‘ gab?“

„Nun?“

„‚Majeſtät,‘ ſagte er, ‚ich habe eben darüber nachgedacht, welch' ſchändliches Laſter das Lügen iſt.‘“

„Das war nicht ſchlecht, denn darauf war der König nicht mehr im Stande, eine Unwahrheit von ihm zu verlangen; doch wie ich vorhin ſchon ſagte, ſo kann er ſehr ernſthaft ſein, und ſehr zuverläſſig, und das müſſen Sie ihm zugeſtehen, wenn er einmal zu einer Unterhaltung in einer kleinen Geſellſchaft auf ſeine Geſchichten kommt, ſo kann er recht amüſant lügen.“

„Als wenn das eine Kunſt wäre, amüſant zu lügen!“ meinte der Oberſthofmeiſter.

In dieſem Augenblick trat Der, von dem zwiſchen den beiden alten Herren die Rede war, langſam in's Zimmer, ging gerade auf das Kamin los und ſagte zu dem Miniſter von Wieneck: „Ich bin Euer Excellenz ſehr dankbar, daß Sie meine Partei gegen den Herrn Oberſthofmeiſter genommen.“

„Wie ſo, Herr von Roſenthal?“ fragte Dieſer unter einem Blick des höchſten Erſtaunens auf ſeinen Nachbar, mit dem er die eben gehabte Unterhaltung nicht nur ſo leiſe geführt hatte, daß er vollkommen überzeugt war, nicht einmal die drei Herren, welche rauchend nahe beim

Kamine saßen, hätten auch nur eine Sylbe davon gehört, sondern, weil auch der Musiker am Flügel saß und eine rauschende Phantasie spielte.

„Wie so, Herr von Rosenthal?“ sagte jetzt auch der Oberſthofmeiſter.

„Ich will alles Andere übergehen,“ entgegnete dieſer nach einer tiefen Verbeugung, „Alles, was meine Perſon betrifft, und will mir nur die Bemerkung erlauben, daß Euer Excellenz Unrecht thun, wenn Sie glauben, daß es ſo leicht iſt, amüſant zu lügen.“

„Habe ich das geſagt?“

„Vielleicht gedacht, und finden dieſen Gedanken ſo begreiflich als Fortſetzung unſerer heitern Tiſchgeſpräche.“

„Sie ſehen, wie erſtaunt ich bin, Herr von Rosenthal, denn allerdings ſagte ich Aehnliches.“

„Ich wußte es,“ erwiederte der Andere leicht hingeworfen.

„Sie wußten es?“

„In Folge des zweiten Geſichtes,“ warf Graf Leo ein, da jetzt die Unterhaltung am Kamine mit lauter Stimme geführt wurde, indem er ſich auf ſeinem Fauteuil rückwärts wandte.

„Nein, ſondern in Folge einer Gabe, die ich beſitze, mir durch ein geiſtiges Schattenſpiel, das, ein Bild vergangener Tage, an mir vorüberzieht, ganz analoge Fälle

Belohnung, wie ſie ihm ſpäter zu Theil wurde, wohl nicht erwartet.

Jetzt erreichten wir die Hochebene, und der Mayoral, der mit einem kräftigen Peitſchenſchlag ſeine ſechs Pferde zum geſtreckten Lauf antrieb, zeigte darauf vor uns hin auf die Straße, wo ſich in weiter Ferne ein nebelhaft verſchleiertes Gewühl von Wagen, Reitern und Fußgängern bewegte, — der Leichenzug der Prinzeſſin. Da wir ſehr ſcharf fuhren, ſo erreichten wir in einer halben Stunde die letzten der Begleitung, escortirende Infanteriemaſſen, fuhren in kurzem Trabe zwiſchen ihnen hindurch, und darauf langſam an dem ganzen Zuge vorüber. Es war ein intereſſantes Bild, eine Erinnerung an alte ſpaniſche Pracht und Herrlichkeit mit gewaltigem, ergreifendem Contraſte, wenn man die großen, reichverzierten Equipagen mit zahlreicher Dienerſchaft in gold- und ſilbergeſtickten Röcken, die Pferde mit prachtvollen Geſchirren bedeckt ſo in der kalten, traurigen Winterlandſchaft dahinziehen ſah. Aeußerſt maleriſch nahm ſich die berittene Leibwache der Königin aus, die in aufgelöſten Reihen, in Gruppen von zwei und drei ritt, feſt in ihre weißen Reitermäntel gewickelt, ſchöne, hohe Leute auf großen, kräftigen Pferden, in der rothen, goldgeſtickten Uniform mit weißen, anliegenden Beinkleidern und hohen, glänzenden Reitſtiefeln, auf dem Kopfe den blitzenden Helm. Unſer Zagal voltigirte vom Bocke herab, und näherte ſich mit abgezogenem Hute einem der commandirenden Offiziere, den er im Auftrag des Mayoral um Erlaubniß bat, an dem Zuge im Trab vorbeifahren zu dürfen. Dieß wurde denn auch freundlichſt, aber mit der Weiſung bewilligt, die Pferde vorn beim Leichenwagen im Schritte gehen zu laſſen. Bald ließen wir die Reiter hinter uns und erreichten wieder andere Kutſchen, ſchwere Dienſt- und Reiſewagen mit Hofwürdenträgern, Kammerherren, zahlreicher Dienerſchaft, Köchen und Hellebardieren der Königin angefüllt. Ihnen voraus fuhren abermals ein paar Staatscaroſſen mit hoher und niederer Geiſtlichkeit, und dann erreichten wir den Leichenwagen, der im langſamſten Schritte von zehn

der Gegenwart zeigen zu lassen — ich habe mich vorhin etwas dunkel ausgedrückt."

„Sehr dunkel — doch das schadet nichts, Du wirst uns schon in's Klare bringen."

„Ich zweifle nicht daran, und zwar durch eine in zwei Minuten erzählte Geschichte, welche dem Herrn Oberst-hofmeister beweisen wird, ob ich Recht habe."

„Setzen wir uns."

„Meinetwegen, das kann aber auch stehend abgemacht werden. Zwei Große am Hofe Harun-al-Raschid's stritten sich darüber, was schwerer sei, stets die Wahrheit zu sagen, oder stets zu lügen, d. h. amüsant zu lügen, und da jeder der Beiden eine der eben genannten Eigenschaften glänzend vertrat, so beschlossen sie einmal, zur Probe die Rollen zu wechseln, der Mann der Wahrheit mußte lügen, der Lügner mußte die Wahrheit reden, und zwar vor den erhabenen Ohren des Beherrschers aller Gläubigen — was war die Folge davon? es gab eine heillose Verwirrung, in der sich schließlich Niemand mehr zurecht-fand, welche aber damit endete, daß der Mann der Wahrheit in Ungnade fiel und vom Hofe verbannt wurde, da er sich durch die einzige Lüge, die er gesprochen, in ein ganzes Lügengewebe verstrickt, weil er es nicht verstanden hatte, amüsant und mit Logik zu lügen. Der Andere aber hatte sich leicht in die Wahrheit hinein-

gefunden und excellirte auch darin, wie früher in der Lüge."

„Ein hübſches Märchen, Herr von Roſenthal."

„Das an meinem Geiſte vorüberzog und auf Ihre eben gehabte Unterredung paßt."

„Zugeſtanden denn," meinte würdevoll der Oberſthofmeiſter, „und ohne Ihnen im Geringſten nahe treten zu wollen, muß ich meine Behauptung aufrecht erhalten, daß nicht viel dazu gehört, zu lügen und ſogar amüſant zu lügen."

„Viel ſchwerer, als die Wahrheit reden, Excellenz, ich biete Ihnen eine Wette an. Sie ſind ein Mann der Wahrheit, die Welt weiß das; tauſchen wir denn, wie jene beiden Großen am Hofe Harun-al-Raſchid's, nur für ein einziges Mal die Rollen, und Sie werden ſehen, wie ſchwer es iſt, amüſant zu lügen."

„Ich ſollte wiſſentlich eine Lüge ſagen!"

„Und zwar vor den Ohren des Beherrſchers der Ungläubigen, um zu ſehen, wie viel Kunſt dazu gehört, ſich auf dem glatten Boden des Lügens aufrecht zu erhalten."

„Eine in der That komiſche Idee," ſagte der Oberſthofmeiſter nach einigem Nachdenken.

„Es ſoll nicht einmal eine Lüge ſein, die Ihr Departement betrifft, Ihren Dienſt, nur eine kleine, harmloſe Lüge in Gegenwart von wenigſtens Dreien von uns,

die wir hier anwesend sind, und zu gleicher Zeit werde ich, um den Effekt zu erhöhen, die Wahrheit reden."

„Vor Seiner Majestät?"

„Vor Seiner Majestät, in derselben Stunde, sobald sich die Gelegenheit dazu gibt."

„Ja, mein lieber Oberstthofmeister," sprach der Minister von Wieneck, als Jener zögerte, mit einem bedeutsamen Achselzucken, „ich muß die Partei des Herrn von Rosenthal nehmen, Sie haben es für so leicht erklärt, amüsant zu lügen, und ich an Ihrer Stelle würde mich für verpflichtet halten, die Wette anzunehmen."

„Aber es ist sehr schwer, darüber eine Wette zu formuliren."

„Im Gegentheil, sehr leicht," meinte Herr von Rosenthal; „bringt Sie eine ganz harmlose Lüge, die Sie sagen, in irgend eine Ungelegenheit, so haben Sie verloren; wird aber Ihre Lüge selbst oder in ihren Folgen amüsant gefunden, ja sogar, wenn sie spurlos und ohne Folgen vorübergeht, so haben Sie gewonnen."

„Nun, diese Wette glaube ich eingehen zu können — und wie hoch?"

„Wir sind hier unser acht," antwortete Rosenthal, indem er die Anwesenden rasch mit einem Blick überflog, „also es gilt ein Diner zu acht bei Monsieur Robert, wozu der Gewinner den Menu bestimmt."

„Aber Sie haben ſich ja vorgenommen, nicht mehr zu eſſen?“

„Ganz richtig; ſo werde ich im Trinken mein Möglichſtes thun.“

„Gut, ich nehme die Wette an.“

„Abgemacht, die Herren hier ſind Zeugen und Jeder verpflichtet ſich natürlicher Weiſe, den Gegenſtand der Wette Niemand wiſſen zu laſſen.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt.“

„Alſo ich werde vor Seiner Majeſtät zum erſten Male in meinem Leben eine Lüge ſagen.“

„Und ich gleich darauf die Wahrheit ſprechen.“

Zweites Kapitel.

In der ersten Wendung, grüne Wiesen und blauer Himmel.

Nach dieser Unterhaltung, die ziemlich lebhaft und lachend geführt worden war, trat bei dem orientalisch zubereiteten Kaffee und bei vortrefflichen Cigarren eine Pause behaglicher Ruhe ein. Die meisten der Anwesenden hatten sich auf die bequemen Fauteuils und Divans gelagert, und lauschten den prächtigen Tönen, welche die Finger des Musikers dem Flügel entlockten. Es waren freie Phantasieen über einige Kompositionen oder über sonstige Themas, wie sie ihm gerade einfielen, wobei es ihm Vergnügen zu machen schien, sein etwas düsteres, melancholisches Auge über die Anwesenden schweifen zu lassen, um die Wirkung dieser oder jener Melodie auf den mehr oder minder belebten Mienen seiner Zuhörer abzulesen.

Am gleichgültigsten erschien hiebei Rosenthal, der in

einem Fauteuil ausgestreckt lag, die rechte Hand unter sein Haupt gelegt hatte und während er mit gleichmäßigen Zügen rauchte, finster vor sich niederblickte.

Der Maler Arthur befand sich hinter dem Flügel an einem kleinen Tischchen, wo er im Scheine von ein paar Wachskerzen etwas in ein Album zeichnete.

„Außerordentlich," flüsterte ihm Graf Leo zu, der aus dem Vorzimmer zurückkommend, bis wohin er die beiden Excellenzen und den Baron Brenner begleitet hatte, ihm über die Schulter blickte, — „ich sah nie etwas Aehnlicheres."

„Da werde ich wohl wieder einmal herhalten müssen!" meinte Rosenthal, ohne übrigens seine Lage zu ändern.

„Laß doch sehen!" sagte der Musiker den Flügel verlassend, „in der That sehr gut."

„Nicht wahr?" lächelte der Künstler selbst, indem er den Kopf zurückbog, um seine Arbeit aus größerer Entfernung zu betrachten, „und dieser Mann mit dem düstern Blick, mit der fast hoffnungslos ernsten Miene, das ist der wahre Rosenthal, alles Andere ist Maske — da, schauen Sie selbst!"

Der Major brachte dem Betreffenden das Album, und nachdem dieser lange hineingeschaut, bemerkte er in nachlässigem Tone: „Sie sind ein wunderbarer Menschenkenner, Arthur, es ist wahr, diese finstere Miene gehört

zu meinem eigentlichen Gesichte, alles Andere ist Maske; glauben Sie das mir und sich selbst."

„Jetzt möchte ich es beinahe nicht glauben."

„Pfui, wer wird einen harmlosen Menschen so beleidigen, seid doch zufrieden, daß ich eure langweiligen Diners und Soiréen hie und da ein Bischen erheitere, ohne selbst das Geringste davon zu haben, als Langeweile. Es ist wahrhaftig wahr, Leo," wandte er sich an den Hausherrn, „man sollte nach jedem Diner stehend seinen Kaffee nehmen und dann schleunigst seinen Hut, um sich und Anderen nicht lästig zu werden," und so will ich es auch jetzt machen!" Er erhob sich langsam von dem Fauteuil.

„Was hast Du für heute Abend vor?" fragte der Major.

„Nun, das ist doch einmal eine richtige Frage; gewöhnlich heißt es: was thust Du heute Abend? und wie kann man darauf eine Antwort geben? Weiß Einer von uns, was er heute Abend noch thun wird? — Gewiß nicht. Sie vielleicht, Herr von Mittow, der Sie mich mit einem so kühnen und zuversichtlichen Blicke anschauen?"

„Warum nicht? ich möchte überzeugt sein, daß ich mich in einer Stunde auf einem Balle befinde, und mich dort köstlich amüsiren werde."

„Möglich, doch treibt Ihnen auch dort vielleicht die Strömung etwas entgegen, was Ihre gute Laune stören kann, wenn Sie selbst nicht noch wo anders hingetrieben werden. — Doch genug, ich habe vor, mich eine halbe Stunde auf dem Rout des Geheimen Raths Felsing zu langweilen und dann später den Ball Seiner Excellenz des Ministers des Auswärtigen zu besuchen — man muß mit den Wölfen heulen, lieber Leo, besonders ich, von dem manche Leute behaupten, ich sei eigentlich ein verkappter Währwolf oder ein Vampyr — ja schauen Sie nur auf, junger strebsamer Musiker, aus dem Notturno, das Sie da eben spielen, klingt dieser Gedanke recht frisch hervor, und wenn ich das Albumblatt unseres guten Arthur betrachte, so braucht man nur etwas Mondschein, der mir das gebrochene Auge beleuchtet, und Lord Ruthwen ist fertig — aber ich bin ganz von meinem eigenen Thema abgekommen, ich wollte nur meinen Plänen zu Rout und Ball hinzufügen: das habe ich allerdings vor, aber wer weiß, wohin mich Wind und Strömung treiben, besonders an einem stürmischen Abend, wie der heutige — und nun behüt' euch der Himmel miteinander."

Er nickte hierauf leicht mit dem Kopfe, verbat sich alle Begleitung und verschwand im Vorzimmer.

Auch der Offizier von Leo's Regiment hatte sich während dem entfernt und es blieb Niemand im Salon, als

der Herr des Hauſes, der Maler und der Muſiker. Letzterer verließ den Flügel und ſetzte ſich auf einen Wink des Grafen dieſem und Arthur gegenüber an das lodernde Kaminfeuer, „wenn wir dadurch keine Indiskretion gegen Ihre Zeit begehen," ſagte er.

„Durchaus nicht; es iſt eben ſieben Uhr vorüber und ich habe erſt um halb neun Uhr meinen Wagen beſtellt, um ebenfalls auf den Ball des Miniſters zu fahren; Unſereiner darf dabei nicht fehlen. Mit welcher Arbeit ſind Sie gerade jetzt beſchäftigt, lieber Arthur?" fragte er dieſen.

Der junge Maler ſchaute gedankenvoll in die glühenden Kohlen und gab erſt nach einer Pauſe zur Antwort: „Ich bin da mit einem eigenthümlichen Bilde beſchäftigt, mit einer räthſelhaft geheimnißvollen Arbeit."

„Wenn dem ſo iſt, lieber Freund, ſo entſchuldigen Sie meine Frage."

„Wozu ich durchaus keine Urſache habe; ich hätte von ſelbſt darüber geſprochen, um Ihnen den Grund anzugeben, weßhalb ich Ihnen in der nächſten Zeit mein Atelier ſelbſt auf die verabredeten Zeichen hin nicht öffnen kann, und auch Dir nicht, Neuburg."

„Das genügt vollkommen."

„Und doch iſt es mir ein Bedürfniß, über dieſen Auftrag hier mit euch zu reden. Er iſt gar ſo eigenthüm-

licher Art und ich kann das, ohne auch nur die geringste Indiskretion zu begehen. Vor einigen Tagen betrat eine dichtverschleierte Dame mein Atelier, über deren jugendliche, ganz außerordentliche Schönheit ich ganz frappirt war, nachdem sie ihren Schleier zurückgeworfen. Es war eine Fremde, aber, obgleich sie französisch mit dem reinsten Accent sprach, konnte ich sie doch für keine Französin halten, eher für eine Russin oder Polin, wogegen ihr zarter, blendend weißer Teint und ihr prachtvolles, aschblondes Haar mich auf die Vermuthung führte, daß sie eine Engländerin sei. Die Dame beauftragte mich, sie zu malen, aber nicht so, wie sie vor mir stand, in der schönsten Blüte der Jugend, sondern als Todte, als Leiche."

„Ah — das ist eine krasse Idee."

„Gewiß, aber für mich ein interessanter Auftrag; allerdings machte ich einige Einwendungen, die sie aber lächelnd, doch mit der sehr bestimmten Bemerkung abschnitt, es sei so ihr Wunsch und sie müsse recht sehr bedauern, wenn ich sie durch meine Weigerung nöthige, sich an einen andern Künstler zu wenden; ‚Ihrem Rufe kann das durchaus nicht schaden,' setzte sie hinzu, ‚und das Bizarre meines Wunsches wird sich vermindern, wenn ich Ihnen sage, wie ich das Bild gemalt zu haben wünsche.'"

„Darauf bin ich in der That begierig."

ſchwarzen Maulthieren mit dunkler Beſchirrung und wehenden Federbüſchen auf den Köpfen gezogen wurde. Zu Fuß gehende Stallleute in ſchwarzer Livree führten die Zügel der Thiere. Beſonders dieſer Wagen mit der kleinen Kinderleiche hatte hier in der weiten, düſteren, einſamen Ebene etwas unbeſchreiblich Rührendes. Auf ſeinem Untergeſtell befand ſich ein auf vier Säulen getragener Baldachin, unter dem der kleine Sarg ſtand, verhüllt mit einer rothſammtnen, goldgeſtickten Decke, deren Franſen ſo tief herabhingen, daß ſie beſtändig geſtreift wurden von den langſam ſich umdrehenden Rädern. Dieſe ſowie der ganze Wagen waren aus weiß lakirtem Holze, alles mit künſtlichen Roſenguirlanden umwunden. Obenauf lag ein mächtiger Blumenkranz, zwiſchen dem die königliche Krone hervorragte. Unſer Mayoral und Zagal, ſelbſt der vorreitende Poſtillon und natürlicher Weiſe auch wir Paſſagiere, nahmen unſere Hüte ab, bis wir bei dem Leichenwagen vorbei waren, dem abermals ein Trupp von der berittenen Leibwache der Königin vorauszog, dann aber machte ſich unſer Roſſelenker eine friſche Papiercigarre, rief dem Poſtillon ein lautes vorwärts! zu, knallte ſeinen Thieren tüchtig eins über, und dahin ſausten wir, nach ächt ſpaniſcher Manier im geſtreckten Galopp der Pferde, bald den ganzen Leichenconduct weit hinter uns laſſend. Doch noch lange nachher, wenn ich aus dem Fenſter zurückſchaute, bemerkte ich den weißen Wagen, wie er langſam auf der dunklen Chauſſee hin und her ſchwankte.

Nach einer Stunde tüchtigen Fahrens erreichten wir die erſte Station, die Pferde wurden ausgeſpannt, dagegen die unvermeidlichen Maulthiere vorgelegt, und mit ihnen hatten wir auch wieder das beſtändige, unerträgliche Peitſchengeknall und das ewige gellende Geſchrei von Mayoral, Zagal und Delantero. Die Gegend blieb ſich in ihrer Langweiligkeit völlig gleich, bald ging es auf der breiten Straße ziemlich ſteil abwärts, dann wieder ebenſo aufwärts; rechts und links beſtand die ganze Abwechslung in bald kleinern, bald größern Hügelreihen in ſchmutzig grauer oder gelbröthlicher Färbung. Zuweilen zeigten ſich einige verkümmerte

„‚Sie kennen jenen schönen französischen Kupferstich, wo die Leiche eines jungen schönen Weibes mit gebundenen Händen vollkommen sichtbar dicht unter dem klaren Spiegel eines hellen Sees schwimmt, auf wahrhaft poetische Art verehelt durch einen goldenen Heiligenschein, der wie ein leuchtender Reif über dem schönen Haupte der Unglücklichen schwebt.‘“

„Es ist das Bild einer Märtyrerin, der Stich nach einem Gemälde von Paul de la Roche — ich kenne es wohl,“ sagte Graf Leo.

„Sie legte mir das schöne Blatt vor,“ fuhr der Maler fort, „und ich mußte sogleich die Sitzung beginnen.“

„Wobei wohl das Schwierige war, die schöne Unbekannte in richtige Lage zu bringen?“

„Ganz und gar nicht, sie machte das Alles mit einem Geschick, einem Verständniß, worüber ich als Künstler entzückt war. Sie löste ihr reiches blondes Haar, welches beinahe die halbe Gestalt verhüllte, sie faltete die Hände, und als sie nun so vor mir auf meinem Divan ruhte und mit einem reizenden Lächeln gefragt hatte, ob ich bereit sei, an ihrem Kopfe zu beginnen, und ich diese Frage bejaht, erstarrten ihre Züge und nahmen so erschreckend den Ausdruck des Todes an, daß es mich förmlich durchschauerte.“

„Seltsam in der That — wie weit ist Ihre Arbeit gediehen?“

„Ich hatte heute die vierte Sitzung, habe aber den Kopf fast beendigt, denn ich muß gestehen, daß mir nie Jemand mit solcher Ausdauer gesessen, wie jene Unbekannte. Ihr schönes Gesicht scheint dabei förmlich zu erstarren, und ein paar Mal habe ich ängstlich hingeschaut, da ich weder um ihre feinen Lippen, noch um ihren herrlichen Busen die geringste Bewegung des Athmens wahrnahm, und ich wahrlich glücklich war, wenn sie endlich auf meine wiederholte Aufforderung ihr schönes, mildes, wundervolles dunkles Auge aufschlug — ja sie hat bei hellblondem Haar die glänzendsten braunen Augen und dunkle Brauen, was von überwältigender, magischer Wirkung ist.“

„Arthur, Arthur, nehmen Sie sich in Acht!“ sagte heiter Graf Leo, „wenn ich auch Ihren Enthusiasmus als Künstler vor einer vollendeten Schönheit wohl verstehe, so haben Sie doch bei der Beschreibung Ihrer Unbekannten gar zu glühende Prädikate gebraucht — ich wiederhole es, nehmen Sie sich in Acht, junger Mann!“

„Unbesorgt,“ antwortete der Maler, und wenn er auch bei diesem Worte zuversichtlich lächelte, so blickten doch seine Augen mit einem etwas sehr schwärmerischen Ausdruck in die Glut des Kaminfeuers, ja er that einen

tiefen Athemzug, ehe er fortfuhr: „Allerdings wäre es schlimm für uns Künstler, wenn wir nicht im Stande wären, nur mit den Augen und der Hand zu malen.“

„Und Arthur ist als ein schroffer Fels bekannt inmitten der Brandung der schönen Damen, die er malt, sowie gefährlicher Modelle,“ bemerkte der Musiker.

„Gewiß — aber Jeder hat seine Stunde,“ versetzte Graf Leo. „Schade, daß wir diesen wunderbaren Kopf nie zu sehen bekommen, oder vielleicht erst nach langen Jahren, denn ich bin überzeugt, Arthur malt aus dem Gedächtniß für sich eine Kopie.“

„Und Du hast keine Idee, wer die Fremde ist?“

„Nicht die geringste! Bei der ersten Sitzung sagte sie mit liebenswürdiger Offenheit, sie sei überzeugt, ich würde ebensowenig einen Versuch machen, zu erfahren, wer sie sei, als das Bild irgend Jemand zeigen, und gab mir die Versicherung, daß alle Nachforschungen nach ihr vergebens sein würden, sie aber veranlassen müßte, das Bild unvollendet zu lassen.“

„Forschen wir also nicht weiter nach,“ sagte Graf Leo, „und indem ich Ihnen für Ihre interessante Mittheilung danke, wollen wir versuchen, dieselbe zu vergessen.“

In diesem Augenblicke schlug die Uhr am Kamin die achte Stunde und veranlaßte die beiden jungen Leute, sich

mit freundlichen Worten von ihrem liebenswürdigen Wirthe zu empfehlen.

Vor dem Hause nahmen sie die Richtung nach links, während wir den geneigten Leser im Interesse unserer kleinen Geschichten ersuchen müssen, mit uns die Richtung nach rechts einzuschlagen, und zwar auf demselben Wege, den Herr von Rosenthal vor einer kleinen halben Stunde gegangen war.

Der Wind hatte sich schärfer erhoben und so die schweren Wolken verhindert, für den Augenblick wenigstens Regen und Schnee auf die schon genügend durchnäßten Straßen niederzusenden, aus welchem Grunde Herr von Rosenthal, statt sich nach dem nächsten Fiakerstande zu begeben, dicht an den Häusern vorbei über die trockenen Trottoirplatten schritt; doch schien er, nachdem vielleicht zehn Minuten dahin gegangen waren, seine Idee geändert zu haben, blickte, bei einer Gaslaterne angekommen, auf seine Uhr und ging dann schräg über die Straße hinüber einem freien Platze zu, von wo er den rothen, dunstigen Schein einer Wagenlaterne durch die Finsterniß herüberschimmern sah. Bei dem Fiaker angekommen, sagte er ihm, daß er ihn auf die Stunde nehme, war aber nicht wenig erstaunt, indem er sich nun leicht in den geschlossenen viersitzigen Wagen schwang, dort unverhofft mit Jemand zusammenzustoßen, der zu gleicher Zeit hastig von der andern Seite hereinsprang.

„Ich dachte, ich wäre bis jetzt allein gewesen," sagte Herr von Rosenthal, „und erinnere mich auch nicht, Gesellschaft eingeladen zu haben, verstehen Sie, mein guter Freund!"

„O ja, o ja," gab die dünne Stimme eines jungen Menschen zur Antwort, „das könnte ich gerade auch so sagen, denn ich erreichte eher den Wagen, als Sie."

„Möglich, ich aber nahm ihn für mich, indem ich dem Kutscher meine Adresse sagte, und wenn es Ihnen Vergnügen macht, mich zu begleiten, so können Sie sehen, wo ich wohne."

„O je, o je, das wäre ja ganz verflucht, und wo soll ich bei diesem Hundewetter sogleich einen andern Wagen finden?"

„Das ist allerdings schwer zu beantworten, aber Ihrem Aeußern nach scheinen Sie mir noch sehr jung zu sein, auch in nicht zu gewählter Toilette, und könnten sich auch ferner wohl Ihren eigenen Beinen anvertrauen, sowie Ihrem schon ziemlich nassen Plaid."

„Von mir ist ja gar nicht die Rede," gab der Andere mit kläglicher Stimme zur Antwort, „ich hatte es leider vergessen, für meinen Prinzipal einen Wagen zu bestellen, und war nun so glücklich, hier noch einen zu finden. O je, je, was wird das geben, wenn ich nun doch keinen bringe!"

„Ja, sehen Sie, man muß in der Jugend nicht vergeßlich sein," erwiederte lächelnd Herr von Rosenthal, den die Angst seines kleinen und dünnen Nachbars belustigte, welcher, einen nassen, grauen Plaid um die Schultern, im Wagenschlage stehen geblieben war und dort von einem Fuß auf den andern trippelte, was allerdings einen komischen Anblick gewährte.

„Das hilft nun Alles nichts mehr, mir wird es schlecht genug ergehen."

„Wer ist denn Ihr Prinzipal?"

„Herr Johann Jakob Mirbel, Chef der Firma ‚Mirbel und Compagnie'."

„Und was will Herr Mirbel so spät am Abend mit einem Wagen? ich würde ihm rathen, zu Hause zu bleiben; die Nacht ist keines Menschen Freund."

„Da hat sich was zu rathen, Herr Mirbel ist schon angezogen, um auf den Ball zu gehen mit seiner Schwester und seiner Tochter, das wird eine schöne Geschichte werden!"

„Ah, es sind Damen im Spiele, das ist etwas Anderes, und die Damen des Herrn Mirbel warten auf den Wagen, den Sie junger Mensch sträflicher Weise vergessen?"

„Ach ja, so ist es."

„Und deßhalb soll ich aussteigen, und in diesem Hunde-

wetter, wie Sie zu sagen beliebten, zu Fuß nach Hause gehen?"

„Ach ja, das wäre das Beste."

„Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit, aber ich habe gar keine Lust auszusteigen."

„O, das wäre ganz verflucht, so hätte ich meine Zeit unnütz verloren."

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, junger leichtsinniger Mann. Ich habe noch eine Stunde oder so etwas Zeit, will mit Ihnen fahren an das Haus von Mirbel und Compagnie, und dort diesen Herrn, sowie seine Schwester und Tochter in meinem Wagen auf den Ball führen. Mehr können Sie nicht von mir verlangen, und sich gratuliren, daß Sie in mir einen Mann von so gefälliger Laune gefunden haben. Sie könnten jetzt sechs Straßen auf und ab traben, ohne um diese Zeit einen so anständigen Wagen zu finden, kaum einen elenden Einspänner."

„Und sonst würden Sie mir den Wagen unter keiner andern Bedingung überlassen?"

„Sonst unter keiner, junger Handelsmann, aber machen wir ein Ende mit diesen Plaudereien."

„So haben Sie denn die Güte," sagte der Andere in recht kläglichem Tone, „und fahren mich an unser Haus, ich werde dem Kutscher die Adresse angeben und dann

will ich hinaufspringen und Alles droben melden, wie Sie es gesagt haben."

„Gut, gut, thun wir so."

Herr von Rosenthal lehnte sich in die Ecke, und nachdem der junge Mensch dem Kutscher seine Adresse zugerufen, fuhr der Fiaker davon.

„Wer weiß," dachte Herr von Rosenthal, „ob das nicht der Anfang eines kleinen artigen oder wenigstens nutzbringenden Abenteuers ist; es wäre unverantwortlich leichtsinnig von mir, den Zufall, der mir so einen Finger entgegenstreckt, nicht zu ergreifen." Seine Augen hatte er geschlossen, doch nicht so fest, um nicht zwischen den Wimpern hindurch bemerken zu können, daß der junge Mensch neben ihm aufrecht, ohne sich anzulehnen, offenbar mit einem unbehaglichen Gefühl, da saß und ihn forschend betrachtete, wenn der Schein der Gaslaternen, an denen sie vorüberrollten, durch den Wagen strich. „Wer ist Mirbel und Compagnie?" fragte er jetzt, wobei er seinen Nachbar so plötzlich mit seinen dunklen, durchdringenden Augen anblickte, daß Jener scheu auf den Boden schaute, während er zur Antwort gab: „Mein Principal."

„Das weiß ich, aber welche Art von Geschäft betreibt er?"

„Wir handeln mit Kolonialwaaren en gros, machen auch nebenbei kleine Bankgeschäfte."

„Welche Etage bewohnt Herr Mirbel?“

„Er bewohnt sein eigenes Haus — unten sind die Geschäftslokale.“

„Und warum hat ein Mann, wie Ihr Prinzipal, keine eigene Equipage?“ fragte Herr von Rosenthal plötzlich nach einer längeren Pause, während welcher es schien, als sei die Unterredung zwischen Beiden beendigt, „ein Mann, der ein Kolonialgeschäft en gros, sowie ein eigenes Haus besitzt, der auch Bankiergeschäfte betreibt, also ein reicher Mann sein muß?“

„O, wir haben auch einen eigenen Wagen und eigene Pferde,“ erwiederte der Andere in kläglichem, verdrießlichem Tone, „aber was kann ich dafür, daß ein Pferd heute Abend plötzlich krank geworden ist;“ daß er vergessen hatte, bei dem Lohnkutscher des Hauses schon heute Nachmittag einen Wagen zu bestellen, verschwieg er allerdings, und setzte erst nach einer Pause hinzu: „Ja ein Pferd hat sich am Fuß verletzt — sonst hätte ich keinen Wagen zu holen brauchen, was jedenfalls für mich angenehm gewesen wäre — doch da sind wir schon.“

„Gut, so gehen Sie hinauf und erzählen Ihrem Herrn Prinzipal, unter welchen Bedingungen Sie einen Wagen erhalten hätten. Da — nehmen Sie diese Karte, damit wir uns Beide legitimiren.“

„O je, o je, wenn das schon vorüber wäre!“

Nach dieſen Worten ſprang der junge Menſch eilig in das große und anſehnliche Haus hinein und dann die breite, erleuchtete Treppe hinauf. Oben brauchte er nicht an der Klingel der Glasthüre zu ziehen, denn dieſe war von dem anſtändig und ſehr ſauber gekleideten Stubenmädchen, welches das Anfahren des Wagens gehört hatte, bereits geöffnet worden, und er wurde mit den Worten empfangen: „Bringen Sie endlich einen Wagen? Nun Sie ſind lange genug ausgeblieben und können ſich gratuliren, daß die Großmama ſoeben erſt zum Thee in's Zimmer gekommen iſt.“

„O je, o je, einen Wagen hätten wir allerdings, aber mit einem Herrn darin.“

„Kindereien,“ entgegnete das Dienſtmädchen mit großem Erſtaunen, „reden Sie doch vernünftig!“

„Das werde ich auch thun,“ ſagte der Andere leiſe und in ängſtlichem Tone, „aber rufen Sie mir unter irgend einem Vorwande Herrn Mirbel heraus, aber ſchnell, wenn ich bitten darf!“

„Na, Sie treiben wieder einmal Geſchichten — doch da kommt der Herr ungerufen.“

Es war allerdings Herr Mirbel, der auf den Veſtibul hinaustrat und dem es aufgefallen war, daß längere Zeit, als nöthig, verſtrich, ehe ihm gemeldet wurde, „der Wagen ſei da.“ Sein Befremden hierüber verwandelte ſich aber

Bäume, kleine Buxbaumsträucher, Ginster und zwischen der Straßeneinfassung, aus roh über einander gelegten Steinen bestehend, wucherten Disteln und Brombeerstauden. Der Himmel war uns nicht ganz ungünstig, es regnete nicht, ja das graue Gewölk, welches heute Morgen schon über uns lagerte, wurde lichter und durchflichtiger, und zuweilen sogar blickte aus der grauen Fläche eine blaue Stelle, welche aber bald wieder von Nebelmassen bedeckt wurde.

Der Guadarrama wuchs scheinbar vor uns in immer majestätischeren Massen auf. Seine Schneeumhüllung, welche ihn uns von Madrid aus fast weiß erscheinen ließ, sah hier durch tief eingehende Schluchten und vorspringende Felswände zerrissen und zersetzt aus und ließ seine schroffen, zerklüfteten Formen um so deutlicher erkennen. Nach der zweiten Station überschritten wir einen Ausläufer des Gebirges und zwar auf einer Straße, die man selbst in Deutschland hätte vortrefflich nennen können, in Spanien aber überraschend schön, sie war gut geebnet und stieg, kunstvoll angelegt, an den steilen Felsen in Windungen in die Höhe; den Weg größtentheils hier durchzusprengen war keine kleine Arbeit gewesen, die Abräumung, mächtige Felsenplatten und riesenhafte Blöcke, befand sich noch zu beiden Seiten der Straße. Unsere Maulthiere liefen in einem starken Trabe hinauf, und daß sie das auszuhalten im Stande sind, darin besteht der Vorzug, den man ihnen hier in Spanien, und mit großem Recht, vor den Pferden gibt.

Auf der Höhe angelangt hatten wir vor uns ein weites Thal, hinter dem der Hauptzug des Guadarrama stolz und mächtig emporstieg, und zu gleicher Zeit einen Anblick, den ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. „Escorial!“ rief der Mayoral, indem er vor sich hinzeigte. Und an der gegenüber liegenden Felswand, sich scharf abhebend von der Schneedecke, welche sich dort befand, sahen wir in dunklen schweren Massen das riesenhafte Kloster mit seiner gewaltigen Kuppel und seinen hohen Thürmen, wie eine Feenburg thronen. Ja, wie eine Feenburg! wie das

in ein gerechtes Erstaunen, als ihm sein Lehrling mit gesenktem Blick und einem ängstlichen Tone die Bedingungen mittheilte, unter denen er den einzigen Wagen erhalten, welcher um diese Zeit überhaupt noch in den Straßen der Stadt aufzufinden gewesen sei.

„In den Straßen der Stadt allerdings," entgegnete der Prinzipal in strengem Tone, „doch wir wollen morgen früh über Ihre Vergeßlichkeit, einen Wagen bei meinem Hauskutscher bestellt zu haben, weiter reden."

„— — — — und der Herr — da unten im Wagen — o — o — o — oh . . ."

„Gehen Sie in das Comptoirzimmer hinunter, ich werde jetzt wieder, wie schon so oft, versuchen, Ihre Dummheiten gut zu machen."

Damit trat Herr Mirbel in das Wohnzimmer zurück, wo seine ernste, wichtige Miene, sowie die Karte, die er sehr sichtbar in der Hand trug, den dort Anwesenden deutlich zeigte, daß sich etwas Außergewöhnliches begeben habe.

Diese Anwesenden bestanden in vier Damen von sehr verschiedenem Alter. Um oben anzufangen, saß eine sehr bejahrte Dame, deren weißes Haar förmlich hervorleuchtete unter der kleinen Haube, in einem bequemen Lehnsessel am oberen Ende eines wohl besetzten Theetisches. Es war dieß eine Frau mit einem wohlwollenden, feinen Gesichte

und klugen, freundlichen Augen. Neben ihr ſtand ein junges, blühendes Mädchen, eine ſchöne, volle Geſtalt, mit einem gutgeformten Geſichte, glänzenden Augen, reichem ſchwarzem Haare in einer geſchmackvollen Balltoilette, gelb mit ſchwarzen Spitzen und rothen Schleifen. Sie hatte ſich zu der alten Frau, ihrer Großmutter, hinabgebeugt, und dieſe flüſterte ihr lächelnd etwas in's Ohr, wobei ſie mit einem ſchalkhaften Blick nach einer andern Dame ſchaute, welche Thee trinkend am Tiſche ſaß, und deren Balltoilette ein wenig zu jugendlich war, um zu ihrem vorgerückten Alter ſonderlich zu paſſen. Gegenüber derſelben befand ſich vor der Theemaſchine und mit Eingießen in die Taſſen beſchäftigt die vierte Dame, dieſe aber in einem einfachen Hauskleide, ganz aus ſchwarzem Stoff beſtehend; unverkennbar waren dieſe beiden zuletzt erwähnten ältern Damen Schweſtern des nun wieder eingetretenen Hausherrn, denn ſie hatten den gleichen Geſichtsſchnitt, wie dieſer, etwas harte Züge, weit hervorſtehende knöcherne Naſen, ſehr wenig Lippen, aber deſto größere Augen, welche alle Drei, beſonders aber die ältere Dame in Balltoilette, gerne über die Gebühr weit aufzureißen liebten, und dieſe Gewohnheit kam jetzt, nachdem Herr Mirbel über den Fremden drunten im Wagen berichtet, mit vollem Rechte zur Geltung. Drei Paar große, matte, graue Augen ſchauten ſich mit dem Ausdruck

des gränzenloſeſten Erſtaunens gegenſeitig an, und wandten ſich dann fragend zur Großmutter hinüber, nachdem Herr Mirbel ihr die Viſitenkarte überreicht.

„Kammerherr von Roſenthal.“

Die alte Dame zuckte mit den Achſeln, indem ſie wiederholte: „Kammerherr von Roſenthal,“ und dann hinzuſetzte: „Ich habe dieſen Namen nie gehört.“

„Ich auch nicht,“ ſagte Herr Mirbel, „das iſt auch jetzt Nebenſache, Mama, entſcheiden Sie gefälligſt, was darin zu thun iſt.“

„Wen hatteſt Du nach dem Wagen geſchickt?“ fragte die alte Dame nach einer kleinen Pauſe, „nicht wahr, Deinen dummen Schettel? Wer weiß, was der Bub da wieder angerichtet hat. Der Herr da unten im Wagen präſentirt ſich unter einem anſtändigen Titel, ich halte es für Pflicht, ihn heraufzubitten. Meinſt Du nicht auch, Aurelie?“ wandte ſie ſich an die Dame im Hauskleide. Doch gab dieſe in einem ſehr gleichgültigen Tone zur Antwort: „Frage doch lieber Seraphine, Du weißt, daß ich in ſolchen Dingen nie einen Rath ertheile, oder frage Deinen Liebling Helene, welche offenbar den größten Antheil an dieſer Karte zu nehmen ſcheint.“

Alle Augen wandten ſich gegen das junge Mädchen, welches die Karte nicht nur von allen Seiten betrachtet hatte, ſondern die auch jetzt bei den Worten der Tante

Aurelie tief erröthete, aber gewiß in aller Unſchuld, vielleicht auch, weil Tante Seraphine ſie mit ſehr ſtrenger Miene betrachtete, und mit Augen, die nicht nur die graue Iris, ſondern ringsumher das Weiße ſehen ließen — — „ſollte dieſer Herr vielleicht in Uniform ſein?“ fragte ſie in ſcharfem Tone, „und trägt vielleicht einen andern Namen, als den auf der Karte?“

„Aber Tante Seraphine!“

„O die jungen Herrn der jetzigen Zeit ſind zu allen Tollheiten fähig, namentlich jungen Damen gegenüber, die ſich durch ein herausforderndes Betragen bemerklich machen.“

„Das thu' ich doch gewiß nicht, Tante Seraphine,“ ſagte das junge Mädchen in einem empfindlichen Tone, „mag er in Civil ſein oder in Uniform, ich kümmere mich um keinen Lieutenant in der ganzen Armee.“

„Aber Kinder, jetzt iſt doch nicht die Zeit, dergleichen zu erörtern,“ ſprach dringend Herr Mirbel, „Mama, was ſoll geſchehen?“

„Man läßt den Herrn bitten, heraufzukommen, dann wird ſich das Weitere finden,“ entſchied die alte Dame.

Als der Hausherr hierauf eilig das Zimmer verlaſſen hatte, wandte Tante Aurelie langſam das Geſicht gegen ihre Nichte und ſagte: „Seraphine hat ganz recht, Du ſprichſt mit einer Keckheit in Alles und über Alles, die in

Erstaunen setzt, und daran ist Mama schuld, die Dir Alles durchgehen läßt. Erinnerst Du Dich wohl, Seraphine, ob wir uns wohl in unserer Jugend dergleichen erlaubt hätten?"

„Nein, ich erinnere mich wahrhaftig nicht," antwortete Tante Seraphine mit einem niederschmetternden Blick auf ihre junge schöne Nichte, worauf diese allerdings etwas kleinlaut, aber mit einem schelmischen Zucken um die Mundwinkel entgegnete: „Ach, ich glaube es wohl, Tante Seraphine, daß Sie sich dessen nicht mehr erinnern, es ist auch gar zu lange her." Doch war Tante Seraphine zu erhaben, um diese kleine boshafte Anspielung verstehen zu wollen, überhaupt mit ihrer Strafpredigt noch nicht fertig, die sie noch ein paar Minuten lang fortsetzte und dann mit den Worten schloß: „Ueberhaupt gibt es Dinge, Mademoiselle Helene, die ein junges, wohlerzogenes Mädchen in Ihrem Alter gar nicht einmal in den Mund nehmen soll, Du wirfst nur so um Dich herum mit Herren vom Civil und vom Militär, pfui, schäme Dich — und was gewisse Offiziere anbelangt, so werde ich heute Abend auf dem Balle meine Augen offen behalten, so weit als möglich." Die letzten Worte verstärkte sie durch ein so außerordentliches Aufreißen ihrer Sehwerkzeuge, daß sich Helene mit einem allerdings affektirten Erschrecken hinter der Großmutter verbarg.

Da öffnet sich die Thür, und vor dem Hausherrn trat Herr von Rosenthal in das Zimmer. Durchaus nicht verlegen, durchaus nicht schüchtern, sondern mit jenen freien, angenehmen Manieren, die den Mann der feinen Welt kennzeichnen, und die, wenn sie das richtige Maß halten, so geeignet sind, auch Andern eine oft gerechtfertigte Befangenheit zu nehmen.

Herr Mirbel nannte dem Gaste in der Geschwindigkeit den Namen seiner Mutter, sowie seiner beiden Schwestern, und stellte alsdann seine Tochter Helene vor, worauf Herr von Rosenthal jeder der drei älteren Damen höchst artig und heiter lächelnd seine Entschuldigungen wiederholte über den so späten Einbruch in ein fremdes Haus, und zu gleicher Zeit sein kleines Abenteuer, den Wagen betreffend, in so natürlich humoristischer Weise einflocht, daß, als er während dem bis zur Großmutter vorgedrungen war, diese ihm auf die freundlichste Art einen Stuhl neben sich anbot. Helene hatte sich auf ein kleines Tabouret niedergelassen, und wurde von Niemanden weiter beachtet, am allerwenigsten aber von Herrn von Rosenthal, was für denselben sowohl bei Tante Aurelie als auch bei Tante Seraphine einen sehr günstigen Eindruck erweckte, besonders bei der letztgenannten, an welche sich der Gast, nachdem er eine Tasse Thee angenommen, noch speziell mit der Bitte um Entschuldigung wandte und hinzusetzte, er

würde in der That untröstlich sein, wenn seine Anwesenheit die jungen Damen auch nur eine Sekunde länger, als nöthig wäre, von dem Ballfeste zurückhielte.

„O das hat durchaus keine so große Eile, Herr Baron," gab Tante Seraphine geschmeichelt zur Antwort, „es ist ja kaum acht Uhr und vor neun Uhr pflegt man sich in diesen geschlossenen Kreisen der höheren Bürgergesellschaft nicht zu versammeln."

„Es ist wirklich Schade, mein verehrtes Fräulein," gab Herr von Rosenthal mit einem nicht zu verkennenden Lächeln zur Antwort, „daß diese Kreise der höheren Bürgergesellschaft für uns Andere so fest verschlossen sind."

Dieser Ausdruck: „für uns Andere", sowie der Ton, in welchem er hingeworfen wurde, begleitet von einem Blick auf Tante Seraphine, hatte diese angenehm berührt; sie zog ihre dünnen Lippen freundlich zusammen, schlug aber ihre Augen nieder, als sie entgegnete: „Jede Gesellschaft hat ihre geschlossenen Kreise, Herr Baron, und ich halte das für ganz richtig, besonders da gewisse Ausnahmen ja überall stattfinden."

„Nur nicht bei Hofe," sagte der Hausherr, „man ist da sehr exklusiv."

„Leider, Herr Kommerzienrath, leider."

Herr von Rosenthal sprach dieß mit einem gelinden Zucken seiner Achseln und setzte hinzu, nachdem er den

fragenden Blick der Damen bemerkt: „Sie können mir glauben, daß die Hofkreise durch diese Abgeschlossenheit durchaus nicht gewinnen, und daß es Vielen sehr erwünscht wäre, dort zuweilen jugendliche, frische Erscheinungen zu sehen. Man sollte alles Mögliche anwenden, um eine Fusion zu Stande zu bringen zwischen den Kreisen der höheren Bürgergesellschaft und denen vom Hofe, wobei letztere nur gewinnen könnten — doch jetzt," rief Herr von Rosenthal, nachdem er auf seine Uhr geschaut, „habe ich Ihre mir gütigst ertheilte Erlaubniß, Ihren verehrten Familienkreis betreten zu dürfen, bis zur Unbescheidenheit ausgedehnt; gestatten Sie mir deßhalb, daß ich mich entferne, um den Ball nicht länger seiner schönsten Zierden zu berauben."

Er verbeugte sich auf's Verbindlichste gegen Tante Seraphine, worauf er nach seinem Hute griff, den er neben seinem Stuhle auf den Boden gestellt hatte.

Doch protestirte Herr Mirbel gegen einen so raschen Aufbruch, hauptsächlich in Folge eines nicht zu verkennenden Blickes seiner Schwester, während Helene, die halb verborgen hinter ihrer Großmutter saß, beinahe angstvoll die Wirkung dieses Blickes, sowie des Protestes ihres Vaters erwartete, nicht als ob es ihr gleichgültig gewesen wäre, wenn dieser fremde Herr ginge oder noch länger bliebe, sondern weil sie eine Ahnung hatte, als hege Tante

Seraphine die Idee, jetzt schon die Fusion zwischen Hofpartei und höherer Bürgergesellschaft in's Leben treten zu lassen, indem sie, vielleicht anfänglich scherzhaft, dem fremden Manne mit dem bleichen Gesichte und dem so außergewöhnlich langen kohlschwarzen Barte, was ihr Beides einen unerklärlich unheimlichen Eindruck verursachte, den Vorschlag machte, die Familie für eine kleine Viertelstunde auf den Ball zu begleiten. Allerdings war es der Ball einer streng geschlossenen Gesellschaft, doch war Herr Mirbel Vorstand derselben, und es war gerade nicht besonders schroff gegen die Statuten gehandelt, einen Fremden für ein Mal dort einzuführen, und dieser Herr von Rosenthal mußte ein Fremder sein, sonst würde er im Adreßbuch gestanden haben, und dann hätte ihn Papa sicherlich gekannt.

Und in der That, Tante Seraphine öffnete ihre grauen Augen zu anständiger Größe, versuchte auch einen schelmischen Ausdruck hineinzulegen und sagte, sie sei überzeugt, ihr Bruder würde nimmermehr den Wagen des Herrn Baron annehmen, um ihn zu Fuß dem schlechten Wetter zu überlassen; „das Geringste, was wir thun können, ist: den Herrn Baron nach seiner Wohnung zu führen, oder an das Haus irgend einer Gesellschaft der haute volée, wo der Herr Baron gewiß sehnlich erwartet wird."

„Unter keiner Bedingung," erwiederte Herr von Rosen-

thal in entschiedenem Tone, und setzte dann mit leiserer Stimme hinzu: „überhaupt wüßte ich keinen Ort, wo ich mit Sehnsucht erwartet würde — nein, Herr Kommerzienrath, wenn Sie meinen Wagen nicht annehmen wollen, so erlauben Sie mir, Sie bis an Ihr Balllokal zu begleiten."

„Ich muß mich fügen," entgegnete Herr Mirbel, „selbst auf die Gefahr hin, die Güte des Herrn Baron zu mißbrauchen, wenn es Ihnen also gefällig ist."

„Gewiß," sagte Herr von Rosenthal, „denn es ist beinahe neun Uhr," dann verbeugte er sich, nochmals um Entschuldigung bittend, vor der alten Dame, machte Tante Aurelie ein zierliches Kompliment und hierauf verließen alle Vier das Zimmer und gleich darauf das Haus, um es sich in dem Fiaker so bequem als möglich zu machen, wobei Herr von Rosenthal es unter keiner Bedingung anders that, als sich neben Herrn Mirbel auf den Rücksitz zu setzen, und zwar Tante Seraphine gegenüber.

Helene hatte sich sehr auf diesen Ball gefreut: auf das Tanzen im Allgemeinen, und auf das Tanzen mit einer gewissen Persönlichkeit im Speziellen. Daß von dieser Persönlichkeit — es war ein hübscher, flotter Offizier von den Dragonern — ihr Herz berührt worden wäre, wollen wir gerade nicht behaupten, doch, was nicht war, konnte werden, und es zeigte sich von seiner Seite wenig-

Schloß eines mächtigen Zauberers, der sein Werk hoch in die Luft hingestellt hat. Denn gerade so sah es aus. Ein Nebelstreifen hatte sich unten um die Grundmauern des Gebäudes gelagert, einer weißen Wolke ähnlich, die dasselbe zu tragen schien. Ueberraschend im höchsten Grade war dieser Anblick; dazu war die Sonne so freundlich, in diesem Augenblicke einen klaren Strahl ihres Lichtes zu senden, welcher auf die wogenden Nebelmassen fiel, sie hell beglänzte und einen wohlthuenden Schimmer auf die finstere Häusermasse fallen ließ. Dieß Bild allein hätte sich der Reise hieher verlohnt. — Und während wir abwärts rollten, blieb das Zauberschloß noch lange unverrückt vor unseren Augen wie hoch in der Luft schwebend stehen.

Der Escorial, eigentlich San Lorenzo el real la Victoria, wie der wahre Name des berühmten Hieronymitenklosters ist, hatte von seinem Stifter, König Philipp II., ein ungeheures Territorium von Ländereien erhalten, die sich südlich von ihm ausbreiten. Hier befanden sich früher Fruchtfelder, Parkanlagen, und für die Mönche Spaziergänge jeglicher Art durch Wald und Flur. Schon zwei Stunden vorher, ehe man den Escorial erreicht, kommt man an seine äußerste Gränze, ein Gebäude mit weitem, hohem Thorbogen, hinter dem aber leider die gute Straße aufhört und man bei einem rieselnden Bergwasser vorbei wie über einen Waldgrund fährt. Hier ist von der ehemaligen Chaussirung des Weges kaum eine Spur mehr übrig geblieben; die Mauern, welche ihn früher begränzten, sind zusammengestürzt, haben die Straße verengt und auch wohl hie und da das Flußbett ausgefüllt, so daß das Wasser schäumend anprallt und sich nun über die benachbarten Gründe einen anderen Weg suchen muß. Gleich hinter dem oben erwähnten Thorbogen erblicken wir zu unserer Linken ein mächtiges, vielleicht dreißig Fuß hohes Kreuz, welches auf der Stelle, wo es steht, mit seinem massenhaften Piedestal aus einem einzigen Steinblocke gehauen wurde. Von angesetztem Moos und Flechten hat es eine grünliche Farbe angenommen und paßt so recht in die traurige, öde Wildniß. In der besseren

ſtens eine Ausdauer in den Beſtrebungen, die des Ernſtes einer ſolchen Angelegenheit würdig waren. Helene war eben ſo gewiß, daß er, ehe ſie im Balllokale erſchien, noch kein einziges Engagement getroffen hatte, um ihr die Auswahl zu laſſen, als daß er ſich unten an der Treppe aufhalten würde, um ſie gleich einer Königin zu empfangen, — und daß dieſer Empfang vor ſich ging, während ſich vielleicht der Fremde an ihrer Seite befand, war doch jedenfalls ganz unnöthig.

Hätte nur Tante Seraphine den gleichen Gedanken gehabt; aber dieſe dachte auf der Fahrt ganz anders, obgleich ihre Ideen in der Perſon des hübſchen Dragoneroffiziers zuſammentrafen, nur daß die ältere Schönheit dieſem jungen Dinge, eben ſo naſeweiß als unreif — obgleich die achtzehnjährige Helene mit ihren Körperformen ganz gut für zwanzig Jahre hätte gelten können — es vollkommen gönnte, daß die Begleitung des Herrn von Roſenthal einen Mißton warf in die Seele des verliebten Offiziers, eines jungen Menſchen, der in ſeiner lächerlichen Verblendung durchaus von den Rückſichten keine Ahnung hatte, welche man anderen verſtändigeren Damen ſchuldig iſt.

Helene bebte förmlich, als Tante Seraphine nun ſagte: „Es iſt gerade ſo, Herr Baron, als wenn das Schickſal Sie dazu auserwählt hätte, jene angeregte Ver-

schmelzung zwischen dem Hofe und den Klassen der höhern Bürgerschaft in's Leben treten zu lassen; ach, und ich liebe dergleichen Verschmelzungen. Sie hätten nichts zu thun, als der Einladung meines Bruders folgend unser bescheidenes Lokal für eine halbe Stunde mit Ihrer Gegenwart zu beehren."

Ja, das junge Mädchen bebte, und nicht nur über diese Worte, sondern auch über den Ausdruck eines scheinbar gleichgültigen Blickes, mit dem Herr von Rosenthal zum Wagen hinausschaute, und der dann, wie sie fühlte, eine Sekunde lang auf ihrem Gesichte ruhen blieb. Sie athmete tief auf und bereute im nächsten Augenblick, daß sie das gethan, ja sie preßte unmuthig ihren kleinen Fuß auf den Boden, als Jener nun zur Antwort gab: „Es wäre in der That unbescheiden, mit eindringen zu wollen," und als hierauf ihr Vater sagte: „Im Gegentheil, Sie würden mir eine außerordentliche Freude machen."

Damit hielt auch schon der Wagen in der hell erleuchteten Einfahrt des großen palastähnlichen Gebäudes, in welchem die höhere Bürgergesellschaft ihre Bälle und sonstige Zusammenkünfte abzuhalten pflegte, da öffnete auch schon der Gesellschaftsdiener den Wagenschlag, da stand auch schon der Dragoneroffizier mit einem großen und sehr feinen Blumenstrauß in der Hand.

Helene blickte ängstlich über den aussteigenden Herrn

hinweg auf ſein Geſicht und bemerkte dort einen plötzlich finſtern Schatten und dann den Ausdruck des größten Erſtaunens beim Erblicken des Herrn von Roſenthal, welcher den Offizier lächelnd anſchaute und ihm alsdann den Zeigefinger ſeiner rechten Hand entgegenſtreckte.

„Sie da, lieber Mittow, ſehen wir uns heute Abend noch einmal wieder?“

„Sehr unerwartet, Herr von Roſenthal, und zu meiner großen Ueberraſchung.“

„Es iſt ſtets das Unerwartete, das uns überraſcht, und nicht jede Ueberraſchung iſt angenehmer Art, wie ich ſoeben zu bemerken glaube; ſehen Sie, mein lieber Herr von Mittow, wie recht ich vor einer Stunde hatte, Ihnen zu ſagen, es gebe unverhoffte Begegnungen, die im Stande ſeien, unſere gute Laune zu ſtören.“ Herr von Roſenthal plauderte auf die unbefangenſte Art, während er ſo angelegentlich als möglich den Damen beim Ausſteigen half, und dabei die Hand Helenens ungeſehen von deren vorausgehender Tante länger hielt, als gerade nothwendig war. „Uebrigens verdanke ich das Glück, in dieſer angenehmen Geſellſchaft ſein zu dürfen, einem allerliebſten Zufall.“

„Vielleicht einem mit den Haaren herbeigezogenen Zufall,“ brummte der Offizier ſo undeutlich, daß Niemand ſeine Worte verſtehen konnte, während er ſich vor Helene tief verbeugte und ihr zu gleicher Zeit ſeinen Blumenſtrauß

anbot, ſowie auch ſeinen Arm, und dann den Andern voran mit ihr die breite Treppe hinaufſtieg.

Tante Seraphine machte allerdings ihre größtmöglichſten Augen über dieſen Mangel an ſchuldiger Rückſicht, doch verminderte ſie eben ſo raſch wieder das Stechende ihrer grauen Blicke, als Herr von Roſenthal um die Vergünſtigung bat, ſie in den Tanzſaal führen zu dürfen. Es war das auch kein kleiner Triumph für ſie, die ſeit langen, langen Jahren nur immer ſo an der Seite ihres Bruders hatte gehen müſſen, und die ſchon während des vorigen Winters ſo häufig die Kränkungen erfahren, neben ihrer auffallend ſchönen Nichte in keiner Weiſe mehr bemerkt zu werden. Heute war das ganz anders, heute zog ſie beim Eintritt in den Saal an der Seite dieſes auffallend intereſſanten und ſich ſo leicht und vornehm bewegenden Mannes Aller Blicke auf ſich.

Glücklicherweiſe war auch gerade Pauſe zwiſchen zwei Tänzen, weßhalb alle Damen der verſchiedenſten Altersklaſſen auf den langen Divans an den Seitenwänden des großen Saales Zeit und Muße hatten, die Eintretenden zu betrachten und über ſie zu ſprechen.

Wenige kannten Herrn von Roſenthal; nur ein paar Offiziere, die als Tänzer zu den großen Hofbällen eingeladen wurden, erinnerten ſich, ihn dort und alsdann meiſtens in den allerhöchſten Kreiſen geſehen zu haben,

ja daß Seine Majestät der König sich lächelnd mit ihm unterhalten, und daß er häufig eine halbe Stunde lang mit dem Kronprinzen in einer Fensternische plaudernd gestanden.

Was wollte er nur hier bei den Mirbels? Hätte nicht der unvermeidliche Dragoneroffizier die schöne Helene geführt, so würde man gedacht haben, Herr von Rosenthal sei nicht ohne Absicht auf die verschiedenen Hunderttausend Thaler des jungen Mädchens; — so aber —

Die verständigsten Mütter heirathsfähiger jüngerer und älterer Töchter, Damen, die schon seit Jahrzehnten in Thee-, Kaffee- und Ballschlachten ergraut waren, die beim Angriff in der Fronte, sowie im Einzelngefecht und verliebten Vorpostenplänkeleien mit kühnem Feldherrnblick alle Finten des Feindes zu errathen wußten, mußten sich hier gestehen, daß der schöne bleiche Mann mit dem schwarzen Bart, sowohl als er Tante Seraphine durch den Saal führte, als auch später, während er neben ihr saß, seine volle und seine liebenswürdigste Aufmerksamkeit dieser reifen Schönheit ausschließlich zuwandte.

Helene, die während des nächsten Walzers zuweilen schüchtern einen Blick hinüber fliegen ließ, athmete freier auf, als sie dieß ebenfalls bemerkte, um gleich darauf wieder auf's Unerklärlichste zusammenzuschauern, als Herr von Rosenthal, während die Tante abgewendet mit einer

Nachbarin sprach, ihr einen leuchtenden Blick zusandte, vor dem sie förmlich wie gebannt ihre Wimpern nicht niederschlagen konnte.

Doch nur ein paar Sekunden lang, dann wandte sie sich rasch gegen ihren Tänzer, der mit einem Kameraden geplaudert hatte, und fragte: „Sie kennen jenen Herrn, der mit uns kam?“

„Den der Zufall in Ihr Haus führte?“ gab der Dragoneroffizier, in einem eigenthümlichen Tone fragend, zurück.

„Gewiß nur der Zufall, ich habe Ihnen das ja schon erzählt.“

„O, Fräulein Helene, dieser Herr von Rosenthal ist ein Mann, der dem Zufalle gerne nachhilft, ein höchst gefährlicher Mensch.“

„Was geht er mich als Mensch an? Ich möchte nur etwas Näheres über seine Stellung in der Welt erfahren.“

„Um vielleicht auch Ihrerseits dem Zufalle etwas nachzuhelfen?“

„Pfui, Sie sind abscheulich. Gewiß, ich werde den ganzen Abend nicht mehr mit Ihnen tanzen.“

„Darüber würden sich der Zufall und Herr von Rosenthal recht sehr freuen.“

„Jetzt seien Sie einmal vernünftig; Sie können es mir

doch nicht übel nehmen, daß ich gerne erfahren möchte, wer eigentlich jener Herr ist, den der Zufall so plötzlich in unser Haus geworfen hat, und daß ich mich an Sie wende, muß Ihnen beweisen, wie sehr ich gerade zu Ihnen Vertrauen habe — pfui, Sie sind recht abscheulich," schmollte hierauf das schöne junge Mädchen auf so reizende Art, daß er gerne mit gefalteten Händen „bitte, bitte" gesagt hätte — „übrigens, wenn es Ihnen so große Mühe macht, mir meine Frage zu beantworten, so geniren Sie sich gar nicht, dort kommt Herr von Berger, um mich um eine Extratour zu bitten, der wird mir mit der größten Liebenswürdigkeit jede mögliche Auskunft geben."

„Nur keine Extratour, ich flehe Sie an, auch ist gerade die Reihe an uns, zu tanzen, und nachher will ich Ihnen Alles sagen, was ich über Herrn von Rosenthal weiß — warte nur, Mann des Zufalls," dachte er bei sich, „ich will Dich schon eintunken."

Merkwürdiger Weise war bei dem Betreffenden, welcher neben Tante Seraphine saß, ein fast gleiches Gesprächsthema abgehandelt worden, da Helenens Tante sich nach den Verhältnissen des jungen Dragoners erkundigt hatte.

„O, das ist ein ganz tüchtiger Offizier," hatte Herr von Rosenthal zur Antwort gegeben.

„Davon bin ich überzeugt, aber in gesellschaftlicher Beziehung?“

„Er ist von einer sehr guten Familie.“

„Ich meine seine Persönlichkeit?“

„Er ist ein vortrefflicher Reiter und ein guter Kamerad, wie ich höre.“

„Ach, Sie wollen mich nicht verstehen, Sie sind ein rechter Schalk,“ entgegnete Tante Seraphine, indem sie mit der Spitze des Fächers leicht den Arm ihres Nachbars berührte, worauf dieser lächelnd zur Antwort gab: „O, mein verehrtes Fräulein, Sie haben Geist genug, um mich auch ohne eine direkte Antwort zu verstehen. Herr von Mittow ist ein Offizier, nicht besser und nicht schlimmer als hundert seinesgleichen, ein junger Mann, auf dessen Zukunft ich alles Vertrauen habe, denn wie Sie sehen, macht er verzweifelte Anstrengungen, um sich seine reizende Eroberung zu sichern.“

Diese letzten Worte galten dem Verschwinden des jungen Paares drüben aus der Reihe der Tanzenden, indem sich Helene auf einen der Divans setzte und der Dragoneroffizier neben ihr Platz nahm.

„Und nun,“ fragte das junge Mädchen, indem sie den Fächer vor sich ausbreitete, „wer ist jener Herr von Rosenthal? Welche Stellung nimmt er im Leben ein?“

Der Tanzer Helenens machte ein bedenkliches Gesicht, während er sagte: „Es gibt Fragen, Fräulein Helene, die leicht und doch wieder schwer zu beantworten sind. Herr von Rosenthal ist Kammerherr, wenn auch nicht gerade unseres Hofes; er muß ein Mann von Vermögen sein, denn er lebt, wie die reichsten Leute aus der Gesellschaft, auf einem großen Fuße; er muß Verdienste haben, denn bedeutende und sehr gescheidte Leute suchen seine Gesellschaft; er muß von guter Familie sein, denn er wird sogar in den intimsten Zirkeln des Hofes empfangen und gerne gesehen."

„Er muß sein — er soll sein — höre ich in Einem fort, aber ich möchte wissen, was er wirklich ist, ich möchte etwas Bestimmtes über ihn hören."

„So kann ich Ihnen nur sagen, was er selber, und zwar in Gegenwart mehrerer Anderer, über sich aussagt. Er stamme aus der alten italienischen Familie der Marchese di Valle Rosa, doch habe schon sein Großvater den Namen eines Herrn von Rosenthal angenommen; er habe Reisen gemacht fast durch die ganze Welt, sei lange Jahre in Indien gewesen und dort nicht nur zu großem Vermögen gelangt, sondern auch von einem berühmten Brahminen in ganz seltsame Geheimnisse eingeweiht worden."

„Das klingt ja recht abenteuerlich," sagte Helene nach-

ſinnend, indem ſie über den Fächer hinweg einen Blick auf den Betreffenden warf.

„Allerdings ſehr abenteuerlich, ja kaum glaublich, doch wiederhole ich nur, was er ſelber ſagt, und wenn das Alles wahr iſt, ſo muß er ein ganz abſonderliches Weſen ſein. Er behauptet auch, die Gedanken Anderer aus ihren Blicken zu errathen.“

„Das wäre ja ganz entſetzlich.“

„Sowie, daß er nicht nöthig habe, Speiſen zu ſich zu nehmen, wie wir anderen gewöhnlichen Sterblichen.“

„Ah, Sie ſcherzen.“

„Ich wiederhole nur, was er ſelber über ſich ſagt.“

„Nun ja — vielleicht in luſtiger Geſellſchaft, aber wofür halten Sie ihn eigentlich — für einen Abenteurer?“

„Das möchte ich nicht zu behaupten wagen; wie ich ſchon früher bemerkte, verkehrt er in den beſten Geſellſchaften und erfreut ſich des Wohlwollens ganz bedeutender Leute, von deren Erſtaunen ich ſchon Zeuge war, als ihnen Herr von Roſenthal Dinge ſagte, die auf eine ganz unerklärliche Allwiſſenheit ſchließen ließen; doch gibt es auch Leute genug, die achſelzuckend von ihm reden und welche behaupten, er mache ihnen einen unangenehmen, ja unheimlichen Eindruck.“

„Das begreife ich,“ ſprach das junge Mädchen mit leiſer Stimme, und hob alsdann ihren Fächer vor das

Jahreszeit, wenn alles grün iſt, mag es hier wohl freundlicher ſein und alsdann das murmelnde Waſſer unter den dicht belaubten Eſchen, Erlen und Ulmen vielleicht allerlei ſonderbare Dinge erzählen, die ſich hier heimlich begaben; denn in der alten Zeit war der Escorial nicht nur ein Aufenthalt für Mönche, ſein Gründer Philipp II. brachte hier mit dem ganzen Hofe jährlich einige Monate zu, und die armen ſpaniſchen Hofdamen und Edelfräulein, die ſich gewiß in den düſtern Kloſtermauern entſetzlich langweilten, liebten es wahrſcheinlich, ihre Spaziergänge bis hier ans alte Kreuz auszudehnen, an deſſen moosbedecktem Fuße man ſicher oft einige von ihnen gelagert ſah, wenn auch vielleicht nicht immer in inbrünſtigem Gebet begriffen. —

Wir laſſen es hinter uns, der Weg iſt zuweilen ſo eng, daß die überhängenden Zweige den Wagen ſtreifen, und wird dabei ſo kothig, daß unſere armen Maulthiere nur mit Mühe fortkommen. Dazu geht es nach einiger Zeit wieder ziemlich ſtark bergan, doch erhalten wir glücklicher Weiſe Vorſpann und zwar zu unſeren ſechs Maulthieren noch vier Pferde, welche durch einander zu drei und drei geſpannt werden, und ſo fahren wir nun unverdroſſen wieder in ſcharfem Trab vorwärts. Wir nähern uns dem Ziele und erkennen das hier an regelmäßigen Alleen, die unſern Weg durchſchneiden, dort an Thoren mit oder ohne Eiſengitter, die wohl auf Felder und in umſchloſſene Parks führen. Letztere ſcheinen noch gut unterhalten zu ſein, man ſieht freiſtehende Gruppen von mächtigen Bäumen neben niederem Gebüſche, Wege, die ſich um ſie herum ſchlängeln, und von ihnen weg nach großen Teichen und ummauerten Baſſins führen. Auch einen Springbrunnen bemerken wir, der ſeine kalten Waſſerſtrahlen in die winterliche Luft hinaufſpritzt; endlich auch wird der Weg wieder breiter und iſt von einer hohen Granitmauer eingefaßt, über welche Steineichen ihre immergrünen Zweige hinausſtrecken. Wir biegen um eine Ecke, und vor uns liegt das gewaltige Kloſterſchloß, ernſt, ja düſter auf ſeinen Terraſſen und Plattformen, die ſich gleich ſteinernen Redouten vor ihm erheben.

Gesicht, da ihre Augen denen des Herrn von Rosenthal begegnet waren, einem leuchtenden Blicke, der ihr unverkennbar sagte, daß er sie hinter der Tanzreihe gesucht und gefunden — — „und Sie selber, wofür halten Sie ihn?“

Auch der Dragoneroffizier hatte jenen Blick gesehen und er hatte ihm einen Stich in's Herz gegeben.

„Ganz im Vertrauen, Fräulein Helene?“

„Ganz im Vertrauen.“

„Sie werden über mich lachen.“

„Gewiß nicht.“

„Und nie Jemand mittheilen, was ich Ihnen hier sage?“

„Ich schwöre es Ihnen.“

„Nun denn, ich bin überzeugt, dieser Herr von Rosenthal ist ein Vampyr, ja ich weiß es gewiß, denn er hat es vor Zeugen eingestanden.“

Helene unterdrückte mühsam einen kleinen Ruf des Erschreckens, aber nicht sowohl über das, was ihr Herr von Mittow gesagt, und was unbedingt nur ein Scherz von ihm war, denn sie wußte zu genau, daß alle jene Geschichten von menschlichen Vampyren nur Fabel seien, so hatten Lehrer und andere verständige Menschen ihr wenigstens gesagt — sondern ihr Erschrecken und eine flammende Röthe ihres Gesichts rührten davon her, daß Herr

von Rosenthal drüben aufgestanden war und gerade auf sie zukam, ohne auch nur eine halbe Sekunde lang seinen dunkeln Blick von ihr zu wenden; ein eigenthümlich durchdringender, ein dämonischer Blick, der so mächtig auf sie wirkte, daß sie nicht anders konnte, als sich langsam erheben und ihn aushalten, zusammenschauernd mit weit geöffneten Augen.

Jetzt stand er dicht vor ihr, jetzt versenkte er noch einmal seine Blicke in die ihrigen, und dann erst verbeugte er sich mit einem freundlichen Lächeln und sagte: „Ich halte es für eine angenehme Pflicht, verehrtes Fräulein, mich bei Ihnen zu verabschieden, ehe ich diesen Saal und diese höchst liebenswürdige Gesellschaft verlasse. Leider rufen mich anderweitige Verbindlichkeiten hinweg, doch werden Sie mir gestatten, mich in den nächsten Tagen nach Ihrem Befinden zu erkundigen und mir von Ihnen das Ende dieses hübschen Balles erzählen zu lassen."

Helene war nicht im Stande, ihm eine ruhige, zusammenhängende Antwort zu geben; ihr Herz schlug fast hörbar und ihre Lippen brachten nur mühsam ein paar Worte hervor, die er aber mit der gütigsten Miene entgegennahm und sich alsdann mit einer zweiten Verbeugung verabschiedete sowohl von dem schönen, hocherröthenden jungen Mädchen, als auch von dem Dragoneroffizier, den er leicht

mit dem kleinen Finger an der Hand berührte und ihm im Weggehen zuflüsterte: „Seien Sie glücklich und neidlos, mein Lieber!“

Ein paar Minuten später hatte Herr von Rosenthal den Ballsaal und das Haus hinter sich und weckte den Kutscher seines Wagens, der, wie ein Igel zusammengekauert, fest schlafend auf dem Bocke lag.

Droben war es jetzt der Tante Seraphine zu Muthe, als wenn der Saal sich plötzlich verdunkelt hätte, als wenn sich aller Glanz und Schimmer, der sie bis jetzt umgeben, mit trüben Schleiern bedeckt hätte, unter denen langweilige Schatten hin und her wirbelten — „das ist ein Mann,“ seufzte sie aus tiefstem Herzen, „o wenn mir ein solcher früher auf meinem Lebenswege begegnet wäre — und vielleicht jetzt noch —“

Dann stand sie auf und bat mit leiser Stimme ihre Nichte Helene, die nach beendigtem Tanze herbeigekommen war, mit ihr in die Damengarderobe zu treten, da sich von dem vielen Tanzen eine Schleife ihres Kleides gelöst hätte, und als sie dort allein waren, riß die alte Jungfrau, deren übervolles Herz irgend eine Erleichterung nothwendig brauchte, ihre Augen bis an die Grenzen der Möglichkeit auseinander, und versicherte der unverbesserlichen Nichte, daß deren Betragen, sich aus der Tanzreihe hinwegzuschleichen, um mit einem jungen, leichtsinnigen

Offizier in einem Winkel des Saales heimlich zu plaudern, über alle Beschreibung unanständig und skandalös sei.

Der junge, leichtsinnige Offizier trank im gleichen Augenblick am Buffet ein Glas Punsch und dachte: „Wenn dieser Rosenthal auch kein Vampyr ist, so ist er doch jedenfalls ein ganz verfluchter Kerl.“

Drittes Kapitel.

In der zweiten Wendung. Felspartie und steile Straße.

Ein Rout ist eine so langweilige Geschichte, daß es sich nicht verlohnt, für Leute, die dergleichen kennen, viel Worte darüber zu verlieren, und kann es allenfalls verzeihlich sein, etwas zu sagen über diese Vergnügungen der großen Welt im Interesse jener glücklich Unwissenden, die vielleicht dadurch veranlaßt werden könnten, einem Rout, wie sonst etwas Ungenießbarem, aus dem Wege zu gehen.

Der Rout ist ein Mittelding zwischen Soirée und Ball, nicht Fisch und nicht Fleisch, eine gesellschaftliche Zusammenkunft ohne die Belohnung eines guten Soupers und ohne die Vergnügungen des Tanzes.

Ein Rout ist eine Abfütterung en gros ohne Abfütterung, und zu gleicher Zeit die Auflösung eines Rechenexempels, welche Masse von Menschen in möglichst kleinem Raume, für diese Masse nämlich, zusammengedrängt

werden könne, ohne epidemisch ohnmächtig zu werden; natürlich sind sporadische Fälle nicht ausgeschlossen.

Der Rout ist ein gesellschaftliches Vergnügen, bei dem der Vorplatz, Gänge, Treppen mit einer aufwärts strebenden Menschenmenge bedeckt sind, wo Jeder im Schweiße seines Angesichts nach oben eilt, drückt und strebt, ein rücksichtsloses Rennen mit Hindernissen, bei dem man kaum die Zeit findet, zur Rechten oder zur Linken einen Bekannten oder Freund auf herzliche Art anzugrinsen, ihn dann seinem Schicksal überlassend, um wieder vorwärts zu streben, dem innersten Heiligthume zu, gewöhnlich das Boudoir der Dame vom Hause, wo diese sich in einem Kreise hoher Auserwählter befindet und an dessen Thüre nun nach und nach die armen, abstrapazirten Eingeladenen erscheinen, eine tiefe Verbeugung machen, vielleicht so glücklich sind, ein flüchtiges Wort anzubringen, um so ihrer sauern Pflicht für den heutigen Abend genügt zu haben, wobei sie das immergleiche, milde Lächeln der Hausfrau als Quittung über richtigen Empfang annehmen.

Auf einem Rout könnte sämmtliche Dienerschaft mit all' dem Wenigen, was sie auf ihren Präsentirtellern halten, etwas Thee, einige Schichten Zwieback, hoffnungslose Mandelmilch oder wässerige Limonade, aus Papiermaché bestehen, — denn die Diener sind bei einem

Rout nichts als ſchwitzende Schauſtücke — und Limonade und Mandelmilch könnten ſtark mit Blauſäure gemiſcht ſein, es würde doch Niemand in Gefahr kommen, ſich damit zu vergiften.

Ein indiſcher Weiſer, der einmal an einem Balle zuſah und erſtaunt war über die maßloſen Anſtrengungen der ſchweißtriefenden Paare, über dieſes wilde Jagen ohne ſcheinbares Ziel und Zweck, und ohne ſichtbare Peitſche, that erſtaunt die Frage: „Warum laſſen die Leute dieſes mühſame Geſchäft nicht durch ihre Dienerſchaft beſorgen?“ und Mancher, der nicht mit der Krankheit des Tanzens angeſteckt iſt, oder von dieſer Epidemie glücklich kurirt wurde, wäre nicht im Stande, hierauf eine genügende Antwort zu geben.

Nicht ganz ſo ſchlimm ſind indeſſen die Leute zu beurtheilen, welche einen Rout veranſtalten, ſowie Manche von Denen, die einen Rout beſuchen. Von den Erſteren zahlen die Meiſten ihre Diners-, Soirées- und Ballſchulden, die ſich während des vergangenen Winters beträchtlich angehäuft haben, ſo auf die wohlfeilſte Art ab, oder legen beim Beginn der Saiſon ein ſehr mäßiges Kapital zu ungeheuren Zinſen an.

Unter Denen aber, welche einen Rout beſuchen, gibt es eine Anzahl kluger Leute, die ſich dort auf kurze Zeit zeigen und mit einem halben Dutzend Bekannten, Freun-

den oder Gönnern nothwendige Worte wechseln und die solchergestalt ein halbes Dutzend Visiten ersparen. Unter diesen befand sich auch Herr von Rosenthal, der, obgleich ziemlich spät in das Haus des Geheimenraths Felsing gelangend, mit einer unglaublichen Geschicklichkeit und Gewandtheit durch die Menschenmasse eilte, wobei er sich hier mit aller Rücksicht und der freundlichsten Miene von der Welt wie ein Aal durchwand, während er dort, förmlich die kompakte Masse brüskirend, mit hocherhobener Nase und beinahe unverschämt schlankelhaften Bewegungen wie ein Keil rücksichtslos vordrang.

So gelangte er denn auch in für einen Rout unglaublich kurzer Zeit — er hatte kaum eine Viertelstunde gebraucht — von der Treppe bis in's Allerheiligste vor das Antlitz der Hausfrau, wo Beide sich auf's Freundschaftlichste und auf eine wahrhaft liebenswürdige Art angrinsten, worauf Herr von Rosenthal, obgleich in den Ecken des kleinen Gemachs mehrere Excellenzen mit zerknüllten Hüten krampfhaft ihren Stehplatz behaupteten, aus der Ecke ein kleines gesticktes Tabouret herbeirollte, und sich ungenirt neben die Gräfin von Pommerhausen, erste Palastdame Ihrer Majestät mit dem Prädikate „Excellenz", niederließ.

Die Gräfin Excellenz war als Liebling der Königin die Hauptgefeierte dieses Kreises, und die Geheimeräthin rechnete es ihr auf's Höchste an, daß sie so viel Zeit

erübrigen konnte, um vor dem Balle bei dem Minister des Auswärtigen noch für einige Augenblicke ihren bescheidenen Rout zu besuchen; übrigens war ihre Excellenz im Aeußern eine unscheinbare Persönlichkeit, hatte ein Gesicht wie eine Heuschrecke und mit diesem interessanten Thiere auch sonst noch das gemein, daß sie vielen und unerquicklichen Lärm zu machen pflegte.

„Das muß man gestehen," zirpte die Gräfin mit einem sauersüßen Gesicht, „daß Herr von Rosenthal überall durchkommt und es sich überall bequem zu machen versteht."

„Das Erstere, wie ein tüchtiger Regen, hat schon Herr von Goethe bei einer andern Veranlassung gesagt," gab der Betreffende unbefangen zur Antwort, „und mit diesem habe ich auch sonst noch einige Aehnlichkeiten — nicht mit Herrn von Goethe, ich bin nicht so unbescheiden — sondern mit einem tüchtigen Regen, der zuweilen höchst willkommen, aber auch sehr ungerne gesehen sein kann."

„Hier gewiß das Erstere, mein lieber Herr Kammerherr," versicherte die Dame des Hauses mit freundlicher Miene, und diese Miene log durchaus nicht, denn sie war überzeugt, Herr von Rosenthal sei schon im Stande, die etwas schläfrig gewordene Unterhaltung wieder in Fluß zu bringen.

„Ich dachte Sie schon längst auf dem Ball des Mini-

ſters," ſagte die Palaſtdame, „und hoffte nicht mehr auf das Vergnügen, Sie hier zu ſehen."

„Die Frau Geheimeräthin werden mir das Zeugniß geben, daß ich bisher auf keinem Ihrer amüſanten Routs gefehlt habe, jedenfalls wäre ich auch ſchon früher erſchienen, wenn mich nicht der neckiſche Zufall auf eigenthümliche Weiſe umhergeführt hätte."

„Erzählen Sie das, Herr von Roſenthal," ſprach die Gräfin von Pommerhauſen, hinter ihrem Fächer gähnend und mit einer Protektorsmiene, „das heißt wenn ſich Ihre Abenteuer überhaupt erzählen laſſen, man muß ſich vor Ihnen in Acht nehmen."

„Es iſt allerdings ein Bischen shoking," lächelte der Gefragte, „doch ſind wir ja unter uns und ich ſehe Niemand, dem die Erzählung des pikanteſten Abenteuers irgend welche Unruhe verurſachen könnte."

„Ich muß doch recht ſehr bitten, Herr von Roſenthal."

„Dem Reinen iſt Alles rein, Excellenz, auch ſind keine Comteſſen und Ehrenfräuleins zugegen."

„Behalten Sie lieber Ihre Geſchichten."

„So geſtatten Sie mir wenigſtens, Ihnen ein Reſumé davon zu geben, eine Kapitelüberſchrift."

„Das iſt doch ein fader Kerl," flüſterte eine der alten Excellenzen ſeinem Nachbar zu; Beide waren durch das Geſchwätz des Herrn von Roſenthal in einem ſehr ani-

Wie ſehr man auch auf dieſen großartigen Eindruck vorbereitet ſein mag, der erſte Anblick des Escorial überwältigt jede Erwartung. Ich glaubte ein Haus zu finden, ſagt Rochau, und ſah ein ausgehöhltes Granitgebirge vor mir.

Man nennt Juan Bautiſta de Toledo und Juan de Herrera als die Baumeiſter des Escorial, aber ich glaube nicht an dieſe Namen, ich bin überzeugt, daß der Escorial von dem Künſtler herrührt, der ſich erbot, den Athos zum Standbild des macedoniſchen Alexander umzumeißeln. Wie die eiſerne Nothwendigkeit ſteht der ſtarre kalte Rieſenbau da, als ob er gewiß wäre, das Weltende zu überleben. Und ſicherlich, wenn von allen Bauwerken, die Spanien ſeit dem Ende der Römerzeit bis auf den heutigen Tag errichtet hat, wenn von allen ſeinen Schlöſſern und Kathedralen einſt kein Stein mehr auf dem anderen ſein wird, dann wird noch immer eine finſtere und ſtolze Kloſterruine am Guadarrama von der Fabelzeit Philipp's II. zeugen, die in wahnſinnigem Hochmuth auf dieſem Fußgeſtell einen Platz einnehmen wollte zwiſchen der Menſchheit und Gott. Der Escorial iſt ein Denkmal der maßloſeſten Selbſtſucht, die zumal durch die Naivetät Grauen erregt, mit welcher ſie ſich für lautere Frömmigkeit hält und ausgibt. Ein Grabſtein für ſeinen königlichen Leichnam und eine ununterbrochene Fürbitte für ſeine königliche Seele: das war der große Zweck Philipp's II. bei der Gründung des Lorenzkloſters. Zweihundert Mönchen war es zur Aufgabe ihres ganzen Lebens geſtellt, zu beten und Meſſen zu leſen für das Seelenheil eines einzigen Sünders, fort und fort bis an das Ende der Zeiten. Von den Häuptlingen alter Völker leſen wir, daß ſie ihre Weiber und ihre Lieblingsſclaven auf ihrem Grabe ſchlachten ließen; der Beherrſcher Spaniens hat hundert, ja tauſend Generationen, ſo wenigſtens lag es in der Abſicht Philipp's II., dazu beſtimmt, auf ſeinem Sarge nicht etwa zu ſterben, ſondern in Banden des Leibes und des Geiſtes zu leben.

Der Nebel, welcher um die Terraſſen des Escorials wogte, hatte ſich weder ganz gehoben noch ganz geſenkt, und wenn aus

mirten Gespräch: über die Zweckmäßigkeit der Stockprügel in den Staatsgefängnissen, unterbrochen worden, „und solche Leute sind protegirt und gerne gesehen bei Hofe, ist das nicht erstaunlich?“

„Der Verfasser des vorliegenden Buches,“ plauderte indessen Herr von Rosenthal unbefangen, „wohnt einem Diner bei, ohne zu diniren, macht interessante Enthüllungen, die Jedermann in Erstaunen setzen, begibt sich alsdann in einem Fiaker nach Hause und wird von einem Handlungslehrling entführt, um schließlich mit einer außerordentlich schönen, reizenden jungen Dame, die er in seinem Leben nicht gesehen, auf den Ball zu fahren, — schade, daß Herr Dr. Hafer nicht da ist,“ unterbrach sich Herr von Rosenthal, indem er umherschaute, „das gäbe für ihn den Anfang einer ganz interessanten Novelle — und wenn Excellenz nun das erste Kapitel hören wollen,“ wandte er sich direkt an die Palastdame Ihrer Majestät, „so bin ich bereit.“

In diesem Augenblick bohrte sich einer der Bedienten des Hauses mit Todesverachtung durch das wogende Menschenmeer draußen, und als er das rettende Gestade des Boudoirs erreicht hatte, schnappte er ein paar Mal nach Athem und meldete dann: „Seine königliche Hoheit der Kronprinz.“

„Ah, welche Ehre!“ jauchzte die Geheimeräthin Felsing,

im Innersten so tief erschüttert, daß sie eine halbe Sekunde lang ihre Augen schloß, um sich gehörig sammeln zu können, dann stürzte sie vorwärts gegen den beinahe undurchdringlichen Menschenknäuel, und gebrauchte, um rasch hindurchzukommen, ein verzweifeltes Mittel. Mit der rechten Hand erfaßte sie den Rockschoß ihres Bedienten, stieß ihn mit der linken heimlich aber kräftig in die Rippen, und wurde dann solchergestalt am Schlepptau hängend mit unwiderstehlicher Gewalt bis hinaus auf den Vorplatz und an die Treppe gerissen.

Glücklicherweise hatte der Geheimerath Felsing, der draußen schon über eine Stunde lang auf dieß Ereigniß gelauert, Zeit gefunden, sämmtliche Stufen herabzueilen, um den hohen Gast drunten am Wagen zu empfangen, was ihm auch gelungen wäre, wenn er sich nicht am letzten Absatz der Treppe in die Teppiche verwickelt hätte und dadurch gezwungen worden wäre, den Allerhöchsten, statt nach europäischer Art in der allertiefsten und allerlächerlichsten Verbeugung, nach chinesischer Weise mit dem Bauche am Boden zu begrüßen, was sich indessen auch nicht übel ausnahm.

Daß der Name Seiner Hoheit droben auf den Gängen und auf den Zimmern ein neues wüthendes Zusammendrängen der Menschenmasse zur Folge hatte, war selbstredend, und kaum vermochten die Besonnensten einen engen

Pfad frei zu halten, durch welchen der Kronprinz mit seinem Adjutanten durchdringen mußte.

Glückliche Besitzer des Boudoirs! sie befanden sich auf der Höhe der Situation und konnten der nächsten Minute mit Ruhe entgegensehen. War doch hier noch Platz genug, um eine anständige Verbeugung machen zu können, obgleich ein paar kecke Damen und einige unternehmende ältere Offiziere noch rasch hineingeschlüpft waren, um ebenfalls die Wände zu tapezieren; selbst die Gräfin von Pommerhausen hatte sich erhoben und schüchtern hinter sich geschaut, ob dort nicht etwas befindlich sei, welches bei dem tiefen Komplimente nach rückwärts in Gefahr kommen könne, von ihr umgestoßen zu werden; doch war da nichts als der elastische Spitzbauch eines alten Staatsrathes, der ihr im Nothfall als Puffer dienen konnte, um sie auf höchst graziöse Art wieder in die Höhe zu schnellen.

— — Nur Herr von Rosenthal war unbekümmert auf seinem Tabouretsitze geblieben, ja trieb seine Unverschämtheit so weit, in diesem bangen, erwartungsvollen Augenblicke ziemlich laut zu sagen: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen, es führt kein anderer Weg nach Kreuznach hin," worauf eine der Hofdamen der anderen zuflüsterte: „Das ist allerdings so ein Mensch, der alle verworfenen Anlagen zu einem zweiten Teil hat."

Da kam auch schon der Kronprinz heran, rechts und

links freundlich grüßend, stets mit dem gleichen Kopfnicken, stets mit dem gleichen Lächeln, etwas automatenartig, aber sehr gnädig, sehr herablassend.

Jetzt hatte sich auch Herr von Rosenthal, aber so langsam und unvollkommen erhoben, wie Jemand, der im nächsten Augenblick im Begriff ist, wieder auf seinen Sitz zurückzufallen, und dieser Augenblick kam auch sogleich nach dem Eintreten des Kronprinzen, denn Seine Hoheit bat auf die verbindlichste Art, sich in keiner Weise stören zu lassen, sich durchaus nicht zu geniren, ja, nöthigte die Gräfin von Pommerhausen, sich wieder auf ihren Sessel niederzulassen, und setzte sich erst selbst, als sie unter einem freundlichen Lächeln ringsumher die Unmöglichkeit eingesehen, die in dem kleinen Boudoir jetzt befindlichen drei Dutzend Personen auf die zwei Fauteuils und vier Stühle unterzubringen.

Und immer neue Massen drängten von Außen nach; es war gerade so, als hätten die Meisten heute zum ersten Male den Kronprinzen gesehen. Amphitheatralisch ragten die Gesichter übereinander, alle mit dem süßen, breitmäuligen Lächeln, Jeder mit der Hoffnung, daß Seine Hoheit gerade ihn aus der Menge heraus erkennen, ihn vielleicht heranrufen, ihm wenigstens freundlich zuwinken würde.

Freilich wurde diese Hoffnung zu Schanden, denn Seine Hoheit sprach nur einige unbedeutende Worte mit

der Frau des Hauses, mit der Gräfin von Pommerhausen, und sagte dann einer der alten Kriminalexcellenzen, er habe sein letztes Referat gelesen und sei ganz entzückt davon, worauf Jener erwiederte: „Hoheit, ich bin aber auch im Tiefsten meines Gewissens davon überzeugt, daß die Stockprügel unumgänglich nothwendig sind zum Wohle der Menschheit.“

„Davon sind wir Alle ebenso überzeugt,“ hatte Herr von Rosenthal die Keckheit zu sagen, und wofür ihm nicht einmal ein strafender Blick des Kronprinzen zu Theil wurde, wie die betreffende Excellenz mit Schaudern bemerkte; vielmehr lachte Seine Hoheit auf's Herzlichste und sagte zur Gräfin von Pommerhausen: „Dieser Rosenthal trifft immer den Nagel auf den Kopf.“

„Sich aber leider selten auf die Finger,“ meinte die Palastdame, „und sind alsdann Andere genöthigt, dieß für ihn zu besorgen.“

„Zu meinem Heile, gnädige Gräfin, denn ein Schlag von so schöner Hand kann mich nur glücklich machen.“

„Vortrefflich, Rosenthal,“ lachte der Kronprinz, „vortrefflich — ganz vor — treff — lich —,“ damit schaute er aber halb verlegen, halb gelangweilt um sich her und dann auf Rosenthal, hoffend, daß dieser einen neuen Stoff zur Unterhaltung beibrächte, was er jedoch nicht that, worauf eine peinliche Pause entstand, welche die

Dame des Hauses dadurch zu unterbrechen suchte, daß sie dem hohen Gaste, aber vergeblich, eine Tasse Thee anbot, und erst, als die Gräfin von Pommerhausen ihren Fächer einige Male auf- und zugeklappt hatte, um doch wenigstens einiges Geräusch zu machen, warf Rosenthal leicht hin: „Ich möchte doch wissen, woher bei einer stockenden Unterhaltung der Ausdruck kommt: ‚Es fliegt ein Engel oder ein Polizeidiener durch's Zimmer'; Excellenz," wandte er sich an einen der alten Herrn, „könnten uns vielleicht in Betreff des Flugs eines Polizeidieners einige Auskunft ertheilen."

Glücklicherweise lachte der Kronprinz auch über diese Bemerkung mit sichtlichem Vergnügen, und dann natürlicher Weise gleichfalls die Gräfin von Pommerhausen, auch die Frau des Hauses, und selbst ein Paar der alten Excellenzen machten sauersüße Gesichter.

„Aber der Dienst ruft, meine liebe Geheimeräthin," sprach jetzt der Kronprinz in einem Tone, der humoristisch klingen sollte, „ich habe noch Ballverpflichtungen bei unserem Minister des Auswärtigen, und bedaure es aufrichtig, nicht länger in diesem angenehmen Kreise verweilen zu können, — Gräfin von Pommerhausen, wir sehen uns wohl später noch — besten Dank, Frau Geheimeräthin — guten Abend, Herr Staatsrath," wandte er sich nochmals an die Kriminalexcellenz, im Vorübergehen hinzu-

ſetzend: „wie geſagt, Ihr Referat hat mir großes Vergnügen gemacht.“

Der Geſchmeichelte wollte zur Antwort geben: „Viel Ehre, Hoheit,“ verſprach ſich aber, ganz voll von dem Gegenſtand des belobten Referats, und ſagte: „Viel Stockſchläge,“ worauf aber Niemand ſonderlich achtete, denn der Kronprinz war in dieſem Augenblick dicht an Roſenthal herangetreten und fragte ihn: „Sie gehen doch auch auf den Ball? — gut,“ und ſetzte alsdann, zum großen Erſtaunen mancher der Anweſenden, hinzu: „ſo können Sie mit mir fahren;“ dann verließ er das Boudoir und draußen in den Zimmern bis zur Treppe hin machte er abermals nach rechts und nach links die gleichen grüßenden Bewegungen mit dem gleichen unverwüſtlichen Lächeln.

Da war aber manche Erwartung geknickt, manche Hoffnung zu Schanden geworden, da wartete man nur auf das Fortrollen der kronprinzlichen Equipage, um dieſem unerträglichen Gedränge, dieſer fürchterlichen Hitze, dieſem langweiligen Rout zu entfliehen; da ſahen ſich der Geheimerath Felſing und ſeine Gattin in einer kleinen Viertelſtunde total vereinſamt, und hatten Zeit zu ſchwelgen in dem ſeligen Gefühle einer vortrefflich gelungenen Geſellſchaft, welche durch die höchſte Anweſenheit Seiner Hoheit des Kronprinzen zu einem Gegenſtande des grimmig-

sten Neides aller minderbegünstigten Routs werden mußte — welche Seligkeit!

Drunten hatte Seine Hoheit Höchst Ihrem Adjutanten gesagt: „Fahren Sie voraus nach dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und warten dort auf mich, bis ich komme!“

„Das wird wohl etwas schwierig sein, Hoheit,“ erlaubte sich Herr von Rosenthal zu erwiedern, „wenn Euer Hoheit nämlich auf dem geraden Wege fahren, und wenn ich auch dem Major Welden meinen Wagen anbiete, so ist das nur ein ganz gewöhnlicher Fiaker, der den Pferden Eurer Hoheit nicht einmal gleich-, geschweige denn ihnen vorauskommen wird.“

„So sagen Sie meinem Kutscher, er soll bis zum Arsenalplatz im Schritt fahren!“

Der Adjutant salutirte, und der Kronprinz, sowie Herr von Rosenthal bestiegen den Wagen.

„Wissen Sie auch, daß ich schon zweimal auf den Ball des Ministers sandte, um dort nach Ihnen sehen zu lassen, und daß Sie schuld daran sind, daß ich diesen langweiligen Rout besuchte?“

„Viel Ehre für mich, Hoheit, aber da kann man wieder einmal sehen, welch' große Wirkungen kleine Ursachen hervorzubringen im Stande sind.“

„Lassen Sie Ihre Scherze, ich bin dazu nicht auf-

gelegt, und ſagen Sie mir, was Sie mir mitzutheilen haben!“

„Ich Eurer Hoheit? Ich erwarte vielmehr eine allergnädigſte Mittheilung.“

„Seien Sie ernſthaft! was haben Sie mir von ihr zu ſagen?“

„A — a — a — ah — ſo, von ihr, — das iſt bald geſagt.“

„Nun?“

„Ich kenne keinen liebenswürdigeren, weicheren und milderen Charakter, als den dieſer Dame.“

„Ja, ja,“ ſagte der Prinz ungeduldig, als Herr von Roſenthal hierauf ſchwieg, „auch ich kenne Niemand, der ihr ſowohl geiſtig als körperlich auch nur im Entfernteſten nahe käme.“

„Ich habe in dieſem ſanften Auge niemals auch nur annähernd etwas von Heftigkeit, etwas wie Leidenſchaft in gewiſſer Beziehung aufblitzen ſehen, bis —“

„Nun — bis — man muß Ihnen ja förmlich alle Worte herauspreſſen!“

„Weil es Dinge gibt, Hoheit, die ſchwer zu wiederholen ſind.“

„A — a — a — ah — — — — ſo reden Sie wenigſtens!“

„Ich hätte nie geglaubt, daß ein ſo vollendet ſanftes

Wesen einer solchen Aufregung fähig wäre, als ich ihr die Proposition Eurer Hoheit mittheilte."

„Einer zornigen Aufregung?" fragte der Prinz im Tone des höchsten Erstaunens.

„Ja, und welch' heftiger Aufregung! Ich kann Eure Hoheit versichern, daß ich vor ihr stand, wie ein ertappter Schulbube oder wie ein begossener Pudel."

„Sie? den sonst nicht leicht etwas aus der Fassung bringt? — dann muß es arg gewesen sein!"

„Schauderhaft; ich möchte keinen zweiten Versuch wagen."

Seine Hoheit stieß einen tiefen Seufzer aus und sagte dann erst nach einer längeren Pause: „Und es waren doch glänzende Propositionen, die ich ihr machen ließ, solide Propositionen!"

„Aber auf einem schlüpfrigen Fundament; ich habe Eurer Hoheit meine Niederlage vorausgesagt."

„Kann sie daran zweifeln, daß meine Neigung unerschütterlich, meine Liebe maßlos ist, habe ich ihr dafür nicht den besten Beweis geliefert, indem ich dem Zorn meines Vaters trotzte, und jene schon weit vorgeschrittene Verbindung mit Etlat abbrach, — blieb ich nicht fest, selbst als der Minister Wieneck, den ich hochschätze, eine Kabinetsfrage aus dieser Angelegenheit machte?"

„Gewiß, Hoheit, sie erkennt das nicht nur an, son-

Schluchten des Guadarrama zuweilen ein Windstoß herüber fuhr, so qualmte er hoch empor und verhüllte das riesenhafte Gebäude mit seinen Wolken, so daß es aussah, als brenne irgendwo in der Tiefe ein mächtiges Feuer, das seine mächtigen Rauchmassen hoch empor sende. Zu guter Letzt hatten unsere Zugthiere noch einen schweren Stand; es ging sehr steil aufwärts bis zum Städtchen, welches neben dem Kloster liegt, und nur mit lautem Geschrei und Peitschenknallen konnte man die Maulthiere und Pferde auf ihren Beinen erhalten. Dazu fanden wir in der schlecht gepflasterten engen Straße Glatteis und waren in der That recht zufrieden, als wir endlich ohne besondere Unglücksfälle vor der Post hielten. Wir hatten von Madrid hieher — eine Entfernung von sieben Leguas — acht Stunden gebraucht. Das Städtchen Escorial, wohl von Escorias, erschöpften Minen, die sich in der Nähe befinden, abgeleitet — Escurial haben die Franzosen daraus gemacht, — nach welchem das Kloster benannt ist, liegt etwas höher als dieses; es ist klein und nimmt sich wie ein Anhängsel der gewaltigen Steinmassen da drunten aus. Seine einzige ordentliche Straße wird in der Mitte von einem klaren aber sehr schmalen Bergwasser durchströmt, und eine Häuserreihe derselben besteht aus zusammenhängenden, massiv aufgeführten Gebäuden, welche früher zu Wohnungen für Gefolge und Hofdiener benützt wurden. Auch befand sich hier der Palast, welchen die Infanten für ihre Familien bauten, der übrigens nie beendet wurde. Während der langen Bürgerkriege dienten diese kleinen, unfertigen, aber festen Häuser bald dieser bald jener Partei, welche sich gerade darin verschanzte, was auch nicht zu ihrer Erhaltung beitrug. Und so sind die meisten von ihnen jetzt nur noch Ruinen mit eingestürzten Dächern und ohne Fenster und Thüren.

Im Gasthofe zur Post bekamen wir ein paar gute Zimmer nach spanischen Begriffen, d. h. einen kleinen Salon mit Binsenmatten, in dem aber weder Thüre noch Fenster gehörig zu verschließen waren; draußen war es recht kalt und zu unserer Erwärmung wurden wir mit einem Brassero voll glühender Kohlen

dern behauptet, eine so treue, aufopfernde Zuneigung nur dadurch erwiedern zu dürfen, daß sie zu Ihrem Heile, mein Prinz, auf die ehrenhaftesten Bande dringt."

„Par exemple, was nennt sie ehrenhafte Bande?"

„Es wurde mir schon einmal recht sauer, Euer Hoheit darüber aufzuklären."

„Eine morganatische Ehe, Sie wissen so gut wie ich, daß mein Vater mich auf eine Festung setzen, und die Unglückliche alsdann des Landes verweisen ließe."

„Es gibt ein triviales Sprüchwort, von den Nürnbergern und dem Hängen."

„Es gibt aber auch einen Unterschied zwischen: Jemanden in seine Hände bekommen, und ein Geheimniß zu ergründen, das nicht verschwiegen bleiben kann, da seine Natur es verlangt, daß Mehrere darum wissen."

„Gewiß, Hoheit, ich bin auch darin vollkommen Ihrer Ansicht, und es ist am besten, die ganze Sache zu vergessen."

„Nein — nein — und tausendmal nein!" rief der junge Prinz leidenschaftlich aus, indem er heftig mit dem Fuß auf den Boden stampfte, „ich kann sie nicht vergessen, ich will sie nicht vergessen, denn ich liebe sie unsäglich; ich liebe sie, wie man ein himmlisches Wesen liebt, das uns wie ein reiner, glückbringender Engel erschien im Dunst dieses alltäglichen Hoflebens — ein heißes,

Bayerische Staatsbibliothek

fühlendes Herz unter geschminkten, verzerrten, immer lächelnden Larven."

„Ein wenig schmeichelhafter Vergleich für die Damen des Hofes," sagte heiter Herr von Rosenthal, „erinnert auch ein Bischen an Schiller — ‚unter Larven die einzig fühlende Brust' — doch thut das nichts," setzte er rasch einlenkend hinzu, als ihm der Prinz ein kurzes, trockenes „was" entgegenrief. — „Niemand ist ja so überzeugt, wie ich, von der aufopfernden, glühenden Liebe Eurer Hoheit."

„Nun, so geben Sie mir einen gescheidten Rath!"

„Bei der Charakterstärke jener Dame weiß ich keinen, als sich — Seiner Majestät zu entdecken." —

„Bah, Unsinn." — — — — „ich bitte Sie, lieber Rosenthal, lassen Sie das nicht Ihr letztes Wort sein, suchen Sie für mich und für jene Dame einen Mittelweg, überreden Sie sie zur Nachgiebigkeit, ich will ja thun, was in meinen Kräften steht, und habe ja schon so viel gethan durch meine Weigerung, die Prinzessin Ernestine zu heirathen — sieht sie denn Alles das nicht ein?" fragte er in einem trostlosen Tone.

„Ob sie das einsieht, Hoheit! — sie ist so trostlos wie Sie und wie ich, sie würde ihr Leben opfern für Euer Hoheit, aber nicht ihre Ehre, sie sagte mir neulich noch: ‚o könnte ich ihn vergessen machen, indem ich selbst

vergäße und Vergessenheit fände in den Fluten eines stillen Sees!“

„Das ist ein häßlicher Gedanke — — — — ich bin rathlos, lieber Rosenthal, sagen Sie mir, was ich thun soll!“

„Es gibt vorläufig zweierlei Wege: entweder Sie nehmen heute Abend auf dem Balle den Staatsminister von Wieneck bei Seite, sagen ihm, Sie hätten sich überzeugt von seiner uneigennützigen Redlichkeit, von seiner tiefen Weisheit, und bäten ihn, die Unterhandlungen wegen der Prinzessin Ernestine wieder aufzunehmen.“

„Und dann?“

„Wird Miß Ellen spurlos verschwinden und für uns nicht mehr auffindbar sein, nicht einmal in den klaren Fluten eines stillen Sees.“

„Noch einmal pfui, Rosenthal, ich verbiete Ihnen ein- für allemal, je wieder ein so gräßliches Bild vor meine Seele zu bringen!“

„So betrachten wir den andern Weg: Euer Hoheit bleiben fest bei Ihrer Weigerung, die Prinzessin Ernestine zu heirathen, und wenn man in Sie dringt, so motiviren Sie muthvoll die Unmöglichkeit durch das Geständniß Ihrer Liebe zu einer Andern.“

„Ich würde das vor meinem Vater niemals wagen.“

„So lassen Sie diese Motive durch einen Andern

ausſprechen, wer weiß, ob nicht ſchon die Nachricht dieſer muthvollen That, die Miß Ellen nicht verſchwiegen bleiben würde, im Stande wäre, ihr Herz, ihren ſchroffen Sinn zu erweichen.“

„Ich wüßte Niemand,“ ſagte der Prinz nach einem längeren Stillſchweigen, „der im Stande wäre, mit dem Könige darüber zu reden, ohne durch Beantwortung von Kreuz- und Querfragen Ellen zu kompromittiren.“

„Jedenfalls iſt es meine Anſicht,“ erwiederte Herr von Roſenthal, „daß, wenn etwas geſchehen kann, es nur auf dieſem Wege möglich iſt.“

Hier hielt der Wagen, und da die Lakaien eilfertig den Schlag aufriſſen, ſo war die Unterredung damit für den Augenblick abgebrochen, doch ſagte der Prinz, ehe er die mit Teppichen belegte Treppe hinaufſtieg, zu Roſenthal: „Ich hoffe nicht, daß Sie den Ball ſo raſch wieder verlaſſen, um Ihren anderweitigen Vergnügungen nachzurennen. Laſſen Sie ſich zuweilen in meiner Nähe ſehen, ich muß noch mit Ihnen reden.“

Die allerhöchſten Herrſchaften waren kurz vor dem Prinzen auf den Ball gekommen, und Seine Majeſtät hatte ſchon ein ernſthaftes Geſicht gemacht, als ſie ſeinen Sohn beim Empfange vermißte. Da es aber der Gräfin von Pommerhauſen bei der Pünktlichkeit des Herrſcherpaares möglich geworden war, vor demſelben auf dem Balle des

Miniſters einzutreffen, und da ſie nicht unterlaſſen hatte, Ihrer Majeſtät ſtrahlend mitzutheilen, wie gnädig der Prinz geweſen ſei, den Rout des guten Geheimeraths Felſing zu beſuchen, eines ſo anerkannt zuverläſſigen, treuen Dieners, und mit welcher Liebenswürdigkeit und mit welchem Geiſt ſich Seine Hoheit dort unterhalten, ſo erfuhr dieß alsbald der König und es freute ihn, zu erfahren, daß ſein Sohn endlich einmal Geſchmack daran fände, ſo wohlanſtändige und durch und durch ſolide Häuſer und Geſellſchaften zu beſuchen.

Der Ball des Miniſters hatte ſich bis jetzt ſo dahin geſchleppt, wie ſich ein Ball hinzuſchleppen pflegt, ehe die allerhöchſten Herrſchaften erſcheinen. Es war noch kein friſches Leben bemerklich geweſen, kein anmuthiger Wellenſchlag, vielmehr eine ſtagnirende Waſſerfläche mit allerdings prachtvoll ſchillernden Sumpf- und Schmarotzerpflanzen jeder Art; ſelbſt im Tanzſaal war noch kein höherer Schwung bemerkbar, und, um unſer Gleichniß von ſoeben fortzuſetzen, flatterten die Paare, die Blicke beſtändig auf die Eingangsthüre gerichtet, nur ſcheu um einander herum, wie wilde Gänſe oder Enten im Röhricht, ohne ſich zu einem geregelten, animirten Fluge zu erheben.

Das wurde aber nun plötzlich anders.

Drunten vernahm man Pferdegetrappel und Wagengeraſſel, die Diener arrangirten ſich auf den Treppen,

der Portier faßte krampfhaft seinen Stock mit dem großen goldenen Knopfe, und ein paar freundliche, gefällige Kammerherren stürzten in den Saal, um dem Hausherrn zu melden, daß die Majestäten soeben angefahren seien.

Die alten Herren in den Vorzimmern, Excellenzen, Geheime Staats-, Oberregierungs- und andere Räthe, sowie unter Waffen ergraute Militärs, die schon von mehr als zweistündigem Stehen ringsumher an den Wänden ein wenig duselig geworden waren, ermannten sich mit Aufwendung der letzten Kräfte und blickten mit künstlichem Lächeln nach der Eingangsthür. War doch die Zeit ihrer Leiden nächstens vorüber, und konnten sie sich still und bewegt von dannen schleichen, sowie der allerhöchste Hof in den Zimmern verschwunden war.

Leute, die als mißliebig nicht gerne wollten gesehen sein, verschwanden hinter verdunkelnden Fenstervorhängen oder hinter korpulenten Damen; Andere, die sicher waren, durch einen freundlichen Blick, ja vielleicht sogar durch eine freundliche Handbewegung beglückt zu werden, schoben sich zuweilen recht rücksichtslos in die vordere Reihe, wobei Herren ihre Kravatten hinauf- sowie ihre Fräcke hinabzogen, und Damen, welche lange gesessen, hinten an ihre Röcke griffen, um durch leises Schütteln die Falten derselben wieder malerischer herabwallend zu machen.

Und wie die Sonne, während sie sich langsam

erhebt, Licht und Glanz, Freude und Entzücken über Alles ausgießt, was ihre Strahlen erreichen, so brachte hier der allerhöchste Hof, wie er langsam vordrang, die gleiche Wirkung hervor. Da gab es keine trübe Miene mehr, kein ernstes, langweiliges Gesicht, für den ersten Augenblick nämlich, und doch war es auch hier, wie der Dichter sagt:

Die Seufzer und die Thränen,
Die kamen hintennach,

und zwar bei solchen Unglücklichen, die durch kein freundliches Wort, durch keinen gnädigen Blick in süße Aufregung versetzt worden waren, ja an denen man vielleicht mit einem sehr ernsten Blick vorübergeschritten, oder die, obgleich sie sich in die erste Reihe gedrängt, gerade so wenig bemerkt worden waren, als seien sie unsichtbar.

Vielleicht noch eine starke Viertelstunde herrschte im Tanzsaal sowie in allen Zimmern bewegte Ebbe und Flut, mit einer leichten Brandung in der Nähe der allerhöchsten Herrschaften, und erst als sich die Königin an einem Theetisch niedergelassen und sich der König zum Spiel gesetzt hatte, fing es an nach und nach wieder ruhiger zu werden. Alles kehrte in's gewöhnliche Geleise zurück, und man sah auf den verschiedenen Gesichtern ebensowohl strahlende Glückseligkeit, als tiefe, hoffnungslose Verstimmung.

Seine Majestät hatte den Oberſthofmeiſter Baron Tönning, den Staatsminiſter von Wieneck, dem er ſogleich beim Eintritt in den Saal freundlichſt die Hand geſchüttelt, zum Whiſtſpiele befohlen, ſowie ebenfalls den engliſchen Geſandten Sir Frederik Knobbers dazu einladen laſſen. Man ſpielte zu Dreien mit dem Strohmann, welches Spiel der König beſonders liebte, weil er zuweilen gerne austrat, um einen Blick in den Tanzſaal zu werfen, oder mit Dieſem oder Jenem ein paar Worte zu reden. Daß Manche ſich deßhalb in ſtiller Sehnſucht und ſo auffallend als möglich in der Nähe des königlichen Spieltiſches umhertrieben, bedarf kaum der Erwähnung, während Andere, die ihr Weg zufällig hieher geführt, ſo raſch als thunlich um die nächſte Ecke verſchwanden.

Unter dieſen Letzteren befand ſich der Major Graf Leo Wieneck, welcher, mit Roſenthal heranſchreitend, an der Thüre des Spielzimmers eine ſcharfe Wendung nach links verſuchte, ſobald er Seine Majeſtät bemerkte, worauf der Andere lächelnd ſagte: „Warum fliehen, mein verehrter Freund, wenn man es ſo bequem haben kann, ſich in den Strahlen der Sonne zu ergehen und bis auf's innerſte Mark zu erwärmen? Ich kann Sie verſichern, der Allerhöchſte ſtrahlt heute eine famoſe Gnadenwärme aus, ich ſehe deren Abglanz deutlich auf dem Geſichte unſeres wackeren Oberſthofmeiſters, ſein Mund lächelt ſo behaglich,

daß seine kleinen Augen beinahe verschwinden und seine Ohren förmlich wackeln."

„Ich habe meine Ursache, mich heute nicht auffallend sehen zu lassen; der König hat mich im Verdacht, als sei ich gestern über einen verbotenen Weg des Parks geritten."

„Und dieser Verdacht ist wahrscheinlich gerechtfertigt; in solchem Fall attaquirt man von vorn und stellt sich gerade gegenüber Seiner Majestät, natürlich in geziemender Entfernung. Auch spricht der Herr in diesem Augenblicke so gnädig mit Ihrem Papa, daß für den Sohn nothwendig etwas abfallen muß — kommen Sie nur!"

„Meinetwegen."

Die beiden jungen Leute traversirten den Spielsaal, und da der König zufällig aufblickte, als sie sich gegenüber dem Spieltische befanden, und dann leicht mit dem Kopfe nickte, so machten Beide eine tiefe Verbeugung, worauf Seine Majestät sagte: „Es ist das ein gutes Pferd, Major Wieneck, welches Sie gestern im Parke ritten!"

„Auf verbotenen Wegen," flüsterte Rosenthal, — „Sie haben Ihre Nase auf die sanfteste Art von der Welt."

„Ah, sieh da, Herr von Rosenthal! Sie tanzen nicht?"

„Ich habe ein Gelübde gethan, nicht mehr zu tanzen, Majestät."

„Und wo war das?“ fragte der König, indem er Karten gab.

„Auf einem ſtark tanzenden Schiffe, Majeſtät, im ſchwarzen Meer.“

„Und Sie ſpielen auch nicht?“

„Nicht mehr, ſeit ich Afrika verlaſſen.“

„Er iſt zu drollig, dieſer Roſenthal,“ bemerkte der König mit freundlicher Miene gegen den Staatsminiſter von Wieneck, — „und warum ſpielen Sie ſeit Afrika nicht mehr?“

„Euer Majeſtät halten zu Gnaden, es fehlt mir hier an der üblichen Landesmünze, an welche ich mich dort zu ſehr gewöhnt.“

„So, und was war Ihre afrikaniſche Münze?“

„Negerköpfe, Majeſtät, die Wetten nach rechts und links gingen um Elephantenzähne.“

Da der König in dieſem Augenblicke mit raſchem Blick auf ſeine Karten ſah, daß er ſeine Gegner „groß-ſchlemm“ machen würde, ſo lachte er auf's Herzlichſte über die närriſchen Antworten, indem er ſagte: „Ja mit ſolchen Münzen können wir allerdings nicht dienen — gratuliren Sie ſich dazu, Baron Tönning, Sie haben dieſen Rubber mit einem großen Schlemm verloren und mit einer Wette gegen den Herrn Geſandten, das würde Sie viele Elephantenzähne und Negerköpfe koſten.“

verſehen; unſere Betten ſtanden in zwei dunklen Alkoven. Doch machten wir von dieſer Wohnung im Augenblick nur ſehr kurzen Gebrauch; es drängte uns, ſchon heute von dem Kloſter ſo viel wie möglich zu ſehen, denn man hatte uns geſagt, wegen den Feierlichkeiten der Beiſetzung könnte es uns vielleicht morgen ſchwer gemacht werden, das Innere genau zu betrachten. Schon in Madrid hatten wir von dem ſeltſamen Führer gehört, welcher die Fremden durch das Labyrinth des Escorials begleite. Unſer Wirth hatte gleich nach ihm geſchickt, und es erſchien bald ein alter Mann mit weißen Haaren, ſehr langſam und vorſichtig gehend, wobei er ſich auf die Schulter ſeiner kleinen Enkelin ſtützte. Er betrieb das Geſchäft eines Cicerone ſchon ſeit langen Jahren, kannte nicht nur die Entſtehung jedes Bildes und jeder Statue, ſondern ich möchte faſt ſagen, jeden Stein, jede Treppenſtufe, und wußte allerlei anmuthige Geſchichten bald über dieß, bald über das zu erzählen. Dabei hatte er nur einen einzigen Fehler: er war nämlich blind, vollkommen blind, und nur eine langjährige Gewohnheit machte es ihm möglich, in der tiefen Nacht, die ihn umgab, die Fremden, welche ſich ſeiner Leitung anvertrauten, ohne die geringſte Irrung durch das ganze Gebäude zu führen. Ich würde dieſe Thatſache nicht für möglich halten, wenn ich ſie nicht erlebt hätte. Der Wirth, der übrigens Zweifel in unſeren Mienen zu leſen ſchien, ſagte lächelnd: „folgen Sie nur dem Cornelio, Sie werden ſehen, er vergißt keinen Winkel des Kloſters, keine Statue, kein Bild.“

So ſchritten wir denn über die Straße, unter einer der bedeckten Brücken durch, mit denen die verfallenen Häuſer, von denen ich oben ſprach, unter einander verbunden ſind, über finſtere Gänge, die ſich bald rechts, bald links wandten, und über große und kleine Treppen zum Platze vor dem Escorial hinab. Schon hier war uns der blinde Führer von großem Nutzen, er ſchritt voran und zeigte uns die Richtung des Weges an, jetzt rechts, jetzt links, ſechs oder acht Schritte abwärts, dann vier gerade aus.

Da ſtanden wir denn auf dem weiten, von langen niedrigen

Damit ſtand Seine Majeſtät auf und verließ freundlich grüßend den Spielſalon, um ſich während des nächſten Rubbers im Tanzſaal umzuſchauen.

Wieneck und Roſenthal traten näher zum Spieltiſche, wo der Oberſthofmeiſter kopfſchüttelnd gegen den Letzteren bemerkte: „Sie ſündigen ſtark auf eine gewiſſe Freiheit, Herr von Roſenthal, wie könnte ich mich unterſtehen, eine ſolche Antwort zu geben!“

„Verzeihen mir Excellenz, das wäre auch nicht paſſend für eine oberſte Hofcharge, und es gehört auch noch ſonſt etwas dazu, was Euer Excellenz nicht im gehörigen Maße beſitzen.“

„Par exemple, — was wäre das, mein Lieber?“

„Bürgerlicher Muth, Excellenz, oder wenn Sie wollen, eine gewiſſe Effronterie, die ich leider in hohem Grade beſitze.“

„Das weiß Gott,“ ſagte der Oberſthofmeiſter halb leiſe, indem er Karten gab, „doch habe ich bürgerlichen Muth genug, mein Freund, um auch Seiner Majeſtät gegenüber meinen Grundſätzen getreu zu bleiben und meine Pflichten zu erfüllen.“

„Das käme auf die Probe an, Excellenz,“ entgegnete Herr von Roſenthal mit ſeiner lecken Laune.

Doch zuckte Baron Tönning die Achſeln und würde ſich wohl ohne weitere Antwort mit ſeinen Karten be-

schäftigt haben, wenn nicht der Staatsminister von Wieneck lächelnd die Bemerkung hingeworfen hätte: „Ich weiß, worauf Herr von Rosenthal zielt."

„Nun?" fragte der Oberſthofmeiſter, wobei ſich der ohnedieß ſchon erſtaunte Ausdruck ſeines Geſichtes zu einer faſt komiſchen Höhe ſteigerte, während ſeine Unterlippe ſchlaff herabſank.

„Ich dachte an unſere Wette von heute Abend," ſprach ruhig Herr von Rosenthal.

„A—ah — Kindereien!"

„O eine Wette iſt niemals eine Kinderei," ſprach der engliſche Geſandte mit einem etwas mangelhaften Accente.

„Gewiß nicht, Sir Frederik Knobbers, und noch dazu eine Wette, die auf einer ganz eigenthümlichen Entſcheidung beruht. Ich wettete nämlich gegen den Herrn Oberſthofmeiſter —"

„Herr von Rosenthal!" ſagte dieſer ſehr ernſt.

„Laſſen Sie ihn doch, Baron Tönning!" warf der Staatsminiſter beſchwichtigend ein, „Sie können ja überzeugt ſein, daß Herr von Rosenthal in ſeiner bekannten Art nur die Wahrheit ſagt."

„Ah ſo — ich wettete alſo mit dem Herrn Oberſthofmeiſter für das bekannte Glück Seiner Majeſtät, im Whiſtſpiel, verſteht ſich von ſelbſt, und da wäre doch heute

Abend die beste Gelegenheit, diese Wette zur Entscheidung zu bringen."

„Eine bessere wird sich nicht so bald zeigen" meinte Sir Frederik Knobbers, „und da mir diese Wette gefällt, so biete ich Ihnen dieselbichte ebenfalls auch mit an; Sie wetten gegen, ich wette für das Glück von Seiner Majestät."

„Ich behauptete nämlich," sagte Herr von Rosenthal, „daß Seine Majestät bei einem Rubber viermal Atout-Aß haben wird; Seine Excellenz der Oberstthofmeister behaupteten das Gegentheil, und so entstand unsere Wette."

„Wie hoch haben Sie gewettet?"

„Um zehn Friedrichsd'or."

„Gut, wenn Sie wollen, halte ich diese Wette ebenfalls gegen Sie, Herr Oberstthofmeister."

Dieser blickte im höchsten Erstaunen die Herren der Reihe nach an; er wußte nicht, was er zu alem dem sagen sollte, und es war durchaus nothwendig, daß Herr von Rosenthal seinem Gedächtnisse durch die Frage zu Hülfe kam:

„Euer Excellenz erinnern sich doch, daß und warum wir heute Abend gewettet haben?"

„Gewiß."

„So kann also die Wette ausgemacht werden, eine günstigere Gelegenheit findet sich nicht so bab wieder, auch sind die nothwendigen Zeugen zur Hand.'

„Allerdings — aber —"

„Die ganze Sache ist ja nur ein Scherz, warum nicht rasch damit zu Ende kommen?"

„Gewiß nur ein Scherz," meinte auch Sir Frederik Knobbers, „und wenn wir es später dem Könige erzählen, wird er sehr darüber lachen wollen."

„Vielleicht."

„Jedenfalls," sagte der Staatsminister von Wieneck, „spielen wir rasch unsern Rubber zu Ende."

„Und dann werde ich Seine Majestät benachrichtigen, daß er eintreten soll," sprach Sir Frederik Knobbers, der es sehr liebte, von der Gesellschaft so häufig als möglich im Gespräch mit dem König gesehen zu werden.

Das Spiel war bald zu Ende, und dann erhob sich der englische Gesandte, um nach Seiner Majestät zu sehen.

„Es kommt nie etwas dabei heraus, Herr von Rosenthal," sagte nun der Oberstthofmeister in verdrießlichem Tone, „wenn man sich mit Ihnen einläßt."

„Im Gegentheil, ich bin überzeugt, Sie gewinnen dadurch zehn Friedrichsd'or und ein wundervolles Diner, wenn Sie Seiner Majestät eine dicke Lüge sagen."

„Ich schaudere schon bei dem Gedanken, und die Herren müssen mir zugeben, daß ich sehr im Nachtheil gegen Sie bin; Sie haben es gut, Sie brauchen nur die Wahrheit zu reden; o es ist so beruhigend und so

ſüß, die Wahrheit zu ſprechen, ich möchte mich wahrhaft mit zehn Friedrichsd'or von dieſer lächerlichen Wette loskaufen."

„Es iſt ja nur ein Scherz, und einer Wette kann man ſich nicht entziehen, Baron Tönning," bemerkte der Staatsminiſter, als er ſah, wie Herr von Roſenthal mit gekränkter Miene die Achſeln zuckte.

„O ja, man kann ſie verloren geben und bezahlen," erwiederte der Oberſthofmeiſter.

„In dieſem Falle nicht, Excellenz; denn ich käme dadurch um das Vergnügen, vor Seiner Majeſtät die Wahrheit reden zu dürfen."

„Dort kommen Allerhöchſt Dieſelben mit Sir Frederik."

„Alſo unſere Wette gilt, und muß entſchieden ſein vor Beendigung des nächſten Rubbers?"

„In Gottes Namen denn; aber wenn ich mich nochmals auf eine ſolche Geſchichte einlaſſe, ſo ſoll mich der Teufel holen!"

„Noch etwas," flüſterte raſch Herr von Roſenthal, „die Herren Zeugen müſſen wiſſen, wann Lüge und Wahrheit kommt, und deßhalb könnte Jeder von uns Beiden laut und deutlich huſten — angenommen?"

„Meinetwegen — auch das noch."

„So ungefähr werd' ich huſten," und darauf räuſperte

sich Herr von Rosenthal so laut, daß Seine Majestät, welche in diesem Augenblicke herantrat, die Frage that: „Sie sind wohl stark erkältet?“ worauf Rosenthal zur Antwort gab: „Ich bitte Euer Majestät tausendmal um Verzeihung, es war mir, als hätte ich etwas in der Kehle stecken.“

„Ah, eine Wahrheit, mein Lieber, nehmen Sie sich in Acht, ich fürchte, Sie ersticken noch einmal an einer Wahrheit!“

„Ich hoffe, mich nie leichtsinniger Weise in solche Gefahr zu bringen,“ antwortete Rosenthal, indem er sich mit großem Ernste verbeugte.

„Jedenfalls schätze ich es an Ihnen,“ lächelte der König, indem er sich niederließ, „daß Sie Ihre Fehler nicht zu verdecken suchen. Wie steht es mit dem Spiele?“

„Ich gewann acht Point, Majestät, gegen die beiden Herren,“ antwortete der Oberstthofmeister, „trete aus und habe nun die Ehre, zuschauen zu dürfen.“ Damit that er einen halben Schritt zurück und zog sein Taschentuch hervor, um sich leicht damit über die Stirne zu fahren.

Das Spiel nahm nun seinen Fortgang, und da der König sowohl beim ersten als auch beim zweiten Kartengeben jedesmal Atout-Aß bekam, so lächelte Sir Frederik vergnügt in sich hinein. Doch wollte es das Schicksal, daß er selbst der Beendigung der Wette nicht beiwohnen sollte, denn im Begriff, die Karten zu ergreifen, rauschte

die Gräfin von Pommerhausen in den Saal und fragte einen Kammerherrn, der an der Thür lehnte, so laut nach dem englischen Gesandten, daß Seine Majestät fragend hinüberblickte, worauf die erste Palastdame mit einem künstlichen, aber sehr gut nachgemachten Erschrecken so tief rückwärts knickste, daß sich der eben erwähnte Kammerherr nur durch eine rasche Seitenbewegung vor einem Zusammenstoß mit ihr rettete. „Ich bitte Euer Majestät tausendmal um Verzeihung," lispelte die Gräfin, „aber Ihre Majestät die Königin fragte nach Sir Frederik, und ich hatte keine Ahnung davon, daß er gerade in der Partie begriffen wäre."

„Ah, wenn die Königin Sie wünscht, mein Lieber," sagte gütig der König, „so dürfen wir sie nicht warten lassen. Tönning kann ja so lange Ihre Karten nehmen."

„Wenn Euer Majestät erlauben," erwiederte der Gesandte rasch aufstehend, konnte aber nicht unterlassen, als er bei Rosenthal vorüber kam, diesem zuzuflüstern: „Geben Sie auf unsere Uette Acht, schon zweimal war Atout-As da!"

Der Obersthofmeister ließ sich auf diese Aufforderung zum Spiele nieder, nachdem er hastig sein Schnupftuch wieder in die Tasche gesteckt. Er hatte sich schon zweimal die etwas feucht gewordene Stirne abgewischt und zog tief den Athem an sich, denn dieser Rosenthal war

gar zu unausstehlich. Da stand er seitwärts, mit dem Major Wieneck, scheinbar in eifrigem Gespräch mit demselben, ohne jedoch einen Blick von dem etwas bleich gewordenen Gesichte des Baron Tönning abzuwenden, ja, er unterließ es nicht, ihm verstohlen ein Zeichen zu machen, daß der Rubber nächstens zu Ende gehen müsse, ihn auf solche Art antreibend, das Schrecklichste zu begehen, was eine oberste Hofcharge überhaupt zu begehen im Stande ist. Der Oberstthofmeister hatte schon ein Dutzendmal bei sich beschlossen, die Wette verloren zu geben und nicht zu lügen; doch hatte ihn ein eigenthümliches Lächeln des alten Staatsministers, der in seiner Seele zu lesen schien, stets wieder von diesem guten Vorsatz abgebracht, auch fürchtete er das bekannte lose Maul Rosenthal's, der sich, im Falle er sein Wort nicht hielte, nichts daraus machen würde, die ganze Geschichte lachend vor den Ohren Seiner Majestät zu erzählen, in welchem Falle schon der Vorsatz zum Lügen verderblicher sein konnte, als die Ausführung dieses Verbrechens, welche ja jedenfalls verschwiegen blieb. Er hätte es wahrhaftig nicht für möglich gehalten, wie schwierig es sei, so mit kaltem Blut eine Lüge zu sagen — und wo fand sich nur gleich eine günstige Veranlassung dazu? Zum Henker, man konnte doch Seiner Majestät nicht sagen, daß man einen weißen Mohren gesehen habe oder ein sammetartiges Stachelschwein.

Der König hatte Sir Frederik nachgeblickt und legte die Karten, welche er schon in die Hand genommen hatte, wieder vor sich hin, sobald Jener den Salon verlassen. „Apropos, Tönning," sagte er alsdann, „wo steckt denn der erste Kammerherr der Königin? Haben Sie den Grafen Stoltenhoff nirgendwo gesehen?"

„Als ich kam, war er in den vorderen Salons: wenn Euer Majestät befehlen, will ich nach ihm schicken."

„Gewiß nicht; er wird auch nicht zu finden sein, denn die Königin ließ schon vergeblich nach ihm sehen."

„Vielleicht daß er sich doch in einem der rückwärtigen Salons befindet, wollen mir Euer Majestät gestatten, nachzusehen?" bat rasch der Oberstthofmeister, dem ein Hoffnungsstrahl dadurch leuchtete, daß ihm befohlen würde, den Kammerherrn zu suchen, und daß er, auf diese Art von der Spielpartie entfernt, auch nicht im Stande sei, seine Wette zu halten; auch schon aus dem Grunde, weil alsdann der fragliche Rubber nicht zu Ende gespielt werden konnte, da die Souperstunde nahe herangerückt war — eine Stunde, welcher wohl noch nie ein abgetanzter hungriger Lieutenant mit solcher Sehnsucht entgegengesehen, als in diesem Augenblick der Chef der königlichen Hofhaltung.

Leider aber schüttelte Seine Majestät mit dem Kopfe, indem sie bemerkte: „Geben Sie sich keine unnöthige

Mühe, der Herr Graf Stoltenhoff wird unserem Minister des Auswärtigen die Ehre nicht erzeigen, auf seinem Balle länger, als gerade nothwendig ist, zu verweilen; der Herr Graf haben, wie ich ganz genau weiß, wichtigere Dinge zu besorgen."

Der König sprach diese Worte natürlich in einem ironischen Tone, jedoch mit einem ernsten Blick, setzte aber dann mit der ihm eigenen Gutmüthigkeit hinzu: „Wir waren ja Alle einmal jung, und ich bin gewiß der Letzte, welcher über dergleichen Geschichten strenge Kontrole üben möchte, aber man muß dadurch seine Pflichten nicht vernachlässigen und man muß, besonders in gewissen Stellungen, sich in Acht nehmen, Aergerniß zu geben."

Alle, die am Tische saßen, wußten ganz genau, worauf diese Worte zielten; denn der Graf Stoltenhoff, obgleich verheirathet, unterhielt ein kleines, sehr intimes Verhältniß mit einer jungen Sängerin des Hoftheaters.

„Habe ich nicht Recht, Wieneck?" fragte der König.

„Ich glaube nicht, daß es so arg ist, Majestät."

„Es sollte mich das in der That freuen, denn mich dauert die kleine Gräfin Stoltenhoff — wissen Sie Näheres darüber, Wieneck?"

Der Staatsminister zuckte ganz leicht mit den Achseln und fühlte sich ein klein wenig verlegen, da er allerdings nicht im Stande war, die Aeußerung, die er eben gut-

Gebäuden umgebenen Platze, in dessen Mitte der Escorial emporragt; es war uns wie ein Traum und wir hätten versucht sein können, nicht an die Erfüllung des sehnlichen Wunsches zu glauben, das achte Wunder der Welt, wie die Spanier wohl mit Recht das Kloster nennen, nun wirklich vor uns zu schauen. — Escorial! Das Wort ruft so manche Erinnerungen wach, und die glänzende, wenn auch schreckliche Regierungszeit Philipp's II., der wir schon in der Jugend mit so großem Interesse gefolgt, tritt hier so lebendig vor unsere Seele. Ist es uns doch gerade, als würden wir den finsteren, unheimlichen König selbst vorüberschreiten sehen, ihn, in dessen weiten Reichen die Sonne nie unterging, und die Flammen des Scheiterhaufens nie erlöschten, gefolgt von Personen, die uns so bekannt scheinen und doch so fabelhaft sind, Elisabeth, seiner königlichen Gemahlin, Karlos, seines Infanten, von dem man nicht weiß, wie und wo er geendigt, ja nicht einmal, ob sein Leib wirklich drunten ruht in dem Sarge, der seinen Namen trägt. Wenn wir die starre Form der granitnen Thürme betrachten, so fällt uns Alba ein, seines Königs würdigster Diener, und wir denken an seine blutigen Züge gegen Norden, unserer Heimath zu, es ist, als sähen wir Flandern und Brabant, den Aufruhr in den Provinzen, den Marktplatz von Brüssel mit seinem Schaffot und mit Egmont, den wir so sehr geliebt und dessen Schicksal wir von jeher bedauert haben. Ja ihn, den flandrischen Grafen können wir besonders nicht vergessen und müssen des Schlachttags von Saint-Quentin gedenken, denn der Sieg der spanischen Waffen dort ist die Ursache der Erbauung des Escorials. Ein spanischer Geschichtschreiber erzählt darüber: am zehnten August 1557 belagerte der König Philipp II. Saint-Quentin; Philibert von Savoyen führte die Spanier und wurde von Graf Egmonts flandrischen und deutschen Truppen glänzend unterstützt, sowie von ein paar tausend Engländern unter Pembroke. Die Franzosen boten die Schlacht an, welche mörderisch entbrannte; während sich aber die Soldaten für ihren König schlugen, hielt sich dieser außer Schußweite, wie ein armer Sünder zwischen zwei

müthiger Weise gethan, der Wahrheit gemäß zu bekräftigen, doch kam ihm in diesem Augenblicke der Oberſthofmeiſter eben ſo unerwartet als erwünſcht zu Hülfe, denn Seine Excellenz, nachdem ſie ein paarmal heftig geſchluckt und einen ſehr ausdrucksvollen Blick nach Roſenthal hinübergeſandt, der ſich etwas ſeitwärts hinter dem Rücken des Königs befand, huſtete nun laut, ja auffallend, und ſagte dann nach einem ſtarken Athemholen und während ſich ſeine Augenbrauen eben ſo hoch emporzogen, als ſeine Unterlippe ſchlaff herabhing, mit etwas unſicherer Stimme: „Auch ich kann Euer Majeſtät verſichern, daß das Verhältniß des Grafen Stoltenhoff, welches Euer Majeſtät eben berührten, nicht mehr exiſtirt.“

„Ah, das ſollte mich in der That freuen, und wiſſen Sie das ganz genau, Tönning?“

„Ganz — genau.“

Dieſe Worte brachte der Oberſthofmeiſter nur mit größter Mühe hervor, denn jetzt, nachdem er das Verbrechen begangen, Seine Majeſtät auf's Gröblichſte zu belügen, fühlte er, wie man gewöhnlich nach begangenen Sünden fühlt, die ganze Schwere ſeines Unrechts. Er warf einen zweiten Blick auf Roſenthal hinüber, aber es war kein Blick des Triumphes, es war ein Blick des Zorns, ja der Zerknirſchung.

„Es freut mich wirklich, das aus Ihrem Munde zu

vernehmen, Tönning, ich kenne Ihre Vorsicht und Zuverlässigkeit, aber woher wissen Sie, daß dieß Verhältniß mit der kleinen Sängerin nicht mehr existirt?"

„Von — von — e — eben — — dem Grafen Stoltenhoff selbst."

„Das ist mir nicht genügend, und da Sie mich so bestimmt versichert haben, das skandalöse Verhältniß hätte aufgehört, so werden Sie mir sicherere Bürgschaften dafür mittheilen können."

„Gewiß, Euer Majestät," sagte der Oberstlhofmeister, während er Herzklopfen und Ohrensausen verspürte und ihm der Angstschweiß ausbrach, den er sich im gegenwärtigen Augenblicke nicht einmal abwischen durfte, „Graf Stoltenhoff sah das Unpassende dieser Liaison ein, und — da — da —"

„Sprechen Sie unverholen, mein lieber Tönning," ermunterte ihn der König in gütigem Tone, „was Sie uns anvertrauen, bleibt ganz unter uns; auf Wieneck kann ich mich verlassen, wie auf Sie und wie auf mich selber, also Stoltenhoff sah sein unpassendes Betragen ein?"

„Und löste die Verbindung auf, Majestät."

„Aber wie — auf welche Art? — es interessirt mich, das in seinen Einzelnheiten zu hören; solche Fesseln sind schwer zu brechen, man kennt das aus Erfahrung, aber wenn man nur einmal den guten Willen hat, eine

solche Geschichte zu lösen, so ist damit immerhin schon etwas geschehen — fand er vernünftige Freunde, die ihm behülflich waren?"

„Ja — Majestät," hauchte der Oberstthofmeister, „er wandte sich an mich — und — an Baron Schalken, den Hoftheater-Intendanten Eurer Majestät."

„Bei Schalken ist er an die richtige Adresse gegangen," lachte der König, „und was that der Intendant?"

„Er — er — versprach dem Grafen Stoltenhoff, das Engagement der Betreffenden, welches ohnedieß nachstens abgelaufen ist, nicht wieder zu erneuern."

„Ganz gut, vortrefflich," erwiederte der König, „doch da fällt mir eben ein, daß sich Schalken eine kleine Unwahrheit gegen mich erlaubte; unter uns gesagt, frug ich ihn neulich in Betreff des Engagements der kleinen Sängerin ganz aus demselben Grunde, und da sagte er mir doch, ihr Kontrakt laufe noch zwei Jahre."

Jetzt konnte der Oberstthofmeister nicht anders, als leise sein Taschentuch hervorziehen, und sich die Schweißtropfen von der Stirne wischen, von denen ihm einer über die Nase herabzulaufen drohte. Er hatte auch Zeit dazu, da der König, und zwar etwas unmuthig, fortfuhr: — „dieser Schalken, ich hab' ihn immer im Verdacht gehabt, daß er mir nicht streng genug auf die Konduiten seiner Prinzessinnen hält, und daß er nicht gleich

von vorne herein mit der gehörigen Energie einschreitet, wenn die jungen Herren gegen alle Theatergesetze sich hinter den Coulissen herumtreiben; man sollte auch da alle halbe Jahre die Kriegsartikel verlesen — nun ich muß mir diese Geschichte merken."

„Aber ich bitte Euer Majestät auf's Inständigste," flehte der Oberstthofmeister, der, ein Bild des Jammers, die letzte Aeußerung Seiner Majestät vernommen, „ich flehe inständigst, nur für den Augenblick nicht —"

„Seien Sie unbesorgt, ich verrathe nie Jemanden, will aber Stoltenhoff behülflich sein, seine Ketten zu brechen; Schalken soll sich je eher je lieber mit der Sängerin, den Rest ihres Engagements betreffend, abfinden."

Der Oberstthofmeister hatte seine Wette gewonnen — er hatte den König belogen und Rosenthal konnte zufrieden sein; er hatte nicht nur einmal gelogen, er hatte sich in eine ganze Kette von Lügen verwickelt, die nun mit ihrer vollen Schwere auf seiner Seele lastete, und selbst seinen Körper zusammengedrückt haben würde, wenn er nicht die ungeheuerste Anstrengung gemacht hätte, unbefangen und so aufrecht als möglich auf seinem Stuhle zu sitzen. Ja, er hatte gelogen, und er fühlte es deutlich, wie Recht jenes Ungeheuer von Rosenthal gehabt, daß es viel leichter sei, die Wahrheit zu reden, als auf

unverfängliche und geschickte Art zu lügen — ja er hatte weder unverfänglich, noch geschickt gelogen, er hatte ein Lügennetz gewoben, in dem er nun selbst gefangen saß, und bot dabei nicht das Bild eines munter zappelnden Fisches, sondern sah vielmehr aus wie ein halbabgestandener Karpfe mit großen, offenen, gläsernen und doch noch erstaunten Augen und schwach zuckendem Munde. Und dabei sollte er mit Seiner Majestät Karten spielen! Glücklicher Weise arbeitete er mit dem Strohmanne gegen den König und Wieneck, und so war es denn für eigene Rechnung und Gefahr, daß er abermals großschlemm wurde, weil er in der Zerstreuung seinen Atout-König auf das Atout-Aß Seiner Majestät geworfen.

Dieß war das dritte Atout-Aß, welches der König ausgespielt, doch hatte der Oberstthofmeister dafür, sowie für die eingegangene Wette mit Sir Frederik Knobbers kein Gedächtniß mehr, überhaupt trugen vor seinem wirren Geiste alle Kartenblätter jetzt die Physiognomie des Grafen Stoltenhoff, dann des Hoftheaterintendanten Baron Schalken, sowie jener Sängerin.

Der Staatsminister Wieneck hatte achtzehn Point markirt, der Rubber näherte sich seinem Ende, und während der Oberstthofmeister die Karten gab, schauten Seine Majestät vergnügt um sich her, auch ein wenig hinter sich, und bemerkte dadurch Rosenthal, der sich mit dem Grafen

Leo etwas zurückgezogen hatte und sich nun den Anschein gab, als durchschritte er rasch mit jenem den Spielsalon, um sich in den Tanzsaal zu begeben.

„Hören Sie, lieber Rosenthal," sagte der König, ihn freundlich herbeiwinkend, „Sie sprachen sich neulich gegen mich einmal dahin aus, daß Sie das Lügen für das größte Laster hielten. Beharren Sie noch bei diesem lobenswerthen Grundsatze?"

„Unerschütterlich, Majestät."

„Nun dann will ich Ihnen eine vertrauliche Frage thun, die Sie mir vielleicht beantworten können. Sie verkehren häufig mit meinem Sohne, man sagt, Sie genössen sein Vertrauen; ist es nicht so?"

„Seine königliche Hoheit sind allerdings sehr gnädig gegen mich."

„Nun denn, so sagen Sie mir, warum tanzt er den ganzen Abend nicht, warum spielt er nicht, warum sehe ich ihn, so oft ich ihn nämlich sehe, gedankenvoll vor sich hinstarren, statt sich heiter, wie es seinen Jahren geziemt, zu unterhalten?"

Hier hustete Herr von Rosenthal so auffallend, daß der arme Oberstthofmeister zusammenfuhr, weil es ihm gerade zu Muthe war, als würde er gezwungen, nochmals zu lügen, während der Staatsminister von Wieneck, der das verabredete Zeichen erkannte, erwartungsvoll aufschaute.

„Nun," fragte der König, „sind Sie im Stande, mir eine Antwort zu geben, aber foie de gentilhomme?"

„Foie de gentilhomme, Majestät; weil Seine königliche Hoheit, soviel ich bemerkt habe, heftig verliebt sind."

„Ah, das ist stark," rief der König, und setzte nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu: „mir scheint, Sie haben es diesmal mit dem foie de gentilhomme nicht genau genommen."

„Eben so genau, Majestät, als ich weiß, daß der Kronprinz eine heiße Liebe im Herzen trägt."

Dieses Mal sah der Staatsminister von Wieneck noch erstaunter aus als der Obersthofmeister, der überhaupt ziemlich theilnahmlos vor sich hinbrütend dasaß. Wieneck war überzeugt, daß Rosenthal die Wahrheit spräche, aber die Gewißheit dessen war für ihn eben so überraschend, als die Gründe unerklärlich, weßhalb der Vertraute des Prinzen die Neigung desselben so rückhaltslos vor Seiner Majestät offenbarte.

Der König schüttelte leicht mit dem Kopfe und blickte dann achselzuckend den Staatsminister fragend an, und erst als dieser mit den gleichen Pantomimen geantwortet, sagte er zu Rosenthal: — „und wer ist der Gegenstand dieser Neigung — wenn man es wissen darf?"

Nun war es an dem Gefragten, mit einer tiefen

Verbeugung die eben erwähnten Pantomimen zu wiederholen, und dann dieselben verschärfend hinzuzusetzen: „Das Euer Majestät zu sagen, ist für mich eine Unmöglichkeit."

„So lassen wir es für heute gut sein," gab der König in einem etwas trockenen Tone zur Antwort, „wie steht die Partie, Wieneck?"

„Achtzehn Point gegen vier des Oberstthofmeisters."

„So können wir es ja bis nächstens gut sein lassen. Da kommt auch unser freundlicher Wirth, ich glaube, man wird uns zum Souper rufen — guten Appetit, meine Herren!"

Damit stand der König rasch auf und ging dann mit einer freundlichen Handbewegung dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten entgegen, nahm ihn unter den Arm und verschwand an seiner Seite im Tanzsaal.

Die Andern, die zurückblieben, schauten sich eine Weile überrascht, erwartungsvoll an, bis der Staatsminister von Wieneck fragte: „Und Sie haben wirklich soeben vor Seiner Majestät die Wahrheit gesprochen, Herr von Rosenthal?"

„Die volle Wahrheit, Excellenz."

„Und ich habe gelogen," jammerte der Oberstthofmeister, „ich habe mich hinreißen lassen, eine ganze verwickelte Geschichte zu lügen — hol' der Teufel Ihre

Wette, wie wird das enden? Sie haben mich gut hineingebracht."

„Doch nicht ohne Euer Excellenz vorher zu warnen. Ich erlaubte mir Ihnen anzudeuten, für wie schwer ich es hielte, auf geschickte Art zu lügen."

„Und wie soll ich Aermster nun da wieder herauskommen?"

„Auf die leichteste Art von der Welt, indem Sie es möglich machen, Ihre Lüge in Wahrheit zu verwandeln."

„So wären Sie ja auch wohl im Stande," fragte der Staatsminister von Wieneck mit einem eigenthümlichen Lächeln, „aus Ihrer Wahrheit eine Lüge zu machen?"

„Das wohl nicht, Excellenz, aber vielleicht gelange es mir, meine Wahrheit zu etwas sehr Gutem und Ersprießlichem zu benutzen — vor der Hand aber denke ich, wollen wir miteinander zum Souper gehen."

Viertes Kapitel.

In der dritten Wendung. Haide und frischer Buchenwald.

Wer war denn eigentlich Herr von Rosenthal? höre ich manche unserer verehrten Leserinnen und nicht ohne Grund fragen, muß aber gestehen, daß es nicht ganz leicht ist, hierauf eine genügende Antwort zu geben.

Schon vor länger als einem Jahre hatte sich ein junger und hübscher Mann mit den feinsten Manieren und von gewandtestem Benehmen, mit guten Empfehlungsbriefen versehen, dem Oberstjhofmeister Baron Tönning vorgestellt, und dieser hatte durchaus keinen Anstand genommen, den Kammerherrn von Rosenthal auf die Hofliste zu setzen, und ihn seinem Wunsche gemäß bei der nächsten Veranlassung den allerhöchsten und höchsten Herrschaften vorzustellen.

Dieser Herr von Rosenthal war nun in kurzer Zeit der Liebling der sogenannten „Gesellschaft" geworden. Er

Beichtvätern und hörte nicht auf, Gebete zu murmeln und Schwüre und Gelübde an alle Heiligen zu thun. Der König fürchtete ſich, ſagt einfach der ſpaniſche Geſchichtsſchreiber; vor allen Dingen wandte er ſich an San Lorenzo und gelobte ihm eine prachtvolle Kirche nebſt Kloſter, wenn er ihm ohne Gefahr für ſeine Perſon zum Siege verhelfen wolle. In der That wurden auch die Franzoſen vollſtändig geſchlagen und der König hielt dem Heiligen ſein Wort auf ſo umfaſſende und glänzende Art, daß alle Heiligen der Welt hätten damit zufrieden ſein können.

Dabei hat wohl nie ein König mehr in ſeinem eigenen Charakter gebaut, als Philipp II., indem er dieſes Werk herſtellte. Die große Anfahrt zum Escorial iſt von Nordoſt, ſo daß man die Gebäudemaſſe zur Linken hat, wenn man die Höhe erſtiegen, auf der dieſelbe liegt. Die Nordſeite, vor der auch wir ſo eben mit unſerem Führer ankommen, und die ihrer ganzen Länge nach zurückgelegt werden muß, um den Haupteingang, der auf der Weſtſeite liegt, zu gewinnen, hat ſchon beim erſten Blick etwas Zurückſtoßendes; betrachten wir die lange, unermeßliche Front, nur an beiden Enden von Thürmen flankirt, ohne allen Vorſprung, von zahlloſen kleinen Fenſtern durchbrochen, ſo gibt es keinen erkältenderen Anblick; man hofft auf der Weſtſeite beim Hauptportal einige Unterbrechung dieſer Monotonie zu finden, aber ſo bald man um die Ecke biegt iſt hier die gleiche Starrheit, die Säulen, welche die Mitte auszeichnen, nur angelehnt und mit der Wand verwachſen, kein offener Portikus, keine mächtige Arkade, die den Blick in einen luftigen Hof erlaubt; außer zwei entfernteren und unbedeutenden Seitenthüren iſt die mittlere Hauptpforte nur eine, im Verhältniß mäßig große Thüre, mit der gleichſam durch eine Schlüſſelumdrehung der ganze Gebäudekoloß von außen unzugänglich gemacht werden kann, nirgends ein Rückſprung, nirgends eine Verzierung auf dieſer todten Façade, noch ſonſt eine künſtleriſche Laune, die auf die ſchwere Maſſe phantaſtiſches Licht und Schatten wirft: ernſt und feierlich, grau in grau ſteht der Rieſenbau, ganz wie die kalte, unbeugſame Seele Philipps oder das ſtarre

brachte ein neues und ganz frisches Element in die gesellschaftlichen Verhältnisse, gegen deren Strömungen er übrigens, so oft es ihm beliebte, und häufig in der auffallendsten Art, entgegenstrebte. So fein sein Betragen sein konnte, und so gewählt, ja geistreich seine Unterhaltung, so gefiel es ihm doch zuweilen, sich ganz anders zu zeigen, dann aber umkleidete er sein Wesen auf so originelle und überraschend seltsame Art, daß man ihm, als einem Sonderlinge, oft ganz Unerhörtes zu Gute hielt.

Bei den jüngeren Männern hatte er sich dadurch rasch zu einem Ansehen aufgeschwungen, daß er in allen noblen Passionen excellirte. Er war ein eben so vortrefflicher Reiter als Pferdekenner, ein ausgezeichneter Schütze, ein Virtuos in jeder Art von Kartenspiel, und der amüsanteste Lügner, den man nur finden konnte. Aeltere Leute behaupteten freilich, er benutze seine gefärbten Geschichten, mit denen er, allerdings auf unterhaltende Weise, seine Zuhörer verblüffte, nur dazu, um sich auch in anderer Richtung eine gewisse Art von Narrenfreiheit zu erlauben, unter der er dann heiter und humoristisch den Betreffenden, und zwar ohne Ansehen der Person, die härtesten Dinge geradezu in's Gesicht sagte, oder ihnen dieselben als Gleichniß in einer vergoldeten Pille eingab. Wenn er aber auch zur Unterhaltung die wunderbarsten Geschichten erzählte, so konnte man sich dagegen auf ein

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20799 / 065

ernſtes Wort von ihm durchaus verlaſſen, ſo behaupteten Alle, die ihn näher kannten; und da auch in ſeinem ſonſtigen Auftreten durchaus nichts Schwindelhaftes lag — er gab viel Geld aus, ohne Schulden zu machen; da er durchaus nichts anſtrebte, denn er erklärte Orden und Titel für eine Lächerlichkeit, — ſo ließ man ihm gerne ſeine andere, bevorzugte, ja einzige Stellung in der Hofgeſellſchaft, wenn auch ruhige und vernünftige Männer behaupteten: Roſenthal mit ſeinem gänzlich ungenirten Weſen, mit ſeiner Art, ſich oft das nahezu Unglaubliche ſelbſt vor den allerhöchſten Herrſchaften zu erlauben, ſei allerdings ein amüſantes, aber ebenſo auch ein zerſetzendes Element dieſer früher ſo ſtrengen geſellſchaftlichen Verhältniſſe.

Wer Roſenthal am meiſten bevorzugte, war der Kronprinz, und man hatte es Anfangs nicht begriffen, daß der König ohne Weiteres ſeine Zuſtimmung dazu gegeben, daß ſich Roſenthal ſo häufig in Geſellſchaft ſeines Sohnes befand; doch hatte Jener in hohem Maße, was Dieſem faſt gänzlich fehlte, nämlich die Art und Weiſe, ſich überall frei und ungenirt zu benehmen, ja jede Konverſation nicht nur zu führen, ſondern auch zu beherrſchen, ſich überhaupt unter allen Verhältniſſen ſelbſtſtändig zu bewegen, und das war es gerade, was dem Kronprinzen abging. Dieſer hatte in ſeinem Auftreten etwas Schüch-

ternes, ja Unſicheres, er wand und drehte ſich nicht nur äußerlich in faſt verlegener Art, ſondern ſeine Anreden und Fragen machten es faſt ebenſo, wogegen ſeine Antworten häufig gerade ſo klangen, als wolle er es vermeiden, auf irgend ein Geſprächsthema tiefer einzugehen, oder als bemühe er ſich, eine ernſte Beſprechung überhaupt ſo raſch als möglich abzubrechen.

Daß es unter ſeiner katzenbuckelnden und ſchweifwedelnden Umgebung Leute genug gab, die das eben ſo charmant als diſtinguirt fanden, und die den kurzen Fragen und ſpärlichen Antworten jedesmal einen tiefen Sinn unterſchoben, bedarf keiner Erwähnung, denn ſolches Volk iſt bekannt genug. Menſchen, die bei jedem Worte aus hohem Munde in Entzücken gerathen — gefährliche Menſchen, denn ſie ſind dabei ſervil genug, dieß erkünſtelte Entzücken durch Blick und Wort zu zeigen, um dergeſtalt die Betreffenden immer mehr in den Wahn hineinzuſteigern, Alles, was ſie gethan und geſagt, ſei vortrefflich, höchſt geiſtreich und werth, von der Geſchichte in ehernen Tafeln verzeichnet zu werden.

Ganz anders hatte ſich Roſenthal gleich von vornherein dem Prinzen gegenüber benommen, und hatte er ſich durchaus nicht geſcheut, ſelbſt bei der erſten Unterredung die etwas konfuſen Anſichten deſſelben gründlich zu beſtreiten, und daß der Prinz einen guten Fond beſaß,

hatte er bewiesen, indem er Rosenthal's Gesellschaft nicht vermied, dieselbe im Gegentheil aufsuchte, ja ihn für einen gescheidten und ausgezeichneten Menschen erklärte, ein Zeugniß, dessen der Prinz bis jetzt nur sehr Wenige für würdig erachtet.

Auch auf dem Balle, von dem wir im vorhergehenden Kapitel redeten, sah man ihn häufig mit Rosenthal verkehren, bald seinem Sprechen lächelnd zuhörend, ein anderes Mal aber auch dem, was er sagte, mit großem Ernste, fast mit erschreckter Miene lauschend.

Ueberhaupt hätte ein aufmerksamer Beobachter sehen müssen, daß sich nach dem Souper hie und da verschiedene kleine Gruppen, oft zu Drei, oft zu Zwei, in lebhaftem, ernstem Gespräche zusammenfanden, womit Seine Majestät selbst den Anfang gemacht, indem er, neben der Königin stehend, den Oberstthofmeister Baron Tönning näher gewinkt und diesen ersucht, Ihrer Majestät das im Vertrauen zu wiederholen, was er selbst vorhin beim Whistspielen mit großer Befriedigung gehört.

Der arme Oberstthofmeister! Ihm hatte während des Soupers kein kleiner Bissen geschmeckt; und dazu war er noch zufälliger Weise gegenüber dem Hoftheaterintendanten placirt worden, und hatte nicht nur sehen müssen, wie dieser sich auf's Vertraulichste mit dem Grafen Stoltenhoff unterhielt, sondern auch Aeußerungen vernommen, daß

der Intendant ſich bemühen werde, natürlich nur im Intereſſe des Inſtituts, Alles zu thun, damit eine ſo vortreffliche Künſtlerin der Anſtalt dauernd erhalten bleibe — eine Künſtlerin, von der er ganz genau wiſſe, daß Seine Majeſtät ſelbſt ſie entſchieden begünſtige.

Und das war noch nicht Alles für den Geängſtigten, denn als er nachher mit den Majeſtäten ſprach, und als er faſt zuſammenknickend den Dank der Königin in Empfang nahm, und zwar in den freundlichſten Worten, wobei ſie ihm ihre Ueberzeugung ausſprach, daß es ein vernünftiger Rath geweſen ſei, der den Grafen Stoltenhoff, einen ſonſt ſo angenehmen, brauchbaren jungen Mann, auf den Pfad der Tugend zurückgeführt, da bemerkte er, als er mit ſcheuem Blick um ſich her ſchaute, die Gräfin von Pommerhauſen, nicht gar weit entfernt, und obgleich einer andern Dame anſcheinend aufmerkſam lauſchend, doch unverkennbar damit beſchäftigt, ſo viel als möglich von den Worten der Königin zu verſtehen — und Ihre Majeſtät hatte eine ſo charmante allergnädigſte Art, ſehr laut zu reden, ſogar wenn ſie in der größten Vertraulichkeit ſprach. Als ſich nun die hohe Dame von ihm entfernte, blieb er einen Augenblick ſtehen mit den beklemmenden Gefühlen eines Karpfen, der auf eine Sandbank gerathen iſt; dann ſuchten ſeine Blicke den Hoftheaterintendanten.

Der König hatte unterdeſſen den Staatsminiſter von

Wieneck bei Seite genommen und ihn aufgefordert, unverholen seine Meinung darüber auszusprechen, ob er glaube, daß Rosenthal vorhin in Betreff des Kronprinzen gelogen, oder die Wahrheit gesagt habe.

„Ich glaube, er hat nach bester Ueberzeugung die Wahrheit geredet.“

„Nun — und dann?“

„Seh' ich eine kleine Leidenschaft des Prinzen durchaus nicht als ein Unglück an.“

„Wie so? — im Gegentheil, indem ich darin einen neuen Grund der Weigerung meines Sohnes für die Verbindung mit der Prinzessin Ernestine finde.“

„Woran Euer Majestät immer noch denken?“ fragte der alte Wieneck mit einem lauernden Blicke.

„Mehr als je, mein lieber Freund, und ich hoffe, wir werden noch gemeinschaftlich daran denken und gemeinschaftlich dafür handeln.“

Der ehemalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten verbeugte sich auf's Geschmeichelste und erwiederte alsdann: „So will ich Euer Majestät wiederholt die Versicherung geben, daß ich glücklich bin, endlich den wahren Grund der Weigerung Seiner Hoheit erfahren zu haben — es ist das wie eine Krankheit, die schon halb geheilt ist sobald man nur einmal den Sitz derselben kennt.“

„Aber eine Krankheit, gegen welche wir sehr wenig Mittel wissen.“

„Welche zu finden jedoch mein eifrigstes Bemühen sein soll.“

„Danke, lieber Wieneck, danke,“ sprach der König auf's Huldvollste, und setzte nach einer Pause lächelnd hinzu: „Ich bin eigentlich erstaunt über eine solch' ungeahnte Leidenschaft des Prinzen; wohin kann sie sich wohl richten?“

„Euer Majestät halten zu Gnaden, nach seiner hohen Sphäre, wie ich denke, sonst wäre die Sache bis jetzt kein Geheimniß geblieben.“

„Und Sie glauben in der That, Rosenthal habe uns dießmal keine seiner kleinen Lügen vorgetragen?“

„Ich glaube überzeugt zu sein, er sprach die Wahrheit, wiederhole ich nochmal Euer Majestät.“

„Aber warum verrieth er meinen Sohn?“

„Darüber bin ich selbst noch im Unklaren, glaube aber auch das zu ergründen.“

„Und ich hoffe es,“ sagte Seine Majestät, dem Staatsminister die Hand reichend, „und überlasse diese wichtige Angelegenheit vertrauensvoll Ihrer bekannten Umsicht.“

Nach dieser Unterredung gab der ehemalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten der Gesellschaft, das ist

der Welt, das ſchönſte Beiſpiel eines anerkennenden neidloſen Gemüthes; denn als er zufällig gleich darauf dem jetzigen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dem freundlichen Herrn des Hauſes und charmanten Wirthe, begegnete, ſtreckte er ihm beide Hände entgegen und ſagte ihm mit einem Humor, mit einer Selbſtverleugnung, welche einigen alten Hofdamen das Waſſer in die Augen trieb: „Euer Excellenz haben mich auch in Ihren Ballarrangements vollſtändig geſchlagen —“ Dieß Wörtchen „auch“ hätte Wieneck unſterblich machen müſſen.

Roſenthal hatte einigen jungen Damen ein paar ſo unglaubliche, vielleicht auch ſo ſtarke Geſchichten erzählt, daß ſie ſich die größte Mühe geben mußten, ihr faſt erſtickendes Lachen hinter den vorgehaltenen Fächern zu verbergen, und ſchritt nun gleichmüthig, mit ernſtem Angeſichte von ihnen hinweg, indem er ſeinen langen ſchwarzen Backenbart tief bis auf ſeine weiße Weſte herabzog, als von der Seite Graf Stoltenhoff auf ihn losſchoß, ihn am Arme nahm und in eine Fenſterniſche nöthigte.

„Roſenthal, ich ſetze in Sie ein unbedingtes Vertrauen.“

„Ich danke Ihnen dafür,“ gab Jener in trockenem Tone zur Antwort.

„Sie müſſen mir einen Gefallen erzeigen, mir etwas beſtätigen, was man mir geſagt.“

„Wenn ich kann, warum nicht?“

„O, Sie können es, Sie ſtanden vorhin dicht hinter dem Spieltiſch des Königs und hörten, wie und was der Oberſthofmeiſter von mir ſprach.“

„Ich ſtand ziemlich weit zurück, ich glaube nicht, daß ich ein Wort verſtanden, laſſen Sie mich einmal nachdenken, ob ich in der That etwas gehört — — — doch es ſcheint mir, ich habe etwas gehört.“

„Ueber mich?“

„Der König ſchien ſehr zufrieden mit Ihnen zu ſein.“

„Nachdem dieſer Oberſthofmeiſter,“ rief der Andere leidenſchaftlich, „ſich kein Gewiſſen daraus gemacht — der Teufel kenne ſeine Gründe — von einem armen, ſchutzloſen, liebenswürdigen Weſen ſo vor Seiner Majeſtät zu reden.“

„Sie meinen Ihre Gemahlin, die Gräfin Stoltenhoff?“

„Bitte, Herr von Roſenthal, die meine ich durchaus nicht.“

„Ah — ah — ſo — alſo meinen Sie die Andere?“

„Allerdings meine ich die Andere,“ erwiederte Graf Stoltenhoff mit einem befremdeten Blick, „ein liebenswürdiges, reizendes, herrliches Weſen.“

„Ah — richtig, doch müſſen Sie meinen Irrthum verzeihen,“ bat Herr von Roſenthal mit einem ſo trockenen

und öde Herz des Königs, wenn überhaupt eines in ſeinem Buſen ſchlug.

Die Anlage des Escorials iſt, weil aus einem Gedanken entſprungen und auf einmal ausgeführt, auch eine vollkommen regelmäßige, ſymmetriſche und contraſtirt weſentlich mit den meiſten derartigen Bauanlagen, die ihr Entſtehen der Länge der Zeit verdanken und bei denen mannichfach ſich durchkreuzender Wille die urſprüngliche Idee verrückte. Wie der Zweck, dem dieſes Gebäude dienen ſollte, ein gedoppelter, ſo zerfällt auch der Plan in zwei gleiche Hälften; die Achſe geht von Weſten nach Oſten durch den großen Hof und dann durch die gegen denſelben ſich öffnende Kirche, die demnach ihre Rückſeite gegen Oſten und alſo nach Madrid kehrt; nördlich davon liegt der königliche Palaſt, deſſen Zimmer dadurch im Sommer eine herrliche Kühle erhalten, und das Seminar, ſüdlich das Kloſter. Dieſe zwei Seitenpartien bilden je zwei länglichte Vierecke, doppelt ſo lang als breit, und faſſen die Kirche, an die ſie dicht angebaut ſind und den vor derſelben liegenden Hof in ihre Mitte.

Der innere freie Raum in den zwei ungeheuren Vierecken des Palaſtes und des Kloſters iſt durch Querbaue, die von Norden nach Süden laufen, je in zwei quadratiſche Hälften getheilt; die Hälfte gegen Süden bildet im Schloß den Ehrenhof, im Kloſter den Kreuzgang oder Patio de los Apoſtoles, die nach Weſten abfallenden Hälften zerfallen aber durch kreuzweiſe Theilung je wieder in vier kleinere Höfe, alle von Bogengängen umgeben, ſo daß im Ganzen elf Höfe entſtehen, zu denen noch mehrere kleine am Zuſammenſtoß der verſchiedenen Flügel kommen, welche theilweiſe tiefen Ciſternen gleichen, in die nie ein Sonnenſtrahl dringt und die den finſteren Charakter des Innern noch vermehren. Je im Kreuzungspunkt der vier kleinen Höfe erhebt ſich ein hoher Thurm, ſo daß mit den Eckthürmen und den zwei Campanilen vorn an der Kirche ſechs Wächter über die enorme Granitmaſſe hervorragen, über welche die gewaltige Kuppel ſich noch hoch in die Lüfte erhebt. Die Silhouette dieſes Gebäudes iſt trotz der

Tone als möglich, „denn dieſe Prädikate paſſen ſo außerordentlich auf Ihre von mir hochgeſchätzte Frau Gemahlin — wenn aber eine Andere gemeint iſt, dann — — habe ich über dieſen Gegenſtand — hier — nichts mehr mit Ihnen zu reden, da ich alsdann in der That nicht das Geringſte gehört habe.“

Graf Stoltenhoff machte eine Verbeugung und warf dann ſeinen Kopf empor, wie ein ſcheues Pferd, worauf er davoneilte.

Hinter einem Fenſtervorhange, halb verſteckt, ſtand der Oberſthofmeiſter Baron Tönning im eifrigſten Geſpräche mit dem Hoftheaterintendanten, der an der Wand lehnte, die Hände verkehrt vor ſeinem Leibe zuſammengefaltet, Achſeln und Augenbrauen bis zur Möglichkeit emporgezogen, während die alte Excellenz dießmal nicht nur ihre Unterlippe ſchlaff herabhängen ließ, ſondern ihre Achſeln, ihre Arme und Hände, ja ſogar ihre Augenbrauen, und ſo ein Bild gab, wie ein Kaninchen oder ein junger Hund, die ein muthwilliger Bube hinten am Nackenfell emporhebt — oder wie ein Schulknabe, der in Demuth eine wohlverdiente Strafpredigt hinnimmt — eine Strafpredigt, welche der Intendant denn auch mit geröthetem Antlitze aus wohlgefüllter Zornſchale über ihn ergoß.

„Excellenz werden mir die Bemerkung geſtatten, ja

den feierlichen Schwur beim hohen Herrn des Himmels, daß ich keine Möglichkeit ſehe, aus dieſer Sackgaſſe heraus zu kommen — ſagen Sie mir nur bei Allem, was Ihnen heilig iſt, welche Gründe konnten Euer Excellenz antreiben, ſo vor Seiner Majeſtät zu reden — ich muß ja als ein Lügner vor dem König daſtehen, und zwar als ein Lügner in Geſchäftsangelegenheiten — ich, der vorgeſtern noch von dem beſtehenden zweijährigen Engagement jener Sängerin ſprach, ja, der darauf aufmerkſam machte, wie ſehr es im Intereſſe des Inſtitutes ſei, jenes Engagement noch um fünf Jahre zu verlängern — — o Excellenz, ich habe es nicht um Sie verdient, mich in dieſe grenzenloſe Verlegenheit zu bringen, — gütiger Herr des Himmels, jetzt verſtehe ich auch den ſtrengen Blick, mit dem Seine Majeſtät vorhin an mir vorübergingen.“

„Aber was ſoll ich thun, beſter Baron Schalken, ich kann doch nicht vor den König hintreten und ihm ſagen: ‚Majeſtät, ich habe Sie freventlich angelogen, ich ſagte das nur ſo, um den Allerhöchſten Unwillen gegen den Grafen Stoltenhoff zu beſchwichtigen.‘“

„Und machten mich Unſchuldigen zur Zielſcheibe, gegen die nun alle Kugeln fliegen; ich kann und will jenes Engagement nicht löſen, denn das Intereſſe des Inſtituts geht mir über alle dergleichen Hofgeſchichten — was ſoll ich alſo machen? — gerechter Himmel, jetzt verſteh' ich

auch erſt, was mir nach dem Souper die Königin ſagte, als ſie an mir vorüberging: ‚Helfen Sie dieſe Geſchichte ſo raſch als möglich beendigen, und ich werde Ihnen dankbar dafür ſein,‘ wonach mir die alte Pommerhauſen zuflüſterte: ‚Die Tugend bleibt doch zuletzt Siegerin‘ — hol' ſie der Teufel! — ich meine nicht die Tugend, auch Sie nicht, Excellenz, Gott iſt mein Zeuge, aber wenn ich nicht im Stande bin, dieß Engagement unter der Hand zu löſen, ſo wird mich der König für einen Lügner in Geſchäftsangelegenheiten halten, und die alte Pommerhauſen ſeufzend mit verdrehten Augen ſagen: ‚Dieſe jungen Herren wären nicht ſo unmoraliſch, wenn ihre Geſchichten nicht protegirt würden.‘“

„So verſuchen wir dieß Engagement zu löſen, beſter Baron Schalken, Sie thun ja in jeder Hinſicht dadurch ein gutes Werk.“

„Und ziehe mir die bitterſte Feindſchaft des Grafen Stoltenhoff zu, ſündige gegen die Intereſſen des mir anvertrauten Inſtituts, und verletze auf's Tiefſte die Gefühle eines armen, ſchuldloſen Geſchöpfes, das zugleich eine vortreffliche Sängerin iſt. O, Euer Excellenz haben nicht überlegt, welche Kette verdrießlicher Verwicklungen ſich an ein einziges unbedachtes Wort hängen können!“

„Wenn Sie je eine Wahrheit ſagten, ſo iſt es dieſe. Ich erkenne dieſelbe ſchaudernd an, und werde ſie wahr-

ſcheinlich noch mehr erkennen lernen — doch ſtill, da kommt Seine Majeſtät!“

Es war in der That der König, der daher kam, und ſo auffallend in die Fenſterniſche hineinſchaute, daß dieſer königliche Blick den Hoftheaterintendanten mit einem Rucke förmlich aus jener Vertiefung herausriß; auch nahm ſein Geſicht plötzlich einen ganz andern, einen heiteren, freundlichen Ausdruck an, und ſtrahlte beim Nähertreten Seiner Majeſtät von Glück und Zufriedenheit, als der allergnädigſte Herr ihm zurief: „Auf ein Wort, lieber Schalken!“ Es war aber auch keine Kleinigkeit, daß ihn der König nun vor einer Menge umherſtehender Perſonen freundlich am Arme nahm, ein paar Schritte hinwegführte und ihm dann mit leiſerer Stimme ſagte: „Sie können mir einen großen Gefallen thun; ich hatte Sie neulich falſch verſtanden in Betreff einer gewiſſen Sängerin. Ich glaubte, Sie hätten mir geſagt, dieſelbe habe noch ein mehrjähriges Engagement.“

„Allerdings — Majeſtät,“ ſtammelte der Hoftheaterintendant in großer Verlegenheit.

„Und ich bin ſehr froh, daß ich mich täuſchte,“ fuhr der König mit ſcharfer Betonung fort, „da es mir lieb iſt, wenn wir dieſe gefährliche Künſtlerin ſo bald als möglich los werden — arrangiren Sie mir das, empfehlen Sie ſie dringend nach Berlin, nach Wien, wohin Sie

wollen; man wird ſie dort gerne nehmen, und ſind wir in ähnlichen Fällen zu allen Gegendienſten bereit."

„Aber — Majeſtät —"

„Nur machen Sie, daß ſie uns bald verläßt, wenn Sie auch ein Opfer bringen müſſen, ich danke Ihnen im Voraus."

Damit wandte ſich der König ſo entſchieden ab, daß der Intendant die Unmöglichkeit einſah, für jetzt auch nur ein Wort weiter in dieſer höchſt peinlichen Angelegenheit vorzubringen. Eine derbe Verwünſchung gegen die lügenhaften Plaudereien des Oberſthofmeiſters erſtarb ihm auf den Lippen, als er den Grafen Stoltenhoff in größter Eile auf ſich zukommen ſah. Dieſer führte ihn haſtig wieder in die Fenſterniſche hinein, ſtellte ſich dann vor ihn hin und ſtieß mit zuſammengeſchlagenen Händen zwiſchen den Zähnen die Worte hervor: „Was ſagen Sie zu dieſer Geſchichte? Was habe ich dieſem Oberſthofmeiſter zu Leide gethan? Was gehen ihn meine Privatverhältniſſe an? O — o — o — aber ich durchſchaue dieſes Gewebe, er weiß wohl, daß ich mir ſo etwas nicht bieten laſſe; er will mich zu unvorſichtigen Schritten verleiten, es iſt ein Fallſtrick, da ihm meine Stellung als erſter Kammerherr für ſeine eigene Poſition anfängt bedenklich zu werden; gewiß, Baron Schalken, er fürchtet, ich könnte ihm nach und nach ſeine alten invaliden Schuhe austreten,

und wenn ich meinen Ehrgeiz früher nie ſo weit trieb, ſo könnte ich mich doch jetzt entſchließen, eine Intrigue einzufädeln; es iſt eine unerklärliche Bosheit von dieſem alten Manne — Sie ſchütteln mit dem Kopfe? Sie glauben das nicht! — Was kann es denn anders ſein! — Oder hätte das Herz der alten Excellenz ſelbſt vielleicht Feuer gefangen! Beim Himmel, ich erinnere mich, daß er bei der geſtrigen Vorſtellung das Lorgnon nicht von den Augen ließ, ſo lange Hortenſe auf der Bühne war — aber ſagen Sie mir, beſter Baron, was werden Sie thun! Sie ſind doch, wie ich hoffe, feſt entſchloſſen, dieſes arme Mädchen gegen dergleichen Intriguen zu ſchützen!"

„Vor Allem, lieber Graf Stoltenhoff, gehen mir die Intereſſen des mir anvertrauten Inſtituts."

„Nun, die hängen doch mit ihrem Bleiben feſt zuſammen?"

„So ſehe ich die Sache auch an, und was ich thun kann, geſchieht, darauf können Sie ſich verlaſſen."

„Das beruhigt mich ein wenig; doch muß ich vor allen Dingen den Verſuch machen, Hortenſe noch heute Abend zu ſehen."

„Wollen Sie von mir einen guten Rath anhören?"

„Sogar befolgen, wenn es möglich iſt."

„Wo iſt Ihre Frau?"

„Sie klagt über Kopfweh wie gewöhnlich, und ich bin gerade auf dem Wege, ihren Wagen zu bestellen; sie fährt nach Hause und dann habe ich Zeit —"

„— Ersuchen Sie die Gräfin, noch nicht nach Hause zu fahren; wenn Sie das auf die richtige Art thun, so wird die Migräne nachlassen — Sie sehen mich erstaunt an? Das ist beim Himmel der allerbeste Rath, den Ihnen irgend Jemand zu geben vermag. Sie veranlassen Ihre Frau, da zu bleiben, um später mit ihr nach Hause zu fahren —"

„Aber Hortense?"

„Mein lieber Graf," gab der Hoftheaterintendant mit ernster Miene zur Antwort, nachdem er langsam seine Uhr hervorgezogen, „es ist nächstens Mitternacht, und wenn Sie in der gewissen Angelegenheit etwas Gutes thun wollen, so begleiten Sie Ihre Frau auf die liebenswürdigste Art nach Hause und gebrauchen nicht die Nothlüge gegen sie, Sie wollten auf Ihrem Klubb noch eine Cigarre rauchen."

„Das ist ein hartes Verlangen."

„Aber Sie können mich nur so in meinen Bemühungen unterstützen."

„Nun denn, so will ich in den sauren Apfel beißen," antwortete Graf Stoltenhoff, und ging den Weg zurück, den er gekommen."

Der Theaterintendant blickte ihm kopfschüttelnd nach und sprach dann zu sich selber: „Sie sind mir in der That unerklärlich, diese leichtsinnigen jungen Leute, — jene junge, liebenswürdige, anmuthige, feingebildete Frau, und jene verblühte Hortense; ein Waschlappen neben einem Rosenbouquet — im Grunde ist man es sich doch selbst schuldig, die Tugend zu protegiren, und den allerhöchsten Willen zu erfüllen!“ Er schaute bei diesen Worten auf die linke Seite seines Frackes, an dem der so heiß gewünschte Stern noch immer nicht hatte aufgehen wollen.

Herr von Rosenthal hatte sich nach dem Souper noch eine Zeitlang in den verschiedenen Sälen umhergetrieben, hier und dort noch durch eine pikante Bemerkung an einem Gespräche Theil genommen, oder auch durch ein boshaftes Wort intime angenehme Plaudereien verstummen gemacht, und schlenderte nun langsam durch die Vorzimmer der großen Treppe zu, wo ihm einer der Lakaien dienstfertig vorauseilen wollte, um seinen Wagen zu rufen; doch dankte er mit der Bemerkung, daß er die Nummer seines Fiakers vergessen, nahm dann unten seinen Paletot und trat auf die Straße hinaus.

Da noch nicht viele Wagen zum Abholen gekommen waren, so brauchte er nicht lange nach dem seinigen zu suchen, und hatte nur den fest schlafenden Kutscher zu wecken und sich einzusetzen, worauf er in scharfem Trabe

davonfuhr. Er ließ die Straßen der innern Stadt hinter sich, und erst weiter draußen, wo die Häuser nicht mehr in dichtgedrängter Reihe standen, sondern mehr vereinzelt waren, häufig durch kleine Gärtchen getrennt, fing der Kutscher an, beim Scheine der Gaslaternen nach der ihm bezeichneten Nummer auszuspähen; doch überhob ihn Herr von Rosenthal bald dieser Mühe, indem er zu halten befahl, aus dem Wagen sprang und den Kutscher reichlich belohnt entließ. Dieser wandte langsam um, während der Andere in den Schatten eines der Häuser trat und dort stehen blieb, bis sich das Rollen des Wagens ziemlich in der Ferne verloren hatte; dann verließ Herr von Rosenthal die breite Straße, um einem Fußwege folgend an der hintern Seite mehrerer dieser Gebäude vorbeizugehen, bis er an eine kleine Gitterthüre, verdeckt zwischen alten, mächtigen, breitästigen Kastanienbäumen, kam, welche er mit einem Schlüssel öffnete und hierauf wieder hinter sich verschloß, um sich dann auf einem breiten, mit feinem Sand bedeckten Wege dem Hause, zu welchem dieser Garten gehörte, zu nähern.

Plötzlich blieb er stehen, blickte scharf vor sich hin und bückte sich hierauf, um etwas vom Boden aufzuheben, was er alsdann mit größtem Interesse betrachtete. Es war ein Handschuh von feinem Leder, und zwar ein Herrnhandschuh.

„Ei, ei," sprach Rosenthal leise vor sich hin, „wer ist denn so leichtsinnig, hier einen solch' feinen und fast ganz neuen Handschuh zu verlieren?" Dann verwahrte er ihn sorgfältig in seiner Brusttasche und trat gegen das Haus, an dessen Rückseite er eine schmale, wohlverschlossene Thür öffnete und hinter derselben verschwand.

Hier befand er sich nun auf einem kleinen, spärlich beleuchteten Vorplatze, von dem eine mit Teppichen belegte Treppe in die Höhe führte, deren Stufen er geräuschlos erstieg, um droben abermals die Thür zu öffnen und hinter sich sorgfältig zu verschließen.

Es herrschte in dem Hause eine so tiefe Stille, daß Rosenthal einen Augenblick lauschend stehen blieb, ehe er nach einem Blick auf seine Uhr weiter ging, ein kleines Vorzimmer durchschritt, wo er seinen Hut und Paletot auf einen Stuhl warf, und dann nach vorherigem dreimaligen leisen Anklopfen, ohne jedoch eine Antwort abzuwarten, in einen Salon trat, auf dessen Thürschwelle er einen Augenblick stehen blieb.

Es war das ein elegant möblirtes, sanft erwärmtes, aber spärlich erhelltes Gemach, in dem eine junge Dame auf und ab schritt, anscheinend so tief mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie entweder den Eintretenden nicht gehört hatte, oder sich um sein Erscheinen wenig bekümmerte.

Wir sind berechtigt, das Letztere anzunehmen; denn

Einförmigkeit der einzelnen Façaden nichts deſtoweniger eine ſchöne und intereſſante, ſowohl wie ſie ſich von der dicht dahinter aufſteigenden Gebirgswand abzeichnet, als auch, wenn man dieſe theilweiſe erſtiegen, ſich vom Himmel abhebt.

Der große Hof, Patio de los Reyes, den man nach Ueberſchreitung der Schwelle der Hauptpforte betritt, iſt düſter und zu beiden Seiten mit glatten Wänden geſchloſſen, der Portikus der Kirche gedrückt und ſchwer, man kommt erſt nach und nach zu dem Bewußtſein der enormen Ausdehnung, da die einzelnen Theile ſo maſſenhafte Dimenſionen haben, die vier Königsſtatuen oben an der Kirchenfaçade in faſt dreifacher Lebensgröße laſten ſchwer auf den Säulen des Portikus und unwillkürlich geht man gebeugt durch die Kirchenthür. Der Dom ſelbſt iſt edel und groß gedacht, das Innere in der Form des lateiniſchen Kreuzes wahrhaft majeſtätiſch, aber alle Formen ſind ſchwer, derb und ſtreng gebunden, die rieſigen Granitpfeiler und Bogen haben die Naturfarbe des Steines und nur die Gewölbe ſind mit Fresken, meiſtens von Giordano, geſchmückt. In älteren Reiſebeſchreibungen leſen wir freilich von ungeheuren Koſtbarkeiten, welche Kirche und Kloſter des Escorial enthielten, von einem Tabernakel aus maſſivem Golde, mit Thüren von Bergkryſtall, von Altargefäſſen aus feinſtem Achate, eingeſetzt mit funkelnden Topaſen, von einer Statue des heiligen Lorenzo, aus reinem Silber und fünfzig Mark ſchwer, und von einem Chriſtus aus Silber an ſilbernem Kreuze, deſſen Dornenkrone, Wunden und Nägel aus Rubinen und Brillanten beſtanden. Alles das iſt mit den Mönchen verſchwunden; nicht als ob die armen Vertriebenen ſelbſt es mitgenommen hätten, ſondern der Escorial wurde zum Beſten des Staates und anderer Gebäude geplündert. So wurde auch der größte Theil ſeiner koſtbaren Gemälde nach Madrid gebracht, und ſelbſt das prächtige Glockenſpiel von fünfzig Glocken, die harmoniſch zuſammenklangen, iſt nicht mehr vorhanden.

Wenn man aber die ernſten, gewaltigen Formen des Doms betrachtet, ſo vermißt man durchaus nicht den Schmuck von Silber,

ſelbſt als Roſenthal ſtärker auftretend nun vollends in's Zimmer hereinkam, ja, nachdem er „guten Abend“ geſagt, ſetzte die junge Dame ihren Spaziergang fort, bei dem ſie ein ſtraff geſpanntes Taſchentuch zwiſchen den beiden Händen hielt, und daſſelbe während des Hin- und Herſchreitens bald um die linke, bald um die rechte Hand wickelte.

„Ich habe Dir einen guten Abend gewünſcht.“

„Du hätteſt beſſer ‚guten Morgen‘ ſagen können; denn meiner Ungeduld nach müſſen wir nicht weit mehr vom Anbruch des Tages entfernt ſein,“ gab ſie kurz und heftig zur Antwort.

„O — die Ungeduld,“ erwiederte er lächelnd, „iſt eine ſehr falſch gehende Uhr; wenn Du Dich auf meiner überzeugen willſt, ſo mußt Du mir eingeſtehen, daß es noch nicht ein Uhr iſt — was haſt Du denn eigentlich?“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, während welcher er ſich langſam auf einem Fauteuil niedergelaſſen, und mit einem mißtrauiſchen Blicke rings um ſich her geſchaut hatte.

„Ich bin müde und will ſchlafen.“

„Laß Deine Kindereien, Ellen, Du weißt, ich bin für dergleichen Dinge durchaus nicht empfänglich. Du haſt mich erwartet, und wie ich ſehe, mit Ungeduld erwartet, ſonach wirſt Du auf meine Mittheilungen begierig ſein.“

„Sollten dieſelben anders lauten wie gewöhnlich? Auf Deine gewöhnlichen Mittheilungen bin ich wahrhaftig nicht mehr neugierig.“

„Hm,“ machte er, indem er abermals ſeine Blicke forſchend in alle Zimmerecken warf, und dann mit der Hand leicht die Stelle berührte, wo er den gefundenen Handſchuh trug, „vielleicht hat Dir Dein Ahnungsvermögen bereits geſagt, daß ich einen guten Schritt vorwärts kam.“

„Näher der Schande — näher der Schmach!“ rief ſie mit einer mühſam unterdrückten Heftigkeit.

„Du biſt in der That heute Abend ſehr ſchlecht gelaunt; warten wir alſo lieber den Morgen und eine beſſere Laune ab.“

„Nein; ich will Dich hören,“ gab ſie zur Antwort, indem ſie plötzlich ihren Spaziergang unterbrach und ſich ihm gegenüber auf einen Seſſel warf, nachdem ſie das Schnupftuch aus ihrer Hand weit von ſich geſchleudert.

Sie hatte ihren Kopf rückwärts in die Kiſſen des Lehnſeſſels gedrückt, und ihre Augen richteten ſich nach der Zimmerdecke empor. Es waren das ſchöne und glänzende Augen, und dadurch eigenthümlich, daß ſie in ihrer Art einen vollkommenen Gegenſatz mit ihrem Haar bildeten: ſie waren dunkelbraun, mit eben ſolchen hochgewölbten Brauen, wogegen das Haar von glänzender, aſchblonder

Farbe war. Die junge Dame mochte eben zwanzig Jahre überschritten haben, und war sowohl ihr Gesicht, als ihre ganze Erscheinung von einer auffallenden Schönheit und Eleganz. Sie trug ein Hauskleid von dunkel violettem Sammt, welches sie um den schlanken Leib vermittelst einer dicken seidenen Schnur befestigt hatte, mit deren Quasten sie jetzt dasselbe Spiel trieb, wie vorhin mit dem Schnupftuche, dieselben nämlich mit ihren feinen Fingern hin und her zerrte.

Rosenthal betrachtete dieses Spiel mit einem leichten Achselzucken und mit einem ungeduldigen Ausdruck seines jetzt sehr bleichen Gesichtes.

„Nun?“ fragte sie nach einer Pause, ohne ihre Blicke von der Zimmerdecke herabzusenken.

„Nun — gnädigste Prinzessin,“ gab er mit einem höhnischen Lächeln zur Antwort. „Du glaubst wenigstens das schon zu sein, oder willst mir gegenüber diese Rolle probiren, machst es auch gar nicht schlecht, wie ich Dich versichern kann, und das läßt mich Gutes für Deine Zukunft hoffen — — — — aber leider sind wir noch lange nicht so weit.“

„Das gebe Gott.“

„Was beliebt?“ fragte er in scharfem Tone, und setzte gleich darauf unwillig hinzu: „Höre, Ellen, laß diese Kindereien, wir haben etwas sehr Ernstes, Geschäftliches

zu beſprechen, und dabei müſſen dergleichen gemüthliche Launen aufhören, oder," ſetzte er mit einem finſtern Blicke hinzu, „läge hier etwas Tieferes zu Grunde, als eine kindiſche Laune? Hätteſt Du Luſt, irgend ein mir noch unbekanntes Spiel mit mir zu treiben? Fiele es Dir etwa ein, meine raſtloſen Bemühungen für zu gering zu achten, um ihnen aufmerkſames Ohr zu leihen — in dieſem Falle würde ich Dir den guten Rath geben, Dich vor mir in Acht zu nehmen."

Er war zum Erſchrecken bleich geworden, indem er dieſe Worte ſprach, oder vielmehr in einem dumpfen Tone zwiſchen den zuſammengeklemmten Zähnen hervorſtieß.

„Ich höre ja — was kann ich mehr thun?"

„Nun, ſo höre denn mit Deinem Ohr und Deinem Verſtande. Ich habe mich heute Abend raſtlos in Deinem Intereſſe umhergetrieben. Ich habe die langweiligſten Stunden verlebt, um unſer Intereſſe zu fördern, und ich glaube es gefördert zu haben, da ich gewiſſe Anträge, die man Dir gemacht, in Deinem Namen mit Entrüſtung, mit Abſcheu zurückgewieſen."

„Das lohne Dir der Himmel."

„Ich ging noch weiter, ich brachte den Prinzen dazu, daß er mir erlaubte, an ihm zum Verräther zu werden."

„Und das zu thun, wird Dir keine große Mühe gemacht haben."

„Der König weiß, daß der Prinz von einer leidenschaftlichen Liebe erfüllt, deßhalb jene Verbindung von der Hand gewiesen, und auch künftig von der Hand weisen wird."

„Wenn er überhaupt dazu Energie genug besitzt," entgegnete sie mit verächtlich aufgeworfenen Lippen.

„Man wird ihn unterstützen — — natürlicher Weise," setzte er mit einem lauernden Blick hinzu, „wenn mir selbst die nöthige Unterstützung nicht mangelt."

Das junge Mädchen ihm gegenüber warf die durch das Spiel ihrer Finger aufgelöste Quaste über sich in die Höhe und fing sie mit ihren weißen Zähnen wieder auf.

„Reden wir vernünftiger darüber, Ellen — — ich versichere Dich, ich werde ganz irre an Dir."

„O, ich habe schon lange irre auf dem Meer des Lebens umhergetrieben, und deßhalb einen Nothanker ausgeworfen — — wenn er Grund faßt, so bin ich gerettet."

„Willst Du Dich deutlicher erklären?" fragte Rosenthal, indem er sich Mühe gab, einen freundlichen, ja beinahe einen weichen Ton in seine Stimme zu legen.

„Allerdings will ich das — ohne Furcht — vielleicht auch ohne Hoffnung."

Sie hatte ihre Blicke herabgesenkt und schaute ihn

mit ihren leuchtenden Augen fest an — „weißt Du noch, wo wir uns kennen lernten?“

„Eine seltsame Frage, Ellen, vielleicht werde ich erst später Ursache haben, das Euer Hoheit gegenüber zu vergessen.“

„Es war bei dem Rennen am Derbytage, Du saßest zu Pferde und Deine Freunde gratulirten Dir über die immensen Summen, die Du im Wetten gewonnen; da bettelte Dich ein kleines zerlumptes Mädchen an, die Du auf unzarte Art von Dir scheuchen wolltest, indem Du Dein Pferd eine Seitenbewegung machen ließest. Du hattest Dein Portemonnaie in der Hand, und als Du hierauf im Trabe nach einer andern Stelle des Platzes rittest, fiel etwas aus diesem Portemonnaie auf den Boden, ohne daß Du es bemerktest.“

Rosenthal blickte bei dieser Erzählung, die sie in eigenthümlichem, leisen Tone vortrug, düster vor sich auf den Boden, während seine Finger beschäftigt waren, seinen schwarzen Bart auszukämmen, und so tief als möglich herabzuziehen.

„Es war ein kleiner goldener Reif, der dem vornehmen, eleganten Reiter entfallen war, und den das arme Bettelkind aufhob — wäre es eine Münze gewesen, so würde ich sie jedenfalls behalten haben, um mir Brod dafür zu kaufen. Mich hungerte entsetzlich; denn jene

Frau, die mich von meinen Eltern zum Betteln lieh, pflegte uns dann erst ein Frühstück zu geben, wenn wir etwas verdient hatten — doch genug davon, mir kam, ich weiß selbst nicht wie, die Idee, den vornehmen Herrn aufzusuchen, um ihm seinen Ring wieder zu geben. Ich eilte Dir nach, so hastig, daß ich die viel zu weiten, durchlöcherten Pantoffeln verlor, die ich an den Füßen trug — an diesen Füßen."

Sie hob bei den letzten Worten ihr violettes Sammtgewand ein wenig in die Höhe, und zeigte mit einer anmuthigen Handbewegung auf ihren kleinen, reizenden Fuß, worauf sie dann mit schmerzlichem Lächeln sagte: „O, hätte ich die alten, geflickten Pantoffeln niemals verloren!"

Rosenthal hatte anfänglich zerstreut zugehört, jetzt aber richtete er sich in die Höhe und blickte sein Gegenüber aufmerksamer an, und zwar mit einem Gesichtsausdruck, als fange er an, Etwas, aber gerade nichts Angenehmes, in einem bisher undurchdringlichen Dunkel zu erkennen.

„Ich eilte dahin, so rasch als meine kleinen Füße es erlaubten. Der Boden war schlüpfrig und naß, mehrmals fiel ich hin und wälzte mich in tiefen Kothlachen, da ich nicht vor mich hin schaute, sondern nur auf den vornehmen Reiter, den ich endlich glücklich in der Entfernung wieder bemerkte; über und über mit Schmutz bedeckt, mochte mein Dahinrennen einem Konstabler ver-

dächtig erſcheinen; er griff nach mir, doch ſchlüpfte ich ihm unter dem Arme durch und entkam, da er es wohl nicht der Mühe werth hielt, mich zu verfolgen. Glücklicher Weiſe hielt der vornehme Herr in der Entfernung an, um mit ein paar andern Reitern zu reden, und faſt hatte ich ihn erreicht, als er in deren Geſellſchaft ſein Pferd abermals in Trab verſetzte. Doch mit der größten Anſtrengung ihm folgend, gelang es mir endlich, den Riemen ſeines Steigbügels zu faſſen, um mich athemlos, gänzlich erſchöpft, ein paar Schritte mit fortſchleppen zu laſſen. Da hob er den Knopf ſeiner Reitpeitſche empor, um nach mir zu ſchlagen, und würde das auch ſicher gethan haben, wenn er nicht glücklicher Weiſe in dieſem Augenblicke in meinen Fingern den kleinen goldenen Reif entdeckt hätte, den ich ihm entgegen hielt."

„Ich hätte das kleine Mädchen vielleicht unabſichtlich todtgeſchlagen," ſagte Herr von Roſenthal, vor ſich hinſtarrend. „Es war ein Glück, daß ich den kleinen goldenen Reif ſogleich bemerkte, der damals für mich von großem Werthe war — doch wozu dieſe alten Geſchichten wiederholen, Ellen?"

„Zu meiner Erleichterung und um Dir zu beweiſen, daß ich nichts von dem vergeſſen, was Du für mich gethan, weder das Gute, noch das Böſe. Du blickteſt mich erſtaunt an, und als ich darauf erſchöpft und athemlos

zuſammenbrach, ſtiegſt Du vom Pferde und ließeſt mich nach einer benachbarten Bude bringen, wo man mir etwas Wein einflößte, und wo man mir Brod zu eſſen gab — dann wickelteſt Du ein paar Goldſtücke in ein Papier, und gerade als Du ſie mir geben wollteſt, blickte ich Dich an und fühlte dabei wohl, wie mir die Thränen aus den Augen tropften."

„Gewiß, Ellen, das Alles weiß ich gerade ſo genau, wie Du, kann Dir aber heute noch nicht ſagen, warum mir damals die Idee kam, mich Deiner anzunehmen."

„Aber Du thateſt es; Du brachteſt mir einen Miethwagen, ſchriebſt dem Kutſcher ein paar Worte auf einen Zettel Papier, und der brachte mich nach London. Ich war während der Fahrt feſt eingeſchlafen, und kann mir heute noch mein Erſtaunen vergegenwärtigen, als ich einen Bedienten und eine alte Frau vor dem geöffneten Wagenſchlage ſtehen ſah, die mich mit der größten Ueberraſchung betrachteten, mehrmals den Zettel laſen, den ihnen der Kutſcher überreicht, und mich dann in's Haus führten, wo mich die alte Frau badete, reinlich anzog und mir zu eſſen gab, worauf ich in einem großen Lehnſtuhle abermals feſt einſchlief."

„Wenn Du ſo fortfährſt, Ellen," ſagte Herr von Roſenthal, „ſo wird uns der Morgen bei Deiner Erzählung überraſchen."

„Unbesorgt," gab sie nach einem tiefen Athemzuge zur Antwort, „es kommen Episoden, die ich auf's Flüchtigste übergehen werde."

„Aber wozu das Alles? Wenn Du, wie ich fast vermuthe, mir am Ende Deiner Erzählung irgend ein Geständniß machen willst, so thue es lieber sogleich, sei dieses Geständniß auch welcher Art es sein mag."

„Gönne mir noch eine kleine Viertelstunde," bat sie in einem viel weichern Tone, als sie bisher gesprochen, „es ist mir ein Bedürfniß, Dir zu sagen, daß ich nichts vergessen, was Du für mich gethan, und daß ich nicht die Schuld trage, wenn es so kommt, wie es kommen wird. Laß mich aus jenen ersten Tagen unserer Bekanntschaft noch jenes Vorfalls gedenken, jenes Abends, wo einige Deiner Freunde bei Dir zum Diner waren, und wo jener alte Gentleman mit dem rothen Gesichte und den wüsten Manieren, während ihr trankt und lachtet, in mein kleines Zimmerchen schlich, mich, das zwölfjährige Mädchen, mit Gewalt auf seine Kniee setzte, und mich küssen wollte. Wie Du alsdann auf mein ängstliches Rufen herein kamst, ihn am Kragen nahmst und zur Thür hinauswarfst. Ich flog in Deine Arme und werde nie die Worte vergessen, mit denen Du mich zu beruhigen suchtest, und den Blick, mit dem Du Deine Lippen auf die meinigen drücktest."

„Den andern Tag mußte ich Dein Haus verlassen

Gold und Edelſteinen, und vollkommen paſſend erſcheinen uns die noch vorhandenen einfacheren, aber ſchweren Verzierungen von Kupfer und Meſſing. Von dieſen Metallen ſind hier an Geländern, Gittern, Candelabern und Armleuchtern ſo ungeheure Maſſen verſchwendet, daß man nicht begreift, welche Erzgruben im Stande waren, ſie zu liefern. Der Hauptaltar iſt von Jaſpis und Marmor und hat zu beiden Seiten herrliche Gruppen von vergoldeter Bronze, zwei Kaiſer mit ihren Gemahlinnen knieen in Andacht verſunken; über dem Eingang der Kirche, gleichſam als eine Empore, liegt der hohe prächtige Chor voll akuſtiſcher Wirkung mit ſeinem berühmten Kronleuchter von Bergkryſtall, der von einem ſehr ſchlechten Deckengemälde herabhängt. Unter demſelben befindet ſich ein kleines mechaniſches Kunſtwerk; der drehbare Pult nämlich, auf welchem die rieſenhaften Chorbücher liegen, hat eine enorme Schwere, und läßt ſich nichtsdeſtoweniger mit einem einzigen Finger ſpielend herumdrehen. Die Chorſtühle, zahlreich genug, um ein paar hundert Mönche aufzunehmen, ſind aus koſtbaren Holzarten aber ſehr einfach geformt, hier zeigt man auch den Sitz, welchen König Philipp II. einzunehmen pflegte; er befindet ſich ganz hinten in der Ecke, ſcheinbar aus Beſcheidenheit und Demuth ſo gewählt; wenn man ſich aber dort hinſetzt, was wir nicht unterließen, ſo begreift man gleich, daß der umſichtige König auch noch einen anderen Zweck bei der Wahl dieſes Platzes hatte, denn von dort aus konnte er nicht bloß den ganzen Chor, ſondern auch den größten Theil der Kirche überſehen. Dicht neben dieſem Stuhle befindet ſich eine kleine Thüre, durch welche Philipp erſchien, und hier war es, wo der Abgeſandte Don Juan d'Auſtrias ſich erlaubte, während des Gottesdienſtes einzutreten, um dem König die wichtige Nachricht von der gewonnenen Schlacht von Lepanto zu melden. Der König aber, der dieſer Botſchaft wohl mit der größten Spannung entgegen harrte, unterbrach die erſten Worte der Meldung finſter und ernſt, indem er ſagte: „Höre zuerſt die Meſſe und dann ſprich.“

und lebte dann ſechs glückliche Jahre, glücklich dadurch, weil ich bei freundlicher Behandlung und bei Mädchen meines Alters ſo viel Gutes, Schönes und Nützliches lernen durfte; Dich ſah ich nur höchſt ſelten, und wenn ich mich auch jedesmal freute, ſo oft Du kamſt, ſo ſah ich Dich doch jedesmal wieder ſcheiden, ohne mit einem andern Gefühle, als dem der Dankbarkeit, an Dich zurückzudenken."

„Erlaſſe mir das zu hören," ſagte er unmuthig, „ich habe es oft genug ſchmerzlich empfunden."

„Aber Du verſtandeſt es vortrefflich," fuhr ſie nach einer Pauſe mit blitzenden Augen fort, „mir nach jener glücklich verbrachten Zeit das Gefühl der Dankbarkeit in ſeinem weiteſten Umfange zu erklären. Du nahmſt mich mit Dir nach Paris; ich folgte Dir aus Dankbarkeit, ich blieb bei Dir, da nach Deiner Anſicht das Gefühl der Dankbarkeit keine Schranken kennen ſoll; ich blieb bei Dir mit blutendem Herzen, und Du ließeſt mich nicht ziehen, obgleich ich Dir unzählige Male wiederholt, daß ich Dich nicht liebe und nie im Stande ſein werde, Dich zu lieben — ich blieb in Sünden rein."

„Ah, beim Himmel," rief Roſenthal raſch aufſpringend, „das iſt eine eigenthümliche Logik, die ich übrigens nicht zum erſten Mal von Dir höre, und die mein Haar hätte grau färben müſſen, wenn ich nicht glücklicher Weiſe eine

ſo unverwüſtliche Konſtitution hätte. — Doch jetzt zum dritten und letzten Male, ſage mir endlich, was iſt das Ziel Deiner Worte? — Doch vorher gib mir das Zeugniß, daß ich endlich, Deiner ewigen Lamentationen müde, Dir die volle Freiheit gab, nach Deinem eigenen Ermeſſen zu handeln."

„Die gabſt Du mir mit der einen Hand, während Du mich mit der andern feſt in Deinen Banden hielteſt; die gabſt Du mir, nachdem Du der Sklavin überdrüſſig geworden, ſie um einen hohen Preis zu verkaufen gedenkſt."

„Ellen!"

„O ſpare Deine flammenden Blicke, Dein Stirnrunzeln für paſſendere Gelegenheiten, oder iſt es vielleicht nicht ſo, wie ich Dir eben geſagt? Biſt Du nicht im Begriffe, mich zu verkaufen? Und muß ich es nicht noch als eine Gnade anſehen, daß ich vielleicht heute noch mitreden darf über den Preis meiner ſelbſt, wenn nämlich nicht Alles Lug und Trug iſt, womit Du mich hier umgibſt; wenn ich nicht ſchon längſt um eine Summe verkauft bin, ohne es ſelbſt zu wiſſen."

Nachdem das junge Mädchen in tiefſter Erregung ſo geſprochen, preßte ſie mit einem leidenſchaftlich ſchmerzlichen Ausdruck ihre beiden Hände vor die Augen; ſo verharrend, ſcheinbar gleichgültig, ob er ihr eine Antwort geben würde oder nicht.

Rosenthal war mit geballter Faust und verzerrtem Gesichte einen Schritt auf sie zu getreten, doch bemerkte man jetzt, wie er sich bezwang, heftige Worte, die auf seinen Lippen schwebten, zurückzudrängen und eine ruhige Haltung anzunehmen. Ja er schritt zu diesem Zwecke ein paar Mal im Zimmer auf und ab, blickte auch durch's Fenster in die finstere, jetzt wieder recht stürmisch gewordene Nacht hinaus, und brauchte so mehrere Minuten, ehe er es über sich vermochte, sich langsam, ja mit einem Lächeln auf den Lippen, dem Tische zu nähern. Dort ließ er sich ihr gegenüber wieder auf seinem früheren Sitz nieder und sagte dann mit großer Ruhe, obgleich mit einer eigenthümlich bewegten Stimme: „Betrachten wir unsere Situation vernünftig, ohne Leidenschaft — — vom richtigen Standpunkte, und um das zu können, meine liebe Ellen, mußt Du schon die Güte haben, mir ohne Deklamation mit klaren, verständlichen Worten zu sagen, weßhalb Du mir eigentlich diese höchst unangenehme Szene gespielt?"

„— — — — O, daß Du Alles ein Spiel nennst; daß Du mich noch nicht so weit kennst, um von der Wahrheit alles dessen überzeugt zu sein, was sich eben in tiefem Leide aus meinem armen Herzen losgerungen."

„Nun ja, ich glaube es."

„So glaube auch daran, daß ich mir unter Allem,

was ich erduldet und gelitten, unter all' dem Entſetzlichen, was ich erlebt, ein reines Herz bewahrt habe, eine reine Seele, die mich ſchaudernd und doch wieder glückſelig einem ſtillen, tiefen Waſſer zutreiben müßte, wenn nicht ein leuchtender Funke in dieſe meine geängſtigte Seele gefallen wäre; die mir deutlich ſagt, daß er zur läuternden Flamme werden kann, um mich wieder gänzlich rein zu machen und ſonach befähigt, vielleicht einſtens doch noch glücklich zu werden."

„A — a — a — ah — ſo —!" Roſenthal ſprach dieſe Worte langgedehnt in einem eigenthümlichen Tone, während er die rechte Hand in ſeine Bruſttaſche ſteckte und dort ruhen ließ — „und weiter?"

„Sollteſt Du mich nicht verſtanden haben?" fragte ſie, die Hände vor der Bruſt faltend und ihn mit einem flehenden Blicke anſchauend. „Wenn Du mich verſtanden haſt, ſo ſei barmherzig genug, mich gänzlich zu verſtehen, ohne daß ich weiter rede!"

„Man muß ſich mit Dir in Acht nehmen, ich könnte Dich auch falſch verſtanden haben, und es ergöße ſich dann auf's Neue Deine grenzenloſe Heftigkeit über mich, die ruhig zu ertragen ich nicht immer Faſſung genug habe — rede alſo Du ſelbſt, es iſt beſſer."

„Wohlan denn, da Du mich zwingſt — — ich liebe — — ich liebe zum erſten Male in meinem Leben — —

und liebe deßhalb wahr, aufrichtig, glühend, leidenschaftlich."

Rosenthal biß sich heftig auf die Lippen und man sah, wie er den Handschuh in seiner Brusttasche mit den Fingern zerknitterte, „a — ah — Du liebst!" brachte er alsdann mühsam hervor, „ich habe das fast vermuthet, und wenn ich Dein leuchtendes Auge ansehe, die tiefe Röthe auf Deinem Gesicht, das Zucken Deiner Lippen und die stürmische Bewegung Deines schönen Busens, so muß ich schon gestehen, daß der Glückliche, dem Alles das gilt, wahrhaft beneidenswerth ist — — — — ich war nie so glücklich, ich lebte vom Almosen Deiner Dankbarkeit, ich, der zu Deinen Füßen um ein klein wenig Liebe gefleht — ich mußte mich mit einer dürftigen, Dir mit Gewalt abgerungenen Gabe begnügen, während ich wohl wußte, daß Du Schätze zu verschleudern hättest, die einen armen Sterblichen wahnsinnig vor Glück hätten machen können — ich litt, ich duldete, weil ich Dich für eines jener kalten Wesen hielt, die unempfänglich für die Liebe sind, die ein heißes Gefühl nicht verstehen — und nun —"

Die Worte, die er soeben sprach, hatte er mit großer Ruhe begonnen; doch sah man ihm wohl an, welche Gewalt er sich anthun mußte, um sie leidenschaftslos über seine zuckenden Lippen zu bringen; doch bald überwand ihn sein Gefühl, er sprach immer heftiger, immer drohender,

und als er die letzten Worte ausstieß „und nun", sprang er mit flammenden Blicken in die Höhe, indem er die rechte Hand hoch empor hielt, in welcher er den Handschuh verborgen hatte, den er vorhin drunten im Garten gefunden hatte — —

„— — Ja ich liebe," sagte sie mit ausgebreiteten Armen, indem sie ihre großen, schönen Augen in ruhiger Klarheit gegen sein verzerrtes Gesicht richtete.

„Ah, Du liebst also — — — — natürlich den Prinzen?"

Sie machte eine Geberde des Abscheus, welche Rosenthal indessen erwartet zu haben schien, denn das häßliche Lächeln, welches sich auf seinem Gesichte zeigte, drückte nichts weniger als Ueberraschung oder Erstaunen aus.

„Nicht? — — — — so liebst Du den Eigenthümer dieses Handschuhes!" stieß er mit einem wilden Tone hervor, indem er das, was er in der Hand trug, auf ihren Schooß schleuderte; „so liebt Deine reine Seele, wie ich es von Dir erwartet; so gewährt Dein in Sünden rein gebliebenes Herz nächtliche Zusammenkünfte, süße Stunden, und solcher Art sind die heiligen Flammen, die Dich läutern, und einstens noch glücklich machen werden!"

Es war ein furchtbares Lachen, das er nun aus-

ſtieß, als er mit übereinandergeſchlagenen Armen vor ihr ſtand und kopfnickend auf ſie herabblickte.

Ellen hatte den Handſchuh betrachtet und ſchaute alsdann mit einem Blicke zu ihm empor, der allerdings Erſtaunen zeigte, aber zugleich eine ſolche Ruhe, eine ſolche nicht zu verkennende Unſchuld, daß es nicht ihres Kopfſchüttelns bedurft hätte, um Roſenthal einen Schritt zurücktreten zu machen, und in bebendem Tone die Frage thun zu laſſen: „Wie, Du wagſt es, mir zu leugnen, daß Jemand hier bei Dir war, der draußen im Garten dieſen Handſchuh verloren?“

„Was ſollte ich leugnen, da ich von Nichts weiß, da ich keine Ahnung davon habe, wie dieſer Handſchuh drunten in den Garten kam!“

— — „Und Du erkennſt ihn auch nicht wieder?“

„Wie ſollte ich ihn erkennen? Wo ſollte ich ihn früher geſehen haben?“

„Nun bei Gott, das iſt eine naive Frage, an ſeiner Hand, an der Hand Desjenigen, den Deine reine Seele liebt.“

Es lag ein ſo häßlicher Zug von Hohn um ſeinen Mund, als er dieſe Worte ſprach, daß ſie ihn ſchmerzlich berührt anſchaute, und dann mit einer leichten Bewegung ihrer Finger den Handſchuh von ihrem Schooß auf den Boden warf.

„Beantworte meine Frage: Sah'ſt Du an ſeiner Hand ähnliche Handſchuhe wie dieſen? — — ich will eine Antwort haben!“ rief er, heftig mit dem Fuße auftretend.

„An den Händen Deſſen, den Du meinſt, ſah ich niemals Handſchuhe,“ gab ſie leiſe und demüthig zur Antwort.

Nun lachte Roſenthal abermals laut hinaus und ſagte dann mit einem Tone, durch den eine wilde Heiterkeit klang: „Ah, ſolche Bekanntſchaften ſind es, an deren Hand ſich Deine reine Seele erheben will? Nun, Glück zu! Doch gibt mir das einige Hoffnung, daß wir in einer andern Angelegenheit noch nicht das letzte Wort geſprochen haben; ich vermuthe faſt, daß Dein Freund ohne Handſchuhe ſich nicht ſehr zieren wird, ſpäter die ſchöne Ellen aus dritter Hand zu empfangen, ich glaube beinahe, die Sache bekommt einen komiſchen Anſtrich, und Du, ſonſt ſo ruhig und praktiſch, haſt Deinen aufgeregten Nerven erlaubt, eine gefährliche Sentimentalität bei Dir einzuführen — —“

Bei den verletzenden Worten, die Roſenthal mit großer Ruhe, ja mit Humor ſprach, ſah man das ſoeben noch ſo ruhige Geſicht des jungen Mädchens im tiefſten Schmerze zucken, dann ihre Augen wild aufleuchten, ihren Körper zuſammenſchauern und eine Bewegung machen,

als wolle ſie ſich leidenſchaftlich erheben. Doch ſank ſie gleich darauf ſtöhnend aufſeufzend in ihren Seſſel zurück, barg das Geſicht in beide Hände, und dann bemerkte man an dem heftigen Zucken ihrer Geſtalt, daß ſie bitterlich weine.

„Sei geſcheidt, Ellen, ſei klug, mein Kind, für Dich und für mich! Geſchehene Dinge ſind nun einmal nicht zu ändern. Du kannſt Dein Kleid und Deine Hände reinigen von jeden Flecken, ſelbſt von Blutflecken. Aber die gewaltige Meerflut ſelbſt iſt nicht im Stande, Deine Seele rein zu waſchen.“

„Und das ſagſt Du mir? Du?“ — — —

„Warum nicht? Habe ich je anders geſprochen, bin ich nicht immer ehrlich gegen Dich geweſen? Habe ich Dir je Verſprechungen gemacht, die ich Dir nicht gehalten? — Gib mir und der Wahrheit dieß Zeugniß!“

Ein neues ſchmerzliches Zuſammenzucken war ihre ganze Antwort; doch litt ſie es, anſtatt wild aufzufahren, daß er gleich darauf ſanft ihre beiden Hände nahm, ſie von ihrem thränenbedeckten Geſichte entfernte, dann ihr Kinn emporhob und ſie ſo nöthigte, ihm in die Augen zu ſchauen.

Doch nur eine Sekunde lang that ſie das; dann riß ſie ſich mit einer heftigen Bewegung los, ſtieß den Lehnſtuhl hinter ſich zurück, daß er umfiel, und verließ

raſch das Zimmer durch eine Tapetenthür neben dem Kamine, welche ſie hinter ſich verſchloß und verriegelte.

Roſenthal ſchaute der Verſchwundenen einen Augenblick mit einem düſteren Lächeln nach, dann ſprach er zu ſich ſelber: „Ich möchte nur wiſſen, ob ſie mir die Wahrheit geſagt? Ob ihr Herz wirklich berührt worden iſt? — — Aber zum Teufel, von wem? Dazu weiß ich in meinem Gedächtniſſe nicht den richtigen Mann zu finden — einen Mann ohne Handſchuhe — Unſinn, es wird eine Caprice geweſen ſein, eine Weiberlaune. — Jedenfalls aber wollen wir jenen kleinen ſtummen Zeugen da vom Boden aufheben und mitnehmen, vielleicht daß er mir gelegentlich etwas verräth.“

Herr von Roſenthal bückte ſich, hob den Handſchuh auf und nachdem er ihn ſorgfältig wieder in die Bruſttaſche geſteckt hatte, verließ er geräuſchlos Zimmer, Haus und Garten, nicht ohne vorher die drei Thüren hinter ſich vorſichtig wieder zu verſchließen.

Ebenerwähnte kleine Thüre führt zu der, genau über dem Kirchenportal im Rücken des hohen Chors gelegenen kleinen Privatkapelle des Königs, wo ſich der berühmte Chriſtus von Benvenuto Cellini in weißem Marmor befindet. Doch fanden wir hier, wie auch bei den andern größeren Werken des großen Goldſchmiedes, die wir geſehen, daß die Muskulatur des Körpers gar zu ängſtlich und ſorgfältig ausgeführt iſt, der Kopf, obgleich von ſehr edlem und ſchönem Ausdruck, dagegen zu flach und unbedeutend gehalten erſcheint. Auch dieſes Kunſtwerk ſollte ſeiner Zeit nach Paris wandern, und da die Kiſte zu klein gerathen war, ſchlug man ihm beide Arme ab, die ſich ſpäter glücklicherweiſe in einem Winkel wieder vorfanden.

Die Königswohnung im Kloſter liegt, wie ſchon bemerkt, gegen Madrid zu; im erſten Stocke wohnten ſeiner Zeit die Infanten Karlos und Sebaſtian, im zweiten Stocke der König und die Königin; alle Zimmer ſind hier auffallend klein, ſelbſt die Empfang- und Speiſeſäle unbedeutend und dazu noch mit geringem Comfort eingerichtet. Bemerkenswerth allein ſind die Wandbekleidungen, meiſtens gewobene Seidentapeten von herrlicher Zeichnung und einer Friſche der Farben, als ſeien ſie erſt heute angefertigt; nur die vier Zimmer des Königs ſind ſtatt mit dieſen Seidenſtoffen mit eingelegtem edlem Holz in reichſter Abwechslung und prachtvoller Politur bekleidet. An größern Räumlichkeiten iſt hier ſehenswerth die Bibliothek des Kloſters, eine geſchmackvoll verzierte Halle, welche mit ihren Schätzen recht gut unterhalten zu werden ſcheint; von den Büchern ſind die meiſten in rothes, marokkaniſches Leder gebunden und haben das Eigenthümliche, daß ihre Titel auf dem Goldſchnitte, der nach außen gekehrt iſt, zu leſen ſind. Es ſollen noch vierundzwanzigtauſend Bände vorhanden ſein, ſowie viertauſend Handſchriften und unter dieſen viele koſtbare arabiſche Manuſcripte, deren wahrſcheinlich ſehr intereſſanten Inhalt man entweder gar nicht, oder doch nur ſehr ungenügend kennt. Ein breiter Corridor in der Nähe der Königswohnung mit gewölbter Decke, die Wände mit ſehr ſchönen Fresken bedeckt,

Fünftes Kapitel.

In der vierten Wendung, Schatten und murmelndes Waſſer.

Im Familienkreiſe des Herrn Mirbel wurden beim Frühſtück am andern Morgen nach dem Balle die Erlebniſſe auf demſelben mit mehr oder weniger Intereſſe beſprochen. Die Großmama ſaß in ihrem Lehnſeſſel am obern Ende des Tiſches, neben ihr Helene und dann kam Tante Aurelie, welche aber dem Geſpräche durchaus keine Aufmerkſamkeit ſchenkte. Sie hatte ihre Kaffeetaſſe ſchon längſt zurückgeſchoben und las in einem Erbauungsbuche, wie ſie jeden Morgen und jeden Abend längere Zeit zu thun pflegte. Ihr gegenüber befand ſich Tante Seraphine mit einer Stickarbeit beſchäftigt, und ſie war es, welche äußerſt redſelig und mit ſtrahlendem Angeſichte die Koſten der Unterhaltung faſt allein beſtritt. Wenn man ihr allerdings etwas ältliches Geſicht nicht betrachtete, ſo gewährte ſie eine recht jugendliche Erſcheinung, und hätte

man sie für eine der jüngsten Tänzerinnen des gestrigen Balles halten können; für eine jener Glücklichen, die viel von neuen Eroberungen zu erzählen wissen. Sie trug ein elegantes Morgengewand von feinem perlgrauen Stoffe und hatte ein ziertiches Spitzenhäubchen auf dem Kopfe, das, mit zahllosen rosafarbenen Bändchen durchzogen, äußerst kokett aussah.

Wie aber in der Lebhaftigkeit ihrer Sprechweise, so bildete sie auch in der äußern Erscheinung einen schroffen Gegensatz zu ihrer noch älteren Schwester; denn Tante Aurelie liebte die dunkeln Farben, und man sah sie meistens in tief Grau, ja am häufigsten, sowie auch am heutigen Morgen ganz schwarz gekleidet, und ohne je verheirathet gewesen zu sein, liebte sie es, wenn Fremde in ihr eine trauernde Wittwe zu sehen glaubten.

Herr Mirbel hatte sein Frühstück rasch eingenommen und spazierte, die Hände auf den Rücken gelegt, noch eine kleine Viertelstunde, wie er immer zu thun pflegte, um den Tisch herum, ehe er sich hinunter in das Geschäftslokal begab. Er nahm wenig Antheil an diesen Gesprächen über den gestrigen Ball, denn er betrachtete dieses Vergnügen wie eine geschäftliche Angelegenheit, der man sich nicht entziehen kann, und von der man froh ist, wenn man sie glücklich mit möglichst wenig Unbequemlichkeit abgewickelt hat. Ihm, wie so vielen Familienvätern,

war ein ſolcher Ball meiſtens eine große Störung ſeiner ſonſtigen abendlichen Vergnügungen; denn ſtatt in bequemer Kleidung auf ſeinen Klubb zu gehen, dort bei einer Cigarre die Zeitung zu leſen und ſpäter eine Partie L'Hombre zu machen, mußte er den ſchwarzen Frack anziehen, ja ſogar neuerdings einer recht lächerlichen Uebereinkunft gemäß eine weiße Halsbinde dazu nehmen, und hatte nicht einmal, nachdem er ſtundenlang in tödtlicher Langeweile dem Tanzen zugeſchaut, den Genuß eines guten Soupers; denn man war in dieſer erkluſiven höhern Bürgergeſellſchaft übereingekommen, ein gemeinſchaftliches ſehr mäßiges Nachteſſen einzunehmen, und alle feinen Weine, natürlich auch den freundlich aufregenden Champagner, zu verbannen. Man war ſich in dieſer erkluſiven Geſellſchaft ohne ſolche Zuthaten an ſich ſelbſt genug, man brauchte das nicht. Man überließ dergleichen feinere Soupers, beſſere Weine und Champagner gemeinern Leuten, die ſonſt nichts Anderes in die Wagſchale zu werfen hatten, und ſparte auch dabei, was gegenüber der theuern Saalmiethe dieſer erkluſiven feinen Geſellſchaft, welche aus den reichſten Kapitaliſten beſtand, auch nicht zu verachten war. Freilich machte der Wirth dazu ein ſaures Geſicht, doch mußte er ſich mit dem Bewußtſein tröſten, die Crême der höheren Bürgergeſellſchaft bei ſich zu ſehen. Eine unternehmungsluſtige Wittwe hatte, um einem längſt ge-

fühlten dringenden Bedürfniß abzuhelfen, aus einem schon gewählten Bürgerkreise die feinsten männlichen und weiblichen Blüten zusammengelesen und dergestalt eine Art Halbblutgesellschaft zu bilden versucht, die dann durch eine kleine Beimischung von wirklichem Vollblut wenn auch nicht gerade hoffähig zu werden versprach, so doch vielleicht einen Uebergang bilden konnte von Dem, was das Bürgerthum Gutes, Edles und Feines besaß, zu den Cercles des blauen Blutes. Ja, die unternehmungslustige Wittwe hatte es schon einmal durchzusetzen gewußt, daß durch den Zweckball eines Allerhöchsten Geburtstages der Kronprinz genöthigt worden war, anderthalb Viertelstunden lang die Räume der Gesellschaft mit seiner Gegenwart zu beglücken. Doch hatte dieß weiter keine wohlthätigen Folgen gehabt; denn ebenso wie hohe Personen Früchte-, Blumen- und andere landwirthschaftliche Ausstellungen zu besuchen pflegen, um zu sehen oder gesehen zu werden, so war die Sache auch hier damit abgemacht, und die so heiß ersehnte und gewünschte Annäherung zwischen Hof- und Bürgergesellschaft wollte, besonders zum großen Verdruß der unternehmungslustigen Wittwe, durchaus keinen gedeihlichen Fortgang nehmen. Gestern Abend hatte allerdings das Erscheinen des Herrn von Rosenthal wieder einige Hoffnungen erregt, doch hatte sich derselbe unbegreiflicher Weise bei keiner Familie, nicht einmal bei

der unternehmungslustigen Wittwe, vorstellen lassen, so schon sehr wenig Bildung und Geschmack verrathend, dadurch aber noch weniger, daß er während der Stunde, die er anwesend war, mit Fräulein Seraphine Mirbel, jener lächerlichen alten Jungfer, kokettirt hatte.

Doch kehren wir in's Frühstückzimmer der Familie Mirbel zurück, welches der Hausherr unterdessen verlassen, nachdem er die oben stehenden Bemerkungen theils in allgemeinen Umrissen, theils detaillirt von sich gegeben. Die schöne Helena, welche heute im Morgenanzug noch reizender aussah, als gestern in der Balltoilette, saß halb versteckt neben der Großmutter und theilte der freundlichen alten Frau flüsternd ihre Ballabenteuer mit. Auch die zerknitterte Tanzkarte wies sie vor und erklärte die Hieroglyphen auf derselben; meistens Namen von sehr angenehmen jungen Herren, allerdings hin und wieder auch ein „Ballschreck" darunter — gleichviel, sind doch dergleichen Ruhepunkte, wo nur die Füße beschäftigt sind und weder Herz noch Augen im Spiel, durchaus nothwendig.

„Herr von Rosenthal hat nicht mit Dir getanzt?" fragte die alte Dame.

„Nein, Großmama, er hat überhaupt nicht getanzt, nicht einmal mit Tante Seraphine."

Diese, welche durch Nennung ihres Namens in be-

haglichen Träumereien gestört worden war, fragte nun mit scharfer Stimme und weitgeöffneten Augen: „Und was soll der Zusatz bedeuten — nicht einmal mit Tante Seraphine? Du naseweises Kind!“

„Nun, Herr von Rosenthal saß doch lange genug an Ihrer Seite, Tante, daß Alle erwarteten, Sie endlich einmal mit ihm herumschweben zu sehen.“

„Das ist ein gesetzter und höchst gebildeter Mann, welcher mehr Geschmack findet an einem vernünftigen Gespräche,“ entgegnete Tante Seraphine in wegwerfendem Tone, — „es hat mir ordentlich wohl gethan, während wenigstens einer Stunde durch eine gediegene Unterhaltung schadlos gehalten zu werden für die Langeweile eines solchen Balles.“

„Aber warum sind Sie denn überhaupt hingegangen?“

„Das ist eine sehr unnütze Bemerkung, Helene, meinst Du, man könnte ein so junges, wildes Ding, wie Du, sich selbst überlassen?“

„O, der Papa war ja auch da.“

„Der Papa! — da höre Einer an; als ob der Papa Zeit hätte und das Geschick, Deinen oft sehr herausfordernden Manieren zur richtigen Zeit Zügel anzulegen!“

„O ich glaube, meine Manieren lassen nichts zu wünschen übrig.“

„Ich kann Dich versichern, Mama," wandte sich Tante Seraphine an die alte Frau, ohne die Bemerkung ihrer Nichte nur eines Blickes oder eines Wortes zu würdigen, „dieses Mädchen hat Manieren an sich, benimmt sich zuweilen gegen die jungen Herren, daß es eine wahre Schande ist."

„Aber Tante —"

„Du schweigst, Helene, danke dem Himmel, daß wir da sind, um Deine Erziehung ein wenig zu regeln, und Deinen auffallenden Manieren einen wohlthätigen Spiegel vorzuhalten — oder nennst Du das vielleicht ein korrektes Betragen, wenn Du Dich mit einem jungen Offizier — mit dem Lieutenant von Mittow, Mama," unterbrach Tante Seraphine ihre Strafpredigt mit einem noch schärferen Ausdruck, — „wenn Du Dich mit einem so anerkannt leichtsinnigen jungen Menschen hinter die Tanzreihe in einen dunkeln Winkel zurückziehst."

„Nein, Großmama, das ist zu arg," rief Helene entrüstet, „ich war müde und setzte mich einen Augenblick auf einen Stuhl, nicht in einen dunkeln Winkel, sondern so offen, vor aller Welt Augen, wie Tante Seraphine selbst, die neben Herrn von Rosenthal auf der Gänsehaide saß."

„Mamsell Helene — ich verbitte mir dergleichen unanständige Benennungen."

„Iſt das eine unanſtändige Benennung, Großmama? alle Welt weiß, daß die Bank, wo die Nichttanzenden ſitzen, die Gänshaide heißt.“

Tante Aurelie, welche bisher keinen Blick von dem Buche abgewandt, in welchem ſie las, und der Unterredung der Andern keine Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, hob jetzt ihre Augen empor und bemerkte: „Es muß ſchon wahr ſein, Mama, Du erlaubſt dieſem jungen, unreifen Mädchen Bemerkungen gegen uns zu machen, die kaum zu ertragen ſind — ſo erzieht man die Jugend nicht!“ Sie ſeufzte leicht auf und fuhr dann fort zu leſen.

„Selbſt Herr von Roſenthal,“ ſetzte Tante Seraphine ihre Strafpredigt fort, „fand das im höchſten Grade auffallend.“

Neben der Großmutter hervor, welche, trotz dieſer Anklagen der beiden alten Schweſtern, ſanft das glänzende dunkle Haar ihrer Enkelin geſtreichelt hatte, leuchteten jetzt die Augen Helenens mit unverkennbarem Intereſſe hervor; doch ſagte ſie dazu mit einer affektirt verächtlichen Miene: „Dieſer Herr von Roſenthal,“ worauf ein ſcharf markirtes Achſelzucken ihre Gedanken über ihn auszudrücken ſchienen.

„Dieſer Herr von Roſenthal, Mamſell, iſt einer der feingebildetſten und anſtändigſten Herren, die mir in meinem Leben vorgekommen.“

„O ja — dieſer Herr von Roſenthal.“

„Was beliebt — doch es iſt beſſer, ich übergehe Deine dummen Bemerkungen ſtillſchweigend, nur aus Reſpekt vor Mama, die es ja doch nicht über's Herz bringen kann, Dir etwas Paſſendes zu ſagen.“

„Aber Kinder, ich komme ja nicht zum Worte,“ lächelte die gute alte Frau, doch hob ſie gegen Helene drohend den Zeigefinger auf, welchen aber das junge, unartige Mädchen mit beiden Händen ergriff, dann gegen ſich herabzog und ein halbes Dutzend Mal küßte.

„Das nennt man Erziehung,“ meinte Tante Aurelie achſelzuckend.

„Und deßhalb wird man vor fremden Leuten bloßgeſtellt,“ fuhr Tante Seraphine fort, da ſie durchaus noch keine Neigung zeigte, das Geſprächsthema zu ändern, „ja, Herr von Roſenthal fand Dein Betragen ſo auffallend, daß er Dir einen ſehr mißbilligenden Blick zuſandte, den Du allerdings nicht bemerkt haſt.“

„O, ich habe ihn bemerkt, Tante Seraphine, es war aber kein mißbilligender Blick.“

„So meinſt Du vielleicht, er hätte Dich mit Wohlwollen angeſchaut?“

„Gott ſoll mich davor bewahren, das wäre noch ſchrecklicher geweſen.“

„Hat man je ſo etwas gehört?“ ſagte Tante Sera-

phine, wobei sie unwillkürlich ihre Augen im größten Erstaunen so weit öffnete, daß sie genau aussahen, wie die eines Schaukelpferdes — — „was übrigens einen wohlwollenden Blick des Herrn von Rosenthal gegen Dich anbelangt, darüber kannst Du Dich vollständig beruhigen."

„Großmama," flüsterte Helene der alten Dame zu, „dieser Herr von Rosenthal sah mich an, als ob er mich beißen wollte."

„Närrisches Kind."

„Gewiß, Großmama, und er beißt gerne, wie ich gehört habe."

„Mama, ich will wissen, was dieses Ding gesagt hat!" fuhr Tante Seraphine auf, „ich will es absolut wissen."

„Ach, Kindereien, laßt es gut sein, reden wir von etwas Anderem."

„Nein, Mama, Du mußt mir wiederholen, was sie gesagt hat."

„O, das kann ich selber thun," meinte das junge Mädchen in trotzigem Tone, „ich leugne nie, was ich gesagt habe, und ich habe gesagt: Herr von Rosenthal hätte mir einen Blick zugeworfen, als ob er mich beißen wollte, und — er bisse auch gerne."

„Sind das Abscheulichkeiten! — Mama und Du lachst noch darüber!"

heißt der Schlachtensaal, man sieht dort aus der Maurenzeit einen Sturm auf die Alhambra, Darstellungen aus der Eroberung St. Quentins und die Schlachten von Lepanto und von Pavia.

Obgleich man, wie schon früher bemerkt, die schönsten Oelbilder von San Lorenzo nach Madrid in das königliche Museum gebracht, und obgleich auch während der Franzosenzeit viele werthvolle Stücke verloren gegangen sind, so befinden sich doch noch in den Gängen und Zimmern des Escorial wohl an sechshundert Bilder, unter denen gewiß zwei Drittel Werke von großen Meistern, Spaniern, Niederländern und Deutschen, unter letzteren namentlich von Albrecht Dürer.

Daß wir, selbst beim Beschauen dieser Gegenstände von hohem Interesse, auch unserem blinden Führer häufig die Blicke zuwandten, wird man gewiß begreiflich finden; er führte aber auch sein Amt mit einer staunenerregenden Sicherheit. Während er beim Vorwärtsschreiten die rechte Hand auf die Schulter seiner kleinen Enkelin hielt, hatte er in der linken einen langen Stab, auf den er sich im Gehen stützte und ihn nur zuweilen tastend vor sich hin streckte. Kaum waren wir in das Kloster eingetreten, so fing er auch sogleich seine Erklärungen an, nannte uns die Zahl der Säulen, der Treppenstufen und dergleichen, wobei er nicht unterließ bald hierhin, bald dorthin zu zeigen und uns auf die Schönheit dieser oder jener Ausführung aufmerksam zu machen. In der That höchst merkwürdig war es aber, als er uns die Deckengemälde über der großen Haupttreppe, die am Apostelhofe liegt, erklärte. Schon als wir hinaufstiegen, sagte er: „Wenn Sie in die Höhe blicken, so werden Sie aus dem berühmten Bilde des Giordano die und die schöne Gruppe vor sich sehen; bemerken Sie dieß und das, es sind die schönsten Stellen im Bild.“ Oben angekommen erklärte er uns nun jedes Einzelne nach seinen Haupt- und Nebengruppen, indem er mit seinem Stocke darauf hinwies und oftmals einer einzelnen hervorragenden Person nicht vergaß; ich muß gestehen, daß wir den Versuch machten, ihn irre zu führen, weil man uns versichert hatte, das sei unmöglich, so genau habe

„Ja, ſoll man denn über ſolche Kindereien nicht lachen?“

„Dahinter ſteckt mehr, als bloße Kinderei, Mama,“ fuhr Tante Seraphine in einem aufgeregten Tone fort, „wir haben es wohl bemerkt geſtern Abend auf dem Balle, daß dieſer Herr von Mittow Dir allerlei Unpaſſendes über uns zugeflüſtert.“

„Unpaſſendes durchaus nichts — er hat nur geſagt, — doch nein, ich wiederhole es nicht.“

„Du ſollſt aber — Mama, ich verlange, daß Du ſie dazu zwingſt.“

„So rede doch, närriſches Kind!“

„Nun denn; Herr von Mittow hat geſagt: dieſer Herr von Roſenthal biſſe gerne, denn er ſei ein Vampyr, und das habe er ſelbſt eingeſtanden.“

Tante Aurelie klappte langſam ihr Buch zu und verließ das Zimmer, ohne weiter ein Wort zu verlieren. Tante Seraphine aber konnte einen leichten Aufſchrei der Entrüſtung, ja des Zornes, nicht unterdrücken. Auch ſie erhob ſich raſch, aber nicht um ſtillſchweigend das Zimmer zu verlaſſen, vielmehr trat ſie dicht vor ihre Nichte hin, ſchüttelte ihren knöchernen Zeigefinger heftig vor deren Geſichte hin und her, und ſagte dann im Tone höchſter Entrüſtung: „Du biſt ein ganz abſcheulicher, boshafter und dabei lächerlicher Fratz — Mama wird ſchon ſehen,

wie weit Du es noch zur Ehre des Hauses bringst; doch werde ich Papa von Deinen unziemlichen Aeußerungen in Kenntniß setzen, damit er Dir einmal wieder Deinen Kopf zurechtsetzt.“

Damit rauschte sie so heftig zur Thür hinaus, daß die rosafarbenen Bänder ihres koketten Morgenhäubchens weit hinten drein flatterten.

Anstatt aber in die Geschäftslokale hinabzusteigen, um dort dem Papa Mirbel Vorstellungen zu machen über seine ungerathene Tochter, wie sie gedroht, stieg sie in den zweiten Stock des Hauses zu ihrer eigenen Wohnung hinauf.

Wir müssen hiebei bemerken, daß das große Gebäude ausschließlich von der Familie Mirbel bewohnt wurde. Wir wissen bereits, daß sich in den Parterreräumlichkeiten die Comptoirs und Magazine befanden; den ersten Stock bewohnte die Mutter des Herrn Mirbel mit Helene, sowie der würdige Chef der Firma selbst, und im zweiten Stocke hatten, wie eben schon angedeutet, Tante Seraphine, sowie Tante Aurelie, jede eine schöne und geräumige Wohnung.

Diese beiden Damen waren früher gemäß des Testamentes ihres Vaters Theilhaberinnen des großen Geschäfts gewesen, doch hatte sich ihr Bruder, der jetzige Chef des Hauses „Mirbel & Cie.“, mit ihnen ausein-

andergesetzt, indem er nach gewissenhafter Theilung den beträchtlichen Vermögensantheil jeder der beiden Schwestern in soliden Papieren anlegte, und sie alsdann ihre Kapitalien selbst verwalten ließ. Tante Seraphine hatte dieß so verlangt, denn sie war in ihrem ziemlich langen Leben schon einige Male mit Heirathsprojekten umgegangen, zu denen der verständige Bruder bedenklich den Kopf geschüttelt, ja denen er einige Male sein Veto als Chef des Hauses entgegengesetzt, aus welchem Grunde nun Tante Seraphine auf's Hartnäckigste ihre Selbstständigkeit gegenüber der Tyrannei eines herzlosen Bruders anstrebte und auch glücklich durchsetzte.

Was Tante Aurelie anbetraf, so war ihr diese Angelegenheit ziemlich gleichgültig gewesen, und hatte sie nach einem noch immer nicht ganz aufgeklärten Vorfalle, den sie auf einer längeren Reise zu vergessen gesucht, mit den Eitelkeiten dieser erbärmlichen Welt abgeschlossen und sich der Religion in die Arme geworfen; von da an ging sie grau oder schwarz gekleidet, hatte mühsam das Harfenspiel gelernt und liebte es, zu den gefühlvollen Akkorden dieses Instrumentes geistliche Lieder zu singen, ja sie würde sicher in ein Kloster gegangen sein, wenn sie katholisch gewesen wäre, hatte auch in dieser Schwärmerei ihre Zimmer nicht nur so einfach wie möglich eingerichtet, sich ein Betpult und ein Kruzifix angeschafft, sondern auch die

hohen Fenster ihres Wohnzimmers, welche auf die Straße gingen, zu Zweidritteln, von unten gerechnet, mit festen dunkeln Vorhängen versehen lassen, so daß sie beim Hinausschauen nur den Himmel, als das Endziel ihrer Wünsche, vor Augen hatte.

Ganz anders sah es dagegen in der Wohnung Tante Seraphinens aus. Hier war Alles reich, geschmackvoll, elegant, lustig und heiter, die Möbel neu und bequem, überall lichte Farben vorherrschend. Im Salon stand ein prachtvoller Flügel, und nicht nur zum Staate, denn Tante Seraphine war eine vorzügliche Klavierspielerin, hatte auch eine gute, durchdringende Stimme, von der sie gerne Gebrauch zu machen pflegte, wenn die geistlichen Lieder ihrer Schwester gar zu melancholisch in's Vestibul hinaustonten. Uebrigens hielten sich beide Schwestern so abgesondert von einander, wie nur möglich, und hatten zu diesem Zwecke die Uebereinkunft getroffen, daß Jede ein Zimmer ihrer Wohnung, wo diese nämlich zusammenstieß, unbenutzt ließ. Doch hatte Tante Seraphine ein paar Tage nach der eben erwähnten kleinen Frühstücksszene ihren Entschluß angezeigt, auch das eben erwähnte Zimmer noch zu ihrer Wohnung heranzuziehen. Dieß Vorhaben hatte einiges Erstaunen erregt, doch am wenigsten bei der zunächst Betheiligten, bei Aurelie nämlich, deren einzige Antwort auf die oberflächliche

Frage der Schweſter in einem leichten Achſelzucken beſtand.

Madame Mirbel wollte den Zweck dieſer Vergrößerung nicht recht einſehen, doch hatte Helene ſchalkhaft lächelnd geſagt: „Tante Seraphine rechne wahrſcheinlich in nächſter Zeit auf zahlreichen Beſuch,“ eine naſeweiſe Aeußerung, die indeſſen verdientermaßen nur durch einen verächtlichen Blick aus den Schaukelpferdaugen beantwortet wurde. „Glücklicher Weiſe bin ich mein eigener Herr,“ hatte die Betreffende hierauf hinzugeſetzt, „und da ich das bin, ſo habe ich mir auch erlaubt, meine Anordnungen zu treffen; ich wollte euch nur benachrichtigen, damit ihr euch durch Klopfen oder ſonſtiges Geräuſch nicht beunruhigen laßt.“

„So läßt Du neue Vorhänge aufmachen und vielleicht tapeziren?“

„Ja und nein,“ gab die Gefragte mit einer ganz kleinen Verlegenheit zur Antwort, „ich laſſe mir ein Boudoir einrichten; es war das ſchon längſt mein Wunſch, und zu dieſem Zwecke werden die Wände mit weißem Mouſſelin beſpannt.“

„Das iſt aber etwas feuergefährlich,“ meinte die Großmutter, worauf die naſeweiſe Nichte lächelnd ſagte: „O, Tante Seraphine nimmt ſich ſehr in Acht, und verſteht es mit dem Feuer zu ſpielen.“

„Verſtände ich es nur eben ſo gut, Dir etwas Beſcheidenheit beizubringen, ſo würden mich die vielen Worte nicht gereuen, welche ich ſchon an Deine Erziehung verſchwendet — doch hilft da alles Reden nicht und ich habe feſt beſchloſſen, mich um Deine Unarten nicht mehr zu bekümmern, ſondern fortan für mich zu leben.“

„In dem Mouſſelinboudoir,“ ſagte halbleiſe das unverbeſſerliche junge Mädchen, wurde aber dafür von der Großmutter durch einen allerdings nicht ſehr ſtarken Klapps auf die friſchen rothen Lippen beſtraft.

Tante Seraphine hatte indeſſen, ohne dieſe Aeußerung eines Wortes zu würdigen, das Zimmer verlaſſen, und erſchien gerade zu rechter Zeit draußen im Veſtibul, um ein paar Lehrjungen des erſten Möbelfabrikanten der Reſidenz, ſowie dieſen ſelbſt, den Herrn Schmauder, und einen blaſſen, ſtillen Geſellen mit in den zweiten Stock des Hauſes zu nehmen, um den Arbeitern das betreffende Zimmer anzuzeigen.

Als man droben die großen Körbe auspackte, mußte Tante Seraphine geſtehen, daß Herr Schmauder für die kurze Zeit, die ihm vergönnt geweſen war, beinahe das Uebermögliche geleiſtet hatte. Da war Alles auf's Zierlichſte vorbereitet; der untere roſafarbene Bezug für die Wände, ſowie der Mouſſelinüberwurf, unten mit geſchmackvollen Feſtons verſehen, und der Länge nach in feine

Falten gelegt; es versprach reizend zu werden, und dazu hatte Herr Schmauder, wie er Fräulein Mirbel im Nebenzimmer versicherte, nachdem Alles ausgepackt war und die Lehrjungen sich wieder mit den Körben entfernt hatten, seinen besten Arbeiter gegeben, jenen bleichen, stillen, jungen Mann, — ein wahres Juwel von einem Sattlergesellen; „nur hat er seine kleinen Eigenheiten," setzte der Meister flüsternd hinzu, „man muß ihn gänzlich ungestört lassen, und Fräulein Mirbel werden sehen, daß er ein Meisterstück zuwege bringt — es ist das ein guter, unglücklicher Mensch. Vor Jahren fiel er einmal rückwärts von einer Leiter herunter, und zwar in der Theatergarderobe, wo er Vorhänge aufmachte; eine verstörte Fledermaus war ihm gegen die Stirne geflogen, und seitdem ist er etwas tiefsinnig, aber sonst harmlos wie ein Kind; er bildete sich eine Zeitlang ein, er selbst sei eine Fledermaus oder vielmehr das, was die Abergläubischen einen Vampyr nennen, doch das ist längst vorüber, und er lacht jetzt selbst über seine tollen Ideen von damals."

„Er wird doch nicht Anfälle haben?" fragte Tante Seraphine mit einem Ausdruck der Besorgniß in ihren Blicken.

„Wo denken Sie hin, Fräulein Mirbel — Sie werden sehen, wie still, wie harmlos er ist, und wie vortrefflich er arbeitet."

Und darin hatte Herr Schmauder vollkommnen Recht. Nachdem die Lehrjungen eine Leiter herbeigeschleppt hatten und die Vorhänge auf dem Boden geordnet, ging der blasse, stille Geselle mit einer Emsigkeit und einem Geschick an die Arbeit, daß sich Tante Seraphine nicht enthalten konnte, ihm mit einem wahren Vergnügen zuzuschauen.

Es ist aber auch ein behagliches Gefühl, so ein reizendes Ensemble, wie man es sich ausgedacht und in Gedanken zusammengestellt, nach und nach und doch wieder so rasch entstehen zu sehen. Auch waren im Laufe des Vormittags ein hübscher Divan gebracht worden, sowie ein paar zierliche Fauteuils in gleichen Ueberzügen wie die Wände, rosa mit weißem Mousselin; und nun setzte sich Seraphine im dritten Zimmer nieder, nachdem sie vorher die Zwischenthüren weit geöffnet, und schaute still lächelnd der allmäligen Entstehung des Boudoirs zu, wobei sie in angenehme Träumereien versank.

Dort, hatte sie sich vorgenommen, ihn zum ersten Male zu empfangen, und dort wollte sie so recht mit Behagen seinem geistreichen und liebenswürdigen Geplauder lauschen. Ja, sie sah ihn schon im Geiste in der Ecke jenes Divans lehnen mit den dunkeln Augen, dem schwarzen Haar und Barte, und mit dem so höchst interessanten bleichen Gesichte — ein ganz außerordentlicher Mann, ein

Mann, wie ihr nie einer vorgekommen — allerdings klangen ſeine Reden bisweilen etwas myſteriös, ja extravagant, doch war das nicht anders zu erwarten von einem ſo begabten, tief poetiſchen Gemüthe, von einem Manne, der ſich, wie er ihr neulich auf dem Balle leichthin erzählt, lange Jahre in Indien aufgehalten, und der in den römiſchen Katakomben und in den egyptiſchen Pyramiden förmlich gelebt.

Das hatte ihr damals ſchon einen etwas unheimlichen Eindruck verurſacht. Wie kann man auch ein Vergnügen darin finden, in den egyptiſchen Pyramiden zu leben und in den römiſchen Katakomben — höchſt eigenthümlich — in Grabſtätten, wo nur Fledermäuſe hauſen — Fledermäuſe — Vampyre.

Sie wußte nicht, warum dieſes Wort, ſeit es neulich ihre naſeweiſe Nichte in ſo leichtſinnigem Zuſammenhange ausgeſprochen, ſie jedesmal ſchauerlich durchzuckte, ſo oft es ihr in den Sinn kam. Ja, ſie hatte häufig daran denken müſſen, dann ſah ſie jedesmal das bleiche Geſicht Roſenthal's vor ſich, die Augen halb geſchloſſen und die Lippen eigenthümlich bewegend, wie er gerne zu thun pflegte.

„Pah — Kindereien, dummes, dummes Zeug!" ſagte ſie alsdann zu einiger Ermuthigung, und um dieſem düſtern Geſpenſt ihrer Phantaſie recht in die Augen

zu blicken, hatte ſie in den letzten Tagen von Byron's Vampyr geleſen, und den Klavierauszug von Lindpaintner's herrlicher Oper durchgeſpielt; dieſer ſtand noch auf dem Pulte ihres geöffneten Flügels, und ſie trat unwillkürlich vor die Noten hin und ſchlug ein paar Akkorde an.

Da vernahm ſie plötzlich hinter ſich einen eigenthümlichen gurgelnden Ton; es war gerade ſo, als ſchlürfe Jemand mit aller Kraft ſeiner Lippen und mit höchſter Gier etwas Köſtliches in ſich hinein.

Ueberraſcht wandte ſie ſich um, und wenn auch das Zimmer, in dem ſie ſich befand, ſowie das nächſte leer waren, ſo ſteigerte ſich doch ihre Ueberraſchung zum Erſchrecken, als ſie die ſeltſame Haltung ſah, in der ſich der ſtille, bleiche Sattlergeſelle befand. Dieſer hielt ſich zuſammengekauert mit Händen und Füßen auf der oberſten Sproſſe der Leiter, ließ ſeinen Kopf rückwärts herabhängen und ſtarrte ſie mit hervorgequollenen Augen an, wobei aus ſeinem Munde ein eigenthümlich ziſchendes Pfeifen ertönte; — die ganz zuſammengekrümmte Geſtalt gab in dieſem Augenblicke das Bild einer rieſenhaften Fledermaus, die mit Flügeln und Füßen aufgehängt ſich zum Winterſchlafe anſchickt.

„Gerechter Himmel,“ kreiſchte Seraphine auf, „Sie ſtürzen ja von der Leiter herunter, iſt Ihnen vielleicht unwohl?“

er Lokalitäten und alle Sehenswürdigkeiten ſeinem Gedächtniß eingeprägt. Und ſo war es auch. Ich ſtand neben ihm, er hatte mir das Bild vor uns erklärt, worauf ich mit einemmal von dem Gemälde ſprach, welches hinter uns lag und er mir alsbald erwiederte: „Ah, Sie meinen das in unſerem Rücken! dort iſt die Figur, von der Sie reden.“ Damit wandte er ſich um, und ſo ward es uns leicht, ihn durch Bemerkungen zu veranlaſſen, ſich häufig ganz herumzudrehen, worauf er denn zuletzt ohne Hülfe weiter ſchritt den langen Corridor hinab, bei mehreren unbedeutenden Gemälden vorbei und endlich mit der größten Sicherheit vor einem ſtehen blieb, das er uns ebenfalls erklärte. Ebenſo auffallend war die Genauigkeit, mit welcher er uns den engen Weg zur Kuppel hinaufführte; Treppen und Gänge dahin ſind anfänglich in die granitnen Mauern der Kirche gehauen oder vielmehr beim Bauen ausgeſpart und oft ſo eng, daß Einer hinter dem Anderen gehen muß. In der Höhe der Gewölbebogen führt dieſer Gang rings um das Langhaus, die Kreuzarme und den Chor herum und iſt in ſchwindelnder Höhe zu oberſt über den Retabel des Hochaltars weggeführt, wo uns der blinde Führer an den Gewändern der hochſtehenden Bronzeſtatuen vorbei und durch die herabhängenden Zipfel ihrer Mäntel ſchlüpfen ließ. Häufig kann man auf dieſem Wege einen Blick in die Kirche werfen, und bei jeder dieſer Stellen blieb unſer Führer ſtehen, wandte ſeine ſtarren, glanzloſen Augen in den weiten Raum hinab und konnte zum Beiſpiel ſagen: „Wenn Sie rechts bei dem Pfeiler, der gerade vor Ihnen ſteht, vorbei ſehen, ſo haben Sie einen hübſchen Blick auf den prächtigen Kronleuchter von Bergkryſtall, welcher von hier ſo ganz eigenthümlich funkelt.“

Aufwärts zur Kuppel führt eine bequeme Treppe durch einen der rieſenhaften Pfeiler des majeſtätiſchen Unterbaues, doch gelangt man über ſie nur bis zu dem mit Blei gedeckten Kranze, der den Fuß der Kuppel umgibt. Ueberraſcht hat uns die eiſerne Conſequenz in dieſem Bauwerke, auch bei der Bedeckung der Kuppel, welche nicht etwa aus Kupfer oder Blei

Doch glitten jetzt die Füße des ſtillen, bleichen Sattlergeſellen raſch an der Leiter herunter, ſein Kopf bog ſich in die natürliche Stellung zurück, und er fing unverdroſſen wieder an zu hämmern, als wenn gar nichts Außergewöhnliches vorgefallen wäre. Nur bemerkte die erſchreckte Dame, welche ihn eine Zeitlang in ſprachloſem Erſtaunen betrachtete, daß er zuweilen den Kopf auf dem Halſe ſtark rückwärts drehte, wie als wollte er hinter ſich ſchauen, worauf er aber dann jedesmal wieder emſig zu klopfen anfing.

Was ſollte Tante Seraphine thun? Ihr Zimmer verlaſſen, oder das Stubenmädchen zu ihrem Schutz oder zur Geſellſchaft aus der Garderobe hereinkommen laſſen? Doch verwarf ſie Beides. Sie mochte ihr Zimmer nicht ſo allein laſſen, und das Stubenmädchen, ein ſchlaues Ding, ſollte auch nicht im Entfernteſten eine Ahnung davon haben, daß ſie ſich am hellen Tage vor einem Arbeiter fürchte, und er ſah ſo harmlos aus, ſo ruhig und friedlich, der bleiche, ſtille Sattlergeſelle, beſonders jetzt, wo er langſam von der Leiter herabgeſtiegen war, aufmerkſam das Werk ſeiner Hände betrachtete, und dazu mit dem Kopfe nickte, während er ſich zuweilen mit der rechten Hand einen leichten Klapps vor den Hinterkopf gab. Tüchtig hat er gearbeitet, und ſauber und nett, das mußte ihm Tante Seraphine zugeſtehen; da war nicht nur ſchon

eine ganze Wand mit dem zarten Rosa überspannt, sondern auch schon einige Streifen weißer Mousselin aufgelegt, was sich außerordentlich reizend machte — ach — und wenn es fertig war, mit den zierlichen schwellenden Möbeln ein so zartes Ensemble versprach.

Tante Seraphine war eine hochherzige Jungfrau und durchaus vor Männern nicht ängstlich — gewiß hatte sie sich vorhin geirrt, als sie in der allerdings seltsamen Attitude des bleichen, stillen Sattlergesellen etwas Auffallendes, ja sogar Schreckbares zu sehen geglaubt. Vielleicht hat er den Kopf rückwärts übergebeugt, um die gegenüberliegende Wand zu betrachten, um den Effekt der Farben besser zu sehen, wie es ja auch zuweilen die Maler zu machen pflegen, wenn sie mit niedergebeugtem Kopfe unter dem Arme hinweg irgend eine malerische Ferne betrachten.

Gewiß, so war es; Tante Seraphine redete es sich ein, ja sie fand ihren Schrecken jetzt nahezu lächerlich und trieb sich selbst an, das rosa Boudoir zu betreten, um die Arbeit und auch den emsigen Arbeiter in der Nähe zu betrachten.

Es war das nicht nur ein bleicher und stiller, sondern sogar auch ein hübscher junger Mensch. Er hatte feine, ausdrucksvolle Züge und große melancholische Augen. Jetzt blickte er sie von der Seite an und sagte

dann mit einer weichen, angenehm klingenden Stimme: „Ich glaube, das gnädige Fräulein ſollen zufrieden geſtellt werden.“

„Gewiß, es macht ſich das jetzt ſchon allerliebſt.“

„Heiter, und doch wieder träumeriſch, wie es ſich für das Boudoir einer ſo ſchönen Dame geziemt,“ ſprach der bleiche, ſtille Sattlergeſelle, indem er an den Nägeln kaute und mit geſenktem Haupte daſtehend, unter den Augenbrauen hinweg auf die Dame blickte.

„Sie werden doch heute mit Ihrer Arbeit fertig?“

„O, ich hoffe ſo, wenn keine unerwartete Störung eintritt — — würden mir das gnädige Fräulein nicht eine ganz unterthänige Frage erlauben?“

„Warum nicht? fragen Sie nur!“

„Sie ſind wohl Braut, mein gnädiges Fräulein?“

„Eine komiſche Idee,“ gab Tante Seraphine mit einem etwas geziert verſchämten Lächeln zur Antwort, „wie kann man nur ſo etwas fragen, und wie kommen Sie auf dieſen Gedanken?“

„Nun — nun — es ſieht hier ſo bräutlich aus, es weht hier eine Luft, als wenn eine Braut in der Nähe wäre — o, ich verſtehe mich darauf; ich habe ſchon in vielen Brautgemächern gearbeitet und verehre die Bräute.“

„Das iſt ein komiſcher junger Menſch,“ dachte Tante

Seraphine, und ſagte dann in einem wohlwollenden Tone, während ſie ſich abwandte: „Laſſen Sie das gut ſein und beendigen Sie Ihre Arbeit, ſo hübſch Sie dieſelbe angefangen. Muß man denn eine Braut ſein, weil man ſich ein nettes Boudoir einrichten läßt — — gewiß, Ihre Arbeit iſt charmant, und ich werde Ihnen noch extra recht erkenntlich dafür ſein.“

Sie machte eine freundliche Handbewegung gegen den bleichen, ſtillen Sattlergeſellen, und begab ſich alsdann wieder in ihren Salon zurück.

„Sie iſt eine Braut,“ murmelte Jener, indem er einen Streifen des roſafarbenen Zeuges vom Boden aufnahm, und ſich damit in die Ecke des Divans ſetzte, ſcheinbar um an dem Stoffe irgend etwas zu arbeiten, in Wahrheit aber ſchaute er mit einem düſtern Blicke über denſelben hinweg, wobei er, die Dame betrachtend, ſchwer aufſeufzte, aber jedesmal die Augen ſinken ließ, ſobald Tante Seraphine, die ſich jetzt vor ihren Flügel geſetzt hatte, irgend eine Bewegung machte, als wolle ſie aufſtehen oder ſich umwenden. Ihre Finger glitten phantaſirend über die Taſten, wobei ſie ſich eines angenehmen Gefühls nicht erwehren konnte, wenn ſie an die eigenthümlich komiſche Rede des armen bleichen Sattlergeſellen dachte — ich eine Braut — — iſt das vielleicht eine glückliche Vorbedeutung? — — fort, fort mit dieſen Ge-

danken, mein Herz ist ohnedieß erregt genug — ich eine Braut? doch wer weiß — —

— — — — Dann fielen ihre Augen, während ihren Mund ein glückseliges Lächeln umspielte, auf den Klavierauszug des Vampyrs, der sich noch geöffnet auf dem Notenpulte des Flügels befand, und unwillkürlich verflocht sie in ihre musikalischen Phantasieen ein Thema dieser Oper.

Der junge bleiche Mensch im Boudoir fuhr aus einem tiefen Hinbrüten empor, sobald Tante Seraphine die Tasten ihres Instruments berührt hatte, und seine Gesichtszüge, besonders seine Augen, belebten sich auf eine merkwürdige Art. Er lächelte gar seltsam, und sein Mund spitzte sich zu, während er mit der Zunge die Lippen beleckte — „ja, sie ist eine Braut," sprach er leise, wobei er mehrmals heftig mit dem Kopfe nickte — „sie ist eine Braut, und Alles kann noch gut werden. Ich bin bei ihr im stillen, verschwiegenen Gemache, der Vampyr wird noch glücklich — —"

Er erhob sich rasch, aber geräuschlos, und warf den rothen Stoff, den er in Händen hatte, wie einen Mantel um seine Schultern, drapirte ihn zierlich um sich herum, und schlich dann auf den Zehen vorwärts in das andere Zimmer, während seine Augen unheimlich leuchteten und sich sein Mund bald zuspitzte,

bald ſich zu einem unangenehmen Grinſen in die Breite verzog.

Arglos phantaſirte Tante Seraphine weiter, ohne unter den Tönen des Inſtrumentes auch nur das Geringſte zu vernehmen von der langſam heranſchleichenden, jetzt wahrhaft unheimlich ausſehenden Geſtalt.

Dieſe blieb einen Augenblick dicht hinter dem Stuhle ſtehen, hob hierauf die ineinander verſchlungenen Hände hoch empor, und legte ſeine Arme alsdann ſo plötzlich, ſo geräuſchlos, aber auch ſo feſt um den Hals der Spielenden, daß dieſe, ſo unvermuthet überfallen und ſo heftig gepackt, nicht im Stande war, ſich zu rühren, ja unter dem fürchterlichſten Entſetzen nicht einmal im Stande war, einen Schrei auszuſtoßen.

„Süße Braut — ſüße Braut," flüſterte das Ungeheuer keuchend und jede Sylbe ſcharf abſtoßend ihr in's Ohr, und wandte dann langſam den Kopf über ihre Schultern herüber, ſo daß ſeine unheimlich leuchtenden Augen dicht vor den ihrigen flimmerten, während ſich ſeine ſchmatzenden Lippen ihrem vor Schrecken bleichen Geſichte näherten, immer noch in der Unmöglichkeit ſich zu bewegen, oder auch nur den leiſeſten Schrei auszuſtoßen.

Es gibt ſolche Augenblicke plötzlicher Erſtarrung des willenlos Ueberſichergehenlaſſens, wo man zwiſchen einer

Ohnmacht ſchwankt oder zwiſchen dem plötzlichen gewaltſamen Aufkreiſchen und dem Sichvertheidigen mit Fingern und Nägeln; vielleicht wäre eine Ohnmacht hier ſehr gefährlich geworden, und ſo fügte es denn der Zufall, daß etwas Anderes, vielleicht etwas noch Schrecklicheres, ſich begab, was Tante Seraphine mit einem gellenden Schrei emporſchnellen ließ.

Langſam hatte ſich nämlich die Thüre des Salons geöffnet, die ſich neben des Flügels Ende befand, und auf der Schwelle erſchien Herr von Roſenthal, die merkwürdige Gruppe vor ſich mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln betrachtend. Doch ſchien er ſchon nach einer Sekunde zu empfinden, daß er eine Indiskretion begehe, wenn er hier länger zuſchaue, und zog deßhalb die Thür wieder ſachte in's Schloß.

Doch Tante Seraphine hatte ihn geſehen — ihn — ihn — ihn — den Einzigen, der ſie unter allen Millionen Menſchen während dieſes furchtbaren Attentates nicht hätte ſehen ſollen — ihn, über deſſen Miene ein ſpöttiſches Lächeln flog, ihn — ihn — ihn —

Deßhalb war auch ihr Aufkreiſchen jetzt wahrhaft markerſchütternd, deßhalb fuhr ſie mit ſolcher Gewalt in die Höhe, daß ſie das Ungeheuer neben ſich ein paar Schritte zurückſchleuderte — deßhalb ballte ſie krampfhaft ihre Hände, und deßhalb fiel ſie gleich darauf mit

einem dumpfen Gepolter auf den Teppich des Fußbodens nieder.

— — — —

Herr von Rosenthal hatte es für seine Schuldigkeit gehalten, im Mirbel'schen Hause einen Besuch abzustatten, und hatte damit unten im Geschäftslokale, in dem Privatzimmer von Mirbel & Cie., begonnen; vergebens hatte der Chef des Hauses seinen Gast hinauf in den Salon des ersten Stockes geleiten wollen, Herr von Rosenthal hatte auf die verbindlichste Art erklärt: er würde es niemals zugeben, daß der Geschäftsmann seine kostbare Zeit an ihn verschwende. Er hatte sich nur zwei Augenblicke auf das alte Ledersopha niedergelassen, hatte sich gefreut, Herrn Mirbel in so guter Gesundheit zu sehen, und während er hierauf das Zimmer wieder verließ, verbat er es sich auf's Dringendste, weiter als bis zur Thür begleitet zu werden, ja er wollte es durchaus nicht zugeben, daß ihn einer der Lehrlinge, und zwar „sein junger Freund von neulich Abends", wie er lächelnd sagte, droben anmelde, — „ich verlasse mich gerne auf mein gutes Glück." Mit diesen Worten verschwand Herr von Rosenthal aus dem Comptoir, indem er die tiefe, steife Verbeugung des alten Kaufmannes mit einer kordialen und sehr graziösen Handbewegung erwiedert hatte.

Im ersten Stock aber war Herr von Rosenthal nicht

ſo glücklich, als er vermuthet. Madame Mirbel, die Mutter des Hausherrn, hieß es, ſei ausgegangen, in Wahrheit aber war die alte Dame des Morgens für Niemanden ſichtbar, und als er nach Fräulein Helene fragte, war das junge Mädchen nirgends zu finden, müßte alſo wahrſcheinlich auch ausgegangen ſein, wie das freundliche Stubenmädchen bedauernd ſagte.

Helene war aber nicht ausgegangen, hatte ſich vielmehr in ihrem Schlafzimmer verſteckt, da ſie Herrn von Roſenthal die Treppe heraufkommen ſah. Sie hatte alsdann ſeiner tiefen, wohlklingenden Stimme, als er nach der Großmama und nach ihr fragte, mit einer ihr ſelbſt unerklärlichen Erregung, ja mit einigem Herzklopfen gelauſcht, und wie ſie nun hörte, daß er in den zweiten Stock hinaufſtieg, zu Tante Seraphine, trat ſie, unmuthig über ſich ſelbſt, mit dem kleinen Fuße heftig auf den Boden.

Und ſie war gerade heute Morgen ſo vortheilhaft und hübſch gekleidet, allerdings ſehr einfach, in ſtahlblaue Seide und mit einem koketten ſpaniſchen Jäckchen von ſchwarzem Sammt, welches mit glitzernden Epauletten und zahlloſen ſilbernen Knöpfen verziert war.

„Ich weiß nicht, warum ich ſo dumm geweſen bin, ihn nicht anzunehmen," ſprach ſie mit einem Blick in den Spiegel zu ſich ſelber, während ſie unmuthig ihre friſchen

rothen Lippen aufwarf. Dann nahm ſie eine rothe Granatblüte von ihrem Toilettetiſch und ſteckte ſie gedankenvoll in ihr ſchwarzes Haar — „es iſt wirklich Schade.“

Was Herr von Roſenthal indeß droben erlebt, wiſſen wir bereits, doch trug er ſelbſt die Schuld an dieſem unerfreulichen, oder auch vielleicht erfreulichen Anblick. Warum hatte er es dem Stubenmädchen Seraphinens nicht geſtatten wollen, ihn anzumelden, und warum hatte er nach einem ſehr leiſen Anklopfen die Thür geräuſchlos geöffnet, um die Dame bei ihren muſikaliſchen Phantaſieen zu überraſchen?

Dann aber, als er die Thür ſachte zugezogen hatte, überflog blitzähnlich ein kurioſes Lächeln ſeine Züge, er wandte ſich um und ſtieg langſam die Treppe wieder hinab; allerdings vernahm er jetzt droben ein eigenthümliches Geräuſch, doch kehrte er ſich nicht weiter daran, ſondern ging vollends in den erſten Stock hinunter, wo ihm Helene Mirbel mit einem Ausdruck des Erſtaunens, ja des Schreckens unverhofft entgegentrat. Daß auch ſie ihn hier nicht erwartet hatte, zeigte der Ausdruck ihrer Züge, ſowie eine tiefe Röthe, welche ſich über dieſelben ergoß.

Herr von Roſenthal war aber der Mann nicht, der ſich leicht von einer Verlegenheit anſtecken ließ. Er trat

beſteht, ſondern die gekrümmte Fläche iſt ebenfalls aus mächtigen Granitquadern zuſammengefügt, in die zum Weiterhinaufſteigen von außen Stufen gehauen ſind. Iſt dieſe Erſteigung bei gewöhnlichem Wetter ſchon ziemlich gefährlich, ſo wäre es heut bei ſtarkem Glatteiſe, welches den Bleiboden, die Eiſenſtangen des Geländers, ja ſelbſt die rauhen Granitquadern mit einer ſpiegelglatten Kruſte überzog, ein Wahnſinn geweſen, höher hinaufzuklettern, um ſo mehr, da die Ausſicht hier oben nicht beſonders belohnend iſt; man ſieht gegen Norden dicht vor ſich den Gebirgszug des Guadarrama, auf dieſer Stelle faſt ohne alle Vegetation, jetzt einigermaßen belebt durch lange Schneeſtreifen in Vertiefungen und Schluchten, durch welche die zackigen und zerklüfteten Felspartien noch ſchärfer hervortraten. Gegen Süden und Oſten haben wir vor uns das grün bewachſene Thal bis an den Fuß des Hügels, auf dem der Escorial liegt, hinter dieſem dehnt ſich dagegen weit die langweilige und öde Hochebene aus, heut mit trübſeligen Wolken und Nebelmaſſen bedeckt, die langſam über ſie dahin ziehen und uns nur ahnen laſſen, wo Madrid liegt.

Intereſſant dagegen iſt von hier oben der Anblick über die gewaltigen, durch Menſchenhände zuſammengetragenen Granitmaſſen zu unſeren Füßen, dieſe unendlichen Häuſerreihen, die unzähligen Höfe, die langen Fronten, welche zuſammen das Kloſter bilden. Hierbei kann man ſich auch mit einiger Phantaſie in die Idee des Erbauers finden, welche dem Hauptplan zu Grunde liegen ſoll. Er, welcher ſich ſo gern an Martern und Märtyrern ergötzte, wollte dieſem Hauſe, welches San Lorenzo gewidmet war, die Geſtalt des Roſtes geben, auf welchem der römiſche Kaiſer Valerian im dritten Jahrhundert den Heiligen bei langſamem Feuer lebendig braten ließ. Die vier Thürme an den vier Ecken des Quadrats könnten die Beine des Roſtes vorſtellen, die Häuſerreihen mit den zuſammenhängenden Dächern, welche ſich alle in rechtem Winkel durchſchneiden, die Eiſenſtangen, und die Höfe dazwiſchen die Oeffnungen, durch welche die Flammen emporſchlugen.

Mag nun die eben angeführte Idee bei dem Bau dieſes Klo-

vielmehr mit dem unbefangensten Lächeln auf das junge Mädchen zu, bot ihr seine Hand und führte sie alsdann mit der Versicherung: er freue sich außerordentlich, daß sie in der That noch nicht ausgegangen sei, in das offen stehende Zimmer zurück, aus welchem Helene, die das Geräusch droben ebenfalls vernommen, herausgetreten war.

Es hatte sie dieser Lärm anfänglich sehr erschreckt, und sie wußte selbst nicht, warum sie denselben mit Herrn von Rosenthal in Verbindung gebracht hatte; ja, jetzt mußte sie, wie erleichtert und lächelnd, tief aufathmen, als er, statt sich droben bei Tante Seraphine zu befinden, in ihrem eigenen kleinen Wohnzimmer vor ihr stand.

„Ich weiß nicht, was da oben war," sagte sie in reizender Verlegenheit und doch glücklich, auf diese Art ein Gespräch anknüpfen zu können, da Herr von Rosenthal vor ihr stand und sie sehr auffallend mit stummer Bewunderung anblickte, „ich dachte schon —"

„Woran dachte die schöne Helene? doch nicht etwa, daß ich da oben gefallen sei; o, so etwas dachten Sie gewiß nicht!"

„Das dachte ich allerdings nicht — aber — da ich Sie die Treppe hinaufgehen hörte," gab sie zögernd zur Antwort, „so — —"

„Brachten Sie mich mit dem Geräusch in Verbindung, o wie dankbar ich Ihnen dafür bin!“ sagte er mit einem verbindlichen Lächeln, indem er die eine Hand des jungen Mädchens ergriff und recht bedächtig dreimal mit angemessenen Pausen seine Lippen darauf drückte, — „dann,“ fuhr er fort, „da Sie mich mit jenem Geräusche oben in Zusammenhang brachten, so mußten Sie nothwendig so außerordentlich liebenswürdig sein, ein ganz klein wenig an mich zu denken, — natürlich nur, da Sie mich die Treppe hinaufgehen hörten, nachdem Sie mich recht hartherzig von Ihrer Thür weggewiesen.“

„Das war ich eigentlich nicht Willens zu thun, sondern man glaubte wirklich, ich sei schon ausgegangen, da ich im Begriff war das zu thun.“

„So muß ich mich also entfernen, um nicht unbescheiden zu sein,“ sprach Herr von Rosenthal, offenbar in einem recht traurigen Ton.

„O nein — so dringender Art sind meine Geschäfte nicht.“

„Also erlauben Sie mir noch ein paar Augenblicke zu bleiben?“

„Gewiß,“ antwortete Helene, doch schaute sie bei diesen Worten mit einer gewissen Befangenheit in den Mienen nach der Thür, und setzte nach einer kleinen

Pause hinzu: „ich möchte doch nur wissen, was droben eigentlich vorgefallen ist, denn es war in der That ein sehr eigenthümliches Geräusch.“

„Darüber, mein Fräulein, könnte ich Ihnen vielleicht einigen Aufschluß geben,“ antwortete Herr von Rosenthal mit einem sonderbaren Lächeln, „könnte —, doch weiß ich nicht, in welche Worte ich meine Aufschlüsse kleiden soll.“

Helene sah ihn überrascht mit einer fragenden Miene an, und da sie nicht wußte, ob sie etwas, und was sie hierauf erwiedern solle, so erinnerte sie sich glücklicher Weise, daß sie es bis jetzt versäumt hatte, ihrem Besuch einen Sitz anzubieten, was sie denn auch sogleich that, und dann auf einem kleinen Divan gegenüber dem Fauteuil, in welchem sich Herr von Rosenthal mit vielem Behagen niederließ, ihren Platz nahm.

„Mir scheint, ich höre Großmama die Treppe hinauf zu Tante Seraphine steigen — es ist doch sonderbar.“

„Es ist allerdings sonderbar,“ antwortete Herr von Rosenthal, nachdem er seinen Hut neben sich auf den Boden gesetzt, „ich kann mir nicht anders denken, als daß Ihre Tante, Fräulein Seraphine, vielleicht zu einem bevorstehenden maskirten Feste oder dergleichen mit einem ihrer genauesten Freunde eine Probe abhält — Sie

ſehen mich erſtaunt an — ja, ich muß es wiederholen, mit einem ganz genauen und vertrauten Freunde; denn als ich droben, nachdem ich angeklopft, die Thür öffnete, ſah ich einen jungen Herrn maleriſch mit rothem Zeug drapirt —"

„Ah ſo, jetzt verſtehe ich —"

„Ah, Sie verſtehen, ich verſtand aber durchaus nicht die ſehr intime Stellung jenes jungen Herrn neben Ihrer Tante, Fräulein Seraphine."

„Ach, das war ja gar kein junger Herr, das war ja nur ein Tapeziergehülfe."

„Deſto ſchlimmer," erwiederte Herr von Roſenthal mit großem Ernſte, „und nun bedaure ich in der That, ſo indiskret geweſen zu ſein, und die Thür geöffnet zu haben."

„Sie ſprechen für mich in lauter Räthſeln."

„Deren Auflöſung für mich ein Leichtes wäre, wenn ich nicht fürchten müßte, dadurch eine neue Indiskretion zu begehen."

Helene wußte ſelbſt nicht genau, warum es ſie in ſo hohem Grade intereſſirt hätte, wenn Herr von Roſenthal, ſtatt ſo verblümt zu reden, lieber geradezu geſagt hätte, was ſich droben zugetragen, und eben ſo unerklärlich war es ihr, warum ſie ſich fürchtete, ihn darnach zu fragen, wobei ſie ſich aber genau bewußt war, daß er mit ſeinem

durchdringenden Blick ihr diese Frage in den Augen ablas.

„Auf meinen Reisen im Morgenlande," sagte er nach einer kleinen Pause, habe ich Aehnliches gehört; ja ich weiß ganz genau von einem Falle, der mit diesem die größte Aehnlichkeit hatte, wo sich ein unternehmender junger Mann in einen Teppichballen wickeln, und von harmlosen Tapeziergehülfen in die streng sonst verschlossene Wohnung seiner Geliebten bringen ließ."

„Aber Herr von Rosenthal," gab das junge Mädchen mit einem leichten Aufleuchten ihrer Augen zur Antwort, wie können Sie Tante Seraphine mit so etwas zusammenbringen?"

„Ich, mein Fräulein? — ich habe sie durchaus nicht zusammengebracht, ich habe sie nur mit ihrem Geliebten zusammen gefunden."

„Ah, das geht über einen Scherz!"

„Und doch war es mir scherzhaft, schöne Helene, es hat mir auch nicht die allergeringste Emotion verursacht, ja ich mußte lachen, nachdem ich die Thür hinter mir zugezogen."

Er sagte das so unbefangen, so heiter, daß Helene unwillkürlich in sein Lächeln einstimmen mußte, doch nur einen Augenblick; dann bemühte sie sich, eine sehr ernste Miene anzunehmen, und erwiederte: „Und doch ist das Alles nur ein Irrthum."

„Gewiß, wenn Sie es so wollen; berühren wir also nicht weiter diese gleichgültige Geschichte, die mir bei alledem recht angenehm war — — gewiß, mein Fräulein, recht angenehm, denn sie überhob mich einer Explikation, sie ersparte es mir, einen Knoten durchzuhauen, den Sie, schöne Helene — vielleicht unwissend geschürzt."

„Sie scherzen, Herr von Rosenthal."

„Wollte Gott, es wäre nur ein Scherz; Sie tragen die Schuld, daß ich es für nöthig hielt, Ihrer Tante eine kleine Erklärung zu machen über den Verlauf einiger Ballgespräche, zu denen ich mich im Unmuthe — im Verdruß hinreißen ließ — darf ich ganz offenherzig sein, reizende Helene?"

Das war eine ganz seltsame Frage, und dieselbe versetzte das junge Mädchen noch dadurch in eine eigenthümlichere Lage, daß Herr von Rosenthal sich durch eine rasche Wendung seines Fauteuils dem kleinen Divan, auf dem Helene saß, so genähert hatte, daß er leicht seine Hand neben ihr aufstützen und dadurch, allerdings ganz unmerklich, ihren Arm berühren konnte.

Sie zuckte zusammen und blickte fast scheu zu ihm hinüber, um aber die Augen gleich darauf rasch wieder von seinem Gesichte abzuwenden, da sie einem jener so sonderbar leuchtenden Blicke begegnet war, die sie neulich

auf dem Balle schon so sehr abgestoßen, und doch wieder angezogen hatten. Auch jetzt drohte sie wieder das letztere Gefühl zu beschleichen, weßhalb sie im Begriffe war, langsam in die andere Ecke des Divans zu rücken; doch fühlte sie sich an dieser Bewegung gehindert durch den leichten Druck seiner Hand auf ihren Arm, sowie durch den seltsam klingenden Ton seiner Stimme, als er sagte: „O, gestatten Sie mir, offenherzig zu Ihnen zu reden, und seien Sie mir nicht böse, daß ich dieß zu thun wage, nachdem ich erst so kurz das Glück Ihrer Bekanntschaft genossen; aber warum soll man nicht den flüchtigen Augenblick des Glückes ergreifen, wenn er sich uns darbietet, warum uns eine Seligkeit entschwinden lassen, wenn wir trotz alledem Muth genug haben, rasch darnach zu greifen, und ich habe diesen Muth, schöne Helene, ja ich habe den Muth, selbst dem Gefühl der Lächerlichkeit zu trotzen, indem ich Ihnen sage, daß Ihr Anblick neulich Abends, und heute verstärkt wieder einen unwiderstehlichen Eindruck auf mein Herz gemacht hat — o, lächeln Sie nicht, ich bitte Sie um des Himmels willen, lachen Sie nicht!“

Nun war aber Helene leider hievon sehr weit entfernt; nicht als ob sie das Gefühl völlig begriffen hätte, von dem er ihr mit erregten Blicken sprach, nicht als ob seine Worte tiefer in ihr Herz gedrungen wären, als

jede andere Schmeichelei; nein, aber es ſchmeichelte ihrer mädchenhaften Eitelkeit, einen Mann ſo reden zu hören, den ſelbſt ihre Tante Seraphine für etwas ganz Außerordentliches erklärt hatte, der neulich auf dem Balle von Mancher angeſtaunt worden, und von dem ſelbſt Lieutenant von Mittow mit einer gewiſſen Scheu und Ehrfurcht geſprochen; was er von ihm geſagt, daran wollte ſie allerdings jetzt nicht denken; das war ja auch eine Lächerlichkeit, das warf ſie in Gedanken weit von ſich weg.

Sie blieb dicht in ſeiner Nähe ſitzen, ſtützte aber den Kopf in die Hand und verbarg auf dieſe Art ihre Augen, ohne aber ihre Ohren vor dem Gifte zu verſchließen, das er durch dieſelben langſam in ihre Seele tröpfelte.

Und wenn ſie wirklich gewollt hätte, ſie wäre jetzt nicht im Stande geweſen, auch nur vor ihm in die andere Ecke des Divans zu fliehen; nicht als ob ſeine Hand ſie gehalten hätte, dieſe lag nur leicht auf dem ſchwarzen Sammt ihres Aermels; aber der Ton ſeiner Stimme klang ſo eigenthümlich, ſo ſeltſam weich, ſo einſchläfernd, daß es ihr gerade zu Muthe war, als gälten ſeine Worte Jemand ganz Anderem, als erzähle er ein Märchen, das auch ſie ganz zufällig mit anhören dürfe.

In der That war es aber auch ganz märchenhaft, was er jetzt zu ihr ſagte.

„Schon als ich Sie vor langen Jahren das erſte

Mal sah, schöne Helene, machten Sie einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich. Ich weiß, Sie staunen über meine Worte, Sie schütteln leicht Ihr schönes Haupt, und doch weiß ich eben so genau, was ich sage, als das, wo Sie mir in diesem Leben schon einmal begegnet sind.

„Es war in Granada, diesem Paradies auf Erden, als ich an einem schönen Frühlingsmorgen bei Quellengemurmel und bei dem würzigen Dufte Tausender von Veilchen, die an dem Abhange wuchsen, gegen die Alhambra hinauf ging. Vor mir schimmerten durch das saftige Grün der jungen frischen Blätter die rothen, gewaltigen Thürme des Maurenschlosses, und bald hatte ich den ersten jener Thürme mit dem Thore der Gerechtigkeit hinter mir gelassen, und sah sie schon vor mir, die verkörperten Wunder der ‚Tausend und Eine Nacht', mit ihren von schlanken Marmorsäulen getragenen, vielfarbig glänzenden Hallen, mit ihren plätschernden Fontänen, mit ihrem von ernst blickenden Löwen getragenen Wasserbassin, mit dem wunderbaren Hauche ihrer unzähligen Rosen; da auf einmal — — aber hören Sie auch meine Worte, schöne Helene? — O ja — o ja —

„Da auf einmal vernahm ich die leisen, zitternden Klänge einer Mandoline, und sah aufwärts blickend in dem sonst öden, unbewohnten Gemäuer eines jener reizenden maurischen Fenster in der zierlichsten Hufeisenform, Wölbung

und Einfassung geschmückt mit den prachtvollsten Arabesken, und an diesem Fenster, aus welchem die Töne hervorklangen, lehnte ein spanisches Mädchen, leuchtend vor Schönheit — wie Sie, Helene — ganz Ihr Ebenbild — ganz Sie selbst. Im schwarzen Haar eine dunkelglühende Granatblüte, wie Sie, Helene, gekleidet in ein spanisches Sammtjäckchen — wie das Ihrige — und ganz Sie selbst, ich sah nie eine vollkommenere Aehnlichkeit.

„Ueberrascht, überwältigt von diesem Anblicke blieb ich stehen und schaute hinauf, jeden Augenblick fürchtend, mein dreistes Anstarren würde das liebe, glühende Bild droben verscheuchen; doch dem war nicht so. Das schöne Mädchen lächelte freundlich auf mich herab, und dabei öffnete sie ihre süßen, frischen Lippen und zeigte glänzende weiße Zähne, gerade so wie die Ihrigen, Fräulein Helene.

„Gewiß, sie war minder grausam, als Sie es jetzt gegen mich sind. Sie hätte ja vom Fenster verschwinden können oder ihre lieblichen Züge mit der Hand bedecken, wie Sie jetzt thun, — aber sie that das nicht, sie zürnte mir nicht, weil ich so stehen blieb und entzückt zu ihr aufschaute, im Gegentheil, sie nahm die Granatblüte aus ihrem Haar und ließ sie zu meinen Füßen niederfallen — dann erst verschwand sie."

ſters zu Grunde gelegen haben oder nicht, ſo viel iſt gewiß, daß es den Beſuchern kalt und unheimlich entgegenweht aus dieſen Steinmaſſen, welchen der finſtere Geiſt, der ſie zu einem Gebäude zuſammen tragen ließ, ſeinen kenntlichen Stempel aufdrückte. Schwermüthig wie Kerkerhallen ſind dieſe Räume, und ich bin überzeugt, der friſcheſte, geſundeſte Lebensmuth müßte hier zu Grunde gehen. Traurig tönte der Wiederhall unſerer Schritte durch dieſe endloſen, leeren Gänge, und wenn man beim Betrachten eines Bildes zufällig einmal allein zurückblieb, ſo konnte man erſchrecken über die Todtenſtille, die uns dann plötzlich umgab. Unheimlich erſcheinen dieſe endloſen Corridors, dieſe gewaltigen Treppen, geräumig genug für Hunderte von Perſonen, jetzt nur bedeckt mit dem Staube, der ſich langſam auf den grauen Granitſtufen anſetzt. Eine einigermaßen freundliche Partie finden wir auf der Südſeite. Dort iſt eine von Säulen getragene Halle auf einer Terraſſe erbaut, früher ein Aufenthalt für alte und kranke Mönche, die ſich vielleicht zu einem Spaziergange in den weiten Gärten des Kloſters nicht kräftig genug fühlten; doch ſieht man hier die Parkanlagen vor ſich, dicht unter der Terraſſe Gärten im alt italieniſchen Geſchmack mit geraden geſchorenen Hecken, die Wege mit Steinplatten bedeckt und die Beete mit niederem Burbaum verziert, der zu allerlei ſeltſam verſchnörkelten und phantaſtiſchen Zeichnungen zuſammen gepflanzt iſt. Heute ſahen dieſe Beete eigenthümlich aus, denn auf den Blättern der Buchsſträucher war der Schnee liegen geblieben und ſo traten all die Zeichnungen weiß auf dem grauen Grunde der Steinplatten ausdrucksvoll hervor. Hinter dieſen Gärten beginnt der Park, man ſieht hohe Bäume, Wieſen, Teiche und kleine Baſſins mit Springbrunnen.

Unterdeſſen war es ſpät geworden und der trübe, nebelige Tag brachte ſo frühzeitig Dämmerung und Abend, daß wir nicht daran denken konnten, noch länger bei den verſchiedenen Sehenswürdigkeiten im Kloſter zu verweilen, wir ſchritten noch einmal durch die weite Kirche und ſahen uns die Vorbereitungen an, welche zum Empfang der Leiche der Infantin getroffen waren.

— — „Aber Sie sahen sie wieder?“

„Nein, ich sah sie nie wieder. Natürlich versuchte ich es, den rückwärts gelegenen Eingang zu jenem Thurm zu entdecken, dann die zerbröckelten Stufen zu erklettern, endlich droben das Gemach mit dem zierlichen Fenster zu finden. Es gelang mir auch; aber das Gemach war öde und leer. Keine Spur eines menschlichen Wesens, und als ich nun droben an demselben Fenster lehnend hinabschaute auf die Stelle, wo ich soeben gestanden, hätte ich Alles für einen lieblichen Traum nehmen müssen, wenn ich nicht die Granatblüte in meiner Hand gehalten hätte.“

„Ach, Sie haben mir da ein artiges Märchen erzählt,“ sagte Helene, indem sie die Hand langsam von ihrem Gesichte herabgleiten ließ.

„Allerdings ein Märchen oder eine Erscheinung, wenn Sie wollen, die aber unauslöschlich in meinem Herzen blieb, die mir über Meere und durch Länder folgte, und die nun seit Kurzem verschwunden ist, seit jenem Abend, wo ich das Glück hatte, in Ihnen, Helene, so unverhofft das lebensfrische, lebendige, schöne Original meiner langjährigen Träume wieder zu finden — allerdings nur ein erstaunliches Spiel des Zufalls, aber um so schmerzlicher für mich, wenn ich zu gleicher Zeit Original und Kopie jenes süßen Traumbildes verlieren muß. Soll ich

Ihnen die Wahrheit meiner Erzählung beſchwören, geſtatten Sie es mir, wenn Sie ſonſt meinen Worten keinen Glauben ſchenken; denn Ihr Unglaube würde mich untröſtlich machen. Ich müßte ja vor Ihnen daſtehen in niederdrückendem Gefühl der Lächerlichkeit, während Ihnen ſonſt, auch wenn Sie noch ſo ſtrenge urtheilen, die Gewalt erklärlich ſein muß, die mich unwiderſtehlich zu Ihnen hinzieht, die mich zwingt, Ihre kleine Hand zu ergreifen und mit heißen Küſſen zu bedecken."

„O Dank für dieſe Güte, reizende Helene, heißen Dank, daß Sie nicht ſo grauſam waren, das Traumbild des thörichten Schwärmers ganz zu zerſtören; daß Sie mir erlauben, in Ihre ſchönen ſeelenvollen Augen zu blicken, daß Sie mir geſtatten, vielleicht als einzige Erinnerung an dieſe Stunde, das Ebenbild jener andern Granatblüte aus Ihrem prachtvollen Haar zu nehmen."

Das junge Mädchen hörte alles das wie im Traume, und es war ihr zu Muthe, als hätten ſeine Worte, als hätte die eigenthümlich ſanfte Art, mit der er leiſe ſprechend ſeine Hand von ihrem Haupte über Schulter und Arm hinab bis zu ihren Fingerſpitzen bewegte, ſie in einen magnetiſchen Schlaf verſenkt. Sie athmete ſchwer, ihr Herz ſchlug raſch und bange, und erſt nachdem er ſich nun ſchnell erhoben und ſich nach

einem langen, innigen Blicke von ihr ab- und der Thür zugewandt hatte, fühlte sie sich unaussprechlich glücklich, und ihre Seele von einem schweren Druck erleichtert.

Hatte er vielleicht alles das doch nur im Scherze zu ihr gesprochen? Seine plötzlich ganz veränderte Miene, seine ganz andere Haltung sprachen dafür; auch seine ehrerbietige Stellung, mit der er nun jenseits des Fauteuils vor sie hintrat und laut ein paar unbedeutende Worte über den neulichen Ball sprach — hatte er sein Spiel mit ihr getrieben? — Dieser Gedanke, der recht nahe lag, schmerzte sie tief und preßte unmuthig ihre Lippen aufeinander; da wurde rasch und unverhofft die Thür geöffnet, und Helenens Großmutter erschien auf der Schwelle derselben.

Verstand das junge Mädchen jetzt den vielsagenden Blick, mit dem Herr von Rosenthal sich von ihr ab gegen die alte Dame wandte, und dieser alsdann mit der unbefangensten, freundlichsten Miene eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte?

Leider verstand sie ihn nicht nur, sondern belohnte ihn auch durch ein ganz kleines Lächeln, das er wie im Fluge erhaschte, während er sich bückte, um seinen Hut vom Boden aufzuheben, und so Miene machte, den Besuch abzubrechen.

„Ich hoffe nicht, daß mein Erscheinen Sie so rasch zum Aufbruch nöthigt," sagte die alte Dame in wohlwollendem Tone, „ich würde in der That bitten, uns noch einen Augenblick Ihre angenehme Gegenwart zu schenken und mir zu gestatten, meine Tochter Seraphine zu entschuldigen, die ich droben ganz untröstlich antraf, und die mich dringend bat, Ihnen das mitzutheilen — gewiß, Deine Tante ist ganz untröstlich, Helene."

„Aber ohne alle Ursache, gnädige Frau," entgegnete Herr von Rosenthal verbindlich, „leider hatte ich nicht das Glück, Fräulein Seraphine zu sehen; ich klopfte an, war aber darauf zu diskret, um das Fräulein in ihrem vortrefflichen Klavierspiele zu unterbrechen, und werde mir zu geeigneterer Zeit einen Besuch erlauben."

Die alte Dame schaute ihn einigermaßen erstaunt an, da seine Worte mit dem, was Seraphine ihr gesagt, nicht im Einklange standen; doch begriff sie sogleich sein Zartgefühl, in Gegenwart des jungen Mädchens die Sache nicht weiter berühren zu wollen, was ihr aber andern Theils lieb gewesen wäre, da ihr Seraphine, nachdem sie sich von ihrer Ohnmacht erholt, unter Thränen die ganz fürchterliche Szene mitgetheilt, welche sie erlebt, wobei das Fürchterlichste darin bestanden, daß Herr von Rosenthal im entscheidenden Momente unter der Thür erschienen sei. Wie schon bemerkt, sie schätzte es

doppelt hoch an dem jungen Manne, daß er es für jetzt vermied, darüber zu reden, und als er sich hierauf mit einer kurzen Verbeugung gegen Helene verabschiedet, reichte sie ihm die Hand und sagte auf die herzlichste Weise: „Nicht wahr, Sie besuchen uns recht bald wieder, ich bitte Sie darum, sowie auch versichert sein zu wollen, daß uns Ihr Besuch stets angenehm sein wird.“

An der Thür wandte sich Herr von Rosenthal Abschied nehmend nochmals um, und er hätte kein so genauer Kenner weiblicher Blicke sein müssen, um nicht an denen des jungen Mädchens deutlich zu sehen, daß sie ihm durchaus nicht zürne wegen des reizenden arabischen Märchens, das er ihr auf so liebenswürdige Art mitgetheilt.

Sechstes Kapitel.

In der fünften Wendung, Ruhepunkt mit lieblicher Aussicht.

Es ist ein großes und hohes Gemach, in das wir den geneigten Leser im Verlaufe dieser Geschichten zu führen uns genöthigt sehen. Ein Gemach mit einfachen, dunkelgrauen Kalkwänden, mit einem einzigen großen Fenster an der Nordseite, und mit einem dunkelbraunen Vorhange über diesem Fenster, um das Licht nach Belieben verstärkt oder gedämpft hereinfallen zu lassen.

Das Ameublement besteht aus einem großen, doppelthürigen Schrank von geschnitztem Eichenholze, auf welchem sich alte Krüge und Gläser in den verschiedensten Größen und Formen befinden; ferner aus Sitzgelegenheiten des mannigfaltigsten Alters und der mannigfaltigsten Gestalt: kleinen antiken Tabourets neben neumodischen Fauteuils, amerikanischen Schaukelstühlen neben jenen alten, steifen, ehrwürdigen, aus Holz geschnitzten Sesseln,

deren gerade Rücklehne und horizontale Arme beinahe selbst das Bild eines jener alten Herren geben, die hier in den hohen Lederstiefeln, im Sammetwamse, weißer Krause und weichem Hute eben so steif und unbeweglich saßen; dann aus Staffeleien verschiedener Größe, auf den meisten angefangene oder halbvollendete Bilder. Nimmt man hiezu noch in einer der Ecken eine alte Mandoline neben einem langen, zweihändigen Flamberge, oder eine Hellebarde neben einem rostigen Helm, sowie dort über der Lehne des alten Sophas ein langes Stück dunkelrothen Seidendamastes, so hat man das Ensemble eines Zimmers, wie wir es schon unzählige Male gesehen, ja beschrieben haben, die besondern Kennzeichen eines Malerateliers.

In dem Herrn des soeben dem geneigten Leser Vorgeführten erneuern wir eine Bekanntschaft aus dem ersten Kapitel dieser Geschichten, die des Malers Arthur Weßner, der vor einer Staffelei steht, um mit Kohle auf weißer Malerleinwand flüchtig einen weiblichen Kopf zu skizziren.

Neben ihm befindet sich eine etwas eigenthümliche Gestalt, von der wir im ersten Augenblicke nicht wissen, ob es ein Mann oder eine Frau ist; für Ersteres spricht die graue Malerjoppe, der breiträndrige weiche Hut, sowie eine kleine Pfeife, welche die Gestalt mit großer Fertig-

keit mit den Zähnen hält und luſtig daraus dampft. Daß wir es aber trotz alledem mit einem weiblichen Weſen zu thun haben, ſehen wir an den allerdings harten und ältlichen Zügen, ſowie an dem Rocke von grauem Merinoſtoff, welcher unterhalb der Joppe auf eine ſandalenartige Fußbekleidung herabfällt. Den Künſtler, oder vielmehr die Künſtlerin, verräth ein Malerſtock, ſowie eine Palette mit aufgetragenen Farben, welche die Geſtalt in der linken Hand trägt, während ſie mit einem umgekehrt in der rechten haltenden Pinſel die Linien des leicht ſkizzirten Frauenkopfs bezeichnet; dann ſagt ſie, ſich zu dem jungen Maler wendend: „Das iſt wieder dieſelbe Geſichtsbildung, und ich wiederhole Dir, daß ich es für ſehr gefährlich halte, immer und immer die gleiche Phyſiognomie zu malen; man gibt dadurch den Köpfen ſeiner Bilder eine gewiſſe Familienähnlichkeit, die ſpäter wieder aus der Hand herauszubringen ſchon den größten Künſtlern Mühe gemacht hat. Es ſind das allerdings angenehme Züge, aber wie geſagt, immer dieſelben.“

„Ich kann das nun eigentlich nicht finden,“ antwortete Arthur, „und liegt die ganze Aehnlichkeit gewiß nur in dem niedergeſchlagenen Auge, was ich in letzter Zeit allerdings einige Male anbrachte. Gib Achtung, ich will das ſogleich ändern!“ Er ſchlug mit einem ledernen Handſchuh die leichten Kohlenſtriche um die Augen fort,

ſetzte raſch ein paar andere hin und fragte alsdann, indem er zurücktrat: „Nun, iſt jetzt das Geſicht nicht ganz anders geworden?“

„Das könnte ich nun gerade nicht ſagen: der einzige Unterſchied beſteht darin, daß ſie Dich jetzt voll anſieht. Wenn Du mir nicht glaubſt, ſo hole dort aus der Ecke das junge Mädchen mit der Mandoline herbei, welches Du vor ein paar Tagen ſo vortrefflich prima vista mit Farben ſkizzirt.“

„Ja, ja,“ erwiederte er nachdenkend, „Du kannſt Recht haben, es ſchwebte mir vielleicht jener Kopf vor Augen.“

„Oder vielleicht ein anderer, wonach alle beide gerathen ſind.“

„Möglich,“ gab er achſelzuckend zur Antwort, „doch damit Du ſiehſt, daß ich auf Deinen Rath höre, ſo will ich den Kopf wieder wegwiſchen und neu ſkizziren.“ Er nahm bei dieſen Worten den Handſchuh wieder von der Staffelei und klopfte damit die Zeichnung von der Leinwand.

„Du biſt ein arger Verſchwender,“ bemerkte hierauf die Malerin mit einem trockenen Lächeln auf ihren harten Zügen.

„Im Gegentheil; ich mache mir nur auf wohlfeile Art ein neues Vergnügen, denn ich finde nichts ange-

nehmer, als ſo auf einer friſchen weißen Leinwand ſeine Phantaſie gehen zu laſſen.“

„Das habe ich dießmal nicht gemeint,“ verſetzte die Malerin, indem ſie den grauen Handſchuh von der Staffelei nahm und betrachtete, und ihm alsdann vor die Augen hielt; „ich wollte nur ſagen, Du ſeieſt hierin ein großer Verſchwender; ich pflege mich zum Auswiſchen eines Stückchens alten Leders zu bedienen.“

„Ah ſo, darüber kannſt Du Dich beruhigen, es iſt nur ein einzelner Handſchuh, der deßhalb durchaus keinen Werth hat. Jetzt aber gib Achtung, wie ich Dir einen Kopf mit ganz anderem Ausdruck ſkizziren werde!“

Da klopfte es leiſe an die Thür, und der Maler ſchaute unmuthig herum, ohne aber „Herein“ zu rufen, doch ſagte er flüſternd: „Dieſe ewigen Störungen, man ſollte eigentlich in einem Thurme hinter aufgezogener Zugbrücke arbeiten.“

Darauf klopfte es wieder, aber jetzt in drei langſamen Schlägen, die ſich in genau abgemeſſenen Pauſen folgten.

„Das iſt ein Bekannter — herein denn!“

Die Thür öffnete ſich und Herr von Roſenthal trat in das Atelier — „guten Morgen, mein lieber Freund, ſtöre ich Sie?“

„Ah, Sie ſind es, treten Sie näher!“

In der Mitte des Hauptſchiffes hatte man auf dem Boden eine Eſtrade errichtet, über welcher eine rothe Sammtdecke lag; darauf ſtand ein kleiner Tiſch oder beſſer geſagt, ein Gerüſt, das gerade ſo ausſah, nur war es auf allen Seiten mit weißem, ſilbergeſticktem Atlas überzogen. Oben darüber lag eine kleinere Decke, ebenfalls von rothem Sammt mit dem königlichen Wappen und goldenen Franſen. Die Kirchendiener waren beſchäftigt, rieſenhafte Bronzecandelaber mit Wachslichtern zu beſtecken oder Wachsfackeln von merkwürdiger Dicke um die Eſtrade aufzuſtellen, während zahlreiche Chorknaben ſich die Langeweile mit Spielen vertrieben, welche gerade nicht beſonders zur Heiligkeit des Ortes paßten. Es war fünf Uhr Nachmittags, und der Berechnung nach konnte der Zug mit der Leiche der Prinzeſſin gegen ſieben eintreffen. Wäre Escorial eine volkreiche Stadt, ſo würden wahrſcheinlich jetzt ſchon die Höfe des Kloſters und der große Platz vor demſelben mit einer zahlloſen Menſchenmenge bedeckt geweſen ſein; da das Städtchen aber nicht viele Einwohner aufzuweiſen hat, ſich auch das Wetter für einen ſpaniſchen Geſchmack höchſt unangenehm anließ, — der Nebel beeilte ſich nämlich ſo ſehr auf die Erde herabzukommen, daß er ſich dabei in einen feinen Sprühregen verwandelte, kalt und durchdringend, — ſo lag der Platz öde und leer, in der Entfernung ſah man vielleicht einen Schatten vorbeihuſchen, und im ſchnellen Trabe kam ein dem Zuge vorausgeſchickter Reiter um die Ecke, feſt in ſeinen weißen Mantel gewickelt.

Unſer kleiner Salon in der Fonda, obgleich immer noch recht kühl, hatte doch durch fortgeſetzte Braſſeroerwärmung, durch angezündete Lichter und die Zubereitungen unſeres beſcheidenen Diners ein wohnlicheres Anſehen erhalten. Wir verabſchiedeten unſeren Blinden, der uns verſprach, morgen früh wieder zu kommen, und ſetzten uns zu Tiſche. Schon in Madrid hatte man den kleinen Gaſthof als den beſten in Escorial bezeichnet und uns dabei aufmerkſam gemacht, wir möchten nicht vergeſſen, uns die Tochter des Wirthes recht zu betrachten, ein Mädchen, ſelbſt nach

„Ich ſtöre Sie nicht?“

„Nicht im Geringſten; nehmen Sie einen Stuhl und eine Cigarre wenn Sie wollen; ich bin gerade im Begriff, zu meinem Vergnügen einen weiblichen Kopf zu ſkizziren.“

„Und laſſen mich dadurch in die Geheimniſſe der Kunſt ſchauen, was mir äußerſt angenehm iſt,“ ſagte Herr von Roſenthal näher tretend, wobei er dem jungen Maler durch einen bezeichnenden Blick auf die ihm Unbekannte den Wunſch ausdrückte, derſelben vorgeſtellt zu werden.

„Ah, ich dachte mir, Sie kennten unſere vortreffliche Künſtlerin, Fräulein Angelika Simens — Herr von Roſenthal.“

„Dem Namen nach kenne ich Sie allerdings,“ ſagte dieſer verbindlich grüßend, „und freue mich ſehr, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, nachdem ich mich ſchon ſo oft an Ihren prächtigen, naturwahren Schilderungen aus dem Thierleben ergötzt.“

Die Malerin lüftete zum Dank ihren Hut ein wenig, nachdem ſie ihre kurze Pfeife zum Malerſtock und der Palette in die linke Hand genommen hatte.

„Sie ſollten ihr neues Bild ſehen,“ ſagte Arthur ruhig fortzeichnend, „einen der ſchönſten trotzigſten Stiere, ein Urbild von Kraft und Wildheit, auf einem friſch ge-

ackerten Felde ſtehend, und mit einem Ausdruck von Hohn und Verachtung einem Paar geduldiger Ochſen nachblickend, die am Abhange mühſam den Pflug ziehen, und dabei iſt, wie in all' ihren Bildern, jedes mit größter Liebe und Meiſterſchaft behandelt. Aus den friſch aufgebrochenen Furchen zum Beiſpiel glaubt man förmlich den Duft des Erdgeruches zu ſpüren."

„Du machſt zu viel Aufhebens von ſolchen Dingen," erwiederte die Malerin, indem ſie die Aſche in ihrer Pfeife mit dem Daumen zuſammenſtieß, und dieſen dann an der Joppe abwiſchte. „Ich habe mir bei dieſen Erdſchollen durchaus keine große Mühe gegeben, und wenn man ſie genau betrachtet, ſo ſieht man, daß ſie furchtbar gelleckt ſind."

„Aber darin liegt gerade das Geheimniß, wie man ſo etwas hinlleckt, um Ihre eigenen Worte zu wiederholen," erwiederte Herr von Roſenthal, „und erinnere ich mich in dieſer Richtung eines andern kleinen Bildes von Ihnen, das, glaube ich, in dem Beſitz des Kronprinzen iſt, ein Paar Krähen in einer friſch geackerten Furche — ich würde mich ſehr freuen, mein Fräulein, wenn Sie mir nachher geſtatten wollten, für einige Augenblicke Ihr Atelier zu beſuchen."

Die Malerin machte ein ſaures Geſicht und warf einen fragenden Blick auf Arthur, den dieſer aber mit

einer ſo entſchieden beiſtimmenden Geberde beantwortete, daß ſie nach einigem Zögern ſagte: „Eigentlich nehme ich niemals Beſuche in meinem Atelier an, aber Sie können ausnahmsweiſe kommen, wenn Sie wollen, ich bin heute den ganzen Tag drüben. Neben der Thür, auf welcher mein Name ſteht, hängt der Schlüſſel bei der Aufſchrift, daß Niemand zu Hauſe iſt. Mit dem ſchließen Sie die Zimmerthür auf, Sie brauchen nicht beſorgt zu ſein, meine Modelle zu ſtören; es ſind das harmloſe Geſchöpfe, die durchaus nichts übel nehmen. Behüt' Dich Gott, Arthur!"

Fräulein Angelika Simens nickte leicht mit dem Kopfe gegen Herrn von Roſenthal, und verließ alsdann das Atelier mit ziemlich großen, ungraziöſen Schritten, wobei ſie den Malerſtab wie einen Spazierſtock benutzte.

„Das iſt ein Original," ſagte lachend Herr von Roſenthal, nachdem ſich die Thür hinter ihr geſchloſſen, „ich habe Manches von ihr gehört und freue mich, ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben."

„Wozu man ſelten kommt," entgegnete Arthur, „ich wohnte ſchon zwei Jahre in dieſem Hauſe, ehe ich ſie zufällig zu Geſicht bekam; ſie trat eines Tages zu mir herein und bat mich um etwas Tabak, und ich glaube, gerade dadurch, daß ich mich durchaus nicht um ſie be-

kümmerte, auch lange Zeit vergehen ließ, bis ich ihr einen Gegenbesuch machte, wurden wir nach und nach gute Freunde."

„Es gibt Leute genug, welche diese Angelika Siemens für eine mythische Person halten, für einen talentvollen Maler, der diesen Namen anfänglich annahm, um für seine derben Kompositionen noch größeres Interesse zu erwecken, selbst der Kronprinz wußte nichts Näheres über sie."

„Daß sie eine Frau ist, oder vielmehr ein Mädchen, enfin ein weibliches Wesen, dafür könnte ich mich allenfalls verbürgen, obgleich sie äußerst wenig vom zarten, oder gar vom schönen Geschlechte an sich hat. Sie besucht mich zuweilen in der Dämmerung, wir plaudern rauchend zusammen, und bei solchen Gelegenheiten hat sie mir auch Einiges aus ihrer Vergangenheit erzählt. Schon in ihrer Jugend zeigte sie großes Talent, aber ebenso ein äußerst genial exzentrisches Wesen, liebte es in Männertracht zu gehen, ritt, schoß und focht, rauchte Cigarren, schlief in einer Hängematte. Das ging Alles vortrefflich, so lange sie jung und hübsch war."

„Ah bah — hübsch!"

„Ich kann Sie versichern, recht hübsch, nach einem kleinen Bilde, einem Porträt, welches sie mir von sich gezeigt, und von dem sie behauptet, daß es sehr ähnlich

gewesen, und gerade, weil sie hübsch war und Talent hatte, fand man all' ihre Tollheiten allerliebst, schmeichelte ihren Eigenheiten, bis ihre Schönheit endlich verblühte, und sich ihr Talent damals doch nicht als groß genug erwies, um Aufsehen zu erregen. Sie malte zu jener Zeit Blumen und Fruchtstücke, aber, wie schon gesagt, mit keinem großen Erfolge, und sah sich nun auf einmal vis-à-vis der Armuth und der Lächerlichkeit. Dem jungen hübschen Mädchen hatte man immer noch seine mittelmäßigen Bilder abgekauft, und hatte dasselbe ihrer Jugend und Schönheit wegen nicht nur in alle Gesellschaften gezogen, sondern auch wegen ihres ausgelassenen Wesens möglichst ausgezeichnet. Das Alles hörte mit einem Male auf, und da war sie schon im Begriff gewesen, eben so toll zu endigen, wie sie gelebt, und hatte, an sich und ihrem Talente verzweifelnd, bereits eine Pistole für sich geladen, kam aber vorher noch auf die glückliche Idee, ein recht tolles Bild zu malen, um durch dasselbe ihre Schulden bezahlen zu können, und entwarf zu diesem Zwecke ihr so berühmt gewordenes Trauerbouquet."

„Ich habe davon gehört, sah aber niemals auch nur eine Abbildung davon, weder eine Lithographie, noch Kupferstich."

„Es wäre unmöglich, das Bild auf diese Art wieder-

zugeben, da die ganze Wirkung auf dem Kontraſt der Farben beruht. Durch ein offenes gewölbtes Fenſter blickt man in eine vom Mond beſchienene helle Landſchaft hinaus, und zwar auf einen ſtillen Teich, auf dem ein Nachen mit eingeſteckten Rudern herrenlos treibt. In dem Fenſter ſteht der Blumenſtrauß, von dem das Bild ſeinen Namen hat, und da er ſich ſcharf und ohne Licht auf dem glänzend beleuchteten Himmel abzeichnet, ſo erſcheinen ſeine Blätter und Blüten, ſeine Blumenkelche und Ranken in dem ſchwärzeſten Schatten — ein wirkliches Trauerbouquet, deſſen Eindruck noch dadurch verſchärft wird, daß der Kopf eines großen Hundes draußen am Fenſter erſcheint, der heulend und wie Hülfe ſuchend in das Zimmer hineinblickt. Glücklicher Weiſe wurde dieß Bild, ehe es noch ganz fertig war, von einem Kenner geſehen und augenblicklich, beſonders wegen des unvergleichlichen Ausdrucks in dem Kopfe des Hundes, dann auch wegen der bizarren Idee des Ganzen, um einen hohen Preis angekauft. Angelika war gerettet und ſchoß mit ihrer Piſtole lachend zum Fenſter hinaus. Von da an entwickelte ſich raſch ihr eminentes Talent für die Thiermalerei, und neben der unvergleichlichen Treue und Wahrheit in ihren Thiergeſtalten verſtand ſie es, jedem ihrer Bilder irgend eine anziehende oder feſſelnde Idee unterzulegen, und mochten dieſe Ideen zuweilen auch noch

ſo ſeltſam, ja barock erſcheinen, ſie wußte ſie immer geſchmackvoll und anziehend durchzuführen.“

„Eine Spezialität wie jede andere, mein lieber Freund,“ meinte nachdenklich Herr von Roſenthal, „und in unſerer heutigen raſch lebenden, wild bewegten und ſo unendlich viel produzirenden Zeit muß man ſich in jeder Kunſt und Wiſſenſchaft auf eine beſtimmte Spezialität werfen, wie ich Ihnen ſchon öfter geſagt. Wäre ich ein Maler geworden, ſo hätte ich mir irgend Etwas ausſchließlich zu meiner Domäne gemacht, und etwas ganz Neues und Abſonderliches.“

„Zum Beiſpiel?“

„Als Maler Ihrer Richtung Büſten und Köpfe ſchöner Weiber, alle Leidenſchaften ausdrückend. Ich ſah etwas Aehnliches bei einem Bildhauer in Rom, der ſich einen Namen gemacht durch ſeine in Verzückung halb ſchlummernden Mädchenköpfe. Für mich aber wüßte ich etwas Anderes, das Ihnen allerdings komiſch erſcheinen wird: das Leben der Fröſche nämlich, dieſer herrlichen, poſſierlichen Geſellen, deren humoriſtiſches Treiben noch nie genug gewürdigt wurde.“

Arthur zeichnete lächelnd an ſeinem Kopfe, während Herr von Roſenthal ſo unbefangen und ſcheinbar harmlos plauderte; doch klangen nur ſeine Worte in gleichgültigem Tone, indeß ſeine Blicke mit großem Intereſſe

zwei Gegenstände abwechselnd betrachteten, nämlich den weiblichen Kopf, wie er sich nach und nach aus den Strichen entwickelte, sowie den grauen Handschuh, den Arthur neben sich auf die Staffelei gelegt hatte.

Um aber den Maler in seiner Arbeit nicht zu stören, sowie auch um nicht so zu thun, als nehme er irgend welches Interesse an den beiden eben erwähnten Gegenständen, zwischen denen er seine Aufmerksamkeit unausgesetzt theilte, plauderte er in der leichten und angenehmen Art, wie man es an ihm gewohnt war, weiter und sagte jetzt: „Bei der Erwähnung dieser Spezialitäten fällt mir eine drollige Geschichte ein, die mir ein befreundeter Künstler in Paris erzählte. Es war dieß ein Porträtmaler von mäßigem Talent, der dort nicht durchdringen konnte, und deßhalb beschloß, Südamerika ein wenig unsicher zu machen. Er reiste ab, erreichte auch glücklich jene südlichen Republiken, wo er sich besonders bei reichen Farbigen, deren Kunstsinn gerade nicht sehr ausgebildet war, eine einträgliche Kundschaft zu erwerben hoffte; doch mochte er den Neger noch so glänzend schwarz, seine Lippen noch so wunderbar roth, und die Zähne im strahlendsten Weiß malen, seine Erfolge blieben mäßig, bis ihm eines Tages eine der schwärzesten coloured ladies, deren Bildniß auf der Leinwand aussah wie ein blank gewichster Stiefel, in großer Empfindlichkeit sagte, sie hätte nun gerade nicht

verlangt, in einer ganz hellen Gesichtsfarbe gemalt zu werden, aber einen solchen Anstrich müßte sie sich doch verbitten. Da ging ihm ein Licht auf, und bei der nächsten Schwarzen zeichnete er die Gesichtszüge allerdings mit einiger Aehnlichkeit, aber mit sorgfältigster Schonung in Betreff der platten Nase und der wulstigen Lippen, und gab ihr ein Kolorit, woran sich keine Engländerin hätte zu schämen gebraucht, und damit war sein Glück gemacht. Die farbigen Schönen drängten sich schaarenweise heran, um von dem Künstler gemalt zu werden, der so angenehm zu schmeicheln wußte. Er konnte nach Ansehen der Person und der Verhältnisse fordern, was ihm gut dünkte, und war in kurzer Zeit ein wohlhabender Mann."

„Und wäre auch durch dieß Verfahren das Problem, Mohren weiß zu waschen oder wenigstens weiß zu malen, glücklich gelöst," meinte Arthur lachend.

„Wobei es noch die große Frage ist," plauderte Herr von Rosenthal weiter, „ob man dem Neger nicht großes Unrecht dadurch thut, daß man es lächerlich findet, wenn er die helle Gesichtsfarbe für sich in Anspruch nimmt. Wer weiß, ob nicht sein Auge so konstruirt ist, daß er keinen großen Unterschied merkt zwischen unserem Teint und dem seinigen."

„Ah, nehmen Sie mir nicht übel, diese Behauptung klingt doch entsetzlich paradox."

„Haben Sie nie von Leuten gehört, die grün für roth, und roth für gelb ansehen?“

„O ja.“

„So erklären Sie mir das und schlagen Sie dadurch meine Behauptung von vorhin.“

„Das ist allerdings schwer zu erklären.“

„Wie so Manches in Betreff der Farben, trotz den Forschungen unserer größten Geister. Schade, daß ich mich in meiner Jugend nicht damit abgegeben habe; wer weiß, ob es mir nicht gelungen wäre, mit einem bisher noch unerforschten Theil der Farbenlehre in's Reine zu kommen; zum Beispiel zu ergründen und wissenschaftlich festzustellen, warum die rothe Kuh, welche grünes Gras und gelbe Blumen frißt, weiße Milch von sich gibt.“

„Oder warum die Sonne den Menschen dunkel brennt und die Leinwand bleicht,“ pflichtete der Maler lachend bei.

„Ganz gewiß. Oder warum ein schwarzer oder brauner Prügel auf unserer weißen Haut rothe, blaue, grüne und gelbe Flecken erzeugt.“

„Schade, daß Sie kein zweiter und verbesserter Newton geworden sind.“

„Allerdings Schade darum; spüre ich doch große Talente in mir zu jeder Wissenschaft und Kunst, mit alleiniger Ausnahme der Ihrigen, in welcher es mir un-

ſpaniſchen Begriffen von vollendeter Schönheit. Und dieß Lob war nicht übertrieben; wir hatten das Glück, bei Tiſche von ihr bedient zu werden, und ſie that das gewiß nicht ohne Abſicht, denn da wir beſtändig nur auf ihre ſchönen, glänzenden Augen, auf ihren lachenden Mund mit den friſchen Lippen und weißen Zähnen ſahen, ſo vergaßen wir es, dem Diner unſere volle Aufmerkſamkeit zuzuwenden und fanden erſt nachher, daß daſſelbe ſehr mittelmäßig geweſen und uns von dem klugen Wirthe vermittelſt der in der That unvergleichlichen Schönheit ſeiner Tochter eingeſchmeichelt worden ſei. Wie gewöhnlich mußte uns eine vortreffliche ſchwarze und heiße Chokolade entſchädigen, und kaum hatten wir dieſe beſeitigt, ſo fingen die Glocken des Kloſters drunten an zu läuten. Kanonenſchüſſe in regelmäßigen Pauſen ſchlugen an unſer Fenſter, daß die ſchlecht eingefaßten Gläſer klirrten, und Stimmen auf der Straße riefen: ſie kommen! ſie kommen!

Wir nahmen unſere Mäntel über, traten vor das Haus und ſchloßen uns einigen Vorübereilenden an, in deren Begleitung wir nach kurzer Zeit das Kloſter erreichten. Es war eine finſtere, unfreundliche Nacht; der anhaltende Regen hatte freilich aufgehört, doch fielen noch hie und da einzelne ſchwere Tropfen hernieder, himmliſche Thränen, recht paſſend zu der Feierlichkeit, die hier vor ſich gehen ſollte. Ein friſcher Wind jagte den Nebel über den Platz daher uns kältend in das Geſicht, und hüllte alles dergeſtalt in ſeine grauen Schleier, daß man nur wenige Schritte deutlich vor ſich ſehen konnte. Hier unten hatte ſich die Scene bedeutend geändert; Infanterie war aufgeſtellt worden und bildete vom Hauptportal an ein Spalier um das Kloſter herum bis an den Abhang hin, auf dem der Escorial liegt, und bis zur Straße, auf welcher auch wir herauf gefahren. Sonſt waren bis jetzt noch nicht viele Zuſchauer zur Feierlichkeit gekommen und die wenigen, welche da waren, verſchwanden auf dem weiten Platz und zwiſchen den koloſſalen Säulen des Eingangs. Hier befanden ſich Wachsfackeln, die vor dem Zugwinde kaum ihr Licht erhalten konnten,

begreiflich ist, wie man auf dieser weißen Leinwand mit schwarzen Kohlenstrichen einen so reizenden weiblichen Kopf hervorzuzaubern vermag — sind diese lieblichen Züge Komposition, oder hat Ihnen dabei irgend ein Original vorgeschwebt?"

Arthur gab nicht sogleich eine Antwort, sondern betrachtete mit zurückgebogenem Kopfe die Zeichnung, wobei sich aber der Ausdruck seines Gesichts verdüsterte; „es sollte allerdings ein Bild meiner Phantasie werden, doch finde ich schon wieder Anklänge an etwas Bekanntes — Angelika hat Recht," sagte er mit einem leichten Seufzer. Dann griff er nach dem Handschuh auf der Staffelei und brachte ihn gegen die Leinwand, um die Striche abermals auszulöschen.

„Pfui, wer wird so verschwenderisch sein!" rief Herr von Rosenthal, indem er die Hand des jungen Malers festhielt und seinen Fingern den grauen Handschuh entwand. „Vernichten Sie doch nicht muthwillig dieses angenehme, sympathische Gesicht, sagen Sie mir lieber, wo das Original zu finden ist!"

„Sprach ich von einem Original dieser Zeichnung?"

„Wenigstens von Anklängen, die Ihnen vorgeschwebt — doch ist das gleichviel. Wissen Sie was, lieber Arthur, obgleich ich gerade kein Krösus bin, möchte

ich doch ein kleines Bild bei Ihnen bestellen. Malen Sie diesen Kopf für mich!“

„Unmöglich; er eignet sich durchaus nicht zu einem Bilde.“

„Und warum nicht? Lassen Sie mich Ihnen die Farben angeben, den Teint frisch, etwas gebräunt, dunkle leuchtende Augen, blauschwarze Haare —“

„Jetzt muß ich Ihnen beipflichten, daß Ihnen irgend ein Talent zur Malerei abgeht,“ gab Arthur sinnend zur Antwort, indem er die Zeichnung betrachtete. „Glauben Sie mir, lieber Rosenthal, daß dieser Kopf, mit dunklem Teint und schwarzem Haar ausgeführt, eine wahre Fratze werden müßte.“

„Vielleicht haben Sie Recht darin; nehmen wir also einen hellen Teint und aschblonde Haare, mir ist es einerlei.“

„— — So würde es sich eher machen.“

„Nun denn“ — diese Worte sagte Herr von Rosenthal in einem sehr gleichgültigen Tone, und legte alsdann den grauen Handschuh, nachdem er ihn vorher hinter dem Rücken des jungen Malers rasch, aber sorgfältig betrachtet, wieder auf die Staffelei — „und nochmals wiederholt,“ fuhr er nach einer Pause fort, „wenn Sie Zeit und Laune haben, diesen Kopf für mich fertig zu machen, werde ich Ihnen dankbar dafür sein.“

„Etwas Anderes, lieber Rosenthal," gab Arthur zur Antwort, während er die Zeichnung von der Staffelei nahm und in einer Ecke des Ateliers verkehrt gegen die Wand stellte. Darauf warf er einen Blick auf das Zifferblatt einer alten Standuhr, und hätte nicht nothwendig gehabt, mit einer unzweifelhaften Miene des Erschreckens seine Taschenuhr zu Rathe zu ziehen, um Herrn von Rosenthal, dem nichts entging, zu veranlassen, seinen Hut zu nehmen und sich rasch zu empfehlen. An der Thüre sich umwendend sagte er noch: „Ich werde die günstige Gelegenheit nicht versäumen, Ihrer interessanten Nachbarin einen kurzen Besuch zu machen." Als er das Gemach verlassen, nahm Arthur die Zeichnung wieder aus dem Winkel hervor, und ohne sie weiter zu betrachten, fuhr er mit seinem Taschentuch darüber, so die Züge augenblicklich und vollständig verwischend. Er warf dann den Rahmen weit von sich ab in die Ecke des Gemaches, preßte beide Hände gegen die Schläfe und rief mit einem erregten Blicke aufwärts schauend: „Ich werde noch verrückt über diese Geschichten. O, die Angelika hat Recht; wo ich unbelauscht ein paar Striche zusammensetze, formt sich unwillkürlich ihr Antlitz daraus — wie soll das enden? —" er ging mit raschen Schritten im Atelier ein paar Mal auf und ab, um dann an dem großen Fenster stehen zu bleiben und in die trübe, nebelige Landschaft,

ſowie an den grauen Winterhimmel emporzublicken —
— „ſo oft ich ihr auch ankündigen will, daß dieß die letzte Sitzung ſei, daß ich ſie nicht mehr brauche, um das Bild zu vollenden, ich bringe doch niemals dieſe Worte über meine Lippen," klagte er mit leiſer Stimme, „und wenn ich mir auch ſelbſt einrede, es ſei nur die Leidenſchaft des Künſtlers für jenes unvergleichliche Weſen, für ihre edlen, reinen Züge, für dieſe unendliche Ausdauer und Geduld, mit der ſie mir ſtundenlang ſitzt, weßhalb ſie mir vorſchwebt bei Tag und bei Nacht, wachend und träumend, ſo fühle ich doch gleich darauf an dem wilden Klopfen meines Herzens, wie höhnend mir dieſe Lüge in's Geſicht lacht, ja, ich liebe ſie — ich liebe ſie — wie man nur Etwas zu lieben vermag, und bin dabei glücklich wie ein Gott, und elend wie ein Narr. Wie viel Altäre habe ich mir hier in meinem armen Atelier in wahnſinniger Aufregung erbaut, um ſie zu verehren — um ſie anzubeten — dort jenen Divan, auf dem ihr ſchöner Körper ſtundenlang hingeſtreckt lag, das edle Geſicht rückwärts auf die Kiſſen geneigt! Wie oft habe ich dort gekniet, nachdem ſie kaum mein Atelier verlaſſen, um mit fieberhafter Glut mit meinen Händen Spuren von ihrem ſüßen Leibe zu entdecken! Wie oft habe ich meine Lippen gegen die Lehne jenes armſeligen Stuhles gedrückt, wo ihre Hand geruht — lächerlicher Thor, der

ich bin; wie oft war ich dem Augenblick nahe, um den Pinsel aus der zitternden Hand zu werfen, ihr zu Füßen zu stürzen und ihr laut aufschluchzend zu sagen: ‚ich liebe Dich — ich liebe Dich — ich liebe Dich!‘ um es gleich darauf tief und schmerzlich zu empfinden, daß ich zu viel Vernunft und zu wenig Muth habe, um das jemals zu wagen! Wer hätte aber auch Muth dazu gegenüber ihrem edlen, reinen Blick — ich bete dieses Auge an, und zu gleicher Zeit fürchte ich mich vor ihm — — ja, wenn ich mich ihr leise schleichend nähern dürfte, wenn sie mit geschlossenem Auge dort ruht, und ich sicher wäre, daß sie mich nicht verwunderungsvoll anschaute, nicht zurückschreckte mit der Hoheit ihres Blickes, indem ich mich über sie beugte und ihr zuflüsterte: ‚ich bete Dich an, o, ich habe ja nicht den verwegenen Wunsch, mit Dir leben zu wollen, sondern nur mit Dir vereint drunten in dem stillen Wasser zu ruhen!‘“

„— — — — Doch fort mit diesen Gedanken, die mein Elend nur vermehren, die mich wahnsinnig machen könnten, wenn ich nicht noch die Kraft in mir fühlte, diese Gedanken zu verscheuchen,“ sprach er traurig zu sich selbst, nachdem er eine Zeitlang mit fest übereinander gepreßten Lippen düster vor sich nieder geschaut, „lächerlicher Thor, lache über Dich selber und gehe, ein gehorsamer Sklave, geduldig an Deine Arbeit — — auch

das wird vorübergehen, und ich werde mich deſſelben wie eines ſüßen Traumes erinnern — — vielleicht laut aufweinend, wie es die Kinder im Schlafe zu machen pflegen.

„Die Stunde naht, ſie wird kommen“ — — — — er fuhr mit der Hand durch ſein dichtes krauſes Haar, er warf einen Blick in den Spiegel und verſuchte es, gegen ſein Bild in demſelben zu lächeln; doch brachte er es darin nicht weiter, als daß er zwiſchen ſeinen geöffneten Lippen die weißen, zuſammengebiſſenen Zähne hervorblitzen ließ — „und dazu noch heiter zu ſcheinen,“ murmelte er, „doch wird mir das wieder ſo leicht, wenn ich auf der Schwelle das Rauſchen ihres Gewandes höre, wenn mich das Bewußtſein ihrer Nähe, auch noch ehe ich ſie erblicke, mit einem heiligen Feuer umſtrömt. Das ſind die Augenblicke meines Glückes, und mein Elend beginnt erſt wieder, ſobald ſich die Thür hinter ihr geſchloſſen; dann iſt die Sonne verſchwunden, und Alles rings umher hat ſich für mich plötzlich wieder in graue, kalte Töne gehüllt.“

Er hatte ein faſt vollendetes Bild auf die Staffelei geſtellt, jenes Bild, von dem er ſeinen Freunden erzählt, und als er es einen Augenblick betrachtet, drückte er ſeine Hand mit einem tiefen Seufzer vor die Augen, worauf er ſich abwandte und einen flüchtigen Blick auf die Uhr warf.

„Ihre Stunde ist da — — sie wird kommen — — doch wenn sie nicht käme," rief er heftig aus, „wenn sie gestern zum letzten Male dagewesen wäre, wenn sie Jemand hieher schickte, um das Bild holen und mir meinen Lohn zahlen zu lassen — — nie — nie würde ich es abgeben, — nie — nie — und könnte ich sie zwingen, selbst noch einmal zu kommen? Wie wäre mir das möglich, da ich so gut wie nichts von ihrem übrigen Leben weiß, da ich ihr feierlich gelobt, nie nach ihr zu forschen! Habe ich doch gestern Nacht wie ein Schulbube gezittert, als ich sie in ihrem Wagen zu erkennen geglaubt, und diesem Wagen bis in den Garten folgte, wo er verschwand — ich weiß nicht, was sie mir angethan hat, ich bin doch früher nicht so furchtsam gewesen" — er lauschte hastig gegen die Thür — „ah, sie kommt, ich werde glücklich sein, um noch unglücklicher zu werden."

Er griff hastig nach Palette und Malerstock, tauchte rasch den Pinsel in eine beliebige Farbe und that, als sei er so eifrig mit dem Bilde beschäftigt, daß er nicht Zeit fände, die nun wirklich Eintretende, so heiß Ersehnte anders als mit einem flüchtigen Kopfnicken zu begrüßen; doch bemerkte man wohl an den heftigen Athemzügen, die seine Brust schwellten, sowie an dem Zucken seiner Lippen, daß er mühsam nach Fassung rang. Erst

als er sich wieder vollständig gesammelt, legte er langsam Palette und Malerstock hin, trat einen Schritt zurück, um das Bild zu betrachten, wobei er seine Augen mit der Hand beschattete und zu gleicher Zeit in ruhigem Tone sagte: „Ah, gnädige Frau, Sie sind pünktlich wie immer!“

Dann wandte er sich um.

Die eingetretene Dame war in einen langen braunen Mantel gehüllt, dessen Kapuze sie über den Kopf gezogen hatte. Sie bot ihm freundlich einen „guten Tag“ und trat dann vor das Bild hin, dasselbe betrachtend, während der junge Maler hinter ihr stand. Kopfnickend löste sie hierauf die Agraffe des Mantels, warf die Kapuze mit einer anmuthigen Bewegung über den Kopf herab und dankte, ohne sich umzuschauen, für den kleinen Dienst, den er ihr dadurch erzeigt, daß er das Gewand von ihren Schultern nahm, um es auf einen Stuhl in der Ecke des Ateliers niederzulegen, nachdem er vorher verstohlen seine Lippen darauf gedrückt.

Da stand sie nun, die prächtige Gestalt, so einfach und doch wieder so vortheilhaft angezogen, und während er langsam näher schritt, betrachtete er sie mit düsteren, gierigen Blicken. In diesen herrlichen Formen waren Anmuth und Kraft zu einem eben so harmonischen als graziösen Ganzen verbunden; ihre Haltung war gebietend,

jede ihrer Stellungen plaſtiſch, und doch über Alles eine ſo reizende weibliche Anmuth gegoſſen, daß neben der edlen Schönheit ihres Geſichtes ſowohl der Künſtler als der Mann, jeder ihrer Bewegungen lauſchend, in allen denſelben wieder eine neue, maleriſch vollendete Geſtaltung fand; ſo jetzt wieder, wo ſie die rechte Hand hoch über ihren Kopf erhob, um mit ihren zierlichen Fingern das einfache blaue Band zu ordnen, welches als einzige, aber genügende Zierde ihr reiches blondes Haar zuſammenhielt.

Arthur hätte ſein Skizzenbuch hervorreißen mögen, um ſo ihre Geſtalt zu ſkizziren; doch zuckte er mit einem traurigen Lächeln die Achſeln, indem er ganz richtig dachte: „Wenn ich alles Das an ihr, was den Künſtler entzückt, auch noch ſo flüchtig mit Bleiſtiftſtrichen feſthalten wollte, ſo dürfte ich das Skizzenbuch gar nicht mehr aus der Hand legen.“

Und dabei waren alle ihre Bewegungen ſo natürlich und ungekünſtelt, ohne jede Koketterie, und gerade dadurch ſo hinreißend ſchön in den Augen des jungen Malers — o hätte er langſam dicht an ſie herantreten dürfen und ſeine Hand in die ihrige legen, welche ſie in dieſem Augenblicke ſo anmuthig in ihre linke Seite gelegt hatte; o wäre es ihm vergönnt geweſen, nur einen einzigen leichten Kuß auf ihr blondes Haar zu hauchen —

nichts von alledem. Er hielt es für eine Pflicht, ſeinem Geſichte einen ernſten, geſchäftsmäßigen Ausdruck zu geben, als er an ihre Seite trat.

„Verzeihen Sie mir eine Bemerkung,“ ſagte ſie, ohne ihre Blicke von dem Gemälde abzuwenden, „ſeit unſerer letzten Sitzung ſcheinen Sie ſich nicht mehr beſonders mit dem Bilde beſchäftigt zu haben.“

Darüber hätte er lächeln mögen, begnügte ſich aber, leicht die Achſeln zu zucken und dann in einem faſt rauhen Tone zu ſagen: „Es iſt doch nicht das einzige Bild, das ich auf meinen Staffeleien habe, ein paar andere, dringende Aufträge nahmen meine Zeit ſehr in Anſpruch.“

„Ah, ich kann mir das denken,“ erwiederte ſie, wobei die heitere Fröhlichkeit, die bis jetzt auf ihren ſchönen Zügen geleuchtet, mit einem Male einem tiefen Ernſte wich, „entſchuldigen Sie meine Bemerkung, ich beſchäftigte mich in meinen Gedanken ſo häufig mit Ihrem ſchönen Werke, daß ich kindiſch genug war, zu denken, auch Sie hätten nichts Anderes zu thun, als ſich damit zu beſchäftigen — verzeihen Sie, ich hätte mir wohl denken können, daß Sie wichtigere und bedeutendere Arbeiten unter der Hand haben.“

„Ich will gerade nicht ſagen wichtigere oder bedeutendere,“ entgegnete er in milderem Tone, „und gewiß keine, mit denen ich mich als Künſtler mit mehr Intereſſe

weßhalb der Schein derſelben unruhig hin und her zuckte, jetzt zuſammen ſank und der andringenden Nacht ihr Recht einräumte, jetzt wieder hoch empor flackerte, das gewaltige Granitgewölbe über uns auf Augenblicke hell erleuchtend. Auch in dem Portikus vor der Kirche am gegenüberſtehenden Ende des Patio de los Reyes brannten Fackeln, den großen Raum ſpärlich erhellend, während dahinter die Thüren in den Dom weit offen ſtanden, aus denen reiches Licht hervorſtrahlte, zu dem ſich das Auge gern wandte, namentlich gegen den flimmernden Glanz der hunderte von Wachskerzen vor dem Chor und im Schiffe, welches aus dem Dunkel geſehen, eingerahmt von dem Bogen der gewaltigen Thüre, wie ein Weihnachtsbaum mit unzähligen Lichtchen ausſah. So freundlich dieſer Anblick in der That war, ſo ernſt und düſter erſchien der des Platzes draußen; Pechpfannen brannten rings um die gewaltige Steinmaſſe des Kloſters und warfen ihren dunkelrothen Schein an den grauen Mauern empor, ſpiegelten ſich in den zahlloſen Fenſtern und verſuchten es vergeblich, der Nebelmaſſen Herr zu werden, die wie ein böſer Feind rings umher lagerten, gewaltſam näher drängten, und wenn ſie auch von dem brennenden Pech hie und da ein röthliches Licht annahmen, doch den Schein deſſelben ſo eng umſchloſſen hielten, daß dem Soldatenſpalier wenig davon zu gute kam; nur bei denen, welche am nächſten ſtanden, bemerkte man das Blitzen eines Gewehrlaufes, eines Säbels; gleich den Nebenmann ſah man nur noch in dunklen Umriſſen, deſſen Nachbar war ſchon ganz ſchattenhaft und die Uebrigen nicht mehr zu erkennen.

Wir ſchritten um das Kloſter herum gegen das Ende des Soldatenſpaliers, und noch ehe wir dieſes erreicht hatten, ſahen wir den Leichenzug vor uns aus der Tiefe emporſteigen, in dieſen Umgebungen bei der geſchilderten Nacht und Beleuchtung ſchauerlich prächtig. Zuerſt war es, als wenn vor uns in der Tiefe die Nebel leuchtend würden, dann dunkelroth und ſich zuletzt in eine glühende Lohe verwandelten, die immer höher und höher ſtieg. Wir vernahmen die ernſten, feierlichen Klänge der begleitenden

und Liebe beſchäftige; aber um das Auge friſch zu erhalten, iſt es nöthig, eine Arbeit hie und da ein paar Tage lang nicht zu betrachten."

„— — Wie ich das verſtehe! — Es muß Ihnen doch zuletzt recht langweilig werden, ſo lange an einem Bilde zu arbeiten, deſſen Gegenſtand Ihnen im Grunde wenig Intereſſe einflößen kann."

„Das will ich hier gerade nicht behaupten; der Gegenſtand iſt für mich ſchon intereſſant genug, jedenfalls intereſſanter als ein gewöhnliches Porträt, und dann muß ich Ihnen das Kompliment machen, daß Sie mir nicht nur mit einer Geduld, ſondern auch mit einem Verſtändniſſe ſitzen, wie mir nie Aehnliches vorgekommen, was meine Arbeit bedeutend erleichtert."

„Sowie auch der Gedanke, daß Sie nun bald von mir erlöst ſein werden."

Während Beide dieſe Worte wechſelten, hatte ſie in Einem fort das Bild betrachtet, und er ſich mit ſeiner Palette beſchäftigt, auf welcher er einige friſche Farben aufſetzte.

Jetzt wandte ſie ſich um und dann ſagte er in gleichgültigem Tone: „Wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, gnädige Frau, ſo würde ich Sie bitten, nochmals auf dem Divan Platz zu nehmen, damit ich die ganze Figur noch einmal übergehen kann, um Einiges hie und da zu korrigiren."

„Mit Vergnügen," gab sie zur Antwort, während sie einen bezeichnenden Blick nach der Thüre warf. Er verstand diesen Blick und ging, die Thür zu schließen. Da er dieselbe aber vorher unwillkürlich ein klein wenig öffnete, so bemerkte er Herrn von Rosenthal, der, wahrscheinlich aus Angelika's Atelier kommend, langsam die Treppe hinabstieg. Arthur's Hand zitterte, als er den Schlüssel im Schloß umdrehte — zweimal umdrehte, und zum Ueberfluß noch den Nachtriegel vorschob, ja er blieb einen Augenblick schwer athmend wie betäubt stehen und hatte Mühe, die wilden Gedanken zu verjagen, die wie Blitze sein Gehirn kreuzten; aber er verjagte sie so gründlich, daß es ihm sogar möglich war, sich mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt umzuwenden, und mit einem freundlichen Blick den Vorbereitungen zuzuschauen, mit denen sich die schöne Dame zu der letzten Sitzung anschickte. Sie hatte das blaue Band von ihrem Haar gelöst, und als sie nun anmuthig den Kopf schüttelte, floß dasselbe in langen, leuchtenden Wellenlinien um ihre Schläfe, Schultern und Arme herab.

„Sie sehen," sagte sie dabei, „daß unsere Gedanken, was diese letzte Sitzung anbelangt, zusammentreffen; denn ich habe das einfache hellgraue Gewand angelegt wie damals, als Sie das Bild begannen."

„Ich sehe es und freue mich darüber."

„Ich war überzeugt, Sie würden noch einmal die ganze Figur auf dem Bilde durchgehen.“

Er ordnete die Kissen auf dem Divan, wie er sie brauchte, dann legte sie sich rückwärts auf denselben hin, schlang ihre Hände ineinander, und ein wunderbar reizendes Lächeln verklärte ihre Züge, als sie nun langsam die Augen schließend das schöne Haupt tief in die Kissen herabsinken ließ. — „ordnen Sie an meinem Gewande oder an meinem Haar, was Ihnen nothwendig erscheint.“

Arthur hatte das Bild zwischen sich und sie gebracht, so daß es ihn vollständig vor ihrem Blicke deckte, auch wenn sie ihn angeschaut hätte, statt mit geschlossenen Augen da zu liegen; doch malte er nicht, noch betrachtete er weder sie, noch das Bild. Er hatte den Kopf gegen die Hand gedrückt und lehnte so an der Staffelei.

„So sind Sie mit mir zufrieden?“

„O gewiß, gnädige Frau, wie immer,“ erwiederte er aus seinen Träumereien auffahrend, „nur bitte ich, mir eine kleine Aenderung Ihres Haares zu erlauben.“

„Aendern Sie selbst — Sie wissen das besser.“

Er schritt fast schwankend gegen sie hin, aber mit ruhiger, ernster Miene; er nahm eine Welle ihres kühlen, glatten Haares von der Schulter hinweg und legte sie mit fester Hand über ihre Brust, wie es dem Bilde nach sein mußte, und während er das that, fürchtete er sich

nur, ſie möge, als er ſo über ihr gebeugt ſtand, ihre wundervollen Augen öffnen — doch that ſie das nicht, aber ein ſeliges Lächeln ſpielte um ihre Lippen, als ihr Gewand und Haar von ſeiner Hand berührt und geſtreift wurde.

Wohl kannte Arthur dieſes himmliſche, ergebungsvolle Lächeln; es hatte ihm ſeine Arbeit erleichtert und erſchwert, er hatte es ihrem Wunſche gemäß glücklich auf dem Bilde wiedergegeben.

Als er wieder hinter ſeine Staffelei zurückgekehrt war und ſich wieder vollſtändig geſammelt hatte nach der wilden Bewegung, die ihn gewaltſam ergriffen, als er ſo neben ihr geſtanden, über ſie gebeugt, als er den Hauch ihres Mundes geſpürt, ihre ruhigen Athemzüge geſehen — ja, nachdem er ein paar unbedeutende Striche mit dem Pinſel auf die Leinwand gemacht, ſagte er mit vollkommen ruhiger Stimme: „Unſere Sitzung wird kurz ſein, gnädige Frau, denn ich ſehe zu meinem Vergnügen, daß ich nur ſehr wenig mehr an dem Bilde zu machen habe, wozu ich Ihnen aufrichtig gratulire, denn Sie haben mir manche mühevolle Stunde geopfert.“

„Geopfert iſt wohl nicht das richtige Wort, und von mühevollen Stunden kann keine Rede ſein. Sie haben mir die Sache ſo leicht wie möglich gemacht, und man kann ſich kaum eine bequemere Lage denken als die

meinige — ja, ich bedaure es fast, daß diese Sitzungen ihr Ende erreicht haben — — wissen Sie wohl," fuhr sie nach einer Pause fort, „daß ich mich oft angenehmen Träumereien überließ, wenn ich so mit geschlossenen Augen dalag, daß ich mich dann vollständig hineindenken konnte in die Gefühle des Originals unseres Bildes, daß es mir zuweilen eine selige Empfindung verursachte, langsam und vielleicht schmerzlos unterzusinken, ein wohlthätiges, ewiges Vergessen zu finden."

„Ein solches Gefühl begreife ich nicht recht in Ihrer gesellschaftlichen Stellung, gnädige Frau."

„Was wissen Sie von meiner gesellschaftlichen Stellung?"

„Leider nur das, was ich aus Ihrem Aeußeren abzuleiten vermag."

„Warum leider?"

„Wenn ich Wirkliches von Ihrer gesellschaftlichen Stellung wüßte, so könnte ich vielleicht auf die Hoffnung rechnen, Sie später einmal wieder zu sehen" — er sprach das mit leiser Stimme, ihre Züge ängstlich betrachtend, und setzte dann, als sie hierauf nicht sogleich eine Antwort gab, in gleichgültigem Tone hinzu: „Nur um zu erfahren, ob Ihre Freunde mit meiner Arbeit zufrieden sind."

„Dieß Bild ist nicht für meine Freunde bestimmt, eher für meine Feinde."

„O, wie könnten Sie Feinde haben?“ rief er laut und erregt aus, „Sie, so liebenswürdig und so schön, so voller Milde und Anmuth in jedem Ihrer Worte, in jedem Ihrer Gedanken.“

„Wie Sie mich falsch beurtheilen!“ entgegnete sie mit einem eigenthümlichen Lächeln, „wie ich Ihnen hier erscheine, bin ich, trotz einer trügerisch glänzenden Außenseite, doch so vollkommen passend zu dem Bilde auf Ihrer Staffelei, passend zu den Gefühlen einer Unglücklichen, die mit dem Leben abgeschlossen hat.“

„Sie, gnädige Frau?“ sprach er im Tone des höchsten Erstaunens.

„Ja. Als Darstellerin jenes Bildes, welches vielleicht prophetisch auch meine letzte Stunde wiedergibt.“

„Ah, Sie scherzen,“ rief der junge Maler mit angenommener Heiterkeit, und fuhr dann in diesem Tone fort: „wenigstens werden Sie mir zugeben, daß in einem solchen, aber ganz unmöglichen Falle der einfache leuchtende Reif über der Märtyrerin eine glänzende Strahlenkrone sein müßte.“

„O nein, o nein — er müßte ganz verschwinden über meiner Leiche; wenn ich auf dem Grunde eines stillen Sees ruhte, dürfte nichts Leuchtendes zu sehen sein, am allerwenigsten ein Heiligenschein, — die Wasserlilien, welche auf mich herabschauen, müßten scheu ihre Köpfe von mir wenden.“

Das klang nicht wie Scherz zwiſchen ihren feinen Lippen hervor, das war auch nicht mehr der Ausdruck eines harmloſen Geplauders, was jetzt plötzlich ihre Mienen beſchattete — ja, das ſchöne Weib, das ſich nie eine Bewegung erlaubte, ſo lange das Auge des Künſtlers auf ihr ruhte, hatte jetzt die Hände emporgezogen und feſt gegen ihre Bruſt gedrückt, während ein unausſprechlicher Schmerz ihre Züge durchwühlte — „lachen Sie über mich, lachen Sie aus vollem Herzen, aber glauben Sie mir, daß ich Ihnen die Wahrheit geſagt.“

„Welch' furchtbares Räthſel!“ waren die einzigen Worte, welche Arthur mühſam hervorſtieß, während er erſchreckt emporſprang, da er ſah, wie ſie in wildem Schmerze laut aufſchluchzend jetzt ihre Hände vor die Augen preßte.

Doch faßte ſie ſich im nächſten Augenblicke wieder; ſie verſuchte trotz ihrer Thränen zu lächeln, ja ſie zwang ſich zu einem heiteren Tone, als ſie ſagte: „Verzeihen Sie dem ſchwachen Herzen eines Weibes. Es hat ſo lange um mich her geſtürmt, und ich habe ſo lange ſiegreich widerſtanden, daß ich mich gar nicht wundern darf, wenn ich doch einmal unterliege, und wenn der Sturm, der mein Herz durchzuckt, endlich in wilden Klagetönen meine Seele erfüllt — — doch iſt das jetzt vorüber, es ſauſt und brauſt nur noch von ferne her in den Ohren,

es klingt nur noch wie das Sauſen des Windes im Schilfe, es kräuſelt nur noch leicht die Oberfläche des bis jetzt ſo glatten Sees.“

Wie ſie das ſagte, hatte ſie ſich langſam aufgerichtet, und mit der Hand über ihre Stirne fahrend, ſchienen ſich durch dieſe Bewegung ihre erregten Mienen zu glätten, und bald blickte ſie wieder mit dem ruhigen, ſeelenvollen Blicke zu ihm hinüber, ja mit einem milden Lächeln, welches allerdings etwas Trauriges annahm, als ſie langſam aufſtehend ſagte: „Das iſt glücklicherweiſe vorübergegangen, wie Alles in dieſer Welt vorübergehen wird — Alles.“

„Alles,“ erwiederte Arthur, ſich von dem Bilde abwendend, gegen welches ſie nun langſam herangetreten war, um es noch einmal zu betrachten.

„Ja, Alles geht vorüber,“ ſagte er noch einmal, ohne ſie anzuſchauen, „auch die Sitzungen, welche Sie mir bewilligt, und die mir ſo lieb geworden; Sie werden dieſes Bild morgen holen laſſen —“

„Vielleicht heute noch,“ unterbrach ſie ihn raſch.

„Vielleicht heute noch, ſei es darum; und mir bleibt von allen dieſen Stunden nichts übrig, als eine angenehme und doch wieder ſchmerzliche Erinnerung.“

„Und was könnte Ihnen ſonſt davon bleiben?“ fragte ſie in einem Tone, der in ſeinem Herzen ſo herbe, ſo

ſchroff anklang, daß er bereute, in ſeine Worte oder vielleicht in den Ausdruck derſelben irgend eine Empfindung, einen weichen Klang gelegt zu haben.

„Nun," entgegnete er deßhalb, indem er ſich heiter gegen ſie umwandte, „dem Künſtler ſollte von einem Bilde, das er mit Intereſſe gemalt, wenigſtens ſo viel bleiben, daß er erführe, in weſſen Hände es gekommen, er ſollte mindeſtens den Namen ſeines Kunden erfahren dürfen."

„Ich heiße Ellen," erwiederte ſie ſchnell, ohne aufzublicken.

„Ich danke Ihnen für dieſe Auskunft," verſetzte er trocken, „und um nun das Bild gänzlich zu vollenden, ihm zu fernerer Empfehlung die Firma anzufügen, will ich noch ganz beſcheiden in die Ecke meinen Namen ſetzen — Arthur Weßner 44."

„Wozu die Nummer?"

„Ordnung iſt in jedem Geſchäft unerläßlich, gnädige Frau," erwiederte er mit einem Ausdruck in der Stimme, welcher deutlich anzeigte, daß er vollkommen ſeine Ruhe und Faſſung wieder gewonnen hatte, „dieſe Nummer kommt in das Verzeichniß meiner ſämmtlichen Werke mit einer Beſchreibung des Bildes und dem Zuſatz: ‚für eine unbekannte Dame, die ſich Ellen nannte,' es friſcht das ſpäter meine Erinnerung auf."

Sie preßte ihre Lippen feſt aufeinander und ſagte

dann nach einem tiefen Athemzuge: „Es iſt das recht praktiſch und geſchäftsmäßig, und da wir doch einmal beim Geſchäftlichen ſind, ſo erlauben Sie mir vielleicht, Ihnen das verabredete Honorar einzuhändigen?“

Der Maler machte eine ſtumme Verbeugung, und als ſie hierauf ein kleines, aber dickes Briefcouvert in ſeine Hand legte, nahm er daſſelbe, um es alsdann auf einen kleinen Tiſch fallen zu laſſen, der ſich neben der Staffelei befand — „ich danke Ihnen, — ſo wünſchen Sie vielleicht eine Quittung?“

Bei dieſer Frage flog ein bitteres Lächeln über ihre ſchönen Züge; doch ſtatt zu antworten, zuckte ſie leiſe mit den Achſeln, worauf ſie ſich ſchnell umwandte, um ihren Mantel von dem Stuhle zu nehmen, wohin er ihn gelegt.

Doch eilte Arthur ihr voraus, nahm raſch das Gewand an ſich und legte es von rückwärts um ihre Schultern.

„Beſten Dank; wollen Sie jetzt noch die Güte haben, mich durch die Kapuze gänzlich zu verhüllen, und mir dann geſtatten, nochmals herzlich für Ihre freundlichen Bemühungen zu danken.“

Sie hatte, während ſie die letzten Worte ſprach, die Kapuze ſo tief über ihr Geſicht hereingezogen, daß Arthur von demſelben wenig mehr ſah, als ſie ſich nun gegen

Trauermuſik, den tiefen und geheimnißvoll tönenden Geſang der Geiſtlichkeit, welche dem Sarge vorausſchritt, ſowie zuweilen das dumpfe Wirbeln der Trommeln; dabei wurde der Nebel vor uns immer heller und heller, die gewaltigen Maſſen deſſelben, welche ſich im Thale gelagert hatten, ſchienen langſam aufzuſteigen, ſich dem Leichenzuge der Prinzeſſin anzuſchließen, und qualmten bis hoch an den Himmel empor. Jetzt ſahen wir Lichter hindurch ſchimmern, helle und dunkelrothe Flämmchen von den Wachskerzen und den Pechfackeln; ein Gewimmel ſchattenhafter Geſtalten hatte die Höhe erreicht, über ihnen empor glänzte ein goldenes Kreuz, welches zuerſt deutlich ſichtbar wurde, dann vernahm man plötzlich das Klappern der Hufe auf dem Pflaſter, das dumpfe Rollen der Räder; das Commandowort zum Präſentiren des Gewehrs erſcholl durch die Reihen der Soldaten, und eine Muſikbande, die am Hauptportale aufgeſtellt war, ſpielte den königlichen Marſch.

In langſamem Schritte zog der Leichenconduct bei uns vorüber, voraus ein Piket der berittenen Leibwache der Königin, zwei Trompeter, an ihren Inſtrumenten lang herabhängend das mit Flor umhüllte ſpaniſche Wappen, ihnen folgte der Oberſtſtallmeiſterſtab Ihrer Majeſtät, auf Pferden in reicher Zäumung mit Wappenſchildern einen Reiter umgebend, der die Standarte des königlichen Hauſes trug. Darnach erſchien hohe und niedere Geiſtlichkeit, die Biſchöfe von La Granja und San Ildefonſo, welche die Leiche am Weichbilde des Escorial erwartet; ihnen voraus ſchritt ein Ehrenkaplan mit dem großen goldenen Kreuze der königlichen Kapelle von Madrid, hierauf kam ein Muſikchor, Sänger und zahlreiche Dienerſchaft des königlichen Hauſes. Jetzt bemerkten wir ſchon von Weitem den weißen mit Roſen umwundenen Wagen, auf dem die Prinzeſſin lag; er bildete eine eigene reiche Gruppe in dem großen Zuge. Derſelben voran ritt abermals ein Piket Garde du Corps, ihnen folgten Kammerherren und Edelleute des königlichen Hauſes, der Oberſthofmeiſter du jour zu Pferde mit dem Amtsſtabe, gefolgt von zwei berittenen Leib-

ihn wandte, und er brauchte alle ſeine Faſſung, um den heftigen Schmerz zurückzukämpfen, welcher ſein Herz bei dem Gedanken durchzuckte: dieſe ſchönen, reinen, ſo heiß geliebten Züge vielleicht niemals mehr wieder zu ſehen.

„Leben Sie wohl, nochmals meinen Dank!“

Arthur begleitete ſie mit einer tiefen Verbeugung bis an die Thüre des Ateliers, wo er Riegel und Schloß öffnete und ſie die Schwelle überſchreiten ließ.

Die Thür fiel zwiſchen Beiden in's Schloß — dieſe erbärmliche, aus leichtem Holz gezimmerte Thür — und doch die feſteſte Scheidewand bildend zwiſchen zwei Weſen, die ſich heiß und innig liebten, von denen aber keines den Muth hatte, es dem andern zu geſtehen, ſei es durch ein Wort, ſei es nur durch einen Blick.

Beider Augenblick des Glücks war unbenützt verronnen, und wenn Arthur auch jetzt heftig vorwärts ſtürzend die Klinke der Thür ergriff, um dieſe aufzureißen und der Entſchwundenen ein flehendes, inniges Wort nachzurufen, ſo blieb er doch gefeſſelt ſtehen, an die Hoheit ihres ganzen Weſens denkend, an die plötzliche Kälte ihres Blicks, und konnte ſomit auch nichts davon bemerken, daß ſie auf dem Gange draußen zaudernd ihre Schritte anhielt, um ſich dann raſch nochmals

umzuwenden, und erſt nach einigen bangen Augenblicken, in welchen ſie ſichtlich ſchwer mit ſich ſelber gekämpft, die Stufen der Treppe hinabzueilen.

Ja, ſo eine Thür iſt zuweilen eine recht feſte Scheidewand.

Bayerische
Staatsbibliothek

Geschichten im Zickzack.

Zweiter Band.

Geschichten im Zickzack

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1871.

Bayerische
Staatsbibliothek

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Siebentes Kapitel.

In der sechsten Wendung, Tannen und Fichten 1

Achtes Kapitel.

In der siebenten Wendung, stiller Wald und sanftansteigender Weg 36

Neuntes Kapitel.

In der achten Wendung, Nadelholz und Alpenrosen an gefährlichem Abhang 96

Zehntes Kapitel.

In der neunten Wendung, Schneeregion und abwärts . . . 142

Elftes Kapitel.

In der zehnten Wendung, hohe Matte mit duftenden Alpenkräutern 179

Geschichten im Zickzack.

wachen Ihrer Majeſtät. Unmittelbar vor dem weißen Wagen ritt der Großſtallmeiſter des Königreichs, zu beiden Seiten zwei Oberſtallmeiſter mit Wachsfackeln; die goldenen Schnüre der Decke, unter welcher die Infantin lag, wurden von vier Kammerherren gehalten, und hinter jedem derſelben gingen zwei Lakaien mit brennenden Wachskerzen in den Händen. Dem Wagen folgte der Oberſtkammerherr Ihrer Majeſtät, der Marquis de Los Llamos, welchem die Ausführung der Funktion übertragen war; er hatte an ſeiner Seite den Erzbiſchof von Seleucia; hinter ihm ritt wieder ein Piket der königlichen Garden, ihnen folgten die Staatswagen der Königin, der Oberſt der Garde du Corps mit vier königlichen Stallmeiſtern, ſowie ein Oberſt der Cavallerie, welcher Deputationen aller der Waffengattungen führte, die ſich in Madrid befanden.

So zogen ſie an uns vorüber, und der feierliche, wirklich ergreifende Anblick, den der Leichencondukt gewährte, iſt nicht mit Worten zu ſchildern. Die finſtere Nacht, der wallende Nebel, Trauermuſik, Trommelwirbel und die Salven der Artillerie, alles trug dazu bei, dieſen Anblick großartig und mir unvergeßlich zu machen. Wie prächtig wurden die einzelnen Gruppen von den rothen Streiflichtern der Fackeln beleuchtet, wie funkelte im Schein derſelben die glänzende Schirrung der Pferde, die reichen Stickereien der Reiter, die blanken Helme der Gardes du Corps! Dieſe hatten ihre weißen Mäntel von dem rechten Arme zurückgeworfen und hielten den breiten Pallaſch geſenkt in der Hand.

Vor dem Hauptportal hielt der Leichenwagen, wo ſich bereits Edelleute des königlichen Hauſes befanden, ſowie das Ayuntamiento von Escorial, um den Körper der Infantin in Empfang zu nehmen. Zwei Oberſtallmeiſter hoben den kleinen Sarg vom Wagen herab und übergaben ihn vier Kammerherren, welche ihn in die Vorhalle trugen und auf eine Erhöhung ſtellten, die man dort aufgerichtet hatte. Es war ein feierlicher Moment, als nun aus der geöffneten Kirchenthüre die Klänge der Orgel hervordrangen und unter derſelben die Geiſtlichkeit der königlichen

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Siebentes Kapitel.

In der sechsten Wendung, Tannen und Fichten.

Auf das Sudelwetter der letzten Wochen war nach einem tüchtigen Nachtfroste einer jener klaren, kalten Wintertage erfolgt, die mit ihrer frischen Luft und ihrem hellen, goldenen Sonnenscheine unser Gemüth so angenehm berühren. Keine Jahreszeit, als der Winter, hat diese schroffen Uebergänge, wo sich die Erde, gestern noch mit dichten Nebeln bedeckt, trüb und schmutzig anzusehen durch Schnee- und Regenschauern, mit einem Male ohne Uebergang aus dem tiefsten Negligé in ihr glänzendstes Feierkleid wirft.

Daß der Boden nicht wie im Frühjahr oder Sommer noch eine Zeitlang feucht oder schmutzig bleibt, dafür hat der scharfe Nordwind gesorgt, und nicht nur Wege und Stege hübsch getrocknet, sondern die gestern Abend noch nassen Halme der Gräser, sowie die nackten Aeste der

kleineren Gesträucher und größeren Bäume mit Millionen weißer Eiskrystalle verziert. Die ganze Natur ist in großer Parade unter einem tiefblauen, leuchtenden Baldachin, und hat sich mit Sonnengold verziert, wo sich nur irgend ein Licht oder ein Glanz anbringen läßt.

Auf den Straßen sieht man Alles heiter und beweglich umhereilen, und wenn diese scheinbar gehobene Stimmung, das eilfertige Hin- und Herrennen der Menschen, Pferde und Hunde auch aus dem Drange abgeleitet werden muß, den Kreislauf des Blutes behufs größerer Erwärmung zu beschleunigen, so gibt es doch der ganzen Staffage ein lustigeres Ansehen, zugleich mit dem sichtbaren Hauche aus unserem Munde und unsern sanft gerötheten Wangen und Nasenspitzen.

Selbst die alten, massigen Gebäude, die gestern noch unter Schnee und Regen mit ihren matten Fenstern und triefenden Mauern so gar grämlich und mißmuthig darein schauten, scheinen sich über Nacht um zehn Jahre verjüngt zu haben, und heute Morgens in einem köstlichen Humor zu sein — so das alte königliche Schloß mit seinen mächtigen grauen Thürmen, welches gestern, trotz seiner Größe und Ausdehnung, ebenfalls einen trübseligen Anblick bot, mit öden, leeren Höfen, mit seinen Schildwachen, welche kaum die Nasenspitze aus dem Schilderhaus herausstrecken, mit der durchnäßten, lang herab-

hängenden gelb und weißen Fahne an der hohen Stange auf dem Thurme über dem Mittelportal, und mit seinen triefenden Equipagen im großen Schloßhofe, welche dicht zusammengedrängt, gegenseitig Schutz suchend, in einer kompakten Masse dastanden, und auf denen selbst die Rosselenker keine Lust zu einem Austausch freundschaftlicher Gefühle verspürten.

Auch das sah heute Morgen ganz anders aus; da glänzten die Mauern auf der Sonnenseite so freundlich und behaglich, da strahlten die hohen Fenster in fast ausgelassener Lustigkeit, und es war gerade, als seien die auf ihnen reflektirenden Sonnenlichter eben so viele gute und schlechte Witze, welche sie sich gegen die Vorüberziehenden erlaubten. Da erschienen die weiten Thore nicht mehr wie gestern verdrießlich gähnend, sondern heiter geöffnet unter einem wohlwollenden Lächeln. Drunten marschirten die buntfarbigen Schildwachen wohlgemuth hin und her mit weithin leuchtenden Gewehrläufen und Bajonetspitzen, und droben auf dem Hauptthurme buhlte ein angenehm liebenswürdiger, junger Morgenwind mit der koketten Flagge, die in zierlichen Wendungen so that, als sei es ihr sehr darum zu thun, sich seinen kühnen Umarmungen zu entziehen.

Und fast alle Welt war guten Humors, selbst Seine Majestät der König, welcher heute ganz besonders vor-

trefflich geschlafen hatte — so lautete die erste Meldung des dienstthuenden Kammerdieners an den dienstthuenden Flügeladjutanten Major Wieneck.

„Wird Manchem zu Gute kommen, mein lieber Herr Dippel," sagte der freundliche Offizier, indem er sich im Dienstzimmer der Adjutanten an den Schreibtisch setzte, die dort befindlichen Papiere ordnete und die Liste Derer durchlas, welche heute zur Audienz vorgemerkt waren. Dabei trafen seine Blicke auf einen Namen, bei dem er, sobald er ihn erblickte, in die Höhe schaute, und zwar in das freundlich lächelnde Gesicht des alten, verständigen Kammerdieners.

„Wen haben wir denn da?"

„Ich weiß wohl nicht sogleich, wen der Herr Major meinen?" erwiederte Herr Dippel, obgleich er sich sta[illegible] bewußt war, darin eine Unwahrheit zu sagen.

„Herr von Rosenthal."

„Ah, richtig, Herr von Rosenthal war schon vor einigen Tagen von Seiner Majestät zur Audienz bestimmt, wurde aber wieder gestrichen und auf heute bestellt."

„Sonst nichts Neues, mein lieber Herr Dippel?"

„Nichts Besonderes hier im Schlosse — an Stadtneuigkeiten dagegen wie gewöhnlich kein Mangel."

„Die sich zuweilen auch hierher verirren."

„O ja, Herr Major, was wollen Sie? Jeder bemüht

ſich auf ſeine Art die Majeſtät zu unterhalten. Nun heute wird Herr von Roſenthal darin ſchon ein Uebriges thun.

„Der König lacht gerne über ſeine drolligen Einfälle.“

„Gewiß, Herr Major, doch ſchreibt der König auch zuweilen Bemerkungen nieder, ſobald ihn Herr von Roſenthal verlaſſen — Sie geſtatten mir jetzt wohl, daß ich mich zurückziehe?“

„Lieber Herr Dippel, Sie ſind ein Muſter von Höflichkeit, wie könnte ich es mir einfallen laſſen, von Ihrer koſtbaren Zeit auch nur eine weitere Minute zu vergeuden? Halten Sie mich in freundlichem Andenken.“

Der alte Kammerdiener verbeugte ſich mit einem mehr als wohlwollenden Lächeln und hatte ſich ſchon halb zum Weggehen gewendet, als er ſtehen blieb, wieder neben den Flügeladjutanten trat und ihm flüſternd ſagte: „Auf der Liſte da iſt noch ein Name vergeſſen, vielleicht auch abſichtlich nicht hergeſetzt worden; der Ihres hochverehrten Herrn Papas. Seine Excellenz ſind nach der gewöhnlichen Rapporten, ſowie nach Herrn von Roſentha zur Audienz gewünſcht worden.“

„Ich danke Ihnen herzlich, mein lieber Herr Dippel.“

Jetzt zog ſich der alte Kammerdiener in der Tha zurück, wobei er vollſtändig geräuſchlos gleich einem Weſe ohne Körper über den Parketboden dahinglitt.

Nachdem Graf Leo ſeine Papiere geordnet, auch ein

Morgenzeitung flüchtig durchgesehen, ging er in dem weiten Gemache auf und ab und traf, nachdem dieß einige Male geschehen, an der Thür, welche auf den Korridor führte, mit einem Hoflakaien zusammen, welcher ehrerbietig vor ihm stehen blieb und ihm auf silbernem Teller ein ziemlich großes, versiegeltes Briefcouvert präsentirte. Das Siegel zeigte das kleine Alliancewappen der Königin, und der Brief war überschrieben: An den diensthuenden Adjutanten Seiner Majestät.

Der Lakai hatte sich entfernt und Major von Wieneck riß das Couvert mit größerer Hast auseinander, als man sonst wohl in dienstlichen Angelegenheiten zu thun pflegt. Es befand sich in demselben ein zusammengefaltetes weißes Blatt Papier, und zwischen diesem ein Bogen Briefpapier kleinster, stärkster und glättester Sorte, auf dem die Worte standen: „Da heute viele und langdauernde Rapporte sind, so findest Du gewiß einige Augenblicke Zeit, mich zu besuchen, weßhalb ich bis zwölf Uhr nur für Dich zu Hause bin — Susanna.“

Nachdem Graf Leo diese Zeilen gelesen, klemmte er einen Augenblick seine Unterlippe zwischen die Zähne, und wenn es auch gerade kein Schatten war, welcher über seine Züge flog, so zeigten dieselben doch etwas von Erregung nicht gerade der angenehmsten Art. Er zerriß das kleine, zähe Briefpapier in möglichst winzige

Stücke und dann nahm er die, auf welchen der Name Susanna stand, in den Mund, kaute sie zusammen und rollte alsdann eine kleine Kugel daraus, die er mit den andern Ueberresten in den Papierkorb fallen ließ. Ein Ofen zum Verbrennen derselben wäre allerdings da gewesen, doch wurde dieser von außen in einem sehr rußigen Kaminwinkel geheizt.

„Es ist um das, was der Dichter Rosenketten nennt, ein ganz eigenthümliches Ding," murmelte der Flügeladjutant Seiner Majestät, indem er, die Hände auf den Rücken gelegt, seinen Spaziergang durch das Zimmer wieder aufnahm, „die Rosen verflattern, die Kette bleibt. Das Gescheidteste wäre, wenn ich mich möglichst rasch nach einer guten Partie umschaute. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht, und ich fürchte wohl mit vollem Recht, daß es unsere allergnädigste Königin nicht allergnädigst aufnehmen wird, wenn sie gelegentlich einmal erfährt, daß man sich gar zu intim in ihren innern Haushalte beschäftigt — wunderbar genug, daß man ihr bis jetzt noch nicht zu dieser Erleuchtung geholfen — — — — da ist wieder dieser Rosenthal, der mir neulich Abends bei mir einen seiner vielsagenden Blicke lancirte, als man ihn damit hänselte, daß er in strömenden Regen an dem Pavillon der Oberſthofmeisterin und zwar im Schritt, vorübergeritten sei — — —

Rosenthal ist nun gerade der Mann nicht, einem Nebenmenschen muthwillig den Spaß zu verderben, oder dieser Nebenmensch müßte ihm irgendwo im Wege sein, wo er sich alsdann kein Gewissen daraus machen würde, über ihn hinweg zu trampeln."

Major Leo war unter diesem Selbstgespräch an einem der hohen Fenster stehen geblieben und schaute nun mit etwas verdüstertem Blick auf das glänzende Sonnenlicht, welches an eine dem Vorzimmer gegenüberliegende Mauer die Dachsilhouette eines zur Seite stehenden Pavillons in scharfen Schattenumrissen hinwarf; dann fuhr er kopfnickend fort: „Ja, ja, das dort ist das richtige Bild, ein schwarzer Flecken in hellem Lichte. Ist es doch so, als wenn dieser düstere Schatten mir gerade heute warnend entgegen träte — Kindereien — bei ihrer Vorsicht! — und doch ist es wieder ein unvorsichtiges Verlangen, mich gerade aus dem Dienstzimmer abzuberufen — wie sich Alles ändert," sprach er nach einer längeren Pause zu sich selber, „bei dem ersten dieser kleinen Billette würde ich diese Skrupel nicht gehabt haben — ich bin recht undankbar gegen dieses schöne, liebenswürdige Weib!"

Der Leiblakai, welcher draußen im Vestibul an der Thüre stand, hatte diese geöffnet und der Oberstthofmeister trat in das Gemach, blieb aber an der Schwelle stehen, um einem der Schloßbeamten, welcher ihm bis hierher

gefolgt war, noch ein paar Befehle zu ertheilen, worauf er sagte: „Bringen Sie mir dann die Papiere auf meine Privatkanzlei, wohin ich mich sogleich nach dem Rapport Seiner Majestät begebe. Ich habe dort einige Leute zu empfangen.“

Dann trat Seine Excellenz näher und erwiederte den Gruß des Flügeladjutanten, der ihm entgegengetreten war, in verbindlicher Weise, indem er ihm seine rechte Hand entgegenstreckte.

Seine Excellenz sah etwas verdrießlich aus, doch that dieß seiner gewöhnlichen Miene des Erstaunens durchaus keinen Abbruch; änderte sich aber auch nicht, als er, langsam sich dem Fenster nähernd, mit einem Seufzer sagte: „Welch' schönes Wetter, welch' herrlicher Tag!“

„Ausgezeichnet in der That, und hoffentlich ebenso auch das Befinden Euer Excellenz.“

„Das könnte ich nun gerade nicht sagen, mein lieber Major, der schöne Sonnenschein richtet allerdings meine Nerven ein Bischen auf, aber was nützt mich aller Sonnenschein der Welt, wenn man seinen Horizont mit dunklen Wetterwolken umzogen sieht.“

„Excellenz scherzen.“

„Du tout, mein Lieber, ich bin durchaus nicht zum Scherzen aufgelegt, ich bin in einer sehr ernsthaften Stimmung. Nun, Ihnen brauche ich daraus kein Geheimniß

Kapelle des Escorial erſchien und ſich in Prozeſſion langſam vorwärts bewegte über den dunkleren Hof der Könige nach der jetzt hell erleuchteten Vorhalle. In ihren reichen, gold- und ſilbergeſtickten Gewändern ſchritten die Prieſter bei Kerzenſchimmer und Fackelſchein unter Vortragung des großen, goldenen Kreuzes der Kirche über die Stufen herab, gefolgt von ihren Kaplanen, Vikaren und rothgekleideten Chorknaben, welche theils die Schleppen der langen Gewänder trugen, theils die goldenen Rauchfäſſer ſchwangen.

Nachdem ſich beide Züge um den Sarg der Prinzeſſin gruppirt, trat der Kaplan und Secretär des Patriarchen der beiden Indien vor und las mit lauter Stimme den Befehl Ihrer Majeſtät der Königin, wornach die Leiche ihrer Tochter dem erſten Geiſtlichen der Kirche San Lorenzo, welche früher ein Kloſter geweſen, jetzt aber zum Range einer königlichen Kapelle erhoben worden ſei, übergeben werden ſolle, damit derſelbe nach hergebrachter Ordnung für die Beiſetzung Sorge trage. Ein Archivar der Krone verlas hierauf eine Verordnung des Königs Philipp IV., die Beiſetzung der Mitglieder des königlichen Hauſes betreffend. Dann näherte ſich der erſte Geiſtliche des Escorial dem Sarge und fragte den Oberſtkammerherrn Ihrer Majeſtät, ob er von der Königin beauftragt ſei, den Körper der Infantin zu überbringen, was dieſer mit einem lauten Ja beantwortete. Vor dem Kammerherrn wurde nun die rothe Decke abgehoben, der äußere Sarg geöffnet, in welchem ſich ein zweiter von Blei befand, der eine mit Kryſtall verſchloſſene Oeffnung hatte, durch welche man den Kopf der Infantin ſehen konnte. Der Oberſtſtallmeiſter und der Oberſtkammerherr traten näher, betrachteten einen Augenblick das kleine bleiche Geſicht und verkündeten den Umſtehenden laut und feierlich, es ſei dieß in der That der Leichnam Ihrer königlichen Hoheit, den ſie im Schloſſe von Madrid übernommen. Der erſte Geiſtliche von San Lorenzo, von ſeinem Diakonus und Subdiakonus aſſiſtirt, ſprach nun den Segen über die Todte, beſprengte ſie mit geweihtem Waſſer, worauf ſich beide Gefolge vereinigten und unter Vorausſtragung der zwei Kreuze den Sarg

zu machen; Sie kennen ja die ganze unangenehme Situation, in welche ich mich durch die Schuld jenes verfluchten Rosenthal verwickelt, allerdings auch durch meinen Leichtsinn, auf dieſe unſinnige Wette einzugehen — worüber lachen Sie? Doch ich kann es mir denken; ein leichtſinniger Oberſthofmeiſter in meinen Jahren kommt Ihnen lächerlich vor — nicht wahr?"

„Im Gegentheil, Excellenz, gerade daß Sie ſich Ihrer Jahre halber darin einer Lächerlichkeit anklagten, erregte bei mir einige Heiterkeit. Euer Excellenz, ſo konſervirt, ſo voll Kraft und Feuer, haben wirklich keine Urſache, von Ihren Jahren zu reden. Sie geben uns jüngeren Leuten in gewiſſen Beziehungen noch ein Doublé vor."

„In welchen Beziehungen, mein lieber Freund?" fragte der Oberſthofmeiſter, indem ſeine erſtaunten Züge eine kleine Beimiſchung von Mißtrauen zeigten.

„O nichts, Excellenz, es war nur ein Scherz."

„Nein, nein, mein lieber Major, damit kommen Sie mir nicht durch. Sie ſind viel zu beſonnen und ernſthaft, um dergleichen Scherze zu machen, o ich bin ſicher, auch Sie haben ſchon von den leichtſinnigen Reden dieſes unbeſonnenen Stoltenhoff gehört, — ſeien Sie ehrlich, Major Wieneck!"

Der Flügeladjutant zuckte mit den Achſeln und wenn er auch ſagte: „Ich wüßte in der That nicht, worauf

die Worte Eurer Excellenz zielen," so standen doch seine Mienen damit in offenbarstem Gegensatz, weßhalb ihn denn auch der Oberſthofmeiſter raſch unter dem Arm nahm und ihn in die tiefe Fenſterniſche führte, ehe er ſagte: „Nun, was denken Sie davon? Hätte dieſer Stoltenhoff nicht viel klüger daran gethan, mich um eine vertrauliche Unterredung zu erſuchen und mich zu veranlaſſen, für dieſe widrige Sache etwas zu thun, ich hätte etwas gethan, mein Wort darauf; ja ich hätte im ſchlimmſten Falle Seiner Majeſtät die ganze unſinnige Wette entdeckt — vogue la galère! —"

„Darin hätte Stoltenhoff allerdings klüger gehandelt, aber Euer Excellenz kennen ihn ſo gut wie ich; leicht entzündbar wie ein Bündel Stroh, und in der Leidenſchaft gerne geneigt, mit dem Kopf durch ein Brett zu rennen, wo es am dickſten iſt."

„O — ſehr richtig," gab der Oberſthofmeiſter ſeufzend zur Antwort, wobei er ſeine Unterlippe kummervoll herabhängen ließ, und ſich das Erſtaunen ſeiner Blicke durch ein Niederſinken der Augenlider abſchwächte, „und ſeine Handlungsweiſe iſt taktlos und rückſichtslos nach allen Seiten hin; will mich da mit ſeiner eigenen, dummen Liebſchaft in's Gerede bringen."

„Das iſt geradezu unverantwortlich."

„Es habe in meiner Abſicht gelegen, ihn mit ſeiner

Dulcinea zu entzweien, ich hätte aus Eifersucht gehandelt, als wenn ich mich je um seine Sängerin bekümmert hätte: ich glaube nicht, daß ich im Ganzen ein Dutzend Worte mit ihr geredet habe."

„Nun, Excellenz, ein Dutzend Worte könnten es schon gewesen sein, allein bei dem letzten Hofkonzerte," meinte lächelnd der Flügeladjutant.

„Nun ja, ich war es in meiner Stellung der Künstlerin schuldig, ihr für ihren reizenden Gesang einige passende Worte zu sagen, und wem hätte ich Rechenschaft abzulegen, wenn ich einem artigen Mädchen mit Freundlichkeit entgegentrete?"

„Gewiß Niemanden auf der weiten Welt; Euer Excellenz haben sich in Ihrem langjährigen Wittwerstande von allen Fesseln frei zu erhalten gewußt, und sind darum zu beneiden."

„Aber gerade, weil man mir positiv in dieser Richtung nichts aufzuhängen vermag, ist man bei Hofe so gerne geneigt, selbst das Unglaubliche zu glauben, und die Schlimmste darin ist die alte Pommerhausen. Sagte sie mir doch gestern Abend in der Loge, als ich aus reiner Neugierde die Kleine auf der Bühne mit meinem Glase etwas genauer betrachtete: ‚Mein lieber Baron Tönning, Sie sollten das nicht so auffallend betreiben'. Daraus konnte ich schon abnehmen, wie das Gift gewirkt

hat; aber zum Henker, was braucht ſich die Pommerhauſen um meine Angelegenheiten zu bekümmern, und geſetzt den Fall, ich nehme ein wirkliches Intereſſe an Jemand dergleichen?“

„Das müßte Jedermann natürlich finden bei —“

„Was bei?“ fragte der Oberſthofmeiſter, da Graf Wieneck lächelnd ſchwieg.

„Nun, bei Ihrer unabhängigen Stellung und bei der Art, wie Euer Excellenz ſich vielleicht gerade dadurch konſervirt haben.“

„Sie ſind ein Spottvogel, lieber Major, aber ich will Ihnen aufrichtig ſagen, daß ich mich am Ende um dieſes Gerede nicht zu kümmern habe, wenigſtens mir den Anſchein gebe, und wenn Seine Majeſtät nochmals mit zarten Anſpielungen kommt, ſo werde ich mit einem vielſagenden Blicke die Achſeln zucken, und ich verſtehe es, verſtändliche Nüancen in meine Blicke zu legen.“

„Dieſe kleine Melina iſt in der That eine reizende Perſon,“ ſagte der Flügeladjutant nachdenklich und mit großem Ernſte, „ich bin überzeugt, daß Stoltenhoff ſie mit ſeiner raſch aufgeflackerten tollen Leidenſchaft brüskirt hat, förmlich überrumpelt, ich kenne ſeine Manier.“

„Sie hätte geſcheidter ſein ſollen — ein verheiratheter Mann!“

„Darüber ließe ſich doch Einiges zu ihrer Entſchul-

digung ſagen. Wie hat Stoltenhoff in dieſer Geſchichte intriguirt, ja das Mädchen förmlich kompromittirt, ehe er noch das geringſte Verhältniß mit ihr hatte, und ihr auf dieſe Art verrätheriſch eine Schlinge um den Kopf geworfen!"

„Glauben Sie?"

„O ich weiß das ganz genau; ja noch mehr. Man hat der Melina früher nie etwas Uebles nachſagen können. Sie ſoll förmlich erſchreckt geweſen ſein über Stoltenhoff's wilde Leidenſchaft, und jetzt ihr Verhältniß zu demſelben nicht wie ein ſüßes Band, ſondern wie eine drückende Feſſel betrachten —"

„Arme Kleine — ſie iſt ſo hübſch und elegant."

„Ja," ſtimmte der Flügeladjutant mit einem etwas affektirten Seufzer bei, „wer dabei nicht ſchon anderweitig beſchäftigt wäre!"

„Sie? Ein Anachoret — Sie machen mich lachen, lieber Wieneck, denn es iſt wirklich komiſch für einen Mann in Ihren Jahren, für einen Dragoneroffizier von ſolchen Qualitäten wie die Ihrigen, einen ſo jungfräulichen Ruf zu haben — Gott ſchütze Sie darin."

„So flehe ich in allen meinen Gebeten."

„Sie Schalk, in allen Ihren Gebeten — werden aber nicht zu häufig dazu kommen, doch gehen wir darüber hinweg, um wieder auf —"

„Beſagte Kleine zu kommen," fiel Graf Wieneck dem Oberſthofmeiſter raſch in's Wort, worauf dieſer ſchmunzelnd erwiederte: „Meinetwegen, kommen wir auf ſie —"

„Zurück."

„Allerdings zurück."

„Glauben Euer Excellenz wohl, daß es ein dankbares Geſchäft wäre, ſich der armen Melina anzunehmen, ſie zu ſchützen, zu protegiren, zu erheben?"

„So ein wenig Gott und Bajadere zu ſpielen," antwortete der Oberſthofmeiſter mit einem ſehr gemäßigten Ausdruck des Erſtaunens in ſeinem Geſichte.

„So was dergleichen; denn ich fürchte, ſie könnte jetzt eine mächtige Protektion brauchen. Baron Schalken, der jetzt aus allerbeſter Quelle weiß, daß man von oben herab die Entfernung der Kleinen auf's Dringendſte wünſcht, wird ſeinen Liebling von geſtern deßhalb heute mit großer Härte behandeln."

„Das wäre ſo eine Protektion für Sie, lieber Wieneck."

Hier zuckte der Flügeladjutant unter einem ſehr bedeutſamen Lächeln die Achſeln, indem er mit glücklich geſpielter Verlegenheit ſagte: „Allerdings, Excellenz — wenn — wenn nicht gerade jetzt, wenn ich nicht im Augenblicke —"

„Ah, Verräther,“ ſagte der Oberſthofmeiſter mit dem Ausdruck eines grenzenloſen Erſtaunens und einer ſo ſtramm aufgezogenen Unterlippe, daß ſich ſein Mund förmlich zuſpitzte wie der eines Karpfen, „junger Verräther!“

„Ich weiß in der That nicht, was Euer Excellenz damit ſagen wollen.“

„Ja, man verſteht und begreift dergleichen vortrefflich geſpielte Unwiſſenheiten, aber man hat ſeine Augen, man begreift die feinſten Nüancen.“

„Dieſe Nüancen müßten allerdings außerordentlich fein ſein.“

„Ja, ja, aber nicht zu fein für Unſereinen: man verſteht das Zucken eines Auges.“

Der ſchuldbewußte Flügeladjutant Seiner Majeſtät ſpürte jetzt etwas echte Verlegenheit, doch wußte er dieſe unter einem ganz harmloſen Lächeln zu verbergen, worauf der Andere fortfuhr, nachdem er den Dragoneroffizier mit ſeinem Zeigefinger leicht auf die Bruſt getippt: „Wie heißt es doch in jenem Gedichte von Bürger, welches uns in unſerer Jugend ſo ſehr geläufig war, Lenardo ſah hin, Blandine ſah her!“

„Nun, wen Euer Excellenz unter Lenardo verſtehen, kann ich mir allenfalls denken, aber Blandine?“ antwortete der Major in einer leicht begreiflichen Spannung,

denn er fürchtete Anſpielungen zu hören, die ihm namentlich im Munde des alten, geſchwätzigen Oberſthofmeiſters äußerſt unangenehm geweſen wären.

„Es iſt die ſchönſte der Damen, die dienen Euch,“ wie der leichtſinnige Page in den Hugenotten ſingt, eben ſo jung als ſchön.

Dem Flügeladjutanten rollte eine ſchwere Laſt von der Bruſt, und dieſe Erleichterung war wohl Schuld daran, daß er mit einem beifälligen Lächeln vor ſich niederſchaute, einem Lächeln, welches der Oberſthofmeiſter als ein ſtummes Geſtändniß nahm und deßhalb vertraulicher fortfuhr: „Aufrichtig geſagt, mein lieber Graf Wieneck, wenn Sie mein Sohn wären, was den Jahren nach —“

„Unmöglich iſt, Excellenz.“

„Nun, laſſen wir das gut ſein, ſelbſt wenn Sie alſo mein Sohn wären, würde ich zu dieſer Neigung Ja und Amen ſagen.“

„Aber ich weiß in der That noch nicht, wen Euer Excellenz unter Blandine verſtehen?“

„Die ſchönſte der Damen, die dienen Euch,“ wiederholte der Oberſthofmeiſter mit aufgehobenem Zeigefinger.

„Die alſo Ihrer Majeſtät der Königin dienen, vielleicht die Gräfin Pommerhauſen?“

„Nicht ſchlecht," lachte Seine Excellenz laut und herzlich, „doch iſt es gerade das andere Ende, welches ich meine."

„Alſo die jüngſte der Damen — die Gräfin Ferrner," ſprach der Major nach einigem Beſinnen.

„Das Geſtändniß iſt Ihnen ſauer geworden, lieber Wieneck."

„Ich muß Euer Excellenz dringend bitten, die Nennung dieſes Namens durchaus für kein Geſtändniß zu nehmen."

„Lenardo ſah hin, Blandine ſah her, das Letztere haben Sie vielleicht nicht immer bemerkt, aber Unſereiner, welcher ſchon des Dienſtes halber ſeine Augen überall hat, bemerkte ſchon ſehr häufig, mit welchem unverkennbaren Intereſſe die ſchöne Ferrner, eine Perle unter den Hofdamen, ein Ehrenfräulein in der richtigſten Bezeichnung des Wortes, ihre Blicke auf dem intereſſanten Dragoneroffizier ruhen ließ — haben Sie etwas Vernünftiges dagegen einzuwenden?"

„Gegen die vortrefflichen Eigenſchaften der Gräfin Ferrner nicht das Geringſte, und glücklich müßte ſich Der ſchätzen, den ſie eines vertraulichen, theilnehmenden Blickes würdigt."

„Nun denn — Sie Glücklicher!"

Graf Wieneck mochte wohl ſeine Urſache haben, den-

Vermuthungen des Oberſthofmeiſters gerade jetzt nicht zu entſchieden zu widerſprechen, beging er doch darin keine Indiskretion gegen die junge Dame, die er wohl kannte und die er, wie Alle am Hofe, aufrichtig ſchätzte und verehrte, ja er konnte ſich eines leiſen Lächelns nicht enthalten, wenn er an die Bemerkung des Oberſthofmeiſters dachte: Gräfin Ferrner habe ihn zuweilen theilnehmend angeſchaut, doch lächelte er dabei nicht aus geſchmeichelter Eitelkeit, vielmehr über die unfehlbaren Augen der alten Excellenz; denn die Gräfin Ferrner war eben ſo ſehr wegen ihrer Schönheit und wegen der vortrefflichen Eigenſchaften ihres Geiſtes und ihres Herzens verehrt, als auch bekannt wegen ihrer ſchroffen Haltung in gewiſſer Beziehung und wegen ihrer Kälte gegenüber allen Bewerbungen.

„Ich achte Ihr Stillſchweigen, lieber Wieneck," ſagte der Oberſthofmeiſter nach einer ziemlichen Pauſe, und ſetzte alsdann mit einem leiſen Seufzer hinzu, indem er auf die Uhr blickte, welche ſich über der Thür befand, die in das innere Appartement Seiner Majeſtät führte, „danke Ihnen auch für Ihre angenehme Unterhaltung, die es mir möglich macht, mit leichteren Gefühlen zum Rapport zu gehen — vergeſſen Sie aber nicht, daß ich vielleicht der Erſte war, der Ihnen ein wahres Wort der Anerkennung über Ihre würdige Neigung ſagte — hoffentlich ſpäter meine Gratulation."

in die Kirche begleiteten, den vier Stallmeiſter emporhoben und ſpäter vor dem Hochaltar auf der ſchon oben erwähnten Eſtrade niederließen.

Es iſt auffallend, wie oft bei der Beiſetzung eines Mitglieds der königlichen Familie die Identität der Verſtorbenen beſtätigt werden muß. Gleich nach dem Tode der kleinen Prinzeſſin wurde dieſe in dem Schlafzimmer, wo ſie verſtorben, der erſten Staatsdame der Königin und Erzieherin der Prinzeſſin von Aſturien übergeben, welche die kleine Leiche in einen der Säle bringen ließ, ſich ihr zu Häupten ſetzte und warten mußte, bis der Miniſter des Hauſes und der erſte Notar des Königreichs erſchienen, denen ſie feierlich bezeugte, ſie ſei beim Tode der Prinzeſſin zugegen geweſen und habe den Körper derſelben keinen Augenblick verlaſſen, worüber der Großnotar folgenden Akt aufnahm: „Ich bezeuge und beſtätige, daß Ihre königliche Hoheit im königlichen Palaſt eines natürlichen Todes ſtarb; zu Erfüllung meines Amtes eilte ich an ihrem Todestage in der Frühe herbei, trat in einen der Säle des Palaſtes und ſah die Leiche Ihrer königlichen Hoheit, das Geſicht gänzlich enthüllt; ſie war bekleidet mit einem weißen Battiſtkleide, reich geſtickt und mit dem königlichen Wappen eingefaßt; ſie lag auf ſeidenen Kiſſen in einer großen Platte von Silber.“

So oft nun ein neuer Beamter, der bei der Beerdigung zu thun hat, erſcheint, ſpricht er in einem Protokoll aus, daß er ſich von der Identität überzeugt habe. Die Kammerherren, welche bei Schließung des Sargs gegenwärtig ſind, thun daſſelbe, ebenſo die Hausbeamten, welche ihn in die königliche Kapelle tragen, und hier nicht minder der Patriarch der beiden Indien nach ſorgfältiger Betrachtung der Todten. Ja, ehe man ihn auf den Wagen ſetzt, wird der Sarg nochmals geöffnet, und das Gleiche ſahen wir in der Vorhalle von San Lorenzo.

Unterdeſſen war der Zug in der Kirche verſchwunden, und während dem hatten die Geſchütze eine neue Salve gegeben, die Glocken läuteten, draußen ſpielte das Muſikchor fort und fort den königlichen Marſch, und nur zuweilen, wenn eine kleine

Der dienstthuende Kammerdiener Seiner Majestät öffnete in diesem Augenblicke die Thüre unter der Uhr, und ein freundliches Lächeln des Herrn Dippel, sowie eine Neigung seines Kopfes, welche in ihrem Ausdruck genau die Mitte hielt zwischen Ehrerbietung und Vertraulichkeit, ersuchte den Oberstthofmeister einzutreten.

Graf Wieneck war wieder an seinen Tisch getreten und überflog dort mit seinen Augen die angemeldeten Audienzen — „nach den Hofdepartements," sprach er zu sich selber, „kommen heute der Kriegs- und Finanzminister; so haben wir also einige Zeit für uns." Er rief den Leiblakai herein, der draußen im Vestibul stand, und fragte ihn, welcher Ordonnanzoffizier heute den Dienst habe.

„Herr Lieutenant von Mittow, augenblicklich in dem Militärkabinet Seiner Majestät beschäftigt."

„Rufen Sie ihn herüber!"

Lieutenant Mittow erschien nach wenigen Augenblicken mit Säbel, Schärpe und Helm, wie es sich von selbst versteht, wenn man in das Vorzimmer des Königs gerufen wird.

„Sie können mir einen Gefallen thun, lieber Mittow," sagte der Flügeladjutant, „ich habe einen kleinen nothwendigen Ausgang zu machen, was ich mir jetzt allenfalls erlauben kann, da ich überzeugt

bin, daß Sie mich vorkommenden Falles vollständig vertreten."

„Was ich thun kann, Herr Major, geschieht mit dem größten Vergnügen."

„Wofür ich Ihnen sehr dankbar bin, und wenn sich der Dienst, wie voraussichtlich, glatt abwickelt, so haben Sie nichts zu thun, wie Sie selbst wohl wissen, als dort in der Fensternische zu stehen und ein paar Bemerkungen über den herrlichen Sonnenschein mit anzuhören. Drinnen ist der Oberstthofmeister, dann kommt der Oberststallmeister, der Chef des geheimen Kabinets, dann der Kriegs- und Finanzminister, Alle in schönster Reihenfolge, die durch den Kammerdiener Seiner Majestät, Herrn Dippel, in Ordnung gehalten wird; er ist mein spezieller Gönner und werde ich ihn für alle Fälle von meiner kurzen Entfernung in Kenntniß setzen. Hier haben Sie die Liste der Rapporte und Audienzen, doch bin ich zur Zeit der letzteren wieder zurück."

„Was mir wegen eines dieser Herren lieb wäre," gab Lieutenant von Mittow in einem etwas trockenen Tone zur Antwort, „wegen Herrn von Rosenthal," fuhr er achselzuckend fort, nachdem ihn Graf Wieneck fragend angeschaut, — „wir leiden seit Kurzem unter einer gegenseitigen Antipathie, und wenn ich diese auch durchaus nicht in den Dienst hineinziehe, so ist es mir

doch lieber, Rosenthal so wenig als möglich zu begegnen."

„Unbesorgt, lieber Mittow, bis dahin bin ich längst zurück; was habt ihr denn eigentlich miteinander, wenn ich fragen darf, ohne eine Indiskretion zu begehen?"

„Nun, Sie kennen ihn ja; rücksichtslos, aufdringlich, wie er sein kann, tritt er mir irgendwo in den Weg, wo er in der Unerfahrenheit, ja in der harmlosen Unschuld eines jungen Mädchens ein Terrain findet, das er durch die freche Sicherheit seines Auftretens, durch sein rücksichtsloses Zugreifen wohl zu kultiviren versteht. Er ist ein gefährlicher Mensch einem unerfahrenen Mädchenherzen gegenüber."

„Zugestanden, lieber Mittow, und würde ich es Ihnen nicht übel nehmen, wenn Sie die Dame, für welche Sie sich interessiren, über jene gefährliche Persönlichkeit aufzuklären versuchten."

„Und erreiche dadurch das Gegentheil," rief der Dragoneroffizier in verdrießlichem Tone, „da predige Einer diesen Mädchen, da ziehe Einer noch so vernünftige Parallelen zwischen sich, der es ehrlich und redlich meint, und zwischen einem abenteuerlichen Charakter, der sie gerade dadurch anzieht, daß er sie mit seinen hohlen Augen anlächelt, der ihnen interessant erscheint wegen seiner fahlen Wangen und seiner weißen Lippen, die er

nur öffnet, um die unglaublichſten Lügen von ſich zu geben; geſtehen Sie mir ſelbſt, Herr Major, daß auch Ihnen dieſer Roſenthal zuweilen eine unheimliche Erſcheinung iſt."

„Allerdings macht er auf uns zuweilen einen unheimlichen Eindruck, aber nicht auf die Weiber."

„Leider — leider — ja man hat mir geſagt, daß man ſich vor ihm fürchte, und daß er trotz alledem intereſſire."

„Das iſt kein gutes Zeichen, lieber Mittow."

„Weiß Gott, daß das kein gutes Zeichen iſt," erwiederte der Dragoneroffizier unter einem leichten Seufzer," und gerade deßhalb glaube ich, daß ich noch einmal hart mit ihm zuſammenkomme."

„Nehmen Sie ſich vor Roſenthal in Acht," meinte Graf-Wieneck lächelnd, „er ſagt von ſich ſelber, er ſei ſchußfeſt."

„Kindereien, er ſagt Vieles, dieſer Herr von Roſenthal — er ſagt auch, daß er ein Vampyr ſei."

„Uebrigens aber werde ich dafür ſorgen, lieber Mittow, daß Sie ihm heute hier nicht begegnen, verlaſſen Sie ſich auf mich, ich denke in einer kleinen halben Stunde wieder hier zu ſein."

Während dieſer letzten Worte hatte der Flügeladjutant Seiner Majeſtät Säbel, Schärpe und Helm in

einem Eckſchrank aufbewahrt, dort ſeine Dienſtmütze genommen und verſchwand alsdann durch eine Tapetenthür, welche in's Zimmer des Herrn Dippel führte. Dort ſagte er dem Allgewaltigen des innerſten Dienſtes ein paar freundliche Worte, ſein Weggehen betreffend, und betrat hierauf einen ſchmalen, langen Korridor, welcher Tag und Nacht durch Lampen erhellt wurde, und welcher ſich, wie der geheimnißvolle Gang eines Labyrinthes, zwiſchen den verſchiedenen Appartements dieſes Schloßflügels durchſchlängelte. Dieſer Gang wurde nur von Wenigen und ſehr Eingeweihten benützt. Es gab in demſelben tiefe und mit Vorhängen bedeckte Thürniſchen, in denen man ſich vollſtändig verbergen konnte, wenn man herannahende Schritte vernahm, und wenn man gerade nicht gerne geſehen ſein wollte; doch gehörte ſchon ein feines Ohr dazu, um dieſe Schritte zu vernehmen, da der Boden des Ganges mit dicken Teppichen belegt war.

Graf Wieneck hatte übrigens nicht weit zu gehen; er wandte ſich einmal rechts um eine Ecke, dann links und ſchlüpfte hierauf hinter einen der eben erwähnten Vorhänge, nicht um ſich zu verbergen, ſondern um vermittelſt eines Schlüſſels, den er aus der Taſche nahm, die betreffende Thür recht geräuſchlos zu öffnen und dann wieder eben ſo hinter ſich zu verſchließen. Das Gemach,

in dem er ſich hier befand, war das letzte in der langen Reihe von Zimmern, eines der großen Appartements, mit hohen, vom Boden bis zur Decke reichenden Schränken verſehen, und hier gebrauchte der Eingetretene abermals denſelben Schlüſſel, um eine dieſer großen Schrankthüren zu öffnen und um durch dieſelbe einen zweiten, noch ſchmaleren Gang zu erreichen, dem er folgte, dann ein paar Stufen hinab und wieder eben ſo viele aufwärts ſtieg, um ſich hierauf ungeſehen von Jedermann im Innerſten des vorhin erwähnten Appartements zu befinden.

Für die kleine verſchloſſene Thür, vor welcher er ſich nun befand, ſchien aber Graf Wieneck keinen Schlüſſel mehr zu beſitzen; denn nachdem er einen Augenblick gezaudert und gegen die Thüre gehorcht, drückte er dreimal auf einen kleinen Knopf unterhalb des Schloſſes, worauf ſich dieſelbe nach einer kurzen Weile ganz unhörbar drehte, und zwar in der Mitte um ſich ſelber, ihm ſo den Eintritt gewährend, und ſich dann hinter ihm eben ſo geräuſchlos wieder ſchloß, hier als Thür gänzlich verſchwindend, da man nun nichts mehr bemerkte, als einen koloſſalen Spiegel, welcher feſt in die Wand gefügt erſchien.

Das Gemach war ſcheinbar einfach, aber mit großem Geſchmacke eingerichtet und möblirt, die Wände mit blauem

Seidenſtoffe faltig beſpannt, die Möbel von grauem, amerikaniſchem Ahorn, eben ſo bequem als ohne jede Schnitzerei, und mit dem gleichen blauen Seidenſtoffe wie die Wände überzogen; ein einfacher grauer Teppich, aber vom dickſten Velours, mit kleinen blauen Punkten vollendete das Ganze und zeigte eine ſolch' angenehme Weichheit in der Zuſammenſtellung dieſer beiden Farben, daß eine prächtige, buntfarbige perſiſche Teppichvorlage vor dem breiten Divan faſt ſtörend in dieſer Einfachheit erſchienen wäre, hätte ſie nicht ein glückliches Gegengewicht gefunden in der andern Ecke dieſes reizenden Boudoirs, durch einen Blumentiſch voll der prächtigſten und für dieſe Jahreszeit ſeltenſten Blumen. Es war dieß ſchon ein über alle Beſchreibung behagliches, ja wundervolles Gemach, und Graf Wieneck ſchien all' die geheimen Wunder deſſelben genau zu kennen, und ſich hier auch ſehr ſicher und wie zu Hauſe zu fühlen; denn kaum hatte ſich der geheimnißvolle Spiegel hinter ihm geſchloſſen, ſo zog er an einer ſchweren Quaſte, welche neben demſelben herabhing, worauf dieſer Spiegel alsbald verſchwand hinter einem blauſeidenen Vorhange, der ſich ſachte vor ihn hinſchob, und dann machte der Eingetretene ein paar Schritte gegen einen kleinen Fauteuil neben dem Divan, worauf er ſich niederließ, um das Weitere zu erwarten.

Lange brauchte er indeſſen nicht zu warten; denn nach wenigen Minuten wurde die Beſpannung der Wand ihm gegenüber etwas auf die Seite geſchoben, und eine ſtattliche, große und auffallend ſchöne Dame trat mit einem gewinnenden Lächeln in das Boudoir; jung war ſie gerade nicht mehr zu nennen, denn ſie ſtand auf der Mittagshöhe ihrer Reize; wenn man aber von dieſem hellen, blendenden Tag darauf ſchließen wollte, was derſelbe in der Morgenfriſche der Jugend geweſen ſein konnte, ſo mußte man bedauern, den Anbruch dieſes Tages nicht mit erlebt zu haben; eine ſehr einfache, aber doch dabei ſehr gewählte Morgentoilette umgab dieſe prächtige Erſcheinung, und da das weiße Gewand ihre herrliche Geſtalt nicht gar zu ſehr verhüllte, ſo hätte man, abgeſehen von ihren etwas ſcharf leuchtenden Augen, ſowie von ein paar kleinen Falten neben den ſtarken Lippen, ſchon glauben können, die Morgenröthe der Jugend wolle hie und da durch leichte, weiße Wolken etwas gewaltſam hervorbrechen. Dabei waren alle ihre Bewegungen ebenſowohl von einer wohlthuenden Ruhe, als von einer hinreißenden Anmuth. Sie ſetzte ſich auf den Divan zur Seite des Grafen Wieneck, legte ihre feine, weiße, etwas volle Hand auf ſeinen Arm und ſagte:

„Ich danke, lieber Freund, daß Sie ſo raſch gekommen ſind, was ich kaum erwarten durfte, da ich wohl

weiß, wie ſchwer es für Sie iſt, ſich um dieſe Zeit von Ihrem Dienſte los zu machen.“

„Daß ich aber trotz alledem dieſe glückliche Gelegenheit, Sie zu ſehen, theure Gräfin, bereitwillig ergriff, bedarf kaum der Erwähnung.“ Er hatte bei dieſen Worten ihre Hand ergriffen und führte ſie bedächtig an ſeine Lippen, behielt ſie auch dann in der ſeinigen, ohne daß ſie Miene gemacht hätte, die ihrige zurückzuziehen; dieß geſchah aber nicht ſtürmiſch oder leidenſchaftlich, ſondern mit der angenehmen Ruhe, welche das Gefühl eines vollkommenen Einverſtändniſſes, einer innigen Freundſchaft einzuflößen pflegt, und als die ſchöne Gräfin Wildenow ein paar Augenblicke darauf ihre Hand langſam zurückzog, während ſie wieder zu ſprechen anfing, machte er durchaus keine Miene, dieſelbe feſtzuhalten, lehnte ſich vielmehr in ſeinen Fauteuil zurück, um ihr aufmerkſam zuzuhören

„So angenehm es mir überhaupt iſt, Sie bei mir zu ſehen, lieber Wieneck,“ ſagte ſie, „ſo können Sie ſich doch wohl denken, daß mich heute eine ganz beſondere Urſache antrieb, Sie zu mir zu bitten. Ich war geſtern Abend noch ſpät bei der Königin, wir befanden uns dort ganz en petit comité, und nachdem man ſich entfernt, behielt mich Ihre Majeſtät noch bei ſich, um wieder von derſelben Geſchichte anzufangen, die

ich in der letzten Woche faſt bis zum Ueberdruß hören mußte."

„Ah — ah — ich weiß."

„Wer wüßte das nicht? — und doch wiſſen wir gar nichts. Allerdings hat Herr von Roſenthal neulich auf dem Balle jene Aeußerung in Betreff des Kronprinzen gethan; aber was gibt man auf die Reden Roſenthal's? ich nicht das Gewicht einer Feder, und auch die Königin, welche jene Aeußerung ſogleich erfuhr, würde ſie, wie alle Geſchichten Roſenthal's, bei Seite gelegt haben, wenn nicht Ihr Vater, mein lieber Leo, in einer vertraulichen Unterredung der Königin geſagt, er glaube beſtimmt verſichern zu können, Roſenthal habe dieſes Mal die Wahrheit geſprochen — woher kann Ihr Vater das wiſſen — was weiß er von dieſer Geſchichte — und wenn er überhaupt etwas weiß, warum hüllt er ſich ſogar der Königin gegenüber in ein ſo myſteriöſes Stillſchweigen?"

Graf Wieneck konnte ſich nicht enthalten, bei dieſen Worten vor ſich hin zu lächeln. Er verſtand es ganz genau, weßhalb ſein Vater Roſenthal's Aeußerung für wahr halten mußte, ohne etwas Näheres darüber zu wiſſen, und weßhalb es für den Staatsminiſter unmöglich war, weitere Mittheilungen zu machen. Befand er ſich doch genau in derſelben Lage. Auch er war überzeugt,

Pauſe eintrat, hörte man die gewaltigen Töne der Orgel der Kirche. Doch nur kurze Zeit noch dauerten dieſe lärmenden Ehrenbezeugungen. Der letzte Schuß verhallte in den Bergen, das Muſikchor ſchwieg, die Soldaten traten zuſammen und marſchirten in ihre Quartiere. Wir gingen in die Kirche, wo das ganze glänzende Gefolge um den Sarg gruppirt ſtand und einem feierlichen Todtenamte anwohnte. Den Katafalk umgaben große Blumentöpfe mit künſtlichen Blumen, zur Rechten und zur Linken brannten acht Fackeln von weißem Wachs, und am Fußende vor dem Hochaltar ſtand der große Bronzecandelaber, deſſen man ſich nur bei Begräbniſſen eines Mitglieds der königlichen Familie bedient, mit ſeinen neun Büſcheln angezündeter Wachskerzen. Wie dröhnten ſo gewaltig die tiefen Töne der Orgel durch die weiten Räume der Kirche und wie klangen dazwiſchen ſo beruhigend die Stimmen der Sänger, als ſie den Pſalm anſtimmten: sit nomen Domini benedictum!

Daß bei dieſem Amte von Seiten des Gefolges gerade außerordentliche Andacht geherrſcht hätte, will ich eben nicht behaupten, fand es auch ſehr begreiflich, daß ſich die Herrn vom Hofe nach dem anſtrengenden Tagewerk aus der kalten Kirche hinweg in ihre warmen Zimmer ſehnten. Wußten ſie doch, daß in der ehemaligen Wohnung König Philipp's II. für ihr Unterkommen beſtens geſorgt ſei; waren doch ſchon im Lauf des Tages große Fourgons und Küchenwagen angefahren, und hatten wir doch ſelbſt geſehen, wie die ungeheure Kloſterküche, die ſeit langer, langer Zeit ſo geſpenſterhaft öde gelegen, ſich jetzt auf einmal aufs Angenehmſte bevölkerte. Die alten Oefen ſeufzten behaglich, als nun endlich ihr Inneres einmal wieder erwärmt wurde, und die Bratenwender, an denen lange Zeit die Spinnen ungeſtört ihre Neſter aufgehängt, ſchienen ohne Hülfe laufen zu wollen, als ſie die vielen weißen Schürzen und Mützen erblickten, die das weite Gemach ſo lebendig machten.

Bald verſchwand denn auch aus der Kirche die Pracht und Herrlichkeit des glänzenden Zuges und bei ſpärlicher Beleuchtung

Rosenthal habe die Wahrheit gesprochen, als er dem Könige gesagt, daß das Herz des Kronprinzen von einer leidenschaftlichen Liebe bewegt würde — gegen wen? das wußte auch er nicht, und da er deßhalb eben so wenig eine genügende Mittheilung machen konnte, so spielte er den Unwissenden und hütete sich wohl, der Oberstlhofmeisterin Ihrer Majestät zu sagen, daß er bei jener Wette zwischen Baron Tönning und Herrn von Rosenthal gleichfalls zugegen gewesen wäre.

„Daß die Königin von dieser ganzen Geschichte recht unangenehm berührt ist," fuhr die schöne Gräfin fort, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen; sie hängt immer noch mit ganzer Seele an dem Projekte jener Heirath ihres Sohnes mit der Prinzessin Henriette, und hatte die Hoffnung, den Prinzen doch noch umzustimmen; nun aber steht die Sache ganz anders und schlimmer, da der Prinz irgend Jemanden liebt, wodurch sich die Königin doppelt schmerzlich berührt fühlt."

„Irgend Jemand?"

„Ja irgend Jemand," fuhr die Obersthofmeisterin achselzuckend mit etwas verächtlicher Miene fort, wobei sie den Grafen Wieneck fragend anschaute, welcher indeß nichts Besseres zu thun wußte, als durch die gleiche Schulterbewegung sowohl seine vollkommene Unwissenheit, als auch seine Meinung auszudrücken, daß diese „irgend

Jemand" in anſtändiger Beziehung durchaus nicht in Betracht kommen könne.

„Der König nimmt die Sache allerdings ziemlich leicht und meint, man kann in ſeiner Jugend Alleriel geliebt haben, und doch ein vortrefflicher Familienvater werden, was bei Seiner Majeſtät allerdings eingetroffen iſt; aber das war von jeher eine praktiſche, energiſche Natur, die, wenn ſie es auch nicht verſchmähte, nach rechts und nach links tändelnd, Blumen zu pflücken, doch dabei ihr Ziel feſt vor Augen behielt, wogegen der Prinz ein Phantaſt iſt, ein Schwärmer, ein haltloſer junger Menſch, von dem es mich gar nicht wundern würde, wenn er eines Tages ſeinem königlichen Vater ſagte: er habe ein Herz gefunden, das ihn verſtehe, und dieſes Herz mit dazu gehörender Umhüllung wolle er heirathen — nebenbei traue ich auch dieſem Roſenthal nicht über den Weg; der verfolgt unter ſeiner Narrenjacke einen wohlüberlegten Plan, welchen? weiß ich allerdings nicht, aber ich halte ihn für fähig, ſich eine Million für Kuppelei bezahlen zu laſſen — dieſer Roſenthal, Leo, gehört auch zu Ihren genauen Bekannten," ſchloß ſie in einem Tone des Vorwurfs.

„Was nennen Sie genaue Bekannte? Ich bin mit Roſenthal nicht intimer als viele andere, weit höher geſtellte Perſonen. Lacht doch auch die Königin über ſeine

Späſſe, und ſelbſt der König amüſirt ſich häufig bei ſeinen drolligen Einfällen.“

„Leider, daß wir auf ſolche Art und in unſerer Zeit wieder einen Hofnarren erhalten haben, und einen Narren der gefährlichſten Gattung — glauben Sie mir, Leo — ein unheimlicher Menſch!“

„Ein Vampyr, wie er von ſich ſelber ſagt.“

„Wahrhaftig!“ rief die Gräfin faſt erſchreckt, „wenn man an Vampyre glauben könnte, ſo ſollte man ihn für eines dieſer gräßlichen Weſen halten — doch laſſen Sie mich zu Ende kommen, da ich jeden Augenblick fürchte, daß mich die Königin rufen läßt.“

Bei dieſen Worten warf die Gräfin einen beſorgten Blick nach der Gegend des kleinen Boudoirs, wo ſie hinter der Seidentapete hervorgekommen war, ja ſie lauſchte einen Augenblick, ehe ſie fortfuhr: „Sie kommen häufig mit Roſenthal zuſammen; ſuchen Sie etwas Näheres über jene Geſchichte zu erfahren. Sie erzeigen mir den größten Dienſt, und auch die Königin wird Ihnen dankbar dafür ſein.“

„Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, Eliſe, daß der Gedanke, Ihnen dienen zu können, mich zu jeder Anſtrengung anſpornen wird. Möglicherweiſe iſt es leicht, etwas von Roſenthal zu erfahren, und ich glaube faſt, denn wenn es nicht in ſeiner Abſicht läge, dieſer Ge-

ſchichte die größtmöglichſte Verbreitung zu geben, ſo hätte er ſich wahrlich nicht vor andern Perſonen gegen den König darüber geäußert. War es ihm aber nur um einen Alarmſchuß zu thun, Gott mag wiſſen in welcher Abſicht, ſo wird uns Roſenthal ſtatt der Wahrheit unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit anvertrauen: der Prinz ſei in die jüngſte Tochter des Großmoguls verliebt."

„Ueberhaupt verliebt?" bemerkte die Gräfin Wildenow kopfſchüttelnd und in einem fragenden Tone, „ich hätte das nie für möglich gehalten."

„Ich auch nicht; höchſtens eine Liebe à la Narciß."

„Irgend eine Aufwallung, eine Leidenſchaft, die eben ſo raſch wieder verflackert, aber gewiß keine Liebe."

„Das kommt doch wohl hier auf's Gleiche heraus."

„O nein, ſo ein raſch verflackertes Strohfeuer würde mir ſogar nicht unlieb ſein, es könnte vielleicht dieſen ſterilen Boden für eine beſſere Saat empfänglich machen, doch brechen wir davon ab," ſetzte ſie hinzu, nachdem ſie abermals einen unruhigen Blick zur Seite geworfen — — — — „Dann noch Eins, Leo. — — Weit entfernt davon, Sie oder mich irgend einer Unvorſichtigkeit anklagen zu wollen, vernahm ich doch neulich und mit tiefem Erbeben eine Aeußerung, die mich zittern machte."

„Wer that dieſe Aeußerung?"

„Die Königin ſelbſt. Sie wiſſen, wie ſtreng ſie in ihren Anſichten iſt, Sie kennen ihre Aeußerung, daß mit der Höhe unſerer Stellung im geſellſchaftlichen Leben auch die Anſprüche ſteigen, die man an uns zu machen berechtigt ſei. Sie wiſſen, wie ſtolz ſie darauf iſt, ſich mit Damen umgeben zu haben, an deren Rufe ſelbſt in den Augen des Hofes auch nicht der Hauch eines Makels klebt. Deßhalb Vorſicht, mein Freund! Die größte Vorſicht — ich weiß ganz genau, daß die Gräfin Pommerhauſen, allerdings eine Tugend erſten Ranges," ſagte die ſchöne Frau mit einem reizenden Lächeln — „nach dem Amt einer Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät ſtrebt — es iſt ein unglückſeliger Hang da oben, ſeiner intimen Umgebung einen gewiſſermaßen klöſterlichen Anſtrich zu geben."

„Mit der Pommerhauſen als Aebtiſſin; das wäre nicht ſo übel."

„Und mit der erſten Kammerfrau Ihrer Majeſtät, der Frau von Watters, als Schweſter Pförtnerin, ſowie auch mit der eiſigen Gräfin Ferrner; ich weiß nicht, warum dieſes junge Mädchen mir einen wahrhaft erkältenden, unheimlichen Eindruck macht. Ich kann nicht anders ſagen, als daß ſie mir nicht nur, wo ſie kann, ihre Verehrung bezeigt, ſondern ſogar ihre Anhänglichkeit. Aber trotz alledem fühle ich auch, wie zuweilen ihr großes,

dunkles, ſchwärmeriſches Auge mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke auf mir ruht; ja ich habe ſchon einen ähnlichen Blick von ihr aufgefangen, der mich unwillkürlich zu der Frage drängte: „was haben Sie, mein liebes Kind?“

— — — — „Doch halt“ — ſagte die Oberſthofmeiſterin, plötzlich ihren gewöhnlichen Ton wechſelnd und ihn zu einem leiſen Flüſtern herabſinken laſſend — „was kann das bedeuten? meine Kammerfrau gibt mir ein Zeichen.“

Es waren drei dumpfe Schläge, gerade ſo, wie wenn Jemand mit dem Finger leicht an eine Thür klopfe.

Achtes Kapitel.

In der siebenten Wendung, stiller Wald und sanftansteigender Weg.

Die Gräfin Wildenow hatte sich rasch erhoben, und ebenso Graf Leo, welcher sie fragend anschaute und mit Erstaunen bemerkte, daß eine tiefe Röthe auf ihrem Gesichte aufflammte und daß sie, nachdem sie einen Augenblick ihren Finger an die Lippen gelegt, mit einem unverkennbaren Ausdrucke der Angst hastig nach der Richtung wies, wo sich unter dem blauseidenen Vorhange der Spiegel befand.

Die schöne Frau hatte mit der andern Hand seinen Arm erfaßt und ließ dieselbe dann rasch in seine Finger gleiten, dort mit einem innigen Drucke eine Sekunde ruhend, und wiederholte dann dringender die Geberde von soeben.

Es dauerte wohl nicht zwei weitere Sekunden, und Graf Wieneck befand sich hinter jenem Vorhange, blieb

aber dort regungslos ſtehen, da das Lauterſprechen der Gräfin ihm die Anweſenheit einer zweiten Perſon kundgab und er fürchten mußte, ſich durch die geringſte Bewegung zu verrathen.

Glücklicherweiſe aber hörte er auch, daß dieſe zweite Perſon Niemand anders war, als die Kammerfrau der Oberſthofmeiſterin; doch war das, was ſie in größter Eile und flüſternd ſagte, eben nicht geeignet, ſeine Stellung angenehm zu machen: „Excellenz," ſagte ſie nämlich, „die Königin, durch den dunkeln Gang kommend, iſt ſoeben in die hintere Garderobe getreten."

„Allein?"

„Mit der erſten Kammerfrau."

Graf Wieneck hielt den Finger an den ihm wohlbekannten Stahlknopf, welcher durch einen leiſen Druck die Spiegelthür öffnete, und vernahm kaum noch das angſtvolle „Fort, fort!" der Gräfin Wildenow, ſo raſch war er in den kleinen Gang hinausgeſchlüpft und hatte die Thüre hinter ſich behutſam in's Schloß gedrückt. Es war aber auch die größte Eile nothwendig geweſen, denn es blieb der Oberſthofmeiſterin kaum ſo viel Zeit, den Vorhang vor dem Spiegel auseinander zu reißen und ſich alsdann mit einem Buch in der Hand auf den Divan zu werfen, während die umſichtige Kammerfrau drei Zimmer von ihrer Herrin entfernt mit einem ſehr gut

gespielten Erschrecken über das unvermuthete Eintreten Ihrer Majestät augenblicklich davon stürzen wollte, um Allerhöchst Derselben die betreffenden Thüren zu öffnen. Doch wurde sie daran durch eine leichte Handbewegung der hohen Frau gehindert, die es zuweilen liebte, ihre Damen gänzlich unvorbereitet zu überraschen — so auch heute, und man kann sich das angenehme Erschrecken der Oberſthofmeisterin Ihrer Majestät mit Leichtigkeit vorstellen, die grenzenlos freudige Ueberraschung, als sie ihre allergnädigste Gebieterin so ganz sans cérémonie bei sich eintreten sah.

Nicht so ganz behaglich war die Stimmung des königlichen Flügeladjutanten, während er auf den Zehen schleichend den früheren Weg wieder zurückschritt. Er war mit sich selbst unzufrieden, er war ungehalten auf die Gräfin Wildenow. „Warum brauchte sie mich heute Morgen da wegen dieser Lappalie zu zitiren?“ grollte der Undankbare, „warum schrieb ich nicht einfach zurück: ‚unmöglich, Madame‘? — ah Fesseln — Fesseln — Fesseln, jetzt fehlte nichts mehr, als daß die Watters, in deren Begleitung die Königin kam, draußen bei offenen Thüren mit der Kammerfrau der Gräfin einen Tratsch hält. Wahrhaftig, durch die dünnen Wände höre ich murmeln; gebe der Himmel, daß es in einem der innern Zimmer ist, sonst säße ich hier in einer schönen Patsche; wer weiß

wie lange, während ich drüben in meinem Dienſt ſo nothwendig bin. Jedenfalls iſt Vorſicht hier dringend geboten."

Und ſo ſchlich er langſam vorwärts, mit dem einen Fuße behutſam, aber ſicher auftretend, dann lauſchend ſtehen bleibend, ehe er es wagte, den andern nachzuziehen.

Daß neben ihm geſprochen wurde, daran war kein Zweifel, und als er die kleine Treppe hinunter und drüben wieder hinaufſtieg, vernahm er es deutlicher — dann aber blieb das Murmeln hinter ihm zurück und er athmete leichter auf, als er durch den engen, dunkeln Raum trat, der einen Theil des früher erwähnten hohen Kleiderſchrankes bildete. Hier gebrauchte er die Vorſicht, das Ohr an's Schlüſſelloch zu legen, um einen Augenblick zu lauſchen, und zu ſeinem größten Schrecken nicht nur zu vernehmen, daß ſich die murmelnden Töne offenbar näherten, ſondern auch die Stimme der Madame Watters zu vernehmen, die in ihrer gedehnten, ſalbungsvollen Redeweiſe ſagte: „Nein, meine Liebe, vortrefflicher und bequemer eingerichtet, als das Appartement Ihrer Excellenz der Frau Oberſthofmeiſterin, gibt es kein zweites im königlichen Schloſſe. Alle Räume, die zum innern Dienſte erforderlich, ſind ſo hübſch bei einander und ſo ſtill behaglich nach rückwärts gelegen; ich wäre glücklich, meine

lag der kleine Sarg ſo unbedeutend unter dem gewaltigen Bogen des Kirchenſchiffes. Schwarze Schatten drangen aus den Nebenkapellen und von dem hohen dunklen Chore herab, ſie ſchienen ſich ebenfalls neugierig das arme kleine Königskind betrachten zu wollen, das hier nun ſo einſam und verlaſſen lag, verlaſſen wenigſtens von dem geräuſchvollen Leben, das vorhin hier geherrſcht, denn die zwei Unterſtallmeiſter und zwei Gardes du Corps, die ſich an den Ecken der Eſtrade befanden und abwechſelnd mit ihren Kameraden hier die Nachtwache hielten, ſie wurden alle Viertelſtunden abgelöst, ſtanden ſo ſtill und ruhig, daß man ſie ebenfalls für leblos hätte halten können. Zur offenen Kirchenthüre herein wogte der Nebel, und als ich langſam durch ſeine dichten Maſſen ins Freie trat, bemerkte ich, daß er ſich endlich tief niedergelaſſen hatte und daß helle Sterne am klaren Himmel freundlich blinkten auf die rieſenhaften Steinmaſſen des Kloſters, auf den weiten, dunkeln Platz und auf das faſt ausgebrannte und verglimmende Feuer in den Pechpfannen.

Mit einem tüchtigen Punſche, in deſſen Anfertigung die ſpaniſchen Wirthsleute ſelbſt der kleineren Gaſthöfe ſehr erfahren ſind, ſuchten wir die Erkältung zu vertreiben, die wir uns bei dem ſtundenlangen Verweilen auf dem naſſen und froſtigen Platze, ſowie in der kalten Kirche unzweifelhaft geholt, unterhielten uns dabei noch eine Zeitlang über das heute Geſehene, wobei Einer des Anderen Gedächtniß auffriſchte, und gingen darauf zu Bette, um einen guten Schlaf zu thun.

Es war heller Morgen, als mich die Glockenklänge aufweckten; ich hatte von der geſtern erlebten Ceremonie geträumt und noch heute früh beim Erwachen kam mir unſere ganze Reiſe wie ein Traum vor und es ſchien mir kaum möglich zu ſein, als einer der Reiſegefährten ausrief: „dort läuten ſchon die Glocken im Escorial.“ Und es war doch ſo. Die Einwohner des Städtchens, Fremde aus Madrid und das Militär der Escorte ſtrömte bereits nach der Kirche, in der ein feierliches Seelenamt abgehalten wurde, welches der Erzbiſchof von Seleucia celebrirte unter

Liebe, ſo abgeſchieden von dem Lärmen der Welt ruhig für mich wirken zu können."

„Gewiß, Frau von Watters, aber wir haben nicht zu viel Räumlichkeiten."

„Aber bequem, bequem und ſtill behaglich. Das blaue Boudoir, wo ſich eben Ihre Majeſtät befindet, zwiſchen dem Schlafzimmer und dem Badekabinet der Frau Gräfin, und daran anſtoßend die ganze Office, Ihre Wohnung, Räume für die Garderobieren und Büglerinnen, und alles Das mit heimlich ſchönem Oberlichte verſehen. Wie wäre ich glücklich, ſtets nur den Himmel betrachten zu können!"

„Gewiß — aber"

„O ich kenne dieſes ‚aber', meine liebe Mamſell Barthels; doch glauben Sie mir, nur Der iſt glücklich, welcher es vermag, mit wahrer Seelenruhe ſeinen Blick von der Außenwelt ab nur in ſein Inneres zu verſenken — ach, dieſe Außenwelt, was vermag ſie uns zu bieten!"

Der Klang der Stimmen kam während dem immer näher, ſo daß ſich Graf Wieneck in ſeinem Verſteck recht unbehaglich fühlte. Wer konnte wiſſen, wie lange es Ihrer Majeſtät in dem allerdings zuweilen recht angenehmen blauen Gemache zu behagen beliebte, und wie lange in Folge davon die alte, ſcheinheilige Kammerfrau

in ihrer lächerlichen Verwunderung des von ihr schon so oft gesehenen Appartements wie eine Schildwache hin und her schritt? Oder — — beim Himmel, daran hatte er noch nicht gedacht, und als er daran dachte, vermehrte dieß um einige hundert Prozent das Unangenehme seiner Lage, wie, wenn in jenen hohen Regionen, Gott mochte wissen auf welchem Wege, Kunde gelangt war von seinem heimlichen Besuche, wenn er sich hier in einer Mausfalle befand mit der Unmöglichkeit, nach rückwärts zu entschlüpfen, und vorne bewacht von einer als scharf bekannten alten Katze, die gewiß nicht ermangeln würde, seinen Namen und noch einen andern, der ihm eben so theuer war, rücksichtslos zu zerfleischen?

„Und dabei dieser Ueberfluß an den herrlichsten Garderobeschränken," hörte er jetzt die erste Kammerfrau ganz in seiner Nähe sagen, „gewiß, wir haben das nicht so schön, und ich bat schon lange Ihre Majestät darum, mir ein ähnliches Zimmer einrichten zu lassen. Bitte, meine Liebe, lassen Sie mich doch einmal die innere Einrichtung eines solches Schrankes sehen."

„Sogleich; ich werde nur die Schlüssel holen."

„Thun Sie das."

Nun wußte Wieneck allerdings, daß die erste Schrankthüre ein ganz anderes Schloß hatte als die übrigen, fühlte sich also vergleichsweise ziemlich sicher, und doch,

als jetzt gerade in der nächsten Thür der Schlüssel eingesteckt wurde und der Riegel des Schlosses knackend zurücksprang, konnte er sich nicht enthalten, unwillkürlich eine hastige Bewegung nach rückwärts zu machen, fühlte aber jetzt zu seinem größten Schrecken, daß die Wand des Schrankes hinter ihm nachgab und er in einen dunkeln Raum hinabfiel, allerdings nicht so tief, um sich wehe zu thun, aber tief genug, um sich im ersten Augenblicke nicht wieder in die Höhe schwingen zu können, und was ihn auch in der nächsten Sekunde davon abhielt, war die Stimme der alten Kammerfrau, welche er jetzt auf's Deutlichste sagen hörte: „Das sind ja förmliche Gemächer, diese Kleiderschränke, und mit welch' geheimnißvollen Verschlüssen, denn hier führt noch eine besondere Thüre in die Nebenabtheilung."

Wer konnte daran zweifeln, daß sich die vorwitzige alte Dame vielleicht absichtslos, vielleicht aber auch in einer sehr bestimmten Absicht auch noch diese Thür öffnen ließ, und dann war Alles verloren, weßhalb es denn auch Wieneck für ein großes Glück halten mußte, daß sich ihm unvermuthet ein für ihn vielleicht rettender Ausweg geöffnet hatte, und auch dieser Ausweg stellte sich nach einem raschen Umhertasten als eine dünne Holzthür vor, welche schlecht verschlossen gewesen war, oder deren leichtes Schloß er durch sein Anprallen aufgedrückt hatte.

Daſſelbe eilig und leiſe zu verſchließen war nun ſeine nächſte Sorge, und kaum war dieß geſchehen, wobei er nicht unterließ, auch noch einen Riegel vorzuſchieben, den er zufällig mit den Fingern berührte, blieb er tief aufathmend, unbeweglich ſtehen, und zwar mit dem höchſt angenehmen Gefühle, aus einer großen Gefahr gerettet zu ſein; denn kaum ſtand er hier ein paar Sekunden, ſo vernahm er, daß auch die Verbindungsthür zwiſchen den beiden Schränken geöffnet wurde, und daß die erſte Kammerfrau der Königin in den kleinen, halbdunkeln Raum trat, den er ſoeben verlaſſen.

„Ei, was iſt denn das?“ fragte Madame Watters, und gleich darauf hörte er, wie die Kammerfrau der Oberſthofmeiſterin in gleichgültigem Tone ſagte: „Es iſt dieß ein ſchmaler Gang, der nie benutzt wird, weil er am andern Ende zugemauert iſt.“

„Sehr intereſſant,“ gab Madame Watters zur Antwort, „ſind das eigenthümliche Geſchichten in dieſem Schloſſe, Gott ſoll mich davor bewahren, mir ein Haus mit ſolchen Schleichwegen bauen zu laſſen!“

„Ach ja, das waren ſo Gebräuche in der alten Zeit, wer weiß, ſeit wie lange dieſer Gang nicht mehr benützt worden iſt; man ſpürt die moderige Luft des langen Verſchloſſenſeins.“

„Gehen wir zurück, meine Liebe, und ſchließen ſorg-

fältig wieder ab. Mich ängſtigen alle dergleichen geheimen Geſchichten: wenn ich an der Stelle der Frau Gräfin wäre, ſo würde ich auch das dieſſeitige Ende dieſes Ganges zumauern laſſen.“

— — — — Wo befand ſich aber der Flügeladjutant Seiner Majeſtät? Ja, wer ihm darüber Auskunft ertheilt hätte, wo und was der finſtere Raum ſei, an deſſen Wand er noch immer regungslos ſtand! Es herrſchte hier ein eigenthümlicher, aber nicht unangenehmer Duft. Es war etwas wie Veilchengeruch, oder wie friſches Heu, vielleicht auch wie friſche Wäſche — wo befand er ſich?

Wenn man vor ein paar Augenblicken unvermuthet in einen dunklen Raum hinabgefallen iſt, ſo iſt man mit dem Weiterſchreiten ſehr behutſam, um nicht abermals den Boden unter den Füßen zu verlieren — — und die Finſterniß dieſes Raumes ließ durchaus nichts zu wünſchen übrig. Er konnte im buchſtäblichen Sinn des Wortes auch nicht die eigene Hand dicht vor Augen ſehen. Nach einigem Ueberlegen taſtete er mit beiden Armen nach rechts und nach links, dann gerade vor ſich hin und berührte jetzt einen weichen Gegenſtand wie einen Vorhang oder dergleichen — doch war es kein Vorhang, wie er ſich durch näheres Betaſten überzeugte, vielmehr waren es Gewänder in Wolle, in Sammt und Seide; und wie er

nun raſch die Hand über ſein Haupt erhob, fand er dort eine ſehr niedrige Decke, ſowie weiter umherfühlend unterhalb derſelben feine Haken mit Querhölzern, an welchen die vorhin erwähnten Gewänder aufgehängt waren, und jetzt konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß er ſich abermals in einem Kleiderſchranke befand.

Erfreulich war ihm dieſe Entdeckung durchaus nicht, und es wäre ihm erwünſchter geweſen, wenn er in jeden andern Raum des Schloſſes gerathen wäre, ſelbſt in einen Holzſtall, in einen Kohlenkeller oder dergleichen, oder wenn dieſes Kleidermagazin noch ein ſolches geweſen wäre, in dem man jahrelang alte, unbrauchbare Gewänder aufhebt, was aber hier durchaus nicht der Fall war, wie ihm jener eigenthümlich angenehme Duft und Veilchengeruch ſogleich verrathen hatte.

Er befand ſich alſo in der Garderobe einer Dame, gewiß einer jungen Dame, welche in dieſem Theil des Schloſſes wohnte. Wer konnte das ſein? Ein leichtes Gruſeln überlief ihn bei dem Gedanken, daß die Appartements Ihrer Majeſtät auf irgend einer Seite an die der Frau Oberſthofmeiſterin ſtießen — doch nein, nein; glücklicher Weiſe erinnerte er ſich daran, daß Ihre Majeſtät den Geruch von Veilchen nicht leiden konnte, — wer aber war eine Liebhaberin von Veilchenduft? — — Ah, das wäre am Ende noch ſchlimmer, die Gräfin

Ferrner; ſie liebte die Veilchen und hieß ſelbſt mit ihrem Vornamen Violetta — — — — in Gottes Namen — — ſie wird trotz ihrer Eiskälte doch noch eine Spur von menſchlichem Gefühl in ihrem ſchönen Buſen tragen. Machen wir irgend ein Geräuſch und verrathen ſo unſere Anweſenheit.

Er war ſchon im Begriff, mit dem Fuße gegen die Wand zu poltern, als er abermals das Knacken eines Schloſſes hörte, immerhin ein peinlicher Ton in ſeiner Lage, auch drang plötzlich ein blendender Lichtſtrahl in den dunkeln Raum, und in demſelben erkannte er ein außen ſtehendes Kammermädchen, welches, rückwärts gewandt, die Frage that: „Sie befehlen alſo ein ſchwarzes Kleid?“

„Ja, Louiſe, eines der einfachſten.“

Beim Klange dieſer Stimme hatte Wieneck die ſchauerliche Gewißheit, daß er ſich im Kleiderſchranke der Gräfin Ferrner befand. Sollte er jetzt ſchon vortreten? — Wenn es ihm nur möglich geweſen wäre, der kleinen Zofe ein Wort zuzuflüſtern; doch durfte er dieß nicht thun, aus Furcht, von der Herrin ebenfalls gehört zu werden; denn als das Kammermädchen die Thüre ein wenig weiter öffnete, um das bewußte ſchwarze Kleid zu ſuchen, ſah er die Gräfin Ferrner keine zehn Schritte von ſich entfernt vor ihrem Ankleideſpiegel ſtehen und in

der Toilette noch nicht so weit vorgeschritten, wie man gewöhnlich zu sein pflegt, wenn man Herrenbesuche annimmt.

„Gerechter Himmel, auch das noch!“ dachte er, und es schwindelte ihm theils vor der wirklich peinlichen Situation, in der er sich befand, theils vor dem wunderbaren Bilde jener herrlichen Mädchengestalt. Sich jetzt zu zeigen, davon konnte natürlicher Weise keine Rede sein, ja er beschloß, sich ruhig zu verhalten, sich langsam in die entfernteste Ecke drückend zu bleiben, um alsdann nach einiger Zeit den Versuch zu machen, rückwärts zu entkommen.

Doch wollte es das Schicksal anders und bediente sich dazu des kleinlichen Mittels, daß das bewußte schwarze Kleid gerade dicht vor ihm hängen mußte. Er fühlte eine Hand seine Brust berühren, er hörte einen gellenden Schrei, dann die Thüre des Schrankes zuschmettern und den Schlüssel im Schranke zweimal umdrehen. Vergebens hatte er sich so rasch als möglich vorgedrängt, damit wenigstens seine Uniform erkannt würde, oder daß er ein rasches Wort der Entschuldigung zu sprechen vermöge — vergebens, er saß fest hinter Schloß und Riegel, ein gefährlicher Mensch, der sich heimlich eingeschlichen, gegen den man wahrscheinlich Wache zu Hülfe rief, und dem es jetzt auch unmöglich geworden war, nach rück-

wärts zu verſchwinden, denn er mußte befürchten, daß man ſeinen Spuren folgen würde, wenigſtens die geheime Thür im Kleiderſchranke öffnen, die man vielleicht früher nie entdeckt hatte, und wenn er nicht im Stande war, ungeſehen das anſtoßende Appartement zu verlaſſen, ſo hatte er den Ruf einer Dame kompromittirt, die er einſtens geliebt, die er heute noch auf's Höchſte verehrte und ſchätzte.

Angſtvoll lauſchte er an der Thür und vernahm jetzt die Frage des Kammermädchens, ob ſie auf die Palaſtwache ſchicken und Leute heraufkommen laſſen ſolle?

„Nein, ich will das nicht," vernahm er jetzt die tiefe, ruhige Stimme der Gräfin Ferrner, „laß den Lakaien draußen herein kommen und die beiden Mädchen — — gib mir meinen braunen Mantel — ſo, und nun öffne."

„O Gott, o Gott, das gibt gewiß ein Unglück!"

Langſam drehte ſich der Schlüſſel im Schloß, und als das Kammermädchen hierauf langſam die Thüre öffnete, gebrauchte ſie die Vorſicht, ſich hinter derſelben zu verbergen.

Nicht ſo die junge Gräfin Ferrner. Sie ſtand da in einem braunen, weiten Mantel, deſſen eines Ende ſie über die linke Schulter geworfen hatte, während ſie in der herabhängenden rechten Hand einen kleinen, zier-

lichen Revolver hielt, in ſtolzer, aufrechter Haltung, das ſchöne, edle Geſicht mit einer leichten Bläſſe übergoſſen, ſonſt aber mit ruhiger Miene und ſicherem, entſchloſſenem Blicke.

Wäre aber in dieſem Augenblicke irgend ein Zampa oder Fra Diavolo bis an die Zähne bewaffnet aus dem Kleiderſchranke hervorgekommen, das Erſchrecken der ſchönen jungen Dame hätte nicht größer ſein können als jetzt, wo ſie den Flügeladjutanten Seiner Majeſtät, den Grafen Wieneck, erkannte.

Es war eine höchſt peinliche Pauſe, auf's Peinlichſte für alle Anweſenden, für die Gräfin ſelbſt, für ihre beiden Dienerinnen aus der Garderobe, am wenigſten noch für den Hoflakaien, einen alten, verſchmitzten Geſellen, auf deſſen Geſicht ſich ein eigenthümliches Lächeln zeigte, während er nicht unterlaſſen konnte, ſich bedenklich hinter dem Ohr zu kratzen.

Am ſchnellſten errang die Gräfin Ferrner ihre vollkommene Faſſung wieder, während ihre auf's Höchſte geſpannten Züge einen finſtern, drohenden Ausdruck annahmen. „Herr Major," ſagte ſie, „dürfte ich vielleicht vor meinen Leuten um eine Erklärung dieſes höchſt eigenthümlichen Zuſammentreffens bitten!" — Dazu war aber der Betreffende aus uns wohlbekannten Gründen durchaus nicht im Stande, und Alles was er thun konnte,

Aſſiſtenz der Prälaten von La Granja, San Ildefonſo und der Kaplane der vereinigten königlichen Kapellen. Die Sänger der Kapelle von Madrid ſangen hierzu unter Muſik und Orgelbegleitung. Um den Katafalk waren Sitze errichtet, auf denen ſich das Gefolge befand, die Offiziere der Truppen und das Ayuntamiento von Escorial.

Es war uns geſtern wegen der Vorbereitungen zum Empfang der verſtorbenen Prinzeſſin nicht erlaubt worden, in die königliche Gruft hinabzuſteigen, — gewiß der ſchönſte und merkwürdigſte Raum des ganzen Kloſters. Die Idee hiezu ſcheint Philipp II. den alten Pharaonen entnommen zu haben, denn wie dieſe über ihre prächtigen Grabkammern die coloſſalen Pyramiden aufthürmten, ſo hatte auch der ſpaniſche König gewiß die gleiche Abſicht, als er unter die gewaltige Felſenburg jene prächtige Rotunde baute, in der ſein königlicher Leib einſt ruhen ſollte. Das vergoldete Gitter wurde uns von einem Geiſtlichen geöffnet, und als wir die erſten Stufen zu dieſer düſtern Todtenpracht hinabſtiegen, kam mir lebhaft der Eingang zur Pyramide des Cheops ins Gedächtniß; auch dort führt ein ſchmaler, mit geſchliffenen Steinen bedeckter Gang ſteil in das königliche Grab hinab, freilich ohne Treppen, während man hier auf Stufen von Marmor niederſteigt. Die Wände und das gewölbte Dach hier iſt von edlen Marmorarten und Jaſpis, alles ſo blank geſchliffen, daß ſich die Flamme der Wachsfackel, welche uns leuchtete, auf allen Seiten blendend abſpiegelte. Auf einer Ruhebank der Treppe führen rechts und links zwei Thüren zu den Begräbniſſen der Infanten, welche aber ſchon ſeit langer Zeit dem Beſucher nicht mehr geöffnet werden dürfen, weil ſich dieſe Grüfte, wie man ſagt, in einer traurigen Unordnung befinden.

Das Pantheon ſelbſt, zu dem wir noch wenige Stufen hinunter ſtiegen, iſt eine Rotunde mit maſſiver Kuppel, von der ein reicher Kronleuchter aus Kryſtall herabhängt; die Lichter an demſelben waren ſchon angezündet und erlaubten uns ſo einen genaueren Blick auf die ſchauerliche Pracht, in der die todten Könige

war, daß er die Versicherung gab, ein höchst unglücklicher Zufall habe ihn in diese mißliche Lage versetzt, weßhalb er die Gräfin dringend bitten müsse, ihm einige Worte allein zu vergönnen.

In den schönen, stolzen Zügen der jungen Dame war eine tiefe Bewegung unverkennbar. Sie athmete tief und schwer und warf dann einen ruhigen Blick auf ihre Umgebung, gerade so, als wolle sie jetzt die fest verschlossenen Lippen öffnen, um ihnen den Befehl zu geben, sich zurückzuziehen; doch mochte sie in diesem Augenblicke etwas entdecken von dem eben erwähnten eigenthümlichen Lächeln des alten, verschmitzten Hoflakaien — genug, sie richtete sich hoch auf und sagte in entschlossenem und sehr bestimmtem Tone: „Ich muß bitten, Herr Graf — vor — vor meinen Leuten."

Welche Lage — woher in diesem peinlichen Augenblicke rasch eine kleine, glaubwürdige Lüge finden! und doch blitzte ihm ein Gedanke auf, aber schwach und unhaltbar wie der Strohhalm, an den sich der Ertrinkende klammert, — das Vorgeben einer allerdings frivolen Wette, ungesehen in das Innerste der Zimmer einer jungen Dame zu dringen — und doch wie schwach, wie unglaublich mußte diese Ausrede erscheinen! — nur die unbeschreibliche Noth des Momentes ließ rasch diesen Gedanken fassen, und er öffnete schon die

Lippen, um zu reden, doch ſollte es anders kommen.

Das Kammermädchen der Gräfin Ferrner, eine hübſche Blondine, welche viele Romane geleſen hatte und aus denſelben, in Ermangelung von etwas Beſſerem, Situationen ähnlich der jetzigen behalten hatte, wo treue Diener ſich für ihre Herrinnen zu opfern pflegen, verließ mit einem Male ihren Platz hinter der Thüre, um mit einer nicht zu verkennenden Geberde und einem recht natürlichen Aufſchluchzen zu den Füßen der Gräfin Ferrner niederzuſtürzen und den Saum von deren Mantel an ihre Lippen zu drücken.

Graf Wieneck ſtand da, auf's Unangenehmſte berührt, eben ſo ſehr über die neue Verwickelung ſeiner Lage, noch mehr aber und faſt ſchmerzlich durch das verächtliche Lächeln, welches jetzt auf dem ſchönen Geſichte der jungen Gräfin ſichtbar wurde, ſowie über den unbeſchreiblich kalten Ausdruck ihrer Stimme, als ſie ſagte: „Ah, das löst dieſe ſeltſame Geſchichte auf höchſt natürliche Weiſe, und ich bedarf keiner weiteren Erklärung, Herr Graf.“

Hätte ſie nicht obendrein noch das Wort „natürlich“ gar ſo ſcharf betont; doch wie es war, ſo war es, und der Betreffende ſah es als eine ganz unnöthige Mühe an, die ſo eben gegebene Aufklärung nach der Art, wie

ſie geſchehen war, weiter aufklären zu wollen, und begnügte ſich deßhalb, mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln die Achſeln zu zucken, und darauf nach einer Verbeugung gegen die junge Gräfin das Zimmer ſehr erhobenen Hauptes zu verlaſſen, indem er, ohne irgend Jemand anzublicken, gerade durch die erſtaunte Dienerſchaft hindurchſchritt.

Draußen aber brach ſein erkünſtelter Gleichmuth, er ballte die Fauſt, er biß ſich auf die Lippen, ja er trat heftig mit dem Fuße auf den Boden, indem er grimmig vor ſich hin murmelte: „Da erlaube ſich Jemand auch nur eine Spanne weit vom geraden Wege abzuweichen, und gleich packt ihn der Teufel beim Schopfe; warum bin ich nicht in meinem Vorzimmer geblieben?“ Doch was halfen alle dieſe Fragen: warum und weßhalb? die abgelaufene Zeit war durch keine Vorwürfe, keine Reue zurückzuholen, und als Graf Wieneck unmuthig ſeine Uhr unter der Uniform herausriß, ſah er, daß dieſe ſo raſch abgelaufene und ereignißvolle Zeit eine volle Stunde betrug.

„Jetzt fehlte nichts mehr,“ murrte er, eilfertig durch die Gänge des Schloſſes dahineilend, „als daß mich Seine Majeſtät perſönlich zu irgend einem Dienſt verlangt hätte.“

Doch war ihm das Glück in dieſer Richtung nicht

ungünstig gewesen, und als er das Vorzimmer wieder betrat, sah er seinen Stellvertreter, den Lieutenant von Mittow, ruhig am Fenster lehnen, und erhielt alsdann zu seiner großen Beruhigung die Meldung desselben, daß durchaus nichts Bemerkenswerthes vorgefallen sei, soeben sei der Finanzminister im Kabinete des Königs, nachdem der Kriegsminister dasselbe nach einem ziemlich langen Rapporte verlassen.

„Ich danke Ihnen, lieber Mittow," sagte der Flügeladjutant, indem er dem Andern die Hand reichte, „und bin zu allen Gegendiensten bereit."

Dann war er wieder allein im Vorzimmer, und als er hier nun nachdenkend hin und her ging, kam ihm das eben Erlebte wie ein Traum vor, ja, als wenn er das Gemach gar nicht verlassen gehabt hätte. Da war es rings um ihn her so still wie früher, da blickten von den Wänden die großen Schlachtenbilder, da stand in der Ecke die Standarte des Leibkürassierregiments, da pickte die Uhr unter dem Spiegel gleichförmig wie vor einer Stunde. Er trat an's Fenster und blickte auf den Sonnenstreifen an der gegenüberliegenden Mauer, welcher sich unterdessen um ein Bedeutendes vergrößert hatte, was auf ihn einen angenehmen Eindruck machte. Das Licht reflektirte heller herüber, und der dunkle Schatten zog sich langsam in einen Winkel des Hofes zurück.

Wenn nur ſein Abenteuer keinen zweiten, ſo gar ernſten Theil gehabt hätte, und wenn nur nicht gerade dieſer zweite Theil ſo unabläſſig vor ihm herumgegaukelt wäre, wobei es beſonders zwei Bilder waren, die immer und immer wieder vor ihm auftauchten, und die er nicht verdrängen konnte, ſo viel Mühe er ſich auch gab — zwei Bilder einer und derſelben Geſtalt, ſo ſchön, ſo glühend, ſo ſinnverwirrend das erſte dieſer Bilder, ſo ernſt, ſo erkältend wirkend das zweite! Und wenn er ſich auch Mühe gab, das erſte feſtzuhalten, ſo wollte ihm das nicht gelingen, und es verflatterte augenblicklich, um ſich draußen in dem hellen Sonnenglanze aufzulöſen und raſch zu verſchwinden, während das ernſte Bild des ſchönen, jungen Mädchens, wie ſie in ihren Mantel gehüllt, die Piſtole in der Hand, drohend vor ihm ſtand, immer wieder vor ſeine Seele trat. Er fühlte es jetzt deutlich, daß er ſchon früher mit Intereſſe an ſie gedacht, ohne ſich das geſtehen zu wollen. Er war ſich jetzt mit einem Male klar, daß in ſeinem Herzen das Samenkorn einer Liebe geſchlummert, welches bis jetzt nicht erblühen konnte, da er es abſichtlich mit dem Schnee gleichgültiger Gedanken zugedeckt, welches ſich aber jetzt, von den Strahlen ihres ſchönen, zürnenden Auges erweckt und von der eigenthümlichen Lage, in der er geweſen, plötzlich getrieben, mächtig zu regen begann. Wie ſchmerzlich empfand er

es jetzt, daß es ihm nicht gelungen war, ein verständigendes Wort zu ihr zu reden, und gewiß, er hätte jenes Wort gefunden! War doch die eigenthümliche Lage, in der er sich der Gräfin Ferrner gegenüber befunden, ganz der Art gewesen, um ein freies Wort zu reden, anzuhören, ja zu verstehen — das war jetzt Alles vorüber und nicht nur für den gegenwärtigen Augenblick, sondern auch für alle Zeit.

Nicht im Stande, diese Gedanken, die ihn ernst stimmten, ja die ihn traurig und schmerzlich berührten, zu verjagen, war es ihm nicht unlieb, als nun die Thüre gegen das äußere Vorzimmer geöffnet wurde und Herr von Rosenthal eintrat. Er war einfach, aber sehr sorgfältig gekleidet, in Schwarz und Weiß, welche beiden Farben sich auch an seinem Gesichte in einer fast erschreckenden Art fortsetzten: denn bei seinem tiefschwarzen Barte erschien heute sein Gesicht noch bleicher als gewöhnlich: doch befand er sich, wie fast immer, in heiterer Laune und zu seinen nicht immer genau überdachten Scherzen aufgelegt: „Ich bin zu dieser Stunde befohlen, lieber Wieneck," sagte er, „wie Sie vielleicht bereits wissen werden, und wenn König Philipp gerade unbeschäftigt ist, so bitte ich den Marquis Posa zu melden — Sie werden mir zugeben, mein lieber Graf, daß meine heutige Stellung zu Seiner Majestät irgend welche Rehn-

lichkeit zuläßt, wie jene zwischen dem spanischen König und dem vortrefflichen Maltheser, obgleich ich nicht im Sinne habe, am Schlusse unserer großen Szene um Gedankenfreiheit zu bitten."

„So ganz verstehe ich diese Aehnlichkeit doch nicht," erwiederte der Flügeladjutant lächelnd.

„Und doch liegt dieselbe so klar vor Augen, es handelt sich um unsern leichtsinnigen, etwas ungerathenen und widerspenstigen Herrn Sohn. Ich erblickte das Alles heute Morgens schon in meinem berühmten Bergkrystall. Habe ich Ihnen denselben schon gezeigt?"

„Bis jetzt noch nicht, lieber Rosenthal."

„Schade! Doch mache ich Sie mit diesem Wunderthäter bekannt, sobald Sie mich nächstens besuchen. Dieser Bergkrystall ist das Vermächtniß eines ehrbedürftigen schweizer Eremiten, der ihn in einer Höhle seiner Alpen fand, und ist das Wunderbarste, was auf der Erde gefunden werden konnte. Sie betrachten ihn mit der nöthigen Innigkeit ungefähr so, wie man sich in das Auge der Geliebten versenkt, und sprechen dreimal den Namen der Person aus, über die Ihnen der Bergkrystall Aufklärungen geben soll."

„Nun, und dann —?"

„Dann erscheint Ihnen jene Person gerade in der Situation, in welcher sie sich eben befindet."

„Wieder einmal Ihre Märchen, lieber Rosenthal.“

„Durchaus nicht; die Person erscheint Ihnen und durch eine gänzliche Versenkung in ihre Mienen, in den Blick ihrer Augen sind Sie recht gut im Stande, sogar ein kleines Stück Zukunft vor sich abspiegeln zu sehen; daher weiß ich auch ganz genau, daß es sich in der heutigen Unterredung zwischen König Philipp und Marquis Posa um den Infanten handeln wird.“

„Das wäre auch ohne Ihren Bergkrystall zu vermuthen.“

„Gewiß; aber nicht um die ganze Unterredung, die ich haben werde, im Voraus genau bestimmen zu können, wie ich das jetzt zu thun im Stande bin.“

„Glücklich für Sie, so ein Bergkrystall wäre allerdings zuweilen gut zu gebrauchen.“

„Er steht meinen Freunden zu Diensten wie Alles, was ich habe; doch darf man nicht ungläubig sein wie Sie — soll ich Ihren Unglauben brechen?“

„Womit?“

„Indem ich Ihnen sage, daß ich, ehe ich von Hause fortging, auch an Sie mit großer Innigkeit dachte, und daß mir alsdann auch Ihr Bild, obgleich etwas verschwommen, in meinem Bergkrystalle erschien.“

Wenn auch Graf Wieneck mit den oft so eigenthümlichen Phantasieen Rosenthal's genau genug bekannt war,

und er deßhalb wohl wußte, wie viel von seinen Worten zu halten war, so konnte er es jetzt doch nicht unterlassen, ihm aufmerksam und forschend in's Gesicht zu blicken, ja er fühlte sich unangenehm berührt, als Jener in seiner zwanglosen Sprechweise fortfuhr: „Sie befanden sich nicht hier in diesem Vorzimmer, lieber Graf, Sie befanden sich anderswo, an einem Orte, dessen Eigenthümlichkeit ich vielleicht ergründet hätte, wenn mir die Diskretion gegen einen Freund erlaubt haben würde, länger in meinen Bergkrystall zu sehen — doch da kommt Seine Excellenz der Herr Finanzminister, und bei der Pünktlichkeit Seiner Majestät werde ich jetzt an der Reihe sein.“ Gleich darauf erschien in der That Herr Dippel unter der Thür und ersuchte durch eine sehr wohlwollende Handbewegung Herrn von Rosenthal, näher zu treten.

„Dieser Narr mit seinem Bergkrystall!“ murmelte Graf Wieneck vor sich hin, nachdem sowohl der Finanzminister, als Der, dem diese Aeußerung galt, verschwunden waren — — — — — „doch, wie kann man sich durch solche Lächerlichkeiten nur einen Augenblick aufregen lassen!“ fuhr er nach einer längeren Pause fort, während welcher er das Gemach ein paar Mal durchschritten hatte, „vielleicht war er schon einmal da, erfuhr durch den Lakaien draußen meine Abwesenheit und mochte nicht eintreten, um Mittow zu vermeiden. Ich weiß ja, daß die

Beiden ſich nicht lieben — gewiß, er muß ſchon einmal da geweſen ſein.“

Dieſe Vermuthung war nun allerdings richtig, wie wir, in unſerer wahren Geſchichte eine Stunde zurückgreifend im Intereſſe derſelben, dem geneigten Leſer nicht verſchweigen dürfen; doch hatte ſich Herr von Roſenthal nicht in der Stunde geirrt, als er um ſo viel früher kam, und ebenſowenig die Abſicht gehabt, mit dem Grafen Wieneck zu plaudern, vielmehr ſuchte er den Oberſthofmeiſter, der, wie wir bereits wiſſen, um dieſe Stunde mit ziemlicher Sicherheit im Schloſſe anzutreffen war.

Allerdings hatte derſelbe auch kurz vorher das Vorzimmer Seiner Majeſtät verlaſſen und ſich nach ſeiner kleinen Kanzlei zurückgezogen, wo er mit einem vertrauten Sekretär kleine, dringende Dienſtangelegenheiten zu erledigen pflegte, und auch wohl kleine Audienzen ertheilte.

Dahin folgte ihm Herr von Roſenthal, indem er langſam durch den breiten Korridor ſchlenderte, welcher an der vordern Seite der betreffenden Appartements und Geſellſchaftsſäle ebenſo, nur in geraderer Linie hinlief, wie der ſchmale, dunkle Pfad, den faſt zur ſelben Zeit Wieneck gewandelt war.

Herr von Roſenthal liebte es überhaupt, ſich im Schloſſe recht auffällig ſehen zu laſſen, und je mehr von

und Königinnen von Spanien ſo ſtill und gänzlich abgeſchieden von der Welt ruhen; denn ringsum ſieht man weder Fenſter noch ſonſtige Oeffnungen. Wände und Decken dieſes Tempels ſind aufs Kunſtreichſte mit Marmor in verſchiedenen dunklen Farben ausgelegt; prächtig, aber düſter iſt der Altar; die Hinterwand deſſelben beſteht aus einem einzigen Stücke Porphyr, der wie ein Spiegel geſchliffen und von Jaspispilaſtern und Säulen von Antico verde eingerahmt iſt. Ein ſchwarzes Marmorkreuz mit goldenem Krucifix, einfach aber ſchön, erhebt ſich vom Altar und feſſelt den Blick des Eintretenden, der ſich im erſten Augenblicke vergeblich nach den Königsgräbern umſieht, denn dieſe ſind nicht in die Augen fallend, ſondern beſtehen aus ſchwarzen Marmorſärgen, ſtehen in Niſchen, welche ſich in der Wand befinden, und unterſcheiden ſich kaum von dieſer; erſt bei genauerem Betrachten entdeckt man vier goldene Löwentatzen, welche jeden Sarkophag tragen, und einen goldenen Schild, auf welchem man in ſchwarzen Buchſtaben die Namen der hier Ruhenden lieſt. Und welche Namen! Karl V., Philipp II. — — unter anderen, die uns weniger intereſſiren. Zur Rechten ruhen die Könige, zur Linken die Königinnen, doch iſt noch manche Niſche leer und harrt des ſchwarzen Marmorſarges.

Wohlthuend freundlich war heute in der ſchwarzen, ſpiegelnden Gruft der Altar verziert und mit weißen Spitzen und bunten Blumen hergerichtet zum Empfang der kleinen Prinzeſſin; doch war dieß auch wieder die Urſache, daß uns der Führer, ein junger Geiſtlicher, zur Eile antrieb, denn die Meſſe in der Kirche mußte bald zu Ende ſein, und dem feierlichen Leichenzuge hier auf der Treppe der Gruft zu begegnen wäre für beide Theile recht unangenehm geweſen.

Nach beendigtem Amte droben ordnete ſich die Geiſtlichkeit in Prozeſſion, umzog den Katafalk und ſchritt alsdann unter Abſingung des Pſalmes: Laudate pueri Dominum de coelis dem Sarge voraus, der nun von vier königlichen Haushofmeiſtern getragen und am Eingange des Pantheon, welches ſich unter dem Hauptaltar befindet, niedergeſetzt wurde. Hier nahmen ihn vier Stallmeiſter der Königin in Empfang und trugen ihn die Stufen

der Dienerſchaft oder andern Perſonen, die hieher kamen, ihn bemerkten, um ſo lieber ſchien es ihm zu ſein; ja er hatte es gerne, wenn ihn Alles ehrerbietig grüßte, was beſonders Fremde zu thun pflegten, welche den ſtattlichen Mann, der mit ſolcher Sicherheit dahinſchritt, für eine Größe erſten Ranges hielten und durchaus nicht erſtaunt geweſen wären, wenn ihnen ein Begleiter oder Führer geſagt hätte: dieß ſei Seine Königliche Hoheit der Kronprinz, oder gar Seine Majeſtät ſelbſt.

So gleichgültig er auch dahin zu wandeln pflegte, ſo entging doch nichts ſeinen ſcharfen Blicken, die er unter den dichten, gewölbten Brauen hinweg ruhelos bald nach rechts, bald nach links zu ſenden pflegte, und ſo war es auch heute möglich geweſen, daß er an einer Stelle, wo die beiden oben erwähnten Korridors durch einen ſchmalen Gang rechtwinklig mit einander verbunden waren, den Grafen Wieneck, als dieſer vielleicht dort raſch vorüberſchritt, erkannt hatte.

Jetzt blieb Herr von Roſenthal einen Augenblick ſtehen, um nach einer Dame zu ſchauen, die in reicher, eleganter Toilette, faſt zu reich für einen Morgenanzug, erſchien; denn dieſelbe beſtand aus einem hellblauen Kleide von ſchwerer Seide, mit einem Ueberwurfe von korinthfarbenem Sammt, der mit koſtbarem, dunklem Pelzwerke beſetzt war.

Tiens — wen haben wir da, das iſt keine der Damen des Hofes, auch keine aus der Geſellſchaft, ein vielverſprechender, elaſtiſcher, äußerſt koketter Gang! — Doch war es ihm unmöglich, das Geſicht der Dame zu ſehen, da ſie wenige Schritte vor ihm rechts um eine Ecke des Ganges bog und ſo den gleichen Weg nahm, den auch er zu gehen hatte.

Richtig, da ſah er die Dame wieder vor ſich und bemerkte, wie ſie aufmerkſam die verſchiedenen Thüröffnungen betrachtete und dann in die, welche in das Vorzimmer des Oberſthofmeiſters führte, einbog. Er brauchte ſeine Schritte nicht ſehr zu beſchleunigen, um jene Thüröffnung zu erreichen, nachdem die Dame innerhalb derſelben verſchwunden war, aber dort noch auf dem Vorplatze ſtand, nachdem ſie am Eingange der Kanzlei die Klingel gezogen.

Daß Herr von Roſenthal jetzt nicht dort eintrat, verſtand ſich von ſelbſt, ihm genügte es, vorläufig im raſchen Vorüberſchreiten einen Blick auf die Dame zu werfen, und obgleich ſie ſich raſch abwandte, gelang es ſeinem ſcharfen Blick doch, ſie zu erkennen.

„Ah, Mademoiſelle Hortenſe," ſprach er zu ſich ſelber, „was machen wir hier?"

Er ging durch den Gang noch ein paar Schritte dahin, dann wandte er langſam um und trat dann in die-

ſelbe Thüröffnung, wo die Dame ſoeben geſtanden. Hier zog er aber ſeinerſeits nicht an der Klingel, ſondern ſchritt als ein genauer Bekannter des Hauſes ohne Weiteres in das Vorzimmer, wo der dienſtthuende Lakai alsbald ehrerbietigſt von ſeinem Sitz in die Höhe fuhr und dem Herrn Baron gehorſamſt meldete, daß Seine Excellenz allerdings auf der Kanzlei ſeien, aber augenblicklich dringend beſchäftigt.

„Kann das lange dauern, mein Lieber?“

„Ich weiß das nicht genau, Herr Baron, vielleicht treten der Herr Baron zum Sekretär Seiner Excellenz ein, wenn der Herr Baron überhaupt warten wollen.“

„Ich möchte allerdings mit dem Herrn Oberſthofmeiſter reden, habe auch noch,“ fuhr er fort, nachdem er auf ſeine Uhr geſchaut, „drei Viertelſtunden Zeit, da ich erſt um elf Uhr zu Seiner Majeſtät befohlen bin, und wenn der Herr Oberſthofmeiſter nicht zu lange beſchäftigt ſind, möchte ich wohl warten.“

Der Lakai öffnete die Thür des Zimmers, wo ſich der Sekretär befand, und da dieſer würdige Beamte Herrn von Roſenthal als einen von Denen erkannte, die hie und da zu kommen pflegten, um mit Seiner Excellenz eine Cigarre zu rauchen, ſo ſchob er dem Eintretenden mit größter Freundlichkeit einen bequemen Stuhl zurecht und überreichte ihm auch verſchiedene Zeitungen des heutigen Tages.

„Herrliches Wetter, Herr Baron, man fühlt ſich ordentlich glücklich, wenn Einem der liebe Sonnenſchein etwas Licht auf den Schreibtiſch ſendet. Es iſt im Winter oft gar zu trübſelig zwiſchen dieſen dicken Mauern.“

„Und haben immer vollauf zu thun, Herr Kanzleirath?“

„Pah, das geht ſo ſo — ſtoßweiſe, Herr Baron, jetzt preſſirt es allerdings ein wenig; die Konzerte und vielen Hofbälle, dann Zuſammenſtellung der monatlichen Rechnungen.“

„Ja, dadurch bringt der Winter manche ſchwierigen Geſchäfte; es muß keine Kleinigkeit ſein, Herr Kanzleirath, da allen Anforderungen gerecht zu werden und nirgends anzuſtoßen, beſonders was die Hofkonzerte anbelangt, wo man mit den oft ſchwer zu behandelnden Herrſchaften vom Theater in Berührung kommt.“

„Wir nicht, Herr Baron, das iſt Sache der Hoftheater-Intendanz.“

„Ah, ſo — doch verzeihen Sie, Herr Kanzleirath, ich will Sie nicht in Ihren Geſchäften ſtören; wenn Sie erlauben, ſchaue ich ein wenig in die Zeitungen.“ Das that nun Herr von Roſenthal auch, aber nicht um zu leſen, vielmehr richtete er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die anſtoßende Thür, von der er nicht gar weit entfernt ſaß, hörte aber vorderhand nur, daß dort geſprochen

wurde, ohne jedoch ein Wort dieſes Geſpräches verſtehen zu können. Wichtig war es ihm dabei, daß er ſoeben erfahren hatte, daß die hübſche und elegante Soubrette des Hoftheaters, Mademoiſelle Hortenſe Melina, ſich kaum in Geſchäften bei Seiner Excellenz dem Herrn Oberſthofmeiſter ..finden konnte, da, wie er ſoeben erfahren, Honorare oder Geſchenke für die Hofkonzerte durch die Hand des Theater-Intendanten gingen.

Wenn nun in Folge davon ſeine Gedanken eine ganz entgegengeſetzte Richtung nahmen, da er bei ſich dachte: es iſt doch ein arger Heimlichthuer, dieſer gute Baron Tönning, ſo that er darin dem Oberſthofmeiſter gewaltig Unrecht an; denn dieſer war nicht minder erſtaunt geweſen, als die elegante Dame, die ſich bei ihm in Geſchäftsangelegenheiten melden ließ, ihren kleinen, koketten Schleier ein wenig lüftete, ungefähr ſo, wie es auf der Redoute ein verführeriſcher Domino zu machen pflegt, und ihn dabei mit einem etwas traurigen, aber vielleicht gerade deßhalb um ſo reizenderen Lächeln anſchaute.

„A — a — a — ah, Fräulein Melina, was verſchafft mir das unverhoffte Vergnügen?“

„O Excellenz, es wird Ihnen unſchwer zu errathen ſein, warum ich mir erlaubt habe, durch meinen Beſuch bei Ihnen einen Schritt zu thun, der mir recht ſauer angekommen iſt.“

„Das ſollte mich kränken, mein verehrtes Fräulein, ich hoffe und wünſche, daß keine Angelegenheit, die Ihne unangenehm iſt, Sie auf das Oberſthofmeiſteramt geführt hat.“

„Verzeihen mir Excellenz, dem Ober[illegible] gilt mein Beſuch nicht. Derſelbe iſt vollkommen privater Natur.“

„Ah,“ ſagte der Oberſthofmeiſter mit einem Ausdruck der Ueberraſchung, der ihm ſehr gut gelang, da er nur nöthig hatte, das gewöhnliche Erſtaunen in ſeinen Geſichtszügen um ein Weniges zu verſtärken, worauf er in verbindlichem Tone hinzuſetzte: „In dieſem Falle muß mir Ihr Beſuch noch angenehmer ſein.“

„Woran ich zweifle, Excellenz,“ entgegnete die hübſche Sängerin, indem ſie mit einem leichten Seufzer ihre Augen niederſchlug, dann mit der Spitze ihres Sonnenſchirmchens den Figuren des Teppichs auf dem Boden zu ihren Füßen folgte, während ſie in ihrem langſamen, einförmigen Tone, den man gerne anzunehmen pflegt, um eine innere Bewegung zu verbergen, ſagte: „Excellenz, vor Ihnen ſteht eine arme Künſtlerin, welche nicht umhin kann, an Ihr als ſo vortrefflich und milde bekanntes Herz die Frage zu richten: was hat Ihnen ein armes Mädchen gethan, Excellenz, daß Sie es auf ſo grauſame Art verfolgen?“

„Ich, mein Fräulein? beim Himmel, ich begreife nicht —"

„O, Sie verstehen mich vollkommen," erwiederte sie mit einem Schmelz in der Stimme, der einem härteren Herzen, als dem des Oberſthofmeiſters, hätte gefährlich werden können, „o, Sie wiſſen es ganz genau, daß Sie hart in mein Lebensglück gegriffen und mich an den Rand der Verzweiflung gebracht haben."

„Mein Fräulein, Ihre Worte erſchrecken mich in der That; doch ehe Sie weiter reden, bitte ich Sie dringend, herzlich, ſich beruhigen zu wollen und mir das Vergnügen zu machen, ſich einen Augenblick bei mir niederzulaſſen. Ihre Aeußerungen zielen auf etwas, das man nicht ſo in zwei Minuten beſprechen kann oder ſo im Flug, in aller Eile — deßhalb bitte ich dringend" — er hatte bei den letzten Worten raſch einen kleinen Fauteuil in die Nähe des Seſſels gerollt, von dem er ſich beim Eintritt der Dame erhoben, und nachdem er nochmals ſeine Bitte durch eine freundliche Handbewegung unterſtützt, ließ ſich die junge Sängerin langſam nieder unter einem auffallend tiefen Athemholen, mit einem ſchmerzlichen Lächeln um die ſchönen Lippen — jeder Zoll eine geknickte Lilie.

— — — — „Nun ſehen Sie, mein verehrtes und liebenswürdiges Fräulein," ſagte Baron Tönning, nachdem er dicht vor ihr ſitzend vergeblich nach einigen paſſen-

deren Worten gesucht, „nun sehen Sie, ich kann mir allerdings denken, wodurch ich bei Ihnen Kummer erregt habe, aber ich gebe Ihnen bündigst die Versicherung, daß ich weit entfernt war, irgendwie absichtlich eine Aeußerung zu thun, die — das heißt — irgend etwas zu äußern — das — überhaupt Ihre Person auf irgend welche Art in ein Gespräch zu verflechten, — welches Sie unangenehm hätte berühren können."

„Und doch ist das geschehen, Excellenz," antwortete sie mit der Milde eines Engels, „und doch haben Euer Excellenz durch eine Aeußerung hart in das Lebensglück eines armen Mädchens gegriffen."

„Aber auf die unschuldigste Art von der Welt, mein Fräulein, Sie scheinen mir von dem, was neulich auf dem Balle des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten gesagt wurde, nicht ganz vollkommen unterrichtet zu sein. Ihr Name wurde nicht genannt."

„Aber meine Person im Zusammenhange mit einem unglückseligen Verhältniß genannt, das mir ohnedieß schon Kummer genug bereitet hat."

„Man sprach allerdings von dem Grafen Stoltenhoff —"

„Vor Allem, Excellenz, muß ich Sie dringend bitten, diesen Namen nicht zu nennen," rief die schöne Sängerin in einem Tone der Entrüstung, der, wenn nicht

echt, doch ſehr ſtark im Feuer vergoldet war, „was überhaupt an jenem Verhältniß Wahres geweſen, weiß ich und Gott allein, ſo viel aber ſollen auch Euer Excellenz wiſſen, daß ich gerade im Begriffe war, auf die eklatanteſte Art den Beweis zu führen, daß ich ſelbſt nicht einmal mehr den Schein jenes Verhältniſſes auf meinem Namen ruhen laſſen wollte und der Welt beweiſen, daß Hortenſe Melina weit davon entfernt iſt, eine Verbindung zu unterhalten, welche ihr in keinerlei Weiſe zur Ehre gereichen würde."

„So wäre jenes Verhältniß in der That als nicht mehr beſtehend zu betrachten?" ſagte Baron Tönning in einem ſo freudigen Tone, daß er der jungen Dame auffallend erſcheinen mußte; doch konnte ſie nicht hören, daß er leiſe mit ſich ſelbſt redend hinzuſetzte: „So hätte ich vor Seiner Majeſtät nicht gelogen, oder ſo könnte man annehmen, es wäre meiner Gewandtheit gelungen, jenes Verhältniß aufzulöſen."

„Ueber Ihre Worte ‚nicht mehr beſtehend' will ich hinweggehen, um Euer Excellenz nochmals, und zwar mit tiefem Seelenſchmerze zu wiederholen, daß einem armen, ſchutzloſen Mädchen durch jene Aeußerung die einzige Waffe genommen worden iſt, die ich der Welt gegenüber zu gebrauchen im Stande war, ſelbſt die Initiative zu ergreifen und mit Eklat zu zeigen, daß ich in

keinem Verhältniß zu dem Grafen Stoltenhoff ſtehe; um dieſe Genugthuung haben mich Euer Excellenz gebracht."

„Wie ich das bedaure, mein liebenswürdiges Fräulein Hortenſe, wie ich es mir niemals verzeihen kann, durch meine an ſich gewiß nicht übelwollende Aeußerung ein ſo vortreffliches Herz verwundet, eine ſo ausgezeichnete Künſtlerin verletzt zu haben! Verzeihen Sie mir, theures Fräulein Hortenſe, verzeihen Sie einem Ihrer wärmſten Verehrer!"

Seine Excellenz fand es bei dieſen letzten Worten ſehr angemeſſen, die Hand der Sängerin zu ergreifen, um dorthin, wo er zwiſchen Handſchuh und Armband eine paſſende Stelle fand, recht bedächtig und zu wiederholten Malen ſeine Lippen zu drücken — „Verzeihen Sie mir, ſchöne Hortenſe!"

„Ach, Herr Oberſthofmeiſter," liſpelte die Sängerin, nachdem ſie auf die ſanfteſte Art ihre Hand zurückgezogen, „wenn von Verzeihen die Rede ſein ſoll, ſo muß das gegenſeitig geſchehen; auch Euer Excellenz haben mir etwas zu verzeihen."

„Das ich nicht wüßte — — und wenn dem ſo wäre," ſagte er nach leichtem Räuſpern mit einem ſüßen Lächeln, „ſo können Sie überzeugt ſein, ſchöne Hortenſe, daß ich Ihnen feierlichſt Abſolution ertheile nicht nur für gegen mich begangene, ſondern auch für

hinab bis zum erſten Treppenabſatze, von wo ihn vier Kammerherren der Königin vor den kleinen Altar, der ſich im Pantheon ſelbſt befindet, niederſetzten.

Nachdem ſich die Großen des Hofs ſowie die hohe Geiſtlichkeit und von dem übrigen Gefolge ſo viele als in der königlichen Gruft Platz fanden, um den Sarg verſammelt hatten, wobei übrigens die Treppen bis oben hinauf dicht beſetzt waren, wurde die äußere Umhüllung deſſelben abermals geöffnet und der Marquis de los Llamos ſowie der Großnotar des Königreichs und die vier Kammerherren der verſtorbenen Prinzeſſin betrachteten aufs Neue das Geſicht des königlichen Kindes. Sie erhoben die Hand und ſchwuren, das ſei dieſelbe Leiche, die ſie im Palaſt übernommen. Dann ſprach der Marquis de los Llamos mit lauter Stimme: „Dieß iſt gewiß und wahrhaftig der Körper der durchlauchtigſten Infantin von Spanien, Tochter unſerer erhabenen Königin, welche Gott ſchützen möge, Donna Iſabella II. und Don Franzisco de Aſſis Maria.“ Darnach ſchritten die hohe Geiſtlichkeit, die Großen und Edelleute des Hauſes ſowie eine Deputation des Ayuntamiento ebenfalls an den Sarg hin, ſchauten hinein, und nachdem dieß geſchehen, fragte der Marquis de los Llamos mit lauter Stimme: „Haben alle Anweſenden, die Väter unſerer heiligen Kirche, die Großen des Reichs, die Edelleute des Hauſes, durch eigenen Anblick, ſowie nach meinem Zeugniſſe, dem des Großnotars des Königreichs und der begleitenden Kammerherren Ihrer Majeſtät dieſe Leiche für die durchlauchtige Infantin von Spanien erkannt, welche durch mich vom Palaſte zu Madrid geſtern hieher gebracht worden iſt?“ Worauf alle Anweſenden erwiderten: „Ja, wir haben ſie erkannt.“ Nun wurde der Sarg wieder geſchloſſen, der Schlüſſel zur äußeren Umhüllung abgezogen und dem Director der königlichen Kapelle zu San Lorenzo übergeben, der ihn hoch emporhielt und feierlichſt gelobte, die Befehle Ihrer Majeſtät, die fernere Beiſetzung betreffend, aufs Pünktlichſte zu erfüllen.

Hiermit war die ganze Handlung beendigt, während deren Verlauf die Muſikchöre vor der Kirche den königlichen Marſch

künftig gegen mich zu begehende, kleine, allerliebſte Sünden."

„Wer weiß, Excellenz, nachdem Sie erfahren, was ich gegen Sie gethan!"

„Reden Sie, mein liebenswürdiges Kind, Ihr Sklave iſt bereit, Sie zu hören; doch laſſen Sie mir dabei Ihr niedliches Händchen und machen Sie es mir ſo noch leichter, Ihnen für Ihre ſchwere Sünde Vergeltung zu gewähren." Er hatte das gewöhnliche Erſtaunen auf ſeinen Geſichtszügen glücklich dadurch überwunden, daß er ſeine Augen unter einem freundlichen Lächeln zuſammenzog, eine Bewegung, der auch ſeine ſonſt ſo widerſpenſtige Unterlippe zu folgen genöthigt war, wodurch ſeine Züge etwas vom Geſichtsausdruck jener Halbgötter annahmen, die in den uralten, glücklichen Zeiten ihr heiteres Spiel mit ſchönen Waldnymphen trieben, — „re — den — Sie!"

„Euer Excellenz kennen den heftigen, aufbrauſenden Charakter jenes Grafen Stoltenhoff," ſagte ſie mit abgewandtem Kopf und niedergeſchlagenen Augen, um es nicht mit anſehen zu müſſen, welch' Spiel der Oberſthofmeiſter mit dem Bracelet an ihrem ſehr runden und ſehr weißen Arme trieb, „jene unangenehme, rückſichtsloſe Heftigkeit, unter der ich ſo unſäglich gelitten, die mir ſo manche erregte, ſchwere Stunde verurſachte

ach, Excellenz, und mit all' dieſer Heftigkeit ſchilderte er mir jenen Vorfall neulich auf dem Balle, und alle Rückſicht bei Seite ſetzend verlangte er mit harten Worten zu wiſſen, wie gerade Euer Excellenz in dem Fall geweſen ſeien, auf's Beſtimmteſte die Verſicherung abzugeben, daß zwiſchen ihm und mir kein Verhältniß — mehr — beſtehe, nur um Ihre Worte von vorhin anzuwenden," ſchaltete ſie mit einem graziöſen Lächeln ein, ehe ſie nach einem tiefen Athemzuge fortfuhr: „und als ich hierauf ſchwieg, — abſichtlich ſchwieg, trotzdem er eine Othello-ſzene ſpielte, in welcher der Name Eurer Excellenz in allzudeutlichen Anſpielungen vorkam — beging ich gerade durch dieſes Schweigen jene Sünde, für welche ich die Verzeihung Eurer Excellenz anflehe."

„Und beim Himmel, Sie haben daran nicht Unrecht gethan," rief Baron Tönning, allerdings in ziemlicher Aufregung, „dieſe jungen Herren glauben ſich Alles und Jedes herausnehmen zu können."

„Wie wahr iſt es, was Sie da ſagen!"

„Sind der Anſicht, ſie hätten ein Privilegium auf die Eroberung junger, liebenswürdiger und oft ſo ſchutzloſer Herzen, wie das hier in der reizenden Bruſt der ſchönen Hortenſe."

„O Excellenz!"

„Gewiß. Sie hatten Recht, Ihr Schweigen war

Gold, mehr als Gold, es war echter, unschätzbarer Edelstein, der mich reich und glücklich machen könnte, wenn —"

„Keine Folgen zu fürchten wären."

„Folgen — hm."

„Bei der rücksichtslosen Heftigkeit des Grafen Stoltenhoff."

„Ja so — aber was das anbelangt, liebenswürdige Hortense, so lassen Sie mich dafür sorgen."

„So wollen Euer Excellenz mein Schweigen nicht desavouiren? o, wie kann ich Ihnen dafür meine Dankbarkeit beweisen?" Sie hatte sich in heftiger Bewegung rasch erhoben, nachdem sie zuvor aus ihren dunkeln, leuchtenden Augen einen wahrhaft mörderischen Blick auf den im gegenwärtigen Augenblick so sehr empfänglichen Oberstlhofmeister geschleudert.

„Wie Sie mir danken können, reizende Hortense? — ebenfalls durch Schweigen, durch bedingungsloses Schweigen."

„Excellenz — wenn — —"

„Durch Schweigen, während ich einen ganz kleinen Zoll der Dankbarkeit von diesen reizenden Lippen pflücke — — jetzt mögen alle Stoltenhoffs der ganzen Welt kommen."

Man soll den Teufel nie an die Wand malen, ist

ein altes, gutes und sehr wahres Sprüchwort, und zeigte sich im gegenwärtigen Augenblicke von durchschlagendster Wirkung, denn die Thür des Gemaches wurde ohne Weiteres und ziemlich rasch geöffnet, und auf der Schwelle erschien gerade jener Graf Stoltenhoff, der von allen Uebeln der ganzen Welt, denen der Oberſthofmeiſter übermüthig Trotz geboten, gerade am unerwartetſten und die unangenehmſte Wirkung hervorbringend hier erſchien.

„Herr Graf, ich muß recht ſehr bitten," rief der Oberſthofmeiſter, und machte eine ſehr heftige Bewegung nach der Thür, weniger aber um dieſe zu erreichen oder um dem jungen Manne, der mit einem eigenthümlichen Lächeln auf der Schwelle ſtand, entgegenzutreten, als um ſo raſch wie möglich aus der gefährlichen Nähe der jungen Sängerin zu kommen.

„Es iſt allerdings eine Unart, ſo unangemeldet und ohne Weiteres einzutreten," erwiederte Graf Stoltenhoff, nachdem ſein höhniſches Lächeln einem finſtern Ausdruck Platz gemacht, „aber es iſt zuweilen und gerade jetzt von ſehr gutem Erfolge — Weiteres habe ich für jetzt nicht hinzuzuſetzen, behalte es mir aber für die nächſte Stunde vor." Damit wandte er ſich um und war im nächſten Augenblicke verſchwunden.

Es war nicht zu leugnen, daß der Oberſthofmeiſter

durch diesen Vorfall plötzlich aus allen seinen Himmeln stürzte und dabei so sehr die Fassung verlor, daß es einiges geistigen und leiblichen Balancirens bedurfte, um so weit zu kommen, daß er leicht die Achseln zu zucken vermochte, während er so würdevoll, als es ihm möglich war, seine Backen aufblies und dann mit einigen Worten das erschrockene junge Mädchen beruhigte, welches die Hände vor das Gesicht gepreßt in den Fauteuil zurückgesunken war.

„Ach, Excellenz, die Folgen werden schrecklich sein."

„Seien Sie ohne Sorge — und was auch die Folgen sein werden, ich werde stolz darauf sein, theure Hortense, dieselben für Sie auf mich zu nehmen," dann ging er gegen die Thür, welche Graf Stoltenhoff offen gelassen hatte, fuhr aber nach einem Blick in's Vorzimmer ein wenig zusammen, als er dort Herrn von Rosenthal sitzen sah, anscheinend sehr vertieft im Lesen der Zeitung.

„Guten Morgen, bester Baron Tönning," rief dieser ihm heiter entgegen, „ich warte schon eine gute halbe Stunde, um bei Ihnen anzukommen, da kommt plötzlich dieser Stoltenhoff und schießt wie eine Rakete hinein, und eben so rasch wieder heraus — was wollte er eigentlich?"

Hätte jeder Andere bei bewandten Umständen diese

Frage gethan, so würde sich der Oberſthofmeiſter beruhigt gefühlt haben; so aber war er überzeugt, daß Roſenthal genau wußte, um was es ſich handle, weßhalb er auch, nachdem er ihm zugenickt, ſich an ſeinen Sekretär wandte und dieſen erſuchte, den Lakaien herauszurufen, um die Dame in ſeinem Kabinete an ihren Wagen zu begleiten.

„Eine Dame, Excellenz," ſagte Herr von Roſenthal, „da muß ich mich diskreter Weiſe entfernen."

„Unnöthig, mein Lieber, die Dame iſt Ihnen nicht unbekannt — Fräulein Melina, in geſchäftlichen Angelegenheiten."

Sie rauſchte in dieſem Augenblick durch das Vorzimmer hinaus, die tiefe Verbeugung Roſenthal's mit einem kurzen Kopfnicken erwiedernd, dann folgte dieſer dem Oberſthofmeiſter in ſein Kabinet; hier blieb er einen Augenblick ſtehen, die Hände geſtützt auf den Fauteuil, welchen Fräulein Hortenſe ſoeben verlaſſen, während Baron Tönning that, als ordne er einige Papiere, die ſich vielleicht auf die geſchäftliche Angelegenheit von ſoeben bezogen, worüber aber der Andere ſich nicht enthalten konnte, nach einigen Sekunden in ein ſo herzliches Lachen auszubrechen, daß der Oberſthofmeiſter raſch herumfuhr und ihn mit einem beinahe verdrießlichen Ausdrucke anſchaute.

„Nehmen Sie meine Heiterkeit nicht übel, Baron Tönning, aber die Sache ist in der That äußerst komisch; Sie haben eine kleine Unterredung, natürlich nur in geschäftlichen Angelegenheiten, mit der hübschen Melina, und während ich in meiner bekannten Gutmüthigkeit draußen warte, stürzt dieser Graf Stoltenhoff ohne Weiteres herein, um, sich auf dem Absatze wendend, eben so rasch wieder zu verschwinden. Gewiß, Sie müssen mir verzeihen, denn es gehört wenig Kombinationsgabe dazu, um die Ursache zu verstehen und die Wirkung äußerst komisch zu finden."

„Was geben Sie mir aber, Herr von Rosenthal," sagte der Oberstthofmeister in einem etwas verdrießlichen Tone, „wenn ich die Sache durchaus nicht für so lächerlich ansehe?"

„Nun, in dem Falle mit ernstem Fundament müßte ich sie erst recht komisch finden."

„Es ist ein sehr undankbares Geschäft, mit Ihnen über Dergleichen zu streiten, mein Lieber," versetzte Baron Tönning, wobei er sich zu einem allerdings recht sauren Lächeln zwang, „gehen wir lieber zu etwas Anderem über. Sie schenken mir die Ehre Ihres Besuchs, Sie warten draußen in der Kanzlei eine halbe Stunde und begehe ich deßhalb wohl keine Indiskretion, wenn ich mir die Frage erlaube, ob es nicht ein

ganz beſonderer Fall iſt, der Sie heute Morgens hieher geführt."

„Ja und nein," erwiederte der Andere in gleichgültigem Tone, während er ein kleines Stäubchen von ſeinem glänzend neuen Hute ſorgſam entfernte, „ich bin auf elf Uhr zu Seiner Majeſtät befohlen, und ich weiß eigentlich ſelbſt nicht, wie ich zu der Idee kam, eine Stunde früher hieher zu fahren, um mit Ihnen ein Bischen zu plaudern."

„Ueber gleichgültige Dinge?"

„Eigentlich über ganz gleichgültige Dinge — rechne ich doch unſere Wette von neulich Abends auch nicht zu den Haupt- und Staatsaktionen."

„Ah, dieſe Wette!"

„Von der es noch fraglich iſt, wer ſie verloren, das heißt, ich bin ehrlich genug, es Ihrem Ausſpruch zu überlaſſen, ob Sie gewonnen oder verloren. Es handelte ſich nämlich nicht nur um Wahrheit und Lüge, ſondern auch darum, ob Sie durch die kleine Unwahrheit, welche Sie vor Seiner Majeſtät ausſprachen, in verdrießliche Verwickelungen gerathen ſind — ſo war, denke ich, der Wortlaut unſerer Wette."

„Ungefähr ſo, wenigſtens dem Sinne nach," ſagte Baron Tönning, indem er ſich gegen das Fenſter wandte und nachdenklich an den Himmel hinaufſchaute; doch

ſchien dieſes Nachdenken nicht gerade der angenehmſten Art zu ſein, wenigſtens verfinſterte ſich der Geſichtsausdruck Seiner Excellenz, und er machte eine nicht zu verkennende ſehr unmuthige Bewegung — — „es wäre beſſer," meinte er nach einer ziemlich langen Pauſe, „ich hätte mich von dieſer kindiſchen Wette fern gehalten."

„Meine Chancen ſteigen," lächelte Herr von Roſenthal, „doch habe ich ſo viel Freundſchaft für Sie und bin dabei ſo uneigennützig, daß es mir aufrichtig leid thun würde, wenn ich meine Wette gewänne. Doch, wie geſagt, ich lege das Ganze in Ihre Hand und erwarte nur Ihren eigenen Ausſpruch."

Es folgte hierauf ein recht langes Stillſchweigen, dadurch herbeigeführt, daß der Oberſthofmeiſter ſtatt zu antworten einige Male in dem Gemache hin und her ſchritt, ehe er dicht vor Roſenthal ſtehen bleibend ſagte: „Machen wir dieſer lächerlichen Geſchichte ein für alle Mal ein Ende — ich will meine Wette verloren haben, damit ich nicht mehr darüber reden höre."

„Ich bedaure Sie aufrichtig, Baron Tönning."

„Keine Urſache — vergeſſen Sie nicht, ich will meine Wette verloren haben und beſtimmen Sie, wann ich die Verpflichtungen, die ich durch dieſes Geſtändniß eingehe, erfüllen ſoll."

„Aber ich will durchaus keinen Akt der Großmuth."

„Auch ich bin weit entfernt davon, Ihnen ſo etwas zu bieten, aber machen wir ein Ende mit dieſer Angelegenheit. Sie können zufrieden ſein, daß ich Ihnen jetzt zugeſtehe, daß es viel leichter iſt, die Wahrheit zu ſagen, als zu lügen, und wenn ich hinzufüge, daß ich wohl einſehe, daß man ſich durch eine einzige Unwahrheit in verdrießliche Geſchichten verwickeln kann."

„Das genügt mir vollkommen; nur müſſen Sie mir erlauben, daß ich dieſe Ihre Aeußerung den bei der Wette Anweſenden mittheilen darf."

„Immerhin; ich halte es für keine Schande, ſeine Fehler einzugeſtehen."

„So verlaſſe ich Sie mit dem Bewußtſein, ein gutes Werk gethan zu haben," gab Herr von Roſenthal lachend zur Antwort, nachdem er auf ſeine Uhr geſchaut und hierauf dem Oberſthofmeiſter zwei Finger ſeiner rechten Hand zum Abſchiede reichte, — „wann unſer Diner ſtattfinden ſoll, haben Sie natürlicher Weiſe zu beſtimmen."

„Wäre Ihnen aber dankbar dafür, wenn Sie das Arrangement über ſich nehmen wollten."

„Mit Vergnügen, ich werde Ihnen meine Vorſchläge machen."

Herr von Roſenthal verließ raſch das Zimmer, von dem Oberſthofmeiſter bis an die Thür begleitet, dann

ſpielten und die Artillerie und Infanterie die vorgeſchriebenen Salven thaten. Alle Anweſenden verließen die Gruft, in der Kirche hatte man den Katafalk und die Sitze bereits weggeräumt und kurze Zeit nachher lag der ganze weite Dom wieder ſo leer und öde, als ſei gar keine Feierlichkeit hier begangen worden.

Auch wir verließen die Räume, nachdem wir dem hohen Chore noch einen Abſchiedsblick zugeſendet, den letzten auf Nimmerwiederſehen. Und das iſt ein Gedanke, der mich häufig auf Reiſen recht traurig ſtimmt. Doch hatten wir geſtern und heute hier ſo viel Intereſſantes und Schönes geſehen, daß wir wohl zufrieden ſein konnten. Hatte ſich doch vor unſeren Augen das Kloſter in beinahe alter Pracht und Herrlichkeit bevölkert; hatten wir doch die faſt beſtändig ſo leer ſtehende ſchöne Kirche erhellt von hunderten von Wachskerzen geſehen, hatten ihn empfunden den eigenthümlichen Duft des Weihrauches, hatten gehört die Klänge der Orgel, erhebende Kirchenmuſik und den feierlich-tiefen Klang der Männerſtimmen. Aber wie ſchnell alle dieſe Bilder gekommen waren, ebenſo ſchnell verſchwanden ſie auch wieder, und kaum hatten die Chorknaben am Hochaltar die letzten Kerzen ausgelöſcht, ſo marſchirten draußen die Soldaten ab mit klingendem Spiel, ſo raſſelten auch ſchon die Kanonen über das Pflaſter, jagten die Reiter vorüber und verließen die Hofequipagen den Escorial, ſie, die geſtern im langſamſten Schritt ihrer Thiere angekommen waren, heute im ſchnellen Trabe. Auch unſere Poſtkutſche ſtand ſchon angeſpannt vor dem Gaſthofe; wir beſchenkten unſeren blinden Führer reichlich, nahmen Abſchied vom Wirth und ſeinem ſchönen Töchterlein, und als wir darauf den Hügel hinabrollten, auf dem das gewaltige Kloſter ſteht, blickten wir gern nochmals zurück nach der Granitburg Philipp's II., die nun wieder einſam und allein da oben thronte, verlaſſen von ihren Königen und Mönchen, ein prächtiger, unzerſtörbarer Denkſtein der alten Macht und Größe Spaniens, ein Wunder der Welt, einſam und trauernd an der Felſenwand des Guadarrama, wie die ägyptiſchen Pyramiden und Königsgräber im Sande der Wüſte.

kehrte Letzterer wieder zurück, blieb eine gute Weile in tiefen Gedanken versunken an seinem Schreibtische stehen und sprach dann zu sich selber: „Ich habe alle Ursache, die Wette verloren zu geben, denn ich muß schon gestehen, daß die einzige, kleine Unwahrheit, die ich gesprochen, bis jetzt, einen einzigen Lichtblick ausgenommen, recht unangenehme Folgen für mich gehabt hat. Ich habe mich mit dem Theater-Intendanten total überworfen, ich bin in völlige Feindschaft gerathen mit dem Grafen Stoltenhoff, über mir hängt an einem sehr schwachen Haar das Schwert des Damokles in Gestalt einer sehr pikanten, vielleicht sehr ungnädigen Aeußerung Seiner Majestät, die ich jeden Augenblick erwarten kann, und was jenen Sonnenblick anbelangt, so weiß ich noch nicht, ob er mich sanft erwärmen wird, oder ob dieser freundliche Schein, statt vom Himmel zu stammen, nicht ein trügerisches Irrlicht ist, das mich an einen verderblichen Sumpf führt."

Herr von Rosenthal war unterdessen abermals durch den großen Korridor des Schlosses gewandelt, und erreichte das Vorzimmer gerade als die Uhr über der Thür des königlichen Appartements die elfte Stunde zeigte, worauf sich auch sogleich Herr Dippel mit der Pünktlichkeit des Kukuks an einer Schwarzwälderuhr sehen ließ, und ebenso kopfnickend den Erwarteten einlud, näher zu

treten. Dieſer hatte kaum die Zeit, dem Flügeladjutanten freundlich mit der Hand zuzuwinken, ſo war er auch ſchon hinter der großen Flügelthür verſchwunden.

Roſenthal ſchien heute Morgens, ſo lange wir ihn geſehen und gehört, in einer wahrhaft roſenfarbenen Laune geweſen zu ſein, und wenn er auch vorhin dem Grafen Wieneck noch etwas bleicher als gewöhnlich erſchienen war, ſo ſtrahlten doch ſeine Züge und glänzte aus ſeinen Augen eine Heiterkeit, die kaum erkünſtelt ſein konnte, und doch hatte es ihm bis jetzt keine kleine Mühe gemacht, dieſe Maske ſorgloſer Fröhlichkeit ſiegreich durchzuführen; auch hatte er dieſe Maske erſt dann und ſehr plötzlich vorgenommen, als er ſeinen Wagen verlaſſen und unter das Portal des Schloſſes getreten war. Bis dahin hatte er zuſammengeſunken ſo tief als möglich in der Ecke dieſes Wagens geruht, düſteren Blickes mit zuckenden Lippen, heftig an ſeinen Nägeln kauend. Er hatte eine ähnliche, aber noch viel leidenſchaftlichere Szene mit Ellen gehabt, als die, von welcher wir neulich Zeuge geweſen; ſie hatte ihm geſagt, daß ſie ihn und ſeine Abſichten gleich ſehr verachte, und daß es für ſie ein unſagbares Gefühl von Seligkeit ſei, an das tiefe Waſſer eines ſtillen Sees zu denken, der ihren Leiden mit einem Male ein Ende machen werde — er kannte ſie — er wußte, weſſen ſie fähig war, und er ſah nun vor ſich

zuſammenſinken ein ſtrahlendes Luftſchloß, das er auf ihre vermeintliche Nachgiebigkeit gebaut.

Er hatte das milde, ſonſt ſo nachgiebige Weſen dieſes armen Geſchöpfes in wildem Sturm ausbrechen ſehen; er hatte mit all' ſeinen Plänen Schiffbruch gelitten und konnte nichts thun, um aus den Trümmern zu retten, was allenfalls noch zu retten war.

Dieſe Gedanken überfluteten auf's Neue ſein Gehirn, als er in dem Gemache wartete, welches durch ein Bibliothekzimmer von dem Schreibkabinete des Königs getrennt war, der, eine Depeſche aufmerkſam durchleſend, am Fenſter ſtand, und Roſenthal mußte ſich alle Mühe geben, ſeine Züge zu der bevorſtehenden Unterredung in eine heitere Ruhe umzuſtimmen und ſeine Lippen unter jenem ſchalkhaften Ausdrucke zu kräuſeln, der ihm ſo eigen war, und er vermochte das nur, indem er ſich bemühte, einen neuen Plan, den er raſch gefaßt hatte, für noch vortrefflicher als den erſten zu halten — „die eine Schlacht iſt verloren," ſprach er zu ſich ſelber, „doch wollen wir mit den Trümmern des geſchlagenen Heeres eine zweite anfangen und — gewinnen."

Der König hatte die Depeſche auf den Tiſch geworfen und machte einen Schritt gegen Roſenthal, wobei die grüßende Handbewegung denſelben aufforderte, näher zu treten.

„Ah, mein lieber Rosenthal, wie geht es Ihnen?"

„Im gegenwärtigen Augenblick so vortrefflich als möglich," antwortete Jener, wobei sein Gesicht von Vergnügen strahlte.

„Kommen Sie näher, kommen Sie zu mir an's Fenster — nach den trüben, regnerischen Tagen, die wir gehabt haben, kann ich mich kaum satt sehen an dem prächtigen Sonnenschein, unter dem die fast erstorbene Landschaft förmlich wieder aufleuchtet. Doch werden Sie das kaum mitfühlen," fuhr der König mit einem schalkhaften Lächeln fort, „Sie, der den Sonnenschein fliehend, die Nacht zum Tage macht, Ihrer Vergnügungen und auch Ihrer Studien wegen."

Rosenthal verbeugte sich tief, ehe er zur Antwort gab: „Der lachende Sonnenschein kommt mir vor wie ein freundlicher, gemüthlicher Schwätzer, der uns allerdings hie und da ergötzt, dessen allzu häufige Gesellschaft man sich aber gern unter dunklem Schatten, oder auch unter dem Schleier der ernsten Nacht entzieht."

„Wenn Sie aber die Wahl hätten zwischen beständiger Nacht oder beständigem Sonnenscheine?"

„So würde ich unbedingt die Nacht vorziehen, sie ist voll reizender Abwechslung; Wochen lang dauernder blauer Himmel mit hellem Sonnenscheine muß uns in seiner Einförmigkeit langweilig werden, während die Nacht

stets für lieblichen Wechsel sorgt; bald das Flimmern der Sterne, bald das wundervolle Leuchten des Mondes, und ich für meine Person bin ein enthusiastischer Verehrer des Mondscheins."

„Das sagt man Ihnen nach," gab der König lachend zur Antwort, „man behauptet, Sie bedienten sich der Strahlen des Mondes, wie Unsereins der Wagen und Pferde."

„In geistiger Beziehung fühle ich mich allerdings von dem milden Schein des Mondes getragen, und sein Einfluß ist im Stande, meine Gedanken mit zauberhafter Leichtigkeit in die fernsten Gegenden zu versetzen, um mich dort Alles in einer unbegreiflichen Klarheit sehen zu lassen."

„Schade, daß wir jetzt gerade keinen Mondschein haben, vielleicht könnten Sie mich in Ihre Geheimnisse einweihen und mich etwas mit einer Klarheit sehen lassen, nach der mich sehr verlangt."

„Mit dem größten Vergnügen stehe ich ganz zu Befehl Eurer Majestät, und wenn uns auch der Schein des Mondes mangelt, so habe ich doch Phantasie genug, gerade so zu empfinden, wie es in dem Wunsche Eurer Majestät liegt."

„Lassen wir lieber die Phantasie ganz aus dem Spiele, mein lieber Rosenthal," erwiederte der König.

während er den launigen Ton, in welchem er bis jetzt geſprochen, in einen ziemlich ernſten umwandelte, „es iſt mir dießmal mehr um die Wirklichkeit zu thun, um ein recht proſaiſches Hellſehen in einer gewiſſen Angelegenheit, welche ich glaube Ihnen nicht näher bezeichnen zu müſſen.“

Herr von Roſenthal machte eine zuſtimmende Verbeugung mit der Miene eines Mannes, der vollkommen weiß, um was es ſich handelt.

„Nehmen wir an, es ſei kein Scherz geweſen, was Sie mir neulich in Betreff des Kronprinzen ſagten.“

Wieder machte Roſenthal eine leichte Verbeugung, und der Ausdruck ſeines Geſichtes zeigte ſo deutlich, er habe neulich nur die reine Wahrheit geſagt, daß der König, durch dieſe ſtumme Bejahung vollkommen zufrieden geſtellt, näher an ihn hintrat, einen ſeiner Rockknöpfe ergriff, wie er zu thun pflegte, wenn er recht vertraulich ſprechen wollte, und alsdann ſagte: „Ich brauche Sie wohl nicht zu verſichern, daß mich etwas Anderes als Neugierde oder gewöhnliches Intereſſe zu der Frage treibt: wer iſt die Perſon, die im Stande war, meinem Sohne ausnahmsweiſe ſo gewaltiges Intereſſe einzuflößen?“

Als Roſenthal hierauf einige Sekunden vergehen ließ, ohne eine Antwort zu geben, wobei ſich auf ſeinem

Gesichte weder der Ausdruck des Erstaunens, noch der Ueberraschung zeigte, ja, er mit ruhiger Miene neben Seiner Majestät vorbei zum Fenster hinaus blickte, fuhr der König fort: „Ich bin ein alter Soldat, der es liebt, gerade auf sein Ziel loszugehen, und bei der Antwort, die ich von Ihnen erwarte, braucht es, sollte ich denken, durchaus keiner langen Ueberlegung. Entweder, Sie kennen diese Dame, oder Sie kennen sie nicht, und wäre im letzteren Falle alles Weitere überflüssig; denn auf Vermuthungen oder auf das, was man sagt, lege ich durchaus keinen Werth."

„Ich kenne diese Dame."

„Nun denn?"

Bei dieser Frage richtete Herr von Rosenthal seine Augen auf den König, und ein nicht zu verkennendes Lächeln zeigte sich dabei auf seinem Gesichte.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, ich frage nicht aus Neugierde oder aus sonst einem ganz gewöhnlichen Interesse; ich weiß, daß diese Geschichte bei meinem Sohne tiefer geht, als mir lieb ist, daß diese Leidenschaft meine wohlerwogenen Schritte für dessen Zukunft, die vom Wohl des Landes unzertrennlich sind, durchkreuzt, und es ist meine Pflicht, Maßregeln zu treffen, daß sich der Kronprinz nicht zu unüberlegten Schritten hinreißen läßt."

„Euer Majestät halten mir zu Gnaden, aber gerade diese Maßregeln müßten mich vielleicht veranlassen, jene Dame nicht näher zu bezeichnen."

„Pah, ich bin weder ein Vater aus der Komödie, noch ein Tyrann."

„Die Rechtlichkeit und Güte Eurer Majestät sind so bekannt, daß ich mich, wo es sich um meine Person handeln würde, unbedingt mit allen meinen Geheimnissen Eurer Majestät zur Verfügung stellen würde, aber —"

„So sind Sie selbst bei dem Wohl und Wehe dieser Person interessirt?"

„Nicht mehr, als soweit die Pflicht jedem ehrlichen Manne auflegt, ein Vertrauen nicht zu täuschen."

Der König wandte sich von Rosenthal ab und machte einen raschen Gang durch das Gemach, dann trat er wieder dicht vor ihn hin und sagte in ärgerlichem Tone: „Beim Himmel, Herr von Rosenthal, wenn ich vorhin von Maßregeln sprach, so brauchen Sie deßhalb nicht an Verfolgungen, Landesverweisung oder dergleichen zu denken. Sie kennen jene Dame, ich bin davon überzeugt, und da ich wünschen muß, daß jene verdrießliche Geschichte so oder so ein Ende nehme, so bitte ich Sie, mir die dazu nöthigen Schritte anzugeben. Lassen wir denn den Namen und die nähere Bezeichnung jener

Dame — es iſt doch eine Dame im guten Sinn des Wortes?“ unterbrach ſich der König ſelbſt mit einem heitern Blicke.

„Es iſt eine Dame in dieſer Bedeutung.“

„Schlimmer das — doch gleich viel; laſſen wir ihren Namen bei Seite und überlegen, ob ſie auf andere Art zufrieden geſtellt werden kann.“

Roſenthal machte ein ſehr bedenkliches Geſicht und ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, ehe er zur Antwort gab: „Es handelt ſich da in der That um eine gegenſeitige tiefe Neigung, ſonſt möchte ich allerdings glauben, daß Vernunftgründe ſie am Ende beſtimmen könnten, eine mehr als ſorgenfreie Zukunft jener allerdings glänzenden vorzuziehen, die man ihr in Ausſicht geſtellt hat.“

„Ah, der Teufel, ſo weit ſind wir ſchon, daß wir ohne Weiteres glänzende Ausſichten verſprechen?“

„Verzeihen mir Euer Majeſtät, wenn ich im Eifer, Ihnen zu dienen, zu viel geſagt.“

„Ich nehme Ihren Eifer an,“ fuhr der König etwas heftiger fort, „und wäre Ihnen zu großem Danke verpflichtet, wenn Sie mir dieſen Eifer beweiſen wollten. Sie ſind der Mann der Ueberredung — betrachten Sie das Ziel, auf das wir losgehen müſſen — es iſt ein gutes, ein ſchönes, ein ehrenvolles Ziel, es gilt einen jungen Mann von einem vortrefflichen Herzen und einem

ganz anſtändigen Verſtande, einen jungen Mann, der nebenbei auch Kronprinz iſt, auf ſanfte und freundliche Weiſe aus Banden zu löſen, die nun einmal gelöst werden müſſen, und deren Löſung ſchmerzlicher für Beide ſein wird, wenn ich das auf andere Art zu thun genöthigt bin — ah, der Gedanke, eine glänzende Zukunft zu verſprechen, wäre nicht ſo übel — Sie, Roſenthal, als Mann von Welt, werden mir aber zugeben müſſen, daß dieſer Gedanke der offenbarſte Wahnſinn iſt."

„Gewiß, ich bin vollkommen davon durchdrungen, und habe mir aus keinem andern Grunde neulich jene Bemerkung erlaubt."

„Gut; handeln wir alſo gemeinſchaftlich. Um Ihnen mein Vertrauen zu beweiſen, will ich keine Frage wieder nach jener Dame an Sie thun, ja, auch keine ſonſtigen Nachforſchungen anſtellen, wenn Sie mir verſprechen, die Sache in die Hand zu nehmen und bis Sie mir ſagen, daß Ihre Bemühungen erfolglos waren, dann — — dann allerdings müßte ich eintreten."

„Und meine Bemühungen müßten ſich dahin richten, jene Dame zur Erkenntniß ihrer unmöglichen Stellung zu bringen?"

„Gewiß."

„Und ſie vermögen, jenes Verhältniß ſelbſt zu löſen, raſch und gänzlich, ohne jeden Rückhalt?"

Vierzehntes Kapitel.

Aranjuez.

Nach Aranjuez. Der königliche Palaſt. Das Meer von Antipola. Der Inſelgarten. Schillers Don Carlos. Der Fürſtengarten. Caſa del Labrador. Theater in Aranjuez. Unſere Pony's. Herr W., der Sportsman. Don Quixote und Sancho Panſa. Reitübungen. Die Halbwegs-Venta. Süßholzanpflanzungen. Ein Zigeunerdorf. Toledo! Anblick der Stadt. Das fromme Schlachtroß des Cid.

So hatten wir denn beinahe Wochen in Madrid zugebracht und würden ſchon früher nach dem Süden aufgebrochen ſein, wenn uns der dießjährige, für Spanien ſo harte Winter nicht mit ſeinem Gefolge von Froſt und Kälte, unergründlichen Straßen und ausbleibenden Eilwagen feſtgehalten hätte. Die ſchönen Gärten von Aranjuez, die von hier unſer erſtes Reiſeziel waren, kann man unmöglich bei Schnee und Eis ſehen, und ſo warteten wir von Tag zu Tag auf freundlichere Witterung. Endlich, nach mehreren Tagen anhaltenden Regenwetters, welches übrigens das Gute hatte, auf den Höhen von Madrid den Schnee wegzunehmen, gegen Ende Januars fegte der Wind die grauen Wolken hinweg und ſäuberte den Himmel, der nun, wie ſich dieſer Erlöſung freuend, wunderbar klar auf uns niederſchien und eine warme, ſtrahlende Sonne zeigte. Die Luft war angenehm, wie bei uns an einem Maitage, und der Boden, über welchen noch vor

„Selbst zu lösen ohne jeden Rückhalt, das ist die Hauptsache.“

„Aber keine so leichte Sache, wie Euer Majestät mir gnädigst zugestehen wollen; es gibt etwas mehr zu thun, als jener Dame nur durch Vernunftgründe das Mißliche und Unhaltbare ihrer Situation klar zu machen, und sie dann auf die Eisenbahn zu begleiten.“

„Ich weiß das,“ gab der König in einem etwas rauhen Tone zur Antwort, „und wenn die Sache so leicht wäre, würde ich sie minder geschickten Händen anvertrauen können; sagen Sie mir aber aufrichtig, ob Sie selbst an ein Gelingen Ihrer Bemühungen glauben, und welche Hülfe ich Ihnen dabei zu leisten im Stande bin.“

Herr von Rosenthal schaute abermals zum Fenster hinaus und verharrte so schweigend eine volle Minute, obgleich er ganz gut wußte, daß der König ihn mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete, dann sagte er: „Ich muß allein handeln ohne jede Hülfe, und glaube auch versprechen zu können, daß ein günstiger Erfolg meine Bemühungen krönen wird, obgleich ich es da mit einem Herzen zu thun habe, das mit eben so großer Energie als Leidenschaft an dem Gegenstande seiner Neigung hängt, das aber Verstand genug besitzt, um am Ende zu begreifen, daß jene glänzende Zukunft eine falsche

Vorspiegelung war, wenigstens eine Unmöglichkeit, und daß es nach alledem vorziehen wird, mit Resignation zu verschwinden, sich in die Dunkelheit, vielleicht in die Armuth zurückzuziehen."

„Was das anbelangt, Herr von Rosenthal," versetzte der König rasch und in einem sehr entschlossenen Tone, „so haben Sie mich vollkommen mißverstanden. Wenn ich auch jener Dame keine glänzende Existenz im Sinne meines Herrn Sohnes zu bieten vermag, so erwarte ich doch, was deren Zukunft anbelangt, von Ihnen die gewissenhaftesten Andeutungen — Sie werden mich verstehen, Herr von Rosenthal, und damit wir über diese zarte Angelegenheit keine weitläufigen Berichte oder Schreibereien haben, so nehmen Sie hier diese Anweisung auf die königliche Bank, füllen dieselbe nach Ihrem Ermessen aus und senden sie mir alsdann zur Unterschrift und Beglaubigung, wobei ich Ihnen, was die Größe der Summe anbelangt, keine zu engen Grenzen ziehe — nehmen Sie."

Herr von Rosenthal nahm das Papier, und nachdem er gedankenvoll hineingeblickt, sagte er: „Hoffentlich werde ich nicht genöthigt sein, dasselbe Eurer Majestät unausgefüllt wieder zurückzugeben. Ich werde gewiß mein Möglichstes thun, aber es wird einen ganz verzweifelten Kampf geben; denn ich habe es mit einem Wesen zu thun, da

gänzlich uneigennützig ist, das, sorglos wie ein Kind, keinen Begriff von dem Werth des Geldes hat, und das zum ersten Male, und zwar mit aller Glut der Leidenschaft, liebt."

Behauptungen, die auf der vollkommensten Wahrheit beruhten, was man sonst von wenigen Aeußerungen des Betreffenden sagen konnte, die der König in Nachsinnen versunken anhörte und auf's Freundlichste dadurch hinnahm, daß er Herrn von Rosenthal seine Hand reichte, während er ihm sagte: „Ich vertraue Ihrer Umsicht und Geschicklichkeit, und mein bester Dank soll Ihnen nicht fehlen."

Dann fuhr Seine Majestät rasch über seinen starken Bart, strich ihn nach beiden Seiten auseinander und mit der Geläufigkeit, die den hohen Personen so eigen ist, ein unangenehmes Geschäft von sich abzuschütteln, fuhr er nach einer kleinen Pause heiter fort: „Apropos, lieber Rosenthal, da habe ich ja von einer ganz tollen Wette gehört, bei der Sie natürlicher Weise auch betheiligt waren; nehmen Sie meinen Ausdruck, natürlicher Weise, nicht übel. Aber zum Henker, wem kann sonst Dergleichen einfallen?"

„Welche Wette meinen Euer Majestät?"

„Ah, Sie spielen den Zurückhaltenden. Doch ich begreife das, bitte Sie aber, unsere Unterredung auch darin

als eine ganz vertrauliche zu betrachten — was ist dem alten Tönning nur eingefallen? Ich hätte große Lust gehabt, ernstlich böse zu werden, und kann ihm auch diese Geschichte nicht so hingehen lassen, wenigstens soll er das, was er behauptet, zur Wahrheit machen und zusehen, wie er mit diesem leichtsinnigen Stoltenhoff zurecht kommt."

Ueber das Gesicht Rosenthal's blitzte ein heiteres Lächeln, und da er durch das, was er jetzt sagen wollte in Betreff jener Wette, durchaus nichts zugestand oder verrieth, aber sich kein Gewissen daraus machte, auf andere Art den Obersthofmeister zu verrathen, so sprach er, und zwar in einem sehr bestimmten Tone: „Der Herr Obersthofmeister hat sich darin als ein großartiger, edler Charakter gezeigt, der, um eine kleine Vergehung wieder gut zu machen, sich selbst nicht scheute, das Kreuz auf sich zu nehmen."

„Ich verstehe Sie nicht ganz."

„Die Geschichte ist auch eben so unverständlich als unglaublich," fuhr Rosenthal boshaft fort. „Baron Tönning hat nämlich das Verhältniß zwischen dem Grafen Stoltenhoff und der Fräulein Hortense Melina dadurch siegreich gelöst, daß er sich selbst in den Riß stellte und die Ariadne über sich nahm."

„Ah, ich will nicht hoffen, daß Sie im Ernste reden."

„Leider iſt Alles die Wahrheit, was ich eben geſagt, ſehr ernſte Wahrheit; denn da ich Stoltenhoff als einen Brauſekopf kenne, ſo fürchte ich ſehr, er wird auf die eine oder die andere Art mit Baron Tönning Händel anfangen.“

«Par exemple,» rief der König mit einem ärgerlichen Aufwerfen des Kopfes, „ein ſolcher Skandal. Nun, ich will dafür ſorgen, daß es nicht ſo weit kommt. Ihnen danke ich, lieber Roſenthal, für die Mittheilung — — — — unglaublich,“ fuhr Seine Majeſtät nach einer längern Pauſe fort, während er mit übereinandergelegten Händen zum Fenſter hinaus geſchaut hatte, „in der That unglaublich komiſch, wenn dieſe Sache nur nicht ihre ſehr ernſte Seite hätte, über welche ich nicht umhin kann, ein Wort mit meinem Oberſthofmeiſter zu reden — nochmals beſten Dank, lieber Roſenthal. In der andern, wichtigeren Angelegenheit verlaſſe ich mich ganz auf Sie, und je eher Sie mir das bewußte Papier zur Unterſchrift vorlegen, um ſo lieber wird es mir ſein.“

Der König machte eine freundliche Handbewegung, worauf Roſenthal nach einer tiefen Verbeugung das Gemach verließ.

Draußen im Vorzimmer fand er die beiden Grafen Wieneck, Vater und Sohn, in angelegentlichem Geſpräche auf und ab gehend, und da er viel zu diskret war, dieſe

Unterredung durch sein Bleiben stören zu wollen, so ging er nach einem kurzen Gruße der Thür zu, hatte diese aber noch nicht erreicht, als er den ersten Kammerdiener des Königs, aus dem Kabinete tretend, sagen hörte: „Seine Majestät lassen den Herrn Major ersuchen, sogleich nach dem Grafen Stoltenhoff zu schicken und denselben, sowie er kommt, augenblicklich anzumelden."

Neuntes Kapitel.

In der achten Wendung, Nadelholz und Alpenrosen an gefährlichem Abhang.

Wir glauben schon in einem früheren Kapitel gesagt zu haben, daß Tante Aurelie, die Schwester des Herrn von Mirbel & Cie., die Harfe spielte, jenes zarte, seelenvolle Instrument, das so geeignet ist, uns und die Zuhörer auf den Flügeln der Töne, wenigstens für den Augenblick, in bessere Welten zu entrücken; besonders wenn der Eindruck der Harfentöne verstärkt wird durch ein schönes, glänzendes Auge, durch eine feine Hand mit zierlich durch die Saiten irrenden Fingern und einen runden, weißen Arm.

Was nun die letzteren Dinge anbelangt, so konnte Tante Aurelie davon nicht im Ueberfluß bieten, würde es auch, selbst wenn sie vor Zuhörern gespielt hätte, verschmäht haben, zu solch' fader Koketterie ihre Zuflucht zu

nehmen, aber ſie brachte ſich ſelbſt nie in dieſe Verlegenheit; denn die Harfe war nur ihr Tröſter in einzelnen Morgen- und Abendſtunden, als Begleiterin zu irgend welchem geiſtlichen Liede, oder auch, wenn ſie ſich in melodramatiſcher Weiſe Betrachtungen über die Vergänglichkeit des irdiſchen Daſeins hingab.

Wenn wir ſagten, ſie ſpiele nie vor Zuhörern, ſo müſſen wir jedoch einzelne Fälle ausnehmen, wo Tante Seraphine bei ihren allerdings ſeltenen Beſuchen, die ſie der Schweſter in ihrem Zimmer abſtattete, oft ſehr unfreiwillig unter den ſchweren Tönen irgend eines Chorals oder ſonſtigen geiſtlichen Liedes leiden mußte, da es alsdann Tante Aurelie liebte, ihre in Form von Ermahnungen gegebenen Bemerkungen durch die Macht der Töne zu unterſtützen, auch zu eigener Erbauung, obgleich nicht zu der der Schweſter, und Tante Seraphine hatte ſchon oft geklagt, nichts griffe ſo furchtbar ihre Nerven an, als wenn Aurelie unter Nennung von bekannten Namen von eitlen Vergnügungen der gegenwärtigen Zeit ſpräche, und dabei jede Pauſe durch ein paar Akkorde aus einem jener trübſeligen Lieder ausfüllte.

Heute Morgen war Tante Aurelie zum Ausgehen angekleidet; eine Erſcheinung, ſchwarz in Schwarz von den Fußſpitzen bis zu dem ſchwarzen, etwas großen und

mit gleichfalls ſchwarzen, wehenden Federn geſchmückten Hute, in ſchwarzen Handſchuhen, mit einem ſchwarzen Regenſchirm und einem ſchwarzen Buch in den Händen, als dann Seraphinens Stubenmädchen mit der Frage eintrat, ob Fräulein Aurelie einen Augenblick für die Schweſter zu ſprechen ſei? Statt zu antworten, nickte ſie mit dem ernſten Haupte, ſo daß die ſchwarzen Federn majeſtätiſch vorn überwallten, legte Regenſchirm und Hut auf den Tiſch und nahm ihre Harfe aus der Ecke des Zimmers, worin ſie gelehnt, die Ankunft der Schweſter erwartend. Wenn dann Seraphine auch heute morgen in ihrem Anzuge nicht ſo roſig und jugendlich friſch wie gewöhnlich ausſah — ſie trug nämlich ein Kleid von einer hellen Lilafarbe, auch war ihr Morgenhäubchen mit hellen Bändern geſchmückt — ſo bildete ſie immer noch einen ſcharfen Kontraſt mit jener hohen Geſtalt, umhüllt von dem langen, ſchwarzen Mantel, wie dieſe ernſt feierlich über ihre Harfe gebeugt vor ihr ſtand, ein Anblick, der unangenehm auf Seraphine einzuwirken ſchien, denn ſie konnte eine unmuthige Miene nicht unterdrücken, ebenſowenig als die Frage: „Ich glaubte, Du ſeieſt im Begriffe auszugehen, ſonſt würde ich Dich nicht in Deinem Harfenſpiele geſtört haben, worauf die Andere mit großer Ruhe und geſenktem Haupte entgegnete: „Eine Störung ſind Beſuche immer für mich, ſei es, daß ich im Begriff

bin auszugehen, sei es, daß ich mich mit Harfenspiel oder sonst mit ernstlichen Dingen beschäftige."

„Weßhalb ich Deine Zeit so kurz als möglich in Anspruch nehmen werde."

„Um was ich Dich freundlich bitte," erwiederte Tante Aurelie, während ihre Finger der Harfe einen leichten Seufzer entlockten.

„Du sprachst mir gestern in einem so eigenthümlichen Tone über Helene!"

„Ich that das wirklich? ich weiß mich nicht genau zu erinnern."

„Ja, obgleich Deine Reden mir nicht direkt galten; Du erzähltest, daß Du auf der Promenade das junge Mädchen bemerkt, wie sie im Wagen sitzend auf's Angelegentlichste mit einem Herrn gesprochen, und zwar so angelegentlich, daß sie die ehrfurchtsvollsten Grüße Anderer nicht bemerkte, ja, Du setztest hinzu, wenn Du Dich nicht geirrt, so hätte das junge Ding mit ihrem auffallenden Wesen jenem Herrn nicht nur ihre Hand gereicht, sondern auch für ein paar Minuten gelassen."

„Darin kann ich mich allerdings geirrt haben," tonte es zwischen zwei mächtigen, triumphirenden Harfenakkorden hervor.

„Nein, Du hast Dich darin nicht geirrt!"

„Freut Dich diese Gewißheit?"

wenigen Tagen die Waſſer rieſelten, in wenigen Stunden ausgetrocknet, feſt und hart.

Unſer freundlicher ſpaniſcher Architekt, welcher den Abend vor unſerer Abreiſe mit uns verbrachte, meinte lachend, jetzt können wir à peu près auf dauerndes gutes Wetter rechnen, weßhalb wir denn auch ſchleunigſt unſere Koffer packten und an einem ſchönen Morgen gegen Aranjuez aufbrachen.

Von Madrid dorthin ſind es ungefähr ſechs Leguas entfernt und ſind beide Städte durch eine Eiſenbahn verbunden, vermittelſt welcher man dieſe Wegſtrecke in anderthalb Stunden zurücklegt. Die Gegend, durch welche man fährt, iſt kahl und unintereſſant, wie die ganze Mancha flach hügelig, ohne Baumwuchs, eine weite röthliche Fläche. Eigentlich ſind es keine Hügel, welche die Ebene um Madrid bilden, vielmehr thalartige Vertiefungen, die das Terrain nach allen Richtungen durchziehen; häufig von Winterſtrömen, die ebenſo ſchnell verſchwinden als ſie kommen, zu zerriſſenen Schluchten ausgewühlt, in denen ſich die röthliche Farbe des Erdreichs in grelleren Tönen zeigt. Zerſtreut bemerkt man hie und da bald einzelne Blöcke grobkörnigen Granites, bald ſonderbare Maſſen dieſes Geſteins auf einander gethürmt, untermiſcht mit großen glänzenden, rothen Feldſpathkryſtallen. Bebaute Felder ſieht man nur wenige und die ganze Vegetation beſteht aus einzelnen Stacheleichen oder aus mannshohem Ginſter, der die Abhänge hie und da bedeckt, weßhalb wir auch nicht wenig überraſcht ſind, wenn nun auf einmal die Locomotive gellend pfeift, der Zug ſeine Schnelligkeit vermindert, wir durch einen tiefen Einſchnitt dahinfliegen und uns nun plötzlich in einem Thale befinden, wo uns parkartige Anlagen mit der üppigſten Vegetation begrüßen, wo wir lange Alleen hundertjähriger Bäume bemerken, zwiſchen denen die Kuppeln und Thurmſpitzen prächtiger Gebäude hervorblicken, und welches Alles überragt iſt von einem ſchöneren Hügellande, maleriſch gruppirt und mit dichtem Holze bewachſen. Woher dieſe reizende Vegetation kommt, wird uns alsbald klar; langſam klirrt die Locomotive über

Tante Seraphine beantwortete dieſe Frage nur durch ein verächtliches Lächeln und machte hierauf eine längere Pauſe, ehe ſie fortfuhr: „Du nanntest jenen Herrn nicht.“

„Weil ich ihn nicht kannte.“

„Würdeſt aber vielleicht wiſſen, wer er geweſen iſt, wenn ich Deinem Gedächtniß zu Hülfe komme,“ fuhr Tante Seraphine mit einem ſehr bezeichnenden Lächeln fort — — „es war Herr von Roſenthal.“

„Möglich, daß er es war, es könnte aber auch unſer Hausarzt Doktor Röſer geweſen ſein.“

Die Harfe tönte in jubilirenden Klängen, nachdem Tante Aurelie dieß geſagt, ohne indeſſen ihre Schweſter zu betrachten, welche ihre Augen in wahrhaft erſchreckender Weiſe aufriß und die dünnen Lippen zuſammenpreßte, während ihr blaſſer Teint in's Gelbliche ſpielte, und die erſt nach einem mühſamen, ſchweren Athemzuge zur Antwort gab: „Wenn es Dir Vergnügen macht, ſo hätte es Herr Doktor Röſer ſein können, aber ich weiß ganz genau, daß es Herr von Roſenthal war.“

„Nun — und wenn ſelbſt, was weiter?“

„Was weiter?“ rief Seraphine in höchſter Entrüſtung, „nun, ich muß Dir ſchon geſtehen, dieſe Frage klingt recht ſonderbar in Deinem Munde, nimmt ſich recht prächtig aus als Abwechslung der ſchönen Melodieen,

womit Du ſo freundlich biſt, mein Herz zu erfreuen — was weiter? nun, das ‚Weiter‘ hätte allenfalls ſein können, daß dieſe junge, leichtſinnige Perſon Herrn von Roſenthal eingeladen hätte, in den Wagen zu ſteigen, oder daß ſie ſelbſt ausgeſtiegen wäre, um mit ihm ein Bischen im Parke ſpazieren zu gehen — nein, Aurelie,“ fuhr ſie heftiger fort, „Deine angenommene Gleichgültigkeit durchſchaue ich vollkommen, ich erkenne auch darin wieder Dein gutes, liebes, ſchweſterliches Gefühl. Du glaubſt, ich ärgere mich über das Treiben dieſes leichtſinnigen Mädchens — ha, ha, ha, ha — ich mich ärgern, und deßhalb nimmſt Du auch Partei für ſie gegen mich, und deßhalb ſoll es Doktor Röſer geweſen ſein, während Du ganz genau weißt, daß es Herr von Roſenthal war — richte nur Deine Augen mit der wiederholten Frage: ‚was weiter‘ auf mich, — ja, ſpiele nur Deine geiſtlichen Lieder, ärgere mich auch damit — nimm nicht den geringſten Antheil an der Ehre und dem guten Rufe der Familie — was weiter?“ fuhr ſie mit einem leichten Aufſchluchzen fort, „dieſer Roſenthal wird Deine eben ſo eitle als herausfordernde Nichte beſchwätzen, dann in's Gerede bringen und zuletzt —“

„Vielleicht heirathen,“ ſprach Tante Aurelie in unverwüſtlicher Ruhe, während ſie ihrem Inſtrumente einen höchſt wohlklingenden Es-dur-Akkord entlockte.

Doch brachte weder dieſer Akkord, noch das oben ausgeſprochene Wort eine angenehme Wirkung auf Tante Seraphine hervor, vielmehr ſchnellte ſie von der Sophaecke, in der ſie ſich niedergelaſſen, raſch empor und rief dann nach einem krampfhaften, lautſchallenden, einleitenden Lachen: — „heirathen, und das glaubſt Du in der That? und wenn er wirklich dieſe Abſicht hätte, — und er hat ſie nicht — nie — nie — ſo glaubſt Du, der Bruder oder Mama würde eine ſolche Verbindung zugeben? — — — Doch ich hätte gar nicht mit Dir darüber reden ſollen," fuhr ſie nach einer längern Pauſe fort, während welcher ſie heftiger athmete, „ich hätte ohne Dich thun ſollen, was ich beſchloſſen — doch ich bin nicht ſo einſeitig, nicht ſo egoiſtiſch in mich zurückgezogen, nicht ſo unnahbar, wie gewiſſe Andere, ich gehe nicht ſcheinbar theilnahmlos durch's Leben, um mich nachher über alles Unangenehme zu freuen, ich ſpiele nicht geiſtliche Lieder zur Harfe, Lieder, aus denen Wohlwollen und Seelenruhe erklingt, während das ſpöttiſche Lächeln auf unſeren Lippen ganz andere Gefühle verräth — ich nicht — ich nicht — ich ſage gerade und offen, was ich thun will und thun werde, nämlich dieſen Herrn von Roſenthal zu mir bitten laſſen, um ihm in geraden, ehrlichen Worten zu ſagen, wie ich über ſein Benehmen gegen Helene denke und zu denken das Recht habe."

Nach dieſen Worten, welche ſie mit größter Heftigkeit herausgeſtoßen hatte, warf ſie einen flammenden Blick aus den überweit geöffneten Augen auf ihre Schweſter, die, ruhig über ihre Harfe gebeugt, den ambroſianiſchen Lobgeſang intonirte, und verließ hierauf, den Kopf in den Nacken werfend, raſch das Zimmer, deſſen Thüre ſie geräuſchvoll hinter ſich zuwarf.

Tante Aurelie ſchloß mit einigen kräftigen Akkorden, wobei ſie das Geſicht in die Höhe erhob, und ſich ein Lächeln des Triumphes auf ihren blaſſen Zügen zeigte, — ſie hatte etwas von dem Gefühle des jugendlichen Davids in ſich, nachdem dieſer vor König Saul geſpielt, ſie hatte, wenn auch in anderer Art, durch ihr Harfenſpiel gleichfalls einen böſen Geiſt vertrieben; deßhalb ſtellte ſie auch das Inſtrument mit großer Beruhigung in ſeine Ecke, nahm Regenſchirm und Hut und verließ dann ſehr aufrechten Hauptes das Zimmer mit feſten, majeſtätiſchen Schritten, ſo daß ſelbſt die dunkeln Federn auf ihrem Haupte triumphirend zu nicken ſchienen, und die ganze düſtere Geſtalt anzuſehen war wie ein langſam dahinſchreitendes Trauerpferd.

Tante Seraphine war nicht ſo bald wieder in ihrem roſafarbenen Boudoir angelangt, als ſie nach der gehabten heftigen Aufregung in die Roſakiſſen des Sophas zuſammenknickte und bitterlich zu weinen anfing. Ach! ſie

wußte nicht nur, daß Herr von Rosenthal es in der That geweſen war, der vorgeſtern ſo angelegentlich mit Helene, dem naſeweiſen, unreifen Ding, geplaudert, der ihre Hand in der ſeinigen gehalten, länger als es ſelbſt die weiteſten Begriffe von Anſtand und Sitte erlaubten — ja, ſie wußte, daß er häufig an dem Hauſe vorüber ritt und, ohne den Fenſtern des zweiten Stockes einen Blick zu gönnen, eben ſo lächerlich als auffallend nach dem Zimmer Helenens blickte, und nicht ohne Erfolg, wie ſie an ſeinem eigenthümlichen Lächeln geſehen, mit welchem er ſeinen Gruß begleitete, und dieſes naſeweiſe Ding hatte dabei die Frechheit, dieß Alles und noch Anderes rundweg abzuleugnen; wollte man ihren heuchleriſchen Worten glauben, ſo wußte ſie gar nicht mehr, daß es überhaupt einen Herrn von Roſenthal auf der Welt gebe. Hatte ſie doch lachend geſagt, er kümmere ſie nicht ſo viel, und dabei mit den Fingern ein Schnippchen geſchlagen, ja, hatte ſie eines Tages ihre Unverſchämtheit ſo weit getrieben, um Tante Seraphine zu ſagen, ſie überlaſſe ihr nicht nur Herrn von Roſenthal, ſondern alle Männer der ganzen Welt — dieſe Schlange! — O, Tante Seraphine war nicht blind, ſie wußte ihre Augen nicht nur weit zu öffnen, ſondern auch gut zu gebrauchen. Hatte ſie doch neulich mitten im Zimmer ſtehend recht gut bemerkt, wie Helene, welche ſich am Fenſter befand, leicht

mit den Lippen eine Roſenknoſpe berührte, gerade in dem Augenblicke, als Herr von Roſenthal auf der andern Seite der Straße vorüberſchreitend das weiße Taſchentuch an ſeine Lippen brachte — als entſetzlichſtes Zeugniß für ein ſträfliches Einverſtändniß — und waren nicht Alle im Hauſe für alles Das mit Blindheit geſchlagen? Mama lachte darüber mit einem wahrhaft verletzenden Ausdruck in ihrem Blicke, den ſie auf Seraphine richtete, und der Vater des jungen Mädchens, der ſich leider nie um etwas Anderes, als um ſeine Briefe und Comptoirbücher kümmerte, hatte in einem ärgerlichen Tone geſagt, ihre, nämlich Seraphinens, Anſichten und Befürchtungen ſeien wahrhaft kindiſch, und er müſſe es ſich ausbitten, daß man dem jungen Mädchen gewaltſam ſolche Dinge in den Kopf ſetze.

Aber ſie war ihrer Sache nur zu gewiß und hatte wahrhaftig nicht nothwendig, dieſem jungen, unreifen und doch wieder ſo überreifen Dinge dergleichen in den Kopf zu ſetzen — als wenn dieſer Kopf überhaupt ſonſt mit etwas Anderem angefüllt geweſen wäre, als mit der Lektüre verbotener Bücher, die ſie heimlich las, mit Gedanken über Toilettegegenſtände der verſchiedenſten Art, mit Theater, Konzert und Bällen, und in Folge der letzteren mit Tänzern vom Civil und Militär. Dieſe Gedanken hätte ihr aber Tante Seraphine ſo gerne ge-

gönnt, alle Tänzer der ganzen Welt, eine Legion von Tänzern, wenn ſie nur nicht Schlange genug geweſen wäre, gerade ihre dummen Kinderaugen auf den Mann zu werfen, der auf Tante Seraphinens reiferes Alter einen ſo mächtigen Eindruck gemacht, der ihr erſchienen war wie der letzte Hoffnungsanker am Schluß ihrer wildbewegten Jungfrauenzeit, und ein ſtattlicher Anker obendrein!

Nein — das wollte ſie ſich von dieſem Mädchen, das ſie in den Windeln gekannt, doch nicht bieten laſſen, ſo ſollte ihr Helene noch nicht über den Kopf gewachſen ſein! Sie machte ein paar raſche Gänge durch das roſafarbene Boudoir, warf einen Blick in den Spiegel und ſetzte ſich raſch entſchloſſen an ihren Schreibtiſch nieder, auch ſchien ſie ſich nicht über den Anfang ihres Briefes zu beſinnen, denn die Feder flog nur über das Papier dahin, bis ſie mit einem Male ſtockte und Tante Seraphine mit einem wahren Schrecken das überlas, was ſie niedergeſchrieben.

Da ſah man keine Ueberſchrift: weder das reſpektvolle „Euer Hochwohlgeboren“, noch ein freundſchaftliches „Verehrteſter Herr“, noch ein zutrauliches „Mein werther Herr“; da war auch keine Einleitung, kein Wetterleuchten in der Ferne, kein dumpf grollender Donner, ſondern da trat das ſchlagende Wetter eines eben ſo gerechten als

majeſtätiſchen Zornes ſchon in den erſten Zeichen krachend und zürnend auf. Sie mußte ſelbſt lächeln, wenn ſie das nun überlas, ehe das Blatt zerriſſen in den Papierkorb flog, bevor ſie ein neues begann, zu welchem ſie nun, lange Zeit an ihrer Feder kauend, den ſchicklichen Anfang ſuchte. Aber auch dieſer Brief, noch ehe er halb vollendet war, mußte ſeinem Vorgänger folgen. War doch die Schreiberin in einen entgegengeſetzten Fehler verfallen, und ſtatt der gerechtfertigten Vorwürfe einer mütterlichen Freundin Helenens zeigte dieſes Schreiben die elegiſchen Klagen einer treulos Verlaſſenen — fort damit, und fort mit dem dritten und vierten zum fünften, welches endlich in ſeiner kühlen Bitte, Herr von Roſenthal möge der ergebenſt unterzeichneten Schreiberin die Ehre ſchenken und ſie in einer ernſten und wichtigen Angelegenheit beſuchen, genügte und deßhalb beendigt wurde.

Dann griff die Schreiberin zu einem neuen Blatt, und da ſie mit ſich vollkommen im Reinen war, was ſie dieſem anvertrauen wollte, ſo füllte ſie raſch neue vier Seiten, ohne auch nur ein einziges Mal ſich beſinnend die Feder ruhen zu laſſen. Dieſer Brief war an den Lieutenant von Mittow, dem ſie nach einem langen Kampf mit ſich ſelber, ſo hieß es im Eingang des Schreibens, nach einem Kampfe zwiſchen ihrer Liebe zu Helenen und

ihrer Pflicht als ältere Freundin derſelben, ſich als Bundesgenoſſin antrug, und ihm zur Erreichung ſeiner höchſten Wünſche behülflich zu ſein verſprach. Daß ihm zu gleicher Zeit die Bewerbungen des Herrn von Roſenthal um die Tochter des Millionärs als ſicher wirkende Gifttropfen eingegeben wurden, verſtand ſich ebenſowohl von ſelbſt, als daß die Schreiberin am Schluſſe ihres Briefes kein Hehl daraus machte, wie nur eine genaue Ueberwachung des gefährlichſten aller Menſchen — während Seraphine dieſe Worte ſchrieb, hatte ſie einen tiefen und ſchmerzlichen Seufzer nicht unterdrücken können — des gefährlichſten aller Menſchen die unſchuldige, argloſe Helene verhindern könne, durch allerdings fruchtloſe, aber auffallende Bewerbungen kompromittirt zu werden.

Dieſes Schreiben war in ſeiner Art ein Muſterſtück, es hätte Niemand Wunder nehmen können, wenn nach Empfang deſſelben der junge, heißblütige Offizier ſeine Paradeuniform nebſt dem beſten Handſchuh angezogen hätte, um ſogleich bei Herrn Mirbel um die Hand von deſſen Tochter anzuhalten, oder wenn er, bis unter die Naſe mit ſchweren Piſtolen bewaffnet, Herrn von Roſenthal fortan auf Tritt und Schritt gefolgt wäre.

Da lagen dieſe beiden Briefe fertig geſchrieben vor Seraphine, und es würde uns ein Leichtes ſein, durch Verwechslung der ſchon überſchriebenen Couverts eine

neue Verwirrung in unsere Zickzackgeschichten zu bringen. Doch haben wir von jeher dergleichen komödienhafte Kunstgriffe verschmäht und uns strenge an die Wahrheit gehalten, so auch jetzt. Beide Schreiben wurden richtig adressirt dem Stubenmädchen zur augenblicklichen Beförderung auf die Stadtpost übergeben, und dann erst that Tante Seraphine einen erleichternden Athemzug und überließ sich ihren Gedanken.

Hätte sie aber gewußt, was sich indessen unmittelbar unter ihren Füßen begeben, so würde sie nicht nothwendig gehabt haben, weder ihre Gedanken vor das Haus hinauszuschicken, noch den oben erwähnten Brief zu schreiben, sondern sie hätte sich einfach in das Zimmer Helenens hinabbegeben können, um dort den Gegenstand ihrer Liebe und ihres Hasses zu finden.

Herr von Rosenthal war vor einer Viertelstunde im Hause erschienen, nachdem er auf der Straße ganz zufällig die alte Madame Mirbel und Tante Aurelie im Wagen bemerkt, und nachdem er sich erinnert, daß zur gegenwärtigen Stunde, als der Börsenzeit, der Chef des Hauses Mirbel & Cie. sicher nicht zu Hause anzutreffen wäre. Was Tante Seraphine anbelangte, so traf er seine Vorsichtsmaßregeln, erreichte das Haus in der Art, daß er vom zweiten Stockwerk unmöglich gesehen werden konnte, gab alsdann in dem Privatkabinet des Herrn

die lange Eisenbahnbrücke, unter welcher der wasserreiche Tajo daherfließt; weiterhin ist eine der längsten steinernen Brücken, die wohl je gebaut wurden, die prächtige Jaramabrücke aus der Regierungszeit Karl's III., über das kleine Flüßchen gleichen Namens, der kurz vor diesem Punkte den armen Manzanares verschlungen und dabei doch so mager geblieben ist, daß er in gar keinem Verhältniß zu der eben erwähnten langen Brücke steht. Doch hat man auch hier auf die Winter- und Regenzeit gerechnet, wo dann allerdings die beiden sonst so sanften Wässerchen plötzlich, wenn auch nur auf wenige Tage, toll und wild werden.

Indessen haben wir den Bahnhof von Aranjuez erreicht, dessen Gebäude sehr einfach und provisorisch aussehen. Ein kleiner Bube trägt unsere Nachtsäcke und begleitet uns nach der Fonda ingles, von der er behauptet, daß sie außerordentlich gut sei. Er hat uns auch nicht getäuscht: wir fanden am Eingange der Stadt in der Nähe des großen Schloßplatzes ein freundliches Haus, wo man uns ein paar gute Zimmer anwies. Die alte Wirthin, die uns im ersten Augenblicke für Landsleute halten mochte, sprach uns englisch an, rief aber, sobald sie den Irrthum bemerkte, ihren Mann herbei, einen Franzosen, dem wir uns schon besser verständlich machen konnten. Da der Morgen recht kühl gewesen war, wir auch frühzeitig von Madrid aufgebrochen, so verschmähten wir ein gutes Frühstück nicht, umsoweniger, als es auf englische Art zubereitet war und für uns eine angenehme Abwechslung gegen die spanische Küche darbot. Doch hielten wir uns nicht lange dabei auf, denn es drängte uns, die in vieler Beziehung so interessanten Orte, das Schloß und die Parks von Aranjuez zu besuchen.

Wir nahmen einen Führer und gingen zuerst durch das Städtchen, um uns die Lage desselben anzusehen. Es ist klein und niedlich, und den breiten, geraden Straßen, die sich rechtwinkelig durchschneiden, sowie den gleichförmigen Häusern und den großen, regelmäßigen Plätzen sieht man deutlich an, daß der Ort künstlichen Ursprungs ist und nach einem genauen Plane angelegt

Mirbel raſch ſeine Karte ab und ſtieg dann geräuſchlos zum erſten Stock empor. Faſt unwillkürlich erinnerte er ſich dabei jenes Abends, wo er zum erſten Male dieſes Haus betrat, und in welchem er für ſo kurze Bekanntſchaft ſchon recht große Fortſchritte in der Gunſt beinahe ſämmtlicher Bewohner gemacht, ſogar in der Gunſt des niedlichen Stubenmädchens, das ihm dort die Thür, und zwar noch früher öffnete, als er die Klingel gezogen, das ihn mit einem vielſagenden Lächeln empfing und ohne zu fragen, oder etwas zu bemerken, nach dem Wohnzimmer Helenens voranſchritt. Ob es ein einfacher Händedruck war, mit dem hier Herr von Roſenthal das hübſche Dienſtmädchen verließ, oder ob ſie hierauf etwas Gewichtiges in die kleine Taſche ihrer koketten Schürze gleiten ließ, verbietet uns die Diskretion näher zu erörtern; genug, Herr von Roſenthal trat, ohne geſehen oder ſonſtwie beläſtigt zu werden, in den kleinen Salon Helenens, und als bald darauf das Stubenmädchen Seraphinens in der Küche die beiden Briefe ihrer Herrin zeigte, hätte die Andere nicht um Alles in der Welt etwas darüber verlauten laſſen, daß der Eine von Denen, an welche die Briefe gerichtet waren, ſich ſo nahe befand — o arme Seraphine! —

Helene ſaß an ihrem Schreibtiſch und ſchrieb ebenfalls, aber keine Briefe, wie Tante Seraphine gethan,

ſondern ſie hatte ein kleines, goldgerändertes Buch vor ſich liegen, aus welchem ſie folgende Zeilen kopirte:

„Sie redeten ihr zu, er liebt Dich nicht,
Er ſpielt mit Dir — da neigte ſie das Haupt,
Und Thränen perlten ihr vom Angeſicht
Wie Thau von Roſen; o, daß ſie's geglaubt!
Denn als er kam und zweifelnd fand die Braut,
Ward er voll Trotz; nicht trübe wollt' er ſcheinen,
Er ſang und ſpielte, trank und lachte laut,
Um dann die Nacht hindurch zu weinen."

Da ſprach plötzlich eine tiefe Stimme hinter ihr, die letzte Zeile wiederholend:

„Um dann die Nacht hindurch zu weinen",

und beſſer wäre es für ſie geweſen, wenn ſie in dieſem Augenblicke raſch emporgeſprungen wäre, anſtatt unter einem leichten Aufſchrei den Verſuch zu machen, mit ihren beiden kleinen Händen Papier und Buch zu bedecken, und dem Frevler hinter ihr ſo Gelegenheit zu geben, ſeine heißen Lippen auf ihren ſchlanken Hals zu drücken.

„Pfui, das iſt ſehr abſcheulich, Herr von Roſenthal, das iſt unverzeihlich," worauf er mit großer Ruhe erwiederte: „Gewiß, ſchöne Helene, es iſt abſcheulich und unverzeihlich, aber jedenfalls doch beſſer, als trübe zu ſcheinen, um dann die Nacht hindurch zu weinen."

„Nein, nein, laſſen Sie Ihre Scherze, ich bin in der That recht böſe, und obendrein hier am Fenſter, den-

ken Sie doch, wenn" — sie warf bei diesen Worten einen unruhigen Blick auf das gegenüberliegende Haus, doch ergriff er lächelnd ihre Hand, drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf und sagte dann: „Thörichtes Kind, halten Sie mich denn für so unvorsichtig oder für so leichtsinnig, auch für so wenig gewandt, um nicht mit einem Blicke meine Umgebung zu überschauen? — nein, beruhigen Sie sich, schöne Helene, gerade Ihr Schreibtisch hier steht in einem so heimlichen, lauschigen Winkel, daß ich diesen Platz jedem andern im Zimmer vorziehe und Sie dringend um Erlaubniß bitte, gerade hier eine kleine Viertelstunde bei Ihnen sitzen bleiben zu dürfen."

„Wenn Sie recht artig sein wollen."

„Gewiß, ich werde mich hier neben den Papierkorb in diesen kleinen Fauteuil schmiegen, sitze damit gleichsam zu Ihren Füßen, wie es dem Schüler gegenüber einer so holden Lehrerin geziemt, und bitte nun meinen liebenswürdigen Herrn Professor, mir die soeben geschriebenen Verse zu erklären — bitte —"

„Und das nennen Sie artig sein?" sagte sie in altklugem Tone, wobei sie mit ernsthafter Miene ihre schönen Augenbrauen in die Höhe zog, — „da wüßte ich schon eine ganz andere Erklärung zu geben über das, was man artig heißt."

„Auch darum bitte ich später, schöne Lehrerin, nur

jetzt wollen wir uns ein klein wenig an die Verse von vorhin halten, die ich zufällig auswendig weiß, und welche beginnen: ‚Sie redeten ihr zu, er liebt Dich nicht', und nun sagen Sie mir, liebenswürdige Helene, wer sind sie, die es wagen, Ihnen so etwas Thörichtes einzureden?"

„Mir? wie kann ich mit so etwas gemeint sein? Ich versichere Sie, Herr von Rosenthal, nur eine augenblickliche Langeweile trieb mich zum Schreiben."

„Gerade dieser Verse?"

„Gerade dieser Verse mit der harmlosen Ueberschrift, wie es geht, ich dachte nicht —"

„Daß auch hier die Schlange unter Rosen lauert," warf Herr von Rosenthal leicht hin, — „ja, schöne Helene, man kann sich in dieser schlimmen Welt nicht genug in Acht nehmen, aber gehen wir weiter in unserer Kommentation."

„Bitte, gehen wir lieber nicht weiter."

„O grausames Kind, mit dem harten, kalten Herzen, und das soll ich mir Alles so gefallen lassen? Ich lese zufällig die furchtbarsten Anklagen, und es soll mir nicht einmal ein Wort der Vertheidigung erlaubt sein?"

Herr von Rosenthal hatte, während er diese Worte in einem leisen, aber dringenden Tone sprach, seinen Fau-

teuil langſam und unmerklich dem jungen Mädchen ſo weit genähert, daß er nun ihre Hand ergreifen konnte, und dieſe feſthaltend ſie verhinderte, das beſchriebene Blatt zu zerreißen, was ſie im Begriff war zu thun, ließ aber dennoch ihre feinen Finger nicht mehr aus ſeiner Hand, ſondern vielmehr beide auf ihrem Schooße ruhen, was ſie indeſſen nicht zu bemerken ſchien, da ſie, verſunken in tiefes Nachſinnen, vor ſich hinſtarrte und beſchäftigt ſchien mit ſo ſchweren Gedanken, daß ſie eine flammende Röthe über ihre ſchönen Züge jagten.

Er hatte den Kopf auf den andern Arm und dieſen auf ſeine Kniee geſtützt, um ſo in nicht ganz unbequemer Lage zu ihrem geſenkten Antlitze aufblicken zu können; doch vermied ſie ſeinen Blick und wandte das erröthende Geſicht ganz ab, als er in einem weichen, innigen Tone fortfuhr: „O, ich kann es mir recht gut denken, ſchöne Helene, daß man warnend zu Ihnen ſpricht, und daß man von mir ſagt: er liebt Dich nicht, er ſpielt nur mit Dir, oder wenn Andere auch vielleicht nicht wagen, ſo zu Ihnen zu reden, ſo gibt es doch Augenblicke, wo Ihr eigenes ängſtliches Herz ſo ſpricht — obgleich es vom Gegentheile überzeugt iſt, dieſes kleine, böſe Herz, das hier ſo heftig klopft, und das am Ende doch zu unſern Gunſten ſpricht. — O gewiß, ich bin davon überzeugt trotz dem Schütteln Ihres Kopfes — ich weiß es ganz gewiß,

da Sie es nicht wagen, mir bei dieſer Behauptung in die Augen zu ſehen."

„O, doch, o, ich könnte —"

„Nicht mit dem offenen, ehrlichen Blicke, den man von Ihnen gewohnt iſt — verſuchen Sie es einmal, — blicken Sie mich an und ſagen Sie dazu: ich traue Dir nicht."

Es war ein eigenthümlich klingender Ton innigſter Bitte und Ueberredung, mit dem er ſo ſprach, ohne ihre Hand loszulaſſen, ohne einen Blick von ihrem Angeſichte zu wenden, ein Blick, welcher dämoniſch leuchtend und magnetiſch anziehend nach Sekunden mit Sicherheit zu berechnen ſchien, wann ſie ihm ihr Geſicht zuwenden und ſagen würde: o, ich traue Dir, und gerade dieſe Sicherheit zeigte ſich in einem triumphirenden Lächeln, welches um ſeine Lippen ſpielte.

Und wie richtig hatte er gerechnet, wie bald wandte ſie ihm, allerdings in langſamſter Bewegung, ihr Geſicht zu und ſchlug dann mit einem Male ihre großen, leuchtenden Augen zu ihm auf, ihn mit einem heißen Blicke betrachtend, während ihre zuckenden Lippen ſich bewegten, als ſprächen ſie Worte aus, vor deren Klange ſie ſich ſcheute!

Daß er dieſe Worte richtig verſtand, ſind wir leider berechtigt anzunehmen, daß er ſie wenigſtens in ſeinem

Sinne auffaßte, und daß ſie ſich dieſer Auffaſſung eben ſo wenig entzog, wie in der erſten Sekunde, vielleicht der Ueberraſchung, ihre Lippen den ſeinigen.

Dann aber ſprang ſie heftig auf, ſtieß ihren Stuhl zurück und rief, während ſie die Hände vor das Geſicht preßte: „O, wie das abſcheulich von Ihnen iſt, recht abſcheulich, und wie ich Sie ewig dafür haſſen will!“

„Das iſt ein ſchweres Wort, Helene,“ ſagte er, indem er ſich ebenfalls erhob und neben ſie tretend ſchmeichelnd ihr Geſicht gegen das ſeinige richtete, — „warum wollen Sie mich haſſen? weil ich Sie liebe? und weil ich ehrlich genug bin, Ihnen das gerade heraus zu ſagen? — — Ach, dürfte ich es Ihnen tauſendmal wiederholen, dürfte ich zu Ihren Füßen niederknieen, meinen Mund in heißen, glühenden Küſſen auf Ihre Hände drücken, dürfte ich Ihr ſchönes, liebes Geſicht ohne Furcht in glückſeliger Ruhe und Sicherheit nur ein paar köſtliche, kurze Minuten an meine Bruſt drücken, dürfte ich einmal ſo recht aus tiefſtem Herzen ſagen, wie ſehr ich Dich liebe, meine ſchöne, meine reizende Helene!“

„O nicht — o nicht — ich will und darf das nicht hören,“ entgegnete ſie in fliegender Haſt, ſo ſchwer und heftig athmend, daß ſich ihre Bruſt raſch hob und ſenkte, — „o nicht — o nicht!“

„Hier nicht, allerdings hier nicht,“ gab er in einem

ſo leiſen Tone zur Antwort, daß er ſich, um ſeine Worte verſtehen zu machen, dicht an ihr Ohr beugen mußte, — „hier nicht — doch wüßte ich mir kein größeres Glück, als eine kleine Stunde mit Ihnen plaudern zu können, ohne befürchten zu müſſen, daß neugierige Augen, wie hier, es genau bewachen, wie lange ich meinen Beſuch ausdehne, oder daß der Eintritt Ihrer Kammerjungfer mich daran mahnt, wie lange ich Ihnen ſchon läſtig geworden.“

„Das wird gewiß nie der Fall ſein, Herr von Roſenthal, und es gibt auch Niemand in unſerer Nachbarſchaft, der ſich ſonderlich um unſere Beſuche, oder die längere Dauer derſelben bekümmert.“

„Und doch blicken Sie oft ängſtlich nach dem Fenſter hin?“

„Weil Sie mir gar ſo nahe ſtehen, Herr von Roſenthal, und weil ich hier fürchte —“

„Ja ſehen Sie, ſchöne Helene, Sie fürchten ſich ebenfalls hier, und doch möchte ich gerne einmal ein Stündchen mit Ihnen verplaudern, ohne für Sie oder für mich fürchten zu müſſen.“

Sie warf ihren Kopf in die Höhe und verzog ihre Lippen unverkennbar in der Abſicht, ein halb verächtliches Schmollen zu zeigen, und er merkte dieſe Abſicht und wurde leider nicht verſtimmt darüber, lachte vielmehr

luſtig, indem er ſagte: „Ach, ſchöne Helene, wir laufen da in unſern Worten und Gedanken wie zwei Parallellinien neben einander her, haben dieſelbe Richtung und ſind doch nicht im Stande, uns zu durchkreuzen! Ach, und ich möchte einmal Ihren Weg durchkreuzen — verſtehen Sie mich recht, möchte Sie irgendwo unverhofft, unvermuthet finden, um ein kleines Stündchen mit Ihnen zu lachen und zu plaudern, ohne vorher genöthigt zu ſein, zuerſt unten beim Papa anzufragen, dann bei Großmama, bei Ihrer Jungfer, und am Ende noch gar bei Tante Aurelie und Tante Seraphine — ha, mich ſchaudert!“

Ihre ſchönen Lippen kräuſelten ſich bis zu einem leichten Lächeln, ehe ſie zur Antwort gab: „Wer übertreibt, iſt im Unrecht, Papa und die Großmama geniren Sie nicht im Geringſten bei Ihren Beſuchen, alſo wüßte ich in der That nicht —“

„Doch Sie wiſſen es, Helene, Sie fühlen mit mir, und wenn ich eine Spur von Eitelkeit oder Ueberſchätzung an mir hätte, ſo würde ich ſagen, auch Sie fänden es intereſſant, pikant, mir vielleicht unverhofft hier oder dort zu begegnen —“

„Hier oder dort,“ wiederholte ſie nachdenkend, — „ich wüßte in der That nicht —“

„Vielleicht auf einem Wege, den Sie einmal zufällig

in der Dämmerung oder Abends allein zu machen genöthigt wären, begreiflicher Weise fürchten Sie sich doch ein wenig, und wären vielleicht nicht ungehalten darüber, wenn ich plötzlich zu Ihnen heranträte und Sie lachend und plaudernd begleitete."

„Ein undenkbarer, unmöglicher Fall."

„Es ist jeder Fall denkbar und möglich zu machen. Gehen Sie nie des Abends allein aus dem Hause?"

„Sehr, sehr selten, nur ein paar Mal ließ ich mich in mädchenhaftem Uebermuthe verleiten, allein den nahen Weg in's Theater zu gehen."

„Nun, sehen Sie," sagte er so unbefangen und heiter, als wolle er auf eine zufällig vorüberziehende, sonderbar gestaltete Wolke aufmerksam machen, „heute Abend ist im Theater Vorstellung, und zwar eine sehr interessante Vorstellung, vor deren Anfang ich zufällig hier in der Nähe Ihres Hauses vorüber muß, und werde ich sehr neugierig sein zu erfahren, ob Sie jugendlichen Uebermuth genug haben, schöne Helene, nur heute Abend allein Ihren Weg in's Theater zu nehmen."

„Schwerlich, Herr von Rosenthal, und wenn es mir selbst an jugendlichem Uebermuth nicht fehlte, so freut sich doch Tante Seraphine zu sehr auf die heutige Vorstellung, um mich allein in's Theater zu lassen."

„O, Tante Seraphine kann ihren Sinn ändern."

wurde. Die Stadt hat einen neuen hübſchen Stierplatz, eine Kirche, iſt mit Gärten und Alleen umgeben und hat keine Mauer, wodurch man von faſt jeder der geraden Straßen eine angenehme Ausſicht auf das Schloß, den Park oder die umliegenden Hügelketten hat. Schloß und Stadt ſind durch den großen Schloßplatz von einander getrennt, der für die umliegenden Gebäude eine gute Wirkung macht, aber begreiflicherweiſe jetzt, wo der Hof entfernt iſt, ſtill und öde liegt. Der Eingang in denſelben führt durch zwei große Halbkreiskolonnaden, in deren Mitte eine ſchöne Kapelle ſteht; der Platz ſelbſt iſt auf drei Seiten mit gewölbten Arkaden eingefaßt, über denen ſich Wohnungen der Beamten befinden, und wenn man ihn von der Stadt aus betritt, ſo hat man vor ſich eine prächtige Terraſſe mit Standbildern und ſpringenden Waſſern, an welche unmittelbar das Schloß ſtößt, das man jedoch erſt in ſeiner ganzen Ausdehnung ſieht, wenn man den Platz überſchritten hat.

Der königliche Palaſt von Aranjuez, von Juan de Herrera erbaut, iſt unſymmetriſch von Backſteinen, deren röthliche Farbe zwiſchen Einfaſſungen von grauem Stein übrigens nicht unangenehm iſt, dabei aber in kleinem Maßſtabe aufgeführt. Seine Hauptfaçade iſt gegen Süden und nimmt ſich trotz ihrer Unregelmäßigkeit nicht übel aus, doch bemerkt man auch hier weder Großartigkeit noch Reichthum des Styls. Gegen die Gärten hinaus hat das Schloß eine bedingte Aehnlichkeit mit St. Cloud. Auf der Terraſſe war ein alter freundlicher Gärtner mit Arbeiten beſchäftigt, die wir früheſtens im Monat April zu beſorgen pflegen; die Blumenbeete wurden aufgelockert und hergerichtet, Roſen geputzt und aufgebunden, und da es ein klarer warmer Tag war, ſo waren die überall ſprudelnden Waſſer von angenehmer Wirkung. Die Erlaubniß zur Beſichtigung des königlichen Schloſſes muß vom Verwalter deſſelben eingeholt werden. Während ſich der alte Gärtner, von dem ich oben ſprach, damit befaßte, ſetzten wir uns auf eine der vielen Bänke, die ſich auf der Terraſſe befanden, mit dem in der That ſehr behaglichen Gefühl, vor

„Schwerlich, wo es ſich um ihr Vergnügen handelt," ſagte das junge Mädchen mit einem recht munteren Lächeln, welches aber alsdann ſo plötzlich und auffallend einem ernſten Ausdruck wich, als ſie zum Fenſter hinausſchaute, daß Herr von Roſenthal der Richtung ihrer Blicke folgte und den Wagen des Herrn Mirbel ſah, der ſich in raſchem Trab der Pferde dem Hauſe näherte.

„Da kommt die Großmama zurück und Tante Aurelie! Sie erwarten doch noch ihre Ankunft?"

„Nein, für dießmal nicht, ſchöne Helene," gab Roſenthal zur Antwort, wobei ein leichter Schatten des Unmuthes über ſeine Züge flog. — „Entſchuldigen Sie mich bei den Damen, ich werde mir in den nächſten Tagen das Vergnügen machen, nach den verehrten Damen zu ſehen."

„Großmama wird es ſehr bedauern, daß Sie ſchon fortgegangen ſind."

„Und Sie, Helene?"

„— — — — Ich plaudere gerne mit Ihnen und werde mich freuen, wenn ich Sie wieder ſehe."

„Wo es auch immer ſein mag!"

„— — — — Wo es auch ſein mag."

„Dank für dieſes Wort, ich gehe nun nicht voll Trotz, wie es im Liede heißt, ich ſinge vielleicht und ſpiele, trinke

und lache, aber hoffentlich nicht, um alsdann die Nacht hindurch zu weinen."

Ehe ſie es hindern konnte, hatte er ſie raſch einen Augenblick mit ſeinen Armen umſchlungen, einen langen Kuß auf ihre Stirne gedrückt und war alsdann geräuſchlos, wie er gekommen, wieder aus dem Zimmer verſchwunden. Draußen im Korridor ergriff er eilig ſeinen Paletot, den er dort abgelegt, und wandte ſich raſch der Glasthüre zu, welche ihm indeſſen von dem jungen Dienſtmädchen nur ſehr zögernd geöffnet wurde, wobei ſie mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln ſagte: „Soeben iſt die gnädige Frau und Fräulein Aurelie am Hauſe angefahren, Sie werden Ihnen auf der Treppe begegnen."

„Wenn ich das vermeiden könnte, wäre es mir lieber."

„Ich dachte ſo, und wenn Sie ein paar Augenblicke in mein Zimmer treten wollen —"

„So wäre ich dieſer Begegnung enthoben, ich danke Ihnen für Ihren Schutz, ſchöne Fanny!"

„Hier, Herr Baron —" ſie trat raſch vor ihm in das kleine Stübchen, und als er nun lauſchend dicht neben ihr ſtand, hatte ſie ihre Hand an den Riegel des Schloſſes gelegt, und es war eigenthümlich, wie ſich derſelbe nach ein paar Sekunden, während welcher man die

alte Dame unten auf der Treppe husten hörte, bei der langsamen Wendung des hübschen Mädchens fast von selbst vorschob.

Dann verließ Herr von Rosenthal das Haus leise und flüchtig, nachdem es unten auf der Treppe ruhig geworden war, und brauchte, wie früher beim Kommen, so auch jetzt wieder beim Gehen die Vorsicht, dicht am Hause zu bleiben, so daß er weder von den Fenstern des zweiten Stockes, noch von denen des ersten gesehen werden konnte.

In seiner Wohnung angekommen, las er einige Briefe durch, die ihm sein Kammerdiener überreichte, meistens unbedeutenden Inhalts, ein paar Einladungen, die er gleichgültig auf die Seite warf; nur zwei Schreiben würdigte er größerer Aufmerksamkeit, das eine zeigte auf dem Siegel ein E, und als er die Zeilen desselben durchflog, biß er unmuthig die Lippen zusammen, während ein Ausdruck des Verdrusses, ja des Hasses über seine Züge flog; dann ergriff er das andere, und nachdem er auch dieses gelesen, setzte er sich an seinen Schreibtisch, um das letztere mit einigen Zeilen zu beantworten. „Mein verehrtes Fräulein," schrieb er, „um Ihnen Beweis zu liefern, wie rasch ich bereit bin, Ihren ausgesprochenen Wunsch einzugehen, möchte ich am liebsten sogleich zu Ihnen eilen, wenn mich nicht die dringendsten und un-

aufschiebbarsten Geschäfte zu Hause gefesselt hielten. Wäre es aber unbescheiden von mir, wenn ich Ihnen meinen Besuch für heute Abend zwischen 7 und 8 Uhr ankündigte? Im Falle Sie verhindert sind, genügt für mich eine einfache Abweisung vor Ihrer Thür, und bin alsdann morgen für jede Stunde auf's Freundschaftlichste und Ehrfurchtsvollste zu Ihrer Verfügung."

Er überschrieb das Couvert für dieses Billet an Fräulein Seraphine Mirbel, und sandte es durch seinen Bedienten sogleich an seine Adresse.

Da vorderhand Herrn von Rosenthal's weitere Erlebnisse für die nächsten Stunden des heutigen Tages von keinem wesentlichen Interesse für den Gang unserer wahrhaftigen Geschichten sind, so wollen wir, dem eben abgesandten Billete folgend, uns flüchtig überzeugen, daß Tante Seraphine dasselbe mit einer aufregenden Mischung von Freude und Schmerz empfing und durchlas. Sie hatte erreicht, was sie durch ihre heutigen Zeilen zu erreichen gehofft, und jetzt, da sie den so sehnlichst Erwarteten schon im Geiste bei sich eintreten sah, gänzlich ungenirt, ohne die mindeste Befangenheit, freundlich seinen langen Bart streichend, nachdem er ihr eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gemacht, da überlief es sie jetzt schon unheimlich, wenn sie daran dachte, welch' erstaunliche Augen er machen, oder sie mit dem gewissen seltsamen

Lächeln betrachten würde, wenn sie ihm von so fabelhaften Dingen redete, wie seiner Zuneigung zu Helenen, und wenn sie ihm freundlich die Bitte an's Herz legte, doch diesem jungen, unreifen Mädchen nicht dergleichen Dinge in den Kopf zu setzen. Ach, jetzt schon, ehe er noch da war, erschien es viel leichter, statt jener Bitte sich selbst an sein Herz zu legen, wozu sie halb und halb entschlossen war, falls sich eine günstige Gelegenheit dazu böte, und so lieber selbst als Opfer zu fallen für die Ehre der Familie Mirbel.

Daß durch dieses ausschließliche Nachgrübeln, durch dieses Hin- und Herwogen ihrer leidenschaftlichen Gedanken, durch die Aufregung, in die sie versetzt worden, ihre Kopfnerven angegriffen worden, wird man gewiß eben so erklärlich finden, als daß Tante Seraphine in Folge davon mit einem stark nach Eau de Cologne duftenden Tuche zu Tische kam, dieß häufig an Stirne und Augen drückte, und mit matter Stimme die Befürchtung aussprach, es werde doch wohl nicht möglich sein, heute Abend der Theatervorstellung beizuwohnen, sie wolle indessen sehen, ob sie sich später besser befinde.

Warum brachte diese an sich so unbedeutende Bemerkung eine so eigenthümliche und tiefe Wirkung auf das Herz Helenens hervor? warum beugte sie sich in diesem Augenblicke tief auf ihren Teller herab, um die

plötzlich aufflammende Röthe ihres Geſichts zu verbergen? Warum ſchlug ihr Herz heftig und ſchmerzlich, und warum fühlte ſie ſich zu einigen tiefen und ſchweren Athemzügen genöthigt? — welche Kinderei! ſie ärgerte ſich auch ſehr über ſich ſelber, und ſchalt ſich ſelbſt ein dummes, närriſches Ding — „wie oft ſchon," dachte ſie, „hat Tante Seraphine bei ähnlichen Veranlaſſungen mit ihren Kopf- und andern Schmerzen kokettirt, das wird in einer Stunde wieder vorüber ſein, und ich ſehe ſie ſchon im Geiſte neben mir im Theater ſitzen, in einer blendenden Toilette — wenn aber nicht — nun ſo muß mich Fanny in's Theater begleiten, oder noch beſſer, ich laſſe bei dem zweifelhaften Wetter einſpannen." Sie blickte bei dieſen Gedanken zum Fenſter hinaus, um ſich das zweifelhafte Wetter anzuſchauen, von dem aber in der That an dem wolkenloſen, klaren und blauen Winterhimmel, übergoſſen von glänzendem Sonnenſchein, durchaus keine Spur zu ſehen war. — „Jedenfalls aber," entſchied ſich das junge Mädchen mit großer Beſtimmtheit, „werde ich heute Abend keinen Schritt allein vor das Haus thun, nicht um alle Schätze Indiens, das weiß ich ganz gewiß."

Das waren doch gewiß ſo ſchöne und edle Gedanken, wie ſie ein junges Mädchen in der Lage Helenens nach der heute Morgen gehabten Unterredung mit Herrn von Roſenthal nur faſſen konnte, und finden wir es deßhalb gänz-

lich unmotivirt von ihrem Herzen, daß daſſelbe, ſtatt ſich hiebei zu beruhigen, noch heftiger ſchlug und Schuld daran war, daß ſie den Teller vor ſich unberührt ſtehen ließ. Ungerechtes, kleines Herz! oder flüſterten in demſelben Nebengedanken?

Leider verminderten ſich die Kopfſchmerzen der Tante Seraphine nicht im Laufe des Nachmittags, nahmen aber auch nicht in ſo heftigem Grade zu, daß ſie ſich genöthigt geſehen hätte, früher als kurz vor der Theaterzeit, und als Helene ſchon zum Ausgehen angekleidet war, die Erklärung abzugeben, daß es ihr gänzlich unmöglich ſei, das Zimmer zu verlaſſen, wodurch das junge Mädchen in die peinlichſte Verlegenheit kam, und ſich in die unangenehmſte Lage verſetzt ſah. Was ſollte ſie anfangen? Fanny war ausgegangen, die Köchin dringend in der Küche beſchäftigt, der Kutſcher im Wirthshaus, der Bediente beſorgte Kommiſſionen in der Stadt, und der Comptoirdiener war mit Briefen auf die Poſt geſchickt worden.

„Jetzt bleibe ich auch zu Hauſe," erklärte Helene in heftigem Tone und mit dem Trotze eines unartigen Kindes, vor der Großmutter ſtehend, die in ihrer beſtändig guten Laune nichts Anderes als herzlich zu lachen vermochte über das entſetzliche, unerhörte Unglück ihrer Enkelin. „Närriſches Kind," ſagte ſie alsdann, „es iſt ja

nicht das erste Mal, daß Du die paar Schritte allein machst, und was hat das um die gegenwärtige Stunde zu sagen, wo so viele Leute auf der Straße sind, und wo Du gewiß neben Bekannten sicher zum Theater gelangst? Wenn Du das nicht willst, so laß Dir den jungen Schettel heraufholen, der macht sich ein Vergnügen daraus, vom Comptoirpulte wegzuspringen."

Da stand die dünne, schmächtige Gestalt des jungen Handlungslehrlings, welchem zu begegnen wir schon in einem der ersten Kapitel dieser Geschichten das Glück hatten, plötzlich groß und bedeutend geworden, vor der Seele des jungen Mädchens.

Wie viel konnte davon abhängen, ob die schmächtige Gestalt heute Abend an ihrer Seite wandelte oder nicht? Vielleicht Wohl und Wehe, ja es war gerade so, als wolle ihr Schutzgeist die Gestalt des jungen Schettel's annehmen, um sie vielleicht vor einem unüberlegten Schritte zu bewahren.

„Vor welchem unüberlegten Schritte?" fragte sich aber Helene selber, indem sie trotzig ihr Köpfchen in die Höhe warf, — „ich bin doch kein Kind mehr, dem man einreden kann, daß man es der Mühe werth findet, auf der Straße zu warten, um ein paar Schritte mit mir zu gehen, — lächerlich, als wenn dieser Herr von Rosenthal nicht andere und wichtigere Sachen zu thun hätte!

— — — — Nein, Großmama, ich gehe lieber allein, als mit Schettel — bis nachher — liebe Großmama, ich hoffe Dir viel Schönes erzählen zu können," damit drückte sie ein paar heiße Küsse auf das lächelnde, wohlwollende Gesicht der alten Dame und huschte zur Thüre hinaus durch das Vestibul, und dann geräuschlos die Treppe hinab.

Allerdings waren um diese Zeit viele Leute auf der Straße, manche, die mit Helene den gleichen Weg gingen, manche, die ihr entgegen kamen oder ihren Weg kreuzten, aber nicht in der Art, wie Herr von Rosenthal heute Morgen gesagt. Wer mochte überhaupt auf ein solches Geplauder etwas geben? Sie gewiß nicht, — sie wahrlich nicht, welche — sie, die genau wußte, was —

— — Da stand er mit einem Male an ihrer Seite, fest eingewickelt in einen langen, dunkeln Mantel, dessen über die Schultern geworfener Theil ein Drittel seines Gesichtes bedeckte. Da verneigte er sich lächelnd gegen sie und sagte flüsternd: „Dank, heißen Dank, schöne Helene, daß Sie mich verstanden haben!"

Das junge Mädchen war, trotzdem sich ihre Phantasie den ganzen Tag mit dem, was jetzt geschah, auf's Lebhafteste beschäftigt hatte, doch so überrascht und erschreckt, daß es ihr unmöglich war, ein Wort der Er-

wiederung zu finden, und daß sie fast willenlos seinen Arm nahm, den er ihr mit den rasch gesprochenen Worten bot: „Vertrauen Sie sich mir an, theure Helene, und kommen Sie für eine kleine Weile aus den Augen der Leute, die unser Stehenbleiben mißtrauisch betrachten, — kommen Sie!“

„Wohin, Herr von Rosenthal? Das ist nicht mein Weg nach dem Theater.“

„O, doch, nur auf einem kleinen Umwege, den Sie mir schon gestatten müssen, um neugierigen Blicken zu entgehen, sowie um Ihnen meinen innigsten Dank zu sagen für die Freude, welche Sie mir durch diese Begegnung gemacht — — es ist das ein Pfand für späteres Glück,“ fuhr er nach einer Pause fort, da sie ohne eine Sylbe der Erwiederung stumm an seiner Seite schritt, leicht erbebend, schwer athmend, was er wohl fühlte, da er sie so dicht als möglich an seine Seite zog.

— — — — — „Einen Dank, den Sie mir da sagen, Herr von Rosenthal,“ sagte sie mit leiser Stimme, nachdem sie eine Strecke Weges gegangen, „kann ich nicht annehmen; denn dieser Dank, wenn überhaupt ein solcher nicht ganz unnöthig ist, gebührt dem Zufall.“

Herr von Rosenthal lachte in sich hinein, als sie den Zufall nannte und er dabei des Billets gedachte, welches er an Tante Seraphine geschrieben, wobei er im

uns die hundertjährigen Bäume des berühmten Parkes von Aranjuez zu sehen.

Man sagt, es sei Grimaldi gewesen, welcher die Niederlande als Gesandter besucht hatte und darauf die Veranlassung gab, Schloß und Stadt im holländischen Geschmacke zu erbauen; doch ist dieß nicht besonders gelungen, und wenn die eben angegebene Absicht wirklich vorlag, so hat man es nicht verstanden, in den Charakter des Musters einzugehen. Das einzige, was vielleicht an eine holländische Stadt erinnern könnte, sind die erwähnten geraden Straßen, der Backstein als Baumaterial und ein Glockenspiel auf dem Schlosse, welches sich aber nur an hohen Festtagen hören läßt.

Der Name Aranjuez wird von einem Tempel des Jupiter abgeleitet, ara Jovis; ob übrigens ein solcher je existirt, ist eine Frage, die wohl nie entschieden werden wird. Vor den Zeiten Philipps II. war von einer eigentlichen königlichen Niederlassung hier nicht die Rede und es befanden sich nur in diesem schönen Thale mehrere Landsitze und kleine Jagdschlösser, dem Großmeister von Santiago gehörig, der in dem benachbarten Ocaña, welches damals Gränzfestung gegen die Saracenen war, seinen Sitz hatte. Karl V. und Ferdinand der Katholische kamen als die Erben des Großmeisters zuweilen auf kurze Zeit hieher, doch war es erst Philipp II., der das Schloß erbauen ließ und Aranjuez zur Frühlingsresidenz erhob. Seitdem hat dieses nun so stille Gebäude, die dichtverschlungenen Wege des Gartens, manch' Interessantes gesehen. Hier trieb Karl IV. sein melancholisches, unstetes Wesen, seine kleinen, oft so unschuldigen Liebhabereien, wie z. B. die Errichtung jener ungeheuren Seemacht aus imposanten Dreideckern, Fregatten, Corvetten, mit einer großen Anzahl von Feuerschlünden versehen, die auf dem benachbarten Teich von Antigola von dem Könige selbst manövrirt wurden. Leider waren die Schiffe nur wenige Fuß lang und die Matrosen aus Holz oder Pappendeckel, und von der ganzen Spielerei hatte nur der erwähnte Teich einigen Nutzen, der von jener Zeit an den Namen „das Meer von Antigola"

gegenwärtigen Augenblicke mehr als ein Gefühl der Genugthuung empfand; denn wenn auch Tante Seraphine verhindert war, das junge Mädchen zu begleiten, so gab es ja dazu noch eine ganze Menge anderer Leute, wenn es Helenen nicht darum zu thun gewesen wäre, allein zu gehen, und diese Gewißheit durchströmte ihn mit einem lange nicht empfundenen, unaussprechlich angenehmen Gefühl und veranlaßte ihn, die Hand des jungen Mädchens zu ergreifen und an die Brust zu drücken, auf eine passende Stelle unter dem weiten, weichen Pelzärmel.

„Jetzt aber bitte ich dringend, Herr von Rosenthal, wieder nach der Straße drüben einzulenken, und in diesem Falle will ich Ihre Begleitung an's Theater erlauben."

„Sogleich, schöne Helene," gab er zur Antwort, nachdem er flüchtig einen Blick um sich her geworfen, — „gestatten Sie mir noch einen kleinen Umweg um die nächste Straßenecke, nur um zu sehen, ob eine Befürchtung, die ich habe, gerechtfertigt ist."

„Welche Befürchtung? ich bitte Sie," fragte das junge Mädchen in ängstlichem Tone.

„Hervorgerufen durch die Begleitung einer Gestalt, die Ihnen von Ihrem Hause an folgte, und zwar so auffallend und in gleicher Entfernung, daß ich sie An-

fangs für einen dienſtbaren Geiſt Ihres Hauſes hielt, eine Geſtalt, — deren Aufmerkſamkeit uns gilt, wenn ſie, wie ich faſt fürchte, hinter uns jene enge Gaſſe einſchlägt, durch welche ich Sie dringend bitte mir nach dem Theater zu folgen — — Sie glauben mir nicht? — bleiben Sie einen Augenblick ſtehen und ſchauen Sie rückwärts! Dort im Schatten jenes vorſpringenden Hauſes ſteht die Geſtalt, von der ich ſprach, und daß ſie jetzt ebenfalls ruhig ſtehen bleibt, beweist mir, daß wir ihre Aufmerkſamkeit erregt haben."

„Was mir ſehr, ſehr unangenehm wäre, Herr von Roſenthal!"

„Bah, vielleicht ein ſonſt harmloſer Neugieriger, es gibt ſolche mißgünſtige Seelen; das Beſte iſt, wir machen ein paar Schritte in die Straße rechts, um dann zurückzukehren und dadurch zu erfahren, ob er wirklich unſern Schritten folgt. — — — — ja, es iſt ſo," fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, „dort drüben blieb er ſtehen und iſt uns jetzt wieder gefolgt."

„So wiederhole ich meine Bitte, auf dem nächſten Weg nach dem Theater zu gehen."

„O verzeihen Sie, ſchöne Helene, ſo gerne ich Ihnen auch folgen möchte, würden wir ihm dadurch gerade in die Hände laufen, er wird uns vorauseilen, ſich am Theater vor die leuchtenden Gaslaternen hinpflanzen, um

uns mit aller Gemüthlichkeit zu betrachten, — nein, nein, ich weiß einen andern, beſſern Ausweg, aber Sie müſſen mir für eine Viertelſtunde Ihr vollſtes Vertrauen ſchenken."

„Wozu?" fragte das junge Mädchen bebend, denn ſie war ja ſelbſt überzeugt, daß die Geſtalt, von der ihr Begleiter geſprochen, ihren Schritten folgte.

„Haben Sie Vertrauen zu mir und folgen mir etwas raſcher, wenn ich Sie bitten darf, dort am Ende der ſchmalen Gaſſe ſehe ich, was wir brauchen, ein glücklicher Zufall."

Ob es nun wirklich ein Zufall war, daß dort am Ende der ziemlich dunklen Gaſſe ein geſchloſſener Wagen hielt, deſſen Kutſcher abgeſtiegen war und wie auf Jemand wartend neben dem geöffneten Schlage ſtand, müſſen wir unentſchieden laſſen, jedenfalls war es aber alsdann der glücklichſte Zufall, den man ſich denken konnte, wie Roſenthal ſeiner zitternden Begleiterin in den überzeugendſten Worten zuflüſterte, während er das junge, erſchreckte Mädchen dicht an ſich zog, um ſie im raſchen Gange zu unterſtützen, — „vielleicht irre ich mich," ſagte er haſtig, „und es iſt das wirklich nur ein Neugieriger, der ruhig ſeiner Wege gehen wird, ſobald wir verſchwunden ſind, der uns aber im ſchlimmeren Falle nicht zu folgen im Stande iſt, — Sie fürchten ſich doch nicht,

ſchöne Helene, einen kleinen Augenblick allein in meiner Geſellſchaft zu ſein? Und doch iſt es nicht das erſte Mal, daß ich das Glück habe, traulich im Wagen Ihnen gegenüber ſitzen zu dürfen."

Es war das Alles ſo überraſchend gekommen, Roſenthal hatte dem jungen Mädchen ſo gar keine Zeit gelaſſen, ſtehen zu bleiben, ſich gewaltſam loszureißen und zurückzugehen, oder auch nur etwas zu entgegnen auf ſeine halb und halb überzeugenden Worte und ſeine flehenden Bitten. Sie fühlte, daß ſie Unrecht that, ihm zu folgen, ihr Herz ſchlug ängſtlich wie nie, und doch hatte ſie nicht die Kraft, ihm zu entfliehen.

„Zögern Sie nicht, Helene," flüſterte er raſch, als ſie nun am Wagen ſtanden, und dann hob er ſie mit ſtarkem Arm in die Höhe, während der Kutſcher ebenfalls ſeinen Sitz beſtiegen hatte, und war eben im Begriffe, ſich ihm nachzuſchwingen, als er plötzlich ſeinen Arm von einer ſtarken Fauſt gepackt fühlte und eine Stimme vernahm, die ihm allerdings kaum hörbar, aber in höchſter Aufregung in die Ohren raunte: „Wenn Sie einen Straßenſkandal vermeiden wollen, ſo erſuchen Sie die junge Dame dort im Wagen, wieder auszuſteigen, und erlauben mir, dieſelbe auf den richtigen Weg zurückzuführen."

„Lächerliche Zumuthung eines unbekannten, frechen

Menſchen," murmelte Roſenthal zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor.

„Unbekannt gerade nicht — Sie kennen mich ſo gut, wie ich Sie kenne."

„Herr von Mittow — — — — was ſoll dieſe Komödie?"

„Nennen Sie es ſo, wenn es Ihnen beliebt, aber ſie wird endigen, wie ich Ihnen ſoeben ſagte, entweder mit einem Straßenſkandal, der uns die Polizei auf den Hals ruft, oder damit, daß ich die junge Dame nach Hauſe begleite."

Einen Augenblick ſtanden ſich hierauf die beiden Männer, ohne eine Sylbe zu ſprechen, gegenüber, der Offizier mit zuckenden Lippen und flammenden Augen, während ſeine rechte Hand wie eine eiſerne Klammer den Arm Roſenthal's umſchloß, in deſſen Blicken jetzt ein düſteres, unheimliches Feuer aufloderte, während um ſeine bleichen Lippen ein kaltes, verächtliches Lächeln ſpielte. — — „Laſſen Sie meinen Arm los!" flüſterte er in einem Tone, der wutherfüllt, wahrhaft furchtbar klang, und dem Ziſchen einer Schlange glich; — „Narr, der Sie ſind, und was Ihre lächerliche Forderung anbelangt, ſo werde ich weder die eine noch die andere erfüllen." Er riß ſeinen Arm mit gewaltiger Kraft an ſich, warf den Schlag des Wagens, neben welchem er auf dem Pflaſter ſtand, hinter

ſich in's Schloß und rief dem Kutſcher zu: „Fahre nach dem Theater!“

Der junge Dragoneroffizier ſchien einen Augenblick unſchlüſſig, was er beginnen ſollte: dem Wagen nacheilen, oder Herrn von Roſenthal zur Rede ſtellen; doch überhoben ihn die raſch davoneilenden Pferde jedes Zweifels, und er trat dicht vor ſeinen Nebenbuhler hin, der aber durchaus keine Miene gemacht hatte, ſich vor Erledigung des peinlichen Auftrittes von der Stelle zu rühren, vielmehr hatte er das Ende ſeines Mantels, welcher von der Schulter herabgefallen war, wieder ruhig über dieſelbe geworfen; er blickte lächelnd dem enteilenden Wagen nach, und weder auf ſeinen Zügen, noch in ſeinem vorhin ſo zornig funkelnden Auge zeigte ſich mehr die geringſte Spur von Aufregung. Ja, das Lächeln auf ſeinen Lippen verſchwand auch dann nicht, als nun Herr von Mittow mit einer heftigen Bewegung gegen ihn ſich wandte und ihm mit bebender Stimme ſagte: „Mit welchem Namen ich Ihr Betragen belegen muß und belegen werde, kann ich Ihnen füglich nicht in dieſem Augenblicke ſagen, da ich alle Bravaden haſſe, und da wir hier ohne Zeugen ſind, Sie alſo vielleicht im Stande wären, ſich morgen nicht mehr daran erinnern zu können, was überhaupt an dieſem Abend vorgefallen iſt.“

„Schwerlich werde ich das vergeſſen," entgegnete der Andere, aber in einem ſo gefälligen Tone, als unterdrücke er abſichtlich einen herzlichen Dank für etwas Angenehmes, was er durch den Andern erfahren, „ſchwerlich, Herr von Mittow, werde ich es vergeſſen, daß Sie ſo freundlich waren, ſich gänzlich unberufen um meine Angelegenheiten zu bekümmern."

„Und hoffe, daß Sie morgen früh für mich zu Hauſe ſind, wenn Sie es nicht vorziehen ſollten, mir zu erlauben, noch heute Abend einen meiner Freunde zu Ihnen zu ſenden."

„Ich bedaure ſehr, dieſer zu jeder andern Zeit nicht unbilligen Forderung heute Abend nicht entſprechen zu können," antwortete Herr von Roſenthal mit dem gleichen milden Lächeln, „doch werden Sie ſich erinnern können, auf welche brüske Art Sie ſoeben hier meine kleinen Privatangelegenheiten ſtörten; ſelbſtverſtändlich habe ich nichts Eiligeres zu thun, als die betreffende Dame Ihrer Unart wegen um Verzeihung zu bitten."

Nach dieſen Worten machte er eine höfliche Verbeugung und ließ den jungen Offizier ſtehen, der, noch mehr erregt durch die kalte Ruhe ſeines Gegners, ihm zähneknirſchend nachblickte, ſich dann, wie nach Faſſung eines neuen Entſchluſſes, aufraffte und ihm folgte, wobei er auf der andern Seite der Straße mit dem lang-

ſam Dahinwandelnden gleichen Schritt hielt, und nur zuweilen, zitternd vor Aufregung, nach ihm hinüberblickte.

Herr von Roſenthal nahm ſeinen Weg nach dem Theater, ſcheinbar gänzlich ruhig und unbekümmert; ja, als er wieder die breitere und hellere Straße betrat, von welcher er vorhin mit ſeiner Begleiterin abgebogen war, blieb er einen Augenblick ſtehen, um einem Herankommenden „guten Abend“ zu ſagen, den er ſchon von Weitem als den Grafen Leo Wieneck erkannte. Kaum war dieſer bei ihm ſtehen geblieben, als ſich, in drei bis vier weiten Schritten über die Straße herübereilend, der Lieutenant von Mittow zu ihnen geſellte und, ohne irgend welche ruhige Einleitung, ohne irgend welche vernünftige Erklärung für den Grafen Wieneck, mit zitternder Stimme in die Worte ausbrach:

„Bleiben Sie nicht bei dieſem Menſchen ſtehen, er iſt es nicht werth, daß ein Offizier, überhaupt ein anſtändiger Menſch, mit ihm ſprechend geſehen wird!“

Begreiflicher Weiſe trat Graf Wieneck nach dieſem etwas plumpen und für ihn gänzlich unverſtändlichen Angriff ſprachlos einen Schritt zurück, wobei er zuerſt einen flüchtigen Blick auf Roſenthal warf und dann den Dragoneroffizier kopfſchüttelnd betrachtete, ehe er in begütigendem Tone ſagte: „Aber, mein lieber Mittow, was ſind das für Geſchichten?“

„O, ich verſtehe Ihre Worte und Ihre Blicke; Sie halten mich entweder für einen Narren oder für betrunken, bin aber weder das eine noch das andere, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, denn es kam heute noch kein Tropfen geiſtiger Getränke über meine Lippen, und ich denke ſo klar und ſcharf wie je; dieß hier iſt die Ecke der Joſephſtraße, Sie ſind Graf Leo Wieneck, Flügeladjutant Seiner Majeſtät, und dieſer hier iſt ein gewiſſer Herr von Roſenthal, den ich vor Ihnen, und wenn ich es könnte vor der ganzen Welt, als einen großen Schurken erkläre.“

— — — — Hierauf blieb er einen Augenblick bebend vor Zorn, und dem Angegriffenen ſo nah als möglich in die Augen ſtierend, ein paar Sekunden lang ſtehen und fuhr alsdann fort, da Roſenthal keine Antwort gab, — „Sie ſehen, wie er ſich ſeines Werthes bewußt iſt — — morgen das Weitere.“

Damit wandte er ſich ab und ſchritt eilig die Straße hinab.

„Soll ich ihm nacheilen?“ fragte der Major auf's Höchſte beſtürzt und gänzlich unfähig, einen Zuſammenhang zwiſchen Roſenthal, der ja ein genauer Bekannter Mittow's war, und dieſer furchtbaren Beleidigung zu finden, „ſoll ich ihm nacheilen? Ich fürchte wirklich, dieſer tolle Kerl wird irgend ein Unglück anſtellen.“

„Wenn Sie dadurch andeuten wollen, Sie halten

ſeinen Geiſt in irgend einer Weiſe geſtört, ſo kann ich Sie darüber vollkommen beruhigen. Gönnen Sie mir nur ein paar Augenblicke, währenddem Sie mit mir weiter gehen, und ich erzähle Ihnen die ganze Geſchichte."

„Bei allem dem verſtehe ich Ihre Ruhe nicht, Herr von Roſenthal," entgegnete der Major, ihn kopfſchüttelnd, ja mit einem Anflug von Mißtrauen betrachtend, „wenn Miltow nicht verrückt geworden iſt, ſo muß etwas ganz Abſonderliches geſchehen ſein."

„Wie man's nimmt, lieber Graf Wieneck, und was meine Ruhe anbelangt, ſo glaube ich jedenfalls, es war beſſer, dieſelbe hier anzuwenden, ſtatt eine ſehr unangenehme Szene herbeizuführen; was ſchließlich geſchehen muß, darüber ſind Sie ebenſo im Klaren wie ich. Aber bitte, gönnen Sie mir ein paar Minuten, ich möchte in der That, daß ein gänzlich Unparteiiſcher und in ſo allgemeinem Anſehen Stehender, wie Sie, den Sachverhalt erfahre."

Sie gingen mit einander fort, und wer Beide geſehen und aufmerkſam beobachtet hätte, der müßte geglaubt haben, Major Wieneck ſei der Aufgeregte und Betheiligte, den der Andere mit der größten Seelenruhe und Kälte zu begütigen ſuche.

Bleich ſah Herr von Roſenthal allerdings aus, und beſonders jetzt, wo er, als Beide, nachdem er ſeine Er-

erhielt, mit welchem ihn auch heute noch das Volk benennt. Während aber ſo der König mit ſeinen Schiffchen ſpielte und zur Abwechslung Kaninchen ſchoß, ging der Reſt der ſpaniſchen Marine durch das franzöſiſche Bündniß bei Trafalgar zu Grunde. Hier in Aranjuez war es auch, wo Karl IV. abdankte, was zur nächſten Folge hatte, daß ſein Miniſter Manuel Godoi, damals Großadmiral, Friedensfürſt und Geheimerath der Königen Marie Luiſe, von den Leibwachen, ſeinen früheren Kameraden, verhaftet und vom Volke faſt zerriſſen worden wäre, eine Scene, welche an Verſailles erinnert, deſſen Hofgeſchichten denen von Aranjuez auch in manchen anderen Beziehungen zu vergleichen ſind. Auch im Aeußeren gibt es hier Aehnlichkeiten; findet man doch ſelbſt im großen Parke, dem Fürſtengarten, Stellen in jenem ſteifen, verſchnörkelten Geſchmack aus den Zeiten Ludwigs XIV., Alleen von ſchönen Bäumen, ſorgſam friſirt und verſchnitten, künſtliche Teiche, Statuen, meiſtens Erinnerungen aus der Regierungszeit des erſten ſpaniſchen Bourbon, Karl V., welcher ſich leider die unnöthige Mühe gab, manches hier umzubauen und umzupflanzen.

Indeſſen iſt unſer alter Gärtner zurückgekommen und bringt die Erlaubniß zum Eintritt ins Schloß. In Erinnerung an die glänzende Geſchichte Philipps II. und ſeines Hofes, ſowie auch in Anbetracht des Dramas jener gewaltigen Zeit, welche nach Schiller hier begann, glaubt man den Palaſt von Aranjuez aufs Prächtigſte eingerichtet zu finden, werth des Beherrſchers von Reichen, in denen die Sonne nie unterging, findet aber in dieſer Richtung ſich ſehr enttäuſcht. Schon die Räumlichkeiten des Schloſſes ſind nicht groß und impoſant, und die Einrichtung ſehr beſcheiden und mangelhaft. In vielen Zimmern wurden die gewöhnlichſten Stoffe zu Vorhängen und zu Bedeckung von Möbeln angewandt, ja manches Gemach findet man mit Strohſtühlen möblirt, und faſt durchgängig ſtatt der Teppiche allerdings kunſtreich geflochtene Binſenmatten. Man kann ſich denken, mit welch großem Intereſſe wir die Gemächer der Königin, noch mehr aber des Infanten Don Sebaſtians, und vor allem Don Carlos' betrachteten.

zählung beendigt, neben dem mächtigen Theatergebäude ſtanden, von einem ſcharfen Strahl des aufgehenden Mondes beleuchtet wurde, ja ſein Auge erſchien etwas matt im Scheine des weißen Lichtes, zu dem er eigenthümlich lächelnd aufblickte. „So wie ich Ihnen eben erzählt, iſt dieſe Geſchichte," ſagte er mit aller Ruhe, „und wenn ich mir bei jeder andern ähnlichen Veranlaſſung gewiß die Ehre Ihrer Begleitung ausgebeten hätte, mein lieber Graf Wieneck, ſo kann doch jetzt davon keine Rede ſein, ja ich würde es ſogar begreiflich finden, wenn Sie mir an der Seite Mittow's gegenüber träten."

„Was gewiß nicht geſchehen wird, wenn ich es vermeiden kann; denn wenn ich, aufrichtig geſagt, Herr von Roſenthal, die ganze Sache auch in Ihrem Intereſſe bedaure, ſo werde ich doch nicht anders können, als Mittow die ernſtlichſten Vorſtellungen machen, und hoffe ihn zu vermögen, daß er Ihnen vielleicht auf andere Art irgend eine vollkommene und glänzende Genugthuung gibt."

„Die Sie aber an meiner Stelle ebenſowenig annehmen würden, als ich es zu thun im Stande bin. — Laſſen wir das, Graf Wieneck, — allerdings fühle ich wohl, daß ich nicht ganz ohne Schuld bin, weßhalb ich für den jungen Mann thun will, was in meinen Kräften ſteht, und ihm morgen mit dem Früheſten eine Forderung zuſenden. Er hat alsdann die Wahl der Waffen, nach

Umſtänden den erſten Schuß, und ſomit alle möglichen Chancen — doch nun genug von dieſer Geſchichte. Wo verbringen Sie Ihren Abend? Vielleicht kann ich Sie treffen und Ihnen eine Revanche im Piquet geben."

„Für heute unmöglich, mein lieber Roſenthal, ich habe noch ein paar kleine Gänge zu machen, und ſogar noch ein Bischen Dienſt im Schloß."

„Alſo dann auf Wiederſehen."

„Vielleicht morgen."

Sie trennten ſich nach einem flüchtigen Gruße, und der geneigte Leſer ſoll im nächſten Kapitel erfahren, warum Graf Wieneck nach einigen Schritten ſtehen blieb, um dem raſch Davoneilenden mit einem ſehr bedenklichen Kopfſchütteln nachzuſchauen.

Zehntes Kapitel.

In der neunten Wendung, Schneeregion und abwärts.

Graf Leo Wieneck hatte in den letztvergangenen Tagen Alles gethan, wenigstens den Versuch gemacht, Alles zu thun, um den höchst unangenehmen Eindruck, den er durch sein neulich so unfreiwilliges Eindringen in die Appartements der Gräfin Ferrner auf diese junge, eben so schöne, als in jeder Hinsicht ausgezeichnete Hofdame Ihrer Majestät hervorgebracht, war aber bei keinem dieser Versuche zu einem nur halbwegs günstigen Resultate gelangt. Ein paar Mal hatte er sich erlauben wollen, der stolzen und als sehr exklusiv bekannten jungen Dame zur de- und wehmüthigsten Rechtfertigung einen Besuch zu machen, und war nicht angenommen worden. Er hatte ihr geschrieben, und dieses Billet war, allerdings in einem Couvert mit dem Siegel der Gräfin Ferrner, uneröffnet an ihn zurückgekommen. Er hatte sich nach

der königlichen Tafel, zu welcher er an seinen Dienſttagen natürlicher Weiſe jedes Mal zugezogen wurde, wie alle übrigen Herren ihr genähert, und war dann auch von ihr ſo unbefangen wie alle Uebrigen und eben ſo freundlich und wohlwollend behandelt worden, wobei aber der leiſeſte Verſuch einer Anſpielung oder des Hinüberziehens der gewöhnlichſten Konverſation auf ein anderes Terrain auf eine Art zurückgewieſen worden, aus der er deutlich entnahm, der Vorfall von neulich, ſowie der Schuldige in dieſem Vorfalle, ſoll für alle Zeit in der gleichgültigſten Vergeſſenheit begraben werden.

Das kränkte und berührte ihn auf's Schmerzlichſte: denn Graf Leo Wieneck war ſowohl wegen ſeiner Perſönlichkeit, ſeiner Stellung, ſowie bei der Gunſt, in welcher er bei beiden Majeſtäten ſtand, eine der beliebteſten Perſönlichkeiten ſeines Kreiſes, wozu noch bei den jungen Damen der ſogenannten Geſellſchaft die Gewißheit kam, daß der Flügeladjutant Seiner Majeſtät nicht nur ein ſchöner Mann war, ſondern auch eine der beſten Partieen des Landes.

Hätte die ſchöne Gräfin Ferrner wenigſtens ſeine Briefe beantwortet, ſei es auch nur durch die gleichgültigſten Zeilen, ſo würde er doch in dieſen Zeilen wenigſtens etwas gefunden haben, was einer ſcharfen oder bittern Auslegung möglich geweſen wäre und ihn glücklich

gemacht hätte. Ja, wenn er im Glanz ihres ſchönen Auges nur ein einziges Mal den geringſten Schatten entdeckt hätte, ſobald er auf ſie zutrat, oder wenn ſie, wie ſie früher zuweilen gethan, ſich mit ihm in eine pikante Diskuſſion über Dieß oder Jenes eingelaſſen hätte. Sie vermied das, ohne aber ſelbſt in dieſem Falle unfreundlich zu erſcheinen. Daß bei dieſer Sachlage Graf Wieneck ſehr häufig, ja faſt unausgeſetzt, in ſeinen Gedanken, beſonders wenn er allein war, ſich mit dem Bilde der ſchönen Gräfin beſchäftigte, wird man eben ſo natürlich finden, als daß ſeine lebhafte Phantaſie ſie häufig ſo vor ſich ſah, wie er ſie unter dem Schutze des dunkeln Wandſchrankes erblickte, und daß dieſes Bild in aller ſeiner Lieblichkeit gerade nicht im Stande war, ſeine Gedanken zu beruhigen. Wie gefährlich es dabei iſt, ſich ſo ausſchließend mit dem Bilde einer jungen Dame zu beſchäftigen, über deren anmuthige Schönheit, über deren Verſtand und ſittlichen Werth ſogar alle Welt eines Hofes einig iſt, kann man ſich leicht denken, ohne ſelbſt in ähnlichem Falle geweſen zu ſein. Und wenn noch dazu kommt, daß man ſolchen Damen gerechte Veranlaſſung gegeben hat, uns mit einer verächtlichen Gleichgültigkeit zu behandeln, ſo wird man es leicht begreiflich finden, daß dieſe Behandlung auf den Grafen Wieneck einen ſehr ſchlimmen Einfluß ausübte; ſchlimm in ſo ferne, als er

ſich nach einigen Tagen geſtehen mußte, daß er die ſchöne Hofdame Ihrer Majeſtät mit einer nicht mehr zu unterdrückenden Leidenſchaftlichkeit liebe.

Sobald er darüber mit ſich im Reinen war, ſowie über die Alternative, die ihm blieb, entweder von ihr wieder geliebt zu werden, oder recht unglücklich zu ſein, beſchloß er, der Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät eine Staatsviſite zu machen, ihr unumwunden den Vorfall von neulich zu erzählen, ohne dabei den Eindruck zu verſchweigen, den die Gräfin Ferrner ſo plötzlich auf ihn gemacht, um ſo eine ſchon von beiden Seiten locker gewordene Feſſel gänzlich zu zerbrechen. Und er that ſo an dem gleichen Tage, an welchem er, wie wir im vorigen Kapitel geſehen haben, dem Herrn von Roſenthal Abends auf der Straße begegnete.

Zum Beſuche bei der Gräfin Wildenow, der Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät, hatte er die Mittagsſtunde gewählt, und war an dem Haupteingange zu deren Appartements von einer Seite vorgefahren, wo er ziemlich ſicher war, daß Ihre Majeſtät die Königin, die häufig an einem ihrer großen Fenſter zu ſein pflegte, ſeine Equipage und Livree erkannt habe. Auch ließ er ſich in aller Form bei Ihrer Excellenz der Frau Oberſthofmeiſterin durch den dienſtthuenden Kammerlakaien anmelden, wurde

auch ſogleich angenommen und in den Geſellſchaftsſalon der Gräfin geführt.

Sie empfing ihn auf's Freundlichſte, und obgleich ſie noch den Baron Brenner bei ſich zu Beſuch hatte, ließ ſie doch in einer Aeußerung, allerdings gut verſteckt, durchblicken, daß ihr gerade dieſer förmliche und Staatsbeſuch des Flügeladjutanten Seiner Majeſtät ſehr angenehm wäre: „auch kommen Sie mir eben recht, lieber Graf Wieneck, um mir durch Ihren Einfluß beizuſtehen, dieſen verſtockten Baron Brenner zu einem Geſtändniß zu bringen über jene Wette des Herrn von Roſenthal, die bei einem Ihrer kleinen Diners engagirt wurde, von der alle Welt weiß und in den letzten Tagen ſprach, und aus der Sie ja ſelbſt geſtern vor Seiner Majeſtät durchaus kein Hehl machten.“

„Halten mir Euer Excellenz zu Gnaden, dieſe Faſſung iſt doch nicht die ganz richtige,“ entgegnete der Flügeladjutant, „Seine Majeſtät ſprachen allerdings über die Wette, doch werden Sie mir zugeben, daß ich dieſe mit geziemender Ehrfurcht anhörte, ohne aber Weiteres hinzuzufügen.“

„Sehen Sie,“ warf Baron Brenner lächelnd ein, „daſſelbe erlaubte ich mir ſoeben der Frau Gräfin zu bemerken.“

„Ach geht mir, Einer iſt wie der Andere, und es iſt unrecht, die Geheimnißkrämerei ſo weit zu treiben.“

„Gewiß nicht, wenn dieſe Geheimniſſe ſo eigentlich doch nicht die unſerigen ſind," ſagte Graf Leo.

„O doch, wenn ſelbſt die Betreffenden keine Geheimniſſe mehr daraus machen, Baron Tönning hat ſelbſt darüber geſprochen, und Herr von Roſenthal leugnet es nicht."

„Das iſt ihre Sache," meinte Baron Brenner, „und was den Herrn Oberſthofmeiſter anbelangt, ſo hat er in den letzten Tagen noch ganz andern Stoff zu abſonderlichen Geſprächen gegeben."

„Unglaublich, in der That," ſprach die Gräfin kopfſchüttelnd, „und hat ſich ſo in die Klemme gebracht, daß ich in der That nicht begreife, wie er ſich mit Anſtand wieder herausfinden wird — aber an allem Dem iſt dieſer Roſenthal ſchuld, wie kann man eine ſolche Wette proponiren, und zwar nach einem Diner, wie Graf Wieneck ſie zu geben pflegt!"

„Die Wette allein iſt nicht an allen dieſen Verwicklungen ſchuld," verſetzte Baron Brenner.

„O, doch in ihren Folgen; hätte Tönning vor Seiner Majeſtät nicht die beſtimmte Verſicherung gethan in Betreff jenes Verhältniſſes des Grafen Stoltenhoff, ſo wäre dieſer nicht moraliſch und wirklich gezwungen worden, jenes Verhältniß aufzulöſen —"

„Und Baron Tönning nicht in den Fall gekommen deſſen Erbſchaft anzutreten."

„Das iſt das Unglaublichſte, was mir in meinem Leben vorgekommen iſt," ſagte die Gräfin Wildenow, „die Geſchichte war ſo gut wie beigelegt, der König ſprach in ſeiner bekannten milden und wohlwollenden Weiſe mit Tönning darüber, und der Verweis, den er ihm in Betreff jener Wette gab, war in ganz ſcherzhafte Form eingekleidet; da erklärt ihm die alte Excellenz, ſie könne einen Verweis ſelbſt in der mildeſten Form nicht annehmen, da es Tönning am beſten wiſſen müſſe, daß das Verhältniß zwiſchen Stoltenhoff und der Signora Melina eigentlich niemals beſtanden, daß man das junge Mädchen auf's Schrecklichſte verleumdet, und daß er im Begriffe ſtehe, dieß vor aller Welt zu beweiſen."

„Ich hätte dabei das Geſicht des Königs ſehen mögen," warf Baron Brenner lächelnd ein.

„Ich ſah Seine Majeſtät kurz darauf," fuhr Gräfin Wildenow fort, „und kann Sie verſichern, es war das für mich ſehr aufregend, mich dauert nur die Königin, welche große Stücke auf Tönning hielt, die ihn ſtets in Schutz nahm, und welche, wie wir Alle wiſſen, ſo äußerſt ſenſibel iſt für Alles, was nur im Entfernteſten einem Skandal ähnlich iſt. Der König trat ziemlich heftig herein und ſagte: ‚Da bringe ich ſchöne Neuigkeiten über Deinen Baron Tönning, er hat um ſeine Entlaſſung gebeten, weil er — eine Sängerin meines Hoftheaters heirathen will.'"

„Ja, und Tönning verbrannte sogleich seine Schiffe hinter sich, indem er mit einer gewissen Ostentation alle Welt von seinem Entschluß in Kenntniß setzte."

„Haben diese Theaterprinzessinnen glückliche Chancen," sagte Baron Brenner, „es wird ja förmlich zur Mode, sich eine Frau aus dem Departement unseres Freundes Schalken zu holen!"

„Ich glaube immer noch nicht, daß Tönning diesen letzten verzweifelten Schritt thun wird," sagte die Oberst-hofmeisterin.

„O, er wird ihn thun, und in möglichster Bälde; trifft er doch seine Anstalten mit einer Eile, die einem Bräutigam von zwanzig Jahren Ehre machen würde."

„Es ist eine horreur, und gerade diese!"

„Die Melina ist durch eine harte Schule gegangen, ungebildet ist sie nicht, und ich bin fest überzeugt, daß sie sich alle Mühe geben wird, den Lebensabend unseres alten Freundes so behaglich als möglich zu machen."

„Pfui, Baron Brenner, das sind ja ganz trostlose Grundsätze!"

„Was wollen Sie? Die Macht der Liebe —"

„Die lasse ich hier nicht gelten, Graf Wieneck wird mir Recht geben."

„Bedingungsweise ja, doch glaube auch ich, daß un-die Macht der Liebe zu allerlei verzweifelten Entschlüsse-

Leider ſind ſie aber faſt gänzlich ausgeräumt und man findet hier nicht mehr das Geringſte, was mit einigem Scheine von Wahrheit aus jener Zeit herzuleiten wäre. Die Fenſter in den Zimmern des Infanten Don Carlos gehen auf eine düſtere aber doch intereſſante Partie des wunderſchönen Inſelgartens, den wir ſpäter betreten werden. — Wird man es komiſch finden, wenn ich mich vor dieſen Fenſtern lehnend in tiefen Träumereien erging und lange zwiſchen die hundertjährigen Bäume blickend, endlich jene gewaltige räthſelhafte Zeit lebendig in mir aufſteigen ließ und die ſtillen Laubgänge mit meinen Phantaſiegebilden bevölkerte! Ja, ich that das, und plötzlich ſchien mir der ſtille Garten nicht mehr wie ausgeſtorben: auf dem feinen Sande ſeiner Wege rauſchte und kniſterte es unter kleinen Damenfüßen und langen ſeidenen ſchleppenden Gewändern, Guitarrenklänge ertönten aus den dunklen Bosquets, und am Ende jener Allee, die der Infant hier von dem Fenſter aus überblicken konnte, zeigte ſich freilich nur auf Augenblicke die Geſtalt einer ſchönen Dame mit dem Kopfe nickend, mit dem Fächer ſpielend, vielleicht die räthſelhafte Prinzeſſin Eboli, die gewiß oft hinaufſchaute nach den Fenſtern des Königsſohnes.

Doch dieſe Träumereien verſchwanden wie ſie kamen. Ich war allein geblieben in den Zimmern des Infanten, nun aber trat der Hausverwalter unter die Thüre mit ſeinem Schlüſſelbunde klirrend. Folgen wir ihm in die übrigen Räume des Schloſſes! Das einzige und wirklich Prachtvolle iſt der japaniſche Salon und der Spiegelſaal aus der Zeit Karls III. Die Wände ſind mit Porzellanplatten bedeckt, welche man Basreliefs in Porzellan nennen könnte, denn aus dem farbig angegebenen Grunde treten die mannigfaltigſten Figuren: menſchliche Gruppen, Thiere, Blumen, alles das verbunden durch das ſeltſamſte Schnörkelwerk, in halber Rundung hervor. Intereſſant iſt der Kronleuchter, ebenfalls aus Porzellan, ein wahrer Knäuel, wo ſich Ranken und phantaſtiſche Geſtalten aller Art in den ſonderbarſten Wendungen hundertfach verſchlingen. Die Ausſchmückung dieſes japaniſchen Salons lieferte die königliche Porzellanfabrik in Madrid, und wenn

treiben kann.“ Es war ein eigenthümlicher Blick, mit dem die ſchöne Gräfin dieſe Worte, welche auffallend nachdenklich geſprochen wurden, beantwortete, wobei ein allerdings kaum bemerkbarer, ſchmerzlicher Zug um ihre Lippen ſpielte, den, ſowie einen leichten Seufzer zu verdecken, ſie ihr Taſchentuch an den Mund führte. Vor Baron Brenner hätte ſie ſich indeſſen nicht zu geniren gebraucht, denn dieſer war nach den letzten Worten, die er ſoeben geſprochen, aufgeſtanden, und hatte ſeinen Hut von einem benachbarten Sopha genommen, worauf er ſich mit einigen verbindlichen Worten empfahl und den Salon verließ.

Kaum war die Thür hinter ihm geſchloſſen, ſo reichte die ſchöne Gräfin mit einer leidenſchaftlichen Bewegung ihre beiden Hände dem Grafen Wieneck, wobei ſie ausrief: „Und ſelbſt die Macht der Liebe, mein theurer Leo, iſt ohnmächtig und muß ſich beugen vor der bittern Nothwendigkeit. Ich danke Ihnen herzlich für die Rückſicht, mich erſt heute wieder und ſo zu beſuchen, wie Sie gethan. Ich bin überzeugt, dieſer ſchlaue Brenner gab auf jede Ihrer Mienen, auf jedes Ihrer Worte Acht. Glücklicher Weiſe waren Sie auch darin muſterhaft, und erſchienen als ein freundlicher, aber leidenſchaftsloſer, ja faſt kalter Beſucher.“

Hätte ſie in ſeinem Herzen leſen können, ſo würde

ſie wahrſcheinlich mit einigem Schmerze geleſen haben, daß er keine Maske vorgenommen hatte, und daß ſein Herz ſo fühlte, wie es ſeine Züge wiedergaben. Um aber dieſer leidenſchaftlichen Frau gegenüber ſich nicht zu verrathen in dem Augenblicke, wo ſie im Begriffe ſchien, die Feſſeln, welche ihm ſchon längſt drückend geworden waren, zu löſen, rief er im Tone der Ueberraſchung: „Ihre Worte erſchrecken mich; iſt irgend etwas vorgefallen, was mich beunruhigen könnte?“

„Ja und nein — — der hohe Beſuch von neulich, der mich in der That überraſchte, und welcher wahrlich nicht ohne Grund in Begleitung der Frau von Watters erſchien, hat mir zu denken gegeben, und wenn mich auch früher ſchon einzelne pikante Redewendungen der Königin, die oft förmlichen Anſpielungen glichen, frappirten, ſo hatte ich doch bisher keine gegründeten Urſachen, ſie für etwas mehr als ein harmloſes Geplauder zu halten. Das iſt ſeit einigen Tagen anders geworden, und ſeit der unverantwortlichen Geſchichte des alten Tönning iſt Ihre Majeſtät gereizt, wie ich ſie nie geſehen, und läßt ſich zu Aeußerungen hinreißen, die mir, obgleich ich gegründete Urſache habe, mich ganz ſicher zu fühlen, doch zu denken geben, und die mich veranlaſſen, jetzt gegen Sie, mein theuerſter Freund, die herbe Nothwendigkeit einer vollkommenen und gänzlichen Trennung auszuſprechen.

— — Keine Szene, Leo, ich flehe darum," flüſterte ſie mit einem Blicke auf die allerdings durch ſchwere Vorhänge dicht verhüllte Thüre, — „ich bitte, laſſen Sie keine Aufregung blicken, es gibt unter meinen eigenen Leuten welche, denen ich mißtraue, und die ich zu Allem fähig halte — ſo ſetzen Sie ſich zu mir und erzählen mir eine harmloſe Geſchichte, laut, fröhlich und lachend."

„Sie verlangen viel von mir — — und wenn ich in der That hieher kam, um Ihnen eine Geſchichte zu erzählen," ſagte er mit lauter Stimme, und ſetzte dann ſehr leiſe hinzu: „die mit neulich im Zuſammenhange ſteht, ſo bin ich doch wahrlich kaum in der Stimmung, fröhlich und lachend zu plaudern."

„Aber mir in Umſchreibungen das zu erzählen, was Sie ſoeben angedeutet," erwiederte die Gräfin im Tone des höchſten Intereſſes, „es iſt mir heute noch unbegreiflich, welchen Weg man genommen, um glücklicher Weiſe ſo ſpurlos zu verſchwinden."

„Man lernte dabei in der That ganz eigenthümliche Zimmereinrichtungen kennen," lachte Graf Leo mit einer Heiterkeit, die ihm allerdings einige Anſtrengung koſtete, „der gerade Weg iſt dem Sprüchworte nach allerdings der beſte, aber ich hatte einen Freund, den dieſer gerade Weg auf der Jagd in eine Höhle führte, die ſich wie eine Art Wandſchrank ausnahm, und nachher, um von

dort wieder zu entkommen, seitwärts durchbrechen mußte, da ihm der eben erwähnte gerade Weg versperrt, und obendrein Gefahr im Verzug war."

„Höchst interessant, Graf Wieneck, und welchen Weg nahm Ihr Freund?"

„Er gelangte unverhofft seitwärts eindringend in eine andere, noch dunklere Höhle, und von dieser in ein fremdes Jagdrevier, wo er leider entdeckt wurde."

„Gott steh' mir bei, und das erfahre ich heute erst!"

„Warum sollte ich Jemand beunruhigen, da ich fest überzeugt bin, dort gänzlich als Mädchen aus der Fremde erschienen zu sein — man wußte nicht, woher ich kam."

„Nein, nein, glauben Sie das ja nicht! O, diese Geschichte macht mich entsetzlich unruhig." Sie war hastig aufgesprungen, durcheilte mit raschen Schritten das Gemach und blieb dann vor einem Blumentische stehen, der mit prächtigen Blattpflanzen bedeckt in der entferntesten Ecke stand.

„Haben Sie meine neue Einrichtung hier gesehen?" rief sie laut, und als er sich ihr rasch näherte und dicht bei ihr stand, flüsterte sie leise und in ängstlichem Tone: „Sie drangen bei der Gräfin Ferrner ein und wurden von ihr gesehen?"

„Leider, ich kann das nicht leugnen, doch bin ich

überzeugt, daß ſie keine Ahnung davon hat, auf welchem Wege ich in ihr Schlafzimmer gelangte."

„Furchtbar, und ſah Sie ſonſt Jemand?"

„Faſt ihre ganze Dienerſchaft."

„O, das iſt zu arg — weit entfernt, Ihnen Vorwürfe zu machen, muß ich dieſen unglückſeligen Zufall auf's Tiefſte beklagen. — Hatten Sie eine Erklärung mit dieſer hochmüthigen Gräfin Ferrner?"

„Allerdings, aber eine mit dem lächerlichſten Ausgang, den man ſich nur denken kann."

„Reden Sie, reden Sie!"

„Eines ihrer Mädchen, in der Abſicht, ſich für ihre Herrin gegenüber dem Dienſtperſonal ganz wie in der Komödie zu opfern, ſtellte ſich als wie mit mir im Einverſtändniß."

„Und die Gräfin Ferrner? — O, ſie glaubte das nicht."

„Eben ſo wenig als ihre Leute, doch gönnte ſie mir keine Zeit zu einer Erklärung, ſonſt hätte ich aus der Noth eine Tugend gemacht, wäre ihr zu Füßen gefallen und hätte, um jeden andern Verdacht abzuwenden, ihr meine Liebe erklärt, und daß ich dieſen thörichten Schritt gewagt, um, ohne meine Leidenſchaft für ſie durch eine ſonſtige Annäherung zu verrathen, direkt aus ihrem ſchönen Munde mein Urtheil zu empfangen."

„A — a — a — ah —“ ſtöhnte die Gräfin nach einem tiefen Seufzer, während ſie die rechte Hand vor ihre Stirne preßte und dann mit aufwärts gerichtetem Blicke raſch das ganze Gemach durchſchritt, ehe ſie wieder an den Blumentiſch trat und fortfuhr: „Glauben Sie mir, Graf Wieneck, dieß iſt ein Abgrund, der für mich verderblich wird, Sie kennen dieſe Gräfin Ferrner nicht.“

„O doch; aber leider als ſehr unnahbar, denn ich gab mir alle mögliche Mühe, nachträglich zu einer Erklärung bei ihr zu gelangen, vergebens, ſie nahm meinen Beſuch nicht an, ſie ſandte meine Schreiben uneröffnet zurück.“

„Was konnten Sie ihr auch ſagen und ſchreiben?“

„Was ich ihr heute wiederholen würde: daß ich ſie liebe, und daß meine Leidenſchaft für ſie mich zu jenem thörichten Schritte getrieben, und um das Herz eines Mädchens zu überfallen und ihr eine Erklärung abzunöthigen, ſind ſchon auffallendere Dinge geſchehen und verziehen worden.“

„O ja, wenn jenes Mädchenherz den Ausdruck wahrer Liebe empfand; aber Gräfin Ferrner iſt die Letzte, die ſich mit ihrem klaren, ruhigen Verſtande von einer ſolchen Komödie täuſchen ließe.“

„Das käme auf den Schluß einer ſolchen Komödie

an," erwiederte Graf Wieneck mit dem Tone ſo tiefen Ernſtes, daß ihn die Oberſthofmeiſterin mit geſpannter Erwartung anſchaute. „Sie ſagten mir ſoeben, Gräfin Wildenow, es ſei das ein Abgrund, der Ihnen verderblich werden könnte, leider habe ich dieſen Abgrund zu Ihren Füßen eröffnet und bin zu jedem Opfer bereit, um ihn wieder zu ſchließen, um ihn für Sie ungefährlich zu machen."

„Verſtehe ich Sie recht, Leo?"

„Betrachten Sie mich als einen zweiten Curtius," antwortete er, indem er ſich ſcheinbar zu einem heiteren Lächeln zwang, „der ſich — vielleicht dem Verderben weiht, um etwas zu retten, das ihm eben ſo theuer geweſen iſt, als ein oft undankbares Vaterland — — und in dem Falle müßte es am Schluſſe meiner Komödie gerade ſo lauten, wie am Schluſſe mancher andern: ich liebe Sie und biete Ihnen mein Herz und meine Hand an."

„O — Leo — o mein Freund, das wären Sie im Stande für mich zu thun!"

„Und warum nicht?" gab er raſch zur Antwort, wobei er indeſſen eine leichte Verwirrung nicht verbergen konnte, „iſt es doch für mich eine gebieteriſche Nothwendigkeit, — eine Ehrenſache, Alles zu thun, damit auch der leiſeſte Schein irgend welcher Schuld von Ihnen fern gehalten wird, und gebe ich Ihnen dadurch nicht die

beſte Gelegenheit, für ſich ſelbſt zu wirken, indem Sie für mich wirken!“

„O gewiß, gewiß.“

„Und kann alsdann,“ fuhr er mit Wärme fort, „nur der geringſte zweideutige Schein auf Ihnen haften bleiben, wenn man erfahren hat, warum ich ſo häufig hier bei Ihnen zu ſehen war, und warum ich meine Beſuche zuweilen mit einer gewiſſen Heimlichkeit umkleidete, wenn man das vielleicht ebenfalls erfahren hat; ich drängte mich zu Ihnen, um dadurch in der Nähe Ihrer ſchönen Nachbarin zu ſein.“

„Wie grauſam Sie ſcherzen, Leo — — — ach, glauben Sie mir, ich würde Ihr Opfer mit der leidenſchaftlichſten Entrüſtung von mir werfen, wenn ich nicht auch Ihr Beſtes in einer vollkommenen Trennung ſähe, und wenn ich nicht wüßte, daß etwas Eklatantes geſchehen muß, um den aufkeimenden Verdacht gänzlich zu zerſtören.“

„Und Eklatanteres kann in dieſer Richtung wohl nicht geſchehen, als wenn Sie ſelbſt meine Bewerbungen um die ſchöne Nachbarin unterſtützen — — verſtehen Sie mich recht?“ fuhr er raſch und mit weicher Stimme fort, als er ſah, wie die ſchöne Frau feſt ihre Lippen aufeinander biß und ſich dann etwas heftig abwandte, um ihre feucht gewordenen Augen zu verbergen. — „Ver-

ſtehen Sie mich recht? Ich verlange ja nichts, als daß Sie den Verſuch machen, den Weg, der vor mir liegt und den ich ohne Zaudern gehen werde, inſoferne für meine Zwecke zu ebnen, daß Sie wenigſtens den Verſuch machen, Ihre unbeugſame Nachbarin zu dem Glauben zu bewegen, als habe mich wirklich die Liebe zu ihr zu einem ſo thörichten Schritte getrieben — können Sie das? — wollen Sie das?"

„Ob ich es will?" rief ſie leidenſchaftlich; „mir bleibt keine Wahl — aber eine andere Frage iſt: ob ich es kann? Auf direktem Wege werde ich nichts vermögen, ja, ich würde Alles verderben, wenn ich durch irgend Etwas Mißtrauen würfe in das offene, reine und ſtarke Gemüth jenes jungen Mädchens, und ich muß mich einer unparteiiſchen Mittelsperſon bedienen."

„Und wer könnte dieſe ſein?"

„Die Königin. Sie nimmt Antheil an Ihnen, ſie liebt die Gräfin Ferrner, und da ſie in einer ſolchen Verbindung das Heil ihres Lieblings ſehen muß, ſo wird ſie uns bereitwillig ihre Unterſtützung gewähren."

„Darin unterwerfe ich mich ganz Ihrer Anſicht und laſſe mich leiten, wie Sie es für gut finden."

„O, und Sie ſind glücklicher darin als ich, welche handeln muß, um zu einem für mich ſo traurigen Reſultate zu gelangen. — — — Laſſen Sie mich jetzt

allein, Leo, dieſe Unterredung hat mich furchtbar angegriffen.“

Sie reichte ihm ihre beiden Hände, und da er dieſelben etwas heftig ergriff, ſie auch in der That tief erſchüttert war, ſo wankte ſie einen Augenblick, um in der nächſten Sekunde an ſeine Bruſt zu ſinken, aber nur für die Dauer weniger ihrer raſchen Pulsſchläge, die ſie dazu benützte, haſtig ihre Hände aus den ſeinigen zu löſen, dann ſein blondes Haar zurückzuſtreichen und einen heißen Kuß auf ſeine Stirne zu drücken — — „und nun leben Sie wohl, Leo!“

„Und wenn wir uns wieder ſehen?“

„Wird die Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät ſich ein Vergnügen daraus machen, dem Grafen Wieneck alle Details mitzutheilen, wie weit die projektirte Unterhandlung gediehen iſt.“

Er verließ den Salon und die Appartements der Gräfin Wildenow mit einem Gefühle der Erleichterung. Er warf ſich in den Wagen, nachdem er dem Kutſcher befohlen, beim nächſten Portal des Schloſſes zu halten, was bei allenfallſigen Zuſchauern einiges Aufſehen erregen mußte, da ſich dieſes Portal nur wenige Schritte von dem befand, welches Graf Wieneck ſoeben verlaſſen; dann ſprang er raſch aus dem Wagen und verſchwand im Schloſſe, um nach weniger als einer Minute mit einem

man dieſe wirklich kunſtvollen Arbeiten bewundert, ſo kann man es nur bedauern, daß die Porzellanfabrikation heute ſo gut wie gar nicht mehr exiſtirt. Was ſich ſonſt noch an Sehenswürdigkeiten im Schloſſe findet, ſind einige gute Fresken und Deckengemälde von Velasquez, ſowie hie und da zerſtreut prachtvolle Moſaiken und Kryſtallgefäſſe, Alabaſterwerke, Broncen, aus welchen übrig gebliebenen glänzenden Spuren man wohl errathen kann, wie die Einrichtung des Palaſtes einſtens geweſen ſein mag.

Das Prächtigſte oder doch das Reizendſte und Schönſte in Aranjuez iſt aber der Inſelgarten, der dicht ans Schloß ſtößt und durch die vorhin erwähnte Blumenterraſſe mit demſelben zuſammenhängt. Er hat ſeinen Namen daher, weil er von zwei Armen des Tajo umfaßt wird, der ſich oberhalb ſpaltet und dann wie liebend die hoch aufgemauerten Terraſſen umfluthet, auf denen der Garten liegt. Der ſchönſte Punkt iſt bei der Blumenterraſſe, wo der Tajo in ſeiner ganzen Breite, kaum leicht bewegt, wie ein ſilbernes Band aus dem Schatten dichtbelaubter Bäume hervortritt, um unmittelbar vor dem Schloſſe einen über zwanzig Fuß hohen impoſanten Waſſerfall zu bilden, deſſen Anblick in der Hitze des Sommers kühlend und erfriſchend ſein muß. Dann wirkt ſein Toſen, das Grollen und Murmeln ſeiner Waſſer gewiß einſchläfernd und ladet den Beſchauer zur Sieſta ein, der den ſchönen Fall von einem der ſteinernen Bänke betrachtet, welche am Rande der Terraſſenbruſtwehr, unter hundertjährigen Bäumen ſtehen. Eine prächtige vierfache Platanenallee der älteſten Bäume zieht ſich neben dem Waſſerfall und dem Tajo dahin; dieſelbe hat vielleicht hundert Schritte vom Schloſſe entfernt eine Wendung gemacht, man ſieht von den Gebäuden nichts mehr und befindet ſich auf einem heimlichen ſtillen Plätzchen, welches durch dichte Gebüſche und hohe Hecken vor jedem Blicke geſchützt iſt, während das Murmeln des Tajo einem argwöhniſch lauſchenden Ohre nicht geſtattet, den geringſten Laut eines Geſpräches, das hier geführt wird, verätheriſch zu erſpähen.

In dieſe Allee verlegte eine Phantaſie den roman-

etwas bittern Lächeln zurückzukehren. Er hatte abermals den vergeblichen Versuch gemacht, die Gräfin Ferrner zu Hause zu treffen, bemerkte aber, ehe er wieder in seinen Wagen stieg, doch eine kleine Frucht dieses vergeblichen Versuches, und zwar Ihre Majestät die Königin droben am Fenster stehend, und mit ihrem Augenglase aufmerksam, wie es schien, die gräflich Wieneck'sche Equipage betrachtend.

Wenn es im Interesse unserer Geschichten läge, so würden wir den Grafen Wieneck nach seiner Wohnung begleiten, um dort zu sehen, wie er ruhelos über eine gute Stunde in seinem Schreibzimmer hin und her schritt, stets mit einem und demselben Gedanken beschäftigt, der aber für uns, welche wir seine soeben gehabte Unterredung kennen, nicht einmal den Reiz der Neuheit hätte; es war wieder einmal die alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu, und wir können vielleicht noch allenfalls hinzufügen, daß der Graf Wieneck bei seinem Hinundherwandern Augenblicke hatte, wo ihn die Reue anwandelte, daß er die langsamere Vermittlung der Gräfin Wildenow gesucht, statt sich selbst entschlossen der jungen Dame zu nähern, in ihrem Vorzimmer mit Ostentation, sei es selbst einige Stunden, zu warten, bis sie nach Hause zurückkehre, oder bis sie ihn vor sich ließ, um alsdann mit überzeugender Wahrheit, unterstützt von dem

Ausdruck wirklicher Liebe, zu ihr zu reden. Doch war daran nichts mehr zu ändern, und er mußte ſein Schickſal jetzt ſchon dem langſamen Weg diplomatiſcher Verhandlungen überlaſſen.

Bei ſeinem kleinen Diner, welches er heute aufgeregt, verſtimmt, allein, ohne jede Geſellſchaft einnahm, wurde ihm ein Schreiben überbracht, deſſen flüchtige, kritzliche Handſchrift ihn veranlaßte, dem Ueberbringer ſogleich hinausſagen zu laſſen, er möge auf Antwort warten, worauf Graf Leo haſtig das mit dem königlichen Wappen verſehene Couvert abriß, die wenigen Zeilen, die es enthielt, durchlas und darauf ſogleich mit der Verſicherung beantwortete, er werde nicht ermangeln, ſich pünktlich zur angegebenen Zeit einzuſtellen. Dann wies er durch eine einfache Handbewegung den Reſt des Diners von ſich und ließ ſich in einem Fauteuil neben dem lodernden Kamin in ſeinem Schreibzimmer nieder, zündete ſich eine Cigarre an und durchlas dann noch einmal das eben erhaltene Billet. Es war von der Hand des Kronprinzen und lautete folgendermaßen: „Mein lieber Graf Wieneck! Ich habe Sie in einer eben ſo delikaten als vertraulichen Angelegenheit um Ihren Rath und Ihre Hülfe zu bitten, die ich aber nur dann in Anſpruch zu nehmen vermag, wenn Sie ſie mir ganz in der Art gewähren wollen, wie jedem andern Ihrer genaueſten Bekannten, zu denen

mich zu rechnen ich mir wohl erlauben darf. Gern wäre ich zu Ihnen gekommen, doch ist mir das heute Abend unmöglich und muß deßhalb freundlich bitten, mich in Ihrem Wagen um acht Uhr abholen zu wollen."

Diese Zeilen, so harmlos sie klangen, gaben Dem, an welchen sie gerichtet waren, doch Einiges zu denken. Der Kronprinz verlangte seinen Rath und seine Hülfe, vielleicht in einer Angelegenheit, die man unter jungen Leuten gleichen Alters und Standes gerade nicht skrupulös zu nehmen pflegt. Hier aber lag der Fall anders, und Rath und Hülfe, die Graf Wieneck seinen übrigen Bekannten gewiß bereitwillig gewährt hätte, konnten ihn hier in unangenehme Verwicklungen bringen, ja geradezu auch unehrenhaft ausgelegt werden.

Dergleichen fehlte ihm heute noch zu seinen an sich schon so unangenehmen und aufregenden Erlebnissen. Er warf das Billet auf einen nahestehenden Tisch, um es gleich darauf wieder in die Hand zu nehmen und halblaut vor sich hin zu sprechen: „Daß diese Angelegenheit einen höchst unangenehmen Haken hat, beweist die ganze Fassung dieses Schreibens, besonders der Nachsatz, daß ich den Kronprinzen in meinem Wagen abholen soll — das könnte aber allenfalls auch so heißen: in irgend einem Wagen, und jedenfalls will ich es so verstanden haben, denn ich muß schon gestehen, daß an einem Orte,

wo das königliche Wappen nicht gesehen werden soll, auch das gräflich Wieneck'sche nicht zu erscheinen braucht.

Er rief durch einen Zug an der Glocke seinen Kammerdiener herbei, dem er den Befehl gab, auf halb acht Uhr einen verschlossenen Wagen ohne irgend welche Chiffre oder Nummer zu besorgen, und fragte alsdann, ob sein Vater zu Hause sei, welches von dem Diener mit dem Beisatze bejaht wurde, Seine Excellenz seien vor einer Stunde zurückgekommen und hätten ihren Wagen auf neun Uhr befohlen.

„So richten Sie mir einen einfachen Civilanzug, ich komme gleich wieder."

Graf Leo ging hierauf in die Wohnung seines Vaters, und als er bei diesem nach vorheriger Meldung eintrat, traf er den Staatsminister am Schreibtisch und überreichte ihm das soeben erhaltene Billet, welches der alte Herr aufmerksam, aber mit einer lächelnden Miene durchlas.

„Du möchtest meinen Rath hören, was darauf zu thun ist?"

„Wenigstens von Ihnen vernehmen, Papa, ob ich darauf das Richtige beschlossen."

„Seinem Wunsche Folge zu leisten."

„Ja, aber vor allen Dingen nicht in meinem Wagen beim Schlosse vorzufahren, denn —".

„Du ahnſt," fiel ihm der Miniſter in's Wort, daß das vielleicht eine Expedition geben könnte, bei der es Dir gerade nicht lieb wäre, unſer Wappen zu zeigen. Halb und halb haſt Du darin Recht; doch kann ich Dir die Verſicherung geben, daß an dem Orte, wohin Dich der Kronprinz zu führen gedenkt, ſelbſt unſer Wappen gerade keiner Mißdeutung ausgeſetzt wäre."

„So kennen Sie dieſen Ort?" fragte Leo im Tone des Erſtaunens.

„Das heißt, ich glaube mit einiger Sicherheit ihn zu kennen. Es iſt das eine ruhige und ſtille Gegend, wo, wie ich nicht anders weiß, nur ſehr anſtändige Leute wohnen."

„Das beruhigt mich; denn ich dachte mir, es handle ſich hier um ein kleines Abenteuer, bei deſſen Mitwirkung gerade nicht viel Ehre zu holen wäre."

„Um ein Abenteuer, wie Du es andeuteſt, wird es ſich allerdings handeln; doch kannſt Du Dich über das Andere vollkommen beruhigen. Denn ſelbſt wenn man erführe, daß Du dabei die Hand im Spiele gehabt, könnte es für Dich auch nicht die geringſte pikante oder zweideutige Bemerkung eintragen, wohl aber den Dank des Königs, welcher Dank hie und da auch nicht zu verachten iſt."

„Sie ſprechen da in Räthſeln, Papa, deren Auflöſung mir ſehr erwünſcht wäre."

„Was ich genau weiß, will ich Dir nicht vorenthalten. Du wirst Dich erinnern, daß neulich bei einem Balle meines würdigen und verehrten Nachfolgers Herr von Rosenthal die Aeußerung that, das Herz des Kronprinzen sei von einer tiefen Leidenschaft befangen."

„Gewiß, und ich weiß auch, daß diese Aeußerung mehr Rumor gemacht hat, als sie wahrscheinlich verdiente, denn Rosenthal ist so bekannt —"

„Halt, mein Freund, Du wirst Dich jedenfalls erinnern, daß Rosenthal diese Aeußerung in Folge einer Wette that, welche ihm die Verpflichtung auferlegte, die Wahrheit zu reden, — jener Wette," schaltete Seine Excellenz achselzuckend ein, „die für den armen Tönning so bedenklich ausfiel."

„Pah, jene Aeußerung Rosenthal's gründete doch vielleicht nur auf einer Aeußerung des Prinzen, daß er ein Interesse für irgend Jemand empfinde."

„So dachte auch der König, so dachten wir Alle. Die Sache hat sich aber anders herausgestellt, und man weiß jetzt, daß er auf's Tiefste fühlt für eine Person, die man mit dem Namen einer Abenteurerin belegen könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie sich bis jetzt auf's Entschiedenste geweigert, selbst die glänzendsten Anerbietungen anzunehmen."

„— Das überrascht mich," sagte Leo Wieneck nach

einer längern Pauſe, „und ich ſinne vergeblich nach, wer das ſein könnte.“

„Es iſt eine Unbekannte auch für mich, — eine Fremde, die aber mit Roſenthal, wie es ſcheint, in irgend welcher und ganz genauer Beziehung ſteht.“

„A — a — a — ah — mit Roſenthal! — Sollte er in der That da auf irgend welche Art vermittelt haben, um ſich einen ſehr koſtbaren Kuppelpelz zu verdienen? Ich habe ihm ſchon häufig mißtraut, aber das hätte ich mir doch nicht gedacht.“

„Und ich bitte Dich recht ſehr, auch heute Solches nicht zu denken, wenigſtens nicht laut zu denken, bis wir volle Ueberzeugung gewonnen haben. Vorderhand ſoll Roſenthal thunlichſt geſchont werden, da er es iſt, der uns auf die Spur jener Fremden geholfen, indem er dadurch eines andern Vortheils wegen vielleicht jene Perſon, den Kronprinzen und ſein eigenes Spiel verrathen.“

„Das ſind ſaubere Geſchichten,“ meinte Leo Wieneck, „ich glaube, wir haben alle Urſache, uns ein wenig darüber zu ſchämen, daß wir mit Roſenthal ſo intim geweſen ſind.“

„Was willſt Du?“ entgegnete der Staatsminiſter achſelzuckend, „es muß auch ſolche Käuze geben, und was die eben erwähnte Kommiſſion anbelangt, ſo gibt es

Manchen, der im Punkte der Ehre höchſt ſtrupulös thut, und dennoch ſehr bereitwillig wäre, einem Kronprinzen irgend eine Gefälligkeit zu erzeigen."

„Ich zähle wahrlich nicht unter dieſe," ſagte Leo Wieneck in ſehr trockenem Tone, „und möchte am liebſten nachher Seiner Hoheit zu wiſſen thun, daß ich für dieſes Geſchäft durchaus nicht paſſe."

„Und thäteſt ſehr Unrecht daran; denn was Du vielleicht ausführen ſollſt, iſt gerade das Gegentheil von dem, was Dich, und mit vollem Recht, ſo ſehr anwidert. Du ſollſt nicht vermitteln, Du ſollſt vielmehr ein Band, das allerdings noch nicht feſt geſchlungen iſt, gänzlich löſen helfen, zum Wohl des Betreffenden, wahrſcheinlich zum Heil des Landes, jedenfalls aber auf den dringenden Wunſch des Königs."

Seine Excellenz hatte dieſe Worte mit großem Ernſt, ſehr beſtimmt und ziemlich laut ausgeſprochen, und da ſich der Staatsminiſter zu gleicher Zeit von ſeinem Sohne abwandte und anfing, ſich mit ſeinen Papieren zu beſchäftigen, ſo wußte Leo, der ſeinen Vater ſehr gut kannte, daß hier ein feſter Plan vorlag, den der alte Herr wahrſcheinlich ſelbſt entworfen, und von dem er nicht ſo leicht wieder abzubringen war.

Aber trotz alledem würde Graf Leo Wieneck auch nicht im Geringſten nachgegeben haben, wenn auf dem,

was man von ihm verlangte, für ihn auch nur die Idee eines falſchen Scheins geruht hätte. Da aber in fraglicher Angelegenheit ein himmelweiter Unterſchied lag zwiſchen Vermitteln und Löſen, ſo ſagte er in einer kleinen Pauſe: „Gut, wenn es ſich nur darum handelt, ſo will ich mich zur Verfügung des Kronprinzen ſtellen.“

„Die Sache, an ſich ſehr einfach,“ ſprach hierauf der Staatsminiſter und wieder in ruhigem, geſchäftlichem Tone, „iſt für mich von großer Wichtigkeit. Du weißt, weßhalb ich das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zurückgab, und ich füge dem bei, daß Seine Majeſtät den Augenblick erwartet, wo ich mit Wiederübernahme des Miniſteriums die Verhandlungen wegen der Verheirathung des Kronprinzen zu Ende führen kann, — nur dann, ſobald dort gelöst iſt, bin ich augenblicklich in der Lage, hier wieder anzuknüpfen; das iſt doch ſehr verſtändlich.“

„Sehr; aber erlaube mir noch eine Frage: Warum könnte Roſenthal jenes Band nicht löſen, welches er doch verſucht anzuknüpfen?“

„Das kann Dir der Kronprinz ſelbſt am beſten ſagen, und ich möchte, daß Du Dir das von ihm ſelbſt erzählen ließeſt, um in Deinem eigenen Intereſſe ſo unbefangen als möglich zu erſcheinen.“

„Gut, ſo will ich mich überraſchen laſſen, und

habe ſpäter wohl noch Gelegenheit, Dir Mittheilung zu machen über den Verlauf meiner erſten diplomatiſchen Sendung.“

„Gewiß, Du findeſt mich hier oder genaue Anzeige, wo ich zu treffen bin.“

Es mochte ungefähr halb ſieben Uhr geworden ſein, als Graf Leo nach dieſer Unterredung wieder ſeine Wohnung betrat, ſich dort umkleidete und dann nach einem Blick auf die Uhr den Befehl gab, daß ihn der beſtellte Wagen Punkt acht Uhr an dem kleinen ſüdlichen Schloßportal zu erwarten habe. Es drängte ihn, draußen im Gehen nachzudenken, und er hoffte unter dem Eindruck des klaren, friſchen Winterabends mit ſeinen immerhin noch ſtürmiſchen Gedanken eher fertig zu werden und ſeine gewöhnliche Ruhe und Faſſung wieder zu erlangen.

Dieß war aber der Spaziergang, auf dem er, wie wir im vorigen Kapitel geſehen haben, Herrn von Roſenthal mit dem Lieutenant von Mittow begegnet war, wo er Zeuge des allerdings unverantwortlichen, heftigen Angriffs des Letzteren geweſen, und wo er nach allem dem ſehr begreiflicher Weiſe Herrn von Roſenthal mit einem bedenklichen Kopfſchütteln nachgeſchaut. Gern hätte er Mittow aufgeſucht, doch wo mochte dieſer durch ſeinen aufgeregten Zuſtand hingetrieben worden ſein? Auch hatte

tiſchſten Theil von Schillers Don Carlos. Der kühle, reizende Platz am Waſſerfalle war wohl der Lieblingsaufenthalt des ſchlauen Beichtvaters; hier traf er den Prinzen, der nun darauf die Allee hinabeilte, zu jenem heimlichen, lauſchigen Plätzchen, wo er die Königin traf, und wo der ſtrenge König ſpäter erſchien, um der armen, unſchuldigen Prinzeſſin von Mondekar zehn Jahre Zeit zu geben, fern von Madrid über allerlei nachzudenken. Ich kann mir die Richtigkeit dieſes aufgefundenen Punktes im Inſelgarten von Aranjuez nicht nehmen laſſen, und war ſo ſehr davon überzeugt, daß ich dort Epheublätter abbrach, und ſie verſchiedenen Damen in der Heimat mit der Angabe meiner Entdeckung zuſandte.

Um den ganzen Inſelgarten am Ufer des Tajo vorbei ſetzen ſich dieſe Alleen fort, mit Bäumen in ſolcher Höhe und Stärke, daß ſie an einen Urwald erinnern. Das Innere des Gartens beſteht aus geraden, ſcheinbar regelloſen Wegen, von denen immer eine Anzahl in Form eines Sternes auf einem großen Rundſtücke zuſammenläuft, wo ſich alsdann Fontaine, Waſſerwerke in den verſchiedenſten Arten, ſowie Bänke zum Ausruhen befinden. Für die beſſere Unterhaltung hätte ſchon etwas mehr geſchehen können; die Wege waren nicht beſonders reinlich gehalten, die glatten Thujahecken nicht ſauber verſchnitten, und in den ſteinernen Baſſins und Schalen der Fontainen lag Kehricht aller Art, vertrocknete Blätter, ſelbſt Schutt, und vielen ſah man an, daß der belebende Waſſerſtrahl hier lange nicht emporgeſprungen. Auch die Mittelpunkte der verſchiedenen Sternwege, die großen Rondells waren ſehr verwahrloſt, mit Stein- und Erdenhaufen bedeckt, ſowie mit zerbrochenen Bänken und Fußgeſtellen, auf denen die Bildſäulen fehlen. Es iſt das ſchade um dieſen wunderſchönen Platz, ſo prächtig angelegt und ſo ſchön von der Natur bedacht; und trotz der Vernachläſſigung, welche dieſer Inſelgarten erfahren, muß es im Sommer doch himmliſch ſein im kleinen Parke von Aranjuez unter dem dichten Schatten dieſer gewaltigen Bäume am Ufer der klaren Flut des Tajo oder im Innern des Gartens, wo

er ſelbſt nicht viel Zeit mehr übrig, und nachdem er noch ein paar Mal vor dem Schloß hin und her gegangen war, trat er in das kleine ſüdliche Portal, um ſich durch einen langen Korridor in die Gemächer des Kronprinzen zu begeben.

Hier in dieſem Schloßtheile war es im Vergleich zu dem, wo Seine Majeſtät wohnten, beſonders des Abends, ſehr ruhig und ſtill. Wenige Lampen erhellten die langen dunkeln Gänge, und faſt das einzige Geräuſch, das man vernahm, kam her von den einförmigen Schritten einer Schildwache, die am Eingange hin und wieder ging. Der Prinz liebte überhaupt nicht den Lärm und das geräuſchvolle Treiben der großen Welt, lebte ſo eingezogen, als es ihm ſeine hohe Stellung nur erlaubte, und hielt gerne ſeinen ſtillen Verkehr mit Gelehrten und Künſtlern: er war überhaupt eine ſtille, in ſich zurückgezogene Natur mit einem ſinnigen Hange zu allem Geheimnißvollen und Myſtiſchen, wozu wohl ſeine Erziehung durch die ruhige und ſehr fromme Mutter das Meiſte beigetragen hatte, obgleich ſie nicht im Stande geweſen war, den Sohn ganz beſonders zur Frömmigkeit nach ihrer Art anzuleiten, vielmehr hatte er ſich ſchon als Kind einen eigenen bilderreichen Kultus geſchaffen. Doch waren dieſe Bilder weder Heilige noch Kirchenväter, ſondern die ſagenhaften Geſtalten der Vorzeit, die in gewaltigen, meiſterhaft ge-

malten Darstellungen die Wände der Hallen eines alten Schlosses bedeckt hatten, welches, reizend im Gebirge gelegen, monatelang der Sommeraufenthalt der Königin und ihres Sohnes war. Da prägte sich jene poetische Zeit tief ein in das reiche Gemüth des Knaben, und es bedurfte der ganzen Kunst und Wissenschaft seines späteren geistlichen Lehrers, um die Götter von ihren Sitzen zu verdrängen, und die Thaten Siegfried's als sehr unbedeutend erscheinen zu lassen gegen die Wunder der christlichen Heiligen.

Daß es bei dieser Geistesrichtung für Rosenthal ein Leichtes gewesen war, sich nicht nur in die Nähe, sondern auch in das Vertrauen des jungen Prinzen zu drängen, wird man sehr begreiflich finden, da Jener sich nicht nur mit einer höchst geistreichen Gewandtheit zu den Anschauungen eines Jeden, der ihm wichtig genug dazu war, bequemen konnte, sondern da er auch selbst alles Geheimnißvolle und Wunderbare mit großer Vorliebe betrieb. Ja, wir dürfen es hier wohl verrathen, daß Rosenthal die Neigung des jungen Prinzen zu jener Unbekannten hauptsächlich dadurch entflammt hatte, daß er ihre Vergangenheit und Herkunft, ja ihr ganzes Wesen mit geheimnißvollen Schleiern umgab, unter denen das schöne Mädchen mit dem wundervollen blonden Haar als eines jener fabelhaften Wesen erschien, die zuweilen zu

die Wünſche Seiner Königlichen Hoheit zu vernehmen, und daß er gewiß Alles thun werde, was in ſeinen Kräften ſtehe, um dieſen Wünſchen entgegen zu kommen.

„Ich danke Ihnen recht ſehr,“ fuhr der Prinz fort, zugleich redend und im Zimmer auf und ab ſpazieren gehend, wobei er mit der rechten Hand geſtikulirend an die Decke emporſchaute, als vermeide er es, den Blicken Wieneck's zu begegnen — — „es handelt ſich um Roſenthal,“ ſagte er alsdann, den Namen ſtark betonend, wobei er einen Augenblick ſtehen blieb, den Grafen Leo ſcharf betrachtend.

Dieſer konnte ſich nach allem dem, was er in den letzten Stunden erfahren, ja theilweiſe gehört, nicht enthalten, leicht mit den Achſeln zu zucken, worauf der Prinz raſch fortfuhr: „Gut, daß wir darüber einig zu ſein ſcheinen — ich verſichere Sie, lieber Wieneck, dieſer Roſenthal iſt ein geheimnißvoller, räthſelhafter Menſch, von dem ich überzeugt bin, daß er mich hintergeht — wie? — — was glauben Sie?“

„Darauf etwas zu erwiedern, Königliche Hoheit, bin ich nicht ſogleich im Stande; denn wenn auch ich meine eigenthümlichen Meinungen über Herrn von Roſenthal habe, ſo bin ich doch nicht im Stande, zu ſagen, in wie weit er ſich Ihnen gegenüber zweideutig benommen haben kann.“

„Sie geben mir wenigſtens zu, daß auch Sie ihn für einen zweideutigen Charakter halten, und das erleichtert mir meine Erklärung.“

Nach dieſen Worten wandte ſich der junge Prinz gegen das Fenſter, als wolle er der Nacht draußen ſein kleines Geheimniß anvertrauen oder ſein Geſicht nicht ſehen laſſen, was aber auch ohnedieß kaum möglich war, da man bei dem ſchwachen Lichte der verdeckten Lampe kaum im Stande war, ſeine Züge deutlich zu unterſcheiden.

„Ich rede hier, wie ein junger Mann zum andern, und zu Ihnen, mein lieber Wieneck, wie zu Jemand, auf den gewiß ſchon das Bild eines ſchönen, lieblichen Weſens einen mächtigen Eindruck gemacht hat — nun gut; die ſehr oberflächliche Bekanntſchaft eines ſolchen ſchönen, lieblichen Weſens ließ mich Herr von Roſenthal machen, dabei Hoffnungen in mir erregend — Hoffnungen, wovon ich — Hoffnungen, deren Erfüllung er mir als ſehr leicht vorſtellte, bis er auf einmal für gut fand, dieſe Hoffnungen auf's Grauſamſte zu zerſtören.“

„— — — — Darf ich mir vielleicht erlauben, eine Frage zu ſtellen?“ ſagte Graf Leo, als der Prinz hier plötzlich ſchwieg.

„O gewiß, fragen Sie, — fragen Sie, es wird mir viel leichter ſein, Ihre Fragen zu beantworten.“

„Hegte Herr von Rosenthal irgend welche Erwartungen, nachdem jene Hoffnungen erfüllt seien?"

„Für sich keine, für sie allerdings, was ich auch als vollkommen gerechtfertigt ansah und ihr Zusagen im weitesten Sinne machte."

„Zusagen, mit denen er zufrieden schien?"

„Vollkommen, welche ihm mehr als genügend erschienen."

„Und trotz dieser Zusagen fand es Herr von Rosenthal für gut, sich plötzlich zurückzuziehen?"

„So ist es; er hatte die Kühnheit, mir zu sagen, daß jene Dame plötzlich eine unüberwindliche Abneigung gegen mich gefaßt habe, und daß es nicht möglich sei, sie ferner zu einem entgegenkommenden Schritte zu vermögen. Ist das nicht eben so zweideutig als grausam, nachdem er sich vorher alle Mühe gegeben, meine Liebe zu diesem wundervollen Mädchen zu entflammen? — — Ja, die Begegnung mit ihr" — fuhr er in leidenschaftlichem Tone fort — „gerade so hinzustellen, als sei sie vom Schicksal beschlossen, um einen mächtigen Einfluß auf die Zukunft auszuüben, um mir vielleicht für später rathend, helfend, schützend zur Seite zu stehen, für mich mit der Gewalt ihrer lieblichen Persönlichkeit, sowie ihres reichen, poetischen Gemüthes ein Gegengewicht bildend bei den nüchternen, prosaischen Anforde-

rungen, die künftig das Leben an mich machen werde. — Fand er doch ja sogar in den Sternen eine Beziehung zwischen uns Beiden, bewies er mir doch klar und deutlich, daß in jener Nacht, wo ich sie zuerst gesehen, bei dem großen Maskenfeste des letzten Winters, der Jupiter, ihr Stern, seine Strahlen bis in das Herz meines Sternbildes, des Schwanes, sandte — ja gerade in jener Nacht, wo sie mir als Elsa von Brabant entgegentrat und auf meine Frage nach Lohengrin erwiederte: ‚Nimm Dich in Acht, auch Du wirst dem Schwane folgen müssen, wenn er Dich ruft, sei es zum Leid, sei es zur Freude'."

Leo Wieneck strich sich leicht mit der Hand über die Stirne, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man sich Mühe geben muß, dem seltsamen Gedankengange eines Andern zu folgen, und für ihn, der bisher eigentlich wenig zur Intimität des Prinzen zugelassen worden, klang das, was derselbe jetzt in tiefer Bewegung sagte, allerdings so seltsam, daß er im Augenblicke nicht wußte, welche Entgegnung er darauf zu thun habe.

Doch überhob ihn der Prinz dieser Mühe, indem er heftig erregt ausrief: „Und alles Das vergeblich — umsonst — in Rauch und Nebel zerronnen jenes reizende Traumbild meiner Nächte, das Ideal meiner Tage, die Göttin meiner Zukunft — alles Das verloren — —

wenn es wirklich wahr iſt, daß ich es verloren habe — — — — — und davon, lieber Wieneck, will ich mich mit Ihrer Hülfe ſelbſt überzeugen — — wollen Sie mir dieſe Hülfe leihen?“

„Sie ſehen mich bereit, Ihnen dienlich zu ſein,“ antwortete Graf Leo; doch ſagte er das nicht ganz mit dem gewöhnlichen ſichern Tone ſeiner Stimme. Klang doch die Anforderung, welche der Prinz ihm ſtellte, nicht ganz in der Art, wie ihm ſein Vater geſagt, da ſchien es ſich nur um die ruhige Auflöſung von irgend etwas Beſtehendem zu handeln. Hier aber ſchien man den Verſuch machen zu wollen, irgend ein noch nicht beſtehendes, oder wenigſtens ſehr lockeres Band feſter zu knüpfen. — — „Weiß Herr von Roſenthal um das Vorhaben Eurer Hoheit?“

„Er weiß davon und hat meinen Schritt achſelzuckend als einen ſehr fruchtloſen bezeichnet.“

„So glaube ich, daß er Recht hat.“

„Und ich fürchte es,“ rief der Prinz in leidenſchaftlichem Tone, ſich raſch gegen den Grafen Leo wendend, „aber wenn Sie jenes liebliche Geſchöpf geſehen haben, ſo werden Sie mir zugeben, daß es wohl noch eines letzten Verſuches werth iſt; auch will ich aus ihrem eigenen Munde hören, ob mich Roſenthal nicht hintergangen.“

„Er weiß alſo um Ihr Vorhaben, hat vielleicht

Ihren Beſuch angekündigt, ſo muß er ſeiner Sache ſicher ſein, oder ſelbſt eine dämoniſche Gewalt über jene Dame ausüben."

„Ueberzeugen wir uns ſelbſt davon; gehen wir. Wo iſt Ihr Wagen?"

„Er hält draußen am Portal."

Elftes Kapitel.

In der zehnten Wendung, hohe Matte mit duftenden Alpenkräutern.

Den gleichen Weg, welchen neulich Herr von Rosenthal, vom Balle des Miniſters des Auswärtigen kommend, gefahren war, legte jetzt der Wagen des Grafen Wieneck in kurzer Zeit zurück, und als ſie an dem gleichen Gartenthor hielten, war es ausnahmsweiſe der Prinz, der hier die Funktion des Pförtners übernahm, das Thor mit einem kleinen Schlüſſel öffnete, und dann wieder hinter ſich und dem Grafen verſchloß; dann ſchritten ſie durch den winterlichen, öden Garten dahin, die uns bekannte Treppe hinauf, und wurden in der Wohnung des erſten Stocks von einer alten Dienerin empfangen, welche ſie in den uns gleichfalls bekannten, eleganten, kleinen Salon eintreten ließ.

Hier war Niemand zugegen; doch herrſchte in dem Gemache eine reiche Beleuchtung, ſo daß es dem Grafen

in viele Wege kein Sonnenſtrahl zu dringen vermag, wo Maſſen prächtig blühender Roſen ihren ſüßen Duft freigebig ſpenden, unzählige Springbrunnen ihren klaren Strahl in die Höhe ſchleudern, der mit ſanftem Geplätſcher wieder herabfällt, und wo man, auf einer Steinbank ausruhend, von weitem her das Rauſchen und Brauſen des großen Waſſerfalls vernimmt. Leider war es uns ja nicht vergönnt, dieſen Garten in der ſchönen Jahreszeit zu ſehen, wo die alten hohen Stämme überall mit Epheu und Lianenpflanzen umrankt ſind und die Strahlen der Mittagsſonne der Art gebrochen, daß man beinahe Kühle empfindet, wo bei der Hitze des Tages die friſche Baumluft zur Raſt auf den ſteinernen Bänken einladet, wo, wie der Verfaſſer von „Morgen- und Abendland“ erzählt, Roſenhecken und Roſenbäume duftende Bouquets in die düſteren Schatten der dichtgeſtellten Rieſenbäume flechten. Ueberall, fährt er fort, ſtößt man alsdann wieder auf Perſpectiven, die das Schloß in der Ferne zeigen, wenn man bereits den Ausweg verloren glaubt, und die ſchönen Bäume biegen ihre üppigen Zweige und Wipfel über die kühlen Wogen der beiden Ströme hinab, alles in natürlichen Bogengängen, alles dicht, alles Schatten, alles ohne Zwang, oft gleich Urwald verſchlungen, aber immer wieder von neuen Gängen durchbrochen. Solche gewaltige Bäume können nur Jahrhunderte erzeugen, ſie haben das Größte und Herrlichſte geſchaut, ſie haben die Könige beſchattet, in deren Staaten die Sonne nie unterging, und die ſtille Liebe.

Der ſpaniſche Hof kam in den letzten Jahren nur höchſt ſelten nach Aranjuez, da die Königin es mehr liebt, ihren Frühlings- und Sommeraufenthalt in La Granja zu nehmen, welches auf der Höhe des Guadarrama gelegen, ſich einer friſchen erquickenden Bergluft erfreut, wogegen das waſſerreiche Thal von Aranjuez, im Sommer ſehr dunſtig und ſchwül, leicht Wechſelfieber erzeugen ſoll.

Ueber die Blumenterraſſe vor dem Schloſſe zurückgehend kommt man über eine zierliche Drahtbrücke mit hohen Standbildern an den vier Ecken, welche den Tajo in einem einzigen Bogen über-

Leo am heutigen Abend zum ersten Male möglich war, mit einem wenn gleich flüchtigen Blicke in den Zügen seines Begleiters zu lesen. Der Prinz war auffallend blaß und um seine Lippen spielte ein nervöses Zucken, auch durchmaß er das Zimmer mit raschen Schritten, bald einen Blick in den Spiegel werfend, bald eine verschlossene und durch Bordüren verhüllte Thür betrachtend.

Leo Wieneck, der früher bei der Mittheilung des Prinzen und auf der Fahrt in diese ziemlich entlegene Gegend, besonders aber bei dem Gang durch den so bequemen, einsamen Garten seine eigenen Gedanken über die Vortrefflichkeit, sowie über die ihm als unnahbar geschilderte Reinheit jener Dame hatte, und der von dem Gedanken nicht loskommen konnte, er befinde sich trotz all' dem Gesagten hier auf einem für ihn nicht ganz unbekannten Terrain, mußte sich doch gestehen, daß das Ensemble dieses Salons indessen durchaus nichts verrieth, was sein Mißtrauen rechtfertigte, und ebensowenig der Anblick der Bewohnerin dieser Räume, welche nun zwischen den Bordüren hervortrat und sich den beiden Herren mit einer leichten, aber anmuthigen Verbeugung näherte. Er war eben so überrascht als erstaunt über ihren Anblick, er kam sich plötzlich so alt geworden vor, oder als in starken Banden gelegen, was der Wahrheit

ziemlich nahe kam, wenn er bedachte, daß eine so liebliche, ja wunderbar schöne Erscheinung seinen Augen bis jetzt entgangen war. Auch wischte er bei der ungezwungen vornehmen Art und Weise, wie diese Dame den Prinzen und ihn zum Sitzen einlud und dann die Unterhaltung eröffnete, so rasch wie möglich alle eben verfolgten Gedanken aus seinem Gedächtnisse, und würde sich gar nicht gewundert haben, wenn der Prinz ihm jetzt lachend gesagt hätte: „Nun, lieber Freund, ich habe Sie tüchtig angeführt, und erzeige Ihnen nun die Ehre, Sie meiner Braut, der Prinzessin Henriette, vorzustellen, welche die Gnade gehabt, mir vor Zeugen diese Zusammenkunft zu bewilligen.“

Doch flatterten rasch diese hübschen Träume davon, als er in das düstere, kummervoll blickende Auge des jungen Prinzen blickte, welcher unruhig dasaß und unfähig schien, die leichte Konversation in die nothwendige, aber gefährliche Bahn zu führen, wohin sie geführt werden mußte.

Ja, das mußte geschehen, und zwar durch den Prinzen selbst; wurde ihm aber nicht so leicht gemacht, denn die junge Dame parirte mit einer wunderbaren Gewandtheit jede noch so leise Anspielung, wobei sie indessen durchaus nicht gleichgültig oder theilnahmlos erschien. Das bezeugte die oft plötzlich erscheinende Röthe auf ihrem

ſonſt bleichen Geſichte, ein ängſtlicher Blick aus ihren großen, glänzenden Augen, ein häufig mühſam unterdrückter ſchwerer Athemzug.

Dem Prinzen aber erging es dabei nicht beſſer; denn wenn er auch, wie eben bemerkt, ſich hie und da kleine, ſchüchterne Anſpielungen erlaubte, ſo ſchien er doch vor einem entſcheidenden Worte zu bangen und nicht vermögend, daſſelbe auszuſprechen. Gerne hätte ſich Leo in's Mittel gelegt, und zuweilen ſchien ihn auch ein Blick ſeines jungen Begleiters dazu aufzufordern, doch war das für ihn eine gar zu delikate Sache, und Alles, was er nach einiger Zeit thun konnte und auch that, war, den Namen des Herrn von Roſenthal wie einen Zankapfel in die Unterhaltung zu werfen, und dieß geſchah, indem Graf Wieneck die Frage ſtellte, ob nicht Herr von Roſenthal ein gemeinſchaftlicher Bekannter von ihnen ſei.

Das Angeſicht der jungen Dame überflog bei dieſer Frage ein tiefer Schatten, dem ein leuchtender Blitz aus ihrem Auge folgte, wobei ſie erwartungsvoll den Prinzen anſchaute, welchem der eben ausgeſprochene Name wie das richtige Stichwort zu der Rolle erſchien, die er ſich ſchon ſeit mehreren Tagen ſorgfältig einſtudirt hatte, und die er jetzt nicht ohne Geſchick ſpielte, obgleich ſeine undeutliche Stimme bedenklich zitterte, als er, den Namen

Rosenthal hastig aufgreifend, auf die Zeit zu reden kam, wo er die junge Dame zum ersten Male auf jenem Maskenballe gesehen, und wo er, entzückt von ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit, beschlossen habe, ihr fortan sein Leben zu weihen.

„Mit voller Zustimmung eines Freundes," fuhr der junge Prinz mit festerer Stimme fort, nachdem die erste schwere Befangenheit glücklich überwunden war, „der mir damals eben so wahr und aufrichtig als uneigennützig erschien, der auch nicht unterließ, mir in meiner Liebe zu jener Dame" — er wagte immer noch nicht, sie direkt anzureden, — „der mir auch für meine heißen Bemühungen nicht nur ein wundervolles Ziel in Aussicht stellte, sondern auch die Hoffnung in mir nährte, dieses Ziel erreichen zu können."

„Aber mit großem Unrecht," warf die Dame rasch und in entschiedenem Tone dazwischen.

„Um ein Glück zu erringen," fuhr der Prinz in seiner Rede fort, „ein Glück, das mich zum seligsten der Menschen gemacht hätte, — ein Glück —" .

„Auf das Sie entsagen müssen, gnädiger Herr, wenn dabei überhaupt von einem Glück die Rede sein könnte. — — Verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, es ist das Einzige, was ich Ihnen zu geben vermag."

„Sehr wenig, und doch wieder sehr viel."

„Gewiß, Hoheit; ſehr wenig, und doch wieder ſehr viel. Hätte jener Mann, deſſen Namen Sie vorhin nannten, Ihnen daſſelbe in vollem Umfange geboten, ſo wäre Ihnen vielleicht manche unangenehme Stunde, uns aber dieſe peinliche Unterhaltung erſpart geblieben."

„Und dieſe Unterhaltung wäre durch nichts im Stande, in eine angenehmere, eine behaglichere verwandelt zu werden?"

„Durch gar nichts, ſo lange wir bei dem gegenwärtigen Geſprächsthema bleiben, ein Thema, welches zu berühren ich Ihnen nie und nirgendwo glaube eine Urſache gegeben zu haben."

„Sie irren nicht, mein Fräulein, aber Andere, indem ſie ſich den Anſchein gaben, als handelten ſie in Ihrem Auftrage, in Ihrem Intereſſe."

„Wenn Andere ſo weit gegangen ſind," antwortete ſie, wobei man deutlich hörte, wie ihre Stimme erbebte, „ſo möge ihnen das Gott verzeihen. Habe ich ein Unrecht hierin begangen, ſo liegt es vielleicht darin, daß ich ſelbſt nicht ſchon vor Monaten dieſe heutige Unterredung geſucht. Doch wie hätte ich dazu kommen ſollen, ohne den Schein lächerlicher Ueberhebung auf mich zu laden?"

„Ah, das iſt hart — ſehr hart," rief der Prinz aus, indem er aufſtand und einen raſchen Gang durch das

Zimmer machte, „Sie wenden sich gänzlich von mir ab, Sie verabscheuen mich!“

„Beides nicht, Hoheit. Als ich in diese Unterredung willigte, that ich mir selbst das Gelübde, Ihnen die Wahrheit zu sagen, und darf es deßhalb gegen Sie aussprechen, daß ich weit entfernt bin, das Gefühl gegen Sie zu hegen, welches Sie vorhin aussprachen: ja ich will noch weiter gehen, ich nehme das innigste Interesse an Ihnen.“

„Aber Sie sind nicht im Stande, mich zu lieben!“ rief er leidenschaftlich aus.

„Dazu bin ich allerdings nicht im Stande —“

„O, sprechen Sie weiter,“ rief er dringender, da sie kurz abbrechend stille schwieg, „sprechen Sie zu mir die Wahrheit, die volle Wahrheit — ich flehe darum, helfen Sie mir, heilen Sie mein krankes Gemüth, indem Sie mir offen und ehrlich sagen: warum, da Sie Interesse an mir nehmen, werden Sie nie im Stande sein, mich zu lieben?“

Sie fuhr leicht mit der Hand über die Stirne, ehe sie alsdann, die Augen auf den Boden heftend, nach einem sekundenlangen Stillschweigen zur Antwort gab: „Dazu gibt es zwei sehr wichtige Gründe. Die Nennung des einen bitte ich mir zu erlassen, denn er erscheint mir Ihnen gegenüber, er erscheint mir in meinem Munde,

offen und ehrlich gesagt, welcher nicht immer der Dolmetscher strengster weiblicher Tugend gewesen ist, er erscheint mir gegenüber den Ansichten der heutigen Welt, die in einem solchen Verhältniß durchaus nichts Sträfliches entdeckte, kaum mehr etwas Auffallendes — als unpassend, vielleicht als lächerlich, ist auch von keinem Belange gegenüber dem andern Grunde, den Sie als vollkommen wahr für vollgültig annehmen werden — — ich liebe mit aller Kraft meiner Seele, ich liebe mit einer solchen Leidenschaft, daß es mir ein hohes Glück gewährt, Ihnen, ja, wenn ich das könnte, der ganzen Welt diese meine Liebe zu gestehen."

Graf Wieneck blickte fast erschrocken auf die Sprecherin, deren schönes Auge flammte, deren zuckende Lippen ihre schneeweißen Zähne sehen ließen, deren Athem kurz und heftig ging, wie im Rausch des höchsten Entzückens, deren Mienen die vollkommene Wahrheit des eben Gesagten bekräftigten, so daß sie nicht nöthig gehabt hätte, wie beschwörend ihre rechte Hand in die Höhe zu heben. —

Diese kleine, feine, weiße Hand, welche der junge Prinz jetzt rasch und stürmisch ergriff und heftig an seine Lippen drückte, während er mit gebrochener Stimme, die fast wie schluchzend klang, ausrief: „Ermessen Sie meine Liebe zu Ihnen, schöne Ellen, wenn ich Ihnen nach dem,

was Sie gesagt, die Versicherung gebe, daß es für mich die größte Seligkeit ist, meine Lippen auf Ihre Hand zu drücken."

Sie blickte fast entsetzt in das düster glühende Auge des jungen Mannes, und wandte dann rasch ihr Gesicht gegen den Grafen Wieneck, welcher, ohne jede Miene der Ueberraschung oder der Erregung, sitzen bleibend ihr ein Zeichen der Beruhigung machte, das auch seine Wirkung nicht verfehlte, denn sie ließ ihre Hand dem jungen Manne, der noch immer krampfhaft zusammenzuckend auf dieselbe herabgebeugt dastand, und sich erst nach einer langen, peinlichen Pause aufrichtete, um mit leiser Stimme zu sagen: „Sie lieben — — sie lieben — Rosenthal."

Obgleich er bei diesen Worten seine Hand aus ihren Fingern gleiten ließ, sank diese doch nicht an ihrer Seite herab, vielmehr wiederholte sie das Zeichen des Schauerns rascher und energischer als vorher, wobei sie sich hastig emporrichtete und dabei ausrief: „Bei allem Glücke, was mich ja möglicher Weise noch mit allen seinen Gaben überschütten kann, schwöre ich Ihnen: es ist nicht Rosenthal, den ich liebe, — betheure ich Ihnen: bei meiner einstigen Seligkeit, ich habe diesen Menschen nie geliebt — —"

— — Da hörte man eine Stimme aus dem Hintergrunde des Zimmers, zunächst bei der Thüre, welche

ſagte: „Daß Madame die Wahrheit ſpricht, iſt wohl Niemand beſſer zu bekräftigen im Stande, als ich ſelbſt. Madame hat es mir zuweilen wiederholt und hätte das auch jetzt thun können, nur würde ich dabei einen zarteren, für mich weniger verletzenden Ausdruck gewünſcht haben.“

„A — a — a — ah — Roſenthal!“

Wer von den Anweſenden dieſen Namen im Tone der höchſten Ueberraſchung zuerſt ausſprach, ſind wir nicht im Stande genau anzugeben, jedenfalls aber wurde er von der jungen Dame gleich darauf mit ziemlich ruhiger Stimme wiederholt, indem ſie hinzuſetzte: „Was ich ſoeben geſagt, war für Sie kein Geheimniß, und ehe ich es vor Andern ausſprach, wußten Sie es längſt.“

„O ja, ich wußte es; doch hätten Sie ſich die Wiederholung dieſer Wahrheit gerade in dieſem Augenblicke füglich erſparen können. Das Faktum an ſich hätte Seiner Hoheit genügt, und ich muß die Wahrheit desſelben nochmals bekräftigen.“

Herr von Roſenthal, der bleicher als gewöhnlich erſchien, trat nun mit tiefer Verbeugung gegen den Prinzen näher, und ein höchſt angenehmes Lächeln auf den Lippen ſagte er, dem Grafen Wieneck zwei Finger ſeiner rechten Hand reichend, aber dabei gegen die junge Dame gewendet: „Wenigſtens werden Sie es einem alten Be-

kannten verzeihen, daß er ſo unangemeldet in Ihren Salon trat, — nur um Ihnen einen Dienſt zu leiſten und ein Geſtändniß zu erleichtern, welches auf Ihren Lippen ſchwebt, und das zu erfahren Seine Hoheit ſehr begierig ſein muß."

„Welches Geſtändniß?"

„Nun, den Gegenſtand Ihrer Liebe betreffend; es braucht hier mehr als einer vagen Behauptung, man muß darüber in's Klare kommen."

„Und Sie haben darüber wohl ſchon vollkommene Klarheit erlangt?" fragte der Prinz mit einem mißtrauiſchen Blick.

„Gewiß, Hoheit, nachdem ich einmal davon überzeugt war, Miß Ellen liebe — nicht uns," ſetzte er lächelnd hinzu, „ſo war es mir ein Leichtes, den Gegenſtand dieſer Liebe und ſomit die Wahrheit Ihrer Behauptung, Madame, zu entdecken — und erſt darnach hielt ich es für meine Pflicht, Euer Hoheit über die Fruchtloſigkeit Ihrer Bemühungen aufzuklären; denn da ich Miß Ellen kenne, ſo wußte ich ganz genau, daß es ſich hier nicht um ein vorübergehendes Intereſſe handelt, ſondern um eine wahre, tiefe Leidenſchaft — — eine jener hartnäckigen Leidenſchaften mit der Deviſe: ‚Eine Hütte und ſein Herz.' — Sie ſehen, Madame, ich plaidire hier wie der ausgezeichnetſte Advokat, und zwar für alle Parteien zu gleicher Zeit."

ſpannt, und erreicht nach kurzer Wanderung den „Fürſtengarten“, einen prächtigen und ſchönen Park, der in jeder Hinſicht vortrefflich unterhalten iſt und über eine Stunde lang an den Ufern des Fluſſes dahinzieht. An der Madrider Straße iſt er von einer herrlichen breiten Allee eingefaßt und von jener durch ein reiches Gitter getrennt, in welchem verſchiedene hohe Steinthore befindlich ſind, die zu beiden Seiten durch Portierhäuſer dem Publikum den Eingang gewähren.

Es war ein prächtiger klarer Morgen, als wir hier auf den breiten Kieswegen wandelten; die Nebel, welche uns heute früh kältend eingehüllt, waren von der Sonne niedergedrückt worden, hatten ſich verſtohlen an Gräſern und Blättern angehängt und dienten nun der ſtolzen Siegerin als ebenſo viele Spiegel, welche dienſtbar die hellen Strahlen in allen Farben des Regenbogens zurückwarfen. Dabei war die Luft warm, würzig, angenehm und uns Deutſchen hier in dem fernen Spanien ſo außerordentlich wohl zu Muth. Der Park, in dem wir wandelten, erinnerte in ſeiner frühjährlichen Färbung ja ſo ſehr, bald an unſere großen deutſchen Gärten, bald ſogar an unſere lieben heimathlichen Wälder, denn ſo ſtill und feierlich wie in dieſen war es auch heute morgen hier in dem Fürſtengarten von Aranjuez, ſo bekannt rauſchten unſere Tritte in dem abgefallenen Platanenlaube, und wenn wir lachten, — und wir lachten häufig, — ſo hallte das weit hinaus zwiſchen die Stämme der gewaltigen Bäume. Ich will nicht verſchweigen, daß wir zu allerlei Kurzweil aufgelegt waren, daß wir deutſche Lieder ſangen und daß wir uns das kindliche Vergnügen machten, uns als das Gefolge eines großen Herrn darzuſtellen, indem wir alsdann einen unter uns mit ſo außerordentlicher Ehrerbietung behandelten, beſtändig mit abgezogenem Hute und ſo tief gebückt zu ihm ſprachen, daß ihn die Arbeiter des Parks und die Aufſeher ebenfalls für nichts Geringes hielten und es gerade machten wie wir. Zu der Perſon des „Herrn“ nahmen wir unſern Reiſegeſellſchafter, Herrn W., vom Cid, der uns in Barcelona verlaſſen, den wir in Madrid wieder gefunden, und

Es war ein peinlicher Augenblick für die Uebrigen, vielleicht auch für Rosenthal selbst, während er scheinbar so ganz unbefangen plauderte und in seiner gefälligsten Art, als sage er Jedem die angenehmsten Dinge.

Miß Ellen faßte sich zuerst wieder, nachdem die tiefe Röthe, welche in ihrem schönen Gesichte aufgeflammt war, wieder der ursprünglichen Bläße auf demselben Platz gemacht hatte, und nachdem ihre Augen einen tief schmerzlichen Ausdruck, sowie ein eigenthümliches Funkeln wie von hervorquellenden Thränen glücklich überwunden hatten, und sie alsdann mit einer bewundernswürdigen Hoheit und Ruhe sprach: „Es ist so, wie Herr von Rosenthal sagte, ich schäme mich meiner Liebe nicht und habe keine Ursache, den Gegenstand dieser Liebe zu verleugnen."

Am unangenehmsten fühlte sich Graf Wieneck durch diese Szene berührt. Mit Mißtrauen hier eingetreten, hatte ihn die Erscheinung des jungen Mädchens, der edle Ausdruck ihrer Züge, die Art ihres Benehmens und ihrer Sprache, und jetzt vollends der rohe Eingriff Rosenthal's in ihre heiligsten Gefühle gänzlich für sie gewonnen, und er näherte sich dem Prinzen, um ihn flüsternd zu fragen, ob er es nicht selbst für besser halte, diese Unterredung hier abzubrechen? Doch wies ihn dieser beinahe heftig durch eine Handbewegung zurück, und seine starr auf

Rosenthal gerichteten Augen zeigten deutlich seine Begierde, den glücklichen Nebenbuhler kennen zu lernen, worauf Jener fortfuhr: „Ich kann Ihnen diesen Namen nennen, ohne die geringste Indiskretion zu begehen, da Madame, obgleich ich schon seit längerer Zeit die Ehre habe, sie zu kennen, doch für gut fand, mir ein strenges Geheimniß daraus zu machen — und mich dadurch fast vor Euer Hoheit kompromittirt hätte: — glücklicher Weise aber diente mir ein ganz unbedeutender Gegenstand, dieser graue Handschuh hier, zum Leitfaden, und ließ mich nicht nur den Betreffenden erkennen, sondern gab mir auch Gelegenheit, ein kleines Kunstwerk zu bewundern."

Er hatte bei den letzten Worten langsam einen der schweren Leuchter ergriffen, die, jeder mit drei brennenden Kerzen versehen, auf dem Tische standen, und obgleich Miß Ellen sein Vorhaben zu ahnen schien — es zeigte sich das deutlich an ihren fest zusammengepreßten Lippen, um welche ein Zug des tiefsten Schmerzes zuckte — so machte sie doch nicht die kleinste Bewegung oder sprach nicht ein einziges Wort, um ihn zurückzuhalten, als er, dem Prinzen vorleuchtend, an eine Ecke des Gemaches ging, wo ein mit einem grünen Vorhang verhüllter Gegenstand zwischen Pflanzen auf einem Tische stand. Er riß das grüne Tuch hinweg, und man sah jenes Bild, so meisterhaft gemalt von Arthur Weßner,

mit der ſo ergreifenden Aehnlichkeit Miß Ellen's in der Leiche der jungen Märtyrerin.

„Ah!“ rief der Prinz, „das iſt ein traurig ſchönes Bild — — „wer es ſein Eigenthum nennen könnte!“

„Eine Kopie wird wohl davon zu haben ſein,“ ſagte Roſenthal ſehr ruhig, „denn da der junge Künſtler, der dieß gemalt hat, zugleich das Herz dieſer originellen Märtyrerin beſitzt, ſo wird ihm vielleicht eine Vervielfältigung nicht wehe thun.“

Graf Wieneck war nicht mit zu dem Bilde getreten, vielmehr blickte er aufmerkſam in die ſtarren, jetzt gleichgültigen Züge des jungen Mädchens, einen Ausbruch befürchtend, für welchen er auf alle Fälle und zu ihrer Unterſtützung bereit ſein wollte. Ja, er konnte ſich nicht enthalten, ihr leiſe zu ſagen: „Gebieten Sie über mich, ich ſcheue mich durchaus nicht, dem Herrn von Roſenthal ſogar in dieſer Geſellſchaft entgegen zu treten, wie er es verdient.“ Doch ſchüttelte ſie mit einem traurigen Lächeln ihr Haupt und wandte ſich langſam gegen die Ecke des Zimmers, wo der Prinz noch im Anſchauen des Bildes verſunken ſtand, und ſagte faſt in einem milden, traurigen Tone: „Ja, es iſt ſo, Hoheit, ich liebe Den, der dieſes Bild gemalt, glaube indeſſen nicht, daß ich glücklich in meiner Liebe bin; doch trifft das nur mein Herz allein, und läßt im Uebrigen Alles unverändert — Alles

ſo, wie ich es geſagt, das ſchwöre ich Ihnen zu, hier vor Zeugen, und hoffe, daß der allmächtige Gott meinen Schwur hört und annimmt — — — — was aber dieſes Bild anbelangt," fuhr ſie in einem tiefen Athemzuge fort, „ſo macht es mir ein Vergnügen, es in Ihre Hände zu geben, um Ihnen zu beweiſen, daß ich der heutigen Unterredung ohne allen Groll gedenken will — o, weigern Sie ſich nicht, es von mir anzunehmen," fuhr ſie fort, als ſie die abwehrende Bewegung des Prinzen ſah, „Sie haben ein Recht auf dieſes Bild, denn in dem Augenblicke, wo ich es beſtellte, war es für Sie beſtimmt."

„Für mich? So gedachten Sie damals meiner?"

„Ja, mit den Gefühlen einer Märtyrerin, die ich vielleicht geworden wäre, wenn mich eine wahre Liebe nicht glücklicher Weiſe davor bewahrt hätte, dieſem Manne da" — ſie zeigte auf Roſenthal, — „gehorſam zu ſein!"

„Unſeliges Geſchick — ich werde dieſes Bild nie ohne tiefen Kummer anſehen können."

„Im Gegentheil, Hoheit, es ſoll Ihnen freundlich dieſe Stunden in's Gedächtniß zurückrufen, es ſoll Ihnen ſagen, daß ich Ihrer, wenn auch nicht liebend, doch mit inniger Theilnahme gedenken werde, und daß, wenn vielleicht die Zeit kommt, wo dieſes Bild an mir zur

Wahrheit wird, ich hoffentlich die Kraft haben werde, auch für Ihr Wohl ein freundliches Gebet zu sprechen."

„Amen," sagte mit einer seltsamen rauhen Stimme Graf Wieneck, der rasch hinzugetreten war und dann, den Arm des jungen Prinzen fassend, leise hinzusetzte: „Kommen Sie, Hoheit, ich bitte darum, diese qualvolle Szene hat bei Gott lange genug gedauert, und wir wissen ja vollkommen, woran wir sind!"

„So gehen wir denn," erwiederte der Andere, rasch auf die junge Dame zutre[illegible]id und ihre beiden Hände ergreifend, welche sie ihm ohne das geringste Widerstreben ließ. „Leben Sie wohl, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen, — doch dieses Bild, Ihr Bild nehme ich an, um ein unsichtbares, unschuldiges Band zwischen uns herzustellen, und um Gelegenheit zu haben, Ihnen meinen Dank zu beweisen. Leben Sie wohl, Ellen, leben Sie wohl!" Er zog das junge Mädchen heftig an sich, drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirne und verließ alsdann rasch das Zimmer, ohne einen seiner beiden Begleiter anzuschauen.

Drunten im Wagen sank er in die Ecke desselben zusammen und saß lange schweigend neben dem Grafen Leo, der sich vor dem Gartenthore sehr flüchtig von Rosenthal verabschiedet hatte. Erst als sie die innere Stadt wieder erreicht hatten, und die Hufe der Pferde auf dem

Pflaster klirrten, fuhr der Prinz aus seinen Träumereien auf, indem er sagte: „Das war eine traurige und doch für mich wichtige Unterredung; ich danke Ihnen, mein lieber Wieneck, daß Sie mich begleitet haben, und will Ihnen das nie vergessen — — — —; dann noch Eins — — sagen Sie doch Ihrem Vater, ich erwarte ihn morgen früh, um eine Verhandlung wieder aufzunehmen, die es mich drängt nun so rasch als möglich abzuschließen" — — dann schwieg er wieder bis zum Schlosse, wo er aussteigend nochmals wiederholte: „Ich danke Ihnen für Ihre Begleitung, vergessen Sie nicht, Ihren Vater zu benachrichtigen, daß ich ihn morgen früh um neun Uhr sehen will."

„Allerdings ein wichtiger Abend," dachte der Flügeladjutant Seiner Majestät, als er nun nach seiner eigenen Wohnung fuhr, und dasselbe wiederholte der Staatsminister, zu dem er sich sogleich verfügte, und nachdem er demselben im Allgemeinen recht getreu die Unterredung mittheilte, deren Zeuge er heute Abend gewesen war.

Und Ellen?

Sie war aufrecht in der Mitte ihres Zimmers stehen geblieben, bis sich die Thüre hinter den Davongehenden geschlossen; dann sank sie in einen Fauteuil nieder, bedeckte das Gesicht mit ihren Händen und empfand es wohl-

thätig, als ſich nun die furchtbare Spannung ihres Herzens in milde Thränen auflöste, ſchrak aber nach wenigen Augenblicken heftig zuſammen, da ſie laute Schritte auf dem Veſtibule vernahm. — Sollte er es wagen, am heutigen Abend nochmals zurückzukommen?

Ja; Roſenthal wagte es und trat nicht nur in den Salon, ſondern dicht vor ſie hin, um das junge Mädchen, nachdem er ſeinen Hut von ſich geſchleudert, mit übereinander geſchlagenen Armen zu betrachten, ſtumm, trotzig, finſter.

„O — o — o — oh,“ ſagte ſie, — „ich bin nicht ohne Waffen.“

Auch darauf gab er minutenlang keine Antwort, dann aber rief er aus:

„Thörin, die Du biſt und ewig bleiben wirſt; die Du niemals lernen wirſt, den richtigen Standpunkt einer Sache zu erfaſſen, um vernünftig darnach zu handeln.“

„O, ich habe viel von Ihnen gelernt — leider zu viel!“

„Aber nichts profitirt von der Offenheit, mit der ich Dir ſtets gegenübergetreten, von dem Vertrauen, das ich in jeder Lage an Dich verſchwendet.“

„Endigen Sie — was wollen Sie noch von mir, heute noch — in dieſer Stunde?“

„— — — — Nichts, was Dich im Geringſten zu

beunruhigen vermöchte," ſagte er tief aufſeufzend, indem er ſeine Arme auseinandergleiten und herabhängen ließ, um alsdann die Rechte auf den Tiſch zu ſtützen, „wäreſt Du offen gegen mich geweſen, ſo hätteſt Du Dir dieſe ſchmerzliche Stunde erſpart und mich nicht in eine ſehr ſchiefe Stellung gebracht. Doch gleichviel, ich habe nie etwas gehalten von dem ‚Wäre ich' und ‚Hätte ich', und halte auch hier meinen vernünftigen Wahlſpruch feſt, daß geſchehene Dinge nicht zu ändern ſind.' Wenn Du aber, Ellen, noch ein Gefühl für mich haſt, — beruhige Dich," fuhr er haſtig fort, da er ihre Bewegung bemerkte, — „keine Deklamationen — ich meine höchſtens ein Gefühl der Dankbarkeit, ſo wirſt Du vielleicht die Güte haben, gegen mich offenherzig zu ſein."

„Das will ich!"

„Du liebſt alſo jenen Maler?"

„Ja — ja, ich liebe ihn —"

Sie fügte kein weiteres Wort hinzu, aber der innige Blick, den ſie nach oben richtete, ſprach deutlicher als tauſend Worte.

„Und wenn auch dieſe Liebe vielleicht hoffnungslos wäre, wenn ich Dich verſichere, daß Du allem Glück derſelben entſagen mußt, wenn ich Dir das beweiſe, würdeſt Du alsdann mit mir dieſe Stadt verlaſſen —?"

„Nie, nie mit Ihnen."

„Laß mich doch zu Ende reden," ſprach er mit groſſer Ruhe weiter, — — „mit mir dieſe Stadt verlaſſen, vielleicht nach England zurückkehren, um dort gänzlich unabhängig — gänzlich unabhängig von mir," wiederholte er mit ſtarker Betonung, „um dort gänzlich unabhängig von der ganzen Welt zu leben, wie Du es für gut fändeſt?"

„Nein, auch das nicht, ſorgen Sie nicht für meine Zukunft, ſie wird ſich geſtalten, wie Gott will. Allerdings habe auch ich beſchloſſen, dieſe Stadt zu verlaſſen, aber wenn Sie den Weg nach Süden wählen, ſo ziehe ich gen Norden, und wenn ſich trotzdem unſere Fahrten nochmals kreuzen ſollten, ſo ſchwöre ich: es ſoll keine Macht der Erde im Stande ſein, mich zu zwingen, auch nur durch einen Blick, durch eine Miene zu verrathen, daß ich Sie jemals gekannt."

Roſenthal aber kannte die Sprecherin zu genau, um nicht zu wiſſen, was er von der Gültigkeit dieſer Worte zu halten hatte. Die bisher ſo gut bewahrte Gleichgültigkeit auf ſeinem Geſichte wich einer gewaltigen, unbeſchreiblich ſchmerzlichen Bewegung. Er fuhr mit der Hand in ſeinen langen, ſchwarzen Bart; doch nur einen Augenblick fühlte er ſich von einem tiefen Weh überwältigt, dann glättete er ſcheinbar ruhig, obwohl mit zuckenden Fingern, das dichte, ſchwarze Haar, und wandte ſich

hierauf rasch ab, um einen Gang durch das Zimmer zu machen. Vor dem Bild in der Ecke blieb er stehen und betrachtete dasselbe scheinbar mit großem Interesse, wobei aber ganz andere, heftige, wilde Gedanken durch sein Hirn flogen. Er fühlte wohl, daß er sie verloren habe, und wie viel er an ihr verloren hatte. — — „O, hätte ich früher anders gegen sie gehandelt, o, wäre ich ihr in der That ein edler, uneigennütziger Freund gewesen —" dann lachte er so laut auf, daß Ellen zusammenschrak und sich rasch nach ihm umwandte.

„Ja, ja, so geht es," sprach er in tiefem und bewegtem Tone, „da bin ich soeben fast selbst meinem Grundsatze untreu geworden, und hätte mich selbst in Grübeleien verloren über das oft von mir verlachte ‚Hätte ich' und ‚Wäre ich' — doch bleiben wir dabei, Ellen, daß geschehene Dinge nicht zu ändern sind, und laß uns unter dieser unumstößlichen Wahrheit als gute Freunde scheiden, erlaube mir aber, Dir, ehe ich gehe, ein Geschenk zu machen."

Sie machte eine unmuthige Bewegung und erhob sich rasch, um das Zimmer zu verlassen; doch rief er ihr lachend zu: „Kind, das Du bist, es handelt sich ja nicht um Gold oder Edelsteine; ich habe etwas Besseres für Dich, und was ich Dir geben will, soll Dir beweisen, daß ich uneigennützig sein kann und sehr offenherzig —

der mit uns die Tour nach Aranjuez und Toledo machte. Er nahm den Scherz bereitwillig auf und führte ihn vortrefflich durch, inclusive jenes kostbaren Momentes, wo die Pförtner des Gartens durch ein entsprechendes Trinkgeld nicht enttäuscht werden durften.

Wie schon gesagt, ist der Fürstengarten auf einer Seite vom Tajo begränzt, der hier eine ansehnliche Wassermasse hat, welches in hunderten von Rinnen in den Park geführt wird, dort kleine Seen und Teiche speist und überall eine fast unglaublich üppige Vegetation hervorbringt. Schöner wäre es freilich noch gewesen, wenn man den Fluß selbst in den Garten hineingezogen hätte, statt daß er jetzt nur als Gränze und Wasserkanal dient. Unbegreiflich ist es mir, daß man nicht wenigstens seine Ufer nach der Seite des Parkes zu einem reizenden Spaziergang umgeschaffen, wozu alles Material im Ueberfluß vorhanden gewesen wäre. Jetzt aber wird die Gränzlinie durch einen hohen und kahlen Erdaufwurf gebildet, der die Aussicht auf den Tajo sperrt und über den man mühsam hinabsteigen muß, um an den Fluß selbst zu gelangen. Dieser hat dann aber auch wieder sein Schönes durch die vollkommene Ungezwungenheit seiner Ufer, von denen das üppigste Buschwerk in sein tiefes Bett herabhängt, aus dem dann wieder Wasserpflanzen aller Art emporsteigen, durch welche wilde Enten und andere Vögel streichen, eine so malerische Wildniß bildend, daß man hier nicht glaubt, man befinde sich wenige Schritte bei einem so sorgfältig angelegten Parke.

Das Innere des Fürstengartens ist eine beständige Abwechslung, bald von dunklem Walddickicht, hie und da mit geheimnißvollen Pfaden durchschnitten und gebildet von riesenhaften Bäumen, dem herrlichsten grünen Laubholze, zwischen denen sich fast schwarze Cypressen erheben, so colossal, wie ich sie nur auf den Kirchhöfen Konstantinopels gesehen habe; bald von großen Platanen und Pappelalleen, — hier von den fruchtbarsten Obstgärten, zwischen denen Frühbeete und Glaskästen stehen, dort von großen, freien Waldtriften, umsäumt mit Cedern, Cypressen, Silberpappeln, Eichen und Wallnüssen, so einen stillen abgelegenen

ſo höre mich doch ruhig an, Ellen, ich gebe Dir — die Gewißheit, daß jener Mann, der das Bild dort gemalt, Dich eben ſo glühend und leidenſchaftlich liebt, als Du ihn, daß er ſchon hundertmal im Begriffe war, zu Deinen Füßen niederzuſinken, Deine Kniee zu umfaſſen und ſeine Liebe zu geſtehen, daß er aber ſein Herz bezwang, um von der vornehmen Dame nicht mit Spott und Verachtung zurückgewieſen zu werden. — — — — Nimmſt Du dieſe Gabe nicht gerne von mir an?“

Sie hatte die Hände auf ihre Bruſt zuſammengefaltet, ein ſeliger Blick leuchtete aus ihrem ſchönen Auge, dann ſagte ſie, während Thränen über ihre Wangen herabrollten: „Die Gabe iſt unſchätzbar, aber es tödtet mich faſt, ſie aus Ihrer Hand zu empfangen!“

„Du biſt groß in Deiner Liebe, wie in Deinem Haſſe — doch ſei's darum, Du verſchmähſt den angenehmen Mittelweg und ich habe meine Schuldigkeit gethan — lebe wohl, Ellen!“

Er hatte vorhin ſchon, ehe er an das Bild trat, ſeinen Hut vom Boden aufgenommen und ſchritt nun langſam, ohne ſich umzublicken, zur Thüre hinaus — die Treppe hinab, durch den ſtillen Garten, ohne rückwärts zu ſchauen, in ſeinen Mantel gewickelt, leiſe vor ſich hin pfeifend, wie Jemand, der mit ſeinem verbrachten Abend vollkommen zufrieden iſt.

Es war schon spät in der Nacht, als er seine Wohnung erreichte und von dem schlaftrunkenen Kammerdiener in das Schreibzimmer geleitet wurde, wo ihn die behagliche Wärme, die das lodernde Kaminfeuer ausstrahlte, ungemein freundlich anmuthete.

„Mache mir eine Tasse Kaffee und dann kannst Du zu Bette gehen," sagte er zu seinem Diener, der alsbald verschwand, um in sehr kurzer Zeit das Verlangte zu bringen, was aber Rosenthal nicht zu bemerken schien; denn er hatte sich in einen bequemen Lehnstuhl geworfen, der vor dem Kaminfeuer stand, die Füße auf eine blank polirte Stange desselben gestellt, und war in tiefe Träumereien versunken, aus denen ihn nur momentan die Frage des Andern weckte: „Euer Gnaden haben weiter nichts zu befehlen?"

„Nein, ich danke!"

Dann träumte er weiter. Aber es mochten gerade keine angenehmen Träume sein, die seinen Geist beschäftigten; denn, sein Haupt auf die Lehne des Sessels stützend, sank er immer tiefer in demselben zusammen, seine Lippen preßten sich krampfhaft aufeinander, tiefe Furchen zeigten sich zu beiden Seiten seines Mundes, sowie auf der gedankenschweren Stirne, seine Augen waren tief in ihre Höhlen zurückgesunken — — Herr von Rosenthal schien in einer halben Stunde um zehn Jahre älter geworden

zu ſein, und machte auch durchaus keine Anſtrengungen, ſein Geſicht zu glätten, um ſeine frühere ruhige, wohlwollend freundliche Miene wieder zu erlangen, das ganze ſtattlich behagliche Anſehen des Mannes, den wir noch vor weniger als einer Stunde ſo ſicher auftreten ſahen, ſo zuverſichtlich ſprechen hörten. Seine zuckenden Finger, die ſich abwechſelnd in ſein Haar und in ſeinen Bart vergruben, hatten dieſen beiden ſonſt ſo ſorgfältig gepflegten Zierden ſeines Kopfes ein zerzauſtes Anſehen gegeben, vor dem er ſelbſt zu erſchrecken ſchien, als ſein Blick zufällig in einen ſeitwärts ſtehenden Spiegel fiel. Doch ſchien auch ſein Ideengang eben ſo verwirrt zu ſein, als ſein Aeußeres; denn er ſtarrte ſein Spiegelbild an und fragte dann, ſich plötzlich und haſtig aufrichtend: „Was willſt Du ſchon jetzt bei mir, Geſpenſt eines meiner letzten Tage, — ſollte meine Uhr wirklich abgelaufen ſein? — — — — Pah, Unſinn, — Unſinn, es iſt nur mein aufgeregtes Blut, das mein Gehirn überſchwemmt, und mir wie ein Trauergeläute in den Ohren ſummt — — Oder ſind es wirkliche Glockentöne, die ich höre? nein, nein, es ſind meine wild empörten Nerven, und das iſt wahrlich kein Wunder, da heute alle Teufel losgelaſſen ſind.“

Da wandte er ſich wieder mit einem ſcheuen Blick gegen ſein Spiegelbild und murmelte: „Wie mich dieſer

Kopf da an eine andere, sehr finstere Nacht erinnert, eine böse Nacht; ja so lebhaft, daß mich ein Frost durchschauert — fort mit dir, es ist unverantwortlich, so auszuschauen — — mich hat der Anblick so erschüttert," fuhr er fort, nachdem er sich rasch erhob, „daß ich etwas Nervenberuhigendes darauf nehmen muß — 3 Uhr — noch ist es Zeit."

Er eilte rasch an's Fenster, riß den schweren Vorhang auseinander und starrte hinaus in die nächtliche stille Landschaft, in welcher er von seinem Wohnzimmer die letzten Häuser der Stadt erblicken konnte. Der Mond schwebte dicht am Horizont über einer Wolkenschichte, in die er eben zu versinken drohte; doch noch wirkte sein volles, mildes Licht auf die schlummernde Erde, schien Alles rings umher mit seinem sanften Scheine zu glätten und zu beruhigen, webte geheimnißvolle, silberleuchtende, duftige Schleier um die hochaufstrebenden Baummassen, und buhlte mit den geisterhaft emporquellenden Nebeln.

„Ah, mein Freund, mein lieber Jugendgefährte!" sagte der Mann am Fenster, der seine heiße Stirn gegen die feuchten, kühlen Scheiben gedrückt hatte, „ich danke Dir, Dein Anblick hat mir wohl gethan, hat mich erquickt, gestärkt, beruhigt, — ich danke Dir — hat mir eine Bürgschaft gegeben für eine weitere und viel-

leicht glücklichere Zeit. So könnteſt Du mir nicht zulächeln, Du, der Alles weiß, wenn Du geſonnen wärſt, mich für ewig zu verlaſſen — gewiß, ich verſtehe Dein Lächeln, alter Geſelle — hilf zu, Samiel, die Friſt iſt gewonnen!“

Er ſagte dieß Letztere mit einem Lächeln auf den Lippen und fuhr alsdann raſch mit der Hand mehrmals über ſein Geſicht, um die Falten auf demſelben zu verjagen, was ihm auch ſo gut gelang, daß ihm, als er hierauf für ein paar Minuten in ſeinem Ankleidezimmer verweilt hatte und nun wieder heraustrat, aus dem Spiegel das Bild jenes andern, uns wohl bekannten Roſenthal's entgegenlächelte.

„Und nun zu einigen dringenden Geſchäften.“

Er trank eine Taſſe des ſchwarzen, ſtarken Kaffees, warf ein paar mächtige Holzſcheiter in den Kamin und ſetzte ſich hierauf an ſeinen Schreibtiſch, nachdem er auf demſelben einen Leuchter mit ſechs dicht zuſammengeſtellten Wachskerzen angezündet hatte. Dann nahm er aus einer ſorgfältig verſchloſſenen Schublade das Papier hervor, welches er vor ein paar Tagen von dem Könige erhalten hatte, und füllte eine leere Stelle in demſelben nach kurzer Ueberlegung mit einer Reihe von ſechs Zahlen aus, ſiegelte es in ein Couvert und überſchrieb es.

Hierauf öffnete er ſämmtliche Schubladen ſeines

Schreibtiſches, nahm hier und dort Papiere heraus, was nach und nach einen anſehnlichen Haufen gab, den er alsdann in das flammende Kaminfeuer warf.

Alles dieſes that er mit einer heitern Miene, ja offenbar in guter Laune, und als er ſich nun eine Cigarre angezündet hatte und ſich an den Schreibtiſch geſetzt, auch Briefpapier zurecht gelegt und eine Feder ergriffen, lächelte er vergnügt in ſich hinein, während er emſig ſchrieb.

Er brauchte wenige Minuten, bis er ſein Billet beendigt hatte, es geſiegelt und mit der Aufſchrift verſehen: Dem Herrn Lieutenant von Mittow.

„Eigentlich hat es etwas Unheimliches, wenn man ſo als Verſtorbener an einen Lebendigen ſchreibt, und ich glaube, wenn der gute Mittow hintendrein erfährt, daß dieſer Brief vielleicht aus meinem Grabe an ihn gelangt iſt, ſo wird ihm dieß einige peinliche Stunden verurſachen, vielleicht aber wird er es niemals erfahren, jedenfalls aber dieſe Zeilen ihren Zweck erreichen.“

„Und nun ein anderes, wichtigeres und ernſteres Billet — an Ellen; ich wüßte mir im ſchlimmeren Falle keine beſſere Teſtamentsvollſtreckerin, als gerade ſie, und glaube auch nicht, daß ihr Haß ſo weit gehen wird, das, was ich ihr nach meinem möglichen Tod anbiete, zu verſchmähen — möglich wäre es allerdings, aber nein,

nein, ich will es nicht glauben — — jedenfalls aber wüßte ich dieß kostbare Papier für den andern angenehmen Fall in keinen beſſern Händen, und trotzdem ſie geſchworen hat, freiwillig meine Wege nie mehr zu kreuzen, ſo bin ich doch feſt überzeugt, daß keine Gewalt der Erde ſie abhalten würde, dieß Papier ſpäter ſelbſt wieder in meine Hände zu legen; ja ſie würde ſich die Füße blutig laufen, wenn ſie kein Geld beſäße, Wagen oder Eiſenbahn zu bezahlen, und dann — — können wir ja weiter ſehen."

Dieſer letzte Gedanke ſchien ihm ein ſehr behagliches Gefühl zu verurſachen. Er legte ſich in ſeinen Stuhl zurück, ſchloß für ein paar Sekunden die Augen, während ein angenehmes Lächeln auf ſeinen Zügen erſchien.

„Aber weiter, weiter," rief er dann wieder emporfahrend, „wir haben noch ſehr viel zu thun — und Alles hübſch nacheinander," fuhr er fort, indem er ſich ſanft auf die Stirne klopfte, — „ruhig da drinnen, trotz alledem erfordert das Schreiben an Ellen Faſſung und Aufmerkſamkeit."

Dann flog ſeine Feder abermals über das Papier, dießmal länger als vorhin, und zuweilen hörte er auf, um, ſich in den Stuhl zurücklehnend, über etwas nachzudenken. Als er fertig war, ſchien er ſich ſelbſt darüber

zu wundern, daß der Brief vier enggeſchriebene Seiten enthielt.

„Und nun zu der großen Frage des Tages," ſagte er aufſtehend und fuhr laut mit ſich ſelbſt redend fort, indem er im Zimmer hin und her ſchritt, — „wen nehme ich zu meinen Zeugen? Leo Wieneck, unmöglich, und wenn ich ihn auch nicht ſelbſt heute Abend dieſes Dienſtes entbunden hätte, ſo kam er mir ſpäter ſo eigenthümlich vor, lancirte mir ein paar ſo mißbilligende Blicke, daß ich wohl fühlte, mein Stern iſt am Erbleichen gegenüber der ganzen Kotterie — deßhalb auch fort mit Brenner, an den ich ebenfalls gedacht, — der alte Tönning," fuhr er mit einem raſch aufleuchtenden Lachen fort, „würde ſich vielleicht ein Vergnügen daraus gemacht haben, und hätte dann von der Grenze weg ſogleich ſeine Hochzeitsreiſe antreten können, doch — —"

Er blieb plötzlich mitten im Zimmer ſtehen, ein Bild an der Wand betrachtend, ſein eigenes Porträt, von Arthur Weßner gemalt. „Lächerlich, daß ich nicht ſogleich an ihn dachte! Habe ihm doch vor nicht langer Zeit einen ähnlichen Dienſt geleiſtet, wenigſtens geſchickt vermittelt. Weßner hat das Herz auf dem rechten Fleck, er wird ſich ein Vergnügen daraus machen, und wen könnte ich im ſchlimmen Falle beſſer als ihn dazu beſtimmen, Ellen dieſen Brief mit ſeinem koſtbaren Inhalt

zu überreichen — ah, welche Großmuth," ſagte er lächelnd, — „ich muß mich in der That ſelber loben — ſo ſei es, und dann noch zwei Zeilen an Arthur geſchrieben, und hierauf noch ein paar Stunden feſt und geſund geſchlafen."

Aus dieſen paar Stunden wurden indeſſen mehr, als Roſenthal gedacht und gewünſcht, und es mochte acht Uhr geworden ſein, als ſein Kammerdiener, dem er nicht befohlen hatte, ihn zu wecken, mit der Meldung in's Schlafzimmer trat: „Ein Herr" — er überreichte deſſen Karte — „ſei draußen im Vorzimmer und wünſche in einer dringenden Angelegenheit vorgelaſſen zu werden."

„Alſo doch Graf Wieneck," ſagte Herr von Roſenthal, nachdem er die Karte geleſen, — „entſchuldige mich bei dem Herrn Grafen, ſage, daß ich erſt um vier Uhr zu Bette gegangen ſei, und bitte ihn, nur ein paar Augenblicke zu warten, ich werde ſogleich bei ihm ſein. Dieſen Brief ſchicke augenblicklich durch den Reitknecht an den Herrn Maler Weßner, und ich laſſe ihn bitten, wenn es ihm möglich ſei, augenblicklich zu mir zu kommen."

Er machte dann auch in ganz kurzer Zeit Morgentoilette, und als er nach Beendigung derſelben einen Blick in den Spiegel warf, ſchien er mit ſeinem Ausſehen zu-

frieden zu sein und trat heiter, fast strahlend in den Salon, wo er den Grafen Wieneck am Fenster stehend ihn erwartend fand.

„Sie werden sich wundern, Herr von Rosenthal," sagte dieser, wohl aber nicht unfreundlich, „daß Sie mich in der gewissen Angelegenheit doch noch als Zeuge Mittow's bei sich sehen, und ich will es nicht leugnen, wohl durch meine eigene Schuld."

„Nehmen Sie Platz, Graf Wieneck," antwortete Herr von Rosenthal nach einer freundlich zustimmenden Verbeugung, hinzusetzend: „es bedarf ja das nicht die Spur einer Entschuldigung, und glauben Sie mir, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß ich alsdann diese Angelegenheit, auch was mich betrifft, in den besten Händen weiß."

„Ich suchte heute Morgen in möglichster Frühe Mittow auf," sagte der Flügeladjutant des Königs, „um ihn zu veranlassen, Ihnen gegenüber einen erklärenden, begütigenden Schritt zu thun, sowie auch zu erfahren, ob er gestern Abend über die Sache gesprochen. Leider ist dieß der Fall gewesen, was er mir unter der Versicherung mittheilte, daß er nicht gesonnen sei, auch nur um den Werth einer Sylbe zurückzuweichen."

„Was ich begreiflich finde und nicht anders er-

Raum bildend, in dem ſich die ſeltſamſten Bauwerke, Teiche und Waſſeranlagen der verſchiedenſten Art befinden. Dort ſieht man Marmorgruppen, Karyatiden, Blumenkörbe, hier ziert eine der ſchönſten Anlagen einen Teich mit zwei Inſeln, auf denen ſich ein Marmortempel befindet, ihm gegenüber auf Felſen eine Granitpyramide, und dieſe verſchiedenen Punkte ſind durch Stein- und Gitterbrücken mit einander verbunden. Im Sommer muß es hier wahrhaft reizend ſein, wo in den wildeſten Theilen des Gartens das Strauchwerk von farbenprächtigen Blüthen ſtrotzt, wie man ſie bei uns kaum in Treibhäuſern ſieht, wo die Beete glänzen und ſchillern von den edelſten Blumen, und wo deren Königin, die wunderbar prächtige Roſe, alles dominirt in nie geſehener Herrlichkeit. Findet man doch hier kleine Gärtchen, mit niedern Hecken eingefaßt, in welche Thüren und viele eingezäunte Gänge zu Lauben, Bögen, Hütten und Blumenbeeten führen. Allein alle dieſe Blumen ſind Roſen; die Hütten, die Lauben, die Bögen, die Thüren, die Zäune und die Bäume, alles iſt alsdann Roſe, rothe Roſen in Millionen über dieſen kleinen Raum vertheilt, von paradieſiſchem Aroma getränkt, das die Vögel gierig einſaugen, das das Herz der Menſchen erfriſcht und es ſtärker und ſehnender ſchlagen läßt.

Nach ſtundenlangem Umherſchiendern im Parke — wir hatten uns abſichtlich vom Führer nicht leiten laſſen, ſondern waren bald rechts bald links in einen Weg eingebogen, der uns beſonders reizend erſchien, oder wo uns gerade durch lichtere Baumgruppen ein künſtlicher Felſen mit Waſſerwerken und Statuen anzog — gelangten wir endlich auf einen freien Platz, der ſich als eine Art von Pleaſuregrounds vor einem kleinen niedlichen Schloſſe erhob, welches vielleicht eine kleine Stunde von der Stadt entfernt, im dichteſten Theil des Parkes liegt. Dieſer kleine Palaſt iſt die niedlichſte und reichſte Villa, die man nur ſehen kann; weder Verhältniß noch Styl des Bauwerkes fallen von außen durch Großartigkeit in die Augen, und doch betrachtet man es entzückt. Hier im abgelegenen Dickicht kommt es uns wie ein kleines Jau-

wartete," entgegnete Herr von Rosenthal mit großer Ruhe.

„Um aber der Sache nicht noch eine weitere Verbreitung zu geben, und den über alle Beschreibung heftig aufgeregten Mittow nicht zu weiteren unvorsichtigen Schritten zu veranlassen, gab ich, obgleich widerstrebend, seinen Bitten nach und bin nun hier," setzte er mit einer verbindlichen Verbeugung hinzu, „um mich nach Ihren Wünschen zu erkundigen, verzeihen Sie aber vor allen Dingen, daß wir Ihnen zuvorgekommen sind, was auf den ausdrücklichen Wunsch Mittow's geschieht, der weder in der Wahl der Waffen, noch in sonst irgend etwas eine Chance für sich acceptiren will."

„Herr von Mittow hat es allerdings sehr eilig betrieben, nahm ich doch selbst Anstand, ihm vor der zehnten Stunde meinen Zeugen zu senden."

„Und wer ist dieser Zeuge?"

„Unser gemeinschaftlicher Bekannter Arthur Weßner."

Graf Wieneck schaute einen Augenblick und fast mit Verwunderung in das Gesicht des Andern, ehe er sagte: „Arthur ist mir natürlicher Weise sehr angenehm, und wird es Mittow ebenfalls sein."

„Also darf ich denselben zu Ihnen senden — und um welche Stunde?"

„Wenn es Ihnen recht wäre, vor elf Uhr, doch

wenn Sie wollen, ſuche ich ihn um dieſe Stunde auf.“

„Erlauben Sie, daß er zu Ihnen kommt.“

„Gut — — und nun habe ich eine Bitte, Herr von Roſenthal, das heißt, ich bitte im Namen meines Freundes Mittow, und zwar um die Gefälligkeit, die Begegnung heute noch ſtattfinden zu laſſen.“

„Mit Vergnügen, und bin vollkommen darauf vorbereitet, erzeigen Sie mir aber dagegen den einzigen Gefallen, mich bei Herrn von Mittow dringend zu entſchuldigen, daß ich ihm nicht zuvorgekommen bin, aber es iſt erſt halb neun Uhr, und ich hatte mir in der That vorgenommen, nicht gar ſo dringend zu erſcheinen.“

„Ich verſtehe den gerechten Vorwurf, welcher in dieſen Worten für uns liegt, und kann ihn vielleicht nur dadurch abſchwächen, daß ich Ihnen die Verſicherung gebe: Mittow befindet ſich in einer faſt fieberhaften Aufregung, und ich fürchtete von ihm die unangenehmſten Geſchichten.“

„Das iſt aber kein Zuſtand, um ſich auf die Menſur zu ſtellen, oder Herr von Mittow hält mich für einen ſehr unbedeutenden Gegner — — doch, wie geſagt, ich bin zu Allem bereit, will aber unter keiner Bedingung von der mir freundlichſt überlaſſenen Wahl der Waffen Gebrauch machen; arrangiren Sie alles Das, wie Sie

wollen, mit Arthur Weßner, der mir alsdann Ort und Stunde der Zuſammenkunft anzeigen wird."

„Wünſchen Sie eine Verzögerung?"

„Durchaus nicht, mir iſt die nächſte Stunde recht!"

„So dürfte ich Ihnen alſo wohl den Wunſch meines Freundes mittheilen, er ſchlägt den heutigen Tag vor, Stunde vier Uhr Nachmittags, und alsdann die Zuſammenkunft: die Waldwieſe an dem kleinen See bei Perlenbach."

„Vortrefflich, ich bin ganz damit einverſtanden. Soviel ich mich erinnere, geht der Kurierzug dorthin um zwei Uhr ab, wir erreichen Perlenbach gegen halb vier Uhr, ſind jenſeits der Grenze, und da der kleine See wegen ſeiner Entenjagd berühmt iſt, ſo macht es auch durchaus kein Aufſehen, wenn ſich dort gegen Abend einige Leute unſerer Gattung zuſammenfinden. Wollen Sie für einen Arzt beſorgt ſein?"

„Ich glaube, es wird am wenigſten Aufſehen erregen, wenn ich unſern Regimentsarzt Zander, der als ein paſſionirter Jäger bekannt iſt, mit uns nehme."

„Gewiß, ſo geht es am beſten."

„Und nun, Herr von Roſenthal, werden Sie mir geſtatten, daß ich mich verabſchiede, um zu Mittow zurückzukehren. Ich hoffe ihn durch die Nachricht Ihrer freund-

lichen Bereitwilligkeit ſo ruhig zu ſtimmen, als ich das in ſeinem Intereſſe nur wünſchen möchte.“

„Aufrichtig geſagt, wünſche ich das auch,“ gab der Andere mit einer verbindlichen Verbeugung zur Antwort, „denn ich muß Ihnen ehrlich geſtehen, Graf Wieneck, es erregt mir nichts ein ſo peinliches Gefühl, als wenn ich, wie ſchon öfter, gezwungen war, vor einen Gegner hinzutreten, der leidenſchaftlich erregt und dadurch unſicher iſt.“

„Ich hoffe das Beſte; alſo bis heute Nachmittag vier Uhr, Herr von Roſenthal!“

„Gut, bei Philippi ſehen wir uns wieder!“

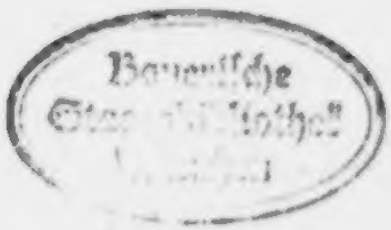

Geſchichten im Zickzack.

Dritter Band.

Geſchichten im Zickzack.

Von

F. W. Häckländer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1871.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Zwölftes Kapitel.

In der elften Wendung, ſtiller Bergſee mit düſteren Föhren 1

Dreizehntes Kapitel.

In der zwölften Wendung, eine kleine, ſeitwärts gelegene Kapelle 47

Vierzehntes Kapitel.

In der dreizehnten Wendung, ſcheue Rehe auf der Flucht . 84

Fünfzehntes Kapitel.

In der vierzehnten Wendung, ein Heiligenbild am Wege . . 113

Sechzehntes Kapitel.

In der fünfzehnten Wendung, düſtere Wolken am Himmel und Nebelſtreifen im Thal 155

Siebenzehntes Kapitel.

In der ſechzehnten Wendung, Bergeshöhe und ein gaſtliches Dach 185

beſchloß vor; ſeine Formen ſind edel und geſchmackvoll, und auf dem dunklen Waldgrunde hebt ſich das weiße Gebäude mit ſeinen kleinen Terraſſen, Mauervorſprüngen, Niſchen mit Bildſäulen und Büſten ſcharf und lebendig ab. Es iſt die berühmte Caſa del Labrador, vor der wir ſtehen. Karl IV. hatte eines Tags die Idee, ſich ein ländlich eingerichtetes Gartenhaus zu bauen; ob nun der urſprüngliche Plan anders war, oder ob der ſpaniſche König den kleinen Palaſt, wie er heute daſteht, für eine einfache ländliche Wohnung hielt, weiß ich nicht anzugeben; — genug, dieſe prächtige kleine Villa mitten im Park von Aranjuez heißt Caſa del Labrador, Bauernhaus, und iſt auf dieſe Art wohl das reichſte und in ſeinem Reichthum einzigſte aller Bauernhäuſer der ganzen Welt.

Gleich beim Eintritt in die Villa ſehen wir, daß das Innere vollkommen würdig iſt des reichen Aeußern; auf allen Seiten iſt man umgeben von Marmor, Gold, Bronze, Malerei und prächtigen Sculpturen, und was das Erwähnenswertheſte iſt, alle Reichthümer, welche man hier ſucht, ſind aufs Geſchmackvollſte vertheilt und angebracht. Wir ſtaunen die reich verzierten Plafonds an und bemerken im erſten Augenblicke nicht, daß wir auf ebenſo koſtbare Fußböden von künſtlichem Marmormoſaik treten; eine ſinnreich gedachte Kreistreppe mit marmornen Stufen und vergoldetem Geländer, zu welchem man, nebenbei geſagt, ſechshundert Unzen Goldes verbraucht hat, führt in den erſten Stock. Hier iſt jedes Zimmer von dem andern verſchieden, und wir ſchreiten ſtaunend durch dieſe Maſſe von Reichthümern. Hier ſehen wir die Böden, Thüreinfaſſungen, Wandbekleidungen von edlem Marmor, dort von koſtbaren Holzarten, aufs Reichſte eingelegt, alle Schloſſerarbeiten verſilbert und vergoldet. In dieſen Zimmern überraſchen uns die reichen, wie eben erſt gemalten Plafonds, ſowie die Seidentapeten aus den ſchwerſten Stoffen, mit Stickereien überladen; in jenem ſind dagegen die Wände von Meiſterhand gemalt, mit prächtigen Möbeln verſehen, Marmortiſche auf vergoldetem Untergeſtell tragen eine Unzahl kleiner Kunſtwerke:

Geschichten im Zickzack.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zwölftes Kapitel.

In der elften Wendung, ſtiller Bergſee mit düſteren Föhren.

Es mochte kaum eine Viertelſtunde verfloſſen ſein, ſeitdem ſich Graf Wieneck entfernt hatte, als Arthur Weßner in den Salon Roſenthal's trat, und dieſen behaglich vor dem Kamine ſitzend, bei ſeinem erſten Frühſtück antraf. Der Maler war augenſcheinlich aufgeregt und ſeine beiden Hände faßten die Rechte Roſenthal's, welche dieſer ihm entgegenſtreckte, und drückten ſie innig und herzlich, während Letzterer ſagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie raſch gekommen ſind, Freund Arthur, ſetzen Sie ſich dorthin, — nehmen Sie eine Taſſe Kaffee, oder wollen Sie Chokolade? Jedenfalls aber eine Cigarre, — wie geht es Ihnen?“

„Ich danke, gut, — gut.“

„Was macht die Kunſt, was malen Sie?“

„Ein paar langweilige Porträts — Ihr Billet habe

ich erhalten, lieber Rosenthal, und mit Erstaunen gelesen."

„Begreiflich, und wir wollen sogleich darüber reden; ich will nur eben mein Frühstück beenden — dort ist Feuer —"

„Ich danke." Der junge Maler erhob sich rasch, zündete seine Cigarre an und trat dann an's Fenster, in den klaren Wintertag hinausschauend.

„So, jetzt bin ich fertig," sagte der Andere nach einer Pause, — „will ebenfalls meine Cigarre anzünden, und dann wollen wir ein wenig von Geschäften plaudern — wie finden Sie diese Rio?"

„Vortrefflich!"

„Es ist eine Probe, die ich erhielt, doch habe ich mir ein paar Tausend davon bestellt, ich kann Ihnen davon abgeben."

„Sie sind wahrscheinlich zu theuer für mich."

„Pah, seien Sie nicht geizig, lieber Arthur, Sie malen mir eine kleine Skizze von jenem schönen Kopfe, den ich neulich bei Ihnen gesehen, und dann rechnen wir ab — ist es kalt draußen?"

„Frostwetter und deßhalb trocken."

„Wir können das heute brauchen; ich hasse nichts mehr, als auf einem nassen Boden stehen zu müssen."

„So ist es also Ernst, was Sie mir geschrieben?"

ſagte der Maler, indem er zum Kamin trat, wo Herr von Roſenthal beſchäftigt war, ein paar Holzblöcke übereinander zu legen, — „und zwar heute ſchon?“

„Allerdings heute; es ſollte mir leid thun, wenn ich dadurch im Geringſten andere Dispoſitionen, die Sie für heute haben, durchkreuze, das heißt, wenn Sie überhaupt geſonnen ſind, mich zu begleiten?“ Er blickte ihn fragend an.

„Von mir iſt ja nicht die Rede,“ gab Arthur raſch zur Antwort, „auch fragen Sie wohl nicht im Ernſte, ob ich Sie begleiten werde.“

„Nun ja, ich zweifelte auch nicht im Geringſten daran!“

„Sie ſchrieben mir, es betrifft Mittow — einen Ihrer genauen Bekannten, glaube ich, wie kommt Der dazu?“

„Setzen Sie ſich zu mir an's Feuer, ich ſage Ihnen das,“ — und nun erzählte Herr von Roſenthal den geſtrigen Vorgang in allen ſeinen Einzelnheiten, ohne ſich ſelbſt dabei im Geringſten zu ſchonen, und ſetzte dann hinzu: „Bei alledem iſt dieſer junge Menſch ſo rappelköpfig und kam mir heute Morgen zuvor, indem er ſchon um acht Uhr ſeinen Sekundanten, den Grafen Leo Wieneck, zu mir ſchickte. Ich habe mich natürlicher Weiſe über ſolche Voreiligkeit gegen dieſen nicht ausge-

laſſen, werde mir aber doch erlauben, ihn ſpäter einmal zu fragen, ob er vielleicht daran gezweifelt hätte, daß ich zur ſchicklichen Stunde meinen Zeugen dem Herrn von Mittow geſandt hätte. Eine ſolche ſchickliche Stunde iſt für mich gegen zehn Uhr Morgens, da man doch nicht erwarten kann, daß ein anſtändiger Menſch ſchon um acht Uhr aus dem Bette iſt. Doch gehen wir jetzt darüber hinweg, wir haben Wichtigeres; Graf Leo Wieneck erwartet Sie vor elf Uhr, und ſehen Sie, wie Sie ſich mit ihm verſtändigen, mir iſt Alles gleich, nur werden Sie begreiflich finden, lieber Arthur, daß mir das ſchärfſte Duell das wünſchenswertheſte iſt, und wenn der Graf Wieneck auch ſolche Anſichten vorbringen ſollte, ſo erklären Sie ruhig, mir wäre ein Schießen über's Schnupftuch am liebſten."

„Ich hoffe nicht, daß' es ſo weit kommen wird."

„Na, es wird weit genug kommen, ich habe ſo meine Ahnung; über den Ort der Zuſammenkunft haben wir uns bereits verſtändigt, jenſeits der Grenze bei Perlenbach, wo wir ſchon zuſammen auf der Entenjagd waren, Sie erinnern ſich?"

„Ganz genau."

„Um vier Uhr heute Nachmittag; der Kurierzug fährt dorthin um zwei Uhr, wenn Sie nun wollen, lieber Arthur, ſo treffen wir uns gegen halb ein Uhr im fran-

zösischen Kaffeehaus zum Frühstück, Zimmer Nr. 4, welches ich gewöhnlich habe."

„Kann ich sonst noch etwas für Sie besorgen?"

Herr von Rosenthal war langsam von seinem Sitze aufgestanden und an den Schreibtisch getreten, wo er einen der Briefe, die er gestern Nachts geschrieben, einen Augenblick in die Hand nahm, um ihn gleich darauf wieder hinzulegen, und dann zu Arthur zurücktrat — „ja, mein Freund, Sie können mir da noch einen großen Dienst leisten: wenn ich sagen wollte, ich sehe der heutigen Zusammenkunft mit größerer Besorgniß entgegen, als mancher frühern ähnlichen, so müßte ich lügen; ebensowenig kann ich mit Sicherheit voraus wissen, ob ich lebend oder unverletzt zurückkomme. Für diesen schlimmen Fall nun werde ich Ihnen später ein Schreiben mit genauer Adresse versehen übergeben, und bitte, es nicht nur selbst an diese Adresse zu besorgen, sondern auch selbst in die Hände der Dame zu legen, an die es gerichtet ist — versprechen Sie mir das?"

„Auf's Feierlichste!"

„Ich danke Ihnen im Voraus. Den Brief werde ich Ihnen bei unserem kleinen Frühstück übergeben, und bin überzeugt, daß Sie durch die pünktliche Besorgung des Schreibens nebenbei noch eine recht angenehme Bekanntschaft machen."

„Was ich indeſſen nicht wünſche, lieber Roſenthal, da die Veranlaſſung eine gar traurige für mich wäre.“

„Pah, man muß auf Alles gefaßt ſein, und daß ich das bin, werden Sie gewiß Gelegenheit haben, heute Abend zu bemerken.“

„Gut, ich gehe jetzt zu Graf Wieneck. Alſo Sie acceptiren jede Waffe, auch den Degen?“

„Auch den,“ erwiederte der Andere, ſetzte aber mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu: „Wenn Sie es leicht hindern können, ſo kontrahiren Sie nicht auf Degen, ich glaube, daß darin Mittow gar keine Chance haben würde.“

Nachdem Weßner fortgegangen war, machte Herr von Roſenthal eine ſorgfältige Morgentoilette, ſteckte den eben erwähnten Brief in die Bruſttaſche ſeines Rockes und ſagte dann zu ſeinem Kammerdiener: „Ich bin genöthigt, eine kleine Reiſe zu machen, auf der Du mich begleiten wirſt. Wie lange ſie dauern kann, bin ich nicht im Stande genau anzugeben; packe Sachen für drei bis vier Wochen ein, aber Du mußt Dich eilen, denn ich wünſche, daß Du mit meinem Reiſewagen ſo zeitig auf die Eiſenbahn kommſt, daß Du mit dem Perſonenzuge, der um elf Uhr nach Perlenbach geht, abfahren kannſt. Ich werde dort mit einigen Freunden jagen und dann wahrſcheinlich weiter gehen. Erinnerſt Du Dich an Perlenbach?“

„Gewiß, Herr Baron.“

„Du kommſt gegen drei Uhr an, läßt ſogleich meinen Reiſewagen mit Poſtpferden beſpannen, und findeſt Dich hinter dem kleinen See in der Niederung ein, wo ſich Eiſenbahn und Chauſſee kreuzen; dort erwarteſt Du meine weiteren Befehle. — Haſt Du mich genau verſtanden?“

„Vollkommen, Herr Baron.“

„So wirf meine ſchwere mexikaniſche Decke in den Wagen, und laß meinen Pelz durch den Reitknecht in das franzöſiſche Kaffee bringen, Zimmer Nr. 4. Wie ſteht Deine Kaſſe?“

„Ich bin genügend verſehen.“

„Kannſt Du dem Reitknecht Gelder da laſſen für den Bedarf einiger Wochen?“

„Ja wohl, Herr Baron!“

„So thue das, und ſei pünktlich wie immer!“

Dann ließ Herr von Roſenthal ſeinen Wagen kommen und fuhr nach dem Schloſſe. Dort wandte er ſich direkt nach dem Vorzimmer Seiner Majeſtät, und ließ durch den Lakaien den Kammerdiener des Königs für einen Augenblick herausbitten.

„Wenn Sie irgend einen Wunſch haben, mein lieber Herr von Roſenthal,“ ſagte der würdige Herr Dippel, der eilig aus ſeinem Kabinet gekommen und zu Roſen-

Uhren, Vaſen, Statuetten, wogegen Spiegeltiſche, Kamine und Etageren in den Ecken voll der ſeltenſten Porzellanarbeiten ſind.

In drei Zimmern dieſes ſeltſamen Bauernhauſes befinden ſich Bildhauerwerke, namentlich Statuen, worunter Alterthümer, die jedem Muſeum zur Zierde gereichen würden.. Der Glanzpunkt des Ganzen iſt übrigens ein kleines Zimmer mit Nebenkabinet ganz in Paris nach Perciers Zeichnungen verfertigt, wenige Schritte lang und breit, wo aber an Kunſtwerken, an Decken und Wandgemälden, an Gold, Marmor und edlen Holzarten das Unglaubliche zuſammengetragen iſt. Es iſt unmöglich, mit Worten einen Begriff von der Pracht und dem Reichthum zu machen, die ſich hier in dem Gemach vereinigt finden; man ſagt, die Verzierungen deſſelben haben vierzehn Millionen Realen gekoſtet, allerdings eine ungeheure Summe, aber faſt glaublich, wenn man bedenkt, daß nicht nur Wände und Thüren von goldenen und Platina-Arabesken ſtrotzen, und daß nicht nur jeder Stuhl und jedes andere kleine Möbel ein Kunſtwerk iſt, ſondern ſelbſt die Griffe an den Thürſchlöſſern und an den Fenſterbeſchlägen von Künſtlerhand aus Gold und Silber geformt wurden.

Unter anderen hat dieſes Zimmer vier kleine reizende Wandgemälde Girodet's, die Jahreszeiten vorſtellend, von ſo herrlicher Compoſition, daß unſer Maler es nicht unterlaſſen konnte, ſie trotz eines ſehr mißbilligenden Blickes des Hausverwalters, der uns herumführte, in ſein Buch zu ſkizziren. Ich glaube, daß es Jedem wie uns ergehen wird: wir verließen die Caſa del Labrador überſättigt, geblendet, und der lange Spaziergang von hier nach unſerer Fonda zurück durch den ſchönen Park kam uns gut zu Statten, um den Unterſchied zwiſchen unſerem gewöhnlichen Leben und der ländlichen Einrichtung eines ſpaniſchen Königs nicht gar zu ſtark zu empfinden.

Abends ſetzte uns unſere alte Engländerin ein gutes Diner vor, zu welchem ſie ein großes Roſtbeef, auf engliſche Art zubereitet, mit vielem Stolze ſelbſt auftrug. Zufälligerweiſe ſpielte heute in Aranjuez eine wandernde Schauſpielertruppe, was wir unmöglich verſäumen durften, und hatten wir uns deßhalb ſchon

thal in die tiefe Fensternische getreten war, „so haben Sie den allergünstigsten Moment gewählt; der König ist in der rosigsten Laune, wie ich zu bemerken das Glück hatte, und spricht soeben mit wahrhaft strahlendem Gesichte mit Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister von Wieneck."

„So bitte ich, übergeben Sie Seiner Majestät sogleich diesen Brief; ich werde warten, ob der König eine Antwort für mich hat."

„Gut, gut, Seine Excellenz werden sogleich herauskommen," dann legte der alte Kammerdiener seine Hand an den Mund, neigte sich gegen das Ohr Rosenthal's und flüsterte ihm mit einer wahrhaft komischen Anstrengung zu: „Gratuliren Sie Seiner Excellenz, Dieselben haben das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten wieder übernommen."

Seine Excellenz trat dann auch gleich darauf, nachdem der alte Kammerdiener wieder davongetrippelt war, aus dem Zimmer des Königs, und zwar mit strahlender Miene, welche die Wahrheit des eben Gesagten vollkommen bestätigte. Als er indessen Rosenthal bemerkte, flog ein leichter Schatten über seine Züge, doch winkte er ihm nicht ohne Wohlwollen zu, ging aber dann rasch vorüber, und zwar mit einer so offensiblen Eile, daß sich der Andere eines Lächelns nicht enthalten konnte, und

zu sich selber sprach, nachdem er die Thüre hinter dem Grafen geschlossen: „Ja, ja, es ist Zeit, daß ich gehe, mein Stern ist bedeutend im Sinken.“

„Hier ist die Antwort, mein lieber Herr von Rosenthal,“ sagte der wieder eingetretene Kammerdiener.

„Befehlen Seine Majestät sonst etwas?“

„Nicht das Geringste; der König durchlas Ihr Billet, schrieb ein paar Zeilen darunter und siegelte das Couvert eigenhändig zu.“

„Ich danke Ihnen bestens.“

In seinen Wagen zurückgekehrt, eröffnete Rosenthal das Schreiben nicht ohne einige Bewegung und sprach alsdann mit einem Athemzug der Erleichterung: „Das wäre also in Ordnung gebracht, und wenn uns das Glück heute Abend nicht gar zu ungünstig ist, so können wir ziemlich heiter in die Zukunft schauen.“

Pünktlich traf er um halb ein Uhr in dem französischen Kaffeehaus ein, wo ihn der erste Kellner ehrerbietig nach Nr. 4 begleitete, und wo er Arthur bereits antraf, welcher in dem angenehm durchwärmten, kleinen, behaglichen Gemache nachdenkend hin und her schritt.

„Nun rasch unsere Geschäfte abgemacht, und dann wollen wir sehen, ob Monsieur Robert ein gutes Frühstück für uns besorgt hat. Was haben Sie mit Wiened verhandelt?“

„Er wünscht Piſtolen, fünfzehn Schritt Barrière und im Avanciren nach Belieben ſchießen.“

„Gut. — Jetzt noch die kleine Angelegenheit, welche Sie freundlichſt für mich beſorgen wollen. Bitte, läuten Sie dem Kellner, er ſoll Licht und Siegellack bringen.“ Bis das Verlangte kam, hatte Herr von Roſenthal den bewußten Zettel aus dem Couvert genommen und ihn in ein anderes geſteckt, in dem ſich der Brief an Ellen befand, und welches er ſchon zu Hauſe pünktlich überſchrieben hatte; dann ſiegelte er es zu, ſteckte es in ein zweites Couvert, das er ebenfalls ſiegelte und überſchrieb, gab dieſes darauf dem jungen Maler, indem er ſagte: „Weit entfernt, irgend einen Zweifel in Ihre Pünktlichkeit zu ſetzen, lieber Arthur, erlaube ich mir doch, Ihnen zu bemerken, daß neben dem idealen Werth auch noch ein ſehr bedeutender reeller in dieſem Briefe ſteckt; meine Vorſicht, den Brief in ein Couvert zu ſtecken, welches, wie Sie ſehen, Ihren Namen trägt, iſt auch nicht ganz unnöthig, da es, ſelbſt im Falle es bei unſerer Expedition verloren ginge, doch wieder in Ihre Hände käme — — und nun zu Tiſche.“

Das Dejeuner war vortrefflich und Herr von Roſenthal ließ nicht nur den Speiſen, ſondern auch den Getränken volle Gerechtigkeit widerfahren, wobei er beſonders den eiskalten Champagner mit unverkennbarem Hochgenuß

ſchlürfte, und Arthur, welcher zurückhaltender war, unter Lachen und Scherzen nöthigte, Glas um Glas zu leeren. „Sie ſind recht kindiſch," ſagte er auf deſſen Einwendungen, man muß eine ſolche Angelegenheit wie jedes andere Geſchäft betrachten. Ich unternehme nicht gerne die kleinſte Reiſe, ohne mich gehörig dazu geſtärkt zu haben. Ha, und Ihre andern Skrupel ſind geradezu lächerlich; glauben Sie mir, auch wenn ich noch ein paar Stunden in ähnlicher Weiſe fortmachte, würde ich nicht nur das ſchwierigſte Geſchäft vollkommen ruhig abwickeln, ſondern auch dieſes ſchwere Kühlgefäß mindeſtens vier Minuten lang mit geſtrecktem Arm von mir halten, ohne die Hand auch nur eine Linie ſinken zu laſſen. Soll ich Ihnen dieſe Probe machen?"

„Nein, nein, bewahre mich der Himmel, ſo etwas heute von Ihnen zu verlangen; morgen, wenn Sie wollen, ſoll es vielleicht der Gegenſtand einer fröhlichen Wette zwiſchen uns ſein."

„Topp, das gilt, und zehn gegen eins — — — — — es iſt doch eigenthümlich," fuhr Herr von Roſenthal gleich darauf, ernſt werdend, fort, „was man in manchen Lagen des Lebens um einen kleinen Blick in die Zukunft gäbe — und doch wieder nicht —" fuhr er zuſammenſchaudernd fort — „es iſt wahrlich beſſer ſo."

„Und am allerbeſten für uns würde es ſein," meinte

der Maler lächelnd, „wenn wir uns auf den Weg machten.“ Seine Uhr hervorziehend ſetzte er hinzu: „Wenn ſchon im ganz alltäglichen Leben eine halbe Stunde zu früh beſſer iſt, als eine Minute zu ſpät, ſo heute ganz beſonders.“

„Gewiß, und ich wüßte mir keine garſtigere Verſpätung, als wenn uns heute ſo etwas paſſirte, aber deßhalb doch kein Eiſenbahnfieber, wenn ich bitten darf, lieber Arthur, wir haben noch eine volle halbe Stunde Zeit — erſuchen Sie Monſieur Robert,“ ſagte er dem Kellner, welcher den Kaffee ſerviren wollte, „mir ſelbſt die Note zu bringen,“ und als der Gerufene gleich darauf eintrat, verſicherte ihm Herr von Roſenthal, er habe lange nicht ſo ausgezeichnet gefrühſtückt und ſei, wie immer, vollkommen zufrieden.

„Ein Lob aus Ihrem Munde, das mich ſtolz macht, Herr von Roſenthal, und bitte auch ferner um Ihre freundliche Protektion.“

„Gewiß, Monſieur Robert, wie immer, und vielleicht bin ich im Stande,“ fügte er mit einem Humor in Stimme und Miene hinzu, der den jungen Maler unangenehm berührte, „Sie in der nächſten Zeit einigen ausgezeichneten, allerhöchſten Herrſchaften zu empfehlen.“

Dann fuhren ſie zur Eiſenbahn, wo es Herrn von Roſenthal leicht war, bei ſeinen ausgebreiteten Bekannt-

schaften und bei den reichen Geschenken, womit er diese stets warm zu halten pflegte, ein Coupé erster Klasse für sich und Arthur allein zu erhalten, wo sich Beide behaglich einrichten, ihre Cigarre anzünden und dann in den klaren Wintertag hinausfahren konnten.

Während sich indessen nach einiger Zeit Herr von Rosenthal in seine Ecke lehnte und augenblicklich fest einschlief, eilten die Gedanken Arthur's dem dahinbrausenden Eisenbahnzuge weit voraus, und befanden sich sogleich an dem kleinen See in der Nähe des Dorfes Perlenbach, der ihm von einer Jagdpartie sehr genau in der Erinnerung war; und merkwürdiger Weise waren es fast dieselben Leute gewesen, die damals einen heitern Herbstnachmittag unter Lachen und Scherzen verbracht, später lustig zusammen soupirt, wobei Rosenthal die fabelhaftesten Dinge von seinen Reisen in Indien und China erzählte — ja dieselben Leute, und doch heute war es wieder eine Jagdpartie, aber schrecklicher Art, die sie dort vereinigen sollte, der Himmel mochte wissen mit welchem Ende.

Und indem die Lokomotive mit dem Bahnzug schnaubend, brausend und rasselnd dahinflog, während Arthur, obgleich er gewissermaßen unbetheiligt war, jede Station, die sie erreichten, mit einem ängstlichen Gefühle hervorkommen und hinter sich verschwinden sah, schlief neben

ihm sein Nachbar mit einer Ruhe und einem so friedlichen Gesichtsausdruck, als gehe ihn die ganze Geschichte nichts an.

„Wahrhaftig, man sollte an ihm irre werden," dachte der Maler, ihn betrachtend, „schläft er doch mit einer Ruhe, mit einer so sichtbaren Behaglichkeit, daß man überzeugt sein muß, ihn störe nicht einmal ein düsteres Traumbild. Ist das Gleichgültigkeit, ist das Nervenstärke, oder hält er an seinem oft ausgesprochenen Glauben fest, daß der Tod nicht an ihn herantreten werde, ohne ihm vorerst ein sichtbares Zeichen gegeben zu haben, und daß selbst dann dieser Tod für ihn nicht mehr als ein Aktschluß sei, um in einer neuen Szene wieder aufzutreten?"

Die Lippen des Schlafenden bewegten sich und er murmelte: „So ist es, so ist es, erst wenn der Reiher kommt mit der Schlange im Schnabel, wird die Dekoration gewechselt — wie es bei allen — Gesetz ist, die so glücklich sind — wieder vom Mondschein erweckt zu werden."

Dann schlief er wieder ruhig weiter, ohne zu erwachen, als der Kondukteur zur betreffenden Station Perlenbach die Billete forderte, und alsbald darauf der Zug stille hielt.

„Es ist grausam, ihn zu wecken, dachte Arthur, und

wartete noch ein paar Sekunden, während welcher er den Grafen Wieneck und Herrn von Mittow grüßte, die an dem Wagen vorübergingen, nicht ohne den schlafenden Rosenthal zu bemerken; dann legte er diesem sanft die Hand auf die Achsel und machte so seinem tiefen Schlaf ein Ende.

„Ah, da sind wir schon! Wie ich gut geschlafen habe, wie mich das gestärkt hat! Haben Sie die Herren gesehen?“

„Sie gingen soeben am Wagen vorüber, und wenn ich nicht sehr irre, so sprachen sie mit dem Herrn Oberst-Hofmeister von Tönning.“

„Ah der,“ hier lachte Rosenthal laut und herzlich, „er befindet sich auf seiner Hochzeitsreise und geht einer heiteren Zeit entgegen — während wir — doch gleichviel, folgen wir rasch den andern Herren und sehen nach irgend einem Buben, der meinen Pelz und Ihren Plaid trägt.“

„Es ist wohl besser, wenn wir Niemand mit uns nehmen. Meinen Plaid werfe ich in das Gepäckbureau, und Ihren Pelz nehme ich auf mich, wenn Sie mir das erlauben wollen, es könnte mich da oben frieren.“

„Ich danke Ihnen und bin zu allen Gegendiensten bereit.“

Sie ließen die Eisenbahnstation und das Dorf bald

hinter sich und stiegen auf einem Feldweg langsam die Höhe hinan. Es war ein prächtiger Wintertag, der Boden fest gefroren, die Felder leicht mit Schnee bedeckt, der unter dem Glanz des hellen, schon sehr schräg einfallenden Sonnenscheins Millionen funkelnder Strahlen von sich warf, und in den leichten, wellenförmigen Niederungen wie mit einem rosigen Schimmer überzogen schien. Und wie malerisch gefärbt erschien der Himmel über der weiten licht- und glanzvollen Erde! Das tiefblaue Gewölbe war von leichten, schleierartigen, langgezogenen Wolkenstreifen durchwebt, die, glühend gelblich angestrahlt, so auf die Farbe des Himmels wirkten, daß derselbe zwischen diesen goldenen Streifen in einer leicht seegrünen Farbe erschien, was eine wundervolle Wirkung machte, eine Fülle von Glanz und Reichthum gab.

„Prachtvoll, in der That," sagte Herr von Rosenthal in die Höhe blickend, „man könnte sich wahrhaftig zu dem Gedanken versucht fühlen, sich das ein Bischen in der Nähe anzusehen — später — später — früher aber noch mit jenen verspäteten Zugvögeln nach Süden zu ziehen — was sind das für Vögel — Reiher?"

„Ich weiß es nicht; ich glaube aber in der That, daß es Reiher sind."

„Da sind wir zur Stelle; gut, dort steht auch mein Wagen, sehen Sie, Arthur, hinter den Erlenbüschen.

Wenn ich Sie nun bitten darf, so treffen Sie Ihre Anstalten; ich habe meinem Kammerdiener noch ein nöthiges Wort zu sagen, aber sogleich.“ Damit ging er rasch an seinen Wagen, nahm den Kammerdiener ein paar Schritte bei Seite und sagte ihm alsdann: „Du bist lange genug bei mir, um einzusehen, daß es sich hier nicht um eine gewöhnliche Jagdpartie handelt.“

„Leider, Herr Baron!“

„Dummes Zeug, es wird nicht die letzte sein. Geschehe aber, was geschehen mag, so wird der Postillon Dir helfen, mich in meinen Wagen zu bringen, und fährst Du dann, was die Pferde laufen können, nach Morfeld in das Haus, wo wir uns im vorigen Sommer vierzehn Tage aufhielten; unser Wirth von damals ist ein geschickter Arzt und alles Uebrige wird sich finden. Hier ist auch für alle Fälle meine Brieftasche, sie ist gut gefüllt, siehst Du, und enthält diesen Brief, den Du, mag auch geschehen was will, übermorgen in irgend einem beliebigen größern Orte, nur nicht in Morfeld, auf die Post geben wirst. Hast Du mich verstanden?“

„Gewiß, gewiß — aber — o Herr Baron!“

„Mein lieber Friedrich, seien wir nicht kindisch, auf Wiedersehen in einer Viertelstunde!“

Er ging nun mit langsamen Schritten dem Platze zu, wo Arthur und Graf Wieneck beschäftigt waren, die

vor dem Eſſen Karten zu der Vorſtellung genommen. Das Theaterlocal iſt klein und unbedeutend, und die Schauſpieler und das Stück waren ſo außerordentlich ſchlecht, daß wir uns eben dadurch vortrefflich amuſirten. Das Publikum im Parterre beſtand meiſtens aus Unteroffizieren der Garniſon, welche ſich für die Greuelthaten, die auf der Bühne vorfielen, aufs Lebhafteſte intereſſirten und ſo ſehr ergötzlich mitſpielten. Nie in meinem Leben habe ich in fünf Acten und zwei Stunden eine ſolche Menge Schaudererregendes aller Art zuſammen gedrängt geſehen wie hier; jede Scene hatte entweder eine Entführung, irgend einen Verrath an den heiligſten Gefühlen der Menſchheit, einen qualificirten Mord oder eine geſetzliche Hinrichtung.

Glücklicherweiſe hatten wir aber am heutigen Tage ſo viel Schönes geſehen, daß die ſchauerliche Komödie nicht im Stande war, während der Nacht meinen Schlaf zu beunruhigen; vielmehr wandelte ich im Traume durch die herrlichen Parke und Gärten, in denen jetzt Tauſende von Roſen blühten und dufteten; alle Waſſerwerke ſandten ihre kühlenden Strahlen in die heiße Luft hinauf und unzählige Nachtigallen ſangen dazwiſchen ihre ſchmelzenden Liebeslieder. Anfänglich klangen dieſelben freudig und jauchzend, wie im Uebermaße des Glücks in dieſer Herrlichkeit leben zu dürfen; bald aber miſchte ſich ein ernſter und melancholiſcher Klang dazwiſchen, und als ich träumend an dem großen Waſſerfall des Tajo ſtand, ſein Brauſen hörte und den erfriſchenden Waſſerſtaub auf meinem heißen Geſichte fühlte, war es mir, als ſänge eine der neckenden Nachtigallen: Ach! ſie ſind nur zu bald vorüber, die ſchönen Tage von Aranjuez!

Um halb ſechs Uhr am andern Morgen ſtanden unſere Pferde an dem Thore des Gaſthofes Fonda ingles in Aranjuez bereit und wir waren im Begriff, ſie zu beſteigen, mit Ausnahme unſeres kleinen Architekten, der, mit der Sprache beſſer bewandert als wir, den Zahlmeiſter machte, und ſich in der Küche mit der überaus freundlichen Wirthin herumzankte, welche ihm mit lachendem Munde eine ſehr unverſchämte Rechnung einhändigte.

Diſtanzen abzuſchreiten. Hier grüßte er Herrn von Mittow, ſowie auch den Grafen auf's Verbindlichſte, und warf dann einen Blick auf die weiße Landſchaft rings umher. Vor ihm lag der kleine See, der am Uferrand dicht mit Schilf bewachſen war, in welchem man die Waſſervögel ſchreien hörte. Die Luft war ſo klar, daß man jede über den Uferrand hervorragende Binſe auf's Schärfſte an dem leuchtenden Abendhimmel abgebildet ſah, und dabei herrſchte im Weſten, wo die Sonne im Begriff war, am Horizonte hinabzutauchen, eine ſolch' intenſive Glut, und warf einen ſolchen Strom von Lichtglanz herüber, daß ſelbſt das ſcharfe Auge Roſenthal's geblendet wurde, und er ſich gen Oſten wandte, wo in dieſem Augenblicke in einem trüben, grauen Dunſtſtreifen der volle Mond emporſtieg, wie eine rieſenhafte und matt glühende Kugel anzuſchauen.

„Ah, mein Freund, Du kommſt zur rechten Zeit," ſagte Roſenthal, mit einem innigen Blicke dorthin ſchauend, wandte ſich aber gleich darauf gegen den Grafen Wieneck, der an ihn herantretend mit großer Höflichkeit ſagte: „Herr Weßner und ich ſind übereingekommen, noch zwei Minuten zu warten, bis die Sonne untergegangen iſt; es iſt uns beim beſten Willen unmöglich, bei dieſem Glanze das Licht unparteiiſch zu vertheilen."

„Ganz meine Anſicht, Herr Graf!"

Dann waren auch dieſe zwei Minuten vorübergegangen. Die beiden Gegner ſtellten ſich auf; Beide ſcheinbar gleich ruhig — Beide ſcheinbar, ſagen wir, aber während es Herr von Roſenthal wirklich war, gab ſich der Dragoneroffizier alle Mühe, es zu ſcheinen — doch ſeltſam, wie dieſer die Piſtole in die Hand nahm, wurden ſeine Geſichtszüge vollkommen ruhig, während Herr von Roſenthal in dem gleichen Augenblick leicht zuſammenfuhr, nachdem er ſeinen Kopf auf ein Geräuſch hin gegen den kleinen See gewandt, wo ſich in dieſem Augenblicke mit ſchwerem Fluge ein Reiher erhoben hatte, der eine Schlange im Schnabel trug.

Arthur bebte, und es wäre ihm unmöglich geweſen, das verabredete Signal zu geben, wenn auch das Loos den Grafen Wieneck nicht dazu beauftragt hätte.

Beide Gegner avancirten zu gleicher Zeit mit langſamen Schritten gegen einander, dann zielte Roſenthal nur eine Sekunde und ſchoß.

Herr von Mittow zuckte zuſammen. Die Kugel hatte ihm den linken Oberarm durchſchlagen; er wankte einen Augenblick nur, ſchon wollte Graf Wieneck zu ihm eilen, um ihn zu unterſtützen, als er ſich wieder feſt emporraffte, die Zähne zuſammenbiß und bis dicht an die leicht markirte Barrière ging, wo ihm Roſenthal ruhig gegenüber trat, gedankenvoll aufwärts blickend, dem Vogel nach,

der mit ſchwerem Flug über die Hochebene hinſtrich. In dieſem Augenblick krachte Mittow's Schuß, und ohne den leiſen, ſchmerzlichen Ruf des Andern abzuwarten, eilte Arthur auf ihn zu, um ihn in ſeinen Armen aufzufangen und ſo langſam und ſanft auf den Boden niedergleiten zu laſſen. Raſch ſprangen auch Graf Wieneck und der Regimentsarzt herbei, während Mittow die Piſtole fallen ließ und ſich zögernd näherte.

„Die Kugel hier iſt dicht am Herzen eingedrungen,“ flüſterte der Regimentsarzt — „das iſt eine ſehr traurige Geſchichte.“

„Nicht wahr, Doktor,“ ſagte Herr von Roſenthal die Augen öffnend mit matter Stimme, „an mir wird mit Ihrer Kunſt nicht mehr viel zu helfen ſein — das Uebrige wird ſich finden. A — a — a — ah, Herr von Mittow, Sie haben mich gut zugerichtet — doch vergebe ich Ihnen — bei Gott, ich vergebe Ihnen.“

Der Dragoneroffizier war ſehr ergriffen; trotz der kalten Abendluft perlte ihm der Schweiß auf der Stirne, und trotz der furchtbaren Schmerzen, die er ſelber an ſeinem zerſchoſſenen Arm litt, beugte er ſich zu Roſenthal hinab, die leichte Bewegung richtig verſtehend, mit welcher dieſer ihm ſeine rechte Hand entgegenſtreckte.

„Und nun, Doktor, helfen Sie da, wo zu helfen iſt!“

Der Kammerdiener war ebenfalls herbeigeeilt, und während Arthur das Haupt Rosenthal's sanft emporhob, um es auf dessen Pelz zu betten, legte der Andere eine dicke rothe Decke über seine Füße, und lief dann zum Wagen zurück, um den Postillon herbeizurufen.

„Noch eine — Bitte — Arthur," flüsterte der Sterbende — „wenn jene Herren sich entfernt haben, so wenden Sie — mich so — daß der Strahl des Mondes — mir in die Augen fällt — — — — ich — flehe — dar — r — r — r —"

Statt dieses Wort zu vollenden, stieß er einen tiefen, eigenthümlich klingenden Seufzer aus, der zuletzt nur noch wie ein leises Zischen klang, dann streckte er sich aus.

„Doktor!" schrie Arthur entsetzt.

Der Regimentsarzt sprang herbei, kniete neben Rosenthal nieder, fühlte nach seinem Puls, horchte an seinem Herzen und sagte dann achselzuckend: „Er ist todt."

„Nicht wahr, Arthur," flüsterte Graf Wieneck, der ebenfalls wieder herangetreten war, „Sie werden das Weitere besorgen, ich muß eilen, daß ich diesen ganz verzweifelnden Mittow zur Ruhe bringe."

„Gewiß — kehren Sie nach der Stadt zurück?"

„Jedenfalls; ich will mich dort lieber zur Verantwortung ziehen lassen, als hier auf fremdem Boden."

Damit eilten die Drei davon und waren bald in der eingebrochenen Dunkelheit verſchwunden.

Drüben hatte ſich die leuchtende Scheibe des Mondes hell und ſtrahlend aus dem Dunſtkreis am Horizont erhoben, und da Roſenthal im letzten Augenblicke ſeinen Kopf auf die Seite gewandt hatte, ſo fielen die weißen Strahlen ohne weiteres Zuthun in die weit offen ſtehenden ſtarren Augen des Todten, und als ihn Arthur, auf's Tiefſte erſchüttert, betrachtete, kam es ihm gerade ſo vor, als verziehe ſich der Mund des Todten zu einem heiteren Lächeln — — — —

Täuſchung — Täuſchung; ſein Herz hatte aufgehört zu ſchlagen, ſeine Hände waren kalt und ſteif.

„Lieber Herr," ſagte der Kammerdiener leiſe zu Arthur, „wenn Sie nichts dagegen haben, will ich ihn mit Hülfe des Poſtillons in den Wagen tragen."

„Und wohin fahren Sie?"

„Er hat darüber wie über alles Sonſtige die genaueſten Befehle hinterlaſſen, Sie können mir Alles ganz unbedingt anvertrauen."

„Aber geben Sie mir Nachricht über das Weitere, hier iſt meine Karte!"

„Die Herren werden jedenfalls Nachricht erhalten."

Arthur begleitete ihn bis zum Wagen, den der Kammerdiener ſorgfältig verſchloß, nachdem er vorher die

Jalouſieen aufgezogen, und dann ſetzte er ſich neben den Poſtillon, und ſie fuhren in langſamem Schritte davon.

Arthur blieb, ihnen nachſchauend, allein auf der Höhe ſtehen, wo das Duell ſtattgefunden, und das Ganze kam ihm faſt wie ein Traum vor. Soeben noch rings umher Glanz und Licht, Leben und Geſundheit in kräftig ſchlagenden Herzen, — jetzt die Landſchaft wie in ein weißes Leichentuch gehüllt, unheimlich vom Monde beſchienen — dort langſam hinfahrend der Wagen mit dem jetzt ſo ſtillen Manne, an deſſen Seite er noch vor wenigen Minuten gelacht und geplaudert hatte. Entſetzlicher Wechſel des Lebens! Es ſchien ihm, als habe er ein Unrecht begangen, daß er den Wagen nicht begleitet, und ſchon war er im Begriff, demſelben nachzueilen, als er ſich des Auftrags erinnerte, den ihm Roſenthal ertheilt und als ſo dringlich bezeichnet. Dazu kam noch, daß ihm das gellende Pfeifen der Lokomotive, die er von Weitem heranbrauſen hörte, wie ein Mahnruf klang, den letzten Willen des Unglücklichen ſo raſch als möglich zu erfüllen, und er beeilte ſich, die Station wieder zu erreichen, ehe der Zug weiter ging.

Von dem Grafen Wieneck und dem Herrn von Mittow ſah er keine Spur, entweder war der Erſtere noch in dem Dorfe Perlenbach mit dem Verwundeten beſchäftigt, oder waren ſie vielleicht mit einem früheren

Zuge nach Hauſe zurückgekehrt. Dem jungen Maler war es übrigens lieb, daß er auf ſolche Art im Stande war, ſich allein in ſeine Ecke zu drücken, um ungeſtört ſeinen Gedanken nachhängen zu können. Als er aus dem Gepäckbureau ſeinen Plaid abholte, gab ihm der betreffende Beamte ein Cigarrenetui, das man in dem Coupé gefunden, in welchem er hier angekommen — Roſenthal's Cigarrenetui, welches dieſer, plötzlich aus dem Schlafe aufgeſtört, vergeſſen hatte.

Es durchflog den Maler ſchauernd, als er das kleine, erbärmliche Ding, welches dem Todten gehört, in die Hand nahm; dieſe einfache Arbeit menſchlicher Hände! Als er es unverletzt fand, funkelnd mit ſeinen glänzenden Beſchlägen, angenehm nach Juchten riechend, während Der, welcher es beſeſſen, der es noch vor einer Stunde ſpielend zwiſchen den Fingern gehalten, nun ausgelöſcht war aus der Zahl der lebendigen Weſen, dieſer ſprudelnde Geiſt auf ewig verſtummt, dieſer geſunde, kräftige Körper im Begriff, in Nichts zurückzukehren! Es graute ihm faſt vor dem an ſich ſo harmloſen Gegenſtande; er legte ihn in die andere Ecke des glücklicher Weiſe leeren Coupés, nachdem er beſchloſſen, das Cigarrenetui zugleich mit dem ihm anvertrauten Briefe zu übergeben.

Es war acht Uhr geworden, ehe er die Stadt wieder

erreichte, und da ihm dieſe Stunde nicht zu ſpät erſchien, um ſich ſogleich ſeines Auftrags zu entledigen, ſo trat er, um ſich über die Richtung zu vergewiſſern, welche er einzuſchlagen hatte, an eine der Gaslaternen der Eiſenbahnhalle, um die Adreſſe zu leſen, nachdem er das erſte Couvert von dem Briefe abgeriſſen — Miß Ellen — Gartenſtraße 4, erſter Stock. „Seltſam," dachte er bei ſich, das iſt ja dieſelbe Straße, nach welcher ich ihr damals von Weitem folgte, als ſie mir zufällig auf der Straße begegnete. Seltſam — ſollte mich der Zufall wieder in ihre ſo heiß erſehnte und ſo gefährliche Nähe bringen? — lächerlicher Gedanke, man hat deßhalb noch nicht an einem großen Gewinn Antheil, weil ſich unſere Loosnummer vielleicht in der Nähe der gewinnenden befindet — „Gartenſtraße," las er nochmals — „allerdings die Serie wäre richtig, aber ich habe kein Glück im Spiel, leider auch nicht in der Liebe — doch fort, fort mit ſolchen Gedanken in einem Augenblicke, wo mir dieſer Brief und dieſes Etui in der Hand brennen!"

Raſch ging er ſeines Weges, und er hatte eine ziemlich lange Strecke zurückzulegen, bis er die belebteren Stadtviertel hinter ſich gelaſſen und in die einſamere Gegend kam, wo ſich die Gartenſtraße befand.

„Bis hieher wäre es derſelbe Weg von jenem Abend," dachte er bei ſich, „dann aber bog ſie links ab und be-

trat jenen Garten, wohin ich ihr von Weitem folgte und faſt durch jene alte Dienerin eingeſchloſſen wurde, ſo daß ich mich, um kein Aufſehen zu erregen, durch einen Sprung über die Hecke retten mußte — es war eigentlich kindiſch von mir, mein gegebenes Verſprechen, nie darüber forſchen zu wollen, auch dann ſelbſt zu halten, wo es nur weniger Schritte gebraucht hätte, um ihre Wohnung kennen zu lernen, — — doch hätte ich ja weit Schwierigeres, weit mehr für ſie gethan, für ſie, die ich heute noch mit aller Leidenſchaft liebe, die wie ein leuchtender Sonnenſtrahl in mein Leben trat, um mir gleich darauf nach ihrem Verſchwinden Alles farblos, Alles finſter erſcheinen zu laſſen — —. Wie mag ſie über den armen Maler gelächelt haben, jene vornehme, ſchöne Dame, die mit ihrem Verſtande, ihrem Scharfblick gewiß meine Leidenſchaft erkannt — doch fort — fort mit dieſen nutzlos quälenden Gedanken, fort mit dem beſtändigen Hervorrufen jener unglückſeligen Liebe, die mich ſo elend gemacht!“

„Das iſt die Gartenſtraße — hier iſt Nr. 4.“

Er trat in die offen ſtehende Hausthüre, ging hinauf in den erſten Stock und läutete dort an der Glocke. Eine alte Dienerin öffnete ihm die Thüre, und nachdem er ihr ſeine Karte überreicht, ſagte ſie lächelnd:

„Ich glaube, ich kann Sie ohne Anmeldung eintreten laſſen — da Sie erwartet werden."

Das klang ihm etwas räthſelhaft, beſonders da ihm die alte Dienerin mit einem unverkennbaren Ausdruck von Vergnügen ſagte: „Bitte, treten Sie ein!"

Er trat ein, blieb aber wie feſtgewurzelt auf der Schwelle ſtehen, mit einem unausſprechlichen Gefühle zuerſt der Freude, dann des Schreckens, nachdem er ſich erinnert, von wem und durch welche ſchreckliche Veranlaſſung er an dieſe Dame geſandt wurde, die ihm haſtig entgegentrat, ſowie ſie ihn erkannt, aber mit keinem Schmerz in den Zügen, nicht mit dem Ausdruck unangenehmer Ueberraſchung, ſondern leuchtend vor Glück und Freude, die ihm ihre beiden Hände entgegenſtreckte, die ihn haſtig an das Kaminfeuer zog, die ihn dort im Glanze der Lichter beſchaute mit glückſeligen Blicken, und die dann ihre rechte Hand vor die Augen preßte, indem ſie ausrief: „O, nicht weinen, nicht weinen — nein, glücklich und ſelig ſein," die dann herzlich und innig plauderte, ohne ihn zu Wort kommen zu laſſen — ihn, der ſie mit ſchmerzlicher Verwunderung betrachtete.

„O, ich wußte ja, daß Sie kommen würden," rief ſie in glücklichem Tone, „es blieb mir ja ſchon damals nicht verborgen, daß das Intereſſe, welches Sie an mir und meinem Bilde nahmen, nicht nur das des Künſtlers

Dank dem Roſtbeef, welches wir beſtellt, und dem Grog, den wir uns vor Schlafengehen gebraut, hatte man uns doch noch für Engleſen genommen, unſere Zeche wenigſtens nach deren meiſt wohlgeſpickten Börſen berechnet. Um etwas davon herabzudingen, mußten wir unſerem guten Baumeiſter zu Hülfe kommen, deſſen freundliches Gemüth nicht im Stande war, einer Spanierin mit dem hier unentbehrlichen Lärm und Nachdruck entgegenzutreten. Endlich war der Streit geſchlichtet und trotzdem, daß wir ihr fünfzig Realen abgehandelt, ſchieden wir doch im beſten Frieden.

Unſere Pferde waren von einer ſehr kleinen Race, eigentlich große Pony's, jedoch von einer merkwürdigen Ausdauer, wie uns der Pferdeverleiher verſicherte. Jeder von uns ſchnallte ſeine kleinen Habſeligkeiten: Nachtſack, Decke oder dergleichen, hinter ſich auf den Sattel, dann wurde nach Commando aufgeſtiegen, worauf wir uns wegen des Glatteiſes, welches die Steine bedeckte, ſehr behutſam in Bewegung ſetzten.

Der Morgen dämmerte auf, ſein freundliches Licht wurde aber zurückgehalten durch einen dichten Nebel, der dem Tajo entſtieg und Alles in ſeine grauen Schleier hüllte. So war es uns denn bei unſerer Abreiſe nicht vergönnt, Schloß und Park von Aranjuez noch einen Abſchiedsblick zu ſchenken; von erſterem ſahen wir nur ein Stück der rothen Palaſtmauer durch den Nebel ſchimmern, von letzterem nur die kahlen Aeſte einiger Baumrieſen, und vernahmen auch nur wie aus weiter, weiter Entfernung das Rauſchen des Waſſerfalles im Inſelgarten, als wir über den weiten Platz San Antonio ritten. Dazu war der Nebel kalt, wir wickelten uns feſt in die Mäntel, und lange wollte Luſt und Scherz nicht gedeihen.

Der Weg von Aranjuez nach Toledo führt anfänglich ſtundenlang durch eine ſchnurgerade Allee, die mit zwei Reihen herrlicher Bäume beſetzt iſt; rechts und links befindet ſich eine Art erhöhter Trottoirs, von Zäunen aus niederem Gebüſch eingefaßt, und da die Mittelſtraße ſteinig und meiſtens unergründlich kothig war, ſo ritten wir auf dieſen Trottoirs, aber Einer hinter dem

war, und wenn Sie ehrlich ſein wollen, ſo müſſen Sie eingeſtehen, daß auch ich mich durch manches Wort, durch manchen Blick verrathen — — ach, ich konnte ja nicht anders, Arthur, und wenn ich dann von Ihnen gegangen war, kalt und ſtolz, wie ich ſein kann, dann blieb ich wohl vor Ihrer Thüre ſtehen und ſchalt mich, daß ich nicht Muth hatte, wieder zurückzukehren, um Dir zu ſagen, was ich Dir jetzt aus vollem Herzen wiederhole: Ich liebe Dich, Arthur, ich liebe Dich unſäglich.“ Darauf warf ſie ſich an ſeine Bruſt, umfaßte ihn mit ihren Armen, und er müßte nicht das Gefühl für ſie im Herzen getragen haben, das ihn in wilder Leidenſchaft faſt verzehrte, wenn er nur einen Augenblick gezaudert hätte, ſeine Lippen heftig und innig auf die ihrigen zu drücken.

„Und nun, Arthur, erzähle mir ruhig und vernünftig, wie Alles gekommen; wann warſt Du bei dem Prinzen, wann ſagte er Dir Alles? — — ach,“ fuhr ſie mit einem glückſeligen Aufleuchten ihrer Augen fort, „ich habe wenigſtens ſchon zwanzigmal dieſen Brief geleſen, den mir der Prinz heute Morgen geſandt, nachdem ich ihm Dein Bild überſchickt — willſt Du hören, was er ſchreibt?“

„Ich möchte das allerdings gerne hören,“ ſagte er in einem etwas befremdeten Tone.

„Er schreibt hier: Nachdem ich Sie gestern Abend verlassen —“

„Wer schreibt das?“

„Der Kronprinz — an mich.“

„Ah so,“ erwiederte er in begreiflicher Spannung.

„Nachdem ich Sie gestern Abend verlassen,“ wiederholte sie — „erschien mir mein ganzes künftiges Leben trostlos finster, wie die dunkle, unheimliche Nacht, die mich — warum sollte ich es Ihnen gegenüber leugnen? — in schmerzlichen Thränen sah — die einsam stille Nacht, in welcher ich aber die Kraft fand, Ihnen zu entsagen, um mich den Pflichten zuzuwenden, die allerdings zentnerschwer auf meiner Seele lasten — — dann kam Ihr liebes, liebes Bild, welches ich sogleich neben meinem Schreibtische aufstellte, wo es auch bleiben soll, trotz aller Prinzessinnen der ganzen Welt, Ihr Bild, Ellen, das Bild einer süßen, holden Märtyrerin — eines Engels mit der Glorie um das Haupt, wie Sie in meinem Herzen ewig leben — ewig leben sollen — ewig leben dürfen, und nachdem ich Ihnen dieß gesagt, werde ich sogleich an Arthur Weßner schreiben, den ich persönlich kenne, werde ihm Alles sagen, Alles, Alles, daß Sie mich um seinetwillen verschmäht, daß Sie ihn lieben, und wenn er dann bei Ihnen erscheint, so wiederholen Sie ihm das aus vollem Herzen, und wenn der Augenblick, wo das

geſchieht, auch noch ſo ſchmerzlich für mich iſt, ſo will ich mich doch darüber freuen!“

Mit welch' grenzenloſem Erſtaunen hörte Arthur dieß Alles! wie mühte er ſich ab, darin einen verſtändlichen Zuſammenhang zu finden — umſonſt, er brachte es nur zu einer gänzlichen Verwirrung ſeiner Gedanken, welche ſich auf ſeinen Zügen abſpiegelte und von ihr mit einem unverkennbaren Erſtaunen bemerkt wurde.

Was war hier vorgefallen, welcher Dämon hatte ſich hier luſtig gemacht?

„Als — Sie nun eintraten,“ ſagte ſie mit einem ängſtlich forſchenden Blick, „da wußte ich ja ganz genau, daß der Prinz Sie geſehen, daß er Ihnen Alles geſagt, daß ich mich in Ihren Worten und in Ihren Blicken nicht getäuſcht, und daß Sie hieher geeilt waren, um mir zu ſagen: Ellen, auch ich liebe Dich, — — — — aber warum ſo ſpät?“ ſetzte ſie mit wachſender Beſorgniß in Ton und Blick hinzu — „warum ſo ſpät?“

„Ja — warum ſo ſpät?!“

„Hat Sie der Prinz ſo ſpät rufen laſſen?“

„Nein, nein, das nicht.“

„Alſo drängte es Sie nicht, zu mir zu kommen?“

„O doch, o doch, ich — eilte hieher, ſobald es mir möglich war, ich — ich —“

Seine Bruſt, von einem tiefen, ſchmerzlichen Athem-

zuge geſchwellt, vermochte nicht ſogleich weiter zu reden, auch fand er im Augenblicke nicht die rechten Worte und rief erſt nach Verlauf einer peinlichen Minute, während welcher ſie mit dem Ausdrucke der Angſt jede ſeiner Mienen bewachte: — „O, das iſt ein entſetzliches Mißverſtändniß!“

Ellen preßte mit einem leiſen Schrei ihre beiden Hände vor das Geſicht, und als ſie dieſelben wieder langſam herabgleiten ließ, ſah ſie, wenn gleich furchtbar bleich, doch ziemlich ruhig und gefaßt aus; ja, ein wenn auch ſchmerzliches Lächeln erſchien auf ihren ſchönen Zügen, als ſie nun mit ganz leiſer Stimme ſagte: „Es wäre auch zu ſchön und ich — zu glücklich geweſen — — alſo ein Mißverſtändniß!“

„Hören Sie mich,“ rief er, — „o, wie ich unglücklich bin, doppelt, dreifach unglücklich; laſſen Sie mich Ihnen aber vorher ſagen, daß das ſüße Wort, welches ich aus Ihrem Munde hörte, und in deſſen Wahrheit ich nicht den mindeſten Zweifel ſetzte, mich zum ſeligſten der Menſchen gemacht hat — ein Wort, welches ich auch erwiedere, tauſendmal erwiedere, und das, einmal ausgeſprochen, trotz alledem ſeine bindende Kraft haben muß, ſo lange ein Athemzug dieſe Bruſt bewegt — trotz alledem — trotz einem Mißverſtändniß —“

„O, ich fühle wohl, ich ſtehe vor etwas Schreck-

lichem, aber was es auch ſei — aus Barmherzigkeit, reden Sie!“

Arthur hatte langſam den Brief Roſenthal's hervorgezogen, und als er nun denſelben in ihre Hände legte, konnte er ſich nicht enthalten, ſie darauf mit einem forſchenden Blick zu betrachten, und wahrlich, was er in ihren Zügen las, verſprach ihm nicht eine glückliche Löſung der Räthſel, welche ihn umgaben.

Ihre Augen hatten ſich erſchreckend weit geöffnet, der Athem ſchien in ihrer Bruſt zu ſtocken, und mit Mühe ſtieß ſie die Worte hervor:

„Von ihm, ah, von ihm, das iſt freilich entſetzlich, nur als Ueberbringer dieſes Schreibens kommen Sie zu mir! Das iſt allerdings ein furchtbares Mißverſtändniß!“

Sie riß haſtig das Couvert von dem Briefe, durchflog die Zeilen, und als ſie das gethan und darauf Hand und Brief in ihren Schooß niedergleiten ließ, fragte ſie mit bebender Stimme: „Und Sie wiſſen mir wohl zu ſagen, in welcher Art ſich das erfüllt oder nicht erfüllt hat, was ich in dieſem Schreiben angedeutet finde?“

„Ich war als Zeuge des Herrn von Roſenthal bei dem Duell, welches er mit Herrn von Mittow hatte, gegenwärtig, und dieſes Duell hatte einen recht unglücklichen Ausgang.“

„Für Herrn von Mittow?“ fragte ſie raſch.

„Nein, für Roſenthal.“

„Iſt er verwundet? ſchwer verwundet?“

Der Maler zuckte leicht mit den Achſeln, ehe er zur Antwort gab: „Ich darf Ihren Schmerz nicht ſchonen, Sie würden morgen doch die Wahrheit erfahren, Herr von Roſenthal iſt todt.“

„Todt?“ rief ſie aufſpringend in einem ſo eigenthümlichen Tone, daß Arthur verwundert zu ihr emporblickte. Es war kein Schrei des Schmerzes, auch kein Schrei, wie er ſich im tiefſten Jammer der menſchlichen Bruſt entwindet, noch viel weniger lag Theilnahmsloſigkeit darin, es war ein Ausdruck, ein Schrei, wie ihn vielleicht der Gefangene ausſtößt, wenn vor ihm mit einem Male die Kerkerthüren aufgeriſſen werden, wenn er plötzlich ſeine Ketten abfallen ſieht — die Freiheit vor ſich, aber zweifelnd, ob er in dieſer Freiheit glücklicher ſein wird, als in ſeiner engen Zelle.

„Todt — o mein Gott — das iſt entſetzlich.“

„Soeben zurückgekehrt von dem Ort jenes unglücklichen Zuſammentreffens, wollte ich nicht verfehlen, den mir ertheilten Auftrag ſo raſch als möglich auszuführen, und trat zu Ihnen ein, ohne zu wiſſen, wer die Dame ſei, der ich den Brief überbringen ſollte.“

„Und Sie waren den ganzen Tag nicht zu Hauſe?“

„Seit heute Morgen zehn Uhr nicht mehr.“

„O, ich Unglückſelige, Alles, Alles iſt verloren!“

Sie drückte in wildem Schmerze ihre beiden Hände vor das Geſicht, und an dem Zuſammenzucken ihres Körpers ſah man deutlich, von welch' leidenſchaftlich wilden Bewegungen ihr Herz gefoltert wurde, und wie ſie ſich Mühe gab, dieſe Bewegungen zu unterdrücken, aber vergeblich; denn nachdem ſie ſo auf's Heftigſte gerungen, glitten ſchwere, allerdings erleichternde Thränentropfen über ihre Hände herab.

Dann faßte er langſam dieſe Hände mit den ſeinigen, entfernte ſie ſanft von dem Geſichte und ſagte alsdann in mildem, traurigem Tone: „Daß ich Sie liebe, Ellen, möchte ich Ihnen tauſendmal wiederholen, und wenn ich über etwas den tiefſten Jammer empfinde, ſo iſt es, daß ich nicht, Alles bei Seite ſetzend, in meinem Atelier zu Ihren Füßen niederſtürzte, Ihnen von meiner wilden, grenzenloſen Liebe ſprechend, und daß ich Sie damals nicht angefleht habe, mich durch irgend ein Wort, durch eine offene, wahre Erklärung glücklich oder unglücklich zu machen; o, wir hätten glücklich ſein können!“

„— — Sein können — ja allerdings; aber zweifeln Sie daran, Arthur, daß ich mich dem Augenblicke begierig entgegen ſehne, wo es mir vergönnt ſein würde, Ihnen Alles zu ſagen — Alles, ſo wahr, ſo offenherzig,

wie ich nur mit mir ſelbſt zu reden vermag — haben Sie eine Stunde für mich übrig?“

„O viele, viele, Ellen!“

„So hören Sie mich an, ruhig, ohne Leidenſchaft, ohne Vorurtheil, und der Himmel wird Sie dafür ſegnen.“

Dann ſaß er ihr wieder gegenüber an dem noch ſchwach glimmenden Kaminfeuer, war aber, während ſie ſprach, nicht ſtark genug, ihre leuchtenden Blicke auszuhalten, und ſich ſo immer wieder daran zu erinnern, daß er ja, obgleich willenlos, einer der Mithandelnden geworden war in ihrem wild bewegten Leben, welches ſie ihm offen und wahr ſchilderte von dem Tage an, wo ſie, ein armes, zerlumptes, hungerndes Kind, jenen kleinen goldenen Reif gefunden, bis zur gegenwärtigen Stunde, bei welcher Erzählung ſie noch ganz beſonders die Einleitung zum geſtrigen Abend hervorhob, und dieſen ſelbſt auf's Genaueſte ſchilderte.!

Er hatte ſeinen Arm gegen die Kaminbrüſtung geſtützt, ſeinen Kopf an die Hand gelegt und ließ nun die bunten Bilder ihrer Geſchichte an ſich vorüber ziehen, wobei er ſich Mühe gab, aus dem Zauberkreis ihrer lebendigen Darſtellung herauszutreten und ſich zu zwingen, als ein Unparteiiſcher zuzuhören, zu fühlen und dann zu richten.

„— — — — Das iſt Alles, was ich Ihnen zu ſagen habe, und was ich verpflichtet war, Ihnen zu ſagen. Glauben Sie aber nicht, Arthur, daß ich Ihnen manches Gute aus meinem Leben und alle die Zufälligkeiten, die mich zu Dem gemacht, was ich bin, deßhalb mittheilte, um Sie günſtig für mich zu ſtimmen, um Ihnen zu ſagen, daß ich vielleicht Ihrer Liebe nicht unwerth bin — o, Arthur, Sie, den ich liebe und lieben werde, ſo lange ich athme, haben mir bewieſen, als Sie mir zuriefen: ‚O, das iſt ein entſetzliches Mißverſtändniß,‘ daß alle meine glänzenden Träume von Glück ja auf einem unlösbaren Mißverſtändniß ruhen und nicht zu verwirklichen ſind. Ja, ich habe das wieder lebhaft gefühlt, als ich Ihnen offen und ehrlich mein Leben dargelegt, und möchte nun ſelbſt lächeln über dieſe thörichten Gedanken von Glück, die ich in mir hervorrief, die mich trügeriſch umgaukelt und die alle in Nichts zerronnen ſind.“

„Warum auf einmal ſolche Worte, Ellen?“

„Um das Mißverſtändniß nicht in Ihr Leben hinüber zu tragen, um Ihnen zu beweiſen, daß ich meine Lage klar überſehe, und um Sie zu bitten, mich darin zu unterſtützen; Ihr Herz iſt ſtärker als das meinige, Ihr Herz muß ſtärker ſein.“

„Wenigſtens ſtark genug, Ellen, um allen Vorur-

theilen zu trotzen, da ich weiß, daß ich Ihrer Liebe ſicher bin."

„Die Liebe und die Vorurtheile der Welt ſtehen in einem eigenthümlichen Verhältniſſe zuſammen: je ſtärker dieſe hervortreten, um ſo mehr ſchwindet jene," ſagte ſie mit einem träumeriſchen Blick in das erſterbende Feuer, fuhr aber dann nach einem tiefen Athemzuge in einem heitern Tone fort, zu dem ſie ſich gewaltſam zwang: „Doch es iſt zu ſpät, mein lieber Freund, um heute Abend darüber zu philoſophiren; auch habe ich Sie noch um eine Belehrung zu bitten über etwas, das ich in dieſem Schreiben hier gefunden — leſen Sie dieſen Zettel!"

Arthur nahm das Papier, welches ſich zuſammengefaltet in dem Schreiben Roſenthal's gefunden, und trat damit näher zum Lichte, um die feinen Schriftzüge zu leſen. Er that dieß mit wachſendem Erſtaunen und mit einem ſehr unangenehmen Gefühle. „Dieſes Papier," ſagte er alsdann, „gibt Ihnen das Recht, auf der Bank des Staates eine Summe von zweimalhunderttauſend Gulden zu erheben."

„Ah, mir ahnte es, daß er mich noch über das Grab hinaus kompromittiren werde," rief ſie mit einer zuckenden Bewegung ihrer Hand, während ſie das Papier zurücknahm, „ich verſtehe darin keinen Zuſammenhang."

Anderen, was ziemlich langweilig war. Zuweilen laſſen Lücken in den Gebüſchhecken oder Thore in ſeltſamem Geſchmack ohne Gitter, deren Beſtimmung wir nicht zu enträthſeln vermochten, eine Durchſicht nach der Seite, wo man aber auch nicht viel Erfreuliches ſchaut. Die breite Allee ſcheint ein ſchmales Stück Civiliſation zu ſein, welches Aranjuez von Weitem ankündigen ſoll, und das wie ein grüner Streifen in dem öden, kahlen Terrain der Mancha liegt. Die Bäume, welche dieſe Allee bilden, ſind nur durch ſorgfältige Pflege ſo gediehen; überall ſieht man nämlich kleine Gräben, welche das lebendige Waſſer des Tajo an ihre Wurzeln führen und auch wohl dazu beſtimmt ſind, Sommers den läſtigen Staub der Straße zu dämpfen. Heute hatten wir von demſelben gar nichts zu leiden; überhaupt war es ein großer Vortheil unſerer Winterreiſe in Spanien, daß wir mit dieſem grimmigen Feinde wenig zu thun bekamen.

Wir hatten nun die langweilige Allee hinter uns, konnten auf einer ziemlich ſchlechten Straße, die bergauf und bergab führte, jetzt neben einander reiten und uns ſo manche kleine Unterhaltung verſchaffen. Unſer lieber Freund, Herr W., hatte ſchon ſeit längerer Zeit durchblicken laſſen, daß er eigentlich ein ganz vortrefflicher Reiter ſei und erzählte gern von engliſchen Fuchsjagden, wo der Sprung über eine ſechs Fuß hohe Gartenmauer oder einen zehn Fuß breiten Graben unter die Sachen gehöre, welche ihm jeden Augenblick vorgekommen ſeien. Trotz allem dem aber ſaß er ziemlich komiſch zu Pferde und bildete eine einigermaßen ſeltſame Figur. Die Beine hatte er bekleidet mit Hoſen von waſſerdichtem Zeuge, darüber fiel ein langer Paletot, um Hals und Kinn trug er einen dicken Shawl und auf dem Kopfe einen runden Hut, der bei dem Traben ſehr ſtarke Neigung zeigte, nach hinten zu rutſchen. Daß man, wie er that, die Fußſpitzen immer hartnäckig zu Boden kehre, behauptete er, ſei ſo Gebrauch bei den engliſchen Sportsmen, ebenfalls, daß er die Zügel von Trenſe und Candare feſt zuſammengeklemmt in der linken Hand trug. Leider konnten wir bei unſerem Ritte dem Herrn W. keinen breiten

„Ich noch weniger," ſagte der junge Maler mit einem faſt unwillkürlichen Achſelzucken, welches ſie aber deutlich bemerkte, und dann leiſe vor ſich hin ſprach: „Aber ich — verſtehe jetzt und fühle."

„Das iſt ein großes Vermögen."

„Gewiß — ein bedeutendes Vermögen," wiederholte ſie mit tonloſer Stimme, indem ſie leicht ihre Finger öffnete und das Blatt Papier in die düſter glimmenden Kohlen fallen ließ.

„Was machen Sie, Ellen?"

Doch kam dieſer warnende Ausruf, ſowie ſeine Bewegung, das Blatt wieder zu ergreifen, zu ſpät. Schon hatte es die Glut erfaßt, es krümmte ſich und wand ſich wie ein fühlendes Weſen, welches Schmerzen empfindet, dann wurden bewegliche, glühende Punkte auf ihm ſichtbar, dann flackerte es in einer leichten Flamme auf, und dann war es nur noch ein Häufchen grauer Aſche.

Hatte Ellen in dieſem Augenblicke einen leiſen, aber klagenden Seufzer nicht unterdrücken können, oder war derſelbe unbewußt der Bruſt des jungen Malers entſtiegen, oder befand ſich noch ein drittes Weſen im Zimmer, vielleicht in jener dunklen Ecke, wo geſtern Roſenthal neben dem Bilde Arthur's geſtanden, als er dem Prinzen die Liebe Ellen's zu dem jungen Maler verrieth?

Die Beiden, welche in diesem Augenblicke am Kamin standen, blickten fast zu gleicher Zeit nach jener halbdunkeln Ecke hin, um überzeugt zu sein, daß sich dort nichts befand, als die leere Staffelei.

„Und nun behüte Sie Gott, Arthur!“ sagte Ellen mit einer mühsam unterdrückten tiefen Bewegung, die sich aber trotzdem kundgab in dem bebenden Tone ihrer Stimme, in dem traurigen Blicke ihrer Augen, in dem Zucken ihrer Lippen, trotzdem daß sich dieses schmerzliche Zucken in der nächsten Sekunde in ein leichtes Lächeln verwandelte — „Leben Sie wohl!“

„Warum ein Lebewohl, Ellen?“

„Für heute, Arthur — — für heute.“

„Aber morgen?“

„Was heißt morgen? Ein neuer Zeitabschnitt mit alten Schmerzen und neuen Leiden.“

„Aber mit guten Hoffnungen, Ellen?“

„Gewiß, wer sollte nicht hoffen, mein lieber, lieber Freund?“

Arthur hatte wie im Traume Zimmer und Haus verlassen und die dunkle, nächtige Straße erreicht, er wußte selbst nicht wie. Ein paarmal blieb er zögernd stehen, ja, mit dem festen Vorsatze, umzukehren, wieder hinauf zu eilen, um mit Ellen in's Reine zu bringen, was morgen Alles geschehen müsse, und wie es geschehen

müſſe. — Hatte er in der That am heutigen Abend mehrere Stunden bei ihr zugebracht, hatte ſie ihm wirklich geſagt, daß ſie ihn liebe, und war es in der That ihre eigene, fürchterliche Geſchichte, die ſie ihm erzählt, oder war er vielleicht im Eiſenbahnwagen eingeſchlafen und hatte einen böſen Traum geträumt, — ja, einen recht böſen Traum — — ach, wenn es nur ein Traum geweſen wäre! Aber er ſchritt wachend durch die nächtlich ſtillen Straßen und erreichte ſo wach als möglich das Haus, in welchem er wohnte, die Thüre ſeines Ateliers, welche er langſam öffnete — ach, wenn es nur ein Traum geweſen wäre, ein Traum, wie er ihn hier in dieſen Räumen wachend bei vollem Bewußtſein ſo oft geträumt, in ſolchen Stunden, nachdem ſie mit aller Anmuth, mit all' ihrer Lieblichkeit das Gemach verlaſſen! Dann hatte er wohl geträumt, er habe ſich endlich ein Herz gefaßt und ſei zu ihren Füßen niedergeſunken, wobei er ihr ſeine Liebe erklärt; dann habe ſie ihm ihre Hand gelaſſen, die er mit heißen Küſſen bedeckt, und habe ſie dann erſt ſanft aus ſeinen Händen gelöst, um ihm das Haar aus der Stirne zurückzuſtreichen, und habe dabei geſagt: ja, ich liebe Dich, wie Du mich liebſt, aber die Verhältniſſe bedingen gebieteriſch, daß wir uns niemals wieder ſehen dürfen — er wäre glücklicher geweſen, als er jetzt war — oder hätte ſie ihm geſagt: ich könnte

Dich vielleicht lieben, wenn ich nicht bereits einen Andern liebte — es wäre ihm minder ſchmerzlich geweſen, als das, was er heute erfahren — ja, wenn ſie ſeine leidenſchaftliche Erklärung lachend angehört hätte und ihm darauf erwiedert: Thörichter Menſch, der Sie ſind, wie ſollte ich nicht ſchon lange gewußt haben, daß Sie mich lieben, ein ſolches Geſtändniß iſt mir ja nichts Neues, auch verzeihe ich es Ihrem Künſtlerherzen, doch unter der Bedingung, daß wir nicht weiter darüber reden, ſei es durch ein Wort, ja, ſei es nur durch einen Blick — — ach, wenn ſie ſo zu ihm geſprochen hätte, er hätte ſich minder unglücklich gefühlt, als er ſich jetzt fühlte, trotz der Erinnerung, daß ſie an ſeiner Bruſt geruht, daß ſie ihm mit einem leuchtenden, ſeligen Blick geſagt: ich liebe Dich.

Und doch zog es ihn mächtig zu ihr, und doch verweilten ſeine glühenden Gedanken in ihrer entzückend lieblichen Nähe, als er nun am Fenſter ſtehend ſeine glühende Stirn gegen die kalten Scheiben drückte, in die finſtere Nacht hinausſtarrend, und doch machte er Pläne für den andern Morgen, für ſein zukünftiges Leben, für ein Leben an ihrer Seite, für ein Leben mit ihr — trotz alledem und alledem. Aber es trieb ihn dabei ruhelos in ſeinem Zimmer umher, und Alles, was er that, geſchah mit einer fieberhaften Haſt, und Manches that er wie

unwillkürlich, und wenn es geſchehen, ſchien es ihm recht zu ſein. Er nahm ſeine Bilder und Skizzen von den verſchiedenen Staffeleien herunter, überſchrieb Manches mit Adreſſen und Namen; er warf ſeine wenigen Papiere und Briefe in eine Kaſſette, die er verſchloß, dann ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und durchlas lange und aufmerkſam einen Reiſepaß, den er ſich vor kurzer Zeit hatte beſorgen laſſen, da er wohl gefühlt, daß er ſich von hier entfernen müſſe, um ſeine Ruhe wieder zu gewinnen — und nun —

Er ließ den Kopf auf das Papier niederſinken, und als er ihn wieder emporhob, bemerkte er deutlich die Spuren von Thränen auf einigen halbverwiſchten Buchſtaben. Dann warf er ſich auf ſein Bett, aber der Schlaf nahm ihn erſt bei der ſpäten Morgendämmerung ſanft in ſeine Arme, hielt ihn aber dafür um ſo feſter und länger gefangen. Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als er aus ſeinen wirren Träumen emporfuhr.

Er ſprang auf, und während er ſich raſch ankleidete, geſtalteten ſich die Erlebniſſe des geſtrigen Tages und beſonders des Abends in klareren, ruhigeren und freundlicheren Bildern. An den Brief des Prinzen hatte er kaum mehr gedacht, und war heute Nacht durchaus nicht nach Aufſchlüſſen begierig geweſen, welche das Schreiben ihm allenfalls hätte bieten können. Jetzt aber, wo er

Alles ruhiger, vernünftiger, leidenſchaftsloſer betrachtete, war es ihm ſchon von Wichtigkeit, vielleicht in jenen Zeilen etwas zu finden, wie er es ſo gerne gefunden hätte zu Ellen's Rechtfertigung.

Da lag das Billet unter Papierblättern vergraben, die er wahrſcheinlich heute Nacht in der Haſt, mit der er die verſchiedenſten Dinge in die Hand genommen und wieder fallen gelaſſen, ſelbſt darauf gehäuft hatte. Er durchlas es und fand ſich getäuſcht; es waren nur wenige, allerdings ſehr freundliche Worte, mit welchen der junge Prinz ihn einlud, ſo bald zu ihm zu kommen, als es ihm möglich ſei. — „Das war geſtern," ſagte Arthur in einem beinahe unwilligen Tone — „kann heute ruhen — morgen vielleicht." Er wollte das Schreiben auf den Tiſch werfen, betrachtete es aber nochmals und ſagte dann mit einem bittern Lächeln:

„Ah, welches Glück für mich und für ſie, wenn Der dieſer Geſchichte gänzlich ferne geblieben wäre, nicht als ob ich auf ſeine Verſuchungen auch nur den mindeſten Werth legte! — Gott iſt mein Zeuge, daß die Erinnerung an jenen Todten mir heute noch gefährlicher erſcheinen könnte, als alle lebenden Prinzen und Wieneck miteinander! Aber ſie leben hier in unſerer Nähe, ſie leben unter unſeren Augen, wie wir unter den ihrigen, und ein Blick von ihnen, ein Wort wäre hinreichend, ein

ganzes Lebensglück zu zertrümmern — fürchterlicher, entsetzlicher Gedanke — ein Gedanke, der mich wahnsinnig machen könnte — doch zieht es mich mächtig zu ihren Füßen — ja ich will zu ihr hin, ihr wiederholen, wie unsäglich ich sie liebe, und will sie entscheiden lassen über ihre und meine Zukunft."

Er kleidete sich sorgfältig an und ging raschen Schrittes nach der entlegenen Straße, wo Ellen wohnte; fast wäre er versucht gewesen, den kleinen Weg durch den Garten zu nehmen in Erinnerung an jenen Abend, wo er ihr in grenzenloser Liebe und Verehrung bis hieher gefolgt war. Warum aber zu eigener Qual jene Gefühle wieder auffrischen, da doch Manches anders gekommen war, da sich ein schwarzer Schatten gezeigt in dem glänzenden Bild seiner Liebe und seiner Träume, ein Schatten, der allerdings wieder vielleicht ganz verschwinden mußte, sowie er ihr in das helle, offene, schöne Auge schaute, sowie er den süßen Ton ihrer Stimme vernahm?

Unter diesen Gedanken stieg er die Treppe hinauf und wollte gerade oben anläuten, als er bemerkte, daß die Thüre, die in das Vestibule führte, offen stand. Er trat ein, und als sich hier Niemand zeigte, öffnete er zögernd die Thüre des kleinen Salons, in dem er gestern Abend gewesen; — auch hier sah er Niemand, und dabei befremdete es ihn, daß ihm statt der behaglichen Wärme,

welche gestern diese Räume erfüllt, eine eisalte Luft entgegenschlug — und Niemand ließ sich sehen, selbst dann nicht, als er in das Vestibule gegangen war und dort die Glocke zog — auch dann nicht.

Es überschlich ihn ein unheimliches Gefühl, als er abermals den Salon betrat, dann ein Gemach, welches an denselben stieß, — ein Schlafzimmer — ihr Schlafzimmer, eben so kalt und unfreundlich, wie ein dritter und vierter Raum, in welchen er durch dasselbe gelangte. Was soll das bedeuten, was ist hier vorgegangen? Das Bett war unberührt, aber halb geöffnete und gänzlich geleerte Schubladen, umhergestreute Papiere, zusammengeworfene Blumen, tief hergbgebrannte Kerzen erzählten ihm etwas, das ihn auf's Tiefste bewegte.

Endlich vernahm er Tritte draußen im Vestibule, die sich rasch näherten — endlich, und er sah einen alten, ärmlich gekleideten Mann, dem er rasch entgegentrat und der ihm sagte: „Wenn Sie vielleicht eine schöne und behagliche Wohnung suchen, so hat Sie der Zufall sehr gut geführt; diese hier ist sogleich zu beziehen, und wird sie der Hausherr bis zum nächsten Quartal recht billig geben."

„Und die Dame, welche hier gewohnt?"

„Ist heute Morgen um fünf Uhr mit dem Kurierzug abgereist."

„Und wohin, mein Freund, wißt Ihr nichts darüber?“

„Nichts Genaues; nur so viel sah ich, als ich ihr Gepäck auf die Eisenbahn brachte, daß sie an der Kasse sehr viel Geld bezahlte und dafür zwei lange gelbe Zettel erhielt.“

„Ah, so — ich danke.“

Dreizehntes Kapitel.

In der zwölften Wendung, eine kleine, seitwärts gelegene Kapelle.

Die Apartements Ihrer Majestät der Königin waren sowohl gegenüber den meisten der andern Gemächer des Schlosses, sowohl was die Gesellschaftsräume als die Wohnungen der Damen vom Dienste anbelangt, von einer fast koketten Einfachheit, besonders was das Ameublement anbetraf; hier waren weder Vergoldung noch feine Holzarten, noch Stoffe von Sammet und Seide, sondern man bemerkte hier überall eine Vorliebe der hohen Frau für geschnitzte Eichenholzstühle in einer etwas strengen, klösterlichen Form, überzogen mit gepreßtem Leder oder Stoffen der einfachsten Art. Auch fehlt es hier an jenen oft sehr nichtssagenden, kostbaren Kleinigkeiten in Gestalt von Vasen, Uhren, Coupen, sowie allen jenen unnennbaren und unbeschreiblichen Dingen, die, wenn sie irgend einen Zweck haben, sich die größte Mühe geben, diesen Zweck so wenig

Graben zum Setzen offeriren und mit kleinen Rinnen ließ er ſich gar nicht ein; da leitete er ſein Pferd vorſichtig hindurch, oder ſpäter, wo das Terrain einmal gar zu coupirt und unangenehm war und er beträchtlich zurückblieb, ſo daß wir auf ihn warten mußten, kam er endlich an — ſein Roß beſcheiden am Zügel führend.

Unſer kleiner Baumeiſter, der vor dem Aufſteigen ſein Pferd mit finſteren Blicken und Kennermiene umſchritten, und der geſtern beim Grog hatte durchblicken laſſen, er ſei kein ſonderlicher Reiter, zeigte aber ſchon nach einigen Stunden eine ſolche Kühnheit im Sattel, daß wir ihm unſere volle Anerkennung nicht verſagen konnten. Er ritt ein Grauſchimmelchen von ſanfter Natur, welches Neigung zum Galoppiren hatte, und wenn wir ſo ein kleines Wettrennen veranſtalteten, ſo galoppirte er immer luſtig voraus, freilich etwas ſtark vornüber gebeugt, aber er galoppirte doch; wogegen Herr W. nur trabte, nach engliſcher Sitte, wie er behauptete, denn nur ſo habe man ſein Pferd in der Gewalt. Von dieſer Gewalt legte er aber ſehr zweideutige Proben ab; denn meiſtens trabte und hielt der Gaul nur dann, wenn die anderen Pferde es ebenſo machten und bei einem der letzteren Fälle, der einmal etwas plötzlich eintrat, verlor Herr W. die Bügel, ſchaute dann ſeinem Pferde bedenklich zwiſchen die Ohren, und eine ziemlich verbürgte Tradition behauptet, er habe in dieſem kritiſchen Augenblick beide Zügel geopfert, um dafür den Sattelknopf zu ergreifen. Unſer langer Maler kletterte luſtig wie immer über Berg und Thal, wobei es ihn beſonders freute, wenn ſein Gewehr recht klirrte, und wobei er ſich häufig an Biegungen des Weges feſt in den Bügeln aufrichtete, um, ein zweiter Don Quixote, nach Abenteuern umzuſchauen. Um bei dieſem Vergleiche zu bleiben und nicht als parteiiſch zu erſcheinen, muß ich mich denn ſelbſt als Sancho Panſa darſtellen, und wenn ich auch keinen Eſel ritt, ſo war doch mein Pony der kleinſte und unterſetzteſte von allen, dabei aber der ſtärkſte, um die ihm zuerkannte Laſt gehörig zu tragen.

als möglich zu verrathen, und so dem Inneren wie Aeußeren nach gleich räthselhaft zu sein.

Dabei fehlte es aber durchaus nicht an Schmuck und Verzierung, doch waren diese sehr ernster und würdiger Art, bestehend in ausgesuchten Bildern älterer berühmter Meister, Originalen der größten Künstler ihrer Zeit, und aus prachtvollen Aquarellen und Handzeichnungen, von denen gewöhnlich einige Lieblingsblätter auf einer kleinen Staffelei neben dem Schreibtisch der Königin standen.

Hier im innersten Heiligthum ihrer Wohnung pflegte sie die vertrautesten Damen ihrer Bekanntschaft zu empfangen, und war man hier im guten Sinne eben so zwanglos in der Unterhaltung, als auch in der Toilette. Was die letztere anbelangte, so hieß eine Einladung in das kleine Apartement Ihrer Majestät soviel als im Hauskleide kommen, und war man an solchen Abenden zur größten Intimität der Königin zugelassen, und bildete gleichsam einen Kreis von vertrauten Freunden, bei dem keiner der Kammerdiener oder Hoflakaien erschien, sondern wo die ganze Bedienung durch die erste und vertrauteste Kammerfrau der Königin, die Frau von Watters, besorgt wurde, welche sehr bevorzugte Dienerin den Theetisch arrangirte, und welche alsdann allerdings stets nur auf eine ganz besondere Einladung ihrer hohen Herrin ihre

Taſſe in einem kleinen Fauteuil in der Ecke zu nehmen berechtigt war.

Doch waren dieſe Geſellſchaften ganz en petit comité nicht immer zwanglos heiterer Unterhaltung gewidmet, ſondern, wenn es je vorkommen ſollte, daß Ihre Majeſtät ein wichtiges Ereigniß ernſt beſprechen wollte, oder gar einer ihrer Damen irgend einen Vorhalt in faſt mütterlicher Weiſe zu machen hatte, ſo geſchah dieß auch häufig in dem Schreibzimmer, und ſahen die Betreffenden ſtets eine ſolche Szene dadurch eingeleitet, daß ſich die Königin im Nebenzimmer befand, dort auf ihrer kleinen Orgel ſpielte und die Damen oft ziemlich lange warten ließ, ehe ſie in ihrer Mitte erſchien. Die ſanften Klänge des Inſtrumentes wirkten alsdann beruhigend auf das Gemüth der hohen Dame, und je länger ſie präludirte, um ſo mehr waren die Betreffenden überzeugt, daß das, was allenfalls zur Sprache kommen mußte, ſo ſchonend und milde als nur möglich geſagt werden würde.

An einem ſolchen Abend, wo einer der eben beſchriebenen kleinen Zirkel bei der Königin ſtattfinden ſollte, ging dieſelbe etwas erregt in ihrem Schreibzimmer auf und ab, während Frau von Watters beſchäftigt war, den Theetiſch herzurichten; dann ſagte Ihre Majeſtät, indem ſie vor ihrer vertrauten Kammerfrau ſtehen blieb: „Noch einmal, Watters, erzähle mir die Geſchichte

noch einmal: aber ſo genau, ſo wahr, und ſo ohne alle Zuthat, als ſollteſt Du ſie Deinem Beichtvater berichten!“

„Majeſtät werden mir zugeben, daß ich mich überhaupt mit Zuthaten nicht beſchäftige.“

„Nun ja, ich wollte eigentlich auch nicht ſagen: Zuthaten, ſondern Du ſollſt zu mir reden ohne ein beſchönigendes Wort; aber auch ohne jede Anſpielung, ich will Thatſachen, nichts als Thatſachen, auch keine Deklamation noch Vorreden!“

„Ich darf doch bei mir ſelber anfangen?“

„Das darfſt Du, das iſt nothwendig!“

„Nun denn,“ ſagte Frau von Watters mit einem kaum merklichen Kopfaufwerfen, „Euer Majeſtät wiſſen ſelbſt, wie ſehr wir beſchränkt ſind in Garderoben und Allem, was zum inneren Dienſte gehört; läßt man einen der Hofbaumeiſter kommen, ſo kann man ſicher ſein, vor einer Unmöglichkeit zu ſtehen, die uns händereibend mit gekrümmtem Rücken eingegeben wird.“

„Weiter, weiter!“

„Deßhalb nahm ich mir die Freiheit und ließ mir die genauen Pläne unſeres Schloßflügels vorlegen.“

„War das nicht am Tage darauf, als wir Beide der Oberſthofmeiſterin unerwartet unſern Beſuch machten?“

„So war es,“ antwortete die erſte Kammerfrau,

und ſetzte mit großer Entſchiedenheit hinzu: „weil ich doch wieder einmal die große Raumverſchwendung gegenüber unſerer Armuth ſah.“

„Laß mich nicht vergeſſen, Katharine, daß Du keine Verehrerin der Gräfin Wildenow biſt,“ ſagte Ihre Majeſtät mit aufgehobenem Zeigefinger.

„Will auch meine Antipathie nicht leugnen, und Eure Majeſtät wiſſen am beſten, ob ich darin Unrecht habe — ich kann nicht dafür, daß ich fromm und in Ehren aufgewachſen bin.“

„Pſt — das iſt gegen die Abrede: was fandeſt Du in den Plänen?“

„Was ich Ihnen neulich zeigte, einen geheimen Gang, der aus einem der Garderobeſchränke bis an das Boudoir der Frau Oberſthofmeiſterin führt, der aber in der Mitte durch eine einfache Holzthür mit dem Schlafzimmer der Gräfin Ferrner in Verbindung ſteht — — wer ſich alſo in jenem geheimen Gange befindet, kann ungeſehen ganz nach Belieben ſeine Beſuche machen, ſowohl bei der Frau Oberſthofmeiſterin Excellenz, als bei jener eiskalten und wortkargen Hofdame Eurer Majeſtät.“

„Auch eine Antipathie, Katharine?“

„Auch, Majeſtät — — weil ich alle Heuchelei haſſe!“

„Watters, Watters, ich werde nächſtens gar nicht mehr mit Dir reden!“

„Das thäte mir leid um Euer Majestät, weil dann Niemand mehr da wäre, der Ihnen die Wahrheit sagte!“

„Gut, so will ich denn die Wahrheit hören — aber nichts als die Wahrheit!“

„An jenem Morgen hatten Euer Majestät selbst Verdacht, es habe sich Jemand bei der Oberstthofmeisterin befunden, der nicht gesehen sein wolle, der auch das Glück hatte, spurlos verschwinden zu können — aber nicht unhörbar für meine scharfen Ohren, denn als ich mir die Thür zu jenem Garderobekasten öffnen ließ, hörte ich deutlich eine andere schließen, und das war eben dieselbe Thür, die im Plane genau verzeichnet ist, und durch welche der Herr Graf Leo Wieneck bei der tugendhaften Gräfin Ferrner eintrat, nachdem er zuvor bei der Frau Oberstthofmeisterin Excellenz gewesen.“

„Genug, genug, Madame Watters,“ rief die Königin ärgerlich, indem sie sich hastig erhob, „wozu durch gehässige Vermuthungen eine Sache noch schlimmer machen, die an sich schon arg genug ist — weiß Gott im Himmel, was Wahres daran sein mag — und dann so geradezu Namen zu nennen, wie jenen, einen der achtbarsten jungen Männer bei Hofe — Graf Leo Wieneck! Man hat keine Beweise dafür, daß er es wirklich gewesen ist, wenigstens will ich nicht, daß in meiner Umgebung dieser Name derartig genannt wird, und die verdrießliche Ge-

ſchichte ſelbſt anbelangend — übernehme ich ſelbſt für die Ferrner jede, jede Bürgſchaft."

„So glauben auch Euer Majeſtät das hübſche Märchen von jener Garderobejungfer, die jenen unbekannten Herrn nach dem Befehl Eurer Majeſtät als zu ſich ſelbſt gekommen darſtellte?"

„Ich weiß nicht, was ich glauben ſoll!"

„Während dieſes Garderobemädchen ein paar Minuten vorher entſetzt den Kleiderſchrank zugeſchlagen, weil ſie einen Fremden dort entdeckt?"

„Deßhalb will ich Wahrheit haben, ſo ſchwer es mir auch ankommt, die Betreffende ſelbſt darum zu fragen!"

In dieſem Augenblicke erſchien der dienſtthuende Kammerlakai unter der Thüre des Vorzimmers und meldete: „Ihre Excellenz die Frau Oberſthofmeiſterin, ſowie auch Ihre Excellenz die Gräfin Pommerhauſen," hinzuſetzend, daß ſich auch die Gräfin Ferrner im grünen Salon befände.

„Die Damen ſollen eintreten!" ſagte Ihre Majeſtät, und begab ſich alsdann in das Nebenzimmer, von wo gleich darauf die langgezogenen Akkorde der kleinen Hausorgel gehört wurden, und wollen wir nicht verſchweigen, daß dieſe Töne auf zwei der Damen keinen ganz angenehmen Eindruck hervorbrachten, während die Gräfin Pommerhauſen mit ſehr erhobenem Kopfe und Blicken

der ſolideſten Unſchuld hinter der Oberſthofmeiſterin in das Schreibzimmer Ihrer Majeſtät rauſchte.

Die Gräfin Wildenow, ſowie die Pommerhauſen ließen ſich nach der Sitte dieſer kleinen Abende ohne Weiteres nieder, während Gräfin Ferrner zu der Kammerfrau trat, um ihre Dienſte bei Bereitung des Thees anzubieten.

Wie ſchön war dieſes junge Mädchen in dem einfachen, knappanliegenden grauen Kleide, wie kunſtlos hatte ſie ihr reiches Haar geordnet, und welch' reizende Wirkung machten die dicken kaſtanienbraunen Flechten gerade dadurch, daß ſie ſo einfach um ihr ſchönes Haupt gewunden waren, eine naive, faſt kindliche Friſur, welche kokett hätte erſcheinen müſſen in jeder andern Geſellſchaft und zu jedem anderen Geſichte! Hier aber nicht, bei dieſen eben ſo regelmäßig ſchönen als kindlichen Zügen, voller Lieblichkeit und Adel, und bei dieſem großen, glänzenden Auge, das der reinſten, fleckenloſeſten Seele zum unangehauchteſten Spiegel diente.

So ſchien auch die Königin, die nach einer kleinen Pauſe eintrat, das Geſicht ihres Lieblings zu betrachten, ſie reichte ihr die Hand, und als die Gräfin Ferrner ſich herabbeugte, um ſie zu küſſen, hob ſie ſanft das Kinn in die Höhe und nickte ihr freundlich zu.

„Ah, meine Damen, ich freue mich, Sie zu ſehen —

nicht aufſtehen, ich bitte darum — Watters wird uns ſogleich den Thee bringen! — ich danke Ihnen, meine Liebe," — dieß galt der Gräfin Ferrner, welche es ſich nicht nehmen ließ, die Taſſe ſelbſt der Königin zu überreichen, während die erſte Kammerfrau die beiden andern Damen mit einer etwas gezierten Unterwürfigkeit bediente.

Ihre Majeſtät hatte ein Batiſttuch in der Hand und hielt darin ein Schreiben, das ſie aber jetzt mit jenem neben ſich auf den Tiſch legte.

Wie auch bei anderen weit niedriger geſtellten Sterblichen wurde die Unterhaltungs-Lokomotive auch hier zuerſt mit dem Abfall gleichgültiger Dinge geheizt, ehe zur Erzeugung ſtärkeren Dampfes ſolides Brennmaterial benutzt wurde, und erzählte die Gräfin Pommerhauſen zu dieſem Zwecke allerliebſte kleine Bosheiten von einem Diner bei dem engliſchen Geſandten. Ein Geſprächsthema, das Ihre Majeſtät indeſſen raſch änderte, indem ſie mit einem heitern Blicke ſagte: „Heute Nachmittag kamen die erſten ausführlichen und recht erfreulichen Nachrichten über die gewiſſe Angelegenheit in Betreff meiner zukünftigen Schwiegertochter, der Prinzeſſin Henriette; Miniſter Graf Wieneck theilte ſie dem Könige und mir mit, und wie die Sache zu gehen ſcheint, wird ſie nicht nur recht bald an die Oeffentlichkeit treten dürfen, ſon-

dern ich hoffe recht bald das Glück zu erleben, meinen innig geliebten Sohn mit jener vortrefflichen jungen Dame vermählt zu sehen.“

„Ach, Majestät, wie unendlich glücklich mich diese Nachricht macht,“ sagte die Gräfin Pommerhausen enthusiastisch, wobei sie durch ein Zwinkern ihrer Augen, sowie durch ein verdächtiges Schlucken das gewaltsame Zurückdrängen wonnevoller Thränen affektirte; „wie war die rasche und glückliche Beendigung dieser segensreichen Angelegenheit auch anders zu erwarten, bei dem vortrefflichen Herzen Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen!“

„Und doch ging es nicht ganz ohne Schwierigkeit,“ sagte Ihre Majestät, indem sie ernst vor sich niederblickte.

„Schwierigkeiten, die aber gewiß eigentlich gar nicht existirten,“ fuhr die Pommerhausen fort und setzte dann mit einem schwärmerischen Blicke nach Oben hinzu: „Wie sollten wir nicht Alle das reine, unschuldsvolle Gemüth unseres herrlichen jungen Prinzen zu gut kennen, um nicht überzeugt zu sein, daß gewissenlose Menschen an all' jenen Differenzen schuld waren; o gewiß, Majestät, was in der letzten Zeit geschehen, war nur die Folge böswilliger Machinationen — mich schaudert es förmlich, wenn ich bedenke, daß dieser abscheuliche Rosenthal —

Gott hab' ihn ſelig — das Vertrauen Seiner Königlichen Hoheit beſaß."

Hier lächelte die Königin auf eine eigenthümliche Art, worauf ſie ſagte: „Wir wollen immerhin das Beſte und Angenehmſte glauben, die Schwierigkeiten, die uns vielen Kummer gemacht, ſcheinen glücklich überwunden, und Alles, was wir von der Liebenswürdigkeit der Prinzeſſin Henriette erfahren, ſowie von ihrer Herzensgüte bei großem Verſtande, erlaubt uns einen heitern Blick in die Zukunft meines Sohnes."

Dann legte Ihre Majeſtät die Hand auf ihr Schnupftuch, nachdem ſie das oben erwähnte Schreiben ein wenig hatte ſehen laſſen, und fragte raſch und abſichtlich das Geſprächsthema ändernd: „Von wem glauben Sie wohl, daß dieſer Brief iſt?"

Begreiflicher Weiſe konnte es Niemand rathen, und ſelbſt wenn eine von den Damen eine Ahnung gehabt hätte, was hier aber nicht der Fall war, ſo würde ſie ſich wohl gehütet haben, die hohe Frau um die Freude der Ueberraſchung zu bringen.

„Keine Idee, Majeſtät," ſagte die Pommerhauſen nach einer ziemlichen Pauſe, worauf die Oberſthofmeiſterin mit den Achſeln zuckend hinzuſetzte: „Unmöglich zu rathen bei der großen, umfaſſenden Korreſpondenz Eurer Majeſtät."

Es war indeſſen gut, daß wir auf unſerem Ritte nach Toledo durch allerlei lehrreiche Geſpräche und luſtige Lieder uns die Zeit vertreiben konnten; denn das Terrain, durch welches wir zogen, war wenigſtens während der erſten Hälfte unſeres Weges höchſt unintereſſant; kahl und unfruchtbar ſtieß ein Hügel an den anderen, dabei war gelber Sandboden vorherrſchend, und unſere Straße zog ſonach in einem gelben Streifen vor uns dahin, jetzt kaum unterſcheidbar von der Fläche zur Rechten und Linken, jetzt wieder als eine helle Linie über braune Halden, welche mit magerem Gebüſch und Burbaum bewachſen waren. Die einzige Abwechslung bot weit zu unſerer Rechten das ſchmale Tajothal, mit Bäumen beſetzt, theils kahl, theils belaubt, welche grau und grün ſchillerten, und das uns den ganzen Tag getreu zur Seite blieb. Hinter dem Fluſſe erhob ſich eine Kette ſeltſam geformter Hügel, hier und da ſah man ein altes Mauerwerk, auch wohl eine einſame graue Kirche, die uns recht verlaſſen erſchien; denn da die Gegend ringsum wie ausgeſtorben iſt und wir auch nicht die Spur einer menſchlichen Wohnung ſahen, ſo begriffen wir nicht, woher die Hand kommen ſoll, um das Glöcklein dort oben in Bewegung zu ſetzen, daß es weithin ſchallt über die Ebene. Ja, wenn dieß plötzlich geſchähe, würde man erſchrecken hier in der Oede und könnte zu dem Glauben berechtigt ſein, als trieben dort oben allerhand Geiſter ihr unheimliches Weſen. — Vorbei denn!

Unſere Pferdchen galoppiren auf dem weichen Sande luſtig vorwärts, hügelauf, hügelab. Abwärts thut unſer Arriero etwas langſamer, um ſich und uns vor dem Hinſtürzen zu bewahren. Es iſt faſt Mittagszeit und die uns verſprochene Venta auf halbem Wege könnte eigentlich erſcheinen. Jetzt taucht auch in der Ferne Mauerwerk vor uns auf, unſer ſpaniſcher Begleiter legt auf echt türkiſche Art die gekrümmten Finger mehrmals an den Mund, ſchmatzt dazu und will ſo gutes Eſſen und Trinken ausdrücken, welches er erwartet. Wir dagegen erwarten gar nichts, denn wir kennen von unſerem Ritte durch die Mancha leider zu genau

„Dieſer Brief," ſagte dieſe alsdann, indem ſie das Schreiben in die Höhe hob, „iſt von — Tönning — von dem armen Tönning — von dem verblendeten Tönning!"

„Auf dieſen zu rathen war allerdings wohl unmöglich," ſagte die Pommerhauſen, und um das Licht ihres Scharfſinnes doch nicht ganz unter den Scheffel zu ſtellen, ſetzte ſie dann mit hoch aufgezogenen Augenbrauen hinzu: „Euer Majeſtät werden es mir nicht übel deuten, daß ich es ein bischen ſtark von dieſem Tönning finde, an Sie zu ſchreiben."

„Ich habe ihm das erlaubt," ſagte die Königin in einem gütigen und zugleich trockenen Tone, „mich dauert dieſer arme Tönning wirklich, trotzdem ich noch nie Jemand ſo wohlgemuth, ja ſo glückſelig in einen tiefen Abgrund ſpringen ſah."

„Apropos, ſah Jemand von Ihnen dieſe Perſon ſchon anders als auf dem Theater, oder ſprach mit ihr — das heißt, ich meine," fuhr die Königin fort, als ſie bemerkte, wie ſich die Lippen der Gräfin Pommerhauſen unter einem ſeltſamen Lächeln kräuſelten, „bei irgend einer geſchäftlichen Veranlaſſung, wie ſie wohl vorkommen mag bei Konzerten für eigene Rechnung, oder für ſogenannte mildthätige Zwecke?"

„Bei mir war ſie ſchon in einer ähnlichen An-

gelegenheit," ſagte die Gräfin Ferrner ruhig und beſtimmt.

„Nun?"

„Ich fand ſie, was ihre Art zu ſprechen und ſich zu benehmen anbelangte, eben ſo beſcheiden als gebildet, dabei erzählte ſie mir ohne jeden theatraliſchen Air, und dabei eben ſo klar als gefühlvoll von dem Unglück eines armen Theaterzimmermannes, eines Kollegen, wie ſie lächelnd ſagte, der unverſchuldet in große Armuth gerathen ſei."

„Vielleicht ein Kollege aus der Fabel," meinte die Pommerhauſen.

„O nein, Excellenz! ich erkundigte mich bei Baron Schalken darnach, der die Angaben der Mademoiſelle Melina vollkommen beſtätigte, worauf Euer Majeſtät die Gnade hatten, ein bedeutendes Geſchenk für die arme Familie zu bewilligen."

„Ach ja, ich erinnere mich, und dabei fällt mir ja ein, daß die Sängerin auch bei Dir war, Katharine — wollte ſagen bei Madame Watters, welche mir, obgleich keine große Freundin vom Theater und Theaterperſonal, doch in den freundlichſten Worten über ſie ſprach."

„Euer Majeſtät halten zu Gnaden, das that ich auch," vernahm man die Stimme der Kammerfrau aus ihrem Winkel neben der Thür, „ſie erſchien mir ſo

anständig, so ohne alle Prätenſion, wie ohne alle überflüſſige Demuth, und hatte dabei ſo etwas Vornehmes, daß ich ſie mir ganz gut als Baronin Tönning vorſtellen kann.“

Hätte es die Dunkelheit in jenem Winkel erlaubt, oder wäre ein aufmerkſamer Beſchauer dageweſen, ſo würde dieſer unfehlbar geſehen haben, wie wohlthuend es für Madame Watters war, ſo etwas vor dieſen drei vornehmen Damen, beſonders vor der hochmüthigen Pommerhauſen, ſagen zu dürfen.

Letztere ſchluckte denn auch bei dieſer Aeußerung ſo herb, als habe ſie Wermuth in ihrem Thee gefunden, während ſich ein leichtes Lächeln auf den ſchönen Zügen der Gräfin Ferrner zeigte.

«Passons là-dessus — — und hören Sie, was Tönning ſchreibt, es iſt das ſo etwas ganz Außerordentliches, daß es auch Sie, meine Damen, im höchſten Grade intereſſiren wird — — — — hier im Eingange,“ ſagte die Majeſtät, indem ſie den Brief durchflog, „dankt Tönning für alle Güte, die ich ihm erzeigt, und bittet um Entſchuldigung, daß er von der Erlaubniß, mir zu ſchreiben, ſo bald ſchon Gebrauch mache. ‚Ich verließ die Reſidenz,‘ ſchreibt er dann, ‚mit demſelben Nachmittags-Eilzuge, auf dem ſich unter Anderen jene myſtiſche Perſon befand, die unter dem Namen des Herrn von Roſen-

thal ſchuld an ſo manchen eigenthümlichen Verwicklungen war. Erſt auf der Station Perlenbach errieth ich durch eine zufällige Aeußerung des ſehr aufgeregten Mittow den ernſten Zweck der Fahrt Roſenthal's, der ſich, ohne etwas von mir zu erfahren, mit einem jungen Maler ſeiner Bekanntſchaft auf dem gleichen Eiſenbahnzuge befand. Daß es dabei für mich von größtem Intereſſe war, den Ausgang jener Zuſammenkunft zu erfahren, werden Euer Majeſtät vollkommen verſtehen, und es gewiß begreiflich finden, daß ich das kleine Opfer brachte, ſtatt auf der nächſtfolgenden Station mit meinem Wagen weiter zu reiſen, dieß ſchon von Perlenbach aus zu thun beſchloß, von wo ich allerdings die Hauptſtraße nach meinem Gute erſt vermittelſt ſchlechter Feldwege erreichen konnte. Es dauerte ziemlich lange, ehe mir der höchſt ernſthafte Ausgang dieſer Zuſammenkunft bekannt wurde, und ſo ſehr ich auch Urſache hatte, mit der Handlungsweiſe des unglücklichen Roſenthal, was mich anbetrifft, unzufrieden zu ſein, ſo erſchütterte mich doch das Ende deſſelben furchtbar, ein Ende, worüber nach Ausſage des begleitenden Arztes, den ich befragte, durchaus kein Zweifel möglich ſei, Roſenthal war im Duell gefallen, Roſenthal war todt.'"

„Ein ſchrecklicher Gedanke," ſagte die Oberſthofmeiſterin, da Ihre Majeſtät bei dieſer Stelle eine Kunſt-

pauſe machte, — „gewiß — entſetzlich, das raſche und tragiſche Ende eines Mannes, der mit uns Allen mehr oder minder in ziemlicher Intimität gelebt!“

Ehe die Königin zu leſen fortfuhr, ſagte ſie: „Wie es hier im Schreiben Tönning's ſteht, ſo lautete auch der dienſtliche Bericht des betreffenden Regimentsarztes Zander — nun hören Sie weiter, meine Damen —“

„‚Es war ſchon ziemlich ſpät geworden, als ich meine Reiſe fortſetzen konnte, die Sonne längſt untergegangen, doch ſtand der volle Mond ſo klar am Himmel, daß man mit derſelben Sicherheit wie am Tage fahren konnte, höchſt angenehm für mich, bei dem ſchlechten und ſehr engen Feldweg, beziehungsweiſe ging es dennoch ſehr raſch vorwärts, faſt eine Stunde lang, bis mit einem Male die Pferde im Schritte gingen und der Poſtillon auf meine Frage ſagte, vor ihm fahre eine herrſchaftliche Equipage ſo langſam als möglich, die auch trotz ſeiner Zeichen mit Horn und Peitſche nicht raſcher vorwärts wolle, und der es gerade hier bei der Enge des Weges unmöglich ſei, vorzufahren, doch ſolle ich mich eine kleine Viertelſtunde gedulden, da weiterhin eine Stelle in der Straße ſei, wo man ohne Gefahr vorbeikommen könne.

‚Dieſe Stelle kam nun auch, und Euer Majeſtät können ſich denken, daß ich begierig darauf war, vielleicht

den Besitzer jener herrschaftlichen Equipage zu sehen, dem es Vergnügen mache, in einer ziemlich kalten Winternacht im Schritt über's Feld zu fahren.

„Da auch an der gerühmten Stelle der Weg kaum genügend breit war, so kamen wir so dicht an einander vorbei, daß ich den andern Wagen mit der Hand hätte erreichen können, besonders da ich mich auf den Rücksitz des meinigen begeben hatte, um besser sehen zu können — was aber glauben Euer Majestät, was meine Augen sahen? — Rosenthal sah ich — Rosenthal's allerdings furchtbar bleiches Gesicht; aber mit weit offenen Augen, die aufwärts in die volle Mondesscheibe starrten, und das waren nicht die Augen eines Todten — und wenn ich auch an dem Leben dieses unheimlichen Mannes nach allem dem, was ich gehört, noch hätte zweifeln wollen, so schwand dieser Zweifel doch, als ich jetzt sah, wie sich ein leichtes Lächeln auf seinem Gesichte zeigte, wie er mit dem Kopfe nickte — ja, Majestät, bei meinem Ehrenwort — wie er mir zurief: Glückliche Reise, Baron Tönning — auf Wiedersehen irgendwo!'"

Hier schwieg Ihre Majestät, erschüttert von dem, was sie soeben gelesen, die Gräfin Pommerhausen war unter der Schminke etwas blaß geworden, und die Oberst-hofmeisterin preßte tief athmend ihre Lippen aufeinander, ehe sie ausrief: „Das ist ja furchtbar, Majestät, das ist

ja ganz übernatürlich — das ist ja ganz nach der Art eines Vampyr, wie sich Herr von Rosenthal selbst zu nennen beliebte."

„Nun, so arg ist es doch wohl nicht, Gräfin Wildenow," meinte Ihre Majestät, „hier haben wir ebensowohl den Beweis einer ganz erstaunlichen Lebenskraft, als auch den, daß es selbst einem geschickten Arzte möglich ist, sich gründlich zu irren; so sieht es auch der König an, welcher übrigens mit diesem Ausgange nicht unzufrieden ist."

„So allerdings der beste, den man sich nur wünschen konnte," sagte die Gräfin Pommerhausen, „es hätte mir leid gethan um diesen armen Lieutenant von Mittow — und auch für den Grafen Wieneck, nicht wahr, Frau Oberstthofmeisterin?"

„Gewiß, Excellenz, aber je weniger Namen man bei ähnlichen Angelegenheiten nennt, um so besser und kluger ist es," sagte die schöne und imposante Gräfin mit einem so ruhigen, kalten und stolzen Blick, daß die kleine, unansehnliche Pommerhausen gelb vor Zorn wurde; „was indessen Mittow anbelangt," fuhr die Oberstthofmeisterin unbefangen fort, „so erhielt er ja zwei Tage nach dem Duell ein Schreiben Rosenthal's, worin ihn dieser in fast humoristischer Weise seines besten Wohlseins, sowie seiner fortdauernden Freundschaft versicherte. Jedermann glaubte

aber, dieſer Brief ſei vor dem Duell geſchrieben, und eine der gewöhnlichen Geſchichten Roſenthal's."

„Im Vertrauen geſagt," ſprach die Königin, „mir erſchien es auch nicht anders, doch erlaubte es dem Könige, die ganze Sache zu ignoriren."

„Doch nun zu etwas Anderem, und hoffentlich Freundlicherem," fuhr Ihre Majeſtät mit einem wohlwollenden Blick auf ihre junge, ſchöne Hofdame fort — „durch Nacht zum Licht — es betrifft Sie, meine liebe Ferrner, iſt eine recht zarte Angelegenheit, die aber eben ſo raſch als vertraulich angefaßt ſein will."

„Majeſtät," flüſterte das junge Mädchen hoch erröthend.

„Ob es raſch gehen wird," fuhr die Königin heiter lächelnd fort, „ſteht ganz bei Ihnen, mein liebes Kind, und was die Vertraulichkeit anbelangt, ſo werden Sie mit den Zeugen, die hier ſind, zufrieden ſein — Watters," wandte ſie ſich an ihre Kammerfrau, „ſieh' zu, was die Abendpoſt für mich gebracht hat, ſortire es wie gewöhnlich und halte es in meinem Kabinette für mich bereit!"

Die Gräfin Ferrner war durch die Worte der Königin in eine ziemliche Aufregung gerathen, was man deutlich an dem gewaltſamen Schwellen ihres Buſens ſah, doch bezwang ſie ſich eben ſo raſch wieder, und nachdem Frau von Watters das Schreibzimmer verlaſſen

und die Thüre hinter ſich ſachte zugedrückt hatte, ſaß ſie vollkommen ruhig da und blickte die Königin feſt mit ihren großen, glänzenden Augen an.

„Es iſt dieſelbe allerdings unangenehme Geſchichte, mein liebes Kind, worüber wir ſchon einmal vertraulich geſprochen, über die ich alſo bei Ihrer bekannten Offenheit und Wahrheitsliebe nichts weiter zu erfahren habe, die aber doch auf die eine oder andere Art geordnet werden ſollte — nicht wahr, Frau Oberſthofmeiſterin?“

„Gewiß, Majeſtät, man begnügt ſich ja in ähnlichen Fällen nie damit, die Wahrheit zu ſagen, ſondern iſt ſo geneigt, noch Zuſätze zu machen.“

„Als ob es an mancher Wahrheit nicht ſchon vollkommen genug wäre, und man nicht aller Zuſätze entbehren könnte,“ ſagte die Pommerhauſen giftig.

„Welche Zuſätze?“ fragte die junge Hofdame, lancirte aber, ehe ſie das that, der alten Pommerhauſen einen ſo ernſten und feſten Blick, daß ſich dieſe raſch bückte, um ihr Schnupftuch aufzuheben, nachdem ſie es abſichtlich auf den Boden hatte gleiten laſſen — „welche Zuſätze, Excellenz?“

„Nun, Zuſätze, denen ſelbſt ich im ähnlichen Falle nicht entgehen würde,“ nahm die Königin das Wort, „ſeien wir gerecht, man findet einen jungen Offizier in der Garderobe neben Ihrem Schlafzimmer, und man

fragt ſich allerdings unter Zuſätzen, wie es möglich iſt, daß er da hinein gekommen, ohne von Ihrer Dienerſchaft, ja von Ihnen ſelbſt, mein liebes Kind, bemerkt zu werden?“

„Ach, Majeſtät,“ rief das junge Mädchen in einem erregten Tone, während ſich ihre Züge raſch rötheten, „dieſe Frage habe ich ſchon durch unſägliches Nachdenken vergebens zu ergründen geſucht!“

„So glauben auch Sie in keiner Weiſe an das Märchen Ihrer Kammerjungfer?“ fragte die Pommerhauſen.

„Da Euer Excellenz es ſo raſch entſchloſſen ein Märchen zu nennen belieben, ſo muß der Betreffende allerdings auf einem anderen Wege in mein Zimmer gekommen ſein.“

„Laſſen wir Märchen oder Nichtmärchen,“ entſchied Ihre Majeſtät, „und wiederholen Sie mir noch einmal offen und rückhaltslos ihre eigene Meinung!“

Das junge Mädchen kämpfte ſichtlich einen ſchweren Kampf, ehe ſie, und dann mit einem leichten Zucken ihrer ſchönen Lippen, ſagte: „Warum ſollte Jemand, der ſo rückſichtslos in die Zimmer einer Dame ſchleicht, dieß nicht aus dem niedrigſten Motiv zu thun im Stande ſein? Ich nehme an und will annehmen, er, der Das zu thun vermochte, ſei mit einer meiner Dienerinnen im Einvernehmen geweſen.“

den Inhalt dieſer Halbwegsherbergen, haben uns auch deßhalb in Aranjuez vorgeſehen und hinten auf meinem Pferdchen liegt ein Zwerchſack, mit dem Nothwendigſten verſehen. Wir haben noch eine tiefe Schlucht zu paſſiren mit ſteilen Sandſteinfelſen, über welche wehende Sträucher herabnicken, dann galoppiren wir luſtig aufwärts und erreichen das weite Plateau, auf welchem die Venta liegt — nur die Ruinen der Venta, ein verlaſſenes Haus, wie ich richtig geahnt. Unſer Arriero kratzte ſich hinter den Ohren und ſchwor bei allen Heiligen, die ihm gerade einfielen, daß hier noch vor einem halben Jahr die prachtvollſte Wirthſchaft geweſen ſei, der ſüßeſte Wein auf zehn Stunden in der Runde und Garbanzo's mit Speck, daß einem die Seele im Leibe gelacht. Das Gemäuer dieſes ehemaligen Gaſthofes ſah übrigens ſchon von Weitem ſo troſtlos und verfallen aus, daß ſich von uns Niemand hinbemühte; nur der Arriero trabte vor die Thür, umritt das Gehöfte kopfſchüttelnd und ſtellte, als er im Schritt zurückkehrte, wahrſcheinlich traurige Betrachtungen an über den Wechſel alles Irdiſchen.

Was brauchten wir aber auch eine Venta mit rauchiger Küche und oftmals ſchmieriger Padrona? Waren wir nicht viel beſſer hier unter freiem Himmel aufgehoben, der ſich freundlich, klar und blau über uns ausſpannte? Dabei war die Luft angenehm und nicht zu kühl. Was wir von dem Erbauer dieſer Venta genoſſen, war ſein guter Geſchmack, der ihn veranlaßte, ſich gerade an dieſer Stelle anzubauen, auf einer Anhöhe, die meilenweit ringsum das Terrain beherrſchte. Ja, auch eine ſolche öde Gegend kann intereſſant ſein, namentlich wenn man ermüdet vom Pferde geſtiegen iſt, ſich lang ausſtreckt in die duftenden Haidekräuter und zwiſchen ihren feinen Zweiglein und braunen Blüthen hindurch nach dieſer Seite hin die Wellenlinie des fernen, grau verſchwimmenden Horizontes betrachtet — eine Bergkette, die auch wir noch zu beſteigen haben und noch mehrere der dahinter liegenden, bis wir endlich wieder an das weite blaue Meer gelangen, den Weg nach der heiligen Heimath. Auch nach jener Seite zu iſt der Anblick nicht unintereſſant; denn der Arriero hat den erwähnten Zwerch-

„Sie urtheilen zu raſch, Gräfin Ferner," ſagte die Königin unmuthig, „Graf Leo Wieneck, der ſich ſtets wie ein Edelmann in der ſchönſten Bedeutung des Wortes bewieſen hat, gab ſein Ehrenwort, und wies mit Entrüſtung die eben gemachte Beſchuldigung zurück."

„Euer Majeſtät werden mir allergnädigſt zugeben, daß ich dieſen Namen nicht genannt."

„So müßte er denn doch auf einem anderen Wege in jenes Zimmer gekommen ſein," bemerkte die Pommerhauſen, und ſetzte mit einem lauernden Blicke hinzu: „wie denken Sie darüber, Frau Oberſthofmeiſterin? Ihre Meinung muß maßgebend ſein, da Sie ja wohl am beſten alle Wege in der Nähe Ihrer Apartements kennen."

Das war nun allerdings ein ziemlich ſtarker Ausfall, den aber die Gräfin Wildenow mit größter Ruhe parirte, indem ſie lächelnd erwiederte: „Euer Excellenz trauen mir viel Scharfſinn zu, ich muß Sie aber verſichern, daß ich mich in keiner Weiſe um allenfalls vorhandene Schleichwege und dergleichen bekümmere, ſondern ſtets die offene und gerade Straße zu gehen pflege."

Die Königin biß ſich leicht auf die Lippen, und gar deutlich klangen die Worte der alten Watters von dem geheimen Gange und der geheimen Thür in ihrem Innern wieder; doch hatte ſie nicht den Muth, der ſtolzen und

imponirenden Gräfin Wildenow gegenüber, auch nur durch eine Miene, noch viel weniger durch ein Wort, etwas davon merken zu laſſen, vielmehr wandte ſie ſich mit einer gefälligen Handbewegung gegen ihre Oberſthofmeiſterin und ſagte: „Wir ſtehen da vor einem Räthſel, das wir am beſten thun, ungelöst zu laſſen, um ſo mehr, da Sie, Gräfin Wildenow, mir ja von einem anderen und vollkommenen Ausgleich ſprachen.“

„Würden mir Euer Majeſtät vorher noch ein Wort geſtatten?“ bat die eben ſo hartnäckige als boshafte Pommerhauſen. „Auch ich beſchäftigte mich mit dem Wege des Herrn Grafen Leo Wieneck, über den ein ſo geheimnißvolles Dunkel liegt, und kam auf eine Kombination, die allerdings etwas Gewagtes hat, aber beſprochen werden ſollte, und gerade jetzt im Beiſein der Frau Oberſthofmeiſterin.“

Hier überflog die Züge der Letzteren eine leichte Röthe, die aber eben ſo raſch von einem äußerſt gemüthlichen Lächeln wieder verdrängt warde, als ſie erwiederte: „Excellenz wollen da zurückkommen auf die alte Geſchichte von einem geheimen Gange zwiſchen meinen Zimmern und denen der Gräfin Ferrner, von dem es mir leid thun ſollte nichts gewußt zu haben, da ich denſelben gewiß oft benützt hätte, um der guten Ferrner einen freundnachbarlichen Beſuch zu machen.“

„Schade, daß Euer Excellenz die Wände Ihres Boudoirs nicht genau unterſuchen ließen.“ lächelte die Pommerhauſen mit einem boshaften Ausdruck, und wer weiß, was ſie ſonſt noch hinzugeſetzt hätte, wenn ihr nicht, während die Gräfin Wildenow die ſtolzen, erſtaunten Blicke nach ihr wandte, die Königin ein Zeichen mit den Augen gemacht.

Doch hatte auch die Oberſthofmeiſterin dieſes Zeichen der Königin bemerkt, und zwar als Widerſchein im Auge der alten Staatsdame, ſowie in deren triumphirendem Lächeln, und nichts, was ihr bis jetzt in ihrem ganzen Leben vorgekommen, hatte ſie ſo plötzlich, ſo furchtbar und ſo tief erſchüttert, wie das kleine Zeichen Ihrer Majeſtät, welches der boshaften Pommerhauſen Stillſchweigen auferlegte.

Es bedurfte für ſie einer übermenſchlichen Anſtrengung, um gefaßt zu bleiben, um nicht zuſammenzubrechen unter dieſem unvorhergeſehenen, ungeahnten Schlage, es bedurfte der ganzen Kraft dieſer ſtarken Frau, um mit einem ironiſchen, doch nicht unfreundlichen Lächeln zu ſagen: „Ich bin Ihnen wirklich verbunden, Gräfin Pommerhauſen, daß Sie ſich ſo genau um meine Appartements bekümmern und mir auf die Spur helfen, wo man vielleicht an meinen Wänden und Thüren das Ohr hinlegen muß, um etwas zu erlauſchen.“

„Ei, ei, meine Damen," sprach die Königin, „wir entfernen uns vollkommen von unserem vorgesteckten Ziele, und unsere gute Gräfin Ferrner kann, und nicht mit Unrecht, die Ueberzeugung gewinnen, daß man sich sehr wenig um ihr Wohl und Weh kümmere, indem man sich statt mit demselben mit Dingen beschäftigt, die doch für uns ein sehr untergeordnetes Interesse haben, geheime Gänge und geheime Thüren, woran ja, wie wir wissen, überhaupt im Schlosse kein Mangel ist. Qu'est-ce-que cela nous regarde?»

Ihre Majestät hatten absichtlich viel mehr Worte gebraucht, als nöthig waren, um zu dem eben erwähnten Nachsatze zu kommen; aber in der wohlwollenden Absicht, den beiden Damen Gelegenheit zu geben, ihre gegenseitige Entrüstung zu bekämpfen, sowie auch um die Obersthofmeisterin glauben zu machen, als sei ihr in der That die Existenz auch jenes geheimen Ganges und dergleichen vollkommen gleichgültig.

Doch wußte die Gräfin Wildenow seit zwei Minuten ebensowohl das Gegentheil, als sie auch fest überzeugt war, daß der geheime Gang hinter ihrem Boudoir zwischen der Königin und der Pommerhausen gewiß mit Zuziehung dieser alten Heuchlerin, der Watters, gehörig breit getreten worden war. — „Gut denn," dachte sie, „schließen wir unser Visir und gehen fest zum Angriff über."

Sie lehnte ſich, ſoweit es die Gegenwart der Königin erlaubte, in ihren Fauteuil zurück, und wandte ſich dann mit der wohlwollendſten, herzlichſt-freundlichſten Miene gegen das junge Mädchen, nachdem ſie vorher durch einen Blick die Königin um Erlaubniß gefragt und deren Zuſtimmung erhalten. „Mein liebes Kind," ſagte ſie alsdann, „Ihre Majeſtät wünſcht, daß Sie uns hier betrachten ſollen wie wohlmeinende Freundinnen, wie wohlmeinende, mütterliche Freundinnen, weßhalb Ihre Majeſtät mir geſtatteten, mit Ihnen zu reden."

Man ſah's an dem aufmerkſamen Geſicht der Gräfin Ferrner, wie begierig ſie auf die Eröffnung der Oberſthofmeiſterin war; aber man bemerkte auch zu gleicher Zeit an einem kalten, ſtrengen Zuge in ihrem ſchönen Geſichte, ſowie an ihrer aufrechten und ſehr entſchloſſenen Haltung, daß ſie nicht geſonnen ſchien, alles Das in kindlicher Demuth hinzunehmen, was ihre mütterliche Freundin, die ſonſt ſo geſtrenge Oberſthofmeiſterin, zu ihr ſagen würde.

„Man will die fragliche Angelegenheit," ſprach die Gräfin Wildenow nach einer kleinen Pauſe, „nicht noch einmal berühren, weil das gänzlich unnöthig iſt, da man die feſte Ueberzeugung hat, daß Sie, mein liebes Kind, daran eben ſo unſchuldig ſind, wie — Jede von uns."

„Gewiß," ſagte die Königin.

„Aber die Sache iſt nun einmal geſchehen, iſt leider nicht ganz unbekannt geblieben, ja mit Zuſätzen bekannt geworden, weßhalb es dringend nothwendig erſcheint, daß in Ihrem Intereſſe, Gräfin Ferrner, etwas geſchieht.“

„Dieſer Anſicht erlaube ich mir auch zu ſein,“ ſagte die Gräfin Pommerhauſen mit einer feſten Stimme, „obgleich das, was bekannt geworden, ſo unbeſtimmter Art iſt, daß ſehr viel übler Wille und die Sucht zu verleumden dazu gehört, um eine vollſtändige Geſchichte daraus zu machen; ich glaube hier im ſtrengſten Vertrauen vor Eurer Majeſtät und dieſen hohen Damen zu reden, bin auch vollkommen überzeugt, verſtanden zu werden, wenn ich hinzufüge, daß ich über dieſen traurigen Vorfall nur mit meiner allergnädigſten Königin ſprach, ſowie auf deren Befehl mit der Frau Oberſthofmeiſterin Gräfin Wildenow, daß ich aber ſonſt den leiſeſten Anſpielungen die vollkommenſte Unwiſſenheit entgegengeſetzt, und daß ich gewiß bin, von keinem meiner Leute überhaupt und beſonders nicht durch Nennung eines Namens kompromittirt worden zu ſein; doch trotz alledem iſt der Vorfall an ſich genügend, um darin beizuſtimmen, daß irgend etwas geſchehen muß.“

„Sie werden ebenſowohl überzeugt ſein, meine liebe Gräfin,“ nahm die Oberſthofmeiſterin wieder das Wort, „daß Alles, was wir hier auf Befehl Ihrer Majeſtät

über dieſe Angelegenheit reden, ſtrengſtens in dieſem Kreiſe bleibt, als ich davon überzeugt bin, daß jener Vorfall doch allmälig in die Oeffentlichkeit dringt, daß das Gift der Verleumdung im Geheimen fortfrißt, und worunter am Ende doch Ihr unbeſcholtener Ruf, Ihre Ehre in den Augen der böſen Welt Noth leiden könnte."

„Meinen unbeſcholtenen Ruf — meine Ehre, Frau Oberſthofmeiſterin," erwiederte das junge Mädchen mit einem flammenden Blick, „werde ich ſelbſt zu wahren wiſſen, und könnte es mir am Ende gleichgültig ſein, was die Welt darüber denkt, ſo lange meine gnädigſte Königin von mir überzeugt iſt — könnte, ſage ich, aber da ich fürchte, die Vermuthungen Eurer Excellenz könnten ſich in der That als richtig erweiſen, ſo könnte und würde ich, auch trotz der Gnade Ihrer Majeſtät, nicht dagegen gleichgültig ſein, weil ich nur zu gut weiß, daß es unmöglich iſt, unter dem Eindruck ſelbſt des leiſeſten Schattens meiner theuren Gebieterin ferner zu dienen — deßhalb —"

„Nicht weiter, Gräfin Ferrner," warf die Königin raſch ein, „nicht weiter, weil ich Sie liebe, und weil ich will, daß Sie den Worten der Oberſthofmeiſterin ein ruhiges und leidenſchaftsloſes Gehör leihen."

„Niemand iſt von dem Unrecht, das begangen wurde,

ſo tief und ſchmerzlich berührt, wie Graf Leo Wieneck ſelber," fuhr die Gräfin Wildenow nach einem leichten Athemzuge fort, „Niemand bereut ſo wie er das Zuſammentreffen von Umſtänden, die an dem ganzen Unheil ſchuld ſind, und Niemand iſt ſo bereitwillig, in der weiteſten Ausdehnung des Wortes Alles zu thun, was zu Ihrer Beruhigung, Ihrer Genugthuung dienen kann."

„Was iſt der Herr Graf Leo Wieneck zu thun im Stande?" fragte das junge Mädchen mit verächtlich aufgeworfenen Lippen, „er müßte denn Willens ſein, meine Dienerin zu heirathen, um auf dieſe Art deren Ausſage zur Wahrheit zu machen."

„A — ah, Sie gehen weit, mein Kind," rief die Königin kopfſchüttelnd, ſetzte aber gleich darauf, als ſie bemerkte, wie ſich die großen dunkeln Augen ihrer Hofdame mit Thränen füllten, gütig hinzu: „ich kann wohl begreifen, wie viel Sie durch dieſe unglückſelige Geſchichte in den letzten Tagen gelitten haben, doch gerade bei dem Ernſt dieſer Angelegenheit und bei der Wichtigkeit derſelben für Ihr ganzes Leben muß ich Sie nochmals dringend bitten, Ihre gewiß verzeihliche Leidenſchaftlichkeit zu unterdrücken und unſerem guten Rathe Gehör zu geben."

„Ich — will — das — Majeſtät."

„Graf Leo Wieneck," begann die Oberſthofmeiſterin zum dritten Male, ohne daß man im Stande war, es

ihr anzuſehen, welch' furchtbare Ueberwindung es ſie koſtete, um dieſe Sache ruhig, ja geſchäftlich zu behandeln, — „Graf Wieneck verſuchte verſchiedene Male, um Ihnen, Gräfin Ferrner, ſeine tiefbereuenden Entſchuldigungen zu machen, ja, Sie auf's Innigſte um Verzeihung zu bitten; es gelang ihm nicht, bei Ihnen vorgelaſſen zu werden, er ſchrieb Ihnen darauf, indem er ohne Rückhalt ſein Betragen als unverantwortlich, als leichtſinnig bezeichnete und Sie erſuchte, von dieſen Zeilen jeden beliebigen Gebrauch zu machen — — ſein Schreiben kam uneröffnet zurück, worauf der Graf, ehrenhaft wie er iſt, zu dem letzten ihm übrig bleibenden Mittel griff, und um die Vermittlung Ihrer Majeſtät der Königin bat."

Nach dieſen Worten bebte das junge Mädchen ſichtbar zuſammen, um ſich gleich darauf mit gefalteten Händen an die Königin zu wenden, und ihr erbleichend zu ſagen: „Euer Majeſtät werden bei alledem gewiß nicht von mir verlangen, die Entſchuldigungen des Herrn Grafen Leo Wieneck entgegenzunehmen, ich will ja vollkommen zufrieden ſein mit Dem, was mir die Frau Oberſthofmeiſterin ſoeben geſagt — und will jene Entſchuldigungen als vollgültig gelten laſſen."

„Womit aber nach der Ausdehnung, welche dieſe Angelegenheit erreicht, Graf Leo Wieneck ſich nicht mehr zufrieden gibt, er verlangt mehr von Ihnen, Gräfin

Ferner, um vor der Welt das Zeugniß abzulegen, daß er Ihnen die höchste Verehrung und Achtung zollt, die ein junger Mann einer Dame zu zollen im Stande iſt."

Hier verbarg das junge Mädchen mit einem ſchmerzlichen Ausrufe ihr Geſicht in beide Hände, während die Gräfin Pommerhauſen mit dem Ausdrucke des höchſten Erſtaunens jetzt die Königin, dann die Oberſthofmeiſterin betrachtete; doch hatte dieſer Ausdruck des Erſtaunens eine unverkennbare Beimiſchung von Aerger, denn ſie fühlte wohl, daß Ihre Majeſtät mit der gehaßten Wildenow eine Vertraulichkeit hatte, die ſie jetzt erſt erfahren ſollte.

„Ja, mein liebes Kind," ſagte nun die Königin mit einer Stimme, die vor Wohlwollen und Rührung ein wenig bebte, „Graf Leo Wieneck, den wir Alle hochſchätzen, den wir ſehr gerne bei uns ſehen, er, einer der geachtetſten Kavaliere und in jeder Richtung unabhängig, da er neben ſeiner geſellſchaftlichen Stellung ein ſehr großes Vermögen beſitzt, bittet um Ihre Hand, und ich kann nicht anders, als ſeinen Wunſch zu dem meinigen zu machen."

Hätte Graf Leo Wieneck, in der That einer der angeſehenſten und gefeiertſten Herren des Hofes, in einer ſehr ſchwachen Stunde um die Hand der Gräfin Pommerhauſen angehalten, es würde das auf dieſe Dame kaum

ſack geöffnet und mit leuchtenden Augen kaltes Geflügel, Schinken, hartgeſottene Eier und Käſe auf das vertrocknete Gras gelegt und daneben ein paar dickbauchige, freundliche Flaſchen aufgeſtellt. Wie eine Weihnachtsbeſcheerung nimmt ſich das unter den grünen Burbaumſträuchern aus.

Unſer Halt hier hat etwas Pittoreskes und verdient es wohl ſkizzirt zu werden. Die Pferde mit den zuſammengebundenen Vorderfüßen weiden um uns her und den Abhang hinunter. Die lange Figur unſeres andaluſirten Malers ſteht aufrecht da, er hält ſein Gewehr in Bereitſchaft, denn es könnte ja allerlei Seltſames über uns hereinbrechen, wilde Räuber oder ein zahmes Kaninchen. Herr W., der ſeinen Cachenez abgelöst hat und hungrig auf die Collation blickt, meint, Spanien ſei im Allgemeinen recht ſchön, und der kleine Baumeiſter wiſcht ſeine Brillengläſer ab, um dieſe Schönheiten des Landes genau betrachten zu können. Endlich fallen wir mit einem wahren Wolfshunger über das Frühſtück her, und da uns der Arriero trefflich unterſtützt, ſo ſind wir bald mit Geflügel, Eiern und Schinken fertig, haben Alles obendrein tüchtig mit Wein begoſſen und rüſten uns zum Aufbruch. Unſer Spanier ſammelt alle Ueberreſte der Speiſen ſorgfältig in ein Stück Papier und die der Getränke in ſeinen Magen, Jeder von uns zieht den Sattelgurt ſeines Pferdes feſter an, dann ſchwingen wir uns auf, der kleine Baumeiſter, der ganz des Teufels iſt, ſingt: „Wohlauf, Cameraden, auf's Pferd, auf's Pferd!“ und galoppirt mit wahrer Todesverachtung den ziemlich ſteilen Hügel hinab. Wir waren ſo erſtaunt über dieſe Keckheit, daß ſich ſelbſt der lange Maler, der immer etwas eiferſüchtig war auf die Reitkunſt der Anderen, nicht enthalten konnte, in die größten Lobſprüche auszubrechen, worauf uns denn der Baumeiſter lächelnd geſtand, wir hätten alle Urſache, mit ſeiner Reiterei zufrieden zu ſein, denn offenherzig geſagt, befinde er ſich heute zum erſtenmale ſo eigentlich recht zu Pferde.

Daß wir durch dieſe kleinen Neckereien raſcher vorwärts kamen, war der Hauptvortheil derſelben während dieſes langwie-

einen überwältigenderen Eindruck gemacht haben, als daß sie jetzt hören mußte, er habe sich der Vermittlung der Gräfin Wildenow bedient, um seine Hand diesem jungen Mädchen anzubieten, die allerdings eine der besten Partieen des Landes war, von der man aber wußte, daß sie die Freundlichkeiten des Flügeladjutanten Seiner Majestät, sowie die Huldigungen anderer auch nicht zu verachtender junger Männer stets mit einer an Verletzung grenzenden Kälte aufgenommen. Die alte Staatsdame hatte das gefühlt, als wenn sie selbst und Alles, was sich um sie herum befand, auf den Kopf gestellt würde; allerdings kein erfreulicher Anblick für die Andern — Gräfin Wildenow als Brautwerberin für den Grafen Leo Wieneck! nein, das war zu stark, das war unerhört, das war vollkommen anstößig — — und wie niederschlagend war es dabei für sie, daß ihre Feindin, die Oberſthofmeisterin, nachdem man sie endlich glücklich bei der strengen Königin in einen schlimmen Verdacht gebracht, nun mit strahlendem Antlitz die Bitte des Grafen Wieneck wiederholte, dieselbe mit den wärmsten Worten empfahl, und so jenen Verdacht auf's Gründlichste entkräftigte!

Und das junge Mädchen, dem plötzlich eine so glänzende und annehmbare Partie vorgeschlagen wurde, — wie wollte man es verstehen, daß sie die Königin mit einem erschreckenden Ausdruck von Schmerz anstarrte, daß

aus ihren großen Augen langsam die Thränen tropften, daß sie sich erhob, um dann zu den Füßen der Königin niedersinkend, leidenschaftlich schluchzend in die Worte auszubrechen: „Nie — nie, o meine gütige Königin, nie, Majestät, werden Sie mit Ihrem edlen Herzen mich zu meinem Unglücke zwingen wollen!“

„Das ist doch erstaunlich, Gräfin Ferrner —“

So schien auch die Obersthofmeisterin zu denken, doch blitzte es in ihren Augen von den Andern ungesehen triumphirend, glückselig, und sie hatte Mühe, ihre lächelnden Lippen zu dem hier so nothwendigen Ernste zu bändigen, ehe sie im strengen Tone sagte: „Ihre Worte, Gräfin Ferrner, sind in der That für uns Alle nicht zu verstehen!“

„Und doch so leicht begreiflich, Excellenz,“ erwiederte das junge Mädchen, indem es sich auf einen Wink der Königin, welche ihre Hand unmuthig wegzog, rasch erhob und dann mit stolz aufrechtem Kopf zwischen den drei Damen stand, „ich erkenne den Edelmuth des Herrn Grafen Leo Wieneck eben so gut an, wie Ihre Majestät und Sie, Frau Obersthofmeisterin, es verstehen werden, daß ich dieß allerdings große Opfer nicht anzunehmen im Stande bin, indem ich keinen — gar keinen Ersatz dafür zu bieten im Stande bin.“

„— — — — Sie geben uns da eine Lektion, meine

Theure," ſagte hierauf die Königin nach einer längeren ſehr unangenehmen Pauſe in einem kalten Tone, „ſchade, daß es ſchon ſo ſpät geworden iſt, um für heute die ruhige Entwicklung allenfallſiger anderer vernünftigerer Gründe von Ihnen entgegenzunehmen — — gute Nacht, meine Damen!"

„O Majeſtät," flehte das junge, ſchöne, auf's Schmerzlichſte bewegte Mädchen mit erhobenen, zuſammengefalteten Händen und unter herabſtürzenden Thränen — „entlaſſen Sie mich ſo nicht — heute nicht, haben Sie Mitleid, Erbarmen mit mir!"

„Gewiß, meine Liebe, ich werde alles Das für Sie haben und noch mehr, wenn Sie vielleicht geneigt ſind, ein andermal vernünftiger mit ſich reden zu laſſen," dann ihren Ton völlig wechſelnd, ſetzte ſie mit einem Blick voll Hoheit und Würde, den Ihre Majeſtät ſo leicht anzunehmen verſtand, hinzu: „Im Uebrigen, meine Damen, will ich, daß über dieſe Angelegenheit auch nicht ein halbes Wort, auch nicht die leiſeſte Andeutung in die Oeffentlichkeit dringe, ja ich befehle Ihnen, dafür zu ſorgen, daß *allenfalls auftauchende Gerüchte über jenen Vorfall im* Zimmer meiner Hofdame auf's Strengſte widerlegt werden, und daß vor allen Dingen der Name eines ſonſt ſo geachteten Mannes, wie der Graf Leo Wieneck, der eine Uebereilung ſo glänzend gut zu machen verſucht,

nie damit in Zusammenhang gebracht wird — — gute Nacht!“

Damit verließ Ihre Majestät das Gemach, worauf denn auch die Gräfin Pommerhausen nach dem tiefsten ihr möglichen Komplimente, sowie nach einem steifen Kopfnicken gegen die Oberstthofmeisterin, in's Vorzimmer hinausrauschte. Dann nahm Letztere beide Hände des jungen Mädchens, welches wie betäubt, regungslos auf demselben Platze stehen geblieben war, küßte es auf die Stirne und sagte mit milder Stimme: „Wie ich die gütige Königin kenne, so wird sie morgen anders über Ihre Weigerung denken.“

„Und Sie, Excellenz?“

„Der Himmel ist mein Zeuge, ich kann Ihnen nicht Unrecht geben.“

Auf ihren verschiedenen Zimmern angekommen, thaten beide Damen fast das Gleiche, nämlich in erregter Stimmung eine Zeitlang hastig und unruhig hin und her gehen, dann setzten sich auch Beide an ihren Schreibtisch und schrieben; die Gräfin Ferrner an Ihre Majestät die Königin heiße Worte des Dankes für alle Güte und Gnade, die ihr bis jetzt zu Theil geworden, worauf sie dann schließlich mit kurzen, aber bestimmten Worten ehrerbietigst um ihre Entlassung bat.

Ganz anders lautete der Brief der Gräfin Wildenow

an den Grafen Leo Wieneck; galt es doch hier, nicht wie dort, ein beſtehendes Verhältniß zu löſen, vielmehr ein gelöstes wieder anzuknüpfen. „Du kannſt Dir denken, ſchrieb ſie, „welch' furchtbare Ueberwindung es mich gekoſtet, Deinem gegen die Königin ausgeſprochenen Wunſche Worte leihen zu müſſen, doch gab ich der bittern Nothwendigkeit nach, obgleich faſt mein Herz darüber brach.

„Soll ich nun in der Selbſtverleugnung ſo weit gehen und es verſchweigen, wie namenlos glücklich es mich gemacht, daß meine wenigſtens herzlich klingenden Worte und die der Königin eine rückſichtsloſe, eiſige Abweiſung erfuhren? Was nun, mein theurer Leo? Ich bin zu Allem bereit, was Du beſchließeſt, und wäre am glücklichſten, hier alle meine Beziehungen löſen zu dürfen, um Dir zu folgen zu zwanglos glücklichen Stunden."

Dieſen Brief ohne Unterſchrift ſiegelte ſie in zwei verſchiedene Couverts, in ein kleineres, und ein größeres dienſtliches, und überſchrieb letzteres: „An Seine Hochgeboren Herrn Grafen Leo Wieneck, Flügeladjutant Seiner Majeſtät des Königs, Major im Garde-Dragoner-Regiment."

Dann rief die Oberſthofmeiſterin ihre alte vertraute Kammerfrau herein und ſagte, indem ſie freundlich ihre Hand auf deren Schulter legte: „Nimm das, was ich

Dir früher einmal gegeben, um dort jene Spiegelthür von Außen sorgfältig festzuschrauben, mach' es genau so, wie ich Dir gesagt, auch mit dem Schlosse draußen in der Garderobe!"

Die Kammerfrau sah ihre Herrin mit einem fragenden, erschrockenen Blicke an.

„Unbesorgt, es ist nichts vorgefallen; aber man muß auf Alles gefaßt sein, seit Frau von Watters so gütig war, unsere ausgezeichnet schönen Räumlichkeiten mit ihrer Gegenwart zu beehren und neidlos zu bewundern."

Vierzehntes Kapitel.

In der dreizehnten Wendung, scheue Rehe auf der Flucht.

Nicht nur der Hof und die exklusive Gesellschaft, sowie die höhere und niedere Beamtenwelt, hatten durch all' das Außerordentliche, was in den letzten Tagen vorgefallen war, überflüssig Stoff zur Unterhaltung, sondern auch die andern Kreise der Einwohnerschaft, bis hinab zu den dunstigen Räumen der kleinen Wirthshäuser, beschäftigten sich damit, Jeder nach der Art und Weise seiner Anschauung.

Da war erstens die Angelegenheit zwischen Rosenthal und Mittow, und da man völlig im Dunkeln blieb über die Ursachen jenes Duells, nahm man in den bürgerlichen Kreisen entschieden Partei für Rosenthal, hatte es dieser doch verstanden, sich hier, und besonders unter dem Handwerkerstande, zahlreiche Freunde zu machen; wer war aber auch von allen Herren des Hofes angenehmer

bei seinen Einkäufen und Bestellungen, wer zahlte rascher und freigebiger? und wie freundlich und umgänglich er mit dem gewöhnlichen Manne that, darüber war nur Eine Stimme, wogegen der Andere, der Lieutenant von Mittow, eben nichts weiter war, als der Lieutenant von Mittow.

Da kam denn fast zu gleicher Zeit mit der Nachricht, Herr von Rosenthal sei erschossen worden, jene andere ganz erstaunlich aufregende, daß der Gefallene, den der Regimentsarzt Zander, ein eben so geschickter als vorsichtiger Mann, für so todt als möglich erklärt hatte, plötzlich wieder lebendig geworden sei, und zwar unter den unheimlichsten, seltsamsten Umständen, ja, die sich um so seltsamer und unheimlicher gestalteten, als sie von einem Munde dem andern überliefert wurden. Zuerst hatte sich der Schwerverwundete nach einer Stunde langsam wieder soweit erholt, um fortgeschafft werden zu können, dann erzählte man: er sei augenblicklich wieder in die Höhe gesprungen, nachdem ihn der Regimentsarzt verlassen, der dann rückwärts schauend vor Entsetzen die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen habe, und endlich hatte Herr von Rosenthal sogar die tödtliche Kugel mit der Hand auf die Seite geschlagen, um unter einem gellenden Hohnlachen im Mondschein davonzuflattern.

Daß der Lieutenant von Mittow in befreundeten Kreiſen, ſowie bei ſeinen Kameraden der Held des Tages war, verſtand ſich von ſelbſt, wußten doch beſonders von den Letzteren ſehr Viele, welch' ruhiger, ſicherer und dadurch gefährlicher Schütze Herr von Roſenthal geweſen war; ein Aß auf fünfundzwanzig Schritte mit der gewöhnlichſten Piſtole zu markiren, galt ihm als eine Kleinigkeit, und das hatte er ſchon gethan nach ſehr ſtarken Diners, wo Andere nicht im Stande waren, die Schießwaffe ohne Wanken in ausgeſtreckter Hand zu halten.

Der Nimbus, der hierdurch den glücklichen Kavallerieoffizier umgab, wurde abſichtlich noch vermehrt von der Schaar jener geringen Seelen, die an hohen und höchſten Orten Aeußerungen über den unglücklichen Roſenthal erlauſcht hatten, welche es dieſen gemeinen Naturen zur Pflicht machten, dem gefallenen Löwen noch einen Eſelstritt zu verſetzen, um dadurch ihre hündiſchen Sympathieen zu bethätigen.

Was die Wunde Mittow's anbelangte, ſo fand ſich, daß der Knochen des linken Oberarms von der Kugel unberührt geblieben war, und geſtand er ſelbſt, daß er nie gehofft hätte, ſo gelinde davon zu kommen, ja er liebte es, hinzuzufügen, daß er genau geſehen habe, daß die Aufmerkſamkeit ſeines Gegners im Augenblicke, wo

dieſer geſchoſſen, plötzlich von einem aufſtreichenden Vogel in Anſpruch genommen worden ſei, und die Kugel glücklich ein paar Zoll abgelenkt habe.

Da erhielt er zwei Tage ſpäter zu ſeinem grenzenloſen Erſtaunen jenen Brief von Roſenthal's Hand und mit deſſen Wappen verſiegelt, wobei er ſich eines ſehr unheimlichen Gefühles nicht erwehren konnte, als er nun die Zeilen des Todten las, der ihn in ſcherzhafter Weiſe ſeines beſten Wohlſeins verſicherte, und doch hatte er das Zeugniß des ihn täglich ein paarmal beſuchenden Regimentsarztes Zander, der zuerſt mit einem lächelnden Achſelzucken jene Zeilen las, der aber, als ſo nach und nach etwas von dem Briefe des Oberſthofmeiſters Baron Tönning aus den vertrauteſten allerhöchſten Kreiſen weiter in's Publikum drang, die Verſicherung gab: „Wenn Herr von Roſenthal, den er genau unterſucht, nicht wirklich todt geweſen ſei, ſo gebe es überhaupt gar keinen Todten mehr!“

Für Mittow wäre es indeſſen unangenehm geweſen, daß ihn andere, wichtigere Ereigniſſe, wie die bald darauf veröffentlichte Verlobung des Kronprinzen, auch die Entfernung und lächerliche Verheirathung des Oberſthofmeiſters, ſowie die Wiederübernahme des Departements der auswärtigen Angelegenheiten durch den Staatsminiſter von Wieneck, in den Schatten zu ſetzen drohten, und auch

rigen Rittes. Glücklicherweiſe änderte ſich auch nach einer Stunde das Terrain ein wenig, wir verließen die Fahrſtraße, mit derſelben Sand und Haide und ritten durch grüne Berghalden — doch muß man ſich keinen Wald auf unſerem Wege vorſtellen — dann durch Wieſenthäler ohne alle Pfade, wo wir auch einigemal den Weg verloren, jedoch nicht die Richtung; denn ſchon kurz nach unſerer Raſt ſahen wir fern am Horizont eine nebelhafte Maſſe emporſteigen, einen ſeltſam geformten Felſen, nicht unähnlich — dem des Alcazar von Toledo. Bald verſchwand er unſeren Blicken wieder, kam aber bei jeder Anhöhe, die wir erſtiegen, abermals zum Vorſchein, war jedoch noch lange Zeit meinem Auge ſo undeutlich, daß ich ihm nicht die Form eines Schloſſes abgewinnen konnte.

Toledo liegt von Aranjuez über fünf deutſche Meilen entfernt. Zwiſchen beiden Städten befindet ſich kein Dorf; ja das einzige Haus iſt die Venta, von der wir oben ſprachen und die in Trümmern liegt. Hier und da, aber äußerſt ſelten, ſieht man wohl die Spuren eines angebauten Feldes, einen unbedeutenden Streifen, wo der Pflug die Erde aufgeriſſen. Und doch ſcheint der Boden an manchen Stellen nicht ſchlecht zu ſein, auf jeden Fall beſſer als in Catalonien, wo jede Handbreit Erde benutzt iſt. Die gränzenloſe Verwilderung hier kommt aber wohl daher, daß das ganze Terrain, auf dem wir heute ritten, Kronseigenthum iſt und nur zu Jagdgründen und Viehweiden benützt wird. Da aber kein hoher oder niederer Wald vorhanden iſt, ſo beſchränkt ſich die Jagd wohl nur auf Kaninchen und Rebhühner; und was die Weide anbelangt, ſo ſieht man nur in der Nähe von Aranjuez junge und alte Mauleſel, ſowie Pferde und Fohlen des königlichen Geſtüts die Geſträuche abnagen und das magere Gras freſſen. Uebrigens ſind die Yngnada's von Aranjuez berühmt und ſollen die beſten Reit- und Zugthiere in Spanien hervorbringen.

Nach und nach trat denn auch die ſeltſame Silhouette der Stadt Toledo deutlicher und klarer zwiſchen den Bergen hervor. Wir unterſchieden ſchon hohe Mauern mit ausgezackten Zinnen, ſowie Thürme, doch Alles ſo auf einen Punkt zuſammengedrängt

gewissermaßen setzten, wenn er nicht erfahren hätte, daß man im Hause des Herrn Mirbel & Cie., und gewiß hauptsächlich durch freundliche Vermittlung Seraphinens, eine, wenn gleich dunkle, Ahnung davon erhalten hätte, daß er sein Leben eigentlich nur gewagt, um Rosenthal's unverzeihliches Benehmen zu bestrafen; worin dieses Benehmen aber bestanden, wußte Niemand außer ihm und Helenen, und was er Fräulein Seraphinen davon für gut befunden hatte anzuvertrauen, war ziemlich weit von der Wahrheit entfernt gewesen, ja der spekulirende Offizier hatte durchblicken lassen, als habe ihn Rosenthal Seraphinens wegen zu Rede gestellt, ihn so in eine zweideutige Lage bringen wollen, und durch eifersüchtige Aeußerungen zu jenem Duell veranlaßt, das dann leider jenen ernsten Ausgang genommen.

Was aber Mittow's Verhältniß zum Mirbel'schen Hause so ganz anders gemacht und so vortheilhaft gegen früher verändert, war gerade das soeben erwähnte Geheimniß, welches er Rosenthal betreffend so ganz allein mit der schönen Helene theilte, und welches sie veranlaßte, dem jungen Offizier bei der ersten günstigen Gelegenheit mit einem noch nie dagewesenen Vertrauen entgegenzukommen.

Allerdings war diese günstige Gelegenheit nicht beim ersten oder zweiten Besuche des Herrn Lieutenant von

Mittow im großelterlichen Hause gefunden worden, doch ging trotzdem sehr wenig Zeit verloren, da der nun sehr interessante Kavallerieoffizier, den linken Arm in der Schlinge und etwas blaß und leidend aussehend, selbst von der würdigen Mutter des Herrn Mirbel so freundlich, ja ermuthigend aufgenommen wurde, daß er es für angemessen hielt, seinen Besuch schon am dritten Tage zu wiederholen. Daß ihm hier ganz besonders das stattgehabte Duell sehr als Relief diente, würden wir nicht anführen ohne Zusatz, wie er hier achselzuckend das Wiederaufleben Rosenthal's als ein vages Gerücht bezeichnete — ja, als eine Unmöglichkeit nach einem so sicheren Schusse, und dann später, als die Begegnung Tönning's mit dem Erschossenen und Wiederaufgelebten auch in diesen Kreisen bekannt wurde, die ganze Sache als so räthselhaft und unheimlich wie nur irgend möglich darzustellen, was seinem Renommé der unerschrockenen Tapferkeit in den Herzen der Frauen indessen durchaus keinen Abbruch that.

Aber Tante Seraphine — — hätte sie, wie wir wissen, nicht schon vor jenem unglücklichen Duell dem Lieutenant Mittow Hoffnungen gemacht auf das Gelingen seines kühnen Unternehmens, der Erbe eines Millionärs zu werden, hätte sie ihn dadurch nicht, allerdings nicht das traurige Ende vorausſehend, auf die Schritte

Rosenthal's gelenkt und sich so zu einer Mitverschworenen gemacht, so würde sie wahrscheinlich bei dem ersten Wiedererblicken Mittow's nach jenem traurigen Ereignisse unnachsichtlich in Ohnmacht gefallen sein, verwünschend den eigennützigen Mörder; so aber hatte sie sich damit begnügt, deutlich zusammenschauernd ihre Hand zurückzuziehen, als ihr Mittow die seinige zur Begrüßung bot, um sie dann mit ausgespreizten Fingern auf die Stelle zu legen, wo sie ihr Herz vermuthete, und wo sie als Zeichen der Trauer eine große schwarze Masche trug. Als nun hierauf die Nachricht kam, Rosenthal lebe, und als Mittow diese Nachricht achselzuckend bestätigen zu müssen glaubte, da that sie, in Ohnmacht fallend, was sie zuerst versäumt, und fiel nun wirklich zu gleicher Zeit in das Familiensopha hinein, neben die erschreckte alte Dame, und zwar mit dem für Alle nicht ganz verständlichen Ausrufe: „Er lebt, er lebt, die Flagge der Liebe soll wehen!"

Auf weitere Erklärungen ließ sich indessen die gereifte Jungfrau trotz alles Fragens vorderhand nicht ein, doch verschwand alsbald ihre schwarze Busenschleife, um durch eine von sanfter blauer Farbe vertreten zu werden, auch wurde sie von diesem Augenblicke an eine noch festere Bundesgenossin des Herrn von Mittow, und hatte zu diesem Zwecke einige Tage später eine ernste, ja ziemlich

heftige Unterredung mit dem Herrn Mirbel, worauf ein Familienrath stattfand, der nach langen und heftigen Debatten endlich zu dem Entschlusse kam, die ernstlichen Bewerbungen des jungen Kavallerieoffiziers um Helene zu gestatten.

Dieses junge Mädchen hatte sich bisher gegenüber dem Vorgefallenen recht klug und verständig benommen, sie hatte weder tiefe Trauer noch große Freude nacheinander zur Schau getragen, wie Tante Seraphine, hatte sich aber nicht gescheut, ihr aufrichtiges Bedauern über Rosenthal's Unglück auszudrücken, sowie ein freundliches Wort zu sagen für Den, der nach ihrer Ansicht auf so natürliche Weise wieder in's Leben getreten war. Als sie sich aber hierauf allein in ihrem Zimmer befand, da ließ sie sich still und nachdenkend auf dem bewußten kleinen Platze in der Fensternische nieder, um ihn gleich darauf, als sie sich des hier Vorgefallenen erinnert, schaudernd wieder zu verlassen und sich, ihr Haupt in beide Hände gepreßt, fest in die Ecke des Sophas zu schmiegen.

Ja, dieser Mann hatte sie auf eine unnatürliche, unheimliche Art angezogen, erinnerte sie sich doch deutlich, an jenem Ballabende Furcht, ja mehr als Furcht — Abscheu vor ihm empfunden zu haben; wobei es ihr aber auf eine beängstigende Art, geschienen, als erkenne er

deutlich dieſes Gefühl der Furcht und des Abſcheus in ihr, als lächle er ſiegesbewußt darüber, und als brauche es nicht mehr, als ſeinen unheimlichen, magnetiſch anziehenden Blick, um dieß Gefühl in ein anderes zu verwandeln; und daß ihm das gelungen war, beſtätigte heute noch ihr ängſtlich klopfendes Herz, ja er hatte ſie mächtig angezogen, ſo daß ſie ſchaudernd fühlte, wie ſie willen- und widerſtandslos einen Augenblick an ſeiner Bruſt geruht, um dann, ſobald er verſchwunden war, über ſich ſelbſt zu erſchrecken. Darauf war jener verhängnißvolle Abend gekommen, und wenn ſie jetzt mit ruhiger Beſinnung daran dachte, ſo zweifelte ſie nicht mehr, daß Roſenthal eine geheimnißvolle, übernatürliche Gewalt gegen ſie angewandt, der ſie trotz allem Widerſtreben, trotz allem Sträuben Folge leiſten mußte. Hatte ſie doch noch am Nachmittage achſelzuckend ſeine kecke Idee verlacht, mit ihr auf dem Weg in's Theater zuſammentreffen zu wollen, ja war ſie doch gerade deßhalb in übermüthigem, herausforderndem Trotze ohne Begleitung gegangen, um, falls er in der That erſchiene, mit einem ſtrengen Blick an ihm vorüberzuſchreiten. Da war er allerdings gekommen, und ſie fühlte heute ſo deutlich wie damals, wie ſie ein abweiſendes Wort nicht vermocht hatte über ihre Lippen zu bringen — ſie empfand es jetzt wieder mit ſteigender Angſt, wie die ſeltſame Glut ſeiner Augen,

der weiche, flüſternde, mild beſtrickende Ton ſeiner Stimme ſie förmlich gebannt, wie er nur die Hand aufzuheben gebraucht, um ſie, ähnlich einer Nachtwandlerin, zu leiten, und dabei dachte ſie ſchaudernd, daß dieſer Mann, vor dem ſie heute wieder Furcht und Abſcheu in verſtärktem Maße empfand, vielleicht auf's Neue in ihr Leben treten könne, und ſie bannen mit ſeinen furchtbaren, unheimlich ſchönen Blicken.

Da klopfte es leiſe an ihre Thür und ließ das junge Mädchen mit einem ſcheuen Aufſchrei in die Höhe fahren.

Nein, nein, das war ja unmöglich, er konnte es ja nicht ſein, er konnte es nicht wagen, ſich jetzt wieder hier zu zeigen — — und doch hatte er ſtets auf dieſelbe beſcheidene Art an ihre Thüre geklopft, wie jetzt eben wieder — — und wie nun zum dritten Male.

„Kindiſches Geſchöpf, das ich bin," ſagte ſie nach einem tiefen, haſtigen Athemzuge — „er iſt ja fern von hier und ſchwer verwundet," dann zwang ſie ſich nach der Thür zu gehen, dieſe langſam zu öffnen und dann mit einem Ausdruck der Beruhigung, ja unverkennbar in einem freudigen Tone auszurufen: „Ah, Sie ſind es, Herr von Mittow! Es iſt mir in der That angenehm, Sie zu ſehen!"

„Ein beſſerer Empfang, Fräulein Helene, als wie

ihn der vielleicht Läſtige nach dreimaligem Anklopfen erwartete, oder ſollte mir wirklich nur meine Ausdauer Eintritt verſchafft haben?“

Statt aller Antwort reichte ſie ihm ihre Hand und führte ihn nach der Fenſterniſche, wo ſie früher gern zu plaudern pflegte, doch beſann ſie ſich gleich darauf anders und bat ihn, auf einem kleinen Seſſel vor dem Sopha Platz zu nehmen.

„Wie geht es mit Ihrer Wunde, Herr von Mittow?“

„Leidlich gut, ich darf Morgens und Abends ſchon einige Bewegungen machen, ſchlimme Folgen ſind deſßhalb nicht zu erwarten, und wenn ich daran denke,“ fuhr der junge Kavallericoffizier mit einem innigen Blicke auf Helene fort, „daß dieſe leichte Verwundung mit Ihrem liebenswürdigen Mitleid belohnt wird, ſo kann ich mir noch Glück wünſchen, ſie empfangen zu haben.“

„Nicht nur Mitleid, Herr von Mittow, ſondern auch das herzlichſte Mitgefühl, denn Niemand weiß ja beſſer als ich, daß Sie Ihr Blut für mich vergoſſen haben!“

„Reden wir nicht darüber, ſchöne, theure Helene, was ſind dieſe paar Tropfen gegenüber dem glühenden Wunſche, mein Leben zu Ihren Füßen opfern zu dürfen!“

Der junge Offizier ging nach einer leichten Plänkelei

ſogleich zum geſchloſſenen Frontangriff vor, den er dadurch unterſtützte, daß er die feine Hand Helenens ergriff und einen langen, heißen Kuß darauf drückte.

Dann trat, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zwiſchen jungen Leuten, die gerade nicht die verderbliche Gewandtheit Roſenthal's beſitzen, zu gehen pflegt, eine kleine, faſt verlegene Pauſe ein, worauf das Ballſpiel der Gedanken wieder in einer größeren Entfernung begonnen wird, um indeſſen immer wieder dahin zu gelangen, wohin man ſo gern gelangen möchte, zu einem Fehlſchlag der anderen Partei, um vielleicht den weitabrollenden Ball auf ſeinen Knieen überreichen zu können.

Auch hier kam es, nachdem noch manche gleichgültige, ſowie ernſte Worte herüber und hinüber geflogen waren, zu dieſem glücklichen Reſultate, wobei Helene ihr glühendes Geſicht in das Sophakiſſen drückte, und die entzückten Küſſe des jungen Offiziers auf ihre Hand mit einem leichten Druck ihrer zarten Finger erwiederte.

Da man dieſes Ereigniß, wie wir bereits wiſſen, in dem Hauſe des Herrn Mirbel & Cie. vorhergeſehen, ja theilweiſe herbeigewünſcht, ſo wurde daſſelbe denn nun auch ziemlich mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen, und ſowohl die Großmutter Helenens, als auch der Chef des Hauſes ſagten „Ja“ und „Amen“ dazu.

Was Tante Aurelie anbelangte, ſo war die Ver-

lobung ihrer Nichte nicht im Stande, auf ihre ſtets feierliche und gehobene Stimmung auch nur im Geringſten einzuwirken, ſie ſaß ſchwarz in Schwarz aufrecht an ihrem Platze, während die Großmama herzliche Worte zu Helenen ſprach, aus deren Augen langſam die Thränen tropften, und als endlich nun auch ſie das junge Mädchen ſchicklicher Weiſe umarmen mußte, geſchah dieß in der Art, wie man in der Komödie Küſſe nimmt und gibt, wobei ſie ſich nicht enthalten konnte, in dumpfem Tone die Hoffnung auszuſprechen, ſowohl Helene als auch die ganze Familie möchten nie Urſache haben, dieſen thörichten Schritt zu bereuen.

Ganz anders benahm ſich Seraphine, und wenn ſie auch, wie bei anderen wichtigen Veranlaſſungen, ihre Augen über die Gebühr aufriß, ſo that ſie das doch mit einem angenehmen, wohlwollenden, ja heiteren Ausdruck, während von ihren Lippen nur die freundlichſten Worte floſſen. Für ſie war Helene nicht mehr das junge, unreife, naſeweiſe Ding, das mit der lächerlichſten Koketterie nach Männerherzen angelte, und gegen das man nicht ſtrenge genug ſein konnte, um es zu veranlaſſen, die Würde der Familie zu wahren. Ja durch die Verlobung derſelben hatte ſich der allerdings ſehr merkliche Unterſchied in den Jahren zwiſchen der alten Tante und der jungen Nichte recht hübſch ausgeglichen, und das

junge Ding, der lächerliche Backfisch von gestern, konnte jetzt, ohne sich etwas zu vergeben, wie eine allerdings jüngere Schwester behandelt und mit Vertrauen beehrt werden.

Und Tante Seraphine brauchte ein Herz, das ihr in zarten Angelegenheiten Vertrauen gewährte, dem sie mittheilen konnte, was ihren jungfräulichen Busen beben machte. Auch hatte sie einen triftigen Grund, gerade Helene zu dieser Vertrauten zu machen, denn diese war es ja, welche selbst ein Interesse an jenem Manne genommen, für den Seraphinens Herz heißer als je schwärmte, und wenn Helene auch jetzt den Namen dieses Mannes, den Namen Rosenthal, unverkennbar mit Widerwillen aussprach, so konnte doch Niemand sicher sein, ob dieser Abscheu bei Wiedererscheinen des gefährlichen Mannes auch fortdauern werde, und um darin die Brücken hinter der trotz aller Brautschaft immer noch gefährlichen Nichte abzubrechen, gestand sie ihr eines Tages mit Erröthen, das heißt, Seraphine hatte sich so gegenüber dem rosafarbenen Vorhange ihres Boudoirs zu setzen gewußt, daß dessen Widerschein für echtes Erröthen genommen werden konnte, daß sie Rosenthal mit der jugendlichsten Leidenschaft liebe und Beweise habe, von ihm wieder geliebt zu werden.

Ueber Letzteres konnte sich Helene kaum enthalten.

und hoch erhoben, daß man hätte glauben müſſen, Toledo ſei nichts als ein mächtiges Schloß auf hohem, ſteilem Felſen. — Toledo! welch prächtig klingendes Wort! Toledo! Wenn man im Angeſicht ſeiner hohen Mauern ihm entgegenreitet, zuweilen einen Blick darauf wirft und dann, in Erinnerungen alter Zeiten ſchwelgend, vor ſich niederſchaut und dieſen Namen ausſpricht, ſo iſt er wie ein Zauberwort, das eine alte gewaltige Zeit lebendig vor unſer inneres Geſicht zaubert. Man ſieht Schwerter blitzen und Lanzen, Helmzierden wehen und chriſtliche Fahnen mit dem rothen Kreuze von San Jago zwiſchen Reiherbüſchen und dem Feldzeichen der tapferen Mauren. Die ſtolze Geſchichte Caſtiliens rollt an uns vorüber mit ihren Heldenthaten, die ans Fabelhafte ſtreifen. Geharniſchte Schattengeſtalten reiten mit uns gegen Toledo, und wenn wir ihre Blicke verſtehen, ſo leſen wir in ihnen von Kampf und Sieg, von ritterlichen Abenteuern und zarter Minne, ſehen aber auch, wie ſie unſer friedliches Reiterhäuflein mit ziemlich zweideutigen Blicken betrachten, wie ein ſonderbares Lächeln über die eiſernen Züge fliegt, während ſie an uns vorüber galoppiren, uns natürlich weit zurücklaſſend; denn die Schattengeſtalten berühren ja nicht den Boden, und die längſt vermoderten Pferde werden vom Hauch des Windes dahingeführt. — Toledo! Ja, bei ſeinem Anblicke wird es ſelbſt uns ganz kriegeriſch zu Muthe; der Boden hier haucht eine berauſchende Atmoſphäre aus. Gebt mir Schild und Lanze, auf, gen Toledo! — Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Erde! — —

Da aber Toledo für uns eine durchaus friedliche Stadt war und wir höchſtens im Wirthshauſe ein ſolides Nachteſſen zu erobern gedachten, ſo wandte ſich unſere aufgeregte Phantaſie einigen Räubern zu, die vielleicht hätten erſcheinen können, und wenn in der Entfernung Reiter auftauchten, was übrigens ſelten genug geſchah, ſo faßte Herr W. nach ſeinem Lifepreſerver, und unſer Don Quirote legte ſeine lange Vogelflinte ſchußgerecht über den Sattel. Es waren aber nur harmloſe Wanderer, die uns begegneten oder welche wir einholten, um mit ihnen gegen Toledo zu

die Tante mit erſtaunten Augen anzuſehen, hielt es aber für beſſer, mit niedergeſchlagenem Blick zu ſagen: „Wie falſch dieſer Roſenthal doch geweſen iſt, Tante Seraphine, ich mußte ihm als Vorwand dienen und zum Deckmantel ſeiner glühenden Liebe für Sie; aber glauben Sie mir, ich habe ſein Spiel durchſchaut, und deßhalb haſſe ich ihn, haſſe ihn, wie ich etwas zu haſſen vermag.“

„So iſt Dir das in der That nicht entgangen,“ fragte Tante Seraphine mit einem lauernden Blick, der ſich aber in einen freundlichen verwandelte, als ihr Helene mit ſo gar offenem und ehrlichem Ausdruck ſagte: „O Tante, für ſo ſehr Kind ſollten Sie mich doch nicht halten, daß ich das nicht ſchon lange gemerkt hätte, ſchon an jenem Ballabende war es unverkennbar, welches Intereſſe Herr von Roſenthal an Ihnen nahm, ſaß er doch den ganzen Abend an Ihrer Seite, ſprach nur mit Ihnen und bekümmerte ſich um keine der anweſenden Damen, mich nicht ausgenommen, und es wäre doch eigentlich ſchicklich geweſen, mich, wenn auch nur zum Schein, um einen Tanz oder eine Extratour zu bitten.“

„Ja — das iſt wohl wahr — aber —“

„Und wenn er in unſer Haus kam, Tante Seraphine,“ fuhr das junge, ſchlaue Mädchen mit einem auffallend bitteren Tone in der Stimme fort, „ſo mußte ich es mir gefallen laſſen, als Lückenbüßer behandelt zu werden.“

„Glaubst Du das wirklich, Helene?“

„Nur glauben? — Tante,“ erwiederte die in der Erinnerung noch so sehr getränkte Nichte, daß sie ein verächtliches Achselzucken nicht unterdrücken konnte, „o, ich war schon damals so fest davon überzeugt, wie heute vom Licht des Tages. Fragte Herr von Rosenthal mich doch stets zuerst nach Ihnen, und nur wenn Sie nicht zu Hause waren, wurde ich der Ehre eines kurzen Besuches werth gehalten — o Tante Seraphine, diese Sache an sich schmerzte mich nicht im Geringsten, aber daß Sie selbst mich so verkennen konnten, daß Sie mich in Verdacht hatten, als nehme ich nur das geringste Interesse an jenem Manne, das that mir weh — Sie hätten ja wissen müssen, daß ich damals schon Herrn von Mittow nicht ungern sah.“

„Ja, ich war recht — recht verblendet,“ sagte die alte Jungfer mit einem seligen Blicke gegen den Himmel.

„Lassen Sie mich nur noch Etwas erwähnen, Tante Seraphine, Etwas, das Ihnen in der Erinnerung vielleicht nicht sehr angenehm ist, jenes Vorfalls nämlich, der hier in ihrem hübschen Boudoir vorfiel, gerade als dasselbe eingerichtet wurde.“

„O nichts davon — ich bitte Dich, Helene, nichts davon!“ rief Tante Seraphine mit einem sichtbaren

Widerwillen, „nichts von jenem ſchrecklichſten Augenblicke meines Lebens!“

„Doch, liebe Tante,“ antwortete Helene mit einem ſanften, innigen Tone, wobei ſie ein ſchelmiſches Aufleuchten ihrer Blicke kaum zu unterdrücken vermochte, „es muß ſein, daß ich davon rede, denn gerade damals war es, wo ſich ſeine ganze Leidenſchaft für Sie verrieth, wo er in mein Zimmer ſtürzte und ich auf's Heftigſte erſchrak, als er, die Hand an ſeine Stirn gedrückt, ausrief: ‚O, wie unglücklich bin ich!‘“

Nach einer längeren Pauſe, in welcher Tante Seraphine anfänglich heiter lächelnd vor ſich niedergeblickt, verwandelte ſich der freundliche Ausdruck ihres Geſichtes in einen ernſten, trüben; dann ſagte ſie mit erregter Stimme: „Wenn ich Dir vertrauen dürfte, Helene, ſo würde ich Dir etwas mittheilen, was um ſo ſchwerer auf meinem Herzen laſtet, da ich mit Niemand hier im Hauſe darüber reden kann.“

„Mir nicht trauen? Tante Seraphine, mir, die ich Ihnen mit ſo unbegrenzter Offenheit entgegenkam, die ich Ihnen Alles ſagte, — die ich Ihnen nichts verſchwieg, o, Sie behandeln mich immer noch wie ein kleines, dummes Kind, und wenn ich auch in der That ein Bischen jünger bin als Sie, ſo ſtehe ich doch als Braut im Begriffe, mündig und ſelbſtſtändig zu werden.“

„Du ſollſt ſehen, daß ich Dich für kein Kind mehr halte — aber die Erinnerung, ſie macht mich ſchaudern!“

„Welche Erinnerung?“

„Nun, an jenen halbverrückten Sattlergeſellen, denn man kann das doch nicht anders als mit Wahnſinn bezeichnen.“

„Wer weiß, Tante,“ ſagte das ſchlaue Mädchen mit einem ſehr ernſten Geſichte und in einem nachdenklichen Tone, „man lieſt in Büchern, wie die Leidenſchaft plötzlich und ſturmähnlich ein armes Menſchenherz erfaßt, man hört es in der Oper, denken Sie nur an das Nachtlager von Granada, wo jener Jäger, der nebenbei ein vornehmer Herr iſt, ſingt:

‚Dein Blick, mir zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich‘

und wenn es einem Prinzen ſo erging, gegenüber einer armen Hirtin, was wollen Sie von einem armen Tapezierergehülfen erwarten — — — Ihnen gegenüber — — — o nein,“ fuhr die Boshafte fort, als Tante Seraphine nur mit einem tiefen Seufzer antwortete, „klagen Sie jenen armen Menſchen für das, was er gethan, nicht des Wahnſinns an, wer weiß, ob dieß überhaupt ein Tapezierergehülfe war, und ob ſich nicht ein ſtiller Verehrer dieſer Maske bediente, um Ihnen ſeine Liebe zu geſtehen.“

Darauf ſchüttelte Tante Seraphine mit einem traurigen Blick ihr Haupt und entgegnete mit niedergeſchlagenen Blicken: „Zugegeben, was Du da über ſolch' raſch ausbrechende Leidenſchaften geſagt haſt, ſo weiß ich doch zu genau, daß jener Unglückliche, Verblendete wirklich ein Sattlergehülfe iſt.“

„So ſahen Sie ihn wieder, Tante?“

„Ich ſah ihn wieder — neulich ganz zufällig, in dem großen Teppichlager am Karlsplatze, er ſuchte emſig unter Stoffen, als er plötzlich ſeinen Kopf erhob und mich bemerkte, worauf ein zufriedenes Lächeln über ſeine Züge flog, und er mehrmals raſch nacheinander mit dem Kopfe nickend ſehr deutlich vor ſich hin ſprach: ‚ich wußte wohl, daß es ſo kommen mußte, und daß ſie mir folgen werde — das paßt mir — und paßt mir ſehr, während mir dieß und das‘ — damit warf er einige der Muſter durcheinander — ‚durchaus nicht paſſen will — roth brauche ich, entweder das Roth der ſanften Roſe, oder das der glühenden Liebe!‘“

„Eigenthümlich,“ meinte Helene.

„Erſchrecklich für mich, denn da er mich bei dieſen Worten ſtarr anſchaute, ſo denke ich, ſchon alle Welt ſieht auf mich, und ahnt irgend einen Zuſammenhang, doch lachten die Ladenjungfern und ein ſchnippiſches Ding ſagte: ‚Nun, wie iſt's, Herr Färber, haben Sie die ſanfte

Rose oder die glühende Liebe immer noch nicht gefunden?‘ Du kannst Dir denken, wie ich mich bei dieser Frage rasch abwandte, konnte aber meine Ohren nicht verstopfen und mußte seine Antwort hören, welche schauerlich genug klang, sie lautete: ‚O ja, ich habe die sanfte Rose gefunden und einen großen Eindruck auf ihr Herz gemacht, sie wird mich lieben, sobald jener andere, vornehmere Vampyr todt ist.‘ Denke Dir mein Grausen, Helene, dann ging er davon, wobei er freundlich grinsend nickte, ja vor der Glasthür wandte er sich noch einmal um und machte eine tiefe Verbeugung, die natürlich mir galt, doch behielt ich vollkommen meine Selbstbeherrschung, so daß ich mit Ruhe fragen konnte: ‚wer war denn dieser närrische Mensch?‘ — ‚O, ein überspannter Tapezierergeselle, sonst aber ein ordentlicher Mensch und fleißiger Arbeiter; er hat zu viel gelesen, besonders Schauder- und Gespenstergeschichten, und hat Augenblicke, wo er sich einbildet, selbst ein gespensterhaftes Wesen zu sein.‘ — ‚Ist er schon lange so?‘ fragte ich. — ‚O ja, aber seit Kurzem wurde es wieder ärger mit ihm, und er bildet sich ein, von einer schönen, reichen Dame geliebt zu werden.‘“

„Von Ihnen, Tante Seraphine? jedenfalls hat dieser arme Mensch einen guten Geschmack!“

„Pfui, Helene! über so etwas muß man nicht scherzen,

glaube, dieſe Geſchichte iſt recht unheimlich, denn ſeit ich ihn im Laden geſehen, iſt er mir noch einige Male in recht auffallender Art begegnet, neulich in der Straße, wo er mich allerdings nicht zu grüßen wagte, mir aber dagegen ein Zeichen des Einverſtändniſſes machte, das mich entſetzte, und letzten Sonntag in der Kirche ſtand er ſogar dicht an meinem Stuhle, und ich konnte nichts machen, als ich ihn deutlich flüſtern hörte: ‚Ihr Gebet wird erhört und Sie werden nach der großen Verwandlung glücklich ſein!‘“

„Ach, Tante Seraphine, Sie müſſen einen unbeſchreiblichen Eindruck auf das Herz dieſes unglücklichen Menſchen gemacht haben, jetzt begreife ich auch vollkommen Ihre Gewalt über den ſchwärmeriſchen Roſenthal.“

„Und doch habe ich lange daran gezweifelt,“ antwortete Seraphine, wobei ſie träumeriſch in ihren Schooß blickte, „und hätte auch ferner gezweifelt, wenn ſein Billet an jenem Abend nicht ſo abgefaßt geweſen wäre, daß es mich Alles errathen laſſen mußte.“

„Welches Billet, Tante?“

„Thu' mir einen Gefallen, Helene!“

„Mit Vergnügen, Tante!“

„Nenne mich nicht immer ſo, denke, ich ſei eine Deiner genauen und vertrauten Freundinnen, nenne mich

einfach Seraphine, wie Du eine ſolche nennen würdeſt, es beſteht allerdings zwiſchen uns ein kleiner Unterſchied in den Jahren; aber ſchon der Dichter ſagt:

‚Gleiche Leiden, gleiche Freuden,
Gleichen unſere Herzen aus‘ —

willſt Du?“

„Mit Vergnügen, meine theure Seraphine!“

„Es wird mir alsdann auch viel leichter, Dir Roſenthal's Billet mitzutheilen!“

„O Seraphine, wie glücklich macht mich Ihr Vertrauen!“

Die Andere hatte aus einem verſchloſſenen Käſtchen, in welchem ſich allerlei Jugend- und andere Erinnerungen befanden, ein Billet hervorgeholt, und las nun, wobei ſie ſich ſo ſetzte, daß es Helenen unmöglich wurde, ihr Geſicht zu ſehen: „Mein theures, theures Fräulein! Es gibt Augenblicke, wo wir uns von ſüßer, unwiderſtehlicher Gewalt gezwungen fühlen, mit einem theuren Weſen, das wir verehren — — das wir — — ach, warum gibt es Worte, welche wir tief empfinden, und doch nicht auszuſprechen wagen — ja, es gibt Augenblicke, wo wir ein heißes Verlangen tragen, uns gegenüber einem theilnehmenden Herzen auszuſprechen. Wäre es zu kühn, zu vermeſſen von mir, ſchöne Seraphine, wenn ich Sie bäte, heute Abend zwiſchen ſieben und neun Uhr für mich zu

Haus zu ſein? Eine Antwort Ihrerſeits, mein theures Fräulein, braucht es nicht — ohne Klage, wenn gleich mit einigem Schmerze, würde vor verſchloſſener Thür zurückweichen Ihr Roſenthal."

„Das war an jenem Abend vor ſeinem Duelle mit Mittow?" fragte das junge Mädchen unter dem Eindrucke einer ſeltſamen Empfindung — — „und da ſahen Sie ihn, Seraphine?"

„Ich ſah ihn nicht!" antwortete dieſe mit einem tiefen Seufzer, „ich erwartete ihn vergeblich, fand es aber begreiflich, daß er nicht kommen konnte."

„Und wa — rum?"

„Gewiß hat er am ſelben Tage, vielleicht nachdem das Billet an mich geſchrieben war, mit Mittow irgend eine unangenehme Erörterung gehabt, und hatte nun begreiflicher Weiſe wegen der ernſten Vorbereitungen zum andern Tage keine Zeit übrig, um an meiner Thür, um — bei mir ſein Schickſal zu erfahren."

„Ach, Seraphine, Sie würden ihn hoffentlich nicht zu grauſam behandelt haben!"

„Es gab an jenem Abend Augenblicke, wo ich recht ungehalten auf ihn war, ja mehr als das," ſetzte Tante Seraphine mit einem koketten Lächeln hinzu, „wo ich ihm recht böſe war, wo ich ihm recht zürnte, hatte ich doch keine Ahnung davon, welch' ſchreckliche Veran-

laſſung es war, die ihm nicht geſtattete, an meiner Thür zu klopfen."

„Gewiß eine ſchreckliche Veranlaſſung," ſtimmte Helene mit einem leichten Seufzer bei.

„Da erfuhren wir ſchon am andern Tage das Entſetzliche, was geſchehen, natürlich durch das Gerücht übertrieben, wie Alles dergleichen, Roſenthal todt, Mittow ſchwer verwundet, und es gebrauchte ein paar Tage, für mich ein paar unausſprechlich ſchmerzvolle Tage, ehe ich mit Entzücken hörte, daß Roſenthal nicht todt ſei."

„Und Mittow nur leicht verwundet."

„Ach, Helene!" ſagte die alte Jungfer mit einem ſchwärmeriſchen Blick, „trotz jener erſten, ſchrecklichen Nachricht war ich doch überzeugt, daß Roſenthal nicht todt ſei — — denn ſonſt, glaube mir," ſetzte ſie in dumpfem Tone ungefähr ſo hinzu, wie man den Kindern den Schluß einer furchtbaren Geſchichte erzählt, „würde er mir ein Zeichen gegeben haben, dieſem außerordentlichen Manne iſt nichts unmöglich."

„Sie meinen, wie es in jenem Liede heißt:

‚Zwölf Uhr ſchlug's,
Da drang durch die Gardine.'"

„Ungefähr ſo, nur ganz anders; aber Du kannſt mir glauben, Helene, daß ich in jenen erſten Nächten angſtvoll auf das Krachen irgend eines Möbels lauſchte, ja

ziehen. Einer der letzteren war ein junger Mann auf einem vortrefflich aussehenden Maulthiere, der lachend und plaudernd mit uns dahinzog, wobei er auf die Führung seines Thieres nicht genug Achtung gab; auf einmal stolperte dieses, stürzte nieder und warf seinen Reiter einige Schritte weit ziemlich unsanft auf den Boden. Ich erwähne dieses Umstandes nur, weil wir häufig sahen, wie Maulthiere stürzten, wo Pferde kaum strauchelten, und weil dieß der allgemeinen Behauptung von der Sicherheit des Maulthieres widerspricht, einer Behauptung, welcher ich, wie gesagt, nicht beipflichten kann. Mir war auf meinen vielen Ritten in Spanien selbst ein altes Pferd lieber als sein Bastardbruder, der als Reitthier alle möglichen unangenehmen Eigenschaften vereinigt. Das Maulthier ist faul, tückisch und unbehülflich auf seinen Beinen, dabei eigensinnig wie — ein Maulthier, und fast jedes hat seine besondere schlimme Angewohnheit.

Unsere Ponys hielten sich vortrefflich, und schon zu guter Nachmittagsstunde kamen wir in die Nähe von Toledo, erreichten auch die Fahrstraße wieder, und zwar an einer Stelle, wo sich ein improvisirtes Dorf befand, das unsere ganze Aufmerksamkeit fesselte. Es waren Gitano's, welche hier hausten, in Erdhütten oder unter Zelten, die aus schwarzen Filzdecken bestanden; die ganze weibliche Einwohnerschaft mit den Kindern saß vor diesen erbärmlichen Wohnungen und wusch ihre geringen Habseligkeiten: bunte, meistens gelbe und rothe Leinwandfetzen, von denen auch schon eine ziemliche Anzahl zum Trocknen über die umherwachsenden Sträucher ausgespannt war. Dieses Dorf lag an einem kleinen Bergabhange, etwas erhaben über einer weiten Thalebene, die bis zum Ufer des Tajo ging, wo wir heute zum erstenmal eine große Anzahl Männer und Buben mit Feldarbeit beschäftigt sahen. Eine Gesellschaft Engländer hatte die weiten, fruchtbaren Gründe da unten gekauft oder gepachtet und dort Süßholzpflanzungen angelegt, die, wie man uns sagte, vortrefflich gediehen und von den Zigeunern gegen Taglohn besorgt wurden. Es schien mir, als haben sie neben diesem Lohne auch die

daß ich einmal einen lauten Aufſchrei nicht unterdrücken konnte, als ich, aus leichtem Schlummer auffahrend, eine lange weiße Geſtalt vor meinem Bette ſtehen ſah — glücklicher Weiſe aber war es nur ein vom Monde hellbeſchienenes Handtuch — ruhig dagegen, ja ich konnte bedingungsweiſe ſagen zufrieden; glücklich wurde ich erſt wieder, als ich vernahm, daß er nur verwundet ſei, aber daß er lebe — lebe, und gewiß wieder erblühen wird, in voller Kraft der Geſundheit — dann aber, meine geliebte Helene, reifte ein ernſter, ein ſchöner, ein heiliger Vorſatz in meiner Seele."

Das junge Mädchen blickte mit einigem Erſtaunen ihre Tante an, welche das indeſſen nicht zu bemerken ſchien, da ſie den Himmel draußen betrachtete, an welchem ein paar graue Schneewolken langſam und ſchwerfällig vorüberzogen.

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wandelte, wer mit euch ſchiffte,
grüßet mir freundlich Roſenthal."

„Noch bin ich allerdings gefangen und in Banden; aber um Dir, theure Helene, mein ganzes Vertrauen zu ſchenken, will ich Dir geſtehen, daß ich ſchon Schritte gethan habe, um meine Feſſeln zu brechen und dann zu thun, was ich für meine heilige Pflicht halte."

„Ich kann Sie wirklich noch nicht verstehen, liebe Tante," sagte das junge Mädchen in einer solchen Ueberraschung, daß sie sogar die Titularübereinkunft vergaß, worauf Seraphine nicht achtete, sondern mit erhobenen Fingern der linken Hand fortfuhr:

„Schwöre mir, Helene, mich nicht zu verrathen, mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen, ja mir zu helfen, wo es Dir möglich ist — willst Du?"

„Gewiß, Tante, ich schwöre Ihnen das!"

„Man liest in alten, schönen Büchern so gerne von jenen hochherzigen Jungfrauen, die Eltern- und Vaterhaus verließen, um den geliebten Heldenjüngling zu pflegen, welcher im ritterlichen Kampfe verwundet auf dem Felde der Ehre niedersank, man erkennt es Andern zum hohen Ruhme an, daß sie sich der Pflege jener gänzlich fremden Krieger weihten, ja man mißversteht es nicht, wenn Töchter aus den besten Häusern die Spitäler besuchen, um dort den Dienst als Krankenwärterinnen zu versehen — warum sollte ich nicht ein Gleiches thun — — ich frage die ganze Welt, ich frage Dich, Helene, warum?"

Darauf konnte das junge Mädchen, obgleich sie sich von ihrer grenzenlosen Ueberraschung noch nicht zu erholen vermochte, nur mit einem leichten Achselzucken antworten, waren doch die angegebenen Fälle, welche indessen durch-

aus nicht auf das Verhältniß zwiſchen ihrer Tante und Roſenthal paßten, an ſich vernünftiger Weiſe nicht zu verwerfen, auch ſchloß Helene aus dem entſchiedenen Ton, mit dem die Andere ſprach, daß ſie es hier mit einem feſt gefaßten Entſchluſſe zu thun hatte, und da ſie obendrein den Eigenſinn ihrer Tante in ähnlichen Dingen ſchon kennen gelernt, ſo begnügte ſie ſich, nach einem längeren Stillſchweigen zu ſagen: „Sie müſſen das am Beſten verſtehen, Seraphine, und ich glaube vielleicht, daß Sie Recht haben.“

„Davon bin ich vollkommen überzeugt, auch wäre es mir für meine Perſon ſehr gleichgültig, was die Welt, wenn ſie es erführe, ſagen würde, doch habe ich Rückſichten auf unſer Haus zu nehmen, und darf deßhalb nicht mit jener Offenheit handeln, wie ich es vielleicht meiner Liebe zu Roſenthal ſchuldig bin, und darum auch bedarf ich Deiner Verſchwiegenheit und Deiner Hülfe.

„Ich habe an Schweſter Sophie geſchrieben und ſie erſucht, mich wie ganz von ſich ſelbſt, aber dringend, zu ſich einzuladen, ihre Antwort erhielt ich heute Früh, und werde ſie bei Tiſche vorlegen; Dein Vater und auch Mama werden einen Beſuch bei Sophie trotz der Jahreszeit nicht unbegreiflich finden, aber Du wirſt ſchon ſehen, wie Aurelie die Naſe rümpft und in ihrer unausſtehlichen Bosheit, ſowie in ihrer Sucht, andern Menſchen,

beſonders mir, etwas anzuhängen, es achſelzuckend nicht nur unbegreiflich, ſondern auch unglaublich finden wird, daß ich jetzt gerade vorhabe, Sophien zu beſuchen, ſie wird mir ein anderes Motiv unterſchieben, ſie wird mir Gott weiß welche Abſicht unterlegen, die mich gerade jetzt zu einer Reiſe veranlaſſe, und wird ſchließlich ihre tellergroßen, hohlen Augen gegen die Decke richten, und die Weisheit von ſich geben, ſie ſei überzeugt, daß ich nicht daran dächte, Sophien zu beſuchen; ſo pflegt ſie gewöhnlich zu handeln, um mir ſtets das bitterſte Unrecht anzuthun."

In dem angeführten Falle hätte nun Helene ein ſo bitteres Unrecht nicht zu ſehen vermocht, und konnte ſich deßhalb eines leichten Lächelns nicht enthalten, was aber Seraphine ermunterte, fortzufahren: „Ich ſehe, daß Du mich verſtehſt, aber ich verſichere Dich, Du kennſt auch entfernt noch nicht den harten, grauſamen Charakter dieſer heuchleriſchen Aurelie, eine Trauerweide mit angelehnter Harfe; aber das geſchieht Alles nur, um der Welt, beſonders unſerer ſchwachen Mama, Sand in die Augen zu ſtreuen, aber ich kenne dieſen Charakter — — doch laſſen wir ſo Unerquickliches bei Seite und thu' mir den einzigen Gefallen, liebe Helene, wenn ſie auf ſolche Art über mich losgeht, meine Partie zu ergreifen und zu ſagen: daß Du ganz genau wüßteſt, wie ſehr ich mich

ſehne, nach all' dem Unangenehmen, was hier vorgefallen ſei, meine Schweſter Sophie zu beſuchen — nimm meinen Dank im Voraus, und was das Uebrige anbelangt, ſo muß ich meinem Herzen folgen, welches mir laut und deutlich ſagt, daß ich für ihn, den ich liebe, nun ganz allein leben ſoll, ja ſelbſt für ihn erdulden Leid und Schmerz.

Fünfzehntes Kapitel.

In der vierzehnten Wendung, ein Heiligenbild am Wege.

Das Atelier des Arthur Weßner war in letzter Zeit sehr vereinsamt, nicht als ob der junge Maler dasselbe gänzlich verlassen hätte, vielleicht ein anderes bezogen oder auf Reisen gegangen, nein, er befand sich nach wie vor in den gleichen Räumen, aus dem eben erwähnten Atelier, einem Wohn- und Schlafzimmer bestehend; doch war ersteres nicht nur tagelang verschlossen, sondern auch noch zum Ueberfluß für solche Besucher, die das geheime Zeichen einer gewissen Art zu klopfen kannten, mit der Aufschrift versehen: „Arthur Weßner ist abwesend", was dann auch die beabsichtigte Wirkung vollständig erfüllte, da die Bekannten des jungen Malers, hauptsächlich solche, die gerne Ateliers besuchen, um bei einer guten Cigarre allerlei Unverdauliches über Kunst zu plaudern, nachdem

sie vielleicht zum zweiten Male die betreffende Aufschrift gelesen, achselzuckend beschlossen, vorläufig nicht wieder zu kommen, ebenso wie die Modelle des jungen Malers, die sich, nachdem sie einen vergeblichen Lärm an der Thüre gemacht, bis auf Weiteres verliefen.

Arthur Weßner aber war weder verreist, noch beständig in seinem Wohn- oder Schlafzimmer eingeschlossen, sondern befand sich häufig in seinem Atelier, um das Rufen und Klopfen an seiner Thür entweder gar nicht zu hören, oder wenigstens nicht darauf zu achten.

Was er an jenem Morgen in der Wohnung Ellen's erfahren, hatte ihn allerdings zu den emsigsten Nachforschungen angetrieben, doch waren diese fast ohne allen Erfolg geblieben; der betreffende Eisenbahnkassier, der den jungen Künstler kannte und schätzte, hat an jenem Morgen eine solche Menge von Reisenden abzufertigen gehabt, darunter auch sehr schöne Damen, daß er, welcher, wie alle diese Beamten, nur auf das vor ihn hingelegte Geld zu blicken pflegte, dem Maler aufrichtig gestand: „Er erinnere sich wohl, verschiedene elegant gekleidete Damen abgefertigt zu haben; aber er erinnere sich nur, daß die eine nach Wien gegangen sei, die andere nach Ostende, und eine dritte nach Berlin."

Nach Ostende — von da nach England, das war allerdings eine Spur, doch wer vermochte ihr zu folgen,

oder wer konnte wenigstens hoffen, in dieſer Verfolgung glücklich zu ſein! Jenſeits des Kanals war allerdings Ellen's Heimat, wie er aus ihrer Erzählung wußte; aber wie war es möglich, ſie dort aufzufinden, beſonders wenn es in ihrer Abſicht lag, ſich vor ihm zu verbergen, und daß ſie in dieſer Abſicht vor ihm geflohen war, wer mochte daran zweifeln?

Deßhalb ging Arthur äußerlich ruhig, aber im Innern um ſo heftiger bewegt, nach ſeiner Wohnung zurück, um den erſten langen Tag, nachdem er auf's Sorgfältigſte alle Skizzen, ja einzelne Bleiſtiftſtriche, die ihn an das geliebte Mädchen erinnerten, verborgen hatte, damit zuzubringen, daß er ſein Atelier von einem Ende bis zum andern durchmaß, die Hände krampfhaft zuſammengeſchloſſen, den Kopf tief geſenkt, und ſich dabei abquälte, jedes Wort, das ſie zu ihm geſprochen, auf's Sorgfältigſte in ſein Gedächtniß zurückzurufen, um vielleicht doch noch Hoffnung zu ſchöpfen aus irgend einer Aeußerung, die ſie gegen ihn gethan; aber immer wieder ſah er ſie vor ſich, wie ſie anfänglich ſo glücklich, ſo ſelig geweſen war, wie ſich aus jedem ihrer Worte, aus jedem ihrer Blicke die innigſte Liebe für ihn verrathen hatte, bis er ſo unglücklich, ſo unbeſonnen geweſen, ſein Erſcheinen in Folge eines Briefes des Kronprinzen als ein Mißverſtändniß zu bezeichnen — — und wenn er ſich

alles Das wiederholt und wiederholt klar gemacht, ſo mußte er ſich in wildem Schmerze zähneknirſchend geſtehen, daß ſie Recht hatte, das eben erſt geknüpfte Band zu zerreißen und vor ihm zu fliehen — doch liebte er ſie gerade deßhalb um ſo inniger, um ſo leidenſchaftlicher, und um ſo mehr, da er früher nie ein weibliches Weſen wirklich geliebt. Wie himmelweit verſchieden war das Intereſſe, welches er früher, wohl oft hervorgerufen durch die offenen und verſteckten Koketterieen der Damen, mit denen er in Berührung gekommen, empfand, gegenüber dem Gefühl, das ihn überwältigt, ſobald er Ellen zum erſten Mal erblickt!

Denn ſo namenlos unglücklich, wie er ſich fühlte, verſuchte er ſich einzureden, Ellen's Verhältniß zu Roſenthal, das ſie ihm offen und ehrlich geſtanden, ſei in der That anders in ihr geweſen, als wie ſie es ihm geſchildert, oder er gab ſich Mühe, zu dem für ihn ſo furchtbaren Glauben zu kommen, ſie habe mit dem jungen Prinzen in einer andern Verbindung geſtanden, als Ellen ihm eingeſtanden — — aber warum ihn dann fliehen, nachdem ſie wohl bemerkt, wie innig er ihre Liebe erwiedere, warum ſich ſo jedes Vortheils begeben, den ſie im Auge gehabt, als ſie ihm ihre ſchreckliche Vergangenheit dargelegt — „nein, nein," rief er verzweiflungsvoll, „ſie war nur eine Unglückliche, rückſichtslos in die Wellen

eines wildbewegten Lebens Hinausgestoßene, ein gefallener Engel — eine unschuldig Schuldige, die mir flehend ihre Hände entgegenstreckte, die ich hätte retten können, weniger zu ihrem Heil, als zu meinem Glück, zu meiner Seligkeit, und die wahrscheinlich unterging, da sie an meiner wahren Liebe, an meinem Muthe, an meiner Kraft verzweifelte — — ich bin schlimmer als jener Rosenthal, ich — ich — der sie hätte retten können, und der zu feige war, sie an sein Herz zu reißen und festzuhalten, der ganzen Welt zum Trotze — — ich Unglückseliger, der prophetisch ihr Ende malte, den sie ihr furchtbares Ende erkennen ließ — — sie die Heilige, die Märtyrerin."

Dann warf er sich auf den Divan nieder, wo ihr süßer Körper so oft geruht, und während er die zuckenden Finger in seinem Haar vergrub, suchten seine bebenden Lippen jene Stelle, wo so oft — so oft — so oft — ihr schönes Haupt gelehnt.

— — — — Am andern Tage eilte er nach dem Hause, wo sie gewohnt, in der Hoffnung, beim emsigen Durchsuchen ihrer Zimmer, was er gestern versäumt, vielleicht irgend etwas zu finden, was sie für ihn zurückgelassen; dieser Gedanke war mitten in der Nacht über ihn hergefallen, mit allen Schrecken des Zuspät — zu spät, und das wenigstens war eine wahre, aber traurige

Vergünſtigung, ſo viel Süßholz kauen zu dürfen, als ihnen beliebe; wenigſtens waren Weiber und Kinder damit beſchäftigt und boten auch uns freigebig davon an. Als ich, noch ein kleiner Knabe, mir zu Hauſe in der deutſchen Heimat für einen Pfennig von dieſem edlen Strauche kaufte, hätte ich mir da wohl träumen laſſen, daß ich einſtens mit demſelben Gewächs von einer alten Zigeunerin regalirt werden würde, und obendrein im Angeſichte von Toledo?! H. ſkizzirte das Dorf in ſein Heft, dann ſchwangen wir uns wieder in die Sättel und ritten der alten Stadt entgegen.

Die Straße, auf der wir trabten, war ſo lange feſt und breit, bis wir in die nächſte Nähe von Toledo kamen; hier aber, wo wir auf die erſten verfallenen Mauern ſtießen, wo auf den Höhen links neben uns Ruinen und rechts im Tajothal anſehnliche Gebäude ſichtbar wurden, fing das alte ſpaniſche Elend wieder an. Unſere Thiere ſanken bis weit über die Feſſel in den Koth, ſtolperten auch beträchtlich über Löcher und Steine, und der volle Anblick der alten prächtigen Stadt, den wir jetzt hatten, wurde uns durch die Ausſicht getrübt, vielleicht in der nächſten Minute ein unfreiwilliges Schlammbad nehmen zu müſſen. Und es war wahrlich ſchade, daß man hier nicht ſorglos und behaglich ſo recht die maleriſche Umgebung genießend reiten konnte. Der Weg dicht vor den Mauern der Stadt war eine Art Spaziergang, mit Bäumen bepflanzt und mit breiten Pfaden für die Fußgänger verſehen, mit im Gebüſch verſteckten Steinbänken für die Ermüdeten. Mächtige Mauern aus der guten alten Zeit, feſt und ſolid gebaut, erhoben ſich zu unſerer Linken, und hinter ihnen ſtanden uralte Ulmen, die ihre Zweige weit über die Straße ausbreiteten. Zuweilen wichen dieſe Mauern im Halbkreiſe zurück, und hier befanden ſich dann ebenfalls Ruheplätze mit ſchönen Springbrunnen, aus welchen das Waſſer von einer Schale zur andern melodiſch herabplätſcherte.

Endlich hatten wir das böſe Stück Weges überwunden und ließen es, da wir aufwärts gegen die Stadt ritten, hinter uns. Prächtig und maleriſch ſchön iſt Toledo, die alte Hauptſtadt Caſti-

Ahnung gewesen, denn als er ihre Wohnung betreten wollte, fand er dieselbe schon von Neuem von ihm gänzlich fremden Bewohnern besetzt.

Auf dem Rückwege nach seiner Wohnung sah er einen Bekannten, den Baron Brenner, und wollte demselben durch rasches Abbiegen in eine Seitenstraße entgehen, war aber schon von ihm bemerkt worden, und mußte sich von ihm anhalten lassen.

„Gut, daß ich Sie sehe, lieber Weßner," sagte der Redselige; „Graf Leo Wieneck suchte Sie gestern ein paarmal in Ihrer Wohnung, aber vergeblich, da Sie ausgegangen waren!"

„Ja, ich war nicht zu Hause."

„Sie sagen das mit einem verdammt trübseligen Gesichte, und ich will auch annehmen, daß Sie nicht zu Hause waren, denn sonst hätten Sie ja geöffnet auf das vertrauliche Klopfen Wieneck's, der nur kam, um Ihnen zu sagen, daß Sie Ihre Jammermiene ablegen und sich wieder mit heiterem Gesichte Ihren Freunden zeigen können."

„So ist sie vielleicht zurückgekehrt?" rief Arthur, dessen Seele nur mit dem einzigen Gegenstande beschäftigt war.

„Wer ist sie? Sie wollten wahrscheinlich fragen, ob er zurückgekehrt sei, und wissen also schon etwas?"

„Ach, ich weiß nicht das Geringste!“

„Nun denn, so freut es mich, daß ich der Bringer einer guten Nachricht sein kann — Rosenthal ist nicht todt!“

„Ah, Possen, Herr Baron, wenn ich je einen Mann mit dem hippokratischen Zug sah, so war das der arme Rosenthal; wie sollte es auch anders sein, mit einer Kugel im Herzen?“

„Das ist gerade das Seltsame, Unheimliche — begleiten Sie mich ein paar Straßen, ich muß in's Schloß, kommen Sie, opfern Sie mir eine Viertelstunde Ihrer kostbaren Zeit — also was Rosenthal anbelangt, so ist er nicht todt, dafür haben wir die vollgültigsten Beweise und Zeugnisse. Ein Brief, den Mittow erhielt, von der Hand Rosenthal's geschrieben, worin dieser versichert, er befände sich nach dem Duell trotz seiner leichten Verwundung so vortrefflich als möglich, könnte allerdings einer von den bekannten Späßen Rosenthal's gewesen sein, den er vor dem Duell niedergeschrieben, um den guten Mittow d'outre tombe zu erschrecken; aber Baron Tönning, welcher an jenem Abend seine Hochzeitsreise antrat, sah ihn aufrecht, lächelnd in seinem Reisewagen sitzen, er schrieb das an Ihre Majestät die Königin mit dem Zusatz, Rosenthal habe ihm freundschaftlich mit der Hand gewinkt und eine glückliche Reise gewünscht.“

„Nach dem Duell?“

„Nach dem Duell, mein Lieber.“

„Dann iſt dieſer Roſenthal ein Geſpenſt!“

„Oder in der That ein Vampyr, wie er ſich auch damals bei dem kleinen Souper Wieneck's ſelbſt genannt.“

„Allerdings ſo nannte er ſich, und als ich ihn nach dem Duell auf der Erde liegen ſah, die ſtarren Blicke gegen den Mond gerichtet, konnte ich nicht anders als an jene Aeußerung denken.“

„Nun ja, im Scherz, mein lieber Weßner, während wir wohl überzeugt ſein können, daß wenn Roſenthal wirklich todt geweſen iſt, er auch todt blieb, wogegen es Beiſpiele gibt von eben ſo außerordentlicher Lebenskraft, als auch vom Irren der Herren Aerzte, und was den Regimentsarzt Zander anbelangt, ſo gibt er zu, nicht mit Beſtimmtheit behaupten zu können, daß die Kugel das Herz getroffen habe; jedenfalls aber hoffen wir Alle, daß dieſer Monſieur Roſenthal für uns ſo gut wie todt iſt, und ſich kluger Weiſe, wenn er wirklich lebt, jenſeits der Grenze hält; es ſind da Dinge zu Tag gekommen, die uns Alle auf's Tiefſte bedauern laſſen, dieſen Herrn gekannt zu haben. Daß er ein Abenteurer war, habe ich lange gefühlt, und es auch häufig genug durchblicken laſſen — — natürlich mit Vorſicht,“ fuhr Baron Brenner

fort, als er Arthur's eigenthümliches Lächeln bemerkte — „mit großer Vorsicht, denn gegen eine Person, welche es verstanden hat, sich zur Intimität der allerhöchsten Herrschaften aufzuschwindeln, kann man nicht vorsichtig genug sein."

„Herr von Rosenthal war allerdings ein eigenthümlicher Charakter, nahm es auch zuweilen, aber stets auf eine amüsante Art, mit der Wahrheit nicht genau: aber es sollte mir in der That leid sein, wenn ich der Zeuge eines Mannes gewesen wäre, der sich Unehrenhaftes zu Schulden kommen ließ — Herr Baron, ich bitte mich darüber freundlichst aufklären zu wollen, denn ich möchte wirklich wissen, ob man später vielleicht ein Recht hat, wenn man von jenem Duelle spricht, achselzuckend zu sagen: Rosenthal bediente sich dieses Weßner, da er aus der Gesellschaft Niemand zum Sekundanten finden konnte!"

„Sie sind verdammt skrupulös, lieber Freund, und um Ihnen zu beweisen, daß ich Sie wie ganz zu uns gehörend betrachte, so will ich Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauen, daß dieser Rosenthal Seine Majestät den König um die Summe von zweimalhunderttausend Gulden beschwindelte, ein hübsches Sümmchen, von dem er, wenn er am Leben geblieben ist, recht behaglich mit seiner schönen Maitresse leben kann."

„Das Letztere, Herr Baron," sagte Arthur mit leuchtenden Augen, „ist jedenfalls eine lügenhafte Erfindung."

„Daß Rosenthal eine schöne Maitresse hatte? — Sie sind wirklich von einer unglaublichen Naivetät. Diese hübsche Summe war der Kaufpreis, den Rosenthal für seine Sklavin erhalten, und daß diese seiner vollkommen würdig war, ist durch den Umstand bewiesen, daß sie sich den Tag nach dem Duell mit jenen zweimalhunderttausend Gulden aus dem Staube machte — glückliche Reise! Mögen sie sich wieder getroffen haben wo sie wollen, jedenfalls wird der von den Todten Erstandene es niemals mehr wagen, sich bei uns sehen zu lassen."

Arthur fühlte den Schweiß auf seiner Stirne perlen, er war in einer furchtbaren Bewegung, er setzte verschiedene Male zum Reden an, doch verschlang stets ein tiefer Athemzug das Wort, welches er nur gedacht, das Wort, mit dem er wenigstens Ellen glänzend vertheidigen konnte, wenn er erzählte, was er gesehen, wenn er dem geschwätzigen Mann an seiner Seite ernst und bestimmt mittheilte, daß er Zeuge gewesen, wie Ellen jene Summe in einer Anweisung auf die königliche Bank vor seinen Augen verbrannt — sollte er reden oder sollte er schweigen? o, es war ja so süß für ihn, die Geliebte zu vertheidigen.

Da fuhr der Andere fort: „Aber es ist ein Glück, daß es so kam, eine Fügung des Himmels, könnte man sagen; denn nur dadurch, daß man unserem jungen Herrn — die letzten Worte flüsterte Baron Brenner kaum vernehmlich — die Augen öffnete, welch' schändliches Spiel Rosenthal im Verein mit jener Person getrieben, war es möglich, daß sich dessen Leidenschaft in ein Gefühl des Abscheus verwandelte, und er so empfänglich, zugänglich wurde für das, was ihm und dem Lande noththut." Bei diesen Worten vollbrachte „Brenner der Vierzehnte" eine so würdevolle Wendung des Kopfes, spitzte seinen Mund und zog die Augenbrauen so auffallend in die Höhe, daß Arthur wohl sah, wie er sich absichtlich das Ansehen eines Mannes gab, der dafür angesehen sein wollte, daß er nicht ohne gutes Resultat mitgewirkt habe, um Seine Königliche Hoheit zugänglich und empfänglich zu machen. „Doch hier sind wir am Schlosse, wo ich dringend zu thun habe; auf recht baldiges Wiedersehen, lieber Weßner, diese Geschichten werden uns noch häufig Stoff zur Unterhaltung bieten."

Als er verschwunden war, blickte ihm Arthur finster nach und murmelte dann zwischen den zusammengepreßten Zähnen: „Vielleicht that ich Unrecht, Dem da nicht mit wenigen Worten zu sagen, wie sehr sie sich Alle im Charakter jenes reinen, edlen Wesens getäuscht — — und

ich hätte es thun ſollen, was kümmern mich, wo es ihren Ruf gilt, alle Kronprinzen der ganzen Welt — doch Dem da, einem Bejammernswürdigen erſter Klaſſe, habe ich eine ſolche Berichtigung, die ſich zum Range einer Staatsneuigkeit erheben könnte, nicht gegönnt — vielleicht dem Grafen Leo, das wäre ſchon etwas Anderes, oder dem Kronprinzen ſelbſt.“

Auf ſeinem ſtillen Atelier wieder angekommen, fand Arthur, als er nun an den Nägeln kauend, zuſammengebeugt in einem ſeiner alterthümlichen Lehnſtühle ſaß, daß das, was er ſoeben gehört, durchaus nicht dazu diente, ſein Gemüth aufzuheitern und ſeine Sehnſucht nach der Verſchwundenen gelinder zu machen; ja er ſprang nach einiger Zeit unter einem Ruf des Schmerzes in die Höhe, um ſich dann raſch mit einem wilden Ausdruck des Zornes nach der Thür zu wenden, die ſich langſam öffnete, da er in der Aufregung vergeſſen hatte, den Riegel vorzuſchieben; doch mäßigte ſich dieſer Ausdruck des Unmuths, als er in der eintretenden Geſtalt ſeine Zimmernachbarin erkannte —

„Ah, Du biſt es, Angelika?“

„Ja ich bin es, wie Du ſiehſt!“ erwiederte die Malerin, welche aus ihrer kurzen Pfeife rauchte und langſam einherſchritt, indem ſie ihren Malerſtab wie einen Spazierſtock gebrauchte; „Du weißt, ich bin ſonſt gerade nicht

zudringlich, aber ich war schon ein paarmal an Deiner Thür, um Dir eine gute Idee mitzutheilen, konnte aber nicht zu Dir, da Du trotz meines Zeichens nicht für gut fandest, mir zu öffnen, und wenn Du auch jetzt für mich noch nicht zu Hause bist, so brauchst Du es nur zu sagen!"

„Bleibe immerhin!" rief er, ohne sich gegen sie zu wenden, „ich glaube, es ist gut für mich, gerade mit Dir zu plaudern."

„Willst Du meine Idee hören?"

„Welche Idee?"

„Nun, die Idee zu einem recht guten Bilde."

Arthur lachte laut auf, eh' er antwortete: „Schau' Dich um, wie aufgeräumt es bei mir aussieht, wie sauber meine Pinsel, wie eingetrocknet alle Farben, und laß Dir sagen, daß ich einen Abscheu habe gegen Alles, was Bilder heißt!"

Die alte Malerin hatte sich zusammengekauert niedergesetzt auf der kleinen Treppe, die Arthur zu benützen pflegte, um zur Höhe größerer Bilder hinaufreichen zu können, und fuhr dann gleichmüthig fort, nachdem sie die Asche in ihrer kleinen Pfeife mit dem Ende ihres Malerstabes zusammengedrückt, und ohne die Einrede ihres jungen Freundes zu beachten: „Diese Idee ist mir gekommen, da Du mich mit Deiner wundervollen Phantasie angesteckt hast."

„Mit welcher Phantaſie?“

„Mit der Phantaſie jenes lieblichen Weibes, das Du als Märtyrerin gemalt.“

„Ah — ſo —“ er machte eine abwehrende Handbewegung.

„Man muß nicht verſchwenderiſch ſein mit ſolch' ſchönen Köpfen, ſei es, daß man ſo glücklich war, ſie zu erfinden, oder daß man ſonſt dazu gekommen.“

„Ich bin nicht in der Stimmung zu malen, am allerwenigſten jenen Kopf!“

„Haſt Du ſeine Züge vergeſſen?“

„Ich? — O nein — o nein!“ er ſagte das mit einem ſo leidenſchaftlichen Ausdrucke, mit einem ſolchen Blick des Schmerzes, und mit einer ſo heftigen Handbewegung, daß Angelika nicht anders konnte, als ihn aufmerkſam zu betrachten und dann nach einem längeren Stillſchweigen zu ſagen: „Mir ſcheint, Du biſt in einer ähnlichen Stimmung, wie ich damals, wo ich mein berühmtes Trauerbouquet malte.“

„— — Vielleicht in einer noch ſchlimmeren, Angelika,“ rief er ſchmerzlich ausbrechend, nachdem er ſeine Hände einen Augenblick vor das Geſicht gepreßt.

„So, ſo!“

„Du hatteſt damals nichts verloren, als Dich ſelbſt, Du warſt im Begriffe, ein Leben wegzuwerfen, das für

Dich keinen Werth mehr hatte; für mich aber hat das Leben noch einen so unendlichen Werth, daß ich um jede Minute desselben streiten möchte, obgleich ich überzeugt bin, das unsägliche Glück niemals zu erreichen, weßhalb mir das Leben kostbar ist."

„Ah, Du liebst, und liebst unglücklich!"

„Ja und Nein!"

„Deine schöne Märtyrerin ist kein Phantasiegebilde?"

„O, sie war eine wundervolle Wirklichkeit!"

„Sie hat Dich geliebt, und Du hast sie trotzdem verloren?"

„Ja, Angelika, ja!"

„Das ist allerdings recht schmerzlich und traurig; aber laß uns gerade deßhalb auf die Idee zurückkommen, welche ich Dir mittheilen wollte."

„Spotte nicht über mein Unglück!"

„Im Gegentheil," antwortete die alte Malerin mit einem traurigen Lächeln, „ich fühle recht tief mit Dir, und was die Leute auch sagen mögen, unter meiner Joppe hier schlägt ein recht empfängliches, warmes, weibliches Herz, ich kenne Dich zu genau, Arthur, um nicht zu wissen, daß Dich das Original jenes Bildes schon längere Zeit recht tief beschäftigt."

„Was weißt Du von dem Original?" fragte er barsch.

liens, über alle Beſchreibung prächtig in ſeinen Ruinen und Anklängen an die vergangene gewaltige Zeit. Wie ſeltſam zeichnete ſich die Felſenſtadt in ihrer gelben und röthlichen Färbung von dem tiefblauen Himmel ab, eigenthümlich und großartig! Toledo liegt auf einem ſteilen, von allen Seiten frei ſtehenden Felſen; ſeine Wohnhäuſer ſind keck über einander gebaut, und zwiſchen den mannigfaltigen altersgrauen Maſſen ragen ſchlanke Saracenenthürme hervor neben Feſtungswerken ſpäterer, chriſtlicher Jahrhunderte, während Ueberreſte ehemaliger Feſtungsmauern einen ſteinernen Gürtel um ſie ziehen. Aber dieſe Feſtungswerke, dieſe Ueberreſte alter ſtolzer Schlöſſer ſind ſo ſonderbar zerriſſen und verwittert, daß das Auge mit Entzücken über dieſe wunderbaren Ruinen dahinfliegt. Hier ſteigt ein ſtolzes Gebäude ſeltſam gezackt in unzähligen Terraſſen vom Ufer des Tajo bis hoch empor an den Fuß des Alcazar. Aber in dem dunklen Mauerwerk iſt kein Fenſter mehr, das freundlich dem Abendſonnenſtrahl zum Spiegel diente; die Thüren ſind verſchwunden, und da auch die hintere Mauer eingeſtürzt iſt, ſo ſieht man durch die leeren Fenſterhöhlen das gelbe Geſtein, an welches ſich der Bau lehnt, und den blauen Himmel.

Und immer neue Schönheiten erblickt man, während man langſam emporreitet. Auf einem Felſen zu unſerer Linken gegenüber der Stadt liegt ein altes Saracenenſchloß aus gelbröthlichem Stein erbaut, der noch in der Abendſonne flimmert und glänzt, während dunkle Schatten ſchon auf unſeren Weg und die tiefer liegenden Theile von Toledo fallen. Nur der Alcazar glänzt noch herausfordernd im Strahl der ſinkenden Sonne, und das chriſtliche Schloß ſcheint ſeinem gegenüber liegenden feindlichen Bruder in Ermangelung anderer Kämpfe wenigſtens den letzten Kuß der Sonne ſtreitig machen zu wollen.

Als Feſtung einer ehemaligen, ganz anderen Zeit hat Toledo eine einzige Lage. In einer tiefen, ſteilen Schlucht ſtrömt der Tajo, „der Fluß mit goldenem Sand," faſt ganz um den Felſen, auf welchem die Stadt wie auf einer Inſel liegt; nur zwei gewal-

„Ich ſah es zufällig eines Tages, als es gerade von Dir kam, während ich unbemerkt von ihm unter der Thür meines Ateliers ſtand; es hatte den Schleier zurückgeſchlagen, beide Hände feſt auf den Drücker Deines Thürſchloſſes gelegt, und ſchien tief aufathmend unſchlüſſig zu ſein, ob es Deine Thür verlaſſen oder wieder zu Dir zurückkehren ſoll — das gab mir zu denken.“

„O, hätteſt Du mir Deine Gedanken mitgetheilt!“

„Pah, wie kann man ſo indiskret ſein und in die Geheimniſſe ſeiner Freunde eindringen wollen!“

„O, wär' ich offen gegen Dich geweſen!“

„Das hätte vielleicht von Nutzen ſein können, und wie Du mich kennſt, hätte es jedenfalls nicht geſchadet, höre jetzt wenigſtens meine Idee, welche nach dem, was ich errathen, gewiß von Nutzen für Dein krankes Gemüth iſt.“

„So laß Dir zuerſt etwas über die Urſache meines kranken Gemüthes erzählen.“

„Meinetwegen, obgleich mir das ſehr ſpät zu ſein ſcheint — aber weißt Du was, Arthur, vereinige das Angenehme mit dem Nützlichen, und zeichne irgend etwas, während Du mir erzählſt — glaube mir, die Arbeit iſt ein wunderbares Mittel gegen allen Seelenſchmerz, wie oft habe ich angefangen zu malen und zu zeichnen unter ſtrömenden Thränen, und nach und nach floſſen ſie lang-

samer und linder, und wenn mir die Arbeit gut von Statten ging, so hat es nie sehr lange gedauert, bis sich aus meinem leisen Aufschluchzen ein zufriedenes Lächeln entwickelte — — Du hast da hinten eine prächtige Leinwand, gerade groß genug für meine Idee, sei kein Kind und stelle sie auf die Staffelei!"

„Ich kann nicht arbeiten!"

„Ei was, Du sollst nicht arbeiten, Du sollst Dich nur selbst aus Deinem tiefen Schmerze aufrütteln, während Du mir erzählst — laß mich machen, ich will die Leinwand aufstellen, will Dir sogar Deine Kohlen zurichten — ah, dort steht das Kästchen!" Und hiermit that die alte Malerin, wie sie angedeutet, stellte die hohe und breite, scharf aufgespannte Leinwand auf die Staffelei und schaute die weiße, glatte Fläche förmlich mit einem lüsternen Blicke an, ehe sie das Kästchen mit der Kohle herbeibrachte — „wo hast Du irgend ein Leder zum Wegklopfen mißlungener Striche?"

„Ich hatte dazu einen grauen Handschuh," murmelte er, finster vor sich hinstarrend, nach einer ziemlich langen Pause — „aber der ist fort — fort wie alles Andere."

„Es thut's auch Dein Taschentuch, auch kommen ja bei Deiner festen Hand die mißlungenen Striche nicht allzu häufig vor — und nun zu meiner Idee."

„Die müßte Dir Gott ſelbſt eingegeben haben, wenn ſie mich packen ſollte, mich widert die glatte Fläche dieſer Leinwand an.“

„Möglich, und wenn Dir meine Idee in der That nicht gefällt, ſo will ich nicht weiter in Dich dringen, und Du kannſt mir meinethalben Deine Geſchichte erzählen, dort in jenem Winkel ſitzend, das feuchte Schnupftuch in der Hand, es iſt das auch recht hübſch, nur nicht gerade ſehr männlich.“

Mochte ſich Arthur von dieſer Bezeichnung, deren Wahrheit nicht zu leugnen war, unangenehm berührt fühlen, oder mochte wirklich die weiße Leinwand, wie ſchon ſo oft, einen magiſchen Einfluß ausüben auf den vortrefflichen Künſtler, genug, er wandte ſich gegen die Staffelei, doch legte er ſeinen Arm dagegen und ſtützte den Kopf darauf.

„So — — nun ſkizziren wir jenen Kopf, der ſich noch vor Kurzem wie unbewußt aus allen Deinen Bleiſtift- und Kohlenſtrichen zu entwickeln pflegte.“

„Das iſt grauſam, Angelika!“

„Nein, man könnte es homöopathiſch nennen, und ſoll eine Heilung ſein wie jede andere, Du entwirfſt jenen Kopf zur Geſtalt der Ophelia, wie ſie in den Weiden über dem Waſſer ſchwebend ihr eigenes, gramvolles Antlitz ſich im Waſſer wiederſpiegeln

ſieht — — auch eine Märtyrerin, das Opfer jenes tollen däniſchen Prinzen, der ſtets vortrefflich ſpricht und ſchlecht handelt — gefällt Dir meine Idee?"

„Ja — — bei Gott, Angelika, ſo wäre das Bild, das ich allein zu malen im Stande bin."

„Gut denn, ſo beginne, und ſobald Du Herr Deines Stoffes biſt, erzähle mir Deine Leidensgeſchichte!"

Arthur brauchte wenige Minuten zur Ueberlegung, und kaum hatte er die Idee ſeiner Freundin in ſeinem Geiſte aufgenommen, ſo ſtand auch das ganze Bild, wenigſtens in der Konzeption, fertig vor ſeinem inneren Auge, und die ſichere, geübte Hand folgte alsdann eben ſo raſch. Als kaum eine Viertelſtunde vergangen war, trat der ſchöne Kopf Ellen's in einer unverkennbaren Aehnlichkeit auf der Leinwand hervor, worauf es nur noch einiger kräftiger Striche mit der Kohle bedurfte, um die Idee der ganzen Figur erkennen zu laſſen.

„Nimm Dich in Acht," ſagte die Malerin, „daß Du nicht allzuſehr Ophelia en face ſehen läßt, es iſt mir wegen ihres Spiegelbildes im Waſſer, es würde alsdann dem Beſchauer verkehrt erſcheinen, und ich weiß nicht, ob das von guter Wirkung iſt!"

„Ich glaube doch," gab Arthur zur Antwort, wobei man an ſeinen ruhig gehenden Athemzügen, ſowie an der ſichern Führung ſeiner Hand deutlich bemerkte,

um wie viel ruhiger er geworden war. „Das da unten ſoll ja kein angenehmes Spiegelbild à la Narziß werden, und ich will abſichtlich noch obendrein das Waſſer ſtarkfließend und bewegt halten, um es verzerrt, verzogen erſcheinen laſſen zu können, ein treues Abbild des zerſtörten Geiſtes jenes unglücklichen Mädchens —“

„Ah ſo — da will ich Dir nicht weiter widerſprechen. Deine Idee ſcheint mir die richtige, und da Du nun an den Gewändern der Figur beſchäftigt biſt, was Dir ja ſpielend, faſt mit geſchloſſenen Augen von der Hand geht, ſo erzähle mir etwas aus Deinen letztvergangenen Tagen.“

„Das will ich, das will ich,“ ſagte er mit einer größeren Bereitwilligkeit, als man das noch vor einer halben Stunde für möglich gehalten hätte, und dann erzählte er der alten Malerin von dem erſten Anfange an die Geſchichte jener geheimnißvollen Dame, die Beſtellung des Bildes, welches Angelika ja häufig geſehen, und wie beim Malen deſſelben ſeine Liebe zu der ſchönen Unbekannten entſtanden, dann jene Unterredung mit ihr, als er ihr nach jenem Duell das Schreiben Roſenthal's überbracht, wie ſie ihm hierauf die Geſchichte ihres Lebens erzählt, wie ſie ihm geſtanden, daß auch ſie ihn liebe, und wie dann mit einem Male das Wort ‚Mißverſtändniß‘ ſo furchtbar zwiſchen ſie getreten wäre — „und

nun ſage mir, Angelika, iſt es Dir begreiflich, daß ſie an meiner Liebe zweifeln konnte, daß ſie nicht aus meinen Worten, aus meinen Blicken erkennen mußte, wie glücklich ich ſei, ihr mein ganzes künftiges Leben weihen zu dürfen — begreifſt Du die Grauſamkeit, o, vielleicht ſollte ich ſagen die Herzloſigkeit, um ſich darauf meiner Liebe durch die Flucht zu entziehen — verſtehſt Du das — Du, ſelbſt ein Weib?"

„Wenigſtens etwas davon iſt mir trotz meiner Pfeife und meiner Joppe übrig geblieben, tief verſteckt in meinem Herzen habe ich noch ſo etwas vom richtigen Gefühle bewahrt, und weil es dort lange Jahre wie in einem Keller verſteckt lag, iſt es rein und unverfälſcht geblieben."

„Nun denn, ſo ſage mir ein Wort des Troſtes, erkläre mir Ellen's Verſchwinden, wenn ſie mich geliebt!"

„Das erklärt ſich gerade dadurch, weil ſie Dich wahrhaft liebte — ſie mußte glauben, Du ſeieſt ſchon am Morgen jenes Tages von ihren allerdings eigenthümlichen Verhältniſſen unterrichtet worden, und habeſt Dir, wie es einem rechtſchaffenen Manne geziemt, Zeit genommen, um Dir das, was Du thun wollteſt, klar zu machen, dann gehſt Du ſpät Abends zu ihr, und als ſie Dich herzlich innig empfängt, ziehſt Du ſie in überſtrömendem Gefühl, beſiegt von der Gewalt ihrer Schön-

heit, an Dein Herz, um ihr alsdann zu gestehen, daß Du nicht aus eigenem Antriebe gekommen seiest, sondern als Abgesandter eines Mannes, den sie hassen mußte. Du hattest Deinen Schritt nicht reiflich überlegt, wie sie erwartet und gehofft, Du ließest Dich nur von der Gewalt des Augenblickes hinreißen, und das erschien ihr begreiflicher Weise nicht genügend für das Glück eines ganzen Lebens."

Arthur hatte schon längst aufgehört zu zeichnen und stand an seine Staffelei gelehnt, düster vor sich niederblickend. — — „Zugestanden meinetwegen; aber warum ließ sie mir nicht den andern Tag oder den nächstfolgenden Gelegenheit zur reiflichen Ueberlegung, und gestattete mir zu wiederholen, was ich ihr an jenem Abend gesagt, und was ich ihr heute, morgen, ja in jeder Stunde meines Lebens wiederholen würde, daß ich sie trotz alledem liebe, daß ich sie trotz alledem für so rein und unbefleckt halte, als sei sie eben erst aus der Hand ihres Schöpfers hervorgegangen."

„— — — — Das ist sie auch, mein Freund, wie ich tief und richtig fühle, und gerade weil sie sich trotz alledem ihres Werthes bewußt ist, mußte sie Dir entfliehen, mußte sie dem für sie verletzenden Gefühle entfliehen, Dich, nicht nach reiflicher Ueberlegung, sondern durch Aufwallung eines Augenblickes gewonnen zu haben."

„Sie mußte mich fliehen," erwiederte er mit einem traurigen Lächeln, „sie mußte mich also unglücklich machen, um ihrem Stolze, ihrem Hochmuthe zu genügen."

„Du bist komisch, Arthur: wer euch Männer kennen gelernt hat, für Den mußte im ähnlichen Falle die Ueberlegung eines einzigen Tages noch als sehr kurz erscheinen, und daß sie sich damit begnügte, beweist mir ihre innige Liebe zu Dir — — ich vielleicht an ihrer Stelle, nachdem ich Dir meine Vergangenheit klar gemacht, hätte mir wahrscheinlich eine Bedenkzeit von Wochen, von Monaten ausbedungen, und vielleicht klüger gehandelt. Es ist ein eigenes Ding, Arthur, sich mit einem Wesen von einer gewissen Vergangenheit ehelich zu verbinden, ohne sich vorher genau geprüft zu haben, ob nicht Zeiten kommen werden, wo uns diese Vergangenheit wie ein finsteres Gespenst angrinst."

„O, ich habe mich geprüft, Tage und Nächte lang!"

„O ja, während dreier Tage und einiger schlaflosen Nachtstunden — höre, Arthur, ich glaube, daß dieses schöne Weib Dich in der That aufrichtig geliebt hat, und lieber selbst unglücklich sein will, als Dich nicht vollkommen glücklich zu machen."

„Du streichelst meine Wangen," erwiederte er mit klangloser Stimme, „um mir alsdann langsam einen Dolch in's Herz zu stoßen; also wenn sie mich wirklich

geliebt, mußte ich ſie verlieren? — ſo darf ich nie hoffen, ſie wiederzuſehen, denn wie von meiner eigenen Liebe bin ich von der ihrigen überzeugt."

„Gut denn, ſo hoffe und arbeite, Eines wird Dich im Andern unterſtützen! Du ſiehſt mich fragend an? und das iſt doch ſo einfach, blicke dort auf die Leinwand und male ein Bild, das Deiner würdig iſt, male es mit allem Aufwande Deines Geiſtes und Deiner Kunſt, damit es ein Kunſtwerk wird, von dem man in den weiteſten Kreiſen ſpricht, das alle Welt zu ſehen verlangt, das auch vielleicht vor ihr Auge kommt, und ihr am beſten ſagte, wie reiflich und ruhig Du überlegt!"

„Laß Dich umarmen, Angelika!" rief der junge Maler mit einem glücklichen Blicke, und dann warf er die Kohle weg, ſchloß ſeine alte, treue Freundin herzlich in die Arme, küßte ihre hohe Stirne, dann die ſeltſam zwinkernden Augen. „Du biſt ein edler Kerl, Angelika," rief er in überſtrömendem Gefühle, „und wenn wir Beide in dieſer Welt einſam bleiben ſollten, ſo wollen wir doch nicht allein bleiben, ſondern zuſammen arbeiten und leben, zwei treue, unzertrennliche Freunde."

„Abgemacht!" ſagte die alte Malerin mit einem heiteren Lächeln, „und jetzt habe ich dem Himmel meinen Dank abgetragen, da ich Dich veranlaßt, doch ebenfalls Dein Trauerbouquet zu malen, denn gerade wie ich damals,

ſo warſt Du heute auf dem Wege ſtark nach Abwärts, und nun will ich meiner Wege gehen, ich habe da eine Heerde wilder Ochſen auf der Leinwand, die in Ordnung gehalten ſein wollen."

Damit erhob ſie ihren Malerſtock und ſchwenkte ihn in der Hand, ungefähr ſo, wie es die reitenden Hirten in der Campagna von Rom zu machen pflegen.

Arthur aber wandte ſich wieder gegen die Staffelei, und es ſchien ein neuer und friſcher Geiſt über ihn gekommen zu ſein, denn er arbeitete mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit, und was er arbeitete, ſchien gelungen zu ſein.

Da ſtörte ein abermaliges Klopfen an der Thür, und wenn er auch weniger unwirſch um ſich ſchaute, als vor einer Stunde, ſo war es doch kein freundlicher Blick, den er nach der langſam ſich öffnenden Thüre warf, und der auch nicht viel von ſeinem verdrießlichen Ausdruck verlor, als er in dem Eintretenden einen Diener in der königlichen Livree erkannte; derſelbe überbrachte ein Billet des Kronprinzen, worin dieſer mit ein paar freundlichen Worten den Künſtler erſuchte, ihn, ſobald als es ihm möglich ſei, zu beſuchen.

Der junge Maler konnte ſich eines unangenehmen Gefühls nicht erwehren, als er das angefangene Bild betrachtete, an dem er noch gern ein paar Stunden

tige Brücken vermitteln die Verbindung — mit dem Festlande, könnte man sagen. Denken wir uns diese abgebrochen oder theilweise zerstört, so begreifen wir wohl, was die alten Geschichtschreiber erzählen von den furchtbaren Stürmen auf Toledo, die Hunderttausende von Menschenleben gekostet. An diesen glatten, steilen Felsen konnte man nur auf Händen und Füßen emporkriechen, und ein herabgerollter Baumstamm mußte Hunderte mit sich in die Tiefe reißen.

Dabei lag die Stadt so einsam und todt vor uns, kein Geräusch verkündete, daß sie bewohnt sei, und als wir über die von Fels zu Fels von König Almansor von Cordova im Jahre 987 in einem einzigen Bogen gesprengte Brücke von Alcantara ritten, hoch über dem dunklen, rauschenden Wasser, da klapperten die Hufe unserer Pferde wahrhaft gespenstig auf dem schweren Pflaster der ehemaligen Zeit. Seltsam hallte das Echo wieder unter dem trotzigen Festungsthore mit seinem finsteren Gewölbe, von dem dahinter aufsteigenden Felsen und der Riesenmauer des Königs Wamba, und schien uns erzählen zu wollen von anderen, bedeutenderen Leuten, die es einst wachgerufen aus seinem Schlafe, von Sultan Mulay und dem Cid Campeador, die häufig hier aus- und eingezogen. Hoch oben vom Thor schaut der gewaltige Doppeladler Karl's V. auf uns herab und gemahnt uns an dessen prächtige Regierungszeit.

Hinter diesem Thore führt ein Mauergang rechts um die Stadt, sehr hoch über der Ebene, die wir vorhin verlassen, aber immer noch um Hunderte von Fußen überragt von den Gebäudemassen zu unserer Linken. Die niedere Brustwehr erlaubte uns einen Blick in die Fläche hinaus, die im letzten Strahl der Abendsonne vor uns lag und in deren gelbgrauer Oede man weit, weit hinaus den Lauf des Tajo mit den Augen verfolgen kann. Nachdem wir ziemlich steil, aber immer noch an dieser äußeren Brustwehr geritten waren, wandte sich der Weg scharf links, das glatte Pflaster wurde steil wie ein Dach, und wir betraten die eigentliche Stadt durch einen maurischen Thorbogen, die sogenannte Puerta

gearbeitet, dann zog er einen einfachen Morgenrock an und ging nach dem Schlosse.

Hier waren auf dem Flügel, wo der Kronprinz wohnte, alle Diener in großer Gala, ebenso die Lakaien in den äußersten Vorzimmern, sowie der Adjutant und Kammerherr vor dem inneren Apartement.

„Sie kommen zu einem festlichen Tage," sagte der erstere dieser beiden Herren zu dem ihm wohlbekannten Maler, „es ist drinnen ein Abgesandter unseres zukünftigen allerhöchsten Schwiegervaters mit einem zierlichen, eigenhändigen Schreiben der Prinzessin Henriette."

„Da sollte ich eigentlich im Frack sein," erwiederte lächelnd der Maler, doch sagte ihm der hinzutretende Kammerherr etwas von oben herab mit würdevoller Miene und halbgeschlossenen Augen: „Es wird auch so gehen, mein lieber Herr Weßner, nur der Dienst Seiner Königlichen Hoheit und was sonst zu Hofe gehört, ist in Gala befohlen."

„Richtig, Herr Graf, wogegen die Handwerksleute und sonstigen Arbeiter in ihren gewöhnlichen Anzügen erscheinen dürfen — gestatten Sie mir, hier zu warten, bis ich vorgelassen werde?"

„Treten Sie in das Schreibzimmer des Prinzen, Herr Weßner, Sie werden da ein paar Bekannte finden," worauf der Kammerherr, als sich die Thür hinter Arthur geschlossen, mit hochaufgezogenen Augenbrauen und einem

eigenthümlichen Wackeln des Kopfes sagte: „Es ist doch ein insolentes Volk, diese Künstler, ich verstehe es nicht, wie man sie so nahe kommen lassen kann?“

Im Schreibzimmer des Kronprinzen befand sich Graf Leo Wieneck in vollem Paradeanzug, den Helm in der Hand, an einem Fenster lehnend, während vor ihm Baron Brenner in einer ganz neuen und strahlenden Kammerherrnuniform stand.

Arthur grüßte ehrerbietig von der Thür aus, doch eilte ihm der Flügeladjutant des Königs rasch entgegen, reichte ihm die Hand und zog ihn in die Fensternische, die er soeben verlassen, wo er sagte: „Sehen Sie hier unsern alten Freund und neuen Kammerherrn, — Baron Brenner ist in den Dienst unserer zukünftigen Kronprinzessin gerufen worden.“

„Meine beste Gratulation, Herr Baron!“

Doch that Baron Brenner, statt dieselbe dankend anzunehmen, in Miene und Haltung etwas spröde, ungefähr wie Jemand, der nicht genau weiß, ob es mit seiner Würde verträglich ist, viel Lärmen um eine so geringfügige Sache zu machen, wogegen die beiden Andern genau wußten, daß die neue Anstellung durchaus keine geringfügige Sache für den guten Baron Brenner war, vielmehr ein ungeheures Glück, dessen er bei seinen sehr beschränkten Mitteln wohl bedürftig war.

Baron Brenner war einer jener zweifelhaften Anhängsel, wie sie an jedem Hofe aus und ein gehen, und nicht nur geduldet, sondern sogar gerne gesehen sind, schätzbar in ihrer Eigenschaft der Lückenbüßerei aller Art. Daß die Familie Brenner eine sehr alte sei, aber eine erschreckend arme, wußte man ganz genau, ebenso daß der heutige Träger dieses Namens ein ausgezeichnetes Französisch sprach, sehr anerkennenswerthe gute Manieren hatte, einen schwarzen Frack trug, wo es nöthig war, auch weiße Halsbinden im Ueberfluß und helle Handschuhe à discretion; daß er ferner auf's Bereitwilligste als Strohmann in irgend einer Whistpartie einsprang, und sich gerne als der Vierzehnte zum Essen einladen ließ, — das Letztere wissen wir bereits, — vermehrte noch seine angenehmen Eigenschaften, wogegen es der Gesellschaft sehr gleichgültig war, wovon er im Uebrigen lebte, wo er wohnte und dergleichen Kleinigkeiten mehr.

Da hatte ihm der alte Staatsminister von Wieneck die Stelle eines allerdings sehr klein besoldeten Kammerherrn bei der zukünftigen Kronprinzessin verschafft, und wenn er auch in seinen vier Wänden, dieß im strengsten Sinne des Wortes verstanden, vor Freude bebend und das neue Dekret zugleich mit dem goldenen Schlüssel in der Hand haltend, sein glatt rasirtes Kammerherrnkinn betrachtete, so versicherte er doch eine Stunde später

Seiner Excellenz dem Herrn Staatsminiſter, als er ihm die ſchuldige Dankesviſite machte, und zwar mit Achſelzucken, daſſelbe, was er jetzt dem jungen Maler wiederholte: „daß er es ſich allerdings zu einer großen Ehre ſchätze, von Seiner Majeſtät dem König bemerkt worden zu ſein, daß ſich aber das uralte Geſchlecht der Freiherren von Brenner ſtets am wohlſten in unbeſchränkter Freiheit gefühlt habe.“

„Was mir allein eine Satisfaktion verſchaffen wird,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich mit einer wichtigen Miene auf den Hüften hin und her wiegte, „iſt: gewiſſen Kammerjunkern und Kammerherren zu zeigen, wie man eigentlich ſeinen Dienſt thun ſoll.“

„Ich freue mich überhaupt, lieber Brenner,“ ſagte der Graf Leo, „daß Sie dadurch bei uns feſten Fuß gefaßt haben, und bin überzeugt, daß Sie ſich ſchon weiter lanciren werden; es ſind einige der beſten Stellen gar nicht, oder nur ſehr proviſoriſch beſetzt. Das Oberſtjägermeiſteramt iſt ſo gut wie vakant, und auch unſer braver Baron Tönning noch nicht erſetzt.“

„Das gerade wäre eine Stelle für Sie, Leo, Oberſthofmeiſter Excellenz mit einer Oberſthofmeiſterin, die zu repräſentiren verſteht,“ ſcherzte der neue Kammerherr, doch ſchien dieſer Scherz den Oberſthofmeiſter in spe Seiner Majeſtät nicht angenehm zu berühren, er biß ſich

auf ſeinen Schnurrbart, und das Lächeln, welches ſich auf ſeinem Geſichte zeigte, hatte etwas ſehr Erzwungenes, auch wandte er ſich gegen das Fenſter, um im nächſten Augenblicke zu ſagen: „Soeben fährt der engliſche Geſandte vor, Sir Frederic Knobbers kommt, um ſich bei dem Kronprinzen zu verabſchieden.“

„Wie kommt es, daß er ſo plötzlich abberufen worden?“

„Er fürchtete bei dem Miniſterwechſel wer weiß wohin verſchlagen zu werden, weßhalb er es vorzog, ſich abberufen zu laſſen; Sir Frederic iſt ungeheuer reich und gefällt ſich hier bei uns; man ſagt, er ſei im Begriff eine Herrſchaft zu kaufen, um dauernd hier zu bleiben.“

„Was uns Allen nur recht angenehm ſein kann,“ bemerkte Baron Brenner, „ſein Haus iſt für einen Garçon wunderbar montirt, ſeine Diners ſind auf der Spitze der Vollkommenheit, und Jagdparticen verſteht Niemand zu arrangiren wie er.“

„Er hat ſehr ſchöne Kunſtſachen, beſonders ſehr ſchöne Bilder, und iſt einer jener angenehmen Beſteller, denen der Preis vollkommen Nebenſache iſt.“

Damit trat der Mann von ſo vielen vortrefflichen Eigenſchaften, den wir bereits kennen, in das Gemach, eine lange, ſteife Perſönlichkeit von viereckigen Formen,

aber einem wohlwollenden und sehr freundlichen Gesicht; die Uniform hing ziemlich locker und zwanglos um seine Schultern, und das Band des Hausordens, mit welchem ihn der König, der ihn ganz besonders schätzte, erst kürzlich dekorirt hatte, war so gegen alles Herkommen über sein gesticktes Kleid gehängt, daß sich Baron Brenner nicht enthalten konnte, ihm diese Dekoration ein wenig zurecht zu zupfen, worauf der alte Engländer lächelnd sagte: „Ah, sieh da, unser neuer Kammerherr hält streng auf Haus- und Kleiderordnung, ich danke Ihnen, mein lieber Brenner, obgleich es wohl gleichgültig ist, wie das Ding da hängt;“ doch warf er zu gleicher Zeit einen wohlgefälligen Blick in den hohen Spiegel, und zog seine hohe weiße Halsbinde etwas in die Höhe. „Wie geht's, Mister Arthur?“ wandte er sich an den Maler, indem er ihm seine Hand reichte, „ich werde jetzt mehr Zeit haben, Sie in Ihrem Atelier zu besuchen, und will, wenn Sie wollen, häufig zu Ihnen kommen.“

„Es wird mir sehr viel Vergnügen machen, Sir Frederic, bitte aber noch eine kurze Zeit zu warten, da ich Ihnen erst in drei bis vier Wochen etwas Angefangenes zeigen könnte, was Sie vielleicht interessirt.“

Sir Frederic nickte dankend mit dem Kopfe und sagte dann, auf die Nebenthür zeigend: „Wie ich draußen von dem Adjutanten des Kronprinzen gehört, ist da drinnen

eben der Postillon d'amour beschäftigt — — ich habe die Ehre gehabt, die Prinzessin Henriette zu kennen."

„Man sagt Außerordentliches über sie, was ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit und ihre Schönheit anbelangt," forschte der neue Kammerherr.

„Hm — ja, diese drei schönen Eigenschaften," erwiederte der englische Gesandte, „stehen bei der Prinzessin Henriette in einem außerordentlich richtigen Einklange; wie ich von Ihrem Herrn Vater gehört," wandte er sich an den Grafen Wieneck, „so hat man von drüben den Hofmarschall geschickt, um auch wegen der großen Feierlichkeiten leichter das Nöthige zu besprechen."

„Gewiß, wir werden große Feierlichkeiten haben — ah, da ist der Herr Abgesandte!"

Es war ein älterer, würdig, aber etwas trocken aussehender Herr, der unter der Thür erschien, von dem Kronprinzen selbst bis zur Schwelle begleitet, wo ihn derselbe nach einem freundlichen Händedruck entließ, um dann sehr rasch wieder zu verschwinden, nachdem der Hofmarschall und Abgesandte mit einer förmlichen Verbeugung bei den Herren, die in der Fensternische standen, vorübergegangen war.

„Viel Grandezza für einen so kleinen Hof!" flüsterte Graf Wieneck dem jungen Maler zu, während er rasch an ihm vorüberging, um dem Hofmarschall zu folgen,

welchem der Flügeladjutant Seiner Majestät als Beweise ganz besonderer Aufmerksamkeit zur Begleitung beigegeben war.

Gleich darauf ersuchte der Kammerdiener des Kronprinzen den Herrn Gesandten, eintreten zu wollen, und bat Herrn Weßner, sich noch einen Augenblick zu gedulden, Seine Königliche Hoheit haben schon ein paar Mal nach ihm gefragt.

„Ich glaube, ich kann errathen, was der Kronprinz von Ihnen wünscht, lieber Freund!“

„Ich wahrlich nicht, Baron Brenner!“

„Sie sollen sein Porträt malen, das ist doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr leicht zu kombiniren.“

Arthur's Züge zeigten den Ausdruck keiner sehr angenehmen Ueberraschung, er dachte an das Bild auf seiner Staffelei, zu dem er sich zurückzukehren sehnte, das er mit leidenschaftlicher Liebe, mit jeder Minute geizend, zu malen gedachte, und nun sollte ihm ein allerdings ehrenvoller, aber in anderer Beziehung gerade nicht angenehmer Auftrag dazwischen kommen.

Wie oft hatte er schon den Prinzen gezeichnet und gemalt, und recht Befriedigendes zu Stande gebracht, ohne der Aehnlichkeit zu sehr zu nahe zu treten!

Sir Frederic kehrte nach einer kleinen Viertelstunde zurück, ging mit erhobenem Zeigefinger auf Arthur zu

und ſagte ihm: „Ich habe da drinnen geſehen eine Kopie von Ihnen, nach einem Bilde von Paul de Laroche, welches ich gekannt habe und hoch geſchätzt, und muß Ihnen ſagen, daß mir Ihre Kopie noch lieber wäre; welche Innigkeit, welche Lieblichkeit, welche Seele und welche Schönheit Sie in den Kopf dieſer jungen Dame gelegt haben, das kann ich Ihnen nicht mit Worten ſagen. Was meinen Sie dazu, Baron Brenner?“

Der Geſichtsausdruck in den Zügen des neuen Kammerherrn, ſowie deſſen Achſelzucken ſagten Arthur deutlich, daß dieſem das Bild unbekannt ſei, was ihn beruhigte, denn er hatte ſchon gefürchtet, der Prinz ſei unvorſichtig genug geweſen, die ſchöne Märtyrerin in demſelben Salon aufzuſtellen, wo er den Abgeſandten ſeines künftigen Schwiegervaters empfangen, wo es aber Baron Brenner ebenfalls geſehen haben müßte, und um hierüber ganz in's Klare zu kommen, fragte er, wo Seine Excellenz das Bild geſehen.

„Seine Königliche Hoheit gaben mir die Vertraulichkeit, mich in ſein Schlafzimmer zu führen, um mir dort Ihr wunderſchönes Bild zu zeigen. Ah, mein lieber Herr Weßner, ich bin ſo entzückt davon, daß ich Sie bitten möchte, das angefangene Bild, von dem Sie mir vorhin ſagten, wie ſchon ein mir gehörendes Eigenthum betrachten zu dürfen — keine Widerrede und keine falſche

Scham! Gewähren Sie mir wenigstens das Vorrecht und laſſen mich für Ihr neues Bild zehn Prozent mehr bezahlen, als Ihnen jeder Andere dafür geben würde — o, abgemacht, ich werde in den nächſten Tagen kommen, Sie zu beſuchen, nicht um das Bild zu ſehen, ſondern mit Ihnen Einiges zu plaudern über das andere Bild da drinnen."

Bei den letzten Worten zeigte Sir Frederic Knobbers mit dem Daumen über ſeine Schulter, wobei er die Augenbrauen hoch emporzog und ein äußerſt pfiffiges Geſicht machte, das er nur änderte, um mit einem Blick auf Baron Brenner, da dieſer zufällig auf die Straße ſchaute, ſeinen Zeigefinger auf die Lippen zu legen und dann, nachdem er Arthur vertraulich die Hand geſchüttelt und dem neuen Kammerherrn freundlich zugenickt, davon zu gehen.

„Herr Arthur Weßner!" liſpelte der Kammerdiener, indem er die Hand auf den Thürdrücker legte, um dieſen raſch zu öffnen und hinter dem Eingetretenen wieder zu ſchließen.

Der Kronprinz befand ſich nicht in ſeinem Schreibzimmer, und da der junge Maler hier eine Staffelei mit einem Bilde bemerkte, welche neben dem Fenſter ſo aufgeſtellt war, daß das volle Tageslicht darauf fiel, ſo trat er neugierig näher, um es zu betrachten. Zuerſt und

del Sol, der, allein übrig geblieben, zwiſchen Mauern aus der chriſtlichen Zeit daſtand und mir wahrhaft rührend erſchien. War es doch das erſte derartige gut erhaltene Bauwerk, dem wir in Spanien begegneten, und in ſeiner zierlichen Hufeiſenform mit den feinen Sculpturen und den wohl erhaltenen arabiſchen Charakteren klang es beſonders mir wie ein freundlicher Gruß aus dem fernen Orient, aus dem herrlichen Damascus, der Wiege ſeiner Erbauer, die ja auch ich einſtens geſchaut, und zugleich wie ein freundlicher Willkomm jenes Theiles von Spanien, wo die glänzende Maurenzeit noch ſo deutlich aufgezeichnet iſt in Bauwerken, Sitten und Gebräuchen, und den wir in kurzer Zeit betreten ſollten.

Dieſes Thor machte einen gewaltigen Eindruck auf uns alle, namentlich weil es ſo verlaſſen und hülflos und doch wieder ſo trotzig zwiſchen den Mauern und Häuſern ſteht, ſich beſonders auszeichnend durch die gelbe Färbung ſeiner Steine, jetzt ein Fremdling in dem Lande, das ſeinen Vätern einſt gehörte. Rechts neben uns erhebt ſich auf hohen Felſenmauern ein Haus über dem anderen, alle hoch, ſchmal, mit kleinen Bogenfenſtern, denen das orientaliſche Gitter aufgezwungen iſt. Neben ſchlanken chriſtlichen Feſtungsthürmen ſehen wir kleine mauriſche Kuppeln, neben Häuſern mit flachen Terraſſen gezackte Giebeldächer, die chriſtliche und heidniſche Zeit bunt durch einander gewürfelt. Auch eine alte Waſſerleitung läuft neben unſerem Wege, und deutlich ſieht man, daß beide Nationen daran gearbeitet. Die weggebröckelte Säule unter dem mauriſchen Bogen iſt durch einen ſchweren Pilaſter erſetzt. Doch freuen wir uns hier dieſer Waſſerleitung. Die klaren Tropfen, die aus ihr an der Mauer herniederträufeln, beleben dieſelbe, noch mehr aber grünes Geſträuch, welches die Feuchtigkeit gedeihen ließ und das nun freundlich über unſeren Häuptern weht.

Ich kenne nur eine einzige Stadt, welche ſo ihren Charakter bewahrt hat wie Toledo, nur in ganz anderer Art; das iſt das alte Pompeji, und vielleicht die Ritterſtraße auf Rhodus. Wie

ganz gegen seine Absicht wurden seine Augen angezogen von dem breiten, reich geschnitzten und vergoldeten Ovalrahmen, der ein Kunstwerk zu nennen war, er stellte auf mattem Grunde einen Blumenkranz vor, dessen Schleifen oben eine sehr dominirende Herzogskrone trugen, — dann betrachtete er mit Kennerblicken das Porträt einer nicht mehr ganz jungen Dame, aber von einer Meisterhand gemalt. Es war dies ein eigenthümlicher Kopf mit regelmäßigen Zügen, von schönen Theilen, ohne aber auf ihn als Ganzes einen angenehmen Eindruck zu machen; eine breite, nicht sehr hohe Stirn drückte, besonders durch sehr starke, dunkle Augenbrauen, auf die etwas kleinen Augen, eine etwas gebogene Nase trat scharf aus dem sehr langen und schmalen Oval hervor, und die allerdings feinen Lippen waren zu stark geschlossen, und verstärkten auf diese Art einen harten Zug von den Mundwinkeln abwärts; es war einer jener Köpfe, die festen Willen und Entschlossenheit verrathen, und die nur in lebhafter Unterhaltung angenehm, vielleicht auch anziehend sein können.

„Nun, mein lieber Weßner," hörte er die Stimme des Kronprinzen hinter sich sagen, „ich finde Sie da wohl in Bewunderung versunken?"

„Allerdings, Königliche Hoheit, bitt' aber recht sehr um Verzeihung, zur Betrachtung dieses Bildes nicht Ihre Erlaubniß abgewartet zu haben."

„Nun, wie finden Sie es?“

„Es iſt außerordentlich ſchön gemalt.“

„Und welch' prächtiger Rahmen!“ rief der junge Prinz mit einem eigenthümlichen Lachen. „Es iſt das Bild meiner Braut, der Prinzeſſin Henriette — doch laſſen wir es jetzt, ich habe demſelben heute Morgen ſchon die gebührende Anbetung im vollſten Maße zu Theil werden laſſen“ — der Prinz ſagte das mit einer erregt klingenden Stimme und einem nervöſen Zucken ſeiner Schultern, — „ſehen Sie mich an, mit Stern und Band, ſo ſchön wie möglich, war ich ſchon ein paar Stunden lang der Hoheprieſter dieſes Altars, und leite die tiefe Verehrung der vor mir erſchienenen Gläubigen, und mußte ihre ſich gleich langweilig bleibenden Gratulationen für baare, klingende Münze halten. Doch jetzt genug des grauſamen Spiels, folgen Sie mir in mein kleines Kabinet! Doch da fällt mir ein, ich habe noch einen Auftrag für den Baron Brenner, bitten Sie ihn hereinzukommen, und dann können Sie ſich, bis ich mit ihm fertig bin, noch in den Anblick jenes Bildes verſenken, um mir ſpäter über daſſelbe etwas Wahres, Angenehmes, Tröſtliches zu ſagen.“

Der neue Kammerherr erſchien ſogleich und folgte einem Wink des Prinzen, der mit ihm in die zweite Fenſterniſche trat.

In der ersten befand sich Arthur, vor dem Bilde stehend, und so viel Mühe er sich auch gab, die nebenan geführte Unterredung nicht zu hören, so sprach der Prinz gegen seine sonstige Gewohnheit in einer so lauten, ja aufgeregten Weise, daß der Maler jedes Wort verstehen mußte.

„Die Königin," sagte er, „hat mir einen Auftrag an Sie gegeben, mein lieber Baron, der eben so zart angefaßt sein will, als sein behandelt: es betrifft die Gräfin Ferrner, welche, wie Sie ja wissen, in Folge eines eigenthümlichen Zusammentreffens mit dem Grafen Leo Wieneck, so dringend um ihre Entlassung gebeten hat, daß meine Mutter es ihr nicht verweigern konnte. Obgleich ich diese ruhige und stets verschlossene Ferrner wenig gekannt habe, so lag doch gerade in ihrem gesetzten Wesen und in ihrer großen Schönheit etwas, das mich für sie einnahm, ich hatte schon daran gedacht, sie mir vom Könige zur ersten Hofdame der Kronprinzessin zu erbitten; daran ist nun vorderhand nicht zu denken, denn sie beharrt so fest auf ihrem Eigensinn, daß sie selbst meinem Vater in wenig verblümter Weise einen Refus gab — doch wissen Sie das Alles bereits."

„Gewiß, Königliche Hoheit, ich weiß darum."

„Gut, gut, Sie sind so, wie die Königin sagt, ein ziemlich genauer Bekannter des alten Grafen Ferrner,

und mit Leo Wieneck sehr vertraut, weßhalb meine Mutter Sie ersuchen läßt, den Grafen Ferrner, wie Sie ja häufig zur Jagdzeit thun, auf seinem Schlosse zu besuchen, um zu sehen, wie dieser alte, eigensinnige Herr die Entlassung, oder vielmehr die freiwillige Entfernung seiner Tochter von unserem Hofe, aufnimmt, ihn auch durchblicken zu lassen, daß wir Alle diese Entfernung sehr ungern sehen, wobei Sie nicht zu verschweigen brauchen, welche Absichten ich selbst zu meinem künftigen Haushalt auf die Gräfin hatte. Ich gebe Ihnen Urlaub, so lange Sie wollen, und bitte Sie, sich auf meinem Sekretariat die nöthigen Gelder auszahlen zu lassen; reisen Sie aber bald, denn die Königin ist besorgt, es könnte der alte Graf Ferrner, jener uns wohlbekannte, heftige Charakter, dem gewiß ganz unschuldigen Grafen Wieneck unangenehme Geschichten machen — auf Wiedersehen denn, so bald als möglich!"

„Und nun, lieber Weßner," sagte der Prinz, zu diesem tretend, nachdem sich Baron Brenner entfernt hatte, „kommen Sie mit mir in mein Kabinet, das heißt, wenn Sie eine halbe Stunde für mich übrig haben!"

„Erinnern Sie sich wohl," fuhr er fort, als sie sich in dem kleinen Zimmer befanden, „wann Sie das letzte Mal hier bei mir waren — an jenem Morgen, als Sie einen passenden Platz dort in meinem Schlafzimmer

ſuchten für Ihr reizendes Bild; — drängt es Sie nicht, daſſelbe wieder einmal zu betrachten? Kommen Sie, machen Sie ſich das ſchmerzliche Vergnügen, wenn es Ihnen nicht zu hart iſt, dieſe ſchönen, reinen Züge zu ſehen, die ja auch Ihnen gelogen, und noch mehr als mir! Hat ſie es mir doch unumwunden erklärt, daß ſie nicht im Stande ſei, auch nur ein bischen Liebe für mich zu fühlen, während ſie Ihnen Liebe geheuchelt, — verzeihen Sie mir den harten Ausdruck, — um dann als eine echte Abenteurerin, würdig dieſes infamen Roſenthal, bei Nacht und Nebel zu verſchwinden!"

Dieſer harte Ausfall auf jenes noch gleich innig geliebte unglückliche Weſen war dem jungen Maler, beſonders in dieſem Augenblicke, wo er nun wieder vor dem Bilde ſtand und in ihre reinen, himmliſch ſchönen Züge ſah, ſo unerträglich, daß er leidenſchaftlicher als klug die Worte hinwarf: „Und trotz alledem habe ich keinen Grund, ſie für eine Unwürdige, eine Heuchlerin zu halten."

„Schlimmer noch, wenn ſie ein Gefühl der Liebe für Sie hatte, und ſich auch dieſes Gefühl abkaufen ließ, — ich will ihr verzeihen, daß ſchlechtes Gold ſie bewog, mich zu fliehen, ſelbſt wenn ſie für mich gefühlt hätte, da ich ihr allerdings keine Poſition zu bieten vermochte; aber bei Ihnen war das ganz anders, Ihnen gegenüber war das ſchmachvoller Verrath."

„Wenn aber Eure Königliche Hoheit in dieſer Sache nicht ganz genau unterrichtet wären?“

„Ich bin es, lieber Weßner, ich brauche vor Ihnen nicht zurückhaltend zu ſein, ich erfuhr die ganze ſchmachvolle Angelegenheit durch meine Mutter, ich kann Ihnen die Summe nennen, um welche ſie ſich bewegen ließ, mich zu fliehen und Ihre Liebe zu verrathen.“

„Wenn ich aber ganz zufälliger Weiſe der Ueberbringer einer ſehr gültigen Anweiſung auf jene Summe geweſen wäre, wenn ich —“

„Das iſt ja wohl nicht möglich,“ unterbrach ihn der Prinz mit einem mißtrauiſchen Blicke, „das war ja eine Geſchichte, die mit Roſenthal abgemacht wurde.“

„Allerdings, in welcher aber Roſenthal meine Hülfe inſofern in Anſpruch nahm, als er mich kurz vor jenem Duell erſuchte, im Falle eines Unglücks, das ihn treffen könne, ein verſiegeltes Schreiben jener Dame zu überbringen.“

„Und Sie thaten das, Sie waren an jenem Abende bei ihr?“ fragte haſtig der Prinz.

„Ich war bei ihr, und an den Tod Roſenthal's, wie alle Andern, glaubend, ſetzte ich ſie davon in Kenntniß und übergab ihr jenes verſiegelte Schreiben.“

„Welches enthielt — —“

„Einen Brief Roſenthal's und eine ſehr gültige Anweiſung auf eine ſehr große Summe.“

„Sehen Sie wohl, Weßner, daß ich Recht habe?“

„Ja, Hoheit, ſie nahm dieſe Anweiſung, ſie las ſie durch, ſie ließ ſich von mir den großen Werth derſelben erklären, um alsdann dieſe Anweiſung — — in die Flamme ihres Kaminfeuers fallen zu laſſen, wo ich dieſe Anweiſung ſogleich zu Aſche verbrennen ſah.“

„Helf' uns Gott!“ rief der junge Prinz tief erſchüttert und ergriffen, „wenn dem ſo iſt, und ich zweifle nicht daran, ſo haben wir Beide ein Herz verloren, das wohl verdient hätte, unter dem koſtbarſten Hermelin zu ſchlagen — jetzt erſt iſt mir ihr Bild unſchätzbar, und ich werde daſſelbe morgen mit einer Krone verſehen laſſen, reicher als jene an dem Gemälde in meinem Vorzimmer.“

War der Schmerz des Kronprinzen in der That ſo groß, als er ſcheinen wollte, oder heuchelte er noch etwas hinzu, wer vermochte das zu entſcheiden? Wenigſtens ſpielte er alsdann außerordentlich natürlich, denn ſeine Augen waren feucht geworden, als er ſeinen Kopf von der Schulter des jungen Malers erhob, und er blickte mit ſchmerzlich bewegtem Ausdruck gen Himmel, als er, ihm beide Hände reichend, nach einem tiefen Seufzer ſagte: „Laſſen Sie mich jetzt allein, mein lieber Freund, ich muß ohne Zeugen nachdenken, träumen über Vergangenheit und Zukunft — o, wie Sie glücklich ſind, gegenüber mir!“

Sechzehntes Kapitel.

In der fünfzehnten Wendung, düstere Wolken am Himmel und Nebelstreifen im Thal.

Wenige Tage vor den eben erzählten Ereignissen, die vielleicht für den geneigten Leser nur dadurch einiges Interesse haben, als die Mittheilung derselben für unsere wahren Geschichten durchaus nothwendig ist, hatte eine junge Dame die Residenz mit dem Frühschnellzuge verlassen, und zwar in der Richtung nach Belgien. Diese junge Dame war sehr einfach gekleidet und würde gern in der dritten Klasse gefahren sein, im Falle der Kurierzug eine solche mit sich geführt hätte; doch hätte sie sich trotz ihrer sehr einfachen Kleidung, so ohne alle Begleitung, in einem Wagen dritter Klasse zwischen Landleuten, Arbeitern und sonstigen Reisenden aus dem Mittelstande und darunter, mit ihrer eleganten Gestalt und ihrem feinen, vornehmen Gesichte seltsam ausgenommen,

ſich wahrſcheinlich unbehaglich gefühlt und wäre den Anderen vielleicht verdächtig erſchienen. Hatte doch der Kondukteur, als ſie an den Zug trat, ein Coupé erſter Klaſſe geöffnet und ſie alsdann, nachdem ſie dieſen Irrthum aufgeklärt, zu einem Wagen zweiter Klaſſe geführt, in dem ſie ſich ſtundenlang ganz allein befand. Ach, und Erwünſchteres konnte der armen Ellen nichts begegnen, wie wohl that ihr die Einſamkeit in dem kleinen, behaglichen Raum, den ſie ſich jetzt ſo leicht mit Bildern angenehmer, aber auch wieder ſehr trauriger Geſtalt bevölkern konnte! wie angenehm erfriſchte ſie der ſcharfe Luftzug, der ihr entgegenwehte und ihr blondes Haar fliegen machte! wie wohlthuend war für ſie das Sauſen, Brauſen und Klirren des Zuges, denn dieß ſtets ſich wiederholende Geräuſch übertönte einzelne Worte, die ſie zuweilen laut vor ſich hin ſprach, Ausrufungen eines tiefen Schmerzes, und wie glücklich war ſie alsdann, ihre Hände minutenlang vor das Geſicht preſſen zu können, ohne von Jemand geſehen zu werden!

Nach und nach wurde ſie ruhiger, blickte ſtundenlang mit weit geöffneten Augen in die Landſchaft hinaus und ſchien ſogar Intereſſe zu nehmen an den vielerlei Gegenſtänden, die ſcheinbar an ihr vorüberflogen, wobei es indeſſen wohl nicht das Intereſſe an all' dieſen Dingen war, auch wohl nicht von dem ſcharfen Luftzuge

herrührte, daß ſich zuweilen ihre großen, dunklen Augen mit Thränen füllten.

Doch kam auch dieß immer ſeltener vor, und ſpäter nahm ſie aus ihrer Reiſetaſche ein Buch und verſuchte zu leſen, legte es aber nach Kurzem mit einem tiefen Athemzuge wieder bei Seite, um aus den vielerlei Sachen, die ſich ſonſt noch in dem kleinen Täſchchen befanden, einen einfachen grauen Handſchuh hervorzuſuchen, den ſie einen Augenblick an ihre Lippen drückte und ſorgfältig wieder verbarg, um gleich darauf eine Brieftaſche zu öffnen, welcher ſie ein Schreiben entnahm, das ſie aufmerkſam durchlas, und das ſie ſehr zu intereſſiren ſchien, obgleich dieſes Schreiben ein zwei Jahre altes Datum trug. Dieſes Schreiben war von Roſenthal in engliſcher Sprache geſchrieben, aber nicht an Ellen gerichtet, doch war von ihr in dieſem Schreiben die Rede, und las ſich wie ein geſchäftsmäßiger, aber dringend gehaltener Empfehlungsbrief, worin der Schreiber deſſelben einer ſehr achtbaren alten Dame in London ein junges Mädchen empfahl, das eine Stelle als Geſellſchafterin oder Gouvernante ſuchte.

Als Ellen dieſe Zeilen überflog, erinnerte ſie ſich unter einem traurigen Lächeln des Tages, wo ſie daſſelbe nach einer heftigen Szene, ähnlich der, wie wir ſie zu Anfang dieſer Geſchichten geſchildert, nach langem Kampfe

man in jener Stadt der Griechen jeden Augenblick erwartet, vor ſich ein paar Männer erſcheinen zu ſehen, im ernſten Geſpräch aus einem Hauſe tretend, angethan mit der purpurgeſäumten Toga, ſo blickt man hier in den engen, finſteren Gaſſen von Toledo erwartungsvoll um ſich und glaubt jeden Augenblick eine geharniſchte Geſtalt erſcheinen zu ſehen, langſam aus der Seitenſtraße herausreitend oder dort vor dem Hauſe mit dem kleinen Steinbalkon haltend, um einer Dame, die ihr freundlich nachwinkt, noch einige ſüße Worte des Abſchiedes zuzuflüſtern. Doch könnte dieſes geiſterhafte Leben in Toledo noch mannigfaltiger ſein; denn während wir den ſchwarzen gepanzerten Reiter dort langſam verſchwinden ſehen, und nur noch das rothe Kreuz auf ſeinem Schilde aus der dunklen Straße hervorleuchtet, öffnet ſich neben uns vorſichtig und leiſe ein kunſtreich verſchlungenes Gitter, und wir erblicken den wehenden Schleier der Maurin, die ſich zum Fenſter herausbeugt, vielleicht um dem dahinziehenden Chriſten, vielleicht aber auch, um Einem aus jener glänzenden Schaar nachzuſchauen, die ſo eben aus dem hufeiſenförmigen Thore des hohen Gebäudes zu unſerer Rechten herausſprengt, einem ſchlanken Reiter, in ſeidenem Gewande, den Stahlharniſch auf der Bruſt, mit Turban und Reiherbuſch.

Und nicht blos in einigen Straßen bemerkt man dieſe Anklänge an die vergangene kriegeriſche Zeit, ganz Toledo iſt voll davon, ein Muſeum der merkwürdigſten Art. In ſeinen winkeligen, ſteilen Gaſſen kann der aufmerkſame Beobachter keinen Schritt thun, ohne jeden Augenblick durch etwas Intereſſantes gefeſſelt zu werden und ſtehen zu bleiben; hier iſt es die eigenthümliche Form eines Hauſes, dort eine Inſchrift, eine halbzerbrochene Säule, zerfallenes Mauerwerk, an dem vielleicht hier und da Ueberreſte der wunderbarſten Sculpturen ſichtbar ſind: ein trotziger Thorweg, deſſen Bogen aus faſt ſchwarzen Steinen gewölbt iſt, während die Flügel aus kunſtvoller Holzarbeit beſtehen, die durch ſchwere Bronzenägel vor ſtarker Berührung geſchützt ſind. Wenn man in den Gaſſen Toledos wandelt, ſo lieſt

von Rosenthal erlangt, und dann preßte sie in tiefer Bewegung ihre Lippen aufeinander, sich erinnernd, daß er am folgenden Tage jenes Schreiben durch die Bemerkung werthlos gemacht, daß jene Dame ihrem Sohne nach Indien gefolgt sei, und Ellen sich vergebliche Mühe machen würde, dieselbe in London aufzusuchen. Trotzdem aber hatte sie das Schreiben sorgfältig aufbewahrt, und jetzt erschien es ihr als ein Nothanker, um das Schiff ihres Lebens nicht in's Ungewisse hinaus treiben zu lassen. Sie wußte, daß Rosenthal in der sogenannten besten Gesellschaft verkehrt und dort ein gutes Andenken hinterlassen habe, hatte er doch noch bis zuletzt in einem genauen Verkehr gestanden mit Sir Frederic Knobbers, dem englischen Gesandten an dem Hofe der Residenz, welche sie soeben verlassen.

„Und wenn auch," dachte Ellen, nach und nach viel ruhiger geworden, „jene Dame nicht mehr in London existirt, so wird doch dieses Schreiben im Stande sein, mir ein anderes anständiges Haus zu öffnen. Ach, und mit welcher Seligkeit will ich arbeiten und mich abmühen, um mir eine ehrenvolle, unabhängige und vielleicht auch glückliche Existenz zu verschaffen!"

Dabei dachte sie auch an ihn, an Rosenthal, an die jetzt erkaltete Hand, welche diese Zeilen geschrieben, und wenn er nun vor ihrer lebhaften Phantasie erschien, wenn

ſie ihn ſchaudernd ſah, mit geſchloſſenen Augen, bleich und blutbefleckt, ſo konnte ſie ſich eines wehmüthigen Gedankens an ihn nicht erwehren, ſo empfand ſie in einem milden, traurigen Gefühle, welches ihr Herz bewegte, daß ein raſcher Tod viel von dem Unrecht geſühnt, das er auch an ihr begangen. Wie von einer ſchweren Laſt befreit, faſt mit einem glücklichen Gefühle aber mußte ſie ſeines Todes gedenken, da nur auf dieſe Art und vollſtändig die Feſſel geſprengt werden konnte, welche ſie in unerträglichen Verhältniſſen hielt, und welche ſie verhindert, und auch ferner wohl verhindert hätte, ein einfaches, vielleicht ärmliches Leben zu führen; aber ein Leben ohne Schmach und Schande.

Daß ihr auch dabei das Bild Arthur's vorſchwebte, wer möchte daran zweifeln und nicht eben ſo gut überzeugt ſein, daß ſie bei dieſen Gedanken ſchmerzlich bewegt ihr Geſicht in beide Hände verbarg, und es dort ruhen ließ, bis ihr gequältes Herz in einem kurzen Aufſchluchzen Erleichterung fühlte? Das waren alsdann traurige Bilder, die während ſolch' langen Dahinbrütens vor ihrer Seele erſchienen, und deren ſie ſich nur dadurch zu entledigen vermochte, daß ſie halblaut ausrief: „Und doch hatt' ich Recht — gewiß, ich hatte Recht, und wenn er auch nur durch ein Zucken der Augenwimper ſeine Ueberraſchung verrathen hätte, daß ich ihn erwartet —

ſo erwartet, ſo mußte mir das genug ſein, ſeine Ueberraſchung zu verſtehen; und wenn er ruhig überlegt, muß er mir heißen Dank wiſſen, ihn ſo vielleicht vor ſpäteren ſchmerzlicheren Ueberraſchungen bewahrt zu haben — und ich mußte ihn bewahren, ich mußte eben ſo gut ſein Leben in jeder Beziehung rein erhalten, wie mich ſelbſt frei von ſpäteren bitteren Vorwürfen — denn ich liebe ihn — ach, ich liebe ihn — — ich liebe Dich, Arthur, mein Arthur!“

Daß er nicht gering von ihr dachte, davon war ſie überzeugt, hatte ſie doch das freudige, glückſelige Aufleuchten ſeiner Blicke bemerkt, als ſie jenes koſtbare Papier in die Glut des Kaminfeuers fallen ließ, als zwei Sekunden genügten, um ein ganzes, großes Vermögen zu verzehren, wie er geſagt. Und was dieß Vermögen anbelangt, ſo hatte ſie ein heimliches Grauen davor empfunden, und hätte es nimmermehr genommen von der Hand, die es ihr geboten; da aber jene erkaltete Hand es in die ihrige gelegt hatte, ſo war ihr hiemit das Recht verliehen worden, darüber nach ihrem Gutdünken zu verfügen. Ja, wenn Roſenthal in jenem Duell nicht gefallen wäre, wenn es ihr der Lebende hätte übergeben laſſen, ſo wäre es eine neue, fürchterliche Feſſel für ſie geworden, und verlaſſen, wie Ellen war, faſt arm und mit geringen, trügeriſchen Hoffnungen für die Zukunft, fühlte

sie es doch so recht, das unaussprechliche Glück, frei und unabhängig zu sein.

Unterdessen jagte die Lokomotive mit den angehängten Wagen auf dem eisernen Wege dahin, in ihrem tollen Laufe Alles überbietend, an Schnelligkeit das edelste Pferd, auch die vom Sturm gejagten Wolken, an Ausdauer selbst den Vogel in der Luft, wobei sich das feuersprühende Ungeheuer so recht seiner Kraft bewußt war, und hohnlachend zischte und übermüthig pfiff, wenn es durch tiefe Tunnels dahinraste, oder hoch über schwindelnde Brückenstege, um gleich darauf, ohne merklich rascher zu athmen, über eine unabsehbare Hochebene dahinzustreichen, in schnurgerader Linie, weit hinter sich drein schwingend die dunkelgraue Rauchfahne, mit dem stolzen Bewußtsein, Tausende von Zentnern spielend, im rasenden Laufe mit sich davon zu reißen. Wie dröhnte die Maschine und schnaubte und brauste im Gefühle ihrer Kraft, ein Gefühl, welches sich jedem einzelnen Wagen, jedem einzelnen der Eisenräder mitgetheilt zu haben schien, denn diese jubelten über die Schnelligkeit, mit welcher sie herumgetrieben wurden, klingend und klirrend, rollend und rasselnd hatten sie eine Weise angenommen, die sie fortwährend ertönen ließen, sehr verständlich für ein Ohr, das für dergleichen Dinge empfänglich ist:

„Weit dahinten, weit dahinten lassen Alles wir zurück,
Weit dahinten, weit dahinten lassen Alles wir zurück."

Aber es befand ſich etwas neben dem eiſernen Wege, das dieſe Weiſe ebenfalls hörte und gewiß verächtlich lächelte, wenn es ſie verſtand; dieß waren einfache Stangen mit zierlichen Porzellanhüten, welche durch Kupferdrähte verbunden waren, jene Stangen, die wir auf einer Eiſenbahnfahrt ſcheinbar ſo eilfertig vorüberhuſchen ſehen, beſcheiden zurücktretend und groß in ihrer Beſcheidenheit, da ſie einen metallenen Reif faſt um die ganze Erde ziehen, und das kaum gedachte Wort mit der Schnelligkeit des Blitzes Tauſende von Meilen im Zeitraum von einer Sekunde durchfliegen laſſen — arme, gedemüthigte Lokomotive, das Verhältniß zwiſchen den Leiſtungen jener Drähte und der deinigen iſt wohl gerade ſo, wie die Bemühungen jener Schnecke, die dort von Schwelle zu Schwelle kriecht! Dabei hat das Wirken dieſer Metalldrähte etwas Unheimliches für uns, wir empfinden wohl die Wirkung, ohne eine Urſache zu ſehen, geheimnißvoll ſchießt das unſichtbare Fluidum vielleicht gerade jetzt an uns vorüber, um, tauſend Meilen durchmeſſend, uns geſpenſterhaft mit einer ſchlimmen Botſchaft entgegenzutreten. Wie manche Blicke hüpfen hoffend und fürchtend von Stange zu Stange, und ſehen im Geiſte, wie irgend eine freundliche oder feindliche Macht die kleine Maſchine regiert, die, ſo unſcheinbar wie ſie iſt, ihren Blitzſtrahl kräftiger,

wenigſtens wirkſamer zu entſenden verſteht, als der alte Donnerer Zeus.

Ellen blickte ebenfalls auf die Telegraphenſtangen, wenn ſie hie und da zum Fenſter hinausſchaute, doch that ſie das gleichgültig, ohne Intereſſe; für ſie war das nicht ein gewaltiger Zauberring, der die Gedanken der fernſt auseinander wohnenden Menſchen verbindet, für ſie waren es eben nur Stangen und Draht, und wenn ſie irgend ein Intereſſe an den erſteren nahm, ſo geſchah das nur, um ihre ſchweren Gedanken zu zerſtreuen, indem ſie dem Vorüberhuſchen der weißen Linien zuſchaute. Für ſie gab es ja Niemand auf der weiten Welt, der im Stande geweſen wäre, ihr einen Brief in Blitzſtrahlen nachzuſenden; Arthur würde das wohl gethan haben, wenn er nur eine Idee gehabt hätte von der Richtung, welche Ellen eingeſchlagen haben könnte, und was Roſenthal anbelangte, ſo war ſeine kalte Hand nicht mehr im Stande, die Zauberformel aufzuſchreiben, die ſie nicht nur erreicht, ſondern auch feſtgehalten haben würde, Roſenthal würde ſich nicht in der Richtung getäuſcht haben, nach welcher Ellen geflohen, Roſenthal würde, ſobald er dieſe Flucht erfahren, mit großer Sicherheit jenen Blitzſtrahl benützt haben, von dem wir vorhin ſprachen, ſein erſter Gedanke würde Ellen geweſen ſein; dießmal weniger aus Zuneigung, als aus Eigennutz, er

würde noch in der Nacht nach jenem Duell — wir ſetzen nämlich den Fall, daß er in demſelben nicht zum Tode getroffen worden wäre — einen Kammerdiener nach der Stadt geſchickt haben, um Ellen aufzuſuchen und ſie von dem Ausgange jenes Zweikampfes in Kenntniß zu ſetzen, er würde umſichtig, wie er in allen Dingen war, den möglichen Fall ihrer plötzlichen Abreiſe vorausgeſehen haben, und hätte ihr zwei Telegramme nachgeſandt, das eine für den Bahnhof in Oſtende, das andere für den von Boulogne, vielleicht ein drittes noch für den betreffenden Bahnhof in London, er würde in den Telegrammen geſagt haben: „ich lebe noch, bin aber ſchwer verwundet und bedarf Deiner Hülfe," und wäre alsdann ſicher geweſen, Ellen vielleicht ſchon am folgenden Tage an ſeinem Lager zu ſehen, zu ſeiner Pflege und Unterſtützung bereit, und durch die Anweiſung, welche er in ihre Hände hatte legen laſſen, reich genug, um ihn mit allem dem Comfort zu umgeben, für den er ſo ſehr empfänglich war.

So ging der Tag vorüber, wie es alle Tage mit gehöriger Abwechslung zu machen pflegen, bald unterhaltend und ſcheinbar kürzer, bald ſcheinbar endlos und ſehr ermüdend, wie zum Beiſpiel bei einer langen Eiſenbahnfahrt. Auch Ellen fühlte ſich ermattet und angegriffen, als der Zug ſpät am Nachmittage durch die

belgiſche Ebene, allerdings in unverminderter Schnelligkeit, dem Meere zujagte, das man endlich hie und da in einer tiefblauen Linie aufleuchten ſah, und deſſen Anblick auch ihr Stärkung und neue Kräfte gab; da drüben, ja ſchon auf den blauen Wogen ſelbſt, lag für ſie die Freiheit, der Beginn eines neuen und gewiß glücklicheren Lebens.

Endlich war auch die letzte Station überwunden, der Bahnzug hielt und die Paſſagiere verließen die Wagen, doch nicht ohne vorher einem Telegraphenbeamten Gehör gegeben zu haben, der ſich eilfertig von einem Coupé des nicht ſehr großen Zuges zum andern drängte, während er laut die Adreſſe eines Telegramms ausrief, das er in der Hand hielt, und wofür ihm bis jetzt ein mehr oder minder verdrießliches Kopfſchütteln als Erwiederung zu Theil geworden war.

„Miß Ellen Warren!“

Hatte ſie ſich getäuſcht, oder hatte man wirklich draußen ihren Namen gerufen? Unmöglich; wem ſollte ſie hier bekannt ſein, wer ſollte gekommen ſein, ſie hier aufzuſuchen? — und doch, es war ihr Name, den ſie jetzt deutlich hörte, es war für ſie, das Telegramm, welches der Beamte fragend in den Wagen hineinhielt.

Wenn man wenig Telegramme erhält, ſo kann man ſich beim Empfang ſtets eines gewiſſen unbehaglichen

Gefühles nicht erwehren; die Nachricht, die es enthält, muß eine wichtige für uns ſein, und eine wichtige Nachricht iſt häufig eine unangenehme Nachricht.

In dem Telegramm, das Ellen nicht ohne große Bewegung in Empfang nahm, ſtanden die Worte: „Ich bin in einem Duell ſchwer getroffen worden und bedarf dringend Deiner Hülfe und Unterſtützung. Du findeſt mich in Moorfeld, unweit der Eiſenbahnſtation Perlenbach, in dem Hauſe, wo ich vorigen Sommer war. Roſenthal.“

Es gibt Schläge, die uns ſo gewaltig treffen, daß ſie unſere Sinne, unſern Körper, unſer Denken und Fühlen in eine Art von Erſtarrung verſetzen, die uns vollkommen gleichgültig erſcheinen läßt, unſer Auge trocken, unſere Miene ruhig, ja unſere Lippen vielleicht gekräuſelt unter einem leichten Lächeln. So erging es der unglücklichen Ellen, und ſie beugte ſich nicht unter der furchtbaren Wucht der erhaltenen Nachricht, ſie dankte dem Beamten, ſie ging feſten Schrittes, um ihren kleinen Koffer einzulöſen, und nahm alsdann einen Wagen, um einen Gaſthof aufzuſuchen, der ihr von früher bekannt war. Erſt als ſie dort in ihrem Zimmer allein war, die Depeſche geleſen und wieder geleſen, und ſich nun bewußt wurde, daß das unerbittliche Schickſal ſie auf's Neue mit eiſerner, zermalmender Fauſt gepackt und feſthielt,

da durchſchauerte es ſie wie Fieberfroſt, da ſank ſie auf einen Stuhl, und da verbrachte ſie eine entſetzlich qualvolle Stunde, ehe ſie unter erleichternden Thränen den Entſchluß faßte, der hier für ſie der einzig richtige und mögliche war, den Entſchluß, augenblicklich zurückzukehren.

Stark wie Ellen war, wenn es galt, einen einmal gefaßten Beſchluß, den ſie für nützlich und nothwendig hielt, auszuführen, fühlte oder ſchien ſie nicht mehr zu fühlen die Folgen der ermüdenden Fahrt, und ein paar Stunden ſpäter konnte man ſie wieder auf dem Perron des Bahnhofes in Oſtende ſehen, wo ſie geduldig, ergeben, ja faſt theilnahmlos zu warten ſchien auf den Abgang des Nachtzuges, mit welchem ſie die heute erſt durchflogene Strecke wieder zurücklegen wollte. Hätte es eine ſchnellere Gelegenheit gegeben, Ellen würde ſie benutzt haben, nicht durch das Gefühl der Liebe, der Dankbarkeit, ja nur einer regeren Theilnahme zu Roſenthal getrieben, ſondern in dem Bewußtſein, daß er elend, verzweiflungsvoll zu Grunde gehen werde, wenn ſie nicht in kürzeſter Zeit an ſein Lager trete, um ihn zu beruhigen, nicht durch ihr eigenes Erſcheinen — o nein, ſondern um ihm, ſolange er vielleicht noch an der erhaltenen Wunde zwiſchen Tod und Leben ſchwebte, durch eine noch zu erſinnende Fabel die Beruhigung zu gewähren, daß die ihr anvertraute große Summe irgendwo ſicher für ihn niedergelegt ſei.

man ein illuſtrirtes Gedicht von der Adelsfreiheit, der Ritterlichkeit, der Ehre und Wehrhaftigkeit der ſpaniſchen Nation.

Ueberraſchend war es uns und machte einen unheimlichen Eindruck, bei unſerem Einreiten ſo gar Niemanden auf den Gaſſen zu ſehen. Gewiß war es ein minder belebtes Stadtviertel, durch welches wir unſeren Einzug hielten, aber auffallend war es doch, daß wir bei klarem Himmel nicht einem einzigen menſchlichen Weſen begegneten. Wohl vermehrte dieß den eigenthümlichen Eindruck, den Toledo auf uns machte, doch erſchwerte es uns auch anderntheils das Auffinden unſerer Herberge; denn unſer Arriero kannte wohl eine ſehr geringe Poſada in Toledo, von der Fonda de Lima hatte er indeſſen nie reden gehört. Endlich gelang es uns, eines Geiſtlichen habhaft zu werden, der uns auch freundliche Anweiſung gab, unſeren Gaſthof zu finden. Ehe wir denſelben übrigens erreichten, ging es meinem Pony wie dem Roſſe des Cid, als dieſer nach der Eroberung der Stadt mit dem tapferen Alonſo VI. ſeinen Einzug in Toledo hielt. Und ich bin ſtolz auf dieſe Aehnlichkeit der Verhältniſſe. Mein kleines Pferd rutſchte nämlich auf dem glatten, ſteilen Pflaſter aus und ſtürzte auf die Kniee, ſprang aber gleich darauf wieder in die Höhe, um ſeinen Weg fortzuſetzen. Babieca dagegen, das Schlachtroß des Cid, ſank beim Einreiten ſeinerſeits ebenfalls auf die Kniee und blieb ruhig liegen, was ſeinen Herrn ſo wie den König ungemein überraſchte, da Babieca als ſehr ſtolz und trotzig bekannt war. Man ließ deßhalb auf der Stelle nachgraben und fand unter der Erde den blutigen Chriſtus wieder auf, der ſchon unter dem Gothenkönige Athagilde Lahme und Blinde heilte und ſeitdem ſpurlos verſchwunden war. Dieſes Wunder erſchien um ſo größer, als zu ſeinen Füßen die ewige Lampe klar und hell brannte, als habe man ſie erſt geſtern mit friſchem Oel verſehen, während das doch zum letzten Male vor ſo viel hundert Jahren geſchehen war. Der blutige Chriſtus iſt übrigens heute noch zu ſehen, und zwar in der Kapelle del ſantiſimo Criſto de la ſangre auf dem Zocodover, dem älteſten Marktplatze von Toledo.

Allerdings wenn sie daran dachte, so schien sie ihre Fassung völlig zu verlieren, dann drückte sie die Hände krampfhaft zusammen, dann stöhnte sie leise, aber schmerzlich, und dann war sie wohl halb und halb im Begriff gewesen, den Bahnhof zu verlassen, um das rettende Schiff nach England zu gewinnen.

Was sie an baarem Gelde besaß, wurde so ziemlich durch die Rückreise verschlungen; doch hatte sie noch einige Dinge, wenn auch nicht von allzu großem Werthe, die sie verkaufen konnte, um wenigstens nicht mit leeren Händen an seinem Lager zu erscheinen. Ob er auch dringend auf Hülfe in dieser Richtung hoffte, sie wußte es nicht genau; aber sie erinnerte sich an Aeußerungen, welche Rosenthal in letzterer Zeit gethan, die sie vermuthen ließen, daß er vergeblich auf bedeutende Geldsendungen irgendwoher gewartet; — ob er auch darin, wie in so manchen andern Dingen, ihr und wohl auch sich selbst etwas Trügerisches vorgespiegelt, Gott allein konnte es wissen, — war es ihr doch nie möglich gewesen, den Irrgängen dieses seltsamen Charakters zu folgen, und hatte er es doch stets verstanden, sie durch Unwissenheit in gewisser Beziehung von sich abhängig zu erhalten. Doch war es jetzt nicht dieß Gefühl der Abhängigkeit, welches Ellen zu Rosenthal zurückführte, sondern es war einzig und allein die wohl gerechtfertigte Scheu eines durch und durch edlen

Wesens: in seiner Erinnerung fortzuleben als mit einer niedrigen Handlung belastet — er selber wäre vielleicht, selbst unter andern Verhältnissen, im Besitz jenes Geldes nicht zu ihr zurückgekehrt, sondern hätte sie rücksichtslos ihrem Schicksale überlassen.

Dann saß sie wieder in der Ecke des Eisenbahnwagens, und nicht einmal die stille Nacht nahm sich mitleidig ihrer an, kein süßer Schlaf milderte ihre Seelenqual, und wenn auch zuweilen die Ermüdung ihres Körpers sie in einen leichten Schlummer versenkte, so fuhr sie doch gleich darauf wieder erschreckt in die Höhe, und schaute um sich her mit den Gefühlen, die man wohl hat, wenn man mit wankenden Schritten auf gefährlichem Pfade neben einem tiefen Abgrund wandelt; — endlich, endlich kam der Tag mit seinen wechselnden Bildern und verschiedenartigen Eindrücken, welche ihr die Stunden bis zum vorläufigen Ziel ihrer Reise etwas rascher verschwinden ließen. Ellen war während ihres Aufenthaltes in der Residenz mit zu wenig Bewohnern derselben in Berührung gekommen, als daß sie, dicht verschleiert, wie sie nach Ankunft des Zuges durch die Straßen wandelte, hätte fürchten müssen, vor Jemand erkannt zu werden; nur allein bei dem Gedanken zitterte sie, ihm zu begegnen, ihm, dessen scharfes Auge wohl nicht getäuscht worden wäre durch die etwas gebeugte Haltung, die sie an-

genommen, sowie durch ihre geringe, unscheinbare Kleidung.

Sie begab sich in das Gewölbe eines Juweliers, von dem sie wußte, daß er sich mit dem Einkauf von Steinen und Kostbarkeiten befaßte, und wurde dort von dem Eigenthümer des Ladens, einem älteren Herrn, allerdings etwas flüchtig angehört und gebeten, sich auf einem Stuhle niederzulassen, um einen Augenblick zu warten, bis er in seinem Bureau ein begonnenes Geschäft, für welches er in beiden Händen große Etuis trug, beendigt habe. Es dauerte auch nicht lange, so kehrte er in Begleitung eines ziemlich großen und mageren Mannes zurück, um diesen unter tiefen Verbeugungen und behaglichem Händereiben bis an die Thüre des Ladens zu begleiten; doch schien dieser seine Absicht, das Gewölbe zu verlassen, geändert zu haben, man hätte glauben können, beim Anblicke der jungen Dame, welche ihren Schleier zurückgeschlagen hatte, ein Gedanke, der übrigens Ellen durchaus nicht in den Sinn kam, denn sie erinnerte sich nicht, diesen großen und mageren Herrn je gesehen zu haben, auch war es nur ein sehr flüchtiger Blick, den er der jungen Dame gegönnt, um sich alsdann an den Ladentisch zu lehnen und den Juwelier zu ersuchen, sein Geschäft mit jener Dame zu betreiben, da er noch warten wolle, um später noch etwas, das er vergessen, mit ihm

zu beſprechen. Er ſagte das mit einer fremdklingenden Ausſprache und mit einer etwas eigenthümlichen Satzbildung.

Ellen zögerte in ſichtbarer Verlegenheit, und erſt als der Juwelier, der mit dieſer Art von Kunden und Geſchäften wohl vertraut ſchien, ſich zu ihr in die fernſte Ecke des Ladens begeben, wohin ſie gegangen war, anſcheinend, um die dort ausgelegten Schmuckſachen zu betrachten, theilte ſie ihm flüſternd ihren Wunſch mit und zeigte ihm die Gegenſtände, welche ſie verkaufen wollte; dieſe waren nun, wie ſchon früher bemerkt, von keinem großen Werthe, was ihr der Geſchäftsmann mit einem leichten Achſelzucken ſagte, worauf der lange, magere Herr, der dieſer Verhandlung aufmerkſam gefolgt zu ſein ſchien, ihn im reinſten und vortrefflichſten Engliſch zu ſich rief, um ihm alsdann leiſe zu ſagen: „Zahlen Sie der Dame den zehnfachen Werth der Gegenſtände, welche ſie Ihnen ſoeben angeboten, ich nehme die Sachen für mich!“

„Wenn Excellenz befehlen, mit großem Vergnügen.“

Dann nickte der Andere kurz mit dem Kopf und verließ das Gewölbe.

Obgleich Ellen jene Worte, welche in ihrem Intereſſe gewechſelt worden waren, nicht verſtanden hatte, ſo ahnte ſie doch etwas davon, und es berührte ſie unangenehm

ſchmerzlich, als nun der Juwelier die ihm angebotenen Gegenſtände nach ſcheinbar genauerer Prüfung als von weit bedeutenderem Werth erklärte und eine Summe dafür bot, welche der Beſitzerin als unverhältnißmäßig groß erſcheinen mußte, von welcher der Geſchäftsmann aber, als mit ſeinem Gewiſſen unverträglich, nicht herunter-gehen zu können erklärte.

Ellen ſchwankte einen Augenblick und fühlte ſich faſt verſucht, die Gegenſtände wieder an ſich zu nehmen; doch ſchien das der Juwelier gar nicht für möglich zu halten, und zählte ohne Weiteres den gebotenen Preis in Gold-ſtücken vor ſie hin.

Hätte Ellen gewußt, daß der lange, magere Herr, nachdem er fortgegangen, ſie von der Straße aufmerkſam betrachtete und dann in den Winkel einer benachbarten Thüre trat, um ſie den Laden verlaſſen zu ſehen, viel-leicht um ihr zu folgen, ſo würde ſie wahrſcheinlich die ihr gebotene Summe nicht angenommen haben, und nur das Bewußtſein, daß ſie ja nicht in ihrem eigenen In-tereſſe handelte, vermochte einigermaßen das unange-nehme Gefühl zu lindern, mit welchem ſie die kleine Goldrolle annahm, um hierauf mit flüchtigem Danke davon-zueilen.

Der lange Herr hatte ſie indeſſen feſt im Auge be-halten und folgte ihr mit ſichtlichem Intereſſe durch die

Straßen der Stadt, ohne indeſſen ſeinen Zweck, noch einmal ihr ihm vielleicht bekannt erſchienenes Geſicht zu ſehen, erreichen zu können; denn als ſie vor ihm um eine Straßenecke verſchwunden war, und er nun dieſe mit eiligen Schritten erreicht hatte, ſah er die Dame nicht mehr, wohl aber einen Fiaker, der im vollen Laufe der Pferde davonfuhr.

„O — o — o — o — o!“ ſagte der lange Herr plötzlich ſtehen bleibend, „ſollte ſie doch bemerkt haben, daß ich ihr gefolgt bin? und wenn dem ſo iſt, was vermochte ſie wohl, ſo vor mir zu fliehen, da ich mir doch gewiß nicht das Anſehen gegeben habe, als wollte ich ſie in irgendwelcher Weiſe beläſtigen? — aber ſie war es, darauf möchte ich ſchwören, ja ſie war es gewiß, denn ſolch' ein ſchönes, edles und liebliches Geſicht gibt es wohl kein zweites auf der Welt — wundervolle Züge, von einer Reinheit, die unmöglich lügen können, was auch Seine Königliche Hoheit der Kronprinz aus irgendwelchem Grunde mir Anderes darüber zu ſagen beliebten, und dieſer Grund iſt am Ende nicht ſo ſchwer zu verſtehen, wenn wirklich etwas vorhanden wäre, das ihm vielleicht das Recht einer ſo eiferſüchtigen Beſchuldigung verlieh. Doch wollen wir uns noch erlauben, an dieſem Rechte zu zweifeln, und ob ein ſolches Recht beſteht, darüber könnte uns Freund Weßner am beſten aufklären;

verſuchen wir unſer Glück, ob wir Eintritt bei ihm erhalten.“

Damit wandte ſich der große, magere Herr um, nachdem er dem davoneilenden Wagen ſo lange nachgeſehen, bis dieſer an einer Biegung der Straße verſchwunden war, worauf er dann in der entgegengeſetzten Richtung davonging. Dieſer Herr hatte ganz das Anſehen eines vornehmen Mannes, war in vorgerückten Jahren, ſah aber ſehr gut erhalten aus; ſeine Kleidung war elegant, von außerordentlich guten und feinen Stoffen, dabei ſehr modiſch gemacht; doch bemerkte man, daß vom Zuſchnitt des letzten Jahres ſo viel abgewichen worden war, um der größtmöglichen Bequemlichkeit volle Rechnung zu tragen.

Er ging durch verſchiedene Straßen und trat dann in ein etwas alt ausſehendes Haus, wo er drei Treppen hinaufſtieg, um an einer Thür, trotzdem man auf einem Zettel an derſelben las, daß der Bewohner nicht zu Hauſe ſei, dreimal, und jedesmal mit einem Doppelſchlage, zu klopfen. Eine eigenthümliche Art, ſich anzumelden, die wahrſcheinlich auf einer getroffenen Uebereinkunft beruhte und denn auch nicht ohne Erfolg war, da ſich nach ein paar Minuten die Thür ein wenig öffnete, und Arthur Weßner, die Palette und den Malerſtock in der Hand, vorſichtig zwiſchen der Spalte hervorſchaute.

„Ah, Sie sind es, Excellenz?“ fragte er, ohne die Thür weiter zu öffnen.

„O ja, da bin ich es selber, und möchte Sie nur fragen, mein uerther Freund, ob Sie sich vielleicht gerade mit einem Modell beschäftigen, denn in diesem Falle ueiß ich uohl, daß ich nieder zurücklehren müßte, uas mir aber jetzt nirklich sehr unangenehm uürde sein.“

„Ein Modell ist gerade nicht bei mir, Sir Frederic, aber —“

„O — o, ein sehr böses Uort das Aber, und uürde ich es gerade heut als eine große Freundlichkeit betrachten, uenn Sie dieses Aber nicht ausgesprochen hätten, oder uenn Sie es nicht mehr aussprechen uürden, ich möchte nur eine kleine Viertelstunde mit Ihnen plaudern, uissen Sie, über das Bild bei dem Kronprinzen, uorüber ich Ihnen neulich schon gesprochen hatte, und uerde gewiß nicht so indiskret sein, Ihre neue Arbeit betrachten zu uollen, uenn Sie das nicht ganz besonders von mir verlangen uürden.“

„Sei es denn um eine Viertelstunde, Sir Frederic,“ erwiederte der junge Maler lächelnd, „auch noch etwas mehr, wenn Sie mir erlauben, ruhig fortzuarbeiten.“

„Uas mir von sehr großem Genuß sein uird, uenn ich darf dann sehen, uas Sie arbeiten, uoran ich großes Interesse und sehr viel Hoffnung habe.“

„Leider kann ich Ihnen noch nicht viel zeigen," gab Arthur zur Antwort, nachdem er die Thür ſorgfältig wieder verſchloſſen und nun dem ehemaligen Geſandten von England an die Staffelei folgte, wo dieſer mit einem lauten Ausruf freudiger Ueberraſchung das angefangene und in der Geſtalt der Ophelia ſchon ziemlich weit vorgerückte Bild betrachtete.

„Ah," rief Sir Frederic Knobbers, „das iſt ſie — in der That, das iſt ſie, nie ähnlich, nie wunderbar ähnlich, nie ſchön, nie wunderbar ſchön!"

„Wen meinen Excellenz?" fragte der Maler mit einem etwas unbehaglichen Gefühl, worauf der Andere ſchon im Begriffe war, ſeines zufälligen Zuſammentreffens mit jener jungen Dame im Laden des Juweliers zu erwähnen; doch hielt er es für beſſer, von demſelben erſt ſpäter zu ſprechen, und erwiederte deßhalb: „Wen könnte ich meinen, mein lieber Herr Neßmer, als jene Dame auf dem Bilde des Kronprinzen, die auf mich einen ſo großen, ja wirklich unauslöſchlichen Eindruck gemacht?"

„A—ah ſo, ich erinnere mich, — allerdings beſteht zwiſchen Beiden eine Aehnlichkeit; aber ſo flüchtig und unausgeſprochen, wie das bei einem Gebilde der Phantaſie auch nur ſein kann."

„Bei einem Gebilde Ihrer Phantaſie?" fragte Sir

Frederic, wobei ein kaum bemerkliches Lächeln ſeine eigene Zufriedenheit darüber anzudeuten ſchien, daß er ſoeben des Zuſammentreffens mit jener jungen Dame nicht erwähnt, — „alſo wirklich nur ein Bild Ihrer Phantaſie?“ ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu, während welcher das Lächeln auf ſeinen Zügen nicht nur deutlicher geworden war, ſondern auch einen recht pfiffigen Ausdruck angenommen hatte, mit welchem er nun ſein Geſicht voll dem jungen Maler zuwandte, und mit aufgehobenem Zeigefinger hinzuſetzte:

„Wollen wir ſein wahr gegen einander, nehm Sie nichts darüber einzuwenden haben, oder wollen Sie mir wenigſtens erklären, warum Seine Königliche Hoheit der Kronprinz ganz anders über Ihr Bild geſprochen hat, und beſtimmt eines Originals erwähnt, nach welchem es gemalt ſei.“

„Wenn der Prinz das gethan hat,“ antwortete Arthur mit einer unmuthigen Bewegung, „woran ich übrigens durchaus nicht zweifle, ſo darf ich mir natürlicher Weiſe nur erlauben, zu ſagen, der Prinz muß das beſſer wiſſen als ich.“

„O, laſſen wir nicht ſo miteinander reden, mein lieber Herr Weßner, Sie kennen mich nicht von geſtern, auch was Diskretion und Verſchwiegenheit anbelangt, und ich dagegen kenne den Prinzen genau genug, um zu

Fünfzehntes Kapitel.

Toledo.

Die Straßen Toledo's. Toledo. Die Waffenfabrik. Alte Toledaner Klingen. Der Zorn des heiligen Petrus. Die Kathedrale. Der Hauptthurm. Blick auf die Stadt mit ihren Umgebungen. Der Tajo. Der Mirador König Roderichs. Ein Spaziergang um die Stadt. Die einsame Kapelle. Die Kämpfe um Toledo. San Juan de los Reyes. Das Judenquartier. Prächtige Ueberreste maurischer Baukunst. Das Spital von Santa Cruz. Der Alcazar. Der Pferdevermiether von Toledo. Eine Decoration zur Unterwelt.

Die Fonda, in der wir abgestiegen, war ein bescheidenes Haus, sehr klein, obgleich dessen Eingang, ein hoher gothischer Steinbogen, mehr versprach. Glücklicherweise waren wir die einzigen Fremden und erhielten deßhalb die besten Zimmer, zwei große Räume mit weißen Kalkwänden, an denen Schilderungen aus dem Leben des Cid Campeador und des Don Quixote hingen. Das Ameublement bestand aus einem Tische und Rohrstühlen, und die Betten, in eisernen Gestellen, wie fast überall in Spanien, waren ziemlich gut. Da unsere Wohnung in einem finsteren Hofe lag, von allen Seiten überragt von schwarzen Mauern, und deßhalb nie einen Sonnenstrahl zu sehen bekam, so war sie recht unangenehm kalt, und wir kauerten uns dicht um den Brassero zusammen, auf dessen Rand wir die Füße setzten, um uns einigermaßen zu erwärmen. Das war [illegible] unseren Ritten immer die angenehmste Stunde; da gingen wir lachend und scherzend noch einmal den ganzen vergangenen Tag durch, da wurde die Karte über unsere Kniee ausgebreitet, die Stadt, wo

uiſſen, daß er mit voller Ueberzeugung, ja mit Gewiß-heit und Uiſſenſchaft von dem Original jenes Bildes ſprach; ja, hätte er ſich über etuas dabei vantirt, ſo würde mir vielleicht ein Zweifel gekommen ſein."

„Ah, das hätte in der That auch noch gefehlt!" rief Arthur, ſich vergeſſend, mit Heftigkeit aus.

„Im Gegentheil, er ſprach mit einer Bitterkeit von dem Original jenes Bildes, die mich ſtaunen machte, ja die mich — uarum ſollt' ich es nicht geſtehen, tief ver-letzte, denn uas er ſprach, ſagte er mir, nährend ich die wundervollen, reinen, ja heiligen Züge Ihrer Märtyrerin betrachtete, und nährend ich bei mir dachte, da muß Einer bittere Erfahrungen gemacht haben, um ſo etuas zu ſagen, uas ſich uie eine ſehr böſe Verleumdung an-hörte."

Der Maler warf den Kopf heftig in die Höh', als wolle er dadurch ausdrücken, wie einverſtanden er mit den Worten Sir Frederic's ſei; er hatte dabei den Pinſel ergriffen und brachte einige feſte, breite Striche mit ſehr großer Lebhaftigkeit auf die Leinwand, dann ſich auf ſeine Arbeit niederbeugend, fragte er in ſcheinbar gleich-gültigem Tone: „Was ſprachen denn Seine Hoheit von dem angeblichen Original des Bildes?"

„Uahrlich nichts Gutes, er war nervös aufgeregt, und ich fand ihn in einer gereizten Stimmung!"

„Unter Anderem, was ſagte er?“

„Nun, er ſei da noch zur rechten Zeit einer gefährlichen Klippe entgangen — es handle ſich um eine etwas mehr als zweideutige Perſon —“

„O, o,“ rief Arthur, „das iſt ſtark, dieſe Großen der Erde nehmen es recht leicht mit ihren Beſchuldigungen.“

„Von denen ich übrigens nicht viel glaub', mein lieber Herr Neßner, nachdem ich die Dame geſehen,“ antwortete Sir Frederic, verbeſſerte aber das, was ihm entſchlüpft war, ſogleich wieder durch den Zuſatz: „nachdem ich das Bild Ihrer Märtyrerin geſehen, und nachdem ich bei der Aehnlichkeit deſſelben mit dem edlen Kopfe hier auf der Leinwand auf das Original zu ſchließen vermag.“

„Sie halten alſo feſt an einem Original?“ fragte der Maler mit einem trüben Lächeln.

„Ob ich daran feſthielt, wenn ich das Glück hätte, es zu kennen! — ah, glauben Sie mir, junger Mann, wenn man in meinen Jahren einen ähnlichen Eindruck empfängt, ſo iſt er dauernder, unverwiſchbarer als in den Ihren.“

„Wer weiß, Excellenz!“

„O ja, wer weiß, und da ich einmal dieſen Eindruck ſehr empfangen habe, ſo thun Sie mir wohl die Liebe,

Herr Ueßner, und ſagen mir nicht, ob das Original dieſes Bildes exiſtirt, denn davon bin ich vollkommen überzeugt, ſondern welches Recht der Prinz wohl hatte, als er den Charakter jener Dame vor mir in ein zweideutiges, ſehr gehäſſiges Licht ſtellte."

„In dem Falle wird er wohl Thatſachen angegeben haben?"

„O nein, obgleich er ſeinen Worten nach hätte ſehr ſchwere Thatſachen hervorbringen müſſen, um dieſe Worte zu bekräftigen — — und doch von Thatſachen nannte er eine, daß dieſe Dame nämlich mit Roſenthal in einem ſehr intimen Verhältniß geſtanden, ja daß ſie bei ihm, oder er bei ihr genächtigt hätte."

Arthur biß die Zähne zuſammen, um ein ſchlimmes Wort, das ſeinen Lippen entſchlüpfen wollte, zu unterdrücken.

„Das iſt doch eine Thatſache," fuhr Sir Frederic mit einem ſo großen und ſichtbaren Intereſſe in ſeinen Zügen fort, daß man ſich wundern mußte, dieſelben in ſolche Bewegung gerathen zu ſehen, — „das iſt doch eine Thatſache," fuhr er dringender fort, „auf die man nur mit einem beſtimmten Ja und Nein antworten kann, und Sie würden mich zum größten Dank verpflichten, wenn Sie vermöchten, mir auf dieſe Thatſache zu antworten — — — — ich kannte zu genau Roſenthal," fuhr er nach einer Pauſe fort, als er ſah, wie ſich der Maler, den

Kopf in die Hand gelehnt, unbeweglich und ohne zu ſprechen gegen ſeine Staffelei ſtützte — „es war das, ganz gelinde geſagt, mindeſtens ein räthſelhafter Charakter, der es auch nicht genau nahm mit dem Ordnen verlorener Ketten, wie ich Gelegenheit hatte zu erfahren — wenn alſo jene Dame, von der ich wiederholen muß, daß ich von ihrer Exiſtenz überzeugt bin, mit Roſenthal in einem intimen Verhältniſſe ſtand, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß das ſchon im Stande wäre, mich recht traurig zu machen."

Arthur hörte wohl die in recht dringenden, ja in warmem, theilnahmvollem Tone ausgeſprochenen Worte, aber ſtatt darauf zu antworten, beſchäftigte ſich ſeine Seele fragend mit dieſen Worten, und er bemühte ſich umſonſt, zu ergründen, woher wohl die Theilnahme rühre, welche Sir Frederic ſo offenbar und ſo herzlich zeigte — ah, ſie war ja eine Engländerin, wußte er das vielleicht in ſeiner Eigenſchaft als Geſandter Englands? — kannte er etwas von ihrem früheren Leben, oder von ihrem wirklichen Verhältniß zu Roſenthal? — — nein, alsdann hätte er ja nicht nothwendig gehabt, ſo dringend ſeine Fragen zu ſtellen, und dieſe Fragen zu wiederholen, wie er jetzt in einem kälteren, faſt verletzten Tone that, worauf Sir Frederic hinzuſetzte, indem er nach ſeinem Hute langte, der ſeitwärts auf dem Tiſche ſtand: „Wenn ich mit meinen Forſchungen indiskret geweſen bin, oder wenn Sie

mir von jener Dame durchaus nichts Gutes zu ſagen vermögen, ſo bitte ich Sie um Verzeihung und will Sie nicht länger ſtören!“

Das war es ja nicht, was Arthur's Zunge gefeſſelt hielt, o, er hätte ja ſo gern vor aller Welt den Handſchuh hingeworfen, um die edle, ja um die reine Geſinnung der Innigeliebten zu vertheidigen; aber wie der glückliche Schatzgräber fürchtete er ſich, von dem koſtbaren Gute zu reden, das er in einer glücklichen Stunde leuchten und glänzen geſehen; wenn auch der Schatz, wie durch Zauberſpruch, ſeinem Auge wieder entſchwunden war, ſo zitterte er doch, einem Anderen, vielleicht Glücklicheren, das Vorhandenſein deſſelben zu verrathen — wogegen es ihm anderntheils wieder unerträglich ſchien, hier ſchweigen zu müſſen, wo man ſie, die er anbetete, auf ſo gehäſſige Weiſe angriff und verleumdete.

„Eine Thatſache feſtzuſtellen,“ meinte Sir Frederic in ruhigem Tone, während er mit der Hand über die ſchwarze, glänzende Fläche ſeines Hutes ſtrich, „wäre in dieſem Falle wohl am allerwenigſten eine Indiskretion zu nennen, beſonders wenn ich Ihnen, wie ich hiermit thue, feierlichſt mein Ehrenwort gebe, daß das Intereſſe, welches ich an jener Dame nehme, nur das höchſt ehrenwertheſte und anſtändigſte iſt. Wir haben da eine hohe Perſon, die mit etwas verächtlicher Miene von einem Verhältniß jener

Dame mit Rosenthal sprach — Sie, mein lieber Freund, kennen diese Dame, denn Sie haben ihr Porträt gemalt, und ich müßte sehr blind sein, um nicht zu sehen, daß Sie einiges Interesse an ihr nehmen, glaube auch überzeugt zu sein, daß Sie etwas von ihren Verhältnissen kennen, warum wird es Ihnen alsdann so schwer, mir zu sagen die Wahrheit, oder nur zu beantworten meine Frage?"

„Welche Frage denn, Sir Frederic?"

„Ob Sie wissen, daß jene Dame mit Rosenthal in einem intimen Verhältniß gestanden?"

„— — — — Ja, das weiß ich!"

„Ob er bei ihr aus und ein ging, wie man nur zu den Vertrautesten geht, in ihrer Wohnung verkehrte, wie man nur im eigenen Hause zu verkehren pflegt, wenn ich mich wohl nicht ganz richtig ausdrücke, so werden Sie mich doch verstehen?"

„Gewiß, — und ich vermag auch nicht zu leugnen, daß man die Wahrheit gesagt."

„— — — — Und eine sehr traurige Wahrheit — — ah, bei Gott, eine recht traurige Wahrheit!" sagte der Andere in einem sehr leisen, sehr milden und sehr schmerzlichen Tone.

„Und warum das, Sir Frederic?" rief der junge Maler mit aufleuchtenden Blicken und in einem herausfordernden, beinahe trotzigen Tone, wobei sich seine

Stimme zu einem faſt freudigen Ausdruck erhob, denn er glaubte das Wort gefunden zu haben, um das Andenken der Geliebten vor vielleicht unberufenen Fragen rein und glänzend darzuſtellen; „warum ſollte jene Dame nicht zu Roſenthal in einem intimen Verhältniß geſtanden, warum ſollte ſie nicht mit ihm verkehrt haben, wie man nur im eigenen Hauſe miteinander verkehrt, — die Schweſter mit dem Bruder?“

„A — a — a — ah,“ rief Sir Frederic mit freudigem Tone, „was Sie mir da ſagen, mein lieber Herr Ueßner, macht mich in der That recht glücklich, und nun darf ich Ihnen wohl wiederholen, was ich ſchon neulich die Ehre hatte Ihnen zu ſagen, daß ich Sie nämlich dringend bitten muß, dieß Bild auf Ihrer Staffelei unter jeder Bedingung für mich zu vollenden.“

Siebenzehntes Kapitel.

In der sechzehnten Wendung, Bergeshöhe und ein gastliches Dach.

Am Ende eines kleinen Dorfes, und zwar wo auf einer sanftansteigenden Straße die letzten Häuser standen, lag ein ziemlich großer Garten, welcher in der guten Jahreszeit voll hübscher, schattiger Partieen war, dessen geschlungene Wege häufig auf Plätze führten, wo man einen Ausblick in die weite Landschaft hatte, oder einen Einblick in sich selbst, in Lauben und unter schattigen Gängen, oder Wege, welche die Umherwandelnden auch in einen andern Theil des großen Gartens brachten, wo das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden war, und wo man gut gepflegte Gartenbeete eingefaßt sah, mit niedrig gezogenen Guirlanden, an welchen feines Tafelobst wuchs, und die umstanden waren mit den schönsten Zwergbäumen, an denen zur Herbstzeit Aepfel und Birnen der feinsten Sorten prangten.

Jetzt, unter der weißen Schneedecke, welche sich über die ganze weite Landschaft einförmig ausbreitete, sah man von diesen Annehmlichkeiten begreiflicher Weise so gut wie gar nichts, und selbst die Laub- und Obstbäume zeigten statt ihrer sommerlich angenehmen Gestalt nur die schwärzlich-grauen Aeste, ließen aber dafür von jedem Punkte des Gartens aus den Blick in die Ferne schweifen, und gewährten so den Anblick eines weiten, hügeligen Terrains, aus welchem man hie und da einen Kirchthurm mit ringsumher liegenden niedrigen Häusern hervorragen sah, was dem Beschauer die Ueberzeugung gab, daß diese Gegend, selbst im Gewande einer anderen Jahreszeit, wohl freundlich und lieblich, aber durchaus nicht von großer malerischer Schönheit sein konnte. Nur gegen Norden erhob sich das Terrain zu einem ansehnlichen Höhenzuge, der mit einem unabsehbaren dichten Walde gekrönt war, und der, wo er ziemlich schroff in's Thal abfiel, auf einer natürlichen Bergterrasse die weitläufigen Gebäude eines alten Schlosses zeigte, mit gezackten Giebeln unregelmäßig durcheinander gebaut, und einem hohen, über Alles hinwegragenden Thurme.

Das Schloß hätte eine jener malerischen Ruinen sein können, eine verblichene Erinnerung aus alter Zeit, so trotzig und doch wieder so einsam und verlassen lag

es an dem Bergabhange; daß es aber bewohnt war, und wahrscheinlich behaglich bewohnt, sah man an dem Rauche, der aus verschiedenen Schornsteinen emporstieg, sowie an einer Fahne auf dem Thurme, die indessen von Wind und Wetter gebleicht und zerzaust keine Farben mehr zeigte, sondern grau erschien, wie die schweren Wolken, die ein heftiger Westwind über das Schloß dahinjagte.

Die freundlichste Partie des Gartens, von dem wir vorhin sprachen, wohl verstanden: für die jetzige Jahreszeit, war eine Gruppe von Nadelhölzern, ungefähr in der Mitte des ganzen Terrains gelegen, und deren Nadeln, nicht nur weil sie unter dem Schnee ein freundliches Grün zeigten, sondern weil sie ein kleines Haus umgaben, und im Verein mit diesem dem ganzen Garten das Gefühl des Bewohntseins verliehen. Dieß Haus, von röthlichem Backstein erbaut, war zierlich in seinen Formen und hatte die Gestalt jener englischen Cottages, die mit ihren spitzen Giebeln, ihren hohen, breiten Fenstern, sowie ihren stellenweis mit dichtem grünen Epheu bewachsenen Wänden einen so angenehmen, behaglichen Eindruck machen; dazu kam hier noch, daß der breite Weg vom Eingang des Gartens bis an jenes Haus sauber vom Schnee gereinigt schien, und daß vor der Thüre des letzteren, welches mit einem weitvorspringenden Schutzdach versehen war, ein gesatteltes Pferd stand, von einem

wir uns gerade befanden, mit einem Bleistiftstriche versehen, und hierauf kam die süße Papier-Cigarre, deren aromatischen Rauch man wie den der türkischen Pfeife in die Lunge einzieht und nachher behaglich wieder ausströmen läßt.

Das sind freilich Kleinigkeiten, welche man zu Hause gar nicht schätzt, und die man nur dann recht empfindet, wenn man durch zehnstündiges Reiten auf einem schlechten Sattel müde und steif geworden ist. Da es Sonntag war und deßhalb eine außerordentliche Theater-Vorstellung in Toledo, so ließen wir uns noch dorthin führen, blieben übrigens nicht lange, da weder Schauspielhaus noch Truppe der Mühe werth war; selbst Tänzer und Tänzerinnen waren unter der Mittelmäßigkeit.

Am andern Morgen machten wir einen Gang durch die Stadt, um auch den Charakter derselben in den Stadtvierteln, welche wir gestern bei unserem Einreiten nicht gesehen, kennen zu lernen, fanden aber überall die gleiche malerische Mannigfaltigkeit, überall schöne Denkmäler maurischer und mittelalterlicher Kunst an den Häusern und öffentlichen Gebäuden. Auch Menschen sahen wir heute, doch schien uns Toledo in allen Theilen wenig belebt; manche der schmalen Gassen konnte man durchwandeln, ehe man Jemand begegnete, und was wir hauptsächlich bemerkten, waren Priester in langen schwarzen Gewändern, von denen sich eine übergroße Anzahl hier befindet. Die schönen Toledanerinnen scheinen den maurischen Gebrauch festzuhalten und gern in ihren Häusern zu bleiben; denn wir bemerkten auf den Gassen nur wenig Mantillen, die ein hübsches Gesicht einrahmten, wogegen sie häufiger hinter den Gittern ihrer kleinen Fenster hervorlauschten, aus denen auch oft ein helltönender Gesang unter Guitarrebegleitung zu uns herausdrang.

Toledo ist sehr finster und schweigend geworden; vielleicht waren wir auch durch das unendliche Getreibe auf der Puerta del Sol in Madrid verwöhnt; aber im Allgemeinen sagt man es der alten Ritterstadt nach, daß sie stumm auf ihren Felsen liege, trauernd über das Verschwinden ihrer ehemaligen Größe. Und

Diener gehalten und leicht umkreist von einem großen und schönen Neufundländerhunde, der auf seinen und des Pferdes Herrn ungeduldig zu warten schien, um ihn bei einem Ausritt zu begleiten.

Hinter der Eingangsthür befand sich ein Gang, der das Haus in zwei Hälften theilte, und hinten bei einer bequemen Treppe endigte, die in den ersten und einzigen Stock des Hauses führte. Es war sehr still in diesem Hause, und die angenehme Wärme, welche den Eintretenden gleich unter der Thüre empfing, machte zugleich mit dieser Stille einen sehr guten Eindruck, der sich bis zur Behaglichkeit steigerte, wenn man in ein großes Parterrezimmer zur rechten Hand trat, das mit dunklen Holztäfelungen und Tapeten von passender Farbe ein sanft gedämpftes Licht zeigte, da die grünen Vorhänge des einzigen, aber sehr breiten Fensters herabgelassen waren. Ja, diese Behaglichkeit wurde durchaus nicht gestört durch das leise Sausen, wenn der Westwind um die starken Mauern des Hauses fegte, weil man sich gerade durch diese so sicher geschützt vor jedem Wetter wußte, und weil das Haus so vortrefflich gebaut war, daß der scharfe Wind es nicht einmal vermochte, das ruhig lodernde Kaminfeuer auch nur im Geringsten zu erregen, oder stärker auflackern zu machen.

Im Hintergrunde dieses Zimmers war der behag-

lichste Platz, eine Art von sehr geräumigem Alkoven, in dem sich ein breites Bett befand, welchem, oder vielmehr Dem, der darauf ruhte, unser Besuch im Dorfe, im Garten, im Hause galt.

Wir brauchen uns in keine Schilderung dieses offenbar leidenden Mannes einzulassen, denn er ist einer unserer genauen Bekannten aus diesen Geschichten im Zickzack, Herr von Rosenthal nämlich, den wir dort auf dem breiten Bette ruhen sehen, noch bleicher, als er früher wohl zu sein pflegte, und in Folge davon mit noch schwärzer erscheinendem Haupt- und Barthaare, doch war beides sorgfältig wie immer geordnet, und der Kranke bemühte sich von Zeit zu Zeit, mit der feinen weißen Hand seine Favoris tief herabzuziehen auf ein wollenes Gewand, eine Art Blouse, von scharlachrother Farbe, die er gewiß nur gewählt hatte, um durch den Widerschein dieses Roths seine Gesichtszüge ein wenig belebend zu machen, wahrscheinlich um weniger leidend zu erscheinen. Ueberhaupt machte er zuweilen eine lebhafte Bewegung, als stände es durchaus in seinem Belieben, auf dem Bette zu bleiben oder dasselbe zu verlassen; so eben jetzt, als er zu einem Herrn sagte, der, mit dem Rücken gegen das Kaminfeuer, vor diesem stand und sein Gesicht gegen den Alkoven gewandt hatte: „Ich begreife in der That nicht, warum ich nicht gestern schon Antwort

erhalten auf ein Telegramm, von dem ich überzeugt bin, daß es augenblicklich beantwortet wurde. Ambrosi ist schon vor zwei Stunden nach Perlenbach gefahren, und könnte längst wieder hier sein."

„O," sagte Der am Kaminfeuer in einem ruhigen, fast gleichgültigen Tone, indem er mit einer Reitpeitsche, die er in der Hand trug, sanft an seine hohen Stiefel klopfte, „es gibt auch Beispiele, daß man Telegramme nicht augenblicklich beantworten kann, und ich wiederhole Ihnen nochmals, daß ich in meiner Eigenschaft als Arzt Ihnen dringend anrathen muß, sich durch zu erwartende Telegramme oder dergleichen, von denen es ja im Grunde gleichgültig ist, ob sie heute oder in einigen Tagen ankommen, nicht unnöthig aufregen zu lassen."

„Das ist aber durchaus nicht gleichgültig," erwiederte der Andere ungeduldig, „da von diesem Telegramm meine ganze Zukunft abhängt!"

„Möglich, aber was nützt der Gedanke an eine Zukunft, wenn wir kaum die Gegenwart sicher haben!"

„Ah, Sie scherzen, Doktor!" rief der Kranke, indem er sich zu einem Lächeln zwang; „eine leichte Schramme, wie ich das Vergnügen gehabt schon mehrere zu empfangen."

„Eine leichte Schramme? — bei Gott, Herr von Rosenthal, ich weiß nicht, was Sie unter Schramme ver-

ſtehen; aber wenn eine Kugel ſo nah' bei unſerem Herzen einſchlägt, daß ſie durch den Anprall allein einen Starrkrampf herbeiführt, der uns während einer vollen halben Stunde als die ſchönſte Leiche erſcheinen läßt, und wenn dann dieſe Kugel glücklicher Weiſe auf einer ſehr ſtarken Rippe abgleitet, nicht ohne vier Zoll Haut, Fleiſch und Muskelbänder zu zerreißen, ſo klingt es doch ſehr komiſch, das eine Schramme zu nennen."

„Und befinde ich mich dabei nicht gerade ſo wohl, als wenn mir nur die Haut geritzt worden wäre, allerdings zum großen Theil Dank Ihrem vortrefflichen Verbande, etwas aber auch Dank meiner guten Konſtitution, nicht zu vergeſſen der Hülfe meines alten, treuen Freundes, des Mondes, der ſo freundlich war, in dem kritiſchſten Augenblicke ſein mildes Licht über mich auszugießen?"

„Ja, ja," ſagte der Arzt brummend, „wäre aber die Kugel um einen halben Zoll mehr nach Rechts eingeſchlagen, ſo hätten wir ſehen wollen, von welchem Nutzen Ihnen Ihr guter, alter Freund geweſen wäre."

„Zugeſtanden, warum aber ſollte ich nicht glauben, daß auch darin das Licht des Mondes günſtig für mich gewirkt — ah, mein lieber Doktor, als ich die große, gelbe Mondſcheibe aufſteigen und mich ſo freundlich anblinzeln ſah, da wußte ich ganz genau, daß die Sache

nicht ſchlimm ablaufen würde; ich erzählte Ihnen im vorigen Sommer ſchon einmal, wie ich auf der Gemsjagd achtzig Fuß hoch rückwärts über einen Felsgrat ſtürzte, und darauf ſo vollſtändig todt war, wie ein Menſch nur ſein kann."

„Gewiß, Sie haben mir das ſchon einmal erzählt," ſagte der Arzt faſt ungeduldig.

„Wie ſie mich auf ein paar Holzſtämmen wegtrugen, das Geſicht mit meinem Schnupftuche bedeckt, welches der Wind glücklich herabwehte, in dem Augenblicke, als der Mond über ſchwarze Tannen emporſtieg, und ich alsdann mit einem tiefen Athemzuge die Augen aufſchlug und wieder zum Leben erwachte."

„Nachdem Sie bereits todt waren," meinte der Arzt lächelnd, wobei er an das Bett getreten war und den Puls des Kranken befühlte.

„Habe ich Fieber, Doktor?"

„Zu meinem Erſtaunen nur ſehr mäßig; aber das kann Alles noch ſchlimmer kommen, wenn Sie ſich nicht die größte Mühe geben, ſich ſelbſt zu beruhigen."

„O, wäre ich der Gedanken los! heißt es, glaube ich, in irgend einem Trauerſpiele," ſagte der Kranke ſeufzend, „und wenn Sie dafür eine Medizin hätten, lieber Doktor, ſo könnten Sie bald ein reicher Mann ſein!"

„Dafür gibt es allerdings keinen Trank, aber Vernunftgründe, die beſſer ſind; denken Sie nicht mehr an Telegramme oder dergleichen Dinge, horchen Sie auf das angenehme Sauſen des Windes und laſſen ſich Märchen von demſelben erzählen, oder bilden ſich ſelbſt welche, indem Sie in die ſpielenden Flammen des Kaminfeuers blicken.“

„Gewiß, das that ich auch vorhin, und die Flamme hat mir geſagt, daß ich heute noch Beſuch erhalte — darf ich Beſuche annehmen? — — wiſſen Sie, lieber Doktor,“ fuhr Roſenthal fort, als Jener lächelnd mit den Achſeln zuckte, „ich erwarte Beſuche, und Beſuche, die ich nicht abweiſen kann; ſeien Sie überzeugt, daß Seine Majeſtät der König ſpäteſtens morgen Jemand herausſchickt, um ſich nach meinem Befinden zu erkundigen.“

„Ja in dem Falle,“ meinte der Doktor herzlich lachend, „kann ich Ihnen allerdings nicht verbieten, ſolch' wichtigen Beſuch zu empfangen, — jetzt muß ich aber meiner Wege ziehen, und empfehle Ihnen nochmals an, Ihre ungeſtümen Gedanken zu verabſchieden.“

„Wohin reiten Sie, Doktor?“

„Zu allerlei Kranken, von denen mich Manche dringend erwarten,“ gab der Arzt zur Antwort, indem er ſich zum Gehen wandte.

„Welch' unterhaltendes Leben, Doktor! wenn ich nicht

Rosenthal wäre, möchte ich an Ihrer Stelle sein, und sobald ich wieder gesund bin, werde ich Sie auf Ihren Ausflügen begleiten; Sie stellen mich alsdann Ihren Kranken als einen fremden Arzt vor, der in Indien und daherum der höchsten Wissenschaft manch' Schönes abgelauscht, und das ist in der That die Wahrheit, wie ich Ihnen noch zu beweisen hoffe."

„Ja, ja, wir wollen schon sehen," gab der Arzt, schon unter der Thür, lachend zur Antwort, und dann ging er zum Hause hinaus, schwang sich draußen auf sein Pferd und ritt davon.

Zuerst hatte er in verschiedenen Häusern des Dorfes zu thun, und wenn er vor den betreffenden Thüren abstieg, so war es hübsch anzusehen, wie er alsdann die Zügel dem großen Neufundländerhund anvertraute, der sie mit den Zähnen faßte und sich alsdann vor das Pferd auf den Boden niederstreckte, worauf beide geduldig warteten, bis ihr Herr zurückkehrte, um seinen Weg wieder fortzusetzen, wobei er jetzt die Gassen des Dorfes verließ und in einem starken Trabe auf einem ziemlich gutgebahnten Wege in die schneebedeckte Landschaft hinausritt. Doch hatte er hier noch keine weite Strecke zurückgelegt, als er einen Wagen bemerkte, der bespannt mit zwei geringen Pferden wohl deßhalb recht langsam die Anhöhe hinanfuhr, welche er eben im Begriff war hinab-

zureiten. War es nun eine leicht begreifliche Neugierde, da hier eine zweispännige Equipage nicht gerade zu den alltäglichen Erscheinungen gehörte, oder dachte der Doktor an die Worte Rosenthal's, daß dieser einen Besuch erwarte, oder, was das Wahrscheinlichste war, erkannte er die Person, welche auf dem Bocke neben dem Kutscher saß; genug, er hielt sein Pferd an und wartete auf der Höhe des Weges, um gleich darauf mit der Hand ein Zeichen des Erkennens zu machen, worauf der Mann neben dem Kutscher seinen Hut abnahm und nicht nur ehrerbietig grüßte, sondern auch Miene machte, von seinem Sitz herabzusteigen.

„Sitzen bleiben, Ambrosius!" rief ihm der Doktor, rasch einige Schritte näher reitend, zu, „Sie werden sehnlichst erwartet, Sie und das Telegramm, welches Sie vielleicht mitbringen."

„Ich bringe wohl Besseres, Herr Doktor," entgegnete der Kammerdiener des Herrn von Rosenthal, wobei er jetzt von dem Bocke rasch herabsprang und halb zu dem Arzte gewendet, der nun dicht bei dem Wagen hielt, theils in diesen hinein die Worte sprach: „Mein gnädiges Fräulein, dieß ist Herr Doktor Flinder, bei welchem sich Herr von Rosenthal befindet."

Der Arzt beugte sich etwas auf den Sattel des Pferdes hinab, um hierauf seinen Hut zu einem sehr ehr-

furchtsvollen Gruße abzunehmen, denn er bemerkte eine Dame, die, ihn mit stummer Verbeugung grüßend, wohl den Anschein hatte, als sei sie es gewohnt, daß man sie achtungsvoll begrüße; ja, Doktor Flinder war offenbar erstaunt über das eben so edle, als schöne Gesicht der Fremden, und wandte sich mit einem fragenden Blick an den Kammerdiener, ihn so auffordernd, die bis jetzt einseitige Vorstellung zu vollenden.

Fand es der Kammerdiener hierzu für nöthig, im Einverständniß mit der Dame zu handeln, oder wartete er darauf, sie selbst würde ihren Namen nennen, genug, er zögerte ein paar Sekunden und sagte dann erst mit leiser Stimme: „Es ist die Schwester meines kranken Herrn, welche gekommen ist, um Herrn von Rosenthal zu pflegen, wenn Sie, Herr Doktor, nichts dagegen einzuwenden haben."

Die Dame bestätigte diese Worte durch eine leichte Neigung ihres schönen Hauptes, wobei sie mit einer weichen, angenehm klingenden Stimme sagte: „Erlauben Sie mir zu gleicher Zeit, Herr Doktor, Ihnen sowohl für die freundliche Aufnahme zu danken, die Sie — dem Kranken zu Theil werden ließen, sowie auch für Ihre vortreffliche Behandlung, von der mir Ambrosius nicht genug erzählen konnte."

„Beides meine Schuldigkeit, Fräulein von Rosenthal,

die Sache ſah ſich im erſten Augenblicke ſchlimmer an, als ſie ſich glücklicher Weiſe hierauf herausſtellte, und wenn zu meiner Wiſſenſchaft eine ſo vortreffliche Pflege kommt, wie ich ſie von Ihnen wohl erwarten kann, ſo können wir, denke ich, auf ein raſches und glückliches Reſultat hoffen."

„Das — beruhigt mich ungemein, und bitte ich nur noch um die Freundlichkeit, Herr Doktor, mir ein Gaſthaus bezeichnen zu wollen, wo ich abſteigen kann, um mich dann ſogleich zu Ihrem Kranken zu begeben."

„Mit Gaſthäuſern und dergleichen ſind wir leider ſehr ſchlecht verſehen," antwortete lächelnd der Arzt, „und ich würde Ihnen rathen, ein Zimmer in meinem Hauſe anzunehmen, das ich Ihnen um ſo mehr anzubieten vermag, da, wie Ambroſius weiß; Platz genug vorhanden iſt; fahren Sie deßhalb getroſt in's Dorf, nur wäre es mir allerdings lieb, wenn Sie nicht eher bei Herrn von Roſenthal eintreten wollten, bis ihn Ambroſius auf Ihre Ankunft vorbereitet hat, denn bei der Aufregung, in welcher er ſich leider befindet, könnte ihm auch eine freudige Ueberraſchung ſchaden. Leider kann ich Sie nicht ſelbſt begleiten, da ich zu einem Beſuche genöthigt bin, der immerhin ein paar Stunden Zeit in Anſpruch nehmen wird; doch kehr' ich zurück, ſobald ich kann."

Dann, die junge Dame nochmals ehrfurchtsvoll

ſie hat ein Recht dazu. Ihr Name Toledo, auf Hebräiſch Toledoth: Stadt der (alten) Geſchlechter, ſagt mit gerechtem Stolze, daß ſich einſt die Blüthe des ſpaniſchen Adels in ihren Mauern befunden. Das iſt jetzt freilich ganz anders geworden. Glanz und Leben iſt ausgefloſſen nach den Ufern des Manzanares, und nur Felſen und Häuſer ſind zurückgeblieben, ein verſteinertes Bild der Melancholie.

Wenn man in den alten Büchern lieſt von der großen Bevölkerung Toledo's in früheren Zeiten, ſo begreift man weder, wo all die Tauſende Platz gefunden, noch, wo die Räumlichkeiten waren für die glänzenden Hofhaltungen der ſpaniſchen Großen. Es iſt derſelbe Gedanke, der uns beim Betrachten namentlich der deutſchen Ritterburgen aufſtößt. Alles klein und eng, nirgends Platz für den uns jetzt ſo unentbehrlich ſcheinenden Comfort des Lebens. Recht wohnlich und behaglich kann Toledo nie geweſen ſein, und wenn auch vielleicht viele der ehemaligen größeren Häuſer verſchwunden ſind, ſo ſind doch die Gaſſen und Plätze die gleichen geblieben. Letztere ſind aber unbedeutend, und was die erſteren betrifft, ſo gibt es wohl in keiner Stadt der ganzen Welt ſchmälere und winkligere Paſſagen als hier. Steil auf und ab winden ſich durch die ganze Stadt die Straßen, abſchüſſig und mit ſchlechtem Kieſelpflaſter, welches ohne die Idee eines Trottoirs beide Häuſerreihen ausfüllt; zuweilen befindet ſich in der Mitte eine Rinne, um das Regenwaſſer abzuleiten, und ſie ſind dabei ſo eng, daß in die wenigſten ein Sonnenſtrahl eindringen kann; unter ſich das ſchlüpfrige Pflaſter, hat man zu beiden Seiten ſchwarze Mauern mit unbedeutenden Fenſtern und über ſich einen ſchmalen Streifen des dunkelblauen Himmels.

Dabei iſt aber jedes Haus wie eine Burg maſſiv aus Stein gebaut und gewöhnlich nur von einer einzigen Familie bewohnt. Nach mauriſcher und andaluſiſcher Sitte haben indeß die meiſten Häuſer einen Hof; durch das maſſive Thor vor den Blicken jedes Unbefugten gewahrt, dient er den Bewohnern zum freundlichen Aufenthalte. Meiſtens iſt er mit Blumen geſchmückt, die den

grüßend und dem Kammerdiener die Worte zurufend: „Recht vorsichtig sein, Ambrosius!“ lenkte er sein Pferd etwas auf die Seite, um den Wagen vorüber zu lassen, blieb aber hierauf noch ein paar Minuten am Wege haltend, um dem langsam davonrollenden Gefährte nachzublicken.

„Eine Familienähnlichkeit zwischen den Beiden habe ich allerdings nicht entdecken können,“ murmelte er alsdann kopfschüttelnd, „es sei denn, daß die junge, sehr schöne und sehr vornehm aussehende Dame fast eben so bleich aussieht, als mein Kranker; — nun, der Fall kommt nicht selten vor, daß Bruder und Schwester einander sehr unähnlich sind, und jedenfalls bin ich Menschenkenner genug, um zu behaupten, daß wir in Letzterer eine höchst angenehme Steigerung der Rosenthal'schen Familie kennen lernen werden.“

Dann wandte er sein Pferd wieder in die Landschaft hinaus und trabte rasch von dannen; anfänglich noch eine ziemliche Strecke auf der gebahnten Straße, von der wir vorhin sprachen, und hierauf rechts abbiegend dem alten Schlosse zu, welches wir am Abhange des Berges liegen sahen, und das in der Richtung, welche der Arzt ritt, stets wieder auftauchte, so oft es auch hinter einem der vielen Hügel verschwand, über welche der Weg auf und ab führte.

Es war dieß ein recht ſtattliches Gebäude, wohl altersgrau und ehrwürdig, aber durchaus nicht alters-ſchwach erſcheinend; von dem hohen Alter beſonders des hoch emporragenden Thurmes zeugte die viereckige Bauart deſſelben, ſowie die mächtigen Quadern, aus welchen er aufgeführt war. Aus derſelben Zeit ſchienen auch die feſten Mauern des großen Hauptgebäudes herzurühren, doch hatten ſpätere Generationen die gezackten Giebel aufgeſetzt, hie und da zierliche Erker angebaut, und auch die gewiß früher ſehr kleinen Fenſter ſtattlich und wohnlich in die Länge und Breite ausgedehnt.

Je näher man kam, um ſo deutlicher bemerkte man, daß hier eine Hand waltete, die es verſtand, Alles nicht nur im vortrefflichſten Zuſtande zu erhalten, ſondern die auch nicht verſchmähte, das alte Schloß durch die Erfindungen und Hülfsmittel der neueren Zeit zu verſchönern und das Leben in demſelben ſo angenehm und behaglich als nur möglich zu machen. So bemerkte man, wenn man ſich auf der letzten Anhöhe vor dem Schloſſe befand, daß daſſelbe von einem prachtvollen Parke rings umgeben war, und erſtaunte hier über die Waſſermenge, welche, künſtlich hergeleitet, nicht nur dort in einer maleriſchen Schlucht als ſchäumender Fall herniederſtürzte, ſondern auch vor dem Hauptportal des Schloſſes auf einer weiten Terraſſe einen mächtigen Waſſerſtrahl in die Höhe trieb.

Auf der Morgenseite, von welcher her sich unser Reiter näherte, erblickte man nun eine Menge von Gewächs- und Treibhäusern etagenförmig übereinander, die oben mit einem großen Wintergarten endigten, der mit irgend welchen Räumlichkeiten des Schlosses in Verbindung stand.

Doktor Flinder ritt langsam an der Seite der letzten Hügelreihe, welche durch eine tiefe Schlucht von dem Schloßparke getrennt war, hinab, und erreichte dann eine mächtige Zugbrücke, die zu einem hohen, gewölbten Thorwege führte, über welchem weit und trotzig vorspringend ein aufrecht stehender, in Stein gehauener Löwe zu sehen war, der auf dem Kopfe die neunzackige Grafenkrone trug, und zwischen den vordern Pranken ein Wappenschild hielt, auf welchem man nichts weiter erblickte, als drei weitvortretende Kugeln in's Dreieck gestellt, und darunter das Wort: **Mordo.**

Links von dieser Zugbrücke befand sich die mächtige Terrasse mit dem hohen Springbrunnen, weit und drohend in die Ebene, die von dem Schlosse beherrscht wurde, vortretend, — drohend, weil sie wie ein Festungswerk mit mächtigen Thürmen flankirt war, auf denen sich schwere, alterthümliche Geschütze befanden; doch war dieser kriegerische Anblick hier zur Sommerzeit vollkommen abgeschwächt durch eine herrliche Orangerie, welche Geschütz

und Thürme verbarg, und die im Viereck ein reizendes Blumenparterre umgab, deſſen Mittelpunkt ein weiter Raſenkreis mit dem Baſſin des erwähnten Springbrunnens bildete. Heute aber hatte der Schnee all' die zierlichen Beete bedeckt, doch ſah man jetzt um ſo deutlicher die regelmäßig gezogenen, breiteren und ſchmäleren Wege, die, ſorgfältig vom Schnee geſäubert, ein regelmäßiges Netzwerk auf der weiten Terraſſe bildeten, von welcher man mit bewaffnetem oder auch mit ſcharfem Auge fern am Horizonte die zahlreichen Kirchthürme der Reſidenz erblickte.

Doktor Flinder ritt unter den Thorbogen, und in der Art, wie hier ein Lakai ihn empfing, ihm beim Abſteigen half, auf ſeine Fragen Antwort gab und dann das Pferd nach dem Stalle führte, konnte man deutlich bemerken, daß der Arzt hier eben ſo bekannt war, als von der Herrſchaft gern geſehen und mit Auszeichnung behandelt.

Eine Art von Haushofmeiſter, ein ſchon ziemlich bejahrter Mann, in einem langen, dunkeln und ſehr dicken Winterrock, der übrigens nur als augenblickliche Umhüllung zu dienen ſchien über einen ſehr ſorgfältigen Anzug, — denn unten ſah man ſchwarzſeidene Strümpfe mit Schuhen, während oben eine weiße Halsbinde das friſchrothe und lächelnde Geſicht des alten Dieners einrahmte, —

trat nun dem Arzte einige Schritte, vom Fuß der Freitreppe ab gerechnet, entgegen, und empfing ihn händereibend mit einer tiefen Verbeugung.

„Bei wem gibt es denn heute etwas zu flicken?“ fragte lächelnd der Arzt, und ſetzte dann mit einem zufriedenen Blick auf den Haushofmeiſter hinzu: „nun, dem Ausſehen nach bei Ihnen nicht, mein lieber Herr Fackler, und beruhige ich mich, da ich Sie in ſo guter Geſundheit vor mir ſehe, denn wo käme es mit dem Dienſt des Hauſes hin, wenn ich Sie einmal ſtark in die Arbeit nehmen müßte!“

Der alte Diener verbeugte ſich ſchweigend und ſagte dann mit leiſer Stimme und einem Streifblick gegen die hohen Bogenfenſter des erſten Stockes: „Die Frau Gräfin Mutter wünſcht Sie zu ſehen.“

„Scheint es Ihnen ſehr wichtig, Herr Fackler? iſt in ihrem gewöhnlichen Zuſtande eine Beſorgniß erregende Aenderung eingetreten? Ich kann Sie das wohl fragen, mein lieber Kollege, wie ich Sie bei Ihren guten chirurgiſchen Kenntniſſen mit ganz außerordentlichem Vertrauen nenne.“

„O nein, Herr Doktor,“ antwortete der Haushofmeiſter, während er ſich noch tiefer als das erſte Mal verbeugte, „was den gewöhnlichen Zuſtand anbelangt, ſo iſt er unverändert der gleiche; doch ſcheinen mir Ihre

Erlaucht beunruhigende, oder wenigstens aufregende Nachrichten aus der Residenz erhalten zu haben, und Folge davon war eine schlaflose Nacht, worauf ich mir den Vorschlag erlaubte, Sie rufen zu lassen, Herr Doktor!"

„Was könnten das wohl für Nachrichten gewesen sein? — da drunten," — Doktor Flinder machte hier, unter der Eingangsthüre des Schlosses stehend, eine Bewegung mit dem Kopfe gegen die fernliegende Stadt, — „scheint man gar großen Festen entgegenzugehen, die doch wohl nicht im Stande sind, hieher einen unangenehmen Schatten zu werfen?"

„Wer weiß? Ihre Erlaucht erhielt die betreffende Nachricht für sich allein, und scheint dem Herrn Grafen bis jetzt noch keine Mittheilung davon gemacht zu haben."

„Was Sie jedenfalls bemerkt hätten, mein lieber Herr Fackler, besonders wenn die Nachrichten unangenehmer Art gewesen sind."

„O gewiß, Herr Doktor, doch sind der Herr Graf nach dem Frühstück sehr heiter in den Wald geritten."

„Sehen wir also selbst."

Der Haushofmeister zog an einer Glockenschnur, welche in einer Ecke des großartigen Treppenhauses hing, nachdem er die doppelten Glasthüren des Einganges hinter

dem Arzte ſorgfältig verſchloſſen. Oben an der Treppe erſchien gleich darauf der Kammerdiener des Grafen und eilte raſch den erſten Abſatz herab, während er den Arzt erſuchte, zu Ihrer Erlaucht der Frau Gräfin Mutter ſogleich eintreten zu wollen.

Wenn wir auch vorhin davon ſprachen, daß ſich das alte Schloß in ſeinem Aeußeren ſo vollkommen und ſorgfältig erhalten gezeigt, ſo hätte man doch hinter dieſen alten, grauen Mauern unmöglich ein ſo prachtvolles, behagliches, ja majeſtätiſches Treppenhaus erwarten können: abgeſehen von den faſt übermäßig breiten Stufen, beſtanden dieſe aus grauem Marmor, und es bildete das theilweiſe vergoldete Bronzegeländer in kunſtvollſt getriebener Arbeit die Szenen einer Hirſchjagd, von der Beſtätigung des edlen Thieres durch Forſtmeiſter und Jagdpagen an bis zum Hallali an der Treppenbrüſtung des erſten Stockes; überhaupt ſah man in dem Veſtibul vor der Treppe, ſowie an Skulpturen und Bildern in dem hochgewölbten Raume über derſelben, daß die Ausſchmückungen hier von Jemandem herrühren, der dem edlen Waidwerk mit Leidenſchaft ergeben war, und der es verſtanden hatte, überall die Embleme deſſelben mit eben ſolchem Reichthum als Geſchmack zu verwenden. Da waren unten in der Vorhalle nicht nur die erleſenſten Sammlungen von Hirſchgeweihen in wahrhaft rieſenhaften

Exemplaren, sowie in den seltensten Abnormitäten, sondern zwischen diesen bewunderte man an den Wänden der Vorhalle alte, prachtvolle Gobelins, Jagden der ältesten Zeiten darstellend, auf bekannte sowie auch auf fabelhafte Thiere.

Der Doktor schritt langsam die Treppe hinan, so dem Kammerdiener Zeit lassend, ihn anzumelden, und dann folgte er diesem, welcher augenblicklich wieder zurückgekehrt war, durch ein paar hohe Zimmer mit breiten, von oben bis unten reichenden Fenstern, nach einem kleineren und sehr behaglich eingerichteten Gemach, und wartete hier, bis eine alte Kammerfrau den schweren Thürvorhang auf der entgegengesetzten Seite zur Seite schob und ihn ersuchte, einzutreten.

Es war dieß das Wohnzimmer der alten Dame, die ihn hatte rufen lassen, und man konnte nicht leicht ein Gemach sehen, was besser dazu geeignet gewesen wäre, die winterliche Jahreszeit zu vergessen. Vor dem einzigen, aber sehr hohen Fenster, welches nach Süden gelegen war und deßhalb von den Sonnenstrahlen umspielt wurde, befand sich auf einem alten Thurme, der nur bis zu diesem Fenster reichte, eine Art von kleinem Wintergarten, aber mit so großen Scheiben, daß es gerade war, als wüchsen die zierlichen, immergrünen Pflanzen, sowie die mannigfaltigen bunten Blumen draußen im Freien, in

der warmen Sommerluft, eine Täuſchung, die noch vollſtändiger wurde, da man in dem hohen und weiten, einfach, aber ſehr geſchmackvoll eingerichteten Gemache weder Ofen noch Kamin ſah, und ſich doch durch die Wirkung einer nicht ſichtbaren Luftheizung von der ſanfteſten, wohlthuendſten Wärme umgeben fühlte.

Die Frau Gräfin Mutter ſaß nicht weit von dem oben erwähnten Fenſter in einem Stuhle, der eine ſo hohe und breite Rückenlehne hatte, daß man von ihrer Geſtalt nicht das Geringſte bemerkte als jetzt, auf die Meldung der Kammerfrau, eine an der Seite erſcheinende feine weiße Hand, welche durch eine leichte Bewegung den Arzt willkommen hieß und ihn dann ebenſo erſuchte, näher zu treten, worauf Doktor Flinder in der Art eines Mannes, der ſich hier vollkommen heimiſch fühlt, neben den Stuhl der alten Dame trat, und ſie mit einer freundlichen Verbeugung begrüßte; auch kaum darauf wartete, bis ihn eine zweite Handbewegung einlud, ſich eines kleinen Seſſels in der Nähe zu bedienen.

„Zuerſt entſchuldigen Sie mich, mein lieber Herr Doktor," ſagte die Gräfin, „daß ich Sie bei dieſem rauhen Wetter einer Bagatelle wegen rufen ließ."

„Was durchaus keiner Entſchuldigung bedarf, Erlaucht, denn das Wetter iſt nicht rauher, als es in dieſer Jahreszeit zu ſein pflegt, auch bin ich gewohnt, unter-

wegs zu ſein, und ſchließlich bemühen Sie mich ſo wenig, daß ich es in der That als eine Vergünſtigung anſehe, wenn ich einmal außer meiner gewöhnlichen Zeit kommen darf."

„Sie ſind freundlich wie immer — betrachten Sie mich einmal genau, ſeh' ich nicht recht abgeſpannt und müde aus?"

Da nun der Doktor auf dieſe Frage hin aufmerkſam in das Geſicht der alten Dame ſchaute, auch ſanft ihre Hand nahm, um nach dem Pulsſchlag zu fühlen, ſo können wir uns wohl' erlauben, das Erſtere anbelangend, ein Gleiches zu thun, um dem geneigten Leſer im Intereſſe unſerer Geſchichten zu ſagen, daß die Gräfin eine Dame hoch in den Sechzigen war, daß man auf ihrem feinen, bleichen Geſichte immer noch Spuren einer ehemaligen Schönheit entdeckte, von welcher Schönheit die großen, klaren Augen noch ziemlich unverändert übrig geblieben waren; auch ihren Kopf trug ſie wie ehedem aufrecht und ſtolz, und dieß, ſowie die ſehr gerade Haltung ihres Oberkörpers, ſtimmten zu einem etwas ſcharfen und harten Zug um die dünnen Lippen ihres gewöhnlich feſt verſchloſſenen Mundes. Erſtaunen mußte übrigens Jeder, welcher mit dem langjährigen und ſchmerzlichen Leiden der Gräfin bekannt war, und trotzdem dieſe ſtolze und aufrechte Haltung ſah, mit einem Leiden, welches ihr

unentbehrlichen Springbrunnen umgeben; rings herum laufen Arcaden, von Säulen getragen, und ein dichtes Dach von Weinlaub hält im Sommer die brennenden Sonnenstrahlen ab.

Die Waffenschmiede von Toledo waren ehemals berühmt, und die Toledaner Klingen eben so geschätzt wie die von Damascus und Khorassan; aber auch diese Werkstätten, welche im Mittelalter so kunstvolle Arbeiten erzeugten, sind verschwunden; nichts Neues, Bedeutendes wird von Privaten mehr gemacht, und um vielleicht ein altes werthvolles Stück zu finden, kroch ich vergebens einen halben Tag lang durch die dunklen Schmieden einiger Schwertfeger. Und doch ist in der Nähe von Toledo immer noch die größte Waffenfabrik Spaniens, welche einen großen Theil des Bedarfs für die Truppen liefert, weiter aber auch nicht viel; freilich sieht man in einem der Magazine der Fabrik ein paar Curiositäten, neues Fabrikat nach einem alten prächtigen Modelle gearbeitet; aber nur das Aeußere ist nachgeahmt, den inneren Werth der Klingen hat man nicht zu erreichen vermocht.

Der erste Tag unseres Hierseins war wunderschön, und so stiegen wir am frühen Morgen, da die Thüren zu der Kathedrale und andern Sehenswürdigkeiten verschlossen waren, zur Waffenfabrik hinab; sie liegt südwestlich, eine starke halbe Stunde von der Stadt entfernt, unten im Thale am Ufer des Tajo. Ein großes, weißes, weitläufiges Gebäude mit einem Zaun, der aus alten Lanzen gebildet ist, und auf dessen Zwischenpfeilern sich statt der Capitäle alte Granaten befinden, aus deren Zündlöchern künstliche Flammen von rothgemaltem Blech hervorsehen. Die früher so berühmte Fabrica de Armas hat sich aber total überlebt; wohl sind noch ein paar hundert Arbeiter hier beschäftigt, auch sollen immer noch gute Militärklingen hier gemacht werden. Wenn man aber gegen diese königliche erste Anstalt von Spanien eine der kleinsten deutschen Fabriken, z. B. in Solingen, betrachtet, so sieht man in letzterer doch ein ganz anderes Treiben und Schaffen. An den mechanischen Hülfsmitteln hier scheint seit langen Jahren nichts verbessert worden zu sein und manche neue Erfindung in

weder erlaubte zu ſtehen, noch zu gehen, ſondern ſie, zur Hälfte gelähmt, an ihren Seſſel feſſelte.

„Nun, Herr Doktor,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „finden Sie mich nicht ein wenig angegriffen?“

„Da Sie mir dieſe Frage ſtellen, Erlaucht, ſo muß ich allerdings eine ſchlechte Nacht vermuthen.“

„Eine ſehr ſchlechte Nacht!“

„Doch nicht in Folge körperlicher Schmerzen, ſonſt erſchienen Ihre Züge angegriffener, und Ihre Augen nicht ſo klar!“

„O, was meine Augen anbelangt,“ antwortete die Gräfin mit einem etwas harten Lächeln, „ſo korreſpondiren ſie mit meinem Herzen, und auch das läßt ſich nicht ſo leicht beugen und ergreifen — und doch —“

„Kommt die Schlafloſigkeit der vergangenen Nacht vielleicht von irgend etwas her, was Ihr Inneres beſchäftigt?“

„Dießmal iſt es ſo — — ich habe zu viel Zeit, an Angenehmes und Unangenehmes zu denken, lieber Doktor, wenn ich hier auf meinem Stuhle ſitze und ſtundenlang in die Landſchaft hinausſtarre.“

„Unangenehmes muß man zu vergeſſen ſuchen, Erlaucht, oder darüber reden.“

„Ja — aber erſt nachdem man bei ſich überlegt, ob es nicht beſſer iſt, zu ſchweigen, oder geſchehene Dinge

ſelbſt reden zu laſſen — — doch wollte ich Sie eigentlich fragen, Doktor," fuhr ſie nach einer Pauſe, während ſich ihre Augen etwas verdüſtert hatten, in einem gefälligeren Tone fort, „ob Sie der Anſicht ſind, daß ich, wenn meine nächſte Nacht, wie ich fürchte, wieder ſchlaflos ſein ſollte, zu Ihren vortrefflichen Pulvern meine Zuflucht nehmen darf?"

„Ich rathe nicht gern dazu, Erlaucht, verſuchen Sie es lieber und laſſen ſich ein paar Stunden vorleſen, wenn Sie zu fühlen glauben, daß der Schlaf nicht recht kommen will, jedenfalls erlaube ich mir, mich morgen wieder nach Ihrem Befinden zu erkundigen, und dann wollen wir ſehen, was zu machen iſt!"

„Sie leiden wohl nie an Schlafloſigkeit, Doktor?"

„Gott ſei gedankt, nein; wer ſo wie ich den ganzen Tag beſchäftigt iſt, umherreitet, umherrennt von Einem zum Anderen, die Treppen auf und ab —"

„Ah, darin ſind Sie ſehr glücklich — darin beneide ich Sie, darin beneide ich den ärmſten Bettler — alſo keine Pulver?"

„Es wäre mir lieber, wenn Sie unterließen welche zu nehmen, beſonders da wir glücklicher Weiſe keine Schmerzen zu bewältigen haben; darf ich mir aber einen andern Rath erlauben, keinen ärztlichen Rath, ſondern einen, wie man ihn im gewöhnlichen Leben Jemanden

zu geben pflegt, mit dem man es ganz außerordentlich gut meint?“

„Ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen, lieber Doktor, und will recht gerne Ihren Rath hören, auch befolgen, wenn es mir möglich iſt!“

„Möglich gewiß, Erlaucht — ich komme darauf zurück, was Sie vorhin ſagten, daß es Ihre Nerven aufrege, wenn Sie ſtundenlang da hinausſchauen, mit Ihren oft ſehr ernſten Gedanken beſchäftigt, thun Sie das nicht, Frau Gräfin, laſſen Sie andere und jüngere Leute helfen Ihnen Ihre Gedanken tragen, reden Sie darüber, leiten alsdann die Berathung und beſchließen am Ende doch, wie es Ihnen gefällt, was auch wohl in den meiſten Fällen der beſte Beſchluß geweſen iſt!“

Die alte Dame lächelte, und es war kein ſo hartes Lächeln wie vorhin, doch zuckte ſie gleich darauf mit den Achſeln und ſagte: „Ich glaube faſt, daß Sie Recht haben, Doktor, und daß es Fälle gibt, wo das Sprüchwort umgekehrt gilt, und wo Schweigen Silber, Reden aber Gold iſt — ja gerade jetzt empfinde ich das recht bei Ihnen, wo ich mit Ihnen plaudere, ich war ſo verdrießlich, ſo niedergedrückt, ſo traurig, daß ich mich wieder völlig einmal darnach ſehnte, wenn es zu Ende ſein wird mit dieſem traurigen Leben!“

„Wie freue ich mich über einige Ihrer Worte, Erlaucht,

und besonders da Sie mir zu glauben scheinen, daß es besser ist, mittheilsam zu sein, als verschlossen über Dieß und Das zu brüten!“

Hier hob die alte Kammerfrau den Thürvorhang auf und meldete den Herrn Grafen, der von seinen Zimmern herüberkomme.

„Mein Sohn?“

„Ja, Erlaucht!“

„Bleiben Sie ruhig noch einen Augenblick, Doktor,“ sagte die alte Dame zu dem Arzte, der sich diskreter Weise erhoben, um das Zimmer zu verlassen; „es wird meinen Sohn Willibald recht freuen, Sie zu sehen, Sie sollten häufiger zu ihm kommen, er liebt es mit Ihnen zu plaudern, und unter uns gesagt, Doktor, es wäre gut für ihn, wenn er, und gerade jetzt, häufiger mit Ihnen, überhaupt mit anderen und gescheidten Leuten, verkehrte.“

„Warum gerade jetzt, Erlaucht?“ entgegnete Doktor Flinder, und setzte alsdann mit einem launigen Zug um den Mund hinzu: „ich habe ihm die Medizin, häufiger mit andern Leuten zu verkehren, oft genug verordnet; sollte sich irgend etwas ereignet haben, um seine Einsamkeit fühlbarer zu machen?“

„Sein Sohn ist hier, wie Sie wohl wissen,“ erwiederte die alte Dame in einem sehr harten Tone, wo-

bei ihre Augen einen düsteren Blick auf die Landschaft warfen.

„Ah, ich verstehe, und die Anwesenheit des jungen gnädigen Herrn läßt ihm einen andern Verkehr wünschenswerth erscheinen.“

„Auch bereiten sich dort in der Residenz allerlei Dinge vor, bei denen es ihm hart erscheint, vielleicht von hier oben zuschauen zu müssen, wenn wir eines Nachts den Himmel geröthet sehen von festlichen Illuminationen.“

„Das wäre doch so leicht zu ändern!“

„Da kennen Sie meinen Sohn Willibald nicht — — und jetzt, wo er anfängt zu fühlen, daß seine freiwillige Verbannung schwer auf ihn drückt, und wo ich Hoffnung auf einen Ausgleich hatte, kommt noch etwas hinzu, was diese meine Hoffnung gänzlich zerstört.“

Die alte Dame hatte bei den letzten Worten, welche sie gegen ihre Gewohnheit hastig erregt ausstieß, die rechte Hand fest auf einige Briefe gedrückt, welche neben ihr auf einem Tische lagen; dann aber erhob sie den Kopf, wie auf ein sich näherndes Geräusch horchend, und fuhr dann in einem ganz veränderten Tone fort: Wie ich höre, lieber Doktor, haben Sie ja seit einigen Tagen einen ganz eigenthümlichen Besuch.“

„Ah, Sie meinen den ziemlich schwer verwundeten Herrn von Rosenthal!“

Die Gräfin nickte mit dem Kopfe, ehe sie sagte: „Es trifft sich das recht sonderbar, daß ein Mann, von dem man oft reden gehört, auf so eigenthümliche Art durch den Zufall in unsere Nähe gebracht wird."

Rasche und feste Schritte, die trotz des dicken Teppichs hörbar waren, näherten sich jetzt und veranlaßten den Arzt, nachdem er in die Höhe geschaut, sich von seinem Stuhle zu erheben. Doch fühlte er sich gleich darauf von einer Hand, die sich schwer auf seine Schulter legte, veranlaßt, seinen Sitz wieder einzunehmen, und vernahm die tiefe, etwas barsch klingende Stimme des Hausherrn, der ihm sagte: „Sitzen bleiben, Herr Doktor, denn wenn Sie einmal aufstehen und den Hut in die Hand nehmen, so flattern Sie auch in der nächsten Minute davon."

„Sehen Sie wohl," meinte die Gräfin, indem sie ihrem Sohne die Hand reichte, „daß man mit Ihnen unzufrieden ist, weil Sie so seltene und kurze Besuche machen — — der Doktor erzählte mir soeben von seinem neuen Gaste."

„Ah, von Rosenthal!"

„Nicht wahr, Du kennst ihn, Willibald?"

„Er wurde bei Hof vorgestellt, kurz vorher, ehe ich die Stadt verließ — ein interessanter Kopf, jedenfalls ein gescheidter Mensch, nach dem was man von ihm gehört."

„Wohl ein bischen Abenteurer," wandte sich die alte Dame fragend an den Arzt, der hierauf zur Antwort gab:

„Ich lernte Herrn von Rosenthal schon im vergangenen Sommer kennen, wo er ein paar Wochen bei mir zubrachte; Sie waren damals abwesend."

„Und fanden bei unserer Zurückkunft seine Karten," sagte die Gräfin; „es würde mich damals interessirt haben, ihn zu sehen."

„Auch habe ich schon daran gedacht," warf ihr Sohn leicht hin, ihm jetzt einen Gegenbesuch zu machen, er soll, wie ich höre, da drunten ziemlich stark und sehr plötzlich in Ungnade gefallen sein."

„Das scheint aus seinen Reden nicht hervorzugehen, denn er sagte mir heute Morgen noch, er erwarte irgend Jemand, der sich im Auftrage Seiner Majestät des Königs nach seinem Befinden erkundigen würde."

„Das ist leicht möglich," gab der Graf mit einem kurzen Lächeln zur Antwort, „man kann in Ungnade gefallen sein und sich doch, wenn auch sehr im Geheimen, der Gnade Seiner Majestät erfreuen — würden Sie mir erlauben, Ihren Gast zu besuchen?"

„In ein paar Tagen gewiß, Herr Graf, ich habe nie eine merkwürdigere und zähere Natur beobachtet, als die des Herrn von Rosenthal; ein Anderer mit seiner Wunde

würde im heftigsten Wundfieber liegen, während er kaum einen lebhafteren Pulsschlag hat, und während seine Wunde — eine Schußwunde, wie ich zu bemerken bitte, — so aussieht, daß alle Hoffnung vorhanden ist, sie in den nächsten Tagen sich schließen zu sehen."

„Wieneck schrieb mir über ihn, allerdings vorsichtig, wie man es von ihm gewohnt ist, doch las ich zwischen den Zeilen, daß er ihn der Beachtung werth hält, was für Herrn von Rosenthal spräche, wenn diese Beachtung des alten Wieneck nicht einen etwas verächtlichen Beigeschmack gehabt hätte. Er muß irgend einen Dienst geleistet haben, wofür man ihn stark belohnte; aber mit dem Zusatz: ‚der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen', und ich habe schon daran gedacht, ob sein Duell nicht damit im Zusammenhange steht."

„Kaum," meinte die Gräfin; „sein Gegner, dieser Herr von Mittow, war doch eine gar zu unbedeutende Persönlichkeit."

„Dem aber ein Zeuge, wie Graf Leo Wieneck, Flügeladjutant Seiner Majestät, schon einige Wichtigkeit verleiht."

„Pah — junge Leute, die sich kennen — es soll ein Recontre wegen irgend einer jungen Dame gewesen sein," warf die alte Dame leicht hin.

„Eben darum," meinte lächelnd der Graf, „können

die Fäden höher hinaufreichen, Herr von Rosenthal befand sich sehr im Vertrauen des Kronprinzen, der eine starke Liaison gehabt haben soll, wer weiß ob jener nicht für diesen eintrat — hätten Sie es übe sich vermocht, Mama, unsern alten Freund Tönning zu empfangen, so würden wir jedenfalls die Wahrheit zenau erfahren haben."

„Tönning ist ein genauer Freund unseres Hauses," antwortete die alte Dame in einem sehr ernsten Tone, „und es wäre unpassend gewesen, alsdann nicht seine Frau mitzuempfangen, und das will doch sehr überlegt sein."

„Nun, jedenfalls lieber Doktor," wandte sich der Graf an diesen, „sehe ich in den nächsten Tagen nach Ihrem Hausgenossen, und mittheilsam, wie er mir geschildert wurde, werde ich von ihm etwas Näheres erfahren."

Die letzten Worte mochte Doktor Finder als eine Erlaubniß ansehen, sich zurückziehen zu dürfen, denn er erhob sich rasch, versprach der alten Dame bald wieder zu kommen und wurde hierauf nach einm freundlichen Händeschütteln von dem Grafen bis an die Thüre des Gemaches begleitet; dann kehrte der Letzter wieder zurück, trat an das große Fenster und blieb dort in die Landschaft hinausschauend, ein paar Minuten schweigend mit übereinandergeschlagenen Armen stehen.

Der Graf Willibald Ferrner, Oberstjägermeister Excellenz, war ein ziemlich großer und kräftig gebauter Mann mit kurzem dunklem, aber grau melirtem Haar, und einem Gesichte, welches den harten, strengen Zug um den Mund seiner Mutter in verstärktem Grade zeigte, aber nicht deren große, ruhige, leuchtende und geistvolle Augen, während die seinigen, wenngleich lebhaft und feurig, etwas Unstätes hatten und kleiner aussahen als sie waren, da sie durch die starken, borstigen und tief herabgezogenen Augenbrauen gedrückt erschienen.

Während er so am Fenster stand, hatte die alte Dame die Lippen leicht mit ihrem Batisttuche berührt und alsdann nach einem tiefen Athemzuge einen der Briefe, die neben ihr lagen, in die Hand genommen, und denselben langsam geöffnet, wahrscheinlich in der Absicht, darüber befragt zu werden, was denn auch Graf Willibald that, als er sich jetzt wieder umwandte.

„Sie haben Briefe, Mama — etwas Wichtiges oder Unangenehmes?"

„Unter andern von Deiner Tochter, Willibald!"

„Ah, ich dachte soeben an sie, und dabei ging mir Allerlei durch den Kopf!"

„Freundliches?"

„O ja, wie immer, so oft ich mich mit ihr beschäftige — bin ich doch jetzt, wenn ich an ihre Stellung da unten

dieſem Fache ihnen gänzlich unbekannt. Ihre Streck- und Pochwerke, Schleif- und Polirmaſchinen ſind alle Holz-Conſtructionen und arbeiten mit dicken Wellen und ſchwerfälligen Rädern, die von den Fluthen des Tajo in Bewegung geſetzt werden. Wenn man an ein derartiges Etabliſſement bei uns denkt, mit ſeiner Dampfkraft, den rührigen Arbeitern, den umherfliegenden ſchlanken Rädern, ſo kommt einem die Wirthſchaft hier ein wenig lahm vor. Wie ſchon bemerkt, werden faſt nur Militärwaffen hier angefertigt, beſonders Kavallerie-Säbel, und daneben für den Fremden, der ſich gern ein Andenken mitnehmen möchte, kleine mit Gold eingelegte Dolche mit dem Fabrikzeichen von Toledo, die man aber theuer genug bezahlen muß.

Uebrigens bin ich überzeugt, daß die berühmte alt-ſpaniſche Klinge, die gute treue Toledana, welche von Romanzendichtern eben ſo gern und häufig beſungen wurde, als die Augen der Geliebten, als Sonne und Mond, aus einzelnen kleineren Werkſtätten hervorging, wo ein Meiſter den andern in der Güte der Waaren zu übertreffen ſuchte. In früheſter Zeit waren es die Mauren, die, wie ſo viel Gutes und Schönes, auch ihre vortreffliche Damascirkunſt in Spanien einführten; ſpäter ließen ſich kunſtfertige Italiener hier in Toledo nieder, in deren Werkſtätten jene Klingen, von denen der Krieger träumt, wie der Dichter ſagt, geſchaffen wurden. Schon an der Art der Arbeit ſieht man heut zu Tage, daß ſie nicht fabrikmäßig betrieben wurde; faſt jede Waffe iſt von der andern in Einzelheiten verſchieden, meiſtens durch die immer wechſelnde hübſche Zeichnung des Korbes, noch häufiger aber durch die Form der Klinge und deren Inſchriften, die immer ſo charakteriſtiſch und ſinnreich gewählt waren, daß es ſich wohl der Mühe verlohnte, eine Sammlung dieſer Sprüche anzulegen. Einige derſelben findet man wohl hier und da wiederholt, z. B.: No me saques sin razon, no me envaines sin honor: ziehe mich nicht ohne Grund, ſteck' mich nicht ein ohne Ehr'!

Eine ſchöne Toledoklinge, die ich ſelbſt beſitze, mit einem der zierlichſten Griffe, die man ſehen kann, führt die ſchöne Inſchrift:

denke, nicht mehr ſo ſehr gegen dieſe Stellung eingenommen, ja es geſchieht mir zuweilen, daß ich Ihnen ſchließlich dennoch Recht geben muß, Mama, und daß ich, indem ich mir von Ihnen die Erlaubniß abnöthigen ließ, meine einzige und innig geliebte Tochter in den Hofdienſt treten zu laſſen, eine genügende Konzeſſion machte für mein vielleicht allzu ſchroffes Benehmen."

„O, wenn Du dieſen Gedanken früher gehabt hätteſt!"

„Warum früher? — glauben Sie nicht, Mama, daß ich, ſelbſt wenn ich jene Konzeſſion aus freien Stücken gemacht hätte, deßhalb geſonnen wäre, meine heutige Stellung dem Hofe gegenüber zu ändern, ich kann ein Unrecht, was mir geſchehen, nicht ſo leicht vergeſſen, und wenn man mich angreift, ſo muß ich entweder meiner Deviſe folgen und beißen, oder mich großmüthig zurückziehen, nachdem ich hinlänglich meine Zähne gezeigt — doch laſſen wir das jetzt, was ſchreibt Ihnen Hildegard? Gewiß viel Neues über die bevorſtehenden Feſtlichkeiten. Hat ſie vielleicht endlich einmal einen Wunſch in Betreff von Toilette- und Schmuckgegenſtänden? — Mama, Sie müſſen ſich nicht wundern, daß ich daran denke, denn ſie kommt nie, um etwas zu verlangen, und es ſollte mich überraſchen, wenn ſie es dießmal thäte — wie, Mama, ſchreibt ſie nichts darüber?"

„Nein, darüber schreibt sie nichts, auch nicht einmal über die Festlichkeiten!“

„Ein eigenthümlicher Charakter, das Mädchen, sie hat viel von der übergroßen Bescheidenheit ihrer seligen Mutter, und dabei Ihren festen Willen geerbt, liebe Mama!“

„Das wäre keine schlechte Mischung!“

„O nein, o nein,“ sagte Graf Ferner kopfschüttelnd und setzte hinzu, indem er langsam mit der Hand über seine Stirn und dann durch seine Haare fuhr, „ich wollte, Georg hätte auch eine Portion von dieser Mischung, überhaupt, ich wollte, er hätte nur eine Spur von dem festen und ernsten Charakter seiner Schwester — der Bub' ist ganz aus der Art geschlagen. Was hat es mich genützt, daß ich ihn von dem Garderegiment hinweg in eine kleine Garnison versetzen ließ? Dort schwang er sich zum Ersten empor im Schuldenmachen und allen möglichen Ausschweifungen; mein Geschäftsmann, den ich hinsandte, schreibt mir von zwanzigtausend Thalern, die nothwendig wären, sich mit seinen Gläubigern zu arrangiren, und von vierzigtausend, die er gebrauchte, um diese Gläubiger vollkommen zu befriedigen, natürlicher Weise gab ich ihm freie Hand für vierzigtausend.“

„Und thatest ganz recht daran, Willibald: über Deinen Sohn, Deinen einzigen Sohn, über den Grafen

Ferrner, muß man ſolchen Leuten nicht die Berechtigung geben, ein zweideutiges Wort zu reden."

„Allerdings mein einziger Sohn, ich fühl' wahrhaftig mich jetzt ganz glücklich, nur den einen zu beſitzen, ein halbes Dutzend ähnlicher könnte mir zu ſchaffen machen, ich weiß nur nicht, wo der Junge die Gabe her hat, ſich ſo leicht in der Gunſt aller Menſchen feſtzuſetzen."

„Auch ein Erbtheil Deiner ſeligen Frau," ſagte die alte Dame, wobei ſich ihre Lippen faſt unmerklich kräuſelten, „iſt er nicht leidlich hübſch, liebenswürdig, wenn er es ſein will, von weichem Gemüth und beſcheiden?"

Graf Willibald ſtieß ein kurzes, rauh klingendes Lachen aus, ehe er erwiederte: „Ja, ſo iſt er allerdings, ſobald es etwas zu erreichen gibt, auch hat er ebenfalls etwas von Ihrem feſten Charakter, Mama; aber er hat dieſe Feſtigkeit noch nie zum Guten benützt, ich habe Schlimmes von ihm gehört, Böſes, Garſtiges, in Folge deſſen ich mich veranlaßt ſah, ihn auf ſechs Monate beurlauben zu laſſen und feſt in meiner Hand zu behalten; gebe der Himmel, daß es etwas nützt — doch nun zu Angenehmerem, was ſchreibt Ihnen Hildegard?"

Die alte Dame hatte den Brief, den ſie in ihrer Hand hielt, langſam zuſammengefaltet und erwiederte nun, indem ſie wiederholt die dünnen Lippen mit dem

Schnupftuche berührt, und wobei man in ihren Zügen sah, daß sie mit einiger Anstrengung sprach: „Hildegard wird in den nächsten Tagen hieher kommen."

„Das ist mir lieb, und aus welcher Veranlassung kommt sie?"

„Es ist keine erfreuliche Veranlassung, Willibald," sprach die Gräfin hastig und in einem rauhen Tone, wie man ihn wohl anzunehmen pflegt, wenn man sich Mühe geben muß, etwas Unangenehmes zu sagen.

Graf Willibald fuhr gegen seine Mutter herum und schaute sie fragend an, wobei sich seine buschigen Brauen noch tiefer auf die lebhaft blickenden Augen herabsenkten.

„Ich hätte es Dir gern verschwiegen oder Geschehenes ungeschehen gemacht, was möglich gewesen, wenn ich nicht hier auf so traurige Art an meinen Sessel gefesselt wäre."

„Was ist's denn mit Hildegard?"

„Jedenfalls ein Mißverständniß, das sich gewiß alsbald aufgeklärt, wenn Hildegard einen weniger harten, ja schroffen Charakter hätte!"

„Ein Mißverständniß? und zwischen wem, Mama?"

„Nun, zwischen Ihrer Majestät der Königin und Deiner Tochter."

„Bei Gott, ich will nicht hoffen, daß man es an Rücksichten fehlen ließ gegen die Gräfin Hildegard Ferrner, von welcher ich überzeugt bin, daß sie stets voll Rücksicht

gehandelt gegen die Königin. — Was ist vorgefallen, Mama? — ich muß das wissen!"

„Die Königin hat geglaubt," fuhr die alte Dame fort, indem sie sich noch aufrechter in ihrem Sessel setzte, als sie zu thun pflegte, und wobei der harte Zug um ihren Mund noch schärfer hervortrat, „allerdings meiner Enkelin in schonender Weise einen Vorwurf machen zu müssen, worauf Hildegard ohne Weiteres um ihre Entlassung gebeten."

„Wenn dieser Vorwurf eine Ungerechtigkeit war, so hat Hildegard vollkommen richtig gehandelt; dürft' ich vielleicht erfahren, Mama, worin dieser Vorwurf bestand, und was meine Tochter darauf geantwortet?"

„Es ist am besten, Du liest das selber, Willibald," antwortete die Gräfin nach einer Pause, während welcher sie den betreffenden Brief ihrem Sohne darreichte; „aber ich bitte Dich, das ruhig und ohne Leidenschaft zu lesen, und dabei so freundlich zu sein und auf mich ein wenig Rücksicht zu nehmen."

„Von wem ist dieses Schreiben?"

„Von der Gräfin Pommerhausen!"

„Ah so," entgegnete Graf Willibald, indem er mit einer etwas verächtlichen Miene die Achseln zuckte.

„Ich erhielt diesen Brief gestern Abend, ich las ihn sogleich, und sein Inhalt hat mich die ganze lange Nacht hindurch beschäftigt — deßhalb Willibald —"

„Unbesorgt, Mama, was auch dieses Schreiben enthält, ich bin weit entfernt, Ihnen und mir eine Szene zu machen.“ Darauf ließ er sich in einem Fauteuil an dem Fenster nieder und las das ziemlich lange Schreiben aufmerksam durch. Wie tief ihn der Inhalt desselben ergriff und erregte, bemerkte man wohl an dem plötzlichen Erröthen seiner Stirn, an dem zornigen Blitz seiner Augen, sowie daran, daß er an seiner Unterlippe nagte, nachdem er geendigt, und dann stumm in die Landschaft hinausschaute.

Erst nach einer längeren Pause, während welcher er ein paarmal tief und schwer geathmet, sagte er mit einer Stimme, der man deutlich anhörte, welche Mühe er sich gab, sie ruhig erscheinen zu lassen: „Dieß Schreiben unserer guten lieben Freundin, der Pommerhausen, ist gerade so, als hörte ich diese würdige Dame selber reden — o, ich kenne das,“ lachte er grimmig auf — „es hat den Anschein, aber es ist doch nicht so — die Welt könnte es glauben, wenn die Welt nicht so sehr vom Gegentheil überzeugt wäre, boshafte Zungen werden allerdings einen gehässigen Schein auf den guten Namen meiner Tochter werfen; aber boshafte Zungen pflegen zu lügen, weßhalb man sich aus solchen Geredeu nichts machen muß — hol' sie der Teufel — und dabei ist die alte Schwätzerin so vorsichtig, weder die Person näher

zu bezeichnen, noch einen Namen zu nennen — — aber bei Gott im Himmel," rief er aufspringend, „ich will und werde es erfahren, wer es gewagt hat, auf so freche Art meine Tochter zu kompromittiren; entweder ist das ein Leichtsinn, der blutig gestraft werden muß, oder eine Infamie, gegen welche man die Reitpeitsche zu Hülfe nimmt."

„Willibald, Du versprachst mir, ruhig zu bleiben — nun denn, so sage mir vor allen Dingen, hältst Du Deine Tochter auch nur einer unüberlegten Handlung für fähig? — ich nicht."

„Ich auch nicht, bei Gott; aber um so mehr muß mich die Handlung jenes Elenden empören — — sagen Sie mir aufrichtig, Mama, Sie wissen seinen Namen nicht?"

„Ich schwöre Dir zu, daß ich ihn nicht weiß — hier sind noch zwei Zeilen von Hildegard, worin sie mir ihren Entschluß mittheilt, zu uns zurückzukehren, ohne weiter etwas hinzuzusetzen, als daß sie von der Königin höchst gnädig entlassen worden sei."

„Entlassen — meine Tochter entlassen — ah, wie mich dieß Wort empört, so will man denn da Oben noch keinen Frieden mit uns — gut, wenn sie Krieg wollen, so sollen sie ihn haben!"

„Wie magst Du um ein Wort streiten, Willibald, hast Du nicht deutlich in dem Briefe der Gräfin

Pommerhausen gelesen, daß Hildegard um ihre Entlassung gebeten, daß man sie ihr in Gnaden gewährt!"

„Ja, gewährt, unter Belassung eines häßlichen Schattens, auf ihrem schönen Namen, aber ich werde es licht werden lassen in dieser Sache — fürchterlich licht, und darin werden und müssen Sie mir Recht geben, Mama, also morgen kommt Hildegard — gut; wenn sie es auch liebt, schweigsam zu sein und ihrem eigenen Willen zu folgen, so bin ich doch überzeugt, daß sie in diesem Falle reden wird — ja reden, und mir dadurch Veranlassung geben, mich recht genau und gründlich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen."

„Das wirst Du nach Deinem Ermessen thun, Willibald; aber folge meinem Rathe und empfange Hildegard in einer freundlichen, herzlichen Art wie sie es verdient!"

Graf Ferrner, der, nachdem er das Gemach mit großen Schritten durchmessen, jetzt wieder an dem Fenster stand und seine Blicke auf die graue Dunstmasse am Horizont heftete, hinter welcher sich die Thürme der Stadt verbargen, machte jetzt eine unmuthige Bewegung, die er aber gleich darauf durch die Worte erläuterte: „Aber, Mama, wie können Sie nur denken, daß ich meine Hildegard unfreundlich empfangen würde! — im Gegentheil, ich werde mich bezwingen, ich will sie nicht einmal nöthigen, über diese Angelegenheit zu reden, wenn sie das

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20800 / 066

nicht freiwillig thut; o, ich weiß vielleicht einen ſichereren Weg, um zu erfahren, was ich erfahren muß."

„Ich verſtehe Dich nicht, Willibald!"

„Und Sie werden mir Recht geben, Mama, — haben wir nicht hier dieſen Herrn von Roſenthal, der, wie ich ganz genau weiß, mit den intimſten Geſchichten des Hofes bekannt iſt? — ich bin ſicher, daß er auch um dieſen gehäſſigen Skandal weiß, und ich hoffe, daß er Ehrenmann genug iſt, mir eine richtige Antwort nicht zu verweigern, wenn ich ihn als Kavalier und als Vater frage — was iſt Ihre Anſicht, Mama?"

„Immerhin," erwiederte die alte Dame mit einem leichten Achſelzucken, „er wird Dir ſagen, was er weiß — — oder," ſetzte ſie, aber ſo unverſtändlich hinzu, daß es klang, als huſte ſie in ihr an die Lippen gehaltenes Schnupftuch, „was er Dir zu ſagen für gut findet."

Bayerische Staatsbibliothek München

Eres mi fuerza, seras mi esperanz. Große Werkſtätten hatten daneben auch eine Art Zeichen, durch welche ihre beſten Arbeiten von den anderen kenntlich waren, z. B. die eingehauenen Worte: El Morillo, el Moro de Zaragoza, oder el Perillo, das Hündchen. Statt des letzteren findet man auch häufig ein Zeichen eingeſchnitten, das in wenigen rohen Strichen das Bild eines Hundes darſtellt, ſo auf der Klinge, von welcher ich oben ſprach.

Nachdem wir ein paar Einkäufe in der Waffenfabrik gemacht, kehrten wir zur Stadt zurück. Gern wären wir noch einige Stunden an den Ufern des Tajo umhergewandelt; denn trotzdem wir uns erſt in der Mitte des Monats Januar befanden, hatten wir doch einen vollkommenen Frühlingstag. Die Sonne ſchien klar herab vom wolkenloſen Himmel, und unter ihrem warmen Kuſſe duftete die Erde ſo eigenthümlich und angenehm, wie bei uns „im wunderſchönen Monat Mai, wenn alle Knospen ſpringen“. Aber der gewiſſenhafte Reiſende iſt ein geplagtes Geſchöpf, mache er nun in Wein, Tabak, in Leinwand oder in Naturanſichten und Sehenswürdigkeiten; er muß im Schweiße ſeines Angeſichts ſeine Kunden beſuchen, damit ſein Notizbuch nicht leer bleibe und zahlreiche Beſtellungen in der Heimat ankommen. Wir beſuchten noch die zu unſerer Rechten liegende Baſilica de Santa Leocadia, einen höchſt intereſſanten Ueberreſt der alten prächtigen Kirche dieſes Namens; dann gemahnte uns aber der tiefe Ton der berühmten Campana de Toledo, deren weitſchallende Stimme durch die klare Luft zu uns herüber drang, daß nun die Thüren der Kathedrale geöffnet ſeien. Wir kletterten wieder zur Stadt hinauf, während uns der Führer von dieſer großen Glocke einiges Fabelhafte erzählte. Sie hatte ihre Schickſale gehabt, ſo gut wie jede ihrer bekannten Colleginnen, bekam auch wie viele derſelben beim erſten Läuten einen Riß, von deſſen Entſtehen die Sage erzählt, der heilige Petrus, vor dem Himmelsthore ſitzend, habe einſt ein gewaltiges Lärmen aus der Gegend von Toledo her gehört; als er hinabblickte, bemerkte er die ſtattliche Campana, und zwar in einer Größe, wie ſeine Kirchen in Rom keine dergleichen auf-

Geschichten im Zickzack.

Vierter Band.

Geſchichten im Zickzack.

Von

F. W. Hackländer.

Vierter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1871.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Achtzehntes Kapitel.

In der siebenzehnten Wendung, ein Pfad durch finstere Schluchten 1

Neunzehntes Kapitel.

In der achtzehnten Wendung, steil abwärts im Zickzack . . 63

Zwanzigstes Kapitel.

In der neunzehnten Wendung, eine lange, trostlose Pappelallee 107

Einundzwanzigstes Kapitel.

In der zwanzigsten Wendung, Ruhepunkt für ein krankes Gemüth 145

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

In der einundzwanzigsten Wendung, ein stattliches Schloß mit guten Menschen 180

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In der zweiundzwanzigsten Wendung, freundliches Thal und Ende des Weges 222

Geschichten im Zickzack.

weiſen konnten, worauf er denn in einem Anfalle ſehr unchriſtlicher Eiferſucht einen ſeiner großen Schlüſſel hinabſchleuderte und die Glocke ſo gewaltig traf, daß ſie einen großen Sprung bekam.

Die meiſten unſerer berühmten Dome wurden leider in alter Zeit von untergeordneten Bauwerken umgeben, die ſich, wie Schutz ſuchend, an die mächtigen Mauern klebten oder zwiſchen den Strebepfeilern einniſteten. Dieſer Mißbrauch iſt hauptſächlich auch bei der Kathedrale von Toledo zu beklagen; denn von außen verſchwindet ſie faſt unter der Maſſe von kirchlichen und bürgerlichen Umbauten, die ſich auf allen Seiten an ſie anlehnen. Dagegen hat vielleicht dieſe Umkleidung hier dazu beigetragen, daß der Kern dieſer prächtigen Kirche unter den ſchweren Zeiten, die an ihr vorübergingen, faſt gar nicht gelitten; Alles iſt an ihr gut erhalten, nirgends ſieht man eine Spur von Verwüſtungen, wie an vielen ähnlichen Bauwerken. Die Kirche, an deren Stelle ſchon im Jahre 525 der ſechszehnte Gothenkönig Recaredo aus Anlaß ſeiner Bekehrung zum Chriſtenthum einen kleinen Tempel gegründet hatte, der wechſelweiſe je nach dem Kriegsglück dem chriſtlichen und dem muhamedaniſchen Bekenntniß diente, verdankt ihre Entſtehung dem Könige Don Ferdinand, dem Eroberer von Sevilla. Im Jahre 1258 durch den Architekten Pedro Perez begonnen, wurde ſie erſt nach zweihundert zweiunddreißig Jahren (1490) unter Iſabella der Katholiſchen, die für Toledo ſo viel gethan hat, vollendet. Bei vierhundert Fuß Länge und zweihundert Fuß Breite zählt ſie fünf Schiffe und dieſe ſind durch Säulenbündel von einander getrennt, die bei mäßiger Höhe verhältnißmäßig dick ſind, leider aber dem Innern den Eindruck der an gothiſchen Bauwerken ſo wohlthuenden Schlankheit benehmen. Daher kommt es wohl, daß, obgleich die Kathedrale von Toledo eines der ſchönſten, namentlich reichſten Werke mittelalterlicher Kunſt iſt, ſie doch durch ihre architektoniſchen Formen und Verhältniſſe neben den gothiſchen Bauwerken erſten Ranges nicht beſtehen kann. Ihr Reichthum aber iſt unendlich groß, ſowohl an edlen Metallen, koſtbaren Steinen als prächtigen Bildern und

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Achtzehntes Kapitel.

In der siebenzehnten Wendung, ein Pfad durch finstere Schluchten.

Nachdem Doktor Flinder, wie wir zu Anfang des vorigen Kapitels erfahren haben, seinen kranken Gast, Herrn von Rosenthal, verlassen hatte, um auf dem Wege nach dem Schlosse des Grafen Ferrner Ellen zu begegnen, war der Verwundete allein geblieben und hatte sich lang auf seinem weichen Lager ausgestreckt, die rechte Hand unter den Kopf gelegt, damit beschäftigt, über die Lage, in der er sich befand, nachzudenken; anfänglich schienen diese Gedanken ziemlich ernster Art zu sein, wozu auch viel Ursache vorhanden war, und man sah, wie er den Kopf unmuthig bald auf die linke, und dann wieder auf die rechte Seite wandte, weil ihm jede andere Bewegung von dem Arzte streng untersagt worden war, dazu blickte sein Auge düster, er preßte die bleichen Lippen

aufeinander und schwere Athemzüge, die sich seiner Brust entrangen, klangen wie tiefe Seufzer.

Er mußte sich gestehen, daß er in der letzten Zeit drunten in der Residenz mit Personen und Verhältnissen unglücklich gespielt, und daß er, wenn auch gerade nicht dieß Spiel vollständig verloren, er es doch seinen Gegnern verrathen hatte, so daß es sicher und mit großem Eclat verloren gegangen wäre, wenn er es nicht für gut befunden hätte, die Karten durch eine ziemlich geschickte Machination aus den Händen fallen zu lassen.

Schade um die Stellung, die er drunten eingenommen, und die, wenn auch nicht gänzlich verloren, doch so sehr in ihren Fundamenten erschüttert, daß es kaum möglich war, einen neuen soliden Bau wieder aufzuführen.

Ja er gestand sich endlich, daß es kaum möglich sein werde, alle die Riesen niederzukämpfen, die sowohl in der Gestalt der Wahrheit, als auch im Gewande der Lüge und Verleumdung unter der Aegide jener eben genannten Tugend siegreich gegen ihn vordringen würden. Aber gerade ein solcher Kampf mit der ganzen Welt reizte ihn so sehr, daß sich jetzt schon in dem Gedanken daran seine Lippen zu einem leichten Lächeln kräuselten, und er in einem verächtlichen Tone sagte: „Warum sollte ich nicht wenigstens den Versuch machen, das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, bin ich doch überzeugt, daß

ich mir die Meisten von denen, die jetzt meinen guten Namen zerreißen, durch geschickte Benützung ihrer Fehler und Schwächen, durch geschickte Vorspiegelung der eigenen Tugenden, sowie der Fehler Anderer, die sie selbst in höherem Maße besitzen, auf's Neue zu treuen Bundesgenossen machen kann; dieß Volk lebt so im Schwindel und vom Schwindel, daß ihr ganzer Gesichtskreis schwindel- und nebelhaft geworden ist, und daß sie Jeden, der in diesem Dunstkreis keck nicht nur vor sie hin, sondern auch zuweilen auf ihre Hühneraugen tritt, in großen Umrissen schauen und für Etwas Ausgezeichnetes halten — die Schlacht scheint allerdings verloren zu sein; aber wir haben vielleicht immer noch Zeit, eine neue zu beginnen — — — — und im schlimmsten Falle," murmelte er nach einer längeren Pause, „wenn wir wirklich Schiffbruch gelitten, so haben wir doch einen Schatz gerettet, der uns über dem Wasser halten kann — — aber gerade dieser Schatz ist vielleicht die schlimmste Klippe, und es wäre vielleicht vorsichtiger gewesen, nicht so vorsichtig zu sein — — pah, wer sich selbst verloren gibt, ist verloren, und es müßte ganz drollig zugehen, wenn sich Rosenthal trotz alledem nicht als ein reiner und vollkommen edler Charakter zu entpuppen vermöchte."

Jetzt langte er nach seiner Uhr, die neben dem Bett auf einem Tischchen lag, und indem er das Zifferblatt

betrachtete, verfinsterte sich sein Auge wieder, als er bemerkte, daß schon mehr als eine Stunde vergangen sei, seit ihn der Arzt verlassen.

„Und Ambrosio immer noch nicht zurück. — Wahrscheinlich hat er in Perlenbach warten müssen, — das ist ein kleiner Ort mit beschränktem Telegraphendienst, — wer weiß, wo sich diese leichtsinnigen Beamten umhertreiben, statt an Ort und Stelle zu sein, wie es ihre verfluchte Schuldigkeit gewesen wäre, und während diese jungen Leute ihrem Vergnügen nachlaufen, blieb eine für mich so kostbare Nachricht vielleicht unausgefertigt liegen — lüderliches Volk" —

Wenn aber sein Telegramm Ellen nicht mehr erreicht hätte, wenn sie einen andern Weg genommen, um sich vielleicht vor ihm und seinen künftigen Nachforschungen zu verbergen, oder wenn sie gar seine Botschaft erhalten, und dieselbe zerrissen oder dem Feuer geopfert?

Doch lächelte er gleich darauf über diesen Gedanken, da ihm das, was er soeben gedacht, als gänzlich unmöglich erschien; o, er kannte Ellen zu genau, er kannte ihr edles Herz und er wußte, daß es genügen würde, ihr zu sagen: ich bin elend und verlassen, um sie gewaltsam zu ihm zurückzuziehen, um sie zu vermögen, selbst ihrem Glücke, selbst ihrer Liebe den Rücken zu kehren.

Aber wenn sie seine Botschaft nicht erhalten, dann

befand er ſich allerdings in einer verzweifelten Lage: mit dem Leichtſinn, der ihn ſtets dazu antrieb, ein großes, gewagtes, glänzendes Spiel zu treiben, hatte er Ambroſio noch an dem Abend, wo er hier angekommen war, nach der Reſidenz zurückgeſchickt mit dem Auftrag, an Ellen zu telegraphiren und dann ſein Hausweſen in der Reſidenz augenblicklich, aber mit Eclat aufzulöſen; er hatte ihm dazu beinahe alle Geldmittel gegeben, die er beſaß, und wollte die Entlaſſung ſeiner Diener, die Erledigung ſeiner Miethverträge und alles dergleichen ſo eingerichtet haben, daß das plötzliche Verſchwinden des Mannes, den man Roſenthal genannt, ungefähr in der Art vor ſich ginge, wie das Schlußſtück eines brillanten Feuerwerks, wo noch einmal leuchtende Feuergarben, bunte, glänzende Sterne die Finſterniß zerreißen, ehe die lange, dunkle Nacht eintritt.

Um ſo furchtbarer darum für ihn, wenn ſeine Botſchaft Ellen nicht traf, wenn er vielleicht genöthigt war, ſich ſeinem Arzte und freundlichen Wirthe als einen Menſchen ohne weitere Hülfsquellen vorzuſtellen, der ſich auf Gnade und Ungnade dem Mitleid übergeben muß.

Da — — hörte ſein ſcharfes Ohr etwas wie das dumpfe Rollen von Wagenrädern auf dem Schnee, und dann vernahm er das Knallen einer Peitſche, was wie

Muſik in ſeine Ohren tönte — Ambroſio war zurück — Ambroſio mußte ihm gute Nachricht bringen!

Trotz des Verbots des Arztes richtete er ſich in ſeinem Bette auf, nicht achtend die Schmerzen ſeiner kranken Bruſt, und blickte geſpannt nach der Thür. Ja es war Ambroſio, der jetzt dort erſchien, und wenn ihm die Hand des alten Dieners auch nicht das gewünſchte Papier entgegenhielt, ſo las er doch in deſſen Mienen, daß er nicht der Ueberbringer einer unangenehmen Botſchaft ſei.

„Haſt Du Nachrichten für mich?“

„O ja, Herr Baron, und wie ich hoffe, keine ſchlimmen!“

„Gut, ſo gib ſie her!“

Statt aber irgend etwas aus der Taſche zu ziehen, um es zu überreichen, trat der alte Diener an das Bett, indem er ſagte: „Ich glaube allerdings, daß ich gute Nachrichten bringe, aber keine Depeſche, da auf dem Telegraphenamt nichts dergleichen für Sie angekommen war.“

„Nun denn,“ fragte Herr von Roſenthal ungeduldig, „woher willſt Du denn Deine guten Nachrichten haben? — ſprich raſch und deutlich, an der langſamen Art, mit der Du mich durch Dein Reden bedienſt, und durch Dein vergnügtes Lächeln, ſcheinſt Du mich auf etwas vorbereiten zu wollen — laß dergleichen Kindereien unterwegs — Du haſt keine Depeſche, aber gute Nachrichten, gut,

ſo muß Dir irgend Jemand begegnet ſein, der Dir dieſe guten Nachrichten gegeben — wer iſt es?“ —

„Die gnädige Frau ſelber!“

„Ah — Ellen — Ellen,“ murmelte Herr von Roſenthal, worauf er den Kopf in die Kiſſen zurückſinken ließ, denn er hatte zu raſch, zu haſtig, zu aufgeregt geſprochen — auch ſchloß er für ein paar Sekunden ſeine Augen, und als er ſie nun wieder öffnete, ſah er die Erwartete, Erſehnte allein an ſeinem Bette ſtehen, da ſich der alte Kammerdiener auf den Zehen hinausgeſchlichen hatte.

„Ah, Du biſt es, Ellen, Du biſt wirklich zu mir gekommen!“

„Ja, ich bin es, ich erhielt Ihre dringende Depeſche in Oſtende, im Anblick des weiten freien Meeres, im Anblick des Schiffes, das mich nach England überführen ſollte, und bin zurückgekehrt, ohne mir irgend welche Ruhe zu gönnen.“

„Vorwürfe — Vorwürfe!“

„Ich glaubte mit dieſem Land — mit Ihnen — ja mit der ganzen Welt abgeſchloſſen zu haben, ich glaubte Alles zerriſſen zu haben, Gutes und Schlimmes, Glück und Leid, Alles, Alles, was mich noch an das Leben feſſelte, um unglücklich, aber frei zu ſein — da las ich Ihre Zeilen, und da mußte ich zurückkehren, obgleich mein Herz darüber brechen wollte.“

Zucken ihres Mundes, sowie an ihrem feucht gewordenen Auge bemerkte, sagte er in einem scharfen Tone: „Laß diese kindischen Empfindlichkeiten, diese verletzenden Mienen, denen ich jetzt, elend wie ich bin, nichts entgegenzusetzen vermag, laß uns überhaupt Vernünftigeres reden — etwas Geschäftliches, was mir von großer Wichtigkeit ist — hast Du Gelder erhoben?“

Ellen nickte stumm mit dem Kopfe, nahm aus ihrer Tasche die kleine Goldrolle, welche sie von dem Juwelier erhalten, und legte sie in seine Hand.

„Ist das Alles, was Du Dir geben ließest?“

„Alles — ich habe nichts mehr!“

„Nun, es ist auch so gut, ich kann es die nächsten Tage, wenn ich mehr gebrauche, selbst besorgen — aber es wäre doch besser gewesen, wenn Du Dir die ganze Summe hättest ausbezahlen lassen — machte man vielleicht Schwierigkeiten?“

„O nein, man bot mir mehr als ich verlangte,“ und darin sprach sie die Wahrheit, denn sie dachte an die Summe, welche ihr der Juwelier für ihre geringen Kostbarkeiten gegeben.

„Wer besorgte Dir diese Geschichten, gingst Du selber?“

„Nein,“ erwiederte sie nach einigem Zögern, „ich

vertraute mich ganz dem Manne an, der mir Ihren Brief überbrachte."

„Ganz — dem Teufel auch," ſagte er mit einem häßlichen Lachen, „ich hoffe nicht, Ellen, daß Du ſo unklug geweſen biſt, Dich und mich zu kompromittiren."

„Was könnte Sie kompromittiren?" fragte ſie mit einer eiſigen Ruhe — — „was mich anbetrifft, ſo iſt das allerdings etwas Anderes, was man an Ihrer Handlungsweiſe im ſchlimmſten Falle als ein etwas leichtfertiges Spiel betrachtet, wie es die Art großer Herren iſt, kann nur auf mich einen ſchmutzigen Flecken werfen — und ich habe dieſen Flecken auf mich genommen; wenn Sie ein Auge dafür hätten, müßten Sie ihn auf meiner Stirne brennen ſehen."

„Du ſprichſt harte Worte, Ellen, Du verletzeſt mich!"

„Was liegt mir daran — nachdem er meine Schande erkannt!"

„A — a — a — ah, und deßhalb alle Bande, die ſo feſt geknüpft ſchienen, zerriß — arme Ellen!"

„Ja, arme, arme Ellen — o mein Gott!" rief ſie ſchmerzlich aus, indem ſie ſich raſch abwandte und dann beide Hände in wildem Schmerz vor ihr Geſicht preßte.

Glücklicher Weiſe machte der Eintritt des alten

Kammerdieners dieſer peinlichen Szene um ſo mehr ein Ende, als er in Begleitung der Haushälterin des Arztes erſchien, welche ihm half, auf einem Tiſche neben dem flackernden Kamminfeuer den Thee zu ſerviren, zu welchem er alsdann, leiſe nach dem Alkoven ſchleichend, die gnädige Frau einlud, die gewiß nach der langen Fahrt und bei der feuchten Kälte draußen einer Erquickung ſehr bedürftig ſei. Ellen ließ ſich ſchweigend neben dem Feuer nieder, und da ihr Ambroſio in freundlicher Geſchäftigkeit eine Taſſe des duftenden Getränkes einſchenkte und darreichte, ſo nahm ſie es an und benetzte leicht die Lippen damit.

„Wenn Sie, wie ich wohl glaube, ſehr müde ſind, gnädige Frau," flüſterte er alsdann, „ſo kann ich Sie auf Ihr Zimmer führen, welches hergerichtet und gut erwärmt iſt."

„Ich dank' Ihnen für Ihre Sorgfalt," antwortete ſie mit weicher Stimme, denn die Güte des alten Mannes that ihr wohl, „doch glaube ich, es iſt beſſer, wenn ich hier unten den Herrn Doktor erwarte, der wohl nicht lange mehr ausbleiben wird — fragen Sie Ihren Herrn, was er davon denkt."

„Ich glaube, daß Du Recht haſt," hörte man Roſenthal's Stimme aus dem Alkoven her, „und ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, meine Schweſter ſelbſt dem Herrn Doktor in beſter Form vorzuſtellen."

Sculpturen; es hat nicht nur jeder ſpaniſche König ſeit dem ſiebenten Jahrhundert bis auf Karl III. die Kirche mit einem koſtbaren Geſchenke bedacht, nicht nur hat jede Epoche ſie nach dem herrſchenden Geſchmacke verſchönert und trugen Erzbiſchöfe, Biſchöfe und reiche Bürger zur Vergrößerung der Kathedrale bei, ſondern arme Pilger und Bettler ſpendeten willig ihre geringen Gaben. Der feurige Glaube, dem die einfache Majeſtät dieſes Baues nicht mehr genügte, umgab denſelben im Laufe der Zeit mit einer Menge von Kapellen, die ſeinen Raum faſt verdoppeln; ein prachtvoller Kreuzgang, um den die Wohnungen der Chorherren liegen, ſchließt ſich an der einen Seite an, und als heiligen Begräbnißort der erſten Geſchlechter füllten die frommen Stifter die Kirche und die Kapelle mit den koſtbarſten Kunſtwerken an. Wohin man ſich wendet, ſieht man glänzende Edelſteine und Vergoldungen, die Mauern mit den herrlichſten Marmorarbeiten bedeckt und koſtbare Holzſchneidereien, deren Ausführung viele Menſchenalter in Anſpruch nahmen. Ja, die Prachtliebe hier ging ſo weit, daß die Steinfugen des Mauerwerks neben dem Hochaltar vergoldet ſind, was wohl reich, aber nicht geſchmackvoll ausſieht.

Der erzbiſchöfliche Sitz von Toledo war früher der reichſte in ganz Spanien, er hatte 400,000 Piaſter Einkünfte, unter ihm ſtanden die Bisthümer von Cordova, Jaen, Carthagena, Cuenca, Siguenza, Segovia, Osma und Valladolid; zu ihm gehörten vierzig Klöſter und ſechsundzwanzig Pfarrkirchen; ſein Capitel, aus hundert hohen Prälaten beſtehend, lebte mit kaiſerlicher Pracht. Das iſt nun alles verſchwunden, und wenn man zur Zeit der Meſſe durch die weiten Hallen der Kathedrale wandelt, ſo ſieht man wenige dürftige Prieſter, welche den heiligen Dienſt beſorgen; die mit Edelſteinen bedeckten Monſtranzen, die Statuen der heiligen Jungfrau mit ihren Gewändern, ganz aus Perlen und Gold beſtehend, ſind freilich noch vorhanden; aber man ſieht nicht mehr wie damals Großwürdenträger der Kirche von allen Graden, von unzähligen Chorknaben umgeben, ihre Kniee vor dem Allerheiligſten beugen. Das Rauſchen der ſeidenen und geſtickten Gewänder

Deßhalb blieb Ellen neben dem Kaminfeuer ſitzen, und es war ihr angenehm, die behagliche Wärme deſſelben zu empfinden, ſowie träumeriſch in die ſpielenden Flammen zu blicken — ach, ihr ganzes trauriges Leben zog an ihrer Seele vorüber — viel Leid, wenig Freude, und ließ ſchwere Thränen aus ihren weit geöffneten, ſtarren Augen tropfen.

Dann hörte man den Doktor gegen das Haus herreiten, und Ellen hätte nicht ſagen können, ob es ſehr lange geweſen, daß ſie ſo am Feuer geſeſſen; auch Herr von Roſenthal wäre nicht im Stande geweſen, etwas Beſtimmtes darüber mitzutheilen, denn nach der aufregenden Erwartung des heutigen Tages hatte ſich bei dieſer zähen Natur ſtatt heftigeren Fiebers eine wohlthätige Ruhe eingefunden, und nachdem er durch Ellen's Erſcheinen und ihre Mittheilungen ſeine Lage ziemlich angenehm fand, entſchlummerte er und ſchlief nicht minder feſt, als im Eiſenbahnwagen vor jenem Duell.

Ja, der nun eintretende Doktor Flinder hätte nicht nöthig gehabt, auf den Zehen herbeizuſchleichen, nachdem er einen Blick nach dem Alkoven geworfen, um der jungen Dame eine ſtumme Verbeugung zu machen, die aber vielleicht gerade dadurch um ſo ehrfurchtsvoller ausfiel. Hierauf zog er den ſchweren Vorhang vor das Bett Roſenthal's und ſetzte ſich neben Ellen, behaglich ſeine

Hände gegen die Glut streckend, und dann auf die höflichste Art fragend, ob es ihr auch nicht im Geringsten unangenehm sei, wenn er sich zu einer Tasse Thee zu Gaste lüde.

„Ich habe mir das in Ihrem eigenen Hause nicht gut erlauben können," erwiederte Ellen rasch und auf's Angenehmste berührt von den freundlichen und wohlwollenden Manieren des Arztes; er hatte überhaupt etwas Vertrauenerregendes in seinem Gesichte, besonders im Blick der Augen und in einem häufig schalkhaften Lächeln um den breiten Mund. Schön war er keineswegs, nicht einmal hübsch, der gute Doktor, auch schon stark über die erste Blüte der Jugend hinaus, besaß aber in seinem ganzen Wesen dagegen das, was wir so hoch an einem Arzte schätzen, nicht nur eine weiche, wohlklingende Sprache, sondern auch eine angenehme, fast bezaubernde Art, besonders in seiner ruhigen Redeweise, das Vertrauen zu gewinnen und festzuhalten.

Auch Ellen fühlte sich nach dieser kurzen Bekanntschaft durchaus nicht mehr einem Fremden gegenüber, sondern es war ihr gerade, als hätte sie den guten Doktor schon jahrelang gekannt, weßhalb sie ihm auch mit einem ganz besonderen Vergnügen eine Tasse Thee einschenkte, und alles Nöthige mit solcher Liebenswürdigkeit reichte, daß er schmunzelnd versicherte, er habe noch

ſoeben, als er draußen in Kälte und Schnee geritten ſei, nicht im Entfernteſten darauf gehofft, ſeine Hausgenoſſen auf ſo reizende Art vermehrt zu finden — — „ah,“ ſetzte er nach einer Pauſe lächelnd hinzu, „es iſt doch etwas ganz Anderes, ſeine kleinen häuslichen Bequemlichkeiten auf ſolche Art geboten zu erhalten.“

„Wogegen ich nicht anders als bedauern kann, Herr Doktor, daß gerade Ihre häuslichen Bequemlichkeiten durch meine Ankunft ſehr geſtört worden, gewiß, Sie hätten mich ſollen in irgend einem Gaſthofe abſteigen laſſen; beſonders da das Befinden des — Kranken, meines Bruders, ja durchaus nicht meiner Pflege bedarf, die ja ohnedieß bei Ihrer Sorgfalt,“ ſetzte ſie verbindlich hinzu, „überflüſſig iſt.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen, meine Gnädige, mein Haus als Gaſthof vorzuſtellen, und in mir einen Wirth, der ſich glücklich ſchätzt, daß die öden und oft allzu ruhigen Räume ſeines Hauſes auf ſo angenehme Art belebt werden; gewiß, Fräulein von Roſenthal, Sie verleihen dieſem Hauſe Freude und Glanz, Sie ſind als Siegerin eingezogen, denn ich habe draußen ſchon zwei Weſen bemerkt, die vollſtändig von Ihnen beſiegt worden ſind, daß ſie ſich darum ſtreiten, wer nachher die Ehre haben ſoll, Ihnen nach Ihren Zimmern zu leuchten. Die Streitigen ſind nämlich der alte Ambroſio und meine nicht viel

jüngere Haushälterin, doch habe ich diesen Streit groß-müthig dadurch geschlichtet, daß ich mir selbst die Ehre geben werde, Sie zu begleiten, mein gnädiges Fräulein — aber später, hoffentlich viel später," setzte er mit einem bittenden Blick hinzu, da er zu bemerken glaubte, daß seine letzten Worte von Ellen für eine ihr vielleicht willkommene Aufforderung gehalten wurden.

Hätte jeder Andere das, was der Doktor eben ge-sagt, einer jungen Dame hören lassen, die er beinahe zum ersten Mal in seinem Leben sah, so würde das lächerlich geklungen haben, fade oder zudringlich; wogegen es hier vollkommen ungezwungen und so natürlich gut-müthig erschien, daß Ellen, statt sich davon verletzt zu fühlen, dem Arzte herzlich dankend ihre Hand reichte.

Die Hand nahm er bereitwillig an, den Dank aber lehnte er entschieden ab, indem er sagte: „Sie werden morgen sehen, mein gnädiges Fräulein, daß der ganze obere Stock meines Hauses leer steht, also hab' ich zu danken für freundliche Gesellschaft und für Unterstützung bei den oft seltsam launigen Einfällen Ihres Herrn Bruders — ja der ganze obere Stock steht leer," wiederholte er, wobei er langsam mit der Hand über seine Stirne fuhr, „steht mit wenig Ausnahme schon so lange leer, als ich dieses Haus besitze — für mich, einen alten Junggesellen, genügen die Parterrezimmer jenseits des Ganges."

„So waren Sie nie verheirathet?“ fragte Ellen, und da Doktor Flinder einiges Erstaunen in den Blicken der jungen Dame zu lesen glaubte, so gab er lachend zur Antwort:

„Ah, auch Sie sind der Ansicht, ein Arzt müsse verheirathet sein, das heißt ein junger Arzt, und Sie nehmen an, daß ich auch einmal jung gewesen bin; ja, damals glaubte ich das ebenfalls, und wenn ich in einer Stadt geblieben wäre, so würd' ich mich vielleicht auch nach einer Frau Doktorin umgesehen haben, um bei meinen Patientinnen, noch mehr aber bei den Männern derselben, ein gutes Akkreditiv zu haben, was aber für zwei Arten meiner Kollegen unnöthig ist: für einen Dorfarzt und für einen Badearzt; beim Ersten fördert es die Praxis nicht im Geringsten, beim Zweiten ist es häufig sogar hinderlich — doch da plaudere ich von meiner Eigenschaft als Arzt, ohne als solcher zu sehen, daß Ihre müden Augen der Ruhe bedürfen, verzeihen Sie mir, meine Gnädige, schreiben Sie es dem Vergnügen zu, das es mir gewährt, hier bei Ihnen am Kaminfeuer sitzen zu können, und gestatten Sie mir nun, Sie nach Ihren Zimmern hinauf zu begleiten.“

Ellen erhob sich dankend, und als sie hierauf einen Schritt hinter den Alkoven machen wollte, legte der Arzt leicht seine Hand auf ihren Arm, wobei er sagte: „Lassen

Sie mich nachſehen, ob er ſchläft, in welchem Falle es mir lieber wäre, wenn wir ihn ganz in Ruh' laſſen — — ja, er ſchläft, und wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo führe ich Sie nun hinauf, wo Sie, wie ich hoffe, ſich ganz zu Hauſe fühlen werden."

So war es denn auch in der That, und die arme Ellen, welche mit einer begreiflichen Angſt daran gedacht hatte, nun wieder gezwungen zu ſein, wenn auch nur für kurze Zeit, in der Nähe Roſenthal's verweilen zu müſſen, hatte durch die Freundlichkeit des guten Arztes, ſowie auch durch die überaus behaglichen Räume, in welche dieſer ſie führte, wieder ein ſolches Selbſtvertrauen, eine ſolche Sicherheit errungen, daß ſie es für den Augenblick gänzlich vergeſſen konnte, wo, bei wem, und in welchen Verhältniſſen ſie ſich hier befand.

Ah, es war auch ein ſtattliches Gefolge, das ſie in ihre Gemächer begleitete, voran Ambroſio mit Lichtern, dann Doktor Flinder an ihrer Seite, und zuletzt die alte Haushälterin, die es ſich darauf nicht nehmen ließ, allein bei der jungen, ſchönen Dame zu bleiben, nachdem ſie auf eine ſehr unzweideutige Manier die beiden Männer zur Thüre hinauskomplimentirt hatte, und dann Ellen mit einer rührenden Sorgfalt bei ihrer Toilette half; ehe ſie nun das Zimmer verließ, zeigte ſie auf eine Klingel neben dem Bette und ſagte: „Dieſe führt in meine

Stube, und wenn Sie irgend etwas bedürfen ſollten, ſo bitte ich, mich ſogleich zu rufen —“ auf der Schwelle, nachdem ſie auf den Gang hinausgeſchaut, wandte ſie ſich noch einmal um und ſetzte hinzu: — „ſicher ſind Sie hier im Hauſe, wie im Schooße Abraham's, haben auch noch, wie ich eben geſehen, eine gar ſtattliche Leibwache.“

„Welche Leibwache, meine liebe Frau?“

„Nun, den großen Hund des Herrn Doktors, ſonderbares Thier das, ſolange ich ihn kenne, und ich kenne ihn ſchon manches Jahr, hat er während der Nacht noch nie die Thürſchwelle von ſeines Herrn Schlafzimmer verlaſſen, o, das iſt ein vernünftiger und ſehr treuer Hund — ich wünſche wohl und ſanft zu ſchlafen.“

Ehe ſich Ellen zur Ruhe begab, trat ſie an das Fenſter, zog den ſchweren Vorhang zurück und ſchaute in die ſchneebedeckte, hellleuchtende Landſchaft hinaus — welch' ein Unterſchied zwiſchen ihren Gefühlen während der geſtrigen nächtlichen Fahrt, die ſie, gefoltert von Sorgen und Schmerzen, verbracht, und der heutigen, wie ſie dieſelbe zu verbringen größtentheils wachend mit ſtarren, erhitzten Augen verhoffte, ſchon jetzt in dem ſüßen Gefühl einer angenehmen Ermattung des Körpers, und mit ſoweit beruhigter Seele, daß ſie wohl überzeugt ſein durfte, dieſe werde willig folgen den entzückenden Schwingungen des Schlummers — und ſo war es auch.

Rosenthal hatte ebenfalls eine vortreffliche Nacht gehabt, sein Schlaf war schon am Abend etwas tiefer und fester gewesen, daß er weder von den Unterhaltungen seines Wirthes mit Ellen am Kaminfeuer etwas vernommen, noch gehört hatte, wie die Beiden sich darauf entfernten, und in Folge davon war der Zustand seiner Wunde so ausgezeichnet, daß Doktor Flinder ihm nicht nur aufrichtig Glück wünschte, sondern ihm auch glaubte erzählen zu dürfen von seinem gestrigen Besuche im Schlosse des Grafen Ferrner.

Daß man sich seiner dort und bestens erinnert, wie der vorsichtige Arzt begreiflicher Weise hinzufügte, machte Herrn von Rosenthal ganz besonderes Vergnügen, und bei Erwähnung von der Absicht des Grafen, ihm einen Besuch zu machen, glaubte er sich so wohl zu fühlen, daß ihm die Annahme dieses Besuches, wie er meinte, schon heute gestattet werden könnte.

Doktor Flinder widersprach ihm kluger Weise auch darin nicht; bemerkte aber, als er im Lauf des Tages seinen Besuch auf dem Schlosse machte, dem Grafen Ferrner, daß vielleicht morgen oder übermorgen Herr von Rosenthal im Stande sein werde, ihn gebührend bei sich zu empfangen.

So vergingen denn für den Kranken bis zu jenem Besuch noch zwei lange Tage, während welchen es häufig

vorkam, daß er der armen Ellen seine Ungeduld und auch wohl seine Langeweile auf alle mögliche Weise entgelten ließ; hatte er doch das unglückliche Mädchen wieder fest in seiner Hand, so glaubte er wenigstens, und war er doch zu leichtsinnig und nicht edel genug, um einsehen zu können, welch' ungeheures Opfer sie gebracht.

Sie schien wieder vollkommen für ihn gesichert zu sein, was ihm in diesem Augenblicke weniger für ihre Person von Wichtigkeit erschien, als weil sie im Besitze jener kostbaren Papiere war, an welche Herr von Rosenthal nie anders als mit einem behaglichen Lächeln dachte. Daß Ellen ihm ein Dokument über diesen Besitz bis jetzt noch nicht vorgezeigt, machte ihm durchaus keine Sorge, hatte sie ihn doch mit großer Ruhe darüber gesprochen, hatte sie ihm doch mehr Geld überbracht, als er für den Augenblick brauchte, und war er doch in Allem, was Geschäftsangelegenheiten betraf, so gleichgültig, bequem und nachlässig, daß er die Abwicklung eines Geschäftes stets so lange als möglich von sich ablehnte. Es gibt dergleichen Naturen, die, sonst in hohem Grade vorsichtig und mißtrauisch, sich mit einem Worte zufriedenstellen lassen, und lieber im Ungewissen über ihre Lage bleiben, als durch eine genaue Untersuchung eine Täuschung zu erfahren, oder sich vielleicht eine unangenehme Stunde zu machen.

Und Herr von Rosenthal kannte Ellen zu genau, um nicht zu wissen, daß er wahrscheinlich eine recht unangenehme Stunde haben würde, wenn er mit ihr die Abwicklung jenes Geschäftes vornehme. Wer konnte wissen, welch' grelles Licht ihr Arthur Weßner in dieser Geschichte aufgesteckt hatte, und Arthur Weßner konnte durch den Grafen Leo Wieneck, mit dem er befreundet war, Manches erfahren haben — also ruhig abwarten, dachte Herr von Rosenthal, bis wir wieder vollkommen gesund sind, und dann wollen wir alles Das mit einem Male in's Reine bringen.

Auch Ellen verlebte selten eine Stunde, wo sie nicht an jenes unglückselige Papier dachte, welches sie den Flammen übergeben, worin sie allerdings damals großartig gehandelt hatte, was aber jetzt, da Herr von Rosenthal lebte, wie ein schweres Unrecht gegen diesen auf ihrer Seele lastete, und trotz ihres Muthes bebte sie bei dem Gedanken an eine Erklärung. Ausbleiben konnte diese nicht, und je länger sie diese verzögerte, um so größeres Unrecht glaubte sie an Rosenthal zu begehen, denn um so mehr entwickelten sich seine glänzenden Pläne für die Zukunft, über die er zuweilen in Andeutungen sprach; anderntheils mußte sie auf seinen Zustand Rücksicht nehmen, aber dabei beständig fürchten, daß er durch eine direkte Frage oder gar durch das Verlangen, jenes

iſt verſchwunden, die alte Pracht und Herrlichkeit zu Grabe getragen, und wenn heute die gewaltige Orgel ihre mächtigen Klänge in die gewölbten Hallen hineinſchmettert, ſo dröhnt das wahrhaft abſchreckend in dem leeren Raume; denn ſtatt der tiefen Stimmen der hundert Chorherren und Prälaten, die früher aus den zahlreichen Chorſtühlen antworteten, vernimmt man jetzt nur noch die ſchwachen Geſänge von einem Dutzend alter, zitternder Männer, auf die das ganze Kapitel zuſammengeſchmolzen iſt.

Trotz alledem aber gewährt es wieder ein ſo ſüßes, ja berauſchendes Gefühl, in dieſen ehrwürdigen Hallen umherzuwandeln. Eindrücke der mannigfachſten Art ſtürmen auf die Seele ein und erheben das Herz. Es iſt, als läſe man in einem gewaltigen Gedichte von der vergangenen Zeit; der Weihrauch duftet, Blicke und Gedanken irren an den bunten gemalten Scheiben hin und her, ſie können nicht hinaus, ſie müſſen immer wieder zurückkehren in die Kirche, in das eigene Herz, und während die Orgel ſingt und jubelt von alter Pracht und Herrlichkeit, ſcheinen ſich die todten Prieſter- und Fürſtenſtatuen allmählich zu beleben; man glaubt ſie nach einander flüſtern zu hören: Dieß und das geſchah zu meiner Zeit.

Am Hochaltar und Chor, welche nach ſpaniſcher Sitte eine Kirche in der Kirche bilden, iſt nun zuſammengedrängt, was die Kunſt Koſtbares zu erfinden im Stande war. Es blendet einem faſt die Augen, wenn man die Arbeiten betrachtet; Schnitzwerke in koſtbarem Holz, in Marmor neben getriebener Arbeit in edlen Metallen bilden die Wände dieſes Innerſten; zahlloſe Marmorfiguren von großem Kunſtwerthe ſieht man bald in Gruppen, bald vereinzelt. Vom Fundament bis hinauf zur Decke iſt nicht ein Platz handgroß, der nicht verziert wäre, und zudem umgibt den Chor ein herrliches vergoldetes Gitter mit vier Ellen hohen ziſelirten Stäben und Knäufen. Zu allem dem kommt noch, daß die Pfeiler mit einem eigenthümlichen Netze von Vergoldungen überzogen ſind, deſſen Endfäden ſich hinaufziehen bis an die verſchlungenen Rippen des Gewölbes, und ſo, wie durch zahlloſe goldene Ranken mit den

Dokument, das sie nicht besaß, ausgeliefert zu erhalten, eine Entscheidung herbeiführte, vor der sie zitterte.

Dieses Schweben in beständiger Furcht und Besorgniß, das ängstliche Aufhorchen auf Rosenthal's Worte, so oft jene Angelegenheit auch nur im Entferntesten seinen Ideenkreis berührte, versetzte die arme Ellen in einen solch' unerträglichen Zustand, daß sie stundenlang mit sich zu Rathe ging, ob es nicht besser sei, denselben mit einem Male zu endigen.

Wie zufrieden hätte sie sein können in diesem stillen, friedlichen Hause, bei diesen guten, wohlwollenden Menschen, wie blieben sich Alle so gleich in ihrer uneigennützigen Güte gegen sie, und wie wohlthuend war diese Güte für die Unglückliche!

Wenn nur nicht irgend etwas wie eine gähnende Kluft zwischen Ellen und dem Arzte gelegen hätte, ihm, der sie mit einer väterlichen Zärtlichkeit behandelte, allerdings unbekannt, ihr aber dagegen in um so häßlicherer Gestalt erscheinend, das schreckliche Bewußtsein, auch hier täuschen, auch hier betrügen zu müssen, wie sie in ihrem unglückseligen Leben schon so oft zu thun gezwungen worden war! Dazu kam noch der quälende Gedanke, daß all' die Liebe und Freundlichkeit, die ihr hier zu Theil wurden, die sie so glücklich machten, weniger ihrer Person, als der Schwester des Herrn von Rosenthal galten, eines

vornehmen Herrn, reich, bei Hofe beliebt, von den elegantesten Manieren, voll sprudelnden Geistes, glänzend in der Unterhaltung, der obendrein beständig, wie auch jetzt hier auf seinem Krankenlager, stets bereit war, für die kleinsten Dienste, die man ihm erwies, Gold mit vollen Händen zu spenden.

Stundenlang saß Ellen, niedergedrückt durch solch' finstere Gedanken, allein in einem Winkel ihres Zimmers, oft mit gerungenen Händen auffahrend an das Fenster eilend und mit wirren Blicken dem dunklen Streifen der Landstraße über die schneebedeckten Hügel folgend, entschlossen, das Haus des freundlichen Arztes, dieß friedliche Asyl zu verlassen — spurlos zu verschwinden, um irgendwo das Ende ihres qualvollen Daseins, das Ende aller Noth und aller Liebe zu suchen und zu finden.

Hatte sie doch keinen Freund mehr, den sie um Rath hätte fragen können, und wenn sie auch an Arthur immer noch in heißer, inniger Liebe dachte, so warf sie doch den Gedanken, sich ihm auf irgend eine Art zu nähern, eben so rasch, als sie ihn gefaßt hatte, auch wieder weit von sich. „Nein, nein," sprach sie alsdann, „ich war ein Mal so unglücklich, störend in die ruhigen Bahnen seines Lebens zu treten — nie wieder — nie wieder, ich vermag ihm doch nichts zu bieten, was im Stande wäre, ihn vollkommen und dauernd

glücklich zu machen — ich nicht — ich nicht — o wenn es anders wäre!“

Aber es war nicht anders, es ſchien auch nicht anders werden zu wollen, und Ellen hatte den lichten Punkt, der vor Kurzem an ihrem Lebenshimmel erſchienen war, vergebens als Vorboten zu einer Aenderung zum Beſſern angeſehen, dunkler als je thürmten ſich die Wolken um ſie her — es ſchien Nacht werden zu wollen. Und dabei Niemand, den ſie hätte mit Vertrauen befragen können, der ihr vielleicht gerathen hätte, ihre Stellung zu Roſenthal auf dieſe oder jene Art zu ordnen und zu löſen.

Da trat das Bild des Arztes, der ſie ſo freundlich und liebevoll aufgenommen, mit einem Male lebhaft vor ihre Seele, und ſie begriff es ſelbſt nicht, warum ſie bisher nicht daran gedacht, gerade ihn zum Vertrauten zu machen; ja ſie war ihm das eigentlich ſchuldig für all' ſein Wohlwollen, für all' die Freundſchaft, die er für ſie hatte, ſie durfte nicht zaudern, in ihrer wahren, zweideutigen Stellung vor ihm zu erſcheinen, und hierauf ſeinen Rath in Betreff Roſenthal's zu verlangen, und dazu war ſie nach langem und ſchmerzlichem Kampfe entſchloſſen.

Ein paar Tage ſpäter — es ging mit dem Befinden Roſenthal's ganz außerordentlich gut — befahl der Graf

Willibald Ferrner, man ſolle ihm nach dem Frühſtück ſein Pferd ſatteln, und ſagte dann zu ſeinem Kammerdiener: „Benachrichtigen Sie meinen Sohn, daß ich zu Doktor Flinder reite, um deſſen Gaſt, Herrn von Roſenthal, zu beſuchen, und wenn er nichts Beſſeres zu thun hat, ſo ſoll es mir lieb ſein, wenn er mich begleitet.“

Der junge Graf Hugo Ferrner empfing dieſe Botſchaft vor dem Spiegel in ſeinem Ankleidezimmer ſtehend, während er hinter ſich ſeinen Reitknecht hatte, der die ſchwarze Halsbinde, welche ſeine Erlaucht im Begriff war umzulegen, bis zu dieſem wichtigen Augenblicke in horizontaler Richtung zwiſchen ſeinen beiden Händen bereit hielt.

„Wollen ſehen,“ entgegnete der junge Graf in etwas ſchnarrendem Tone, „werden gleich eine Antwort hinüber ſagen laſſen.“

Der junge Herr Graf war auf der Jagd geweſen, das heißt, mit ſeinem Gewehr und ein paar Hunden ausgeritten — „wahrſcheinlich auf irgend ein fremdartiges Stück Wild“ — wie der alte Jäger des Grafen Willibald dem Kutſcher zuflüſterte, wobei er bedeutſam ſein rechtes Auge zukniff; viel Erfolg hatte indeſſen ſeine Jagd nicht gehabt, denn er brachte nichts mit nach Hauſe, als einen ſehr üblen Humor, der ihn, während er ſich umkleidete, veranlaßte, ſeinem Reitknecht über die Schulter

zu ſagen: „Ich habe immer Unglück mit dieſem verwetterten Pfarrhauſe, wie ich hinkomme. Alles ausgeflogen zu einem Beſuche in die Nachbarſchaft; Alles, das heißt die beiden Mädchen, denn er ſelbſt war vorhanden und machte Miene, mich auf der Schwelle ſeines Hauſes gaſtlich zu empfangen; doch trieben die Hunde glücklicher Weiſe einen Haſen auf, dem ich, Abſchied winkend, im Galopp folgen konnte. 's iſt nichts im Winter mit ſolchen Geſchichten, man verliert — nur ſeine Zeit.“ Das Uebrige, was er noch in den Spiegel hineinſprach, verlor ſich zu einem undeutlichen Gemurmel, welches um ſo unverſtändlicher für den Reitknecht war, als es ſchon für gewöhnlich einige Schwierigkeit hatte, die ſchnarrende Stimme des jungen Grafen zu verſtehen, beſonders bei ſeiner affektirten Manier, alle Worte zuſammenzuhängen und in ſeinen Reden niemals ein Komma, und höchſt ſelten einen Schlußpunkt anzudeuten.

„Sonſt können wir abſolut nichts anfangen,“ ſprach er zu ſich ſelber, „nach dem Frühſtück, Geplauder mit Großmama, danke ſchön, alſo reiten wir mit dem Alten — — gib mir meine gefütterte Sammetjoppe und laß mir den Rappen ſatteln;“ woher es ſich denn fügte, daß die beiden Grafen Ferrner, Vater und Sohn, nach eingenommenem Frühſtück gen Moorfeld ritten. Beide waren gute Reiter und hatten ausgezeichnete Pferde, von denen

der Rappe des Grafen Hugo ganz vortrefflich sprang, wozu ihm sein Herr, so oft sich eine Hecke oder ein Graben zeigte, die beste Gelegenheit bot; während Graf Willibald in einem gestreckten Jagdgalopp seinen Weg verfolgte, ohne indessen den Sohn hinter sich zurück zu lassen. So verschieden solchergestalt die Gangart war, mit der sie sich fortbewegten, eben so wenig Aehnlichkeit hatten auch Vater und Sohn sowohl im Aeußeren, als auch in ihrem Charakter miteinander.

Graf Hugo war hoch und schlank gewachsen und konnte für einen hübschen jungen Mann gelten, er hatte blondes, krauses Haar und einen großen Schnurrbart von gleicher Farbe; doch machte sein Gesicht keinen angenehmen Eindruck, er hatte von seinem Vater die buschigen Augenbrauen und den düsteren Blick, der bei ihm obendrein noch unsicher und unstät war, wozu noch kam, daß der eigenthümlich harte Zug um den Mund, der sich von der Großmutter auf ihn vererbt hatte, seinem Gesichte einen unangenehmen Ausdruck von Stolz und Hochmuth verlieh, und sein Lächeln häufig als ein verächtliches erscheinen ließ, wenn auch zu diesem Ausdrucke durchaus keine Veranlassung vorlag. Im Charakter glichen sich Vater und Sohn ungefähr so, wie die starke, unbeugsame Eiche dem schlanken Rohre gleicht, das nur bei ruhiger Luft hochmüthig den Kopf erhebt, von jedem

Windhauche aber nach irgend einer Seite getrieben wird.

Herr von Rosenthal hatte unterdessen, den Besuch des Grafen Ferrner erwartend, eine lange und sorgfältige Toilette hinter den zusammengezogenen Vorhängen seines Alkovens, mit Beihülfe seines Kammerdieners, gemacht, zu welchem Zwecke derselbe neben ihn an die Wand einen ziemlich großen Spiegel lehnte, und vor ihm auf die Bettdecke eine Menge Dinge der verschiedensten Art ausbreitete, Bürsten und Kämme, Pomaden und Salben, kleine und große Scheeren, Nagelfeilen und feine Zangen, wovon jedes seine Verwendung fand, weßhalb denn auch die ganze mühevolle Arbeit etwas lange dauerte, dafür aber auch ein glänzendes Resultat zu Tage schaffte. Dann ließ sich der Kranke vermittelst hinter seinem Rücken angehäufter Kissen so gerade als es ihm möglich war, und als es ihm der Doktor erlaubte, aufrecht setzen, und sah nun in seinem Morgenrocke von schwarzem Sammet allerdings sehr bleich aus, aber immerhin stattlich und vornehm.

Hierauf hatte er sich mit Ellen unterredet, wobei es ihm nicht angenehm war, daß der Doktor, der sich sonst stets von einer musterhaften Diskretion bezeugte, unter dem Vorwande, noch einmal seinen Verband befühlen zu müssen, neben dem Bette blieb, ja sich eigentlich unauf-

gefordert in das Gespräch mischte; es handelte sich nämlich darum, ob die Schwester des Herrn von Rosenthal in dem Gemache bleiben und sich hier dem alten Grafen Ferrner vorstellen lassen solle, was Ellen zuerst entschieden abgelehnt hatte, und wobei sie nicht begreifen konnte, daß Doktor Flinder durch Stillschweigen und Achselzucken die Forderung des Herrn von Rosenthal zu unterstützen schien, welche dieser in einer krankhaften Heftigkeit gestellt und festhielt.

„Es hat eine solche Weigerung ja gar keinen vernünftigen Sinn," murrte er; „das Haupt einer der ersten Familien der Nachbarschaft kommt, um mir einen freundschaftlichen Besuch zu machen, was mir um so mehr von großer Wichtigkeit ist, als Graf Ferrner ebenfalls in Differenzen mit dem Hofe lebt, also jedenfalls für mich Partei nehmen wird, und mir später dadurch ein ehrenvolles Auftreten unter dem Adel der Landschaft möglich macht — das wirst Du hoffentlich einsehen — nun gut denn, er weiß wahrscheinlich bereits oder erfährt es jedenfalls, daß Du die Güte gehabt, zu meiner Pflege herbeizueilen, und hier im Hause bist. Sagen Sie selbst, Doktor, ob Graf Ferrner die Anwesenheit meiner Schwester nicht erfahren wird?"

„Ich zweifle nicht daran, daß er sie erfährt."

„Also — Dich verleugnen hieße einen zweideutigen

Schein auf Dich und mich werfen, und ich haſſe alles Zweideutige, wie Du aus Erfahrung weißt, ich bin der Mann der Aufrichtigkeit, des geraden Weges."

Auf dem Geſichte des Doktors ſpielte ein kurzes, eigenthümliches Lächeln, ehe er, einem auffordernden Blick des Kranken Folge leiſtend, ſagte: „Geben Sie nach, gnädiges Fräulein, ich halte es ebenfalls für beſſer, daß Sie die Bekanntſchaft des alten Grafen Ferrner machen."

„Meine Schweſter!" — rief Herr von Roſenthal in barſchem Tone, — „ob ſich das wohl ſchicken wird?"

„Ja allerdings, als Schweſter des Herrn von Roſenthal," pflichtete Doktor Flinder bei.

Ellen konnte ſich nicht enthalten, den Arzt mit einem traurigen, kummervollen Blicke anzuſchauen, doch ſtrahlte deſſen Auge vor Vergnügen, und ſein Nicken mit dem Kopfe, welches für Herrn von Roſenthal nur eine weitere Beiſtimmung war, ſchien für das arme Mädchen etwas Anderes zu bedeuten, und ließ ein kurzes, nicht unfreundliches Lächeln auf ihrem Geſichte erſcheinen.

In dieſem Augenblicke hörte man auch das Geräuſch galoppirender Pferde auf der Straße, und Herr von Roſenthal ſagte: „Wenn mich mein Ohr nicht trügt, ſind es mehrere Pferde."

„Graf Ferrner wird wie gewöhnlich von ſeinem Reit-

knechte begleitet sein," erwiederte der Doktor, indem er an's Fenster trat, hinausschaute und sich dann gegen den Alkoven wendend sagte: „es sind die beiden Grafen Ferrner, Vater und Sohn!"

„Also eine doppelte Aufmerksamkeit für mich," murmelte Rosenthal, indem er seinen langen schwarzen Backenbart tief auf die Brust herabzog.

Ellen, die neben den Kamin getreten war, blickte fragend auf den Doktor, wobei sie eine Miene machte, das Zimmer verlassen zu wollen; doch flüsterte ihr dieser zu: „Bleiben Sie ruhig, es würde auch zu spät sein, denn Ambrosio öffnet schon die Thür." Sie mußte denn wohl bleiben, und wenn ihr Gefühl begreiflicher Weise ein peinliches war, so verstand sie es doch nicht, warum sich dasselbe beim Eintritt der beiden Grafen zu einem wahrhaft unangenehmen steigerte.

Doktor Flinder stellte der Schwester seines Kranken, des Herrn von Rosenthal, den Grafen Willibald Vater und den Grafen Hugo Sohn mit den ungezwungenen Manieren eines Mannes vor, der mit Beiden genau bekannt, vielleicht auch etwas befreundet war, was es Ellen erleichterte, den verbindlichen Gruß des alten Grafen, sowie den offenbar überraschten und erstaunten des Sohnes leicht und sicher zu erwiedern. Dann begaben sich Beide an das Bett des Herrn von Rosenthal, und Ellen

Rosen der Decke zusammenhängen, man könnte sagen: als kostbare Frucht von ihr getragen werden.

Der Retabel des Hochaltares, der das Chor als eine gerade Wand abschließt, ist durch eine Menge feiner Pfeiler in einzelne Nischen abgetheilt, deren zierlich durchbrochene Baldachine immer wieder die Untergestelle zu darüber befindlichem Reliefen bilden, in denen von der Geburt bis zur Himmelfahrt des Erlösers alle Momente seines heiligen Lebens mit hoher Kunst dargestellt sind, Alles in ganz runden Figuren meisterhafter Schnitzarbeit ausgeführt und mit den Farben des Lebens colorirt; dazwischen Vergoldung, wo sich nur ein Platz dafür findet, so daß diese Gruppen aus dem tiefen Schatten ihrer Nischen mit einer überraschenden Lebendigkeit heraustreten und das Ganze, besonders wenn ein warmes Licht durch eines der hohen bunten Fenster darauf fällt, eine zauberhafte Wirkung macht. Welche Feder wäre im Stande, diesen Glanz und Reichthum zu beschreiben, so wie das geheime heilige Grauen, das die Seele des Beschauers, wie die Herzen der vielen Tausende, die hier schon gekniet, erfüllt! Rührend ist die Kindlichkeit der Auffassung dieser uralten Sculpturwerke, und selbst in späteren Zeiten, wo die Kunst schon auf Abwege gerathen war, nöthigt uns das Bestreben, etwas Herrliches, noch nie Dagewesenes mit ganz neuen Mitteln zur Ehre des Glaubens hervorzubringen, wie in der Kapelle de la Antigua, zur Verehrung, und wenn z. B. der Altar, genannt el Transparente, der sich hinter dem Retabel des Hochaltars befindet, auch vom höchst ausschweifender Composition und Ornamentik ist, und wahrhafte Monstruositäten dabei vorkommen, so ist doch die Ueberschwänglichkeit der Zusammenstellung thurmhoch über einander aufsteigender Chöre von Engeln in Marmorwolken, Sonnenstrahlen, Sternen, Säulen und Gesimsen aus den kostbarsten Stoffen und von überreicher Färbung, trotzdem daß alle Gränzlinien verwischt sind, wo Sculptur und Architektur aufhört und die Malerei beginnt, von frappanter Wirkung, und man läßt dem gewaltigen Triebe eine Zeit

glaubte schon dem Arzte, welcher das Zimmer verließ, folgen zu dürfen, als Graf Hugo, nachdem er lachend einige Worte mit Herrn von Rosenthal gewechselt, wieder rasch hinter dem Vorhange hervorkam und die junge Dame in verbindlichem Tone bat, ein paar Augenblicke mit ihr plaudern zu dürfen, während sich die beiden Herren nebenan, wie er sich ausdrückte, wahrscheinlich von sehr ernsten und höchst vernünftigen Dingen unterhalten würden.

Darin hatte Graf Hugo auch durchaus nicht fehl gerathen, und nachdem sich der alte Graf Ferrner theilnehmend nach Rosenthal's Befinden erkundigt und mit großem Interesse die Einzelnheiten des Duells erfahren, auch sein Bedauern ausgedrückt, daß er nicht schon im vorigen Sommer so glücklich gewesen sei, Herrn von Rosenthal's Bekanntschaft zu machen, brauchte es nur noch eines kleinen Ueberganges von den Reizen des Landlebens auf die Annehmlichkeiten der großen Residenz, um die beiden Herren in ein Fahrwasser zu bringen, worin sie mit großer Sicherheit einem beinahe gemeinsamen Ziele zusteuerten; Graf Ferrner, indem er nach intimen Hofverhältnissen forschte, Rosenthal, indem er Dichtung und Wahrheit davon berichtete, und zu gleicher Zeit deutlich fühlte, daß sein verehrter Gast starke Farben liebte.

Sehr unterhalten hatte den Grafen Ferrner die Ge-

ſchichte jener Wette mit dem Oberſthofmeiſter von Tönning, von der er nur im Allgemeinen hatte reden gehört, wie dieſer bei dem unglücklichen Verſuche, wiſſentlich eine Lüge zu ſagen, nicht nur ſein Amt verloren hatte, ſondern was noch ſchlimmer war, wahrſcheinlich in Betreff ſeiner Heirath einen recht dummen Streich gemacht. „Daß Seine Excellenz ſo rapid hinabgleiten würde," ſagte Herr von Roſenthal, „daran hatte ich allerdings nicht gedacht, indem ich jene Wette vorſchlug, und es that mir aufrichtig leid, denn Baron Tönning war bei alledem ein gediegener Charakter und vortrefflicher Freund, ein wenig halsſtarrig und ſchließlich auf eine unbegreifliche Weiſe verliebt in jene Dame, die er zu ſeiner Frau machte; hätte er ſich nur ein wenig pliant gegen Seine Majeſtät gezeigt, ſo würde ſich noch die Sache für ihn leidlich arrangirt haben; aber," ſetzte Herr von Roſenthal mit einem für den geraden Charakter des Grafen unbemerkbaren, lauernden Blick hinzu, „es iſt da unten, beſonders ſeit der Verlobung des Thronerben, Mode geworden, nach der jungen Morgenröthe zu ſchielen und ſich zuweilen der alten Majeſtät gegenüber etwas halsſtarrig zu bezeigen."

Graf Willibald machte ein bedenkliches Geſicht.

„Ja, der König ſprach mir darüber bei der letzten vertraulichen Unterredung, die ich mit ihm hatte, gerade

in Betreff des Oberſthofmeiſters, und bedauerte es, ſo gar kein entſchuldigendes Entgegenkommen bei Tönning gefunden zu haben; es thut Einem leid, ſagte Seine Majeſtät, wenn man ſieht, wie es alten Bekannten ſo leicht wird, uns zu verlaſſen, und wie Andere ſich wohl dabei zu fühlen ſcheinen, uns der nichtigſten Urſachen wegen fern zu bleiben."

„Der nichtigſten Urſachen wegen fern zu bleiben," wiederholte Graf Ferrner, „was meinten Seine Majeſtät wohl damit?"

„Ich weiß das nicht genau, doch fiel es in die Zeit, wo dem Könige Vorſchläge gemacht worden waren zur Beſetzung der Stelle Tönning's, ſowie anderer vakanten oberſten Hofſtellen."

Hier verſank Graf Ferrner in tiefes Nachſinnen und ſagte nach einer Pauſe, während welcher er einen Blick rückwärts in das Zimmer gethan und befriedigt ſchien, als er ſeinen Sohn beſchäftigt bemerkte, die junge Dame lebhaft zu unterhalten, und indem er ſeine Hand auf den Arm des Kranken legte: „Ein Wort im Vertrauen, Baron Roſenthal; es iſt da drunten in letzterer Zeit noch eine andere Geſchichte vorgefallen, die Ihnen gewiß in ihren Einzelnheiten bekannt iſt, weßhalb ich Ihnen kaum zu ſagen brauche, daß mich dieſelbe auf eine ſehr unangenehme Art beſchäftigt."

„Ich kann mir das denken, Herr Graf, doch wenn Sie gerade von mir darüber Näheres zu erfahren wünschen, so muß ich Ihnen schon gestehen, daß mich das einigermaßen in Verlegenheit bringt.“

„Warum gerade Sie?“

„Ei, man kompromittirt nicht gern seine Freunde, selbst wenn man Ursache hat, dieselben ferner nicht mehr mit diesem angenehmen Namen zu benennen; überhaupt ist es in gewissen Dingen sehr schwierig und sehr undankbar, Namen auszusprechen.“

„Ich kann das nicht ganz gut einsehen,“ erwiederte Graf Ferrner mit einer ernsten Stimme, „namenlose Wesen pflegen sich gewöhnlich keine Beschäftigung daraus zu machen, den Ruf junger und sehr unbescholtener Damen auf's Spiel zu setzen; wenn also Leute das thun, die einen Namen tragen, so glaube ich, braucht man nicht die Rücksicht zu beobachten, diesen Namen zu verschweigen; ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, Baron Rosenthal, daß ich Ihr Vertrauen nie mißbrauchen werde und Niemand einen Namen mittheilen, den Sie vielleicht so freundlich sein werden mir zu nennen.“

„Es ist das für mich sehr schwer, unendlich schwer, kaum möglich!“

„Warum gerade für Sie? muß ich nochmals wiederholen.“

„Weil ich gewiſſermaßen bei dieſer Geſchichte betheiligt war," erwiederte Herr von Roſenthal in ſehr langſamer Weiſe, während er mit ſeinen Fingern leicht auf die Bettdecke trommelte — „weil — weil gerade ich in dem Unwillen, welcher alle rechtlich und ehrenhaft Denkenden über jenes unverantwortliche Betragen erfüllte, vielleicht zu weit gegangen bin."

„Sie reden für mich gänzlich in Räthſeln!"

„Deren Auflöſung ich auch wahrhaftig nicht im Stande bin, Ihnen zu geben."

„Sie ſagten mir, Sie ſeien in Ihrem Unwillen über jene Erbärmlichkeit vielleicht zu weit gegangen, alſo nehmen Sie mehr als jeder Andere ein edles Intereſſe an Dem, was meiner Tochter, einer jungen, und wenn man will ſchutzloſen Dame widerfahren."

„O Herr Graf, Jedermann, der es erfuhr, nahm daran den regſten Antheil, und es war nur ein Schrei der Entrüſtung."

„Aber Niemand fand ſich, der es der Mühe werth hielt, für die Gräfin Ferrner in die Schranken zu treten, Niemand, der ſich berufen fühlte, eine ſolche Handlung zu züchtigen?"

Hier lächelte Herr von Roſenthal auf eine eigenthümliche Art, befühlte auch leicht die wunde Stelle ſeiner Bruſt und ſagte alsdann: „Glauben Sie mir, Herr Graf,

der Kreis der Mitwiſſer um jene Geſchichte iſt ein außerordentlich kleiner, und eben ſo ſehr, als man das leichtſinnige, unverantwortliche Betragen jenes jungen Mannes verdammte, um ſo mehr gab man ſich bei der unbeſchränkten Achtung und Verehrung, mit welcher die Tugend und die edle Haltung der Gräfin Ferrner von Jedermann anerkannt wird, die größte Mühe, die Sache in ſo kleinem Kreis als möglich zu behandeln.“

„Das ſcheint mir ſo, da es mir bis jetzt unmöglich war, den Namen jenes jungen Mannes, den ich zur ſtrengſten Verantwortung ziehen werde, zu erfahren, ſelbſt meine Tochter ſchrieb keine Sylbe darüber.“

„Sie wird aber darüber ſprechen, Herr Graf, deſſen bin ich ſicher.“

„O, im Gegentheil,“ rief Graf Ferrner lebhaft, „ich bin überzeugt, daß ſie nicht darüber redet, ah, Sie kennen nicht ihren ernſten, feſten, eben ſo entſchloſſenen als verſchloſſenen Charakter, und im Grunde genommen kann ich nicht einmal in ſie dringen, jenen Namen zu nennen; denn mir den Schuldigen nennen und ſogleich zur Beſtrafung deſſelben nach der Reſidenz zu eilen, würde Eines aus dem Anderen folgen, allerdings nur ein Akt der Gerechtigkeit ſein, aber dem Gerede über jene unglückſelige Geſchichte neue Nahrung verleihen; o, ich befinde mich da in einer peinlichen, in einer faſt ſchrecklichen Lage.“

„Ich begreife das wohl, aber gerade deßhalb halte ich es für beſſer, wenn Sie jenen Namen nie erfahren — — vielleicht darf ich zu Ihrer Beruhigung hinzuſetzen," ſprach Herr von Roſenthal mit einem Anflug von Verlegenheit, „daß der Schuldige trotz alledem nicht leer ausgegangen iſt, und daß ſich doch Jemand gefunden hat, der es über ſich nahm, für Ihre edle und hochverehrte Tochter in die Schranken zu treten."

„Das würde mir kaum verſchwiegen geblieben ſein," erwiederte Graf Ferrner mit einem Blick des Zweifels.

„Vielleicht wurde die Sache ſo delikat angefaßt, wie ſie es des einen Theils wegen verdiente, vielleicht fand eine Beſtrafung ſtatt, ohne dieſe Beſtrafung unter dem richtigen Namen vor ſich gehen zu laſſen."

„Ich würde von einem Duell gehört haben!"

„Gewiß," erwiederte Herr von Roſenthal, indem er auf eine höchſt eigenthümliche Art lächelte und abermals leicht mit der Hand ſeine Verwundung berührte, — „gewiß — — Sie werden davon gehört haben!"

„Ah, mein Gott!" rief Graf Ferrner plötzlich und ſo laut aus, daß Ellen mit einem Blick der Beſorgniß herüberblickte — „wäre es möglich, Herr von Roſenthal — Sie laſſen mich da im Nebel umherwandern und ſind ſo grauſam, mich das, was mich im höchſten Grade intereſſirt, mühſam errathen zu laſſen, hab' ich Sie aber jetzt richtig

verſtanden, ſo erlauben Sie mir, Ihnen im heißeſten Gefühle des Dankes die Hand zu drücken!“

Und er that dieß, eh' es der Kranke hindern konnte, wozu dieſer allerdings einen lebhaften Verſuch machte, indem er ausrief: „Ich bitte Sie um des Himmels willen, Herr Graf, Sie haben mich ſicherlich nicht verſtanden, Sie dürfen mich nicht verſtanden haben — ich muß Sie auch darin um Ihr Ehrenwort bitten, um Alles in der Welt Niemand auf die Vermuthung zu bringen, als hätten Sie mich wirklich verſtanden.“

„Glauben Sie mir, Baron Roſenthal, ich werde Ihren Edelmuth erkennen, darüber zu ſchweigen wiſſen, und das verſpreche ich Ihnen o'3 Mann von Ehre, obgleich ich zu dieſem Verſprechen durchaus keine Verpflichtung habe, denn Sie nannten mir keinen Namen.“

„Und würde das niemals thun — bei meinem Worte niemals.“

„Was ich weiß, habe ich errathen; doch es bleibt bei meinem Verſprechen.“

„Worauf ich ſicher rechne, Herr Graf!“

„Ah, Ihr Gegner alſo?“

„Ich bitte dringend, laſſen wir die Sache wenigſtens für jetzt auf ſich beruhen!“

„Dieſer kleine Herr von Mittow — ich werde dieſen Namen übrigens feſt in meinem Gedächtniß behalten.“

„Den ich Ihnen übrigens nicht genannt habe.“

„Zugestanden, mein edler und verehrter Freund; aber gestatten Sie dem Vater, nochmals Ihnen die Versicherung des heißesten Dankes auszudrücken, und glauben Sie mir, daß ich nicht daran denken darf, wie leicht es möglich gewesen wäre, daß Sie ein Opfer Ihres Edelmuthes geworden — verfügen Sie über mich und mein Haus — über das Haus des Grafen Ferrner,“ setzte er, sich stolz aufrichtend, hinzu — „unbeschränkt, und wenn ich nicht wüßte, verehrter Freund, daß Sie noch für die nächsten Tage am besten hier aufgehoben sind, bei der Pflege unseres vortrefflichen Arztes, so würde ich darauf dringen, Sie heute noch nach meinem Schlosse bringen zu lassen, und wenn ich Ihnen dazu eine eigene, geheizte Sänfte schicken müßte, was indessen ein vortrefflicher Gedanke ist, den ich für Ihre Uebersiedelung im Laufe der nächsten Tage ausführen lassen werde, vorausgesetzt, daß wir die Erlaubniß des Doktor Flinder erhalten, der einen etwas harten Kopf hat.“

Der Graf hatte mit einer Lebhaftigkeit gesprochen, welche höchst selten bei ihm vorkam, und setzte nun mit einer leiseren Stimme hinzu, als er sah, wie Herr von Rosenthal, scheinbar in dem Gefühl der Ermattung, seine Augenlider langsam zufallen ließ: „Aber verzeihen Sie mein Geplauder, das Sie sichtlich ermüdet hat, und ge-

ſtatten Sie mir, Sie ohne alle Förmlichkeit zu verlaſſen — behüte Sie der Himmel, Baron Roſenthal, und machen Sie mir das Vergnügen, recht bald ſo erſtarkt zu ſein, daß ich Ihnen die Gaſtfreundſchaft meines Schloſſes anbieten darf — mit dem Doktor werde ich ein gewichtiges Wort darüber reden."

Er grüßte freundlich mit der Hand und begab ſich mit ſo leiſen Schritten als möglich an das Kaminfeuer, wo die beiden jungen Leute, wie es ſchien, in einer lebhaften Unterhaltung begriffen waren; um aber die Wahrheit zu ſagen, ſo wurde dieſe Unterhaltung ziemlich einſeitig geführt, und trug Graf Hugo die Koſten derſelben faſt ganz allein, während Ellen nur hie und da ein Wort, einen Ausdruck der Verneinung oder Bejahung, auch wohl nur ein Achſelzucken oder ein Lächeln beiſteuerte, welches, ſo große Mühe es ſich auch gab, heiter zu ſcheinen, doch meiſtens recht traurig ausſah.

Das aber genirte den jungen Grafen durchaus nicht, denn er war eine von jenen glücklich begabten Naturen, welche, ohne ſich im Geringſten wehe zu thun, die Koſten ſtundenlanger Unterhaltung faſt ausſchließlich allein tragen konnte; auch war es ihm gleichgültig, worüber er zu ſprechen hatte, nur mußte es ihn nicht zu weit von dem Kreis ſeiner Ideen entfernen. Wer ſich aber mit dem Referat über Bälle, Theater oder mit intereſſanten Ge-

lang Gerechtigkeit widerfahren, das Heiligſte mit allen nur denkbaren Mitteln der Kunſt zu ehren.

Weit edler und reiner ſind die Formen der meiſten Begräbnißkapellen, unter denen diejenige der Familie des Don Alvaro de Luna beſonders hervorragt. Wunderſchöne gothiſche Maßwerke bedecken die Wände, und durch vielfach verſchlungene, in den korrekteſten Deſſins ausgehauene Steingitter, die dieſe Kapelle von der Kirche trennen, hat man den Blick in das geheimnißvolle Dunkel der Hallen des Chorumganges. Von den herrlichen Grabmalen kann man ſich kaum trennen, und wie ſchön ſind die Kapelle des heiligen Ildefonſo und die Kapelle de Reyes Nuevos, welche von ihrem im Chorumgange angebrachten Portado durch die Kapelle bis zur Sacriſtei eine ununterbrochene Reihe der vortrefflichſten Muſter elegenteſter Renaiſſancearchitektur darbietet! Doch es wäre kein Ende, die Kunſtſchätze der einzelnen Kapellen aufzuzählen. Nur derjenigen unter dem Thurme wollen wir noch gedenken, die ganz arabiſch iſt, und deren wimmelndes, prachtvolles Detail der Wölbung bei je längerem Betrachten ein immer größeres Räthſel wird, und endlich des von Cardinal Cisneros erbauten Wintercapitelſaales, zu dem vom Seitenſchiff aus eine herrliche, von gothiſcher Filigranarchitektur gekrönte Thür von der Hand des Antonio Rodriguez führt. Der Capitelvorſaal, deſſen Wände mit ſchönen Fresken von Jean de Bourgogne geſchmückt ſind, hat eine Decke von wunderbarer Arbeit, von der man kaum weiß, ob Araber oder Chriſten ſie gefertigt haben, ſo ſehr durchdringen ſich die wechſelvollen gothiſchen und mauriſchen Formen, und Alles leuchtet von den brennendſten Farben. Der Capitelſaal ſelbſt aber, deſſen Wölbung ganz in goldenem Glanze ſtrahlt, und von welcher zahlloſe Stalaktiten herunter zu hangen ſcheinen, hat nur einen Raum, der ihm annäherungsweiſe gleicht, den ehrwürdigen großen Saal des venetianiſchen Dogenpalaſtes; ernſt und würdig ſchauen im Kreiſe herum in doppelter Reihe die Bildniſſe der Kirchenfürſten auf den Beſucher herunter. Dem Eingange gegenüber ſteht erhöht der erzbiſchöfliche Stuhl, bedeckt mit den reichſten

ſchichten über Hunde, Pferde und Liebſchaften begnügte, auch etwas Chronique scandaleuse vertragen konnte, für Den war der junge Graf Ferrner ein ausgezeichneter Geſellſchafter, ja er hatte ſogar ein paar poetiſche und muſikaliſche Regiſter, die er bei Gelegenheit anzuziehen pflegte, um Brocken aus den Citaten beliebter Dichter preiszugeben, ſowie Anklänge an Opern, deren Text jener Anklänge nämlich ihm für die Situation paſſend erſchienen. So hatte er zum Beiſpiel ſchon einen ſtarken Gebrauch gemacht von Romeo's Klage: „Nein, nein, Du liebſt mich nicht, wie ich Dich liebe," und unzählige Male aus dem Nachtlager von Granada citirt: „Ihr Blick mir zugewendet, war Blitz und Schlag zugleich," und alles Das ging ihm mit einer Geläufigkeit vom Munde, welches neiderregend hätte ſein können für manchen tiefen Charakter, der aus dem reichen Schatze des Wiſſens ſo häufig auf's Aengſtlichſte alle Schubladen aufzieht, ehe er etwas Genügendes zu finden glaubt, um es zur Unterhaltung beizuſteuern.

Daß für Ellen das Geplauder des Grafen Hugo intereſſant geweſen wäre, glauben wir nicht annehmen zu können, denn einestheils hatte es ſich um Dinge gehandelt, welche ihr völlig fremd und unverſtändlich waren, und anderntheils hatten ſie ihre eigenen, ſchweren Gedanken daran verhindert, oft nur die Worte jenes Ge-

plauders zu verſtehen, ſo daß ſie ſich alsdann auf ſeine häufigen Fragen: „Nicht wahr, mein Fräulein, Sie ſind meiner Anſicht?“ durch eines jener oben erwähnten ſtillen Lächeln helfen mußte; ſie fühlte ſich deßhalb erleichtert, als nun Graf Willibald zu ihnen trat, und um ſo mehr, da derſelbe durch eine Handbewegung gegen den Alkoven, ſowie durch den flüſternden Ton ſeiner Stimme zu ermahnen ſchien, die Ruhe des Kranken nicht ferner zu ſtören, was auf eine raſche Beendigung des Beſuches deutete.

So war es auch in der That, obgleich ſich Graf Willibald bemühte, dieſem ſchnellen Aufbruch der jungen Dame gegenüber dadurch die Spitze abzubrechen, daß er auf der Thürſchwelle mit gedämpfter Stimme, aber in den freundſchaftlichſten Ausdrücken, die Verſicherung gab, er werde ſo bald als möglich wiederkommen, um alsdann, wie es heute ſein Sohn gethan, den Löwenantheil an der Unterhaltung mit einer ſo liebenswürdigen jungen Dame zu nehmen, und bitte jetzt ſchon recht dringend um die Vergünſtigung, den guten Freunden der Fräulein von Roſenthal beigezählt zu werden. Graf Hugo murmelte hiezu einige beinahe unverſtändliche Worte, wie er häufig zu thun pflegte, wenn ein Anderer etwas Verbindliches und dabei recht Vernünftiges geſprochen, was er ſelbſt geſagt hätte, wenn es ihm zufällig eingefallen wäre; verſäumte aber dabei nicht, der ſchönen jungen

Dame einen langen, innigen, und wie er glaubte vielsagenden Blick zu lanciren, welcher aber bei Ellen durchaus keine angenehme Wirkung hervorbrachte. Dann ritten die beiden Grafen wieder nach Hause, dießmal dicht neben einander, und nachdem der Vater mit großer Anerkennung über Herrn von Rosenthal gesprochen, verschwieg der Sohn nicht, daß er selten, ja fast noch nie die Bekanntschaft einer eben so schönen, als angenehmen jungen Dame gemacht.

Was Herrn von Rosenthal anbelangte, so waren die Zeichen der Ermüdung, die er in Gegenwart des Grafen Ferrner gezeigt, nur eine Komödie gewesen, um die Unterhaltung im richtigen Augenblicke auf eine gute und bequeme Art zu beendigen, und sobald man draußen das Geräusch der davongaloppirenden Pferde vernahm, öffnete er seine Augen wieder und schaute mit klarem Blick nach Ellen, welche, in ein tiefes Sinnen versunken, in das Kaminfeuer starrte, dann rief er sie zu sich und ersuchte sie in einem ausnahmsweise freundlichen Ton, sich an sein Bett zu setzen.

Augenscheinlich beschäftigte ihn etwas Wichtiges; doch so leicht es ihm sonst wurde, ein Gespräch zu beginnen, so verharrte er doch sichtlich überlegend, während er an die Zimmerdecke hinaufschaute und sanft seinen langen schwarzen Bart strich.

Für Ellen war dieſe Pauſe wünſchenswerth, denn auch ſie war mit ernſten, ſchweren Gedanken beſchäftigt, deren Gegenſtand wir auf die einfachſte Art dadurch erklären, indem wir ſagen, daß ſie heute Morgen den Muth gehabt, mit dem Arzte offen und ohne Rückhalt über ihr Verhältniß zu Roſenthal zu reden. Doktor Flinder hatte ſich dabei nicht einmal ſehr überraſcht gezeigt durch die Geſtändniſſe, welche ſie ihm gemacht, ja noch viel weniger war dieſe Ueberraſchung eine unangenehme geweſen. Hatte er eine Ahnung von ihrer Stellung zu Roſenthal? — möglich war dieß immerhin, denn dieſer hatte bei ſeiner längeren Anweſenheit hier im vergangenen Sommer gewiß der jetzt ſo plötzlich erſchienenen Schweſter niemals Erwähnung gethan, ja vielmehr, wie er es gern zu thun pflegte, ſich als den Letzten und Einzigen ſeines alten Hauſes bezeichnet, als völlig unabhängig von der ganzen Welt, durch kein Band irgendwelcher Art gefeſſelt, dabei wohl noch durchblicken laſſend, daß er ein Weſen ganz eigener Art ſei, von einem ihm allein bekannten Alter, ein Weſen, welches aber ſchon ſo lange in der Welt gelebt, daß ſeine Verwandten oder Jugendfreunde, wenn von dieſen noch welche da geweſen wären, hochbejahrte Greiſe hätten ſein müſſen; natürlicher Weiſe hatte der kluge Arzt daran ebenſowenig geglaubt, als an die wunderbaren Geheimniſſe, in welche

bei ſeinem langjährigen Aufenthalt in Indien Roſenthal vorgab eingeweiht worden zu ſein, ſowie an ſeine ſonſtigen ganz abſonderlichen Phantaſieen, wobei ihn allerdings die amüſante Art beluſtigte, mit welcher Herr von Roſenthal dergleichen zu erzählen pflegte.

Ellen hatte um den Rath des Arztes gebeten und hatte dabei nicht verſchwiegen, wie ſehr es ihr widerſtrebte, ja wie tief es ihr Gefühl verletzte, daß ſie durch die Verhältniſſe gezwungen worden war, zu Roſenthal zurückzukehren, und hatte ſich dabei glücklich gefühlt, daß Doktor Flinder ihre Rückkehr nicht nur als nothwendig, ſondern als aufopfernd und edel anerkannte; er hatte ihr lächelnd ſeine beiden Hände gereicht und ihr in einem wahren und herzlichen Tone die Verſicherung gegeben, daß ſie ihm jetzt, nachdem ſie offen und ohne Rückhalt mit ihm geſprochen, nicht minder lieb und werth ſei als früher.

Und daß dieſe Verſicherung keine Redensart war, darüber konnte ſie bei der freundlichen Art, mit der er zu tröſten verſuchte, bei der Herzlichkeit, durch welche er ihre hervorſtürzenden Thränen verſiegen gemacht, nicht im Zweifel ſein.

Sie hatte dabei einen Rath von dem Arzte verlangt in Betreff jenes Briefes, den ihr Arthur Weßner von Roſenthal überbracht, oder vielmehr in Betreff des koſt-

baren Papieres, welches in diesem Briefe eingeschlossen gewesen war, und dieser Rath hatte einfach gelautet: „darin gegen Rosenthal eben so offen und ehrlich zu sein, als sie es gegen ihn in Betreff ihres früheren Lebens gewesen war."

Und daran dachte sie jetzt, als sie neben Rosenthal's Bette saß, wobei sehr angenehm war zu bemerken, daß er sich in einer außerordentlich heiteren Laune zu befinden schien.

„Ich habe da eben eine sehr gute Bekanntschaft gemacht," sagte er endlich, „eine Bekanntschaft, die nach mehreren Seiten hin zu kultiviren ist — es ist das ein reiches und vornehmes Haus, und daß der alte Graf sich in einem tiefen Zerwürfniß mit Denen da drunten befindet, bedarf einer vernünftigen Ueberlegung und bietet mir Chancen, die nicht zu verachten sind; entweder ich schließe mich diesen Zerwürfnissen an, wozu meine letzten Schritte von selbst hinleiten, oder ich suche zu vermitteln, was vielleicht eine noch dankbarere Aufgabe wäre."

Herr von Rosenthal sprach das gegen seine Gewohnheit sehr langsam, als überlege er während des Sprechens, oder als wolle er beobachten, welchen Eindruck seine Worte auf das junge Mädchen hervorbrächten; doch blickte diese anscheinend theilnahmslos vor sich nieder,

weßhalb er, um ihre Aufmerkſamkeit zu erregen, fortfuhr: „Auch Du haſt da ſoeben an dem jungen Grafen eine Bekanntſchaft gemacht, welche Dir, wie ich hoffe, nicht unangenehm iſt.“

„Wie ſo — mir?“

„Nun, als Fräulein von Roſenthal, ich hoffe nicht, daß Du jetzt ſchon Deiner Rolle überdrüſſig biſt.“

„Ah, richtig, ich dachte im Augenblicke nicht daran, daß Sie mich wieder eine Rolle ſpielen laſſen — alſo weiter!“

„Mein Gott, wer ſpielt denn in dieſem Leben keine gelernte Rolle?“ ſagte er in nachläſſigem Tone, „ich meinestheils habe das ſtets ſehr amüſant gefunden, doch ſtreiten wir nicht um Worte, Du haſt einmal dieſe Rolle übernommen — und eine ganz hübſche Rolle, ſollt' ich meinen, und wünſche nun ſehr, daß Du nicht den entfernteſten Gedanken hätteſt, mich und Dich dadurch zu kompromittiren, indem Du dieſe Rolle aufgäbeſt, bevor das Stück zu Ende iſt.“

„Und was hätte ich in dieſem Falle zu thun?“

„Zum Teufel, etwas, was Dir ſehr leicht wird, eine vornehme Dame mit überzeugender Wahrheit zu ſpielen!“

„Zu keinem andern Zwecke, als um Ihnen dienlich zu ſein?“

„Ich wüßte vorderhand keinen andern Zweck, laß mich offen mit Dir reden, wie ich es immer gethan; Graf Ferrner verlangt, daß ich, sobald ich mich wohl dazu fühle, eine Wohnung in seinem Schlosse annehme, wozu ich aus den oben angeführten Gründen fest entschlossen bin; es kann durchaus keine Undankbarkeit gegen meinen vortrefflichen Arzt darin liegen, wenn ich so bald wie möglich sein Haus verlasse, wo wir im Grunde genommen doch nur lästig sind, und dabei will ich es ehrlich gestehen, ich fühle mich unheimlich in diesen kleinen, bürgerlichen Verhältnissen. Das war im vergangenen Sommer gut, wo ich Ursache hatte, für eine Zeitlang spurlos zu verschwinden; jetzt aber, bei meiner Genesung, und gerade zu meiner vollständigen und raschen Genesung, brauche ich Unterhaltungen, wie sie für mich passend und anregend sind; ich habe drunten meine Verbindungen abgebrochen, ich muß hier neue anknüpfen, ich muß eine Treppe finden, die mich wieder hinaufführt in die Räume, wo ich hingehöre. Leider bin ich nicht der Mann dazu, mich mit einem allerdings hübschen Vermögen in einen Winkel zurückzuziehen und meinen Kohl zu bauen, deßhalb bin ich entschlossen, die Einladung des Grafen so bald als möglich anzunehmen, und Du — wirst mich nach seinem Schlosse begleiten."

„Wie die Sklavin ihren Herrn," brachte Ellen müh-

kam zwiſchen den feſtverſchloſſenen Zähnen hervor; „Sie halten die Kette wieder in der Hand, die ich auf immer zerriſſen glaubte, Sie legen mir eine neue Feſſel an, um mich vollends in den Staub zu treten.“

„Keine dergleichen Redensarten, Ellen!“ rief er unmuthig, „ich dächte, wir hätten das Alles hinter uns, und Du wäreſt endlich ſo klug geworden, um einzuſehen, wie ſchlecht ſich Deine hohen Begriffe von Rechtlichkeit, Edelmuth und Tugend in's Praktiſche überſetzen laſſen; es gibt nur einen richtigen Grundſatz: ‚Leben und Genießen‘, und wenn Du mir in der Befolgung deſſelben nachgekommen wäreſt, ſo hätteſt Du nicht nöthig gehabt zu entfliehen, weil Dich jener unbedeutende Menſch und große Künſtler nicht würdig genug für ſeine Liebe fand.“

„Ah, das iſt zu viel,“ rief Ellen aufſpringend, „wer gibt Ihnen das Recht, Ihren Spott zu treiben mit den heiligſten Gefühlen meines Herzens — mit Gefühlen, welche Sie allerdings nicht begreifen können?“

„Ich bin weit entfernt, über irgend dergleichen zu ſpotten,“ antwortete Herr von Roſenthal mit großer Ruhe, „würde auch darüber nicht ein einziges Wort verlieren, wenn Du mich vollends zum Vertrauten gemacht hätteſt; da ich aber Alles, was ich weiß, nur durch meine hohe Kombinationsgabe erfuhr, ſo habe ich ein Recht, darüber zu reden.“

Ellen ſaß zuſammengekauert auf dem Stuhle, das Geſicht in ihre Hände gedrückt.

„Es iſt beſſer, wenn Alles klar zwiſchen uns wird, Ellen, wir wollen ein neues und ſtattliches Haus aufführen, müſſen aber vörher die ruinhaften Ueberreſte unſeres vergangenen Lebens wegräumen, traurige, wüſte Trümmer, die einen Neubau hindern.“

„Was ſoll klar zwiſchen uns werden?“ hauchte ſie mit tonloſer Stimme.

„Ei, unſere gegenſeitige Stellung, was wir von einander zu hoffen und zu fürchten haben, und daß ich mich darin auf dem richtigen Standpunkte befinde, ſollte Dir mein vielleicht etwas zu rauhes Wort von vorhin beweiſen — Du hatteſt ſchon bei andern Veranlaſſungen Gelegenheit, zu bemerken, daß ich etwas von Dem beſitze, was der Schottländer das zweite Geſicht nennt, und was mir geſtattet, Manches zu erfahren — — ſo erfuhr ich denn — — nur durch mein zweites Geſicht,“ ſetzte er lächelnd hinzu, als er bemerkte, wie Ellen einen feſten, faſt drohenden Blick auf ihn richtete — „ſo erfuhr ich denn, oder wenn Du willſt, ſah es im Geiſte, ahnte, kombinirte, definirte es, daß, als Herr Arthur Weßner Dir an jenem Abend meinen Brief überbrachte, ihr Beide von meinem Tode ſo vollkommen überzeugt wart, daß ihr euch, aller Feſſeln

Sculpturen und überragt von einem ſchönen Bilde, der Krönung Marias. Zu beiden Seiten erheben ſich mehrere Rang hoch, ſchön geſchnitzte Chorſtühle, und die Wände ſind bedeckt mit fünfzehn merkwürdigen hiſtoriſchen Bildern Johanns von Burgund. Ein ſtolzer, feierlicher Raum!

Schon vorhin erwähnte ich des Reichthums der Kathedrale von Toledo an edlen Metallen. — Neben einer Anzahl ſilberner und goldener Gefäſſe, neben den vielen Gewändern der heiligen Jungfrau, die ſo mit Perlen und Diamanten bedeckt ſind, daß man zwiſchen ihnen durch keinen Faden des Gewebes ſehen kann, iſt in der That ſehr bemerkenswerth eine Monſtranz von Gold und Silber, woran der Metallwerth nicht gegen die rieſenhafte Arbeit in Betracht kommen kann. Wie man uns erzählte, haben drei Generationen einer Goldſchmiedsfamilie, der Vater, der Sohn und der Enkel, ihr ganzes Leben auf dieſe Arbeit verwandt. — Auch an alten Bildern iſt die Kirche ſehr reich, doch ſind ſie mit Ausnahme der Altarblätter ſo unvortheilhaft aufgehängt, daß es ſelbſt für einen Kenner, der ich nicht bin, unmöglich wäre, ſie mit Vortheil zu betrachten.

Die vielen Grabdenkmäler in der Kirche ſind von großer und angenehmer Wirkung für den Umherwandelnden; an den ſtillen marmornen Erzbiſchöfen können die Blicke ausruhen, wenn ſie geblendet von dem Glanze des Goldes und dem ungewiſſen Leuchten und Schimmern der Glasmalereien einen ſtillen Winkel ſuchen. Und das Ausruhenlaſſen der Blicke und Gedanken kann man ſchon brauchen, nachdem man ein paar Stunden lang umher gewandelt. Man fühlt ſich ermüdet, überſättigt von dem, was man geſehen, und braucht eine Reſtauration; und ich für meine Perſon fand dieſe in der großen Kirche öfters, wenn ich mich in einen finſteren Winkel niederſetzte, das Geſicht in die Hände verbarg, und ſo die Ruhe auf mich einwirken ließ.

Auch ein Spaziergang in den prachtvollen Kreuzgängen, welche an den Dom ſtoßen, thut ſo wohl und erfriſcht. An der Thür warfen wir noch einen Blick rückwärts in den dämmernden

ledig, beeilte, gegenseitig die zärtlichsten Liebeserklärungen auszutauschen — bitte, unterbrich mich nicht!" fügte er in scharfem Tone bei, indem er seine linke Hand wie abwehrend ein wenig erhob, „wenn ich Dir etwas Wahres schildere, so gib es stillschweigend zu, und wir wollen später darüber raisonniren und philosophiren — jetzt nur Thatsachen, Thatsachen — ich möchte in der That, Ellen," rief er ungeduldig, „daß auch Du endlich einmal so praktisch würdest, um Dich an Thatsachen zu halten."

Das arme Mädchen war noch tiefer in sich zusammengesunken und hatte ihre rechte Hand oben auf dem Kopfe in ihr dichtes Haar gepreßt, als empfinde sie dort einen Schmerz, während er nun wieder in ruhigem Tone fortfuhr: „Nachdem ihr euch gegenseitig erklärt hattet, konntest Du, von Deiner Hochherzigkeit übermannt, von Deinem edlen Charakter angetrieben, es nicht unterlassen, dem Geliebten Deiner Seele ein Bild Deines früheren Lebens zu entwerfen, in welchem ich jedenfalls als ein sehr zweifelhafter Charakter vorkam — was will Deine hastige Bewegung sagen, willst und kannst Du meine Worte Lügen strafen? — — nicht — — gut denn, so höre mich zu Ende; Du warst also unklug genug, jenen jungen Mann einen Blick in Deine Vergangenheit thun zu lassen."

„Ich that, was ich thun mußte, und würde heute wieder so handeln.“

„Das sind Geschmackssachen, über die sich nicht streiten läßt; daß Du aber nach unsern gewöhnlichen, vielleicht kleinlichen und engherzigen Ansichten Unrecht hattest, mußte Dich der Erfolg lehren.“

„Welcher Erfolg? — ich rechnete nie auf einen glücklichen,“ setzte sie, für den Andern unhörbar, hinzu.

„Jener junge Mann,“ fuhr Herr von Rosenthal mit einer fast verletzenden Ruhe fort, „liebte Dich allerdings, oder vielmehr in Dir die vornehme Dame, welche ihm nach Art hoher Gönnerinnen besuchte, ihm Bilder bestellte, geistreich mit ihm plauderte und durch ihre Schönheit, durch ihren Verstand — Du siehst, wie gerecht ich bin — seinen armen Kopf verwirrte; aber diese Künstler haben oft eigenthümliche Schrullen, er hoffte unter Sammet und Seide auch das Köstlichste zu finden, was ein Weib zu bieten vermag, und als er sich darin getäuscht fühlte, zog er es vor, sich sachte zurückzuziehen, worauf Du entflohest, da Dir der Ort verhaßt war, an dem Du zum ersten Mal in Deinem Leben geliebt.“

„Ja, an dem ich zum ersten Male in meinem Leben geliebt,“ sagte sie, die Hände faltend und mit einem unbeschreiblich glücklichen Blicke aufwärts schauend — — „und wenn Alles so wahr wäre, wie Sie es im Geiste

geſehen und mir geſchildert, ſo müßte ich ihn um ſo mehr lieben und achten, weil er mich verſchmäht."

„Trotz des koſtbaren Papieres, welches er Dir überbracht, und deſſen Werth er vollkommen erkannt?"

„Ja," antwortete ſie in ausdrucksvollem Tone, indem ſie ihre Blicke langſam ſenkte, ſie feſt auf die Augen Roſenthal's heftete und ruhig das düſtere, verzehrende Feuer in denſelben aushielt — „trotz des koſtbaren Papieres, deſſen Inhalt er genau kannte — und dieß ſein Betragen," fuhr ſie mit einer Ruhe fort, die an Kälte noch die ſeinige von vorhin weit überbot, „erſchütterte mich ſo tief, daß jenes koſtbare Blatt faſt unmerklich meinen Fingern entglitt, in das lodernde Kaminfeuer fiel und dort von den Flammen ſogleich verzehrt wurde."

„— — Unglückliche, wenn Du wahr ſprächeſt!"

Herr von Roſenthal ſtieß dieſe Worte in einer furchtbaren Erregung aus, während er ſich mit aufgeſtemmter Hand raſch und drohend aus ſeinen Kiſſen erhob — „Unſelige, wenn Du mich auf dieſe Art zu morden verſuchteſt!"

Doch wich Ellen nicht zurück vor ſeinen furchtbaren Blicken, vor ſeinen bebenden Lippen, ſie hielt ihre flammenden Augen feſt auf ihn gerichtet, ja ſie näherte ihr Geſicht dem ſeinigen, wobei man das Knirſchen ihrer Zähne hörte; dann ſagte ſie: „Und Ihr zweites Geſicht,

welches Sie ſo viel von mir ſehen ließ, nicht nur jetzt, nicht nur bei dieſer Veranlaſſung, nein, auch ſchon früher — früher, wo das arme Geſchöpf trotz ſeiner unſchuldigen Seele vor Ihnen bebte und zitterte, wenn Sie von Ihrer Allwiſſenheit ſprachen — und dieß zweite Geſicht, welches Ihnen ſo genau erzählte, wie Er, den ich liebe, mich verſchmäht, es hat Ihnen in der That nichts davon geſagt, daß mich ein Schauder ergriffen, als ein Mann, den ich noch im Tode haßte, mir das Unrecht anthat, ſeine Erbin ſein zu ſollen, und daß es dieſer Schauder allein war, der mich veranlaßte, jene große Summe, die Frucht Gott weiß welcher Unthat, den Flammen zu opfern, um mich rein davon zu halten, um auch Sie vielleicht zu entſündigen?“

„Alſo wahr — wahr,“ ſtöhnte Roſenthal, in die Kiſſen zurückſinkend — „dorthin flattert jener goldene Traum, der mir einen neuen, ſchönen und glücklichen Tag verſprach — —“ während er dieſe Worte ſprach, irrten ſeine Blicke unſtät umher, und ſeine Finger ſuchten mit krampfhaftem Zucken irgend etwas Unſichtbares auf der Bettdecke zu erfaſſen — — „wehe über Dich — — um mich zu entſündigen — um mich zu entſündigen!“ —

Das ſprach er mehrere Male hintereinander, aber mit raſch wechſelndem Ausdruck, wobei ſich der Ton ſeiner Stimme vom furchtbarſten Grimme zur faſt ruhigen Ergebung abſchwächte, und dann wiederholte er dieſe

Worte nochmals nach einer langen Pauſe, während welcher Ellen von dem Bette hinweg an das Fenſter getreten war, hinausſtarrend in die winterliche Landſchaft.

Wohl ſelten gab es einen Geiſt von der Elaſtizität, wie der dieſes Mannes, welcher, allerdings durch Sorgloſigkeit, Leichtſinn und plötzliche Gleichgültigkeit gegen irgend etwas, was ihm ſoeben noch als vom höchſten Werthe erſchienen, regiert, im Stande war, den wildeſten Sprüngen ſeiner Phantaſie zu folgen, ja von ihm förmlich darauf eingeübt, gleich der geſchickten Hand des Fechters, die gefährlichſten Stöße, Alles und meiſtens ſiegreich zu pariren. Dabei hatte Roſenthal ſeinen Geiſt, ja ſeine Empfindungen ebenſo in der Gewalt, wie ſeinen biegſamen, gewandten Körper, auch eine bewunderungswerthe Schnelligkeit der Ueberlegung und Auffaſſung, welche ihm einen ſolchen Scharfblick verlieh, eine ſolche Vorausſicht, daß, eben ſo gut wie er im Stande war, das mit ihm dahinſtürmende Pferd noch am Rand eines unvorhergeſehenen Abgrundes zu wenden, oder einen Pfad zu finden, der ihn glücklich durch Schluchten und über Klippen hinwegführte — eben ſo gut, eben ſo raſch vermochte er es, nicht nur ſeinen Gedanken, ſondern auch ſeinen Empfindungen und Wünſchen eine andere, oft ganz entgegengeſetzte Richtung zu geben.

„Ellen," rief er nach einem langen Stillſchweigen

mit dem gewöhnlichen, ruhigen Klange ſeiner Stimme, „Du wirſt wohl die Güte haben, mir nach alledem noch ein paar Fragen ruhig zu beantworten.“

Sie verließ das Fenſter, an welchem ſie geſtanden, und ſetzte ſich wieder neben das Bett Roſenthal's.

„Es iſt demnach ſo, wie Du geſagt, das Papier, welches ich Dir in jenem Briefe ſandte, haſt Du verbrannt?“

„Bei Gott — es iſt ſo!“

„Du glaubteſt mich todt und wollteſt mir nichts mehr zu verdanken haben.“

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Du würdeſt dieſes Papier vielleicht nicht verbrannt haben,“ fuhr er in einem beinahe weichen Tone fort, „wenn Du gedacht hätteſt, daß ich nicht ſo leicht zum Sterben komme — ich habe Dir das ſchon mehrere Male geſagt — ja ich bin davon überzeugt, ja ich weiß es genau, denn Du fühlſt auch jetzt, daß Du ein Unrecht gegen mich, den Lebenden, begangen, denn ſonſt wäreſt Du nicht zu mir zurückgekehrt.“

„Konnte ich Ihnen fern bleiben und ſo den Verdacht auf mich laden, als wolle ich im Beſitz jenes Papieres bleiben —?“

„Und es ſo nutzlos für Dich und mich machen, nein, daran dachteſt Du nicht, ich bin davon überzeugt; Du

kehrteſt ſo raſch als möglich zurück und brachteſt mir Gold mit — woher nahmſt Du dieſes Gold?“

„Ich verkaufte Alles, was ich noch beſaß — Ihr Eigenthum.“

„Was Du mir brachteſt, iſt allerdings Etwas,“ erwiederte er nicht nur mit einer unbegreiflichen Ruhe, ſondern mit einem Lächeln auf den Lippen, „aber es iſt ſehr wenig, in kurzer Zeit wird es verſchwunden ſein, und dann befinden wir uns gegenüber dem Nichts — aber mit Nichts etwas Neues aufzubauen iſt ſehr ſchwierig, beſonders für mich, der ich in dem gegenwärtigen Augenblicke ein armer Kranker bin — gewiß, Ellen, wenn ich das Alles überlege, ſo wäre es klüger von mir geweſen, ich hätte meinen guten alten Freund, den Mond, nicht gerade noch zu rechter Zeit um Hülfe gebeten, oder ich zerrte mir den Verband von meiner Bruſt, oder ich tränke das Fläſchchen Morphium hier neben mir mit einem Zuge leer.“

Ellen ſchwieg und ſtarrte vor ſich hin.

„Doch hat auch das Leben ſeine Reize, und es will mir wieder ganz beſonders gefallen, nachdem ich einen ſcheuen Blick hinüber gethan; deßhalb wiederhole ich Dir noch einmal und füge bei, daß ich trotz alledem entſchloſſen bin, ein neues Gebäude zu errichten — aber ich kann das nur mit Deiner Hülfe, Ellen.“

Sie fuhr empor, wie aus tiefem Traume, und ſtarrte ihn an.

„Laß Vergangenes vergangen ſein, denke nicht weiter daran, haſt Du doch zur Genüge eingeſehen, daß es nicht ſo leicht iſt, eine andere Lebensrichtung einzuſchlagen, und glauben kannſt Du mir, daß die von Dir ſo ſüß erträumte doch nur ein rauher Pfad voll Dornen und Steinen geweſen wäre — verſtehſt Du mich, Ellen?“

„Ich glaube es,“ antwortete ſie nach einem tiefen, ſchmerzlichem Athemzuge.

„Hätteſt Du mich neulich verlaſſen, ſo würde ich mit tiefer Wehmuth von Dir Abſchied genommen haben; aber ich hätte Dir nicht geflucht — — jetzt aber — — darfſt Du mich nicht verlaſſen, Du haſt meine Fundamente zerſtört, Du haſt mich zum Bettler gemacht, Du biſt es mir ſchuldig, mir Deine Hülfe zu leihen, feſt und getreu, um mich wieder aufzurichten.“

Ellen hatte ſich, während er ſo ſprach, langſam vornüber geneigt, wie zuſammenbrechend unter der Wucht ſeiner für ſie ſo ſchrecklich bedeutungsvollen Worte, und ſank jetzt mit ihrer Stirn auf das Bett nieder, dann zuſammenſchauernd, als ſie fühlte, wie er ſeine Hand ſanft auf ihr Haar legte, und wie dann ſeine heißen Finger auf ihren entblößten Nacken hinabglitten.

„Nicht ſo — nicht ſo —“ rief ſie verzweiflungsvoll, „opfern Sie mich auf jede andere Art; aber nicht ſo — nicht ſo — lieber den Tod!“

„Närriſches Weſen,“ erwiederte er, ſeine Hand raſch zurückziehend, „ich denke wahrlich nicht daran, von Dir ein weiteres Opfer zu verlangen, ja, was ich von Dir will, ſoll Dir vollkommen Freiheit laſſen, allen Deinen tugendhaften, romantiſchen Gedanken nachzuhängen.“

„— — Und was ſoll ich für Sie thun?“

„Nichts weiter, als was Du in den letzten Tagen ohne Widerſtreben für mich gethan, und was am Ende nicht ſo ſchwer zu thun iſt — meine Schweſter ſein, und als ſolche vor der Welt erſcheinen.“

„Wer iſt dieſe Welt?“

„Gleichviel, meine Freunde, meine Bekannten, zuerſt jene Grafen Ferrner, die es doch ſehr ſonderbar finden würden, wenn ich eingeſtehen müßte, die Dame, welche ich ihnen als meine Schweſter vorgeſtellt, ſei eigentlich meine Geliebte — oder ziehſt Du dieſe Bezeichnung vor?“

„Nein — nein — und weiter verlangen Sie kein Opfer von mir?“

„Nicht das geringſte, mein Kind — ich hoffe bald wieder vollkommen geſund zu ſein, und dann können wir, wenn es Dir beliebt, auch dieſe Komödie dadurch be-

endigen, daß ich Dir erlaube, Deine Verwandten in England zu beſuchen.“

Ellen erhob ſich langſam, ihm dabei feſt in die Augen blickend, dann ſagte ſie in traurigem Tone: „Ich war faſt glücklich, als ich, wie eine Ahnung der Freiheit, das blaue Meer erblickte — aber es ſollte nicht ſein — es ſollte nicht ſein — wäre es doch auch eine gar zu leichte Buße für mein vergangenes Leben geweſen —“ damit zerrte ſie ihr losgegangenes Haar hinter die Schläfe zurück, was aber beinahe erſchien wie ein Ausbruch der Verzweiflung, den ſie vor ihm zu verdecken ſuchte, und verließ mit zuſammengebiſſenen Lippen das Gemach.

Raum, die ganze Kirche funkelt vor dem Auge wie ein Kaleidoskop; die Kerzen am Hochaltare schimmern gleich rothen Funken und wie durch Nebel zu uns herüber. Hinter dem Chore liegt der ganze gewaltige Raum noch dunkler; und oben ganz in der Höhe läßt ein offenes Fenster einen Lichtstrom hereindringen, auf welchem der Staub sich mit Behagen schwingt, und dessen Strahl eine erhabene Marmorfigur trifft, die im allgemeinen Halbdunkel hell leuchtend und wie verklärt dasteht. Drunten vor dem Altar ist der heilige Dienst zu Ende, die Priester ziehen sich, die Kniee beugend, zurück; von der Orgel herab sausen und brausen nur noch einzelne Töne. Man hört die Wegeilenden leise husten und sich räuspern; die Tritte ihrer Füße schlurfen auf dem Pflaster. Einer, der an uns vorbeigeschritten ist, hebt den schweren Vorhang an der Kirchenthür in die Höhe, ein gewaltiger Strom des scharf glänzenden hellen Tageslichtes dringt plötzlich herein, beleuchtet das reiche Schnitzwerk der Thür, deren Figuren aus der biblischen Geschichte Centauren, Liebesgötter, Laubgewinde und Arabesken umgeben, so wie auch die schweren Formen zweier Weihwasserbecken dicht neben uns. Und dieses Licht, welches hereinblitzt, läßt die Kirchenschiffe noch ernster und dunkler, ja, fast unheimlich erscheinen.

Gern verlassen wir die Kathedrale und erfreuen uns draußen an der Tageshelle, an dem goldenen Sonnenstrahle, der sich an den schlanken Pfeilern des Kreuzganges herumwindet, der an den durchbrochenen Fenstern hier glänzende Lichter aufsetzt, und gleich nebenan tiefe Schatten hervorruft. Doch, nachdem wir uns lange in den dunkeln Räumen der Kirche aufgehalten, steigen wir gern auf den Thurm hinauf, um einen Blick auf Toledo und die umliegende Landschaft zu thun.

Dieser Thurm hat drei Theile, und seine Breite läßt ihn weniger hoch erscheinen, als er wirklich ist. Der untere Theil ist ein Prisma mit viereckiger Basis, von Strebepfeilern an den Ecken flankirt und die glatten Flächen ganz mit gothischem Maßwerk überdeckt; oben führt ein reich durchbrochenes Steingeländer um die Terrasse, aus der sich der zweite Theil mit achteckiger Basis

Neunzehntes Kapitel.

In der achtzehnten Wendung, steil abwärts im Zickzack.

Der größte Theil des gesammten Hofpersonals, der niederen, mittleren und höheren Kreise desselben, befand sich in einer fieberhaften Aufregung, seit die Verlobung des Prinzen vollzogen und öffentlich bekannt gemacht worden war, besonders aber seit die Vermählung desselben auf jene angenehme Zeit zwischen Ostern und Pfingsten bestimmt worden, wo die Erde in bräutlichem Blütenschmuck unter den Jubelliedern der ebenfalls bräutlichen, oder vielmehr neuvermählten gefiederten Sänger, jene berauschenden Düfte aushaucht, welche die Rosenknospen anschwellen und aufbrechen machen, und welche in jedem fühlenden Menschenherzen eine so unendliche Sehnsucht erregt nach irgend einem unbekannten oder noch unerkannten Glücke.

Ob die beiderseitigen Minister der auswärtigen

Angelegenheiten und der betreffenden allerhöchsten Häuser bei der Feststellung jenes wichtigen Tages ebenfalls auf diesen Frühlings- und Blütenkalender Bedacht genommen, oder ob die alten Excellenzen andere und wichtigere Gründe hatten, um die Vermählung des hohen Paares gegen Ende April festzustellen, sind wir nicht in der Lage genau anzugeben, dürfen aber versichern, daß diese Feststellung erst nach heftigen Debatten und Kämpfen zu Stande kam, nicht als ob gerade dieser oder jener Tag dem Einem oder dem Andern nicht genehm gewesen wäre, sondern weil vorher eine Menge der wichtigsten Fragen zu beantworten waren, ehe man überhaupt nur an die Feststellung eines Tages denken konnte.

Da gab es Apanagen, Mitgift und Nadelgeld zu erörtern und zu bestimmen, da wurde über den künftigen Hofstaat gründlich unterhandelt und nicht selten heftig gestritten, und waren gerade in diesem Ressort sehr wichtige Fragen zu besprechen.

Ob die erste Dame der künftigen Kronprinzessin Palastdame, Staatsdame oder nur erste Hofdame zu heißen habe, und ob die übrigen Nachfolgenden sich mit dem Titel „Ehrenfräuleins“ zu begnügen hätten; ob dem ganzen hohen Haushalte ein wirklicher Hofmarschall mit dem Titel „Excellenz“ vorzustehen habe, oder ob diese wichtige Stelle als Unterabtheilung des allerhöchsten

Oberſthofmeiſteramtes zu behandeln wäre. Da mußten dringende Anordnungen getroffen werden für die Möblirung des Winterpalais, ſowie, welches, der ländlichen Schlöſſer zum Sommeraufenthalt herzurichten ſei, und dann kamen noch eine Menge ſcheinbar untergeordneter Fragen, die aber von der größten Wichtigkeit waren und das untere Dienſtperſonal der Prinzeſſin betrafen, beſonders über die wichtigſten Stellen, die der Kammerfrauen, wozu jeder der beiden Unterhändler-Excellenzen nur die je eigenen Landeskinder als paſſend erachteten, bis man ſich endlich nach ziemlich langen Debatten für halb und halb entſchied, doch mit der großen Bevorzugung der künftigen Kronprinzeſſin, daß dieſe ihre bisherige erſte Kammerfrau auch künftig als ſolche beizubehalten habe.

Hätte nicht der König dem Staatsminiſter Grafen Wieneck noch ganz beſonders anbefohlen, in allen nur möglichen Differenzen ſo viel als thunlich nachzugeben, ſo würden gerade bei der Beſetzung eines ſo wichtigen Poſtens, wie der der erſten Kammerfrau, hartnäckige Erörterungen nicht zu vermeiden geweſen ſein. Doch auch hierin gab Graf Wieneck, allerdings achſelzuckend, nach, konnte ſich aber dabei der Bemerkung nicht enthalten, daß Seine Excellenz der Herr Bevollmächtigte des andern Hofes jedenfalls mit der dieſſeitigen Nach-

giebigkeit in allen Punkten zufrieden sein könne, worauf Jener erwiederte: „Euer Excellenz werden mir darüber keinen Vorwurf machen wollen, denn wir wissen, was wir sind, aber nicht ganz genau, was wir werden; wir wissen, was wir haben, aber nicht, was wir bekommen; überdieß sind die Prinzessinnen hoher Häuser im gegenwärtigen Augenblick ein sehr gesuchter Artikel, und wir haben Manches abgelehnt, um die Ehre zu haben, in verwandtschaftliche Beziehungen zu Ihrem allerhöchsten Hofe treten zu können."

Da es bei allen dergleichen Verhandlungen geheime Artikel gibt, so blieben auch diese hier nicht aus, wurden aber von den beiden Excellenzen auf's Vertraulichste ganz unter vier Augen abgemacht und dabei bestimmt, welche gegenseitige Verdienste um das hohe Brautpaar, und mit welchen Auszeichnungen und Geschenken dieselben in Gestalt von Groß- und Kleinkreuzen, Brillantdosen und Ringen zu belohnen seien.

Dieser Theil der Verhandlung wurde am kordialsten und nachgiebigsten geführt, und keine Forderung irgend welcher Art zurückgewiesen; ja Einer stellte dem Anderen noch ein paar Groß- und Kleinkreuze zur Verfügung, um Verdienste damit zu belohnen, die man noch nicht im Stande gewesen war zu entdecken.

Der Staatsminister Graf Wieneck kam nicht ganz

heiter gestimmt von diesen Verhandlungen nach Hause, und nachdem er erfahren, daß sein Sohn zu Hause sei, trat er bei diesem ein.

„Uff," rief er, sich in einen Fauteuil werfend, „das wäre vorüber, die Verhandlungen mit meinem Gegenbevollmächtigten nämlich, doch wage ich nicht hinzuzusetzen, ob glücklich oder unglücklich, jedenfalls nicht im Geringsten angenehm — — diese kleinen Herrschaften," fuhr er mit einem geringschätzenden Lächeln fort, „geben sich so kostbar wie möglich und machen Prätensionen, als wenn sie Abgesandte des Kaisers von China oder des Großmoguls wären; hätte doch nicht viel gefehlt, so hätten sie eine Oberstthofmeisterin verlangt, und gaben sich pikirt dabei den Anschein, als könnten sie es nicht geringer thun — mir scheint, dahinter steckt die alte Pommerhausen, die aus einer alten Staatsdame eine junge Oberstthofmeisterin werden möchte."

„Kaum," meinte Graf Leo, „sie würden wahrscheinlich neben andern Damen auch eine erste Dame mitgebracht haben; meinte doch Seine Excellenz, welchen ich das Glück habe seit ein paar Tagen herumzuschleppen, allerdings lächelnd und scheinbar scherzhaft, es würde nicht so übel sein, wenn man durch junge, anmuthige Zuzüge, worin sie drüben Ueberfluß hätten, bei uns etwas auffrischte."

„Worin ich ihm nicht ganz Unrecht geben konnte, als er mir neulich etwas Aehnliches bemerkte, an dem Tage, wo die Gräfin Ferrner auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät zum letzten Mal bei der kleinen Tafel erschien.“

„Daß sie geht, trägt allerdings nicht zu unserer Auffrischung bei,“ entgegnete Graf Leo nachdenkend.

„So meinte auch der König, der sich schon wegen ihres Vaters die Sache besonders zu Herzen nimmt; er befragte mich schon ein paar Mal um den inneren Zusammenhang jener unangenehmen Geschichte, doch konnte ich ihm nicht dienen, da ich selber nichts weiß; wäre ich nicht ein so vortrefflicher Vater, mein lieber Leo, so würde ich Seine Majestät an Dich gewiesen haben.“

„Warum gerade an mich?“

„Oder an Brenner oder an sonst Einen eurer intimen Gesellschaft, denn daß ihr nicht die ganze Angelegenheit, bei der jedenfalls Einer von euch betheiligt ist, genau kennt, soll mich Niemand überreden.“

Graf Leo zuckte die Achseln, und nachdem er gesagt: „Wenn der Betreffende Jemand in's Vertrauen zog, woran ich indessen zweifle, so wird dieser Jemand sich auch des Vertrauens würdig zu machen wissen,“ ließ er ein paar Sekunden vorübergehen, ehe er die Frage wagte: „Warum ließ der König nicht irgend eine Person von dem Haushalte der Gräfin Ferrner in's Verhör nehmen?“

„Ob er das gethan hat!“ entgegnete der Staatsminiſter mit einem bezeichnenden Aufwerfen ſeines Kopfes, „allerdings zu ſpät, denn die Gräfin Ferrner, ſei es aus Edelmuth, ſei es aus dem Stolze, der ihr ſo eigen iſt, hat vortrefflich ihre Maßregeln getroffen. Das Faktum, das Eindringen eines jungen Mannes in ihr Schlafzimmer, war allerdings nicht mehr zu leugnen, hatte ſie doch ſelbſt in ihrer Entrüſtung darüber geſprochen; dann aber ſcheint ſie den Befehl an ihre ſämmtlichen Leute gegeben zu haben, den Namen jenes Unbeſonnenen unter keiner Bedingung zu nennen, und ihre Leute lieben ſie ſo, daß ſie allen Verlockungen, ja ſogar Drohungen, widerſtanden.“

„Das iſt brav von den Leuten, und ſehr edel von der Gräfin.“

„O ja, aber die Quelle dieſes Edelmuthes wird verſchieden gedeutet, die Einen ſagen: die ſtolze Gräfin intereſſire ſich trotz alledem für Jenen, der ſo frech bei ihr eingedrungen; Andere aber, und — im Vertrauen geſagt — ich halte die Letzteren für beſſer unterrichtet, meinen, die Gräfin Ferrner wiſſe ganz genau, daß jener kecke Ueberfall ihr gar nicht gegolten, ſondern der Eingedrungene ſei als Flüchtling dort erſchienen, allerdings aus nächſter Nachbarſchaft herkommend, um gefährlichen Nachforſchungen zu entgehen.“

Graf Leo preßte die Lippen feſt aufeinander und machte eine unmuthige Bewegung, die er aber vor ſeinem Vater geſchickt dadurch zu verbergen wußte, daß er ſich zum Kaminfeuer hinabbeugte und die glühenden Kohlen zuſammenſtieß.

„So hat man auch dem König berichtet, und obgleich er ſich aufgebracht ſtellen mußte, ſo hat er doch herzlich gelacht über die geſtrenge Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät.“

„Wie ſo über dieſe?“ fragte Graf Leo, wobei er ſich Mühe gab, einen ſo unverfänglichen Ton als nur möglich in dieſe Frage zu legen.

„Nun, das iſt doch ſehr einfach, weil die Oberſthofmeiſterin die einzige und nächſte Nachbarſchaft der Gräfin Ferrner iſt.“

„Richtig — ich dachte nicht gleich daran.“

„Von Perſonen, die man allenfalls mit dieſer Geſchichte in Verbindung bringen könnte, waren an jenem Morgen im Schloſſe anweſend: Du ſelbſt —“

„Allerdings, ich hatte Dienſt bei Seiner Majeſtät.“

„Glücklicherweiſe — dann Lieutenant von Mittow, ſowie Herr von Roſenthal, und der Letztere gibt mir zu denken.“

„Warum gerade er?“

„Nur ihn hielt ich eines derartigen Ueberfalls für

fähig, wenn es denn doch ein solcher gewesen, sei es auch nur aus Eitelkeit oder um den Versuch zu machen, ob einer so kalten Schönheit, wie der Gräfin Ferrner, nicht beizukommen wäre, wenn man sie ein wenig kompromittire."

„Rosenthal sollte so etwas bezweckt haben?"

„Erinnere Dich Deines kleinen Soupers hier in diesem Zimmer, wo, als ich mich schon entfernt hatte, die Wette zwischen Rosenthal und Tönning entstand, welche für Letzteren so unangenehme Folgen hatte; Rosenthal kam damals später, und unter anderen Neckereien sagte man ihm, er sei im strömenden Regen und im langsamsten Schritt seines Pferdes an dem Pavillon vorübergeritten, den die Obersthofmeisterin bewohnt, sowie an den Fenstern der Gräfin Ferrner."

„Neckereien, wie Du eben selbst sagtest."

„Welche Rosenthal aber mit einem außerordentlich selbstgefälligen Lächeln aufnahm."

„Das war so seine Art, um sich wichtig zu machen."

„Doch schien der König das nicht ganz unglaublich zu finden und sprach mir unverholen darüber, wobei er den abenteuerlichen Herrn von Rosenthal mit der vornehmen Gräfin Wildenow auf seine Art recht komisch zusammenstellte; ja, er konnte sich später nicht enthalten, der Obersthofmeisterin im Vertrauen einige Worte über

den Verſchwundenen zu ſagen und dabei ſeine große Befriedigung auszuſprechen, daß das Unglück, welches denſelben auf der Jagd getroffen, keine ſchlimmen Folgen gehabt habe.“

„Ja, ja, auf der Jagd; mir ſprach der König auch ſchon ein paar Mal und in ſehr oſtenſibler Weiſe von der Jagd, auf welcher Herr von Roſenthal verwundet worden ſei, wobei ich ſeine Frage verſtand, auch ich ſei wohl bei jener Jagd anweſend geweſen.“

„Er intereſſirt ſich immer noch für Roſenthal; ſagte er mir doch neulich einmal: ‚Das war ein Mann von ganz außerordentlichen Fähigkeiten; ſchade, daß ich in ſeinem Charakter einen ſehr dunklen Flecken fand.‘“

„Was meinte er wohl damit?“

„Im Vertrauen geſagt, Roſenthal ſoll in jener Geſchichte, die Leidenſchaft des Kronprinzen betreffend, etwas zweideutig gehandelt haben; man flüſtert von einer bedeutenden Summe, die er erhalten, um jene Perſon zu veranlaſſen, alle Bewerbungen Seiner Königlichen Hoheit auszuſchlagen.“

„Das iſt wie manches Andere ein müßiges Gerede, Niemand weiß das beſſer als ich; jene junge Dame, man kann und muß ſie in der That ſo nennen, brauchte von Herrn von Roſenthal nicht überredet zu werden, den Prinzen auszuſchlagen, ſie hat das aus freien Stücken

erhebt, welcher in zwei Stockwerke mit je acht reichgegliederten Spitzbogenöffnungen zerfällt, und um den ſich eine Menge Fialen und Spitzſäulen gruppiren. Früher mag ſich dieſer Theil weit zierlicher ausgenommen haben; denn die Durchflichtigkeit hat ſehr abgenommen durch eine Maſſe nachher angebrachter Verſtärkungspfeiler, die, wo nur Raum war, hinter den freiſtehenden Streben aufgeführt wurden. Die Pyramide zu oberſt, die den dritten Theil bildet und ſich ſchnell verjüngt, hat eine eigenthümliche Zierde durch drei Gürtel von wagerecht in die Luft ſtarrenden Spitzen erhalten, die, an und für ſich von beträchtlicher Größe, ganz die Wirkung einer dreifachen mächtigen Krone machen. Der ganze Thurm, von der Sohle bis zum Kreuze, hat eine Höhe von dreihundert dreißig Fuß. Die Treppen, welche hinauf führen, ſind ſehr bequem, und man gelangt ohne große Mühe bis an den durchbrochenen Theil des Thurmes, wo die ſchon erwähnte berühmte Glocke von Toledo hängt. Allerdings hat dieſe eine anſtändige Größe, doch glaube ich, daß das Sprüchwort übertrieben iſt, nach welchem unter der Campana fünfzehn Schuſter im Kreiſe nicht nur ſitzen können, ſondern mit langgezogenem Zwirn friſchweg nähen, ohne daß einer den andern genire.

Von hier oben hat man eine ſchöne Ausſicht auf die Stadt. Toledo liegt rings um uns ausgebreitet und ſieht noch von hier oben beſonders ehrwürdig aus. Es iſt ein ſtattlicher Steinhaufe in grauer und gelblicher Farbe, und wenn man den Umfang betrachtet, ſo begreift man wohl, daß Toledo ſtatt der 15,000 Menſchen, die jetzt hier leben, früher eine vier- bis ſechsfache Zahl beherbergen konnte. Eigenthümlich iſt der Anblick auf die Dächer und Terraſſen; vielfach ſieht man auf den letzteren noch einen kleinen Aufbau von Säulen und Bogenfenſtern, durch welche man den friſchen Luftſtrom genießen und weit hinaus in das Land lugen konnte. Dieſe Aufbauten nehmen ſich auf den grauen Mauern wie eine eigene Stadt auf den Dächern aus. Auch mehrfache Ueberbleibſel aus der Maurenzeit entdeckt man hier oben, und kleine Kuppeln, die ſich, von unten geſehen, ſcheinbar ängſtlich

gethan, und auf die nachdrücklichste und unzweideutigste Art von der Welt."

„Wer mag sie gewesen sein? — man möchte das gar zu gern erfahren, ja man möchte die Dame gesehen haben, und gäbe heute viel darum, wenn man sie noch zu sehen bekommen könnte."

„Ah, gewiß um den Geschmack seines Herrn Sohnes beurtheilen zu können; darüber kann man sich in diesem Falle vollkommen beruhigen. ich sah selten ein reizenderes, liebenswürdigeres, unbedingt anziehendes Wesen, als dieses junge, elegante Mädchen war, fein in ihren Manieren und Reden, kurz eine ganz vollendete junge Dame."

Der alte Staatsminister machte eine horizontale Bewegung mit seiner rechten Hand, so pantomimisch ausdrückend: „Es ist gut, daß dieß vorübergezogen ist," und verschärfte die Pantomime noch durch den Zusatz: „Beide waren hier sehr überflüssig, jene Dame und Rosenthal — — auch Letzterer," setzte er alsdann gedankenvoll hinzu, „hätte hier bei uns etwas erreichen können, wenn Seine Majestät nicht glücklicher Weise jenen dunklen Flecken in seinem Charakter entdeckt hätte — — wart' einmal, Leo, ich wollte Dir noch etwas mittheilen, irgend eine Aeußerung, glaube ich, die mir wichtig genug erschien, um sie in meine Schreibtafel zu notiren — — ah ja, die Gräfin Wildenow betreffend."

„Was doch wohl nicht so ganz wichtig sein muß, Papa," antwortete Leo mit einem etwas erzwungenen Lächeln, „denn sonst würden Sie es wohl nicht für nöthig gehalten haben, sich eine Notiz darüber zu machen — — was will Ihre Excellenz von mir?"

„Daß sie überhaupt etwas von Dir wolle, davon hat sie nichts gesagt, aber seit einigen Tagen benützt sie jede Gelegenheit, um sich mit mir freundlichst zu unterhalten, und um alsdann mit einem oft gesuchten Uebergange das Gespräch auf Dich zu bringen; noch gestern fragte sie mich auf der kleinen Soirée bei der Gräfin Pommerhausen, wie es komme, daß Du gerade dahin den hohen Bevollmächtigten nicht begleitet."

„Das war doch sehr einfach, Sie wissen ja, Papa, daß der König die Gnade hatte, mich spät Abends zu einem vertraulichen Berichte zu befehlen."

„Gewiß, und ich sagte ihr auch, daß Du eine dringende Abhaltung hättest — nun weiß ich in der That nicht, was sie mit ihren Fragen will, doch wäre es mir nicht lieb, wenn Du die Gräfin in irgendwelcher Art vernachlässigtest, besonders jetzt, wo es ziemlich offenkundig ist, daß sie von der Königin nicht mehr mit der früheren außerordentlichen Huld und Gnade behandelt wird, was Gutunterrichtete mit dem Weggehen der Gräfin Ferrner in Zusammenhang bringen wollen."

„Seien Sie überzeugt, Papa, daß ich es nie fehlen laſſe an ſchuldiger Hochachtung und Ergebenheit für Gräfin Wildenow, die ich in der That ſchätze und verehre.“

„Mich ärgern all' dieſe Geſchichten,“ bemerkte der Miniſter nach einer Pauſe in verdrießlichem Tone, „gerade jetzt bei der Vermählung des Kronprinzen, wo man zu dieſem feſtlichen Tage alle Kräfte ſo nothwendig gebraucht, und die Oberſthofmeiſterin iſt eine Repräſentationskraft erſten Ranges, dabei eine vornehme Dame par excellence — wenn ich mir denken könnte, daß die alte Pommerhauſen an ihre Stelle träte — — dann fehlt uns auch Tönning, der bei all' ſeinen Schwächen ein vortrefflicher Hofmarſchall war, und eine würdige Perſönlichkeit jener alten, guten Schule.“

„Dafür aber haben wir die Brenner, die Schalken, die Stoltenhoff, lauter verborgene Größen, die den Trieb und die Befähigung zu den höchſten Stellen in ſich tragen.“

„Und ſie auch wahrſcheinlich ſpäter einmal erlangen werden,“ ſagte Graf Wieneck ſeufzend, „doch kann es mich alsdann wenig kümmern, wenn ſich ein künftiger Regent mit Leuten umgibt, die, ſelbſt Schmarotzerpflanzen, Alles, ſo weit ſie reichen können, in ein großes Miſtbeet verwandeln, von dem ſie natürlicher Weiſe die reichſte

Ernte für ſich behalten — wahrhaftig, wenn ich daran denke, ſo möchte ich eben ſo gut wie der König jenen dunklen Flecken im Charakter Roſenthal's bedauern, denn im anderen Falle wäre das immerhin ein Mann geweſen, der mit ſeinem großen Verſtande, ſeiner Energie und ſeinem Muthe eine Stelle in der Nähe eines jungen Herrn wohl auszufüllen vermocht, und der ſchon aus natürlichem Widerſpruchsgeiſt nicht alles Das ausgezeichnet, erhaben und wundervoll gefunden hätte, was in Wahrheit oft ſo klein und unbedeutend iſt — doch laſſen wir das, wir können's nicht ändern."

Der alte Herr war bei dieſen Worten aufgeſtanden und ein paar Mal in dem Zimmer hin und her geſchritten — — „auch fehlt uns noch zu unſerem vollen Glanze, den wir ja bei der Feſtlichkeit zu entwickeln beabſichtigen, unſer Oberſtjägermeiſter, dem Range nach die zweitoberſte Hofcharge, und mit dem Namen Graf Willibald Ferrner eine ſehr anſehnliche Perſönlichkeit — es beſchäftigt das auch die allerhöchſten Herrſchaften, und die Königin hat den Kronprinzen veranlaßt, ſeinen neuen Kammerherrn, den Baron Brenner, zu Ferrner hinauszuſchicken, um dort ein wenig das Terrain zu ſondiren, wie weit der Oberſtjägermeiſter für ein freundliches Wort des Königs empfänglich wäre."

„Ob Brenner dazu der Mann iſt?"

„Graf Willibald mochte den Vierzehnten wohl leiden; jedenfalls verdeckt gerade die Sendung Brenner's das Absichtliche, weßhalb Graf Ferrner keine Ursache hat, verstimmt zu werden — oder vielmehr noch verstimmter, als er wahrscheinlich durch die Ankunft seiner einzigen Tochter geworden sein wird."

„Und mir scheint, nicht ganz ohne Ursache."

„Bei Gott, es sollte mich gar nicht wundern, den Grafen Willibald eines Morgens hier einreiten zu sehen, bis an die Zähne bewaffnet und umgeben von seinen zahlreichen Jägern und Dienern — das ist auch der Gedanke des Königs, den er mir, allerdings lachend, heute früh mittheilte und mich dabei befragte, ob ich selbst, als die geeignetste Persönlichkeit, nicht Lust habe, den Bären in seiner Höhle zu besuchen, um ihn freundlich zu stimmen."

„Was verstand wohl Seine Majestät unter dem Ausdruck ‚freundlich stimmen?'" fragte Leo Wieneck, wobei er sich einige Mühe geben mußte, sein großes Interesse an dieser Frage zu verbergen.

„Ich habe ihm eigentlich dazu gerathen," sagte der Minister am Fenster stehend, während er gedankenvoll auf die Straße hinausblickte; „die Differenz zwischen Herr und Diener ist ja an sich so unbedeutend, daß nur der harte Kopf des Grafen Willibald Ferrner, anfangs

unterstützt von dem unbeugsamen Willen seiner Mutter, dazu gehörte, um ihn zu vermögen, fort und fort den Tiefbeleidigten zu spielen, und mehrmals nach einander um seine Entlassung zu bitten, die ihm aber jedesmal verweigert wurde, und zwar mit dem gnädigen und liebenswürdigen Zusatze Seiner Majestät: er sehe in jener Differenz keinen Grund, einen so treuen und vortrefflichen Diener zu verlieren."

„Und Sie nahmen jenes Vermittlungsamt an, Papa?"

„Nachdem ich dem König dazu gerathen, kann ich wohl nicht anders; doch dachte ich nicht im Entferntesten daran, daß er gerade mich beauftragen würde — glücklicher Weise kann ich den Grafen Willibald anscheinend absichtslos besuchen, einmal weil er, wie jedes Jahr, auch heuer nicht versäumt, mir Einladungen zu seinen großen Jagden zu senden, und dann, weil in der Nähe seines Schlosses das königliche Landhaus Lilienfeld liegt, welches ich als Minister des Hauses, da es zum Sommeraufenthalte der Kronprinzessin bestimmt ist, wohl besichtigen darf — — wenn es Dir Vergnügen macht, kannst Du mich begleiten, der König wird gewiß nichts dagegen einwenden."

Diese einfachen Worte: „wenn es Dir Vergnügen macht, so kannst Du mich begleiten," machten auf Leo, an den sie gerichtet waren, einen tiefen Eindruck, und

ließen ſein Blut ſo raſch zum Herzen ſtrömen, daß er plötzlich das laute Schlagen deſſelben fühlte und einen raſchen Blick in den Spiegel über dem Kamin warf, fürchtend, eine verrätheriſche Röthe zeige ſich auf ſeinem Geſicht; doch hätte ſein Vater ſie jedenfalls nicht bemerkt, denn er hatte ſich nach den letzten Worten, die er ſprach, der Thüre zugewandt, von wo er, den Sohn freundlich mit der Hand grüßend, demſelben zurief: „Ich brauche Dir wohl nicht zu ſagen, Leo, daß mein Beſuch bei dem Grafen Ferrner von Jedermann als ganz abſichtslos betrachtet werden muß, wogegen es mir lieb iſt, wenn Du vielleicht Deinen Bekannten ſagen willſt, ich ginge nach Lilienfeld, und Du beabſichtigeſt mich zu begleiten, um im Vorbeigehen bei Ferrners ein wenig zu jagen.“

„So wünſchen Sie in der That, daß ich Sie begleite?“ fragte Graf Leo in einem faſt erſchrockenen Tone.

„Ich wünſche es allerdings, will Dir aber auch darin, wie ſonſt, in keiner Weiſe irgend einen Zwang auferlegen — überlege es Dir.“

Leo Wieneck ſtarrte noch ein paar Augenblicke nach der Thüre hin, als dieſe ſchon geſchloſſen war, und ſetzte ſich dann vor ſeinen Schreibtiſch, auf welchen er beide Arme ſtützte und den Kopf in ſeine Hände ſinken ließ.

„— — — — Ich ſoll mir das überlegen," ſprach er nach langem Nachdenken — — „ich ſoll mir überlegen, ob ich will zu Ferrner's jagen gehen; dazu bedürft' es allerdings wenig Ueberlegung, wenn ich eine Möglichkeit ſähe, das mit Anſtand thun zu können — ja, könnte ich nur erwarten, daß mich die Gräfin ihrem Vater rückſichtslos als Denjenigen bezeichnet, der jene ſchwere Schuld trägt — doch bin ich überzeugt, ſie wird meinen Namen dort ſo gut wie hier verſchweigen, und wenn es möglich wäre, daß ihre Abneigung gegen mich noch vermehrt werden könnte, ſo müßte es dadurch geſchehen, indem ich mich ſelbſt nennen würde, um demüthig um Verzeihung zu bitten — und das vor meinem Vater, oder um als lächerlicher Raufbold gegenüber dem Vater und Bruder des Mädchens, das ich über Alles liebe, an meinen Säbel zu ſchlagen — — — — o, hätte ich nur nicht in die Vermittlung der Königin gewilligt, und jene furchtbare Abweiſung erhalten — eine ſo rückſichtsloſe, eiſige Abweiſung — wie mir die Gräfin Wildenow geſchrieben — — und der Gedanke an dieſen Brief, den ich unter vierfachem Verſchluß hielt, und den zu beantworten ich bisher noch nicht im Stande war — der ſich aber der ſtolzen und argwöhniſchen Frau gegenüber ſelbſt beantwortet hat durch die tagelange Verzögerung einer Antwort — ja es iſt wahr, ich bin ihr aus dem Wege

gegangen, wie der ungeordnete Zögling seinem strengen Lehrer, ich habe mich gescheut, selbst auf die Länge eines Salons in ihr stolzes Auge zu blicken, und wenn ich ihr dadurch allerdings viel, ja Alles verrathen ließ, so finde ich es doch wohl kaum möglich, die Bestätigung in passende Worte zu kleiden — und doch muß es einmal geschehen, ja es muß geschehen, ehe ich auch nur den Gedanken fassen darf an einen Versuch, mich nochmals unter irgend einer Form jener Stolzen zu nähern, die mich verschmäht, und die meine stillglühende Liebe gerade dadurch zur wilden, verzehrenden Flamme angefacht — versuchen wir, ob es uns heute besser gelingt, als gestern und vorgestern."

Er nahm einen Bund kleiner Schlüssel aus der Tasche und öffnete in der That vier Schlösser an Schubladen und ineinanderpassenden Kassetten, eh' er an seine Brieftasche von grünem Sammet kam, worauf man das Wappen der Wieneck in erhabener Arbeit zierlich gestickt sah — in dieser Brieftasche befand sich das verhängnißvolle Schreiben, welches er jetzt, vielleicht zum zwanzigsten Male, durchlas — — aber was da geschrieben stand, das stand geschrieben, und ebensowenig wie Worte und Buchstaben ihm zuliebe wechselten und verschwanden, ebensowenig ließ der Inhalt eine andere Deutung zu — da stand so klar als möglich: „die Komödie, die wir Beide durch

jenen Heirathsantrag gespielt, ist zu Ende, die alte Liebe tritt in ihre alten Rechte, und wenn Du nicht vorziehst, der Gemahl der Obersthofmeisterin zu werden, so folge ich Dir, wohin Du willst —" also war dieses leidenschaftliche Weib entschlossen, alle Schranken niederzuwerfen, die sie bis jetzt so sorgfältig aufgerichtet, um ihr Verhältniß zu verbergen, ja ihre Stelle der Königin zu Füßen zu legen, um mit ihm glücklich zu sein.

Welch' schöner Skandal für den ganzen Hof stand da in jedem Falle bevor! — aber so oder so, die Sache mußte auf eine oder die andere Art zu Ende geführt werden, ja zu Ende jedenfalls, denn er bebte bei dem Gedanken, das einmal gelöste Verhältniß wieder anknüpfen zu müssen.

Graf Leo pflegte sonst nicht seine Briefe zu konzipiren, aber jetzt schrieb er nach langem Nachdenken vier Seiten, um von diesen vier Seiten kaum zwanzig Zeilen stehen zu lassen, und um in denselben das noch nicht geradezu zu sagen, was er zu sagen beabsichtigte. Diese Zeilen lauteten: „Meine theure und verehrte Gräfin! Schreiben Sie es dem heftigsten Kampfe meines Innern zu, daß ich mit der Beantwortung Ihrer herzlichen Zeilen bis jetzt gezögert, und daß ich dieselben nicht so beantworte, wie ich es so gerne gethan hätte" — ‚dem Drange meines Herzens nach' — war durchstrichen worden, — ‚nach den

zwiſchen den hohen trotzigen chriſtlichen Thürmen verbergen, treten hier frei zu Tage; überhaupt entdeckt man von der Gallerie des Thurmes eine Menge hervorragender Bauwerke, die in dem Labyrinth der engen Gaſſen verſchwinden.

Einer der Geiſtlichen der Kirche, ein freundlicher alter Mann, der zu unſerem Glücke geläufig Franzöſiſch ſprach, hatte uns hinaufbegleitet, und nannte uns gern einzelne hervorragende Punkte der Stadt. Ziemlich deutlich ſahen wir auch von hier, wie der Tajo dieſelbe auf drei Viertheilen ihres Umfanges umkreiſt; weit über die öde Fläche daher, welche wir geſtern geritten, ſchlängelt er ſich in einem grünen Streifen, wie eine langgezogene Oaſe in der Wüſte, und bricht ſich dicht vor der Stadt einen Weg durch gewaltige Granitmaſſen, ſtatt, wie er wohl gekonnt hätte, quer über die Sandebene gemächlich weiter zu laufen, — ein ſchönes Bild jener alten echten Ritterlichkeit, die auch Kampf und Tod aufſuchte und ſich den entgegentretenden Hinderniſſen friſch und muthig entgegenwarf.

Vor uns, entlegen vom Felſenufer des Fluſſes, ſehen wir einen mächtigen Bau aus dem ſechszehnten Jahrhundert, das Thor von Viſagra. Auf der anderen Seite der Stadt befindet ſich die St.-Martinsbrücke, und derſelben gegenüber auf dem verlängerten Tajoufer ein mächtiger gothiſcher verfallener Bau, der Mirador des unglücklichen Königs Roderich.

Bemerken Sie wohl, ſagte unſer Geiſtlicher, den alten grauen Thurm in der Nähe der Martinsbrücke; er iſt mit Inſchriften bedeckt, und an ihm kleben zerbröckelte Mauerreſte, die man am Ufer des Tajo hinab verfolgen kann, welche ehemals einen ſtattlichen Palaſt umſchloſſen, der dem Grafen Julian gehörte; von ſeinem Mirador aus ſah König Roderich dieſen Palaſt, und in demſelben die ſchöne Tochter des Grafen. Unten am Waſſerſpiegel des Tajo ſieht man heute noch die Ueberreſte eines anderen Thurmes, wo die Grafentochter ihre Bäder hatte, und wo ſie vom Könige überraſcht und verführt wurde, worauf der erzürnte Vater,

Gefühlen, die mich beseelen' — wurde ebenfalls vernichtet, — „nach dem was vorgefallen," — hatte er endlich nach längerer Ueberlegung geschrieben, „nach dem wie Sie für mich gesprochen, und nach dem Sie sich gewiß eben so verletzt gefühlt durch die rücksichtslose, eisige Abweisung, die ich erfahren. Könnten Sie es mir aber verdenken, theure Gräfin, daß ich gerade wegen dieser Abweisung nicht im Stande bin, sogleich einen Entschluß zu fassen; hieße das nicht zugestehen: man habe ebensowohl ein Spiel getrieben mit der angestrebten Versöhnung jener jungen Dame, als mit der Vermittlung Ihrer Majestät. Lassen Sie, meine theure Gräfin, die Wogen der Zeit darüber hingehen, lassen wir Manches vergessen machen, ehe wir" — so weit war er in dem letzten Konzept gekommen, um dann unmuthig mehrere Male hintereinander die Feder wegzuwerfen, da er nicht im Stande war, einen bestimmten und doch nicht zu unversöhnlichen Schluß zu finden. — ‚Ehe wir der Welt beweisen,' — hatte er viermal in einer wahren Wuth durchstrichen — ‚ehe wir an eine dauernde Freundschaft' — diese Phrase war gar nicht vollendet worden, weil sie hätte mißverstanden werden können — endlich war stehen geblieben — „ehe ich Ihnen für alle Ihre Aufopferung und Güte irgend einen Ersatz zu bieten vermag." — Bei dem Niederschreiben der Worte „irgend einen" hatte er übrigens ein unbehagliches Gefühl

nicht unterdrücken können, denn diese zwei harmlosen Worte mußten der eben so stolzen als klugen Frau wie ein Keulenschlag erscheinen, ihr Verhältniß zu Leo zertrümmern; ebensogut aber mußten sie auch seine Fessel, die ihm unerträglich geworden war, zerbrechen.

So wurde der Brief hastig geschrieben, couvertirt, gesiegelt und zur Besorgung dem eintretenden Bedienten übergeben, welcher ungerufen erschienen war, um den Herrn Lieutenant von Mittow anzumelden.

„Ich laß ihn ersuchen, hereinzukommen."

Ohne diesen an sich so unbedeutenden Zwischenfall hätte Graf Wieneck vielleicht doch noch gezögert, das Schreiben abgehen zu lassen, hätte es vielleicht auf seinem Schreibtische liegen lassen, und am Ende doch noch anders abgefaßt. — — Doch war jetzt nichts mehr daran zu ändern, denn im gleichen Augenblicke, als Mittow zur Thüre hereintrat, sah Graf Leo seinen Diener mit dem Briefe davoneilen.

Herr von Mittow befand sich in Civil, und zwar in einem sehr feinen Civilanzuge: schwarzer Frack, eben solche Beinkleider mit weißer Halsbinde und weißer Weste, wobei er einen dunkelfarbigen Paletot an den Schultern so zurückgeworfen hatte, daß man deutlich bemerkte, wie derselbe auf's Reichste mit schwerem Seidenstoff gefüttert war — seinen verwundeten Arm trug er in der Schlinge,

was sich zugleich mit seinen etwas blassen Wangen außerordentlich interessant machte.

„Was sagt Ihnen diese Erscheinung?“ fragte er mit einem selbstgefälligen Blick, indem er sich breit vor Leo aufpflanzte und behaglich an sich herabschaute. „Habe ich nicht die Erlaubniß als Kranker Civil tragen zu dürfen, auf's Beste und Vortheilhafteste benützt?“

„Sie sehen stattlich aus, lieber Mittow, wie ein Bräutigam, oder wie ein junger Ehemann.“

„Wenigstens wie ein Junggeselle, der als solcher hoffnungslos in den letzten Zügen liegt; wie könnt' ich auch schon ein junger Ehemann sein, ohne Ihre mir freundlich zugesagte Hülfe?“

„Ah, Sie kommen, um mich daran zu erinnern.“

„In bester Form,“ erwiederte Herr von Mittow lachend, und sagte hierauf mit einer tiefen Verbeugung: „Herr Oberstwachtmeister, Sie waren so freundlich, mir einstens das Versprechen zu geben, mir als Zeuge behülflich sein zu wollen, um in den heiligen Ehestand zu hüpfen; die darauf bezügliche Ceremonie soll von heute über vierzehn Tagen stattfinden, und bin ich gekommen, Dero Versprechen Ihnen in freundliche Erinnerung zu bringen.“

„Mit dem größten Vergnügen sehen Sie mich bereit, und freue ich mich, aus der Festsetzung Ihrer Hochzeit

zu entnehmen, daß alle hierauf bezüglichen Schwierigkeiten geordnet sind, und daß die Heilung Ihrer Wunde erfreulichen Fortgang macht; aber lassen Sie sich nieder und nehmen eine Cigarre, wenn Sie nicht gar zu eilig sind."

„Mit einem wahren Rauchhunger freu' ich mich darauf,", antwortete der glückliche Bräutigam, sich in einem Fauteuil am Kamine niederlassend, worauf er eine Cigarre nahm und unter Leo's Beihülfe anzündete — „heute war ich seit drei Stunden das Schlachtopfer der langweiligsten Brautvisiten, bei Vettern und Basen, Freunden und Bekannten, der ganzen zahlreichen Sippschaft, und wenn das noch überall per Bedienten durch Visitenkarten abzumachen gewesen wäre — ja danke bestens — ich sage Ihnen, bei wenigstens einem halben Dutzend wurden wir höchst angenehm überrascht durch die Botschaft, es würde dem Herrn Obersteuerrath oder der Frau Kreisdirektorin das größte Vergnügen machen, uns zu empfangen — dann seufzend aus dem Wagen verschiedene Treppen hinauf spießrutenlaufend, bei Dienstboten und unerwachsenen Kindern vorbei, die alle das neue Brautpaar sehen wollen, und hierauf mit dem freundlichst lächelnden Gesichte die langweiligsten Dinge hören und sagen zu müssen."

„Ihre schöne Braut war doch auch dabei, und getheiltes Leid ist halbes Leid."

„Allerdings ist sie mit dabei.“

„Wie — ich hoffe doch nicht, daß ich Sie recht verstehe — sie ist mit dabei, Sie gebrauchten nicht ohne Absicht die gegenwärtige Zeit. Sie wären grausam genug, Ihre Frau draußen im Wagen sitzen zu lassen, während Sie hier an einem Kaminfeuer schwelgen und an einer vortrefflichen Cigarre — — gehen Sie, Egoist!“

Graf Leo hatte die letzten Worte scheinbar mit großer Entrüstung ausgerufen, nachdem der Andere seine Grausamkeit nicht nur zugestanden hatte, sondern jetzt auch noch hinzusetzte: „Das verstehen Sie nicht, lieber Leo, ich habe mit weisen Männern darüber Raths gepflogen, und alle sind einstimmig der Ansicht, man kann die Erziehung einer jungen Frau und eines jungen Jagdhundes nicht früh und streng genug beginnen, deßhalb lassen Sie sie immerhin im Wagen, um sie so an ein wohlthätiges Warten auf ihren Mann zu gewöhnen.“

„Nein, das werde ich nicht thun, unverantwortlicher Mensch; sieh' doch Einer an, wie diesem Lieutenant der Kamm geschwollen ist, und wie er sich jetzt in die Brust wirft, nachdem er so glücklich gewesen, von einem reichen Manne für dessen Tochter gekauft zu werden. Pfui, Mittow, schämen Sie sich, ich weiß noch ganz genau, wie Sie vor Kurzem gejammert haben, daß Sie nicht an das heißersehnte Ziel gelangen könnten; doch werd' ich jetzt ver-

ſuchen," ſetzte Graf Leo unter der Thüre des Zimmers hinzu, „Ihren Fehler wieder gut zu machen."

„Sie wollen doch meine Braut nicht hieher führen?"

„Allerdings will ich das, wir Flügeladjutanten haben ſo wie die Hofdamen ganz beſondere Vorrechte und können jeden Beſuch mit Anſtand — für den Beſuch nämlich — bei uns empfangen."

„Sehen Sie, das habe ich nicht gewußt, ſonſt wäre ich vielleicht minder grauſam geweſen."

Dieſe Entſchuldigung hörte indeſſen Graf Leo nicht, denn er war ſchon an die Hausthüre geeilt, wobei ihm ein Lakai vorausgeſtürzt war, um den Schlag des ſehr eleganten Wagens zu öffnen, worauf er ſich ſelbſt alsdann das Vergnügen verſchaffte, der jungen, reizenden Braut des Herrn von Mittow, welche allerdings einige ſchwache Verſuche der Weigerung machte, das Ausſteigen zu erleichtern, und ihr galant den Arm bot, um ſie in ſeine Wohnung zu führen. Es verurſachte ihm ein eigenthümliches Gefühl, als das ſchöne Mädchen ihren Arm in den ſeinigen legte, und er dicht an ſeiner Bruſt ihren weichen, ſeidenartigen Paletot von ſilbergrauem Aſtragan fühlte, der ein ſo liebliches Weſen umſchloß, und er konnte ſich eines leichten Seufzers bei dem Gedanken nicht enthalten, wie unausſprechlich ſelig er ſich fühlen würde,

wenn er einmal in gleicher Lage sei, wie dieser beneidenswerthe Mittow.

Und dieser, welcher doch noch nicht einmal sein schönes Ziel erreicht hatte, gab sich mit einer fast lächerlichen Sicherheit jetzt schon das Ansehen eines gleichgültigen Haustyrannen, er erhob sich nicht einmal von seinem Fauteuil, bat noch viel weniger um Erlaubniß, fortrauchen zu dürfen, und mußte durch Leo ziemlich unsanft auf die Seite gerückt werden, um an dem freundlich lodernden Feuer Platz für die junge Dame zu gewinnen.

Desto liebenswürdiger aber war der Flügeladjutant Seiner Majestät, und Graf Leo konnte außerordentlich liebenswürdig sein, wenn er wollte, weßhalb es ihm auch in kurzer Zeit gelang, der schönen Helene alle Verlegenheiten zu benehmen, sie zu lebhaftem Plaudern zu veranlassen, wobei es sie auf's Heiterste anzuregen schien, daß er, allerdings in scherzhafter Weise, die Lehren von gegenseitiger Erziehung nicht gerade zum Vortheile Mittow's anwandte.

Einmal indessen zeigte sich ein kleiner Schatten auf ihren schönen Zügen, als nämlich Mittow, der in einem Album blätterte, als er auf eine Photographie Rosenthal's kam, gewiß ohne alle Absicht sagte: „Es soll ihm ganz gut gehen, und er wahrscheinlich in unglaublich

kurzer Zeit hergestellt sein; dieser Rosenthal hat eine wahre Katzennatur, und ich bin überzeugt, wenn wir je noch einmal das Vergnügen haben würden, ihn wieder zu sehen, so wird er uns glauben machen wollen, er sei gar nicht getroffen worden, oder bei seinem wundervollen indischen Balsam mache er sich nichts aus einer solchen Kleinigkeit."

Bei diesen Worten hatte Helene ihre schönen Augen fest auf das lodernde Feuer gerichtet und dann einen raschen Athemzug gethan, der wie ein leichter Seufzer klang.

Graf Leo hatte das allein bemerkt, und es gab ihm zu denken, wenn er sich des interessanten, geistreichen Rosenthal's erinnerte, und dabei auf Mittow blickte, der allerdings, wie man unter Kameraden zu sagen pflegt, „ein guter Kerl" war, aber sonst sehr wenig besaß, um mit einem so gefährlichen Manne, wie Rosenthal war, siegreich konkurriren zu können; glücklicher Weise für ihn aber hatte sich Jener hier gänzlich unmöglich gemacht, weßhalb auch Graf Leo aus voller Ueberzeugung die Worte hinwarf: „Nun, wir werden wohl nie mehr das Vergnügen haben, ihn bei uns zu sehen."

Unterdessen hatte Mittow seine Cigarre ausgeraucht, auch Helene hielt es an der Zeit, ihren improvisirten Besuch zu beendigen, und gleich darauf saßen die beiden

Glücklichen wieder in ihrem Wagen, um nach dem elterlichen Hause der jungen Dame zurückzukehren.

Natürlicher Weise war Mittow dort schon seit einiger Zeit der tägliche Gast, sowohl beim Mittag- als Abendessen, und sagte er jetzt, an seinem schwarzen Fracke zupfend: „Wir könnten wohl bei mir vorbeifahren, um dieses Gewand, sowie die langweilige weiße Halsbinde zu wechseln."

„Recht gern, wenn Du es so willst."

„Du kannst mich auch hinaufbegleiten, denn wenn ich auch weder Hofdame noch Flügeladjutant bin, so hat doch auch ein Bräutigam seine kleinen Rechte."

„Möglich," gab sie etwas kurz zur Antwort, „aber ich ziehe es doch vor, hier im Wagen zu bleiben."

„Wie Du willst, Helene, aber es hätte mir Vergnügen gemacht, wenn Du einmal meine Junggesellenwirthschaft angesehen hättest."

„Das kann immer noch geschehen, und ich will Papa ersuchen, daß er mich einmal in Deine Wohnung begleitet."

„Als ob es ein so großer Unterschied wäre zwischen meiner Garçonwohnung, das heißt der Idee nach, und der des Grafen Wieneck," antwortete er achselzuckend, „doch sollst Du Deinen Willen haben und ich bin gleich wieder da."

Helene hatte sich in die Ecke des Wagens gedrückt und blickte mit einem sehr ernsten Ausdruck ihres Gesichtes auf die nasse, schmutzige Straße, sowie auf das Gemisch von Schnee und Regen, das in der trüben, nebligen Luft umherwirbelte und offenbar in einem Kampfe begriffen war um die Herrschaft über Wetter und Witterung. Doch schien ein tüchtiger Regen mehr Chancen zu haben, wogegen es Helene viel lieber gewesen wäre, den Boden weiß bedeckt und hart gefroren zu sehen — wie — wie — schon so oft, und auch an jenem Abend, dessen sie sich jetzt wieder lebhaft erinnerte; auch hätte sie einen klaren Himmel vorgezogen, sogar mit Mondschein, wie — ebenfalls an jenem Abend, der, sie wußte selbst nicht warum, jetzt mit einem Male wieder so deutlich vor ihre Seele trat, trotzdem oder obgleich sie ihre Augen geschlossen hatte — wieder stieß sie einen kurzen Seufzer aus und fuhr zusammen, als nun der Schlag des Wagens hastig geöffnet wurde und Mittow, sich schüttelnd, erschien, um sich dann neben ihr ziemlich rücksichtslos in die Kissen fallen zu lassen; er trug jetzt statt des Frackes ein kurzes, gestepptes, seidenes Wamms, wie es die Offiziere unter der Uniform zu tragen pflegen, und darüber den grauen Militärmantel, sah aber darin lange nicht so vortheilhaft aus, wie in der glänzenden Dragoneruniform.

um dieſe Schmach zu rächen, die Mauren aus Afrika herüberrief und ſo ſein Vaterland in die Hände der Ungläubigen lieferte.

Welche Bilder, welche Erinnerungen knüpfen ſich an dieſen Trümmerhaufen! Eigenthümlich iſt es, daß der Name der Grafentochter verloren ging und ſpäter erſt die Araber wieder, wohl aus Dankbarkeit, ihrer in Romanzen gedachten; dort nannten ſie ſie aber die Caba, ein verlorenes Mädchen.

So hat hier jeder verfallene Thurm, jeder Trümmerhaufe, jeder Stein ſeine Sagen und Geſchichten und unzählig ſind dieſe mauriſchen und mittelalterlichen Trümmer, die überall zerſtreut liegen, deren Bedeutung aufzuſchreiben gewiß höchſt intereſſant wäre. Selbſt im Flußbett des Tajo ſieht man eine Menge Ruinen, Brückenpfeiler, Ueberreſte von Thürmen, ja, die Mauern eingeſtürzter Paläſte mit leeren Fenſterhöhlen, von denen Niemand genau etwas weiß, als daß ſie ſeit Menſchengedenken ſo da geſtanden.

So war es Nachmittag geworden, und da wir, um nichts von der koſtbaren Tageszeit zu verlieren, unſer Diner auf ſechs Uhr Abends beſtellt hatten, nahmen wir in unſerer Fonda ein einfaches Frühſtück von hartgeſottenen Eiern und Schinken und folgten darauf wieder unſerem Führer zu der oben erwähnten St. Martins-Brücke, von wo wir bei klarem Himmel und heiterem Sonnenſcheine noch einen Spaziergang um die halbe Stadt machen wollten. Dieſe Brücke, über die ſich wie einer ihrer Beſtandtheile ein ſchlanker Thurm erhebt, ehrwürdig durch ſein hohes Alter und Träger einiger arabiſchen Inſchriften aus grauer Vorzeit, überſetzt mit zwei gewaltigen rieſenhaften Spitzbogen und zwei kleineren die tobenden Waſſer des Tajo. Mehrmals durch Ueberſchwemmungen und in Folge der Kriege zerſtört, wurde ſie ebenſo oft wieder erneuert, um den Zugang zur Stadt unter dem niedern Bogen des Thurmes durch, an dem heute noch der kaiſerliche Doppeladler prangt, wieder herzuſtellen, aber auch die letzte Wiederherſtellung unter dem Erzbiſchof Pedro Tenorio ſollte durch etwas beſonderes bezeichnet ſein. Während der Architekt

„Papa und Deine Großmutter wird mir das schon erlauben, da ich ja immer noch auf der Krankenliste stehe."

Helene nickte schweigend mit dem Kopfe, und als der Wagen jetzt wieder davonfuhr und sie über Müdigkeit klagte, war es so begreiflich, daß sie sich in ihre Ecke lehnte, ihre Augen schloß und selbst dann kein Zeichen der Theilnahme gab, als er ihre Hand ergriff, um eine freie Stelle zwischen dem Pelzärmel und dem Handschuh mehrere Male und recht derb zu küssen.

Als sie zu Hause anlangten und begreiflicher Weise ohne Weiteres in den Salon traten, fanden sie dort wie gewöhnlich die Großmama in ihrem bequemen Stuhle sitzend, während Herr Mirbel mit aufgestützten Händen am Tische stand, und Tante Aurelie, schwarz angezogen wie immer, mit großen Schritten im Gemache hin und wieder ging. Schon vor der Thüre hatte man laut sprechen hören, und bemerkte jetzt deutlich, wie man mitten in einem Satze abbrach, sowie das Brautpaar eintrat; dergleichen verursacht für Eintretende stets ein etwas peinliches Gefühl, weßhalb denn auch Helene verwundert dreinschaute, und Herr von Mittow nicht sogleich Gruß und passende Anrede fand.

Doch fühlte die Großmama sogleich, wie unpassend es sei, dem jungen Paare nicht den Glauben zu beneh-

men, als habe man ſich vielleicht über ſie, und in einer nicht gerade angenehmen Weiſe unterhalten, weßhalb ſie mit Entſchiedenheit ſagte: „Wir brauchen darüber kein Geheimniß zu machen, weder vor Helene, noch vor Herrn von Mittow, der ja doch ſchon ſo gut wie zur Familie gehört.“

„Was gibt's denn, Großmama?“ fragte das junge Mädchen, während ſie auf die alte Dame zutrat und ſie herzlich küßte, worauf ſie aber mit einer Miene, als ſei es ihr höchſt gleichgültig, was eigentlich geſprochen worden ſei, an das Sopha trat, um dort ihren Hut und Pelzpaletot abzulegen.

Tante Aurelie hatte ihren raſchen Spaziergang durch das Zimmer unterbrochen, um ſich ihrem Bruder gegenüber an den Tiſch zu ſtellen, dann alle Anweſenden der Reihe nach mit ihren übergroßen runden Augen anzuſtarren, und dann in einem ſehr langſamen Tone zu ſagen: „Um was es ſich handelt, fragſt Du — nun es handelt ſich um meine liebe Schweſter, Deine theure Tante Seraphine. Sie gab an, zu Schweſter Sophie zu reiſen, und wenn ſie auch ſchlau genug war, uns durch falſche Botſchaften, als ſei ſie dort angekommen, täuſchen zu wollen, ſo habe ich doch genaue Nachrichten, daß ſie nicht dort angekommen iſt, und bin eben ſo feſt überzeugt, daß ſie niemals bei Schweſter Sophie ankommen wird.“

„Wie gewöhnlich urtheilst Du zu hart," sagte Herr Mirbel, „welche Gründe sollte Seraphine haben, eine Reise zu Sophie vorzugeben, wenn sie die Absicht hätte, sich anderswohin zu wenden, und wo sollte sie sich hinwenden — bei dieser Jahreszeit?"

„Ja gewiß, bei dieser Jahreszeit, wo jeder vernünftige Mensch zu Hause bleibt."

„Was sagst Du, Helene," fragte die Großmutter, „bist Du nicht auch der Ansicht, daß Seraphine zu Sophie gereist ist?"

„Ich wüßte keinen vernünftigen Grund dagegen anzugeben."

„Was gehen mich Gründe an!" sagte Tante Aurelie in ihrem gewöhnlichen harten Tone — „Thatsachen reden und Thatsache ist es, daß sie nicht bei Schwester Sophie ankam, wogegen es wiederum Thatsache ist, daß sie sich ein Eisenbahnbillet auf den Kurierzug in der Richtung nach Perlenbach genommen hat."

„Hm," machte Herr von Mittow, „was sollte Fräulein Seraphine in Perlenbach suchen?"

„Man kann überall etwas suchen, wenn es Einem gleichgültig ist, was man findet," sprach Tante Aurelie im Tone der Verachtung, „besonders wenn man das Haus verläßt in einer Gemüthsstimmung, wie es die theure Seraphine gethan."

„Was weißt Du von ihrer Gemüthsstimmung!“ rief Herr Mirbel unmuthig.

„Nicht nur das Sprüchwort ist richtig,“ antwortete die unerschütterliche Aurelie: „‚Sage mir, mit wem Du umgehst, so will ich Dir sagen, wer Du bist‘, sondern auch: ‚Sage mir, was Du mit Vorliebe liesest, so will ich daraus Deine Gemüthsstimmung erkennen‘, und mit welcher Art von Lektüre sich unsere gute Schwester in den letzten Tagen beschäftigt, ist wohl anzunehmen aus einem auf ihrem Schreibtische aufgeschlagen gebliebenen Buche, allerdings nur Schiller's Gedichte; aber das, was sie in denselben zuletzt gelesen, ja sogar mit einer Visitenkarte Herrn von Rosenthal's bezeichnet, spricht, sollt' ich denken, deutlich genug — hier ist das Buch,“ damit holte es Tante Aurelie aus der Tasche ihres schwarzen Kleides hervor; doch da diese fast unergründlich schien, so mußte sie sich tief hinabbeugen, um in die Tiefe zu gelangen, was gerade so aussah, als mache sie eine plötzliche Verbeugung, welche indessen so gar nicht paßte, weder zur Situation noch zu ihrem düsterblickenden Gesichte.

„Hier ist das Buch — und hier ist die bezeichnete Stelle,“ sie patschte mit dem Rücken ihrer linken Hand darauf hin und reichte es dann Helene dar, da diese, wie sie mit einem ironischen Lächeln sagte, dergleichen Zeug unbedingt besser zu lesen verstände als sie.

Helene konnte sich eines Ausdrucks der Heiterkeit nicht enthalten, als ihre Augen auf die bezeichnete Stelle fielen, und mußte sich Mühe geben, um nach einer Aufforderung der Großmutter in ernstem Tone zu lesen:

„Wo ich sei und wo ich hingeschwunden,
Als mein flücht'ger Schatten euch entschwebt."

„So, da habt ihr's," sagte Tante Aurelie kopfnickend und mit einem um so düstereren Gesichtsausdruck, als sie zu bemerken glaubte, daß nicht nur Helene und deren Bräutigam Mühe hatten, das Lachen zu unterdrücken, sondern daß sich auch der Ausdruck einer ähnlichen Lustigkeit auf dem Gesicht der alten Dame zeigte, ja sogar auf dem des sonst so ernsten Herrn Mirbel — „die Unglückliche," setzte sie mit einem Tone des Schauders hinzu, „sie hat gelebt und geliebet, und ist nun wahrscheinlich durchgegangen mit, oder zu dem Gegenstand ihrer Neigung."

„Aber Aurelie," sagte Herr Mirbel im Tone der Entrüstung.

„Laßt mich Alle mit einander in Ruhe," antwortete diese mit einer so heftigen Schwenkung ihres rechten Arms, daß Alles sie erstaunt anblickte; „laßt mich in Ruhe, oder stimmt mit mir ein in das Klagelied über eine verloren gegangene Schwester —"

„Wäre es nicht besser, Aurelie," meinte Herr Mirbel

mit einem Blick auf ſeinen zukünftigen Schwiegerſohn, „wenn wir vielleicht ein ander Mal —“

„Was ein ander Mal — — Mama hat A geſagt und ich fahre fort mit B und mit Weh bis zum Ende des Alphabetes, ich muß endlich einmal Erleichterung haben, ich muß es ausſprechen, was mir ſchon lange mein Herz zuſammengedrückt, woran ich hätte erſticken mögen, wenn ich nicht glücklicher Weiſe in höheren Sphären Troſt zu ſuchen und zu finden verſtände; ihr habt mich immer belächelt über meine ſchwarze Kleidung, die allerdings einem Traueranzuge glich; aber ich hätte noch mehr thun ſollen — mein Gewand von oben bis unten zerreißen, Aſche auf mein Haupt ſtreuen wegen einer ſolchen Schweſter, in deren Nähe ich zu bleiben gezwungen war, und deren verliebte Seufzer zu übertönen nicht einmal den Klängen meiner Harfe gelingen konnte.“

„Aber Aurelie, Du biſt ja ganz des Teufels,“ rief Herr Mirbel, der, wenn er aufgeregt wurde, ſehr grob ſein konnte.“

„O nein — o nein, ich bin nicht des Teufels, aber Andere ſind es; und wenn mich je etwas ſtark genacht hat im Gefühle jungfräulicher Unſchuld und eines ſchönen Glaubens, ſo war es nur die Nachbarſchaft Jener — Jener, die ich nicht einmal mehr nennen will, — und die Töne meiner heiligen Harfe.“

Während sie das Letzte sagte, bewegte sie ihre Finger krampfhaft, als risse sie heftig in die Saiten: „Aber ihr wart blind mit euren sehenden Augen, ihr saht es als ein Opfer an, wenn Jene — mit dem jungen Mädchen dort Bälle und Konzerte besuchte, während die arme, düstere Aurelie still auf ihrem Zimmer und bei ihrer Harfe blieb — ihr fandet es so unschuldig," fuhr sie fort, dabei ihre Augen aufreißend, daß sie erschienen wie die eines tollgewordenen Schaukelpferdes, „als Jene ihre Zimmer und ihre Möbel mit zartem Rosa verzieren ließ, während für die in Ehren alt gewordene Aurelie graue Tapeten und ein altes Sopha so passend waren — aber diese grauen Tapeten vernahmen Gott sei Dank niemals das Geflüster verliebter Seufzer, und jenes alte Sopha hatte sich nie seiner Besitzerin zu schämen."

„Nein, Aurelie, was zu arg ist, ist zu arg," sagte jetzt die alte Dame, auf deren freundlichem Gesicht zu Anfang dieser, für Herrn von Mittow peinlichen Szene, ein leichtes Lächeln erschienen war, „sollte man nicht glauben, Du habest in sehr bösem Sinne die Aufpasserin Deiner Schwester gemacht, und es mache Dir nun ein Vergnügen, deren gewiß stilles und harmloses Leben, Gott mag wissen aus welchem Grunde, bei uns zu verdächtigen."

„Ihr stilles und harmloses Leben," klang es im

gellenden Tone zurück — — „o dieſes Leben wäre im Stande geweſen, eine Heilige zu verderben, und ich," ſchluchzte ſie nach einem lauten hyſteriſchen Lachen, „bin doch auch noch nicht für Alles in dieſem Leben abgeſtumpft, — ich — ich habe hören und ſehen müſſen — was mein Blut in Wallung brachte."

Herr Mirbel war, die Hände auf den Rücken gelegt, bei dieſen letzten Reden heftig im Zimmer hin und her geſchritten, wobei er an ſeiner Unterlippe nagte, ein Beweis ſeiner großen Erregung, die auch nun dadurch zum Ausbruch kam, daß er mit einem Mal vor ſeiner Schweſter ſtehen blieb, ihre rechte Hand ergriff, dieſe durch ſeinen linken Arm zog und dann mit ſo feſten Schritten gegen die Thüre ging, daß ihm Tante Aurelie, trotz ihres Widerſtrebens, folgen mußte; leider konnte er ihr aber dabei nicht den Mund verſchließen, und mußte es geſchehen laſſen, daß ſie mit rückwärts gewandtem Kopfe die Worte ausrief: „Sie war eine alte, verliebte Närrin und iſt es noch, ſie hat mit dieſem Herrn von Roſenthal charmuzirt, und hat ſich nicht geſcheut, einen armen Tapezierergeſellen durch ihre Koketterie verrückt zu machen -- das hat ſie — — und davon gelaufen iſt ſie — — — mit dem Einen oder mit dem Andern."

Herr Mirbel hatte jetzt hinter ſich und der Aufgeregten die Thüre heftig in's Schloß geworfen, und als er

nach Verlauf von einigen Minuten allein wieder in's Zimmer trat, athmete er tief und schwer und blieb eine Zeitlang am Fenster stehen, ehe er sich gegen die Andern wandte, welche sprachlos dastanden, sich anschauend, und dann erst vermochte er in einem ziemlich ruhigen Tone zu sagen, wobei er seine Worte an Herrn von Mittow richtete: „Das ist das Resultat überspannter Nerven, mein lieber Freund, es gibt tüchtige und muthvolle Leute, welche Gespenster sehen, und es gibt sehr brave und ehrenhafte alte Jungfrauen, die sich in ihrer Einbildung mit noch Schlimmerem beschäftigen — das kommt vom Blut, und dagegen kann man nichts machen — aber es hat mich in der That angegriffen."

Auch Helene schien diese Szene nicht minder aufgeregt zu haben, sie hatte sich an ihren gewöhnlichen Platz geflüchtet, einen Schemel neben dem Sessel der Großmutter, und ihren Kopf auf deren Schooß gelegt, damit Niemand bemerken solle, daß sie weine. Es war ihr unmöglich gewesen, die Thränen zurückzuhalten, hatte doch Tante Aurelie in dem einen Punkte Recht, daß sie nämlich Herrn von Rosenthal mit Seraphinens Verschwinden in Zusammenhang brachte — Helene wußte es ja — ja sie wußte es, und hatte vielleicht leichtsinniger Weise dazu geschwiegen und gelacht — wäre ja auch nicht im Stande gewesen, Tante Seraphinen einen Entschluß auszureden,

ach, denn die Idee, Herr von Rosenthal liebe sie in der That, war dem jungen Mädchen so gar komisch erschienen — und jetzt hatte Aurelie Aehnliches gesagt, ja sie hatte ein garstiges, obgleich ihr nicht ganz verständliches Wort gebraucht, als sie in ihrer zornigen Aufregung von einem Verhältniß zwischen Beiden gesprochen — wie das Helene schmerzte, sie wußte in der That nicht warum, war ihr doch Rosenthal jetzt völlig gleichgültig — ja sie haßte ihn — und doch — und doch — nein, das war zu schändlich.

Herr Mirbel hatte unterdessen seinen künftigen Schwiegersohn am Arme genommen und sprach nun, am Fenster stehend, halbleise mit ihm, erhob auch erst seine Stimme, als er nach einer ziemlich langen Unterredung sagte: „Sie erzeigen mir dadurch einen großen Gefallen, mein lieber Herr Sohn, und werden mich zu allen Gegendiensten bereit finden, Mama wird mit mir vollkommen einverstanden sein — ich habe nämlich Herrn von Mittow gebeten," fuhr er fort, indem er sich gegen die alte Dame wendete, welche ihr Gesicht mit einem fragenden Ausdruck erhob, „er möge die Freundlichkeit haben und ein wenig nach Seraphine sehen; wenn irgend etwas Wahres an dem ist, was Aurelie gesagt, so ist es vielleicht, daß sie wirklich mit dem Schnellzug in der Richtung gen Perlenbach gefahren sein könnte — auch Herr von Mittow hält das für nicht ganz unmöglich."

den Hauptbogen derſelben vollendete und man die hölzerne Gewölbrüſtung zu entfernen ſich anſchickte, entdeckte er, daß durch irgend einen Fehler der Conſtruktion der Einſturz dieſes Bogens die unausweichliche Folge ſein würde. Der troſtloſe Künſtler vertraute dieſen entſetzlichen Kummer ſeiner Frau, die ſogleich, anſtatt ihre Klage mit der ihres Mannes zu vereinigen, auf Mittel ſann, ſeine Ehre zu retten. In der Nacht legte ſie, unterſtützt von einer ergebenen Magd, im Geheim das Feuer an die Holzunterlage, die Flammen griffen um ſich und Gerüſt und Bogen ſtürzten in die Tiefe. Jedermann fand darin ein unvermuthetes Unglück und nicht die Schuld des Erbauers, und dieſer wurde aufs Neue mit dem Wiederaufbau, der dießmal auch gelang, betraut. Aber die Frau, die dieſes beherzte Auskunftsmittel erdacht, wußte das Schweigen nicht zu bewahren und entdeckte, ſei es aus Eitelkeit oder aus Gewiſſensſcrupel, ihre That dem Erzbiſchof, der, großmüthig wie alle erhabenen Geiſter, der Hingebung dieſer muthigen Frau, weit entfernt, ſie zu tadeln, das wohlwollendſte Lob ertheilte. Etwas Belohnenderes, als dieſen Weg um die Stadt, gibt es nicht leicht, obgleich derſelbe nur noch kurze Zeit mit der Straße nach dem Süden zuſammenfällt. Bei unſerem Gang über die Brücke ſteigt uns zur Seite der impoſante nackte Fels des Mirador aus der feuchten Tiefe auf und ſtrahlt die Glut der auf ihn prallenden Sonne auf uns herüber. Gleich über der Brücke zieht ſich der Weg links auf die Höhe des andern Tajoufers und zeigt ſich als einen eigenſinnigen Flußweg, der über Felsplatten, Klippen und Steingeröll bald ſteil aufwärts, bald ebenſo abwärts führt, jetzt auf einem glatten Steinplateau, dann am Rande der Felſen hin. Habe ich doch lange Jahre nichts Schöneres und Maleriſcheres geſehen, als von hier aus den beſtändig wechſelnden, aber immer maleriſch ſchönen und prächtigen Anblick auf Toledo, namentlich wie derſelbe heute Abends war in der wunderbarſten Färbung der Abendſonne. Man geht den Fluß entlang, der tief unter uns in einer Schlucht von fünf- bis ſechshundert Fuß Tiefe rauſcht und an deſſen uns gegenüber-

„Aber mein Gott, was will sie denn in Perlenbach?“ fragte die alte Dame.

„Wer kann das wissen?“ gab der Chef des Hauses achselzuckend zur Antwort; „es ist eben eine Vermuthung, die doch vielleicht eines Versuches werth ist.“

„Ihr sprecht Alle in Räthseln, von denen ich nichts verstehe,“ sagte Madame Mirbel, — „und auch Du, mein Kind, bist mir räthselhaft,“ fuhr sie fort, indem sie ihre Hand erhob, mit der sie Helenens Wange sanft gestreichelt, „Du weinst ja, ist das wieder einmal ein vergnügter Tag in diesem Hause, wahrhaftig, man sollte es wie Seraphine machen, und davon gehen!“

„Wenigstens wollen wir das Gescheidteste thun, was wir thun können, und diese unangenehme Geschichte für heute auf sich beruhen lassen, ich habe drunten dringend zu thun, und kann mich nicht länger mit solchen Lappalien aufhalten — also, mein lieber Herr von Mittow, ich rechne auf Sie und bitte Sie, später zu mir herabzukommen, damit wir alles Uebrige in Ordnung bringen.“

„Und ich,“ sprach die alte Dame, indem sie sich erhob und so auch Helene nöthigte aufzustehen, „ich werde auf mein Zimmer gehen und an meine Tochter Sophie schreiben; wäre sie im Hause geblieben, so würden alle diese Dummheiten nicht vorgekommen sein; wie wahr ist

es: ‚Das Beſte muß man verlieren, und das Andere bleibt einem!‘“

Helene hatte ihrem Bräutigam die Hand zum Abſchied gereicht, doch da er leiſe bat, ſie an ihr Zimmer begleiten zu dürfen, ſo ſagte ſie nicht Nein, ja es ſchien ihr ſogar nicht unangenehm zu ſein, daß er mit ihr in den kleinen Salon trat. Hier wandte ſie ſich indeſſen raſch gegen das Fenſter, um ihre rothgeweinten Augen nicht ſehen zu laſſen, während er, an den Sopha gelehnt, ſtehen blieb.

Nach wenigen Augenblicken aber trat ſie zu ihm und ſagte, während ſie ihm ihre Hand reichte: „Thu', wie Du Papa verſprochen, ſuche Tante Seraphine und bringe ſie um jeden Preis wieder hieher.“

„Wie glücklich bin ich, liebe Helene, auch Dir dadurch einen kleinen Dienſt leiſten zu können! — ob ich ſie aber finde, das iſt eine andere Frage.“

„Wohin gehſt Du?“

„Zuerſt nach Perlenbach, und muß ich mich dort auf Erkundigungen legen.“

„Weißt Du — wo jener — Herr von Roſenthal iſt?“ fragte ſie zögernd.

Mittow blickte ſie erſtaunt an, worauf er ſagte: „Das iſt für uns Alle kein Geheimniß mehr, Herr von Roſenthal befindet ſich in Moorfeld, im Hauſe des Doktor Flinder.“

„So geh' dorthin und — mehr kann ich Dir nicht sagen."

„O — o, das ist ja ganz erstaunlich, so hätte Deine Tante Aurelie nicht so ganz Unrecht gehabt —"

„Das weiß ich nicht — ich weiß überhaupt gar nichts Genaues — Alles ist nur Vermuthung; aber wenn Du Tante Seraphine findest, so bringe sie zurück, selbst mit Gewalt, wenn es nöthig ist, sie darf nicht bei jenem Menschen bleiben."

Dann litt es das schöne junge Mädchen, daß ihr Bräutigam sie auf die Stirn küßte, aber erst dicht an der Thür des Zimmers, bis wohin sie ihn begleitet hatte, und wo sie ihn verabschiedete.

„Dieser verfluchte Rosenthal," brummte er unwillig, während ihm das hübsche Stubenmädchen half, seinen grauen Mantel umzunehmen, dann aber zögernd vor ihm stehen blieb, so daß er sie fragend anschaute und trotz seines üblen Humors fast lächeln mußte, als er bemerkte, wie das hübsche Ding die Augen niederschlug und in Verlegenheit an ihren Schürzenbändern spielte.

„Was hast Du denn, mein Kind?"

„Ach, Herr von Mittow, wollen Sie mir eine kleine Frage nicht übel nehmen?"

„Gewiß nicht, was ist's denn?"

„Bitte, sagen Sie mir, wie es Herrn von Rosenthal geht, der neulich so unglücklich geworden ist!"

„Nun, das fehlte mir auch noch," rief Herr von Mittow barſch, indem er das Ende ſeines Mantels über die Schulter warf, „es wäre Dir vielleicht lieber, wenn ich unglücklich geworden wäre — nun beruhige Dich, ganz todt iſt er noch nicht; aber was nicht iſt, kann noch werden." Damit eilte er die Treppen hinab und konnte ſich nicht enthalten, halblaut an den Betreffenden zu denken, doch waren das ſehr wenig ſchmeichelhafte Gedanken, welche alle darauf hinausliefen, daß dieſer Roſenthal in der That ein ganz verfluchter Kerl ſei, ein unheimlicher Menſch, ein Rattenfänger — ein Vampyr.

Zwanzigſtes Kapitel.

In der neunzehnten Wendung, eine lange, troſtloſe Pappelallee.

„Wo ich ſei, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten euch entſchwebt ꝛc."

Dieſes Gedicht hatte Tante Seraphine nicht ohne Abſicht in dem betreffenden Buche bezeichnet, ja ſie hatte auch nicht abſichtslos dieſe Bezeichnung durch eine Karte des Herrn von Roſenthal vermittelt, nicht als ob es ihre Abſicht geweſen wäre, mit dieſem ebenfalls verſchwundenen Herrn in Verbindung gebracht zu werden, oder doch viel weniger um die Zurückgebliebenen auf den Gedanken zu bringen, als habe ſie wie eine Thekla oder Ophelia geendigt; vielmehr hatte ſie ihr Buch, allerdings in der nicht ſehr ſchweſterlichen Vorausſetzung, dergeſtalt bezeichnet und an einen ſehr bemerkbaren Platz gelegt, um die ſchweigſame, aber viel und tief denkende Aurelie gründ-

lich damit zu ärgern, was ihr auch, wie wir bereits wissen, vollständig gelungen war.

Besonders durch den Refrain des bekannten Gedichts:

„Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet"

hatte sich Tante Aurelie empört, verletzt und sehr erregt gefühlt. — „Ja, diese Schlange," rief die düstere, schwarz gekleidete Jungfrau, nachdem sie das Buch verächtlich auf die Seite geworfen, „diese vollendete Heuchlerin, mich hätte sie durch diese unzarten Verse nicht erst darauf aufmerksam zu machen gebraucht, welchen Lebenswandel sie in ihrem rosafarbenen Kabinet geführt — mich nicht, wenn auch alle Welt hier im Hause mit vollkommener Blindheit geschlagen war, und sie für ein Tugendmuster hielt, für Eine, die im erhabenen Gefühl ihrer Sittenreinheit das Recht zu haben glaubte, andere Leute zu umspähen und sich zum Richter, selbst für Blicke und Gedanken, aufzuwerfen.

„Diese lächerliche, alte Jungfer, kaum ein Jahr jünger als ich, die sich in ihrem Thun, ihrem Reden, ihrem Anzuge so geberdete, als sei sie ein Kind neben mir, und als fände man es bei dieser alten Schachtel noch verzeihlich, sich mit jugendlichen Thorheiten und Wünschen zu beschäftigen.

„Und die Männer — — ich habe dieses Geschlecht

ſtets gehaßt und hatte alle Urſache dazu — aber daß es Geſcheidte und Gebildete unter ihnen geben könne, wie dieſer Roſenthal, der ſich nicht geſchämt, in ein Verhältniß zu dieſer bejahrten Kokette zu treten, das iſt mir unbegreiflich, und kennzeichnet genügend die Schwäche dieſes ſtarken Geſchlechtes. Dieſer Roſenthal, ein gediegener Mann, und ein Mann von ernſter Richtung, wie mir ſchien, ein Mann von ſo anſtändigem, ja würdigem Aeußern, ſowohl in ſeiner Miene, wie auch in ſeinem Anzuge, ſo paſſend zu einem ernſten und inhaltvollen Geſpräche, und dazu jenes unausſtehliche, alte liſpelnde und tänzelnde Schäfermädchen mit ihren flatternden Roſabändern — erinnere ich mich doch noch des erſten Abends, wo ſie ſogleich ihre großen blöden Augen aufriß, um ihn mit ſüßen Blicken anzuſchmachten, wo ſie immer ihre faden Worte an ihn richtete, während ich doch deutlich bemerkte, wie ſehr ihm meine ernſte Erſcheinung imponirte, und wie viel lieber er ſich mit mir in eine vernünftige Unterhaltung eingelaſſen hätte. Hat ſie doch ſeit den Tagen der Kindheit immer dieß gleiche Spiel getrieben, ſich vorgedrängt, ſich unberufener Weiſe eingemiſcht und damals ſchon verſucht, durch ihr läppiſches Weſen, durch ihre auffallenden Toiletten Herzen zu fangen und an ſich zu ziehen, ſobald ſie bemerkte, daß dieſe Herzen anfingen für mich mit ſanfter Glut zu ſchlagen.“

Tante Aurelie dachte Aehnliches und ſprach es auch wohl halblaut vor ſich hin, als ſie nach jener Szene im Wohnzimmer wieder allein in ihrem Kabinete war, und nachdem ſie ſich von der Impertinenz ihres Bruders wieder ſoweit erholt hatte, um ihre heftigen Gedanken durch Harfenklänge melodramatiſch begleiten zu können.

„Oft genug — davon bin ich überzeugt — hat er mich hier oben ſpielen hören, und würde ſich gewiß ein Vergnügen daraus gemacht haben, eben ſo gern bei mir einzutreten, als dort in das roſenfarbige Boudoir, wenn jene Schlange nicht geweſen wäre, die ihn davon zurückzuhalten wußte, indem ſie mich als eine überſpannte, als eine lächerliche, phantaſtiſche Schwärmerin darſtellte — wäre ich damals nur nicht ſo unverantwortlich edel geweſen, als ich zufällig durch die Thürſpalte jenen jungen Tapezierergeſellen zu ihren Füßen ſah — aber warte nur, Schändliche, auch Dich wird Dein Schickſal ereilen, auch Du ſollſt noch entlarvt vor mir und den Andern ſtehen!“

Es waren ein paar mächtige dröhnende Akkorde, welche dieſe Ergüſſe ſchweſterlicher Zärtlichkeit ſchloſſen, dann lehnte Tante Aurelie das Inſtrument in einen Winkel, ſich ſelbſt aber an's Fenſter, und brach in ein krampfhaftes, hyſteriſches Lachen aus.

Uebrigens hatte Seraphine nicht klug daran gehandelt,

ſich bei ihrer Schweſter durch die oben beſchriebene Art noch in eine ſehr unangenehme Erinnerung zu bringen, denn im andern Falle hätte es Aurelie vielleicht weniger gekümmert, wo jene ſei und ſich hingewendet, während ſie jetzt auf's Emſigſte nachforſchte, welchen Weg die Schlange genommen, um es auch recht bald zu erfahren, daß das heuchleriſche Schäfermädchen mit dem Schnellzuge nach Perlenbach abgereist ſei.

Und dieſe Spur war richtig, obgleich Seraphine Alles gethan hatte, um dieſelbe dadurch zu verwiſchen, daß ſie von dem Bedienten ihres Bruders, der ſie an die Eiſenbahn begleitet hatte, ein Billet nach der entgegengeſetzten Richtung nehmen ließ, und erſt als ſie dieſen im Warteſaal mit den herzlichſten Grüßen für Alle zu Hauſe entlaſſen, nochmals an den Schalter ging und ſich einen Platz erſter Klaſſe nach Perlenbach kaufte.

Es war nicht Eitelkeit, was ſie in die erſte Klaſſe trieb, auch that ſie es nicht in ſüßträumeriſcher Ahnung bei dem Gedanken, was ſie vielleicht einer ſpäteren Frau von Roſenthal ſchuldig ſei; hatte ſie je zuweilen ähnliche Phantaſieen, ſo pflegte ſie dieſelben in jungfräulicher Scham, mit aufgehobener Hand von ſich abzuweiſen und dazu zu flüſtern: — „Bitte, bitte — nicht ſo — nicht ſo.“

Nein, es war gewiß keine Eitelkeit, eine erſte Klaſſe

zu nehmen, ſondern das Bedürfniß, mit ihren Gedanken allein zu ſein, und auch die Furcht, in der zweiten Klaſſe vielleicht mit Jemand zuſammenzukommen, der ſie freundſchaftlich nach Zweck und Ziel ihrer Reiſe befragte; und als ſie nun ſo in den weichen Sammetkiſſen ſaß, unter ihren Füßen einen warmen, mit feinem Teppich überzogenen Rechaud, als ſie ſich behaglich in ihren mit Pelz gefütterten Mantel wickelte, und als nun der Kondukteur erſchien, zwei Finger der rechten Hand an die Mütze legend, und um das Billet der gnädigen Frau bat, da lächelte ſie, nachdem der höfliche Beamte ſich entfernt, freundlich in ſich hinein, und hatte gleich darauf volle Urſache, ſich ſelbſt wieder einmal zuzuflüſtern: „Bitte, bitte — nicht ſo — nicht ſo.“

Doch konnte ſie ſich heute weniger als je ähnlicher Phantaſieen entſchlagen, was Jeder, der ein fühlendes Herz im Buſen trägt, begreiflich finden wird; hatte ſie doch ihre Heimat, ihr elterliches Haus verlaſſen, um ihm zu folgen — ihm, der ſich im Unglücke befand, der vielleicht mit halb geſchloſſenen und halb gebrochenen Augen auf einem ärmlichen Lager ruhte — um an dieſes Lager zu treten, ja, um nach Befund der Umſtände vor dieſes Lager hinzuknieen, ſeine feine, kalte Hand zu erfaſſen, ſie mit Thränen zu benetzen und ihm zu ſagen: „Sieh, da bin ich — die Macht der Liebe riß

liegendem Ufer ſich faſt in gleicher Höhe mit und der platte, nach allen Seiten ſchroff abfallende Felskegel erhebt, auf welchem die Stadt liegt.

Während man ihn ſo umwandelt, zeigen ſich bei jedem Schritt neue und immer ſchönere Bilder unſerem entzückten Auge. Bald feſſeln uns die wilden Felſen, an deren Rande wir ſtehen, mächtige kahle Steinplatten, aber von herrlich warmer rother und gelber Färbung mit dem mageren Grün einzelner größerer Buchsbaumſträucher, welche hier und da in den Fugen wachſen. Dieſe Felſen in den wunderlichſten Formen dehnen ſich nach allen Seiten aus, ſich rückwärts an die troſtloſe Ebene anſchließend; vor uns bilden ſie tiefe, zackige Spalten, in welchen der grüne Tajo rauſcht und ſchäumt. Schatten bedeckt ſchon ſeine Fluten und ebenſo die gegenüberliegende Felswand, die oben mit dem eigenthümlichſten Durcheinander von Bauwerken gekrönt iſt. Zwiſchen altem Gemäuer und zerſtörten Thürmen hat ſich ein Neubau eingeniſtet, deſſen Fenſter glänzen und ſtrahlen. Alte Feſtungswerke, die den Abhang hinabklettern, ſcheinen wegen ihres moosbedeckten Geſteins mit den Felſen, an welchen ſie kleben, zu Einer Maſſe verwachſen zu ſein. Ueber dieſe hinauf bauen ſich ſtaffelförmig die Häuſer der Stadt in dem bunten Allerlei von Bauwerken ſo vieler Jahrhunderte, die wir ſchon früher beſchrieben; aber der helle Sonnenſchein, der darauf lagert, gleicht alles das aufs freundlichſte aus und gibt den Terraſſen und Hohlziegeldächern, den Kuppeln und Thürmen die gleiche glühend röthliche Färbung.

Langſam gehen wir vorwärts, und langſam ſcheint ſich die Stadt vor uns zu drehen, während wir ſie umwandeln, und führt uns immer neue maleriſche Bilder vor Augen. Iſt es nicht eine gezackte Mauer, die tief hinabgeht bis zum Waſſerſpiegel, ſo iſt es ein trotziger Thurm, der ſo keck auf einem Felſenvorſprunge ſteht, daß man ſich wundert, wie ihn nicht ſchon lange der Wind hinabgeweht. Bald ſinken die Häuſermaſſen Toledos vor unſerem Blicke ſcheinbar zuſammen, bald ſteigen ſie wieder hoch empor, je nach unſerem Standpunkte; aber immer liegt die alte ritterliche

mich zu Dir hin, ich habe Alles verlaſſen, um Dir zu folgen, um in Deiner Pflege glücklich zu ſein, um die bitterſte Arznei mit Dir zu theilen, um Dein Kopfkiſſen ſanft aufzuſchütteln mit der einen Hand, während ich mit der andern Dein liebes, müdes Haupt unterſtütze, und ſelig ſein werde durch einen dankbaren Blick aus Deinen ſchönen, dunklen Augen."

Ja, Tante Seraphine war ganz Königin von Golkonda, was man auf der Eiſenbahn ſo leicht werden kann, wenn unſere Gedanken bei dem taktmäßigen Raſſeln der Räder anfangen mit unſerem Verſtande durchzugehen — ſein Herz mußte gerührt werden von dieſen Beweiſen aufopfernder Liebe, und wenn ſie nicht ganz falſch geleſen hatte zwiſchen den letzten Zeilen, welche er ihr geſchrieben, ſo mußte er ſie an ſein Herz ziehen und mußte ihr zuflüſtern: „Laß uns Alles thun, meine Geliebte, um ein Glück, das vor uns herumgaukelt, feſtzuhalten; ſei mein Weib und willige ein, jetzt gleich durch unauflösliche Bande mit mir auf ewig vereinigt zu werden!"

Ja, ſie willigte ein, und der gefällige Arzt beſorgte das Uebrige, beſchwichtigte auch die vielleicht gerechten Bedenken des herbeigerufenen Geiſtlichen, und nachdem ſie die nothwendige Toilette gemacht — wir dürfen hier nicht verſchweigen, daß ſich Tante Seraphine für dieſen

möglichen Fall mit allem Nöthigen versehen hatte — da trat sie im bräutlichen Myrtenkranz an sein Lager, da faltete der Arzt gerührt die Hände, da räusperte sich der Geistliche sanft, wie es sich Eingangs eines solch' feierlichen Aktes geziemt, da — — pfiff die Lokomotive so gellend und durchdringend, daß Tante Seraphine aus ihren süßen Träumen erschreckt emporfuhr.

Es war allerdings nur das Zeichen gewesen, daß der Zug bei einer Zwischenstation anhielt, aber es schmerzte sie doch, daß sie nicht im Stande gewesen war, das ganze selige Bild vollends auszudenken; dahin flatterten die goldenen Träume, Myrtenkranz, Arzt und Geistlicher, und das Lager, auf dem er ruhte, löste sich in Nebel auf, und seine edlen Züge verschwanden, um Platz zu machen all' den langweiligen Gesichtern, die wie eingesperrte wilde Thiere jetzt hinter den Glasthüren des Bahnhofgebäudes erschienen, dann wurden diese geöffnet und die Reisenden strömten eilfertig herbei, um sich in den verschiedenen Wagen zu vertheilen; auch von den Passagieren, die sich im Zuge befanden, liefen welche auf und ab, um frische Luft zu schöpfen und sich die steifgewordenen Glieder gelenkig zu machen — lauter Fremde für Seraphine — lauter Unbekannte.

Da mit einem Male warf sie sich hastig in die Ecke ihres Wagens zurück — hatte sie recht gesehen? — war

er es wirklich, der dort auf dem Perron langsam vorbeischlich und mit scheuem Blick in ihren Wagen gespäht hatte? — Herr des Himmels, wenn er es wirklich war, und wenn er sich nicht nur zufällig hier befand! — Jetzt, in der Nähe der Lokomotive, wandte er sich wieder um und kam den Weg zurück; eine dünne Gestalt mit langen blonden Haaren, einem blassen, eingefallenen Gesichte und sehr lebhaften, unruhigen Augen, bekleidet mit einem dunkelblauen Rock und mit hellgelben Handschuhen an den Händen.

Ja, er war es, und was ihr wahrhaftes Grauen erregte, er schien nicht zufällig hier zu sein, denn als er abermals in die Nähe des Wagens kam, tänzelte er mit auffallenden Bewegungen vorüber und starrte in den Wagen hinein mit einem Lächeln, welches zu sagen schien: „O, verstecke Dich nur, wie Du willst, wer Dich sucht, wird Dich schon finden!“ und noch nicht genug damit, obgleich schon das zweite Zeichen gegeben war, blieb er an der Thüre der Restauration stehen, zog ein Band von rother Farbe aus der Tasche und drückte es an seinen Mund — — sie sah im Geiste das Furchtbarste kommen, was für sie wohl kommen konnte, ihn nämlich bei dem dritten Zeichen an ihre Wagenthür stürzen und hereinspringen.

Doch nein, jetzt lärmte abermals die Bahnhofglocke,

worauf er vergnügt lächelnd in langsamen Schritten zur Seite verschwand.

Das Alles hatte sie gesehen durch eine feine Spalte zwischen Fenster und Vorhang, hatte ihn so deutlich gesehen und erkannt, daß kein Zweifel in ihrer geängstigten Seele aufkommen konnte, und als sich nun der Zug wieder in Bewegung setzte, ließ sie ihr Haupt in die Kissen zurücksinken, den Busen erfüllt von einem unaussprechlich widerwärtigen Gefühle.

Nur die Hoffnung oder der Gedanke an die Möglichkeit, daß Jener sich zufällig in dem Zuge befand und sie eben so zufällig entdeckt hatte, war im Stande, sie einigermaßen zu trösten; denn in dem Falle konnte sie annehmen, er werde seine Reise ruhig fortsetzen, selbst wenn sie in Perlenbach den Zug verließ, ja er fühlte sich vielleicht dadurch beruhigt, daß er im Stande gewesen sei, ihr vermittelst der rothen Schleife noch einmal seine Gefühle pantomimisch auszudrücken.

„— — Seine Gefühle," rief Tante Seraphine indignirt, indem sie die dünnen Lippen aufeinander biß und unmuthig mit dem Fuße stampfte, „die Gefühle oder Empfindungen eines solch' verrückten Ungethüms — ach, ich Unglückselige," setzte sie mit gerungenen Händen hinzu, „soll ich denn ein Spielball sein der Leidenschaften zugleich eines der edelsten Menschen und eines

Subjektes, welches in's Irrenhaus gehört, aber nicht unter freie Menschen auf einer Eisenbahn, und so im Stande, alles mögliche Unheil anzurichten?"

„Bst —" machte es auf einmal irgendwo in ihrem Wagen, unverkennbar deutlich, das Zeichen, wie man es zu geben pflegt, wenn man aus einem Versteck heraus die Aufmerksamkeit irgend Jemandes zu erregen wünscht. —

„— — Bst, bst — —"

Seraphine schaute entsetzt um sich her, in dem Coupé, wo sie sich befand, war Niemand zu sehen, die gnädige Frau war, Dank einem gespendeten reichlichen Trinkgelde, von dem freundlichen Schaffner allein gelassen worden, ja sie wußte genau, daß sie sich in dem ganzen Wagen allein befand, da auch die zweite Klasse neben ihr unbesetzt war, weil dieser Wagen des Schnellzuges in Perlenbach zurückbleiben sollte.

„Bst, bst —"

Sie blickte mit einem unaussprechlich bangen Gefühle um sich her, sie schaute unter die Bänke, sie blickte durch die zugezogenen Scheiben auf das Trittbrett zu beiden Seiten des Wagens, sie bemerkte nichts Verdächtiges; sie hob Reisetasche und Plaid, welche vor ihr auf der andern Bank lagen, empor, um darunter zu sehen, obgleich der Gedanke lächerlich war, als könnte sich dort Jemand verborgen haben.

„Bſt, bſt —"

Sie richtete ihre Blicke gegen die Decke des Wagens, ſowie an die Wand, gegen welche ſie mit dem Rücken ſaß, und bemerkte zu ihrem Entſetzen jetzt dort, wo die Laterne eingefügt war, ein langes, ſchmal zuſammengefaltetes Papier, das ſich auf auffallende Weiſe hin und her bewegte.

„Bſt, bſt —"

Jetzt fiel das Papier herunter und blieb an ihrer Seite auf dem Sitze liegen.

Daſſelbe mit Indignation ergreifend, um es ſogleich zum Wagen hinauszuwerfen, war ihr erſter Gedanke, dem aber ein Augenblick der Ueberlegung auf dem Fuße folgte und ihr zuflüſterte: So gewiß als jener ſchreckliche Menſch dieß Papier für ſie beſtimmt habe, eben ſo ſicher werde er ein zweites nachſenden, oder ſonſt einen Schritt thun, ſich ihr zu nähern, vielleicht einen ganz kompromittirenden, wenn er das Blatt aus dem Wagenfenſter flattern ſehe.

Wer konnte überhaupt wiſſen, was daſſelbe enthielte, vielleicht irgend eine lächerliche Schwärmerei, eine kindiſche Dummheit, am Ende gar einen poetiſchen Abſchied von ihr, den er verfaßt und ihr zugeſtellt, vielleicht im Begriff, in die weite Welt zu gehen — ach, wenn es ſo wäre, ſie würde ſich glücklich gefühlt haben, ſie hätte ihm jene ab-

ſcheuliche Szene beim Tapezieren ihres roſafarbenen Boudoirs verziehen, ja ſie hätte es vielleicht über ſich vermocht, ſeinen ehrfurchtsvollen Abſchied mit einem nicht unfreundlichen Gruße zu erwiedern! Im Grunde genommen, was konnte jenes unglückliche Geſchöpf dafür, jenes traurige Weſen, in deſſen Kopf es nicht ganz richtig war, daß ihr Anblick ſeine armen Sinne noch mehr verwirrt hatte — immerhin war es ein Menſch, mit dem man Mitleid fühlen konnte; und da des Weibes zartes Herz ſtets ſo geneigt iſt, Mitleid zu fühlen, ſo entfaltete Seraphine denn auch das Blatt und las die mit Bleiſtift gekritzelten Worte: „Scharf ſieht die Liebe — ja die Liebe ſieht ſcharf — ſie verſteht es, Winke und Handlungen zuſammenzureihen und ſich daraus entzückende Gewißheit zu verſchaffen.“ Unterſchrieben waren dieſe verrückten Zeilen: „ER, der Dir bis an's Ende der Welt folgt, und den günſtigen Augenblick nicht verſäumen wird, zu Deinen Füßen niederzufallen.“

Das las ſie mit ſteigendem und ſehr begreiflichem Entſetzen; das Schlimmſte, was ſie befürchten konnte, war dadurch zur Gewißheit geworden, ja ſie konnte nicht länger im Zweifel bleiben, daß er ihr abſichtlich hier und dort begegnet war, daß er ihre Schritte umſpäht hatte, ihre verächtlichen Blicke, ihr Abwenden aber niemals verſtanden, ja, daß ſein wirrer Geiſt ihre heute Nachmittag

plötzlich und heimlich veränderte Reiseroute auf's Furchtbarste zu seinen Gunsten gedeutet, und daß er nun hinter ihr in demselben Wagen sich befand, und wie es schien entschlossen, in Perlenbach ebenfalls die Eisenbahn zu verlassen.

Was ihr früher so angenehm erschienen war, daß nämlich der Wagen, in dem sie sich befand, in Perlenbach zurückbleiben sollte, war jetzt für sie so unglücklich als möglich, denn sonst hätte sie sitzen bleiben können, sich den freundlichen Kondukteur zum Vertrauten machen, um erst im letzten Augenblick das Coupé zu verlassen, und dadurch vielleicht jenen fürchterlichen Menschen zu vermögen, seine Fahrt fortzusetzen.

Seraphine war rathlos — trostlos; so sehr sie auch bis jetzt das Ende der Fahrt herbeigewünscht, so schauderte sie jetzt bei dem Dahinrasen der Lokomotive, so häufte sich bei jeder zurückgelegten Station eine immer größere Last auf ihre geängstigte Seele und preßte ihr schmerzliche Thränen aus; so war sie nicht im Stande, einen ruhigen Gedanken darüber zu fassen, was hier zu thun sei, und so erschien es ihr endlich als das einzig Richtige, sich dem artigen Kondukteur anzuvertrauen, welcher in diesem Augenblicke, als der Zug gerade an der letzten Zwischenstation vor Perlenbach vorbeisauste, vor dem Fenster erschien und um das Billet bat. Zwei

Worte genügten, um ihn in das Coupé steigen zu machen, dessen Schlag er hinter sich zuzog und nicht wenig erstaunt war, die Dame hier mit thränenden Augen zu erblicken und zu gleicher Zeit in seiner Hand die angenehme Empfindung eines harten Geldstücks zu fühlen.

Mit wenigen Worten, in denen Dichtung und Wahrheit vermischt war, hatte ihm Seraphine ihre peinliche Lage mitgetheilt, worauf der freundliche Beamte, der gewiß schon Aehnliches erlebt hatte, ein sehr einfaches Auskunftsmittel vorschlug, um den Ueberläſtigen von ihrer Spur abzubringen, und sich alsdann nach gehöriger Verabredung rasch wieder entfernte.

Da kam die gefürchtete Station Perlenbach, und wenn auch Tante Seraphine alles Vertrauen setzte in ihren Erretter, den Kondukteur, so klopfte doch ihr Herz gewaltig, als der Zug hielt, und als sie sah, wie jener entsetzliche Mensch an ihrem Wagen vorübereilte, und sich gerade demselben gegenüber auf dem Perron aufpflanzte. Kaum wagte sie ihr Coupé zu verlassen, und nur die Gegenwart des Kondukteurs, der ihr beim Aussteigen zuflüsterte: „Alles sei in Ordnung," und der auch neben ihr stehen blieb, Plaid und Nachtsack haltend, vermochte sie der nächsten Viertelstunde mit einiger Fassung entgegenzusehen. Peinlich für sie war es, daß sich hier der

Aufenthalt durch Abhängen des Wagens und Zuſammenſchieben des Zuges noch verlängerte, und die Minuten däuchten ihr Stunden zu ſein. Dort — keine zehn Schritte von ihr — ſtand jener Menſch mit dem eingefallenen, bleichen Geſicht, die großen, eigenthümlich leuchtenden Augen feſt auf ſie gerichtet, zuweilen ſonderbar lächelnd, zuweilen die Lippen bewegend. Trotz ihrer Angſt hatte ſie ſich nicht enthalten können, einen ſcheuen Blick auf ihn zu werfen, dazu angetrieben von der Furcht, er möchte plötzlich wahr machen, was er ihr in jenen Zeilen angedroht, und hier vor aller Welt zu ihren Füßen niederſtürzen.

Endlich war der Zug gerichtet, und nun riß der freundliche Kondukteur mit auffallend großer Bewegung den Wagenſchlag einer erſten Klaſſe auf und erſuchte die Dame, zur weitern Fahrt nach Straßburg und Paris einzuſteigen. Die Glocke lärmte zum letzten Zeichen, die ausgeſtiegenen Paſſagiere drängten nach ihren Plätzen zurück, und mit ihnen ſprang der bleiche, junge Menſch, welcher bis jetzt regungslos auf dem Perron geſtanden, gegen das Coupé, in dem Seraphine ſaß.

„Wohin, wenn's beliebt?“ fragte der Kondukteur im barſcheſten ſeiner Töne.

„Nach Straßburg, Paris, mir gleichviel.“

„Zweite Klaſſe? — im nächſten Wagen.“

Stadt vor uns, gleich ſchön und prächtig, bei jedem Schritt für Maler und Zeichner die verſchiedenſten und dankbarſten Aufgaben zu zeigen. Von der Kathedrale ſieht man den Thurm auf dem ganzen Wege; nur zuweilen zeigt ſich die niedrigere Kirche zwiſchen den Häuſern, um aber beim Weiterſchreiten unſerem Blicke bald wieder zu verſchwinden. Faſt beſtändig haben wir dagegen die gewaltigen Maſſen des Alcazars vor uns, der hoch emporragt über die Stadt, Alles beherrſchend.

Der Fußpfad ſelbſt, auf dem wir gehen, wird mit jedem Schritte maleriſcher und intereſſanter. Wir haben das Felsplateau verlaſſen, ein Hohlweg nimmt uns auf, in dem wir auf ſchlüpfrigen Steinen abwärts ſteigen, und wir ſehen eine Zeit lang nichts als graue Mauern zu beiden Seiten und einen ſchmalen Streifen des dunkelblauen Himmels über uns. Jetzt bemerken wir zu unſerer Linken eine kleine, offene Pforte, wir treten hinein und befinden uns auf einer Terraſſe, von deren Stützmauern es Hunderte von Fußen ſteil in den Tajo hinabgeht. Die Bruſtwehr hat eine Veranda, zwiſchen deren Säulen hindurch, und von ihnen gleichſam eingerahmt, wir eine neue köſtliche Anſicht der gegenüberliegenden Stadt haben. Niemand ſtört uns hier, als wir uns, im Anſchauen verſunken, auf der Bruſtwehr niederlaſſen; denn Terraſſe und Veranda iſt nicht Privat-Eigenthum, ſondern gehört zu einer kleinen Kapelle, die im Hintergrunde in den Felſen gehauen iſt, deren Thüren weit offen ſtehen, welche uns einen kleinen, mit Heiligenbildern und Goldflittern ausgeputzten Altar zeigen, und ein einfaches Chriſtusbild, bei dem die ewige Lampe brennt, heimlich und traulich in dieſer Einſamkeit. Neben dieſer Kapelle iſt kunſtlos eine flache Schale in den Stein gehauen, in welche aus dem Felſen ein Strahl friſchen, klaren Waſſers hineinſprudelt. Leider können wir uns nicht zu lange hier aufhalten, denn die Sonne iſt ſchon ſtark hinabgeſunken, und wir haben noch ein ziemlich Stück Weges bis zur Brücke von Alcantara. Bald haben wir den Hohlweg verlaſſen, überſchauen abermals von der Höhe die ganze Stadt und folgen nun unſerem ſchmalen Pfade, der uns

„Ich könnte auch erster Klasse fahren, meine Mittel gestatten mir das!“

„Auch dann weiter zurück, die Dame hier hat dieß Coupé ganz allein für sich genommen!“

„Ah!“

„Aber wenn Sie mit wollen, ist es die höchste Zeit, haben Sie schon ein Billet?“

„Nein, ich kann es ja wohl während der Fahrt nehmen.“

„Gut, und ich will Ihnen das besorgen, aber machen Sie, daß Sie in einen Wagen kommen, oder Sie bleiben zurück!“

„O, nie, nie!“ hörte man den jungen, blassen Menschen rasch rufen, und sah ihn hierauf zurückeilen, um sich noch in einen Wagen hineinzuschwingen, als schon die Lokomotive mit einem gellenden Pfiff ihre Bereitwilligkeit erklärt hatte, den wilden Lauf auf den eisernen Schienen wieder zu beginnen.

Und Seraphine? —

Der freundliche Kondukteur hatte seinem Versprechen gemäß einen unbeschäftigten Weichenwärter gehörig instruirt, und eine Sekunde vorher, ehe sich der Zug wieder in Bewegung setzte, öffnete dieser die Thüre auf der andern Seite des Coupés und hob Seraphine sammt Reisetasche und Plaid sanft aus dem Wagen.

Fast hätte es aber noch ein großes Unglück gegeben, denn als der Zug nun bei ihr vorüberfuhr, sah man plötzlich ein bleiches Gesicht mit weit aufgerissenen, starren Augen an einer der Fensteröffnungen erscheinen, bemerkte einen jungen Mann, welcher von den Mitreisenden und dem herbeigeeilten Kondukteur gewaltsam zurückgehalten werden mußte, sich nicht aus dem Wagen zu stürzen.

Furchtbarer Augenblick für Seraphine — da stand sie bebend vor Angst in dem Gedanken, es möge vielleicht nicht gelingen, jenen entsetzlichen Menschen zurückzuhalten, er flöge in der nächsten Sekunde aus der Wagenreihe heraus, um sich seinen Kopf auf dem Boden zu zerschmettern, oder der Zug würde halten, den Verrückten auszusetzen, was noch schlimmer gewesen wäre. Glücklicherweise geschah nichts von alledem; die Lokomotive stieß geräuschvoll ihren Dampf in immer kürzeren Pausen aus, die Räder drehten sich mit immer größerer Schnelligkeit um ihre Achse, und es dauerte wenige Minuten, so verschwand der Zug, eine weite Kurve beschreibend, in einem tiefen Terraineinschnitt.

Jetzt erst that Seraphine einen langen, erleichternden Athemzug und ließ sich von dem gefälligen Weichenwärter über die Schienenstränge nach dem Bahnhofe führen, wo sie ihren Reisekoffer fand, und wo auch kurze Zeit

darauf ein guter Wagen bereit war, um sie nach Moorfeld zu führen.

Es verursachte ihr eine angenehme Empfindung, daß dieser Wagen eine halbgedeckte Kalesche war, was ihr erlaubte, die Gegend zu überschauen und den Ort zu sehen, an welchen denkend sie sich jetzt noch eines leichten Schauers nicht erwehren konnte, — jene Stelle, wo Rosenthal gekämpft hatte und gefallen war, wo man — entsetzliches Bild — vielleicht jetzt noch Spuren seines theuren Blutes entdecken konnte.

Da die Straße aufwärts führte, so gingen die Pferde langsam, und der Postillon — Seraphine hatte Extrapost genommen — setzte sich quer auf seinen Sitz und schien nicht abgeneigt zu sein, sich von der Dame ein freundliches Wort gefallen zu lassen, ja, welches er dadurch einzuleiten versuchte, daß er sagte: „Heute ist der Weg nach Moorfeld durch den vielen Regen der letzten Tage etwas durchweicht und schlecht, sonst würden wir früher hinkommen, so aber wird es schon dunkel werden, und Sie haben nur zu befehlen, wenn ich die Laternen anzünden soll."

„Ganz nach Ihrem Belieben," entgegnete Seraphine in gütigem Tone, „sobald Sie es für nöthig halten."

„Na, nöthig ist es gerade nicht, denn ich kenne den Weg wie meine Tasche!"

„Geht es viel aufwärts?“

„So ſtark wie jetzt nur bis zu dem kleinen See auf der Höhe dort rechts, wo Sie die Bäume ſehen!“

„Ach ja, der kleine See!“

„Kennen ihn Euer Gnaden?“

„Ich habe von ihm gehört — neulich — ſoll ja da oben etwas paſſirt ſein?“

„Ah, ja, zwiſchen jenen Herren aus der Stadt; es iſt das beſſer abgelaufen, als wir gedacht.“

„Wart Ihr dabei, mein Freund?“

„Freilich war ich dabei, ich fuhr den Reiſewagen des einen Herrn, der es am meiſten abgekriegt, für deſſen Leben, als er auf ſeinem Pelz am Boden lag, ich keinen Pfifferling gegeben hätte, der ja auch, wie der Doktor ſagte, ‚maustodt ſei‘, und der doch wieder in's Leben kam.“

„Auf welche Art kam er denn wieder in's Leben?“

„Ja, Euer Gnaden, wer das wüßte; wir hatten ihn für todt in ſeine Equipage getragen, und ich ließ meine Pferde in ſo langſamem Schritt gehen, als führte ich einen Leichenwagen; da kam plötzlich eine andere Extrapoſt hinter uns, die ich vorbeiließ, es war ein alter Herr mit einer jungen Dame darin, und als ich mich nach ihnen umwandte, ſehe ich meinen eigenen todten Paſſagier zum Schlage herausſchauen und den andern Herrn, der vor-

beifuhr, begrüßen — ich kann Euer Gnaden ſchon verſichern, daß mir dabei ein eigenthümliches Gruſeln den Rücken hinabgefahren iſt, und daß ich froh war, als ich ihn endlich in Moorfeld bei dem Doktor Flinder abgeliefert hatte — jetzt ſoll es ihm ſchon wieder ganz vortrefflich gehen."

„Wer iſt der Doktor Flinder?"

„Ah, das iſt ein Arzt, den die Kranken von weither um ſeinen Rath fragen, und der auch faſt immer welche bei ſich behält, die er verpflegt — ſehen Euer Gnaden," fuhr der Kutſcher nach einer Pauſe fort, indem er ſich etwas erhob und mit der Spitze der Peitſche auf eine Bodenvertiefung wies, „dort lag der Herr auf ſeinem Pelz, und bei der Biegung der Straße kommen wir an die Stelle, wo ſein Reiſewagen hielt."

Wie gern wäre Seraphine, dem Drange ihres Herzens folgend, hier einen Augenblick ausgeſtiegen, um ein paar der kümmerlichen Gräſer zu pflücken, die unter jener theuren Laſt zuſammengedrückt worden waren — o, wie gern! Aber ſie mußte ſich bezwingen, ſie durfte und wollte ja nichts verrathen von den Gefühlen, die ihre Seele bewegten.

— Deßhalb mit verhülltem Antlitz vorbei, vorbei, hinter ſich laſſend jene Stätte, wo der Tod ſo nahe an ihn herangetreten war, entgegen einem neuen und gewiß ſchönen und liebereichen Leben!

„Wohin fahr' ich Euer Gnaden?“ unterbrach des Roſſelenkers rauhe Stimme nach einiger Zeit dieſe und ähnliche ſüße Träume der ältlichen Jungfrau — „wir haben in Moorfeld an reſpektablen Gaſthäuſern die ‚goldene Katze‘ und den ‚blauen Bock‘!“

„Beides recht proſaiſche Namen“ — Seraphine entſchied ſich nach einigem Zögern für den ‚blauen Bock‘, und befand ſich eine halbe Stunde ſpäter dort in der beſten Stube des Hauſes, wie es ſich für eine Reiſende gebührte, die in einer Extrapoſt gekommen war und dem Poſtillon ein ſo reichliches Trinkgeld gegeben hatte.

Der ‚blaue Bock‘ wurde durch eine verwittwete Wirthin regiert, was für Seraphine inſofern angenehm war, als es weniger Schwierigkeit bot, von einer Frau, welche am andern Morgen ſelbſt den Kaffee ſervirte, etwas Näheres zu erfahren über das Haus des Doktor Flinder und deſſen Bewohner.

Ja, er befand ſich dort und es ging ihm entſchieden beſſer, wie Seraphine von der Wirthin erfuhr, welche in dieſem ſpeziellen Falle großen Antheil nahm an dem intereſſanten blaſſen Verwundeten mit dem kohlſchwarzen Bart und den leuchtenden Augen. Sie ſelbſt hatte ihn begreiflicher Weiſe nicht geſehen, aber von einer Nachbarin ſchildern hören, die ihn ebenfalls nicht geſehen hatte, aber durch die dritte und vierte Hand allerlei Merk-

würdiges über ihn gehört, was aus einer ganz sichern Quelle stammte, von des Arztes Köchin nämlich.

„Ach, er ist mir so nah!“ jauchzte es in Tante Seraphinens Busen, und unter diesem Gefühle hätte sie gern dem Doktor Flinder in der nächsten nur eben schicklichen Zeit ihren Besuch gemacht, doch hatte ihr die Wirthin gesagt, daß er vor einer Stunde am Hause vorübergeritten sei, und kaum schwerlich vor Mittag zurückkehren würde; auch mußte ja der Arzt vorher von ihrer Ankunft unterrichtet sein, sie in's Geheime empfangen, und ihr einen Weg in's Haus offenbaren, auf welchem es gar keine Möglichkeit war — ihm — zu begegnen; wenn auch ein freudiger Schreck nicht zu tödten pflegt, so konnte doch die Ueberraschung, sie in seiner Nähe zu wissen, möglicher Weise zu aufregend auf — ihn — einwirken. Zu dieser Unterredung mit Doktor Flinder wurde also der angedeutete Weg zur Köchin des Hauses eingeschlagen; diese berichtete an die alte Haushälterin, und als der Doktor kurz vor seinem Mittagessen vom Pferde stieg, wurde ihm dieser durchaus nicht ungewöhnliche Fall vorgetragen, worauf er die fremde Dame um eine Unterredung auf drei Uhr Nachmittags bitten ließ; ihn bei sich im „blauen Bock“ zu empfangen, hatte Seraphine entschieden abgelehnt, der Gedanke war ihr zu süß, so

bald als möglich in ſeine Nähe eilen zu können, und dann vielleicht an der Hand des von ſo aufopfernder Liebe gewiß gerührten Arztes vor ihn hintreten zu können — welch' ergreifende Szene des Wiederſehens!

Wird es eine unſerer gefühlvollen Leſerinnen unbegreiflich finden, daß es Tante Seraphine nicht vermochte, ruhig in den engen Räumen des „blauen Bockes" zu bleiben, ſondern daß ſie ſich vielmehr auf den Weg machte, um wenigſtens von Weitem das Haus zu ſehen, in welchem er weilte, das gewiß verhüllte Fenſter, hinter welchem er ſich befand? Bald hatte ſie auch nach der Beſchreibung der Wirthin das hübſche Landhaus gefunden, und umſchlich es allerdings in einem ſehr weiten Kreiſe, wobei ſie ſich in Vermuthungen erging, in welchem Theile des Hauſes er ſich befände; dann war ſie zurückgekehrt, und hatte es nicht begreifen können, wie heute die Stunden mit einer ſo unerträglichen Langſamkeit davonſchlichen, dann war es aber trotzdem endlich halb drei Uhr geworden, und ſie trat zum zweiten Male, und jetzt in einer ziemlichen Aufregung, ihren Weg nach dem Hauſe des Arztes an.

Dieſer hatte ihr die hintere Seite deſſelben bezeichnen laſſen, wo ſie ihrem Wunſche gemäß, ohne geſehen zu werden, eintreten könne, und wurde Seraphine hier von der alten Haushälterin empfangen und in das Sprech-

zimmer des Arztes zu ebener Erde geführt. Ach, hätte sie ahnen können, daß auf dem Wege dahin ihr Gewand die Thüre streifte, hinter welcher sich Herr von Rosenthal befand, so würden ihre Kniee, in denen sie schon jetzt eine unerklärliche Schwäche fühlte, sie kaum zu tragen vermocht haben — ruhig, Herz, klopfe nicht so wild und stürmisch, wenn auch der große Augenblick einer gewiß glücklichen Entscheidung naht!

Wie angenehm war es für Seraphine, daß sie jetzt in dem Doktor Flinder eine so wohlwollende, freundliche Persönlichkeit traf, der sie mit einem herzlichen Händedruck empfing und sie ersuchte, sich in einen bequemen Lehnstuhl zu setzen, während er es nach seiner Gewohnheit vorzog, stehend mit ihr zu plaudern!

Ja, er hatte deutlich gesagt: zu plaudern, und dann mit einem feinen Lächeln hinzugesetzt: „Es handelt sich ja wohl um keine ernsthafte Konsultation, mein verehrtes Fräulein, denn Ihr Aussehen ist so gesund und vortrefflich, daß wir es höchstens mit einer kleinen und leichten Verstimmung der Nerven zu thun haben."

„Gewiß, Herr Doktor," hauchte Tante Seraphine, „und wenn Sie die eigenthümliche Lage in Betracht ziehen wollen, in der ich mich befinde, so werden Sie meine vielleicht etwas aufgeregte Stimmung begreiflich finden."

„Ja, die Nerven, die Nerven, oder was man so zu nennen pflegt, sind ein ganz eigenthümliches Ding, — aber reden Sie immer darüber, mein Fräulein, es wird Ihnen das eine Erleichterung verschaffen, und ich dadurch in den Stand gesetzt werden, Ihre Lage klarer zu übersehen."

Tante Seraphine hatte es sich nicht so schwer vorgestellt, den Eingang ihrer Eröffnungen zu finden, jetzt aber fühlte sie sich trotz des freundlichen Empfanges kaum im Stande, das entscheidende Wort auszusprechen, ihre Stimme bebte, sie blickte vor sich hin auf den Boden, als sie nun mit leiser Stimme sagte: „In Ihrem Hause befindet sich Jemand, Herr Doktor — Jemand, an dem den innigsten Antheil zu nehmen ich berechtigt bin."

„Allerdings — ich weiß das," entgegnete der Arzt mit einer so wenig erstaunten Miene, daß Seraphine davon hätte überrascht sein müssen, wenn sie diese Miene hätte sehen können, was ihr aber ihre noch immer niedergeschlagenen Augen nicht gestatteten; wogegen sie jetzt eine Erleichterung fühlte bei dem unbefangenen Tone seiner Stimme, ja, wobei jetzt plötzlich der entzückende Gedanke in ihr aufstieg: Rosenthal selbst habe ihrer schon erwähnt, und sein liebendes Herz ihre Ankunft geahnt.

rechts in das Land hineinführt; an den Felsplatten weg steigen wir ziemlich steil abwärts und haben nach wenigen Minuten ein stilles und einsames Thal erreicht, so still und völlig abgeschieden, daß man glauben sollte, meilenweit um uns her seien nicht die Spuren einer menschlichen Wohnung. Die Wände dieses Thales sind mit dichten Burbaumsträuchern bedeckt, was dem Auge sehr wohl thut im Gegensatze zu den kahlen gelben Felspartieen, die wir soeben verlassen. Der Boden ist mit grünen Kräutern und frischem Grase bedeckt, und eine reichliche Quelle entspringt hier und befruchtet rings umher das Erdreich. Wenn die einfache Steinbank neben der Quelle erzählen könnte, wir würden von diesem Platze viel Interessantes erfahren; denn ich bin überzeugt, daß sich bei den vielen und langen Belagerungen, welche Toledo zu bestehen hatte, hier an diesem abgeschiedenen und doch so nahe bei der Stadt liegenden Orte jedesmal ein Theil des feindlichen Lagers verschanzte und daß Thal und Quelle abwechselnd das christliche Kreuz und den Halbmond sahen. Doch schon ist Alles hier mit tiefem Abendschatten angefüllt, und es treibt uns die Höhe hinan, auf deren Rande wir Sträucher und Gräser vom letzten Strahl der Sonne vergoldet sehen. Hier oben ist ein prächtiger Sitz, eine breite Felsplatte, die uns so freundlich zum Ausruhen einzuladen scheint, daß wir nicht widerstreben können. Sehen wir ja doch das Ziel unserer heutigen Wanderung, die Brücke von Alcantara, ganz in unserer Nähe, und es fesselt uns ja auch der Gedanke, daß wir das prächtige Toledo von diesem Punkte aus so schön beleuchtet wohl nie in unserem Leben mehr wiedersehen werden.

Wenn man Toledos Lage betrachtet, so begreift man leicht, welch wichtige Rolle die Stadt in der alten Kriegsgeschichte Spaniens gespielt. Für die damalige Zeit, für die einfachen Angriffsmittel, welche die frühere Kriegskunst bei Belagerungen bot, war Toledo durch seine natürliche Lage beinahe unzugänglich. Wie schon bemerkt, ist der Felsen, auf welchem die Stadt liegt, nach der Flußseite so hoch und steil und obendrein durch die Schlucht,

„Ach, Herr Doktor, so fühlen Sie, was mich hierher führt, und begreifen wohl, wie schwer es mir wird, darüber zu reden!“

„Gewiß, mein Fräulein, ich fühle das, besonders bei so ganz eigenthümlichen Verhältnissen — dieser Jemand ist in der That hier, und —“

„Erwartet mich — hat meine Ankunft geahnt? O wie glücklich mich das macht!“

„Daß er Ihre Ankunft geahnt, mein verehrtes Fräulein, ist wohl nicht der richtige Ausdruck,“ antwortete Doktor Flinder mit sanfter Stimme, „er wußte Ihre Ankunft ziemlich genau, und sprach mir darüber in sehr lebhaften Ausdrücken.“

Seraphine konnte nicht anders, als eine Hand auf ihr bewegtes Herz drücken, während sie mit einem dankbaren Blicke zu dem Arzt aufschaute, der sie, leicht den Kopf schüttelnd, betrachtete, hierauf sagend: „Es gibt Dinge, mein Fräulein, die einem unbegreiflich erscheinen. Sie gestatten mir wohl, daß ich nach meiner Gewohnheit gerade heraus rede: nun denn, daß er Sie erwartete, finde ich begreiflich, wogegen ich es mir nicht zu erklären weiß, wie Sie mit einer solchen Sehnsucht dieser Zusammenkunft entgegen sehen.“

„Sollte er kränker und schwächer sein, als man mir gesagt?“ fragte Seraphine erschrocken.

„Das gerade nicht, doch finde ich in den ſonſtigen Verhältniſſen etwas, das mir widernatürlich erſcheinen muß.“

„O, er iſt ein edler Mann, Standesunterſchiede weiß er eben ſo gut, wie ich, zu verachten.“

„Ich habe es nicht recht für möglich gehalten,“ ſagte Doktor Flinder mit einem etwas argwöhniſchen Blick; „doch geſchehen in dieſem Leben ſo merkwürdige Dinge, daß man ſich am Ende über das Tollſte nicht mehr wundern darf.“

Seraphine fühlte ſich verletzt durch dieß Wort, doch hatte der Arzt ſo lieb und freundlich mit ihr geſprochen, daß ſie um Alles in der Welt keine Veranlaſſung geben mochte, ihn anders zu ſehen, weßhalb ſie ſich an ſein Herz wandte, indem ſie ſeine Rechte ergriff, innig drückte und ihm dann mit weicher Stimme ſagte: „O gewiß, Sie haben ſelbſt geliebt, und dann wiſſen Sie auch, daß dieß ſelige Gefühl, wo es zwei Herzen verbindet, alle Hinderniſſe zu beſeitigen vermag.“

„Ja, wenn es ſo ausſieht,“ erwiederte der Arzt in einem recht trockenen Tone, „ſo kann ich nicht anders, als Ihren Wünſchen nachgeben.“

„Und wollen mich endlich zu ihm führen — unvorbereitet?“

„Ohne alle Gefahr, mein Fräulein, doch iſt es gar

nicht einmal nothwendig, Sie zu ihm zu führen, da er sich dort im Nebenzimmer befindet."

„Unerhört — so hat er vielleicht unsere Unterredung vernommen, o warum haben Sie mir das nicht gesagt!"

„Geschehene Dinge sind nicht zu ändern," versetzte Doktor Flinder mit einer Stimme, deren Kälte sehr gut paßte zu seinem ausdrucksvollen Achselzucken — „Sie sollen ihn sehen, mein Fräulein, er wird durch jene Thür zu Ihnen eintreten, mir aber gestatten Sie wohl, daß ich mich zu gleicher Zeit entferne."

Seraphine sank in ihren Sessel zurück, in höchster Spannung, mit hochklopfendem Herzen, beide Hände vor das Gesicht gepreßt, es erschien ihr so wonnig, den Geliebten erst zu sehen, wenn er sein bleiches Gesicht über sie neigte, wenn er sanft ihre Hände in die seinigen nahm, wenn er, vielleicht überwältigt von diesem großen, seligen Augenblicke, zu ihren Füßen niedersank.

Sie vernahm, wie die Thür sich öffnete und wieder schloß, sie hörte, wie er sich mit raschen Schritten näherte, sie fühlte seine umschlingenden Arme, sie blickte auf — — ja sie blickte auf, aber nicht, um mit einem glückseligen Ausdruck in sein Gesicht zu schauen; ihre Blicke wurden starr, ihre Augen glasern, die bleichen

Lippen ſchloſſen ſich krampfhaft, ſie ſank in eine wirkliche Ohnmacht.

„Hat Dich denn das Glück ſo überwältigt?“ hörte man eine dünne, ſüßliche Stimme ſagen, welche nicht die des Herrn von Roſenthal war; „daß ein tiefes Vergeſſen Deine fünf Sinne umfängt — ja ich bin es, in deſſen Herzen Dein Bild, ſeit jenem Augenblicke, wo ich als Vampyr nach Deinem Herzblute lüſtern war, nie mehr aus meiner Erinnerung ſchwand — ich, der Glückliche, der damals Gegenliebe in Deinen ſchönen Augen las — der Deine Blicke und Winke verſtand bei ſtummen Begegnungen, der Dir gefolgt iſt, ahnend, daß Du einen Ort ſtiller, ſüßer Vereinigung aufſuchen würdeſt — ich, die arme Seele, welche Deine Klugheit nicht ſogleich verſtehen konnte, als Du geſtern, meine Zeilen auf treuem Herzen, die Eiſenbahn verließeſt, um unſern Verfolger irre zu führen — ich bin es, der Dir durch Nacht und Nebel folgte, der heute Morgen, hinter der Mauer verſteckt, es wohl bemerkte, wie Du, meine Nähe ahnend, dieß ſtille Haus erwähltеſt, um mit mir glücklich zu ſein; daß ich Dir vorausgeeilt bin, und mich hier vor Dir einfand, um meine ſüße Braut zu erwarten — dieſes gab mir der holde Geiſt der Liebe ein — und ſo liege ich nun hier zu Deinen Füßen — kein blutdürſtiger Vampyr, ſondern ein Liebe ſuchender und glückſeliger Sterblicher.“

Da löste sich der Starrkrampf, welcher die unglückliche Seraphine gefesselt hielt, und erlaubte ihr endlich, mit einem gellenden, markdurchbohrenden Schrei um Hülfe zu rufen; auch kam diese Hülfe so rasch als möglich, aber in der für sie fürchterlichsten Gestalt, denn durch die Thüre des Nebenzimmers, die Doktor Flinder hastig aufriß, sah man Herrn von Rosenthal herbeieilen und nun mit einem sonderbaren Lächeln auf der Schwelle stehen bleiben.

Den peinlichen Zustand der furchtbaren Spannung Seraphinens, sowie der Jammergestalt zu ihren Füßen, vermochte die Frage des Arztes: „Um des Himmels willen, was ist hier vorgefallen?“ nicht zu lösen, wohl aber die kalte Bemerkung Rosenthal's: „Ah, ich habe das Glück gehabt, diese Dame schon einmal in einer ähnlichen Situation zu sehen,“ worauf er sich kurz umwandte und verschwand.

Seraphine schnellte in die Höhe und stand dann da, aufrecht, mit steifen Gliedern, die Hände mit den weit auseinander gespreizten Fingern von sich abstreckend, während sich von ihren bebenden Lippen in kreischenden Tönen die Worte lösten: „Weg — weg — Alle weg von mir, ich bin unerhört betrogen und verrathen!“ — sie schleuderte einen Blick des tiefsten Hasses auf den sich jetzt scheu zurückziehenden erschreckten Tapezierergesellen,

und glitt dann, ſtarr wie eine Gliederpuppe, in den Seſſel zurück, auf's Neue in halber Bewußtloſigkeit die Augen ſchließend.

Wenn auch ihr Erwachen nach wenigen Minuten kein ſo furchtbares war, wie ſoeben — denn Doktor Flinder hatte dafür geſorgt, daß der Gegenſtand ihres nicht zu mißdeutenden Abſcheues aus der Stube und dem Hauſe entfernt wurde, — ſo blickte ſie doch auch jetzt wieder einigermaßen befremdet um ſich, als ſie außer dem Arzte zwei Perſonen um ſich beſchäftigt ſah, eine ſchöne, ihr unbekannte junge Dame und einen ihr nur zu ſehr bekannten jungen Mann, Herrn von Mittow nämlich, der gerade zur rechten Zeit angekommen war, um bei der Abfertigung des verrückten Tapezierergeſellen ausgiebig zu helfen, und der nun die Erſcheinung der jungen ſchönen Dame, welche ſo freundliche Sorge für Seraphine trug, mit nicht geringerem Erſtaunen betrachtete, als dieſe ſelbſt. Sie hatte ſich um die Ohnmächtige mit ſtark duftendem Waſſer bemüht, ſie daran riechen laſſen, ihr die Schläfe damit gewaſchen, und hielt nun eine der kalten Hände Seraphinens zwiſchen ihren feinen Fingern.

„Sie fühlen ſich beſſer," ſagte ſie mit einer ſo weich und angenehm klingenden Stimme, daß ſie ſelbſt das verletzte und ſehr zum Mißtrauen geneigte Ge-

müth der ältlichen Dame nicht geradezu unangenehm berührte — wer aber war denn dieſe Hülfebringerin? ſchienen ihre weit geöffneten Augen zu fragen, dieſe plötzliche Erſcheinung mit der Sanftmuth und dem Geſichte eines Engels, wer und was war ſie, hier im Hauſe des Arztes, ſowie in dem Hauſe, in welchem ſich jener verabſcheuungswürdige Verräther, Herr von Roſenthal, befand?

Dieß Mißtrauen, verbunden mit einer plötzlich erregten heftigen Eiferſucht, von welcher Gemüthsbewegung Tante Seraphine häufig und leicht in Anſpruch genommen wurde, richteten ihre Nerven raſcher und gründlicher wieder auf, als es alle ſtärkenden Waſſer der ganzen Welt zu thun vermocht hätten, und ihre Frage an den Arzt: „Ich habe wohl die Ehre, Ihre Frau Gemahlin zu ſehen?“ klang nach Alledem, was vorgefallen, mit einer erſtaunenswerthen Feſtigkeit.

Doch ſchüttelte Doktor Flinder mit einem eigenthümlich ernſten, faſt traurigen Lächeln den Kopf, und da er durch Herrn von Mittow von den ſeltſamen Einbildungen und thörichten Wünſchen Tante Seraphinens vorhin raſch in Kenntniß geſetzt worden, und er auch ein Mann war, welcher, wo das anging, die radikalen Kuren liebte, ſo ſagte er nach einem von Ellen wohl verſtandenen Blick: „Ich bin nicht ſo glücklich, und kann mir

nur erlauben, Ihnen in jener Dame Frau von Rosenthal vorzustellen."

Das war der dritte und härteste Schlag, welcher die arme Seraphine traf, sie aber anscheinend weniger beugte, als die beiden vorhergegangenen, ja sie hatte für den Augenblick Kraft genug, der schönen jungen Dame ein scheinbar freundliches, wenngleich sehr steifes Kompliment zu machen, sich dann von ihrem Sessel zu erheben und zu Herrn von Mittow zu sagen: „Wenn Ihre Anwesenheit hier, wie ich fast vermuthe, eine andere ist, als eine ganz zufällige, so bin ich bereit, Ihnen zu folgen." Der junge Dragoner-Offizier fühlte wohl, daß sie sich nach diesen Worten fest auf seinen Arm stützen mußte, um mit aufrechtem Haupte das Zimmer verlassen zu können; auch hatte sie Kraft genug, diese feste Haltung zu bewahren, bis sie sich in dem Wagen des Herrn von Mittow befand, der vor dem „blauen Bock" hielt, ja bis sie sich von der freundlichen Wirthin desselben verabschiedet, dann aber knickte sie zusammen, schwer und unaufhaltsam, wie eine schon entblätterte, überreife Sonnenblume, deren Stengel ein muthwilliger Knabe gebrochen.

— — — — Ellen war in dem Zimmer des Arztes geblieben, und stand da, ihre beiden Hände auf die Lehnen des Sessels gestützt, während Doktor Flinder in

tiefen und wie es ſchien ernſten Gedanken am Fenſter ſtand und hinausblickte.

„Ein paar flüchtige Worte, die er mir ſoeben ſagte,“ ſprach Ellen nach einer Pauſe, „laſſen mich vermuthen, daß er nicht ohne Schuld iſt an der traurigen Szene, die wir ſoeben hier erlebt.“

„Ich zweifle nicht im Geringſten daran!“

„Und nach Allem und Alledem können Sie, der ſich meinen Freund nennt, mir dennoch rathen, dieß — freundliche Haus — dieß trauliche Aſyl zu verlaſſen und ihm zu folgen?“

„Ich ſehe vorderhand keinen andern Ausweg,“ entgegnete Doktor Flinder in einem eigenthümlich rauhen Tone; „glauben Sie mir, ich fühle wohl die ſcharfen Dornen Ihres Pfades, und ich würde ſie mir lieber in die eigenen Füße treten, wenn ich für Sie gehen könnte.“

„Alſo keinen andern Ausweg!“ wiederholte Ellen ihre Frage in einem ſanften, traurigen Tone — „ſo will ich denn Ihrem Rath und ihm folgen, hoffentlich nur kurze Zeit, bis ich im Stande bin, ſeinen Weg von dem meinigen für ewig zu trennen — ſo leben Sie denn wohl, mein Freund, mein einziger — lieber Freund!“

„Ei, das klingt ja wie eine ewige Trennung,“ rief

Doktor Flinder in einem sehr gezwungen heiteren Tone, „und dazu habe ich aber keinesfalls gerathen, wir Beide hielten es bei den obwaltenden Verhältnissen — Er kommt natürlicher Weise nicht in Betracht — für besser, A zu sagen, und wer A sagt, ist auch gewöhnlich gezwungen, B, C, D und so weiter hinzuzusetzen — — ehe Sie aber zum W kommen, liebe, theure Ellen," fuhr er mit einem unendlich weichen Ton der Stimme fort, indem er rasch auf sie zutrat und ihre beiden Hände ergriff — „kehren Sie zu mir zurück, und betrachten dieß Haus, Alles, was ich besitze — mich selbst mit eingeschlossen, als Ihr Eigenthum!"

Sie konnte nicht anders, als ihr Haupt auf seine Schulter sinken zu lassen, während sich ihre großen Augen mit Thränen füllten — — „und das sagen Sie mir, nachdem Sie mein ganzes vergangenes Leben kennen?"

„Nachdem ich Ihr Inneres erkannt, Ellen, ist Ihr ganzes vergangenes Leben eine Lüge, eine wilde Phantasie düsterer Träume, die Sie jetzt beim Erwachen nicht mehr ängstigen dürfen, legen Sie getrost Ihre Hand in die meinige, in die eines braven, unbescholtenen Mannes, und seien Sie versichert, daß Sie diesen Mann glücklich machen werden, — aber," setzte er mit einem launigen Lächeln hinzu, „nehmen Sie diesen meinen Rath nur

in welcher der Tajo fließt, wie durch einen ungeheuren Graben geſchützt, daß man hier faſt keine Vertheidigung, nur eine Bewaffnung brauchte. Auf der Landſeite iſt die natürliche Felsmauer allerdings weniger ſteil und hoch, dagegen die Ausdehnung dieſer Fronte ſo gering, daß die Belagerten all ihre Kraft auf dieſem Punkte vereinigen konnten, um mit geringem Verluſte Sturm um Sturm abzuſchlagen. Daß dieß häufig geſchah und die Stadt ſich überhaupt aufs hartnäckigſte vertheidigte, leſen wir in den Büchern der alten Geſchichtſchreiber.

Ich kann hier nicht umhin, dem Buch eines jüngeren Beſchreibers der Stadt Toledo, unſerem verehrten Rochau, deſſen nicht genug zu empfehlendes „Reiſeleben in Spanien" ich ſelbſt bei meinen Ritten in der Satteltaſche bei mir führte, nachfolgende kurze, gedrängte Beſchreibung der Kämpfe um Toledo zu entnehmen.

„Toledo war eine von den wenigen Städten, die ſich gegen die Araber tapfer vertheidigten; es wurde erſt zwei Jahre nach der Schlacht bei Xerez de la Fröntera erobert, und wie es ſcheint, nur mit Hülfe der Einverſtändniſſe, welche die Saracenen mit der zahlreichen jüdiſchen Bevölkerung anzuknüpfen wußten, die ſich für die Mißhandlungen mehrerer Jahrhunderte und für die zuletzt erzwungene Scheinbekehrung zum Chriſtenthum zu rächen hatte. Meiſter Toledos, gaben die Araber den Juden Gewalt und Waffen in die Hand, um ſich eine ſtarke Beſatzung zu erſparen. Toledo blieb indeſſen während der ganzen Dauer der arabiſchen Herrſchaft die aufrühreriſchſte Stadt des ganzen Landes, es war das Barcelona des damaligen Spaniens. Die Stärke ſeiner Bevölkerung, ihre Zuſammenſetzung aus drei Glaubens- und National-Parteien, die an Zahl nicht viel von einander verſchieden ſein mochten, und das Vertrauen auf die Feſtigkeit der Stadtmauern, alle dieſe Urſachen wirkten zuſammen, um Toledo in einem faſt beſtändigen Zuſtande des Krieges und der Empörung zu erhalten. Der Chalif Hakem, der Enkel Abderrhaman's, benutzte endlich irgend einen Kriegslärm als

wie ein letztes, vielleicht ein etwas herbes Mittel, und seien Sie versichert, daß wenn Sie mich über kurz oder lang wissen lassen, daß Sie ein anderes Glück gefunden, so will ich doch den Himmel segnen, daß er mir die Seligkeit verschafft, Sie kennen zu lernen — doch reden wir jetzt nicht mehr darüber — kein Wort weiter, es ist ein vielleicht bitteres Rezept, das ich Ihnen verschrieben, von dem Sie aber zu jeder Zeit Gebrauch machen können!"

In diesem Augenblick erschien Herr von Rosenthal auf der Schwelle der Thür, den Hut in der Hand, einen dicken, warmen Mantel um sich geschlungen.

„Ah, Du nimmst Abschied," sagte er, „von unserem theuren Arzt und Freunde? — recht so, es ist auch die höchste Zeit, denn der Wagen des Grafen Ferrner ist soeben vorgefahren!"

„Ja, ich nehme Abschied von einem theuren Freunde — für einige Zeit," erwiederte Ellen, und dabei legte sie ihre beiden Hände auf die Schultern des Arztes und neigte ihre Stirn gegen ihn, so daß er sie mit seinen Lippen berühren konnte — „auf Wiedersehen!"

Sie schritt, ohne Herrn von Rosenthal anzusehen, zur Thüre hinaus, und als der Doktor hierauf mit bewegter Stimme sprach: „Ich kann es nicht leugnen, sie hat es mir in seltsamer Weise angethan," sagte Jener

mit einem plötzlich ernſt, faſt düſter gewordenen Blick: „Wie noch Jedem, mit dem ſie in Berührung gekommen iſt — wahrhaftig, ich möchte Den ſchon glücklich ſchätzen, welchem ſie einmal ihre volle Liebe zuwendet — und nun ſage auch ich — auf Wiederſehen!“

Einundzwanzigſtes Kapitel.

In der zwanzigſten Wendung, Ruhepunkt für ein krankes Gemüth.

Ihre Majeſtät die Königin hatte Migräne, weßhalb Allerhöchſt Dieſelbe bei zuſammengezogenen Fenſtervorhängen auf einer Chaiſelongue ruhte und für jeden Lichtſtrahl, für jedes Geräuſch, für jedes nur halblaute Wort ſehr empfindlich war, woher es denn auch kam, daß Frau von Watters in einer Ecke des kleinen Boudoirs ſaß, welches an das Schlafzimmer ſtieß, in dem ſich Ihre Majeſtät befand.

Die dienſtthuende Hofdame im zweiten Salon auf der andern Seite hatte ſoeben den Käfig eines prachtvollen Kakadu mit einer wollenen Decke verhängen laſſen, weil dieß eben ſo unvorſichtige als unehrerbietige Thier Miene machte, ſeinen gelben Federbuſch zu ſträuben, um vielleicht irgend eine Bemerkung von ſich zu geben, oder

was noch unpassender gewesen wäre, gellend hinauszulachen.

Die Dienerschaft vom ersten Kammerlakaien an bis zum Schloßknecht herab, welch' Letzterer vielleicht wartend in einem Korridor stand, um nach irgend Etwas in die Schloßapotheke geschickt zu werden, schlich mit verhaltenem Athem umher, und dabei so unhörbar, daß man hätte glauben sollen, sie wandelten Alle umher mit dicken Filzpantoffeln an den Füßen.

Der Leibarzt hatte schon ein paarmal seinen Kopf an der Thüre des Gemaches sehen lassen, wo sich Frau von Watters befand, war aber jedesmal geräuschlos, wie ein Schatten, wieder verschwunden, wohl verstehend die horizontale Bewegung, welche die alte Kammerfrau mit der rechten Hand machte.

Ueberhaupt waren Bewegungen und Pantominen heute Morgen in diesem Theile des Schlosses, sowohl in den Gemächern, als auf den Korridoren und Treppen, sehr stark im Gebrauch, und wenn man die Leute so stumm hantiren sah, aber mit ausdrucksvollen Mienen und Geberden, so hätte man an die Probe eines großen Ballets erinnert werden können.

„Watters," — flüsterte die Königin, und trotzdem dieß nur wie ein leichter Hauch klang, so schwebte die Kammerfrau doch gleich darauf an das Lager der Aller-

höchst Leidenden, und beugte sich tief herab, um die Worte zu verstehen — „ich habe abscheuliche Kopfschmerzen — hat sich der Leibmedikus noch nicht sehen lassen?“

„Schon ein paarmal, Majestät; aber ich habe ihn begreiflicher Weise ohne Befehl nicht vorgelassen!“

„Wenn er wieder kommt, will ich ihn sehen!“

„Gut, Majestät, aber wollten Sie nicht die Gnade haben und mir erlauben, daß ich nochmals einen frischen und recht kühlen Eau de Cologne-Umschlag machen darf?“

„War sonst Jemand da?“ fragte die Königin, die Frage der treuen Watters unbeantwortet lassend, was aus der Hofsprache in's Gewöhnliche übersetzt ungefähr heißen mochte: „Laß mich endlich einmal zufrieden mit Deinem Eau de Cologne, das mir doch nicht hilft!“

„Die Gräfin Pommerhausen war da, um sich nach dem Befinden Eurer Majestät zu erkundigen, auch ließ Ihre Excellenz die Frau Oberhofmeisterin anfragen, ob Sie wohl die Gnade haben könnten, dieselbe später zu empfangen.“

„Wie rücksichtslos! — nun?“

„Meine Antwort war: ‚Ich, Eurer Majestät Kammerfrau, sitze in einem dunklen Winkel des Schlafzimmers und wage kaum zu athmen.‘“

„Gut, das war deutlich genug, ich danke Dir — also Doktor Merker, wenn er kommt!“

Es dauerte hierauf nicht lange, so zeigte sich der Kopf desselben abermals zwischen der Portière, hinter der Frau von Watters saß, worauf diese würdige Dame, nachdem sie zur Vorsicht einen Finger auf den Mund gelegt, ihm ein Zeichen machte, ihr zu folgen.

„Setzen Sie sich, Doktor!“ sagte die Königin, sobald der Arzt neben ihrem Lager stand; worauf dieser geräuschlos in einen kleinen Fauteuil niederglitt, dabei flüsternd: „Euer Majestät leiden wieder einmal an dieser furchtbaren Migräne?“

„Sehr, Doktor, obgleich dieselbe erst im Werden ist, und daß das wieder einmal ein paar Tage dauern könnte, macht mich ganz unglücklich; Sie wissen wohl, wie nöthig mir in dieser Zeit der unumschränkte Gebrauch meiner Kräfte, besonders meiner Gedanken ist.“

Daß der Hofarzt bei diesen Worten seinen Kopf tief auf die Brust herabsinken ließ, ja förmlich zusammenzuknicken schien, war Antwort genug, auch um zu gleicher Zeit anzuzeigen, wie schwer er die Nothwendigkeit fühle, daß Ihre Majestät so bald als möglich wieder gesund werde.

„Gibt es gar kein Mittel, dieses garstige Leiden zu coupiren? — ich wollte es mir ja recht gern für einige Stun-

den, ja für einen Tag gefallen laſſen; aber ich kenne das, anſteigend während zwei Tagen bis zur Unerträglichkeit, und dann eben ſo langſam wieder abnehmend — ſind Sie wirklich nicht im Stande, mir zu helfen?“

„Die unbedingteſte Ruhe, Majeſtät, Stille und Dunkelheit um Sie her, iſt das einzige Mittel, was ich Eurer Majeſtät anzurathen wage.“

„Was Sie mir anzurathen wagen; alſo gibt es doch vielleicht noch ein anderes, das Sie mir vorſchlagen würden, wenn ich nicht die Königin wäre?“

„Ein Mittel — gewiß nicht; Majeſtät, es wäre ja unverantwortlich, daſſelbe nicht ſogleich vorgeſchlagen zu haben — — allerdings ſind mir einzelne Fälle bekannt — wo bei gewöhnlichen Naturen —“

„Um des Himmels willen, lieber Doktor, ich bitte Sie inſtändig, betrachten Sie mich nur heute einmal wie eine ganz gewöhnliche Natur, und erzählen Sie mir in dieſer Richtung etwas von den Fällen, welche Sie ſoeben erwähnten!“

„Euer Majeſtät mögen mir verzeihen; aber dieſe Fälle, als Heilmittel gegen Migräne angewandt, beruhen auf Zufälligkeiten, die man Niemanden, am allerwenigſten Eurer Majeſtät verordnen könnte.“

„Laſſen wir dieſe Umſchreibungen,“ ſagte die Königin ungeduldig, „erzählen Sie mir kurz einen Fall oder eine

Zufälligkeit, welche im Stande wäre, dieſe verwünſchte Migräne abzuſchneiden!“

„Oder ſtärker auftreten zu machen,“ entgegnete Doktor Merker in ſehr ernſtem Tone, „auch davon habe ich Beiſpiele!“

„Vielleicht wie bei allen andern Heilmitteln, wir wollen in meinem Falle nicht das Schlimmſte annehmen — alſo wodurch wäre es vielleicht möglich, eine beginnende Migräne aufhören zu machen — —?“

„Durch eine heftige Gemüthsbewegung, Majeſtät! — aber der Himmel möge mich bewahren, dergleichen zu verordnen.“

„Allerdings ein eigenthümliches Heilmittel — doch beruhigen Sie ſich,“ ſagte die Königin mit einem ſehr leichten Anflug von Lächeln, „es iſt das ein Rezept wie ein anderes, und es ſteht ja bei mir, ob ich Ihr Heilmittel anwenden will, oder ob ich im Stande bin, es zu thun, denn man iſt nicht immer Herr ſeiner Gemüthsbewegung — — aber wollen Sie mir glauben, lieber Doktor,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe in lebhafterem Tone hinzu, „daß ſchon der Gedanke an eine Gemüthsbewegung mein Blut raſcher kreiſen macht, und meine Schmerzen eher verringert als vermehrt, ja wahrhaftig, ich fühle mich etwas leichter, und wenn ſich eine Gelegenheit böte, wäre ich vielleicht im Stande, Ihr Mittel zu erproben.“

„Um Gotteswillen, Majestät," flüsterte der Leibarzt in einem beinahe vorwurfsvollen Tone — „mein Mittel! — als wenn ich mich je unterstehen würde, Euer Majestät dergleichen vorzuschlagen."

„Nein, daß Sie das nicht gethan haben," antwortete die Königin jetzt mit einem wirklichen Lächeln, „will ich Ihnen feierlich bezeugen, wann und wo Sie wollen — danke Ihnen aber zu gleicher Zeit herzlich für den guten Rath eines treuen Freundes."

Bei diesen Worten reichte die hohe Dame dem Arzte ihre Fingerspitzen, und gestattete ihm einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf zu hauchen, wobei er sich langsam erhob und sich dann, vorsichtig rückwärts schreitend, zurückzog.

Die Königin hatte sich ein wenig von ihrem Lager erhoben, fuhr mit der Hand über ihre Stirn und wagte es, die Augen gegen die schwache Helle zu richten, welche zwischen den dichten Fenstervorhängen sichtbar war — „auch das schmerzt mich weniger, als vor einer Stunde," sagte sie alsdann — „was willst Du?"

Diese Frage galt der vorsichtig hereinschleichenden Kammerfrau, wobei sie der hellere Ton der Stimme ermuthigen sollte, rascher heranzukommen.

„Euer Majestät!" flüsterte Frau von Watters, „ich bin in großer Verlegenheit: draußen im Boudoir ist Seine

Königliche Hoheit der Kronprinz, doch bin ich ihm mit flehend erhobenen Händen entgegen gegangen und habe ihm gesagt, daß Euer Majestät recht leidend sind."

„Und mein Sohn ist wieder fortgegangen?" fragte die Königin rasch, indem sie sich auf ihrem Sitze erhob.

„Seine Königliche Hoheit wollen zuerst wissen, wie es Eurer Majestät geht."

„Begreiflich, und das wird er am besten erfahren, wenn er zu mir hereinkommt."

„Aber bei dem Zustand Eurer Majestät?"

Dießmal wurde die Frage der treuen Kammerfrau dadurch beantwortet, daß sich Ihre Majestät erhob und ein paar Schritte gegen die Thüre des Nebenzimmers machte, worauf dann Frau von Watters rasch an ihr vorübereilend das Gemach verließ, um gleich darauf die Portièren aufzuheben und den Kronprinzen eintreten zu lassen.

„Ich freue mich wie immer, Dich zu sehen," sagte die hohe Dame, indem sie ihrem Sohne beide Hände reichte.

„Wenn ich nur nicht fürchten müßte, Mama, Deine Migräne zu vermehren, an welcher Du leidest, wie mir die Watters sagte!"

„Im Gegentheil, ich glaube, daß es mir gut thut, ein wenig zu plaudern, komm', setze Dich zu mir; ist es

Vorwand, um auf einem hochgelegenen Punkte der Stadt, an der Stelle, wo die heutige Chriſtophskirche ſteht, eine Burg zu bauen, die ihm die Unterwürfigkeit der Stadt gewährleiſten ſollte. Zur Feier der Vollendung dieſes Baues, welchen man den Toledanern nicht aufgezwungen, ſondern aufgeſchwatzt hatte, wurde ein großes Feſt in der neuen Citadelle veranſtaltet, zu welchem der Chalif oder ſein verantwortlicher Miniſter einen großen Theil der Bürgerſchaft einladen ließ; aber von fünftauſend Gäſten, die im fröhlichen Getümmel durch das Thor der Burg gezogen waren, kehrte kein Einziger in die Stadt zurück: ſie wurden bis auf den letzten Mann erſchlagen und in einer großen Grube verſcharrt, die man zu dieſem Zwecke von vornherein in Bereitſchaft geſetzt hatte. Dieſe energiſche Regierungshandlung ſchaffte denn wirklich auch einige Zeit Ruhe; aber ſchon 834 brach ein neuer Aufſtand aus, der trotz der Citadelle erſt vier Jahre ſpäter durch den Hunger gedämpft werden konnte, ſo daß klar wurde, die Maßregel des Chalifen Hakem oder ſeines verantwortlichen Miniſters ſei doch im Grunde nur eine halbe geweſen, und die Regierung habe das Wohl des Staates durch unzeitige Großmuth Preis gegeben. Ob ſich nun der Chalif und ſein Kabinet jene Lehre zu Nutze gemacht, und ob ſie bei der nächſten Gelegenheit zehntauſend der unruhigen Köpfe von Toledo haben abſchlagen laſſen, davon erinnere ich mich nicht geleſen zu haben.

Im Anfang des eilften Jahrhunderts verlegte der Statthalter Mahomed's auf Erden ſeinen Fürſtenſitz nach Toledo, und fünfzig Jahre ſpäter wurde die alte Reſidenz der gothiſchen Könige von Alphons VI. zurückerobert, der zu dieſem Ende einen förmlichen Kreuzzug ausgeſchrieben hatte, an welchem Ritter und Reiſige aus allen Ländern der Chriſtenheit Theil nahmen.

Vergebens rückten die Saracenen ſpäter zu wiederholten Malen mit unermeßlicher Heeresmacht vor Toledo; dieſe Stadt blieb hundert und fünfzig Jahre lang das Bollwerk Caſtiliens gegen das Volk Ismael's, bis die Araber durch den großen Sieg bei Las Navas über die Sierra Morena hinausgeworfen wurden,

Dir nicht zu dunkel hier, soll ich die Vorhänge etwas aufziehen lassen?“

„Nein, nein, Mama, für mich gewiß nicht,“ erwiederte der junge Prinz hastig und in einem so entschiedenen Tone, daß man überzeugt sein mußte, er ziehe es vor, mit seiner Mutter im Halbdunkel zu plaudern.

„Wie geht es Dir, was machst Du — Du bist gewiß sehr beschäftigt?“

„Gewiß, Mama, es gibt da so Vieles anzuordnen, wenigstens Fragen zu beantworten, daß man oft nicht weiß, wo einem der Kopf steht!“

„Armes Kind — ach ja, auch das Glück will sauer erkauft sein — hat man Dir Proben Deiner neuen Einrichtung vorgestellt?“

„Baron Brenner hat sich damit beschäftigt, wie ich glaube,“ entgegnete der Prinz in gleichgültigem Tone.

„Ich glaube, Brenner qualifizirt sich gut in seiner neuen Stellung, er ist ein brauchbarer Mensch, und was die Stelle Deines Hofmarschalls anbelangt, so glaube ich doch noch, daß wir am Ende bei dem Könige für ihn durchdringen — meinst Du nicht auch?“

„Es ist möglich, Mama; aber offenherzig gesagt, ich wünschte es eigentlich doch nicht.“

„Seit wann hast Du Deine Ansicht geändert?“ fragte die Königin erstaunt.

„O, was die Anſicht anbelangt, ſo erinnere ich mich nicht, ſie ſehr deutlich ausgeſprochen zu haben.“

„Aber —“

„Ich ließ mir Baron Brenner als Kammerherrn gefallen, obgleich ich mich nie beſonders für dieſen faden Schwätzer intereſſirt habe — das iſt er doch, nicht wahr, Mama?“

„Wer hat nicht ſeine ſchwachen Seiten?“ verſetzte die Königin in begütigendem Tone; „aber er iſt von einer alten, ſehr guten Familie, er iſt treu und unbedingt ergeben, bei Hofe erwachſen, und kennt wie Keiner die intimſten Verhältniſſe.“

„Ja, ja, wie ein altes Verordnungsblatt, wie ein Regiſter, man braucht ihn nur aufzuſchlagen, um auf's Gründlichſte in jeder Abtheilung der Chronique scandaleuse unterrichtet zu werden — aber er lügt — er verleumdet.“

Es war in der That ſo dunkel in dem Gemach, daß jede dieſer beiden hohen Perſonen Mühe hatte, die Züge der andern unterſcheiden zu können, und war es vielleicht dieſer Grund, daß die Königin, nachdem ſie in einem ſanften Tone geſagt: „Du urtheilſt zu hart über dieſen armen Baron Brenner,“ ſich langſam erhob, an's Fenſter trat und den Vorhang ein wenig auseinanderzog, worauf ſogleich eine mächtige Lichtwelle in das Gemach drang.

Dabei war die hohe Dame einigermaßen erstaunt, zu fühlen, daß Doktor Merker mit seinem Heilmittel nicht Unrecht habe, denn sie empfand schon eine schwache Linderung ihrer Schmerzen, trotzdem ihre Gemüthsbewegung noch nicht heftiger Natur war, wenn auch lange nicht so unbedeutend, als die lächelnde Miene zeigte, mit der sie nun ihren Sohn betrachtete, wobei sie eine ziemliche Erregtheit in dessen Zügen las; seine Augen blickten unstät bald hierhin, bald dorthin, und er nagte häufig an seiner Unterlippe.

„Ich fühle mit Vergnügen, daß mir das Licht nicht weh thut, habe also Hoffnung, dießmal mit einem kleinen Anfall von Migräne davon zu kommen."

„— — Leider bin ich viel zu gutmüthig," sagte der junge Prinz, finster vor sich niederblickend, „um diesen Baron Brenner seine bösartigen Schwätzereien entgelten zu lassen, das heißt ich fühle mich erhaben, ebenso wie über diese Menschen selbst, über Alles, was sie, besonders meine Person anbelangend, in ihrer dummbrutalen Weise in die Welt hinausreden — ich stehe zu hoch, als daß mich nur ein Hauch ihres Mundes zu erreichen im Stande wäre; aber es gibt Dinge, Mama, es gibt Personen, die in meinen Augen, selbst nachdem man gegen sie fast das Unmögliche gethan hat, doch so hoch in meiner Achtung und Freundschaft stehen — ich benenne absichtlich das

Gefühl, welches ich für dieſe Perſonen empfinde, nicht mit dem Namen, wie ich ſollte, wiederhole aber nochmals, daß es Perſonen ſind, die meinem Herzen nahe ſtanden, vielleicht noch ſtehen, und daß damit wohl genug geſagt iſt, um dieſen Perſonen den Rang der Diſtinktion, den ſie verdienen, gebührendermaßen anzuweiſen."

Die Königin blickte ihren Sohn einigermaßen erſtaunt an, und wenn ſie auch ſein edles, vortreffliches Herz kannte und ſich ſchon häufig davon überzeugt hatte, wie warm und aufopfernd er in ſeiner Freundſchaft zu ſein vermochte, ſo ſah ſie doch an ſeinen erregten Blicken unter den finſter zuſammengezogenen Augenbrauen, daß es ſich hier um etwas Tieferes handle; und wenn ſie auch eine Ahnung davon hatte, was das ſein könne, ſo vermied ſie es doch ſorgfältig, durch ein Eingehen in die Worte des Prinzen eine für ſie höchſt unbehagliche Schattengeſtalt wieder deutlicher, fühlbarer erſcheinen zu machen. Sie zuckte deßhalb mit einem leichten Lächeln die Achſeln und ſagte: „Was willſt Du? Trotz unſerer geſellſchaftlichen Stellung oder gerade wegen derſelben ſind wir nicht weniger Mißverſtändniſſen aller Art, ja ich will ſogar ſagen Anfeindungen, ausgeſetzt, und wenn man gerade einmal nicht im Stande, uns ſelbſt zu treffen, ſo trifft man uns in unſern Freunden; habe ich nicht ſelbſt kürzlich noch darin ein redendes Beiſpiel in der unangenehmen Ge-

ſchichte mit meiner armen kleinen Ferrner? O, man wußte es ganz genau, wie ich dieſes vortreffliche Herz liebte, wie wohlthuend, wie erquickend für mich die Geſellſchaft dieſes einfachen, reinen, vortrefflichen Gemüthes war; wie lange hat man ſchon gegen ſie intriguirt, wie oft hat man ihr ihre Ruhe als Kälte, ihr ernſtes, geſetztes Weſen als Stolz und Hochmuth dargeſtellt!"

„Das glaube ich wohl," entgegnete der junge Prinz in bitterem Tone, „und obgleich ich die Gräfin Ferrner wenig gekannt, ſo habe ich doch Menſchenkenntniß genug, um es genau zu fühlen, welch' vortrefflicher und paſſender Umgang ſie für die zukünftige Kronprinzeſſin geweſen wäre — ich fürchte, Papa hat auch darin wieder einmal rückſichtslos zu ſehr nach ſeinen eigenen Anſichten gehandelt."

„O nein," gab die Königin eifrig zur Antwort, „ich bin vom Gegentheil überzeugt, er bedauert dieſen Verluſt aufrichtig, und ich weiß, daß er in dieſen Tagen den Miniſter Wieneck zu dem alten Grafen Ferrner ſenden wird, um eine Ausgleichung auch in anderen, nicht minder verdrießlichen Geſchichten zu finden."

„Jedenfalls aber weiß ich, daß Papa alles Mögliche gethan hat, um eine Perſon, die mir theuer war, nicht nur zu entfernen, ſondern auch durch ſchimpfliche Verdächtigungen aus meiner Achtung zu verdrängen."

„Möglich, aber laß mich Dir in Betreff der Gräfin Ferrner sagen," nahm Ihre Majestät nicht ohne Absicht rasch ihr Gespräch von vorhin wieder auf, „daß ich jetzt ganz genau weiß, wie ein förmliches Komplott geschmiedet worden ist von meiner stolzen Frau Oberstthofmeisterin, bei dem sogar die alte Pommerhausen betheiligt war, und daß man mit jenem armen Mädchen eine schändliche Komödie gespielt hat; ich weiß jetzt ganz genau, daß jener Mann, der in ihr Schlafzimmer drang — Namen wollen wir keine nennen — dieß auch nicht im Entferntesten in einer leichtsinnigen oder gar sträflichen Absicht that. Die Sache ist sehr geschickt eingefädelt worden, dann gehörig breit getreten, und ich wurde dadurch meiner treuesten Dienerin beraubt."

„So haben wir Beide einen unersetzlichen Verlust erlitten," sagte der junge Prinz in einem düsteren Tone und so in sich gekehrt, daß man wohl annehmen konnte, er habe sich viel mehr mit seinem eigenen Leid, als mit dem seiner Mutter beschäftigt — „doch wird ihr Verlust am Ende zu ersetzen sein, Mama — während der meinige —"

„Doch in den gegenwärtigen Verhältnissen kaum mehr ein Verlust genannt werden darf," antwortete die Königin mit sanfter Stimme, indem sie die rechte Hand ihres Sohnes ergriff.

„Aber ich habe ſie geliebt, Mama — ſehr, innig geliebt — es hat mir das Herz zerriſſen, als ich ſie für ein verächtliches Weſen halten mußte, und es hat mich namenlos unglücklich gemacht, als ich erfuhr, wie ſchändlich man ein edles, reines Weſen bei mir verleumdet — o, ſehr, ſehr unglücklich — und mit ſolchen Gefühlen ſoll ich einen Schritt thun, den man ſonſt doch nur froh und heiter zu thun pflegt!“

Die Königin hatte ſich mit einem tiefen Seufzer erhoben und war an das Fenſter getreten.

„— — Rathen Sie mir darin, Mama — tröſten Sie mich, wenn Sie im Stande ſind, meine Gefühle zu verſtehen!“

„Wer von uns wäre dazu nicht im Stande,“ erwiederte die hohe Frau, als ſie nach einem langen und finſteren Vorſichhinbrüten nun wieder an die Seite ihres Sohnes trat und ſanft mit den Fingern über ſein glattes Haar ſtrich — „laß mich Dir geſtehen, daß ich vollkommen mit Dir fühle, tief und ſchmerzlich fühle; aber laß mich Dir auch ſagen, daß Du in Zukunft große, ſchöne Rechte haben wirſt, die ſchon in der Gegenwart durch die Erfüllung oft bitterer Pflichten verdient werden müſſen.“

„Aber ich liebe die Prinzeſſin Henriette nicht, wie kann ich ſie lieben mit einem tiefen Weh im Herzen!“

„Du wirſt ſie achten und ſchätzen lernen!“

„Genügt das, Mama, und darf ich daneben an etwas denken, das mich vielleicht vollkommen glücklich gemacht hätte?“

Dieſe Frage war ſo eigenthümlicher Art, daß es Ihrer Majeſtät wohl unmöglich war, ſie anders zu beantworten, als daß ſie ſolche unbeantwortet ließ und mit einem leiſen Ton des Schmerzes auf einen kleinen Fauteuil niederglitt, während ſie beide Hände vor die Augen drückte und mit ſchwacher Stimme ſagte: „Ich habe doch mein Leiden zu gering erachtet, lieber Sohn — und meine Kräfte überſchätzt — verzeihe mir; aber ich bin wirklich nicht mehr im Stande, einen ruhigen Gedanken zu faſſen; wenn Du nachher hinausgehſt, ſo ſei ſo gut und ſchicke mir die Watters mit ihrem Eau de Cologne herein — behüt' Dich Gott, ich glaube kaum, daß wir uns bei der Tafel wiederſehen!“

Der junge Prinz war zu ſehr Prinz, zu ſehr gehorſamer Sohn und vollendeter Hofmann, als daß er ſich nicht augenblicklich erhoben hätte, ſeiner Mutter ehrfurchtsvoll die Hand zu küſſen, um darauf mit leiſen Schritten das Gemach zu verlaſſen.

Gleich darauf trat die erſte Kammerfrau ein und ſagte in leiſem, etwas vorwurfsvollem Tone: „Jetzt — endlich wollen Eure Majeſtät etwas von meinem

Mittel, welches Ihnen schon so oft gute Dienste geleistet hat!"

„Im Gegentheil, gute Watters," antwortete die Königin in einem so energischen Tone, daß Jene erschrocken zurückfuhr, „Doktor Merker hat mir ein besseres Mittel verordnet, das mir schon große Erleichterung verschafft hat, und von welchem ich eine zweite und stärkere Dosis nehmen will. Laß der Frau Oberstthofmeisterin sagen, ich würde sie mit Vergnügen bei mir sehen."

„Majestät — in Ihrem wirklich angegriffenen Zustande? —"

„Ich würde sie mit Vergnügen bei mir sehen, und zwar so bald als möglich" — dieß sagte sie mit einer Stärke der Stimme und einer Energie des Ausdrucks, daß Frau von Watters hastig davoneilte, worauf die Königin in leiserem Tone hinzusetzte: „So oder so, ich muß einmal damit zu Ende kommen und habe es gründlich satt, Jemand neben mir zu haben, der sich so gern das Ansehen gibt, als stünde er doch eigentlich über mir."

Obgleich Königinnen und andere fürstliche Personen das sehr angenehme Vorrecht haben, nicht warten zu dürfen, so war es doch im gegenwärtigen Falle in der That erstaunend, wie rasch Ihrer Majestät Wunsch, die Frau Oberstthofmeisterin bei sich zu sehen, erfüllt wurde,

und man konnte ſich dabei des Gedankens nicht erwehren, als habe Ihre Excellenz, obgleich vor Kurzem abgewieſen, ſich abermals wieder auf dem Wege nach den königlichen Gemächern befunden, oder als paßte das Ganze zuſammen, wie eine Szene in einem gut angelegten Luſtſpiele; jedenfalls aber hatte man es mit ein paar vortrefflichen Komödiantinnen zu thun.

„Ah, meine liebe Gräfin Wildenow! wie ſehr habe ich bedauert, Sie vor einer halben Stunde nicht ſehen zu können, aber ich kann Sie verſichern, meine Migräne hatte einen Punkt erreicht — nun einen Punkt, ihren Kulminationspunkt, bei dem es ſich offenbar zum Beſſern wenden mußte, und da dieß der Fall war, ſo wollt' ich nicht verſäumen, Sie zu ſehen."

„Euer Majeſtät ſind zu gnädig, allerdings trieb mich die Beſorgniß hieher, und war ich recht erſchrocken über die Antwort, welche mir die gute Watters gab."

„Meine liebe Gräfin," ſagte die Königin in einem recht warmen, gewiß von Herzen kommenden Tone, der auch bei der lieben Gräfin ſo ſehr anſchlug, daß ſie die Hand der hohen Frau ergriff, um wenigſtens ungefähr ſo zu thun, als wolle ſie dieſelbe an ihre Lippen führen, was aber verhindert wurde durch eine raſche Bewegung der Königin, ſowie durch ihre im verbindlichſten Tone geſprochenen Worte: „Bitte, ſetzen Sie ſich zu mir in

deren Päſſe ſie während der letzten dreihundert Jahre ihres Reiches in Spanien kaum noch in einzelnen unbedeutenden Streifzügen überſchritten."

Die Sonne war ſchon längſt am Horizont verſchwunden, als wir nach der Stadt zurückkehrten und, aufwärts durch die ſteilen Gaſſen kletternd, unſere Wohnung erreichten. Da die Wohnungen, wie ich ſchon früher bemerkt, meiſt hinten hinaus, dem Hofe zu liegen, ſo ſieht man bei Abend auf der Straßenſeite wenig erleuchtete Fenſter, was die Straßen ſtill und trübſelig macht; auch begegneten wir ſehr wenig Menſchen. Die ſchweren Hausthore waren verſchloſſen, und nur hier und da bemerkten wir einen Diener oder eine alte Frau, welche den Braſſero für den abendlichen Gebrauch mitten auf die Straße geſtellt hatte und mit einem Wedel die Kohlen anfachte, ſo daß man in der Dunkelheit die Funken weit umher fliegen ſah. Zu Hauſe glühte ebenfalls der Braſſero, flackerten die dreiarmigen Leuchter, und dort fanden wir den Tiſch gedeckt, auf dem alsbald unſer beſcheidenes Diner aufgetragen wurde. Natürlicher Weiſe iſt, ſobald der Abend hereingebrochen, der Fremde in Toledo auf ſeine Stube angewieſen. Das Theater war wirklich zu ſchlecht, die Kaffeehäuſer eng, trübſelig und finſter, und ein ziemlich kalter Wind, der an den Felſen herfegte, ließ ſelbſt keinen Spaziergang auf den Marktplatz zu. Ich geſtehe auch, daß wir von der heutigen Tour ziemlich ermüdet waren und uns deßhalb bald in unſere Schlafgemächer zurückzogen. Vorher nahmen wir übrigens noch freundlichen Abſchied von unſerem lieben Reiſegefährten Herrn W., den ſeine Geſchäfte ſchon am anderen Morgen nach Madrid zurückriefen. Er hatte ſich für den Eilwagen einſchreiben laſſen, der ungefähr zehn Stunden zur Fahrt von hier nach der Hauptſtadt braucht, wobei man Aranjuez rechts liegen läßt.

Am anderen Morgen gingen wir nach der Kirche San Juan de los Reyes, einem ſchönen Denkmal gothiſcher Kunſt aus den Zeiten Ferdinand's und Iſabella's, zum Dank für den Sieg über die portugieſiſchen Waffen bei Toro erbaut. Das Innere der

meinen Schmollwinkel, und laſſen Sie uns eine Viertelſtunde plaudern.“

Der Schmollwinkel Ihrer Majeſtät befand ſich neben dem großen Fenſter des Gemaches und war ſo eingerichtet, daß wenn ſich die hohe Frau dort auf einen kleinen Fauteuil niederließ, ſie ſich vollkommen im Schatten befand, während das Licht durch die großen Spiegelſcheiben voll auf das Geſicht derjenigen Perſon fiel, mit welcher die Königin harmlos plaudern wollte — jetzt die Oberſthofmeiſterin, und gedachte dieſelbe eine leichte Schwenkung mit ihrem Seſſel zu machen; aber nur einen Augenblick dachte ſie ſo, um dann im vollen Lichte ſitzen zu bleiben, während ſie zu ſich ſelber ſprach: „Nein, lieber mit offenem Viſir; aber den Angriff erwartend.“

Dieſer blieb denn auch nicht lange aus, nachdem Ihre Majeſtät ein wenig geplänkelt und Vorpoſten detachirt, in Geſtalt von Klagen über all' die vielen Arbeiten und Unannehmlichkeiten, die eine ſo große Veränderung, wie die Vermählung des Kronprinzen, im Haushalte des Hofes hervorbringen, und dazu noch die oft maßloſen Anforderungen des jenſeitigen Hofes, die Entfernung des braven Tönning, ja der Verluſt der kleinen Ferrner, den Ihre Majeſtät, wie ſie immer mehr einſehe, doch nicht hoch genug anſchlagen könne.

„Wie wir Alle,“ bemerkte die Oberſthofmeiſterin in

vollkommen beistimmendem Tone, „mich erfreute immer ihre liebenswürdige Ruhe.“

„Ihre Herzensgüte.“

„Und ihre Bescheidenheit.“

„Gewiß — ihre Bescheidenheit,“ sprach Ihre Majestät mit einem leichten Seufzer; „und ich muß schon sagen, daß ich viel darum gäbe, wenn die ganze verdrießliche Geschichte nicht vorgefallen wäre.“

„Und ich erst, Majestät,“ pflichtete die Gräfin Wildenow bei, indem ihre Augen, vom hellsten Licht bestrahlt, voll auf das Gesichte der Königin ruhten und auch nicht die Spur eines Schattens oder etwas Aehnliches zeigten.

„Ich habe es nie verstehen können,“ fuhr die hohe Frau nach einer kleinen Pause fort, „wie es dem sonst so taktvollen Grafen Leo Wieneck hatte einfallen können, zu seinen Besuchen einen so eigenthümlichen Weg zu wählen, und wie er auf diesen Weg gelangt war; im Vertrauen gesagt, meine liebe Gräfin, Watters hat mich neulich einmal in die Labyrinthe eingeweiht, welche zwischen Ihrem Apartement und dem, welches die Gräfin Ferrner bewohnte, sich befinden, und darauf habe ich mir eine ganz richtige Ansicht gebildet; Leo Wieneck betrat jenes Zimmer nämlich nicht durch den geheimen Gang, wie man bis jetzt angenommen, sondern er befand sich schon in den Gemächern meiner kleinen

Ferner, und verſteckte ſich, der Himmel mag wiſſen, aus welcher Urſache.“

„Das iſt doch wohl kaum glaublich, Majeſtät.“

„O, wir wiſſen nicht Alles, was ſich neben uns, ja unter unſern Augen begibt — leider, muß ich hinzuſetzen, — denn hätte ich früher eine Ahnung gehabt von einem gewiſſen Verhältniß; würde ich vielleicht anders gehandelt haben.“

„Welches Verhältniß meinen Euer Majeſtät?“ fragte die Oberſthofmeiſterin, wobei ihre Augen immer noch in leuchtender Klarheit ſtrahlten.

„Nun — das Verhältniß zwiſchen jenen beiden jungen Leuten — ein intimes Verhältniß, wie ich jetzt ganz genau weiß, und ſchon ſeit einiger Zeit beſtehend.“

„Mit ſolchem Endreſultat, Majeſtät!“ entgegnete die Oberſthofmeiſterin.

„Wo iſt das Endreſultat, meine liebe Gräfin? Wir ſtehen vor dem letzten Akt, wo ſich allerdings die Fäden wie in jedem guten Luſtſpiele total verwirrt haben, um den glücklichen Schluß des Ganzen überraſchend ſchön erſcheinen zu laſſen.“

„Und was meinen Euer Majeſtät mit dem glücklichen Schluß des Ganzen?“

„Nun, die Verbindung jenes glücklichen Paares, das uns, im Vertrauen geſagt, ein Bischen ſtark an der Naſe

herumgeführt hat; kannten Sie so wenig den starren Sinn und den Stolz meiner kleinen Ferrner, ihren Hochmuth, der es ihr unmöglich machte, zu gestatten, daß wir uns mit der Krönung ihres Glückes beschäftigten? — ah, die Beiden haben vortrefflich mit uns Komödie gespielt, und ich bedaure aufrichtig, daß wir uns hineingemischt und ich auf diese Art einen so großen Verlust erlitten."

Die Oberſthofmeiſterin that einen tiefen Athemzug, wobei ſie ihre Augen ein paar Sekunden lang wie tief überlegend ſchloß, in Wahrheit aber, um die tiefen Schatten zu verdrängen, die ſie um Alles in der Welt hier nicht wollte ſichtbar werden laſſen; ſie gedachte des Briefes, den ſie von dem Grafen Wieneck erhalten, es durchſchauerte ſie furchtbar bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß ein Verhältniß zwiſchen Beiden wirklich beſtanden haben könne — während — und noch tiefer fühlte ſie ſich durch die Idee erſchüttert, daß Leo vielleicht mehr als einmal den geheimen Gang dazu benützt, die junge Gräfin zu ſehen — „daß er ſchon oft zu ſeiner wahren Liebe geſchlichen iſt, ſelbſt auf die Gefahr hin, mich zu kompromittiren."

Man denkt viel in ein paar Sekunden, beſonders wenn die Gedanken wie Blitze durch die Seele einer gekränkten, eiferſüchtigen Frau dahinſchießen.

„Wiſſen Sie aber auch wohl," fuhr die Königin in einem freundlichen, wohlwollenden Tone fort, „daß mir die Gewißheit eines Verhältniſſes zwiſchen jenen beiden jungen Leuten ſchon um Ihretwillen, meine liebe Gräfin, ſehr angenehm iſt, und daß ich ſehr hoffe, durch eine baldige Verbindung derſelben Recht zu behalten?"

„Um meinetwillen, Majeſtät? — ich kann es in der That nicht verſtehen," erwiederte die Oberſthofmeiſterin, dieß noch in einem offenen, unbefangenen Tone ſagend, der ihr gewiß nicht wenig Ueberwindung koſtete, da ſie vollkommen einſah, was die Königin mit jenen Worten gemeint. —

„Ja, um Ihretwillen, Gräfin Wildenow."

Die leichten Vorpoſten waren durch dieſe Worte zurückgezogen worden, dagegen ſchweres Geſchütz aufgefahren, weßhalb man es auch von der ſtolzen Gräfin begreiflich finden mußte, daß ſie ihren Kopf erhob, und daß ihre Blicke eine herausfordernde Sicherheit annahmen — ja gerade im gegenwärtigen Augenblicke mußte man das doppelt begreiflich finden, unter dem Eindruck jenes Briefes, zwiſchen deſſen Zeilen ſie ſo klar als möglich geleſen — „dürfte ich Euer Majeſtät um eine nähere Erklärung dieſer Worte bitten?"

Damit hatte auch ſie eine Batterie demaskirt und den

Kampf angenommen, welchen sie leicht durch eine scherzhafte Wendung hätte vermeiden können — aber sie wollte ihn nicht vermeiden — zum Kampfe entschlossen war sie gekommen, zu diesem Zwecke hatte sie ein kleines Etui zu sich gesteckt, welches sie in der Tasche ihres Kleides jetzt leicht mit der Hand berührte, und das auf sie ungefähr dieselbe Wirkung ausübte, wie das Einlegen der Lanze, wie das Schließen des Visirs. — Ja, um jenen Ausdruck von vorhin zu wiederholen, hatte die Oberſthofmeisterin Gräfin Wildenow jetzt mit einem Male ihr Visir geschlossen, sie war sichtlich erbleicht und ihre Augen blickten ernsthaft, fast drohend.

„Eine Erklärung verlangen, sind wohl nicht die richtig gestellten Worte, Frau Oberſthofmeisterin," entgegnete die Königin mit großer Ruhe, „und würde ich es überhaupt von Ihnen recht freundlich finden, wenn Sie mich, selbst in anderer und geziemenderer Weise, mit einer Auseinandersetzung verschonen wollten."

„Glücklich wäre ich, den Wünschen Eurer Majestät auch in dieser Richtung strengstens nachkommen zu können, und bin wirklich untröstlich, in der bescheidensten und geziemendsten Art meine Bitte um eine gnädige Auseinandersetzung wiederholen zu müssen."

Die Oberſthofmeisterin sagte das, während sie sich lebhafter als je des nicht mißzuverstehenden Blickes er-

innerte, den bei neulicher Unterredung die Königin mit der Gräfin Pommerhausen gewechselt.

„Wollen Sie mich denn wirklich zwingen, Ihnen zu sagen," erwiederte Ihre Majestät in hörbar gereiztem Tone, „weßhalb es mich um Ihretwillen freuen würde, wenn eine Verbindung zwischen jenen beiden jungen Leuten, die sich innig lieben, wie ich ganz genau weiß, so rasch als möglich zu Stande käme, und dadurch vielleicht Plaudereien sehr gehässiger Art niedergeschlagen würden?"

„Plauderei sehr gehässiger Art über mich?" erwiederte die Gräfin Wildenow mit einem etwas verächtlichen Achselzucken. „Wer, in irgend einer höheren Stellung, entgeht denen überhaupt, besonders in der Gesellschaft — bei Hofe? — Nein, zwingen will ich Euer Majestät nicht, mir etwas zu sagen, was — mir schon lange kein Geheimniß mehr geblieben ist, müßte es doch bei dem so bekannten Wohlwollen Eurer Majestät Ihnen überaus schmerzlich fallen, einer treuen Dienerin verletzende Worte zu sagen — — deßhalb erlaube ich mir," fuhr die stolze Gräfin in einem ruhigen, aber sehr kalten Tone fort, indem sie langsam aufstand, „zuerst Euer Majestät dieses kleine Etui," — sie hob dasselbe in ihrer Hand empor, — „in welchem sich ein symbolischer Schlüssel befindet, zu Füßen zu legen, und dann erst bitte ich Sie, mir ohne Scheu sagen zu wollen, daß Euer Majestät jenen gehässigen Plaudereien

genügenden Werth beigelegt haben, um ſie zum Angriff gegen mich zu verwenden.“

„Frau Gräfin!“

„Gewiß, Majeſtät, ich kann den Ausdruck ‚gehäſſige Plaudereien‘, welchen Sie ſelbſt zuerſt gebrauchten, nicht zurücknehmen, denn ſelbſt angenommen, ich hätte Grund zu jenen Plaudereien gegeben, ſo wiſſen Euer Majeſtät am beſten, daß ich in allen meinen Verhältniſſen ſo ſelbſtſtändig bin, um jede Plauderei über meine Perſon, käme ſie ſelbſt von einer ſo ſtrengen Tugend wie die — der Gräfin Pommerhauſen, gehäſſig zu nennen das volle Recht habe.“

Auch die Königin hatte ſich erhoben, und als bei dieſer Bewegung der volle Schein des Tageslichtes auf ihr Geſicht fiel, konnte man an ihrer einigermaßen beſtürzten Miene wohl bemerken, daß ſie einen ſolchen Ausgang dieſes Geſpräches weder gewünſcht noch erwartet hatte; auch ſagte ſie deßhalb in einem milderen Tone: „Ich muß Ihnen doch zu bedenken geben, Frau Oberſthofmeiſterin, ob Sie nicht ſelbſt glauben, in Ihren Aeußerungen etwas weit gegangen zu ſein.“

„Vielleicht für Eurer Majeſtät Oberſthofmeiſterin wäre das nicht ohne Grund zu unterſuchen, indem ich mir aber erlaubte, jenen mir anvertrauten Schlüſſel zurückzugeben, könnte auch der geringſte Vorwand zu einem ſolchen

Grunde wegfallen, wogegen die Gräfin Wildenow in ſchuldiger Achtung und Ehrerbietung um die Gnade bittet, auch aus dieſer Audienz entlaſſen zu werden."

Dieſes „Audienz" ſehr ſtark betonend, machte die ſtolze Gräfin ein eben ſo tiefes als ceremoniöſes Kompliment, worauf ſie, ohne Ferneres auch nur eine Sekunde lang abzuwarten, zum Gemache hinausrauſchte.

Draußen befand ſich Frau von Watters, welche, keine Sylbe der Unterredung verloren habend, ihr mit einem eigenthümlichen, nicht unzufriedenen Lächeln nachſchaute, dann aber mit einem Male ihr Geſicht in ſehr ernſte und ehrerbietige Falten zwängte und ſtark rückwärts knixend ſich vergebliche Mühe gab, einen plötzlich eingetretenen und ſehr kräftigen Huſtenanfall zu unterdrücken. Es war nämlich Jemand raſch durch das Vorzimmer hereingetreten, der jetzt ſehr aufrechten Hauptes auf der Schwelle ſtand und beim Anblick der erſten Kammerfrau den Kopf etwas in die Höhe warf, und durch dieß Zeichen geſtattend, ſein Erſcheinen anzuzeigen, oder vor ihm die ſchweren Sammetportièren zu öffnen.

Beides that denn auch Frau von Watters in möglichſter Schnelligkeit, wobei es aber nur wie ein paar ziſchende Laute klang, als ſie zwiſchen den Vorhängen hindurch in das Nebenzimmer hinein die Worte hauchte:

„Seine Majeſtät!"

Einen Augenblick ſchien die Königin unſchlüſſig, ob ſie das kleine Etui, das ihr die Gräfin Wildenow da gelaſſen, mit ihrem Taſchentuche bedecken oder frei neben ſich auf dem Tiſche ſollte ſtehen laſſen; ſie zog das Letztere vor und ging dem Könige ein paar Schritte entgegen.

„Ei, was geht denn bei euch vor?“ ſagte dieſer, „ſoeben rennt die Oberſthofmeiſterin an mir vorüber, als ob es irgendwo in Deinen Zimmern brenne, beinahe ohne Gruß, jedenfalls aber ohne meine freundliche Anrede zu erwarten. — Was ſoll denn das bedeuten?“

„Die Gräfin Wildenow war ſoeben bei mir, unter recht nichtigem Vorwande um Enthebung von ihrer Stelle bittend.“

„Ei, zum Henker, die Du ihr aber doch hoffentlich nicht ſo mir nichts dir nichts ertheilt haſt — oder doch? Aber ſage mir wenigſtens, wie ſoll ich all' dieſe Geſchichten verſtehen?“

„Es gibt eine Art, um Enthebung ſeiner Stelle zu bitten,“ entgegnete die hohe Frau, indem ſie einen beſonderen Nachdruck auf das letzte Wort legte, „die man nicht anders als mit einer Gewährung erwiedern kann.“

„So wäre die Gräfin Wildenow unartig geweſen?“

„Ich will das gerade nicht behaupten, aber — meinen freundlichen, vermittelnden Worten, ja meiner

Kirche, mit vielen Bildhauer-Arbeiten geſchmückt, unter welchen ſich übrigens große Kunſtwerke befinden, iſt hier und da etwas überladen, wie dieß Eigenthümlichkeit der Bauwerke des ſogenannten gothique fleuri iſt; ſchön in Kreuzform geordnet mit hoch oben angebrachten Fenſtern ſind die Wände mit der feinſten Steinfiligran-Arbeit bedeckt, ein breiter prachtvoller Fries, der ſich unter den Fenſtern rings herum zieht, trägt immerwährend die Inſchrift Ferdinandus et Ysabella und das gekrönte F und Y begegnet dem Auge auf allen Schildern, unzählige Heiligenſtatuen mit zierlichen Baldachinen überdeckt ſtehen in langen Reihen zwiſchen großen Wappenſchildern, ſo daß faſt nirgends die glatte Wandfläche ſichtbar bleibt. Der oben erwähnte Fries erweitert ſich an einem der Kreuzpfeiler zu einer um denſelben herlaufenden freiſchwebenden Gallerie, welche die ſchönſte Kanzel bildet, die wohl gedacht werden kann; in reich ornirten Bogen überdeckt das Gewölbe dieſen reizenden Raum, der, obwohl von keiner beſondern Ausdehnung, doch zum Prächtigſten gehört, was in Kirchenbauten in Spanien zu finden ſein wird. Iſt die Kirche reich und mannigfaltig, ſo iſt es noch mehr der daranſtoßende Kreuzgang, in dem ebenfalls Statuen in Menge auf wunderſchönen Unterſätzen ſich an die Strebpfeiler anlehnen; halbverfallen, wie er leider iſt, gibt er mit den üppigen Rankengewächſen, die zu den ſchlanken, von dem feinſt durchbrochenen Maaßwerk ausgefüllten Fenſtern hereinwuchern, ein Bild von unbeſchreiblich maleriſcher Wirkung. An den Außenwänden ſieht man eine traurige Merkwürdigkeit: eiſerne Feſſeln nämlich in langen Reihen aufgehängt, welche man den Mauren in Granada abgenommen, und welche ſie chriſtlichen Sklaven anzulegen pflegten; es ſind Ringe, durch ſchuhlange dicke Eiſenſtäbe verbunden, und müſſen dem Anſehen nach von außerordentlicher Schwere ſein.

Bei der Kirche San Juan beginnt ein Stadtviertel, welches man in dem eng begränzten Toledo, deſſen ſchmale Gaſſen und zuſammengedrängte Häuſer uns deutlich gezeigt, wie ſehr man bemüht war, hier auf dem Felskegel jeden Schuh breit des koſt-

Aufforderung, diesen für mich so überraschenden Schritt überlegen zu wollen, beantwortete sie einfach durch Zurücklassung dieses Etuis."

„Da muß doch immerhin Einiges vorhergegangen sein?"

„Aber recht Unbedeutendes, wir sprachen über die Gräfin Ferrner, wobei ich nicht unterlassen konnte, ihr zu sagen, wie sehr mich der Verlust dieses vortrefflichen jungen Mädchens geschmerzt und immer noch schmerze."

„Ei, ei," sagte der König, während er an das Fenster trat und seine Arme übereinander schlug, „das ist ja eine förmliche Wuth zur Desertion in Deinem Haushalte, und kommt mir in der That gerade jetzt sehr ungelegen; die Ferrner verläßt Dich, nun auch noch die Gräfin Wildenow, Tönning ist gegangen, der bei allen seinen Schwächen doch ein vortrefflicher Oberſthofmeister war, und so sind wir denn in einem so wichtigen Augenblicke auf Deine würdige Pommerhausen beschränkt, und statt daß ich Damen fände, wie sie mir für den Haushalt der künftigen Kronprinzessin passend erscheinen, verliere ich gerade jetzt zwei Damen, die eine Zierde des Hofes waren."

„— — Die Gräfin Ferrner — gewiß."

„Ah, Du scheinst den Verlust Deiner Oberſthofmeisterin nicht besonders stark zu bedauern," rief der

König in einem ungeduldigen Tone, indem er sich rasch umwandte; „wogegen ich Dich versichern muß, daß das ein recht schwerer Verlust für uns ist, eine Frau von diesem Geiste, von dieser würdevollen und delikaten Art zu repräsentiren, eine so wohlthuende, vornehme Erscheinung — nenne mir doch irgend Jemand, der im Stande wäre, ihre Stelle zu ersetzen — — ah, ich bin überzeugt, Du wirst mit einer Geschwindigkeit eine Menge von Namen nennen und die Sache sehr leicht nehmen, die für mich doch so schwer und ernst ist. — Der starrköpfige Ferrner sitzt auf seinem alten Schlosse und grollt — Tömning wird lächeln über tausend Verlegenheiten, in die wir gerathen können, und nun geht auch noch die Wildenow, nachdem die Ferrner schon gegangen ist, das ist mir durchaus nicht gleichgültig; ist es doch gerade so, als fange man an, ein morschwerdendes Schiff zu verlassen und nach einem neuen Fahrzeug zu schielen; ich habe in dieser Richtung auch noch andere bedenkliche Erfahrungen gemacht, will aber beweisen, daß ich das Steuer noch mit fester Hand führe, und daß die Zeit der Pommerhausen, der Stoltenhoffs, Brenners, Schalkens und wie sie Alle heißen mögen, noch nicht gekommen ist!“

Seine Majestät hatte dieß mit einiger Erregung gesagt, während er mit dröhnenden Schritten auf und ab ging, zuweilen nach der Königin umschauend, um irgend

eine Erwiederung zu erwarten, die aber nicht erfolgte, da es die hohe Frau kluger Weiſe vorzog, nur zuweilen ihr Taſchentuch leicht an die Lippen zu drücken, oder leicht damit über ihre Stirn zu fahren, nachdem ſie ſich langſam wieder in ihren Seſſel niedergelaſſen.

„Daß durch all' dieſe Geſchichten Fäden laufen, die ich noch nicht vollkommen kenne, davon bin ich überzeugt," fuhr der König nach einer Pauſe fort, „aber ich hoffe ſie kennen zu lernen, wenngleich auf Umwegen, da mir jede direkte Frage durch ein Achſelzucken beantwortet wird, von dem ich nicht einmal weiß, ob es aus Unwiſſenheit oder Klugheit entſpringt — dazu hat man noch den einzigen Menſchen, der mir vielleicht auf derbe oder auf luſtige Art die Wahrheit geſagt hätte, ebenfalls wegescamotirt." — —

Hier konnte ſich die Königin nicht enthalten, mit einem fragenden Blicke aufzuſchauen.

„Ich meine Roſenthal, unter deſſen lächerlichen Geſchichten und komiſchen Ideen immer ein gutes Korn Wahrheit zu finden war, oder eine goldene Lehre, die gerade für uns eben ſo gut paßte, als für irgend einen Brahminen oder arabiſchen Weiſen, dem er ſie ertheilt haben wollte; war Roſenthal doch der erſte und einzige Menſch, der es gewagt, mir wahr zu berichten über jene Geſchichte meines Herrn Sohnes, welche Dir und der

würdigen Pommerhausen so entsetzlichen Kummer verursacht, und war er es doch auch wieder, der mir Mittel und Wege an die Hand gab, um diese Geschichte noch zur rechten Zeit zu coupiren."

„Allerdings that er das," sagte die hohe Frau und setzte in einem verächtlichen Tone hinzu: „doch glücklicher Weise, indem er sich demaskirte durch die Art und Weise, wie er sich für seine Mittheilung belohnen ließ, und damit zeigte, weß Geistes Kind er sei. Ich erschrecke in der That, wenn ich daran denke, daß man ihn in die besten Gesellschaften, in die intimsten Zirkel zog!"

Ueber die Züge seiner Majestät flog ein eigenthümliches Lächeln, ehe er zur Antwort gab: „Was das anbelangt, so würden wir in ähnlicher Weise schon häufig Gelegenheit zum Erschrecken gehabt haben; erinnere Dich des französischen Marquis, auch des polnischen Grafen, die so lange eine Zierde Deiner kleinen Tanzunterhaltungen waren, und von denen sich der Erste bald darauf als ein weggejagter Kammerdiener entpuppte, und der Andere später als Croupier einer Spielbank wieder auftauchte."

„Ich muß wirklich für diese Auffrischungen danken," erwiederte die Königin in einem bitteren Tone, „sie kamen scheinbar mit den besten Empfehlungen, und wurden in aller Form vorgestellt."

„Gewiß, es kann Dich darin kein Vorwurf treffen, ebensowenig wie bei der amerikanischen Familie vor zwei Jahren, ces femmes distinguées, mit ihren demoiselles gracieuses et charmantes, Gattin und Töchter eines londoner Schneiders, die sich nicht nur Deiner, sondern sogar der würdigen Pommerhausen ganz besonderer Protektion erfreuten."

„Ich bitte in der That —"

„Es ist durchaus keine Schande, Frau und Töchter eines londoner Schneiders zu sein," fuhr Seine Majestät unerbittlich fort; „aber man muß nicht auf dieser Seite eine chinesische Mauer errichten wollen, um nach der andern ebenfalls in's Ungewisse die volle Hand auszustrecken. Was jene Damen anbelangt, so habe ich noch ganz vor Kurzem durch Sir Frederic Knobbers, der damals schon ein wenig kopfscheu that, erfahren, daß ein zierliches Bracelet mit Deiner Namens-Chiffre sehr rücksichtslos verkauft worden ist, um etwas gemeine Schulden zu bezahlen — doch gehen wir darüber hinweg, um" — fuhr Seine Majestät mit einem Anfluge von Humor fort, „nochmals auf besagten Herrn von Rosenthal zu kommen."

„Eine Mittheilung, die ich Dir wirklich erlasse."

„Nein, nein! Gerechtigkeit vor Allem, ich habe nämlich so gut als sicher die Gewißheit in der Hand, daß

Rosenthal auf einer letzten Verhandlung, die ich mit ihm hatte, allerdings räthselhaft wie immer geblieben ist, aber sich keiner zweideutigen Handlung schuldig gemacht; die gewisse Verschreibung nämlich ist, wenigstens bis heute, nicht bei der königlichen Bank präsentirt worden."

„Was ich sehr begreiflich finde, ein schwer Verwundeter, wie Rosenthal, hat dazu noch keine Gelegenheit gehabt."

„Möglich und doch wieder unwahrscheinlich; es hat ihm nicht an Leuten gefehlt, um seine hiesigen Verhältnisse aufzulösen und seine Verbindlichkeiten strengstens erfüllen zu lassen — und wenn wir nun in der That weiter nichts mehr erführen von jenem Papier, so müßtest Du mir doch selbst zugestehen, daß man Rosenthal, diesen angenehmen, geistreichen, liebenswürdigen Menschen, mit großem Unrecht in dieselbe Kategorie mit den vorhin pflichtschuldigst Erwähnten werfen würde."

Bei den letzten Worten machte der König eine sehr bestimmte Handbewegung, welche Jedermann aus seiner Umgebung kannte, sowie vollkommen verstand, und mit der er gern ein Gesprächsthema, ja eine Unterhaltung abzubrechen pflegte. Hier setzte er noch hinzu: „Ich werde mich dieser Geschichten einmal selbst und kräftig annehmen müssen, hätte auch am Ende besser gethan, in eigener Person den Versuch zu machen, um

dem alten Ferrner seinen starren Kopf zurecht zu setzen, statt Wieneck zu schicken — und kann ich mir das noch immer überlegen."

Alsdann erkundigte sich Seine Majestät noch recht liebreich nach der Migräne der Königin, von welcher er durch den Leibarzt in Kenntniß gesetzt worden war, und schien sehr erfreut, als ihn die hohe Frau versicherte, daß ihr Leiden einem neuen und ganz eigenthümlichen Heilmittel gänzlich gewichen sei.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

In der einundzwanzigsten Wendung, ein stattliches Schloß mit guten Menschen.

Graf Willibald Ferrner hatte, um Herrn von Rosenthal mit seiner Schwester in Moorfeld abzuholen, einen vierspännigen, beinahe ganz neuen Landauer gesandt, der so weich und elastisch in seinen Federn hing, daß man vermittelst einer Tragbahre gewiß keine angenehmere Bewegung verspürt hätte, und finden wir es daher von dem Verwundeten sehr begreiflich, daß er sich mit großem Behagen in den weichen Kissen ausstreckte, wobei es ihm Vergnügen zu machen schien, mit halbgeschlossenen Augen den köstlichen Geruch des neuen Leders in die Nase zu ziehen, wie man es in der Jugend wohl zu thun pflegt.

„Ah, welche Erinnerungen werden dadurch wach gerufen!“ sagte er mit einem leichten Seufzer.

Ellen ſtreifte mit ihrem Blick ſein bleiches, mehr als je eingefallenes Geſicht, welches ihr, ſie wußte ſelbſt nicht warum, noch nie einen ſo unangenehmen, ja unheimlichen Eindruck gemacht hatte, als ſeit ihrem Wiederſehen, wogegen ihre gewiß gerechtfertigte Furcht vor ihm faſt in der gleichen Stärke abgenommen hatte; woher es denn auch wohl kam, daß ſie mit einem verächtlichen Kräuſeln ihrer Lippen und einem ironiſchen Tone zu erwiedern vermochte: „Wohl Erinnerungen aus Ihrer Kindheit?“

„Allerdings Erinnerungen aus meiner Kindheit, oder um beſſer zu ſagen, aus unſerer Kindheit, theure Schweſter, wobei ich Dir wieder einmal recht ſcharf in's Gedächtniß zurückrufen muß, daß Du Dich bei unſerer Ankunft im Schloſſe des freundlichen Ausdrucks eines recht ſchweſterlichen Gefühls zu befleißigen haben wirſt, und deßhalb wohl thäteſt, Dich mit den Erinnerungen aus unſerer beiderſeitigen Kindheit recht ſehr zu befreunden, wobei ich beſonders auf das trauliche, unumgänglich nothwendige ‚Du‘ großen Werth lege — haſt Du mich vielleicht verſtanden?“

„Um Sie nicht zu kompromittiren, will ich mir für meinen gewiß nur kurzen Aufenthalt dort alle mögliche Mühe geben.“

„Die Kürze oder Länge dieſes Aufenthaltes wird

ſich finden, wie alles Uebrige, laß Dir aber in Kurzem ſagen, daß wir eine höchſt angenehme Jugend auf dem Schloſſe Roſenthal, in der Nähe von Verviers, verlebten, daß Du nach dem frühen Tode unſerer Eltern zu einer Tante nach London kamſt, während ich ſtudirte und ſpäter weite Reiſen machte, daß dieſe Tante — wenn Du es für nöthig hältſt, dieſer Tante einen Namen zu geben" — unterbrach Herr von Roſenthal den ruhigen Ernſt, mit dem er ſprach, durch ein freundliches Lächeln und einen gefälligen Ton, — „ſo nenne ſie Miſtreß Plowden, die Frau, oder noch beſſer die Wittwe eines ſehr reichen Kaufmannes der londoner City — die Schweſter unſeres Vaters, — ‚Schloß Roſenthal' übernahm, heute dort noch lebt, aber nur durch Krankheit abgehalten war, Dich an das Krankenlager des innig geliebten Bruders zu begleiten."

Ellen konnte ſich eines leichten Achſelzuckens, begleitet von einem tiefen Athemzuge, nicht enthalten, worauf Herr von Roſenthal unter einem kurzen Aufblitzen ſeiner Augen, aber immer noch in ſehr ruhigem Tone, fortfuhr: „Was ich Dir aber dabei dringend anempfehlen muß, iſt, eine eben ſo kindiſche als gefährliche Sucht zu bekämpfen, fremde Leute in Deine Vertraulichkeit zu ziehen, wie Du nicht unterlaſſen haſt, unſern vortrefflichen Doktor Flinder zu Deinem Vertrauten zu machen."

baren Raumes gehörig zu benutzen, nicht vermuthet, leere, öde Stätten nämlich, mit Trümmerhaufen aller Art bedeckt und von alten Wohnhäusern umgeben, die trotz ihrer Armseligkeit in Bauart und Form so echt maurisch sind, daß man glaubt, irgendwo in einem syrischen Orte zu sein. Ob die Kriege hier ihre verwüstenden Spuren hinterlassen, oder große Feuersbrünste, oder ob hier ein maurischer Herrscher ehemals Gärten und Badanlagen besaß, wer weiß das? Der weite Platz ist öde und leer, aber trotzdem interessant und malerisch. Schutthaufen liegen überall umher, deren Geröll sich in langen, schrägen Linien bis an den Tajo hinunterzieht. Die hellgelben Gebäude, von denen ich oben sprach, scheinen sich wie scheu zurückgezogen zu haben, um mit ihrem luftigen Aufbau die wüsten Stätten ängstlich zu betrachten. In diesem Stadtviertel muß sich das Maurenthum am längsten erhalten haben; heute gehört es zum Judenquartier, und da wir unserem kundigen Führer folgten, so zeigte er uns in jedem scheinbar baufälligen Gebäude, oder hinter jeder Mauer, wo wir höchstens eine alte Scheuer erwarteten, einige schöne Denkmäler altarabischen Glanzes. Nachdem wir an einem derselben angeklopft, öffnet sich uns ein altes, zusammengeflicktes Thor, und wir treten in einen Hof, in dessen Hintergrunde sich ein Gebäude erhebt, das schon von Außen durch seine Form etwas verspricht. Wie sind wir aber überrascht, als wir nun diesen Raum betreten und die reichen Knäufe auf den achteckigen Pfeilern sehen, welche die Bogen tragen, die in zierlicher Hufeisenform von einem zum andern gesprengt sind. Die Bogenstellungen trennen das Gebäude in drei Schiffe und tragen noch viele Spuren von Vergoldung, bunter Malerei und Stukkatur. An den Wänden und Säulenschäften die zierlichsten Arbeiten in glänzenden, alle Farben zeigenden Fayence-Platten! Leider war in diesem Raume arg gehaust worden. Die Decken sind herabgefallen und die rohen Sparren schauen herein. Die Malereien waren größtentheils zerkratzt und abgeschlagen, und in den Ecken lagen ganze Haufen der kostbarsten Azulejos, wo wir uns für ein paar Realen nach Belieben heraus-

„Wer sagt das?“ fuhr Ellen auf.

„Gesagt hat es mir Niemand; aber ich weiß es ganz genau, ich errieth es aus ein paar unbedachten Aeußerungen unseres Freundes, und finde die Bestätigung in der aufflammenden Röthe Deines Gesichts.“

„Gott sei Dank, daß ich das Erröthen noch nicht verlernt habe!“

„Setze hinzu: in meiner Gesellschaft, es geht das in Einem hin; aber erlaube mir, Dir zu bemerken, daß das Erröthen eine schöne, aber auch eine sehr gefährliche Eigenschaft ist, — was nun den Doktor Flinder anbelangt, so bin ich von seiner Ehrenhaftigkeit, sowie von seiner mir sehr begreiflichen Zuneigung für Dich so überzeugt, daß ich nicht fürchten muß, er würde je etwas thun oder etwas sagen, was Dir schaden könnte, im Gegentheil; und wenn auch Dein gefährliches Vertrauen aus einer fast lächerlichen Offenherzigkeit entspringt, so würde ich es im vorliegenden Falle nicht tadeln, da es den guten Doktor fester an uns und unser Interesse bindet, doch würde es mir lieber gewesen sein, wenn Du ihn absichtlich und mit Ueberlegung in Dein Vertrauen gezogen hättest, woraus ich auch nebenbei sähe, daß Du bei mir etwas gelernt hast — bitte, keine Deklamationen, wir haben jetzt keine Zeit dazu — vergiß aber nicht, Ellen,“ fuhr er in bewegterem Tone fort, wobei er sich

etwas aufrichtete und sie mit seinen großen, dunklen Augen voll anschaute, „daß ich im Begriffe bin, meine letzte Karte auszuspielen, und daß es mich tief hinabstürzen würde, wenn Du nur durch ein Wort, ja nur durch eine Miene, mein Spiel verriethest. Du erscheinst in Kurzem bei Leuten aus den höchsten Ständen, welche auf's Günstigste eingenommen sind für die Schwester dieses guten und vortrefflichen Rosenthal, der keinen Augenblick gezaudert hat, sein Blut für die Ehre jener Familie zu vergießen."

„Räthsel über Räthsel," hauchte Ellen zwischen ihren schmerzlich aufeinander gepreßten Lippen hindurch.

„Allerdings Räthsel, die es auch für Dich, ein junges, reines, unschuldiges Gemüth, bleiben müssen — doch wollte ich vorhin sagen, daß Du drüben auf dem Schlosse schwerlich Jemand finden würdest, der sich, wie der gute Doktor, für die ehemalige Geliebte Rosenthal's so zu interessiren vermöchte, um sie in jener feinen, vornehmen Gesellschaft auch nur einen kurzen Augenblick zu dulden."

„Und Sie zwingen mich —"

„Du zwingst mich! heißt es," rief Herr von Rosenthal, unmuthig mit dem Fuße stampfend, „in unserem elterlichen Hause war es niemals Mode, daß die Geschwister ‚Sie' zu einander sagten."

„Man zwingt mich also, mit solchen entsetzlichen Gefühlen unter Leute zu treten, ja mit ihnen, wenn auch nur kurze Zeit, leben zu müssen, in dem furchtbaren Gedanken, daß sich irgend Etwas ereignen könnte, welches sie veranlassen müßte, sich mit Abscheu von mir zu wenden — o, ich bin unsäglich elend!“

„Deine Klugheit wird alles Das zu verhindern wissen, und ein glänzender Erfolg wird auch Dich hoffentlich für Deine Mühe entschädigen.“

„Was habe ich zu hoffen, welche Erfolge Deiner Bemühungen könnten im Stande sein, mich zu einem freudig dankbaren Blick nach Oben zu veranlassen?“ Ellen sagte das sehr leise mit einem traurigen Lächeln und fügte dann mit sich selbst redend hinzu: „Erfolge dort würden ja nur im Stande sein, jeden andern Erfolg, wie ich ihn mir in meinen kühnsten und süßesten Träumen vielleicht zuweilen doch noch ausmale, für immer zu zerstören.“

Herr von Rosenthal sah seine Begleiterin finster vor sich hinbrüten, und da ihm Alles daran gelegen war, sie in milderer Laune auf dem Schlosse ankommen zu sehen, so sprach er dieß und das Gleichgültige, von dem er wußte, daß es ihr gerade nicht unangenehm sei, und sagte zuletzt: „In Allem genommen war der Aufenthalt bei dem guten Doktor Flinder für mich von den vor-

trefflichſten Folgen, und auch für Dich nicht unangenehm, wie Du mir zugeben mußt, Ellen, wenn Du gerecht ſein willſt.“

„Ich fühlte mich dort wenigſtens nicht unglücklich,“ ſagte ſie mit einem dankbaren Blicke gegen den Himmel, „denn ſeine freundliche, liebevolle Art, mich zu behandeln, hat mir wieder einiges Selbſtvertrauen gegeben, und ſeine offenbaren Beweiſe von Achtung — ja trotz alledem,“ ſetzte ſie mit einem finſteren Blick auf Roſenthal hinzu, „haben mich vielleicht von einem tiefen Abgrunde zurückgezogen — haben mir vielleicht wieder zu hoffen erlaubt,“ ſetzte ſie ſo leiſe hinzu, daß dieſe Worte ihrem Begleiter nicht anders klangen, als ein langer Seufzer.

Da ſahen ſie das Schloß dicht vor ſich liegen, und die vier edlen Pferde zogen den leichtſchaukelnden Wagen im ſchärfſten Trabe die letzte Anhöhe hinan, mit donnerndem Hufſchlage über die Zugbrücke hinweg, unter dem Thore mit dem drohenden Wappenlöwen hindurch in den Schloßhof, wo es ſich der alte Graf Ferner nicht nehmen ließ, an der Freitreppe ſtehend, ſeinen Sohn Hugo zur Seite, umgeben von zahlreicher Dienerſchaft und Hausbeamten, ſeine Gäſte zu empfangen und ſomit Jedem abſichtlich zu wiſſen thuend, welch' großen Werth er auf ihre Ankunft legte; ja er würde ſie auch ſelbſt nach ihren

verschiedenen Apartements begleitet haben, wenn dieß nicht gar zu sehr gegen die Etikette gewesen, und wenn der graue Haushofmeister nicht ohne Weiteres den Beiden vorangeschritten wäre, ein Geschäft, welches dieser würdige Beamte sich auch nicht so leicht hätte nehmen lassen, trotzdem er seinen Kopf und sämmtliche Hände so voll als möglich hatte, wie man bei ähnlichen Veranlassungen zu sagen pflegt. Erwartete man doch in den nächsten Tagen den Minister Graf Wieneck Excellenz, ferner den englischen Gesandten Sir Frederic Knobbers, wurden doch Vorbereitungen zu großen Jagden getroffen, die eine Menge der umherwohnenden Edelleute herbeiziehen mußten, und war doch gestern Abend der Baron Brenner aus der Stadt gekommen, was an sich freilich kein so großes Ereigniß gewesen wäre; doch war dieser neue Kammerherr des Kronprinzen mit so hoch erhobener Nase, mit einer solchen Atmosphäre von Wichtigkeit dem Wagen entstiegen, daß der Haushofmeister deutlich einsah, es handle sich hier nicht um eine einfache Jagdeinladung, sondern Baron Brenner träte als Abgesandter und Ueberbringer höchst wichtiger Mittheilungen auf. Daneben hatte man auch auf dem einsamen Schlosse schon viel gesprochen von der bevorstehenden Vermählung des Kronprinzen, von unerhörten Festlichkeiten, die dabei stattfinden sollten, und zu gleicher Zeit lag etwas in der

Luft, auch in den Blicken des alten Herrn Grafen, ja in manchen Worten, was nicht nur dem Haushofmeiſter, ſondern auch andern Würdenträgern aus dem Vorzimmer und dem Stalle zu denken und zu ſprechen gab. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß der Haushofmeiſter ſchon ein paarmal geträumt hatte, er durchwandle wieder einmal die ſchon lange verſchloſſenen Säle des gräflichen Palais in der Stadt, und daß er ſich gar nicht gewundert, als er den erſten Kammerdiener beſchäftigt fand, die große Staatsuniform Seiner Excellenz auf's Genaueſte durchzuſehen, ſowie den Leibkutſcher in der Sattelkammer antraf, wie er die reich geſtickte Bockdecke des Staatswagens mit großer Sorgfalt beſichtigte.

Dazu kam nun, wie geſagt, der wohlbekannte Baron Brenner, der in ſeiner Leidenſchaft, den größtmöglichſten Nimbus um ſich zu verbreiten, gerade ſo that, als halte er es für ſeine Pflicht, vor dem Haushofmeiſter, dieſem alten, treuen Diener, nicht gar zu geheimnißvoll zugeknöpft zu erſcheinen, und als dürfe er ſich ſchon erlauben, von bedeutenden angenehmen Aenderungen, von ſchmeichelhaften Botſchaften und dergleichen zu reden.

Was nun Seine Excellenz den Herrn Oberſtjägermeiſter ſelbſt anbelangte, ſo war er von dieſem aller-

dings in seiner Eigenschaft als Bekannter des Hauses auf's Freundschaftlichste aufgenommen worden, als Kammerherr Seiner Königlichen Hoheit aber etwas förmlich, und als Mittelsperson, welche abgesandt worden war, über gewisse unangenehme Geschichten genügende Erklärungen abzugeben, sehr kühl empfangen worden; ja Seine Excellenz war recht auffallend von diesem Gesprächsthema abgesprungen, um eines Bekannten, auch von Brenner, aus der Residenz zu erwähnen, den er morgen und mit großem Vergnügen in seinem Schlosse erwarte — Rosenthal.

„A—a—a—ah, Rosenthal!"

„Gewiß, der arme gute Rosenthal, der glücklicher Weise dießmal noch ziemlich günstig davon gekommen ist."

Der arme gute Rosenthal, hatte Graf Ferner gesagt, und diese günstigen Prädikate genügten dem Baron Brenner vollkommen, um der ernsten Miene, welche er bei Nennung jenes Namens angenommen, rasch eine kleine freundliche Beimischung zu geben.

„Ah, der arme Rosenthal," wiederholte der Kammerherr des Kronprinzen, „ich hätte in der That nicht geglaubt, daß sich derselbe so rasch wieder erholen würde!"

„Es ist das auch ein halbes Wunder, und ohne die sorgfältigste Pflege eines vortrefflichen Arztes und ge-

wisse wunderbare Mittel, die er in Indien kennen gelernt, würden seine Freunde, wozu ich mich rechne, wohl noch viel länger seine angenehme und geistreiche Gesellschaft entbehrt haben."

Diese kleine Unterredung hatte dem Baron Brenner zu denken gegeben, während er später in seinem Zimmer überlegend hin und her ging, doch müßte er nicht der gewandte Hofmann gewesen sein, wenn er länger als eine halbe Stunde gebraucht hätte, um bei Rosenthal anfragen zu lassen, wann er das Vergnügen haben könne, mit ihm ein paar Minuten zu verplaudern.

„So bald als möglich," war ihm erwiedert worden, und als er hierauf die Treppe hinabging in den ersten Stock, wo Herr von Rosenthal seine Gemächer hatte, sprach er kopfschüttelnd zu sich selber: „Unbegreiflich, wenn ein solcher Kerl einmal fällt, so fällt er gewiß die Treppe hinauf oder wie eine Katze auf seine Füße, ohne sich Schaden zu thun — —"

„Ah, bester Rosenthal, wie freu' ich mich, Sie so wohl wiederzusehen — bleiben Sie sitzen, ich bitte Sie dringend darum, und werde mir einen Stuhl neben ihren Fauteuil stellen!"

Es hätte dieser Bitte eigentlich gar nicht bedurft, denn Rosenthal machte beim Eintreten des Andern nur eine leichte Bewegung mit der Hand, die man allenfalls

für eine freundliche Begrüßung nehmen konnte; dann zog er mit seinen weißen Fingern seinen langen Bart zu beiden Seiten des Kinnes so tief als möglich auf den schwarzen Sammetrock hinab und sagte mit einer heitern Miene: „Es war in der That nicht viel mehr als eine Kleinigkeit, und wenn ich mich ein Bischen besser vorgesehen hätte, so würde mir die Kugel des guten Mittow gänzlich unschädlich gewesen sein; ich habe diesen wackeren jungen Menschen unterschätzt — nun, es geht ihm ja ebenfalls recht gut, wie ich gestern mit Vergnügen gesehen."

„So sahen Sie gestern Mittow?" fragte Baron Brenner mit einiger Verwunderung.

„Allerdings, er besuchte mich, wie so viele Andere in den letzten Tagen; ich versichere Sie, lieber Baron, die vielseitigen Beweise allgemeiner Theilnahme, die ich erhielt, haben mir recht wohl gethan — in trüben Stunden lernt man seine Freunde kennen."

„So denke ich auch, bester Rosenthal, und ich hatte nicht so bald von Ihrer Ankunft im Schlosse vernommen, als ich sogleich hierher eilte, um Ihnen die Hand zu drücken; ich hoffe, wir werden uns häufig sehen. Graf Ferrner hatte die Freundlichkeit, mich zu ein paar Jagden einzuladen."

Bei diesen Worten bemerkte man, wie sich ein recht

auffallendes Lächeln auf den bleichen Zügen Rosenthal's zeigte, während er erwiederte: „Immer geheimnißvoll, lieber Baron Brenner, wie ein guter Hofmann und Diplomat es sein soll."

„Nun, Sie werden das ja selbst sehen!"

„Ich sehe und höre, was man will, denke mir aber das Meinige dabei; und daß meine Gedanken selten weit vom Ziele treffen, wissen Sie ganz genau, bitte dagegen überzeugt zu sein, daß ich Ihnen zum Gelingen aller Ihrer Jagden, mag das Wild sein, welches es will, gern die Hand biete — gebieten Sie also später über mich — oder auch nicht, ganz nach Ihrem Belieben — und nun, was machen unsere sogenannten guten Freunde in der Stadt, sagen Sie mir aufrichtig, Baron, welche Verbrechen sind es, welche man nicht mit Rosenthal in Verbindung gebracht hat, nachdem er so plötzlich verschwunden?"

„Wer kann in unserer Stellung bitteren Bemerkungen, ja gehässigen Nachreden entgehen! — Sie sehen, ich bin ehrlich, bester Rosenthal."

„Bittere und gehässige Nachreden ließe ich mir schon gefallen; aber ich weiß genau, daß man mir abscheuliche Dinge nachsagt — kann ich mich auf Sie verlassen, Brenner?"

„Wie auf sich selbst!"

leſen durften. Heute heißt dieſer Bau Santa Maria la blanca, und war einſt die Hauptſynagoge von Toledo.

Nahe bei dieſem Bauwerke, in dem von außen ganz unſcheinbaren Hauſe, von welchem ich oben ſprach, befindet ſich die andere, frühere jüdiſche Synagoge, ein ſchöner Raum, ebenfalls im beſten mauriſchen Styl und dabei vortrefflich erhalten; man erkennt noch deutlich den prächtigen Plafond mit Boiſerieen, mit ihren Vergoldungen in herabhangenden Tropfen wie Eiszapfen und Verſteinerungen ausſehend. Ueberhaupt iſt dieſe Decke noch vortrefflich erhalten und von einer wunderſchönen aus dem Achteck entſpringenden Eintheilung, zierlicher, ſternförmiger Caſſaturen, die nach der Mitte anſteigen. In den Ecken ſind noch Ueberreſte der wunderbaren arabiſchen Bogen, in unzähligen Höhlungen durchbrochen, die ihnen das Anſehen von Bienenzellgeweben verleihen. Von unten ſind die Seitenwände bis auf Mannshöhe noch mit gut erhaltenen Azulejos bedeckt, an dieſe ſchließen ſich die zierlichen Stuckarbeiten an; doch iſt leider die frühere Malerei auf denſelben verſchwunden, und man ſieht deutlich, daß die ganze herrliche Fläche von Vandalenhänden weiß übertüncht wurde. Auf den beiden kurzen Seiten des langen Saales befinden ſich oben in der Höhe kleine Räumlichkeiten, welche durch die bekannten kunſtreichen mauriſchen Gitter von dem Saale ſelbſt abgeſperrt waren. Dieſe Gitter ſind das Zierlichſte, was man ſehen kann, gerade goldene Linien, die ſich ſo unglaublich verſchlingen und umwenden, daß das Auge kaum folgen kann, und ſo in den Zwiſchenräumen die zierlichſten Figuren, meiſtens Achtecke oder Sternchen, bilden. Hier und da ſieht man in der Stuckarbeit noch Spuren von Inſchriften, die aber ebenfalls durch weiße Tünche faſt ganz zugedeckt und vertilgt ſind. Heute iſt dieſe Kirche dem San Benito Abad geweiht, und wird gemeinhin el Tranſito genannt.

Ueber den öden Platz, in welchem die Synagoge liegt, gehen wir abermals und kommen nach kurzer Zeit an dem ſchönen arabiſchen Thurme, Santo Tomé, vorbei wieder in belebte Stadtviertel

„Werden Sie nicht Alles, was ich Ihnen sage, Ihren Freunden mittheilen, vielleicht in der Absicht, mir einen Dienst zu leisten, als eine Art von Rechtfertigung, die mir in den Tod verhaßt ist — doch gleichviel, ich brauchte nicht jene scharfe Beobachtungsgabe zu haben, die es mir möglich macht, aus hingeworfenen Worten, aus Umschreibungen, ja aus Blicken die volle Wahrheit herauszufühlen, ich brauchte nicht im Besitz jenes unschätzbaren, magischen Krystalls zu sein, von dem ich Ihnen früher einmal erzählte, um zu wissen, daß man ganz häßliche Dinge von mir gesagt hat; ist man doch soweit gegangen, nicht nur die mich hoch ehrende Freundschaft Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen zu verdächtigen, indem man mich beschuldigt, seine Leidenschaften auf unverantwortliche Art benutzt zu haben."

„Davon — weiß ich — oder erfuhr ich — in der That äußerst wenig," antwortete Baron Brenner nicht ohne einige Verlegenheit.

„‚Aeußerst wenig' ist in diesem Falle wie ein Gifttropfen, der uns nicht umbringt, aber unsere Gesundheit erschüttert — doch kann ich Niemand einen Vorwurf daraus machen, daß er ebenfalls erfahren, was alle Welt erfuhr."

„Sie sehen diese Dinge in zu düsterem Lichte, bester Herr von Rosenthal."

„Gott gebe meinen Feinden die Klarheit, die mein Herz erfüllt, und ich hoffe, sie ihnen beibringen zu können, mit der Wirkung, daß ihnen die Augen beißen, ah, es ist keine Kleinigkeit, die Ehre eines Mannes zu zerreißen, dem eine Kugel zollbreit vom Herzen eingeschlagen ist, ich hoffe, daß ich mich ganz auf Sie verlassen kann."

„Ich wiederhole Ihnen: wie auf sich selbst," erwiederte Baron Brenner, indem er zur Bekräftigung seine Hand auf die Brust legte.

„Wiederholen Sie es meinetwegen Jedem, der sich um mich bekümmert: es ist wahr, ich wußte um die Leidenschaft des Prinzen zu jener Dame, die aber zu hoch steht, die zu rein und edel denkt, um für eine solche Leidenschaft empfänglich zu sein — ich wußte darum, und es mußte mir eine heilige Pflicht sein, sowohl eine Pflicht gegenüber jener Dame, als auch gegenüber dem edlen Herzen des Prinzen, und deßhalb bot ich mich Seiner Majestät als Unterhändler an."

Für den Baron Breimer war diese Auseinandersetzung durchaus nicht angenehmer Art, und er rückte etwas unbehaglich auf seinem Sitze hin und her; Rosenthal hatte von vielen Besuchen gesprochen, die er in den letzten Tagen gehabt, und wer konnte wissen, ob nicht auch unter diesen der Maler Arthur Weßner gewesen

ſei, und der Unterredung erwähnt habe, welche er, Brenner, vor Kurzem über daſſelbe Thema mit ihm gepflogen; ein Gedanke, der ihm um ſo unangenehmer war, als die durchdringenden Augen Roſenthal's ſtarr auf ihm ruhten, und als um deſſen Lippen jetzt ein ſo eigenthümliches, vielſagendes Lächeln ſpielte, ehe er fortfuhr: „Ja, ich bot mich Seiner Majeſtät als Unterhändler an, und wohl wiſſend, daß hohe Herren einer Waare nicht trauen, wenn nicht dafür ein großer Preis verlangt wird, ſo verlangte ich einen großen Preis, der mir auch bereitwilligſt zugeſtanden wurde — davon haben Sie, Baron Brenner, der wie Niemand in die geheimen Hofgeſchichten eingeweiht iſt, gewiß Ausführliches gehört."

„Ich — will das nicht leugnen, obgleich ich Sie verſichern kann, daß man kaum in der allernächſten Umgebung wagte, davon zu reden."

„Jeder in ſeiner allernächſten Umgebung — ich kenne das," ſagte Herr von Roſenthal in einem verächtlichen Tone — „Jeder unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, und das iſt alsdann die richtige Art, der ganzen Welt eine Geſchichte bekannt zu machen — — hören Sie noch den Schluß dieſer Geſchichte."

„Mit Begierde, lieber Roſenthal."

„Die Belohnung Seiner Majeſtät beſtand aus einem Papiere mit der Allerhöchſten Unterſchrift, welche den

Besitzer zum reichen Manne machen mußte — dieser Besitzer aber, und das war ich, legte das Papier in die Hand jener Dame, und jene Dame that das einzig Richtige, was sie thun konnte, jenes kostbare Papier nämlich mit allen Zeichen des Abscheus in das lodernde Kaminfeuer fallen zu lassen — worauf die Flammen sogleich ein großes Vermögen verzehrten, ohne die geringste Spur davon übrig zu lassen — — —, — ich sehe, dieser Schluß hat Sie erschüttert, Baron, und Sie möchten vielleicht nur noch wissen, wer jene Dame gewesen ist?"

„Das würde mich allerdings im höchsten Grade interessiren."

„Diese Dame," sprach Herr von Rosenthal in sehr kaltem Tone, während er sich in seinem Sessel aufrichtete und den Andern fest anblickte, „diese Dame soll Ihnen nicht unbekannt bleiben; nachdem ich sie Ihnen aber genannt, wird es Ihnen vollkommen begreiflich sein, daß sie so und nicht anders handelte, denn diese Dame — — ist meine Schwester."

Der Baron knickte nach diesen Worten ordentlich zusammen, um dann, nach Allem was er gehört, und auch in der Furcht, vielleicht noch Anderes und recht Unbehagliches hören zu müssen, das Klügste zu thun, was er zu thun vermochte, nämlich die für ihn peinliche Unter-

redung auf eine rasche, brüske Art abzubrechen, indem er ein überwallendes Gefühl, ja etwas wie Rührung mehr heuchelte, als es wirklich fühlte, obgleich er durchaus nicht unbewegt geblieben war — schnell von seinem Stuhle aufsprang, beide Hände Rosenthal's ergriff, sie kräftig drückte, und dann mit den Worten: „Rechnen Sie mich mehr als je zu ihren treuesten Freunden!" dem Zimmer enteilte.

Ein paar Augenblicke starrte Rosenthal, wie in ein ernstes, schmerzliches Nachdenken versunken, nach der Thür, und erst als er überzeugt zu sein glaubte, daß sich der Baron Brenner vollkommen außer Gehörweite befand, brach er in ein kurzes, rauhes Lachen aus, um aber gleich darauf mit einem wirklichen Ausdruck des Schmerzes seine rechte Hand auf die Brust zu drücken. „Verdammt," murmelte er, „immer und immer wieder diese Mahnungen, Doktor Flinder hat Recht, ich muß mir mehr Ruhe gönnen, werde das auch thun, nachdem ich Alles in's richtige Geleise gebracht;" er erhob sich langsam, um durch einen Zug an der Glocke seinen Diener herbeizurufen, welchen er mit der Frage an Fräulein von Rosenthal sandte: ob sie für ihn zu sprechen sei. Doch kam derselbe gleich darauf mit der Meldung zurück: das gnädige Fräulein sei soeben zu Ihrer Erlaucht der alten Frau Gräfin gebeten worden.

Ja, die arme Ellen that in diesem Augenblicke einen für sie recht schmerzlichen Gang, war sie doch gezwungen, vor eine hochachtbare, würdige Dame nicht nur unter einem Namen und Titel hinzutreten, der ihr nicht gebührte, sondern sie war auch im Begriff, in Berührung zu treten mit einem jungen, reinen und edlen Wesen, von dessen Ernst und strengen Lebensansichten sie schon gehört, und die wohl schaudernd zurücktreten würde, wenn sie eine Ahnung davon hätte, wer sich in ihre Nähe wage — arme Ellen, und doch war die vornehme Gräfin Hildegard Ferner bei all' ihrer Sittenreinheit und Tugend, was edlen Sinn sowie Unschuld des Herzens, vor Allem aber Festigkeit des Charakters anbetangte, kaum der Andern ebenbürtig zu nennen, denn Jene hatte sich schon im wilden Kampfe des Lebens bewährt, während Diese noch nicht in den Fall gekommen war, um die Probe zu bestehen, ob sie in einem verheerenden Sturme nicht gänzlich untergehen würde.

Die beiden Damen des Schlosses, die alte Frau Gräfin, sowie Gräfin Hildegard, sahen, wenn auch mit keinem Gefühle ängstlicher Erwartung, so doch mit einer gewissen Spannung dem Erscheinen der Schwester jenes Herrn von Rosenthal entgegen, über den man schon so mancherlei Widersprechendes erfahren.

„Und wenn er auch ein Bischen Abenteurer wäre,"

hatte die alte Dame gesagt, „so glaubt doch Dein Vater Ursache zu haben, ihn mit großer Freundlichkeit zu behandeln, und ihn darin zu unterstützen ist unsere Pflicht; was kann es auch dem Hause Ferrner schaden, ob ein Gast mehr aus und ein geht, der vielleicht später nicht als echtes Gold sich bewähren wird?“

„Daß die Rosenthals aus einer alten und guten Familie sind, hat mich Baron Brenner auf's Bündigste versichert, also wollen wir die junge Dame höflich und artig empfangen, ohne sie gerade in unsere Intimität hineinzuziehen.“

„Fräulein von Rosenthal,“ meldete der Kammerdiener Ihrer Erlaucht.

Hildegard hatte sich neben den Stuhl ihrer Großmutter gestellt und stützte ihren Arm auf die Lehne desselben, während sie sich beim Eintritt der Fremden herabbeugte und irgend etwas Gleichgültiges mit ihr sprach: sie that das in der freundlichen Absicht, um nicht genöthigt zu sein, Fräulein von Rosenthal, während diese das weite Gemach durchschreiten mußte, durch längeres Anschauen vielleicht ein unbehagliches Gefühl zu verursachen; und erst als die junge Dame in die Nähe gekommen war und mit einer sanften, angenehmen Stimme ihren Dank aussprach, von der Frau Gräfin so gütig empfangen worden zu sein, blickte sie auf und war er-

staunt, ja angenehm überrascht, ein so ganz anderes Wesen vor sich zu sehen, als sie sich die Schwester des Herrn von Rosenthal gedacht.

Neben den feinsten Formen in der Art, sich zu bewegen, fand Hildegard bei der Fremden eine so ungezwungene, liebenswürdige und bescheidene Weise, auf Fragen und Bemerkungen zu antworten, ohne selbst je eine Frage zu stellen, daß sie sich auf unbegreifliche Art von ihrem lieblichen Wesen angezogen fühlte. Auch schien Ellen einen gleichen Eindruck auf die alte Dame gemacht zu haben, denn diese, welche trotz der vorhin ausgedrückten freundlichen Empfindungen für die Fremde, diesen ersten Besuch wie eine Art von Audienz, die sie derselben bewilligt, behandeln zu wollen — denn sie entschuldigte sich bei Fräulein von Rosenthal, daß sie wegen ihrer Krankheit leider gezwungen sei, sie sitzend zu empfangen — deutete nach einer kurzen Unterredung auf einen kleinen Fauteuil und bat sie, desselben sich zu bedienen und sich bei ihr niederzulassen.

Auch Gräfin Hildegard mischte sich jetzt in das Gespräch, welches sich für die beiden Damen des Schlosses allerdings um scheinbar gleichgültige Gegenstände drehte, und doch für die arme Ellen recht peinlich war, da sie nicht anders konnte, als gemäß den Instruktionen Rosenthal's von ihrer Vergangenheit zu reden — wie viel

lieber hätte ſie auch hier in ihrer wahren Geſtalt erſcheinen mögen, die traurige Geſchichte ihrer Leiden und ihres elenden Lebens ohne Rückhalt erzählen, um vielleicht durch ein verächtliches Achſelzucken verurtheilt zu werden, vielleicht aber auch um zum erſten Male durch ein Wort des Troſtes und der Theilnahme aus dem Munde edler Frauen ſich geſtärkt und gehoben zu fühlen — und alles Das nur in dem Gedanken an ihn, den ſie ſo innig liebte, dem ſie ihr Leben geweiht unter der furchtbaren Qual, ihm fern bleiben zu müſſen, ſo lange ſie ihm nicht zu ſagen vermochte, daß ſie von der Sünde ihres vergangenen Lebens dadurch losgeſprochen worden ſei, daß reine Herzen ſich ihr trotz alledem liebend geöffnet, und unbefleckte Hände die ihrigen tröſtend gedrückt.

All' dieſe ſchmerzlichen Gedanken gaben dem ohnehin ſanften Tone ihrer Stimme etwas Weiches, ja Trauriges, und das war es ja ganz beſonders, warum ſich Gräfin Hildegard auf eine ſo unerklärliche Art zu der Fremden hingezogen fühlte; ja es war ihr, als habe ſie Ellen ſchon jahrelang gekannt und als ſei ihr der Gedanke tröſtlich, in dieſem lieblichen und beſcheidenen Weſen eine Freundin wiedergefunden zu haben.

Daher war es ihr auch ſehr erwünſcht, als Ihre Erlaucht, die Frau Gräfin, nach einiger Zeit zu ihrer

Enkelin ſagte: „Du wirſt Dich gewiß nicht ungern des Fräuleins von Roſenthal beſtens annehmen, und ſie in die kleinen Tagesgeſchichten unſeres ſtillen Haushaltes einweihen. Derſelbe verſpricht allerdings," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, „für die nächſte Zeit etwas lebhafter werden zu wollen, wir haben Beſuch und bekommen noch weiteren. Neben Baron Brenner erwarte ich meinen alten Freund Sir Frederic Knobbers, und heute Morgen erfuhr ich von da drunten, daß wir auch das Vergnügen haben werden, den Miniſter Grafen Wieneck bei uns zu ſehen, freilich nur en passant, da, wie ich höre, der Miniſter des königlichen Hauſes das Schloß Lilienfeld, den künftigen Sommeraufenthalt der Frau Kronprinzeſſin, beſichtigen will — und nun danke ich Ihnen für Ihren freundlichen Beſuch, mein liebes Fräulein, und hoffe, Sie bald wieder bei mir zu ſehen."

„Erlaubſt Du, Großmama, daß ich unſern Gaſt begleiten darf?"

„Gewiß, mein Kind, ſiehe nach, ob man das Fräulein gut untergebracht hat!"

Damit verließen die beiden jungen Damen das Gemach, und wie man ſie ſo neben einander dahin gehen ſah in gleicher Größe, in gleich ſchöner Geſtalt, mit faſt gleichfarbigem blondem Haar, Beide mit ſchönen, edlen Geſichtszügen, hätte man ſie für ein Paar Schweſtern

und endlich auf den Sammelplatz des Toledaner gewerblichen Lebens, den Zocodover. Dieser kleine Marktplatz zeigt ebenfalls noch deutlich seinen maurischen Ursprung, er ist von regelmäßiger Form, mit kleinen Häusern umgeben, deren jedes von dem andern verschieden ist. Aber an fast allen entdecken wir etwas, das die Zeit seiner Erbauer verräth; hier ein paar schlanke Säulen, welche einen Balkon mit zierlicher Brüstung tragen, dort einen zugemauerten Bogen in Hufeisenform; an jenem Hause ein paar schmale vergitterte Fenster, in dem anderen daneben einen zierlichen Hof mit Mosaikpflaster, einem kleinen Springbrunnen und offenen Arcaden. Leider dient er nicht mehr den Zwecken, zu denen ihn seine Erbauer bestimmt, und verschwunden sind Weiber und Kinder, die sich ehemals beim Klange des Saitenspiels einem süßen Nichtsthun hingaben. In den Ecken, wo früher Teppiche und Polster lagen, erblickt man jetzt Pferdegeschirr unordentlich durch einander geworfen, und aus dem Hause selbst klingen statt der Guitarrenklänge taktmäßige Ambosschläge zu uns herüber.

So sind fast alle Häuser des Zocodover, wo ehemals die alten Geschlechter wohnten, aufs prosaischste umgewandelt, und den heutigen Bedürfnissen entsprechend, reihen sich hier Werkstätten und Kramläden an einander. Dadurch ist nun freilich der Platz belebt, und interessante Bauerngruppen aus der Mancha, die rothe wollene Decke auf der Schulter, den spitzen Hut auf dem Kopfe, besorgen ihre Einkäufe oder stehen plaudernd und Cigarren rauchend bei einander, während ein paar Reiter aus dem toledaner Gebirge in ihrem bunten, malerischen Costüme, welches ans Andalusische erinnert, mit Messern und langen Flinten bewaffnet, über den Zocodover galoppiren und lustig nach diesem oder jenem Fenster hinaufgrüßen, wo sich ein Paar blitzender Augen unter einer schwarzen Mantille sehen läßt. — Der Platz ist mit Bäumen bepflanzt und mit Steinbänken von sehr alter Form versehen, die wir beim kleinsten Sonnenstrahle, der sich auf den Platz schleicht, auch jetzt im Winter fast immer besetzt fanden. Freilich war vom schönen Geschlechte nicht viel zu sehen, vom

halten können, die es liebten, in gleich einfacher Kleidung zu gehen; denn auch Gräfin Hildegard war in ſchwarze Seide gekleidet, wie Ellen, und ſomit wären ſie auch darin ähnlich geweſen, nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß während Gräfin Hildegard ihre einfachſte Toilette trug, die arme Ellen in das Beſte gekleidet war, was ſie beſaß. Auch konnte ſie ſich nicht enthalten, während ſie den langen Korridor hinabgingen, darauf anſpielend zu ſagen: „Die Freude über den liebenswürdigen Empfang Ihrer Erlaucht hat mich gänzlich vergeſſen laſſen, eine ſehr nothwendige Bitte um Entſchuldigung über meine mangelhafte Toilette zu ſagen; doch wiſſen Sie ſelbſt, daß wenn man ſo plötzlich und raſch, und durch ein ſo ernſtes Ereigniß zu einer längeren Reiſe genöthigt iſt, man oft das Beſte vergißt."

„Und das iſt doch gewiß nicht das Beſte, hier nicht einmal nothwendig, beruhigen Sie ſich ganz darüber, mein liebes Fräulein; ſollte aber je der Fall eintreten, daß Ihnen eine reichere Toilette, als Sie ſie gerade bei ſich haben, wünſchenswerth erſchiene, ſo würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen auszuhelfen — bitte, kein Wort des Dankes oder der Ablehnung!" ſetzte Gräfin Hildegard in einem ſehr beſtimmten Tone hinzu: „Das wird ſich Alles finden — wie heißen Sie eigentlich mit Ihrem Vornamen?" fragte ſie alsdann

ſtehen bleibend, die dunklen Augen feſt auf Ellen richtend.

„Ellen — gnädige Gräfin.“

„Gut, ſo werde ich Sie künftig Ellen nennen, im Fall Sie mir nämlich verſprechen, nicht mehr gnädige Gräfin zu ſagen, ſondern Hildegard — wollen Sie das?“

„Wenn Sie es mir geſtatten, mit großem Vergnügen!“

„Reiten Sie mit Vorliebe?“

Wie gern hätte Ellen dieſe Frage entſchieden mit „Nein“ beantwortet, ja es ſchauderte ſie förmlich bei dem Gedanken, eingeſtehen zu müſſen, daß ihr die Kunſt des Reitens nicht unbekannt ſei, war ſie doch auch darin wieder gezwungen, dem unſichtbaren Drucke zu folgen, welchen Roſenthal auf ſie ausübte, denn ſie konnte überzeugt ſein, daß er bei der erſten paſſenden Gelegenheit zu verſichern nicht unterlaſſen würde, wie gern er an jene Zeit zurückdenke, wo er mit ſeiner Schweſter, die eine vortreffliche Reiterin ſei, in den Champs elysées und im Bois Aufſehen erregt — o, jene entſetzliche Zeit — die unbefangene Frage der Gräfin Hildegard hatte der armen Ellen plötzlich wieder den ganzen tiefen, häßlichen Abgrund gezeigt, an deſſen äußerſtem Rande ſie dahinſchritt — und doch mußte ſie jene Frage mit „Ja“ beantworten.

„So werden wir häufig zu Pferde ſein, wenn es

Ihnen recht ist — aber wo hat man Sie denn untergebracht?“ fragte plötzlich die junge Gräfin, indem sie in dem langen Korridor, welcher gegen die Haupttreppe führte, stehen blieb.

„Auf der andern Seite des Treppenhauses im zweiten Stocke, o, ich hab' ein reizendes Zimmer, mit einer hübschen Aussicht über eine offene Reitbahn hinweg auf einen Theil des Parkes mit dem schönen Wasserfall.“

„Ah, ja, ich kenne das; für den Sommer recht angenehm, aber jetzt friert's Einen, wenn man das schäumende Wasser ansieht; wenn Sie nichts dagegen haben, Fräulein Ellen, so werde ich Sie sogleich mehr in meine Nähe unterbringen lassen.“

„Es kann mir das nur sehr — sehr angenehm sein.“

Die junge Gräfin war rasch bis zum Treppenhause vorgegangen, und berührte dort den Drücker eines alterthümlichen, kunstvollen Glockengehäuses, worauf ein heller Ton erklang, der ein paar Bediente von verschiedenen Seiten rasch herbeieilen machte.

„Den Haushofmeister, aber sogleich!“

„Zu Befehl, Erlaucht.“ Sie eilten nach beiden Seiten von dannen, und gleich darauf tauchte unten an der Treppe das weiße Haupt des alten Haushofmeisters auf, welcher eilig die Stufen heranstieg und sich schon

im Näherkommen nach den Befehlen der jungen Gräfin erkundigte.

„Ich habe einen kleinen Wunsch, bester Herr Fackler; neben meinem Zimmer ist ja wohl das kleine Appartement frei mit dem gelben Salon, in welchem die hübschen Bilder nach Watteau sind; ist vielleicht darüber schon verfügt?“

„Gewiß nicht, Erlaucht, wie würde ich mich unterstehen, ungefragt über etwas zu verfügen, was sich in so unmittelbarer Nachbarschaft der gnädigen Gräfin befindet!“

„Das ist schön von Ihnen, Herr Fackler; so wollen wir gemeinschaftlich darüber bestimmen, und zwar für jene junge Dame, die ich gern in meiner Nähe haben möchte.“

Der alte Haushofmeister erlaubte sich, die bezeichnete junge Dame mit einem sehr schalkhaften Lächeln zu betrachten, welches wohl so viel heißen sollte, als finde er es sehr begreiflich, daß man sie gern in seiner Nähe haben möge; Herr Fackler konnte sich dergleichen schon erlauben, und Gräfin Hildegard lachte herzlich über den wohlwollenden Blick des alten Mannes, dann sagte sie: „Kommen Sie jetzt nur gleich mit mir auf mein Zimmer, Ellen, er wird Alles pünktlich für Sie besorgen, und wenn Sie etwas

einzupacken haben, so schicke ich eines meiner Kammermädchen.“

„Dürfte ich nicht selbst mitgehen, Gräfin Hildegard?“

„Nein, nein, ich will Ihnen sogleich Ihr Apartement zeigen;“ damit zog sie Ellen von dannen, und der alte Haushofmeister begab sich nach der Wohnung der fremden jungen Dame, um selbst dabei zu sein, wenn ihre allerdings wenigen Effekten hinübergeschafft würden: da sich ihm begreiflicher Weise zwei Lakaien anschlossen, sowie aus Neugierde ein Tafeldeckergehülfe, der müßig umherschlenderte, sowie ein kleiner Jockey, der dem Tafeldecker in diesem Geschäfte half, so war es nicht zu verwundern, daß die Schritte dieser Leute in dem hallenden Korridor, denen Herr Fackler mit sehr würdevoller Miene voranschritt, die Aufmerksamkeit des Grafen Hugo erregte, der von der offenen Reitbahn heraufkam, wo er ein paar Pferde in recht auffallenden Gangarten und sehr forcirten Sprüngen geritten, nur in der Absicht, um die Aufmerksamkeit einer jungen Dame zu erregen, von der er ganz genau wußte, daß die Fenster ihrer Zimmer auf eben jene Reitbahn gingen; doch hatte er sich ohne Nutzen bemüht, weßhalb er auch bereits seine üble Laune an dem Stallmeister des Grafen ausgelassen, und jetzt den Haushofmeister in verdieß-

lichem Tone fragte, was denn dieſe Prozeſſion zu bedeuten habe.

„Es ſind andere Zimmer beſtimmt worden für das gnädige Fräulein von Roſenthal,“ gab Herr Fackler mit einiger Befangenheit zur Antwort, denn er wußte ganz genau, daß ſich der junge Herr Graf über das anfängliche Unterbringen der Fremden beifällig geäußert hatte.

„Und von wem wurde dieſe Veränderung angeordnet?“ fragte er barſch.

„Von Ihrer Erlaucht der Gräfin Hildegard; ſie haben für die Dame den kleinen gelben Salon neben ihren eigenen Zimmern beſtimmt.“

Dagegen war nun nichts einzuwenden, doch murmelte Graf Hugo irgend eine Bemerkung, welche für die Schweſter durchaus nicht freundſchaftlich klang, ehe er ſeine eigene, ganz in der Nähe gelegene Wohnung betrat.

Wir wollen hierbei nicht verſchweigen, daß Ellen einen tiefen und mächtigen Eindruck auf das Herz dieſes leichtſinnigen jungen Menſchen gemacht, ja einen größeren und beſſeren, als bisher irgend ein anderes weibliches Weſen, woher es denn auch kam, daß er ihren Bruder, den Herrn von Roſenthal, mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit, ja wirklich achtungsvoll behandelte, obgleich er

ſich anfänglich vorgenommen hatte, das Gegentheil zu thun, da ihm bei ſeinem längeren Aufenthalt in der Reſidenz, beſonders aber bei ſpäteren Beſuchen dort, über denſelben Manches zu Ohren gekommen war, was ihm nicht unverdächtig erſcheinen mußte.

Auch war das Benehmen Roſenthal's auf dem Schloſſe des Grafen Ferrner von einer muſterhaft beſcheidenen Zurückhaltung, und ganz ſo, wie es von einem Kavalier aus beſtem Hauſe, dem die feinſten Manieren gleichſam angeboren ſein ſollen, auch nicht anders zu erwarten war.

Doch lag die Zurückhaltung Roſenthal's in dieſen Tagen auch wohl darin, daß er ſich in letzter Zeit, ſeine Geſundheit betreffend, etwas zu viel zugemuthet hatte, und eben ſo gut ſelbſt fühlte, daß ihm vollkommene Ruhe zu ſeiner gänzlichen Herſtellung ſehr nothwendig ſei, als ihm dieß auch Doktor Flinder bei ſeinen häufigen Beſuchen ernſtlichſt ſagte und ihn dringend ermahnte, ſich ſtill in ſeinem Zimmer zu halten und alle Aufregungen, ſtarke Diners, feine Soupers und großes Spiel zu vermeiden. Eine Folge hievon war, daß Graf Ferrner aus Rückſicht für ſeinen Gaſt die Hausordnung inſoweit änderte, daß Roſenthal's großes und hübſches Apartement der Vereinigungspunkt für die Herren war, wodurch die Damen in dieſen Tagen ſo ziemlich für ſich allein blieben.

Es war eigenthümlich, welche Anhänglichkeit der gute Arzt überhaupt immer noch für seinen Patienten an den Tag legte, denn er, der sich sonst selten im Schlosse sehen ließ, erschien jetzt fast täglich, um nach Rosenthal zu sehen, und war es dabei auch sehr natürlich, daß er sich zu gleicher Zeit nach dem Befinden Ellen's erkundigte, um dann schließlich der alten Frau Gräfin über ihre Gäste Bericht zu erstatten.

Welcher Art diese Berichte waren, wie groß die Theilnahme für Herrn von Rosenthal, und wie tief die Verehrung für dessen Schwester, die Doktor Flinder ohne Rückhalt an den Tag legte, konnte man am besten aus den Bemerkungen der alten Dame entnehmen, welche diese zuweilen gegen Gräfin Hildegard, besonders über Ellen, hören ließ.

„Unser vortrefflicher Doktor," sagte sie eines Morgens, „ist ein so guter Kenner auch der menschlichen Seele, und dabei ein so vorsichtiger Beurtheiler, daß ich mich wirklich herzlich freue, wie liebevoll er sich über Ellen ausspricht."

„Ich wollte ihm auch nicht rathen, anders über sie zu reden," warf Gräfin Hildegard lächelnd ein.

„Wieder ein Beweis, daß er Recht hat, denn bei Deiner sonst so verschlossenen, ja häufig unnahbaren Art könnte ich mir auch sonst unmöglich erklären, wie es

dieſem jungen Mädchen gelungen iſt, in ſo kurzer Zeit Deine innige Freundſchaft, ja Deine herzliche Liebe zu erlangen.“

„Ach, Großmama, Ihnen geht es mit Ellen ja auch nicht anders; geſtern Abend, als wir hier beiſammenſaßen, habe ich innerlich lachen müſſen, als ich ſah, wie Sie in tiefen, aber herzlich lieben Gedanken Ihre Hand auf Ellen's Haupt legten, und Ihre Finger in deren prächtiges, aſchblondes Haar vergruben — ſagen Sie mir doch, Großmama, wie lange iſt es ſchon her, daß Sie mir das nicht gethan?“

„Böſes Kind, Du biſt am Ende eiferſüchtig auf die Fremde?“

„O, gewiß nicht, ich gönne ihr aufrichtig all' die Herzlichkeit und Liebe, die ihr Alle ihr ſo offenkundig entgegenbringt; wie freu' ich mich, daß Papas erſte Frage ſtets nach Ellen iſt, daß der komiſche Baron Brenner immer ſeine ehrerbietigſten Worte für ſie hat, ja — aber Du wirſt lachen, Großmama, es ergötzt mich höchlich, wenn ich ſehe, wie der alte Fackler höchſtſelbſt die Thüren aufreißt, wenn ſie ſich zum Weggehen wendet — iſt das nicht recht komiſch?“

„Du haſt noch eine Perſon des Hauſes vergeſſen,“ ſagte die alte Dame nach einer kleinen Pauſe mit ernſter Stimme, „Jemand, der ebenfalls nicht unterläßt, Ellen

mit großer und erſtaunenswerther Aufmerkſamkeit zu behandeln, Deinen Bruder Hugo.“

„Ach ja, Hugo!“ gab das junge Mädchen mit einem verdüſterten Blick zur Antwort. — „Großmama, es wäre mir unangenehm, ja es wäre mir entſetzlich, wenn ſeine Aufmerkſamkeiten einen tieferen Grund hätten.“

„Und warum das?“ frug die alte Dame mit ernſter Stimme, während der harte Zug um ihren Mund deutlicher erſchien — „Dein Bruder iſt allerdings auf ſo ſchlimme Wege gerathen, daß ihn nur ein Engel retten kann — — — — —“

„Und glauben Sie, dieſer Schutzengel könnte ſich für ihn gefunden haben?“

„Ich hätte nichts dagegen einzuwenden!“

„O, Großmama, das kann Ihr Ernſt nicht ſein,“ rief das junge Mädchen in ängſtlichem Tone, — „ja, das könnte mich furchtbar eiferſüchtig machen.“

„Auf Deinen Bruder? — närriſches Kind!“

„Auf alle Welt — auf Jeden; Ellen und ich, wir wollen zuſammen bleiben, ſie wird nie daran denken, einem Manne anzugehören, und ich auch nicht, wir wollen zuſammen in's Kloſter gehen.“

Ueber dieſe ihr begreiflicher Weiſe recht komiſch erſcheinende Wendung lachte die alte Dame herzlich; dann

andere.n dagegen ganze Reihen bleichſüchtiger Seminariſten in langem ſchwarzem Rock, die hier unbeweglich ſaßen, wie Krähen auf einer Stange.

Auf der ſüdlichen Seite des Zocodover, ungefähr in der Mitte, befindet ſich ein großer Thorbogen, hinter welchem die gepflaſterte Straße ſteil wie ein Dach den Tajo hinab fällt. Wir folgen ihr einige Schritte, denn hier befinden ſich zwei der merkwürdigſten Bauwerke von Toledo: das Spital von Sta. Cruz, links dicht an der Straße, von welcher ihr Vorhof durch ein äußerſt kunſtreiches Gitter getrennt iſt: rechts eine Caſerne, neben welcher ſich ein altes Lattenthor befindet, durch welches der Weg zu dem mit Recht berühmten Alcazar von Toledo führt.

Kaum iſt man aus dem Thorbogen getreten, ſo zieht die Façade des Spitals die Blicke unwiderſtehlich auf ſich und nachdem man die Schwelle des den Vorhof umgebenden Eiſengitters überſchritten, bleibt man gefeſſelt ſtehen; das Gebäude imponirt nicht durch ſeine Größe, aber ſogleich erkennt man, daß man etwas ganz Ungewöhnliches vor ſich hat. Aus der erſten Zeit der Renaiſſance ſtammend iſt ein Reiz über die Verhältniſſe des Ganzen und der Einzelheiten ausgegoſſen, der bei genauer Betrachtung zur Bewunderung hinreißt. Der Haupteingang, eine viereckige Thüre mit darüber angebrachter Halbkreisbekrönung und ſeine nächſten Umgebungen ſind von einer Feinheit des Verſtändniſſes und einer Zartheit der Ausführung, die ihn zu einem der hervorragendſten Erzeugniſſe dieſer Kunſtperiode machen. Nachdem man das geräumige Veſtibule durchſchritten, gelangt man in einen weiten Hof mit zwei Bogenſtellungen über einander von ſehr gut abgewogenen Proportionen, aber bei einer Wendung rückwärts trifft der Blick auf die Haupttreppe, die in drei Armen von dem Hofboden zum oberen Stock führt und ein Ausruf freudiger Ueberraſchung iſt die unwillkürliche Wirkung dieſes Anblickes. So einfach in der ganzen Anlage, gibt es nichts zierlicheres und wohlverſtandeneres, wobei das Ornament edler vertheilt und die Einzelheiten künſtleriſcher durchgebildet ſein könnten. Herrliche Säle mit gekrümmten, prächtig ge-

ſagte ſie, immer noch mit heiterer Miene: „O, ich finde dieſen Entſchluß begreiflich, bei den furchtbaren Erfahrungen, die Du gemacht.“

„Ja, Großmama — furchtbare Erfahrungen!“

Seltſamer Weiſe lächelte Gräfin Hildegard nicht, als ſie, die Worte ihrer Großmutter aufnehmend, dieſelben langſam nachſprach; ſie that das vielmehr in einem ſchmerzlichen Tone, während ſie ihre Hände zuſammenfaltete.

„Aber, Hildegard, wie kann man ſo kleinlich ſein, vergiß doch endlich einmal jene lächerliche Geſchichte, die der Wind längſt verweht hat, an die kein Menſch mehr denkt!“

„Die aber ſchmerzlich in meinem Herzen eingegraben bleibt,“ entgegnete das junge Mädchen, indem ſie ſich hoch aufrichtete und einen Augenblick das Geſicht mit ihren Händen bedeckte.

Nur einen kurzen Augenblick, dann ſanken dieſelben wieder herab, und ſie verſuchte zu lächeln, indem ſie ſich auf die alte Dame niederbeugte und deren Stirne küßte, dazu in bittendem Tone ſagend: „Nicht wahr, Großmama, wir ſprechen nicht mehr darüber.“ Dann verließ ſie raſch das Zimmer, um draußen einen Augenblick ſtehen zu bleiben, tief aufathmend ihre feinen Finger zuſammenpreſſend und zu ſich ſelber ſprechend: „Ja, ich

will mit Ellen darüber reden — Ellen wird mich verſtehen.“

Dieſe befand ſich in dem kleinen gelben Salon und ſtand an dem Fenſter deſſelben, das eine Ausſicht gewährte über die weite Ebene, an deren Ende man aus einem dichten, dunſtigen Nebel in ſchwachen Umriſſen einige der höheren Gebäude der Stadt bemerkte — dort weilten ihre Gedanken, dort weilte ihre ganze Seele, dort weilten ihre Blicke, wie ſo oft, ſeit ſie ſich auf dem Schloſſe befand. Lebte er nicht dort, Arthur — ihr Arthur, ihn, den ſie einzig geliebt, und unſäglich liebte — ihn ſah ſie vor ſich, o, ſo deutlich, das Haus, in dem er wohnte, ſein Atelier, die Staffelei, an der er gelehnt ſtand, um ſie mit herzlichem und doch wieder ſo ehrerbietigem Gruße zu empfangen — „Arthur — mein Arthur“ — dann gedachte ſie jenes Morgens, wo ſie Abſchied nahm von dem trautlichen Gemach, in welchem ſie ihm ſo oft ſtundenlang gegenüber geſeſſen, und fühlte lebhaft und tiefſchmerzlich wie damals, wie ſie geglaubt, alles Glück ſei für ſie vorüber, als ſich nun die Thüre zwiſchen Beiden geſchloſſen, dieſe armſelige dünne Thür, die im Stande geweſen war, für beide Liebenden, wenigſtens auf kurze Zeit, eine undurchdringliche Scheidewand zu bilden, an welcher Beide flehend die Hände gegen einander ausgeſtreckt hatten.

Dann dachte Ellen an jenen seligen Augenblick des Glücks, dem so bittere Enttäuschung gefolgt war, wie sie damals wenigstens geglaubt, und wie sie auch jetzt noch sekundenlang glaubte, um gleich darauf hastig ihre Haare aus der erhitzten Stirne zu streichen und mit starrem Blicke angstvoll zu flüstern: „O gewiß, gewiß, er hat mich geliebt, wie ich ihn; ich hätte mich in seine Arme werfen sollen und ihn nimmer lassen — — — wer weiß, ob ich jetzt nicht wirkungslos zu ihm zurückkehre, selbst wenn ich ihm sage: ich war es Dir und mir schuldig, zuerst zu erforschen, ob andere gute Menschen mir die Hand reichen würden, um mich emporzuziehen, und erst da dieß geschehen ist, da ich edle Herzen gefunden, die mich lieben, kehre ich zurück und frage Dich demüthig, ob Du mich noch immer in Deine Arme aufnehmen willst?“

Wie zuckte Ellen in diesem Augenblicke erschreckt zusammen, als sich ein paar weiche Arme um ihren Nacken legten, als ihr Kopf sanft auf die Seite gezogen wurde und sich ein paar warme Lippen auf ihren Mund drückten!

„Gräfin Hildegard!“

„Nicht Gräfin Hildegard — Hildegard, Deine Schwester — Hildegard, die Dich liebt, und die es durchaus haben will, daß Du sie ebenfalls lieben, sie

gleichfalls als Schweſter betrachten und ſie ‚Du‘ nennen ſollſt.“

Ellen's dunkle Augen füllten ſich mit Thränen.

„Warum weinſt Du?“

„Weil es mich ſo glücklich, ſo ſelig macht, von guten, edlen Menſchen geliebt zu werden!“

„Das kann Dir doch nichts Neues ſein, Ellen, nur gute Menſchen können im Stande ſein, Dich wirklich aufrichtig und ohne Falſch zu lieben.“

„Glaub—ſt Du das wirklich, Hildegard?“

„O, ich bin davon überzeugt, und wir Alle lieben Dich.“

Die junge Gräfin ſprach ganz gegen ihre Gewohnheit ſo haſtig, ſo aufgeregt, und drückte Ellen ſo feſt an ihre Bruſt, daß dieſe ſie eben ſo erſtaunt als erfreut anſchaute und überraſcht war, zu ſehen, wie eine lebhafte Röthe ihre ſchönen Züge überflog, und wie ihre Augen plötzlich feucht wurden —

„Thränen, Hildegard, was können bei Dir, Du Glückliche, Thränen bedeuten; Du, von aller Welt geliebt, verehrt, angebetet?“.

„Das will ich Dir ſagen, Ellen, wenn Du mich mit Ruhe und Herzlichkeit anhören willſt!“

„O gewiß, und doppelt gern, wenn das, was in Deinem Auge glänzt, wie es ja auch nicht anders möglich iſt, Thränen des Glückes ſind!“

„— — Komm', ſetze Dich zu mir, dicht zu mir her, und ſchaue dort in die Gegend hinaus, während ich mit Dir rede — haſt Du ſchon — Jemanden geliebt?"

„— — — — — O ja!"

„Und glücklich geliebt?"

„Darauf bin ich kaum im Stande eine zuſtimmende Antwort zu geben!"

„Hat er Dich betrogen, oder was noch ſchrecklicher wäre, hat er etwas gethan, was ihn Deiner Achtung unwürdig gemacht?"

„So etwas allerdings könnte auch in meiner Liebe vorgekommen ſein," ſagte Ellen, düſter vor ſich hinblickend.

„Arme Ellen — und Du liebſt ihn doch noch?"

„Warum ſollte ich ihn nicht heißer als vorher lieben, war er es doch, der von mir in dem Glauben ſchied, als habe ich ſeine Achtung verſcherzt?"

„O, das iſt ja ganz unmöglich!"

„Wer weiß, Hildegard, wer weiß!"

„Du biſt nie im Stande geweſen, etwas Unrechtes zu thun."

„Vielleicht abſichtslos — vielleicht durch traurige Umſtände dazu gedrängt."

„Selbſt dann müßte er Dir verziehen haben, wenn

er Dich wirklich geliebt hat, und dadurch Dein gutes, edles, liebes Herz erkannt."

Ellen preßte im ſchmerzlichſten Gefühl die Hand ihrer ſchönen Freundin, welche in der ihrigen lag, ſie athmete langſam und ſchwer, und ein tiefes Weh zuckte durch ihre Seele, als ein Blick auf Hildegard's reine Züge, in deren klares, unſchuldsvolles Auge ſie erkennen ließ, wie unmöglich es ſei, ſie auch nur in den leiſeſten Andeutungen einzuweihen in ihr eigenes, ſchuldbeladenes Leben — und trotzdem, als fürchte ſie ſchwächer zu ſein als ſie gewollt, fragte ſie raſcher, als ſie ſonſt wohl gethan hätte: „Wäre es denn möglich, Hildegard, daß Du geliebt und nicht ganz glücklich geliebt hätteſt?"

„Ja, ich habe geliebt, Ellen, mir lange ſelber unbewußt, und als ich endlich zur Erkenntniß meines Gefühles kam, beherrſchte ich mich auf die unbeſchreiblichſte Art, um Niemanden, am allerwenigſten ihn, mein Gefühl ahnen zu laſſen — dabei erging es mir aber, wie es in dem Volksliede heißt:

‚Kein Feuer, keine Kohle kann brennen ſo heiß
Als heimlich ſtille Liebe, von der Niemand nichts weiß.'

Verſtehſt Du mich, Ellen?"

„Ob ich Dich verſtehe!"

„Und dabei mußte ich ihn täglich ſehen, häufig mehr als einmal des Tages, mußte mit ihm plaudern über

gleichgültige Dinge, mußte es ſehen und hören, welches Intereſſe die liebenswürdigſten Mädchen, die ſchönſten und gefeiertſten Frauen an ihm nahmen — ja, ich mußte mit den Andern lächeln über kleine Pikanterieen, die man von ihm und irgend einer andern Dame erzählte, ja, und mußte mit blutendem Herzen ſehen, wie er einer dieſer Damen, einer ſchönen, bezaubernden, gefährlichen Frau größere Aufmerkſamkeiten erzeigte, als irgend einer andern — obgleich das vielleicht Niemand bemerkt, wie ich — und obgleich Niemand anders wie ich je geſehen hat, daß zuweilen eigenthümliche Blicke zwiſchen Beiden gewechſelt wurden — aber die Liebe und die Eiferſucht ſehen ſcharf!“

„Meine arme Hildegard!“

„Da — eines Tages — aber ich muß Dir das ausführlicher erzählen — befand ich mich mit einem der Mädchen allein in meinem Schlafzimmer — im Begriffe mich anzukleiden, als jenes Mädchen plötzlich mit einem lauten Schrei einer Garderobe entflieht, die ſich im gleichen Zimmer befand, und nun — Jemand dort heraustritt — er — er, den ich geliebt, und der mir die Schmach eines ſolchen Ueberfalles anthat — — o Ellen — — als ich ihn erblickte, verwandelte ſich meine Liebe in wilden Haß, ich ergriff eine kleine Piſtole, die ſtets auf meinem Toilettetiſch lag — eine armſelige Spielerei, wie

ich aber alsbald einsah — denn ich vermochte es doch nicht, eine Kugel in seine Brust zu senden, wozu ich in der ersten Sekunde fest entschlossen war."

„— — — — Und was hatte ihn zu diesem unüberlegten Schritte veranlaßt?" fragte Ellen nach einer Pause, da die junge Gräfin tieferschüttert schwieg.

„Ich habe es mit Sicherheit nie erfahren, denn Du kannst Dir denken, daß ich jede Auseinandersetzung mit ihm auf's Bestimmteste vermied, daß ich seine Briefe zurückwies, ja daß ich die Vermittlung der höchsten Personen zur Versöhnung mit ihm in Haß und Verachtung eben so gut ausschlug, als das lächerliche Opfer, das er mir bringen wollte, indem er mir seine Hand anbieten ließ — — sage mir nun, Ellen, ob ich hierin nicht vollkommen recht gehandelt habe," rief hier die junge Gräfin hastig — aufgeregt, „und ob Du nicht gerade so handeln würdest?"

Ellen erhob sanft das Gesicht ihrer Freundin und blickte dann forschend in die schönen, erhitzten Züge derselben, ehe sie zur Antwort gab: „Sage mir doch, Hildegard, hatte er es sonst je in der leisesten Weise an irgend welcher Achtung für Dich fehlen lassen?"

„Nie!"

„War er als leichtsinnig oder als rücksichtslos bekannt?"

„Auch das nicht!“

„Wäre ein anderer Grund denkbar, welcher ihn in Dein Zimmer geführt hätte?“

„Man sprach davon,“ flüsterte Hildegard ganz leise, „und dieser Grund vermehrte meinen Haß gegen ihn — aber warum fragst Du das Alles?“

„Um noch eine letzte und gewichtigste Frage thun zu können, willst Du mir noch eine Frage erlauben!?“

„Frage, frage!“

„Liebst Du ihn noch?“

Die Heftigkeit, mit der statt aller Antwort Hildegard ihre Freundin mit den Armen umschlang, die scheue Art, mit welcher sie ihr heißes Gesicht an der Brust Ellen's verbarg, das eigenthümliche Zucken ihres Körpers verriethen und sagten mehr, als tausend Worte das zu thun im Stande gewesen wären.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

In der zweiundzwanzigſten Wendung, freundliches Thal und Ende des Weges.

Der Haushofmeiſter, Herr Fackler, war ein paar Tage nach dem eben Erzählten zum Morgenrapporte in das Zimmer Seiner Erlaucht getreten, ruhig, würdevoll, wie er dieß zu thun pflegte, mit einem zufriedenen Lächeln um die Lippen, ſehr aufrechten Hauptes, und verließ dann in einer halben Stunde das Gemach wieder als ein Mann von ganz anderem Ausſehen. Sein Gang war ſchwankend, auf ſeinen Zügen lag ein tiefer Ernſt, und als er an die große Treppe kam, um dort hinabzugehen, legte er, wie um ſich zu ſtützen, die Hand auf das Bronzegeländer. Alsdann aber, um nicht einigen unten ſtehenden Lakaien das Bild einer verwerflichen Schwäche zu geben, ermannte er ſich gewaltſam, richtete ſich auf und

ſchnitzten Holzdecken liegen um den Hof her und die Kirche im griechiſchen Kreuz angelegt mit einem ſchlanken Dom in der Mitte, muß gleichfalls von wunderſchöner Wirkung geweſen ſein, nun ſind leider zwei der Kreuzarme durch eingeſchobene Wände davon abgeſchnitten und ſo der Raum verſtümmelt. Von dem großen Cardinal Mendoza wurde dieſer Bau an der Stelle der alten Burg der Gothenkönige, die beſonders von Galafre, dem Vater der berühmten Galiana bewohnt wurde, 1504 gegründet und zu einem Findelhaus beſtimmt. Heinrich von Egas, der Sohn des Erbauers der Kathedrale von Toledo errichtete den Bau, der ihn zu einem der erſten Künſtler ſeiner Zeit erhebt. Nach Durchwanderung aller Räume dieſes Hauſes, das ſpäter ein Spital wurde und heute eine Cadettenſchule iſt, wandten wir nicht, ohne uns das Bild der herrlichen Treppe, einer wahren Perle, noch einmal recht eingeprägt zu haben, uns dem Alcazar zu.

Um ihn ſehen zu dürfen, muß man ſich die Erlaubniß beim Director der Kriegsſchule holen, der in der eben erwähnten Caſerne wohnt und mir eine Art Platzoffizier zu ſein ſchien. Wir ließen uns bei ihm melden, er empfing uns recht wohlwollend und als ihm unſer wortführender Architekt in einer wohl geſetzten Rede unſeren Wunſch vorgetragen, gab er uns eine ſchriftliche Erlaubniß zum Beſuche des Alcazar; doch hatten wir uns damit keinen Führer erworben, der uns zu den prächtigen Ruinen hinaufbegleitete, um uns Dieß und Das zu erklären; es wurde uns vielmehr bei Vorzeigung unſeres Papiers von einem Manne der Wache nur das vorhin erwähnte Gitterthor geöffnet, und dann mochten wir unſern Weg den Berg hinauf ſuchen, ſo gut uns das möglich war. Doch konnten wir nicht fehlen; denn kaum waren wir ſo weit empor geſtiegen, um die Caſerne unter uns zu ſehen, ſo erblickten wir über uns auch ſchon die gewaltigen Maſſen des Alcazar, der, von allen Seiten frei ſtehend, trotzig und ernſt in das Land hineinſchaut. Dieſes ehemalige Schloß von Toledo iſt eine der prächtigſten und intereſſanteſten Ruinen. Wer es verſteht, kann hier Ueberbleibſel auffinden von der Baukunſt

ſtieg die Treppe hinab, ſtramm, wie er ſonſt zu thun pflegte.

Als Herr Fackler jedoch in ſeinem Arbeitszimmer angekommen und ſich in ſeinen bequemen Lehnſtuhl geſetzt, ſank ſein Haupt ſorgenvoll auf die Bruſt, und er erſuchte den erſten Tafeldecker, welcher gekommen war, die Befehle für den Tag in Empfang zu nehmen, um ein Glas Madeira oder dergleichen, ſowie um augenblickliche Herbeiſchaffung des Koches. Dieſe beiden Wünſche wurden auch faſt zu gleicher Zeit erfüllt, und dann betrachtete der Haushofmeiſter kopfnickend die beiden wichtigen Hausbeamten und ſagte, aber erſt nach einer ziemlich langen Kunſtpauſe und in einem Tone, der den erſten Tafeldecker, ſowie den Koch ſchon im Voraus erſchütterte: „Morgen Nachmittag um vier Uhr haben wir Seine Majeſtät den König zu erwarten, und werden Allerhöchſtderſelbe die außerordentliche Gnade haben, die Nacht hier bei uns auf dem Schloſſe zu bleiben — weiß Gott, dieſe an ſich ſo höchſt erfreuliche Nachricht iſt mir in die Glieder gefahren — nicht als ſei es mir unbekannt, wie man eine Majeſtät zu bewirthen habe, o nein —“ fuhr Herr Fackler mit einer gerührt klingenden Stimme fort, „aber der allerhöchſte Beſuch gerade jetzt, gerade hier — unter bewandten und mir wohlbekannten Umſtänden, iſt wohl geeignet, einem alten Manne, der mit ſeiner Herrſchaft

leidet und ſich mit derſelben freut, in die Glieder zu fahren."

„Aber dazu iſt jetzt nicht die Zeit," ſetzte er mit wieder erwachter Energie, indem er raſch aufſprang, hinzu — „gütiger Himmel, wir haben kaum noch vierundzwanzig Stunden Zeit — wie ſieht's mit der Küche aus?"

„Ich denke gut, Herr Fackler," erwiederte der Koch, ſich die Hände reibend, „wir haben alſo wohl Diner um fünf Uhr?"

„Um fünf Uhr — laſſen Sie ſehen" — er zählte an den Fingern. „Sieben Herrſchaften im Hauſe, heute Abend kommt noch der engliſche Geſandte, und Baron Tönning macht neun, Seine Majeſtät — die ich eigentlich hätte zuerſt nennen ſollen — kommen mit dem Staatsminiſter von Wieneck und einem Flügeladjutanten, macht zwölf, alſo zwölf Couverts!"

„Dann um acht Uhr den Thee?"

„Zwiſchen acht und neun Uhr, denk' ich, oder ſagen wir lieber: um neun Uhr, denn Seine Majeſtät werden nach dem Diner mit dem Herrn Grafen allerlei zu verhandeln haben!"

„Gut denn, um neun Uhr Thee und Kaltes, ſtraßburger Paſteten und Feldhühner mit gut frappirtem Champagner —"

„Baron Brenner ist ja da und Herr von Rosenthal," meinte der Koch schmunzelnd.

„Auch Spieltische?" fragte der erste Tafeldecker.

„Man hält sie in Bereitschaft, schreibt euch alles Dergleichen auf, damit wir's morgen früh noch einmal durchgehen können."

„Großes Service," sagte der erste Tafeldecker in einem Tone, der nur ein ganz klein wenig wie fragend klang; worauf Herr Fackler mit einer großartigen Entschiedenheit zur Antwort gab:

„Das Silber des gräflichen Hauses!"

„Und nun zur Weißzeugverwalterin."

Auch hier kurze Weisungen, bestimmte Befehle, sowie später deßgleichen an den Stallmeister Seiner Erlaucht, an dessen Kammerdiener, sowie einen kurzen, aber inhaltschweren Vortrag an sämmtliche Leute des Hauses, und dann konnte Herr Fackler ziemlich ruhig sein, daß sicher alles Das geschehen würde, was, um die Ehre des Hauses gegenüber einem so großen und wichtigen Ereignisse zu wahren, nur geschehen konnte.

Auf sämmtliche übrigen Bewohner des Schlosses machte die erhaltene Nachricht verschiedenartigen Eindruck. Trotz eines sehr gnädigen Handschreibens schien der alte Graf Willibald Ferrner den ihm zugedachten allerhöchsten Besuch wie eine allerdings ehrenvolle Last zu empfinden.

unter der man sich beugen müsse. Minder schroff, vielleicht aufrichtiger, dachte und sprach die alte Frau Gräfin darüber, und was Hildegard anbetraf, so hatte sie sich nie über Unfreundlichkeit von Seite Seiner Majestät zu beklagen gehabt, ja an ihm stets einen liebevollen Beschützer gefunden, wenn die alte Pommerhausen mit zusammengelegten Händen und verdrehten Augen über den Mangel an Ernst bei der jetzigen Jugend geseufzt. Rosenthal schien bei der Nachricht von der Ankunft Seiner Majestät mit einem Male wieder gänzlich hergestellt zu sein, er sah in diesem Besuche eine Fügung des Schicksals, den Wiederbeginn neuer, glänzender Thaten. Hatte doch Ellen's edelmüthige Entschlossenheit den schwarzen Schatten verscheucht, den er leichtsinniger Weise selbst auf sein Leben hatte fallen lassen, auch war er überzeugt, Baron Brenner werde auf eine vielleicht theilnehmende Frage Seiner Majestät nach ihm, Rosenthal, nicht ermangeln, dem Könige das, was er über ihn gehört, mitzutheilen — und dann „Glück zu!" Gelangte er erst wieder dazu, auf eine gnädige, freundliche Art in's Gespräch gezogen zu werden, so wollte er selbst schon dafür sorgen, wieder festen Fuß in der Gunst Seiner Majestät zu fassen.

Ellen war eine von den Wenigen, welche der Ankunft des hohen Gastes mit einigem Bangen, wenigstens

mit einer begreiflichen Scheu entgegenſahen; wenn ſie auch überzeugt ſein konnte, daß es ja wohl unmöglich ſei, von ihm als Die erkannt zu werden, für welche ſein Sohn Liebe empfunden, ſo fühlte ſie ſich doch mehr als je gedrückt durch ihre eigenthümliche falſche Stellung, von welcher durchaus keinen Begriff zu haben ſich Roſenthal in naiv unſchuldiger Weiſe den Anſchein zu geben ſchien, auch wollte er es nicht dulden, daß ſie ihre ſchnelle, unverhoffte Reiſe zum Vorwand nehme, und auf die immer noch nicht erfolgte Ankunft ihrer Koffer ſich ſtützend, die Bitte gegen Hildegard ausſpreche, ſie während jenes ja ſo raſch vorübergehenden Tages gänzlich unbeachtet zu laſſen.

„O nein, mein Herz," hatte die junge Gräfin lächelnd geſagt, „Du haſt mir verſprochen, ſowohl meine Freuden als auch meine Leiden zu theilen, oder für hier in's Verſtändliche überſetzt: meine angenehmen Stunden eben ſo gut als andere, welche der Reſpekt mir mit einem Prädikate zu belegen verbietet."

„Aber Hildegard, Du weißt ſelbſt, wie glücklich ich war, in meiner etwas reduzirten Toilette ſelbſt vor den bisherigen Gäſten Deines Vaters nicht erſcheinen zu müſſen."

„O mein Schatz," rief die junge Gräfin mit leuchtenden Augen, „das iſt es ja gerade, worauf ich mich

kindisch freue, Dich wie eine Prinzessin herauszuputzen."

„Nie — nie, ich werde mich niemals dazu hergeben."

„Aber ich will es," antwortete Hildegard, den Kopf trotzig aufwerfend, „und Großmama will es, und mein Vater wird es ebenfalls recht sehr wünschen, wenn er wüßte, daß Du Dich unter einem so nichtigen Vorwande unserer Gesellschaft entziehen wolltest — verstehst Du es denn nicht, Kind, daß wir Staat mit Dir machen wollen, daß wir die Absicht haben, Seiner Majestät mit einem glänzenden Zirkel aufzuwarten!"

„Das kann Dein Ernst nicht sein, Hildegard," sagte Ellen unter dem Eindruck eines bitteren Gefühles, das sich auch sogleich auf ihren offenen Zügen zeigte.

„Es ist ja auch nur ein Scherz, närrisches Kind, und nur allein mir zu Liebe solltest Du dabei sein — ruhig — keine Widerrede mehr — nimm Dich aber vor dem König in Acht, es ist da unten ein solcher Mangel an schönen Hofdamen, daß es mich gar nicht Wunder nehmen sollte, wenn er den Versuch machte, Dich für den neuen Dienst bei Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin zu gewinnen."

Auch unser alter Freund Baron Tönning war gestern Abend von seinem nicht fernliegenden Gute angekommen,

begreiflicher Weiſe allein, da er ja zu einer Jagdpartie eingeladen worden, fand ſich aber doch auf's Angenehmſte überraſcht durch eine freundliche Frage der alten Gräfin nach ſeiner Frau, und fühlte ſich glücklich, dieſelbe durch ein leichtes Unwohlſein entſchuldigen zu dürfen. Großes Erſtaunen aber ergriff ihn, ja ein unbehagliches Gefühl, als er die bevorſtehende Ankunft Seiner Majeſtät erfuhr, und nur die ſehr beſtimmte Verſicherung des Grafen Ferrner: daß der König in ihm nur einen höchſt ehrenwerthen Gaſt des Schloſſes ſehen werde, vermochte ihn zum Dableiben zu beſtimmen.

So kam der wichtige Tag heran, die ganze zahlreiche Dienerſchaft befand ſich in großer und ſehr reicher Livree im Veſtibul und auf den Treppen, die Stallleute aber unterwegs, da Seine Majeſtät die Gnade gehabt hatte, von der Eiſenbahnſtation Perlenbach an Relais aus den Ställen des Grafen Ferrner anzunehmen, und die Förſter, Jäger und Jägerburſchen waren mit ihren langen, gewundenen Waldhörnern in dem großen Hofraume aufgeſtellt, in deſſen einer Ecke des kalten Tages, ſowie auch der raſch einbrechenden Dämmerung wegen, ein gewaltiges Feuer loderte.

Was die Perſon des Grafen ſelber anbelangte, ſo hatte er die Frage der Etikette, den allerhöchſten Empfang betreffend, ſorgfältig bei ſich überlegt, und von drei

Arten deſſelben, entweder als Oberſtjägermeiſter Seiner Majeſtät in großer Uniform unten an der Freitreppe, oder im ſchwarzen Frack am Eingang der Brücke, oder zu Pferd im Reitanzug an der Grenze ſeiner Beſitzung, ſich endlich für letztere entſchieden, und ſtieg eben zu Pferde in Begleitung ſeines Sohnes, gefolgt von ſeinem Stallmeiſter und einigen Reitknechten, während Herr Fackler im ſchwarzen Anzuge mit ſeidenen Strümpfen, den weißen Stab in der Hand, inmitten des großen Portales prangte.

Wir wollen hier nicht verſchweigen, daß es den König angenehm überraſcht hatte, ſeinen alten Diener und Freund, der ſich ſeit längerer Zeit faſt trotzig von ihm fern gehalten, draußen auf dem freien Felde heranſprengen zu ſehen, ja den Sattel ſeines Pferdes verlaſſend, um ſich zu Fuß unter ehrerbietigſter Verbeugung dem Wagen zu nähern, und hatte ſich Seine Majeſtät darauf beeilt, dem Grafen auf's Herzlichſte ſeine Hand entgegenzuſtrecken, auch befohlen, im Schritte zu fahren, damit er jetzt ſo das Vergnügen habe, mit ſeinem alten Getreuen freundlich plaudern zu können, was auch dem Grafen ſchon deßhalb ſehr erwünſcht kam, da es ihm dadurch um ſo leichter möglich wurde, auf ungezwungene Art die Gäſte des Schloſſes zu nennen, welche er, nicht ahnend des Glücks des allerhöchſten Beſuches, zu einer

Jagdpartie bei ſich eingeladen hätte. Bei dem Namen Tönning's lachte der König, indem er ſagte, er freue ſich darauf, den jungen Ehemann wieder zu ſehen, und meinte bei der Erwähnung Roſenthal's, hier draußen ſei ihm dieſe Begegnung angenehmer als anderswo, ja es ſei ihm nicht unintereſſant, von dem Betreffenden vielleicht die Löſung eines ganz eigenthümlichen Räthſels zu erhalten. — „Dieſer Mann," wandte ſich Seine Majeſtät hierauf an den Staatsminiſter von Wieneck, der neben ihm ſaß, „hat jedenfalls die zähe Natur einer Katze, und es iſt ſchade um ſo viel körperliche Kraft und ſo große geiſtige Fähigkeiten."

Dann langte man im Schloſſe an, und der König, nachdem er ſich in ſeine Apartements begeben, ließ den Baron Brenner rufen, um von ihm vielleicht Einiges zu erfahren, was ihm nützlich wäre bei ſeiner vorhabenden Unterredung mit dem Grafen Ferrner. Viel Neues oder Wichtiges konnte der erſte Kammerherr des Kronprinzen darüber allerdings nicht mittheilen, da Seine Erlaucht einem intimeren Geſpräche bis jetzt ſtets ausgewichen war, doch wußte der gewandte Hofmann dagegen ſonſt allerlei Intereſſantes und Pikantes zu erzählen, verſtand es auch, Seine Majeſtät zu einer Frage nach Roſenthal zu veranlaſſen, und unterließ darauf nicht, das mitzutheilen, was er über die freiwillige und rückhaltloſe

Vernichtung jenes kostbaren Papieres erfahren; eine Neuigkeit, die den König auf's Höchste zu interessiren schien und ihn zu der Versicherung veranlaßte: daß es ihm nicht unangenehm sei, Herrn von Rosenthal bei der Tafel zu sehen.

Diese Tafel war in der großen Halle des Schlosses gedeckt, und wenn man auf die Masse schwerer, prachtvoll funkelnder Silbergeschirre blickte, wahre Kunstwerke, so verstand man den gerechten Stolz des Herrn Fackler, als er gesagt: „Das Silber des gräflichen Hauses."

In dem riesenhaften Kamine brannten mächtige Eichenklötze, und dort saß die alte Gräfin auf ihrem Stuhle, ihrem Sohne, der neben ihr stand, heiter erzählend von der liebenswürdigen Art, mit welcher der König sie, nachdem er nur sehr kurze Zeit in seinen Zimmern verweilt, überrascht habe, und setzte hinzu, indem sie ihre Hand auf den Arm des Grafen Willibald legte: „Es ist dieß ein Besuch, mein Sohn, den ich in seinen Folgen als glücklich und segensvoll auch für Dich ansehe."

Dann erschienen einige von den Gästen und zwangen den Grafen, die ernsten Wolken, welche sich nach der letzten Aeußerung der alten Dame auf seiner Stirne gezeigt hatten, zu verscheuchen. Es war der Staatsminister

vieler Jahrhunderte, die hier nach einander ergänzten und restaurirten; ob ſich noch Spuren von dem erſten Erbauer, dem Gothenkönig Wamba auffinden laſſen, vermochte ſelbſt unſer Baumeiſter nicht mit Beſtimmtheit anzugeben. Gothiſche, mauriſche und caſtiliſche Fürſten haben den Alcazar der Reihe nach bewohnt und ihn nach dem je herrſchenden Geſchmacke verändert und ausgeſchmückt hinterlaſſen, eines der ſeltſamſten Gebäude, die vielleicht jemals exiſtirt. Leider iſt hiervon faſt gar nichts auf unſere Zeit gekommen; die gewaltigen Kämpfe in und um Toledo legten den größten Theil dieſes Schloſſes in Trümmer, und ſo blieb es lange ſtehen, bis endlich Karl III. den Wiederaufbau unternahm und mit königlicher Pracht vollführte; ihm alſo hat man die jetzige großartige Ruine zu verdanken. Daß es nur Ruine iſt, daran tragen die Spanier ſelbſt die Schuld; denn in den erſten Jahren des Unabhängigkeitskrieges ſchoſſen ſie den Alcazar in Brand, um die Franzoſen daraus zu vertreiben. Da indeſſen das mächtige Gebäude von würfelähnlicher Form meiſtens aus feſten Granitmauern beſtand, ſo konnte das Feuer dem Aeußeren nicht viel anhaben, das denn auch, namentlich in ſeiner der Stadt zugekehrten Hauptfaçade, majeſtätiſch und großartig ausſieht. Hier iſt die Mauer des Gebäudes von zwei ſtarken Thürmen flankirt, welche eine äußere Gallerie mit einander verband. Noch deutlich ſieht man das kunſtvolle ſteinerne Geländer derſelben faſt unverſehrt an der Vordermauer.

Prächtig iſt der große innere viereckige Hof und wäre eines Palladio würdig, bietet aber in neueſter Zeit ein trauriges Bild der Zerſtörung. Die joniſchen und korinthiſchen Säulen, welche die zwei Reihen rings umherlaufender Arcaden tragen, ſind vortrefflichſter Arbeit, doch ſtehen nur die untern noch alle aufrecht, und ſind ihre Capitäle theilweiſe abgeſchunden und zertrümmert, die Säulenſchäfte vom Rauche geſchwärzt und auf mehrere Schuh hoch umgeben von Stein- und Kalktrümmern. Die breiten prächtigen Treppen, welche im Hintergrunde des Hofes nach den oberen Gemächern führten, liegen, da die Vorderwand eingeſtürzt iſt, vor den Augen bloß da, und mancher der marmornen Fußtritte iſt aus ſeinen Fugen gewi-

Graf Wieneck und Sir Frederic Knobbers, welch' Letzterer im Wagen des Flügeladjutanten Seiner Majestät mitgekommen war und im Hereintreten sagte:

„Ich kann gewiß versichern an Eure Excellenz, daß es ein sehr unniges Gefühl ist, wenn man sich gar nicht zu geniren braucht, um Briefe und Pakete, die an einen zu kommen sich das Vergnügen machen, acht Tage lang liegen lassen kann."

„Woraus aber eine heillose Konfusion in Ihren Geschäftsangelegenheiten entstehen kann."

„Aber ich will ja gerade alle Geschäftsangelegenheiten vermeiden, ich will ein gänzlich freier Mann sein und nur das thun, was mir Vergnügen macht; ganz besonderes Vergnügen aber macht mir die Kunst, und deßhalb protegire ich die Künstler — mein neues Bild —"

Diesen Satz führte Sir Frederic vorderhand nicht zu Ende, weil ihm die alte Dame mit freundlichem Lächeln ihre rechte Hand reichte, sowie zu gleicher Zeit ihre linke dem Grafen Wieneck, der sie herzlich drückte und nach einigen Worten den Oberstjägermeister unter dem Arm nahm, um mit ihm einen Gang durch den Saal zu machen.

Sir Frederic stand an dem Kamin, und während er in die lodernden Flammen blickte, nahm er seinen Ideen-

gang von vorhin wieder auf und ſagte: „Mein neues Bild —“

„Von welchem Bilde reden Sie?“ fragte ihn die alte Dame.

„Ah, ich bitte Euer Erlaucht um Verzeihung, ich wollte dem Grafen Uieneck davon etuas mittheilen, und ſehe nun, daß er uns gelaſſen hat allein.“

„So müſſen Sie mit mir vorlieb nehmen, Sir Frederic,“ meinte lächelnd die Gräfin.

„O, Euer Erlaucht ſind zu freundlich mit mir, da Sie aber auch die Kunſt und ſchöne Bilder lieben, will ich Ihnen ſagen, daß ich kürzlich ein Gemälde beſtellt habe, das eine Perle zu werden verſpricht meiner ganzen Sammlung — ſieh da, Baron Brenner — ah, bei Gott, und unſer vortrefflicher Tönning, wie mich das freut — wie mich das freut!“

Beide näherten ſich dem Stuhle der alten Frau Gräfin und wurden von ihr auf's Liebenswürdigſte und Herzlichſte begrüßt; beſonders Tönning, den ſie durch eine Bewegung ihrer Hand veranlaßte, ſich zu ihr herabzubeugen, und dem ſie alsdann zuflüſterte:

„Sie erfuhren ſchon, daß es den König in der That gefreut hat, als er vernahm, daß Sie hier ſeien?“

„Sollte Seine Majeſtät wirklich die Abſicht haben, mir wieder ſo gnädig geſinnt zu ſein, um Alles vergeſſen

zu wollen, ſo weiß ich in der That nicht, ob ich das als ein Glück anſehen ſollte."

„So ſehr haben Sie ſich ſchon in die Süßigkeiten des Eheſtandes hineingelebt? — o lieber Tönning, mein alter Freund, was muß man nicht Alles in dieſer Welt erleben — doch da kommt Jemand," ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu, „den Sie hier bei uns, glaube ich, noch nicht begrüßt haben — Roſenthal — er ſchreitet gerade auf uns zu, ſeien Sie recht artig mit ihm, lieber Tönning, ich wünſche das recht ſehr!"

„Gewiß, und ſchon aus Mitleid, denn er ſieht geiſterhaft bleich aus."

So war es auch in der That, und Jemand, der Roſenthal geſtern in ſeinem Zimmer mit den anderen Herren Whiſt ſpielen geſehen, mußte denken, es habe ihn heute etwas Furchtbares betroffen, oder er habe ſich gewiſſer Toilettengeheimniſſe bedient, um ja recht leidend zu erſcheinen. Wir wollen indeſſen das Letztere annehmen, denn dazu paßte auch ſein langſamer Gang, ſeine würdevolle, ja feierliche Art zu grüßen, ſein ſchwarzer Anzug, zu dem er noch lilafarbene Handſchuhe genommen hatte, und an dem nichts Weißes zu ſehen war, als der Kragen ſeines Hemdes, den aber die kohlſchwarzen Favorits beinahe wieder verdeckten, und nichts Helles als eine Uhrkette von mattem Platina. Seine Begrüßung der

„So iſt es, Sir Frederic!“

„Ah, ſo werde ich ſein ſo frei und Ihnen nachher meine Wette mit zehn Friedrichs'doren bezahlen.“

Herr von Roſenthal verbeugte ſich und trat dann raſch einen Schritt zur Seite, als Baron Tönning nach einem Blicke gegen die Thür mit etwas erregter Stimme ſagte:

„Seine Majeſtät!“

„Und die beiden jungen Damen fehlen noch,“ flüſterte die Gräfin, indem ſie unruhig um ſich blickte und hierauf den Verſuch machte, ſich bei der Annäherung des Königs ein klein wenig von ihrem Stuhle zu erheben; doch trat dieſer raſch auf die alte Dame zu, ergriff ſanft ihre beiden Hände und ſagte in herzlichem Tone: „Unter guten Freunden ſoll man niemals Umſtände machen, meine liebe Gräfin, erlauben Sie mir, Ihnen meinen Dank zu ſagen für den in jeder Hinſicht angenehmen und liebenswürdigen Empfang — und wie freundlich waren Sie,“ ſetzte er hinzu, nachdem er ſich wieder emporgerichtet und mit einem wohlwollenden Lächeln um ſich ſchaute, „mich hier gute Bekannte treffen zu laſſen, die man eine Zeitlang nicht geſehen, aber zuweilen recht ſehr vermißt hat — ſieh' da, Tönning, das gilt beſonders von Ihnen, und ich habe mir eine Menge Fragen notirt, Ihr verwaistes Departement betreffend, welche Sie mir ausführ-

lich beantworten müſſen, ich erwarte Sie deßhalb morgen früh um acht Uhr bei mir — was die Herren anbelangt, die ich mitgebracht," fuhr der König, ſich wieder gegen die Gräfin wendend, fort, „ſo habe ich mich ebenfalls bemüht, Ihnen nur liebe Freunde zu bringen, unſern gemeinſamen Freund Wieneck und ſeinen Sohn, an den Sie ſich gewiß noch erinnern werden."

Graf Leo trat nach dieſen Worten raſch näher, und als ihm die alte Dame freundlich ihre Hand entgegenſtreckte, mußte er ſich Mühe geben, um eine tiefe Bewegung zu verbergen, welche ihn, und wohl begreiflicher Weiſe beim Eintritt in's Schloß, erfaßt, und jetzt beſonders ſtark hervorzubrechen drohte, wobei es indeſſen zu ſeiner Beruhigung nicht beitrug, die Gräfin Hildegard nicht zu ſehen.

Während nun der König ein paar gleichgültige Worte mit Baron Brenner ſprach, ſagte die alte Dame leiſe zu ihrem Sohne: „Ich verſtehe Hildegard nicht, ſonſt die Pünktlichkeit ſelbſt, bringt ſie uns wahrlich durch ihr Zögern in Verlegenheit!"

Doch war Graf Ferrner nicht im Stande, Etwas darauf zu ſagen, da ihn Seine Majeſtät in dieſem Augenblicke durch einen Blick auf den Grafen Hugo, welcher in der Uniform ſeines Regiments erſchienen war, und ziemlich zurückgezogen hinter den Anderen

ſtand, aufzufordern ſchien, den jungen Offizier heranzuziehen.,

„Mein Sohn Hugo, Majeſtät, welcher ſich zur Herſtellung ſeiner Geſundheit bei uns in Urlaub befindet.“

„Wobei wir nur hoffen wollen,“ ſagte der König raſch und ernſt, wenn auch gerade nicht unfreundlich, „daß dieſe Geneſung in allen Theilen und recht gründlich vor ſich gehe, woran ich indeſſen bei Ihrer Jugend und dem edlen Stamme, dem Sie entſproſſen ſind, durchaus nicht zweifle — — doch haben wir ja hier noch einen andern Geneſenden,“ fuhr er heiter lächelnd fort, und fragte alsdann, auf den Betreffenden zutretend: „wie geht es Ihnen, mein lieber Roſenthal, Sie haben durch Ihr Unglück bei der Jagd eine ſchwere Zeit durchgemacht, und freue ich mich, Sie wieder ſo wohl zu ſehen, beſonders da ich erfahren, wie klug und umſichtsvoll Sie es verſtanden haben, die Verleumdungen Ihrer Feinde zu Schanden zu machen — alſo es geht Ihnen gut?“

„Jetzt auf's Vortrefflichſte, Dank der gnädigen Aeußerung Eurer Majeſtät!“

„Etwas blaß finde ich Sie allerdings und begreife in der That nicht, wie Sie, ein ſo feiner Kenner aller Toilettengeheimniſſe, nicht lieber irgend etwas Farbiges zu Ihrem Anzuge gewählt, wie ich mir zum Beiſpiel erlaubt,

da wir hier auf dem Lande sind und alle Etikette verbannen wollen — oder trauern Sie vielleicht?"

„So ist es, Majestät," erwiederte Herr von Rosenthal mit großem Ernste, indem er sich tief verbeugte — „ich traure um einen guten Freund, möge ihm die Erde leicht sein."

„Wie ist das zu verstehen?" fragte der König, indem er erstaunt um sich blickte. „Kannte ich Ihren guten Freund?"

„O ja, er hatte die Ehre, von Eurer Majestät gekannt zu sein, es war das ein gewisser Herr von Rosenthal, der mit allen seinen Schwächen und Thorheiten auf der Jagd verunglückte."

„Ah, ich verstehe," lachte der König, „und dessen sonstige vortreffliche Eigenschaften als Erbe auf Sie übergegangen sind, dazu kann ich nur gratuliren und so aufrichtig, daß Sie sich wohl entschließen könnten, Ihre Leichenbittermiene abzulegen und mit dem Gesichte eines lachenden Erben zu erscheinen."

„Was ich aus vollstem Herzen thun könnte, wenn ich durch die Gewißheit glücklich gemacht würde, daß der Erbe des seligen Rosenthal von Eurer Majestät mit einigem Wohlwollen betrachtet würde."

„Ich gelobe Ihnen das, wenn Sie mir dagegen versprechen wollen, das Andenken an den heitern, geistreichen

Rosenthal zuweilen durch ähnliche schöne Eigenschaften aufzufrischen."

„Nichts leichter als das, Majestät, denn es ist viel von seiner glücklichen Art zu sein, auch von seinen kostbaren Geheimnissen auf mich übergegangen."

„Unter andern auch wohl jener wunderthätige Bergkrystall, und wenn das ist, mein lieber Rosenthal, so lassen Sie ihn für die Stunden, die wir hier beisammen sind, fröhliche und gute Geister herbeizaubern, Glück und Fröhlichkeit spendende Feen."

Da hob Herr von Rosenthal in so auffallender Art seine rechte Hand in die Höhe, während er sagte: „Der wunderthätige Bergkrystall hat bereits gewirkt," und blickte dazu neben dem Könige vorbei so starr nach der Thüre der großen Halle, daß Seine Majestät sich rasch umwandte, um dann in freudigem Tone zu sagen: „Wahrhaftig, Rosenthal, Ihr Zauber hat gewirkt, da erscheinen uns die liebenswürdigsten Feen."

In der That konnte man nichts Lieblicheres sehen, als die beiden jungen und schönen Mädchen, die Hand in Hand in den Saal getreten waren, und sich nun langsam näherten; Beide gleich einfach in weiße Seide gekleidet, Beide ohne allen Schmuck, als den der Jugend und Schönheit, Beide mit einer weißen Camelie in dem hellblonden Haar.

Raſch trat ihnen der König entgegen und ließ die Gräfin Hildegard nicht zum Worte kommen, als ſie mit einer tiefen Verbeugung um Verzeihung für ihr verſpätetes Erſcheinen bitten wollte, ja er küßte ſie freundlich auf die Stirn, indem er in herzlichem Tone ſagte: „Man muß ſich in der That glücklich ſchätzen, wenn ein ſo lieber Flüchtling überhaupt nur wieder erſcheint," worauf die Gräfin Hildegard erwiederte:

„Bei ſo gnädigen Geſinnungen Eurer Majeſtät darf ich mir auch wohl erlauben, die Schuld des Zuſpätkommens auch für meine Gefährtin auf mich zu nehmen, und Eurer Majeſtät Fräulein von Roſenthal präſentiren."

„Ah — Fräulein von Roſenthal — unſeres vortrefflichen Zauberers Schweſter?"

„So iſt es, Majeſtät," antwortete Gräfin Hildegard für Ellen, welche unter einer tiefen Verneigung hocherröthend ſchwieg.

„Nun, das muß ich ſagen," rief der König rückwärts gegen die Andern gewandt, „wenn Roſenthal's Bergkryſtall einmal zu haben iſt, ſo bitte ich ſehr darum, wir könnten dergleichen wunderbaren Zauber bei uns recht nöthig gebrauchen."

Und hier ſchien wirklich eine Verzauberung vor ſich gegangen zu ſein, wenigſtens bei Zweien von Denen,

chen, aus denen nun Gras und Strauchwerk luſtig emporgewachſen iſt. Steigt man hinauf, ſo bleibt man oben ſchwindelnd ſtehen, denn dort, wo man ehemals ein weites Veſtibule betrat, befindet ſich nichts mehr, als vier nackte Seitenmauern, die vor uns tief hinab gehen. Die Gewölbe und Platten des Fußbodens ſind verſchwunden, und an einigen Stellen blicken wir durch zerbrochene Kellerbogen auf den unterſten Grund des Schloſſes hinab.

Wenn wir nun den Treppen folgen, die uns hinunter in den Keller führen, ſo erſtaunen wir über dieſe mächtigen unterirdiſchen Bauten. Der Begriff eines Kellers reicht hier nicht aus; es ſind unterirdiſche Hallen und Säle, die in einem großen Quadrat rings unter dem Gebäude durch einander laufen. Von Seiten der Franzoſen wurden ſie als Ställe benutzt, und es hatten hier die Pferde mehrerer Regimenter Platz. Auch heute noch befindet ſich eine kleine Cavallerie-Abtheilung hier, doch nehmen ſich die paar Pferde und die wenigen Leute in dem unermeßlichen Gebäude faſt unheimlich oder komiſch aus. Die letztere Wirkung machten mir zwei dieſer Reiter, die auf der weiten Terraſſe vor dem Schloſſe ſaßen und ſingend die Knöpfe ihrer Uniformen putzten. Dieß iſt alles Leben und aller Glanz, die übrig geblieben ſind von dem Palaſte des reichſten Königs der Chriſtenheit.

Nachdem wir uns ziemlich lange in dem alten Schloſſe aufgehalten, auch Baumeiſter Leins nach Herzensluſt gemeſſen und gezeichnet, traten wir wieder ins Freie und ſetzten uns, ehe wir wieder zur Stadt hinabſtiegen, auf den Rand des Berges, wo wir eine prächtige Ausſicht in das Tajothal und auf die weite Mancha hatten, um dieſe Ausſicht zu genießen und dabei einen kleinen Kriegsrath zu halten. Da wir nach dem ſüdlichen Spanien wollten, ſo hatten wir freilich von Madrid aus bis hieher den richtigen Weg eingeſchlagen, fanden uns aber, was das Weiterkommen per Eilwagen anbelangte, hier auf jenem Punkte, wo die Welt ſo zu ſagen mit Brettern vernagelt iſt. Jede Spur einer Chauſſee hört bei Toledo auf, und was an Straßen und Wegen von hier

welche ſich in der Nähe des Kamines befanden und mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens, ja mit ſtarrem, faſt entſetztem Blicke die liebliche Ellen betrachteten — Sir Frederic Knobbers und Graf Leo Wieneck.

„O, das entzückende Original meines Bildes — jene reizende Erſcheinung, die mir ſo raſch und ſpurlos entſchwand!“ dachte Sir Frederic, und mußte ſich die größte Mühe geben, dieſen Gedanken nicht laut werden zu laſſen.

Und Graf Leo Wieneck? — Seine trunkenen Blicke waren von einem doppelten Zauber geblendet — da erſchien Hildegard vor ihm ſo wunderbar lieblich und ſchön, ſie, die er gekränkt und beleidigt, und deren deutlich ausgeſprochener Haß ſeine Liebe bis zur verzehrenden Glut geſteigert, und an ihrer Seite eine nicht minder ſchöne, aber gänzlich räthſelhafte Erſcheinung.

Letztere ihn erinnernd an eine ſeltſam dunkle Geſchichte, von der er Zeuge geweſen war, und die ſich für ihn noch mehr verwirren mußte, da er Jene jetzt Hand in Hand mit der Heißgeliebten, für deren Reinheit er jeden Schwur geleiſtet hätte, vor ſich ſtehen ſah.

Es war ein Glück für Alle, daß in dieſem Augenblicke der Haushofmeiſter Seiner Erlaucht in der entgegengeſetzten, weitgeöffneten Thüre erſchien, ſeinen weißen Stab in der Hand, mit einem unendlich würdevollen und

vor Glück strahlenden Gesichte, und nun einen Schritt vortrat, um den sechs Jägerburschen im Nebenzimmer das Signal zu geben zum Beginn ihrer schmetternden Fanfare aus den aufwärts gekehrten Waldhörnern; dann traten diese zurück, um zwei der Lakaien sehen zu lassen, von denen der eine mit Mühe die schwere silberne Suppenterrine trug, während der andere den Vorleglöffel in Händen hielt.

Der König hatte ausdrücklich um ein einfaches Jagddiner gebeten, wie er es in früheren schönen Zeiten schon oft hier im Schlosse eingenommen hatte, ganz en famille, mit Ausschluß aller Etikette, weßhalb sich Herr Fackler auch schon erlauben zu dürfen glaubte, die Suppe auf eben beschriebene Art serviren zu lassen.

Seine Majestät trat in diesem Augenblicke rasch auf die alte Gräfin zu, hinter deren Stuhl sich zwei Lakaien postirt hatten, um ihn an den Tisch zu rollen, und sagte: „Da es mir leider nicht vergönnt ist, Sie, meine liebe Gräfin, wie in früheren Zeiten zu Tische zu führen, so werden Sie wohl nichts dagegen haben, daß ich einer andern Dame Ihres Hauses meinen Arm anbiete," worauf er sich mit einer freundlichen Kopfneigung an die tieferröthende Hildegard wandte.

Sir Frederic Knobbers hatte hastig den Arm des Major Leo gefaßt und flüsterte ihm zu: „Bitte mich vor-

zuſtellen, jener anderen jungen Dame, aber ſogleich, ich bitte ſehr darum.“

„Ja, wenn ich das nur anzufangen wüßte, ich bin ſelbſt noch nicht vorgeſtellt!“

„Baron Brenner, präſentiren Sie uns doch jener jungen Dame!“

„Ich lauere auch ſchon längſt mit Begierde auf Jemand, der mir dieſen Dienſt erzeigt — Tönning, der alle Welt kennt, wird es thun!“

Seine Excellenz zuckte aber mit einem ſo ausdrucksvollen und verſtändlichen Heraufziehen ſeiner Augenbrauen die Achſel, daß ſich Graf Leo raſch an den Grafen Ferrner wandte, worauf dieſer augenblicklich ſämmtliche Herren mit einiger Oſtentation zu der ſchönen jungen Dame führte, und ſie derſelben mit ſo lauter Stimme vorſtellte, daß der König herüberblickte und dann auf's Heiterſte lächelte, als er ſah, mit welcher Haſt Sir Frederic Knobbers dem Fräulein von Roſenthal ſeinen Arm bot, um ſie zu Tiſche zu führen.

„Alſo die Schweſter Roſenthal's?“ ſagte Graf Leo mit ernſter Miene zu dem Baron Brenner, „ich gratulire ihm zu einer ſo ſchönen und vornehm ausſehenden Verwandtſchaft.“

„Ich erfuhr es geſtern ſchon, daß ſie hier ſei, ſah

ſie aber heute Abend zum erſten Mal, eine liebe, reizende Erſcheinung.“

„In der That,“ erwiederte der Andere, indem er das ſchöne Räthſel anſchaute und dann ſeine düſteren Blicke über Hildegard's edle Züge gleiten ließ, um durch eine tiefe Verbeugung für den artigen Gruß mit wohlwollendem Lächeln, deſſen auch er über den Tiſch herüber mit den Andern theilhaftig wurde, verbindlichſt zu danken.

Während des Diners, deſſen Menu einfach, aber ausgezeichnet war — „Familientafel“ hatte Herr Fackler mit Stolz zu dem Koche geſagt — waren die meiſten der Anweſenden heiter und vergnügt, und die es nicht waren, ſchienen es wenigſtens zu ſein, ſo daß Seine Majeſtät verſicherte, ſich in langen Jahren nicht mehr ſo ausgezeichnet amüſirt zu haben; fehlte es doch nicht an kleinen Neckereien, wenn unter Andern Baron Brenner mit Tönning unter vielſagendem Blicke anſtieß, und dann Roſenthal lächelnd auf ſich ſelber wies, oder wenn Sir Frederic Knobbers mit Begeiſterung verſicherte: „er habe von einer Engländerin ſelten, von einer Andern aber niemals ein ſo wundervolles Engliſch gehört, als von Fräulein von Roſenthal.“ Kam es doch auch vor, daß der König zuweilen bei kleinen Erzählungen Roſenthal's lachend den Zeigefinger mit der Frage aufhob: „War

das ein Erbstück Ihres verewigten Vetters?“ worauf Jener sich erlaubt hatte zu sagen: „Nein, Majestät, nur Vermächtniß für gute Freunde.“

Nur zwei Personen am Tisch vermochten es nicht oder nur sehr mühsam, sich in die allgemeine Heiterkeit zu finden, und fuhren bei jedem herzlichen Lachen aus tiefem Nachdenken auf, wobei man es ihrer alsdann plötzlich erscheinenden Fröhlichkeit wohl ansah, daß sie künstlich hervorgebracht sei und jedes natürlichen Grundes entbehre.

Den Einen brauchen wir nicht zu nennen, der Andere aber war Graf Hugo, der, so oft als es sich ohne Aufsehen zu erregen thun ließ, glühende, verzehrende Blicke nach Ellen sandte, und der häufig kaum ein Zeichen des Unmuths zu unterdrücken vermochte, wenn er sah, wie Sir Frederic Knobbers in seiner ungenirten Art dem Fräulein von Rosenthal so stark den Hof machte, daß der König zuweilen herzlich darüber lachte, und es auch der ganzen Tafelrunde auffiel.

Herr von Rosenthal war darüber auf Augenblicke sehr nachdenklich geworden; aber nach der darauffolgenden heiteren Miene zu urtheilen, mußte der Gegenstand dieses Nachdenkens ein recht angenehmer sein.

Graf Hugo konnte sich dagegen einmal nicht enthalten, dem Baron Brenner zuzuflüstern: „Der alte Geck

mit ſeinen fünfzig Jahren!“ worauf Jener mit einem pfiffigen Lächeln erwiederte: „Aber rüſtig wie ein Zwanziger, und dabei ein gänzlich unabhängiger Millionär.“

„Hol' ihn der Teufel!“

Ganz im Gegenſatz zu dieſer Aeußerung aber war es, daß der König, nachdem er ſchon früher ſeinem freundlichen Wirthe in ein paar herzlichen Worten gedankt, nun gegen Sir Frederic Knobbers ſein Glas erhob, ihm ein langes und vergnügtes Leben wünſchte, ſowie irgend Etwas dieſſeits des Kanals, was im Stande ſei, ihn für immer auf deutſchem Boden feſtzuhalten.

Durch dieſe Ungezwungenheit des Tafelns hatte ſich das Diner ſo weit in den Abend hineingezogen, daß Seine Majeſtät für ſpäter alles Uebrige ablehnte und ſich in ſeine Gemächer zurückzog, welchem Beiſpiele die Damen alsbald folgten, worauf Sir Frederic die übrigen Herren erſuchte, nach Abräumung des Tiſchtuches nach engliſcher Weiſe beiſammen zu bleiben, wozu dann Herr Facller ſo mächtige Batterieen edlen Weines auffahren ließ, daß ſich die Geſellſchaft erſt ſehr ſpät trennte, und auch dann erſt, nachdem Sir Frederic noch in einer Tiſchrede, in welcher er ſich hauptſächlich an Herrn von Roſenthal wandte, ſagte: „daß er, Sir Frederic Knobbers nämlich, an einem glücklichen Wendepunkte ſeines Lebens angekommen zu ſein hoffe, und daß es ihm gerade zu

Muthe wäre, als hätte er wirklich etwas gefunden, das im günstigen Falle wohl im Stande sei, ihn festzuhalten auf diesem schönen deutschen Boden, dem, sowie seinen Bewohnern und Bewohnerinnen er hiemit das letzte volle Glas für heute brächte."

Am andern Morgen fanden in dem Schlosse verschiedene sehr wichtige Unterredungen statt, von denen die meisten wohl interessant genug gewesen wären, um sie den geneigten Lesern in ihren Einzelnheiten mitzutheilen, was wir auch thun würden, wenn wir nicht fürchten müßten, die uns bewiesene freundliche Geduld allzusehr zu mißbrauchen, und wenn wir nicht im Stande wären, deren Resultat, welches doch am Ende die Hauptsache ist, in kurzen Worten zu erzählen.

Seine Majestät hatte den Grafen Ferrner und den Baron Tönning gleich nacheinander zu einer Audienz befohlen, von welcher die des Ersteren ziemlich lange dauerte, die des Letzteren dagegen um so kürzer war, aber denselben veranlaßte, nachdem er das Zimmer des Königs verlassen, den Grafen Ferrner aufzusuchen, ihm mit freudestrohlendem Gesichte beide Hände entgegenstreckend, und dabei auszurufen: „Seine Majestät haben die Gnade gehabt, mich zu ersuchen, das Obersthofmeisteramt für die nächste Zeit wenigstens wieder zu übernehmen, um zu sehen, ob sich meine veränderten Ver-

hältniſſe ohne allzu große Schwierigkeiten da Unten wieder anpaſſen ließen. Was meine Frau anbelangt, ſo liebt ſie vorerſt das Landleben ſo leidenſchaftlich, daß ſie es wohl nicht anders thun wird, als nach ſtattgefundener Vorſtellung bei Hofe wieder zu demſelben zurückzukehren."

„Ich gratulire Ihnen aufrichtig, lieber Freund, denn man iſt doch noch nicht alt genug, um ſich ohne Geſellſchaft in ſeine vier Pfähle einzuſchließen, ja ich gratulire Ihnen — und mir — denn was mich anbetrifft, ſo könnte ich mir keinen angenehmeren Kollegen wünſchen."

„A — a — a — ah!" rief der Oberſthofmeiſter freudig, „ſo iſt es freundlichem Zureden gelungen, auch Sie wieder zu uns zurückzuführen; wahrhaftig, Ferrner, das iſt der glücklichſte Tag meines Lebens."

Auch Graf Hugo hatte darauf eine Unterredung mit ſeinem Vater gehabt, dieſe mußte aber etwas beſonderer Art geweſen ſein, denn Graf Willibald war nach Beendigung derſelben mit ernſter Miene und den Kopf zuweilen ſchüttelnd nach den Zimmern ſeiner Mutter gegangen, gewiß in der Abſicht, ihr Mittheilung über jene Unterredung zu machen, wozu er indeſſen nicht ſogleich kam; da er Sir Frederic Knobbers bei der alten Dame traf, welche mit dem Ausdruck des größten Erſtaunens in

ihrem Lehnstuhle saß, seinen lebhaft gesprochenen Worten lauschend.

„Ah, ich freue mich sehr, daß Sie kommen," rief Sir Frederic dem Eintretenden entgegen, „uir können da nun zu Drei über meine Angelegenheit das Endgültige zu reden versuchen. Ich hatte die Ehre, der Frau Gräfin zu sagen, daß ich so glücklich geuesen bin, in Ihrem Hause zu finden einen Schatz, den ich gesonnen sein mir anzueignen."

Die alte Dame blickte ihren Sohn bei diesen Worten mit einer langsamen Bewegung des Kopfes an, sowie mit einem Blick nach Oben, als wollte sie ausdrücken, daß sie noch nicht im Stande sei, sich von ihrem Erstaunen zu erholen.

„Sie uissen, mein lieber Graf," fuhr Sir Frederic fort, „daß ich völlig unabhängig bin von meiner Familie, auch ziemlich bei Vermögen, und daß ich schon lange vorhatte, mich gänzlich bei mir häuslich hier im deutschen Lande niederzulassen."

„Gewiß weiß ich das, und wir Alle hoffen und wünschen das Letztere."

„Gut, dazu uill ich also das Beste thun, uas ich thun kann, und mich verheirathen!"

„Ah — so rasch!"

„Uas uollen Sie, uenn man mit sechsundvierzig

Jahren heirathet, ist das nicht zu rasch, und da ich hier bei Ihnen gefunden habe, was ich heirathen möchte, so habe ich vor, dieß zu thun."

„Und wen denn?" fragte Graf Ferrner, indem ihm sehr unangenehm der Gedanke an Hildegard durch den Kopf flog.

„Ich will heirathen — Fräulein von Rosenthal, und komme eben von ihr, wo ich ihr das gesagt habe."

„Und Fräulein von Rosenthal?" fragte Graf Ferrner mit dem Ausdruck nicht geringeren Erstaunens, als er vorhin an seiner Mutter bemerkt.

„O, Fräulein von Rosenthal hat nicht geradezu Ja gesagt, sie war zu viel überrascht davon, doch sehe ich keinen Grund ein, warum sie sollte meine Hand ausschlagen."

„Den Grund sehe ich allerdings eben so wenig ein, als ich begreife — verzeihen Sie mir meine Offenherzigkeit — wie Sie sich so rasch entschließen können, eine Dame zu heirathen, von der Sie eigentlich so gut wie gar nichts wissen."

„O," sagte Sir Frederic mit einem feinen Lächeln, „wir kennen uns schon lange, und als ich zum ersten Mal ihr schönes Gesicht gesehen und ihre liebenswerthe Gestalt, da sagte ich zu mir selber, wenn es möglich ist, werde ich diese heirathen und keine Andere."

weiter führt, ſind äußerſt unebene Pfade für Maulthiere und Pferde, höchſtens für kleine Bauernkarren. Die große Straße von Madrid nach Sevilla lief freilich nördlich bei Toledo vorbei in einer Entfernung von vielleicht vier Leguas und in der deutſchen Heimath hätten wir im gleichen Falle nur dorthin zur nächſten Station zu reiſen gebraucht, um einen Platz im nächſtankommenden Hauptwagen oder in einer Beichaiſe zu erhalten. Letztere aber ſind für Spanien ganz unbekannte Dinge, und was den Eilwagen anbelangt, ſo ſind ſämmtliche Plätze deſſelben gewöhnlich ſchon lange Zeit vorher in Madrid für die ganze Tour bis nach Sevilla beſetzt, ſo daß man ſelbſt auf den größeren Zwiſchenſtationen, wie Baylen und Cordova, befürchten muß, wochenlang liegen zu bleiben. Das Alles hatten wir freilich in Madrid ſchon überlegt, hatten eingedenk unſerer höchſt fatiganten Eilwagentour, nur mit ſtillem Grauen den Marterkaſten betrachtet, der jeden Abend vor den Fenſtern unſeres Hotels mit zehn bis zwölf Maulthieren beſpannt wurde und Abends um zehn Uhr nach Sevilla abging, bis wohin er drei Tage und vier Nächte brauchen ſollte, jetzt aber im Winter oft fünf Tage und fünf Nächte unterwegs blieb.

Einen Ritt von Toledo nach Andaluſien hatte man uns wieder eben ſo ernſtlich abgerathen wie damals, als wir unſere Tour zu Pferde durch die Mancha machen wollten. Alle, die wir um Rath fragten, meinten achſelzuckend, im Winter ſei dieß eine gewagte Geſchichte, das Wetter kalt, Flüſſe und Bäche häufig ausgetreten, die Straßen öde und leer und wenn man auch hie und da Reitern begegnete, ſo wäre einem eine ſolche Begegnung noch unlieber, als gar keine. Endlich fanden wir Jemanden, der uns die Sache in einem beſſeren Licht darſtellte und uns mit gutem Rath an die Hand ging; es war dieß ein freundlicher und liebenswürdiger Landsmann, Herr Steinfeld, der uns bei dem Aufenthalte in Madrid mit Freundlichkeit jeder Art überhäufte, und in deſſen gaſtlichem Hauſe wir Abends manche Partie Whiſt ſpielten, und manchen vortrefflichen Punſch tranken. Möge es ihm

„So wissen Sie auch vielleicht etwas von den früheren Verhältnissen dieser jungen Dame?“

„O, nicht das Geringste, ist mir auch sehr gleichgültig!“

„Wenn aber —“

„Wir wollen besprechen gar keine Aber, wie Fräulein von Rosenthal jetzt für mich dasteht, ist sie ein Schatz, ist reines lauteres Gold, und wenn ich ein vollwichtiges Goldstück habe erkannt als solches, warum sollte es mir nicht gleichgültig sein, ob es frisch aus der Münze kommt oder nicht, ja wenn ich einen Sovereigne betrachte, der durch der Leute Hände gelaufen ist, so habe ich bei mir schon oft gesagt: Ah, wenn Du mir erzählen könntest!“

Der Graf hatte lächelnd mit dem Kopfe geschüttelt und sagte nun: „Entschuldigen Sie mein ‚Aber‘ von soeben, doch war es in der That nicht so gemeint, wie Sie verstanden, Sir Frederic, der Himmel soll mich bewahren, auch nur die Idee eines Schattens auf die Vergangenheit dieser eben so schönen als liebenswürdigen jungen Dame werfen zu wollen!“

„Wie gesagt, mein lieber Graf, ich bin ein Mann der gegenwärtigen Zeit, was vergangen ist, laß ich vergangen sein, und wenn Fräulein von Rosenthal will, so werde ich sie heirathen, werde meine Lady bei Hofe vor-

ſtellen, werde ein großes Haus machen und den Abend meines Lebens genießen, wie unſer gemeinſchaftlicher Freund, der alte Tönning."

— — — — Ellen ſaß in ihrem Zimmer und ſeltſame Gedanken bewegten ihr Herz; Sir Frederic hatte ſie ſoeben verlaſſen, nachdem er ihr, ohne viele Worte zu machen, ſeine Hand angeboten; er hatte dabei ſehr vernünftig von dem bedeutenden Unterſchied der Jahre geſprochen und geſagt: was man ſo eine innige Liebe nenne, könne er allerdings nicht erwarten, wolle ſich auch vorderhand mit ihrer Freundſchaft begnügen, hoffe aber, daß es ihm gelingen werde, dieſelbe recht bald aus voller Achtung in eine vielleicht liebevolle Verehrung übergehen zu laſſen.

Ellen war zu überraſcht geweſen, um dieſen ehrenvollen Antrag gänzlich und ohne Rückhalt abzulehnen, und machte ſich jetzt bittere Vorwürfe, dieß nicht ſogleich gethan zu haben, doch hatte ihr Sir Frederic nicht einmal Zeit dazu gelaſſen, ſondern ſich ruhig bei ihr verabſchiedet, indem er geſagt: „Ueberlegen Sie ſich das, und laſſen Sie mich Ihre Antwort wiſſen."

„Und raſch ſoll er dieſe Antwort haben," rief ſie haſtig aufſpringend, preßte die Hände vor das Geſicht und ſtreckte dann ihre Arme weit aus, dort hinab, wo die Stadt unter einem Dunſtſchleier lag, während ein

glückseliges Lächeln über ihre edlen Züge flog, und sie im Tone innigster Liebe ausrief: „Arthur — mein Arthur — zwei gute Menschen haben mich für würdig gefunden, mir ihre Hand entgegen zu reichen, o, es kann jetzt von mir keine Anmaßung mehr sein, mich Deiner Liebe werth zu halten — ich muß zu Hildegard, sie soll hier für mich antworten — ihm Alles sagen."

Damit eilte sie in das Zimmer ihrer Freundin und fand diese neben ihrem Kamin stehend, den Arm aufgestützt, mit düsterem Blick in die Flamme starrend; ja sie war so mit ihren Gedanken beschäftigt, daß sie erst und dann überrascht um sich schaute, als Ellen dicht vor ihr stand. „Verzeih' mir, Hildegard, wenn ich nicht zu ganz gelegener Zeit zu Dir komme!"

„Du kommst mir immer zur gelegenen Zeit, Ellen, und gerade jetzt, wo ich Dich hätte rufen lassen, wenn Du nicht von selbst gekommen wärest — aber was ist Dir denn widerfahren, Deine Wange glüht, Dein Auge strahlt, Du bist vor Freude erregt?"

„O — Hildegard — etwas ganz Seltsames; aber es ist nicht das, was mich freudig erregt hat, ich wüßte überhaupt keine Ursache, freudig erregt zu sein, und wenn mein Auge leuchtender wäre als sonst, so schreibe das auf meine eigenthümliche Unterredung mit Sir Frederic."

„Er bot Dir seine Hand an?“

„Du weißt davon?“

„Nichts Sicheres, nur Vermuthungen, die aber nach seinen Aeußerungen und nach seiner Art zu handeln sehr nahe liegen!“

„Ja, er bot mir seine Hand an!“

„Und Du — nahmst Du seine Bewerbungen an?“

„Thust Du diese Frage in vollem Ernste, liebe Hildegard? — o nein, Du bist überzeugt, daß ich nicht ohne Deinen Rath handeln würde, wenn ich je zweifelhaft sein sollte; aber hier bin ich es durchaus nicht, und habe Dich herzlich bitten wollen, Sir Frederic auf freundliche Art sagen zu wollen, daß ich nie die Seine werden kann — willst Du, Hildegard?“

„Warum nicht, darf ich Gründe angeben?“

„Ja, einen, den ich Dir früher mitgetheilt, Du weißt, daß ich liebe!“

„Aber ohne Hoffnung!“

„Gleichviel, ihn oder keinen Andern!“

„Das sage ich auch, Ellen,“ sprach Hildegard mit leiser Stimme, indem sie sich einen Augenblick auf das Kaminfeuer herabbeugte, um dann rasch sich emporrichtend mit einem gezwungenen Lächeln zu sagen: „Weißt Du auch wohl, böse Ellen, daß Du eine arge Verheererin in Männerherzen bist — Doktor Flinder spricht von Dir

wie von einem höhern Weſen, Sir Frederic bietet Dir ſeine Hand an — und mein Bruder Hugo —"

„Was iſt's mit ihm, Hildegard?"

„Hat meinem Vater erklärt, was ich übrigens ſchon ſeit einigen Tagen kommen ſah, daß er ohne Dich nicht leben könne — aber ich wußte es vorher, mein Herz," fuhr ſie ſchmeichelnd fort, während ſie die Arme um den Hals ihrer Freundin ſchlang, „daß Du Keinem Gehör geben würdeſt, ſondern bei mir bleiben — lange — lange — wie wir verabredet, ja auf immer!"

Hildegard befand ſich offenbar in einer Aufregung, die ſonſt ihrem ernſten Gemüthe fremd war; ſie ſprach haſtig, ja leidenſchaftlich, ſie horchte zuweilen wie auf das Geräuſch von Schritten, welches aber nur in ihrer Einbildung beſtand, athmete auch wohl tief auf und wandte alsdann ihre Blicke von der Thüre forſchend zu Ellen, als wolle ſie auf deren Geſichte leſen, ob dieſe von ihrer Unruhe etwas entdeckt.

Doch war Ellen zu ſehr mit ihren eigenen Gedanken und Empfindungen beſchäftigt, und fragte jetzt: „Darf ich auf Dich rechnen, Hildegard, willſt Du mit Sir Frederic reden?"

„Gewiß, mein Herz," erwiederte Jene etwas zerſtreut.

„Willſt ihm ſagen, daß es mich ſchmerze, und ihm

dabei gestehen, daß ich liebe — aus vollem, vollem Herzen liebe?"

„Gewiß will ich das," sagte Hildegard, und setzte dann aufhorchend rasch hinzu: „Aber dafür sollst auch Du mir einen Dienst leisten!"

„Aehnlicher Art?"

„O nein," rief Hildegard in schmerzlichem Tone, und setzte dann ruhiger hinzu: „Ich erwarte Besuch, vielleicht in der nächsten Minute!"

„So will ich mich entfernen!"

„Im Gegentheil, ich will, daß Du bleibst, nicht nur bis der Besuch eintritt, sondern bis er sich wieder entfernt, versprich mir das!"

„Selbst auf die Gefahr hin, indiskret zu erscheinen?"

„Selbst darauf hin — nicht wahr, Du bleibst, und bemühst Dich, Theil an unserer Unterredung zu nehmen?"

In diesem Augenblicke erschien einer der Lakaien nach vorausgegangenem leisen Anklopfen, und meldete den Herrn Grafen Leo Wieneck, welcher der gnädigen Gräfin seine Aufwartung machen wolle.

„Er wird mir willkommen sein," erwiederte diese nach einem tiefen Athemzuge und mit einer so seltsam klingenden Stimme, daß Ellen überrascht auf ihre Freundin blickte und nun mit Erstaunen sah, wie bleich dieselbe

auf einmal geworden war; sie mochte das wohl selbst fühlen, denn sie beugte sich rasch auf das Kaminfeuer und stieß mit der Zange in die brennenden Holzstücke, während sich die Thüre abermals öffnete und der Flügeladjutant Seiner Majestät eintrat.

Auch Ellen fühlte sich nicht frei von einer tiefen Bewegung, als sie den Mann wieder vor sich sah, welcher Zeuge gewesen war jener für sie so schmerzlichen, ja furchtbar verletzenden Unterredung. Doch hatte sich Graf Wieneck gestern in den wenigen Worten, die er mit ihr gesprochen, so taktvoll benommen, daß sie sich rasch wieder faßte und um so mehr im Stande war, über das Seltsame im Benehmen Hildegard's nachzudenken — es bestand etwas Räthselhaftes zwischen diesen beiden jungen Leuten, und wenn sie daran dachte, was ihr Hildegard vor einigen Tagen mitgetheilt, so fürchtete sie beinahe, eine Lösung dieses Räthsels mit anhören zu sollen.

Graf Leo schien unangenehm überrascht, die junge Gräfin nicht allein zu finden, doch war er viel zu sehr ein Mann von Welt, als dieß durch mehr als einen rasch wieder verschwindenden Schatten zu zeigen, der über seine Züge flog. Er setzte sich nach einer Handbewegung Hildegard's neben den Kamin, der jungen Gräfin gegenüber, welche sich ebenfalls auf einen kleinen Fauteuil niedergelassen hatte, während Ellen stehen blieb, fest entschlossen,

trotz ihres gegebenen Versprechens das Zimmer zu verlassen, sobald eine Wendung des Gespräches hiezu Veranlassung geben würde.

Diese ließ denn auch nach einigen gleichgültigen Gesprächen nicht lange auf sich warten, indem Leo Wieneck, nachdem er einen Blick auf die Uhr über dem Kamin geworfen, sagte: „Dürfte ich vielleicht um eine andere Zeit bitten, Gräfin Ferrner, in welcher Sie mir gestatten würden, vor unserer leider so baldigen Abreise Ihnen eine kleine Mittheilung zu machen?“

„Warum nicht jetzt gleich, Herr Major? — ich zweifle, ob ich später noch Zeit finden werde!“

„Es ist eine Mittheilung, die —“ erwiederte er mit einem Blick auf Ellen, welche bei diesen Worten einen Schritt von dem Kamine, auf den sie sich gelehnt, wegtrat und zu gleicher Zeit ihre Freundin fragend und bittend anblickte.

„Welcher Art diese Mittheilung auch sein könnte, Herr Graf, so würde ich Ihnen recht dankbar sein, wenn Sie dieselbe hier vor uns Dreien machen wollten, ich habe gegenüber meiner Freundin durchaus keine Geheimnisse.“

„Weßhalb ich diese Freundin allerdings beneiden muß,“ entgegnete Graf Leo und setzte dann nach einem kurzen Nachdenken hinzu: „da es sich aber bei dieser Mittheilung

nicht ganz um eigenes Intereſſe handelt, ſo würde ich in der That unendlich dankbar ſein, wenn Fräulein von Roſenthal —"

„Du erlaubſt mir, Dich zu verlaſſen?" fragte dieſe in einem faſt flehenden Tone.

„Nein — Ellen, Du bleibſt, wie Du mir verſprochen!"

„Ah, eine getroffene Uebereinkunft!" ſagte Graf Leo mit einem bittern Lächeln, „das ändert freilich die Sachlage, und bin ich jetzt davon überzeugt, daß die jungen Damen in der That keine Geheimniſſe vor einander haben — — nun wohlan denn, ſo geſtatten Sie mir, in dieſem Bunde des Vertrauens der Dritte zu ſein — ja es muß ſo ſein, Gräfin Ferrner," fuhr er in raſchem, entſchloſſenem Tone fort, „ich habe mich nach dieſer Unterredung geſehnt, wie der Verſchmachtende nach einem Trunke friſchen Waſſers, ich habe nur in der Hoffnung, Ihnen endlich einige Worte ſagen zu dürfen, in die für mich ſo peinliche Reiſe hieher gewilligt."

„Und haben dadurch eine treffliche Gelegenheit gefunden, mir Unangenehmes zu ſagen, denn die Höflichkeit zwingt mich, artig zu ſein gegen den Gaſt meines Vaters."

Sie hatte dieſe Worte in einem kalten, faſt verächtlichen Tone geſprochen, doch zeugten das Beben ihrer

Stimme, sowie ihre bleichen Züge auch noch von einer anderen, tieferen — besseren Bewegung.

„Warum diese harten Worte, Gräfin Ferrner, warum einen Traurigen, einen Schmerzlichbewegten — ja einen Unglücklichen mit Keulenschlägen treffen, statt ihn durch ein freundliches Wort aufzurichten!“ Er warf abermals einen raschen Blick auf die Uhr und fuhr dann in entschlossenem Tone fort: „Ja, auf die Gefahr hin, zudringlich zu erscheinen, muß ich Ihnen doch Aug in Aug wiederholen, was in den Briefen stand, die Sie mir ungelesen zurücksandten, was freundliche Vermittler zu meinen Gunsten sprachen, was aber Alles an Ihrem kalten Herzen abglitt — gut denn, ich habe die Hoffnung aufgegeben, in diesem Herzen ein freundlicheres Gefühl für mich zu erwecken, ich weiß, daß Sie mich hassen, vielleicht verachten; aber trotz alledem will ich hier noch einmal den Versuch machen — den Versuch vor Zeugen, Gräfin Ferrner,“ rief er leidenschaftlich, — „Ihre Verzeihung zu erlangen — ich will Ihnen nochmals vor Zeugen gestehen, wie sehr ich mein Unrecht erkenne, obgleich ich leider, leider überzeugt sein muß, auch dadurch nicht im Stande zu sein, bei Ihnen ein freundliches Gefühl für mich zu erwecken — sei's darum, ich wiederhole Ihnen, daß ich jenes traurige Zusammentreffen auf's Tiefste bedaure, und daß ich es schmerzlich bereue, nicht anders

und ſeiner Gemahlin, einer liebenswürdigen Andaluſierin, dafür recht wohl ergehen auf Erden! Herr Steinfeld meinte nun, für geſunde Leute, wie wir, die auch des Reitens nicht unkundig ſeien, wäre eine ſolche Tour nach Andaluſien ſelbſt im Winter wohl zu machen; ja, da er in nächſter Zeit ſelbſt in Sevilla Geſchäfte habe, ſo ſei er nicht abgeneigt, wenigſtens mit uns den Ritt über die Felſenpäſſe der Sierra Morena zu machen. Die Sache war danach reiflich überlegt und beſprochen worden; Herr Steinfeld und noch einer unſerer Bekannten wollte mit dem Eilwagen nach Val de Peñas fahren; dort ſollten wir am beſtimmten Tage ebenfalls eintreffen und dann vereint unſern Weg zu Pferde fortſetzen. Ob wir nun direkt von Toledo nach Val de Peñas reiten oder nach Madrid zurückkehren und von da den Eilwagen nehmen ſollten? Dieſe Frage beſchäftigte uns, als wir kriegsräthelnd auf der Terraſſe des Alcazar bei einander ſaßen. Unſer Baumeiſter hatte ſich zur Fahrt entſchloſſen; er that es in der edlen Abſicht, uns dadurch einen wichtigen Dienſt zu leiſten; denn wir mußten doch Jemanden haben, der unſere Koffer von Madrid nach Val de Peñas beſorgte, und ſo gewann er noch einen Tag zu Beſichtigung des Taller del Moro, des Criſto de la luz, der Parroquia San Roman und wie die alten Bauweſen, die er unermüdlich aufſuchte, alle hießen. Der Maler Horſchelt und ich mochten uns dagegen nicht zur Eilwagentour verſtehen und entſchloſſen uns alſo zu einem neuen abenteuerlichen Ritte. Schon ſeit einigen Tagen hatten wir pro und contra Eilwagen mit uns ſelbſt gekämpft und waren jetzt recht froh, als wir endlich mit uns im Reinen zur Stadt hinabſtiegen. Am Zocodover ſei einer der erſten Pferdevermiether von Toledo, hatte man uns geſagt, und wir fanden auch bald deſſen Behauſung, und zwar in jenem kleinen mauriſchen Hofe, von dem ich vorhin geſprochen, wo wir den großen Haufen Pferdegeſchirr geſehen. Der Padron war ein dicker Mann mit einem ernſten und finſteren Geſichte, der kaum von ſeinem Stuhle aufſtand, als wir in ſeine Wohnung traten,

gehandelt zu haben — Ihre Verzeihung ist mir nothwendig, denn ich bin nicht stark genug, Ihnen ohne dieselbe vielleicht in häufigerem Verkehr wieder gegenüber zu treten — ja ich habe nicht die Kraft dazu," rief er leidenschaftlich ausbrechend, „und sollten Sie unerbittlich bleiben, so würde ich mich genöthigt sehen, meine Stellung zu verlassen, und damit die Umgebung, in der Sie künftig wieder leben werden."

Während er so mit tiefer Erregung sprach, hatte er sich langsam erhoben, und Hildegard war dieser Bewegung gefolgt, seine Blicke nicht vermeidend, sondern ihn mit ihren großen, glänzenden Augen fest anschauend; doch trübten sich jetzt diese Augen auf eine verrätherische Weise, und eine dunkle Röthe überflog ihr Gesicht, während sie tiefaufathmend sagte: „Was kann Ihnen überhaupt an meiner Verzeihung gelegen sein, warum können wir nicht auch so aneinander vorüberwandeln, wie früher, bis Sie auf so grausame Art Notiz von meinem Dasein nahmen?"

„Ah, Ihnen kann das allerdings gleichgültig sein, Gräfin Hildegard, Ihr Herz hat die beneidenswerthe Temperatur des Eises, Sie werden vor wie nach vornehm, kalt und unbewegt an mir vorübergehen, während ich das nicht kann, Gräfin Hildegard, weil ich Sie liebe — ja bis zum Wahnsinn anbete!"

„Ellen — Ellen," rief das junge Mädchen, indem sie sich schluchzend in die Arme ihrer Freundin warf — „rette mich vor ihm!"

Graf Leo trat tieferschüttert näher und sagte mit bewegter Stimme: „Und warum dieser grenzenlose Haß, warum mir etwas mit so unbeugsamer Strenge nachtragen, was man sonst verzeihen, vergessen würde; warum nicht wenigstens der Versicherung meiner unbegrenzten Hochachtung glauben, ja einer Hochachtung und Verehrung, die ich niemals tiefer empfand als damals, wo mich ein unglücklicher Zufall zwang, so vor Sie hinzutreten — warum denn keine Verzeihung, Gräfin Hildegard?"

„— — — — Weil schon damals," sprach Ellen in einem [illegible]n, vor tiefer Bewegung zitternden Tone, „als Sie Hildegard vielleicht unabsichtlich so tief verletzten, ein Gefühl für Sie in ihrem Herzen lebte!"

„Kein Wort weiter, Ellen!" rief das junge Mädchen, sich hastig aufrichtend.

„Ja, Herr Graf, ein Gefühl, welches ihr jede Kränkung, jede Beleidigung doppelt, zehnfach, hundertfach schmerzlich erscheinen ließ."

„A — a — a — ah, wenn dem so wäre!" rief Leo mit leuchtenden Augen.

„Schweige, Verrätherin — Du brichst unsere Freundschaft!"

„Verrätherin! wie mich das Wort entzückt, Gräfin Hildegard, verrathen kann man nur Beſtehendes!“

„Laß mich reden,“ bat Ellen mit leiſer, weicher Stimme, „laß mich ihn und auch Dich glücklich machen, laß mich ihm ſagen, daß Du ihn geliebt haſt — und noch liebſt!“

Nach dieſen Worten richtete ſie ſanft ihre Freundin auf, und als ſie Thränen in ihren Augen ſah, lindernde, verſöhnliche Thränen, vielleicht Thränen des Glücks, verließ ſie das Zimmer in dem Bewußtſein, zwei ſelige Menſchen dort zurückzulaſſen.

— — — — Um den Kreis unſerer Unterredungen zu ſchließen, ſo müſſen wir auch noch einer derſelben erwähnen, welche Seine Majeſtät kurz vor ſeiner Abreiſe mit Herrn von Roſenthal hatte, und worin der König, nachdem er anerkennend über die Dienſte geſprochen, welche Jener ihm bei gewiſſer Gelegenheit geleiſtet, hinzuſetzte: „Ich ſpreche zu gleicher Zeit im Namen meines Sohnes wenn ich Ihnen dafür eine ehrenvolle Belohnung vorſchlage. Der Kronprinz, deſſen plötzlicher Haß gegen Sie eben ſo raſch wieder einer großen Zuneigung gewichen, wie ich ſchon oft bei minder erfreulichen Gelegenheiten erfahren,“ ſetzte er mit einer gefälligen Handbewegung hinzu, „wünſcht Sie um ſeine Perſon zu haben, was mir um ſo angenehmer iſt, lieber Roſenthal, da ich

wohl die Hoffnung haben darf, daß die vielen schätzenswerthen Eigenschaften Ihres verstorbenen Vetters erblich auf Sie übergegangen sind. Vor Allem Ihre oft bewiesene Freimüthigkeit, die Sache bei dem rechten Namen zu nennen, sowie eine andere, noch schönere Eigenschaft, den Leuten ohne Ansehen der Person Wahrheiten zu sagen."

Rosenthal verbeugte sich lächelnd, indem er sagte: „Zu diesem Amt, Majestät, sollte man eine längst untergegangene Charge wieder in's Leben rufen, die des Hofnarren nämlich!"

„Ei, das waren wichtige Personen, mein Lieber, die, wenn sie das Herz auf dem rechten Flecke hatten und Geist genug, den Fürsten nicht allein zur Kurzweil dienten, sondern ihnen den Spiegel der Wahrheit vorhielten und sie mit der Pritsche des Spottes geißelten, ah, solche Leute wären noch heutzutage unbezahlbar!"

„Ein Amt, das mir unter anderer Benennung zusagen könnte."

„Und meinen, sowie des Landes Dank verdienen, wenn Sie es streng verwalten wollten. Nehmen Sie einen jungen Fürsten an," fuhr der König fort, indem er an das Fenster trat und auf die weite Ebene hinausblickte — „einen Fürsten voll Herzensgüte, verständig, wohlwollend, geistreich, und glauben Sie mir, daß aus

diesen vortrefflichen Eigenschaften nur dann etwas Glänzendes hervorgehen wird, wenn nicht die Umgebung dieses Fürsten wie wucherisches Unkraut den edlen Halm erstickt — ja, schlechte Umgebungen sind der Fluch des Fürsten, und der größte Theil von Dem, was in dieser Richtung Lächerliches und Ungereimtes geschieht, wird von dieser Umgebung entweder absichtlich gepflegt oder aus Eigennutz und Bosheit vorbereitet; wer von uns hat nicht seine Fehler und wird sie bereitwillig erkennen, wenn man ihm die Wahrheit sagt? Schmeicheln Sie aber dem Klügsten, indem Sie sich bemühen, seine Schwächen für Vorzüge, einen glücklichen Zufall für reifliche Ueberlegung, jede unbedeutende That als etwas Großes darzustellen, so steigern Sie dadurch nicht die edlen Ansprüche an sich selbst, sondern ein lächerliches Selbstbewußtsein, wie es die Lüge, die Heuchelei, die Schmeichelei, ja die ganze Niederträchtigkeit unserer Umgebung braucht, um ihre eigenen egoistischen Plane durchzuführen, und uns zu einer Puppe zu machen, die freundlich grinst, mit dem Kopfe nickt und Arme und Beine bewegt, sowie eine geschickte Hand an der betreffenden Schnur zieht — — — — Wenn Sie, mein lieber Rosenthal, gegen dieses unvermeidliche Gift, welches um so gefährlicher ist, da es angenehm schmeckt und sanft berauscht, kräftig und segensreich wirken wollen, so reiche

ich Ihnen hiermit meine Hand zu einem festen und gewiß glückbringenden Bunde."

„Welche ich mit Dank ergreife, Majestät, da sich der heutige Rosenthal einem solchen Anke gewachsen fühlt; ich werde mit Spiegel und Pritsche wirken, und man soll, hoff' ich, mit mir zufrieden sein."

„Ich danke Ihnen, kommen Sie recht bald nach der Stadt und stellen Sie sich dort meinem Sohne zur Verfügung — und noch Eins, lieber Rosenthal, damit Sie im Stande sind, sogleich mit Glück zu debütiren," sagte der König, indem er vor sich hinblickend wieder im Zimmer auf und ab schritt, „so will ich Ihnen einen guten Wink geben — die da drüben," er machte mit der Hand eine Bewegung, wie weit über die fernen Berge hinüber, „haben sich vorgenommen, etwas wie eine feierliche Verlobung in Szene zu setzen, weßhalb die Großherzogin mit ihrer Tochter, der Prinzessin Henriette, bei ihrer Rückkehr aus dem Süden ganz zufällig unsere Residenz berühren und dadurch zu großen Festlichkeiten Veranlassung geben wird — man will sich ein wenig fetiren lassen — nun, ich freue mich darüber und werde mich bemühen, sie so glänzend als möglich in Szene zu setzen, und das kann ich am besten, wenn ich so viel als möglich unsichtbar hinter den Coulissen bleibe — Sie werden mich sogleich verstehen," setzte er hinzu, als er Rosenthal's fra-

genden Blick bemerkte — „es wird da unter Anderem eine große Illumination vorbereitet — ganz freiwillig, mein Lieber," ſagte er mit einem eigenthümlichen Lächeln, „ganz aus dem Herzen unſeres guten Volkes, ſo hat mich wenigſtens mein Oberbürgermeiſter, ſowie die deputirenden Stadträthe verſichert — und Brutus iſt ein ehrenwerther Mann — und bei dieſer Illumination und feſtlichen Fahrt durch die Straßen der Stadt will ich durch meine Abweſenheit glänzen — doch Scherz bei Seite, ich will durch mein Nichterſcheinen dem hohen Brautpaare, und das mit großem Vergnügen, den erſten Platz gönnen — noch Niemand weiß bis jetzt um dieſe meine Abſicht, und ich hoffe, Sie werden meinen Wink, Ihr Debüt betreffend, jetzt vollkommen begreifen."

„Gewiß, Majeſtät, und muß leider hinzuſetzen, daß ich fürchte, damit glänzend zu debütiren."

„So iſt es, mein Lieber, man wagt nicht zu hoffen, daß ich zurückbleibe, und wird entzückt ſein über den Bringer dieſer vortrefflichen Nachricht — — — — ja, ja, mein Lieber, eine vortreffliche Nachricht für Manchen, der mich überhaupt nicht ſchwer vermiſſen würde; es iſt Herbſt, die Blätter fallen ab von den Bäumen, es iſt gegen Sonnenuntergang und will Abend werden — vielleicht Nacht. Soll man es der Jugend übel nehmen, daß ſie auf den Frühling hofft, oder auf den jungen,

frischen Morgen? — ich bin gewiß der Letzte, das unverzeihlich zu finden."

„Aber Blütentage und junge Morgen haben nicht immer gehalten, was sie versprochen."

„Sehr wahr, doch wenn es auch wenig Blumen und Früchte gibt, so wird doch ein Thau von Brillanten fallen und verkümmerte Blüte eben so gut ihre Bewunderer und Anbeter finden, und Sie können mir glauben, daß von jeher die Leute am tollsten und unverschämtesten geschrieen haben, welche statt einer Gottheit das goldene Kalb umtanzen. — — Doch sind wir da unwillkürlich in ganz andere Dinge hineingerathen, und die Zeit rennt so furchtbar rasch — behüte Sie der Himmel, Rosenthal, ich hoffe Sie bald wieder zu sehen!"

Damit winkte ihm der König zum Abschiede; und als Allerhöchst Derselbe bald darauf aus seinem Zimmer trat, um sich in den Schloßhof zu begeben, wo die bespannten Wagen warteten, ging die Abreise heute beim Tageslichte und in umgekehrter Ordnung mit nicht weniger Feierlichkeit vor sich, als die Ankunft gestern Abend, nur daß man heute durchschnittlich nur heiter lächelnde, ja glückselige Gesichter sah. Blickte doch auch Gräfin Hildegard, als sie mit Ellen wieder auf ihrem Zimmer angekommen war, die Freundin mit strahlenden Blicken an, die dann erst feucht verschleiert erschienen, als sie in lie-

bendem Tone fragte: „Und bei all' dem Glück willst Du mich plötzlich verlassen, mein Herz, meine einzige Freundin?"

„Es muß sein, Hildegard, und ich nehme es ja deßhalb nicht so schwer, da ich ja doch wohl hoffen darf, Dich recht bald wieder zu sehen; ich hatte soeben eine lange Unterredung mit — meinem Bruder, und der Himmel sei gelobt, er fühlt sich selbst so glücklich, daß er es schon ertragen kann, mich unglücklich zu wissen — unglücklich durch meine unbegreifliche Thorheit, drei so glänzende Partieen ausgeschlagen zu haben!"

„Aber Du gehst nach der Stadt zurück und bleibst dort, bis wir kommen?"

„Das hoffe ich eben so sehr, als auf ein heiteres, frohes Wiedersehen."

„Ich kann und darf nicht den Versuch machen, Dich zu halten," sagte Hildegard, „denn nach dem, was Du mir anvertraut, bin ich überzeugt, daß auch Du Deinem Glücke entgegengehst." — — — —

So verließ denn Ellen, nachdem sie auf's Herzlichste Abschied genommen hatte von der Frau Gräfin und dem Grafen Willibald Ferner, bald darauf ebenfalls das Schloß, und zwar in einer Equipage des Letzteren, dem ein zweiter Wagen folgte, in welchem sich der Haushofmeister, Herr Fackler, befand, der sich nach der Stadt

verfügte, um das Haus Seiner Excellenz des Herrn Oberſtjägermeiſters zur Aufnahme der Herrſchaften möglichſt ſchnell in gehörigen Stand zu ſetzen. Dabei hatte er aber den geheimen Auftrag und gemeſſenſten Befehl Seiner Erlaucht, die junge Dame, der er folgte, ſogleich in das Palais zu geleiten, ſie dort unterzubringen und für ſie zu ſorgen, als wäre ſie eine Tochter des Hauſes; und Herr Fackler beſorgte dieſe Miſſion mit der Würde und der Umſicht, die ihm eigen war.

Da fuhr denn Ellen abermals über die ſanft auf und ab ſteigende Straße dahin, von welcher, wie von den Feldern ringsumher, aller Schnee verſchwunden war vor dem warmen Hauch der jetzt ſchon milde wehenden Frühlingsluft, und als ſie die Höhe erreicht hatte, von wo ſie Moorfeld ſehen konnte, ſowie das gaſtliche Dach des guten Arztes, warf ſie einen dankerfüllten Blick hinüber und grüßte es mit den Worten: „Auf hoffentlich baldiges Wiederſehen, mein lieber, edler Freund!“ An dem klaren, dunkelblauen Himmel zogen leichte weiße Wolken, und als ſie hoffend, fragend aufwärts blickte, erhob ſich neben ihr aus friſch grünem Saatfelde die erſte Lerche, wie um durch ihren jubilirenden Schlag eine glückverheißende Antwort zu geben.

Da war auch ſchon Perlenbach, und als Ellen nun wieder in der Ecke des Eiſenbahnwagens ſaß, und von

und unter einem ſteifen Kopfnicken mit ſeinen Fingern leicht den breiten Rand ſeines Hutes berührte. Unſeren Wunſch, Pferde und einen Begleiter nach Val de Peñas zu erhalten, nahm er ſehr herablaſſend auf, wechſelte aber einen bedeutſamen Blick mit zweien ſeiner Stallleute, die neben ihm ſtanden, die aber beide ſehr hoch die Achſeln zuckten und meinten, das ſei ein weiter Weg. „Sehr weit," bekräftigte der Padron, „bei zweiunddreißig Leguas." „In wie viel Tagen können wir das zu Pferde machen?" fragte ich ihn. Er rechnete an den Fingern nach: „Erſtes Nachtquartier Pevenes, ſieben Leguas; den zweiten Tag nach Fuentelfresno, acht Leguas; den dritten nach Almagro, acht Leguas; bleiben für den vierten Tag ebenfalls noch acht Leguas nach Val de Peñas — wenn die Herren, fuhr er lächelnd fort, ſich ausdauernd genug fühlen, vier Tage lang täglich beinahe acht Leguas über ſehr ſchlechten Weg zu reiten. Wenn es die Thiere aushalten, meinten wir, ſo ſoll es an uns nicht fehlen. Das ſei eben die Frage, entgegnete der Padron wichtig; er müſſe uns das Beſte geben, was in ſeinem Stalle ſei, und daß er dafür einen höheren Preis verlange, als für ein gewöhnliches Reitthier, das würden wir doch wohl begreiflich finden. Wir fanden dieß aber durchaus nicht begreiflich, ſondern erklärten ihm, nur auf den in Spanien gewöhnlichen Preis, und zwar für Tag und Pferd einen Duro unterhandeln zu wollen. Zuerſt zuckte er verächtlich die Achſeln, gab auch ein paar Carajo von ſich und meinte, das ſei der Preis für einen ſchlechten Eſel, für ein miſerables Maulthier, höchſtens für eine Tagereiſe zur Sommerzeit. Natürlich machten wir auf dieſe Bemerkung hin Miene, den Hof zu verlaſſen; doch hielt er uns mit der Bemerkung zurück, er wolle nochmals das Ganze berechnen. Wir brauchten alſo drei Pferde, zwei für uns, eines für den Begleiter: ſeien täglich drei Duros, in vier Tagen zwölf, für die Rückreiſe eben ſoviel, mache vierundzwanzig. Allerdings pflegt man bei Reittouren ſo in Spanien zu rechnen, doch mit dem Unterſchiede, daß man für drei Tage der Hinreiſe nur zwei zur Rück-

der brausenden Lokomotive dahingeführt wurde, war ihre Seele erfüllt von ganz anderen und lieblicheren Bildern, als auf der Herreise — einige Stunden später aber schritt sie mit einem bangen, ängstlichen Gefühle durch die Straßen der großen Stadt, und mußte unter heftigem Klopfen ihres Herzens, sowie tiefaufathmend ein paar Mal auf ihrem Wege stehen bleiben, dann bebend das Geländer einer Treppe erfassen, um sich daran hinaufzuhelfen, und als sie jetzt endlich droben vor einer Thüre stand, konnte sie nicht anders, als ihre Hände vor die Augen pressen und sich einen Augenblick gegen die kalte Wand lehnen — — dann versuchte sie die Thüre zu öffnen, und diese gab nach unter dem Drucke ihrer Hand. — — — —

Da stand sie wieder in dem ihr so wohl bekannten Raume, und obgleich ihr hier Niemand entgegentrat, um sie herzlich, oder vielleicht auch nicht herzlich, zu empfangen, so fühlte sie sich doch schon unendlich glücklich, als sie hier Alles unverändert fand.

Da stand Arthur's Staffelei mit einem großen, verhängten Bilde, da waren alle übrigen Geräthschaften, die sie während der langen Sitzungen so oft betrachtet, da war der Divan, auf dem sie stundenlang geruht, wo er so oft vor ihr gestanden, sich über sie gebeugt hatte, um ihr Gewand zu ordnen, sowie ihr aufgelöstes langes Haar

— ach, jene ſeligen und doch wieder ſo peinlichen Stunden, wie traten ſie jetzt wieder ſo lebhaft vor ihre Seele, wie ſüß durchſchauerte es ſie jetzt bei dem Gedanken, daß ſie ſchon damals alle ihre Kraft hatte aufwenden müſſen, um nicht ihre Arme um ſeinen Hals zu ſchlingen, um ihn nicht an ſich zu ziehen und ihm zu ſagen: „Arthur, mein Arthur, ich liebe Dich!“

Nach dieſem Divan ging Ellen mit wankenden Schritten und ließ ſich darauf nieder, in der Abſicht, ihn zu erwarten; möge er nun ſogleich erſcheinen oder erſt in einiger Zeit, oder vielleicht erſt nach langen, langen Stunden — gleichviel — denn daß er kommen werde, deſſen war ſie jetzt ganz gewiß — nur Etwas belaſtete ihr Herz, machte es heftiger ſchlagen und ließ ſie zuweilen krampfhaft aufſchluchzen — — der Gedanke an das, was ſein erſter Blick ihr ſagen würde.

— — — — Da vernahm ſie Schritte auf dem Gange — — da hörte ſie dicht an der Thür ſeine ernſt klingende Stimme zu Jemand ſagen: „So will ich auch das noch ändern, aber nur um Dir einen Gefallen zu thun, und dann ſämmtliche Pinſel zerbrechen, welche mir an dieſem Schmerzensbilde geholfen — — — —“ dann trat er ein, ohne ſie zu ſehen, da er gerade auf die Staffelei losging und die Verhüllung herunterriß.

Ah, welch' prächtiges Bild, welch' wunderbar ſchönes

Werk, und wie beseligend für die arme Ellen, die mit gefalteten Händen dasaß, es betrachtend mit weit geöffneten Augen, aus welchen schwere Thränen herabtropften — sie selbst — Ellen-Ophelia; sie drückte die Hände heftig gegen ihre Brust, vermochte es aber doch nicht, ihren tiefen Athemzug gänzlich unhörbar zu machen — es klang wie ein leiser, zitternder Seufzer durch das Gemach, so daß er erschreckt auf das Bild schaute, ehe er sich langsam umwandte — dann blieb er bei ihrem Anblicke, bei dem Anblicke Ellen's, bei dem plötzlichen Erscheinen der Heißgeliebten, welches ihm wie ein Wunder vorkommen mußte, einen Augenblick wie betäubt stehen, um im nächsten Palette und Stock, sowie Alles, was er in den Händen trug, weit von sich zu schleudern, um dann, laut ihren Namen rufend, zu ihren Füßen niederzustürzen — „Ellen — meine Ellen, Du bist es, es ist kein Trugbild meiner Phantasie!"

Statt zu antworten, denn Thränen der Seligkeit erstickten ihre Stimme, legte sie ihm ihre Hände auf das lockige Haar, und eine unsägliche Wonne durchzuckte ihr Herz, als sie fühlte und sah, wie sein Haupt schauernd unter dieser Berührung auf ihre Kniee niedersank, und wie er sie fest mit seinen Armen umschlang.

„Wenn Du auch kein Trugbild bist," rief er alsdann mit zitternder, tiefbewegter Stimme, „so schwöre mir,

nicht noch einmal wieder wie ein ſolches vor mir zu verſchwinden — ſchwöre es mir, Ellen — ſchwöre es mir bei Allem, was Dir heilig iſt!“

„Nimm' mich ſelbſt, ſtatt eines Schwurs, ſieh' in mein Auge und verſtehe die Sprache höchſter Glückſeligkeit!“

— — — — Es iſt kurze Zeit nachher, ſpät Abends, und trotz der Dunkelheit ſind die Straßen der Stadt von einem lebhaften Getreibe erfüllt, dazu läuten die Glocken, dazu hört man von den freien Plätzen her rauſchende Muſik erſchallen, und damit auch das Auge nicht leer ausgehe, ſo erblickt man die Architektur der langen Häuſerreihen durch Tauſende und Tauſende von Lichtern in flammenden Strichen hergeſtellt.

Auch iſt es ein herrliches mildes Wetter, und der wolkenloſe Himmel zeigt ſeine blitzenden Sterne, jubelnd und ſchreiend drängt das getreue Volk durch die Straßen, bewundert die Illumination und Transparentinſchriften, und wenn auch überall ein ſtarkes Gewoge iſt, ſo doch am ſtärkſten in der Nähe des königlichen Schloſſes, wo neben zahlreichen ſechs-, vier- und zweiſpännigen Equipagen Reitknechte halten mit dunkelroth lodernden Pechfackeln in der Hand, welche ſich ſo prachtvoll widerſpiegeln in den zahlreichen Fenſtern des majeſtätiſchen Gebäudes, ſowie auf den blanken Harniſchen der Kü-

raſſiere, die genug zu thun haben, um das herandrängende Volk mit anbefohlener Milde und Sanftmuth in Ordnung zu halten.

Jetzt entſteht vermehrte Bewegung, hervorgebracht durch den Lichterglanz, mit dem ſich nun das weite Schloßportal erfüllt, ſowie durch das Leuchten weißer und farbiger Gewänder — die Herrſchaften ſteigen ein, die Rundfahrt durch die Stadt beginnt unter dem Jubelruf der Menge, unter dem verſtärkten Geläute aller Glocken, unter rauſchender Muſik; voraus Küraſſiere, dann königliche Stallmeiſter und Bereiter, gefolgt von einer Equipage mit dem Oberſthofmeiſter Baron Tönning, auf deſſen Zügen das liebenswürdigſte Lächeln liegt, deſſen Augenbrauen auch nicht das mindeſte Erſtaunen zeigen, denn der Jubel der Menge iſt ja ſo natürlich bei dieſer erfreulichen feſtlichen Gelegenheit, das erſte ſo gut in Szene geſetzte Erſcheinen der künftigen Kronprinzeſſin. Dann folgt ein prachtvoller Sechſer-Schimmelzug mit goldbelegten Geſchirren und reich vergoldetem offenen Wagen. Entfernter Stehende flüſtern einander zu: „Der König und die Königin," doch hört man gleich darauf den brauſenden Ruf: „Der Kronprinz und die hohe Braut — hoch — hoch — abermals hoch!"

So ziehen die Glücklichen dahin, umdrängt und umjubelt von der Menge, die Alles mit ſich fortreißt, was

gerne ſtehen bleiben möchte, um länger dieſen prachtvollen Anblick zu genießen.

Nur dort, an einem öffentlichen Gebäude, hat ſich eine Gruppe Neugieriger ſehr geſchickt neben einem Schilderhauſe aufgeſtellt, und wenn man ſieht, wie der Poſten vor demſelben bemüht iſt, ſie nicht nur dort ſtehen zu laſſen, ſondern auch die Paſſage vor ihnen ſo frei als möglich zu halten, ſo muß man ſchon auf die Vermuthung kommen, daß dieß nicht Zuſchauer gewöhnlicher Art ſind.

Es ſind zwei Herren und zwei Damen, Letztere in langen dunklen Mänteln, deren Kapuzen ſie über den Kopf gezogen haben; was man aber unter dieſen von den Zügen der Beiden erkennen kann, iſt ſchon des Betrachtens werth, Beide ſind jung, ſchön, und auf den Geſichtern Beider, beſonders in den leuchtenden Augen, zeigt ſich eine glückſelige Heiterkeit. Die Eine hängt feſt am Arm ihres Begleiters, die Zweite hat ſich auf die Schulter des andern Herrn geſtützt und hebt ſich jetzt mit dem leiſen Ausruf: „Sie kommen!“ ſo viel, als es ihr möglich iſt, in die Höhe.

Dicht gedrängt wogt das Volk in der nicht allzu breiten Straße vorüber, ſo daß der Poſten für die beiden Paare nur dadurch etwas Raum erhalten kann, daß er ſich mit angezogenem Gewehre vor ſie hinſtellt, durchaus

Niemand geſtattend, ſich hinter ſeinem Rücken durchzudrängen.

Da tanzen die ſechs prachtvollen Schimmel, von ihren Reitern feſt im Zügel gehalten und in die Stangen knirſchend, langſam vorüber und ſchütteln unmuthig mit den Köpfen, da in dieſem Augenblicke die Straße durch ein bengaliſches Feuer ſonnenhell erleuchtet wird.

Die eine der jungen Damen, die, welche ſich ein wenig erhoben hatte, bückt ſich raſch hinter ihren Begleiter, doch ſagt dieſer lächelnd: „Zu ſpät, Ellen, ich glaube wahrhaftig, man hat Dich erkannt!“

In der That war auch ein eigenthümliches Zucken in dem Geſichte des jungen Prinzen, welcher zufällig herübergeblickt hatte, nicht zu verkennen, während das ernſte Geſicht ſeiner hohen Braut mit kaum bemerkbarem Lächeln auf das Menſchengewühl ſchaute.

„Schön wie der Mond, der einſam wallt,
So ſchön biſt Du, doch auch ſo kalt!“

ſagte der andere der beiden jungen Männer.

„Seht dort Roſenthal —!“

„Und Brenner —!“

„Und Stoltenhoff mit Schalken!“

„Unſere Zukunft!“

„Nein, die unſere wahrhaftig nicht, wie ich hoffe,“ flüſterte Leo Wieneck, indem er den Arm ſeiner Begleiterin

ſanft drückte. — „Was meinſt Du, Hildegard, oder bedauerſt Du es, nicht vielleicht dort mit Roſenthal oder Bremner paradiren zu dürfen? — ich möchte jetzt ſchon ſagen dürfen: ‚gute Nacht, Herrendienſt', und mich auf meine Güter zurückziehen."

„Das wird ſich Alles finden, Leo, zuerſt wollen wir reiſen und die Welt ſehen!"

„Nein, zuerſt wollen wir ſoupiren — und da wir Alles zur Genüge geſehen haben, ſo ſchlage ich vor, unſern Weg durch das Regierungsgebäude zu nehmen, um rückwärts von demſelben eine ſtillere Straße zu gewinnen."

„Gehen wir — Sir Frederic wird uns ſchon längſt mit Ungeduld erwarten!"

Und ſo war es auch in der That. Sir Frederic Knobbers, welcher den feierlichen Aufzug des hohen Brautpaares nahe beim Schloß mit angeſehen, hatte ſich darauf ſogleich in ſeine Wohnung begeben, und ging nun in ſeinem Salon mit großen Schritten auf und ab, zuweilen vor einem Bilde ſtehen bleibend, welches unter herrlicher Beleuchtung in einer Ecke aufgeſtellt war.

Da rollte ein Wagen heran, und dann meldete der Kammerdiener: „Die Herrſchaften, welche Seine Exzellenz erwartet!"

„Endlich!" er ging ihnen raſch bis zur Thüre ent-

gegen und begrüßte mit heiterem Blick die Gräfin Hildegard, sowie Ellen mit einem leichten Seufzer.

„Sie denken wohl," rief Graf Leo aus dem Nebenzimmer, „wir kommen zu Sechs in einem Wagen, ungefähr wie die Haimonskinder auf ihrem Pferde; dem ist aber nicht so, wir sind bescheiden zu Fuß gegangen und trafen vor der Thüre Ihres Hauses mit diesem jungen Ehepaar zusammen, das uns in jeder Beziehung unter seinen Schutz zu nehmen gedenkt."

„Freue mich sehr, Herr von Mittow, Sie mit Ihrer liebenswürdigen Frau bei mir zu sehen!"

„Ah, Excellenz," rief Arthur eintretend und sein Bild erblickend, „Sie thun meiner Arbeit zu viel Ehre an!"

„Im Gegentheil, Ihr schönes Werk ist aller Ehren werth, wer weiß, wenn es [illegible]len nicht bei Ihnen gesehen hätte, und dadurch a[illegible]e Zumuthung gekommen wäre, daß sie doch nicht ganz von Ihnen vergessen worden sei, so würde sie vielleicht gegen die ehrfurchtsvollen Wünsche älterer, und vielleicht auch vernünftigerer Freunde nicht so unerbittlich gewesen sein; doch das ist nun vorüber, und ich muß mich statt des lebenswarmen Originals mit dieser allerdings sehr schönen Kopie begnügen, doch wird mir der Meister des Werks noch eine flüchtige Vergleichung und eine stille Weihe gestatten."

Er faßte den Arm der hocherröthenden Ellen, führte

sie vor das Bild, schloß hier ihre beiden Hände in die seinigen und küßte sie leicht auf die Stirn. — „Nicht als meine Braut," sprach er dann in tiefer Bewegung, er als meine Tochter, für die ich besorgt sein werde:

„Und nun zu Tische!"

Bayerische Staatsbibliothek München

kehr annimmt; davon wollte aber der Pferdevermiether nichts hören. Vierundzwanzig Duros und ein Trinkgeld für unſeren Begleiter, im Falle wir mit ihm zufrieden ſeien, das war ſein Ultimatum, auf welches endlich eingegangen wurde, unter der Bedingung, morgen früh um ſechs Uhr abzureiſen. Wir beſahen noch Pferde und Sattelzeug — eine Vorſicht, welche bei ähnlicher Veranlaſſung kein Reiſender in Spanien verſäumen ſollte. Auch unſeren Begleiter ließen wir uns vorſtellen; es war ein junger Burſche mit einem pfiffigen Geſichte, der uns freundlich angrinste.

So waren wir alſo für den nächſten Tag engagirt und froh, dem verhaßten Eilwagen entronnen zu ſein.

Da der Tag ſchön und klar zu Ende ging, ſo machten wir noch einen Spaziergang an den Tajo hinab, und zwar bis tief an das Flußufer unterhalb der Brücke von Alcantara. Da liegt eine alte kleine Mühle zwiſchen den Felſen des Ufers ſo ſtill und melancholiſch, wie ich mich lange nicht erinnerte, Aehnliches geſehen zu haben. Ein Wehr von ſchwarzen, bemoosten Steinen ſtaut das Waſſer zu einem kleinen dunkeln See, der unergründlich tief zu ſein ſcheint und dabei ſo verführeriſch ruhig und klar iſt, ſo anlockend und geheimnißvoll glänzend, daß es, glaube ich, für ein betrübtes Gemüth gefährlich wäre, hier lange hineinzuſchauen; iſt man doch hier in der tiefen Schlucht, namentlich wenn der Abend niederſinkt, wie von allem Leben abgeſchnitten. Geheimnißvoll gluckſt und murmelt das Waſſer neben uns und ſchleift in ſeltſamen Tönen an den ſteilen Felswänden, während es eilfertig dahinſchießt und uns zuzurufen ſcheint: Komm mit, komm mit! — Dunkle Abendſchatten liegen ſchon auf der tiefen Schlucht, und nur das dahinſtrömende Waſſer leuchtet und glänzt eigenthümlich. In unbeſtimmten Umriſſen ſehen wir gegenüber auf der Stadtſeite die alten Thürme am Waſſer ſtehen und die zerbröckelten Mauern, welche ſich den Abhang hinaufziehen. Dort bemerken wir noch die gewaltigen Ueberreſte eines alten Gebäudes, das ſtaffelförmig bis zur Stadt emporſteigt und von irgend einem

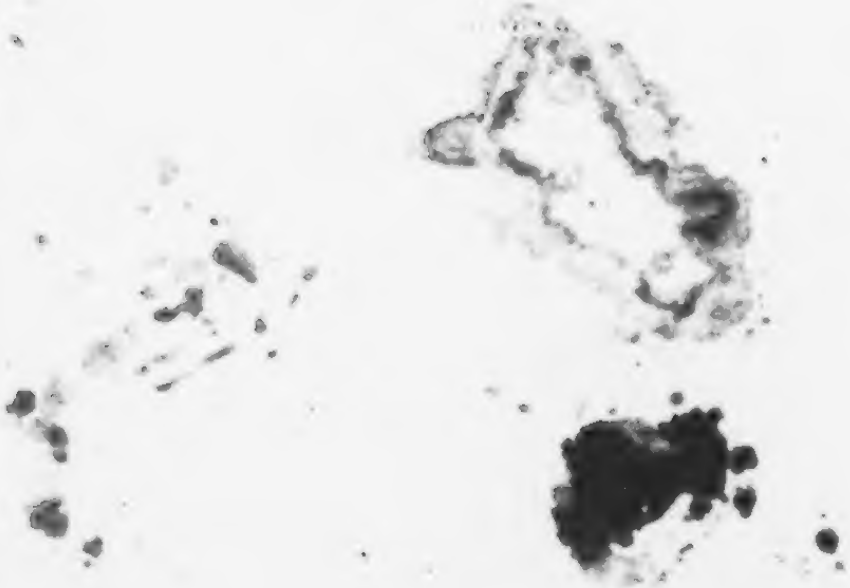

Sorgenlose Stunden

in

heiteren Geschichten

von

F. W. Hackländer.

Erster Band.

Inhalt:

Die Montecchi und Capuletti. — Aus der Cabellasche. — Im Damen-Coupé.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1871.

Bayerische
Staatsbibliothek

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Die Montecchi und Capuletti.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

In Verona ging es wieder einmal hoch her und die Feindschaft der beiden mächtigen Familien, eine Zeit lang niedergehalten durch die kräftige Hand des alten, strengen Herzogs, loderte beim Tode desselben abermals in Flammen auf. „Hie Montecchi, hie Capuletti!“ hieß es, in's Italienische übersetzt, wieder auf den Plätzen der alten Stadt; Schwerter klirrten gegen Schwerter und Eckſteinen, Dolchstöße und Messerstiche in gehöriger Abstufung von Herren und Dienern waren alltägliche Lappalien geworden, und das Blut floß in Strömen, so daß die Etsch an einigen passenden Stellen zuweilen ganz geröthet erschien, als ob sie sich schäme über diesen allgemeinen Scandal. Noch in den letzten Tagen hatte ein Neffe der Capulet, nicht der wilde Tibald, sondern dieser diente als Offizier bei den Lanzenreitern des Herzogs, einen jungen, etwas leichtsinnigen Montecchi, welcher übrigens ein braver Polytechniker war, einen unverbesserlichen birbone genannt; dieser hatte dafür ein birbante zurückgegeben, ein allerdings sehr starkes Wort, welches ihm eine klatschende Ohrfeige eingetragen und darauf ein Duell zur Folge hatte, das aber Gott sei Dank ganz unblutig ausfiel, da

man ſich auf dreißig Schritt Barrière mit ungezogenen Piſtolen ſchoß. Doch war dies ein neuer Anlaß zu gegenſeitigen Neckereien bei Tag und bei Nacht. Die hoffnungsvolle Jugend der Montecchi warf ihren Gegnern die Fenſterſcheiben ein oder vertauſchte Wirthshaus- und andere Schilder von den Parteigängern der Capuletti, wofür ſich die Angehörigen dieſes edlen Geſchlechtes durch abgeriſſene Klingeln rächten, durch zertrümmerte Laternen, ja, eines Tages ſogar durch Verhöhnung des altehrwürdigen Stadtrathes Don Ceſare Montecchi, welcher ſich allerdings etwas verhaßt, ja, lächerlich gemacht hatte, indem er eine angeordnete Hundeſperre auf eigene Fauſt auf einen halben Tag verlängert hatte, eine Maßregel, die obendrein ſcharf gegen die Capuletti gerichtet zu ſein ſchien, denn dieſes edle Haus befand ſich in allen ſeinen Verzweigungen von je her, hauptſächlich als Anhänger der alten Scaliger mit dem Beinamen Cane, ſtets im Beſitze einer ſehr überflüſſigen Anzahl von Hunden von den verſchiedenſten Racen, von den verſchiedenſten Größen, lauter gänzlich unnöthige, zudringliche und widerwärtige Geſchöpfe, eine wahre Stadtplage und zu gleicher Zeit eine höchſt lächerliche und fade Schmeichelei gegen das regierende Haus.

Die Montecchi waren darin ſchon reſpektabler und trotzten dem alten Herzoge dadurch, daß ſie mit Ausnahme kleiner Schnurrbärte glatt raſirt gingen, weil der Regierende ein Liebhaber von großen und wilden Bärten war.

Häufig erklang es deßhalb auch nächtlich in den Gaſſen anſtatt „Hie Montecchi, hie Capuletti!“ „Con

barba, senza barba!“ was aber jedes Mal das Signal war zu einem beſonders wilden und wüſten Straßenkampfe, ſo daß Panzerſtücke und Barthaare umherflogen, getroffene Hunde kläglich heulten und zerbrochene Scheiben an Häuſern und Laternen klirrend das Straßenpflaſter bedeckten. „Con barba, senza barba!“ — Ja, in einer Nacht, wo der wilde Kampflärm zum Tollwerden geweſen war — es war die edle Zunft der Barbiere mit den Montecchi Hand in Hand gegangen und hatten ſchließlich die Capuletti weidlich durch- und nach Hauſe geklopft —, da ſoll es geſchehen ſein, wie zitternde Augen- und Ohrenzeugen verſicherten, daß, als vom Thurme der Kathedrale die gewaltige Glocke durch zwölf Schläge die Mitternachtsſtunde verkündete, ſich die erzene Geſtalt des alten Can Signorio auf ſeinem metallenen Bette aufgerichtet, den langen Bart geſtrichen und durch die bronzenen Lippen die Worte gemurmelt habe: „Figli indegni. voi, che fuggite lo misera plebe di barbificatori!“ worauf ſein ſchweres Haupt ſo gewaltig wieder auf das metallene Kopfkiſſen zurückgefallen ſei, daß es geklungen habe, als gelle die Feuerglocke der benachbarten Kirche von S. Maria antica einen einzigen ſchrillen, markdurchbohrenden Ton in die dunkle Nacht hinaus.

Wie man ſich doch durch die Phantaſie fortreißen laſſen kann, Geſchehenes, Gehörtes, ja, theilweiſe Erlebtes bunt durch einander zu mengen! Es war an einem Abende, wo Romeo und Julie vor unſeren Augen und Ohren vorübergegangen waren, nicht im gewaltigen und doch

wieder so lieblichen Drama von Shakespeare, auch nicht unter den alten, lieben, wohlbekannten, zu Herzen gehenden Melodien Bellini's, sondern als Oper eines neuen Componisten, die auch viel Schönes hat in Scenerie und Musik und die für uns noch angenehmer und genießbarer sein würde, wenn sie nicht auf gar so eigenthümliche Art schlepptreten würde nach den wundervollen Gedanken und Worten des großen britischen Dichters. Ach, es thut Einem in der Seele weh, wenn wir in der reizenden Balkonscene die Bitten Juliens, Romeo's Entgegnung, dann ihr Drängen, den Geliebten von ihrem Herzen zu verjagen, weil der unerbittliche Morgen heraufdämmert, wenn wir diese Worte voll glühenden Liebeszaubers in vierhundert und etliche Tacte kautschukartig aus einander gezogen hin und her zerren hören!

„Die Lerche ist's — die Lerche ist's — die Lerche ist's — die Lerche. O nicht die Nachtigall — die Nachtigall, die hell dein banges Ohr, dein Ohr, dein Ohr — durchschmettert, ja, durchschmettert — — die Lerche ist's, die Lerche."

Wir sind zufrieden, wenn Julien's Geliebter endlich verschwindet, und Frevler genug an aller classischen Musikrichtung, um im Zwischenacte den Bellini'schen Romeo in der Erinnerung klagen zu hören: „Nein, nein, du liebst mich nicht, wie ich dich liebe!"

Wenn nun wieder die große Scene im Finale des vierten Actes unser Interesse in hohem Grade erregt, wo es sehr geschickt gemacht ist, daß Julie gerade beim glänzenden Hochzeitsfeste plötzlich wankt, um dann todt in die

Erzbischof von Toledo erbaut wurde, um die Stadt mit einer größeren Menge Wassers zu versehen, das hier mittelst eines Druckwerks emporgehoben werden sollte; doch wurde es nie beendigt, die dicken Mauern verfielen nach und nach, und jetzt blicken die leeren Fensterhöhlen recht unheimlich zu uns herüber.

Wollte man eine passende Decoration für den Styx malen, so brauchte man nur die Felsenschlucht an der alten Mühle hier zu copiren. Der Pfad, auf dem wir hinabgeklettert, ist in der Dunkelheit nicht mehr zu erkennen; man fühlt sich abgeschnitten von der ganzen Welt, und während wir hoch über uns die Felsenzacken, so wie die Zinnen des Alcazar vom letzten Strahle der Abendsonne beleuchtet sehen, tönt es in uns, die wir uns so tief unten in der Nacht befinden: „Laßt alle Hoffnung hinter euch!“ Den prächtigsten Schluß dieser Unterweltdecoration macht vor uns die hohe schwarze Brücke von Alcantara, deren einziger riesenhafter Bogen sich in dem ruhigen Wasser wiederspiegelt und sich zu einer vollkommenen Rundung abschließt, ein Kreis, der, von der Abendröthe angestrahlt, jenseits der Brücke in röthlicher Gluth glänzt, mit seiner finsteren Einfassung den Eingang zur Hölle vorstellen könnte. Allerlei Nachtvögel, Eulen und Fledermäuse umschwirren uns, während wir schweigend aufwärts klettern. Uns alle Drei hatte die Oede des Ortes seltsam erfaßt, so wie nicht minder der Gedanke an unsere morgende Trennung, voraussichtlich freilich nur für wenige Tage, aber — wer kann das so genau wissen, wenn man sich mit spanischen Eilwagen und Reitgelegenheiten einlassen muß? Erst als wir wieder in unserer Locanda bei unserem Brassero saßen, nach dem Essen unsern guten, heißen Punsch trinkend, thauten unsere Gemüther wieder auf, daß wir im Stande waren, unsere kleinen Geschäfte zu arrangiren. Der Verabredung gemäß sollte uns Leins mit Herrn Steinfeld und dessen Freunde nach vier Tagen zu Val de Peñas treffen, er nahm auch den größten Theil unserer Baarschaft mit; denn Horschelt und ich wollten, um für alle Fälle sicher zu gehen, nur

Arme des alten Capulett zu ſinken, ſo erinnert uns wieder der letzte Act im Grabgewölbe mit der uns ſo wohlbekannten, faſt ganz gleichen Decoration, mit dem rothſammtnen Sarge, in dem wir ſchon ſo viele gute und ſchlechte Julien erwachen und wieder ſterben ſahen, ſo wie die ganze Situation bis zum Schluſſe faſt ſchmerzlich an unſeren alten Freund Bellini, ſo daß wir das Theater verlaſſen mit der neuen Oper im Kopfe, unſeren alten Montecchi und Capuletti im Herzen und den Shakeſpeare'ſchen Romeo im Geiſte. Kommt hierzu noch, daß wir bei unſerem kleinen Souper mit einem würdigen Bekannten zuſammentreffen, der, ein moderner Montecchi, uns von der Feindſchaft ſeiner Sippe gegen ein anderes Haus Capuletti merkwürdige Dinge erzählt, ſo kann es wohl geſchehen, daß aus all dieſem ein höchſt ſonderbares Gebräu entſteht, das unſere Phantaſie erhitzt und wohl im Stande iſt, die damalige Zeit mit der jetzigen, wie Eingangs dieſes Kapitels geſchehen, zu verwechſeln.

Und es war keine Kleinigkeit für die Stadt, dieſe Feindſchaft des Geſchlechtes der Stiebele gegen das Geſchlecht der Röckele. Beide Geſchlechter waren durch wohlhabende, mächtige Häuſer vertreten, beide an Anſehen und irdiſchen Glücksgütern faſt gleich, nur wurzelten die Stiebele in der erbgeſeſſenen Bürgerſchaft, im biedern Handwerkerſtande, während die Röckele ſich der Protektion bei Hofe erfreuten und ſelbſt einige vielverſprechende Zweige in höheren Regionen getrieben. So hatte eine reiche Röckele einen armen Grafen Schlankel geheirathet, Lieu-

tenant seines Zeichens, und als Mutter Röckele nach diesem Ereignisse von ihrer Tochter, der Frau Gräfin, sprach, war sie vor Entzücken einer Ohnmacht nahe gewesen, wäre auch vielleicht diesem Gefühle unterlegen, wenn ihr der alte Röckele nicht zugeflüstert hätte: Denke dir den Neid und die Wuth der Stiebele!

Allerdings hatte dieses letztere berühmte Geschlecht in ähnlicher Art schon öfter Gelegenheit gehabt, sich zu ärgern und neidisch zu sein; denn schon seit Generationen fiel ein milder Regen von Gnadenbezeigungen und Belohnungen auf das Geschlecht der Röckele in Gestalt von Orden vierter, auch wohl dritter Klasse, oder als Staats-, Regierungs-, Kanzlei- und Hofraths-Titel, und in den niederen Regionen in Form von Belehnungen als Leibschuster, Leibschneider oder Hoflieferanten der verschiedenartigsten Dinge.

Darüber lachten die biederen Stiebele; denn sie wußten wohl, welchem Verdienste Jene Orden, Titel und Auszeichnungen verdankten: dadurch, daß sie durch Dick und Dünn mit der Hofpartei und deren Anhange gingen, dadurch, daß kein Röckele einen anderen Kragen und einen anderen Knopf trug, als wie er von oben gern gesehen wurde, keine andere Form des Bartes, als wie man sie allerhöchsten Ortes für die geschmackvollste hielt, keine Zeitung lasen und hielten, die nicht speichelleckte und schweifwedelte und die nicht die unbedeutendsten Dinge, wenn sie mit gewissen Regionen in Berührung gebracht werden konnten, für große, edle Thaten ausposaunte, und

welche selbst Vorfälle, die höchst geringfügig und gerade das Entgegengesetzte waren, für edle Hochherzigkeit, tiefe Weisheit oder hohe Munificenz erklärten.

Es gab solche gesinnungstüchtige Journale und Tageblätter, welche, wie der größte schwäbische Dichter sagt, gewissenhaft Buch führen über die Stuhlgänge ihres Herrn, vor dem sie auf dem Bauche kriechen und glücklich sind, wenn auch das Allerunbedeutendste dabei für sie abfällt. Blätter, die ohne Scham und Erröthen der Wahrheit, wo sie können, Gewalt anthun, bis an die Kniee in Lügen und Entstellungen waten und eines gnädigen Lächelns selbst aus dritter oder vierter Hand wegen sich nicht entblöden, das Schlechte in Gut zu verkehren und das Gute weder zu nennen noch anzuerkennen. Eine Partei haben diese Blätter nicht, eine Partei, der sie gewissenhaft und überhaupt aus irgend welcher Ueberzeugung dienen, sondern käuflich für Geld oder sogenannte ehrenvolle Auszeichnungen, sieht man sie mit geschminkten Backen und einem ekelhaften Lächeln irgend ein goldenes Kalb umtanzen.

Ein paar Mal hatte es auch einer der Röckele versucht, etwas in Liberalismus zu thun, d. h. in besonders schweren Zeiten, wo es nicht anders möglich schien, als auf diese Art mit der allgemein herrschenden Strömung zu gehen, und wo man daher auch von oben herab ein Auge bei solchen Bestrebungen zudrückte, ja, im Geheimen die Wahl zum Stadtschultheiß oder zum Abgeordneten irgend eines freisinnigen Kreises sogar unterstützte, weßhalb

es denn gekommen war, daß Mehrere dieses Geschlechtes ausnahmsweise mit den höchsten bürgerlichen Ehren geschmückt gewesen waren, wogegen stets einige Mitglieder in den bürgerlichen Collegien saßen und zuweilen selbst sprechend gehört wurden.

Daß die Stiebele von all dem eben Gesagten geradezu das Gegentheil waren und ihre Bestrebungen völlig in eine andere Richtung gingen, brauchten wir eigentlich nicht zu wiederholen, wenn wir nicht hinzufügen wollten, daß es im Laufe der Zeiten auch wohl hier und da einen abtrünnigen Stiebele gegeben, der nicht nur die Gesinnungstüchtigkeit des ganzen Geschlechtes verläugnet, sondern daß einer so weit gegangen war, nicht nur den Titel eines Hofrathes anzunehmen, sondern als ein vollkommener Renegat so fanatisch in's Gegentheil überschlug, daß er dem Geschlechte das furchtbarste Paroli dadurch bog, daß er eine Röckele zur Frau nahm.

Röckele und Stiebele vereinigt! — Es hatte damals geschienen, als wollten alle gesellschaftlichen Beziehungen der Stadt gänzlich aus ihren Fugen weichen — Röckele und Stiebele mit einander verwandt und es gegenseitig ertragen müssend, daß in irgend einer Stadtrathssitzung Einer den Vorredner kritisiren konnte mit dem höhnischen Zusatze: „So glaube ich glänzend widerlegt zu haben die gänzlich unmotivirten Behauptungen meines höchst ehrenwerthen Collegen und Vetters!“

Waren die Mitglieder beider Geschlechter früher mit Achselzucken, mit verächtlichem Lächeln an einander vorüber

gewandelt, so geschah dies jetzt von den älteren mit Blicken des Hasses und von den jüngeren mit einer Feindschaft bis auf's Messer.

Doch hatte die Alles mildernde Hand der Zeit im Laufe der Jahre auch hier die schroffen Unebenheiten und verletzenden Kanten einiger Maßen verglichen und abgeschliffen und es war wenigstens wieder so weit gekommen, daß ein Stiebele nicht unbedingt von irgend einer Zusammenkunft zu ernstlichen Bestrebungen oder zu Vergnügungen wegblieb, wenn sich ein Röckele dort befand, oder daß einer der letzteren bei dem wohlthätigen oder sonst nützlichen Unternehmen gerade deßhalb seinen Namen oder seine Bestrebungen zurückgezogen hätte, weil sich einige Stiebele mit namhaften Summen unterschrieben. Hierin kamen allerdings gegenseitige Steigerungen vor; doch lächelten die älteren und verständigeren Mitglieder beider Geschlechter darüber, besonders der männliche Theil derselben, bei denen überhaupt im Laufe der Tage der gegenseitige Haß schwächer zu werden begann und vielleicht am Ende ganz eingeschlafen wäre, wenn nicht die weiblichen Mitglieder dafür gesorgt hätten, daß durch kleine, unbedeutende Ereignisse neuer Zündstoff zugetragen worden wäre. So der größere Aufwand in Toiletten, der hartnäckig und mit Ostentation behauptete bessere Platz bei Bällen, Concerten und sonstigen Vergnügungen, die lieblose Belegung einer ungebührlichen Anzahl von Stühlen in öffentlichen Gärten des einen Theils, während der andere bittern Mangel daran litt, ja, sogar ein höhnisch

lächelnder Blick bei solchen Veranlassungen, selbst eine halblaut geführte Unterhaltung, die in ihren verletzenden Einzelheiten ganz gut auf sich bezogen werden konnte.

Daß keine Röckele im Concerte oder im Theater einen Platz neben einer Stiebele einnahm, versteht sich von selbst, ja, in der Kirche saßen diese auf der rechten, jene auf der linken Seite. Dabei waren beide Geschlechter den scharfen, gegen einander arbeitenden Theilen einer Scheere zu vergleichen, die, wenn sie sich auch selbst keinen Schaden thun, doch unbarmherzig das zerschneiden, was, zwischen sie hineingerathend, mit ihnen in Berührung kommt. Wehe der Freundin des einen Hauses, welche irgendwie Begütigendes oder Vermittelndes über das andere zu sagen wagte; ja, wehe ihr, wenn sie sich unterstand, die unschuldigsten Thaten und Aeußerungen nicht für verletzenden Hochmuth oder tief angelegte Bosheit zu halten! Doppelt wehe über sie, wenn sie einmal unschuldiger Weise in den Fall kam, in den Häusern beider Geschlechter selbst auf die harmloseste Art zu verkehren! Wer zu den Röckele hielt, mußte in tiefer Feindschaft mit den Stiebele leben, wer ihnen auf irgend eine Weise das Wort redete, war verfehmt. Ja, nicht nur an die Bekannten und Freunde wurden dergleichen ausschweifende Forderungen gestellt, sondern Geschäftsleute aller Art, Besitzer von Magazinen und Läden von der einen Partei in den Bann gethan, wenn diese erfuhr, daß die andere in häufigem Verkehr mit demselben stand.

Die jüngeren Söhne beider Häuser ließen begreif-

licher Weise in jugendlichem Uebermuthe dem Gefühle dieser ererbten Feindschaft rückhaltlos die Zügel schießen, und wenn bei nächtlichem Straßenunfug, wie er in zartem Lebensalter gern ausgeübt wird, von jungen Polytechnikern der einen Partei irgend eine Stiebele'sche Klingel abgerissen oder ein Stiebele'sches Fenster eingeworfen wurde, so konnte man sicher sein, daß Studirende der anderen Partei in einer der nächsten Nächte thätig waren, diese Unthat mit Zinsen zu vergelten. Auch fehlte es bei diesem Nachwuchse nicht an persönlichen Reibungen, an allzu scharfen Auslegungen des Gassenrechtes, ja, an einem schwärmerischen Mitleiden für den eigenen Hund, der mit einem schiefen oder unfreundlichen Blick betrachtet worden war, was dann eine Menge kleiner Duelle zur Folge hatte, deren Resultat, eine rothe Schramme auf der Wange, vom ganzen Anhange der Gegner mit einer herausfordernden Genugthuung betrachtet, besprochen und bespöttelt wurde.

Es gab nur Einen Schauplatz geselliger Vergnügungen, die Gesellschaft der „Eintracht", auf dem man, wie es schien, stillschweigend übereingekommen war, alle persönlichen Reibereien zu unterlassen, was aber nicht ausschloß, daß allerlei geheime und böswillige Machinationen der einen Partei gegen die andere Statt fanden, wo zum Beispiel nicht jede bemüht gewesen wäre, die anwesenden tanzlustigen Fremden ausschließlich für sich zu gewinnen, wo sämmtliche Anhänger der Stiebele lieber gar nicht getanzt hätten, als sitzen gebliebene Jungfrauen aus Familien,

die mit Röckele's befreundet waren, von der Ganshaide zu erlösen — so wurden nämlich die erhöhten Sitze genannt, wo ältere Töchter in stiller Resignation dem Tanze zuschauten. Selbst des Cotillons Alles umschlingende Freuden waren nicht im Stande, die feindlichen Parteien zu vermischen, und lieber würde eine Röckele ohnmächtig geworden sein, als mit einem Stiebele zu tanzen, den ihr der Zufall entgegengeführt.

Wo diese Feindschaft eigentlich entstanden sei — wo sie ihren Anfang genommen, man wußte es nicht genau. Die Chroniken der Stadt sprachen nur undeutlich und verworren darüber; nur so viel konnte festgestellt werden, daß schon zu den Zeiten der Kreuzzüge, bei der ersten Belagerung von Jerusalem ein Röckele einem Stiebele nachgesagt hatte, er habe bei dem berühmten Knappenspiele Pharamuschki betrogen, eine Aeußerung, welche der Andere erwiedert durch einen Schlag mit seiner Hellebarde so wie durch die Versicherung, ehe er von einem Röckele einen Heller nähme, wolle er lieber türkisch werden, was für die damalige Zeit, wo man gegen Saladin im Felde lag und sehr viel auf sein Christenthum hielt, ein großes Wort gewesen war.

Da war es, als hätte sich das Schicksal selbst vorgenommen, dieser Feindschaft endlich ein Ziel zu setzen oder in neue, noch wildere Flammen ausbrechen zu lassen. Vor langen Jahren nämlich war zu gleicher Zeit ein Röckele so wie ein Stiebele nach Amerika ausgewandert. Der erstere auf einem guten Dampfer, letzterer mit anderen

Auswanderern auf einem Segelschiffe, der Röckele mit Geld und guten Empfehlungen versehen, der Stiebele ziemlich unbemittelt, nur das bei sich führend, was er gelernt hatte; dazu einen hellen Kopf, frischen Muth und kräftige Arme. Beide aber waren nach einiger Zeit verschollen, man hatte während langen Jahren durchaus nichts mehr von ihnen gehört, und dies zwar aus ganz verschiedenartigen Ursachen. Dem Röckele war es nämlich trotz seines Geldes und seiner Empfehlungsbriefe in einer der großen Städte Amerikas herzlich schlecht gegangen, was er sich schämte, nach Hause zu schreiben, und weßhalb er mit Frau und einigen Kindern nach dem fernen Westen zog, aber auch dort nie auf einen grünen Zweig kam. Er starb, dann seine Frau, und von den Kindern blieb nur ein Sohn am Leben, der, unter Arbeit und Sorgen aufgewachsen, kräftig mit dem Leben gerungen hatte und bei seinem Tode auch nichts weiter hinterließ, als eine unbedeutende Farm, dafür aber einen einzigen Sohn, auf den er stolz sein konnte. Dieser junge Mann, dem das kümmerliche Anbauen wenig fruchtbarer Aecker nicht genügte, ging mit seines Vaters Einwilligung nach New-York, lernte und arbeitete dort fleißig und wurde bald, obgleich noch sehr jung, schon zu den geschicktesten Ingenieuren gerechnet. Daß es ihn drängte, einmal das Vaterland seiner Großeltern zu besuchen, theils wegen der vielen von Heimweh und Sehnsucht durchflochtenen Erzählungen und Schilderungen deutscher Zustände, mit denen der alte Röckele seinen Enkel an langen Winter-

abenden auf der ſtillen Farm häufig unterhalten, theils aber auch, um die Leiſtungen europäiſcher Technik auf dem Gebiete der Induſtrie und Maſchinenkunde kennen zu lernen, werden wir begreiflich finden, und als er ein neues Werk vollendet, eine jener bewundernswerthen Brücken, die in leichter, zierlicher Eiſenconſtruktion die weit entfernten Ufer eines Fluſſes verbinden, ein Werk, welches ihm nicht nur nach unſeren Begriffen ein kleines Vermögen eingetragen hatte, ſondern auch ſeinen Namen auf's Neue ſo ehrenvoll bekannt gemacht, daß er unter erhaltenen großartigen Aufträgen nur zu wählen brauchte, ſo wählte er vor der Hand gar nicht, nahm ſich einen Platz auf dem Hamburger Poſtdampfer und ſchiffte ſich nach Europa ein.

Da wir nun dieſen Enkel eines alten Röckele ſolchergeſtalt vorläufig untergebracht haben, denn die Aſia iſt, wie alle Hamburger Poſt- und Paſſagierſchiffe, als vorzüglich bekannt, ſo finden wir Zeit, uns nach jenem Stiebele umzuſchauen, der mit wenig Geld und gar keinen Empfehlungsbriefen vor langen Jahren ebenfalls nach Amerika gekommen war. Obgleich dieſer ein tüchtiger Kaufmann war, der auf jedem Comptoir den beſten Platz ausgefüllt hätte, ſo mußte er ſich doch entſchließen, in dieſer Branche hier wieder auf der unterſten Stufe anzufangen, und zwar als dritter oder vierter Magazingehülfe eines großen Exportgeſchäftes. Da man aber geiſtige und körperliche Fähigkeiten eines Menſchen auch ſchon zu beurtheilen vermag, ſelbſt wenn derſelbe die geringſten,

das eben Nothwendige mit uns führen. Unſere kleinen Nachtſäcke verſorgten wir dagegen reichlich mit Wäſche, um nicht wieder in Verlegenheit zu kommen, wie bei unſerem Ritte durch die Mancha. Alſo in vier Tagen Zuſammentreffen in Val de Peñas, dem kleinen Orte, wo der berühmteſte ſpaniſche Landwein wächst! Und ſo trennten wir uns denn wirklich am andern Morgen mit einem luſtigen „Auf Wiederſehen in der ſchönſten Val de Peñas-Laune!“

Arbeiten zu verſehen hat, z. B. Ballen verpacken und beim Aus- und Einladen der Schiffe behülflich ſein, ſo rückte er unter dem ſtrengen, aber umſichtigen Chef des Handlungshauſes, welcher ſich um die kleinſten Details bekümmerte, bald zum erſten Magazingehülfen vor, dann zum Aufſeher derſelben, und als man hier bemerkte, welche vortreffliche Hand er ſchrieb und daß es ihm ein Leichtes war, in vier Sprachen zu correſpondiren, ſo zögerte der Chef des Hauſes nicht, ihm mit ſehr gutem Gehalte eine Comptoirſtelle anzuvertrauen. Und nun war ſeine Exiſtenz geſichert. Da er, wie wir wiſſen, von unten angefangen hatte, ſo gab es nach einigen Jahren Niemanden im ganzen Geſchäfte, der durch alle Rubriken mit Allem und Jedem ſo vertraut geworden war, daß er factiſch die Leitung des Ganzen in der Hand hatte und nun von den Söhnen des unterdeſſen verſtorbenen Chefs mit einem großen Gewinnantheile als Compagnon aufgenommen wurde. Herr Stiebele hatte ſich inzwiſchen verheirathet, aber viel ſpäter, als ſein Landsmann Herr Röckele, von deſſen Daſein er jedoch nie Kenntniß erlangt hatte. Und ſo kam es denn, daß er zur ſelben Zeit, als der Enkel des eben genannten Herrn ſich mit dreißig Jahren nach Europa einſchiffte, eine Enkelin hatte, das einzige Kind ſeines leider früh verſtorbenen Sohnes, die erſt achtzehn Jahre alt war und die er beſchloß, für ein paar Jahre nach Europa zu ſenden, um dort ihre Verwandten kennen zu lernen, ſo wie auch deutſche Sitten und Gebräuche, an denen er trotz ſeines jahrelangen Aufenthaltes in

Amerika mit ganzer Seele feſt hing. Hierbei dürfen wir es nicht verſchweigen, daß ſowohl der eingewanderte Röckele als der eingewanderte Stiebele, wenn ſie von der deutſchen Heimath und den Eigenthümlichkeiten erzählten, auch jener Erbfeindſchaft der beiden Familien Erwähnung thaten: der alte Stiebele unter Lachen und Scherzen, als einer ungeheuren Lächerlichkeit, die man kaum mehr zu begreifen im Stande ſei, hier unter dem Eindrucke der großartigen amerikaniſchen Verhältniſſe; der alte Röckele dagegen, wenngleich nicht mehr mit der Verbiſſenheit, wie er dieſes Verhältniß drüben angeſehen, doch immer noch in der Art, daß er das ganze Geſchlecht der Stiebele als ein ränkevolles, gefährliches bezeichnete.

So ſegelte denn die Aſia an einem heiteren Tage des Frühlings in die tiefblaue See hinaus, mit ihr der junge Ingenieur John Röckele und Miß Alice Stiebele in Begleitung einer Schweſter ihrer gleichfalls verſtorbenen Mutter ſo wie einer Kammerfrau und eines alten Dieners des Hauſes, ein kleiner Luxus, den ſich die einzige Erbin der Millionen ihres Großvaters ſchon erlauben konnte. Die Tante des jungen Mädchens, eine Wittwe in beſten Jahren, Miſtreß Stephens, war von einer deutſchen Familie, auch erſt vor zehn Jahren nach Amerika gekommen und deßhalb ſchon befähigt, die Schritte ihrer jungen, ſchönen und reichen Nichte auf bekannte Terrains zu leiten. Sie war eine heitere, lebensluſtige Frau, und der alte Stiebele, der trotz ſeiner hohen Jahre — er mochte nahe an die Achtzig ſein — immer noch ein arger Spaß-

vogel war, hatte ihr beim Abſchiede lachend geſagt: „Na, ich will ſehen, wer von euch Beiden drüben die meiſten Eroberungen zu verzeichnen hat! Mache es nur gnädig mit meiner armen Enkelin!“

Er hatte die Aſia auf ſeinem eigenen kleinen Dampfboote noch eine Strecke weit in die See hinein begleitet und dann, Abſchied nehmend, ſein Schiffchen mit einer Unzahl Flaggen in allen Farben verzieren laſſen, auch ſeine eigenen, winzigen Deckkanonen gelöſt und dann zum letzten Gruße ſeine Toppmaſtflagge dreimal geſenkt, was der Kapitän der Aſia ſo freundlich war, auf gleiche Weiſe zu erwiedern.

Miß Alice ſtand während dieſer Zeit auf dem oberen Decke an der Brüſtung dicht beim Steuerruder mit hochklopfendem Herzen, die großen Augen voll Thränen: ſie winkte zum Abſchiede mit ihrem Taſchentuche und bemerkte erſt, daß ſie in der Aufregung ein prachtvolles Roſenbouquet hatte auf den Boden fallen laſſen, nachdem dieſes Bouquet von einem hübſchen jungen Manne aufgehoben und ihr überreicht wurde, worauf ſich der hübſche junge Mann mit einer artigen Verbeugung zurückzog.

Auf Reiſen, beſonders bei ſolchen, wo man längere Zeit mit Anderen in den engen Gränzen eines Wagens oder in den weiteren eines Schiffes eingeſchloſſen bleibt, bedarf es nur einer Kleinigkeit, um Bekanntſchaft anzuknüpfen, die uns in kurzer Zeit auf den Grad eines Vertrauens ſetzen, als hätte man ſich ſchon längere Zeit gekannt. Dies war auch hier bei den jungen Leuten durch

Vermittlung des Rosenbouquets der Fall, und es war demnach außerordentlich natürlich, daß, als die Dinerglocke läutete, der junge Ingenieur sich durch den Stewart einen Platz neben der jungen Dame anweisen ließ. Begreiflicher Weise besprach man den Abschied von New-York, von den Lieben, die man dort zurückgelassen, wobei indeß der junge Ingenieur achselzuckend versicherte, leider habe ihm kein feuchtes Augenpaar nachgeblickt, und der einzige Ton des Schmerzes, der ihn begleitet, sei das Knarren seines Hausthürschlosses gewesen.

So plauderte man auch nach dem Diner mit Unterbrechungen auf dem Verdecke weiter, und die beiden Damen waren mit der Gesellschaft des artigen, dabei höflichen und zurückhaltenden jungen Mannes so zufrieden, daß man sich am anderen Morgen auf's Ungezwungenste wieder zusammenfand. Doch wäre dieses angenehme Verhältniß vielleicht in den Gränzen einer gewöhnlichen Reisebekanntschaft geblieben, wenn nicht ein kleiner Zufall etwas ganz Anderes hervorgebracht hätte, als der Eingang unserer ganz wahrhaftigen Geschichte vermuthen ließ. Es waren schon ein paar Tage vergangen bei klarem Himmel und schöner See, als man auf deutsche Verhältnisse zu reden kam, als man gegenseitig mit einem angenehmen Erstaunen vernahm, daß man nicht nur aus demselben kleinen Lande des deutschen Vaterlandes stamme, sondern auch aus der gleichen Stadt, wo ihre noch zahlreiche Familie des gleichen Namens lebte.

Aber welcher Namen?

Der junge Ingenieur überreichte ſeine Karte, Miß Alice die ihrige — beide laſen die betreffenden Namen, beide ſchauten ſich hierauf an und brachen alsdann in ein herzliches Lachen aus.

„Wehe uns,“ rief der junge Ingenieur nach einer Pauſe unterbrochener Heiterkeit aus — „wehe uns, daß der Zwiſt der Familie uns zwingen wird, fortan hier auf dem Schiffe jede Gemeinſchaft aufzuheben!“

Er hatte das mit angenommenem, ſo komiſchem Ernſte geſagt, dabei aber feſt in die ſchönen Augen Alicens geblickt, der argliſtige junge Menſch, und da mit einer unausſprechlichen Freude geſehen, daß ein leichter Schatten über ihre lieblichen Züge flog, bis ſie, in der nächſten Secunde den Scherz verſtehend, darauf einging und mit einem reizenden Lächeln erwiederte: „Ja, wehe uns! Farewell for ever!“

Da es nun gebräuchlich iſt, daß bei dem Abſchiede auf Nimmerwiederſehen man ſich die Hände reicht, ſo thaten die beiden jungen Leute alſo, und da ſie zufällig auf einer vor dem Winde und vor Sonſtigem ſehr geſchützten Stelle ſaßen, auch Miſtreß Stephens auf ein Geplauder abweſend war, ſo konnte ſich der junge Ingenieur nicht enthalten, in tiefem Schmerze der bevorſtehenden Trennung die Hand des jungen Mädchens bedächtig an ſeine Lippen zu führen und die fünf roſigen Grübchen auf derſelben nach einander zu küſſen.

„Alſo ſo ſieht eine Stiebele aus!“ ſagte er mit einem ſchmerzlichen Seufzer. „Allerdings ein gefährlicher Anblick,

und die Zukunft muß entscheiden, ob es nicht besser gewesen, wenn ich Ihnen mit dem gerechten Hasse eines Röckele entgegengetreten wäre!"

Miß Alice verstand das nicht, oder wollte es nicht verstehen, und erzählte in scherzhaftem Geplauder manch Komisches, was sie von der Feindschaft der beiden Familien gehört, und als Mistreß Stephens wieder hinzutrat, stellten sie sich gegenseitig dieser würdigen Dame vor, sie den jungen Mann als Herrn Röckele, er das junge Mädchen als Miß Stiebele.

„Röckele und Stiebele!" lachte Alice.

„Die Montecchi und Capuletti!" meinte Tante Stephens, welche mit gutem Humor diese Vorstellung angenommen hatte, dem jungen Manne aber ernsthaft mit dem Finger drohte, als dieser lachend hinzusetzte: „Romeo und Julia!"

Mistreß Stephens hatte gut mit dem Finger drohen und mit großer Ostentation den Spaß als solchen und nur als solchen behandeln. Solch ein Scherz ist und bleibt immer ein gefährliches Ding, und es gibt Worte, die sich unter gegebenen Verhältnissen zu ganz eigenthümlichen Begriffen ausdehnen. So hier bei diesen jungen Leuten, von denen besonders er höchst gefährliche Kenntnisse Shakespeare'scher Dramen besaß, während sie dieselben noch keiner tiefgehenden Betrachtung unterworfen hatte, aber sehr geneigt war, dies zu thun, so wie ein schätzbares Verständniß für Belehrungen dieser Art zeigte. Dazu kam es noch, daß die Maiabende unter Sternge-

flimmer oder bei aufleuchtendem Monde so mild und lieblich waren —

C. sprich noch einmal, holder Engel!
Denn über meinem Haupt erscheinest du
Der Nacht so glorreich, wie ein Flügelbote
Des Himmels dem erstaunten, über sich
Gekehrten Aug' der Menschensöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuschauen,
Wenn er dahinfährt auf den tragen Wolken
Und auf der Luft gewölbtem Busen schwebt.

Auch gibt es nichts Gefährlicheres in gewissen Situationen, als wenn wir unsere Blicke versenken zum flimmernden Horizonte ruhig athmender Wellen und sehnend dem Monde nachschauen, wie er dort, zwischen Wolken hervorleuchtend, schmerzlich bewegt von uns Abschied zu nehmen scheint, uns der stillverschwiegenen Nacht nun überlassend:

Komm, ernste Nacht, du züchtig stille Frau,
Ganz angethan mit Schwarz, und lehre mir
Ein Spiel, wo Jedes reiner Jugend Blüthe
Zum Pfande setzt, gewinnend zu verlieren.

Ferner war Mister John verrätherisch genug, die Feindschaft der beiden Familien scheinbar nicht gering zu achten.

Laß sie mich greifen, ja, laß sie mich tödten!
Ich gebe gern mich drein, wenn du es willst.
Nein, jenes Grau ist nicht des Morgens Auge,
Der bleiche Abglanz nur von Cynthia's Stirn.

Das iſt auch nicht die Lerche, deren Schlag
Hoch über uns des Himmels Wölbung trifft.
Ich bleibe gern; zum Geh'n bin ich verdroſſen. —
Willkommen Tod! hat Julia dich beſchloſſen. —

und redete alsdann in harmloſer Proſa von der Möglichkeit, daß dieſer Haß Miß Alice wohl dahin bringen könne, die oberflächliche Reiſebekanntſchaft, wenn auch nicht zu verläugnen, ſo doch mit Stillſchweigen zu übergehen, wodurch er ihrem argloſen Gemüthe die ſehr animirte Verſicherung zu entlocken wußte, daß keine Verhältniſſe im Stande ſein würden, ſie zu einer derartigen Verläugnung zu bewegen, daß ſie in Wahrheit die angenehme Geſellſchaft, die er ihnen während der Reiſe geleiſtet, je vergeſſen würde.

„Und nur als Reiſegeſellſchafter werde ich in Ihrer Erinnerung bleiben?“

„Sie fragen ſo eigenthümlich, ſo ſonderbar ....“

„Nur als ſolcher, der uns die langweilige Zeit der Seereiſe vertreiben half, deſſen Namen, deſſen Perſon wir uns ſpäter vielleicht wieder einmal zufälliger Weiſe erinnern?“ fragte er dringender.

„Nein, nein, auf ſolche Weiſe werde ich Ihrer nicht gedenken,“ gab ſie mit leiſer Stimme zur Antwort, indem ſie ihre ſchönen, leuchtenden Augen emporhob, ſo daß ſie, von flimmernden Mondſtrahlen erfüllt, wie verklärt erſchienen — „ſondern ....“

„Sondern?“ bat er dringender. „O, ſprechen Sie es aus, wie Sie meiner gedenken wollen!“

„Mit Freundschaft, mit inniger Freundschaft."

„O, glücklich, selig, wer Ihre Freundschaft besitzt, aber unglücklich der, dem Sie nur Freundschaft reichen, während er Anderes für Sie fühlt!"

Hätte sie nur in diesem Augenblicke ihn nicht mit einem Ausdrucke der Frage und des Zweifels angesehen und wäre die gute Mistreß Stephens, welche in die Kajüte hinabgegangen war, um einen warmen Plaid für ihre junge Schutzbefohlene zu holen, nicht drunten durch allerlei Fragen der Kammerfrau aufgehalten worden....

„Ich bin es, Miß Alice, der mehr für Sie fühlt, als Freundschaft; verzeihen Sie dem Drange meines Herzens, daß ich es wage, so zu Ihnen zu sprechen; und Sie müssen mir verzeihen, wir sind nahe dem Lande, morgen empfängt, umfaßt sie eine andere Welt, morgen schlägt die Stunde unserer Trennung, wer weiß, auf wie lange! Morgen bin ich nicht mehr im Stande, Ihnen ein einziges herzliches Wort zu sagen, und Sie, Miß Alice — ich zittere vor dem Gedanken des Gegentheils —, könnten vielleicht, auch wenn Sie wollten, nicht mehr in der Lage sein, meine herzlichen Worte herzlich zu erwiedern, den tiefsten Ausdruck meiner Seele, die inhaltsschweren Worte: — ich liebe dich, Alice — o, verzeihe mir!"

Ob sie ihm wirklich verziehen, darüber müssen wir im Interesse unserer wahren Geschichte den geneigten Leser vor der Hand im Unklaren lassen, dürfen nur so viel verrathen, daß Mistreß Stephens, welche in der Bedeutung

von gewiſſen Blicken, anſcheinend unverdächtiger Worte und Anſpielungen nicht ganz unerfahren war, mit einer doppelten Sehnſucht dem Ende dieſer Seereiſe entgegenſah, mit der Sehnſucht, ſtatt dieſer beweglichen Waſſerfläche überhaupt wieder Land unter den Füßen zu fühlen, ſo wie auch, um dieſes Land dazu zu benutzen, eine möglichſt große Anzahl von Meilen zwiſchen ihre Schutzbefohlene und jenen unternehmenden Ingenieur zu bringen, dem es ja ein Leichtes war, die entfernt liegendſten Dinge mit einander zu verbinden.

„Das wäre mir eine ſchöne Geſchichte, von Amerika nach Europa zu reiſen, um ſogleich auf der Aſia Verbindungen anzuknüpfen, die Alicen's Großvater mit mehr als ſcheelem Blicke betrachten würde, ſeine Zwecke gänzlich vereiteln und uns um eine intereſſante, hübſche Reiſe bringen würden! Gott ſei es gedankt, daß man ſchon Land ſieht, und ich will nur dafür beſorgt ſein, daß es auch nicht zu der entfernteſten Idee einer Erklärung zwiſchen Beiden kommt; bin ich doch überzeugt, wenn es nach dem Sinne dieſes an ſich recht artigen und gebildeten jungen Mannes ginge, ſo würden wir, in Hamburg angekommen, augenblicklich heirathen und hierauf ohne Weiteres nach New-York zurückkehren, vielleicht auf der Auſtralia, um auf dieſe Art wenigſtens etwas von den drei Welttheilen profitirt zu haben!“

Die gute Dame ſah ſich veranlaßt, ſolchergeſtalt ſich ſelbſt einen kleinen Spaß vorzumachen, obgleich es ihr im Grunde eigentlich gar nicht ſpaßhaft zu Muthe war.

Sechszehntes Kapitel.

Ein Ritt nach Andaluſien.

Unſere Pferde. Abſchied von Toledo. Eine öde Landſchaft. Orgaz. Eine Poſada mit ihren Gäſten. Felipe. Hevenes. Schöne Bergformen. Eine verdächtige Hochebene. Diner im Freien. Ein ſchöner Abend. Fuente el freſno. Man hält mich für den Alkaden. Eine ärmliche Schlafkammer. Freundliche Gegend und hübſche Dörfer. Reitvergnügen. Erinnerungen an Syrien. Der Eſel und der Bock. Seltſame Muſik bei einem Begräbniß. Almagro. Der Miſtkäfer. Herrlicher Sonnenaufgang. Anblick der Sierra Morena. Man hält uns für Räuber. Val de Pennas. Unſere Freunde. Don Alonzo de Santa Cruz. Fußwanderung. Eine große Venta. Ritt zu Eſel. Durch die Sierra Morena. Raubvögel und Jagdluſt. Santa Elena. Die deutſche Niederlaſſung La Caroline.

Am vierten Februar verließen wir Morgens früh um fünf Uhr unſere Fonda und ſchritten durch die noch menſchenleeren Gaſſen Toledos zur Brücke von Alcantara hinab, wohin wir der ſteilen Gaſſen wegen, die wir beim Einreiten genugſam kennen gelernt, unſere Pferde und Führer beſtellt hatten. Der Letztere war pünktlich und wartete ſchon auf uns, zugleich mit dem Pferdevermiether ſelbſt, der uns nochmals ſeine Thiere lobte und uns zu gleicher Zeit eine glückliche Reiſe wünſchte. Was dieſe Thiere anbelangt, ſo waren es zwei nicht übermäßig gut ausſehende Pferde und ein ſtattliches Maulthier; von den erſteren hatte ſich der Maler Horſchelt einen hochbeinigen Rappen ausgeſucht, und ich mir einen unterſetzten Braunen erwählt; das Maulthier wurde von unſerem Führer beſtiegen, nachdem es vorher mit unſeren

Denn ſie ſah die beiden jungen Leute dort an der Brüſtung des Schiffes neben einander ſtehen, und wenn ſie auch gleichgültige Worte zuſammen ſprachen, ſo betrachtete er doch Alice zuweilen mit ſo ganz eigenthümlichem Blicke, worauf ſie ihre ſchönen Augen niederſchlug und ſich ihr Buſen mit einem tiefen Seufzer ſchwellte, was ſehr gefahrliche Symptome ſein ſollen.

Doch hatte glücklicher Weiſe der Dampfer Aſia nicht nur ſchon den Lootſen aus der damals noch ganz freien Reichsſtadt Hamburg am Bord, ſondern es ſchwärmten auch ſchon Barken um das Schiff, welche den Paſſagieren friſche Zeitungen, friſches Obſt und friſche Blumen verkauften, Jedem, was ihm gerade behagte oder dienlich ſchien, weßhalb wir es begreiflich finden, daß der junge Ingenieur ein prachtvolles Roſenbouquet erſtand, um es ſeiner liebenswürdigen Reiſegefährtin zum Abſchiede zu verehren, wogegen ſelbſt Miſtreß Stephens nichts einzuwenden vermochte, aber einiger Maßen betroffen mit anſah, wie Alice hierauf eine der ſchönſten Roſenknoſpen dem Bouquet entnahm, um ſie dem jungen Manne zurückzugeben.

Wir glauben, früher ſchon geſagt zu haben, daß ſowohl der nach Amerika ausgewanderte Röckele ſo wie auch Stiebele lange Jahre nichts mehr von ſich hören ließen, gaben auch die Urſache an, warum erſterer gänzlich alle Verbindungen mit dem Vaterlande abgebrochen hatte. Was nun den Anderen anbelangte, ſo hatte er bei ſich gedacht, gelingt es dir drüben nicht, eine angeſehene

Stellung zu erringen, so ist es besser, ich gebe den entfernten Anverwandten und Bekannten auch weiter keine Nachricht über mein verfehltes Dasein; bringe ich es aber zu etwas, so will ich in meiner Vaterstadt mit einem Eclat auftreten, wie er einem aus dem alten Geschlechte der Stiebele würdig ist. Und wir wissen, daß er im Stande war, auf soche Art wieder aus der Vergessenheit aufzutauchen, und that das, nachdem wir in den Zeitungen seiner Vaterstadt gelesen, daß dort durch freiwillige Beiträge ein großes Waisen- und Erziehungshaus für unbemittelte Kinder erbaut werden sollte. Damals war es geschehen, daß in einer unvergeßlichen Stadtrathssitzung der regierende Stadtschultheiß Herr Dr. juris Stiebele sich nach Erledigung einiger geringeren gemeinnützigen Angelegenheiten langsam vom Stuhle erhob, sich zweimal räusperte, dann auf seine Anhänger im Collegium einen milden Blick warf, einen herausfordernden auf seine Gegner, einen niederschmetternden auf zwei Röckele, denen es gelungen war, sich in den Gemeinderath einzuschleichen, worauf er langsam und feierlich ein Papier entfaltete, die rechte Faust auf den Tisch stützte und nach gehöriger Kunstpause mit bewegter Stimme sprach:

„Meine Herren und werthen Collegen! Es ist eigentlich unnöthig und die Bescheidenheit verbietet es mir beinahe, Ihnen hier in's Gedächtniß zu rufen, wie viel eine angesehene Familie der Stadt, deren Name ich vor der Hand nicht auszusprechen brauche, schon gewirkt zum allgemeinen Wohl der Gemeinde, wie sehr diese Familie sich

auszeichnete, so oft es galt, mit Rath und That für das allgemeine Beste einzutreten (hört, hört! sehr wahr!), eine Familie, die stets den geraden Weg ging, unbeirrt von höheren Einflüssen, stets ein Schutz war den Armen und Schwachen, dem kleinen Bürger und Gewerbsmanne ein fester Schild zum Schutze gegen eine übermüthige Partei, welche die Freiheit nur für sich in Anspruch nimmt, die Verhältnisse zurückführen möchte, welche an die finsteren Zeiten des Mittelalters erinnern." (Hört! Sehr wahr!)

Die Gegner des Stadtschultheißen bemühten sich, mit höchst gleichgültiger Miene án die Decke emporzuschauen, und einer der Röckele spitzte den Mund, als pfeife er nicht nur für sich eine gemüthliche Melodie, sondern auch auf den ganzen Vortrag des Stadtoberhauptes.

„Und die Mitglieder dieser Familie," fuhr der Stadtschultheiß fort, „beweisen ihre Liebe und Anhänglichkeit für die Erde, auf der ihre Wiege stand (sehr schön, sehr schön!) auch dann noch, wenn sie durch weite Länder und Meere von dieser Erde getrennt sind.

„Wir haben es hier nur mit einem ganz unbedeutenden Manne zu thun," fuhr der Redner in einem gemüthlich jovialen Tone fort, wobei ein humoristisches Lächeln über seine Züge flog, „mit einem Manne Namens Stiebele, Johann Christian Stiebele, Sohn des verstorbenen Bürgermeisters Friedrich Stiebele, der vor langen Jahren nach Amerika ging, dort sein Glück machte, und der nun der Stadt zu ihrem projectirten Waisen- und Erziehungshause die kleine Summe von (hier legte der Stadtschultheiß

das Schreiben auf den Tisch und rieb sich behaglich die Hände) die kleine Summe von — zweimalhunderttausend Gulden zur Verfügung stellt." (Ah — oh — ganz außerordentlich! Ehre, dem Ehre gebührt!)

„Zweimalhunderttausend Gulden," wiederholte der Stadtschultheiß mit einem Blicke und Tone auf die armen Röckele, als würde es ihm ein cannibalisches Vergnügen verursachen, jeden einzelnen Gulden für diese übermüthige Race in einen Keulenschlag zu verwandeln; dann aber übermannte ihn eine leicht begreifliche Rührung; er schluckte ein paar Mal tief und heftig, ergriff dann mit seinen beiden Händen die Rechte des ihm gegenüber sitzenden Stadtbaumeisters Degele, schüttelte sie biedermännisch kräftig und sagte zum dritten Male mit zitternder Stimme: „Zweimalhunderttausend Gulden — bei der Hofbank deponirt. —"

Das war indessen schon vor Jahren geschehen, und nach dieser großen Spende hatte der reiche Stiebele in New-York auch noch für alle möglichen gemeinnützigen Anstalten mit bedeutenderen und kleineren Spenden ausgeholfen. Selbstredend war er dafür zum Ehrenbürger ernannt worden, so wie ihm der ganz besondere Dank der Stadt, zierlich auf Pergament geschrieben, übermittelt wurde. An dem neuerbauten Waisenhause sollte sein Portrait in Relief mit der Umschrift: „Dem Wohlthäter der Stadt", angebracht werden, was aber die Röckele zu hintertreiben wußten, da sie mit der Ansicht durchdrangen, ein Bauwesen, welches durch freiwillige Beiträge der Stadt

errichtet worden sei, dürfe nur mit der Buste des Landesherrn als größtem Wohlthater geschmückt werden. Dafür aber wurde die Straße, in der man das Waisenhaus erbaute, die Stiebelestraße genannt, und will man hier auch die Beobachtung gemacht haben, daß ein Röckele lieber einen großen Umweg gemacht, als diesen Weg betreten.

Da geschah es, daß der Stadtschultheiß Stiebele einen Brief von Herrn Johann Christian Stiebele aus New-York erhielt, worin dieser ihn benachrichtigte, daß er gesonnen sei, seine Enkelin Alice für ein oder zwei Jahre nach Deutschland zu senden, und um freundschaftliche Rathschläge bat, in welchem der achtbaren Häuser der Vaterstadt das junge Mädchen untergebracht werden könnte. Leider war der Stadtschultheiß ein alter Junggeselle, und wenn er nie bedauert hatte, verschont geblieben zu sein von Eheroſen- und anderen Ketten, so doch bei der gegenwärtigen Veranlassung.

Schade, in der That schade! Das junge Mädchen war achtzehn Jahre alt, gewiß sehr schön und eine drei- bis vierfache Millionärin. Schade, wahrhaftig schade! Der Stadtschultheiß schaute verstohlen in den Spiegel, strich durch sein borstiges Haar und mußte sich gestehen, daß er immer noch ein schöner Mann, wenngleich in reiferen Jahren, war.

Wem aber sollte dieser Goldvogel anvertraut werden? Seinem Bruder, dem Kanzleirathe? Er hätte gegen diese Persönlichkeit nichts einzuwenden gehabt, auch war dessen

Gattin eine charmante Frau; aber es gab dort zwei Töchter, die ſchon vom Sommer in den Herbſt hinüberblickten, die in gewiſſen Dingen keinen Spaß verſtanden und die ſchon im Stande waren, einem jungen, ſchönen, reichen Mädchen, das ſie ſo gänzlich in Schatten ſtellte, das Leben ſauer zu machen. Da war ferner der Geheime Commercienrath Stiebele, allerdings ohne Töchter, aber mit zwei Söhnen behaftet, von denen man ſchwer entſcheiden konnte, wer ſchlankelhafter und unverträglicher ſei, der Kaufmann oder der Polytechniker. Da war auch noch der Apotheker Stiebele — unmöglich; dieſer hatte gar keine Kinder, aber eine eiferſüchtige Frau, bei der eine junge und ſchöne Hausgenoſſin, ſelbſt wenn ſie ein Engel an Feinheit und Sanftmuth war, ſchön angekommen wäre.

Da war ferner — nie, nie, unmöglich.... Aber da war die Wittwe ſeines Bruders Ernſt, des Arztes, die Frau Doktor Stiebele, ohne Kinder, wohlhabend, reich und dadurch unabhängig, etwas geſpannt ſowohl mit der Frau des Apothekers als auch mit der Kanzleiräthin, ein vortrefflicher neutraler Boden — ja, dort mußte Miß Alice untergebracht werden. Allerdings hatte die Doktorin einen Bruder, der Major in Penſion war, und dieſer einen Lieutenant zum Sohne, was aber nicht von Bedeutung war, denn dieſer Lieutenant war ſchon ſo gut wie unſchädlich gemacht, da ihn eine der Kanzleirathstöchter ſcharf auf's Korn genommen hatte und man dort von einer bevorſtehenden Verlobung munkelte.

Die bevorstehende Ankunft der jungen Miß Stiebele konnte nicht lange Geheimniß bleiben, was auch nicht in der Absicht des Stadtschultheißen lag, und nachdem er mit seiner Schwägerin, der Doktorin, im Reinen war, auch der alte Herr Johann Christian Stiebele in New-York, brieflich bestens dankend, seine Zustimmung ertheilt, machte er seinen beiden anderen Schwägerinnen Mittheilung von dem bevorstehenden Ereignisse, und war nun sicher, daß dasselbe in kürzester Zeit die weiteste Verbreitung fand. Glücklicher Weise hatte auch die Commercienräthin am selben Tage bei sich im Hause eine große Kaffeeschlacht, zu der noch besonders glücklicher Weise die Gattin des Direktors der Hofbank eingeladen war und wo es kein kleines Aufsehen gab und sämmtlichen Mitgliedern der Familie Stiebele nicht wenig schmeichelte, als die Direktorin auf die ganz vertrauliche Frage, ob denn Herr Johann Christian von New-York in der That ein artiges Vermögen besitze, zur Antwort gab: Wissen Sie, liebe Commercienräthin, wenn mein Mann, der Hofbank-Direktor, über Derartiges spricht, so müssen die Verhältnisse schon klar wie die Sonne, gänzlich schattenlos vor seinen Augen liegen — Sie werden mich verstehen —, und er sprach darüber und sagte: Wenn Herr Johann Christian aus New-York auf Rothschild in Frankfurt eine Million bezöge, so würde er sich glücklich schätzen, dieses Papierchen auch ohne Accept escomptiren zu können ....

„Was heißt escomptiren?“ fragte eine unbedeutende Anverwandte des Hauses, welche aber Stephens hieß und

auch mit Alicen's Begleiterin im achten oder vielleicht nur im zwölften Grade verwandt war, worauf die Frau des Bankchefs milde lächelnd zur Antwort gab:

„Einen Wechsel escomptiren heißt, denselben mit baarem Gelde einlösen."

„Eine Million in baarem Gelde?"

„In welchem Falle der Aussteller des Wechsels schon eine Persönlichkeit von verschiedenen Millionen sein muß."

„Und Miß Alice ist höchst wahrscheinlich die Universal-Erbin ihres Großvaters?"

„Gott der Gerechte," sagte die Frau Banquier Hirschfell, „was ist diese Miß Alice für eine interessante Person — bei Gott!"

Aehnliche Gespräche wurden in diesen Tagen auch in sehr vielen anderen Gesellschaften und vertraulichen Familienzirkeln geführt, von der älteren Männerwelt mit bedeutsamem Kopfnicken, von der jüngeren mit einem wahren Enthusiasmus für Amerika; denn der Stadtschultheiß hatte nicht nur von dem fabelhaften Vermögen seiner Schutzbefohlenen gesprochen, sondern, was ihren Verstand, ihre Herzensgüte und Liebenswürdigkeit betraf, hinzugesetzt: „Na, da werdet Ihr aufpassen" — „und," ihre Schönheit mit einem einzigen Worte bezeichnend, das er allerdings mit einer energischen, horizontalen Handbewegung begleitete, die alles Uebrige mit Verachtung von sich weist: „blendend!"

Daß sich dagegen die meisten weiblichen Mitglieder der Familien, die hierbei mit interessirt waren, namentlich

solche, die ein gewisses unangenehmes Alter erreicht und die weitere Lebensstufe, wo eine behagliche Resignation eintritt, noch nicht überschritten hatten, mit häufigem Achselzucken zu einem zweifelhaften Lächeln über Alice aussprachen, ist wohl natürlich. Es sei gar nicht schwer, den bekannten Enthusiasmus des Stadtschultheißen in dieser Richtung zu entflammen, eines alten Gecken in gewisser Beziehung, der mit den Prädikaten „reizend" und „wunderschön" gegenüber von Mädchen und Frauen, wenn sie gerade nicht buckelig waren oder sonst ein Gebrechen hatten, mit einer lächerlichen Freigebigkeit um sich warf. Woher kannte er überhaupt Miß Alcien's Vorzüge — vom Hörensagen, aus den schriftlichen Beschreibungen ihres Großvaters? Man kennt dergleichen trübe Quellen!

Die junge Männerwelt dagegen, welche nur in einem irgendwie erdenklichen Zusammenhange mit den Stiebeles stand, rüstete sich zu einem hartnäckigen Kampfe gegen einander, zu einem verzweifelten Rennen mit Hindernissen.

Von den beiden Söhnen des Commercienrathes war der Kaufmann von je her ein wahres Modejournal gewesen, und deßhalb einiger Maßen in Verlegenheit, welche höhere Feinheiten er an seinem Anzuge noch anzubringen vermöge. Hätte die Zeit gereicht oder wäre irgendwie Hoffnung vorhanden gewesen, daß er trotz seiner sechsundzwanzig Jahre einen ansehnlichen Bart erhalten könne, so würde er sich an seinen glatten Wangen sogenannte Cotelettes haben wachsen lassen, die, wie er erfahren, in Amerika bei der Damenwelt sehr beliebt sein sollten; doch

ähnelte er dem blonden, etwas röthlichen Vater und hatte es bis jetzt nur zu einem sehr unbedeutenden, fuchsigen Bärtchen auf der Oberlippe gebracht, wogegen sein Bruder, der unverschämte Polytechniker, als Ebenbild der brünetten Mutter, jetzt schon, mit zwanzig Jahren, einen Vollbart besaß, an dem ein Muschick seine Freude gehabt hätte. Ueberhaupt war der Polytechniker ganz Gegentheil des zierlichen, geschniegelten Bruders, trug gern ohne alle Veranlassung hohe Wasserstiefel, auch einen farbigen Plaid, selbst bei einer Hitze von zwanzig Grad im Schatten, und bedeckte das dicke, fast unförmliche Haar seines Kopfes mit einem farbigen Dinge von hellem Tuche, mit Gold besetzt, welches ganz das Aussehen hatte, wie eine umgekehrte Kaffeetasse, was unbeschreiblich flott, aber so unpraktisch wie möglich war.

Als er sich im Hinblicke auf das bevorstehende Ereigniß eines Tages so in ganzer Parade wohlgefällig im Spiegel beschaute, war er zufrieden mit sich, und das Einzige, was er noch thun zu können glaubte, war der Beginn eines neuen Reitcurses, um ungenirter an seinen Wasserstiefeln schwere neusilberne Sporen tragen zu können.

Die Zimmer, welche Miß Alice bewohnen sollte, waren durch einen der besten Möbelfabrikanten der Stadt sehr schön eingerichtet und mit all den kleinen, überflüssigen Nothwendigkeiten versehen worden, welche eine junge, reiche Dame nicht gut entbehren kann. Man hätte zu diesen Geschäften gern den ersten königlichen Hoftapezierer genommen, doch wurde ein dahin zielender, schüchterner

Nachtſäcken, Mänteln und einigem Proviant beladen worden war. Dieſe Ladung war oben auf dem Sattel vertheilt, ſo daß ſie einem hohen Polſter gleichſah, und ungefähr bis zur Stirne des Thieres reichte. Mit Hülfe einer kleinen Mauer ſchwang ſich nun unſer Arriero auf ſeinen hohen Sitz und ſah nun dort oben aus wie ein Courier der Wüſte auf ſeinem Reitkameel. Die Zäumung des Maulthiers und vermittelſt derſelben ſeine Leitung war auch nicht weniger einfach und patriarchaliſch, denn ſie beſtand aus einem Halfterſtrick, welcher unſerem Maulthier, weil es ſehr jung und feurig war, ausnahmsweiſe durch das Maul gezogen wurde. Ich hatte jedoch noch nie ein zierlicheres und ſchlankeres Geſchöpf der Art geſehen und fand hier zum erſten Mal, daß der Baſtard von Pferd und Eſel zuweilen außerordentlich ſchön ſein kann; es hatte nichts von den ſonſt ſo plumpen Formen ſeiner Kameraden: die Füße waren ſchlank und vollkommen rein, hatten die feinen Feſſeln des edlen mütterlichen Pferdes und den zierlichen Huf des väterlichen Eſels; auch der Kopf war ſchön, das Auge glänzend und feurig und ſelbſt die Ohren ſo anſtändig kurz, als das bei der nicht zu verläugnenden Abkunft nur möglich war. Daß der Geiſt des Thieres, ſeine Leiſtungsfähigkeit dem Aeußeren vollkommen gleich kam, erfuhren wir in der erſten Zeit nach unſerem Abreiten. Denn kaum hatten wir uns in die Sättel geſchwungen, ſo ritt unſer Führer ein paar Schritte voraus, mühſam ſein Thier an dem Halfterſtrick haltend, und blickte zurück, wobei er uns zurief, ob Alles in Ordnung ſei; er ließ uns kaum Zeit unſere Steigbügel anzupaſſen und nachzuſehen, ob unſere langen Gewehre feſt in dem eiſernen Haken am Sattel hingen, denn als er uns hoch zu Roß ſah, ſchnalzte er mit der Zunge, ſtimmte ein andaluſiſches Lied an, daß es von den alten Mauern und Felſen wiederhallte, und ließ ſein ungeduldiges Thier vorwärts ſchießen.

Obgleich der Weg von der Alcantarabrücke ziemlich ſteil nach der gegenüber liegenden Höhe hinauf führt, auch nichts weniger als gut und eben, vielmehr mit Felsplatten und Steingerölle aller Art bedeckt war, ſo ging doch das Maulthier in ſcharfem Trabe

Vorſchlag der wohlwollenden Doktorin Stiebele vom Familienrathe mit gerechter Entrüſtung zurückgewieſen. „Man ſolle ſich wohl dem Spotte der Röckele ausſetzen!“ hatte der geſinnungstüchtige Kanzleirath geſagt.

Der penſionirte Major kam zu dieſer Zeit häufiger als ſonſt zu ſeiner Schweſter, der Doktorin, und war des Lobes voll über die reiche, geſchmackvolle Ausſtattung.

„Natürlich,“ ſagte er, das Neſt für einen ſolchen Goldvogel kann nicht köſtlich genug ſein: „ich bin neugierig, ob Miß Alice in der That die vortrefflichen Eigenſchaften des Körpers und des Geiſtes hat, wie der Schwager Stadtſchultheiß verſichert — das wäre ein Freſſen für meinen armen Lieutenant!“

„Schade, daß ſich dein Guido ſchon zu tief mit den Kanzleiraths eingelaſſen!“

„Bah, eingelaſſen; Guido iſt in jeder Hinſicht der leidende Theil, man könnte ſagen, er iſt eingelaſſen worden — kein ſchlechtes Wortſpiel,“ ſetzte der alte, rauhe Soldat hinzu, „ich ſage dir, das Mädchen hat ihn mit Angelſchnüren umgeben, und wo er im harmloſeſten Geſpräche auch nur leiſe hingeſchnappt hat, fühlte er auch ſchon einen Köder im Maule: es iſt etwas Schreckliches um ſo eine heirathsſüchtige alte Jungfer, und es gibt kein wahreres Sprüchwort, als daß eine alte Scheune nicht mehr zu löſchen iſt.“

„Pfui, Joſeph, wer wird ſo undelikat reden! Und abgeſehen von allem Uebrigen, Kanzleiraths haben Geld.“

„Ja, man wird ihm die Kaution kaufen, und damit

basta! Nein, nein, ich bin von jeher gegen dieſe Spielerei geweſen, und weißt du, Albertine, du könnteſt für deinen Bruder ſchon etwas thun. Die junge Amerikanerin wird bei dir wohnen, du vertrittſt ſo zu ſagen Mutterſtelle bei ihr, haſt in Kurzem ihr Vertrauen erworben, und da ich überzeugt bin, daß der alte Johann Chriſtian Stiebele ſeine Enkelin nur hieher geſchickt hat, um für ſie einen anſtändigen, gutmüthigen, geſunden Mann von reſpektabler Familie zu finden, ſo wird er in dieſer Richtung ganz beſonders auf deinen Rath hören, und daß Guido alle die eben genannten Bedingungen eines Ehemannes zu erfüllen im Stande iſt, darüber kann doch, beim Henker, kein Zweifel obwalten! Findeſt du das nicht auch — he, Albertine?"

„Guido iſt ein tüchtiger Offizier, wie man ſagt, und auch ein ganz hübſcher junger Mann, unſere Familie, denke ich, iſt zu empfehlen, und ſehe ich von dieſer Seite keine Schwierigkeiten: doch muß das mit ganz beſonderer Delicateſſe angefaßt werden. Man darf nicht einmal mit ſich ſelbſt darüber reden, denn du kannſt dir denken, daß auch andere Väter ähnliche Abſichten für ihre Söhne haben. — Ich ſage dir, dem Commercienrath traue ich in dieſer Richtung gar nicht; geſtern ließ er, allerdings leichthin, die Bemerkung fallen, er müſſe nach Hamburg zur Liquidation eines großen Geſchäftes, habe aber vor, ſeinen Franz dorthin zu ſchicken, damit der junge Mann lerne, auf eigenen Füßen zu ſtehen."

„Auf eigenen Schwefelhölzern, hätte er ſagen ſollen,"

brummte der Major, „so eine markloſe Hopfenſtange! Da iſt doch mein Guido ein anderer Kerl, ſtramm und feſt, ein wahres Vergnügen zum Anſehen — glaube mir, Albertine, du haſt das Glück der Familie in der Hand. Was ich kann, werde ich natürlicher Weiſe für den Jungen thun; er braucht leider wieder einmal ein neues Pferd, und da ſoll es mir auf zehn bis zwanzig Louisd'or weiter nicht ankommen, damit er hier vor den Fenſtern Figur machen kann. Ach, es wird Einem ſo ſauer gemacht, ſeine Kinder gut zu placiren!“

Der Major hatte einen Augenblick nachſinnend auf die Straße geſchaut; dann ſagte er, ſich plötzlich gegen die Schweſter umwendend: „Was du vorhin ſagteſt, daß der Commercienrath ſeinen Schlankel nach Hamburg ſchicken wolle, bedarf ſehr der Ueberlegung. Er und ſie bearbeiten ſchon das Terrain, daß es eine wahre Wonne iſt; haben ſie doch neulich die arme Stephens zum Thee eingeladen, und das war ein Bäschen hier und ein Bäschen da — pfui Teufel — früher wußten ſie kaum, daß ſie in der Welt ſei! Und beſonders der Commercienrath iſt ein abgeſchlagener Fuchs. Natürlich würde er ſich der Amerikanerin ſogleich als Vetter vorſtellen und Madame Stephens, die Begleiterin, für ſich zu gewinnen ſuchen, auch in dem Gaſthauſe unterbringen, wo er ſelbſt wohnt; und ſage mir, was du willſt, ein ſolcher erſter Eindruck nach einer Seereiſe iſt nicht gering zu ſchätzen. Das Mädel hat während vierzehn Tage vielleicht nichts geſehen, als unappetitliche Theerjacken und dergleichen, und nun

präſentirt ſich ihm auf einmal dieſer allerdings fade, aber geſchniegelte und gebügelte Kerl mit dem ſüßen Maulwerk, das wir an ihm kennen und fürchten. Nehmen wir uns in Acht, Albertine, es iſt möglich, daß er einen Eindruck auf ſie macht; denn wenn der Teufel hungrig iſt, frißt er ſogar Fliegen."

„Du bedienſt dich wunderlicher Vergleiche, aber im Grunde haſt du Recht."

„Wie immer, und deßhalb muß man den Stadtſchultheißen zu einer Contremine breitſchlagen. Er muß dich bitten, nach Hamburg zu reiſen und die junge Dame dort vom Schiffe in Empfang zu nehmen. Natürlicher Weiſe haſt du Zimmer für ſie belegt in einem anderen Gaſthofe, als wo des Kommercienrathes Sprößling wohnt, dem du obendrein noch andeuten kannſt, Miß Alice käme mit einem ſpäteren Schiffe, als angezeigt worden; das iſt eine Kriegsliſt, und wenn der Stadtſchultheiß nicht zuweilen ein ſo unverantwortlicher Schwätzer wäre, ſo hätten die Commercienraths gar keine Ahnung davon, wann die Amerikanerin ankommt, und mit vollem Rechte, denn das braucht Niemand zu wiſſen, als du. Habe ich Recht oder Unrecht?"

„Ich muß deiner Anſicht beiſtimmen."

„Gut, dann richte dich zu deiner Reiſe, ich werde den Stadtſchultheiß ſchon beſtimmen."

Das geſchah denn auch; die Reiſe der Frau Doktor Stiebele wurde als nothwendig erachtet, und hauptſächlich deßhalb, weil man nun ganz genau wußte, daß des

Commercienrathes ältester Sohn im Begriffe sei, nach Hamburg abzureisen, und zwar nur zur Liquidation des gewissen Geschäftes.

„Ja, man kennt diese Art von Geschäften!“ hatte der Major brummend zu seiner Schwester gesagt, als er sie so heimlich wie möglich nach der Eisenbahn begleitete zu einem Courierzuge, der in der Mitternachtsstunde abging.

Es möge uns hier vergönnt sein, mit nur wenigen Worten zu sagen, daß die bevorstehende Ankunft der ungeheuer reichen Miß Alice Stiebele nicht verfehlt hatte, auf die Röckele einen unangenehmen Eindruck zu machen. Hatte doch schon die Großmuth des alten Johann Christian peinlich auf sie gewirkt, und war es ihnen recht fatal gewesen, die enormen Summen nicht nur beständig wiederholen zu hören, sondern auch mit den lächerlichsten Lobpreisungen in sogenannten gesinnungstüchtigen Blättern gedruckt zu lesen. Allerdings hatten die Blätter der eigenen Partei nur so ganz im Allgemeinen von den Beiträgen eines in Amerika reich gewordenen Bürgers hiesiger Stadt gesprochen, natürlich ohne den verhaßten Familiennamen auszusprechen, aber hinzugesetzt, man wisse nicht ganz genau, auf welche Weise jener Ausgewanderte sein großes Vermögen erworben. Es gäbe drüben in Amerika allerlei Sorten von Waaren; man handle dort in Baumwolle, in Getreide, in Erzeugnissen aller Art und Farbe, in Elfenbein und Ebenholz, in weißer und schwarzer Waare; doch heilige zuweilen der Zweck die Mittel, und die herüber gesandten Summen, welche hier durch die hohe

Munificenz und Weisheit des Landesherrn zu so edlen Zwecken verwandt würden, seien schon im Stande, namenlosen Jammer zu verwischen, blutige Thränen zu trocknen.

Daß nach diesen biedermännischen Auslassungen der arme Johann Christian in den Ruf eines verruchten Sclavenhändlers gekommen war, welcher nur um sein Gewissen zu erleichtern diese lächerlichen Summen gespendet, war selbstredend. Und wenn man auch die erwartete Miß Alice nicht beschuldigen konnte, selbst Sclavenhandel betrieben zu haben, so klebte doch immerhin das Blut unzähliger armer Schlachtopfer an ihren Fingern, und was ihre eigene Person anbelangte, so wußte ein Schlaukopf ganz genau, daß ihre Mutter eine Mulattin gewesen sei und sie selbst eine Quadrone, deßhalb allerdings außerordentlich schön. Doch gab es auch kluge Leute in der Partei der Röckele, welche diese Reden für Dummheiten erklärten, so wie überhaupt den ganzen lächerlichen Zwiespalt der Röckele und Stiebele. Ja, ein alter Staatsrath, der einstens stellvertretender Minister und außerordentlicher Gesandter gewesen war, überhaupt als einen feinen Diplomaten galt, sagte auf dem adeligen Casino zu einigen jungen Leuten der sogenannten haute volée: „Wenn sich eine solche reiche Amerikanerin zu meiner Zeit am Horizonte gezeigt hätte, so wüßten wir schon, was wir gethan hätten, parceque oder quoique sie eine Stiebele sei.“ — Eine vernünftige Bemerkung, die sich einige Referendare, Legationssekretäre und Gardelieutenants hinter ihre Ohren schrieben.

Dann hatte der alte Staatsrath noch hinzugesetzt, und zwar mit halbgeschlossenen Augen, lispelnder Stimme und indem er Daumen und Zeigefinger der aufgehobenen Hand sanft vereinigte, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas ganz besonders Wichtiges von sich gab: „Ich weiß es ganz genau, daß man es allerhöchsten Ortes sehr gnädig aufnehmen würde, wenn durch eine Heirath diese verschiedenen Millionen nicht nur im Lande blieben, sondern wenn auch dadurch einer oft lächerlichen Feindschaft zwischen bekannten Familien ein Ziel gesetzt würde. Avis au lecteur." fügte er bei, „und ich habe es von Seiner Excellenz dem Herrn Oberst-Hofmeister, daß die junge Dame bei Hof vorgestellt werden soll, wenn sich nur eben eine Gelegenheit dazu bietet oder gefunden werden kann."

Selbstredend waren alle die Assessoren, Legationssekretäre und Gardelieutenants, die das mit angehört hatten, fest entschlossen, Miß Alice zu heirathen, nicht allein um in Betreff ihres Geldes einem längst gefühlten dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, sondern auch um gegenüber dem allerhöchsten Wunsche wie eben so viele Curtius da zu stehen, bereit, in voller Rüstung in die Arme einer Stiebele zu stürzen, um so den gähnenden Spalt der Feindschaft zwischen den Häusern der modernen Montecchi und Capuletti zu schließen. Auch der junge Kaufmann Franz Stiebele beschloß, alle anderen kleinen Verhältnisse bei Seite zu lassen, um in kluger Berechnung die Millionen des Herrn Johann Christian heimzuführen, wogegen der junge Polytechniker, der ein schwärmerisches

Gemüth, einen Drang zur Poesie und auch selbst schon Verse gemacht hatte, sich auf die breite Brust in der Gegend des Herzens klopfte und schwor: „Sie und keine Andere, selbst wenn sie arm wäre, wie eine Kirchenmaus!“ — Was den Lieutenant Guido anbelangte, so war er durchaus nicht abgeneigt, an diese glänzende Eroberung zu gehen, mochte sich aber wohl mit der Kanzleirathstochter bereits etwas zu tief eingelassen haben, und sann vor allen Dingen über eine passende Gelegenheit nach, um einen Bruch herbeizuführen, bei dem das Unrecht wenigstens vor der Welt auf ihrer Seite zu sein schien. Ganz heimlich müssen wir jetzt dem geneigten Leser noch anvertrauen, daß der Stadtschultheiß eines Tages, wo er sich ganz allein im Zimmer befand und, wie er gern zu thun pflegte, mit seinem Spiegelbild liebäugelte, freundlich lächelnd zu sich selber sprach: „Diese Amerikanerinnen sind meistens sehr praktisch und sehr vernünftig erzogen, und wir wollen doch einmal sehen, ob eine reifere, nicht gerade unliebenswürdige Persönlichkeit nicht im Stande sein könnte, mit all diesen Windbeuteln in die Schranken zu treten!“ — Daß seine Schwägerin, die Frau Doktor Stiebele, zum Empfange der jungen Dame nach Hamburg reiste, dagegen hatte er durchaus nichts einzuwenden; im Gegentheil, es erschien ihm als sehr passend, und er gab ihr ein Schreiben an Miß Alice, worin er den letzten Brief ihres Großvaters einschloß, in dem Herr Johann Christian sich mit allen Maßregeln dankend einverstanden erklärte, die sein unbekannter würdiger Vetter und Freund

für Alice getroffen, und worin er ihm die Enkelin eben so wie Miſtreß Stephens auf's Wärmſte empfahl.

Unterdeſſen war die Aſia im Hafen von Hamburg vor Anker gegangen, und unter anderen Perſonen, welche den Dampfer betraten, um Freunde und Bekannte zu empfangen, trafen zu dieſem Zwecke hier eine ältere Dame ſo wie ein junger, hochblonder Mann zuſammen, welche ſich beide über dieſes unvermuthete Zuſammentreffen außerordentlich wunderten.

„Sieh' da, Vetter Franz!"

„Grüß dich Gott, Couſine Albertine!"

Zu weiteren Erörterungen kam es vor der Hand nicht, denn dort auf dem Verdecke ſtanden zwei Damen, eine ältere und ein junges, bildſchönes Mädchen, offenbar die Erwarteten. Neben ihnen aber bemerkte Franz Stiebele einen jungen Mann von einem ſehr angenehmen Aeußern, ruhig und ungenirt in der Haltung, geſchmackvoll und dabei ſo einfach angezogen, daß er unwillkürlich an ſich hinab ſchaute und mißvergnügt wurde über ſeine eigene ausgeſuchte, elegante Toilette. Durch dieſe faſt unwillkürliche Zögerung ſo nahe am Ziele war Couſine Albertine um ein paar Kopflängen vorausgeſchoſſen, hatte den Brief des Stadtſchultheißen überreicht, ſich als Schwägerin deſſelben vorgeſtellt und dann ihre Arme mütterlich geöffnet, um die reizende Anverwandte an ihr Herz zu ſchließen, dabei auch noch in aller Geſchwindigkeit die Zeit gefunden, ihr das trauliche Du anzubieten.

Die gute Alice wurde durch dieſen liebevollen Empfang

auf fremder Erde wahrhaft gerührt und erwiederte auf's Innigſte den Kuß der würdigen Dame. Ja, ſie fühlte ſich durch deren wohlwollende Miene angezogen, und die Drei hatten ſchon Minuten lang freundlich geplaudert, ehe es Herrn Franz Stiebele gelang, ſich in gehörige Nähe zu bringen und die Doktorin nicht anders konnte, als ihn vorzuſtellen.

Miß Alice erwiederte ſeine Begrüßung mit einem heiteren Lächeln, unter welchem ſie ihre Freude ausſprach, ſo unverhofft von zwei Verwandten auf einmal begrüßt zu werden: dann aber ſchien ſie ſich plötzlich an etwas zu erinnern, blickte umher und erſuchte jenen jungen Mann, der vorhin neben ihr ſtand und ſich jetzt discreter Weiſe zurückgezogen, näher zu treten, um ihn eben ſo als ihren freundlichen und gefälligen Reiſegefährten ſo wie als Landsmann vorzuſtellen: „Von deutſchen Eltern in Amerika geboren, wie ich, aus derſelben Stadt wie Großvater und auch Sie, meine liebe Couſine, betritt Herr Röckele eben ſo zum erſten Male den heimathlichen Boden. Herr John Röckele aus New-York — meine lieben Anverwandten Frau Doktor Stiebele und Herr Franz Stiebele."

Wenn das Gallion der Aſia plötzlich ſeinen Platz vorn am Bugſpriet verlaſſen hätte, um ſich hölzern und rieſenhaft wie es war, ebenfalls vorſtellen zu laſſen, der Ausdruck gränzenloſen Erſtaunens, ja, einer unverhohlen zornigen Aufwallung hätte ſich nicht ſtärker auf den Geſichtern der beiden Stiebele zeigen können, als jetzt, wo

aufwärts, und wir bemühten uns, mit ſtarker Sporenhülfe nachzueilen. Auf der Höhe angekommen, zügelten wir den Eifer unſeres Führers und bedeuteten ihn, einen Augenblick zu halten, da wir von hier aus der alten, prachtvollen Stadt noch einen letzten Blick ſchenken wollten. Dazu hätten wir auch keinen beſſeren Augenblick wählen können. Zu unſerer Linken ſtieg die Sonne auf und ſchoß ihre erſten Strahlen über das öde Felſenplateau und durch die Schlucht des Tajo auf den Alcazar von Toledo, der nun in dem goldnen Lichte flimmerte und ſtrahlte. Die grauen Häuſer der Stadt unter ihm lagen noch theilweiſe im Schatten; nur hie und da wurde die Kuppel einer Kirche oder die Zinnen eines hohen Thurmes ebenfalls von dem Sonnenlichte überglänzt, dazu die tiefblauen Schatten in der Felſenſchlucht, welche der Fluß durchſtrömt, mit den aufſteigenden leichten Waſſernebeln, die ſich in der Höhe ebenfalls heller färbten und durchſichtig wurden, — das Alles gab ein unvergeßliches Bild, ein Gemälde mit der prächtigſten Abwechslung von Schatten und Licht, von verſchwindender Nacht und aufſtrahlendem, glänzendem Sonnenlichte.

Leb wohl, Toledo, du ſchöne ritterliche Stadt, leb wohl auf Nimmerwiederſehen! — War es uns doch im erſten Augenblicke wahrhaft traurig zu Muth, von dieſer herrlichen Felſenburg ſcheiden zu müſſen; fühlten wir doch, wie vielleicht jener unglückliche Feldherr der Mauren, der wohl lange auf derſelben Stelle ſtand während ſeine geſchlagenen Schaaren gegen Weſten zogen, und ſich nicht trennen konnte von der Burg ſeiner Väter und endlich in wildem Schmerze ſeinen Dolch zog und ihn weit von ſich ab in die Schlucht des Tajo ſchleuderte, „wo er ruhen ſoll“ — wie der tapfere Sarazene zähneknirſchend ſprach, — „ein Pfand, das ich wieder holen muß, ein Zeichen meiner verpfändeten Ehre, das ich auslöſen werde.“ Wenn wir auch keinen Dolch dort hinabſchleuderten und auch keine ſo wilden, ſchmerzlichen Worte ſprachen, wie der unglückliche Maurenfürſt, ſo ſandten wir doch innige und herzliche Blicke nach der alten Steinmaſſe hinüber, und riefen ihr freundliche Worte des Abſchieds zu, wofür ſich die Stadt zum

ein Röckele es wagte, auf ſo brüske, faſt unverſchämte Art vor ihre Augen zu treten.

Herr Franz Stiebele, welcher ſich viel auf ſeine Geiſtesgegenwart einbildete, erhob die Augen zur Spitze des Hauptmaſtes empor und ſchien dort mit großem Intereſſe eine Stelle zu betrachten, welche man den Wiſchkopf nennt: dann wandte er ſich leiſe pfeifend ab, dem Vorgeſtellten ſeinen Rücken zeigend.

Die ſonſt ſo ſanften und wohlwollenden Züge der Doktorin dagegen waren vor Schrecken ſtarr geworden und hatten einen gehäſſigen Ausdruck angenommen; ſie vermochte es kaum über ſich, ſteif mit dem Kopfe zu nicken, und fand es alsdann am gerathenſten, geſchäftig das Handgepäck der jungen Dame anzunehmen und daſſelbe in den mitgebrachten Wagen zu befördern, während der Lohnbediente des „Europäiſchen Hofes", wo ſie wohnte, mit den zahlreichen, ſchweren Koffern nachkommen ſollte.

Miſter John Röckele war weniger überraſcht über das Vorgefallene, als man hätte erwarten ſollen, und ſchien ſich ſo wenig durch das Benehmen des Herrn Franz Stiebele beleidigt zu fühlen, daß er ihm lächelnd nachſchaute, dann herzlich die ihm dargebotene Hand ſeiner jungen Reiſegefährtin zum Abſchied ſchüttelte und ihr dabei ſagte: „Trotz allem dem auf ein heiteres Wiederſehen in der Heimath!"

„Ein frecher Burſche, das, wie all dieſe Röckele!" ſagte Herr Franz Stiebele, als ſie mit einander im Wagen

ſaßen. — „Die Doktorin hatte ihn nur ſehr oberflächlich zum Mitfahren eingeladen, er aber dieſe Einladung ſehr bereitwillig angenommen. — In der That, ein zudringlicher Geſelle!“

Miß Alice ſchaute ihn erſtaunt mit großen Augen an, worauf die Doktorin, froh, ihrem Vetter Franz einen Treffer geben zu können, achſelzuckend ſagte:

„Du biſt ein Bischen ſtark in deinen Aeußerungen; dieſer Herr Röckele kann ein ganz charmanter Mann ſein, und ich finde es von der guten Alice begreiflich, uns ihren Reiſegeſellſchafter vorzuſtellen. Aber damit muß die Sache auch ein für alle Mal abgemacht ſein. Nicht, wahr, mein gutes Kind, man denkt nicht weiter an ihn und ſpricht den Namen nicht mehr aus!“

„Aber ich verſtehe das nicht recht, theure Couſine!“

„Du verſtehſt das nicht, meine gute Alice?“ fragte die Doktorin im Tone des höchſtens Erſtaunens, worauf ſie einen fragenden Blick gegen Miſtreß Stephens entſandte. „Hat dich denn dein guter Großvater ſo ganz im Unklaren über heimathliche Verhältniſſe gelaſſen? Sollteſt du nie etwas von dieſen Röckele vernommen haben?“

„O doch — gewiß! Großvater erzählte mir allerdings von einer Familienfeindſchaft, die er aber ſelbſt komiſch nannte, welche damals beſtanden habe, die aber, wie er glaubte, jetzt aufgehört.“

„Aufgehört?! — Die Feindſchaft mit den Röckele aufgehört?“ rief die Doktorin im Tone gerechter Entrüſtung. „O, meine gute Alice, man hört, daß dein Großvater in

ſeinen amerikaniſchen Verhältniſſen ſich wenig mehr um die Heimath bekümmerte. — Die Feindſchaft mit den Röckele aufgehört, mit dieſem heimtückiſchen, herausfordernden, übermüthigen Geſchlechte! Sage mir, Feuer und Waſſer hätten ſich verbunden, oder Wolf und Lamm, Fuchs und Hund ſeien Freunde geworden oder könnten je Freunde werden, ſo will ich es glauben, aber eine freundſchaftliche Einigung zwiſchen Stiebele und dieſen — Röckele iſt undenkbar — unmöglich! Du wirſt uns vielleicht für kleinlich oder für unverſöhnlich halten, aber du würdeſt es nicht thun, wüßteſt du nur den hunderſten Theil von dem Uebel, das jenes Geſchlecht uns zugefügt; deßhalb bin ich es dir ſchuldig, mein gutes, unerfahrenes Kind, ja, halte es für nothwendig, deine Unwiſſenheit zu zerſtören, ſelbſt auf die Gefahr hin, deinem harmloſen Herzen wehe zu thun. Höre und — ſchaudere!"

Und nun entwarf die Doktorin ein grauenvolles Gemälde von all den Gehäſſigkeiten, all den Unthaten, welche ſich jene gegen das ſtets unſchuldige Geſchlecht der Stiebele erlaubt, und färbte es mit der Redſeligkeit des Haſſes, ſprach unaufhörlich, unverdroſſen auf dem ganzen, langen Wege vom Hafen bis zum Alſterbaſſin, wo ihrer Schilderung nach die Röckele in den Augen Alicens ſchon hundert Fuß unter die Möglichkeit hinabgedrückt ſein mußten; aber auch damit begnügte ſie ſich noch nicht, ſondern während ſie vor den „Europäiſchen Hof" fuhren, während ſie die Treppen hinaufſtiegen, während ſie ſich zum Frühſtücke niederſetzten, ja, beim Genuſſe deſſelben häufte ſie

Thatſachen auf Thatſachen, Berge von Beſchuldigungen auf die ſchon ſo tief hinabgeſunkenen Röckele, und erſt als der gewandte Kellner der Doktorin Lieblingsſpeiſe, Ferkelfüßchen in Capernſauce ſervirte, als ſie ſich dabei ſchließlich der Anfeindungen erinnerte, die ihr lieber Seliger von den Röckele zu erdulden gehabt, da ſchlug ihr Haß in ſtille Wehmuth um, ihre Augen füllten ſich mit Thränen und ſie ſagte: „Wenn ich trotz allem dem und allem dem etwas Gehäſſiges über jene geſagt, ſo möge es mir der Himmel verzeihen, ſo ſoll es mir leid thun, denn ich bin im Grunde eine milde, verſöhnliche Natur!“

Doch nahm hier Herr Franz Stiebele die Gelegenheit wahr, dem zu Boden liegenden Löwen noch einen geſinnungstüchtigen Tritt zu verſetzen, und ſagte mit Entſchiedenheit: „Couſine Albertine, werden Sie nicht weichmüthig, bleiben Sie ſtandhaft in Ihrer Entrüſtung gegen dieſes unmoraliſche, verwerfliche Geſchlecht!“

Die arme Alice wagte es kaum, ihre Augen vom Teller zu erheben, da es ihr wehe that, den erregten Blicken ihrer mütterlichen Freundin oder dem höhniſchen Lächeln ihres verehrten Vetters zu begegnen. Sie hatte an den Worten dieſer Beiden mehr als genug, und wenn ſie ſich mit einem forſchenden, fragenden Ausdrucke an Miſtreß Stephens wandte, ſo ſah ſie auch dort nur hoch emporgezogene Augenbrauen ſo wie ein nicht zu verkennendes Achſelzucken: ja, ſie mußte es erleben, daß Miſtreß Stephens mit beiſtimmendem Kopfnicken zuhörte, als die Doktorin die Ferkelfüßchen mit Capernſauce verzehrt hatte,

ihre rechte Hand auf Mistreß Stephens linken Arm gelegt, zu ihr sprach:

„Glauben Sie mir, Mistreß Stephens, es gibt leider in meinem Leben zu viele Augenblicke, wo ich mich von meinem weichem, versöhnlichen Gemüthe hinreißen lasse, aber im weichsten und versöhnlichsten dieser Momente, wie zum Beispiel jetzt, wo ich — so liebe Verwandte und Freunde um mich sehe, könnte ich doch um Alles in der Welt kein Jota von dem zurücknehmen, was ich vorhin über die Röckele gesagt! Es ist das eine bösartige ...."

„Widerliche ...," schaltete Herr Franz Stiebele ein.

„Gefährliche Race!" schloß die Doktorin, indem sie würdevoll um sich schaute, wie ein Häuptling der Tschippowaias, nachdem er gesagt: „Ich habe gesprochen."

Er aber, der ihr auf der Reise ein so artiger, freundlicher und liebenswürdiger Begleiter gewesen war, trug ja nur durch den Zufall den Namen jener Familie, war ja, wie sie, in Amerika geboren und hatte nie mit der Heimath in irgend welcher Beziehung gestanden! So dachte Alice, war aber klug genug, diesen Gedanken im gegenwärtigen Augenblicke keine Worte zu verleihen, vielmehr das Gesprächsthema dadurch zu ändern, daß sie heiter ausrief:

„Lassen wir sie ruhen, diese unangenehmen Geschichten aus der Heimath, und gestatten Sie mir, hier recht herzlich froh zu sein im Kreise so lieber Anverwandten!"

Wenn sie dabei ihre beiden Hände ausstreckte, sowohl gegen die Doktorin, als auch gegen Herrn Franz

Stiebele, so trieb sie dabei, was den letzteren anbelangte, ein klein wenig Verstellung, denn sie hätte ihm für das Beiwort „widerlich“ von vorhin lieber ein böses Gesicht gemacht. Doch achtete man ihren Wunsch und auf der ganzen Reise in die Heimath wurde keines Röckele mehr erwähnt — gedacht kann man nicht sagen. Aber Miß Alice besorgte dies ganz allein, wenn sie zuweilen wie schlummernd mit geschlossenen Augen in den weichen Kissen des Eisenbahn-Coupés ruhte und alsdann so gern die Seereise in freundlichen Bildern an ihrem Gedächtnisse vorüberziehen ließ. Herr Franz Stiebele hatte es nicht durchgesetzt, mitgenommen zu werden, und hatte ihm die Doktorin diesen Wunsch mit dürren Worten als unstatthaft, weil unpassend, abgeschlagen.

Endlich hatte man die letzte Station hinter sich gelassen, und während sie in einem schönen Thalgrunde zwischen freundlichen Dörfern, an Kapellen und Landhäusern vorüberflogen, erklärte die Doktorin alle die verschiedenen Orte und Punkte, wie sie sich nach und nach ihren Blicken darboten, und zeigte dann dem erwartungsvoll aufhorchenden jungen Mädchen endlich die Thürme der nicht mehr fernen Stadt.

„Sie ist nicht übel,“ sagte sie dabei, „eine kleine, behagliche Residenz. Allerdings darfst du keinen Maßstab nach amerikanischen Begriffen anlegen. Du wirst kein New-York finden, kein Broadway, nicht das prachtvolle Haus deines guten Großvaters; dagegen treue Herzen, wohlwollende Anverwandte und Freunde, welche dir ent-

gegenkommen werden mit der ganzen Biederkeit und Gemüthlichkeit, die unserem Volksstamme so eigen sind, Tugenden, die du im großen und reichen Amerika vielleicht vergeblich suchen würdest."

Zum offiziellen Empfange hatte sich auf dem Bahnhofe von der Verwandtschaft auf dringenden Wunsch des Stadtschultheißen Niemand eingefunden, als er selber, und empfing er die junge, schöne Anverwandte mit ein paar gut gewählten, passenden Worten in würdevoller Rührung, wobei er sogleich dafür sorgte, daß sie mit ihm und den beiden anderen Damen einen geschlossenen Wagen bestieg, um nach ihrer Wohnung zu fahren. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln war sie aber doch von Manchem gesehen worden, der sich dafür interessirte, von männlichen sowohl als von weiblichen Mitgliedern der Stiebele'schen Familie, und wenn von den ersteren sich einige stumm kopfnickend anschauten, vielleicht auch auf dem Heimwege sagten: „A la bonne heure, die lass' ich mir gefallen!" so war die Meinung der letzteren: „die junge Amerikanerin sei gerade nicht das, was man eine Schönheit nenne, aber lieb, recht lieb, ja, herzig lieb!"

Daß der erste Stiebele, den Alice auf dem Continente gesehen, gerade Herr Franz gewesen, nutzte dem Stadtschultheiß, der schon ein ganz anderer Mann war, als jener schlankelhafte, hochblonde junge Kaufmann. Wie sicher und ernst trat dieser dagegen auf, dabei so väterlich wohlwollend, so gemüthlich zuthulich; wie natürlich war es, daß er, zu Hause angekommen, Alicen's beide Hände

ergriff, sie schweigend an das Fenster zog, um sie zum ersten Male recht aufmerksam zu betrachten, daß er mit dieser Betrachtung vollkommen zufrieden war und daß er darauf nicht ihre Hände küßte, wie es ein fader, junger Mensch gethan hätte, sie vielmehr bieder in seine Arme schloß und einen festen, verwandtschaftlichen Kuß auf ihre Lippen drückte, einen Zoll der Dankbarkeit, den Alice dem väterlichen Freunde gern gestattete.

Fand sie doch Alles hier durch seine Sorgfalt auf's Freundlichste und Behaglichste eingerichtet, ja, Manches recht sinnig: so in ihrem kleinen Wohnzimmer Ansichten von New-York und zwischen diesen das Bild eines Seedampfers, den man durch eine passende Unterschrift zur Asia umgewandelt und mit einem Epheukranze umgeben hatte, so ihm dafür dankend, daß er Alice hergebracht. Letztere Aufmerksamkeit schien sie ganz besonders zu rühren, wenigstens betrachtete sie Asia und Epheukranz mit leuchtenden Augen und pflückte von letzterem ein Blättchen ab, welches sie mit innig dankendem Blicke auf den Stadtschultheiß in ihr zierliches Taschenbuch legte.

Dieser würdige Pflegevater betrat hierauf wie berauscht die Straße, und aus einer alten, bekannten Oper, die er gestern gehört, summte er die Stelle:

„Ihr Blick, mir zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich."

Ja, er war so total der Gegenwart entrückt, daß er den Stadtrath Röckele, dem er unterwegs begegnete, nicht

wie sonst, durch ein sehr förmliches und kurzes Hutabnehmen, sondern durch eine cordiale Handbewegung grüßte, wieder ein Beweis, wie sehr die Liebe im Stande ist, den Menschen zu veredeln.

Wir wollen rasch hinweggehen über die langweilige Zeit der Visiten und Gegenvisiten: wir wollen uns nicht im Einzelnen damit aufhalten, daß junge und alte Männer von Miß Alice entzückt waren, und wir wollen nur obenhin erzählen, daß sowohl Frauen als Mädchen Miß Alice im Allgemeinen für recht hübsch und liebenswürdig gelten ließen, daß aber tiefe Kennerinnen unter ihnen behaupteten, ihre Lippen seien ein wenig zu stark und ihre Augen nicht groß und glänzend genug, auch entbehre ihr Näschen des richtigen Ebenmaßes, und was die Spuren von Sommersprossen auf ihrem sonst blendend weißen Teint anbelange, so seien diese doch ein wenig zu stark und könnten sich mit der Zeit wohl zu braunen Flecken ausbilden. Ihr freundliches Wesen, ihre Liebenswürdigkeit müsse man allerdings gelten lassen. „Doch sind diese Amerikanerinnen," meinte eine alte Stiebele, die mit einem gefürchteten Mundwerke und zwei überreifen Töchtern behaftet war, „sehr gescheit erzogen und auf die Verstellung dressirt: schlaue Kätzchen, die ihre Krallen schon zu gebrauchen wissen. Möchte schon wissen, warum die Kleine nicht freundlich und liebenswürdig sein soll, nachdem man sie überall auf's Zuvorkommendste behandelt, verhätschelt und verwöhnt — besonders die Männer, sie treiben's ein Bischen zu stark!"

„Gewiß, Mama, es iſt geradezu lächerlich!"

Nun mußte man aber in der That geſtehen, daß das von uns oben angedeutete Wettrennen um Miß Alicen's Gunſt in voller Blüthe ſtand und daß dieſes Rennen ſcheinbar ſiegreich geführt wurde von dem Lieutenant Guido, der als Neffe der Doktorin in deren Hauſe den freieſten Zutritt hatte und der, wir müſſen der Wahrheit die Ehre geben, von der jungen Amerikanerin ausgezeichnet wurde. Woher ſich dieſe Gunſt ſchrieb, wer mochte es wiſſen; wer könnte überhaupt die oft ſo eigenthümlichen Neigungen weiblicher Herzen ergründen? Sehen wir darin doch das Seltſamſte, das Ungeheuerlichſte, das Lächerlichſte geſchehen.

Guido und Alice, recht paſſende Namen zu einem kleinen, pikanten Roman; aber dieſer Guido und dieſe Alice, ſie waren im Aeußern wie im Innern von einer ſolchen Unähnlichkeit, daß der Liebesgott unmöglich einen ſolchen dummen Streich, ja, ein ſolches Verbrechen begehen konnte, dieſe beiden Herzen zu verbinden. Denn ihrer feinen, elfenartigen Geſtalt, ihrem ausdrucksvollen und doch ſo ſchönen Geſichte, ihrem zarten, mädchenhaft ſchüchternen und doch wieder ſo ſicheren Benehmen ſtand der Lieutenant mit dem ſchönen Namen Guido mit einer unterſetzten, ſtämmigen, wulſtig dicken Figur gegenüber, mit einer Figur, welche nur um die Mitte des Körpers die ſchwache Spur einer Verdünnung zeigte, hervorgebracht durch die Kunſt des Schneiders oder durch die furchtbar zuſammengeſchnürte Schärpe, wenn ſich der Ulanenoffizier

Gegengruß jetzt ganz in das hellſte Sonnenlicht kleidete und uns aus hunderten von leuchtenden und ſtrahlenden Fenſteraugen nachblickte; ja ſogar beredt war ihre Erwiderung auf unſeren Gruß, denn als wir unſere Pferde wandten, um weiter zu reiten, begannen drüben die Glocken der Kathedrale zu läuten, und die mächtige Stimme der Campana de Toledo ſchien uns nachrufen zu wollen: kehrt bald wieder! kehrt bald wieder! — Vergeblicher Wunſch; das war ja gerade das Herbe an dem Abſchiede von all dieſen ſchönen Orten, daß wir ſie vorausſichtlich wohl auf Nimmerwiederſehen verließen.

Unſer Führer hatte ungeduldig das Ende dieſer Träumereien erwartet, und ſobald er ſah, daß wir unſere Pferde umwandten, trabte er wieder luſtig vor uns her, ſtimmte aufs neue ſein Lied an, und ohne ſich weiter nach uns umzuſchauen, überließ er es uns nachzufolgen, was übrigens keine Kleinigkeit war, da unſere Pferde ſeinem Maulthier weder an Kraft noch Ausdauer gleich kamen.

Es iſt eigenthümlich, wie faſt überall in Spanien alle Spuren von Kultur verſchwinden und nichts mehr die Nähe einer großen Stadt anzeigt, ſobald man dieſe aus dem Geſicht verloren hat. Kaum war Toledo hinter uns im Thale verſunken, ſo umgab uns eine förmliche Steinwüſte, in welcher der Weg, auf dem wir ritten, eine ſolche Benennung eigentlich gar nicht verdiente, denn er war nichts mehr als ein rother Streifen Sand, der ſich zwiſchen den grauen Felsblöcken in beſtändigen Schlangenwindungen hin und her zog. Wir befanden uns auf einer Hochebene, die rings um uns, ſo weit das Auge reichte, nicht die geringſte Kultur oder die Spuren von menſchlichen Wohnungen zeigte. Um ſo eigenthümlicher klang in dieſer Oede der tiefe Ton der großen Glocke von Toledo, der durch den Nordoſtwind getragen, noch eine Zeit lang über die weite Fläche deutlich zu uns herüberdrang. Endlich verſtummte auch er, und wir trabten feierlich geſtimmt in der ſtillen ſchweigenden Landſchaft. Es war ein ſeltſam geformtes Plateau, auf dem wir ritten, deſſen Oberfläche bald ſtieg, bald ſich ſenkte,

in voller Uniform zeigte. Eben ſo grobknochig, wie ſeine Figur, war auch ſein Kopf mit der röthlichen Geſichtsfarbe und den ſtark hervorſtehenden Augen, die aber einen gutmüthigen Ausdruck hatten und darin die Wahrheit ſagten, denn der Lieutenant war, was man im Leben mit dem Ausdrucke „ein ganz guter Kerl“ bezeichnet. So hatte ihn auch Alice erkannt und mochte ihn mit ſeinem derben, zuweilen etwas täppiſchen Weſen wohl leiden, fand allerdings häufig Veranlaſſung, eine Unterhaltung mit ihm kurz abzubrechen, oder ſich bei ſeinen gewagten Erzählungen die Ohren zuzuhalten, ließ ihm auch bisweilen ſagen, daß ſie heute nicht zu Hauſe ſei, um ihn ein anderes Mal wieder mit Auszeichnung zu empfangen.

Um auch nicht den leiſeſten Zweifel darüber beſtehen zu laſſen, welcher Art das Intereſſe war, das ſie für ihn fühlte, müſſen wir ſagen, daß ſie ihn als eine Art von Schild benutzte, anderen, oft zudringlichen Bewerbern gegenüber, wobei ſie es indeſſen für unmöglich hielt, daß Guido ihre Freundlichkeit anders aufnehmen könnte, worin ſie ſich aber irrte. Denn er, der ihr ſchon erfüllt von der Abſicht entgegen getreten war, ſich um ſie zu bewerben, möge ſie nun beſchaffen ſein, wie ſie wolle, hatte ſich von der erſten Stunde an ſterblich in ſie verliebt und betrachtete jeden freundlichen Blick, der einem Anderen zu Theil wurde, mit den Gefühlen eines grimmigen Kettenhundes, dem ein ſchöner Biſſen zu entgehen droht.

So war er förmlich ihr „Wau-wau“ geworden und

es gab in gewiſſer Beziehung keinen aufmerkſameren Beobachter ihrer Blicke und Mienen. So brauchte ſie nur etwas kühl zu lächeln, wenn Herr Franz Stiebele zu unverkennbar Süßholz raſpelte, wenn der junge Polytechniker Lieder und Gedichte, die er ſang oder declamirte, gar zu offenbar auf ſie anwandte, oder ſelbſt wenn der Stadtſchultheiß etwas zu ſehr aus der Rolle des Pflegevaters fiel, dann pflegte Guido etwas geräuſchvoll aufzuſtehen, wenn er ſaß, oder klirrend die Sporenräder zuſammen zu ſchlagen, wenn er ſtand, ſich den langen, röthlichen Bart zu ſtreichen und ſeine literariſchen Kenntniſſe dadurch an den Tag zu legen, daß er eine Erinnerung aus der Schulzeit vorbrachte und eines biedern Canadiers erwähnte, der noch nicht gekannt Europa's übertünchte Höflichkeit.

Seine Kameraden, welche von den Fortſchritten, die er in der Gunſt der ſchönen, reichen Amerikanerin machte, theils durch pantomimiſches Zugeſtehen, theils aber auch von anderer Seite Kenntniß erlangten, betheuerten, dieſer Guido ſei im Grunde ein ganz verfluchter Kerl und trotz ſeiner plumpen Außenſeite ein feiner Spekulant.

„Und doch wäre es eine Blamage für das ganze Offiziercorps, wenn gerade der den Sieg davontragen würde," meinte ein Röckele von den Gardehuſaren.

„Auf Ehre, man muß einmal anfangen, dieſe lächerlichen Zwiſtigkeiten bei Seite zu ſetzen und dieſen Wundervogel à faire nehmen! Seien wir einmal ſo unwiderſtehlich, als möglich."

Aehnlich dachten noch verschiedene Aſſeſſoren, Legationsſekretäre und junge Räthe von der Partei der Röckele, und dachten nicht nur ſo, ſondern handelten dem gemäß, und zwar unter allerhöchſter Beihilfe. Denn man hatte in der That von hoch oben herab den Wunſch durchblicken laſſen, die junge Amerikanerin möge veranlaßt werden, ſich bei Hofe vorſtellen zu laſſen. Es mag das unglaublich erſcheinen für Manchen, der nicht weiß, daß häufig bei Hofe, trotz der ſtrengen Etiquette, die unnachſichtlich gegen ehrbedürftige Landeskinder ausgeübt zu werden pflegt, die weiteſten Gränzen allerhöchſter Gnade dem gezogen werden, was ſich weit aus nebelgrauer Ferne und beſonders von jenſeit der Meere unter Gott weiß was für Titel vorſtellen läßt. Begreiflicher Weiſe haben auch eckige Manieren und nachläſſiges, rückſichtsloſes Auftreten etwas Charmanteres, Diſtinguirteres, wenn es ſich unter dem Namen eines Maſter Taylor breit macht, als unter dem Namen eines ſimplen deutſchen Schneiders, und wenn es auch vielleicht ſpäter offenbar wird, daß der Colonel Broadboy ein einfacher, reich gewordener Schuſter geweſen iſt, ſo iſt die Umgebung eines Hofes discret genug, nicht weiter darüber zu reden, und wird ſpäter einen anderen Maſter Stiffboy, ſobald er von der allerhöchſten Gnade vergoldet erſcheint, gleichfalls wieder mit geziemender Ehrfurcht in ihre Kreiſe aufnehmen.

Beim Stadtſchultheißen war dies nun freilich anders, denn als erſter Beamter der Stadt erhielt er um ſo mehr Einladungen zu allen größeren Hoffeſten, als es keine

Frau Stadtſchultheißin gab, die man mit in den Kauf hätte nehmen müſſen. Doch hatte ſich Dr. juris Stiebele als geſinnungstüchtiger Mann von dergleichen Einladungen durch Unwohlſein und Aehnlichem zu entſchuldigen gewußt, konnte aber einer neuerlichen nicht entgehen, da ihm dieſe durch ein freundliches Billet Seiner Excellenz des Oberſt-Hofmeiſters mitgetheilt wurde, in welchem ganz confidentiel der allerhöchſte Wunſch ausgedrückt war, Miß Alice bei Hofe vorgeſtellt zu ſehen.

Das war eine Leimruthe, an welcher der Stadtſchultheiß hängen blieb: er ſelbſt Miß Alice bei Hofe vorſtellen — denn anders dachte er nicht. Er mit dem ſchönen Mädchen traulich beiſammen im weichſchaukelnden Coupé nach dem Schloſſe fahren und in ſpäter Nacht wieder von dort zurück; er ſie einführen in jene Welt voll Glanz und Herrlichkeit, von der ſie ſchon ſo viel gehört und welche ſie allerdings zu ſehen gewünſcht, trotzdem oder weil ſie eine Amerikanerin war. Und deßhalb gewann der Stadtſchultheiß, der ihr zuerſt dieſe Einladung mittheilte und die triftigen Gründe entwickelte, warum es unmöglich ſei, ſie abzulehnen, in ihr eine Bundesgenoſſin und war ſo glücklich, ein kleines Geheimniß mit ihr theilen zu dürfen.

Doch konnte es begreiflicher Weiſe der Doktorin nicht verſchwiegen bleiben, und danach nicht der Commercienräthin, der Kanzleiräthin und ſo der ganzen Stiebele'ſchen Sippſchaft, was einen allgemeinen, hundertſtimmigen Schrei der Entrüſtung zur Folge hatte, eine Entrüſtung, die

merkwürdiger Weiſe weniger auf das Haupt des Stadtſchultheißen fiel, als auf dasjenige der unſchuldigen Alice. Es war der Tropfen, der den Becher überſchäumen macht, es war der Hieb, welcher dem Faß den Boden ausſchlägt, es war der Funke, der die Mine entzündet.

Schon ſeit einiger Zeit nämlich war die junge Amerikanerin nicht mehr das herzig liebe, unſchuldig naive Weſen von früher. Wie hatte man ſich auch ſo täuſchen können über ein ſo naſeweiſes Ding, das unter der Maske der Unſchuld und Unbefangenheit nur eine herausfordernde Coquette war, das ſich ein Geſchäft daraus gemacht hatte, der ganzen Männerwelt die Köpfe zu verdrehen, das mit der größten Ungenirtheit Dinge ſagte und Dinge that, die nur zu denken eine deutſche Jungfrau ſchon erröthet wäre! Hatte ſie ſich doch neulich in einer Geſellſchaft Guido's Offiziersſchärpe umlegen laſſen und ſo auffallend gelacht über die Verſchiedenheit der beiden Taillen; hatte ſie doch dem jungen Polytechniker geſagt, als dieſer ihr neulich drei Viertel Ernſt und ein Viertel Scherz ſeine Liebe erklärt, ſie habe ſich vorgenommen, nur einen Urbewohner des freien Amerika zu heirathen, und wenn er Ausſicht auf ihre Hand haben wolle, müſſe er eine tapfere Rothhaut werden — pfui, ſchon das Wort „Rothhaut“ in ſolcher Beziehung auszuſprechen! Doch war dieſe naive Amerikanerin, dieſes harmloſe Naturkind, in ihrer beiſpielloſen Frechheit noch weiter gegangen und hatte bei dem Worte „Rothhaut“ den Vetter Guido angeblickt und lächelnd von dieſem behauptet, er habe,

was ſeinen Teint anbelange, ſchon mehrere Schritte voraus zu einem tapfern Indianer-Häuptling.

Und Erziehung hatte ſie auch nicht, ſo wie keine Spur von guter Lebensart. Machte ſie ſich doch gar nichts daraus, auf der Straße ſtehen zu bleiben, einem Bekannten auffallend zuzuwinken, ja, zuweilen einem ſolchen recht aufdringlich ſchon von Weitem die Hand entgegen zu ſtrecken!

„Welche von unſeren Töchtern allen," ſagte die Commercienräthin mit Entrüſtung, „würde ſich unterſtehen, öffentlich ſo zu handeln? Man kann doch bei Gott nichts weniger thun, als den Schein meiden!" — Darin hatten allerdings Viele von denen, welche Steine auf Alice warfen, eine große Meiſterſchaft errungen, und verſtanden es vortrefflich, ein heißes, liebedürſtendes Herz unter der Maske von Tugend und Eiſeskälte zu verſtecken; ſchauten nie einem Manne bei Tage offen und ohne Scheu in's Auge, da ein Blick in der Dämmerung ſüßer iſt; drückten nie einem Manne öffentlich die Hand, weil ſie vorzogen, es heimlich zu thun.

„Erkläre mir nur Einer," ſagte eine der Kanzleiraths-töchter, „woher eine ſolche Verblendung den Männern überhaupt kommt? Ich kann es mir nicht anders denken, als daß gerade das freche Weſen, welches die Amerikanerin hat, die Erbärmlichen anzieht und ſammt und ſonders zu Narren macht!"

„Und der Tollſte iſt dein Lieutenant," ſagte ihre ältere Schweſter milde tröſtend.

„Mein Lieutenant! Ich muß mir eine ſolche Zuſammenſetzung verbitten! Was kann ich dafür, daß dieſer plumpe Geſelle glaubte, nur zutappen zu dürfen, um ein anſtändiges Mädchen von achtbarer Familie zum Schlachtopfer zu machen, ſo wie eine Cautionsſumme zum Durchbringen! Wie ich ihn aber ſchon bei der erſten Anſpielung ablaufen ließ, weiß Mama am beſten. Mama, gib mir das Zeugniß!"

Mama wußte aber nicht ganz genau, was ſie denn eigentlich bezeugen ſollte, weßhalb ſie ſich begnügte, achſelzuckend zu ſagen: „Es iſt jedenfalls beſſer ſo, wie es gekommen iſt."

„Und abgeſehen von ihren häßlichen Eigenſchaften, kann man ſie denn eigentlich ſchön nennen?"

Alle anweſenden Damen brachen bei dieſer Frage in ein ſehr lautes, aber auch ſehr unnatürliches Lachen aus. „Schön gewiß nicht! Hübſch vielleicht!

Wenn ihre Augen nicht vielleicht einen ſo frechen Ausdruck hätten ....

Und ihre Naſe größer wäre ....

Der Mund aber kleiner — viel kleiner ....

Ihre Zähne gehen an ....

Wer kann bei der Geſchicklichkeit der amerikaniſchen Zahnärzte wiſſen, was echt daran iſt!

Ihr Teint könnte paſſiren, wenn nicht zu viel Sommerſproſſen da wären!"

„Und ich möchte dieſen Teint nicht haben, wenn ich ihre Millionen verdreifacht dazu beſäße!" bemerkte die

ältere Kanzleirathstochter, an deren vielfarbiger, unreiner Haut ſelbſt das Wundermittel Lilioneſe zu Schanden geworden war, in einem ſo auffallenden Tone, daß die Uebrigen ſich fragend anſchauten und ſich die gutmüthige alte Jungfer dadurch bewogen fand, fortzufahren: „Denn dieſer Teint in ſeiner auffallenden, weißen Glätte gibt doch jedem vernünftigen Menſchen zu denken — wo findet man eine ſolche auffallende Hautfarbe? Nur in dem laſterhaften Amerika, wo Verbindungen Statt finden, an welche nur zu denken ſich das Schamgefühl der Jungfrau ſträubt!

J—a—a—a—a—i—o—o—o—o....

Aehnliches erinnere ich mich ſchon über den alten Johann Chriſtian gehört zu haben — geleſen — gedruckt geleſen —, obgleich ich gewöhnlich dergleichen Blätter nicht leſe.“ — Die ältere Kanzleirathstochter blickte ſo triumphirend um ſich, als ſei ſie es geweſen, welche überhaupt nachgewieſen, daß nur einige Tropfen Negerblut auf ſolche Art verrätheriſch ſich noch im vierten Grade bemerkbar machten.

„A—a—ah, daher das wilde Blut der jungen Perſon, daher ihr Mangel an Anſtand! Sie ſollte Einen eigentlich dauern....“

„Gewiß, trotz ihrer Millionen,“ ſagte die Frau eines Profeſſors, der von ſeinem Studirzimmer aus viel Gründliches über phyſiſche und moraliſche Folgen der Racenmiſchung geſchrieben hatte; „denn die Abſtammung von Negern zeigt ſich, wie mein Mann ſagt, auch noch in

anderen unangenehmeren Dingen, als in der zuerst gelblichen, dann bläulichweißen Gesichtsfarbe, was ich übrigens von der jungen Person nicht behaupten kann, da ich ihr nicht zu nahe gekommen bin."

Und wiederum lachten alle Damen zusammen, und zwar so herzlich, gemüthlich und anhaltend, bis einigen die Thränen in die Augen traten und die Commercienräthin ausrief: „Nun aber laßt es genug sein und sei eine von euch jungen Mädchen so gut und reiche mir mein Eau de Cologne-Flacon herüber; die gute Professorin hat uns das so deutlich gemacht, daß meine Nase einer Stärkung bedarf!"

Mistreß Stephens hatte natürlicher Weise keine Ahnung von einem solchen Umschlage der Gesinnungen gegen ihre gute Pflegebefohlene. Alice hatte sich aber auch durchaus in gar nichts verändert und war in Wirklichkeit das liebe, sittsame, angenehme, wohlerzogene Mädchen geblieben mit dem trefflichen, edlen Herzen und mit einem Anstandsgefühle, welches eben so empfindlich war wie das weiße, sammtartige Blatt der herrlich duftenden Lilie.

Ob sich das junge Mädchen so recht heimisch fühlte in diesen kleinen, um nicht zu sagen, kleinlichen deutschen Verhältnissen, wir glauben es nicht, obgleich sie sich in dieser Richtung nie gegen Mistreß Stephens äußerte und obwohl diese würdige Dame hierzu nicht selten durch Anspielungen, ja, durch leise Klagen Veranlassung gegeben hatte. Denn ihr war dieses protzige Beamtenthum und dieses noch protzigere, höhere Bürgergefühl in den Tod

zuwider. Dieſe Kleinigkeitskrämerei durch alle Rubriken, dieſes Wichtigthun mit dem Unwichtigſten, dieſes gefliſſentliche Zurſchautragen unabhängiger Geſinnungen, um ſich dann doch wieder in den Staub zu bücken, hier vor Rang, Titel und Orden, dort vor Geld oder vor mehr oder minderem Anſehen, in welchem ein mehr oder minder großer geſinnungstüchtiger Schreier in der Volksgunſt ſtand; und dazu die Katzenfreundlichkeit, beſonders des ſchöneren Geſchlechtes, die ſich voran durch die fadeſte Schmeichelei kund gab und ſich rückwärts in den bösartigſten Gehäſſigkeiten äußerte. Es graſſirte hier noch in manchen Kreiſen die lächerlichſte Kleinſtädterei und gäbe Stoff genug für einen neuen Kotzebue, „neue deutſche Kleinſtädter“ zu ſchreiben; Berg- und Wegebau-Subſtitute Sperling wären genügend zu finden, ſo wie Frauen betitelter Männer in Menge, die ſich in höchſter Entrüſtung mit dem ſo ganz gewöhnlichen Madame anreden hörten.

Aber wie geſagt, Miß Alice ſchien ſich in dieſer Umgebung wenigſtens nicht unbehaglich zu fühlen, denn wenn Miſtreß Stephens in dieſer Beziehung darauf anſpielte, daß es im anderen Falle gewiß nur eines Wunſches bedürfe, um den Großvater zu veranlaſſen, den Aufenthalt ſeiner Enkelin hier abzukürzen, ſo fragte das junge Mädchen ſcheinbar mit der größten Unbefangenheit: „Und warum das? Ich wüßte in der That keinen Grund, um eher nach Hauſe zurückzukehren, als es von Anfang an beſtimmt war.“

Doch war ſie nicht ganz ehrlich mit dieſer Aeuße-

und uns rings umher den Anblick auf ſchön geformte Bergketten gewährte, die in ſehr großen Entfernungen hinter weiten Thälern um uns zu liegen ſchienen; namentlich vor uns lag ein impoſanter Gebirgszug — wir glaubten ſchon, die Sierra Morena zu ſehen; doch waren es noch die Montes de Toledo, die wir in den nächſten Tagen paſſiren ſollten, ehe wir das ebengenannte Gebirge, wohl das majeſtätiſchſte Spaniens, erreichten.

Unſer Weg blieb ſich in ſeiner Unebenheit immer gleich, nur lief er zuweilen in ziemlicher Breite durch eine Schlucht von Felsblöcken gebildet, um ſich hinter derſelben vielleicht in zwanzig kleine Fußpfade zu theilen, die in allen möglichen Wendungen zwiſchen großen Steinen, mit denen das Feld beſäet war, durchliefen. Die Vegetation, die wir erblickten, war ſehr gering, die Wieſen braunroth, und zwiſchen den Steinen bemerkten wir hie und da einen Burbaumſtrauch, Ginſter, ſowie kahle Sträuche, welche ihre nackten Aeſte zeigten. Wir ritten den ganzen Morgen fort, ohne irgend jemand zu begegnen; was wir von andern Reiſenden ſahen, war eine Familie zu Eſel, die mit uns aus Toledo zog, ein Mann und eine Frau mit zwei Kindern, die wir aber bald hinter uns ließen. Auch unſer Führer verminderte uns nicht durch ſeine angenehme Gegenwart die Oede der Landſchaft; er war auf ſeinem flinken Maulthiere weit voraus, und nur, wenn er einen kleinen Hügel erſtieg, ſahen wir, wie er auf der Höhe deſſelben nach uns umſchaute und winkte, und dann gleich wieder verſchwand. Zuweilen holten wir ihn durch ein halbſtündiges ſcharfes Traben wieder ein, doch lief ſein Thier einen ſo eigenthümlichen Paß, daß wir im Schritt beſtändig hinter ihm zurückblieben; und immerwährend durch das ſchlechte Terrain in ſchneller Gangart zu reiten und dabei die häufig ſtolpernden Pferde aufmerkſam zu führen, dazu hatten wir auch gerade keine Luſt. So ließen wir ihn denn ziehen, rauchten unſere Cigarren, ſangen deutſche Lieder und ſprachen von der Heimat.

Gegen Mittag änderte ſich auch die Landſchaft und wurde angenehmer für das Auge. Vor uns tauchte eine nicht ſehr ent-

rung, und wenn sie nicht zufälliger Weise die Herfahrt auf der Asia gemacht und dort jenen angenehmen Gesellschafter gefunden hätte, von dem sie wußte, daß er aus verschiedenen Gründen nicht unterlassen würde, die Heimath seiner Voreltern zu besuchen, würde sie in einer vertraulichen Stunde der guten Mistreß Stephens allerdings anvertraut haben, daß sie sich häufig aus diesen Umgebungen wegsehne.

Wo blieb aber Herr John Röckele eigentlich? Der Frühling war vergangen, der Sommer ebenfalls, und selbst der Herbst mit seinem farbigen Laube machte Anstalten, den Vorboten des Winters, Schneeflocken, kalten Winden, grau bezogenem Himmel, zu weichen. John Röckele hatte ihr freilich gesagt, er werde längere Zeit in England zubringen, ehe er sich nach Deutschland wende; doch war schon eine so lange Zeit vergangen, daß er sich gewiß alles, was es in seinem Fache auf beiden Inseln vorzüglich Interessantes gab, bereits längst hätte genügend betrachten können. Wo blieb er also, warum gab er so gar kein Lebenszeichen von sich? Sie hatte sich einmal erlaubt, diesen Fragen Mistreß Stephens gegenüber, obgleich in der harmlosesten Art, Worte zu leihen, war aber fast erschrocken, als diese trocken zur Antwort gab: „Es ist eben ein Röckele. Und wenn ich neunundneunzig Prozent von dem Schlimmen abzöge, was wir hier von diesem Geschlechte vernehmen, so bleibt immer noch genug übrig, um es für dich und mich wünschenswerth zu machen, diesen Herrn nie gesehen zu haben."

Hätte Alice obendrein gewußt, daß John Röckele, nachdem er sie in Hamburg verlassen, vor der Hand gar nicht nach England gegangen, vielmehr mit dem nächsten Dampfer nach Amerika zurückgekehrt war, so wäre sie gänzlich an ihm irre geworden; glücklicher Weise aber wußte sie nichts davon und bewahrte deßhalb eben so eine freundlich liebe Erinnerung heimlich an ihn und noch heimlicher jene allerdings längst vertrocknete Rosen.

Seit Alice sich bereit erklärt hatte, jene Einladung zu Hofe anzunehmen, war sie in den Augen ihrer weiblichen Bekannten und Verwandten eine Abtrünnige geworden, die nur Verachtung verdiene, und da auch Herr Franz Stiebele schon früher nicht verschwiegen hatte, daß sie sich unterstanden, ihm in Hamburg einen Monsieur Röckele als ihren angenehmen Reisegesellschafter vorzustellen, so sah man deutlich, daß man schon von der ersten Stunde an eine Schlange am Busen genährt; ja, eine Schlange in jeder Beziehung, eine tückische Schlange, eine gleißnerisch bunt schillernde Schlange. Denn was hatte diese einfachere Amerikanerin, diese schlichte Tochter der Republik für eine Toilette befohlen, in der sie bei Hofe erscheinen wolle? Hatte sie doch nicht übel Lust gehabt, ihre Einkäufe bei dem Hofjuwelier zu machen und sich von dem Hoffriseur frisiren zu lassen — unerhört! Doch hatte selbst die mildere Doktorin dazu in sehr entschiedenem Tone gesagt: „Nein, mein Kind, das geht nicht, das würde selbst dein nachsichtiger Großvater, wenn er hier wäre, unmöglich gutheißen können."

Lieutenant Guido ſchaumte in dieſen Tagen wie ein angeſchoſſener Eber; da er nichts weniger als ein Tänzer war, ſo hätte er ſich bei Hofe nicht vorſtellen laſſen können, auch wenn er kein Stiebele geweſen wäre; zwei Urſachen, für welche er in zorniger Eiferſucht die unſchuldige Alice verantwortlich machte, das heißt, wenn ſie ſich hätte verantwortlich machen laſſen. So aber lachte ſie auf's Herzlichſte über den erſten Ausbruch ſeiner Wuth, und als er darauf anfing, ſie mit Vernachläſſigung zu beſtrafen, bemerkte die Undankbare dies ſo wenig, daß ſie behauptete, ihn geſtern noch bei ſich geſehen zu haben, während er doch in Wahrheit ſchon dreimal vierundzwanzig Stunden fern von ihr geweſen war, obgleich nicht von dem Hauſe, das ſie bewohnte, denn dieſes hatte er umſchlichen wie ein brüllender Löwe. Obendrein hatten ihn verſchiedene Heldenthaten, die er in dieſen drei Tagen ausgeübt, in verſchiedene unangenehme Verwicklungen gebracht und ſo ſeinen Unmuth bedeutend geſteigert. Er hatte mit dem Pferde, welches ihm ſein Vater gekauft, auf dem Pflaſter, natürlich vor Alicen's Wohnung, ſo toll courbettirt, daß der arme Gaul total krumm geworden war. Im allerhöchſten Reſidenzgarten war er darauf auf einem anderen Pferde einen verbotenen Weg geritten, da er Alice von Weitem zu ſehen geglaubt, hatte an verſchiedenen Abenden ſein Bischen baares Geld verſpielt, noch mehreres dazu auf Ehrenwort, ſo wie Champagner auf Rechnung geborgt, da ſeine Kameraden durchaus keinen Anſtand nahmen, mit ihm, dem Bräutigam einer Millionärin, zu trinken; denn

daß er so weit sei, gab er schon seit einiger Zeit auf gewisse Bemerkungen durch Stillschweigen, bedeutsames Achselzucken und mit einem geistreichen Schließen seines rechten Auges bereitwillig zu. Jetzt aber ärgerten ihn die beständigen Hänseleien mit der reichen Amerikanerin, und wenn er auch ein bestehendes Verhältniß zugab, so verbat er sich doch auf barsche Art jedes Geschwätz darüber, kam in Folge davon mit einigen nahen Bekannten etwas heftig zusammen und ließ sich alsdann, das Lokal verlassend, von Unmuth und Champagner so weit hinreißen, einem Röckele von der Infanterie einen verächtlichen Blick zuzuwerfen so wie die Mütze eines Röckele's von den Garde-Husaren vom Tische herabzustoßen, ohne um Entschuldigung zu bitten.

Auch der junge Polytechniker nahm die Verrätherei dieser dahergeschneiten Amerikanerin gewaltig übel, und da er ein flotter Bursche war und als solcher einen starken Anhang bei den Commilitonen hatte, so beschloß man, einen Vertilgungskrieg gegen die Röckele zu führen, worauf es denn von rechts wie von links, herüber und hinüber „dumme Jungen" förmlich regnete, ja, sogar verschiedene Ohrfeigen klatschten; Verhöhnen und Anrennen gehörten zur Tages- und noch mehr zur Abendordnung, Geschrei und Tumult erfüllte nächtlich die Kaffeehäuser und Straßen — hie Welf, hie Waibling! Duelle wurden contrahirt und ausgefochten, und in Folge davon ward manch jugendlich zarte Wange zum Stolze ihres Eigenthümers aber zum Schmerze der Eltern und Lehrer mit Heft-

pflastern belegt. Und selbst bis tief hinab in die jüngere Generation zeigte sich wieder einmal hartnäckiger als seit längerer Zeit jener klaffende Spalt der Feindschaft zwischen den beiden Geschlechtern, so zwar, daß man in den niederen Klassen des Gymnasiums zum Entsetzen der Professoren von hin und her geflogenen Tintenfässern Spuren wahrnahm, so wie Trümmer von Livealen bemerkte, und daß selbst die Elementargeister unruhig wurden und bei diesen der bemerkenswerthe Fall vorkam, daß Stiebele's Eduardle Röckele's Karle einen „unverschämten Lausbuben" genannt, worauf jener mit einem „erbärmlichen Schnallendrücker" geantwortet. Daß dieser heftiger als je erneuerte Kampf der modernen Montecchi und Capuletti selbst in den höheren Regionen einen Wiederhall fand, entnehmen wir daraus, daß Se. Excellenz der Kriegsminister, der mit Sr. Excellenz dem Minister des Cultus und Unterrichts im allerhöchsten Vorzimmer auf und ab spazirte, zu seinem Collegen sagte: „Weiß der Henker, welch böser Geist wieder einmal in die Offiziere der Residenz gefahren ist! Da erhalte ich Meldungen von drei bis vier Duellen, die vor sich gehen sollen, wenn sie nicht schon vor sich gegangen sind, und immer ein Röckele gegen einen Stiebele oder ein Stiebele gegen einen Röckele! Ich muß das Seiner Majestät wahrlich nicht zur allerhöchsten Erheiterung melden!"

„So lassen mich Eure Excellenz heute zuerst eintreten," antwortete der Cultusminister mit schlauem Lächeln. „Sie würden alsdann das Terrain für Ihren Vortrag

ſchon bearbeitet finden; denn auch meine jungen Herren treiben es wieder einmal gar zu bunt. Wahrhaftig, die Feindſchaft zwiſchen jenen beiden Geſchlechtern würde es nächſtens nöthig machen, daß wir abgeſonderte Unterrichtsklaſſen für die Röckele ſo wie für die Stiebele einrichten!“

Glücklicher Weiſe aber für die beiden Excellenzen nahm Seine Majeſtät, welche ſich in recht guter Laune befanden, dieſe Angelegenheit nicht beſonders ſchwierig, fand ſogar, wie ſchon häufig geſchehen, ein ſehr weiſes Auskunftsmittel zur allmählichen Ausgleichung dieſer unangenehmen Zwiſtigkeiten: „womit Wir ſelbſt den Anfang machen wollen“, hatte Seine Majeſtät allergütigſt geſagt und lächelnd hinzugeſetzt: „Es ſoll der Königin da beim nächſten Hofballe eine junge, hübſche und ſehr reiche Amerikanerin vorgeſtellt werden, eine Stiebele, und damit ſich dieſe kleine Dame nicht zu einſam fühle, habe ich meinem Oberſthofmeiſter aufgetragen, dazu einige Offiziere zu befehlen, die zu ihrer Familie gehören, und gerade ein paar von jenen Brauſeköpfen, die Händel mit einander angefangen. Auch ſollen mir dieſe an Einem Tiſche mit einander ſoupiren.“

Was dagegen allerhöchſtdeſſen Cultusminiſter anbelangte, der mit ſeinem ſüßen, glatten Geſichte ſehr gebückt daſtand, eine allergnädigſte Strafpredigt erwartend, ſo war auch dieſe Excellenz angenehm überraſcht, als ſich Seine Majeſtät mit beſtem Humor jener Zeit erinnerte, wo auch allerhöchſtdieſelben ſich Studirens halber auf der

Landesuniverſität aufgehalten, und meinte Seine Majeſtät: „Es war damals doch eine ſchöne Zeit, und wenn Wir auch gefliſſentlich keinen Scandal geſucht mit Röckele oder Stiebele, ſo ſind Uns doch Dinge paſſirt, die Wir heute noch Unſerem Cultusminiſterium verſchweigen möchten. Machen Sie nicht zu viel Weſens aus dieſer Angelegenheit; Ich habe daſſelbe auch dem Kriegsminiſter geſagt; leider kann ich nicht, wie bei den Offizieren von beiden Parteien, Ihre Polytechniker auf Meinen Hofball einladen; Ich glaube, Mein Oberſthofmeiſter fiele in Ohnmacht, wenn die jungen Herren einrückten mit ihren hohen Stiefeln, ihren Sammtröckchen und Cerevisläppchen; es ſei denn," hatte Seine Majeſtät ſchalkhaft lächelnd hinzugeſetzt, „daß Sie ſelbſt als oberſter Chef der Unterrichtsanſtalten eben ſo coſtumirt erſchienen."

So war denn der Tag des Hofballes herangekommen, und unter anderen Offizieren, welche mit größtem Erſtaunen eine Einladung vom Oberſthofmeiſteramt erhielten, befand ſich auch Lieutenant Guido, der gänzlich ſprachlos vor Ueberraſchung in die große Karte hineinblickte, worin er erſucht wurde, ſich in großer Uniform Abends acht Uhr zum Hofballe einzufinden. Und er ging darauf lange mit ſich zu Rathe, ob er ſich nicht durch Unwohlſein entſchuldigen ſollte oder ob er, im Falle er wirklich hinginge, Miß Alice gänzlich ignoriren oder ſo thun ſolle, als ſei gar nichts vorgefallen. Vom Wegbleiben konnte indeß keine Rede ſein; denn ſein Rittmeiſter und Escadronschef, den er eine Stunde ſpäter im Vor-

beigehen ſah, rief ihm zu: „er hoffe ſehr, ihm auf dem heutigen Hofballe zu begegnen“, und hatte der ſtrenge Vorgeſetzte dieſes „ſehr“ ganz außerordentlich betont. Wenn Lieutenant Guido nur Tänzer geweſen wäre, er hätte ſich gewiß in den Wirbel ſämmtlicher Galopaden und Walzer geſtürzt; aber nun da zu ſtehen, um mit den alten Regierungsräthen die Wände zu tapezieren, war ihm keine ſo angenehme Ausſicht. Doch mußte in dieſen ſauren Apfel gebiſſen werden: und wenn er es ſich recht überlegte, ſo war es das Geſcheiteſte, Miß Alice gegenüber den Gekränkten zu ſpielen, indem er offenbar den ganzen Abend nicht tanzte, nur um ſie zu vermeiden — alſo zwei Fliegen mit Einem Schlage!

Abends brannten vor dem Schloſſe ſämmtliche Flammen an den großen Gascandelabern, und neben den Einfahrten bemerkte man im Qualme rothglühender Fackeln Gardekuiraſſiere zu Pferde mit gezogenem Pallaſch, das Gewühl der heranrollenden Equipagen regelnd und alles Unberufene fernhaltend, beſonders den Schwarm von Neugierigen, die ſich herzudrängten, um zu ſehen, wie ſich aus den dunklen Wagengehäuſen die reichen, eleganten Toiletten der Damen entwickelten und die geſtickten Uniformen der hohen und niederen Beamtenwelt mit mehr oder weniger Ordensſternen beſpickt oder mit kleinen Kreuzen und Medaillen behangen. Es nahm ſich das Alles prächtig und höchſt erhaben aus, beſonders für ſolche, denen es gelungen war, einen günſtigen Platz zu erobern, der ſie in die große Halle vor der breiten Treppe blicken

ließ, wahrhaft den Eingang zu einem irdischen Olymp. Da stiegen im Hintergrunde die glänzend erleuchteten Treppen, einer Blumenguirlande ähnlich, empor, Stufe um Stufe mit regungslos stehenden Lakaien in schwer bordirten, goldbedeckten Röcken besetzt. Und welch heiteres Gewühl der Götter und Halbgötter in den unteren Galerien! Wie herrlich entpuppten sich all die zierlichen Schmetterlinge, indem ihre Mäntel und Shawls von der geschäftigen Dienerschaft abgenommen wurden! Wie erkannten sich die Meisten dieser seligen Welt erst nach Entfernung der neidischen Hüllen im Glanze Hunderter Wachskerzen! Wie schätzte man sich so glücklich, hier ehrerbietigst zu begrüßen oder cordial begrüßt zu werden: wie rauschten die Damenschleppen in Seide, Atlas und Sammt, nachdem sie sich, den engen Wagen entrückt, wieder in ihrer ganzen Glorie entwickeln, die leuchtenden Schwingen ausbreiten konnten, jene Seligen, die nach Maßgabe der Größe und des Glanzes dieser Schwingen näher und freier zum sonnigen Mittelpunkte zu treten berechtigt waren! Dann flatterten sie aufwärts, lachend, plaudernd wie Elfen und leicht geschürzte Geister, Leuchtwürmer und glänzende Libellen in milder Mondscheinnacht zum strahlenden Himmel empor, und zwischen ihnen auch mancher dicke, unbehülfliche Käfer, der mühsam die schweren Schwingen gebrauchen mußte, um keuchend nachzukommen.

Oben aber entwickelte sich so regelrecht und von selbst das scheinbare Chaos der hereingeströmten Menge und flatterte jede Rangklasse abgesondert in die für sie be-

ſtimmten Zimmer, Gleiches zu Gleichem durch alle Rubriken hindurch, immer glänzender, immer vornehmer werdend bis dort, wo ſich, ganz nahe den eigentlichen Himmelspforten, die alten Excellenzen befinden, die getreuen Haremswächter vor dem letzten goldenen Thore der glückſeligen Gärten, in denen es nur den Göttern dieſer Erde vergönnt iſt, ſich aufzuhalten.

Dann öffnen ſich endlich auch dieſe goldenen Thore, und tief gebeugt in ſchaudernder Verehrung erwarten Alle lautlos das Herannahen der Allerhöchſten, welches ſich ankündigt durch ein ſanftes Aufklopfen des Hofmarſchallſtabes und die dazu leiſe mit einem gewiſſen nothwendigen Zungenanſtoßen geliſpelten Worte: „Der König!“

Was werden die nächſten Minuten bringen? denkt Jeder im ſpannenden Vorgefühle eines wichtigen Ereigniſſes. Wird mich ein freundliches Wort beglücken, wenigſtens ein gnädiger Blick, oder werde ich Luft ſein vor den Augen des Allerhöchſten?

Laſſen wir aber alle dieſe Hoffnungen und Befürchtungen hinter uns. Lauſchen wir den ſchönen Klängen des vortrefflichen Muſikcorps, die nun im Tanzſaale erklingen. Wenden wir uns ſelbſt dorthin, rufen wir mit Don Juan aus: „Hier gilt kein Stand, kein Name, es lebe die — Schönheit hoch!“ Hier war alles verſammelt, was auf Jugend, auf Eleganz Anſpruch macht; hier ſah man keine ſtrenge Scheidung nach Rangklaſſen, hier bewegte ſich Alles, äußerlich wenigſtens munter und vergnügt ſcheinend, durch einander. Hier hatte der Eintritt

fernte Bergkette auf, an der Horſchelt mit ſeinen guten Augen Felſen und Geſträuch entdeckte. Die Hochebene, auf der wir ritten, ſenkte ſich zu einem weiten Thale hinab, und unſer Weg, bisher hart und ſteinig, wurde mit einem Mal weich und ſandig; zu unſerer Rechten ſahen wir einen kleinen Bach, der im raſchen Lauf durch das Thal eilte, und in deſſen braunrother Fläche einen angenehmen grünen Streifen von Gras und kleinem Geſträuche bildete. Vor uns hatten wir eine ſanfte Anhöhe, auf welcher unſer Führer einen Augenblick hielt und uns eifriger als bisher zuwinkte; wir galoppirten ihm nach und ſahen von dort oben ein kleines Dorf, das wir in einer guten halben Stunde erreichen konnten. Unſer Nachtquartier konnte es übrigens nicht ſein, dazu war es noch zu früh; ſollte doch unſere erſte Tagreiſe acht Leguas, das ſind über vierzehn deutſche Stunden, betragen. Das Dörfchen vor uns hieß Orgaz, und unſer Arriero hatte beſchloſſen, dort zu frühſtücken, was ihn übrigens zu ſolcher Eile antrieb, daß er bald in einem Hohlwege, der zum Dorfe führte, verſchwand. So ſchnell wir konnten, folgten wir ihm, doch war das Terrain zu ſehr coupirt, um ſchnell darin zu reiten. Der Bach, von dem ich vorhin ſprach, lief nahe bei dem Dorfe hin, ja eine Zeit lang im Wege ſelbſt, ſo daß wir auch hier auf gewiſſe Art längere Zeit tief im Kothe ritten, ehe wir die erſten Häuſer von Orgaz erreichten; ja in den erſten Straßen des Dorfes blieben uns die Waſſer des Baches treu zur Seite, und wir mußten unſere Thiere bald rechts, bald links leiten, um einmal tiefen Pfützen, das anderemal hohen Dünger- und Steinhaufen auszuweichen. Da es Sonntag war, befanden ſich die Einwohner meiſtens vor ihren Häuſern, blickten uns freundlich grüßend an, und da ſie wohl ſahen, daß der voraneilende Arriero zu uns gehöre, ſo riefen ſie uns zu, ob wir rechts oder links reiten müßten. Endlich erreichten wir einen kleinen Platz mit der Kirche und ſahen gegenüber an einem ſcheunenartigen Gebäude ein großes offenes Thor, unter welchem unſer Felipe freundlich grinſend ſtand, beide Hände in die Hoſentaſchen

des allerhöchsten Hofes noch nicht jene meduſenartige Wirkung des Erſtarrens vor tiefem Reſpekt: hier waren die vorſchriftsmäßigen Knixe der jungen Damenwelt noch gemildert durch ein ſchalkhaftes Lächeln, durch einen freundlichen Blick der Augen. Auch Lieutenant Guido in ſeiner beſten und engſten Uniform hatte ſich hier hineingewagt oder war vielmehr von dem dienſtthuenden Kammerherrn, der ihn für einen Tanzbären hielt, hineingewieſen worden, und ſtand nun da neben der beweglichen, heiteren Menge der jungen Leute, die den Anfang des erſten Walzers kaum erwarten konnten, in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle an die Wand gelehnt, neben einer gewaltigen Karyatide in Geſtalt eines Pans, der mit recht höhniſchem Lächeln auf ihn herabſchaute. Genauere Bekannte ſah er wenige; zu ſeinem Erſtaunen allerdings ein paar Röckele von der Infanterie und Artillerie. Was ihn aber noch mehr überraſchte, war der freundliche Gruß des Röckele von den Gardehuſaren, mit dem er vor ein paar Tagen Händel gehabt und der ſich jetzt auf das Zuvorkommendſte anbot, den Herrn Kameraden bei verſchiedenen jungen Damen vorzuſtellen.

Da mit Einem Male war ſeine ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt durch etwas, das er lange geſucht, das er ſich aber faſt gefürchtet hatte, zu finden, Miß Alice nämlich, die er nun plötzlich an dem anderen Ende des Saales bemerkte, und zwar durch Oeffnen eines dichten Kreiſes junger Leute, da ſich Seine Majeſtät raſch genähert hatte, um, in jenen Kreis tretend, huldreich mit

der jungen Amerikanerin zu plaudern, die vor der Königin ſtand und von dieſer mit Auszeichnung empfangen worden war.

„Das findet ſich raſch in neue Verhältniſſe!“ brummte er mit verdrießlichem Blicke, und dieſer Blick verwandelte ſich in einen eiferſüchtig zornigen, als er nun ſah, wie beim Beginne einer flotten Mazurka der Röckele von den Gardehuſaren mit ehrerbietiger, eleganter Verbeugung vor Alice herantrat und ſich mit ihr in die Reihe der Tanzenden ſtellte.

Wie lieblich ſah das junge Mädchen aus, wie reich und doch wieder wie gewählt war ihre Toilette, wie ſicher und graziös ihre Haltung! Ja, jetzt, wo ſie vor der Königin und neben den Prinzeſſinnen ſtand, hätte man ſie ganz gut als mit zur allerhöchſten Familie betrachten können, müßte aber hinzugeſetzt haben: „Es iſt eigenthümlich, wie vortheilhaft dieſe jüngſte Prinzeſſin in ihrer lieblichen Schönheit, in ihrer anſpruchsloſen Einfachheit von ihren älteren Schweſtern abſticht.“

Hätte Guido nur irgend ein Geſicht vor oder neben ſich bemerkt, das ihm Veranlaſſung gegeben haben würde, einen finſteren Blick zu wechſeln! So aber erſchien Alles gut gelaunt und mit heiterem, wohlwollendem Lächeln, mit Ausnahme jener Karyatide neben ſich, deren hämiſche Züge ihn immer herausfordernder anzuſehen ſchienen und ihn endlich veranlaßten, ſeine Stellung zu wechſeln, wobei er aber nicht unterließ, tief entrüſtet vor ſich hin zu murmeln: „Wenn du nur Fleiſch und Bein hätteſt, ver-

fluchter Gauner!“ — Glücklicher Weiſe bemerkte er am Eingange des Saales den Stiebele von der Infanterie und ſtürmte auf dieſen, der eben ſo unbeſchäftigt war, wie er ſelber, zu, um dort ein paar ſchlechte Witze über die ganze Geſchichte loszulaſſen; aber zu gleicher Zeit mit ihm, nur von einer andern Seite, trat einer der dienſtthuenden Kammerherren an den Infanterieoffizier heran, um ihn als Tänzer zu einer der älteren Prinzeſſinnen zu befehlen. — Ein Stiebele von der Infanterie mit königlichen Prinzeſſinnen tanzen! Nein, das war zu ſtark, und Guido war ſchon im Begriffe, etwas brüsk den Tanzſaal, vielleicht gar das Schloß zu verlaſſen, wenn er nicht an der Thür zum Nebenzimmer auf den Stadtſchultheißen geſtoßen wäre, der ihm aber mit freudeſtrahlendem Geſichte entgegentrat und gar nicht geneigt ſchien, einige pikante Bemerkungen mit ihm zu wechſeln.

„Später, ſpäter,“ ſagte er ihm händereibend und mit mildem Lächeln; „ich habe im Augenblicke wahrhaftig keine Zeit, mein lieber Vetter, denn ich bin von Sr. Excellenz dem Herrn Miniſter des Innern zu einer Partie Whiſt gewünſcht worden.“

„Auch das noch — ich wünſche Ihnen viel Vergnügen!“ rief er dem Davoneilenden höhniſch nach, und damit ſtand ſein Entſchluß feſt, den Hofball zu verlaſſen. Doch als er in einen der leeren, äußeren Vorſäle getreten war, einen zierlichen, höchſt behaglichen Raum, heute zum Garten umgewandelt und mit einer murmelnden Fontaine verſehen, da trat der Verſucher an ihn heran

in Geſtalt des Oberküchenmeiſters, Herrn Schellenberger, eines wohlbeleibten, alſo wohlwollenden und gemüthlichen Mannes, den er oberflächlich kannte und welcher ihm nun verbindlich ſagte: „Da Sie gerade nicht tanzen, Herr Lieutenant, ſo will ich Sie einen verſtohlenen Blick in den Speiſeſaal thun laſſen: es wird Sie intereſſiren und erfreuen.“ Er ſchritt ihm unhörbar voran, und auf ſeinen Wink öffnete einer der Lakaien die Flügelthüren zu dem gewaltigen Raume, den zu betrachten wahrhaftig ſchon der Mühe werth war. Lauter einzelne, größere und kleinere Tiſche, und wie behaglich und doch ſo prachtvoll ſervirt! Die ſilbernen Teller, die vielen fein geſchliffenen Gläſer bei jedem Couvert, die reichen Blumen- und Deſſertaufſätze, alles das beſtrahlt von zahlloſen Wachskerzen! Und erſt das Menu, welches der gefällige Küchenbeamte dem Offizier überreichte! — Nein, man hätte ein Barbar ſein müſſen, um den Ball vor dem Souper zu verlaſſen; „mögen die Anderen tanzen und die Cour machen, ich warte auf meine Zeit, und die wird kommen.“

Dann ſchlenderte er zurück an dem geöffneten Tanzſaale vorüber und warf noch einen Blick des Haſſes auf eine gewiſſe Gruppe von Tanzenden, dort, wo er nämlich Miß Alice in einer Françaiſe ſah, gegenüber ſeinem Kameraden Röckele von den Gardehuſaren; ſie ſo ungeheuer ſittſam thuend mit coquettem Lächeln, er dagegen mit dem ganzen unausſtehlichen Selbſtgefühle, wie es nur ein Huſar von der Garde haben kann. Dann ging er in eines der Vorzimmer, wo es hübſch leer war, ſetzte ſich

dort auf den breiten Divan und verſenkte ſich in Kunſtgenüſſe, indem er Schlachten- und andere Bilder betrachtete, welche ihm gegenüber aufgehängt waren, und je mehr Gewühl und Metzeleien aller Art er auf den erſteren ſah, je lieber war es ihm in ſeiner düſteren Stimmung. Doch blieb er nicht lange hier in ungeſtörter Ruhe ſitzen, ſondern ſah ſich veranlaßt, raſch aufzuſpringen, als er einen der Stabsoffiziere ſeines Regiments in der Thür erſcheinen und ſich mit einer auffallenden Handbewegung ihm nähern ſah.

„Aber, Lieutenant Guido, wo ſtecken Sie denn? Den Teufel auch, ich ſuche Sie ſchon durch alle Zimmer! Seine Majeſtät haben ſchon zweimal nach Ihnen gefragt!“

„Seine Majeſtät?“ ſtotterte der auf's Höchſte, aber auch auf's Angenehmſte Ueberraſchte. „O, Sie belieben zu ſcherzen!“

„Das kommt bei mir ſelten vor, mein Lieber, und mit ſolchen ernſten Dingen pflege ich überhaupt nie Spaß zu treiben. Kommen Sie, wenn es Ihnen gefällig iſt. Wir wollen nach der Française einen ſchicklichen Moment abwarten, um Sie Seiner Majeſtät vorzuſtellen. Kommen Sie nur.“

Lieutenant Guido ſchritt tief aufathmend hinter ihm drein und hatte das Gefühl wie ein Lamm, welches zur Schlachtbank geführt wird. Ein Lamm von den Ulanen! Warum hatte er auch gerade heute ſeine engſte Uniform angezogen und ſeine engſten Unausſprechlichen, welche in der Umgebung der Hüfte mit zwei ſo ſoliden Schnallen

verſehen waren, daß man damit das wildeſte Pferd hätte anhalftern können! — Er athmete immer mühſamer, und das war nicht zu verwundern; ſollte er doch dahintreten in dieſen glänzenden Kreis vor den Augen Seiner Majeſtät, vor denen der Königin und ſämmtlicher Prinzeſſinnen, ausgeſetzt den Blicken des ganzen Hofes und vor Allen denen Miß Alicens, deren ſchalkhaftes Lächeln er ſchon im voraus ſah und aus welchem er die Frage herauslas: „Welche geiſtreiche Antwort wird Vetter Guido Seiner Majeſtät geben?!“ Dann fürchtete er auch in dieſer Beziehung den verwegenen Gardehuſaren, der gewiß an ihrer Seite ſtand, und ſah ſchon die erwartungsvollen Mienen ſämmtlicher anderen Röckele im Saale, ſo wie das Hohnlächeln des Panes, welcher über alles Andere emporragte. Nicht zu verwundern war es, daß bei dieſen Gedanken und bei der Hitze, die aus dem Tanzſaale herausquoll, ſein röthlicher Teint in's Purpurne und dann in's Bläuliche ſpielte und ſeine Augen mehr als je hervortraten.

„So, hier warten wir einen Augenblick,“ ſagte der Major. „Seine Majeſtät laſſen ſich ſo eben vom Miniſter des Auswärtigen einen Fremden vorſtellen und — reichen ihm huldreichſt die Hand. Donnerwetter, das muß was Rechtes ſein — im einfachen, ſchwarzen Frack, ohne alle und jede Dekoration!“

„Gott ſei Dank,“ dachte Lieutenant Guido, noch einige Augenblicke Zeit, um ſich zu ſammeln und das Terrain ſich zu betrachten!

Dies war denn auch ungefähr so, wie er es sich gedacht. Dort stand Seine Majestät neben der Königin, vor ihnen der Fremde im einfachen, schwarzen Frack, der aber mit den beiden allerhöchsten Herrschaften so unbefangen plauderte, als verkehre er mit seines Gleichen: da waren noch die Prinzessinnen, nur Alice sah er nicht — doch da trat sie eben, natürlicher Weise am Arme des Gardehusaren, von den Spielzimmern her in den Saal. Und wie vertraulich plauderte er mit ihr und wie lächelnd hörte sie ihm zu — o, trau' Einer diesen wankelmüthigen Mädchenherzen! — Deßhalb schien auch wohl die riesige Karyatide noch höhnischer als zuvor auf ihn herabzulächeln.

„Jetzt wollen wir avanciren," sagte der Stabsoffizier. „Seine Majestät haben einen Blick herübergeworfen und scheinen Sie jetzt sehen zu wollen. Fassung — antworten Sie frei und unbefangen, wie es sich für einen Kavallerieoffizier geziemt."

Eine Attaque über die größtmöglichen Schwierigkeiten hinweg wäre ihm in diesem Augenblicke bei Weitem lieber gewesen, auch ein Naturereigniß, oder das Erlöschen sämmtlicher Kerzen im Saale, oder wenn der lachende Pan plötzlich genieft hätte. Aber nichts dergleichen schien eintreten zu wollen. — Schon befand er sich nahe beim Kreise der Allerhöchsten. Schon hatte er seine tiefe Verbeugung gemacht und vernahm schon die huldvollen Worte Seiner Majestät: „Aber, mein lieber Lieutenant — —" da fiel sein Blick unwillkürlich auf Miß Alice, die ihm

jetzt gegenüber ſtand, doch ſah er nicht jenes ſchalkhafte Lächeln auf ihrem Geſichte, ſondern ihre Züge, mit einer auffallenden Röthe überflogen, trugen den ungekünſtelten Ausdruck des höchſtens Erſtaunens, der Ueberraſchung, des freudigen Erſchreckens; dann fuhr ſie mit der Hand an ihr Herz, die Gluth ihrer Wangen wich einer tiefen Bläſſe, ihre Augen ſchloſſen ſich, ſie ſchwankte, wandte ſich alsdann mit einem leiſen Ausruf an eine ältere Hofdame, neben welcher ſie ſtand, die ſich ihrer während des Balles freundlich angenommen hatte und die alsdann das junge Mädchen, raſch unterſtützend, aus dem heißen Tanzſaale führte, wobei ſie zur Erklärung für die Umſtehenden halblaut die Worte flüſterte: „Ah, cette pauvre enfant; elle se trouve mal!“

Daß dieſe Worte in den nächſten Sekunden ſchon in allerhöchſtem Kreiſe wiederholt wurden, finden wir eben ſo begreiflich, als daß Seine Majeſtät mit einer huldvollen Handbewegung den Lieutenant Guido ſtehen ließen, um eine der Staatsdamen der Königin zu erſuchen, ſich nach dem Befinden der hübſchen und angenehmen Amerikanerin zu erkundigen. Die alte Excellenz brachte denn auch nach wenigen Minuten die erfreuliche Nachricht zurück, daß die Kleine in der größten Verwirrung ſei, dieſes Aufſehen durch einen plötzlichen, indeß eben ſo raſch wieder vorübergehenden Schwindel veranlaßt zu haben. „Mais c'est si naturel, la chaleur, la danse, l'émotion, la joie d'une jeune fille pour son premier bal.“

Und Lieutenant Guido, dem es leider auf diese Art unmöglich gemacht worden war, Seiner Majestät eine geistreiche Antwort zu geben — er fühlte sich so froh, so leicht, nicht weil er bei der Vorstellung so wohlfeilen Kaufes davongekommen war, sondern weil er das Erschrecken Alicens so richtig zu deuten wußte. Hatte er sie nicht während des ganzen Abends schmachten lassen, ohne sich auch nur vor ihr zu zeigen, und jetzt sah sie ihn so auf einmal unbefangen mit dem Könige plaudern, ihren Guido, was war natürlicher, als daß die Freude, das Entzücken ihr schwaches Mädchenherz gewaltsam erfaßte.

Aehnliches dachte sonderbarer Weise auch der Lieutenant Röckele von den Gardehusaren, der auf einer Promenade mit ihr durch die kühlen leeren Nebensäle bedeutend Süßholz geraspelt hatte und der nun überzeugt war, es sei doch ein Bischen zu viel gewesen für das zarte Herz eines solchen Naturkindes — doch immerhin, es erfüllte ihn mit Stolz und Freude, diesen Eindruck hervorgebracht zu haben, und wenn sie, dachte er, die Sache ernsthaft nimmt, so habe ich gegen sie und ihre Millionen durchaus nichts einzuwenden.

Sollte man es aber für möglich halten, daß sogar der Stadtschultheiß, als man ihn von dem Vorfalle und dessen Unbedeutendheit in Kenntniß gesetzt, so angenehm verwirrt wurde, daß er Coeur Aß seines Partners, des Ministers des Innern, mit seinem besten Atout abstach und noch so viele ähnliche Fehler machte, daß die Excellenz ihn etwas sarkastisch ersuchte, sich während des

Kartengebens zum nächſten Spiele zur Beruhigung nach ſeiner ſchönen Schutzbefohlenen umzuſehen? Ja, während der Herfahrt zum Balle an der Seite von Miß Alice, in dem engen, traulich bequemen Wagen, hatte er ſich einige kleine, an ſich unſchuldige Tändeleien erlaubt, wie zum Beiſpiel den Gedanken ausgeführt, daß es doch etwas ganz Anderes ſei, ſo zu Zweien durch's Leben zu fahren, als ganz allein, Gedanken, die in ihren Folgerungen ſchon im Stande waren, den Kopf eines ſo jungen Mädchens zu verdrehen. Darauf hatte ſie auch bemerkt, mit welcher Auszeichnung er hier bei Hofe empfangen wurde, ſowohl von den allerhöchſten Herrſchaften, als von einer ganzen Reihe beſternter Excellenzen; ja, man hatte ſich förmlich um ihn geriſſen, dann hatte der Miniſter des Innern ihn mit oſtenſibler Höflichkeit zum Spieltiſche geführt — und nun hatte er noch die Heimfahrt vor ſich, mit dieſem jungen, erregbaren Mädchen, erhitzt vom Tanze, berauſcht von Glanz und Herrlichkeit. Daß er unter dieſen Gedanken zweimal nach einander die Karten vergab, wer, der in ſeine Seele geſchaut, hätte es ihm übel nehmen mögen? Aber da hinein ließ er Niemanden blicken, wohl aber ſeine Gegner in die Karten, ſo daß er beim letzten Robber vor dem Souper einmal klein und einmal groß ſchlem wurde.

Miß Alice war indeſſen friſcher, blühender, als vorher, wieder in den Tanzſaal getreten; ihre Augen ſtrahlten, als ſie nun zur Königin gerufen wurde und ſich dort entſchuldigte, als ſich darauf Seine Majeſtät huldvollſt

gesteckt. Wir ritten in den Hof, wo wir abstiegen und unsere Pferde übergaben.

Ein spanisches Wirthshaus ist für den müden und hungrigen Reisenden in seiner Armseligkeit ein trauriger Aufenthalt, dabei aber so malerisch, als man etwas sehen kann. Ein finsterer, von einem schadhaften Dache halbbedeckter Hof ist mit Karren von verschiedener Größe, mit Fässern und Decken, welche von dem Rücken der Maulthiere herabgenommen wurden, angefüllt, und mit diesen nützlichen Geschöpfen selbst, welche in einer Ecke bei einander stehen, die Köpfe hängen lassen, und von allen andern lebenden Wesen, als da sind: Hunde, Katzen, Schweine, Ziegen, Hühner, die ebenfalls hier ihren Aufenthaltsort haben, sorgfältig gemieden werden; denn das spanische Maulthier ist tückisch und boshaft und schlägt und beißt, so wie etwas in seine Nähe kommt. Neben dem Karren liegt ein großer Haufen von Sätteln, so gruppirt, daß sie eine bequeme Unterlage abgeben für einen der Arrieros, der, den spitzen Hut auf dem Kopfe, die brennende Papiercigarre im Munde, faul und behaglich da liegt und mit seinen blitzenden Augen die eintretenden Fremden mustert. Beim Eingang eines solchen Hofes befindet sich gewöhnlich ein Ziehbrunnen, und hier sieht man irgend ein Mädchen beschäftigt, Wasser herauf zu holen, um die angekommenen Thiere trinken zu lassen. Um solche Kleinigkeiten bekümmert sich der Arriero selbst nicht; so unser edler Felipe, denn nachdem er sein Maulthier irgendwo festgebunden, ließ er unsere Pferde auf der Stelle stehen, wo wir abgesessen waren, und trat sogleich in die Küche, welche zugleich Wohnzimmer und Salon ist, um mit Begierde eine neue Papiercigarre zu drehen und anzuzünden. Diese Küche stößt gewöhnlich an den Hof, von dem sie durch die offene Thüre ihr Licht empfängt, und ist meistens ein großes finsteres Gemach, bis unter die schwarzgeräucherten Dachsparren reichend, von welchen Schinken, Speckseiten, Büschel spanischen Pfeffers, auch s. g. Liebesäpfel und dergl. mehr herabhängen.

Auf dem Boden brannte ein helllohendes Feuer, und um

einige kleine Scherze erlaubte und ſich dann ſchließlich das Vergnügen nicht verſagen mochte, ihr einen ganz ausgezeichneten Landsmann vorzuſtellen, Miſter John Röckele aus New-York, eine wahre Perle von Ingenieur, der, geſtern erſt angekommen, ſogleich während des heutigen Tages die prächtigſten Dispoſitionen zur Erbauung eines großartigen Waſſerwerkes ſpielend entworfen hatte — „Dispoſitionen," wandte ſich Seine Majeſtät gegen ein paar Hofbaumeiſter, die den neuen Collegen freundlich angrinſten, „die allerdings ſehr kühn, aber dabei ſo einfach ſind, daß man nicht begreift, wie nicht jeder Andere darauf gekommen iſt."

Hatten ſich Miß Alice und Miſter John Röckele ſchon früher gekannt? Die unbefangenen Umherſtehenden mußten dieſe Frage nach der Art der beiderſeitigen Begrüßung der Betreffenden verneinen, und von den Anderen, die von dem Reiſegeſellſchafter auf der Aſia gehört hatten, war zufällig keiner zugegen: der Stadtſchultheiß ſaß noch am Spieltiſche und Lieutenant Guido hatte ſich mit ſeinem Glück und ſeinen Hoffnungen in ein leeres Vorzimmer gerettet, nachdem er vorher dem hohnlachenden Pan ein Schnippchen geſchlagen.

Dann kam das Souper, und da in dieſem Moment Miſter John neben Miß Alice ſtand, ſo war nichts natürlicher, als daß er ihr ſeinen Arm anbot. Die Flügelthüren des Saales waren weit geöffnet, und da hinein ſtrömte unter den Klängen einer rauſchenden Militärmuſik, die ſie empfing, dieſe glänzende, lebendige Kette lachender

und plaudernder Paare mit all ihren leuchtenden Stoffen in Sammt, Atlas, Seide, mit ihren funkelnden Brillanten, ihren Perlen, mit den wehenden Federn und Blumen, mit glänzenden Ordenszeichen und schimmernden Sternen — ein strahlender Frühlingszug, dem allerdings so etwas Herbst und Winter folgte, ältere Offiziere und Staatsbeamte mit weißen Haaren, zuweilen in recht altmodischer Uniform.

Jeder fand leicht seinen Platz, weiß doch jeder bei einem Hoffouper, wo er hingehört; denn auch hier sind die Abstufungen genau vorgeschrieben, wie bei der Rangliste. Da war der erste Tisch für die allerhöchste Familie, die Minister, obersten Hofchargen und fremden Gesandten und hier schon alles vereinigt, was auf Glanz und Herrlichkeit Anspruch macht, dazu fabelhafte Gedecke und Aufsätze in centnerschweren Silbermassen und drei bis vier Fuß hohen Blumenbouquets; da war der zweite Tisch mit gewesenen Ministern, bedeutenden Gästen, hoher Generalität und Geheimenräthen mit dem Prädicate Excellenz, natürlicher Weise die strahlende Kette aller hohen Personen und Großwürdenträger zierlich durchschlungen mit denen vom schönen Geschlechte in drei Kategorien, solchen, die heute noch dazu gehörten, solchen, die einst dazu gehört hatten, und solchen, die leider von sich sagen mußten, des Lebens Mai sei bei ihnen nie zur vollen Blüthe gelangt. An dem dritten, vierten, fünften und sechsten Tische sah man alte, würdige Staatsräthe, Direktoren, hohe Gerichtsbeamte, Offiziere bis zum Obersten abwärts,

und diese Tische waren auf sinnreiche Art so gruppirt, daß sie vom Glanze der allerhöchsten Tafel immer noch etwas bestrahlt wurden, daß gnädige Blicke hinüber fliegen konnten, ja, ein freundlicher Wink mit dem Glase noch bemerkt wurde. Hinter dem sechsten Tische ging es rasch abwärts. Da saß das junge Volk heiter lachend beisammen, Regierungs- und andere Räthe, Kammerjunker, Legationssekretäre, Offiziere aller Grade, und war auf diesen weiteren Kreis der analoge Ausdruck der Rangordnung gewisser Maßen anwendbar: „Bis hieher befreiter Gerichtsstand". Denn da fühlte man sich beim Souper aller drückenden Fesseln ledig, man trank sich über die Tische zu, man stieß leicht mit den Gläsern zusammen und man erzählte kleine, pikante Anekdoten, bei denen ältere Hofdamen im richtigen Verständniß ernst und streng vor sich auf den Teller blickten, die jüngeren aber und die Ehrenfräulein in unschuldsvoller Naivetät häufig auf's Herzlichste mitlachten.

Nur eines einzigen Tisches hatte sich einer der diensthuenden Kammerherren ganz besonders angenommen, und war dieser Tisch in einer Rundung des Saales gegenüber der Musiktribüne, auf's Heimlichste versteckt zwischen hohen Pflanzenwänden, so aufgestellt, daß die betreffende Gesellschaft dort wie in einem eigenen Appartement auf's Behaglichste und Ungestörteste bei einander saß, was für ein Hofball-Souper eine gar charmante Sache ist. Und der gewisse Kammerherr hatte, wie die Gäste nach und nach eintraten, bald hier, bald dort ein

Paar gebeten, ſich in der Laube niederzulaſſen, worauf, als Alle placirt waren, ſich da ein hübſcher, recht bunter Kreis zuſammen gefunden hatte, und ſaßen hier nun in freundlichſter Miſchung ſämmtliche Röckele mit ihrem Anhange zwiſchen den anweſenden Stiebele und deren Freunden. Eine ſolche Miſchung wäre vor Kurzem noch ſehr gewagt geweſen, heute aber, wo der Stadtſchultheiß noch in dem Wonnegefühle ſchwamm, dem Miniſter des Innern einige vierzig im Whiſt verlorene Points recht theuer bezahlt zu haben, wo Alice mit einem ſeligen Lächeln neben ihm ſaß — heute aber, wo der Röckele von den Gardehuſaren nicht vergeſſen hatte, daß die ſchöne Amerikanerin mit unverkennbarem Intereſſe ſeinen ſüßen Worten und Anſpielungen gelauſcht — heute aber, wo Lieutenant Guido ganz genau wußte, warum die geliebte Couſine bei ſeinem Anblicke ohnmächtig geworden, war das ganz anders: und als die drei eben Genannten verſchiedene Tröpfchen Bordeaux' hinter ſich ſo wie einige Kelche ſchäumenden Champagners geleert hatten, bemühten ſich dieſe zugleich mit dem ausgezeichneten Fremden im ſchwarzen Fracke, welcher an Alicen's linker Seite ſaß, hier unter einander — Röckele und Stiebele in freundſchaftlichſter Vereinigung — ein herzliches Verſöhnungsfeſt zu feiern.

Man ſprach es deutlich aus in verſchiedenen, allerdings halb laut gehaltenen Reden, daß die Feindſchaft zwiſchen beiden Geſchlechtern eine koloſſale Lächerlichkeit geweſen ſei und man die Fortdauer derſelben bis heute

unmöglich mehr begreifen könne. Deßhalb von nun an Vergessen und ewige Freundschaft — seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt! Ja, die Rührung wollte anfangen, sich hinein zu mischen, und um die Stimmung wieder auf den Grad herabzudrücken, wie sie sich für einen Hofball ziemt, hielt der Stadtschultheiß noch einen recht jovialen und launigen Trinkspruch, welcher nach der Voraussetzung, daß Jeder von nun an bis in die fernsten ihm befreundeten Kreise dahin wirken werde, auch dort das beste Einvernehmen herzustellen, mit den Worten schloß: „Und nun, meine Herren und Damen, auf das Wohl der Montecchi und Capuletti!"

Recht hübsch und taktvoll war es hierauf von dem ausgezeichneten Fremden im schwarzen Frack, den Scherz noch weiter ausspinnend, hinzuzusetzen: „Und auf ein freundliches Andenken an Romeo und Julie!"

Wer Julie war, darüber waren die drei eben genannten Glücklichen vollkommen einig, und genirten sich auch durchaus nicht, ihre gefüllten Gläser gegen die schöne Alice emporzuheben; wer aber berechtigt sei, sich als glückseligen Romeo zu fühlen, das verbarg natürlicher Weise jeder für jetzt noch in seines Herzens Innerstem.

Da wurde die Tafel aufgehoben, Lakaien und Diener flogen herbei, zogen hinter den aufgestandenen Herrschaften die Stühle mit einer unglaublichen Geschwindigkeit zurück, und dann bewegte sich Alles gegen den Ausgang des Saales an der versteckten Laube vorüber

wo ſich die Tiſchgeſellſchaft ehrerbietigſt erhoben hatte, aber noch Manche da ſtanden, die gefüllten Gläſer in der Hand.

Seine Majeſtät waren außerordentlich huldreich und leutſelig und nickten nicht nur im Vorüberſchreiten den jungen Leuten freundlichſt zu, ſondern ſprachen auch zum Stadtſchultheißen: „Ich freue mich ſehr, zu vernehmen, daß Sie ſich gut amuſirt haben! Es ſind ja bei Ihnen auch Trinkſprüche ausgebracht worden, worauf, wenn ich fragen darf?“

„Selbſtredend auf das Wohl Eurer königlichen Majeſtät,“ beeilte ſich der Stadtſchultheiß in verzeihlicher Lüge, ſich tiefverbeugend, zu ſagen, „ſo wie ſpäter auf die Vereinigung der Montecchi und Capuletti.“

„Bravo,“ erwiederte der König lachend, „das haben Sie gut gemacht; ich danke Ihnen!“

Nach dem Souper verändert ſich für Manchen die Stimmung eines Hofballes, für Manchen ſo raſch und vollkommen, wie die Natur an einem glänzenden Herbſttage, wenn die Sonne untergegangen und darauf Alles trüb und grau erſcheint. Man hat genoſſen des irdiſchen Glückes, man ſehnt ſich nach Ruhe. Und in langen Reihen ſieht man ſie durch die Vorzimmer davon ſchleichen, beſonders ältere Herren und Damen, viele mit dem oft unvermeidlichen Rieſenſchlangengefühl. Nur im Tanzſaale geht es noch heiterer und luſtiger her, wie früher; man iſt aufgeregt durch Muſik und Wein, man tanzt ſchon ein wenig freier und degagirter, wie vor dem Souper, man erlaubt ſich kleine, unſchuldige Scherze und pikante Anſpielungen.

Und hierin blieben unsere drei Romeo's wahrlich nicht zurück. Der Stadtschultheiß, welcher nicht mehr spielte, hatte sich während des Cotillons dicht hinter Alice gesetzt und leistete für sein vorgerücktes Lebensalter das Möglichste an zarten Einflüsterungen: der Röckele von den Gardehusaren war der Tänzer des schönen Mädchens und durch ihre von Glück strahlenden Blicke so wie ihre herzlichen Antworten seines Sieges so gewiß, daß er auch nicht die geringste Erregung von Eifersucht oder dergleichen fühlte, weder als der ausgezeichnete Fremde im schwarzen Frack Alice mehrere Male zu einer Extratour bat, noch als Lieutenant Guido mit stark gerötheten Gesichte ihn gutmüthig täppisch von seinem Stuhle verdrängte, um mit der schönen Cousine eins zu plaudern.

Aber auch ein Cotillon und ein Hofball haben ihre Gränzen, und hierauf flattert Alles mit größerer Eilfertigkeit davon, als bei anderen Einladungen, da man hier nicht in den Fall kommt, sich mit freundlich dankenden Worten von den Gastgebern zu verabschieden.

Wieder in dem traulich engen Wagen sitzend während der Heimfahrt in stiller Nacht, seufzte der Stadtschultheiß ein paar Mal tief und mühsam, wickelte sich alsdann eines der langen Bänder von Alicen's Toilette heiter spielend über den Zeigefinger, zog dann ganz leise daran und fragte: „Und existirt wirklich ein Romeo für dich, du kleiner Schelm? O, wie mich das glücklich machen könnte!"

„Es soll Sie auch glücklich machen, lieber Vetter, so hoffe ich wenigstens — ach, es gibt in der That einen

Romeo für mich!“ Worauf ſie noch tiefer und mühſamer athmete, als vorhin der Stadtſchultheiß.

„O, meine liebe und wirklich anbetungswürdige Alice!“

„Reden wir aber heute nicht mehr darüber, bitte, lieber Vetter -- bitte herzlich und dringend — da ſind wir ja auch zu Hauſe; morgen reden wir weiter darüber!“

„Morgen —“ dachte der Stadtſchultheiß, als er allein nach ſeiner Wohnung fuhr und ſchwärmeriſch zu den tauſend funkelnden Sternen des dunkeln Nachthimmels emporſchaute.

„Morgen —“ ſagte der Röckele von den Gardehuſaren leiſe vor ſich hin, als er, zu Hauſe vor dem Spiegel ſtehend, ſeine vortheilhafte Geſtalt in der glänzenden Gardehuſaren-Uniform noch einmal wohlgefällig betrachtet hatte.

„Morgen —“ ſprach Lieutenant Guido in entſchiedenem Tone, nachdem er mit Hülfe ſeines Bedienten endlich die enge Uniform abgeſtreift, „morgen mache ich endlich dieſen Faſeleien ein Ende, indem ich gerade darauf losgehe und um ihre Hand anhalte!“

„Morgen —“ dachte auch Miſter John Röckele aus New-York, und: „Morgen, gewiß! —“ waren die letzten Worte Alicens, ehe ſie einſchlief.

Der Morgen kam denn auch, wie er gewöhnlich zu thun pflegte; aber nachdem derſelbe bis zur Mittagsſtunde herangewachſen war, brachte er Dreien von denen, welche dieſem Morgen ſo hoffend entgegen geſehen, eine recht unangenehme Ueberraſchung, und zwar auf die Veranlaſſung eines Beſuches hin, den Miſter John Röckele ſo früh, als es ſich eben thun ließ, der Miſtreß Stephens

abgestattet. Bei diesem Besuche überreichte er der würdigen Dame ein Schreiben des Herrn Johann Christian Stiebele, das der verrätherische junge Mann sich selbst in New-York geholt und worin Alicen's Großvater seine Zustimmung gab zu einer Verbindung zwischen seiner Enkelin und dem ihm so vortheilhaft bekannten und hochgeschätzten Herrn John Röckele — einer Verbindung, welche natürlicher Weise in New-York gefeiert werden solle, weßhalb sie mit dem nächsten Dampfer zurück erwartet wurden.

Alice setzte sich freudestrahlend sogleich hin, um dies dem Stadtschultheißen schriftlich anzuzeigen.

Was den Röckele von den Gardehusaren anbelangt, dessen ganz außerordentliches Interesse für Alice Herrn John Röckele nicht entgangen war, so wie auch in Betreff unerfüllbarer Hoffnungen, mit denen sich Lieutenant Guido trug, nahm der Ingénieur selbst die Feder und zeigte ihnen an, daß er es für seine Schuldigkeit halte, sie von seiner Verlobung mit Miß Alice in Kenntniß zu setzen, — eine Verbindung zwischen den Familien Stiebele und Röckele, welche ja noch gestern Abend von verschiedenen ehrenwerthen Mitgliedern dieser Familien als ein dringendes, längst gefühltes Bedürfniß angestrebt worden sei, eine Verbindung, die auch allerhöchsten Ortes gewünscht worden und als deren Opfer er sich in gewiß anerkennenswerther Pflichttreue bereitwilligst dargeboten habe.

„Verfluchter Republikaner, dieser abtrünnige Röckele!" rief der Gardehusar nach Empfang des Briefes und nachdem er ihn zusammengeballt in die Ecke geworfen. —

„Nun, ich muß ſagen, ihm gönne ich ſie am Ende lieber, als jedem Anderen, beſonders als dieſem dickhäutigen Guido oder jenem alten Narren von Stadtſchultheiß! Machen wir gute Miene zum böſen Spiele und ſenden zugleich ein hübſches Blumenbouquet zur Gratulation.“

Es gibt Momente höchſten Unmuthes, oder beſſer noch geſagt, Zornesausbrüche im Leben eines gefangenen Löwen, wo derſelbe mit allen vier Füßen zugleich vom Boden emporſpringt und rechts und links nach einem unſichtbaren Gegner ſchnappt. — Ein ähnliches Bild bot Lieutenant Guido nach Empfang der Verlobungsanzeige. Einen Augenblick war er zweifelhaft, ob er nicht dieſem elenden Kerl aus Amerika eine Herausforderung zuſenden, oder zu Miß Alice hineilen ſolle, um ſie ſeiner gränzenloſen Verachtung zu verſichern. Nachdem er aber eine Stunde lang nach Art des oben beſchriebenen Thieres in ſeinem Zimmer hin und her gerast war, beruhigte er ſich nach und nach und beſann ſich eines Beſſeren, indem er ſich mit dem Gedanken tröſtete, daß der Röckele von den Gardehuſaren, jener unausſtehliche, fade Geſelle, eben ſo wenig, wie er, zum Ziele gelangt ſei. Er rief ſeinen Diener Schabel und beſtellte das größte Bouquet, das der Gärtner nur anzufertigen vermöge.

Als dem Stadtſchultheißen das zierliche Briefchen Alicens gebracht wurde, befahl er ſeinem Diener, daſſelbe auf ſeinen Schreibtiſch zu legen, da er, mit Raſirpinſel und Meſſer bewaffnet, augenblicklich nicht in der Lage war, es fein ſäuberlich ſelbſt anzufaſſen. — „Was wird

daſſelbe ſaßen und ſtanden vielleicht ein halbes Dutzend ſchöner, junger Kerle, die man, was Coſtüm und Haltung anbelangt, auf einem unſerer Theater ohne alle Zuthat zur Darſtellung einer Räuberbande hätte benützen können. Keck auf dem Ohre trugen ſie den caſtilianiſchen Hut mit der niederen Krämpe; die verſchnürte, aber meiſtens ſehr geflickte Jacke ſtand auf der Bruſt offen und ließ ein ſehr gelbes Hemd ſehen, das um den Hals von einem ſtrickartig zuſammengedrehten, meiſtens gelben oder rothen Tuche zuſammengehalten wurde. Die engen, kurzen Beinkleider, an denen noch Spuren von zahlloſen Knöpfen zu ſehen waren, wurden mit einer Schärpe um die Hüften befeſtigt, und flatterten unten um die Knie, von welchem bis zum Knöchel hinab eine lockere Gamaſche reichte mit vielen herabhängenden Schnüren, weit klaffend, wo dann Schuhe darunter zu ſehen waren, oder waren mit Bindfaden zuſammen gebunden, wo dagegen einfache Sandalen die ebengenannte Fußbekleidung vertraten. Bei dieſem Coſtüm iſt es übrigens gut, daß die Köpfe, welche dazu gehören, von angenehmem, meiſtens ſchalkhaftem Ausdrucke ſind; ebenſo iſt auch ihr Benehmen und ihre Redeweiſe, und jener Kerl dort, auf den langen, glänzenden Gewehrlauf geſtützt, machte uns nicht nur bereitwillig Platz, um an das Feuer zu gelangen, ſondern bot mir auch auf zierliche Art und mit wahrem Anſtande ſeine Papiercigarre an, welche er eben im Begriff war, ſelbſt in den Mund zu ſtecken. Da ich ſein Geſchenk annahm und ihm dafür eine Puros einhändigte, ſo konnte ich überzeugt ſein, daß wir, ohne ein Wort mit einander geſprochen zu haben, als die beſten Freunde ſchieden.

Felipe ſchien übrigens zu glauben, daß der Aufenthalt in der Küche für uns nicht anſtändig genug ſei, denn nachdem er mit der Wirthin geflüſtert, winkte er uns feierlich, ihm zu folgen, ließ uns im Hofe eine hühnerartige Treppe hinaufklettern und brachte uns auf eine Altane, die unter jedem Schritte krachte und wankte. Dort öffnete er uns eine Thüre, welche in eine völlig leere Kammer ohne Fenſter und ſonſtige Oeffnung führte, und bedeutete uns, wir würden augenblicklich mit Eiern, Brod und Wein bedient

dieſer kleine Schelm ſchreiben?“ dachte er, nach dem Billete hinſchielend. „Wird ſie ſich zarte Anſpielungen erlauben oder einfach meinen Beſuch wünſchen? —“ So ſicher gewöhnlich ſeine Hand war, ſo war doch heute Morgen die Emotion Schuld daran, daß er ſich einen ziemlichen Schnitt in die rechte Wange beibrachte, aber nur in ſo fern ärgerlich hierüber war, daß er durch Aufheften eines engliſchen Pflaſters ein paar Minuten ſpäter zur Eröffnung jenes Briefchens kam.

Da las er die nackte, traurige Wahrheit, da las er, daß ihn jenes naſeweiſe, kaum in die Welt hinein blickende Ding zum Beſten gehabt, ihn, den Stadtſchultheißen, und daß ſie der glänzenden Exiſtenz an ſeiner Seite eine an der Hand jenes unbedeutenden Menſchen, eines Röckele, vorgezogen. — Ah, das ſchmerzte tief, und es trat in dem Leben des Stadtſchultheißen ein unheimlicher Moment ein, wo er eine Sekunde lang auf das noch geöffnete, heimtückiſch leuchtende Raſirmeſſer blickte — glücklicher Weiſe nur eine Sekunde lang. — Dann ſteckte er das Meſſer ruhig in's Futteral, ſtellte ſich an's Fenſter und blickte, tief in Gedanken verſunken, an den Himmel empor. — Jetzt galt es, gute Miene zum böſen Spiel zu machen und mit Anſtand und Nutzen in jenen ſauern Apfel zu beißen — er hatte es gefunden. Was ihn allein tröſtete, war, daß es jenen beiden jungen Laffen nicht beſſer ergangen ſei, und welchen Nutzen ihm jene dumme Verlobung bringen mußte, ward ihm klar, wenn er ſich den An-

ſchein gab, als ſei er es geweſen, welcher dieſe Verbindung zwiſchen Röckele und Stiebele zu Stande gebracht. Vorläufig ließ er ſeine Haushälterin kommen, welche er in der letzten Zeit ſehr vernachläſſigt, und bat ſie mit milder Stimme um die Beſorgung eines ausgezeichnet ſchönen Blumenbouquets.

Dann fuhr er zu Miß Alice, wo er jenen Herrn John Röckele antraf, und ſchüttelte dort mit der Miene tiefer Rührung den beiden Glücklichen die Hände; er war zu freudig bewegt, um viel zu ſprechen, er war zu discret, um lange zu bleiben. Dann fuhr er zu Commercienraths und zu Kanzleiraths, um ihnen nicht nur das Ereigniß des Tages mitzutheilen, ſondern ihnen mit kühnem Muthe zu ſagen, daß eigentlich er jene Verbindung bewerkſtelligt habe. — „Ja, ich — die Verbindung zwiſchen Röckele und Stiebele, um endlich einmal dahin zu wirken, daß jene lächerliche Feindſchaft ihr Ende erreiche, was auch allerhöchſten Ortes dringend gewünſcht worden iſt.“

Aus einem allerhöchſten dringenden Wunſche hätten ſich nun die weiblichen Mitglieder der Stiebele eigentlich nicht viel gemacht; daß es aber jener heimtückiſchen Amerikanerin, jener Sclavenhändlers-Tochter, jener Quadrone mit wildem Negerblute nicht gelungen war, trotz allen ihren Ränken, einen Mann davon zu ſchleppen aus einer anerkannt achtbaren Familie, dieſer hochgebildeten deutſchen Stadt: das allein verſöhnte ſie mit dem Gedanken, dem verhaßten Geſchlechte der Röckele

künftig nicht mehr ihre gerechte Antipathie bezeigen zu dürfen; denn diesmal siegten vollständig die vernünftigen Ansichten der Männer, und sie wußten es durchzusetzen, daß die Versöhnung der Montecchi und Capuletti, die man beim Hofball-Souper beschlossen hatte, zur Wahrheit wurde.

Und was hatte denn diese amerikanische Coquette mit ihren Millionen eigentlich erreicht? Sie hatte sich einen Mann gekauft, von dem Niemand wußte, ob seine Mutter der Art und Farbe gewesen war, um sie in einer achtbaren deutschen Kaffeegesellschaft, dem Prüfsteine alles Anständigen und Soliden, zuzulassen. Hoffentlich war dieser sogenannte John Röckele irgend ein Abenteurer, der, nachdem er ihre Millionen verschleudert, sie irgendwo einsam sitzen ließ.

„Und das würde sie verdienen!“ meinte die Commercienräthin.

„Ja, Strafe verdient der Undank, womit sie unser liebevolles Entgegenkommen belohnt!“

„Die Frechheit, daß sie den Versuch gemacht,“ sagte tief entrüstet die Kanzleiräthin, „ihr Negerblut in unsere Familie einzuschwärzen!“

Als man so liebevoll über die beiden unglücklichen Opfer sprach und urtheilte, befanden sich diese schon wieder an Bord der Asia und dampften durch die blaue Meeresflut ihrer eigentlichen Heimath entgegen. Mistreß Stephens machte es sich bequemer, wie auf der Herreise, und hatte nichts dagegen, daß die

Liebenden abermals an einem lauen Maiabende Hand in Hand auf dem Verdecke ſaßen, daß er ſich gegen ihre Wangen neigte und ihr zuflüſterte:

„O, ſo vergönne, theure Heil'ge, nun,
Daß auch die Lippen wie die Hände thun!
Voll Inbrunſt beten ſie zu dir: erhöre,
Daß Glaube nicht ſich in Verzweiflung kehre!"

„Aus der Säbeltasche“.

An dem Manövertage, von dem wir erzählen wollen, war das wieder einmal ein Knattern und Krachen gewesen, daß man hätte glauben sollen, die Infanterie bemühe sich, so bald als möglich frei zu werden von der Last ihrer Patronen, die Kavallerie könne es auch nicht lassen, aus ihren kurzen Karabinern unnöthigen Lärm zu machen, und die Artillerie, ärgerlich über das Kleingewehrfeuer, thue ebenfalls mehr, als gerade nothwendig sei, um mit ihrem tiefen Baß den andern Lärm zu übertäuben.

„Ist das heute wieder einmal ein unnützes Hin- und Hermarschiren!“ sagten oder dachten wenigstens denkende Offiziere von der Infanterie, und konnte man ihnen darin nicht ganz Unrecht geben, da bald zum Vorgehen kommandirt wurde, bald zum Zurückgehen, bald zum rechts oder links developpiren, und es nun dahinging im beschleunigten Schnellschritt über Stoppel- und Ackerfelder mit schweißbedeckter Stirn, mit keuchender Brust, und stets so dicht in Staub eingehüllt, daß man kaum die Nächsten der eigenen Truppentheile erkennen konnte, vom Feinde aber gar nichts, als eine lange graue Linie, aus

der es zuweilen blitzte, oder aus der sich hohe Staubwolken erhoben, wenn es dort gleichfalls vor- oder rückwärts, rechts oder links ging.

„Wenn die Pferde nur eine Vorrathslunge hätten!“ brummte ein alter Rittmeister von den Dragonern. „Da soll man auf zweitausend Schritt „Marsch! Marsch!“ gegen eine Infanteriekolonne anreiten und mit Pferden ankommen, die noch frisch genug sind, um einen Schock auszuführen — und Kavallerie gegen Kavallerie, das kommt gar nicht mehr vor. Hol' der Teufel die neuere Taktik. Da reite ich schon den ganzen Tag mit einer halben Schwadron spazieren, während das Regiment Gott weiß zu welcher Art von Diensten aufgelöst und zerstreut ist — man sollte wirklich zum Infanteristen werden — bei der jetzigen Manöverart im Sattel zu sitzen, ist doch schon nichts weiter mehr, als die höhere Staubschluckerei.“

„Thun Sie im Schnellfeuer Ihr Möglichstes, meine Herren!“ rief ein heiserer Artilleriekapitän vom Pferde springend und hinter den Geschützen auf und ab rennend. „Geben Sie es tüchtig jener leichtsinnigen Infanterie, die dort heranmarschirt, wer weiß wie sehr, und die uns mit einem Hagel von Kugeln überschütten wird, wer weiß wie bald. Markiren wir wenigstens per Geschütz ein Dutzend Kartätschenschüsse, ehe sie herankommen, und zeigen wir ihnen so, wer weiß wie bald, daß sehr Wenige von ihnen überhaupt nur mit heiler Haut ankommen würden, wenn dieß leider Gottes nicht nur ein Manöver wäre — wer weiß wie sehr.“

So wogte, krachte, knallte, schimpfte, fluchte es auf der weiten Ebene durcheinander an diesem großartigen, sehr heißen Manövertage, und die hohe Generalität sah diesem entzückenden Schauspiele, diesen sich hin und her schiebenden Staubwolkengebilden mit großer Wonne zu, lauschte dem majestätischen Geschützdonner, dem Rollen des Gewehrfeuers oder den schmetternden Klängen einer Musikbande, die sich dort unten aus der grauen Wolke vernehmen ließ. Freund und Feind war natürlicherweise kaum mehr zu unterscheiden, verwechselten auch hie und da die Rollen mit einander, so daß eine feindliche Batterie eine Zeitlang friedlich neben einem unserer Bataillone vorbeirasselte, oder mit gemüthlicher Todesverachtung und heldenmäßiger Ausdauer ihren eigenen Truppen an die Köpfe schoß.

Doch auch dergleichen Kleinigkeiten verdeckten freundliche Staubschleier vor den Augen des Höchstkommandirenden, und da es namentlich beim letzten Akte dieses kriegerischen Schauspiels, wo die Ostarmee den Befehl hatte, sich nach hartnäckiger Gegenwehr zurückwerfen zu lassen — ein erhabener Augenblick, bei dem das Unglaublichste geleistet wurde, um königliche Munition zu verschwenden — ziemlich glatt zusammen ging, die ganze diesseitige Linie mit fliegenden Fahnen und unter den schmetternden Klängen der Volkshymne ziemlich rasch avancirte: so legte Seine Excellenz gerührt die Rechte an den Hut und sprach sich über die Leistungen der Truppen auf's Freundlichste und Günstigste aus.

Wenn die Truppen da drunten nur irgend eine wohlthätige Wirkung verspürt hätten von diesem gespendeten Lobe, oder dadurch irgend eine Erleichterung gehabt: so aber marschirten oder ritten sie durch Pulverdampf und Staubwirbel dahin, belohnt durch das erhabene Gefühl, die gegenüberliegenden Staubwolken glücklich zurückgedrängt zu haben und Sieger geblieben zu sein.

Leider aber hatten die von der Ostarmee kein ähnliches Gefühl gegenüber von Hunger und Durst, Staub und Hitze in die Wagschale zu legen, und konnte man es ihnen deßhalb wohl nicht verdenken, daß sie recht ingrimmig Schritt um Schritt zurückwichen.

„Ich mache mir den Teufel daraus," sagte ein dicker Oberst von den Husaren zu seinem neben ihm reitenden Adjutanten, „ob man an so einem Manövertage Sieger bleibt oder geschlagen wird, es ist ja doch Alles zu Ehren des Generalstabs; aber mich ärgert nur diese naseweise, übermüthige Artillerie. Sehen Sie, lieber Freund, da drüben auf der Höhe hat sich eine Batterie postirt, um uns sogleich in die Flanke zu nehmen, und die Kerls sind — Gott straf' mich! — noch obendrein ohne alle vernünftige Deckung. Wenn das jetzt bei einer wirklichen Schlacht wäre, so brauchte man nur eine gute Schwadron dort in den Hohlweg zu werfen, zuerst ein Bischen langsam vorzugehen, und dann plötzlich herausbrechend die ganze Geschichte da oben in den Dreck zu reiten."

„Das wäre auch jetzt eine hübsche Lehre für diese naseweise Artillerie," meinte der Adjutant. „Allerdings

werden. Da wir es aber vorzogen, auf der Terraſſe zu bleiben, ſo brachte man eine Kiſte, welche den Tiſch vorſtellen ſollte, ſowie ein paar niedrige Schemel, auf welche wir uns ſetzten; dann kamen die Eier, hart gekocht, Brod, welches weiß und gut, und ſchwarzer Landwein, der vortrefflich war. Schon beim dritten Glaſe verſicherten wir uns gegenſeitig hoch und theuer, daß es nichts Amuſanteres gebe, als in Spanien zu Pferde zu reiſen, beim ſechsten brachten wir ein Vereat auf ſämmtliche Landkutſchen aus, und als wir unſeren Krug leer getrunken hatten, ſtolperten wir die Treppen hinab, zahlten unſere Zeche, mein Freund mit dem langen Gewehr hielt mir den Bügel und dann galoppirten wir durch das Dorf, dießmal unſerem Felipe voraus, der Mühe hatte, uns nach halbſtündigem ſcharfem Ritte wieder einzuholen.

Das Dörfchen Orgaz liegt in einem breiten Thale, in welchem man einige Spuren von bebauten Feldern ſieht; auch führt eine ziemlich breite und ordentliche Straße hindurch und gegen den Höhenzug, den wir ſchon früher geſehen und nun überſteigen mußten. Ueber dieſe Berge war die Straße nicht ohne Kunſt angelegt, und obgleich wir hoch hinauf mußten, ging ſie doch ſo bequem in Wendungen, daß wir, ohne unſere Thiere zu ermüden, lange Strecken traben konnten. Wir brauchten ungefähr zwei Stunden, bis wir von Orgaz aus dieſe Höhen erreicht hatten. Oben hatten wir eine weite und nicht unintereſſante Ausſicht nach allen Seiten; namentlich vor uns war das Terrain und die Fernſicht mannigfaltig belebt. Die Steinwüſte, welche Toledo auf der Oſt- und Weſtſeite umgibt, lag hinter uns, und rückwärts blickend ſahen wir deutlich das wild zerriſſene Plateau, welches wir heute Vormittag durchritten; in grauer Färbung mit gelblichen und röthlichen Streifen lag es da, faſt wie die weiten Flächen der Mancha anzuſchauen, nur waren die Terrainlinien hier in dem zerklüfteten Boden weniger langweilig als dort, wo ſich Hügel an Hügel reiht, faſt alle gleich geformt. Vor uns dagegen ſahen wir zuerſt am Fuße des Berges, auf deſſen Höhe wir uns befanden, das Dörfchen Venenes, unſer heutiges Nachtquartier, und hinter demſel-

sind sie nicht gehörig gedeckt, doch haben sie den Hohlweg, von dem der Herr Oberst so eben sprachen, auf beiden Seiten durch Verhaue geschützt."

„Pah, Verhaue, ein paar elende Baumstämme, über welche unser geringstes Pferd mit Leichtigkeit hinüberkommt. — Meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß, Herr Oberst, und ich möchte denen da oben schon eine solche Ueberraschung gönnen."

„Unsere zwei Kavalleriebrigaden werden dem Programme nach noch einmal gegen den vordringenden Feind geworfen, um unserer zurückgehenden Infanterie Luft zu machen; wir haben den rechten Flügel, sind also der spitzbübischen Batterie da oben am meisten ausgesetzt und könnten wohl so ein Reiterstücklein wagen — geben Sie dazu dem Rittmeister Potolsky meine Erlaubniß, er wird sich ein ganz besonderes Vergnügen daraus machen: doch soll er die Wegnahme der Batterie natürlicherweise nur markiren, sie vielleicht für ein paar Minuten lang am Feuern verhindern."

Der Rittmeister Potolsky, ein junger Mann mit einem gebräunten, kecken Soldatengesichte, gewaltigem Schnurrbart und blitzenden Augen, hatte soeben seinem ersten Lieutenant ganz ähnliche Bemerkungen mitgetheilt, wie vorhin der Oberst dem Adjutanten, und war über die ihm gegebene Erlaubniß im höchsten Grade erfreut. Was die Verhaue anbelangt, so bestanden sie allerdings nur aus einigen zusammengeworfenen Baumstämmen, waren, wie der Rittmeister meinte, nicht der Rede werth,

und wenn auch allenfalls der Doktor und der Hufschmied zurückblieben, so hätte das auch nicht viel auf sich.

„Also abgemacht!“ sagte der Adjutant. Sobald die ganze Kavallerielinie vorrückt, ziehen Sie sich rechts gegen den Hügel hin und sehen, wie Sie durch den Hohlweg hinauf kommen.“

In Kürze waren sämmtliche Offiziere und Unteroffiziere von der kleinen Attake unterrichtet, und bezeugten darüber eine nicht minder lebhafte Freude, als auch die Mannschaft, welcher der beabsichtigte Angriff nicht verschwiegen zu werden brauchte, und die nur bedauerten, daß es sich hier um keine ernstliche Geschichte handelte. Welche Freude für Jeden, dieser groben Artillerie, die immer so vornehm thut und sich stets die ersten und besten Plätze nimmt, tüchtig eins auszuwischen.

Es dauerte auch nicht lange, so ging die ganze Reiterielinie, Dragoner, Husaren, Uhlanen, zuerst im Schritt vor, um die feindliche Kavallerie, welche gar zu hitzig vordrang, zurückzuwerfen; vielleicht zweitausend Schritt hatte sie zurückzulegen, bis sie in das Feuer jener Batterie kam, die mit einem wahren Heißhunger auf diesen Augenblick zu warten schien, und deren Bedeckung, aus einem Zuge Infanterie bestehend, Gewehr bei Fuß, mit aller Bequemlichkeit auf die herandonnernden Reiter-Regimenter blickten, und wohl mit demselben Behagen, wie man von einem schönen Platz der Arena aus einen mörderischen Kampf betrachtet.

„Ich weiß, wer die Batterie droben kommandirt,“

ſagte der Rittmeiſter Potolsky lachend, „ich freue mich jetzt ſchon darauf, mit welchem Schwall entrüſteter Redensarten wir empfangen werden — ‚wer weiß wie ſehr' und ‚wer weiß wie bald'."

„Es iſt der Hauptmann Wiebrecht, ich hab' ihn vorhin durch meinen Feldſtecher deutlich erkannt: recht bequem haben es ſich die Herren da oben gemacht, um uns zuſammenzuſchießen, von ihren Pferden ſind ſie abgeſtiegen, und müßt' ich mich ſehr täuſchen, wenn ſie nicht mit vollen Gläſern um einen wohlgefüllten Marketenderkorb geſtanden wären, während wir hier Hunger und Durſt leiden — leider ſtets das Loos des Beſiegten — doch wartet nur, auch an uns kommt vielleicht nun noch die Reihe."

Bei dieſen Worten hatte ſich die Schwadron sachte nach Rechts gezogen, und fand ſich hier das Terrain ſo günſtig, daß ſämmtliche Reiter unter dem Schutze des aufwirbelnden Staubes in dem Hohlwege verſchwinden konnten, ohne von Denen da droben geſehen zu werden; auch wurde der erſte Verhau ſo glücklich überſprungen, daß nicht einmal der Doktor oder der Hufſchmied zurückblieben, worauf es nun im kurzen Trabe dahinging, unhörbar für den Feind, da deſſen ganze Aufmerkſamkeit auf die nun im Galopp daherraſſelnde gewaltige Kavallerielinie gerichtet war.

Beim zweiten Verhau angelangt, hob der Rittmeiſter Potolsky, indem er darüber hinwegſetzte, ſeinen Säbel hoch in die Höhe, ein verabredetes Zeichen, nun den

Hohlweg aufwärts zu jagen, was die Pferde laufen konnten. Zu gleicher Zeit wälzten ſich ſchwere Rauchmaſſen über den Hügelkamm, da die Batterie aus allen ihren Geſchützen ein mörderiſches Feuer gegen die feindliche Kavallerie eröffnet hatte; es war ein betäubendes Gekrache, ein tolles Schießen, das aber nun plötzlich nach ſehr kurzer Dauer zur Verwunderung der ganzen Linie da unten mit einem Male wieder zum Schweigen kam.

Das Reiterſtücklein war vollſtändig gelungen, und bei einem wirklichen Gefechte würde die ganze Bedienungsmannſchaft und Bedeckung von den ſo unverhofft hereinbrechenden Huſaren zuſammengehauen worden ſein. Gedeckt durch den hervorquellenden Pulverrauch, erſchienen die Reiter wie aus dem Boden geſtiegen, umgaben die Batterie, drangen zwiſchen die Geſchütze hinein, wozu einer der Huſarenoffiziere ſein weißes Taſchentuch an den Säbel befeſtigte, wie ein Siegeszeichen hoch hin und her ſchwenkte, dadurch noch ſteigernd die Ueberraſchung, das Erſtaunen der Kanoniere, ſo daß dieſe trotz des wüthenden Schreiens der Offiziere und Geſchützführer Wiſcher und Handſpeiche ruhen ließen; dabei mochte ihnen wohl auch das laute, jubelnde Hurrah der Huſaren gar zu kameradſchaftlich klingen, um dieſen Ueberfall ernſtlich übel zu nehmen; war ja auch die ganze Sache nur ein Kriegsſpiel, und konnte doch die Geſchützbedienung nicht anders, als eingeſtehen: daß ſie eher erwartet, ihre blanken Achtpfünder hätten ſich in Proviantwagen verwandelt, als ſo unverhofften Beſuch von den feindlichen Huſaren zu erhalten.

Nicht ſo die Offiziere.

Der Rittmeiſter Potolsky hatte mit einem Dutzend ſeiner Huſaren ſogleich die Pferde der Kameraden von der Artillerie umzingelt, und erklärte lachend: „ſie nur nach gehöriger Ranzionirung wieder losgeben zu wollen“. Doch traf ſein ſcherzendes Wort nur höchſt verdrießliche, finſter dreinblickende Geſichter, und die Antwort, die er von dem alten Oberlieutenant der Batterie erhielt, lautete dahin: „daß man nicht verfehlen werde, dieſen ganzen lächerlichen Ueberfall zur Anzeige zu bringen und ein Kriegs- und Ehrengericht darüber zu verlangen“: worauf dann begreiflicherweiſe die Reihe des tüchtigen Lachens an dem Huſarenrittmeiſter war, welcher auch davon einen kräftigen Gebrauch machte, trotz des nun auch mit einer Stentorſtimme abgegebenen Proteſtes des Batteriekommandanten: „Wer weiß wie ſehr“ — und zwar proteſtirte derſelbe von der Höhe eines Protzkaſtens aus, wo er mit hochgeſchwungenem Säbel ſtand, dabei verſichernd: „daß er Jeden, der ſich ihm zu nähern wage, in Stücke hauen würde“. Solch' einen tragiſchen Ausgang ſollte indeſſen der Ueberfall nicht nehmen, denn nachdem derſelbe ſo vollkommen geglückt und die Batterie während des Vorbeijagens der Kavallerielinie zum Schweigen gebracht worden war, hielt es Rittmeiſter Potolsky für gerathen, ſich jetzt ſeinem Regiment wieder anzuſchließen, und ließ zum Sammeln und Zurückziehen blaſen, wobei der Lieutenant des letzten Zuges, welcher die Infanteriebedeckung im Schach gehalten hatte, lächelnd von dem

Kommandanten derſelben, einem guten Freunde, Abſchied nahm.

Eine Heldenthat, die ſchließlich noch vollbracht wurde, dürfen wir um ſo weniger unerwähnt laſſen, als ſie weder von Offizieren, noch von Unteroffizieren, noch von Offiziersaſpiranten oder Kadetten ausgeführt wurde, ſondern von zwei jungen Leuten, welche in ihrem Lebensberufe durchaus nicht nach dem blutigen Lorbeer des Krieges trachteten, ſich vielmehr ganz beſonders um den Oelzweig des Friedens bekümmerten; denn der Eine dieſer jungen Leute war ein Engroshändler in Olivenöl, der Andere ein Juriſt, beide aber ihres gegenwärtigen Zeichens einjährige Freiwillige bei der Schwadron des Rittmeiſters Potolsky.

Sie hatten ſich beim Eindringen in die Batterie wenig bekümmert um die finſter blickenden Artillerieoffiziere oder den Alles bedrohenden Kommandanten; ihr Augenmerk hatten ſie auf die Marketenderin gerichtet, und es war ihnen gelungen, ſie mit ihrem Korbe feſtzuhalten gerade in dem Augenblick, als ſie zwiſchen den Protzen und Beſpannungen verſchwinden wollte, um unbemerkt zu ihrem dort haltenden kleinen Karren zu gelangen. „Halt!“ hat ihr der Juriſt zugerufen, „ſo brennt man nicht durch, nachdem man erobert worden iſt,“ und der Oelhändler hatte raſch mit ſeinem Säbel den Deckel von dem Korbe geſtoßen und mit Wonne entdeckt, daß derſelbe ſehr gut gefüllt war. „Es iſt am beſten, wir machen die Alte zur Kriegsgefangenen.“ — „Natürlich zu einer

freiwilligen Kriegsgefangenen," ſetzte der Juriſt hinzu; „ſage mir, was verlangſt du für deinen ganzen Kram dá?"

„Für zehn Gulden ließe ſich vielleicht darüber reden."

„Sei es um zehn Gulden! Alſo abmarſchirt, dort den Hügel hinab und unten, wo die Bäume liegen, auf uns gewartet!"

Der Karren, mit einem kleinen Eſel beſpannt, polterte eilig davon, und nicht lange nachher folgte die Schwadron im Trabe, wobei ſich der einjährige Juriſt ſeinem Zugführer näherte, um ihm lachend die Wegnahme der feindlichen Proviantkolonne zu melden.

„Melden Sie das dem Rittmeiſter ſelbſt."

„Wenn Sie erlauben, Herr Lieutenant, mit großem Vergnügen."

Rittmeiſter Potolsky lachte um ſo herzlicher über dieſe Eroberung, als der Einjährig-Freiwillige hinzuſetzte: „Allerdings erobert, aber die Beſitzerin zur freiwilligen Kriegsgefangenen gemacht und ihr die Waaren vermittelſt zehn Gulden garantirt."

„Vortrefflich, und da der Karren, wie Sie ſagen, drunten bei dem Verhaue hält, ſo kann bei dem langſamen Ueberſetzen deſſelben ſich Jeder nach Belieben und für ſein Geld anſchaffen."

So geſchah es auch, was die Herren Offiziere anbelangte; dann aber warf der einjährige Oelhändler einen Zehnguldenſchein auf den Karren zu einem Schnaps und einem Brode mit Wurſt für Jeden der Mannſchaft; worauf es dann außerordentlich merkwürdig war, wie die Pferde

vortrefflich über den Verhau ſetzten, nachdem ſich die Reiter durch eine kleine Kollation geſtärkt.

Das plötzliche Verſtummen der Batterie war indeſſen auch von der hohen Generalität nicht unbemerkt geblieben, wozu der dicke Oberſt von den Huſaren das Seinige beigetragen hatte; denn als er geſehen, d[a]ß das Reiterſtücklein geglückt, hatte er nicht ermangelt, [v]or Vorbeireiten dem Brigadegeneral zu erzählen, woran [d]er es dem Diviſionär mitgetheilt, und ſo war es bis [z]u ſeiner Excellenz dem Höchſtkommandirenden gelangt, d[e]r ſelbſt ein Reitergeneral, beifällig darüber gelächelt hatte, [w]orauf zum großen Verdruß des Batteriekommandanten, [d]er von ſeinem Major ſchließlich freundlich erſucht wurde, die [S]ache auf ſich beruhen zu laſſen.

War doch das Manöver, wie wir ſchon früher a[n]gedeutet, zur vollkommenen Zufriedenheit des Höchſtkommandirenden vorübergegangen, und hatte ſich ſogleich nach dem Schluß der Strom ſeines Lobes in hundert kleine Bächlein abgezweigt und ſo jeden Truppentheil bis zu den Zügen und Sektionen herab erfreut und erquickt. Dann zogen ſich die Regimenter auf den verſchiedenen Punkten der weiten Ebene zuſammen, die Infanterie marſchirte unter klingendem Spiel nach der nahe gelegenen großen Stadt, die Artillerie bezog Cantonirungen in den am Rande der Ebene gelegenen größeren Dörfern, und die Kavalleriediviſion kampirte theils auf der Ebene ſelbſt, oder wurde weiter hinauf auf kleinere und größere Bauernhöfe für einige Tage in's Quartier gelegt.

Dazu gehörte auch die Schwadron des Rittmeisters Potolsky, welcher selbst mit beinahe dem ganzen ersten Zuge Quartier auf einem großen herrschaftlichen Schlosse nahm, wo er selbst, wie die Mannschaft und Pferde, in den weitläufigen Gebäuden und Stallungen auf's Vortrefflichste untergebracht wurde. Anderen ging es freilich nicht so gut, denn es gab auch recht armselige Dörfer und Häuser, auf die die Mannschaft vertheilt werden mußte, und so kam es denn, daß Mancher, der sich auf ein fettes Quartier gefreut, vor irgend einer häßlichen Spelunke seufzend vom Pferde stieg.

So geschah es auch unseren beiden Einjährig-Freiwilligen, nur daß sie vor der elenden Hütte, die am Ufer einer übelriechenden Mistpfütze lag, nicht sogleich vom Pferde stiegen, nachdem sie sich leider überzeugt, daß der Name ihres Wirthes, sowie die Bezeichnung des Hofes mit ihrem Quartierzettel zusammenstimmten, sondern daß sie es vorzogen, zuerst zu berathschlagen, ob es nicht besser sei, sich auf gut Glück nach einem andern Quartier umzusehen.

„Ist denn gar kein Wirthshaus hier in der Nähe?" fragte der einjährige Jurist — und setzte zu seinem Freunde gewandt hinzu: „Lieber unser eigenes Geld verzehren, als in so einer Räuberhöhle wohnen."

„Ein Wirthshaus ist allerdings nicht so sehr weit entfernt," meinte der pfiffige Bauer, welcher erfreut war über die Hoffnung, diese lästigen Gäste so bald wieder los zu werden. „Da reiten Sie nur auf dem Wege

neben der Scheuer vorbei und dann immer geradeaus bis an den Wald da drüben, dort geht der Weg abwärts bis an den Bach, der von den Bergen herabkommt und im Thal ein paar Mühlen treibt; hinter der größeren Mühle mit drei Rädern werden Sie an ein eisernes Gitter kommen —"

„Ah!" sagte der Jurist heiter, „ein Wirthshaus mit Park, der von einem eisernen Gitter umschlossen ist, verspricht schon etwas."

„Ja, aber der Park und das eiserne Gitter gehört zu einem herrschaftlichen Gut, das Wirthshaus liegt hinter demselben, vielleicht zehn Minuten entfernt."

„Nun, meinetwegen auch, das macht vielleicht eine halbe Stunde im guten Trab, und ich denke, das Beste ist, wenn wir unsern Burschen vorläufig hier lassen; will man heute noch etwas von uns, was ich indessen nicht glaube, so kommt er, es uns zu sagen, und morgen früh reit' ich zum Wachtmeister, um ihm zu melden, wo wir uns einquartiert haben."

„Abgemacht, morgen ist ohnehin Ruhetag. Du bleibst also hier, Schabel, und kannst dann morgen früh einen Spaziergang machen, um zu sehen, wo wir geblieben sind; gib aber meine Satteltasche herüber, ich habe keine einzige Cigarre mehr."

„Und auch die meinige, in der sich noch ein paar Tropfen Rum befinden."

Dann trabten Beide auf ihren guten eigenen Pferden davon, erreichten in Kurzem den Wald und sahen

ben eine kleine Ebene, an deren Ende ſich die Montes de Toledo erhoben, ein tüchtiger Gebirgsſtock in ziemlich weiter Ausdehnung voll Schluchten und Felspartien, den wir morgen zu überſchreiten hatten; für heute aber waren wir bald am Ziele, und da ich vom langen Ritt recht müde geworden war, ſo ſtieg ich von meinem Pferde ab, ſchlang den Zügel um meinen Arm und ſpazierte mit einem höchſt angenehmen und behaglichen Gefühl auf dem breiten, gut unterhaltenen Wege unſerem Nachtquartier zu.

Yevenes hatte ein ſtattlicheres Ausſehen als Orgaz; eine recht anſtändige Kirche, um welche die kleinen weißen Häuſer lagen, deren letztere ſich an die Bergwand ſchmiegten, von der wir herabzogen. Hier ſahen wir auch Spuren von Gärten, ſogar einige kleine Landhäuſer, und vor einem derſelben ſaß eine Geſellſchaft von Herren und Damen beiſammen, plaudernd und in die weite Ebene hinausſchauend. Felipe erkundigte ſich hier nach der beſten Poſada, worauf ihm freundlich der weitläufigſte Beſcheid zu Theil wurde. Zu unſerer Rechten auf der Berghöhe, von der wir herabſtiegen, befand ſich ein altes Mauerwerk, die Ruine eines Schloſſes oder dergleichen, und nicht weit davon eine kleine Kapelle, deren Glocke bei unſerem Einzug in's Dorf melodiſch läutete.

Die Poſada lag am Ende des Dorfs, beinahe das letzte Haus nach dem Thale zu. Wir ritten in einen von Mauern umſchloſſenen Hof und kamen dann in die von andern ſpaniſchen Poſaden her uns ſchon bekannte große Halle, wo die Familie des Wirths mit den eingekehrten Fremden und deren Thieren in angenehmer Gemeinſchaft lebt. Man kann einen ſolchen Platz mit einer großen Scheuer vergleichen oder mit einem Schuppen, der durch Pfeiler, welche das Dachgebälke tragen, in verſchiedene Abtheilungen getheilt wird. In einer derſelben befindet ſich die Küche, gegenüber ſtehen Maulthiere und Pferde, und der Mittelraum wird zu Handel und Wandel und ſpäter zu Schlafſtellen für die Fremden benützt. Da wir aber von Felipe als etwas ganz Abſonderliches geprieſen wurden, ſo erhielten wir das einzige Schlafzimmer des Hauſes, und zwar das der Wirthin und ihrer Töchter, welche ſich für die

dort, wo der Weg abwärts ging, ein reizend schönes Thal liegen, ja entzückend im Vergleich zu der kahlen, dürren, staubigen Hochebene, welche sie hinter sich gelassen.

„Deine Idee verdient eine Belohnung!“ rief der einjährige Oelhändler, „und wenn der Wirth einen trinkbaren Champagner hat, so werde ich mich finden lassen.“

Bald hatten sie auch [illegible] Bach erreicht, sowie die Mühle mit den drei Rädern und das eiserne Gitter, an dem sie fast zehn Minuten lang vorüberritten, bis sie zu einem breiten, massiv steinernen und dadurch sehr wohlhabend aussehenden Eingangsthor kamen, von dem eine vierfache Allee majestätischer, dichtbelaubter Platanen in schnurgerader Linie auf ein alterthümliches, schloßähnliches Gebäude führte, dessen Spitze, Giebel und Thürmchen hell und einladend zwischen den grünen Laubmassen hervorleuchteten.

„Das wäre mir als Wirthshaus schon lieber,“ meinte der Oelhändler, „hat es doch eine Aehnlichkeit mit unserem Hause auf Lindenhof, vor dem jetzt meine gute Mama sitzt und gewiß traurig an ihren Erstgeborenen denkt, sowie an all' das Unglück, das ihn in der heißen Schlacht ereilen kann.“

„Vorbei, vorbei, ich bin überzeugt, das Wirthshaus kann sich auch sehen lassen.“

Leider fanden sie aber nach kurzem Weitertraben diese schöne Hoffnung nicht gerechtfertigt, denn das gerühmte Wirthshaus war nichts mehr, als eine ganz gemeine Fuhrmannskneipe, kahl und öde auf der Höhe

gelegen, mit einem einzigen Gastzimmer, in dem sich ein allerdings zweischläfriges Bett befand.

„Br—r—r—r," machte der Jurist, als er nach abgehaltener Inspektion wieder aus dem Hause trat und deutlich seinen Entschluß, nicht da zu bleiben, dadurch kundgab, daß er sich sofort wieder in den Sattel schwang.

„Ja, aber was nun?"

„Jedenfalls nicht hier bleiben, lieber noch in unser Quartier zurückkehren."

„Dazu habe ich aber gar keine Lust."

„Ich auch nicht, ehrlich gesagt — wie wäre es, wenn wir drunten in einer von den Mühlen versuchten, für Geld und gute Worte unterzukommen?"

„Meinetwegen; aber wenn wir einmal am Versuchemachen sind, warum nicht geradezu vor jenes Schloß reiten? Beißen werden sie uns auch dort nicht; wir können ja unsern Quartierzettel vorzeigen und nach dem Wege fragen."

„Versuchen wir es, der Weg auf die Haide zurück bleibt uns immerhin offen."

Damit hatten sie das Parkthor wieder erreicht, und es that ihnen wohl, aus der brennenden Sonnenhitze hinweg in dem kühlen Schatten der Platanen auf dem weichen Boden dahinreiten zu können. Auf der Hälfte des Weges sprang ihnen ein riesiger Neufundländer bellend entgegen, der aber, einem scharfen Pfiff gehorchend, wieder davonsprang, nicht ohne noch ein paar Mal laut knurrend stehen zu bleiben.

„Das ſchadet auch nichts," meinte der Juriſt, „auf dieſe Art werden wir ſchon von Weitem angemeldet."

Und ſo war es auch, denn jetzt erſchien an der breiten Treppe, die zum Schloß hinaufführte, ein kleiner Knabe mit einem Reife in der Hand, und ſchrie jubelnd: „Huſaren, Huſaren! — Papa, da ſind Huſaren!"

Dieſem Rufe folgend, ſah man jetzt einen ziemlich ſtarken Herrn im weißen Sommeranzuge, einen Strohhut auf dem Kopfe, welcher den großen Neufundländerhund am Halsbande zurückhielt und einigermaßen erſtaunt die Heranreitenden betrachtete.

Der Juriſt, als der gewandtere Reiter, galoppirte jetzt ein paar Schritte vor, ſchwang ſich dann aus dem Sattel und näherte ſich dem Herrn, nachdem er den Zügel ſeinem Freunde zugeworfen hatte.

„Sie werden entſchuldigen," ſagte er in ſehr höflichem Tone, „daß wir ſo ohne Weiteres hier eindrangen; doch ſind wir der Gegend unkundig und fanden auch Niemand auf dem Wege, der uns hätte ſagen können, wo wir das Haus finden, welches hier auf unſerem Quartierzettel angegeben iſt."

Der Knabe war zutraulich näher getreten und betrachtete aufmerkſam die Säbeltaſche des Huſaren, während der Herr den Zettel las. Es war dieß ein Mann vielleicht in den vierziger Jahren, mit einem freundlichen, wohlwollenden Geſichte, über das jetzt ein ſchalkhaftes Lächeln flog, als er ſagte: „Ihr Quartierbillet lautet auf ein Haus jenſeits der Mühlen, nicht weit in die Haide

hinein; wenn Sie unterwegs noch einmal fragen wollen, ſo erkundigen Sie ſich nach dem ‚Hungerbauern‘, ein Beiname, den der Mann nicht mit Unrecht führt.“

„Ich danke Ihnen recht ſehr für dieſe allerdings wenig tröſtliche Auskunft — ſeit heute früh ſechs Uhr im Sattel, hätten wir uns ſchon ein beſſeres Quartier gewünſcht, als wir es bei dem ‚Hungerbauern‘ wohl erwarten können; erlauben Sie mir noch die Frage, ob nicht vielleicht ein ordentliches Wirthshaus in der Nähe iſt?“

„Leider nein; da oben iſt wohl eine Fuhrmannsherberge, doch bin ich kaum im Zweifel, ob ich Ihnen dann nicht lieber den ‚Hungerbauern‘ anrathen ſoll.“

„Die Huſaren ſollen bei uns bleiben,“ ſagte der Knabe in einem entſchiedenen Tone, „ſie haben ſo ſchöne Säbel und Patrontaſchen.“

„Von welchem Regimente ſind Sie?“ fragte der dicke, freundlich ausſehende Herr.

„Einjährig-Freiwillige des achten Huſarenregiments.“

„Ah, ich dachte es mir doch, bemerkte nur nicht gleich die farbigen Schnüre,“ antwortete der Herr des Hauſes, und ſetzte dann händereibend in wohlwollendem Tone hinzu: „Jedenfalls würde es mich freuen, wenn Sie ein paar Stunden hier bei uns ausruhen wollten, während ich droben im Wirthshaus nachſehen laſſe, ob man Ihnen vielleicht ein anſtändiges Zimmer richten kann.“

„Das iſt recht!“ rief der Knabe in die Hände klatſchend, „und ich will den Kutſcher rufen, daß er die Pferde nimmt.“

„Ihr freundliches Anerbieten für ein paar Stunden dankbar annehmend, wollen wir aber Ihren Leuten durchaus keine Mühe machen, und gestatten Sie mir wohl, unsere sehr ruhigen Pferde indessen an einen Baum zu binden.“

„Nein, nein, das gebe ich unter keiner Bedingung zu!“ erwiederte der dicke Herr, nachdem er mit einer Kennermiene die beiden Pferde betrachtet — „da ist auch schon Jemand, der sie gut besorgen wird. — He, Tonie!“ rief er, „die Pferde nehmen und in den leeren Stall bringen, ihnen Wasser mit Kleie geben und nach einer halben Stunde absatteln.“

Der Jurist wollte, wie vorhin gegen das Wegbringen der Pferde in den Stall, jetzt wieder gegen das Absatteln in bescheidener Weise protestiren, doch stieß ihn der Andere gelinde mit dem Ellbogen in die Rippen, wobei er ihm zuflüsterte: „Laß ihn doch machen, denk' an den Hungerbauern und das Wirthshaus dort oben!“

Bald saßen denn auch unsere beiden Husaren an einem großen runden Tische, der sich hinter dem Hause im höchst angenehmen Schatten dicht belaubter, riesenhafter Kastanienbäume befand, und verschmähten ein kleines, aber sehr kopiöses Goûté nicht, bestehend aus dem schönsten Weißbrod, appetitlichem westphälischem Schinken, goldgelber Butter, Sardines à l'huile, einigem feinen Käse und kühlem, leichtem, aber vortrefflichem Moselwein.

Die beiden Einjährig-Freiwilligen, wenn sie zuweilen ihr Glas mit einem gegenseitigen leichten Blinzeln erhoben,

theilten in ſolchen Augenblicken die gleiche Ueberzeugung, daß gewiß Niemand vom ganzen Regiment, weder der Rittmeiſter Potolsky, noch ſelbſt der Oberſt, nach dem anſtrengenden Manöver heute ſo vortrefflich bewirthet werden.

Und wie freundlich nöthigte der alte Herr zum Zulangen, und wie geſchickt eskamotirte er die leeren Flaſchen hinweg, um friſche erſcheinen zu laſſen, wobei der Knabe mit leuchtenden Augen zwiſchen den beiden Huſaren ſtand und in kurzer Zeit ſo vertraut geworden war, daß er es wagte, die Säbeltaſche emporzuheben oder ſogar den Säbel halb aus der Scheide zu ziehen.

Da flatterte etwas den Weg herab, der ſich von dem traulichen Platze, wo man ſich befand, in einen anſehnlichen Park verlor, und kam tänzelnd näher, mit vorgehaltenem Sonnenſchirm, in einem etwas auffallend gelben Gewande, einen Strohhut am Arm, der voller Gräſer und Feldblumen war — gewiß ein junges, unſchuldiges Weſen, das ſich, den Blick zu Boden geſenkt oder hinaufflattern laſſend an das majeſtätiſche Laubgewölbe der rieſenhaften Bäume, arglos näherte, ohne auch nur zu ahnen, daß der rauhe Krieg in Geſtalt zweier Huſaren eingebrochen ſei in dieſen Sitz ſtiller Friedlichkeit. Es kam näher, erhob endlich ſeinen Sonnenſchirm und ſchien nun mit einem lauten Ausruf des Schreckens entfliehen zu wollen, faßte aber Muth, zögerte einige Augenblicke, bedeckte dann das Geſicht abermals mit dem Sonnenſchirme und kam näher und immer näher.

„Laſſen Sie ſich nicht ſtören, meine Herren!“ ſagte der dicke Herr freundlich, „es iſt nur meine Schweſter.“

Dann rief er der Ankommenden in einem etwas ſpottenden Tone entgegen: „Fürchteſt du dich nicht, Eveline? Es ſind wirkliche, echte und lebendige Huſaren.“

„Ob ich mich fürchte, Ferdinand,“ entgegnete ſie, die Hand auf ihr Herz legend: „aber man muß ſich auch darin zu bemeiſtern wiſſen. — Als ich noch das Glück hatte, in Rußland zu leben —“

„Ja, ja, ich weiß es bereits,“ fiel ihr der Hausherr in die Rede, „da haſt du häufig lebendige Huſaren geſehen — So, nun ſetze dich, wenn es dir gefällig iſt, und geſtatte mir, dir zwei Einjährig-Freiwillige vom achten Huſarenregiment vorzuſtellen, die in der Irre herumgeritten ſind, um den Hungerbauern zu ſuchen, auf den ihr Quartierbillet lautete — und dieß, meine Herren Huſaren, iſt meine Schweſter Eveline.“

Jetzt erhoben ſich die beiden Huſaren pflichtſchuldigſt und ſchlugen unter einer zierlichen Verbeugung klirrend ihre Sporen zuſammen, während der Juriſt ſagte: „Gnädige Frau, es konnte uns nichts Angenehmeres begegnen —“

„Erlauben Sie,“ unterbrach ihn der Herr in dem weißen Sommeranzug, „meine Schweſter iſt unverheirathet und hört es deßhalb nicht gern, wenn man ſie gnädige Frau nennt,“ worauf der junge Oelhändler ſagte — dieſer hatte ein viel ſanfteres Organ, als der Juriſt — „Gnädiges Fräulein, wir ſchätzen uns glücklich, Ihnen

vorgestellt worden zu sein.“ Darauf wagte er es aber in der nächsten Minute nicht, seinen Gefährten anzusehen, er kannte dessen unangenehme Manier, sich durch ein Wort, einen Blick über etwas zu mokiren, und wenn man die alte Schwester des freundlichen Hausherrn, eine dürre, sehr verblühte Schönheit, dabei geschminkt und unverhältnißmäßig aufgedonnert, betrachtete, so hätte der Jurist hier schon Anlaß finden können, seiner bösen Angewohnheit den Zügel schießen zu lassen.

„Trägt nicht das achte Husarenregiment,“ fragte die ältliche Dame jetzt mit niedergeschlagenen Augen, „den Namen Seiner Majestät des Kaisers von Rußland oder eines der erlauchten Großfürsten?“

„Nein, gnädiges Fräulein, an Rußland vergeben sind die Husarenregimenter vier, neun und zehn.“

„Diese glücklichen Regimenter!“

Der Jurist blickte einigermaßen erstaunt auf die Dame, worauf der Hausherr sagte: „Meine Schwester hat die komische Leidenschaft, für Rußland zu schwärmen, ohne das Land zu kennen, und jeden Russen für interessant, liebenswürdig und zuverlässig zu halten, trotzdem sie in ihrer Jugend —“

„Ferdinand!“ rief die ältliche Dame mit einem majestätischen Blick, „zwei Beleidigungen auf einmal! — Doch zürne ihm nimmermehr,“ setzte sie mit sanftem Tone hinzu, indem sie mit ihrer Rechten affektirt gegen die Wolken agirte — „er und meine süßen Jugendträume sind doch für ewig unzertrennlich!“ —

„Nun, es ist nur gut," gab er leichthin zur Antwort, „daß es dabei geblieben ist. Doch reden wir von etwas Anderem. Ich habe dir vorhin gesagt, liebe Eveline, daß diese beiden jungen Herren, Einjährig-Freiwillige, Quartieranweisungen auf den Hungerbauern haben, kein beneidenswerthes Loos, und da denke ich denn, wir könnten ihnen vorschlagen, hier bei uns vorlieb zu nehmen."

„Nein, nein!" rief der Jurist in einem Tone, welcher sehr entschlossen klingen sollte, „das können wir auf keinen Fall annehmen," und auch der junge Oelhändler setzte in einem allerdings viel leiseren Tone hinzu: „Gewiß, unter keiner Bedingung."

„Machen Sie doch keine Umstände, das Haus ist groß genug, Sie geniren uns keinesfalls, und, aufrichtig gesagt, sind wir in unserer ländlichen Abgeschiedenheit froh darüber, für einige Tage angenehme Gesellschaft zu haben — nicht wahr, Eveline?"

„Gewiß, gewiß, bleiben Sie!" erwiederte Jene, und setzte dann leise und träumerisch hinzu: „Allerdings wäre es mir lieber, wenn sie vom vierten, neunten oder zehnten Husarenregiment wären."

Darüber lachte der alte Herr so heiter auf, daß die ältliche Dame erschrocken zusammenfuhr, dann sagte er: „Wer weiß, ob der Name der Herren nicht auf ‚itsch' oder ‚woff' endigt, womit du vielleicht vorderhand zufriedengestellt bist. — Doch Scherz bei Seite, kommen Sie und lassen Sie mich Ihnen ein paar Zimmer anweisen, die Sie gewiß der Wohnung des Hungerbauern vorziehen werden."

„Wenn Sie es denn durchaus nicht anders wollen,“ meinte der Juriſt, „ſo geſtatten Sie uns vorher, Ihnen unſere Karten einzuhändigen.“

Er nahm ſeine Säbeltaſche in die Höhe, zog ein kleines Etuis aus derſelben, und da der junge Oelhändler es ebenſo gemacht hatte, legte er nun beide Karten in die Hände des Hausherrn, der ſie laut überlas: „Dr. Eugen Winkler, Rechtspraktikant, — Friedrich Haller, Kaufmann,“ und dann ſagte: „Und mein Name iſt Haideck auf Haideckhauſen — dort meine Schweſter, Fräulein Eveline von Haideck — und nun kommen Sie!“ worauf die beiden Huſaren eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gegen die Dame machten und dann dem Hausherrn folgten. Er wies ihnen zwei hübſche, ja elegant eingerichtete Schlafzimmer an, welche durch einen kleinen Salon mit einander in Verbindung ſtanden, und da ſie hier ſchon ihre Mantelſäcke und Satteltaſchen vorfanden, ſo ſahen ſie, daß man ſchon bei ihrer Ankunft beſchloſſen hatte, ſie da zu behalten.

„Was meinſt du zu dieſem Abenteuer?“ fragte der Juriſt, als ſie allein waren.

„Ich denke, es läßt ſich hier ſchon einige Tage aushalten; doch wird es morgen früh nothwendig ſein, den Wachtmeiſter von unſerem Quartierwechſel zu benachrichtigen.“

„Das will ich morgen früh beſorgen,“ erwiederte Doktor Winkler gähnend. „Weißt du aber, was ich jetzt vorhabe?“

Nacht anderswo einquartierten. Dieß Schlafzimmer war auch eine der oben erwähnten Abtheilungen und nur durch eine dünne Lehmwand von dem großen Raum abgeschieden. Ein Fenster ohne Glas ging auf die Straße, und das Meublement bestand aus einem gewaltigen Bette, einigen Stühlen, einem Tische und zwei großen hölzernen Truhen; an der Decke befanden sich Schnüre, von welchen eine Unzahl Weintrauben herabhingen.

Da Nevenes nicht an der Hauptstraße liegt, auch die Zeit des Reiseverkehrs für Spanien noch nicht gekommen war, so befand sich der große Raum vor der Küche ziemlich leer; und zwei oder drei Maulthiere und vielleicht ein Dutzend Esel standen vor den Krippen, letztere träumend oder in stille Selbstbeschaulichkeit verloren, den Kopf tief herabhängend, eins der langen Ohren abwechselnd gesenkt. Von den dazu gehörigen Arrieros, schönen, kräftigen Burschen, wie die in Orgaz beschriebenen, waren einige beschäftigt, Päcke abzuladen und die Sättel auf einen Haufen zu werfen, andere aber hatten es sich an dem lodernden Herdfeuer schon bequem gemacht, rauchten Papiercigarren, und einer trällerte ein Lied, wozu er auf einer verstimmten Guitarre herumgriff. Der Ausdruck „Herdfeuer" ist eigentlich eine unrichtige Bezeichnung, indem sich in diesen Posaden nirgends ein Herd befindet, vielmehr brennt das Feuer auf dem gepflasterten Boden, öfter aber auf einem abgenützten Mühlsteine, der in die Erde eingestampft ist.

Unsere Wirthin, die Padrona, eine wohlbeleibte Frau mit freundlichem, gutmüthigem Gesichtsausdruck — sie stemmte gerne ihre Arme in die Seite — führte uns in das Schlafzimmer, und als wir uns dort unserer Manta's und Gewehre entledigt hatten, ersuchte sie uns, die Disposition für unser Abendessen zu treffen, d. h. ihr unsere Wünsche hierüber mitzutheilen. Da aber immer noch eine spanische Conversation außerordentlich schwierig für uns war, wir namentlich von den Benennungen der eßbaren Gegenstände nur sehr dunkle Begriffe hatten, so führte ich die Padrona in den Raum vor der Küche, wo ich beim Einreiten einige sehr

„Ich kann es mir allenfalls denken: du willſt ſchlafen.“

„Richtig — eine Stunde, oder ſo etwas; dann machen wir Toilette — du haſt doch auch deine gute Uniform bei dir?“

„Ich habe nichts Anderes in meinem Mantelſack. Wir werden famos ſoupiren und dann der alten Dame ein Bischen die Cour machen: ich kann dich verſichern, ſie hat ein paar Mal ſcharf nach mir herüber geblickt.“

„Nach mir auch — ſchade, daß du nicht Winkleritſch heißt.“

„Und du Halleroff!“ rief der Juriſt aus ſeinem Schlafzimmer heraus: „doch habe ich für alle Fälle ein Cigarrenetuis, das wundervoll nach Juchten riecht — ein famoſes Bett, recht behagliches Gefühl, ſich hier auszuſtrecken, nachdem man acht Stunden im Sattel geweſen.“

Dann ſchliefen ſie Beide augenblicklich ein, gewiß eine gute Stunde; denn als der Juriſt hierauf raſch ſeinem Bette entſprang und auf den Park hinausblickte, der ſich mit ſeinen Raſenplätzen und prächtigen Baumgruppen weit hinauszudehnen ſchien, bemerkte er, daß die Sonnenſtrahlen ſchon recht ſchräge, faſt horizontal einfielen, dafür aber Gras und Laub auf das Maleriſchſte vergoldeten.

Dann wurde ſorgfältig Toilette gemacht, wozu Waſſer und Waſchapparate in der größten Mannigfaltigkeit vorhanden waren, und bald erſchienen die beiden hübſchen jungen Leute, die vorhin wandelnden Staubgeſtalten geglichen, ſo nett und propre, wie man es nur

von einem jungen, wohlgewachsenen Huiaren verlangen kann.

„Ich habe ganz merkwürdig geträumt," rief der Jurist aus seinem Zimmer herüber, während er sein blondes, lockiges Haar scharf bürstete, „es war mir gerade, als sähe ich die alte Russenfreundin im gelben Kleide durch mein Zimmer schreiten, Guitarre spielend und singend:

Schöne Minka, ich muß scheiden."

„Da hatte ich schon einen ganz anderen Traum," erwiederte Haller, „einen Traum, der mich theilweise an das Manöver erinnerte. Ich hörte das Traben und Schnauben von Pferden, dann aber den Klang von ein paar frischen, lustigen Mädchenstimmen."

„Du liebst es überhaupt, sehr phantastisch zu träumen, mach' aber, daß du fertig wirst, wahrhaftig, es ist schon sieben Uhr und Herr Haideck auf Haideckhausen wird uns für ein paar Murmelthiere halten. Gehen wir."

Sie verließen ihre behagliche Wohnung und schritten eine kleine Treppe hinab, welche sie auf einer Seite des Schlosses in's Freie führte, wo sie die Stallgebäude rechts liegen sahen.

„Ich denke mir, es kann nichts schaden, nach unsern Pferden zu sehen — Doch halt, hörst du nichts?"

„Wahrhaftig, Guitarrenklänge dort aus den geöffneten Fenstern über unsern Zimmern."

„Wahrhaftig, so hätte ich am Ende nicht Alles geträumt!"

Sie gingen in den Stall und fanden dort die Pferde auf ihre Art nicht minder behaglich untergebracht, als ſie ſelbſt; ſo wohl war es den Thieren lange nicht geworden, jedes befand ſich in einem geräumigen Ständer, bis an den Bauch in ſchönem, aufgelockertem Stroh, die Krippen waren von Marmor, die Raufen aus Metall, die Halfterketten von mattpolirtem Eiſen.

„Was das Alles für einen Schick hat hier auf Haideckhauſen — ſei aber auch dankbar dafür, daß ich dich hieher gebracht — Da iſt die Sattelkammer — a—a—a—ah! ſchau einmal dorthin!“

Dieſer Ausruf des Erſtaunens galt nicht ſowohl den glänzenden Fahr- und Reitgeſchirren in großer Auswahl, als vielmehr einem Stallknecht in ſauberer, weiß und blau geſtreifter Jacke, und auch nicht der Perſon deſſelben, vielmehr ſeiner Beſchäftigung, welche darin beſtand, den Bügelſchuh eines höchſt eleganten Damenſattels vom Staube zu reinigen, und nicht nur ein Damenſattel hing auf der Stellage, ſondern zwei von der feinſten Arbeit.

„Sollte die alte Ruſſenfreundin zuweilen zu Pferde ſteigen?“ fragte der junge Oelhändler, „oder ſollte mein Traum in Erfüllung gehen?“

„Bei Gott, ich bin neugierig, das zu erfahren. — Schöne Sättel das,“ wandte er ſich an den Stallbedienten.

„Das will ich meinen, iſt auch wiener Arbeit, kamen erſt vor ein paar Tagen mit den gnädigen Fräuleins.“

„Ah, mit den gnädigen Fräuleins — das ſind

die beiden jungen Damen," fragte der pfiffige Jurist, „die vor einer halben Stunde — vom Pferde stiegen?"

„Ja wohl, Herr. Wenn Sie sich zur Gesellschaft bemühen wollen, so bitt' ich, nur dort beim runden Tisch die kleine Treppe aufwärts zu steigen, bis Sie zum Spielplatz kommen, da finden Sie Alles beisammen."

Als die beiden Husaren hierauf in der bezeichneten Richtung weiter gingen, stieß der Jurist seinen Kameraden leicht mit dem Ellbogen an, indem er sagte: „Was meinst du nun, hat uns das Schicksal nicht vortrefflich geführt — zwei junge Damen, die auf eleganten Sätteln reiten, können nur reizend sein — Schau' einmal, wie ich angezogen bin: sitzt mein Kollet ordentlich?"

„Vortrefflich — und das meinige?"

„Gut, wie immer — da ist die Treppe, und es sollte mich Alles täuschen, wenn die frischen Mädchenstimmen, die ich dort im Dickicht lachen höre, nicht dieselben sind, welche in deinen Träumen erklangen."

Da lag der Spielplatz vor ihnen, ein großer, runder, mit feinem Kies bedeckter Raum, wo sich alle möglichen Dinge befanden, um sich damit auf dem Lande die Zeit zu vertreiben: Schaukeln verschiedener Art, ein Damenkegelspiel, Wurfringe, eine Scheibe, nach welcher man eine Taube mit spitzem Schnabel fliegen ließ, die von einer ziemlich langen Schnur herabhing.

Mit letzterer Unterhaltung war die Gesellschaft beschäftigt: zwei ältere Herren und zwei junge Damen. Eine der Letzteren hielt gerade die Taube in hocherhobener

Hand, wodurch man auf's Vortheilhafteſte die ſchlanken und doch wieder vollen Formen ihrer zierlichen Geſtalt ſah, indem ſie ihren hübſchen Kopf etwas zurückgebogen hielt und die feinen Lippen während des Zielens feſt zuſammenpreßte. Die andere junge Dame ſtand mit zuſammengelegten Händen daneben und ſchaute zu.

Jetzt ſauste die Taube gegen die Scheibe und blieb dort ziemlich im Centrum mit dem ſpitzigen Schnabel haften.

„Vortrefflich, Anna, ganz vortrefflich! Du haſt jetzt ſchon ſechs Nummern mehr, wie wir Andern.“

Dieß ſagte der dicke, freundliche Herr in dem Sommeranzug, um alsdann, ſeiner beiden Gäſte anſichtig werdend, dieſe der Geſellſchaft vorzuſtellen.

„Herr Doktor Winkler — Herr Haller — meine beiden Nichten Anna und Emilie von Haideck — mein Bruder, der glückliche Vater dieſer jungen Damen.“

Die Begrüßung auf beiden Seiten war artig und zwanglos, und da das Spiel noch fortgeſetzt wurde, ſo erſuchte man die beiden Huſaren, einzutreten. Doch war es nicht ſo leicht, in's Centrum oder nahe daran zu kommen, und als bald darauf ein Bedienter meldete, daß das Souper ſervirt ſei, war die ſchöne Anna Siegerin geblieben.

Soupirt wurde im Speiſeſaal des Schloſſes zu ebener Erde, und hier erſchien auch Fräulein Eveline wieder in dem auffallend gelben Kleide mit ſchwarz und weißen Maſchen, eine artige Zuſammenſtellung der ruſſiſchen Nationalfarben.

Es herrschte ein heiterer, fröhlicher Ton, der zuweilen lustig wurde, wenn die alte Dame mit ihren Sympathieen für alles Russische häufig ohne jede Veranlassung herausrückte; wobei es dann auch wohl vorkam, daß der Herr von Haideckhausen, der neben ihr saß, seine Hand mit einem vielsagenden Blick auf ihren Arm legte.

Die beiden Husaren erzählten von dem heutigen Manövertage, was die jungen Damen um so mehr interessirte, als sie selbst mit ihrem Vater zu Pferde draußen gewesen waren; ja sie hatten etwas bemerkt von der plötzlichen Wegnahme der feindlichen Batterie durch die Husaren, und Anna's Vater sagte: der kommandirende General, in dessen Nähe er sich damals zufällig befunden, habe herzlich darüber gelacht.

„Das würde ein russischer Kommandeur nicht gethan haben," sagte Fräulein Eveline in ernstem Tone; doch achtete man um so weniger auf diese Aeußerung, als sich der Vater der beiden jungen Mädchen plötzlich erinnerte, einen Geheimenrath Winkler in Berlin gekannt zu haben. Glücklicherweise war dieß ein Oheim unseres Husaren, und da es auch jetzt dem freundlichen Hausherrn einfiel, daß er vor einigen Jahren ein bedeutendes Geschäft in Repssamen mit einem Herrn Haller in Köln gemacht, welcher Herr Haller zufällig der Vater unseres jungen Oelhändlers war, so kam man sich dadurch mit einem Male bedeutend näher, man nannte gemeinschaftliche Freunde, erinnerte sich an gute Bekannte aus allen drei Familien, trank dazwischen häufig auf das Wohl derselben,

wobei auch die jungen Damen den schäumenden Champagner nicht verschmähten, und so fügte es sich denn, daß, als man nach beendigtem Souper noch einen Spaziergang durch den mondbeschienenen Park machte, Anna bereitwillig den Arm des Juristen annahm, während sich Emilie von dem jungen Oelhändler führen ließ.

Solche Mondscheinspaziergänge haben etwas Gefährliches, selbst wenn sie unter gehöriger Aufsicht stattfinden, da passirt im dunklen Parkwege so Manches, vor dem man unwillkürlich erschrickt, wie das plötzliche Rauschen des Windes in den Zweigen, ein Rollen der Steine auf abschüssiger Bahn, das fernher klingende Gerausch eines durchbrechen Rehs, und am murmelnden Bache das leise Rauschen des Wassers, und hat man dabei noch nie von einem Auseinanderfahren gehört, sehr häufig aber von einem Zusammenfahren. Fern sei es aber von uns, hier bei solchem Zusammenfahren nur annähernd an etwas zu denken, was darauf hinzielen könnte, als sei dieser abendliche Spaziergang nicht vollkommen in den Grenzen gesellschaftlicher Artigkeit und artiger Gesellschaftlichkeit geblieben; aber als nach demselben die beiden Husaren wieder an dem offenen Fenster ihres Salons saßen, blickten Beide lange Zeit in die leuchtende Mondscheibe und waren so einsylbig geworden, daß sie es für räthlich fanden, kurz darauf ihre Schlafzimmer aufzusuchen, ohne indessen sogleich zu Bette zu gehen, vielmehr wurden hier von Beiden die Mondbetrachtungen noch eine Weile fortgesetzt.

Da begab es sich, daß der Jurist aufwärts blickend

plötzlich ein kleines Papier bemerkte, das, an einem langen Bindfaden befeſtigt, ſich von oben herabzuſenken begann, dicht vor dem Fenſter Halt machte und durch ein paarmaliges Aufundabhüpfen Neigung zeigte, abgelöst zu werden. Daß dieß augenblicklich geſchah, bedarf wohl kaum der Erwähnung, doch warf der Juriſt vorher einen ſcheuen Blick auf das benachbarte Fenſter, wo indeſſen Alles ruhig blieb.

— — Auf dem Papier ſtand, von einer feſten, zierlichen Frauenhand geſchrieben:

„Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Fehlt auch ein gutes Herze nicht!“

Das war ſchon merkwürdig und intereſſant genug, aber noch viel merkwürdiger war es, daß ſich gleich darauf vor dem Fenſter, an dem der ſchmachtende junge Oelhändler ſaß, ebenfalls ein Papier an einem langen Bindfaden ſehen ließ, welches die Worte enthielt:

„Haſt Du dieſe Schlange getödtet oder
Haſt Du dieſe Schlange getödtet?“

Räthſelhaft und unbegreiflich — es koſtete Jeden eine gute Stunde, ehe ſie einſchlafen konnten, und dann träumte der Juriſt, er ſei Freimaurer geworden, um Anna Pamina zu gewinnen, und der Andere ſah ſich von einer Schlange verfolgt, welche glücklich getödtet wurde von der ſchönen Emilie im funkelnden Schleier der ſternflammenden Königin.

Was für ein herrlicher, friſcher Morgen war es, der

ſie am andern Tage in der Frühe zum gemeinſchaftlichen Kaffee um den runden Tiſch unter den alten Kaſtanien vereinigte! — aber noch friſcher, als dieſer Morgen, und noch lieblicher, als ſelbſt die mit Thauperlen bedeckten Roſen, waren die in reizenden Morgenanzügen erſchienenen beiden jungen Damen.

Tante Eveline erſchien ſchon ernſter, doch nur was ihre Kleidung anbelangte, denn ihre wundervoll reſtaurirten Züge glänzten voll Heiterkeit, verſchönert durch ein ſchalkhaftes Lächeln; auch heute zeigten ſie wieder ruſſiſche Sympathieen in ihrem Gewande, denn dieß war von ſchwarzer Seide mit gelben Streifen, die aber von Weitem wie züngelnde Flammen ausſahen und an die düſtere Tracht der zum Scheiterhaufen Verdammten erinnerten. Auf dem Kopfe hatte ſie einen weißen Schleier à la Valencienne, und ließ es ſich nicht nehmen, die Honneurs beim Frühſtück zu machen, wie die Frau des Hauſes.

Es wäre zu weitläufig, auch nicht amüſant für den geneigten Leſer, wollten wir über die ſtattgehabten Frühſtücksplaudereien berichten, und halten uns nur an Das, was ſtreng zu unſerer kleinen Geſchichte gehört, ſo zum Beiſpiel, daß der juridiſche Huſar, als von Wintervergnügungen, insbeſondere von Opern die Rede war, faſt unwillkürlich aus der alten Zauberflöte die Melodie ſummte:

„Bei Männern, welche Liebe fühlen,
Fehlt auch ein gutes Herze nicht“,

worauf die hübſche Anna nachdenklich ſagte: „Man mag

dieſe Oper langweilig finden, ich ſchwärme nur einmal dafür."

„Für die Muſik gewiß," fiel hier der junge Oelhändler ein, „aber im Dialog kommen doch eigenthümliche Sachen vor; erinnern Sie ſich nur gleich zu Anfang an die bekannte Frage:

‚Haſt Du dieſe Schlange getödtet?"

„O, das iſt allerliebſt!" rief Emilie, raſch aufſchauend; „wie hübſch läßt ſich das variiren:

‚Haſt Du dieſe Schlange getödtet? oder

Haſt Du dieſe Schlange getödtet?' und ſo weiter."

Niemand ſah aber dabei, wie ſich Tante Eveline in dieſem Augenblick tief auf die Kaffeemaſchine herabbeugte, als wolle ſie ein verlegenes Erröthen verbergen, ſich aber dabei auf doppelte Art vergebliche Mühe gab, denn erſtens merkte, wie ſchon geſagt, Niemand auf ſie, und zweitens würde es dem ſtärkſten Erröthen nicht möglich geweſen ſein, die weiße Schminke zu durchdringen.

Leider mußte ſich der Juriſt viel raſcher vom Frühſtückstiſche losreißen, als ihm lieb war, denn er hatte es übernommen, dem Wachtmeiſter ihren Quartierwechſel anzuzeigen, auch den Befehl für den folgenden Tag zu holen und dann den Burſchen mit herüber zu bringen; ſein einziger Troſt war, daß er ſich vorher am Frühſtückstiſche zu Pferde zeigen konnte, was der Knabe, der kleine Neffe der jungen Damen, ausdrücklich verlangt hatte.

Der Juriſt war ein guter Reiter, und als er hierauf militäriſch grüßend ſein Pferd herumwarf und in

ſchätzenswerthe Gegenſtände erblickt; hier hingen nämlich an der Wand eine lange Reihe von rothen Feldhühnern, auch Haſen und ein ausgeweidetes Reh. Nachdem ich an dieſer Stelle der Hauswirthin unſern großen Hunger pantomimiſch dargeſtellt, zeigte ich auf einige der Wildſorten, dann auf den Keſſel am Feuer und gab ihr zu verſtehen, mein Wunſch ſei, daß einige dieſer vortrefflichen Sachen ihren Weg dorthin finden möchten. Dazu wußten wir Eier, Chokolade, Wein und Brod bei ihrem wahren Namen zu benennen, verwahrten uns feierlich gegen allen Ajo, d. i. Knoblauch, und wurden von der guten Padrona beſtens verſtanden.

Da es draußen noch ganz hell war, ſo machten wir einen Spaziergang durch das Dorf; es hat ein beſſeres Ausſehen, als die meiſten in der großen Mancha; die Straßen waren mit kleinen Kieſelſteinen gepflaſtert und die niedrigen Häuſer, welche flache Dächer hatten, mit weißer Farbe ſauber angeſtrichen. Glasfenſter ſchienen hier als ein überflüſſiger Artikel betrachtet zu werden, nur an einem einzigen Gebäude, einer Zeugwaarenhandlung, vor deren Thüre Manta's und rothe Schärpen im Winde flatterten, ſahen wir dergleichen; im Uebrigen wurden die überaus kleinen Fenſteröffnungen zur Nachtzeit einfach mit hölzernen Läden verſchloſſen, blieben es auch wohl während des Tages, — und bei manchen Häuſern ſahen wir dies, — wo dann Licht und Luft durch die weit offenſtehende Hausthüre in's Innere drang. Von der Einwohnerſchaft von Yevenes bemerkten wir wenig, nur hie und da ſtand eine Gruppe von Männern, alle in langen, meiſtens braunen Mänteln, Cigarren rauchend und plaudernd bei einander; Kinder ſpielten frühjährlich auf der Gaſſe mit Steinen und kleinen Hölzchen, und die Weiber und Mädchen ſchienen ſich in die Wohnung zurückgezogen zu haben; nur zuweilen erſchienen ein paar unter den Hausthüren, um uns neugierig nachzuſchauen. Im Allgemeinen nahm ſich Yevenes ſehr ſtill und öde aus, namentlich der Platz vor der Kirche, wo das Gras zwiſchen den Steinen wucherte. Von dieſer Kirche ſelbſt iſt nichts zu ſagen, es war ein

der breiten Allee verschwand, machte sich das durchaus nicht schlecht.

Dann verschwanden die beiden Herren, sowie die jungen Damen, und hierauf sagte Tante Eveline nach einem langen, sichtbaren Kampfe mit sich selber: „Wenn es Ihnen angenehm wäre, Herr von Haller, so würde ich Ihnen die Umgebung des Schlosses zeigen."

„Wofür ich sehr dankbar wäre," erwiederte Dieser, sich rasch erhebend, getreu dem Grundsatze: daß, wer sich einer jungen Dame zu nähern wünscht, der Mutter oder einer betreffenden Tante den Hof machen soll.

„Wohin gehst du, Eveline?" rief der Hausherr, welcher quer über den Hof weg nach den Stallungen ging.

„Ich will Herrn Haller die Blumen- und Gemüsegärten zeigen."

„So nimm Kurt mit," — so hieß der kleine Knabe.

Dieser schloß sich auch bereitwillig dem Husaren an, und dann spazierten die Drei in die Umgebung des Schlosses.

„Hast Du diese Schlange getödtet?" rief mit einem Male Tante Eveline, vor einer todten Blindschleiche, die am Boden lag, zurückfahrend, worauf der Husar, das Reptil auf die Seite stoßend, lächelnd sagte: „Hier könnte man vielleicht den Ausdruck auf das letzte Wort legen: ‚Hast Du diese Schlange getödtet?' — um sich durch diese Frage nach dem wirklich erfolgten Tode zu erkundigen."

„Wie fein Sie unterscheiden!" sagte Tante Eveline

mit einem schmachtenden Blick: „doch hat mich der Anblick dieses Thieres so erschreckt, daß ich um Ihren Arm bitten muß.“

„Mit Vergnügen stehe ich zu Befehl, gnädiges Fräulein.“

„— — Sagen Sie mir doch,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, während sie ihre rechte Hand auf seinen Arm legte: „Haben Sie nie irgend eine süße Sympathie für Rußland empfunden?“

„Sympathie? Das könnte ich eigentlich doch nicht sagen, obgleich ich Juchten recht gern rieche, auch ein großer Verehrer von echtem, frischem Kaviar bin.“

„Ach, Sie treiben Ihren Scherz mit mir,“ entgegnete Tante Eveline, und obgleich sie ihn dabei etwas schmollend anblickte, fühlte er doch einen leichten Druck auf seinen Arm.

„Nein — auf Ehre — ich meine es ganz im Ernst, was mich nämlich anbelangt; mein Vater hat allerdings früher Versuche gemacht in russischem Talg und russischen Häuten, aber die Grenzplackereien waren unerträglich.“

„Wie fein Sie mir ausweichen — so meine ich es ja nicht,“ sagte Tante Eveline, verschämt vor sich niederblickend und zierlich auf den Fußspitzen gehend — „unter Sympathieen verstehe ich ja nur Sympathieen des Herzens — und nur in dieser Richtung — da ich ja selbst so viele Sympathieen fühle — für das alte, heilige Rußland — so glaubte ich in einer Begegnung dieser Sympathie Trost für mein armes Herz zu finden — O,

Sie ſind grauſam, theurer Herr von Haller, Sie wollen mich nicht verſtehen, und das ſchmerzt mich tief — tief — tief.“

Da ſagte der Knabe, der bisher harmlos nebenher gewandelt war, dabei aber, nach Art dieſer kleinen Kreaturen, kein Wort von dem Geſpräche verloren hatte: „Aber Tante Eveline, wie kannſt du auch verlangen, daß der Huſar dich verſtehen ſoll, er weiß ja nichts von dem ruſſiſchen Grafen —“

„Enfant terrible!“ kreiſchte die ältliche Dame und ſchwankte ſo heftig am Arme des jungen Oelhändlers, daß dieſer ſich beſtürzt nach einer Bank oder nach einem paſſenden Raſenplatze umſah. Glücklicherweiſe aber faßte ſie ſich nicht nur ſogleich wieder, ſondern rief, ſich majeſtätiſch aufrichtend: „Unwürdiger Knabe, habe ich dir deßhalb geſtattet, mit mir ſpazieren zu gehen — ich hätte es nicht thun ſollen,“ ſetzte ſie ſanfter hinzu, „und that es nur, weil ich dich ſo gern habe und dich ſtets durch allerlei Spielereien zu ſehr verwöhnt; deßhalb ſei ein braves, liebes Kind, Kurt, ſpringe voraus, hüpfe — du im erſten Morgenroth des Lebens — ſieh' dort den gelben Schmetterling — wenn du ihn fängſt, ſo ſollſt du aus meiner großen Bonbonnière haben, was du willſt — — Da ſpringt ſie hin, die liebe Unſchuld.“

Allerdings ſprang ſie dorthin, die liebe Unſchuld, aber indem ſie nach Art eines freien Rezitatives vor ſich hinſang — „ja, der ruſſiſche Graf, Tante Evelinens ruſſiſcher Graf, der eigentlich kein ruſſiſcher Graf war — ſondern ein polniſcher Schneidergeſelle.“

Die Beiden hörten dieſe Worte allerdings nicht mehr, denn Tante Eveline ſprach ſehr laut und erregt, während ſie ſich feſter an den Arm des jungen Huſaren ſchmiegte.

„Was nützt es," ſagte ſie, „Wunden aufreißen, die längſt vernarbt ſind, Erinnerungen auffriſchen, welche niemals ſüße Erinnerungen waren! Ach, Herr von Haller, es gibt Augenblicke im menſchlichen Leben, wo man mit einem Male fühlt, daß man gefunden, was man lange geſucht, und der unglücklich Hoffende klammert ſich ſo gerne an einen Strohhalm."

Sie that Aehnliches an ihrem Begleiter, obgleich der geſunde Arm des jungen Oelhändlers durchaus nicht mit einem Strohhalm zu vergleichen war — „Ja, ich bin eine Unglückliche in dieſem Hauſe," fuhr ſie fort — „verfolgt, verkannt, von Neidern und Spähern umgeben — ach, Herr von Haller, wenn Sie nur Guido hießen, ich liebe dieſen Namen leidenſchaftlich."

„Leider heiße ich nur Eduard," gab er etwas verwirrt zur Antwort.

„Oder wenn Ihr Name Georg wäre, wie der des heiligen Drachentödters, denn Sie, lieber Eduard, ſind ein Mann, wie er mir oft im Traume erſchienen, kräftig, um Drachen zu tödten oder — — Schlangen — — verſtehen Sie es, worauf ich mit der Schlange anſpiele?"

„Ich glaube es zu verſtehen," antwortete er etwas leiſe, unter dem Eindruck eines nicht ganz behaglichen Gefühls.

„‚Haſt Du dieſe Schlange getödtet?' — — ach,

verzeihen Sie, lieber Eduard," ſetzte ſie verſchämt hinzu, „dieß trauliche Du, und doch kann man im vorliegenden Falle nicht ſagen: Haben Sie dieſe Schlange getödtet?"

„Allerdings, — aber —"

„O, noch keine Geſtändniſſe, lieber Eduard, jetzt nicht, an dieſem erſten ſchönen Morgen."

„O, ich bitte —"

„Bin ich doch ohnedieß ſelig genug, von Ihrem Herzen verſtanden zu werden — Jemand zu finden, der meinen ſymboliſchen Spruch zu deuten wußte, der Muth genug hat, vielleicht auch ein klein Bischen Liebe, um mich aus den Windungen der Schlange zu retten — nicht wahr, mein edler Georg?"

„— — Sie meinen —"

„Ja," flüſterte ſie geheimnißvoll, „Alles in dieſem Hauſe umgibt mich wie züngelnde Schlangen, meine Brüder, meine naſeweiſen Nichten — dieſer unverſchämte Knabe — Alles kalt, glatt, unheimlich, ſchlüpferig: weiß doch Niemand mein Herz zu würdigen, ſtehe ich doch einſam hier mit fühlender Seele — unter Brüſten die einzige fühlende Larve — nein, ich wollte ſagen: unter Larven die einzige fühlende Bruſt!"

„Gnädiges Fräulein — gnädiges Fräulein!" rief es ziemlich laut, faſt heftig aus einem Seitenwege hervor, und dort ſah man jetzt eines der Stubenmädchen erſcheinen, welchem ihre Herrſchaft ziemlich mürriſch winkt, näher zu treten.

„Was ſoll's, Antonie?"

„Der Herr Baron ersucht Sie dringend, so schnell als möglich zu ihm zu kommen, aber sogleich, gnädiges Fräulein!“

Tante Eveline ließ seufzend den Arm des jungen Husaren fahren; doch ehe sie wegging, flüsterte sie ihm noch zu: „Sie sehen, Eduard, wie man mich verfolgt, wie man mich auch nicht den kleinsten Augenblick stillen, seligen Glückes genießen lassen will — doch hoffen wir — wie gestern — ja noch mehr — auf die stillverschwiegene Nacht —“ damit war sie verschwunden.

Der junge Husar blieb wie angedonnert stehen, er fuhr mit der Hand über die Augen, als wolle er sich aus einem unangenehmen Traume erwecken — „Nun, das fehlte mir noch,“ sagte er endlich — „diese schreckliche Hoffnung auf heute Abend — da wäre das Quartier beim Hungerbauern unbedingt vorzuziehen — o, o—o—o!“

Nach ein paar Stunden kam der Jurist zurück, und sein dampfendes Pferd bezeugte die Eile, mit der er geritten; doch warf er dem Stallknechte den Zügel mit einer verdrießlichen Miene zu und eilte, seinen Kameraden zu finden.

Dieser hatte sich in sein Zimmer begeben, denn es war ihm nach dem Vorgefallenen im Freien, wo er immer fürchten mußte, der alten Tante zu begegnen, etwas unheimlich geworden. Er erinnerte sich, in seiner Jugend von Zaubergärten und verherten Inseln gelesen zu haben, wo junge, unerfahrene Leute durch herrliche Lockspeisen

gefesselt wurden, um später von einer Person, die sich „Circe" oder „Kirke" nannte, in abscheuliche Schweine oder Aehnliches verwandelt zu werden — — so was hätte ihm noch gefehlt.

„Da bin ich zurück!" sagte der Jurist, indem er mit Sporen und Säbel klirrend vor ihn hintrat, „hol' der Teufel diese langweilige Kommißwirthschaft!"

„Nun, was gibt's denn?"

„Da komm' ich zum Wachtmeister und melde ihm, daß wir statt des verdammten Hungerbauern ein so wundervolles Quartier erhalten hätten, und bitte ihn, uns die paar Tage, die wir in der Gegend bleiben, da zu lassen."

„Nun?" fragte der Andere mit einem Gesichtsausdrucke, welcher sehr abstach von der mürrischen Miene seines Kameraden.

„Rundweg abgeschlagen!" rief dieser ergrimmt — „hol' ihn der Teufel und die ganze Wirthschaft dazu — er könne uns diese Erlaubniß leider nicht geben — ‚leider', heuchelte das alte Kameel, sähe der Rittmeister sehr darauf, daß die Leute in ihren Quartieren blieben; dann soll von morgen Abend für ein paar Tage Bivouak bezogen werden, zur Belohnung aber verspreche er uns zum Manöver für übermorgen ein paar lustige Ordonnanzritte beim Brigadier, der ein paar intelligente Leute mit guten Pferden verlangt habe — und das nennt der Kerl eine Belohnung!"

„So reiten wir sogleich zum Hungerbauern?" fragte der Andere mit einer erfreuten Miene.

„Lieber in die Hölle! — nein, mein Schatz, heute ist Ruhetag, den Befehl für morgen habe ich, bleiben wir hier — sehr hier. Wie sagt doch König Philipp — ‚die Welt ist noch für einen Abend mein', ich will ihn nützen, diesen Abend — — doch was seh' ich!" rief er, an's Fenster eilend, „die Damenpferde werden gesattelt, und an meinem armen Braunen ist kein trockenes Haar — o, Pech über Pech!"

„So nimm mein Pferd."

„Und dann?"

„Ich hab' ein Bischen Kopfweh und will auf meinem Zimmer bleiben."

„Du bist doch ein echter Oelhändler."

„So, das ist der Dank für mein Pferd."

„Ach, geh' doch — der liebenswürdige Herr von Haideck auf Haideckhausen hat gewiß einen Klepper für mich."

„Nein, ich bleibe, ich habe starkes Kopfweh."

„Und die schöne Emilie?"

„O, du bist joli coeur genug für Beide."

„Meinetwegen, ich lasse dich also, aber hilf mich ein wenig abbürsten!" und während dieß geschah, dachte der selbstsüchtige Jurist: „Wenn er zu Hause bleibt, habe ich größere Chancen, der alte Herr reitet mit Emilie, und ich werde mich mit der reizenden Anna beschäftigen."

Dieß mußte denn auch wohl und auf's Angenehmste während des Spazierritts geschehen sein, denn die Gesellschaft blieb so lange aus, daß der freundliche Hausherr,

Tante Eveline und der kleine Kurt schon eine gute Viertelstunde am Eßtisch unter den Kastanien saßen, und als sie zurückkamen, war der Jurist mit der schönen Anna ziemlich weit hinter den Andern zurückgeblieben und versah dann, sich von seinem Pferde werfend, die Stallmeistersdienste mit einer Neid erregenden Langsamkeit und Umständlichkeit; er bot seine Rechte dar für den kleinen Fuß der jungen Dame, und als sie sich etwas zu hastig herabschwang, fing er sie in seinem linken Arme auf und hielt sie dort länger, als gerade unumgänglich nothwendig gewesen wäre; auch bot er ihr den Arm, um sie lächerlicherweise die paar Schritte bis zum Tische zu führen.

Tante Eveline hatte sich dicht neben den jungen Oelhändler gesetzt und flüsterte ihm zu: „Wie glücklich bin ich, theurer Georg, süßer Schlangentödter, daß sie den Lockungen dieser Sirenen nicht gefolgt sind — heute Nacht —"

Diese jetzt zum zweiten Male wiederholte Aussicht war für den armen Husaren so schrecklich, daß er sich sozusagen kopfüber in das vortreffliche Diner warf, oder vielmehr in die herrlichen Weine, und dadurch wieder zu einiger Heiterkeit gelangte. Dann wurde gespielt mit den Kegeln und mit der Taube, später bei einbrechender Dämmerung auf dem Billard, und dann that es der gastliche Herr von Haideckhausen nicht anders, als die Gesellschaft noch zu kalten Rebhühnern und noch kälterem Champagner zu nöthigen — „Ja, leider für uns als Galgenmahlzeit," sagte der Jurist seufzend, indem er einen traurigen Blick

auf die schöne Anna warf und nochmals wiederholte, daß es bei dem strengen Dienst und bei dem bestimmt ausgesprochenen Befehl keine Möglichkeit gebe, auch nur einen Tag länger zu bleiben. „Jedenfalls aber," setzte er hinzu, „werden Sie mir in den nächsten Tagen wohl noch ein paar Besuche gestatten, für welche ich Zeit finden muß, und sollte ich ein paar Pferde todreiten."

Ach, diese junge Dame war aber auch schon der Mühe werth, um sich für sie zu bemühen und anzustrengen: welch' reizende Gestalt, so schlank und doch wieder von so wunderbarer Fülle, und diese Augen so schelmisch blickend, die leuchtend weißen Zähne, wenn sie lachte — und sie lachte so oft und herzlich — dabei dieser feine Anstand und doch nichts von der lächerlichen Prüderie, wie man sie oft bei jungen Damen findet, einen Scherz verstehend und erwiedernd — kühn als Reiterin, geschickt im Pistolenschießen, vortrefflich Billard spielend und ihre la Ferme mit wahrem Genusse rauchend.

Beim heutigen zweiten und leider letzten Mondscheinspaziergang hatte Fräulein Emilie Ermüdung vorgeschützt und sich auf ihr Zimmer zurückgezogen — an ihre Stelle von gestern aber zur Seite des jungen Oelhändlers war Tante Eveline getreten und hatte sich an seinen Arm gehängt, wobei es noch als einziges Glück zu betrachten war, daß der Herr von Haideck auf Haideckhausen nahe an der Seite der Schwester ging in gleichem Schritt und Tritt, und durchaus nicht geneigt schien, sich, wie heute Morgen der unschuldige Knabe, zur Jagd

ziemlich großes Gebäude aus grauen Steinen und in gar keinem Style erbaut.

Nach Hause zurückgekehrt, fanden wir unser Schlafgemach bestens hergerichtet, den Tisch mit einem weißen Tuche gedeckt und die beiden großen Truhen, um ihnen ein Ansehen zu geben, mit farbigen Schürzen verhängt. Unser Abendessen war recht gelungen und hätte man es selbst unter andern Umständen vortrefflich nennen können; Feldhühner mit Reis, einen geschmorten Hasen, Eier mit Schinken, dazu schneeweißes Brod und fast schwarzer Wein, nicht zu vergessen die herrlichste Chokolade der Welt, wir tafelten königlich, und zu unserer vollkommenen Restauration von den Mühseligkeiten des Rittes fehlte nichts als ein guter Schlaf, der aber auch so freundlich war, uns alsbald in seine Arme zu nehmen und bis zur Morgendämmerung zu beglücken, obgleich wir frühzeitig mit den Hühnern zu Bette gegangen waren. — Glückselige Zeit, an die ich mich oft erinnere, sowie an unsere unfreundliche, finstere spanische Kammer, wenn in der Heimat die schlaflosen Nächte oft so unendlich lang erscheinen und das weiße gespenstige Gaslicht durch die hellen Fensterscheiben dringt.

Unser edler Felipe, der nicht minder gut dinirt und geschlafen als wir, weckte uns beim Grauen des Morgens. Wir kleideten uns an, zahlten unsere Zeche, die in den meisten dieser Posaden für Mittag- oder Nachtessen, Bett und Frühstück gewöhnlich einen Duro betrug, 2 fl. 30 kr. rh.; das letztere besteht in der Regel aus Chokolade und Picatostes, d. h. in Olivenöl gebackenes Brod.

Da unsere Posada, wie schon bemerkt, am Ende des Dorfes lag, so waren wir bald im Freien, ritten noch eine kurze Strecke abwärts und befanden uns dann in der Fläche, die wir gestern Abend vom Berge aus gesehen, bemerkten aber, daß uns in Betreff derselben unser hoher Standpunkt einigermaßen betrogen hatte, und daß von einer ausgedehnten Ebene nach unseren Begriffen durchaus keine Rede war; nebendem, daß die Morgendämmerung noch alles in ihren Schatten hüllte, hatten sich auch

auf einen Buttervogel oder vielmehr auf einen Leuchtkäfer ausschicken zu lassen.

Als die beiden Husaren später wieder auf ihrem Zimmer angekommen waren, warf sich Haller mißmuthig in einen Fauteuil, dabei ausrufend: „Gott sei Dank, das ist glücklich vorüber!“

„Leider — leider — leider ist das für heute vorüber,“ gab der Jurist zur Antwort, während er gedankenvoll in dem Salon auf und ab schritt.

„Ja, so sind die Ansichten verschieden, und wenn man dich gesehen hat Süßholz raspeln, so versteht man schon dein Bedauern.“

„Ja, bei Gott, diese Anna ist ein himmlisches Wesen und wohl werth, alle Thorheiten für sie zu begehen.“

„Nun, das muß wahr sein, es zeugt von keiner kleinen Einbildung, da von Thorheiten zu sprechen.“

„Laß gut sein, eine Redensart wie eine andere, und um dich zufrieden zu stellen, will ich dir gestehen, daß ich in dieses himmlische Mädchen rasend verliebt bin.“

„Und sie?“

„Der Himmel weiß es allein, ob ich so glücklich sein werde, ihre Liebe zu erringen, — wenigstens — ganz gleichgültig glaube ich ihr nicht zu sein.“

Da klopfte es leise an die Zimmerthüre, und dieser Ton brachte auf jeden der beiden Husaren eine ganz andere Wirkung hervor: während der Jurist erwartungsvoll nach der Thür blickte, erhob sich der junge Oelhändler mit einem scheuen, furchtsamen Blick dorthin von seinem

Stuhle, indem er angſtvoll dachte: „Was, ſoll ſich das Entſetzliche jetzt ſchon begeben!“

Doch war es nichts Entſetzliches, was auf der Schwelle erſchien, vielmehr ein hübſches Kammermädchen, welches einen Brief ihrer Herrſchaft für den Herrn Dr. Winkler überbrachte. — Sie erhielt von dem Glücklichen, der ſie bis vor die Thür begleitete, ein Goldſtück zur Belohnung, und als er nun wieder eintrat, den Brief hoch erhebend, ſagte er mit bewegter Stimme und nach einem tiefen Athemzuge: „Du wirſt es mir nicht übel nehmen, wenn ich mich mit meinem Glücke in das Schlafzimmer zurückziehe.“

„O nein, gewiß nicht, ich verſtehe deine Gefühle,“ ſagte der Andere in etwas verdrießlichem Tone, „auch bin ich müde und will ſchlafen gehen — gute Nacht!“

Ehe er ſich aber wirklich zur Ruhe begab, verſchloß er ſorgfältig ſämmtliche Thüren, und dann trat er an das Fenſter ſeines Schlafzimmers, um wie geſtern, nur mit weniger heiteren Gefühlen, den geſtirnten Himmel zu betrachten.

— — — — Da — langſam — langſam — ſchwebte wieder etwas an einem dünnen Bindfaden hängend von oben herab, ein kleines Briefcouvert, welches dicht vor ſeiner Naſe zierliche Kapriolen machte.

„Hol' der Teufel die alte Schachtel! Wenn ich das Ding nicht nehme, ſo könnte es von drunten oder drüben geſehen werden und mich ſchmachvoll kompromittiren.“

Es war in der That ein verſchloſſenes Briefcouvert, das er raſch öffnete, den Inhalt überlas, um es alsdann

weit von sich ab auf den Tisch zu schleudern, und sich hierauf grollend und murrend in die Kissen vergrub; doch nahm ihn trotzdem der freundliche Schlaf rasch und fest in seine Arme und ließ ihn nicht einmal im Traume etwas von Dem erleben, was er in der That gefürchtet.

Das Einzige, was in Erinnerung des gestrigen Tages durch seine Träume ging, war ein Anklang von Evelinen's Sympathieen, in Folge dessen er mit großem Behagen Talglichter verspeiste und Schuhwichse dazu trank.

Es dunkelte noch, als die beiden Husaren geweckt wurden und sich rasch ankleideten, denn es galt, um sechs Uhr draußen beim Zuge zu sein.

Eine heiße Chocolade, die ihnen servirt wurde, war nicht zu verachten bei dem frischen Herbstmorgen, dann belohnten sie die Dienerschaft auf's Reichlichste, schwangen sich auf ihre Pferde und verließen das gastliche Haus, worauf sie schweigend durch die Kastanienallee ritten zu dem Thore hinaus, welches sich ihnen vorgestern so freundlich geöffnet.

Daß der Jurist in ernstem Schweigen verharrte, fand der Andere sehr begreiflich, mußte es ihm doch wehe thun, so rasch ein Haus zu verlassen, wo er der Seligkeiten größte gefunden — und beneidenswerth war er — ein glücklicher Kerl — allerdings saß er nachdenklich im Sattel, doch wer wäre an seiner Stelle nicht nachdenklich gewesen! — „Dem Himmel sei gedankt, dachte alsdann der junge Oelhändler, daß ich frei und ledig dieß gefährliche Haus verlasse, wie ich es betreten, daß ich nicht mehr

Georg der Drachentödter bin oder der edle Guido, und daß ich keine ruſſiſchen Sympathieen mehr zu heucheln brauche — Juchhe! hopp hopp!“

„Na, das Traben können wir uns ſparen,“ ſagte der Juriſt mißmuthig, „wir haben Zeit genug, und wenn du deine allerdings begreifliche Heiterkeit nicht zu zügeln vermagſt, ſo reite allein voraus!“

„Na, was heiter ſein anbelangt, ſo glaube ich, daß du, Glücklicher, mehr Urſache dazu haſt, als ich.“

„Geh, Heuchler — pfui über dich, ſchlangenglatter Oelhändler, meinſt du, daß man nicht hinter deine Schliche gekommen wäre, daß man nichts wüßte von gebrochenen Herzen, die hinter dir zurückgeblieben ſind?“

Es war dem Andern unangenehm, daß ſein Kamerad etwas erfahren von ſeinem Spaziergang mit Tante Eveline; doch als Jener fortfuhr: „Umſonſt zog ſich die ſchöne Emilie nicht ſo früh in ihr Zimmer zurück, ſie hatte über Süßes nachzudenken,“ da leuchtete es heiter aus ſeinen Zügen und er ſagte luſtig lachend: „Ja, lieber Freund, im ganz Verborgenen blüht die Liebe am ſchönſten, und ich war zufrieden mit meiner kleinen Eroberung — — Und du, junger Cäſar?“

Der Juriſt zuckte leicht mit den Achſeln, während ein wohlgefälliges Lächeln über ſeine Züge flog, wobei er auf den goldig hellen Streifen im Oſten blickte und ſchwärmeriſch ſagte: „Lieber Eduard, laß mir meine ſtille Glückſeligkeit!“

Die Mühlen lagen längſt hinter ihnen, dort auf

der Höhe ſah man in nebligen, ungewiſſen Umriſſen das Haus des Hungerbauern und davor den Burſchen der beiden Huſaren halten; dann ritten ſie gemeinſchaftlich weiter bis zu einer Windmühle, am Anfange der großen Haide gelegen, wo die Manöver ſtattfanden und wo der Sammelplatz des Regiments war. Nach ſechs Uhr rückte man in die Schlachtlinie ein, doch da heute hauptſächlich nur mit Artillerie- und Infanteriemaſſen gewirkt wurde, ſo hatte die Kavallerie faſt gar nichts zu thun und ſogar nur höchſt ſelten das Vergnügen, im Bereiche des feindlichen Geſchützfeuers halten zu dürfen.

„U. a. w. g.," ſagte lachend der Rittmeiſter Podolsky, nach langſamem Abreiten der Eskadronsfront vor ſeinem Oberlieutenant haltend — „und Abends wird getagert — auch ein mäßiges Vergnügen, wenn man ſchon ein paar Mal dabei war und es beſſer haben könnte —"

„Was jagt denn dort die Höhe hinan?"

„Es iſt die Batterie, die wir geſtern genommen, Herr Rittmeiſter," meldete der zweite Lieutenant.

„Die werden ſich das kindiſche Vergnügen machen, uns mit Kartätſchen zu bedienen — ‚Wer weiß wie ſehr' — da haben wir es ſchon."

Und — bumm — bumm — bumm — bumm, krachte es herüber.

„Schade," lachte der Rittmeiſter Podolsky, „daß man ſelbſt einen guten Witz nicht wiederholen darf, ſonſt ſollte man hinaufreiten und ſie ein Bischen mit der flachen Klinge bearbeiten."

„Was meinen Sie, Herr Rittmeiſter," fragte der zweite Lieutenant mit einem pfiffigen Lächeln, „ſollen wir ihnen auf andere Art Eins aufſpielen?"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, im wahren Sinne des Wortes, wir haben ja die Regimentsmuſik hinter der Front ſtehen."

„Das wäre nicht ſchlecht, aber man könnte es höheren Orts übel vermerken."

„Ich glaube kaum, Herr Rittmeiſter, die Dragonerbande auf dem linken Flügel hat auch vorhin geſpielt."

„Nun, meinetwegen, aber es muß etwas Paſſendes und Luſtiges ſein."

„Verſteht ſich, Herr Rittmeiſter!" damit verſchwand der junge Offizier im Galopp hinter der Front, und bald darauf hörte man in ſchmetternden Klängen das ſchöne Volkslied:

„Gute Nacht, gute Nacht, liebe Anna-Dorothee,
Gute Nacht, gute Nacht, ſchlaf' wohl!"

in welches ſämmtliche Huſaren mit einem lauten, weithin ſchallenden Gelächter einfielen.

Weiter geſchah an dieſem Manövertage nichts Beſonderes, was der Mühe werth geweſen wäre, in den Annalen der Kriegsgeſchichte verzeichnet zu werden. Die Generalſtäbler und Ordonnanzoffiziere ſtrichen nach allen Richtungen umher, wie die Schwalben im Hochſommer, Staub gab es auch genug und Pulver wurde eine unglaubliche Menge verknallt: dann kam der Abend und mit ihm die Freuden des Bivouaks.

Der Wachtmeiſter verlas den Befehl für morgen, in welchem auch vorkam, daß die beiden Einjährig-Freiwilligen zu Ordonnanzen in's Hauptquartier beſtimmt ſeien, auch unterrichtete er ſie ſpäter noch perſönlich und auf's Genaueſte, wo ſie ſich zu melden und was ſie zu thun hätten.

„Sie haben mich alſo genau verſtanden," ſetzte er hinzu; „ſobald die Schwadron morgen früh aufbricht, ſei es nach der gewöhnlichen Reveille oder ſei es nach einem Allarm, den wir erleben könnten, ſo reiten Sie los und ſuchen ſo bald als möglich in's Hauptquartier zu kommen — verſtanden?"

„Ja wohl, Herr Wachtmeiſter."

Ein paar Stunden nachher lagerten unſere beiden Huſaren auf ihren Mänteln am Boden vor den Pferden, die in einer langen Reihe an die Fouragierleinen gebunden ihr Futter verzehrten, ſich auch zuweilen bei der kalten Nachtluft fröſtelnd ſchüttelten.

„Geſtern und heute, welcher Unterſchied," ſagte der Juriſt, „wenn ich denke, daß jetzt auf Haideckhauſen unſere vortrefflichen Betten leer ſtehen!"

„Und daß ſie vielleicht deiner mit Liebe gedenkt," lächelte der junge Oelhändler.

„Und Emilie deiner."

„Ich hoffe es, denk' aber trotz alledem gut zu ſchlafen."

„Mir auch recht — gute Nacht!"

Ermüdet, wie die Beiden waren, ſchloſſen ſich denn

auch bald ihre Augen zum Schlummer, doch konnte dieser nicht gar lange gedauert haben, als sie mitten in der Nacht — es war noch stockfinster — durch den schmetternden Klang der Trompete erweckt wurden.

„Was ist denn da los?“

„Ein Allarm!“ rief der Jurist, der neben seinem Pferde stand und es schon fast vollkommen gesattelt hatte.

Das war ein plötzliches und buntes Durcheinander, wie sich jeder der Husaren beeilte, mit seinem Pferde fertig zu werden, sich dann selbst den Säbel umzuschnallen, den Pelz zu befestigen und den Kolpak aufzusetzen; dazwischen klangen die Trompeten, die Offiziere trieben mit lauten Worten und jetzt blitzten durch die finstere Nacht schon die ersten Schüsse einer rasch vorgeschobenen Batterie.

Der Jurist saß schon hoch zu Pferde, als sein Kamerad noch mit dem Sattelgurte beschäftigt war: „komme bald nach!“ rief er ihm zu, „bei Philippi sehen wir uns wieder!“ Damit verschwand er in der Dunkelheit.

„Ist das ein egoistischer Kerl!“ brummte der Andere: „nun — ob ich auch einige Minuten später komme, ist ganz einerlei — wenn ich nur wüßte, wo mein Säbel ist, hab' ihn doch neben mir liegen gehabt — o, da ist er — Teufel auch,“ fuhr er fort, indem er sich bemühte, den Gurt zuzuhaken, „bin ich denn seit gestern dicker geworden oder durch die feuchte Nachtluft aufgeschwollen?“ Endlich war er fertig und flog nun ebenfalls über das Feld dahin in der Richtung, wo er das Hauptquartier

vermuthete, das er denn auch nach einigem Suchen auf einem Hügel hübsch bei einander fand, Alles hoch im Sattel, Jeder auf's Emsigste beschäftigt.

Auch er erhielt im nächsten Augenblick den Befehl, einem höheren Stabsoffizier zu folgen, welcher ihn später bald mit mündlichen, bald mit schriftlichen Aufträgen umherjagte, daß es eine Freude war und er kaum zu sich selber kam, so daß er fast nicht einmal bemerkte, wie die glühend rothe Sonne hinter einer dichten Nebelwand emporstieg. Glücklicherweise hatte er ein gutes Pferd, doch war dieß auch wieder schuld daran, daß er häufiger als Andere mit Befehlen bedacht wurde, von einem Truppenkörper zum andern, von diesem General an jenen, und mitunter waren das recht kuriose Meldungen, die er mündlich oder mit Bleistift auf ein Stück Papier geschrieben zu überbringen hatte, und sehr oft die Schlacht durchaus nicht betreffend. So war es doch für den Gang derselben gewiß sehr gleichgültig, ob der General von Schreckenstein heute Abend um sechs Uhr im goldenen Anker soupiren würde, oder ob ihm der Oberst Izewsky antworten ließ, er würde für zwölf Couverts besorgt sein und den Champagner in Eis stellen lassen.

Endlich aber fühlte sich unser junger Husar doch etwas ermüdet, hungrig war er schon lange und erinnerte sich mit Vergnügen daran, daß er gestern Abend ein Stück Schwarzbrod und Wurst, sauber in Papier gewickelt, in die Säbeltasche gesteckt hatte. Da auch jetzt gerade auf seinem Wege ein ziemlich steiler Hügel lag, so begab

er sich hinter denselben, schwang sich vom Pferde und ließ sich nieder, um die Satteltasche zu öffnen.

Dieß war auch leicht geschehen, er fand auch das in Papier Gewickelte, erstaunte aber nicht wenig, als er, dasselbe öffnend, sah, daß sich hier statt des Schwarzbrodes mit Wurst, Weißbrod mit Käse befand — hastig griff er tiefer in die Tasche und zog ein Schnupftuch hervor, sowie ein Briefcouvert, letzteres an Herrn Dr. Winkler überschrieben.

„Nun, das ist nicht schlecht, hat dieser Kerl heute Morgen meinen Säbel statt des seinigen genommen, deßhalb hat mir auch die Kuppel den Magen halb eingedrückt, glücklicherweise daß er halb leer war — nun, ich kann mir sein Brod und seinen Käse schon gefallen lassen, bin ich doch überzeugt, daß er meine Wurst schon lange gefressen hat — a — a — a — ah, und auch gewiß den Brief gelesen, den ich heute Morgen in die Säbeltasche gesteckt — ich kenne meine Pappenheimer, wo so ein Jurist etwas auszuschnüffeln vermag, da unterläßt er es gewiß nicht — also Wurst wieder Wurst, oder vielmehr Käse gegen Wurst."

Dann zog er den Brief säuberlich aus dem Couvert und las mit einiger Verwunderung nachfolgende Zeilen:

„Mein verehrter Herr Doktor!

„Es thut mir leid, Ihnen den Irrthum benehmen zu müssen, als ließen sich die Kriegsspiele auch in unserem friedlichen Asyle fortsetzen, und als käme es nur darauf an, rasch und — rücksichtslos vorzugehen, um Eroberun-

Nebel aufgemacht, die uns dicht und kältend umgaben; auch ſanken ſie nicht wieder herab, ſondern hoben ſich hoch empor, den Himmel mit grauen Wolken überziehend.

Eine Zeitlang ritten wir im Thale fort, an Fruchtfeldern vorbei, bald aber wurde der Weg ſandig, es ging aufwärts eine Heide hinan durch lange und breite Gaſſen, die von manneshohen Burbaumſträuchen gebildet waren. Das Terrain war gänzlich verſchieden von dem, welches wir geſtern durchritten, und nicht ſo langweilig als das Felſenplateau zwiſchen Toledo und Orgaz; hätte uns ein heller Sonnenſchein beglückt und die Landſchaft gefärbt, ſo würden wir ſie wunderſchön gefunden haben, ſo aber bei grauem, trübem Regenhimmel machten die Schluchten, durch welche wir ritten, einen gewaltigen, ernſten Eindruck. Bald ging es zwiſchen Felſen hindurch, neben dem Flußbette eines klaren Bergwaſſers dahin, deren wir heute viel ſahen, bald über breite Wieſen, rechts und links mit grünen Gebüſchen beſäumt, lange Strecken aufwärts, ohne eigentlichen Weg, und auf der Höhe angekommen, hatten wir meiſtens rechts und links den Anblick einer düſtern, aber prachtvollen Gebirgslandſchaft, wie man ſie bei uns in Deutſchland nicht ſchöner ſehen kann. Die vielen Waſſer, welche überall hervorſprudelten, begünſtigten eine reiche Vegetation, und wenn wir ſo vom Wege in die Berge hineinſchauten, ſo erblickten wir an dem niederen Gebirgszug neben und unter uns deutlich alle Quer- und Längenthäler, ausgezeichnet durch ihre mannigfaltigen grünen Schattirungen. Bei einer ſolchen Partie wurde einmal das heimatliche Gefühl meines großen Malers außerordentlich rege, denn er machte mich auf einen herrlichen Bergkegel aufmerkſam, der ſeiner Behauptung nach das genaueſte Ebenbild des Wendelſteines im baieriſchen Oberlande ſei. Schöne Formen hatte dieſer Spanier allerdings; ſein Fuß war grün bewachſen, an ihn ſchloſſen ſich graue, nackte Felspartieen, und ſein Haupt, in violettem, bläulichem Duft, ſchien von den freilich tiefhängenden Wolken berührt zu werden. Neben ihm öffnete ſich ein breites Thal, deſſen Grund mit Waſen bedeckt war, weder Weg noch

gen zu machen. Doch sollen diese Worte nicht den Zweck haben, Sie zu verletzen oder Ihnen eine unangenehme Erinnerung an uns zu hinterlassen, oder Sie auf immer von Haidrdhausen zu verscheuchen — im Gegentheil, ich rechne fest auf den uns versprochenen Besuch, sei es auch nur, um einen so angenehmen Gesellschafter bekannt zu machen mit — meinem Manne, den heute Abend erwartet

Ihre ergebene
Anna von Bertigi, geb. Freiin von Haideck."

— — — — Eigenthümliches Zusammentreffen — auch der Jurist saß in diesem Augenblick ermüdet und hungrig hinter einem dichten Gebüsch, und als er statt Weißbrod und Käse schwarzes Brod und Wurst in seiner Satteltasche fand: rief er aus: „Jetzt weiß ich, warum mir der Säbelgurt dieses dicken Kerl so um die Hüften geschlottert; doch was haben wir da weiter? — wahrhaftig, ein Brief von der hübschen Emilie!"

Wie der Andere richtig geahnt, machte er sich auch nicht den geringsten Skrupel daraus, das Papier hervorzuziehen, lachte aber laut auf, als ihm eine Photographie in die Hand fiel mit den ältlichen Zügen Tante Evelinens, auf deren Rückseite die Worte geschrieben waren: „Hast Du diese Schlange getödtet? O, traue ihnen nicht, theurer Eduard, Alle sind falsch und nur treu ist das Herz

deiner dich liebenden Eveline."

Es war gut, daß Niemand zusehen konnte, wie unbändig der Husar lachte, nachdem er das Schwarzbrod

und die Wurſt verſpeist und die Photographie wieder in der Säbeltaſche verwahrt hatte — „wenn ich ihm nur recht bald begegnete!“ rief er, indem er ſich auf ſein Pferd ſchwang.

Und der Lenker der Schlachten fügte es ſo, daß ſich kurze Zeit nachher zwei junge Ordonnanzen von den Huſaren auf dem Felde der Ehre begegneten, gute Freunde, von denen Jeder glücklich war, den Andern unverletzt vor ſich zu ſehen, denn welche Bedeutung hätte auch ſonſt das luſtige Aufblitzen in ihren Augen haben können? Dabei war es ſeltſam, daß, als ſie mit ſchnaubenden Pferden dicht neben einander hielten, Jeder ſachte ſeine Säbelkuppel löste und die Waffe mit dem Andern tauſchte, vielleicht als Anklang an gleiches Thun der Helden des grauen Alterthums.

„Hat dir meine Wurſt geſchmeckt?“

„Und dir mein Käſe? Wahrhaftig,“ ſagte der Juriſt, „es war das ein ganz merkwürdiger Zufall, über den wir heute Abend herzlich lachen wollen.“

„Beim Hungerbauern?“ fragte der Andere luſtig, „oder haſt du vielleicht vor, einen Beſuch auf Haideckhauſen zu machen, Mann der ‚ſtillen Glückſeligkeit‘?“ worauf der Andere ebenfalls lachend zur Antwort gab: „Wer weiß, theurer Eduard, und wenn es auch nur darum wäre, um den Gegenſtand deiner kleinen Eroberung wieder zu ſehen.“

Damit ſtoben ſie im Galopp auseinander, und noch in der Ferne hörte Einer des Andern herzliches Lachen.

Im Damen-Coupé.

Der Lieutenant der Kavallerie, Julius Cäsar von Ruppinger, gab einigen vertrauten Freunden ein kleines, aber gutes Frühstück in den bescheidenen Räumen seiner Wohnung im dritten Stock der Wurmgasse. Wenn wir sagen, daß im Bedientenzimmer der Bursche des Lieutenants beschäftigt war, von einem halben Dutzend Champagnerflaschen, echter französischen, bereits die dritte und vierte ihrer Stopfen zu entledigen und dann in einem Kübel voll Eis durch sanfte Bewegung möglichst zu frappiren, und wenn wir hinzufügen, daß der aufwartende Kellner des benachbarten ausgezeichneten Garkoches in schwarzem Frack, weißer Halsbinde, der Kellner nämlich, auf dem Bette des Bedienten saß und beschäftigt war, von den Ueberresten einer Aalpastete zu naschen, während der Bursche selbst seine Arbeit dadurch versüßte, daß er zuweilen ein Stück Geflügel in den Mund schob, so wollen wir damit nur andeuten, daß das Dejeuner in der That ein gutes zu nennen war, und daß es sich schon im Stadium des Desserts befand, wo man von Krachmandeln, Rosinen und saftigem Käse zu einer vortrefflichen Cigarre überzugehen im Begriffe war.

Die Betheiligten hatten es ſich denn auch nach Vertilgung verſchiedener Flaſchen vom beſten Landweine ſo behaglich als möglich gemacht, wozu jeder der vier, die noch am Tiſche ſaßen, mindeſtens zwei Stühle gebrauchte, während ſich der Gaſtgeber ſelbſt mit einem ſeiner vertrauteſten Freunde in das Nebenzimmer zurückgezogen hatte und dort am Fenſter ſtehend mit ziemlich ernſtem Geſichte in den klaren wolkenloſen Frühlingshimmel ſchaute. Sein Inneres ſchien nicht ſo ſchattenlos zu ſein, er hatte die rechte Hand in ſein dichtes Haar vergraben, dabei den Arm gegen die Wand ſtützend und ſeufzte tief auf, während er ſagte: „Daran iſt nun nichts mehr zu ändern, ich habe die Geſchichte lange überlegt, finde aber keinen andern geſcheidten Ausweg; meine Schulden fangen an, mir langweilig zu werden, das Mädchen liebt mich, davon bin ich überzeugt, mit dem Vater läßt ſich leben, und was die Mutter anbelangt, ſo bin ich Manns genug, ſie im Zügel zu halten, ja ſie nöthigenfalls feſt auf die Croupe zu ſetzen, wenn ſie es mir mit ihren ſpießbürgerlichen Geſinnungen zu toll machte.“

„Ich möchte noch mehr zu Gunſten dieſer Verbindung ſagen,“ meinte der Andere, ein Lieutenant der Infanterie, der ein etwas ſtark geröthetes Geſicht hatte und deſſen Augen ein Bischen blinzelnd den klaren Himmel anſchauten. „Der alte Kriegsrath hat eine gewichtige Stimme [illegible]n Miniſter und heut zu Tage, wo das perſönliche Verdienſt auch in Friedenszeiten bei uns anfängt, zur Geltung zu kommen, kann er dir allerdings

gelegentlich einen tüchtigen Vorſchub leiſten — freilich was ſie anbelangt —"

„So iſt ſie über die erſten Jugendthorheiten hinweg, was auch ſein Angenehmes hat, wenn man viel vom Hauſe abweſend iſt, und dadurch, daß ſie mit mir gewiſſermaßen immerhin eine glänzende Partie macht" — hier zog der Lieutenant von Ruppinger ſein Colett feſt in die ſchlanke Taille und warf einen zufriedenen Blick in den benachbarten Spiegel — „ſo wird ſie auch geſcheidt ſein, nie den Verſuch machen, mir die Candare aufzulegen, ſondern ſich damit begnügen, die Frau eines der eleganteſten Kavallerieoffiziere geworden zu ſein — le jeu est fait, rien ne va plus — — aber —"

„Aber? du biſt allerdings ein Kerl, der durch ſich ſelbſt einen hohen Einſatz macht, aber der Gewinnſt bei dieſer Partie iſt auch nicht zu verachten, der alte Oberkriegsrath iſt ein Mann von 100,000 fl. und ſie die einzige Tochter."

„Dahin zielte nicht mein Aber von vorhin," erwiederte der Andere ſeufzend, „ich wollte nur ſagen, es ſei dabei nicht ſo leicht, alle die kleinen Verbindungen abzubrechen, die man in müßigen Stunden angebandelt."

„Ah, ich verſtehe."

„Ja, du kannſt mich verſtehen, weil ich vor dir keine Geheimniſſe hatte, es liegt mir ſchwer auf der Seele, mit der kleinen Elſe zu brechen."

„Sie wird vernünftig ſein."

„Oh, in dem Punkt iſt Keine vernünftig. Wie oft

habe ich mich ſelbſt vor ihr ſchlechter dargeſtellt, als ich in der That bin; wie hundertmal habe ich ihr geſagt, daß unſer Verhältniß gänzlich vorübergehend ſein müſſe und ſich jede Stunde löſen könne; ich weiß genau, daß ſie das nie geglaubt hat, und doch iſt jetzt der bittere Augenblick gekommen, wo ich einen Strich unter jene alte Rechnung machen muß, und wenn ich dir dabei geſtehe, welch' tiefen Schmerz es ſelbſt mir verurſacht, ſo kannſt du dir wohl die Gefühle jenes armen Mädchens denken. Heute Früh als ich vom Reiten kam, bin ich zwei Stunden hier auf- und abgegangen wie vor den Kopf geſchlagen, und wenn ich die Feder ergriff, um zu ſchreiben, ſo fiel mein Blick bald dort auf das Sophakiſſen, welches ſie mir geſtickt, oder auf den Briefbeſchwerer, und ich mußte mir geſtehen, daß wir doch zuweilen recht ſchlechte Kerle ſind."

„Ja zuweilen recht ſchlecht," pflichtete der Andere bei, dem vielleicht Aehnliches vorſchweben mochte.

Im Nebenzimmer knallten indeſſen die Champagnerpfropfe, die Gläſer klirrten zuſammen und irgend ein unverſtändlicher Toaſt, den Einer ausbrachte, wurde mit drei lauten Hochs begrüßt.

„Endlich haſt du ihr doch geſchrieben, was auch das Geſcheidteſte war," ſagte der Infanterieoffizier am Fenſter.

„Ja ich habe ihr geſchrieben und zu gleicher Zeit an meine zukünftige Braut, um alle Brücken hinter mir abzubrechen. Dort liegen beide Briefe, thue mir den

Gefallen, lies ſie durch und ſage mir, ob du irgend etwas daran auszuſetzen haſt."

„Mit Vergnügen."

„Ich gehe indeſſen wieder hinein, ſonſt werden die da drinnen mir gar zu unruhig."

Dort empfingen die Kameraden den Lieutenant von Ruppinger mit einem lauten Hurrah, er mußte den wunderbaren Toaſt auf ſeine Braut von ſo eben nochmals anhören und wurde dann genöthigt, jedem der Anweſenden ein volles Glas Champagner nachzutrinken, während ſein Freund, der Infanterieoffizier, am Schreibtiſche ſitzend, ſich bei ſeinem angeheiterten Zuſtande einige Mühe gab, die beiden Briefe durchzuleſen und richtig zu verſtehen.

Dieſelben lauteten folgendermaßen:

„Theure, inniggeliebte Braut! So darf ich dich jetzt wohl nennen, da ſich das gütige Schickſal für unſer Glück entſchieden, und der Seligkeit einer ewigen Vereinigung mit dir, du Heißgeliebte, nun nichts mehr entgegenſteht: rechne ab mit dem glücklich bebenden Herzen, wenn es nicht im Stande iſt, der bewegten Hand zu gebieten, daß ſie dir ruhiger, ordentlicher, geſetzter ſchreibt — wer aber, theure, inniggeliebte Braut, wer vermöchte in einem ſolchen Augenblick ruhige Worte zu finden, wer würde nicht, wie ich es gethan, hundertmal die Feder wegwerfen, um zu dir hinzuſtürzen, zu deinen Füßen, an dein Herz, um dir unzählige Male zu wiederholen: Ich liebe dich, ich liebe dich!

Wie kalt klingen dieſe Zeilen, als ich ſie jetzt wieder

überleſen, und doch ſollen ſie zu dir, als Vorbote meiner glücklichen Liebe und um dir wenigſtens einen herzlichen Gruß zu ſagen von

deinem treuen Cäſar."

Der Infanterieoffizier nickte mit dem Kopfe und murmelte dann mit etwas ſteifen Augen: „Das iſt nicht ganz ſchlecht und es ſind Wendungen darin, die ich mir für einen ähnlichen Fall merken will."

Hierauf las er das andere Schreiben, welches keine Ueberſchrift trug, denn Alles in dieſer Art war dem vorſichtigen Briefſchreiber entweder zu wenig oder zu viel geweſen, er hatte ſich deßhalb mit zwei großen Ausrufungszeichen begnügt, die alles Mögliche auszudrücken im Stande waren; dann hieß es:

„So iſt es denn gekommen, wie ich leider vorausgeſehen und wie es auch nicht anders kommen konnte. Nach einer ſo kurzen Vereinigung tritt das Schickſal roh und kalt zwiſchen uns und ruft uns ein gebieteriſches: „Scheidet" zu. Wenn wir aber die Sache vernünftig betrachten, mein liebes Kind, ſo müſſen wir geſtehen, daß es nicht anders kommen konnte und daß das Schickſal Recht hat, noch ſo rechtzeitig dazwiſchen zu treten, denn wir paſſen durchaus nicht für einander, was du auch vernünftigerweiſe einſehen wirſt, und um ſo mehr, wenn ich dir ſage, daß ich mich geſtern verlobt habe und ſo nun eine Scheidewand zwiſchen uns beſteht, die weder Thränen noch Bitten zu erſchüttern vermögen; ſei alſo vernünftig, wie du mir immer erſchienen, und thue vorläufig keine

Steg hatte, und weiter hinten von einer Menge kleiner Berge eingeschlossen war, von denen einer über den andern hervorsah. Interessant war uns dieses Thal, weil sich in seiner Mitte ein grauer Fels erhob, der die fast schwarzen Mauern einer mächtigen Burg trug, die noch ziemlich wohl erhalten schien; wenigstens bemerkten wir unversehrte Thürme, eine vollkommen geschlossene Umfassungsmauer und ein großes Gebäude mit hohem Giebeldach. So viel wir aber weiter sehen konnten, waren die Fenster ohne Glas und Läden, und aus keinem der zahlreichen Schornsteine kräuselte sich irgend ein freundlicher Rauch hervor.

Unser Weg war heute belebter als gestern; lange Züge Maulthiere kamen uns entgegen oder wurden von uns eingeholt, wogegen Schaaren von Eseln ohne Ladung uns den Vorrang abliefen und lustig bei uns vorbeitrabten; unsere Pferde waren vom gestrigen Marsche etwas ermüdet, und das beständige Auf- und Abklettern an den Bergen, bald durch sumpfige Wiesen, bald über glatte Steine hinweg, ließ sie zu keiner schnellen Gangart kommen; nur zuweilen erlaubte uns irgend ein Sandstreifen oder ein Stück festen Weges einen halbstündigen Trab, doch war dieses nicht andauernd genug, um es den Reitern zu Esel gleichthun zu können, von denen beständig Andere mit freundlichem Gruß, aber lachend an unsern Rozinanten vorbeizogen. Diese kleinen spanischen Esel haben eine merkwürdige Behendigkeit; mag das Terrain sein, wie es will, mag es steil aufwärts oder abwärts gehen, über einen fußbreiten, schlüpfrigen Pfad oder über breite, glatte, abhängige Felsenplatten, die vier kleinen Hufe bewegen sich mit einer fast lächerlichen Geschwindigkeit dahin, das unbedeutende Thierchen, oft mit einem schweren Kerl beladen, trippelt beständig kopfnickend einher, holt uns ein und ist kurze Zeit nachher in den Schluchten, die wir vorsichtig hinabreiten müssen, unsern Augen wieder entschwunden. Felipe ärgerte sich jedesmal darüber, doch mußte er selbst mit seinem kräftigen Maulthier langsam thun, denn auch dieses war schon ein paarmal gestolpert und hatte sich,

vergeblichen Schritte, dich mir ferner zu nähern und dadurch zu compromittiren — deinen, trotz alledem immer noch getreuen Freund

Julius Cäsar v. Ruppinger."

Daneben lagen die beiden Couverte, deutlich überschrieben, und als der Infanterielieutenant auch diese eigentlich absichtlos genau betrachtet, erhob er sich achselzuckend und dachte: „Hart ist es schon, so mitten durchzuschneiden, aber er konnte nicht anders, und vorkommenden Falles werde ich es gerade so machen."

Er ging in's Nebenzimmer zu den lärmenden Kameraden, die seine Abwesenheit wohl bemerkt und den edlen Beschluß gefaßt hatten, ihn für den schwachen Augenblick, dem er nach ihrer Meinung unterlegen war, tüchtig zuzudecken.

„Es kommt dir ein Glas, Schmetterich."

„Gut."

„Auch eins von mir."

„Meinetwegen."

„Auch von mir — von mir — von mir."

„Hat ja keinen Anstand, und wenn es noch ein Dutzend wären," gab Schmetterich zur Antwort und goß die sechs Gläser Champagner nacheinander nicht nur rascher hinunter als man ihm einschenken konnte, sondern setzte den ziemlichen Rest der fünften Flasche noch lächelnd darauf.

Doch hatte dieses Lächeln etwas Steifes, Verzerrtes und war fast anzusehen wie ein unwillkürliches Zucken

der Mundwinkel, wobei ſich die Augen nicht nur neutral verhielten, ſondern mit auffallend ſtarren Blicken, wie verwundert, um ſich ſchauten. — „Seid ihr nun zufrieden?“ fragte er hierauf mit unſicherer, etwas ſchluchzender Stimme.

„Beim Zeus, ob wir es ſind, Schmetterich, ich glaube, du nähmſt die volle Flaſche, die hier eben kommt, auch noch für dich ganz allein.“

„Ba—ga—telle, wenn es Euch Vergnügen macht.“

Nein, nein, geh' Du nur immer hin,
Wo Du geweſen haſt,

ſang ein Anderer, worauf Alle im Chor den bekannten Refrain brüllten:

Und binde Deinen Gaul
An einen ſteifen Aſt.

„Wir — erlauben — dir — auch jetzt — wieder einen — ſchwachen Augenblick de—r—r—r—“

Außen krähte ein ſehr junger Lieutenant, der in ſeiner ſchlaffen Haltung und ſehr gebeugtem Haupte etwas von einem trauernden Genius an ſich hatte und das leere Champagnerglas in der Hand hielt, wie ein ſolcher die ausgelöſchte Fackel:

Da ſprachen die Herren Hausknechte:
Dem Kerl geſchieht ſein Rechte!
Hätt' er geſchwiegen ſtill,
Das Maul gehalten fein,
So ſchlief er — —

„Schwächlinge!“ entgegnete der Lieutenant Schmetterich, unter der Thür des Nebenzimmers, wohin er ſeinem Freunde auf eine bezeichnende Handbewegung gefolgt war.

„Haſt du geleſen?“ fragte Dieſer.

„Ich habe geleſen — es iſt ganz famos.“

„Aber grauſam, ſchrecklich grauſam, herzbrechend grauſam“ — — rief Julius Cäſar in weinerlichem, zuweilen von einem, kaum niederzukämpfenden Schlucker unterbrochenem Ton — „ſieh, Schmetterich, ich bin ein verworfenes Ungeheuer und habe ein treues Herz gebrochen, ja geb—r—r—r—rochen, das wirſt du ſehen.“

Der Infanterieoffizier ſtand vor ſeinem Freunde in etwas ſchwankender Haltung, den Zeigefinger der rechten Hand erhoben, und gab ſich, indem er mit dieſem genau der Bewegung ſeines Körpers folgte, das Anſehen eines Mannes, der genau überlegt, ob ſein Freund, Julius Cäſar von Ruppinger, wirklich ein gebrochenes Herz habe, ob das Mädchen ein verworfenes Ungeheuer ſei und er ſelbſt eine verworfene Creatur; ſo ungefähr behandelte er dieſen kritiſchen Fall, worauf er ſchließlich zu einem entſchiedenen Kopfſchütteln kam und den etwas undeutlich ausgeſprochenen Worten: „Was herzbrechend — was ungeheuer verworfene Creatur ſein? — ich ſage dir, die Briefe ſind famos und du haſt Recht, Recht! — ſehr Recht.“

„Wie mich deine Anſicht glücklich macht! wie ich dir dafür dankbar bin Schmetterich!“ lallte Julius Cäſar,

und warf ſich dabei ſo ſtürmiſch an die Bruſt des Freundes, daß dieſer mit dem Rücken gegen die Wand ſank, was aber Beide nicht zu bemerken ſchienen, in dem erleichternden Gefühle der Freundſchaftsthränen, die ſie Arm in Arm vergoſſen. Dann aber raffte ſich Julius Cäſar wieder empor und ſagte in einem etwas affectirt-dumpfen Tone:

„Es iſt vorbei, Schmetterich, deine Anſicht hat geſiegt, ich habe wie mein großer Namensvetter den Rubikon überſchritten — — — — dort auf dem Schreibtiſch,“ ſetzte er elegiſch hinzu, nachdem er ſich mit der flachen Hand vor die Stirn geſchlagen, daß es gepatſcht hatte, „liegt meine Vergangenheit und meine Zukunft — Gift in ſüße Worte eingehüllt, ich habe es gemiſcht, ich habe es bereitet, aber nun ſchauert es mich, ferner die Hand daran zu legen; thue du das für mich, Herzensfreund, ſiegle die Briefe zu und laß' ſie durch unſern Burſchen gleich beſorgen — Keinen Aufſchub mehr, da ich doch keine Gnade bewilligen kann und nichts thun, als mich im Lethe oder ſonſt etwas Mouſſirendem zu betäuben.“ Damit ſtürzte er in's Nebenzimmer, wo gleich darauf der letzte Champagnerpfropfen knallte.

Die beiden Briefe waren durch den Lieutenant Schmetterich ſorgfältig verſiegelt und dem Burſchen zur ſchleunigen Beſorgung übergeben worden mit dem ganz beſondern Auftrage, auf dem Rückwege noch zwei Flaſchen Champagner mitzubringen, was alles pünktlich ausgeführt wurde, und zur Folge hatte, daß ſich die Gäſte

erſt nach einer weiteren ſchweren Stunde verabſchiedeten oder vielmehr ohne Abſchied die Treppen hinabſtolperten.

Julius Cäſar hatte die Letzteren bis an die Thüre begleitet, blickte alsdann tiefaufathmend und faſt verwunderungsvoll auf das Schlachtfeld und that hierauf das Klügſte was er thun konnte, nämlich ſein Bett aufzuſuchen, wo er augenblicklich, und ehe der Burſche noch Zeit gefunden hatte, die Rouleaux herabzulaſſen, in einen tiefen Schlaf verſank.

Er träumte mancherlei und ſchwer, ſein Geiſt beſchäftigte ſich mit Perſonen und Dingen, die Hunderte von Meilen auseinanderlagen, die er aber von einer Sekunde zur andern ſah und ſprach, und nicht nur hatte er das unheimliche Geſchick, Welten und Zeiten zu durchfliegen, ſondern er glaubte auch in Wirklichkeit, wie eine Fliege aus einer Zimmerecke in die andere zu fliegen, ſtürzte auch zuweilen einige tauſend Fuß von irgend etwas herab, um dann ſtöhnend für Sekunden aufzuwachen, war dann genöthigt, vor einem fürchterlichen Feinde zu fliehen, und dabei nicht im Stande, einen ſeiner Füße vom Erdboden zu erheben — ſchreckliches Gefühl, doch noch ſchrecklicher als ein anderes, das ihn überkam, indem ein neues Bild durch ſeinen Traum ging und er ſich in einem Ballſaale in glänzender Geſellſchaft ohne „Unausſprechliche“ erblickte.

„Julius!“

Ja ſie war es, die ihn aus dem Ballſaale und vor der Schmach gerettet hatte, die kleine verſtoſſene Elſe, die

ihm mitleidig einen Unterrock überwarf, den aber gleich die Andere hohnlachend in eine gitterähnliche Crinoline verwandelte, worauf sein Anblick noch trostloser wurde.

„Julius!“

Und seine Lage wurde verwickelter, schwieriger, er hatte Elsen's Unterrock wie eine Toga um die Schulter geschlungen und war ganz Sever, nur daß es in dem Terzett zwischen ihm, Norma und Adalgise von Worten zu Thätlichkeiten und zwar zu klatschenden Ohrfeigen kam, die ihm von beiden Seiten applizirt wurden und zwar nach der Melodie aus Martha:

„Ich kann stricken!“

Man leidet oft an solch' häßlichen dramatischen Träumen, wenn man, wie der Lieutenant v. Ruppinger, ein eifriger Theatergänger ist und dabei die üble Gewohnheit hat, seine Freunde mit Arien, Duetten und Chören aus allen erdenklichen Opern zu quälen. Verzweiflungsvoll wälzte er sich auf seinem Lager auf die andere Seite und war so glücklich, den beiden erbosten Weibern zu entfliehen, ja es trat ein angenehmer Ruhepunkt ein in seinen wilden Träumen, er fühlte, daß er ein ganz Anderer geworden und daß ihn eine neue, unschuldvolle, aber doch heiße Liebe beglücke.

„Mein Julius, wie ich dich liebe!“

Ja, es war der zarte, würzige Hauch eines warmen Athems, den er auf seiner Wange spürte, der leise Druck einer weichen Hand, Worte voll Liebe, die ihm zuflüsterten von Seligkeit, Dankbarkeit, Treue und ewiger An-

hänglichkeit — Worte, die er so deutlich vernahm, wie man sonst gewöhnlich im Traume nicht zu vernehmen pflegt, — Worte, die ihn endlich nöthigten, seine Augen zu öffnen, ohne daß aber die immer noch mächtigen Geister des Weines ihm erlaubt hätten, vollständig klar zu sehen und zu fühlen, wenn sie auch im Begriffe waren, langsam von seinem Haupte wegzuziehen.

„Wo war ich?"

„Du warst bei mir, im Arm der Liebe und Dankbarkeit." Der Ton dieser Stimme hatte etwas anmuthig weiches, nervenberuhigendes, einschläferndes und wirkte so auf Julius Cäsar, der abermals seine Augen schloß, und nun fortträumend Raoul aus den Hugenotten war, der seine Valentine so eben gefragt: „Wo war ich?"

Doch mochte es sein, daß das Bewußtsein klarer in ihm zurückkehrte, nachdem er noch einmal im Traume einen Kampf gekämpft, wie jener hugenottische Edelmann zwischen Liebe und Pflicht, oder half das Vorbeirollen mehrerer schwerer Lastwagen auf der Straße, unter deren dröhnendem Lärme die Fensterscheiben klirrten, sein völliges Erwachen beschleunigen, genug, er schwang sein Schwert, als Raoul im Traume nämlich: — „Dir, Gott, befehle ich, dieses theure Wesen," und sprang in Gedanken zum Fenster hinaus, in Wirklichkeit aber von seinem Bette in die Höhe, um — mit weit aufgerissenen Augen und dem Ausdruck des unaussprechlichsten Erstaunens in den Blicken ein junges, hübsches, sehr bescheiden angezogenes Mädchen zu betrachten, welches lächelnd vor ihm stand.

„Else! — träum' ich fort oder bist du's selber?"

Statt sogleich zu antworten, legte sie die Hand auf seinen Arm und antwortete mit einer heitern glückseligen Miene:

„Ich mußte kommen, um dir zu danken, da du mich so glücklich gemacht."

„Ich hätte dich glücklich gemacht, Else?"

„Ja, durch deinen Brief, den ich vor einer Stunde erhielt."

„In der That?" fragte er und setzte mit einem zweifelhaften Lächeln hinzu: „Das hätte ich in der That nicht gedacht!"

„Wie du reden kannst, Julius! als wenn die Erfüllung meiner sehnlichsten Wünsche nicht für mich das höchste Glück wäre!"

„Ah, so habe ich deine sehnlichsten Wünsche erfüllt, indem ich nur einer bitteren Nothwendigkeit nachgab?"

„Einer bitteren Nothwendigkeit? — so war es nur eine bittere Nothwendigkeit, welche dich bewogen, mich so glücklich, ach so sehr glücklich zu machen?"

„Wodurch habe ich dich denn so glücklich gemacht, Else?" fragte er mit einem scheuen, argwöhnischen Blick, indem er sich heimlicherweise irgend wohin kniff, um durch den Schmerz zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß er vollkommen wache.

„Durch deinen Brief, Julius."

„Ah, mein Brief hat dich glücklich gemacht?"

„Ja!" rief sie mit herzlicher Freude, „in der Hoffnung einer endlichen ewigen Vereinigung mit dir."

„Durch meinen Brief?“ — fragte er, indem es ihn eigenthümlich durchſchauerte und er das Gefühl hatte, als richteten ſich ſeine ſämmtlichen Haare drohend empor — „Elſe, wo — haſt du — dieſen Brief?“

Sie zog ihn lächelnd hervor von der heimlichen Stelle, wo junge Mädchen derlei zu verwahren pflegen und that das ſo zögernd und kokett, daß er faſt ungeduldig wurde und ihr den Brief mit einem heftigen Aufſtampfen des Fußes entriß, dann entfaltete er raſch das Blatt mit zitternden Fingern und hatte kaum einen Blick hineingeworfen, als er im Tone der Verzweiflung rief: „Wehe mir, was iſt geſchehen, dieſer unglückſelige Schmetterich hat in ſeinem Duſel die Briefe verwechſelt, der Himmel ſteh' mir bei!“

Dieß that aber der Himmel in keiner Weiſe, weder durch eine hübſche totale Sonnenfinſterniß, noch durch ein kleines Erdbeben, welches Elſe vielleicht veranlaßt hätte, mit einem Schreckensausruf das Weite zu ſuchen, ſie wich und wankte nicht, bis ſie die ganze ſchreckliche Wahrheit erfahren, worauf ſie laut weinend in den Stuhl ſank, während Herr von Ruppinger mit den Sprüngen eines wilden Tigers in das Bedientenzimmer ſtürzte und ſeinen Burſchen zur Verantwortung aus dem Bette zerrte, wo auch dieſer nach gethaner ſaurer Arbeit den Schlaf des Gerechten ſchlief.

Was haſt du mit den beiden Briefen angefangen, welche dir der Lieutenant Schmetterich gegeben?“

„Ich habe ſie an ihre Adreſſen gebracht, einen der

Mamſell Elſe, den andern in die Tauberſtraße zu Oberkriegsrath Helwig."

„Haſt du vielleicht die Briefe verwechſelt?"

„Oh, wie werd' ich, Herr Oberlieutenant? Dazu kann ich viel zu gut leſen, Sie können ganz außer Sorge ſein, ich gab den einen Brief dem Stubenmädchen des Herrn Oberkriegsraths, und als dieſe die Aufſchrift geleſen, ſagte ſie: „Wie wird ſich mein Fräulein freuen."

„Oh, ja! Sie wird ſich freuen," ſprach Herr von Ruppinger mit düſterer Stimme, dann befahl er ſeine beſte Uniform, ſowie ſeinen neuen Salonſäbel, und eilte in ſein Schlafzimmer zurück, um vermittelſt recht kalten Waſſers und zweier ſcharfer Haarbürſten ſorgfältig Toilette zu machen.

Elſe war verſchwunden und dieß war wohl im gegenwärtigen Augenblicke das Geſcheidteſte, was ſie thun konnte. — —

Sehen wir uns einen Augenblick in dem Hauſe der Tauberſtraße um und wählen dazu die Zeit, bevor der Bediente des Herrn Lieutenant von Ruppinger als Liebesbote erſchienen war. Da ſaß die Tochter des Oberkriegsrathes Helwig vor ihrem Toiletteſpiegel und hinter ihr ſtand das Stubenmädchen, beſchäftigt, den wundervoll und ſehr täuſchenden Chignon aufzuſtecken.

„Sehe ich wirklich heute Morgen gut aus, Babette? Sag' es mir offenherzig, denn es iſt mir alles daran gelegen, heute Morgen einen guten Eindruck zu machen. Weißt du, einen Eindruck, wie Jemand, der zufrieden,

von dem ſchweren Gepäck niedergedrückt, nur durch die größte Kraftanſtrengung aufrecht erhalten.

Wir waren ſchon mehrere Stunden geritten und der Weg führte ſeit einiger Zeit beſtändig aufwärts, die umliegenden Berge ließen wir unter uns und kamen gegen Mittag auf eine weite Hochebene, mit ſpärlichem Graſe bewachſen und mit großen Gruppen von Burbaumſträuchen überſäet, durch welche unſer Weg bald rechts, bald links lief. Zu beiden Seiten hatten wir niedere Hügelketten, ebenfalls mit Geſträuch bewachſen, zwiſchen denen hie und da ein blauer Rauch emporſtieg; auch bemerkten wir Rinder- und Schafheerden, hörten entferntes Hundegebell und ſahen von Zeit zu Zeit einen Hirten, auf ſein langes Gewehr geſtützt, uns aufmerkſam nachblicken. Felipe hatte ſchon ſeit einiger Zeit eine ernſte Miene angenommen, rauchte weniger Papiercigarren als ſonſt, und meinte endlich, hier, wo wir uns gerade befänden, ſei eine etwas unſichere Gegend, und den Hirten, Kohlenbrennern und Forſtwächtern, die ſich hier beſtändig herum trieben, nicht recht zu trauen. Er erſuchte uns darauf, das Maulthier mit dem Gepäck in die Mitte zu nehmen, ſelbſt aber ziemlich weit von einander zu reiten, um mehr Terrain überſchauen zu können, und unſere Gewehre aufzuheben, daß man ſie aus der Entfernung ſehen könne.

Wie weit die Furcht unſeres tapfern Arriero begründet war, bin ich nicht im Stande anzugeben, daß aber die Hochebene, auf welcher wir während ein paar Stunden ritten, ein höchſt öded und unheimliches Ausſehen hatte, war in der That nicht zu läugnen. So weit man blicken konnte, entdeckte man keine Spur einer menſchlichen Wohnung, und was wir von Unſeresgleichen in der Entfernung zwiſchen den Burbaumſträuchen zuweilen hin und her ſtreichen ſahen, war auch gerade nicht Zutrauen erweckend. Dieſe Kerle mit ihren dunklen Geſichtern, ihren zerlumpten Anzügen, mit Ledergamaſchen oder Strickſandalen, namentlich aber mit dem ſpitzen Hute, der ja bei uns als Attribut eines ſpaniſchen oder italieniſchen Banditen gilt, ſahen mindeſtens wie ächte Strauchdiebe

ja glücklich iſt, bin ich nicht ein wenig zu blaß? Was meinſt du? — ſag' es mir offenherzig, wie ich ausſehe!"

„Wie ein Engel, Fräulein Lottchen!"

Darauf lächelte die junge Dame ihr Spiegelbild etwas kokett von der Seite an und zwar in gehöriger Steigerung, bis nicht nur die kleinen aber weißen Zähne ſichtbar wurden, ſondern auch ein Paar hübſche Grübchen in den Wangen.

„Gewiß, wie ein vollkommener Engel, Fräulein!"

Pausbäckig, wie man ſich die Engel gewöhnlich vorſtellt, überhaupt mit recht runden Formen war nun Fräulein Lottchen allerdings, wenn auch der Glanz unvergänglicher Jugend ſchon etwas abgeſtreift war und nur mühſam wieder hergeſtellt werden konnte durch einen leichten Anflug künſtlicher Röthe, ſowie durch ein auffallendes, vielleicht allzuhäufiges Lächeln, welches dazu diente, kleine feine Fältchen um Augen und Mund auf angenehme Art zu maskiren.

„Ach, wenn du wüßteſt, wie mir zu Muth iſt, Babette, ich kann es dir gar nicht beſchreiben," plauderte Lottchen, während ſie mit einem kleinen, dunkel gefärbten Bürſtchen ihren Augenbrauen nachhalf, „es iſt mir allerdings ſchon recht oft zu Muth geweſen, aber ſo noch nie, — nie, — nie, — ich habe vor dir keine Geheimniſſe, weil du eine brave, ehrliche Seele biſt und weil du mir immer treulich geholfen haſt. — Weißt du noch, damals bei dem Aſſeſſor war mir auch zu Muthe, aber ganz anders, oder bei dem Kammerjunker, der ſo ſchändlich

an mir gehandelt, aber so wie mir jetzt zu Muthe ist, habe ich noch niemals gefühlt, denn ich liebe wirklich."

„Er ist aber auch ein schöner Mann, der Herr von Ruppinger."

„Und der süße Name: Julius Cäsar! — ach mein Cäsar! — — du Babette, gib mir doch lieber die blaue Schleife, sie steht besser zu meinem Haar — ich wollte, du hättest mich im Theater gesehen, als ich zum erstenmal seine Aufmerksamkeit auf mich lenkte, wie ich ihn lange nicht anschaute, obgleich er förmlich nach einem Blicke schmachtete und wie ich ihn dann auf einmal mit einem ganzen Lichtstrom aus meinen Augen übergoß — so — oh, ich verstehe das, sagte mir doch damals der Assessor, ein solcher Blick könne ihn völlig toll machen und zur Verzweiflung bringen, da man doch ganz deutlich sehe, daß ich mit meinem kalten Herzen nur mein Spiel mit den armen Männern triebe — oh, es ist viel werth, wenn sie glauben, man hätte ein kaltes Herz, wenn man so unbefangen nach rechts und links blickt und lächelt, jetzt plötzlich die Augen niederschlägt, seinen Fächer an den Mund legt, und dann, wenn sie glauben, man hätte sich zu irgend einem Zeichen herabgelassen, unbefangen gerade ausblickt mit dem deutlichen Ausdruck im Gesichte, daß einem die ganze Welt vollkommen gleichgültig ist, darauf thut dann auch ein Blick, wie ich ihn dir vorhin gezeigt, seine vollkommene Wirkung. — Meinst du, daß er noch vor Tisch zu uns kommen wird?"

„Ich glaube so, Fräulein Lottchen, denn wie ich

zufällig erfahren, ist das Reiterregiment heute morgen nicht zum Exerciren ausgerückt."

„Ei, du erfuhrst in letzter Zeit häufig etwas ganz zufällig von dem, was dort im Regimente vorgeht, ich will nicht hoffen, daß der Bursche des Herrn von Ruppinger anders als im Interesse seines Herrn so oft in der Nähe unseres Hauses gesehen wird."

Babette nahm etwas hastig die Morgenkleider des Fräuleins von dem Stuhle vor sich und that als hätte sie große Ursache, mit ihrer Herrin zu schmollen, unterließ auch gleich darauf nicht, mit einer gewissen Kopf- und Schulterbewegung zu sagen: „Und wenn ich je freundlich gegen den Herrn Georg war, so geschah das alles in Ihrem Interesse, Fräulein Lottchen, und ich könnte sagen, daß ich — wenn ich — im Falle nämlich — ein Schlachtopfer Ihrer Liebe geworden bin."

„Du brauchst mir deßhalb keine Gesichter zu schneiden, und die Erzürnte zu spielen!" entgegnete Fräulein Lottchen begütigend, „du weißt mit welchem Vertrauen ich dich stets behandelt und daß ich nie ein Geheimniß vor dir gehabt habe weder mit dem Assessor noch mit dem Kammerjunker, noch auch sonst bei anderen Kleinigkeiten, aber du weißt eben so gut, daß unsere Mama die Hände über dem Kopf zusammenschlagen würde, wenn sie eine Ahnung davon hätte, und daß sie dann erst recht unser Haus eine Soldatenwirthschaft nennen würde. Deßhalb nimm dich in Acht, denn ich habe ohnedies schon genug auszustehen; hatte doch Mama gestern noch, wie

du ſelbſt weißt, eine ſchreckliche Scene mit Papa, und wer weiß, ob ſie nicht Recht behalten hätte und meinen ſchönen Cäſar ein für allemal abgelehnt, wenn ich nicht gerade im richtigen Momente in Ohnmacht gefallen wäre — ſo, nun nimm das eau de Cologne und blaſe mich von allen Seiten ein Bischen damit an. — Sehe ich wirklich gut aus, Babette?"

„Himmliſch, Fräulein Lotte, und dabei ſo heiter und glückſelig, gerade als ob Sie ſingen wollten, wie die neulich in der Oper: „Grillen ſind mir böſe Gäſte!"

Und ſo ſah auch Fräulein Lottchen gerade aus, als ſie, Babette war hinausgegangen, jetzt allein vor ihrem Spiegelglaſe ſtand, und als ſie nun dem Bilde in demſelben einen zierlichen Knicks machte; ſie war durch Natur und Kunſt eine allerliebſte, ja ſogar friſche Erſcheinung, beſonders wenn ſie lächelnd ihre Grübchen und ihre weißen Zähne zeigte, rund von Geſicht, rund von Körper, und dazu mit einer feinen und ſchlanken Taille, die ſie recht kokett auf ihren etwas breiten Hüften zu tragen wußte.

Da brachte Babette mit ſtrahlendem Lächeln einen Brief des Herrn Julius Cäſar von Ruppinger, gewiß der Vorbote ſeiner ſelbſt, worin er mit wenigen aber glühenden Worten ſagen werde, daß er den Zeilen auf dem Fuße folge, um der heißgeliebten Braut die Hand zu küſſen.

Zu gleicher Zeit war der Herr Oberkriegsrath Helwig aus der Sitzung nach Hauſe gekommen und ging mit großen Schritten im Wohnzimmer hin und her, wo-

bei er ſeiner Gattin, die in einem bequemen Lehnſtuhl ſaß, einige Mittheilungen machte, die gerade nicht unangenehmer Art zu ſein ſchienen. Der Oberkriegsrath war ein langer hagerer Mann, einer von denen, die im Schnitte der Kleidung und auch in den dunklen Farben derſelben immer noch der Mode vergangener Jahre huldigen; der ſchwarze lange Oberrock mußte bei ihm bis tief über die Knieſcheibe hinabgehen, unter ihm ſah man ein einfaches graues Beinkleid nach altem Schnitte, und was ſeine Halsbekleidung anbelangte, ſo verſchmähte er alle Schwindeleien von Shlips und Cravatten und bediente ſich des ſoliden einfachen Taffettuches mit ſo hoher Einlage, daß ſeine weißen Kragen es kaum zu dem ſchüchternen Verſuche brachten, geſehen zu werden; dabei war ſein langes Geſicht glatt raſirt und bildete ſo einen ſcharfen Gegenſatz zu ſeinem aufſtrebenden dichten und etwas borſtigen Haar.

Wenn man dagegen ſeine Gattin betrachtete, ſo mußte man geſtehen, nie ein ungleicheres Paar geſehen zu haben; die Oberkriegsräthin war klein und außerordentlich ſtark, und da ſie es, wie ihre Tochter, liebte, der jedesmaligen Mode zu huldigen, auch wenn dieſe Mode nicht gerade vortheilhaft für ihre Geſtalt war, ſo ſah ſie bei den heutigen kurzen und engen Röcken, ſowie gleicher Taille und Aermel gerade ſo aus, als ſei ſie in ihren Anzug hineingeſchwollen und als müſſe man bei ihren überquellenden Formen nächſtens etwas Entſetzliches erwarten, dabei war ſie langſam und bedächtig in allen ihren Bewegungen, mit Ausnahme derer ihrer Zunge,

und der Oberkriegsrath hatte Recht, wenn er dieſe das wenigſt wünſchenswerthe Erbtheil ſeiner theuren Schwiegermutter nannte, deren Mann ein Victualienhändler en gros geweſen war, welches Geſchäft die Wittwe nach ſeinem Tode fortgeſetzt, bis ſie ihrer einzigen Tochter bei ihrer Vermählung mit dem damaligen Aſſeſſor Helwig ein bedeutendes Vermögen hinterlaſſen konnte.

„Wie ich dir ſchon ſagte, meine Liebe," meinte der Oberkriegsrath hin und hergehend, „ſo ſprachen ſich Seine Excellenz der Herr Kriegsminiſter recht günſtig über den Lieutenant von Ruppinger aus und die Gratulation, womit er mich beehrte" —

„Das glaube ich wohl, oh, es gibt ja nichts Begreiflicheres und der Oberſt des Regiments und die Majors und Rittmeiſter werden es eben ſo wenig an gut gemeinten Gratulationen fehlen laſſen, ja es iſt ein wahres Freſſen für alle dieſe Hungerleider, daß wieder einmal einer einen ſolchen Goldfiſch geangelt, wobei für Alle ein Feſteſſen mit Champagner und dergleichen etwas abfällt, und das ſollte auch für mich eigentlich gar kein Kummer ſein, wenn ich nicht wüßte, wie man in der Stadt darüber ſprechen wird."

„Nun und was kann man ſagen, — — eine gegenſeitige Neigung" —

„Was man ſagt und was man ſagen kann und was man ſagen wird, das will ich dir ebenfalls ſagen. Oh laß mich aus mit dem Schwindel von gegenſeitiger Neigung, das glaubt doch kein Menſch — ſagen werden

ſie: Helwig's Lotte ſei jetzt ſchon manches Jahr auf den Bällen geſehen worden und da habe es ihre Frau Mama, das bin ich, für nöthig gehalten, ihr einen Lieutenant zu karfen!"

„Wer wird denn ſo dummes Zeug reden?"

„Wer? Alle, ich habe auch geſtern in meinem Kranze Gratulationen entgegen genommen, gerade nicht von Kriegsminiſtern und ähnlichen hohen Herrſchaften, und kann dich verſichern, Leonhard, daß alle dieſe Glückwünſche einen kleinen bittern Beigeſchmack hatten — wenn auch ein Offizier, ſagte die Eine, immer etwas zu bedenken gebe — obgleich es ſehr raſch gegangen ſei, meinte eine Andere, und eine Dritte ſetzte hinzu: trotz alledem könne man von dem Lieutenant von Ruppinger nichts Anderes ſagen, als daß er noch einer von den Ruhigſten und Geordnetſten ſei — nun wie Gott will: ich waſche meine Hände in Unſchuld."

Da öffnete ſich langſam die Thür und Lottchen trat ein, nicht roſig und blühend, wie wir ſie eben noch in ihrem Zimmer geſehen, ſondern etwas bleich und alterirt; auch die eine Seite ihrer Friſur ein wenig zerzauſt, in der Hand einen offenen Brief; tiefathmend ſchritt ſie einher und als ſie in die Nähe ihres Vaters gekommen war, lehnte ſie ſich mit ſteifer Haltung an deſſen Schulter und knickte dann zuſammen wie eine gebrochene Lilie.

„Der Himmel ſteh uns bei!" rief die Kriegsräthin, ſich ſo raſch erhebend, als es ihr möglich war. —

„Was haben wir denn da? — was bringt uns das Mädchen?“

Statt zu antworten, ſtreckte die Ohnmächtige die Hand mit dem Brief gegen ihre Mutter aus und ließ ſich dann etwas affektirt, willenlos zu einem nahe ſtehenden Lehnſtuhle ſchleppen, in den ſie mit einem leichten Aufſchrei hineinſank.

Der Oberkriegsrath hatte haſtig das zerknitterte Papier aus der Hand ſeiner Tochter genommen, um es zu leſen, wozu er indeſſen nicht kam, da die Oberkriegsräthin mit einer größeren Energie als man dieſer dicken Frau hätte zutrauen ſollen, das Papier an ſich nahm und ſich damit nach ihrem Fauteil zurückbegab, um für alle etwa zu überwältigenden Nachrichten auf ihrem bequemen Sitze gerüſtet zu ſein. Dann las ſie, und während ſie las, röthete ſich ihr Geſicht und ihr Athem ging raſcher und ſchwerer.

„Nicht wahr Mama, der Schändliche! der Verräther!“ rief Lottchen gellend, worauf ſie in ein hyſteriſches Lachen ausbrach.

Madame Helwig ſchlug mit der linken Hand auf das Papier und ſagte dann im entſchiedenen Tone: „Mich wundert das gar nicht — ich habe ihm nie etwas Beſſeres zugetraut!“

„O doch, Mama, o doch! ich weiß, daß er mich geliebt hat! Wenn er auch alle Welt betrog, mein Herz war er nicht im Stande zu betrügen! Gewiß, er hat mich geliebt!“

„Schöne Liebe das!“

„Er hat mich geliebt und liebt mich noch!
Und ſtürzte die Welt zuſammen,
Aus Ihren Trümmern ſtiegen doch
Hervor unſerer Liebe Flammen!“ —

deklamirte Lottchen mit einem Blicke gegn' Himmel, mit einem Blicke, deſſen prophetiſcher Ausdruck von dem Oberkriegsrathe recht proſaiſch durch die etwas ungeduldige Frage abgeſchwächt wurde: „Werde ich denn nun endlich auch einmal erfahren, worum es ſich handelt!?“

„O ich will es dir ſagen, Papa!“ — klagte Lottchen — „es iſt nichts als grenzenloſer Neid, als Eiferſucht und Kabale! ſie gönnen mir meinen Cäſar nicht — — — Wer weiß,“ fuhr ſie mit einem ſchwärmeriſchen Blick fort, während der Oberkriegsrath mit finſterem Stirnrunzeln den Brief las, „wer weiß, welch ſchändliche Verleumdungen man angewandt, um unſere junge Liebe zu morden — O ich habe Verdacht — ich habe Verdacht auf ſie, die ſich meine treueſte Freundin nannte, — auf Kanzleiraths Eliſe, die mir geſtern mit einem eigenthümlichen Blicke ſagte: „An deiner Stelle würde ich Alles thun, um recht bald zu heirathen“ —

„Dummes Zeug!“ brummte der Oberkriegsrath. — „Der Brief ſieht ſehr darnach aus, als ob er nach reiflicher Ueberlegung und vollkommen aus eigenem Antriebe geſchrieben wäre.“

„O! ich hab' es geſtern wohl geſehen, wie dieſe kokette Eliſe Alles that, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen

und ihn mit kleinen Schmeicheleien an ſich zu ziehen! — Wie ich ſie haſſe! — bot ſie ſich ihm doch ſelbſt als Brautjungfer an, und hatte dabei die Frechheit zu ſagen, daß man als Brautjungfer einer Freundin in ein freundſchaftliches Verhältniß zum Bräutigam trete, welches dauernd für das Leben ſei — — dieſe Schlange!"

„Das ſind recht vage Vermuthungen," ſagte Herr Helwig — „und wenn ich dieſen mehr als unhöflichen Brief betrachte, ſo muß ich geſtehen, daß er mit großer Ueberlegung geſchrieben iſt und ſeinen Zweck erreicht hat, dich und uns Alle auf's Tiefſte zu beleidigen!"

„Das hat mein Cäſar niemals gewollt!"

„Laß mich aus mit deinem Cäſar!" rief die Oberkriegsräthin entrüſtet, — „ich verſtehe wahrhaftig nicht, wie du ſo dumm ſein kannſt noch die Partie eines ſolchen Menſchen zu nehmen. Darin denke ich anders, und bei mir" — hier machte ſie mit der rechten Hand dieſelbe horizontale Bewegung, welcher ſich die türkiſchen Paſcha's bedienten, um pantomimiſch ein bischen Kopfabſchlagen zu bezeichnen — „bei mir iſt damit Alles aus und vorbei, und ich bin froh, das es ſo gekommen iſt."

Die Worte „Alles aus" haben, beſonders bei der Veranlaſſung wie die gegenwärtige, einen ſehr fatalen Klang und übten auch auf die unglückliche Charlotte ſichtbar eine erſchütternde Wirkung. Sie neigte ihr Haupt, als ob ſie nochmals in Ohnmacht fallen oder gar ſterben wolle, beſann ſich aber gleich darauf eines Beſſeren, warf ihre Arme in die Luft und rief vom Stuhle empor-

aus. Doch paſſirte uns durchaus nichts Unangenehmes, und gegen zwei Uhr hatten wir glücklich das Ende jenes Plateaus erreicht und erblickten vor uns eine breite Schlucht, die wieder abwärts zur Ebene führte. Einiges, was ich im Vorbeigehen geſehen, ſchien mir anzudeuten, daß das Terrain hinter uns nicht immer ſo unbewohnt und öde gelegen, zuweilen ſahen wir große Stein- und Trümmerhaufen und einmal ſogar die Ruine eines Bauwerkes nach Art alter Waſſerleitungen; ich zählte wenigſtens zwanzig Pfeiler, die noch durch Bogen verbunden waren, deren Ende und Anfang aber ebenfalls durch Trümmerhaufen bezeichnet war, konnte aber ſpäter nicht in Erfahrung bringen, was man von dieſem eigenthümlichen Bauwerke hier auf der Hochebene wiſſe.

Bis hieher hatte uns Felipe aus Furcht vor den Räubern nicht vergönnt, unſer mitgenommenes Frühſtück anzugreifen; auch jetzt wollte er noch nicht halten, ſondern weiter hinabziehen, bis zu einer vortrefflichen Venta, von welcher er träumte; doch waren uns dieſe ſ. g. Halbwegs-Venta's von unſerem Zuge durch die Mancha noch in zu troſtloſem Andenken, als daß wir noch weiter geritten wären. Felipe mußte nachgeben, und wir machten deßhalb am Rande der Hochebene einen Halt, banden Maulthiere und Pferde, nachdem wir ihnen die Kopfzeuge abgenommen, an ein paar Burbaumſträucher, deren Blätter ſie ſogleich anfingen eifrig zu benagen. Die Padrona in Venenes hatte für unſer Frühſtück reichlich geſorgt, uns ein paar gebratene Feldhühner eingewickelt, Brod und hartgeſottene Eier hinzugefügt und guten rothen Wein mitgegeben, der allerdings nach dem Bockſchlauche ſchmeckte, aber uns trotzdem vortrefflich mundete.

Nachdem wir abgeſpeiſt und wieder aufgeräumt hatten, erlaubte uns Felipe, unſere Gewehre wieder an die Sattelhaken zu hängen; wir ſchwangen uns auf, und da der Weg vor uns etwas beſſer war, trabten wir luſtig den Bergabhang hinab. Hier oben auf der Höhe des Gebirges war eine kleine Waſſerſcheide, und wir ritten jetzt mit den ſprudelnden Bergwaſſern, während uns andere bis dahin entgegen gerauſcht waren. Eine Zeit lang fiel Weg und

ſchnellend: „Ich laſſe ihn nicht! ich laſſe ihn nicht! ich trotze der Kabale, die meinen Cäſar von meinem Herzen reißen will! Cäſar laſſen oder ſterben iſt für mich gleichbedeutend — bei Cäſar nur iſt Seligkeit!“

„Ich will dir ſagen, was ſeine Seligkeit iſt,“ entgegnete die Oberkriegsräthin gerade nicht logiſch, aber dafür in um ſo ſchärferem Tone, „ſeine Seligkeit war ſchon bei verſchiedenen Veranlaſſungen, uns durch allerhand kleine Kunſtgriffe zu kränken; oder war es etwas Anderes, als er neulich auf der Lindenburg von den großen Verdienſten des Kriegsrathes Zipfer ſprach, die denn auch durch Verleihung des Ordens belohnt worden ſeien, eines ſo miſerablen Ordens, den nächſtens jeder Poſtkondukteur und jeder gewöhnliche Copiſt im Knopfloche tragen wird, während das deines würdigen Vaters ſo leer und öde bleibt wie eine Kirche am Samſtag Nachmittag!“

„Zerfleiſcht mein armes Herz nicht!
Bei Cäſar nur iſt Seligkeit
Und ohne Cäſar Hölle!“

„Was das anbelangt,“ murrte der Oberkriegsrath, der die Hände auf dem Rücken, mit langen Schritten im Zimmer hin und her ging, „ſo fange ich an, die Abneigung deiner Mutter gegen dieſe Heirath vollkommen zu theilen und was du da von der Hölle fabelſt, das hätte dich vielleicht ſicher getroffen, wenn dieſe Partie, für welche ich allerdings einige Neigung hatte, zu Stande gekommen wäre.“ —

„Man muß noch dankbar dafür ſein, daß uns die Augen am Rande dieſes tiefen Abgrundes geöffnet wurden.“

„Und ihr glaubt, ich kann meinen Cäſar vergeſſen? Nie! — nie! — nie!“

„Das iſt auch vor der Hand ſehr gleichgiltig!“ — entſchied Madame Helwig ſehr ruhig. „Wenn er dich nur vergißt und keine vergeblichen Verſuche macht, wieder anzubandeln“ —

„Aber ich wollte ihn“ —

„Jedenfalls aber muß hier etwas geſchehen!“ ſagte Herr Helwig. „Und das Beſte wäre, die Lotte für einige Zeit zu meinem Bruder, dem Pfarrer, zu thun, bis das ärgerliche Gerede, welches nicht ausbleibt, ein wenig verſaust iſt.“

„Mit ihrer Entfernung von hier bin ich allerdings einverſtanden,“ meinte die Oberkriegsräthin, ſetzte aber kopfſchüttelnd hinzu: „Doch weißt du ganz genau, daß ich nicht für einen Aufenthalt bei deinem Bruder bin, da iſt's mit den Studioſen der benachbarten Univerſität wie auf einem Taubenſchlage; wenn einer kommt, geht der andere und das ſcherwenzelt und kirrt und ſcharrt, daß es nicht mit zum Anſehen iſt. Allerdings ſoll die Lotte fort; aber nicht zu deinem Bruder, dem Pfarrer, ſondern zu meinem Bruder, dem Apotheker.“

Während ſo über Lottchen entſchieden wurde, ſaß ſie dabei mit gefalteten Händen und aufwärtsgerichtetem Blick, ein Bild des Jammers.

Das Auge vom Weinen getrübt. —
Du Himmliſche rufe Dein Kind zurück!
Ich habe genoſſen das irdiſche Glück,
Ich habe gelebt und geliebt!

„Ja“ — ſagte ſie dann mit einer Stimme, die bei jedem Athemzuge durch ein ſchmerzliches Schluchzen unterbrochen wurde, „ich will — ein folgſames Kind ſein — ich — zu Onkel Apotheker gehen — ich will dieſer ſchändlichen Eliſe — das Feld räumen — — Und warum ſollte ich es nicht thun“ — fuhr ſie mit einem düſteren Lachen fort, „weiß ich doch — daß ich vor Kummer ſterben werde — und hoffe dann nur auf Eins — auf Eins — auf Eins — auf etwas Gräßliches allerdings! daß es mir vergönnt iſt — ihm als Geſpenſt zu erſcheinen, um ſeiner neuen Liebe nicht zu fluchen!“ Hier brach ſie in ein ſo verzweiflungsvolles Weinen aus, daß die Oberkriegsräthin nicht nur eine heftige Antwort unterdrückte, ſondern ihre Tochter ſo ſanft als möglich in die Arme nahm, um ſie aus dem Zimmer zu führen und draußen den Armen des Stubenmädchens zu überantworten, deren kummervoller Miene und zwinkernden Augen man es deutlich anſah, daß ſie kein Wort von dem verloren hatte, was die Herrſchaften im Zimmer geſprochen.

Unterdeſſen hatte der Lieutenant von Ruppinger unter verſchiedenen Ausrufen der Ungeduld, des Zornes, ja der Verzweiflung auf's Sorgfältigſte Toilette gemacht, und ſich nebenbei durch den Genuß einer Flaſche Sodawaſſer auch im Inneren ſo gut als möglich reſtaurirt. Etwas blaß

und verstört erschienen seine Gesichtszüge allerdings, doch konnte das bei den peinlichen Erklärungen, die er voraus sah, nicht schaden, und ihn auf's Beste unterstützen bei der Maske eines Menschen, der vollkommen außer sich ist über einen Vorfall, der ihn zum Unglücklichsten aller Sterblichen gemacht. Aber — — sprach er zu sich selber, indem er wie erstarrt sein nicht unvortheilhaftes Spiegelbild betrachtete, wenn ich eine Verwechslung eingestehe, so wird man mir keinenfalls die volle Wahrheit erlassen, an wen der andere Brief gerichtet war. O verflucht — verflucht!

Dieser peinigende Gedanke benahm ihm so ganz seine bisherige Haltung, daß er sich auf sein Sopha warf, um dort sehr lange über seine verwickelte Lage nachzudenken.

Aber er fand keinen Ausweg aus diesem Labyrinthe, er fand keine irgend wie passende Entschuldigung, keine glaubwürdige Lüge, es blieb ihm nichts zu sagen übrig, als die reine, nackte, schreckliche Wahrheit.

— — Und auch das hätte am Ende sein Gutes, dachte er tiefaufseufzend nach weiterer Ueberlegung, — wer weiß, durch welchen Zufall diese kleine Geschichte mit der Else doch noch zu den Ohren seiner Braut gekommen wäre, gewiß verdreht, mit Zusätzen versehen, und so für ihn eine Quelle beständiger Sticheleien und fortgesetzten Mißtrauens. — Also gerade hindurch, den Kopf in die Höhe, die Zügel fest in der Hand, und in Gottes Namen! Escadron, marsch! marsch!

Ja rasch ging es nun gerade doch nicht, und wenn

der Lieutenant von Ruppinger auch seine Treppe ziemlich eilig hinabstieg, sich auch mit schnellen Schritten vom Hause entfernte, so mäßigte er doch diese Gangart, je mehr er sich der Taubenstraße und dem Hause seiner Braut näherte.

Da lag es vor ihm und er bedachte jetzt erst, daß es doch etwas Mißliches haben könne, wie eine Bombe in ein Terrain zu schlagen, das gerade jetzt für jeden forcirten Angriff gewiß eben so unzugänglich als vielleicht auch auf einen Scheinangriff wohl vorbereitet war. Er ging deßhalb an dem Hause vorüber und zwar auf der andern Seite der Straße, hinauf schmachtend nach Liebchens Fenstern, wie er gestern noch mit großem Erfolge gethan, — heute aber ohne die allergeringste Wirkung zu erzielen, denn das Haus erschien hinter seinen zusammengezogenen Vorhängen öde, ausgestorben.

In gehöriger Entfernung schwenkte der Kavallerieoffizier auf die andere Seite der Straße über, jetzt in der festen Absicht den Eingang zu forciren, die Oberkriegsräthin, wenn sie ihm zufällig hindernd in den Weg treten würde, mit aller Schonung aber kräftig auf die Seite zu schieben, und zu Lottchen's Füßen nach gewissenhafter Beichte seinen Urtheilsspruch zu vernehmen.

Daß auch ein Vater im Hause sei, ein Vater der seine Tochter innig liebte, ein Vater, der, wenn er auch häufig gegenüber seiner Frau etwas von der Natur des Lammes an sich hatte, der aber, wenn es galt im Einklange mit seiner Gattin eine empfangene Beleidigung zu

ahnden, ganz Tigernatur ſein konnte: daran hatte Herr von Ruppinger eben ſo wenig gedacht, als daß er dieſem Vater jetzt bei ſchon längſt angebrochener Kanzleiſtunde unter der Hausthür zu begegnen das Unglück haben könne.

Und doch fügte es das Schickſal alſo, der Oberkriegsrath ſtand eben auf der Schwelle, als der junge Kavallerieoffizier ſeine Hand elegant an die Mütze legend vor der Hausthüre ankam — da ſtand — Lottchen's Vater, den Kopf ſo hoch aufgerichtet, daß die überhohe Halsbinde faſt unſcheinbar wurde, den Hut, mit dem er ſonſt ſo freundlich gegrüßt, unbeweglich auf dem Haupte, die Augen drohend und finſter auf den Miſſethäter gerichtet, den Mund grimmig zuſammengezogen, den Regenſchirm heftig vor ſich auf den Boden niederſtoßend — ganz Cherub mit flammendem Schwerte, vor der Pforte eines verloren gegangenen Paradieſes.

Ein paar Augenblicke ſchauten ſich Beide ſprachlos an, der junge Kavallerieoffizier die Hand wie feſtgenagelt an ſeiner Mütze, und dabei vor dem Cherub ſtehen bleibend, der nun alſo anhub zu reden: „Sollte es wirklich möglich ſein — wäre es denkbar, daß Sie, junger Mann, nach Allem, was geſchehen, die Kühnheit haben könnten! — Sollten Sie wirklich dergleichen im Schilde führen, ſo rathe ich Ihnen, ich, ein ſonſt ſehr ruhiger Staatsbürger, es zu unterlaſſen, indem es ſich wohl fügen könnte, daß ich ohne alle Rückſicht auf Sie und Ihren Stand mein Hausrecht wahren müßte!!“

„Aber — Herr Oberkriegsrath — wollen Sie mich nicht eine Minute ruhig anhören?“

„Nicht eine Secunde, junger Mann! und die Minute, die ich hier bei Ihnen vergeudet, bedaure ich nur deßhalb nicht, weil ſie mir Veranlaſſung gab, Ihnen auf's Nachdrücklichſte zu ſagen, daß unſere Wege fortan und unwiderruflich auseinander gehen!“

Die Bewegung, welche Herr Helwig hierauf mit ſeinem Regenſchirm machte, zeigte ſo deutlich nach der Richtung hin, die vor Herrn von Ruppinger lag, während er ſelbſt ſich nach der andern Seite der Straße wandte, daß dem Kavallerieoffizier nichts Anderes übrig blieb, als ſeinen Weg fortzuſetzen.

— — — — Und nun zu Schmetterich — zu dieſem leichtſinnigen Schmetterich, zu ihm, der ſo unverantwortlich gehandelt — ja, in einem Zorne, der etwas Blutgieriges an ſich hatte, zu Schmetterich, mochte daraus entſtehen, was da wolle — ja, je mehr daraus entſtand, je lieber war es dem Herrn von Ruppinger. „Meinetwegen ein Duell!“ dachte er, „ſo ſcharf als möglich, und mit Eclat in Scene geſetzt, damit ſie es erführe, damit ſie forſchen könne nach dem Grunde dieſes Duells, um zu hören, wie er ſich bemüht, die ſchändliche Verwechslung ſeines ehemaligen Freundes zu rächen.“

„Bah!“ dachte er, dahinſchreitend, „das Haus wird doch nicht lange für mich hermetiſch verſchloſſen bleiben, oder ſie ſich wie eine Gefangene in ihren vier Mauern halten; — ich habe vielleicht das Glück ihr zu begegnen —

heute oder morgen, — ich ſehe ſie vielleicht auf der Promenade, oder im Theater, und will alsdann vor ihr erſcheinen, ein Bild der Reue, der Zerknirſchung! Aber zuerſt ſoll mir Schmetterich dafür büßen."

Doch war dieſer würdige Infanterieoffizier durchaus nicht in der Verfaſſung, um für irgend Etwas zur Verantwortung gezogen zu werden. Er lag ausgeſtreckt auf ſeinem Sopha, trotz genoſſenem Sodawaſſer, und einigen Stunden Schlaf, noch immer unter dem lähmenden Einfluße des reichlich genoſſenen vortrefflichen Champagners. — Obgleich er ſeinen Freund augenblicklich erkannte, — er ſtreckte ihm allerdings mit einer etwas ſteifen Bewegung ſeine rechte Hand entgegen — ſo ſah er doch nicht klar genug, um ſogleich zu entdecken, daß ſich ſein Freund in einer heftig erregten Gemüthsſtimmung befand. Und als er endlich nach und nach zu dieſer Einſicht kam, verſtand er dieſe Gemüthsſtimmung ſo gänzlich falſch, daß er lachend mit lallender Zunge rief: „Ja du biſt eben ein glücklicher Kerl — — haſt ein Ziel erreicht, wonach Andere vergebens ſchmachten!"

„Willſt du mich einen Augenblick ruhig anhören, Schmetterich?"

„Brauch gar nicht, Bruderherz! — ich ſehe an deinem Auge — wie glücklich — du — u — u — u biſt, und daß ich mich — darüber freue, brauch' ich dir nicht zu wiederholen!"

„Erinnerſt du dich, geſtern zwei Briefe für mich couvertirt und geſiegelt zu haben?"

— — — — — — — — — „Nein! — — daran erinnere ich mich nicht, das muß ein Irrthum sein — wahrhaftig nicht!“

Herr von Ruppinger biß die Zähne aufeinander, und blickte mit einem tiefen, schmerzlichen Athemzuge an die Decke des Zimmers empor — — dieser Mensch erinnerte sich gar nicht einmal mehr, die beiden Briefe couvertirt zu haben, und darin lag von Seiten Schmetterichs keine Heuchelei, wie jeder sehen konnte, der dessen noch immer stieres Auge betrachtete, sowie sein eigenthümliches Lächeln, als sein Kopf nun auf das Sophakissen zurücksank, und er alsdann augenblicklich wieder einschlief.

Der Andere verließ wüthend das Zimmer, um draußen den Bürschen des Infanterieoffiziers vorzunehmen, und diesem auf's Bestimmteste anzubefehlen, seinem Herrn zu sagen, sobald dieser wieder — mit sich reden lasse, er, der Lieutenant von Ruppinger, sei da gewesen, und lasse ihn, den Lieutenant Schmetterich, ersuchen, unter allen Umständen zu Hause zu bleiben, da er ihm Dringendes und sehr Wichtiges mitzutheilen habe.

Unterdessen hatte aber Kriegsraths Babett, mitfühlend den grenzenlosen Jammer ihrer jungen Herrin, es glücklich zu fügen gewußt, bei einem dringenden Ausgange den Bedienten des Herrn von Ruppinger in einem Laden, wo man sich häufig zu treffen pflegte, auch diesmal zu begegnen, und ihm zu dessen großem Erstaunen das Vorgefallene mitzutheilen. Was der Brief eigentlich enthalten, wußte Babette nicht zu sagen, oder hielt es nicht für

nothwendig, dies zu thun; wußte ſie auch ganz genau, daß, wenigſtens vor der Hand, an eine Wiedervereinigung der beiden Liebenden nicht zu denken war. Hatte doch der Oberkriegsrath geſagt, lieber wolle er wieder beim Copiſten anfangen, als jenem Menſchen nochmals den Zutritt in ſein Haus geſtatten, und hatte doch Madame Helwig ihr, Babette nämlich, mit der Hand gedroht, und dabei die Verſicherung gegeben, der erſte Verſuch zu einer Annäherung jener Beiden ſei ihr letztes Stündlein im Hauſe. — „Da iſt nun vor der Hand nichts zu machen," ſagte Babette, „denn ich kenne meine Frau!"

„Ja, da wird wohl nichts zu machen ſein," meinte auch Georg mit einem etwas dummen Geſichtsausdruck, denn er begriff ſehr wenig, um was es ſich eigentlich handelte; er erinnerte ſich nur, ſeinen Herrn im heftigen Zorne geſehen zu haben, als er ihm wahrheitsgetreu verſichert, daß er beide Briefe auf's Pünktlichſte beſorgt.

„Beide Briefe? — An wen war denn der andere? Du wirſt mir darin die Wahrheit ſagen, Georg!"

„Der andere, ja nun der andere," erwiederte der Offiziersbediente, indem er ſich verlegen am Kopfe kratzte, — der andere war an — nun an wen war er denn eigentlich? — richtig, an den Schneider Sichel — ja, an den Schneider Sichel; weiß ſie, Babette, dergleichen kommt zuweilen auch vor!"

Hätte Georg, ſtatt zu lügen, die reine, allerdings ſchlimmere Wahrheit geſagt, ſo wäre es vielleicht für ſeinen Herrn beſſer geweſen, denn es wäre hier gegangen, wie

Flußbett zusammen, doch war der Grund ziemlich hart, bestand aus feinem weißem Kiessande, und nebenbei schien das klare, frische Wasser den Füßen unserer müden Thiere wohl zu thun.

Im Verhältniß, wie wir abwärts stiegen, verminderte sich auch das Oede und Finstere der Landschaft; die Felsenkronen, welche uns auf der ändern Seite der Hochebene umgeben, waren verschwunden, und die Berge und Hügel vor und neben uns hatten abgerundete Häupter, oft mit Buschwerk bedeckt, die niedrigeren sogar mit grünen Wiesen. Auch unser Weg lief an einer breiten Schlucht sanft abwärts, vor uns schob sich die Bergkette immer mehr auseinander, und nach einer scharfen Rechtswendung, die wir machten, sahen wir, wie sich vor uns die Hügel immer mehr verflachten und endlich in jene weite Ebene versanken, die wir schon gestern von der Höhe hinter Vevenes gesehen.

Der Himmel hatte sich gleich nach Mittag aufgeklärt und gewährte uns jetzt noch einen schönen Abend; wir ritten gegen Süden, nach Westen zu war unsere Aussicht durch die muldenförmigen Ausläufer des Gebirges verdeckt und so bemerkten wir die Sonne nicht, wie sie niedersank, ihr volles Licht dagegen fiel auf das Thal vor uns und beglänzte dieses sowie den Himmel auf wunderbare Weise; namentlich den letzteren habe ich selten so schön gesehen; er erglühte in tiefem Purpurroth, leichte Wölkchen, die emporzufliehen schienen, waren umkränzt mit blauen und violetten Tinten, die, wie die Sonne tiefer und tiefer sank, in herrlichster Mannigfaltigkeit glänzten, endlich zum sanftesten Roth verblaßten, wodurch denn der Himmel zwischen ihnen eine unaussprechlich schöne meergrüne Färbung erhielt.

Die Ebene vor uns war vielfach unterbrochen bald durch Wiesen oder kleine Waldungen, bald durch weite Strecken schwarzen Bodens, des fruchtbarsten Landes, dann wieder auch durch lange Streifen rothen und gelben Sandes. Weit am Horizonte hob sich ein majestätischer Gebirgszug, den wir schon heute Morgen erblickten, in schönen Formen, jetzt bei untergehender Sonne in tiefdunkler prächtiger Färbung, wahrscheinlich die Sierra Morena, an

bei manchem anderen Uebel, wo eine Heilung möglicher iſt, ſobald man den Urſprung des Uebels genau kennt.

„Und nun will ich Ihnen ſagen, was Sie Ihrem Herrn mittheilen ſollen," fuhr Babett mit einem tiefen Seufzer fort, — „ich riskire allerdings, daß ich fortgeſchickt werde; aber was thut man nicht einer Herrin zu lieb, die ſo unglücklich iſt, wie mein armes Fräulein — und ſie iſt ſchrecklich unglücklich!"

„Ja ich kann mir das wohl denken," erwiederte Georg, obgleich er keine noch ſo ſchwache Idee von jenem großen Unglück hatte. —

„Aber ich hab' es dem Fräulein oft genug geſagt, ſie ſolle keinem Manne nichts glauben; am allerwenigſten aber jenen Männern, die zweierlei Tuch auf dem Leibe tragen."

„Ich thäte das auch nicht," verſicherte Georg treuherzig, verbeſſerte ſich aber, als er dem erſtaunten Blick Babettens begegnete, durch den Zuſatz: „den Herrn Lieutenants nämlich ſollte kein Mädchen nicht das Geringſte glauben, denn unter Hundert ſind immer Neunundneunzig angeführt."

„Schrecklich, und ſo wird es hier am Ende auch der Fall ſein; aber trotz alle dem, was mir mein Fräulein geſagt und was er ſeinem Herrn wieder erzählen kann, mein Fräulein wird heute noch die Stadt verlaſſen, um den Herrn Lieutenant nie wieder zu ſehen."

„Das ſoll ich dem Herrn Lieutenant ſagen?"

„Ja und mit dem Zuſatz, daß es die Frau Ober-

kriegsräthin will. Fräulein Lottchen geht nach Hermersheim zu ihrem Onkel, der dort Apotheker ist, und zwar fährt sie heute Abend um 8 Uhr mit dem Wiener Schnellzuge im Damen-Coupé. Sie müssen das gut behalten, Georg, denn es ist von großer Wichtigkeit."

Der Bediente des Herrn von Ruppinger that denn auch im Behalten sein Möglichstes und meldete seinem Herrn, als dieser nach einiger Zeit noch aufgeregter und unwirscher als er gegangen war, heimkehrte, daß im Hause des Herrn Oberkriegsrath Helwig alle Teufel los seien, daß die Frau Oberkriegsräthin geschworen, sie wolle lieber wieder Copist werden, als so etwas ertragen, daß der Herr Oberkriegsrath hinzugesetzt, Fräulein Lottchen könne vom ihm aus zum Henker gehen, oder zu ihrem Bruder dem Apotheker in Hermersheim, und in Folge davon reise heute Abend um 8 Uhr die Mamsell im Wiener-Coupé mit dem Damenzuge. So confus diese Nachricht auch klang, so gewährte sie doch dem Herrn von Ruppinger einen kleinen Hoffnungsstraht, und er empfand es freudig, daß Lottchen zu ihm gesandt, und sich dadurch mit ihm in eine kleine Verständigung setzte. — — So zweifelte sie also doch nicht gänzlich an ihm, so wollte sie ihm vielleicht die Möglichkeit lassen, sie auf dem Bahnhofe zu sehen, wenn es auch dort vor den Begleitenden nicht möglich war, ein Wort der Aufklärung anzubringen.

Unter diesem mildern Einfluß empfing er denn auch den endlich erscheinenden Lieutenant Schmetterich weniger schroff, als er sich vorgenommen, und vermochte es über

ſich, demſelben mit trockenen, aber doch ruhigen Worten die grauenhafte Verwechslung, welche geſchehen, mitzutheilen.

Herr Lieutenant Schmetterich ſah ohnedies ſchon ſo bleich und angegriffen aus, daß er, wie ſonſt wohl geſchehen, nicht zu erblaſſen im Stande war, doch ſchlug er ſich kräftig vor die Stirne, indem er den Wunſch ausſprach, daß ein Kreuzmillionbonnerwetter in dieſe verfluchte Geſchichte hinein hageln möge!

„Und in deinen Champagner, der eben ſo gut daran ſchuld iſt, wie an dem miſerablen Kopfweh, welches ich habe. — — Weißt du aber was ich thun will — ich gehe ſogleich zu der Oberkriegsräthin und decke ihr die ganze Schmiere auf. — — Du meinſt nicht?“ fuhr er nach einer Pauſe fort, als er ſah, wie ſein Freund achſelzuckend eine abwehrende Handbewegung machte.

„Ich meine, daß das noch viel ſchlimmer wäre, wenn man dich wirklich vorließe, woran ich übrigens ſehr zweifle.“

„So ſchiebe mich auf andere Art als Sündenbock vor!“ rief Schmetterich, der ein ſehr gutmüthiger Menſch war, „ſage meinetwegen, wir hätten einen ſchlechten Witz gemacht und ich in Folge davon deine Handſchrift auf's Täuſchendſte nachgeahmt.“

„Das iſt Alles unmöglich, da jenes Haus heute für uns und für Alles, was von uns kommt, feſt verſchloſſen iſt; ſie haben ihre Reſolution gefaßt, und mit gebrochenem Herzen reist das arme Mädchen heute Abend um 8 Uhr

mit dem Wiener Schnellzuge nach Hermersheim zu ihrem Onkel — o ich leichtſinniges Ungeheuer!“ —

„So reiſeſt du natürlich mit ihr, und ſuchſt unter Wegs eine Verſtändigung; es gibt ja nichts einfacheres.“

„Du glaubſt wohl, daß man ſie ohne Begleitung reiſen läßt — obendrein fährt ſie im Damen-Coupé.“ —

„Und doch mußt du mit demſelben Zuge reiſen, mußt den Verſuch machen, ſie während der Nacht zu ſprechen — — laß mich nachdenken, — ich bin reich an guten und glücklichen Ideen. — — Gefunden! gefunden! Ja ſo muß es gehen!“ Herr von Ruppinger hemmte bei dieſem letzteren Ausrufe ſeinen Donnerlauf, mit dem er das Zimmer nach allen Richtungen durchmaß, und blickte erwartungsvoll ſeinem Freunde in's Geſicht, der ihm beide Hände kräftig ſchüttelte, während er ſagte: „Ich habe den Karren verfahren, und ſpanne nun, um ihn wieder herauszuziehen, eine wundervolle Idee vor, die du ſogleich erfahren ſollſt.“

Der Pariſer Eilzug fährt ſoeben in den Bahnhof ein, unter heftigem Pfeifen der Lokomotive, die jetzt von Sekunde zu Sekunde mehr und mehr zurückhält in ihrem Lauf und ſich förmlich zu ſträuben ſcheint, von der friſchen Nachtluft und dem raſenden Laufe nun im Schritte in die dumpfige menſchenerfüllte Bahnhalle einzufahren; dabei ſchielen ihre rothen Augen ſo boshaft tückiſch zur Seite, daß man, während ſie vorbei brauſt, ordentlich erſchreckt zurück tritt, fürchtend, ſie habe die Macht, mit ihrem eiſernen Schädel unverſehens herum zu fahren und uns

eins mit ihren Hauern zu verſehen; ingrimmig genug ſieht ſie dazu aus, beſonders jetzt, wo ſie von einem Gewaltigeren gebändigt immer langſamer gehen, und endlich ſtillſtehen muß.

„Zwanzig Minuten Aufenthalt!“ rufen die Conducteure, indem ſie die Wagenthüren aufreißen, und einer, der gerade beſonders gut gelaunt iſt, wiederholt auf die Frage eines Paſſagiers: „Volle zwanzig Minuten?“ — „Ohne Abzug, da wir keine Verſpätung haben.“

„Zeit zum Souper!“ hört man verſchiedene Reiſende ſagen, theils im heiteren Tone, theils im ernſten nachdenklichen der Familienväter nämlich, die mit großer Kopfzahl reiſen. Andere meinen: es hat doch lange genug gedauert, bis wir trotz der Schnelligkeit des Zuges angekommen ſind, während wieder Andere gerade dieſe Schnelligkeit rühmen, und mit einem Blick auf die erleuchtete Uhr der Bahnhalle es doch ganz erſtaunlich finden, daß es noch nicht einmal acht Uhr ſei, und man ſeit heute Morgen früh ſchon einen Weg von hundert Meilen zurückgelegt habe — wunderbare Erfindung die Eiſenbahn! Nun verläßt faſt Alles die Wagen. Paſſagiere, die weiter reiſen, eilen zur Reſtauration, die welche hier zurück bleiben, ſehen, wenn ſie allein ſind, wie ſie ſich mit ihren ſieben Sachen durch die engen Wagenthüren hinausdrängen können, während Geſellſchaften oder Familien ihr zahlreiches kleines Gepäck von Hand zu Hand gehen laſſen, bis alles draußen iſt.

„Haben wir Alles, Kinder?“

„Ich glaube ja! Papa, da stehen vier Nachtsäcke, vier Plaidrollen, sechs Schachteln und vier Körbe."

„Aber die Regenschirme, Kinder?"

„Herrje, die sind noch im Wagen!"

„Auch Tante Friederike ihren Sonnenschirm, den sie auf der letzten Station gebraucht — und Mimmis Puppe, und Lilis Milchflasche."

„Ja, ja!" brummt der Vater, „es ist eine ganze Haushaltung, die wir da aufgestappelt haben, nun ich bin nur froh, daß wir endlich angekommen sind — seid ihr alle da Kinder?" — „Ja!" quicken vier verschiedene Stimmen, und eine derselben setzt hinzu: „In der Wagentasche steckt noch ein Butterbrod, und eine halbe Flasche Wein."

Die sparsame Mutter möchte das noch gern gerettet haben, doch entscheidet der Vater in seiner Ungeduld endlich fortzukommen, man lasse das dem Conducteur.

Doch geht es mit dem Fortkommen noch nicht so rasch, denn Hausgenossen und Verwandte, welche die Familie schon lange erwarteten, haben diese endlich entdeckt, und umringen sie unter den lebhaftesten Begrüßungen, auch lassen sie es sich nicht nehmen, den größten Theil des Gepäckes zu tragen, und bei diesem edlen Wetteifer gerathen Lilis Milchflasche und der Sonnenschirm der Tante Friederike nun wirklich in Gefahr zurückgelassen zu werden.

Endlich schließt man sich dem Strome der Andern an, wo es Scenen ähnlicher Art gegeben, und nachdem

dieser Strom langsam zur Bahnhofhalle hinausgefluthet ist, erhalten die abreisenden Passagiere erst die rechte Freiheit, sich nach Plätzen umzusehen.

Und dabei wiederholt sich immer wieder die alte Geschichte, eigensinnige Conducteure, die sich bemühen, ihre Wagen der Reihe nach hübsch anzufüllen, und nicht eher ein neues Compatiment aufzuschließen, bis das vorhergehende angefüllt und so vollgepfropft als möglich ist, wogegen jeder Reisende, oder jede Gesellschaft von Reisenden das Verlangen hat, ein abgesondertes Coupé zu besitzen.

Daß dabei Scenen à-la Macdonald häufig genug vorkommen, weiß jeder, der schon Eisenbahnen benützte, daß es Individuen gibt, die durch alle möglichen Ränke und Kniffe die Wagenabtheilung, in der sie gekommen, für sich allein behaupten wollen, hier, indem sie mit ihren Sachen sämmtliche Plätze bedecken, und dem schüchtern Herantretenden ein „Alles besetzt" zurufen, dort durch Blockiren der Eingangsthüren und der Heuchelei tiefen Schlafes mit kräftigem Schnarchen, auch durch wahrhaft betäubendes Tabakrauchen, und andere noch viel verwerflichere Mittel, wie zum Beispiel, indem man kleine Kinder zum Schreien ermuntert, was letzteres allerdings ein sehr untrügliches Mittel ist, um die Mehrzahl der Passagiere zurück zu schrecken.

Endlich ist es aber trotz alledem gelungen, sämmtliche Reisende wohl, oder übel unterzubringen, und wenn auch alsdann die Wagen von außen so glatt und ruhig

wie möglich aussehen, so herrscht doch in manchem Inneren derselben noch einige Zeit eine Confusion und ein Durcheinander, wie vielleicht in einem Bienenstock, wo sich ein neuer Schwarm einrichtet.

In der langen Reihe des Zuges, zumeist in der Mitte desselben befindet sich aber ein Wagen, dessen Passagiere gegenüber dem eben geschilderten Treiben eine rühmliche Ausnahme zu machen pflegen, dieser Wagen hat gewöhnlich eine kleine Aufschrift, welche genügt, um die hartnäckigsten Reisenden männlichen Geschlechts, die selbst noch beim dritten Zeichen umherrennend einen besseren Platz suchen, scheu und still vorübergehen zu machen; ja, welche junge Damen, die nichts so sehr scheuen, wie den Tabaksdampf, rasch entschlossen in ein Coupé treiben, wo geraucht wird, sobald ihnen der gefällige Conducteur jenen Wagen mit der Aufschrift „Damen-Coupé" bereitwillig öffnet. Es hat etwas Klösterliches ein solches Damen-Coupé, etwas Abgeschiedenes, vielleicht auch Langweiliges, und ist deßhalb nicht nach Jedermanns Geschmack, auch herrscht dort eine strenge Klausur, welche gewöhnlich von einem schroffen Charakter, wie man's in der Welt häufig findet, ausgeübt wird. So dürfen zum Beispiel die Fenster nur mit großer Mäßigung geöffnet werden; so findet man es hier ganz begreiflich, daß junge Mädchen, die eben erst in die Welt blicken, älteren und deßhalb auch würdigeren Damen, die Eckplätze überlassen, und sich mit Rücksitzen begnügen; so liebt man hier nicht die starken Parfüms, und muß schon recht sehr bitten, sich im Gebrauch

von Rosenöl oder gar von Moschus oder Patchouli zu mäßigen, so wie es bei einer Nachtfahrt auch gar nicht behaglich ist, die Ruhe der Mitreisenden durch Plaudern oder gar durch ausgelassenes Lachen zu stören.

Und gegenüber diesen vielseitigen Beschränkungen des Reiselebens im Damen-Coupé fehlen selbstverständlich für das schöne Geschlecht alle jene Annehmlichkeiten, deren man sich in einem Wagen mit gemischtem Inhalt erfreut, dort gibt es keinen freundlichen Nachbar, der sich ein Vergnügen daraus macht, wenn man unbewußt im Schlummer an ihm eine Stütze findet, oder ein liebenswürdiges Gegenüber, welches bereitwillig Platz macht, für ermüdete zierliche Füßchen, die einen Stütz- und Ruhepunkt suchen, dort findet man auch keine animirten Unterhaltungen wie hier; noch weniger aber können im Damen-Coupé jene kleinen pikanten Verhältnisse angesponnen werden, welche die Fahrt überdauernd nicht selten zu Rosen- und andern Fesseln werden.

Aber es gibt dennoch reisende Damen, welche sich mit Vorliebe des eben erwähnten Coupé's bedienen, solche, denen es vielleicht ein Bedürfniß ist, nicht durch die Unterhaltungen männlicher Reisegesellschaft in einem schmerzlichen Nachdenken gestört zu werden, oder denen es in der That ein unbehagliches Gefühl verursacht, bei unbekannten Männern zu sitzen. Auch findet man hier ältere und nicht mehr hübsche Wittwen, die schon durch ein rücksichtsloses Nichtbeobachtetwerden tief verletzt wurden, ferner unverheirathete Frauenzimmer, von kaum mehr

zweifelhaftem Alter, welche lieber Alles thun würden, als in Gesellschaft zudringlicher Männer zu sein, wo man bei jedem Wort erröthen muß, nie sicher ist, durch irgend etwas Herausforderndes belästigt zu werden.

Bemerkt man junge, hübsche Frauen in einem Damen-Coupé, so kann man sicher sein, daß der betreffende Gemahl solches mit Vorliebe für die schöne Reisende ausgesucht, und ist dies ein ähnlicher Fall bei jungen blühenden, unerfahrenen Mädchen, die alsdann eine sorgsame Mutter unter den Schutz dieser klösterlichen Einsamkeit gestellt.

Im Damen-Coupé des Zuges, von dem wir reden, waren von den Angekommenen drei Damen verblieben, welche je einen Eckplatz inne hatten, nun aber, da sie zusammen zu gehören schienen, und noch ein paar Andere einstiegen, auf die eine Seite zusammen rückten.

Von diesen Einsteigenden riß sich eine unter Thränen aus den Armen ihrer Mutter, um dann noch einmal für ein paar Sekunden lang an das Herz eines finster blickenden Vaters zu sinken. „Sei klug und verständig, Lottchen, mein Kind! du weißt, daß dein Onkel dich mit offenen Armen empfangen wird, und fühlst selbst, daß man vergessen muß, was nicht mehr zu ändern ist."

„Ich fühle es wohl Papa, aber mein Herz wird brechen."

„O, es bricht nicht so leicht!" tröstete Madame Helwig ihre Tochter. „Aber nimm dich nur in Acht, daß du dich morgen Früh nicht erkältest bei der scharfen

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20747 / 013

Morgenluft — haſt du auch dein Pfeffermünzſchachtelchen bei dir?"

„Ich habe es Mama, — o wenn es lieber Giftpillen wären!"

„Sprich nicht ſo ruchlos, mein Kind!" ſagte der Oberkriegsrath „und vergiß nicht, daß du in Neugen ausſteigen mußt, wo der Zug gegen ſechs Uhr ankommt, und wo dich der Onkel mit ſeinem Wagen erwarten wird, denn ich habe ihm telegraphirt."

„Ich werde es gewiß nicht vergeſſen, Papa."

„Und vergiß auch uns nicht, Lottchen," ſprach Madame Helwig mit etwas weicherer Stimme wie gewöhnlich, „und laß bald Gutes von dir hören!"

„So Gott will!" dann noch eine heftige Umarmung, worauf Lottchen einſtieg, um ihren Platz gegenüber einer anderen jungen Dame einzunehmen, die auch eben erſt gekommen war, und ſich gerade bemühte, ihr Handgepäck, Nachtſack, Halstuch, ſowie einen nicht ganz kleinen Dackelkorb beſonders ſorgfältig unterzubringen, und Letzteren oben feſt zu ſtellen, damit er nicht herunterfallen oder ſonſt irgend eine Bewegung machen könne. Während dieſes geſchah, vernahm man aus der andern Ecke des Wagens ein leiſes Knurren.

„Es ſind doch keine Hunde im Wagen?" fragte Lottchen mit ängſtlicher Stimme, worauf eine ziemlich ſcharfe Damenſtimme antwortete: „Hunde gerade nicht, aber ich erlaube mir meinen kleinen Hund bei mir zu haben, und wird wohl Niemand ſo rückſichtslos ſein, zu

verlangen, daß ich dies arme kleine unſchuldige Thier in die Hundeabtheilung einſperren laſſe!“

Weitere Erörterungen über dieſen Punkt waren indeſſen nicht mehr nöthig, da der Conducteur eilfertigſt den Schlag verſchloß, und da ſich der Zug in dieſem Augenblicke unter gellendem Pfeifen in Bewegung ſetzte.

„Adieu Papa! — Adieu Mama! — grüßt mir auch die Babett!“

Anfänglich ſchloß Lottchen die Augen, ſie wollte weder etwas von dem Bahnhofe ſehen, noch vielweniger von den nächſten ihr wohlbekannten Umgebungen deſſelben, am allerwenigſten aber von dem Stadtparke, durch den man jetzt fuhr. Sprach ihr doch jeder Weg, jede Allee, ja die bleichen Marmorfiguren, auch die kleinen leuchtenden Seeflächen, ſowie manche verſteckte Bank von vergangenen glücklichen Stunden, und wäre es ihrem armen Herzen unerträglich geweſen, dergleichen Erinnerungen, die ohnedies ſchon ſchmerzlich auf ſie einſtürmten, noch durch den Anblick aller dieſer Orte zu verſchärfen.

Vermochte ſie es doch nicht über ſich, etwas Anderes vor ihrem inneren Auge zu ſehen, als ſein Bild, etwas Anderes zu hören, als ſeine Stimme, klang doch ſein Name aus dem Brauſen der Maſchine, aus dem Raſſeln der Räder, und ſchienen es die letzteren doch ganz beſonders darauf angelegt zu haben, ſie zur Verzweiflung zu bringen, denn ihr rhythmiſches Raſſeln und Klirren bildete ſich nach und nach zu jenen Worten aus, die ſie

heute Morgens ihren Eltern zugerufen und welche jetzt noch ihr ganzes Herz erfüllten:

„Bei Cäsar nur ist Seligkeit, ist Seligkeit,
Und ohne Cäsar Hölle!

Dann brauste der Zug durch einen langen Tunnel, und hier bildete das Gerassel, Gedröhne, Geklapper, das Klingen und Klirren zu dem eben erwähnten Texte eine so wahrhaft höllische und nervenerschütternde Begleitung, daß Lottchen mit einem tiefen Seufzer hastig ihre Augen weit aufriß, um andere Bilder auf ihre geängstigte Seele einwirken zu lassen.

Die Lampe im Damen-Coupé brannte hell genug, um sie sowohl ihr Gegenüber als die zwei anderen Damen in der Ecke ziemlich deutlich erkennen zu lassen. Die erstere war eine junge Frau, vielleicht im Anfange der dreißiger Jahre mit sanften wohlwollenden Zügen, die aber unverkennbar unter dem Eindruck trauriger Ereignisse jenes melancholische Lächeln angenommen hatten, mit dem sie das junge Mädchen anschaute; dabei war ihre Stimme wohlklingend, als sie, sobald man den Tunnel verlassen, zu Lottchen sagte: „Man kann sich nie eines ängstlichen Gefühls erwehren, wenn man so unter der Erde dahin fährt, alles was dem Zuge hier passiren könnte, müßte sich hundertfach schrecklicher gestalten."

In der andern Ecke des Wagens saß eine ältere, wie es schien, sehr lange und hagere Dame mit einer

tief herabhängenden fleischigen Nase, die gerade in ihrem dürren Gesichte etwas unangenehm Rüsselhaftes hatte, und die zwischen zwei kleinen scharfen Augen stand, die auf eine höchst ungerechtfertigte Art ihre Mitreisenden zu mustern schienen. Der Kopf dieser Dame mit dem Rüssel war in eine grellrothe, oben mit Band verzierte Kapuze gehüllt, welche tief über die beiden Wangen hinabreichte und dem ganzen Haupte den Anstrich einer Maskerade gab, wobei es die Betreffende darauf abgesehen, den Kopf einer welschen Henne recht täuschend nachzubilden, ja diese Täuschung war so vollkommen, daß man jeden Augenblick hätte erwarten können, die Dame mit der rothen Kapuze fange an zu kollern. — Die Andere ihr gegenüber war ein junges Mädchen von vielleicht achtzehn bis zwanzig Jahren, in blau und weißem Kapüzchen, und da sie beständig den Kopf gegen die Alte streckte, um leise mit ihr zu flüstern, auch wohl verstohlen zu kichern, so ist es nicht zu gewagt zu behaupten, daß durch sie das Bild einer alten welschen Henne mit ihrem Küchlein vervollständigt worden wäre.

Auch kollerte die Alte zuweilen an Stationen, wo gehalten wurde, gegen den Conducteur, wenn er zufällig an ihrer Seite den Schlag aufriß, um einen Aufenthalt von ein paar Minuten anzuzeigen.

„Das ist doch ganz und gar unnöthig!“ polterte sie alsdann „und geschieht doch nur, um ruhige Passagiere zu chikaniren, was geht das uns an, ob der Zug ein paar Minuten anhält oder nicht! Nimm nur deine Kleider

und Finger in Acht, Sophie, daß dir beides nicht eingeklemmt wird, man hat davon schauderhafte Exempel." — „Ruhig Finette!" Dieser letztere Befehl galt dem armen kleinen unschuldigen Hunde, der, so oft sich die Thür öffnete, unter der Bank hervor gegen den betreffenden Conducteur fuhr, und knurrte oder bellte. Dann flog der Schlag wieder zu, die kleine Pfeife des Zugmeisters gellte, und der Zug setzte sich in Bewegung, mit rasch sich vermehrender Schnelligkeit, so daß in Kurzem wieder Telegraphenstangen, Bäume, Sträuche, Bahnwärterhäuschen eilfertig rückwärts zu fliegen schienen.

Die junge Frau, welche Lottchen gegenüber saß, sagte nach einiger Zeit: „Das Angenehme hat ein Damen-Coupé, daß man sich nicht zu geniren braucht, und es sich bei einer Nachtfahrt bequem machen kann — wollen Sie nicht Ihre Füße ein Bischen aufstützen, ich rücke gern etwas zur Seite."

„Ich danke Ihnen recht sehr, ich bleibe lieber so aufrecht sitzen, es gewährt mir eine Zerstreuung, so besser in die nächtliche Landschaft hinausschauen zu können. Gewiß, es ist das immer eine angenehme Unterhaltung, wenn man beim Fahren nicht schlafen kann, und ich kann niemals im Wagen schlafen."

„Wie schön dort der Mond aufgeht!"

„Ach ja — der Mond!"

„Dabei denkt sich so Manches," sagte die junge Frau mit einem leichten Seufzer.

„Ach ja! — so Manches!"

„Mich ſtimmt der weiße Schein recht mild und traurig!“ —

„Beläſtigt Sie die Nachtluft nicht, die etwas ſcharf hereindringt?“ fragte Lottchen nach einer Pauſe.

„Mich durchaus nicht, ich ſitze ja hinter dem Zuge, da ich rückwärts fahre.“

Da brummte es von der andern Seite des Wagens herüber, und ſprach ziemlich laut und barſch: „Es wäre, ſo denke ich, für uns Alle weit angenehmer, wenn wenigſtens das eine Fenſter ganz verſchloſſen würde, hier bei uns muß es etwas offen bleiben, da ich friſche Luft brauche, und bitt' ich deßhalb dort bei Ihnen zu ſchließen.“

Lottchen zog ſtillſchweigend das Fenſter in die Höhe, wobei ihr die junge Frau half, indem ſie ſchüchtern mit leiſer Stimme ſagte: „Wir hätten wohl hier ebenſogut das Recht, das Fenſter offen zu laſſen! aber ich fürchte mich vor der Stimme jener Frau!“

„Wenn ich nur wüßte, was Finette heute Abend hat,“ fuhr die welſche Henne fort, ohne ſich für das Schließen des Fenſters zu bedanken, „der Hund iſt ſo unruhig, wie ich ihn nie geſehen.“ „Mama!“ flüſterte das junge Mädchen, „er ſpringt immer auf den Sitz und knurrt nach dem Korbe dort oben.“

„Das hab' ich auch ſchon bemerkt,“ kollerte die Alte, wahrſcheinlich ſind Eßwaaren darin, „denn es gibt Leute, die keine paar Stunden fahren können, ohne ſich zu verſehen, als befürchteten ſie eine Hungersnoth“ — „Erlauben Sie!“ wandte ſie ſich ſehr laut an die junge

Frau, „haben Sie Eßbares in Ihrem Korb, dann würde ich Sie dringend bitten, denſelben auf die andere Seite zu ſetzen!“

„O nein! — ich habe keine Eßwaaren bei mir,“ gab jene zur Antwort, doch lag Etwas wie Verlegenheit in dem Ton ihrer Stimme.

Lottchen hatte ſich unangenehm berührt gefühlt, ſchon vorher bei der rückſichtsloſen Aufforderung, das Fenſter zu ſchließen, jetzt aber noch mehr bei dem ganz unbilligen Verlangen, und konnte ſich deßhalb nicht enthalten, halblaut zu ſagen: „Wenn Etwas hier genirt, ſo iſt es wohl eher der Hund, als Ihr Korb mit Eßwaaren.“

„Das meine ich auch.“

Die rüſſelartige Naſe und die beiden ſcharfen Augen wandten ſich raſch gegen die Sprecherin, und es wäre gewiß zu einer lebhaften Gegenrede gekommen, wenn der Zug nicht in dieſem Augenblicke abermals gehalten hätte und die Thür geöffnet worden wäre, diesmal, um eine neue Reiſende einzulaſſen, und zwar eine ſehr wohlgenährte, echauffirte und deßhalb ſtarkathmende Frau, die ſich ziemlich ungenirt neben das junge Mädchen in die Wagenkiſſen fallen ließ, und dann laut ausrief: „Gott ſei Dank, das wäre noch gelungen! wie ich aber von meinem Wagen hieher gelaufen bin, um noch den Zug zu erreichen, das wird mir kein Chriſtenmenſch glauben! — So — Gottfried, biſt du mit meinem Nachtſack da? — Nun jetzt iſt Alles gut.“

Dieſe Anrede galt einem ſtämmigen Bauernburſchen,

der in hohen Stiefeln, eine Peitsche in der Hand, jetzt am Wagen erschien, um einen Nachtsack herein zu bieten, während die dicke Frau sich etwas hastig und derb zwischen die alte welsche Henne und ihr Küchlein drückte, um dann über die Kniee der Beiden hinweg den schweren Nachtsack an sich zu ziehen.

„Ent—schul—di—gen Sie!“ kollerte die alte Henne, während das Küchlein laut aufpipte, — „Ge—wöhn—lich er — sucht man die Leute, etwas auf die Seite zu rücken, wenn man ganze Ballen in einen Wagen hereinzerrt!“

„O ich genire nicht gern Jemanden“ — —

„Herrjemine! was ist denn das?! ich glaube da unten ist ein Hund, der mich in die Waden gezwickt hat! Warte du verfluchter Köter! —“

Ob nun der Nachtsack zufällig aus der Hand der dicken Frau glitt, oder ob sie ihn absichtlich auf Finettchen fallen ließ, sind wir nicht genau im Stande anzugeben, doch war die Wirkung die gleiche, nämlich ein so klägliches Geheul, daß die Dame in der rothen Kapuze sich zornig mit dem gellenden Ausrufe „Madame, das ist mein Hund“ erhob.

„So muß ich Ihnen schon den Rath geben, Ihren Hund auf dem Schooß zu behalten! oder ihn sonst wo unterzubringen, daß er nicht nach den Beinen der Passagiere schnappt. So viel ich weiß, ist es gar nicht einmal erlaubt, Hunde mit in die Wagen zu nehmen; aber wenn es Ihnen recht ist, können wir den Conducteur darum fragen.“

Doch hatte dieser Beamte keine Lust und noch weni-

ger Zeit eine solche Frage zu beantworten, denn die paar Minuten Aufenthalt waren verstrichen, und er mußte noch einer andern Dame, die hier ebenfalls einsteigen wollte, einen Platz im Damen-Coupé anweisen.

Diese war von großer Gestalt, und wenn sich vorhin die dicke Gutsbesitzerin mit all zu lebhaften Bewegungen und zu hastigem Sprechen bemerklich gemacht, so zeigte die Zuletztgekommene gerade das entschiedenste Gegentheil davon; sie stieg mit einer gewissen ängstlichen Schüchternheit in den Wagen, und um die beiden Damen, welche am Eingange saßen, durchaus nicht zu belästigen, hob sie ihre Röcke höher auf, als man gewöhnlich zu thun pflegt und stieg mit einem gewaltigen Schritte über die Kniee der rothen Kapuze und des Küchleins hinweg, dann schien sie zweifelhaft, wo sie sich niederlassen solle, und nahm erst nach einigem Widerstreben den Platz der dicken Gutsbesitzerin ein, da diese sich beeilte, aus der Nähe des armen unschuldigen Hundes zu kommen, und sich dafür an Lottchen's Seite niederließ.

Die zuletzt eingestiegene Dame war sehr einfach, ja etwas nachlässig gekleidet, allzu viele Unterröcke oder gar eine Crinoline schien sie des engen Wagens und ihrer eigenen Bequemlichkeit willen nicht angelegt zu haben; um die Schultern trug sie einen grauwollenen, lang herabgehenden Plaid und hatte auf dem Kopfe einen Hut mit weit vortretendem Schirm, über welchem ein langer und dichter Schleier herabhing; einen Sonnenschirm in der rechten Hand hielt sie aufrecht an die Schulter gelehnt,

und saß so steif und unbeweglich da, daß sie dadurch sowie durch ihr tiefes Schweigen lähmend auf die Unterhaltung wirkte, die bisher von der rothen Kapuze mit ihrem Küchlein recht lebhaft geführt worden war. Finettchen allein schien an der verschleierten Dame Gefallen zu finden, denn nachdem der Hund deren Röcke beschnüffelt, legte er seine Vorderfüße auf ihre Kniee, und litt es gern, daß ihn die schweigende Dame am Kopfe kraute.

Um so lebhafter dagegen hatte die dicke Gutsbesitzerin auf der andern Seite das Gespräch in Gang gebracht, und erzählte hier ebenfalls, daß sie kaum noch den Zug erreicht habe, trotzdem sich ihre Pferde fast zu Tode gelaufen hätten — was ihr aber sehr unangenehm gewesen wäre — nicht die Anstrengung der Pferde, denen das durchaus nicht schade, sondern wenn sie den Zug wirklich verfehlt — da sie auf einer der nächsten Stationen von ihrer Schwester erwartet würde, um mit dieser nach Ditzenbach in's Bad zu fahren, wo sie schon seit vierzehn Tagen ihr Zimmer bestellt habe. Hier schöpfte sie Athem, um dann mit gleicher Zungenfertigkeit ihren Nachbarinnen einige Merkwürdigkeiten der Gegend zu erklären, die man bei dem hellen Lichte des nun schon ziemlich hoch gestiegenen Vollmondes deutlich übersehen konnte, wobei sie die Stationen nannte, an denen der Eilzug, ohne zu halten, vorüberbrauste, dann die Namen einiger Dörfer und Schlösser, auch eine schauerliche Geschichte von einem Pfarrhause erzählte, welches dort auf der Anhöhe neben einer kleinen Kirche lag, und von dem es ausgemacht sei, daß

deren Fuß Val de Peñas liegt, wo wir unſern Reiſegefährten wieder zu finden hofften. Die Strahlen der Sonne gaben der vor uns liegenden herrlichen Landſchaft etwas unbeſchreiblich Reizendes, etwas trügeriſch Glänzendes, das wir morgen nicht wieder zu finden hoffen durften, wenn wir die Ebene ſelbſt durchritten. Lieblich machten ſich von hier oben eine Menge kleiner Bäche, deren Lauf wir bald durch den glitzernden Waſſerſpiegel, bald durch eine Einfaſſung des ſaftigſten Grüns in ihren eigenſinnigen Wendungen weit hinaus verfolgen konnten; dazu dampften die Wieſen in die milde Abendluft hinauf, Wälder und Gebüſche prangten in der mannigfaltigſten Färbung, und ſelbſt der lebloſe Sandboden erglänzte in höchſt angenehmer Friſche. Uns war zu Muthe, als hätten wir den Winter hinter uns gelaſſen im Thal des Manzanares und auf den Felſen von Toledo, und ſchauten jetzt vor uns in die weite, erwachende Landſchaft, die ſich zu ſchmücken begann für die ſchönere Jahreszeit; es war uns recht frühjahrlich zu Muth, ja der Boden ſchien uns den ſo wohlbekannten ſüßen Duft auszuhauchen und die Knoſpen der Bäume und Geſträucher zuſehends anzuſchwellen.

Da unſer jetziger Weg nicht ſo viel Steingerölle und Unebenheiten zeigte, ſo ritten wir ziemlich ſchnell und glaubten in kurzer Zeit unſer Nachtquartier erreichen zu können. Doch täuſchte uns der gewaltige Bogen, den die breite Thalſchlucht machte, und es vergingen ein paar Stunden, ehe wir hinabkamen; allein der Abend war ſo ſchön, die Natur um uns ſo großartig und herrlich, daß uns die Zeit raſch genug verging. Auch fehlte es nicht an Begegnungen und Bildern mannigfaltiger Art; hier tauchten einige kleine Hütten in einer Seitenſchlucht auf, dort ein ſchwarzer Meiler, deſſen bläulicher Rauch faſt gerade in die Höhe ſtieg, da er von keinem Lufthauche bewegt wurde. Viel Spaß machte uns eine Zeitlang ein kleiner Bube, der auf einer Wieſe neben unſerem Wege auf einem kleinen ſchwarzen Eſel galoppirte und von dem muthwilligen Thiere ein paarmal abgeworfen wurde, worauf ihn der Reiter aber alsbald am Ohre oder am Schweif

dort Geſpenſter ihr Weſen treiben. „Man thut dort gewöhnlich Pfarrer hinauf,“ ſprach ſie, „die friſch verheirathet ſind, und ſo andere Dinge zu denken haben, als ſich um nächtliches Rumoren zu bekümmern; und doch hält es keiner länger als höchſtens ein Jahr dort oben aus, obgleich es eine ſehr fette Pfründe iſt und zu einer reichen Gemeinde gehört, die es durchgeſetzt hat, daß die Eiſenbahn ihrem Friedhofe zu lieb einen großen Umweg machen mußte. Die Bahn hätte nämlich gerade durch den Friedhof geführt werden ſollen, wogegen ſie ſich aber mit allen Mitteln und aller Kraft gewehrt habe durch die Inſtanzen der Baubehörde hindurch an das betreffende Miniſterium, dann an den geheimen Rath und zuletzt an den König; und doch hätte ſie trotz alledem vielleicht kein Recht behalten, wenn nicht der erſte Miniſter hier oben ein Gut gehabt hätte, an dem alsdann die Eiſenbahn vorbeikommen mußte, wozu Se. Excellenz recht gerne um theueres Geld dürres, unfruchtbares Haideland hergab, wenn der Kirchhof geſchont würde — und deßhalb wurde er geſchont. Wie Sie ſogleich ſehen werden, blinken dort ſchon die Kreuze und Steine herüber — ſehen Sie — dicht an der Mauer fahren wir dahin, um dann in einem großen Bogen jenen Berg zu umgehen, und dann wieder herauszukommen auf der andern Seite des Kirchhofes, wo ſich bei dem Dorfe eine Haltſtation für den Eilzug befindet, und wo wir 10 Minuten Aufenthalt haben, weil wir dort mit dem Courierzuge zuſammentreffen, der direkt von Norddeutſchland nach der Schweiz geht.“

„Wenn wir an der andern Wagenseite säßen, so würden Sie jenen Friedhof noch deutlicher sehen, und es ist das schon der Mühe werth, denn er ist groß und sehr geschmackvoll angelegt. — So, jetzt stehen Sie ein wenig auf und schauen hinüber! Da kommt schon die niedrige Mauer — Sie entschuldigen wohl!“ sagte die dicke Gutsbesitzerin zu der verschleierten Dame, „wenn ich Sie ein wenig genire.“ — „Da betrachten Sie sich das!“ sprach sie dann wieder zu Lottchen und der jungen Frau ihr gegenüber, die sich, der Aufforderung folgend, ein wenig erhoben hatten. „Ist das nicht alles Mögliche für einen Dorfkirchhof? Diese Menge von schönen Kreuzen und Steinen — sogar eine Kapelle fehlt nicht — sehen Sie die Kapelle?“

„Ja,“ sagte Lottchen, „scheint doch der Mond so hell, daß man Alles wie am Tage sieht — wenn mich aber mein Auge nicht trügt, so seh' ich dort eine dunkle Gestalt, die langsam über den Kirchhof schreitet, — sehen Sie sie auch?“

„Wahrhaftig, ich sehe sie auch!“

„Das ist doch seltsam für Ort und Stunde.“

„Und wie eigenthümlich sie dahin gleitet! Sieht es doch gerade aus, als schwebe sie nur so über dem Boden!“

„Es wird der Todtengräber sein, der dort noch zu thun hatte.“

„Nein, das war kein Todtengräber,“ hörte man jetzt die Dame mit der rothen Kapuze ziemlich laut und deutlich sagen; „ich sah das schon früher und blickte mit

meinem ſehr ſcharfen Glaſe hin — es ſchien mir eine lange ſchwarze Frauengeſtalt zu ſein, die ſich allerdings auf eine ſehr eigenthümliche Art über den Boden dahinſchob.“

„Ach, Mama!“ pipte das junge Küchlein, „es wird doch kein Geſpenſt geweſen ſein!? Es wäre mir ſchrecklich, wenn ich denken müßte, ich hätte einmal ein wirkliches Geſpenſt geſehen.“

„Vielleicht war es eine Trauernde,“ hörte man Lottchen ſanft und gefühlvoll ſagen, „die es ſich zur heiligen Pflicht macht, Nachts zu beten am Grabe des Geliebten — am Grabe ihres Glückes!“

Hier ſeufzte die verſchleierte Dame tief auf; doch klang dieſes Seufzen ſo rauh und eigenthümlich, daß man im Zweifel hätte ſein können, ob es nicht Finettchen geweſen, das im Schlafe leicht vor ſich hingeknurrt.

„Wenn wir, wie Madame vorhin geſagt, an der andern Seite des Kirchhofes wieder herumfahren,“ klang es jetzt unter der rothen Kapuze in einem milderen, verſöhnlicheren Tone hervor, „ſo ſehen wir vielleicht deutlicher, was das eigentlich geweſen.“ Es war dieſer würdigen Dame nach und nach doch langweilig geworden, allerdings durch eigene Schuld, ſo gänzlich auf die Unterhaltung ihrer Tochter angewieſen zu ſein; auch ſie konnte bei nächtlicher Fahrt nicht ſchlafen, und die Stunden ſchlichen recht langweilig dahin.

„Wir wollen doch einmal ſehen, wie viel Uhr wir haben,“ ſagte die dicke Gutsbeſitzerin — „ah! gleich Mitternacht!“

„Die Geſpenſterſtunde," flüſterte das Küchlein.

„Sehen Sie, meine Damen, dort iſt das Schloß des Staatsminiſters, von dem ich Ihnen vorhin erzählte, der ſchöne Park, der dazu gehört, iſt von der Bahnlinie ſorgfältig verſchont geblieben, und wo wir hier gefahren, iſt der unfruchtbarſte, ſandigſte Strich, den man ſich nur denken kann — ja dieſe vornehmen Herren wiſſen ihre Geſchäfte ſchon ſo zu beſorgen; bei Unſereinem hat man nicht viel darnach gefragt, ob uns bei der Bahnanlage das beſte Stück genommen wurde — das iſt nun einmal der Lauf der Welt!"

„So iſt es überall!" ſagte die Dame mit der rothen Kapuze; „mir haben ſie gelegentlich ein Gartenhaus mittendurch geſchnitten und nur gerade dieſe Hälfte bezahlen wollen, da die andere ja durch die Ausſicht auf die Bahn bedeutend gewonnen habe, ich habe aber begreiflicher Weiſe prozeſſirt und meinen Prozeß glänzend gewonnen."

„Sieh, Mama, dort kommt der Kirchhof wieder hervor — wie mir das Herz ſchlägt! — ich glaube wahrhaftig, ich ſehe die ſchwarze Geſtalt wieder!"

„Ja, ja! dort iſt ſie!" ſprach die Dame mit der rothen Kapuze, nachdem ſie ihr Glas auf den fraglichen Punkt gerichtet; „ſie ſitzt am Fuße eines Kreuzes, und hat den Kopf in die Hände geſtützt."

„Gewiß, ich hatte Recht, eine Trauernde!" flüſterte Lottchen.

Da der Zug jetzt langſam und immer langſamer

fuhr, so sahen nun Alle deutlich die lange schwarze Gestalt, und bemerkten nicht ohne Grausen, daß sich dieselbe jetzt langsam erhob — beim Himmel! — bis zu einer fast unnatürlichen Länge, um dann — plötzlich zu verschwinden.

„Was war das?“ Selbst die rothe Kapuze schüttelte sich bedenklich, und die Gutsbesitzerin meinte, das sei doch seltsam, doch glaube sie immer noch, die lange schwarze Gestalt sei nur für einen Augenblick hinter das Kreuz getreten und werde schon wieder zum Vorschein kommen.

Der Zug hielt und die Uhr auf dem naheliegenden Kirchthurme schlug die Mitternachtstunde.

„Ach, Mama, wenn ich jetzt an dem Kirchhofe vorübergehen müßte, ich glaube, ich stürbe vor Angst, — wie froh bin ich, daß wir im Eisenbahnwagen sitzen, wo wir doch ganz sicher sind!“

„Gewiß, mein Kind, denn man hat noch nie gehört, daß sich Gespenster mit der Eisenbahn befördern ließen.“

„Zehn Minuten Aufenthalt!“ rief der Conducteur, den Schlag öffnend, was sich die dicke Gutsbesitzerin zu Nutzen machte und auch Lottchen sowie die junge Frau veranlaßte auszusteigen, um sich nach dem langen Sitzen ein wenig Bewegung zu machen. Die verschleierte Dame folgte ihnen in angemessener Entfernung und mit so großen hahnenartigen Schritten, daß ihr ein Eisenbahnbeamter lächelnd nachschaute. Bis ganz an's Ende des Bahnhofes gingen die drei Damen, dann wandte sich die dicke

Gutsbesitzerin und die junge Frau, um stehend bleibend Lottchen zu erwarten, die noch einige Schritte weiter gegangen war; ihr folgte die verschleierte Dame mit rascheren Schritten bis zu einer kleinen, mit wildem Wein umrankten Laube, in welcher Lottchen verschwand. Unschlüssig zögerte die Verschleierte, einzutreten, während sie aber in großer Aufregung die Spitze ihres Sonnenschirmchens in den Sand bohrend, leise dazu murmelte: „Hier wird das Glück mir günstig sein," hatten sich schon die Begleiterinnen Lottchen genähert, und nachdem sie das junge Mädchen aufgefordert, sich ihnen anzuschließen, gingen alle Drei der Restauration zu, wohin ihnen die verschleierte Dame folgte, nachdem sie einige Worte vor sich hingemurmelt hatte, welche wir aus Respekt gegen das schöne Geschlecht nicht im Stande sind, zu wiederholen. Im Wartesaal angelangt, setzte sie sich dann an einen Tisch in der Ecke, von wo aus sie Lottchen, die am Buffet ein Glas Wasser trank, unablässig und starr betrachtete.

Es waren hier nur sehr wenig Passagiere, die mit dem Zuge weiterreisen wollten, und unter diesen besonders bemerkenswerth nur zwei Herren, die flüsternd vor einem Divan standen, auf dem eine schwarz gekleidete Dame saß, welche von der dicken Gutsbesitzerin bereits scharf in's Auge gefaßt worden war. Bald theilte sie auch Lottchen und der jungen Frau das Resultat ihrer Beobachtungen mit, welches darin bestand, daß sie etwas Regungsloseres wie dort die Schwarzgekleidete in ihrem ganzen Leben noch nicht gesehen habe. „Und dabei," fuhr sie fort, „ist

ſie für eine nächtliche Eiſenbahnfahrt mit einer übertriebenen Eleganz gekleidet. Sehen Sie nur das ſchwere Kleid von ſchwarzem Atlas, die ſchwarze Spitzenmantille, den ſchwarzen Sammthut mit Federn, die ſchwarzen Handſchuhe und den ſchwarzen Sonnenſchirm. Ich glaube wahrhaftig, ſie hat auch ein ſchwarzes Schnupftuch." —

„Es iſt ein ſehr eleganter Traueranzug," meinte die junge Frau; aber in der That, ſie ſitzt förmlich wie ohne Leben da! Bemerken Sie jetzt, wo ſich der eine Herr neben ſie ſetzte, die gleich ſteife Haltung des Kopfes und des Sonnenſchirmes. Und wie der Schleier ſo unbeweglich von ihrem Geſichte herabhängt, von keinem Athemzuge bewegt."

Die Dame mit der rothen Kapuze war im Coupé ſitzen geblieben, denn ſie ſelbſt ſpürte kein Bedürfniß, auszuſteigen, und das Küchlein fürchtete ſich, hier in der Nähe des Kirchhofes den ſchützenden Wagen zu verlaſſen.

„Ich möchte nur wiſſen," ſagte die Dame, nachdem die Anderen ausgeſtiegen waren, „was ſich dort oben in dem zugedeckten Korbe befindet; es muß was ganz Abſonderliches darin ſein, denn ſieh nur, wie Finettchen wieder emporſtrebt und den Korb anknurrt — oh, das Thier hat Menſchenverſtand. Warte, ich ſtelle mich unter die Thür, und wenn Jemand kommt, ſo huſte ich — während du den Korb langſam hinaufhebſt, um zu fühlen, ob er ſchwer iſt. Nun — was kann wohl darin ſein?"

„Mir ſcheint, etwas Lebendiges, Mama, nicht gerade

ſchwer, aber auch nicht ganz leicht — ach, Mama, ich fürchte mich, ich mag den Korb nicht mehr anfaſſen."

„Dummes Ding, ſo heb' wenigſtens den Deckel auf und ſchau hinein!"

„Der iſt feſt zugebunden — ſoll ich die Schleife aufziehen?"

„Gewiß; aber raſch, es iſt wahrhaftig nicht angenehm, wenn man mit Paſſagieren reiſen muß, die verſchloſſene Körbe bei ſich haben, in denen ſich Lebendiges befindet."

Da aber in dieſem Augenblicke die Mama ſehr vernehmlich huſtete, ſo glitt Sophie, als ſie kaum fertig geworden war, die Schleife zu löſen, auf ihren Sitz zurück. Der Conducteur trat an den Wagen und fragte, ob vielleicht noch ein Eckplatz frei ſei, was aber von der Mama auf das Entſchiedenſte verneint wurde. Doch hielt ſich der Beamte von da an ſo dicht in der Nähe des Wagens, daß es der Dame mit der rothen Kapuze nicht gerathen ſchien, die Unterſuchung des Korbes fortzuſetzen; auch tönte bald darauf das zweite Zeichen und die Paſſagiere eilten aus dem Reſtaurationsſaale herbei, unter ihnen jene beiden Herren, welche jetzt die ſchwarz gekleidete Dame zwiſchen ſich genommen hatten, und mit dem Conducteur, dem ſie bekannt zu ſein ſchienen, leiſe flüſterten, worauf dieſer ſich mit der höflichen Frage an die dicke Gutsbeſitzerin wandte, ob ſie nicht ſo freundlich ſein wolle, der ſchwarzgekleideten Dame, die etwas leidend ſei, einen der Eckplätze zu überlaſſen — nur für die nächſten zwei Stationen, wo Jemand ſein würde, um ſie abzuholen.

Die ſchwarzgekleidete Dame ſagte dazu kein Wort, bewegte nicht einmal ihren Kopf, und ſo regungslos wie ſie vorhin auf dem Divan geſeſſen, das Sonnenſchirmchen ſteif in der Hand, ſtand ſie jetzt da zwiſchen den beiden ſehr anſtändig gekleideten Herren.

„Ich ſelbſt habe keinen Eckplatz," ſagte bedauernd die Gutsbeſitzerin, — doch erbot ſich Lottchen freundlich den ihrigen abzutreten, worauf die ſchwarze regungsloſe Dame von einem der Herren ſorgſam in den Wagen gehoben und dort faſt in die Ecke geſetzt wurde, während der andere Herr mit abgezogenem Hute ſeinen Dank ausſprach und mit leiſer Stimme hinzuſetzte:

„Sie werden in keiner Weiſe durch jene Dame beläſtigt ſein, ſie iſt zu leidend, um zu ſprechen, ja, um ſich auch nur zu bewegen, und wenn ſie Ihnen auf Fragen vielleicht keine Antwort geben ſollte, ſo wollen Sie das nur ihrem traurigen Zuſtande zu gute halten."

Auch die Dame mit dem Schleier war wieder eingeſtiegen und da Alle — mit Ausnahme Lottchens — ihre früheren Plätze wieder eingenommen hatten, ſo fügte es ſich, daß Letztere, nur durch die niedrige Lehne getrennt, neben der Dichtverſchleierten ſaß, während ſie an der andern Seite die ſchwarze regungsloſe Dame hatte.

Alle Thüren waren ſchon geſchloſſen; man erwartete eben das dritte und letzte Zeichen, da kreiſchte Sophie laut auf und zeigte mit dem Finger nach dem Kirchhofe hinüber, wo Alle plötzlich die lange ſchwarze Geſtalt wieder neben dem Kreuze erblickten und mit Grauſen ſahen.

wie sie sich jetzt langsam von demselben ablöste und längs der Kirchhofmauer dem Ausgange zuschwebte. Ja, schweben oder flattern war der richtige Ausdruck, und doch war es weder ein Vogel noch eine Fledermaus, sondern eine dunkle, langgestreckte menschliche Gestalt, die jetzt ihren Kopf gegen den wartenden Eisenbahnzug wandte und dann in unglaublich kurzer Zeit den Ausgang des Kirchhofes erreicht hatte, und durch das, wie es schien, fest verschlossene Gitterthor auf die Straße hinausgekommen war.

„Es ist ein Gespenst — und es kommt daher!“ stöhnte Sophie, die Hände der Mutter krampfhaft erfassend.

„Lächerlicher Gedanke,“ antwortete diese; aber nicht mehr mit der früheren Sicherheit des Tones, indem sie sich aus dem Wagen beugte, während die dicke Gutsbesitzerin mit einem betroffenen Gesichtsausdruck zum andern Schlage hinausschaute, um gleich darauf mit einem leichten Schrei auf ihren Sitz zurück zu sinken.

Da tönte das dritte und letzte Zeichen, doch riß zu gleicher Zeit der Conducteur den Wagenschlag auf, eine tiefe, hohle Stimme draußen fragte, ob hier das Damen-Coupé sei und dann geschah das Entsetzlichste: die lange, flatterige, schwarze Gestalt flog förmlich in den Wagen hinein, und ließ sich dann geräuschlos und mechanisch, wie der Nebel niedersinkt, auf den einzig noch leeren Platz, gegenüber der verschleierten Dame nieder, worauf unter einem gellenden Pfeifen der Lokomotive der Eilzug seinen Lauf von Neuem begann.

faßte, ſich eine Strecke weit mit fortſchleppen ließ und dann mit lächerlicher Anſtrengung wieder auf den Rücken des Thieres kletterte, worauf das Jagen alsbald wieder bis zu einem ähnlichen Abſchluſſe begann.

Wir hatten gehofft, von droben an immer abwärts ſteigend unſer Quartier zu erreichen, ſahen uns aber getäuſcht, denn als wir im Thale ankamen, bemerkten wir eine neue Hügelkette, die quer vor uns lagerte und noch überſchritten werden mußte. Dieſe ſei aber auch die letzte, behauptete Felipe. Da der Boden aus weichem Sande beſtand, ſo meinte er, wir ſollten zu guter Letzt noch ein kleines Wettrennen halten, worauf er alsbald mit ſeinem flinken Maulthier im Galopp voranging und wir ihm ſo gut als möglich folgten. Auf der Höhe angekommen, ſahen wir denn auch die weite Ebene dicht vor uns und auf wenige Schritte das Dorf Fuente el Fresno — unſer heutiges Nachtquartier. Mir ſchien es weniger groß als unſer geſtriges, aus einer einzigen Straße beſtehend, die am Abhange der letzten Hügelkette hinlief und größtentheils nur eine Reihe Häuſer hatte. Eine kleine Kapelle zeigte ein unbedeutendes Thürmchen.

Unſer heutiger Wirth war der Alcalde des Orts, Don Joſe Maria Arritajo, ein freundlicher Mann in brauner Capa, der uns am Thore ſeines Hauſes recht herablaſſend empfing, ja mir vielleicht ſogar den Steigbügel gehalten hätte, wenn ihm nicht ein herumlungernder junger Burſche bei dieſem Liebesdienſt zuvorgekommen wäre. Die Poſada, welche der Herr Alcalde hielt, war in einem viel kleineren Maßſtabe als unſere geſtrige, die weite Halle fehlte und die Küche nur ein kleines Gemach neben dem Thorweg, natürlich mit hochloderndem Feuer, um welches ſchon eine Menge Eſeltreiber und anderer Geſellen es ſich bequem gemacht hatten. Ein paar hübſche zerlumpte Kerle, denen man bei uns mit Schrecken begegnet wäre, lachten uns freundlich entgegen, indem ſie ſich freuten, uns wieder zu ſehen. Es waren von jenen Reitern zu Eſel, die heute Morgen den Zorn Felipe's rege gemacht und die es auch jetzt nicht unterließen, ihn tüchtig zu necken

Wenn auch die verschleierte Dame durchaus nicht von der Gespensterfurcht der anderen angesteckt worden war, so mußte sie sich doch gestehen, nie ein fahleres, eingefalleneres Gesicht gesehen zu haben, als das ihres Gegenüber, auch lagen die Augen desselben tief in ihren Höhlen, was aber nicht verhinderte, daß sie scharf und seltsam durch die Dunkelheit glänzten, ungefähr so, wie das Leuchten des Phosphors, und es war auch Etwas von dem eigenthümlichen Geruche desselben zu spüren oder vielmehr von einer Mischung aus Phosphor und Moder, sobald die schwarze Gestalt etwas weniges ihre Kleider lüftete, um sich bequemer zu setzen.

Was diese Kleider anbelangt, so bestanden sie aus einem schwarzen dünnen Wollenstoff, und zwar der Rock, ein kurzes Trauermäntelchen und ein ziemlich lang herabfallendes Kopftuch. Das Einzige an ihr von anderer Farbe war ein dünnes weißes Tüchlein, welches sie unter dem Kinne nach aufwärts gebunden trug, wodurch aber das Gelblichfahle ihres eingefallenen Gesichtes noch unangenehmer hervorgehoben wurde.

Daß bei diesen ganz absonderlichen Verhältnissen jede Unterhaltung rein abgeschnitten war, braucht kaum erwähnt zu werden, konnten sich doch Alle eines mehr als unbehaglichen Gefühles nicht erwehren. Alle, sagen wir — mit alleiniger Ausnahme der verschleierten Dame neben Lottchen, welche sich jetzt in die Kissen zurückgelehnt hatte und verstohlen nach ihrer Nachbarin blickte; sie bewegte auch hie und da den Kopf, als bemühe sie sich, in

die Landschaft hinauszuschauen; that das aber in Wirklichkeit nur, um sich unter einem solchen Vorwande dem Gesichte Lottchens etwas nähern zu können, wobei sie jedesmal einen tiefen schmerzlichen Seufzer zu unterdrücken sich mit aller Gewalt bemühte.

Dies Seufzen vernahm Lottchen wohl, bemerkte aber sonst nichts von den Bewegungen ihrer Nachbarin, da sie angstvoll ihre Augen zugeschlossen hielt, theils weil sie die Gespensterfurcht der Anderen theilte, mehr noch aber, weil sie vorhin bei einer kleinen Bewegung ganz zufällig an die Kniee ihrer Nachbarin gestoßen und mit Entsetzen gefühlt hatte, daß dies nicht die weichen Gliedmaßen eines lebenden Wesens sein konnten; hatte es dabei doch förmlich geklungen, als stoße sie gegen etwas Erstarrtes oder Knöchernes. Dies schreckliche Geheimniß jedoch für sich zu behalten, schien Lottchen unmöglich, weßhalb sie, indem sie sich den Anschein gab, als schaue sie aus dem Wagenfenster, ihren Mund an das Ohr der jungen Frau brachte und ihr zuflüsterte: „Sagen Sie mir um Gottes willen, was ist das eigentlich, was an meiner Seite sitzt?“

Doch bebte auch die Gefragte bei dieser Aeußerung sichtlich zusammen, und hauchte schaudernd an das Ohr Lottchens zurück: „Mag es der Himmel wissen! Etwas Lebendiges ist es auf keinen Fall,“ worauf sich die dicke Gutsbesitzerin, die ihren Kopf vorgestreckt, um die Worte zu vernehmen, in das Gespräch mischte, indem sie flüsterte: „Ich habe die sogenannte Leidende schon lange betrachtet, und wenn Sie einmal Achtung geben wollen, wie seltsam

ſie bei jedem Stoß des Wagens mit dem Kopfe wackelt, ſo theilen Sie gewiß meine ganze entſetzliche Vermuthung."

Lottchen wandte ſich nach dieſem kleinen Zwiegeſpräch, ſoweit es ihr möglich war, von ihrer Nachbarin zur Linken hinweg, und drückte ſich gegen die verſchleierte Dame, ſo daß ihr Kopf deren Schulter berührte, weßhalb ſie um Entſchuldigung bat, was jene veranlaßte, ihr mit einer ſehr hoch klingenden Fiſtelſtimme zu antworten: daß ſie ſich durchaus nicht geniren möge und nur ſo nahe rücken ſolle, als es ihr bequem und angenehm dünke.

„Wiſſen Sie mir vielleicht zu ſagen, wie lange dieſe Station dauert?" fragte Lottchen alsdann, worauf die verſchleierte Dame bedauerte, dies leider nicht zu wiſſen. Doch miſchte ſich jetzt, raſcher als die dicke Gutsbeſitzerin Auskunft geben konnte, das unheimliche Geſpenſt mit den Phosphoraugen in's Geſpräch und ſagte mit einer wahren Grabesſtimme: „Ehe es ein Uhr nach Mitternacht ſchlägt, werden wir dieſe letzte Station überſtanden haben."

Die Dame mit der rothen Kapuze hatte alle ihre frühere Sicherheit verloren, ihre fleiſchige Naſe ſchien förmlich ſchlaff herabzuhängen, und die ſcharfen Augen blickten faſt ſchüchtern unter ihren Augenbrauen hervor. Sie war ſoweit von ihrer unheimlichen Nachbarin abgerückt, daß ihr Rücken einen Theil der Fenſteröffnung verdeckte, konnte ſich aber trotz alles Grauſens nicht enthalten, häufig einen zaghaften Blick auf die Züge des Geſpenſtes zu werfen; wandte aber jedesmal haſtig ihre Blicke wieder ab, ſo oft ſie jenen phosphorleuchtenden Augen begegnete. Auch ſie

hatte jenen moderigen Geruch bemerkt und als sie einmal ihr Eau de Cologne-Fläschchen hervorzog und es verstohlen an die Nase hielt, da schaute ihr das Gespenst starr in's Gesicht, und lächelte auf eine fürchterliche Art — wahrhaft grausig!

Finettchen war seit dem Eintritte der beiden räthselhaften Passagiere wie umgewandelt, und während er bis dahin unaufhörlich von dem Sitze auf den Boden und dann wieder auf denselben zurückgesprungen war, auch häufig gegen den zugedeckelten Korb emporgeknurrt hatte, lag er jetzt zusammengekauert auf dem Schooße Sophiens und hob nur zuweilen seinen Kopf schnüffelnd in die Höhe, wobei er leise und ängstlich heulte.

Nun schien aber das Gespenst an diesem Benehmen des Hundes Gefallen zu finden, und erwiederte die kurz abgebrochenen kläglichen Laute desselben mit einem außerordentlich natürlichen Miauen, welches die Dame mit der rothen Kapuze deutlich hörte, obgleich sie dabei zu ihrem gesteigerten Entsetzen sah, daß sich weder der eingekniffene Mund noch sonst Etwas im Gesichte der unheimlichen Gestalt auch nur im Mindesten bewegte.

Wie es uns ergehen kann, daß wir, von Grausen überwältigt, uns beinahe unwillkürlich mit dem Gegenstande dieses Grausens zu schaffen machen — sei es, daß wir wüthend über ihn herfallen, oder daß wir es zaghaft wagen, ein Wort an denselben zu richten — so erging es der Dame mit der rothen Kapuze, die fast willenlos sagte: „Sie miauen auf eine sehr natürliche Art.“

Da ſchauten ſie die phosphorleuchtenden Augen und das ganze fahle Geſicht mit einem Ausdruck der Verwunderung an, während es zwiſchen den dünnen bleichen Lippen hervortönte: „O, ich habe, ſo lang ich lebe, noch niemals wie eine Katze miaut, ich fürchte und verabſcheue die Katzen, weil ſie nächtlich auf den Kirchhöfen ihr Weſen und ihren Spott treiben.“

Jetzt aber hatte ſich auch die dicke Gutsbeſitzerin ein Herz gefaßt und ſagte barſch, faſt herausfordernd: „Allerdings haben Sie vorhin noch und zwar ſo deutlich als natürlich miaut, auch laſſen wir Ihnen gern dieſes Privatvergnügen — nur kommt es mir vor, als wollten Sie durch Ihr Ableugnen dies kunſtvolle Miauen auf eine von uns Anderen wälzen.“

„Wozu das?“ fragte das Geſpenſt, wobei ſeine Augen ſtärker leuchteten; „wenn miaut wurde, muß denn ich es gerade gethan haben? — warum nicht eine der anderen Damen? Oder könnte nicht ebenſo gut eine wirkliche Katze bei uns im Wagen ſein?“

„Gerechter Gott — eine Katze!“ ſchrie die dicke Gutsbeſitzerin. „Schon der Gedanke allein könnte mich ohnmächtig machen.“

„Und mich ebenfalls,“ rief die Dame mit der rothen Kapuze, welcher der Zorn als vortreffliches Gegenmittel für die Angſt gegen ihre geſpenſtige Nachbarin erſchien. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß von einem Miauen hier im Wagen auch nicht im Entfernteſten die

erſchienen, ja ich ſag' es unverholen: wenn ſich jetzt eine Katze hier im Wagen befindet, ſo haben Sie dieſelbe wahrſcheinlich vom Kirchhofe mit hereingebracht."

„Mama, um Gottes willen ſei ruhig!" kreiſchte das Küchlein; „ſprich kein Wort weiter, ſonſt wird ſie dir den Hals umdrehen."

„Aber ich bitte Sie, meine Damen," ſprach die junge Frau aus der andern Ecke des Wagens mit ängſtlicher Stimme, aber in beſchwichtigendem Tone: „wer wird um eine unſchuldige Katze einen ſolchen Lärm machen!"

„Das ſage ich auch," ſagte das Geſpenſt in ruhigem hohlen Tone, „mir iſt ein heulender Hund ein viel unangenehmeres Weſen."

„Das will ich nun gerade nicht ſagen," fuhr die junge Frau fort; „aber ich begreife ebenſo wenig, wie man eine Katze, ein ſo freundliches, reinliches, zuthunliches Thier haſſen mag."

„O, ein Hund iſt damit gar nicht zu vergleichen!" — „ein Hund iſt die Treue und Anhänglichkeit ſelbſt!" riefen die dicke Gutsbeſitzerin und die Dame mit der rothen Kapuze faſt zu gleicher Zeit — „aber eine Katz — entſetzlicher Gedanke!" ſetzte die Erſtere ſchaudernd hinzu, während die Andere in einem gellenden Tone gegen ihre Nachbarin ſchrie: „Und noch dazu eine Grabeskatze!"

„Mama, Mama!" ſchluchzte das Küchlein. Da pfiff draußen die Lokomotive gellend und anhaltend, förmlich hohnlachend, als wiſſe ſie um den Aufruhr in dem ſonſt ſo

ſtillen Dampen-Coupé; dann klapperte die Maſchine toller als bisher und raſſelte an einer ſteilen Mauer vorüber, dann durch einen kleinen Tunnel hindurch und verurſachte dadurch ein ſolches Klingen, Klirren und Sauſen, daß keine der Damen hätte ihr eigenes Wort verſtehen können, und ſo eine große erwartungsvolle Pauſe eintrat, deren Ende eine Jede mit Bangen und Grauſen entgegenſah. Aber dieſes Ende kam noch nicht ſogleich, denn der Zug klirrte jetzt zwiſchen den zahlreichen Gebäuden einer ziemlich bedeutenden Zwiſchenſtation dahin, raſte unter ſtarken Stößen und Erſchütterungen über ein halb Dutzend Schienenſtränge hinweg, um jenſeits ſeine richtige Fahrbahn wieder zu gewinnen. Dort aber hatte ein verſchlafener Weichenwächter die Schienen nicht ganz gehörig verbunden, ſo daß jeder Wagen einen ordentlichen Sprung machen mußte, ehe er glücklich wieder in die richtige Bahn kam; doch war die hierdurch verurſachte Erſchütterung ſo bedeutend, daß die Damen in ihrem Coupé hoch von ihren Sitzen emporflogen, welches die Veranlaſſung zu einer Scene ganz unbeſchreiblicher Aufregung und Verwirrung wurde, welche getreu zu ſchildern wahrhaftig keine Kleinigkeit iſt!

Nicht nur daß Nachtſäcke und Plaids übereinander flogen, ſondern auch der zugedeckelte Korb fiel gerade in den Schooß der dicken Gutsbeſitzerin, und entleerte ſich hier ſeines Inhaltes — — einer geängſtigten Katze, die nun an der Wand hinaufflog, um ſich droben an den Schnüren und im Gitterwerk feſtzuklammern, wüthend gefolgt und angekläfft von Finettchen, der zu dieſem Behuf

auf die Schulter der verschleierten Dame gesprungen war. Doch hatte diese andere Dinge zu thun, als auf eine solche Kleinigkeit zu achten, ja es erschien ihr gleichgiltig, daß durch den heftigen Stoß, welchen der Wagen erlitten, die Nachbarin Sophie förmlich über sie hergefallen war, und ihren Hals eine Sekunde lang mit den Armen umklammerte — es war ihr nichts bedeutend, daß die dicke Gutsbesitzerin gegenüber in eine wirkliche Ohnmacht gefallen war, die Verschleierte schien nichts gefühlt, gehört und gesehen zu haben, als nur den fürchterlichen gellenden Schrei Lottchens, und deren Bemühen, sich unter der steifen regungslosen Dame in dem schwarzen Atlaskleid hervorzuarbeiten, die wie ein Stück Holz auf ihr lag. — „Eine Leiche — eine Leiche" — kreischte sie halb ohnmächtig.

„Eine Katze — eine Katze" — schrie die Dame mit der rothen Kapuze, während die dicke Gutsbesitzerin etwas Unverständliches hervorgurgelte.

In diesem Augenblicke warf sich Sophie krampfhaft in die Arme ihrer Mutter und schluchzte ihr in die Ohren: „O, Mama, das ist noch nicht das Schlimmste, die verschleierte Dame neben mir hat einen großen langen Bart."

— — Im Damen-Coupé, ein Hund, eine Katze, ein Gespenst, eine Leiche und eine verschleierte Dame mit einem großen und langen Bart — fürchterlich — entsetzlich — noch nie dagewesen! — —

Und abermals gellte die Pfeife der Lokomotive —

das Ende dieſer entſetzlichſten aller Stationen verkündend. Aber ſo laut auch die Dampfpfeife lärmte, ſo laut auch die Räder raſſelten und klirrten, als der Zug in den Bahnhof einfuhr, alles das wurde übertönt durch das erſchütternde Geſchrei aus dem Damen-Coupé. Dem Stationschef, einem ergrauten Militär, ſtiegen die Haare empor, als er dieſes Geſchrei vernahm, und als er hinzuſtürzend bemerkte, wie ſich aus dem Wagenſchlage drei Köpfe und ſechs Arme, erſtere mit verzweiflungsvollen Geberden, letztere mit gerungenen Händen hervordrängten.

„Um Gottes Willen, brennt das Coupé? — ich ſehe ja weder Rauch noch Flammen — raſch die Spritze her!“

„Aufmachen.“

Drei Conducteure ſprangen zumal herbei, den Schlag aufreißend und die halbohnmächtigen Damen auf den Boden zu heben, unter der dicken Gutsbeſitzerin brachen die Kniee zuſammen, die junge Frau weinte heftig, und die Dame mit der rothen Kapuze warf ſich rückſichtslos in die Arme des Stationschefs, nachdem ſie ihre Tochter glücklich aus dem Wagen gezerrt.

„Aber meine Damen, was iſt denn geſchehen?“

„O Herr Bahnhof-Inſpektor, das ſollte bei einem geregelten Eiſenbahndienſte nicht vorkommen, und noch viel weniger in einem Damen-Coupé!“

„Eine Katze,“ jammerte die dicke Gutsbeſitzerin.

„Eine Frau mit einem langen Barte,“ ſchluchzte Sophie.

„Ein Gespenst!“ sagte die Dame mit der rothen Kapuze schaudernd.

„Eine Leiche, eine wirklich todte Leiche!“ kreischten alle drei zusammen.

Glücklicherweise befand sich ein Arzt unter den aus allen Wagen sich herandrängenden Passagieren, welchen der umsichtige und gefaßte Stationschef ersuchte, die Damen in den Wartesalon zu führen, und sie durch Hoffmann'sche Tropfen, Eau de Cologne und kaltes Wasser etwas zu beruhigen, dann trat er an den Wagen, wich aber trotz aller Fassung einen Schritt zurück, als er die Leiche am Boden des Coupé's liegen sah. Es war dies aber auch ein gar schauerlicher Anblick. Da lag sie in ihren elèganten Kleidern steif und starr, in den krampfhaft geschlossenen Fingern ihr Sonnenschirmchen haltend, und was das Furchtbarste war, der zurückgeworfene Schleier zeigte ein starres aber keineswegs todtenähnliches Antlitz, vielmehr standen die sanften blauen, glänzenden Augen weit offen und um den feinen Mund spielte ein höchst angenehmes Lächeln.

„Bei dem Herrn des Himmels!“ rief der Stations-Chef, nachdem er das Gesicht genau betrachtete, „das ist ja keine Leiche — — -- — das ist ja — — nur eine harmlose Wachsfigur — wo ist der Conducteur des Wagens?“

„Hier, Herr Inspektor!“ sagte der hervortretende Beamte etwas kleinlaut.

„Was wissen Sie von dieser verfluchten Geschichte?

daß er mit ſeinem langbeinigen Maulthier zurückgeblieben ſei. Horſchelt zeichnete den hübſcheſten dieſer Burſche, worüber ſich Alle wie die Kinder freuten und das ganze Haus herbeilief, um das Bild Chriſtovals — ſo hieß der junge Eſeltreiber — zu ſehen. Daß hierauf Alle gezeichnet ſein wollten, verſteht ſich von ſelbſt. Der Maler kam nicht eher zur Ruhe, bis er auch den Alcalden, als den Würdigſten, mit einigen Strichen ſkizzirt.

Während dieß drinnen vor ſich ging, beſprach ich mich draußen mit der Wirthin über unſer Diner, deſſen Hauptbeſtandtheil aus Tauben mit Reis beſtehen ſollte, und trat dann unter das Hofthor, um mich in der Straße umzuſehen. Seitwärts vom Hauſe ſtanden fünf oder ſechs ſehr zerlumpte Arriero's, die heftig zuſammen ſtritten, aber plötzlich aufhörten, als ſie meiner anſichtig wurden, ihre Hüte abzogen, auf mich zutraten, worauf der älteſte begann, mit außerordentlicher Beredtſamkeit eine Menge Worte an mich hinzuſprechen, von denen ich „Alcazar de San Juan," von dem ſie her kämen, und „Señor Alcalde" verſtand, womit ſie mich anzureden ſchienen. Wahrſcheinlich hatte mir nur mein andaluſiſches Coſtüm in ihren Augen zu dieſer Würde verholfen, denn als ich ihnen achſelzuckend ein paar Worte ihrer ſchönen Sprache, wahrſcheinlich ſchauerlich genug, entgegnete, prallten ſie lachend zurück und wandten ſich von mir. Ein Mädchen, welches mit einem Kinde auf dem Schooß an der benachbarten Hausthüre ſaß, erklärte ihnen mit luſtiger Miene, ich ſei ein Fremder, der eben eingeritten, Señor Alcalde aber wohne im Nebenhauſe und ſie möchten nur hineingehen. Das thaten ſie denn auch, natürlich mit abgezogenen Hüten, und ich ging hinter ihnen drein, um die Audienz mit anzuſehen, welche ihnen der Ortsvorſteher in der Kaminecke ſitzend augenblicklich ertheilte. Es war komiſch, wie er dabei trachtete, ſeine Stellung und das ernſte, würdevolle Geſicht beizubehalten, mit dem er dem Maler ſitzen zu müſſen geglaubt. Worüber der Streit gehandelt, kann ich nicht angeben, doch wurde er baldigſt geſchlichtet, und beide Parteien ſchienen ziemlich befriedigt das Haus zu verlaſſen.

Soll das vielleicht ein schlechter Witz sein — Fürchten Sie ein ernstes Protokoll!"

Der Conducteur zuckte mit den Achseln und da sein strenger Vorgesetzter, während er die letzten Worte sprach, halb in den Wagen hineingestiegen war, so konnte er ihm halblaut sagen, ohne von den Anderen gehört zu werden: „Das da wurde von zwei Herren in den Wagen gehoben, um nach der Residenz befördert zu werden, sie hatten es sehr eilig, und nicht mehr die Zeit, das Ding da anders zu verpacken, die Frachtkarte war gelöst, und so glaubte ich denn —"

„Schon gut, schon gut, das Uebrige wird sich finden. Ist das eine Confusion in Ihrem Wagen! Hunde, Katzen und obendrein noch eine Dame mit einem großen Bart — ach, das sind Sie wohl, Madame, oder mein Herr," wandte er sich mit strenger Miene an die Verschleierte.

„Dürfte ich Sie um zwei Worte im Geheimen bitten?" erwiederte diese in einem Tone, welcher in seiner rauhen Tiefe ganz wohl zu einem langen Barte paßte. „Es handelt sich hier," setzte sie leiser hinzu, „um das Wohl und Wehe einer jungen Dame, die ich durch eine Mittheilung vor Zeugen um Alles in der Welt nicht compromittiren möchte. Ich bitte also dringend — Herr Kamerad, sich einen Augenblick zu uns herein zu bemühen." Dies geschah, und nun stellte sich die verschleierte Dame, nachdem sie eben diesen Schleier zurückgeworfen und einen allerdings beträchtlichen Bart dem erstaunten Stationschef

sehen gelassen, diesem als Oberlieutenant der Cavallerie, Julius Cäsar von Ruppinger, vor. Dabei mußten wohl die Mittheilungen, welche die Exdame machte, sehr komischer Art sein, denn der Bahnhof-Inspektor lachte ein über das andere Mal herzlich und sagte dann: „Es thut mir leid, daß ich von Ihnen scheiden muß, aber es ist unmöglich, den Zug noch länger aufzuhalten. Wir haben ohnedies schon zwanzig Minuten Verspätung. Was Sie anbelangt, Herr Oberlieutenant, so sollen Sie mit Ihrer Braut ruhig und ungestört in diesem Compartiment bleiben, ich werde ein anderes zum Damen-Coupé bestimmen. Aber, da fällt mir eben ein, es war ja auch noch von einem Gespenst die Rede, das sich hier im Wagen befinden sollte, auch wohl ein Trugbild der aufgeregten Phantasie jener Dame?"

„Ja, wo ist es geblieben?" fragte Lottchen erstaunt, sich erröthend, aber sanft aus den umschlingenden Armen der verschleierten Dame lösend, — „wo ist es geblieben — ach, es war doch gewiß ein Gespenst!"

„Nun, Herr Kamerad, wie war es damit?"

„Ich glaube, es war nichts weiter als eine Trauernde, die auf dem Kirchhof bei der vorigen Station das Grab einer theueren Person besuchte. Unheimlich sah sie allerdings aus, auch muß ich gestehen, daß es, als sie hereinkam, etwas moderig und kellerfeucht roch."

„Ach, Cäsar, wie ich mich immer noch ängstige!" flüsterte Lottchen.

„Das ist allerdings sonderbar," meinte der Stations-

Chef. „Ich habe ein solches Wesen nicht aussteigen sehen, doch wollen wir Nachfrage halten, indessen wünsche ich Ihnen eine glückliche Reise, Herr Kamerad, und auch Ihrer schönen Braut!"

Dann gellte kurz nach einander das zweite und dritte Zeichen, die Lokomotive pfiff und der Zug setzte sich in Bewegung, mit einem gewesenen und einem anderen wirklichen Damen-Coupé, in welch' letzterem nur die rothe Kapuze mit ihrem Küchlein saß, da die dicke Gutsbesitzerin, sowie die junge Frau mit dem zugedeckelten Korbe, in welchem sich abermals die Katze, jetzt aber wieder fest eingeschlossen befand, auf der Station zurückgeblieben waren; wogegen im früheren Damen-Coupé die beiden Liebenden allein blieben, welcher Umstand dem Oberlieutenant Julius Cäsar von Ruppinger die beste Gelegenheit bot, durch eine aufrichtige Beichte volle Verzeihung zu erlangen.

Was die Nachforschungen des Stationschefs nach dem Gespenste anbelangte, so blieben sie räthselhafter Weise ohne Erfolg, nur einer der Packträger, welcher indessen bei nächtlichem Dienste häufig mit einem kleinen Dusel zu thun hatte, wollte eine schwarze, schattenhafte Gestalt bemerkt haben, den Bahnhof verlassend, aber nicht wie andere Menschen auf ihren Beinen laufend, sondern, einen Fuß hoch vom Boden dahin schwebend.

Da der Eilzug seine Verspätung ziemlich einzuholen im Stande war, so erreichte er Hermersheim wenig nach sechs Uhr, wo Lottchen von ihrem Onkel, dem Apotheker, erwartet wurde. Selbstverständlich folgte der Oberlieutenant in einem

anderen Wagen, und als er diesen in dem Orte, wo sich Lottchen befand, verließ, wunderte sich der Kutscher, der ihn geführt, nicht wenig, als hier statt einer verschleierten Dame ein Offizier der Cavallerie zum Vorschein kam, der sich alsbald nach der Apotheke begab, und dort von dem Onkel Lottchens lachend empfangen wurde. Ueberhaupt war der Apotheker ein kluger Mann, der die Welt kannte, und der vor allen Dingen seine Schwester, die Oberkriegsräthin zu behandeln wußte. „Kinder," sagte er, nachdem man ihm Alles gründlich auseinandergesetzt, „mit Briefschreiben ist da Nichts gethan, und da ich überhaupt in der Stadt ein Geschäft zu besorgen habe, so will ich dort mündlich für Euch wirken, und hoffe zum Besten."

Und so that er auch, obgleich wir nicht verschweigen wollen, daß er mit seiner Schwester einen harten Stand hatte, und endlich nur zu einem glücklichen Ziele kam durch die kräftige Beihilfe seines Schwagers, des Oberkriegsrathes, und indem er mit aufgehobenem Zeigefinger ganz besonders hervorhob, daß das junge Paar von ein Uhr in der Nacht bis Morgens um sechs Uhr ganz allein gefahren sei

im Damen-Coupé.

Bayerische Staatsbibliothek München

Sorgenlose Stunden

in

heiteren Geschichten

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Inhalt:

Hinter blauen Briefen. — Auf einer Gartenbank. — Reisefchwindel. — Eine Wetterfahne.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1871.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Hinter blauen Brillen.

Hinter der Küche wurde uns eine Schlafkammer eingeräumt, die ſehr einfach und ländlich war, neben dem Lager, das man für uns hergerichtet, führte eine Leiter auf den offenen Söller des Hauſes, und im Hintergrunde des Gemachs befand ſich eine weite, unverſchließbare Oeffnung, die in den Raum ging, wo die Maulthiere und Eſel ſtanden. Dabei war der Strohſack meines Bettes ſo offenherzig, daß ein kleiner hungriger Eſel mit dem Maul in ſeinem Innern wühlte, Halm um Halm hervorzog und in ſtiller Betrachtung verſpeiste, bis ich ihm ernſtlich wehrte.

Unſer Mittag- oder Nachteſſen wurde in einem einzigen Gange aufgetragen, beſtehend aus einer großen Schüſſel voll Reis und gekochter Tauben, und war mit einem ſolchen Aufwand von ſpaniſchem Pfeffer verſehen, daß uns ſchon nach dem erſten Löffel der Schweiß ausbrach und wir zur Abkühlung mehr Wein tranken als gerade nothwendig war. Dazu war das Ameublement und Eßgeräthe des Herrn Alcalden ſehr mangelhaft; man hatte uns ein Tiſchchen hingeſtellt, kaum groß genug für vierjährige Kinder, welches den Maler mit ſeinen langen Beinen zur völligen Verzweiflung brachte; hiezu paſſend waren auch die Meſſer, denn ſie ſchienen aus einer Kinderküche herzuſtammen; glücklicher Weiſe aber waren die hölzernen Löffel recht groß, zum Trinken fanden wir hier wieder jenes Glasgefäß, das wir ſchon in der Mancha geſehen in Geſtalt einer kleinen Gießkanne, welches man hoch empor hebt und den Wein vermittelſt des langen Rohres in den Schlund hinabgießt. Dieſe Art zu trinken hat bei den großen ſehr gemiſchten Geſellſchaften, in welche man hier in Spanien häufig geräth, den Vortheil, daß die Lippen mit dem Glaſe gar nicht in Berührung kommen und man ſich alſo nicht zu ſcheuen braucht, mit Jedermann aus demſelben Gefäß zu trinken.

Um während der Nacht nicht von dem vorhin erwähnten hungrigen Eſel beläſtigt zu werden, zog ich den Schragen, auf dem ſich mein Lager befand, von der Fenſteröffnung zurück, und nachdem ich noch am Herdfeuer mit dem Alcalden, ſowie unſern Freunden, den Eſeltreibern, einige Papiercigarren ausgetauſcht

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Es war einer jener wundervollen Frühlingstage, wo die mit weißen Blüthen geschmückte Landschaft in jungfräulicher Scham förmlich zu erbeben scheint unter dem plötzlich so heiß und zudringlich gewordenen Kuß der Sonne; wo Blumen und Laub, Gras und Moose, ja selbst die frisch aufgerissene Erde unter dem scharfen Eisen des Pfluges wahrhaft würzigen Duft ausströmen; wo weiße Marmorfiguren in den dunkeln Gartenbosquetten, sobald sie sich ungesehen glauben, und sobald der Strahl der Sonne durch die grün schillernden Zweige dringend, sie neckend mit goldenem Regen bewirft, anfangen, sich in wollüstigem Behagen zu drehen und zu bewegen; einer jener Tage, wo selbst die bescheidenen Veilchen alle ihre jungfräuliche Scheu abgelegt haben, um mit ihrem Dufte die Vorüberwandelnden kokett zu reizen. Wo die Springbrunnen mit ihren Wasserstrahlen die tollste Verschwendung treiben, indem sie funkelnde Brillanten nach allen Seiten hinausstäuben lassen; wo das gewerbliche Treiben in den engen, dunkeln, thauig feuchten Straßen der Stadt fast melancholisch erklingt, wenn es emporsteigt an den tiefblauen, sonnenbestrahlten Himmel, und wo selbst die

lustigen Kinderstimmen vor den Hausthüren und auf den weiten Plätzen der Stadt nur die Sehnsucht in uns rege machen, hinaus zu ziehen, um in der warmen Luft unter heiteren Sonnenstrahlen, gleich dem bunten Schmetterling, scheinbar ziel- und zwecklos hin und her zu schwärmen.

Dieser angenehmen Beschäftigung überließ sich denn auch an dem heutigen schönen Frühlingstage ein großer Theil all' der glücklichen Menschen, denen es durch ihre angenehme gesellschaftliche Stellung, sowie durch ihre behaglichen Vermögensverhältnisse vergönnt ist, auch in dieser Richtung ihren kleinen und großen Launen den Zügel schießen zu lassen; und diese ganze glänzende Gesellschaft bewegte sich zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen auf den Promenaden der Stadt, besonders auf der breiten Allee, die sich vor dem königlichen Residenzschlosse bis zu jenem reichen Marmorthore erstreckte, welches, das Ende der Stadt bezeichnend, doch nur wieder der Anfang war eines waldartigen Parkes, der viele Stunden im Umfang hatte.

Vier Reihen glänzender Equipagen bewegten sich hier meistens in sehr langsamem Tempo hin und her und noch vollkommen Platz lassend den eleganten Reitern aus dem Militär- und Civilstande, die, jede Lücke in der Wagenreihe benützend, auf's Gewandteste hindurchschlüpften, theils um sich als vortreffliche Reiter zu zeigen, theils aber auch, um irgend einen Zweck zu verfolgen, einem Freunde nachzueilen oder einem Wagen häufiger zu begegnen, der vielleicht durch die darin sitzenden Damen das Interesse des Reiters erregte.

Rechts und links auf den breiten Nebenwegen sah man zahllose Spaziergänger, hier mit langsam fahrenden Equipagen so gut als möglich Schritt haltend, auch wohl in Gesellschaften stehen bleibend, oder sich zum Ausruhen oder zur behaglicheren Beschauung der Stühle und Bänke bedienend, welche sich zu beiden Seiten der Promenade in großer Anzahl befanden. Daß dabei viel geplaudert und gelacht wurde, versteht sich von selbst, und nicht nur in den Reihen der Fußgänger oder in den Wagengesellschaften unter sich; nein, auch von einer Equipage zur andern flog Frag' und Antwort, wenn man gerade nahe aneinander vorüberfuhr; auch sah man manchen Herrn aus dem Fond seines Wagens rückwärts mit einem Bekannten plaudern, der sein Gespann selber lenkte. Von den Reitern, die wir soeben erwähnten, hatte ebenfalls bald dieser, bald jener das gefunden, was er gesucht und das betreffende Fahrzeug geentert, indem er seine Hand auf den Schlag desselben legte, um irgend eine kleine Conversation zu beginnen.

Unter diesen letzteren bemerken wir einen sehr jungen und bildhübschen Offizier von den Gardehusaren, so leicht und elegant zu Pferde sitzend, daß man es kaum begriff, wie er in der geradezu nachlässigen Haltung, die er angenommen hatte, während er neben einem der Wagen ritt, im Stande war, sein unmuthig und heftig vordringendes Pferd in einem anständig ruhigen Schritt zu halten. Er plauderte mit zwei älteren Damen, von denen ihn besonders die Eine mit einem so deutlich ausgesprochenen,

zärtlichen Blicke mütterlichen Stolzes betrachtete, daß man über die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Beiden auch dann im Klaren gewesen wäre, wenn der junge Husar auch nicht gleich darauf mit einem „Adieu, Mama" sein Pferd herumgeworfen hätte und davon gesprengt wäre. Plötzlich aber parirte er das edle Thier wieder mitten in der Wagenreihe und wandte rasch den Kopf nach einem eleganten Kutschirwagen, welcher, mit zwei prachtvollen Rappen bespannt, von einem jungen Manne in Civil gelenkt wurde, der, als der Husar nach wiederholtem Rufe seines Namens heran geritten kam; die Frage an ihn that, ob er eine viertel Stunde Zeit für ihn habe.

„Neben deinem haushohen Rappen herzureiten, schwerlich," lachte der junge Husar, — „man muß sich nicht selbst in den Schatten stellen, und mein Araber ist viel zu klein, um neben deinen Trakehnern Figur zu machen, — weißt du was, speise nachher bei uns, ich werde es Mama sagen, sie wird sich darüber freuen."

„Besten Dank, doch ist mir das für heute unmöglich; auch möchte ich mit dem, was ich dir zu sagen habe, nicht gerne bis nach dem Diner warten."

„Ist es so wichtig?"

„Nun, wie man's nimmt; wenn du aber sonst nichts Besonderes vor hast, so kann ja George deinen Araber eine viertel Stunde in der Seitenallee auf und ab führen, während wir hier oben plaudern."

„Meinetwegen."

Der Reitknecht George stieg, ohne weiteren Befehl abzuwarten, von dem Kutschirwagen herab und folgte dem Husarenoffizier in die Seitenallee, wo dieser sich von seinem Pferde schwang und dann zu seinem Freunde zurückkehrte.

„Nun, was gibt es so Merkwürdiges?“ fragte er ihn, als er neben ihm saß und eine Cigarre angenommen hatte.

„Merkwürdiges gerade nicht viel; ich wollte dich nur um eine kleine Gefälligkeit bitten, die ich dir vom Wagen herab nicht gut zurufen konnte; da, nimm die Zügel und überlaß mir für eine Stunde deinen Araber.“

„Was gibt es denn schon wieder? Dir ist doch nicht plötzlich eine diplomatische Sendung anvertraut worden, bei welcher dir deine eigenen Rappen ein Hinderniß sind?“

„Nicht gerade, aber es gibt Gelegenheiten, wo man mit einem leichten Pferde besser durchkommt, als mit dem schweren Wagen und diesen unartigen —“

„Nun, meinetwegen, ich will sie ein Bischen zusammennehmen; gib die Zügel her, die beiden Rappen sind aller Zucht entwöhnt, ich habe vorhin schon bemerkt — nun gute Verrichtung,“ fuhr der Husarenoffizier alsdann lachend fort — „aber vergiß nicht, daß, wenn ich auch kein Wappen auf der Chabraque habe, mein Araber doch sehr bekannt ist, und mach' mir keine Schande.“

„Wie verstehst du das, Ferdinand?“

„Nun auf zweierlei Art, das Pferd ist nicht ganz

leicht zu reiten, auch könntest du mit ihm irgendwo gesehen werden, wo —“

„Sei über Beides unbesorgt, ich will ganz ehrlich gegen dich sein, du weißt, es gibt im Menschenleben Augenblicke —“

„O ja!“

„Nein, nein, höre mich ernsthaft an, ich will dir kein Geheimniß mittheilen, sondern nur die unverhoffte Fortsetzung einer Geschichte, die ich dir neulich erzählte.“

„Erlaßt uns aus dem Zeitungsblatt zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt,“ recitirte der Husar und fuhr dann lachend fort, nachdem er den beiden Trakehnern wegen Unart und Unaufmerksamkeit einen tüchtigen Schneller mit der Peitsche gegeben, — „ich mache gerne dergleichen Geschichten mit, höre aber ungerne davon erzählen.“

„Du bist ein Egoist,“ erwiederte achselzuckend der Andere, wobei über sein kluges, aber gerade nicht schönes Gesicht etwas wie ein Schatten flog — „ja du bist ein Egoist,“ wiederholte er, — „begreiflicher Weise gibt es Wenige mit deinem enormen Glück; stets kommen, sehen und siegen, und da ist es für dich sehr geringfügig, ob sich ein anderer armer Teufel wirklich mit seinem Herzen engagirt hat.“

„Ach, wenn das ist,“ lachte der überaus gutmüthige Husar — „so will ich dich geduldig anhören, dir auch meinen guten Rath nicht vorenthalten, ich habe jetzt ein neues Mittel, um ganz unwiderstehlich zu sein. Ich

werde es gegen dein Geheimniß austauschen und dir so nützlich sein."

„Ja, ich könnte allerdings etwas von deiner Unwiderstehlichkeit brauchen," sagte der Andere seufzend — „doch höre mich — es war —"

„Im wundervollen Monat Mai."

„Auch mein Lieber, aber nebenbei, wenn du mich gefälligst anhören willst, war es in Baden vergangenes Jahr, als ich auf meinen einsamen Spaziergängen in den Seitenwegen der Lichtenthaler Allee häufig eine schon bejahrte Dame bemerkte, die fast immer in einem Rollstuhle saß, und in deren Gesellschaft sich stets ein junges Mädchen befand."

„Natürlicherweise schön."

„Wie ein Engel, das sanfteste, lieblichste, ansprechendste Gesicht, was ich in meinem Leben gesehen, mit einem wundervollen, himmlischen Ausdruck in den Augen, einem Wuchs, der jeder Beschreibung spottet, und mit einem Wohlklang in der Sprache —"

„Ah so, eine nähere Bekanntschaft?"

„Laß mich gefälligst ausreden — kurz das Ideal meiner Jugendträume, wie ich mir ein vollendetes Wesen gedacht, dem ich beim ersten Anblick zu Füßen sinken möchte und zu ihm reden —"

„Madame, ich liebe Sie!"

„Du bist wirklich unausstehlich; sei's darum, ungefähr so hätte ich in der That zu ihr reden mögen, wenn es mir möglich gewesen wäre."

„So, sprach sie vielleicht nur russisch oder polnisch? Denn sonst wüßte ich nicht, was dich bei deiner edlen Dreistigkeit hätte abhalten sollen, wenigstens die Einleitung zu einer solchen Bekanntschaft zu machen."

„Sie sprach weder russisch noch polnisch!" entgegnete der Andere, indem er aufwärts schauend, dem leichten blauen Rauche seiner Cigarre nachblickte — „sondern das reinste Deutsch."

„So sprachst du also mit ihr?"

„Nein; ich hörte sie nur sprechen, und zwar öfter als für meine Ruhe gut war, wenn sie der alten Dame nämlich vorlas, was jedesmal der Fall war, so oft ich das Glück hatte, sie zu sehen."

„Und dann?"

„Und dann — dabei blieb's auch."

„Pfui, Ferdinand, ich schäme mich deiner."

„In der That scheint es mir jetzt auch, ich hätte eifriger, als ich gethan, den Versuch machen sollen, mit der alten Dame bekannt zu werden, obgleich ich darin mein Möglichstes that, aber stets vergeblich. Von allen meinen Bekannten in Baden war Niemand, der mich hätte vorstellen können; auf der Promenade oder im Cursaal, wo man, ohne zudringlich zu erscheinen, sich hie und da in der Nähe von Damen niederlassen kann und ein Gespräch anknüpfen, erschienen sie niemals und waren nur zu finden in den schattigsten Seitenwegen der Lichtenthaler Allee, meistens auf derselben Stelle, etwas zurück von dem kleinen Brunnen rechts, dorthin wurde der Roll-

sessel von einem Bedienten gebracht und dann ein kleiner Feldstuhl für die junge Dame aufgeschlagen, worauf sie liebreich mit der älteren plauderte oder ihr vorlas. Das hörte ich häufig mit an, indem ich bei dem eben erwähnten kleinen Brunnen stehen blieb, ging dann bei ihnen vorüber und grüßte selbstverständlich auf die ungezwungenste Art. Mein Gruß wurde allerdings höflich erwiedert, aber in der gewissen, abgemessenen Art, die uns den Eindruck macht —"

„Als schließe man uns ein Gitter vor der Nase zu."

„Ungefähr so; wenigstens verständlich genug. — Eines Tages lehnte ich mich sogar an einen der Bäume, unter denen sie gewöhnlich saßen, und als ich sie herankommen sah, machte ich ihnen sehr auffallend Platz, indem ich zu der ältern Dame, die schon durch eine Handbewegung befohlen hatte, anderswohin zu fahren, sagte, ich würde untröstlich sein, sie durch mein zufälliges Erscheinen von ihrem Lieblingsplatze vertrieben zu haben — umsonst; dann, deinen Ausdruck wiederholend, fiel das Gitter eines kühlen Blickes und eines kühleren Wortes zwischen uns nieder."

„Und wer war die Dame?"

„Eine Frau von Stranizka mit ihrer Nichte."

„Und auch die Nichte benahm sich gegen dich so gitterfüchtig?"

„Sie benahm sich gar nicht gegen mich; sie erwiederte meine häufigen Grüße eben so kühl und stolz, wie die verehrte Tante, und nachdem ich sie auf eben beschriebene

Art schon wenigstens zwei Dutzendmal gegrüßt hatte, tauchte in dem schönen glänzenden Auge der Nichte auch nicht die Spur von einer Idee auf, als habe sie das grüßende Individuum auch nur ein einziges Mal in ihrem Leben gesehen."

„Und weißt du, was man in solchen Fällen thut?"

„Nun?"

„Man vergißt, was nicht mehr zu ändern ist," sagte der Husar und fuhr dann in einem ganz anderen Tone fort, während er die Zügel stramm anzog und den Peitschenschneller von vorhin so kräftig wiederholte, daß die beiden edlen Pferde sich kopfschüttelnd vorn erhoben, und wahrscheinlich das Weite gesucht hätten, wenn sie nicht von der kräftigen Hand des jungen Offiziers so fest gehalten worden wären. —

„Ist das eine Lodderei mit diesen Thieren, sie sind vollkommen hinter der Hand wie alte Postgäule, eigentlich solltest du dich schämen, diese vortrefflichen Pferde so zu vernachlässigen. — Sind die schönen Augen mit dem eigenthümlichen Blick auch daran schuld?"

„Möglich — wenigstens heute Morgens; denn ich habe diese schönen Augen vor einer kleinen halben Stunde wieder gesehen."

„Ei der Tausend — zweites Kapitel deines Romanes, und wo war das, wenn ich fragen darf?"

„Du sollst das in gehöriger Reihenfolge erfahren: ich machte gestern Besuche im Hotel du Nord und wie ich darauf wieder vor das Haus trete, fährt ein Wagen an."

und geraucht, gingen wir zu Bette, eigentlich zu Strohsack. Daß von Verschließen einer spanischen Wirthshausthüre keine Rede ist, brauche ich wohl nicht zu sagen; obendrein aber haben diese noch so viel Spalten und Löcher, daß man durch dieselben bequem hindurch schauen kann, was auch häufig genug von neugierigen Hausbewohnern geschah, die vielleicht gern sehen mochten, was die „Extraños" in ihren Zimmern trieben. Am heutigen Abend aber waren diese Extraños sehr ermüdet, legten sich alsbald nieder und schliefen den Schlaf der Gerechten bis zur Morgendämmerung.

Nachdem wir am andern Tage die Chokolade gefrühstückt und bereits zu Pferde saßen, erschien unser würdiger Wirth und Alcalde, um uns einen tüchtigen Schnaps aufzunöthigen, der, wie er sagte, gegen die Morgennebel vortrefflich sei. Und er hatte recht, uns auf diese Art innerlich zu durchwärmen, denn über die weite Ebene vor uns strich eine so kalte Morgenluft, daß wir uns fest in unsere Mantas wickeln mußten. Anfänglich wird es dem Fremden schwer, diese Manta, ein einfaches längliches Stück Zeug, ohne Aermel und Knopf, beim Tragen fest um sich zu behalten, hat man sich aber einmal einige kleine Kunstgriffe zu eigen gemacht, so bleibt man warm und behaglich darin, wie das Kind in seinen Wickeln. Man nimmt die Manta um die Schulter, wie eine Dame ihren Shawl, doch so, daß die rechte Seite länger herabhängt, welche man, wie das Ende eines Radmantels, fest über die linke Schulter wirft, so Hals und Brust gleichzeitig bedeckend.

In kurzer Zeit waren wir vollends zur Ebene niedergestiegen, und wenn auch der Weg hier recht flach und weich war, — wir ritten meistens durch schwarzen Moorboden, — so hatte er dagegen die große Unbequemlichkeit, daß ihn ein Bach zu seinem Bette auserkoren hatte, in dessen Wasser unsere Pferde oftmals lange Strecken bis an die Knie wateten; und wenn wir dem entgehen wollten und rechts oder links auf die Felder ritten, so waren diese so feucht und schlammig, daß die Thiere hier nur mit großer Mühe fortkommen konnten. Angenehm war es, daß die Sonne

„Mit ihr?“

„Mit der Tante und der Nichte.“

„Natürlich grüßtest du so verbindlich als möglich und mit demselben Nichterfolge wie damals.“

„Nein, ich grüßte nicht, da man mich vollständig übersah. Die alte Dame hatte statt des grünen Lichtschirmes, welchen sie in Baden trug, dunkelblaue Brillen vor den Augen und ihre Nichte war zu beschäftigt, ihr beim Aussteigen behilflich zu sein, als daß sie sonst auf irgend etwas Acht gegeben hätte — ich aber, lieber Freund,“ setzte er seufzend hinzu — „fühlte jetzt erst recht, welch' tiefen Eindruck das junge Mädchen auf mich gemacht, denn ich stand athemlos da, herzklopfend und schaute ihnen mit starrem Blicke nach, bis sie im Haus verschwunden waren.“

„Nun, hier wirst du schon Jemand finden, der dich vorstellt.“

„Das war auch mein erster Gedanke, doch ein besserer hat ihn verdrängt.“

„Nun, wenn er wirklich gut ist, so theile mir deinen besseren Gedanken mit, man kann nie zu viel lernen.“

„Der Gedanke liegt sehr nahe,“ entgegnete der Andere mit einem feinen Lächeln, welches der Husar aber nicht bemerkte, da er die Zügel in beide Hände genommen hatte, und die ungeduldig, fast unartig vorwärts drängenden Trakehner fest auf die Hand trieb, — „vor einer halben Stunde sah ich die beiden Damen in der Wagenreihe, aber nicht im Corso auf- und abfahrend, sondern

am Thore die File verlaſſend, um in den Park hinaus zu fahren."

„Wohin du ihnen folgen willſt zu einer neuen Auflage des Badener Gittervergnügens."

„Nicht ſo ganz: ich habe mich entſchloſſen, den ſtillen ſchüchternen Begegner und harmloſen Grüßer bei Seite zu werfen, um es auf deinem Araber hoch im Sattel auf eine andere Art zu verſuchen."

„Wirklich?" fragte der Huſarenoffizier mit einem etwas mißtrauiſchen Blick.

„Und da ich denke, daß dein Pferd elegant genug iſt, um mit einem Reiter wie ich bin, Aufſehen zu erregen, ſo habe ich vielleicht auf dieſe Art das Glück, die Aufmerkſamkeit jener ſtolzen, kalten Schönheit zu erregen. Die Idee iſt gewiß nicht ſchlecht und wenn ich über unſere Badener Begegnung ruhig nachdenke, ſo kann ich es den beiden Damen nicht übel nehmen, daß ſie dort, wo ſo viel Zweideutiges zuſammenkommt, ſich vor Bekanntſchaften in Acht nehmen. Wenn du alſo ſo freundlich ſein willſt, mir deinen Zampa auf eine Stunde zu leihen, ſo will ich dir ſehr dankbar dafür ſein."

„Das iſt abgemacht; du reiteſt nachher zu mir, oder ſoll ich dir vielleicht meinen Reitknecht an's Thor ſchicken?"

„Thue das, und nun will ich abſteigen, damit ich nicht die beſte Zeit verſäume."

„Und ich will mir derweil deinen Dank an dieſen beiden Trakehnern verdienen; daß ſich nur dein Joſeph

nicht alterirt, wenn sie ein Bischen mit Schaum verbrämt nach Hause zurückkommen.“

Der junge Mann, welcher hierauf von dem Kutschirwagen abstieg und sich nach der Seitenallee begab, wo sein Reitknecht das Pferd des Husarenoffiziers auf- und abführte, war der Legationsrath Eduard von Schönfeld, gegenwärtig in dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt; ein tüchtiger Kopf und fleißiger Arbeiter, dem der nächste der kleineren Geschäftsträgerposten, die irgendwo offen wurden, nicht entgehen konnte, den aber sein Chef bis zu dieser Zeit lieber bei sich beschäftigte, um von seinen außerordentlichen Kenntnissen, seinem großen Verstande, sowie von seiner Gewandtheit im diplomatischen Fache zu profitiren, anstatt ihn ein müssiges Leben bei irgend einem der großen Gesandtschaftsposten führen zu lassen, ein Leben, welches Schönfeld auch schon zur Genüge genossen, weßhalb er sich auch nicht mehr besonders darnach sehnte, dort die Berichte seines Chefs theils selbst zu verfassen oder zu verbessern, jedenfalls aber in's Reine zu schreiben, dabei eine höhere Art dienstbarer Geister des Hauses, besonders der Herrin desselben zu sein, sowie deren unzertrennlicher Begleiter, wenn sie ausritt oder ausfuhr, oder wenn sie Soiréen, Theater und Bälle besuchte; lauter Veranlassungen, wo ein Chef der Legation selber durch spätes Erscheinen auf die leichteste und dankbarste Art von der Welt verrathen läßt,

welch' enorme Last der Geschäfte auf seinen Schultern ruht, eine Last, die seinen Zügen jenen ernsten, nachdenklichen Charakter verleiht, mit dem er in die Oeffentlichkeit zu treten pflegt.

Ja, dieses Leben hatte der Legationsrath zur Genüge genossen, und er fühlte wohl, daß er zu Besserem berufen sei. Vielleicht kam auch das Bewußtsein hinzu, daß er vermöge seines Aeußern nicht ganz befähigt war, eine so glänzende Rolle zu spielen, wozu er sonst bei seinen Geistesgaben und bei seinem bedeutenden Vermögen wohl berechtigt gewesen wäre. Er war durchaus kein schöner Mann, hatte ausdruckslose, wenn auch keine unangenehmen Züge, die sich aber bei einer animirten Unterhaltung auffallend belebten, ja verschönerten, und die alsdann im Vereine mit den geistvollen Augen wohl im Stande waren, großes Interesse zu erregen. Von einer mittelgroßen Figur, war er aber auch in dieser von der Natur in soferne vernachlässigt, als er seinen linken Fuß in Folge einer schweren Kinderkrankheit beim Gehen ein wenig nachschleppte, ohne gerade zu hinken, was ihn aber durchaus nicht abhielt, ein ausgezeichneter Tänzer zu sein, sowie ein ganz guter Reiter, welch' Letzteres man in gegenwärtigem Augenblicke wohl an der Art sehen konnte, wie er das sehr lebhafte Pferd des Husarenoffiziers mit fester sicherer Hand führte, und dann mit ihm in einem gestreckten Galopp an den langen Wagenreihen vorüberflog.

Bald ließ er das Thor hinter sich und bog alsdann in einen der Nebenwege des Parkes ein, von wo er die

Equipagen im Auge behielt, um hier in kurzer Zeit zu finden, was er suchte. Es war dies der Wagen aus dem Hotel du Nord mit einem Lohnbedienten neben dem Kutscher und zwei Damen im Fond. Die ältere dieser Damen trug einen dichten grünen Schleier über dem Hute und hatte den Kopf herabgesenkt, während die Jüngere ihr in das Gesicht schaute und freundlich mit ihr zu reden schien.

Schönfeld blieb, gedeckt durch die Gebüsche, welche die Hauptallee einfaßten, zur Seite, bis der eben erwähnte Wagen auf dem freien Platze vor der Restauration zur Eremitage hielt, wo die beiden Damen ausstiegen und sich dann, einem Fußwege folgend, in den dichten Gebüschen verloren. Hierauf umkreiste er die Equipage und das Restaurationsgebäude, um an der hinteren Seite desselben, wo sich die Stallungen befanden, sein Pferd einem der Diener anzuvertrauen mit dem gemessenen Befehle, dasselbe auf- und abzuführen bis er wieder käme; dann kaufte er sich bei einem der hier stets befindlichen Krämer einen einfachen Spazierstock und trat dann seine Wanderung an, nach demselben Gebüsche, in welches er die beiden Damen hatte verschwinden sehen. Ehe er aber dieses betrat, zog er ein Futteral aus der Tasche und entnahm demselben eine Brille mit blauen Gläsern, die er aufsetzte und dann weiter ging.

Es war nicht zu läugnen, daß er seinen ohnehin schon schleppenden Gang noch ein klein wenig karrikirte; daß er etwas unsicher gemacht durch die dunklen Gläser

durchaus nicht mit seiner gewöhnlichen Sicherheit auftrat, sondern vielmehr auf's Täuschendste wie Jemand erschien, der nicht umsonst mit seinem Stock den Boden sorgfältig sondirt. Es war eine ziemlich lange Bank, auf deren einer Seite die beiden Damen saßen, und wo Herr von Schönfeld auf der anderen Seite nach einigem Betasten Platz nehmen wollte, dann aber die Damen zu bemerken schien und mit einem sehr höflichen Abnehmen des Hutes und bei den Worten: „Bitte sehr um Verzeihung, daß ich im Begriffe war, hier zu stören," weiter schleichen wollte.

„O, nicht doch, mein Herr," sagte die jüngere Dame mit einer ebenso angenehm als wohlwollend klingenden Stimme, — „wie können Sie uns stören, dieser Sitz ist ja lang genug."

„Wer ist das, mit dem du sprichst?" fragt die alte Dame mit einer Stimme, welche durchaus keine Aehnlichkeit mit der der anderen hatte; so weich und symbolisch jene klang, so hart und rauh, ja polternd war diese.

„Ein Herr, der, wie mir scheint an den Augen leidet; denn er trägt blaue Brillen," war die leise gegebene Antwort, welche aber der Betreffende durchaus nicht zu hören schien, denn er hatte den Kopf tief herabgebeugt und zeichnete mit seinem Stock Figuren in den Sand.

Nachdem die Damen hierauf noch eine Zeit lang halblaut zusammen gesprochen, ein Gespräch, welches bei dem so verschiedenen Organ auf den jungen Diplomaten ungefähr den Eindruck machte, als wenn eine liebliche

Musik, die aus der Tiefe eines Waldes an sein Ohr schlägt, häufig durch die knarrenden Räder eines Holzwagens unterbrochen würde, zog die junge Dame ein Buch hervor und fing an zu lesen. Begreiflicherweise verstand Herr von Schönfeld nur hie und da ein abgerissenes Wort dieser Lectüre, und da er es auch nicht wagen durfte, die schönen Züge der jungen Dame allzu häufig zu betrachten, so erhob er sich nach einer halben Stunde, um mit einem höflichen Gruße sehr langsam und behutsam davon zu gehen. Er war mit der Einleitung, die er heute getroffen, recht zufrieden, und wir wollen, um dem geneigten Leser gegenüber nicht langweilig zu werden, nur in aller Kürze bemerken, daß er auf dem Pferde seines Freundes nach Hause ritt; daß er dann seine Geschäfte des heutigen Tages mit einer gewissen Zerstreutheit besorgte, und daß er sich am andern Tage, diesmal aber in einer bescheidenen Droschke, schon mit blauer Brille und Stock bewaffnet, nach der Restauration der Eremitage begab und von dort die Bank aufsuchte, wo er gestern die beiden Damen gesehen.

Obgleich sich dieselben noch nicht hier befanden, so vertraute Schönfeld doch seinem guten Glück und dem abermaligen herrlich warmen Frühlingstage. Da die Bank unbesetzt war, so konnte er es schon wagen, seinen Sitz etwas mehr nach der Mitte zu nehmen und hatte auch noch nicht lange hier gesessen, als er zu seiner großen Freude die beiden Damen in das Bosquet treten sah. Doch schien er sie erst zu bemerken, als sie ganz nahe

bei ihm waren, und ſtand dann haſtig auf, um ihnen ein verbindliches Compliment zu machen. Sie ſetzten ſich auf dieſelbe Stelle, nur daß die jüngere Dame, die geſtern neben ihm geſeſſen, heute auf der anderen Seite der älteren Dame Platz nahm und ſchien ſie dieſer auf eine leiſe Frage zu antworten: „Es iſt derſelbe Herr, der geſtern da ſaß;“ und als nun dieſer Miene machte, langſam aufzuſtehen, um ſich zu entfernen, ſchlug die alte Dame ihren grünen Schleier zurück, wandte ihren Kopf gegen Schönfeld und ſagte mit ihrem harten, rauhen Tone: „Sie brauchen ſich wegen uns nicht zu geniren, es wäre mir leid, Jemand durch meine Gegenwart zu vertreiben,“ eine Erlaubniß zum Dableiben, welche Herr von Schönfeld auf's Bereitwilligſte ergriff, und ſich wieder auf ſeinen Sitz niederließ, indem er ſagte: „Wenn Ihnen ein Fremder nicht läſtig iſt, bin ich dankbar für Ihre freundliche Erlaubniß; dies ſchattige Plätzchen mit ſeinen grünen Büſchen iſt ſo angenehm und wohlthuend.“

„Sie leiden an den Augen?“

Er hatte wahrhaftig nicht den Muth auf dieſe Frage mit Ja zu antworten, beſonders da in dieſem Augenblicke die ſchönen hellen Augen der jungen Dame unverkennbar mit einem Ausdruck des Mitleids auf ihm ruhten, und half deßhalb mit einem Seufzer und einem bedeutſamen Achſelzucken, welches aber größeren Eindruck auf die alte Dame zu machen ſchien; denn ſie ſprach mit einem Tone, welcher minder polternd klang: „Es iſt das allerdings recht traurig, aber man darf dabei den Muth nicht ver-

lieren, man muß auf die Hilfe Gottes durch eine geſchickte Menſchenhand hoffen; ſehen Sie mich an, ich bin gewiß in ſchlimmerem Falle als Sie, will aber doch meine Hoffnung nicht verlieren."

„Die gnädige Frau kennen wahrſcheinlich die Art Ihres Leidens?"

„Ja, ja, ſo ziemlich; der Arzt hat es mir nicht vorenthalten — und was fehlt Ihren Augen mein Herr?"

„Wenn ich das nur ganz genau ſelbſt wüßte — nächtliche Arbeiten, blendendes Licht haben meine Augen ſehr angegriffen."

„Ihrer Sprache nach ſcheinen Sie noch ziemlich jung zu ſein und haben deßhalb auch das Vorrecht des Leichtſinns, von dem Sie tüchtigen Gebrauch gemacht — bitte um Verzeihung, wenn ich meiner Gewohnheit nach ganz ohne Ceremonie rede."

„O ja, Sie haben ſehr Recht, gnädige Frau, ich muß mich des Leichtſinns anklagen, aber —"

„Sie haben den geſchickteſten Arzt der ganzen Welt, was unſer Leiden anbelangt, ganz in der Nähe — was ſage ich, Arzt, dieſes Wort iſt zu unbedeutend, er iſt ein Helfer in der Noth, der, den ich meine; in ſeiner Kunſt ein Weſen höherer Art, ein Prophet, ein Wunderthäter."

„Gewiß, gnädige Frau, ich weiß wohl, wen Sie meinen, aber —"

„Was aber? Nahen Sie ſich ihm mit Vertrauen und er wird Ihnen helfen; gehen Sie in ſeine Klinik an

seinen gewöhnlichen Consultationstagen, oder noch besser, zur Zeit der Sprechstunde in seine Wohnung, wenn Ihnen dazu die Mittel nicht fehlen."

Wäre nur in diesem Augenblicke auf dem schönen edlen Gesichte, mit den jungfräulich reinen Zügen der jungen Dame nicht gar so ein entzückendes Mitleid zu lesen gewesen, er hätte es nimmermehr gewagt, die falsche Rolle eines Bedürftigen zu spielen; er hätte sich nicht unterstanden, abermals zu seufzen und abermals mit den Achseln zu zucken, während er mit seinem Stocke Figuren in den Sand zeichnete.

„Ach was," fuhr die alte Dame in einem allerdings rauhen aber doch gutmüthigen Tone fort — „ich kann mir wohl denken, daß es nicht angenehm ist, zur allgemeinen Consultation zu gehen; doch gibt es auch sonst noch Mittel zum Zweck zu kommen, und ich möchte gern dieses Mittel sein, junger Mann, aus Dank für die Güte Gottes, der mir in jenem Manne mit den schönen geistvollen Augen einen Engel des Heils zu senden versprach. — Wie heißen Sie?"

„Ich? gnädige Frau — ja so, Sie wünschen meinen Namen zu wissen."

„Freilich wünsche ich das."

„Aber ich weiß nicht, gnädige Frau, ob ich, als Ihnen gänzlich Fremder, es wagen darf, Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen?" Er blickte bei diesen Worten die junge Dame an, und da sie ihm mit einem lieben, herzlichen Blicke zuwinkte, so sagte er rasch entschlossen, in

heute ebenſo prächtig aufging, wie ſie geſtern Abend niedergeſunken war, und ein Meer von lichtem Glanz, welches ſie rings umher ausgoß, ließ uns den fatalen Weg vergeſſen. Auch der heutige Morgen erinnerte uns wieder recht lebhaft an das heimathliche Frühjahr; die Wieſen waren mit Thau bedeckt und mit jenen weißen Fäden, die aus der Entfernung wie ſilberne Schleier glänzen; Alles glühte und ſtrahlte im friſchen Licht der Morgenſonne, ſo die feuchten Gräſer, das Waſſer zu unſeren Füßen und die farbigen Streifen des Sandbodens, der bald hier, bald da, rechts und links in der Ferne, ſichtbar wurde. Neben uns weideten zahlreiche Heerden, und wo wir dicht an ihnen hinritten, hoben ſie die naſſen Mäuler hoch empor, blickten uns mit ihren treuherzigen Augen an und brummten leiſe, vielleicht zum Willkomm und Abſchied.

Rückwärts blickend ſahen wir unſer Nachtquartier Fuente el Fresno am Fuß des Berges geſchmiegt.. Seit vorgeſtern hatte ſich nun das Terrain, durch welches unſer Weg lief, zum drittenmal verändert; bei Toledo eine ſteinige Hochebene, hinter Yevenes, eine Terraſſe tiefer, Waldboden, Wieſe, und hier bei Fuente el Fresno, abermals ein paar hundert Schuh tiefer, eine fruchtbare Ebene, ſtreckenweiſe ſogar wohl angebaut, gut bewäſſert, mit zahlreichen Viehherden. Es iſt eigenthümlich, wie von Madrid aus oder von Toledo das Land gegen Oſten und Süden beſtändig ſtaffelförmig abfällt. So befanden wir uns hier auf dem Plateau, welches vom Fuß der Montes de Toledo bis nach der Sierra Morena reicht, welche auf dieſer Seite nur einige hundert Fuß hoch emporſteigt, um nach Andaluſien hin als eine neue Terraſſe von eben ſo viel tauſend Fuß bis in die Ebene von Baylen und Jaen niederzureichen. Durch die geringe Höhe der Sierra Morena gegen Norden kommt es denn auch, daß ſie von niederen, unbedeutenderen Bergketten ſo lange verdeckt wird. So ſahen wir dieſes Gebirge heute Morgen, in der Ebene reitend, wieder nicht mehr, dagegen war ein anderer Gebirgszug am Horizonte aufgetaucht, ein Seitenläufer der Sierra de Alcaras, welcher öſtlich allerdings mit der Sierra Morena zuſammenzuhängen ſcheint. Auch die

den Pfuhl der Verstellung immer tiefer hinein watend: „Ich heiße Arthur Stein, gnädige Frau."

„Was Ihr Stand?"

„Ich habe Jurisprudenz studirt." Das war nun keine Lüge.

„Ohne Vermögen?"

„Ohne Vermögen, gnädige Frau." — Er saß bereits bis über die Knöchel in dem eben erwähnten verabscheuungswürdigen Pfuhl.

„Nun denn, Alma, so nimm eine meiner Karten und schreibe den Namen des Herrn da auf: Arthur Stein. So, nehmen Sie dies und gehen zur nächsten Sprechstunde in die Wohnung des Herrn Geheimraths, zeigen dem alten Bedienten, der wie ein Cerberus den Eingang bewacht, diese Karte und er wird Sie möglichst bald vorlassen. — Vergiß du nicht, Alma, heute noch dem Herrn Professor zu schreiben."

Glücklicher hätte es für Schönfeld kaum gehen können — ach! und wenn er in das schöne, sanfte Auge Alma's blickte, so verzieh er sich so leicht all' die Lügen, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, indem er den schon so oft mißbrauchten, an sich so schönen Spruch: „Durch Nacht zum Licht" zu dem seinigen machte. Hierauf noch der Lesestunde anzuwohnen, schien ihm bedenklich; denn er traute sich selbst nicht Stärke genug zu, auf den Boden oder in die grünen, langweiligen Büsche zu blicken, statt in das gute, milde, liebe Gesicht des jungen Mädchens, und sobald jene ihr Buch hervorzog, stand

er auf, um sich mit Betheuerung des heißesten Dankes zu empfehlen.

„Sie können mir alsdann später sagen, wie es Ihnen bei der Consultation gegangen ist, junger Mann; auf der Karte steht mein Name und ich wohne im Hotel du Nord."

Schon war Schönfeld im Begriffe, für all' das Gute, was man ihm erzeigt, besonders für das Beste dieses Guten, die Damen besuchen zu dürfen, der edlen Frau von Stranizka und dann auch vielleicht der jungen Alma demüthigst die Hand zu küssen, als er sich glücklicher Weise erinnerte, daß er in unverantwortlichem Leichtsinn heute Morgens ein paar neue, feine Handschuhe von Jouvin angezogen hatte; allerdings sehr unpassend für einen armen Juristen. So blieb es denn bei dem ehrerbietigsten Gruße, den er zu machen vermochte, worauf er zwischen den Büschen davon schlich.

Der Minister des Auswärtigen war ein alter, jovialer Herr und, wie wir bereits gesagt, der ganz besondere Gönner Schönfelds, den er wegen seiner Kenntnisse und seiner vorzüglichen Brauchbarkeit in jeder Richtung ganz besonders schätzte.

Am andern Morgen, nach dem im vorhergehenden Kapitel Erzählten, ließ er ihn zu sich in sein Arbeitskabinet bitten, und da seine Excellenz gleich beim Eintreten Schönfelds ihm eine seiner vortrefflichsten Cigarren

anbot, ſo wußte der kluge Legationsrath ſogleich, daß es ſich hier um einen ganz beſonderen Dienſt handle.

„Sie wiſſen, mein lieber Schönfeld, wie ſehr ich Sie ſchätze," ſagte Seine Excellenz nach einer kleinen Pauſe, während welcher ſich der Legationsrath in einem ſehr bequemen Fauteuil niedergelaſſen und ſeine Cigarre angezündet hatte — „und daß ich es für meine Pflicht halte, Sie ſo bald als möglich auf einen angenehmen Poſten zu befördern. Leider werde ich dabei ſozuſagen meine rechte Hand verlieren; aber ich bin nicht Egoiſt genug, um an mich zu denken, wo es Ihre Zukunft betrifft; auch glaube ich, daß dieſelbe in nächſter Zeit geſichert iſt, und ich Sie als Geſchäftsträger nach Florenz ſchicken kann — nicht wahr, mein Lieber, das wäre ſo recht das Ziel Ihrer Wünſche?"

„Gewiß, Excellenz," ſagte Herr von Schönfeld, doch ſprach er dies nicht mit dem feurigen Ausdruck, mit dem er das noch vor einigen Tagen geſagt haben würde.

„Aber vorher, lieber Schönfeld, handelt es ſich noch um einen großen Dienſt, den Sie mir, das heißt dem Staate leiſten müſſen. Sie wiſſen, daß Rußland im Begriffe iſt, mit ſeinem Botſchafter in Paris zu wechſeln; Fürſt Potemkin iſt dorthin beſtimmt und hat, wie ich ganz genau weiß, die Ordre, den Vorſchlägen Frankreichs für ein engeres Bündniß mit Rußland ein geneigtes Ohr zu leihen; er ſelbſt liebt Paris, deſſen Vergnügungen und Geſellſchaft, weßhalb wir nicht ohne Beſorgniß ſind und wenigſtens den Verſuch machen müſſen, auf

den Fürsten in unserem Sinne zu wirken, wozu ich niemand Passenderen wüßte, als Sie, mein lieber Schönfeld."

„So handelt es sich wohl um eine Reise nach Rußland?" fragte der Legationsrath in einem fast kleinlauten Tone.

„Es hat sich allerdings darum gehandelt," erwiederte der Minister, „doch sind wir durch einen glücklichen Zufall, der allerdings für den Fürsten nicht viel Angenehmes hat, unserem Ziele bedeutend näher gerückt, denn Potemkin ist früher abgereist, als man es erwartete, und gestern schon hier angekommen."

„Das erste Wort, das ich höre."

„Angekommen; aber wenn man so will, im strengsten Incognito, und mir scheint fast der Fürst habe die Absicht gehabt, hier durchzureisen, ohne sich aufzuhalten."

„Kein gutes Zeichen, Excellenz."

„Gewiß nicht, aber der Gott des Zufalls war uns günstig."

„Durch den für den Fürsten unangenehmen Vorfall, von welchem Euer Excellenz soeben sprachen?"

„Durch denselben," antwortete der Minister, und fuhr dann lächelnd fort — „ein russischer Zephyr, welcher den Fürsten mit großer Anhänglichkeit bis zur Grenze begleitete, hat ihm eine tüchtige Erkältung mit auf den Weg gegeben und Potemkin kam gestern Nacht hier an mit der schönsten Augenentzündung, die man sich in vorliegendem Falle nur wünschen kann. Er schickte sogleich

zu Gräfe, der ihn dann heute Morgens besuchte und den Fall so bedenklich fand, daß er dem Fürsten den Rath gab, es sich etwa zehn bis vierzehn Tage in seiner Klinik gefallen zu lassen, da er, Gräfe nämlich, nicht die Zeit habe in der Stadt zu prakticiren."

„Das höre ich den vortrefflichen Professor mit seiner scheinbar so kalten Ruhe und in kurzen bündigen Ausdrücken dem Fürsten mittheilen," sagte der Legationsrath mit einem sehr freundlichen Lächeln, da ihn die Geschichte anfing ganz besonders zu interessiren.

„Ja, und ich höre Potemkin mit der bekannten russischen Höflichkeit antworten; es muß ergötzlich gewesen sein. Schade, daß Gräfe nicht der Mann ist, der sich vor einer Ungnade oder gar Sibirien fürchtet. Doch hören Sie weiter. Der Fürst, auf den Rath kluger Freunde hörend, besann sich indessen, sobald der berühmte Arzt fortgegangen war, eines Besseren und befindet sich jetzt wahrscheinlich schon in dem schönsten Zimmer der Augenklinik."

„Vortrefflich," meinte Herr von Schönfeld, indem er gedankenvoll an der Zimmerdecke emporblickte.

„Es soll mich recht sehr freuen, mein lieber Schönfeld, wenn Sie alles das noch vortrefflich finden, sobald Sie mich zu Ende gehört."

„Ein Ende, das ich allenfalls voraussehe."

„Dann bewundere ich Ihre Auffassungsgabe, und Ihre nicht unfreundliche Miene erleichtert mir die große Bitte, welche ich genöthigt bin, an Sie zu stellen."

„Ich ſoll auf ganz unverfängliche Art die Bekanntſchaft des Fürſten zu machen ſuchen.“

„Nur nicht in Ihrer Eigenſchaft als Legationsrath.“

„Ah, Excellenz, das iſt doch ſelbſtredend, und um Ihnen zu zeigen, wie bereit ich bin, in Ihre Intentionen einzugehen — auch in Hinblick, Excellenz, auf ein mir freundlichſt gegebenes Verſprechen, ſo will ich Ihnen ſagen, daß ſich, nachdem uns der Zufall ſo herrlich vorgearbeitet, die Sache von der leichteſten Art der Welt machen läßt. Schon ſeit einigen Tagen fühle ich eine leichte Erregtheit in meinen Augen. Ich habe zu ſcharf in das Licht geſehen, und ſah mich deßhalb zu Vorſichtsmaßregeln genöthigt — hier den Beweis dafür,“ fuhr Schönfeld nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher er ſeine blaue Brille hervorgezogen.

„Dank auch dieſem Zufall.“

„Doch iſt die Sache glücklicher Weiſe ſo unbedeutend, daß ich nicht hoffen darf, vor dem untrüglichen Auge des vortrefflichen Geheimraths ſo zu beſtehen, um von ihm in die Klinik geſchickt zu werden; beſonders, da ich die Ehre habe, von ihm, wenn auch oberflächlich, gekannt zu ſein, und er in meinem Wunſche ſeine vortreffliche Anſtalt zu frequentiren, etwas Anderes ſehen könnte.“

„Richtig, lieber Schönfeld; da muß man nachhelfen und beziehungsweiſe aufrichtig gegen ihn ſein, denn er iſt ſtreng in ſeinem Haushalte. Ich ſchreibe ihm alſo einige empfehlende Zeilen für Sie, aus denen er meine Bitte erſieht, Sie nicht irrthümlicherweiſe für den Legationsrath

Schönfeld zu halten, sondern für einen mir wohlbekannten — wie wollen wir Sie nennen?"

„Vielleicht Arthur Stein, wenn Eure Excellenz gegen diesen Namen nichts einzuwenden hätten."

„Durchaus nichts, also Arthur Stein, und daß er mich sehr verpflichten würde, denselben freundlichst bei sich aufzunehmen — mündliche Erklärung vorbehalten."

„So wird's gehen, und nach dieser mündlichen Erklärung, in welcher ja Eure Excellenz nur so weit gehen werden, als Ihnen gut dünkt, sieht der vortreffliche Professor, an dessen Achtung ich nicht das Geringste einbüßen möchte, daß mich keine, vielleicht zweideutigen Privatinteressen zu diesem Schritte veranlaßt, sondern daß ich, im reinsten Begriff des Wortes, ein Opfer des Dienstes bin."

„Gewiß, lieber Schönfeld, ein Opfer des Dienstes in der edelsten Bedeutung des Wortes, und dieser Dienst, den Sie dem Staate leisten, soll Ihnen gewiß nicht unbelohnt bleiben."

„Und für denselben haben mir Excellenz noch besondere Instruktionen zu geben?" fiel der Andere seinem Chef rasch in's Wort, da es ihm fast schwer ankam, seine Handlungsweise mit so unbedingtem Lobe erwähnen zu hören.

„Instruktionen? — nur sehr im Allgemeinen; Sie müssen handeln, wie es Ihnen die Umstände erlauben, zuerst auf ganz unverfängliche Art die Bekanntschaft des Fürsten zu machen."

„Als Arthur Stein?"

„Gewiß — und darin kann ich Sie leider nicht empfehlend unterstützen, doch gibt sich das bei einem so engen Zusammenleben, wie in der Klinik, leicht von selbst, oder Sie machen dort sonst eine Bekanntschaft, die Sie mit dem Fürsten zusammenbringt."

„Woran ich nicht zweifle, Excellenz."

„Gut; und wenn Sie ihn erst einmal haben, so zweifle ich bei Ihrer Gewandtheit nicht daran, daß Potemkin, mit guten Ideen bereichert, weiter ziehen wird."

„Vielleicht kann ich ihm hie und da vorlesen, was mir der Zustand meiner Augen schon erlaubt, Journale, Broschüren und dergleichen."

„Vor allen Dingen den Kladeradatsch und die Kreuzzeitung, und wenn Sie mir darüber einen Wink zu geben wissen, so besorge ich Ihnen ein paar Artikel, bei deren Anhören der erhabene Knäs schaudern soll, je nur an ein Bündniß mit Frankreich gedacht zu haben; — und damit Gott befohlen, mein lieber Schönfeld. Wann denken Sie zu Gräfe zu gehen?"

„Jedenfalls heute Abend."

„Und ich erfahre dann sogleich, ob Sie Ihre Aufnahmsprüfung bestanden haben. Die zwei Empfehlungsschreiben für Arthur Stein sende ich Ihnen sogleich hinüber und wünsche davon besten Gebrauch."

Am Abend desselbigen Tages, es mochte ungefähr acht Uhr gewesen sein, ging Herr von Schönfeld nach der Wohnung des berühmten Professors, denn es war um diese Zeit dreimal in der Woche, daß dieser Fremde

aus allen Theilen der Welt zu seinen berühmten Consultationen bei sich empfing.

Zu diesem Zwecke war denn auch seine große und schöne Wohnung in den verschiedensten Räumen: dem großen und reich möblirten Salon des ersten Stockes, den Vorplätzen der Treppen, ja bis auf den Raum im Thorwege von der merkwürdigsten Gesellschaft angefüllt, die sich nur irgendwo zusammenfinden mochte: es war hier formlich eine internationale Menschen-Ausstellung. Da sah man vielleicht in einem eleganten verschlossenen Wagen auf der Straße einige Türkinnen in reichem, malerischen Costüme, die von Konstantinopel oder Damascus gekommen waren, um die Hilfe des berühmten Arztes in Anspruch zu nehmen; da schritt vielleicht gerade ein vornehmer Indier gegen die Haupttreppe, während ein paar Japaner oder Chinesen sich vor dem Thore mit ihrem Dolmetscher besprachen und dann schüchtern eintraten; da war unten der Platz an der Treppe schon dicht besetzt: man hört in den verschiedensten Sprachen reden, und während eine wohlbeleibte Italienerin, tröstend umstanden von ein paar bildschönen jungen Damen, auf der untersten Stufe saß, hielt ein paar Schritte höher eine auch hier lebhaft plaudernde Französin ihren kleinen Cirkel ab und Monsieur le comte antwortete der Madame la Marquise und diese berichtigte eine irrige Ansicht „de ce bon duc."

Ein ernster Spanier lehnte mit unterschlagenen Armen auf dem ersten Absatz der breiten Treppe und beantwortete

mit einem leichten Achselzucken die höfliche Frage eines Griechen über den geeignetsten Weg, recht bald vor den Herrn Professor zu gelangen.

Wo war auch dieser geeignete Weg? Nur sehr wenige wußten ihn. — „Es ist wirklich zum Teufel holen," murmelte jener breitschulterige, finstere Russe mit der schwarzen Binde über dem linken Auge, während er ärgerlich seine Uhr hervorriß — „wenn das so fortgeht, so komme ich heute wieder nicht vor."

„Ja wohl, ja wohl," seufzte ein Anderer neben ihm, — „dort, die Treppe vor uns ist gesteckt voll; droben der Corridor nicht minder und ebenfalls die Salons;" und das mußte wahr sein. Ueberall an den Wänden und dem Treppengeländer lehnten ungeduldig Wartende und überall hörte man in deutscher, französischer, englischer, russischer und noch vielen anderen Sprachen die Hoffnung ausdrücken, jetzt bald endlich einmal an die Reihe zu kommen, und dabei war es das Unangenehmste, daß die meisten der Leute, die hier geduldig warteten, um endlich ein tröstliches oder untröstliches Wort des berühmten Arztes zu hören, das Warten durchaus nicht gewöhnt waren, und es sehr übel genommen hätten, wenn bei ihrem Erscheinen in viel vornehmeren Häusern die galonnirte Dienerschaft nicht augenblicklich die Flügelthüren aufgerissen hätte. Es war das aber eine heilsame Geduldsprobe für die Mächtigen und Reichen dieser Erde und zeigte ihnen, daß sie vor der erhabenen Kunst des großen Meisters da oben Alle gleich wären.

bläuliche Wand dieſer Bergkette hatte ſo die eigenthümlichen und maleriſchen Zackenformen, welche man ſo häufig bei den ſpaniſchen Bergen antrifft, und woher auch wohl der Name Sierra = Säge für Gebirge im Allgemeinen kommen mag, ſowie auch der öfters wiederkehrende Ausdruck für Päſſe und Schluchten dientes, Zähne, wie die dientes de la vieja zwiſchen Sevilla und Antequera und Granada und Guadiz. Wenn man hier in Spanien von einer Ebene ſpricht, ſo muß man ſich keine Flächen darunter vorſtellen, ſondern das Terrain iſt wellenförmig, indem ſich ein kleiner Hügel an den andern reiht, woher es denn auch kommt, daß der Weg jetzt auf- und abwärts, jetzt rechts und links läuft.

Die Vegetation hatte ſich ſchon bedeutend verändert, Haide, Ginſter und niedere Buxbaumſträucher waren gänzlich verſchwunden, und dafür ſahen wir häufig Gruppen von ziemlich großen Steineichen und in der Nähe der Flußbette Eſchen, Erlen und Pappeln, auch bemerkten wir in geſchützten Lagen wieder beſſere Olivenbäume; überhaupt ſchien die Gegend hier ſorgfältig angebaut zu ſein. Ein paar Stunden nach unſerem Austritt erreichten wir die weitläufigen Gebäude eines ehemaligen Kloſters, welche jetzt zu landwirthſchaftlichen Zwecken benützt wurden und auch eine Poſada enthielten. Wie die Lage der meiſten Klöſter, die ich noch geſehen, war auch dieſe ſorgfältig gewählt und hatte man dazu einen höheren Hügel ausgeſucht, der die Umgegend beherrſchte und deſſen Fuß von einem ziemlich ausgedehnten Teiche beſpült wurde; rings umher lagen Fruchtfelder und ſchöne grüne Wieſen.

Felipe ſchien nicht Luſt zu haben, ſich bei der Poſada aufzuhalten, „denn," ſagte er, „heute hätten wir an guten Wirthshäuſern und Dörfern die Auswahl." Doch betrog ihn auch heute wieder ein tückiſcher Zufall; wohl paſſirten wir ein paar hübſche, reinliche Dörfer, wo Felipe nicht anhalten wollte, weil ſein Sinn auf ein zweites Kloſter gerichtet war, das wir um Mittag erreichen ſollten. Endlich ſahen wir auch die Kirche deſſelben und daneben ſtattliche Gebäude, die etwas verſprachen; als wir aber an das

Und doch gab es, ihm selber unbewußt, einen Weg, um rascher zum Ziele zu gelangen, einen dienstbaren Geist in Gestalt eines alten, ziemlich wohlbeleibten Bedienten mit einem klugen Gesichte, der sich häufig eilfertig durch das Gewühl im Corridor und auf den Treppenwand, hier einen Namen flüsterte, dort eine Visitenkarte, ein Billet oder sonst etwas in Empfang nahm, und der darauf jedesmal mit ein paar besonders Glücklichen wieder in den oberen Regionen verschwand.

Unter diesen Glücklichen befand sich auch Arthur Stein, den der vertraute Diener aus einem Winkel der Treppe herausgesucht hatte und der, nur mit seiner blauen Brille bewaffnet, doch mit einem nicht ganz behaglichen Gefühl in den Salon geführt wurde, zunächst dem Consultationszimmer, wo sich eine Menge anderer Leute befanden, ohne daß einer von dem Anderen Notiz genommen hätte; vielleicht weil es nicht ganz leicht war, hier bei der ziemlich spärlichen Beleuchtung und den Verhüllungen, bestehend in blauen und grauen Brillen oder Bandagen der verschiedensten Art, einander zu erkennen.

„Bleiben Sie hier an der Thüre stehen," sagte zu ihm der Bediente, — „ich werde dem Herrn Professor Karte und Brief sogleich übergeben, zweifle auch nicht, daß Sie bald vorgerufen werden." Und so war es auch; denn nachdem er kaum ein paar Minuten gewartet, wurde die Thüre geöffnet und Herr Arthur Stein ersucht, einzutreten.

Es war ein hohes und ziemlich weites Gemach,

elegant möblirt, in dem er sich gleich darauf befand, ebenfalls spärlich erhellt, da die ganze Beleuchtung des großen Zimmers aus zwei auf einem Tische stehenden Lichtern bestand, neben denen sich allerdings noch eine Lampe befand, welche aber, mit einem eigenthümlichen Schirm versehen, mit ihrem äußerst hellen, intensiven Licht nur einen kleinen Kreis auf einen leeren Sessel warf, diesen aber auf's Strahlendste erhellte.

An dem Tische saß der erste Assistenzarzt des Professors, ein großer, schöner Mann, mit einem klugen, häufig von einem ironischen Lächeln bewegten Gesichte, vor einem aufgeschlagenen Buche, während der Meister selbst, die Hände auf den Rücken gelegt, mitten im Zimmer stand und den etwas schüchtern Eintretenden mit den Worten empfing: „Eine meiner Bekannten, Frau von Stranizka, hat Sie mir dringend empfohlen, weßhalb wir denn rasch sehen wollen, was mit Ihnen anzufangen ist; da, setzen Sie sich.“ Ehe dies aber Schönfeld that, sagte er: „Auch habe ich mir erlaubt, noch ein paar empfehlende Zeilen des —“

„Ja, ja, da liegt das Billet und ich werde es später lesen; kommen Sie nur her, damit ich Ihre Augen betrachte, das ist denn doch die Hauptsache.“

Für Schönfeld wären nun aber die erläuternden Zeilen des Ministers die Hauptsache gewesen; doch war nun nichts Anderes zu thun, als sich auf den Stuhl vor dem eben erwähnten, hell beleuchteten Tische zu setzen und jeden Augenblick gewärtig zu sein, mit seinem wahren

Namen angeredet zu werden, besonders jetzt, wo nach Entfernung der blauen Brille der berühmte Arzt das grelle Licht der Lampe auf sein Gesicht fallen ließ. Glücklicher Weise aber war die ganze Aufmerksamkeit des vielbeschäftigten Meisters auf das angeblich kranke Auge gerichtet, welches er in dem hellen Glanze des darauf gerichteten Augenspiegels kaum eine halbe Minute aufmerksam betrachtete und dann kopfschüttelnd mit einem gutmüthigen Lächeln sagte: „Mein lieber Freund, in Ihrem Auge kann ich nichts Krankes entdecken, jedenfalls hat es keine Gefahr damit; woran leiden Sie denn eigentlich? Doch setzen Sie Ihre Brille wieder auf.“ Er wandte bei diesen Worten das Licht wieder von dem Gesichte Schönfelds, der sich erleichtert fühlte, gegenüber den klaren, schönen, geistvollen Blicken des Meisters wieder in tiefem Schatten zu sitzen, und nun zur Antwort gab:

„Es ist allerdings ein eigenthümlicher Zustand in meinem Auge, ich habe keine Schmerzen, auch wohl keine Entzündung; aber eine seltsame Lichtbildung in demselben, die häufig eine sehr bestimmte Gestalt annimmt.“

„Das wird ungefähr sein, wie bei dem westphälischen Baron,“ sagte der Assistenzarzt mit einem feinen Lächeln — „der die Bilder von Müller und Schulze aus dem Kladderadatsch in den Augen hat.“

„Nicht — so ganz,“ versetzte der zweifelhafte Kranke mit einem etwas mißtrauischen Blick, — „es ist keine so bestimmt ausgesprochene Erscheinung.“

„Eher wie Blitze, wie Flammen?“ fragte der freund-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20801 / 067

liche Meiſter, worauf Schönfeld ruhig erwiederte: „Ja wohl, ſo iſt es, Herr Profeſſor, wie Blitze, wie Flammen, beſonders wenn ich die Augen mit der Hand bedecke.“

„Möglich, daß es irgend eine Störung des Sehnervs iſt; wir wollen ſchon dahinter kommen. Frau von Stranizka ſagte mir, Sie wünſchen in die Klinik aufgenommen zu werden, was durchaus keinen Anſtand hat und nicht unzweckmäßig iſt, um durch tägliche ſorgfältige Unterſuchungen dem Grunde Ihres Uebels auf die Spur zu kommen.“

Der Aſſiſtenzarzt hatte ſich in den Stuhl zurückgelehnt und das feine Lächeln auf ſeinem klugen Geſichte war noch immer nicht verſchwunden; jetzt ſagte er: „Es können allerdings Störungen des Sehnervs ſein, wie bei jenem Herrn Schwender aus Breslau, der auch über Blitz und Flammen in den Augen klagte, die ſich nach und nach zu einer leuchtenden Lyra geſtalteten.“

„Ach was, lieber Freund, das iſt ein Poet, überſpannte Nerven oder dergleichen, ihm wird die Kaltwaſſerkur gut thun, die ich ihm anempfahl.“

„Könnte auch im vorliegenden Falle nicht ſchaden,“ ſagte der Aſſiſtenzarzt halblaut vor ſich hin, indem er anfing, in ſeinem großen Buche zu blättern.

„Na, laſſen wir das gut ſein; Herr Stein iſt kein Poet, wie ich denke.“

„Nein, Herr Geheimrath, ich bin Juriſt.“

„So ſchreiben Sie, lieber Freund: Herr Arthur Stein, Juriſt — wie alt? — 32 Jahre, von?“

„Von Hier, Herr Profeſſor.“

„Unbemittelt, wie ich glaube.“

„Allerdings habe ich kein großes Vermögen, bin aber doch nicht in der Lage, die Hilfe des Herrn Profeſſors und die Behandlung in der Klinik ganz unentgeltlich in Anſpruch nehmen zu müſſen.“

„Na, das wird ſich finden, nehmen Sie dieſen Zettel und gehen Sie morgen früh zum Inſpektor meiner Anſtalt. Adieu, mein lieber Freund.“

Herr von Schönfeld zog ſich hierauf raſch nach der Thür zurück, hatte dieſe aber noch nicht hinter ſich geſchloſſen, als er den Aſſiſtenzarzt ſagen hörte: „Wollen Sie nicht das Billet leſen, welches Ihnen der junge Herr übergeben ließ?“

Obgleich ihm ſein Vorhaben im Allgemeinen gelungen war, ſo konnte ſich Herr von Schönfeld doch nicht eines unbehaglichen Gefühls erwehren, welches ihn auch am heutigen Abend nicht verlaſſen wollte, ja ihn in eine Abendgeſellſchaft begleitete, ſowie ſpäter auf ſeinen Club, wohin er nur in der Abſicht ging, um einigen Bekannten geſprächsweiſe zu ſagen, daß er im Begriffe ſei, eine kleine Reiſe zu machen, die ihn wohl zehn bis zwölf Tage entfernt halten würde.

Am andern Morgen ließ Herr von Schönfeld in einen kleinen Handkoffer einige nöthige Sachen zuſammenpacken, dann einen verſchloſſenen Wagen kommen, und

fuhr, sobald es ihm die Stunde erlaubte, nach dem Hotel du Nord, um dort der Frau von Stranizka seine Aufwartung zu machen. Wie ihm aber der Oberkellner, der ihn genau kannte, unter einer geziemenden Verbeugung sagte, waren die beiden Damen bereits vor einer Stunde ausgefahren, nachdem sie ihr Gepäck mit einem Kammermädchen vorausgeschickt, wahrscheinlich auf die Eisenbahn; wohin, sei er nicht im Stande anzugeben, Alles, was sie in dieser Richtung hinterlassen, sei eine Aeußerung der alten Dame gewesen, einem Herr Arthur Stein, im Falle er nach ihnen frage, zu sagen, sie befänden sich an der ihm schon bekannten Stelle.

Welche Stelle konnte das sein? Die Klinik selbst, oder vielleicht der Platz bei der Restauration der Eremitage? — Dorthin fuhr er zuerst und war auch so glücklich, die Damen unter den grünen Büschen auf der bekannten Bank zu finden. Wohlwollend empfangen, versäumte er nicht, der Frau von Stranizka die Erlebnisse des gestrigen Abends mitzutheilen, und that dies in einer so ungezwungenen, ja humoristischen Art, daß selbst über die ernsten, fast harten Züge der alten Dame zuweilen ein leichtes Lächeln flog, während die schöne Alma seiner Schilderung mit unverkennbarem Interesse folgte. Daß er dabei nicht verfehlte, mit bestem Dank Alles, was seine gute Aufnahme anbetraf, der ihm gewordenen vortrefflichen Empfehlung zuzuschreiben, versteht sich von selbst, wobei der heuchlerische, junge Diplomat so etwas Ehrliches, Treuherziges, Biederes in seine Mienen und Reden zu

legen wußte, ja so etwas gutmüthig Unbeholfenes, daß es durchaus nicht auffällig erschien, wenn er am Schlusse seines heißen Dankes um die Vergünstigung bat, seiner Wohlthäterin die Hand küssen zu dürfen — „und auch Ihnen, mein gnädigstes Fräulein, da Ihr freundliches Wort, welches Sie vorgestern an mich verschwendeten, mir in der That den Muth gab, dort am andern Ende der Bank zu bleiben."

Statt der Handschuhe von Jouvin hatte der Verräther heute einfache baumwollene angezogen, wodurch die blendende Weiße von Alma's schöner feiner Hand noch bedeutend erhöht wurde und ganz allerliebst erschien, was er sich mit einem stillen Seufzer gestehen mußte.

„Vom Hotel du Nord" sagte er alsdann — „folgte ich der mir freundlichst gegebenen Spur hieher und bin nun im Begriffe mich nach der Klinik zu begeben; vielleicht daß ich alsdann morgen oder übermorgen noch einmal die Ehre haben darf, Sie aufzusuchen, gnädige Frau, um Ihnen wiederholt meine tiefe Erkenntlichkeit zu Füßen zu legen."

„Darauf rechne ich," sagte die alte Dame in einem Tone, durch dessen Härte etwas wie Wohlwollen klang, — „und dürfen Sie morgen früh gleich nach uns sehen, wenn wir uns nicht heute Abend schon zufällig begegnen."

„Und wo könnte das sein, gnädige Frau?" fragte er mit einem Ausdruck in der Stimme, den er gewaltsam mäßigen mußte, um nicht sein Entzücken zu verrathen.

„Nun, in der Klinik, wohin wir uns noch im Laufe des Vormittags begeben und wo ich genöthigt bin, mich vielleicht vierzehn Tage oder drei Wochen einsperren zu lassen," antwortete die alte Dame — „es ist das allerdings ziemlich trostlos, aber ich füge mich um so lieber, da mir der Herr Geheimrath die besten Hoffnungen auf gänzliche Wiederherstellung gemacht hat."

„Ich bedaure Sie in der That, gnädige Frau; wenn man so, wie Sie, an allen Luxus des Lebens, an den feinsten Comfort gewöhnt ist, so wird Ihnen der Aufenthalt dort allerdings etwas unbehaglich erscheinen."

„Um meine Person ist es mir allerdings viel weniger zu thun, als um meine gute Alma, die sich nun einmal nicht von mir trennen will."

„Was ich mir erlauben darf, vielleicht begreiflich zu finden, obgleich ich es als kein geringes Opfer von Seite des gnädigen Fräuleins betrachte."

„Tante thut gerade so, als ob die Klinik ein Gefängniß wäre," sagte das junge Mädchen mit einer lieblichen Freundlichkeit — „und doch ist es gar nicht so übel da. Man hat uns zwei sehr hübsche Zimmer gegeben und die Leute dort haben in ihrer Zuvorkommenheit einen recht guten Eindruck auf mich gemacht." Als Alma so sprach, glänzten ihre schönen Augen und sah ihr ganzes liebliches Gesicht aus, wie vom hellen Sonnenschein übergossen. Sie nahm die Rechte der alten Dame zwischen ihre beiden Hände und drückte sie innig, worauf diese in einem Tone sagte, der fast ganz seine Härte abgelegt

hatte: „Ja, ja, du bist ein vortreffliches Kind — schweigen wir über das Andere.“

„Nein, reden wir darüber, Tante, ich freue mich wahrhaftig auf diesen stillen Aufenthalt; wie rasch wird er vorüber gehen! Ich correspondire für Sie mit dem guten Oheim, ich lese Ihnen vor und erzähle Ihnen, was ich Neues erfahren.“

Schönfeld's Brillen waren so dunkel, daß er es wohl wagen durfte, das junge Mädchen, das in seiner kindlichen Freude so reizend war, mit einem innigen Blick zu betrachten; dann sagte er mit einem so schüchternen Tone, als ihm nur möglich war: „Was das Lesen und Schreiben anbelangt, gnädige Frau, so glaube ich mich, nach der eigenthümlichen Art meines Augenleidens, zur Verfügung stellen zu können, wenn —“ doch schwieg er hier plötzlich, als er bemerkte, daß Alma lächelnd ihr Haupt schüttelte.

„Und nun,“ sprach die alte Dame, welche alle Wehmuth glücklich überwunden hatte, was man aus ihrem jetzt wieder vollständig rauhen und knarrenden Organe abnahm — „dürfen Sie mit uns frühstücken; es ist das eine Art Galgenmahlzeit, denn in der Klinik ist, und mit gutem Grunde, Schmalhans Küchenmeister.“ Sie erhob sich bei diesen Worten, und da Alma in diesem Augenblicke Sonnenschirme, Plaids und ihr Buch zusammenraffte, so hielt es Herr Arthur Stein für seine Schuldigkeit, der alten Dame seinen Arm anzubieten, was er ungezwungen und mit einer so feinen Manier that, die

große Thor kamen, öffnete ſich erſt nach langem Pochen ein kleines Thürchen in demſelben, und eine alte Frau, die an der Spalte erſchien, gab uns den untröſtlichen Beſcheid, die Venta ſei vor einiger Zeit geſchloſſen worden und ſie dürfe niemand in die Gebäude laſſen. Glücklicherweiſe hatten wir, wie auch geſtern, einigen Mundvorrath mitgenommen, weßhalb es uns auch gar nicht eingefallen wäre, ein Obdach aufzuſuchen, wenn ſich nicht gegen zehn Uhr ein ſo ſcharfer und kalter Wind erhoben hätte, daß wir uns trotz Spanien und allen Frühlingsbotſchaften, nach einem flackernden Feuer ſehnten. Felipe ließ übrigens kein Wort der Klage hören, er zuckte leicht mit den Achſeln, und wir hatten bald in einem Winkel der hohen Mauer, welche den Kloſtergarten umgab, ein windſtilles Plätzchen gefunden.

Nach glücklich beendetem Frühſtück, an welchem auch unſere Thiere theilgenommen, zäumten wir dieſe wieder auf, zogen die Sattelgurte feſter und ritten von dannen. Bald nachher kamen wir durch das ſeichte Flußbett des Guadiana, der, wie die meiſten kleineren Flüſſe Spaniens, um dieſe Zeit ſehr wenig Waſſer enthielt, doch ſahen wir an breiten Sandſtreifen auf ſeinen beiden Ufern, die mit Steingeröll bedeckt waren, daß der Fluß auch zeitweiſe anders ausſehen müſſe. Und dieß iſt auch der Fall, namentlich im Frühjahr nach heftigen Regengüſſen, wo er oft in vierundzwanzig Stunden anſchwillt und reißend durch die Ebene ſchäumt. Für ſolche Fälle findet man denn wohl an den Hauptſtraßen lange ſteinerne Brücken aus alter Zeit, von denen aber die meiſten untauglich ſind, da die wilden Waſſer einſtens Pfeiler und Bogen weggeriſſen, an deren Wiederherſtellung hier natürlich kein Menſch denkt. Dieſe Nachläſſigkeit iſt unbegreiflich, namentlich da es an dem herrlichſten Baumaterial nicht fehlt. Die gleiche Sorgloſigkeit herrſcht ja aber auch bei den Straßen ſelbſt. Wie oft ritten wir ſtundenlang durch tiefe Kothpfützen, ſelbſt auf Hauptſtraßen, an Stellen, wo ſich ſogar an einer Seite eine felſige Wand hinzog, von der man nur Steine abzuſtoßen brauchte, die dann ohne

allerdings bedeutend abstach gegen seine erkünstelte, zuweilen etwas eckige Sprachweise.

Der Frühstücktisch war in einer blühenden Fliederlaube gedeckt, und das ganze Service, sowie auch das Menu, welches der Kellner ihm, als dem Herrn überreichte, so vollständig und fein gewählt, daß man sah, die Bestellung komme von einer Dame, die sich auf dergleichen verstehe.

Und als sie nun so zu Dreien bei einander saßen, ließ der junge Diplomat den einfachen Herrn Arthur Stein in so ferne in den Hintergrund treten, als er die Damen nicht nur mit der feinsten Aufmerksamkeit bediente, sondern auch ziemlich ungezwungen an der Unterhaltung Theil nahm, selbst als diese von Frau von Stranizka gewiß absichtslos in französischer Sprache fortgeführt wurde. Doch entging ihm dabei ein forschender Blick aus Alma's schönen Augen nicht.

Leider ging dies Frühstück rasch vorüber, wie alles Angenehme, was uns in dieser Welt widerfährt; und darauf hielt es Herr Arthur Stein für das Richtige, sich mit nochmaligem, bestem Danke von den Damen zu verabschieden.

Als er nun in seinem Wagen saß und sich fest in die Ecke gedrückt hatte, überschlich ihn wieder dasselbe unbehagliche Gefühl, ja, in fast noch stärkerem Grade wie gestern Abends nach der Consultation. Daß er hier recht handle, offen und ehrlich, konnte er leider nicht von sich sagen, und seine einzige Entschuldigung bestand in dem

Gefühle, daß er jenes reizende Mädchen in der That wahr und aufrichtig liebe, und daß er ja im glücklichen Falle im Stande war, ihr diese Liebe mit dem solidesten Hintergrunde zu gestehen, und dazu war er fest entschlossen, wenn — ja wenn —

Ja wenn, fast hätte er gewünscht, Arthur Stein, der arme Jurist bleiben zu können; denn daß dem Hilfsbedürftigen, Leidenden allein das Wohlwollen der alten Dame galt, sowie die guten, freundlichen Blicke Almas, darüber konnte auch nicht der geringste Zweifel herrschen.

Nun, vorderhand war er ja noch Arthur Stein, und wenn einmal die Stunde der Verwandlung kam, wer konnte wissen, ob ihm nicht das Geschick günstiger sein würde, als er es selbst verdiente.

„Ja, wenn von Verdienst die Rede ist," sprach er zu sich selber, „so möchte ich für das, was ich um dieses liebliche Mädchen verdient, mich selbst zum Wagen hinaus werfen, zurück laufen und vor ihren Füßen kniefällig Abbitte thun — ja kniefällig und recht inständig." Und als er so dachte, kam er an den Augenblick, wo eine solche angenehme Demüthigung wohl vor sich gehen würde, und in diesem Augenblicke war er schlecht genug, sich das obendrein noch recht behaglich auszumalen, wie wenn er dann trachten müsse, ihre kleinen, lieben Hände zu erfassen, und wie er schon halb gewonnenes Spiel hätte, wenn sie ihm nur einen einzigen kleinen ihrer süßen Blicke schenken würde, vielleicht unter einigen schmerzlichen Thränentropfen über seine unverantwortliche Heuchelei, und

wie er es alsdann schon wagen dürfe, sie sanft an sich zu ziehen, unter der heißesten Versicherung ewiger Liebe und Treue, und wie Beide hierauf dann vielleicht erschrecken würden, wenn die gute Tante mit knarrender Stimme zu ihnen heranträte, um zu sagen: „Nun denn, in Gottes Namen, Kinder, ich habe nichts dagegen.“

Er war in diesem Augenblicke ganz Königin von Golkonda und wenn sein Erwachen aus süßen Träumereien auch gerade nicht so schmerzlich enttäuschend war, wie das dieser edlen Dame, so sah doch auch er sich jetzt wieder in die rauhere Wirklichkeit versetzt, als der Wagen vor einem großen aber sehr einfachen Hause hielt, dessen sämmtliche Fenster von oben bis unten mit blauen Vorhängen verhüllt waren und nirgendwo auch nur die kleinste Spur irgend welchen Lebens zeigten.

Die Formalitäten seiner Aufnahme in dem Bureau des Hauses zunächst der Eingangsthüre wurden von dem freundlichen Inspektor baldigst erledigt und er hierauf einer der Aufwärterinnen übergeben, welche ihm im dritten Stock des Hauses ein sehr bescheidenes Zimmer zur Wohnung anwies. Auf dem Gange, über den Treppen und Corridors war es nicht sowohl die tiefe Stille, die in dem Hause herrschte — der Schritt war durch Teppiche gedämpft, und die mit blauem Stoff überspannten Thüren drehten sich geräuschlos in ihren Angeln — was ihm ein peinliches Gefühl verursachte, als das im Hause herrschende Halbdunkel, sowie das langsame Vorübergleiten von Gestalten hie und da, alle mit blauen Brillen versehen, oder

die Augen mehr oder minder mit Bandage bedeckt, sowie eine eigenthümliche Atmosphäre in allen Räumen des Hauses.

Und nun der Contrast zwischen seinem kleinen Frühstück unter glänzendem Sonnenschein in der blühenden Fliederlaube und sein kleines Stübchen mit einem einzigen, blau verhängten Fenster. Als er allein war, ließ er sich nach einem trostlosen Blicke ringsumher auf seinen kleinen Koffer nieder, der in der Mitte des Zimmers stand, und überließ sich sehr ernsten, ja fast niederdrückenden Gedanken; war es ihm doch zu Muth, als sei er nun hier auf, weiß Gott, wie lange eingeschlossen und als könne es ihm passiren, daß man morgen bei sorgfältiger Untersuchung in der That irgend ein Leiden an seinen Augen fände, um ihn bei der Partie zu behalten, wozu er sich freventlich eingeladen.

Wir können hier nicht umhin einzuschalten, daß ähnliche ernste und traurige Gedanken das Gemüth eines Jeden beschleichen, der, besonders wenn er wirklich leidend ist, diese Räume zum erstenmale betritt; was ihn hauptsächlich unbehaglich berührt, ist diese nothwendige Entziehung des Tageslichtes und die eben so nothwendige Stille des ganzen Hauses, dringend erforderlich, besonders bei Kranken, deren mehr oder weniger angegriffene Kopfnerven bei der Heilung der Ruhe und Stille so sehr bedürftig sind. Müssen aber dagegen der Wahrheit gemäß sagen, daß man sich bei der liebevollen und vortrefflichen Behandlung hier, bei der ausgezeichneten Pflege, von dem

hochberühmten Meiſter abwärts bis zur geringſten Krankenwärterin, ſchon nach wenigen Tagen heimiſch fühlt und am Ende nach einem glücklichen Reſultat, welches hier nur ſelten ausbleibt, unter der geſchickten Hand jenes wohlbekannten Arztes, der in der ganzen Welt unbedingt nicht nur der erſte ſeines Faches iſt, ſondern ſelbſt ſeine geſchickteſten und talentvollſten Collegen wie ein Rieſe überragt. Jener Mann, mit dem ſicheren Blick aus ſeinen wundervollen, ſchönen, klaren Augen, welcher ſchon allein durch ſeine milde Rede jedem Kranken freundlichſt Troſt ſpendet; der nie mehr verſpricht, als er zu leiſten im Stande iſt; deſſen Leiſtungen aber bekanntermaßen oft an das Wunderbare grenzen — Ehre ihm und innigen heißen Dank im Namen von tauſend Leidenden, denen er geholfen. — — —

„Das wird ja auch vorübergehen," ſagte Herr von Schönfeld, aber erſt, nachdem er eine volle Stunde auf ſeinem Koffer mitten im Zimmer geſeſſen — „der Schluß wird das Werk krönen und mir hoffentlich Stoff geben zum öfteren Lachen bei der Erzählung meiner freiwilligen Gefangenſchaft." Dann trat er an's Fenſter und zog die blauen Vorhänge auseinander; dort bot ihm die alte Brandmauer des benachbarten Hauſes, gegen welche er blickte, auch keine erheiternde Abwechslung. Glücklicherweiſe hatte er ſein Cigarrenetui bei ſich und fühlte ſich weit behaglicher, als er nun, eine vortreffliche Havanna rauchend, in ſeinem kleinen Zimmer auf und ab ſpazierte. Doch ſollte auch dieſe Freude nicht lange dauern; denn

kaum hatte er ein paar Dutzend volle Züge gethan, als ſich die Thüre öffnete und er die Krankenwärterin, die ihn heraufgeleitet, auf der Schwelle ſtehen ſah mit dem Ausdruck des größten Erſtaunens in ihren Zügen.

„Ja, um Gottes willen, hier wird ja geraucht!“

„Und warum denn nicht, eine Cigarre, deren Duft, wie ich hoffe, Niemand unangenehm ſein kann.“

„Hier wird geraucht!“ wiederholte die Dame jetzt mit einem Ausdruck in Stimme und Miene, die ſich vom Erſtaunen faſt bis zum Entſetzen ſteigerte, — „erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen zu bemerken, daß der Herr Geheimrath das nicht erfahren dürfte.“

„So, iſt das Rauchen hier verboten?“

„Na, ob —“

„Und wenn man dennoch rauchte, würde es der Herr Geheimrath erfahren?“

„Wie Sie fragen können, als ob es etwas in dieſem Hauſe gäbe, was der Herr Geheimrath nicht erführe! Er würde es riechen, ſobald er zum Haus hereinträte, und ich wüßte nicht, was mir lieber paſſiren ſollte, als wenn er mit ſeinem ſtrengen Blick ſagte: „Johanna, oben bei Ihnen iſt geraucht worden.“

„Da kann man wohl nichts thun, als aufhören.“

„Das wird das Beſte ſein; auch werden Sie mir wohl erlauben, die blauen Vorhänge wieder zuſammenzuziehen, bis ich weiß, wie viel Licht Ihnen geſtattet iſt.“

Als Johanna hierauf das Zimmer wieder verlaſſen hatte, horchte Herr von Schönfeld etwas betroffen an der

Thür, ob nicht außen ein Riegel vorgeschoben würde, es wäre das nach dem kategorischen Auftreten der robusten Dame wohl nicht unmöglich gewesen; doch geschah nichts dergleichen, ja, nach einer halben Stunde erschien die Krankenwärterin wieder, setzte sich bescheiden auf einen Stuhl neben der Thür, um ihrem Pfleglinge in einer längeren und wohlmeinenden Auseinandersetzung die triftigsten Gründe für ihr Verhalten von vorhin zu geben, sowie auch ihn über sonstiges Verhalten im Hause zu belehren, die Zeit zum Frühstück, zum Mittage und zum Nachtessen, woraus denn Herr von Schönfeld erfuhr, daß die beiden letztgenannten Mahlzeiten in einem Saale des Erdgeschosses gehalten wurden; eine höchst angenehme Einrichtung, weil man auf diese Art die Bekanntschaft der übrigen Gäste des Hauses machen könne.

„Aber was nützen mich hier Bekanntschaften?“ fragte der junge Diplomat nicht ohne Absicht — „von denen man wegen der Hausordnung wahrscheinlich keinen Gebrauch wird machen können.“

„Und warum nicht? Wenn Sie nicht in's Bett gesprochen sind oder die dunkle Zelle haben, können Sie ungehindert im Hause Besuche machen, wo es Ihnen beliebt; ja, hie und da ausgehen, wenn es nicht zu heiß oder zu kühl, nicht zu trocken oder zu feucht ist.“

„Dunkle Zelle; was verstehen Sie unter diesem Ausdruck?“

„Die Fenster doppelt verhängt, so daß der Kranke nichts Gescheidteres thun kann, als ruhig auf seinem

Sopha ſitzen zu bleiben, was in vielen Fällen das Heilamſte iſt.“

„Ein ſchrecklicher Gedanke.“

„Aber es iſt vortrefflich, und der Herr Geheimrath hat ſchon oft allein dadurch eine ganz wunderbare Heilung ermöglicht — ja, der Herr Profeſſor, ach du mein lieber Gott, Alles, was er ſagt, iſt ein Evangelium, und Alles, was er thut, iſt das Richtige, und wenn er dazumal ſchon gelebt hätte, wäre der Sohn des blinden Tobias gewiß zu ihm gekommen. Haben wir doch im gegenwärtigen Augenblicke Leute aus allen Theilen der Welt im Hauſe, Türken und Griechen, ja ſogar eine Mohrenfürſtin, nicht zu rechnen die Spanier, Italiener, Engländer und Franzoſen.“

„Und alles das findet man unten an der Table d'hôte?“

„Mit wenigen Ausnahmen; die Mohrenfürſtin und die Türkinnen werden Sie nur im Converſationszimmer ſehen. Sie haben ſo eine eigene Manier zu eſſen; dann erwarten wir heute noch ein paar vornehme Damen, von denen ich nicht genau weiß, ob ſie auf ihrem Zimmer ſpeiſen, wie der ruſſiſche Fürſt, der geſtern eingezogen iſt.“

„Wer iſt das?“

„Fürſt Palacki, glaube ich.“

„Potemkin vielleicht?“

„Auch möglich; wer kann dieſe confuſen, ruſſiſchen Namen behalten, einer klingt wie der andere.“

Nach diesen Worten sprang Johanna auf und verschwand mit derselben Behendigkeit und eben so plötzlich, wie sie hereingekommen war; überhaupt waren ihr die raschen Gangarten durch ihren täglichen persönlichen Dienst bei dem Geheimrath zur zweiten Natur geworden; denn bei den Krankenbesuchen desselben fungirte sie als dritte Assistenz, trug die nothwendigen Medicamente: Calomel, Salben verschiedener Art, wo solche nöthig waren, vor Allem das vortreffliche Atropin, Verbandzeug, Scheere, convexe und concave Gläser, und mußte diese nothwendigen Sachen, von denen der Geheimrath gebraucht, jedesmal wie im Fluge zusammenraffen, um dem Herrn und Meister durch die vielen Zimmer folgen zu können, — ihn zu erreichen war ihr häufig unmöglich; denn wenn er nach oft kaum minutenlanger Visite häufig schon wieder im Begriffe war, das Zimmer zu verlassen, stürzte Johanna erst daher mit fliegenden Haubenbändern, ihre Schachtel unter dem Arme.

So nothwendig indessen die Eile des berühmten Arztes bei den vielen Leidenden, die er oft täglich 2—3mal besuchte, auch war, und so ungerne er sich dabei durch müssiges Geplauder aufhalten ließ, oder sich, richtiger gesagt, nie dadurch aufhalten ließ, da er dergleichen mit einem langgedehnten: „na ja, wir werden das gelegentlich schon erfahren," oder „wir werden das gelegentlich einmal besprechen," eben so bereitwillig war er aber auch, ein ernstes und wichtiges Wort anzuhören, und wenn er zufälliger Weise auch augenblicklich keine Zeit hatte, so notirte

er es ſich für den andern Tag und war dann gern bereit, dem Betreffenden eine halbe Stunde zu opfern.

Wie angeſtrengt der berühmte Arzt übrigens war, erhellt am beſten durch eine flüchtige Ueberſicht ſeiner täglichen Arbeiten: obgleich er grundſätzlich in der Stadt ſelbſt keine ärztliche Praxis ausübte, ſo gab es doch häufig Fälle, wo er ſich nicht entziehen konnte, einer Conſultation beizuwohnen, oder Beſuche zu machen, wozu er, ſowie zu ſeinen ſchriftlichen Arbeiten, die Morgenſtunden zu Hilfe nahm, um alsdann gegen 11 Uhr nach ſeiner Klinik zu fahren, wobei es häufig vorkam, daß er, um Zeit zu erſparen, unterwegs in ſeinem Wagen frühſtückte, worauf er dann 2—3 Stunden lang die Kranken in den drei Stockwerken des Hauſes beſuchte, um alsdann, oft von 2—5 Uhr Nachmittags, in den unteren Räumen des Hauſes den zahlreich herbeigeſtrömten Armen Hilfe, wenigſtens Linderung zu verſchaffen; und hier war es auch, wo man neben der großen Kunſt des berühmten Arztes durch die Milde ſeines Charakters und die liebenswürdige Art, mit der er den Geringſten und Aermſten behandelte, zu wahrer Bewunderung hingeriſſen wurde: hier, in den meiſt überfüllten Räumen, wo er Zeit fand, die oft langwierigſten Klagen anzuhören, wo er als Arzt und Menſch guten Rath ertheilte, wo er tröſtete und half, ſowohl durch ein einfaches Wort als auch durch die ſchwierigſten Operationen, die er mit ſeiner ſicheren Hand im Kreiſe junger Aerzte meiſtens ſelbſt ausführte oder durch ſeinen erſten Aſſiſtenzarzt ausführen ließ; hier, wo man ihn ſehen konnte

weitere Mühe hinabgerollt wären und ſo die Straße verbeſſert hätten.

Was den Weg anbelangt, auf dem wir nun ſchon ſeit drei Tagen ritten, und der doch von einer wichtigen Stadt, wie Toledo, ausging, ſo befand er ſich in einem Naturzuſtande, und die Ingenieure, welche ihn angelegt, waren im wahren Sinne des Wortes Eſel geweſen. Wo der erſte Trupp dieſer nützlichen Thiere hinzog, da folgten die anderen ſo lange, bis vielleicht ſpäter ein feiner Kopf unter ihnen einen beſſeren Pfad über die benachbarten Aecker auffand, worauf denn die alte Straße für fernere Zeiten verlaſſen blieb.

Als wir uns zum Ritt von Toledo anſchickten, hatte man uns auch wohl ſchüchtern von Ladrones geſprochen, uns aber mit noch größerer Beſorgniß die Frage geſtellt: was wollen Sie anfangen, wenn unterwegs ein tüchtiges Regenwetter eintritt? Und unſer Gaſtwirth hatte gemeint, im Sommer ſei er auch ſchon einmal nach Fuente el Fresno geritten, aber im Winter — davor wolle ihn Gott bewahren. Und der Mann hatte recht. Was bei anhaltend ſchlechtem Wetter in dieſen Gegenden und auf dieſen Wegen mit uns geworden wäre, weiß ich ſelbſt nicht. Doch hatten wir ja mit vielem Glück ſchon drei Viertel des Weges hinter uns, auch war der Himmel klar und blau, der allerdings heftige Wind trocknete Felder und Straßen augenſcheinlich ab, und wenn ich meinem Reiſegefährten ſcherzweiſe die Frage ſtellte: „würdeſt du ſelbſt bei Regenwetter Toledo zu Pferd verlaſſen haben, oder in den Eilwagen geſtiegen ſein?“ ſo antwortete er mir lachend: „Nein, das Letztere gewiß nicht, es iſt doch ein ganz anderes Leben, ſo ſein eigener Herr zu ſein und hoch vom Sattel herab in die Welt ſchauen zu können.“ — Und ſo war es auch. Ich haſſe nichts ſo ſehr, als das dumpfe Hinbrüten, in welches wir bei einer längeren Fahrt, ſelbſt in beſter Geſellſchaft, am Ende verfallen. Und ſo tauſenderlei Schönes geht dabei für uns verloren, wird uns von dem engen Rahmen des Wagenfenſters neidiſch abgeſperrt, ſo viele Bilder und Eindrücke aller Art, die wir, frei um

oft stundenlang sitzen mit umgebundener Schürze und auf seinem Schooße kleine schreiende Kinder, deren Augen er untersuchte, um durch kleine Operationen, oft durch ein einfaches Auspinseln ihre Schmerzen zu lindern, wobei es dann höchst merkwürdig war, daß oft die tollsten und ungeberdigsten Schreihälse, die durch nichts zu beschwichtigen waren, plötzlich ruhige und stille Lämmer wurden, sobald sie ein ernster Blick aus diesen schönen großen Augen traf; für andere ähnliche, ungeduldige kleine Patienten, die sich in dem Nebenzimmer unter den Händen eines der Assistenzärzte befanden, rieth er andere praktische Mittel an, die selten ihre Wirkung verfehlten. So unter Anderem, plötzlich einen nassen Schwamm auf den schreienden Mund zu drücken, oder sie von einer kleinen Fußbank auf einen Stuhl steigen, dort umdrehen und dann wieder herabgehen zu lassen, was, zwei- bis dreimal wiederholt, oft von ganz wunderbarer Wirkung war, wo sich das schreiende Gesicht des Kindes zuerst in ein still weinendes, dann in ein erstauntes verwandelte und zuletzt beruhigt den weiteren Dingen entgegensah.

Nach dem Mittagessen, welches um 5 Uhr stattfand, hatte der Geheimrath vielleicht ein paar Stunden für seine Familie übrig, um dann bis spät Abends zu jenen Consultationen in seiner Wohnung bereit zu sein, wie wir sie in einem frühern Kapitel beschrieben haben; aber auch damit war sein mühevolles Tagwerk noch nicht beendigt, denn fast in jeder Nacht zwischen 11 und 12 Uhr erschien er wieder in der Klinik, um nach den an jenem Tage

Operirten zu ſehen, oder nach ſehr gefährlichen Leidenden, bei denen die kleinſten Veränderungen ihres Zuſtandes oft von der größten Wichtigkeit ſind.

Obgleich das Haus, in welchem ſich die Klinik befand, ein ziemlich großes Gebäude war, genügte es doch nur den beſcheidenſten Anforderungen, und es war ſchwer zu begreifen, warum ſich nicht der Staat oder die Stadt in's Mittel legte, um dem berühmten Arzte ein, ſeinem Weltrufe angemeſſenes Gebäude zur Verfügung zu ſtellen.

Wenn aber der Augenklinik in der jetzigen Geſtalt das Stattliche, Geräumige, Luftige, theilweiſe ſogar Bequeme fehlte, ſo hatten dagegen die engen Räume, die ſchmalen Corridors und Treppen, bei denen allerdings zur Lüftung und Reinigung das Möglichſte gethan wurde, den Vortheil, alle Bewohner des erſten und zweiten Stockes traulicher zu umſchließen, und gaben mehr das Bild eines Familien-Zuſammenlebens, als einer Anſtalt, wo Fremde aus allen Theilen der Welt auf's Zufälligſte zuſammentrafen; da blieb man ſowohl in dem beſchränkten Eßſalon, als in dem daranſtoßenden, ebenfalls nicht ſehr geräumigen Converſationszimmer oder dem winzigen Gärtchen beſtändig mit allen Gäſten des Hauſes in engſter Berührung, wenn man nicht gerade durch Zwang oder Neigung wie ein Einſiedler lebte, und ſelbſt zu ſolchen Zeiten wurde man von der freundlichen und redſeligen Krankenwärterin über das Befinden ſeiner Bekannten beſtens unterrichtet und blieb dadurch mit dem ganzen Hauſe in einem geiſtigen Rapporte.

Zeitungen, Bücher, waren für den Kranken selbst ein eben so unnützer und verbotener Artikel, als die oben erwähnten Cigarren; doch wurden die beiden ersten Artikel den Besuchenden gestattet mitzubringen, um ihren Freunden daraus vorzulesen. Im Uebrigen wurde das Leben und Treiben der äußeren Welt mit den dunklen blau verhängten Zimmern der Klinik noch durch zwei wichtige Personen vermittelt; das waren Frau Pifke, die Obsthändlerin, und Raspel, der Briefträger. Der Letztere war ein gedienter Mann, mit weitem, politischem Horizont, und da er in dieser Richtung ebenso begierig war, etwas Neues zu erfahren, als das Gehörte wieder von sich zu geben, so brauchte man bei Herrn Raspel nur irgend ein Register anzuziehen: war es nun die griechische Frage, oder die orientalische Verwicklung, oder die deutschen Angelegenheiten mit schleswig-holsteinischem oder französischem Hintergrunde, man konnte gewiß sein, bei Herrn Raspel nicht umsonst anzuklopfen, und wie so der würdige Postbeamte im Bereiche der weitern Politik für manchen der armen Eingesperrten Bedeutendes leistete, so Frau Pifke im Departement der kleineren inneren Angelegenheiten. Sie war ein lebendiges Tagblatt und gab mit liebenswürdiger Redseligkeit die umfassendsten Berichte über kleine pikante Vorfälle aus dem Leben der Stadt gerne in den Kauf zu ihren vortrefflichen Kirschen und Erdbeeren oder zu den zarten, lieblich duftenden Kindern des Frühlings, Maiblumen, Veilchen und den ersten Rosen.

Wie langsam war für Herrn von Schönfeld die

Zeit dahingeſchlichen; denn er hatte ſich in faſt ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit ein paar Stunden ruhig auf ſeinem Zimmer gehalten und dann erſt eine kleine Entdeckungsreiſe gewagt in die benachbarten Corridors, — überall die gleiche Stille, überall das drückende Halbdunkel, ſelten der Klang einer menſchlichen Stimme hinter den feſt verſchloſſenen Thüren, nie der luſtige Ton eines Liedes oder dergleichen. Dabei die ermüdende Einförmigkeit, an den gleichfarbigen Thüren mit ihren fortlaufenden Nummern, an den blauen Vorhängen der Corridorfenſter, an der bläulichen Farbe der Tapeten und der Fußteppiche, und faſt ohne alle Zeichnung, um die Augen nicht unnöthiger Weiſe anzuſtrengen. Alles das hatte für ihn etwas Unheimliches, etwas Beengendes, und erſchien ihm, als befände ſich die ganze Augenklinik unter einer rieſenhaften blauen Glasglocke, deren ſtark verdünnte Luft ihm das Athmen erſchwere. Doch war dies nur ein Eindruck ſeiner Einbildung, wie er nach einigen Schritten deutlich fühlte, als er nun an der Treppe ſtand und die weich wattirte Thüre ein wenig öffnete, um hinab zu ſchauen. Hier vernahm er auch endlich ein wenig Leben, welches, wenn auch in ſchwachen, aber bekannten Klängen an ſein Ohr ſchlug, den Klang einer entfernten Straßenorgel, die hellen Stimmen ſpielender Knaben; aber das zog ihn ſo mächtig an, daß er langſam auf ſein Zimmer zurückſchlich, ſeinen Hut holte, um ſich wieder einmal umzuſchauen auf den Straßen, die er, wie ihm däuchte, ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr geſehen. Doch, um

dies Vorhaben auszuführen, mußte er bei der strengen Johanna vorüber, die nicht weit vor der Treppe entfernt auf einem Stuhle saß und nähte und die nicht nur seinen Hut mit einem recht verwunderten Blicke betrachtete, sondern ihn auch recht erstaunt fragte: „Sie wollen doch nicht jetzt schon wieder ausgehen, Herr Stein?“

„Und warum denn nicht?“

„Ach, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß es wohl möglich wäre, daß einer der Herren Assistenzärzte nach Ihnen sehen käme, um Sie nicht zu Hause zu finden, namentlich Herr Doktor Waldau versteht darin keinen Spaß und würde mich darüber zur Rede stellen, na, hören Sie, das geht gewiß nicht.“

Es war gerade kein freundschaftlicher Blick, den Herr Arthur Stein der besorgten Krankenwärterin zuwarf, und ein nicht weniger als freundschaftlicher Ton, in welchem er entgegnete: „So ist man also ein Gefangener hier im Hause?“

„Unter Umständen ja, Herr Stein, doch hängt das Alles von dem Herrn Geheimrath ab; wenn der Ihnen morgen erlaubt, spazieren zu gehen, so habe auch ich nichts dagegen einzuwenden.“

„Gut; aber es wird doch nicht verboten sein, sich dadurch ein wenig Unterhaltung zu verschaffen, daß man die Treppe hinab schaut, es ist das für mich ein ganz außerordentliches Vergnügen.“

„Immerhin, doch sollten Sie die Thüre hinter sich zumachen, damit Sie nicht im Zuge stehen.“

Das that er dann auch, und als nun die gepolſterte Thüre mit einem dumpfen Tone hinter ihm zugefallen war, lehnte er ſich an das Treppengeländer und Herr Arthur Stein gab ſich in grimmigem Ton die Verſicherung, daß Schönfeld der größte Narr ſei, den er in ſeinem Leben kennen gelernt, ja ein vollkommen lächerlicher Narr, der ſich hier einſperren läßt, in der ſehr trügeriſchen Hoffnung, günſtigen Eindruck zu machen auf das Herz eines allerdings ſchönen Mädchens, die ihm ein paar Brocken Mitleid hingeworfen — — und ſeine diplomatiſche Sendung? an dieſe dachte er erſt in zweiter Linie unter einem bedeutſamen Achſelzucken. „Ach was," ſprach er zu ſich ſelber, — „wenn es mir auch gelingt, die oberflächliche Bekanntſchaft des Fürſten zu machen, und ich allen meinen Scharfſinn aufwende, um im Sinne Seiner Excellenz mit ihm zu reden, ſo kenne ich doch zu genau dieſe Ruſſen, um an einen günſtigen Erfolg denken zu können. — — Hol' der Teufel meine Verblendung und Bereitwilligkeit; wenn das irgend einer meiner Freunde erführe, z. B. jener naſeweiſe Huſarenoffizier, ich könnte mich niemals mehr auf unſerm Club ſehen laſſen, — wie wundervoll muß es jetzt auf der Promenade ſein bei dem milden Schein der Abendſonne, bei dem würzigen Hauche der Blätter und Blumen, und welche Exiſtenz dagegen hier in dieſem blauen Glaskaſten, unter Larven die einzig fühlende Bruſt."

Da hörte er unten einen Wagen vorfahren, da vernahm er gleich darauf Schritte auf der Treppe, und dann

den bekannten Ton einer lieblichen Mädchenſtimme; und nun, mit einem Male fühlte er ſich vollkommen umgewandelt. Was kümmerte ihn der Abendſchein, was der würzige Hauch der Blätter und Blumen, wie ſchlecht war er geweſen, dieſes Haus einen dummen blauen Glaskaſten zu nennen; erſchien es ihm doch jetzt, wie eine himmliſche blaue Wundergrotte, belebt von der anmuthigſten und reizendſten Fee.

Ja, ſie war es; er konnte ſie ſehen, als er ſich verſtohlen über das Treppengeländer beugte; da ging ſie hin an der Seite ihrer Tante — leicht ſchreitend wie ein Reh.

Wie Recht hatte die würdige Johanna gehabt, ihn am Ausgehen zu verhindern; ja, er dankte ihr, als er nun wieder an ihr vorüber nach ſeinem Zimmer ging, um dort ſeinen Koffer zu öffnen und das was er enthielt in der kleinen beſcheidenen Commode unterzubringen.

Viel raſcher entſchwand ihm von da an die Zeit, und er wunderte ſich, daß es ſchon 7 Uhr geworden ſei, als ihn Johanna aufforderte, zum Nachteſſen hinab zu gehen. Jetzt, bei der noch größeren Dunkelheit, die bei einigen dicht verhängten Lampen und bei ſeiner blauen Brille für ihn im Hauſe herrſchte, mußte er ſich des Treppengeländers bedienen, um in den untern Stock zu gelangen, und es brauchte durchaus keine Verſtellung für ihn, um ganz ſo zu erſcheinen, wie die anderen Gäſte des Hauſes, Herren und Damen, die vorſichtig dahin ſchleichend, oft an den Wänden tappend, in dem Speiſezimmer erſchienen. Dies war lang und ſchmal, von

mäßiger Ausdehnung mit einem gedeckten Tiſche von einem Ende zum andern, ſehr ſchwach mit zwei Hänglampen beleuchtet, die, durch blaue Schleier verhüllt, alles, was ſie mit ihrem matten Lichte beleuchteten, Tiſchtuch, Servietten, Waſſerflaſchen und Gläſer in gleicher Farbe erſcheinen ließen.

Schweigend ſetzte man ſich zu Tiſche; er, als der zuletzt angekommene Gaſt, am untern Ende deſſelben, und erſt als die Löffel ſchon eine Zeit lang geklappert, um eine dünne Gerſtenſuppe zu verzehren, und die Flaſchen geklungen, um das ſchöne friſche Waſſer einzugießen, auch kleine Teller hin und her geſchoben wurden, auf denen ſich Butterbrode befanden, ſo wie ſanftes Compot von ſüßen Pflaumen, fing die Unterhaltung an, etwas lebhafter zu werden.

Man erzählte ſich ſeine Tagesereigniſſe, ſeine Hoffnungen und Befürchtungen; aber alles das ſehr ungenießbar für den armen Arthur Stein, da er noch Niemanden hier kannte, und im Ganzen auch ziemlich unerquicklich, da viel die Rede war von überſtandenen oder noch zu beſtehenden Operationen, von dem wohlthuenden Atropin und den heilſamen künſtlichen Blutegeln. Doch hätte man trotz der ernſten Gegenſtände dieſer Tiſchgeſpräche die Unterhaltung eine animirte, ja heitere nennen können; häufig wurde bei pikanten Bemerkungen und kleinen Witzen heiter gelacht, und ſelbſt die angenehme und alles belebende Sitte kleiner, aber höchſt anſtändiger Courmacherei ſchien aus dieſem Kreiſe durchaus nicht verbannt zu ſein. Ob dankbare Gegenſtände dafür vorhanden waren, war Schönfeld

bei der mangelhaften Beleuchtung und da ſich Alles hinter blauen Brillen befand, nicht zu entſcheiden im Stande, weßhalb er denn auch vorzog, ſtatt nach beendigter Tafel noch in das Converſationszimmer zu gehen, ſeine Stube und gleich darauf, nachdem er ſeufzend einen Blick auf die Uhr geworfen, ſein Bett aufzuſuchen — ein gänzlich verlorener Abend, obgleich er ſie drunten an der Tafel zu ſehen, kaum in ſeinen kühnſten Hoffnungen hätte erwarten dürfen.

Es iſt eigenthümlich, wie man ſich durch eine Nacht, in welcher man vortrefflich geſchlafen, mit einem an ſich unbehaglichen Orte doch ſo ziemlich auszuſöhnen vermag, ja ihn leidlich findet, wobei es gerade ſo iſt, als errichte dieſe vortreffliche Nachtruhe mit vielleicht angenehmen Träumen eine Scheidewand zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart. Auch die Morgenſonne, welche trotz der blauen Vorhänge und der ſtrengen Johanna durch einen Spalt luſtig in's Zimmer blitzte, trug zur Aufheiterung Schönfelds bei, nicht minder, als auch der Wunſch der Frau von Stranizka, ihn vor dem Mittageſſen bei ſich zu ſehen, ſowie ein Packet Zeitungen, welches ihm von ſeinem Chef zugeſandt worden war. Dann hatte er noch Zerſtreuungen durch den Beſuch der Krankenwärterin, welche ihn in mütterliche Affection genommen zu haben ſchien, wahrſcheinlich in Anbetracht ſeiner geſtrigen Folgſamkeit, und die, während ſie ſein beſcheidenes Kaffeefrühſtück ſervirte, ihm Mittheilungen machte über andere Bewohner des Hauſes, die er an der geſtrigen Abendtafel

gesehen oder vielmehr nicht gesehen und deren Bekanntschaft er voraussichtlich beim heutigen Mittagtische machen würde.

Da war unter Anderen der westphälische Baron, Herr Knickenbrock, mit Linien und Seemücken im Auge, die zuweilen die Gestalt von Müller und Schulze aus dem Kladderadatsch annahmen, dem es aber bedeutend besser ginge, berichtete Johanna und setzte aber mit einem pfiffigen Lächeln hinzu: „Natürlich in erster Linie durch die vortreffliche Cur, dann aber auch durch seine sehr freundschaftlichen Unterhaltungen mit der allerliebsten Tochter einer pommer'schen Gutsbesitzerin, welch' Letztere ihm schon oft auf den Kopf zugesagt, seine Erscheinungen beständen größtentheils in der Einbildung und sie wolle ihn schon gänzlich herstellen, wenn er sie später einmal in Hinterpommern besuchen wolle, wozu Aussicht vorhanden war."

Da war auch der junge Schriftsteller, Herr Schwender aus Breslau, mit einer leuchtenden Lyra im linken Auge und recht befreundet mit der Dichterin Blümelich, welche das Gefühl hatte, als sei sie von der Fahne einer Feder stark im rechten Auge belästigt; sie hatten Erlaubniß, sich hie und da ihre Geisteserzeugnisse vorlesen zu dürfen, was auf beide sehr nervenberuhigend wirkte; da war ferner auch eine sehr erregte junge Dame, aber schon in vorgerücktem Alter, deren Augen durch Weinen um einen undankbaren Treulosen bedeutend gelitten hatten, und die, wie man sich hier zuflüsterte, Heilung und Ersatz suchte und zu Letzterem wäre allerdings Material genug vorhanden gewesen in verschiedenen Assessoren und Referen-

uns ſchauend, ſo gerne in die Seele ſtrömen laſſen, — ſchöne Bilder, prächtige Gedanken, die uns erfreuen, wenn wir auch nicht im Stande ſind, den hundertſten Theil davon wieder zu geben. Wie angenehm iſt es auch, um leiblicher Genüſſe zu gedenken, mit der Befriedigung eines ſchönen Durſtes nicht von der Stunde des Mayorals abhängig zu ſein, der wieder auf den ſchlechten Weg und elende Maulthiere angewieſen iſt.

So kommen wir jetzt an ein freundliches Dorf mit breiten und zugleich gepflaſterten Straßen, an deſſen Eingang ſich Felipe lächelnd umſchaut und, indem er die ausgeſpreizten Finger der rechten Hand an den aufwärts gekehrten Mund hält, pantomimiſch die gläſerne Gießkanne bezeichnet, von der ich früher ſprach. Der vortreffliche Führer weiß eine noch vortrefflichere kleine Kneipe mit dem allervortrefflichſten Landwein, der ſehr gut ſchmeckt und nur wenige Kupfermünzen koſtet. Wir reſtauriren uns, und dann geht es wieder luſtig vorwärts, bei Wieſen und Feldern vorbei, durch die Furth eines Baches, aufwärts über eine Haide, die ſchon dichter mit ſtarken Olivenbäumen beſetzt iſt. Wir kommen bereits dem Süden näher, ſind wieder in der Mancha und haben links die Stadt Ciudad real, die wir aber nicht ſehen.

Für mich war es höchſt intereſſant, als wir nun an großen Olivenpflanzungen vorbeikamen, wo gerade die Ernte gehalten wurde. Ich bemerkte, daß dieß hier auf die gleiche Weiſe vor ſich ging, wie ich es häufig in Italien geſehen. Auch hier lagen um den Stamm herum große Tücher von grauer Leinwand, und Männer waren beſchäftigt, mit langen Stangen die Früchte abzuſchlagen, während kleine Burſche und Mädchen überall an den Zweigen hingen und die ſchönſten Oliven in Körbchen pflückten. Als es ſpäter wurde und wir in die Nähe des Städtchens Almagro, des Zieles unſeres heutigen Marſches, kamen, geriethen wir in zahlreiche Haufen dieſer nun nach Hauſe zurückkehrenden Arbeiter. Viele ſaßen auf Pferden und Eſeln und erinnerten mich in ihrem Coſtüm an die Bauern und Beduinen bei Beirut und Jaffa. An den nackten Füßen hatten ſie Sandalen, darüber

daren, jungen und älteren Kaufleuten, Künſtlern und ſonſtigen leicht und ſchwer Leidenden aus aller Herren Ländern. Daß aber dieſe ſelbſt zarte und ganz ehrerbietige Bemühung an der eben erwähnten und einer der vielen anderen Damen nicht ſo leicht gemacht wurde, dafür ſorgte eine alte Stiftsdame, Fräulein Eulalia von Maraduſchka, die, obgleich auf einem Auge gänzlich erblindet, doch mit dem andern die ſtrengſte und unerbittlichſte Ausſchau hielt, eine Art von öffentlicher und geheimer Polizei abgab, und wie ein Geſpenſt plötzlich in einer Fenſterniſche oder ſonſt einer Ecke erſchien, wohin ſich ein paar der jüngeren Leute vielleicht abſichtslos zurückgezogen.

Obendrein verſah die kleine Stiftsdame das Amt der öffentlichen Meinung nicht allein, ſondern hatte zur Beihilfe noch die robuſte und ſehr ſtrenge Bürgermeiſterin eines kleinen brandenburgiſchen Städtchens, die nach glücklich überſtandener Schieloperation von dem wieder erlangten geraden Blick als Nachkur den umfaſſendſten Gebrauch machte, und eines Theils den mangelhaften Geſichtskreis der Stiftsdame ergänzte, meiſtens aber derſelben als executive Gewalt zur Seite ſtand; denn Eulalia von Maraduſchka war von Geſtalt klein, ſchmal und ſchwächlich, während die derbe Figur der Bürgermeiſterin nur allenfalls der der pommeriſchen Gutsbeſitzerin gleichkam, weßhalb ſich denn auch dieſe zwei Damen, beide mit gleich ſcharfer Zunge verſehen, feindlich gegenüber ſtanden, da keine der andern die Suprematie an der Tafelrunde gönnen

wollte und darum der Mittagstiſch zwei obere Enden hatte; denn wenn die Bürgermeiſterin zu Jemand ſagte: „Setzen Sie ſich zu mir da herauf,“ ſo vernahm man gewiß die Gutsbeſitzerin, welche eine Andere einlud, neben ihr „hier oben zu ſitzen.“

So erzählte Johanna nicht ohne Humor und war dann wieder ſo raſch davongeflattert, wie ſie vorhin eingetreten war, um in der nächſten Minute die Thüre dem erſten Aſſiſtenzarzte zu öffnen, welcher ſeine Viſite bei Schönfeld machte; ſchon einmal ſahen wir ihn bei der Conſultation im Hauſe des Geheimraths, und das ſarkaſtiſche Lächeln, welches ſich damals auf ſeinem klugen, ſehr angenehmen, offenen Geſichte zeigte, war auch jetzt wieder ſichtbar, während er Herrn Arthur Stein freundlich begrüßte und dann mit ihm im dunkeln Zimmer auf- und abging, ehe er ſich noch die Mühe genommen hatte, nach deſſen Augen zu ſehen oder ſelbſt nur zu fragen.

„Der Herr Geheimrath hatten Ihren Brief nachträglich geleſen,“ ſagte er mit einem verſtärkten Lächeln, — „und wird gelegentlich ſelbſt nach Ihnen ſehen, empfiehlt Ihnen inzwiſchen Ruhe und Behutſamkeit, was aber nicht ausſchließt, daß Sie Beſuche im Hauſe machen können, wo es Ihnen beliebt, und auch hie und da in die Stadt ſpazieren gehen; ich werde das der Johanna ſagen, damit Sie Ihnen keine Schwierigkeiten macht,“ worauf er noch über dies und das, Tagesereigniſſe betreffend, plauderte, und ſich dann mit einem freundlichen Händedruck empfahl.

Herr v. Schönfeld war wähleriſch in ſeiner Toilette,

ehe er ſpäter zur Frau v. Stranizka hinabging; er that nicht zu wenig, aber auch nicht zu viel und konnte, vereinigt mit ſeinen eleganten Manieren und der leichten gewandten Art zu ſprechen, für den Sohn eines vielleicht etwas herabgekommenen, aber ſonſt ſehr achtbaren Hauſes gelten.

Drunten wurde er erwartet und zu ſeiner großen Freude mit der Herzlichkeit empfangen, wie man einen guten Bekannten zu empfangen pflegt. Es iſt eigenthümlich, wie in dieſer Richtung das Gefühl des Mitleidens und das Bewußtſein, einer ganz anderen Lebensſtellung anzugehören, uns ſo leicht dazu bringt, Schranken niederzureißen, oder wenigſtens nicht zu achten, die uns im anderen Falle gewiß Jahre lang an einem intimeren Zuſammenleben gehindert hätten. Er wurde an der Thüre des einen Zimmers von der ſchönen Alma empfangen und dieſe ſagte zu ihm: „Kommen Sie nur herein, die Tante iſt noch beſchäftigt, wird aber gleich kommen.“ Dann, als er kaum in das Zimmer eingetreten war, nahm ſie ihn bei der Hand, zog ihn an's Fenſter und fuhr dort mit freudeſtrahlendem Blick fort: „Denken Sie ſich nur, Herr Stein, wie glücklich wir ſind, der Herr Profeſſor findet eine ſolch' bedeutende Beſſerung in dem Auge meiner Tante, daß er eine Operation kaum mehr für nöthig hält; er hat ſie geſtern nochmals genau unterſucht und glaubt, zehn bis vierzehn Tage hier unter ſeiner Pflege würden genügen, um ſie alsdann aus dieſem recht ernſten Hauſe hinweg zur gänzlichen Heilung in die Schweiz ſchicken zu können.“

„Wie mich das für Sie freut, mein Fräulein, und, verzeihen Sie meinen Egoismus, für mich recht traurig macht!“

„Seien Sie für sich ganz unbesorgt,“ sagte sie in einem so lieben, treuherzigen Tone, und mit einem so guten, guten Blicke, daß er fast versucht gewesen wäre, so unüberlegt zu handeln und ungefähr wie der Prinz im Lustspiele, letzten Akt, letzte Scene zu sprechen — beinahe sagen wir, doch that er das glücklicher Weise nicht, denn Alma sprach ja zu herzlich zu ihm: „Ich darf Ihnen wohl sagen, daß meine gute Tante jetzt bei ihren besseren Aussichten noch mehr daran denkt, Ihnen — Ihnen, Herr Stein — gefällig — dienstlich zu sein, — wie und wo sie nur kann; ach, und dann will ich Ihnen in der Freude meines Herzens auch nicht verschweigen, daß die Tante gestern den Herrn Geheimrath nach dem Zustand Ihrer Augen gefragt, worauf er lächelnd erwiedert, derselbe sei gänzlich ungefährlich und es würde nur einer ganz leichten Cur bedürfen, um Sie, was seine Kunst anbeträfe, gänzlich herzustellen. Unmöglich sei es allerdings nicht, daß sonst noch ein bis jetzt verstecktes Leiden bei Ihnen zum Vorschein kommen könnte, doch wäre er überzeugt, daß sich auch dafür ein ganz einfaches Mittel finden würde. — Das hat mich recht sehr gefreut, und gewiß, Herr Stein, Sie können ganz ruhig sein, Tante wird auch in der Ferne an Sie denken und wir werden die freundliche Begegnung mit Ihnen nicht vergessen.“

Sie hatte bei den letzten Worten ihre kleine Hand

auf seinen Arm gelegt, und da es sehr Unrecht gewesen wäre, sich für so viel liebe und freundliche Worte nicht dankbar zu bezeigen, so ergriff er ihre kleine Hand und drückte einen so innigen und ausdrucksvollen Kuß darauf, daß sie ihn beinahe mit dem gleichen erstaunten Blicke betrachtete, wie gestern, als er auf so ungezwungene Art der Frau v. Stranizka seinen Arm anbot; dann wandte sie sich rasch von ihm ab gegen das Fenster und blickte nachsinnend an den glänzenden blauen Himmel empor, während die alte Dame jetzt unter der Thür des Nebenzimmers erschien und den jungen Mann freundlich ersuchte, bei ihr einzutreten. Sie bot ihm einen Stuhl an und sagte dann in wohlwollender Art ungefähr dasselbe zu ihm, was er soeben schon durch Alma erfahren; ja sie fügte noch etwas hinzu, was ihn sehr überraschte und wofür er allerdings verpflichtet war, seinem guten Sterne, für den er, und mit vollem Rechte, die liebliche Alma ansah, in seinem Herzen auf's Innigste zu danken.

„Unser Nachbar," sagte die alte Dame nämlich, — „ist der Fürst Potemkin, ein Bekannter unseres Hauses, den das Unangenehme getroffen hat, auf einer höchst wichtigen Reise nach Paris hier einige Tage liegen bleiben zu müssen. Sein Leiden ist nicht gefährlich und wird wahrscheinlich bei großer Schonung und Ruhe zu heben sein; doch selbst diese kurze Zeit erscheint dem ungeduldigen Fürsten fast unerträglich, um so mehr, da ihm seine Sekretäre bereits vorausgegangen sind und er offiziell hier durchaus keine Verbindungen anknüpfen möchte, ja

nicht einmal privatlich ſeinen Bekannten zugeſtehen, daß er ſich hier im tiefſten Incognito befindet, und doch möchte er Jemand zum Vorleſen, ſowie um kleine Correſpondenzen zu beſorgen; es müßte das aber eine ganz unabhängige und eine ganz vertraute Perſon ſein, und da mich der Herr Geheimrath von dem ganz ungefährlichen Zuſtand Ihrer Augen in Kenntniß geſetzt, ſowie daß Sie nach Herzensluſt leſen und ſchreiben dürfen, ſo habe ich in Betreff des Fürſten an Sie gedacht, würde Sie demſelben gerne empfehlen, mich meinem alten Freunde Potemkin dadurch verbinden und Ihnen Gelegenheit geben, auf — den Dank des Fürſten in jeder Hinſicht zu rechnen."

„Gnädige Frau, Sie ſehen mich entzückt von Ihrer Fürſorge, von Ihrer Güte für mich."

„Daß Sie ſehr geläufig franzöſiſch ſprechen, habe ich neulich ſchon bemerkt und auch das Schreiben in dieſer Sprache wird Ihnen leicht ſein?"

Herr von Schönfeld machte eine zuſtimmende Verneigung und warf dann leicht hin: „Ebenſo im Italieniſchen und Engliſchen, ja, bin ſogar im Stande, mit ein klein wenig Ruſſiſch aufwarten zu können."

„Das iſt prächtig — ſiehſt du, Alma," wandte ſie ſich an ihre Nichte, welche in dieſem Augenblick leiſe in das Zimmer trat und mit einem ernſten Blick an der Thür ſtehen blieb, — „ich habe es dir gleich geſagt, daß ich Herrn Stein für einen jungen Mann hielte, der was Rechtes gelernt hat und ich bin nicht leicht zu täuſchen.

Wenn Sie alſo Luſt haben, dem Fürſten, der bei einer etwas rauhen Außenſeite im Grunde ein gutmüthiger alter Herr iſt, Ihre Dienſte für einige Zeit zu weihen, ſo werde ich gleich zu ihm hinübergehen und ihn davon in Kenntniß ſetzen. Er ruht in ſeinem Lehnſtuhle vor einem Tiſch mit Zeitungen und Briefen, und da er davon nichts leſen kann, ſo leidet er ſchlimmer als der unglückliche Tantalus, traurigen Andenkens."

„Wie kann ich Ihnen meinen Dank beſſer ausdrücken, gnädige Frau," ſagte Arthur Stein, — „als daß ich in Allem zu Ihren Dienſten ſtehe, was Sie gut finden, über mich zu verfügen; machen Sie mich zum Vorleſer des Fürſten Potemkin, machen Sie mich zu Ihrem eigenen Vorleſer und Sekretär, im Falle mir nämlich Fräulein Alma" — wandte er ſich verbindlichſt an dieſe — „geſtattet, ſo in ihre Rechte zu greifen, machen Sie mich, wozu Sie wollen, ich habe die feſte Ueberzeugung, daß Sie mich dadurch zu einem ganz glücklichen Menſchen machen werden."

Frau von Stranizka hatte durch ihr Kammermädchen den Fürſten fragen laſſen, ob er für ſie ſichtbar ſei, und der Fürſt ließ ſagen, daß es ihm das größte Vergnügen machen würde, mit ihr zu plaudern.

„So bleiben Sie hier bei Alma und erwarten meine Zurückkunft."

Angenehmeres hätte dem Herrn Arthur Stein-Schönfeld nicht leicht begegnen können, als eine kleine Viertelstunde mit Alma allein plaudern zu können; doch als er sich gegen sie wandte, bemerkte er, daß ihr Gesicht nicht mehr von jener angenehmen Heiterkeit bestrahlt wurde, wie noch soeben, ja, daß sie ernst und fast trübe vor sich hinschaute. „Meine gute Tante, die sich nie täuschen läßt," sagte sie alsdann in einem eigenthümlichen Tone — „wird gewiß aus vollem Herzen für Sie sprechen; der Fürst wird Sie mit Vergnügen bei sich empfangen, und Alles geht vortrefflich, wenn Sie nur selbst mit Ihren Erfolgen zufrieden sind."

„Ich bin entzückt über meine Erfolge, so hätte ich sie mir in meinen kühnsten Träumen nicht denken können; halten Sie mich für so undankbar oder für so gefühllos, daß ich es nicht als das größte Glück betrachten sollte, in Ihrer Nähe weilen zu dürfen? Wer hätte mir das vor wenigen Tagen vorausgesagt, als ich draußen im Parke so zufällig Ihre Einsamkeit störte!"

„So ganz zufällig?"

„Gewiß, — so — ganz — zufällig —," erwiederte er in einem etwas befremdeten Tone, da er bemerkte, wie ein so ganz seltsames Lächeln sich um ihre schönen Lippen zeigte.

„Ganz zufällig? So war es auch wohl damals das erste Mal, daß Sie uns überhaupt sahen?"

„Lassen Sie mich einen Augenblick darüber nachdenken — nein, es war nicht das erste Mal, daß ich

Sie überhaupt ſah; ſo glaube ich wenigſtens. Wenn mich nicht Alles trügt, ſo ſah ich Sie ſchon den Tag vorher, als Sie vor dem Hotel du Nord aus dem Wagen ſtiegen.“

Sie ſchüttelte leicht den Kopf und Schönfeld betrachtete ſie mehr und mehr mit Erſtaunen, als ſie nun in einem entſchloſſenen, etwas harten Tone ſagte: „Gut dann, Herr Arthur Stein, es iſt nicht meine Art, die Motive der Handlungsweiſe mir gänzlich fremder Leute zu ergründen.“

„Fräulein Alma!“

„Ich heiße Alma von Stranizka, es iſt das der hochgeehrte Name meines Vaters und meines Oheimes.“

„Ah, Fräulein von Stranizka, ich verſtehe in der That nicht, —“

„O, ich kann Sie in der That auch nicht verſtehen, mein Herr, nur etwas verſtehe ich: daß meine Tante, die ſich ſonſt nie täuſchen läßt, hier doch getäuſcht wurde; ich glaube, es iſt meine Pflicht, ſie darüber aufzuklären.“

„Aus Barmherzigkeit, Fräulein, ich flehe Sie an, ſich deutlicher zu erklären.“

„Sehr deutlich,“ ſagte ſie in einem kalten Tone — „ich habe keine Urſache, Geheimniſſe vor Ihnen und noch weniger mit Ihnen zu haben. — — Sie ſahen uns neulich nicht zum erſten Male, weder draußen im Park, noch vor dem Hotel du Nord — — Sie ſind derſelbe Herr, der uns vor einem Jahre ſo häufig in den Weg trat.“

„Sie haben ein vortreffliches Gedächtniß, Fräulein Stranizka.“

„Leider nein — wenigstens nicht für Dinge, die mir vollkommen gleichgiltig ſind, ſonſt würde ich Sie ſchon bei unſerer erſten Begegnung hier, trotzdem Sie ſich hinter blauen Brillen verbargen, erkannt haben.“

„— — — So will ich denn nimmer leugnen, daß ich allerdings daſſelbe gleichgiltige Ding bin, das Ihnen in Baden zuweilen in den Weg trat.“

„Und was ſoll dieſe ganze Comödie?“ fragte ſie in erregtem Tone, — — „doch nein, nein, nein,“ rief ſie haſtig aus, als ſie ſeine leuchtenden Blicke mit einem ſo eigenthümlichen Ausdrucke auf ſich gerichtet ſah, nachdem er langſam ſeine blauen Brillen abgenommen — „ich erlaſſe Ihnen dieſe Antwort — ich will ſie nicht hören — ich will nicht.“

Schönfeld hatte ſich aus der nachläſſigen Haltung, die er als Arthur Stein angenommen hatte, hoch aufgerichtet, und trat mit einem ſo ernſten und feſten Blick auf das junge Mädchen zu, daß dieſe unwillkürlich die Augen niederſchlug und ſich dann raſch von ihm ab gegen das Fenſter wandte, worauf er mit leiſer Stimme ſagte: „Sie haben zu befehlen, ich werde ſchweigen; doch müßte mich Alles trügen, wenn das Herz jener jungen Dame, die mir eben ſo viel Güte und Freundlichkeit bewies, ſich nicht ſelbſt eine Antwort auf das zu geben wüßte, was ſie ſoeben — und bei Gott im Himmel, fälſchlicher Weiſe eine Comödie nannte; — und nun, mein Fräulein,“

eine kurze Hose von Leinwand, eine Blouse von gleichem Stoff, und über Alles das fiel ein breiter, langer Mantel herab, oftmals weiß und braun gestreift und von gleichem Schnitt, wie ihn die Söhne der Wüste tragen. Auch das flatternde Kopftuch fehlte nicht, hier ein lose umgewundenes Taschentuch, gelb und roth, und um die Täuschung vollständig zu machen, trugen die meisten Männer auf der Schulter die langen Stangen, welche sie zum Olivenabschlagen benutzt, in derselben Haltung, wie der Beduine die Lanze. Weiber und Kinder waren nicht weniger malerisch bekleidet, und die ersteren trugen häufig einen Anzug, der in der That unbeschreiblich ist; über ein kurzes Röckchen hing die lange, farbige Manta herab, deren Ende über den Kopf geschlungen war, was den Figuren etwas Unbestimmtes, aber höchst Malerisches gab. Die meisten der Weiber und Mädchen trugen Krüge auf den Schultern, ähnlich den alten Amphoren. Obgleich sie wahrscheinlich den ganzen Tag nach spanischen Begriffen stark gearbeitet hatten, waren doch Alle lustig und guter Dinge, ein alter Mann auf einem grauen Esel riß unbarmherzig in die Saiten seiner Guitarre, dazu knackten ein paar junge Bursche mit den Castagnetten und sangen eins der andalusischen Lieder, so seltsam klingend für ein fremdes Ohr, von denen man anfänglich glaubt, sie haben alle die nämliche Melodie, was wohl daher kommt, daß die Wendungen am Schlusse in der That fast immer die gleichen sind, und welche Vaterland und Abstammung ebensowenig zu verläugnen vermögen, als ein großer Theil des südspanischen Volks selbst. Wie oft glaubte ich zu träumen, sowie ich die Klänge jener Lieder, namentlich aus weiblichem Munde, vernahm, und wenn ich die Augen schloß, fühlte ich mich lebhaft zurückversetzt nach Damaskus, wo an schönen Abenden, wenn wir auf der Terrasse unseres Hauses wandelten, die Stimmen unsichtbarer Sänger sich in gleichen melancholischen Tönen ebenso tremulirend wie hier vernehmen ließen.

Aber wir sind ja in Spanien, wo der Ernst eines solchen Liedes gleich wieder gemildert wird durch die neckischen Seguidillas,

fuhr er nach einer ehrerbietigen Verbeugung fort, — „gestatten Sie mir, daß ich mich dort an die Thüre zurückziehe, bis Ihre Frau Tante zurückkommt, — wenn Sie dann ſagen wollen, daß ich derſelbe ſei, der Ihnen im vergangenen Sommer in Baden häufig in den Weg trat; der glücklich war, Sie nach ſo langer Zeit endlich wieder vor dem Hotel du Nord zu ſehen; der Ihnen folgte, bis an jenes Gebüſch in dem Park, und dann unendlich ſelig war, dort, hinter blauen Brillen verſteckt, Ihre Bekanntſchaft zu machen, ſo thun Sie es in Gottes Namen, auch werde ich nicht das Geringſte leugnen.“

Die junge Dame preßte ihre Lippen feſt aufeinander; ihre ſonſt ſo hellen und freundlichen Blicke ſchienen umdüſtert, und es war augenſcheinlich, daß ſie heftig mit ſich ſelbſt kämpfte, während ſie ſich langſam nach der Thür zurückzog.

„Und wer ſind Sie denn eigentlich?“ fragte ſie haſtig nach einer ziemlich langen Pauſe.

„Das Ihnen jetzt noch zu verſchweigen, wäre ſehr Unrecht von mir,“ gab er nach kurzem Bedenken zur Antwort — „doch wenn ich Ihnen meinen Namen ſage, wenn Sie denſelben Ihrer Frau Tante mittheilen, wenn dieſe, wie ich nicht anders erwarten kann, ebenfalls darüber ſpricht, ſo werde ich, der ich vielleicht thöricht, weil ohne glückliches Reſultat gehandelt, vor der Welt in voller, wohlverdienter Lächerlichkeit daſtehen, — doch ſei's darum, verrathen Sie mich Ihrer Tante, verrathen Sie mich aller Welt, ich gebe mich widerſtandslos in Ihre Hände — hier iſt meine Karte, Fräulein von Stranizka.“

„Und wer bürgt mir dafür, daß diese Karte die Ihrige ist?“ sagte das junge Mädchen, nachdem sie die Karte in Empfang genommen und einen Blick darauf geworfen.

„Eine recht schlimme Frage,“ entgegnete er mit einem trüben Lächeln — „die ich aber allerdings verdient habe — wer bürgt denn eigentlich für mich?“ — Da kam ihm eine kecke Idee, die er ohne viel Ueberlegung ausführte, indem er fortfuhr: „Vielleicht könnte der Herr Geheimrath selbst mein Recht auf diese Karte beweisen, wenn —“

„So weiß er, daß Sie uns verfolgt, sich bei uns eingedrängt?“ fragte sie rasch.

„Gewiß nicht, das schwöre ich Ihnen, er hält mich für ein klein wenig berechtigt, diese blaue Brille tragen zu dürfen — seien Sie gnädig, Fräulein Alma.“

Schönfeld hatte gehört, wie sich der Ton von Schritten der Thüre näherte und als nun gleich darauf Frau von Stranizka wieder in's Zimmer trat, blickte er in unaussprechlich ängstlicher Erwartung nach Alma hin, welche seine Karte spielend zwischen ihren feinen Fingern hielt, — welche sich rasch näherte, dann aber stehen blieb und die Karte langsam in eine Tasche ihres Kleides gleiten ließ.

Hätte ihm irgend Jemand in diesem Augenblicke seine Bestallung zum Botschafter in Wien oder Paris eingehändigt, er würde dadurch nicht seliger gemacht worden sein, als durch das Verschwinden der kleinen Karte, obgleich dieses von einem finstern Blicke aus Alma's

ſchönen Augen begleitet war, worauf ſie raſch in's Nebenzimmer ging.

Selten kommt Glück oder Unglück allein, was auch Herr Arthur Stein-Schönfeld in dieſem Augenblicke erfuhr; denn Frau von Stranizka ſagte ihm, der Fürſt wolle ihn mit großem Vergnügen bei ſich ſehen und erwarte ihn augenblicklich, dann ſetzte ſie hinzu: „Wir wollen ſpäter den Verſuch machen, wie es uns drunten an der allgemeinen Tafel behagt; es iſt doch etwas langweilig, allein auf ſeinem Zimmer zu ſpeiſen, bitte Sie alſo, Herr Stein, ſo freundlich ſein zu wollen und uns ſpäter abzuholen, ſobald Potemkin Sie entlaſſen hat."

Ein drittes Glück für Schönfeld, und vielleicht das größte und ſchönſte, wenn — — Alma geſchwiegen hatte.

Der geneigte Leſer wird uns verzeihen, daß wir ihn nicht zugegen ſein laſſen bei den Unterhaltungen des ruſſiſchen Fürſten mit Schönfeld, Unterhaltungen, für Letzteren gewiß außerordentlich wichtig; denn nachdem er während einiger Tage verſchiedene Stunden bei ihm zugebracht, theils ihm vorleſend, theils mit ihm plaudernd oder ſeine Correſpondenzen beſorgend, machte der Legationsrath einen Beſuch bei ſeinem Chef und wurde von dieſem, nachdem er Bericht erſtattet, auf's Allerausgezeichnetſte empfangen und zu ſeinen Erfolgen, ſowie auch zu einem recht baldigen Avancement herzlich beglückwünſcht. Möge es uns der geneigte Leſer verzeihen, daß wir uns mit dieſen wenigen Zeilen ein für allemal abfinden über das, was ſich zwiſchen dem Fürſten Potemkin und dem

Herrn Arthur Stein begab; Angelegenheiten von wahrscheinlich allergrößter Wichtigkeit für die Betreffenden, aber höchst unbedeutend für den Gang unserer wahrhaftigen Geschichte, welch' letztere für uns in diesem Augenblicke mehr gilt, als alle Kreuz- und Querzüge der gesammten europäischen Diplomatie. Wir wollen nur noch bemerken, daß der Fürst außerordentlich zufrieden war mit den Leistungen seines Vorlesers und Sekretärs; allerdings etwas erstaunt, daß derselbe hartnäckig jede Belohnung ausschlug, indem er versicherte, Frau von Stranizka, seine Gönnerin, habe ihn so mit Wohlthaten überhäuft, daß er sich glücklich schätze, derselben mittelbar diesen kleinen Dienst leisten zu können, so daß der Fürst sich damit begnügen mußte, ihm eine kostbare Malachitschale zu versprechen, sowie Hoffnung zu machen auf die Auszeichnung des Stanislausordens vierter Klasse.

Nach der heutigen ersten Unterredung mit dem Fürsten hatte Schönfeld sein Zimmer mit einem wahrhaft glücklichen Gefühle betreten, und wenn sich in dieses Gefühl auch zuweilen wie ein tiefer Schatten der Gedanke mischte, er werde vielleicht an der Thür der Frau von Stranizka mit den Worten abgefertigt werden, man danke für die Begleitung des Herrn Baron von Schönfeld, so konnte es ja auch anders kommen; jedenfalls aber hatte er die angenehme Aufregung, wie vor einer Lotterie zu stehen, um eine vielleicht überaus glückliche Nummer zu ziehen. Daß er sich zur Mittagstafel mit einer ganz besonderen Sorgfalt anzog, werden wir begreiflich finden,

trotz der Dunkelheit des Speisesaales und weil Frau von Stranizka sehr dunkle Brillen trug.

Er war doch ein klein wenig aufgeregt, als er nun die Treppen hinabstieg, um an die betreffende Thür des ersten Stockes anzuklopfen; das „Herein" klang nicht außergewöhnlich, und als er sich nach einem tiefen Athemzuge den beiden Damen vorstellte und von der würdigen Tante mit den Worten empfangen wurde: „Wir sind bereit, Herrn Stein," da konnte er sich in der Freude seines Herzens nicht enthalten, seine Rechte auf eben dies Herz zu legen und einen dankbaren Blick nach Fräulein Alma hinüber zu senden.

Unten angekommen, fand man die ganze Gesellschaft schon im Conversationszimmer bei einander und Arthur Stein näherte sich dem Herrn von Knickenbrock, nannte ihm seinen Namen, stellte ihn hierauf den beiden Damen, mit denen er gekommen war, vor und bat um seine Protektion, mit der übrigen Gesellschaft bekannt gemacht zu werden. Schönfeld, der sich in gewisser Richtung vor Alma keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, that dies alles mit den feinsten Manieren eines vollendeten Weltmannes, und da er mit den Verhältnissen fast eines Jeden der Tafelrunde bekannt war, so wurde es ihm ein Leichtes, diese seine Kenntnisse mit in die Unterhaltung zu verflechten und diese dadurch auch für Frau von Stranizka und ihre Nichte sehr zu erleichtern. Was die Letztere anbelangte, so hatte ihre liebliche Erscheinung rasch die Herzen fast aller anwesenden Herren gewonnen und

man ſah Manchen verſtohlen die blaue Brille aufheben, um dieſe herrliche Erſcheinung mit dem geſunden Auge beſſer betrachten zu können. Ja ſelbſt auf die meiſten der Damen hatte Alma einen ſehr guten Eindruck gemacht, mit alleiniger Ausnahme zweier ſich, wie ſchon früher angedeutet, ſtets ſchroff einander gegenüberſtehenden Parteien, die der pommer'ſchen Gutsbeſitzerin und Tochter, ſowie die der Alles überwachenden Sittlichkeitsbehörde, beſtehend aus der Stiftsdame und der Bürgermeiſterin, welch' Letztere nach einem trockenen Huſten und einem nicht zu verkennenden Blick auf die jungen und alten Herren, welche ſich um Alma drängten, leiſe ſagte: „Die mit dem polniſchen Namen wird das Aufpaſſen gebrauchen können," während die pommer'ſche Gutsbeſitzerin diesmal in ſeltener Uebereinſtimmung ihrer Tochter zuflüſterte: „Nimm dich vor der Polin in Acht, ich ſage dir, Knickenbrock verſchlingt ſie faſt mit ſeinem Blicke."

Dann ging man zu Tiſche, ſtill und feierlich, wie zu einem Opferfeſte, in zwei Parteien, reihenweiſe hintereinander, angeführt von den beiden Prieſterinnen, dort die mild und ſüß lächelnde Stiftsdame, hier die ſtreng, faſt düſter blickende pommer'ſche Gänſebruſt — der bleiche Mond und die blutige Sonne und dazwiſchen die reizende Alma, als liebliche Morgenröthe, ähnlich einem Opferlamme, um das ſich die düſteren Prieſterinnen ſtreiten werden.

Und der Streit begann auch ſchon bei der milden Graupenſuppe in einzelnen Andeutungen aufzuflackern, wo

die Gutsbesitzerin im Allgemeinen von dem unruhigen Volke der Polen sprach, die sich einmal mit der Regierung wieder fast in den Haaren lägen, und wo die Stiftsdame das allbekannte Thema behandelte, es sei nicht Alles Gold, was glänze, und sie habe schon die traurigsten Erfahrungen gemacht, indem sie ihr gefühlvolles Herz solchen Bösen erschlossen, die sie unter der Maske der Tugend und Sittsamkeit auf's Unwürdigste betrogen.

Auf Herrn Schwender, den jungen Dichter aus Breslau, hatte die Erscheinung des schönen Mädchens gleichfalls einen großen Eindruck gemacht, und als zum Dessert die unvermeidlichen gekochten Pflaumen wieder erschienen, konnte er sich nicht enthalten, die schöne Fremde, die ihm gegenüber saß, mit einigen extemporirten Versen willkommen zu heißen, wobei er sich mit poetischer Freiheit erlaubte, zu sagen, daß durch ihren Anblick seine Heilung um ein Bedeutendes vorwärts geschritten sei, denn die strahlende Lyra, die er bisher im Auge erblickte, fühle er jetzt in seinem Herzen, ihn anspornend zu diesen wenigen tief gefühlten und gewiß nicht ganz unpassenden Versen.

Letzteres fand aber der Baron Knickenbrock durchaus nicht und sprach darüber, allerdings leise, mit seiner Nachbarin, hätte aber besser verschwiegen, daß er die schöne, junge Dame für viel zu geistreich und gescheidt halte, um Spaß an solchen läppischen Reimereien zu haben; denn die Gutsbesitzerin sagte hierauf in einem strengen Tone zu ihrer Tochter, eben der Nachbarin des Barons: „Herr Schwender hat, wie mich däucht, durchaus

keine Verpflichtungen, die ihn zwängen, junge oder alte Damen nicht mit guten oder schlechten Versen zu langweilen; aber andere Leute haben Verpflichtungen, auf so etwas nicht zu achten, sonst könnte es ihnen passiren, daß sie neben Müller und Schulze noch andere, weit unangenehmere Dinge zu sehen bekämen."

Wahrhaft beruhigend wirkte es hierauf, als nun das Gesprächsthema ein mehr gemeinschaftliches wurde, indem es sich auf schöne Operationen im Allgemeinen, und ganz besonders schwierige Fälle im Speziellen verbreitete und sich dabei alle Differenzen der Conversation heiter und gemüthlich aufzulösen schienen.

Frau von Stranizka und ihre Nichte hatten sich während dieses ersten gemeinschaftlichen Diners desselben peinlichen Eindrucks nicht erwehren können, den gestern Schönfeld gehabt und der wohl Alle überwältigt, die hier, in einer völlig fremden Gesellschaft in mehr als Halbdunkel ihr sehr bescheidenes, aber äußerst gesundes und auch nahrhaftes Mittagessen einnahmen. Am heutigen Tage, wo der glänzende Schein einer strahlenden Frühlingssonne das Haus vergoldete und trotz der dichten Vorhänge sich durch allerdings gedämpfte, leuchtende Blitze sichtbar machte; war der Contrast zwischen dem heiteren Tage draußen und dem trüben Speisezimmer besonders für gesunde Augen so empfindlich, ja niederdrückend, daß Alma tief aufathmete, als man nun endlich von dem Tische aufstand, wogegen Schönfeld die Tafel noch gerne um eine gute Zeit verlängert hätte. Hatte er doch das

Glück, neben dem reizenden Mädchen zu sitzen und bei der Enge des Zimmers recht nah' an ihrer Seite; hatte er sich doch unterstanden, in einigen leichten, nur ihr verständlichen Anspielungen seinen innigen Dank zu sagen für die Bewahrung seines Geheimnisses; ja, hatte er doch bei der Dunkelheit des Zimmers und dem Recht, das ihm seine blaue Brille verliehen, es ein paar Mal gewagt, ihren Arm zu streifen, ja ganz zufällig ihre kleine Hand zu berühren, und war er doch durch alles dieses in eine so vortreffliche Laune versetzt worden, daß er auf wahrhaft liebenswürdige und geistreiche Art die Unterhaltung belebte, so zwar, daß ihm Frau von Stranizka, als er sie in's Conversationszimmer führte, leise gestand, daß sie sich ohne seine angenehme Gesellschaft doch ein wenig unbehaglich hier unten gefühlt hätte.

Das Conversationszimmer war indessen schon ein viel behaglicherer und freundlicherer Raum, als das Speisezimmer; hier herrschte schon mehr das freundliche Tageslicht und mit vollem Rechte, denn, wem es zu hell war, konnte und mußte sich nach dem Mittagessen auf sein Zimmer zurückziehen, was denn auch [illegible] augenblicklich thaten. Auch die pommer'sche Gutsbesitzerin würde sich mit ihrer Tochter zurückgezogen haben, wenn nicht dieser lächerliche Baron von Knickenbrock es für nöthig gefunden hätte, sich mit Frau von Stranizka zu unterhalten, höchst angenehm für Schönfeld, der mit Alma auf und abging, um dann der Einladung des jungen Poeten mit der Lyra im Auge Folge zu leisten, der um das Vergnügen bat,

den geschätzten Fremden den kleinen Hausgarten zeigen zu dürfen, wobei er nicht ohne Schadenfreude hinzusetzte, daß die Erlaubniß, den Garten zu besuchen, nur wenigen und sehr leicht Kranken gegeben sei.

Das, was Herr Schwender mit ausschweifender Phantasie einen Garten nannte, war indessen nur ein kleiner Raum von vielleicht zwanzig Schritten im Quadrat mit einem winzigen Rasenstreifen rings umher, auf dem sich einige Pflanzen in Kübeln befanden. Und doch athmete Alma mit einem glücklichen Gefühle tief auf, als sie die wenigen grünen Blätter erblickte, sowie hoch über sich den klaren blauen Himmel. War es ihr doch zu Muthe, als lasse sie ein düsteres Gefängniß hinter sich, in welchem sie nicht nur einen Tag gewesen, sondern schon lange, lange Jahre. Vielleicht mochte dies glückliche Gefühl daran Schuld sein, daß sie jetzt zum ersten Male, seit sie erfahren, wer Herr Arthur Stein eigentlich war, demselben einen kurzen, freundlichen Blick schenkte, so daß er es wagte, ihr leise zu sagen: „Ach, mein Fräulein, welch' seliges Gefühl muß uns an dem Tage beherrschen, wo wir glücklich und zufrieden dieses Haus wieder verlassen! Glücklich und zufrieden, weil um eine Furcht ärmer oder um eine Hoffnung reicher, und wer schwebte hier gerade nicht zwischen Furcht und Hoffnung!"

„Doch Sie wohl nicht, Herr Arthur Stein," entgegnete sie in einem recht kalten Tone — „Sie, der, obgleich hinter blauen Brillen, doch ohne jede Furcht und Hoffnung hieher kamen."

Zigeunerliedchen, die nur dem Volke hier eigen ſind und allenfalls mit den öſterreichiſchen Schnaderhüpferln in Rythmus und Melodie verglichen werden können. An Beweglichkeit und Scherz übertreffen die Nachkömmlinge ihre Vorfahren in vieler Hinſicht, und wenn der Orientale ſelten aus ſeinem Gleichmuthe herauskommt, ſo iſt die geringſte Kleinigkeit im Stande, den ſüdlichen Spanier zu erfreuen. So trieben ſich heute Abend bei unſerer Begegnung an der Spitze des Zuges der Landleute ein Eſelfohlen und ein kleiner ſchwarzer Bock mit einander herum, welche bald das Ziel der allgemeinen Aufmerkſamkeit wurden und Guitarre, Caſtagnetten und Geſang verſtummen ließen. Es gab aber auch nicht leicht etwas Poſſierlicheres, als wenn der kleine Eſel mit ſeinem gravitätiſchen Weſen, den ſchweren Kopf bedächtig auf- und abnickend, dahinſchritt und ihn nun der Bock in den ausgelaſſenſten Sprüngen ſo lange angriff, bis ſein geduldiger Gegner begann, den Kopf zwiſchen die Vorderfüße zu ſtecken, hinten auszuſchlagen und endlich in den unbehülflichſten Courbetten davonſprang. Ja, wenn er auf dieſe Art in Bewegung geſetzt war, ſo konnte er gar nicht mehr zur Ruhe kommen und tanzte unter dem ſchallenden Gelächter aller Zuſchauer auf dem benachbarten Acker ganz allein umher, wobei er aber beſtändig ausſchlug und von ſich ſtieß, als müſſe er ſich eine ganze Menge unſichtbarer Gegner vom Leibe halten; hierauf verfiel er dann wieder in ſeinen kleinen Hundetrab, und das wartete der boshafte Bock ruhig ab, um dann ſeine Beleidigungen ſogleich wieder aufs neue zu beginnen.

Die ganze Schaar, Alt und Jung, intereſſirte ſich für dieſes Kampfſpiel und feuerte unter immerwährendem Lachen bald den Eſel, bald den Bock an; dieß trieben ſie ſo fort, bis wir nach einer kleinen halben Stunde Almagro dicht vor uns liegen ſahen. Von außen gewährte dieſer Ort ein ungleich ſtattlicheres Ausſehen als unſer früheres Nachtquartier und präſentirte ſich als eine hübſche Stadt mit einer bedeutenden Kirche und emporragenden Gebäuden verſchiedener Art. Wir wünſchten unſern Begleitern einen guten Abend, der freundlich erwidert wurde, und trabten

„Das Letzte wäre schrecklich," sprach er ganz leise, um von dem gefälligen Herrn Schwender nicht gehört zu werden, der nun wieder zu ihnen trat, nachdem er auf die Frage Alma's hin den Garten bereitwillig mit seinen Schritten gemessen.

„Zwanzig Schritte lang und zehn breit, und doch eine große Ressource für uns," meinte der Dichter mit der Lyra im Auge — „es geht diesem Raume, wie dem Garten eines gewissen Mannes von ähnlichen Dimensionen, worauf er trotzdem sehr stolz war, ihn einem Freunde zeigte und ihn um seine Meinung fragte, worauf jener erwiederte: „Der Raum ist allerdings etwas klein, aber er hat eine schöne Höhe."

In diesem Gärtchen ging mit großer Heiterkeit eine Gans spazieren, ebenfalls ein Curgast; denn man hatte an ihr Operationen probirt, und diese Gans dadurch das Recht erworben, mit den Anderen hier spazieren gehen zu dürfen, doch hatte dieses Factum die Stiftsdame vermocht, den Gartenraum nie mehr zu betreten.

Wir wollen von Alma nicht behaupten, daß es ihr leicht geworden, die Karte des Barons Schönfeld gänzlich verschwinden zu lassen und der Tante gegenüber an Arthur Stein nicht zum Verräther zu werden. „Unser Aufenthalt hier," hatte sie leicht achselzuckend zu sich selber gesagt — „wird, wie wir nach dem Ausspruch des Geheimraths hoffen dürfen, nicht zu lange dauern, und wenn wir dann wieder im Wagen sitzen, wird es die Tante köstlich unterhalten, wenn ich ihr die ganze Geschichte und

die Bemühungen des Herrn Barons erzähle. Thäte ich das jetzt, so würde es sie beunruhigen, und entweder, sie bräche alle Verbindung mit Herrn Arthur Stein ab, oder sie würde sich durch seine Gegenwart beengt und jedesmal unangenehm berührt fühlen."

„Was nun mich anbelangt," fuhr sie in ihrem Selbstgespräche nach einer ziemlich langen, gedankenvollen Pause fort, — „so ist mir diese ganze Persönlichkeit so gleichgiltig, daß ich keine Wichtigkeit darauf zu legen brauche, um ihn der Tante gegenüber zu entlarven — — und man kann auch nicht sagen, daß ich ein Geheimniß mit ihm theile — ich bin nur zu großmüthig, um hier gerecht zu sein, und lege mir selbst eine widerwärtige Last auf, indem ich ihn schone — ja, widerwärtig ist der richtige Ausdruck und es thut mir nur leid, daß ich diesem Arthur Stein mit einem so herzlichen Mitleid entgegentrat — wäre er das geblieben, so würde ich mich auch fortan für ihn auf's Freundlichste interessirt haben; denn als Arthur Stein war dieser Herr v. Schönfeld eine Persönlichkeit, für die man einiges Interesse haben konnte, während er mir *nach* seiner Verwandlung in seinen Reden wie einer jener bunten Schmetterlinge vorkommt, deren unsteter Flug unseren Augen nicht wohl thut, dem wir aber trotzdem gerne mit unseren Blicken folgen, — alles, was er sagt, ist durchdacht gescheidt, ja, zuweilen geistreich, und Alles das ärgert mich an ihm, besonders daß er so oft, selbst im Beisein der Tante, die Maske des armen, bescheidenen Juristen fallen läßt, um nicht

nur auf amuſante, ſondern auch auf höchſt belehrende Art die Unterhaltung zu leiten, — ja recht unterhaltende Stunden, wofür ich ihm ſehr dankbar wäre, wenn er mich nicht betrogen hätte und mir ſo alles Vertrauen genommen."

So dachte und ſprach Alma ſchon ein paar Tage nach ihrem Zuſammenleben in den engen Räumen der Klinik, aber mit wechſelndem Nachſatz; denn, wenn ſie anfänglich hierauf das Benehmen des Herrn v. Schönfeld unendlich lächerlich fand, dann ihn vollkommen gleichgiltig, endlich widerwärtig und abſtoßend, ſo mußte ſie ſich ſchon nach acht Tagen mit einem bitteren, ja ſchmerzlichen Gefühle geſtehen, daß es ein Verbrechen von ihm ſei, ſo die Argloſigkeit einer guten alten Dame zu mißbrauchen, daß ſie aber an dieſem Verbrechen leider mit die Schuld trage, und daß ihr das Zuſammenleben mit Herrn v. Schönfeld anfange unerträglich zu werden.

Wie hatte er ſich auch in dieſen wenigen Tagen verändert, nachdem er allerdings anfangs ſo lächerlich geweſen war, ihr in Blicken, ja Worten ſagen zu wollen, daß nur ein inniges Intereſſe für ſie ihn zu der romanhaften Idee veranlaßt hatte, ſich in dieſe Räume einſchließen zu laſſen. Begreiflicherweiſe hatte ſie ihm darauf mit Würde und Hoheit geantwortet und er ſich — Gott ſei Dank — total geändert; — ja, glücklicher Weiſe, denn ſonſt würde ſie doch in den Fall gekommen ſein, an ihm zur Verrätherin zu werden — und wie Recht hatte ſie gehabt, ihn mit einem recht hohen Blicke von ſich ab-

zuweiſen. O, gewiß, vollkommen Recht; denn wer ſich, wie er, mit ſo gutem Humor, ſo ohne jeden Ausdruck eines ſchmerzlichen Gefühls in eine ſolche Abweiſung fand, der — verdiente es nicht anders.

Ja, Herr von Schönfeld handelte ſehr undankbar gegen — ihre gute Tante, die ihn mitleidsvoll ſo gütig behandelte, die ihm Opfer hatte bringen wollen, die er nun allerdings nicht vernachläſſigte, das konnte man gerade nicht ſagen, die er aber in eine gleiche Linie zu ſtellen ſchien mit den anderen Damen des Hauſes, worunter doch gewiß manche waren, die eine gewandte, geiſtreiche Unterhaltung ſicher nicht zu würdigen verſtanden; ſo dieſe alte lächerliche Stiftsdame mit ihrem jugendlich blonden Lockenkopfe. Hatte er ſich nicht nach und nach bei Tiſche einen Platz an deren Seite erobert; hatte er ſie nicht ſchon häufig auf Spaziergängen begleitet, ja mit ihr und dieſer rohen Bürgermeiſterin nicht nur den Park beſucht, ſondern ſogar jene Stelle, wo er die Tante und ſie ſelbſt zum erſten Male geſehen; — nahm er nicht für alles das im Hauſe Partei, was ihr lächerlich, ja unangenehm erſchien, ſo unter Anderem für dieſen Baron Knickenbrock mit Müller und Schulze in den Augen, den er als einen recht angenehmen Geſellſchafter empfahl, den er bei der Frau von Stranizka eingeführt hatte und den er übermäßig lobte, ſo oft ſich eine Gelegenheit dazu bot, ſelbſt wenn er dieſe Gelegenheit hätte mit Gewalt vom Zaune brechen müſſen.

Oder ſollte die Tante wirklich Recht haben, als ſie

lachend sagte: „Unser Arthur Stein“ — so nannte sie ihn häufig, was bei Alma jedesmal einen recht unangenehmen Eindruck hervorbrachte, — „ist ein geschiedter und recht strebsamer junger Mann, und ich möchte ihm schon wünschen, daß er eine so gute Partie machte, wie für ihn die Tochter dieser pommer'schen Dame wäre,“ — alles das war doch lächerlich im höchsten Grade.

Wenn wir sagen, daß Alma häufig dergleichen Betrachtungen zu halten pflegte, so müssen wir hinzufügen, daß die halbdunkeln Zimmer der Klinik für Betrachtungen ernsterer Art sehr geeignet waren, besonders als nach den ersten Tagen ihrer Ankunft Frau von Stranizka als Vorbereitung zu einer ganz leichten Operation in einem sehr verdunkelten Zimmer bleiben mußte, wo ihr Alma die meiste Zeit Gesellschaft leistete und dabei die schönste Gelegenheit hatte, sich zuweilen in recht trübe Gedanken zu versenken, wobei es ihr dann die größte Lust gewährte, zuweilen durch einen ganz kleinen Spalt des dichten Vorhanges auf Augenblicke an den glänzenden blauen Himmel empor zu sehen, ja, zuweilen so lange, bis sich ihre Augen mit Thränen füllten, was aber äußerst rasch zu geschehen pflegte, — vielleicht durch das scharfe Licht, vielleicht auch durch ihre Sehnsucht, dieses Haus mit Allem, was darin war, natürlich ihre gute Tante ausgenommen, recht bald verlassen zu dürfen, um dann so wenig als möglich dahin zurück zu denken.

Frau von Stranizka, die während einiger Tage das Zimmer nicht verlassen sollte, wünschte zu Alma's Unter-

haltung und Aufheiterung, daß dieſe wenigſtens an der allgemeinen Mittagstafel Theil nehme, und erſuchte Herrn Arthur Stein, ihre Nichte dorthin zu begleiten, wogegen dieſe nichts einwenden konnte, es aber ein für allemal auf's Beſtimmteſte ablehnte, in Begleitung des jungen beſcheidenen Mannes irgend wohin einen kleinen Spaziergang zu machen; wie hätte ſie ihn auch ſo beläſtigen mögen! Hatte er es in dieſen vier Tagen noch nicht einmal der Mühe werth gehalten, ſich ihr zu einem ſolchen Spaziergang anzubieten!

Und darin hatte Alma vollkommen Recht. Herr Arthur Stein-Schönfeld benahm ſich ſehr unklug, wenn er ſich vielleicht nicht ſehr klug benahm. Es war etwas Wahres daran, daß er den Baron Knickenbrock häufig in die Nähe des jungen Mädchens zu bringen wußte, daß er nicht nur mit der Stiftsdame und der Bürgermeiſterin auf einem recht guten Fuße ſtand, ja, eine Fuſion angebahnt hatte zwiſchen dieſen beiden Damen mit der pommer'ſchen Gutsbeſitzerin und Tochter, ja, daß er der Letzteren mit großer Freundlichkeit entgegen kam und ſich mit liebenswürdiger Geduld von dem Landgute der Mutter erzählen ließ, von ihren Pferden, Kühen und Schweinchen.

Was aber die eben erwähnte Fuſion anbelangt, ſo entſprang dieſe nicht aus dem edlen Gefühle der Verſöhnlichkeit, ſondern es war vielmehr der undankbare Knickenbrock daran ſchuld, der ſich allerdings um die reizende Alma viel mehr bekümmerte, als gerade nothwendig war, und zuweilen eine wahre Verſchwendung trieb mit ſtillen

Seufzern und süßen Augen, Symptome, welche die strenge Gutsbesitzerin mit großer Entrüstung theils selbst sah, und auf welche sie gelegentlich aufmerksam zu machen, der wahre Grund war, warum eine Annäherung der Stiftsdame sowie der Bürgermeisterin stattgefunden, welche Annäherung endlich in ein förmliches Complott überging, um den wankelmüthigen Baron zu seiner Pflicht zurückzuführen.

Ja, er hatte Pflichten gegen die Tochter der Gutsbesitzerin, da er sich bis zur Ankunft der schönen Alma das Recht herausgenommen hatte, sie gegenüber den anderen Herren durch sein Betragen vollständig zu isoliren, und weil er so weit gegangen war, eines Tages vor der Mutter zu sagen, daß ihm die schroffen Berge seiner westphälischen Heimat nicht mehr so recht sympathisch erschienen und daß er sich glücklich schätzen würde, in der stärkenden Seeluft der sanften pommer'schen Ebenen zu leben und zu weben, — eine poetische Aeußerung, welche, an dieser Stelle gethan, auf ein liebevolles Herz schließen ließ.

Und nun sollte man es ruhig ansehen, daß eine plötzlich hereingewehte Fremde — eine Stranizka, so eine ränkevolle Polin kam, sah und siegte — nimmermehr, das gelobten sich Mutter und Tochter, sowie auch die Stiftsdame und ihre Freundin, die Bürgermeisterin; und Johanna, die große Krankenwärterin, wurde von den Damen auf die unbefangenste Art von der Welt gesprächsweise in Kenntniß gesetzt von der außerordentlichen Reizbarkeit des armen Barons und so, ohne es zu wollen, mit in die Verschwörung hineingezogen.

Sein eigenthümliches Augenleiden war indeſſen, wie er den erſten Aſſiſtenzarzt bei den täglichen Viſiten verſicherte, in ſteter Abnahme begriffen; Müller und Schulze, die ſich in Form jener oft ſonderbar verzerrten Linien, die man Sehmücken nennt, zu einer verzweiflungsvollen Klarheit auf der Hornhaut ſeines Auges ausgebildet hatten, fingen langſam und ſtetig an zu verſchwinden, und während Schulze mehr und mehr in die Breite ging, löſte ſich Müller in einen langen Faden auf und ſchien in Kurzem gänzlich verſchwinden zu wollen, Alles in Folge häufig angewandter dunkler Zelle und des vortrefflichen künſtlichen Blutegels, einer ſegensreichen Erfindung, welche ganz genau, ja für gewiſſe Zwecke beſſer den Dienſt jener angenehmen Thierchen zu verſehen pflegt, da man bei Anwendung derſelben nicht mit dem oft ſehr hartnäckigen Eigenſinn der wirklichen Blutegel zu kämpfen hat.

Doch hatte in der allerjüngſten Zeit dieſe Heilung wieder einen bedenklichen Stillſtand erlitten, ja, einen Rückſchritt, indem der Baron Knickenbrock ſelbſt verſicherte, daß der Faden, welcher ehemals Schulze geweſen war, zuweilen Miene mache, die menſchliche Geſtalt jenes ausgezeichneten Mannes wieder anzunehmen. — Kein Wunder, hatte die große Johanna dem Aſſiſtenzarzt geſagt, da der Kranke es gerade ſo triebe, als ſei er niemals augenleidend geweſen — „das iſt bei ihm in letzter Zeit den ganzen Tag eine Unruhe und Geſchäftigkeit, welche über alle Beſchreibung geht, ja ſogar Zeitungen leſen und Briefe ſchreiben, — und alle vernünftigen Vorſtellungen helfen nichts; ich

möchte wirklich bitten, mich darin zu unterstützen und den Herrn Baron zu vernünftigerer Lebensweise zu veranlassen, denn sonst haben wir nächstens nicht nur Müller und Schulze wieder vollständig da, sondern den ganzen Kladderadatsch."

Der Assistenzarzt gab begreiflicherweise der Krankenwärterin darauf so gut wie gar keine Antwort, sondern begnügte sich mit dem in der Welt schon sehr häufig gebrauchten Ausdruck: „Nun, wir werden sehen." Das that er denn auch und da ihm der gute Baron Knickenbrock in der That sehr aufgeregt vorkam, sich auch in einem seiner Augen eine etwas verdächtige Röthe zeigte, und als er selbst gestand, daß der fadenscheinige Schulze wieder einige Consistenz gewonnen habe, so verordnete er ihm ein paar dunkle Tage, sowie einen künstlichen Blutegel.

„Glücklicherweise hat das Johanna nicht gehört," dachte der Kranke, denn er kannte die oft so blutdürstigen Neigungen dieser an sich so vortrefflichen Dame und ihre Bereitwilligkeit, allen dergleichen gesprochenen Urtheilen sogleich die blutige Execution folgen zu lassen, und das wäre ihm am heutigen Abend ganz entsetzlich gewesen. Hatte ihn doch Frau von Stranizka zu einer Tasse Thee bitten lassen, wo er den Fürsten Potemkin finden sollte, allerdings auch Herrn Arthur Stein, der ihm nicht ganz sympathisch war, und dann die himmlische, unvergleichliche Alma.'

Ja, es war ein großes Glück, daß die strenge, unerbittliche Johanna von den Verordnungen des Arztes

nichts wußte; morgen, übermorgen wollte er ſie ihr mittheilen, je nachdem die heutige kleine Geſellſchaft ein Reſultat herbeigeführt, und er hoffte auch irgend ein Reſultat, ſei es wenigſtens ein viel verſprechender Blick, oder gar ein freundliches Wort, das ſich deuten ließ, jedenfalls aber beim Kommen und Gehen ein leiſer Druck ſeiner Hand, wenn Alma ihm ihre kleine, niedliche Rechte reichte, und nach dieſem Drucke vielleicht eine ganz kleine Erwiderung. War ſie doch geſtern und vorgeſtern auffallend freundlich gegen ihn geweſen — Herr Arthur Stein ſpielte gerade eine Partie Cribbage mit den Damen — und hatte ihm, wie es ſchien, aufmerkſam zugehört, als er von den lieblichen, ſchroffen Bergen ſeiner Heimat erzählte. Ja, Alma hatte ihm geſagt, es würde ſie recht freuen, dies merkwürdige Land einmal zu ſehen; alſo nach allem dem muthig gewagt! Daß Frau von Stranizka was Rechtes war, wußte er ganz genau. War ſie doch im häufigſten Umgange mit dem Fürſten Potemkin; beſuchte ſie doch ſelbſt der Geheimrath trotz ſeiner kärglich zugemeſſenen Zeit zuweilen auf eine ganze volle Viertelſtunde, was unerhört war; ſah man doch in ihrem Zimmer Karten der vornehmſten Perſonen liegen, und war nicht der reiche Banquier Courſini-Agioli aus einer noblen italieniſchen Familie und einer der reichſten Männer der Reſidenz ſchon zweimal da geweſen, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen! Ja, die ſchöne Alma war in jeder Hinſicht eine unſchätzbare Perle, ein Goldfiſch, und nach dem richtigen Grundſatze vornehmer armer Edelleute de fumer

ſchneller vorwärts, um unſer heutiges Reiſeziel zu erreichen, wurden aber dicht vor dem Eingang in die Straße noch einige Augenblicke durch einen Leichenzug aufgehalten, der uns entgegen kam und von einer Muſik begleitet war, wie ich nie etwas Aehnliches gehört. Dem Zuge voraus ſchritt nämlich ein Mann mit einem Bombardon, dem ſechs Sänger folgten, welche in ziemlich kunſtloſer Weiſe einen Pſalm vortrugen, zu welchem beſagtes Bombardon in den tiefſten und rauheſten Tönen den Grundton angab. Etwas Roheres und Ohrenzerreißenderes erinnere ich mich nicht gehört zu haben; ja es machte trotz der ernſten Handlung einen wahrhaft komiſchen Eindruck, auch konnte man in Verſuchung kommen, ſich ein paar Jahrtauſende zurückverſetzt zu glauben, wo allenfalls die Druiden einen ihrer Mitbürger auf ähnliche Art zur letzten Ruheſtätte geleitet haben würden. Dabei blies der Muſikant mit aller Kraft ſeiner Lunge, und als wir ſchon zwiſchen den Häuſern von Almagro ritten, hörten wir noch einzelne der tiefen und brummenden Töne des Bombardons.

Almagro iſt ziemlich bedeutend, hat 8000 Einwohner, zwei Pfarrkirchen, einige Klöſter, und hier war früher die Reſidenz der Großmeiſterin der Damen des Ritterordens von Calatráva; die Straßen des Städtchens ſind breit, gepflaſtert, aber ſie lagen einſam, ohne alles Leben; mitunter ſahen wir große ſtattliche Häuſer von zwei bis drei Stockwerken, ganz von Stein, die Fenſter mit kleinen eiſernen Balkons verſehen, mit mächtigen Einfahrten, über denen ſich in Stein gehauene Wappen befanden. Zu den auffallenden Zügen, die dem Reiſenden in Caſtilien entgegentreten, gehört das häufige Vorkommen ſolch großer, durch ihre Bauart nicht ſelten den beſten Zeiten der ſpaniſchen Architektur angehörender, aber unbewohnter, verödeter und unheimlicher Gebäude, welche beſonders dazu beitragen, vielen jener Städte ihren ernſten, düſtern, aber eben deßhalb impoſanten, geheimnißvollen, die Phantaſie vielfach beſchäftigenden Charakter zu geben. Es ſind dieß Wohnungen, zum Theil Stammhäuſer und Majoratsſitze adeliger Geſchlechter, deren Beſitzer aber ſchon

ces terres war auch dann eine Verbindung mit ihr nicht gering anzuſchlagen, wenn ſelbſt die Familie Stranizka als vielleicht von polniſchem Adel nicht viel zu bedeuten hatte. Konnte doch der Baron Knickenbrock mit wenigſtens drei Dutzend Ahnen mütterlicher und väterlicher Seite aufwarten, und wenn er allerdings mit einiger Lebensgefahr auf den morſchen Schloßthurm von Knickenbrock kletterte, ſo gehörte ein guter Tubus dazu, um ringsumher die Ländereien überſehen zu können, welche dieſe reiche Familie einſtens beſeſſen.

Auch war der letzte Repräſentant derſelben ein hübſcher Mann in den beſten Jahren und erſchien beſonders vortheilhaft hinter den blauen Brillen, da dieſe ſo freundlich waren, den nicht ſehr geiſtreichen Ausdruck ſeines matten Auges zu verdecken.

Bei der Abendtafel nippte er nur kärglich herum an den Butterbemmchen und dem Pflaumen-Compot, trank aber maſſenhaft kaltes Waſſer gegen eine Erhitzung ſeines Kopfes, worüber er klagte, und in Folge welcher er ſich frühzeitig zu Bette legen wollte.

Armer Baron Knickenbrock! — er ſah es nicht, wie ſich bei dieſer allerdings heuchleriſchen Aeußerung vier Paar Augen bedeutungsvoll zublinzelten, und er wußte es nicht, daß man die gründlichſte Kenntniß hatte von dem Thee bei Frau von Stranizka, von den Namen der Eingeladenen, ja von den verſchiedenen Sorten Backwerks, das ſervirt werden ſollte. Man ließ ihn harmlos dahin ziehen, man wünſchte ihm eine gute Nacht und einen ge-

funden Schlaf; ſelbſt Johanna ſagte ebenſo, nachdem ſie ihm ſein Licht angezündet, worauf er alsdann eilfertig davon ging, ſich in eine gewählte Toilette zu werfen, um nach Beendigung derſelben in den erſten Stock hinabzuſteigen.

Faſt hatte er ſchon die Thüre der Frau von Stranizka erreicht, als er hinter ſich rufen hörte: „Herr Baron — Herr Baron von Knickenbrock —“

„Was ſoll's denn? Ah, Sie ſind es, was gibt's denn, meine liebe Johanna?“

„Ach, Herr Baron, entſchuldigen Sie, ich vergaß vorhin, Ihnen zu ſagen, daß Sie heute Abend einen künſtlichen Blutegel haben werden.“

„Gehen Sie zum —“

„Da war ich ſchon, Herr Baron, und es iſt bereits Alles in Ordnung; da, ſehen Sie, der Herr Wundarzt ſteigt ſoeben mit ſeinem Inſtrumente die Treppe herauf.“

„So gehen Sie meinetwegen mit ſammt Ihrem Wundarzte und ſeinem Inſtrument zum Teufel.“

„Ach, Herr Baron, das kann nicht Ihr Ernſt ſein, wenn das der Herr Geheimrath erführe.“

„Ich habe heute Abend andere Dinge zu thun, als mir einen künſtlichen Blutegel ſetzen zu laſſen; das fehlte mir gerade noch.“

„So muß ich das dem Herrn Inſpektor melden und der wird es dem Herrn Profeſſor bei der Nachtviſite nicht verſchweigen.“

„Aber — Johanna — es gibt Dinge, die man nicht aufſchieben kann.“

„Das iſt es ja gerade, und ich möchte für nichts einſtehen, Herr Baron, wenn der Geheimrath morgen früh Ihre Augen ſchlimmer fände.“

„Ich weiß allerdings, beſte Johanna, daß mir ein künſtlicher Blutegel verordnet worden iſt.“

„Und ein paar Tage Dunkelheit, Herr Baron.“

„Ja doch, aber nicht gerade heute Abend.“

„Gewiß, Herr Baron, heute Abend, ich werde es Ihnen auf meinem Zettel droben ſchwarz auf weiß zeigen: bitte, machen Sie mir keine Ungelegenheiten, Sie wiſſen, daß der Herr Geheimrath recht böſe ſein kann. Kommen Sie nur bald, damit der Wundarzt nicht warten muß.“

„Hören Sie, Johanna, ich werde morgen die Klinik verlaſſen.“

„O, das thun Sie doch nicht, bis Ihre Cur, die ſo vortrefflich vorwärts ſchreitet, glücklich beendigt iſt — und wie Sie mir ſpäter danken werden! Da wollen Sie wieder Beſuche machen, ſich aufregen in dem viel zu hellen Zimmer dorten, o, Herr Baron, ich würde nicht einmal daran denken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre.“

„Gut,“ — ſagte er, indem er die Zähne zornig auf einander biß — „gegen die Gewalt kann ich nichts ausrichten; doch vorher werden Sie mir wohl geſtatten, Mamſell Johanna, daß ich mich mit irgend etwas da drinnen entſchuldige.“

„Das wollten Sie thun, Herr Baron, eine halbe

Stunde plaudern, ſich noch mehr aufregen und ſich dann einen künſtlichen Blutegel ſetzen laſſen, ach, Herr Baron, dann handeln Sie lieber gleich ganz nach Ihrem Willen, ich werde meine Meldung machen."

„Aber ich muß mich doch auf irgend welche vernünftige Art entſchuldigen."

„Das übernehme ich, Herr Baron, ich gehe ſogleich zur Kammerjungfer der Frau von Stranizka, ſteigen Sie derweil nur in Ihr Zimmer hinauf."

Und ehe er das hindern konnte, ſtürzte ſie ſich dienſteifrig an ihm vorüber, und erſtarrt da ſtehend, ſah er ihre fliegenden Haubenbänder hinter der betreffenden Thür verſchwinden. — „Was wird dieſe Perſon ſagen, der Herr Baron Knickenbrock kann nicht zum Thee kommen, weil ihm ein künſtlicher Blutegel geſetzt wird — eine Lächerlichkeit, eine abſurde Lächerlichkeit auf mich häufen und darauf — ſehe ich ſie ſchon Alle lächeln und höre dieſen naſeweiſen Herrn Arthur Stein irgend eine boshafte Bemerkung machen — ſteigen Sie derweil die Treppe hinauf, als wenn damit in dieſem Augenblicke nicht gerade ſo viel geſagt wäre, als: ſtürzen Sie ſich in irgend einen tiefen See hinein — das Ungeheuer — die Ungeheuer — dieſe blutdürſtigen Ungeheuer!"

Aber er ſtieg doch derweil die Treppe hinauf, freilich murrend, grollend und fluchend, wobei er ſeinen ſchönen, glänzenden Cylinderhut unmuthig an ſeinem Schenkel faſt zerklopfte, und ſeine neuen, feinen, perlfarbenen Handſchuhe haſtig von den Fingern herabzureißen

verſuchte — und wie er derweil die Treppe hinaufſtieg, mußte er es obendrein noch erleben, daß ihm die blondgelockte Stiftsdame mit einem freundlichen: „Ah, guten Abend, Herr Baron," begegnete, einige Stufen nach ihr die Bürgermeiſterin mit dem gleichen Gruße, und oben auf dem Gange vor ſeinem Zimmer die pommer'ſche Gutsbeſitzerin mit Tochter, welche beide mit einem ſehr ſteifen Kopfnicken an ihm vorüberſchritten.

Dann trat er in ſein Zimmer, warf den Hut auf das Sopha, kaum den freundlichen Wundarzt grüßend, ſetzte ſich ſodann auf einen Stuhl und ſagte in barſchem Tone: „Da bin ich zu Ihren Dienſten, fangen Sie an." Doch anſtatt dies zu thun, ſchaute ihn der Heilkundige kopfſchüttelnd an, griff dann nach ſeinem Pulſe und ſagte kopfſchüttelnd: „Herr Baron, Sie befinden ſich in einer ſolchen Aufregung, daß ich es nicht wagen darf, Ihnen in dieſem Zuſtande den verordneten künſtlichen Blutegel zu appliciren; das Beſte wäre wohl, wenn ich den Herrn Aſſiſtenzarzt rufen ließe."

„Wozu das?"

„Um Ihnen etwas Kühlendes, Ableitendes zu verſchreiben — oder wollen Sie vielleicht meinen guten Rath, der vielleicht auch bis morgen Früh oder bis heute Nacht, bis der Herr Geheimrath zur Viſite kommt, ausreichen könnte? Legen Sie ſich zu Bette, Herr Baron, Johanna ſoll Ihnen alle Viertelſtunden ſechs Tropfen wilden Kirſchenſaft in's Waſſer geben, und ich werde Ihnen eine gute Portion Stirnſalbe einreiben."

Es geſchieht ſchwachen Geiſtern leicht, daß ſie von großer Entſchloſſenheit plötzlich zum tiefſten Kleinmuthe herabſinken, von heftigem Zorne in eine nicht motivirte Weichheit übergehen; ſo dem Baron von Knickenbrock. Es war aber auch rein zum Närriſchwerden, was heute Abend mit ihm vorgegangen: von Johanna auf ſein Zimmer gemaßregelt zur Erlangung eines künſtlichen Blutegels, dadurch um eine pikante Soirée gebracht, und in die größte Aufregung verſetzt, und dann gerade dieſer Aufregung wegen von dem Vampyr der Klinik als nicht zu einem künſtlichen Blutegel in der Verfaſſung gefunden, in der Hoffnung auf morgen in das Bett geſprochen, um mit Tropfen von wilden Kirſchen, ſowie mit brauner Stirnſalbe bedient zu werden — fürchterlich — ja, in der That fürchterlich, niederdrückend, und er fühlte ſich hierauf ſchwach an Geiſt und Körper, ließ es geduldig geſchehen, daß ihm der freundliche Vampyr beim Auskleiden behilflich war, und litt es eben ſo geduldig, daß ihm derſelbe dabei zarte Vorwürfe machte über die Unvorſichtigkeit, ſich bei ſeinem Zuſtande ſo aufzuregen und gerade ſo zu leben, als wolle man ſein Uebel um jeden Preis verſchlimmern. „Glauben Sie mir," ſetzte der Wundarzt hinzu, nachdem der Baron Knickenbrock nun glücklich in's Bett gebracht war, nachdem ſtatt der blauen Brille kleine Läppchen von weicher Leinwand ſeine Augen beſchatteten und nachdem ſeine erhabene Stirne, ſo weit ſie unter der weißen Nachtmütze ſichtbar blieb, mit brauner Salbe wohl eingerieben war — „glauben Sie mir,

ſowohl der Herr Aſſiſtenzarzt als auch der Herr Geheimrath werden morgen Früh nicht ermangeln, augenblicklich nachzuſehen, und wenn ſich Ihre Augen auch nur um die kleinſte Spur verſchlimmert haben, bleibt es nicht bei einem künſtlichen Blutegel, womit ich morgen Abend die Ehre haben werde, Sie zu bedienen, auch nicht bei zwei bis drei Tagen dunklem Zimmer, ſondern es könnten dann wohl acht bis zehn Tage daraus werden; alſo um Ihrer ſelbſt willen bitte ich Sie, ſich ſo ruhig als möglich zu verhalten — und nun wünſche ich Ihnen eine recht ruhſame Nacht."

Ehe ſich am ſelben Abend, von dem unſer voriges Kapitel handelt, Herr von Schönfeld in das Zimmer der Frau von Stranizka begab, hatte er auch eine kleine Begegnung, welche nicht gerade beſonders angenehm war, wenn auch damit Johanna oder der Vampyr des Hauſes nichts zu thun hatte. Als er nämlich nach einem kleinen heimlichen Ausflug in die Stadt in der Dämmerung zurückkehrte, wurde er von einem Beſuche benachrichtigt, der ihn in ſeinem Zimmer erwarte, und fand, als er die Thür öffnete, zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung ſeinen guten Freund, den Grafen Scheuern von den Gardehuſaren. Dieſer ſaß mitten im Zimmer rittlings auf einem Stuhle und befleißigte ſich des furchtbaren Verbrechens, in dieſen heiligen Hallen eine ſehr ſtarkduftende Cigarre zu rauchen, während er ihn mit den Worten empfing: „Na, du biſt

ein recht hübſcher Kerl, das muß wahr ſein; heuchelſt da diplomatiſche Sendungen, und biſt für deine vertrauteſten Freunde auf Reiſen, während du hier auf die unverantwortlichſte Art ein pikantes Abenteuer in Scene ſetzeſt — Pfui über dieſe heuchleriſche Welt voll Trug und Verſtellung! Mußteſt du mir deßhalb die höchſt langweilige Expoſition deiner Liebesgeſchichte erzählen, in Baden beginnend, Fortſetzung vor dem Hotel du Nord, mit der Epiſode deiner unartigen Trakehner und meines vortrefflichen Zampa, um alsdann, wo die Sache anfängt, leidlich intereſſant zu werden, ſpurlos zu verſchwinden, — va égoiste."

Schönfeld hatte raſch die Fenſter geöffnet, um den verrätheriſchen Cigarrenduft entfliehen zu laſſen, worauf er vor den Huſarenoffizier hintrat und ihn, als er endlich ſchwieg, lächelnd fragte: „Nun, biſt du jetzt mit deiner Declamation zu Ende und willſt auch ein paar Worte von mir anhören?"

„Alles, was du mir Geſcheidtes auf meine gerechten Vorwürfe zu ſagen vermagſt."

„So höre denn; aber gib mir dein Wort, daß das, was ich dir hier ſage, ganz unter uns bleibt."

„Ich ſchwöre beim Anubis."

„Mein Lieber, nicht beim Anubis."

„Alſo denn; — bei mir — r — r — r — r — wie Jupiter in Orpheus zu ſagen pflegt — Apropos" — unterbrach er ſich ſelbſt — „ich war geſtern bei den Franzoſen, welche mit dieſer tollen himmliſchen Oper

ihre Vorstellung eröffneten. Ich sage dir, da ist eine Venus, nun — wie soll ich sie dir schildern, na, mit kurzen Worten zum Anbeißen, — wirst sie aber später selbst sehen, darum weiter."

„Wenn bei Euch," fuhr Herr von Schönfeld mit großer Ruhe fort, — „so eine neue Liebesgeschichte eingefädelt ist, und mit Säbelklirren und Fensterparade in Scene gesetzt, so nimmt das Euer ganzes Denken dergestalt in Anspruch, daß es dann für Euch auf der ganzen weiten Welt nichts gibt, als nur den mehr oder minder edlen Gegenstand Eurer Zärtlichkeit, was bei uns indessen ganz anders ist; ja, uns können wichtige Berufsgeschäfte veranlassen, eine solche Zuneigung, wenigstens zeitweise, gänzlich auf die Seite zu schieben, um eben diesen Berufsgeschäften in ihren Ausdehnungen gerecht zu werden."

Herr von Schönfeld sagte dies nicht nur mit großer Ruhe, sondern sehr ausdrucksvoll und sehr langsam, wie er gern zu thun pflegte, wenn er einige Ueberlegung brauchte, um mit Wahrscheinlichkeit etwas Anderes als die Wahrheit zu sagen.

„Ah, du befindest dich also hier in Berufsgeschäften?"

„Ja, neben dem dringenden Bedürfniß, das ich fühlte, etwas für meine Augen zu thun."

„Geh, du Heuchler, als wenn ich nicht erfahren hätte, daß die beiden Damen aus dem Hotel du Nord ebenfalls hier in der Klinik seien, — nein, nein, ich gönne dir ja den schönsten Erfolg in deinem kleinen Verhältniß, aber mich hättest du nicht ebenfalls mit deiner Reise zu

dupiren verſuchen ſollen; aber Strafe muß ſein, und deßhalb erkläre ich dir feierlich, daß ich nicht eher von hier weg gehe oder jeden Tag wieder kommen werde, bis du mich dieſem Wunder vorgeſtellt. Ich muß ſehen, wer im Stande geweſen, dich nun ſchon über acht Tage hier in dieſem dunklen Hauſe einzuſchließen — hier, wo es ſehr ſtark nach Lazareth riecht."

Er war nach dieſen Worten raſch aufgeſprungen, um ſich mit Hilfe des Lichtes das allerdings ſehr einfache Zimmer, das beſcheidene Bett und die paar Stühle zu betrachten, woraus das ganze Ameublement beſtand.

Schönfeld blickte dem hübſchen, glänzenden und eleganten Huſarenoffizier nach und hatte dabei ſeine eigenen Gedanken, deren Thema war, ob es für ihn gefährlich oder ungefährlich, gleichgiltig oder vielleicht nützlich ſein könne, wenn er den jungen Grafen, der ſchon manchem Mädchenherzen gefährlich geworden war, die Bekanntſchaft der von ihm ſo heiß geliebten jungen Dame machen ließ, und er kam dabei zu dem Reſultate, daß dieſer Verſuch jedenfalls ungefährlich ſein müſſe für das Glück ſeines Lebens; denn wurde der junge Huſar ihr gefährlich, ſo war das für jetzt jedenfalls ungefährlicher, als wenn es vielleicht ſpäter geſchah, alſo —

„Höre, das müſſen wichtige Berufsgeſchäfte ſein, die dich hier zurückhalten," ſagte Graf Scheuern lachend „und da ich das nicht glaube, ſo bleibe ich bei meiner Erklärung von vorhin, und weiche und wanke nicht — wann willſt du mich vorſtellen?"

ſeit Jahrhunderten zum größten Schaden des Landes in den Kreiſen der Hauptſtadt und den Intriguen des Hofes ſogar auch das Andenken an die würdige, wohlthätige Stellung verloren haben, die ſie inmitten ihrer Beſitzungen behaupten könnten; kaum daß der Tod des Vaters den Sohn auf wenige Tage und vielleicht zum erſten- und letztenmal in die Wohnung ſeiner Vorfahren führt, um die Huldigungen ſeiner Vaſallen, die Ehrfurchtsbezeugungen der großen Anzahl auf mancherlei Weiſe von einem alten, reichen Geſchlechte abhängiger Menſchen anzunehmen, deren Wohl und Weh nachher gewiſſenloſen Geſchäftsführern und Advokaten überlaſſen bleibt. — Auch an freundlichen Häuſern und zierlichen Gärtchen ritten wir vorbei, die wohlgepflegt erſchienen und mit eiſernen Gittern abgeſperrt waren. Endlich kamen wir auf den Hauptmarkt der Stadt, einen großen viereckigen Platz, rings mit Häuſern umgeben, deren unterer Stock aus Arkaden beſtand, in welchen ſich kleine Läden und Boutiken befanden. Daß wir uns dem Süden wieder näherten, ſahen wir an großen Haufen Orangen und Granatäpfeln, die hier aufgeſchichtet waren.

Statt der geſtrigen und vorgeſtrigen Poſada führte unſer heutiger Gaſthof den Namen Fonda und beſtand aus ein paar großen, um einen Hof gelegenen Gebäuden, welche oben eine offene Gallerie hatten, von welcher aus man in die verſchiedenen Zimmer gelangte. Anfänglich glaubten wir, hier endlich einmal ein behagliches Unterkommen zu finden; als uns aber ein zerlumpter Kerl, halb Hausknecht, halb Mozo, die beſten Gemächer des Hauſes zeigte und ſich ſonſt keine Seele in dieſem „Hôtel“ um uns bekümmerte, vermißten wir ſchmerzlich unſere Poſaden der voriger. Tage mit ihrer gemeinſchaftlichen Küche und ihrem ganzen patriarchaliſchen Weſen, beſonders den herzlichen Empfang ſämmtlicher Hausbewohner bis zu den Hunden hinab, die uns ebenfalls mit freundlichem Schweifwedeln bewillkommt hatten, während hier vor der Thüre eine knurrende Beſtie lag, die der Mozo erſt mit einem Fußtritt entfernen mußte.

Man wies uns zwei Gemächer an, eine Art Vorzimmer mit

„Wenn dir damit wirklich ein großer Gefallen geschieht, und um dich zu überzeugen, daß von einem Verhältniß zwischen mir und jener Dame, leider möchte ich sagen, noch keine Rede ist, so kann das vielleicht noch heute Abend geschehen.“

„Prächtig,“ antwortete der junge Husarenoffizier, indem er einen Blick an sich selbst herab warf und dann hinzusetzte: „glücklicher Weise bin ich in der Verfassung, um in einem Damensalon erscheinen zu können — eine Soirée in der Klinik ist äußerst pikant — wann gehen wir?“

„Zuerst kommt es darauf an, ob man dich überhaupt sehen will, weßhalb ich zwei Zeilen schreiben muß, dann aber vergiß eines nicht, daß ich hier nicht der Legationsrath Schönfeld bin, sondern ein unbedeutender Jurist Arthur Stein.“

„Arthur Stein? du hast dir einen hübschen Vornamen zugelegt — mein Arthur — klingt gut — Arthur hinter blauen Brillen: höre, diese Liaison scheint mir sehr ernsthaft zu sein.“

„Du wirst das Gegentheil sehen,“ sagte der Andere und schrieb dann rasch einige Zeilen, die er an Frau von Stranizka schickte, worauf er aufstehend sagte: „Nenne mich aber nicht „Du,“ und behandle mich mit Ehrfurcht; denn vor der alten Dame war ich ein paar Jahre lang im Hause deines Vaters, um deine Studien zu leiten.“

„Das wird dir ein schlechtes Relief verschaffen.“

„Unbesorgt,“ erwiederte Schönfeld lachend — „du

wirſt dich ſchon ſo geben, daß mir die Schuld deiner mangelhaften Studien nicht zufällt."

„Ich übertünche das mit Liebenswürdigkeit und du haſt dich in Acht zu nehmen."

Die Antwort der Frau von Stranizka lautete, daß es ihr ein Vergnügen machen werde, den Herrn Grafen Scheuern durch Herrn Arthur Stein bei ſich eingeführt zu ſehen. Schönfeld ſteckte dieſe Zeilen, die von der Hand Alma's waren, in ſeine Bruſttaſche, und als es Zeit war, gingen ſie mit einander hinunter.

Da die alte Dame hinter einem großen Lichtſchirme ſaß, ſich auch zur Begrüßung nur ein klein wenig erhob, ſo erklang ihre harte, rauhe Stimme, mit der ſie indeſſen den jungen Grafen freundlich willkommen hieß, für dieſen ſo wunderlich, daß er ſich eines Lächelns nicht erwehren konnte, das aber augenblicklich wieder verſchwand, ſowie Schönfeld ihn der jungen Dame, die nun in den Lichtkreis trat, vorſtellte. Ja, er war von dieſer ſeltenen ſchönen Erſcheinung, von ihrer liebenswürdigen, weichen Stimme, von dem wunderbaren Ausdrucke ihrer Augen ſo geblendet, daß er ſich in dieſem erſten Momente großer Ueberraſchung ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit mit einer ſtummen Verbeugung begnügte und ſich erſt dann in das Geſpräch mengen konnte, nachdem Herr Arthur Stein die Unterhaltung auf recht unbefangene Art eröffnete. Es kam die Rede auf den fehlenden Baron Knickenbrock, und als Frau von Stranizka nicht ohne großen Humor erzählte, aus welcher Urſache er am Erſcheinen

verhindert worden sei, und was ihre Kammerfrau darüber berichtet, so gab das ein so komisches Bild des armen Barons, daß Graf Scheuern herzlich darüber lachen mußte, und nun mit einem Male die Gabe der fließenden Rede wieder fand, worauf er auch von dem Eindruck sprach, den das Wiedersehen seines älteren Freundes und Lehrers, Herrn Stein, hinter blauen Brillen auf ihn gemacht.

Schönfeld lachte nicht, eben so wenig Alma, welche einen ernsten, forschenden Blick auf den Ersteren richtete und dann in mitleidsvollem Tone den armen Baron beklagte.

Auch der Fürst Potemkin fehlte, und Frau von Stranizka hob hervor, daß sie seine Abwesenheit heute Abend recht sehr bedauere, da er nur noch wenige Tage ihr Nachbar sein würde. „Seine Augenentzündung ist so gut wie vorüber und er erhielt wichtige Depeschen, die ihn zur Abreise drängen. Sprach er Sie darüber?“ fragte sie Schönfeld.

„Allerdings, gnädige Frau; der Fürst war so liebenswürdig, mir sein Bedauern darüber auszudrücken, daß unsere kleinen Unterhaltungen in den nächsten Tagen ihr Ende erreicht hätten, — daran anknüpfend, dürfte ich mir wohl eine Bitte erlauben. Der Fürst sprach von meinen kleinen Diensten mit solcher Anerkennung, daß, wenn ich ihm wirklich hundertmal mehr geleistet hätte, ich durch seine freundlichen Worte vollkommen belohnt sein würde, und meine Bitte, gnädige Frau, geht dahin, ihm das zu sagen, sowie daß ich unter keiner Bedingung irgend eine sonstige Erkenntlichkeit annehmen könnte.“

„Sie ſind komiſch, mein lieber Freund," ſagte der Huſarenoffizier mit einer Protectorsmiene, die ihm ſehr komiſch ſtand — „Fürſt Potemkin iſt immens reich und bei Ihren kleinen Mitteln —"

„Die ich ſelbſt am beſten kennen muß, Herr Graf," fiel ihm der Andere in etwas ſcharfem Tone und mit einem keineswegs freundlichen Blick in's Wort, worauf er raſch nach Alma hinüber ſah, die ſich erhoben hatte, um von einem Nebentiſche Etwas zu holen, in der That aber, um die tiefe Röthe zu verbergen, welche ihre ſchönen Züge überflog; ſie ſchämte ſich des Spieles der Beiden vor der alten Dame, und war mehr als je mit ſich ſelbſt unzufrieden, daß ſie damals die Karte des Herrn von Schönfeld vor ihrer guten Tante verheimlichte, mehr aber noch fand ſie ſein Betragen, beſonders während der letzten Tage räthſelhaft, rückſichtslos. Was ſie am allermeiſten verletzte, ja tief betrübte, war ihr eigenes Gefühl, daß er ſelbſt, ſowie ſein Betragen, ihr nicht gleichgiltig war, weßhalb ſie ſich mehr und mehr befangen in der Unterhaltung mit ihm fühlte und es deßhalb vorzog, anfänglich gezwungen, dann aber erleichtert, ja erheitert auf die munteren Geſpräche und ſprudelnden Scherze des jungen Huſarenoffiziers ſcheinbar mit großem Intereſſe einzugehen, weßhalb dieſer bei dem Thee der Frau von Stranizka nach ſeiner Verſicherung ein paar delicieuſe Stunden verlebte und dringend um die Erlaubniß bat, ſeinen Beſuch gelegentlich wiederholen zu dürfen, was ihm auch freundlichſt bewilligt wurde.

Schönfeld dagegen hatte sich große Mühe gegeben, um die Unterhaltung mit der alten Dame, auf welche er sich fast allein angewiesen sah, nicht verschiedene Male kläglich im Sande verlaufen zu lassen, und war ihm das trotz seiner großen Gewandtheit so schwer geworden, daß er sich förmlich erleichtert fühlte, als nun Beide entlassen wurden und er mit seinem Freunde den Corridor entlang schritt, um ihn bis an die Treppe zu geleiten.

Hier blieb der Husar stehen, schaute vorsichtig um sich her, ob ihn Niemand höre, und fragte dann, nachdem er beide Hände Schönfelds erfaßt: „Sage mir die Wahrheit, hast du reelle Absichten auf dieses wunderbare Mädchen und glaubst du das unverdiente Glück zu haben, diese Absichten erreichen zu können?“

„Wozu diese komische Frage?“

„Nun, beim Eid, das ist doch höchst einfach, weil ich mich im andern Falle nach der Familie Stranizka auf's Genaueste erkundigen werde, um dieser jungen Dame, dem schönsten und liebenswürdigsten Mädchen, das mir in meinem Leben vorgekommen ist, zuerst fest die Cour zu machen und dann meine Hand anzubieten.“

„Ist das mein Dank dafür, daß ich dich bei den Damen eingeführt?“ erwiederte Schönfeld mit einem etwas erzwungenen Lächeln. — „Wer wird eine solche Frage stellen und einem so die Pistole auf die Brust setzen! Was bedeuten Absichten, deren Erreichung so ferne liegt? Was kann ich zu erreichen hoffen, da ich noch nicht einmal weiß, welche Aufnahme meine Absichten finden würden!“

„Schöne Worte das, echt diplomatisch, aber mir wäre ein biederes Ja oder Nein lieber.“

„Ein anderes Mal vielleicht — schlafen wir darüber.“

„Du mit ihr unter einem Dache, unwürdiger Glücklicher, aber jedenfalls komme ich wieder.“

Damit eilte der Husarenoffizier die Treppe hinab und draußen angelangt, konnte er sich nicht enthalten auf die gegenüberliegende Seite der Straße zu gehen, um noch ein paar Augenblicke dorthin zu schauen, wo er Alma's Fenster vermuthete.

Schönfeld schritt noch lange in seinem Zimmer hin und her, nachdenkend und zuweilen mit sich selbst redend, um endlich in entschlossenem Tone halblaut zu sagen: „So oder so, Gewißheit muß ich haben, ehe ich dieses Haus verlasse.“

Auch Alma blieb, nachdem sich Frau von Stranizka in das Schlafzimmer zurückgezogen, noch eine Zeitlang im dunkelsten Winkel des Zimmers sitzen, wo man soeben den Thee genommen; sie hatte sich in den Lehnsessel der alten Dame weit zurückgelehnt, und ihre zusammengefalteten Hände vor die Augen gedrückt. So dachte sie nach über die Ereignisse der letzten Tage und sagte schließlich in merkwürdiger, gewiß unbewußter Uebereinstimmung mit Herrn Arthur Stein: „So oder so, Gewißheit muß ich haben, ehe wir dieses Haus verlassen; jedenfalls aber will ich nicht länger des Unrechts theilhaftig sein, ein Geheimniß mit ihm vor meiner Tante zu haben, sie soll Alles erfahren — nachdem ich ihn gesprochen.“

Eben ſo nutzlos es iſt, mit Jemand eine Unterredung zu ſuchen, der derſelben ausweichen will; eben ſo leicht finden ſich zwei zuſammen, welche Beide entſchloſſen ſind, unter ſich irgend einen Gegenſtand zur Sprache und zur Erledigung zu bringen, wozu hier in dieſem Falle noch ein glücklicher Umſtand das Seinige beitrug, da Frau von Stranizka am andern Tage jene leichte Operation zu beſtehen hatte, von der wir ſchon ſprachen und wobei es ihr dringender Wunſch war, daß Alma weder dabei gegenwärtig ſei, noch ſelbſt davon vorher Kenntniß erlange. Nichts war deßhalb natürlicher, als daß ſie Herrn Arthur Stein erſuchte, ihre Nichte auf einer kleinen Spazierfahrt zu begleiten, wozu das ſchöne Wetter heute noch ganz beſonders einlud. An jedem andern Tage würde ſich die junge Dame auf's Beſtimmteſte geweigert haben, heute aber gab ſie ihre Zuſtimmung, und als gegen zwei Uhr ein eleganter Wagen, den Herr von Schönfeld auf den Wunſch der Tante beſorgt hatte, bei der Klinik vorfuhr, ſah man Beide einſteigen und davonfahren.

Daß dieſes Sehen nicht nur bildlich zu verſtehen iſt, ſondern in Wirklichkeit durch verſchiedene Augen ſtattfand, dürfen wir hier der Wahrheit gemäß nicht verſchweigen, beſonders da zwei Paar dieſer Augen der Stiftsdame und der Bürgermeiſterin angehörten: doch bemerkten die Beiden im Wagen nichts davon, da ſie in tiefen Gedanken von dem Hauſe wegfuhren, durch die Vorſtadt in's Freie hinaus, Beide ſchweigſam, Beide nur die Gegenſtände betrachtend, die ſich neben ihrer Wagenſeite befanden.

„Wohin befehlen Sie, Fräulein von Stranizka?“

„Es ist mir das gleichgiltig, nur möchte ich gerne grüne Bäume sehen.“

„Ganz meiner Ansicht, und wenn Sie nichts dagegen haben, so machen wir eine Tour durch den äußern Park, können dort auch aussteigen und etwas zu Fuße gehen.“

„Gewiß, wenn es Ihnen recht ist.“

„Der leiseste Wunsch von Ihnen ist für mich ein Befehl, dessen Ausführung mich glücklich macht.“

„Sie sind zu gütig, Herr von Schönfeld.“

„Womit habe ich Ihnen das bewiesen?“ fragte er rasch.

„Nun, — in Ihrer soeben gethanen Aeußerung und dann auch —“

„Bitte, Fräulein, sprechen Sie weiter, wenn es etwas Angenehmes war, was Sie mir sagen wollten; ich habe lange nichts Angenehmes mehr von Ihnen gehört.“

„Ich wollte nur sagen, daß Sie ja so häufig recht freundlich, recht gütig gegen uns waren, indem Sie uns kleine Gefälligkeiten erzeigten, und stundenlang für die Unterhaltung meiner guten Tante sorgten, gewiß, dafür bin ich auch dem Herrn Arthur Stein recht dankbar.“

„Dieser glückliche Arthur Stein!“

Da sie hierauf nichts erwiederte, so stockte die Unterhaltung eine ziemlich lange Zeit, während sie auf einem Wege um einen Theil der Stadt nach dem Parke fuhren und diesen erreichten.

Wie hatte ſich hier in den wenigen Tagen und unter dem warmen belebenden Kuſſe der Frühlingsſonne Alles ſo wunderbar ſchön verändert! Wie hatten ſich überall die kleinen, neulich noch kaum ſichtbaren Knoſpen jetzt zu prachtvollen, ſaftig grünen Blättern entwickelt! Wie blühten Blumen rings umher! Wie entzückend dufteten jetzt die von Saft und Honig ſtrotzenden Fliederbüſche und wurden koſend umkreist von Schmetterling und Biene:

Wie Weihrauchswolken ſteigt der Blumen Düften,
Gleich gold'nen Kerzen flammt das Licht der Sonnen,
Als Jubelhymnen fluthen in den Lüften
Die Stimmen all' von Vöglein, Laub und Bronnen.
Der Himmel ſelbſt iſt tief herabgeſunken,
Daß liebend er der Erde ſich vermäle;
Es ſchauern alle Waſſer gottestrunken,
Und, wie verſtockt auch, ſchauert eure Seele.

Und trotzdem die Herzen der beiden jungen Leute ein klein wenig verſtockt waren, ſchauerten doch ihre Seelen bei dem wonnigen Duft, der aus Gras, Kräutern und Blumen emporſtieg, und bei dem jubilirenden Geſang der Lerchen hoch in den Lüften; ein Schauer, welcher ſich bei dem jungen Mädchen durch einen leichten Seufzer bemerkbar machte und ihn zu den Worten veranlaßte: „Wie glücklich, das zu genießen und ſo genießen zu dürfen — ach, Fräulein Alma —“

„Wäre es Ihnen vielleicht gefällig, jetzt auszuſteigen und ein wenig zu gehen?“ fragte ſie raſch und mit einem faſt ängſtlichen Tone.

„Ganz zu Ihrem Befehl," erwiederte er etwas kühl, — „wenn Sie nicht vorzögen, noch die paar Schritte bis dort zu der Eremitage zu fahren, wo die angenehmsten, schattigsten Wege sind."

Sie nickte leicht mit dem Kopfe, und als sie hierauf in kurzer Zeit den bezeichneten Platz erreicht, befahl er dem Kutscher zu halten und hier ihre Zurückkunft zu erwarten.

Ja, es war dies derselbe Platz, den er vor nicht vielen Tagen auf dem Pferde seines Freundes erreicht, damals, obgleich noch weit vom Ziele, in heiterer, übermüthiger Laune, heute, als scheinbar dem Ziele näher gerückt, in etwas gedrückter, bangender Stimmung. Sie konnte ja so entschlossen um sich blicken und reden, die sonst so stille und schüchterne Alma. Und gerade, daß sie heute durchaus keinen Anstand genommen, in seiner Begleitung auszufahren und sich jetzt von ihm gerade hieher führen ließ zu der bewußten Bank, bedeutete für ihn nichts Gutes, ja erschien ihm als eine Sicherheit, vor der ihm bange wurde, und deßhalb, als sie sich nun auf das eine Ende der Bank niederließ, setzte er sich mit einer so affectirten Demuth ganz auf das andere Ende der Bank, daß Alma, dies bemerkend, nicht umhin konnte, ihm zu sagen: „Welche neue Rolle, Herr von Schönfeld, ist das nun wieder, die Sie da anfangen, mir gegenüber zu spielen?"

„Gewiß keine neue, Fräulein von Stranizka," gab er lächelnd zur Antwort, — „sondern es will mich

einem Fenster nach dem Hofe und ein Schlafzimmer ohne weitere Oeffnung als die Thüre, zu welcher wir hereintraten. Hier befanden sich zwei große hölzerne Schragen mit einigem Bettwerk, im Vorzimmer aber ein wackeliger Tisch und zwei defekte Stühle. Der Kellner ließ uns allein, und gleich darauf erschien eine Magd, welche uns einen Brasero mit fast ausgebrannten Kohlen brachte, und sich zu gleicher Zeit erkundigte, wann wir zu Nacht zu speisen wünschten. In ganz Spanien hatten wir unter dem jüngeren weiblichen Geschlecht keine schmutzigere Erscheinung gesehen, als diese Donna; ihr einstens bunter Anzug hatte eine graue Aschfarbe angenommen, die sich auch ihrem vollen Gesichte mitgetheilt hatte, aus welchem übrigens frische Lippen, weiße Zähne und ein paar schöne, große Augen hervorglänzten. Es war uns nicht sehr angenehm, die Zubereitung unseres Nachtessens in den Händen dieses Mistkäfers zu wissen, und um dieselbe so weit als möglich zu überwachen, beschlossen wir, später in die Küche zu gehen; vorher aber machten wir einen Spaziergang auf den Markt, wo wir für geringes Geld eine Anzahl der schönsten Orangen einkauften.

Was wir später in der Küche von der Anfertigung unseres Essens sahen, trug nicht gerade dazu bei, unsern Appetit zu vermehren. Man bereitete für uns Hammelfleisch mit Reis, und obgleich die Padrona des Hauses, welche in der Ecke saß, die Kocherei höchstselbst zu überwachen schien und zuweilen mit dem Löffel in der Brühe herumfuhr, auch dieselbe kostete, so war es doch der Mistkäfer, der mit eigenen schmutzigen Händen die Ingredienzien hinzuthat, als: Zwiebel, Salz oder Pfeffer. Daß sie dabei mit eben diesen Händen abwechselnd in ihr schwarzes, struppiges Haar fuhr, war noch nicht das Schlimmste, und nach später glücklich vollbrachtem Nachtessen versicherte mich Horschelt, er habe gesehen, wie der Mistkäfer vor der Thüre einiges Holz klein gemacht und sich dabei eines Vortheils bedient habe, den man auch bei unsern Holzspältern sieht, um den glatten Stiel des Beils fester halten zu können. Doch in ähnlichen Fällen „schließt man die Augen zu und greift es herzhaft an." Daß wir es mit unserem

bedünken, als hätte ich Ihnen gegenüber es immer so gehalten, in scheuer Demuth und Verehrung."

„Lassen Sie die scheue Demuth lieber bei Seite und rücken Sie mir etwas näher, ich habe ernstlich mit Ihnen zu sprechen."

„Gott sei gelobt, wenn Sie das wirklich einmal wollten; ach, Fräulein Alma, wenn Sie wüßten, wie ich mich darnach gesehnt, endlich einmal mit Ihnen ein ruhiges, unbelauschtes, ernstes Wort reden zu können!" sagte Schönfeld, indem er hastig näher rückte.

„Nur muß ich dabei eine Bedingung machen: daß Sie sich nämlich ganz in die Rolle des Arthur Stein zurückversetzen, die Sie eigentlich niemals hätten verlassen sollen."

„Es wäre in der That vielleicht besser gewesen," gab er seufzend zur Antwort, — „doch ehe ich Arthur Stein war, hatte ich schon ziemlich lange als Schönfeld gelebt, weßhalb es mir unmöglich wurde, die für mich schwierige Rolle jenes Andern durchzuführen."

„Unter welcher wir aber das Vergnügen hatten, Sie kennen zu lernen, weßhalb ich auf einer Unterredung mit Herrn Arthur Stein bestehen muß."

„Ich aber hatte Sie früher gesehen, Fräulein Alma," rief er mit Wärme, — „und da es mir damals unmöglich war, mich unter meinem wahren Namen zu nähern, so kam ich auf die Idee, mich Ihnen hier unter einem falschen vorzustellen."

„Und hinter blauen Brillen, zwei Masken für eine."

„Ich leugne das durchaus nicht, da Sie es fühlen, da Sie es wissen, welcher Grund mich dazu trieb.“

„Wenn ich aber diesen Grund weder weiß, noch fühle, das heißt, weder wissen will, noch fühlen kann?“

„Ach, dann hätte ich allerdings mein Spiel verloren,“ sagte er, mit einem Male sehr ernst werdend, — „aber das ist nicht möglich, das kann nicht möglich sein, ich beschwöre Sie, Fräulein Alma; gestehen Sie mir, daß Sie beabsichtigen, mich ein klein wenig für meine allerdings verwegene Maskerade zu strafen — und wenn Sie in mein Herz schauen könnten, wie es bei Ihren Worten gebebt, so würden Sie es wissen, daß Sie Ihren Zweck vollkommen erreicht haben und mich härter gestraft, als es vielleicht in Ihrer Absicht lag, und wenn ich Ihnen dabei bekenne, daß ich etwas Strafe nicht als unverdient ansehe, so werden Sie alsdann handeln, wie es Ihnen Ihr mildes, edles Herz eingibt und mir die Hand zur Versöhnung reichen.“

Die junge Dame blickte vor sich auf den Boden nieder, in dessen feinem Sande sie die Spitze Ihres Sonnenschirmchens eingebohrt hatte, und sagte dabei mit leiserer Stimme: „Und warum sollte ich Ihnen die Hand der Versöhnung nicht reichen, ist das doch zu gleicher Zeit zum Abschiede!“

„Warum so grausam mit mir scherzen, Fräulein Alma?“

„Ich scherze durchaus nicht; wir werden in kurzer Zeit jenes Haus, wo wir wohnen, sowie die Stadt ver-

laſſen, doch ehe das geſchieht, hoffe und wünſche ich, daß Sie Ihre Comödie beendigen und uns als Herr Arthur Stein verlaſſen, damit ich nicht heute noch thun muß, was ich hätte ſchon längſt thun ſollen und wozu ich, beſonders nach unſerer kleinen Abendgeſellſchaft von geſtern Abend feſt entſchloſſen bin: nämlich meiner Tante zu entdecken, wer Sie ſind."

„Sie ſtellen mir da eine Wahl, bei welcher es mir ſehr leicht wird, einen Entſchluß zu faſſen, von Ihnen Abſchied zu nehmen oder in meiner Comödie entlarvt zu werden. In Gottes Namen, ich wähle das Letztere und hoffe, daß Ihre gütige Frau Tante mich beſſer verſtehen wird, als Sie mit Ihrem harten, unbeugſamen Herzen."

„Glauben Sie das ja nicht," erwiederte ſie haſtig, — „oder wenn ſie Sie verſteht, ſo wird ſie Ihnen mit Erſchrecken, ja mit Entſetzen zuhören und mein Betragen, das ja nur aus einem allerdings übertriebenen Mitleiden, einem vielleicht unerlaubten Wohlwollen entſprang, muß ihr als ein Verbrechen erſcheinen."

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie nicht ganz verſtehen kann," ſagte Herr von Schönfeld auf's Höchſte befremdet, ja tief verletzt durch die Worte der jungen Dame — „aus welchem Grunde könnte Frau von Stranizka das hohe, innige Intereſſe, welches ich an Ihnen nehme, und das kleine Wohlwollen, welches Sie mir bewieſen, Ihnen als ein Verbrechen anrechnen? Wie könnte ſie in meinen Bewerbungen auch nur das geringſte Unrecht ſehen? Wie

könnte ſie ſogar meine kleine Comödie, wie Sie das zu nennen beliebten, nicht verſtehen wollen, da es mir ja auf andere Weiſe unmöglich gemacht wurde, mich Ihnen zu nähern. — Sie werden ſich wahrſcheinlich nicht mehr erinnern, Fräulein Alma, wie häufig ich mich im vorigen Jahre in Baden an Ihren Weg ſtellte, wie ich alles Mögliche that, um durch einen ehrfurchtsvollen Gruß nur Ihre Aufmerkſamkeit zu erregen. Sie können nicht wiſſen, wie viel vergebliche Mühe ich mir gab, Ihnen unter meinem wahren Namen vorgeſtellt zu werden — o, Sie haben keine Ahnung davon, wie gewaltſam es mich in Ihre Nähe zog."

„Erlaſſen Sie mir das — erlaſſen Sie mir das —"

„Wie unglücklich ich mich fühlte, als Sie endlich ſpurlos verſchwunden waren, wie mich Ihr Bild unaufhörlich verfolgte —"

„Bitte, Herr von Schönfeld, nicht weiter."

„Doch, doch, Fräulein Alma, auf alle Gefahr hin, Sie ſollen es endlich einmal erfahren, wie unendlich ich Sie liebe — ja, daß ich Sie ſchon damals liebte, als ich Sie in Baden zum erſten Male geſehen —"

„Sie zwingen mich, Sie zu verlaſſen," ſagte ſie raſch aufſtehend, indem ſie einen ängſtlichen Blick ringsumher warf.

„O, unbeſorgt, Fräulein Alma, hier hört uns Niemand, als der blaue Himmel über uns, als Gott, der meine Gefühle kennt, und der ſich, da er ſie kennt, herzlich darüber freuen würde, wenn Sie Ihr finſteres trotziges Geſicht freundlich zu mir neigen würden."

„Ich kann nicht — ich darf nicht.“

„Schon wieder ein Räthſel wie vorhin. Warum dürfen Sie die Verſicherung meiner innigen Liebe nicht hören? O, Alma, laſſen Sie mich dieſe Hand ergreifen und küſſen, laſſen Sie mich zu Ihren Füßen wiederholen —“

„Halten Sie ein,“ rief ſie haſtig, indem ſie ihm ihre Hand entriß — „ich will Ihre Worte nicht hören und darf ſie nicht hören, es wäre auch meinerſeits ein Verbrechen gegenüber einer Perſon, die mir vor Allem theuer iſt.“

„Frau von Stranizka?“ fragte er aufſpringend in erregteſter Spannung.

Sie that einen tiefen Athemzug und ſchüttelte dann leicht mit dem Kopfe.

„Es iſt alſo Jemand anderes, der Ihnen theuer iſt?“

„Ja, Herr von Schönfeld.“

„Den Sie lieben?“

„Ich kann und darf es nicht leugnen.“

— — — — „A — a — a — ah — das iſt freilich etwas Anderes,“ ſagte er im Tone ſchmerzlichſter Reſignation und wandte ſich raſch ab, um ſeine zerſtörte Miene vor ihr zu verbergen, ſo wie die tiefe Bläſſe, mit der ſeine Züge bedeckt ſein mußten, da er es wohl fühlte, wie alles Blut gewaltſam nach ſeinem Herzen zurückſtrömte.

Aber auch das junge Mädchen ſchien nicht minder ergriffen zu ſein und es immer mehr zu werden, je länger er zauderte, ihr ſein Geſicht wieder zuzuwenden.

Anfänglich hatte ſich, allerdings von ihm unbemerkt, ein ſchelmiſches Lächeln um ihre ſchönen Lippen gezeigt, welches aber raſch verſchwand und auch nicht wieder zum Vorſchein kam, als ſie bemerkte, welch' tiefen, ja erſchütternden Eindruck ihre Worte auf Schönfeld gemacht.

Dieſer wandte ſich jetzt mit einer Verbeugung gegen ſie, und ſagte in ruhigem Tone: „Vielleicht darf ich Sie wenigſtens an den Wagen zurückbegleiten, wogegen ich Sie herzlich bitte, mir die gemeinſchaftliche Rückfahrt zu erlaſſen, da ich — noch einige dringende Geſchäfte in der Stadt zu beſorgen habe."

„Gewiß, Herr von Schönfeld," antwortete ſie mit ſanfter Stimme und ſetzte erſt nach einer auffallend langen Pauſe, während welcher ſie ſchon mehrere Schritte gethan hatte, hinzu: „wenn es Ihnen ſo gefällig iſt," und er, dem bei ruhiger Ueberlegung in irgend einem Geſpräche nicht leicht eine unnöthige Pauſe oder ein eigenthümlicher Wechſel in der Stimme entging, war in dieſem Augenblicke ſo unglücklich bewegt, ſo unempfindlich, ſelbſt für das, was ihm dies ſo heiß geliebte Mädchen ſagte, ſo von ſeinen ſtürmiſchen Gedanken überwältigt, daß er weder jene Pauſe empfand, noch das leichte Beben in ihrer Stimme hörte, noch den ſeltſamen Blick ſah, den ſie raſch auf ihn warf.

So erreichten ſie den Wagen. Er war ihr auf die ehrerbietigſte Art beim Einſteigen behilflich und dann ſchaute er ſie an, um ihren Befehl zum Fortfahren zu erwarten. Statt dieſen aber ſogleich zu geben, ſenkte das

junge, ſchöne Mädchen ihre leuchtenden Blicke mit einem ſo unausſprechlich milden Ausdruck in die Augen Schönfelds, welcher neben dem Wagen ſtand, daß er beim Anblick der ganzen Lieblichkeit dieſes wunderbaren Weſens ſein Unglück doppelt empfand und er faſt unwillkürlich in die leiſe geſprochenen Worte ausbrach: „O, Fräulein Alma, eine ſolch' harte und lang hinausgezogene Strafe habe ich denn doch wegen meiner kleinen, unſchuldigen Comödie nicht verdient."

„Welche Strafe denn?"

„O, dieſe Frage ſagt mir, daß Sie nie geliebt haben," rief er ſchmerzlich aus.

Sie blickte träumeriſch vor ſich hin, dann ſagte ſie ganz leiſe: „O ja, ich liebe — — — — aber Ihnen muß ich ſagen," fuhr ſie alsdann fort, indem wieder daſſelbe ſchelmiſche Lächeln um ihre feinen Lippen erſchien — „Sie nehmen nicht jenes Intereſſe an mir, welches mich Ihre Worte glauben ließen."

„O ich wollte, es wäre ſo, ich würde Sie alsdann nicht ſo troſtlos unglücklich verlaſſen."

„Nein, nein, denn ſonſt hätten Sie weiter geforſcht, nach dem Namen desjenigen, der mir theuer iſt."

„Einer, der mir unbekannt iſt, den ich haſſen muß."

„O nein, Sie kennen ihn, und werden ihn deßhalb nicht haſſen."

Da, mit einem Male trat das Bild ſeines Freundes, des jungen, ſchönen, glänzenden Huſarenoffiziers vor ſeine Seele, und obgleich er den Gedanken an ihn in

dieſem Zuſammenhange als lächerlich zurückdrängte, fühlte er doch jetzt mit einem Male neben dem Schmerz unerwiderter Liebe auch das Gefühl heftiger Eiferſucht und er rief aus: „Wenn ich ihn kenne, ſo flehe ich Sie an, mir ſeinen Namen zu nennen.“

Er hatte ſich raſch dem Wagen wieder genähert, faßte mit ſeiner Hand den Schlag deſſelben, und als er nun in Alma's glänzendes Auge blickte, als er fühlte, wie ſie ihre kleine Hand mit leiſem Druck auf ſeinen Arm legte, als er nun ihre kaum hörbar hingehauchten Worte vernahm: „Ich liebe ja jenen einfachen, beſcheidenen Menſchen, der mich ſo treulos verließ — Arthur Stein,“ da überwältigte ihn in richtiger Steigerung das unausſprechlich ſeligſte Glück, da bebte er vor Entzücken zurück, da fühlte er, wie ihm die Augen feucht wurden, und da wollte er raſch ſein Recht in Anſpruch nehmen, mit dem lieblichen Mädchen zurückzufahren.

Doch zu ſpät; faſt zugleich mit der Nennung jenes Namens rief ſie dem Kutſcher zu: „Fort nach Hauſe,“ worauf die ungeduldigen Pferde ſogleich anzogen, ſie wie im Fluge entführten und ihn in ganz kurzer Zeit weit hinter ſich zurückließen.

„Ah, die Verrätherin!“ rief Schönfeld im Tone des höchſten Entzückens und trotzdem auf's Innigſte beglückt und ſtrahlend vor Freude.

Während das im vorigen Kapitel Erzählte in freier, würziger Frühlingsluft vor sich ging, unter dem strahlend blauen Himmel, mit einem Einblick in zärtlich liebende Herzen und einem Ausblick auf eine hoffnungsreiche, ja glückselige Zeit, lag der arme Baron Knickenbrock in seinem dunklen Zimmer im Bette, war mit Augenläppchen bedient worden und mit einer guten Portion frischer Stirnsalbe, hatte zum Frühstück ein nahrhaftes Wasserſüppchen bekommen, und dachte nach über Vergangenes und Zukünftiges, wobei die Spitze seiner weißen Nachtmütze sehr herausfordernd nach oben gerichtet war.

Er langweilte sich gründlich dabei und hatte nicht einmal den Trost, wie schon früher bei ähnlichen Veranlassungen geärgert zu werden, durch die sehr energischen Reden der pommer'schen Gutsbesitzerin, die ihn früher in leidvollen Stunden häufig besuchte; mußte sich auch gestehen, durch sein Benehmen in den letzten Tagen solche tröstliche Besuche verscherzt zu haben, und konnte im Grunde selbst nicht begreifen, wie er so verblendet hatte sein können, nach jener allerdings sehr schönen Taube auf dem Dache zu schielen, statt den Sperling in seiner Hand fest zu halten. Und obendrein wäre es Unrecht gewesen, die runde, gesunde und herzlich freundliche Tochter der Gutsbesitzerin mit einem Sperling zu vergleichen — gewiß großes Unrecht, das er bei dem langsam dahin schleichenden Tage schwer und tief empfand und wofür er in den Nachmittagsstunden nach eingenommenem zweiten Wasserſüppchen anfing, der Betreffenden in seinem Innern herzlich Abbitte zu leisten.

Dieſer Scene folgte dann auch die Belohnung gewiſſermaßen auf dem Fuße nach, da ihm Johanna den Beſuch der Stiftsdame, ſowie der Bürgermeiſterin in Ausſicht ſtellte, die ſich nach ſeinem Befinden erkundigen wollte, wenn ihm das nicht ungelegen käme; und da ihn ſehr nach etwas Unterhaltung verlangte, ſo ſaßen beide Damen kurz darauf auf Stühlen vor ſeinem Bette, um ihm zu erzählen von dem herrlichen, warmen, ſonnigen Frühlingstage draußen, der Allen Luſt und Sehnſucht einflößte, das ernſte, düſtere Haus zu verlaſſen.

„Und wem das nur eben erlaubt iſt, der hat Gebrauch davon gemacht," ſagte die Bürgermeiſterin.

„Ach, die Glücklichen!" ſeufzte Baron Knickenbrock.

„Glücklich allerdings," meinte die blond gelockte Stiftsdame — „und beſonders ſolche, wie unſere liebe Gutsbeſitzerin, welche die gegründetſte Hoffnung hat, in den nächſten Tagen nach Hauſe zurückkehren zu dürfen."

„A — a — a — ah."

„Ja gewiß; der Herr Geheimrath erklärte ſie heute Morgens als beinahe vollkommen hergeſtellt und erlaubte ihr, trotz des ſonnigen Tages, eine Spazierfahrt nach dem Park."

„Richtig, und da ſah ſie auch —"

„Bſt" — ließ ſich die Stiftsdame vernehmen, aber ſo auffallend, daß Baron Knickenbrock ſich nothwendig nach der Urſache dieſer Dämpfung erkundigen mußte, worauf die Stiftsdame laut fortfuhr: „Nein, nein, die Gute hat ſich jedenfalls geirrt; ich bin überzeugt, jener

Nachteſſen nach zwölfſtündigem Ritte ebenſo machten, wird uns keine hungrige Seele verübeln; dabei war aber Hammelfleiſch und Reis ziemlich ſchlecht, der Wein mittelmäßig, und ſogar unſer letzter Troſt, die Chokolade, eine Brühe faſt ſo dünn, wie man ſie im lieben Deutſchland zu trinken pflegt. Ueberhaupt hatten wir mit Schrecken bemerkt, daß je mehr wir uns dem Süden Spaniens näherten, die Chokolade an Güte abnahm; es war nicht mehr die prächtige dicke Maſſe von Valencia und den Poſaden aus der Mancha, deren fingerdicken Rahm man mit dem Löffel abſchöpfte und dieſer dann doch noch in dem übrigen faſt aufrecht ſtehen blieb. So ändert ſich alles in dieſer Welt, aber was half unſer Klagen? wir machten dadurch die Köchin nicht reinlicher und die Chokolade nicht dicker. Intereſſant war uns ein großer, ſehr alter, meſſingner, dreiarmiger Leuchter, welcher unſerem Souper leuchtete; dieſer hatte nämlich oben auf der Spitze den kaiſerlich öſterreichiſchen Doppeladler, wohl kunſtlos gearbeitet, aber nicht zu verkennen. Obgleich man denſelben in Spanien an faſt allen Gebäuden aus der Regierungszeit Karl's V. häufig findet, ſo überraſchte es uns doch eigenthümlich, ihn an einem Hausgeräth zu finden, doch fanden wir es angenehm, das bekannte, liebe Wappenzeichen hier vor uns zu ſehen.

Die ganze Fonda mit ihren ziemlich großen Gebäuden hatte dabei etwas ſo Oedes und Unheimliches, daß wir zum erſtenmal unſere Thüre zu verriegeln ſuchten und vor Schlafengehen die Gewehre neben uns lehnten und die Meſſer unter dem Kopfkiſſen verbargen. Morgen alſo ſollten wir Val de Peñas erreichen und dort unſere Freunde wiederfinden; ich ſage Freunde, denn neben unſerem Reiſegefährten, Baumeiſter Leins, hatten uns bekanntlich noch ein paar liebe deutſche Bekannte aus Madrid, Herr Steinfeld und Herr Weiß, am Fuß der Sierra Morena Rendezvous gegeben, um mit uns durch den herrlichen Gebirgspaß zu ziehen.

Schon öfters während der langen Ritte der letzten Tage hatten wir uns dieſes Zuſammentreffen aufs Lebhafteſte und Freundlichſte ausgemalt, und beſchloſſen, wo möglich den Freun-

Herr und jene Dame, welche ſie im tiefſten Geſpräch beiſammen geſehen, waren ganz andere Perſonen.“

„Wie Sie aber ſtreiten mögen, beſte Freundin,“ erwiederte hartnäckig die Bürgermeiſterin — „haben denn die Beiden aus ihrem gemeinſchaftlichen Spaziergange ein Hehl gemacht? Sind ſie nicht hier vom Hauſe in einem Wagen weggefahren — und wie zärtlich — ich habe das deutlich geſehen, und ich verſtehe mich darauf.“

„Empörend!“ meinte die Stiftsdame — „während ſich die arme Tante auf ihre Operation vorbereitete.“

„Mindeſtens herzlos; aber eine ſolche Leidenſchaft überflügelt alle Grenzen, allen Anſtand.“

„Dürfte ich Sie wohl fragen, meine verehrten Damen, über welche Perſonen und welche Thatſachen Sie reden?“

„Ah, richtig, Sie wiſſen nichts davon.“

„Wie ſollte ich — in meinem Bette.“

„Dieſer Herr Arthur Stein.“

„Und jene ſogenannte Nichte der Frau von Stranizka.“

„Benützten ebenfalls den herrlichen Frühlingstag.“

„Um eine Fahrt in den Park zu machen.“

„Allwo ſie ausſtiegen.“

„Sich in das Gebüſch verloren.“

„Um nach einer halben Stunde wieder zum Vorſchein zu kommen.“

„Erſtaunlich!“

„Empörend!“

„Aber erklärlich bei dem Charakter dieſer Kokette.“

Und das war die weiße, unschuldige Taube, der er nachgeschaut, bis ihn die Augen schmerzten; der er es vielleicht zu verdanken hatte, daß, um in unserem Gleichniß von soeben fortzufahren, der Sperling seinen Händen entschlüpft war, um vielleicht ohne Abschied heimzukehren, nach seinen pommer'schen Gefilden — — — —

Doch hatte das Schicksal nicht beschlossen, ihn gar so hart zu bestrafen; denn nach einem sehr kräftigen, künstlichen Blutegel, der ihm Abends zu Theil wurde, sowie nach einer ziemlich ruhig verbrachten Nacht war die leichte Röthe in seinen Augen gänzlich verschwunden. Ja, er sah zu seinem großen Vergnügen den darauf folgenden Tag, daß sich Schulze wieder zu einem langen Faden auseinander gezogen und Müller anfing, sehr in die Breite und in Nebel zu zerfließen. Er durfte nicht nur das Bett verlassen, sondern auch hinter blauen Brillen in seinem Zimmer spazieren gehen und Besuche empfangen, Besuche sehr lehrreicher und angenehmer Art, zu welch' letzteren wir den der pommer'schen Gutsbesitzerin und ihrer Tochter zu rechnen haben, welche, wie sie mit drohend erhobenem Zeigefinger, aber mit freundlichem Lächeln sagte, Gnade vor Recht wollte ergehen lassen und ihre Abreise noch um einige Tage verschieben, um ihm Gelegenheit zu geben, sie nach ihrer Heimath zu begleiten. —

Alma war nach jener Unterredung im Parke in heiterer, seliger Stimmung zurückgekehrt, und wenn sie auch die Nachricht von der glücklich überstandenen Operation der geliebten Tante auf's Tiefste erschütterte, so war doch

der Zuſtand derſelben nach der Verſicherung des berühmten Arztes ſo befriedigend, daß ſie Freudenthränen weinte, von denen ein Paar auch der Unterredung von heute Morgens galten.

Daß Herr Arthur Stein nicht mit ihr hieher zurückgekehrt ſei, verſchwieg ſie nicht, ſondern ſagte der Wahrheit gemäß, derſelbe habe ſie dringender Geſchäfte halber verlaſſen und ſei in der Stadt geblieben, wobei es ihr allerdings auffiel, daß Frau von Stranizka dieſe Nachricht kopfnickend mit einem ſeltſamen, faſt bitteren Lächeln entgegennahm, und wobei es Alma in kleine Beſtürzung verſetzte, als dann die Tante nach einer kleinen Pauſe ſagte: „Ja, dieſer Herr Arthur Stein iſt auch wieder einmal ein Beweis, wie leicht es einem geſchieht, durch übel angebrachtes Mitleiden zum Beſten gehalten zu werden.“

„Wie ſo, Tante?“

„Heute in aller Frühe iſt Fürſt Potemkin abgereiſt und ſandte mir mit einem freundlichen Schreiben dort jenes Bijou, um es Herrn Arthur Stein zu geben zum Dank für die vielen Stunden, welche er ſeiner Unterhaltung gewidmet. Ich zeigte es ohne Arg dem Herrn Geheimrath, welcher lachend meinte, das wäre allerdings ein recht hübſcher Dank, doch würde Herr Stein es wohl verſtanden haben, ſich durch ſeine Bemühungen einen noch ſchöneren Lohn zu verdienen.“ Glücklicher Weiſe war der Lichtſchirm der guten Frau von Stranizka ſo dicht und ſo tief über die Augen herabreichend, daß ſie die flammende

Röthe, welche ſich bei ihren letzten Worten raſch über das Geſicht Alma's ausbreitete, nicht bemerken konnte; doch ſchlug das Herz des jungen Mädchens verrätheriſch heftig und ſie brachte mit Mühe die Frage heraus: „Welch' ſchöneren Lohn meinte er damit?“

„Das verlangte mich ebenfalls zu wiſſen, und ſo erfuhr ich denn, daß Herr Arthur Stein einer der erſten und tüchtigſten Beamten des auswärtigen Miniſteriums ſei, der mein Mitleiden, meine Leichtgläubigkeit dazu benützt, um dem Fürſten Potemkin in ganz unverfänglicher Eigenſchaft empfohlen zu werden. Alles an dieſem ſchlauen Herrn war kluge, wohl bedachte Maske, ſeine Mittelloſigkeit, ſeine beſcheidene Stellung in der Welt, ſelbſt ſein Name, und hinter ſeinen blauen Brillen hat uns der Herr Legationsrath Baron von Schönfeld tüchtig hinter's Licht geführt.“

„Das iſt recht — recht ſchlecht von ihm,“ ſagte das junge Mädchen nach einem tiefen, ſchweren Athemzuge und nachdem ſie beide Hände feſt auf ihre Bruſt gedrückt.

„Alles Maske, mein Kind, ſeine Freundlichkeit gegen uns, die herzlichen Worte, welche ihm ſo leicht vom Munde gingen, das tiefe Gefühl, welches er vortrefflich heuchelnd zu äußern wußte.“

„— — Alles Maske — —“

Alles Maske.

„Ja, dieſe Diplomaten; es iſt ein garſtiges, herzloſes Metier! Um einen Zweck zu erreichen, ſchonen ſie

das Ehrwürdigſte und Heiligſte nicht und ſind ihnen alle Mittel recht."

„Ja, ja, es ſcheint ſo, daß ihnen alle Mittel recht ſind," hauchte Alma ſchmerzerfüllt vor ſich nieder.

„Ich bedaure nur Eines," ſagte die alte Dame mit großer Energie und in einem ſehr ſchnarrenden Tone — „daß dieſer Herr Arthur Stein mir gekommen iſt, während ich mich hinter blauen Brillen befand. Wäre ich friſch und geſund geweſen wie früher, ſo hätte ich ihn nach der erſten Unterredung durchſchaut und ablaufen laſſen. Mache dir aber nichts daraus, mein Kind; im Grunde war das immerhin eine nicht unintereſſante Bekanntſchaft, und da er uns mit ſeinen diplomatiſchen Kniffen in keiner Weiſe wehe gethan, ja zuweilen recht artig unterhalten, ſo wollen wir über das Betragen des Herrn von Schönfeld den Mantel chriſtlicher Liebe decken und Herrn Arthur Stein vergeſſen."

„Ja, wir wollen ihn vergeſſen — gewiß, meine liebe gute Tante, und nur dankbar ſein für Ihre glückliche und raſche Geneſung."

„Ja, mein liebes Kind, das wollen wir; iſt doch das, was der Himmel durch die hohe Kunſt des berühmten Arztes an mir gethan, faſt wie ein Wunder anzuſehen, und wie leicht und raſch iſt es vorüber gegangen, wo andere Aerzte und auch ich ſelber Monate lang ſchwere Leiden vorausſahen, deßhalb wollen wir getroſt einen dicken Strich durch die andere Geſchichte machen und nicht mehr daran denken."

„Gewiß, liebe Tante, wir wollen — verſuchen — nicht mehr daran zu denken. —“ Das Wort „verſuchen“ ſprach Alma ganz leiſe vor ſich hin und auch mit dem feſten Vorſatze, den Verſuch zu machen, das Bild jenes falſchen Menſchen aus ihrem Herzen zu reißen.

„Dagegen kann ich dir, mein liebes Kind, auch eine beſſere Nachricht geben,“ ſagte Frau von Stranizka nach einer Pauſe — „wir brauchen nun nur noch ein paar Tage hier in dieſem Hauſe zu bleiben und können dann nach unſerm Gaſthof zurückkehren, was immerhin ſehr angenehm iſt.“

„Mehr noch freue ich mich auf unſere Rückkehr nach Hauſe.“

Darauf küßte Frau von Stranizka das junge Mädchen auf die Stirn und ging dann in ihr Zimmer, um Alma mit ihren Gedanken und ihrem Schmerze allein zu laſſen.

Herr Arthur Stein-Schönfeld hatte den davoneilenden Wagen, in welchem Alma ſaß, welche an der Biegung der Straße noch einmal nach ihm umſchaute, ſo lange mit ſeinen Augen verfolgt, bis er auch nicht mehr das Geringſte von demſelben ſah; ja, bis auch der unter den Rädern aufwirbelnde Staub zwiſchen den Büſchen verſchwunden war. Dann kehrte er in der gemüthlichſten und heiterſten Stimmung von der Welt nach der Stadt zurück, um ſich hier zu ſeinem Chef, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, zu begeben.

„Das wäre ſo ziemlich gelungen,“ rief ihm Seine

Excellenz entgegen, wobei ſie ſich vergnügt die Hände rieben — „ſoeben verläßt mich unſer ruſſiſcher Geſandter, der mir recht freundliche Grüße von dem heute abgereiſten Fürſten Potemkin überbrachte, wobei der Fürſt ſich auf's Freundlichſte entſchuldigte, mich hier nicht aufgeſucht zu haben, da ein ſolcher Beſuch in Paris zu allerlei Bemerkungen hätte Veranlaſſung geben können. Der ruſſiſche Geſandte aber ſagte mir ganz vertraulich, daß der Fürſt mit den beſten Intentionen für uns nach Frankreich abgereiſt ſei; und wem wir das zu verdanken haben, das weiß Niemand beſſer, als ich. Gewiß, mein lieber Schönfeld, ſo ungern ich Sie hier aus meinem Departement entlaſſe, ſo liegen doch Ihre Briefe ſchon bereit, und ich muß bitten ſich ſchleunigſt für Florenz zu rüſten."

„Mit meinem herzlichſten Dank, Excellenz, muß ich doch um einige Tage Zeit bitten, um meine kleinen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, zu denen ſich gerade heute noch eine neue zuzugeſellen droht, die meiner Verheirathung nämlich."

„Was der Teufel, davon habe ich ja keine Ahnung gehabt!"

„Ich auch nicht, Excellenz, bis mir vor wenigen Tagen der Gedanke kam, wie ſehr Seine Majeſtät darauf hält, daß allerhöchſt ſeine Geſandtſchaften auch in deren innerſten Departements würdig vertreten ſind."

„Ah, Sie Schäker, heirathen deßhalb aus Pflichtgefühl?"

„Gewiß, nur aus Pflichtgefühl."

„Und wer iſt die Glückliche?“

„Ein Fräulein von Stranizka.“

„Eine gute Familie! Und wie ich gehört habe, hält ſich die junge Dame im gegenwärtigen Augenblicke hier auf?“

„Ja, mit ihrer Tante; ich ſah ſie voriges Jahr in Baden und machte hier in der Augenklinik ihre nähere Bekanntſchaft.“

„Hinter blauen Brillen,“ ſagte Seine Excellenz mit aufgehobenem Zeigefinger — „mir ſcheint, Sie haben ein wenig Maskerade geſpielt.“

„O ja, Excellenz, ebenſo ſüß es iſt, ſich nach einem kleinen Streite mit der Geliebten zu verſöhnen, ebenſo reizend iſt es auch, ſich zu demaskiren, wenn man ſeiner Sache gewiß iſt.“

„Nun, ich wünſche Ihnen das Beſte, und will alle nöthigen Schritte für Sie thun, ſorgen Sie nur dafür, daß Ihre Abreiſe durch Ihre Verheirathung nicht zu lange aufgeſchoben wird.“

„Unbeſorgt, Excellenz; es preſſirt mir ſelbſt.“

„Das kann ich mir denken; alſo auf Wiederſehen.“

Nun wußte Herr von Schönfeld in der That nicht, wo er zuerſt hinfahren ſollte, wo zuletzt, und wie er einmal angefangen hatte, ſeine mannigfaltigen Geſchäfte abzuwickeln, da ſah er ein, wie viel überhaupt zu thun war, und fand weder den heutigen Tag, noch den morgigen die nöthige Zeit, um das ſüßeſte ſeiner Geſchäfte in aller Ruhe ausführen zu können. Dabei ſprach er lächelnd

zu ſich ſelbſt: „Eine kleine Strafe hat die Verrätherin ſchon dafür verdient, daß ſie mich in den Park hinpflanzte, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern; und was die würdige Johanna anbelangt, ſo möchte ich ihr erſtauntes Geſicht ſehen, weil ich mich ohne ihre Erlaubniß entfernt und es gewagt habe, zwei Nächte nicht nach meinem Käfig zurückzukehren — in der That ein Käfig, und wenn ich jetzt an das dunkle Haus denke mit ſeinen düſteren Treppen, blauen Vorhängen und blauen Brillen, ſo könnte mich ein gelinder Schauder überfahren, wenn ich nicht in jenen ernſten Mauern das Beſte, Liebſte und Schönſte wüßte, was es für mich auf der Welt gibt — ſie — ſie — ſie!“

Endlich am dritten Tage jagte er Vormittags in ſeiner eigenen Equipage zur ſchicklichſten Stunde vor die Augenklinik und eilte ſogleich die Treppe hinauf nach dem Zimmer der Frau von Stranizka. Wie war ihm aber zu Muthe, als auf ſein leiſes Anklopfen eine unbekannte Stimme „herein“ rief, und als er, die Thüre öffnend, einen alten dicken Herrn gewahrte mit großem ſtruppigen Barte, mürriſchem Geſichtsausdruck, mit blauen Brillen und darüber noch mit einem großen Lichtſchirme verſehen, der wie ein eben friſch eingefangener Bär unmuthig, verdrießlich hin und her durch das Zimmer ſchritt und ihm von der Seite ein ſehr kurzes „was beliebt?“ entgegenbrummte.

„— — Entſchuldigen Sie ſehr, ich glaube, daß ich mich in der Zimmerthüre geirrt habe.“

„Möglich, doch unbegreiflich, da draußen die Nummern recht groß angeſchrieben ſtehen.“

„Gewiß, und ich bitte tausendmal um Entschuldigung.“

Die Thür des Nebenzimmers, wo Alma gewohnt, stand offen, ebenso die Fenster, und obgleich durch letztere der freundliche, klare Himmel in das Gemach blickte, erschien es ihm doch so trostlos und unheimlich, daß er rasch daran vorübereilte, die zweite Treppe hinauf nach seiner eigenen Stube. Hier, vor derselben auf dem Gange sah er Johanna stehen, bewaffnet mit Staubbesen und Abwischlappen, welche beide Gegenstände sie fast vor Erstaunen aus der Hand fallen ließ, als sie den Flüchtling erblickte — und wie erblickte! Nicht in dem bescheidenen Anzuge, wie er sich für einen ehrsamen Kranken des dritten Stockwerks paßt, aber aufgeregt und erhitzt und ohne blaue Brillen.

„Nein, Herr Stein, was zu arg ist, das ist zu arg; zwei Nächte —“

„Habe ich gefehlt, ich weiß das ganz genau.“

„Ja, nehmen Sie mir nicht übel, das ist stark, und wie Sie aussehen, wenn der Herr Assistenzarzt Sie in diesem Zustand sieht, so gibt er Ihnen einige Tage dunkles Zimmer und ich würde Ihnen dringend rathen, sich zu Bett zu legen und Ihre Stirnsalbe zu benützen, die noch ganz unangerührt hier auf dem Tische steht.“

„Ein andermal, gewiß ein andermal — mit großem Vergnügen, jetzt aber bitte ich Sie dringend, mir rasch eine Frage zu beantworten, wo sind die Damen von Nr. 11 und 12 des ersten Stockes?“

den zuvorzukommen und ſie mit einem Glaſe des vortrefflichen Weines, der dort wächst, des beſten ſpaniſchen Landweines — in der ſchönſten Val de Peñas-Laune zu empfangen. Da wir aber von Almagro dorthin noch eine Strecke von circa acht Leguas hatten, beſchloſſen wir, noch vor der Morgendämmerung aufzubrechen, was auch dem edlen Felipe recht angenehm zu ſein ſchien, denn da er uns in Val de Peñas verlaſſen ſollte, ſo hoffte er, an demſelben Tage mit ſeinen Thieren noch eine gute Strecke des Heimwegs zurücklegen zu können.

Es war noch finſtere Nacht, als er uns weckte, kaum drei Uhr, und ſogar in unſerem Schlafzimmer recht empfindlich kalt. Wir kleideten uns haſtig an, und erhielten unſere Chokolade durch den Miſtkäfer, den Felipe ebenfalls zu ſo guter Stunde von ſeinem Strohſacke aufgejagt. Daß dieſe edle Spanierin in ihrem vollſtändigen Anzug zu Bett gegangen ſein mußte, ſahen wir deutlich an ihren Kleidern, welche ſich genau in demſelben Zuſtande befanden, wie Abends vorher. Unſere Rechnung war größer als an den vorhergehenden Tagen, und ſo verließen wir denn noch ziemlich ſchlaftrunken und mißmuthig die Fonda und klepperten durch die öden Gaſſen Almagro's.

Der Himmel war klar und ſternenhell und die Kälte ſo groß, daß der Boden hart gefroren war. Wenn ich bei dieſen unſeren Touren zu Pferde ſaß, ſo war es mein erſtes Geſchäft, ſämmtliches Gepäck, Waffen und alle Gegenſtände zu unterſuchen, die ich bei mir trug, ob ich nichts zurückgelaſſen. Dieß hatte ich heute Morgen vergeſſen, mich feſt in meine Manta gewickelt, und trabte, die brennende Cigarre im Munde, verdroſſen und ſchweigend über das dämmerige Feld dahin; Horſchelt machte es ebenſo, und Felipe, den die Bepackung ſeines Maulthiers aufgehalten hatte, kam hinter uns drein. Auf einmal rief er uns zu, wir möchten einen Augenblick halten. Ich wandte mein Pferd um und ſah ſogleich, daß uns vom Stadtthore her Jemand eiligſt nachlief und zuweilen rief. Wir ritten zurück, der ankommenden Perſon entgegen, und ſahen, daß es der arme Miſtkäfer war, der mir meine Geldtaſche

„Abgereist, gestern Mittag.“

„Abgereist? das ist ja ganz unmöglich, und wohin?“

„Ich weiß es nicht, fragen Sie drunten den Herrn Inspector.“

Schönfeld wandte sich rasch, um hinab zu eilen; doch kehrte er noch einmal in's Zimmer zurück, wo Johanna in aller Bestürzung über dies unerhörte Benehmen wie erstarrt stehen geblieben war, indem er ihr hastig zurief: „Packen Sie meine Sachen zusammen, ich werde sie später holen lassen; Ihnen aber danke ich herzlich für alle mir bewiesene Freundlichkeit und bitte Sie —“

Ohne indessen seine Bitte auszusprechen, näherte er seine Hand derjenigen Johannas und als er hierauf in ein paar flüchtigen Sätzen die Treppe hinab verschwunden war, hatte sich das Erstaunen der würdigen Gehilfin durchaus nicht gemäßigt, da sie in ihrer Hand einen doppelten Friedrichsd'or glänzen sah.

Drunten, bei dem Inspector des Hauses that Herr von Schönfeld die gleiche Frage, allerdings mit größerer Ruhe und Mäßigung, und erhielt die gleiche Antwort — abgereist, man wußte nicht wohin.

Er berichtigte die bescheidenen Kosten seines Aufenthaltes, er warf sich in seinen Wagen, er fuhr nach dem Hotel du Nord.

„Frau von Stranizka?“

„Vor einer Viertelstunde abgereist, Herr Baron.“

„Wohin?“

„Nach dem Ostbahnhof.“

Die feurigen Trakehner vor seinem Wagen mußten trotz ihrer Flüchtigkeit erfahren, welche Eile ihr Herr hatte; sie griffen aus, daß das Pflaster klirrte und das leichte Coupé, welches sie zogen, sich in einer Schlangenlinie fortbewegte, und doch ging es ihm nicht rasch genug, und doch riß er nach jedem paar Secunden die Uhr aus der Tasche, welche jetzt die Mittagsstunde zeigte, genau die Zeit, wo der Courierzug abging, den Frau von Stranizka benützen mußte, um nach Hause zurückzukehren.

„Das dritte Zeichen,“ rief der Kutscher, sich umschauend, in den Wagen, als die Pferde durch das Eingangsthor des Bahnhofs jagten.

„Fahr zu.“

Noch im Fluge des Wagens sprang Schönfeld hinaus, da es dem Kutscher unmöglich gewesen, die edlen Thiere zu pariren und sie eine gute Strecke neben der Treppe der Einsteighalle hinaus schoßen.

„Der Courierzug?“ fragte er den Portier.

„Geht soeben ab, Herr Baron.“

„Suchen Sie ihn eine Secunde aufzuhalten und ich werde Sie auf's Reichste belohnen.“

Der Beamte, welcher den ersten Legationsrath des auswärtigen Ministeriums genau kannte, stürzte davon und war so glücklich, den Zugmeister zu erhaschen, wie dieser im Begriffe war, die Signalpfeife an den Mund zu setzen, und der nun ehrerbietigst salutirte, als er den Baron von Schönfeld heraneilen sah.

„Haben Sie zwei Damen im Zuge, wovon die ältere blaue Brillen trägt?"

„Ja, Herr Baron, — ſteigen Sie ein, aber raſch, wenn ich bitten darf." Er riß ein Coupé erſter Claſſe auf, Schönfeld ſtürzte hinein, und da ſich der Zug zu gleicher Zeit in Bewegung ſetzte, ſo fiel er etwas heftig in die weichen Kiſſen hinein — doch der Himmel ſei gelobt! ſoviel er in der dunklen Einſteighalle bemerken konnte, ſaß in der anderen Ecke des Wagens Frau von Stranizka mit ihrer blauen Brille, Alma ihr gegenüber.

Die Lokomotive pfiff, der ungeduldige Dampf brauſte und ziſchte, der Zug verließ den Bahnhof und raſſelte in das heitere Tageslicht hinaus.

Was aber ſah Herr von Schönfeld, der ſich nun raſch mit innigen herzlichen Worten gegen die Damen wandte? — Er ſah in der anderen Ecke des Wagens hinter blauen Brillen die pommer'ſche Gutsbeſitzerin, derſelben gegenüber ihre Tochter und an deren Seite den Herrn Baron von Knickenbrock, alle Drei mit ſehr langen und wenig freundlichen Geſichtern.

Wie gerne wäre Herr von Schönfeld dem Eiſenbahnwagen entſprungen! Wie ernſtlich überlegte er im erſten Augenblicke höchſt unangenehmer Ueberraſchung, ob ſich dies nicht thun laſſe. Ja, wenn es nur ein Bummelzug geweſen wäre, der, recht langſam anfahrend, ſich mit großer Behaglichkeit durch die verſchiedenartigſten Hinder-

niſſe des Bahnhofes durchwindet, neben welchem man eine gute Strecke zu Fuß laufen kann, wie es ja Conducteure und Zugmeiſter häufig zu thun pflegen — aber ein Courierzug, welcher mit dem unangenehmen Bewußtſein von mindeſtens 2½ Minuten Verſpätung aus der Bahnhofhalle hinausbrauſt — keine Möglichkeit, hier zu entkommen: es wäre Wahnſinn geweſen, ſo Etwas auch nur zu denken. Herr von Schönfeld that deßhalb das Klügſte, was er thun konnte: die Geſellſchaft in der anderen Ecke durch ein leichtes Abnehmen ſeines Hutes grüßend und ſich alsdann feſt in die ſeinige drückend, um mit einem Gefühle von Schmerz, Wuth, ja halber Verzweiflung in die Landſchaft hinaus zu ſchauen.

Wo waren die, die er ſuchte? Hatte Frau v. Stranizka im Hotel du Nord vielleicht nur vorgegeben, ſie fahre nach dem Oſtbahnhof, nur um ſeinen Nachforſchungen zu entgehen? — Möglich; vielleicht aber hatte ſich der Kellner im Hotel du Nord auch in der Perſon geirrt, getäuſcht durch die blauen Brillen der pommer'ſchen Gutsbeſitzerin, und Frau von Stranizka befand ſich ruhig auf ihrem Zimmer, während er wie ein Narr davonjagte, vielleicht von ihr oder Alma geſehen und in den Verdacht kommend, als zöge es ihn jenem pommer'ſchen Gänſeblümchen nach — verfluchte Situation, und dabei die trockene, faſt ſpöttiſche Miene, mit der hier im Coupé von den beiden Damen ſein Gruß erwiedert worden war, während ihm der würdige Baron von Knickenbrock eine Miene machte, als warte er nur auf eine ſchickliche Ge-

legenheit, einen Viaduct über tiefem Abgrunde oder einen finſtern Tunnel, um ihm gemächlich den Hals umzudrehen und ihn dann zum Fenſter hinauszuwerfen.

Jetzt erſchien des Zugmeiſters rothes freundliches Geſicht vor dem Fenſter und er ſagte: „Das wäre gelungen, Herr Baron, aber es hat ſich wahrhaftig um eine halbe Secunde gehandelt; ich bin nur froh, daß der Herr Baron ſeinen Zweck erreicht hat — wohin darf ich Ihnen einen Platz nehmen?“

Ja, wenn Herr von Schönfeld das nur ſelbſt gewußt hätte! Er beugte ſich ſo weit aus dem Wagen hinaus, um leiſe in das Ohr des Beamten reden zu können; er fragte ihn etwas, worauf der Zugmeiſter mit den Achſeln zuckte und den Kopf ſchüttelte, dann erwiederte: „Ich glaube nicht, Herr Baron, daß ſich eine andere Dame mit blauen Brillen auf dem Zuge befindet, will aber ſogleich ſorgfältig ſelbſt nachſehen.“

„Seien Sie meines Dankes gewiß.“

„Bitte, Herr Baron — ehe der Zug hält, ſollen Sie den genaueſten Beſcheid haben.“

Es war eine recht lange Station, die ſie durchflogen; acht deutſche Meilen in der Stunde, ſo daß die Bäume, Häuſer, kurz Alles, was ſich dicht an der Bahn befand, nur auf die eilfertigſte Art, wie aufgeſchreckt und überraſcht, vorbei zu huſchen ſchien, und es mochte beinahe eine Stunde vergangen ſein, als die Lokomotive endlich einmal ihre Schnelligkeit verminderte und dann nach einem langandauernden Pfiffe hielt.

Da erſchien auch ſchon der gefällige Zugmeiſter und Herr Schönfeld ſah ſein freundliches Lächeln und Kopfnicken mit einem tiefen, erleichternden Athemzuge.

„Sie haben die Damen gefunden?“

„Gewiß, Herr Baron, habe Sie auch ſchon angemeldet.“

„A — a — a — ah — wenn Sie da nur keine Voreiligkeit begangen haben, mein lieber Herr Zugmeiſter.“

„Meiner Treu', das dachte ich anfänglich auch; denn die Dame mit der blauen Brille ſchien ſich anfänglich auf den Namen des Herrn Barons durchaus nicht beſinnen zu können, bis ich ſagte, es ſei doch kein Irrthum möglich; der Herr Baron hätten, wie mir der Portier geſagt, beinahe ſeine Pferde todt gefahren, um noch den Zug zu erreichen; der Herr Baron hätten alsdann beinahe athemlos nach zwei Damen gefragt, von denen die eine blaue Brillen trüge, und darauf hätte ich den Herrn Baron in ein Coupé zu zwei ſolchen Damen gebracht, die aber durchaus nicht die richtigen geweſen; dann lächelte die ältere Dame ein klein wenig, und die jüngere ſagte: „Nicht wahr, liebe Tante, der Herr Baron ſoll uns willkommen ſein,“ — hier ſind die Damen in einem Coupé ganz allein und ich will ſorgen, daß Sie keine weitere Geſellſchaft bekommen.“

Diesmal war es das richtige Coupé, in welches Herr von Schönfeld nach einigem Zögern ſtieg. Dort, in der Ecke ſaß Frau von Stranizka, ſeinen ehrfurchts-

vollen Gruß nicht gerade unfreundlich erwiedernd, während Alma entfernter, offenbar in einiger Verwirrung, ſich raſch gegen das Fenſter wandte, nachdem ſie flüchtig mit dem Kopfe genickt. Dann ſetzte er ſich recht dicht zu der alten Dame hin, und wohl empfindend, wie ſchwierig und peinlich es in ſeiner Lage ſei, hier in dem raſſelnden Wagen beim Brauſen und Keuchen der Lokomotive zarte Gefühle, und noch obendrein ohne große Einleitung preisgeben zu müſſen, fühlte er doch die bittere Nothwendigkeit, ſowie das Unmögliche, hier mit einem conventionellen Geſpräche zu beginnen, und ſagte deßhalb, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſich lächerlich zu machen: „Gnädige Frau, Sie ſehen in mir den Legationsrath Baron von Schönfeld, ſeit heute früh Geſandter in Florenz und ehemaliger Herr Arthur Stein, welcher dieſe Maske annahm, nur um unter derſelben und hinter blauen Brillen Ihre Bekanntſchaft machen zu können; denſelben Arthur Stein, den Sie freundlich, mitleidig, gütig aufnahmen, den Sie die Bekanntſchaft des Fürſten Potemkin machen ließen, und der dadurch in ſeiner Eigenſchaft als erſter Rath des auswärtigen Miniſteriums im Stande war, dem Staate gute Dienſte zu leiſten.“

Herr von Schönfeld ſagte das Alles kurz, ausdrucksvoll, beſtimmt, da er wohl fühlte, daß es bei dem Reſſeln des Wagens unmöglich ſei, ſich einer einſchmeichelnden, manches umſchreibenden Redeweiſe zu bedienen. Er ſprach als Mann, der weiß, was er will und der raſch wiſſen möchte, was er zu erwarten hat, und fuhr deßhalb nach

einer kleinen Pause fort: „Ich hatte das Glück, Sie im vergangenen Sommer in Baden zu sehen; in Ihrer Gesellschaft Fräulein Alma, deren Anblick auf mich einen unvertilgbaren Eindruck machte, und was mir damals nicht gelang, Ihnen vorgestellt zu werden, Ihre Bekanntschaft zu machen, das war ich neulich so glücklich, hinter blauen Brillen zu erreichen. Ich lernte Fräulein Alma näher kennen, ich fühlte, daß es mir ohne ihren Besitz unmöglich sei, jemals glücklich zu werden und hatte auf einer Spazierfahrt die Kühnheit, Fräulein Alma meine Liebe zu gestehen."

„Was sie mir nicht verschwieg," sagte Frau von Stranizka, weniger in rauhem, als in sehr ernstem Tone.

„Gott sei Dank, daß Fräulein Alma mir dadurch das nun Folgende erleichtert hat."

„Nicht so rasch, Herr Baron," fiel ihm Frau von Stranizka in's Wort, — „zugegeben, daß Alma die Schwäche hatte, dem Baron von Schönfeld zu sagen, daß ihr der harmlose Arthur Stein nicht gleichgiltig sei, wußte sie doch damals noch nicht, daß Sie sich gewissermaßen in einer diplomatischen Sendung in der Augenklinik befanden und nebenher ihre müssige Zeit benützten, um das Herz eines jungen, unerfahrenen Mädchens —"

„O reden Sie nicht aus, gnädige Frau," fiel er ihr rasch in's Wort — „meine diplomatische Sendung, wie Sie es zu nennen belieben, kann ja bei meinen herzlichen, wahren Gefühlen heißester Liebe durchaus nicht in Betracht kommen — und doch" — fuhr er nach einem

plötzlichen Innehalten mit einem veränderten, aber sehr innigen Tone fort — „lassen wir, wenn Sie so wollen, meine diplomatische Sendung in den Vordergrund treten und gestatten mir, den Preis für das Gelingen derselben mit Fräulein Alma zu theilen — — meinen Gesandtschaftsposten in Florenz.“

Als das glücklich heraus war, schien selbst die Lokomotive des Zuges darüber eine große Freude zu empfinden; denn sie pfiff so lustig, anhaltend und gellend, daß man kaum noch einzelne Worte der Unterhaltung verstehen konnte. Sie brauste, sauste und zischte, sie klapperte an hohen Mauern vorbei, welche ein rasselndes Echo wie von einem Dutzend anderer Lokomotiven zurückwarfen; kurz sie machte einen solchen Höllenlärm, daß es nicht möglich war, mehr als einzelne Worte aus dem trotz allem diesem fortgesetzten Gespräche zu verstehen, allerdings bedeutungsvolle Worte, wie: Glück oder Unglück — ewige, treue Liebe — Gewißheit, nicht nur glücklich zu werden, sondern auch glücklich zu machen, — Furcht — Hoffnung — Verzweiflung — oder höchstes Lebensglück.

Dann raste die feuersprühende Maschine noch obendrein in einen langen finstern Tunnel hinein, doch hörte man vorher die Worte der Frau von Stranizka: „Alma allein hat hier zu entscheiden.“

— — — — Und wie sie entschieden, sah man deutlich, als der Zug nun wieder an das Tageslicht hinausbrauste. Sie hatte ihr erröthendes Gesicht mit einem herzlichen Ausdruck gegen Schönfeld gewandt; ja, sie

hatte ihm erlaubt, ihre Hand zu erfassen und heiße Küsse darauf zu drücken.

Was wir hierauf noch weiter dem geneigten Leser mitzutheilen haben, ist in Kurzem gesagt, obgleich es wohl das Wichtigste unserer ganzen kleinen Geschichte ist. Als der Zug abermals hielt, wurde Herr von Schönfeld verabschiedet; doch blickte Frau von Stranizka kurz vorher discreter Weise so anhaltend zum Fenster hinaus, daß es dem Ueberglücklichen möglich war, den ersten Kuß auf die reizenden Lippen seiner jungen, schönen Braut zu drücken. Dann verließ er das Coupé, in dem er so selig geworden war, und als sich der Zug hierauf wieder in Bewegung setzte, drückte er statt aller Worte seine beiden Hände mit einem strahlenden Blick auf Alma gegen die Brust, unbekümmert um die erstaunten Gesichter an den Fenstern der vorüberziehenden Wagen, unbekümmert sogar um das spöttische Lächeln der pommer'schen Gutsbesitzerin und Tochter, sowie um den sehr drohenden Blick des Herrn Baron von Knickenbrock.

Nachdem er hierauf unter den seligsten Gefühlen eine Stunde lang auf dem Perron hin und her spaziert war, kehrte er mit dem nächsten Zuge nach Hause zurück, um drei Tage später im bequemen Reiseanzug, von seinem Freunde, dem Husarenoffizier begleitet, den gleichen Weg wie am heutigen Morgen abermals zu machen, lachend, plaudernd, glückselig, um diesmal an der Station, wo er ausgestiegen, vorüber bis zur späten Nachmittagsstunde zu fahren und dann mit seinem Freunde eine elegante Equi-

brachte, die ich im Zimmer liegen gelaſſen hatte. Ich habe dieſe Thatſache als einen Beweis der großen Ehrlichkeit, die überhaupt unter dem ſpaniſchen Volke zu finden iſt, unmöglich verſchweigen können. Die Verſuchung war gewiß groß für das arme Mädchen, denn wenn ich auch keine Reichthümer bei mir trug, ſo führte ich doch in unſerer gemeinſchaftlichen Reiſekaſſe mehr Gold, als die ehrliche Finderin in ihrem ganzen Leben zu verdienen hoffen durfte. Daß wir ſie großmüthig belohnten, verſtand ſich von ſelbſt; erhielt ich doch meine Geldtaſche wieder und zu gleicher Zeit eine ziemliche Strafpredigt meines langen Malers, der ſich recht lebhaft die Folgen eines ſolchen Verluſtes ausmalte. Dieſer Vorfall hatte übrigens das Gute, daß er unſere üble Laune brach und wir von da angenehm plaudernd vorwärts gingen, — gingen im wahren Sinne des Wortes, denn die Kälte des Morgens war ſo empfindlich, daß wir nur gehend im Stande waren, unſere erſtarrten Füße etwas zu erwärmen.

Almagro liegt in der früher erwähnten Ebene, doch eine halbe Stunde von dem Orte entfernt fängt das Terrain ſchon an zu jener Bergkette aufzuſteigen, die mit der Sierra de Alcaraz zuſammen hängt, und die wir während des geſtrigen Rittes in ihren eigenthümlich gezackten Formen beſtändig vor Augen hatten. Bei unſerem Ausritte konnten wir der tiefen Finſterniß wegen von dem vor uns liegenden Terrain nicht viel erkennen und mußten nur froh ſein, ohne zu ſtürzen, wenn auch beſtändig ſtolpernd, das vor uns liegende Ackerfeld zu paſſiren, welches von den tiefen Geleiſen der Straße durchſchnitten wurde, entgegengeſetzt aber von der Pflugſchar aufgeriſſen war. Bald übrigens graute der Tag im Oſten und der klare ſternfunkelnde Himmel über uns verſprach einen guten Tag. Wir zogen emporſteigend dem Sonnenaufgange entgegen und erfreuten uns an der tiefen glühenden Röthe, welche hier dem ſtrahlenden Geſtirn voranflog und die größere Hälfte des Himmelsgewölbes bedeckte. Vor uns zeichnete ſich die Helle ſcharf ab zwiſchen maleriſch in einander geſchobenen Bergen, deren tiefe Thäler, vorhin noch in wechſelnden

page zu besteigen, die sie nach dem Schlosse der Frau von Stranizka brachte, wo dann am andern Tage in ländlicher Stille, aber deßhalb wohl um so herzlicher und gemüthlicher, seine Vermählung mit Alma gefeiert wurde. Wenige Tage nachher reiste das glückliche Paar nach Florenz, wo es sich noch heute befindet, so heiter, so glücklich und zufrieden, als nur möglich, und wenn der junge Diplomat je einmal Miene machte, bei irgend einer Veranlassung eine Maske vorzunehmen, so brauchte die reizende Alma, um seine kleinen, meistens unschuldigen Geheimnisse zu erfahren, nichts als die Worte zu sagen: Lieber Freund, mir scheint, du handelst wieder einmal:

„Hinter blauen Brillen".

Auf einer Gartenbank.

Die Gartenbank, deren Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft uns wichtig genug erscheint, um, was die erstere anbelangt, dem geneigten Leser einige Mittheilungen zu machen, war in dem weitläufigen Parke so gestellt, wie es eine Gartenbank sein muß, welche schmunzelnd des Vergangenen gedenkt, den Druck der Gegenwart nicht unangenehm empfindet und zu gegründeten Hoffnungen für die Zukunft Veranlassung gibt.

Diese Bank war aus festem Eichenholz gebaut und deßhalb nicht leicht erschütternden Gemüthsbewegungen ausgesetzt; sie hatte einen soliden Ueberzug von grüner Farbe, auch feste Rücken- und Seitenlehnen. Dazu war der Platz, auf dem sie stand, wie wir oben schon angedeutet, wunderbar gewählt, etwas abseits gelegen, erhöht, so daß man auf große Entfernung eine freie Aussicht auf Personen hatte, welche sich diesem Platze näherten, ohne aber in den Fall zu kommen, von diesen Personen ebenfalls entdeckt zu werden, es sei denn, daß man die Gartenbank mit bewaffneten Augen bespäht hätte, denn die Bank war mit artigen, schattenspendenden Gebüschen umgeben, welche zwischen den herabhängenden Zweigen

hindurch wohl eine Fernsicht gestatteten, aber nicht leicht eine überraschende Einsicht, da man jede Annäherung eines Zweiten und Dritten schon von Weitem entdecken mußte, wenn man nicht gar zu sehr in Selbstbetrachtungen vertieft war oder wenn man ein Zwiegespräch nicht gar zu intensiv führte.

Auch wäre es schwer gewesen, hier jemand absichtlich und erfolgreich zu belauschen: hinter der Bank befand sich dichtes, fast undurchdringliches Gebüsch, dann kam ein breiter und feuchter Graben, und dann ein hoher Eisenbahndamm, auf welchem den ganzen Tag zahlreiche Züge zischten und brausten und eine Polizei ausübten, welche auch der Verwegenste nicht zu hintergehen versucht hätte. Dank dieser höchst angenehmen und geschützten Lage, war denn auch die Gartenbank, von der wir sprechen, bei nur einigermaßen anständiger Witterung den ganzen Tag über besetzt, aber meistens nicht von jener Art langweiliger Spaziergänger, die ohne Absicht über Weg und Steg rennen und sich alsdann, um dem physischen Gefühle der Müdigkeit zu genügen, niederlassen, wo sich ihnen gerade eine Sitzgelegenheit bietet, um in gedankenlosem vor sich Hinstarren die Entdeckung zu machen, daß der Himmel blau und die Bäume grün sind. Glückselige Naturen das, ehrliche, biedere Menschen, aber langweilig, höchst langweilig — nichts für unsere Gartenbank.

War sie doch in ihrer hohen Lage stolz darauf, am frühen Morgen den ersten Kuß der Sonne zu erhalten, sobald diese mit ihren glänzenden Strahlen am Rande

der gegenüberliegenden Berge auftauchte, und wir dürfen es nicht verschweigen, daß zwischen der Sonne und unserer Bank ein kleines, aber sehr reines Verhältniß bestand: nirgends wie hier auf den Schooß unserer Freundin warf das strahlende Licht, sich neckisch durch die Blätter stehlend, so anmuthig zierliche Zeichnungen, und war wieder nirgends anderswo so bemüht, die glühende Mittagshitze abzuwenden, wogegen das stolze Tagesgestirn nie unterließ, bei seinem Scheiden mit einem letzten glühenden, schüchtern von hinten einfallenden Blick Abschied zu nehmen.

Unsere Bank hatte aber bei diesem vornehmen Umgange, selbst wenn sie verlassen war, schon das Aussehen eines mit Auswahl gesuchten Platzes: hier konnte der aufmerksame Beobachter bequeme Studien machen und war im Stande, aus an sich ganz unbedeutenden Dingen etwas sehr Positives zusammenzusetzen. — Betrachten wir auf dieser Bank ruhend den feinen Sand zu unseren Füßen mit scharfem Auge, so sehen wir sogleich einige tiefe Löcher symmetrisch neben einander in den Sand gebohrt, während wir links daneben lange halbkreisförmige Striche entdecken, und unter diesen halbkreisförmigen Strichen etwas verwischt, aber immer noch kenntlich ein verschlungenes A und P — Alfred und Pauline, und während sie mit ihrem Sonnenschirm die symmetrischen Löcher bohrte und dazu mit niedergeschlagenen Augen sprach, es sei das erste Mal, aber auch das letzte Mal, daß sie es über sich vermocht, ihm hier ein Stelldichein zu geben, hatte er im erhabenen Schwunge seines Stockes und

ſeiner Gedanken die Antwort gegeben: „Was iſt ein erſtes und was iſt ein letztes Mal? Ein erſtes Mal iſt kein Mal, und das traurige Wort ein letztes Mal mit Ihnen, mein Fräulein, in Zuſammenhang zu bringen, wäre mir ſchmerzlicher als jetzt ſchon den Gedanken zu faſſen, der Ewigkeit einer Liebe zu entſagen, und müßte mich zu dem entſetzlichen Entſchluſſe bringen, mich ſchaudernd jenem Kreiſe zu nähern, welcher uns das Symbol iſt einer anderen troſtloſeren Ewigkeit."

So ſprach er, vielleicht auch noch etwas wahnſinniger, doch blickte ſie bebend auf die linke Seite, während ſie nach rechts ihre kleine Hand reichte. — „O meine Pauline!" — „Theurer Alfred!" — „So darf ich hoffen auf eine zweite Zuſammenkunft?" — „O Alfred, du machſt aus mir was du willſt — aber nicht hier — bedenke meinen Ruf und ſei genügſam — ein achtbares Mädchen hat nichts ſo ſehr zu ſcheuen als die Oeffentlichkeit — o wie wahr iſt es, daß der Ruf einer Jungfrau dem blanken Spiegelglaſe zu vergleichen iſt — der leiſeſte Hauch, und es erblindet." — „Und wo darf ich dich wiederſehen, Geliebte?" — „Ich gehe heute Abend in's Theater und will dich vor dem letzten Akte erwarten." — „Vor dem letzten Akte — o wie gut du biſt!" — Darauf noch einige ſtille Seufzer, Blicke und Händedrücke, und alsdann war auf dem Boden von ſeiner Hand das verſchlungene A und P entſtanden, wobei ſie an ſeine Schulter gelehnt zuſchaute.

Eine bedeutende Rolle ſpielten Blumenſträuße, Blüthen

und Blätter bei den Erlebniſſen unſerer Bank, und erzählten ſelbſt in Bruchſtücken und Ueberreſten manche lehrreiche Geſchichte. Was wollten dieſe friſch gepflückten und alsdann mit raffinirter Grauſamkeit auseinander geſtreuten Veilchen wohl anders ſagen, als: du, für den meine Hand dieſe duftenden Blumen mühſam geſucht, biſt ihrer nicht werth — fahre hin wie dieſe wohlriechenden Kinder des Frühlings! — Und ſo wie ſie dieſelben nun um ſich herſtreute, hätte ſie es wohl auch mit ihm machen mögen, wenn ſie ihn zufällig da gehabt und er ſich hätte bereitwillig finden laſſen zu einer ſolchen Zerſtreuung.

Betrachten wir jenes Bouquet, es liegt vielleicht ſeit einer Stunde hier: die Blumen ſind von keiner liebenden Hand zuſammengebunden, ſondern nur das künſtliche Erzeugniß eines Gärtners; es hat einen etwas treibhausartigen Geruch, und obgleich es prächtig genug ausſah, war das einzige, wirklich Schöne an demſelben eine kaum aufgeblühte Roſenknoſpe geweſen, die in der Mitte zwiſchen grünen Blättern geprangt. Wir ſprechen abſichtlich hier von der vergangenen Zeit, denn die Roſenknoſpe war herausgeriſſen und hatte eine häßliche Oeffnung in dem Bouquet zurückgelaſſen.

Es war ein nicht mehr ganz junges Paar, welches ſich mit dem Blumenſtrauße beſchäftigte. Er hatte ihn gebracht und ſie, nachdem ſie ihn genommen, die Roſe aus der Mitte hervorgezogen und ihm mit einem ſüßen Blicke wieder zurückgegeben. Nach einiger Zeit waren ſie nach zwei Richtungen davon gegangen, nicht ohne, während

ſie ſich entfernten, mehrere Male rückwärts zu ſchauen und ſtehen zu bleiben, wobei er die Finger an ſeine Lippen brachte und ſie die Hand auf ihr Herz legte, Beide unter ſchwärmeriſchen Blicken und mit jener leiſe ſchüttelnden Bewegung des Oberkörpers, beſonders des Kopfes, welche eine ſehr vermehrte Innigkeit des Gefühls ausſpricht. Dazu hatte ſie geliſpelt, natürlich ſo leiſe, daß die umherſprießenden Blumen nicht einmal ihre Worte verſtanden: „ein abgeſchmackter langweiliger Kerl — ich werde mich doch noch über den Unterſchied des Alters hinwegſetzen und den kleinen Lieutenant heirathen — er iſt gar ſo herzig und zuthulich.“ — Er aber, noch einmal von ferne her mit derſelben Pantomime grüßend, wie jener glückſelige junge Menſch in der Oper, als er der Geliebten nachrief: ſelbſt im Traume umſchwebt mich dein Bild! — dachte: „ſelbſt bei deinem vielen Gelde, alte Kokette, muß ich mir die Sache noch einmal reiflich überlegen.“ Dann zog er die Roſenknoſpe behutſam hervor aus dem dritten Knopfloche, von oben an gerechnet, wo ſie in der Nähe des Herzens geruht, und ſchenkte ſie ein paar Augenblicke ſpäter einer kleinen Tänzerin ſeiner Bekanntſchaft, die hier ſo früh und ſo zufällig ihren Morgenſpaziergang machte.

Obgleich wir uns nicht vorgenommen haben, die Geſchichte dieſes Blumenſtraußes zu beſchreiben, ſo können wir es doch nicht unterlaſſen, dem geneigten Leſer zu erzählen, daß derſelbe ſpäter von einer armen Frau mitgenommen wurde, welche an die Stelle, wo die Roſenknoſpe

ſich befunden, ein paar der umhergeſtreuten Veilchen ſteckte, und daß nun dieſes Bouquet den Glanzpunkt des heutigen Tages bildete, indem es aus einem guten, ehrlichen Herzen als Geburtstagsſtrauß beſchert und mit großer Bewunderung und eben ſo vieler Freude von dem Familienvater angenommen und von einem halben Dutzend Kindern angeſtaunt wurde.

Da ſehen wir ein anderes Mal Blüthen und Blätter auf unſerer Bank, die in ihrer eigenthümlichen Zuſammenſtellung wohl unſere Aufmerkſamkeit verdienen: abgeriſſene größere Blätter liegen in beſtimmten, größeren Zwiſchenräumen neben einander, und auf ihnen befinden ſich Häufchen von klein zerriſſenen Kräutern, umſäumt mit den Blättern farbiger Wieſenblumen, und jedes dieſer größeren Blätter hat neben ſich ein paar Stückchen von einem feinen dürren Zweige, in welchen man mit einiger Phantaſie das Beſtreben erkennen kann, ſie hätten ſich zu der Anmaßung verſtiegen, Meſſer und Gabeln vorſtellen zu ſollen — ja, ja, es kann nicht anders ſein: ein zuſammengerolltes Blatt ſtellt die Serviette vor und ein paar frühzeitige, noch ſehr grüne Erdbeeren ſind als Brod daneben ſervirt. Welch zierliche Kinderfüße haben den Sand zwiſchen unſerer Gartenbank und dem anſtoßenden Gebüſche zuſammengetreten und kreuz und quer ihre Spuren hinterlaſſen! Daß aber dieſe Kinder nicht ohne Aufſicht waren, davon überzeugen uns die Eindrücke eines feinen weiblichen Stiefelchens, ſowie die Spuren vom Fuße eines Mannes. Dieſe beiden ſind übrigens nicht viel hin und

Schatten vom Schwarz zum Grau, von diesem zum Violett, sich nun plötzlich mit rother Gluth ausfüllten. Es ergriff uns eine wahrhaft feierliche Stimmung, als wir zugleich mit der Sonne immer höher und höher stiegen, und es war uns, als hätten wir uns mit ihr auf der Bergkette droben ein Rendezvous gegeben, eine Zusammenkunft, in welcher sie uns viel Schönes erzählen würde von dem, was sie gestern in der Heimat bei unsern Lieben gesehen. Der gestrige belebte Tag war zu solchen Berichten nicht geeignet, aber die einsame Stille des frühen Morgens zu dergleichen freundschaftlichen Mittheilungen besonders geschaffen.

Jetzt schoß der erste Sonnenstrahl über die vor uns liegenden Berge daher, zitternd und flimmernd, einen gewaltigen Regen von Silber und Gold, von Brillanten und farbigen Edelsteinen, die sich an Aesten und Gräsern festhingen, um uns her ausbreitend. Der Boden zu unsern Füßen flammte glühend auf und war zu gleicher Zeit wunderbar schattirt, denn jede Erhöhung, jedes kleine Steinchen, vorn vom Lichte hell bestrahlt, warf hinter sich einen langen, dunklen Schlagschatten. Fast unheimlich und gespenstig erschienen unsere Schatten und die unserer Pferde, die langgestreckt hinter uns dreinzogen und uns auf die schauerlichste Art karrikirten.

Die erste Bergkette hatten wir erstiegen und sahen parallel mit dieser eine zweite höhere, durch ein tiefes, aber nicht sehr breites Thal von uns getrennt. Das Terrain hier oben war rauh und kahl; spärlich wuchsen Sträucher und kleine Steineichen zwischen den schieferfarbigen Felsen, von ganz eigenthümlich durcheinander geworfenen Formen. Man sagt, in der Nähe des Passes, auf dem wir gerade ritten, befinde sich noch vollkommen erkennbar ein ausgebrannter Vulkan, eine Angabe, die ganz und gar zu dem Charakter der Gegend paßte. Die Erde rings umher ist schwarz, und wenn man auch die Spuren von bearbeiteten Feldern sieht, so sind diese wahrhaft trostlos mit dichtem Steingeröll übersät. Unser heutiger Weg schien nicht so wie der gestrige durch den Zufall angelegt zu sein, sondern man sah wohl, daß hier Men-

her gegangen, ſondern als ſie mit einander kommend einmal auf der Gartenbank und ziemlich dicht neben einander ſaßen, ſchienen ſie ruhig ſitzen geblieben zu ſein, und haben wahrſcheinlich mit innigem Vergnügen dem Spiele der Kinder zugeſchaut, welche indeſſen den kleinen Fußſpuren nach zu urtheilen, nicht immer in der Nähe der Bank blieben, ſondern dieſe und die angrenzenden Gebüſchpartien hinlänglich weit umkreiſten.

Hinlänglich — dieſes Wort iſt uns eigentlich unwillkürlich aus der Feder gefloſſen, doch da es einmal daſteht, wollen wir es nicht verwiſchen; ja die Kinder hatten ſich häufig hinlänglich weit entfernt, wahrſcheinlich um in ihren Schlupfwinkeln zwiſchen Bäumen und Gebüſch von der Bank aus nicht mehr geſehen zu werden und auch um die Bank nicht mehr im Auge behalten zu können.

In ſolchen Augenblicken hatte die junge, ſchöne Frau auf der Bank geſagt: „Ich zittere über meine Unvorſichtigkeit und kann mich ſelbſt nicht begreifen.“ — „Ein harmloſer und ganz unſchuldiger Spaziergang!“ — „Ja, ja, zu dieſer Morgenſtunde in dieſem entlegenen Theile des Parks und mit Ihnen — es iſt unverantwortlich!“ — „Aber Geſchehenes iſt nicht zu ändern, meine theure, theure Eliſabeth, und warum jetzt durch ängſtliche Gedanken die Süßigkeit dieſes Augenblicks verbittern — blicken Sie um ſich in dieſe prachtvolle, kaum erwachte Natur, auf den grünen, glänzenden Raſen, auf die ſaftig friſchen Blätter der Bäume und Geſträuche, auf die überall

und überall hervorſprießenden Blumen und Blüthen. — Und welch' unbeſchreiblicher, wunderbarer Duft umweht uns, wie entzückend balſamiſch iſt die Luft, die wir einathmen — ja in vollen Zügen einathmen!" — „Ja, ja, es iſt ſo ſchön hier!" — „Laſſen Sie mir nur einen Augenblick Ihre Hand, Eliſabeth — vergönnen Sie mir noch fünf Sekunden, um fünfmal dieſe entzückend wunderbaren Grübchen mit meinen Lippen berühren zu dürfen."

Ach wie raſch verſchwindet eine kleine, goldene Morgenſtunde beim Dufte der Blüthen, beim Leuchten des Himmels, beim Geſang der Vögel — ſo raſch, ſo raſch wie der perlende Thau auf dem Graſe, der noch eben in Myriaden von Brillanten unſere Augen geblendet und der nach ſo kurzer Zeit unter dem friſchen Kuſſe der Sonne verſchwunden iſt — welch ein Gegenſatz zwiſchen dem Thau und den ſchönen Augen eines Weibes!

Oftmals iſt es gerade, als ſei unſere Gartenbank ein Papierkorb geworden. Hier liegt ein geleſenes, vergeſſenes Zeitungsblatt, dort irgend welche Makulatur, die vielleicht um Cigarren gewickelt war, oder in welcher ein Buch geſteckt, deſſen Inhalt, obgleich in Jugendfriſche prangend, vielleicht lange nicht den Werth hat als das, was auf dem vergilbten, zerknitterten Druckbogen ſteht. — Auch Stückchen Schreibpapier liegen umher zu unſeren Füßen: derbes Concept zu großen Stücken zerriſſen, und wenn wir uns die Mühe geben wollten, einzelne Stücke aufzuheben und die übrig gebliebenen Worte eines Bruchſtückes von vier Zeilen zu leſen, finden wir die Worte:

„abermals ſehe ich mich“ — „dringend zu erſuchen“ — „Rechnung von fl. 42.“ — „widrigenfalls“ — Die Riſſe zeugen von der Energie einer gerechten Entrüſtung, und obendrein bemerken wir noch, daß ein Stück dieſes Briefes, wahrſcheinlich den Namen des unangenehmen Gläubigers enthaltend, mit dem Abſatze tief in den Boden hineingebohrt iſt. — Unſer Schuldbuch ſei vernichtet! — Glückliches Alter und Gemüth, dem eine ſolche Vernichtung noch genügt!

Feines Briefpapier, weiß und farbig zu unzähligen Stücken zerriſſen, ſehen wir meiſtens in das Gebüſch hinter der Bank zerſtreut. Hier und da iſt eines oder das andere noch an den Zweigen hängen geblieben, und das Wort darauf, vielleicht von einer liebenden Hand geſchrieben, flüſtert nun mit dem jungen Baumblatt und erzählt ihm im Vertrauen die ganze rührende Liebesgeſchichte — ja unfehlbar eine rührende Liebesgeſchichte, denn ſolche zu Atomen zerriſſene Briefe enthalten immer dergleichen.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt leider nur ein kleiner Schritt, eine nicht neue, aber ſehr wahre Bemerkung! Um ſie hier auf unſerer Gartenbank beſtätigt zu finden, brauchen wir nur unſere Blicke abzuwenden von den Reſtchen dieſes zartgrünen Briefes mit ariſtokratiſchem Parfüm nach jenem auf dem Boden liegenden plebejiſch groben Druckpapier, welches, mit Fettflecken bedeckt, deutlich anzeigt, zu welchem Zwecke es gedient.

Ja es war noch vor Kurzem die Umhüllung eines ſaftigen, ſehr delikat ausſehenden Schinkens, und da wir

es uns zur Aufgabe unseres Lebens gemacht haben, nie der Wahrheit ungetreu zu werden, so dürfen wir es nicht verschweigen, daß dieser saftige Schinken vor unseren Augen von einem kleinen, wohlgenährten, schon etwas ältlichen Herrn zugleich mit schönem Weißbrod verzehrt ward. Er hatte den Hut mit breitem Rande neben sich auf die Bank gelegt, sich mit einem gelben Foulard die Stirne getrocknet und gab nun, so angenehm beschäftigt, das Bild eines der angenehmsten Stillleben, die man sich nur denken kann. Was die Behaglichkeit seiner Erscheinung noch vermehrte, war die pendelartige Bewegung seiner kurzen, etwas dicken Beinchen und ein seliger Blick nach oben, der dem Schöpfer unverkennbar dafür dankte, daß dieser in einer besonders guten Laune Weißbrod und Schinken erschaffen. Und was diesen Genuß noch beträchtlich vermehrte, waren die Gedanken, mit denen er beides verzehrte. — War er nicht ein glücklicher Mann, der den sprudelnden Schaum des Lebens mit einem fünfzigjährigen Junggesellenstande behaglich, aber ohne Uebermaß geschlürft und der nun in der Zeit, wo man in seinen vier einsamen Wänden so leicht grämlich wird, eine Lebensgefährtin gefunden hatte, wie man sie in diesen Jahren nur wünschen kann: jung, von hübschem, frischem Aeußeren und einer fabelhaft lustigen Laune, rührend in ihrer Pflege, treu bis zur Uebertreibung — sie haßte alle Männer vom sogenannten mittleren, schönen Alter und verachtete die jüngeren; ja ihr Widerwille gegen das andere Geschlecht ging so weit, daß sie den Kanarienvogel ihres Gemahls

nicht leiden konnte, weil er ein Männchen war — der Kanarienvogel nämlich, und daß der treue Jagdhund, der sich allerdings zuweilen Ausschweifungen zu Schulden kommen ließ, abgeschafft werden mußte.

Sie hieß Agathe und trug diesen Namen mit vollem Rechte, denn sie war in der That von guter Gemüthsart, und wir haben noch nie von einer Agathe in Novellen oder in Romanen gelesen, die treulos oder arglistig gewesen wäre. Wie rührend sorgte sie für „unseren Herrn" — so wurde der kleine, beleibte Rentier von ihr und von der ebenso vortrefflichen Dienstmagd genannt. Wie war sie bemüht, daß er seine kleinen, ihm so nothwendigen Gewohnheiten aus dem Junggesellenstande beibehielt: den langen, sanften Morgenschlummer, seine kleinen Wirthshausfreuden, seine einsamen Spaziergänge — obgleich wir damit nicht gesagt haben wollen, daß sie ihn nicht häufig begleitet habe — dann seinen Umgang mit bewährten Freunden und vor allen Dingen seine Liebhaberei, die er in seiner langjährigen Praxis als Makler und Wechselagent angenommen, und welche darin bestand, sein zweites Frühstück aus freier Faust, wie man zu sagen pflegt, zu sich zu nehmen. Er hatte das beständig so gehalten, während er von einem Comptoir zum andern lief, und jetzt nur die Verbesserung eintreten lassen, daß er sich einen hübschen, gemüthlichen Ort in Gottes freier Natur dazu aussuchte.

Ja, er war unaussprechlich glücklich, daß alles so gekommen war, denn das stille Lächeln seiner Freunde,

ihr Achſelzucken, ihre boshaften Bemerkungen über Angeld, Zinſen und Zieler, ihre unzarten Subtraktionsaufgaben hatten ihm allerdings anfänglich zu ſchaffen gemacht, doch glaubte er nach einer zweijährigen Ehe das volle Recht zu haben, alle dieſe unpaſſenden Bemerkungen durch ein ſtilles mitleidiges Lächeln beantworten zu können.

Wäre es anders gekommen, ſo würde es aber auch ein großes Unglück gegeben haben, denn er fühlte alles zu einem zweiten Othello in ſich, und ſeine Reiſepiſtolen hatte er dem beſten Freunde, den er beſaß, einem ernſten Manne, welcher ſich niemals Anſpielungen wie die oben erwähnten erlaubte, mit einem ſehr deutlichen Blicke und einem nicht zu verkennenden Worte zur Aufbewahrung anvertraut. — „Sollte ich ſie einmal zurückfordern," hatte er geſagt, „ſo wirſt du mir keine Einwendungen machen und nur die Freundlichkeit haben, nach mir zu ſehen, ſo bald du von mir gehört."

Da ſaß er denn auf unſerer Gartenbank, der Herr Schwetzinger, und je beſſer es ihm ſchmeckte, deſto mehr gaukelte er mit ſeinen beiden Beinchen und mit um ſo innigerem Blicke ſchaute er empor an den blauen Himmel oder hinab auf die lachende Erde. Mit einem Male ſchien auf dieſer Erde und zwar gerade auf dem kleinen Platze zu ſeinen Füßen, wo eine Menge Papierſchnitzel umherlagen, etwas ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen. Er hatte von jeher ein wunderbar ſcharfes Auge gehabt, und als er noch Makler in baumwollenen Garnen war, ließ man

ihn häufig Differenzen entſcheiden, die entſtanden waren über die Feinheit und Glätte eines Fadens, wobei ſich die Betreffenden ſicherer auf ſeine unbewaffneten Augen verlaſſen konnten als auf ihre eigenen Unterſuchungen mit der Loupe und auch ſo unbedingt verließen, daß, wenn Herr Schwetzinger beim Betrachten eines leinenen Stoffes nur unmerklich mit ſeinem linken Auge zuckte, man ſicher ſein konnte, daß etwas Baumwolle darin war.

Dieſe ſcharfen Augen blickten nun plötzlich auf einen Punkt etwas ſeitwärts von der Bank, und nachdem er eine Zeitlang hingeſehen, verwandelten ſich ſeine Geſichtszüge aus dem Ausdrucke des Wohlbehagens in den geſpannteſter Aufmerkſamkeit. — „Ei, ei," machte er, und bog ſich ſo weit vorn über dem Gegenſtand, den er betrachtete, zu, daß er ohne Anhalt der Füße faſt von der Bank heruntergefallen wäre. Darauf hüpfte er freiwillig herab und nahm von der bezeichneten Stelle etwas vom Boden auf, was er alsdann näher vor ſeine Augen brachte und kopfſchüttelnd beſchaute. Es war dieſes eine kleine, ſtahlblaue Glasperle, ungefähr ſo groß wie ein Schrot Numero 4, geringfügig an innerem Werthe, aber für ihn bedeutend in der Verkettung mit anderen Umſtänden, und daß ihm dieſe Umſtände wichtig genug erſcheinen mochten, ſah man an ſeinen plötzlich zuſammengezogenen Augenbrauen, ſowie an dem energiſchen Hervortreten ſeiner Unterlippe.

„Dieſe Perle," ſprach er zu ſich ſelber, „iſt unverkennbar von der gleichen Sorte, mit denen ſie ihr dunkel-

blaues Kleid beſetzte, — ich muß das wiſſen, denn ich ſah die Perlen im Laden, ich ſah, wie ſie aufgenäht wurden und ſie erfreuten mich ſo häufig," ſetzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „wenn ich ihre ſchlanke Taille betrachtete und ihre vollen Schultern — die Sache wäre an ſich von gar keiner Wichtigkeit, denn durch die geringfügigſte, unſchuldigſte Bewegung kann eine ſolche Perle losſpringen, und es gibt wahrſcheinlich eine Menge Damen, welche ſich ähnlicher zum Beſetzen ihrer Kleider bedient. — Doch," fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, wobei er zu dem ſehr ernſten Tone ſeiner Stimme eine bezeichnende Handbewegung machte, „ſollte ſie dieſe Perle verloren haben, ſo wäre dadurch bewieſen, daß ſie hier geweſen und mir ein Geheimniß aus dem Beſuche dieſer einſamen Gartenbank gemacht hätte, welche ſie nie beſucht habe, wie ſie mir ſchon ſagte — dieſe Gartenbank, welche ich nur zuweilen aufſuchte, weil man auf ihr ſo hübſch allein ſein und in der Stille ſeinen kleinen Morgenimbiß halten kann, und weil jeder an dieſer Bank diskret vorüber geht, ſobald er ſie auch nur mit einer einzelnen Perſon beſetzt findet. — Sonſt liebe ich dieſe Bank gar nicht," fuhr er nach einer längeren Pauſe ſich umſchauend fort, „man entdeckt hier oft ganz eigenthümliche Geſellſchaft, das heißt, wenn man zwei Perſonen eine Geſellſchaft nennen kann; zuweilen erregt ſie in mir das wehmüthige Gefühl wie ein altes Stammbuch, wenn ich die rings umher zerſtreuten Papierſchnitzel betrachte, dort ein kleines Stückchen Band, hier einen wollenen

Faden, dazu die halb und ganz verdorrten, absichtlich entzwei gerissenen Blumen — heute aber kann ich mich eines ganz besonders peinlichen Gefühls nicht erwehren, denn so düster und abstoßend ist mir diese Bank noch nicht erschienen — die Luft hier hat etwas Friedhofartiges, ja etwas Hochgerichtliches — gehen wir — gehen wir!"

Damit hob er ein Stück Druckpapier vom Boden auf, womit er vor einer Stunde den harmlosen Schinken umhüllt — er riß eine reine Stelle ab, wickelte die Perle hinein und verwahrte sie sorgfältig in der Westentasche, dann setzte er den Hut auf und ging von dannen — leider nicht vergnügt und glücklich den leuchtenden Himmel betrachtend, wie er hieher gekommen war, sondern ernst und gedankenvoll das Auge gegen den Boden gerichtet, welche Haltung allerdings dadurch erleichtert wurde, daß er seine beiden Hände zusammengefaltet auf dem Rücken hielt, verborgen unter den langen Schößen seines blauen Fracks. — Plötzlich stutzte er und blieb stehen: da zu seinen Füßen sah er eine andere Perle ganz wie die erste: stahlblau, von Glas, Schrot Numero 4. Er hob sie auf unter einem bedeutsamen Kopfschütteln, welches sich im nächsten Augenblicke noch verstärkte, als er ein paar Schritte weiter eine dritte Perle fand, und gleich darauf eine vierte, fünfte und sechste.

Da dem Herrn Schwetzinger diese Funde äußerst interessant waren, so werden wir es begreiflich finden, daß er von nun an mit sehr tief gebeugtem Oberkörper dahin schritt, wobei er auf's genaueste zu seinen Füßen

ſpähte, um keine weitere Perle zu überſehen, und dieſes um ſo mehr, als die letzte, die er fand, unverkennbar nach einem ſchmalen, ſehr ſchattigen Weg zeigte, der ſich in anmuthigen Schlangenlinien durch das dichte Gebüſch wand — auch hier Perlen, beinahe auf jeden Schritt eine.

Als Herr Schwetzinger auf dieſe Weiſe dahinſchritt, die Naſe ſo tief am Boden, als es ihm nur möglich war, forſchend und ſpähend wie ein Schweißhund auf richtiger Fährte, rötheten ſich ſeine Wangen vor Aufregung und erſchwertem Athemholen und fingen ſogar an, in's ſtahlblaue zu ſchielen, als ſich die Zahl der zerſtreuten Perlen mehrte und nun auf einem kleinen, lichten Platze, der mit beinahe undurchdringlichem Gebüſche umgeben war, plötzlich aufhörte, nachdem hier noch eine wahre Verſchwendung damit getrieben worden war.

Da ſtand Herr Schwetzinger und wiſchte ſich tief aufathmend den Schweiß von der Stirne, doch war ſein Herz ſtark genug, um wenigſtens den Verſuch zu machen, ſich aller finſteren Gedanken zu entſchlagen. „Pah," ſprach er, „dieſer Perlen gibt es hunderttauſende und es haben vielleicht hundert Damen ihre Kleider damit beſetzt — ich ſollte mir ſelbſt Ohrfeigen geben, daß ich in dieſer Richtung nur an Agathe gedacht, und hier wäre gerade ein paſſender Platz, um ſo recht im Verborgenen, ungeſehen einen ſo alten Eſel wie ich zu bemaulſchellen — hat ſie das um mich verdient durch ihre aufopfernde Pflege, durch ihre ſo ſchlecht belohnte Hingebung, durch

ſchenhände thätig geweſen waren und ihm ſeinen Lauf vorgezeichnet hatten. Daß er ſehr ſteil abwärts führte, daran waren die ſchroffen Bergwände ſchuld, und da wir in Spanien reisten, wunderten wir uns weiter nicht über die großen und kleinen Felſen und Steine, die von den Höhen herabgerollt waren und ruhig mitten im Wege lagen.

Felipe gönnte uns übrigens keinen langen Spaziergang, denn auf der Höhe angekommen, ermahnte er uns aufzuſteigen und ſchneller zu reiten. Er ſchien große Eile zu haben, nach Val de Peñas zu kommen; dabei fing er ſein vorgeſtriges Manöver wieder an und erſuchte uns, die Gewehre in Bereitſchaft zu ſetzen, da dieſer Bergpaß ebenfalls einer der verrufenſten von ganz Spanien ſei. Doch hatten wir nicht die mindeſte Luſt, uns mit dem Selbſttragen der Waffen zu beſchäftigen, indem wir auf dem außerordentlich holperigen Wege alle unſere Aufmerkſamkeit der Führung der Pferde zuwenden mußten, die jeden Augenblick ſtolperten. Horſchelts Pferd ſtürzte einmal heftig auf die Knie nieder, ſprang aber glücklicherweiſe im nächſten Augenblick wieder auf, ohne ſeinen Reiter abzuwerfen.

Jetzt hatten wir das Thal durchritten und ſtiegen an der zweiten Bergkette in die Höhe. Mit jedem Schritte wurde übrigens die Gegend wilder und großartiger, und als wir auf der Höhe angekommen waren, hielten wir mit einem Ausruf der Verwunderung an. Vor uns hatten wir eine der maleriſchſten Schluchten, die eine kühne Phantaſie nur erfinden kann; wie Couliſſen ſchoben ſich mehrere hundert Fuß hohe Felſen ſenkrecht und ſcharf gezackt ſo in und durch einander, daß man die überaus ſteil abfallende Straße nur wenige Schritte mit den Augen verfolgen konnte. Zur Linken hatten wir einen den Pfad noch überragenden halbrunden Berg, der uns die Ausſicht ſperrte, rechts dagegen lagen die Felszacken terraſſenförmig unter einander und ſchloſſen ſich in weiter Ferne ſcheinbar an ein majeſtätiſches Gebirge, welches in prächtigen Umriſſen und faſt ſchwarzer Färbung dort lag — die Sierra Morena, die wir jetzt endlich und, wie

alle ihre rührenden Beweiſe von Zuneigung, ja von Liebe? — Ei — ei — wie — kann — man — ſo — dumm — ſein!“

Während Herr Schwetzinger die letzten Worte ſprach, hatte ſich ſein aufgeheitertes Geſicht plötzlich wieder düſter überzogen, und indem er wiederholte, „ei, ei, wie kann man ſo dumm ſein!“ blickte er ein kleines zuſammengefaltetes Blättchen Papier zu ſeinen Füßen mit dem gleichen Ausdrucke an, wie man vielleicht ein plötzlich erſcheinendes Geſpenſt betrachten würde — „ſchäme — dich — alter — Schwetzinger — ſchäme — dich! — Vielleicht — — nein, ſchäme dich nicht!“ ſchrie er mit einem Male laut auf, mit einem tollen Luftſprunge, als er das aufgenommene Papier entfaltet — „nein, ſchäme dich nicht und bemaulſchelle dich nicht, armer alter Kerl — aber Andere — ſo und ſo, rechts und links!“ Dabei machte er verſchiedene nicht zu verkennende Bewegungen mit ſeiner rechten Hand gegen ihm wahrſcheinlich deutlich vorſchwebende, unſichtbare Wangen, und hob ſeinen linken Fuß zu einem kräftigen Attentat auf andere ebenſo unſichtbare Körpertheile.

„O keine Täuſchung, — keine Täuſchung!!“ — Es war keine Täuſchung möglich: ſeine Frau hatte dort auf der Gartenbank geſeſſen — ſeine Frau hatte ihre Perlen verloren, was alles, alles durch dieſes verhängnißvolle Papierchen dokumentirt wurde, denn es war von ſeiner eigenen — von Schwetzinger's Hand beſchrieben; es ſtand darauf zu leſen: für einen weſtphäliſchen Schin-

len zwölf Gulden dreißig Kreuzer, eine Auslage für ſein zweites Frühſtück, die ſie gemeinſchaftlich gemacht und deren Notiz mit Tag und Datum verſehen von ihr — von Frau Agathe — im Portemonnaie aufbewahrt wurde.

Ja, ſie war hier geweſen — ſie, welche dieſe Gegend des Parkes nicht zu kennen vorgab, welche ſchon oft nach ſeiner Gartenbank wie nach einer unbekannten Gegend geforſcht, wenn er erzählt, wie man dort ſo gemüthlich allein ſitzend frühſtücken könne — ſie war dort geweſen und ſie war hier geweſen, ſie hatte unterwegs vielleicht in Folge einer heftigen Berührung ihre Perlen verloren — ſie hatte hier ihr Portemonnaie hervorgezogen, o—o—o—oh! —

Er flog dahin wie von Furien gepeitſcht, ſo raſch es ihm ſeine kleinen Beine erlaubten und ſo lange er ſich ungeſehen in den ſchattigen Partien des Parkes befand; dann aber mäßigte er ſeinen Schritt, indem er zu ſich ſelber ſprach: „Ruhig, Schwetzinger, ruhig! Vorderhand wollen wir noch kein Gerede veranlaſſen.“ Er machte die verzweifeltſten Anſtrengungen, ſeine verſtörten Geſichtszüge zu einem wohlgefälligen Lächeln zu zwingen, was ihm auch ſo vortrefflich gelang, daß, als er nun in die Stadt und in die Nähe ſeiner Wohnung gekommen war, ein alter Freund, der ihm zufällig begegnete, die vollſte Berechtigung hatte, ihn mit den Worten anzureden: „Es thut Einem immer wohl, wenn man dich ſieht, Schwetzinger, toujours fidèle et sans soucis, alter Schwede!“

— „Ja, ja.“ — „Weißt auch ſchon warum — haſt in jeder Beziehung dein Schäfchen im Trockenen, und was für ein Schäfchen — ich muß dir ſchon geſtehen, mir geht immer das Herz auf, wie eine Dampfnudel, wenn ich deine Frau ſehe.“ — „Ja, ja.“ — „Brauchſt deßhalb nicht eiferſüchtig zu werden — bei mir hat's keine Gefahr.“

Wir glauben nicht, daß der gute Freund die beiden Worte: „bei mir“ beſonders ſcharf betonte, obgleich es dem unglücklichen Schwetzinger ſo vorkam, doch als er nun weiter ging, gellte es ihm in den Ohren: „Bei ihm hat es keine Gefahr — was wollte er damit ſagen? — Bei ihm nicht — aber vielleicht bei Anderen — weißt auch ſchon warum — ſieht man mir's vielleicht ſchon an?“ Er blickte ſcheu in den großen Spiegel eines Magazins, an dem er vorbeieilte.

„Die Madame iſt ausgegangen,“ ſagte die freundliche Magd, welche außerordentlich erſtaunt war, daß der „liebe Herr“ gegen ſeine Gewohnheit heute ſo bald von ſeinem Spaziergange zurückkehre. „Die Madame macht einen Beſuch bei der Frau Ströbler, vielleicht auch bei der Frau Butler oder auch bei der Frau Schwarzenberger,“ — welche alle drei eines ſehr erfreulichen Ereigniſſes wegen das Zimmer hüten müſſen.

Herr Schwetzinger ging in die Wohnſtube, und da er ſah, daß ſich die wißbegierige Magd hier etwas zu ſchaffen machte, trat er mit der gleichgültigſten Miene zuerſt an's Fenſter, die erſte Zeile des Jungfernkranzes pfei-

fend, dann an den Tiſch, wo er mit „veilchenblauer Seide“ fortſetzte und nun ohne irgend eine Abſicht das Photographie-Album ſeiner Frau in die Hand nahm.

Da durchblitzte ihn ein Gedanke. Einer ſeiner alten Bekannten, ein durchtriebener, raffinirter Kerl, der Hauptfabrikant jener böswilligen Anſpielungen und ſchlechten Witze, hatte einmal geſagt: „So ein Photographie-Album iſt der größte Verräther, wenn man es nur zu behandeln verſteht. Man lege es mit ſeinem Rücken auf den Tiſch und es wird von ſelbſt abſichtslos ſo aus einander fallen, wie es abſichtlich häufig auseinander geſchlagen wird, und gerade die Photographie zeigen, welche der Beſitzer oder die Beſitzerin mit ganz beſonderer Vorliebe anzuſehen pflegt.“ — Herr Schwetzinger that alſo mit zitternder Hand, immer noch die Hoffnung nährend, ſein eigenes Porträt erſcheinen zu ſehen, doch hatte er ſich getäuſcht: das recht fade Geſicht eines jungen Mannes lachte ihm entgegen, ein Kopf mit kleinem Schnurrbarte, wohlfriſirtem Haupthaare und dazu eine Figur, ziemlich modiſch angezogen, mit einem Stücke Baluſtrade in der Hand.

Er kannte dieſes Geſicht, konnte ſich aber auf den Namen des jungen Mannes nicht beſinnen, doch fiel ihm jetzt ein, ſeine Frau habe auf Befragen danach einmal geſagt, es ſei ein entfernter Verwandter, den ſie ſeit Jahren nicht geſehen; auch glaubte er ſich zu erinnern, ſie habe dabei etwas verlegen ausgeſehen. Ja, ja, deſſen erinnerte er ſich jetzt ganz deutlich und er hatte alsdann

wiederholt nach dem Namen gefragt — wie hieß er doch? Herr Wolter? — Herr Stolter oder Herr Polter? Es wollte ihm nicht einfallen — er konnte überhaupt seine Gedanken nicht recht zusammenbehalten, er war tief bekümmert, er war unglücklich und wurde es immer mehr, je öfter er das Experiment mit dem Buche machte und je öfter ihm das unangenehme, widerwärtige Gesicht jenes Herrn Polter oder Stolter erschien.

Dabei blickte er verstört nach der Thüre des Schlafzimmers, fürchtete sich dort einzutreten und den Kleiderschrank seiner Frau zu öffnen; hatte er doch die Gewißheit, die fürchterlichste Gewißheit, brauchte keine Bestätigung derselben mehr! Und doch zog es ihn hinein. Da hing das dunkelblaue Kleid über einer Stuhllehne; er hob es empor mit zitternder Hand, er betrachtete die Perlenverzierung und ließ das Kleid alsdann mit einem schmerzlichen Seufzer aus der Hand fallen, nachdem er gesehen, daß und wo diese Verzierung verletzt und abgerieben war: auf der linken Seite des Gürtels und am linken Aermelbesatze.

Herr Schwetzinger zog seinen Frack aus und einen dunklen Ueberrock mit sehr weiten Taschen an, den er bis unter das Kinn zuknöpfte. Dann ging er zu seinem alten bewährten Freunde, bat ihn um seine Pistolen, wobei er so viel Selbstbeherrschung hatte, ihm mit der heitersten Miene die Versicherung zu geben, er sei jetzt zu der Einsicht gekommen, daß er diese Waffe niemals zu dem früher angegebenen Zwecke gebrauchen würde, und wolle sie deß-

halb einem Verwandten verehren, der eine weite Reiſe vorhabe — — — eine ſehr weite Reiſe.

Unterdeſſen ſtand unſere Gartenbank trotz dieſer welterſchütternden Begebenheit wie immer ruhig an ihrem Platze, harmlos und unſchuldig, durch gar nichts verrathend, daß hier ſchon Verſchiedenes verrathen worden, daß hier Blumen, Perlen und noch manches Andere verloren gegangen ſei. Vereinſamt war die Bank aber nicht: es ſaß auf ihr ein junger blaſſer, blonder Menſch, ziemlich ärmlich angezogen, mit lang herabwallenden Haaren, der ein Buch in der Hand hatte und neben ſich ein Blatt Papier und einen Bleiſtift. Der junge Mann war ein angehender Dichter, das Buch ein Reimlexikon und das Papier dazu da, ſeine poetiſchen Ergüſſe aufzunehmen.

„Könnte ich nur auf eine wohlklingende Art das Problem eines Reimes auf Menſch löſen oder auf ſondern als Endreim — es wäre das neu und würde Aufſehen machen.“ Er nahm den Bleiſtift zwiſchen die Lippen, blickte an den Himmel empor und war ſo in ſeine Gedanken vertieft, daß er es kaum bemerkte, wie ſich ein zweiter junger Mann auf dem andern Ende der Bank niederließ.

Dieſer zweite junge Mann war ganz der Gegenſatz des erſten; er war wohlhabend gekleidet, hatte eine kleine, dicke, ausgefreſſene Perſönlichkeit, in ſeinem behäbigen Geſichte von Geſundheit ſtrotzende Backen, lebhafte Augen und dichtes ſchwarzes Haar. Er rauchte eine ſehr gute

Cigarre, und so oft er sie aus dem Munde nahm und den Dampf ausgestoßen hatte, summte er eine dem Andern unverständliche Melodie; dabei blickte er ebenfalls wie der Andere an den Himmel empor, theils um den luftblauen Ringeln des Cigarrenrauchs nachzuschauen, theils um vielleicht irgend einer himmlischen Harmonie zu lauschen, wenn Apollo gut gelaunt sei, eine solche vernehmen zu lassen, denn der kleine, dicke, ausgefressene Mann war ein Komponist und es fehlte ihm an hübschen sangbaren Weisen.

Aber auch an dem Texte einer Oper fehlte es ihm, und nachdem er einen Blick auf seinen Nachbar geworfen, und ihn an seinem langen Haare, seinen blassen eingefallenen Wangen, seinem schwärmerischen Blicke, vor allem aber an seiner ärmlichen, fadenscheinigen Kleidung als einen deutschen Dichter erkannt, da rückte er ihm etwas näher, knüpfte ein Gespräch mit ihm an, welches er mit den passenden Worten einleitete: „Wir haben heute sehr schönes Wetter.“ — „Und der Himmel ist so blau — so blau — so weich und blau.“ — „Förmlich wie eine Melodie aus Es dur.“ — „Sie sind wohl Musiker?“ — „Ja, und Sie Poet?“ — „Ich möchte es werden; nach dem Drange zu urtheilen, den ich in mir fühle, glaube ich etwas leisten zu können.“ — „Haben Sie sich nie an einem Operntexte versucht?“ — „Ich bin im Besitze einer Menge Entwürfe — doch wozu irgend einen ausführen, wenn man keinen Komponisten findet?“

Die Augen des kleinen, dicken, ausgefreſſenen Mannes funkelten vor Gier, und da zu gleicher Zeit die Gläſer ſeiner Brille im Sonnenlichte glänzten, ſo gab dies mit der geſunden Röthe ſeiner Wangen eine wirklich ſtrahlende Erſcheinung. „Ein Komponiſt," ſagte er, „wäre gefunden; theurer Wohlthäter, ſchreiben Sie mir eine Oper." — Der arme Schriftſteller erſchrack faſt vor dem Gefunkel dieſer Augen, vor der erregten Stimme, mit welcher der Andere dieſe Worte ſprach; ſie klangen nicht weniger energiſch als die des Banditen, wenn er dem harmloſen Wanderer eine Piſtole auf die Bruſt ſetzt: la bourse ou la vie! — „Wählen Sie — wählen Sie," fuhr er eifriger fort, „unter Ihren Entwürfen, die wahrſcheinlich alle ſchon glänzend betitelt ſind, denn auf einen Titel kommt ungeheuer viel an." — „Glauben Sie das nicht?"

„Es iſt das meine feſte und richtige Ueberzeugung — Was hätte Mozart's Muſik gemacht, wenn er nicht dieſe weltbekannten, berühmten Titel gehabt hätte — Don Juan — Die Zauberflöte — Die Entführung aus dem Serail. Und erſt Weber mit ſeinem Freiſchütz! das ſind Titel," rief der kleine ausgefreſſene Muſiker mit einem ſchwärmeriſchen Blicke auf ſeine röthliche Naſe — „ja wenn wir einen ſolchen Titel fänden!" — „Die Titel waren bis jetzt das ſtärkſte an meinen Gedichten und ſonſtigen poetiſchen Erzeugniſſen," erwiederte der Dichter, indem er ſchüchtern ſeine Augen niederſchlug. — „Nennen Sie mir ein paar, lieber Freund — machen wir ein Geſchäft mit

einander — o ich würde Sie vortrefflich bezahlen.“ — „Bezahlen?“ wiederholte der Andere mit einem melancholiſchen Lächeln, wobei er einen Blick hinauswarf, weit, weit in's Leere, in die Unendlichkeit, wo gar nichts mehr iſt. — — Bezahlen — dieſes Wort hatte allerdings für ihn einen bekannten Klang, ohne daß es übrigens für ihn je klingend geworden wäre.

„Gewiß, vortrefflich bezahlen, und die herrlichen kleinen Frühſtücke, die wir halten wollen, während wir arbeiten: Champagner bei allen Liebesduetten, bei Allegrettos und Scherzandos; kräftige Beefſteaks oder ſonſtige Rinderbraten, wo es gilt, Maëstoso zu ſein; Knackwurſt und Bier, wenn der Chor auftritt. — Sie ſehen, ich befleißige mich auch darin eines Syſtems und mein Syſtem iſt richtig.“ — „Ich bewundere Sie.“ — „Und nicht ohne Urſache — paſſirt mir ſehr häufig.“ — „Und ſchätze mich glücklich, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben.“ — „Schätzen wir uns gegenſeitig und laſſen Sie mich etwas von Ihren Titeln hören.“ — „Wünſchen Sie etwas hochtragiſch romantiſch Düſteres?“ — „Weniger — etwas Leichtes, Humoriſtiſches wäre mir lieber — wie Teufels Antheil — Barbier von Sevilla — Fra Diavolo — es ſchweben mir aus dieſen Opern einige leichte tändelnde Melodien vor, die ſich mit einigen Veränderungen gut verwerthen ließen.“

„Was holten Sie von einem Titel: der Blumenſtrauß oder der Schlüſſelbund?“ — Nicht pikant genug, viel zu alltäglich.“ — „Oder der verbrannte Finger?“

— „Wäre ſchon etwas.“ — „Sie hatte ihren Finger verbrannt, während ſie einen Liebesbrief ſiegelte — ein gutgeſchürzter Knoten, der zu artigen Entwicklungen Veranlaſſung gäbe.“ — „Kommt ſchon im Barbier vor — geht deßhalb nicht — der Text muß etwas Neues, noch nie Dageweſenes bringen.“ — „Ich wüßte wohl einen Stoff, den ich ſchon als Gedicht verarbeitet habe, doch iſt der Titel ſo wildoriginell, daß ich es kaum wage, denſelben vor Ihnen auszuſprechen.“ — „Laſſen Sie hören — o es kann nichts zu wild und zu originell ſein — ſchon dieſe Worte begeiſtern mich — ich höre im Geiſte die große Trommel, Triangel und Becken, die ganze türkiſche Muſik — ha, wie ſich das dirigiren läßt! Eins, zwei, drei, vier! — — Schnätterädengdeng! Und dann ſchaut man ein wenig rückwärts, um die große Wirkung zu beobachten.“ — „Sie ſind ein großer Meiſter, und ich habe mich zu guter Stunde auf dieſe einſame Gartenbank geſetzt.“ — „Und der Titel?“ — „Erſchrecken Sie aber nicht — er heißt: der wahnſinnige Sperber.“

Der Muſiker ſchaute mit offenem Munde etwas überraſcht in die gleiche Unendlichkeit hinaus, wie vorhin der junge Dichter bei dem Worte: bezahlen. Dann ſagte er nach einer längeren Pauſe: „Das Sujet wird doch wohl etwas zu düſter ſein — ſonſt wäre der Titel nicht übel — wahrhaftig, wenn ich das genauer überlege: der wahnſinnige Sperber — iſt noch nie dageweſen.“ — „Der erſte Akt ſpielt natürlich in einem alten Schloſſe, wo der wahnſinnige Sperber haust und allerlei Unheil

wir glaubten, ziemlich nahe vor uns sahen. Gerade vor uns den Weg und die Schlucht hinab aber war der Anblick entzückend schön; tief unten sahen wir das Ende dieses Bergpasses scharf begränzt durch zwei riesenhafte Felswände, zwischen denen hindurch wir einen schmalen Streifen des grünen Thales erblickten. Von den dunkelgrauen Felsen eingerahmt erschien dieß im hellsten Sonnenlichte wie ein glänzender Lichtstreifen, leuchtend und strahlend, während unten in der Schlucht und hier oben in dem Passe selbst die tiefen Schatten wahrhaft malerisch wechselten mit dem glühenden Lichte der Morgensonne, das rings um uns her die höchsten Felsspitzen vergoldete.

Wir hätten hier stundenlang verweilen können, namentlich Maler Horschelt bedauerte es sehr, daß ihm die Zeit mangelte, eine Farbenskizze aufzunehmen, doch wollte sich Felipe auf unseren Vorschlag, hier einen Ruhepunkt zu machen, durchaus nicht einlassen, sondern fuhr bei dieser Zumuthung höchst verdrießlich auf seinem Maulthiere hin und her und meinte, das sei ein undankbares Unternehmen, hier auf diesem verrufenen Platze anhalten zu wollen; er seinestheils habe nicht die geringste Lust dazu. So zogen wir denn noch eine kleine Strecke auf ebenem Wege fort, bevor wir an den Bergabhang kamen, und erlebten auf dem „verrufenen Platze" ein ganz eigenthümliches Abenteuer. Wir ritten in einem schmalen und tiefen Hohlwege, und als wir an die Schlucht gelangten, sahen wir mit einemmale, daß uns andere Reisende entgegenkamen und zwar, was das Auffallendste war, nicht zu Pferd oder Maulthier, sondern auf großen zweirädrigen Karren, deren jeder von mehreren Maulthieren gezogen wurde und sich langsam und mühsam herauf bewegte, so daß die hölzernen Fuhrwerke zwischen den Steinen bedenklich krachten und Räder und Achsen ächzten. Die Karavane bestand aus vier Wagen, die hinteren mit Ballen und Kisten beladen, während auf dem ersten ein wohlgekleideter Mann saß, im langen Ueberrock, den runden Hut auf dem Kopfe, auf dem Schoß eine doppelläufige Flinte; hinter ihm auf einem Strohsacke befanden sich zwei Frauenzimmer und ein

anrichtet: „er ſtiehlt Briefe —.“ — „Nur um Gotteswillen nichts Koſtbares oder Glänzendes, denn ſonſt erinnern wir an die diebiſche Elſter.“ — „Vor allen Dingen aber ſtiehlt er ein Teſtament, worauf die ganze originelle, naturwüchſige und ſchlagende Verwicklung des ganzen Stückes beruht.“ — „Wenn der wahnſinnige Sperber das geſtohlene Teſtament nur nicht in ſein Neſt trägt, das könnte einigermaßen an Adlers Horſt erinnern.“

„O nein, — hören Sie mich einen Augenblick an. Wir haben ein junges Mädchen, natürlicherweiſe rein wie ein Engel, denn ſonſt wäre es mir unmöglich, mit voller Luſt zu arbeiten — ſie liebt, und gerade jenen jungen Mann, der, da durch die Entwendung des Teſtaments ſein ganzes Vermögen verloren geht, ſie nicht heirathen kann. — Wo wird nun das Teſtament gefunden? Wo hat es der wahnſinnige Sperber hingeſchafft?“ — „Darauf bin ich ungeheuer begierig.“ — „Er ſchleppt es in das Schlafzimmer jenes Mädchens, während ſie gerade im Nebenzimmer iſt und vielleicht zur Cither oder auch zur Mandoline, wenn wir die Handlung nach Spanien verlegen wollen, ein wehmüthiges Lied ſingt. Da knallt vor dem Fenſter ein Schuß — gewiß von ſehr ſchöner Wirkung — das junge Mädchen ſchreit auf und von draußen herein könnte der Chor der Bauernburſchen und Ritterknappen ſingen: wir haben ihn — wir haben ihn — wir haben ihn geſcho—oſſen!“ — „Was? Den wahnſinnigen Sperber?“

„Gott bewahre, der iſt ja im Zimmer, ſondern ſie ſchoſſen einen zufällig vorüberfliegenden Adler — das wird ja in der Oper wohl um ſo mehr erlaubt ſein, da man ja dieſen Adler hinter den Couliſſen nicht fliegen ſieht — der Sperber aber erſchrickt und läßt das Teſtament fallen — gerade in ein zuſammengerolltes Mieder jenes keuſchen Mädchens, und darauf beruht der ganze grandioſe Schlußeffect der ganzen Oper: ſie zieht das Mieder an ohne zu wiſſen, daß das Teſtament darin ſteckt.“ — „Etwas unglaublich, doch iſt in einer Oper alles möglich.“ — „Sie heirathet ihn, obgleich er arm iſt wie eine Kirchenmaus, und als er ſie beim Finale an ſeine Bruſt drückt und ſagt: ſo halt' ich dich, meinen größten Schatz! — ſo muß das rührend großartig wirken, da das Publikum ja weiß, daß er zugleich mit ihr, obgleich unwiſſend, auch das Teſtament an ſein Herz drückt. — Er könnte auch ſingen: Du ſcheinſt mir ſo bewegt, mein Lieb, was drückt dein Herz? — Ich weiß es nicht, mein Geliebter — ein unnennbares Etwas — dann fällt ſie vor Druck und Aufregung in Ohnmacht, die Geſpielen eilen herbei — man öffnet das Mieder und findet das Teſtament. — Ha! ruft er entzückt, indem er es emporhebt, wie richtig war meine Ahnung! — Schlußgruppe mit bengaliſchem Feuer wie im fliegenden Holländer, hinten erſcheint der wahnſinnige Sperber unter allgemeiner Rührung langſam aufwärts ſchwebend.“

Wir ſind jetzt nicht ganz überzeugt, ob es wirklich Thränen der Freude waren was in den Augen des klei-

nen, ausgefreſſenen Muſikers funkelte, doch glauben wir, es annehmen zu können, denn er ſprang raſch von der Bank empor, ergriff die beiden Hände des Dichters und rief enthuſiaſtiſch: „Arm in Arm mit dir, ſo fordr' ich alle Kapellmeiſter und Intendanten in die Schranken — und nun fort zu einem guten Frühſtück! — Kommen Sie, wir wollen gleich daran gehen, die einzelnen Scenen auszuarbeiten — ich verſichere Sie, es tönt ſchon jetzt in mir ein großartiges Ritornell vor dem erſten Auftreten des wahnſinnigen Sperbers, etwas Aehnliches, aber natürlich ganz Anderes wie der Anfang der Ouverture zu Robert der Teufel — kommen Sie — kommen Sie!" — Damit riß er den jungen, mageren Dichter empor, drückte ihn einen Augenblick an ſeine fette Bruſt und beide wankten Arm in Arm dahin — ein Poet und ein Muſiker der Zukunft — die Bank wieder einſam zurücklaſſend — erbebend unter dieſem welterſchütternden Ereigniſſe, unter der Geburt des wahnſinnigen Sperbers!

Nach dieſem lyriſchen Intermezzo gingen am gleichen Tage, wo unſere kleine Idylle ſchließt, ein paar Stunden vorüber, in welchen durchaus nichts vorkam, als kleine unſchuldige Neckereien unter Vögeln der verſchiedenſten Art; dann aber näherte ſich ein Menſchenpaar unſerer Bank, ein Mann und eine Frau, von denen die letztere ein recht kummervolles Geſicht hatte, das heißt, der Ausdruck des Geſichtes war kummervoll und hätte daſſelbe an und für ſich bei dem Scheine eines vergnügten Lächelns gewiß eben ſo ſchön als lebensfriſch ausgeſehen. Und da es

nicht in unſerer Abſicht liegt, mit dem geneigten Leſer Verſteckens zu ſpielen, ſo wollen wir ihm nicht verſchweigen, daß die Frau mit dem ſo kummervollen Geſichte eine für uns faſt erſchreckende Aehnlichkeit hatte mit der Gattin jenes Mannes, nicht desjenigen, der an ihrer Seite ſaß, ſondern jenes anderen Mannes, den das unerbittliche Verhängniß in dieſem Augenblicke mit großen Schritten dem Parke zuführte — jenes Mannes, der bis an das Kinn zugeknöpft war, der in der Bruſttaſche die Photographie jenes faden, jungen Menſchen trug und deſſen Rockſchöße beſchwert waren durch ein paar ſcharfgeladene Piſtolen mit Zündkapſeln verſehen und deren Hahnen zum Ueberfluß noch geſpannt waren; doch gebrauchte Herr Schwetzinger wenigſtens noch die Vorſicht, während er ſo finſteren Blickes dahinſchritt, ſeine beiden Daumen auf den Zündkapſeln zu halten, damit es nicht früher ein Unglück gäbe, als bis alles reif ſei zu demſelben.

„Du wirſt ſehen," ſagte die Frau auf der Gartenbank zu dem Mann, der neben ihr ſaß, und deſſen Miene auch nicht heiter zu nennen war, „er läßt ſich nicht erweichen, er wird hart und grauſam bleiben, und doch würde es ihm ein Leichtes ſein, unſer beiderſeitiges Glück zu begründen." — „Ach, und wie glücklich würden wir ſein, wenn dieſes an ſich ſo unbedeutende Hinderniß aus dem Wege geräumt wäre." — „Ja, mein lieber Konrad, gewiß, denn ich liebe dich ſchon ſo lange und ſo innig." — Sie legte ihre Hand in die ſeinige, und da ſie ſich

zu gleicher Zeit etwas gegen ihn neigte, ſo war es ſehr begreiflich, daß er ſie, wenn auch nur flüchtig, auf die friſchen Lippen küßte.

Dieſes aber gerade in dem Augenblicke, in dem Herr Schwetzinger, obgleich noch ſehr entfernt, auf einem jener wenigen Punkte angekommen war, von dem man zwiſchen dem überhängenden Gebüſche hindurch einen Theil der Bank ſah und eine Geſtalt zu erkennen vermochte, wenn man mit bewaffnetem Auge hinſchaute. Und er hatte bewaffnete Augen: ein ſehr ſcharfes Opernglas — ſehr ſcharf — zu ſcharf! — „Ah, ſie iſt es," knirſchte er, „und an ihrer Seite jenes fade Geſicht, das ich in ihrem Album geſehen — hinterliſtiges, treuloſes Weib — o dergeſtalt geübt in allen Ränken und Schwänken, daß ſie ſogar ihren Anzug gewechſelt hat, ehe ſie ſich zu dieſem verbrecheriſchen Rendezvous begab — ja, ſie hat ihn gewechſelt," ſetzte er mit einem wehmüthigen Aufſchluchzen hinzu, „denn ſie trägt jetzt nicht mehr das Kleid von ſanftem Braun, welches ich ihr heute Morgen ſelbſt hinten zugehackt — o welche Erinnerung! — doch auch die Rache iſt ſüß."

Er ſchlich näher und näher in weiten Schlangenwindungen und Umwegen, um nicht zu frühzeitig entdeckt zu werden, denn er hatte ſich vorgenommen, ihnen plötzlich gegenüber zu treten wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Deßhalb achtete er es auch nicht, daß er den letzten Theil des Weges hinter ihrem Rücken durch jenen feuchten Waſſergraben machen mußte — er patſchte behutſam vor-

wärts durch den fußtiefen Schlamm, horchend und lauernd, ſeine Daumen auf die Zündkapſeln der Piſtolen gedrückt; doch pochte ſein Herz gewaltig und er fühlte eine faſt kannibaliſche Freude bei dem Gedanken, in der nächſten Minute vor ſie hintreten zu können und ihr zu ſagen: „Madame, ich wünſche Ihnen einen vergnügten Morgen.“ —

„Ha, die Falſche ſoll erbleichen,
Und flöſſe ſelbſt mein Blut!“

Da — da ſtand er ihnen gegenüber, ihm und ihr und noch einer dritten Perſon, wobei es beſonders der Anblick dieſer letzteren war, welche ihm einen leichten Schwindel verurſachte und ihm faſt die Beſinnung raubte. Wären die Beiden, die er von ferne geſehen, ſpurlos von der Bank verſchwunden geweſen, ſo hätte das mit ganz natürlichen Dingen zugehen können — aber nicht genug — ſie blieb allerdings etwas überraſcht, doch ruhig auf der Bank ſitzen — ſeine Frau — und ſie ſtand ruhig, faſt lächelnd neben der Bank — ebenfalls ſeine Frau.

Und die letztere, die neben der Bank ſtand, die ihn ſo ruhig anlächelte, mußte wohl die ächte ſein, denn ſie trug das gewiſſe Kleid von ſanfter, brauner Farbe, ſie trat mit ausgeſtreckter Hand auf ihn zu, und als er nun die Andere ſcharf in's Auge faßte, bemerkte er ungeachtet der beiſpielloſen Aehnlichkeit derſelben mit Frau Agathe

doch hie und da einen fremden Zug durchschimmern, und entdeckte deren immer mehr, als er in sprachlosem Erstaunen seine Augen von der Einen zur Anderen schweifen ließ. „Es ist ja meine Schwester," sagte Madame Schwetzinger nach einem leicht begreiflichen Zögern, hervorgebracht durch die finsteren Blicke und die entschlossene Haltung des zugeknöpften Mannes mit den beiden Händen in den hinteren Rocktaschen — „es ist meine Schwester, von der ich dir, wenn auch nur flüchtig, gesagt, die gestern mit ihrem Bräutigam hier angekommen ist, um — ich will es dir nur gestehen, zu einem wichtigen Unternehmen, welches ihre Zukunft sichern soll, deine Hülfe zu suchen."

„A — a — a — ah," machte Herr Schwetzinger nach einem ungeheuer langen Athemzuge, und als er hierdurch seine Sprache wieder gefunden, fragte er mit einem offenbar sehr milden Tone, „und du sahst wahrscheinlich gestern schon deine Schwester und deinen künftigen Schwager?" — „Allerdings, und ich hätte dir das nicht verheimlichen sollen." — „Ihr hieltet einen geheimen Kriegsrath, um mich alsdann zu überrumpeln?" — „So ist es und zwar hier auf derselben Stelle." — „Ich weiß — ich weiß," sagte er mehr und mehr erfreut, beruhigt, beglückt — „aber wer überrascht worden ist, seid ihr, und damit wollte ich euch nur beweisen, daß man dem alten Schwetzinger kein x für ein u vormachen kann — o wie mich das entzückt!" — Er hätte sich gerne vor Freuden die Hände gerieben, doch plötzlich fielen ihm die gespann-

ten Piſtolen in den Rocktaſchen ein und er wagte es nicht, ſeine Daumen von den Zündkapſeln zu entfernen — es hätte ja ein Unglück geben können — nach dieſer Aufklärung ein ſchreckliches Unglück! In ſeinem aufgeregten Zuſtande hatte er bis jetzt nicht daran gedacht, was alles geſchehen könnte, wenn Einem eine gut geladene Piſtole in der hinteren Rocktaſche zufällig losginge, und als ihm das einfiel, ſchauderte er.

Frau Agathe war erſtaunt, daß ihr Mann die dargereichte Hand nicht ergriff und der zukünftige Schwager verwunderte ſich, daß er ihn nicht auf eine ähnliche freundliche Art begrüßte. „Sie ſcheinen erhitzt zu ſein, Herr Schwetzinger — wollen Sie nicht Platz nehmen?“ — „Wo denken Sie hin? unmöglich, es könnte — — ja ſo,“ verbeſſerte er ſich mit einem krampfhaften Lächeln, „freut mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, und was den Dienſt anbelangt, den ich Ihnen leiſten kann, ſo denke ich, wir wollen zu Hauſe darüber reden — ja zu Hauſe, behaglich und bequem — ſehr bequem — laßt die beiden Frauenzimmer nur vorausgehen, wir Beide können folgen und unterwegs können Sie mir ſchon die Grundzüge Ihres Unternehmens mittheilen.“ — „O Herr Schwetzinger, wie glücklich machen Sie uns!“ — „Glücklich ſein und glücklich machen, iſt der edelſte Beruf, heißt es in irgend einer Oper, und es iſt das eine Stelle, die mir jetzt ſo eben mit einem wahren Behagen einfällt.“

„Ich ſagte es geſtern gleich, nur keine Heimlichkeit,“

ſagte Frau Agathe. — „Richtig, mein Kind. Es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.“ — „Aber wie in dieſem ſpeciellen Falle?“ — „Ich ſaß geſtern hier auf dieſer Stelle in Träumerei verſunken, und da flüſterte mir die Bank allerlei zu: daß du hieher in den Park gegangen ſeieſt in einem blauen Kleide am Arme eines Mannes.“ — „Ja, es iſt ſo,“ lachte der zukünftige Schwager. — „Doch war ich auch dabei,“ ſagte die Schweſter der Frau Agathe. — „Und von hier ginget ihr dort links in das kleine Gebüſch — da fand wohl die Schlußverhandlung ſtatt?“ — „Allerdings und die verſchiedenen Punkte wurden mir ſogar ſchriftlich überreicht, um ſie dir vorzutragen.“ — „Du haſt ſie wohl in deinem Geldtäſchchen?“ — „Allerdings — woher weißt du das?“ — „Von der Gartenbank — o ſie war mir eine liebe treue Freundin.“ — „Erſtaunlich — man muß ſich vor ihr in Acht nehmen.“ — Und damit gingen die beiden Damen voraus und die beiden Herren folgten, wobei Herr Schwetzinger ſehr kleine Schritte machte, um etwas zurückbleiben zu können.

„Wollen Sie mir nicht Ihren Arm geben?“ — „Ich danke Ihnen recht ſehr — ich — ich — wollte — nur einen Augenblick“ — damit ſah ſich Herr Schwetzinger ſchüchtern nach allen Seiten um. — „Ach, ich verſtehe.“ — „Bitte, treten Sie einen Augenblick mit mir hinter das Gebüſch.“ — „Ich?“ fragte der künftige Schwager erſtaunt. — „Bſt, nicht ſo laut! — So — nun ſeien Sie freundlich und greifen behutſam in meine

Rocktasche." — „Der Teufel, da haben Sie ja eine gespannte Pistole!" — „Ja und in der andern Tasche eine zweite — es gehört das zu meinen kleinen Belustigungen, hie und da im Freien nach Spatzen zu schießen — ich habe mir dafür eine Jagdkarte gelöst." — „Das ist aber sehr gefährlich, die Hahnen gespannt zu lassen." — „Allerdings; nun wollen wir rasch die Zündhütchen entfernen." — „Und die Hahnen in Ruhe setzen — es sind ein paar gute Pistolen."

„Wenn sie Ihnen gefallen, so schenke ich sie Ihnen — bitte, nehmen Sie sie mit — ich werde mir das gefährliche Vergnügen, auf diese Art Sperlinge zu schießen, abgewöhnen." — „Wenn Sie nicht anders wollen, so sage ich Ihnen meinen besten Dank — ich kann sie vortrefflich gebrauchen. Wie Sie vielleicht wissen, wohne ich auf einer Waldmühle, und da auch dort wie überall die Wasserkräfte immer schwächer werden, so habe ich mich entschlossen, mit Dampf vorzuspannen, wenn es mir gelingt, das hiezu nothwendige Kapital —." — „Ach ich verstehe — ich verstehe," rief Herr Schwetzinger in heiterem Tone und mit einer glückseligen Miene. Er war überhaupt ein ganz anderer Mann geworden, seit die geladenen Pistolen aus seiner Rocktasche entfernt waren; er hatte seinen Rock aufgeknöpft, hatte seine weiße Halsbinde unternehmend in die Höhe gezogen und blies vor Vergnügen die Backen auf, während er seinen Arm in den des zukünftigen Schwagers legte. — „Das wollen wir alles zu Hause besprechen," sagte er, „und es wird sich

paar kleine Kinder. Das alles ſtieg ſo plötzlich vor uns aus der Tiefe auf, daß wir im erſten Augenblick überraſcht anhielten, im zweiten aber um uns herſchauten, um in dem engen Hohlwege eine Möglichkeit des Ausweichens zu entdecken. Die war durchaus nicht vorhanden, und ſchon wollte ich mein Pferd herumwerfen, um wieder zurückzureiten, als Felipe mit einem lauten Ausrufe des Aergers ſein Maulthier gegen die ziemlich ſteile Wand des Hohlweges trieb und es zwang, in ein paar tüchtigen Sätzen hinaufzuſpringen. Horſchelt folgte ihm, indem er ſeinem Pferd einen tüchtigen Hieb mit der Reitpeitſche gab, und ich machte es ebenſo. Doch da ich ſah, daß das Gewehr des Malers bei dem Satze aufwärts heftig an einen Stein anſchlug, ſo riß ich das meinige vom Sattelhaken in die Höhe und kam ſo mit hochgeſchwungener Waffe droben an, wobei ich durch einen flüchtigen Blick auf den Mann im Wagen wohl bemerkte, daß dieſer ſeine Doppelflinte wie zum Schuß emporhob. Wie groß aber war unſer Erſtaunen, als wir uns, auf dem Feld über dem Hohlwege angekommen, von vier Guardias Civiles, zwei zu Fuß, zwei zu Pferd, umringt ſahen, während ein paar auf der andern Seite der Straße die Gewehre nach uns richteten. Ich hätte laut auflachen können, denn mir ſchien es im erſten Augenblicke klar zu ſein, daß man uns bei unſerer eiligen Flucht aus dem Hohlwege für zweideutige Geſellen hielt, die vielleicht von oben herab eine Attaque auf die Reiſenden drunten verſuchen würden. Natürlicherweiſe hielten wir ruhig, und um meine gänzlich friedfertigen Geſinnungen darzuthun, hing ich mein Gewehr wieder ruhig an den Sattelhaken. Nachdem ſich ſämmtliche Gensdarmerie, auch die von der andern Seite um uns verſammelt, trat ein Unteroffizier derſelben an Felipe heran und begann mit ſehr ernſter Miene ein Examen, wobei ſich jedoch bald herausſtellte, daß wir harmloſe Reiſende waren. Nur Eines wollte dem Manne der öffentlichen Sicherheit nicht recht einleuchten; „warum," ſagte er, „wenn eure Papiere anders in Ordnung ſind, zieht ihr hier allein in dieſer verrufenen Gegend herum und habt euch nicht von Almagro ein paar meiner Kameraden mitgeben

machen laſſen. — Lieber Freund, Sie hätten zu keiner glücklicheren Stunde zu mir kommen können.“ — „Iſt Ihnen etwas Angenehmes zugeſtoßen?“ — „Ja, ich habe etwas verloren Geglaubtes unverletzt wiedergefunden.“ — „Ah, dazu wünſche ich Ihnen Glück — und wo, wenn ich fragen darf?“ — „Auf einer Gartenbank.“

Reiſeſchwindel.

Eine Skizze.

Der Herbst ist 'kommen und die Blätter fallen ab von den Bäumen, schon wochenlang strich der Wind über die dürren Stoppeln, und auf Wiesengründen zeigt sich die lilafarbene· also in Halbtrauer gekleidete Herbstzeitlose, um mit ihrer zierlichen Glockenblume auf dem schlanken, schwanken Stengel die rauhere Jahreszeit einzuläuten.

Ah, der Herbst ist schön mit seinem reichen Obstsegen und den prächtig gefärbten Bäumen, die mit etwas verdächtiger Koketterie noch einmal bemüht sind, die Blicke auf sich zu lenken. Wie herrlich leuchten die unzähligen Blätter vom gold'nen Gelb an, oder vom tiefen Roth der Jungfernrebe, durch alle Schattirungen hindurch bis zum unscheinbaren Braun und Dunkelgrau — in der That prachtvoll — aber —

Gibt es etwas Wundervolleres als so ein Herbsttag mit seiner frischen, klaren, entzückend elastischen Luft, wenn nach vielleicht kühlem Morgen eine wohlige Tageswärme uns umspielt, wenn die Sonne förmlich goldig herabblitzt über Berg und Thal, das Wasser küßt, daß es vor Vergnügen leuchtet und strahlt, wenn sie das weite Himmelsgewölbe ausfüllt mit ihrem glänzendsten Lichte, den

Horizont mit ſeinen bunt gefärbten Buchenwäldern und den ernſten dunklen Tannen und Fichten in ſeiner ganzen Wellenlinie auf's Schärfſte abgrenzt und in dieſem unſäglich ſchönen Kranze wie Perlen hervorleuchten läßt: helle Kirchen, kleine Kapellen oder Landhäuſer, deren Fenſter wie Edelſtein glitzern — wenn die Sonne dort den ſtolzen Bergrieſen die verhüllenden Schleier entreißt, ſie hinabdrückt in die Ebene und ihnen förmlich zuzurufen ſcheint: „Seid doch heiter und luſtig mit uns, ihr grämlichen Alten," ſo daß ſie wirklich anfangen, aufzuleuchten, und dunkelviolett ſo ſagenhaft geheimnißvoll zu uns herüber funkeln, die mächtigen Füße maleriſch drapirt mit den wallenden Nebelſchleiern, das Haupt ſtrahlend im Glanze des friſch gefallenen Schnee's — ah, das iſt ſo prächtig, das iſt ſo unbeſchreiblich ſchön, daß man wohl geneigt ſein könnte, dem Herbſt einen Preis zuzuerkennen — wenn nicht —

Droben an dem dunklen Blau des Himmels ſehen wir Zugvögel in dichten Schaaren gen Süden ſtreichen, und das gibt uns zu denken.

Dieſe glückſeligen Vögel, dieſe leichten Reiſenden ohne Sack und Pack, die nicht der Landkarte und des Compaſſes bedürfen, um ihr richtiges Ziel zu finden, die keinen vielbeſchäftigten grämlichen Arzt zu fragen brauchen, um zu wiſſen, wo ſie ihre Sommermonate zubringen ſollen, die nicht eingepfercht ſind in heiße Eiſenbahnwagen oder ſtauberfüllte Landkutſchen, denen ihr gütiger Schöpfer Koſt und Logis auf's comfortabelſte und paſſendſte ein-

gerichtet hat, deren Wohnungen im Voraus bereit gehalten werden, ohne daß sie nöthig hätten, sich mit gierigen Wirthen und eigennützigen Pensionsbesitzern abzufinden.

Dahin zogen sie beim Beginn des Frühjahres, jeder an den richtigen Ort: der milde Schwan nach den einsam stillen Seen nördlich gelegener Länder; die angenehme Schnepfe nach schattigen Moosgründen, wo die schmackhaftesten Fliegen und Würmer in Ueberfluß vorhanden sind; Reiher und Kraniche, wo die Fischerei ergiebig ist und auch ohne Erlaubnißkarte betrieben werden darf; Schwalben, wo gute, freundliche Leute wohnen, die sie herzlich willkommen heißen; — der klappernde Storch, der mit den Menschen gerne verkehrt und ihnen, wie man sagt, kleine Gefälligkeiten erzeigt, hat durch diesen Umgang etwas von seiner leichten Freizügigkeit verloren und sich schon im Voraus seine Wohnung bestellt, allerdings etwas hoch gelegen, luftig, aber dafür auch meistens mit herrlicher Aussicht.

Was mögen diese freien Zugvögel wohl denken, wenn sie über unsere Erde dahin streichen und da unten dasselbe Getriebe sehen, wie wir, wenn wir im Frühjahre und Herbst zum Himmel aufblicken! Auch sie entdecken da unten, wenn sie aus ihrer luftigen Höhe hinabschauen, Zugvögel, wie sie selber sind, doch muß es dabei einem alten Kranich sonderbar genug vorkommen, wenn er sieht, wie da tief unten Alles kreuz und quer durcheinander eilt und rast, bald schwimmend auf dem klaren Wasser breiter

Flüſſe und Seen oder eingehüllt in Staub, Rauch und Dampf, und dabei nicht nach einer klar überſichtlichen vernünftigen Richtung von Norden nach Süden oder von Süden nach Norden, ſondern bald hierhin, bald dorthin nach allen Richtungen auseinander fahrend, hier in einer Schlangenlinie, dort im Zickzack oder gar einen Kreis beſchreibend, um nach wochenlangem Abhetzen wieder beſtaubt, verdrießlich, matt und müde an demſelben Orte anzukommen, wo man ausgegangen iſt.

Sonderbare Geſchöpfe dieſe Menſchen, wornach jagen und rennen ſie eigentlich, indem ſie ſich da unten ſo mühevoll durcheinander winden, oder ſich in Staub und Qualm an überfüllten Orten zuſammen preſſen laſſen? „Wie Wenige ſind unter ihnen,“ denkt der alte Kranich, „die es machen wie wir, ſich irgend einen einſam ſtillen See ausſuchen, oder ein Moos mit vortrefflichen Inſecten, oder mit ſonſt was, das ihnen gut ſchmeckt. Wahrhaftig, wenn ich ſo auf die Geſchöpfe da unter mir hinabblicke, ſo ſehe ich Wenige, welche ein vernünftiges Gelüſte in die Ferne treibt. Machen es doch die Meiſten geradezu umgekehrt, verlaſſen ihren einſamen See, oder ihre friſchen duftigen Waldgründe, um nach irgend einem Mittelpunkt zu ſtreben, der ihnen wenig mehr bietet als Hitze, Qualm und Staub und ein heißes oder kaltes Waſſer von meiſt eingebildeten Heilkräften, ein Glas ſauerer geronnener Milch — oder einen Extract von zerquetſchten Kräutern, noch ekelhafter von Geſchmack als von Anſehen.“

„Eigenthümliches Volk das," fährt der alte Kranich fort, „ſollte man nicht meinen, ihre eigentliche Lebensluſt ſei der Dunſt der Dinge da unten, die man Bahnhöfe nennt, oder Eiſenbahnzüge? ſollte man nicht zu der Ueberzeugung gelangen, es müßte für ſie ein Vergnügen darin liegen, ſtatt des eigenen guten Zimmers mit vortrefflichem Bette, für theures Geld und oft noch mit der Zuthat von guten und bittenden Worten eine heiße Gaſthofſtube zu erlangen, vielleicht vier Treppen hoch gelegen, mit Ausſicht auf die Brandmauer des Hinterhauſes, mit den aufſteigenden Dünſten aus der im Hofe gelegenen Küche, oder eines Pferdeſtalles, und in einem engen und kurzen Bette zu ſchlafen, in welchem geſtern ein anderer wildfremder Menſch geſchwitzt und gehuſtet."

Unbegreiflich iſt das allerdings für einen ſo dummen Kranich, der ſehr wenig weiß von unſeren Gebrechen und Leiden, der keinen Begriff von dem Worte „Mode" hat, der nicht die ewige Wahrheit kennt, daß: wo erſt ein Hammel in's Waſſer ſprang, die andern dummen Thiere alle nachſtürzen.

Ja das Reiſen iſt zu einer Mode geworden, die uns ebenſo unerbittlich in Hitze und Staub durch die Welt mit ſich fortreißt, als wir vielen andern Thorheiten huldigen, die wir mit gleichen Namen belegen, vernünftiger Weiſe nicht begreifen, aber dennoch mitmachen, als da ſind das Aufheften falſcher Menſchenhaare, das Tragen häßlicher und unbequemer Kleidung, und das Stolpern auf zollhohen Abſätzen.

Es ziehen Krankheitserſcheinungen über die Erde, vor denen wir uns beugen müſſen, und denen wir mit aller Körper- und Seelenſtärke nicht entgehen können. Das Geſchlecht der duftigen Roſen, der ſüßen Weintraube, der ebenſo beſcheidenen als gemüthlichen Kartoffel wurde von verheerender Krankheit getroffen; kryſtallhelle Fluthen tiefer Seen ſind von einem Uebel ergriffen worden, welches wir die Waſſerpeſt nennen; ganze Waldungen kräftig grüner Bäume erliegen einem faſt unſichtbaren kleinen Feinde, das biedere Rindvieh leidet unter Lungen- und Klauenſeuche, das Schaf hat die Drehkrankheit und die Menſchheit iſt von einem Uebel erfaßt worden, welches einige Aehnlichkeit hat mit dem zuletzt genannten Leiden, und welches man füglich „Reiſeſchwindel“ nennen könnte.

Ja — Reiſeſchwindel — ſchrecklich! Krankheit, wo und wie biſt du entſtanden, wer verſchafft uns ein Heilmittel gegen dies furchtbare Leiden? furchtbar, nicht nur für den Kranken ſelbſt, ſondern auch für den fühlenden Zuſchauer, für die Angehörigen des Patienten, für ſeine Hinterbliebenen, denen aber dabei nicht einmal die Hoffnung auf eine reiche Erbſchaft bleibt; denn obgleich der Reiſeſchwindel in die Gattung der gefährlichſten Zehrfieber fällt, iſt doch ſein Verlauf beinahe niemals tödtlich, es müßten denn ganz beſondere Umſtände zuſammen treffen, wie z. B. das nicht unmögliche Untergehen eines Dampfers, oder das ſchon oft ſtattgefundene Zuſammenſtoßen zweier Eiſenbahnzüge. Dagegen trifft der Reiſeſchwindel häufig

das Gemüth des Kranken, indem es ihn den ſoliden häuslichen Gewohnheiten entfremdet, meiſtens abmagern läßt, und in jeder Richtung ſeine Kräfte in Anſpruch nimmt. Die erſten Symptome dieſer ſchrecklichen Krankheit ſind bei ſtarken erwachſenen Männern ein öfteres Anſtarren der täglichen Zeitungen und Journale, ein ruheloſes Suchen in den gedruckten Zeilen, ein ſichtbar freudiges Aufleuchten der Blicke, nachdem man gefunden, was man geſucht: daß nämlich großartige Vorbereitungen getroffen werden zum Empfang der deutſchen Juriſten in Heidelberg, der deutſchen Forſtleute in Eiſenach, der deutſchen Lehrer in Hildesheim, der deutſchen Naturforſcher in Berlin (wo die Natur am ſchönſten und zu Forſchungen am geeignetſten iſt), der deutſchen Finanzmänner in Wien, der deutſchen Turner und Sänger, wo es Turnanſtalten und Liedertafeln gibt, der deutſchen Schriftſteller nirgendwo, der deutſchen Künſtler an den Ufern des Neſenbachs, wo der Kunſt ein Auguſtiſch Alter blühte, der deutſchen Brauer in München, der deutſchen Müller in Straubing, der deutſchen Orgelſpieler an verſchiedenen Orten, der deutſchen Abenteurer in gewiſſen Bädern, der deutſchen Bienenzüchter in irgend einem blüthenreichen Thale, der deutſchen Scheerenſchleifer in Hildburghauſen, der deutſchen Leimſieder an verſchiedenen Orten, der deutſchen Scharfrichter in einer irgend noch näher zu beſtimmenden Stadt.

Ja dieſe Anzeigen, womit die Journale ſpaltenweiſe angefüllt ſind, bilden das Miasma des anfänglich

laſſen, wie es ſonſt wohl der Brauch iſt?“ Nun wußten wir aber in der That nicht, daß dieſer Paß wirklich unſicher war, denn wenn wir dem Gerede von Felipe hätten trauen wollen, ſo hätten wir uns von Toledo bis nach Val de Peñas müſſen begleiten laſſen. Um aber das Mißtrauen des Gensdarmen in die Vortrefflichkeit unſerer Papiere gänzlich niederzuſchlagen, beeilte ich mich, aus meiner Geldtaſche ein wichtiges Dokument hervorzuholen, welches ich der Freundlichkeit des preußiſchen Geſandten in Madrid, Herrn Grafen von Galen, verdankte. Dieß war nämlich eine offene Ordre des Herzogs von H., General en chef der geſammten ſpaniſchen Gensdarmerie, welche beſagte, daß uns damit das Recht verliehen ſei, in allen Provinzen des Königreichs Guardias Civiles zu Pferd und zu Fuß ſo viel zu requiriren, als uns zum Geleite nothwendig ſeien. Dabei ſprach der Herzog den Befehl aus, uns auch in jeder andern Weiſe Hülfe angedeihen laſſen zu wollen.

Mit welch merkwürdigem Geſichtsausdruck der vor uns haltende Gensdarmerie-Unteroffizier dieß Papier durchlas, brauche ich nicht zu beſchreiben; er faltete es zuſammen, und als er darauf ehrfurchtsvoll ſeine Hand an den Hut legte, ſchauten ſich ſeine Kameraden ziemlich überraſcht an und wußten nicht, was ſie von der plötzlichen Sinnesänderung ihres Chefs halten ſollten. Ich glaube, ein paar der letzteren wären gar zu gern mit uns nach Val de Peñas zurückgekehrt, doch bedankten wir uns auf's Beſte für dieß Anerbieten, welches uns der Unteroffizier machte, wünſchten ihm einen guten Tag, ebenſo wie dem Herrn und den Damen im Wagen drunten und ritten ſehr vergnügt die Schlucht hinab.

Auf Felipe hatte das Vorzeigen des Papiers mit dem wichtigen Inhalte einen unverkennbaren Eindruck gemacht; er betrachtete uns ſcheu von der Seite und mit Zeichen der größten Hochachtung. Ob es ihm merkwürdiger erſchien, daß wir uns überhaupt im Beſitz dieſes Papiers befanden, oder daß wir trotz deſſelben kein Geleit requirirten, bin ich wahrhaftig nicht im Stande, anzugeben. Unſer Führer bedauerte nur, von dem Vorhandenſein deſſelben nicht früher Kenntniß gehabt zu haben; die in Almagro

nur ſporadiſch, in kurzer Zeit aber epidemiſch aufſteigenden Reiſeſchwindels.

Sonderbarer Weiſe äußert ſich die Krankheit anfänglich häufig in einem vollkommenen Wegläugnen ihrer ſelbſt, wie auch bei manchem anderen Uebel. Man denkt nicht im Entfernteſten dran, ſich auch diesmal wieder mit fortreißen zu laſſen, man wird das heuer jedenfalls vermeiden, dem allgemeinen Schwindel zu folgen — es müßte denn ſein, daß — oder es würde nur ſein, wenn — oder man könnte ſich nur entſchließen in dem Fall —; aber alles das ſind ſchon ſehr gefährliche Symptome und der Betreffende iſt ſchon von der Krankheit ergriffen, ohne es ſelbſt auch nur zu ahnen, man erörtert ſcherzhaft blos die Frage der Möglichkeit im Geldpunkte, oder der häufig ſchwer zu erlangenden Familienerlaubniß, wo die oberſte Hausbehörde nicht ſelten ein ſtrenges Veto einlegt, bis auch dieſe vielleicht von dem allgemeinen Leiden angeſteckt wurde und ſich bei dem gefälligen Hausarzt erkundigt hat, welche Luft, welches Waſſer oder welche Geſellſchaft am wenigſten ſchädlich iſt für ein eingebildetes oder wirkliches Leiden.

„Arme, geplagte Aerzte," eine Epidemie anderer Art macht euch in der That weniger Sorgen und Mühe als der Reiſeſchwindel in ſeinem erſten und heftigen Auftreten, und wenn ihr auch noch ſo angeſtrengt euere mediciniſchen Journale durchſtudirt oder die Wunderkräfte der tauſend und mehr deutſchen Bäder, um es auch darin am Ende gehen zu laſſen wie es Gott gefällt, ihr ſeid doch nicht

Stande, allen Aufträgen auf eine nur halbwegs vernünftige Art zu genügen und müßt zu einem desperaten Mittel schreiten, welches aber schon oft von großer und heilsamer Wirkung gewesen ist: Ihr stellt vor euch hin zwei Vasen oder Urnen, am besten aus gebrannter Erde, doch thut es auch weißes Porzellan, während Kupfer oder Bronce schädlich sein soll; ihr werft in eine dieser Urnen sauber auf zollgroße Zettel geschrieben, die Namen eurer sämmtlichen mit den ersten Anfängen des Reiseschwindels behafteten Patienten, in die andere eine gleiche Anzahl mit den Namen deutscher Bäder, nehmt einen Waisenknaben, und laßt ihn auf gewissenhafte Art Loos um Loos aus den Urnen nehmen — ein übersichtlicher Eintrag in euer Notizbuch ist bald daraus gemacht — und wenn ihr euch bei der Consultation nicht übereilt, gedankenvoll vor euch hinstarrt, vielleicht auch ein paar Mal im Zimmer auf und abschreitet, nachdem ihr den Puls befühlt, die Zunge betrachtet und ein paar ganz überflüssige Fragen gethan, so könnt ihr sicher sein, daß man eueren Rath wie einen Spruch des weisesten Orakels aufnimmt, und schon im Voraus von der vortrefflichen Wirkung überzeugt ist.

Wenn diese guten Wirkungen auch in den meisten Fällen ausbleiben, so kann euch dafür doch selten eine Schuld beigemessen werden; warum war auch der Sommer zu trocken oder zu naß, das Wasser zu kalt oder zu warm, warum fehlten gerade in diesem Jahre die ge-

wissen aromatischen Stoffe in den Waldkräutern, welche besonders für euere Leidenden so heilkräftig gewesen wären, warum war gerade diese Saison so arm an gesellschaftlichen Anregungen, die doch so nothwendig gewesen wären, um euere Seele und dadurch eueren Körper zu erfrischen?

Bei wirklich jungen oder älteren jungen Damen tritt der Reiseschwindel in der Art eines unbestimmten Sehnens nach irgend einem unbekannten Etwas auf: ist es der frische Duft des Waldes, der dem erregten Gemüthe vorschwebt, oder die klare Fluth eines stillen Sees, ist es das lärmende Getreibe einer dichtbevölkerten Promenade, angefüllt mit reichen Toiletten, mit schmachtenden bleichen jungen Männern, blondgelockten Landsleuten, dunkelgefärbten polnischen Grafen, gebräunten, fabelhaft reichen Portugiesen — wer weiß das? — und wenn ihr es selber wißt, ihr werdet es doch nicht sagen, kaum euch selbst eingestehen.

Die Leidende weiß nur, daß es irgend wo anders viel schöner sein wird, als in der düstern Straße, wo sie wohnt, in dem engen Stübchen ihres Hauses — sie träumt von einer Palme — vor ihrem Blick öffnen sich Häuser und Mauern zu einer unermeßlichen Fernsicht, oder zum Einblick in ein heimlich stilles Thal.

„Hör' ich das Mühlrad rauschen,
Ich weiß nicht, was ich will!"

Vielleicht weiß ſie es in der That nicht und es iſt dies ein Fall, wo noch Hoffnung vorhanden bleibt, den Reiſeſchwindel in ſeinen erſten Anfängen zu unterdrücken; hat ſie aber einmal genoſſen des irdiſchen Glücks, hat ſie von den Süßigkeiten des herrlichen Badelebens gekoſtet, hat ſie mitgemacht jene unvergeßlich ſchönen Partien zu Waſſer und zu Land, in der traulichen Equipage oder Hand in Hand mit ihm durch die Fluren ſtreichend, oder Seite an Seite mit ihm auf ſtoßendem Leiterwagen, von ſeinem Arm gehalten auf widerſpenſtigem Eſel, oder mit ihm rudernd auf leicht dahingleitendem Kahn, dann — wenn die Zeit kommt, wo die Vögel gen Süden gezogen ſind, dann, obgleich der Reiſeſchwindel erſt in den ſchwächſten Anfängen hie und da ſporadiſch auftritt, fühlt ſie doch ſchon ſeine mächtigen Einwirkungen und wird jedenfalls der Krankheit erliegen.

„Sie ſteht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
„Wenn ich ein Vöglein wär'!“ ſo geht ihr Geſang
Tage lang, halbe Nächte lang.
Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmal recht ausgeweint.
Dann wieder ruhig, wie's ſcheint,
Und immer verliebt.“

Und junge, ſtrebſame, wackere Männer, in deren Bruſt der Muth ſeine Spannkraft übt, auch ſie werden

erfaßt vom Reiſeſchwindel, und je größer die Kraft iſt, mit der ſie vielleicht Anfangs widerſtreben, um ſo gewaltiger überfällt ſie die Krankheit, um ſo furchtbarer äußern ſich ihre Wirkungen.

Auch ſie lockt wohl die träumeriſche Ruhe am Waſſerfall oder im ſtillen Walde, durch deſſen grüne Zweige ihr reizender Strohhut blinkt:

Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin

oder ſie fühlen ſich angezogen durch das lärmende Leben der großen Stadt, ſtürzen ſich in den betäubenden Strudel, ſchwimmen muthig durch Kunſt- und andere Genüſſe, kommen ſiegreich wieder an's andere Ufer oder treffen zuweilen auch auf einen trügeriſchen Strudel, der ſie in die Tiefe reißt.

„Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin.“

Auf Andere äußert ſich der Reiſeſchwindel anders; ſie bleiben Einſiedler im Gewühle der Stadt, in dem Getriebe des lebhafteſten Badeortes; dort ſieht man ſie hinſchleichen, wo die letzten Häuſer ſtehen, hier erblickt man ſie gefeſſelt an einem langen grünen Tiſche, mit gierigem Auge dem Rollen der Geldſtücke folgend.

Auch über Berge und Thäler eilen und raſen ſie ſchaarenweiſe, Alle vom Reiſeſchwindel getrieben. Dieſer, das wallende Haar im Winde flattern laſſend, mit offener

Bruſt, den Knotenſtock in der Hand, unermüdlich — in's Unbeſtimmte hinaus —

„Friſch überſteigt er den Berg
Nach freier eig'ner Wahl,
Und blickt nach vollbrachtem Werk
Mit frommem Sinn in's Thal."

während Jener hinauseilt in die weite, weite Welt, fortgeriſſen von der gewaltigen Dampfkraft zu Waſſer und zu Land.

„Nach Kleinaſien, nach Kleinaſien
Wo die ſanften Eſel graſien,
Drauf die ſchmucke Sklavin ſitzt,
Wo die Palmenwälder glühen,
Wo die heil'gen Löwen fliehen,
Wo es donnert, wenn es blitzt —

Wie bei vielen anderen Krankheiten tritt auch der Reiſeſchwindel manchmal ſtärker, manchmal ſchwächer auf; am ſtärkſten wohl während der Hitze der Julitage, wo es wahrhaft erſchreckend iſt, die furchtbaren Ausbrüche dieſes jetzt ſo allgemeinen Leidens mit anzuſehen; zuſammengerüttelte, übermüdete, ſtaubbedeckte, verdrießliche Unglückliche, mit lechzender Zunge, entſtrömen den heißen Wagen, ohne zu wiſſen, wo ſie während der Nacht ihr müdes Haupt hinlegen ſollen; weinende Kinder, ſcheltende Weiber, verdrießliche und ſchwerbepackte Männer, vergebens um Plätze in einem vollgepfropften Omnibus bettelnd

oder gleich hungerigen Bettlern von Thür zu Thür ziehend, um ein oft erbärmliches Nachtlager flehend.

„An den Wäſſern von Babylon ſaßen ſie und weinten, wenn ſie an Zion gedachten.“

Es zieht an uns vorüber der Schwarm dieſer armen ermüdeten, abgehetzten Menſchen, oft beladen wie Laſtthiere — eine zweite und traurigere Völkerwanderung, wie eine regelloſe Flucht vor einem wilden Feinde, der in verſchiedene Länder zu gleicher Zeit eingebrochen iſt, Alles in hellen Haufen vor ſich hertreibend, von Norden nach Süden, von Süden nach Norden, von Oſten nach Weſten, ſo wie umgekehrt, und wehe der Stadt, oder wehe vielmehr den Betreffenden ſelbſt, wo die Wagen mehrerer ſolcher Züge auf einander ſtoßen. Da erliſcht alles freundliche Gefühl, da verſchwindet jedes Mitleid mit den Leiden des Andern, man reißt einander den Biſſen vom Munde, das Glas aus der Hand, das Bett unter dem Leibe weg; man überliſtet einander um einen Platz an der Eiſenbahn, Table d'hote, um einen bequemeren Wagenſitz, man achtet nicht das Schreien armer Kinder, das Lallen unſchuldiger Säuglinge;

„Selbſt Weiber werden zu Hyänen
Und treiben mit Entſetzen Scherz“

wenn es gilt, ein glücklich erobertes Eiſenbahn-Coupé vor dem herandringenden Feinde zu behaupten, oder ſich das letzte Zimmer in dem überfüllten Gaſthofe zu ſichern.

Und nicht einmal die Alles vergleichende, Alles lindernde Nacht umhüllt beruhigend mit ihrem ſanften Schleier die Schaar der Unglücklichen — ſchlafe Einer, wenn er kann, bei einer Hitze von fünfundzwanzig Grad, zu acht in einem Eiſenbahncoupé; erquicke deine müden Glieder in einem Bette, über das deine Füße ſchuhlang hinausragen, oder auf den harten Polſtern eines Billardzimmers, das der mitleidige Wirth dir eingeräumt; verſuch es einmal zu ſchlummern, wenn du durch die dünne Zimmerthür auf deiner linken Seite das regelmäßige Sägen eines unermüdlichen Schnarchers hörſt, der nur in der härteſten Holzart arbeitet, der nur auf Secunden eine Pauſe macht, um alsdann wieder mit einem förmlichen Gebrüll zu beginnen; finde Ruhe auf einem Lager, das du gezwungen biſt mit zahlreichen Geſchöpfen einer ſehr untergeordneten Gattung zu theilen; freue dich deines Lebens, wenn die Zimmer-Nachbarinnen auf der anderen Seite vielleicht ein paar enthuſiaſtiſche Zukunftsmuſik-Verehrerinnen ſind, die ſich bemühen, mit gellender Stimme unbegreifliche Melodien aus den „Meiſterſingern“ feſtzuhalten, um ſchließlich immer wieder auf den leichter faßlichen Jungfernkranz zurück zu kommen — wehe, wehe, wehe!

Das iſt der Reiſeſchwindel, ſo ungefähr äußert er ſich auf die arme Menſchheit, und wenn unſere Schilderung nur ein ſchwacher Verſuch geblieben iſt, indem es uns nicht gelang, den coloſſalen Stoff beſſer und gründlicher zu bewältigen, ſo möge uns der geneigte Leſer ver-

zeihen, mag er nun mitleidig über uns lächeln, er, der vielleicht gerade selbst vom Schwindel und dem Eisenbahnzuge fortgerissen, diese harmlosen Zeilen liest; oder wenn er vielleicht, glücklich verschont geblieben, zu Hause sitzt und Seelenstärke genug hat, sich nicht nur für dieses Jahr von der Ansteckung frei zu erhalten.

Eine Wetterstudie.

meinte er, hätten uns anders ſpringen müſſen, und die geſalzene Rechnung hätten wir ihnen zur Hälfte geſtrichen. „So ein Papier," ſetzte er hinzu, „könnte mich zum reichen Manne machen."

Unterdeſſen ritten wir vorſichtig den Felspaß hinab und erfreuten uns an den grandioſen Formen, in denen die Felsmaſſen rechts und links höher und höher emporſtiegen. Der Berg hatte ſehr wenig Abdachung und fiel rechts und links von dem Paſſe ſo ſteil abwärts, daß wir unten wie durch ein koloſſales Felſenthor ins Freie traten. Der Rückblick von hier war wahrhaft majeſtätiſch, und Horſchelt ließ ſich durch keine Einreden Felipe's abhalten, die himmelhohen Felſen mit ihren wunderlichen Formen flüchtig zu ſkizziren. Was dieſem Paſſe noch einen eigenthümlichen Reiz verlieh, war, daß ſobald er hinter uns lag, wir auf der nun ſanft abſteigenden Straße in weniger als einer Viertelſtunde auf den Grund einer großen Thalebene von ſo freundlichem, lachendem und heiterem Anſehen gelangten, daß der Contraſt der Wildniß hinter uns unmöglich größer ſein konnte. In den ſanfteſten Wellenlinien breitete ſich die Fläche ſtundenweit vor uns aus, zur Linken mit den Ausläufern der Bergkette, von der wir eben herabkamen, eingefaßt, die aber, wie ſie niedriger wurden, einen freundlicheren Charakter annahmen und ſtatt der dunkelgrauen Felſen nur maleriſch zerklüftete Schichten und Streifen in Roth und Gelb zeigten, nebenbei auch eine kräftigere Vegetation. Vor uns und zur Rechten war die Landſchaft in einem weiten Bogen durch die Anfänge der Sierra Morena begränzt, die nach einem duftigen Morgen nun vom hellſten Sonnenlichte beſtrahlt, in prächtigen dunklen Farben glänzten. Dabei war die Kälte des frühen Morgens verſchwunden, Frühlingslüfte umſpielten uns, ſo daß wir bald unſere Manta's ablegten. Am Fuße des Berges, den wir eben paſſirt, lag ein freundliches Dorf, Moral de Calatrava, mit breiten, reinlichen Straßen, hübſchen Häuſern und ſpitzem Kirchthurm mit röthlichem Dache, der allerlei heimathliche Erinnerungen in uns erweckte. Felipe ſchlug vor, ſich nach der harten Tour, die wir ſchon gemacht, hier durch ein kleines Frühſtück zu reſtauriren und führte uns zu die-

„Kaum gedacht, kaum gedacht,
Ward der Luſt ein End' gemacht"

würden Tauſende von bunten Blumen aller Art, Tauſende geſtern noch in aller Kraftfülle ſtrotzende Blätter ſingen, ſagen und klagen, wenn ihnen das überhaupt möglich wäre, oder wenn ſie heute welk am Boden liegend ſich ihres geſtrigen Blüthen- und Blumenlebens noch bewußt wären.

Ja kaum gedacht, kaum gedacht,
Ward der Luſt ein End' gemacht.

Und ſie hätten das Alle nicht geglaubt, die geſtern beim Untergange der Sonne noch von einer milden Abendluft gefächelt wurden, die ſich bedeutungsvoll und ſelbſtbewußt zunickten, die bunten Aſtern, die Petunien, Verbenen, heimlich blühende Roſen, hoffärtig emporgeſchoſſene Sonnenblumen, alle jene Kinder des Frühlings, die nun keine Kinder mehr waren, ſondern ſehr raſch von der Zeit der Reife in's Greiſenalter übergehen ſollten. Geſtern noch hatten die Sonnenſtrahlen mit ihnen gebuhlt und den Leichtgläubigen allerlei Fabeln zugeflüſtert, Lügen und Schmeicheleien, um ſie empfänglich zu machen

für den letzten verführeriſchen Kuß. „Dummes Zeug!“ hatten die Sonnenſtrahlen geflüſtert und der falſche verrätheriſche Abendwind es beſtätigt; „wer wird es denn glauben, daß eure Anmuth und Lieblichkeit nicht ewig dauern ſollte, wie kann man ſo leichtſinnig ſein und es nur für möglich halten, daß Vergänglichkeit euer Loos ſei! Ah, es wäre ja keine Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden, wenn ſo viel Holdſeligkeit und Liebreiz nicht für die Ewigkeit erſchaffen wären, — traut uns Sonnenſtrahlen, die wir ſeit Jahrtauſenden Alles wiſſen und glaubt auch unſerem guten Bekannten, jenem allerdings ſchmeichelhaften aber ſonſt recht znverläſſigen Zephyrjünglinge, der dort herüberſchwebt, um eure trauernden Köpfchen zu erheben.“

„Aber die kluge Spinne hat es uns geſagt! ſie hat uns gewarnt vor dem, was nun kommen wird, und auch die alte Heuſchrecke, unſere gute Freundin!“

„Die Spinne iſt ein boshaftes Geſchöpf, und was die langweilige, naſeweiſe Heuſchrecke anbelangt, ſo iſt es gar kein Schade drum, wenn ſie zu Grunde geht. Wes ſind das auch für widerwärtige Geſchöpfe gegen euch ihr lieben, herzigen Blumengeſichter — denkt doch an unſere lange innige Bekanntſchaft, an unſere lange Liebe und vertraut uns — denkt an den wunderſchönen Monat Mai, als alle Knoſpen ſprangen, wie ihr Roſen aufblüthet in jungfräulicher Lieblichkeit, und dann an den ſchönen Sommer, den wir mit euch Allen in heißer treuer Liebe verlebten. Denkt doch an die Schwingungen, mit

denen euch unſere guten Freunde, die ſanften Winde unterhielten, denkt doch an die erfriſchenden Regen, an all' den ſüßen Duft, den ihr geſpendet habt, den wir gewiß nicht vergeſſen und wofür wir euch ſchon aus Dankbarkeit die Wahrheit ſagen werden — alſo munter aufgeſchaut, kleine hübſche Monatroſe, die du eben erſt erblüht biſt! noch einen traulichen Kuß, ehe wir luſtige Strahlen unſerer Mutter der alten Sonne folgen müſſen, um für heute zu verſchwinden — und dann auf ein heiteres Wiederſehen morgen früh."

„Iſt das ein leichtgläubiges Volk, die dummen Blumen da unten," brummten erfahrene Eichen- und Buchenblätter, die ſchon mit Furcht und Schrecken bemerkt hatten, wie ihr eigenes friſches Sommergrün roth und gelb geworden war, wie ihre ſammtartige Haut anfing, runzlich zu werden, und welche ſchon manchem der Ihrigen traurig nachgeblickt, den ein ſcharfer Windſtoß hinabgewirbelt von ſeiner luftigen Höhe und drunten auf der Erde zur Ruhe gebracht.

Ja die alten Bäume wußten ganz genau, was von den Schmeicheleien der luſtigen Sonnenſtrahlen und des leichtſinnigen Windhauches zu halten ſei, und als drunten ein junges Mädchen vorüberſchritt und an den klaren blauen Himmel blickend, wenn auch vielleicht in ganz anderer Ideenverbindung vor ſich hin ſang:

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Ward der Luſt ein End' gemacht! —

da durchſchauerte es die armen Blätter im Vorgefühle ihrer Vergänglichkeit.

Und doch hätte man den Sonnenſtrahlen Glauben ſchenken können, wenn man ſo um ſich her ſchaute an dem Nachmittage dieſes allerdings ſehr ſpäten Herbſttages. Der Himmel war ſo prachtvoll glänzend, und hatte ſich ſo kokett mit zart rothen Wolken geſchmückt, zwiſchen denen das tiefe Blau wie unter einem ſeegrünen Schimmer erſchien, die Blumen blühten friſch und munter wie in den Tagen des heißen Sommers, und die Blätter der Bäume, obgleich bunt gefärbt, hielten doch ſo feſt an ihren Zweigen, als wenn ſie noch ein längeres Leben vor ſich hätten. Auch das Menſchengewühl auf den Straßen, Plätzen und Promenaden bewegte ſich noch mit dem gleichen buntfärbigen Leben wie ſeit Anfang des Sommers. Die Damenwelt in leichten ſchillernden Anzügen, die Herren dem warmen Sonnenſchein trauend, noch ohne Vorſichtsmaßregeln der Plaids oder Paletots. In langen Reihen fuhren die glänzenden Equipagen durch die Alleen des Praters, der Stadtpark war mit Spaziergängern angefüllt, und auf der Ringſtraße drängten und ſchoben ſich elegante Reiter, leichte Wagen, ſchwere Omnibuſſe ſowie zahlloſe Fußgänger durcheinander und nebeneinander vorbei.

Dann kam die Nacht, und ſchon in dem Augenblicke, als die zudringlichen Sonnenſtrahlen eilfertig über den fernen Horizont hinabgeflohen waren, ihrer würdigen Mutter folgend, hatte es die armen Blumen um ſo mehr unheimlich bang durchſchauert, als das leichte Volk der

Winde, welches ſich bis dahin einer ziemlich anſtändigen Haltung befleißigt, nun mit einmal anfing, recht rauh und ungeſtüm zu werden, ja ſich freche Scherze zu erlauben und manche der letzten armen Roſen ſo gewaltthätig zu berühren, daß vor Kummer und Entrüſtung zarte roſige Blätter ſchamvoll davonflatterten.

Die kluge Spinne hatte ſich verkrochen, und die arme Heuſchrecke, ihr trauriges Schickſal ahnend, blickte troſtlos zu dem dunklen Nachthimmel empor und dachte: was nützen mir all' die tauſend glänzenden Sterne, die mich früher ſo oft erfreut — ich weiß es wohl, o ich weiß es ganz genau:

Morgenroth, Morgenroth,
Leuchteſt mir zum frühen Tod!

Auch die Menſchen ſpürten es in ihren Häuſern, was ſich heute Nacht draußen begeben würde, und mancher vorſichtige Familienvater mußte erſt vorher die angelaufenen Scheiben abwiſchen, um auf den Thermometer ſehen zu können, der gleich nach Sonnenuntergang eine entſetzliche Neigung zum Fallen zeigte und um 10 Uhr Abends ſchon 2 Grad unter Null erreicht hatte.

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Iſt der Luſt ein End' gemacht.

Und die lärmenden Kinder wurden in's Zimmer hereingenöthigt, und wenn es ihnen auch leid that, daß Plätze und Straßen jetzt für längere Zeit nicht mehr der Schauplatz ihrer geräuſchvollen Thätigkeit ſein würden,

ſo kauerten ſie doch behaglich vor dem kniſternden Feuer und erzählten einander von den Wundern des Winters, von der Eisbahn und vom Vergnügen der Schneeballen. Auch der Bilderbücher wurde gedacht, der kleinen geſellſchaftlichen Spiele mit den Zinnſoldaten und dem Drehbrette, und wenn ſich einer der älteren Knaben auf den Winterrock freute, der ihm verſprochen war, ſowie auf warme Pelzhandſchuhe, ſo träumte die älteſte Tochter, ein hübſcher Backfiſch, ſchon von Tanzmelodien und Ball-Toiletten.

Vater und Mutter ſitzen am Tiſche und der erſtere, deſſen Zeit ſchon lange gekommen war, um in ſeine Geſellſchaft zum kühlen Bier zu gehen, hört verdrießlich die Aufzählung aller der Bedürfniſſe, an welche der erſte Froſt gebieteriſch erinnert. Holz und Kohlen, Kartoffel und Gott weiß was ſonſt für Küchenbedürfniſſe, nicht zu gedenken der empfindlichen Lücken in allen Theilen der Wintergarderobe.

Und dabei fiel der unerbittliche Thermometer immer tiefer, und man hätte dieſen plötzlichen und ſtarken Umſchlag in der Witterung eigentlich einen verrätheriſchen Ueberfall nennen können, denn es war noch gar nicht die Zeit zu 6 Grad unter Null.

Ja, 6 Grad unter Null — und als am anderen Morgen der Tag anbrach und dann die Sonne an dem klaren, glänzenden Himmel aufſtieg, ſo mußte es jedes fühlende Herz verletzen, daß ſie wie zum Hohn in vollem Glanze, in voller Pracht und Herrlichkeit erſchien. — Sie

hätte erſcheinen ſollen, gehüllt in langem, traurigem Nebelſchleier, um wenigſtens in ihrer Toilette etwas Mitgefühl zu zeigen über die furchtbaren Verheerungen, welche der erſte Froſt angerichtet.

Arme Blumen!

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Ward der Luſt ein End' gemacht!

Da lagen ſie, in langen Reihen, in einem kläglichen Durcheinander, gelnickt, verbrüht, verwelkt, verſchwunden alle Pracht der Farben, zuſammengeſchrumpft die zarte Blumenhaut — todt — todt.

Selbſt die kluge Spinne ſchauderte, als ſie langbeinig ihrem Verſteck entkroch und hätte weinen mögen über das Trauergebild — auch die Heuſchrecke lag erſtarrt auf ihrem Rücken.

Der erſte Froſt — er war gleich einem anderen Tode mit unerbittlicher ſcharfer Sichel zwiſchen Niedergang und Aufgang gezogen und hatte überall ſeine mörderiſchen Spuren zurückgelaſſen. Wo waren die Tauſende von Blättern geblieben, die ſich geſtern ſtolz und hoffärtig, wenn auch in geheimer banger Ahnung, an den Zweigen gewiegt — da lagen ſie, die ſtolzen Blättertrümmer, reihenweiſe, wie niedergemäht in heißer Schlacht, oder rings um die mächtigen Bäume her wie abgefallene Gewänder, die man aus Kummer und Schmerz von oben bis unten zerriſſen — da bedeckten ſie in immer noch farbiger Pracht die grünen Raſenſtrecken, ſo daß es ausſah,

als ſeien dieſe mit koſtbaren gelben und rothen Teppichen verziert, während ihre traurigen Hinterbliebenen die nackten dunklen Zweige wie jammernd in die Höhe ſtreckten.

Und über alles das leuchtete der Himmel tiefblau und glänzend und die Sonnenſtrahlen hatten nicht einmal Scham genug, um ſich ungeſehen an dieſem allgemeinen Friedhofe vorbei zu ſchleichen, ja ſie buhlten auch heute mit den bleichen, welken Ueberreſten, ſo daß ſich ſelbſt der leichtſinnige Windhauch darüber ärgerte und, durch die ſtillen Blumenleichen ziehend, ihnen tröſtend etwas zuflüſterte von einſtiger Auferſtehung und einem neuen Blüthenleben.

Bayerische Staatsbibliothek München

ſem Zwecke vor eine kleine Poſada, wo wir einen vortrefflichen Wein, ſehr gutes Brod und eine erträgliche Wurſt fanden.

Munter ging es dann weiter in die Ebene hinaus, auf einem breiten, ſandigen Wege, der den Hufen unſerer armen Thiere ſehr wohl zu thun ſchien; wenigſtens trabten ſie luſtig darauf los, hinter dem unermüdlichen Felipe drein, der uns mehr und mehr zur Eile antrieb. Die Straße führte über Wieſen, bei gut angebauten Fruchtfeldern vorbei, und hie und da zur Abwechslung am Rande eines Baches, deſſen Ufer mit Erlen und Weiden beſetzt waren, und dabei lief der Weg immer in der ſanfteſten Wellenlinie auf und ab, ein kleiner Hügel befand ſich am andern, was der ganzen Ebene ein eigenthümlich bewegtes, aber auch ziemlich langweiliges Anſehen gab. Uebrigens iſt dieß eine bemerkenswerthe Fläche, reich an gutem Wein und Getreide, namentlich in regneriſchen Jahren und mit den ausgedehnteſten und futterreichſten Weiden, welche zahlreiche Viehheerden nähren. Unfern von Moral el Calatrava fließt der Javallon der Guadiana entgegen, den Plinius ſchon als ein Wunder beſprich Zwiſchen Alcaraz und Oſſa de Montiel nämlich hat er ſeinen Urſprung in einer Reihe von Teichen, und iſt dann, der hohen Berge wegen, wodurch er ſich ſein Bett gebrochen, eine Stunde lang nicht mehr ſichtbar, um plötzlich bei San Juan wieder zum Vorſchein zu kommen, weßhalb die Spanier ſagen, er habe eine ſo große Brücke, daß ganze Schafheerden auf derſelben weiden könnten. Durch dieß weite, bald ſandige, bald ſumpfige Thal ritten wir nun fort, Stunde um Stunde, bis um Mittag, wo wir in weiter Ferne die Kirchthurmſpitze von Val de Peñas erblickten, nach dreitägigem, mühevollem Marſche das langerſehnte Ziel unſerer kleinen Tour, wo uns die Freunde vielleicht ſchon ſeit mehreren Stunden erwarteten.

„Hatje, Hatje!“ ſchrie Felipe immerfort und trieb zur Eile. — Noch eine weitere Stunde und die Häuſer von Val de Peñas traten deutlich hervor, ebenſo wie zu unſerer Rechten die ſchönen Formen der Sierra Morena. Bald ſahen wir auch die Land-

Der Sturmvogel.
Ein Seeroman
von
F. W. Hackländer.

Der Sturmvogel.

Erster Band.

Der Sturmvogel.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seiner Majestät

Ludwig dem Zweiten

König von Bayern.

Eure Königliche Majestät

haben mir allergnädigst die Widmung dieser Blätter gestattet, und wenn ich in denselben mit dichterischer Freiheit die Schilderung einer Landschaft versucht, welche in ihren Umrissen Aehnlichkeit hat mit den gesegneten Ufern des schönen See's, an welchem Eure Königliche Majestät mit Vorliebe verweilen, so erscheint

ſtraße links auf den Höhen und konnten ihren breiten Streifen verfolgen, bis er in den Gaſſen von Val de Peñas verſchwand. Abermals eine Stunde, da hatten wir die erſten Häuſer des Ortes erreicht und unſer edler Felipe, ſtolz auf die glücklich vollbrachte Reiſe, ritt nun im Schritt, den rechten Arm in die Seite geſtemmt, der Hauptſtraße zu, die — es war gerade ein Feſttag — ziemlich belebt war.

Val de Peñas hat zwei anſtändige Fonda's, in welchen die beiden Linien der von Madrid kommenden Diligencen anhalten, weßhalb wir ungewiß waren, wo wir unſere Freunde finden ſollten. Als wir durch die Straßen ritten, betrachteten wir aufmerkſam die Häuſer und hofften immer, das lachende Geſicht unſeres Baumeiſter Leins irgendwo zu entdecken, der ja verſprochen hatte, uns als pünktlichſter Reiſemarſchall zu erwarten. — Vergebens. Wir erreichten die erſte Fonda, ritten in den Hof und forſchten zugleich, ob nicht geſtern Abend oder heute Morgen einige Fremde angekommen ſeien. Es war Niemand da. Wir gingen in die andere Fonda, die gegenüber lag — auch da Niemand. Man wird begreiflich finden, daß uns das ziemlich verdrießlich machte, um ſo mehr, als man uns ſagte, die Eilwagen von Madrid paſſirten Val de Peñas gegen ein, zwei oder drei Uhr in der Nacht. So waren denn die ſehnlichſt erwarteten Freunde nicht eingetroffen und konnten im beſten Falle erſt morgen Früh ankommen. Wir kehrten in den erſten Gaſthof zurück, wo wir unſere Pferde gelaſſen, und da wir dieſelben nur bis hieher gemiethet hatten, wir auch auf alle Fälle warten mußten, ſo zahlten wir unſern Führer aus, beſchenkten ihn auf's Beſte, worauf der edle Felipe einen herzlichen Abſchied von uns nahm, um ſogleich wieder nach Moral de Calatrava zurückzukehren.

Unſer Gaſthof an der großen Straße nach dem Süden gelegen und zugleich Stationsort der hier ſich kreuzenden Eilwagen hatte eine faſt großſtädtiſche Einrichtung. Ein Kellner in runder Jacke, die Serviette auf dem linken Arm, — wir hatten einen ſolchen ſeit mehreren Tagen nicht mehr geſehen, — führte uns in

mein Wunsch gerechtfertigt, diesem Buche dadurch eine Weihe zu geben, daß ich es mit den Gefühlen höchster Verehrung und innigster Dankbarkeit, die in der gewaltigen Zeit, die wir erlebten, ebenso wie die Tausende Ihrer getreuen Unterthanen, auch mich beseelten, zu den Füßen Eurer Königlichen Majestät niederlege.

In tiefster Ehrfurcht

Eurer Königlichen Majestät

unterthänigster

F. W. Hackländer.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Erſtes Kapitel.

Ohne Segel und Kompaß 1

Zweites Kapitel.

Im Hafen 29

Drittes Kapitel.

Um- und Ausblicke 59

Viertes Kapitel.

Das Segelſchwader 79

Fünftes Kapitel.

Abenteuer zu Lande 105

Sechſtes Kapitel.

Das Opfer 132

Siebentes Kapitel.

Das Innere des Hauſes 158

Achtes Kapitel.

Der Sturmvogel 187

Neuntes Kapitel.

Vergangenes 215

Der Sturmvogel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Kapitel.

Ohne Segel und Kompaß.

Wer hat nicht ſchon einen jener ſchönen, klaren Frühlingstage erlebt, wo man ſo recht von Herzen das Aufjauchzen der Natur mit empfindet, die lange rauhe Winterszeit hinter ſich zu haben, wo Blumen und Blüten mit Farben und Düften geſchmückt ſind, die Welt zu beglücken und der wonnige Bote zu ſein einer neuen glückſeligen Zeit; wo an dem tiefblauen Himmel langgeſtreckte, zierliche Wolkenſchleier ziehen, gewiß nur, um die ſonnbeglänzte Erde durch fliehende Schatten maleriſch zu verſchönern, durch eilige Schatten, die, wie gejagt von Licht und Glanz, über Berg und Thal dahin fliehen, denen unſere Blicke unwillkürlich folgen, um über grünende Saaten hinweg, über blumengeſchmückte Wieſen, über dampfende Ackerfurchen plötzlich und faſt unwillkürlich der aufſteigenden Lerche zu folgen, die unter

Und so folgst auch Du, geliebter Leser, vielleicht vertrauensvoll dem Rufe eines alten Freundes, selbst wenn er nicht mehr den Frühling repräsentirt, selbst wenn er Dir in den letzten Kapiteln seines Buches das nicht immer gehalten, was er Dir in den ersten versprochen, selbst wenn er Dich oft wissentlich getäuscht oder Dich wenigstens nicht vor Täuschungen bewahrte; Du folgst ihm, anfänglich gezogen von der Gewohnheit süßer Macht, oder in Erinnerung an heitere und ernste Stunden, die wir mit einander verlebt, und wenn wir so zusammen dahin schlendern, Dich jenes Bild, dieses Wort freundlich anmuthet, Dir vielleicht angenehme Erinnerungen weckt, so haben sich in Kurzem unsere Hände gefunden, verbunden, und ein scheinbar gleichgültiges Geplauder bringt uns rascher näher und hält uns fester zusammen, als wenn wir Dir mit ernster, geheimnißvoller Miene sogleich eine wichtige und interessante Neuigkeit erzählten, oder vor Deiner Phantasie rednerisch ein prächtiges Bild entrollten, um so mit einem Male Deine Aufmerksamkeit zu fesseln. Wir kennen das, und ein solch' rasch erwecktes Interesse ist selten von langem Bestande, würde Dich eben so rasch ermüden, ja übersättigen, als wenn wir Dich bei einem Diner statt der Uebergänge durch sanfte Suppe und gemüthlichen Fisch plötzlich vor ein schweres Roastbeef

hinpflanzten, oder gar vor eine herrische Gänseleberpastete, oder als ließen wir sanft erwärmenden Bordeaux bei Seite und stürzten Dich sogleich kopfüber in eine Flut schäumenden Champagners.

Doch wohin sind wir gerathen? Von einem blütengeschmückten, dunstig warmen Frühlingstag in die Region eiskalten Weines, — wahrlich eine fast unerquickliche Zusammenstellung, und da wir mit Besorgniß entdecken, daß Deine Augen anfangen, rasch über die nachfolgenden Zeilen zu fliegen, so wollen wir unsere Träumereien in dem Thale zurücklassen, welches wir soeben durchschritten, und uns Dir, geneigter Leser, gegenüber eines ruhigen und gewissenhaften Erzählertones befleißigen.

Ziehe Deine Hand nicht aus der meinigen, sondern folge mir mit dem Vertrauen, das ich wissentlich noch nie getäuscht.

Hinter dem Thale, von dem wir soeben sprachen, erhebt sich, wie stets in dieser so schönen Welt, wo es, wie auch im Leben, selten an malerischer Abwechslung fehlt, eine Bergwand, hier allerdings nur aus terrassenförmigen, leichten Anhöhen bestehend, welche einem einsamen Wanderer das Aufsteigen erleichtern und ihm Ruhepunkte gönnen, wo er, behaglich stehen bleibend, die prachtvolle Landschaft überschauen kann, wie sie allmälig rings umher vor ihm auftaucht.

Dieſer einſame Wanderer iſt ein ſehr junger und ſehr hübſcher Mann, ſchlank und wohlgewachſen, kräftig und elaſtiſch in allen ſeinen Bewegungen, der die Schlangenwindungen des Fußweges, wo es nur eben angeht, gerade durchſchneidet, und der eben ſo leicht über Felsblöcke aufwärts ſteigt, als er auf dem gebahnten Pfade wandelt. Er hat ein friſches, roſiges Geſicht, blondes, lockiges Haar und dunkelbraune, geiſtvolle Augen; um Lippe und Kinn zieht ſich ein ſtärkerer Bart, als man ihn von der feinen, glatten Haut ſeines Geſichtes erwarten ſollte, doch iſt dieſer Bart weich, faſt flaumartig, und die Hand, welche mit ihm in Berührung käme, müßte ein eigenthümliches Gefühl davon haben.

Seine Kleidung iſt die eines Bergſteigers, vielleicht die eines Gemſenjägers, doch fehlt dem einſamen Wanderer hiezu das Nothwendigſte, die Schußwaffe; er trägt in der Hand nur einen langen Bergſtock, den er aber ſelten zum eigentlichen Aufſtützen benützt, ſondern meiſtens leicht zwiſchen den feinen Fingern hält. Seine Schuhe ſind vom dickſten Rindsleder, ſelbſt ringsum die Sohlen mit ſchweren Nägeln beſchlagen; um die Waden hat er buntgeſtickte Gamaſchen, ſogenannte Kniehöſel, welche das Knie nackt laſſen, da das kurze Beinkleid nur wenig unter der grauen Juppe hervorragt.

den Speiſesaal, wo eine hübſche und gut gedeckte Tafel bereit ſtand. Man erwarte in einer Stunde, ſagte er uns, die Eilwagen von Cordova und Granada, doch könnten wir auch vorher ſpeiſen, wenn es uns beliebe. — Die Eilwagen von Cordova und Granada, wie das entzückend klingt! Ja, wir waren dieſen herrlichen Orten ſchon um ein bedeutendes näher gerückt, hatten die langweilige, unangenehme Tour von Madrid hieher glücklich umgangen und den angeſtrengten Ritt hinter uns, auf wenige Stunden vor uns aber die prächtige Sierra Morena, und in nächſter Nähe eine wohlbeſetzte Tafel mit dem funkelnden Val-de-Peñas-Wein, beſaßen hiezu tüchtigen Hunger und Durſt, und dieß Alles zuſammengenommen verſüßte in etwas die fehlgeſchlagene Hoffnung, von den Freunden herzlich bewillkommt zu werden.

Nach gründlicher, vollbrachter Mahlzeit, ausnahmsweiſe bei einer Taſſe Kaffee, zu der eine von den wenigen guten Cigarren, die wir noch beſaßen, nicht fehlte, ward unſer mißlungenes Rendezvous beſprochen und mit Zuziehung des Kellners auch in ſeinen Folgen von allen Seiten beleuchtet. Die nächſten Eilwagen, von denen einer unſere Freunde höchſt wahrſcheinlich brachte, erreichten Val de Peñas alſo erſt in der kommenden Nacht gegen drei Uhr Morgens. Was war nun zu thun? Wollten wir die Reiſegefährten hier erwarten, ſo durften wir natürlich nicht zu Bette gehen oder mußten ſchon um zwei Uhr wieder aufſtehen. Beides recht unangenehm. Kommen ſie aber morgen auch noch nicht, ſo hatten wir von Val de Peñas nach Santa Elena auf der Höhe der Sierra Morena bei zehn Leguas, einen gar zu langen Weg, und dazu keine Pferde, die, wie der Kellner uns verſicherte, hier in Val de Peñas ſchwer zu bekommen ſein ſollten. Wir beſchloſſen demnach, noch heute Nachmittag auf irgend eine Art nach Santa Cruz, am Fuße des Gebirges, zu gelangen und den Freunden ein Schreiben zurückzulaſſen, worin wir ihnen unſern Entſchluß anzeigten und zugleich, daß wir dort in der Venta „zum halben Monde", wo die Eilwagen wenige Minuten anhielten, zu finden ſein würden.

Um den Anzug zu vervollständigen, trägt er auf dem Rücken den sehr praktischen Rucksack aus grünem Tuche, in dem Platz genug ist, nicht nur um für einen Fußwanderer an Wäsche und dergleichen für mehrere Tage das Nöthige mitzunehmen, sondern wo der echte Gemsjäger auch bequem ein Stück geschossenen Wildes unterbringt. Auf dem blonden, lockigen Haar sitzt keck der zugespitzte Hut aus weichem Filz mit Gemsbart und Spielhahnfedern.

Daß aber dieses Gewand nicht das ist, welches er von Jugend auf getragen, oder das zu seinem Stande paßt, sieht ein nur halbwegs kundiges Auge auf den ersten Blick. Wenn der junge Wanderer auch keine Handschuhe trägt, ja selbst am kleinen Finger der rechten Hand den wuchtigen Schlagring hat, so verräth ihn doch die Feinheit dieser Hand selbst, auch das feine weiße Schnupftuch, welches er von Zeit zu Zeit hervorzieht, um sich den perlenden Schweiß von der Stirne zu wischen, und nicht minder das elegante Cigarrenetui, das er aus der Tasche nimmt, nachdem er sich oben auf der Anhöhe auf einen Felsblock niedergelassen und mit Behagen rückwärts schaut in die prächtige gebirgige Landschaft, die er hinter sich gelassen.

Welch' wundervolle Abwechslung in den Thälern und auf den leichten Hügeln! Welche Farbentöne in

den röthlichen Haideſtrecken, den friſch-grünen Saatfeldern, den ſchwarzen Moor- und Torfgründen, wo hie und da aus niedern Hütten bläulicher Rauch aufſteigt! Welche gold- und ſmaragdblitzenden Laubmaſſen die eben erſt entwickelten zarten Buchenblätter, dazwiſchen das Leuchten weißer Birkenſtämme und der tiefe Ernſt der dunkeln, hier im Kontraſte faſt ſchwarzen Tannen- und Fichtenwälder, die ordentlich mißmuthig zu ſein ſcheinen über das junge, naſeweiſe Laubholz in ihren Reihen, das übermüthig und keck es gewagt hat, die finſteren Farbentöne hie und da mit hellgrünen Blättern zu unterbrechen.

Dort am Horizonte bemerkt man in einem tiefen Thaleinſchnitt das ſilberne Glitzern eines Fluſſes, über den der junge Wanderer geſtern noch auf leichtem Kahne geſetzt; dann kommen wieder gewaltige Strecken dunklen Nadelholzes, über welche in weiter Ferne und wunderbar ſchön durch den Kontraſt ihrer Farben ſich die zackigen Spitzen der Bergkuppen des mächtigen Hochgebirges erheben.

Auch dort drüben war er noch vor wenigen Tagen geweſen, und nachdem er ein paar Züge aus ſeiner Cigarre gethan, grüßte er leicht mit der Hand hinüber, ja er nahm ſein Fernglas, das er an einem Riemen über die Schulter trug, und richtete es auf das Haupt

eines der Bergrieſen, an deſſen Fuß ein tiefer, ſtiller See liegt, den er allerdings von hier aus nicht ſehen konnte, der ihm aber mit ſeiner Kaltwaſſer- und Luftheilanſtalt, ſowie mit der bunt zuſammengewürfelten Geſellſchaft, die er dort getroffen, ſo lebhaft vor Augen trat, daß er ſich eines leichten Lächelns nicht erwehren konnte.

War er doch an jenem ſtillen See den ſo oft einſam wandelnden Weibern und Mädchen, allen den nach Zerſtreuung ſich ſehnenden Herzen gelangweilter Jungfrauen wie die rettende Lichtgeſtalt aus einer beſſern Welt erſchienen, und hatte er ſich doch genöthigt geſehen, raſch wieder davonzuflattern, um nicht in die gefährlichen Netze jener Mondſcheinſpaziergänge und nächtlicher Kahnfahrten zu fallen.

Ueberhaupt ſchien der Wanderer ein unruhiges und leicht bewegliches Temperament zu haben; denn auch hier, nachdem er ein paar Züge geraucht, zog er aus dem raſch abgeworfenen Rückſacke zuerſt eine Gedichtſammlung heraus, in welcher er blätterte, dann ein Skizzenbuch, in das er raſch ein paar Striche zeichnete, um gleich darauf wieder Alles ein- und aufzupacken, dann raſch in die Höhe zu ſpringen und ſeinen Weg immer noch bergan mit leichten, elaſtiſchen Schritten fortzuſetzen.

Droben auf der Höhe lag ein kleines Dörfchen, wohin er seine Schritte lenkte, ganz besonders aber gegen das Wirthshaus, kenntlich an dem hohen Maibaume mit seinen grünen Kränzen und bunten Fahnen. Da war eine von Jungfernreben und Gaisblatt umrankte Veranda, die ihm mit ihrem gastlichen Tische und den stattlichen Bierkrügen zu winken schien. Es war aber auch an diesem Frühlingsnachmittage heiß genug, um sich nach einem frischen Trunk zu sehnen, selbst wenn dieser Trunk nicht kredenzt worden wäre von einem so hübschen Schenkmädchen, wie er lange nicht gesehen; auch that sie ihm mit ihren frischen Lippen aus dem Glase Bescheid, weil er es lachend so gewünscht, und dann blieb sie seitwärts stehen, einen Arm auf die Hüfte gestützt, ihre volle Gestalt in die dunklen Blätter der Laube drückend, was ein so reizendes Bild gab, daß er nach seinem Skizzenbuch griff, es aber sogleich wieder ärgerlich auf die Seite warf, da das hübsche Mädchen gerade in diesem Augenblicke abgerufen wurde.

An dem langen Tische, wo er Platz genommen, befanden sich einige Männer in ähnlichen Anzügen wie der seinige, nur daß diese Anzüge stark mitgenommen erschienen und so Zeugniß von ihrer größeren Echtheit ablegten. Ein paar hatten Stöcke wie er, nur neben einem dieser Männer lehnte an der Wand einer jener

ſchweren Stutzen, wie man ſie auf der Gemsjagd zu führen pflegt. Dieſer Mann hatte einen forſchenden, beinahe ſpöttiſchen Blick auf den Ankommenden geworfen, als Jener, die Geſellſchaft freundlich begrüßend, ſich an dem Tiſche niederließ, dann aber den Gruß des Fremden nicht gerade unfreundlich erwiedert, auch ſein Bierkrügel ein klein wenig in die Höhe gehoben, als ihm der junge Wanderer mit einem freundlichen „Grüß Gott“ und einem wahrhaft ſinnigen Blick aus ſeinen heiteren, ſchönen Augen zutrank.

„Das iſt ein gutes, friſches Bier,“ ſagte er alsdann, ſich den blonden Schnurrbart wiſchend, „und wenn man ſo ſeine ſechs bis acht Stunden bergauf und bergab gemacht hat, ſo ſchmeckt es ganz außerordentlich.“

„Ihr kommt's wohl vom Gebirg herüber?“ ſagte Der mit dem Stutzen, und ſetzte mit einem jetzt unverkennbar ſpöttiſchen Lächeln hinzu: „und habt's da wohl nach Gemſen ausgeſchaut?“

„Das will ich meinen,“ entgegnete der Andere heiter, „und bin auch dabei wahrlich nicht zu kurz gekommen.“

„So habt Ihr wohl ein paar ſtarke Krücken in Eurem Rückſack?“

„Mehr als das; ich kann Euch ein ganzes Rudel Gemſen zeigen.“

„O — o — o — o, — da wär' ich doch neugierig, die zu sehn."

„So schaut her," erwiederte der Fremde lachend, indem er sein Skizzenbuch aufschlug und auf ein Rudel allerdings flüchtig, aber vortrefflich gezeichneter Gemsen hinwies. „Denen bin ich so nahe gewesen, daß, wenn ich statt meines Bergstocks Euren Stutzen gehabt hätte, ich Euch wohl ein paar starke Krücken in natura hätte vorzeigen können."

Der Andere nickte mit dem Kopf und meinte dann, indem er mit dem Finger auf eine eigenthümlich geformte Bergkuppe hinter den Thieren wies: „Das ist hinter der Stachelalm, und wenn Ihr wirklich da droben gewesen seid, so seid Ihr hoch genug hinaufgekommen, und dann sind Eure Kniehösel und Bergschuhe doch zu etwas nutz gewesen."

Auch von den Andern, die am Tische saßen, rückten ein paar herüber und schauten in die hübsche Zeichnung, worauf Der mit dem Stutzen fortfuhr: „Wenn Ihr so gut schießen könnt, wie klettern und zeichnen, da könntet Ihr schon einmal etwas Gutes heimbringen."

„Dazu könnte später wohl Rath werden, wenn Ihr, der das Ding zu verstehen scheint, mich später einmal mitnehmen wollt; ich gedenke den Sommer und Herbst hier in der Gegend zu bleiben."

Das hübsche Mädchen, die Tochter des Wirthes, war auch in die Nähe getreten und sagte, indem sie über die Schulter des jungen Mannes in die Zeichnung blickte: „Wir haben noch die besten Zimmer im Hause frei, und wenn Ihr länger hier oben bleiben wolltet, so würden wir das recht billig abmachen können."

„Was könnte ich Besseres verlangen!" rief der Fremde lustig, indem er den Kopf wandte, um dem Mädchen in ihr liebliches, frisches Gesicht zu schauen, „leider aber bin ich schon versagt und habe mich anderswo eingemiethet."

„Gewiß bei dem Wirth von Holderhausen," sprach der Gemsjäger und setzte spöttisch lächelnd hinzu: „Ja, Resi, der nimmt Euch all' die hübschen Maler weg und läßt Euch nur alte Offiziere und die kranken Pensionäre aus der Stadt. Schade, daß Ihr nicht hier bleibt," wandte er sich an den Fremden, „hier ist's doch viel schöner, wenn Ihr auch in Holderhausen gerade auf den See hinabschaut."

„Ich weiß nichts von Holderhausen, und wenn ich mir ein Wirthshaus zu wählen hätte, so würde ich gewiß hier oben bei der schönen Resi bleiben; aber ich muß an den See selbst hinunter, wo ich einen Freund habe, bei dem ich wohnen werde."

Als ihn hierauf nicht nur der Jäger, sondern auch

Resi fragend anblickte, fuhr er fort: „Es muß da unten sein, von hier gegen Westen, und das Gut heißt Bucheneck.“

„Ah, — bei Dem!“

„Kennt Ihr den Herrn auf Bucheneck?“

„Wer wird Den nicht kennen!“ meinte der Jäger achselzuckend, und die andern Bauern, die am Tische saßen, lachten.

Doch war der Ausdruck, mit dem der Jäger das sagte, und das Lachen der Andern so eigenthümlicher Art, daß der Fremde fragte: „Ist denn der Herr, dem Bucheneck gehört, kein wohlangesehener Mann hier in der Gegend?“

„O, er muß sehr reich sein,“ entgegnete einer der Bauern, „auch kann man ihm nicht das geringste Schlimme nachsagen, sonst aber —“

„Nun — was sonst aber, wenn das kein Geheimniß ist?“

„Ich denke nur eben, was alle Welt sagt,“ meinte Der, welcher vorhin gesprochen, worauf dessen Nachbar hinzufügte: „Der Herr auf Bucheneck is halt ein geschupfter Kerl.“

Dieser Ausdruck kam dem Fremden so komisch vor, daß er lachend fragte: „Was ist denn das, ein geschupfter Kerl? — Das werdet Ihr mir wohl sagen können?“ wandte er sich hierauf an den Jäger.

„Nun — ein geſchupfter Kerl, das iſt ſo ein Ausdruck, der gerade nichts Schlimmes bezeichnen will und der ſo viel heißen ſoll, als ein Mann, mit dem es nicht ganz richtig im Kopfe iſt.“

„Ja, ein Narr iſt er, das weiß die ganze Gegend.“

„Davon habe ich nie etwas gehört,“ ſagte der Fremde ernſt werdend, „ich habe ihn immer für einen der geſcheidteſten und vernünftigſten Menſchen gehalten.“

„Ach, geſcheidt und vernünftig iſt er allerdings, wie es wenige Schulmeiſter und Pfarrer gibt, aber doch ein Narr; denn wenn Einer die ſchönſten Pferde im Stalle hat und die beſten Boote auf dem See und eine Jagd wie Keiner auf zwanzig Meilen in der Runde, und von allem Dem keinen Gebrauch macht, und wenn er nie aus ſeinem Eigenthum herauskommt, und wenn er in ſeinen Wald geht, um ſelbſt Holz zu ſchlagen und es ſelbſt heim zu fahren, wo er doch Leute genug hat, die das beſorgen könnten, und wenn er obendrein ſeinen eigenen Zimmermeiſter abgibt, er, der Geld genug hat, um ſich die beſten aus der Stadt kommen zu laſſen, oder wenn er ein ganzes Jahr lang eine ſchwarze Flagge auf ſeinem Hauſe wehen läßt, ohne daß ihm Jemand darin geſtorben iſt, ſo kann man doch wohl ſagen, daß er ein geſchupfter Kerl iſt.“

„Ja ſo — jetzt verſteh' ich das,“ rief der Fremde

mit einem heiteren Lachen, „da muß allerdings etwas nicht richtig ſein in ſeinem Kopf, wenn er ſo geworden iſt.“

„Es iſt lange nicht ſo ſchlimm, wie der Andräs herausſchwätzt,“ meinte die hübſche Reſi begütigend, „ich wollte, wir hätten viele Herren wie ihn am See. Geht wohl Einer zu ihm, um ihm eine Bitte vorzutragen, ohne daß er recht gerne gibt und hilft? Wenn er ſeine Pferde und Schiffe nicht gebraucht, ſo geht das Niemand ebenſowenig etwas an, als wenn es ihm Spaß macht, ſeine Bäume ſelbſt umzuhauen. Der Förſter meinte neulich, er wünſche ſich nichts Beſſeres, als daß ſich alle Herren am See ſo um ihre Waldungen bekümmerten, wie er, da ſtünd's viel beſſer mit unſerem Holz; da unten auf Bucheneck wird nur geſchlagen, was nothwendig iſt, und nicht Alles zuſammengehauen, ſo wie bei Andern, daß es eine Sünde und Schande iſt.“

„Bravo, Reſi,“ rief der Fremde, „es freut mich, daß Ihr Euch ſo des Herrn auf Bucheneck annehmt und ihm nichts Böſes nachſagen laßt.“

„Na, Böſes haben wir auch nichts von ihm geſagt,“ meinte der Bauer, der vorhin geſprochen, „aber ein geſchupfter Kerl iſt er doch, und was die Reſi anbelangt, ſo iſt ſie wohl gelitten bei der Herrſchaft da drunten.“

Der Kellner, der das Haus voller Fremden hatte und uns deßhalb kein anſtändiges Zimmer abtreten konnte, billigte unſern Entſchluß und meinte, das beſte Mittel, um auf angenehme Art nach Santa Cruz zu kommen, ſei, ſich einer der vielen Galeras, Frachtfuhrwerke, anzuvertrauen, die jeden Augenblick am Hauſe vorbeipaſſirten. Wir ſchrieben alſo unſere Briefe an die Freunde, trugen einen hinüber in den andern Gaſthof, und als wir zurückkehrten, hatte der Kellner auch bereits eine vortreffliche Fahrgelegenheit, wie er ſagte, für uns aufgefunden. „Man kann ſich hier nicht Jedermann anvertrauen," ſprach er mit hoch empor gezogenen Augenbrauen und einem wichtigen Schwenken ſeiner Serviette; „aber da draußen iſt einer meiner genauen Bekannten, Don Alonſo de Santa Cruz, der ſich um ein Billiges das Vergnügen machen wird, Sie mitzunehmen."

Wir gingen auf die Straße und ſahen in einiger Entfernung einen zweirädrigen Karren, hochbeladen und mit vier Maulthieren beſpannt, eines vor das andere. Das war die vortreffliche Fahrgelegenheit. Daneben ſtand ein alter Kerl, unraſirt, ziemlich ſchmierig angezogen, mit einer ſehr geflickten Capa, die er aber maleriſch über die Schulter geworfen hatte, und einem ſpitzen Hut voller Löcher, den er keck auf dem rechten Ohre trug — Don Alonſo de Santa Cruz. Hätte man nicht recht gehabt, ſich unter ſolchem Namen einen Granden erſter Klaſſe vorzuſtellen, der zufällig in einer mit ſechs Pferden beſpannten Equipage vorbeikäme und ſich ein Vergnügen daraus machte, ein paar fremde und ermüdete Cavalleros aufzuladen? Wir traten alſo zu Don Alonſo, um ſeine billigen Fahrbedingungen zu vernehmen. Er ſah uns ziemlich hochmüthig an und meinte, zwei Duros ſei nicht zu viel, — zwei Duros, über fünf Gulden für einen Weg von nicht ganz vier Stunden auf einem ſchwerbeladenen, ſtoßenden Karren. Ich fragte ihn lächelnd, er meine wohl zwei Duros für Jeden. „Natürlicher Weiſe," war die Antwort, die ſehr würdevoll gegeben wurde. Jetzt brachen wir aber in ein ſo gewaltiges Lachen aus, daß der Kellner davon angeſteckt wurde, und in welches ſogar

„Du haſt eben ein böſes Maul, Andräs, und wirſt es auch ſchon noch einmal verbrennen.“

„Laßt das gut ſein, ſchöne Reſi, wenn ich Herr auf Buchenеck oder ſonſtwo wäre, da ſolltet Ihr auch bei mir wohl gelitten ſein.“

„Aber es iſt nicht wahr, ich habe ihn nur ein einziges Mal von Weitem geſehen, und damals ſchaute er mich obendrein auch noch recht finſter an aus ſeinen Augen, ſo daß ich mich ſchier entſetzte vor ihm und ſeinem großen ſchwarzen Barte.“

„Dazu könnte man aber ſagen,“ bemerkte der Jäger, „wie auch der Herr Pfarrer ſagt: ‚Urtheilt nach meinen Werken, aber nicht nach meinen Worten‘, und er hat auch an Dir ein wahres Werk der Barmherzigkeit geübt.“

„Ja, das hat er gethan,“ erwiederte das hübſche Mädchen trotzig, „und Keiner von euch würd's gethan haben.“

„Was war es denn, Reſi?“

„Ich ſollte vergangenen Herbſt über den See nach der Kloſterinſel, und als ich drunten ankam, war es ein ſo böſes Wetter und ſo hohe Wellen, daß keiner von den Schiffern fahren wollte. Ich hätte umkehren müſſen, und es war doch ſo dringend; denn meine Baſe drüben lag ſchwer krank und wollte mich ſehen. Da

ſtand der Herr auf Bucheneck am See und ſchaute zu, wie die Wellen an den Felſen emporſpritzten bis an ſeine hohen Stiefel hin, mit übereinandergeſchlagenen Armen, faſt verweht vom Sturme.“

„Du haſt ihn Dir genau angeſehen?“

„Freilich habe ich das, und er mich noch genauer,“ fuhr die hübſche Reſi mit einem Aufwerfen ihres Kopfes fort, „und er hatte bemerkt, um was es ſich handelte; und dann pfiff er auf einer Pfeife wie die Eiſenbahnkondukteure, und ein paar Minuten darauf ſchoß ſein großes Boot mit vier Ruderern aus dem Hafen heraus, und der Eine von den Leuten, der Alte, der zuweilen zu uns heraufkommt, ſagte, er habe den Befehl, mich über den See und wieder zurück zu führen, wohin ich wolle.“

„Und darauf iſt Reſi wie eine Prinzeſſin gefahren,“ lachte Andräs, „und wer es heute wagt, etwas über Den da drunten zu ſagen, der hat es mit ihr zu thun.“

„So iſt's recht,“ rief der Fremde, „und dafür dank' ich Euch.“ Er reichte ihr bei dieſen Worten ſeine Hand hin, in welche ſie ohne Beſinnen die ihrige legte und ein paar Sekunden darin ruhen ließ, während ſie den ſchönen jungen Mann mit einem freundlich lieben Blick anſchaute.

Der Jäger hatte unterdeſſen in dem Skizzenbuche geblättert und ſagte nun, plötzlich auffahrend, aber ohne ſein gewöhnliches ſpöttiſches Lächeln: „Hier ſeh' ich noch eine andere Gams, der Ihr vielleicht auch nachgeſtiegen ſeid, junger Herr!“ Es lag dabei etwas Barſches in dem Tone ſeiner Stimme und etwas Finſteres in ſeinem Blick.

„Laßt doch ſehen — ah, das da?“

„Thalmüller's Cilly,“ rief die hübſche Wirthstochter, nachdem ſie ſich raſch auf das Buch herabgebeugt hatte.

„Beruhigt Euch,“ lachte der Fremde, „bei Der iſt es mir gerade gegangen, wie bei den anderen Gamſen, um Euren Ausdruck zu gebrauchen, und bin ihr durchaus nicht als Jägersmann nachgeſtiegen.“

„Aber ſie muß Euch lange genug gehalten haben,“ meinte der Andere mürriſch.

„Nicht ſo lange als die Gemſen, und mich hat ſie, glaube ich, ebenſowenig geſehen, als jene.“

„Wie lange braucht Ihr denn, um ſo ein Ding da zu machen?“

„Um ſo ein Ding da zu machen,“ lachte der Fremde, „brauche ich nicht gar lange, wenn es mir gut von der Hand geht, d. h. wenn mich das, was ich machen will, intereſſirt, — ſo eine Viertelſtunde etwa.“

„O — o," machte der Jäger zweifelnd und ſetzte gleich darauf hinzu, wobei er mißmuthig die Achſel zuckte: „Natürlich, wenn es Euch ſehr, ſehr intereſſirt."

„Natürlich, wie zum Beiſpiel auch Euer Geſicht, das ein recht gutes und trotziges Jägergeſicht iſt, — wollt Ihr's probiren, ſo ſchaut mal da hinaus auf den Maibaum, da, gerade zu der rothen Fahne hinauf, — ſo, nun haltet einmal ſtill!"

Der Fremde hatte raſch ſein Skizzenbuch vor ſich genommen, ein paar Bleiſtifte aus der Bruſttaſche gezogen und arbeitete nun, ohne ein Wort weiter zu ſprechen, ſo flink darauf los, daß ihm ſelbſt die Bauern, denen doch Zeichner und Maler hier in der Gegend nichts Außergewöhnliches waren, mit großem Erſtaunen zuſahen, als ſie bemerkten, wie der Kopf des Jägers ſchon nach wenigen raſchen Strichen und einigem Wiſchen in wahrhaft überraſchender Aehnlichkeit hervortrat.

„Der kann's," flüſterte ſelbſt Andräs mit einer Kennermiene kopfnickend gegen Reſi hinüber — „daß Dich, Lorenz, — ſo hieß der Jäger — der Photograph in der Stadt macht's nicht ſo ſchön!"

„So, und nun bin ich auch fertig," rief der Fremde luſtig, und nach der Uhr hat's keine Viertelſtunde gedauert, — „da ſchaut her, ſeid Ihr zufrieden?"

Er schob bei diesen Worten das Skizzenbuch vor den Jäger hin, der mit seiner breiten Faust auf den Tisch schlug und mit leuchtenden Augen rief: „Ja, das bin ich, so muß ich wohl ausschauen und so schau' ich aus."

„Und auf einem Blatt mit der Cilly," sagte die schöne Wirthstochter mit einem schelmischen Lächeln; „das bringt Dir Glück, Lorenz!"

„Und soll's auch," sprach der Fremde, „wie ich hoffe," während er mit einem raschen Schnitt seines Taschenmessers das Blatt aus dem Skizzenbuch trennte und dem Jäger hinschob.

„Für mich?"

„Ja, wenn die Cilly nichts dagegen hat."

„O wegen dem," rief der glückliche Beschenkte, „das wird sich schon noch machen lassen." Und dann streckte er seine breite Hand über den Tisch hinüber und sprach seinen herzlichen Dank aus, dem er treuherzig hinzufügte: „Und wo ich Euch einmal dienen kann, da fragt's nach dem Lorenz, sei's was es will, und da Ihr im Herbst hoffentlich einmal Gelüst habt, den Gamsen mit etwas Anderem als Eurem Stock da nachzustreichen, so sollt Ihr keinen besseren Führer weit und breit finden als mich."

„Abgemacht — das nehm' ich an als beste Belohnung. Und nun muß ich mich aber auf den Weg

machen, und es thut mir das gar nicht einmal leid," ſetzte er heiter hinzu, „denn ich denke bald wieder aus dem Thale hier heraufzuſteigen, wo es ſo vortreffliches Bier gibt und ſo angenehme und liebe Geſellſchaft." Bei den letzten Worten ſchaute er feſter, als gerade nothwendig war, in die klaren Augen der hübſchen Reſi, und wenn dieſe die ihrigen auch nicht, wie von ähnlichen Fällen oft in Büchern zu leſen iſt, verwirrt auf die Schürzenbänder niederſchlug, ſo leuchtete doch in ihren Blicken ſo unverkennbar ein ganz beſonderes Gefühl für den jungen Fremden, daß dieſer einen zweiten Scherz, den er auf den Lippen hatte, bei ſich behielt und ſich raſch abwandte, um ſeine Mappe und Bleiſtifte zuſammenzupacken, wobei ein eigenthümlicher Schatten über ſeine ſchönen, lichtfreundlichen Züge flog.

„Wißt Ihr auch den Weg nach Bucheneck?" fragte die Reſi.

„Nun, ich denk', wie ich hier ſo ſtehe, immer der Naſe nach, wie man zu ſagen pflegt."

„Wenn Ihr wollt, ſo begleit' ich Euch eine Strecke Weges," bot ſich der Jäger an.

„Nein, ich danke, es macht mir Vergnügen, meine Fährte ſelbſt zu ſuchen, und wenn ich auch ein Bischen irre gehe, ſo ſchadet das auch nicht. Behüt' euch Gott miteinander!"

„Auf Wiederſehen," ſagte die Reſi, wobei ſie ihm ihre Hand hinreichte, und als er die ſeinige hinein legte, fühlte er einen leiſen Druck ihrer Finger.

Dann ſchwenkte er ſeinen Hut und legte rüſtig die kleine Strecke Weges zurück, die ihn noch von der weiten Hochebene trennte. Hier blieb er einen Augenblick ſtehen und wandte ſich rückwärts, um noch einen Blick in das Thal zu werfen, durch welches er hier heraufgeſtiegen war. Da lag das Wirthshaus ſchon unter ihm, und von der dunkelgrünen Veranda hob ſich die helle Geſtalt der hübſchen Wirthstochter mit ihrem lichtblauen Rocke und ihren ſchneeweißen Hemdärmeln leuchtend ab. Sie hob die Hand und winkte ihm, was er kurz erwiederte und ſich dann, faſt unmuthig, zum Weitergehen wendete.

„Ich Narr des Glücks," murmelte er verdrießlich in ſich hinein, „hätte das ſchöne Mädchen da unten mir nicht kühl und trotzig begegnen können, ſtatt mir die Hand zu drücken und ihr Auge ſo warm in mein's zu verſenken? — welch' reizendes Abenteuer hätte ich von meinem Aufenthalt da unten in Ausſicht gehabt, für meinen Aufenthalt, der nach der Schilderung, die man mir von dem Herrn auf Bucheneck gemacht, gerade nicht kurzweilig zu werden verſpricht! Sollte er ſich denn in der That in den wenigen Jahren ſo verändert haben? —

und wenn auch, an Aufmunterungen meinerseits soll es gewiß nicht fehlen, und Humor und Lebenslust habe ich genug, um Andern ein gutes Theil mitgeben zu können — Lebenslust und auch Liebeslust, — ach, wenn ich, was letztere anbelangt, nur einmal das Glück hätte, auf ein hartes, unbeugsames Herz zu stoßen, auf ein Herz von Kiesel und Granit, dem erst nach den unsäglichsten Bewerbungen ein halb spöttisches, halb mitleidiges Lächeln abzugewinnen wäre, es wird am Ende langweilig, wenn man nur die Hand auszustrecken braucht, um Blumen zu pflücken, soviel man will; man wird dadurch ungenügsam und leichtsinnig, und es ist so leicht, leichtsinnig zu werden!"

Wie er das halb dachte, halb laut vor sich hinsprach und nun mit raschen Schritten dahin ging, den Hut keck auf die blonden Locken gedrückt, den Schnurrbart aufwärts gekräuselt, den Bergstock wie einen Wurfspieß schwingend, ja ihn auch zuweilen übermüthig weit von sich abschleudernd, dann wieder stehen bleibend, um mit offenem Munde die frische Bergluft einzuathmen und sie um seine kräftige Brust wehen lassend, zuweilen laut jauchzend, da erschien der Fremde vollständig als das Bild heiteren, lustigen, übermüthigen Leichtsinns.

Nur zuweilen ward sein Auge ernst, aber es er-

ſchien alsdann noch geiſtiger durchweht als ſoeben, und das geſchah jedesmal, wenn er, auf dem Bergplateau fortſchreitend, vor ſich und um ſich her immer neue landſchaftliche Schönheiten ſich entwickeln ſah. Die Hochebene ſelbſt gab ſchon ein lebendig wechſelndes, maleriſch ſchönes Bild; Fruchtfelder, Haiden und Wieſen wechſelten mit einander ab, und die letzteren waren umſäumt mit hellgrünen Buſchpartieen oder beſetzt mit Gruppen dunkler Tannen und Fichten, ja oft ſo ausgeſucht ſchön und kunſtreich zuſammengeſtellt, daß man hätte glauben können, eine geſchickte Menſchenhand ſei hier thätig geweſen, um eine der ſchönſten Parkanlagen zu ſchaffen; und doch war hier Alles aus ſich ſelbſt entſtanden und vielleicht gerade deßhalb von ſo unbeſchreiblich natürlicher Schönheit. Kleine Anhöhen waren mit mächtigen Fichten bewachſen oder mit Föhren, deren röthliche Rinde ſo wohlthuend wirkte, und wo ſich hie und da durch Windbrüche zuſammengeriſſenes Holz zeigte, gab auch dieſes dem Ganzen eine neue, pikante Verzierung.

Jetzt, mit einem Male blieb der Fremde überraſcht ſtehen, mit weit geöffneten Augen vor ſich hinſchauend; vor ihm begann ſich die Hochebene ſanft abzuſenken, und wo ſich in dieſer Abſenkung tiefe Thalrinnen zeigten, da erblickte er in weitem Halbkreiſe vor ſich leuchtende

Wasserspiegel, wie ebensoviele, von einer fernliegenden mächtigen Bergwand eingeschlossene Seen — — in Wahrheit aber nur eine einzige Wasserfläche, die sich jetzt vor seinem erstaunten Blicke ausbreitete, — welch' weithin glänzender, leuchtender, stahlfarbener Spiegel, auf seiner glatten Fläche die seltsamen Bilder der Wolken zeigend, sich stets verändernd, wie sie langsam über den See hinweg zogen, und ihm das wundervollste Farbenspiel verleihend! Das jenseitige Ufer war undeutlich zu erkennen, so breit war die Wasserfläche, und noch breiter, als sie in der That erschien; denn auch die mächtige Bergwand drüben im malerischen Farbenschmuck von Feld und Wiesen, Sand- und Steinbrüchen, Laub- und Nadelholz mit zahlreichen dunklen und hellen Punkten, Dörfern, Schlössern, Kapellen und einzelnen Villen, zeigte ihr Spiegelbild breit und stolz im Wasser, dort am andern Ufer so eine trügerische Ebene entstehen lassend, wo doch in Wahrheit die Flut bis dicht an die aufsteigenden Berge reichte. Auch Inseln sah man im See, er zählte deren vier, ohne noch von seinem Standpunkt aus das Ende der Wasserfläche übersehen zu können. Ein paar dieser Inseln erschienen langgestreckt, in Kies und Sand auslaufend, mit Gärten und Häusern bedeckt; andere sahen aus wie kleine, undurchdringliche Waldungen, vor denen auf der einen Seite trotzige

Don Alonſo ſelbſt, nachdem er uns einen Augenblick recht ſauer angeſchaut, herzlich mit einſtimmte. Um mit ihm in's Reine zu kommen, boten wir ihm einen halben Duro für uns und unſer Gepäck, was er denn auch nach einigem Widerſtreben einging. Unſere Nachtſäcke, Mäntel und Waffen luden wir auf die Galera, zogen es aber vor, noch eine Strecke zu Fuß zu gehen, da die Chauſſee breit und eben, das Wetter warm und angenehm war.

So zogen wir denn abermals dahin, diesmal als harmloſe Fußreiſende, und wenn uns auch Don Alonſo zum Oeftern einlud, den Karren zu beſteigen, ſo hatten wir doch keine Luſt dazu, da wir ſahen, wie er in den Geleiſen hin und her geſtoßen wurde. Die breite Chauſſee führte faſt eben durch ein ſchönes, wohlangebautes Land voll gut bearbeiteter Felder und Olivenpflanzungen, zwiſchen welchen hie und da ſpitzige Kirchthürme hervorſchauten. Daß wir dem Süden näher gerückt waren, bemerkten wir auch an einzelnen Aloen, die hin und wider an den Rändern des Weges emporwuchſen. Zum Schutz der großen Straße von Madrid nach Sevilla gegen Räuber ſind jedesmal in einem Zwiſchenraum von zwei bis drei Leguas, gewöhnlich auf hochgelegenen Punkten Stationshäuſer für die Guardias Civiles erbaut, von denen Patrouillen das Land durchſtreifen, einzelne Poſten aber auch an der Landſtraße vertheilt ſind, wo ſie aus ihren runden zeltförmigen Erdhütten alles beobachten, was vorüberzieht. Auch wir entgingen der Aufmerkſamkeit eines dieſer Straßenwächter nicht, der uns auf die höflichſte Art von der Welt nach unſeren Papieren fragte. Der früher erwähnte Befehl des Chefs der Gensdarmerie that auch hier wieder ſeine Wirkung, der Gensdarm legte ehrfurchtsvoll grüßend ſeine Hand an den Hut und entließ uns mit einem freundlichen buenas noches, — ein kleiner Vorfall, dem Don Alonſo aufmerkſam zuſchaute und der uns in ſeiner Achtung auffallend befeſtigte.

Inzwiſchen war es dunkel geworden, und an dem klaren Nachthimmel ſtrahlten und glänzten die Sterne in wunderbarer Pracht. Ich glaube jeder, der ſich viel im Freien aufhält und

Felsen Wache zu halten schienen, während auf der andern hellgrünes Schilf eine trügerische Wiesenfläche bildete.

Jetzt hatte der junge Wanderer rasch eine kleine Anhöhe erstiegen und sah nun das nördliche Ende des Sees mit einem malerisch den Berg hinan gebauten Städtchen, mit zahlreichen Schiffen im Hafen, von welchem gerade ein paar Dampfer nach verschiedenen Richtungen ausliefen, während ein anderer, gerade vor ihm am jenseitigen Ufer die Flut durchschneidend, nicht viel größer aussah, als ein Wasserinsekt mit langen grauen Flügeln. Auch weiß blinkende Punkte schossen hierhin und dorthin; er hielt sie anfänglich für Möven, doch sah er bald an dem ruhigen Striche, den sie einhielten, daß es Segelboote waren, welche sich hierhin und dorthin bewegten.

So ausgedehnt hatte er sich den See nicht vorgestellt, ja er hatte sich einmal vorgenommen, seine Breite schwimmend zu durchmessen, mußte aber jetzt, obgleich er ein unermüdlicher Schwimmer war, über diese Idee lächeln, denn nach der Schätzung seines geübten Auges waren beide Ufer an der schmalsten Stelle gewiß mehrere Stunden von einander entfernt.

Hier war es auch wohl nicht so leicht, ein einzelnes Landhaus aufzufinden, weßhalb er sich mit der Frage,

wo Bucheneck liege, an einen Reiter wandte, der ihm entgegen kam.

„Sie sind ganz auf dem richtigen Weg," lautete die Antwort des Mannes, dem der runde Hut mit breiter Krämpe, sowie der schwarze, lang herabreichende Rock das Ansehen eines Geistlichen gab, „nur müssen Sie sich weiter unten, wo sich die Wege theilen, nach links wenden, denn Bucheneck liegt mehr nach dieser Richtung; wenn Sie gar nicht fehlen wollen, so folgen Sie dem bezeichneten Wege bis zu drei mächtigen Eichen, die um eine Art von steinernem Tische stehen, da beginnt das Besitzthum des Herrn auf Bucheneck."

Der Reiter grüßte freundlich und ritt seines Weges weiter, worauf der Andere, langsam fortschreitend, bald auf eine unmittelbar über dem See gelegene Höhe gelangte, wo er diesen fast in seiner ganzen Ausdehnung übersehen konnte, sowie auch die fast überall mit dichtem Wald bewachsenen Abhänge des diesseitigen Ufers, welches sich in seinem Charakter einsamer und wilder darstellte, als das gegenüberliegende mit seinen vielen Ortschaften, Kirchen und Villen.

Hier leuchtete nur sehr vereinzelt ein heller Wiesenfleck aus den dunkeln Tannen- und Fichtenwaldungen hervor, und diese würden gar ernst erschienen sein, wenn sie nicht tiefer hinab zuerst mit einzelnen hellgrünen

Buchen, dann mit Gruppen derſelben untermiſcht geweſen wären und wenn nicht am Ufer des Sees lange Waldſtrecken jetzt im Frühling ſmaragdglänzenden Laubholzes die helleuchtende Flut freundlich eingerahmt hätten. Von Häuſern und dergleichen bemerkte er hier oben nicht viel; dicht am Waldrande ſtand eine kleine, altersgraue Kapelle, und auf der Hochebene, die er durchſchritten hatte, war nur hie und da ein kleines Häuschen zu ſehen geweſen.

Dafür aber herrliche, wundervolle Einſamkeit rings umher, Ruhe, wohlthuende Stille, wohin das Auge ſchaute, Feld und Wald ſo gedankenvoll und träumend, und der Himmel darüber ſo liebevoll und glänzend, daß man ſich ordentlich emporgezogen fühlte, wenn man, wie unſer einſamer Wanderer zuweilen that, die Arme emporhob nach den zierlichen weißen Wölkchen mit unſichtbaren Engeln darauf.

Zweites Kapitel.

Im Hafen.

Jetzt hatte er die Stelle erreicht, wo sich, wie ihm der Reiter vorhin gesagt, der Weg theilte, und bald darauf lagen die drei Eichen mit den Felsblöcken, welche mit einiger Phantasie allerdings für einen Tisch gelten konnten, vor unserem Wanderer.

„Hier wären wir also an der Grenze dieses Feenreichs angekommen," sagte er, indem er sich an die Steinplatte lehnte, „und nach dem, was ich gehört, sollte es mich gar nicht wundern, ein Thor mit der Inschrift zu finden: Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate! — Nun, meinetwegen und immerhin, ein paar Wochen wird's schon auszuhalten sein, und rings um mich her seh' ich Material genug für ein halbes Dutzend Skizzenbücher. Nehmen wir auch das von der leichten Seite, und wenn es allenfalls da unten

ernſte und düſtere Schattenpartieen gibt, ſo wollen wir auch dieſe, gegenüber ſchon ſehr viel genoſſenem Licht und Glück, gerne hinnehmen — auf, nach Valencia, ſehen wir zu, wo ein Eingang zu finden iſt in dieſe Zaubergründe!“

Hinter den Eichen begann dichter Wald, längs deſſen Grenze ſich ein kleiner Fußweg hinſchlängelte, dem er folgte, dabei ſcharf nach rechts ſpähend, wo ſich ein Weg abwärts zum See zeigen würde. Doch wenn er auch dergleichen Wege hie und da glaubte durch das Dickicht leuchten zu ſehen, ſo ſtand doch keiner derſelben in Verbindung mit dem Fußpfade, auf welchem er ging. Daß aber hier die wohlverwahrte Grenze eines großen Beſitzthums ſei, darüber befand er ſich bald ebenſo außer allem Zweifel, als daß es nicht leicht ſei, hier irgendwo einzudringen. Bald verwehrte das ein tiefer und, wie es ſchien, ſumpfiger Graben, der ſich lange Strecken neben dem Fußpfade dahinzog, bald künſtliche Verhaue zwiſchen den mächtigen Fichten und den vereinzelt ſtehenden rieſenhaften Buchen, bald ein ſteiler Rain, oben gekrönt mit einer förmlichen Schutzwehr, aus mächtigen Wurzeln abgeſtorbener oder niedergehauener Bäume beſtehend.

Wenn das ſo fortgeht, dachte er endlich, ſo umkreiſe ich dieſe ganze Geſchichte, um vielleicht ſchließlich an ein

Thor zu gelangen, wo eine zierliche Inschrift den Wanderer bittet, den Eingang auf der andern Seite zu suchen. Machen wir also dem Scherz ein Ende, nehmen den Bergstock zu Hülfe und forciren wir diesen langweiligen Sumpfgraben. So that er denn auch und flog mit einem gewaltigen Satze an das andere Ufer hinüber, — da wären wir, und nun so gerade als möglich himmb.

Das hatte auch durchaus keine Schwierigkeiten, ging aber doch nicht so rasch, als sich der Wanderer wohl gedacht, denn die Waldfläche, die er zu durchschreiten hatte, war sehr ausgedehnt, und als er sie endlich hinter sich ließ und an Wiesengründe kam, auf welchen einzelne Gruppen mächtiger Bäume standen, mußte er zuweilen voll Erstaunen stehen bleiben, ja bewundernd um sich her blicken, wie er mit seinem gesunden Sinne für landschaftliche Schönheiten sah, wie geschickt das Alles hier gemacht sei, um ohne welche Störung für das Auge aus dem Charakter einer wilden Waldregion in einen prachtvollen Park überzugehen, wie unter Anderem die Pfade, die weiter oben kiesig und felsig erschienen, nach und nach in weiche sanfte Sandwege übergingen, wie Sitze und Ruhepunkte aller Art, die in der Höhe aus rohen Steinen zusammengesetzt waren, weiter unten aus knorrigem Astwerk bestanden und

ſchließlich aus glattem Eichenholz, wie endlich ein rauſchendes Waldwaſſer dort am Rande eines Waldausläufers gebändigt in einen kleinen, ganz natürlich erſcheinenden See ſtürzte, deſſen Waſſer offenbar dazu beſtimmt war, unten im Thale Springbrunnen und dergleichen zu ſpeiſen. Sah er doch von hier aus einen mächtigen, hellglänzenden Strahl, drunten über die Spitzen der Bäume emporſteigend. Dort mußte wohl das Haus liegen, zu welchem der Park gehörte, und als er ein paar Schritte weiter gegangen war und eine natürliche Terraſſe mit weiter Ausſicht über einen Theil des Sees erreicht hatte, ſah er nicht weit vom Ufer deſſelben ein großes, ſchloßähnliches Gebäude, aus grauen Steinen erbaut. Es war von einem hohen Thurme überragt, den eine Flaggenſtange mit langem, rothem, im Winde flatternden Wimpel krönte.

Um dorthin zu gelangen und vielleicht endlich Jemand zu finden, der ihm Auskunft geben könne — war er doch unſicher, ob er nicht bei irgend Jemand ihm gänzlich Unbekannten eingedrungen ſei — folgte er einem breiten Wege, der aber, ſtatt direkt abwärts zu führen, ſeitwärts am Abhange hinlief und ihn ganz allmälig in eine kleine thalähnliche Terrainvertiefung führte, wo er weder von dem Schloſſe, noch von dem See mehr das Geringſte erblickte, dafür aber in mäßiger Entfernung vor ſich

etwas Anderes, das ihn wenigstens für Augenblicke zum Stillstehen nöthigte.

Dort waren auf der Waldlichtung eine Anzahl Arbeiter beschäftigt, das Dach eines neu erbauten Hauses aufzurichten; ein mächtiger Balken wurde gerade in die Höhe gezogen, um droben auf dem First des fast vollendeten Dachstuhles befestigt zu werden. Das Alles ging leicht und wie spielend von Statten, ohne Lärmen und viel Geräusch, nur vernahm man jetzt die kräftigen Axtschläge, als das schwere Holz in die Zapfen eingetrieben wurde; hoch auf der Spitze des Daches waren, nachdem der Balken befestigt war, nur noch drei Arbeiter beschäftigt, zwei Gesellen und der Zimmermeister selbst, der Axt und Holz gewandt und sicher handhabte und mit der Axt, kräftig ausholend, Streiche that, die weithin durch den Wald schallten. Jetzt ruhte er, sein Werk überschauend, einen Augenblick aus, wischte sich mit der umgekehrten Hand den Schweiß von der Stirne und befahl, den Tannenbaum herauf zu holen, der, mit bunten Bändern geschmückt, drunten von einem Lehrbuben gehalten wurde — „dann sind wir heute fertig," rief er mit weithin schallender Stimme, „und Meister Jonas wird für das Uebrige sorgen."

Unser Wanderer war neben einer Buche stehen geblieben und schaute sich dieses Schauspiel, besonders aber

den Zimmermann auf dem Dache mit einem leichten Kopfschütteln an. Wenn ihm auch das Gesicht desselben mit dem langen schwarzen Barte und den tiefgebräunten Zügen von hier aus unbekannt erschien, so lag doch im Klange der Stimme etwas, das ihn aufmerksam auf ihn hinüberschauen ließ. Der Zimmermeister war von großer und breiter Gestalt, und sein Anzug, der gewöhnliche dieser Leute, heute, bei dem warmen Frühlingswetter, sehr einfach und nur aus einem dunklen Beinkleid bestehend, sowie einem locker gebundenen Halstuche unter dem weißen Hemdkragen. Jetzt zog er aus den weiten Taschen seines Beinkleides einen Maßstab hervor und schritt leicht und sicher neben den Sparren dahin, um die Entfernungen nochmals zu messen, ehe er sich an der Seite des Hauses mit Hülfe eines Taues niederließ, wo ihm einer der Arbeiter eine Jacke darreichte und ihm behülflich war, dieselbe anzuziehen. „So," meinte er alsdann, an dem Neubau in die Höhe blickend, „das Holzwerk ist allerdings ein Bischen stark ausgefallen, aber es schadet nichts, hält um so länger, und wenn das einmal vor Altersschwäche zusammenstürzt, so schmerzt uns längst kein Zahn im Munde mehr — wie ist denn Der da hereingekommen?" — diese Frage galt unserem Wanderer, welcher sich langsam genähert hatte und nun mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck — halb lächelte

er, halb ſchien er gerührt und bewegt — nicht weit von der Gruppe ſtehen blieb, ſeinen Hut langſam von dem dichten blonden Haar herabnehmend.

Dieſe letztere Bewegung ſchien den eigenthümlichen Ausdruck des Zweifels, der ſich in den geſpannten Geſichtszügen des ſchwarzbärtigen Zimmermeiſters plötzlich kundgegeben hatte, mit einem Male zum Ausdruck der Gewißheit umzugeſtalten; er verließ die Arbeiter, bei denen er ſtand, eilte raſch auf den jungen Mann mit dem Bergſtock, dem Rückſack und dem Kniehöſel zu und reichte ihm beide Hände mit einer ſo freundlichen und wohlwollenden Miene, als es der dichte ſchwarze Bart und die buſchigen Augenbrauen zuließen.

„Biſt Du es denn wirklich, Alexander? Hat Dich endlich ein günſtiger Wind dahergeführt und, wie es den Anſchein hat, direkt von den Bergen herab?“ Er betrachtete ihn vom Kopf bis zum Fuß lächelnd, ein Lächeln, das der Angekommene übrigens ſich nicht enthalten konnte, beſtens und deutlich zurückzugeben, während er den Anzug des vor ihm Stehenden ebenfalls ein wenig zu muſtern ſchien.

Doch ſagte dieſer mit einem leichten Achſelzucken: „Wenn Du mich, wie ich vermuthe, vorhin bei der Arbeit ſahſt, ſo wirſt Du zugeben, daß ich mich nicht ohne Zweck ſo kleide.“

häufig die ſeltſamen Sternbilder dort oben ſteht, faßt für irgend eins derſelben eine beſondere Neigung. So iſt es mir wenigſtens ergangen, und wenn ich den Orion ſehe, ſo durchſtrömt ein angenehmes, erwärmendes Gefühl mein Herz; er iſt mir wie ein alter treuer Freund, mit dem ich plaudern kann und der mich zu verſtehen ſcheint, wenn ich aufwärts blickend an dieſe oder jene Stunde meines Lebens denke. Wir beide haben uns auch ſchon viel geſehen, in froſtiger, ſchneeglänzender Winternacht und an warmen Sommerabenden, wenn die Nachtigallen ſchlugen und ein leichter Wind weiße Blüthen ſpielend herumwehte. Dann wieder auf ſchwarzem, tobendem Meer, wo der Orion nur hie und da, wie mir zum Troſte, durch zerriſſene Wolken niederſah, ſowie auch im Sande der unendlichen Wüſte, wo er hellfunkelnd an dem ſtahlfarbenen Himmelsgewölbe prangte. Er iſt ein ſo angenehmes, verſtändliches Sternbild mit ſeinem blitzenden Gürtel, mit Keule und Schwert. Heute Abend blieb er uns treulich zur Seite und war ſo freundlich, uns nach mehrſtündigem Marſche endlich unſer Nachtquartier Santa Cruz zu zeigen, hinter deſſen Häuſern er ruhig niederſank. Lebe wohl! rief ich ihm nach, und grüß mir morgen meine Lieben, die dich auch erblicken werden und wiſſen, wie gern ich dich anſchaue.

— — Jetzt klapperten die Hufe unſerer Maulthiere auf einem recht ſchlechten Pflaſter, und die Achſen und Räder knarrten und dröhnten. Das Dorf aber war von einer unausſtehlichen Länge, und wir brauchten faſt eine halbe Stunde, ehe wir die Venta „zum halben Mond“ erreichten, die ganz am andern Ende des Orts lag. Einen Gaſthof beſaß natürlich Santa Cruz nicht, und die Eigenthümer einer gewöhnlichen Venta waren hier an der großen Straße durchaus nicht darauf eingerichtet, Reiſende unſerer Art zu empfangen. Der Weg durch die Mancha oder die Straße von Toledo nach Val de Peñas wird wenigſtens zur Sommerzeit hie und da von Reiſenden beſucht, woher es denn kommt, daß man in der einfachſten Poſada oder in einer ganz gewöhnlichen Venta wenigſtens ein Stück Speck findet, wie auch Zwiebel,

„Allerdings ſah ich Dich hoch oben auf dem Dache und war erſtaunt über die Gewandtheit des Zimmermanns — erſtaunt — entzückt, wenn Du willſt, wie über Vieles, was ich rings um mich her geſchaut; was ich von Deinem Parke geſehen, iſt unvergleichlich ſchön, und die Lage Deiner Beſitzung herrlich.“

„Du kamſt den Berg herab?“

„Ja, ich war ſo frei, auf der Höhe einen breiten, neidiſchen Moorgraben zu überſpringen, da ich nirgendwo einen Eingang fand.“

„O, es ſind wohl Eingänge da, die aber nur ich und meine Leute kennen und mit denen ich Dich ſpäter bekannt machen will; es iſt gut, wenn man ſich hier ein Bischen abgeſchloſſen hält.“

„Und das thuſt Du?“

„So viel ich kann, — doch laß uns hinabgehen, Du wirſt müde ſein und hungrig, auch möchte ich Dir gerne ſo raſch als möglich im Hauſe, auf Deinen Zimmern, die ſchon längſt auf Deine Ankunft harren, wiederholen, wie ſehr ich mich freue, daß Du endlich zu mir gekommen biſt, in meine ſchöne, reizende Einſamkeit.“

„Und wir wollen hier zuſammen einſiedeln, daß ſich die Engel im Himmel darüber freuen ſollen,“ lachte der Andere, indem er den Bergſtock ſchulterte und ſeinen

Arm in den des ſchwarzbärtigen und ernſt blickenden Mannes legte.

Im Herabſteigen zog dieſer eine kleine Metallpfeife aus dem Gürtel und entlockte derſelben einen ſchrillen Ton, worauf man wenige Augenblicke nachher einen Diener in einfacher Livree auf einem freien Platz drunten erſcheinen ſah, dem der Anblick des Fremden am Arm des Herrn vollkommen zu genügen ſchien, um ſo raſch als möglich wieder nach der Richtung des Schloſſes zu verſchwinden.

„Ich bin ſehr begierig, zu erfahren," ſagte unſer Wanderer, während Beide einen breiten Kiesweg hinabſtiegen, „was Du hier an rohem Material vorgefunden, und wie lange Du gebraucht haſt, um all' das Schöne zu ſchaffen, das ich hier um mich ſehe."

„Das Rohmaterial, um Deinen Ausdruck zu gebrauchen, welches ich hier vorfand, war ſo genügend und von ſo ausgeſuchter Schönheit, daß es eine Luſt war, damit zu arbeiten, und man beziehungsweiſe in kurzer Zeit etwas Gutes erreichen konnte. Sieh' dieſe prachtvollen uralten Buchen, dieſe himmelanſtrebenden Fichten, horche auf das Rauſchen der Waſſer, das überall in reichen Quellen zu Tage tritt und das ſich zum Ueberfluß noch, wie Du da droben geſehen haſt, als ein reicher Bach in mein Beſitzthum ergießt; blick' um Dich her,

Wald auf allen Seiten, der durch geringes Aushauen und durch Anlegung einiger Wege ſpielend zum ſchönſten Parke umgeſchaffen werden konnte! Sieh' die prachtvolle Seefläche, und Du wirſt bei allem Dem begreiflich finden, daß es eben ſo ſehr eine Luſt war, als es geringe Arbeit erforderte, um hier etwas Gutes zu ſchaffen."

„Ja, wer ſo wie Du das Alles mit Geſchmack und richtigem Verſtändniß anfaßt und es obendrein nicht verſchmäht, die Axt in die Hand zu nehmen, wie ich vorhin zu meiner Verwunderung geſehen."

„Allerdings," gab der Andere kurz zur Antwort und blieb dann einen Augenblick ſtehen, ſeinen Freund betrachtend, wie um auf deſſen Zügen den Eindruck zu leſen, den nun der volle Anblick des Schloſſes mit reizender Umgebung und nur durch eine friſchgrüne Wieſe vom Seegeſtade getrennt, auf ihn hervorbringen würde.

„Ah, das iſt wundervoll!" rief Jener entzückt, und man konnte auch in der That nichts Geſchmackvolleres und Schöneres ſehen.

Da lag das kleine Schloß, in einfachem, edlem Style erbaut, mit hohen, blinkenden Fenſtern, wie in einer Blumenſchale, von grünem Raſen umgeben, nur dichtes Gebüſch und hohe, mächtige Bäume auf der Seite, wo ſie hergekommen waren, und ſo durch ſchattige Par-

tieen mit dem Park zusammenhängend, der sich hier, sanft ansteigend, gegen den Berg erhob. Vor der Einfahrt des Schlosses, welche der hohe Thurm überragte, war ein weites Wasserbecken mit dem hoch emporspritzenden Strahle, den der Wanderer schon droben bemerkt.

„Jetzt will ich Dich in Dein Zimmer führen, denn um alles Uebrige zu sehen, haben wir, hoffe ich, lange Zeit genug. Deine Koffer sind vor einigen Tagen angekommen; sie stehen bereits droben, und ihre Anzahl hat mir die freudige Gewißheit gegeben, daß Du meine schriftliche Bitte verstanden und entschlossen bist, Dich hier bei mir auf unbestimmte Zeit häuslich niederzulassen."

„Was könnte ich mir Besseres wünschen, vorausgesetzt, daß ich Dich in keiner Weise genire!"

„Wir werden uns gegenseitig durchaus nicht geniren," entgegnete der Herr des Schlosses, und setzte mit einem kurzen Lächeln hinzu: „Das ist überhaupt die richtige und einzige solide Grundlage zu einem behaglichen Landleben — und nun sei mir auf der Schwelle meines Hauses nochmals auf's Herzlichste willkommen. Ich führe Dich absichtlich nicht die Haupttreppe hinauf; ich betrete dieselbe fast niemals, und dann will ich Dir hier auch sogleich zeigen, wie unbelästigt in jeder Richtung Du in

Deiner neuen Wohnung ſein wirſt; Du haſt hier Deinen eigenen Ausgang mit eigener Treppe, Deine Zimmer ſind eben ſo unabhängig von den übrigen Theilen meines Hauſes, wie es Dein Leben ganz nach Deinem Gutdünken ebenfalls ſein ſoll."

Bei dieſen Worten war er dem Gaſte eine kleine, aber bequeme Treppe voraus emporgeſchritten, und droben fanden ſie einen Diener, welcher die Thüre eines Vorzimmers öffnete, in das ſie traten, und dann in einen kleinen hübſchen Salon gelangten, mit herrlicher Ausſicht auf den ſpiegelnden See, mit einem Arbeitszimmer. Die Fenſter des letzteren lagen den Bergen zu, gewährten einen wundervollen Blick auf eine ſtille, träumeriſche Waldpartie, aus deren Dickicht hervor man das ſanfte, gleichförmige, einſchläfernde Rauſchen eines Waldwaſſers hörte.

„Das iſt gerade ſo," ſagte der junge Wanderer, indem er mit ſeinen beiden Händen die Rechte des Freundes faßte, „als wenn irgend ein glücklicher Sterblicher ein kleines, zartes Verhältniß mit einer mächtigen Fee angefangen hätte; ihn heirathen oder mit ihm leben kann ſie nicht, aber ſie zaubert ihm die reizendſte Umgebung hin, die ſelbſt eine Künſtlerphantaſie ſich nur auszudenken vermag, und gibt ihren Segen dazu! — Wie glücklich mußt Du ſein, Du, der alles Das hier geſchaffen hat,

der Du es ungeſtört genießen und mit treuen, anhänglichen Freunden theilen darfſt!“

„Auf das Letztere habe ich mich ſchon monatelang gefreut, mein guter Alexander,“ antwortete der Herr des Hauſes, „und als es anfing, grün zu werden nach langem und hartem Winter, denn es gibt auch hier einen Winter,“ — ſetzte er mit einem trüben Lächeln hinzu, „da dachte ich von Woche zu Woche: Warum ſchreibt dieſer tolle, unruhige Kerl nicht, wann er endlich zu mir kommen will — doch, nun biſt Du da und wirſt Dich, wie ich hoffe, auf's Allerhäuslichſte einrichten; ich eſſe gewöhnlich um fünf Uhr, doch wenn Dir dieſe Stunde nicht konvenirt, ſo können wir auch eine andere nehmen.“

„Mir konvenirt jede Stunde, und wenn Du erlaubſt, ſo verwandle ich mich raſch aus einem Gemsjäger ohne Gewehr in einen ganz gewöhnlichen Sterblichen.“

„Thue das, aber ohne beſondere Toilette zu machen; ich werde auch nicht viel anders thun, als den Zimmermann verſchwinden laſſen.“ Damit ging er hinaus.

Der Diener, welcher vorhin das Zimmer geöffnet, ein junger Menſch mit einem guten, dummen Geſichte, meldete ſich nun als zum ausſchließlichen Dienſt bei dem gnädigen Herrn befohlen, und ging dann eifrig

daran, Koffer und Nachtſäcke auszupacken und Alles in die weiten Schränke und großen Kommoden unterzubringen, wobei ihm der gnädige Herr beſtens half, der ſich dann zum Umkleiden in das Schlafzimmer begab. Hier war Alles mit einer ausgeſuchten Sorgfalt und eben ſo reich als behaglich eingerichtet, ja, es fehlte ein Bad nicht, wo es nur des Zuges an einer Schnur bedurfte, um das friſche, kühle Waſſer des Waldes als feinen Staubregen auf den marmornen, mit feinem Holzgitterwerk bedeckten Fußboden niederrieſeln zu laſſen.

Das Diner war in einem nicht zu großen, gewölbten Gemache des untern Stockwerks ſervirt, wo eine weite Flügelthüre auf eine breite Eſtrade ging, die auf der Seeſeite an dem Schloſſe hinlief. Es war dieß ein einfaches Gemach mit hohen Lambris aus dunklem Eichenholz, mit einem einfachen Tiſch in der Mitte, der, reich mit Geſchirren aller Art gedeckt und beladen, trotzdem eigenthümlich leer erſchien, da er nur mit zwei Gedecken belegt war. In einer Ecke des Gemaches, gegenüber der Flügelthüre, befand ſich ein hoher Kamin aus ſchwarzem Marmor, und in demſelben brannte, ſeltſam genug für den angenehm warmen Frühlingstag, ein hellloderndes Feuer.

„Das wird Dir komiſch erſcheinen," ſagte der Herr des Schloſſes zu ſeinem Gaſte, nachdem dieſer eingetreten

war und allerdings mit erſtauntem Blick in die ſpielenden Flammen blickte; „auch mußt Du mich nicht für verweichlicht halten, doch ſpeiſen wir heute zum erſten Mal in dieſem Sommerſaale, weßhalb ich es für nöthig hielt, der Winterkühle, die noch zurückgeblieben ſein könnte, die angenehme Kaminglut entgegenzuſetzen, und das wird Dir ganz beſonders gut thun nach einem langen Marſche und nach einem kalten Bade, das Du genommen haſt, wie ich an Deinem feuchten Haar bemerke; man muß hier in den Bergen vorſichtig ſein.“

„Ich danke Dir für Deine Sorgfalt, ſowie für Deine liebenswürdige Erinnerung an eine meiner Schwächen, an die nämlich, nach dem Mittageſſen am Kaminfeuer zu plaudern — willſt Du mir alte, vergangene Zeiten in's Gedächtniß zurückrufen?“

„Ja — und nein, für heute wenigſtens nicht; wir wollen der Gegenwart leben, vielleicht Pläne für die Zukunft machen, — und nun zu Tiſche.“

Nachdem ſie ſich geſetzt, warf der Gaſt ſeine Blicke auf die etwas eigenthümliche Geſtalt eines alten Dieners, der mit der Suppe erſchien und dieſelbe auch vorlegte. Daß er dieß mit Leichtigkeit und gefälligen Bewegungen gethan, konnte man eigentlich nicht ſagen, vielmehr balancirte er Löffel und Teller ſo ſchwerfällig in der Hand, daß man hätte erwarten können, irgend

eines dieſer Geräthe entwiſche ſeinen derben Fingern, um in einem Bogen an einer andern Seite des Zimmers wieder herabzukommen; auch war ſein Gang etwas eigenthümlicher Art und glich einem beſtändigen Schwanken, wobei ſeine Kniee nachgaben, als befände er ſich auf einem Boden, der ihm keine gehörige Feſtigkeit oder Sicherheit zum Gehen böte. Sein breites Geſicht mit ſcharf gefurchten Zügen hatte einen äußerſt gutmüthigen, faſt komiſchen Ausdruck, welcher noch dadurch verſtärkt wurde, daß er ſeine kleinen ſcharfblickenden Augen häufig zuſammenzog und beim Gehen das Kinn auf eine eigenthümliche Art vorſtreckte. Sein Anzug beſtand aus dunkelblauem Tuche, und war ſein Oberkleid wie eine Jacke geſchnitten.

„Das iſt Meiſter Jonas," ſagte der Herr des Hauſes, „eigentlich mein Haushofmeiſter und Faktotum; da er aber weiß, daß es mir beſonders angenehm iſt, von ihm bedient zu werden, ſo iſt er ſo freundlich, dieſes Geſchäft meiſtens zu übernehmen, wenn wir allein ſind, oder wenn ich mich, wie heute, in ganz kleiner und vertraulicher Geſellſchaft befinde. Meiſter Jonas," wandte er ſich jetzt an dieſen, „ich empfehle Dir nochmals auf's Dringendſte und in jeder Beziehung meinen Freund Alexander hier, der recht lange bei uns bleiben wird, wenn wir es verſtehen, ihm ſeinen Aufenthalt angenehm zu machen."

„Wozu eigentlich wenig gehört,“ lachte der junge Mann, indem er dem Alten freundlich zunickte und dann hinzufügte: „Jedenfalls werde ich für Ihre Protektion recht dankbar sein, denn wenn mich nicht Alles trügt, so ist Meister Jonas auf einem Elemente wohl zu Hause, für das ich von Kindheit geschwärmt, ohne bis jetzt dazu gelangt zu sein, mich mit demselben vertraut zu machen; Meister Jonas ist oder war jedenfalls ein Seemann.“

Bei dieser Voraussetzung fuhr ein breites, behagliches Lächeln über das Gesicht des Haushofmeisters und rief dort so viel neue Furchen und Falten hervor, daß ein wahres Chaos von Linien erschien, aus denen übrigens nicht leicht zu ersehen war, ob die Bemerkung des Fremden ihn angenehm oder unangenehm berührt.

„Meister Jonas war allerdings ein tüchtiger Seemann,“ sagte der Herr des Hauses, „und wenn er später einmal Gelegenheit findet, Dir sein Garn zu spinnen, so sollst Du Wunderdinge erleben, für jetzt aber machen wir so gut wie gar keinen Gebrauch mehr von der Seefahrerkunde.“

„Leider,“ schien der Alte seinem Gesichtsausdrucke nach zu murmeln, als er das Zimmer verließ.

„Dein Haushofmeister scheint ein Original zu sein mit einem ganz originellen, aber passenden Namen.“

Eier und Brod. Hier aber an der großen Straße, wo Diligencen in dieſen kleineren Orten nie längere Zeit anhalten, die Poſaden alſo nur von Maulthiertreibern und Kärrnern beſucht werden, iſt es nicht Gebrauch, ein Mittag- oder Abendeſſen zu verlangen. Der Einkehrende erhält hier nur einen Platz für ſich und ſeine Thiere zum Ausruhen und Schlafen, Waſſer aus dem Brunnen und eine Stelle am Feuer, das die Padrona beherrſcht, welche denn auch, wenn ſie gut gelaunt iſt, die Zubereitung deſſen, was der Fremde mitbringt, höchſtſelbſt und gnädigſt überwacht.

Dieſe Einkehrhäuſer an der großen Straße unterſcheiden ſich nicht viel von den türkiſchen Karawanſereien oder den ſyriſchen Chan's, gewöhnlich aber ſind es weitläufige Gebäude, um hinlänglichen Platz zu bieten für die große Anzahl der Zug- und Laſtthiere, die von beiden Seiten des Wegs zuſammenſtrömen. Ein mächtiges Thor verſchließt den Eingang, das erſt nach tüchtigem Anklopfen geöffnet wird. Wir waren heute Abend dieſer Mühe überhoben, denn wenige Minuten vor uns war ein Zug Maulthiere angekommen, weßhalb der Eingang weit offen ſtand. Die Thiere ſchritten mit lang vorgeſtrecktem Halſe, vorſichtig und in guter Ordnung eins hinter dem andern, zum Hauſe hinein und nach dem Hofraume, wo ſie ſich, einer langjährigen Gewohnheit folgend, ſo aufſtellten, daß ſie von den Treibern bequem abgeladen werden konnten. Wir mußten eine Zeitlang warten, bis der lange Zug eingekehrt war. Das Innere der Venta erſchien uns von hier als eine weite Scheune, deren Balken und Sparren röthlich angeſtrahlt waren von den Flammen eines großen Feuers, das wohl rechts in einer Ecke brannte. Nach den Maulthieren triumphirte Don Alonſo auf ſeinem Karren ein und wir folgten ihm zu Fuße, vom langen Ritt und der Abendpromenade herzlich ermüdet.

Ehe ſich der Leſer mit uns an dem lodernden Feuer niederläßt, wird es für ihn nicht unintereſſant ſein, die Beſchreibung einer dieſer Venta's an der Hauptſtraße zu erhalten. Die meiſten derſelben verdanken ihre Entſtehung milden Stiftungen und Erb-

„Er heißt eigentlich anders, aber nach einem Schiffbruch, bei dem wir Beide nur mit Mühe dem Rachen des Meeres oder dem eines gefräßigen Fisches entgingen, legte er sich den Namen Jonas bei, und nach und nach ist er so mit demselben verwoben und verwachsen, daß er, glaube ich, fast seinen wirklichen vergessen hat; es ist das übrigens ein Juwel von einem Manne, treu wie Gold, zuverlässig und für mich und meine Angelegenheiten von einer rührenden Sorgfalt."

So ging das kleine Diner ziemlich rasch vorüber, und dann begaben sich die beiden Freunde an das Kaminfeuer, dessen angenehme Wirkung bei dem plötzlich sehr kühl gewordenen Frühlingsabend auch der Gast jetzt zu schätzen wußte, und saßen dort lange rauchend und plaudernd.

„Ich würde Dir nun einen Spaziergang vorgeschlagen haben," sagte der Herr des Hauses, „aber Du wirst für heute müde genug sein, und was mich anbelangt, so habe auch ich mir Bewegung genug verschafft."

„Ich finde es hier unendlich behaglich," entgegnete der Andere, sich in dem kleinen Fauteuil lang ausstreckend, „und bin froh, für heute hier in diesem traulichen Gemach bleiben zu können. Wenn es mich auch sehr darnach verlangt, Deine schöne Besitzung ganz im Einzelnen zu beschauen, so hätte ich doch heute keinen

rechten Genuß davon, ich muß zuerſt an einem Orte geſchlafen haben, um mich in ihm recht wie zu Hauſe zu fühlen."

„Ganz meine Anſicht; vermeide ich es doch, wenn ich kann, überhaupt bei Tage an einem Ort anzukommen, wo ich längere Zeit bleiben will — wo kommſt Du heute eigentlich her?"

„Drüben vom Felſenſee; ſeine maleriſche Lage lockte mich, als ich ihn vom Gebirge aus erblickte, und ebenſo die alten Kloſtergebäude, die wie ein friedliches Aſyl am Ufer lagen, ſich träumeriſch in der dunkeln Flut ſpiegelnd."

„Welches Aſyl Dir aber nicht mehr ſtill und friedlich erſchien, ſobald Du es betreten?"

„O, es war das eine herbe Enttäuſchung, als ich in den wirklichen intereſſanten Kloſterhof trat und dort von einem Kellner im ſchwarzen Frack, die Serviette über dem Arm, empfangen wurde, der mir, ſowie auch der herbeigeeilte Hotelbeſitzer, mit einer elſterartigen Geſchwätzigkeit die Frage vorlegte, ob man längere Zeit die Ehre haben würde, mich dort zu behalten, ob ich Kaltwaſſer- oder Luftbäder wolle, ob ich ein Zimmer mit Ausſicht auf den See wünſche oder mit einem Blick in den Wald, ob ich — nun ich weiß nicht mehr, worüber ich mich Alles entſcheiden ſollte, war auch ſchon

im Begriff, wieder Rechtsumkehrt zu machen, als von dem dunklen Kloſtergarten her eine lichte Mädchengeſtalt hervorſchwebte, die mir des näheren Betrachtens, ſowie vielleicht der Verewigung in meinem Skizzenbuch werth erſchien; ſie war wirklich hübſch und ſchwebte daher, leichtſchreitend wie ein Reh."

„Das verſpricht etwas."

„Ohne viel zu halten; ja, wenn ſie vorübergeſchwebt wäre, den Fremdling nicht beachtend, ſo aber trat ſie in den Kreis der Kellner und einiger Damen, die ſich ebenfalls neugierig eingefunden hatten, lehnte ſich kokett an die Schulter einer dicken Frau und betrachtete mich freundlich."

„Dein gewöhnliches Unglück!"

„Leider ja, mein gewöhnliches Unglück," entgegnete der junge Maler, ohne daß dieſe Worte, die er in ernſtem, faſt verdrießlichem Tone ſprach, arrogant oder lächerlich geklungen hätten; dann ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu: „Und in dem Striche ging es fort, ſo daß ich mich ſchon nach vierundzwanzig Stunden gründlich langweilte. Ich hätte da wunderbare Abenteuer erleben können, denn unter den Weibern und Mädchen dort herrſchte eine wahre Hungersnoth, was mich aber bewog, ſchleunigſt wieder zu entfliehen. Und ſo ging ich denn am zweiten Tag vor Tagesanbruch da-

von, um Dich aufzusuchen, zeichnete unterwegs noch ein paar hübsche Mädchenköpfe und wurde durch freundliche Blicke und Händedrücke belohnt, nahm es aber leichthin und dachte im nächsten Augenblicke nicht mehr daran. Wie ich aber auf die Höhe des Berges kam und wie nun der gewaltige See von allen Seiten mächtig in meinen Gesichtskreis hineinstieg, da habe ich es bedauert, nicht schon früher gekommen zu sein."

„Nicht wahr, der Blick von oben ist schön?"

„Schön und überwältigend; so groß hatte ich mir die Wasserfläche nicht gedacht; ehrlich gestanden, hätte ich mir das Ganze lieber kleiner, heimlicher, lauschiger gewünscht. Es scheint Alles so da zu liegen, wie auf einem Präsentirteller; es zeigt Alles seine Schönheiten wie ohne Verhüllung und als wollte es sagen: da bin ich, nimm mich, wo und wie Du willst!"

„Ja, von der Höhe herab gesehen, erscheint das allerdings so, und deßhalb wollte ich, Du wärest über den See selbst zu mir gekommen und hättest alsdann gesehen, daß er Dir nur scheinbar alle seine Schönheiten enthüllt, daß er aber seine reizendsten und heimlichsten Partieen wohl verschleiert und verdeckt hält und sie nur Dem öffnet und Den sehen läßt, der sie mit Verstand mit Poesie und Geschick zu suchen versteht, ein reiches Feld für Dich und Deine lebhafte Phantasie."

„Wie ich mich darauf freue, einen leichten Nachen zu nehmen, ihn vielleicht zu einer längeren Tour zu verproviantiren und dann auf Entdeckungen auszugehen!“

„Was sich Alles leichter und behaglicher aus der Entfernung ansieht, als es in Wirklichkeit ist. Auch ich hatte früher, als ich zum ersten Male hieher kam, die romantische Idee, die Ufer des Sees zu untersuchen, mich auf meine Ruder und die Kraft meiner Arme zu verlassen. Wie bald aber stand ich davon ab und begnügte mich, wie es auch Dir wahrscheinlich ergehen wird, die einzelnen Partieen der allerdings reizenden Ufer bequem vom Bord des Dampfbootes aus zu betrachten!“

„Damals warst Du allein, mein lieber Dagobert, und da begreife ich wohl, daß solche Touren langweilig werden können; aber denke Dir, wenn wir dergleichen jetzt zu Zweien unternehmen würden, zwei famose Kerle, wie wir sind, voll Phantasie und nicht ohne Poesie, welche Entdeckungen könnten wir vielleicht machen, welch' kolossaler Gewinn würde das sein für die verschiedenen Zweige der Wissenschaft!“

Der Andere lächelte still vor sich hin, ehe er kopfschüttelnd sagte: „Was mich betrifft, so habe ich nicht Lust, hier, auswärts meines Besitzthums, neue Entdeckungen zu machen. Ich werde wahrhaftig nicht nach

Menſchen ſuchen gehen; bin ich doch froh, wenn das, was wir die Welt nennen, mich in Ruhe läßt.“

„Du ſcheinſt in der That ein großartiger Einſiedler geworden zu ſein in Deiner reizenden Klauſe; ich habe ſchon Aehnliches bemerkt, als ich lange an Deinen Grenzen umherirrte, ohne hereinkommen zu können. Wahrhaftig, da iſt Alles ſo verwahrt, daß man ſich unwillkürlich nach Warnungstafeln umſieht, wie zum Beiſpiel: ‚Theurer Wanderer, nimm Dich in Acht, hier liegen Selbſtſchüſſe und Fußangeln!‘“

„Allerdings mußt Du Dich auf ein ſtilles, einſiedleriſches Leben gefaßt machen, das heißt Du haſt auch darin vollkommene Freiheit, lieber Alexander, meine Boote, meine Wagen und Pferde ſtehen Dir zur unumſchränkteſten Verfügung; Du kannſt unſere Nachbarn aufſuchen, wenn Du willſt, und Bekanntſchaften machen, wo Du magſt, aber —“

„Aha, ich verſtehe Dein Aber,“ rief der junge Maler luſtig, „nur darf ich die Fährte zu Deinem Bau nicht verrathen und Dir keine Geſellſchaften auf den Hals laden.“

Der Herr auf Buchenеck nickte ſtumm mit dem Kopfe, und während er die Aſche ſeiner Cigarre in das Kaminfeuer fallen ließ und dabei mit ernſtem Blick in die Glut ſchaute, fuhr der Andere treuherzig fort:

„Sage mir nur Eines, lieber Freund, ſeit wann findeſt Du ein Vergnügen darin, Dich ſo von aller Welt abzuſperren, überhaupt ein Leben zu führen, welches Dir, und nicht ganz mit Unrecht — verzeihe mir meine Offenherzigkeit, — den Namen eines Sonderlings zuziehen muß.“

„Wer nennt mich ſo?“

„Nun, der erſte Beſte, bei dem ich mich erkundigte, wo Bucheneck zu finden ſei.“

„Und was ſagte dieſer Erſte und Beſte?“

„Die letztere Benennung mag er vielleicht nicht verdienen; es war ein einfacher Bauer, den ich im Wirthshaus drüben über der Höhe traf. Er gebrauchte einen Ausdruck, der mich lachen machte, und als ich Dich nun kurz darauf fand, wie Du auf dem Dache ſtandeſt und dort einen Balken einfügteſt —“

„Da dachteſt Du, der Mann hat nicht ſo ganz Unrecht gehabt.“

„Etwas Aehnliches allerdings.“

„Wo war es doch, wo wir uns zuletzt ſahen?“ fragte der Herr des Hauſes, nachdenklich vor ſich hinblickend, „war es nicht bei den Rennen in Iffetzheim?“

„Freilich war es dort; ich kam nach Baden, um Dich vor meiner Fahrt nach Rom zu ſehen, und fand Dich draußen auf dem Rennplatze, eben als Du auf

Deinem unvergleichlichen Roland beim Hürdenrennen ſelbſt den erſten Preis gewonnen, umringt von der Crême der Sportsmen, beglückwünſcht von den ſchönſten Damen der vornehmen Welt, wobei Du liebenswürdig genug warſt, einige Grafen und Barone faſt über den Haufen zu werfen in der Haſt, mich auf's Freundſchaftlichſte zu begrüßen und zu umarmen, mich, den einfachen, beſtaubten Fremdling."

„Ja, ja, und dann?"

„Dann kutſchirteſt Du uns four-in-hand in einem großen und ſehr eleganten Break nach der Stadt zurück. O, wir waren eine auserleſene Geſellſchaft: eine reizende Marquiſe, deren Mann in Paris gerade mit Geſetzgeben beſchäftigt war, eine ruſſiſche Prinzeſſin, die es für gut befunden, ſich nach dem Hochzeitstage ſcheiden zu laſſen."

„Du haſt ein wundervolles Gedächtniß!"

„Für dergleichen Dinge ja, doch waren auch noch andere Leute in der Geſellſchaft, ſehr vornehme und trotzdem ſehr anſtändige Leute; an die Marquiſe aber und beſonders an die ruſſiſche Prinzeſſin habe ich noch lange denken müſſen, ich wurde ſchon bei der Fahrt ihr enfant gâté, und wenn der Wagen einen heftigen Stoß that, ſo zeigte mir die Ruſſin, der ich gegenüber ſaß, lächelnd ihre ſchneeweißen Zähne, während die Marquiſe ſchmach-

tend nach meinem Arme griff. Dann dinirten wir zusammen bei Weber am Kurſaal, beſuchten ſpäter den Spielſaal, dann noch ein paar Geſellſchaften, ritten am andern Morgen auf die Jagd, und ähnlich ging es vierzehn Tage lang fort, ſo daß, als ich wieder im Eiſenbahnwagen ſaß, ich mich mit einem wahrhaft glückſeligen Gefühle ſchüttelte, ungefähr wie ein Pudel, der froh iſt, einem kalten Bade entronnen zu ſein."

„Nun ſiehſt Du, lieber Freund, gerade ſo ſchüttelte ich mich wenige Monate ſpäter, und als das Frühjahr kam, ging ich mit einer wahren Sehnſucht hieher, um mich endlich einmal um dieſe Beſitzung zu bekümmern, welche mir vor Jahren durch Erbſchaft zugefallen war. Wie froh war ich, ſie ſo gänzlich vernachläſſigt zu finden! O, Alexander, ich kann Dir die Seligkeit nicht beſchreiben, ſo etwas ſelbſt und ganz nach eigenem Gutdünken umſchaffen zu können, dieß Schloß hier nach meinem Geſchmacke zu bauen — es ſtand hier ein hinfälliges Gartenhaus, — vor Allem aber den dichten, wilden, kräftigen Wald durch beſonnenes Aushauen zu einem hübſchen Park umzuſchaffen, nachdem ich vorher die wilden Bergwaſſer gebändigt."

„Ein Schöpfer im Kleinen! O, ich begreife das wohl, aber Du haſt ja dieſes Glück ſchon früher ge-

noſſen. Dein Landhaus in Neuilly bei Paris, Dein Cottage bei Baden —“

„Waren beide Schöpfungen ganz anderer Art, wo ich nichts weiter that, als mir vom erſten Architekten und vom berühmteſten Gärtner Pläne vorlegen zu laſſen, unter welche ich mein „Geſehen“ ſchrieb, dann das Ameublement einem Künſtler in dieſem Fache anvertraute, um nach Jahresfriſt mein Haus zu beſuchen — Häuſer, ſowohl das bei Paris, als das in Baden, wo ich nie heimiſch geworden. Man muß ein Haus ſelbſt bauen helfen, einen Park ſelbſt anlegen, wie man auch die Erziehung eines Kindes ſelbſt leiten muß, um Freude daran zu erleben, um wenigſtens die Möglichkeit eines guten Gelingens zu haben.“

„Und hier biſt Du nun in's andere Extrem verfallen und findeſt Dich alſo glücklich dabei, nicht nur Dein eigener Baumeiſter, ſondern auch Dein eigener Zimmermann zu ſein.“

„Ja, und mein eigener Gärtner und Holzfäller. Du ſollſt alles Das noch erleben, hoffe ich, und mir zugeſtehen, daß man nur dann glücklich iſt, wenn Einem bei harter Arbeit der Schweiß von der Stirne rinnt.“

„Nachdem man —“ lachte der Andere, ohne jedoch ſeinen Satz zu vollenden, da der Herr des Hauſes raſch einfiel:

ſchaften zu dieſem Zwecke gemacht, oder wurden von irgend einem großen Herrn erbaut, deſſen Wappen in Stein gehauen dann auch meiſtens über dem Thore zu ſehen iſt. Hinter dieſem Thor beginnt ein großer Raum, eine einzige gewaltige Halle, deren Decke vom Dache mit ſeinem Sparrenwerk gebildet und von zwei bis drei Reihen ſtarker ſteinerner Pfeiler getragen wird. In dieſem Raum herrſcht Tag und Nacht ein beſtändiges Halbdunkel, welches ebenſo wenig das große Herdfeuer oder einige Oellampen zu vertreiben vermögen, als das Tageslicht, das nur durch ein paar unbedeutende Lucken oder ſonſtige kleine Oeffnungen einzudringen vermag. Das Auge muß ſich zuerſt an die Dunkelheit gewöhnen, die hier herrſcht, ehe es die Gegenſtände rings umher erkennen kann. Vermag man den ganzen Raum zu überſehen, ſo bemerkt man wohl, daß hier über hundert Maulthiere mit ihren Führern, Karren und Ballen Platz haben. Links vom Thor ſtehen die beladenen Fuhrmannskarren, ſo eng als möglich zuſammengeſchoben, und dahinter an den Wänden ſind die Maulthiere angebunden, die zuweilen ſtampfen, ſchnauben und ſich ſchütteln, wobei man ihre Halfterketten raſſeln hört. Rings um die Pfeiler, welche das Dach tragen, ſieht man Ballen und Fäſſer, Kiſten und Kaſten, und es dienen dieſe wieder zum Lager einiger ſchläfrigen Arriero's, welche ſchon ausgeſtreckt dort liegen.

Doch laſſen wir alle die ebengenannten Gegenſtände in ihrem Halbdunkel und wenden uns rechts vom Eingange, wo am andern Ende der Halle auf dem gepflaſterten Boden ein gaſtliches Feuer hoch emporlodert. Um eine künſtliche Ableitung des Rauches bekümmern ſich die ſpaniſchen Bauleute nicht, er ſucht ſeinen Weg theils durch die Dachlucken, theils zieht er hoch oben als leichtes Gewölk durch die ganze Halle. Neben dem Herde befindet ſich gewöhnlich eine Art von Verſchlag, wo der Ventero oder die Padrona das Bischen Küchengeſchirr, auch Flaſchen und Gläſer aufgeſtellt haben, welche ſie zu ihrer Wirthſchaft brauchen, daran ſchließt ſich öfters ein ſtarkes hölzernes Geſtell mit mehreren oft mannshohen und verhältnißmäßig breiten Krügen von rothem

„O, ich weiß, was Du ſagen willſt — um, nachdem man ſich an ſeinen Diners überſatt gegeſſen, wieder beim ſchwarzen Brode anzufangen. Möglich, daß auch dieſe pikante Abwechslung ihren Reiz für mich gehabt; hoffentlich aber werde ich vor allen Rückfällen bewahrt bleiben und hier auf meiner Scholle leben und ſterben.“

„Als Einſiedler — Dagobert — unmöglich, das iſt zu viel des Raffinements auf einmal.“

„Wer ſagt Dir, daß dieſes ein Raffinement iſt und daß ich nicht vollkommen glücklich darin ſein kann?“

„Dein früheres Leben, Deine Neigungen, Deine Jahre.“

„Bah, ich bin ein alter Mann!“

„Ein alter Mann von vierzig Jahren! Du machſt mich lachen.“

„Es iſt nicht immer die Zahl der Jahre, was uns alt gemacht; ſind es doch häufig nur die Erlebniſſe, die uns Jugendmuth und Jugendluſt genommen.“

Er hatte den Kopf in ſeine Hand geſtützt, während ſein Arm auf dem Kaminſimſe ruhte; dabei blickte er wohl ernſt, aber nicht trübe in die verglimmende Glut des Kaminfeuers.

„Und Erlebniſſe haben Dich zum Einſiedler gemacht? — wie ich das bedaure!“

„Im Gegentheil, Du ſollſt mich beglückwünſchen,

und Du wirſt es vielleicht thun, ſobald Du es mitgefühlt, welches doppelt genußreiche Leben ich hier führe, welche Seligkeit es iſt, mit dem ſtillen See zu träumen, ſich von dem Flüſtern in den Baumwipfeln erzählen zu laſſen, dem Murmeln der Quelle zu lauſchen, welches Dir die lieblichſten Waldmärchen erzählt."

„Allerdings," ſagte der Andere und ſetzte lächelnd hinzu: „Nachdem man, wie ich mir ſchon vorhin zu bemerken erlaubte — es war einmal ein König, auf deſſen Bruſt die Ordensſterne aller civiliſirten, ja einiger halbwilden Völker glänzten, und der es unbegreiflich fand, wie man ſich nach einer kleinen ähnlichen Auszeichnung ſehnen könne."

„Sehe ich denn aus," entgegnete der Andere mit einem leichten Anflug von Humor in ſeiner Stimme, „wie ein gänzlich verlebter Mann, wie ein ausgebrannter Krater?"

„Im Gegentheil, und deßhalb finde ich auch Deine Idee, die der gänzlichen Abſperrung von aller menſchlichen Geſellſchaft, eben ſo unbegreiflich als unnatürlich, — Du verzeihſt, daß ich mit Dir rede, wie ich es von jeher gethan und wie Du ſtets von mir verlangteſt, anfänglich, weil Dir das friſche Geplauder des heiteren Knaben gefiel, und dann vielleicht, weil Du ein Korn Wahrheit in meinen oft närriſchen Reden fandeſt."

„Und finde das auch heute noch, lieber Alexander, aber“ — er warf einen Blick auf die Uhr über dem Kamin — „es ist für uns einfache Landleute schon recht spät geworden und, wie es in der Oper heißt: bei Hirten wird's bald Tag, — darum erlaube, daß ich Dich in Dein Schlafzimmer begleite.“

Drittes Kapitel.

Um- und Ausblicke.

Ein ſchöner Morgen auf dem Lande — welche Pracht und Herrlichkeit! Ein ſchöner Morgen an den Ufern eines Sees, wie unſäglich wunderbar und poetiſch, beſonders hier auf Bucheneck, wo Alles zuſammenwirkte, um durch Sonnenſtrahlen und Waldesſchatten, durch das Rieſelu der Quellen, durch das Aufleuchten des Sees ein herrliches Bild zu ſchaffen, eben ſo großartig als lieblich, eben ſo glänzend als duftig, welches Jedem, der es einmal geſehen, unvergeßlich bleiben mußte.

Bucheneck, als am öſtlichen Ufer des Sees gelegen, hatte in den frühen Morgenſtunden eines heiß beginnenden Tages den Vortheil, im tiefen Schatten zu liegen, und gewährte zu gleicher Zeit den Blick auf das ſonnbeglänzte andere Ufer, welches im Glanze des Lichtes

nähergerückt schien und unter dem warmen Kuß der Sonne bereitwillig manches seiner Geheimnisse erschloß, die es zu andern Tageszeiten in Schatten und Nebel verbarg. Jetzt sah man dort die malerisch gezackten Ufer, weit vorspringende Landzungen und heimliche Buchten, in denen weiße Segel glänzten, Kirchen und Kapellen auf den Höhen; Landhäuser auf Vorsprüngen, von denen man gestern keine Ahnung gehabt, sah man jetzt ziemlich deutlich vor sich liegen, hell aus dem Waldesdunkel glänzend, mit flammenstrahlenden Fenstern. Und so bildete das gegenüberliegende Ufer in früher Morgenstunde eine prächtige Guirlande, ein leuchtend-glänzendes Band, traulich liebend, die leuchtende Flut umschlingend und träumerisch in ihr sich spiegelnd.

Dabei war es, als ob der See ordentlich aufjauchze vor Glück und Seligkeit, und im Uebermaße seines Entzückens, sowie auch aus verzeihlicher Eitelkeit Alles rings umher theilnehmen lassen wolle an den glühenden Küssen der Morgensonne, welche er im Widerschein etwas prahlerisch zeigte, als wenn die Sonne nicht mit gleicher Liebe überall ihre Küsse und ihr Gold ausgeschüttet hätte, hier in schimmernder Pracht auf die smaragdfarbenen Wölbungen der jung-üppigen Buchenwälder, dort wie gediegenes Gold an den Stämmen uralter Fichten herabrieselnd, auf den Wellen des Bergwassers

wie geſchmolzenes Silber erſcheinend und gleich daneben im Walddickicht den Boden mit leichten, zierlichen Goldſpritzern bedeckend.

Und nicht nur für das Auge allein ſchafft und wirkt die Sonne; hat doch ſchon der Vögel Schaar im grauen Dämmerlichte ihr Erſcheinen geahnt und mit einem volltönenden Waldkonzerte die erſten Strahlen begrüßt, welche über die fernen Berge zitterten und ſich unter das dichte Laubwerk ſtahlen. Allerdings klang dieſer Singchor anfänglich noch ſchüchtern, pianissimo, bis des Haushahns Morgengruß laut ertönte, auch des Hähers ſchrille Stimme laut einſetzte, bis der faule Kukuk, den Kopf aus fremdem Neſte ſtreckend, ſeinen einfachen, aber ahnungsvollen und immer gern gehörten Ruf erſchallen ließ, bis das leichtgeflügelte Volk der Inſekten ſich als Brummchor bemerklich machte und, in Blütenkelche und Blumen tauchend, dieſe aufforderte, durch ſüßen Duft das Ihrige beizutragen zur Verherrlichung dieſer erſten wonnevollen Morgenſtunden, und bis ſich nun Alles vereinigte, Licht, Geſang, Blumenduft und Waldeshauch, um die fühlende Seele emporzutragen und ſie ſich ſchwelgend wiegen zu laſſen in der Pracht dieſes Frühlingsmorgens.

So dachte und ſchwärmte auch der Gaſt des Schloſſes, der nach dem feſten, geſunden Schlaf der Jugend beim

erſten Tagesgrauen erwacht und ſogleich in's Freie geeilt war. Es trieb ihn den Berg hinan bis auf die Terraſſe neben dem kleinen See, wo er tief aufathmend ſtehen blieb, die erquickende Morgenluft einathmend und mit den Blicken gierig die Schätze erfaſſend, welche die Natur hier verſchwenderiſch bis zum Uebermaß rings um ihn ausgebreitet. Ueber den ſchimmernden See hinweg, der ſich zu ſeiner Linken unabſehbar ausdehnte — wenigſtens konnte er dorthin nichts von ſeinen eigentlichen Ufern erkennen, — ſchwangen ſich ſeine Blicke empor zu der majeſtätiſchen Kette des Hochgebirges, der mächtigen Alpen, die aus bläulicher Ferne wie hinter zarten, roſigen Schleiern in duftig violettem Tone herüberdämmerten und doch in ihren maſſigen, zackigen Umriſſen wieder ſo klar und deutlich auf dem glänzenden Himmel erſchienen.

Hinter dem Spiegel des Sees erhoben ſich zuerſt grüne Vorberge, wechſelnd mit ſonnigen Matten und dunklem Nadelholze, wellenförmig anſteigend und ſo einen lebendigen Vordergrund bildend für die grauen Bergkoloſſe mit ihren verwitterten, kahlen Hörnern und Steinkämmen, an denen übrig gebliebener Schnee feine weiße Linien zeichnete und die gen Weſten mit einer jäh abfallenden Felſenmauer abſchloſſen, deren wildes Geſchröffe gebieteriſch die lange Kette der ragenden Kup-

pen und Zinken beherrschte — ein unter dem Glanze der aufsteigenden Sonne stets wechselndes herrliches Bild, welches selbst dann noch majestätisch war, ja großartiger wurde, wenn sich die mächtigen Alpen spät am Nachmittage tiefblau und dunkel von dem leuchtenden Himmel abhoben, alsdann ruhig und träumerisch herüberschauten über den klaren Seespiegel, um bei einbrechender Nacht den letzten Gruß der scheidenden Sonne zu empfangen und ihre letzten Spitzen und Kuppen dunkelglühend erscheinen zu lassen.

Der junge Maler hatte seine Joppe geöffnet und ließ die prächtige Morgenluft gegen seine breite Brust wehen, tief aufathmend und dabei so glückselig, daß, als er unten den Herrn des Hauses erkannte, der, langsam die Höhe ersteigend, gegen ihn herauf kam, er seinen Hut hoch über dem Kopf schwenkte und ein lautes, freudiges Hallo! erschallen ließ.

„Du hast wohl da oben ein Vorfrühstück genommen?" rief Jener näher kommend.

„Und welch' köstliches! Ich wünschte nur Flügel zu haben, um mich ein wenig hoch in der Luft herumzuwirbeln und dann, herabfliegend, mit den Bienen Honig zu schlürfen aus den Blumenkelchen."

„Zum Fliegen kann ich Dir allerdings nicht verhelfen, aber was das Honigschlürfen anbelangt, so sollst

Du es, freilich auf Umwegen, haben, nebſt einem guten Kaffee, ſowie allem nöthigen Zubehör, den ich auf dem ſchönſten Platze meiner Beſitzung, dort unter den mächtigen Buchen, ſerviren ließ; komm' herab, wenn es Dir gefällig iſt."

„Da bin ich ſchon," antwortete der junge Maler, und dann befand er ſich mit ein paar mächtigen Sprüngen an der Seite ſeines Freundes, der ihn lächelnd betrachtete, wobei er fragte: „Du haſt gewiß vortrefflich geſchlafen?"

„Ganz außerordentlich, nur kam mir, wie den Kindern, die Nacht ſehr kurz vor; es war wahrhaftig kaum der Mühe werth, zwiſchen Einſchlafen und Aufwachen ſchienen mir nicht mehr als fünf Minuten vergangen zu ſein."

„Glückliches Vorrecht der Jugend! Mir erſcheint die Nacht ſchon länger; — warſt Du ſchon drunten am See?"

„Wie hätte ich ein ſolcher Verſchwender ſein können, um all' das Schöne in wenigen Stunden zu genießen! Nein, nein, Dagobert, ich habe mir vorgenommen, die Schönheiten Deines Beſitzthums nach und nach — löffelweiſe einzunehmen, — aber welch' wunderbarer Platz iſt das nun wieder!" rief er, unten ſeitwärts von dem Schloſſe angekommen und entzückt zu den dichten Zwei-

gen der riesenhaften Buchen aufschauend, die hier, einen kolossalen grünen Dom bildend, so dicht und urgewaltig standen, daß sie den Sonnenstrahlen kaum erlaubten, hie und da ein zitterndes Streiflicht auf den Boden zu werfen, und daß sie mit anderem Unterholze eine so feste grüne Wand gegen den See bildeten, daß man dessen leuchtende Fläche nur an wenig Stellen durchschimmern sah.

An einem großen Steintische setzten sich die Beiden behaglich zum Frühstück nieder und verträumten nach demselben, ihre Cigarren rauchend, eine genußreiche Stunde, obgleich wenig dabei gesprochen wurde. Kehrt man doch in solcher Morgenstunde so gerne bei sich selber ein und liebt es, aus dem Schatten der Bäume heraus, sowie hervor aus einem stillen, schattigen Punkte des Herzens mit halbgeschlossenen Augen wie verstohlen in die Gegenwart hineinzublinzeln.

„Und nun, wenn Du willst," sagte Dagobert, indem er den Rest seiner Cigarre wegwarf, „machen wir einen Spaziergang in die Wälder zu Fuß oder zu Pferde, wie es Dir gefällig ist."

„Gehen wir lieber, man kann dabei besser stehen bleiben und rechts und links abbiegen, sobald Einem etwas Interessantes erscheint, — ei," rief er plötzlich in heiterem Tone und aufmerksam nach dem Schlosse

Thon, wie in dem Landhauſe bei Valencia, welche den Waſſerbedarf für das Vieh enthalten; darüber befinden ſich auf einem Brette kleine zierliche Gefäße für den Gebrauch der Reiſenden ſelbſt. In nächſter Nähe des Herdes ſieht man eine Art Divan, natürlicher Weiſe roh von Holz gemacht, an den Wänden hinlaufen, auf welchem hie und da ein kleines Polſter oder ein Stück Teppich liegt, — vielleicht für einen Gaſt, den man beſonders ehren will. Oben zwiſchen dem Sparrenwerk des Daches kleben einige Kammern, die von hier aus wie Schwalbenneſter ausſehen.

Um den Feuerplatz befand ſich ſchon eine zahlreiche Geſellſchaft, von der einige rauchten, andere plauderten, dort welche ihr Abendeſſen verzehrten, hier wieder andere begierig in die Pfanne ſchauten. Die meiſten ſaßen auf dem erwähnten Divan, andere aber auf kleinen niederen Schemeln, welche mich ſehr an den Orient erinnerten. Hinter dem Feuer befand ſich die Padrona, eine ſchon ältliche ſtarke Dame, aber noch ſehr rüſtig und mit außerordentlich lebhaftem Mundwerk begabt. Zu ihrer Seite befanden ſich ein paar Mägde, welche Waſſer zutrugen oder Pfeffer, Salz und dergleichen darreichten. Vor der Frau, zwiſchen den glühenden Kohlen, ſtanden Pfannen und Töpfe, in welchen das Nachteſſen für verſchiedene Gäſte ſchmorte. Alle dieſe jedoch wagten ſich nicht in die Nähe der eifrigen, aber ziemlich barſchen Köchin, und wenn Einer ſich etwas Feuer für ſeine Cigarre verſchaffen wollte, ſo wandte er ſich mit einer höflichen Bitte an die Padrona, welche ihm alsdann mit der eiſernen Zange, die neben ihr lag, eine glühende Kohle darreichte.

Unſer Erſcheinen machte ſo gut wie gar kein Aufſehen; die Padrona ſchaute kaum von ihren Töpfen in die Höhe und nickte uns ſchweigend zu; doch rückten die Maulthiertreiber auf dem Divan ſogleich zuſammen, um für uns Platz zu machen, ja ein ältlicher Mann, der aufſtand, bot mir freundlich ſeinen Schemel an. Es iſt etwas Wohlthuendes um die Freundlichkeit und Höflichkeit der Spanier; man hat bei ihnen immer das Gefühl, ſich in guter Geſellſchaft zu befinden. Ohne von Fragen beläſtigt zu werden,

hinüberblickend, „nach Allem, was ich bisher gesehen und gehört, glaubte ich nicht anders, als daß wir in Deiner Einsiedelei nur auf unser Geschlecht angewiesen seien, und doch sah ich dort soeben ein Frauengewand durch die Büsche leuchten."

„Unbesorgt, lieber Alexander," erwiederte der Andere lächelnd, „die Trägerin jenes Frauengewandes, welche ich Dir später vorstellen werde, soll Dich in keine Gefahr bringen, die ruhige Stimmung unserer Einsiedelei zu verlieren: es ist meine alte Haushälterin."

„Deine alte Haushälterin, Gott sei Dank!"

„Du bist ein komischer Kerl und Dein Herz scheint mir aus sehr empfänglichem Stoffe zu bestehen!"

„Im Gegentheil," lachte der Andere, „für mich habe ich durchaus keine Angst; aber ich weiß wahrhaftig nicht, was die Weiber und Mädchen im Allgemeinen so ganz Besonderes an mir finden! Wo ich Eine halbwegs aufmerksam anschaue, da lächelt sie mich freundlich an, wo ich ihr die Hand entgegenstrecke, da fühle ich in den meisten Fällen einen leichten Druck der Finger; es ist das förmlich langweilig, und schon deßhalb bin ich froh, einmal gründlich das Einsiedeln zu versuchen."

Wie er das sagte und vor dem Freunde stand, der schöne, stattliche und so heiter und glücklich aussehende

junge Mann mit dem weichen, gekräuselten, blonden Haar und dem vollen Bart, der auf der lächelnd zuckenden Oberlippe so keck nach beiden Seiten und aufwärts in die Höhe stand, mit dem feinen Munde, der die weißen Zähne durchschimmern ließ, mit den übermüthigen und doch wieder so treuherzig aufleuchtenden Augen, mit dem schelmischen Zug um die Mundwinkel und dabei in Gestalt und Haltung ein prächtiges Bild von Gesundheit und männlicher Kraft, stets aufgelegt zum Raufen wie zum Tanzen, wie er in übermüthiger Laune von sich selber zu sagen pflegte, dabei mit einem guten Herzen, treuem und redlichem Gemüthe und mit nicht mehr Verstand, als ein Künstler haben soll, um nicht die Welt mit geistreichen Ideen und überschwänglichen Kompositionen zu langweilen. Wie er so dastand und mit voller Ueberzeugung die eben vorhin erwähnten Worte sprach, konnte sein Freund nicht anders, als ihn heiter lächelnd betrachten, ehe er ihm sagte: „Schade, daß die französische Benennung poseur für uns eigentlich unübersetzbar ist und als Originalwort nicht bei uns eingebürgert; wir haben so gut wie die Franzosen den Begriff, aber uns fehlt der bezeichnende Name."

„Bin ich vielleicht ein poseur?"

„Und was für einer! Du posest in Schönheit und Weibergunst."

„Nein, im Gegentheil!“ rief der junge Maler eifrig, „da biſt Du vollkommen irrig; wenn ich in etwas poſe, ſo iſt es in Unglück — in dem Unglück nämlich, ſtets geliebt zu werden und vielleicht gerade dadurch bis jetzt noch keinen Gegenſtand gefunden zu haben, dem ich geneigt wäre, mit aller Kraft des Herzens und der Seele nachzuſtreben.“

„Armer Gegenſtand — wenn ſich das Unglück einmal ereignet und wenn deſſen Herz alsdann nicht hart wie Diamant und unverbrennbar wie Asbeſt iſt! Du mußt furchtbar in Deiner Liebe ſein!“

„Im Gegentheil, ich fürchte, daß ich alsdann kleinlaut und verzagt bin und daß eine ganz einfache Mädchenſeele mich an einem Faden leiten kann.“

„Das wäre allerdings ſchrecklich!“

So plauderten die Beiden, während ſie einem breiten Wege folgten, der vom Schloſſe aus nach einer ziemlich weiten Terrainvertiefung führte, in welcher verſteckt die Oekonomiegebäude lagen, welche zum Schloſſe gehörten: Wohnungen für die Leute, Stallungen und Remiſen. Auch hier fand ſich Alles eben ſo praktiſch, als geſchmackvoll eingerichtet; beſonders waren die Stallungen für die Pferde eine wahre Muſteranſtalt und eben ſo vortrefflich gehalten, wie zweckmäßig angelegt. Ein Waldwaſſer, welches hinter den Gebäuden von der

Höhe herabrauſchte, wurde dazu benützt, ein großes Steinbaſſin zu füllen, welches als Pferdeſchwemme diente, und zu gleicher Zeit floß das Waldwaſſer zur Tränkung der Thiere in die verſchiedenen Stallungen. Eine bequeme Fahrſtraße führte hier im Zickzack zum Seeufer hinab und vereinigte ſich dort mit einem andern Wege, der außerhalb Bucheneck bis zur großen Chauſſee führte, die nach der Reſidenz ging.

Das Oekonomiegebäude hinter ſich laſſend, ſchritten Beide auf einem immer noch breiten, aber nicht mehr ſo gut geebneten Wege vorwärts, längs dem Abhange dahin, gegen deſſen Fuß leiſe der See flutete, deſſen leuchtende Fläche ſie aber nur zuweilen durch die Büſche ſchimmern ſahen, um alsdann längere Zeit für ſie wieder zu verſchwinden, ſobald ſich der Weg ſenkte oder ſeitwärts in ein reizendes Waldthal führte, das hier lange Zeit in zierlichen Schlangenwindungen zwiſchen grün bewachſenen Geländen hinlief und deren ſtille Waldeinſamkeit und mannigfaltig reiche Färbung den jungen Maler zu vielfachen Ausbrüchen lauter Freude veranlaßte, oder er blieb auch zuweilen ernſt und gedankenvoll ſtehen; die Hände ineinander geſchlungen und kopfſchüttelnd aufwärts blickend zu den hellen Stämmen der rieſenhaften Buchen, deren gewaltige Zweige ein ſchimmernd grünes Laubdach über engere Stellen des

Thales bildeten, während die mächtigen Fichten kerzengerade in die Höhe ſtrebten und in ihrem dunkelgrünen Nadelpanzer, der ſie in reicher Fülle vom Gipfel bis zur Wurzel einhüllte, ſo hochmüthig vornehm und unnahbar erſchienen. Dazu der glänzende Himmel, unbewölkt und doch in ſo verſchiedener Färbung, heller, lichter ſcheinend, wo er durch die zarten Buchenblätter blickte, oder dunkler, tiefblau, wo ihn ſchwärzliche Fichten und Tannen einrahmten. Am Boden, die Abhänge hinan, zwiſchen Felſen, zwiſchen Mooſen und zwiſchen den zierlichen, leicht auf und ab nickenden Farrenkräutern blühte die ganze Pracht der Wald- und Alpenblumen, blendendes Weiß und ſchillerndes Blau vorherrſchend.

Und überall, wohin man blickte, die ſorgſam ſchaffende Menſchenhand, ohne dem Waldcharakter die mindeſte Gewalt anzuthun und dadurch die wohlthuende Einſamkeit zu ſtören; ſo bei der Anlage von kunſtloſen Ruheplätzen durch zuſammengetragene Steinblöcke, bei der Bändigung der herabrieſelnden Waſſer, bei der Führung des Weges, hier zwiſchen zwei Felswänden hindurch, dort über eine Brücke, aus einfachem, knorrigem Aſtwerk beſtehend und ſpäter ſo natürlich geſchlungen, die Höhe hinan.

„Da ich Deinen geſtern ausgedrückten Wunſch,

alles Das hier nach und nach kennen zu lernen und löffelweiſe in Dich aufzunehmen, vollkommen begreiflich und natürlich finde," ſagte der Herr auf Bucheneck, nachdem ſie ein paar Stunden umhergeſchlendert waren, „ſo wollen wir es für heute Morgen genug ſein laſſen und nach Hauſe zurückkehren; vielleicht haſt Du nach Mittag Luſt, eine größere Partie durch meine Wälder und Felder zu Pferde zu machen, und kann ich Dir dabei einen ungefähren Begriff von den weit ausgedehnten Grenzen meiner Beſitzung geben. Würdeſt Du Dir wohl getrauen," fragte er hierauf, als ſie ein rings umſchloſſenes Waldthal erreicht hatten, „bei einem Spaziergange den Weg von hier allein nach Hauſe zu finden?"

„Ich zweifle nicht daran, indem ich mich nach dem Stand der Sonne richtete, auch würde ich dort in nicht gar zu langer Zeit eine Höhe erreichen, wo ich den See erblicken und mich ſo orientiren könnte."

„Auf der Seite, wo wir uns gerade befinden, allerdings, ſobald wir aber einmal dieſen Bergrücken zwiſchen uns und dem See haben, könnteſt Du lange in der Irre umherlaufen, ehe Deine Augen den Waſſerſpiegel fänden, und habe ich auch an ſolchen Stellen für einſame Wanderer durch eine an ſich unbedeutende Erfindung geſorgt, auf welche ich mir indeſſen etwas zu gute thue. Du haſt vielleicht ſchon bemerkt, daß ſich am

Rande aller breiten Wege und der meiſten ſchmalen Pfade Steinbrocken befinden, ganz wie von ungefähr dorthin gerollt.“

„Ja, ja, wie dort vor uns, wo ſich die Straße theilt.“

„Ganz recht, auch wirſt Du bemerken, daß ſich ſtets auf einer Seite zwiſchen den kleineren Steinen auffallend größere befinden, und das iſt das Merkmal, wornach man ſich im Falle des Verirrtſeins zu richten hat. So lange ſich nämlich dieſe größeren Steine an Deiner rechten Seite befinden, biſt Du auf dem richtigen Wege, um an das Seeufer und damit auch nach Hauſe zu gelangen.“

„Einfach und vortrefflich! Sobald ich einmal Luſt habe, Deiner Einſiedelei zu entfliehen und dieſem Zaubergrunde Adieu zu ſagen, muß ich meine Flucht ſo einrichten, daß ich die größeren Steine zur Linken behalte.“

„Einfacher aber noch könnteſt Du Dich in ſolchem Falle, der aber hoffentlich nie eintritt, mit Meiſter Jonas in's Einverſtändniß ſetzen und Dich zur nächſten Dampfbootſtation führen laſſen.“

„Ah, Meiſter Jonas hat wohl das Marinedepartement unter ſich!“

„Dieſes ausſchließlich, und da ich nach dem Früh-

ſtück ein paar dringende Geſchäfte zu beſorgen habe, ſo wirſt Du mich entſchuldigen und Dich der Leitung des Meiſters Jonas anvertrauen, um mein See-Etabliſſement in Augenſchein zu nehmen, wenn Dich dieß nämlich intereſſirt."

„Wie Du fragen kannſt! Es iſt das für mich vom höchſten Intereſſe, und ich bin Dir für die Steigerung dankbar, nicht mit der Beſichtigung des gewiß Schönſten Deines Beſitzthums zuerſt angefangen zu haben."

„Meiſter Jonas wird ſich freuen, das zu vernehmen; was mich anbetrifft," ſetzte er mit einem leichten Achſelzucken hinzu, „ſo ziehe ich meine ſtillen, ſchattigen Wälder dem belebten, leuchtenden See vor, — welchen Weg würdeſt Du jetzt nehmen, um nach Hauſe zurückzukehren?"

„Natürlich den zu unſerer Linken, auf welchem ich die größeren Steine zu meiner Rechten habe."

„Richtig, mein lieber Alexander, und da ich Dich ziemlich im Kreiſe umhergeführt habe, ſo wirſt Du dort von der Anhöhe aus recht nahe vor Dir unſer Haus liegen ſehen."

Der junge Maler eilte mit raſchen Sprüngen voraus und, oben angekommen, ſchwenkte er entzückt ſeinen Hut, ſo ſeine Freude ausdrückend über das liebliche

Bild, welches er vor ſich ſah. Da lag das Schloß tief unter ihnen und zeigte ſeine Umgebungen, die Raſenplätze, die Blumenparterres, die zierlichen Kieswege wie auf einem Plane gezeichnet. An der Seite gegen den See hin zog ſich vom Schloſſe aus einer dieſer breiten Raſenplätze bis an's Ufer hinab, war aber auf beiden Seiten ſo mit leichtgeſchwungenen hohen und dichten Gebüſchpartieen eingerahmt, daß ein vorüberfahrendes Boot den untern Theil des Schloſſes mit der Terraſſe, auf der man ſich häufig aufzuhalten pflegte, kaum und dann nur einen kurzen Moment erblicken konnte, weil ſich eine jener Gebüſchpartieen beim nächſten Ruderſchlage ſogleich wieder wie eine Seitencouliſſe vorſchob.

Maleriſch erſchien von hier oben das Ufer des Sees, ſoweit es ſchützend vor dem inneren Parke und dem Schloſſe lag; kleinere und größere Buchten wechſelten mit einander ab und eine mächtige Erdzunge ragte wie eine Halbinſel weit in den See hinein, war aber ſelbſt, ſowie die größere Bucht, welche hiedurch gebildet wurde, ſo mit hohen Bäumen bedeckt und mit dichtem Buſchwerk bewachſen, daß man erſt über alles Das wieder hinaus den Seeſpiegel leuchten ſah. Zwiſchen den grünen Laubmaſſen glaubte der junge Maler den hohen und ſchlanken Maſt eines Schiffes zu ſehen; doch mochte

es wohl auch eine Flaggenſtange ſein, an deren Spitze der ſchmale, rothe Wimpel flatterte.

Darüber hinaus lag der weite See in der Morgenſonne, wie ein hellpolirter Stahlſchild anzuſchauen, auf dem ſich hie und da matte Streifen und Flecken zeigten, nicht von Wolkenſchatten herrührend, denn der Himmel war gänzlich wolkenlos und die Luft ſo rein und klar, daß man Häuſer, ja leuchtende Fenſter an dem ſtundenweit entlegenen jenſeitigen Ufer deutlich erkennen konnte.

„Du haſt doch wohl eine gute Karte des Sees?“ ſagte der junge Maler, nachdem er lange im Anſchauen verſunken geſtanden; „ich muß mich doch ein wenig orientiren und die Namen der Städtchen und Dörfer am Ufer und auf den Höhen kennen lernen, ſowie die der wahrſcheinlich vornehmen und berühmten Geſchlechter, welche rings umher auf den Villen und Schlöſſern wohnen — es ſind ſtattliche Gebäude darunter. Sieh' dort drüben auf den vorſpringenden Felſen das mächtige Bauwerk mit dem hohen Thurme, der wohl aus uralter Zeit erzählen könnte; wem gehört jenes Schloß?“

„Ich weiß es wahrhaftig nicht; ich habe den Namen gehört, aber wieder vergeſſen.“

„Ei, Du ſcheinſt in der That Deiner Nachbarſchaft ſehr wenig Aufmerkſamkeit zu ſchenken; kannſt Du mir

ſieht man ſich aufmerkſam behandelt, wird aufgefordert, näher zum Feuer zu rücken, wenn es kalt iſt, oder weiter zurück, wenn die Flammen gar zu heftig aufpraſſeln. Kaum zieht man ſeine Cigarre heraus, ſo bietet man Einem augenblicklich Feuer an, und wenn man einigen der Gäſte, die es ſich gerade ſchmecken laſſen, einen guten Appetit wünſcht, ſo kann man ſicher ſein, nach alter arabiſcher Sitte, eine ernſtlich gemeinte Einladung zur Theilnahme zu erhalten. Letzteres habe ich faſt immer hier in Spanien bemerkt, und wenn man zwiſchen dieſen Leuten ſitzt, ſo wird jeden Augenblick eine Schüſſel oder ein Glas angeboten mit der freundlichen Bitte, ſich zu bedienen.

Don Alonſo hatte unterdeſſen ſeinen Karren und ſeine Maulthiere beſorgt und als er darauf mit einem „ave Maria purissima! geſegne euch Gott das Nachteſſen, Cavalleros!“ an's Feuer trat, bemerkten wir wohl, daß wir alsbald der Gegenſtand der Unterhaltung wurden; hätten wir aber auch das Spaniſche beſſer verſtanden, ſo wäre es uns doch nicht möglich geweſen, dieſe Unterredung zu verſtehen, denn ſie wurde nur durch einzelne Worte, Blicke und Pantomimen geführt. Nur etwas davon begriffen wir zu unſerem Leidweſen, daß nämlich nichts zu unſerem Abendeſſen vorhanden war, denn auf dieſe Frage zuckte die Padrona bedeutſam die Achſeln; doch meinte ſie gleich darauf, ſie wolle in's Dorf ſchicken, um vielleicht ein Huhn und etwas Reis für uns zu kaufen. Da wir aber in Val de Peñas gut und ziemlich ſpät dinirt, auch ſehr ermüdet waren, ſo baten wir um etwas Chokolade und um Anweiſung eines Zimmers zum Schlafen. Letzteres ſchien einige Schwierigkeit zu machen, doch nahm ſich Don Alonſo kräftigſt unſerer an, worauf denn eine der Mägde fortgeſchickt wurde, um unſere Lagerſtätten in Ordnung zu bringen. Auch die Chokolade erſchien bald darauf, recht gut, aber leider wieder ſehr dünn.

Was unſer Fortkommen für den nächſten Tag anbelangte, ſo hatten wir durchaus keine Luſt, uns darum zu bekümmern, denn morgen in der Früh mußten ja die Freunde kommen, mit

auch nichts ſagen über jene Inſel links drüben, welche ſchon geſtern meine Aufmerkſamkeit erregte? Erſcheint ſie doch von hier aus, als hätte man einen grünen Buſch zuſammengebunden und auf das Waſſer geworfen — iſt ſie bewohnt?“

„Ich glaube, daß ſie bewohnt iſt, obgleich ich mit ihren Bewohnern nie in Berührung gekommen bin; man ſieht zuweilen aus den dichten Gebüſchmaſſen Rauch aufſteigen.“

„Vielleicht,“ ſagte der junge Maler, träumeriſch lächelnd vor ſich hinblickend, „landen dort zuweilen wilde Eingeborene, um ihre Kriegsgefangenen zu verzehren.“

„Nein, darüber kann ich Dich beruhigen,“ erwiederte der Andere, in den Scherz eingehend, „für Dich und Deine Kunſt wäre auch vielleicht etwas auf jener Inſel zu finden, wenn der Beſitzer, den ich übrigens nicht kenne, deſſen Namen ich nicht einmal weiß, ſie nicht ſo zu ſagen hermetiſch verſchloſſen hielte. Damals, als ich mir die Gegend hier betrachtete, gerieth ich bei der Inſel an einen halbverfallenen Steg, auf den ich mich indeſſen mit Leichtigkeit geſchwungen hätte, wenn dort nicht plötzlich ein Hüter erſchienen wäre, der mich mit grimmiger Miene verſicherte, daß auf der verlaſſenen Inſel durchaus nichts Intereſſantes zu finden ſei, welche

Worte noch größere Kraft erhielten durch das sehr verständliche Knurren eines riesenhaften Hundes, der Miene machte, sich von dem verfallenen Pfahlwerk in mein Boot zu stürzen."

„Und weßhalb glaubst Du, daß dort für meine Kunst etwas zu finden sei?"

„Langsam davon rudernd, blickte ich durch eine Lichtung ein klein wenig in's Innere und sah dort die allerdings spärlichen, aber malerischen Ueberreste einer verschwundenen klösterlichen Ansiedlung, zerbröckeltes Gemäuer, vom üppigsten Grün bedeckt, dichten Epheu, welcher eine Reihe von Säulen umrankte, die wahrscheinlich von einem ehemaligen Kreuzgange herrührten."

„Welche Entdeckungsreisen wären da zu machen!"

„Ja, wenn sich das, was man entdeckte, auch der Mühe verlohnte."

„Wer kann das wissen? — wie viel Romantisches, welche Poesie, welche Anlage zu entzückenden Abenteuern mag nicht im Umkreis dieses Sees zu finden sein! Gewiß, ich muß Deine Karte studiren, um wenigstens mit den Namen Deiner engeren und weiteren Nachbarschaft bekannt zu werden."

„Du wirst da Namen finden, die so gewöhnlich sind, daß Dir, dem Romantiker, alle Lust nach weiteren Forschungen vergeht; Du findest: Maier, Müller,

Fiſcher und Schulze, auch Goldſchaum und Silberſtein, Tulpenblatt und Abendroth.“

„Und nicht auch von den uralten Geſchlechtern Derer auf Wetterſtein, auf Drachenfels oder von Falkenberg und Wolfshagen?“

„Die fändeſt Du auch noch, wie man ſagt, aber heute beſcheidener, mehr in der Ebene, während die klugen Raubvögel jüngeren Datums und geringeren Geſchlechtes, die mit den goldenen Schnäbeln langſam aufwärts geklettert ſind und Beſitz ergriffen haben von den ſtolzen Burgen mit den alten Wappenſchildern.“

„Auch die kennen zu lernen, wäre wohl nicht unintereſſant; ſchade, daß Du Dich ſo ſtrenge der Einſiedelei ergeben!“

„Ja, es iſt vielleicht ſchade,“ erwiederte der Andere in gleichgültigem Tone, während ſie abwärts dem Schloſſe zuſchritten, „aber es iſt nun einmal nicht anders.“

Viertes Kapitel.

Das Seegeſchwader.

Es war, als hätte Meiſter Jonas von ſeinem Herrn den Befehl erhalten, den Freund nun auch ſpeziell mit dem Seeufer bekannt zu machen, vielleicht aber auch, daß er aus eigenem Antriebe mit einem großen Schlüſſelbunde vor dem jungen Maler erſchien, welcher nach dem Frühſtück auf der Terraſſe hin und her ſchritt und, ſeinem ausdrucksvollen Blick nach zu urtheilen, ſo zu ſagen ſeine ganze Seele in die blaue Flut des Sees verſenkt hatte; ja, wir glauben annehmen zu können, daß Meiſter Jonas aus eigenem Antriebe kam, da es ihm wahrſcheinlich unbegreiflich erſchien, wie ein Fremder, der beinahe ſchon einen vollen Tag hier verweilte, noch nicht einmal Luſt bezeigt hatte, das intereſſante Departement des Sees, das der Marine kennen zu lernen.

Jetzt aber ſchien dieſe Luſt auf einmal mächtig in

ihm zu erwachen und er trat raſch an das Geländer der Baluſtrade, an den alten Mann die Frage richtend, ob er vielleicht am Ufer und in den Schiffhütten zu thun habe.

„Ich mache gerade jetzt meine tägliche Runde dorthin, und wenn es Ihnen Vergnügen machen würde, das Alles einmal anzuſehen, ſo fänden Sie, daß es ſchon der Mühe werth iſt.“

„Ob ich das will?“ klang die Antwort zurück, worauf der junge Maler ſeinen Hut wie im Fluge auf dem Tiſch [illegible]aſchte und in zwei Sätzen hinab in den Garten ſprang.

„Intereſſirt Sie das wirklich?“

„Welche Frage? Was iſt ein See ohne Schiffe? Schlimmer noch wie ein Leib ohne Arm.“

Der Alte blickte mit einem freundlichen Zug in dem wettergebräunten Geſichte in die friſchen, luſtigen Augen des jungen Mannes und ſagte dann: „Statt Sie in den Wald hinauf zu führen, würde ich Sie heute Morgen ſogleich an den See gebracht haben; da iſt es in der Frühe am ſchönſten, auf unſerem Ufer beſonders. Doch, Sie werden das ſchon noch ſehen, hoff' ich. Ah, wenn ſo unter den Felſen und Büſchen das Waſſer tief dunkelgrün erſcheint und von einer Stille und Heimlichkeit, daß man glauben könnte, auf hundert

Meilen im Umkreiſe allein auf der Welt zu ſein, wenn das Boot auf der ſpiegelglatten Flut beim leichteſten Anziehen der Ruder wie lebendig geworden dahinſchießt — können Sie rudern?"

„Das will ich meinen, eben ſo gut mit zwei Rudern, mit dem Handruder oder mit dem langen Riemen, wie die Seeleute ſagen."

Der Alte nickte beifällig mit dem Kopfe, und zwiſchen ſeinen verſchloſſenen Lippen klang etwas hervor wie ungefähr: „Dann wird ſich's ſchon machen laſſen." Hierauf öffnete er eine Barrière und ließ den jungen Mann in einen kleinen, reizend angelegten Garten, dicht am Ufer des Sees, treten, mit hübſchen Ruhebänken und einem vollſtändigen Turnapparat, an deſſen Ende ſich ein kleines Cottage erhob mit Gallerieen und Fenſtern, von welchen man noch ein weites Schwimmbaſſin erblickte. —

„Das Bad für Solche, die nicht ſchwimmen können," bemerkte er achſelzuckend.

„Und für uns, Meiſter Jonas, die wir im Waſſer Beſcheid wiſſen?" —

„Dafür iſt ein Zimmer auf der Gallerie links, von wo man an einer Strickleiter hinabſteigt oder kopfüber in die Wellen ſpringt."

„Bravo, das Letztere iſt meine Leidenſchaft; wie viel Grade hat das Waſſer heute?"

Der Alte zeigte mit der Hand auf einen über ſechs Fuß hohen Thermometer, deſſen rothe Weingeiſtſäule erſt bis zur Zahl 12 emporgeklettert war, dann ſagte er: „Es iſt beſſer, Sie warten noch ein paar Tage, wenigſtens wollen wir jetzt unſere Beſichtigung fortſetzen.“

„Was iſt das für ein ſeltſames Haus?“ ſagte der junge Mann, als ſie eine ziemlich weite Strecke längs dem Ufer zurückgelegt hatten und ihnen aus einer Gruppe von weißſtämmigen, hellleuchtenden Birken und dunklen Fichten ein Gebäude vor Augen trat, welches faſt unförmlich erſchienen wäre, wenn nicht das zierliche und hohe Giebeldach, ſowie eine rings umherlaufende Veranda die plumpen Formen etwas gemildert hätten, — „ah, das iſt eine Schiffshütte, ſo groß und ſtattlich, wie ich nie eine geſehen.“

„Die größte an den Ufern des Sees und auch wohl die am zweckmäßigſten eingerichtete.“ Mit dieſen Worten ſchloß Meiſter Jonas den abwärts vom See gelegenen Eingang auf und weidete ſich alsdann offenbar an den e[illegible]zten Blicken des jungen Mannes. Hier war eine viereckige Waſſerfläche von anſehnlicher Größe überbaut, und in dieſem Raume, den eine vielleicht zehn Fuß breite Eſtrade auf drei Seiten umgab, lagen ſechs Ruderboote von der kleinſten Gattung, die ein einzelner

Mann nur mit Vorsicht besteigen konnte, bis zur Schaluppe, in der außer den sechs Ruderern wohl ein Dutzend Personen Platz hatten. Und wie war hier Alles sauber geordnet, vortrefflich untergebracht und aufgestellt! Wie blank erschienen die Fahrzeuge, wie glänzend alle Metalltheile und Eisenketten, mit Ausnahme der Ankerketten; wie symmetrisch waren an den Wänden rings umher die großen und kleinen Ruder geordnet, die Bootshaken und Handruder, die Flaggenstangen mit ihren bunten Wimpeln, die Südwester! Neben Kompassen in ihren Kompaßhäuschen lagen hier Anker von ziemlicher Größe an bis zu einem winzigen Exemplar, das als ein Spielzeug für Kinder hätte dienen können, und daneben sah man Bronze- und Eisenkanonen auf Rädern, sowie auf Blocklaffetten, kurz ein See-Arsenal im Kleinen, wie man es sich zierlicher nicht hätte denken können.

„Ach, Meister Jonas," rief der junge Maler entzückt, „welche Schatzkammer haben Sie mir da aufgeschlossen, wie freue ich mich darauf, darin herumhantiren zu können und alles Das mit Ihrer Hülfe zu benützen!"

„Ja, wenn der gnädige Herr nichts dagegen ha[illegible]" gab der Alte in trockenem Tone zur Antwort.

„Pah, was sollte er! War er doch so freundlich, mir Alles zur Verfügung zu stellen, Pferde und Wagen und den See mit seinen Booten."

„Ja, ja, um hie und da darin herumzurudern, während er ſelbſt in den Bergen umherläuft. Sehen Sie, Herr Maler, mich freut es ſehr, daß Sie Intereſſe an allem Dem nehmen, aber wenn der Herr ſelbſt, der Alles das geſchaffen und eingerichtet hat, keine Freude mehr daran bezeigt, ſo wird es auch Unſereinem gleichgültig, ja ich bin nach und nach ganz grämlich darüber geworden und förmlich eiferſüchtig, wenn Andere einmal mit einem der Boote in den See hinausgehen."

„Wenn er aber keine Freude daran hat, warum ließ er Alles ſo vortrefflich einrichten?"

„Das iſt Alles ſchon vor Jahren beſtellt worden bei den beſten Schiffsbauern in Hamburg und London, und noch als wir die Schiffshütte bauten und Alles ſo ſchön unterbrachten, da dachte ich, na, das wird einmal ein prachtvolles Seeleben werden und man kann das alte Meer darüber vergeſſen; dann aber —"

„Nun, was geſchah denn aber?"

„Nichts geſchah," entgegnete der alte Mann mit einem finſteren Blicke, „und ich mußte faſt grob werden, um es nur durchzuſetzen, daß hier Alles in ſo vortrefflichem Stande erhalten wurde, wie Sie es hier ſehen. Boote und Zugehör ſind noch ſo gut wie neu, und was für Boote und Zugehör! Ich muß nur immer lachen, wenn ich ſehe, wie unſere Nachbarn ſich in ihren

plumpen Kasten abquälen und doch nicht recht von der Stelle kommen; zuweilen auch erfaßt mich ein seemännisches Gelüste mit einer wahren Wuth, besonders wenn der See tobt und wüthet und seine Wellen dort an den Felsen haushoch emporstäuben. Dann kümmere ich mich um gar nichts mehr, frage auch nicht um Erlaubniß, sondern pfeife meine Bootsmannschaft zusammen und amüsire mich, mit einem der kleinen und tüchtig schaukelnden Dampfer eine Wettfahrt anzustellen — dort, die Seelilie, so heißt das große Boot, ist entzückend bei Sturmwetter und fegt durch die Wellen dahin wie ein Pfeil."

„Das wollen wir nächstens versuchen, Meister Jonas, und Ihr sollt sehen, wie ich dem Rufe Eurer Pfeife folgen werde."

„Ja, wenn der gnädige Herr nichts dagegen hat."

Der junge Maler machte eine bezeichnende Bewegung mit dem Kopfe, als wolle er sagen: Trotz alledem, — dann blickte er rasch um sich her und sagte nach einer kleinen Pause: „Aber etwas fehlt doch hier, wie ich mit Bewunderung sehe."

„Und das wäre?"

„Ein Segelboot; wie wunderbar muß es sein, auf der Flut dieses weiten Sees vom Winde dahin getrieben zu werden!"

ihnen Herr St., der das Land genau kannte und die beſten Arrangements treffen würde. Wir nahmen deßhalb von Don Alonſo Abſchied und ließen uns nach der Schlafkammer geleiten; eins der Schwalbenneſter, von denen ich vorhin geſprochen. Die Einrichtung hier war über alle Beſchreibung ländlich: auf einem hölzernen, ſehr kurzen Schragen lag eine fingerdicke Wollenmatratze, ein Kopfkiſſen von Seegras und zum Zudecken mußten wir uns der eigenen Manta bedienen. Doch ermüdet, wie wir waren, hatten wir uns kaum ausgeſtreckt, als auch ſchon ein ſüßer, erquickender Schlaf über uns kam. Selbſt im Traume beſchäftigte ich mich übrigens mit der Ankunft der Freunde, und da ich das Glück habe, faſt immer zu einer Zeit, die ich mir beſtimme, erwachen zu können, ſo war ich auch hier gegen vier Uhr Morgens ſchon vollkommen munter und lauſchte auf die Ankunft des Eilwagens. Horſchelt ſchlief noch, wurde aber auch bald darauf erweckt durch das Klingeln, Raſſeln, Klirren und Klappern, mit welchem nach Verlauf einer Viertelſtunde die Madrider Poſtkutſche ankam. Auch ſprang mein Freund ſogleich von dem Lager auf, eilte an's Fenſter und rief luſtig, ſie wären da, er habe den Baumeiſter beim Schein der Wagenlaternen ſo eben in's Haus eilen ſehen. Gleich nachher polterte es auch die Treppen herauf, die Thüre wurde haſtig geöffet und die Erwarteten erſchienen. Daß wir uns freudig begrüßten, kann man ſich leicht denken, hatten wir doch des Umherirrens ohne Kenntniß der Sprache und des Landes genug bekommen und freuten uns, die prächtige Tour über die Sierra Morena in Geſellſchaft von Freunden machen zu können, die mit Allem genau bekannt und die beſten Erklärungen zu geben im Stande wären. Doch wie ward uns, als nun Baumeiſter Leins haſtig erklärte, ſie könnten leider die beſprochene Tour nicht mit uns machen; die beiden andern Herren, deren Reiſeziel Sevilla war, hatten gehofft, übermorgen ihren Weg von Baylen mit dem Wagen weiter fortſetzen zu können, aber in Madrid erfahren, daß auf allen Diligencen für die nächſten acht Tage ſämmtliche Plätze bereits genommen ſeien, ſie alſo in

Das Geſicht des Alten hatte ſich auf eine eigenthümliche Art verzogen und es lag etwas in ſeinen Zügen, wie der Ausdruck des Mitleids über jene Aeußerung; auch zuckte er leicht mit den Achſeln und warf den Kopf in die Höhe, während er zu lächeln verſuchte.

Nachdem er ſorgfältig die Schiffshütte wieder abgeſchloſſen, gingen die Beiden eine Zeitlang ſchweigend am Seeufer dahin, an dem ſeitwärts gelegenen Schloſſe vorüber bis zu jener Halbinſel, welche der Maler vom Berge aus ſchon geſehen. Dort hinein bog Meiſter Jonas vom Wege ab, und als ſie eine Zeitlang unter den dichten Bäumen auf einem breiten, im Halbkreis geſchlungenen Pfade gegangen waren, ſah der junge Maler, daß jene Halbinſel den prachtvollſten Hafen bildete, den ſeine reiche Phantaſie nur erdenken konnte. Hier hatte die Natur ein beinahe rundes Baſſin gebildet, faſt rings umher aus Felswänden beſtehend, die ſich abſpiegelten in einem Waſſer von ſo ſatter, dunkelgrüner Farbe, daß man hierdurch auf die Tiefe des Hafens ſchließen konnte. Allerdings hat auch die ſchaffende Menſchenhand ein wenig nachgeholfen, doch, wie hier überall, mit großem Verſtändniß, und der ſchmale Steindamm, der auf der andern Seite die Umfaſſung des Hafenbaſſins bildete, mit Gebüſch beſetzt

und mit ſchlingendem Grün überwuchert, erſchien dadurch als ebenſo natürlich entſtanden, wie die Halbinſel, und ſelbſt der kleine, zierliche Leuchtthurm, zu Pechkränzen und farbigen Laternen eingerichtet, war hier ſo an ſeiner Stelle, daß man kaum im Stande geweſen wäre, ihn ſich hinweg zu denken. Am Ende der Halbinſel befand ſich eine kleine Salutirbatterie mit vier mäßig großen, eiſernen Schiffskanonen, Kartuſchekaſten und Behälter für Wiſch- und Anſetzſtange, Alles zum Begrüßen bereit. Doch hatte man lange hier ebenſo wenig einen Rauch aufſteigen, als ſich einen Wimpel erheben ſehen zur Spitze der hohen Flaggenſtange, die hart am Waſſer auf dem Felſen ſtand.

Kein Lüftchen regte ſich in der warmen Mittagsſonne, weßhalb der junge Maler auch nichts mehr ſehen konnte von der Bewegung des ſchmalen, rothen Wimpels, den er vorhin droben vom Berge aus entdeckt, und als er nun mit einer ſcharfen Wendung von der Seite der Halbinſel an das Hafenbaſſin trat, konnte er ſich nicht enthalten, einen lauten Ruf freudiger Ueberraſchung auszuſtoßen.

Da lag vor ihm, mitten auf der ſpiegelglatten und kryſtallhellen, tief grünen und durchſichtigen Waſſerfläche, deren Oberfläche von keinem Luftzug gekräuſelt wurde, das, wornach er vorhin gefragt: eines der zierlichſten

und zugleich ſtattlichſten Segelboote, wie er unter ſolchen Verhältniſſen je geſehen. Meiſter Jonas nickte ruhig mit dem Kopfe, indem er ſagte: „Sie ſehen jetzt wohl, daß wir hier mit allem Nöthigen verſehen ſind.“

„Welch' reizendes Fahrzeug!“

„Das will ich meinen; das Hafenbaſſin langſam umgehend, können wir es von allen Seiten betrachten.“

Da lag es am Eingange der Bucht, gänzlich regungslos, wie ein liebliches Bild zart auf die Leinwand hingehaucht und auch in allen ſeinen Verhältniſſen ſo graziös, zierlich und elegant, daß man es als aus der Phantaſie eines fertigen Zeichners hervorgegangen hätte betrachten können. Das Schiff war eine Segelyacht, kutterartig aufgetakelt und ſcharf wie ein Klipper gebaut, es hatte dabei einen feingeſchwungenen zierlichen Bug in der Art eines Luggers, führte zwei etwas ſchräg ſtehende, hohe und ſehr ſchlanke Maſten, die ihm mit ihrer ſchiefen Stellung etwas ungemein Keckes gaben; hinten im Backbord war ein dritter und kürzerer Maſt eingeſetzt, deſſen kleines Segel, ein ſogenannter Treiber oder Kehrſegel, dazu diente, den Bug des Fahrzeuges in den Wind zu bringen und daſſelbe, wie es in der Seemannsſprache heißt, luvgierig zu machen.

So erklärte es Meiſter Jonas, während er ſtolz dem jungen Manne voranſchritt und ihn darauf auf-

merkſam machte, daß die Yacht an jedem der vordern Maſte ein großes Gaſſelſegel führe, ſowie einen Top darüber und daß, wenn es dazu noch ſein Klüver- und Fockſegel aufgezogen habe, man nichts Lieblicheres, ja zugleich Majeſtätiſcheres ſehen könne.

Das Schiff würde in jedem Hafen der Welt durch die Schönheit und das ausgezeichnete Ebenmaß ſeines Baues die ungetheilteſte Bewunderung jedes Kenners erregt haben; hier aber, in der ſtillen, einſamen Bucht, war es wie eine märchenhafte Erſcheinung. Dazu kam noch die gänzliche Bewegungsloſigkeit des Waſſers, wodurch die Yacht dalag ſcheinbar ohne ſich an ihrem Ankertaue zu halten, welches ſchlaff wie ein über Bord gefallenes Tauende herabhing, und nur, wenn man genauer hinſah, konnte man es unter der Oberfläche verfolgen bis auf den hier zwanzig Fuß tiefen Seegrund hinab, ja, man erblickte alsdann in dem klaren, ſpiegelglatten, gänzlich durchſichtigen Waſſer den Anker, feſt in den glänzenden Kies gebettet. Der leichte Kupferbeſchlag des Bootes funkelte ebenfalls deutlich hervor; dann kamen die ſchwarzen Planken, die oben keine andere Verzierung zeigten, als zwei dunkelblaue Waſſerlinien. Die Klüver- und Gieckbäume waren auf das Deck herabgelaſſen und die Segeltücher entfernt.

Vom Ufer aus konnte man ſich über die eigentliche

Größe des Fahrzeuges gerade durch das schöne Ebenmaß seines Baues durchaus keinen rechten Begriff machen, und erschien es kleiner, als es in der That war. Vorn am Bugspriet neben der Ankerfalle befanden sich zwei bronzene Jagdkanonen, die auf Blocklaffetten von vielleicht zwei Fuß Höhe über das Schanddeck schauten.

Hinten am Spiegel sah man den Namen des Fahrzeuges mit goldenen Buchstaben auf blauem Grunde: der Sturmvogel, welchen Namen der junge Maler laut vor sich hin sprach, worauf Meister Jonas sein linkes Auge mit einem pfiffigen Ausdruck zukniff und dann kopfschüttelnd sagte: „Es hieß früher anders, und ich habe mich sehr dagegen gewehrt, den Namen des schönen Schiffes zu ändern; man thut das nicht gerne und hat Beispiele, daß Wind und Wellen ganz besonders darüber herfallen, um den unrechtmäßigen Namen zu vertilgen."

„Aberglauben, Meister Jonas."

„Sie nennen das Aberglauben, weil Sie noch keine Erfahrung in solchen Dingen haben. Was den Sturmvogel anbelangt, so hat es Mühe genug gekostet, Farbe und Buchstaben dick genug aufzutragen, damit die früheren nicht mehr zum Vorschein kämen, aber," setzte er flüsternd hinzu, „gänzlich ließen sie sich doch nicht vertilgen, und ich selbst — hier schaute er vorsichtig um

ſich her — habe mit meinen eigenen Augen einmal in einer hellen Mondſcheinnacht — vom Ufer aus — klar und deutlich — den früheren Namen geleſen.“

„Pah, Unſinn, Meiſter Jonas, das haben Sie ſich eingebildet, und wie war denn der frühere Name des Schiffes?“

„Der gnädige Herr hat nicht gerne, wenn man darüber ſpricht, und ſo habe ich ihn total vergeſſen.“

Der junge Maler hatte indeſſen nicht lange Luſt, dieſe Albernheiten des alten Seemannes mit anzuhören, ſowie auch das reizende Fahrzeug nur aus der Entfernung anzuſchauen, weßhalb er, auf ein leichtes Boot deutend, welches am Ufer lag, ſeinen Führer erſuchte, mit ihm hinüberzurudern. Doch zögerte Meiſter Jonas einen Moment, wobei er einen Blick nach der Richtung des Schloſſes hin warf, und folgte erſt, als ihm der junge Mann zurief, daß er im andern Falle allein hinüberfahren würde. Ein paar Ruderſchläge brachten ſie an Bord, wobei es allerliebſt zu ſehen war, wie die Maſtenſpitzen des ſchlanken Fahrzeuges bei der geringen Bewegung des Waſſers anfingen, ſich gegen die Seite zu neigen.

„Das war noch eine glückliche und vergnügliche Zeit,“ ſagte Meiſter Jonas, „als der Sturmvogel hier vom Stapel gelaſſen und zum erſten Male aufgetakelt

wurde; da haben wir zuweilen des Nachts bei Fackelschein daran gebaut, um nur recht bald fertig zu werden, und als wir eben fertig waren — — nun, da waren wir eben fertig."

Der junge Maler schaute seinen Führer fragend an, und erst als dieser hierauf schweigend gegen den Hintertheil des Bootes ging, konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es doch hoffentlich nicht bei dem Fertigmachen geblieben sei und daß das elegante Fahrzeug doch gewiß auch seine Schönheiten dem erstaunten See gezeigt habe.

„Das geschah allerdings, so viel nämlich der erstaunte See von dem schönen Fahrzeuge in einer hellen Mondscheinnacht sehen konnte; es wurde mir eine Probefahrt erlaubt, doch, so glänzend dieselbe auch ausfiel — ich kann Sie versichern, das Schiff flog vor dem Winde dahin wie eine hungrige Möve, und trieb nach leicht ausgeführter Wendung in den Sturm hinein wie ein erzürnter Schwan, ohne auch hernach nur um eine Linie vom Strich abzufallen — trotzdem, wollte ich sagen, wurde es noch zu größerer Unthätigkeit verdammt, als die Ruderboote, welche hie und da gebraucht werden müssen, nachdem der Sturmvogel allerdings noch eine einzige Fahrt bei Tageslicht gemacht, die aber so traurig war, daß ich nicht darüber reden möchte, wenn ich es

auch dürfte, und wenn ich das Boot nicht lieb hätte wie ein leiblich Kind, und mit einer Sorgfalt beschützte und im Stand hielte, als wenn es mir von unserem Herrgott selbst auf die Seele gebunden worden wäre, — wer weiß, wie Alles das heute, nach kaum zwei Jahren, aussähe, — aber nun schauen Sie einmal hin, wie gefällt Ihnen das blanke Verdeck? Haben Sie etwas Schöneres, Reineres und Festgefügteres in irgend einem Schiffe gesehen? Und dazu die Eisentheile, die Kloben, die Fallen und das Tauwerk? Sünde wär' es aber auch, daran das Geringste verfallen zu lassen; denn wie alles Das ursprünglich gemacht war, davon hat nur Der eine Idee, dem, wie mir, jede Schraube, jedes Beschläg, jeder Nagel durch die Hand lief. Alles wie vom Uhrmacher hergestellt und blank wie in einem Juwelierladen!"

„Ich bin entzückt davon!"

„Haben auch alle Ursache und würden sie noch mehr haben, wenn Sie das Boot so etwa, wie ich, unter starkem Segeldrucke vor einem nahenden Gewittersturme gesehen hätten, wie lenkbar, wie rasch und dabei wie folgsam dem Steuer gehorchend, wie ein artiges Kind dem Auge seiner Mutter."

„Auch sind unter dem Deck kleine Räume, wo man sich zur Noth aufhalten kann," rief der Maler, eine schmale Luke öffnend.

„Das ist mehr Spielerei," entgegnete Meister Jonas, „aber sollten Sie glauben, daß sich der Sturmvogel bei einer Länge von sechsunddreißig Fuß mit vier allerdings sehr langen Riemen ziemlich leicht bewegen läßt?"

„Das Alles wollen wir versuchen, und ich freue mich wie ein Kind darauf."

Meister Jonas zuckte leicht mit den Achseln, indem er den Anderen kopfschüttelnd betrachtete, ehe er gedehnt zur Antwort gab: „Das haben auch schon andere Leute thun wollen, es ist ihnen aber nicht gelungen; dem gnädigen Herrn," setzte er mit einem finsteren Blicke hinzu, „scheint nun einmal der Sturmvogel am allerbesten zu gefallen, wenn er träge, wie jetzt, vor Anker liegt."

„Vielleicht gelingt es mir doch, die Erlaubniß zu einer Fahrt herauszuschlagen."

„Hat sich was," brummte der alte Seemann, „wenn es nicht schon übel genug vermerkt wird, daß ich Sie an Bord geführt habe."

„Das nehme ich auf mich; aber ich sehe schon, es ist hier irgendwo etwas nicht richtig und man muß vorsichtig zu Werke gehen. Vielleicht könnten Sie, Meister Jonas, mir auf eine Spur helfen, die ich bis an ein glückliches Ziel verfolgen könnte."

„Ich verstehe Sie nicht," erwiederte der Alte kurz

und in einem seemännisch rauhen Tone. „Wissen Sie, Herr Maler, ich war stets ein einfacher Seemann und bin das auch auf dem Lande so viel als thunlich geblieben; wenn kommandirt wird, die Segel so oder so zu stellen, so thu' ich das ohne Widerrede und erlaube mir kaum, mit einem Auge nach der Richtung des Windes zu blinzeln."

Der junge Maler blickte etwas beschämt auf den See hinaus: da aber irgend welche Stimmung bei ihm selten lange anhielt, so erhob er gleich darauf seinen Kopf wieder heiter, wobei er in lustigem Tone sagte: „Um denn unser Vergehen, mein lieber Meister Jonas, wenn es eines ist, nicht allzusehr zu vergrößern, wollen wir an's Land zurückgehen, und dann bitte ich Sie, mir durch einen der Leute eine grüne Mappe bringen zu lassen, sowie ein kleines Etui von Blech, welch' Beides auf dem runden Tische meines Zimmers liegt. Die Ansicht hier vom Ufer auf die Hafenbucht und das Schiff ist zu reizend, um nicht wenigstens den Versuch zu machen, sie, wenn gleich flüchtig, zu skizziren."

Dagegen hatte auch Meister Jonas durchaus nichts einzuwenden, und da er sich beeilt hatte, den ihm ertheilten Auftrag so rasch als möglich zu besorgen, so saß der junge Maler bald darauf, sein Skizzenbuch auf

Baylen liegen bleiben müßten, wenn ſie nicht mit dem heutigen Wagen ihre Reiſe fortſetzten. Auch der treuloſe Leins hatte darauf hin ſeinen Platz bis Baylen gekauft, was wir ihm im Grunde nicht übel nehmen konnten, denn wie wir jetzt erfuhren, hatten weder er noch die andern geglaubt, uns in Val de Peñas ſo bald und heil und geſund anzutreffen.

Das alles verſtimmte mich ſo, daß ich mich ziemlich erbost in meinem Bette herumwarf und den Drei eine glückliche Reiſe, aber auch ſonſt noch allerlei wünſchte, was ich hier nicht wiederholen mag. Was ſie uns unter bewandten Umſtänden Gutes thun konnten, das geſchah in höchſter Eile; Horſchelt ließ unſere ſehr zuſammengeſchwundene Reiſekaſſe auffriſchen und nahm von Herrn St. ein Paket guter Cigarren, welche dieſer für uns zurückließ. Drunten fluchte unterdeſſen der Mayoral im Verein mit Zagal und Delantero; die Maulthiere ſchüttelten ſich und ſtampften mit den Füßen, und das Schickſal, roh und kalt, ließ uns allein in Santa Cruz zurück, frierend auf ärmlichem Lager, während unſere Bekannten wenige Augenblicke nachher im vollen Galopp von zwölf Maulthieren dem Gebirge entgegen fuhren. Horſchelt, der noch an's Fenſter ſprang, ſah ihnen kopfſchüttelnd nach, dann kroch er auch wieder unter ſeine Manta, worauf wir uns bis zum heranbrechenden Morgen allerlei tröſtlichen Geſprächen hingaben.

Glücklicherweiſe hatten wir Beide vortrefflich geſchlafen, auch war die Sonne ſo freundlich, ſich ſehen zu laſſen und uns einen Strahl ihres lieben Lichtes zu ſpenden. Waren wir doch glücklich bis hieher gekommen und hofften auch, die Sierra Morena ebenſo zu überſchreiten. Wir kleideten uns an, gingen in die allgemeine Halle hinab, wo uns das praſſelnde Feuer recht wohl that, nahmen unſere Chokolade und hielten mit Don Alonſo einen Kriegsrath über unſere Weiterreiſe. Nach ſeiner Ausſage waren die guten Pferde, von denen uns Herr St. geſprochen, in Santa Cruz gar nicht vorhanden. — In Gottes Namen, wenn wir auch weniger gute bekommen. Auch dieſe fehlten, wie uns der Ventero

dem Knie, auf einer Bank am Hafen und zeichnete raſch und mit ſicherer Hand.

Was er nach mehrſtündiger, emſiger Arbeit zu Stande gebracht, ſchien ihm, obgleich es nur flüchtig und ſkizzenhaft war, doch ſelbſt nicht zu mißfallen, und wenn er allenfalls noch im Zweifel über den Werth ſeiner Arbeit hätte ſein können, ſo wäre doch dieſer Zweifel zerſtreut worden durch eine Bemerkung, welche plötzlich hinter ſeinem Rücken laut wurde und die von Niemand Geringerem, in nautiſcher Beziehung nämlich, als von Meiſter Jonas kam, der leiſe hinter ihn getreten war, ihm über die Schulter in das Blatt ſchaute und dann ſagte: „Das iſt ja der Sturmvogel, ſo getreu und wahr und mit ſo richtiger Segelſtellung, als wenn Sie ſchon oft dabei geweſen wären. Nur erlaube ich mir Eines zu bemerken: der vordere Klüver ſpielt ſo ſtark, daß man nicht anders denken kann, als das Boot habe ſchon angefangen, ſcharf in den Wind zu gehen und umzulegen, und alsdann das Steuerruder hart Backbord ſtehen müßte, wornach ſich dann auch ſogleich die Kräuſelung des Kielwaſſers richtet; habe ich Recht —?“

„Ich glaube wohl, Meiſter Jonas, und wenn Sie mir erlauben, mich einen Augenblick dieſes weichen Handſchuhs hier zu bedienen, ſo ſollen Sie ſogleich ſehen, wie

ich das Kielwaſſer mit der Steuerbewegung in Einklang bringen werde. — Iſt's ſo recht?"

„Vollkommen, und wie wahr und lebendig, erwartet man doch jeden Augenblick den Sturmvogel wie eine Seeſchwalbe herumſchießen zu ſehen!"

„Auch werden Sie mir das Zeugniß nicht verſagen, daß ich fleißig geweſen bin," fuhr der junge Maler lächelnd fort, indem er das Blatt ſeines Skizzenbuches, an dem er eben beſchäftigt geweſen war, umwandte und dem eben ſo erſtaunten als erfreuten Blick des alten Seefahrers zeigte, wie der Sturmvogel vor ihnen bewegungslos in der Bucht lag, ein Croquis, welches er zuerſt flüchtig hingeworfen und ſich dadurch mit den Verhältniſſen des Schiffes vertraut gemacht hatte. — „Das werde ich Ihnen ſpäter für Ihr Zimmer verehren, mein lieber Meiſter Jonas, doch erſt nachdem wir einige Fahrten gemacht und ich mich überzeugt, daß ich die Segelſtellung und die Haltung des Steuerruders wirklich getroffen."

„Dann werde ich dieſe ſchönen Zeichnungen nie erhalten," ſagte der Andere ernſt, faſt traurig.

„Kindereien! Glauben Sie denn, wenn Ihr Herr einen jungen Menſchen, wie ich bin, und obendrein ſeinen Freund, mit welcher Benennung er mich beehrt, für Monate zu ſich auf ſein Landgut einladet, auf ein

BIBLIOTHECA

Landgut, welches am See liegt, so würde er ihm das größte Amüsement einer solchen Lage mißgönnen und ihm nicht erlauben, seine Boote zu benützen?"

„Die Ruderboote wahrscheinlich, aber wir werden es schon sehen, daß der Sturmvogel nach wie vor unbenützt hier im Hafen liegt und verfaulen kann, wenn es ihm beliebt, und verfaulen würde, wenn ich ihn nicht wie meinen Augapfel behütete." Damit glitt der alte Mann in das Boot am Ufer und wieder zum Schiffe hinüber, um mit einem Schwamm und einer großen Bürste das Verdeck, auf welchem Beide umhergegangen, auf's Sorgfältigste zu reinigen.

Abends saßen die beiden Freunde nach beendigtem Diner wieder plaudernd bei einander, heute aber in einem kleinen Schreibkabinet, das sich neben dem Speisezimmer befand, und zwar an dem hohen Bogenfenster desselben, von wo man über die Estrade hinweg, wie hier fast überall, einen herrlichen Blick auf den See hatte.

Unbeschreiblich schön war der Sonnenuntergang bei gänzlich wolkenlosem Himmel gewesen; wie auf röthlich glühendem Goldgrunde erschien das gegenüberliegende, nun schon tief dunkle Ufer, in der Höhe, des Kontrastes wegen, fast schwärzlich, besonders die scharf ausgeschnittenen, zackigen Kämme der zuhöchst liegenden Tannenwaldungen. Der Seespiegel lag ruhig und unbeweglich,

kaum merklich hoben ſich am Ufer die langen Wellenlinien über den glatten, blanken Kies, und wenn ſie langſam wieder zurückwichen, ſo erſchien der See, als athme er vorſichtig und leiſe, um durch keine Bewegung die wundervolle Beleuchtung zu zerſtören oder vielmehr das Spiegelbild des glühend angeſtrahlten Himmels, — es lag zwiſchen den weiten Ufern ausgebreitet wie eine unermeßliche Perlmutterfläche, und dort, nicht weit vom Geſtade, erſchien eine Schaar von Booten mit Damen in hellen Kleidern, wie die Perlen dieſer zauberhaften Seemuſchel.

Dieſes Bild erlaubte ſich wenigſtens der junge Maler zu gebrauchen, der mit aufgeſtütztem Arme an dem Bogenfenſter ſaß, im Anblick der prachtvollen Landſchaft ſchwelgend. — „Sind das irgend welche von unſern Nachbarinnen?“ fragte er alsdann ſeinen Freund, welcher aufgeſtanden war und in dem ſchon dunkler werdenden Zimmer hin und her ging.

„Es kann wohl ſein, befinden ſich doch ebenfalls auf unſerer Seite nicht nur verſchiedene Landhäuſer, ſondern auch eine halbe Stunde von hier eine ſogenannte Penſion, wo es beſonders an Gäſten aus dem ſchönen Geſchlechte durchaus nicht fehlt; laß Dir doch morgen ein Pferd ſatteln und reite die Ufer ein Bischen hinab!“

„Ich werde mich wohl hüten, das könnte gefährlich werden.“

„Wie ſo?"

„Nun, bei meiner unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit," erwiederte der Andere lachend, „glaubſt Du denn, eine Erſcheinung, wie die meinige, ginge ſo ſpurlos vorüber? Glaubſt Du denn, die warmen Herzen unſerer gewiß ſchönen Nachbarinnen — gäb' es dergleichen — würden den kühnen Reiter vergeſſen können oder auch vielleicht von dieſem in richtiger Wechſelwirkung ſo leicht vergeſſen werden können? Nein, nein, mein lieber Dagobert, in unſerem ehrwürdigen Stande als Einſiedler fürchte ich das, und Du würdeſt mir auch ſchlechten Dank wiſſen, wenn ich, wie der Rattenfänger von Hameln, eines Tages erſchiene, hinter mir eine Schaar unſerer ſchönen Nachbarinnen — — aber Scherz bei Seite," fuhr er fort, da der Andere ſchweigend das Gemach durchſchritt, „ich werde mir allerdings mit Deiner Erlaubniß vielleicht morgen ſchon eines Deiner Pferde ausbitten, auch wirſt Du mir wohl erlauben, hie und da eines Deiner Boote zu nehmen, um See-Exkurſionen zu machen?"

„Ich habe Dir ſchon bemerkt, daß hier bei mir Alles zu Deiner Verfügung ſteht."

„Das haſt Du allerdings geſagt, — aber," warf der Andere leicht hin, indem er ſein Skizzenbuch vor ſich nahm und wie abſichtslos aufſchlug, „doch hat das

bei aller Deiner Güte ſeine Schwierigkeiten; ich bin einer jener ſonderbaren Menſchen, denen das Beſte gerade gut genug iſt, und ſo würde ich auch gern einmal das beſte Deiner Boote probiren, da ſchau her, den Sturmvogel, ich habe ihn erſt heute Nachmittag ein wenig ſkizzirt."

„Ah — a — a— ah — ſo — das Segelboot, das hat allerdings ſeine Schwierigkeiten, denn es wird kaum mehr ſeetüchtig ſein!"

„Meiſter Jonas verſicherte mir das Gegentheil."

„O, was Meiſter Jonas anbelangt, ſo würde er, um nur ſegeln zu können, eine Stubenthüre aushängen und zwiſchen zwei Stecken eine Serviette ausſpannen — aber ich verſichere Dich, lieber Alexander, ich habe wirklich die Befürchtung, ob das Segelboot noch zu gebrauchen iſt."

„Das käme ja nur auf die Probe an."

„Die ich aber nicht gerne durch Dich machen laſſen möchte."

„Du weißt, daß ich wie eine Ente ſchwimme, und wenn Meiſter Jonas, den Du ja ſelbſt als einen tüchtigen Seemann bezeichnet, das Kommando übernähme und Du mir ein paar Deiner Leute mitgäbeſt —"

Der Herr des Hauſes hatte ſchweigend ſeinen Spaziergang wieder aufgenommen, und da die Dunkelheit ſchon

ſtark hereingebrochen war, ſo war der junge Maler nicht im Stande, zu bemerken, welchen Eindruck ſeine Worte auf ihn hervorbrachten; doch klang ſeine Stimme etwas rauh, als er zur Antwort gab: „Später einmal, ja vielleicht einmal ſpäter, wenn ich mich überzeugt, ob es wirklich noch ſeetüchtig iſt.“

„So ein ſchönes Boot! Welche Luſt wäre es, nach meinen Begriffen wenigſtens, Tage lang — ja mehrere Tage lang, auf dem weiten See umher zu ſchweifen und ſeine Ufer kennen zu lernen!“

„Und dafür mit allen Uferbewohnern bekannt zu werden! O, Alexander, Du haſt noch keinen Begriff davon, welche Seligkeit es iſt, ruhig und gänzlich unbeläſtigt auf ſeiner Scholle zu ſitzen! Wenn ich mir denken müßte, die Boote, die dort im Zwielicht noch auf dem See fahren, fühlten ſich berechtigt, von ihren wahrſcheinlich ſehr ſchwatzhaften Beſitzerinnen in meinen Hafen geführt zu werden und mir vielleicht eine koſtbare Stunde zu rauben!“

„Die Du wohl beſſer verwendeſt, wenn Du brütend im Zimmer auf und ab gehſt?“

„Dazu habe ich ein Recht,“ war die kurze Antwort.

„Gewiß, mein lieber Dagobert,“ entgegnete der Andere in einem herzlichen Tone, „und wenn es Dir auch kein Vergnügen macht, andere Geſichter hier bei Dir

zu ſehen, und wenn ich auch Deine Seligkeit vom Alleinſein auf der Scholle begreifen will, warum ſich aber zur Schnecke machen und ſich ſelbſt an ſein Haus feſſeln? Warum nicht lieber zuweilen den Adler ſpielen und mit ſtolz ausgebreiteten Flügeln über den Wellen dahinſchweben, ſelbſt ungeſehen und doch Alles ſehend und ſo mit der Außenwelt in einer ſehr egoiſtiſchen Berührung bleibend?"

„Weil mich dieſe Außenwelt durchaus nicht mehr intereſſirt — aber ich fühle es wohl," fuhr er näher kommend mit weicherer Stimme fort, indem er ſeine Hand ſanft auf die Schulter des Freundes legte, „daß wir Beide darin zwei ganz verſchiedene Standpunkte einnehmen und daß es ungerecht wäre, Dich in meine Einſiedelei mit einſchließen zu wollen."

„So willſt Du mich alſo wieder fortſchicken — dagegen proteſtire ich feierlichſt."

„Im Gegentheil, Du ſollſt machen, was Du willſt, auch mit dem Sturmvogel hinausgehen, wenn es Dir Vergnügen macht."

„Nein, nein, darüber wollen wir jetzt nicht mehr reden; ich fürchte ſelbſt, er könnte durch die lange Unthätigkeit nicht mehr ſeetüchtig ſein, und darin genügt mir nicht einmal mehr die Verſicherung des Meiſter Jonas."

„Das wäre ja zu unterſuchen.“

„Durch wen? Durch Dich ſelbſt vielleicht? Nein, nein, verlaſſen wir dieſe Grille, aber wenn Du erlaubſt, ſo mache ich morgen eine kleine Exkurſion längs unſerem Ufer.“

„Wie Du willſt; ich werde Dir dazu eines meiner Pferde geben, einen ſehr guten Doppelpony mit einem wunderbaren Paßgange, welcher nebenbei die unſchätzbare Eigenſchaft hat, daß er, ſobald Du irgendwo abſteigſt, ſtundenlang unbeweglich ſtehen bleibt.“

„Allerdings unſchätzbar für einen Maler; verſuchen wir alſo morgen früh Deinen Doppelpony.“

Fünftes Kapitel.

Abenteuer zu Lande.

„Es wäre möglich, daß wir im Laufe des heutigen Nachmittags noch ein Gewitter bekämen," sagte der Reitknecht, welcher den Doppelpony an den Fuß der Estrade am Schlosse gebracht und prüfend an den Himmel hinaufschaute, während er den rechten Bügel fest hinabzog. „Euer Gnaden sollten einen Regenmantel hinten aufschnallen lassen; das sind hier ganz merkwürdige Regengüsse, wenn es einmal anfängt, und es wird anfangen, wenn auch erst am Abend, Meister Jonas hat es auch gesagt."

„So bitte ich, mir meinen Regenmantel holen zu lassen," erwiederte der Maler, der die heutige Schwüle, die dunstige Luft ebenfalls empfand, und wenn er auch zweifelnd in den klaren, goldigen Tag schaute, sich doch mit einem Blick auf seine feine Sammtjoppe zu erinnern

verſicherte. „Aber ein vortreffliches Maulthier?“ fragten wir. — Abermaliges Kopfſchütteln. „Nun denn ein Maulthier wie es gerade iſt.“ Auch ein ſolches war nicht zu bekommen, und nach langem Hin- und Herreden ſahen wir denn zu unſerer unangenehmen Ueberraſchung ein, daß es nur zwei Arten des Fortkommens für uns gäbe: per pedes apostolorum oder zu Eſel, — zu ſehr kleinem Eſel, zu Eſel, wie ſie bei uns die Säcke aus der Mühle tragen. Wir ſahen uns einen Augenblick an, hatten aber, Gott ſei Dank, Humor genug, laut hinauszulachen. Wir wollten nach Santa Elena, auf die Höhe des Gebirges, und glücklicher Weiſe fand ſich eine Familie von dort, die mit vier leeren Eſeln zurückging. Um einen recht mäßigen Preis mietheten wir dieſelben, zwei wurden für unſer Gepäck beſtimmt, die andern zur Ehre, uns zu tragen.

Wir zahlten unſere Zeche und nahmen Abſchied von Don Alonſo, der uns noch die gute Lehre: man muß in der Welt immer zufrieden ſein, mit auf den Weg gab und durch ein vortreffliches Beiſpiel vor Augen führte. Als wir nämlich aufſitzen wollten, kam ein Reiter auf gutem Maulthier bei der Venta vorüber. „Wenn wir nur ſolche Thiere bekommen könnten!“ ſagte ich ſeufzend, hatte aber kaum ausgeſprochen, als das Maulthier über einen Stein ſtolperte, auf die Knie fiel und ſeinen Reiter unſanft von ſich abwarf.

Unſere Eſel hatten weder Zaum noch Halfterſtrick, weder Steigbügel noch Sattel. Die Stelle des letzteren vertrat ein breites hölzernes Geſtell mit aufgeſchnalltem Strohkiſſen, das aber zu breit war, um ſich rittlings darauf ſetzen zu können, wir mußten es deßhalb ſo beſteigen, daß wir beide Füße nach einer Seite herunterhängen ließen und nun ſtreben, das Gleichgewicht ſo gut wie möglich zu behalten. Als alles aufgepackt war und wir ebenfalls, ſtachelte unſer Führer die Eſel nach der Reihe mit einem ſpitzigen Stocke an einen unnennbaren Theil ihrer Körper, und fort liefen die kleinen Thiere, ſo flink und behende, dabei aber mit ſo komiſchem Kopfnicken, daß ich, der noch obendrein den Maler

ſchien, daß dieſem faſt neuen Kleidungsſtücke, das er mit beſonderer Verehrung behandelte, ein Regenguß gerade nicht zuträglich ſein würde. Der Doppelpony von nicht allzu kleiner, aber gedrungener Geſtalt ging, einmal in Bewegung geſetzt, wie ein Uhrwerk und brauchte nur die geringſte Hülfe, um ſich auf einen ſo wundervollen und behaglichen Galopp einzulaſſen, daß ein Säugling bei demſelben nicht aus dem Schlafe erwacht wäre; und ſo war auch der Paß, den er lief, von einer Weichheit, die nichts zu wünſchen übrig ließ. „Das wäre in der That ein Pferd für einen Maler," dachte der Reiter, „man könnte auf dem Sattel komponiren und welch' ſchwunghafte Kompoſitionen zu Tage bringen! Aber hier, dieſe ſchönen, beſtändig wechſelnden Bilder, wäre es ſündhaft in einer ſchnellen Gangart zu durcheilen."

Und in der That, wohin er am Ufer blickte, überall zeigte ſich etwas, das der Mühe werth geweſen wäre, in's Skizzenbuch aufgenommen zu werden; doch wie oft er daſſelbe auch hervorzog, um ein paar Striche zu machen, ſo ließ er die Hand doch gleich wieder ſinken, denn ſowie er nur eine Idee über den gefundenen Gegenſtand hinausſchaute, ſo zeigte ſich ihm ein neuer, ſcheinbar noch viel intereſſanterer. Hier war das Geſtade ſo ganz verſchieden von dem anderer Seen; bei ſo manchen oft kaum noch erkennbaren Spuren von Men-

ſchenhand hätte er erwarten können, bei der nächſten Biegung des Weges einem jener alten, fabelhaften Pfahlbauern zu begegnen, in Bärenpelz mit der Biberfellmütze, der zum Strande hinabſteigen würde, wo derſelbe durch niedrige Blöcke und zerzauste Faſchinen gegen das beſtändige Heranwogen der Wellen geſchützt iſt, welche unabläſſig über die blanken Kieſel rauſchen — ſo urſprünglich und naturwüchſig, aber dabei ſo maleriſch ſchön waren dieſe einfachen Uferbauten — wie auch dort jener alternde ſchmale Faſchinenbau in die ſeichte Flut hinein, neben dem ein Einbaum unbeweglich lag, ſein unförmliches Spiegelbild, das nur eine ſchwache Idee von einem Boote war, ſelbſt wie mißtrauiſch betrachtend. Und weiter dort die morſche Schiffhütte, deren ſchwanke Bretter unter dem Druck des Windhauches zittern, um ſie her am Ufer liegend oder auf der Flut ſchwimmend, graues verwittertes Holz, zerſtörte Uferbauten, aber wieder freundlich umgeben durch die ſpiegelnde Seefläche und aufgeputzt durch glänzende Weiden und Erlen, die dazwiſchen wachſen. Dann kam wieder etwas ganz Urſprüngliches, lieblich Einſames, wo der ſanft abfallende Wieſengrund den Uferweg verdrängt hatte, um ſich mit ſeinem ſanften Grün, ſowie mit ſeinen Gruppen majeſtätiſcher alter Buchen ſelbſt im See zu beſpiegeln. Der Uferweg hatte ſich hier bequemen müſſen, die Anhöhe

hinan zu ſteigen, gewährte aber jetzt dem Reiter oben einen freieren Blick über den See. Dort warfen Fiſcher ihre Netze aus oder zogen auch wohl vom tiefen Grunde eine Waſſerflaſche herauf, um mit dem Inhalt ihren Durſt zu löſchen, ja, es war viel ſchwüler als die Tage vorher, und wenn auch der Himmel noch eben ſo klar blickte, ſo ſah man doch am weſtlichen Horizonte leichtes, dunſtiges Gewölke aufſteigen, Schmetterlinge wiegten ſich wollüſtig in dem jungen grünen Graſe, und ſummende Inſekten, die beſtändig vom Waſſer herüber ſchwirrten, wurden unverſchämt zudringlich.

Dieß ſchien auch der Doppelpony zu empfinden, denn anſtatt den breiten, ſchattenloſeren Weg zu verfolgen, wandelte ihn ein Gelüſte an, einen ſchmaleren Pfad zu verſuchen, der, ſanft aufwärts ſteigend, in das Waldbickicht zu führen ſchien, und da der Reiter dem klugen Thiere, und mit vollem Recht, hier größere Ortskenntniß zutraute, als ſich ſelber, ſo legte er ihm die Zügel auf den Hals und ließ ihn gewähren, wobei er ſich an der prachtvollen Rundſchau erfreute, die immer größer und majeſtätiſcher wurde, je mehr ſie in die Höhe ſtiegen.

Allerdings bemerkte der Reiter jetzt, daß der breitere Weg, den ſie verlaſſen haben, zu einigen der benachbarten Villen führt, welche näher am Ufer liegen, und entdeckte ſchon nach einer kleinen Viertelſtunde, welcher

Egoismus den Doppelpony aufwärts gegen den Wald getrieben hat; denn, außer dem kühlen Schatten am Rande desſelben, gelangen ſie jetzt an eine friſche Quelle, die zwiſchen Felſen hervorſprudelt, wo das Pferd ſtehen blieb, zuerſt langſam ſeinen Kopf gegen das blinkende Waſſer wendete und dann, als ihn die Zügel nicht daran verhinderten, näher trat, um das erfriſchende Naß zu ſchlürfen.

Warum ſollte es der Reiter nicht ebenſo machen und ſich alsdann neben der murmelnden Quelle in's Gras ſtrecken, um ſich zuerſt eine Cigarre anzuzünden, dann zu träumen und ſpäter etwas zu zeichnen? Der Doppelpony war in der That ein vortreffliches Pferd, denn nachdem er ſeinen Durſt gelöſcht, ſtand er ruhig da, regungslos, mit Ausnahme des Kopfes und des Schweifes, welche er in ſteter Bewegung erhielt, um die zudringlichen Fliegen zu verjagen.

Es war entzückend ſchön hier oben, angehaucht von dem ſüßen Waldduft, gekühlt von den ſprühenden Waſſern der Quelle, umgaukelt von bunten Schmetterlingen bei dem melodiſchen Summen unzähliger Inſekten, die ſo geſchäftig ihrem naſchhaften Tagewerk nachgingen, bei dem jubilirenden Lied der Lerche, die ſich hoch in die Lüfte hinauf ſchwang, um als Soloſängerin den heitern Chor der Waldvögel zu übertönen, bei dem Rundblicke

auf die grünen Seeufer und die silberspiegelnde Flut — und hier

„Allein auf weiter Flur
Nur eine Morgenglocke nur,
Dann Stille nah und fern"

dachte er das wirklich so lebhaft, daß es ihm war, als hörte er sanft gedämpft, wie aus weiter, weiter Ferne, die Melodie dieses schönen Liedes, oder vernahm er sie wirklich? Er ließ die Hand von dem Skizzenbuch sinken, um aufmerksam zu lauschen — — ja, jetzt klang es wieder wie ein summender Chor die ganze, ihm wohl bekannte Weise durch und dann, nach einer kleinen Pause, nochmals den dritten und letzten Vers:

„Das ist der Tag des Herrn."

Wer waren die Sänger, was trieben sie hier am Ufer des Sees oder vielmehr im Dickicht des Waldes, denn von dorther schienen die Töne zu kommen? Wie der junge Maler das dachte, hatte er sich auch schon erhoben und den Doppelpony bestiegen, der auch hiebei wie eine Mauer stand, sich darauf ohne Weiteres wieder in Bewegung setzte, und nun ritt er auf dem schmalen Fußpfade neben dem Bächlein dahin, das von der reichen Quelle gebildet wurde und in dessen krystallhellem Wasser häufig Forellen in unruhiger Hast hin und wieder schossen.

Bald betraten sie den dichteren Wald; doch so sehr sich der Reiter auch hier bemühte, irgend etwas wie das vorhin Gehörte zu erlauschen, und deßhalb zuweilen die Zügel anhielt und den Doppelpony zum Stehen brachte, so vernahm er doch nichts weiter, als das allgemeine Konzert des Waldes an einem Frühlingstage; nur einmal glaubte er etwas zu hören wie ein dreimaliges Hoch, doch konnte er sich darin auch getäuscht haben.

Durch eine Lichtung auf seiner linken Seite sah er jetzt, daß die Villen und Häuser, die er vorhin gesehen, hinter ihm zurückgeblieben waren, und daß statt der Wiesenfläche, die bisher stellenweise bis zum Seeufer hinab reichte, jetzt der dichte Wald bis an's Gestade lief, dort einen kleinen Vorsprung, sowie eine Bucht bildend, in welcher, wenn ihn die Entfernung nicht täuschte, eine Anzahl kleiner Nachen neben einander lagen. Dann nahm ihn wieder die duftig grüne Waldbämmerung auf, dem schmalen Pfade folgend, sowie dem munter rieselnden Bächlein mit seinen spielenden Forellen. Zuweilen ging es sanft auf und ab, und in letzterem Falle kam er hie und da an freiere Stellen, wo man das Unterholz und kleinere Stämme weggehauen hatte, um den majestätischen Buchen- und Eichenstämmen Platz, Luft und Licht zu verschaffen vor

dem geringeren zudringlichen Baumgesindel — und gerade solche Plätze waren unbeschreiblich schön in ihrem Urwaldscharakter, durch den hoch empor kletternden tiefdunkeln Epheu, durch den verrätherisch Alles umschlingenden Judenstrick mit den feinen Blüten, vor Allem aber durch schwarze, feuchte Moosflächen, auf denen die rothe Erika in großen Büschen hinzog, an deren kleinen feuchteren Lachen die blaue Myosotis wucherte und in deren Mitte, wie um die Schwärze grell zu beleuchten, blendend weiße Blütenbüsche herausschauten. Hier fehlte nichts, als ein starker Hirsch zur Staffage, der stutzend die schweren Stangen in den Nacken drückt und prasselnd durch das brechende Unterholz davon eilt.

Allerdings fehlte der Hirsch, doch hörte jetzt der Reiter in einer dieser Waldflächen etwas, was ihn mit noch größerem Erstaunen erfüllte, als wenn er eines jener edlen Thiere durch die Büsche hätte brechen sehen, nämlich den mehrere Male hinter einander kurz und rasch abgestoßenen heulenden und bellenden Laut, wie ihn die Indianer auszustoßen pflegen und ihn zu Anfang eines Kampfes erschallen lassen — gellend, ohrenzerreißend und in nächster Nähe.

„Seltsame Nachbarschaft an den stillen Ufern eines deutschen Sees," dachte der Reiter kopfschüttelnd, wobei

er aber durchaus keine Miene machte, die Richtung seines Weges zu ändern, vielmehr den Doppelpony in Trab setzte, um eine Waldwiese zu erreichen, welche in einiger Entfernung vor ihm durch die Büsche schimmerte.

Hier hielt er, sich rings umschauend, denn wenn ihn sein sonst so scharfes Gehör nicht irre geführt hatte, so mußte der Ruf, den er vorhin vernommen, von dem Platze, wo er sich jetzt befand, oder wenigstens aus allernächster Nähe hergekommen sein. Jetzt aber war wieder Alles ruhig und still, wie es auf einer kleinen, grünen Fläche zu sein pflegt, die ziemlich entfernt vom Leben und Treiben der Menschen, eingeschlossen von hohen Bäumen, inmitten eines dichten Waldes liegt. Hier bemerkte er nichts, als den kleinen murmelnden Bach, der ihm treu zur Seite geblieben, sowie am Ufer desselben ein paar weiße, lustig mit einander spielende Schmetterlinge — und doch gleich darauf, als er sich langsam umwandte gegen die andere Seite des Platzes, bemerkte er dort am Boden etwas Farbiges, wie einen Haufen übereinander liegender Gewänder, auch als er schärfer hinschaute, eine Art von dreibeinigem Gerüste, unterhalb welchem ein Kessel hing und zwar dicht über einem Haufen trockenen Reisigs, das man hier aufgeschichtet, aber bis jetzt noch nicht angezündet hatte.

Waren die Eigenthümer dieser Gegenstände vielleicht

durch ſein Kommen geſtört und verjagt worden und befanden ſich irgendwo im Gebüſch verſteckt, um ſeinen Rückzug abzuwarten, und wer waren dieſe ſeltſamen Geſellen, welche zuerſt geſittete Lieder ſangen, um ſich alsdann in kannibaliſchem Schlachtenruf unvernünftiger Wilden zu gefallen? Der junge Maler beſchloß aus begreiflicher Neugierde, nicht nur hier eine Zeitlang, ſich bequem auf den Sattel ſeines Doppelponys ſetzend, der Entwickelung zu harren, ja ſeine Gegenwart mit einem lauten Ruf, wie es einem tapfern Eindringling geziemt, kund zu thun. Da er kein Hüfthorn bei ſich hatte, — ein ſolches wäre ihm lieber geweſen, auch vielleicht ein langes Schwert an der Seite, da ihn alles Das, was er geſehen und gehört, abenteuerlich anmuthete, ſo nahm er die zuſammengekrümmte Hand an den Mund und ließ ein dreimaliges Halloh erſchallen.

Keine Antwort — nur tiefe Waldſtille rings umher, unterbrochen vom Zwitſchern der Vögel und dem gleichförmigen Rufe eines eitlen Kukuks in der Ferne.

„Halloh!“ — —

Da ſchwirrte etwas aus den Büſchen herüber — beim Himmel, es war ein langer Pfeil und ſo gut gezielt, daß er ihn mitten auf die Bruſt traf, ohne aber auch nur im Geringſten den Sammet ſeines Rockes zu verletzen, denn der Pfeil, den er, allerdings ein wenig

ſtutzend, mit der Hand ergriff, war, obwohl unten regelrecht befedert, doch am andern Ende ſtatt mit einer Spitze nur mit einem kleinen Gummiball verſehen.

„Aha, eine Spielerei,“ rief der junge Maler lachend und trieb das Pferd raſch gegen das Gebüſch, woher der Pfeil gekommen war; doch hielt der Pony ſchon nach den erſten Galoppſprüngen, was ihm nicht zu verdenken war, denn das wilde Kriegsgeheul klang nicht nur vor ihm im dichtverwachſenen Unterholze, ſondern dort erſchienen auch, plötzlich auftauchend, eine Menge abenteuerlicher Geſtalten von ſo ſeltſamem Aeußeren, wie ſie weder dem Roſſe noch dem Reiter bis jetzt jemals vorgekommen waren.

Es war das in der That eine Schaar von Indianern, grell bemalten und ſchwarz tättowirten Rothhäuten, die Köpfe geſchmückt mit Adler-, Straußen- und Pfauenfedern, deren grinſende Geſichter mit den weißen Zähnen und den hellleuchtenden Augen durch die Büſche blickten — — und jetzt — — trat aus der Schaar hervor eine hohe und muskulös gebaute Geſtalt, ſo ganz echte Rothhaut, von der befiederten Fellmütze an bis zu den grell verzierten und mit langen Quaſten und Schnüren beſetzten Mokaſſins herab, daß der Maler, hätte er Prärieſzenen zu entwerfen gehabt, ſich kein vortrefflicheres Modell hätte wünſchen können, wenn

mit ſeinen langen Beinen, die faſt den Boden berührten, vor mir hatte, in ein lautes Gelächter ausbrechen mußte.

Wenn man bei dieſer Art zu reiten einmal die Befürchtung überwunden hat, daß man rückwärts vom Eſel fallen könne und ſich auf dem Sitz etwas heimiſch fühlt, ſo findet man die Bewegung der Thiere gar nicht unangenehm; man ſpürt kaum ihren ſanften Trab und kommt dabei mit einer faſt unbegreiflichen Schnelligkeit von der Stelle. Die Thiere machen kleine gleichförmige Schritte, aber unermüdlich, unaufhörlich. Betrachtet man einen Gegenſtand an der Straße, ſo glaubt man natürlicherweiſe, man komme nicht vom Flecke, iſt aber doch, ehe man ſichs verſieht, auf der Höhe der Straße angelangt, wo es denn abwärts mit noch etwas vermehrter Geſchwindigkeit geht. Ich dachte bei dieſem Ritt an Aegypten, an Kairo, wo wir auch viele Touren auf gleiche Art machten, wo die kleinen Eſel gleichfalls vortrefflich ſind, doch nicht beſſer als die ſpaniſchen.

So ging es denn die lang erſehnte Sierra Morena hinauf, dieſe Scheidelinie, welche die öde und flache Mancha von dem herrlichen Andaluſien trennt. Wie ich ſchon früher bemerkte, iſt der Gebirgszug auf dieſer nördlichen Seite nicht hoch; der höchſte Paß, der von Despeña-Perros, Hundeabgrund, ſteigt durch ſteile und wilde Schluchten, nicht über 400 Fuß, wogegen ſich das Gebirge auf dem ſüdlichen Abhang nach Andaluſien um eben ſo viele tauſend Fuß, aber ſanft nach und nach abdacht. Die ganze Breite der Bergkette mag fünf bis ſechs Stunden betragen, und die Länge von Oſten nach Weſten vielleicht ſiebenundzwanzig Stunden. Bis zur glücklichen Regierung Karl III. war die Sierra Morena eine wilde Wüſte mit felſigen dürren Höhen und moraſtigen Thälern, wo ſich kaum das Maulthier „im Nebel ſeinen Pfad ſuchte;“ in den Schluchten und Abgründen hauste „der Drachen wilde Brut“ und im Paſſe von Despeña-Perros war die Räuberei in ſchönſter Blüthe und brandſchatzte die Karavanen. Der damalige Intendant von Sevilla, Don Pablo Olavides, mochte wohl einſehen, daß es mit ſpaniſchen Händen ſchwer

der Indianer nicht ſonderbarer Weiſe kurze Beinkleider getragen hätte, ſowie einen hellen Sommerrock um die Schultern gehängt, deſſen civiliſirter Schnitt durchaus nicht zu der Figur und zu dem Bogen und zu den Pfeilen, die ſie in der Hand trug, paßte.

Der Wilde ging mit erhobenem Haupte auf den Reiter zu, und als er ſich ihm bis auf wenige Schritte genähert, ſprach er in dumpfen Kehllauten, aber ſonſt in ganz gutem Deutſch: „Fremdling, aus der Sicherheit, mit welcher Du durch meinen befiederten Warnungsboten getroffen worden biſt, kannſt Du genügend erkennen, welches Schickſal Deiner harret, ſo Du nicht ſchleunigſt fliehſt aus den Grenzen des Lagerplatzes, den ſich die Kinder der Sonne zu ihrem feſtlichen Tage gewählt! Ziehe deßhalb in Frieden ab, den Weg zurück, auf dem Du hergekommen biſt!“

„Edler Häuptling,“ erwiederte hierauf der Maler lachend, indem er ſich bis an den Hals des Ponys herab verbeugte, „es zeugt von Deiner Phantaſie und Deinem guten Geſchmacke, daß Du Dir gerade dieſen ſchönen Platz auserleſen; verzeihe mir aber, wenn mir derſelbe ebenfalls ſo wohl gefällt, daß ich mich im Schatten jener prächtigen Eiche dort eine Zeitlang lagern möchte, ohne Euer Treiben indeſſen im Geringſten ſtören zu wollen.“

„Unglücklicher, Dein Verderben liegt rieſengroß und klaftertief vor den Hufen Deines Pferdes! Wage es, abzuſteigen, und Du haſt volle Urſache, alsdann zu Dir ſelber zu ſprechen: ſo, nun bin ich mit einem Fuße in dem Grabe und nun mit dem andern.“

„Dieſes Citat, mein theurer Häuptling, beweist mir deutlich, daß ich es mit einem höchſt gebildeten Indianer zu thun habe, vielleicht ſogar mit einem kunſtbegabten, weßhalb ich denn auch nicht zaudern will, mit gleichen Füßen in mein Verderben zu ſpringen. Geſtehe ſelber, erhabene Rothhaut, daß eine ähnliche Gelegenheit, einem ſolchen ſchönen Feſte beizuwohnen, mir gewiß ſo bald nicht wieder kommt; da ihr aber in der Anzahl die Stärkeren zu ſein ſcheint, ſo iſt es nicht mehr als billig, daß ich mich bei Dir ſo gut als möglich legitimire.“ Er zog bei dieſen Worten ſein Skizzenbuch hervor und überreichte daſſelbe dem Indianer, welcher es aufſchlug, raſch durchblätterte und dann in der rechten Hand hoch empor ſchwang, während er mit Bogen und Pfeilen in der linken Hand die gleichen, etwas wilden Bewegungen machte. Und nun entwickelte ſich vor den erſtaunten Blicken des Andern ein unerhörtes und ſeltſam maleriſches Schauſpiel. Aus den ſeitwärts gelegenen Büſchen, ſowie vor dem Kopfe des Pony ſprang, kroch und flutete es ordentlich in Maſſen hervor; wilde,

abenteuerliche Geſtalten, alle in ihrem Aeußern dem großen Häuptling mehr oder minder ähnlich, halb Rothhäute, halb europäiſch gekleidet, ja mitunter ſo grotesk komiſch, daß man hätte glauben können, der Indianerſtamm habe irgendwo und ganz vor Kurzem eine Karawane von Weißgeſichtern überfallen, geplündert, erſchlagen, vielleicht ſogar aufgefreſſen; denn wenn ſich hier eine Geſtalt, angethan mit einem blauen Fracke oder einem weißen Sommerrocke, zeigte, dazu das ſcheußlich gemalte Geſicht ohne irgend welche Bedeckung, ſo bemerkte man dort eine Rothhaut mit umgehängtem Plaid, den hohen ſchwarzen Cylinder auf dem Kopfe, und daneben wieder Andere, gehüllt in bunte Shwals, Damenhüte auf den ſtruppigen Köpfen. Auch kleine Rothhäute waren darunter, eben ſo fabelhaft angezogen, und ganz ſchwarze Negerknaben mit rothen Höschen und Goldreifen um die Köpfe, die in ihren Händen kleine, dumpfdröhnende Trommeln, Triangeln in Geſtalt von Ofengabeln und Schüreiſen, ſowie Becken trugen, welche letztere eine verdächtige Aehnlichkeit mit Küchenkaſſerolen hatten. Damit machte dieſe kleine tolle Bande einen wahren Höllenlärm, zu welchem nun der ganze Indianerſtamm, mit Ausnahme des ernſt blickenden Häuptlings, der wieder ruhig im Skizzenbuch blätterte, rings um den Reiter und ſein Roß einen förmlichen Hexentanz aufführte.

Was aber den jungen Maler am meiſten in Erſtaunen ſetzte, war, daß ſich am Rande des Waldbickichts zuerſt ſchüchtern, dann raſch kecker vortretend und zuletzt gleichfalls in den Tanz ſich miſchend, weibliche Geſtalten zeigten, welche, ebenfalls leicht tättowirt und das Haar mit Federn und Blumen geſchmückt, wohl bunt phantaſtiſch, aber durchaus nicht unvortheilhaft gekleidet waren.

Ein Wink von der Hand des Häuptlings hemmte nun mit einem Male die Tanzbewegungen und ließ das Getöſe der wilden Muſik verſtummen; dann wandte ſich der Indianer einmal langſam im Kreiſe herum, wobei er verſchiedenen, wahrſcheinlich ausgezeichneten Kriegern des Indianerſtammes das Skizzenbuch des Reiters im Vorbeiſchreiten einen Augenblick dicht unter die Naſe hielt und dann ſeinen Platz zu Häupten des Pferdes wieder einnahm und mit erhobenen Händen und aufwärts blickend alſo ſprach: „Dank dir, erhabenes Tagesgeſtirn, Dank dir, o Sonne, daß du dich deinen Kindern gnädig bewieſen und ihnen dieß ſchöne Opfer zugeführt, nach welchem Herz, Seele, Augen, ja auch ein klein wenig die Zunge inbrünſtiglich verlangt.“

— — „Und Du, o Fremdling,“ richtete er jetzt ſeine Worte an den jungen Maler, welcher in ziemlich

nachläſſiger Haltung lächelnd und ſehr ergötzt über die tolle, phantaſtiſche Wirthſchaft um ihn her im Sattel ſaß — „o Du, der — Du — die — das Volk der Sonnenkinder beglückende Liebenswürdigkeit gehabt haſt, Dich ſo freundlich zum Opfer darzubringen, um einem längſt gefühlten dringenden Bedürfniß abzuhelfen, ſteige herab vom Rücken Deines Thieres und laſſe Dich feſſeln von den Opferjungfrauen, denn tu l'as voulu Georges Dandin.“

„Eigentlich habe ich das nicht gewollt, erhabene Rothhaut,“ erwiederte heiter der junge Maler, „Du haſt mir nur die Alternative geſtellt, feige zu fliehen, oder mich zu ergeben, und da ich ſoeben gehört, daß von Opferjungfrauen die Rede iſt, ſo gratulire ich mir, das Letztere und gewiß Beſſere gewählt zu haben.“

„Du wirſt in Deiner Lage klüger und weiſer thun, Dich aller dergleichen profanen Bemerkungen zu enthalten,“ war die Antwort des Häuptlings; dann trat er dicht vor das Opfer hin, legte ihm mit dem Ausdruck, als wolle er ihn ſegnen, beide Hände auf die Schulter, neigte dann den Mund an ſein Ohr und flüſterte ihm zu: „Sage mir, o Fremdling, ob das Thier, ſo Dich hierher getragen, unterſchiedlich Mucken und Bosheiten auszuüben pflegt, oder ob eine biedere Rothhaut es ſonder Gefahr zu beſteigen vermag?“

„Sonder jegliche Gefahr, großer Häuptling," entgegnete der Andere eben so leise, „Du willst Dich wahrscheinlich hoch zu Roß Deinem Volke zeigen, und dazu ziemt es mir, daß ich Dir den Bügel halte."

So geschah es denn auch unter herzlichem Lachen auf der einen Seite und mit etwas eckigen Bewegungen und düsterem Stirnrunzeln auf der andern, und wie so die lange Gestalt des Häuptlings ruckweise über dem Sattel zum Vorschein kam, brach die entzückte Horde in ein so gellendes und anhaltendes Jubelgeschrei aus, das der Häuptling nur durch die heftigsten Bewegungen zu dämpfen im Stande war, um nur einigermaßen gehört zu werden. „Kinder der Sonne," schrie er, „die große Gottheit hat unsern Wunsch erfüllt; es hat sich ein Opfer eingefunden, würdig für uns in des Wortes schönster und verwegenster Bedeutung — dort steht es, ein Opfer, jung und nicht unangenehm gestaltet und dabei ein Opfer, welches zugleich — Dank, erhabene Gottheit, — einer der Erzfeinde unseres Stammes ist — ein Zeichner und Maler."

„Hugh — Hugh" — ertönte es von verschiedenen Seiten wie das Zischen erboster Schlangen, worauf der ganze Haufe abermals in ein tolles Geschrei ausbrach.

„Und nun, edler Fremdling," rief die Rothhaut

nach einer Pauſe vom Sattel herab, „laß Dich geduldig feſſeln von den Opferjungfrauen und zwar mit Blumenketten, damit Du ſiehſt, wie gebildete Indianer ihr Opfer zu behandeln pflegen, bevor ſie daſſelbe in aller Gemüthlichkeit verzehren.“

Hatte der junge Maler ſchon bis zu dieſem Augenblicke großes Gefallen gefunden an dem Treiben um ihn her, ſo wurde dieß durchaus nicht vermindert, als nun nach einigem Zögern vier der weiblichen Geſtalten auf ihn zutraten, beſonders da ſein Kennerblick an ihrer Form und Bewegung deutlich erkannte, daß er es hier mit voll und gut gewachſenen Mädchen zu thun habe. Von den Geſichtszügen war unter den abſcheulichen ſchwarzen und rothen Strichen allerdings nicht viel zu entdecken; doch ſah er leuchtende Augen, die ihn mit ſchelmiſchem Ausdruck anblitzten, und bemerkte zwiſchen den friſchen, feuchten, lächelnd zuckenden Lippen hübſche, blendend weiße Zähne und empfand, als ſie ihn nun mit Epheuranken mehr ſchmückten als feſſelten, beſonders als eine der Opferjungfrauen, ſich vor ihm auf den Fußſpitzen erhebend, ihm einen Kranz von Feldblumen auf die blonden Locken drückte, den unverkennbaren Hauch der Jugend und Friſche, vermiſcht mit etwas Veilchenduft.

„Und nun zum feierlichen Umzuge!“ befahl der

Häuptling, „dann zur Raſt am Lagerplatze, um uns durch angenehme Vorſpeiſen auf das ſpätere leckere Mahl vorzubereiten," worauf ſich der ganze Stamm, dieſem Befehl augenblicklich Folge leiſtend, zu Zweien und Dreien in eine lange Reihe formirte und langſam um die Waldwieſe herum zog, zuerſt die kannibaliſche Muſik, dann ein Trupp würdig und ernſt blickender Häuptlinge mit der Bundesfahne, darſtellend die ſtrahlende Sonne im blauen Felde. Ihnen folgte das Oberhaupt, hoch zu Roß, dann das Opfer mit den vier Jungfrauen und hierauf der ganze Stamm in der eben angedeuteten Weiſe.

Der Lagerplatz war dort, wo der Maler vorhin ſchon das dreibeinige Gerüſte mit dem Keſſel erblickt hatte; jetzt loderte unter dem letzteren ein praſſelndes Feuer und waren Geſtalten um ihn beſchäftigt, während zwei andere von rieſigem Körperbau, als wilde Männer gekleidet, wie man ſie als Schildhalter ſieht, ein ſchweres Faß herbeitrugen, welches ſie auf eine Unterlage erhoben und dann ſorgfältig durch dicht belaubte Zweige vor der ſtrahlenden Sonne ſchützten.

Es verging nur kurze Zeit, bis ſich Alles rings umher gelagert hatte, dann wurde das ſchwere Faß angezapft und klares, kühles, goldblinkendes Bier in die von den kleinen Indianern und Negerknaben herbeige-

ſchleppten Krüge und Gläſer abgelaſſen und rings umher vertheilt. Der groſze Häuptling, nachdem er von dem Doppelpony abgeſtiegen war und die Zügel um einen Buchenaſt geſchlungen hatte, übernahm es ſelbſt, dem Opfer das angenehme Naß zu kredenzen, und ſagte alsdann, nachdem Jener einen kräftigen Zug gethan: „Du wirſt es begreiflich finden, o Fremdling, daß es uns verlangt, Deine nähere Bekanntſchaft zu machen, da es ſtets angenehm iſt, zu wiſſen, wie die Speiſe heißt, von welcher man gegeſſen!“

„Eine allerdings traurige Nothwendigkeit für mich, doch ſehe ich die Billigkeit Deines Verlangens ein und will nicht zögern, mich Dir zu nennen; ich heiße Alexander Dellwing und bin Zeichner und Maler.“

„Und ein tüchtiger dazu,“ antwortete der Häuptling, gravitätiſch mit dem Kopfe nickend, „aber gerade deßhalb ein um ſo größerer Feind der Sonnenkinder.“

„Willſt Du mir nicht dieſes Räthſelwort erklären?“

„Gewiß, es iſt meine Schuldigkeit. Dort auf der Fahne erblickſt Du die Gottheit, die wir verehren, ſie iſt die Erzeugerin unſerer Werke, unſere Mutter und Ernährerin — die Sonne! — Anche noi siamo pittori, doch malen wir nicht, wie Du, mit ſtaubigem Bleiſtift, mit häßlicher Kohle oder mit ſchmutziger Dinte; unſer Werkzeug iſt das reine Licht, die göttlichen Sonnen-

ſtrahlen, und gerade weil wir dadurch ſo unendlich über euch erhaben ſtehen und von euch nicht begriffen werden können, ſeid ihr Maler und Zeichner in garſtigem Brodneide unſere größten Widerſacher und, was wir mit vollkommenem Rechte und ohne Ueberhebung erhabene Lichtbildnerei nennen dürfen, belegt ihr achſelzuckend mit dem geringſchätzigen Namen: mechaniſche Produktion. Was nun meine Perſon anbelangt, ſo ſiehſt Du in mir den großen Häuptling Silberbad und hier iſt meine Gattin Kollodium."

„Ah, ich verſtehe," rief der Maler, indem er lachend aufſprang und dem Häuptling kräftig die Hand ſchüttelte, „ich habe es mir gleich gedacht, daß mich mein guter Stern unter Künſtler geführt hat, doch bin ich wahrhaftig Keiner von denen, die geringſchätzend von mechaniſcher Nachbildung reden; liebe ich doch eure Kunſt wie meine eigene und bin überzeugt, daß wir Alle, die wir gleich redlich ſtreben, an einen und denſelben erhabenen Gott glauben."

„Wir freuen uns ſehr Deiner Geſinnung," gab der Häuptling zur Antwort, ſetzte aber dann ſehr ernſt und in ſehr düſterem Tone hinzu: „und bedauern es deßhalb um ſo mehr, daß Du trotzdem zum Opfer fallen mußt. Wir haben es geſchworen, den erſten Maler, der uns begegnen würde, der ſtrahlenden Sonne darzubringen."

gehen würde, durch dieſe felſige Scheidewand, welche den glücklichen Süden vom Norden trennt, eine gute Straße zu brechen, weßhalb er auf den klugen Einfall kam, am ſüdlichen Abhange des Gebirges Colonien zu errichten, deren Bevölkerung man große Vortheile einräumte und dafür die Verpflichtung auferlegte, ſich nach dem Innern des Königreichs einen guten Weg zu bahnen. Namentlich waren es Tauſende von Deutſchen, und unter dieſen viele Schwaben, welche dem Rufe Don Pablos folgten und ſich hier anſiedelten. Dabei hielt der Intendant von Sevilla, was er den Fremdlingen verſprochen und ſorgte aufs Umfaſſendſte für ſie. So waren namentlich die deutſchen Anſiedlungen wahrhaft verſchwenderiſch ausgeſtattet. Nicht nur fand jeder Coloniſt bei ſeiner Ankunft ſein Haus fertig, ſeinen Boden und ſeinen Keller auf ein Jahr lang gefüllt, eine Kuh und ein paar Maulthiere in ſeinem Stalle, ſondern die Coloniſten erhielten zugleich außer andern Vorrechten die Zuſicherung der Befreiung vom Kriegsdienſt, von Zehnten und Steuern auf ewige Zeiten. Leider dauerten dieſe „ewigen Zeiten“ nicht gar zu lange, und nur bis zum Sturz des vortrefflichen Intendanten, nach welchem ihnen die Zehnten aufgenöthigt wurden. Die Inquiſition unterbrach die großen Bemühungen Olavides, den ſein König ſchon früher anderer Verdienſte wegen zum Grafen von Pilo erhoben hatte; er ward, als der Toleranz eifrigſter Beförderer, der Ketzerei beſchuldigt und 1778 zu achtjähriger Gefangenſchaft und Bußübung in ein Kloſter eingeſperrt, woraus er jedoch nach Venedig zu entfliehen Gelegenheit fand, ſpäter aber nach Spanien zurückkehrte, wo er 1803 in einem Alter von 63 Jahren ſtarb. Unter andern weiſen Beſtimmungen, die Olavides für die neuen Colonien einführte, befand ſich auch die, daß kein Gut zerſtückelt oder vom Nachbar erworben werden durfte, ſondern im Fall einer Veräußerung oder Verpfändung an einen neuen Pflanzer übertragen werden mußte.

Obgleich ſpäter bei der Revolution auch noch mehrere der übrigen Privilegien dieſer Anſiedlungen verloren gingen, ſo bilden

„Ich muß mich in mein Schickſal fügen," erwiederte heiter der junge Maler, „aber ſage mir, erhabener Häuptling, wenn ihr mich nicht zufällig gefunden hättet, wen würdet ihr alsdann aufgefreſſen haben?"

„Wir hatten als letzten Troſt dort jenen kleinen feiſten Negerknaben mitgebracht, ein junges Ungeheuer, in welchem etwas von eurem übermüthigen Blute ſteckt, denn er hat ſich neulich unterſtanden, das Bild einer alten ehrwürdigen Dame, ſtatt daſſelbe fleißig zu retouchiren, mit einem großen Backenbarte zu verſehen — — dort, emſig mit dem Glaſe beſchäftigt, wie es ſich für wahre Sonnenkinder geziemt, ſiehſt Du andere Häuptlinge und Häuptlinginnen unſeres Stammes: Poſitiv, den heiteren Jüngling, Objektiv, den nicht Wegzuleugnenden, Hervorruf, den liſtigen Verräther, Fixirung, den Starrköpfigſten des Stammes — — dort, am Kartoffelkeſſel, iſt die alte Camera obscura beſchäftigt, und jene kleine dicke Geſtalt, welche brütend das Glas gegen die Sonne hält, ob in demſelben nicht die Idee einer Trübung zu entdecken ſei, iſt das Alles verneinende und abſchläglich beantwortende Negativ, ſonſt ein braver Kerl und vortrefflicher zweiter Baß bei den Geſangsvorträgen der Sonnenkinder."

„Wovon ich Gelegenheit hatte, früher ſchon etwas zu hören, ebenſowohl zu meinem Vergnügen als auch

zu meinem Glücke, denn es brachte mich auf die Spur dieſes vortrefflichen Stammes.“

„So ſiehſt Du es in der That als ein Glück an, unſeliger Fremdling, von uns geopfert zu werden?“ entgegnete der große Häuptling Silberbad, indem er würdevoll, aber nicht ohne eine gewiſſe väterliche Rührung den Kopf ſchüttelte.

„Ich muß mich in mein Schickſal ergeben,“ gab der junge Maler, heiter lachend, zur Antwort, „doch hat daſſelbe ſo höchſt angenehm begonnen, und werde ich von den liebenswürdigen Opferjungfrauen mit ſo viel zarter Rückſicht behandelt, daß ich immer mehr zu der Ueberzeugung gelange, mein Opfertod wird nicht grauſamer Art ſein. Kannſt Du mich aber jetzt ſchon des Näheren davon unterrichten, ſo werde ich mich Dir zu Dank verpflichtet fühlen.“

„So höre denn und ſchaudere. Nachdem Du mit uns gegeſſen und getrunken, auch Dich an unſern Spielen und Geſängen erfreut, wirſt Du an einen Marterpfahl gebunden und ſo dem ganzen Stamm als Zielſcheibe dienen ihrer Speerwürfe, Pfeilſchüſſe —“

„Und auch wahrſcheinlich ihrer Witze,“ lachte der Andere, „nun, ich laſſe es darauf ankommen!“

„Bejammerungswürdige Zuverſicht,“ erwiederte der Häuptling in düſterem Tone, „es gibt allerdings noch

ein Mittel zu Deiner Rettung, aber es iſt ſo außergewöhnlich, daß es bei uns ſelten oder nie vorkommt. Du kannſt nämlich nur dadurch von dem Marterpfahle erlöst werden, wenn eine reine, unbeſcholtene Jungfrau des Stammes ſich entſchließt, Dich zum Manne zu nehmen; doch baue nicht auf ein ſolches Glück, es iſt durchaus unmöglich. — Aber es iſt jetzt genug unſeres Zwiegeſpräches; ich ſehe, wie Negativ einen finſtern Blick zu uns herüber wirft, da ſich die Sänger des Stammes hinter den Büſchen zum fröhlichen Lied bereits zuſammengefunden haben, ſchenke ihnen die gebührende Aufmerkſamkeit!"

„Mit dem größten Vergnügen," erwiederte der junge Maler, indem er ſich an ſeinen Platz zurückbegab. Es war dieß eine hübſche, mooſige Stelle neben einem glatten Baumſtumpfen, wo eine der Opferjungfrauen, wie zur Wache für ihn, lagerte, während die übrigen ſeiner ſchönen Wächterinnen mit andern jungen Mädchen zwiſchen den Gruppen umherſchlenderten. Diejenige, vor welcher er jetzt ſinnend und betrachtend ſtehen blieb, war dieſelbe, welche ihm den Kranz auf das Haar gedrückt hatte; jetzt ſchaute ſie lächelnd zu ihm auf, ohne indeſſen ihre behagliche Lage auch nur im Geringſten zu verändern, worüber er, als Künſtler, entzückt war, denn die feinen und doch wieder vollen Formen ihres zier-

lichen, ſchlanken Körpers in dem phantaſtiſch grellfarbigen Koſtüme, hier auf der weichen, grünen Moosdecke im tiefen Schatten des dichten Laubwerkes, durch welches ſich nur hie und da ein Sonnenblitz ſtahl, gaben ein ſo entzückend reizendes Bild, welches er gierig betrachtete, um es in ſeiner Erinnerung feſtzuſtellen. Dann ließ er ſich langſam neben dem Baumſtamme nieder, und, der jungen Indianerin in die glänzenden, auf ihn gerichteten Augen ſchauend, ſagte er: „Würdeſt Du nicht ſo freundlich ſein, liebliche Opferjungfrau, und Deinen Namen mit dem meinigen austauſchen? Ich heiße nämlich Alexander.“

„Und ich, als Tochter des großen Häuptlings, werde Silberblüte genannt.“

„Ein paſſender Name in der That, und wirſt Du auch ſo grauſam ſein, Deine Hand nach mir zu erheben, wenn ſie mich ſpäter an den Marterpfahl binden?“

„Gewiß, und ich werde ſcharf nach Deinem Herzen zielen,“ erwiederte ſie, die friſchen, rothen Lippen öffnend, ſo daß ihre blendend weißen Zähne durchſchimmerten.

„Damit haſt Du bereits den Anfang gemacht,“ ſeufzte er, indem er ſein Geſicht gegen das ihrige neigte und ſie feſt anſchaute, wobei er den ſträflichen Gedanken nicht unterdrücken konnte, daß ſich ſeine Lippen ent-

zückend nahe denen der ſchönen Silberblüte befanden, ſo daß es ihm gerade war, als ſpüre er den warmen Hauch ihres Mundes; doch mochte ſie dergleichen Phantaſieen in ſeinen glänzenden Augen leſen, denn ſie hob die Hand empor und drohte leiſe mit dem Finger, indem ſie ſagte: „Achte auf den Geſang, der gleich ertönen wird, und ſei beſcheiden und demüthig, wie es einem Opfer geziemt!“

Dann klangen zwiſchen den Büſchen hervor die kräftigen Stimmen eines vollen Männerchors, jene unvergleichlich friſche, duftige und wunderbare Melodie:

„Die Sonn' erwacht,
Mit ihrer Pracht
Erfüllt ſie die Berge, das Thal.
O Morgenluft,
O Waldesduft,
O gold'ner Sonnenſtrahl!“

„Ich wollte,“ ſagte er leiſe, „die Sonne ſenkte ſich mit allen ihren glänzenden Strahlen ſchon hinter jene Berge und es wollte Abend werden, ſtiller, ſüßer Abend, meinetwegen mit etwas zweifelhaftem Mondlichte, aber mit dem entzückenden Geſang der Nachtigallen.“

„Es treibt uns fort
Von Ort zu Ort
Mit freiem, mit fröhlichem Sinn“

tönte es von drüben her, worauf ſie ſagte: „Ja, das

iſt unſer Loos, und wenn der Abend kommt, liegt ſchon längſt Land und See zwiſchen uns."

„Darum, ſchöne Silberblüte," flüſterte er dringend —

„Darum, unglückliches Opfer," rief ſie lachend und eben ſo gewandt als leicht aufſpringend, „wollen wir mit den andern Fröhlichen des ſchönen Tages genießen und luſtig ſein!" Damit ſprang ſie unter die Gruppen und ließ den jungen Maler allein, der faſt verdrießlich ſein Haupt in das weiche Moos drückte, aufwärts zum Himmel ſchauend.

Sechstes Kapitel.

Das Opfer.

Der Frühlingshimmel ſpannte ſich aber auch mit einer entzückenden Klarheit über die kleine Waldwieſe aus, und da dieſelbe faſt rings umher mit dunklen Fichten beſetzt war, ſo erſchien das Stückchen dieſes Himmels, welches man erblickte, in einem ſo tiefen Blau, wie man das nur im fernen Süden zu ſehen gewohnt iſt, in jenen glückſeligen Ländern der Lorbeeren, Orangen und Myrten, oder wo die zierlichen Fächer ſchlanker Palmen ſich leicht in dem Lufthauch wiegen. Schade in der That, daß ſich drüben nicht ein Paar über die grünen Büſche herüber neigten, ſo paſſend zu den lebendigen Bildern, die der fabelhafte Indianerſtamm tanzend, ſingend und ſpielend bot. Dazu erklang eine luſtige Fiedel und das Schnarren von ein paar Klarinetten, und wenn dieſe Muſik auch von ſo unge-

künſtelter Art war, daß ſie vortrefflich zu dem ganzen Treiben paßte, ſo belebte ſie doch auf faſt zauberhafte Art die Füße der tanzenden Paare, welche ſich ein kleines Stückchen mit hartem Waldwieſenboden zu ihrem Tummelplatze auserleſen hatten.

Der junge Maler, von dieſem Schauſpiel angezogen, richtete ſich in die Höhe und ſeine Augen ſuchten ſeine ſchöne Wächterin, die er aber nicht unter den Tanzenden bemerkte, ſondern ſeitwärts neben einem Baume ſah, und, wie es ſchien, gedankenvoll in das Getreibe blickend.

Laßt uns luſtig ſein, hatte ſie geſagt, und der Gefangene war ſchon im Begriff, aufzuſpringen und ſie zum Tanze zu holen, als eine tiefe Stimme in ernſtem Tone hinter ihm ſagte: „Das tanzt und lacht und ſpielt und ſpringt und hat nicht Acht auf das düſtere Verhängniß, welches hinter ihnen aufſteigt — Du aber eben ſo wenig, junger Fremdling, ſonſt würdeſt Du trachten, mit heiler Haut nach Hauſe zu kommen."

Der Angeredete wandte ſich raſch um und ſah jenen Häuptling hinter ſich ſtehen, der ihm vorhin mit dem Namen Negativ bezeichnet worden war.

Dieſer würdige Mann und vortreffliche Baſſiſt war von Allen am wenigſten tättowirt, und beſtand die ganze Malerei ſeines Geſichtes nur in einem rothen

Striche, der zwiſchen den Augenbrauen anfing und an der Naſenſpitze endigte, ſowie aus zwei gekrümmten ſchwarzen Linien, die beiden Mundwinkel abwärts verlängernd, wodurch der Untertheil ſeines Geſichtes bei der ohnedieß verdrießlich herabhängenden Unterlippe einen ſehr mürriſchen, faſt menſchenfeindlichen Ausdruck erhielt; ja, als er jetzt freundlich zu blicken verſuchte, indem er dem Gefangenen ein volles Glas anbot, gab das eine ſo komiſche Grimaſſe, daß der Gefangene nicht anders konnte, als lachend das gebotene Glas nehmen, um nach einem tüchtigen Zuge die Frage zu thun: „Was verſtehen Sie eigentlich unter dem düſteren, hinter uns lauernden Verhängniß?“

„Es iſt der finſtere Schatten, der ſtets das Licht bedroht; wenn Sie mit mir gehen wollen, zwei Schritte von hier, dorthin, wo man den See überſieht, ſo werden Sie ſehen, wie das Verhängniß langſam heranzieht.“

„Sie wiſſen aber, daß ich ein Gefangener, eigentlich Gefeſſelter bin, und wenn ich mich hinter die Büſche zurückziehe, ſo könnte man mir das als Fluchtverſuch auslegen.“

„Unbeſorgt, die Opferjungfrauen werden Sie nicht aus den Augen verlieren, und dann halte ich Sie auch in meiner feſten Hand,“ ſetzte der kleine Mann mit dem

hervortretenden Bäuchlein hinzu, wobei es faſt lächerlich ausſah, als er ſich in die Bruſt warf und mit ſeinen Fingern das Handgelenk des Andern umfaßte, der mindeſtens einen Kopf größer war als er, um ihn mit ſich zur Seite zu ziehen.

„Da ſehen Sie ſelber," ſagte er, als ſie nach wenig Schritten einen Platz mit freier Ausſicht über den See erreicht hatten, auf eine allerdings noch niedrig erſcheinende dunkle Wolke deutend, die ſcharf gezackt und an den Rändern wie von Licht umfloſſen von Süden heranzog; einzelne Vorläufer in eigenthümlich zerriſſener Geſtalt, aber nebelhafter und von hellerer Färbung, waren ſchon hie und da hoch am Himmelsgewölbe ſichtbar, warfen lange Wolkenſchatten über die unbewegliche Seefläche, ſowie auf die ſonnige Landſchaft und gerade eben jetzt auf die glänzend flimmernde Waldwieſe.

„Mene — Mene," rief der Häuptling Negativ, „ſie tanzen im Schatten ihres böſen Verhängniſſes und merken es ſelber nicht einmal, und wenn ich jetzt hinzutrete und ſie aufmerkſam mache, ſo heißt es, Negativ ſei der ewige Störenfried, die Unke, der Unglücksbote."

„Und wenn ſelbſt ein ſtarkes Gewitter käme, ſo werden doch noch Häuſer in der Nähe ſein, wo man eintreten kann, um es abzuwarten, bis es vorübergezogen iſt."

ſie doch heute noch die lachendſten und fruchtbarſten Gefilde Spaniens und mildern auf das angenehmſte den grellen Contraſt zwiſchen den ſegenvollen Fluren Andaluſiens und der ſteinigen Mancha. Wohin das Auge ſich wendet, gewahrt es hier bald einzelne Höfe, bald niedliche und reine Dörfchen zwiſchen wallenden Saaten und herrlichen Obſtpflanzungen jeder Art. Zur ferneren Ausſchmückung trägt auch die üppige Natur das ihrige bei, indem ein jeder Garten mit großen Aloen und Cactuszäunen umgeben iſt, die, wenn auch die meiſten Bäume und Sträucher kahl und nackt erſcheinen, doch ihr friſches Grün nicht verlieren. Die Hauptſtadt dieſer Anſiedlungen iſt la Carolina, meiſtens von Deutſchen bewohnt, welche ſich denn auch bald an die Arbeit machten, und nach ſchwerem, ausdauerndem Schaffen den berühmten Paß durch die Felſen und Schluchten von Despeña-Perros zu Stande brachten, — eine Chauſſee, die ſich in ihrer prächtigen Anlage, in ihrer breiten und ſanften Steigung mit jeder Kunſtſtraße von Deutſchland und der Schweiz meſſen kann.

Wenn wir auch auf unſerem heutigen Ritte verſucht waren, den ſpaniſchen Straßen alle Unbill, alle böſen Benennungen abzubitten, die wir ihnen insgeſammt beigelegt, ſo muß es den Reiſenden doch zu gleicher Zeit traurig berühren, wenn er bedenkt, was dieſes ganze herrliche Land unter einer kräftigen Regierung durch Herbeiziehung und Unterſtützung fremder Arbeitskräfte ſein könnte, und welche glückſelige Zukunft ſich dadurch Tauſenden unſerer armen Landsleute eröffnen würde, die jetzt über das Weltmeer ziehen, um bei den kalten und herzloſen Yankees zu verkümmern.

Unſere kleinen Eſel trabten ſo Stunde um Stunde luſtig über die breite Straße dahin, die ſanft aufſtieg, zuweilen aber auch wieder kurze Strecken abwärts führte. In einem kleinen Dörfchen hielten wir unſere Mittagsraſt, ritten dann eine Zeit lang in der Hochebene fort, worauf ſich der Weg zu einem Thale hinabſenkte, hinter welchem ſich die ſchwärzlichen Maſſen des Gebirges ziemlich ſteil erhoben, das dort bei Concepcion de Almuradiel ſeinen höchſten Punkt erreicht. Unſer Führer oder eigentlich Treiber

Der Häuptling schüttelte mit dem Kopfe, ehe er antwortete: „Wir brauchen eine Stunde bis zu den nächsten Häusern, wo man uns arme Indianer wahrscheinlich mit sauren Gesichtern empfangen würde, und Sie können mir glauben, daß ein solches Gewitter hier in den meisten Fällen stundenlang dauert und gewöhnlich einen Abendregen im Gefolge hat. O, ich hätte heute Morgen schon Hundert gegen Eins verwetten mögen," setzte er mit einem düsteren, ingrimmigen Blicke hinzu, „daß unsere Freude heute einmal wieder zu Wasser wird; ja, ich habe es prophezeit, denn es ist vor unsern harmlosen Festen meistens einen oder zwei Tage das schönste Wetter, nur als Lockvogel, und sowie wir uns mitten drin befinden — patsch, da bricht's los."

„Ich glaube, daß Sie dem Himmel Unrecht thun; allerdings kenne ich die hiesigen Wetteranzeichen noch nicht genau, sonst würde ich eine Wette darauf eingehen, daß jene, allerdings gefährlich ausschauende Wolke langsam am Horizont hinkröche, um später wieder zu verschwinden."

„Nein, nein, darauf verlasse ich mich nicht; ich habe schon meine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Die alte Camera obscura hat schon eingepackt und schickt Alles zu den Schiffen voraus, und die wilden Männer, deren Bier auf die Neige geht, folgen, sobald sie können."

„Das wird aber das Fest zu frühzeitig unterbrechen."

„Beſſer unterbrechen, als gänzlich ſtören — und geſtört muß es doch einmal ſein," ſetzte er in heftigem Tone hinzu, indem er ſeine kleine Fauſt ballte — „geſtört und zerſtört, ſobald wir armen Künſtler einmal etwas unternehmen — „aber ich für meinen Theil," fuhr er erbost fort, nachdem er längere Zeit in das Gewölk geſchaut, welches nun raſcher eine Neigung zeigte, ſich gegen die Höhe auszubreiten, „hätte wohl Luſt, mitten auf der Wieſe ſitzen zu bleiben, es blitzen und donnern zu laſſen, regnen und hageln ſo viel es mag, um einmal zu ſehen, wer es von uns Beiden am längſten aushält, und ihm ſeine Freude zu verderben, mich kujonirt zu haben, ſo — ein — — Wetter."

Der junge Maler eilte nach dieſem Ausfalle Negativ's raſcher auf den Tanzplatz zurück, aber nicht in der Abſicht, dort zu allarmiren, vielmehr um ſein beſcheiden Theil an dem allgemeinen Jubel mitzunehmen. Da ſtand die hübſche Silberblüte noch auf demſelben Platze, wie ſoeben, und ſchien jetzt forſchend nach dem Flüchtling zu blicken, ja ſie lächelte beruhigt, als er jetzt auf den Tanzplatz ſprang, und dann lächelte ſie noch freundlicher, als er jetzt auf ſie zueilte, ſeinen Arm ohne Weiteres um ihre ſchlanke Taille legte und, ſie ſanft an ſich drückend, hie und da leicht und ge-

wandt vom Boden erhebend über die Unebenheiten desſelben hinweg, während er mit ihr kreuz und quer den improviſirten Tanzplatz durchflog, weniger zu ſeiner Ermüdung und Aufregung, als zu der ihrigen, wie es ſchien, denn er plauderte eifrig und heiter in ſie hinein, während ſie häufig die Augen ſchloß und in ſeinen Armen tief aufathmete.

Dann bat ſie ihn mit weicher Stimme, jetzt aufzuhören, und ließ ſich von ihm zurückführen an jenen abgehauenen Baumſtamm, auf den er raſch eine Maſſe weichen Mooſes zuſammentrug und ſo zu ihrem Sitze herrichtete, während er ſich neben ſie auf den Boden niederließ, begreiflicherweiſe an die vom Tanzplatz abgewendete Seite, ſo daß er ungeſehen ein tändelndes Spiel treiben konnte mit ihrer herabhängenden Hand und ihrem vollen hübſchen Arme.

Ueber den Tanzplatz hin ging jetzt mit hahnenartigen Schritten, die Hände auf dem Rücken vereinigt, den Kopf etwas gebeugt, der Häuptling Negativ auf den größern Häuptling Silberbad zu und ſchien ihm dringende Vorſtellungen zu machen wegen des aufſteigenden Wetters, welche Bemerkungen Jener aber ebenſo, wie den beſtändigen Störenfried und ewigen Unglücksraben, lachend von ſich abſchüttelte.

„Das droht nur ſo," rief er, in die Höhe blickend,

„und wird vorübergehen, wie schon während einiger Tage."

„Mir kann es recht sein," entgegnete der Andere grämlich, „ich hülle mich in meinen Plaid und suche mir irgend ein Erdloch auf, wo ich es aushalten will, bis dasselbe voll Wasser läuft und ich ersaufe."

Doch hatte auch Kollodium, die sanfte Gattin des energischen Silberbades, die aufsteigenden Wolken bemerkt, und ihre ausgesprochenen Befürchtungen schienen schwerer in die Wagschale zu fallen, als die des stets düster blickenden Negativ's, weßhalb der große Häuptling nach einigen Minuten mit lauter Stimme rief: „So wollen wir denn zum Glanzpunkt unseres heutigen Festes übergehen, zur großen Opferung — man führe den Gefangenen vor!" Die drei anderen Opferjungfrauen, welche vielleicht nicht ganz ohne Neid zugesehen, wie sich der schöne Fremdling ausschließlich und sehr vertraut mit Silberblüte beschäftigte, die doch kein größeres Anrecht hatte, als sie selber, eilten nach diesen Worten des erhabenen Häuptlings sogleich auf den Fremden zu, fesselten ihn auf's Neue, dießmal fester, mit den Epheuranken und brachten ihn vor Silberbad, der, jetzt von dem ganzen Stamme umgeben, ihn, auf seinen Bogen gestützt, erwartete.

„Du siehst, o Fremdling," sagte er, „daß wir nach

Art gebildeter und edler Wilden Dich bis jetzt mit Auszeichnung behandelten, Dich an unseren Tänzen und Spielen Theil nehmen ließen, und wirst Du dagegen jetzt so verständig sein, ohne Murren als Opfer zu fallen."

„Hugh" — klang es aus den Kehlen der Indianer, worauf für ein paar Sekunden lang der Schlachtengesang heulend und bellend angestimmt wurde.

„Allerdings bin ich mit solch' liebenswürdiger Auszeichnung behandelt worden," rief der junge Maler launig, „daß es Unrecht wäre, wollte ich mich nicht mit großem Vergnügen in mein Schicksal finden — wohlan, ich bin bereit."

„Man binde ihn an jene Buche, und ihr Tapferen des Stammes, ergreift eure Waffen und harret meines Zeichens, — glaube Du aber nicht, zuversichtlicher Fremdling," rief er dem Davongehenden nach, der sich heiter mit den Opferjungfrauen unterhielt, „daß der Himmel ein Wunder thun wird, um Dich zu erretten. Sei versichert, daß das Herz unserer Jungfrauen hart bleiben wird wie Stahl, und daß auch dort droben in blauer Höhe zu Deinen Gunsten nichts sprechen wird — —"

Da rollte dumpf dröhnend etwas wie ein ferner Donner über den See herüber, und die feinen Spitzen

der Fichten, welche die Waldwieſe umſtanden, bewegten leicht ihre Häupter, als wollten ſie ihr Mißfallen ausdrücken über dieſe Störung der feierlichen Handlung. Es war auch ein großartiger Augenblick; nicht nur die Augen der großen und kleinen Indianer, ſondern ſelbſt die der kleinen Negerknaben leuchteten vor Wuth und Mordgier, und Alles, was nur irgend mit dem Namen Waffe belegt werden konnte, erhob ſich drohend in ihren Händen. Nur der Häuptling Negativ war auch hier wieder der verneinende Theil, und hielt ſich abgeſondert nicht weit von der alten Camera obscura, die, einen hölzernen Rührlöffel in der Hand, das Schauſpiel indeſſen ebenfalls mit Intereſſe zu betrachten ſchien, dabei aber grinſend und kopfnickend den Worten lauſchte, welche Jener ihr eifrig zuflüſterte.

Die Opferjungfrauen hatten ſich etwas von dem Fremdling zurückgezogen, doch ſtand die ſchöne Silberblüte ſo nahe hinter ihm, daß ſie mit der Hand einen der herabhängenden Zweige jener Buche erfaſſen konnte, woran er gefeſſelt worden.

„Hört mich, Edle des Stammes!“ rief der große Häuptling; „um den Vorſchriften unſeres Geſetzes zu folgen, und doch gegen den Feind keine Ungerechtigkeit zu begehen, will ich nur der Form wegen die Frage an unſere Jungfrauen richten, ob eine von ihnen ſo ent-

artet iſt, das Opfer auf die wohlbekannte Art zu erlöſen, und ſo den Stamm um ein ſchönes Schauſpiel zu bringen?"

Tiefe Stille rings umher, nur unterbrochen durch ein leichtes Rauſchen und Sauſen in den Baumgipfeln, ſowie durch eine faſt auffallende Bewegung in dem Buchenzweige, den Silberblüte in ihrer Hand hielt.

„Zum zweiten Male frage ich — — und zum — —"

Da rief eine laute, kreiſchende Stimme: „Ich will den Fremdling erlöſen!" und während der Häuptling Negativ hämiſch lachte, ſprang die alte Camera obscura vor den jungen Mann hin, um ihn mit ihrem Leibe zu decken.

Ein unerhörter Jubel brach bei dieſem Anblick unter dem Stamme aus; die älteren Indianer heulten und ſchrieen, die jüngeren ſangen und tanzten und machten mit ihren Inſtrumenten einen wahren Höllenlärm. Selbſt der ernſte und würdige Häuptling Silberbad drückte ſeine Hände vor den Bauch, krümmte ſich zuſammen und konnte ſich eines lauten und luſtigen Lachens nicht enthalten.

Am beſten und ruhigſten nahm das befreite Opfer ſeine Partie; allerdings war die camera obscura ziemlich alt, bedeutend bei Jahren, und von nichts weniger als ſchönem Körperbau. Trotzdem ergriff er aber

ihre Hand, ohne weiter einen Blick auf die Opferjungfrauen zu werfen, und näherte ſich dem Häuptlinge, der ihn beglückwünſchend empfing. „Und da Sie nun einer der Unſrigen ſind," ſagte er, „ſo würde ich Sie jetzt mit allen Förmlichkeiten in den Stamm aufnehmen, wenn nicht eine höhere Macht da droben unſerem Feſt ein raſches Ziel machen zu wollen ſchiene." In der That vernahm man jetzt den Donner deutlicher, auch in kürzeren Zwiſchenräumen, und der Lufthauch, der bis jetzt nur flüſternd über die Höhe geſtrichen war, ließ ſich in bedenklicheren Tönen vernehmen, und erklang wie ein Lied: „Sturmprophezeiung mit Brummchor, bei welcher Introduktion die alte Camera obscura raſch ihr Opfer verließ, um nach ihren Geräthſchaften zu ſchauen, die von den wilden Männern eben den Berg hinabgetragen wurden.

„Jedenfalls hat es uns ſehr gefreut, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben," ſagte Silberbad immer noch mit der Würde des Indianerhäuptlings, „und hoffen wir, daß auch Sie ſich auf der heiteren Seite immer als zum Stamme gehörig betrachten wollen."

„Ich wünſche mir nichts Angenehmeres; wie aber bin ich im Stande, die Mitglieder eines Stammes wieder zu erkennen, die ſich im gewöhnlichen Leben ſo ganz anders zeigen werden, als bei dieſem heiteren Feſte?"

„Das iſt ſehr ſchwierig, Ihnen zu erklären, denn um mit den geheimen Erkennungszeichen vertraut gemacht zu werden, müßten Sie dem Stamme ſchon länger angehören, vertrauen Sie alſo dem Zufalle, junger Fremdling, und laſſen Sie uns hier in aller Freundſchaft ſcheiden — — und es iſt wahrlich Zeit," ſetzte er, an den Himmel blickend, hinzu, „daß wir uns auf den Weg machen — Negativ hat leider doch wieder einmal Recht gehabt."

Der Wind ſauste und pfiff hier auf der Höhe ſchon in allen Tonarten, die Fichten begannen ſich bedenklich zu ſchütteln, und ſelbſt die zwei der mächtigen Buchen fingen an ſich langſam und majeſtätiſch zu bewegen. Dann kamen allerdings auch wieder plötzliche Ruhepunkte, ſo daß der geringſte Hauch erſtorben ſchien, doch zeigten ſich jetzt ſchon Vorläufer dunklen, drohenden Gewölkes über den Baumgipfeln.

Der Häuptling hatte dem jungen Maler ſeine beiden Hände zum Abſchied gereicht und wandte nichts dagegen ein, als Jener erklärte, er werde die Geſellſchaft bis zu den Booten geleiten, um wenigſtens Zeuge ihres glücklichen Einſchiffens zu ſein; dann hatte er ſich zu ſeinem Pony begeben, der trotz ſeiner Ruhe und Behaglichkeit jetzt dennoch zuweilen leicht mit dem Vorderhufe ſcharrte und die Naſe in den Wind erhob. Er zog ihm

den Sattelgurt feſter und löste ſeinen Regenmantel aus den Schlaufen hinter demſelben; dann warf er den Zügel über den Arm und begann mit der Geſellſchaft den Berg hinabzuſteigen, wobei er indeſſen nicht unterließ, auf einem Vorſprung unterhalb der Waldwieſe ſtehen zu bleiben, und einen großen Theil der Sonnenkinder an ſich vorüber ziehen zu laſſen. Wenn ſich auch ihre Anzüge bedeutend verändert hatten — die meiſten nämlich hatten ihre Sommerröcke, Ueberzieher und dergleichen angezogen, wie es ſich gehört, waren auch wieder mit den hiezu paſſenden Kopfbedeckungen verſehen, ſo daß der Cylinder oder der breitkrämpige Strohhut den Federbüſchel der geweſenen Rothhaut vollſtändig deckte — ſo war ihr Humor doch friſch und unverwüſtet und es hinderten ſie die ſchwarzen Wolken nicht, zu Zweien und Dreien Arm in Arm dahin zu ziehen und luſtige Lieder zu ſingen. Am vollſtändigſten war die Verwandlung bei dem weiblichen Theil des Indianerſtammes vor ſich gegangen, und hätten die meiſten von ihnen ſich, wie ſie jetzt waren, in den bevölkertſten Straßen der Stadt können ſehen laſſen, ebenſo wie es auch bei unſern heutigen ungeheuerlichen Damentrachten im fabelhafteſten Schnitt und den grellſten Farben oft nichts weiter braucht, als ein paar Federn hinter's Ohr oder einen goldenen Naſenring, um bei irgend einem

verließ hier die breite Straße und trieb seine Thiere, um den Weg abzukürzen, einen ziemlich steilen Felsenpfad hinab, was für uns Reiter nichts weniger als angenehm war. Von einem Wege war hier eigentlich nicht die Rede: bald ging es durch das Bett eines kleinen Baches, über Rollkiesel, bald über breite Felsenplatten, die so glatt waren, daß ich jeden Augenblick erwartete mit meinem armen Esel in die Tiefe zu rollen. Dabei wollte uns der spanische Tyrann nicht einmal absteigen lassen, stachelte vielmehr die Thiere immerfort, schnalzte dazu mit der Zunge und sprang in großen Sätzen nebenher. Daß wir ohne Unfall hinabkamen, betrachtete ich als ein Wunder; denn rückwärts blickend sah ich die Wand, welche wir herabgekommen waren, in erschreckender Steilheit aufsteigen.

Unten bogen wir wieder in die breite Chaussee ein und betraten zu gleicher Zeit den Anfang des Passes von Despeña-Perros, — eine wilde Schlucht von steilen, viele hundert Fuß hohen Felsen gebildet, an deren einer Seite die Straße in malerischen Wendungen hinführt. Sie ist auch hier vortrefflich unterhalten, für die Durchlassung der Wasser, die von den Felsen herabrieseln, ist aufs beste gesorgt, und an manchen Orten ist sie auf kühnen Bogen über die tiefen Schluchten weg geführt, welche die großen Gebirgswasser zur Zeit des Winters in die Felsen gerissen haben. Auf der linken Seite trennt uns vom Abgrunde eine hohe steinerne Brustwehr. Zur rechten Seite der Straße erheben sich die zerklüfteten Steinwände eines Glimmerschiefers in senkrechten Schichten, dessen rothe Farbe auffallend gegen das dunkle Grün der Stacheleichen und Pinien absticht, welche auf einzelnen Terrassen, namentlich aber in den Schluchten des Gebirges wachsen. Wo sich diese, besonders auf der westlichen Seite des Passes hin und wider erweitern, unterbrechen einzelne große grüne Rasenplätze, jetzt von Pflanzungen zierlicher Eriken umsäumt, im Frühjahr aber beschattet von blühenden Mandelbäumen, den düstern Charakter der Gegend. Hier weiden Viehherden, und der mächtige Toro der Sierra Morena, der gewaltige Kämpfer auf dem Stierplatze,

kannibaliſchen Volksſtamme als moderne Schönheit erſten Ranges zu gelten.

Daß die Blicke des jungen Malers die ſchöne Silberblüte ſuchten, iſt eben ſo begreiflich, als daß er ſich jetzt ſtärker zu ihr hingezogen fühlte, als wenn ſie ihn ſtatt der alten Camera obscura vom Opfertode errettet und ſo ihre Zuneigung bewieſen hätte. So iſt nun einmal das menſchliche Herz, und beſonders das Herz eines jungen Mannes, dem es nachgerade langweilig geworden, von den Weibern ſtets vorgezogen und verhätſchelt worden zu ſein. Er ſehnte ſich zur Abwechslung einmal nach Thränen, und hätte die duftigſte Roſe dafür weggeworfen, wenn einmal ein Dornzweig keck genug geweſen wäre, ihm tüchtig die Haut zu ritzen.

Als er ſo daſtand und den Stamm an ſich vorüberziehen ließ, deklamirte plötzlich eine tiefe Baßſtimme:

„Die Ihr ſuchet, trägt den Schleier,
Iſt des Himmels Braut,"

und als er ſeitwärts ſchaute, erblickte er Negativ, dicht verhüllt in einen grauen Plaid, der ihm auch als Kapuze diente, im Arme die Bundesfahne tragend, ſowie ein paar zuſammengebundene Bierkrügel, wodurch er zugleich mit ſeinem finſtern Geſichte das Bild eines Druiden gab, welcher Tempelſchätze vor dem heranſtürmenden Feind errettet.

„Wenn ich nicht wüßte," rief ihm der Maler nach, „daß Du der Geist bist, der stets verneint, so würde ich Dir glauben, und alles Suchen aufgeben; so aber hoffe ich noch glücklich zu sein — — halt, schöne Jungfrau," wandte er sich gleich darauf an eine dicht vermummte Gestalt, welche die Kapuze ihres Regenmantels tief über die Augen herabgezogen hatte und neben ihm vorbei durch das Gebüsch schlüpfen wollte; er hatte an ihrem Handgelenke, da sie in diesem Augenblicke ihr Gewand vorn ein klein wenig erhob, eine goldene Spange glänzen sehen, die er früher lange und aufmerksam betrachtet, — „sei so freundlich, schöne Silberblüte, und laß mich Dich wenigstens bis zum Ufer des Sees begleiten, wo wir uns ja ohnedieß, wenigstens für heute, trennen müssen."

„Und wohl für immer," klang es unter der Kapuze hervor, wohl mit derselben Stimme, aber in einem andern, weit ernsteren Tone als früher.

„Das Spiel ist aus," sagte sie, „und wohl für immer; denn statt muthig in den Tod zu gehen, wohin ich Dir vielleicht gefolgt wäre, hast Du es vorgezogen, Dein Leben der alten Camera obscura zu verdanken."

„Du sagst, das Spiel sei aus, und doch setzest Du's fort, indem Du mir sehr ungerechtfertigte Vorwürfe

machſt. Was hat ſo plötzlich Dein Herz in Stein verwandelt, daß Du ſelber nicht den Verſuch machteſt, mich zu retten?"

„Deine Gewißheit, daß ich es thun würde; ich ſah das wohl in Deinem zuverſichtlichen Blick und dem leichtfertigen Zucken Deiner Mundwinkel."

„Du überlegſt und entſcheideſt ſcharf für eine Tochter des Waldes."

„Was Du Ueberlegung nennſt, iſt nur die natürliche Sprache meines Herzens."

„So ſpricht alſo Dein Herz doch noch für mich?"

„Aber nicht ſo, wie Du es vielleicht wünſcheſt."

Bei dieſen letzten Worten ſchlüpfte ſie, eine Abzweigung des ſchmalen Fußpfades benützend, raſch an ihm vorüber, und wenn er ihr hätte folgen wollen, ſo hätte er den Doppelpony ſeinem Schickſal überlaſſen müſſen, denn dieſer war ein wenig ſtörrig geworden und bewegte auf dem ſteil abfallenden Weg ſeine Füße mit einer eigenſinnigen Langſamkeit, ja, er würde zu ſpät an den Landungsplatz gelangt ſein, um das Einſchiffen mit anzuſehen, wenn ſich dieß bei der ſchon hoch gehenden See dadurch nicht ſehr verzögert hätte. Wo aber war das junge Mädchen geblieben, das ſein Intereſſe jetzt wieder in ſo hohem Grade erregt hatte, nicht nur durch die Worte, die ſie zu ihm geſprochen, ſondern auch durch

die ernſte, vornehme, ja hochmüthige Art und Weiſe, wie ſie dieſe Wort betont?

Es mochten vielleicht zehn bis zwölf Boote am Ufer liegen, darunter einige von anſehnlicher Größe, mit drei bis vier Ruderern bemannt; dieſe drängten zum Einſteigen, indem ſie auf die dunkeln Wolken zeigten, die faſt ſchon das ganze Blau des Himmels verſchlungen hatten und die, je mehr ſie ſich ausbreiteten, um ſo raſcher vom Winde dahingejagt wurden. Doch litt der große Häuptling Silberbad, der, dicht am Ufer ſtehend, die Einſchiffung leitete, durchaus keine Eile und Ueberſtürzung. „Jeder von euch," befahl er mit lauter Stimme, „hat im gleichen Boote, das ihn hierher gebracht, denſelben Platz wieder einzunehmen, und dann übernehme ich alle Verantwortung. Sollten wir auseinander kommen, ſo ſchadet das auch nichts; jeder Schiffer weiß, wo wir das Dampfboot beſteigen müſſen, und wir haben Zeit genug vor uns."

Vergeblich ſpähte auch hier der junge Maler nach der Geſtalt im grauen Regenmantel, mit der er vorhin geſprochen; in dem Boote, welches ſoeben abſtieß, war ſie eben ſo wenig, wie in dem, welches ſich am Landungsplatze langſam füllte. Hatte es ihm doch keine große Mühe gemacht, die anderen drei Opferjungfrauen, trotz ihrer Umhüllung von Shawls und Mänteln, zu

erkennen, nur ſie war unauffindbar, und er hätte doch noch ſo gerne ein paar freundliche Worte mit ihr geplaudert.

Da ſtand Negativ etwas ſeitwärts von den Uebrigen an einer Buche gelehnt, der Tempelſchätze entledigt, dicht eingewickelt in ſeinen grauen Plaid. Zu ihm trat der junge Maler und bot ihm eine Cigarre an, welche aber der finſtere Häuptling mit der Bemerkung ablehnte, daß er ſich das Rauchen, als unnöthige und ſchädliche Verſchwendung, ſchon längſt abgewöhnt.

„Bei ſolchen Geſinnungen," erwiederte der Andere, „dürfte man ſich auch wohl wundern, Sie hier einem ſolchen Feſte beiwohnen zu ſehen."

„Was wollen Sie, man muß mit den Wölfen heulen, und wenn man einmal einer ſolchen Geſellſchaft, welche auch ihre ernſten und guten Seiten hat, angehört, ſo kann man ſich nicht von allen Tollheiten derſelben zurückziehen; es iſt eben ein moraliſcher Zwang, oder meinen Sie vielleicht, daß ich ganz aus freiem Willen den Narren mache und mein Geſicht bemale? — — dabei iſt es aber für mich ein wonniges Gefühl," ſetzte er mit einem grimmigen Blick gegen die dunklen Wetterwolken hinzu, „wieder einmal Recht behalten zu haben, und wenn wir noch einen tüchtigen Regenguß kriegen, woran ich nicht zweifle, ſo kann ich bei der nächſten Veran-

laſſung triumphirend auf die heutige Indianerfahrt hinweiſen."

„Ich kann ſie nicht verunglückt nennen, ich habe mich außerordentlich amüſirt."

„Das glaub' ich wohl," erwiederte Negativ mit einem boshaften Lächeln, „wenn man ſo glänzende Eroberungen macht."

„Die alte Camera obscura habe ich wohl Ihrer Güte zu verdanken?"

„Ich ſchmeichle mir, etwas Schatten in Ihren Sonnenſchein gemiſcht zu haben."

„Gut, und ich danke Ihnen für dieſe Abkühlung; aber Sie werden mir doch die Frage erlauben, wer meine Retterin eigentlich iſt?"

„Daß weiß ich nicht."

„Oder wie die ſchöne Opferjungfrau heißt, die ſich Silberblüte nannte, eine Tochter des großen Häuptlings?"

„Das weiß ich eben ſo wenig."

„O," rief der junge Maler erſtaunt, „Sie kennen nicht einmal die Mitglieder Ihrer Geſellſchaft?"

„Ob ich die kenne? — mit allen ihren Tugenden und Fehlern, doch nicht ein Drittel von dem, was ſich da unten einſchifft, gehört zu unſerer Geſellſchaft. An feſtlichen Tagen, wie der heutige, ergehen Einladungen

an Freunde und Gönner, und da die Feste unserer Künstlerschaft mit Recht berühmt sind, so drängt man sich dazu, amüsirt sich dabei, und genießt gemeinschaftlich Sonnenschein und Regen." Bei den letzten Worten hob er seine Hand in die Höhe und betrachtete mit großem Vergnügen einen dicken Tropfen, der an seinem Zeigefinger herablief, worauf er einen andern, den er auf der Nase spürte, dort ingrimmig verwischte und so die rothen und schwarzen Striche in ein sehr unvortheilhaftes Durcheinander brachte.

„Wenigstens werden Sie doch so freundlich sein, mir zu sagen, wo die Dame geblieben ist?"

„Wer — die Camera obscura?"

„Meinetwegen auch — aber die andere; ich sah sie vorhin in einem grauen Regenmantel, den ich aber jetzt nicht mehr aufzufinden vermag."

„Ja, die," — gab Negativ zur Antwort, indem er scharf umherblickte — — „das ist ein Chamäleon, welches jeden Augenblick die Farbe wechselt. Sie ist eigentlich leblos, — ein Idol."

„Wo ist sie?" fragte der Andere dringender.

„Von ihrem Blick erstarrt der Menschen Blut,"

deklamirte Negativ murmelnd,

„Sie kann ihr Haupt auch unterm Arme tragen,
Denn Perseus hat's ihr abgeschlagen."

„O, ich kenne das," rief der junge Maler mit einer abwehrenden Handbewegung, „aber seien Sie meiner Dankbarkeit gewiß, wenn Sie mir sagen, auf welchem der Schiffe ich sie finden kann."

„Da das vielleicht später einmal Unheil geben könnte," sprach Negativ, mehr zu sich selber, als zu dem ungestüm Fragenden, „so kann ich sie Ihnen wohl in einer ihrer wahren Gestalten zeigen — — sehen Sie dort das kleine und elegante Boot, weiß mit einer goldenen Wasserlinie, welches soeben, von vier Leuten gerudert, aus dem Gewühl in die freie See hinausschießt?"

„Das mit weiß und goldener Flagge — eine Frau steht aufrecht am Steuerruder, während ein Mann in einem Regenmantel und eine andere Frau im rothgestreiften Plaid auf den Ruderbänken sitzen?"

„Da haben Sie die ganze Gesellschaft bei einander, die Camera obscura und eine falsche Opferjungfrau."

„Warum falsch?"

„Weil die sichtbar gedrückte Gestalt an der Seite ihr Mann ist."

„Sie scherzen!"

„Seh' ich aus wie Jemand, der scherzt? Kann man überhaupt bei solchem Hundewetter zum Scherzen aufgelegt sein? — Ja, eilen Sie nur an's Ufer und schauen

ihr nach," rief er mit einem eigenthümlichen Lachen, „ſtürzen Sie ſich mit Ihrem Pferde in die Flut, um ihr nachzuſchwimmen."

„Die wilden Wellen verſchlingen
Am Ende Schiffer und Kahn,
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan."

Soweit kam es nun mit dem Jüngling allerdings nicht, obgleich er, ſein Pferd loslaſſend, auf einen Baumſtamm ſprang, der ziemlich weit in den See hinausreichte, gerade in dem Augenblick, als der weiße Nachen unter kräftigen Ruderſchlägen vorüberſchoß. Er erkannte die Alte, die ihn vom Pfahle errettet, aber es war ihm unmöglich, in der hohen Frauengeſtalt, die ſo ſtolz aufrecht am Steuer ſtand und das Schifflein regierte, auch nur eine Spur der Opferjungfrau wiederzufinden. Die Dame hier hatte einen weiten braunen Mantel, mit feinen Goldfäden durchwebt, um ihre Schultern geſchlungen, und auf dem Kopf ein ſchwarzes Sammthütchen mit einer hinten lang herabwallenden grauen Feder; ihr Geſicht war von edlem Schnitt, jugendlich ſchön, und als ſie jetzt, ſich gegen die Schiffe zurückwendend, mit erhobener Hand die Sonnenkinder grüßte, leuchteten ihre Augen und zwiſchen ihren leicht geöffneten Lippen tönte ein lautes „Evoe" — hervor.

Ihn, welcher dicht am Ufer ſtand, ſah ſie nicht oder wollte ihn nicht ſehen, konnte das auch im nächſten Augenblicke nicht mehr, denn nun ſchoß das Boot in einem kleinen Bogen in den wild bewegten See hinaus und tanzte bald nachher ſchon ziemlich fern auf den Wellen.

Wo war aber die ruhige Seefläche von heute Morgen geblieben? Wo das milde Glänzen der Flut unter dem wolkenloſen, tiefblauen Himmel? Alles verſchwunden und verſchwommen! Der wunderbare Frühlingstag war verſchlungen worden von einem neu entſtehenden Chaos. Zuerſt waren es die gewaltigen Gebirgsmaſſen im Süden, welche düſter und drohend dieſe Wetterveränderung anzeigten, die gerade ſo erſchienen, als ſeien ſie es, die dem freundlichen Sonnentag den Krieg erklärten. Da ſtanden ſie, in Dunſtſäulen gehüllt, die in phantaſtiſchen Formen hoch über ihre Häupter hinausgingen, abenteuerliche Helmzierden bildend, während glänzende Wolkenſchichten, tief unter die Felskuppen herabgedrückt, wie leuchtende Waffen erſchienen in den Händen jener Bergrieſen. Auch waren ſie erſchreckend nahe gerückt in ihren grauen Nebelmänteln, und man glaubte ſie ſichtbarlich heranſchweben zu ſehen mit der dunklen Wetterwolke rings um ſie her, in der ſchon falbe Blitze leuchteten. Dann kam der Wind und fuhr mit klagen-

wetzt ſein Horn an den Stämmen der Eichen, ſcharrt die Erde und ſchaut brüllend nach dem vorüberziehenden Reiſenden empor.

Hin und wider gewährten uns die Wendungen der Straße noch einen Rückblick auf die rothe, kahle Ebene der Mancha bis nach dem fernen Caſtell des alten Conſuegra und den Hügeln von Val de Peñas. Ich erinnere mich nicht, je Abbildungen dieſes Paſſes geſehen zu haben, und doch wäre das eine der dankbarſten Aufgaben, die ſich ein Maler ſtellen könnte; namentlich eine Strecke weiter oben ſahen wir einen Punkt, wo die Chauſſee unter überhängenden Felſen dahinzieht, hoch auf der ſteilen Wand des Abgrundes. In der Höhe ſcheint die Straße plötzlich aufzuhören, und dort erhebt ſich zur linken Seite derſelben, aus der nebenliegenden Schlucht aufſteigend, ein gewaltiger Felszacken, der mit einem kleinen Wachthaus der Guardias Civiles gekrönt iſt und den Mittelpunkt der wilden Landſchaft einnimmt. Den Hintergrund bilden die ſteilen Felswände mit den Zickzacklinien der Straße, die hoch auf die Höhe führen, bis wo die erſten Häuſer des Dörfchens Santa Elena freundlich herabſchauen. Hier iſt die Gränze zwiſchen der Mancha und Andaluſien; ſie iſt durch einen uralten Stein bezeichnet, worauf auf der caſtiliſchen Seite die Worte virgen del ſagrario de Toledo, und auf der andaluſiſchen die Santa faz de Jaen eingehauen ſind. Dieſe bezeichnet das Schweißtuch der h. Veronica, was man in Jaen zeigt, jene das in der Kathedrale von Toledo ſo hoch verehrte Muttergottesbild.

Obgleich es heute Morgen empfindlich kalt geweſen war, ſo hatten wir doch jetzt um die Mittagszeit ſo heißen Sonnenſchein, daß wir uns gegen die brennenden Strahlen ſchützen mußten und zu dieſem Zwecke unſere Taſchentücher nach Art der Beduinen unter dem Hut um den Kopf legten. Da es in dem erwähnten Paß auch längere Zeit aufwärts ging, ſo rutſchten wir von unſern Eſeln hinab und ſchritten zu Fuße, uns an dem wahrhaft prachtvollen Anblick der wilden Schlucht erfreuend. Außer uns und unſern Treibern war weit und breit keine menſchliche Seele, und tiefe Stille lag über dieſen Felſengründen. Die Sierra Morena

dem Laut über Baum und Busch, über die rasch unruhig werdende Seeflut, über die bunten Moose auf den Abhängen, über die rothen und blauen Blumen dort im weiten Gebüsche des Ufers, Alles unsanft vor sich niederdrückend, als Vorläufer des wilden Gewittersturmes. Woher die Wasser so plötzlich und gewaltig in dem See aufkochen ohne alle fühlbaren Uebergänge, wer kann es sagen? Aber es ist so; die so eben noch sanft bewegte Flut bildet lange, rollende, schäumende Linien mit weißen Wellenkämmen, die sich zornig überstürzen und hoch emporspritzen, wo sie einen Widerstand finden, wie dort an dem schaukelnden Boot, noch mehr aber an dem felsigen Ufer, das von ihnen förmlich mit Wasserströngen gepeitscht wird und übergossen mit schäumendem Gischt. Entsetzt zittern und beben die Schifferhütten, die Stege, Dämme und Uferbauten aller Art, und die wohl angeschlossenen und wohlverwahrten Boote zucken ängstlich an ihren Ketten und ducken sich furchtsam in die fernsten Ecken unter den bebenden Dächern, wie vielleicht nächtlicherweise der Hofhund, wenn um's alleinstehende Gehöft die wilde Jagd auf Sturmesflügeln daherbraust.

Die kleine Flottille, auf der sich die Sonnenkinder befanden, hatte sich glücklich schon eine gute Strecke vom Ufer entfernt, als der Wettersturm in seiner vollen

Wuth ausbrach, so daß sie von den Felsen des Ufers nichts mehr zu befürchten hatten, wogegen der niederprasselnde Regen auch sie eben so wenig verschonte, als unsern jungen Maler auf seinem Doppelpony, der nun, trotz seines Regenmantels, triefend vor Nässe am Uferrande dahin galoppirte. Da waren die Villen, die er heute von oben gesehen, da war auch die Pension, von der ihm sein Freund gesagt, und fast überall sah er neugierige Gesichter an den Fenstern der unteren Veranden; Alle schienen mit wahrem Hochgenuß so trocken und so behaglich in das wilde Wetter hinaus zu schauen, in den sprühenden Regen, auf die übervollen, gurgelnden Dachrinnen und auf den einsamen Reiter, dessen Pferd, wie vom Winde gepeitscht, vorüberflog.

Siebentes Kapitel.

Das Innere des Hauſes.

Beide, ſowohl der Reiter als auch der Doppelpony, waren hoch erfreut, als ſie das hohe Portal des Eingangs zum Park von Bucheneck erreicht hatten und der letztere dort etwas geſchützt unter der breitäſtigen Kaſtanienallee auf dem weichen Sandwege dahin galoppirte. Bald ſchimmerte auch ſchon das Schloß zwiſchen den Büſchen hervor, und dann ging es, an dieſem vorüber, den ſeitwärts gelegenen Stallungen zu, wohin das dampfende Pferd begreiflicherweiſe eigenſinnig trieb und worin ihm der Reiter ſeinen Willen ließ. Dort ſchwang er ſich aus dem Sattel und ging die paar Schritte zu Fuß nach dem Hauſe zurück.

Auch der Herr des Schloſſes war zu Pferd draußen im Wald und auf den Feldern geweſen, wie der Diener ſagte, während er dem jungen Maler den triefenden

Regenmantel abnahm, und eben ſo durchnäßt nach Hauſe gekommen, „woraus ſich aber der gnädige Herr durchaus nichts machen,“ ſetzte er hinzu, „denn je ärger das Wetter iſt, um ſo lieber reitet er in den Wald hinaus, oder am Seeufer entlang.“

Es iſt ein ſehr angenehmes Gefühl, nach einem ſolchen Ritte wieder in ſeinem behaglichen Zimmer zu ſein, ſich gründlich umzukleiden, und dann trocken und geſchützt in ein ſolches Unwetter hinaus zu ſchauen, beſonders wenn es mit doppelter Kraft zu wüthen ſcheint, als wolle es ſeinen Grimm über die ihm entgangene Beute an den ächzenden Bäumen und den ſcharfen Mauerecken, aber vergeblich, austoben.

Prachtvoll war das Schauſpiel des wild empörten Sees, und nicht ſelten ſprühten ſeine weißen Wellenſpitzen über die Gebüſche des Ufers; dabei lag Dunſt und Nebel auf dem Waſſer, verſchleierte das gegenüberliegende Ufer gänzlich und ließ den See wie das weite, weite Meer erſcheinen.

Dabei verurſachte es dem Maler ein unbehagliches Gefühl, wenn er der armen, vor Kurzem noch ſo luſtigen Sonnenkinder gedachte, die, vom Wind und Regen gepeitſcht, wohl kaum ſchon einen ſchützenden Hafen erreicht hatten. Was das andere Boot anbelangte, das mit der weiß und gelben Flagge, ſo bemühte er ſich,

obgleich vergeblich, nicht daran zu denken; doch gelang es ihm nur, das Bild der aufrecht ſtehenden, hochmüthig blickenden Frauengeſtalt zuweilen aus ſeinem Gedächtniß zu verwiſchen und nur die andere Doppelgängerin, welche ihm den Blumenkranz auf das Haar gedrückt und ihn dabei mit ſo leuchtenden Augen angeſchaut, vor ſeinem inneren Blicke erſcheinen zu laſſen, und dann ſpähte er beſorgt auf den wogenden See hinaus, obgleich er wohl die Unmöglichkeit erkannte, jetzt noch etwas von dem gewiß ſchon ſehr fernen Boote zu entdecken. Dorthin hatte es ſeine Richtung genommen, und im Geiſte ſah er es ſich kräftig durch die Wogen durcharbeiten bis weit, weit hinüber an irgend eine Stelle des andern Ufers, wo breite Marmortreppen in's Waſſer gingen, wo es anlegte, und wo Dienerſchaft bereit ſtand, um den Fuß der ſtolz blickenden Frau durch untergebreitete Teppiche vor dem Naßwerden zu bewahren. — — Doch nein, ſo mochte er ſich nicht der entſchwundenen und ſo eigenthümlich verwandelten Silberblüte erinnern; lieber, viel lieber, ja mit einem innigen Intereſſe folgte er in ſeinen Phantaſieen dem entſchwundenen Boote, wie es in eine kleine Bucht hineinſchoß, dort unter hohen Bäumen in der Nähe eines kleinen, einfachen Hauſes anlegte, wo die junge Indianerin leicht an's Ufer ſprang und dort, ein paar Sekunden rückwärts ſchauend, ſtehen

blieb. — Ja, wenn er die Augen ſchloß, ſah er ihre reizende Geſtalt in dem maleriſch eng anliegenden Kleide und ihr Geſicht ohne die garſtigen Striche der Tättowirung, mit den friſchen Lippen, den ſchönen Zähnen und den leuchtenden Augen — — und dann war es doch plötzlich wieder die Andere, ſcheinbar höher, ſchöner, mit kalten und doch wieder ſo heißen, faſt unheimlichen Blicken, anziehend und abſtoßend, in dunklem, metalliſchem Glanze leuchtend, wie die gleißende Giftbeere der Belladonna.

Gleich darauf aber mußte er ſelbſt wieder lächeln über ſeine tollen, lebhaften Phantaſieen, ſowie über ſeine leidige Sucht, die alltäglichſten Erlebniſſe romantiſch und poetiſch auszuſchmücken; ja, als er ſpäter nach dem Eſſen bei Dagobert ſaß und hier, behaglich ſeine Cigarre rauchend, erzählte, was er am heutigen Tage erlebte da bemühte er ſich, Alles zu vermeiden, was nur im Entfernteſten für Uebertreibung hätte gelten können, und erzählte die Einzelnheiten des Künſtlerfeſtes einfach, ohne jede poetiſche Ausſchmückung.

Daß er dabei nicht umhin konnte, der hübſchen Silberblüte zu gedenken, die ſich ſpäter anſcheinend in eine vornehme Dame verwandelte, war ſelbſtverſtändlich, doch hob er dieſe Begegnung durchaus nicht beſonders hervor, und that wohl abſichtlich nicht ſo, als gedenke er

derſelben mit größerem Intereſſe, als des großen Häuptlings Silberbad oder des düſteren Negativ, ja ſelbſt als der alten Camera obscura.

Dagobert war im Walde geweſen und ſchilderte lebhaft und anſchaulich, wie er ſich lange allein bemüht, einen kaum angefangenen Steg vor der Gewalt des herabſtürzenden, durch den Regen plötzlich angeſchwollenen, wilden Baches zu ſchützen, wie er mit einer faſt an Eigenſinn grenzenden Ausdauer die Balken unterſtützt und lange gehalten, eine ihm ſelbſt unbegreifliche Wichtigkeit darein legend, und wie es ihm endlich gelungen ſei, einen am Rande des Baches liegenden Felsblock in's Thal hinabzurollen, um ſo dem ſchäumenden Waſſer einen Abweg zu bahnen. „Der Steg iſt gerettet," ſagte er, tief aufathmend, mit ſeltſamem Blick und Ton, „und da ich ihn morgen durch Querbalken ſolid zu verbinden hoffe, ſo können wir ihn doch noch, wenn es der Himmel nicht ſonſtwie verhindert, überſchreiten. — — Hätteſt Du mich aber geſehen, wie ich zurückkam, zerriſſen und zerſchunden, ſo würde ich Dir das prächtigſte Modell zu einer Vogelſcheuche geweſen ſein."

„Und nach allem Dem, was wir erlebt," ſagte der Maler luſtig, „nun hier wieder behaglich an dem heute nicht zu verachtenden Kaminfeuer ſitzen zu können, iſt

doch wahrlich beneidenswerth. — Glaubst Du, daß wir Regenwetter behalten?"

„Einen Tag gewiß."

„Gut, so werde ich morgen fleißig arbeiten, Deinen Stegbau skizziren und sehen, was ich aus der Erinnerung von dem heute erlebten Künstlerfeste noch zusammenzubringen vermag."

Als der junge Maler später in seinem Bette lag, konnte er lange Zeit nicht einschlafen, theils weil ihn die Sonnenkinder in allen möglichen Gestalten umgaukelten, mehr aber noch, weil das gewaltige Rauschen des Sees, sowie das Sausen und Brausen in den majestätischen Bäumen, welche das Haus umstanden, für ihn ungewohnte Töne waren. Das Gewitter war allerdings schon längst vorübergezogen, doch schien der Sturm, der die Wellen zu einer fast unbegreiflichen Höhe emporgetrieben, nun in den Schluchten der Bergesabhänge hin und her zu irren und keinen Ausweg finden zu können; bald heulte er von Süden um die Ecken des Schlosses, um dann wieder von Osten hereinzubrechen, wobei er die uralten Buchen und Eichen schüttelte, als seien dieß nur niedrige Wachholderbüsche, um dann zur Abwechslung in ruhigeren Augenblicken volle Ladungen schwerer Regentropfen prasselnd gegen die Mauern des Schlosses und die wohlverwahrten Fensterläden zu schleudern.

Das Gefühl der Behaglichkeit, welches uns unwillkürlich überkommt, sowie wir hinter festen Mauern dem Brausen des Sturmes lauschen, und welches, wenn es uns auch Anfangs erregt, doch in Kurzem seine einschläfernde Wirkung nicht verfehlt, that dieß auch bei dem müden Gaste des Schlosses, um ihn darauf in ein Traumleben einzuführen, aber mit ganz anderen, und deßhalb für ihn uninteressanten Bildern, als die der Erlebnisse des heutigen Tages.

Am andern Morgen wollte scheinbar die Dämmerung nicht weichen, denn statt des glänzend blauen Himmels, der in den vorangegangenen Tagen sein Zimmer schon in den frühesten Morgenstunden mit Licht erfüllt, blickte ihn heute eine graue Nebel- und Wolkendecke an, deren einzige, unbehagliche Abwechslung der langsam und gleichförmig niedertropfende Regen war, ein Regen, unter dessen hartnäckiger Langweiligkeit sich die ganze Landschaft beugte und geduldig litt. Ging doch selbst der gestern noch so blaue und glänzende See auf diese trostlose Nebel- und Regenphantasie ein, zeigte das gleiche graue, grämliche Gesicht, wie der verdrießliche Himmel, und ließ dort in der Ferne dichte Dunst- und Nebelschleier aufsteigen, als wolle er sein Elend hinter denselben verbergen. Die hohen, fernab liegenden Bergriesen hatten Aehnliches schon längst gethan und saßen

verborgen hinter dichten Wolkenſchichten, geduldig wartend, bis das Regenwetter vorüber ſei, und ließen ſich derweil Märchen erzählen von den murmelnden Bergwaſſern. Die alten majeſtätiſchen Bäume, welche das Schloß umſtanden und die ſich geſtern ſo tapfer gewehrt hatten und ſo hartnäckig widerſpenſtig geweſen waren gegen die Anmaßungen des unverſchämten Windes, und mit den Zweigen um ſich geſchlagen, wenn er es gar zu arg gemacht, ſchienen jetzt alle Kraft und Luſt zum Widerſtande verloren zu haben, und bewegten kaum merklich ihre naſſen, glänzenden Blätter und triefenden Zweige unter dem eintönigen Geräuſche der langſam, aber beharrlich niederfallenden Regentropfen. Selbſt die ſonſt heiteren Waldvögel hielten ſich ſtumm und verdrießlich in der Nähe ihrer Neſter, mit alleiniger Ausnahme eines lüderlichen Finken, dem dieſes naſſe Wetter gerade recht zu ſein ſchien, und welcher, behend durch die Zweige ſchlüpfend, durch ſein eintöniges Geſchrei immer noch mehr Regen prophezeite.

Der junge Maler ſtand lange an ſeinem Fenſter, dem einförmigen Fallen der Regentropfen zuſchauend, oder ein Boot, das im See nebelhaft vorüberzog, wie eine angenehme Abwechslung begrüßend. Er hätte gern ein paar Stunden mit Dagobert verplaudert, doch war der gnädige Herr, dem gerade ein ſolches Regenwetter

hat vor andern Gebirgen Spaniens den Vorzug, daß ihre Thäler und Schluchten dicht bewachsen sind, und zwar meistens mit Gebüschen von dunkelgrünem, glänzendem Laube, als: Stechpalmen, Pinien, Rosmarin, welche ihr selbst in der Nähe ein schwärzliches Aussehen geben und woher auch wohl ihr Name kömmt, denn Sierra Morena heißt: das schwarze Gebirge. Aber auch andere Bäume und Gesträuche wachsen hier in großer Anzahl; überall sieht man Steineichen, Eriken mit schönen Blüthen, Erdbeerbäume und Farrenkräuter, und wie wir so dahinwandelten im heißen Sonnenscheine, umgeben vom Grün durch alle Schattirungen, so war es uns, als sei der Winter vergangen und als befänden wir uns auf einmal mitten im Sommer. Doch gingen wir ja auch der schönen Jahreszeit und dem herrlichen Süden entgegen, und unser Begleiter, der neben uns her schritt und bemerkte, daß uns bei dem Bergsteigen recht heiß wurde, sagte, hier sei es kalt, aber sobald wir erst auf der andern Seite des Gebirgs angekommen sein würden, sollten wir erst fühlen, was eine andalusische Sonne sei.

Schon während des ganzen Morgens hatte sich in Horschelt starke Jagdlust geregt beim Anblick großer Raubvögel, die von den Felsen her über den Weg und wieder zurückstrichen, und ich hatte ihn kaum davon abgehalten, sein Pulver unnütz zu verschießen; hier aber, als wir gegen die Höhe des Passes kamen, und ein stolzes Adlerpaar nicht hundert Fuß über uns langsam und majestätisch um die Felszacken schweben sahen, ließ er sich nicht länger halten, machte sich fertig und schoß eine Kugel in die Höhe; leider hatte er aber nicht, wie der Jäger Caspar im gleichen Falle, eine trächtige Blindschleiche geladen, die Steinadler unterbrachen nicht ihren stolzen Flug, noch viel weniger kam einer auf den Boden herab, wogegen dem Schützen ein ironisches Lächeln von Seiten unseres Begleiters nicht erspart wurde, in welches auch die umliegenden Felsen einzustimmen schienen. Horschelt schoß noch einigemal mit gleichem Erfolg; er traf nicht, da das Gewehr nach meiner Ansicht zu schlecht construirt und die Entfernung

ein Leckerbiſſen ſei, wie ſich der Bediente ausdrückte, ſchon frühe in den Wald geritten, und werde auch wohl ſo bald nicht nach Hauſe zurückkehren.

Zuerſt wollte er ſich hierauf einreden, es hätte ihm gleichfalls Vergnügen gemacht, ſich die Natur in ihrem großen Negligé in der Nähe zu betrachten, und auf dem Doppelpony mitzutraben; dann aber erinnerte er ſich plötzlich und nicht ohne Behagen ſeines guten Vorſatzes, fleißig zu zeichnen und zu malen, und richtete ſich zu dieſem Zwecke einer jener grobkörnigen Kartons her, vor dem er indeſſen lange ſinnend ſaß, ehe er anfing, mit Kohle und Bleiſtift zu arbeiten. Zuweilen bedeckte er dazwiſchen ſeine Augen mit der Hand, um ein ſchwindendes Bild wieder aufzufriſchen, und dann ſummte er eine der Melodieen, die er geſtern gehört, in allen möglichen Tonarten leiſe vor ſich hin, wobei es wunderbar anzuſehen war, wie ſich die Striche und Linien, Schraffirtes und Gewiſchtes, zu dem reizenden Bilde einer Indianerin geſtalteten, mit den Zügen der Dame, die er ſpäter am Steuerruder ſtehen geſehen, und kräftig ihr Boot in den wogenden Wellen lenkend. Alsdann trug er Waſſerfarben auf die Zeichnung, und würde nach ſtundenlangem Schaffen mit ſeiner Arbeit wohl zufrieden geweſen ſein, wenn es ihm gelungen wäre, den Blicken der ſchönen Silberblüte jenen liebenswür-

digen, freundlichen Ausdruck zu geben, welcher ihr Geſicht beleuchtet hatte, als ſie ihm den Kranz auf das Haar drückte; ſo aber war das Geſicht, obgleich außerordentlich ähnlich, ſtreng, ernſt, faſt düſter, und er war ſchon im Begriffe, die Geſtalt mit dem weiten braunen Mantel zu bekleiden und mit dem kleinen ſchwarzen Sammethütchen, als ſich die Thüre öffnete und Dagobert eintrat.

Er hatte zuerſt die Abſicht, die Zeichnung vor den Augen deſſelben zu verbergen; doch war dieß jetzt unmöglich, weßhalb er, von ſeiner Arbeit zurücktretend, ſo unbefangen als möglich ſagte: „Ich habe mich da mit den Erinnerungen des geſtrigen Tages beſchäftigt.“

„Und haſt dabei in der That eine ſchöne Zeichnung gemacht — jedenfalls iſt Dir die Aehnlichkeit Deiner Bekanntſchaft von geſtern in ihrem Maskenkoſtüm ſehr gut gelungen.“

„Maskenkoſtüm — wahrhaftig, das iſt der richtige Ausdruck, obgleich es mich ärgert, daß es mir nicht gelungen iſt, eine beſſere und natürlichere Harmonie zwiſchen dieſem Geſicht und der Kleidung herzuſtellen; ich ſollte ein barockes Mittel anwenden und ſie ein Bischen tättowiren.“

„Es wäre Schade um dieſen eigenthümlichen und intereſſanten Kopf! Wenn Du den hellen Teint und

dieſe dunklen, faſt grünlich ſchimmernden Sammetaugen der Wahrheit gemäß wiedergegeben haſt, ſo gehört jenes dunkelbraune Haar dazu, welches bei richtiger Beleuchtung wie von Goldſchimmer durchwoben erſcheint, jenes prächtige venezianiſche Haar, wie man es auf den Bildern Tizian's und Tintoretto's findet, beſonders aber bei den Niederländern."

„Es iſt eigenthümlich, daß ich mich darauf nicht genau beſinnen kann, und doch möchte ich behaupten, ſie hätte ähnliches Haar; es leuchtete eigenthümlich im Sonnenglanze, doch ſchreibe ich das den zwiſchen hinein geflochtenen rothen Blumen zu. — Haſt Du je ein Geſicht geſehen, das Dich an Dieſe hier erinnert?"

„Nicht ganz unbekannt erſcheint es mir allerdings, das heißt ſeit ich es länger betrachtet, während es mich anfänglich gänzlich fremd mit ſeinen ſeltſamen, aber gewiß wahren Augen anſchaute; doch iſt das eben die Meiſterſchaft, mein lieber Alexander, mit der Du dieſen Kopf behandelt."

„Dieſer ſchöne Kopf — ich ſchenke ihn Dir!" rief der Maler mit komiſchem Pathos, „wie jene Königin zu ihrem Scharfrichter ſagte, als ein ebenfalls intereſſanter Kopf ihr ſehr überflüſſig erſchien."

„Und ich bedanke mich für ein ſolches Geſchenk, mein lieber Alexander, es ſind das Augen, die Einem unter

Umſtänden geſpenſterhaft erſcheinen könnten, für Dich aber iſt es eine angenehme Erinnerung und eine ſehr nützliche Studie — lege es in Deine Mappe."

„Du haſt nicht Unrecht; ich weiß überhaupt nicht, wie ich dazu kam, gerade dieſen Kopf zu zeichnen."

„Und doch hat er, Deiner geſtrigen lebhaften Schilderung nach, Dich ganz beſonders intereſſirt — — o, ich begreife es wohl, daß dieſe gefährlichen Augen auch anders zu blicken vermögen, und daß dieſe feinen Lippen verführeriſch erſcheinen, wenn ſie ein freundliches Wort ausſprechen!"

„So hätte ich ſie auch auffaſſen ſollen, aber es ging mit dem beſten Willen nicht; will's vielleicht nächſtens noch einmal verſuchen, die andere, die echte Silberblüte herzuſtellen, da war ſie allerdings bezaubernd, reizend."

„Sie lachte ſo hell, ſie lachte ſo toll
Und mit ſo weißen Zähnen.
Wenn ich an dieß Lachen denk',
So wein' ich plötzliche Thränen."

„Junger Tannhäuſer, wer weiß, ob Du nicht noch einmal den Hörſelberg findeſt, wo dieſe Venus wohnt."

„Vielleicht wäre das ein Unglück, aber man muß ſich in ſein Schickſal zu finden wiſſen. — Wo warſt denn Du eigentlich? Deine hohen Reitſtiefel zeugen von einem wilden Ritt durch ziemlich ſchmutziges Terrain."

„Ich hatte im Wald zu thun und drüben auf dem Moor, wo meine Leute arbeiten; man muß ihnen zeigen, daß man ſich ſelbſt aus ähnlichem Wetter nichts macht, und ich mache mir in der That nichts daraus, ja, ich liebe es, bei Regen und Sturm zu reiten. — Wenn Du nicht mehr arbeiten willſt, ſo laß uns hinunter gehen und eine Partie Billard ſpielen."

„Mit Vergnügen," erwiederte der Maler, indem er noch ein paar Lichter auf ſeine Zeichnung ſetzte, „weißt Du aber auch wohl, daß ich den ganzen erſten Stock Deines Schloſſes noch mit keinem Blicke geſehen habe?" Er ſagte das gänzlich unbefangen, wie um dem Freunde durch dieſe an den Tag gelegte Neugierde eine Artigkeit zu bezeigen, bemerkte auch nicht, daß ein düſterer Schatten das Geſicht des Andern überflog, und daß er, wie über eine Antwort nachſinnend, finſter ſeine Fingernägel betrachtete.

„Ich liebe es, meine Umgebungen zu kennen," plauderte Alexander weiter; wobei er ſeine Zeichnung aus den Augenwinkeln betrachtete — — „habe ich doch ſchon ein paar Mal die hohen, feſtverſchloſſenen Thüren mit einer gewiſſen Scheu betrachtet und mich gefragt, ob der Herr des Schloſſes nicht vielleicht ein zweiter Blaubart ſei, Beſitzer wohlverwahrter Schatzkammern mit dazu gehörigem, unheimlichem Mordgemache, — — ſchau'

her," fuhr er im gleichen, leichten Tone fort, „da habe ich noch ein paar Lichter auf das Geſicht geſetzt und ich meine nun, es ſehe ein Bischen freundlicher aus."

Der Andere aber blickte nicht auf die Zeichnung, ſondern ſtarrte zum Fenſter hinaus in den langſam herabrieſelnden Regen, und erſt nachdem er einen tiefen, hörbaren Athemzug gethan, ſagte er: „Ich begreife Deinen Wunſch, wenn auch Deine Scheu vor den verſchloſſenen Thüren gänzlich ungerechtfertigt iſt. Ich kann Dich verſichern, Du wirſt dort nichts Unheimliches finden" — er betonte das Du auf eine kaum merkliche Art und ſetzte dann hinzu, indem er ſich zu einem gleichgültigen Tone zwang: „Ich ſollte Dir eigentlich die Zimmer des erſten Stockes bei hellem Sonnenſchein zeigen, denn heute, bei dieſem grauen, trüben Himmel und bei dem ſpärlichen Lichte, welches durch die verſchloſſenen Jalouſieen dringt, nehmen ſich die Zimmer etwas unfreundlich aus."

„Nun, die Jalouſieen kann man ja öffnen."

„Nein, nein, ich thue das nicht gerne," antwortete Dagobert haſtig, „man müßte die Leute dazu rufen, und dieß Volk iſt ſo neugierig."

„Gut, ſo nehmen wir mit dem Halbdunkel vorlieb, das hat auch ſeine Reize."

Sie verließen die Wohnung Alexander's, welche,

obgleich ebenfalls im ersten Stock gelegen, wie wir bereits wissen, doch so gar keine Verbindung mit den übrigen Zimmern desselben hatte, daß sie die kleine, abgesonderte Treppe hinabgehen mußten, um dann unten durch das Haus zur Haupttreppe zu gelangen. Diese war breit und von geschmackvoller, eleganter Form, die Stufen von Marmor, die Geländer von Bronze, und hatten dieselben oben, neben einer Rundung zum Auflegen der Hand, zierliche Rinnen oder Vertiefungen, die heute mit den ersten Blumen des Frühlings, hauptsächlich Veilchen, besetzt und geschmückt waren, und so eine reizende, lieblich duftende Guirlande durch das Treppenhaus bildeten, dessen Ecken auch sonst noch, wo das ohne Ueberladung geschehen konnte, mit grünen und blühenden Pflanzen besetzt waren.

Der junge Maler war noch nicht in diesen Theil des Hauses gekommen und ergötzte sich an allem Schönen, was er hier sah; so an einem Bilde oben auf dem Ruhepunkte der Treppe, den herrlichen Golf von Neapel darstellend, so prachtvoll und lebendig gemalt, so kunstvoll mit gutem Lichte versehen, daß man beim Umbiegen ordentlich überrascht stehen blieb und durch die mit Schlingpflanzen verzierten Bögen einer reizenden Veranda in die freie Gegend selber hinaus zu blicken glaubte.

„Das ist in der That wundervoll," rief der junge

Maler, „und nach dieſem freundlichen Empfange durch duftende Blumen und italieniſchen Himmel wird meine Erwartung auf etwas Ernſtes, Geheimnißvolles leider herabgeſtimmt.“

„Aehnliches habe ich Dir auch nicht verſprochen, und was Dir allenfalls in den öden Zimmern, die wir jetzt betreten, unfreundlich erſcheinen könnte, iſt gerade ihre Oede und Verlaſſenheit.“ Er ſteckte einen Schlüſſel in's Schloß, was zur Bekräftigung ſeiner Worte von ſoeben jenen hohlen, dumpfen Laut gab, der uns aus unbewohnten Räumen entgegendringt, dann öffnete ſich die Flügelthüre; es empfing ſie ein Vorzimmer, einfach, aber mit ausgeſuchtem Geſchmack möblirt, dann betraten ſie einen kleineren und einen größeren Salon, hierauf ein Schreibkabinet, wo Alexander an der zierlichen Form der Möbel, an kleinen, eleganten Fauteuils, an Nippſachen mancherlei Art, kurz an der ganzen Einrichtung ſah, daß man ſich in einem Zimmer befand, welches zum Appartement einer Dame gehörte, eine Entdeckung, die ihn veranlaßte, ſich nach ſeinem Freunde umzuſchauen, welcher das aber eben ſo wenig, als den fragenden Blick Alexander's bemerkte, da er einen kleinen Theil des Jalouſieladens geöffnet hatte, um ein klein wenig Licht herein zu laſſen.

„Welch' reizendes Gemach,“ ſagte der junge Maler

unwillkürlich, „welch' angenehme Stimmung der Farben, welche Symmetrie, und doch wieder welch' maleriſche Willkürlichkeit in der ganzen Zuſammenſtellung! — Alles natürlich Deine eigene Erfindung und Angabe?"

„Alles — und wie Du nun bemerken wirſt, eben ſo fleißig, als mit großer Liebe zuſammengeſtellt."

„Mit Liebe zu dieſen ſchönen Sachen?"

„Ja, mit Liebe zu dieſen ſchönen Sachen."

„Schade d'rum."

„Was bedauerſt Du?"

„Daß es dabei geblieben iſt."

„Es war eben ein Verſuch," ſagte der Herr des Hauſes mit leiſer Stimme, indem er ſich an's Fenſter lehnte und auf den durch den Regen verſchleierten See blickte, „er iſt halb und halb gelungen und dabei blieb es."

„Allerdings fehlt hier noch die beſſere Hälfte," entgegnete Alexander mit einem Anflug von Heiterkeit, „jene Hälfte, welche ſich nicht durch die elegante Ausſtattung, nicht einmal durch Blumenguirlanden auf der Treppe ergänzen läßt. — Ach, wie ſehne ich mich hier nach dem Rauſchen eines ſeidenen Kleides, nach jenem Parfüm, der eigentlich kein Parfüm iſt, aber uns ſo wonnevoll durchſchauert, — gehen wir weiter!" ſetzte er in einem faſt ernſten Tone hinzu.

„Ja, gehen wir weiter —"

„Was ist das hier? — Ein liebenswürdiges Ensemble!"

„Es soll ein Konversations-, Musik-, Arbeitszimmer vorstellen."

„Charmant, in der That — — wie ich diese sanfte Holztäferung liebe, diese behaglichen Lehnstühle um den großen runden Tisch, den Du mit einer artigen Sammlung der kostbarsten Kupferstichwerke bedeckt hast!"

„Erinnerst Du Dich noch dieser Mappe?"

„O ja, mit meinen unsterblichen Werken, unsere Reiseerlebnisse in Spanien; Du mußt mir erlauben, das gelegentlich noch einmal durchzusehen, — ein Flügel von Erard — wahrscheinlich sehr verstimmt, da Niemand darauf spielt."

„Sehr verstimmt."

„Und dort ein Harmonium von Schiedmayer — meine Leidenschaft, und da ich weiß, daß Du vortrefflich spielst, so könntest Du wohl die Freundlichkeit haben, mir gelegentlich ein Vergnügen damit zu machen!"

„— — Mit Deinem Sinn für Einrichtungen," sagte der Herr des Hauses, indem er absichtlich über die Bitte seines Freundes hinwegzugehen schien, „wirst Du wohl schon bemerkt haben, daß dieß Zimmer eben so behaglich bei Tage, als bei Nacht sein kann."

zu groß war. Doch ließen ſich die Adler nicht einmal verſcheuchen, ja, wahrſcheinlich von den Schüſſen aufgeſchreckt, erſchienen noch andere in der Ferne, ſtrichen langſam über die Schlucht und verloren ſich ohne Uebereilung wieder zwiſchen den Felskronen.

Wir hatten jetzt das Wachthaus erreicht, von dem ich vorhin ſprach, und waren im Begriff unſere Eſel wieder zu beſteigen, als wir hinter uns in der Schlucht das Klingeln und Raſſeln vernahmen, mit dem ſich eine ſpaniſche Diligence ſchon von weitem anzeigt; — vielleicht eine prächtige Gelegenheit für uns, den noch übrigen Theil der Sierra Morena ſchneller zu überſchreiten und Baylen zu erreichen, wo Baumeiſter Leins uns erwartete. Unſer Führer kletterte auf die Straßenbrüſtung und berichtete, es ſei der Correo, der hinter uns drein komme. Der ſpaniſche Correo oder Courier iſt gleichbedeutend mit der franzöſiſchen Malle, befördert wie dieſe Briefe und kleine Pakete, und hat nur Platz für zwei Paſſagiere. Ihn unbeſetzt zu finden, konnten wir nicht hoffen, weßhalb wir ihn auch ziemlich gleichgültig näher und näher herankommen hörten. Endlich erreichte er uns und zum Ueberfluß fragte Horſchelt den Conducteur, ob er ſeine beiden Plätze nach Baylen frei habe. „Nur einen," war die Antwort, worauf wir die Achſel zuckten, der Mayoral freundlich grüßte und der Wagen von ſechs flinken Maulthieren auf der nun ſtark abwärts fallenden Straße bald unſern Blicken entſchwand.

Genügſamkeit iſt eine ſchöne Tugend und an ihrer Hand beſtiegen wir unſere kleinen Eſel wieder, nachdem wir uns eine außerordentlich gute Cigarre angezündet und ſie mit Hochgenuß rauchten. „Qui va piano, va sano," ſagt der Italiener. Und das Sprüchwort bewährte ſich freilich an uns, aber auch eben ſo ſano an dem vorauseilenden Correo, der durchaus nicht piano fuhr, denn nachdem wir erſt die Schlucht vor uns hinabgeſtiegen waren, ſahen wir ihn ſchon hoch über uns nach Santa Elena hineinrollen. Wir hatten da hinauf noch ein tüchtiges Stück Weges, das wir abwechſelnd reitend und zu Fuß gehend zurücklegten. Ge-

„Sein kann — allerdings, aber jetzt bei dieſem Dämmerlicht, verſtärkt durch das Rauſchen des Windes, überſchleicht mich gerade hier ein Gefühl der Unbehaglichkeit; wenn ich allein wäre, würde ich ängſtlich erwarten, es durch die Saiten jenes Flügels melancholiſch flüſtern zu hören, oder einen klagenden Laut zu vernehmen, den das Harmonium von ſich gäbe — öffne wenigſtens einen Theil des großen Fenſters, und laß etwas Luft und Licht herein!"

Dagobert erfüllte ſchweigend dieß Verlangen, ja er öffnete die beiden großen Jalouſieen, worauf ſich auch hier wieder ein wundervoller Blick auf den See, ſowie die fernen verſchleierten Berge eröffnete. Man hatte die kleine Bucht mit dem Segelboot ziemlich nahe vor ſich und ſah durch eine Lücke in den Gebüſchen das ſchlanke Fahrzeug, wie es ſich, der Wellenſtrömung folgend, anmuthig auf ſeiner Ankerkette bewegte. Es waren zwei Leute an Bord; der Eine war Meiſter Jonas, welcher mit prüfendem Blick umherging, hier die Maſten unterſuchte, dort die Feſtigkeit der Wanten prüfte.

„Das thut er nach jedem Unwetter und Sturm," ſprach der Herr des Hauſes, indem er zu ſeinem Freunde an's Fenſter trat.

„Um ſich zu überzeugen, daß das Boot vollkommen

ſeetüchtig blieb — was auch der Fall iſt, wie er mir geſtern ſagte.“

„Sagte er das?“

„Ja, und fügte hinzu, daß man nur den Anker aufzuziehen brauche, etwas Segeltuch entfalten und das Ruder ſtellen, um mit der Möve in die Wette über die Wogen dahin zu fliegen.“

„Gewiß, und ich glaube auch, daß es ſo iſt. — — Willſt Du noch den Reſt des Apartements ſehen?“

„Jedenfalls, ich bin neugierig, welche Steigerung ich noch finde, oder wie Du Alles glücklich zu Ende gebracht.“

„Eine Steigerung kann ich Dir nicht verſprechen, iſt auch hier nicht nöthig, da die Zimmer, welche nun folgen, ganz privater Natur ſind.“

Ehe ſie das Konverſationszimmer verließen, ſchaute ſich der junge Maler nochmals rings um und bemerkte alsdann, auf die Wand über dem Harmonium zeigend: „Dort fehlt nach meiner Anſicht etwas, oder vielmehr mir ſcheint die allerdings wundervoll gemalte, vielleicht etwas zu große Blumenſchale nicht vollkommen zu den andern Bildern, jenen herrlichen Landſchaften der beiden Achenbachs, zu paſſen, noch weniger aber zu Deinem Porträt, gemalt durch einen noch unberühmten und ſehr beſcheidenen Künſtler — für meinen Geſchmack

wenigſtens fehlt dort ein Bild ähnlicher Art, und wenn es Dir recht iſt, male ich Dir dorthin irgend eine Spanierin — wahrhaftig," ſagte er, näher tretend, „das iſt ein Platz mit ſo wunderbarem Lichte, daß es mich ordentlich gelüſtet, dort eine Arbeit von mir zu ſehen."

„Darüber läßt ſich ja reden, Alexander."

„Ohnehin iſt das Blumenſtück ſchadhaft, es muß auf Holz gemalt ſein, und hat einen feinen Riß genau in der Mitte von unten nach oben, allerdings faſt unmerklich für jeden Andern, aber Du kennſt meine ſcharfen Augen. Gewiß, ich male Dir ein Bild für dieſe Stelle, und wenn Dir's nicht konvenirt, brauchſt Du es nicht aufzuhängen."

„— — Das hier iſt ein kleines Eßzimmer, wenn die Bewohner es vorzögen, hier oben zu bleiben."

„Alſo haſt Du an Bewohner dieſes Apartements gedacht?"

„Es war eben ein Verſuch, eine Studie, die mir Spaß machte."

„Und welche Dir ſo vollkommen gelungen iſt," lachte der Andere, „daß es ſehr wenig braucht, um aus dieſer Studie ein ſchönes Bild zu machen, den Hauch der Melancholie, der hier nebelartig Alles umfängt, zu verſcheuchen, Luſt und Heiterkeit einziehen zu laſſen in

dieſe düſteren Hallen, wo die Spinnen nächſtens ihre Neſter aufhängen werden, und wo in der Mitternacht, deſſen bin ich ſicher, klagende Seufzer durch die einſamen Räume ziehen — Brrrr —“

„Nun ſind wir aber auch ſogleich zu Ende, noch ein kleines Boudoir, zwei Garderobezimmer mit Escalier derobé, Badekabinet und Schlafzimmer mit gewöhnlicher Einrichtung, zu welchem ich aber den Schlüſſel vergeſſen habe.“

„Thut nichts, ich bin ernſt genug geſtimmt; ſo ein einſames Schlafzimmer könnte mich noch trüber machen, oder biſt Du in der That etwas von einem Blaubart und haſt Du dort Geheimniſſe, die das Licht des Tages ſcheuen? Wenn dem ſo iſt, ſo werde ich Dir für das Muſikzimmer irgend eine Blanda oder Kunigunde malen, die mit angſtverzerrten Zügen nach Dir hinüberſchaut, — — dazu aber,“ fuhr er fort, indem er mit dem ſchweigenden Freund durch die Zimmer zurückſchritt, „ſollte ich vor allen Dingen Dein eigenes Porträt übermalen und Deinen gewaltigen ſchwarzen Bart anfügen, der ſo vortrefflich paßt zu jenem Schloßherrn wildbärtigen Charakters. — — Aber bei allem Dem danke ich Dir doch, daß Du mich in dieſes Zimmer geführt haſt, denn ich habe geſtern und vorgeſtern ſchon die geſchloſſenen Fenſterläden mit einigem Argwohn betrachtet.“

„Und warum mit Argwohn?“

„Weißt Du, ſolche hermöglichſt verſchloſſenen Fenſterläden — Du verzeihſt dieſen Kunſtausdruck — haben immer etwas Argwohn Erregendes, und ſo denken auch gewiß ſpekulative Leute auf den Dampfbooten und Nachen, die hier vorüberfahren; jedenfalls würde ich zuweilen tagelang die Läden öffnen laſſen, um etwas Luft und Licht den armen Geräthen hier zu gönnen, die ja doch nur ein elendes Zwitterdaſein führen und wohl von jeher geführt haben; — es würde mich beruhigen, wenigſtens darüber Gewißheit zu erlangen,“ ſetzte er hinzu mit einem ſchelmiſchen Ausdruck in ſeinen offenen, ehrlichen und ſchönen Augen.

„Ich ſagte Dir ſchon, daß Alles hier verſuchsweiſe entſtanden iſt.“

„Und bis jetzt unbenützt geblieben?“

„— — — — Bis jetzt unbenützt geblieben,“ antwortete Dagobert, aber erſt nachdem er die ſchweren Läden des einzigen großen Fenſters im Muſikzimmer, ſtatt ſie wieder zu ſchließen, wie er Anfangs Willens ſchien, ganz auseinanderdrückte und draußen an der Mauer befeſtigte.

„So — — mutterſeelenallein,“ intonirte der Maler mit ſeiner weichen, klangvollen Stimme, und ſetzte dann hinzu, während ſie weiter gingen: „Das Wort hat

einen herben, traurigen Begriff, besonders wenn man ein Gefühl in sich hat, daß es anders sein könnte und müßte; ich habe nun glücklicherweise dieses Gefühl noch nicht, ich flattere gern von Ort zu Ort, von Blume zu Blume."

„Bis auch Deine Stunde schlägt," sagte der Andere ernst.

„Ich fürchte fast, sie wird nie ernstlich schlagen, oder später einmal, wenn ich alt geworden bin, was allerdings schrecklich wäre. Aber Du kannst mir glauben, Dagobert, daß ich oft eine solche Stunde herbeiwünsche, daß ich mich nach Thränen sehne, daß ich wünsche, einmal berührt zu werden vom schmerzlichen Glücke eines tiefen Liebesleidens — sollte mir das nie begegnen?"

„Du hast alle Anlage dazu, glaube mir," erwiederte Dagobert, während er sorgfältig die äußere Thür des Apartements wieder hinter sich verschloß, „auch wäre es nicht mehr als billig, daß Du für Deine wirklichen und eingebildeten Siege auch einmal eine tüchtige Niederlage erlittest, aber es müßte schon tüchtig kommen, um genügend zu sein, und man müßte Dich schmachten lassen, daß sich darob ein Stein in der Erde erbarmen möchte."

„Ich danke Dir für Deine guten Wünsche, obgleich ich selber nicht so ausschweifende Gelüste habe."

Meister Jonas kam gerade vom Hafen gegen das Haus, als die beiden Freunde vor dem Haupteingange desselben standen und auf den See, sowie die Landschaft blickten, wo sich im Wallen des Nebels, sowie im Geschiebe der Wolken ein anderer und besserer Wind bemerkbar machte; auch drüben an den hohen Bergen sah es hoffnungsreicher aus, ja es war gerade so, als zöge der größte jener Riesen langsam die Wolkenkappe von seinem Haupte, und als glänze sein Gesicht hoch da oben vor Freudigkeit und Sonnenschein. Langweilig ist ihnen ein solches Regenwetter gewiß nicht minder, als niederern Höhen und den flachen Thälern dazwischen, ja man glaubt es ihnen förmlich anzusehen, mit welcher Lust sie ihre Nebelgewänder abstreifen und dem frisch daherkommenden Ostwinde preisgeben.

„Wir werden sicherlich heute noch einen schönen Abend haben," sagte Dagobert, und stellte darüber eine Frage an den unterdessen näher gekommenen Haushofmeister.

Doch blickte dieser grämlich in die rascher vorüberziehenden Wolken und meinte: „Gutes Wetter werden wir allerdings schon heute Abend haben, zugleich mit diesem steifen Ostwinde, der eines Menschen Herz erfreuen könnte — wenn man überhaupt noch Freude auf dieser Welt haben sollte," setzte er brummend hinzu,

um gleich darauf laut und entſchieden zu ſagen, ungefähr ſo, wie Jemand, dem es gar nicht darauf ankommt, Händel anzufangen: „Ich war ſoeben auf dem Segelboot und habe dort nachgeſehen, ob ihm ſein unbändiges Stampfen bei dem Unwetter vorhin und das Reißen an der Ankerkette nichts geſchadet hat.“

„Nun?“

„Bemerken thut man gerade nichts, aber wie will man von einem Pferde, das nie aus dem Stalle kommt, wiſſen, ob es krumm geht, oder ob es noch etwas zu leiſten vermag, ſobald man in den Fall kommt, Tüchtiges von ihm zu verlangen?“

„Und Du meinſt, es ſei mit Deinem Segelboote derſelbe Fall?“

„Gewiß, und habe auch Recht mit meiner Meinung, meine auch ferner noch, es wäre am beſten, den Sturmvogel abzutakeln, einen Schuppen über den Rumpf zu bauen, wenn man ihn nicht ſogleich gänzlich verfaulen laſſen will, und die Segel zu Betttüchern zu gebrauchen.“

„Und die Taue?“ fragte der Hausherr mit einem leichten Lächeln.

„Vielleicht fänden ſich Liebhaber, denen das Erhängen Vergnügen macht.“ Damit wollte der Alte vorübergehen, doch rief ihm Dagobert nach: „Du biſt

doch ein recht unzufriedener und dabei ungerechter Mensch; weißt doch wohl selber, wie sehr ich mich darauf gefreut, den See in frischem Winde unter scharfem Segeldruck zu durchstreichen — weißt Du das nicht? — Nun denn, — warum auf einmal diese Ungeduld?"

„Wenn wir allein sind, wie gewöhnlich, mache ich mir nichts daraus, wenn auch das flotteste Boot auf dem See am Ufer liegt, wie ein alter durchlöcherter Stiefel, ja es ist mir sogar gleichgültig, wenn Die mit den Dampfbooten zuweilen aus lauter Neugierde dicht am Hafen vorbeifahren, um das Segelboot anzuschauen, ja so dicht, daß man deutlich ihre Spottreden hören kann, wenn sie es bedauern, daß zu dem tüchtigen Boote nicht auch tüchtige Seeleute da wären, aber" — hier stockte der Alte, während er unter den buschigen Augbrauen hervor einen lauernden Blick auf den jungen Maler warf und denselben auch dadurch veranlaßte, ihm zu Hülfe zu kommen, indem Jener bemerkte: „Aber wenn ausgezeichnete Fremde hier sind, wie zum Beispiel ich, wollte Meister Jonas sagen, thut es ihm leid, eure tapfere Seeflagge zur Unthätigkeit verurtheilt zu sehen — ist's nicht so?"

„Ja, Herr."

Dagobert gab hierauf nicht sogleich eine Antwort; er hatte die Hände auf das Geländer der Estrade ge-

stützt und blickte zum Hafen hinüber, wo der lange rothe Wimpel des Bootes lustig in der festen Strömung des Ostwindes flatterte, dann sagte er plötzlich, nicht gerade in einem verdrießlichen Tone, aber indem er sich rasch abwandte: „So nimm denn nach dem Essen ein paar Leute und versuche, ob der Sturmvogel noch seine Flügel zu brauchen versteht."

„Und Du erlaubst, daß ich ihn begleite?" fragte Alexander rasch.

„Ich möchte Dir heute lieber einen andern Wunsch erfüllen."

„Und der wäre?" fragte Alexander etwas kleinlaut.

„Komm' mit mir," versetzte der Andere, seinen jungen Freund unter dem Arm nehmend, und ohne den Meister Jonas weiter zu beachten, der sich eilends davon machte und zum Hafen zurückging.

Im Hause angekommen, fuhr Dagobert fort: „Ich kann Dir nicht sagen, wie angenehm es mir jetzt ist, daß ich meinen Widerwillen überwand und Dir die Wohnung im ersten Stock gezeigt. Es lastete das, seit Du hier im Hause bist, schwer auf meiner Seele, denn ich will vor Dir, den ich kenne, keinen verborgenen Winkel im Hause haben — hoffentlich bald nicht mehr einen verborgenen Winkel meines Herzens —" murmelte er kaum verständlich, „auch hast Du Recht darin,"

gen vier Uhr kamen wir droben an, und unſer Führer brachte uns in eine von der Straße abgelegene, ziemlich große Venta, wo wir die einzigen Gäſte waren, anfänglich ſogar die einzigen menſchlichen Bewohner überhaupt, denn nur ein großer Hofhund empfing uns bellend, dann erſchienen einige Kinder, die ein paar Mägde herbeiriefen, und erſt nach einer Viertelſtunde kam der Ventero und die Padrona, welche auf dem Felde beſchäftigt geweſen waren.

Die ſcharfe Gebirgsluft, verbunden mit der großen Sonnenhitze, hatte mein Geſicht dergeſtalt verbrannt, daß ſich überall Blaſen zeigten, welche mich tüchtig ſchmerzten. Das beſte Linderungsmittel dafür ſind geſchabte rohe Kartoffel, weßhalb ich in die Küche ging, um mir ein ſolches Mittel anzufertigen. Die Töchter des Hauſes, ſowie ſämmtliche Mägde ſahen meinem Beginnen mit großem Erſtaunen zu, bis ihnen die Wirthin erklärte, es ſei eigenthümlich, daß die meiſten Engländer rothe Haare und eine feine weiße Haut hätten. „Das habe ſie ſchon oft erlebt," ſetzte ſie hinzu. „Ja, eine feine weiße Haut," wiederholte eins der Mädchen, „aber ein ſchwarzes Herz." Ob ſie in dem Punkte gleichfalls etwas erlebt hatte, kann ich nicht angeben, vermuthe es aber, da ſich hier bei Santa Elena häufig Engländer aufhalten, um den Gehalt der umliegenden Minen zu unterſuchen.

Unſer Diner war ländlich und beſcheiden; nach demſelben zeichnete Horſchelt einen hübſchen Ochſenwagen und ich ging zurück an den Eingang des Dorfes, wo ſich das Wirthshaus befand; der Ritt zu Eſel hatte uns nämlich ſo wenig befriedigt, daß wir beſchloſſen, die Madrider Diligence nach Granada, welche heute Abend gegen acht Uhr durchkommen ſollte, von hier bis Baylen zu benutzen, vorausgeſetzt, daß wir zwei Plätze fänden. Der Poſtbeamte empfing mich recht freundlich, und meinte gutmüthig, die Wagen ſeien in letzter Zeit nicht vollſtändig beſetzt, wir möchten nur etwas vor acht Uhr kommen, er wolle ſchon für uns ſorgen.

Wir verfehlten denn auch nicht, uns ſchon um ſieben Uhr einzuſtellen. Drunten in der Venta war es ziemlich langweilig

fuhr er wieder in dem gewöhnlichen Tone fort, „daß es unheimlich ist, da oben Alles verschlossen zu halten. — Versuchen wir es, ob vielleicht Luft und Licht im Stande sind, jeden finsteren Schatten zu bannen, versuchen wir es auch einmal wieder mit den Klängen der Musik. — — Du sagtest vorhin, lieber Alexander, ich möchte Dich den Ton meines Harmoniums hören lassen, und hoffentlich thut uns die Sonne den Gefallen, heute Abend noch in voller Pracht hervorzubrechen, was mich heiterer stimmt und veranlassen wird, Dir keine zu düsteren Melodieen vorzuspielen — — aber persönliche Freiheit vor Allem," setzte er, durch das Fenster blickend, hinzu — „dort klettert Meister Jonas soeben behend wie eine Katze zur Mastspitze empor, — wenn Du es vorziehst, ihn nach dem Essen zu begleiten, so habe ich gewiß nichts dagegen, ja ich würde es vollkommen begreiflich finden."

„Was fällt Dir ein? — mein Wort darauf, ich ziehe es jetzt vor, bei Dir zu bleiben."

Achtes Kapitel.

Der Sturmvogel.

Das Wetter hatte ſich in der That wieder raſch und prachtvoll geändert, was zuerſt hinter den fernen Bergen durch einen ſchmalen gelben Lichtbogen unter den ſchwarzblauen, raſch ſeitwärts fliehenden Dünſten ſignaliſirt wurde, und welches Zeichen dann alsbald das ganze Himmelsgewölbe hinter den immer noch drohenden Wolken mit einem freudig zitternden Glanze begrüßte; die Nebel und Dünſte riſſen überall, geriethen in Bewegung und bereiteten ſich zur Flucht, der Sonne und dem Oſtwind das Feld überlaſſend, welche denn auch in unglaublich kurzer Zeit mit ihren Feinden fertig wurden, bald hier und dort die tiefe Bläue des Himmels durchſcheinen ließen und die Wolkenmaſſen gegen Südweſten jagten, wo ſie ſich allerdings noch in einer dichten grauen Wand vor der Sonne feſtſetzten,

und den ohnmächtigen Verſuch machten, deren Strahlen zurückzuhalten. Der Wind ſchüttelte die alten Buchen, ließ das benäßte Laub an den Zweigen zittern und ſprühte große glänzende Tropfen rings umher, die, mit abgeriſſenem, kurzem Geräuſche aufſchlagend, wie Brillanten erſchienen. Da jetzt, allerdings nur für wenige Augenblicke, die Sonne glänzende Strahlen durch eine Lücke in der Wolkenwand ſandte, Alles mit Glanz und glühendem Schimmer übergießend, leuchtete wahrlich der Himmel zwiſchen den grauen Nebelmaſſen wie tiefdunkle Emaile und ſpielten die wehenden Gräſer auf den Wieſen in Smaragd, Grün und Gold. Auch die Vögel hatten ihren muntern Geſang wieder aufgenommen, zuerſt ſchüchtern, dann laut jubilirend, wie ein Loblied für die leuchtende und Alles erwärmende Sonne.

Die beiden Freunde waren nach ihrem kleinen Diner wieder in den erſten Stock hinaufgegangen, wo es jetzt ganz anders ausſah, weil Dagobert alle Fenſterläden hatte öffnen laſſen, und wo hinein nun ſtatt des trüben Lichtes des regengrauen Himmels von heute Vormittag der Reflex des glühend beſtrahlten Sees mit hellem Scheine drang.

Da krachte es vom Hafen her, einmal, zweimal, dreimal — Meiſter Jonas machte ſich die erhaltene Erlaubniß in vollem Maße zu Nutzen, und ehe noch der bläuliche

Rauch ſeiner Salutſchüſſe über die grünen Bäume emporgeſtiegen, trieb das Boot ſchon gegen den Ausgang des Hafens, während ein Mann beſchäftigt war, den heraufgeholten Anker zu befeſtigen, und Meiſter Jonas ſelbſt am Steuer ſtand. Anmuthig bewegte es ſich auf der hier beziehungsweiſe glatten Waſſerfläche unter dem alleinigen Drucke des Fockſegels; erſt draußen in der ziemlich ſtark wogenden See gehorchte es allmälig der Kraft des Steuerruders und fiel vom Winde ab. Die Falten ſeiner beiden Gaffelſegel öffneten ſich mit einem Male den Lüften, und nun verließ die elegante Yacht pfeilſchnell das Ufer und glitt, einem Meteor vergleichbar, über die Fluten dahin.

„Reizend in der That," rief der junge Maler entzückt, „ſieh', wie zierlich es ſich unter dem Winddruck auf die Seite neigt, während es in einem großen Bogen wendet! Glaubt man doch, ein gut geſchultes Pferd vor ſich zu haben — da, jetzt legt es wieder um — wahrhaftig, es hat ſeine Wendung ſo genau und ſcharf gemacht, daß man glauben ſollte, es hätte ſich auf ſeinem Steuer gedreht."

„Ja, ja, Meiſter Jonas macht ſeine Kunſtſtücke und tummelt ſich dort herum, wie ein ſoeben erſt frei gewordenes Füllen; ſieh', wie er jetzt in ſteifem Kurs auf den Dampfer hält! Gib Achtung, er wird es wagen,

unter dem Bugſpriet deſſelben vorbeizuſchießen — jetzt wendet er — die Paſſagiere eilen auf dem Verdeck zuſammen — ſchau', wie ſeine Gaffelſegel herumfliegen, während er Klüver und Fock eingehalt hat, daß ſie wie Mauern ſtehen — bravo, dort kommt er hervor und man ſollte darauf ſchwören, daß ihn die aufſpringenden Wellen am Vorderſteven des Dampfbootes benetzt hätten; nun geht er ſo ſcharf in den Wind hinein, daß ſein Fockſegel killt, gewiß um noch einmal zu wenden, und dann dem Dampfer zu folgen, vielleicht ihm vorauszuſegeln. — O, er kennt ſein Fahrzeug und das Boot iſt vortrefflich."

„Wie es mich freut, das von Dir zu hören, und wie es mich glücklich macht, in Deinen Augen das Intereſſe zu leſen, mit welchem Du Deine Flagge betrachteſt — und mit vollem Recht — wüßte ich mir doch nichts Höheres, als vollkommen ſeetüchtig zu ſein, und mein Boot ſo in Wind und Wellen herum zu tummeln, wie dort Meiſter Jonas!"

„Sieh' den ſchlauen Alten," ſagte Dagobert, ſcharf nach der Yacht auslugend, „da hat er erſt die Wendung des Dampfers nach Weſten abgewartet, welche derſelbe machen mußte, um das Dorf drüben dicht am Ufer — eine ſeiner Stationen — zu erreichen, und nun geht er voll vor dem Winde hinter ihm her. Siehſt Du, wie

er ſeine beiden Gaffelſegel rechts und links hinausgeſtellt hat, und wie ſich nun droben ſeine Topp entfalten? Jetzt iſt er voll im Winde und ſchießt dahin, daß es wahrhaftig eine Freude iſt."

„Glaubſt Du, daß er das Dampfboot überholt?"

„Seine Abſicht iſt es ſicher, und da er ſo ſcharf darauf hält, ſo muß er auch ein Gelingen vor Augen ſehen."

„Sie ſcheinen es ihm ſauer machen zu wollen, denn dem ſchwarzen Rauche nach, der ſchon ſeit einiger Zeit aus dem Schornſtein qualmt, heizen ſie tüchtig darauf los."

„Sie werden allerdings nicht gutwillig zurückbleiben, oder ſich auch nur einholen laſſen, — — man muß das näher betrachten," ſagte Dagobert, worauf er raſch in's Nebenzimmer eilte, um dort ein gutes Fernrohr zu holen, — „Meiſter Jonas hat jetzt ſeine Kehrſegel ſcharf angehalt, um die Büge des Fahrzeuges bei einer Bewegung, die er vorhat, luvgierig zu machen, ſie beſſer in den Wind zu bringen — wozu das eigentlich?" — fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher er aufmerkſam durch ſein ſcharfes Fernrohr geſehen. — — „Ah, da haben wir's."

„Was denn? Iſt dem Boote etwas zugeſtoßen? — Ich fürchte faſt, denn es ſcheint mir an dem Dampfer

ſeſtzuhängen — nein, es kommt wieder los. Sage mir, Dagobert, iſt es angerannt oder verletzt?"

„Gott bewahre," rief Jener, den die Jagd aufgeregt, ja enthuſiasmirt hatte, „weder das Eine noch das Andere! Meiſter Jonas hat nur dem Dampfer ſo ſcharf die Naſe gewiſcht, daß Alle über dieſe Keckheit gewiß erſtaunt ſind. — — Da, nimm raſch das Glas und ſchau' Dir den Alten an, er hält ſich an der Wantung des Fockmaſtes und ſchwenkt ſeinen Hut!"

„So iſt es; jetzt ſchwebt am Hauptmaſt ein Flaggenknäul empor — nun entwickelt er ſich — roth und weiß."

„Meine Farben — — laß mich noch einen Augenblick hineinſchauen."

Alexander reichte ihm das Glas.

„Er dreht ſcharf bei," fuhr Dagobert fort, „um den Dampfer reſpektvollſt zu grüßen. Mich freut dieſe Courtoiſie von dem alten Seewolf, er ſenkt dreimal ſeine Flagge und nun antwortet ihm der Dampfer auf die gleiche Art — gib nur Acht, er wird auch noch mit ſeinen Geſchützen ſalutiren."

„Schade, daß ich nicht dabei bin."

„Ein andermal," warf der Andere anſcheinend leicht hin, doch bemerkte Alexander mit großem Vergnügen, wie Dagobert's Augen — er hatte die Hand mit dem Fernrohr ſinken laſſen — leuchteten.

Drüben zeigte ſich jetzt eine leichte Rauchwolke, dann eine zweite, gleich darauf eine dritte, und wenige Sekunden darauf dröhnte der Knall der Schüſſe dumpf über das Waſſer herüber. Die kleine Yacht hatte alle Segel gekillt, wodurch ſie gänzlich regungslos ſtand, während das andere Schiff nun langſam vorüberdampfte, dem anderen Ufer zu.

„Er hat das ſehr gut gemacht," ſagte Dagobert nach einer längeren Pauſe, „und es iſt nicht mehr als billig, daß er ſchon beim Zurückſegeln ſieht, daß ich mit ſeinen Manövern zufrieden bin."

Drunten am Hafen ſtand einer der Diener und ſchien mit nicht minderer Aufmerkſamkeit, als die Beiden droben, dem Laufe des Schiffes gefolgt zu ſein. Dieſem rief Dagobert ein paar Worte zu, worauf er eilig zwiſchen den Büſchen verſchwand, und ſich dort gleich darauf eine weiß und rothe Fahne an der hohen Flaggenſtange erhob.

„Das wird ihm wohlthun — — und wenn es Dir recht iſt, Alexander, ſo will ich mein Harmonium öffnen, daß auch Du einen kleinen Erſatz für die Seefahrt haſt."

Dagobert ſpielte meiſterhaft und das Inſtrument war vortrefflich; brausten doch deſſen Töne, ſobald er alle Regiſter gezogen, wie ein ſtarkes Orgelwerk, um

gleich darauf zum ſanften Flüſtern herabzuſinken, ſo daß es klang wie melodiſcher Windhauch, oder wie entfernte Harfenklänge. Dabei phantaſirte er ausgezeichnet und es war ein hoher Genuß für den aufmerkſamen Zuhörer, dieſem reichen Tongemälde zu folgen, welches ihm durch eingewebte Volkslieder, durch Melodieen, die ſie auf ihren Reiſen gemeinſchaftlich gehört, jene Zeit ihrer wechſelvollen Vergangenheit, ſo anſchaulich vor die Seele brachte, daß es ihm bei geſchloſſenen Augen jetzt ſo zu Muthe war, als höre er am Strande des Meeres zwiſchen das leiſe Wogen der Flut ſehnſuchtsvoll hindurchklingen:

«O, dolce Napoli,
O, Suol Beato!»

oder als ſeien ſie auf dem heidelberger Schloß beim kräftig luſtigen:

«Gaudeamus igitur»,

oder als hörten ſie einen jener ernſten, ergreifenden Choräle von den rieſenhaften Wölbungen des kölner Domes niederklingen.

Und da hinein wußte Dagobert häufig eine Weiſe zu verſchlingen, die, oft in ein paar Takten anklingend, wie eine ſchmerzliche Klage tönte von entſchwundenem Glück, von einem trüben, freudenloſen Leben:

„So mutterſeelenallein",

welche den Zuhörer um ſo tiefer ergriff, als er bemerkte, wie düſter er in ſolchen Augenblicken vor ſich hinſtarrte, wie er die Lippen zuſammenpreßte und ſeine Augen unter einem ſchmerzlichen Ausdruck ſchloß.

Es iſt eigenthümlich, wie ſich unſer innerer Geſichtskreis unter dem Einfluß ſolcher Töne faſt zauberhaft zu erweitern vermag, wie unſere Phantaſie erregt wird, wie unſer Gedächtniß erſtarkt, wie wir nicht nur Vergangenes, das wir erlebt und gefühlt, mit einer oft erſchreckenden Schärfe wieder vor uns auftauchen ſehen, ſondern mit welcher Klarheit wir kombiniren, abgeriſſene Fäden zuſammenzufügen verſtehen, beſonders aber in der Seele zu leſen vermögen, unter deſſen kundiger Hand jene Töne erklingen:

„So mutterſeelenallein".

Alexander wußte viel vom Leben ſeines Freundes, ja er hatte bis jetzt geglaubt, alle wichtigen Begebenheiten deſſelben zu kennen, und nun fühlte er auf einmal klar und deutlich, daß er ſich getäuſcht habe. Er empfand den Einfluß eines dunklen Schattens, welcher auf dem Gemüthe Dagobert's laſtete; er wußte jetzt genau, daß es eine Epiſode in deſſen Leben gebe, die ſeine Seele ſchwer betroffen, die ihn gewiſſermaßen von der Welt abgeſchloſſen erhielt und die ihn, früher der liebenswürdigſte Geſellſchafter, der lebensluſtigſte Geſelle

und in dem Dorfe hofften wir irgend jemand zu treffen, mit dem wir uns unterhalten könnten. Und ſo war es denn auch; der Poſtbeamte hatte ein paar ſeiner Freunde für uns geladen, von denen Einer etwas Franzöſiſch ſprach. Die Unterhaltung drehte ſich anfänglich um ganz gewöhnliche Dinge: das Wetter, die Straßen, die Eilwagen, kam aber bald auf das Lieblingsthema der Spanier, Minen und Erze. Jede Dorfſchaft, in deren Nähe ſich eine alte Galmeigrube findet, träumt von großartigen Bergwerksſchätzen, und die vielen Fremden, namentlich Engländer, welche im gegenwärtigen Augenblicke das Land bereiſen, um die Schachte der Berge und die Geldbeutel der Actionäre zu unterſuchen, haben das Volk ganz ſchwindlig gemacht. Auch uns hielten ſie für reiſende Geognoſten, was ich aber feierlich von mir ablehnte, wogegen Horſchelt die Unvorſichtigkeit hatte, einen ſchlechten Witz zu machen und den guten Spaniern zu ſagen, ich ſei ein deutſcher Bergmeiſter. Da ich die Ehre habe, einer Künſtlergeſellſchaft „das Bergwerk“ unter dem Namen Bergmeiſter zu präſidiren, ſo ſprach er allerdings keine Unwahrheit; doch proteſtirte ich vergeblich gegen dieſen Titel im andern Sinne: man ſchleppte augenblicklich ein paar große Körbe voll Erz herbei, und da ſaß ich nun und ſollte mein Urtheil abgeben. Glücklicher Weiſe verſtand nur einer meiner Zuhörer Franzöſiſch und auch dieſer nicht genug, um meinem ungelehrten Vortrag folgen zu können; auch mochte er ſich keine Blöße geben, that, als verſtehe er mich vollkommen und überſetzte demgemäß den Andern meine Reden auf's Allerbefriedigendſte. Dabei war ich ehrlich genug, ihnen Ausſicht auf viel Blei und wenig Silber zu geben. Recht froh war ich indeſſen, als der heranraſſelnde Eilwagen mein Examen unterbrach; doch hatte der Titel „Bergmeiſter“ ſo viel genützt, daß ein junger Spanier, der vorn in der Berline ſaß, auf die Imperiale befördert wurde, vielleicht wider alles Recht, denn er ſträubte ſich anfangs, wogegen ich von dem Poſtmeiſter auf die höflichſte Art erſucht wurde, deſſen Platz einzunehmen. Horſchelt bekam einen

zu einem Menſchenfeind gemacht, — was konnte das ſein? — Was war es, das ihn alle Geſellſchaft fliehen, die ſtillen Ufer des Sees aufſuchen ließ?

„So mutterſeelenallein".

Oft war es dem jungen Maler, als bemerke er, daß Dagobert's Augen unter einem ganz veränderten und dann milden, weichen Glanze aufwärts ſchauten, und in ſolchen Augenblicken, wo die Seele ſchwamm auf den linden Wogen der Muſik, glaubte er, ſich eine plötzliche Frage erlauben zu dürfen, ja er hatte unter dem Eindruck dieſes Gedankens ſchon ſeinen Sitz ſeitwärts und etwas entfernt von dem Freunde verlaſſen, und ſich auf einen kleinen Fauteuil ſo dicht neben dem Inſtrumente niedergelaſſen, daß er ſeinen Arm darauf ſtützen konnte.

Dann waren aber wieder Anklänge gekommen an jenes Lied, und der Ausdruck in den Zügen ſeines Freundes ſo finſter und unnahbar geworden, daß ihm das freie Wort auf der Zunge erſtarb.

„Schau dorthin nach Weſten," ſagte Dagobert jetzt, den Blick gegen das Fenſter wendend und dabei kräftig präludirend zu der jubelnden Weiſe des Chorals: ‚Die Himmel erzählen die Ehre Gottes' — „iſt das nicht ein gewaltiges Kämpfen und Ringen der untergehenden Sonne mit jener düſtern Wolkenwand, die wie ein

ungeſchlachter Rieſe mit ſeinem Schild das himmliſche Feuer auslöſchen möchte, oder es wenigſtens hindern, der Erde den letzten Abſchiedskuß zu geben! Sieh', wie die Strahlen am Horizonte hoch emporſchießen, unten aber wie flüſſiges Gold die Wolken umſäumen und hervorquellen möchten. — — — — So ſieht es auch in unſerer Seele aus; tiefes Leid drückt unſer Herz und wir ringen vergeblich, die Lichtwellen der Vernunft, der Ergebung oder eines tröſtlichen Vergeſſens hervorbrechen zu laſſen."

„— — — — Sieh', wie dort Formen und Farben jeden Augenblick wechſeln!"

„Ich ſehe das," ſagte Alexander, „und bin überzeugt, daß die Lichtwellen doch noch hervorbrechen werden und das finſtere Gewölk auseinanderreißen und verjagen — man muß hoffen und vertrauen."

Er ſprach das mit einem ſo eigenthümlich weichen Tone, daß ihm Dagobert einen Moment ſeine Blicke zuwandte und ihn wie fragend anſchaute, ehe er ſeine Augen wieder ſeitwärts gegen den See wandte. Hätte ſein junger Freund nur irgend einen Anknüpfungspunkt gehabt, um eine Frage zu ſtellen — er wußte keinen, ſo ſorgfältig er auch die ganze Vergangenheit Dagobert's in Gedanken durchlief, ſo ſehr er ſich ſelber ſchalt, daß ihm der Muth mangle, geradezu zu fragen: „was

haſt Du? — was iſt Dir?“ — Und doch gab es wohl nicht leicht einen günſtigeren Augenblick, als gerade dieſen. Doch fühlte er es wohl, und daß er es fühlte, und doch nicht zu einer offenen Frage zu gelangen vermochte, verurſachte ihm ein unbehagliches Gefühl des Befangenſeins, ja einer ſelten empfundenen Verlegenheit. Er hatte eine ſchwere ſeidene Quaſte ergriffen, die neben ihm hoch oben von der Wand herabhing, wahrſcheinlich ein Klingelzug oder dazu beſtimmt, die Portière, an welcher er ſaß, zu ſchließen. Er hielt dieſe Quaſte ſpielend vor die Augen, wie man wohl bei ähnlichen Veranlaſſungen zu thun pflegt, und drehte ſie um ſie ſelber, wobei er zwiſchen den auseinanderſtäubenden Schnüren hindurch in die immer intenſiver werdende Glut am Horizonte blickte, über welcher jene ſchwarze Wolkenwand eiferſüchtig ſchwebte und bemüht ſchien, keinen Blick der Sonne mehr über das erwartungsvoll leuchtende Waſſer dahin ſtrahlen zu laſſen.

„— — Oder wie das Auge eines ſterbenden Rieſen,“ ſagte Dagobert düſter, wobei er den Akkord, den er gerade gegriffen, fort und fort, bis zu einem verklingenden Hauche nachtönen ließ — „ah, wer auch ſchon mit Ehren und Anſtand ſo weit gekommen wäre!“

„Dagobert,“ rief der junge Maler, „ich begreife Dich in der That nicht! — Löſe mir dieß Räthſel!“

„Stille einen Augenblick!“ bat der Andere, mit der Hand abwehrend. „Sieh', der Rieſe dort ſtirbt noch nicht, wenigſtens gönnt er uns noch einen letzten Blick. Welche Maſſen von Glanz und Goldſchimmer! — Welche Glut dieſes Sonnenauges!“ Es war aber auch in der That ein unausſprechlich erhabenes Schauſpiel, die ganze Natur jetzt unter dem letzten Kuß der Sonne noch einmal wie verklärt aufleuchten zu ſehen, entzückt mit anzuſchauen, wie die Licht- und Goldwelle vom Horizont herüberblitzend, Berg und Thal, die Fluten des Sees, das ganze Himmelsgewölbe, die ſchon ſo abendlich ernſt blickenden Wälder in Verklärung tauchte und ſie beruhigt ſchlafen gehen ließ in der Hoffnung auf ein ſchöneres Morgen.

Alexander war aufgeſprungen und hatte ſeine Hand ſanft auf die Schulter des Freundes gelegt, hatte aber dabei jene Schnur nicht losgelaſſen, ſie ſpannte ſich unwillkürlich in ſeinen Fingern, er hörte einen leiſen Ton, wie vom Aufſpringen einer Feder, und als er den Kopf, nach dieſem Tone lauſchend, umwandte, fuhr er erſtaunt, überraſcht, ja im erſten Augenblicke faſt erſchreckt zurück, als er ſah, wie ſich das Gemälde über dem Inſtrument genau in der feinen Fuge, die er für einen Sprung gehalten, langſam öffnete und darunter das lebensgroße Bild einer Frau zum Vorſchein kam,

deren Geſicht ihn aus großen, hellbraunen Augen mit einem unſagbaren Ausdruck von Milde und Lieblichkeit betrachtete, und deren ganze Figur jetzt im Widerſchein der Abendröthe wie lebendig geworden hervorzutreten ſchien.

„A—a—a—ah — was iſt das!“ —

Dagobert, welcher auf dieſen Ruf ebenfalls den Kopf gewandt, ſprang heftig in die Höhe und ſchaute ſeinen Freund mit einem beinahe zürnenden Blicke an, worauf er beide Hände vor das Geſicht drückte und dann, in den Seſſel zurückſinkend, murmelte: „Das hätteſt Du nicht thun ſollen — nicht jetzt — nicht in einem Augenblick, wo meine Seele ohnehin erſchüttert war durch die Klänge der Muſik, durch die Erinnerung an einen anderen, ſchmerzlicheren Abſchied, als den da drüben, welcher ja doch nur vorübergehend gilt — für kurze Zeit — während jener —“

Er ſprach dieſe Worte wie zu ſich ſelber, indem er ſeinen Kopf tief auf die Taſten des Inſtrumentes herabneigte.

„Wie hätte ich ahnen können, Dagobert, — verzeihe mir und laß mich meinen Fehler wieder gut machen!“

Er wollte ſachte die Thüre des Schreins wieder ſchließen, doch hielt ihn Dagobert, ſich raſch aufrich-

tend, zurück, während er mit leiſer Stimme ſagte: „Laß es gut ſein, Alexander, es iſt ein Zufall, vielleicht ein glücklicher Zufall. — — — — Du biſt raſch eingedrungen in die Geheimniſſe dieſes Hauſes," ſetzte er mit einem trüben Lächeln hinzu.

„Das alſo iſt Dein Geheimniß, armer Freund! Daher alſo ſtammt Deine Abgeſchiedenheit von der Welt, die faſt unheimliche Stille Deines Hauſes?"

„Daher ſtammt ſie — ja unheimlich iſt das rechte Wort, wenn Du auch ſeine Bedeutung noch nicht gänzlich zu verſtehen vermagſt, — ja unheimlich für mich jenes ſchöne Bild — unheimlich in ſeinem Schrein, wie die eingemauerte Nonne in den Hallen des Kloſters, — betrachte es genau!"

„O, ich ſchwelge in ſeinem Anblick als Künſtler und als Menſch. Wie mußte das Original dieſes wundervoll gemalten Bildes ſein! Je länger ich es betrachte, um ſo ſchmerzlicher erfaßt mich der Gedanke, ich thäte am klügſten, meine Pinſel zu zerbrechen und in den See zu werfen."

„Es iſt ein Meiſterwerk Winterhalter's — dieſer Name wird Deinen Kummer lindern, aber trotz ſeiner Schönheit und Vollendung iſt das Bild doch nur eine Pfuſcherei nach dem Original — ſie ſelbſt war in jeder Beziehung ein vollendetes Meiſterwerk der Schöpfung."

„Wenn ſie das war," gab Alexander zur Antwort, wobei er auf das Wörtchen ‚war' einen tiefen Ausdruck legte, „ſo biſt Du allerdings zu beklagen — o, dieſes ‚war' hat einen furchtbaren Klang!"

„Du ſpielſt damit auf den Tod an," erwiederte Dagobert mit eiſiger Ruhe, das Bild mit ſtarren Augen betrachtend — „und Du beklagſt mich — welchen Troſt aber haſt Du für mich, wenn ich Dir ſage, daß jenes ‚war' eine ſchmerzlichere, eine furchtbarere Bedeutung für mein Herz hat?"

„Wenn dieß der Fall iſt," ſprach der Andere tief erſchüttert, „ſo will ich die Flügelthüre ſchließen."

„Noch einen Blick laß mich auf jenes liebliche Geſicht werfen," — Dagobert hatte ſeine Hände zuſammengelegt, während er ſeine Blicke in das Bild verſenkte, und als nun der Maler die Thüren des Schreines zugedrückt, trat er raſch an das Fenſter und blickte in die Landſchaft hinaus, wo Berge und Thal, Wald und See nach dem gänzlichen Verſchwinden der Sonne in kalten, trüben Tönen erſchienen — wie mit grauen Schleiern bedeckt.

„Erzähle mir das, Dagobert!"

„— — — — Ich will es thun — aber nicht hier, nicht in dieſen Umgebungen; ich muß dabei den weiten Himmel über mir haben — Raum für meine

Gedanken, deren Wucht mich hier vor ihrem Bilde unter der Decke dieſes Gemaches erdrücken würde — oder wahnſinnig machen. — Haſt Du Luſt zu einem nächtlichen Ritte oder zu einer Fahrt auf dem See?"

„Ich würde das Letztere vorziehen."

„Gut, ſo komme."

Beide hatten es in der Aufregung der letzten halben Stunde überhört, daß der Sturmvogel den Hafen mit drei Salutſchüſſen begrüßt, ehe er wieder eingelaufen war. Meiſter Jonas hatte ſich das um ſo eher erlaubt, als ihm die weiß und rothe Fahne am Flaggenſtock der Halbinſel ein Beweis geweſen war, daß man ſeine Manöver geſehen und mit ihm zufrieden geweſen.

Die ganze Dienerſchaft, ſelbſt die vom Stalle, befand ſich am Hafen und gab ihre Freude zu erkennen, als nun das ſchlanke Schiff um die Ecke herumſchoß, mitten in die kleine Bucht hinein, und als nun plötzlich die Segel fielen, worauf der Anker in die Tiefe raſſelte, während Meiſter Jonas hinten beim Steuerruder ſtand, ſtolz, aufrechten Hauptes — ein kleiner Nelſon.

„Das iſt lenkſamer und ausdauernder, als Euer Viergeſpann," rief er dem Kutſcher zu, welcher hart am Ufer ſtand und ihm zum Zeichen der Anerkennung gnädig winkte.

„Frißt auch keinen Haber und läßt ſich geduldig aufſchirren, wo und wie man will," ſagte einer der Leute, die bei Meiſter Jonas geweſen waren, und welche ebenfalls ein kleines Verdienſt für ſich in Anſpruch nahmen.

„Habt ihr geſehen," meinte der Andere, „wie wir dem Dampfer dicht an der Naſe vorbeikutſchirt ſind? Der Kapitän ſprang wie toll an ſein Sprachrohr auf dem Räderkaſten, um halten und rückwärts ſchlagen zu laſſen, — ja, das hat's wohl gebraucht," ſetzte er ſchmunzelnd hinzu, „ehe er den Befehl geben konnte, waren wir ſchon auf der anderen Seite und ſchrieen Hurrah, daß es eine Freude war."

„So, jetzt laßt das unnöthige Geſchwätz und tummelt euch, die Segel zu wickeln und ſorgfältig einzubinden — laßt die Gaffeln hübſch langſam auf's Verdeck nieder, und Du, Jakob, kannſt die große Schote aushängen, nimm Dich aber in Acht, denn wenn ein Ende über Bord fällt und nur ein Zoll des Taues naß wird, ſo gebrauche ich ein anderes Dutzend Zolle für Deinen Rücken!"

Die Leute ſtießen ſich an und kicherten zuſammen, wobei ſie übrigens mit aller Pünktlichkeit die befohlenen Arbeiten beſorgten, und während Meiſter Jonas, die Hände in ſeine weiten Hoſentaſchen geſteckt, breit-

ſpurig und Alles prüfend, um das Schanddeck herumging.

„So iſt's recht," ſagte der Kutſcher am Ufer, „Ordnung muß ſein und die Kriegsartikel müſſen gehandhabt werden, wobei ſo ein Tauende von faſt eben ſo vortrefflicher Wirkung iſt, wie ein Steigbügelriemen. Aber ſagt mir einmal, Meiſter Jonas, habt Ihr wirklich mit Eurem Segelwerke neben dem Dampfboot aufkommen können?"

„Na und ob," antwortete der Seemann in einem geringſchätzenden Tone, „da fragt nur die Beiden da!"

„Aber lange ſeid Ihr nicht neben ihm hergelaufen?"

„Hatte ſeine guten Gründe, da der Wind abzufallen drohte, deßhalb zog ich es vor, nach einer ſehr ſchönen Wendung freiwillig zurückzubleiben; hätten wir aber eine Briſe gehabt, wie gleich nach dem Gewitter, dann hätte ich die Ankunft des Dampfers drüben auf ſeiner Station angezeigt, und ihm dort an der Landungsbrücke ‚guten Abend' geſagt."

„Und iſt das Ding gefährlich?" meinte der Kutſcher, worauf übrigens Meiſter Jonas keine direkte Antwort gab, ſondern nur ſagte: „Man braucht für Alles geübte Augen und geſchickte Hände — ei je, von Händen zu reden, ſo könnt Ihr mir morgen früh Eure Stalljungen geben zum Auswaſchen der Geſchütze und zum Schwabbern des Verdecks."

Eckplatz im Innern, und ſo rollten wir wohlgemuth in die Nacht hinaus, abwärts dem ſchönen Andaluſien zu.

Gegen zehn Uhr kamen wir nach la Carolina, dem Hauptort der Colonien, von denen ich oben geſprochen. Leider war es zu dunkel, um eine Anſicht dieſes Ortes, der faſt ganz von Deutſchen gegründet wurde, zu gewinnen. Daß er aber durchaus keinen ſpaniſchen Charakter hat, bemerkte ich ſchon beim Hereinfahren, denn die breite Straße war vortrefflich unterhalten. Hauptſächlich waren es Schwaben, die la Carolina bevölkerten; doch iſt im Laufe der Zeit die deutſche Sprache gänzlich verloren gegangen. Rochau erzählt, als er la Carolina im Jahre 1845 beſuchte, — er kam am Tage durch die Stadt und hatte Zeit, ſich umzuſchauen, — habe er lange vergeblich nach irgend jemand geforſcht, der noch deutſch ſpräche. „Endlich," ſo erzählt er, „fand ich eine achtzigjährige Frau, altersſchwach und ſehr ſchwerhörig, die mich, als ich mich ihr als Landsmann vorſtellte, mit wahrer Herzlichkeit bei der Hand nahm und neben ſich auf einen Stuhl niederzog. Die gute Alte redete ihre Mutterſprache in der That ganz deutlich, aber ſie mußte oft lange nach dem Ausdruck ſuchen. „Es iſt ſo lange her," ſagte ſie zu mir, „daß ich nichts anders mehr ſprechen höre als ſpaniſch. Sie ſehen, ich bin ſehr alt, ich bin mehr als ſechszig, ich bin mehr als ſiebzig — warten Sie, ich bin jetzt ‚vier Thaler' alt." Ich errieth, was ſie ſagen wollte. Das Wort achtzig war ihr entfallen und ſie fand zu ſeiner Bezeichnung nichts näher liegendes als den Gedanken, ſo viel Jahre als vier Thaler Realen haben, den ſie nicht in die gehörige Form zu bringen wußte. Ihr Mann, der bald darauf eintrat, um zehn Jahre jünger, ſprach ebenſo gut, und er verſtand mich beſſer als ſeine Frau, welche über die Reinheit meines Dialektes die unverholenſten Zweifel laut werden ließ. Die beiden alten Leute waren gleichfalls in der Colonie geboren, und ſie wußten mir den früheren Wohnort ihrer Eltern nicht anzugeben. Auf meine Aeußerung, daß dieſelben vermuthlich vom Rhein gekommen

„Mit Vergnügen, Ihr könnt ſie überhaupt ein wenig mit Anwendung des zwölfzölligen Taues zum Schiffsdienſt gewöhnen, ſie lungern doch den ganzen Tag zwiſchen den Gebäuden umher.“

„Das iſt ein guter Gedanke, darüber werde ich mit dem Herrn reden.“

„Könnt das ſogleich thun,“ rief der Kutſcher im Flüſterton — „dort kommt er ſo eben vom Hauſe her auf den Hafen zu.“

Alle machten ehrerbietig Platz, als der Herr auf Bucheneck mit Alexander an die kleine Bucht trat, und Jeder zog ſich etwas gegen die Büſche zurück, mit Ausnahme des alten Kutſchers, welcher ſich ſchon eine Freiheit herausnehmen konnte und deßhalb ſchmunzelnd ſagte: „Das iſt ein ſchmuckes Ding, gnädiger Herr, und wenn ich nicht ſchon ziemlich ſteif hinter meinen Zügeln geworden wäre, ließ ich mich heute noch bei Meiſter Jonas anwerben.“

„Ja, ja, es ſieht gut aus und ſcheint ſich auch wacker gehalten zu haben.“

„O über alle Beſchreibung,“ rief Meiſter Jonas herüber, „war es doch gerade, als wolle es uns Vorwürfe machen, daß wir es ſo lange in Unthätigkeit gelaſſen; ich habe ihm aber auch feierlich verſprochen, es ſoll nicht mehr vorkommen, und ich hoffe, man wird mir erlauben, mein Wort zu halten.“

„Gewiß, Meiſter, und damit Du ſiehſt, wie ſehr ich mich ſelbſt für Dein Verſprechen intereſſire, ſo laß uns zum Eſſen pfeifen und dann komm' mit Deinen Leuten wieder an Bord; es drängt mich ſelbſt, heute Abend noch eine Kreuzfahrt zu machen, das heißt, wenn Du Dich bei Nacht getrauſt, irgend einen Weg zu finden?"

„Ja, darin ſteckt doch der Unterſchied," flüſterte der Kutſcher altklug einem ſeiner Untergebenen zu, „mit meinen Vieren fahre ich mitten in der Nacht, und wenn es ſo finſter iſt, daß man keine Hand vor Augen ſieht, wenn man nur eine halbwegs ordentliche Straße hat; aber mit dem Ding da, was doch mehr oder minder ſeinen eigenen Kopf hat —"

„Ob wir bei dem bischen Dunkelheit ſegeln können!" rief Meiſter Jonas luſtig vom Boot herüber. „Nun, das wär' mir eine ſchöne Seefahrerei, da würd' ja jedes Kind mit dem Sturmvogel hinausgehen, wenig Wellen mehr, ein wohl feſter, aber wie es ſcheint beſtändiger Wind und in Kurzem eine Idee von Mondſchein; was will man mehr, wenn man einen Kompaß hat und ihn zu gebrauchen verſteht!"

„Gut denn, ſo laß den Leuten das Eſſen heraus-holen, auch ein paar Krüge Wein, und laß mir ſagen, wenn Du fertig biſt!"

„Das ſoll bald geſchehen ſein."

Dagobert hatte seinen Freund unter den Arm genommen und trat mit ihm an das Ende der Halbinsel, wo sich die kleine Salutirbatterie befand mit der hohen Flaggenstange, an deren Spitze die Fahne, vom Winde scharf gepeitscht, ungeduldig zuckte und rauschte, ja sich selbst zuweilen hörbar peitschte.

„Wie ist es mir lieb, daß es so gekommen ist!" sagte Dagobert, nachdem er eine Zeitlang in die tief dunkle, fast schwarze Flut geblickt, die an dem Felsen hier so eigenthümlich gurgelnd vorbeistrich, „meine Brust fängt an, die Erleichterung von einer niederdrückenden Last zu empfinden; meine Seele fühlt sich erleichtert und das verdanke ich Dir."

„Doch habe ich mich durchaus um diesen Dank nicht verdient gemacht, mein lieber Dagobert, es war das einer jener glücklichen Zufälle, wie sie sich zuweilen bemühen, unsere Pfade zu ebnen und Brücken für uns zu schlagen. Ich befand mich vorhin in Verlegenheit, und da pflege ich mit irgend etwas zu spielen, was mir unter die Finger fällt, dort zum Glück die Schnur mit der Quaste, das ist Alles."

„Als ich vor einer Stunde mein Segelboot durch die Wellen streichen sah, zum ersten Male, seit ich hier wohne, verursachte es mir ein eigenthümlich schmerzliches Gefühl. Es war, als entschwebe mir abermals ein

Glück, auf welches ich innig gehofft, und ich hätte Gott weiß was darum gegeben, an Bord ſein zu können."

„Dieſer Wunſch wird ſich in Bälde erfüllen laſſen; ich meine, dort Meiſter Jonas heranſteigen zu ſehen."

„Ja, aber daß ſich dieß ſo gefügt, auch dafür bin ich Dir Dank ſchuldig, denn ohne Dich würde ich noch lange gebraucht haben, ehe ich mich dazu entſchloſſen hätte."

„Zufall — Zufall — wir wollen dem Gotte des Zufalls opfern, und uns dann noch auf manch' ſchönes und intereſſantes Zufällige verlaſſen."

Meiſter Jonas meldete, daß Alles zum Abſtoßen bereit ſei, und kurze Zeit darauf befanden ſich Alle an Bord, wobei es höchſt amüſant anzuſehen war, mit welchem Ernſt und mit welcher Würde Meiſter Jonas den Herrn des Schiffes begrüßte. Der Proviant, den er auf Befehl mitgenommen, war ſorgfältig irgendwo hingeſtaut worden, wenigſtens bemerkte man auf den Seitenbänken in der Nähe des größern Maſtes nichts davon, und ſah man hier nur einige Plaids vorſorglich gegen die kühle Nachtluft von dem alten Seemann ausgebreitet. Er ſelbſt grüßte ehrfurchtsvoll, wobei er mit der linken Hand die kleine Bootmannspfeife hielt, die er an einer Schnur auf der Bruſt hängen hatte, und als ſich der junge Maler die ſtattliche Geſtalt betrachtete,

konnte er ſich eines leichten Lächelns nicht erwehren, als er einen Stutzſäbel an der Hüfte des Meiſters Jonas erblickte.

„Wollen der gnädige Herr ſelbſt ſteuern?“ fragte er.

„Nein, Du ſollſt das Schiff führen.“

„Und welchen Kurs nehmen wir?“

„Das iſt mir heute ganz gleichgültig; ich denke, Du lavirſt gegen Oſten, ſo daß wir ſpäter vor dem Winde zurücklaufen können.“

„Da die friſche Briſe, die wir haben,“ ſagte Meiſter Jonas, zu dem ſtramm flatternden Wimpel aufſchauend, „beim Erſcheinen des Mondes ſicher zu einer tüchtigen Südoſtkühlte auffriſcht, wird das eine Gaffelſegel und der vordere Klüver genügen; wenn Sie aber raſcher vorwärts wollen, ſo könnten wir auch mehr Tuch nehmen.“

„Wozu das? Wir haben ja keine Eile.“

„So melde ich Alles in Ordnung und bitte nur um Erlaubniß, den Joſeph an's Steuerruder nehmen zu dürfen, damit ich ihm nach und nach etwas davon beibringen kann.“

„Thu' das,“ war die Antwort, worauf ſich Dagobert mit ſeinem Freunde auf der Bank neben dem Maſte niederließ.

Der vordere Klüver war feſt angehalt und blähte ſich zierlich im Winde, und als nun der Gigbaum

niedergelaſſen wurde, und durch die lange Schote parallel mit dem Fahrzeuge geſtellt, ſpürte man augenblicklich den Druck des Windes, und das Boot glitt aus dem dunklen Hafen in den See hinaus. An der Spitze des größeren Maſtes führte es eine weiße Laterne, am Vorderſtern eine gelbe, und wenn man die erſtere betrachtete, ſo ſah man deutlich, wie ſich das Schiffchen ſanft gegen die Leeſeite neigte, ſowie es draußen von der Schwere des ziemlich ſtarken Windes erfaßt wurde. Dann aber ſtrich es mit kaum merklicher Seitenbewegung durch das Waſſer und ließ in kurzer Zeit das Ufer, von dem es ausgefahren war, in der nun gänzlich eingetretenen Dunkelheit gänzlich verſchwinden.

„Welch' herrlicher Abend nach ſo ſtürmiſchem Tage," ſagte der junge Maler, „und welch' entzückendes Gefühl, ſo in dieſer ſanften Bewegung auf den dunklen Wellen dahinzugleiten — wahrhaftig, ſo ſchön hätte ich es mir nicht gedacht!"

„Und jede Tageszeit, jedes Wetter hat ſeinen ganz beſondern, beſtändig wechſelnden Reiz; ich verſichere Dich, Alexander, Du weißt es noch nicht, wie lieb man einen ſolchen See gewinnen kann."

„Ich hoffe es zu erfahren."

„Und wie das Umherkreuzen auf den Fluten zur

Leidenſchaft wird. Verſtehe ich es doch kaum noch, daß ich mich ſo lange fern davon halten konnte, und iſt mir doch hier bei der friſchen Seeluft, bei dem Schaukeln des Bootes, bei dem Murmeln und Plaudern des Waſſers unter dem Kiel zu Muthe, als ſei ich von einer ſchweren Kette erlöst, die ich lange mit mir herumgeſchleppt. Ich fühle mich frei, ja beinahe zufrieden, wenn auch nicht glücklich."

„So löſe noch eine andere Feſſel, welche Dir das Herz einengt, und erleichtere es durch die Mittheilung, die Du mir verſprochen."

„Ich will das thun, Alexander, und will Dir aus meinem Leben erzählen, als ſpräche ich von einem Dritten, auf dieſe Art wird es mir leichter werden, weniger ſchmerzlich. — Zünde Dir eine Cigarre an."

„Und Du?"

„Später vielleicht — wenn ich einmal die dornenvollſten Pfade, die düſterſten Bilder hinter mir habe." — Er ſagte das, in die dunkle Flut blickend, mit leiſerer Stimme, und fuhr darauf in ſeinem gewöhnlichen, ja faſt heiteren Tone fort: „Was das Cigarrenrauchen an Bord anbelangt, ſo mußt Du Dich vor Meiſter Jonas in Acht nehmen; etwas Aſche oder Funken auf Deck geſtreut, wird unnachſichtlich geſtraft, ebenſo wenn Du Dir beikommen ließeſt, Deine Cigarre über der

Luvſeite abzuſtoßen — Du weißt doch, was Luv und Lee iſt?"

„Ich habe vorderhand noch einen ſchwachen Begriff davon, und bin immer noch gezwungen, darüber nachzudenken, gerade wie bei der Mondſichel, die dort oben durch die ſchwarzen Tannen glitzert, wenn man ſich durch Hereingreifen mit der rechten oder linken Hand klar machen will, ob die keuſche Luna zu- oder abnimmt, doch iſt es bei den Schiffſeiten leichter, der Wind bläst ſtets auf die Luvſeite."

„Richtig, — obgleich Du Dich doch nicht ganz richtig ausgedrückt haſt, doch das findet ſich ſpäter."

In dieſem Augenblick ſah man Meiſter Jonas ſich nähern und vernahm ſeine Meldung, er wolle das Schiff zum Laviren gegen Süd-Südweſt wenden.

„Manövrire wie Du willſt, nur möchte ich vor einer oder zwei Stunden nicht an die Heimfahrt denken — wenn es Dir nämlich ſo recht iſt, Alexander?"

„Die ganze Nacht bei ſolch' wunderbarer Fahrt."

Meiſter Jonas lockte einen ſcharfen Ton aus ſeiner Bootmannspfeife und man mußte geſtehen, daß er früher durch theoretiſchen Unterricht im Hafen, ſowie bei den Manövern von heute Nachmittag ſeine Leute tüchtig eingeübt hatte. Das Schiff ſchoß augenblicklich ſcharf in den Wind hinein, und da der Klüver

durch ſeine richtige Stellung vom Winde alsbald wieder gefaßt wurde, ſo legte es, ohne ſich auch nur einen Augenblick zu beſinnen, gegen Süd-Südoſt um; das ſchwere Gaffelſegel flog herüber, und dann nahm das Boot unter dem ſtarken Segeldruck ſeinen ſchnellen Lauf alsbald wieder auf.

Neuntes Kapitel.

Vergangenes.

„Du kennſt die Verhältniſſe und das Leben unſeres gemeinſchaftlichen Freundes genügend, um zu wiſſen, daß er in den ſogenannten höheren Kreiſen zu Hauſe war, und daß er alle Vergnügungen und Thorheiten dieſer Geſellſchaft mitmachen konnte, ohne daß er ſich, was ſein Vermögen anbelangte, auch nur im Entfernteſten hätte zu derangiren gebraucht.

„Was das Kapital ſeiner Geſundheit anbelangte, ſo behandelte er daſſelbe ſo behutſam als möglich, und begnügte ſich auch hier, nicht einmal ſeine Zinſen zu gebrauchen, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf.

„Sein Herz betreffend, verfuhr er eben ſo vorſichtig, und hatte das Glück, in jenen gefährlichen Kreiſen leben zu können, ohne je durch ein allzu lebhaftes Intereſſe irgendwo gefeſſelt zu werden.

ſeien, mußte ich erfahren, daß ihre Kinder den Rhein ſelbſt nicht einmal dem Namen nach kannten."

Der Gaſthof, wo die Diligence anhielt, war indeſſen ſo reinlich und deutſch heimlich, dabei hatten die Aufwärterinnen oder Töchter des Hauſes ſo unverkennbare Zeichen ihrer Abſtammung, nicht nur blonde Haare und blaue Augen, ſondern auch der Ausdruck ihres Geſichts, die Bildung ihres Kopfes, ihre ganze Geſtalt und Haltung erinnerte uns ſo ſehr an die Heimat, daß wir ihnen unwillkürlich die Hand entgegenſtreckten und auf gut ſchwäbiſche Art: grüß Gott! zuriefen. Doch erging es uns nicht einmal wie dem ebengenannten Reiſenden vor uns: im ganzen Hauſe wußte niemand mehr ein Wort von der Mutterſprache der Großeltern. Der Wirth erinnerte ſich als kleiner Knabe die für ihn fremde Sprache öfter gehört zu haben. Das war aber auch Alles. Längere Zeit nach dem Entſtehen hatte man in la Carolina noch Manches von deutſchen Sitten und Gebräuchen beibehalten; ſo wurde an Sonn- und Feſttagen bei Geigen- und Flötenklang unter der Linde getrunken und gewalzt, während von der andern Seite des Dorfes her die Guitarren ſchnarrten, die Caſtagnetten knackten und dazu der Fandango aufgeführt wurde. Vollkommen verſchmolzen haben ſich die deutſchen Einwanderer auch heutigen Tages mit den Spaniern noch nicht; wenn ſie auch jetzt die gleiche Sprache ſprechen, ſo ſind ſie doch eigen und abgeſondert geblieben, und das nicht nur in Geſicht und Körperbau, ſondern ſogar in der Kleidung und ihrem Weſen. Erzählt doch Rochau ferner: „Als ich in la Carolina einfuhr, ſchauten ein paar junge, friſche Mädchen neugierig aus dem Gitterfenſter eines der erſten Häuſer, und ich begrüßte ſie auf den erſten Blick im Herzen als Landsmänninnen. Ein junger Offizier, mein Wagennachbar, der ohne Zweifel gleichfalls Rechte der Landsmannſchaft gegen die hübſchen Carolinerinnen zu haben glaubte, erlaubte ſich, dieſelben durch einen artigen Wink mit der Hand geltend zu machen. Ein ſpaniſches Landmädchen würde den Gruß des galanten Lieutenants wie einen ganz erlaubten Scherz aufgenommen und vielleicht lachend

„Du haſt dieſe Kreiſe kennen gelernt, als Du damals bei mir in Baden warſt, haſt Dich ſelber darüber gewundert, wie kalt mich das Entgegenkommen aller jener ſchönen und häufig ausgezeichneten Frauen und Mädchen ließ.“

„Gewiß, und habe unſern gemeinſchaftlichen Freund bewundert,“ konnte ſich Alexander nicht enthalten zu ſagen, „war ich doch ſchwächer als er, und fühlte es nur zu deutlich, wie gefährlich mir bei längerem Verweilen ein Paar jener ſchönen Augen geworden wären, wenn gleich auch nur vorübergehend, da die zarten Finger, die zu jenen Augen gehörten, meine Hand gar zu bald und gar zu innig drückten.“

„Und doch iſt es gefährlich, längere Zeit in jenen Kreiſen zu leben, in jenem verderblichen Müßiggange, wo die Zeit nur nach Vergnügungen gemeſſen wird, und wo eine Stunde Alleinſeins oder eine Zeit ernſten Nachdenkens für verlorene Augenblicke gilt. Man ſehnt ſich allerdings aus dieſem Strudel, der uns ſtets in die Tiefe zu reißen droht, fort, ohne aber die reizenden Klippen und ſüßen Gefahren entbehren zu können; man taumelt von Vergnügen zu Vergnügen, von Genuß zu Genuß, und dieſe Vergnügungen waren, beſonders während jener Badeſaiſon, ſo mannigfaltig reizender Art.

„In der Frühe eines friſchen Sommermorgens bei

Spazierritten im duftigen, immer ſchönen Walde, Seite an Seite auf weichem Sandboden dahin galoppirend, wo ſich, angeweht von der Jungfräulichkeit des grünen Laubes, weich geſtimmt durch die rings umher herrſchende tiefe Stille und Einſamkeit, leichter die Gedanken fanden und die verſprechenden Blicke, und wo, wenn man ſpäter ausruhte an einem murmelnden Quell oder an einem mooſigen Rain, Worte über die Lippen traten, die man anderswo nicht gewagt hätte auszuſprechen."

„Ja, ja, — wie verſtehe ich das!"

„Oder Abends, wo Dich bei den Klängen der rauſchenden Muſik ein ſehr ſüßer Blick belohnte für die Freundlichkeit, Dich zum Begleiter angeboten zu haben, zu einem Spaziergang in der ſchattigen Lichtenthaler Allee, oder zu einer Fahrt in die reizende Umgebung —"

„Ah, dieſe lieblichen Umgebungen haben ſchon viel Unglück herbeigeführt."

„Und wenn Dich ein zweiter Blick oder ein freundliches Wort auffordert, von der Geſellſchaft unter den Orangenbäumen hinweg einen Gang durch die Säle zu machen, um ungeſtörter plaudern zu können, auch dem Spiel zuzuſchauen, Arm an Arm gelehnt, vielleicht auch um ſelbſt zu ſpielen — vor allen Dingen aber die kleinen Diners und die noch gefährlicheren Soupers mit ihren freien, ſchlüpfrigen, berauſchenden Unterhaltungen,

die uns zuerſt zurückſtoßen, dann verwirren, ſpäter gefallen und die, wenn wir ſie auch wohl zu entbehren im Stande ſind, doch immer in unſerer Erinnerung ſtehen bleiben mit langſam verſchwindendem Schatten, uns blendend wie ein angeſtauntes Feuerwerk, von deſſen Einzelnheiten wir uns keine Rechenſchaft mehr zu geben vermögen — Eindrücke aller Art, die aus der Jugendzeit freundlich herüberwinken, und uns doch in Gedanken häufig bezaubernd zu umſtricken vermögen. —

„O, es iſt das ein gefährliches Leben," fuhr Dagobert nach einer Pauſe fort, „und wenn es auch eine ſtarke Seele vielleicht nicht ganz vergiftet, ſo bleibt doch immer ein Tropfen im Blute und läßt uns nie ganz vergeſſen jene weißen, blendenden Schultern, jene glänzenden Augen, die pikanten Unterhaltungen jener vornehmen Welt, jenen eigenthümlichen Parfüm, welcher uns ſo oft berauſcht hat.

„Ich brauchte damals ein prächtiges und ſehr gutes Mittel, um mich frei, friſch und unabhängig zu erhalten; ich brach hie und da plötzlich, ja meiſtens heimlich und nächtlicherweiſe meine Zelte ab, um mit dem Indianer zu reden, und verſchwand für einige Zeit ſpurlos, und während meine Wohnung zum großen Erſtaunen meiner Freunde und Bekannten plötzlich vereinſamt war, während meine Wagen und Pferde mit

meinen Leuten ruhig auf der Landstraße einem neuen Bestimmungsort entgegen gingen, schritt ich allein in die prachtvoll herbstlich gefärbte Landschaft hinein, oder trabte auf meinem guten Doppelpony, dem gleichen, welchen Du kennst, zu irgend einem Förster meiner Bekanntschaft, um dort monatelang unter allen Entbehrungen zu jagen und meinen Leib, sowie meine Seele erfrischen zu lassen durch des Waldes Hauch und Einsamkeit.

„Aus jener Zeit erinnere ich mich eines Vorfalls, der bedeutungsvoll für mein Leben hätte werden können und es auch wurde, aber auf ganz andere Art, als ich es mir gedacht. Wir ritten — eine Gesellschaft von Fünf bis Sechs, worunter zwei Damen — Engländerinnen, welche mit ihrem Vater den Sommer in Deutschland zugebracht, — an einem prachtvollen Herbstmorgen von Baden aus gegen Ebersteinburg auf jenem wundervollen Wege, der nach Gernsbach führt. Die jüngere Schwester, ein Mädchen von achtzehn Jahren, von einer auffallenden, aber etwas kalten Schönheit, war mit dem alten Herrn voraus, ich ritt neben der andern und plauderte mit ihr, nicht über das herrliche Wetter oder den schönen Weg, oder über Erlebnisse des Badeaufenthaltes und dergleichen, vielmehr über das junge Mädchen, das vor uns ritt und das ihr Pferd mit einer Sicherheit lenkte, dabei so leicht und elegant auf

dem Sattel ſaß, daß ihr Bild jeden Reiter entzücken mußte; ich will es Dir nur geſtehen, ich intereſſirte mich ſehr für ſie, ohne aber in der Unterhaltung mit ihr je weiter zu kommen, als zu dem, was uns die Anregungen des Tages boten. Sie war ebenſo, wie die Schweſter, vortrefflich erzogen, fein gebildet und von mehr als gewöhnlichen Kenntniſſen. Aber ſowohl in ihrer Art zu reden als auch in der Art ihrer Anſchauungen lag eine herbe Proſa, die mich oft ſchon durchkältet und zurückgeſtoßen hatte.

„Plötzlich, während wir ſo ruhig aufwärts galoppirten, löste ſich der blaue Schleier vom Hute der ſchönen Reiterin vor mir, flatterte ſeitwärts im Winde und erſchreckte dadurch ihr ſonſt ſo ruhiges Pferd dergeſtalt, daß es vom Fleck aus mit ihr durchging.

„Ich war wohl von Allen der beſte Reiter und hatte das flüchtigſte Pferd; in einem Augenblick hatte ich den alten Herrn überholt, der jammernd die Hände ausſtreckte und nach ſeinem theuren Kinde rief. Dort flog ſie vor mir her, aber gänzlich unverzagt, wie es ſchien, denn bei einer ſcharfen Biegung des Weges ſah ich ſie rückwärts ſchauen und heiter lachen. Da ſich aber die Straße gerade hier voll kleiner Kurven die Berge aufwärts wand, ſo durfte ich es nicht wagen, mich ihr raſch zu nähern, um ihr Pferd nicht zu

erſchrecken und ſie der Gefahr auszuſetzen, bei einer dieſer Biegungen, welche häufig neben ſich jähe Abhänge hatten, aus dem Sattel geſchleudert zu werden; ja ich vermochte es doch ſelbſt kaum, bei den wilden Riſſen, die mein unruhig gewordenes Pferd that, feſt im Sattel zu bleiben, und glaubte mehr als einmal über die niedere Brüſtung hinabgeprellt zu werden — endlich, wir waren ſchon mitten im Walde, ſah ich die Straße eine gute Strecke geradeaus laufen, und da dauerte es auch nur wenige Minuten, bis ich an ihrer Seite war, ihr Pferd am Zügel ergriffen hatte und in kurzer Zeit zur Ruhe brachte.

„Ich athmete tief auf, mochte auch vielleicht ein wenig blaß ausſehen, genug, ſie ſchaute mich mit ihren großen Augen verwundert an, und als ich ſagte: ‚Gott ſei Dank, daß es ſo gut abgelaufen iſt‘, fragte ſie mich, ob denn wirklich große Gefahr dabei geweſen wäre. Indeſſen kamen auch die Andern in einem animirten Jagdgalopp heran, und der alte Vater warf ſich raſch aus dem Sattel und hatte Thränen in den Augen, als er die Hand des jungen Mädchens ergriff und mir darauf mit innigen Worten dankte; ſie aber blickte Alle der Reihe nach an, nahm ziemlich theilnahmlos die herzlich gemeinten Glückswünſche entgegen, dankte mir mit kurzem Kopfnicken und galoppirte weiter.“

„Mein Fall wäre das gewesen," konnte sich Alexander nicht enthalten zu sagen, „ich hätte mich von da an rasend in sie verliebt."

„Und ich war von da an," fuhr Dagobert ruhig fort, „von meinem Interesse für sie vollständig geheilt, und diese kleine Episode erleichterte mir meine bald darauf erfolgte Abreise.

„Ich wollte einmal wieder durch die Schweiz nach Italien, und wählte dießmal den Weg über Luzern und den Gotthard. Letzteren hatte ich mir vorgenommen, bis nach Bellinzona zu Fuß zurückzulegen. Ich freute mich auf das Reizvolle dieses Weges, und nicht minder auf die Strapazen einer tüchtigen Wanderung, auch hatte ich mich dazu so praktisch als möglich gekleidet, trug starke Bergschuhe, einen tüchtigen Stock und eine graue, ziemlich unscheinbare Joppe. Mein Gepäck hatte ich nach Mailand vorausgeschickt, und da ich nach dem tollen Leben gerade jener Badesaison die Einsamkeit suchte, so hielt ich mich auch von allen Reisegesellschaften so fern als möglich.

„Auf dem Vierwaldstätter-See bei einem, trotz der frühen Morgenstunde des allerdings späten Herbsttages sehr überfüllten Boote wurde mir das am schwersten gemacht, denn ich konnte es nicht vermeiden, häufig in die Nähe jener Leute zu kommen, welche es nicht über

ſich vermögen, die landſchaftlichen Schönheiten für ſich im Stillen zu genießen, ja die ſich nicht einmal begnügen mit Ausrufen des Entzückens zu den klaren Wellen hinab oder hinauf gegen die Spitzen der ernſten Bergrieſen, ſondern die nicht anders können, als den Nachbar von ihren Gefühlen zu unterrichten."

„Mir ſcheint, ſchon damals entwickelte ſich in Dir der Keim zu Deiner jetzigen Abgeſchloſſenheit, vielleicht doch in Folge der Begegnung, die Du mir ſo eben geſchildert."

„Ja und Nein; allerdings hatte ich mich, wie ich Dir ſchon vorhin ſagte, für jenes ſchöne Mädchen außergewöhnlich intereſſirt, und wenn ich damals noch häufig an ſie dachte, und mich das antrieb, für mich zu bleiben, ſo geſchah es doch nur, indem ich mich beglückwünſchte, nicht weiter mit ihr gekommen zu ſein, — nichts Schrecklicheres könnte ich mir denken, als ein Weib ohne Gemüth, ohne Wärme."

„Du warſt eben durch Deine glänzenden Bekanntſchaften verwöhnt, Dir hatten zu häufig ſeelenvolle Augen geleuchtet, warme Herzen entgegengeſchlagen, das einfach Natürliche reizte Dich vielleicht nicht mehr."

„Ich hoffe, Dich vom Gegentheil zu überzeugen," entgegnete Dagobert in ernſtem Tone — „obgleich in Deinen Worten immerhin etwas Wahres liegt; das ein-

fach Natürliche reizte mich allerdings, aber meine Vergangenheit war schuld daran, daß ich es leider nicht nach seinem ganzen Werthe zu würdigen verstand — doch höre weiter.

„Endlich hatte ich mir auf dem Dampfer neben dem Radkasten ein stilles Plätzchen erobert, und wenn dort auch schon ein älterer Herr saß in einem bescheidenen, leinenen Reiseanzug mit blauer Brille und einer Wachstuchmütze, so schenkte mir derselbe doch durchaus keine Aufmerksamkeit, als ich mich neben ihn setzte, ja er blickte kaum von seinem Buch in die Höhe, und wenn er dieses Buch zuweilen auf einen grauen Plaid legte, den er über die Kniee ausgebreitet hatte, so geschah das nur, um schweigend in die Landschaft hinauszublicken.

„Nach einiger Zeit läutete die Glocke des Dampfers als Zeichen zum Anlanden an einer Zwischenstation, und hier erhob sich mein Nachbar, legte Plaid und Buch auf den Stuhl und ging mit anderen Neugierigen nach dem Vordertheil des Schiffes, wahrscheinlich um sich die Aus- und Einsteigenden zu betrachten.

„Mich kümmerte dieses sehr wenig, hatte ich doch ohnehin gerade in diesem Augenblicke bei dem raschen Dekorationswechsel, mit dem sich das Wetter, besonders dieses Schweizer-Sees, auszeichnete, genug zu thun, um die herrliche Szenerie rings um mich her gehörig

betrachten zu können. Wir waren mit ziemlich ſtarkem Nebel gefahren, ſo daß es Anfangs unter dem beſtändigen Läuten der Schiffsglocke ſehr langſam ging; endlich zerriß das Gewölk unter dem Eindruck eines ſcharfen Morgenwindes gerade kurz vor jener Station, und es zeigte ſich hie und da der blaue Himmel, auch Sonnenſtrahlen ſpielten durch und färbten nun die maleriſch geformten Ufer auf wahrhaft prachtvolle Art.— Du kennſt den Vierwaldſtätter-See?"

„Ob ich ihn kenne! Dort war es, wo mich die großartige Natur beinahe verführt hätte, zur Landſchaft überzugehen; glücklicherweiſe paßten die düſteren, ſenkrechten Felswände, welche in ihrer eigenthümlichen Geſtalt ſo ſchroff in das dunkle Waſſer abfallen, nicht zu meiner Gemüthsart, ſie laſteten mir auf der Seele, ich brauche flachere Ufer wie hier und weichere Berglinien."

„Der See der Vierwaldſtädte hat auch ſein Schönes, beſonders in dem Augenblicke, von dem ich vorhin ſprach, als endlich die Sonne Meiſter wurde, die ſüdlichen, mit Gebüſch bewachſenen Uferabdachungen mit einem warmen, röthlichen Schimmer anhauchte, während die Felswände gegenüber düſterer, finſterer und trotziger erſchienen. Dabei hatte ſich auch das bis jetzt ſo dunkle Waſſer freundlicher gefärbt, nahm Licht und

erwidert haben, die beiden Carolinerinnen aber wandten ſich beleidigt ab und klirrend flog das Fenſter hinter ihnen zu. Welch ein beredter Commentar zu den Geſichtern!“

Nachdem wir über eine Stunde lang im Gaſthof von la Carolina zugebracht, fuhren wir gegen zehn Uhr weiter. Die Nacht war finſter, und die Wagenlaternen zeigten nur die ſcheinbar vorüberhuſchenden Bäume zu beiden Seiten des Weges. So viel ich aber an den gelinden Stößen des Wagens und dem ſanften Neigen bald nach dieſer, bald nach jener Seite merken konnte, war die Straße nicht ſchlecht, was auch das oftmals tolle Fahren des Mayorals beſtätigte. Ich komme immer wieder auf die Behauptung zurück, daß die koloſſalſten Nerven dazu gehören, um mit einiger Behaglichkeit in ſpaniſchen Eilwägen, namentlich zur Nachtzeit, fahren zu können. Wenn ich mich auch zum Wagenfenſter hinausbog, ſo konnte ich doch nur in ſchwachen Umriſſen das vordere Paar unſerer acht Maulthiere erkennen und die auf- und abhüpfende Geſtalt des kleinen Delantero.

Da es beſtändig ſtark abwärts ging, ſo durfte es der Zagal nicht wagen, viel auf- und abzuſpringen, um die Thiere mit einem Steinwurf oder einem tüchtigen Schlage anzutreiben. Doch ſaß er unruhig genug auf ſeinem Sitz, ſtrampelte mit Händen und Füßen und ſchrie ſein: „Hatje, hatje!“ oder: „anda Gitana! anda Capitana!“ oder wie die Thiere alle heißen mochten, ſo laut in die Nacht hinaus, daß es häufig das Knirſchen der Räder auf den Steinen übertönte. Und wie knirſcht und knarrt ſo ein ſpaniſcher Eilwagen! wenn es ſo im vollen Galopp abwärts geht und der Wagen ſchwankend dahinſauſt, jetzt durch ein tiefes Loch hindurch, dann wieder über einen Stein, ſo begreift man nicht, wie das Räder und Wagenkaſten nur eine Stunde lang auszuhalten vermögen. Bäume, Sträucher, die Wände des Hohlwegs, Brückengeländer und Wegſteine, von dem zitternden Schein der Wagenlaternen beleuchtet, ſcheinen eilfertig vor unſerem Anblick rückwärts zu fliehen. Das einzig Beruhigende bei dieſer wilden Jagd iſt der Anblick des Mayorals, — eines rieſenhaften, kräf-

Glanz an und umspielte den dahingleitenden Dampfer leuchtend grün mit weißen Schaumrändern.

„Das Alles beschäftigte mich so, daß ich es nicht einmal bemerkt hatte, wie jener alte Herr, und zwar in Begleitung einer Dame, zurückgekommen war; auch war es mir völlig gleichgültig, als er mit der Bitte um Entschuldigung noch einen dritten Stuhl auf den kleinen Platz zwängte, und als die Dame sich darauf setzte, mir, weil sie mit dem alten Herrn plauderte, zu drei Viertel den Rücken zukehrend. Dabei war sie unscheinbar und unvortheilhaft angezogen, ein Kleid von grauem Wollenstoffe mit einem jener kurzen Mäntelchen über die Schulter hängend, die im Stande sind, selbst die schönste Figur zu verunstalten; zu allem Dem hatte sie auf dem Kopfe einen jener prosaischen Hüte, wie sie vor Jahren auf Reisen und beim Landaufenthalte Mode gewesen, weit über das Gesicht hervorragend, von hellem Kattun, mit Seitentheilen, wie wahre Scheuleder. Das einzig Vortheilhafte, was ich an ihr bemerkte, war die herzliche Art, in welcher sie mit dem alten Herrn, ihrem Vater, plauderte, wie sie ihm von den Bekannten erzählte, bei denen sie in Hergiswyl ein paar Tage zugebracht, die Liebe, mit der sie sich darnach erkundigte, wie er ihre kurze Abwesenheit ertragen, vor Allem aber der weiche, klangvolle Ton ihrer Stimme, bei dem ich

es fast bedauerte, daß ich sie zuweilen Ausdrücke, Redewendungen gebrauchen hörte, die auf eine mangelhafte Erziehung schließen ließen.

„Dann fing die Sonne an, mit dem Wasser zu liebäugeln und eine angenehme Wärme zu verbreiten, worauf meine Nachbarin ihren häßlichen Kattunhut abnahm, und da sie denselben aus Mangel an Platz neben sich auf den Boden legte, ich auch Lust hatte, mir die Ufer auf der andern Seite anzuschauen, so stand ich auf, bot ihr meinen Stuhl an und entfernte mich. Dabei sah ich allerdings mit einiger Verwunderung, welch' schönes, volles, glänzendes Haar, und dabei welch' schön geschwungenen weißen Hals und Nacken dieser häßliche Hut verborgen hatte.

„Längere Zeit schritt ich auf der andern Seite des Dampfers auf und ab und kam erst später, als ich mir von einem Kellner Feuer für meine Cigarre wollte geben lassen, wieder in die Nähe der Beiden.

„Da mich das junge Mädchen ansichtig wurde, nahm sie ihren Hut von dem Stuhle, schaute mich einen Augenblick flüchtig an, wie um mir meinen Sitz wieder anzubieten, und dieser Blick, Alexander — entschied über mein ganzes künftiges Leben.

„Finde das nicht lächerlich, es gibt solche Augenblicke, wie Du gewiß schon selbst empfunden hast, wo

wir gänzlich unvorbereitet, ohne alle Erwartung und vielleicht gerade dadurch empfänglich gemacht, plötzlich von einem Eindruck überwältigt werden, von einem lieblichen Anblick erschüttert, der sonst wohl längere Zeit gebraucht hätte, auf uns in ähnlicher Art einzuwirken.

„Soll ich Dir das junge Mädchen beschreiben?" fuhr der Erzähler nach einer Pause fort — „unnöthig, Alexander — denn" — setzte er mit leiser, schmerzlich bewegter Stimme hinzu, „Du hast heute Abend ihr Bild gesehen."

Der junge Maler konnte bei diesen letzten Worten einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken — „jene Dame, von Winterhalter gemalt?"

„Dieselbe, deren Anblick Dich überraschte, deren Porträt Du entzückend fandest, und doch ist dasselbe — ein werthvolles und gelungenes Bild, doch nur eine kaum wieder zu erkennende Kopie des Originals."

„Wie ich das begreife, mein lieber, armer Freund, und wenn ich Dir, wie ich vermuthe, nichts von ihr geblieben ist, als jenes Gemälde, so begreife ich Dein Unglück, Deine Abgeschlossenheit von der Welt, die ich bis jetzt nicht verstehen konnte."

„Wenn man besitzt, muß man eines Verlustes gewärtig sein," erwiederte der Andere in dumpfem Tone

— „wenn ſie geſtorben wäre, ſo würde mir ihr Grab eine Beruhigung geweſen ſein — wenn ſie mich treulos verlaſſen hätte, ſo würde ich trotz alledem zuweilen in ſüßen Erinnerungen geſchwelgt haben — wenn ſie mich nie geliebt hätte, ich würde heute noch vor ihrem Bilde wie vor einer Heiligen beten, ich würde es wie einen Altar ſchmücken mit Immortellenkränzen, — aber ſie iſt nicht geſtorben — ſie hat mich nicht treulos verlaſſen — ſie hat mich geliebt, wie ein weiblich Herz von ihrer Reinheit, von ihrer Innigkeit, von ihrem Seelenreichthum nur zu lieben vermag."

„Welch' furchtbare Räthſelworte!"

„Und doch mit einer ſo einfachen Auflöſung, wie Du finden wirſt, nachdem ich Dir mein vergangenes, entſchwundenes Glück geſchildert, einfach, aber entſetzlich naturgemäß und furchtbar, gerade ſo, wie die Blätter fallen beim erſten Froſthauche, wie die Blumen geknickt dahinwelken, ſobald ſtatt des belebenden Sonnenſcheins eine düſtere Winternacht ſie umfängt."

„So warſt — ſo warſt Du — — — — der ſchuldige Theil?"

„Der Schuldige allerdings, aber nicht in dem Begriff, den ich aus Deinen zögernden Worten zu erkennen glaube — ich könnte Dir das mit zwei Worten ſagen, aber ich will durch eine ruhige Auseinanderſetzung

mit ſo wenig Schuld belaſtet vor Dir erſcheinen, als ich es in der That hoffe zu ſein.

„Du haſt ihre lieblichen Züge geſehen, das herzlichinnige Wohlwollen ihrer Blicke, denke Dir dazu den Schimmer der reinſten Unſchuld und Kindlichkeit, der ihr ganzes Weſen verklärte, jeden ihrer Gedanken, jedes ihrer Worte durchleuchtete, alles Gute und Schöne, das ihr entgegentrat, mit Begeiſterung erfaſſen ließ, Welt und Menſchen wie einen heiteren, ſonnigen Frühlingstag betrachtend, unfähig eines Schattens in ihrer Seele, eines Argwohns, einer Falſchheit, aber auch eben ſo unfähig, bei Anderen dergleichen zu begreifen, war ſie wie ein leuchtender, fleckenloſer Bergkryſtall, — wie eine Mimoſe, vor jeder rauhen Berührung ſcheu zurückweichend.

„Laß mich noch einen Augenblick bei unſerer Fahrt von damals verweilen und laß mich Dir ſagen, daß mir auf einmal die ganze Welt voll Sonnenlicht und Blumenduft erſchien, und wie freute ich mich dieſes Gefühls, ich, der ich ſchon glaubte, mein Herz ſei erkältet oder unfähig, anderswo zu empfinden, als im trügeriſchen Schimmer meines bisherigen Lebens, beim Rauſchen ſeidener Gewänder, beim Glanz ſchöner, lüſterner Augen und beim Funkeln der Brillanten; wie glückſelig blickte ich zu dem blauen Himmel empor, wie freute ich mich

der heiteren Sonnenstrahlen, die ihn beleuchteten und zu gleicher Zeit die Nebelschleier von den Spitzen der höheren Berge herabrissen und ihre glänzenden Häupter enthüllten! Wie froh und kindlich gestimmt machte mich die Szenerie, an der wir jetzt vorüberfuhren, liebe Anklänge an die Poesie der Jugendzeit, zu der zurückzukehren ich mein Herz noch stark und kräftig genug fühlte — ja zur Jugendzeit mit einer ersten, reinen Liebe!

„Dort lag der große Axen vor uns, dessen Gipfel silberhell erglänzte, dort unten die kleine Kapelle auf der Tellsplatte; wir ließen Brunnen hinter uns und fuhren gegen Flüelen. Der herabsinkende Nebel bildete leuchtende Kränze und Guirlanden um die hoch emporragenden Berghäupter, die mit ihren weißen Schneespitzen so majestätisch auf das tiefgrüne Wasser des Sees blickten und zierlich erhellt waren von einzelnen Sonnenblicken, während an den steilen Felswänden überall und überall das Gold herabrieselte, würdig der Smaragdfläche, die sie glühend bestrahlten. Unser kleiner Dampfer war das Schiff eines Zauberers, der mit einem unermeßlichen Schatz über die Fluten fuhr, um sein Kleinod in irgend eine jener Felsklüfte zu verbergen; ich aber war der kühne Abenteurer, der ihn entdeckt hatte, der ihm ungesehen folgte, bereit, auf

Tod und Leben mit ihm zu kämpfen, um in den Besitz des köstlichen Gutes zu gelangen.

„Es war mir dabei ein köstliches Gefühl, unbemerkt von den Beiden, wenigstens unbeachtet von ihnen, zu folgen, in ihrer Nähe sein zu können und nur hervortreten zu brauchen, um wieder den entzückenden Strahl aus ihren schönen Augen auf mich einwirken zu lassen, vielleicht auch ein wenig einzuwirken auf sie, wie mir die Eitelkeit sagte, wenn ich sah, wie das junge Mädchen mit einem scheinbar ganz gleichgültigen Blick das Boot überschaute, gewiß ohne mich in meinem Versteck neben dem Steuerruder zu entdecken, vorausgesetzt, daß sie überhaupt den Nachbar vorhin bemerkt hatte, und erst später erfuhr ich, daß dieß wirklich der Fall gewesen sei.

„Ich brauchte vorhin die Benennung — das junge Mädchen — war sie das in der That? — Ja, und doch kein ganz junges Mädchen mehr, wenigstens lag etwas in ihrer Kleidung, sowie in der fast nachlässigen Haltung ihres Körpers, was sie älter erscheinen ließ: sie hatte damals zweiundzwanzig Jahre, ich vierunddreißig, es war also ein ganz richtiges Verhältniß, aber trotz dem eben Erwähnten erschien sie mir jünger, als sie war, wenn ich ihre kindlich reinen Gesichtszüge, ihren rosigen Teint, ihre klaren, unschuldsvollen Augen betrachtete.

„Doch weiter; ich fange gewiß an, Dich mit meiner Beſchreibung zu langweilen? Sie iſt ja gänzlich unnöthig. Ehe wir das Schiff verließen, trat ich noch einmal in ihre Nähe. Ich hatte abſichtslos einen Stock, dort wo ſie ſaßen, ſtehen gelaſſen; als ich ihn mit einer Verbeugung nahm, ſagte ſie: ‚Sie haben unſertwegen Ihren guten Platz geopfert, und auf Reiſen behilft man ſich doch ſo gern.‘“

„‚Gewiß,‘ pflichtete der alte Herr bei, während er mich zum erſten Male anſchaute, dabei eine Bewegung machte, als erkenne er mich, was indeſſen, wie ſich auch gleich darauf herausſtellte, nicht der Fall war, denn er ſagte: ‚Ah, ich glaubte, Sie ſeien derſelbe Herr, welcher geſtern ebenfalls von Olten nach Luzern gefahren.‘

„‚Nein,‘ gab ich zur Antwort, ‚ich hatte nicht das Vergnügen, ich kam ſchon vor einigen Tagen in Luzern an und ging nicht weiter, da ich erſt gutes Wetter abwarten wollte, weil ich eine Fußpartie vorhabe.‘

„Mittlerweile hatte ſie ihren häßlichen Kattunhut wieder aufgeſetzt, von dem ihr jeder Spiegel ſagen mußte, wie abſcheulich er ihren ſchönen Hals und Kopf, ihr reizendes Geſicht verunſtaltete, dabei ſchaute ſie mich aber voll an mit ihren glänzenden, freundlichen Augen, und ein Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel, als ſie ſagte: ‚Auch wir wollen ein Stück in die Berge hinein zu Fuß gehen.‘

„Jeder Anderen, deren Aeußeres mir vielleicht nur halb ſo ſympathiſch geweſen wäre, wie das ihrige, hätte ich vielleicht den Vorſchlag gemacht, gemeinſchaftlich zu wandern, aber bei dem großen Intereſſe, welches ſie mir einflößte, wollte ich gewiſſermaßen das Schickſal entſcheiden laſſen. Ich hatte vor, von Flüelen nach Altdorf zu fahren; ſie beſtiegen vielleicht den Rigi und dann hätten wir uns wohl nimmer geſehen. Genug, ich entfernte mich mit einer Verbeugung und ging wieder auf die andere Seite des Schiffes.

„In Flüelen ſtanden die Wagen bereit und da nur wenig Paſſagiere für den Gotthard da waren, ſo wies mir der Kondukteur ungefragt einen Sitz im Coupé an, deſſen beide andere Plätze gleich darauf von dem alten Herrn mit ſeiner Tochter beſetzt wurden. Es ſchien ihnen leider nicht unangenehm, mich hier wieder zu finden, und da ich trotz ihres anfänglichen Weigerns den ſchlechteren Mittelplatz nahm, ſo ſaß ich neben dem jungen Mädchen; ſie hieß Margarethe, wie ich in den erſten fünf Minuten unſeres Beiſammenſeins durch den Vater erfuhr, der ſie mit dieſem Namen rief, als er ſie auf etwas am Wege aufmerkſam machte. Vor dem Eilwagen befanden ſich fünf kräftige, luſtige Pferde, die von einem bildhübſchen jungen Kerl in blauer Blouſe und hohen Stiefeln gelenkt wurden. Ich erwähne dieſes

Umstandes nur, weil der Postillon, ehe er seinen luftigen Sitz bestieg, in das Coupé schaute, dann einen Strauß Edelweiß von seinem Hut nahm und ihn dem jungen Mädchen freundlich lächelnd reichte.

„So rollten wir dahin im Schatten der Bergwand, hinter der die Strahlen der für uns noch unsichtbaren Sonne hervordrangen, das Thal der Reuß mit Gold und Glanz erfüllend; überhaupt hatte sich der frische Herbstmorgen auf's Prachtvollste herausgeschält aus seinen Dunstschleiern und Nebelkappen, und was davon noch übrig geblieben war, das schwebte in einzelnen, rosig beschienenen Wolkenstreifen hoch um die ernsten Bergriesen oder sank langsam in die Schluchten hinab. Sie freute sich unbeschreiblich über Alles, was sie sah, nickte nicht nur jedem Wanderer freundlich zu, der in den Wagen hineingrüßte, sondern spendete auch ähnliche Aufmerksamkeiten Häusern, Kirchen und Kapellen, an denen wir vorüberfuhren, sowie den grünen, spiegelnden Wellen der Reuß, wenn der Fluß in seinen Schlangenwindungen plötzlich wieder zum Vorschein kam. Ich unterließ nicht, sie häufig auf etwas aufmerksam zu machen, da ich mich an ihrem strahlenden Gesichte und ihren glückselig glänzenden Augen freute. Auch wurden wir bald so bekannt mit einander, daß sie nicht selten an meinem Rockärmel zog, wenn sie mich rasch auf etwas aufmerksam machen wollte.

tigen Mannes, der in ſeiner braunen Jacke unbeweglich wie ein Bild von Erz draußen ſitzt; ſeine ſtarke Fauſt hält die Zügel der Stangenthiere, und man ſieht kaum eine Bewegung, wenn er ſie bald rechts, bald links leitet. Sein treuherziges, kluges Geſicht iſt vom Scheine der Laternen beleuchtet, und erſcheint ſo ruhig und heiter, als habe die nächtliche Fahrt durchaus nichts zu bedeuten. Zuweilen ſagt er dem Zagal ein leiſes Wort und läßt ſich auch nicht ſelten von dieſem eine Papiercigarre drehen und in den Mund ſtecken; dann wickelt er ruhig ſeine lange Peitſche auf, pfeift dem Delantero, knallt den Maulthieren eins über und in erneuertem Jagen raſſeln und klirren wir abwärts und immer abwärts, bald rechts, bald links um ſcharfe Bergecken, immer zu, bis vor uns im Thale Lichter aufglänzen. Wir ſind in der Nähe einer ſpaniſchen Stadt, denn die Straße, bis jetzt breit und hart, verengt ſich plötzlich, die Wagenräder ſchneiden tief in den Koth und die müden Maulthiere ziehen uns langſam durch die ſtillen Straßen.

„Ich ſagte Dir ſchon, daß ſie ſehr einfach gekleidet war, durchaus nicht ärmlich, aber mit einer gewiſſen Nachläſſigkeit; ſo trug ſie ihren Kattunhut häufig nach hinten gerückt oder etwas zur Seite geneigt, ihre guten Handſchuhe hatten Flecken, auch ein paar Oeffnungen an den übrigens feinen Fingerſpitzen, und von den Knöpfen ihrer zierlichen Stiefelchen war einer abgeſprungen und die Stelle, da er geweſen, zeigte eine leicht klaffende Oeffnung. Eine ähnliche Sorgloſigkeit, ein ungenirtes Sichgehenlaſſen zeigte ſich auch in ihren Bewegungen, ja in ihren Reden, was mich indeſſen, der ich für dergleichen ein faſt zu feines, peinliches Gefühl habe, hier durchaus nicht ſtörte, mindeſtens nicht unangenehm berührte, ja wenn ich ſie betrachtete, ihre ſeelenvollen Augen, die feingeformte Naſe, den unbeſchreiblich lieblichen Mund, die blühenden Lippen und blendend weißen Zähne und dazu das eben Erwähnte ihres Aeußeren, ſo konnte ich mich Betrachtungen überlaſſen, wie ſüß und auch wie lohnend es ſein müſſe, ihr alle dieſe kleinen Unarten abzugewöhnen und ſie zu einer vollkommenen Dame zu machen; denn dazu hatte ſie Alles von der Natur auf's Freigebigſte erhalten. Ihr Wuchs war herrlich, obgleich ſie ſich auch in ihrer Haltung gehen ließ, und was den Ton ihrer Stimme anbelangte, ſo hatte ich nie einen ähnlichen weichen und klangvollen

gehört, ja er war so zu Herzen dringend und bestrickend, daß er sogar ihre oft sehr naiven Fragen und Bemerkungen vergessen machte."

„Also ein ungeschliffener oder mangelhaft gefaßter Edelstein," sagte der junge Maler, nachdem Dagobert hier ein paar Sekunden geschwiegen.

„Ja, aber ein Edelstein in des Wortes vollster und schönster Bedeutung. Ich muß Dich das feierlichst versichern, Alexander, damit Du alle meine Thorheiten begreifst und mein Unglück verstehst.

„Laß mich noch einen Augenblick bei jener Morgenfahrt verweilen! Gerade jetzt, in dem uns umgebenden nächtlichen Dunkel tritt dieselbe so gar lebhaft vor meine Phantasie, und da ich zu gleicher Zeit und glücklicherweise das Schweigen gebrochen habe, welches meine Seele belastete, so ist es mir ein süßes Gefühl, mich wieder einmal in die Szenerie, an der wir vorübergezogen, zurück zu versetzen. Ist es mir doch, als hörte ich ihre kindlichen Fragen, als sähe ich ihre leuchtenden Augen, wenn sie aufwärts zu den Bergwänden blickte, die mit Nadelholz bewachsen waren, zwischen denen sich Sennhütten und lange Holzschleifen zeigten, alles fremde Gegenstände für sie; dann wenn anstatt der Sennhütten stattliche Bauernhäuser folgten und hübsche Villen mit zierlichen Gärten, machte sie Pläne, bald hier, bald

dort zu wohnen, und da entzückte es mich, daß wir in kurzer Zeit schon so bekannt und vertraut mit einander geworden waren, denn jedesmal fand sie ein anderes Haus, eine andere Villa dicht bei denen, welche sie für sich ausgesucht, wo ich dann in Zukunft wohnen sollte.

„Und in diesen Aeußerungen lag nichts Gesuchtes, noch weniger etwas Kokettes, und wenn ich sie in solchen Augenblicken fragte, ob ihr denn meine Gesellschaft nicht unangenehm sein würde, so sagte sie mir mit ungekünstelter, reizender Offenheit, daß ihr noch Niemand begegnet wäre, mit dem sie so gerne geplaudert hätte, wie mit mir.

„Nachher, obgleich es eigentlich noch zu früh dazu war, mußte ich mit ihnen im Wagen frühstücken, wozu Margarethe Alles von den Bekannten, wo sie ein paar Tage gewesen war, mitbekommen hatte, und gehörte wieder ihre ganze Liebenswürdigkeit dazu, um es vergessen zu machen, auf welche Art sie bei diesem Frühstück Alles durcheinander warf, und wie sie mich und ihren Vater bediente. Hierauf flogen Papiere, Ueberbleibsel aller Art, ja eine leere Flasche zum Wagenfenster hinaus, wobei es ihr Freude machte, als letztere an einem Stein zerschellte.

„Was den alten Herrn anbetraf, der sich durch große Schweigsamkeit auszeichnete und nur zuweilen ein

Wort zur Unterhaltung gab, ſo ſchienen ihn dergleichen Kleinigkeiten, wie die eben von Margarethe geſchilderten, durchaus nicht zu geniren; es gibt Leute, die ſo etwas nicht ſehen,. noch fühlen, oder die, weil ſie das jahrelang geſehen und erlebt, vergeblich auch dagegen angekämpft, endlich ſtumpf für dergleichen geworden ſind, und mit ſolchen Menſchen habe ich ſtets ein inniges Mitleid gehabt, glaubte auch den alten Herrn unter dieſe Gattung von Duldern ſtellen zu können, ein Mann, gewohnt, etwas auf ſich zu halten, von ſtrenger Ordnungsliebe, einer muſterhaften Reinlichkeit in allen Dingen, mit einer Frau behaftet, die davon gerade das Gegentheil iſt, dabei in den Verhältniſſen zurückgekommen, Zeiten der Sorgen und Noth erlebend, wo man ſich ſelbſt kaum aufrecht erhalten kann, und es achſelzuckend geſchehen laſſen muß, wenn der ſchlimme Einfluß einer ſolchen Mutter die armen Kinder nach und nach in die gemeine Alltäglichkeit hinabzieht.

„Und daß Margarethe bei ihren vorhin geſchilderten Fehlern guten Kern genug in ſich hatte, um eine vollendete Dame zu werden, hatte ich alsbald erkannt, und mich ebenſowenig darin getäuſcht, als daß ihr weiches Gemüth biegſam und bildſam wäre. — Ob mich alles Das reizte, ſie näher kennen zu lernen und ihren Former und Bildner zu machen, brauche ich Dir kaum zu ſagen.

„Dann erſchienen Kirchen und Kapellen auf den Anhöhen, Häuſer zu beiden Seiten der Straßen, womit wir den erſten Abſchnitt unſerer gemeinſchaftlichen Fahrt erreicht hatten. Hier wollte der alte Herr ſeine Fußpartie beginnen, doch hatte ich ihn überredet, den Eilwagen bis Am-Steg zu benützen, wo die eigentliche St. Gotthardsſtraße beginnt. Ich kannte das Städtchen, in das wir ſoeben einfuhren, wohl, nannte aber Margarethen den Namen nicht, da ich mich ſpäter an ihrer Ueberraſchung weiden wollte. Der Wagen rollte auf ſchlechtem Pflaſter durch enge, winkelige Gaſſen mit alten Häuſern an einem Brunnen mit laufendem Waſſer vorüber, auf dem die Figur eines geharniſchten Mannes ſtand, der eine Standarte trug. Hier ſtiegen wir aus, und dann erklärte ich dem jungen Mädchen, welches zutraulich meinen Arm angenommen, wo wir uns befänden — ‚freier Platz in Altdorf', wie Schiller ſagt. Vor uns hatten wir einen eigenthümlichen Thurm mit den ziemlich kunſtloſen Fresken, die Hauptepiſoden aus Tell's Geſchichte darſtellend; daneben war der Brunnen des Helden mit ſeiner Bildſäule, und hier, ſagt die Tradition, ſtand der Knabe mit dem Apfel auf dem Kopfe.

„Sie ſchmiegte ſich mit einem faſt ängſtlichen Geſichtsausdruck an mich, während ihre ſchönen Augen,

vor Intereſſe leuchtend, alles Das um ſich her anſchauten, und während man ihr anſah, wie ihre lebhafte Phantaſie den Platz mit Geſtalten aus der damaligen Zeit bevölkerte.

„Endlich ſagte ſie: ‚Wiſſen Sie wohl, daß ich lachend dorthin getreten wäre zu dem Knaben mit dem Apfel auf dem Kopfe, wenn ich damals in Altdorf gewohnt hätte, daß ich ihm ſeinen Mund geküßt und ihm zugeflüſtert: Du mußt Deinen Vater heiter anblicken, denn die ganze Geſchichte iſt doch nur Firlefanzerei, der alte Herr Geßler meint's nicht ſo böſe. Ich hätte ihm damit Muth machen wollen, doch war das eigentlich nicht nothwendig, denn es war ein tüchtiger, muthiger Bub; dann wäre ich dort hinter den Brunnen gegangen und hätte mich ausgeweint.‘

„‚Warum nicht lieber die Männer aufgefordert, ſie ſollten das nicht leiden?‘ entgegnete ich.

„‚Weil ſie das von ſelbſt gethan hätten, wenn es möglich geweſen wäre, und weil ſie ſich hätten ſchämen müſſen, wenn ein Mädchen ſie dazu aufgefordert hätte. — Wiſſen Sie nicht, wo der Tellenknabe eigentlich geblieben iſt?‘

„‚Nein, ich weiß es nicht, auch hat Schiller weiter nichts darüber geſagt.‘

„‚Wir hatten zu Hauſe eine Familie, die hieß Tell,

und wenn wir als Kinder die Komödie spielten, so machte ein kleiner Tell den Knaben.‘

„Und was machten Sie, Fräulein Margarethe?‘

„O, ich machte die Bertha.‘

„Und mochten Ihren Junker Rudenz wohl recht gut leiden?‘

„Nicht besonders; es war das ein übermüthiger Bub und sagte mir in's Gesicht, ich sehe nicht vornehm genug aus für eine Prinzessin, man hatte mich die Bertha nur machen lassen, weil ihnen mein Vater das Buch von der Geschichte geliehen.‘

„Und wo war denn das?‘ fragte ich sie, nicht ohne Absicht.

„Während der Eilwagen umspannte, gingen wir ein paar Schritte voraus mit dem alten Herrn, der indessen weit hinter uns zurückblieb.

„Wo das war?‘ fragte sie mich lachend, — ‚nun, bei uns zu Hause, ziemlich weit von hier, in dem Dorfe Langenwieden, das eine Stunde von der Festung Jülich entfernt liegt. — Kennen Sie die Festung Jülich?‘

„Ich bin einmal durchgefahren auf dem Weg von Köln nach Aachen, aber es ist schon ziemlich lange her; dort wohnen Sie also?‘

„Nein, dort wohnten wir früher, — wir sind jetzt nach Aachen gezogen.‘

„„So, nach Aachen, und dort —?““

Während ſo der Eine lebhaft farbenreich erzählte und der Andere aufmerkſam zulauſchte, hatten Beide kaum bemerkt, wenigſtens nicht darauf geachtet, daß Meiſter Jonas das Boot häufiger gewendet, als es wegen des Lavirens nöthig geweſen wäre, auch nicht, daß der alte Seemann vorn am Bugſpriet ſtand und da etwas mit Intereſſe zu betrachten ſchien. Jetzt aber fuhren ſie unwillkürlich raſch in die Höhe bei dem lauten Rufe: „Boot ahoy!“ Faſt zu gleicher Zeit ſchoß der Sturmvogel mit einer raſchen Wendung des Steuerruders ſcharf in den Wind hinein und blieb mit ſchlappenden Segeln ruhig liegen.

BIBLIOTECA

...SCHE
...ATE-
... NOTICE
...ENCE...

Der Sturmvogel.

Zweiter Band.

Siebenzehntes Kapitel.

Jaen.

Frühlingsboten. Hitze und Staub. Der Alcazar von Jaen. Unälereien am Thore. Unſer Wirth Don Ramiro. Ein ſchlechtes Souper. Spaziergänge. Aus Rigoletto. Das alte Schloß. Sonntagsleben. Die Kathedrale. Theuere Zeche. Abreiſe nach Granada.

Es war ſchon ziemlich ſpät in der Nacht, als wir auf dieſe Art in Baylen anlangten, alle Häuſer waren geſchloſſen, von Straßenbeleuchtung natürlicher Weiſe keine Rede, und wir in einiger Verlegenheit, wie wir die Fonda aufſuchen ſollten, in welcher ſich unſer Baumeiſter Leins befand. Ein paar der Mitreiſenden, denen ich den Namen der Fonda nannte, ſchüttelten die Köpfe und meinten achſelzuckend: der Gaſthof ſei ihnen nicht bekannt. Endlich nahm ſich der Mayoral unſerer an und gab uns den vernünftigen Rath, mit in ſeine Fonda zu gehen, und wenn ſich dort unſer Reiſegefährte nicht befände, einen Führer zu nehmen, um ihn zu ſuchen. So thaten wir denn auch, und als wir in den Hausflur des Gaſthofs traten, war das Erſte, was wir ſahen, unſere Koffer, die dort ſtanden. Alſo hatten wir uns wirklich im Namen der Fonda geirrt. Bald fanden wir auch den Geſuchten, der uns erwartet, da wir ja ausgemacht hatten, die Nacht durch nach Jaen weiter zu fahren. Ich muß aber geſtehen,

Der Sturmvogel.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Zehntes Kapitel.	
Seeabenteuer	1
Elftes Kapitel.	
Auf der andern Seite	45
Zwölftes Kapitel.	
Heiße Träume	77
Dreizehntes Kapitel.	
Veilchenduft	111
Vierzehntes Kapitel.	
Nach der Klosterinsel	138
Fünfzehntes Kapitel.	
Vergangenes — noch einmal	170
Sechzehntes Kapitel	
Reiseeindrücke	209

Der Sturmvogel.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Zehntes Kapitel.

Seeabenteuer.

Der plötzliche Stillstand des Segelbootes, sowie der Ruf: „Boot ahoy“, welchen Meister Jonas nochmals wiederholte, hatte Dagobert zu der Frage veranlaßt, was es da vornen gebe.

„Genau weiß ich das selber noch nicht,“ klang die Antwort zurück, und dann brummte der alte Seemann in verdrießlichem Tone: „Ist es doch gerade, als gäbe es Leute, denen es ein Vergnügen macht, sich übersegeln zu lassen.“

„Was war's denn eigentlich?“

„Sogleich, Herr, ich will nur das Boot zuerst wieder in Kurs bringen,“ dann stellte er selbst den Klüver, rief dem Mann am Steuer zu: „Hart Backbord,“ und da hierauf nach wenigen Sekunden das Gaffelsegel herumgeflogen war, faßte es der Wind augenblicklich

wieder, und das leichte Boot ſchoß mit einer Schnelligkeit durch die aufſpritzenden Wellen, als trachte es, die verſäumte Zeit raſch wieder einzuholen. Dann erſt trat Meiſter Jonas zu dem Maſt hin, wo die beiden Freunde ſaßen.

„Jetzt werden wir wohl eine Räuber- oder vielleicht Geiſtergeſchichte zu hören bekommen," bemerkte Dagobert mit leiſer Stimme.

„Es war ein kleines Segelboot, Herr, das ich ſchon ſeit einer halben Stunde bemerkt hatte," ſagte der alte Seemann, „bald ſah ich es auf unſerer Luv-, bald auf unſerer Leeſeite, und dabei manövrirte es ſo ſeltſam, ja ich möchte ſagen, ſo ungeſchickt, daß ich mehrmals meinen Kurs änderte, um es mir einmal näher zu betrachten, bis das Ding jetzt eben ſo plötzlich wandte, und vor dem Winde gerade auf uns zuſchoß — ja wahrhaftig, wenn ich nicht raſch in den Wind gefahren wäre, ſo hätte es einen Anprall gegeben, und gewiß zum großen Schaden für die Andern."

„Wo iſt denn das Boot jetzt?" fragte Dagobert.

„Dort auf unſerer Leeſeite."

„Ah, ich ſehe es," ſagte der Herr des Sturmvogels, ſich erhebend, — „die muthen ihrer Nußſchale bei dem ſcharfen Winde und dem wenigen Lichte der Mondſichel allerdings mehr zu, als gerade nothwendig iſt — ſieh' nur die Menge Tuch, welches ſie führen, wahrhaftig —

da ſo eben — und jetzt wieder neigen ſich die Segel faſt gänzlich auf die Wogen, immerhin muß es eine muthige Hand ſein, die das Steuer regiert."

„Aber eine ungeſchickte," murrte Meiſter Jonas, „wie würden Die ſich ſonſt ſo ſcharf von der Seite faſſen laſſen, da ſie eben ſo raſch vorwärts käme, ſelbſt wenn ſie drei Viertel in den Wind ſteuerten, — — denn das Ding ſegelt gar nicht ſchlecht."

„Haſt Du erkennen können, wer ſich in jenem Boote befindet?"

„Am Steuer ſitzt eine weiße Geſtalt, ſo viel habe ich allerdings geſehen," erwiederte der Gefragte mit leiſer Stimme, „außerdem glaube ich noch zwei Andere bemerkt zu haben, die ſich mehr, als gerade nothwendig iſt, mit ihren Segeln zu ſchaffen machen."

„Schade, daß wir noch ſo weit von der Mitternachtsſtunde entfernt ſind," meinte der junge Maler lachend, „ſonſt könnte man vielleicht ein Geiſterſchiff vermuthen, vielleicht den fliegenden Holländer, wenn ſie rothe Segel führten."

„Das iſt nur Spott, junger Herr," meinte der alte Seefahrer, „doch kann ich Sie verſichern, daß es auf den Gewäſſern gerade ſo gut Geſpenſter gibt, wie auf dem Lande, und daß ſie ſich ſehr wenig kümmern um Mitternachtsſtunde oder Hahnenſchrei."

daß ich für heute genug gethan zu haben glaubte; ſo und ſo viele Leguas zu Fuß oder zu Eſel, dann die Courierfahrt im ſpaniſchen Eilwagen, — wahrhaftig, die Zimmer in der Fonda zu Baylen hätten lange nicht ſo freundlich zu ſein gebraucht, als ſie es in der That waren, um uns leicht zum Dableiben zu bewegen. Obendrein hatte uns der Mayoral nur die Plätze oben auf der Kutſche anzubieten, für die ich nie eine Schwärmerei gehabt habe. So ward alſo beſchloſſen, die Nacht zu bleiben, um am folgenden Morgen unſern Weg zu Pferde fortzuſetzen.

Wir ſchliefen vortrefflich, beſahen an dem andern Tage in der Frühe die Hauptkirche von Baylen und ritten gegen neun Uhr aus dem Thore der alten Stadt, nachdem wir ziemliche Mühe gehabt, die nöthigen Reit- und Packpferde aufzutreiben. Auch war dieſe Mühe nicht belohnt worden, und wir waren ziemlich ſchlecht beritten. Wir drei hatten zuſammen nur zwei Steigbügel und ſtatt eines ordentlichen Kopfzeuges mit Zügeln waren die Pferde nur mit Halftern und Stricken aufgezäumt. Doch war das Wetter prächtig und ſchön, der Himmel wolkenlos, der Sonnenſchein warm und erquickend, hie und da in geſchützten Lagen ſah man die Sträucher ihre Knoſpen treiben, und Mandelbäume ihre ſanft rothen Blüthen öffnen.

Die Landſtraße, auf der wir ritten, war eine würdige Fortſetzung der ſchönen Straße über die Sierra Morena: breit, glatt, gut unterhalten; ſie zog in ſanften Schlangen- und Wellenlinien durch ein leicht coupirtes Terrain, jetzt zwiſchen Saatfeldern hin, dann wieder durch grüne Wieſen. Vor uns am Horizonte, in weiter Ferne, ſahen wir Hügel über Hügel ſich aufthürmen und einen maleriſchen Gebirgszug in dunkelblauer Färbung, der die Landſchaft abſchloß; hinter uns und zur Linken hatten wir die prachtvollen Formen der Sierra Morena, von hier aus geſehen ein ſtattliches Gebirge, vielmehr eine Terraſſenwand von einigen tauſend Fuß Höhe auf der andaluſiſchen Hochebene ſtehend.

Unſer heutiger Ritt wäre ohne alle Plage, voll Vergnügen geweſen, wenn uns nicht eines unſerer Packpferde beſtändig zu

Er ſprach das in einem ſo eigenthümlichen Tone, daß ſich Dagobert nicht enthalten konnte, ihm lachend zu ſagen: „Geh' doch, Alter, das ſind ja Geſchichten, an die Du ſelber nicht glaubſt; was wird in dem Boote ſein! — Eine harmloſe Geſellſchaft, welche gerade wie wir von der ſchönen Nacht auf den See hinausgelockt wurde."

„Von denen aber Keiner etwas vom Segeln verſteht, wenn es wirklich ſo iſt," brummte Meiſter Jonas, „ich aber glaube, daß Die dort gar nicht vom Winde umgelegt werden können, ſo viel Mühe ſie ſich ſcheinbar auch geben, das zu erreichen."

„Deſto beſſer für ſie — da ich aber glaube, daß es Leute ſind, die vielleicht bei einem ſcharfen Winde ihr Boot nicht zu regieren verſtehen, ſo wäre ich der Anſicht, Meiſter Jonas, wenn Du nämlich nichts Vernünftiges dagegen einzuwenden haſt, dem Boote zu folgen."

„Wenn es ſo ſein muß, Herr," gab der Andere in verdrießlichem Tone zur Antwort, „ſo will ich luvwärts in ihrer Nähe bleiben, aber," ſetzte er leiſe hinzu, „im Kielwaſſer eines ſo unheimlichen Bootes zu folgen, das iſt durchaus gegen meine Anſicht."

„Thue, was Du willſt, Du weißt, daß wir ohne Zweck und Ziel kreuzen."

Meiſter Jonas ging nach hinten zu Joſeph, der am Steuerruder ſaß, und während er das Schiff eine Wendung machen ließ, um auf die Luvſeite des kleineren Bootes zu gelangen, deſſen weiße Segel man in ziemlicher Entfernung im falben Mondlicht kaum noch erblickte, erzählte er ſeinem aufmerkſam lauſchenden Steuermannsmaten, daß in der Nacht ſowohl auf dem Meere, als auch auf Landſeen dergleichen unheimliche Erſcheinungen nicht ſelten wären. „Das können Unglückliche ſein," ſagte er in flüſterndem Tone, „lebloſe Weſen, die ſchon einmal beim Segeln verunglückten, und die nun nächtlicherweiſe beim Mondſchein ſo lange umherkreuzen, bis ſie abermals kopfüber in die Flut hinabgehen. — — Siehſt Du, Joſeph," rief er aufſpringend, „gerade wie es Denen drüben eben geſchieht."

— — — — „Doch nein, alle Heiligen ſeien gelobt, es war nur ein heftiger Windſtoß, der ſie tief auf's Waſſer drückte — ſchau' dorthin, die Segel richten ſich wieder auf, aber über lang oder kurz wird es doch geſchehen, wie ich Dir geſagt."

Joſeph hatte ſchaudernd über das Waſſer hingeblickt; auch er hatte das kleine Boot eine Sekunde lang vollſtändig aus dem Geſichte verloren und that jetzt einen tiefen Athemzug, als er die hellen Segel wieder bemerkte.

„Wir ſollten aber doch näher hingehen, Meiſter Jonas, wie der Herr vorhin befohlen.“

„Dazu ſind wir auf dem beſten Wege, obgleich wir uns ſcheinbar von ihnen entfernen; in ihrem Kielwaſſer mag ich nicht fahren, gewinne ihnen aber ſo, wie wir ſegeln, vollſtändig den Wind ab. Jetzt gib Achtung, ſo lange Du nicht den Ton meiner Pfeife hörſt, folgſt Du haarſcharf unſerem jetzigen Kurs, Dein Zeichen iſt das matte Licht auf der Inſel drüben, dann wendeſt Du genau gegen den Mond, während Du die große Schote fahren läßt, bis die Segel vor dem Winde ſtehen, und ſollſt ſehen, wie bald wir Die da drüben haben.“

Hierauf ging Meiſter Jonas an den vorderen Maſt, löste auch dort das Gaffelſegel, ließ den Gigbaum desſelben herunter, befahl den Klüver ſcharf anzuhalten, und als er nun ſeiner Pfeife einen ſchrillen Ton entlockte, ſtellte Joſeph das Steuer hart backbord, beide Gaffelſegel flogen auseinander, und nun ſchoß der Sturmvogel vor dem heftigen Winde dahin, recht ſeines Namens würdig, mit weit ausgebreiteten Schwingen, und dabei war dieſe Bewegung ſo leicht vor ſich gegangen, daß man ſie für inſtinktartig hätte halten können. Klüver und Gaffelſegel, ſtark gebläht, ließen das Boot trotzdem auf den langen Wogen ſanft und

anmuthig dahinſchaukeln, obgleich das Waſſer vor ſeinem keilförmigen Buge mit einer Heftigkeit ſich kräuſelte, wie wenn eine raſche Strömung im ungeſtümen Laufe einem plötzlichen Hinderniſſe begegnete. Nur wenn der Sturmvogel in eine der leichten Wellenvertiefungen hinabſank, um ſich gleich darauf gegen eine neue Woge zu ſtemmen, konnte man den Schaum an ſeinem Gallion emporſpritzen ſehen.

Während dieß geſchah, hatten ſich die beiden Freunde wieder auf die Bank vor dem Maſte niedergelaſſen, und da Dagobert, ohne ſeine Erzählung ſogleich wieder aufzunehmen, in die dunklen Fluten des Sees blickte, konnte ſich der junge Maler, nachdem er eine Zeitlang ruhig gewartet, nicht enthalten, mit einiger Ungeduld zu ſagen: „Du brauchſt wahrhaftig mir gegenüber Deine Geſchichte nicht durch Kunſtpauſen noch ſpannender zu machen; ich bitte Dich, fahre fort!“

„Intereſſirt Dich wirklich meine Erzählung? — ſage es mir aufrichtig, Alexander!“

„Welche Frage! — — ich habe nur eine Befürchtung, nämlich die, daß uns Meiſter Jonas mit ſeinem Geiſterſchiff abermals auf eine leidige Art unterbricht.“

„Margarethe ſagte mir, nachdem ſie Langenwieden verlaſſen, ſeien ſie nach Aachen gezogen, und lag es nun in ihrer Abſicht, von ihrem neuen Wohnorte nicht zu

reden, genug, sie fiel mir rasch in's Wort, indem sie sagte: ‚Auf Langenwieden war ich eigentlich lieber; dort kannten uns alle Leute, und ich kannte nicht nur jede Familie, jedes Kind, sondern auch jede Wiese, jeden Fußweg, ja ich möchte sagen, jeden Baum auf Stunden weit rings umher, ach, und ich habe Felder und Bäume so lieb!‘

„Und was that Ihr Vater früher dort?‘

„Mein Vater war in Langenwieden Schullehrer, und trotzdem er sich dort recht plagen mußte, spricht er doch gerne von dem kleinen Dorf; das werden Sie hören, wenn Sie mit ihm davon anfangen, — auch ich habe damals sehr arbeiten müssen, — das glauben Sie wohl nicht,‘ setzte sie hinzu — ‚da sehen Sie‘ — und hiebei zeigte sie mir ihre Handflächen, die allerdings sehr hart und rauh waren, — seit dem Frühstück hatte sie ihre Handschuhe nicht wieder angezogen.‘

„Meine Mutter starb, als ich eben fünfzehn Jahre alt war, und von da an durfte ich allerdings die Schule verlassen, mußte aber die ganze Haushaltung besorgen.‘

„Und hatten Sie keine Magd?‘

„O nein, dazu langte es nicht.‘

„Ich blickte sie fragend an, ja sehr auffallend, nicht ohne Absicht, als ich ihr dabei sagte: ‚Dann hat sich

aber wohl, seit Sie Langenwieden verlassen, Ihre Lage gut und angenehm verändert?'

„'O ja, o ja,' war Alles, was sie mir hierauf zur Antwort gab.

„Es lag darin etwas Räthselhaftes, worüber sie nicht gerne zu sprechen schien, und das mir so zu denken gab, daß ich, als wir später wieder im Wagen saßen, ihrem Vater meinen Namen nannte und auch um den seinigen bat, da es doch angenehm sei, eine so freundliche Reisegesellschaft zu kennen.

„'Lehrer Falkner,' gab er mir zur Antwort, und daran anknüpfend konnte ich fragen: 'So sind Sie wohl auf einer Ferienreise begriffen?'

„'Ja oder nein, wie Sie wollen,' versetzte er, 'ich habe mich zur Ruhe gesetzt und mir so selbst lange Ferien gegeben; wenn man dreißig Jahre lang Dorfschullehrer war, so kann man das schon vertragen.'

„'Gewiß,' sagte ich, 'und ist Ihnen eine behagliche Lage nach so langer und saurer Berufszeit wohl zu gönnen.'

„'Die ich aber nur einem seltenen Glücksfalle verdanke,' erwiederte er, zum Wagen hinausblickend und damit das Gespräch abbrechend.

„In Am-Steg verließen wir den Eilwagen und hier that ich gerade so, als wollte ich Abschied von

ihnen nehmen, wobei es mich freute, als ich sah, wie Margarethe seitwärts bei ihrem Vater stand und eifrig in ihn hineinsprach, bis er zu mir kam und mir in wohlwollender Weise den Vorschlag machte, gemeinschaftlich den Gotthard hinanzusteigen, im Falle er mir nämlich nicht zu langsam ginge. ‚Ich schwärme überhaupt nicht für Fußpartieen,‘ sagte er, ‚doch hat es Margarethe so gewünscht und habe ich mich endlich entschlossen, bis zum Hospiz zu gehen. Sie glaubt von der Höhe des Berges aus nach Italien hinunter blicken zu können, wie ich aber aus Reisebeschreibungen weiß, täuscht sie sich darin sehr und es ist nicht so, als bei uns im ebenen Lande, wo man von einem einzelnen Berge aus weit vor sich hinsehen kann. Dort drüben aber liegen noch Stunden weit Schluchten und Berge zwischen uns und dem schönen, südlichen Lande!‘

„Sie blickte mich fragend an, doch konnte ich nicht anders, als ihrem Vater Recht geben, setzte aber hinzu: ‚Wenn Sie nicht gar zu eilig sind, so brauchen wir noch zwei oder drei Tage, um wärmere Luft zu athmen, südlichen Himmel zu sehen, auch vielleicht Lorbeeren und Orangen. Was mich anbelangt, so gehe ich nach Bellinzona und weiter, und würde mir ein Vergnügen daraus machen, bis wohin Sie wollen, Ihr Führer zu sein.‘

„Margarethe drang nicht mit bittenden Worten in den Vater, aber ihre leuchtenden Augen sprachen den Wunsch ihrer Seele aus; sie sagte nur: ‚Bellinzona, welch' schön klingender Name — ach, und welches Glück, Lorbeeren und Orangen zu sehen!'

„‚Ich hatte mich darauf nicht vorbereitet,' meinte zögernd der alte Herr, ‚Du weißt, daß wir den Bekannten am Vierwaldstättersee versprochen haben, übermorgen zurück zu sein und die Kleine mitzunehmen.'

„‚Aber zwei Tage länger, ist ja ganz gleichgültig,' sagte Margarethe schmeichelnd und ich setzte hinzu: ‚Die schnellsten Entschlüsse sind oft die besten, Herr Professor, und hier braucht es allerdings einen schnellen Entschluß, um unsere vortrefflichen Plätze im Eilwagen festzuhalten, denn zu Fuß können wir die Tour nach Bellinzona nicht machen, und was das Hospiz anbelangt, welches wir wohl im Stande sind, heute Abend recht müde zu erreichen, so werden Sie sehen, daß das in seiner ernsten Lage zwischen kahlen Felswänden kein freundliches Endziel einer Schweizerreise ist.'

„‚Sie aber wollten ja selbst eine Fußwanderung machen,' gab er mir unschlüssig zur Antwort, ‚und wäre es unbescheiden, Ihre Pläne zu durchkreuzen.'

„‚Ich wollte allerdings einige Tage dazu anwenden,

um über den Berg zu ſchlendern, verſichere Sie aber, daß ich es vorziehe, dieſen Spaziergang ſpäter einmal zu machen; alſo kurz und gut, Herr Profeſſor, entſchließen wir uns, dort kommt ſchon der Kondukteur mit ſeinen Briefſchaften — nicht wahr, Sie geſtatten mir, unſere Plätze bis Bellinzona zu nehmen?' Ich wartete keine weitere Erlaubniß ab, als einen Blick des jungen Mädchens, und bald darauf galoppirten unſere fünf Pferde klingelnd über die hochgewölbte Brücke der Reuß, mit welcher hier die eigentliche Gotthardoſtraße beginnt. Faſt komiſch war es mir dabei, mit welcher Aengſtlichkeit der alte Herr auf die augenblickliche Erſtattung meiner kleinen Ausgaben drang.

„Margarethe war glückſelig; ich ſah, wie ſie heimlich ihre Hände gefaltet hatte und einen dankbaren Blick gen Himmel ſandte, war aber dabei gewiß nicht ſo lächerlich, dieſe Freude auf meine Geſellſchaft zu beziehen, hätte ihr darin auch ſehr Unrecht gethan, denn ihre ganze Seele lebte und webte in den fremdartigen Eindrücken, die ſie mehr und mehr umgaben. So die prächtigen Bergformen in den mannigfaltigſten Färbungen durch Sonnenglanz und die herbſtlich leuchtenden Bäume und Sträucher in den rieſigen Spalten der glatten, grauen Felswände, tief unter uns die Schlucht, durch welche die Reuß brauste, oben an

den Abhängen die Almen mit ihren Einfassungen, ihren Sennhütten und ihren ruhig grasenden Kühen.

„‚Das ist doch gerade so,‘ rief sie jubelnd, ‚als wenn man dort eine Schachtel mit Kinderspielzeug ausgeschüttet hätte.‘

„Und erst, als wir höher hinauf kamen, über die Teufelsbrücke und durch das Urner-Loch, da faßte sie unwillkürlich meinen Arm und drängte vom Wagenfenster weg gegen mich hin, so daß ich ihr kühles Haar an meiner Wange spürte, — ihren häßlichen Kattunhut hatte ich über uns in das Netz mit einem Knoten befestigt. Doch war auch diese Bewegung so absichtslos, so unschuldig und rein, daß ich mir nicht erlaubt haben würde, ihr Anschmiegen auch nur zu einem leichten Scherze zu mißbrauchen.

„Wie dankte sie mir später, als wir das trostlos einsame Thal hinter uns ließen, in welchem das Hospital liegt, daß ich sie vor einem Aufenthalt dort bewahrt, und selbst der alte Herr, der sonst mit Allem sehr zufrieden war, selbst mit dem höchst geringen Diner in Andermatt, meinte doch hier, es hätte sich wohl kaum der Mühe verlohnt, eine Fußpartie nur bis zum Hospiz zu machen.

„Das hatten wir dann auch auf den guten Zickzackwegen bald hinter uns gelassen, und wenn wir bei einer

ſchaffen gemacht hätte, indem die Koffer und Nachtſäcke fortwährend auf die rechte Seite rutſchten und wir ſehr häufig halten mußten, um das nothwendige Gleichgewicht wieder herzuſtellen.

Gegen Mittag erreichten wir eine einſam ſtehende Venta, die übrigens nicht verfallen war, wie wir es in der Mancha faſt immer angetroffen, die vielmehr von außen einer deutſchen Fuhrmannsherberge ſo ähnlich ſah, daß es uns ordentlich wohl that. Eine halbe Stunde vorher hatte ich auf einem Felde neben der Chauſſee mehrere aufſprießende Frühlingsblumen bemerkt, die mich ebenfalls ſo an die heimathlichen Fluren erinnerten, daß ich abſtieg, mir einige Crocus pflückte und ſie in meiner Brieftaſche verwahrte. Durch dieſen Aufenthalt hatten die Andern einen Vorſprung gewonnen, und als ich raſch nachritt, fand ich die Venta, die von weitem geſehen ſo ſtill und friedlich auf der Höhe des Berges lag, ſchon zu einem bewegten Lager umgewandelt. Draußen waren Pferde und Laſtthiere angebunden, daneben hatte es ſich unſer Arriero auf dem Boden bequem gemacht, und als ich in das Innere trat, dem großen bekannten Raume, der Küche, Wohn- und Schlafzimmer in Einem iſt, fänd ich den Maler und den Baumeiſter in eifriger Verhandlung mit der Wirthin um ein Frühſtück, ſo gut als möglich.

Daſſelbe war auch bald bereitet und ſchmeckte, obgleich ächt ſpaniſch einfach, doch ſo vortrefflich, daß ich heute noch gerne daran denke; wir bekamen nichts als gutes Brod, geräucherten Speck und fauſtdicke Zwiebel, dazu aber einen vortrefflichen Rothwein, dem wir ſtark zuſprachen. Waren wir doch warm und durſtig geworden! Denn die Sonne, die uns in der Morgenkühle ſo wohl gethan, fing gegen Mittag an, ſehr unangenehm heiß auf uns niederzukommen und uns daran zu erinnern, daß wir uns dem Süden näherten, daß wir in Andaluſien waren.

Als wir nach einer halbſtündigen Raſt weiter ritten, wurde die Hitze wirklich beſchwerlich; dabei bot die Straße keinen auch nur linienbreiten Schatten, ſie ſelbſt beſtand aus zuſammengetretenen zermalmten Kalkſteinen, deren weißer Staub von

Biegung hinabblickten auf die paar Häuser, um die Kirche und eine viereckige Thurmruine gruppirt, und das Geläute des Hospitals in sanften, klagenden Tönen fast traurig zu uns heraufdrang, sagte Margarethe, ‚es würde ihr das da unten trotz der Oede und Einsamkeit immer eine liebe Erinnerung bleiben.' Ich verstand sie wohl und freute mich darüber.

„Jetzt erreichten wir die Poststation auf dem St. Gotthard, und als es hinter derselben nun abwärts ging, konnte es Margarethe trotz meines Lachens und meiner Neckereien nicht unterlassen, sich zuweilen von ihrem Sitze zu erheben, um jetzt schon etwas von dem gesegneten Lande Italien zu erschauen; doch wäre das in jeder Hinsicht unmöglich gewesen, denn es war bereits dunkel geworden, und obgleich wir ein wenig Mondschein hatten, konnten wir doch nichts von den Gegenständen, an denen wir im gestreckten Lauf der Pferde vorüber huschten, erkennen, auch blendete der zitternde Schein der Wagenlaternen. Was wir allein von dem südlichen Lande vernahmen, war eine mildere Luft im Gegensatz zu der anderen Seite, wo der Abendwind des späten Herbsttages schon recht scharf aus den Schluchten wehte.

„Margarethe ruhte neben mir in der Ecke, die schönen, glänzenden Augen weit geöffnet; sie summte ein einfaches Kinderlied, das ich wohl kannte, und wenn es

auch dabei vorkam, daß sie aus einer Tonart in die andere gerieth und den Schluß unwillkürlich veränderte, so machte doch der volle, metallreiche Klang ihrer Stimme, der mich schon im Sprechen so mächtig angezogen, jetzt in den vollen, gehaltenen Tönen eine unaussprechliche Wirkung auf mich.

„Ueberhaupt war Alles, was sie von der Natur erhalten, groß, schön und edel, und drang überall glänzend durch die Spuren ihrer mangelhaften Erziehung, sowie durch eigenthümliche, ja recht fehlerhafte Angewöhnungen.

„Spät in der Nacht erreichten wir Bellinzona, und nachdem die Beiden zur Ruhe gegangen waren, blieb ich noch lange auf dem Balkon vor meinem Zimmer sitzen, schaute in die milde Nacht hinaus und verschwieg mir nicht, daß meine heutige Begegnung einen großen und nicht leicht zu verwischenden Eindruck auf mich gemacht.

„Am andern Morgen wandelte Margarethe wie im Traum beim Erblicken der hier schon prachtvollen südlichen Landschaft, bei der eigenthümlichen Bauart der Häuser, bei den malerischen Rebengeländen voller großer, herrlicher Trauben, bei den Lorbeerbüschen und Steineichen mit ihren tiefgrünen Blättern.

„Der alte Herr hatte seinen Rubikon überschritten

und ich glaube, er würde mich bis Mailand und noch weiter begleitet haben; doch war es jetzt die Tochter, welche davon abrieth, indem sie bat, hier wieder umkehren zu dürfen, um all' das Schöne, das sie gesehen, recht lebendig und ungetrübt im Herzen behalten zu können — — während ich weiter und weiter zöge. Sie sagte das gewiß eben so absichtslos, als sie mich dabei auch ernst, fast traurig anblickte.

„Kaum wollte sie sich dazu verstehen, daß wir einen Wagen nahmen, um bis zum Mont Cenere zu fahren, von wo ich ihr einen Blick versprach auf einen Fleck dieser Welt, würdig des Paradieses, und als ich hinzusetzte, sie möchte mir die Freude nicht rauben, gerade da und vielleicht für immer von ihr Abschied zu nehmen.

„Unter einem wahrhaft verschwenderischen Sonnenscheine im offenen Wagen rollten wir auf der herrlichen Straße in die Ebene; zu beiden Seiten hatten wir die Ausläufer der Alpen, von denen die links, hoch oben mit weißen Schneelinien verziert, im Schatten lagen, in kalter, bläulicher Färbung, während auf der andern Seite das Sonnenlicht förmlich Goldkörner streute auf die malerisch gezackten Bergwände und sie aufleuchten ließ in warmem, röthlich violettem und hellgelbem Lichte. Da war Haus an Haus, Ortschaft an Ortschaft, und weiter vor uns sah man Villen mit einzelnen

ſchwarzgrünen Cypreſſen überall zerſtreut, hoch an die Berge hinaufgebaut, deren Fenſter aufglänzten vor Vergnügen und Entzücken, denn ſie blickten hinab auf den Lago maggiore, der ſich in weicher Rundung dort in die Berge hineinſchmiegte.

„Hier verließen wir den Wagen, dann auch die Straße ſelbſt, und ſtiegen, dieſe durchſchneidend, im Gefolge einer Ziegenheerde auf kleinen Fußwegen in die Höhe. Ueber uns ſtreckten Wallnußbäume und zahme Kaſtanien ihre mächtigen Zweige aus, und letztere waren ſo freundlich, uns gratis mit einem Frühſtück zu beſchenken, denn am Boden lagen noch überall zerſtreut dieſe ſüßen, angenehmen Früchte, die wir enthülsten und, behaglich aufwärts ſteigend, verzehrten.

„Welche Bilder für Margarethe! Sie ließen ihre Augen förmlich aufleuchten vor Entzücken, und machten mich glücklich im Anblick der Freude. Bisweilen hing ſie ſich unaufgefordert an meinen Arm, und wenn ich dabei den Druck ihrer kleinen Hände fühlte, ſo wußte ich, daß ſie mir dadurch nur ihren Dank bezeigen wollte, denn gleich darauf ſchoß ſie wieder voraus, um tief aufathmend, am Stamme einer der majeſtätiſchen Wallnußbäume gelehnt, ſtehen zu bleiben.

„‚Beim Bergſteigen,‘ ſagte ich ihr, ‚muß man langſam thun,‘ und ſetzte, nicht ohne Abſicht, hinzu: ‚Auch

muß man sich so gerade halten, wie möglich, was Einem das Athmen erleichtert.' Und wenn sie sich nach solchen Worten folgsam aus ihrer gebückten Haltung aufrichtete, so sah man erst recht, wie schön, voll und herrlich sie gewachsen war. Leider aber dauerte dieses Aufrechtgehen nie lange, und ein Steinchen am Boden, eine Pflanze oder dergleichen war schuld daran, daß sie wieder in ihre nachläßige Haltung zurückfiel.

„So erreichten wir die Höhe, aus der uns die Sonne in voller Pracht entgegenleuchtete; ihre Strahlen spielten über das Gebirge herüber und erfüllten unsern Weg, der bis jetzt im Schatten gelegen, mit goldenem Licht, wobei Bäume und Sträucher mit ihrem herbstlichen Laub in warmen rothen, gelben und braunen Farben spielten, Am Abhange rechts lag zwischen den Wallnußbäumen ein roth angestrichenes, lebhaft leuchtendes Landhaus mit Terrassen und Arkaden; hinter demselben erschien eine größere Fläche des herrlichen Lago maggiore mit Hunderten von weiß glänzenden Häusern und den Ortschaften Locarno, Arona und Magadino.

„‚Ist das nicht eine paradiesische Gegend — Margarethe?' fragte ich — so zum ersten Male ohne Beiwort ihren Namen aussprechend, worauf sie mir ihre beiden Hände zusammengelegt entgegenstreckte und mich, während ich dieselben mit meinen Fingern umschloß, mit

einem feuchtſchimmernden Blicke anſchaute; ich glaube, es hätte nur einer kleinen Bewegung meinerſeits bedurft und ſie wäre vor Freude weinend an meine Bruſt geſunken. — — Wozu das aber, da wir uns vorgenommen hatten, hier zu ſcheiden, und ich wollte von ihr ſcheiden, ich hielt es für thöricht, mich von ihrer Lieblichkeit hinreißen zu laſſen, ich wollte wenigſtens den Verſuch machen, ſie zu vergeſſen — deßhalb nahm ich, obwohl eigenthümlich tief ergriffen, aber voll ruhiger Freundlichkeit, von den Beiden hier oben Abſchied und ſah dabei, daß mich ihr Vater, der ſtille, ruhige, einſylbige Mann, etwas liebgewonnen hatte, denn er ſagte: ‚Nachdem Sie uns verlaſſen haben, werden wir uns ſehr einſam fühlen, ja, ſeltſamer Weiſe, wie allein in in der Welt ſtehend — ob ich auch wohl meinen Weg über die düſteren Berge allein wieder zurückfinde!‘

„Dafür aber hatte ich nun allerdings ſchon in Bellinzona geſorgt, und das Coupé des Eilwagens für ihn und Margarethe allein belegt; es wäre mir unangenehm geweſen, ſie in Geſellſchaft irgend eines Fremden zu wiſſen. Das erklärte ich ihm, während wir gegen die Fahrſtraße gingen, wo ihr Wagen hielt und wo wir Abſchied nahmen.

„Ich wollte zu Fuß nach Lugano, da ſpielte mir der Zufall noch einen heimtückiſchen Streich und warf

einen Schatten in das helle Licht dieſes glücklichen Tages. Als wir an der Straße ſtanden, rollte ein vierſpänniger Reiſewagen daher; auf dem Bocke ſaß ein älterer Herr, zwei Damen im Fond. Erſterer wurde meiner nicht ſo bald anſichtig, als er mich erkannte und den beiden Poſtillonen mit lauter Stimme zu halten befahl, was dann genau auf der Stelle geſchah, wo wir Drei, traurig geſtimmt, bei einander ſtanden; dann that der alte Herr auf dem Bocke wie närriſch vor Freude, überhäufte mich mit liebreichen Vorwürfen, daß ich ſo plötzlich auf und davon ſei, und dann mußte ich an den Schlag treten, die Hände der beiden jungen Damen ergreifen und mich als theurer Freund und Lebensretter begrüßen laſſen.

„Ich brauche Dir hier wohl kaum zu ſagen," unterbrach Dagobert ſeine Erzählung, „daß die Eine der beiden jungen Damen jene Reiterin mit dem blauen Schleier auf der Straße nach Ebersteinburg war; ſie gingen nach Italien, zuerſt nach Lugano, und ich mochte mich ſträuben wie ich wollte, ich mußte die Einladung, ſie wenigſtens bis dorthin in ihrem Wagen zu begleiten, annehmen.

„Warum mir nicht einfiel, meine beiden Begleiter als Reiſegeſellſchaft, oder überhaupt vorzuſtellen, weiß ich heute noch nicht, und daß ich mich ihrer wahrlich

nicht ſchämte, das bedarf gewiß keiner Verſicherung. Und doch fiel es mir ſpäter glühend heiß auf die Seele, daß es den Fremden gerade ſo erſchienen ſein mußte, denn der alte Mann in ſeinem einfachen grauen Rocke war raſch auf die Seite getreten, und Margarethe hätte es nicht nöthig gehabt, ihren Kopf zu ſenken, da ſie der Katunhut vor Aller Blicken verbarg.

„Widerſtrebend, gereizt und ärgerlich auf mich ſelber beſtieg ich endlich den Wagen, nachdem ich von den Beiden nochmals Abſchied genommen; aber es iſt kein rechter Abſchied geweſen, wenigſtens nicht ſo, wie ich mir noch vor Kurzem vorgeſtellt, daß er ſein müſſe hier oben auf der Höhe des Berges mit der wundervollen Ausſicht, im Glanz der italieniſchen Sonne.

— — — — „Die Poſtillons hieben auf ihre Pferde und die Reiſekaleſche flog raſch mit uns davon. Ich grüßte mit der Hand rückwärts, doch gab ich mir damit unnöthige Mühe; Margarethe hatte ſich an den Arm ihres Vaters gehängt und blickte nicht mehr zurück nach den vornehmen Reiſenden.

„Ja, ſo mußte ich ihnen erſcheinen, und dadurch zweideutig, lügenhaft. — — O, Du kannſt mir glauben, Alexander, ich war ſo verſtimmt und ergrimmt, daß ich der ſchönen Reiterin von damals ihre Unart und Kälte mit vollen Zinſen zurückerſtattete.“

„Boot ahoy!“

Meister Jonas rief dieß durch sein Sprachrohr mit lauter, weithin schallender Stimme, dann folgte rasch sein Kommando zum Reffen der beiden Gaffelsegel, und da er seine Leute bestens unterrichtet hatte, auch selbst kräftig mit Hand anlegte, so flogen die Spitzen der beiden Gigbäume augenblicklich in die Höhe, wodurch sich die Segeltücher sogleich gegen die Masten legten, der Klüver sank herab, und nachdem der Sturmvogel rasch einen kleinen Bogen beschrieben, sah man ihn ruhig beilegen, nicht über zwanzig Fuß von einem andern Boote entfernt.

Dagobert war aufgesprungen, auf die andere Seite seines Schiffes gegangen, und sah nun das kleine Boot vor sich in einer eigenthümlichen Verfassung, sowie die Leute in demselben ziemlich ordnungslos beschäftigt. Wer darin war, konnte man nicht genau unterscheiden, nur sah er allerdings die weiße Gestalt, von welcher Meister Jonas gesprochen, aufrecht neben dem Steuer des stark schwankenden Bootes stehen, und wie es schien, Befehle ertheilend. Da sich aber der Sturmvogel auf der Luvseite des anderen Fahrzeuges befand, auch der Wind stark durch das Takelwerk pfiff, so drang von dort kein Ton herüber; Alles schien still und stumm ohne Laut vor sich zu gehen — gespensterhaft unheimlich, wie Meister Jonas meinte.

Doch verwies ihm Dagobert dergleichen Aeußerungen ernstlich, indem er hinzufügte: „Was sollen die andern Leute denken, wenn Du, ein älterer Mann, der die Welt gesehen, ihnen solchen Unsinn auftischest, Sachen, die Du selbst nicht glaubst, und wenn man selbst auf Deine Tollheiten eingehen wollte, hast Du je von einem Gespensterschiff gehört, dessen Focksegel, da die Schoten zerrissen sind, im Wind flattert und dessen Gaffel sich die Mannschaft vergeblich bemüht herabzulassen, wie dort offenbar der Fall ist, — — das sind Leute, die mit den Segeln nicht umzugehen wissen, deren Boot völlig außer Kurs gekommen ist, und die nun ihre Gaffelsegel herablassen wollen, um nicht umzusegeln, oder weil sie sonst nicht im Stande sind, ihr schadhaftes Tauwerk wiederherzustellen. Laß unseren Klüver aufziehen und den Sturmvogel einige Schritte näher gehen!“

Dieß geschah, und wie sie gegen das Fahrzeug kamen und zwar so nahe, daß man einen Zwieback hätte an Bord werfen können, wie die Seeleute zu sagen pflegen, sah man, daß es zwei Männer waren, die sich mit den Segeln beschäftigten, und von denen nun der Eine mit ziemlich angstvoller Stimme herüber rief: „He, ihr Leute da im Segelboot, seid doch so gut und leistet uns ein wenig Hülfe!“

„Deßhalb sind wir gerade herangekommen,“ ent-

jedem Hufſchlag unſerer Pferde in dichten Maſſen aufgewirbelt wurde. Und doch hatten wir erſt Anfang Februar. Wie muß es hier im Juni oder Juli ſein! Einer unſerer Arriero's, den ich hierüber halb pantomimiſch befragte, gab mir auf dieſelbe Art Antwort, wobei er hin und her taumelte, den Kopf tief herabhängen ließ und die Zunge herausſtreckte, wie ein Jagdhund zur Zeit der Feldhühner.

Wir ritten meiſtens ſchweigend dahin und machten nur zuweilen eine Bemerkung, wenn wir auf einer Höhe der Straße angekommen eine immer ſchönere Fernſicht hatten. Die Gegend verlor allmälig ihren ſanften Charakter, den ſie von Baylen bis hieher gehabt; ſtatt durch Felder und Wieſen führte uns die übrigens immer gleich vortreffliche Chauſſee durch Strecken Haidelandes und war ſtatt mit Sträuchern und Grün, auf der einen Seite mit einer natürlichen Steinmauer eingefaßt, während ſich auf der andern ein mit Felsblöcken bedeckter Abhang in das Thal hinabzog. Auch die Ausſicht vor uns hatte ihren Charakter verändert, die Hügel waren verſchwunden, und der Gebirgszug, den wir heute Morgen ſchon geſehen, lag, wenn auch noch fernhin, im weiten Halbkreiſe vor uns, während wir auf einer Hochebene ritten. — „Der Alcazar von Jaen," ſagte einer unſerer Begleiter, während er geradeaus zeigte. Dort konnte ich aber nichts entdecken, als einen eigenthümlich geformten Höhenzug, und ſelbſt das ſcharfe Auge unſeres Malers war noch nicht im Stande, dort ein Mauerwerk von den Felſen zu unterſcheiden.

Um mich vor den Sonnenſtrahlen zu ſchützen, befeſtigte ich mein Taſchentuch nach Art der Beduinen unter der Reiſemütze auf dem Kopf, wie Los Moros, ſagte der Arriero lachend. Hatte uns aber der unbewölkte Himmel und die heiße Sonne einen beſchwerlichen Tag gemacht, ſo färbte die letztere auch dafür, als es nun Abend wurde, die Bergketten, welche die alte Maurenſtadt Jaen umgaben, auf wahrhaft entzückende Art. Da lagen ſie vor uns in den prächtigſten maleriſchen Formen, in Farben, wie man ſie ſich nur denken kann, aber nicht wiedergeben. Unten

gegnete Dagobert, „ihr könnt wohl euer Gaffelſegel nicht herabbringen?“

„Freilich iſt es ſo, es muß ſich droben verdreht haben, ein Tau oder eine Rolle, aber es iſt nicht möglich, etwas zu unterſcheiden bei der Dunkelheit — ſchau' Du noch einmal mit Deinem Glas hinauf, Iſidor — Gott der Gerechte, es iſt eine wahre Kalamität!“

„So läßt ſich auch das Segelboot nicht mehr wenden?“

„Es läßt ſich nicht mehr wenden, das iſt gerade das Unglück, und wir ſind ſchon ein paar Mal nahe genug daran geweſen, umzuſchlagen und zu verſaufen im See — da kommt wieder ſo ein Windſtoß.“

„Wenn ſich die Gaffel nicht mehr regieren läßt,“ rief Dagobert hinüber, ſo iſt es das Beſte, Sie ſteigen zu mir an Bord, und ich nehme Ihr Schiff in's Schlepptau und führe Sie an's Land, wo Sie es wünſchen.“

„Das iſt ein ſehr freundliches Anerbieten,“ klang es ſehr raſch wieder herüber, „und nehmen wir es mit Vergnügen an, nicht wahr, Iſidor? — wenn Madame,“ ſetzte er gegen die weiße Geſtalt am Steuerruder hinzu, „damit nicht einverſtanden ſein ſollte, ſo müßte Madame eben thun, was Sie für gut finden.“

„Man wird das auch thun,“ hörte man eine tiefe Frauenſtimme ſagen, da in dieſem Augenblicke der Sturm-

vogel fast Bord an Bord mit dem anderen Boote lag, und durch welche angenehm klingende menschliche Stimme sich Meister Jonas so erleichtert fühlte, daß er sich in das kleine Fahrzeug hineinschwang, um den beiden Herren desselben, die es sehr eilig zu haben schienen, das Hinübersteigen in den Sturmvogel zu erleichtern.

Die weiße Gestalt war, wie es schien, unbekümmert am Steuer sitzen geblieben, ja sie hatte die Handhabe desselben ausgelassen, ihre Arme auf die Kniee gestützt, und da sie so zusammengekauert dasaß, auch eine Kapuze über den Kopf hatte, so konnte man von ihrer Gestalt, noch weniger aber von ihrem Gesicht etwas unterscheiden.

„Die Zugleine der Gaffel ist aus der Rolle gegangen," sagte Meister Jonas, nachdem er aufmerksam in die Höhe geblickt, „wollen Sie mir nicht den Joseph herüberschicken, der kommt besser da hinauf, als ich mit meinen alten Beinen, und flicke ich derweil das Focksegel wieder zurecht."

„Laß mich das besorgen," rief der junge Maler, „man lernt was dabei," und ohne eine Antwort abzuwarten, sprang er auf die Seitenbank des anderen Bootes, faßte eine der Wanten und war im Augenblick auf der Höhe des Mastes, wo er mit leichter Mühe das Tau wieder an die richtige Stelle brachte, während der

alte Seemann nicht viel länger gebraucht hatte, um die zerriſſene Schote des Focks zuſammenzuknüpfen. „So,“ rief der Letztere alsdann, „jetzt iſt wieder Alles klar an Bord, und wenn die Herren ihre Fahrt fortſetzen wollen, ſo wird das mit einigem Geſchick keine Schwierigkeiten haben.“

Die Herren ſchienen übrigens dazu keine große Luſt zu empfinden; ſie hatten ſich, müde und erſchöpft, wie es ſchien, neben dem Maſte des Sturmvogels niedergelaſſen und ſprachen zu dem Herrn des Schiffes ſehr laut und ſtets Einer dem Andern in's Wort fallend, von dieſer ſehr unangenehmen, nächtlichen Fahrt, miſchten auch Aeußerungen da hinein, wie es ſehr verdrießlich ſei, ja lebensgefährlich, abzuhängen von dem Eigenſinn Anderer, waren überhaupt ſehr erregt und erklärten, daß ſie durchaus keine Luſt hätten, bei der Dunkelheit und dem Winde nochmals an Bord ihres Fahrzeuges zu gehen, und baten, daſſelbe in's Schlepptau nehmen zu wollen. Beide waren große, kräftige Geſtalten, bei denen die deutlich ſich ausſprechende Angſt etwas Komiſches hatte, hier um ſo mehr, da ſie ihrem Anſchein nach hätten für tüchtige Seeleute gelten können. Sie trugen Matroſenjacken mit breit umgelegtem Kragen, hatten einen Anker von gelbem Metall auf dem linken Aermel und wachstuchene Hüte vorſchriftsmäßig, obgleich

etwas sehr stark auf dem Hinterkopfe sitzen, an welchen Hüten sich mit Messingbuchstaben der Name ihres Schiffes befand.

Dieß Schiff hieß: „Sarah".

Während dieß auf den so hoch gehenden Wellen des Sees vor sich ging, daß Meister Jonas es für nöthig fand, das kleine Fahrzeug ein wenig abtreiben zu lassen, hatte sich der Wind durchaus nicht gelegt, ja er war stärker geworden, und kam, statt wie bisher, in regelmäßigen Strichen, nun stoßweise, dabei häufig die Richtung wechselnd, auch verschwand jetzt die scharfe und immerhin ein wenig leuchtende Mondsichel hinter einer dunklen Wolkenwand, die von Westen herüberzog.

Der alte Seemann blickte prüfend umher und rief dann kopfschüttelnd zu seinem Herrn hinüber: „Mit dem Schlepptau wird, fürcht' ich, nicht viel zu machen sein."

„Ich will auch gar nicht, daß man das Fahrzeug in's Schlepptau nimmt," sagte jetzt die Dame am Steuerruder, und vertraue mich lieber meinem eigenen Segelwerk."

„Das auch wohl halten wird," bemerkte Meister Jonas, nachdem er das feste leinene Tuch prüfend befühlt, auch ist die Fall da oben selbst für das Schlimmste nun wieder in bester Ordnung."

„Nachdem ſich Männer damit beſchäftigt," ſagte die Dame in einem Tone, der ziemlich verächtlich klang — — — — „überlaſſen wir alſo jene Herren ihrem vielleicht ſicheren Schickſal — und wenn Sie ſich," ſetzte ſie, gegen Jonas gewendet, hinzu, „vor dem kleinen Fahrzeug nicht ſcheuen, das übrigens feſt und ſolid gebaut iſt, ſo wollen wir ſchon glücklich nach Hauſe kommen." Ueber dieſe Aeußerung, welche die weiße Geſtalt am Steuer mit erhobener Stimme that, entſtand an Bord des Sturmvogels ein heftiges Durcheinanderrufen von Stimmen, woraus man einzelne Worte vernahm, als: „daß das unmöglich ſei, daß man darauf beſtände, das kleinere Fahrzeug in's Schlepptau zu nehmen." Doch ſchien ſich endlich Dagobert in's Mittel gelegt zu haben, wahrſcheinlich mit der Verſicherung, daß die kleine Sarah den geübteſten Händen anvertraut ſei, worauf er das Gleiche zur Beruhigung der Dame durch das Sprachrohr hinüber rief, ſo daß es dann eigentlich einen komiſchen Eindruck machte, als wenige Sekunden nachher in ängſtlich klagenden Tönen, welche aber dasſelbe Sprachrohr hallend herüberſandte, die Worte erklangen: „Gott der Gerechte, was denken Sie auch, Iſabella, wie wird Mama erſchrecken, wenn Sie nach Hauſe kommen ohne uns!"

„Das iſt allerdings die Hauptſache," ſprach die Dame

vor ſich hin, und ſetzte mit einem kurzen Aufwerfen ihres Kopfes hinzu: „Gehen wir alſo unter Segel, wenn es Ihnen gefällig iſt.“

„So wollen Sie mir nur genau die Richtung unſeres Kurſes angeben, und mich dann an's Steuer laſſen,“ ſagte Meiſter Jonas, nachdem er ſich überzeugt, daß die langen Schoten des Fockſegels klar in ihren Rollen liefen, und nachdem er dieſe in die Hand genommen, wie ein Roſſelenker die Zügel der Vorläufer eines Viergeſpannes. Dabei hatte er den jungen Maler beordert, vorn am Bugſpriet zu bleiben und darauf zu achten, daß der geſchnürte Knoten des Focks nicht irgendwo hängen bleibe.

„Kennen Sie den See genau?“ fragte die Dame, nachdem ſie auf der Steuerbank etwas zur Seite gerückt war.

„So ziemlich, wie meine Taſche.“

„Es iſt wahrhaftig ſo finſter geworden, daß man nicht einmal eine Spur mehr ſieht von den Konturen der Berge, auch iſt kein Stern mehr zu ſehen.“

„Glücklicherweiſe aber ſchimmert dort die Mondſichel, wenn auch undeutlich, durch einen Wolkenriß, alſo kennen wir wenigſtens die Himmelsrichtung; gerade vor uns iſt Weſten, und ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn wir mehr als hundert Klafter über die Mitte

des Sees hinaus wären; auf dem Sturmvogel wußte ich ganz genau, wo wir waren. — — Sehen Sie nicht eine dunklere Masse vor sich?" rief er dem jungen Maler zu.

„Eine dunkle Masse sehe ich nicht," antwortete dieser nach einer kleinen Pause, „wohl aber ein schwaches Licht."

„Auf dem See selber, oder etwas höher?"

„Etwas höher, wie mir scheint."

„Gut, so ist es, wie ich mir gedacht, wir sind gegenüber der Klosterinsel, und da ich nun weiß, wo wir uns befinden, so sagen Sie mir, wohin ich das Schiff führen soll."

„Kennen Sie das Dorf Am-Felsen?"

„Gewiß, schimmert es doch an einem hellen Tage von seiner Höhe bis zu uns herüber."

„Wo ist das: bei Ihnen?" fragte die Dame rasch.

„Buchenеck — — wenn es Tag gewesen wäre, hätten Sie vielleicht das größte und schönste Boot des Sees, den Sturmvogel, erkannt."

„Ah — so — — wenn wir also recht nahe gegen Am-Felsen sind, so glaube ich so viel vom Ufer erkennen zu können, um Ihnen den Landungsplatz genau anzugeben."

„Wenn das keine sichere Bucht ist, so werden wir Mühe haben, dort an der stark brandenden Luvküste anzulegen."

„Der Hafen ist gut, und wenn auch gerade eine Luvküste nicht angenehm ist, so haben wir dafür einen guten Seitenwind, der uns rasch vorwärts treibt."

„Ah, Sie verstehen die Seemannsausdrücke und das ist immer schon etwas," sagte Meister Jonas in einem heiterern Tone, als er bisher gesprochen, was auch wohl daher kommen mochte, weil er jetzt gefühlt, wie sich die kleine Sarah so wacker unter dem starken Segeldrucke hielt und wie lenksam sie war. „Es ist ein vortreffliches kleines Boot," brummte er, jetzt plötzlich scharf in den Wind steuernd, dann rasch das Fahrzeug wie auf der Stelle rings herumwendend, um dann seinen früheren Kurs wieder aufzunehmen.

Die Dame neben ihm hatte ihn bei diesem Manöver erstaunt, fast erschrocken angeblickt, doch sagte er, gutmüthig lachend: „Ich mußte doch wissen, ob das Ding vollkommen und sicher dem Steuer gehorcht, und ob das Fock im Fall der Noth leistet, was es soll, — jetzt wollen wir sehen, wie rasch wir Am-Felsen erreichen; passen Sie da vorn genau auf, daß wir nicht zu nahe an die Klosterinsel gerathen, es hat beinahe ringsherum Kiesbänke — haben Sie Wasser bekommen?"

„Bei der Wendung vorhin," klang es heiter zurück, „gerade genug, um eingespritzt zu werden, auch meine ich, lägen wir jetzt tüchtig genug auf der Seite."

„Nur so viel, als zum raschen Laufen nöthig ist. — Fürchten Sie sich, Madame?" fragte Meister Jonas hierauf seine Nachbarin, als er sah, wie sie sich mit einer Hand gegen den Rand des Bootes stützte — „wenn Sie wollen, wechseln wir den Platz, da sitzen Sie jedenfalls höher und angenehmer."

„Sorgen Sie nicht für mich, ich mache mir nichts daraus."

Die Lage des Schiffchens war aber dergestalt, daß sich Jemand, der mit dem Elemente nicht sehr vertraut war und nicht großen persönlichen Muth besaß, wohl hätte fürchten können, denn es hing so gegen die Leeseite, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, die hochgehenden Wellen über Bord schlagen zu sehen. Vergebens saß der junge Maler vorn oder hing vielmehr mit dem halben Leibe über die Luvseite hinaus, wie ihn der Seemann am Steuer zu thun ersucht; das Schiffchen wurde deßwegen auch um keinen Zoll weiter in's Gleichgewicht gestellt, und nur zuweilen, wenn der Wind, wie das bei Stürmen am See häufig zu geschehen pflegte, einmal für Augenblicke aufhörte, die Wogen zu peitschen, um hoch über die Berge dahin zu

raſen, wo es dann plötzlich unten faſt windſtill war, da richtete ſich der Maſt der kleinen Sarah wohl auf Minuten lang in die Höhe, und der Maler glaubte ſchon das Aergſte überſtanden; doch waren es gerade ſolche Momente, in denen Meiſter Jonas, wenn auch nicht gerade mit beſorgtem Blick, doch ziemlich ernſt und feſten Auges die dann zuweilen ſchlappenden Segel betrachtete, ſowie den kaum noch flatternden Wimpel, da er genau wußte, daß nach ſolchen kleinen Windſtillen der Sturm gewöhnlich mit größerer Heftigkeit daherfegte, und, was am ſchlimmſten war, dann wie mit Centnerlaſt von oben herab auf die Spitze des kleinen Segels drückte und alsdann das Boot ſo auf die Seite legte, daß man hätte glauben ſollen, die geſchwellten Segel würden im nächſten Augenblicke die Waſſerfläche berühren, und dann gute Nacht, weitere Schifffahrt!

Selbſt für Alexander, obgleich er ſich geſtehen mußte, daß ſeine Lage über den ſchäumenden Wellen gerade keine behagliche, war es dabei höchſt intereſſant, zu ſehen, wie ſicher und geübt Meiſter Jonas die Fockleinen, ſowie die große Schote feſt in der Hand haltend, das Schiffchen eben ſo gewandt regierte, wie der beſte Kutſcher die ſorgfältigſt eingefahrenen Pferde, wie er zuweilen bei heftigen Stößen hart an den Wind lief, ja oft ſo ſcharf in denſelben hinein, daß das

in den Schluchten tiefer Schatten, nur hie und da, wo Geſtein zu Tage trat, gelbliche oder röthliche Flecken zeigend, höher hinauf ein tiefes Blau, das allmälig ins Violette überging, eine prächtige Farbenmaſſe, nur zerriſſen und maleriſch geſtört durch Schlagſchatten vorliegender Hügel und Berge. Weiter hinauf aber wurde Alles heller, glänzender, brennender, und entzückt folgten die Blicke dieſer Pracht, bis hinauf zu den Gipfeln der Bergkette, die uns das ſchönſte Alpenglühen zeigten — Jaen im Hintergrunde des Kreiſes, welchen der Gebirgszug bildete, etwas erhöht am nördlichen Abhang deſſelben gelegen, mußte durch ſeine Lage eine ſchöne Ausſicht haben auf die Hochebene und die Thäler, durch welche wir heranritten, ſowie, vor der Mittagsſonne geſchützt, kühl und behaglich ſein. Ja, ſie haben es verſtanden, die Alten, die Lage ihrer Städte zu wählen, und die eindringenden klugen Mauren erkannten die Schönheit dieſer Anſiedlung, bauten hier nach ihren Begriffen eine königliche Reſidenz, und ſchmückten ſie, ſowie die umliegenden Höhen mit ihren zierlichen, phantaſtiſchen, reizenden Bauwerken. Wie müßte ein Nachkomme jenes verſtändigen, fleißigen Volkes trauern über den Verluſt all dieſer herrlichen Stätten; wie müßte er ſein Haupt verhüllen beim Anblick des zerſtörten, einſt ſo prachtvollen Schloſſes, das hoch über der Stadt auf dem Berge thront; über den Anblick der vielen zierlichen arabiſchen Brunnen am Wege, die größtentheils zerfallen ſind, auf ſie, welche ehemals geheiligt waren und jetzt kleinen, halbnackten ſpaniſchen Kindern dazu dienen, mit Steinen angefüllt zu werden.

Ueber Jaen lag Rauch und Duft, und ein Strahl der ſinkenden Sonne durch ein Seitenthal dringend warf ein gewaltiges Lichtmeer darüber hin. Bald darauf verblaßte dieſes, ebenſo wie das Alpenglühen, was uns ſo ſehr entzückt. Die wie in Freude und Luſt da ſtehenden Berge wurden plötzlich kalt und nüchtern; ihr lachender Anblick ernſt, ja traurig. Angenehm für uns war es, daß die Nacht hier ſchon faſt ohne Dämmerung hereinbricht; denn kaum war auch der goldene Sonnenglanz am

Gaffelſegel killte und die kleine Sarah einen Augenblick, wie betäubt und ſich ſchüttelnd, auf der Stelle ſtehen blieb, um gleich darauf wieder kopfüber in eine Wellenvertiefung tauchend, davon zu ſchießen, daß der weiße Waſſergiſcht um den niedrigen Bug ſpritzte.

„Schade, Meiſter Jonas," rief der junge Maler, deſſen Heiterkeit unverwüſtlich war, und der ſich nur zuweilen mit komiſchem Aufjauchzen ſchüttelte wie ein durchnäßter Pudel, „ſchade, daß Sie wahrſcheinlich den großen brittiſchen Dichter Shakſpere nicht kennen!"

„Ich weiß nichts von ihm," klang es brummend zurück.

„Er beſchreibt einen Sturm und ſagt dabei: wahrhaftig, ich gäbe jetzt hundert Quadratmeilen See für vier Quadratfuß trockenen Landes."

„Und ich," murrte der alte Seemann, „fürchte jetzt ein paar Quadratfuß Land mehr, als Wind und Wellen, weßhalb ich Sie bitte, ſcharf auszulugen, — wo haben Sie die Kloſterinſel?"

„Weit rückwärts, das Licht, von dem ich vorhin ſprach, iſt ſo eben hinter den Bäumen verſchwunden."

„So paſſen Sie ſcharf auf, ob Sie in Kurzem etwas Helles im See erblicken, die weißen Felſen eines Sandſteinbruches einer zweiten, kleineren Inſel, an welcher wir vorüber müſſen."

„Der Mövengrund," ſagte die junge Dame.

„Sehen Sie noch nichts dergleichen?"

„Nein."

„Sie muß in unſerem Lee erſcheinen, und ich möchte da nicht zu nahe vorbeikommen."

Der Wind hatte ſich abermals gedreht und blies jetzt ſcharf von Norden her, weßhalb Meiſter Jonas das Gaffelſegel ſo weit als thunlich ausließ, um vor dem Winde zu fahren, wodurch ſich die kleine Sarah aus ihrer unangenehmen Lage etwas erhob und noch ſchneller dahinſchoß.

„Jetzt meine ich, ſehe ich etwas durch die Dunkelheit leuchten, genau im Weſten."

„Ich ſehe es auch," beſtätigte die Dame, „und glaube überzeugt zu ſein, daß es der Mövengrund iſt."

„Was halten Sie von der Entfernung bis dorthin?" rief Meiſter Jonas.

„Gewiß weit genug, daß zehn Dreidecker neben einander paſſiren könnten."

„Wir werden ſchon noch näher hinkommen, wenn der Wind ſo anhält, und auch, ſo Gott will, um die Felswand herum — darnach iſt alsdann Alles Kinderſpiel."

Nun hielt der Wind in gleicher Richtung allerdings an, blies ſogar in der nächſten halben Stunde ein

wenig ſchwächer, ließ aber dafür das ſchwere Wetter, das bis jetzt im Süden an den fernen Bergen hängen geblieben war, raſcher heraufziehen und ſeine leuchtenden Blitze, ſowie den noch dumpf grollenden Donner in das Sauſen des Windes miſchen.

„Wenigſtens ſieht man jetzt etwas," rief der junge Maler, „und der zackige Blitz ſoeben war ſo freundlich, mir deutlich die weißen Sandſteinfelſen zu zeigen."

„Ich habe ſie auch geſehen," meinte Meiſter Jonas in einem Tone, der ziemlich beruhigt klang, „wir haben den richtigen Kurs, und wenn wir den Mövengrund umſegelt haben, ſo ſind wir in einer halben Stunde wenigſtens in der Gegend von Am-Felſen; jetzt, wo wir ziemlich gerade vor dem Wind laufen, können Sie ſich mehr in die Mitte ſetzen."

„Das iſt wenigſtens eine Erleichterung," klang es luſtig zurück, „und jetzt fehlt mir nur noch ein Kleines, um mich allenfalls behaglich zu fühlen, nämlich — zu einer feuchten Cigarre, die ich noch habe, ein gutes, trockenes Feuer, denn meine Zündlunte iſt gerade naß genug, um ſie auswinden zu können."

„So rathe ich Ihnen," erwiederte Meiſter Jonas, nicht ohne Anflug von Humor in ſeiner Stimme, „Ihre Cigarre zuſammenzubrechen und zu kauen, das ſchmeckt vortrefflich."

„Br—r—r—r," machte der Andere, — „dazu bin ich doch noch nicht Seemann genug." Bei dieſen Worten hatte ſich die Dame am Steuer erhoben, ihren Platz dort verlaſſen, und ging nun mit ſicheren Schritten nach dem Vordertheil des kleinen Schiffes, wo ſie dem jungen Maler ein kleines Etui bot, das, wie ſie mit ihrer tiefen Stimme ſagte, nicht nur gutes, trockenes Feuer enthalte, ſondern auch Cigarren, die nicht feucht geworden ſeien.

Alexander nahm das mit einiger Verwunderung, ſprach auch ſeinen Dank aus, worauf die weiße Geſtalt indeſſen nichts erwiederte und ſich ſchweigend zu Meiſter Jonas zurückbegab.

„Welcher Genuß!" rief der Maler, nachdem er ſich eine Cigarre angezündet und den feinen Rauch derſelben durch die Lippen ſog — „wenn Meiſter Jonas erlaubt, daß ich meinen Platz verlaſſe," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ſo möchte ich das Etui zurückbringen."

„Behalten Sie es nur, bis wir an's Land kommen."

„Das will ich gerne thun, aber um es trocken zu bewahren, muß ich es in der Nähe meines Herzens aufheben," gab Alexander heiter zur Antwort.

„Da iſt der Mövengrund."

„Und fern dort auf der Höhe," ſagte die Dame nach

einem leuchtenden Blitze, dem ein krachender Donner folgte, „ſah ich ſoeben Am-Felſen.“

„Dafür muß man dem Himmel danken, denn zu allen Annehmlichkeiten, die wir bis jetzt gehabt, fängt es auch an zu regnen — und welche Tropfen, man hört ſie förmlich auf's Waſſer platſchen — — wenigſtens kann ich mit gutem Gewiſſen ſagen, daß ich zu Anfang meiner Seemannscarrière nicht verwöhnt worden bin — — iſt das ein Wetter!“

„In dem kleinen Behälter, auf dem Sie ſitzen, werden Sie einige Plaids finden, wenn Sie ſich die Mühe geben wollen, zu öffnen und ſie herauszuziehen.“

„Für mich danke ich beſtens, es iſt nicht das erſte Mal, daß ich naß geworden bin, auch würde es mich hindern, irgendwo Hand anzulegen, wenn das noth thäte; doch wenn Sie erlauben, bringe ich Ihnen einen der Plaids.“

„Beſten Dank, mein Mantel ſchützt mich vollkommen und fühle ich durchaus keine Kälte.“

„Die wird ſchon nachkommen,“ bemerkte Meiſter Jonas, „doch hoffe ich, daß wir dann in Sicherheit und vielleicht im Trockenen ſind. — — Es iſt eine Freude, wie das kleine Boot vor dem Winde fliegt.“

„Es ſegelt überhaupt vortrefflich,“ ſagte jetzt die Dame, die bisher, wie wir wiſſen, nur ſpärliche Worte

hatte hören laſſen, es iſt auch ſicher, wie kein Boot auf dem See, und ich ſchäme mich wahrhaftig, daß wir durch Unklugheit, mehr aber noch aus Furcht, gezwungen waren, Ihre Hülfe in Anſpruch zu nehmen."

„Sie haben ſich gewiß nicht gefürchtet, denn Sie ſitzen ja mit einer Ruhe neben mir, die dem beſten Matroſen Ehre machen würde," antwortete Meiſter Jonas, gewiß in der Abſicht, der Dame etwas Angenehmes zu ſagen.

„Nein, ich fürchte mich nie, und nachdem ich geſehen, wie Sie das Boot geführt, muß ich Ihnen ſagen, daß ich es gerade ſo gemacht hätte, vielleicht weniger ſicher und gewandt, will ich zugeben; nichts Schlimmeres aber gibt's, als in Einem fort durch Einſprachen und Beſſerwiſſenwollen gehindert zu werden, und doch gibt es noch etwas Schlimmeres," ſetzte ſie mit einer unruhigen Bewegung hinzu, „nämlich thörichte, lächerliche Furchtſamkeit."

„Gegen alles Das haben wir auf der See ein treffliches, zwölf Zoll langes Mittel."

„Was aber hier anzuwenden nicht wohl möglich war."

„Die Herren, welche bei Ihnen waren," erwiederte der alte Seemann, „hatten es allerdings ſehr eilig, auf den Sturmvogel zu kommen, wo ſie wohl behaglicher

und sicherer waren, was ich indessen nicht bedaure, denn bei dem Wetter vor einer halben Stunde hätte ich mir alles Einsprechen verbitten müssen."

„Vielleicht leider ohne Erfolg, wie es selbst mir erging; bei dem ersten starken Wehen wollten sie das Segel herablassen und benahmen sich dabei so ungeschickt, daß sich das Ziehtau, wie Sie gesehen haben, in der Rolle verwickelte."

„Und wenn es gelungen wäre, die Gaffelraa herabzubringen, so hätten Sie die Nacht auf dem See zubringen können."

„Sie wollten es mit Rudern versuchen, wovon ich aber gar keine Freundin bin."

„So lange Segeltuch und Taue halten, ich auch nicht," gab Meister Jonas zur Antwort, und setzte nach einer Pause hinzu, während welcher er scharf in die Dunkelheit gelugt: „Ich glaube, daß wir ziemlich nahe bei Am-Felsen sind, dort kenne ich wohl den allgemeinen Ankerplatz, auch die Landungsbrücken der verschiedenen Dampfer, weiß aber nicht, wo der Hafen ist, von dem Sie vorhin sprachen, in welchem das Boot ohne Gefahr, auf die Luvküste zu gerathen, einlaufen kann."

„Wenn Sie sich jetzt meiner Führung anvertrauen wollen, so will ich mich nach vorn begeben und hoffe,

das Boot ſicher in den Hafen zu bringen; bitte aber, genau auf mein Kommando zu achten."

„Wie der beſte Steuermannsmate, daran ſoll's nicht fehlen!"

„Soll ich Sie an meine Stelle laſſen?" fragte der junge Maler, als jetzt die weiße Geſtalt ſo dicht neben ihn trat, daß ihn der feine Wollenſtoff ihres Burnus berührte.

„Bleiben Sie, wo Sie ſind, wenn ich bitten darf, wir haben gleich ein paar ſeichte Stellen, wo das Schiff beſſer wendet, wenn das Steuer nicht zu tief geht — ſchwach Backbord," rief ſie nach hinten.

„Backbord iſt's —"

Während ſie das ebenerwähnte Kommando mit lauter Stimme gegeben, hatte es Meiſter Jonas für nothwendig gehalten, um nach der Wendung des Bootes ſeinen Kurs in unverminderter Schnelligkeit verfolgen zu können, das Gaffelſegel ſcharf anzuziehen, worauf das Boot ſo ſtark gegen die Seite neigte, daß die weiße Geſtalt vorn in's Schwanken kam und ſich unwillkürlich gegen die Schulter des vor ihr ſitzenden jungen Mannes lehnte, wobei ihn ihr weißer Mantel, vom Winde erfaßt, umhüllte. Es verurſachte ihm das um ſo mehr ein eigenthümliches Gefühl, als vorhin der Klang ihrer Stimme

plötzlich etwas Bekanntes für ihn zu haben ſchien; doch bemühte er ſich vergeblich, aufwärts blickend, ihre Züge zu erkennen, was aber, ſelbſt bei hellerem Lichte, wohl nicht möglich geweſen wäre, da ſie die Kapuze ihres Mantels tief über das Geſicht hereingezogen hatte.

„Steuerbord, hart Steuerbord!“

„Hart Steuerbord iſt's.“

„Gut, ſo Kurs halten!“

War es nun, daß die Dame, die ihre volle Aufmerkſamkeit jetzt auf die Führung des Schiffes richtete, ſo davon in Anſpruch genommen wurde, daß ſie es nicht zu merken ſchien, wie ihre linke Hand auf der Schulter des jungen Mannes ruhte, während ſie ihre rechte zuweilen, um das Kommando zu verſtärken, ausſtreckte, oder glaubte ſie Den vorn im Boote, gleich dem Alten am Steuer, wie einen Diener des Hauſes betrachten zu können, vor dem man ſich durchaus nicht genirt, wenigſtens that ſie ſo, ſich nicht den geringſten Zwang auflegend.

„Wenig Backbord!“

„Backbord iſt's.“

„Und nun hart Steuerbord, — dann die Ziehtaue löſen, um das Gaffelſegel gleich nach meinem Kommando herunterlaſſen zu können!“

„Hart Steuerbord iſt's und die Ziehtaue ſind gelöst."

„Schade," dachte Alexander, „daß jetzt, wo unſer Abenteuer anfängt, angenehm und intereſſant zu werden, die Fahrt zu Ende zu gehen ſcheint. Der Druck ihrer Hand auf ſeine Schulter verurſachte ihm ein wohliges Gefühl, und hinſchielend bemerkte er, daß es eine ſehr kleine Hand war, die in einem grauen Stülphandſchuh von feinem däniſchen Leder ſteckte, auch behagte ihm unter dem weißen Mantel, mit dem ihn der ſtarke Wind, ohne daß ſie darauf zu achten ſchien, hartnäckig umhüllte, eine ſympathiſche Wärme, welche zugleich mit etwas Veilchenduft ihrem Körper entſtrömte; nahm er dazu ihre jugendlich weich und angenehm klingende Stimme, ſo glaubte er, auf eine Fortſetzung lauernd, bis jetzt mit den Erlebniſſen der nächtlichen Fahrt zufrieden ſein zu können."

„Hart Steuerbord!"

„Hart Steuerbord iſt's."

„Gaffel- und Fockſegel herunter — hart Backbord — ſehen Sie jetzt den Hafeneingang?"

„Ganz deutlich, auch bemerke ich am Ufer ein paar Lichter."

„Bitte dort anzulegen."

Jetzt richtete ſich die Dame aus ihrer gebückten

Himmel verblaßt, ſo zeigten ſich ſchon hie und da glitzernde Sterne, vor allen aber Frau Venus grade über dem mächtigen Thurm des Alcazar's ſtehend wie eine treue Liebe, welche ſich gleich bleibt, und auch den im Unglücke nicht verläßt, welchem ſie in den Tagen des Glückes geleuchtet und gelächelt. Ach! und welch herrliche Zeiten mochte der ſchöne Stern da oben geſehen haben, wenn er niederblickte in die Räume des Schloſſes, wo Muſik erſchallte, und die von Lichterglanz erhellt waren, und wenn er ſein weißes Licht niederſtrömen ließ in die Gärten, wo des Königs Tochter wandelte, wo

tauſend weiße Blüthenflocken
haben ihren Duft ergoſſen,

während

Pauken- und Drommetenjubel
Klingt herunter von dem Schloſſe.

Ach! da war es herrlich in der Burg des ſtolzen, gewaltigen Mauren, und ſo kühl und einſam an dem murmelnden Brunnen zwiſchen den Lorbeer- und Granatbäumen!

Mit den weichen Liebesnetzen
Hat er heimlich ſie umflochten!
Kurze Worte, lange Küſſe,
Und die Herzen überfloſſen.

Wie ein ſchmelzend ſüßes Brautlied
Singt die Nachtigall, die holde;
Wie zum Fackeltanze hüpfen
Feuerwürmchen auf dem Boden.

In der Laube wird es ſtiller,
Und man hört nur, wie verſtohlen,
Das Geflüſter kluger Myrthen
Und der Blumen Athemholen.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß mich ſo mannigfaltige ſüße Gedanken und Bilder umgaukeln, wenn ich in die Nacht hinein reite und einen ſchönen Stern ſehe, oder den weißen Mondenſchein, wie er ausgebreitet liegt über Berg und Thal, oder die

Stellung etwas auf, zog ihre Hand zurück, und da in dieſem Augenblicke bei einer ſcharfen Wendung der kleinen Sarah der Wind den weißen Mantel gegen die andere Seite wehte, ſo fühlte der junge Maler jetzt erſt, wie durchnäßt er war, und ſeinen Körper durchflog ein leichtes Fröſteln.

Elftes Kapitel.

Auf der andern Seite.

Das kleine Segelboot hatte ſich dicht an's Ufer gelegt, und wurde dort von einem Bedienten mit einem langen Ruderhaken gehalten, während ein anderer ſeinen Arm ausſtreckte, um der jungen Dame das Ausſteigen zu erleichtern. Es regnete noch immer und man hätte faſt glauben können, der Wind, der die ſchräg einfallenden Tropfen mit großer Gewalt herüberfegte, habe ſich verſtärkt; doch war dieß Täuſchung und kam daher, weil er hier am Ufer durch die Zweige mächtiger Bäume ſauste, die ihre Zweige wie ſchützend über die kleine Bucht ausſtreckten. Etwas erhöht bemerkte man ein Gebäude mit erleuchteten Fenſtern und einem weit offen ſtehenden Portale, von woher ſich eine Geſtalt mit einem Regenſchirme näherte, und dann ließ dieſe Geſtalt eine fette, weibliche, etwas ſchnarrende Stimme

vernehmen, welche fragte: „Sind es de Kinder? Gott ſei Dank, wenn es de Kinder ſind, und wenn ihnen nicht zugeſtoßen iſt irgend ein Unglück!“

Der eine der Bedienten war der Geſtalt mit dem großen Regenſchirme entgegengelaufen und erwiederte: „Es iſt die gnädige Frau mit zwei fremden Leuten.“

„Was ſoll mer das mit zwei fremden Leuten?“ kreiſchte die fette Stimme. Gott der Gerechte, was ſoll mer das? — wo ſind meine Kinder?“

Die Dame im weißen Mantel ſchien aber durchaus nicht bemerken zu wollen, daß dieſe Fragen eigentlich an ſie gerichtet ſeien, ja ſie wandte nicht einmal den Blick gegen die eilig herantrippelnde Geſtalt, ſondern gab einem dritten Diener, der aus einer am Ufer ſtehenden Schiffhütte herbeigelaufen kam, kurz und beſtimmt und in ruhigem Tone ihre Befehle wegen Unterbringung des Bootes und dann ſagte ſie dem zweiten Diener, welcher ſeinen Bootshaken jetzt dem Andern gab, während ſie auf Meiſter Jonas zeigte: „Führen Sie dieſen Mann in die Küche, geben ihm ein trockenes Kleidungsſtück und laſſen ihm einen guten Grog machen. Sie, mein Herr,“ ſagte ſie zu dem Anderen, „bitte ich, mir zu folgen.“

„Der Wind hat indeſſen nicht nur nachgelaſſen,“ meinte der alte Seemann aufwärts blickend, „ſondern

er hat ſich auch wieder gedreht, und wenn Sie uns Ihr Segelboot anvertrauen wollen, ſo glaube ich, daß wir gut nach Hauſe kämen."

„Bei dieſem ſtürmiſchen Wetter, in finſterer Nacht und bei hochgehender See! Wo denken Sie hin?" gab die Dame zur Antwort, worauf ſie ſich raſch umwandte, um jetzt vielleicht der unterdeſſen herangekommenen Geſtalt mit dem Regenſchirm, die nun in beinahe kläglichen Tönen nach ihren Kindern rief, Rede zu ſtehen; doch war kein großes Wohlwollen bemerkbar in der Art, wie ſie dieß that.

„Sie ſehen ja, daß ich da bin," ſagte ſie in faſt ärgerlichem Tone, „auch liegt dort die kleine Sarah wohlbehalten im Hafen."

„Was kümmert mich die kleine Sarah, und was kümmert es mich, ob — —" doch endigte ſie nicht dieſen beleidigenden Satz, ſondern ſprudelte faſt zornig heraus: „Ich will wiſſen, wo meine Kinder geblieben ſind — Gott, es wird ein Unglück paſſirt ſein, und man will mich langſam darauf vorbereiten, daß ich meine Kinder verloren habe!"

Hier flüſterte Meiſter Jonas dem jungen Maler zu: „Was will ſie denn eigentlich mit ihrem Geſchrei? Ich habe keine Kinder in dem Boot bemerkt."

Doch wandte ſich Alexander jetzt an die Dame mit

dem Regenschirm und sagte ihr: „Beruhigen Sie sich, Madame, Ihre beiden Herren Söhne vermuthlich — die in dem Boote waren, sind vollkommen wohl erhalten und bestens in Sicherheit; wir waren so glücklich, einige kleine Dienste leisten zu können, und da sie bei der stürmischen Nacht statt ihrem kleinen Segelboote ein viel größeres und sichereres vorzogen, so —"

„Verließen sie mich," warf hier die Dame im weißen Mantel ruhig ein, „nachdem sie mich durch ihre Ungeschicklichkeit und ihre Angst fast in Lebensgefahr gebracht."

„Isabelle, wie Se herzlos sind! Wer hat meine Kinder wieder einmal auf den See gelockt bei dem abscheulichen Wetter?"

„Darüber können wir anderswo besser reden, als hier in dem strömenden Regen. Danken Sie lieber diesem Herrn und jenem braven Manne, welche muthvoll Ihre Söhne sowie auch das Boot aus großer Gefahr gerettet haben, und lassen Sie uns jetzt in's Haus gehen." Damit schritt sie ohne Weiteres voran und ihr folgte seufzend die Gestalt mit dem Regenschirm, welche jetzt, da sie sich dem Lichterglanz näherten, der dem Portale des stattlichen Gebäudes entströmte, so eigenthümlich aussah, daß sich Meister Jonas nicht enthalten konnte, den jungen Maler leicht mit dem Ellenbogen anzustoßen.

Die Gestalt war sehr klein, aber auch sehr dick, doch stand ihr Umfang trotz eines starren Regenmantels, den sie um die Schultern trug und der ihr das Ansehen eines wandelnden Riesenpilzes gab, in richtigem, wenn gleich nicht schönem Verhältniß zu zwei kolossalen Beinen in weißen Strümpfen, die man in einem fast erschreckenden Umfange sah, da sie ihre Röcke mehr, als gerade nothwendig war, hinten emporgehoben hatte.

Als sie das Haus erreicht hatten, sagte die Dame im weißen Mantel zu einem der Bedienten: „Führen Sie diesen Herrn in das beste Gastzimmer, lassen im Kamin ein großes Feuer machen, und stellen ihm aus der Garderobe des Herrn Isidor zur Verfügung, was er braucht;" dann ging sie mit einer leichten Verbeugung die Treppe hinauf, und die Dame im Regenmantel folgte ihr schweigend.

Alexander war bei den letzten Worten, welche die Dame im weißen Mantel soeben gesprochen, noch stärker als vorhin berührt worden durch den Ton ihrer Stimme; er durchlief die Erinnerungen seiner letzten Tage, und wenn ihm auch das Bild der reizenden Indianerin, der schönen Silberblüte, welche er bei jenem Feste im Walde gesehen, dabei deutlich vorschwebte, so paßte doch der Klang dieser Stimme nicht zu jenem neckischen Geplauder. Allerdings aber stimmte er zu

der Gestalt der in jene Dame verwandelten Indianerin, die am Steuer ihres weiß und goldenen Schiffchens gestanden, und das gab ihm zu denken, während ihm ein Diener die breite, elegante Steintreppe hinauf voranleuchtete.

Das Zimmer, welches ihm angewiesen wurde, war behaglich, ja mit Comfort eingerichtet, und Alles zeigte hier an, daß er sich in einem guten und reichen Hause befand. Bald loderte auch ein Feuer im Kamin, und nachdem Alexander seine dicke graue Joppe, die allerdings sehr durchnäßt war, ausgezogen hatte, fand er, daß seine Unterkleider ziemlich trocken geblieben waren, und daß er von der Garderobe, welche der Diener bereitwillig brachte, nichts anzunehmen brauchte, als ein paar weite, dunkelblaue Beinkleider, die ihm allerdings ein wenig lang waren, sowie einen eleganten grauen Morgenrock, der ihm an seinen breiten Schultern vortrefflich paßte.

„Wenn der gnädige Herr nicht vorziehen, hier auf Ihrem Zimmer zu soupiren, so würde es sich die gnädige Frau zur großen Ehre schätzen, wenn Sie drunten im Gesellschaftszimmer den Thee nehmen wollten."

„Gewiß mit großem Vergnügen werde ich zur Gesellschaft gehen, aber sagen Sie mir, wer ist die gnädige Frau? — Sie wissen vielleicht, daß ich mein Hiersein

nur einem Zufall verdanke; weiß ich doch kaum, daß ich in der Nähe des Dorfes Am-Felſen bin."

„Euer Gnaden ſind hier auf Silberhaus," erwiederte der Bediente, der ſich offenbar durch die vertrauliche Art geſchmeichelt fühlte, in der der vornehm ausſehende junge Herr mit ihm ſprach. „Die Beſitzerin dieſer Villa iſt Madame Sarah Silberfeld."

„Das iſt wohl die Dame, die mit dem Regenſchirm an's Ufer kam?"

„Zu dienen, Euer Gnaden."

„Und wer iſt die andere Dame mit dem weißen Mantel?"

„Ah, welche mit Euer Gnaden im Segelboote kam? Entſchuldigen Sie, ich dachte, Sie hätten ſie gekannt — — das iſt die Gräfin Iſabella."

„Gräfin Iſabella?"

„Ja, Euer Gnaden — — die Frau Schwiegertochter der gnädigen Frau."

„Die Schwiegertochter der Madame Sarah Silberfeld?"

Der Bediente nickte mit dem Kopfe und da er weiter keine Erläuterungen gab, Alexander auch weiter nichts fragen mochte, ſo wandte er ſich gegen den Spiegel, fuhr mit einer Haarbürſte, welche ihm der Diener bereitwillig überreichte, durch ſein feuchtes, jetzt ganz

ineinander gekraustes Haar und folgte dann zum Gesellschaftszimmer.

Dieß war ein großer, fast überreich und etwas bunt ausgestatteter Salon mit einem mächtigen Kamine, in welchem, des kühl gewordenen Abends wegen, ein gutes Feuer loderte, und wo sich die Gesellschaft als in einem behaglichen Plauderwinkel zusammengefunden hatte.

Die kleine, dicke Gestalt der Hausfrau, jetzt statt mit Regenmantel und Regenschirm, angethan mit einem kostbaren Sammetpaletot, korinthfarben, reich mit Gold verschnürt, unter welchem sich ein schweres, kornblaues Damastkleid bauschte, erhob sich von ihrem Fauteuil und watschelte dem Gaste eilfertig entgegen, wobei sie mit der liebenswürdigsten Selbstverleugnung sagte: „Jetzt erst habe ich erfahren von meiner Tochter, der Frau Gräfin, welchen Dank wir Ihnen Alle schuldig sind; meine Kinder vor Allem —" dabei knickste sie — „auch meine Tochter —" hier knickste sie wieder — „und nicht zu vergessen de kleine Sarah —" hier knickste sie zum dritten Male — „welche durch Ihre Hülfe und die des vortrefflichen Steuermanns, Ihres Begleiters, so glücklich in den Hafen geführt worden ist — verzeihen Se mer auch," fuhr sie fort, indem sie ihre fette Hand dem Gaste darbot, „daß ich meinen Dank nicht sogleich abstattete da unten am Ufer, aber Se

werden mer gewiß verzeihen, wenn ich Ihnen nur mit etwas Phantaſie und Poeſie beſchreiben könnte, wie der Sturmwind hier um das Haus geraſt hat, und wenn ich Ihnen dabei deutlich machen könnte die Muttergefühle, wenn mer bei ſolch' grauſigem Wetter unterwegs hat zwei geliebte Söhne, eine geliebte Schwiegertochter, und nicht zu vergeſſen de kleine Sarah, die mir auch an's Herz gewachſen iſt, da ſie ein ſehr gutes, aber auch ein ſehr theures Segelboot iſt."

„Und die einen ſo ſchönen Namen trägt," ſagte der junge Maler, ſich verbeugend, mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen, wobei er indeſſen dachte, daß man den Namen dieſer ſtämmigen Dame viel eher einem gepanzerten Kanonenboote hätte beilegen ſollen.

„Meine Tochter, de Frau Gräfin, kennen Se bereits," fuhr Frau Silberfeld fort, indem ſie den Gaſt durch eine Handbewegung erſuchte, näher an das Kaminfeuer zu treten, „und erlauben Se mer nur noch, Sie mit den andern Herrſchaften bekannt zu machen — Herr Profeſſor Schnelling, einer unſerer berühmteſten Maler, Herr Doktor Goldenberg, deſſen letzten wundervollen Roman ‚Oben und Unten' Sie gewiß geleſen haben."

Der Gaſt verbeugte ſich mit einem heuchleriſchen Anflug freudiger Ueberraſchung in ſeinen Zügen und einem

öden Fenſterhöhlen einer alten verfallenen Burg. Aber dieſe Bilder bemeiſtern ſich meines Herzens und ich ſehe das alte Schloß plötzlich auftauchen, bemerke den Lichterglanz, der aus den Fenſtern dringt, ich höre die Klänge der Tanzmuſik — ja noch mehr; ich möchte darauf ſchwören, daß ich deutlich vor mir ſehe die glänzenden Gewänder, Menſchen alter vergangener Zeiten, ja daß ich höre tiefe Seufzer und der Blumen Athemholen. Das aber thut meine theure Freundin Phantaſie, die mich jetzt innig liebend und tröſtend umſchlingt, mir bald ſo viel Schönes in die Ohren flüſtert und mir in Bildern zeigt, mich aber gleich darauf wieder neckt und hohnlachend allerlei Entſetzliches vor Augen bringt. Und dazu bedient ſie ſich gern des klaren Mondes und konnte in frühern Zeiten flüſternd ſagen: dieſelbe blaſſe Kugel wird auch jetzt aufgeſucht von zwei andern Augen, aber ſie halten ſich nicht lange beim Betrachten derſelben auf, ſie wenden ſich zwei andern Sternen zu, die glühend in ſie hineinblicken und denen ſie ſich langſam, aber unaufhaltſam nähern.

Ein Glück iſt es, wenn man reitend und ſo denkend plötzlich durch etwas Aeußeres aus ſeinen finſtern Träumereien aufgeſchreckt wird, wenn das Pferd ſtolpert oder einer der Kameraden einen Schrei der Ungeduld ausſtößt über den langen Weg, der in der finſtern Nacht kein Ende nehmen will. Und ſo war es heute Abend. Obgleich wir ſchon bei Sonnenuntergang die Stadt geſehen, obgleich ſchon lange der Alcazar von Jaen neben und hoch über uns lag, obgleich wir ſchon ſeit einer Stunde die Lichter deutlich aus den Häuſern ſchimmern ſahen, erreichten wir immer und immer noch nicht das Stadtthor. Es war wirklich zum Verzweifeln und gerade, als weiche es immer von uns zurück.

Endlich erhob ſich rechts von der Straße ein alter maurischer Thurm, an den ſich die verfallene Stadtmauer ſchloß, bei welcher wir eine gute halbe Stunde vorbeiritten, um jetzt bei einer leichten Biegung des Weges an das Stadtthor zu gelangen, unter dem wir Uniformen und Laternen bemerkten, — Zollwächter, die auf uns lauerten wie Raben auf ihre Beute. Verdrießlich und müde

freudig klingenden „A—ah", da er weder den Namen des berühmten Malers in seinem Leben gehört hatte, noch weniger aber den wundervollen Roman „Oben und Unten" gelesen, ein Tribut jedoch, den die Betreffenden mit einem steifen Kopfnicken erwiederten, besonders der berühmte Professor, der ein rothes Ordensband im Knopfloch trug und aufrecht neben dem Kamine stand, während der berühmte Schriftsteller in einem kleinen Fauteuil ruhte, gedankenvoll in das Kaminfeuer blickte und leise vor sich hin summte.

— — „Meine Gesellschafterin, Fräulein Baujean," fuhr Madame Silberfeld in ihrer Vorstellung fort, „eigentlich eine Jugendfreundin, die uns nebenbei au fait hält mit der französischen Literatur."

Fräulein Baujean war eine ältliche, lange und sehr magere Dame, die etwas zurückgezogen vom Kamine an einem kleinen Tischchen saß, auf dem eine Lampe brannte; sie war mit einer großen Stickerei beschäftigt und schien nebenbei noch einem andern Wesen, das sich im Salon befand, als Feuer- oder Lichtschirm zu dienen, denn dieses Wesen, von dem der junge Maler bei einem raschen Umblick nur ein paar neugierig glänzende Augen erblickte, verschwand dann sogleich wieder hinter Mademoiselle Baujean und ließ auch nichts weiter von sich sehen, als hie und da eine kleine, mädchenhafte Hand,

die aus einem Korb am Boden farbige Wolle nahm, um sie der Stickerin verstohlen darzureichen.

„Unsern verehrten Gast vorzustellen, werden Sie nun übernehmen, Gräfin Isabella, denn — —“ sagte die Herrin des Hauses mit einiger Verlegenheit —

„Ich würde das recht gerne thun,“ hörte der Betreffende aus einem tiefen Fauteuil heraus, der mit dem Rücken gegen ihn gekehrt stand, die ihm früher schon so bekannt klingende Stimme sagen, und da der Ton dieser Stimme jetzt heiterer klang, als bei der nächtlichen Seefahrt, so war es ihm jetzt gerade zu Muthe, als befände er sich wieder auf jener Waldwiese, wo das Künstlerfest gefeiert wurde, und zwar in dem schönen Augenblicke, als ihm die erste der Opferjungfrauen den Epheukranz auf das Haar drückte.

— — — — Dann erhob sich die Dame langsam aus ihrem Fauteuil, wandte sich gegen ihn, und wie sie nun, hell vom Lichte bestrahlt, vor ihm stand, da blieb ihm länger kein Zweifel, daß sie es sei, die ihn als Silberblüte bekränzt, und die er später im weiß und goldenen Nachen gesehen; ja, sie war es und wenn er auch seinen Augen nicht ganz vertrauen zu können geglaubt hätte, so doch einer warmen, eigenthümlichen Empfindung seines Herzens. — Ah — sie war schön, die Gräfin Isabella, aber von einer eigenthümlichen Schönheit.

Ihre volle Gestalt hatte etwas Mädchenhaftes, erinnerte aber trotzdem mehr an eine jener prachtvollen Gestaltungen Tizian's, als an die Formen der Antike. Wie die Farbe ihrer Augen war, darüber konnte selbst der Blick des Malers nicht mit Sicherheit urtheilen, denn dieselbe wechselte mit dem jeweiligen Ausdruck, erschien jetzt tief dunkel sammetartig, braun oder schwarz, ohne eigentlichen Glanz, um gleich darauf mit einem hellgrünen Strahle zu schimmern. Eben so eigenthümlich war ihr reiches, dichtes Haar; natürlich gelockt, hing es zusammengeknüpft tief über ihren weißen Nacken herab, in der Farbe nicht ausgesprochen, braun oder schwarz, zeigte es hie und da röthliche Reflexe, als wenn tief verborgene Glut zuweilen versuchte, hervorzubringen.

„Verzeihen Sie mir, Mama," sagte sie heiter lächelnd, „daß ich eben so wenig im Stande bin, unsern verehrten Gast vorzustellen, und ihn schon bitten muß, selbst seinen Namen zu nennen; bei einem schaukelnden Boote mit zerrissenem Segel, bei tollem Winde und hochgehenden Wellen nimmt man sich gewöhnlich zu gegenseitigen Vorstellungen keine Zeit — dazu noch bei finsterer Nacht, und kann ich deßhalb," setzte sie mit einer anmuthigen Verbeugung hinzu, „eben so gut wie Sie, sagen, daß ich hier unsern verehrten Gast zum ersten Male sehe — — danke aber nochmals herzlich für seine

aufopfernde Güte.“ Bei diesen Worten reichte sie dem jungen Manne ihre Hand, und als dieser sie langsam an die Lippen führte, spielte ein kurzes, freundliches Lächeln um ihre frischen Lippen — — „und nun setzen Sie sich zu uns, wenn ich bitten darf.“

„Gestatten Sie mir aber vorher, Ihnen meinen einfachen und sehr unbekannten Namen zu nennen: Alexander Dellwing, und kann ich vielleicht als einzige Empfehlung hinzufügen, daß ich das Glück habe, Herrn von Elmbach auf Buchenecк meinen Freund nennen zu dürfen.“

„Ah, den Unsichtbaren — den Menschenfeind,“ sagte Madame Sarah.

„Der aber ein vortreffliches Segelboot hat, Mama, in welchem sich Ihre Söhne wie in Abraham's Schooß befinden.“

„Gott wolle es — ach, meine Kinder — der Gedanke an sie trübt sogleich meine heitere Laune.“

Doch bemerkte man auf ihrem breiten, von Gesundheit und Heiterkeit strotzenden Gesichte nur insofern etwas von einer rasch vorübergehenden Trübung, daß sie die Unterlippe ein paar Sekunden herabhängen ließ und einen, bei ihrer Korpulenz erschreckend tiefen Athemzug that.

„Ich glaube, Sie über Ihre Herren Söhne voll-

kommen beruhigen zu können; nach der Kombination unſeres Steuermannes werden ſie ſchon weit jenſeits der Kloſterinſel das dieſſeitige Ufer erreicht haben, und dort auf der Eiſenbahnſtation einen Zug finden, der ſie heute Abend noch hieher bringt."

„Ach, wie ich darauf hoffe!" rief Madame Sarah mit einem Blick nach oben, „und wenn de Herrſchaften fühlen, was ein Mutterherz empfindet, ſo werden Se gewiß die Gewogenheit haben und mir erlauben, daß man mit dem Souper noch eine halbe Stunde wartet."

Damit ſchienen Alle einverſtanden zu ſein, mit Ausnahme des berühmten Verfaſſers von „Oben und Unten", der plötzlich ſein hartnäckiges Geſumme unterbrach, um eine kleine Grimaſſe zu ſchneiden.

„Bei Nennung Ihres Namens ſoeben," ſagte der Profeſſor Schnelling nach einer Pauſe in einem nachläſſigen Tone, der noch dadurch verſtärkt wurde, daß er zuerſt ſein Ordensband, dann ſeine Fingernägel und endlich ſeine Stiefel aufmerkſam betrachtete, „fällt mir ein, daß ich neulich auf der Ausſtellung ein ganz nettes Bild von einem Künſtler gleichen Namens ſah — was war es doch? — entweder ein Sumpf mit Fröſchen — oder eine Schaar Affen mit langen Schwänzen, oder — Aehnliches. — Ah, jetzt erinnere ich mich — es war eine Heerde Ziegen."

„Als Staffage vielleicht?"

„Was ist Staffage? Ich kann dieß Wort nicht als Begriff, noch viel weniger als Bezeichnung eines Bildes gelten lassen; soviel ich mich indeß erinnere, hieß das Bild allerdings: ‚Italienische Landschaft mit Ziegenheerde', ich aber würde es ‚Ziegenheerde mit italienischer Landschaft' nennen."

„Oder vielleicht eine ‚Ziegenheerde mit italienischem Salat'," meinte gähnend der berühmte Schriftsteller, welcher sehr stark in Humor arbeitete.

„Ist vielleicht der Maler jenes Bildes ein Verwandter von Ihnen?"

„Und ein sehr naher Verwandter, Herr Professor, — ich selbst habe das Bild gemalt."

„A—a—a—ah, also auch Künstler?"

«Anch' io sono pittore,» summte Herr Goldenberg.

„Ja, sehen Sie, es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen," sagte der Professor in gedehntem Tone, nachdem er einen Moment seine Augen mit der Hand beschattet, — „in Ihrem Bilde ist ein gewisses Streben, auch Talent unverkennbar, soviel ich das nämlich zu beurtheilen vermag, oder mich damit beschäftigen kann; denn aufrichtig gesagt, liebe ich nicht jene Arbeiten, die man Genrebilder nennt."

Dellwing hätte gerne gefragt, welcher Gattung von

Bildern der Professor seinen Pinsel leihe, doch ist es eine mißliche Sache, einen Mann, der uns als berühmter Künstler vorgestellt wird, von dem man aber in seinem Leben nie etwas gehört, nach dergleichen zu fragen. Er half sich deßhalb so gut er konnte, indem er erklärte, die Ausstellung nur einmal flüchtig gesehen zu haben, weßhalb er sich auch nicht genau erinnern könne, welches der bedeutenden Bilder des Anderen sich augenblicklich dort befinde.

„Von mir ist dort nichts zu sehen," gab der Professor würdevoll zur Antwort — „wahrlich nicht; es widerstrebt meinem innersten Gefühl, für Ausstellungen und dergleichen zu arbeiten — überhaupt," fuhr er nach einer Pause fort, „hasse ich nichts so sehr, als wenn man die Leinwand ellenweise verunreinigen zu müssen glaubt, um sich einen doch nur vorübergehenden Namen zu machen. — Wie wenig gehört dazu, Arbeiten in die Welt hinaus zu schleudern, vor denen die blöde Menge ihr entzücktes ‚Ah!' und ‚Oh!' schreit! Für mich ist der Begriff der wahren Kunst ein ganz anderer und tieferer, — nehmen Sie unsere größten Meister, nehmen Sie Raphael, der allerdings Schönes geleistet, nehmen Sie Tizian, welcher für sein Alter allerdings Erstaunliches gethan, nehmen Sie aber auch Peter Paul Rubens, den großen Niederländer, wie man zu sagen pflegt, und

geben Sie mir zu, daß sich besonders in den Werken des Letzteren eine kolossale Zersplitterung bemerklich und breit macht, durchlaufen Sie eine Gallerie" — der Professor streckte bei diesen Worten die Hand aus und ließ von seinen geschlossenen Fingern nur den Daumen sehen, — „da haben Sie an allen Ecken und Enden die Fleischmassen dieses großen Niederländers — Sie gehen bald übersättigt daran vorüber, — Sie stoßen auf Murillo —" hier flog der Zeigefinger des Professors in die Höhe — „und würden mit großer Befriedigung dessen Bilder betrachten, wenn nicht die Wirkung des Einen durch die des Andern aufgehoben würde, — Michael Angelo —" der dritte Handfinger erhob sich — „ich kann nicht umhin, mit großer Konsideration von ihm zu reden, ebenso von Leonardo da Vinci —" den der Professor mit dem vierten Finger bezeichnete — „dem erhabenen Meister, von welchem nur ein einziges großes Bild existirte, das aber fast spurlos verschwunden ist, und in welches nun alle Schönheiten, alle Künstlergröße hineinzutragen den tiefdenkenden Nachkommen, die ebensowenig wie ich selber das göttlichste aller Bilder gesehen haben, erlaubt ist, während ich vor Appelles," hier öffnete der Sprecher seine ganze Hand, „anbetend niederfallen möchte, ihm, der nur mit vier Farben malte, der Donner, Blitz und Wettereinschlag

darzuſtellen vermochte, von deſſen Werken nichts auf unſere profane Zeit herübergekommen iſt, und der trotz alledem leuchtend vor uns ſteht als das Bild eines echten, wahren Künſtlers, ja vielleicht als des größten, den die Zeiten bis jetzt hervorgebracht. — Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verſtanden haben, möglich, daß Sie durch eine tiefe Anſchauungsweiſe und mein keckes Urtheil etwas geblendet ſind, doch bin ich überzeugt, ſobald Sie ſich einmal an das helle Licht gewöhnt haben, wird es Ihnen nicht ſchwer werden, meine Anſchauungsweiſe zu verſtehen."

„Wer ſollte Sie nicht verſtehen, großer Meiſter?" ſagte Madame Sarah Silberfeld mit dem Ausdruck des Entzückens, „bin ich doch leider in der Kunſt nur ein Weſen von wenig Bildung, und doch iſt es mir gerade ſo, als wenn ich leibhaftig vor mir ſehe Alles, was Se ſo eben geſchildert, nicht wahr, Iſabella? nicht wahr, Herr von Dellwing?"

Das Geſicht des Letzteren hatte indeſſen einen etwas verblüfften Ausdruck angenommen, gerade ſo, als wenn uns Jemand einen Froſch präſentirt und dabei ſchwört, das ſei der ſchönſte Goldfaſan, den man nur ſehen könne. Auch wollte er ſich eben einige beſcheidene Einwendungen erlauben, als der große Schriftſteller ſagte, indem er die Hände in die Taſchen ſeiner Beinkleider

versteckte und sich in den Fauteuil lang ausstreckte: „Sie werden in meinem Roman ‚Oben und Unten' diese geistreichen Anschauungen unseres berühmten Freundes glänzend vertreten finden, — Sie haben doch ‚Oben und Unten' gelesen?" fragte er Herrn Dellwing.

Dieß war nun allerdings nicht der Fall, und doch half sich der Gefragte, wie man sich in solchen Fällen zu helfen pflegt, durch eine zustimmende Verbeugung, wobei er sich glücklicherweise erinnerte, den Roman häufig angezeigt gesehen, sowie in einer sehr geachteten Zeitschrift gelesen zu haben, daß es ein saft- und kraftloses Machwerk letzten Ranges sei, wogegen er sich erinnerte, in andern Blättern der lobhudelndsten Reklame begegnet zu sein, ausgehend von einer unter diesen Leuten gebräuchlichen festgeschlossenen Kameraderie, welche die unpassendsten und kleinlichsten, oft auch gar keine Veranlassungen benützen oder solche erfinden, um den Namen eines der Ihrigen unter Posaunenstößen zu nennen.

„Wie wir hören, hat sich Goldenberg, der geistreiche Verfasser von ‚Oben und Unten', dennoch entschlossen, den nächsten Winter in Rom zuzubringen, um dort Stoff zu sammeln zu einem neuen großen und sehr zeitgemäßen Werke unter dem pikanten Titel ‚Kardinaltugenden'."

„Die Nachrichten, welche verschiedene Blätter über

wie ich war, hatte ich mir feſt vorgenommen, eigenſinnig zu ſein und mich nicht durch die herkömmliche Peſeta loskaufen zu wollen. Unter dem Thore hieß es: Halt! und daß unſere Arriero's den Befehl erhielten, die Thiere abzuladen, um die Koffer durchſuchen zu können, darin hätten wir in Spanien gerade nichts Auffallendes gefunden; daß uns aber einer der Zollbeamten ankündigte, der betreffende Beamte ſei nicht mehr gegenwärtig, unſere Koffer und übriges Reiſegepäck müßten deßhalb am Thore bleiben und wir ſollten morgen früh kommen, es durchſuchen zu laſſen, das war doch in der That mehr, als müde und hungrige Reiſende zu ertragen im Stande ſind. Was ich dem Zöllner auf Spaniſch antwortete, muß ihm bei dem Wohlklange ſeiner edlen Sprache, an den er von Jugend auf gewöhnt war, ſchrecklich anzuhören geweſen ſein, denn ich reihte nur Worte an einander, als: langer Weg, müde, hungrig, Gewalt, Unrecht und verband dieſe mit einer unnöthig großen Anzahl von Carajo's. Als wir aber ſahen, daß dem Beamten dieſes Spaniſch nicht ſpaniſch vorkam, bedeutete unſer Baumeiſter den Thorwächtern ernſtlich, wir würden umkehren und vor dem Thore liegen bleiben, wenn man nicht augenblicklich unſere Koffer unterſuchte; daß wir aber mit unſerer Klage über dieſe ſchlechte Behandlung bis nach Madrid gelangen würden, darauf könnten ſie ſich verlaſſen. Zu gleicher Zeit zeigte ich ihnen den ſchon früher erwähnten Befehl des Gensd'armeriechefs an alle Poſten, uns kräftigen Schutz und Hülfe angedeihen zu laſſen, wobei wir auch verlangten, vor den hieſigen Poſten-Commandanten geführt zu werden. Das wirkte. Nach kurzer Berathung durften unſere Arriero's die Koffer wieder aufladen und wir wurden ohne Viſitation, ſelbſt ohne Löſegeld entlaſſen.

So klepperten wir denn durch die ſtillen öden Straßen des alten einſt königlichen Jaen, bis auf den Marktplatz, wo ſich die Fonda befand, welche man uns empfohlen. Bei dem Lärm, mit dem wir über den nächtlichen ſtillen Platz zogen und vor dem Hauſe hielten, erſchien denn auch ſogleich der Wirth, eine unter-

Goldenberg's Reise nach Italien brachten, sind falsch, mindestens verfrüht; wie wir hören, wird der Schöpfer von ‚Oben und Unten' den Winter in einem Blockhause auf der Wengernalp zubringen, um dort die Jungfrau zu beobachten."

„Wie es heißt, wird Goldenberg in Paris erwartet."

„Man sagt, Goldenberg werde in den nächsten Tagen nach Berlin kommen, um ehrenvollen Aufforderungen gemäß sein berühmtes Werk ‚Oben und Unten' zu lesen."

„Man sagt, Goldenberg, der geistreiche Schöpfer von ‚Oben und Unten', sei in einen Rinnstein gefallen und habe sich die Nase aufgefallen."

„Verschiedene Zeitungen machen sich zur Aufgabe, die Welt mit tendenziösen Lügen zu erfüllen: während man von einem Unfalle Goldenberg's in Berlin fabelte, befindet sich der berühmte Romancier als verhätscheltes Schooßkind der hohen Aristokratie und der haute finance in Wien."

„Petersburg wurde in letzter Zeit durch kolossale Maueranschläge förmlich allarmirt, doch ersuchen wir den geneigten Leser, bei dieser Veranlassung nicht an revolutionäre Umtriebe zu denken; die Anschläge enthielten einen glänzenden Tribut, einer der schönsten Blüten des deutschen Geistes dargebracht — ‚Oben und

Unten' des berühmten Goldenberg, von der verdienten Verlagshandlung Tatschkowsky russisch herausgegeben, zeigte die erste Lieferung dieses unsterblichen Werkes an. Es sollen am Abend des ersten Tages bereits 400,000 Exemplare verkauft sein, und der Verfasser in den nächsten Tagen mit dem Stanislaus vierter Klasse dekorirt werden, — Ehre, dem Ehre gebührt."

Dergleichen schwebte Alexander Dellwing in jenem Augenblicke vor und veranlaßte ihn zu der schmeichelhaften Frage, in welche fremde Sprachen der berühmte Roman bereits übersetzt sei.

„Das ist schwer zu sagen, mein Lieber," gab der geistreiche Verfasser nach einer kleinen Pause zur Antwort; „allerdings haben wir literarische Verträge mit Frankreich, England, doch bleibt dem schamlosen Nachdruck trotz allem dem noch ein großer Spielraum und habe ich bis jetzt alle Uebersetzungen strengstens untersagt, bis ich zum Beispiel in Amerika und besonders in Holland, wo die literarische Freibeuterei in der krassesten Blüte steht, feste Verträge abgeschlossen habe."

Alexander Dellwing begnügte sich um so mehr mit dieser Auskunft, als er sah, wie Gräfin Isabella verächtlich mit den Achseln zuckte und den großen Schriftsteller mit einem sehr festen, sehr kalten und sehr lang dauernden Blick betrachtete; auch hatte sich der berühmte

Professor der Malerei, nachdem er den Daumen der linken Hand in das Armloch seiner Weste gesteckt, aus seiner ruhenden Stellung am Kamin emporgerafft und sagte: „Was nun die Künstler der Jetztzeit anbelangt, so sollte man deren Werke, die mit der Elle gemessen werden müssen, eigentlich keiner Erwähnung würdigen, oder nur als abschreckendes Beispiel einer gänzlichen Verflachung der Kunst — und welcher Kunst! die sich jetzt auf unwürdige Art in den Ausstellungen und Ateliers breit macht: Porträts, wo man nur auf etwas kolorirt und lächerlich hausbackene Aehnlichkeit sieht, als auf eine tiefe Grundidee, ohne welche jede künstlerische Aeußerung nichts ist als die elenden Zuckungen eines galvanisirten Frosches."

„Vortreffliche Idee — eines galvanisirten Frosches!" — murmelte der große Schriftsteller.

„Bei Gott wondervoll!" rief Madame Sarah Silberfeld, die, wenn sie begeistert wurde, oder in Rührung gerieth, gern das A mit einem O verwechselte.

„Rauchen Sie nicht?" fragte plötzlich Isabella Herrn Alexander Dellwing, und als Der mit einer Verbeugung nach einem Blick auf die kostbaren Stoffe der Vorhänge und Möbel sehr bezeichnend die Achseln zuckte, fuhr die junge Dame fort: „O, hier geschieht Alles, was den Comfort der Gäste zu erhöhen im Stande ist,

wir sind ja auf dem Lande — nehmen Sie und machen Sie es wie ich."

Sie hatte bei diesen Worten ein kleines Elfenbeinetui aus der Tasche ihres Kleides genommen, und reichte dem Gaste eine Cigarrette, worauf sie selber ebenfalls eine nahm. Auch der berühmte Schriftsteller streckte nachlässig seine Hand gegen die schöne Frau; da er aber im gleichen Augenblicke das Zuknacken des Etuis vernahm, fuhr er mit den fünf Fingern langsam durch sein struppiges Haar.

„Und abgesehen von den eben erwähnten Porträts," docirte der Professor weiter, „sehen wir da ganze Quadratmeilen Seefläche, Landschaft und Wälder morgenweise, und wenn ich es allenfalls noch zugeben will, wenn man Das, was unser Herrgott ursprünglich erschaffen, mit mehr oder weniger Geschick nachbildet, so muß doch Jemand, der für die Kunst aufrichtig glüht, eine gerechtfertigte Wuth ergreifen, wenn man in Ammen- und Kinderstuben eingeführt wird, und wenn man Szenen des täglichen Lebens mit einer prosaischen Natürlichkeit dargestellt sieht, als sei man in jenem Salon, wo eine junge Dame ihre Freundinnen empfängt, oder eine trauernde Wittwe die Kondolenzen einiger schwatzhaften Weiber."

„Aber gerade diese Natürlichkeit, die künstlerische

Wahrheit, mit welcher dergleichen Szenen des menſchlichen Lebens aufgefaßt ſind, iſt doch wohl eines Lobes werth," erlaubte ſich der Gaſt zu ſagen.

„Aber unwürdig der göttlichen Kunſt. Ich habe in Stunden des Unmuthes in meinem Atelier alles Das gemalt, ſtill für mich, und da ich ſah, wie leicht es war, die thörichte Menge zu blenden, wiſchte ich meine Arbeiten jedesmal wieder aus, oder warf ſie unwillig in einen Winkel."

„Schade darum," meinte Alexander Dellwing, „denn ich muß faſt vermuthen, daß es Meiſterwerke waren, die Sie vernichtet."

„Ja gewiß, Schade darum," ſtimmte Gräfin Iſabella in einem eigenthümlich, faſt humoriſtiſch klingenden Tone ein; „denn weil der Herr Profeſſor Alles, was er bis jetzt geſchaffen, der Vernichtung preisgab, ſo ſind wir leider nicht im Stande, ſeine Größe anders, als aus ſeinen Reden zu beurtheilen, — welch' ein Verluſt für die Welt!"

„Sie ſcherzen, Gräfin Iſabella," entgegnete Herr Dellwing.

„Fragen Sie den berühmten Mann ſelber, oder ſparen Sie ſich lieber dieſe Mühe, denn er hat das eben ſelber geſagt, daß er alle ſeine bisherigen Verſuche vernichtet."

„Ah, da war doch nur von Verſuchen die Rede, die gewiß leider in den Augen des Herrn Profeſſors als mißlungen erſchienen; jeder Künſtler hat dergleichen Anwandlungen.“

„Er ſoll Ihnen das ſelber ſagen,“ erwiederte die ſchöne Frau, und ſetzte in ſcharfem Tone hinzu: „Sagen Sie uns doch, Herr Profeſſor, welche öffentliche oder welche Privatgallerie hat das Glück, von Ihren Meiſterwerken zu beſitzen?“

„Sie ſind ſchlechter Laune, Gräfin, ſonſt hätten Sie mich ausreden laſſen. Was nützte es der Nachwelt, wenn ſie von mir, wie von ſo vielen Andern, ganze Quadratruthen bemalter Leinwand beſäße, die vielleicht kein geringeres Aufſehen gemacht hätten, als das, was wir heutzutage bewundern. Ich ſagte ſchon vorhin, ſich zerſplittern ſei der Ruin der Kunſt und der Künſtler; warum iſt denn nothwendig, daß man ſagen muß: die zahlreichen Werke Dieſes oder Jenes? Wäre es nicht erhabener, göttlicher, ſeine Kraft an ein einziges Werk zu ſetzen, und verdient es Ihren Spott, daß ich an eine ſolche herrliche Aufgabe die Kraft meines ganzen Lebens ſetze, daß mich der Gedanke begeiſtert, etwas zu ſchaffen, welches man vielleicht mit dem einfachen Namen bezeichnet — das Bild!“

„Das Bild aller Jahrtauſende,“ lächelte achſelzuckend

die Gräfin, „wie die Bibel einfach das Buch ist. — — Diese große Idee hat vielleicht etwas Neues, etwas Verblüffendes für unseren Gast, wir aber haben das schon so oft gehört, daß wir uns die Frage erlauben könnten: wann kaufen Sie endlich einmal die Leinwand zu Ihrem Meisterwerk aller Zeiten?"

„Mit der Gräfin ist über so etwas nicht zu streiten," warf der berühmte Schriftsteller leicht hin, „wenn aber unser verehrter Gast sich des sechsten Kapitels in meinem ‚Oben und Unten' erinnert, so hat er dort gewiß die grandiose Idee unseres Freundes zu dem Bilde, das er malen wird, glänzend entwickelt gefunden; ihm verdanke ich dieses herrliche Kapitel, und daß ich ihm, dem originellen Meister, den zweiten Band meines Werkes gewidmet, war nur der kleinste Tribut schuldiger Dankbarkeit."

„Und was die Welt anbelangt," sagte der Professor mit einem zuversichtlichen Lächeln, indem er die Augenlider sanft herabsinken ließ, „so muß sie eben warten und ich hoffe, sie wird in ihren Erwartungen nicht getäuscht sein."

„Und daß sie ruhig warten kann, hat die Welt bewiesen," versetzte die Gräfin lachend, „sie harrt geduldig der Erscheinung des neuen Kunstmessias, und was unsern vortrefflichen Künstler anbelangt, so hat er sich

ebenfalls das Warten leicht gemacht, und genießt im Voraus die Früchte einer künftigen Arbeit. Sie wissen doch —" sagte sie, sich rasch gegen Dellwing wendend — „daß unser berühmter Freund, von dem die Welt heute noch das erste Bild, die erste Zeichnung erwartet, Lehrer an der Malerakademie ist? Doch das ginge noch an, aber ich will Ihnen ein größeres Wunder verkündigen: der Zeichner, der nie gezeichnet, der Maler, der nie gemalt, wurde für seine Werke mit Ordensauszeichnungen geschmückt, — lassen Sie sich das von ihm selbst erklären."

„Nein, nein, brechen wir lieber davon ab," rief der berühmte Schriftsteller in einem Tone, der heiter klingen sollte, als er bemerkte, wie sein Freund ein Gesicht machte, als kaue er an irgend einer herben Wurzel, „unsere liebenswürdige Gräfin hat ihre eigenthümlich humoristischen Augenblicke, unter denen wir Alle zu leiden haben, — nicht wahr, gnädige Frau?" wandte er sich gegen Madame Sarah.

Doch begnügte sich diese Dame, statt einer Antwort, mit einem tiefen Athemzuge und einem Blick gegen die Zimmerdecke, wo ein pausbäckiger Engel, mit einem Palmzweig in der Hand, nur darauf zu warten schien, seinen Zweig gegen die Dulderin herabzusenden.

„Erzählen Sie uns lieber etwas von Ihrer heutigen Seefahrt!“

Da indeſſen Gräfin Iſabella that, als habe ſie dieſe Aufforderung nicht gehört, ſondern gleichmüthig den Rauch ihrer Papiercigarre den feinen Lippen entſtrömen ließ, ſo entſtand eine etwas peinliche Pauſe, welche der junge Maler dazu benützte, um mit Oſtentation rings um ſich her zu ſchauen, und dann ſeine Blicke gegen die ſtille Stickerin zu richten, neben welcher er ſchon zu verſchiedenen Malen die kleine mädchenhafte Hand, ſowie die leuchtenden Augen hatte hervorkommen ſehen. Jetzt ließ dieſe Hand einen Knäuel der farbigen Wolle fallen, und da derſelbe bis dicht vor die Füße des jungen Malers rollte, ſo hob er ihn auf, um ihn Mademoiſelle Baujean zurückzubringen, zu gleicher Zeit aber auch, um vielleicht zu ergründen, wem die kleinen Finger und die glänzenden Augen denn eigentlich gehörten.

Zuerſt ſchien die Beſitzerin derſelben, ein junges, vielleicht vierzehnjähriges Mädchen, große Luſt zu haben, ſich hinter die Gouvernante zu verſtecken; als er ihr aber den Garnknäuel mit den Worten anbot: „Erlauben Sie, mein Fräulein, Ihnen das Verlorene zurückzubringen?“ da erhob ſie ſich und dankte freundlich, wobei ihr hübſches, ſcharfgeſchnittenes Geſicht mit tiefer

Röthe übergoſſen ſchien, während ihn die tiefglänzenden, ſchwarzen Augen mit dem Ausdruck mädchenhaften Erſtaunens anblickten, dazu machte ſie eine halb graziöſe, halb linkiſche Verbeugung ganz junger Mädchen, welche gewöhnlich mit einem kleinen, kaum merklichen Hüpfen auf der Stelle endigt.

Daß man dem jungen Maler dieſe kleine Dame nicht vorgeſtellt, überhaupt bis jetzt gar keine Notiz von ihr genommen, verſtand er mit dem erſten Blick auf ihren einfachen, beinahe gar zu kindlichen Anzug — allzu kindlich für ein junges Mädchen, deſſen Formen ſich ſchon ſo zu entwickeln anfingen, daß dieſelben kaum noch Platz hatten in dem Oberkleidchen von dünnem Wollenſtoff. Eigenthümlich war ihr Kopfputz, der in nichts weiter, als einem dunkelrothen Bande beſtand, der das mächtig ſtarke Haar auf dem Hinterkopfe zuſammenhielt, faſt zuſammenſchnürte, und dann ungleich an der Seite des Geſichtes herabfiel. Dieß Geſicht war von einem ſehr länglichen Oval, etwas mager, aber von ſehr edlen Formen, die zugleich mit der ſanft gekrümmten Naſe und den feuchtglänzenden, ſammtſchwarzen Augen die Abſtammung der jungen Dame verriethen.

Da die plötzliche Unterbrechung des eben ſtattgehabten Geſpräches durch das raſche Aufſpringen des Gaſtes, und zwar wohl zu Jedermanns Zufriedenheit

ſetzte komiſche Figur in braunem Mantel, den ſpitzen Hut auf dem Kopfe, mit der Rechten einen Leuchter hoch emporhaltend, deſſen Licht uns erhellte, zugleich aber auch das verſchmitzte und lächelnde Geſicht unſeres Ventero. Er hieß uns mit einer feierlichen Rede willkommen und führte uns dann hinauf in ſein Haus, wo die beſten Zimmer zu unſerem Empfang ſogleich in Bereitſchaft geſetzt wurden. Dienſteifrig wie er war, belud er ſich auch mit unſeren Effekten, und als wir es uns oben bequem gemacht, blieb er im Zimmer ſtehen und betrachtete mit großer Bewunderung unſere an ſich höchſt einfachen Gewehre. Daß wir das große ſpaniſche Meſſer in der Faja trugen, ſchien ihm ausnehmend zu gefallen; er meinte, dieß ſei die erſte Waffe der Welt, wenn man ſie nur gut zu gebrauchen verſtehe. Darauf zog er ſein eigenes hervor, deſſen Klinge beiläufig geſagt über einen Schuh lang war, wickelte ſich einen Theil des Mantels um den linken Arm, den er ſo als Schild gebrauchte, und ſtellte ſich mit emporgeworfenem Kopf herausfordernd in Poſitur, was bei der kleinen dicken Geſtalt äußerſt komiſch ausſah. Dazu erzählte er uns mit einer ungeheuren Zungenfertigkeit von den drei Angriffsarten mit dem ſpaniſchen Meſſer, den Wurf behandelte er als etwas Feiges, den Stich in die Bruſt verachtete er ebenfalls, wogegen er für den Hieb in den Leib oder quer durch den Hals auf wahrhaft cannibaliſche Art ſchwärmte und zu wiederholten Malen denſelben gegen uns anwendend vorſprang, was übrigens bei uns ein unauslöſchliches Gelächter hervorrief, denn unſer Wirth in dem braunen Mantel, wenn er ſo wie toll hin und her ſprang, ſah aus wie ein wahnſinnig gewordener Affe. Plötzlich aber ſchien er ſich auf ſeine Würde als Spanier und Wirth zu beſinnen, er ſteckte ſein Meſſer ein, faßte an den Rand des Hutes und ſagte mit vieler Gravität: „Verzeiht, Caballeros, ich würde mir nicht erlaubt haben, eine Minute lang hier zu verweilen, wenn ich nicht wüßte, daß meine Gemahlin ſchon eifrig mit dem Nachteſſen für Sie beſchäftigt iſt.“ Dann blickte er höchſt ernſthaft an die Decke, während er an den Fingern herzählte: „wir haben alſo

ſtattgefunden hatte, ſo wandten ſich jetzt faſt Aller Augen auf ihn, und Madame Sarah ſagte aufſtehend, indem ſie neben das junge Mädchen trat und ihren Kopf aufhob, wie man einem kleinen Kinde zu thun pflegt, damit es den fremden Mann hübſch anſchauen ſoll, wobei ſich aber herausſtellte, daß das kleine Kind beinahe eben ſo groß war, wie Madame Silberfeld:

„Das iſt meine Nichte Kliriſſa, die Tochter von meiner verſtorbenen Schweſter, die ſich des Sommers zuweilen zum Vergnügen bei uns aufhält; ein gutes Kind, und lernt recht brav, nicht wahr, Mademoiſelle Baujean?“

„Oui, Madame,“ war die kurze Antwort der Franzöſin, wobei ſie ihren Kopf abwandte, um das gar kurze Röckchen Kliriſſa's hinten ein wenig herabzuziehen.

„Der Herr,“ fuhr Madame Sarah mit einer würdevollen Handbewegung fort, „hat Deine Tante, die Gräfin, in der wilden Wetternacht auf dem See gefunden und hat ihr geleiſtet einen großen Dienſt, ebenſo wie Deinem lieben Oheim Iſidor und Deinem lieben Oheim Joſeph.“

Bei der Nennung dieſer Namen wurde Madame Sarah augenſcheinlich wieder vom Gefühl überwältigt, denn ſie drückte einen Augenblick ihr Taſchentuch vor

die Augen und sagte dann mit großartiger Resignation: «Passons nous là-dessous» — ein Ausdruck indessen, über den sich Mademoiselle Baujean ordentlich zu schütteln schien.

„Ich wäre gerne mit der Frau Gräfin gefahren," sagte das junge Mädchen nach einer Pause mit niedergeschlagenen Augen, „aber man wollte mich nicht mitnehmen."

„Und hat nicht Unrecht gehabt," antwortete Alexander Dellwing, „Sie hätten sich gewiß geängstigt, Fräulein Klarissa."

Bei der Nennung ihres Namens mit dem vorgesetzten, für ganz junge Mädchen so angenehm klingenden Titel spielte ein freundliches Lächeln um die starken, frischen Lippen der Angeredeten; sie öffnete weit ihre glänzenden Augen und blickte wie fragend zu Mademoiselle Baujean hin, welche in ruhigem Tone sagte: «O, elle n'a pas peur, elle est si courageuse.»

„Und fahre so gern mit dem Segelboote — — zuweilen erlaubt mir auch die Frau Tante, mitzufahren."

Die Frau Tante hatte sich indessen erhoben und sagte, einen Blick nach der Uhr über dem Kamin werfend: „Jetzt glaube ich fast, daß die Beiden heute Abend nicht mehr kommen, und ich denke, wir sind es unserem Gaste jetzt schuldig, zum Souper zu gehen."

„Gewiß, wenn Se denken, Gräfin Isabella," antwortete Madame Sarah, und setzte dann mit einem abermaligen Blick gegen die pausbäckigen Engel mit dem Palmzweige an der Decke hinzu: „Gott weiß, daß mir kein Bissen schmecken wird."

Doch erbarmte sich der gütige Himmel ihres Hungers und ihres Kummers, wie wir im nächsten Kapitel hören werden.

Zwölftes Kapitel.

Heiße Träume.

Ein Diener ſtolperte etwas eilig in's Zimmer und meldete, daß ſich vom Dorfe Am-Felſen her eine Extrapoſt dem Schloſſe nähere, der Schwager blaſe ein luſtiges Lied, und wenn er, der Bediente nämlich, ſich erlauben dürfe, ſeine Anſicht auszuſprechen, ſo würde er darauf ſchwören, daß das die gnädige Herrſchaft ſei.

Madame Sarah fuhr zuſammen, warf ihre Hände wie dankend in die Höhe, ſchielte alsdann hinter ſich, und da ſich dort zufällig ein Stuhl befand, ſo ſank ſie, von ihrem Gefühl überwältigt, hinein und ließ ihren Kopf einen Augenblick herabhängen, als wandle ſie eine Ohnmacht an; doch raffte ſie ſich gleich darauf ſichtbar mit faſt übermenſchlichen Anſtrengungen wieder zuſammen, ſprang in die Höhe und ſtürzte zur Thüre des Salons

hinaus, indem sie jubelnd ausrief: „Meine Kinder — meine armen Kinder!“

Jetzt vernahm man auch schon den Klang des Posthorns, ja sogar die freilich etwas verwischte Melodie: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage“, dann hörte man das Rollen des Wagens, welches Geräusch den großen Maler und den berühmten Schriftsteller ebenfalls veranlaßte, das Gemach zu verlassen; ihnen folgte Mademoiselle Baujean mit erhobenem Kopfe, indem sie zu dem jungen Mädchen sagte: «Il n'est pas convenable, que tu salues tes oncles.»

Gräfin Isabella lehnte ruhig an dem Kamin, bis Alle den Salon verlassen hatten, dann wandte sie sich rasch gegen den Gast, streckte ihm ihre Hand entgegen und sagte in herzlicherem Tone, als sie bisher gesprochen: „Und nun danke ich Ihnen nochmals für den freundlichen Dienst, den Sie mir geleistet — ein Dienst, der mir in vieler Hinsicht von großer Wichtigkeit ist. Welch' Glück nämlich,“ setzte sie in einem kälteren Tone hinzu, als sie sah, wie der junge Maler sich ihr rasch näherte, „daß man Jenen beweisen konnte, wie gefahrlos eigentlich die ganze Fahrt gewesen; ja, hätten sie mich nicht durch ihre Angst und Feigheit verhindert, ich wäre mit Ihrem Sturmvogel in die Wette gesegelt — aber mein Dank gegen Sie ist deßhalb nicht

geringer, und Sie können meiner Erkenntlichkeit gewiß ſein."

„So beweiſen Sie mir dieſelbe durch ein einziges Wort," ſagte der junge Maler haſtig und dringend, „durch die Beantwortung einer Frage; — es iſt heute nicht das erſte Mal, daß ich das Glück habe, Sie zu ſehen."

„Still, man kommt!" war die Antwort der ſchönen Frau; da aber dieſe Antwort durch einen eigenthümlich leuchtenden Blick begleitet war, da auch die drei einfachen Worte, aus denen ſie beſtand, bei manchen noch pikanteren Veranlaſſungen den Begriff der Vertraulichkeit in ſich ſchließen, ſo fühlte ſich Alexander von einem ſüßen Gefühl ſo bewegt, daß er ſeine Bruſt durch einen tiefen Athemzug erleichtern mußte.

„Da ſind wir endlich," ſagte eine breite und fette Stimme, und Der, welchem dieſe Stimme gehörte und nun unter der Thüre des Salons erſchien, paßte vollkommen dazu. Wir hatten bereits das Glück, ſeine große und breite Geſtalt ſchon einmal zu ſehen, als er mit dem anderen Seefahrer — ihrem tadelloſen Koſtüme nach konnte man ſie wenigſtens ſo nennen — mit möglichſter Eile ſich von der kleinen Sarah auf den Sturmvogel rettete.

„Ja," ſagte jedoch der zweite, nicht minder ſtattlich

ausſehende Sohn der Madame Sarah, welcher nun ebenfalls in den Salon trat, „es hat wahrhaftig nicht viel gefehlt, ſo würden wir dieſe freundlichen Räume nicht mehr betreten haben, — ah, Gräfin Iſabella, haben Sie ſich von all' dem Ungemach erholt?"

„Ungemach? ich wichte keines, unter dem Schutze unſeres verehrten Gaſtes, Herrn Malers Alexander Dellwing, machte ich, nachdem Sie mich verlaſſen, noch eine reizende Segelfahrt."

„Bei Sturm und Regen, bei Donner und Blitz! — Danke beſtens für ſolche Segelfahrten!" meinte der mit der breiten und fetten Stimme, Herr Iſidor Silberfeld.

„Und wird uns Herr Dellwing geſtatten," ſagte der Andere, Herr Joſeph Silberfeld, deſſen Geſtalt nicht minder groß und ſtattlich, wie die des Bruders war, welcher aber dagegen eine auffallend feine und dünne Stimme hatte, „unſern beſten Dank auszudrücken für Hülfe in der Noth — ja, Gräfin Iſabella, Hülfe in der Noth, denn ohne die Dienſte dieſes Herrn, ſowie die ſeines vortrefflichen Steuermannes, glaube ich, daß wir alle Drei jetzt tief unten im kühlen See lägen."

„Welches Unglück für die Welt!" meinte die ſchöne Frau mit einem ſpöttiſchen Lächeln — dann aber ſetzte

ſie, ſich emporrichtend, in einem harten Tone hinzu: „Bitte, Iſidor, geben Sie der Wahrheit die Ehre, und erklären hier vor unſerem Gaſte, daß unſere Segelfahrt ganz vortrefflich ging, ſo lange Sie, wie Sie verſprochen, meinen Befehlen gehorchten, und daß wir erſt außer Kurs kamen, als Sie in ängſtlicher Sorgfalt für — mein theures Leben anfingen, das Gaffelſegel herabzuzerren, aber dabei ſo haſtig und übereilt, daß ſich die Ziehtaue verwickelten, — da war allerdings ein Augenblick," ſagte ſie in leiſerem Tone, „wo ich überzeugt war, daß wir in der nächſten Sekunde kentern würden, denn das Segel gehorchte mir nicht mehr, und da die Fockleine ebenfalls zerriſſen war, ſo hatte ich keine Gewalt mehr über das Steuerruder."

„Wir ſahen wohl, wie Ihr Segel plötzlich unſeren Augen entſchwand, weil es von einem heftigen Windſtoß erſchreckend tief gegen die Wellen gedrückt wurde."

«Enfin ma chère,» lächelte Herr Iſidor, indem er ſich mit einer elegant ſein ſollenden, tänzelnden Bewegung vor dem Kamin in den Hüften wiegte, „was iſt die Moral von der ganzen Geſchichte? Gehe nie bei zweifelhaftem Wetter zur See und noch viel weniger ohne einen zuverläſſigen Steuermann, und, bei Gott, ich habe mir dieſe Lehre gemerkt."

Bei allem Dem erlaubte ſich Joſeph mit ſeiner

dünnen Stimme zu ſagen: „Wäre auch unter der Führung Iſabellens Alles beziehungsweiſe vortrefflich gegangen, wenn das Unwetter nicht gar zu toll geworden wäre, jedenfalls, Gräfin, muß ich mich vor Ihnen neigen und Ihnen die Hand küſſen für Ihren großen Muth.“

„Da, Joſeph,“ erwiederte die ſchöne Frau, indem ſie mit einer gleichgültigen Miene ihre Hand erhob, wobei ſie hinzuſetzte: „Sie ſollen belohnt werden, indem Sie wenigſtens Ihren Fehler einſehen — Muth iſt eine Sache, die man ſich nun einmal nicht geben kann.“

„A—a—a—ah — Sie thun gerade, als wenn wir furchtſame Buben wären,“ tönte die gewaltige Stimme Iſidor's, wobei er ſich in die Bruſt warf und ſeine glotzenden Augen mit einem unangenehmen Ausdruck noch weiter hervortraten, — „aber man kennt Ihre Uebertreibungen pro und contra in allen Dingen, doch laſſen wir dieſe ewigen Nergeleien, wenn es Ihnen gefällig iſt; ich habe Hunger und Durſt und da ich höre, daß unſer verehrter Gaſt ſo freundlich war, zu geſtatten, daß man mit dem Souper auf uns warte, ſo wollen wir jetzt hinuntergehen. — Herr Dellwing, wenn es gefällig iſt.“

Dieſer konnte eine ſolche Aufforderung nicht anders verſtehen, als um der Gräfin ſeinen Arm zu bieten und

ſie in den Speiſeſaal zu führen, was er auch that und was ſie mit einer freundlichen Neigung des Kopfes annahm.

Hinter ihnen gingen die beiden Brüder; Iſidor mit einem finſtern Geſichte, die breite, niedrige Stirn voll Falten, ſeinen Stierhals vorgeſtreckt, der Andere mit einem mehr ernſt wehmüthigen Ausdrucke in den viel feineren Zügen, Beide aber offenbar mit dem gleichen Gedanken beſchäftigt, welcher dadurch noch mehr Uebereinſtimmung bekam, daß Joſeph mit einem bezeichnenden Blicke auf das plaudernd vorausſchreitende Paar die Hand ſeines Bruders abſichtlich ſtreifte, worauf dieſer ſeine Finger zur Fauſt ballte.

Das Speiſezimmer war einfacher als der Salon, den man ſoeben verlaſſen; doch zeigte ſich auch hier unter Anderem an einem großen Büffet, mit ſchwerem Silberzeug bedeckt, mehr aber noch in dem überladen verzierten Ameublement, ſowie in den grell bunten Vorhängen und Bordüren, der Reichthum und der Geſchmack der Beſitzerin dieſes ländlichen Aufenthaltes. Dagegen waren Speiſen und Getränke ausgeſucht und vortrefflich, und auch das Tiſchgeſpräch ein animirtes, nachdem man die erſten bleiernen Minuten überwunden hatte.

Die kleine Klariſſa war nur einen Augenblick im Eßzimmer ſichtbar geweſen und entfernte ſich dann unter

eine Fiſchſuppe, andaluſiſches Gericht — vortrefflich. Dann Braten mit Zwiebeln, wie man ihn in Madrid nicht beſſer bekommt; wir haben ferner einen Salat mit Geflügel — dabei ſchnalzte er ſtatt einer weiteren Empfehlung mit dem Munde — dann eine ſüße Schüſſel, auf deren Bereitung jeder Spanier ſtolz iſt, und endlich ſelbſtredend das Deſſert. Wenn mich die Caballeros gütigſt verabſchieden, ſo werde ich Sorge dafür tragen, daß ſo ſchnell als möglich angerichtet wird.

Daß wir Don Ramiro — ſo hieß unſer Wirth — in jeder Beziehung gern verabſchiedeten verſtand ſich von ſelbſt. Bald hörten wir auch im Nebenzimmer Stühle rücken, Teller klappern und das Souper nahm ſeinen Anfang. Leider war es aber nicht im Einklange mit den ſtolzen Worten des Spaniers; die vortreffliche Fiſchſuppe roch ſo ſtark, daß ich mich nicht entſchließen konnte, ſie auch nur zu verſuchen; der Braten war ein Gemengſel von verkohlten Knochen, Sehnen und Muskeln, und das Huhn zum Salat ſchien an der Schwindſucht geſtorben zu ſein. Glücklicherweiſe hatte die Kochkunſt von Don Ramiro's Gattin an Brod und Wein nichts verderben können, und blieben uns dieſe beiden Sachen, ſowie eine ſehr mittelmäßige Chokolade zur Stillung unſeres Hungers und Durſts.. Dabei kann ich nicht verſchweigen, daß wir von der Hausfrau ſelbſt bedient wurden, daß dieſe aber ein ſo erſchreckend häßliches Geſicht hatte wie ich lange nichts geſehen, ihre Geſichtsfarbe war aſchfahl, die Haut verdeckte nothdürftig die Knochen, ſo daß man glaubte, einen Todtenkopf vor ſich zu ſehen.

Das Haus, in dem wir uns befanden, war ſehr groß und ſchien ehemals der Palaſt eines Vornehmen geweſen zu ſein; es hatte ein weites, ſchönes Treppenhaus, deſſen Decke von Säulen getragen wurde; breite ſteinerne Stufen führten in den erſten Stock, auf einen Vorplatz und geräumige Corridors, an die ſich die Gaſtzimmer anſchloſſen, ebenfalls breit, ſehr hoch, mit großen Fenſtern und alten geſchnitzten Doppelthüren. Unſere Betten waren nicht ſchlechter als man ſie gewöhnlich in Spanien findet.

Leitung der Mademoiſelle Baujean, nachdem ſich das junge Mädchen vorher bei ſämmtlichen Anweſenden verabſchiedet. Dem Gaſt hatte ſie ihre kleine Hand gereicht und ihn dabei ſcharf mit ihren großen glänzenden Augen angeſchaut; der Gräfin Iſabella und der Tante Sarah hatte ſie die Hand geküßt, war von Joſeph, der mit andern ernſten Dingen beſchäftigt ſchien, auf gleichgültige Weiſe abgefertigt worden, und ließ ſich dann ſichtbar widerſtrebend von Onkel Iſidor ein paar Sekunden lang auf den Schooß nehmen und litt es augenſcheinlich ungerne, als dieſer ſeine dicken Lippen auf ihren feinen Mund drückte und dann mit der Hand über ihre ſchlanke Taille ſtrich, während er ſagte: „Gute Nacht, kleine Hexe!“

Alexander Dellwing ſaß neben der Gräfin Iſabella, an deren Seite Joſeph Platz genommen hatte und der ſich, als begreiflicherweiſe zuerſt die Rede wieder auf die nächtliche Seefahrt kam, mit eindringlichen Worten bemühte, ihr auseinanderzuſetzen, wie er mit dem Gehorſam und der Disziplin eines Matroſen ihre Befehle pünktlich erfüllt habe, bis Iſidor ſeinen entſchiedenen Willen ausgeſprochen, das Gaffelſegel herunterzulaſſen, um dem plötzlich ſtärker werdenden Sturm nicht auf ſo gefährliche Art das volle Segeltuch zu bieten.

„Das war allerdings mein Wille,“ rief der Andere

mit ſeiner tiefen, dröhnenden Stimme, „denn allen Reſpekt vor den vielen und ſchönen Künſten unſerer verehrten Schwägerin, hatte ich doch durchaus keine Luſt in mir, ſelbſt in ſo ſchöner Geſellſchaft zu erſaufen. — Joſeph hätte vielleicht, dem Drange ſeines Herzens folgend," ſetzte er lachend hinzu, „dieſes ſchöne Ziel nicht verſchmäht und wäre ſicher auf der Sarah geblieben, wenn ich ihn nicht faſt mit Gewalt auf das andere Schiff herübergezogen hätte, — offen geſtanden, bin ich überhaupt kein Freund von dergleichen gefährlichen Expeditionen, laſſe mir meinetwegen das Segelfahren bei hübſchem und ruhigem Wetter gefallen, aber nicht bei Sturm und hochgehenden Wellen, und beherzige das Sprüchwort: ‚Das Waſſer hat keine Balken'. — — Uebrigens," fuhr er fort, da er in den blitzenden Augen Iſabellens den Entſchluß einer heftigen Erwiederung las, indem er ſein Glas ergriff und erhob, „haben wir durch unſere Seefahrt die angenehme Bekanntſchaft eines Mannes und bis jetzt unſichtbaren Nachbars gemacht, auf deſſen Wohl, ſowie auf das unſeres verehrten Gaſtes hier ich in Dankbarkeit einen guten Trunk thue und bitte, mir zu folgen."

Man erhob ſich von den Sitzen, die Gläſer klangen an einander, und da es ſich zufällig fügte, daß bei dem raſchen Aufſtehen die Hand Dellwing's jene der ſchönen

Gräfin, die ihr Glas in der Linken hielt und die ihre Lippen immer noch herausfordernd aufgeworfen hatte, leicht berührte, so erlaubte er sich, ihr durch einen wohlverständlichen Blick und durch einen leisen Druck ihrer feinen Finger seine Bitte auszudrücken, alle heftigen Erwiederungen fallen zu lassen.

Dieß gelang ihm auch auf so überraschend glückliche Art, daß es ihn förmlich berauschte; er fühlte den leisen Gegendruck ihrer Hand, er sah ihr strahlendes Auge plötzlich einen andern Ausdruck annehmen, als sie nun, laut lachend, sagte: „Vergessen dann und vergeben alle Insubordination, und wollen wir ein zweites Glas dem Zufalle bringen, der Alles so glücklich gefügt hat. — Isidor aber soll erzählen, wie ihr dem Sturm entronnen und so rasch und glücklich hieher zurückgekehrt seid."

Sie warf sich auf ihren Stuhl zurück, nachdem sie ihr volles Champagnerglas zum zweiten Male rasch geleert, und nahm dann, ihren Kopf auf den Arm stützend, die aufmerksamste Miene einer eifrigen Zuhörerin an, wobei Dellwing mit Entzücken den feurigen Blick ihres Auges auf sich ruhen fühlte.

„Ehrlich gesagt," lachte Isidor, „fühlte ich mich außerordentlich behaglich am Bord des großen, schönen Schiffes, welches uns aufgenommen hatte, und war schlecht genug, Ihnen, theure Gräfin, ohne vielen Kum-

mer eine glückliche Reise zu wünschen, ganz im Gegensatz zu Joseph, der nach seiner Art fast verzweifelt darüber that, daß Sie auf der kleinen Sarah großen Gefahren und nun ohne uns preisgegeben seien. Wir trösteten uns, so gut wir konnten, doch gelang das erst, als er durch das vortreffliche Nachtglas unseres Wohlthäters auf dem Sturmvogel gesehen, wie die kleine Sarah nach einigen Kabriolen nun wieder fest unter Segel stand und ihren Kurs verfolgte, daß es eine Freude war."

„Glauben Sie mir, Isabella," schaltete hier Joseph mit einem tiefen Seufzer ein, „ich erlebte eine unsäglich lange Viertelstunde und hätte Gott weiß was darum gegeben, bei Ihnen sein zu können."

„Wie unsereins das versteht!" sagte der berühmte Schriftsteller, welcher bisher eben so wenig, wie sein großer Freund, an der Unterhaltung Theil genommen, sondern, wie Jener, sein ganzes Interesse dem Souper gewidmet zu haben schien. — — „Welch' prächtige Situation für eine kleine Novellette!" fuhr er, mit beiden Backen kauend, fort, — „die Dame, —" dabei erhob er sein Glas gegen die Gräfin — „im gleichen Gefühl am Steuer sitzend — — zwei warme, jugendliche Herzen, für einander schlagend, getrennt durch die wogende Seeflut, — herrlicher Gedanke, nicht wahr?"

„Doch nur für eine Novellette aus Ihrer Feder," entgegnete die ſchöne Frau in einem ſpöttiſch kalten Tone.

„Stören wir die Erzählung meines Sohnes Iſidor nicht," bemerkte Madame Sarah, „gewiß, Kinder, laſſen wir alles Andere bei Seite, passons nous là-dessous."

Hier ſchauderte Mademoiſelle Baujean, welche ſich geräuſchlos an den Tiſch geſetzt, nachdem ſie Kliriſſa zu Bette gebracht, ordentlich zuſammen über dieſen ſchon zum zweiten Mal gebrauchten Ausdruck und warf einen ſtrengen Blick herüber, welcher deutlich auszudrücken ſchien, daß ſie ſich beim dritten Male veranlaßt ſehen müſſe, ernſte Maßregeln gegen dergleichen zu ergreifen.

„So ein Schiff laß ich mir gefallen," fuhr Iſidor in heiterem Tone fort, „eine anſtändige Größe, ſo daß man hin und her ſpazieren gehen kann, und eine Breite, bei der man gemüthlich lacht über die Anſtrengungen des Windes, das Boot gegen die Seite zu neigen, und dabei ein Comfort, Mama, unglaublich; ſogar eine Art von kleinem Verdeck, wo man unterkriechen kann und vor Wind und Wetter geſchützt iſt."

„Iſidor kroch unter," bemerkte Joſeph mit ſchwermüthigem Tone, „während ich, an den Maſtbaum gelehnt, ſtehen blieb, um nach der kleinen Sarah zu ſpähen."

„Wo Du gewiß an mich haſt gedacht, mein guter Joſeph?"

„Gewiß, Mama, auch an Dich.“

„Es war wohl nicht leicht, das Schiff zu führen, da der Steuermann es verlassen hatte?“

„Ich habe durchaus nichts von Schwierigkeiten bemerkt,“ antwortete Isidor, „ja, unser neuer liebenswürdiger Bekannter fand neben der Leitung des Bootes noch zuweilen Zeit genug, sich nach meinem Befinden zu erkundigen und mir Anweisungen zu geben, wo unter Deck ein vortrefflicher Chartreuse zu finden sei, der uns bei Wind und Feuchtigkeit ganz ausgezeichnet wohl that, — Alles an dem Schiffe aber greift auch in einander und geht zusammen wie ein Uhrwerk, nicht wahr, Joseph? Es war eine Freude, wie wir dahinflogen!“

„Wobei ich so glücklich war, kleine Dienste leisten zu können,“ erwiederte Joseph, „da ich mich vorn am Schiffe befand und das Ufer signalisirte.“

„Wir fuhren nämlich quer durch den See, wobei wir die Klosterinsel weit links liegen ließen, und etwas mehr wie eine Stunde gebrauchten, um nach Rabfelden zu gelangen, wo wir dann auch glücklicherweise nach kurzem Warten den Eisenbahnzug trafen, der uns nach Am-Felsen brachte; dort fanden wir zufällig Extrapost, welche Fremde auf den Bahnhof gebracht, und nun sind wir hier und wollen es uns gut sein lassen nach überstandenem Sturm und überstandener Gefahr.“

Er leerte ſein Glas, nachdem er die Uebrigen durch eine Verbeugung erſucht, das Gleiche zu thun, wobei Gräfin Iſabella nicht unterließ, mit ihrem Nachbar zur Rechten anzuſtoßen, und zu gleicher Zeit dieſen ſtummen Dank noch auf andere Art entzückend verſtärkte.

„Was den Sturmvogel anbelangt, ſo glaube ich faſt, daß der liebenswürdige Beſitzer deſſelben ſo freundlich war, mir ein Zeichen zu geben, ſobald er glücklich im Hafen eingelaufen ſei, um was ich ihn nämlich gebeten, denn vom Bahnhof in Am-Felſen, wo man einen weiten Blick über den See hat, bemerkte ich in der Richtung nach Bucheneck drei Raketen in regelmäßigen Pauſen aufſteigen mit weißen und rothen Sternen.“

„Das ſind allerdings ſeine Farben,“ ſagte der junge Maler.

„Um dieſe Artigkeit zu vergelten, habe ich denn auch ſogleich von Am-Felſen telegraphirt, daß Joſeph und ich ebenfalls glücklich angekommen ſeien.“

„Wobei Sie wohl hätten warten können bis zu Ihrer Ankunft hier im Hauſe, um dann auch zu gleicher Zeit das glückliche Eintreffen der kleinen Sarah, ſowie unſeres verehrten Gaſtes zu melden, und bitte ich Sie, Joſeph, das noch ſogleich beſorgen zu laſſen.“

Obgleich Dellwing dringend bat, ſich dieſer Mühe nicht zu unterziehen, ſo beſtand doch die Gräfin dar-

auf, und Joseph entfernte ſich, um das Telegramm zu beſorgen.

Mittlerweile war es ſpät geworden, und da Madame Sarah ſchon ein paar Mal mit der vorgehaltenen Hand eine Anwandlung von Gähnen zu verdecken ſuchte, was ihr aber nicht vollſtändig gelungen war, ſo ſprach der große Maler, der bei der Tafel im Reden gar nichts, im Eſſen und Trinken aber Bedeutendes geleiſtet hatte, das große Wort „Ermüdung" gelaſſen aus, und hatte darin augenſcheinlich das Richtige getroffen, denn Madame Silberfeld erhob ſich raſch, worauf die Andern ihrem Beiſpiele folgten, ſo daß, als Joſeph nach beſorgtem Telegramm zurückkam, er noch gerade recht erſchien, um zu ſehen, wie ſich der Gaſt durch einen ziemlich langen und recht innigen Handkuß bei der ſchönen Gräfin verabſchiedete, was gerade nicht zur Erheiterung Herrn Joſeph's beizutragen ſchien, denn er blickte finſter, preßte ſeine Lippen feſt aufeinander, und als er hierauf ſeiner ſchönen Schwägerin auf ziemlich förmliche Art „gute Nacht" ſagte, bebte ſeine ohnehin dünne Stimme ſo, daß ſeine Worte faſt unverſtändlich klangen.

Doch ſchien Iſabella auf alles Dieß nicht beſonders geachtet zu haben, und hatte im Gefühle der Dankbarkeit nur Augen für ihren Gaſt, dem ſie, im Begriff, die

Treppe hinaufzusteigen und sich nach ihrem Zimmer zu begeben, noch einmal freundlich mit erhobener Hand winkte.

Man hatte Dellwing ein freundliches Schlafzimmer im Parterreſtock des Hauſes angewieſen, ein trauliches Gemach, das zur Seite eine Veranda hatte, zu welcher eine breite, aber jetzt feſtverſchloſſene Doppelthüre führte; von ſeinem Fenſter aus hatte er einen Blick auf den See, deſſen immer noch ſtürmiſche Wellen ſich am beſten erkennen ließen durch das Zittern des leuchtenden Mondlichtes, das von Woge zu Woge zu hüpfen ſchien und in unaufhörlicher Bewegung war. Am Himmel war es ruhiger und lichter geworden; man bemerkte dort zwiſchen dunkleren Wolkenſtreifen hellere Stellen, auf denen das Licht einzelner Sterne zitterte. Der Wind ſchien ſich in die Gebirge zurückgezogen zu haben, und man ſpürte ſeinen Hauch kaum noch im leiſen Rauſchen der Baumgruppen, die das Haus umſtanden, wenn er leicht durch die Zweige ſtrich und ſchwere Tropfen von den Blättern ſtreifte.

Alexander fühlte noch kein Bedürfniß zum Schlafen, war durchaus nicht ſo ermüdet, ſogleich ſein Lager aufzuſuchen, und wenn dieß wirklich der Fall geweſen wäre, ſo würden ihn doch die bunten, wechſelvollen Bilder des heutigen Tages von der Erzählung ſeines

Freundes an bis zur gegenwärtigen Stunde wach erhalten haben.

Wer und was war dieß schöne Weib, das ihm heute zum zweiten Male, und wohl unter nicht minder eigenthümlichen Verhältnissen, als das erste Mal, begegnet war? War sie bestimmt, tiefer in sein Leben einzugreifen, einen dauernden Einfluß auf ihn auszuüben? — Er glaubte es fast, wenn er seine seltsame Erregung bei dem Gedanken an sie nicht verleugnen wollte, wenn er sich Rechenschaft gab von den heißen Wünschen seines Herzens, in dem Gedanken an dieß dämonisch glühende Auge, an diese volle, heiße Gestalt, die trotz der angenommenen Maske kalter Ueberlegung für den Kenner unter dieser Maske glühend bebte, die durch einen Druck der Hand ihr Opfer anzog, um es alsdann durch einen kalten, verwunderungsvollen Blick wieder aus seinem Himmel herabzustürzen, — er hatte solche Weiber kennen gelernt, obgleich keine von der Anziehungskraft dieser schönen Frau, und war vielleicht gerade deßhalb bisher den gefährlichsten, umstrickenden und vernichtenden Fesseln entgangen, nie als Opfer gefallen einem jener weiblichen Vampyre, die durch ewiges Anziehen und Abstoßen Leib und Seele verderben.

Gleich darauf lachte er über seine erhitzten Phantasieen, und wenn er, am Fenster stehend, die kühle Nacht-

Die Aussicht von unserm Salon, die wir noch bei Mondschein genossen, war sehr schön; wir sahen auf verschiedene Gärten, in denen sich kleine Häuser befanden, und hatten vor uns das Ende des Gebirgszuges, welcher die Stadt umgibt, mit dem alten Schlosse, das hier von der Seite gesehen noch kecker und trotziger an dem Felsen hing.

Der andere Tag war ein Sonntag und da der Eilwagen von Sevilla nach Granada, den wir benutzen wollten, erst am folgenden Morgen um zwei Uhr hier ankam, um gleich darauf weiter zu gehen, so hatten wir Muße genug, uns die alte Stadt zu betrachten. Gleich am Morgen durchschritten wir einen großen Theil derselben, da es uns drängte, zuerst die alte Schloßruine zu besuchen. Indem Jaen, wie schon früher bemerkt, an den Berg hinan gebaut ist, so steigen alle Straßen und oft ziemlich steil, was der an sich interessanten Stadt noch etwas besonders Malerisches verleiht. Die schmalen und hohen Häuser, bald christlichen bald arabischen Ursprungs, hier mit viereckigen, dort mit gewölbten Fenstern, bald mit einer Terrasse versehen und bald mit einem Ziegeldache, schauen über einander weg, und die meisten zeigen in ihrem obersten Stockwerke eine Reihe luftiger Logen, deren Bögen meistens auf schlanken Säulen ruhen. Für einen Maler gäbe es hier wochenlang die schönste Ausbeute, denn bei jeder Straßenbiegung, bei jedem Schritt, den man weiter in die Stadt hineinthut, sieht man die interessantesten und originellsten Sachen, bald einen Erker, der wie ein Schwalbennest an irgend einem Gebäude klebt, bald eine seltsame Treppe, bald einen ehemals maurischen Brunnen, den man durch die schlechte Statue eines christlichen Heiligen gerade nicht besonders verschönerte.

Zum Schlosse hinauf führt ein ziemlich steiler Fußweg bei einer alten maurischen Wasserleitung vorbei, die noch heute ihren Dienst thut. Ihre Ränder waren mit frischen Schlingpflanzen bewachsen, und sie bildete so einen wohlthuend grünen Streifen auf dem gelben kahlen Sandsteinboden, über dem sie hergeführt war. Aus den herabgerollten Steinen der Schloßmauern hatten

luft über ſeine Stirn hinſtreichen ließ, zu den ruhig blinkenden Sternen aufblickte und an Silberblüte bei jenem Waldfeſte dachte, an das jugendlich friſche Mädchen, wofür er ſie gehalten, mit dem jungfräulichen Hauche, ſo war es ihm, als ſei Jene eine ganz Andere, als das ſchöne Weib, neben welchem er heute Abend oft in inniger Berührung geſeſſen. — — War es aber dennoch eine und dieſelbe, ſo hatte er es mit einem eben ſo räthſelhaften als gefährlichen Weſen zu thun; und daß dieſes räthſelhafte und gefährliche Weſen einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, konnte er nicht leugnen bei den lauten Schlägen ſeines Herzens.

— — — — Da war es ihm gerade, als vernehme er leiſe Schritte in der Veranda, die an ſein Schlafzimmer ſtieß, und es durchſtrömte ihn plötzlich wie mit Fieberglut, ja ſeine Hand zitterte, ſo daß er kaum im Stande war, haſtig den Fenſterflügel zu ſchließen und den ſchweren Vorhang herabrauſchen zu laſſen.

„Lächerlicher Gedanke!“ ſprach er aber gleich darauf unmuthig zu ſich ſelber, wenn er ſich jener kalten, gleichgültigen, ja zurückſtoßenden Augen erinnerte, mit denen die Dame in dem weiß und goldenen Nachen zu ihm, der erwartungsvoll am Ufer geſtanden, herüber-geſchaut.

— — Und doch lauſchte er gleich darauf mit ſchwer

gehendem Athem gegen die Veranda hin, wenn er an den heißen Blick dachte, den sie in seine Seele gesenkt heute Abend, während sie ihr Glas gegen das seinige klingen ließ, — wem solche Blicke zu Gebote standen, war zu Allem fähig.

Es durchschauerte ihn förmlich und er blieb ängstlich, regungslos mitten im Gemache stehen, als er nun hörte, daß er sich vorhin nicht getäuscht, daß es wirklich der Klang vorsichtiger Schritte war, was er vernommen, und die er jetzt noch deutlicher vernahm. —

— — Dann faßte eine Hand leicht die Thürklinke und versuchte zu öffnen.

Er preßte fest die Lippen aufeinander und drückte die Hand auf sein Herz, um das laute Klopfen desselben zu bändigen, ja, er machte eine halbe Wendung gegen das Licht auf dem Tische, um es geräuschlos zu löschen, dann vielleicht ruhig zu bleiben und so die Lage eines Menschen zu heucheln, der eben im Begriffe ist, einzuschlafen.

Vielleicht — — doch was sind gute Vorsätze gegenüber heißem, zwanzigjährigem Blute — in der nächsten Sekunde stand er an der Thür der Veranda und öffnete sie geräuschlos — —.

War es ihm in diesem Augenblick eine schmerzliche Enttäuschung, als er draußen statt der Erwarteten, ja

jetzt heiß Ersehnten, die breite Gestalt des Meister Jonas erblickte, der nun in das Zimmer trat und die Thür langsam hinter sich wieder zudrückte? —

Nein, es durchströmte ihn ein angenehmes Gefühl, in welches sich indessen etwas wie Scham mischte, woher es denn auch wohl kam, daß er in fast unmuthigem Tone fragte, was dieser späte Besuch noch zu bedeuten habe.

„Wenn es nicht ganz nothwendig gewesen wäre," entgegnete der alte Seemann mit seiner unerschütterlichen Ruhe, „so würde ich Euer Gnaden gewiß nicht gestört haben."

„Nun, was gibt's denn — ist etwas Besonderes vorgefallen?"

„Besonderes gerade nichts, was mich veranlaßt hätte, wie ein Marder um's Haus zu schleichen, bis ich durch's Fenster Ihr Signallicht gesehen und mir bei den Reden der Anderen denken konnte, daß hier Ihre Kajüte sei."

„Und nun?"

„O, es ist so übel nicht hier in dem Hause, sie haben mich auch so vortrefflich behandelt und meinen Grog so steif gemischt, daß es nicht an ihrem guten Willen fehlte, um mich statt in den Bettkasten, den sie mir zur Schlafstelle angewiesen, morgen früh unter dem Tische

zu finden — närriſches Volk das — ſind aber an den Unrechten gekommen, und ſtatt mich zu Dummheiten, vielleicht auch zu Schwätzereien zu bringen, wurden ihre Zungen ſo lebendig, daß ſie ihr eigenes Leid nicht zu verſchweigen vermochten."

„Und das fanden Sie ſo wichtig, Meiſter Jonas, um es mir heute Abend noch mitzutheilen?"

„Das nun gerade nicht, obgleich ich kurioſes Zeug zu hören bekam, theils aus ihrem eigenen Antrieb und dann auch, weil es mir Vergnügen machte, aus dem Befragten ein Frager zu werden, — darüber aber ſpäter oder ein ander Mal, wenn es Sie nämlich intereſſirt — vorher aber habe ich Dienſtliches."

„So ſetzen Sie ſich, Meiſter Jonas, und laſſen mich zuerſt Ihr Dienſtliches hören," ſagte Alexander Dellwing, der nun ſeine vollkommene Ruhe wieder erlangt hatte und auf einen Stuhl wies, während er ſich ſelbſt auf einem andern niederließ. — „Spinnen Sie Ihr Garn!"

„Vom Garnſpinnen iſt im Dienſte eigentlich nie die Rede, und mein Dienſtliches beſteht darin, Ihnen Vorſchläge zu machen, auf welche Art wir am beſten und auf gut Seemänniſch wieder nach Hauſe kommen."

„Dazu wäre auch wohl morgen früh noch Zeit geweſen, Meiſter Jonas."

„Für Sie, Herr, allerdings, aber nicht ſo ganz für mich; wir haben da wohl die Eiſenbahn nach Radfelden und von dort verſchiedene Dampfer nach Bucheneck, 's will mir aber nicht hinunter, in der Art wie Landratten oder Schiffbrüchige hier abzuziehen. — Allerdings haben ſie auch von der kleinen Sarah geſprochen, die man uns zu unſerer Fahrt morgen anbieten würde, — aber wiſſen Sie, Herr, man muß in der Welt pfiffig ſein —" hier drückte er ſein linkes Auge krampfhaft zu, um ſo anzuzeigen, daß es eine außerordentlich kluge Idee ſei, welche ihn beſchäftigt — dann fuhr er fort: „Wie prächtig iſt der Sturmvogel nicht geſtern Abend geflogen! Mir hüpft noch das Herz, wenn ich daran denke, obgleich ich mir das Wunder, welches ihn flott gemacht, nicht zu erklären vermag; thut auch nichts, nur müſſen wir dafür ſorgen, daß die mächtigen Schwingen nicht wieder lahm werden, und müſſen Alles anwenden, um ihn auch zu einer Fahrt bei hellem Tageslicht zu kriegen; das geht aber nur ſo, wenn ich dem gnädigen Herrn begreiflich mache, daß es eine Schande ſei, ſich per Eiſenbahn oder Dampfer davon zu machen, wenn man ein ſo ſtattliches Schiff und Geſchirr im Hafen habe."

„Ja; wenn Sie über den See fliegen könnten, Meiſter Jonas, ſo wäre das ſo übel nicht, aber bis

Sie morgen mit der kleinen Sarah oder direkt mit einem Dampfer, oder mit der Eisenbahn hinüber kämen, und dann mit dem Sturmvogel hierher segelten, möchte wohl mehr als der halbe Tag vergehen, und ich habe, aufrichtig gesagt, nicht Lust, so lange zu warten."

„Deßhalb bin ich ja gerade hier, und das ist das Dienstliche; ich kam nur, um Erlaubniß zu bitten, daß ich sogleich nach Hause aufbrechen darf, um morgen früh, wenn noch eine Mütze voll Wind auf dem See zu finden ist, mit dem Sturmvogel daher zu segeln, daß es eine Freude und eine Pracht ist."

„Auf welche Art wollen Sie denn hinüberkommen?"

„Wir haben jetzt zwölf Uhr, um Zwei kommt der Nachtzug durch Am-Felsen, um Fünf bin ich in Radfelden, und dort kenne ich einen Schiffer, der mit mir hinüberrudert."

„Pah, dazu brauchen Sie weitere drei Stunden und ich denke, nach der Ermüdung von heute Abend wäre auch Ihnen ein guter Schlaf zuträglicher."

Meister Jonas kratzte sich am Kopfe und machte eine Grimasse, ehe er zur Antwort gab: „Mit dem Schlafen hier ist's so 'ne Sache; geben Sie mir auf schwankendem Verdeck eine Kiste als Kopfkissen, sowie ein Stück Segeltuch zum Zudecken, und es soll nicht fehlen, aber ich hasse nun einmal diese Kasten voller

Leinwand, zwiſchen die man hineinkriechen ſoll, ich bin auch noch jedesmal herausgefallen."

„Haben Sie es denn auf Buchenеck anders?"

„Na, ob! — Sie ſollen ſehen, wenn Sie einmal meine Kajüte beſuchen, wie ich dort meine Hängematte aufgeſchnürt habe! O, es gibt nichts über eine Hängematte; je ſtärker ſie ſchaukelt, um ſo feſter liegt man drin. — Bitte ſchön, laſſen Sie mich mit dem Zweiuhrzug abgehen!"

„Was mich anbelangt, ſo habe ich nichts dagegen."

„Dann drehe ich auch den Kerlen in der Küche eine tüchtige Naſe, faule Schlingel und armſelige Tellerlecker das, die nicht begreifen können, daß man den Rum auch ohne Waſſer trinken kann, und darauf nicht ſo abgetakelt iſt, um in die Hängematte kriechen zu müſſen, — werden ſich wundern, wenn morgen der Sturmvogel hier anläuft."

„So haben ſie Ihnen ſtark zugeſetzt, Meiſter Jonas?" fragte lächelnd der junge Maler.

„Wollten wohl, fielen aber ſelbſt in die Luke hinab."

„Und waren ſehr redſelig?" forſchte Alexander Dellwing, nicht ohne Abſicht, weiter.

„O, Herr, wenn einer unſerer Leute nur den hundertſten Theil von dergleichen über die Herrſchaft geſagt

hätte, ich hätte mir eine Handspeiche geholt und den Kerl zu Boden geschlagen."

„Sie machen mich neugierig, Meister Jonas."

„Miserables Volk das, mußten selbst zugeben, daß sie hier lebten wie in Abraham's Schooß — verstehen Sie mich?" setzte er mit einem pfiffigen Gesichtsausdrucke hinzu, „es ist hier auch ein wirklicher Schooß Abraham's, der verstorbene Herr des Hauses hieß so — Abraham Silberfeld, ein grausam reicher Bankier, und Madame Sarah ist seine Wittwe. Sie haben drei Söhne gehabt, von denen zwei noch leben, da der dritte gestorben ist, und dieser war gewesen der Mann der schönen Dame, die so muthvoll auf der kleinen Sarah blieb, während sich die beiden Herren auf den Sturmvogel flüchteten."

„In diesen Mittheilungen finde ich gerade nichts Bösartiges, Meister Jonas."

„O nein, darin hätte ich auch nichts Besonderes gefunden, aber daß sie mir weiter erzählten, der verstorbene Herr Abraham Silberfeld habe die Güter jener jungen Dame zu verwalten gehabt, die fast ganz allein in der Welt stehe und deren Vater ein Freund des reichen Bankiers gewesen sei, — wissen Sie, Herr, was man so bei dergleichen Geschäftsleuten ‚Freunde sein' heißt — er habe ihm Gelder um Gelder vorgestreckt,

aber erschreckliche Zinsen berechnet, und so sei es gekommen, daß, als der alte Graf starb, der ein großer Verschwender war, die Schulden mehr betrugen, als die Güter werth waren."

„Das kommt leider häufig in der Welt vor."

„Jene schöne Dame, die junge Gräfin Isabella, sei damals schon sechzehn Jahre alt gewesen, und der zweite der Söhne des Bankiers habe sich schrecklich in sie verliebt."

„Auch nichts Neues."

„Und so hätten sie dann das junge Mädchen durch Ueberredung und allerlei Drängen ordentlich dazu gezwungen, ihn zu heirathen."

„Wie war das möglich, Meister Jonas, wenn er kein Christ war?"

„Er war es aber geworden, ebenso wie der jüngste Sohn, der Herr Joseph, den Sie gesehen, während der ältere, der Herr Isidor, dadurch wohl der respektabelste blieb, daß er seine Religion nicht wechselte."

„Dergleichen Familiengeschichten hätten sie allerdings für sich behalten können."

„O, wenn sie weiter nichts geschwätzt hätten! Aber da war Einer, der hatte das junge Paar auf der Hochzeitsreise begleitet."

„Ah so!" machte Dellwing in gleichgültigem Tone,

um seine gesteigerte Aufmerksamkeit zu verbergen, „dergleichen Mittheilungen können allerdings vielleicht Ihren gerechten Unmuth rege gemacht haben, wer weiß aber, ob das nicht bei mir auch der Fall sein wird?“ . .

„O, unbesorgt, Herr, ich rede ja nur von Fremden, Ihnen und mir gänzlich Gleichgültigen.“

„Richtig — — das ist ganz anders.“

„Der hatte also das junge Paar auf ihrer Hochzeitsreise begleitet, gleich nach der Trauung, welche in der Kirche von Am-Felsen vor sich gegangen sei, oder vielmehr nach einem großen Frühstück hier im Hause, wobei es, wie bei allem Andern, zugegangen sei, wie bei den wirklich vornehmsten Leuten. Auch die Reiseequipage wäre so gewesen, daß sich der verwöhnteste Bediente nicht hätte daran zu schämen gehabt; hinten saß er — nämlich der diese Reisebeschreibung preisgab, neben einer deutschen, französisch redenden Kammerjungfer. Ueberall sei Alles vorher bestellt gewesen, und dabei habe es nicht an aufmerksamen Geschichten gefehlt. So hätte, als sie Abends angekommen seien, der Wirth ein prachtvolles Veilchenbouquet, die Lieblingsblume der Gräfin, übergeben und so weit sei Alles in Liebe und Freundschaft vor sich gegangen. Aber im Gasthof schon habe er bemerkt, daß etwas nicht ganz in der Ordnung sei; Madame habe mit der Kammerjungfer die bestellten

die Leute Terraſſen gebaut, auf denen ſie Reben zogen, und dieſe Weingärtner wohnten dabei in ſehr proviſoriſchen Hütten und Häuſern. Aber das Klima iſt ja mild und angenehm, und wo jetzt Anfang Februar ganz nackte kleine Kinder mit ihren Füßchen im herabrieſelnden Bergwaſſer ſtanden, da braucht man eigentlich nicht viel Vorkehrungen für den Winter zu treffen. Auf der Hälfte des Berges, bis wo die gewaltigen Schutzmauern herunterreichten, verſperrten uns dieſe plötzlich den weiteren Weg und zwar in der Nähe eines kleinen Hauſes, das ſo maleriſch, unabſichtlich und originell in einem Mauerwinkel errichtet war, daß wir verwundert ſtehen blieben; ein ehemaliges Säulenthor, von dem aber die Hälfte zerbröckelt umherlag, bildete den Hausflur, der mit Balken und Latten bedeckt war, über welche ſich eine gewaltige Weinrebe ſchlang. Oben aber in dem Gewölbe des Thorbogens hatte man ein kleines Schlafgemach gewonnen, während das Wohnzimmer durch Mauerwinkel gebildet ohne Fenſter war und ſein Licht nur durch den alten Thorbogen erhielt.

Der helle luſtige Klang einer Weiberſtimme drang aus dem dunkeln Raume hervor und veranlaßte uns, näher zu treten, um uns nach dem weitern Wege zu erkundigen. Statt der Spanierin aber trat uns eine Geſtalt entgegen, vielleicht ihr Vater, Bruder oder auch ihr Mann, der viel mehr einem Räuber als einem harmloſen Weingärtner ähnlich ſah. Er hatte den andaluſiſchen Hut trotzig auf das rechte Ohr gedrückt und zeigte uns ein finſteres und mürriſches Geſicht. Ein ſchwarzer Bart bedeckte Kinn und Mund, und unter tief herabhängenden Augenbrauen blickten uns die dunkeln Augen an. Auf der linken Schulter trug er eine roth und ſchwarz geſtreifte Manta; und während er ſich vor uns hinſtellte, ſtützte er ſich auf ein langes Gewehr, und ſein Meſſer im Gürtel war wenigſtens ebenſo lang wie das unſeres Wirthes Don Ramiro. — „Woher des Weges?“ fragte er uns. Wir erklärten ihm, wir wollten das Schloß beſuchen, hätten aber wahrſcheinlich den Weg verfehlt. „Und das hättet ihr wohl ſehen können!“ antwortete er, denn durch Weinberge führt wohl nirgend-

Zimmer im ersten Stock bezogen, während der Herr, der Aussicht auf das Hochgebirge zuliebe, in den dritten Stock hinaufgezogen sei."

Alexander Dellwing hustete leicht hinter der vorgehaltenen Hand und war ganz außerordentlich aufmerksam geworden.

„So sei es denn weiter gegangen, nur mit der Abwechslung, daß Madame es häufig vorgezogen habe, bei der Nacht zu reisen, und dann ungestört bei Tag zu schlafen."

„Hier kam nun," unterbrach Meister Jonas seinen Erzählerton, „die gewöhnliche Geschichte vor, wie sie sich auf den Hintersitzen herrschaftlicher Reisekutschen zwischen Kammerdiener und Kammerjungfer häufig ereignen sollen: daß diese nämlich im Interesse des Dienstes ihre Vertraulichkeiten austauschten, um ihre Herrschaft darnach besser behandeln zu können. Er erzählte, wie er häufig des Morgens seinen Herrn mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und ab gehend gefunden, wobei er an dessen blassen, verstörten Gesichtszügen, sowie an seiner Kleidung zu bemerken geglaubt, daß derselbe gar nicht zu Bette gegangen sei, und sie berichtete, wie Madame, oft aus dem Schlaf auffahrend, heftig ihren, das heißt der Kammerjungfer Namen rufe, und das konnte diese deutlich hören, daß ihr ein für alle Mal befohlen war,

ihr Lager im Vorzimmer der gnädigen Frau aufzuschlagen. So durchreisten sie die Schweiz und Italien, während Alles bei dem eben Erzählten geblieben sei, nur mit dem Unterschiede, daß zuweilen Szenen heftiger Art zwischen Beiden vorgefallen, wie sie auf einer Hochzeitsreise eigentlich nicht vorfallen sollen; ja einmal habe er bebend vor Wuth gedroht, zuerst Madame zu erschießen und dann sich selber. — Die Kammerjungfer hörte das im Nebenzimmer, und eben, als sie im Begriff gewesen sei, herbeizuspringen, um ihre Herrin zu beschützen, habe sie durch's Schlüsselloch gesehen, wie er der Madame laut aufschluchzend zu Füßen gesunken sei, bittend ihre Kniee umfaßt und dann, da sie sich rasch und heftig abgewandt, ihr, auf den Knieen rutschend, in's andere Zimmer gefolgt, wo es dann eine so laute und furchtbare Szene gegeben, daß er, der Diener nämlich, es für seine Schuldigkeit gehalten habe, geräuschvoll die Thür des Vorzimmers zu öffnen und wieder zuzuschlagen, worauf Madame zitternd und bebend in höchster Aufregung erschienen sei und der Kammerjungfer befohlen habe, Alles für sie einzupacken, da sie allein abreisen werde."

„Das sind eigentlich ganz gleichgültige Geschichten für uns, Meister Jonas," sagte der junge Maler, indem er aufstand und einen Gang durch das Zimmer

machte, um ſeine Aufregung zu verbergen, „ſo was kommt zuweilen vor; allerdings ſollten Diener nicht darüber reden, beſonders Fremden gegenüber.“

„Was ſie auch wohl nicht gethan haben würden, wenn ihnen der Grog nicht ſo gut geſchmeckt hätte und wenn es nicht undankbares und gemeines Volk wäre, die gerade ſo gethan, als ſei es eine Ehre für dieß Haus, daß ſie, die ſchon bei Grafen und Fürſten gedient, überhaupt nur hier blieben — merkwürdigerweiſe nahmen ſie dabei Alle die Partei der jungen Dame, hauptſächlich aber wohl darum, weil ſie eine geborene Gräfin iſt und weil die Dienerſchaft auf jenen Sohn des Hauſes, den ſie geheirathet, nicht gut zu ſprechen war. Er ſoll nicht ſo ſtattlich und ſauber geweſen ſein, wie die beiden Andern, auch etwas heruntergekommen und kränklich, überhaupt kein angenehmer Herr für ein junges Fräulein, darüber ſagten ſie Verſchiedenes, was ich nicht wiederholen mag.“

„Ueberhaupt,“ meinte der junge Maler in einem gleichgültigen Tone, „iſt es eine alte und ſehr kluge Lebensregel, ſich um fremder Leute Angelegenheiten ſo wenig als möglich zu kümmern — doch war es mir immerhin intereſſant, was Sie mir erzählt. So viel ich glaube gehört zu haben, ſtarb jener Herr Silberfeld nicht lange nach ſeiner Verheirathung.“

„In Genf, ja wohl; Madame war nach jener Szene allein mit ihrer Kammerjungfer zurückgereist, gerades Weges hierher zum alten Herrn, der damals noch lebte, und konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden, in ein Kloſter zu gehen; doch verging ein volles Jahr, ehe ſie ſich überhaupt wieder unter Menſchen ſehen ließ, und dann auch nur auf dringendes Verlangen der ganzen Familie, die ſie auch durch lang andauernde Ueberredung zwang, das Silberfeld'ſche Haus hier auf dem Lande, ſowie Winters in der Stadt nicht zu verlaſſen, hauptſächlich aus zwei Gründen."

Da Meiſter Jonas nach dieſen Worten ſchwieg, als habe er ſeine Erzählung beendigt, ſo konnte es Alexander Dellwing nicht unterlaſſen, ihn mit einem fragenden Blicke anzuſchauen.

„Ja, zwei Gründe," fuhr der alte Seemann fort, „einmal um ſehr unangenehme Gerüchte niederzuſchlagen, als ſei der junge Herr in Genf nicht ganz eines natürlichen Todes geſtorben, ſondern habe ſeinen Bruſt- und andern Uebeln durch ein Bischen Gift nachgeholfen, dann aber auch ſuchte man der jungen Dame ihren Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen und ſucht das heute noch, indem man allen ihren Launen nachgibt, weil — und nun kommt das Unglaublichſte — daß der zweite Sohn, Herr Joſeph, große Luſt habe, und gewiß

mit keinem beſſeren Erfolge, in die Fußſtapfen ſeines Herrn Bruders zu treten — er ſei zum Tollwerden in ſie verliebt und Madame Silberfeld begünſtige das, weil auch unterdeſſen die verſchuldeten Güter der Gräfin durch jahrelange kluge Verwaltung wieder anfingen, bedeutend im Werthe zu ſteigen."

— — — — „So," ſagte Meiſter Jonas nach einer Pauſe, während welcher der junge Maler kopfſchüttelnd und mit einem ſeltſamen Lächeln auf den Lippen in dem Gemache hin und her gegangen war — — „das war nun ein richtiges Garn, welches ich mir erlaubt vor Ihnen abzuſpinnen, und da es mittlerweile dürfte Zeit geworden ſein, mich auf die Eiſenbahn zu begeben, ſo bitte ich, mich zu entlaſſen."

„Ja, ja, 's iſt beſſer ſo," verſetzte Dellwing, aus ſeinem Nachſinnen auffahrend, „grüßen Sie mir Ihren Herrn auf's Herzlichſte von mir, ſagen Sie ihm, ich laſſe um den Sturmvogel bitten, und zeigen Sie mir morgen früh ſo bald als möglich die weiß-rothe Flagge."

Er reichte dem alten Seemann die Hand, worauf dieſer, ſich verbeugend, das Zimmer verließ.

Wäre es nicht ganz eigenthümmlich, ja kindiſch erſchienen, ſo würde er mit ihm gegangen ſein, vielleicht ſchriftlich ſeinen Dank zurücklaſſend. — Doch nein, das, was er gehört, ſo überredete er ſich wenigſtens, habe

ſein Herz geſtählt gegen die heißen Blicke Iſabellens, und mache es ihm möglich, nach ein paar Morgenſtunden, ſelbſt in ihrer umſtrickenden, bezaubernden Nähe, das Haus mit allen ſeinen Bewohnern unbefangen und freundlich dankend verlaſſen zu können.

Als er ſich aber bald darauf unruhig auf ſeinem Lager hin und her geworfen, ſowie ſpäter, zwiſchen Wachen und leichtem Schlummer, zeigten ſeine aufgeregten Nerven das junge Mädchen als völlig ſchuldlos hervorgetreten aus ihrer furchtbaren Vergangenheit — ſie mit ihrem heißen, exzentriſchen, energiſchen Gemüthe, ſich mit einem Male durch Ueberredung, vielleicht durch Noth und leichten Zwang an einen ungeliebten Mann gefeſſelt ſehend, der, ſtatt im Stande zu ſein, durch den rückſichtsvollen Ausdruck aufrichtiger Verehrung ihre Freundſchaft, vielleicht auch ſpäter ihre Liebe zu erringen, ihr junges, tief fühlendes Herz zu brüskiren verſuchte, und dadurch für immer von ſich ſtieß.

Dann ſah er ſie vor ſich als Silberblüte in dem phantaſtiſchen Anzuge, der ihre vollen Formen ſo entzückend zur Geltung brachte, mit den friſchen, ſchwellenden Lippen und dem heiter ſtrahlenden Auge, wie ſich ihr eine bleiche, kränkliche, unangenehme Perſönlichkeit nahte, mit kalten Fingern ihren runden, ſtolzen Nacken berührend, — wobei es ihn, den wachend Träumenden,

faſt entzückt aufjubeln ließ, als er zu ſehen glaubte, wie ſie ſich ſtolz und zürnend abwandte, und dabei war ihr entſetztes Zurückweichen um ſo ſeliger für ihn, als Jener, den er nicht gekannt, ihm immer und immer wieder unter den Zügen Joſeph's mit der dünnen Stimme erſchien. — — — —

Dreizehntes Kapitel.

Veilchenduft.

Alexander Dellwing würde vielleicht nach der gestrigen Seefahrt und der ziemlich unruhig verbrachten Nacht länger geschlafen haben, wenn nicht schon beim Grauen des Tages Amseln und andere Singvögel im dichten Laub der Veranda neben seinem Zimmer mit lautem Gezwitscher ihr geschäftiges Tagewerk begonnen hätten.

Er versuchte es nochmals, zur Ruhe zu kommen, aber vergeblich; Gedanken und Bilder begannen wieder ihren tollen Rundtanz um ihn her, gerade so, wie sie in der Nacht durch seinen endlich gekommenen, tiefen Schlaf jäh abgerissen worden waren — im Traume war ihm nichts mehr von Isabellens wonniger Gestalt erschienen, vielmehr hatte er sich in Eis und Schnee auf der Spitze des Gotthard gesehen, wo er, lang nach-

hallend, seinen Namen in klagendem Tone hörte und endlich Dagobert erblickte, welcher hoch auf der Spitze einer steilen Felswand stand, mit verzweiflungsvollen Geberden in den grausen Abgrund zeigte und ihm zurief: „Sie haben ihren Weg verfehlt, nachdem ich sie verlassen, um mit den Andern davonzuziehen, und sind da hinabgestürzt — Beide — Beide, o Margarethe, Margarethe!“

Auch dieses trübe Bild gelang ihm mit der Elastizität der Jugend nach einiger Zeit abzuschütteln, obgleich es ihn seltsam ergriffen hatte, wie schauerlich es zu den Worten und der Erzählung seines Freundes passe.

Er öffnete die Thüre der Veranda und ließ sie weit aufstehen, um mit Entzücken die hereinströmende frische Morgenluft zu athmen. Draußen fand er seine gestern durchnäßt abgelegten und nun wieder sorgfältig getrockneten und gereinigten Kleider, wobei es ihm ein behagliches Gefühl war, auch äußerlich wieder ganz er selbst sein zu können. Etwas Eitelkeit war auch damit im Spiele, denn er wußte wohl, wie vortheilhaft ihn die kurze, dunkle Sammetjuppe kleidete; sein dichtes, krauses Haar behandelte er mit Sorgfalt, schlang sein blaues Tuch locker um den Hals, so daß die langen Enden vorn herabfielen, that aber alles Das im Zimmer auf

und ab gehend, denn die Dämmerung war noch ſo ſchwach, daß er kaum ſein Bild im Spiegel zu erblicken vermochte.

Zuweilen warf er einen Blick auf ſein eben verlaſſenes Lager, und da begriff er eigentlich nicht, warum er ſich demſelben ſo eilig entraffit, ja ſo zeitig, daß gewiß im ganzen Hauſe kaum irgend Jemand die Augen geöffnet hatte. War es doch nicht ſehr lange her, daß er die Hähne im nahen und weiten Umkreis hatte krähen hören, und als er jetzt über die Veranda auf eine kleine Terraſſe trat, ſah er an dem dunkelgrauen, eigentlich farbloſen Himmel hie und da, obgleich ziemlich unbeſtimmt, noch ein paar Sternlein glitzern, die aber gleich darauf verſchwanden vor der gewaltigen Lichtahnung, welche der Sonne voranzog.

Es iſt etwas Wunderbares um ſolch' einen Frühlingsmorgen am See, beſonders an einem Tage, wie der geſtrige, wo Wind und Regen die Luft gereinigt haben, und wo Alles ſo blendend und friſch vor einem ſteht, als ſei es erſt vor Kurzem und gerade zu dieſer Veranlaſſung neu erſchaffen worden.

Die Seeflut hatte ſich vollſtändig wieder beruhigt und das leiſe, kaum merkliche Anſchlagen der langen, durchaus ebenen, glatten Wellen an's Ufer vermehrt noch das Gefühl der Ruhe und Behaglichkeit. Zuweilen

wo die öffentliche Straße. Da Ihr aber einmal da seid, so will ich Euch durch mein Haus lassen, und dann könnt Ihr drüben weiter klettern. Kommt!“ Damit trat er unter den Thorbogen zurück, und ich bin nicht ganz sicher, ob ich ihm gefolgt wäre, wenn ich mich allein befunden hätte. — Ueber dem Thorbogen hing eine große aufgerollte Matte, um diesen zu verschließen, und als wir in das Innere traten, fiel mir das Haus des Spara fucile in der Oper Rigoletto ein. Genau so sah Wohnung und Wirth aus. Auch die hübsche Schwester war da und trillerte ihr Liedchen fort, als beachte sie uns gar nicht. Hinten in der Wohnstube befand sich eine kleine Thür, die er uns öffnete, und dann wieder verschloß, als wir hindurch gegangen waren.

Längs der Mauer suchten wir unsern Weg weiter, und als ich mich noch einmal umwandte, bemerkte ich das lachende Gesicht der schönen Spanierin, die uns freundlich nachblickte, lachend die weißen Zähne zeigte und dann verschwand.

Donna è mobile
come il vento — —

sang ich vor mich hin, während wir aufwärts stiegen.

Der Kern des Schlosses, den wir nach halbstündigem Aufwärtssteigen erreichten, ist maurisch, ebenso der große Thurm, der stolz und ungebeugt über dem Gemäuer emporragt; die spätere Zeit aber hat den ehemaligen Alcazar rings um mit Gebäuden der verschiedensten Art eingefaßt, Mauern und Wälle angelegt, und das Schloß, der Länge nach auf den Kamm des Felsens ausgestreckt, muß seiner Zeit sehr fest gewesen sein. Jetzt ist Vieles zerfallen, und außer einer militärischen Feuerwache, die sich oben befindet, ist es gänzlich unbewohnt.

Die Aussicht hier ist prachtvoll; tief unten liegt die Stadt an den Fuß des Berges geschmiegt, und über der Häusermasse erheben sich die starken Umwallungsthürme, vor allen aber die Kathedrale. In schöner Färbung breitet sich vor uns die Ebene aus, durch welche wir gestern geritten, ein wellenförmiges

weht ein leichter, feuchter Wind von dort herüber, jetzt sanft das Haar des jungen Mannes streifend, der an der Terrasse lehnt und mit offenem Ohr und offenem Herzen dem Erwachen des Frühlingsmorgens anwohnt, ja der es, in sich versunken, fast versteht, was das unbestimmte, kaum hörbare, undeutlich in die Ferne verklingende Geräusch der Nacht flüsternd erzählt, oder was die leiser rauschenden, von Schatten umflossenen Baumgruppen einander mitzutheilen haben.

Im Osten stehen die malerisch gezackten, gewaltigen Bergriesen jetzt, wo ein matter Purpurschein hinter ihnen sichtbar wird, in so scharfen Konturen so deutlich und prächtig gezeichnet da, in satter, dunkler, violetter Farbe, daß man glaubt, sie seien plötzlich viele Stunden näher gerückt.

Und wie jener Purpurschein sich blicken läßt, sich weiter und weiter ausbreitet, an den Rändern gelb gefärbt, und wie von Licht gesättigt, scheint er mit sanfter Hand die Nebelschleier hinwegzuziehen von Allem, was bisher noch ruhig geschlummert; die Vögel singen eifriger und es erwacht das Leben überall umher in den Büschen und hoch in der Luft, — eine Schaar Krähen zieht langsam vorüber, Lerchen wirbeln dort jubilirend von den Feldern auf, — um das Haus zwitschern hungrige Sperlinge.

Unten bildet der See eine kleine Bucht, dicht am Ufer mit Schilf bewachsen, aus dem es geheimnißvoll säuselt, während das von ihm umkränzte Wasser hier ohne alle Bewegung scheint und wie ein matter Stahlschild glänzt, in dem sich aber schöne weiße, runde Wölkchen abspiegeln, die hoch und still am Himmel hängen, einen wunderbaren Tag versprechend.

Der kommt nun auch majestätisch und glanzvoll herauf, lichter wird die Luft ringsumher, man unterscheidet schon deutlich jeden Baum, jeden Strauch im Garten vor dem Hause, die Rasenplätze sind mit einem Smaragdschimmer überzogen, wir empfinden den Duft des Grases und der Kräuter, während die durchlaufenden Wege ordentlich zu leuchten anfangen. Der matte Purpurschein fern über dem Hochgebirge ist indessen zur glühenden Morgenröthe geworden, auf deren Grunde die Kuppen und Zacken fast schwarz da stehen, dann scheint es plötzlich stiller zu werden in Wald und Flur, selbst auf dem Spiegel des Sees; ein kühler Lufthauch durchschauert uns eigenthümlich, während sich goldene Streifen über den Himmel dahinziehen, und nun mit einem Male vom Hochgebirge der erste Morgensonnenstrahl herüberzittert, dann ist es gerade, als würde eine himmlische Schleuse aufgezogen, denn im gewaltigen Strom ergießt sich das Alles belebende, Alles beglückende

Licht, unter deſſen Wirkung das Herz von Entzücken erbebt.

Ehe wir es nur denken können, iſt es ſchon da, über Alles ausgegoſſen, vergoldet den leiſe wogenden See, glänzt auf den fernſten Höhenzügen im Weſten, ſtreut goldenen Schimmer auf die dichten Gruppen der Buchen- und Eichenwälder, läßt ernſte Tannen freundlich erſcheinen, rieſelt an der hellen Hauswand herab, wirft rings um uns her bis dicht zu unſern Füßen blitzende Goldkörner.

Das Alles ſah und empfand Alexander Dellwing ſchöner, inniger und wahrer, als wir es zu beſchreiben vermochten, worauf er die Terraſſe verließ und langſam durch den ſchön angelegten, regen-, thau- und nachtfriſchen Garten ſchritt. Es war dieß eigentlich ein kleiner Park von ziemlicher Ausdehnung, der das ſchöne Wohnhaus auf drei Seiten umgab, während ſich auf der vierten ein großer Raſenplatz, von einem geraden Wege durchſchnitten, bis an's Ufer des Sees erſtreckte. Dorthin ging er, um jetzt bei Tage den hübſchen Hafen zu beſchauen, wo geſtern Abend die kleine Sarah gelandet. Das Segelboot war ſeitwärts in die Schiffshütte gebracht worden und lag dort mit umgelegtem Maſte, Segel- und Tauwerk unordentlich über- und durcheinander; ein kleiner Nachen

dicht am Ufer spiegelte sich scharf und deutlich in der klaren Flut.

Es wehte ihn kühl vom See an, obgleich kein Windhauch ging, und die Sonnenstrahlen schon wärmend schienen, vielleicht in Erinnerung an gestern Abend, wo er hier gelandet dicht an ihrer Seite, bedeckt von dem weißen Mantel, der ihn so tief in seine weiten Falten gehüllt hat.

Er ging langsam gegen das Haus zurück und blickte zu den Fenstern empor, an denen überall die Jalousieen noch geschlossen waren, oder die Vorhänge herabgelassen, — welches mochte ihr Zimmer sein? Er nahm in Gedanken das erste beste für das ihrige, und seine Gedanken schwangen sich an der grünbewachsenen Wand hinauf, — dort ruhte sie vielleicht mit heißen Wangen, tief athmend, vielleicht auch träumend, und als er sich das vergegenwärtigte, übte das reizende Bild der jungen, einsam und alleinstehenden Frau eine tiefe Wirkung auf ihn aus; Alles, was er gestern Nacht über sie gehört, verlor seine unangenehme Schärfe, er verstand ihr eigenthümliches Treiben, ihre Launen und Thorheiten, er begriff Alles, was sie that, wenn er an dieß heiße, verlangende und gänzlich unverstandene Herz dachte.

Da klang ihm plötzlich aus einem Seitenwege des Gartens, den er wieder betreten hatte, ein heiterer,

frischer Morgengruß entgegen, und als er sich rasch umwandte, sah er sie, an die er so eben gedacht, die er noch träumend auf ihrem Lager vermuthet, im blendend weißen Morgenkleide vor sich stehen, das volle dunkle, röthlich glänzende Haar in reizender Nachlässigkeit um den schönen Kopf gewunden, die starken, frischen Lippen leicht geöffnet, die großen Augen von einem milderen Glanze erfüllt, als gewöhnlich, — das verkörperte Bild eines frischen strahlenden Morgens, aber eines Sommermorgens, durch dessen wohlthuende Frische uns schon die heiße Schwüle der nächsten Stunden anweht, mit einer duftenden Erinnerung an die Frühlingszeit, mit einem Veilchenbouquet, das den schönen vollen Busen Isabellens zierte.

„Ich bin erstaunt," sagte Alexander Dellwing, „Sie schon zu so früher Morgenstunde zu sehen."

„Hoffe aber, daß Ihr Erstaunen kein unangenehmes ist," erwiederte sie lächelnd — — „jedenfalls habe ich nicht erwartet, Sie nach den gestrigen Mühen schon so früh im Freien zu finden, — was mich anbetrifft, so ist dieß bei einem herrlichen Tage, wie der heutige, meine gewöhnliche Stunde und meine liebste Stunde, denn dort im Hause schläft noch Alles und ich kann dann ungestört meine Spaziergänge machen. — Wollen Sie mich begleiten?"

„Mit dem größten Vergnügen.“

„Wie ich vorhin bemerkte, waren Sie schon am Hafen — haben Sie vielleicht Luſt, eine Fahrt auf dem See zu machen?“

„Nur wenn Sie es wünſchen.“

„Ich nicht, ich ziehe es heute morgen vor, in den Wald zu gehen; er ſtößt an den Garten, und iſt dort oben ein Punkt, wo man einen prachtvollen Blick auf den See und das gegenüberliegende Ufer hat, ich glaube, man ſieht dort ſogar Bucheneck, wenigſtens die Berghöhe, an deſſen Fuß die Beſitzung ihres Freundes liegt.“

Sie waren durch den Garten gegangen und an der Grenze deſſelben öffnete Iſabella ein kleines Thor, hinter welchem ein geſchlungener Weg ſogleich ſchon im dichten Walde ſanft aufwärts ſtieg; doch war dieſer Weg ſo ſchmal, daß Alexander Dellwing die ſchöne Frau vorausgehen laſſen mußte.

Wie war ihre Geſtalt heute ſo prachtvoll in dem weißen, wallenden und doch ihren Oberkörper ſo feſt umſchließenden Gewande! Wie leicht und elaſtiſch ſchritt ſie vor ihm dahin, wie heiter ſtrahlte ihr Geſicht, wenn ſie zuweilen tief aufathmend ſtehen blieb und rückwärts blickte.

„Sehen Sie, wie herrlich ſich der See bei jedem Schritte vor uns ausbreitet, dort haben wir auch Am-

Felſen, weiter links ziemlich fern am Ende des weitgeſchwungenen Bogens das Dörfchen Radfelden, dort, wo zwiſchen den dunklen Tannenwäldern der weiße Rauch wie ein Federbuſch über die Spitzen der Bäume daherzieht — ein Bahnzug — wenn er uns nur keine Gäſte bringt," ſetzte ſie in einem faſt verdrießlichen Tone hinzu, „ich haſſe die Morgengäſte, welche man einen ganzen langen Tag amüſiren und unterhalten ſoll. — An ſolch' einem ſchönen Tage bleibe ich lieber einſam, wie jetzt zum Beiſpiel," ſchloß ſie mit einem lächelnden Blick auf ihren Begleiter.

„Drüben," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, indem ſie den rechten Arm ausſtreckte, „iſt die Hochebene, die ſich nach Bucheneck und den See hinabſenkt."

„Ueber dieſe Hochebene kam ich vor wenigen Tagen, heiter, frei und glücklich."

„Sie ſagen das mit einem Blick und Ton, als hätte Sie ſeit jener Zeit Heiterkeit, Glück und Freiheit verlaſſen?"

„Wenigſtens die Freiheit, denn man hat mir Feſſeln angelegt."

„Pah, Herr Dellwing, man kann jede Feſſel zerreißen!"

„Ich glaube, Gräfin Iſabella, es iſt Ihre Stärke, Alles zu zerreißen, Herzen und Feſſeln?"

„Was Letzteres anbelangt," sagte sie, weiter gehend, „so braucht man sich nur zu hüten, sich welche anlegen zu lassen; das einfachste Herz irrt sich nie in dem Augenblicke, wo dieß geschehen soll, — man zieht seine Hand zurück, und ist frei wie früher."

„Glücklich, wer das stets vermag!"

„Sind Sie schon lange in Bucheneck?"

„Ich kam einen Tag vorher, ehe ich das Glück hatte, Sie zum ersten Male zu sehen."

„Mich? — Ei, wann und wo wäre das gewesen?"

„Ich kann Ihnen das nicht mit einfach kalten Worten sagen, und müssen Sie mir, unsere erste Begegnung anlangend, eine animirte Schilderung erlauben."

„Ein Traumgesicht vielleicht? Denn sonst wüßte ich wahrhaftig nicht, wo wir uns vor dem gestrigen Tage gesehen hätten — — doch hier sind wir auf der Höhe, und wollen uns dort auf der kunstlosen Bank meiner Erfindung, — Sie sehen, es ist nur ein sehr kurzer Baumstamm mit zwei aufrechtstehenden Aesten, welche Lehnen vorstellen — niederlassen. Der Platz ist etwas beschränkt, doch müssen wir uns eben behelfen."

Dellwing aber, so gern er sich auch auf den in der That sehr schmalen Sitz dicht neben die schöne Frau hin geschmiegt hätte, zog es vor, sich in's Moos zu ihren Füßen niederzulassen.

Sie blickte ihn fragend an, lächelte aber dann ein klein wenig, als er sagte: „Ich bin hier jedenfalls besser und sicherer, auch schon wegen einer süßen Erinnerung.“

„Mit einem guten Fernglas würde man das Schloß von Buchenecк über die Bäume emporragen sehen, so aber schwimmt Alles, selbst für mein scharfes Auge, undeutlich durcheinander.“

„Die Höhe, von der ich herabstieg, kann ich erkennen — ich sehe sehr scharf, Gräfin Isabella, vergesse auch nicht leicht etwas,“ setzte er mit einer eigenthümlichen Betonung hinzu, „ich glaube nicht nur die halbe Masse des Schlosses zu sehen, sondern auch noch weiter seitwärts liegende Punkte, als jene kleinen Landhäuser, zu erkennen, hinter denen ich vor wenigen Tagen vorüberritt, um dann dort auf eine große Waldwiese zu gelangen, wo ich so Schönes, ja Wunderbares erlebte.“

„Was war denn das?“

„Vielleicht nichts Wirkliches,“ setzte er seufzend hinzu, „wenn diese Frage nämlich aus Ihrem Herzen kommt, — — phantastische Gestalten, Märchengebilde, bunte Blumen und Silberblüten, die aber auf mein Herz einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben, — erlauben Sie mir einen Augenblick Ihre Hand,“ bat er dringend, sie mit einem innigen Blick anschauend.

„Und wozu das?“ fragte sie lachend, „wollen Sie mir vielleicht aus meiner Zukunft prophezeien?“

„O könnte ich das! — oder Vergangenes aus diesen feinen Linien enträthseln! Nein, ich will nur Ihre Hand für ein paar Sekunden fest mit meinen beiden Händen umspannen und Sie aus bewegter Seele fragen: waren Sie es nicht, neben welcher ich vor wenigen Tagen das Glück hatte, gerade so wie jetzt ruhen zu dürfen?“

„Hand in Hand?“ fragte sie in einem fast spottenden Tone.

„Nein, aber Auge in Auge, nachdem Sie mein Haupt mit Epheu bekränzt.“

Sie war plötzlich ernst geworden und blickte nachdenkend vor sich auf den Boden, ehe sie mit leiser Stimme sagte: „Ein recht hübsches Märchen.“

„Also doch nur ein Märchen?“

„Oder vielleicht ein Traum.“

„Sie sind grausam!“

„Durchaus nicht — da haben Sie meine Hand, und wenn Sie mir versprechen wollen, nachher wirklich zu glauben, daß es eine Märchenwelt gewesen, die Sie da drüben umgeben, so dürfen Sie meine Hand behalten so lange, bis der Kukuk, dessen Ruf dort aus der Ferne zu uns herüberschallt, eine Kunstpause macht.“

Terrain voll ſanfter Hügel, über welche ſich die gelbe Straße dahin wendet, an Ubeda vorbei, das von grünen Weiden umgeben iſt, an Baeza mit ſeinem trotzigen Kaſtell, bis am Horizonte der Gebirgszug der Sierra Morena das Ganze prachtvoll abſchließt. Obgleich die Vegetation noch zurück war, ſo ſchmückten doch die zahlreichen Olivenpflanzungen mit ihrem bläulichen Grün das Terrain, und angenehm glänzen hie und da die weißen Mauern einzelner Höfe aus dem ſaftigen Grün hervor. Ein Hügel am Rande der Stadt bedeckt mit runden Plätzen zum Dreſchen des Getreides einer den andern berührend und ein eigenthümliches großes Moſaikpflaſter nachahmend, nahm ſich dazwiſchen ganz originell aus.

Begreiflicherweiſe ſuchten wir in dem alten Alcazar nach mauriſchen Ueberreſten und wurden erſt nach langem Umherklettern für unſere Mühe, dann aber auch reichlich belohnt. Mitten zwiſchen Baſtionen und kaſernenartigen Gebäuden fanden wir nämlich einen kleinen reizenden Hof, zu welchem ein zierliches Thor in der bekannten Hufeiſenform führte; es war ein heimlicher, verſteckter Winkel mit einer Seite an die Schloßmauer gelehnt, über deren hier niedrige Bruſtwehr man eine entzückende Ausſicht auf die umliegenden Berge hatte. An der Eingangspforte der Wand des Hofes, ſowie dem Fußboden ſah man noch deutliche Spuren, wie reich das Alles einſt mußte verziert geweſen ſein; zwiſchen kunſtreich verſchlungenen Arabesken bemerkte man Bruchſtücke von Koranſprüchen, Alles zierlich in Stuckmaſſe ausgedrückt, einſtens bemalt und vergoldet; auf dem Fußboden lagen Haufen von Marmorſtückchen, die früher gewiß kunſtreich zuſammengefügt geweſen waren, jetzt aber war es nicht mehr möglich, auch nur eine einzige Figur noch zu erkennen.

Als wir das alles ſo aufmerkſam betrachteten, Baumeiſter Leins auch einige Aufnahmen in ſein Skizzenbuch machte, ſah ich eine Schildwache, die hoch von der Mauer herab uns zuſchaute und uns winkte heraufzukommen. Nach einigem Suchen fanden wir auch den Platz droben, wo ſich der ſpaniſche Soldat befand, und nachdem er uns freundlich gegrüßt, führte er uns in ſeine

— — — — „Geſegnet ſeiſt Du Frühlings- und Blütenſänger für Deine freundliche Ausdauer!“ rief der junge Maler nach einer ziemlich langen Pauſe, ſein erhitztes Geſicht von der Hand der ſchönen Frau erhebend, wo er mit gewiſſenhafter Pünktlichkeit jeden Ruf des Kukuks durch einen Kuß markirt hatte.

„Nein, das war langweilig,“ ſagte ſie, ihre feingerötheten Knöcheln betrachtend, „für Sie höchſt langweilig, und hätte ich ahnen können, in eine ſo andauernde Geſangsperiode des eigentlich unausſtehlichen Vogels zu fallen, ſo würde ich mich wohl gehütet haben, Ihnen meine Hand zu laſſen — — obgleich Ihnen dadurch, mein junger Herr, noch immer keine Erlaubniß zum Küſſen derſelben gegeben war, — wahrhaftig, wenn es nicht ein ſo wundervoller Morgen wäre, ſo würde ich böſe werden.“

„Und wenn nicht um Ihre ſchönen Lippen ein ſo ſchelmiſches Lächeln ſpielte, ſo würde ich gewiß von dem Ernſt Ihrer Worte tief betroffen ſein, ſo aber fühle ich mich glücklich — glücklich — glücklich!“ — und damit wandte er ſeinen Kopf gegen das weiche dichte Moos und drückte ſein Geſicht ein paar Sekunden lang in die ſammetartige Fläche.

Sie beugte ſich etwas zu ihm herab und ſagte: „Seien Sie verſtändig!“ wobei ſie mit den Fingern

leicht ſein lockiges Haar berührte. „Richten Sie Ihren Kopf auf und ſchauen Sie in die ſchöne Gegend, ich habe noch Manches zu erklären.“

„Laſſen Sie mich noch einen Augenblick ſüß träumen von dem Waldfeſte der Indianer, von der ſüßen Silberblüte, von ihrer lieben Hand und dem freundlichen Kukuk, — ach, daß er ſtundenlang gerufen hätte! — Wer weiß,“ ſagte er, lachend aus dem Mooſe aufſchauend, „ob Sie endlich, gelangweilt, nicht doch der Wahrheit die Ehre gegeben hätten — — und mir eingeſtanden —“

„Sie ſind unverbeſſerlich und ich bereue faſt, Sie zum Spaziergange eingeladen zu haben.“

„Gut denn, ich will nicht mehr darüber reden, ja, ich will nicht mehr daran denken und will Alles glauben — unter einer Bedingung.“

„Was!“ rief ſie mit erſtauntem Tone, „nachdem ich Ihre Ueberzeugung durch ſo hohen Preis erkauft, wagen Sie es, nochmals von Bedingungen zu reden!“

„Ich war überzeugt,“ antwortete er demüthig, „aber es ſind mir wieder die größten Zweifel gekommen.“

„Undankbarer!“

„Ja, ich bin ein Undankbarer, ein Unerſättlicher, deßhalb flehe ich Sie an, Mitleiden mit mir zu haben

und meine Bedingung anzunehmen, um mich vollständig glauben zu machen."

„Welche Bedingung?" fragte die schöne Frau, den Kopf hochmüthig aufwerfend.

„Mir noch einmal das Haupt mit einem Lorbeerkranz zu umwinden."

„Noch einmal? Was soll das heißen? Herr Dellwing?"

„Also — nur einmal, stolze Prinzessin," bat er und berührte dabei in demüthigster Weise ihr weißes Gewand mit seinen Lippen, „ich möchte ganz gewiß sein, daß ich wirklich nur ein Märchen erlebt, ich würde es sehen an der Bewegung Ihrer erhobenen Arme, ich würde es empfinden an — der Art, wie Sie mir den Epheuzweig um mein Haupt wänden."

„Kindereien, — wollen Sie nicht lieber so gefällig sein und ein wenig aufpassen, wenn ich mir die Mühe gebe, Ihnen noch Einiges von der Gegend zu erklären."

„Auch das will ich," sagte er näherrückend und seinen Arm auf den Ast legend, der ihr als Lehne diente, „gestehen Sie mir aber vorher, daß ‚Kindereien' ein süßes Wort ist — laß mich ein Kind sein, sei es mit mir!"

Da er bei diesen Worten noch näher gegen sie rückte, so berührte seine Hand ihre schlanke Taille, und

als ſie hierüber mit einem eigenthümlich fragenden Blick zu ihm niederſah, ſagte er in flehendem Tone: „O, laſſen Sie mich, wo ich bin, ich wäre ja ſonſt nicht im Stande, Ihren Erklärungen folgen zu können! Das kleine Gebüſch vor mir benähme mir jede Ausſicht.“

„So will ich Ihnen lieber noch mehr Platz machen,“ antwortete ſie und machte eine Bewegung, als wolle ſie ſich erheben.

„O nein, o nein — bleiben Sie, bleiben Sie, ich flehe darum.“

Und darauf hin blieb ſie ſitzen, ſo dicht an ſeiner Seite, daß ſein lockiges Haar ihren Arm berührte, und konnte wohl nicht anders, da ſein rechter Arm ihren Leib feſt umſchlungen hielt — und nun, bat er mit leiſer Stimme, „erklären Sie mir noch etwas von dem wundervollen Panorama zu unſern Füßen — aber ausführlich und langſam.“

„Nur um die Gaſtfreundſchaft nicht zu verletzen,“ entgegnete ſie in ernſtem Tone, „eigentlich ſollte ich Ihnen gar nichts mehr ſagen, und thue es auch nur in der Hoffnung, daß Sie alsdann artig und folgſam ſind, wie ein Kind.“

„Gewiß, wie ein glückſeliges Kind.“

„Sehen Sie dort auf dem See das kleine weiße

Segel? — Das ist ungefähr der Punkt, wo Sie gestern Abend auf unser kleines Segelboot überstiegen."

„O, ich werde diese Stelle nie vergessen!"

„Dann lavirten wir gegen Nordwesten, und kamen dann ziemlich nahe an der Klosterinsel vorüber; Sie sehen sie da drüben mit ihrer natürlichen Umwallung von hellleuchtenden Felsen, die nur auf einer Seite, in der kleinen, grünen Bucht nämlich, die genau gegen Westen liegt, einen Zugang verstatten — über den dichten Massen der Bäume ragt ein viereckiger Thurm empor."

„Wohl das ehemalige Kloster, von dem die Insel wahrscheinlich den Namen hat?" fragte er sehr bedächtig und sehr langsam.

„Nein, der Thurm gehört zu einem neueren Gebäude; die Ruinen des Klosters, darunter ein noch gut erhaltener prachtvoller Kreuzgang, liegen seitwärts im dichten Gebüsch, man sieht sie nicht von hier."

„Welch' ein entzückender Aufenthalt müßte das sein! So abgeschieden von aller Welt allein seinem Glücke leben zu können!"

„Ja, wenn man überhaupt das Glück hat, glücklich sein zu dürfen," erwiederte die schöne Frau mit einem träumerischen Blick.

„Und noch größer die Seligkeit, wenn man es in

ſeiner Macht hat, auch Andere glücklich zu machen," hauchte er mit leiſer Stimme, ſein Geſicht einen Augenblick in den Falten ihres Gewandes bergend, dann aber raſch auffahrend, als er fühlte, wie Iſabella eine Bewegung machte, um ſich zu erheben, worauf er ſchmeichelnd bat: „O, bleiben Sie, und erzählen mir weiter!"

„Ich muß mich eilen, damit zu Ende zu kommen," gab ſie mit einem ernſten Blicke zur Antwort, „die Sonne ſteigt höher und es wird auch jetzt endlich für Die da unten Tag geworden ſein."

„Ach ja, die Sonne, man ſpürt ſchon ihre heißen Strahlen. — — Wer bewohnt jetzt die Kloſterinſel?" fragte er nach einer Pauſe.

„Eine Wittwe mit ihrer Tochter, ſie iſt ein Pendant zu Ihrem Freund auf Buchenek."

„Wie ſo?"

„Auch ſie lebt für ſich allein, zurückgezogen von aller Welt, kaum daß ſie die allernothwendigſten Anſtandsbeſuche macht oder erwiedert, und wenn man ja einmal ſo glücklich war, zu ihr zu bringen, ſo fühlt man trotz ihrer feinen Artigkeit, wie unbehaglich ihr jeder Beſuch iſt. Ich habe das ſchon recht ſehr bedauert, denn unter Wenigen, die mir ſympathiſch erſchienen, war es mir dieſe Frau von Berla in hohem Grade;

selten fand ich eine liebenswürdigere, geistreichere und feingebildetere Dame. Sie muß aus einer sehr vornehmen Familie, im besten Sinne des Wortes nämlich, stammen. Schade um ihre Neigung zur gänzlichen Abgeschlossenheit! Sie widmet ihre ganze Zeit der Erziehung ihrer Tochter, sowie der Verschönerung ihres kleinen, bis jetzt so verwahrlosten Anwesens."

„Ich möchte die Dame, für welche Sie zu schwärmen scheinen, wohl einmal sehen; man kann ja bei einer Segelfahrt den Versuch machen, die Insel anzulaufen."

„Um jedenfalls dort abgewiesen zu werden."

„Vielleicht unter Ihrem Schutze nicht, Gräfin Isabella; gestatten Sie mir, daß ich Sie einmal zu einer Fahrt dorthin abholen darf!"

„Zu einer Fahrt auf dem Sturmvogel, in größerer Gesellschaft meinetwegen, aber nicht auf die Insel, ich habe nicht Lust, zum zweiten Mal abgewiesen zu werden, was eigentlich um so unbegreiflicher ist, da wir gewissermaßen durch die kleine Klarissa, die Sie gestern Abend sahen, mit dem Hause der Frau von Berla in Berührung stehen."

„Erzählen Sie mir das, — aber ausführlich und langsam," bat er schmeichelnd und indem er dabei durch

einen heißen Blick in die Augen der schönen Frau wohl zu verstehen gab, daß es ihm mehr um ihr längeres Verweilen, als um irgend welche Erzählung zu thun war.

„Das ist bald geschehen; Klarissa ist eine Freundin der Tochter der Frau von Berla, die, obgleich einige Jahre älter als unsere Kleine, wohl keine andere Freundin hat, ich wenigstens habe nie von Anderen gehört, und wird sie häufig zu mehrtägigem Besuche auf die Kloster-insel eingeladen, — — aber jetzt ist es Zeit, daß wir nach dem Hause zurückkehren."

„Schon so bald?" fragte er seufzend und setzte dann mit erregter Stimme hinzu: „O dieser schöne Frühlingstag! Kaum begonnen, soll er schon sein Ende erreicht haben! Wie wird es kalt und dunkel, trüb und frostig werden — für mich wenigstens, sobald wir diese entzückende Einsamkeit verlassen, und dann bin ich fest überzeugt, Gräfin Isabella, sobald ich das Glück habe, Sie zum dritten Male zu sehen —"

„Pst!" — machte sie mit aufgehobenem Finger.

„Werden Sie auch den heutigen wunderbaren Morgen, diese unvergeßliche Stunde an Ihrer Seite, für einen Traum, für ein Märchen erklären? — — Nein," rief er aufspringend, in hastigem, ungeduldigen Tone, „ich kann und will es nicht glauben, daß ich Sie

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20802 / 068

geſtern zum erſten Male geſehen, ich will mir den ſüßen Gedanken nicht rauben laſſen, daß Ihre Hand jenen Epheuzweig um mein Haupt gewunden."

„Es iſt aber ſo, Herr Dellwing."

„Nein, nein, ich will jene beglückende Erinnerung nicht verlieren; jener Augenblick war zu ſchön — berauſchend ſchön, ich will ihn behalten, in Wahrheit behalten dürfen, und wenn Sie es denn in der That nicht geweſen ſind, oder nicht geweſen ſein wollen, die mir auch als Silberblüte ewig unvergeßlich ſein wird, ſo ſchenken Sie mir eine gleiche Gunſt, eine ähnliche Erinnerung."

Er riß eine Epheuranke vom nächſten Stamme herab und beugte leicht ſein Knie, als er ſie der ſchönen Frau darreichte.

Sie ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſchien einen Augenblick unſchlüſſig, dann aber nahm ſie die Epheuranke, und nun richtete ſich der Verräther mit einem glückſeligen Lächeln in ſeiner ganzen hohen Geſtalt auf, ſo daß ſie Hände und Arme erheben mußte, um ihm den Zweig um das Haupt zu winden.

Seliger Augenblick, den er aber ſträflich mißbrauchte, denn ſtatt ſich durch eine ehrerbietige Verneigung für dieſe erwieſene Gunſt dankbar zu bezeigen, umfaßte er ihren ſchlanken Leib, drückte ſie heftig an ſich und

Wachtſtube, ein finſteres, ſchwarzgerauchtes Gewölbe mit zwei ſchmalen Fenſtern mauriſchen Urſprungs. Erſt als er mit dem Finger auf die gewölbte Decke über uns zeigte, verſtanden wir vollkommen ſeine Freundlichkeit. Die Wachtſtube war ein ganz gut erhaltenes gewölbtes Gemach, bedeckt mit ſchönen arabiſchen Sculpturen; namentlich das Deckengewölbe war ſchön componirt, durch kunſtreiche Arabesken in verſchiedene Felder getheilt, an denen in ununterbrochener Folge ſich Schilde mit den beiden Thürmen des caſtiliſchen Wappens und den Löwen des Königreichs Leon aneinander reihten. Wozu dieſes Gemach einſtens gedient, konnten wir nicht ergründen; vielleicht als Kiosk auf der Höhe der Mauer gelehnt, ſchwerlich als Badgewölbe, obwohl es dieſe Form hatte.

Es war ſchon Mittag, als wir Jaen wieder erreichten. Auf den Straßen herrſchte viel Leben, da es Sonntag war, und ganze Schaaren geputzter Männer und Weiber begaben ſich vor das Thor hinaus, zu welchem wir geſtern eingeritten waren, und wo ſich der Paſeo befindet. Die Tracht iſt hier ſchon vollkommen die andaluſiſche; bei den Männern die reich verſchnürte Jacke, enganliegende Beinkleider mit zierlich ausgenähten Ledergamaſchen; bei den Weibern der bunte, ziemlich kurze Rock und die ſchwarze Spitzen- oder Seidemantille, welche den Kopf ſo ſchön einrahmt, und ein ſelbſt unbedeutendes Geſicht intereſſant erſcheinen läßt. Doch muß ich geſtehen, das wir hier in Jaen unter dem weiblichen Geſchlecht wenig Köpfe ſahen, die nicht wenigſtens etwas Schönes aufzuweiſen hatten, ſei es das prachtvollſte Haar der Welt oder große blitzende Augen, herrliche Zähne oder die ſanfte, blaſſe, gleichförmige und ſo anziehende Geſichtsfarbe. Aber auch Köpfe von vollendeter Schönheit bemerkten wir, Köpfe und Geſtalten, vor denen man bewundernd ſtehen bleiben mußte. Und wie ſie ſo elegant und graziös ſind, dieſe Spanierinnen! Wie ſie alles Schöne, was ihnen Gott verliehen: die entzückende Taille, die feinen Hände und Füße, Augen, Zähne, Mund zu gebrauchen und ins rechte Licht zu ſtellen verſtehen! — Und wie ſie dabei die

hatte obendrein noch die Verwegenheit, mit ſeinen Lippen das Veilchenbouquet zu nehmen, welches ihre Bruſt zierte.

— — Und dann erſt ſank er vor ihr nieder, das Haupt demüthig geſenkt, mit ausgebreiteten Armen das Schlimmſte erwartend.

Doch kam es gelinder, als er vermuthet, wenn er auch mit einigem Schrecken ſah, daß ſich Iſabella raſch abwandte und den Weg, den ſie heraufgeſtiegen waren, hinabeilte. Anfänglich zögerte er, ihr zu folgen, ſah aber dann mit freudig klopfendem Herzen, daß ſie plötzlich ſtehen blieb, ſich gegen ihn wandte und dann, mit der Hand winkend, rief: „Ich ſagte ihnen ja, daß man uns drunten erwartet, ich höre eben die Frühſtückglocke, und bemerkte vorhin ſchon die Geſtalt meines Schwagers Joſeph am Hafen, welcher nachſieht, ob wir nicht vielleicht eine Morgenſpazierfahrt machten — kommen Sie immerhin mit geſenktem Haupte heran," ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu, als er ſchon ganz nahe war. „Sie haben gegründete Urſache, mich wenigſtens pantomimiſch um Verzeihung zu bitten. Wo haben Sie mein Veilchenbouquet, Unbeſonnener?"

„Zwingen Sie mich, es Ihnen zurückzugeben?"

„Welche Frage — — — — weiß ja doch Jedermann da unten, daß ich, ſo lange es Veilchen gibt

und ich welche bekomme, mich nicht von meinen Lieblingsblumen trenne. — Geben Sie, geben Sie!“

„Ach, Isabella — meine Lippen haben arg darin gewühlt, jetzt ruhen sie an meinem Herzen, wie kann ich Ihnen die zerdrückten Blumen wiedergeben!“

„Immerhin, sie werden ihre Frische und ihren Duft nicht verloren haben — ich nehme sie gern wieder zurück.“

„Dank, Dank für diese himmlische, entzückende Güte.“

Ob sie diese Worte noch hörte, ist zweifelhaft, denn sie flog wie ein Reh den Abhang hinab, und Dellwing hatte sich kaum wieder gesammelt, um ihr zu folgen, als er schon ihr weißes Gewand unten zwischen dem dichten Gebüsch rückwärts vom Hause verschwinden sah.

Dieses hatte sich nun ebenfalls seinem Morgenschlummer entrafft, und war wegen des frischen, wundervollen Frühlingstages, vielleicht auch dem Gaste zulieb, schon früher als gewöhnlich aus seinem Schlafe erwacht. Ueberall waren Läden geöffnet, Vorhänge aufgezogen, ja die Fenster geöffnet, um die milde, wonnige Luft einströmen zu lassen.

Madame Sarah stand im hellen Morgenanzuge auf dem Balkon vor ihrem Salon im ersten Stock, ließ

ſich von der leichten Seebriſe anwehen und rief: „Ein gottvoller Morgen — was für ein Wetter das iſt!“ wobei ſie häufig über das Geländer hinabſchaute, um Jemand zu finden, der mit ihr in dieſen Lobgeſang einſtimme.

Doch waren die meiſten Bewohner des Hauſes anderweitig zu ſehr beſchäftigt, um auf Madame Sarah zu hören. Iſidor kreuzte vor dem Hafen in einem kleinen Nachen auf der ſpiegelglatten Flut umher und ließ ſich von Klariſſa rudern, die das mit großer Kraft und viel Gewandtheit that, häufig aber die Ruder im Waſſer nachſchleifen ließ, um dann mit dem hartnäckigen Trotze eines eigenſinnigen Kindes in ihn hineinzureden, was er dann ſtets durch ein gelindes Kopfſchütteln und ein leichtes Lachen erwiederte, worauf es einmal vorkam, daß Klariſſa raſch ihre Ruder aushakte und Miene machte, ſie in den See zu werfen.

Joſeph hatte ſich auch eine Zeitlang am Hafen zu thun gemacht, das heißt nur ſo lange, bis er ſich überzeugt, daß keines der Boote in der Schiffshütte fehle; dann war er mit der Emſigkeit eines Jagdhundes, der eine friſche Fährte verfolgt, hin und her durch den kleinen Park geſtrichen, und hatte ſich der Ausgangsthüre deſſelben, wo es in den Wald ging, erſt kurz darauf genähert, als die Gräfin hinter und

in dem Hauſe verſchwunden war, doch blieb er hier einen Augenblick wartend ſtehen, da er den Gaſt, Herrn Alexander Dellwing, langſam die Anhöhe herunterſteigen ſah.

„Ein prachtvolles Wetter!“ rief er ihm zu.

„In der That wundervoll, man hätte das geſtern Abend bei dem wolkenbedeckten Himmel und dem ſcharfen Winde kaum zu hoffen gewagt.“

„Findet das aber häufig hier am See, beſonders nach ſchweren Gewittern, wie das geſtrige. Haben Sie gut bei uns geſchlafen?“

„Vortrefflich, wie immer, nur etwas kurz, da ich ſpät noch Verabredungen mit unſerem Steuermann traf, der mit dem Nachtzug nach Radfelden gefahren iſt, um heute früh zu Hauſe zu ſein; auch lockte mich der ſchöne Morgen früh in's Freie.“

„Sie waren droben an der Ausſicht, nicht wahr? man hat einen prachtvollen Blick auf den See.“

„Herrlich, ich werde ſpäter einmal um Erlaubniß bitten, das ſkizziren zu dürfen.“

„Was hält Sie ab, das heute zu thun?“ fragte Joſeph mit einem lauernden Blicke.

„Die Furcht, Ihre Gaſtfreundſchaft zu mißbrauchen, wenn ich länger bliebe, ſowie auch die Nothwendigkeit, heute noch nach Hauſe zurückzukehren.“

Unter diesen Worten hatten sie sich der Terrasse vor dem Hause genähert, auf der, gegen die Sonnenstrahlen durch ein gelb und weiß gestreiftes Zeltdach geschützt, der reichbesetzte Frühstücktisch stand, an dessen einer Seite Madame Sarah neben einer brodelnden Theemaschine thronte.

Vierzehntes Kapitel.

Nach der Klosterinsel.

Isidor und Klarissa schlenderten eben vom Hafen daher, wobei das junge Mädchen die kleine Hand leicht auf den Arm ihres Begleiters gelegt hatte, dabei aber mit Trotz auf den Lippen und verdrießlichem Ausdruck in den Zügen zur Seite blickte.

Die Gräfin war aus dem Hause getreten und blickte ruhig den Ankommenden entgegen, wobei ein kaum merkliches Lächeln über ihre Züge glitt, als sich Herr Dellwing nach ihrem Befinden erkundigte; vor der Brust trug sie ein Veilchenbouquet, ob es aber dasselbe Veilchenbouquet war, schien dem jungen Maler mehr als zweifelhaft, denn dieses war vollkommen frisch und schien gänzlich unberührt.

Der berühmte Schriftsteller, sowie der große Maler waren noch nicht sichtbar, da es ihre Gewohnheit war,

die Morgenſtunden in ſtiller Einſamkeit für die Arbeiten und Betrachtungen zu benützen.

„Und nun ſetzt euch, Kinder," rief Frau Sarah in gutmüthiger Herzlichkeit, „es iſt ſchrecklich, wie lang ihr Einen warten laßt, — Fräulein Baujean," rief ſie ihrer Geſellſchafterin entgegen, die ſich mit langſamen Schritten näherte — „man hat den Honig vergeſſen, auch wird unſer werther Gaſt gewohnt ſein, Eier zu frühſtücken, ſelbſtgelegte, wachsweiche Eier."

Doch dankte Dellwing beſtens für dieſe Aufmerkſamkeit und bat nur um eine Taſſe Thee.

Iſidor hatte ſich am Hauſe zu ſchaffen gemacht, und betrachtete von da mit einem eigenthümlich ſcharfen Blick die Geſtalt der ſchönen Gräfin Iſabella, dann ſagte er, näher tretend: „Schade, daß die weiße Farbe alle Spuren zurückhält! Sie haben Mooſsflecken an Ihrem Kleide, Iſabella."

„Was mich durchaus nicht Wunder nimmt," ſagte ſie mit vollkommener Ruhe, „wenn man nämlich auf einer Mooſsbank geſeſſen iſt, deßhalb haſſe ich auch alle dieſe Mooſsbänke und habe ſchon oft gebeten, die im Gebüſch hinter der Hafenbucht durch eine andere zu erſetzen."

„Laſſen Se ſich doch einen amerikaniſchen Holzfauteuil daneben ſetzen," erwiederte Madame Sarah, indem

ſie den Gaſt mit Thee bediente, „ich ſchwärme nun einmal für Moosbänke. Man ſitzt ſo angenehm darauf und der Duft iſt gerade ſo, als wenn man ſich mitten im Walde befände, wohin auch ich nicht gern klettere.“

Mademoiſelle Baujean hatte den Honig gebracht und ſich neben Klariſſa geſetzt, worauf das Kind ſie aus ſeinen ſchwarzen, glänzenden Augen mit einem ſtummen Blicke anſah.

Iſidor bemerkte das und ſagte lachend: „Klariſſa hat etwas auf dem Herzen, Mama, und ſie hat mir gegen meine Anſicht das Verſprechen abgetrotzt, für ſie zu reden.“

„Ach, ich weiß ſchon, ich weiß ſchon,“ verſetzte Madame Sarah, mit der rechten Hand abwinkend, „ſie hat wieder eine Einladung auf die Kloſterinſel, aber was zu viel iſt, iſt zu viel; das unterbricht nur ihre Unterrichtsſtunden, worüber Mademoiſelle Baujean ſehr unzufrieden iſt — bien très beaucoup mécontent,“ fügte ſie bei, nachdem ſie mit ziemlicher Anſtrengung die Spirituslampe unter dem Theekeſſel ausgeblaſen.

„Pardon, Madame,“ gab die alte Franzöſin mit einem ſtechenden Blick zur Antwort: «Je ne suis pas fâchée que Mademoiselle Clarisse aille chez Madame de Berla et sa fille pour apprendre un Français que l'on ne parle pas partout.»

„Fräulein Baujean weiß genau, wie fleißig ich an den Unterrichtsſtunden meiner lieben Sonne theilnehme, — habe ich nicht ſtets meine Aufgaben dort auf's Korrekteſte gemacht?“

„Ich muß das bezeugen,“ ſprach die Franzöſin, „und ebenſo, daß Mademoiſelle Klariſſa auf der Kloſterinſel in der allerbeſten Geſellſchaft iſt, und dort nie etwas ſieht und hört, als was ein junges Mädchen hören und ſehen ſoll.“ Letzteres ſagte ſie in ſo ſcharfem Tone, daß wohl unwillkürlich über das breite Geſicht Iſidor's ein kurzes Lächeln flog.

„Bitte, bitte, Tante Sarah!‘

„Es wäre wohl am beſten,“ antwortete dieſe, „man gäbe ſie drüben ganz in Penſion.“

„O ja, o ja!“

„Ich begreife eigentlich nicht,“ meinte Joſeph, „woher dieſe innige Freundſchaft kommt! Deine Sonne, wie Du Fräulein von Berla zu nennen beliebſt, iſt mindeſtens um drei Jahre älter als Du.“

„Nein, nein, nur um zwei Jahre, acht Monate und vierzehn Tage.“

„Darin iſt kein großer Unterſchied, das iſt ein faſt erwachſenes Fräulein, und Du biſt noch ein kleines Mädchen.“

„Ja, ſo ſehe ich allerdings aus,“ ſagte Klariſſa,

indem sie einen leuchtenden Blick an ihrem allerdings sehr kindlichen Anzuge heruntergleiten ließ, „zöget ihr mich aber an, wie die Sonne angezogen ist, so sähe ich ganz anders aus."

„Schau doch, wie Du undankbar bist!" rief Madame Sarah, worauf die alte Französin in trockenem Tone sagte: «non, Madame, elle a parfaitement raison.»

„Mademoiselle Baujean!"

«Plaît-il, Madame?»

„Was soll unser verehrter Gast von dieser inneren Hausangelegenheit denken?" fragte Gräfin Isabella in mißbilligendem Tone. — „Komm' her, Kleine, ich werde mich Deiner ernstlich annehmen; ich werde Mama bitten, Dich auf die Klosterinsel zu lassen, und werde mich auch mit Fräulein Baujean um Deine Toilette bekümmern."

„O Dank, herzlichen Dank!" rief das junge Mädchen, während sie aufsprang und dann zu Isabella eilte, die Arme um deren Hals schlang und den Kopf an ihre Brust drückte, wobei die fast blauschwarzen Locken den schärfsten Kontrast zu dem weißen Gewand der schönen Frau bildeten, — „und auf wie lange bist Du wieder eingeladen?" fragte diese.

„So lange man mir es erlaubt, jedenfalls auf acht Tage — darf ich gewiß?" setzte sie fragend hinzu,

künſtlichen Waffen handhaben! Mantille, Fächer; o es iſt entzückend und betrübend! —

Zwiſchen den geputzten Spaziergängern hindurch bei den lachenden und plaudernden Gruppen wurde eine Kinderleiche von ſechs kleinen Mädchen in einem offenen Särglein getragen. Das arme kleine Todtengeſichtchen ſah ſo friedlich aus, und die Mädchen, die das geſtorbene Kind trugen, wehrten ihm die Fliegen ab, und bald war die Eine, bald die Andere beſchäftigt, die Blumen zurecht zu legen, womit die Todte bedeckt war, und die ſich bei der Bewegung zuweilen verſchoben; auch vermehrten ſich dieſe Blumen, je weiter der Zug ſich vom Thore entfernte, denn manch ſchönes Weib, manch reizendes Mädchen nahm ein grünes Blatt oder ein Blüthe aus dem Haar oder vom Buſen, und warf es mit einem Segenſpruch auf die Kinderleiche.

Der große Platz der ſich vor der Hauptkirche ausbreitet, zog uns beſonders an, ein überreiches Eiſengitter trennte ihn von dem Vorhof der Kathedrale, deren gewaltige Façade aus der ſpäten Renaiſſance-Zeit mit zwei mächtigen Thürmen demſelben eine große Würde verleiht. Es iſt, als hätte der Erbauer den ganzen überſchwänglichen Reichthum der gothiſchen Kirchenfronten in ſeinem Styl und mit den Mitteln der antiken Bauweiſe erreichen wollen, eine Unzahl von Pfeilern, Pilaſtern, Balkonen und über einander aufgeſtapelten und durch einander geſchobenen Säulenordnungen bedeckt dieſe Façade, die dadurch allerdings ein ſehr verworrenes Anſehen bekommt, aber durch die Verſchwendung des Ornaments und die mächtigen Verhältniſſe doch imponirt. Gegenüber iſt der Platz durch ein ſchönes altes Gebäude begränzt, an deſſen oberem Stockwerk ſich ein zierlicher Laufgang von kleinen Arkaden auf ſeiner ganzen Länge hinzieht, und das auf der glatten Fläche der unteren Stockwerke mit einem ſchönen ſteinernen Erker geſchmückt iſt, dem Erker des Pilatus, wie er in Jaen heißt, wie denn faſt an jedem Hauſe in Spanien an dem ſich ein Erker befindet, der Name des Pilatus haftet.

Weit ſchöner und reiner als die Hauptfaçade ſind die beiden

wobei sie das erhitzte Gesicht gegen Madame Silberfeld wandte.

Diese hatte einen Blick mit ihrem Sohne Joseph gewechselt, und da er seine Augenlider langsam, wie zustimmend, senkte, so zuckte sie die Achseln und sagte: „Was kann ich machen, wenn Du eine so mächtige Fürsprecherin hast?"

„Jedenfalls aber habe ich einen Kuß verdient," meinte Isidor, „weil ich die Sache auf's Tapet gebracht und so kräftig unterstützt."

„O ja, den sollst Du haben und Jedes, Jedes!" rief das junge Mädchen freudig, — „zuerst aber meine gute Isabella," dann drückte sie hastig ihre Lippen auf die der schönen Frau.

„Und nun komme ich," rief Joseph hastig, — „das wird ein doppelt süßer Kuß sein!"

„Gewiß, auch Du, Joseph."

„Und ich?" fragte lachend Alexander Dellwing, als das Kind mit heiter blitzenden Augen an ihm vorüberstürmte, worauf sie plötzlich stehen blieb, die schwarzen Locken aus dem Gesichte warf und ihm ihre beiden Hände entgegenstreckte.

„Bravo, sie macht Nüancen!" rief Isidor unter einem breiten Lachen, während der junge Maler diese Nüance dadurch vervollständigte, daß er ihre kleine Hand

leicht mit ſeinen Lippen berührte — eine Verminderung, die aber augenſcheinlich für den feinen Beobachter, deren es übrigens nicht viele am Tiſche gab, eine Verſchärfung war, denn das junge Mädchen erbleichte plötzlich und that einen tiefen Athemzug, worauf ſie ſich raſch abwandte und es dann geduldig litt, daß Iſidor ſie auf ſeinen Schooß zog.

Mademoiſelle Baujean war indeſſen mit eiſigem Geſichtsausdruck aufgeſtanden und fragte, wie gleichgültig an dem Himmel hinaufblickend: „Auf welche Weiſe ſoll Mademoiſelle Klariſſa nach der Kloſterinſel gebracht werden? Am beſten wäre es wohl, ſie mit der Eiſenbahn nach Radfelden zu bringen, und von dort mit einem Nachen hinüberzuführen."

„Ach ja, ach ja!"

„Schade," meinte Gräfin Iſabella lächelnd, „daß Iſidor und Joſeph wohl ſchwerlich heute wieder Luſt zu einer Segelfahrt haben, ſonſt würde ich Dich mit der kleinen Sarah hinüberbringen."

„O, das wäre noch ſchöner!"

„Was meinen Sie, Mama, ich könnte ja ein paar von den Leuten mitnehmen?"

„Unter keiner Bedingung," verſetzte Madame Silberfeld mit großer Wichtigkeit, „das Boot ſoll ſchadhaft geworden ſein, ein Charnier an dem Steuer nicht mehr

ganz ſicher, auch iſt der Strick des Fockſegels zerriſſen, wovon ich mich ſelbſt überzeugt habe, — nur keine gefährlichen Geſchichten! Gott der Gerechte weiß, wie ich mich geſtern Abend geängſtigt habe."

„Dürfte ich mir wohl einen Vorſchlag erlauben?" fragte Alexander Dellwing nach einer kleinen Pauſe. „Ich erwarte nämlich das große Segelboot meines Freundes, und da der Wind, wenn auch ſchwach, ſo doch vortrefflich zur Hin- und Herfahrt iſt, können wir wohl in kürzerer Zeit die Kloſterinſel erreichen, als mit der Eiſenbahn nach Radfelden und von dort zu Nachen."

Die Augen des jungen Mädchens ſtrahlten und ſie nickte ein paar Mal haſtig mit dem Kopfe.

„Was die Sicherheit des Bootes anbelangt und die Führung unter dem Kommando des Meiſter Jonas, ſo werden Ihre Herren Söhne ſowie auch die Frau Gräfin Sie gewiß darüber beruhigen, und mir dagegen würde es eine große Freude machen, ihnen einen allerdings ſehr unbedeutenden Dienſt leiſten zu können; vielleicht würde auch ſonſt noch Jemand von der Geſellſchaft mir die Ehre der Begleitung zu Theil werden laſſen."

„Was mich anbelangt," rief die Gräfin Iſabella heiter lächelnd, „ſo würde ich mit Vergnügen von Ihrem Anerbieten Gebrauch machen, doch haben Sie ſo eben

gehört, wie ſich Mama bei unſerer geſtrigen Seefahrt geängſtigt, und muß ich deßhalb heute ſchon zu Hauſe bleiben, — aber ich denke, man könnte Kliriſſa die Freude ſchon gönnen, mit dem großen, ſo ſchönen und bequemen Boote zu fahren."

„Danke, danke, Iſabella," rief das junge Mädchen, wobei ſie mit der rechten Hand ein paar Mal auf ihre ſanft gewölbte Bruſt klopfte.

„So weit ſind wir indeſſen noch nicht," meinte Madame Sarah mit einem ernſt und würdig ſein ſollenden Blicke, „es iſt überhaupt noch die Frage, ob das Boot kommen wird, Herrn von Dellwing abzuholen, und dann weiß ich auch noch nicht, was Iſidor und Joſeph darüber beſchließen."

„Wenn ich nicht mitzufahren brauche," ſagte der Erſte, lachend, „ſo bin ich immerhin dafür, die Kleine unter dem Schutze unſeres verehrten Freundes mitgehen zu laſſen."

„Und Madame la Comteſſe," ließ ſich hier Fräulein Baujean vernehmen, „wird auch gewiß wieder ſo freundlich ſein, ihre Kammerfrau zur Begleitung mitzugeben — im andern Fall würde ich mich ſelbſt anbieten."

„Nein, nein, Letzteres gebe ich nicht zu!" rief Madame Sarah eifrig. — „das hieße mir muthwillig weg-

nehmen mein einziges Vergnügen, de Vorleſung ſchöner und intereſſanter Bücher! Wiſſen Se noch, Fräulein Baujean, wo Se den düſtern, umflorten Blick gen Himmel erhebt, wo ſich im Dämmerſchein der Nacht langſam die Thür ihres Gemaches öffnet, und Se krampfhaft zitternd ausruft: endlich — endlich — und endlich will auch ich einmal erfahren, was da weiter geſchieht, wozu wir uns ſpäter in ſtiller Einſamkeit auf die Moosbank ſetzen wollen."

„Meine Kammerfrau ſteht zu Dienſten, ich brauche ſie heute nicht."

„Alſo darf ich?" jubelte Klariſſa, „darf ich wirklich? —"

„Du haſt noch nichts geſagt, Joſeph."

„Da Mama ihre Erlaubniß gewiſſermaßen gegeben hat, ſo habe ich weiter nichts zu ſagen."

„So vertrauen Sie ſich alſo getroſt meinem Schutze an," ſagte Alexander Dellwing, „und wenn Sie dort hinüber auf den See blicken wollen, ſo werden Sie bemerken, daß uns der Sturmvogel nicht im Stiche läßt."

„Ja, da iſt er ſchon."

Gräfin Iſabella ſprach dieſe Worte mit leiſer Stimme, und da ſie das letzte Wort, gegen den Gaſt gewandt, etwas ſchärfer betonte, ſo konnte ſich dieſer

nicht enthalten, die ſchöne Frau dafür mit einem innigen Blicke anzuſchauen, während Herr Joſeph, dem nichts davon entgangen war, die Lippen zuſammenpreßte und ſich hierauf raſch erhob, um das heranſegelnde Schiff beſſer ſehen zu können.

Uebrigens machten's Alle im nächſten Augenblicke eben ſo, mit Ausnahme von Fräulein Baujean und Klariſſa, die in's Haus eilten, um Iſabellens Kammerfrau zu rufen, und kleine Reiſevorbereitungen zu machen. — Dann begab ſich die übrige Geſellſchaft nach der Hafenbucht.

In der That war es der Sturmvogel, der, obgleich noch ziemlich entfernt, nun unter vollem Segeldruck und beziehungsweiſe für den ſchwachen Wind ziemlich raſch herankam; günſtig war dieſer Wind allerdings, da er voll Steuerbord in die Segel blies, und um auch nicht einen Hauch verloren gehen zu laſſen, hatte Meiſter Jonas das Boot vom Verdeck bis zum Stengenknopf in Segelleinwand gehüllt. Außer den beiden Gaffelſegeln führte er oben beide Topſegel, vorn Fock und Klüver, ſowie hinten das weit über den Spiegel hinausreichende Kehrſegel. Von der Spitze des Hauptmaſtes flatterte ſeitwärts ein langer rother Wimpel, und die beiden Yachtkanonen rechts und links vom Vorderſtegen glänzten im Sonnenſchein.

„Mit ſolchem Schiff zu ſegeln, iſt doch wahrlich eine Freude," rief Gräfin Iſabella, „kaum ſpürt man den Windhauch, und doch wie raſch nähert ſich der Sturmvogel!"

„Das Alles muß erſchrecklich viel Geld gekoſtet haben," meinte Madame Silberfeld, zu Iſidor gewandt, „ich weiß ſchon, was mich die kleine Sarah gekoſtet hat, ganze —"

„Wir wiſſen es ganz genau," warf Joſeph raſch dazwiſchen, ſo die Rede ſeiner Mutter abſchneidend — „doch genügt uns die kleine Sarah für das, was wir im Segeln leiſten; etwas Anderes iſt es für den Herrn Baron von Elmbach, der betreibt das wie eine andere noble Paſſion, und beſitzt zur Führung einen wirklichen Seemann."

„In der That, wie das Alles zuſammengeht! — Seht doch," rief Iſidor, „er hat die Kloſterinſel paſſirt, und wendet ziemlich ſcharf in den Wind hinein!"

„Richtig," ſtimmte Dellwing bei, „obgleich Meiſter Jonas dadurch ein gutes Stück Weg verliert, ſo glaube ich doch, ſein Manöver zu verſtehen; er wird nachher wieder wenden, um alsdann voll vor dem Winde heranzuſchießen; wahrhaftig, er führt ſein Boot wie ein gutgeſchultes Pferd."

„Ich denke, Herr von Dellwing," meinte Iſidor,

wir erſparen ihm die Mühe des Einlaufens in unſeren kleinen Hafen; ich laſſe das große Ruderboot richten, und ſowie er das ſieht, wird er draußen liegen bleiben."

„Sehr dankbar."

Iſidor ging nach der Schiffhütte, den betreffenden Befehl zu geben, worauf Alexander Dellwing zur Frau des Hauſes trat, um ihr ſeinen Dank abzuſtatten, doch war Madame Sarah ſo freundlich, ihm die Verſicherung zu geben, daß im Buche ihrer Erkenntlichkeit noch ein bedeutender Saldo zu ſeinen Gunſten vorgetragen bleibe.

Joſeph nagte, ſeitwärts ſtehend, mit düſterem Blick an ſeinen Nägeln, denn es entging ſeiner Aufmerkſamkeit nicht, daß, als ſich der Gaſt hierauf der Gräfin Iſabella näherte, die ſchöne Frau einen tiefen Athemzug that, und eine flüchtige Röthe ihr Geſicht überflog, doch rief ſie dabei lachend: „Sie thun ja förmlich ſo, Herr Dellwing, als gälte es einen Abſchied für längere Zeit, wogegen ich hoffe, daß die unter ſo eigenthümlichen Umſtänden angebahnte Freundſchaft mit unſern Nachbarn auf Bucheneck zu einem dauernden Verkehr führt. Sagen Sie Herrn von Elmbach, es wäre liebenswürdig von ihm, wenn er mir Gelegenheit geben wollte, ihm meinen Dank perſönlich abzuſtatten, — — ich hoffe, er wird ſo freundlich ſein, und deßhalb wollen

wir keinen Abſchied nehmen, als höchſtens ein Zuwinken mit der Hand, wenn Sie an Bord ſind."

„Sehen Sie, jetzt wendet der Sturmvogel!" ſagte Joſeph, näher an die Beiden herantretend.

„Ja, er kommt nun voll vor dem Winde daher."

„Wie prächtig ſich ſeine Segel entfalten! Ganz das majeſtätiſche Bild eines Schwanes, der zornig, mit geſträubtem Gefieder, den ſtillen Teich, ſein Königreich, durchzieht."

„Und wie ſich das Waſſer weiß aufkräuſelt vor den Bugen!"

„Jetzt kommt der rothe Wimpel herab, und ich erkenne ſchon Meiſter Jonas, der ſich mit ſeinen Yachtkanonen zu ſchaffen macht."

„Gott der Gerechte, er wird doch nicht ſchießen," rief Madame Sarah, ſich ängſtlich die Ohren zuhaltend, — „meinſt Du, er ſchießt wirklich, mein Sohn Joſeph?"

„Ich glaube ſo, Mama, — ſehen Sie, dort quillt ſchon der weiße Rauch empor."

„Ach!" kreiſchte die alte Dame, als in der nächſten Sekunde der Knall des Geſchützes über die Seeflut heranrollte — dann ein zweiter, — dann ein dritter, während ſich an der Spitze des Hauptmaſtes die weißrothe Flagge entfaltete.

„Meiſter Jonas weiß, was er Ihrem gaſtlichen Hauſe ſchuldig iſt," ſagte Alexander Dellwing galant, „und hat mich noch ganz beſonders gebeten, ſeinen Dank dafür der verehrten Herrin auf Silberhaus zu Füßen zu legen."

„Hier iſt das Ruderboot," rief Iſidor, „ſo viel ich ſehe, bemerkt Ihr Steuermann unſere Abſicht, denn man beſchäftigt ſich auf dem Sturmvogel mit dem Anker."

Jetzt erklang auch von dorther der ſchrille Ton der Bootmannspfeife; das Schiff drehte unter einer graziöſen Wendung bei, dann wurden Gaffeln und Kehrſegel gereſft und der Anker raſſelte, kaum hundert Schritte vom Ufer entfernt, in die Tiefe, worauf das Boot mit einer leichten Schwankung ruhig liegen blieb.

„Alſo ohne Abſchied denn," ſagte Alexander Dellwing, worauf er die ihm dargereichte Hand der ſchönen Frau an ſeine Lippen führte und ſich mit der kleinen Klariſſa, ſowie der Kammerfrau der Gräfin in das Ruderboot begab.

„Bitte ſehr, Herr von Dellwing," rief ihm Madame Sarah nach, als das Boot ſchon einige Dutzend Ellen vom Ufer entfernt war, „laſſen Se nicht mehr ſchießen zur nochmaligen Begrüßung von Silberhaus, ich nehme das dankbar als genoſſen an."

Nebenſeiten der Kathedrale; namentlich die Südſeite, zumal das dortige Portal iſt von überraſchend prächtiger und edler Anordnung und wunderſchönen Detailformen. Das Innere aber iſt in der That prachtvoll und von majeſtätiſchen Verhältniſſen. Die Säulenbündel, die die Kuppelgewölbe tragen und die drei Schiffe von einander trennen, ſtehen auf hohen Piedeſtalen und die weite Stellung dieſer Stützpunkte verleiht dem mächtigen Raum etwas Luftiges und überaus Kühnes.

Von der früher auf derſelben Stelle geſtandenen alten Kathedrale iſt auf der Rückſeite des Aeußeren noch ein höchſt intereſſantes Stück des gothiſchen Unterbaus übrig geblieben, das eine ſehr günſtige Meinung von dieſem verſchwundenen Bau erweckt.

Ich hatte es über mich genommen, mit Don Ramiro unſer heutiges Mittagsmahl zu beſprechen. Auf die gelinden Vorwürfe die ich ihm wegen des geſtrigen Soupers machte, ſtellte er ſich anfänglich ganz verwundert, dann aber gerieth er in einen erkünſtelten ſehr furchtbaren Zorn hinein und verſicherte, es ſei ihm das bei vornehmen Herrſchaften mit ſeiner Köchin ſchon einigemal paſſirt, aber dießmal wolle er mit ſeinem Meſſer dabei ſtehen bleiben. Dabei patſchte er ſich auf den dicken Bauch, klappte die Zähne zuſammen, und wenn man nach ſeinem entſetzlichen Blick urtheilen wollte, ſo war die Köchin wegen eines einzigen verdorbenen Gerichtes in Gefahr, heute Abend ſchon eine Leiche zu ſein.

Nachdem der Wirth ſeine Capa maleriſch umgeworfen, mir an der Thür nochmals ſehr effektvoll zugegrinst, wobei er auf ſein Meſſer wies, ging er die nöthigen Befehle zu geben. Ich ſetzte mich ans Fenſter und blickte auf die Stadt hinaus, zuerſt aufwärts nach dem alten Schloſſe, dann vor mich in die Tiefe, wo ſich ein einſtens hübſch angelegter Garten jetzt in der maleriſchſten Unordnung befand; zerbrochene Steinbänke waren kaum noch ſichtbar vor wucherndem Gras und Brennneſſeln, kopfloſe Statuen ſahen eigenthümlich, faſt grauenhaft aus, da ſie wie im Todeskampfe Arme und Hände krampfhaft von ſich ſtreckten, denen Füllhorn und Bogen längſt entfallen war. Die Gartenbeete

Kurze Zeit nachher legten ſie bei dem Sturmvogel an, und hier wurde der junge Maler durch Meiſter Jonas mit einer vollkommen ſeemänniſchen Meldung empfangen, ſowie die Ruderer reich beſchenkt entlaſſen.

„Beſten Dank für Ihre Pünktlichkeit," ſagte er hierauf, „aus der ich zu meiner großen Freude erſehe, daß dem Sturmvogel geſtern Nacht nichts paſſirt iſt. — Iſt Alles wohl zu Hauſe?"

„Alles, und in beſter Ordnung, auch iſt die Erlaubniß zum Kreuzen gern gegeben worden."

„So wollen wir den Anker lichten und unter Segel gehen, bitte aber, keine Salutſchüſſe weiter, die Damen drüben haben ſich's verbeten."

Der alte Seemann brummte etwas in den Bart von feinem Gehör und Baumwolle in den Ohren, worauf er mit einem ungnädigen Blick auf die beiden mit an Bord Gekommenen fragte: „Sind das Reiſende für Bucheneck?"

„Nein, ich habe verſprochen, die Kloſterinſel anzulaufen und ſie dort auszuſetzen; haben wir dort einen guten Ankergrund oder können wir bei der Inſel anlegen?"

„Beides, aber wenn es Ihnen gleichgültig iſt, rathe ich, vom Ufer wegzubleiben, es ſind das wilde, ungaſtliche Inſulaner, wahre Menſchenfreſſer, und als ich

früher einmal mit einem unſerer Ruderboote dort aus Neugierde anlegte, hatte ich genug zu thun, um mir ihre tollen Hundebeſtien vom Halſe zu halten — Anker auf, meine Jungen, und hart Steuerbord, — es wird nicht gefeuert, herab mit den Gaffelſegeln — das Kehrſegel ſcharf angehalt — hart Steuerbord!"

„Hart Steuerbord iſt's."

„So, beliebt's Ihm endlich, ſein Maul aufzuthun — — ſchauen Sie, Herr," wandte er ſich an den jungen Maler, „ich hab' dieß Volk ſchon ziemlich gedrillt, wie Sie auch an den Manövern des Sturmvogels geſehen haben werden, aber es iſt dem am Steuer ſchwer beizubringen, mir im Augenblick das Kommandowort zurückzurufen, — Sie finden das unnöthig und komiſch — aber wartet nur, bis ich mir ein ordentliches Tauende zurecht gemacht habe! — Steuerbord, wenn's beliebt!"

„Steuerbord iſt's," klang es in lachendem Tone zurück.

„Daß Dich ein heilig Kreuz-Bramſtengen-Sakrement! — Die nehmen das Alles von der komiſchen Seite, da ſie nicht wiſſen, was von der richtig verſtandenen Bewegung des Steuerruders abhängt."

Alexander Dellwing hatte indeſſen den Kummer des alten Seemanns wenig beachtet, ſondern ſich an den

Spiegel des Schiffes begeben, ſich dort auf die Laufplanke geſchwungen und blickte nach dem Ufer, welches ſcheinbar zurückwich, erhob grüßend die Hand, da er dort ein helles Tuch in der Hand einer weißen Geſtalt flattern ſah, und blieb dann ſinnend ſtehen, die ganze Szenerie überſchauend, wie ſie nach und nach vor ſeine Augen trat; dort war das helle Herrſchaftshaus, rings von Grün umgeben, und hinter demſelben erhob ſich die Anhöhe, wo er heute Morgen ſo ſelige Augenblicke verlebt, — aber eigenthümlich erſchien es ihm dabei, daß er beinahe zufrieden war, nicht länger dort geblieben zu ſein, und dabei wußte er nicht, wie es kam, daß er ſich die Züge der reizenden Silberblüte kaum noch vergegenwärtigen konnte, auch nicht den eigenthümlich heißen Blick der Gräfin Iſabella, ſondern daß ihm immer und immer wieder erſchienen die kalten und ſtolzen Züge jener Dame im weiß und goldenen Nachen.

Dann trat er zu den beiden Mitreiſenden, die ſich auf der Bank vor dem großen Maſte niedergelaſſen, und von welcher Klariſſa mit leuchtenden Augen den eleganten Bewegungen des Schiffes folgte, während die Kammerfrau der Gräfin ſeitwärts gleichgültig in's Waſſer zu blicken ſchien.

Dellwing redete dieſe, nicht ohne Abſicht, mit einer freundlichen Begrüßung an, und wie ſie alsdann ant-

wortend zu ihm aufblickte, war es ihm mit einem Male klar, daß er die alte camera obscura aus dem Lager der Sonnenkinder vor sich habe.

Gern hätte er sie gefragt, sah aber wohl ein, daß dieß in Gegenwart des jungen Mädchens nicht anginge, und begnügte sich deßhalb, ihr in bezeichnendem Tone zu sagen, er freue sich, sie hier auf dem Schiffe wieder zu sehen.

Die Brise hatte aufgefrischt und Meister Jonas, der mit heiterer Miene die strammer werdenden Taue prüfte, zeigte auf dunklere Stellen luvwärts vom Boote, indem er bemerkte, daß von dorther noch eine anständige Mütze voll Wind zu erwarten sei.

„Macht es Ihnen Vergnügen, Fräulein Klarissa, so mit uns zu segeln?" sagte Alexander, sich an der Seite des jungen Mädchens niederlassend.

„O, ich bin entzückt davon," gab sie zur Antwort, während sie ihre feinen Finger in einander flocht und zwischen den Knieen zusammenpreßte, „es geht Alles so ruhig, so schön und still, ich möchte sagen so majestätisch, daß ich beinahe bedaure, so bald zur Klosterinsel zu kommen."

„Aber dort erwartet Sie Ihre Freundin."

„Ach ja, meine liebe Sonne!"

„Welch' eigenthümlicher Name! Ich wunderte mich

heute Morgen ſchon darüber, als ich Sie denſelben zum erſten Male ausſprechen hörte."

„Nicht wahr — aber er paßt für die Sonne und es freut mich, daß ich es eigentlich durchgeſetzt habe, daß ſie nun von faſt Allen ſo genannt wird."

„Aber ſagen Sie mir, Fräulein Klariſſa, auf welche Art kann der Name der Sonne, — unſerer Sonne da oben nämlich, für ein junges Mädchen paſſend ſein? Denn Ihre Freundin iſt doch ein junges Mädchen, ſo viel ich gehört?"

„O ja, etwas älter wie ich — aber ſehen Sie" — meinte Klariſſa mit einem eigenthümlichen Lächeln, „ich möchte Ihnen das gerne erklären, wenn ich dazu im Stande wäre."

„Verſuchen Sie es einmal."

„Wenn nämlich — wenn man ſich vorſtellen könnte, die Sonne — jetzt meine ich auch die da droben — könnte es mit Einem Male möglich machen, unter uns als eine menſchliche Geſtalt herumzuwandeln, und wäre dazu noch ſehr, ſehr jung, ſo könnte ich mir nicht anders denken, als ſie müßte ausſehen, wie meine Sonne."

„Vorausgeſetzt, die Liebe zu Ihrer Freundin läßt das Bild derſelben nicht total anders erſcheinen, ſo muß das ja ein ganz eigenthümliches Weſen ſein."

„Das iſt ſie auch, und wenn ſie mich anſieht, ſo

fühle ich es vor Freude ſo, als wenn mich an einem kalten Tage plötzlich die Sonne warm beſchiene — ſie heißt eigentlich Suſanne, und ſie haben ſchon oft verſucht, dieſen ſchönen Namen — wie ſoll ich mich doch ausdrücken — anders zu ſagen, wie Sanne oder Sannchen, was doch Beides abſcheulich klingt, nicht wahr?"

„Allerdings, und deßhalb legten Sie ihr den Namen Sonne bei?"

„Nein, nicht nur deßhalb, ſondern weil ſie auch wie die Sonne ausſieht, wenigſtens für mich, und ſelbſt die ernſte Frau von Berla, ihre Mama, lächelt ſo ſonderbar, wenn ſie ſie ruft und alsdann ſagt: ‚Komm' her, Sonne!'"

„Schade, daß man wahrſcheinlich Ihre Freundin nicht zu ſehen bekommt!"

„Wenn ſie wüßte, daß ich mit dieſem großen Schiffe komme, ſo würde ſie gewiß mit Hektor und Achill am Ufer erſcheinen."

„Wer ſind denn Hektor und Achill?"

„O, ihre beiden großen, ſchneeweißen Hunde, mächtige Thiere; ſie haben Menſchenverſtand, wenigſtens errathen ſie das, was ihnen Sonne ſagen will, an deren Blicken; ich möchte Niemand rathen, davon laufen zu wollen, wenn ſie vor Jemand hinſtehen und ihn knurrend anſchauen."

Während Alexander Dellwing so mit dem jungen Mädchen plauderte und sich dabei über den heiteren Glanz freute, welcher im Gegensatz zu gestern auf ihren scharfen, leicht beweglichen Zügen lag, bemerkte man die Klosterinsel ziemlich deutlich vor sich, und konnte die Felsbänke unterscheiden, welche wie ein natürliches Bollwerk fast auf allen Seiten ihre Ufer bildeten.

Meister Jonas stand neben Joseph, der sich in das Amt eines Steuermanns schon trefflich hineingefunden, während einer der Stallbuben als Schiffsjungen angenommen worden war, sich mit der Hand an den Wanten hielt, dabei den Reden des alten Seemanns, unbemerkt von diesem, mehr zulauschte, als sich um das Erlernen der Steuerführung zu bekümmern, wozu er angewiesen worden war.

„Ich habe die Insel da schon rings umkreist, und das ziemlich nah auf einem unserer Nachen, ohne je bemerken zu können, daß sie da drinnen Boote hätten, oder wie sie mit denselben herauskommen. Anfangs dachte ich, sie hingen droben an Krahnbalken und würden nach Bedürfniß hinabgelassen, aber es ist anders und ich laß es mir nicht nehmen, es ist irgend eine Unheimlichkeit mit im Spiele. Es schneidet eine schmale Bucht in die Insel hinein, und soll im Mittelpunkt derselben früher, als die Klosterherren dort hausten,

einen schönen Fischteich abgegeben haben, aber die Einfahrt dazu ist jetzt durch eine quer durchgesprengte Felsbank selbst für die kleinsten Nachen gesperrt, und doch sah ich sie sogar mit einem größeren Ruderboote mitten aus dem Gestein herauskommen, war aber dabei überzeugt, daß das nicht mit rechten Dingen zugeht, — wißt Ihr, solch' kleine, einsame, ohne Verkehr daliegende Inseln haben auch im großen Weltmeer häufig etwas Unheimliches, Gespensterhaftes, solche Felsenufer erscheinen Euch mitten im Kurs eines Schiffes, wenn dasselbe vielleicht schon etwas leck und schadhaft vor dem Sturme daherschießt; ehe man sich's versieht, sitzt man auf, die Planken bersten auseinander, und nachdem Alles ersoffen ist, haben sich die gespenstigen Gestalten, die eine solche Insel nächtlicherweise durchziehen, auf entsetzliche Art vermehrt, — ein wenig Backbord, Mann!"

„Backbord ist's, Herr Jonas."

„Gut — — besser noch als jene Geisterkolonieen sind Menschenfresser, unter denen ich schon ganz anständige, gebildete und unterwürfige Leute gefunden habe, wenn man nämlich in starker Ueberzahl über sie herkommt."

„Ach, Herr Jonas, dort auf der Klosterinsel sind aber weder Menschenfresser noch Gespenster."

„Das Letztere möchte ich nicht unbedingt behaupten und es könnte wohl ſein, daß die rieſenhaften, weißen Hunde, die ſie haben, eigentlich nichts anderes ſind, als unglückliche verwunſchene Seefahrer — was ich geſehen, laß ich mir nicht abſtreiten."

„Und was habt Ihr denn geſehen, Herr Jonas?"

„Wenn Ihr Euer Steuer noch ein wenig mehr Backbord halten wolltet, und ſcharf gegen den mächtigen Baum anhalten, der dort an der Spitze des Ufers ſteht, ſo will ich es Euch erzählen.

„Ich hatte einmal weit drüben am andern Ufer, wo die prachtvollen Hechte ſtehen, ganz allein gefiſcht und ruderte nun, als es ſchon vollſtändig dunkel geworden, gen Radfelden, um dort einen Trunk zu thun, ehe ich über den See nach Hauſe fuhr, ſo daß es ſchon tiefe Nacht, aber bei hellem Mondſchein war, als ich gegen die Kloſterinſel kam; da ſah ich, ziemlich weit vom Ufer entfernt, zwei weiße Geſtalten, die in den Wellen umherrollten, und dachte ſchon an die verdammten Hundebeſtien, was indeſſen kein angenehmer Gedanke war, denn ich ſah ſchon, wie ſie gerade auf mich zukamen. Nun hatte ich allerdings einen ordentlichen Bootshaken bei mir und wußte wohl, wie man im Waſſer mit ſolchem Geſindel, Eisbären und dergleichen Zeug, umzugehen pflegt, erkannte auch ſchon die mächtigen Glieder

und großen Schnauzen der Thiere; da richtete sich auf einmal das eine derselben wie ein Mensch in die Höhe und rief mit einer leisen, fast wehmüthig klingenden Stimme: ‚Was für ein Boot ist das?‘ worauf ich indessen statt aller Antwort nach meinem Amulet griff und den Anker auf meinem linken Arm küßte, was ungefähr gleichbedeutend ist, als wenn sich andere gläubige Christen bekreuzen und ‚gelobt Herr Jesus Christus‘ sagen. Es that auch dieselbe Wirkung, denn die beiden weißen Dinger lachten laut auf, überpurzelten sich, und als sie in die Nähe des Ufers kamen, hörte ich sie so toll und rasend bellen, daß mir die Haare zu Berge standen, und ich mich in's Zeug legte, um davon zu kommen, daß sich die Riemen wie Stahlfedern bogen.“

In diesem Augenblick rief Alexander Dellwing herüber: „Das Fräulein meint, wir sollen noch ein wenig mehr gegen rechts halten, da die Untiefe auf der linken Seite noch viel weiter in den See hinausrage, als es das Schilf anzeige.“

„Weiß schon,“ brummte der alte Seefahrer, „will Denen aber auf der Insel zeigen, wenn zufällig Jemand herüberschaut, daß der Sturmvogel sein Fahrwasser genau kennt; ein wenig Backbord, dann aber festen Kurs gehalten, so behalten wir auf der Leeseite jedenfalls Wasser genug.“

waren kaum noch ſichtbar durch einige Einfaſſungſteine und ein paar wuchernde Blumenpflanzen, die ſich von Generation zu Generation fortgepflanzt und immer kümmerlicher geworden waren. Auch ein ehemaliger Springbrunnen befand ſich hier unten, aber ſein Waſſer war verſiegen gegangen und die marmorne Schale wurde zum Kehrichtfaß benutzt. Das einzige Freundliche und Angenehme in dieſer verwahrlosten Umgebung war ein lebendiges Reh, das unten vor meinem Fenſter angebunden war und welches dankbar die Stückchen Brod aufſuchte und fraß, welche ich ihm hinunter warf, wobei es mich ſo lieb und ehrlich mit ſeinen großen glänzenden Augen anſah.

Unſer heutiges Mittageſſen war inſoweit beſſer, als wir keine ſtinkende Fiſchſuppe hatten, auch wagte Niemand eine tadelnde Bemerkung laut werden zu laſſen, da Don Ramiro mit ſo furchtbarem Blicke ab- und zuging, daß wir nicht anders erwarten konnten, als daß die geringſte Klage unſererſeits einen ſchrecklichen Mord nach ſich ziehen würde.

Auf der Poſt hatten wir die Plätze nach Granada vormerken laſſen, und da wir von hier aus die Erſten waren, ſo konnten wir hoffen befördert zu werden, wenn nicht, wie das häufig vorkam, der Eilwagen vollkommen beſetzt war; dann blieb uns nur übrig, zu warten oder weiter zu reiten. — Dießmal aber hatten wir Glück, denn ſchon um halb Zwei wurden wir vom Mozo des Hauſes mit der freundlichen Botſchaft geweckt, die Diligence von Baylen ſei angekommen und habe drei außerordentlich ſchöne Plätze für uns. Schnell waren wir reiſefertig, hatten aber noch einen ſehr ergötzlichen Zwiſchenfall mit Don Ramiro, der uns mit der Verſicherung, er habe uns als Freunde behandelt, eine ſo unverſchämte Rechnung übergab, daß wir laut lachen mußten. Ich ſtrich ihm einfach über ein Drittel herunter und zählte ihm das Geld auf, das er anfänglich ſchwur, nicht nehmen zu wollen: „Entweder die ganze gerechte Summe oder gar nichts," ſagte er. Als ich mich aber anſchickte, ihm im Letzteren ſeinen Willen zu thun, zog

Hierauf machte er ein paar Schritte gegen den Maſt und fragte dann, die Hand grüßend an ſeinen Hut legend: „Ob es erlaubt ſei, ein paar Salutſchüſſe abzufeuern, da man denen drüben doch zeigen müſſe, daß was Rechtes heranſegle.“

„Wenn es dem Fräulein nicht unangenehm iſt — und auch Ihnen nicht,“ wandte ſich Dellwing gegen die Kammerfrau, „ſo habe ich nichts dagegen.“

„O, mich freut das,“ rief Klariſſa, „und meine liebe Sonne wird es hören.“

„Aufgepaßt da vorn, und daß ihr mir mit dem dritten Schuß zur richtigen Zeit fertig werdet und genau mein Signal befolgt — ſcharf Steuerbord da hinten!“

„Scharf Steuerbord iſt's.“

Meiſter Jonas eilte zu Joſeph zurück, um die Führung der Segel zu übernehmen.

„Steuerbord!“

Der Sturmvogel wendete leicht und zierlich, und als ſein Bugſpriet, ſowie die beiden Yachtkanonen genau gegen die Inſel gerichtet ſtanden, wurden Gaffel- und Kehrſegel gekillt, ſo daß das Boot, in ſeinem Laufe innehaltend, nach wenig Augenblicken keine andere Bewegung mehr machte, als daß es ſich anmuthig, aber faſt unmerklich auf den Wellen ſchaukelte.

Dann ſchrillte die Bootmannspfeife, die drei Salutſchüſſe krachten in regelmäßigen Pauſen und wurden von den Felswänden des Ufers in einem weithinſchallenden Echo donnernd wiederholt.

Der Sturmvogel lag von der Inſel kaum fünfzig Fuß entfernt, ſo nahe war Meiſter Jonas abſichtlich herangelaufen, um Denen zu zeigen, wie er ſagte, daß man durchaus keinen Reſpekt vor ihrem Felſenufer habe, auch hatte er das Schiff auf die oben beſchriebene Art ſo beigedreht, die Nachtkanonen gerichtet, wie man es wohl an einer feindlichen Küſte zu machen pflegt, indem man dem Feinde ſeine Zähne zeigt und dabei möglichſt wenig Zielpunkt bietet. Ja, Meiſter Jonas hatte ſich ſo in die Lage eines Angreifers gedacht, daß er ſeinen Stutzſäbel, den er bei Seefahrten nie von ſich ließ, ein wenig in der Scheide lockerte und dann, das Sprachrohr in der Hand, auf den Vorderſteven ſprang, als er einen Mann bemerkte, der hoch auf dem Uferrande ſtand und mit einem ähnlichen Inſtrumente, wie Meiſter Jonas bewaffnet, laut ſchallend herüberrief: „Was iſt das für ein Schiff, und was will es?“

Vernünftigerweiſe hätte nun die Antwort lauten müſſen: „Segelboot Sturmvogel, kommt von Am-Felſen mit Paſſagieren von Silberhaus,“ doch hatte ſich Meiſter Jonas ſo in ſeine glorreiche Vergangenheit zurückverſetzt,

daß er durch's Sprachrohr brüllte: „Seiner Majestät Korvette Sturmvogel von vierundzwanzig Kanonen."

„Aber Meister Jonas, was sind das für Geschichten?"

„Bitte um Entschuldigung, nur eine kleine Vergeßlichkeit, kam mir, ohne es zu wollen, in den Mund — habe damals nie Passagiere geführt."

„Erlauben Sie mir," rief das kleine Mädchen mit lebhaften Mienen und leuchtenden Augen, — die Schiffsmanöver und das Schießen hatte sie aufgeregt — „daß ich selbst meinen Namen hinüberrufe, o, ich weiß mit dem Sprachrohr umzugehen!" Dann nahm sie es aus der Hand Dellwing's, setzte es an die Lippen und rief hinüber: Es ist „Klarissa — Klarissa—a—a—a!"

Darauf verschwand der Mann am Ufer plötzlich, und als das junge Mädchen mit Dellwing auf dem Vordersteven stehend einige Minuten erwartungsvoll gegen das Ufer geblickt, zeigte sich mit einem Male von der kleinen Bucht her, die sich in's Innere der Insel verlor, etwas so Eigenthümliches, daß der junge Maler mit ungetheiltem Interesse dorthin starrte.

Zwischen den Felsen hervor schoß ein leichtes, schmales Boot, von einem hintensitzenden Manne, anscheinend derselbe, der vorhin oben auf dem Uferrand stand, gerudert und gelenkt, während vorn an der Spitze eine Mädchengestalt aufrecht stand, einen kleinen Bootshaken

in der Hand, auf den sie sich stützte, und zu beiden Seiten des Bootes schwammen ein paar schneeweiße, riesige Hunde.

Meister Jonas warf einen bedeutsamen Blick auf Joseph, und als nun Klarissa jubelnd ausrief: „Sonne, Sonne — meine liebe Sonne! ich bin es!" flüsterte er: „Paßt nur auf, wie das noch abgehen wird, da haben wir schon die verwunschenen Hunde, von denen ich Euch erzählt, und daß es doch wohl nichts Unchristlicheres gibt, als den Namen Sonne für ein sterbliches Frauenzimmer, wird mir Niemand abstreiten wollen."

Auch Alexander Tellwing fühlte sich eigenthümlich bewegt, aber nicht, weil ihm der Name unpassend erschienen wäre, im Gegentheil, weil er jetzt mit einem Male nicht anders konnte, als in die ihm früher so kindisch erschienene Idee Klarissens, das Bild einer verkörperten Sonne betreffend, einzugehen, wenn ein solches Bild überhaupt möglicherweise anzuwenden war.

Er hatte nie etwas Anmuthigeres und Lieblicheres gesehen, als die Erscheinung, welche da fast bewegungslos über die glatte Flut auf ihn zuschwebte, und je näher sie kam, um so reizender, unaussprechlich, mädchenhaft zart und doch wieder beinahe majestätisch entwickelte sich das wundervolle Bild derselben. Das knapp anliegende, hoch bis an den stolzen Hals reichende Ober-

kleid mit den engen Aermeln zeigte Formen, wie man ſie an den klaſſiſchen Statuen des Alterthums bewundert, wozu auch wohl die Ruhe ihrer Haltung das Ihrige beitrug; es erſchien wie eines jener Marmorbilder, und von dem gleichen edlen Schnitt waren auch die Geſichtszüge, vielleicht etwas zu voll und rund, doch vergaß man das über dem unſagbar milden, freundlichen und anmuthigen Blick der hellbraunen Augen, auch erſchien die Kopfform dadurch ovaler, daß ihr Haupt ſchärfer hervortrat, aus dem Hintergrunde ihres langen, goldblonden Haares, das in üppiger Fülle frei bis weit über ihre Hüften herabwallte.

Jetzt rief ſie: „Wie freu' ich mich, Klariſſa, daß Du kommſt!" und auch der weiche, klingende Ton ihrer Stimme paßte zu der ganzen lieblichen Erſcheinung.

„Wenn das keine Seejungfer iſt," flüſterte Meiſter Jonas, nachdem er den Anker auf ſeinem linken Arm geküßt, „ſo hat es nie welche gegeben! Seht ihr wohl, daß ſie Schilfgras durch's Haar geflochten hat, und ich bin überzeugt, ihre Zähne ſind grün, ſollte ſie zu ſingen anfangen, ſo bitte ich euch, verſtopft die Ohren!"

Da lag ſchon der Nachen dicht am Bord des Sturmvogels, und ehe Sonne — wir möchten ſie ihrer Erſcheinung nach wahrlich mit keinem andern Namen benennen — mit ihrem Bootshaken eine der Wanten er-

faßte, ſcheuchte ſie zu beiden Seiten die weißen Hunde zurück, die ſich dumpf knurrend ein wenig im Waſſer aufgerichtet hatten. Der Mann am Steuer drückte den Nachen feſt an den Bug des Segelbootes, und ſo konnte Klariſſa und die Kammerfrau unter Beihülfe Dellwing's, ohne irgend welche Schwankungen des leichten Fahrzeuges zu verurſachen, hinüberſteigen. Ehe dieſes abſtieß, nannte Klariſſa mit einem Blick auf ihre Freundin den Namen Dellwing's und dankte für die raſche und angenehme Ueberfahrt, worauf Sonne, freundlich grüßend, ihr Haupt verneigte und dann ihren Nachen vom Bord des Sturmvogels abſtieß.

Dahin fuhren ſie nun und Alexander Dellwing blickte ihnen ſinnend nach, wie man eine liebliche Traumerſcheinung, die im Begriff iſt, davon zu flattern, feſtzuhalten ſich bemüht. Die beiden jungen Mädchen ſaßen neben einander auf der vorderen Bank des Bootes, Sonne etwas gegen ihre Freundin gewandt, wodurch ihr langes, goldenes Haar über den Rand des Schiffleins herabhing und beinahe den Waſſerſpiegel berührte, was wohl die beiden weißen Hunde veranlaßt haben mochte, jetzt zuſammen und dicht an dem Fahrzeuge zu ſchwimmen, wobei ſie zuweilen ihre Köpfe erhoben, um das lang herabwallende Haar zu berühren.

„Das wäre auch einmal gut abgelaufen," meinte

Meiſter Jonas, indem er das Steuer ſcharf abbrehte und ſo dem ſtärker gewordenen Winde geſtattete, voll in die nun leewärts flatternden Segel zu drücken; da auch von der Kloſterinſel ab der Kurs nach Buchneck mehr öſtlich ging, der Wind ſich aber etwas nach Süden gedreht hatte, ſo glitt der Sturmvogel unter vollem Segeldrucke, etwas kokett gegen das Waſſer geneigt, durch die dunkelblaue Flut mit einer Geſchwindigkeit, wie Meiſter Jonas ſchmunzelnd meinte, von wenigſtens ſechzehn Knoten.

Fünfzehntes Kapitel.

Vergangenes — noch einmal.

In verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit befand sich der Sturmvogel auf der Höhe von Bucheneck, wo Meister Jonas nach eingeholter Erlaubniß seine drei Salutschüsse that, dann das vordere Gaffelsegel, sowie die beiden Topsegel reffen ließ, wobei er immerhin noch Tuch genug führte, um mit Anstand, ja sogar majestätisch in den Hafen einzulaufen. Er hätte das allerdings lieber mit vollen Segeln gethan, doch traute er seinen neugepreßten Matrosen noch nicht recht, und würde lieber in's Wasser gesprungen sein, als im Hafen und vielleicht vor den Augen des gnädigen Herrn selbst irgend ein Mißgeschick zu erleben; auch folgte der Sturmvogel, so lenksam er auch im Allgemeinen war, doch bei scharfen Wendungen besser, wenn nur das große Gaffelsegel, sowie Fock und Klüver gestellt waren,

und war alsdann auch in wunderbar kurzer Zeit auf ſeinem Ankerplatz zum Stehen zu bringen.

Daß der alte Seemann dabei die Wendung um die Hafenbucht ſo kurz als möglich nahm, verſteht ſich von ſelbſt, und ſchmeichelt es ſeiner Eitelkeit nicht wenig, als nun, wie der Sturmvogel ſo plötzlich auf dem ſtillen Waſſer beidrehend in das Hafenbaſſin hereinſchoß, ihm die Leute auf der Salutirbatterie ein lautes Hurrah entgegen riefen und ihre Hüte ſchwenkten.

Dann erſchallte ſchrill ſeine Bootmannspfeife, der Anker ſchoß in die Tiefe, das Schiff drehte ſich, wobei ſeine Segeltücher ſchwapperten, bis ſie von den emſigen Händen der Schiffsmannſchaft in erſtaunlich kurzer Zeit gereffſt worden waren, und als hierauf einer der am Ufer befindlichen Leute den kleinen Nachen herbei gerudert hatte, trat Meiſter Jonas vor Herrn Dellwing mit der Meldung, daß Alles zum Ausſchiffen bereit ſei.

Der junge Maler verließ den Sturmvogel, während er nicht unterließ, dem alten Seefahrer für die gute Führung freundlich zu danken, und als er hierauf durch den Garten dem Schloſſe zuſchritt, konnte er ſich des ſeltſamen Eindruckes nicht erwehren, als ſei er ſchon wochen-, ja monatelang von hier entfernt geweſen, ſo mächtig hatten die Bilder des letzten Tages auf ſein empfängliches Gemüth gewirkt.

Dagobert empfing ihn auf der Terraſſe des Parterreſtockes mit einer viel heitereren Miene, als er bis jetzt an ihm zu ſehen gewohnt war, und es ſchlug eine gewiſſe Feierlichkeit durch, mit welcher er den Gaſt in den kleinen Salon zu ebener Erde führte, wo er ihm einen Brief mit einem großen Dienſtſiegel ſowie ein kleines Etui mit einer förmlichen Verbeugung überreichte und dann von Herzen gratulirte, indem er hinzufügte: „Ich las es geſtern Nacht ſchon in den Zeitungen, daß Dein großes Bild auf der Ausſtellung prämiirt worden iſt und man Dich mit dem Orden ausgezeichnet."

Es flog allerdings ein leuchtender Strahl bei Vernehmung dieſer Worte über das Geſicht des jungen Malers, auch öffnete er raſch das Etui, um während einiger Augenblicke das kleine weiße, emaillirte Kreuz wohlgefällig zu betrachten; doch drückte er gleich darauf den Deckel wieder zu, legte es raſch auf den Tiſch, indem er mit einem leichten Seufzer ſagte — „das Ziel manch' heißer Wünſche erreicht, vielleicht auf Koſten Anderer, denn es gibt doch beſſere Bilder als das meinige! — vielleicht dekorirt worden, weil irgend Jemand der Preisrichter oder ein doch Höherer eine Phyſiognomie in meinem Bilde fand, die ihn bekannt und freundlich anſprach! — Vielleicht auch, weil mein Name zuerſt aus dem Becher ſprang, in den er mit einem

er andere Saiten auf, d. h. er ſtrich ſein Geld ein und verlies uns mit einem ſehr ſteifen Kopfnicken.

Ueber unſere Plätze im Eilwagen hatten wir uns nicht zu beklagen; alle drei waren im Interieur, doch machte mir der Mayoral Hoffnung auf einen Platz im Coupé von Campillo de arenas an, den ich auch alsdann richtig erhielt, und mich nun vorn in dem breiten Wagen allein mit einem Geiſtlichen befand, und was das Sitzen anbelangte, auf's Allerbehaglichſte verſorgt war. Mit dem Fahren und dem Wege dagegen hatten wir wieder das alte ſpaniſche Elend; die gute Straße von Baylen nach Jaen hörte hier ſogleich auf, und des Rüttelns und Stoßens, des Hin- und Herwankens und der ewigen Ausſicht, umgeworfen zu werden, war kein Ende. Dabei gab mir der Mayoral faſt auf jeder Station die untröſtliche Verſicherung, es komme immer ſchlimmer. Und wahrlich, der Mann hatte Recht. Von einer ſolchen Fahrt kann man einem deutſchen Gemüthe, das nichts ähnliches gefühlt, keinen Begriff machen. Am tollſten wurde es, als wir Nachmittags höhere Berge zu paſſiren hatten; hier war die Straße durch herabſtürzende Bergwaſſer oft ſo ausgewaſchen, daß bald die Räder auf der rechten, bald auf der linken Seite in ſchuhtiefe Löcher einſanken, wobei ſich der Wagen krachend neigte und erſt in geraumer Zeit wieder aufzurichten im Stande war. Ich möchte faſt behaupten, bei dieſen grundloſen Straßen iſt das tolle Jagen der ſpaniſchen Poſtillone eine Nothwendigkeit; der Wagen, der von einem Loch in das andere geriſſen wird, kommt nicht zur-Beſinnung und hat keine Zeit umzuwerfen, denn kaum macht er hiezu einmal ernſtliche Anſtalten, ſo hetzen Mayoral, Zagal und Delantero mit Geſchrei und Peitſchenhieben die Zugthiere, daß ſie in tollem Jagen die ſtürzende Diligence wieder aus den Untiefen aufs feſte Land reißen.

Zum Ueberfluſſe und für uns vornen im Coupé zu ſehr unangenehmer Anſicht hatten wir von Cortijo de Andar eine andere ſchwerbepackte und lang beſpannte Diligence vor uns, deren wahrhaft erſchreckende Sprünge die ſteilen Berge hinab, ſowie das ver-

Dutzend anderer Konkurrenten zur Auswürflung gethan wurde."

„Pah, Alexander, Du brauchst solchen Maßstab nicht an Dein schönes Bild zu legen; ich sagte es Dir voraus, daß es prämiirt werden würde."

„Aber nicht auf solche Art hätte ich gewünscht — wenn es nämlich anders sein könnte in dieser Welt! — —. prämiirt zu werden, wie in jenen alten Zeiten, mußte etwas wunderbar Beseligendes sein: den Lorbeerkranz empfangen aus den Händen einer edlen Frau, zu der man mit scheuer Ehrfurcht aufblickte. Ah, gewiß ein Ziel auf's Innigste zu wünschen, während ich nun durch diesen rothen Bändel eingetreten bin in die Legion Derer, die ihn durch Verdienste großer und kleiner Art, durch Heuchelei und Schmeichelei, durch Protektion irgend eines albernen Weibes oder sonst einer hohen Person erhalten! — Wahrhaftig, ich hätte Lust, ihn zurückzugeben, wenn ich — um es Dir ehrlich zu sagen, nicht eben so lächerlich wäre, als tausend Andere, um das rothe Band in meinem Knopfloch ein paar Tage lang von oben herab mit einigem Wohlgefallen zu beäugeln; aber darum Räuber und Mörder," sagte er lachend, „'s ist eigentlich fürchterlich, darum auf ewig verstoßen zu sein aus der Reihe jener braven Leute mit keuschen Knopflöchern."

„Du biſt in einer ſeltſamen Laune.“

„Vielleicht in einer ſehr ungerechten, denn ich bin ſtolz genug, um mir zu ſagen, daß dieſer Orden nicht ohne einiges Verdienſt verliehen wurde; Du wirſt aber das Räthſel meiner Laune einigermaßen verſtändlich finden, wenn ich Dir erzähle, daß ich drüben auf einer Beſitzung mit dem wohlklingenden Namen Silberhaus war, daß ich dort die Bekanntſchaft eines berühmten Malers gemacht, deſſen Knopfloch, ohne daß er als Künſtler je etwas geleiſtet, ordentlich wie ein Bandladen ausſah.“

„Ah, Du meinſt den Profeſſor Schnelling?“

„Kennſt Du ihn?“

„Wer ſollte ihn nicht kennen, aber Du biſt ungerecht gegen den Mann! Was hat er ſich für Mühe gegeben, das erſte Bändel zu erhaſchen, Wunder genug, daß ſein Rücken dabei nicht wund geworden iſt.“

„Aber wie hat er den endlich erlangt, ohne je etwas dafür geleiſtet zu haben? Gibt er doch ſelbſt zu, daß er nie ein Bild, nie eine Zeichnung veröffentlicht hat; ſpricht er doch über Kunſt, daß einem die Haare zu Berge ſtehen.“

„Hat es aber verſtanden, gerade durch ſeine wahnſinnigen Paradoxen, ſowie durch Unterſtützung ſchreibender Freunde in den Ruf eines gewaltigen Kunſtkenners zu kommen, und war darauf ſo glücklich, die berühmte Bilder-

ſammlung irgend eines unberühmten Fürſten in Unordnung bringen zu dürfen, wobei er einen Tizian entdeckte, — das heißt, es war nur ein und nicht einmal vorzügliches Bild von Bonifazia Veneziano, für welches er mit Hülfe ſeiner eben erwähnten ſchreibenden Freunde durch Dick und Dünn ging, um ſchließlich mit dem Orden des Fürſten dekorirt zu werden. So fing er an, nicht wie heute Du, allerdings durch wirkliches Verdienſt, und wo einmal ein Lockvogel iſt, da ſitzt in Kurzem die ganze Stange voll, weßhalb ich Dir ſchon im Voraus zu mehreren gratulire. — Aber nun ſage mir, wie es Dir drüben gefallen hat und wer die geheimnißvolle weiße Frau am Steuer des kleinen Segelbotes geweſen iſt."

„Das iſt eine ganz eigenthümliche Geſchichte."

„Ah, Du nannteſt vorhin die Villa Silberhaus, alſo etwas wie ein Abenteuer angenehmer Art?"

„Kennſt Du die Silberfelds?"

„Im Allgemeinen, ja; jene weiße Dame war wohl die ſogenannte Gräfin Iſabella?"

„Warum die ſogenannte?"

„Weil ſie eigentlich Madame Silberfeld heißt."

„Richtig; was wirſt Du aber ſagen, wenn ich Dir mittheile, daß Gräfin Iſabella dieſelbe iſt, die ich Dir als Silberblüte neulich auf meiner Zeichnung wies."

„Darüber iſt nicht viel zu ſagen, da man Aehnliches von ihr gehört.“

„Obgleich ſie es mir durchaus nicht zugeſtand, bei jenem Künſtlerfeſte der Sonnenkinder geweſen zu ſein.“

„Begreiflicherweiſe, da ſie ihre Irrfahrten verheimlicht.“

„Weiß man Schlimmes von ihr?“

„Intereſſirſt Du Dich für ſie?“

— — — — „Bis vor Kurzem, ja, und glaube auch jetzt noch, ſie könnte mir unter Umſtänden gefährlich werden.“

„Was mich gar nicht Wunder nehmen ſollte nach dem, was ich über ſie erfahren.“

„Du kennſt ſie nicht?“

„Nein, ich ſah ſie nie, weiß aber, daß ſie eine Kokette gefährlichſter Art iſt; ſie iſt ſo ſchlimm, nicht ſchlimm zu ſein, und dadurch ſchlimmer, als wenn ſie ſchlimmer wäre.“

„Ah, ich verſtehe Deine Räthſelworte! Das könnte mich reizen! Alſo ein Kampf auf Leben und Tod!“

„Wie ſelbſt ihr Mann, der arme Silber[illegible]fahren haben ſoll.“

Alexander Dellwing ſchwieg einen Augenblick, während er ſinnend über den See blickte, dann ſagte er: „Für einen Einſiedler und gänzlich Abgeſchiedenen ſcheinſt

Du mir vortrefflich bewandert zu ſein in der Chronique scandaleuse des Sees, — — was weißt Du von den Bewohnern der Kloſterinſel?“

„So gut wie gar nichts und noch weniger etwas in der von Dir ſoeben angedeuteten Richtung. Alles, was ich weiß, iſt, daß dort eine Frau von Berla mit ihrer Tochter wohnt, wie kommſt Du aber auf die Kloſterinſel?“

„Ich nahm ein ganz junges Mädchen, eine Couſine der Madame Silberfeld, glaube ich, mit auf Dein Schiff und ſetzte ſie an der Kloſterinſel ab.“

„Die Beſitzerin derſelben,“ ſagte Dagobert in gleichgültigem Tone, „war ſchon dort, ehe ich hieher kam, und würde ich ihr einen nachbarlichen Beſuch gemacht haben, wenn ich dergleichen nicht überhaupt unterlaſſen hätte.“

„Wahrſcheinlich wäre es dort bei Deinem Verſuche geblieben, denn man ſagt, ſie nehme Beſuche höchſt ungerne oder eigentlich gar nicht an.“

„Und ſie hat vollkommen Recht, — — für mich beſteht der Reiz des Landlebens darin, daß man ſo zwang- und feſſellos bleibt wie möglich, und jeder große Kreis von Bekannten kann und wird nach und nach zu läſtigen Feſſeln werden, — es lebe die Einſamkeit!“

„So wird es Dir ordentlich wohl gethan haben, auch mich einmal einen ganzen Tag lang nicht zu ſehen?“

„Lächerlicher Kerl! Du ſtörſt ja meine Einſamkeit nicht, Du theilſt ſie nur brüderlich mit mir.“

Hierauf ging Dagobert ſeinen Geſchäften nach und der junge Maler betrat ſein Zimmer faſt mit den gleichen Gefühlen, wie vorhin das Land; es war ihm auch hier, als ſei er wochenlang abweſend geweſen, und wie ſein Blick auf die Zeichnung der ſchönen Indianerin fiel, erſchien ſie ihm wie ein Traum aus längſt vergangener Zeit und er wandte das Blatt langſam um.

Ihr Diner hielten die Beiden in dem uns wohlbekannten kleinen Eßzimmer und Meiſter Jonas ſervirte wie gewöhnlich; er mußte ſeinem Herrn wohl allerlei Seltſames und Merkwürdiges von der geſtrigen Fahrt erzählt haben, denn Dagobert ſagte lächelnd zu Alexander: „Du ſollteſt Dir Dein Tagebuch durch Meiſter Jonas ergänzen laſſen! Will er doch allerlei Ungeheuerlichkeiten, geſpenſtige Hunde und Seejungfern geſehen haben: wahrhaftig, er hat mir die Kloſterinſel wie das Eiland der Circe geſchildert, — was habt ihr denn da eigentlich erlebt?“

„Durchaus nichts Außergewöhnliches; Du kennſt ja Meiſter Jonas, hat er doch auch in dem kleinen Segelboote geſtern ein Geiſterſchiff zu erblicken geglaubt, — heute Morgen nun, da er in der Nähe der Kloſterinſel beilegte, kam ein Boot von dort herüber mit einem andern jungen Mädchen, um meinen kleinen Paſſagier ſowie die

ſie begleitende Kammerfrau abzuholen. Es war durchaus nichts Außerordentliches dabei, als daß zwei weiße Neufundländer der größten Raſſe den Nachen ſchwimmend begleiteten. Weißt Du aber, Dagobert," fuhr er fort, wie unabſichtlich das Geſprächsthema ändernd, „woran ich geſtern Abend, häufiger aber noch heute Morgen auf dem Sturmvogel gedacht."

„Nun, woran denn?"

„An etwas, worin Du in meiner Schuld geblieben biſt und deſſen Bezahlung ich dringend verlange — den Schluß Deiner Erzählung von geſtern."

„Und ſollſt ihn haben, mein Freund, aber nicht hier zwiſchen den Mauern des Hauſes, die mich beengen würden. — Ich habe ſatteln laſſen, und wenn es Dir recht iſt, machen wir einen Ritt in den Wald hinauf, ich weiß da eine heimliche Stelle, wo man durch nichts geſtört wird, nicht einmal durch den Anblick des leuchtenden Sees, dagegen aber in die richtige Stimmung verſetzt, durch eine düſtere, waſſerdurchrauſchte Felsſchlucht, in die man hinabblickt — komm'! — ich weiß nicht, ob ich morgen oder die nächſten Tage noch ſo zu Mittheilungen geneigt bin wie heute."

Eine Viertelſtunde ſpäter trabten ſie auf weichem Sandboden einen breiten Waldweg hinauf, den Alexander noch nicht kannte, dann durch ein ſtilles, anmuthiges,

etwas enges Thal, deſſen Höhen rechts und links mit mächtigen Buchen und Eichen beſtanden waren, und wo ſie ſich, am Rande eines murmelnden Baches dahin reitend, immer weiter vom See entfernten, dann einen ziemlich ſteil anſteigenden Weg nahmen, um den Platz zu erreichen, von welchem Dagobert vorhin geſprochen. Er war von hohen Fichten auf drei Seiten umgeben, und wo dieſelben einen Durchblick gewährten, bemerkte man das hügelige Terrain eines dichten Waldes; nur an einer Seite ging es jäh in eine Schlucht hinab, in welcher unten das Waſſer des vor Kurzem verlaſſenen Baches nach einem ſtarken Falle von der jenſeitigen Felſenwand brauste, brodelte und ſchäumte.

Nachdem ſie die Pferde an ein paar Bäume gebunden und ſich in's Moos gelagert hatten, ſagte Dagobert: „Blick' dort hinab und was ich Dir mit einfachen Worten erzähle, wird ſich Deine Phantaſie bei dem Rauſchen des Waſſers und beim Anblick jener wildzerriſſenen Felſen lebhafter und deutlicher ausmalen können, damit Du mein Leid vollſtändig begreifſt. — Es iſt an ſich eine ſehr ruhige Geſchichte, ungefähr ſo, wie wenn nächtlicher Weiſe lautloſes Herabgleiten mächtiger Schneemaſſen eine kleine Hütte bedeckt und begräbt, wo zwei Menſchen eben anfingen, recht glücklich zu ſein. — Wo blieb ich doch in meiner Erzählung ſtehen

gestern Nacht bei der Segelfahrt, — als wir unterbrochen wurden?"

„Auf dem Monte cenere hinter Bellinzona, als Du mit der englischen Familie gegen Lugano fuhrst, und als sich Margarethe an dem Arm ihres Vaters, ohne sich nach Dir umzusehen, entfernte."

„Ja, ganz richtig, ohne sich nach mir umzuschauen; ich danke Dir, daß Du das so gut behalten, — und diese Gleichgültigkeit ihrerseits hätte mich beinahe veranlaßt, von Lugano wieder umzukehren, doch that ich das nicht, wollte lieber den Versuch machen, ob ich nicht im Stande sei, die ganze Geschichte leicht zu vergessen. Deßhalb blieb ich auch länger in Italien, als ich anfänglich gedacht, und je mehr ich in Berichten aus der Heimat las von Frost und Regenwetter dorten, von grauen, nebligen Tagen, von verschneiten Wegen und zugefrorenen Flüssen und Seen, um so mehr zog ich gen Süden und befand mich gerade in dem paradiesisch schönen Garten der Villa Butera bei Palermo, als ich, unter einer leise rauschenden Palme sitzend, umströmt von dem Dufte der Orangenblüten, — mit welchen Gefühlen, kannst Du Dir wohl denken, — die Neuigkeit las, daß der Rhein bei Düsseldorf vollständig zugefroren sei, daß Lastwagen ihn passirten und daß sich dort Alt und Jung auf dem Eise vergnügten.

„Ehrlich geſtanden, war es aber nicht die Furcht vor einem deutſchen Winter, was mich ſo raſtlos gen Süden zog, ich traute mir ſelber nicht, denn anſtatt Margarethe zu vergeſſen, trat ihr Bild immer glänzender und verklärter ohne ihre kleinen Fehler und Schwächen vor meine Seele, und ich war überzeugt, ſowie ich erſt einmal den Rückweg antrat, würde ich auch Tag und Nacht durchfahren bis zur alten Kaiſerſtadt Aachen. Vielleicht daß es mir auch gelang, ſie zu vergeſſen, was am Ende, wie ich wohl fühlte, das Beſte geweſen wäre; meine Abweſenheit ſollte eine Art von Prüfung für mich ſein und dann erſt — wollte ich weiter ſehen.

„Es war ſchon Frühling geworden, als ich endlich in Aachen anlangte, nicht nur Frühling dem Kalender nach, wie leider ſo häufig, ehe die Herrſchaft des wirklichen beginnt, ſondern es war vollkommener Frühling in der weiten glücklichen Natur. Die Wieſen dufteten, Sträucher und Bäume hatten ſich in ihr entzückendes, jungfräuliches erſtes Grün gekleidet, die Lerche hob ſich ſchmetternd in die Luft, fern vom Walde her erſchallte das Kukukslied.

„Da fand ich ſie denn endlich nach einigem Suchen in einem kleinen hübſchen Häuschen, vor der Stadt gelegen, auf einer Anhöhe des wellenförmigen Terrains, das ſich nahe bei der Eiſenbahn gegen Verviers hinzieht; es lag unter Bäumen verſteckt und gewährte einen herr-

dächtige Schwanken uns beſtändig anzeigte, daß es uns an derſelben Stelle gerade ſo gehen würde. Wir nannten die Diligence vor uns nur den Probirwagen, und ſo lange dieſer nicht auf der Seite lag, hatten auch wir gute Hoffnung. Unſerem Mayoral diente er in der That auch als Wegweiſer, denn ein paarmal, wo der Vordere in tiefe Löcher einſank und auf Augenblicke ſtecken blieb, vermieden wir dieſe Stelle und kamen glücklich durch.

So erreichten wir Nachmittags gegen fünf Uhr die letzte Station vor Granada, und als der Mayoral vom Bocke ſtieg, gab er mir eine erfreulichere Antwort. „Sobald wir über den Höhenzug vor uns hinweg ſind," ſagte er, „haben wir nach Granada eine Straße glatt wie der Tiſch." — Alſo Ende gut, Alles gut. Das war in der That eine angenehme Ausſicht, und unſer Roſſelenker ſprach im Guten, wie im Schlimmen die Wahrheit. Mein Geiſtlicher im Wagen, mit dem ich mich ſo gut als möglich unterhielt — er verſtand keine andere Sprache als Spaniſch — entſetzte ſich bei der ganzen Fahrt über mein beſtändiges Cigarrenrauchen. „Schon wieder eine!" rief er mit komiſchem Entſetzen, ſo oft ich mein Etui aus der Taſche zog. „Jeſu Maria! Caballero, Ihr müßt ja in Eurem Innern austrocknen, wie ein Stein. Ich habe freilich auch einmal in meiner Jugend geraucht," ſetzte er hinzu, „aber vielleicht im ganzen Tag drei oder vier Cigarretten; das war Alles. — Oh! — oh! — oh!" Dabei ſah er mich mit komiſchem Ernſt von der Seite an. Uebrigens war er ſehr freundlich, erklärte mir von der Gegend, was ich wiſſen wollte, und als wir nur langſam die Anhöhe, von der ich vorhin ſprach, hinauffuhren, faltete er ſeine Hände und that ſehr bewegt, jetzt endlich ſein ſchönes Granada wieder zu ſehen.

Ich geſtehe es, daß auch mir ſeltſam, höchſt erwartungsvoll, ja feierlich zu Muthe war, faſt ebenſo wie damals, als ich vor langen Jahren mit meinem Beduinen durch einen dichten Olivenwald aufwärts ſprengte, einer kahlen Höhe zu, von der man Jeruſalem ſieht. Wie haben wir uns nicht, wenn auch in anderem Sinn, von früheſter Jugend an mit Granada beſchäftigt, Granada, dem letzten

lichen Blick auf die alte Reichsſtadt Aachen mit ihrem majeſtätiſchen Dome.

„Als ich leiſe und, ich kann Dich verſichern, Alexander, unter dem Einfluſſe eines eigenthümlichen Gefühls, ja faſt ängſtlich in das einfache, ſonnenbeglänzte, frühlingsgrüne Gärtchen trat mit den ſchmalen Kieswegen und den winzigen Gruppen voll Schneeglöckchen und Primeln, wo Alles ſo ruhig und ſtill war, während hoch an dem blauen Himmel weiße zierliche Wölkchen langſam dahin zogen, da war es mir gerade, als riefe eine innere Stimme: Fliehe, fliehe dieſen ſtillen Ort des Friedens, dem Du kein Glück bringen wirſt.

„Ja, ich hätte ungeſehen fliehen können, obgleich vor mir unter einem blühenden Syringenſtrauch, das Geſicht mir zugewendet, der alte Herr Falkner ſaß, ſeinen Plaid und ein Buch auf den Knieen, denn er ſchlief mit aufwärts gerichtetem Antlitz, beſchattet von den ſtark duftenden Blüten.

„Doch dachte ich durchaus nicht an's Fliehen, im nächſten Augenblicke war es auch ſchon zu ſpät, denn da trat Margarethe unter die Hausthür, ſah und erkannte mich und preßte, gewiß abſichts- und willenlos, die linke Hand gegen ihre Bruſt.

„Es gibt einfache Situationen, die uns unvergeßlich bleiben und entſcheidend ſind für unſer ganzes Leben, ſo

mir dieſer feierliche Augenblick des Wiederſehens, noch ganz beſonders feierlich dadurch, daß mit einem Male von der Stadt her der melodiſche Ton all' der großen und kleinen Kirchenglocken zu uns herüber klang, einen Feiertag einläutend, zugleich aber auf ſo ergreifende Art das Feſt unſeres Wiederſehens. Ich hätte weinen können, als ich Margarethens feucht glänzende Augen bemerkte und ein wahrhaftes Glück lächeln ſah um ihre leicht geöffneten Lippen. Da wußte ich es genau, daß ſie meiner in herzlicher Liebe gedacht, und ihre erſten, an ſich unbedeutenden Worte beſtätigten es mir.

„Dann folgten für uns Beide, oder vielmehr für uns Drei, glückſelige Stunden, denn auch der alte Herr grüßte mich als einen genauen, lieben Bekannten, ſprach ſogleich mit Begeiſterung von jener ihm unvergeßlichen Reiſe über den Gotthard und wie er für ſein ganzes übriges Leben davon zehren werde und glücklich ſei, wenn er an jenen Morgen gedächte, wo ich es ihm möglich gemacht, einen Blick zu thun in das Wunderland Italien. Daran knüpfte ich nun meine Erlebniſſe ſeit dem Augenblicke unſerer Trennung damals, erzählte auch, rückwärts gehend, die Art, wie ich mit der engliſchen Familie bekannt geworden, kam ſo auf meine geſellſchaftliche Stellung und machte kein Hehl daraus, daß dieſelbe eben ſo glänzend als vollkommen unabhängig

sei. War ich doch damals schon fest entschlossen, Margarethe nie mehr zu verlassen, und wenn ich nicht sogleich um ihre Hand anhielt, so that ich das nur in dem Gedanken, wie entzückend es sein müsse, nach und nach ihre Liebe zu mir erblühen und reifen zu sehen."

„Begreifst Du mich, Alexander?" fragte Dagobert, sich gegen seinen Freund wendend, — bis jetzt hatte er, während er erzählte, den tiefblauen Himmel betrachtet.

„Nachdem ich das Bild gesehen, begreife und verstehe ich Dich vollkommen."

„Doch hatte meine Zögerung," fuhr Dagobert nach einer kleinen Pause fort, „auch noch einen Hintergedanken. Du wirst nicht vergessen haben, wie ich Dir Margarethe geschildert — ihr Aeußeres hast Du ja im Bilde gesehen, wobei ich Dir nur noch versichern muß, daß der Maler ihr auch nicht im Geringsten geschmeichelt, und es wird genug sein, wenn ich noch hinzufüge, daß ihre Seele rein, fleckenlos, unberührt von jedem trüben Hauche war; ihr Herz voll großer und edler Empfindungen, ihr reicher Geist jeder Bildung fähig, dagegen ihre Erziehung durch die kleinlichen drückenden Verhältnisse, in denen sie bisher gelebt, so vernachlässigt wie möglich. Und diese mangelhafte Erziehung zu verbessern, ja zu einer vollendeten zu machen — dem Edelstein,

den ich gefunden, auch jeden möglichen äußeren Glanz zu verleihen, ſollte das Ziel meines Strebens ſein.

„Ich habe Dir noch nichts über ihre äußern Verhältniſſe geſagt und wie es kam, daß ihr Vater ſeiner ärmlichen Stellung als Dorfſchulmeiſter entriſſen und in den Stand geſetzt wurde, jetzt ein mehr als behagliches Leben zu führen. Man lieſt oft von den häufig fabelhaften Erbſchaften, welche jahrelang jenſeits des Ozeans Verſchollene ihren Familien zugewendet, und ein ſolches Glück war Herrn Falkner in der That zu Theil geworden. Ein älterer Bruder deſſelben, der vor Jahren ausgewandert war und von dem man nie etwas vernommen, hatte, da er kinderlos ſtarb, ſein großes Vermögen dem Bruder hinterlaſſen; doch fanden die Verwandten der Frau, ebenfalls einer Deutſchen, in dem Teſtamente irgend etwas, um auf den Rath eines ſcharfſinnigen Advokaten Anſprüche an einen Theil jenes Vormögens zu erheben, welche ihnen Herr Falkner in der Freude ſeines Herzens auf's Bereitwilligſte zugeſtanden hätte. Doch war es nur deſſen Rechtsfreund, der ihm das auf's Dringendſte widerrieth und ihm die Verſicherung gab, daß nie ein Prozeß günſtiger und mit der größten Ausſicht auf Erfolg zu führen ſei, warum ſich alſo einen Theil jenes Vermögens abdringen laſſen, und obendrein, da jene Verwandte ſehr vermög-

liche Leute ſeien; was er ſpäter, ſobald der Prozeß gewonnen ſei, freiwillig zu thun gedenke, ſtände ja ganz in ſeinem Ermeſſen.

„Das erzählte er mir eines Tages, legte mir auch die betreffenden Papiere vor, woraus ich, und ich muß Dir nur geſtehen, Alexander, mit einem ziemlich unbehaglichen Gefühle, erſah, daß ich in Margarethen eine reiche Erbin vor mir habe.

„Wer weiß, wenn ich das früher gewußt hätte, ob ich ſie je wieder aufgeſucht haben würde, doch hielt ich es nur um ſo mehr für meine Pflicht, Alles zu thun, um Margarethe zu veranlaſſen, ſich ſo zu vervollkommnen, daß ſie in jeder Beziehung eine glänzende Stellung im Leben einzunehmen berechtigt ſei.

„Es gab auch nicht leicht eine gelehrigere, fleißigere und unermüdlichere Schülerin, und ebenſowohl konnte man nicht leicht einen ſtrengeren, unnachſichtlicheren Aufſeher finden, als ich es in Betreff ihrer Lehrſtunden und Uebungen war. Daß ich ihr ſelbſt keinen Unterricht ertheilte, wenigſtens nicht in Sprachen und ſonſtigen nützlichen und gelehrten Dingen, brauche ich Dir wohl kaum zu ſagen, denn jeder Lehrer wird unwillkürlich zum Pedanten, und nichts iſt der Liebe gefährlicher, als Pedanterie.

„Das Einzige, was ich ſie lehrte, war etwas von der noblen Paſſion des Reitens, beſonders um Gelegen-

heit zu haben, ſie liebevoll auf ihre ſchrecklich vernachläſſigte Haltung aufmerkſam zu machen, und dabei kam es zuweilen vor, daß ich mich verpflichtet fühlte, ihr hie und da ein ernſtes Wort zu ſagen, worauf ſie ſich allerdings die unſäglichſte Mühe gab, aber nicht, ohne mich aus ihren großen, ſchönen Augen mit einem ſchmerzlichen Erſtaunen zu betrachten."

„Langweile ich Dich?" unterbrach ſich Dagobert mit raſcher Frage.

„O im Gegentheil, ich ſehe mit Deinen Augen, fühle und empfinde mit Dir, als wenn ich das Alles ſelbſt erlebt hätte."

„Dabei erſchien es mir höchſt eigenthümlich und im Anfang faſt unerklärlich, daß Margarethe, welche wahrhaft überraſchende Fortſchritte machte in fremden Sprachen, in Zeichnen und Muſik, die ſich für Geſchichte, Geographie und dergleichen in hohem Grade intereſſirte, ſo mangelhaft mit ihrer Mutterſprache zurecht kommen konnte und auch nicht einzuſehen ſchien, daß es für ihre zukünftige Stellung im Leben durchaus nothwendig ſei, mit dem Anſtand einer Weltdame zu erſcheinen. Da halfen weder die beſten Tanzlehrer, noch meine dringenden Ermahnungen, und wenn ſie ſich auch mir zu Liebe für Augenblicke zu einer ſtolz aufrechten Haltung zwang oder zu ruhig gemeſſenen Bewegungen, ſo warf ſie

doch gleich darauf dieſen Zwang, wie ſie ſagte, heiter lachend von ſich, und ich vermochte es ſelten, ernſt zu ſein, wenn ſie alsdann ihre Hand auf meinen Arm legte, mich mit den ſchönen treuen Augen anblickte und mit ihrer weichen Stimme ſchmeichelnd zu mir ſagte: ‚Nicht wahr, Du liebſt mich auch ohne dieſe Unnatürlichkeiten?‘

„Ja, ich liebte ſie, wie ich nie etwas geliebt, und beredete mich leicht, daß, wie ihre innere Bildung fortſchreite, ihre äußere trotz alle dem nicht zurückbleiben werde, und bedachte nicht, wie ſchwer es ſei, von Kindheit an eingewurzelte Fehler und Nachläſſigkeiten, die man nicht als ſolche anzuſehen vermag, abzulegen; ſchließlich dachte ich auch an die Einſamkeit meines Gutes hier am See, an ein ſeeliges, ſtilles Leben mit dieſem unvergleichlich guten und edlen Weſen, und hoffte dabei auf meine fortgeſetzten Bitten und Ermahnungen.“

„Gingſt Du nicht vielleicht auch zu weit in Deinen Anforderungen?“ fragte Alexander.

„Nein, indeſſen bin ich eben ſo gewiß, daß Du oder jeder Andere, ſelbſt mit der gleichen glühenden Liebe zu Margarethe, trübe, ſchmerzliche Augenblicke gehabt hätteſt bei dem Gedanken, nicht mehr von ihr laſſen zu können, nachdem Du erlebt, wie ſie in manchen

Dingen war und blieb. Es zerreißt mir heute noch das Herz, wenn ich Dir ihren grenzenloſen Hang zur Unordnung ſchildern muß, die Nachläſſigkeiten in ihrer Umgebung; ſelbſt in ihrem Anzuge, ja in ihrer Sprache. Für ſie hatte es durchaus nichts Störendes, mit dem eleganten, hellſeidenen Gewande, das ſie trug, wenn ſie an meiner Seite im Garten ſaß, trotz meines Widerſtrebens in die Küche zu eilen, um mir dort ein Lieblingsgericht ſelbſt zu bereiten, und war es ihr alsdann gleichgültig, wenn bei ihrer Zurückkunft nicht nur ihr Kleid, ſondern auch ihre feinen weißen Hände Spuren der rußigen Gegenſtände trugen, die ſie angefaßt, wobei Du es vielleicht begreiflich finden wirſt, Alexander, daß ich häufig alles das überſah und ſelig war in der Liebe und im Glück, die aus ihren Augen ſtrahlten.

„Aber es kamen auch Stunden des Alleinſeins, wo ich anders dachte, trübe, ſchmerzliche Stunden, wo mich nur die Hoffnung auf ihr edles Herz aufrecht erhielt und ich ihren häufig gegebenen, lieben Verſprechungen glaubte, daß das ja von ſelbſt Alles anders würde.

„So verflog Frühling, Sommer und Herbſt für mich raſch wie ein Augenblick; ich hatte mich in Aachen wohnlich eingerichtet, ohne aber dort irgend welchen geſellſchaftlichen Verkehr zu ſuchen, weßhalb auch? mir

genügten vollkommen die Bewohner des kleinen Häuschens und der Umgang mit meiner lieben Braut. Sie so nennen zu dürfen, hatte mir Herr Falkner mit Thränen der Rührung zugeſtanden, vermied aber dabei ängſtlich, ſich über den Zeitpunkt unſerer Verheirathung zu erklären. Zuweilen meinte er lächelnd: erſt muß doch unſer Prozeß entſchieden ſein, und wenn ich ihm alsdann ſagte, daß ich mehr als genug hätte, um ihm die ganze Erbſchaft vergeſſen zu machen, ſo erwiederte er wohl: ‚Denken Sie ſich in meine Lage; unter Sorgen, Noth und Entbehrungen groß geworden, hatte ich bis jetzt keine Zeit, an meine Margarethe zu denken, mich ihrer Güte und Liebe zu erfreuen, und nun, da ich erfahren, was ich an ihr beſitze, ſoll ich mich ſchon wieder von ihr trennen.‘ Sie ſtand dabei und als ſie dann ſchmeichelnd ihren Arm um den Hals des Vaters ſchlang, mir aber ihre kleine Hand reichte, lag auf ihrem lieblichen Geſichte ein ſolcher Glanz ſeliger Verklärung, daß ich nicht anders konnte, als zuſtimmend meine Lippen auf ihre Hand zu drücken. Wenn ich alsdann wohl ſagte, daß von einer Trennung nicht die Rede zu ſein brauche, ſo erwiederte er kopfſchüttelnd, er wiſſe aus Erfahrung, daß es unter keinen Verhältniſſen gut ſei, wenn Eltern und Kinder in einem ſolchen Falle zuſammenblieben.

„Darein mußte ich mich fügen und hätte auch durch Ueberredungen bei Margarethen nicht viel daran ändern können, denn es war eigenthümlich, wie sie sich an Ansichten, die sie Gefühlssachen nannte, zu hängen pflegte, und wie sie, die mir sonst unendlich viel zu Liebe gethan hätte, doch von solchen Ansichten nur höchst ungern und widerstrebend etwas nachließ. Doch mußte ich es anderntheils an ihr wieder auf's Höchste schätzen, daß ihr Charakter kein biegsam Rohr war, dem Zuge jedes Gefühls nachgebend. Ich glaube, sie wäre selig gewesen, wie eine heilige Märtyrerin, wenn sie für mich hätte leiden, ja sterben können.

„Der Spätherbst ließ sich unbehaglich an draußen vor der Stadt, und es brauchte von meiner Seite keine große Ueberredung, um Herrn Falkner zum Besuche einer größeren Stadt für die bevorstehende Winterszeit zu veranlassen, und dazu schlug ich Paris vor, was auch von Vater und Tochter mit Freuden angenommen wurde, und befanden uns alle Drei vortrefflich dabei, lebten in engerer Gemeinschaft, so daß Herr Falkner als unser Vater angesehen wurde.

„Die Weltstadt verfehlte auf Margarethe ihren großen Eindruck nicht, auch nicht die eleganten Frauen mit ihren reichen Toiletten, und wenn sie auch durchaus keine Neigung an den Tag legte, sie in irgend einer

Halt des ſo edlen, glänzenden, kriegeriſchen und tapferen Maurenvolkes. Granada! Schon der Name klingt ſo erfriſchend, ſo ſüß und feurig; wohlthuend wie der Duft einer Roſe, angenehm wie die glühende Blüthe der Granate in ihrem dunklen, ſaftigen Laube. — Granada von dem der Spanier ſagt:

„A quien Dios lo quiso bien en Granada le dió de comer.“

(Wen Gott lieb hat, dem gibt er ſein Brod in Granada.) Oder wie das Lied heißt:

El que no ha visto Granada,
No ha visto nada.

— — Wir hatten die Höhe erreicht; vor uns lag die prachtvolle Vega von Granada, jetzt ſchon wie ein grünes Meer der herrlichſten Vegetation, von dem ſilberglänzenden Xenil durchſtrömt. Die Schatten des Abends ſenkten ſich ſchon herab auf die Ebene, aber aus ihr hervor glänzten noch hell die weißen Gebäude von Granada mit ihren unzähligen Kuppeln und Thürmen. Alles aber überragten die gewaltigen Maſſen der Sierra Nevada, deren ſchneebedeckte Gipfel in den Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten und glühten. Mein Nachbar im Wagen zeigte mit einem ſeltſamen Geſichtsausdrucke auf eine noch unter uns liegende grüne Bergwand, auf deren Höhe wir ein fabelhaftes, zierliches Bauwerk ſahen, mit zahlloſen Säulen und Bogen, wie eine weiße Elfenbeinſchnitzerei zwiſchen den ſchwarzen Cypreſſen hervorglänzend — die Xeneralife, ſagte er. Und dann zeigte er etwas tiefer, wo ſich auf demſelben Bergrücken gewaltige rothe Thürme und Mauern erhoben, die noch gerade einen letzten Kuß der ſinkenden Sonne empfingen. — und als er darauf leiſe und feierlich ſprach: Alhambra, verſanken wir Beide in tiefe Träumereien und ſagten kein Wort weiter, bis wir endlich tief unten in der Stadt ſelbſt anhielten, wo wir uns mit einem herzlichen „gute Nacht!“ trennten.

Weiſe nachzuahmen, ſo ſah ich doch mit Entzücken, daß ſie anfing, in ihrem Aeußeren ſorgfältiger und gewählter zu werden, wobei eine vortreffliche franzöſiſche Kammerfrau, welche ich Margarethe veranlaßt hatte anzunehmen, vom beſten Einfluſſe war. Was ich meiner Braut nie zu ſagen wagte, das brachte ſie ihr durch Schmeichelworte bei, und ſo muß ich Dir geſtehen, Alexander, daß, als wir kurze Zeit nachher eines Abends in die große Oper fuhren, Margarethe dort in ihrer Loge zu meinem Entzücken förmlich Aufſehen erregte. Sie fühlte das ſelbſt, gab ſich mir zuliebe auch in ihrer Haltung Mühe und lehnte in ihrem Fauteuil mit dem Anſtand einer Fürſtin, ſprach mit ein paar Bekannten, die uns beſuchten, ein entzückendes Franzöſiſch und machte mich ſtolz und glücklich durch die offenen und heimlichen Glückwünſche über meine Wahl, — was ſie aber Alles nicht abhielt," fuhr Dagobert in düſterem Tone fort, „am andern Morgen, es war ein etwas kalter Tag, in einem abgetragenen Kleide vor dem Kaminfeuer ſitzend, meinen Beſuch zu empfangen, wobei ſie eine Hermelingarnitur von koſtbarſtem Pelze und ſchwerſter weißer Seide wie einen alten Plaid um ihre Schultern gewickelt hatte.

„Du ſiehſt mich bedeutſam an, Alexander, und ich verſtehe Deinen Blick, bitte Dich aber, meiner Ver-

ſicherung zu glauben, daß ſie ſonſt in allen Dingen das herrlichſte, edelſte und vortrefflichſte Weſen war mit allen glänzenden Eigenſchaften, um ſelbſt einen verwöhnten Menſchen, wie mich, glücklich zu machen. Ich hatte nicht mehr die Kraft, ihr zu entſagen, und heute, wo ſie für mich verloren iſt, würde ich, ohne mich zu beſinnen, den größten Theil meines Lebens dafür hingeben, um ſie für einen unbedeutenden Reſt deſſelben mit allen ihren kleinen Fehlern mein nennen zu können.

„Nicht im Stande, die Schilderung ihrer Eigenthümlichkeiten abſchwächen zu können, will ich nur geſtehen, daß ich trotz alledem die glücklichſte Zeit meines Lebens in ihrer Geſellſchaft verbrachte, und daß ich mit Entzücken an unſere feſte Vereinigung dachte.

„Im Frühling verließen wir Paris, um für kurze Zeit nach Baden zu gehen, ohne daß uns Margarethens Kammerfrau dorthin begleitete, was an ſich ein geringfügiger Umſtand iſt, deſſen ich auch nur Erwähnung thue, um Dir dabei mitzutheilen, was mir die kluge Franzöſin ſagte, als ſie ihre glänzende Stellung bei meiner Braut aufgab.

„‚Monsieur,‘ ſagte ſie, ‚Mademoiselle votre fiancée est un trésor de vertus et de qualités, mais un ange descendrait du ciel pour lui faire perdre ses mauvaises habitudes, et lui donner cette distinction

qui est le cachet du bon goût et de l'élégance que, comme moi, il y renoncerait bien vite pour sauver sa propre réputation.'

„Ich bedauerte es, daß ſie zurückblieb, und ebenſo, daß Margarethe ihre Freude darüber nicht verhehlte; ſie war ihr wie eine Art von Hofmeiſterin erſchienen und hatte ſich durchaus nicht geſcheut, zuweilen zu ſagen: ‚Das geht nicht für Madame, das paßt ſich nicht für eine vornehme Dame,' oder Aehnliches, und obendrein ſchien Margarethe wie von einer ſchweren Laſt befreit in Hinſicht des Aufwandes für Toilette und dergleichen, wozu ſie allerdings auf meinen Antrieb durch ihre Kammerfrau veranlaßt worden war. Dem lag aber durchaus kein Gefühl des Geizes zu Grunde, denn Margarethe hätte Alles hingegeben, um einem Bedrängten zu helfen oder Jemand eine Freude zu machen; es war das nur ein Nachklang aus den Zeiten ihres ärmlichen Lebens, der zuweilen ihr edles Gemüth beſchattete und ſie faſt kleinlich erſcheinen ließ, wenn es ſich um eine, in ihren Augen unnöthig ausgegebene, oft ſehr geringfügige Summe handelte.

„Wir kamen nach Baden und ich war ſtolz darauf, mich dort vor meiner früheren Geſellſchaft in Begleitung meiner Braut zu zeigen, erregte auch ungetheilte Aufmerkſamkeit und erfuhr häufig die herzlichſte Zuſtimmung

von wohlwollenden Freunden. Doch hatte Margarethe hier den unbegreiflichen Eigensinn, — — auf deutschem Boden die Thorheiten der französischen Gesellschaft, wie sie sich ausdrückte, eben so wenig fortsetzen zu wollen, als sich ferner der fremden und ihr so geläufigen Sprache zu bedienen, woher es denn in kurzer Zeit kam, daß man häufig über ihre seltsamen Toiletten lächelte, ihr eigenthümliches Sichgehenlassen — ich weiß kein milderes Wort dafür — bekrittelte und mir ein paarmal Aeußerungen durch die dritte und vierte Hand zu Ohren kommen ließ, wie seltsam naiv des deutschen Professors Tochter, die Braut des Freiherrn von Elmbach, über dieses oder jenes sich ausgelassen.

„Zu jener Zeit wurde Margarethens Porträt von Winterhalter gemalt, und es that mir wohl, daß der geistreiche Künstler, dessen Blick durch seinen Umgang mit Damen aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft eben so scharf als vorurtheilsfrei geworden war, Margarethe in kurzer Zeit liebgewonnen hatte und ihr Bild mit wahrem Vergnügen malte, wobei er indessen, den Schatten ihres Charakters sogleich erkennend, eine kleine Bosheit nicht unterließ, die Dir vielleicht bei dem plötzlichen Erblicken des Bildes entgangen ist und worüber wir damals Alle zusammen herzlich lachten, — oder erinnerst Du Dich vielleicht nicht, was ich meine?“

„O gewiß," gab der Maler zur Antwort, „Margarethe, welche erwartungsvoll nach etwas zu ſpähen ſcheint, lehnt ſich mit dem Arm auf die Baluſtrade eines Balkons und zerdrückt dabei ihren feinen italieniſchen Strohhut."

„Winterhalter hatte das zuerſt als Scherz nur mit ein paar Strichen angedeutet, doch verlangte Margarethe heiter lächelnd, daß es gerade ſo ausgeführt werden müſſe, ‚damit ich mich beim Betrachten des Bildes meiner Schwächen erinnere', wie ſie ſagte, worauf ſie mit einem Blick auf mich hinzuſetzte: ‚Ich verſtehe am beſten und folge am liebſten dieſen ſtummen Andeutungen.'

„Unterdeſſen hatte Herr Falkner ſeinen Prozeß vollſtändig gewonnen, wobei ſich Margarethens großer und edler Sinn auf's Deutlichſte zeigte, denn ſie war es, die ihren Vater veranlaßte, die beſtrittene Summe jenen entfernten Verwandten ungeſchmälert zu überlaſſen. Damit war auch zugleich eines der Hinderniſſe aus dem Wege geräumt, doch gewiß kein ſtichhaltiges Hinderniß, wie Dir das eben Geſagte beweist, wodurch Herr Falkner unſere Verbindung hinausgeſchoben. Den Entſchluß, mein Gut hier am See zu beziehen, begrüßte Margarethe mit herzlicher Freude, und ich verſtand das auch wohl, denn ſie fühlte ſich unheimlich in größeren eleganten Verhältniſſen, und hatte mir über meine leiſen Ermahnungen über Dieß und Das häufig in gutmüthigem Tone zur Antwort

gegeben: ‚Wenn wir einmal bei uns auf dem Lande ſind, iſt es ja doch vollkommen gleichgültig, wie ich rede und wie ich mich anziehe,‘ — hätte ich nur damals ihren ſeltſamen, faſt erſchrockenen Blick richtig zu deuten verſtanden, als ich ihr auf eine ähnliche Aeußerung zur Antwort gab: ‚Wo wir auch ſein mögen, meine liebe Margarethe, mußt Du Dir Mühe geben, ſo zu reden und überhaupt ſo zu ſein, wie es unſer Stand verlangt und wie Du es mir und Dir ſelbſt ſchuldig biſt.‘

„Laß uns zum Schluß kommen,“ fuhr Dagobert nach einem tiefen Athemzuge fort, „zum Schluß, den Du vielleicht errathen kannſt.“

„Ich ahne ihn und bedaure euch Beide aus vollem Herzen.“

„Wir kamen hier an und Margarethe war entzückt von der Lage meines Gutes, von den herrlichen Umgebungen; ſie wohnte mit ihrem Vater in der Penſion drüben, welche Du vor einigen Tagen geſehen und wo ſich zu jener Zeit eine zahlreiche und gewählte Geſellſchaft aufhielt. Mir war das nicht lieb, denn ich ſah voraus, daß die vornehmen, verwöhnten Weiber dort ſich aus Neid und Neugierde mehr mit Margarethen zu ſchaffen machen würden, als mir unter den angegebenen Verhältniſſen lieb ſein konnte. Ich ſchalt mich ſelbſt, ſie nicht erſt nach der Hochzeit hieher geführt zu

haben, wo es ihr, als Herrin auf Buchenеck und ſtets in meiner Geſellſchaft, leichter geworden wäre, dergleichen oft ungebetene, ſpürende und ſpionirende Gäſte zu empfangen. — Es war zu ſpät. Margarethe, in ihrer eigenen Art zu ſein und ſich gerne gehen zu laſſen, nahm jedes, oft verwunderungsvolle Lächeln für einen Beweis herzlichen Wohlwollens, und da man ihre oft ſehr naive Ausdrucksweiſe für die reizendſte Natürlichkeit erklärte, dabei entzückt ſchien und es auch wohl war über ihre liebenswürdige Perſönlichkeit, ſo mochte ſie um ſo weniger meinen ernſten Blick, ja meine düſter gefurchte Stirn bei ähnlichen Veranlaſſungen verſtehen.

„Hätte ich nur das Alles ruhig ertragen, vielleicht abwarten können! Aber ich liebte ſie zu ſehr und wollte, daß alle Welt ſie ihrem inneren Werthe nach, auch in ihren äußeren Formen, als vollkommen betrachten ſolle. Dabei war ich verdrießlich, das Gut, allerdings durch meine Schuld, in greulicher Vernachläſſigung gefunden zu haben, worüber ſie mich, heiter lächelnd, tröſten wollte und dabei, gewiß ohne Arg, hinzuſetzte: ‚Mir iſt es lieb, daß Du hier ſo viel zu verbeſſern findeſt, und wirſt Du mich nun vielleicht auf eine Zeitlang in Ruhe laſſen.‘ Das ſchmerzte mich, doch bezwang ich meinen Unmuth und entgegnete, allerdings in einem etwas ſcharfen Tone: ‚Du denkſt vielleicht, Margarethe, daß

mir dieſe ewigen Ermahnungen eine Luſt und Freude ſind?' — — hätte ich nur nicht hinzugeſetzt: ‚Dieſe Ermahnungen, welche doch vergeblich zu ſein ſcheinen.'

„Da ſah ich zum zweiten Male ihren ſeltſamen, erſchrockenen Blick mit ſtarrem Ausdruck auf mir haften, und wenn ich auch einlenkend ſie mit freundlichen Worten an meine Bruſt zog, ihre lieben, unſchuldsvollen Augen, ihre reine, klare Stirne küßte, ſo fühlte ich doch an ihrem krampfhaften Aufſchluchzen, wie wehe ich ihr gethan. Scheinbar vergaß ſie indeſſen das in der nächſten Stunde wieder, ſie that wenigſtens ſo; doch fühlte ich wohl, daß ſie ihr Weſen etwas gegen mich änderte und mich zuweilen mit einem ſcheuen Blick betrachtete, wobei ſie ſich indeſſen die größte Mühe gab, ferner keine ähnlichen Vorwürfe zu verdienen. Doch war das angeborene Uebel ſtärker als ihre Willenskraft, und es geſchah kurze Zeit darauf, daß ſie bei einem Diner, welches ich gezwungen war, jener obenerwähnten Nachbarſchaft zu geben, einer ihrer üblen Gewohnheiten folgend, mit dem Stuhle ſchaukelte und darauf, um ſich vor dem Falle zu bewahren, das Tiſchtuch faßte und es ſammt dem ganzen Service zu Boden riß."

Dagobert war nach den letzten Worten aufgeſprungen und blickte finſter in die Felsſchlucht zu ſeinen Füßen. Was er ferner ſprach, klang gerade ſo, als

erzähle er es dem wild toſenden Waſſer da drunten, ja er gab kein Zeichen der Theilnahme, als der junge Maler neben ihn trat, ihm ſanft ſeine Hand auf die Schulter legte, und ließ nur zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen in dumpfem Tone die Worte hören: „Ich ſagte ihr damals, aber ſpäter — ſpäter, als wir wieder allein waren: ‚Du wirſt es niemals lernen, Dich unſerer Stellung würdig zu betragen.‘

„Das waren allerdings harte Worte, und wie furchtbar ſie von denſelben betroffen wurde, bemerkte ich wohl an ihrem erbleichenden Geſichte, an ihren ſtarren, geöffneten Lippen, an ihren ſich für einen Augenblick ſchließenden Augen. Wie gern hätte ich gleich darauf mein hartes Wort zurückgenommen, oder durch vertraulich erklärende Worte minder hart und ſchroff gemacht, aber es war zu ſpät, denn im entſcheidenden Augenblicke, wo der Balſam eines freundlichen Wortes ihr tiefes Weh gemildert haben würde, ſchwieg ich trotzig, ergrimmt und wandte mich ab von ihrem zuerſt flehenden Blicke.“

„Armer Freund!“

„Ja wohl, arm und um ſo ärmer, als durch eigene Schuld. — — — — Es war alsdann gerade ſo, als laſte auch äußerlich etwas auf Margarethe. Wenn ſie ſich nicht beobachtet glaubte, hielt ſie das Haupt niedergebeugt, ihre an ſich ſo ſchöne Geſtalt nachläſſig und

gekrümmt, und ich nahm das für Trotz ihrerseits; ich verstand es nicht, daß auch ihr Leib zusammenfallen mußte, nachdem ich ihr Herz gebrochen. Scheinbar war unser gutes Einvernehmen wieder hergestellt, ja es gab Augenblicke, wo sie mir zulächelte, aber ihr Lächeln hatte etwas Aengstliches, Gezwungenes; ich bemerkte oft den scheuen Ausdruck ihres Blickes, wenn ich sie betrachtete, und ein gewisses demüthig ängstliches Wesen, ganz im Gegensatze zu ihrer offenen, frischen, fröhlichen Art zu sein.

„Das schnitt mir in die Seele, und als alle meine herzlichen Bemühungen, sie anders zu stimmen, fruchtlos waren, beschloß ich eine kleine Reise, um vielleicht die Entfernung von mir wohlthätig auf sie einwirken zu lassen; doch kam mir Herr Falkner darin zuvor, indem er mir Briefe seines Rechts- und Geschäftsfreundes zeigte, worin dieser um eine Zusammenkunft in einer benachbarten großen Stadt ersuchte, um einige unbedeutende Bestimmungen rascher erledigen zu können.

„Das war mir nicht unlieb, denn auf diese Art brauchte ich Bucheneck, wo ich noch so viel zu thun hatte, nicht zu verlassen, ja ich konnte fortarbeiten, um Margarethe bei ihrer Zurückkunft vielleicht manch' Schönes zu zeigen, woran sie ihre Freude haben sollte.

„Ich führte sie selbst auf die Eisenbahnstation nach

Achtzehntes Kapitel.

Granada.

Lage der Stadt. Xenil und Darro. Die Fonda nueva. Die Straßen von Granada. Die Kathedrale. Die Cartuja. Phantaſien auf der Bivarrambla. Ein Turnier in alter Zeit. Der Zacatin. Die Alhambra. Die Xeneraliſe. Der Thurm der Gefangenen. Der Parador der Sultanin. Blick in die Umgebung. Der Paſeo. Caſa de Boabdil. Ein Feſt auf dem Sacro Monte. Die Schönheit der Andaluſierinnen.

Faſt im ſüdlichſten Theile des ſchönen Spaniens, nicht viele Stunden vom mittelländiſchen Meer, wo ſeine tiefblauen Wellen an die Küſte von Malaga und Almeria ſchlagen, erhebt ſich eine Gebirgskette ſo hoch, daß die Spitzen ihrer Berge mit ewigem Schnee bedeckt ſind, die Sierra Nevada. Gegen Süden und Weſten fallen ihre Wände ſchroff herunter, eine rieſenhafte Schutzmauer bildend für die herrlichen Thäler und prachtvollen Städte, die ſich auf der öſtlichen Seite befinden. Hier fällt das Gebirge terraſſenförmig ab, und nachdem es hoch oben prächtig maleriſche Bergformen zeigt, ſinkt es in weichen lieblichen Ausläufern in's Thal hinab. Einer dieſer Ausläufer, eigentlich ein vorſpringender Bergrücken, Cerro de Santa Elena genannt, iſt durch zwei enge, felſige Thäler von den andern vorſpringenden Ausläufern getrennt, und aus dieſen Thälern, wo unten die Myrthe blüht und die Granate mit ihrer glühenden Blüthenpracht üppig gedeiht, ſtürzen zwei klare friſche Bergwaſſer, der Xenil und der Darro,

Radfelden und benützte zum ersten Mal dazu mein neues Segelboot, die — — den Sturmvogel wollte ich sagen, — wie flog er unter günstigem Winde dahin, es war eine Lust, mit ihm zu segeln! Daß Margarethe diese nicht so zu empfinden schien, ja bleich dasaß, mit träumerisch aufwärts gerichteten Augen, schrieb ich der Furcht zu, welche ihr vielleicht das schwankende Boot heute bei ihrer ersten Segelfahrt verursachte, und wenn sie alsdann wie aus tiefem Schlummer auffuhr, um mit einer ängstlichen Hast rings umher zu blicken, wobei ihre Augen häufig mit einem seltsamen Ausdruck an dem langsam verschwindenden Bucheneck hängen blieben, da legte ich wohl schmeichelnd meine Hand auf die ihrige und wußte es nicht, was es zu bedeuten hatte, daß sich ihre großen, glänzenden Augen plötzlich mit Thränen füllten, wenn sie mich betrachtete.

„— — — — Am andern Tage schon," murmelte Dagobert kaum hörbar zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, „sollte ich vollständig darüber in's Klare kommen; ich erhielt einen Brief von Margarethe, ich erhielt einen Brief von Herrn Falkner, ich werde Dir später beide zeigen. Ich wiederholte mir selbst aus dem ihrigen tagelang bis zum Tollwerden immer und immer wieder einige wenige Worte, die alles Das enthielten, was sie mir in liebevollen Worten auf vier

Seiten wiederholte und auseinanderſetzte — es ſei ein ſüßer, ſchöner Traum geweſen, für ſie ſo reich und nachhaltig, daß ſie trotz alledem ihr ganzes übriges Leben hindurch niemals ganz unglücklich werden könne. Sie dankte Gott, daß ſie endlich erwacht ſei, um ſchmerzlich einzuſehen, daß es ihr wohl nie gelingen würde, meiner und meiner Stellung vollkommen würdig zu werden — — deßhalb ſei es beſſer — beſſer — beſſer — — mich zu verlaſſen," ſchrie er wild hinaus.

Alexander ließ ſeine Hand von der Schulter des Freundes langſam herabgleiten und ergriff deſſen heftig zuckende Finger — was ſollte er ihm Tröſtliches ſagen? Er wußte nichts und bat ihn nur, ſeine frühere Ruhe wieder zu gewinnen.

„Daß ich Bucheneck verließ," fuhr Elmbach nach einer längeren Pauſe fort, „um ſie aufzuſuchen, um ihr Alles zu ſagen, was mich meine grenzenloſe Liebe zu ihr zu ſagen berechtigte, wirſt Du begreiflich finden, — vergebens; ich fand weder ſie, noch ihren Vater in der benachbarten großen Stadt. Ich ſuchte ihren Rechtsfreund auf; er hatte ſeine Geſchäfte mit Herrn Falkner vollſtändig abgewickelt, wie er mir aus ſeinen Papieren zeigte, und konnte mir keine weitere Auskunft geben. Ich eilte nach Aachen; das kleine Häuschen, wo ſie gewohnt, war durch andere Hände wieder in andere Hände

gekommen, man zuckte die Achseln bei meinen dringenden Erkundigungen, man wußte nichts. — Ich besuchte das ärmliche Schullehrerhaus auf den Langenwieden; der Nachfolger des Herrn Falkner sagte auf meine Fragen mit einem traurigen Lächeln: ‚Bei einem solch' unerhörten Glück, wie es meinen verehrten Vorgänger getroffen, pflegt man mit der Vergangenheit nicht gern in Verbindung zu bleiben, doch wäre es undankbar von mir, nicht mit der größten Erkenntlichkeit an Herrn Falkner und Fräulein Margarethe zurückzudenken, da sie es mir möglich machten, hier schuldenfrei und behaglich zu leben.' — — — Glaubst Du wohl, Alexander, daß ich thöricht genug war, ihre Spuren in Baden, ja in Paris aufsuchen zu wollen? — Ja, ich that es, obgleich ich im Voraus von dem Mißlingen aller meiner Schritte überzeugt war — — aller, aller Schritte — — alles, alles monatelangen Suchens.

„Da erfaßte mich eine unsägliche Bitterkeit, ein verzweiflungsvoller Trotz und ich kehrte hieher zurück, um mich in die Einsamkeit meiner Wälder zu vergraben. Es war unterdessen Herbst geworden und ich hoffte, Niemand mehr von der Frühlings- und Sommergesellschaft der benachbarten Pension zu finden, fand mich aber bitter getäuscht, und wenn ich auch in meinem Hause für Niemand sichtbar war, so konnte ich es doch

nicht verhindern, zuweilen irgend etwas von der Gesellschaft draußen zu begegnen, und mußte dann hin und wieder zähneknirschend Rede stehen, um Fragen zu beantworten, deren unschuldig scheinende Absichtlichkeit mich beben machte — Fragen, die harmlos klangen, da man nichts wußte oder wissen wollte von unserem gelösten Verhältniß, Fragen nach ihr, dem besten, lieblichsten und anmuthigsten Wesen, welches ihnen je begegnet war.

„Das machte mich toll, und um endlich einmal Ruhe zu haben, verbreitete ich die Nachricht, Margarethe sei gestorben und ich verbäte mir alle Kondolationen. Meinen Zweck erreichte ich dadurch allerdings, aber ich bemerkte wohl, daß man mir von da an scheu, wie einem Verrückten, auswich, mochte auch wohl in meinem Betragen genügend Ursache dafür haben. Ich schloß die Fenster meines Hauses, wie Du sie bei Deiner Ankunft gefunden, ich kleidete meine Diener in Schwarz und trauerte auch in meinem Aeußeren ein volles Jahr, während welcher Zeit ich von der Flaggenstange am Ufer eine schwarze Fahne wehen ließ. Mein Geist war umnachtet, und wenn man mich zu jener Zeit an einem schönen Morgen in's Irrenhaus geführt hätte, ich würde es ganz begreiflich gefunden haben.

„Damals war Meister Jonas der Einzige, der um mein Unglück wußte und der mit einer rührenden Treue

mir zur Seite blieb; er wachte über mir wie über einem kleinen hülflosen Kinde, und Du hast keine Idee davon, Alexander, wie herzlich und weich er sein kann trotz seiner rauhen Außenseite. Aber auch diese lernte ich gehörig kennen und schätzen. Er führte mich wie einen eigensinnigen Knaben, der immer tiefer in's Wasser hineingehen will und doch nicht schwimmen kann; er sagte mir, um die Tiefe da unten sei es allerdings eine schöne Sache und man läge still und ruhig auf dem Grunde, wenn man es einmal glücklich überstanden habe. Doch zeigte er zugleich auf das frisch grünende Ufer, auf den Glanz des Sonnenlichtes, auf Blumen und Blüten, auf das leise Wogen der Baumkronen, auf den entzückend blauen Himmel hoch über den dunklen Tannen; und eines Tages, als ich ihm gestattet hatte, endlich die schwarze Flagge herunterzuziehen, fand ich ihn später am Ufer neben der Stange sitzen, die Hände vor das Gesicht gepreßt und wie ein Kind weinend."

Diese Schilderung hatte Dagobert vermocht, sich nach und nach zu beruhigen und sein Gleichgewicht wieder zu finden. „Nicht wahr," sagte er alsdann zu dem Freunde, „das war eine recht alltägliche Geschichte und Du hast gewiß etwas Effektvolleres erwartet, ein plötzlich hereingebrochenes Unglück, einen jähen Tod oder dergleichen? O, hätte ein solcher mich betroffen, wäre

ich früher ſchon untergegangen im Sturm des Lebens — — ja tauſendmal beſſer noch, ich hätte ihr Schiff verſinken ſehen, ich könnte an ihrem Grabe weinen; aber hoffend und doch hoffnungslos am Ufer ſtehen, um das Auftauchen eines Segels zu erwarten, von dem man überzeugt iſt, daß uns niemals wieder ſein Anblick erfreuen wird, iſt furchtbar troſtlos."

„Und Du haſt wirklich keine Hoffnung mehr?"

„— — Keine, keine, da ich von ihrer Liebe ſo überzeugt bin, daß ſie es vorziehen würde, ihr Leben zu verlieren oder elend zu ſein, wie ich, als meiner unwürdig."

„Und nun laß uns nach Hauſe zurück und nochmals, vielleicht ruhiger, ihr Bild betrachten, auch wirſt Du alsdann beſſer wie vor einigen Tagen den ſchmerzlichen Schlußklang des Liedes verſtehen — ſo mutterſeelenallein."

Sechzehntes Kapitel.

Reiseeindrücke.

Es iſt ein eigenes Ding um das Dahinfliegen der Zeit; im Getriebe einer volkreichen Stadt, im bewegten geſellſchaftlichen Leben, unter rauſchenden Vergnügungen, wo uns ſo zu ſagen jeder Pulsſchlag etwas Neues bringt, wo uns faſt jede Stunde ein anderes Bild bietet, ſcheint uns häufig die Zeit vorüberzuſchleichen wie mit bleiernen Flügeln. Geſchwinder ſchon geht ſie bei einem einſiedleriſchen Leben inmitten oder abſeits von jenem Strom von Luſt und Herrlichkeit; raſch aber fliegt ſie bei der ſtreng geregelten Ordnung eines ſtillen Landlebens, wo ſo zu ſagen der Auf- und Niedergang der Sonne und das ſtete Fortſchreiten derſelben uns die einzelnen Stunden genau bezeichnet, wo die kürzeren und längeren Schatten unſere Minuten- und Sekundenzeiger ſind, ja am raſcheſten vielleicht, mit Ausnahme

des Lebens in einem Gefängniß, wo die Zeit nach Ueberwindung der eine Ewigkeit dauernden ersten zehn Minuten, sowie der ersten Stunde, die ein Jahr zu währen scheint, und des ersten Tages, der einer Frist von Monaten zu vergleichen ist, mit einer rasenden Schnelligkeit davonfliegt.

Zu dem schnell und behaglich stillen Vorübergleiten der Stunden und Tage, die man auf dem Lande zubringt, trägt wohl die streng geregelte Ordnung, in der man lebt, die genaue Stundeneintheilung hauptsächlich, das Ihrige bei, und darin war der Herr auf Buchneck vielleicht ein wenig pedantisch. Er erhob sich mit dem Erscheinen der Sonne, zuweilen auch früher, ging oder ritt in seiner Besitzung umher, und mit dem Schlag sieben Uhr mußte das Frühstück auf dem Tische stehen; bei kühler, trüber oder regnerischer Witterung in dem Eßsalon zu ebener Erde, sonst im Freien, und hier war es, wo auch Alexander, der Hausordnung gemäß, zu erscheinen hatte. Allerdings wurde es ihm anfänglich freigestellt, das Frühstück bei sich auf seinem Zimmer zu nehmen; nachdem er sich aber einmal entschieden hatte, konnte es vorkommen, daß einer der Diener wenige Minuten nach sieben Uhr eilfertig mit der furchtbaren Meldung erschien, der gnädige Herr warte bereits beim Kaffee.

Dann that Jeder bis zum zweiten Frühstück, was ihm beliebte; Dagobert gab seine Befehle für das Haus, korrespondirte, besorgte seine Rechnungen, und Alexander war auf seinem Atelier beschäftigt, wozu er sich das eine, so vortrefflich gelegene Zimmer eingerichtet hatte.

Beim Dejeuner wurde bestimmt, was in der Zeit bis zum Essen gemeinschaftlich vorgenommen werden solle und könne, wobei auch zuweilen, wenn es eine Segelfahrt betraf, Meister Jonas mit zu Rathe gezogen wurde, und glücklicherweise hatte Dagobert seit jener Nachtfahrt durchaus keine Abneigung mehr, wie früher in so hohem Grade, gegen den armen Sturmvogel an den Tag gelegt, nur liebte er zu Fahrten mit demselben die späten Nachmittagsstunden oder die Dämmerung, ja auch Mondscheinnächte, und wenn er es auch außerdem seinem jungen Freunde vollkommen freistellte, mit Meister Jonas nach Belieben größere und kleinere Segelpartieen zu machen, so hatte er sich doch durchaus nicht genirt, den Ersteren merken zu lassen, daß seiner Ansicht nach Landleben und unthätiges Leben durchaus nicht gleichbedeutend zu sein brauchen, ja, wenn er den jungen Maler einmal mehrere Tage nach einander nicht auf seinem Atelier traf, wo er zuweilen erschien, um seine Cigarre zu rauchen, so konnte es vorkommen, daß Alexander bei seiner Zurückkunft aus dem Walde oder

vom See neben seiner Palette eine Visitenkarte Dagobert's fand, die er dann lachend auf die Seite legte, für die Mahnung im Stillen dankend.

Alexander Dellwing wußte es zu genau, wie leicht es ihm wurde, seine Zeit zu vertrödeln, wozu ihm allerdings sein großes und schönes Talent dadurch häufig Veranlassung gab, daß wohl selten einem Künstler die Arbeit so rasch und vortrefflich von der Hand ging. Jede der oben erwähnten kleinen Mahnungen, und es fanden sich hie und da auch wohl andere ähnlicher Art, nahm er aber dankbar hin, da er genau wußte, daß dergleichen nur zu seinem eigenen Besten geschah und daß sich Dagobert dem jungen Maler gegenüber hierbei in der Stellung eines wohlmeinenden, väterlichen Freundes befand; ja, Dagobert hätte einen Sohn nicht inniger lieben können, als seinen jungen Freund, dessen schönes, reiches Talent er vor Jahren sogleich erkannt und dem er mit der größten Uneigennützigkeit durch zahlreiche, übermäßig bezahlte Aufträge bedeutende Summen zur Verfügung gestellt hatte, um seine Ausbildung zu vollenden.

So hatte er es ihm auch ermöglicht, mehrere Jahre in Italien zu verweilen, und ihn dabei unablässig angetrieben, sich nicht allein in seiner Kunst zu vervollkommnen, sondern auch durch Erlernung von Sprachen

hervor, ſo das Elenengebirge auf zwei Seiten abgränzend. In der Ebene angekommen, neigen ſich dieſe fröhlichen Kinder des Berges gegen einander und vereinigen ſich vielleicht eine Stunde von deſſen Fuße. Der Xenil iſt der ſtärkere und das ſpaniſche Volkslied nennt ihn den Verlobten und den Darro die Braut, die ihm ihren goldführenden Sand zur Morgengabe bringt, auch in der Umarmung des Gemahls verſchwindet, denn von der Vereinigung an führen beide Flüßchen miteinander den Namen Xenil und eilen ſo durch die Vega dem Guadalquivir entgegen. — Ueber dieſe Vermählung exiſtiren eine Menge ſpaniſcher Romanzen und Lieder. Eine derſelben prophezeiht den einſtigen Untergang Granadas durch die reißenden Fluthen des Darro, indem es ſagt:

Darro tiene prometido,
De casarse con Genil;
Is lo ha de llevar en dote
Plaza Nueva y Zacatin.

Darro hat es einſt verheißen,
Mit Xenil ſich zu vermählen:
Führt ihm zu als Morgengabe
Plaza Nueva und Zacatin.

Und dieſe Vega! Sie iſt am Fuße des Elenagebirges, was die Huerta bei Valencia iſt; nur iſt ihre Vegetation an Bäumen ſtärker und reicher.

Auf jenem wunderbaren Stückchen Erde nun, welches der Lauf des Xenil und Darro von der Ebene abſchneidend dem Fuße des Cerro de Santa Elena zuweiſt, an dieſen weichen Bergausläufer im Halbkreiſe geſchmiegt und theilweiſe an ihm emporſteigend, liegt die alte prächtige Maurenſtadt Granada. Während ihr weſtliches Ende in der Ebene lagert, ſind die öſtlichen Stadttheile in die Schlucht des Darro hinein fortgebaut und ſind auf das rechte Ufer übergetreten, wo nach der Flucht der Araber aus Baeza, Antequera u. ſ. w. ein neuer Stadttheil, der Albayzin, entſtand, die heutige Zigeunervorſtadt mit Schutt, Ruinen

und andern nothwendigen und nützlichen Kenntniſſen eine ehrenvolle und hervorragende Stellung im Leben einzunehmen.

Alexander Dellwing war der einzige Sohn anſtändiger, aber armer Eltern; ſein Vater hatte ſich als Zeichner in einer Fabrik kümmerlich ſein Brod verdient, ſeine Mutter war bei der Geburt dieſes erſten Kindes geſtorben, und als der junge Maler ſo weit kam, daß er den Vater hätte unterſtützen können, trat der Tod dazwiſchen und beraubte ihn auch dieſes Glückes.

Mit dem Baron von Elmbach war er zufällig dadurch bekannt geworden, daß er, noch ein ganz junger Menſch, auf dem Rennplatz zu Iffezheim bei Baden den eleganten Vierſpänner deſſelben in ſein Skizzenbuch zeichnete, worauf Jener aufmerkſam wurde und ihn dieſe flüchtige Zeichnung in Oelfarben ausführen ließ. Dabei hatte ihm das offene, ehrliche, freie und gänzlich unbefangene Weſen Alexander's ſo ſehr gefallen, daß er ihm ein leer ſtehendes Zimmer in ſeiner Wohnung anbot und ihn mit der Anfertigung eines Albums aus dem Badeleben, in Aquarell ausgeführt, beauftragte, wodurch er dann Gelegenheit hatte, das große und vielſeitige Talent des jungen Menſchen kennen zu lernen. Alexander malte Architektur, Landſchaften, Pferde, Reiter und ſchöne Weiber mit gleichem Geſchick und erwies ſich

auch in seinem Umgange als ein eben so anspruchsloser, als bescheidener und angenehmer Gesellschafter; dabei war er auffallend hübsch und so durch seine natürlichen Gaben wie durch seine Kunst auch der erklärte Liebling der Damenwelt. Letzteres aber hatte auf seinen Charakter in so fern eigenthümlich, man hätte sagen können glücklich eingewirkt, als er wie ein Schmetterling tändelnd von Blume zu Blume flog, ohne sich aber irgendwo tief einzulassen, und dabei frühzeitig die Gefahren kennen lernte jener tiefen, üppig glühenden Blütenkelche, welche häufig statt unschuldigen Honigs berauschende Giftstoffe enthalten.

Die Damen aus der Gesellschaft seines Freundes hatten mit ihm, dem hübschen, blonden Pagen Elmbach's, so nannten sie ihn, wie mit einem Kinde getändelt und gespielt, und manches schöne, stolze Weib, welches sonst für jede Art von Vertraulichkeit den hochmüthigen, sicher abwehrenden Blick besaß, ließ sich von dem jungen Maler bei Landpartieen, sobald er sein Skizzenbuch geöffnet hatte, Blumen und Ranken in das Haar flechten und wohl auch ihren Anzug durch einen kleinen Strauß vor die Brust vervollständigen, um alsdann später zum Dank Blumenkelche oder Rosenblätter auf sein blondes Haar zu streuen. Für ihn war man zu jeder Stunde des Tages zu Hause, und wenn er kam, um irgend

einen kleinen Auftrag zu übernehmen, so sah man kein Arg darin, ihn vor dem Toilettentisch zu empfangen, wobei sich indessen häufig ereignete, daß er die Erinnerung an ein hellbraunes Augenpaar, das ihn gestern innig angeschaut, zu Hülfe nehmen mußte gegen die verzehrende Glut heißer Blicke, welche sich gar zu tief in die seinigen versenkten. Wir wollen indessen dabei nicht behaupten, daß er stets seinen Mantel zurückgelassen habe, doch wurden ihm Gunstbezeugungen so gern und willig geboten, daß er sich schon damals nach einem geliebten Wesen sehnte, welches den tiefen Eindruck, den es auf sein Herz gemacht, mit Stolz und abweisender Kälte verschärft hätte.

Seltener noch traf er das bei seinem Aufenthalt in Italien, wo er, allerdings zurückgezogen und fleißig seiner Kunst lebend, nicht mehr so mit den Kreisen jener eben erwähnten Gesellschaft verkehrte, dabei aber eben so häufig auf eine recht scherzhaft gestellte Frage die Antwort bekam: „Ja, ich liebe Dich und will Dir angehören!“ was Alles zusammen die Ursache war, daß er eigentlich nie dazu kam, jene tiefe, wahre Liebe zu empfinden, deren verschlossene grüne Knospe sich Anfangs entschieden oder schüchtern von uns abwendet, die sich erst bei unablässigem Werben und Ringen entzückend und duftend vor uns öffnet und die wir vielleicht

endlich zu erringen vermögen, wenn wir nicht an ungeahnten Dornen unſere Finger und Herzen blutig ſtechen.

So war er nach Deutſchland zurückgekehrt, um auch hier, Dank ſeinem von der Natur ſo angenehm und glücklich geſtalteten Aeußern, unterſtützt von einem guten Künſtlernamen, überall freundlich und zuvorkommend aufgenommen zu werden, ohne indeſſen auch hier Das zu finden, was ihm oft in ſeinen Träumen als das höchſte Glück vorſchwebte. So hatte ihn trotz ſeiner warmen und tiefen Empfindung das Leuchten manch' ſchönen Augenpaars, der Druck mancher zarten Hand kalt gelaſſen, ja alles Das hatte ihn unangenehm berührt, wenigſtens keinen tieferen Eindruck auf ihn hervorgebracht, ſelbſt nicht einmal die Begegnung mit der reizenden Silberblüte, welche nur dann anfing, intereſſant zu werden, nachdem ſie ſich in jene Dame mit dem ſtolzen, kalten Blick verwandelt hatte, welche, aufrecht in ihrem Nachen ſtehend, ihn keines weiteren Blickes gewürdigt. Dann war das Bild derſelben wieder eigenthümlich aufgefriſcht worden durch das Abenteuer jener ſtürmiſchen Nacht; er hatte für ſie eine Regung zu fühlen geglaubt, wie früher nie in ſeinem Leben, und wenn er auch in der Erinnerung jenes Augenblickes, wo er gewagt hatte, mit ſeinen Lippen den Veilchen-

ſtrauß von ihrer Bruſt zu nehmen, fühlte, daß er fähig ſei, alle Thorheiten, alle Tollheiten für ſie zu begehen, ſo erſchien ſie ihm dagegen wieder nur als ein glänzendes Feuerwerk, welches hinter ſich nichts zurückläßt, als die kalte, finſtere Nacht.

Und er ſehnte ſich jetzt mehr als je nach der weichen, träumeriſchen Morgendämmerung eines anbrechenden Frühlingstages, nach einem Sonnenblicke, der in die verſchloſſenſten Tiefen ſeines Herzens zu dringen im Stande ſei — nach einer Sonne — nach Sonne.

Wenn ihm in ſolchen Augenblicken das Bild jenes jungen Mädchens vor Augen trat, welches ihm neulich in ſo ſeltſamer Geſtalt erſchienen war, mit den herzgewinnenden, heiteren und doch wieder ſo bedeutenden Zügen, mit dem langen, ſchweren Goldhaar und dem eigenthümlich klingenden und doch ſo paſſenden Namen Sonne, ſo ſuchte er ein ihm unerklärliches Gefühl von Intereſſe und Theilnahme hinwegzulächeln, doch blieb es meiſtens bei dem Verſuche dazu; ſeine Züge glätteten ſich unwillkürlich ernſter und ernſter, und wenn er zuletzt nachdenkend mit der Hand über die Stirne fuhr und dabei tiefer als gewöhnlich athmete, ſo unterließ er doch gleich darauf nicht, über ſich ſelbſt zu ſpotten und ſich zu ſagen: „Pah, Unſinn, deine lebhafte Phantaſie ſpielt dir wieder einmal einen Streich; das Außer-

gewöhnliche jener Erſcheinung beſtand in ihrem allerdings ſelten ſchönen Haar, in der — ich möchte faſt ſagen hochmüthig ſtolzen Haltung, als ſie auf uns zuſchwebte, nicht zu vergeſſen ihre beiden prachtvollen Hunde. Sah doch ſelbſt die Proſa des Meiſters Jonas darin etwas ganz Außerordentliches, und iſt mir deßhalb eine kleine Phantaſie auch wohl zu verzeihen, — pah, Unſinn, das würde ſich bei näherem Betrachten eben ſo ſehr in Gewöhnliches auflöſen, wie ſchon ſo manches Andere."

Trotz alledem aber konnte er ſich nicht entſchließen oder es widerſtrebte ihm, das Bild des jungen Mädchens in ihrem Nachen und mit ihren Hunden zu ſkizziren, wie er ſich vorgenommen und wie er in ſolchen Fällen gern zu thun pflegte; er ſchaute auf das Papier vor ſich hin, zeichnete mit einigen kecken Strichen die Umriſſe der Kloſterinſel und warf dann den Bleiſtift weit von ſich weg.

Dagobert trat in ſein Atelier — wir ſagten ſchon früher, daß er dieß in den Morgenſtunden zuweilen zu thun pflegte, um bei ſeinem jungen Freunde eine Cigarre zu rauchen und ein wenig mit ihm zu plaudern, meiſtens gleichgültiges Tagewerk betreffend, heute aber hatte er etwas Beſonderes.

„Ich denke morgen früh nach der Stadt zu fahren

und möchte wissen, ob es Dir Vergnügen macht, mich zu begleiten; es sollen im Ausstellungslokal ein paar neue und bedeutende Bilder sein, was vielleicht für Dich von Interesse ist, auch könntest Du Deinen tiefgefühlten Dank für den erhaltenen Orden durch die geeignete Quelle zu den Füßen des Thrones niederträufeln lassen, und, Scherz bei Seite, mich würde es freuen, wenn Du mitfährst."

„Weiter braucht es gewiß nicht, um auch mir Vergnügen zu machen."

„Gut, wir fahren also morgen um fünf Uhr mit meinen eigenen Pferden, wenn Dir das nicht zu früh ist, sonst könnten wir auch das Dampfboot und die Eisenbahn benützen."

„Bei dem herrlichen Wetter," sagte Alexander, indem er an den klaren, sonnenbeglänzten Himmel hinaufblickte, „ziehe ich eine Fahrt durch die thaufrischen Wälder vor; Du führst mich doch den schönen Weg über die Berge, von dem Du neulich geschwärmt?"

„Gewiß, und wenn wir so früh aufbrechen, so kommen wir noch vor dem ersten Eisenbahnzug nach der Stadt und auch vor der Hitze des Tages."

Am andern Morgen schon vor der angegebenen Zeit hörte Alexander Dellwing, der schon längst bei der Toilette war, draußen auf dem Sand das Knirschen der

Räder, und als er das Fenster öffnete, um an den Himmel hinaufzuschauen, glaubte er anfänglich, dieser habe sich getrübt, so dunkelgrau, eigentlich farblos erschien er ihm, doch bemerkte er gleich darauf noch einige schwach blinkende Sterne, die aber in der nächsten Minute verschwunden waren, und sah, wie jenseits der Berge, die, in entzückender Klarheit tief dunkelblau dastehend, auch die feinsten Umrisse ihrer Formen zeigten, die Morgenröthe anfing langsam zu erglühen, was Alles zusammen einen prachtvollen Tag versprach; vom See herüber glitt ein sanfter feuchter Wind und rauschte leise in den majestätischen Baumkronen der uralten Buchen.

Vor der Terrasse stand eine leichte Kalesche, mit drei Pferden neben einander bespannt, welche muthwillig ihre Köpfe schüttelten, schnaubten und von den strammen Zügeln in den Händen des Kutschers kaum gehalten werden konnten; sie hatten sehr wenig zu thun, die Wagenpferde auf Bucheneck, und wenn sie einmal eingespannt wurden, so sah man an ihrem ungeduldigen Zerren und Scharren, daß das für sie jedesmal ein außerordentliches Vergnügen war.

Die beiden Freunde tranken stehend auf der Treppe eine Tasse Chokolade, wozu Meister Jonas mit einem mürrischen Gesichte Feuer für die Cigarren brachte; für

ihn erſchien jede andere Beförderungsart als die mit dem Segelboote, allenfalls noch mit einem Nachen, höchſt unnütz und langweilig, weßhalb denn auch Dagobert, um dem alten Manne eine Freude zu machen, zu ihm ſagte: „Wenn wir heute Abend einen ordentlichen Wind haben, ſo kannſt Du uns mit dem Sturmvogel in Sees-End abholen.“

Dann fuhren ſie ab und die Pferde trabten luſtig eine Zeitlang denſelben Weg hinan, den Dellwing damals geritten war; auf der Höhe der Vorberge aber ging es ſtatt parallel mit dem See in die duftenden Nadelholzwälder hinein, wobei ſie in kurzer Zeit den Kamm der höheren Berge überſchritten hatten und nun auf einer breiten Straße dahinrollten, die rechts und links von Wieſen begrenzt, beſetzt waren mit Gebüſchpartieen, mit dunklen Fichten- und Tannenwäldchen, mit Gruppen uralter Buchen und Eichen, auch häufig mit hellleuchtenden Birkenſtämmchen untermiſcht. Hie und da ſah man in ſanften Niederungen Teiche, die eben zu dampfen anfingen und von deren mit Schilf bewachſenen Ufern Waſſervögel ſchreiend aufflogen. In den Schluchten, die ſie hinter ſich gelaſſen, bemerkte man zwiſchen dem dunklen Grün geballte Nebel, einen ſchwachen Verſuch machend, ſich gegen das gewaltige Sonnenlicht aufzulehnen, aber bald ihre Ohnmacht ein-

sehend, zogen sie sich langgestreckt auseinander, um gleich darauf mit perlenden Thautropfen den Boden zu bedecken, von welchem sich nun die Lerche erhob, um jubelnd ihr Morgenlied der Sonne darzubringen, die glitzernd und strahlend über die fast schwarz erscheinenden Fichtenwälder herrlich emporleuchtete. Ueberall erhoben sich wie auf einen Zauberschlag nah und fern auf den Anhöhen kleine Dörfchen und weißblinkende Kirchen, aus dem Schlummer erweckt durch das Sonnenlicht, und schienen zu grüßen mit ihren weithin blinkenden Fenstern. Rasch stieg die Sonne empor an dem unbewölkten Himmel, und da ihre Strahlen schon heißer wirkten, so fand man es sehr angenehm, die hier ziemlich baumlose Höhe zu verlassen und von der Fahrstraße ab in ein sanft abfallendes dunkelschattiges Wiesenthal einzulenken, vermittelst welchem der des Weges genau kundige Kutscher ein bedeutendes Stück abschnitt.

Wie entzückend war hier die angenehme Morgenfrische, der weiche, moosige Boden, durch die schräg einfallenden Sonnenstrahlen wie mit Goldkörnern bedeckt, während an den Grasspitzen die Thautropfen wie Brillanten funkelten und sich hinter den Rädern des Wagens auf dem bethauten, weißscheinenden Grase zwei silberne Schlangenlinien bildeten.

Dann ging es wieder ziemlich steil durch einen tiefen

und Erdhütten bedeckt, ſie, die einſt zehntauſend vornehme Ritterfamilien beherbergte.

Auf jenem Vorgebirgsläufer aber, den hohe ſchneebedeckte Gebirge eiferſüchtig zu bewachen ſcheinen und die Flüſſe liebend umſchlingen, thront das koſtbarſte Kleinod Granada's, ja jetzt ganz Spaniens:

Noch in ihren Trümmern hehr,
Mit Moſchee und Marmorbade,
Wie ein Mährchenpallaſt der
Sultanin Schehezerade,
Liegt das Maurenſchloß Alhambra.

Ein in allen Farben blitzender Edelſtein, hoch erhaben über der Stadt und wieder überragt von der Gebirgskette der Sierra Nevada mit ihren zackigen Formen in grünlich violetter Färbung, die oben zum hellen Silbergrau verblaßt und gekrönt iſt mit den blendenden Flächen des ewigen Schnees, über welche wieder emporſtreben die glänzenden Gletſcher des hohen unerſteigbaren Veleta, des prachtvollen Cerro de Caballo und des Mulahacen mit ſeinem breiten, ſtarren Haupte, die ſich hier alle in der unbeſchreiblich klaren Luft auf dem tiefblauen Himmelsgewölbe ſo ſcharf mit ihren feinſten Nuancen abzeichnen. Vor der Stadt breitet ſich, vielleicht dreißig Stunden im Umfange haltend, die üppig blühende Vega aus, in welcher Granada liegt wie in einem grünen Meere.

Und wie iſt die Stadt ſanft am Berge aufſteigend auch in ihren Einzelnheiten ſo ſchön! Die unzählbaren Häuſer mit ihren flachen Dächern und Terraſſen, häufig mit freundlich grünenden Pflanzen bedeckt, mit luftigen Bogenreihen, mit Bogenfenſtern und Arcaden, durchwebt vom hellen Grün der Orangenbäume und eingerahmt mit ſtolzen faſt ſchwarzen Cypreſſen; über die Häuſermaſſen empor erheben ſich zahlloſe Kuppeln und Thürme, letztere bald ſchlank und zierlich, bald ſchwer und maſſenhaft.

Der Ausläufer des Elenagebirges, auf dem die Alhambra liegt, iſt mit friſchem weichem Grün bedeckt und zeigt nirgendwo eine nackte kahle Fläche, wie die meiſten Berge Spaniens. Wird

Hohlweg aufwärts, und oben, auf der Höhe angekommen, jubelte Dellwing entzückt über das wundervolle Panorama, das sich hier vor ihnen ausbreitete; man schien dem Hochgebirge näher gekommen zu sein, was aber eigentlich nicht der Fall war, vielmehr sah man hier nur einen Theil desselben ohne verdeckenden Vordergrund, hell von der Sonne bestrahlt, ein weites, weites Thal umfassend. Aber in der That ein prachtvoller Anblick für sie, die so plötzlich aus der Walddämmerung des Hohlweges auf die kahle, mit niedrigem Grase bewachsene Berghöhe kamen, die sich mit breitem Rücken aus einem Kranz von dunklen Wachholderbüschen erhob. Silberstrahlend und glühend angehaucht mit rothen und goldig-leuchtenden Streifen und Rissen, mit veilchenfarbigen Schluchten und Einsprüngen, schwebten die riesenhaften Formen des Hochgebirges wie eine übernatürliche Erscheinung vor ihnen in der unbeschreiblich reinen Luft und dem zitternden Morgenlichte, und wenn die Berge schon unten, wo sie dem Thale entstiegen, durch ihre malerischen Formen und ihre bunt schillernde Beleuchtung wie phantastische Gebilde aussahen, so noch viel mehr hoch oben die zackigen Kuppen und Spitzen, besonders wo sie mit Schnee bedeckt waren, der sich von dem Hintergrunde des tiefblauen Himmels glänzend, wie polirtes Silber, abhob.

Dagobert ließ den Wagen hier einen Augenblick halten und freute ſich an dem Entzücken ſeines jungen Freundes, der aufrecht ſtehend in die Ferne ſtarrte, und dann weit gegen rechts in einem verwiſchten, kaum kenntlichen Wege über die Höhen die Straße erkannte, die ihn nach Bucheneck geführt.

Ja, ja, es war dieſelbe, denn als er nun dem Pfade mit den Blicken folgte, blitzte ihm der kleine Spiegel des Sees entgegen, an deſſen Ufer er ein paar Tage geraſtet und der von hier ausſah, als habe man ein Stück leuchtenden Silberſtoffes am Rand des Hochgebirges über den grünen Sammet der Matten ausgeſpannt.

Dann fuhren ſie langſam auf der Höhe weiter, bald die Straße wieder erreichend, die ſie vorhin verlaſſen, und ſahen hier ein neues und nicht minder ſchönes Bild tief zu ihren Füßen, einen breiten Fluß, welcher in weiten Schlangenwindungen von dem Hochgebirge herkam, durch den Nebel, der noch auf ihm ruhte, mattblau erglänzend.

„Glaubſt Du wohl," ſagte Dagobert, während die Pferde auf der hier beſſeren Straße im geſtreckteſten Trabe liefen, „daß man in dieſer herrlichen Gegend auch ohne trübe Erinnerungen menſchenſcheu und ein Einſiedler werden kann, daß man ſich glücklich fühlt bei dem Leben in und mit dieſer prachtvollen Natur?"

„Ob ich das verſtehe? Habe ich ſelbſt mich doch ſchon in der kurzen Zeit ſo in unſere großartige, wundervolle Einſamkeit hineingelebt, daß es mir ordentlich graut vor dem erſten Klange der Hufeiſen unſerer Pferde auf dem ſtädtiſchen Pflaſter, obgleich dieſer Ton, wie Freiligrath ſehr richtig ſingt, gleichfalls Poeſie iſt.“

„Und da ich darin Deine Anſicht theile, ſo wirſt Du wohl nicht begreifen, was mich, beſonders an dieſem herrlichen Tage, nach den dunklen Straßen der Stadt mit ihrem Lärm und Gewühle zieht. Es iſt das eine, Dir vielleicht lächerlich erſcheinende Idee, welche ich Dir, als im Zuſammenhange ſtehend mit der neulichen Erzählung aus meiner Vergangenheit, übrigens nicht vorenthalten will.“

„Die mich gewiß in hohem Grade intereſſirt.“

„Deſto beſſer, Alexander, denn ich will Dir nicht verſchweigen, daß jene Mittheilungen mein Herz wunderbar erleichtert haben; ſo ſchmerzhaft es mir war, ſo erſcheinen ſie mir doch jetzt beruhigend und lindernd, wie wenn man den Sitz eines veralteten körperlichen Uebels durch einen tiefen Schnitt geöffnet, — Blut entfloß der Wunde, es hat mir unbeſchreiblich wehe gethan, aber jetzt fühle ich mich, wie ſchon geſagt, erleichtert und beruhigter.“

Der junge Maler drückte die Hand ſeines Freundes,

indem er ſagte: „Wie ſtolz und glücklich macht mich Dein Vertrauen!“

„Laß mich noch Einiges jener traurigen Geſchichte beifügen, es ſteht das in Verbindung mit unſerer Fahrt nach der Stadt. Kaum brauche ich Dir zu ſagen, daß ich, trotz allem vergeblichen Bemühen, meine Nachforſchungen nach der Verſchwundenen nicht unterließ, daß ich darüber noch heute mit Bekannten in den verſchiedenſten Theilen Deutſchlands korreſpondire, ja daß ich, um nichts unverſucht zu laſſen, einem berühmten und mir befreundeten Photographen der Stadt vertrauliche Mittheilungen machte und ihn veranlaßte, mir von ſeinen Freunden und Kollegen, die er in allen Theilen Europas hat, photographiſche Damenporträts zur Anſicht zu verſchaffen, die der Beſchreibung nach, hauptſächlich aber mit einer Aufnahme, die ich von Winterhalter's Bilde machen ließ, auch nur die entfernteſte Aehnlichkeit haben.

„Es iſt dieß allerdings nicht viel beſſer, als der Strohhalm, nach welchem der Ertrinkende greift, und obgleich ich ſchon bei verſchiedenen Beſuchen in der Stadt Hunderte von Bildniſſen durchgeſehen, habe ich doch begreiflicher Weiſe nie das gefunden, was ich ſo ſehnlich geſucht und was mir vielleicht einen Anhaltspunkt hätte geben können. — — Auch Du biſt gewiß der Anſicht,

daß alle diese Mühe vergeblich ist — — denn wer weiß," setzte er kaum hörbar in einem dumpfen Ton hinzu, „ob Margarethe überhaupt noch — — — — ob Margarethe überhaupt noch daran denkt, ihr Bild anfertigen zu lassen — für wen auch? Aber jeder Mensch klammert sich an Hoffnungen, wenn diese auch nicht so trügerischer Art sind, und selbst der Aermste macht sich zuweilen einen Festtag voll schöner Hoffnungen, wie ich heute, und wenn ich auch heute, wie schon oft, ohne Resultat zurückkehre, versuche ich es doch in einiger Zeit wieder auf's Neue. — — Kennst Du den Photographen Herrn Wilbert?"

„Nur aus seinen in der That ausgezeichneten Arbeiten; ich bin entzückt, wie künstlerisch schön er Oelbilder und Zeichnungen wiedergibt, und was seine neue Erfindung anbelangt, die Heliotypie, oder noch besser Wilberttypie, so ist sie wundervoll, epochemachend, und wird eine förmliche Umwälzung hervorbringen in allen Zweigen der Lithographie, des Holzschnittes, des Kupfer- und Stahlstichs. Welch' erhabener Gedanke, die Natur zu zwingen, sich selbst auf dem Stein zu reproduziren, und sich auf dem Papiere abzubilden! Der einzig wahre und unverfälschte Kunst- und Naturdruck!"

„Ja, ja, ein genialer Kopf, dieser Wilbert, und ein angenehmer Gesellschafter, aber es hält schwer, seiner

habhaft zu werden; er eilt umher wie ein ruheloſer Geiſt, der überall etwas vergeſſen zu haben ſcheint, wornach er emſig ſucht, und der nur ſchwer auf Augenblicke zum Stillſtehen zu bannen iſt, ſtets beſchäftigt mit ſeinen Plänen und Entwürfen, forſchend und kombinirend."

„Wie ſieht er aus?" fragte Alexander, „ich habe ihn nie geſehen."

„Ein Mann in den beſten Jahren, mit einer geſcheidten Stirn, einem lebendigen, geiſtvollen Auge und einem behaglichen Lächeln um die Mundwinkel, wenn er überhaupt lächelt, was aber während des Tages nicht häufig vorkommt, mehr des Abends im vertrauten Kreiſe, obgleich er auch dort etwas von einem Irrlichte an ſich hat, jetzt ſchweigend, verdunkelt vor ſich hin ſtarrend, dann plötzlich aufflackernd, um gleich darauf zu verſchwinden."

„Ich freue mich ſehr darauf, ſeine Bekanntſchaft zu machen."

„Und er ſich gewiß nicht minder, Dich kennen zu lernen; ſein Etabliſſement wird Dir gefallen, es iſt das wie ein Märchenpalaſt, würdig, den mächtigen Zauberer zu beherbergen, der mit den Lichtſtrahlen Bilder erzeugt und ſich den Sonnenglanz dienſtbar macht. Schade, daß Herr Wilbert nicht einen langen, grauen

Bart hat, einen Turban trägt und im türkiſchen Kaftan einhergeht!“

„Er liebt das Leben der Orientalen?“

„Ich dachte eigentlich nur an die Geſtaltung eines Zauberers, aber er kennt die Geheimniſſe des Divans, er bewohnt Räume, welche in dieſer Richtung ſo phantaſtiſch üppig und behaglich eingerichtet ſind, daß ſich die Schehezerade derſelben nicht zu ſchämen brauchte; er iſt eben ein großer Künſtler in der vollſten und ſchönſten, aber auch in der kapriziöſeſten Bedeutung des Wortes. Er wird ſich ein großes Vergnügen daraus machen, Dich in einem Dutzend verſchiedener Stellungen aufzunehmen, und auch die Zeit dazu finden, während er vielleicht für einen vornehmen Engländer, irgend einen deutſchen Baron oder einen ruſſiſchen Fürſten keine Minute übrig hat, weßhalb man es als eine Gunſt betrachten muß, wenigſtens als eine Bevorzugung, von Wilbert ſelbſt photographirt zu werden — gib dabei Achtung, auf welche Art er ſich ſeine Notizen macht!“

„Wie ſo?“

„Er nimmt einen Bleiſtift aus der Weſtentaſche und ſchreibt ſeine Bemerkungen auf die weißen Manſchetten ſeines Hemdes, welche dann Abends von ſeinem Diener ſorgſam zurückgelegt werden und woraus ihm ſein Sekretär die nothwendigen Auszüge macht. Von

ſeinen Leuten ſind manche eben ſo große Originale, wie ihr Herr, wenigſtens in ihrer Stellung originell und eigenthümlich.“

„Von denen habe ich bei dem Künſtlerfeſte neulich, wovon ich Dir erzählt, gewiß welche kennen gelernt.“

„Wohl möglich — Deine Schilderung des trübſinnigen Negativ paßt vortrefflich auf einen derſelben, welcher die Fremden in einem der Vorzimmer zu empfangen hat und nebenbei als offizieller Lügner angeſtellt und bezahlt iſt.“

Alexander ſah ſeinen Freund fragend an.

„O, ein ſolcher Angeſtellter, der ſein ſchwieriges Amt mit Feinheit, Intelligenz und Klugheit ausfüllt, iſt für ein ſo koloſſales Geſchäft von der größten Wichtigkeit. Es wäre ja unmöglich, wollte Herr Wilbert ſelbſt allen dieſen unnützen Fragen und Erkundigungen auch nur zum tauſendſten Theil Rede und Antwort ſtehen. Es gibt manchen Hartnäckigen, dem es durchaus nichts verſchlagen würde, ſtundenlang in einem der bequemen Fauteuils zu warten, um endlich dem dadurch doch herbeigenöthigten Chef des Hauſes die wichtige Bemerkung zu machen, daß ſich bei der neulichen Aufnahme ſeine Friſur nicht ſo wie gewöhnlich in Ordnung befunden habe, daß er überzeugt ſei, ein zugeknöpfter Rock würde ihn beſſer kleiden, oder daß er mit Herrn Wilbert

dringend Rücksprache nehmen müsse, ob seinem blassen Teint nicht mit etwas Roth nachzuhelfen sei. Vor allen Dingen sind darin die Damen zu fürchten, die oft die unglaublichsten Anforderungen stellen, — da ist dann Herr Ottweiler, Dein Negativ, wie ich vermuthe, vollkommen der Mann dazu, um jedem allzu Zudringlichen begreiflich zu machen, daß nur über seine Leiche der Weg in die inneren Gemächer geht."

„Herr Wilbert braucht sich ja nur verleugnen zu lassen."

„O, es gibt Leute, die, und wohl mit vollem Rechte, daran keinen Glauben mehr haben; nein, Herr Ottweiler hilft sich auf andere Art; gewöhnlich ist der Chef des Hauses soeben ausgegangen, man müßte ihm eigentlich begegnet sein, oder er macht gerade eine Reise, von der er vor acht Tagen nicht zurück sein kann, ruht auch vielleicht krank in seinem Kabinet, wobei ihn dann vielleicht ein Unbekannter, der soeben den Salon verließ, als Arzt besucht hat. Häufig aber versichert Herr Ottweiler, daß den ausgesprochenen Wünschen Rechnung getragen worden ist, daß die Frisur geändert, der Rock zugeknöpft und die Wangen geschminkt worden sind. Erkundigungen, weßhalb denn Kopieen, die schon längst versprochen sind, noch nicht abgeliefert worden, setzt Herr Ottweiler die Versicherung entgegen, daß sie

gerade in dieſem Augenblicke befördert würden. Es kann aber auch vorkommen, daß die Maſchinen Schaden gelitten haben, das Kollodium verdorben iſt oder das betreffende Negativ ſorgfältiger Ausbeſſerung bedarf, bei ſehr guter Laune aber verſichert der Salonlügner auch, daß der zarte Teint der Betreffenden ganz beſondere Aufmerkſamkeit verlange, oder daß ſolch' ausdrucksvolle Züge auf's Sorgfältigſte retouchirt werden müßten; genug, Herr Ottweiler iſt nie um eine Ausrede verlegen, und da er bei ſeinem offiziellen Lügen nie lächelt, nie heiter oder unſchlüſſig erſcheint, ſondern Alles mit ernſter, faſt trüber Geſchäftsmiene von ſich gibt, auch nie eine Behauptung modifizirt oder zurücknimmt, ſo ſchlägt er ſelbſt die Zudringlichſten ſiegreich aus dem Felde, worauf er ſich dann ſpäter mit einer Miene der Genugthuung behaglich ſeine Hände reibt. Als ich das letzte Mal dort war, kam indeſſen ein ganz eigenthümlicher Fall vor. Ein ſehr vornehmer Herr, auf den Wilbert beſondere Rückſichten zu nehmen hatte, verlangte dringend, ihn zu ſprechen, und trat mit einer abweiſenden Handbewegung an dem achſelzuckenden Ottweiler vorüber in eines der inneren Zimmer, wo ſich dann auch unglücklicher Weiſe Hut, Handſchuhe und Stock des Herrn Wilbert auf dem Tiſche befanden und der Betreffende mit einem ſtrengen Blick auf den unglücklichen Lügner ſagte:

doch dieſer Hügel von vielen und reichen Quellen getränkt, welche die Sierra Nevada ihrem Liebling ſpendet, auf daß er unaufhörlich prangen kann in jugendlicher Friſche und dem Schmucke ewig grüner Wälder. Zwiſchen dieſen hervor am Rande des Elenenberges erheben ſich gewaltige, meiſtens viereckige Thürme und Mauern, welche in einem weiten Kreiſe die ganze obere Fläche des Berges einrahmen; aus rothem Sandſtein erbaut, haben ſie eine angenehme warme Farbe, die ſich aus der grünen Umgebung ſo freundlich abhebt. Von dieſer Färbung hat auch die ganze Mauernburg ihren Namen; ſo ſagt man wenigſtens; denn Al-hamra heißt das rothe.

Unter Alhambra verſteht man aber nicht nur den bekannten Palaſt der mauriſchen Könige, ſondern den ganzen Theil der Stadt, der auf der bezeichneten Anhöhe liegt und deſſen Häuſer wahrſcheinlich zur engeren Hofhaltung gehörten; man könnte ſagen, ſie iſt die Akropolis von Granada. Jetzt befindet ſich dort oben eine Pfarrkirche mit einem Kloſter, eine ziemliche Zahl Häuſer, Höfe und Gärten, einige wüſte mit Schutt bedeckte Plätze, der große unvollendet daſtehende Palaſt Karls des Fünften und neben ihm die übrig gebliebenen Theile des Sommerpalaſtes der Kalifen.

All das Ebengenannte iſt mit einer mehrere Ellen dicken Mauer und den gewaltigen viereckigen Thürmen ringsum eingeſchloſſen. Die meiſten dieſer Thürme waren von jeher zur Vertheidigung beſtimmt und ſind jetzt leer und halb verfallen; in einigen findet man freilich wie einen Edelſtein unter Schutt und Trümmern irgend ein kleines erhaltenes Gemach im mauriſchen Geſchmack wunderbar und herrlich verziert; nur an der Nordſeite, wo ſich der Berg ſteil zum Darro hinabſenkt, wo die größten Thürme ſtehen, ſind ſie wohl erhalten und verſchließen in ſich jene bekannten Gemächer, welche den Patio de la Alberca, der Hof des Teiches genannt, ſowie den Löwenhof umgeben. Hier iſt die ſogenannte Caſa real del Alhambra, die Wohnung der mauriſchen

‚Suchen Sie Herrn Wilbert, ich muß ihn ſprechen!‘ — alle Klingeln tönen, durch all' die zahlreichen Sprachrohre gellen Fragen und Antworten, ſämmtliche Diener durchrennen das ganze Haus, öffnen dem Erzürnten alle Zimmer, umſonſt, Herr Wilbert iſt nicht zu finden — aber ſein Hut und ſeine Handſchuhe — er iſt vor einer Viertelſtunde an der Hausthüre geſehen worden, wo er mit einer jungen, ſchönen Dame ſprach, erinnert ſich einer der Diener, und einer der Ausläufer ſetzte hinzu, er habe ihn zu der Dame in den Wagen ſteigen ſehen — und ſo war es auch. Aber Herr Wilbert hatte die Dame nicht nur raſch zur Eiſenbahn begleitet, ſondern auch nach Wien, zu welchem Zweck er ſich unterwegs einen Hut gekauft hatte. — Wie glänzend gerechtfertigt war Herr Ottweiler, und da dieſe Geſchichte bekannt wurde, ſo erhob ſich für einige Zeit wieder glänzend der tief geſunkene Kredit des Salonlügners.“

— — — — Damit klang der erſte Ton des Eiſens auf den Steinen und zerriß die lebhafte Unterhaltung der beiden Freunde, während ſie aus dem glänzenden Sonnenlichte in die ſchattig kühlen, morgentlich feuchten Straßen der Stadt lenkten und ſogleich von dem brauſenden, ſauſenden Leben des täglichen Verkehrs umgeben waren.

„Wenn es Dir recht iſt,“ ſagte Dagobert, „ſo

fahren wir zuerſt in den Gaſthof, können dann die Ausſtellung beſuchen und ſpäter zu Wilbert gehen."

„Wäre es nicht beſſer, Du beſorgteſt Deine Geſchäfte dorten zuerſt, damit wir Zeit behalten, ſpäter wieder vorzuſprechen, im Fall uns Herr Ottweiler abweist?"

„Sei deßhalb unbeſorgt, ich gehöre zu den genauen Bekannten des Hauſes, und wenn Herr Wilbert in der That nicht ausgegangen iſt, ſo werden wir ſogleich vorgelaſſen; doch glaube ich, daß Du Recht haſt, ihn zuerſt aufzuſuchen, da er in dieſer frühen Morgenſtunde ſicher zu Hauſe iſt."

Kurze Zeit darauf gingen beide Freunde durch neugebaute Theile der alten Stadt, breite Straßen mit palaſtähnlichen Gebäuden, freie Plätze mit grünen Squares und hellleuchtenden Marmorſtatuen, und kamen ſo in eine lange und breite Avenue, deren Ende ſich in parkähnlichen Anlagen verlor, welche rechts und links zierliche Gärtchen hatte, hinter denen ſich die ſtattlichen Wohnhäuſer wie eben ſo viele Villen erhoben; eines der größten derſelben war die Anſtalt des berühmten Photographen, mit einer reichen Front von Säulen, Bogenfenſtern und geſchmackvollen Ornamenten. Auf dem kleinen Garten lag das glänzende warme Sonnenlicht und buhlte mit ein paar prachtvollen Marmorvaſen,

aus denen ſich breitblätterige, ſaftig grüne Zierpflanzen erhoben.

Sie betraten den Vorſaal, ein großes Gemach mit dunkelrother Wandfarbe, auf der ſich lebensgroße photographiſche Porträts von Kaiſern und Königen, auch intereſſante Köpfe berühmter Leute, ſchöne Frauengeſtalten, liebliche Kindergeſichter ſtattlich abhoben. Rings an den Wänden ſtanden bequeme Fauteuils und ſchwellende Divans, auf einem Marmortiſch in der Mitte lagen Albums und Photographieen der verſchiedenſten Größe durcheinander, und in zwei Ecken des Gemaches ſah man reizende Marmorfiguren zwiſchen hoch empor ſtrebenden Pflanzengruppen; nebenan befand ſich ein kleinerer Salon mit intimeren Photographieen und Zeichnungen, welcher, obgleich mit weit geöffneten Thüren, doch von den gänzlich fremden und gewöhnlicheren Beſuchern nicht betreten wurde, da Herr Ottweiler eine charmante Manier hatte, die Aufmerkſamkeit Neugieriger durch irgend eine Bemerkung, auch wohl durch ein nicht mißzuverſtehendes Achſelzucken davon abzulenken.

Beim Eintritt unſerer beiden Freunde, von denen er den Baron Elmbach genau zu kennen ſchien, denſelben mit einer tiefen Verbeugung begrüßte und dann einen gerade nicht unfreundlichen Blick auf den jungen Maler warf, den er vielleicht ebenſogut wiedererkannte,

wie dieſer die Züge Negativ's, obgleich dieſelben heute ohne Tättowirung glatt raſirt waren, nahm Herr Ottweiler ſeine wohlwollendſte Miene an, rieb ſanft ſeine Hände umeinander und verſprach, ſogleich nach Herrn Wilbert zu ſehen, während welcher Zeit ſich die Herren vielleicht bemühen wollten, ein paar neu angekommene Bilder in dem kleineren Salon zu beſichtigen, worunter ein herrliches Bild Makart's — Leda mit dem Schwan in neuer Auffaſſung „ſehr après" — Herr Ottweiler liebte es, unter Bekannten kleine harmloſe Späße zu machen, die häufig ihren Hauptwerth erhielten durch den unerſchütterlichen Ernſt ſeiner Züge und durch ſeine trübe, melancholiſche Miene, dann verſchwand er, um nach Herrn Wilbert zu ſehen.

Wenn der Chef der berühmten und weltbekannten Anſtalt auch nicht ſogleich ſelbſt erſchien, um die Angemeldeten zu empfangen, ſo hatten ſie doch ſchon viel erreicht, als nach dem Läuten einiger Klingeln und nach haſtigen Fragen durch verſchiedene Sprachrohre endlich irgendwoher, der Himmel mochte wiſſen, ob von einem der Trocken- oder Kopirböden, oder herauf aus einem unterirdiſchen Gewölbe, wo Herr Wilbert ſeine myſteriöſen Laboratorien hatte, die Weiſung ertönte, beide Herren in die Aufnahmegallerie zu führen. Dieſe wurde von einem dritten, mittelgroßen, aber nicht ſo hohen

Gemach, als der Empfangssalon war, von diesem getrennt und gewissermaßen als der Vorhof zum Allerheiligsten betrachtet. Hier saßen ein paar Sekretäre, und wem es gelungen war, durch die Klauen des Herrn Ottweiler bis hieher zu dringen, war der Abwicklung irgend eines Geschäftes näher gerückt, erhielt wenigstens eine wahrere und minder deutungsvolle Antwort auf seine Fragen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Der Sturmvogel.

Dritter Band.

Der Sturmvogel.

Von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Könige, was wir, wie ſchon bemerkt, im engen Sinn unter dem Namen: Alhambra begreifen.

Da, wo an der Südſeite die Befeſtigungen aufhören, ſteigt man zu einer ziemlich tiefen Schlucht hinunter, auf deren gegenüber liegenden Seite höher als die Alhambra das kleine mauriſche Sommerſchloß Xeneralife liegt, leicht und luftig von allen Seiten dem erquickenden Hauche zugänglich, der von den Schneebergen herabweht, mit Säulengängen und Terraſſen, blendend weiß hervorleuchtend zwiſchen faſt ſchwarz erſcheinenden Cypreſſen, wie eine wunderliebliche Phantaſie, wie ein verkörperter architektoniſcher Traum.

So waren wir alſo in Granada, wonach ich mich ſo unbeſchreiblich geſehnt, was ich zu erreichen geſtrebt wie ein Kleinod, das mir auch ewig bleiben muß; eine Erinnerung an dieß Paradies der Erde, und das iſt Granada mit ſeiner himmliſchen Umgebung, wird ſich in meinem Gedächtniß, ſo hoffe ich, ungeſchwächt erhalten, bis ich einſtens überhaupt nichts mehr denken werde. Alle Mühſeligkeiten der Reiſe, die wir bis jetzt erduldet, erſchienen uns nie dageweſen und tauſendfach belohnt. Wer ja, wie wir ſchon in alten Mährchen laſen, das koſtbarſte Zauberſchloß gewinnen wollte, oder die Hand der wunderſchönen Prinzeſſin, der mußte durch Wüſten und Einöden ziehen, mußte ſich mit Drachen und Rieſen herumſchlagen. Ja, in allen unſern kleinen Leiden war uns der Gedanke an Granada ſtets wie ein Stern in dunkler Nacht, und mehr als Einmal citirte ich in den dürren Flächen der Mancha und den wilden Toledaner Bergen meinem Reiſegefährten die Worte Freiligrath's:

Und düſter durch verſengte Halme
Wall' ich der Wüſte dürren Pfad. —
Wächst in der Wüſte nicht die Palme?

So hatten wir alſo die Palme errungen und Granada erreicht, und als wir auf den Balconvor unſerm Fenſter in dem kleinen Gaſthof der Fonda nueva traten, ſahen wir vor uns auf dem

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Siebenzehntes Kapitel.

Bei den Sonnenkindern 1

Achtzehntes Kapitel.

Geister auf dem See 33

Neunzehntes Kapitel.

Erkundigungen 88

Zwanzigstes Kapitel.

Sommerhitze 119

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Melusine 179

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Sturmnacht 210

Der Sturmvogel.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Siebenzehntes Kapitel.

Bei den Sonnenkindern.

Die große Aufnahmegallerie war ein herrlicher Raum, taghell wie die Straße, natürlich ohne Sonnenglanz, da die riesenhaften Fensterreihen, welche die ganze eine Seite einnahmen, gegen Norden gekehrt waren, und sich obendrein auch Vorhänge, bewegliche Wände und dergleichen alles Mögliche zur Dämpfung des zuweilen grellen Lichtes vorfand. Dabei war es ein freundlich lichter Raum, dem durch Pflanzen- und Blumengruppen, durch rankende Gewächse an der Fensterseite, durch zierliche Fächerpalmen in den Ecken, sowie durch Springbrunnen alles steif Geschäftsmäßige genommen war. Dabei herrschte ein köstlicher Durcheinander der verschiedenartigsten nöthigen und unnöthigen Gegenstände: Fauteuils, Lehn- und Schaukelsessel in den verschiedensten Größen und Formen, überall kleine Etablissements

bildend, wo sich eben so viele Kaffeegesellschaften mit Behagen hätten niederlassen können, um von hier aus die vielen seitsamen Geräthe und Spielereien mit Muße betrachten zu können. Sah man doch hier neben ernsthaften Ballustraden und zierlichen Gittern, über welche der zu Photographirende sich hinauszulegen pflegt, oder als Spazierstöcke in die Hand nimmt, jene würdigen Piedestale von künstlichem Marmor, auf denen Urnen und Vasen stehen, sowie auch vielleicht das Brustbild irgend eines Philosophen oder Dichters, den man sich zum Vorbilde genommen hat, und an welche — an die Piedestale nämlich — man sich in malerischer Haltung anzulehnen pflegt, ein halbgeöffnetes Buch in der herabhängenden Linken.

Da waren auch jene verdächtig ausschauenden und mit Schrauben versehenen Halseisen, die eine so unheimliche Aehnlichkeit mit der spanischen Garotte haben, daß es einem unwillkürlich gruselt, sowie das kalte Metall unsern Hals berührt. In ein paar Ecken erblickt man einen förmlichen Kinderspielwaarenladen, das Entzücken junger Herren und Damen von gewissem Alter, welche es ganz besonders lieben, das photographische Atelier zu besuchen, weil es nirgendwo als hier so köstliche Dinge gibt, als da sind: Schaukeln und Steckenpferde, Puppen in allen Größen, bewegliche Hans-

wurfte, Käfige mit ausgeſtopften Vögeln, Drehorgeln, Peitſchen, Reife, kurz Alles, was ein jugendliches Herz zu erfreuen im Stande iſt. Mitten zwiſchen allen dieſen Sachen ſah man auf geſpreizten Stativen die geheimnißvollen Maſchinen mit grünen Tüchern verhüllt, ſo bis zum entſcheidenden Augenblicke das gierige Rieſenauge geblendet, welches Deine Züge ausſaugen wird, um ſie ſpäter in ſo ſchattenhafter und doch wahrer Geſtalt als Negativ auf der Glasplatte erſcheinen zu laſſen.

Trat man an die Fenſter der Gallerie, um in den zierlichen, gartenähnlichen Hof hinabzuſchauen, ſo bemerkte man auch da Dinge und Apparate von ſeltſam eigenthümlicher Form, welche uns erſcheinen wie die unbegreiflichen Geräthſchaften eines mächtigen Zauberers, kleine Häuschen ohne Fenſter, die uns mit einem einzigen, rieſenhaften, grünſchillernden Glasauge unheimlich anſchielen — „Vergrößerungsapparate mit koloſſaler Kryſtallglaslinſe“, wie ein großer Herr mit freundlichen Geſichtszügen, der ſich in der Gallerie befand und dem die Aufmerkſamkeit unſerer beiden Freunde nicht entging, artig erklärte.

„Ah, Herr Baron von Elmbach,“ ſagte er hierauf mit einer Verbeugung, „ich habe Sie nicht ſogleich erkannt; Herr Wilbert, denke ich, wird den Augenblick

kommen, es ist gut, daß Sie uns so frühzeitig besuchten, denn er wird später kaum mehr zu haben sein.“.

„Ich weiß das, und wählte deßhalb diese Stunde, um so wenig als möglich von Ihrer kostbaren Zeit zu rauben. — Erlauben Sie mir, Sie mit meinem Freunde, dem Herrn Maler Alexander Dellwing, bekannt zu machen — dieses ist Herr Waiter, Herrn Wilbert's rechte Hand.“

„Zu viel Ehre!“ lächelte Herr Waiter geschmeichelt, worauf sein Lächeln einen launigen Ausdruck annahm, als er versicherte, Herrn Dellwing schon von mehr als einer Seite kennen und schätzen gelernt zu haben, vor Allem als sehr bedeutenden Künstler, sowie auch als liebenswürdigen Gesellschafter, der einen Spaß zu würdigen versteht.

Auch Alexander hatte in den Zügen des Photographen etwas zu finden geglaubt, was ihm nicht unbekannt war und ihn an jenes Waldfest erinnerte, welche Erinnerung plötzlich klar und deutlich vor ihn trat, sobald Herr Waiter jene Worte sprach, ja, er irrte sich nicht, es war der große Häuptling der Sonnenkinder, es war Silberbad, der vor ihm stand, und der nun dem Opfer von damals, wie sich ihm der junge Maler nannte, herzlich die Hand schüttelte.

„Es sind das Augenblicke,“ meinte er, „wo man

wieder jung wird, und nicht nur für jene Stunden selbst, sondern sich auch nachhaltig aufgefrischt fühlt, was man wohl brauchen kann bei unserem anstrengenden und ermüdenden Berufe; ach, es ist keine Kleinigkeit, allen den Anforderungen zu genügen, die man an uns stellt, und dabei seine gute Laune nicht völlig einzubüßen."

„Sie haben wohl gerade jetzt eine sehr bewegte Zeit?"

„Die haben wir eigentlich immer, Gott sei Dank, muß ich hinzusetzen, allerdings bis zum Tollwerden verschärft um die Weihnachtszeit; doch ist es nicht die materielle Arbeit allein, die uns körperlich und geistig müde macht, sondern mehr noch die maßlosen Anforderungen, die man an uns und unsere Maschinen stellt. Man ist geneigt, uns für Zauberer zu halten, die im Stande sind, das Alter in Jugend, die Häßlichkeit in Schönheit zu verkehren, und darin thun wir gewiß so sehr unser Mögliches, daß wir oft befürchten, irgend eine unansehnliche hagere Dame mit eingefallenen Zügen und matten Augen wird uns mit Entrüstung ihr Porträt, als majestätische, wohlgerundete Figur mit glänzenden Blicken zurückgeben; aber darin ertragen sie schon Unglaubliches. — — Werden wir eine Aufnahme von Ihnen machen, Herr Baron, oder von Herrn Dellwing?"

fragte er hierauf mit eingelernter, herkömmlicher Verbeugung.

„Von mir ſchwerlich, aber Du ſollteſt Herrn Wilbert erſuchen!“

„Letzteres wird unnöthig ſein,“ ſagte Herr Waiter mit einem verbindlichen Lächeln, „denn wir werden uns die vortreffliche Gelegenheit, unſere Sammlung berühmter Künſtler zu vermehren, gewiß nicht entgehen laſſen, — — doch da iſt Herr Wilbert ſelber.“

Der Chef der berühmten Anſtalt tauchte hervor aus einem Winkel der Gallerie, wo Niemand im Stande geweſen wäre, eine Thüre zu entdecken. Kam er von oben oder von unten? Wer konnte das Wiſſen! Genug, er war da, begrüßte den Baron von Elmbach wie einen alten Bekannten und freute ſich ſehr, den jungen Maler kennen zu lernen, deſſen letztes Bild ſo gerechtes Aufſehen gemacht.

„Waiter! Geben Sie Cigarren! — ſetzen wir uns, wenn es Ihnen gefällig iſt, ich habe Zeit, ein wenig mit Ihnen zu plaudern.“

Dieſes Setzen war übrigens, was Herrn Wilbert ſelbſt anbelangte, nur eine Redensart, denn nachdem er die beiden Freunde in bequeme Fauteuils genöthigt, ſie mit Cigarren und Feuer verſorgt, und ſchon im Begriffe war, das eine Bein über einen Seſſel zu ſchwingen, um

Berge den ſchönen Traum aus der Jugendzeit mit Einem Male verkörpert vor uns ſtehen, las torres bermejas, die rothen Thürme der Alhambra.

In Madrid hatte man uns die Fonda Minerva zur Wohnung vorgeſchlagen; als wir uns aber von dem Eilwagen dorthin begaben, war das Haus öde und leer, vor der Thür empfing uns weder Wirth noch Kellner, ſondern ein paar Maurerburſche mit Hammer und Kelle, welche uns anzeigten, der Gaſthof ſei auf eine Zeitlang geſchloſſen, weil ein neuer Eigenthümer im Begriff ſei, ihn gänzlich umzubauen; zugleich aber erbot ſich einer dieſer Arbeiter, uns in einen nahe liegenden andern Gaſthof zu führen, wo wir uns recht gut befinden würden. Da er hierin Recht hatte, ſo kann ich nicht umhin, die Fonda nueva allen künftigen Reiſenden beſtens zu empfehlen. Sie liegt auf dem Plaza del Lobo; dieſer ſtößt an die breiteſte Straße von Granada, die Carrera del Darro, von wo wir wenige Schritte zur Alameda vieja haben. Die Straße hat ihren Namen daher, weil der Darro mitten durch ſie hindurchfließt, der hier von mehreren kleinen Brücken überwölbt iſt. Gegenüber unſern Fenſtern erhob ſich ein eigenthümlicher alter Palaſt im ausgeartetſten Rococogeſchmack mit wunderlichen Bildhauerverzierungen und ſeltſam gewundenen Säulen, wie man ſie ſonſt nirgends bei Bauwerken aus jener Zeit wohl finden kann; das Dach in einer eigenthümlich ausgeſchweiften Form und ſeinen ſonderbaren Umriſſen erinnerte mich lebhaft an neuere Gebäude in Conſtantinopel, namentlich die tief herabreichende Bedachung an einen koſtbaren alten Brunnen in Topchana. Dieſer Palaſt hier in Granada heißt ſonderbarer Weiſe das Haus des Veziers, dient aber jetzt zu einer Kaſerne.

Unſer Gaſthof befand ſich in einem neugebauten Hauſe; in den untern Räumen war ein Café, was für uns leider den Uebelſtand hatte, daß wir den ganzen Tag bis in die ſpäte Nacht hinein die unaufhörlichen Dudeleien eines Klavierſpielers mit anhören mußten, eines unglücklichen Muſikanten, der dort zum Vergnügen der Gäſte fort und fort auf ſeinem Inſtrumente taglöhnerte

ſich rittlings darauf niederzulaſſen, worauf er den jungen Maler mit einem forſchenden Blick betrachtete, beſann er ſich eines andern und eilte zu Herrn Waiter, dem er ein paar Worte zuflüſterte, worauf dieſer ſogleich verſchwand.

„Ihr Bild iſt prachtvoll!“ rief er alsdann, gegen die Rückwand des Gemaches eilend, wo ſich die Mündungen mehrerer Sprachrohre befanden, von denen einem er raſch etwas anvertraute, auf eine Antwort horchte und dann rückwärts gegen Dellwing gewandt, wiederholte: „In der That prachtvoll, erregt allgemeine Aufmerkſamkeit, und wird auch wohl trotzdem prämiirt werden, obwohl es das beſte in der Ausſtellung iſt; die Herren Preisrichter können nicht gut anders, da Sie ja einen Orden erhalten haben.“

Nach einer neuen Frage, dießmal durch ein anderes Sprachrohr, und nach erhaltener Antwort nahm Herr Wilbert einen kleinen Bleiſtift aus der Weſtentaſche, notirte raſch etwas auf die Manſchetten ſeiner linken Hand und trat dann wieder zu den beiden Herren, wobei er von einem Tiſche im Vorbeigehen ein Blatt erhaſchte mit einem ſehr gelungenen Abdruck in der Manier der Wilberttypie, welches er dem Baron Elmbach überreichte.

Es war das Porträt einer ſchönen jungen Dame —

„gestern früh aufgenommen," sagte Herr Wilbert, „von dem ich heute Morgen der Betreffenden hundert Abdrücke gesendet habe — natürlich keine photographische Kopieen, sondern eine Arbeit, die, wie Sie hier sehen, mit den besten Erzeugnissen der Stein-, Stahl- oder Kupferdruckerei rivalisiren kann."

„Vor hundert Jahren wären Sie jedenfalls verbrannt worden, lieber Wilbert."

„Aber dann wenigstens auf einmal," gab er lachend zur Antwort, „während jetzt Neid und Mißgunst bemüht sind, mich Zoll um Zoll bei langsamem Feuer zu rösten, — ich gebe zu, daß meine Erfindung, die Heliotypie, noch großer Verbesserungen bedarf, aber es ist doch gewiß kein geringes Verdienst, das Ei des Kolumbus wieder einmal aufrecht hingestellt zu haben. Jeder glaubt, das allerdings jetzt nachmachen zu können, doch während sie sich mühsam abquälen, meine Arbeit von gestern nachzuahmen, bin ich heute schon wieder hundert Schritte voraus, und werde nicht eher ruhen, bis ich die Natur direkt auf meinen Platten fixire, um von der Aufnahme dieser Stunde schon in der nächsten Hunderte von Abdrücken durch die Buchdruckerpresse zu produziren — und es wird mir gelingen."

Er sagte das Alles in leichter, gefälliger, bescheidener Weise, ohne Ueberhebung, als spräche er von der

Erfindung eines Dritten, blieb auch nicht eigenliebig auf diesem, gewiß ebenso für die Andern, wie auch für ihn höchst interessanten Thema, sondern warf sogleich eine Frage nach dem reizenden Buchenеck ein, wo er schon ein paar Mal als Gast gewesen, und sagte dann dem Baron Elmbach, er möge so freundlich sein, sich durch Ottweiler in das ihm bekannte Kabinet führen zu lassen, um sich dort eine Masse Photographieen, die er für ihn erhalten, anzusehen. „Lassen Sie mir indessen Herrn Dellwing hier, ich habe mit ihm über sein Bild zu verhandeln."

Dagobert entfernte sich, nachdem er verbindlich gedankt, und da sich der junge Maler ebenfalls erhoben hatte, so nahm ihn Herr Wilbert unter dem Arm, um mit ihm hin und her schreitend die Anfrage zu stellen, ob und unter welchen Bedingungen er ihm gestatte, sein Bild zu photographiren. — „Es ist jetzt schon," fuhr er fort, „große Nachfrage darnach, doch habe ich noch einen andern Zweck im Auge, wenn Sie Ihr Werk jetzt schon verkaufen wollen, — man ersuchte mich von Wien aus um meine Vermittlung; ich brauche nur eine Photographie einzusenden und den Preis zu bestimmen, — wie hoch halten Sie Ihr Bild?"

Alexander nannte eine Summe, von der indessen Herr Wilbert, den Kopf aufwerfend, erklärte, daß sie

viel zu bescheiden sei — „doch ist es mir genug," sagte er, von ihm hinweg an eines der Sprachrohre eilend, „daß ich Ihre Intentionen weiß."

„Herr Wilbert!" klang es jetzt aus einer andern Ecke des Saals dumpf und hohl, wie der Ton einer Geisterstimme.

„Was soll's?"

„Der russische Fürst ist zum vierundzwanzigsten Mal da, und will sich durchaus nicht mehr abweisen lassen," antwortete die trübselige Stimme des Herrn Ottweiler, „er verlangt Sie selbst zu sprechen; er behauptet, ausdrücklich gewünscht zu haben, daß man seine sämmtlichen Ordenssterne sieht."

„Sagen Sie ihm doch, ich sei ausgegangen, er müßte mir vor der Hausthüre begegnet sein."

„Das habe ich schon gethan, aber er glaubt mir nicht mehr, um so weniger, als gleich nach ihm Fräulein Annina eintrat und mich trotz meines Abwehrens mit ihrer bekannten Zungenfertigkeit versicherte, sie sei auf zehn Uhr zu einer nochmaligen Aufnahme ihres Porträts gewünscht worden."

„So lügen Sie sonst etwas; sagen Sie meinetwegen, man sei nicht fertig geworden mit dem Retouchiren der reichen Ordensdekorationen, oder schwören Sie, ich sei mit chemischen Präparaten beschäftigt, mit Anfertigung

von Knallſilber meinetwegen, wo bei der geringſten Unvorſichtigkeit das Haus, mit Allem was darin iſt, in die Luft fliegen könne."

„O—o—o—o," tönte es in einem dumpfen, klagenden Tone — geiſterhauchartig aus dem Sprachrohr hervor, worauf ſich der Hauch in die Worte zuſammenzog: „Es iſt hart, ſo lügen zu müſſen."

„Hören wir, wie er ſich herauszieht," lachte Herr Wilbert, ſein Ohr an die Mündung legend — „Beide ſind ein paar hartnäckige Kunden — — ah, Herr Ottweiler redet mit ihm in vertraulichem Tone — in welchem Falle er unwiderſtehlich iſt und den Hartnäckigſten aus dem Felde ſchlägt, — er ſpricht von verunglückten Verſuchen einer neuen Fixirung durch — Knallſilberoxydniederſchlag — verfluchte Idee — von einer kleinen Feuersbrunſt und Exploſion vor ein paar Tagen — — von der Unmöglichkeit, mich zu ſtören — bravo, bravo — Annina hat einen lauten, etwas affektirten Schrei ausgeſtoßen und iſt vielleicht vor Schrecken dem Ruſſen in die Arme gefallen — kleine Schlange — — nun meinetwegen."

„Herr Wilbert!" — hauchte es abermals in Geiſtertönen, „es iſt vollbracht, ſie ſind Beide mit einander abgezogen."

„Danke — wie verſtehen Sie das Miteinander?"

„In einem Wagen, Herr Wilbert, — Fräulein Annina, die ſich in einer ſehr koketten, reizenden Toilette befand, hatte den ihrigen fortgeſchickt."

„Auch gut."

Damit wandte er ſich gegen den jungen Maler, nahm abermals deſſen Arm unter den ſeinigen, ſpazierte einige Augenblicke mit ihm herum und ſtellte ihn dann, wie ſpielend, gegen einen kleinen Tiſch und erſuchte ihn, eine rothe Quaſte zu betrachten, die an einem der Fenſtervorhänge angebracht war — „ſo, richten Sie das Objektiv."

Dieſe Worte galten Herrn Waiter, der, wie aus einer Verſenkung aufgeſtiegen, plötzlich hinter der betreffenden Maſchine zum Vorſchein kam, dann nur ein paar Sekunden zum Richten derſelben brauchte, hierauf Herrn Wilbert ſelbſt nachſehen ließ, und dann auf ein Kopfnicken ſeines Chefs die präparirte Platte einſchob.

„Bitte, ſich ganz ohne Anſtrengung ein paar Augenblicke ruhig zu verhalten, ſo — jetzt — ich habe ſtets gefunden, daß die Aufnahmen am beſten und natürlichſten werden, wenn man die Leute mit ſo wenig als möglich Vorbereitungen plagt — fertig — ich danke Ihnen, Sie haben außerordentlich ſchön gehalten und ich hoffe, das Porträt iſt gelungen — ſehen Sie nach,

Waiter, bringen aber jedenfalls noch eine andere Platte.“

Ein tiefer und trockener Huſten tönte jetzt aus dem Sprachrohr, daß es gerade ſo klang, als käme er aus einer angegriffenen Rieſenlunge, dann folgten die Worte: „Man erkundigt ſich, wohin Herr Wilbert wohl gegangen ſein könnte.“

„Thun Sie mir die Liebe,“ ſagte der Betreffende zu Dellwing, „und antworten: wahrſcheinlich nach der Ausſtellung, — ſo, ich danke Ihnen.“

„Auch wünſcht Nr. 402,688 noch ſechs Dutzend weitere Kopieen, im Fall es nämlich möglich ſei, den zu dunkel ausgefallenen Teint etwas lichter zu halten, und den Augen mehr Glanz zu geben.“

„Gut, es iſt vorgemerkt,“ — Herr Wilbert machte eine Notiz auf ſeine Manſchetten.

„Eine engliſche Familie, Vater, Mutter, vier Töchter und zwei Söhne wünſchen noch im Laufe des Vormittags eine Stunde zu Aufnahme ihrer Porträts zu haben.“

„Unmöglich, meinetwegen heute Nachmittag um drei Uhr.“

„‚All right,‘ haben ſie geſagt; dann ſind auch zwei junge Damen da, beide ſehr hübſch und von elegantem Aeußeren, die flehentlich darum bitten, ſogleich an-

und aufgenommen zu werden, ihr Lebensglück hänge davon ab."

„Gut, sie sollen eine halbe Stunde warten, gegen hübsche Damen darf man nicht ungefällig sein," sagte Herr Wilbert lächelnd zu dem jungen Maler, „doch kommen Sie, ich will rasch noch eine Aufnahme von Ihnen machen."

„Aber bei Ihrer beschränkten Zeit!"

„Man muß auch sein Vergnügen haben," entgegnete der Chef der berühmten Anstalt in verbindlichem Tone — „es ist eine Lust, Sie, dessen Haltung man durchaus nicht zu verbessern braucht, zu photographiren. Ihre Stellung ist natürlich, Ihr Blick ebenso, und Ihre Gesichtszüge zeigen durchaus nichts von jener gespannten, erwartungsvollen Aengstlichkeit bei sichtbar verhaltenem Athem, was mich stets zur Verzweiflung bringt — so, jetzt eine kleine Ruhe — — — — besten Dank."

Das Objektiv wurde geblendet, und als Herr Waiter behutsam die Platte hervorzog, bemerkte er mit einem zufriedenen Lächeln, daß das erste Bild gelungen und von einer wundervollen Schärfe sei.

„So brauche ich Sie nicht mehr zu plagen und werde Ihnen in den nächsten Tagen ein paar Kopieen schicken — nicht wahr, nach Buchenеck? — — Sie sind schon einige Zeit dort?" fuhr er fort, nachdem der junge

Maler ſeine Frage bejaht — „und erkannte Sie heute Morgen ſogleich an der Schilderung, die mir Waiter von Ihnen gemacht. Sie haben da ein hübſches Waldfeſt gefeiert mit einer ganz originellen Idee; ich würde nicht verſäumt haben, dabei zu ſein, doch war es mir unmöglich, abzukommen. Man hatte Sie zum Opfer auserkoren, und was mir Waiter und beſonders Ottweiler davon erzählt, ſo ſcheinen Sie ziemlich bereit geweſen zu ſein, als Opfer zu fallen.“

Alexander ſah ihn fragend an, und als Jener hinzuſetzte: „als ein ſehr beneidenswerthes Opfer“, konnte ſich der junge Maler eines leichten Lächelns nicht enthalten.

„Ah, das iſt ein ſchönes, reizendes und gefährliches Weib!“ meinte Herr Wilbert.

„Sie kennen ſie näher?“

„Das kann ich leider nicht behaupten, ich hatte nur das Vergnügen, einige Aufnahmen von ihr zu machen.“

„Wäre das Verlangen unbeſcheiden, eine gewiß vorhandene Kopie von ihr zu ſehen?“

„Gewiß nicht, ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen ein eben fertig gewordenes, lebensgroßes Porträt der ſchönen Gräfin zu zeigen.“ Er rief ein paar Worte durch eines der Sprachrohre und ſagte dann: „Es iſt

das eine Ueberraſchung für die ſchöne Frau ſelber, vergrößert nach einer kleinen und ſehr gelungenen Photographie, beſtellt durch ihren Schwager, Herrn Iſidor Silberfeld."

„A—a—a—ah ſo!"

„Ich verſtehe Ihren Ausruf und glaube, daß dieſer gute Herr im Begriff ſteht, ſich etwas Fürchterliches zu wünſchen."

Einer der jungen Leute des Geſchäfts erſchien und ſtellte das lebensgroße Porträt in einem einfachen und geſchmackvollen Rahmen aus hellem Eichenholz, mit feinen Goldleiſten an den inneren Seiten, im günſtigen Lichte am Fenſter auf.

Alexander konnte ein eigenthümliches Gefühl der Erregung nicht unterdrücken, als er die prächtige Geſtalt der ſchönen Frau, ihr edles, ausdrucksvolles Geſicht, beſonders die räthſelhaften Augen mit dem dämoniſchen Ausdrucke wieder ſah. Sie trug ein einfaches weißes Gewand, hatte vor dem zartgewölbten Buſen ein Veilchenbouquet, und die ſchweren Flechten ihres reichen Haares hingen ſchmucklos auf ihre Schultern herab.

„Erkennen Sie darin die heitere Indianerin wieder?"

„Nein, es iſt das ein ganz anderes Weſen."

„Sahen Sie ſie ſonſt noch?"

„O ja, als ſie ſpäter, aufrecht in ihrem Nachen

Ich habe dieſer leidigen Zuthat zu vielen ſpaniſchen Kaffeehäuſern ſchon in Madrid erwähnt; hier aber hätte der Gaſthofbeſitzer billigerweiſe etwas mehr Rückſicht auf ſeine Gäſte nehmen ſollen. Im Uebrigen war an den Zimmereinrichtungen, an der Küche und den Preiſen nichts zu tadeln; Frühſtück und Diner wurden annähernd auf engliſche Weiſe ſervirt. Noch am Tage unſerer Ankunft meldete ſich ein Führer zur Alhambra und den übrigen intereſſanten Punkten Granada's, ein hübſcher und luſtiger Menſch, gebildet und von unerſchöpflicher Laune, den ich empfehlend erwähnen muß. Er hieß ben Saken, ein Name, der faſt arabiſch klingt, und war der jüngere zweier Brüder von gleichem Beruf. Zur Ankunft hatten wir gut dinirt und ſchliefen vortrefflich, obgleich in geſpannter Erwartung der wunderbaren Dinge, die wir morgen ſehen ſollten. War mir doch in der That zu Muth, wie in den Tagen meiner Kindheit vor dem Weihnachtsabend, wo wir eine herrliche Beſcheerung erwarteten, von deren Schätzen wir nichts ganz Gewiſſes wußten, und uns nur ahnungsvoll erinnerten, daß wir allerlei prächtige Sachen in bunten Farben ſchillernd durch die geöffnete Thür erblickt.

Am andern Tage betraten wir ſchon in der Frühe die Gaſſen Granada's, durch welche wir einen Spaziergang machten und dann erſt zur Alhambra hinaufſtiegen. Hätten wir nicht dieſes Ziel im Herzen gehabt oder wäre Granada die erſte ſpaniſche Stadt mit mauriſchen Ueberreſten geweſen, die wir betraten, ſo würden wir zu dieſem Spaziergang Tage lang gebraucht haben; in Toledo, Jaen und ſo vielen andern Orten konnten wir oft Stunden lang betrachtend vor einem mauriſchen Thorbogen, vor einem zierlichen Fenſter ſtehen bleiben, die ſich aber auch dort nur vereinzelt zwiſchen den übrigen Bauwerken und an den Häuſern zeigten, wogegen uns hier in Granada auf jedem Schritte irgend ein Anklang aus der Zeit der kunſtſinnigen Araber aufſtieß. War es hier eine ganze Hausfaçade mit hufeiſenförmigen Fenſterbogen, zierlichen Säulchen oder einer mauriſchen Terraſſenkrö-

ſtehend, in einen dunklen Mantel gehüllt, die Geſellſchaft der Sonnenkinder verließ, aber auch da fand ich ihren Geſichtsausdruck ganz anders — — ja, ich ſah ſie zum dritten Male in derſelben Toilette, wie dieß Porträt, ſogar der Veilchenſtrauß fehlte nicht, und doch muß ich mir Mühe geben, ihre damals viel lieblicheren Züge hier in dem Bilde wiederzufinden."

„Ganz richtig, ſie iſt ein Chamäleon, eine phantaſtiſche Erſcheinung, ein ſchöner Traum, ein Märchen; denken Sie ſich hierzu, daß ſie mit der linken Hand das Gewand von ihrem rechten Arme, deſſen krampfhaft geſchloſſene Finger ein geſenktes Schwert hielten, aufſtreifte, und Vernet's berühmte Judith iſt fertig."

„Schauerlich, aber wahr!"

„Welch' ſchönes Weib!" hörte man in dieſem Augenblicke Dagobert ſagen, der unbemerkt eingetreten war und, hinter Beiden ſtehend, das Porträt betrachtete.

„Du kennſt ſie nicht?" fragte Alexander, ſich raſch umwendend.

„Wie ſollte ich? Ich ſehe dieſe intereſſanten Züge zum erſten Male."

„Und ich bildete mir ein, dieſelbe als Silberblüte recht genau ſkizzirt zu haben.

„Ah," rief Dagobert, — „es iſt alſo Madame Iſabelle Silberfeld? Ich hätte ſie aus dieſer Zeichnung

nicht wieder erkannt! Was für ein ausdrucksvolles, herrliches Auge ſie hat! Welcher Stolz, welche Entſchloſſenheit in dieſen edlen Zügen!“

„Und doch wollen dieſe vielleicht recht wahren Linien, grau in grau, durchaus nichts bedeuten gegen das glühende Kolorit der Wirklichkeit; ſagen Sie ſelbſt, Herr Dellwing, Sie ſind Maler und Künſtler,“ meinte der berühmte Photograph.

„Es iſt dieſes Blatt bei aller Vortrefflichkeit allerdings nur eine ſchwache, ich möchte beinahe verſucht ſein zu ſagen, blöde Kopie des Originals.“

„Sagen Sie es immerhin, es thut mir nicht weh. Ja ich behaupte dagegen, daß es ſogar Ihrem Pinſel und Ihren Farben ſchwer werden würde, dieß tief dunkle Haar mit dem ſeltſamen Feuerſchimmer wiederzugeben, oder den bisweilen dämoniſchen Ausdruck in den heißen, grün glänzenden Augen.

Sie kann ihr Haupt auch unterm Arme tragen,
Denn Perſeus hat's ihr abgeſchlagen.“

Dieſe gleichen Worte über den gleichen Gegenſtand hörte der junge Maler, wie damals im Walde von Negativ, jetzt von ſeinem Freunde Dagobert ausſprechen und konnte ſich hierauf nicht enthalten, ihm lachend zuzurufen: „Wenn die ſchöne Gräfin auch dieſes Kunſtſtück verſtehen ſollte, ſo muß ich ſie

dagegen vor dem anderen Verdacht in Schutz nehmen; sie ist sicher kein Idol und noch viel weniger leblos."

„Es würde mich schon interessiren," sprach Dagobert nachdenklich, „dieses Auge sich ganz öffnen und mich lebhaft anblicken zu sehen, oder den Hauch zu spüren in dieser schönen Brust."

„Das hat nicht die allergeringste Schwierigkeit, und wenn ich auch leider nicht im Stande bin, Dich bei der lieblichen Silberblüte einzuführen, so doch bei der Gräfin Isabella, oder vielmehr bei Madame Silberfeld."

„Zu viel Namen, zu viel Embarras," meinte Dagobert mit einer abwehrenden Handbewegung, — „auch bin ich kein Freund von Vorstellungen; vielleicht gibt sich das einmal auf ganz natürliche Art."

„Ja, wie neulich bei Wetter und Sturm."

„Ich habe wieder einmal vergebens gesucht," sagte Baron Elmbach, sich gegen den Chef der Anstalt wendend, — „danke Ihnen aber herzlich für Ihre Freundlichkeit und bitte, mir auch künftig noch behülflich sein zu wollen, den Stein vergebens aufwärts zu rollen."

„Sie wissen, Herr Baron," entgegnete Herr Wilbert in verbindlichem Tone, „wie dankbar ich jedem Umstande bin, der mir zuweilen das Glück verschafft, Sie hier bei mir zu sehen."

„Wann darf ich wieder einmal auf Ihren Gegenbesuch rechnen — leider ohne mich durch eine Schönheitsgallerie revanchiren zu können.“

„Ich komme nächstens — gewiß und dann nur, um frische Luft zu genießen, sowie von Ihrem wunderbaren Quellwasser und Ihren vortrefflichen Cigarren.“

„Hoffentlich bald, aber bleiben Sie, mein lieber Herr Wilbert, ich nehme unter keiner Bedingung Ihre Begleitung an.“

„Doch bis zur Thür — denn weiter wage ich mich selbst nicht,“ sagte der berühmte Photograph lachend — „obgleich Herr Ottweiler auf der Wache ist.“

Dieser würdige Herr und treue Diener hatte auch in der That genug zu thun, um den Strom der Besuchenden zurückzuhalten, oder wenigstens deren Abfluß in die Aufnahmegallerie, sobald die Zeit hiezu gekommen war, zu regeln. Es sah jetzt schon in den beiden Salons aus, wie bei irgend einer Matinée, und überall sah man Gruppen, hier Albums oder die Photographieen an den Wänden betrachtend, auch die Pflanzengruppen bewundernd, während Andere plaudernd auf und ab gingen.

Herr Ottweiler selbst stand in einer der tiefen Fensternischen bei ein paar blondgelockten Jünglingen in dunklen Sammetjoppen, unter denen man auf der

Bruſt ein vielfarbiges Band bemerkte, das mit einer zierlichen Schleife bis zu der prallen Hüfte reichte; in den Händen hatten dieſe Jünglinge kleine runde Stückchen weißen Tuches, welche Mützen vorſtellen ſollten, ihre Füße ſtaken in hohen Stiefeln.

„Sie haben mir ſelber vor vier Tagen auf Cerevis verſichert," ſagte der Eine in vorwurfsvollem Tone — „daß wir die Kopieen haben ſollten, und nun iſt es wieder nichts."

„Ja, wieder nichts," bekräftigte der Andere — „nachdem wir ſchon ſechsmal da waren; es bringt uns das wirklich in Verlegenheit. — Haben Sie uns nicht auf heute das feſte Verſprechen gegeben?"

„Allerdings, aber —"

„Uns wieder vertröſten zu wollen, wäre lächerlich, ich muß unbedingt mit Herrn Wilbert ſelbſt reden."

„Als wenn ich nicht noch ſo eben mit ihm über Ihre Porträts geſprochen hätte!" verſetzte Herr Ottweiler mit großer Entſchiedenheit, und ſetzte dann in einem vertraulichen Tone hinzu: „Glauben Sie mir, dergleichen, deren ich mich ſelbſt annehme, behandle ich ſkrupulös wie eine Gewiſſensſache; ich hätte hundert Arbeiten liegen laſſen, um die Ihrigen verſprochenermaßen abzuliefern, auch wollte man ſchon vorgeſtern mit den Kopieen beginnen, da fand es ſich, daß der

Sekretär, der Ihren Auftrag notirte, eine Kleinigkeit vergaß."

„Sie meinen vielleicht Vorausbezahlung?" fragte einer der Jünglinge schüchtern.

„Wo denken Sie hin, das ist bei uns nicht Sitte, sobald wir es mit respektablen Persönlichkeiten zu thun haben, nein, Sie vergaßen nur, anzugeben, ob die Photographieen mehr oder minder dauerhaft angefertigt werden sollen."

„Wie verstehen Sie das, Herr Ottweiler?"

„Das ist sehr einfach," gab Jener zur Antwort, indem er sich dabei in vertraulicher Weise dem Fragenden, sowie auch dem Fenster näherte; letzteres in der Absicht, um die Hausthüre besser im Auge behalten zu können. „Es liegt nämlich ganz in Ihrem Belieben, die Photographieen so anfertigen zu lassen, daß sie jahrelang sichtbar und kenntlich bleiben, wogegen wir auch allenfallsigen Wünschen Rechnung tragen, wenn man es für nützlich findet, daß das Porträt schon nach einer gewissen Zeit vollständig wieder verblaßt und verschwunden sein soll."

„Das ist keine schlechte Idee, Eduard, was meinst Du dazu, sollen wir eine gewisse Zeit bestimmen?"

„Ich nicht," antwortete Eduard mit einem schwär-

meriſchen Blick an die Zimmerdecke — „ich bin für die Ewigkeit.“

„Nun, ein paar Wochen weniger könnte doch nichts ſchaden, wenigſtens für einen Theil meiner Photographieen, bitte alſo, Herr Ottweiler, die Hälfte meiner Kopieen, wie die ſämmtlichen meines Freundes Eduard gänzlich unzerſtörbar herſtellen zu laſſen, die andere aber für eine Zeitdauer von ſechs bis acht Wochen — und wann ſollen wir wieder kommen, Herr Ottweiler?“

„Sagen wir in acht Tagen.“

„Aber dann auch weiter keine Ausflüchte!“

„Als wenn mir das ein Vergnügen wäre!“ entgegnete der Salonlügner mit einem kummervollen Lächeln, — welches Lächeln ſich indeſſen ein wenig aufheiterte, nachdem die beiden blondgelockten jungen Leute verſchwunden waren und er hierauf mit einer tiefen Verbeugung den Baron Elmbach, ſowie Alexander Dellwing bis zur Hausthüre begleitete.

Die beiden Freunde begaben ſich in das Ausſtellungsgebäude, dem eben ſo gewaltigen als praktiſchen Rieſenbau von Glas und Eiſen, der trotz großen Widerſtrebens glücklich erhalten wurde und nun in ſeinen ſtets wechſelnden, aber immer höchſt intereſſanten Schauſtellungen aller Art einen angenehmen Mittelpunkt

bildet, besonders für die zahlreichen Fremden, welche die Stadt besuchen — ein Tempel der Kunst und Industrie, ohne den oft langweiligen und ermüdenden Beigeschmack geborener Gallerieen, ohne deren lästiges Gewühl zusammengedrängter Menschen, ohne so hoch gehängte Bilder, daß wir einen Nackenkrampf riskiren, ohne glattgewichste Parketböden, welche schon manchen braven Mann zum Falle gebracht haben. Hier kann das Auge ausruhen, nachdem es übersättigt ist an diesen Meister- und anderen Werken, an diesen langen, unabsehbaren Reihen schillernder Farben und blitzender Goldrahmen — hunderttausend Ellen bemalter Leinwand, Goldstäbe genug, um die Stadt damit einzufassen, — hier braucht man nur die Blicke von der Kunst abzuwenden, um sie zu versenken in die Natur, repräsentirt durch mächtige Pflanzengruppen, oder sie zu zerstreuen und wieder aufzufrischen an dem Niederplätschern des hoch aufstrebenden Wasserstrahles, an den krystallhellen Bläschen der niederfallenden Tropfen, an dem Spiel der muntern Goldfische in dem weiten Bassin.

Und wie angenehm kühlt der Wasserdunst die heiße Atmosphäre ab, wie erfrischt erheben wir uns wieder von einer der bequemen Bänke, wo wir träumend dem Rauschen der Fontäne gelauscht, oder auf die tiefen, mächtig klingenden Orgeltöne, welche fernher aus der

Industrie- und Gewerbeausstellung zu uns herüberbringen.

Dank der frühen Stunde, war es noch ziemlich leer in den weiten Räumen und nur einzelne Bilder mit Zuschauern umlagert, auch das Alexander Oellwing's mit der Aufschrift: „Prämiirt."

„Schleichen wir uns still dort vorüber," sagte er zu seinem Freunde, — „ich möchte nicht gern dem großen Meister Apelles nachahmen und dem Schuster zurufen, er möge bei seinem Leisten bleiben, denn an Tadel und auch wohl an gerechtem Tadel wird es nicht fehlen; dann treibt es mich auch, des unsterblichen Meisters Schwind wunderbaren Märchencyklus, die sieben Raben, aufzusuchen."

„Du sahst sie schon?"

„Leider nur kurze Zeit, nur während einer Stunde oder so etwas, sehr flüchtig für dieß herrliche Werk."

„Da drüben sind sie, und glücklicherweise noch nicht so besetzt wie gewöhnlich."

„Sie sind verkauft?"

„Leider, möchte ich sagen, denn statt an einen Ort zu kommen, wo es den Schaaren der Andächtigen leicht gemacht würde, wie zu einem Gnadenbilde hinzupilgern, werden sie wahrscheinlich in den einsamen Sälen eines fürstlichen Schlosses begraben werden. — Die Direk-

toren der öffentlichen Gallerieen hätten ſich darum reißen ſollen und eigens ein Gemach bauen, würdig, dieſe unvergleichliche Dichtung aufzunehmen; als es zu ſpät war, haben ſich allerdings Manche hinter den Ohren gekratzt, aber genug von dieſer Miſère! Komm', wir wollen eindringen in dieſen duftigen, friſchen Märchenwald, und wieder einmal Kinder werden, denen die liebe Stimme der Mutter etwas erzählt, welches das ahnungsvolle Gemüth mit Luſt und Schauer erfüllt."

Dann traten ſie vor das Meiſterwerk und theilten ſich nur ſelten und alsdann flüſternd ihre Bemerkungen mit, als fürchteten ſie, die unſäglich ſchöne Dichtung, die lieben, lebenswarmen und doch wieder ſo poetiſch phantaſtiſchen Geſtalten durch ein lautes Wort davonflattern zu machen, wie ein ſüßer, herrlicher Traum verfliegt unter einem tiefen Seufzer der Befriedigung.

Man hört es durch den Wald ſchallen das luſtige Jägerhorn, es duften Kräuter und Blumen, es iſt, als ob die murmelnde Quelle uns geſchwätzig berichten wollte von dem ſüßen Geheimniß, das ſie im Dickicht ſah, als ſie faſt erſchrocken vorüberrann.

Und näher ertönen die Hornklänge, vermiſcht mit dem Gebell der Rüden, welche nun ſuchend durch das Dickicht brechen, weit voran dem ſtattlichen Jäger, der, in der Hitze der Verfolgung ſeine Ge-

nung, ſo war es dort ein Thor mit herrlich gemeißelten Inſchriften, hier eine Brücke, die unverkennbare Spuren ihrer Erbauer trugen. Dabei haben manche Straßen, namentlich aufwärts an den Ufern des Darro etwas unbeſchreiblich maleriſch Ruinenhaftes, hervorgebracht durch die Ueberreſte einer kühn geſprengten Brücke, von der man noch Stücke der Endpfeiler, die Hälfte des zierlichen Bogens und dergleichen an den Häuſern kleben ſieht, oder durch einen Balcon mit fehlenden Gittern, einer Wand mit grünen Schlingpflanzen bedeckt, oder durch ein weit hervorſpringendes mauriſches Dachgeſims, das einſtens ſchön geſchnitzt war und in hellen Farben prangte. Doch iſt jetzt das Holzwerk verwittert, theilweiſe herabgefallen und grau geworden.

Die Straßen von Granada ſind ſehr eng und gewunden, wie in allen Städten von arabiſcher Bauart; die neueren Privatwohnungen ſind einfach und ohne beſonderen Styl, nur haben ſie größtentheils Terraſſen und hoch oben auf dem Dache meiſtens gegen Weſten geöffnete Arcaden. Obgleich die Stadt an ſchönen öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Klöſtern, Spitälern aus der früheren und ſpäteren chriſtlichen Zeit reich iſt, ſo ſind dieſe doch nicht im Stande, von Granada den ſo poetiſchen mauriſchen Hauch oder Anſtrich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, zu verwiſchen, vielmehr iſt es gerade, als haben die Araber erſt geſtern die Stadt verlaſſen und könnten ſchon morgen wieder kommen, um ohne große Veränderungen von ihren Häuſern und Schlöſſern Beſitz zu ergreifen. Sind es doch kaum vierhundert Jahre, daß der letzte König von Granada, Boabdil, die Stadt verlaſſen mußte, und wenn ihm auch eine große Menge ſeiner Anhänger nach Afrika folgte, ſo blieb doch eine größere Anzahl edler Familien und Bürger zurück, die freilich nach und nach gezwungen wurden, zum Chriſtenthum überzutreten, aber trotzdem noch lange an den Sitten und Gebräuchen ihrer Väter feſthielten. Bis zur Zeit Karls des Fünften war mauriſche Tracht noch ziemlich allgemein in Granada und erkauften ſich doch noch im Jahr 1526 die übrig gebliebenen Araber für achtzigtauſend Dukaten das Recht, die Tracht

herauszufinden glaubte, die ihm aber sogleich wieder entschwand, wenn andere, weit ruhigere und ernstere Züge vor seine Seele traten, um dann mächtiger wieder in den Vordergrund sich zu stellen, als er sich nach längerem Beschauen wieder zu Dagobert gesellte und als dieser ihm flüsternd sagte: „Ich weiß nicht, woher es kommt, aber dieses kummervolle, bleiche Gesicht erinnert mich an etwas, das mein Herz erbeben macht, — — — — findest Du es nicht auch?“ fragte er nach einer längeren Pause zögernd — — „findest Du nicht auch eine Aehnlichkeit mit dem Bild bei mir zu Hause?“

„Kaum — Dagobert,“ gab der Andere zur Antwort.

„Ah, Du sahst Margarethe nicht in jenem Augenblick, wo ein gleiches erschreckendes Staunen über ihre Züge flog — doch will ich Dir zugeben, daß die Sehnsucht nach ihr mich häufig schon zu ähnlichen Täuschungen veranlaßte. — — Gehen wir weiter, — was gäbe ich trotz alledem aber darum, wenn ich dieses Meisterwerk mein nennen könnte!“

„Ein erklärlicher Wunsch, den ich auch schon von Andern vernommen — Meister Schwind arbeitet ja schon seit längerer Zeit an einer ähnlichen Komposition, an dem Märchen von der schönen Melusine, und ich

hörte von vertrauten Freunden des berühmten Malers, daß sein neues Werk an Reichthum der Gestaltung, an kühner Frische, an wunderbar märchenhafter Ausführung die sieben Raben noch übertreffen soll — das wäre vielleicht etwas für Dich."

„Auch ich hörte davon, es soll ein staunenerregendes Werk sein, hoffentlich aber gibt es dießmal ein gewaltiges Ringen um den Besitz dieser neuen Arbeit des großen Meisters, bei dem meine Kräfte nicht ausreichen."

„Hoffentlich — ja, und dann nicht nur dem Verdienste seine Krone, sondern auch dem Verdienst sein Verdientes."

„Sieh', Alexander," sagte Dagobert nach einer Pause, dieß letzte Blatt, wo sie auf dem Scheiterhaufen steht, ergreift mich stets unwillkürlich mit einer kaum zu bewältigenden Rührung, die daherstürmenden Brüder, von denen dem Jüngsten wegen des mangelnden letzten Aermels noch ein Rabenflügel geblieben ist, die Fee mit den beiden holdseligen Kindern, der junge König im Märchen, die Füße der heißgeliebten Gattin umschlingend, so demüthig abbittend alles Leid, das er ihr zugefügt — und sie im Uebermaß des reinsten Glückes, jubelnd vor Lust und Seligkeit — es könnte Einem Thränen auspressen, und ich habe dabei auch schon Augen feucht werden sehen."

„Welche Genugthuung für einen Künſtler — und hier welche wohlverdiente Genugthuung!“

„Mich ergreift das ſo ganz beſonders, daß ich mir faſt kindiſch vorkomme, aber ich kann nicht anders; es ſchaut mich aus dieſem verklärten Geſichte etwas ſo herzzerreißend wehmüthig Bekanntes an, daß ich ebenfalls dorthin knieen möchte, um für ein rauhes Wort Vergebung zu erflehen.“

„Ja, jetzt verſtehe ich Dich vollkommen, Dagobert,“ entgegnete der junge Maler, nachdem er die lieblichen Züge des jungen Weibes lange und aufmerkſam betrachtet — „ja, hier finde ich ſelbſt eine Aehnlichkeit mit jenem Bilde, es wäre der Nachforſchung werth.“

„Als ob ich nicht ſchon nachgeforſcht, als ob ich mich nicht ſchon ſelbſt an Meiſter Schwind gewandt hätte, der als Menſch eben ſo offen und wahr, wie unerreichbar als Künſtler, mir bereitwillig und freundlich ſeine Skizzen und Studien zu den ſieben Raben zeigte, ja, der mir ſelbſt die Porträts auf dem erſten Blatt erklärte.“

„Und was die Hauptperſon anbelangt?“ fragte Alexander in großer Spannung.

„So wies er mir auch dieſe betreffend Entwürfe verſchiedener Art, Alles Züge ſeiner Phantaſie, wobei ihm nur einmal, wie er ſagte, das Bild eines ganz

jungen Mädchens vorgeſchwebt, von dem aber wohl weiter keine Aehnlichkeit geblieben ſei, als ihr reiches, goldblondes Haar.“

„Und wer war dieß junge Mädchen?“

„Ich mochte nicht indiskret ſein und weiter darnach fragen, da Meiſter Schwind ſie mir nicht von ſelber näher bezeichnete, als daß er ihr einmal zufällig begegnet ſei.“

„Und doch hätte ich darnach gefragt.“

„Wozu? Es war das ein ganz junges Mädchen — ich glaube, er ſagte von vierzehn oder fünfzehn Jahren.“

Es war wohl begreiflich, daß Alexander Dellwing hierauf in tiefes Nachſinnen verſank und dann nochmals langſam an den Bildern vorüberſchritt bis zu jenem Blatte, wo ſie ſpinnend ſaß, von ihrem goldenen Haar wie von einem Mantel umgeben; ja, dieſes Haar gab ihm allerdings zu denken, aber auch nur dieſes in ſeiner Fülle und in ſeinem Glanze. Er fuhr mit der Hand über ſeine Augen, er wandte die Blicke gegen das Grün der Pflanzen und den plätſchernden Springbrunnen, er ſenkte ſie alsdann auf die ſpiegelnde Flut des Waſſerbaſſins, er ſchob die Ränder deſſelben in ſeiner Phantaſie weit, weit auseinander, bis ſie ihm als die Ufer der weit leuchtenden Seefläche erſchienen, er ſah,

wie vor wenig Tagen, den kleinen Nachen daherſchwimmen, gefolgt von den ſchneeweißen, mächtigen Hunden, er ſah Sonne aufrecht ſtehen in demſelben, er ſah deutlich jeden Zug ihres feinen, edlen Geſichtes — — und dann wandte er ſich raſch wieder gegen das Bild, um auch jetzt hier unverkennbar und unzweifelhaft eine Aehnlichkeit wieder zu finden — eine Aehnlichkeit, die ihm zu denken gab.

Achtzehntes Kapitel.

Geister auf dem See.

Was die beiden Freunde sonst noch an Geschäftsangelegenheiten in der Stadt zu besorgen hatten, war in einigen Stunden abgethan. Alexander Dellwing ging zu seinem Kunsthändler, bei dem er kaufte und verkaufte, ersteres in Gestalt einer Menge Zeichnen- und Malergeräthschaften, Farben und dergleichen, letzteres, indem er das Recht abtrat, sein rasch bekannt und berühmt gewordenes Bild in einem Kupferstich vervielfältigen zu dürfen. Baron Elmbach besuchte seinen Bankier, sowie seinen Lieferanten, welcher Bucheneck mit allen nöthigen und nützlichen Dingen zu versorgen pflegte, und darauf befanden sich Beide schon kurze Zeit nach ihrem einfachen Diner wieder auf dem Heimwege.

Man hatte dießmal eine andere Straße genommen, theils der Abwechslung wegen, hauptsächlich aber, um

hier auf der großen Chauſſee das kleine Städtchen Seesend zu erreichen, wohin Dagobert, wie wir uns erinnern werden, bei gutem Wetter und Wind den Sturmvogel beſtellt hatte, war alſo ziemlich ſicher, ihn dort zu finden, denn wenn nicht gerade ein feſter Sturm aus Nordweſt blies, nach welcher Richtung von Seesend aus Bucheneck lag, oder wenn es nicht in Strömen goß, ſo konnte man ſicher ſein, Meiſter Jonas mit dem Boote zu finden, und würde er einen vorübergehenden Platzregen oder heftige Windſtöße nicht für ungünſtige Witterung gehalten haben.

Die leichte Kaleſche flog mit den drei flüchtigen Pferden auf der breiten, glatten Landſtraße noch raſcher dahin, als heute Morgen auf dem Gebirgswege; ſie hatten ſchon längſt die menſchenerfüllten, lärmenden Straßen der Stadt hinter ſich gelaſſen und fuhren an einem ſteilen Rain vorbei, wo aus einer Felſenwand eine murmelnde Quelle in ein ſo urſprünglich gebliebenes Steinbecken niederfiel, daß man wohl ſah, hier habe die Menſchenhand kaum durch ein paar Meißelſchläge nachgeholfen; zierliche Schlingpflanzen, ſowie feine Mooſe klebten in den Sprüngen des Geſteins und über Alles hinaus ſtreckte eine uralte Eiche ſchützend ihre weit vorſpringenden Aeſte.

„Das iſt gewiß das Original zum Fons Melusinae

des großen Meiſters Schwind," ſagte der Maler hinüberblickend — „dazumal ſtand das im tiefſten Waldesdickicht, und an der Stelle der Stadt, die wir ſoeben verlaſſen haben, hoch auf dem ſteilen Ufer über dem hellgrünen, ſchäumenden Fluſſe, war noch nichts Anderes zu ſchauen, als das ſtattliche Jagdſchloß des ſchönen Königsſohnes."

„Sagteſt Du nicht vorhin, Du habeſt Entwürfe zur ſchönen Meluſine geſehen?"

„Leider ich ſelbſt nicht, doch ſprach mir ein Bekannter davon, der entzückt war über dieſes neue, echt deutſche Kunſtwerk; hoffentlich komme ich in den nächſten Tagen einmal dazu, an die Thüre des verehrten Meiſters zu klopfen, um das Handwerk zu grüßen."

„Kannſt Du mir nicht etwas erzählen, wie er den ſo einfachen Märchenſtoff behandelt?"

„O gewiß, mein Bekannter ſprach mit Begeiſterung davon, und ich hörte aus ſeinen Worten die ſchlichten, friſchen und ſo richtig bezeichnenden Erklärungen des Meiſters ſelbſt herausklingen."

„Wiederhole mir das in der Art, wie Du ſelbſt ſo gern Märchen erzählſt und wie auch eine Andere es verſtand, das zu thun," ſagte Dagobert mit leiſer Stimme — „die Erde bereitet ſich zu ihrem nächtlichen Schlummer vor, aus den kleinen Seen dort in der

Ferne steigen Abendnebel auf, das frischgrüne Getraide, die buschigen Hecken der Feldeinfassungen, dahinter die Baumgruppen in der Ferne, ja der Fuß jener Berge, alles Das ruht schon wie unter leichten Schleiern, und nur auf den Spitzen der Höhen glänzten noch vorüberziehende und bald verschwindende Sonnenstrahlen, — horch, der Klang einer Glocke, wie von einer Kapelle im Waldesdickicht herübertönend — das ist eine Zeit zum Märchenerzählen, besser noch, wie am flackernden Kaminfeuer, wenn draußen der Sturm tobt. O, ich bin in diesem Augenblicke so empfänglich für alles Wunderbare, daß ich Dir mit Lust und Schauer zuhorchen werde, wie damals als kleines Kind im Kaminwinkel — erzähle mir, lieber Freund!"

„Ich möchte gerne anfangen mit den Worten, wie es sich für ein gutes deutsches Märchen schickt: es war einmal ein König und eine Königin, und sie hatten einen Sohn, der Erbe ihrer Krone und ihrer Reichthümer, — aber dießmal muß ich anders beginnen: mit dem Fons Melusinae, an dem wir soeben vorüberfuhren, damals noch ein Quellenbecken im Waldesdickicht unter steiler Felswand, wo die schöne Nixe Melusine ahnungsvoll dem Rauschen der Blätter und den Klängen des Hüfthorns eines Jägers lauscht.

„Es hat sie aus der feuchten Wohnung gelockt,

ihrer Väter beibehalten zu dürfen, für welche Summe Karl der Fünfte seinen Palast auf der Alhambra zu bauen begann.

Wie denn in der Stadt fast kein altes Haus mehr ist, das nicht mehr oder minder Ueberreste arabischer Baukunst zeigt, neben andern Gebäuden, die in demselben Styl noch vollkommen erhalten sind, so erinnern auch die Namen der Plätze, die Bivarrambla, sowie mancher Straßen und Thore, der Zacatin, Calle de los Zenetes, de los Gazules, de los Gomeles lebhaft an die Herrschaft der Araber.

Was muß Granada in jener Zeit gewesen sein, wenn man bedenkt, wie viel Wunderbares heute noch übrig geblieben ist, nachdem Fanatismus und Rohheit drei Jahrhunderte lang ihre verwüstende Hand an die Thürme und Schlösser der maurischen Königsstadt legten, damals, wo Granada zehn glänzende Schlösser zeigte, die auf den Abhängen des Gebirgs standen? Damals, wo Granada der letzte Hort des Maurenthums in Spanien war? wo sich die Blüthe der arabischen Ritterschaft zusammenfand zu Schutz und Trutz ihres letzten Besitzthums in dem schönen Spanien gegen die unter König Ferdinand mächtig andringenden Christen? — damals, wo die Stadt der letzten maurischen Könige noch sechzigtausend wohlgerüstete Streiter in's Feld stellte? —

Die Kathedrale von Granada, die wir im Vorübergehen besahen, ist im sechszehnten Jahrhundert erbaut; eingespannt in ein sehr enges Stadtviertel, hat man rings um dieselbe keinen geeigneten Gesichtspunkt, um sie als Ganzes aufzufassen und auf die beiden Thürme, deren höher gediehener uns sogar noch unvollendet scheint, ist nur von ferner gelegenen Plätzen über der umgebenden Häusermasse weg ein Aufblick zu bekommen. Der ganzen Anlage nach könnte man diese große Kirche eine Schwester derjenigen von Jaen nennen, so ähnlich sind sich beide in der Wahl der dabei angewandten Bauformen. Das Innere ist schlank und von edlen Verhältnissen, namentlich der Chorabschluß von mächtiger Wirkung; was uns aber besonders anzog, war die Nordseite und namentlich das, leider nur von einem ganz kurzen Standpunkt sichtbare Nordportal. Gekuppelte Colonnen mit da-

denn gleich darauf treffen wir ſie in weitem, waſſerblauem Gewand auf dem Rande des Waldbrunnens ſitzend, ſelig und beſeligend den Liebesſchwüren des vor ihr knieenden Jägers lauſchend, während einige Gefährtinnen dieſe Szene des Glückes voll anmuthsvoller Theilnahme und ſüßen Neides belauſchen. Dieſes Gefolge ſehen wir auf dem nächſten Bilde dann zu Pferd, im reizendſten Jagdkoſtüme daherſprengend, den Hofſtaat der ſchönen Meluſine bildend, die als Braut auf weißem Zelter zum Traualtar angeſprengt kommt, dort empfangen von dem ſchönen Königsſohn, während das reiche ritterliche Gefolge hinter ihm hält auf der weiten Ebene, welche unter ſeidenem Zelte, wo das Beilager gefeiert werden ſoll, den Traualtar zeigt. Dieſe Verlobungsſzene ſoll überaus farbenreich und glänzend ſein, ſo daß man nicht weiß, was man mehr bewundern ſoll: die Lieblichkeit der Braut, die kühne Anmuth ihrer dahergalopirenden Freundinnen, oder das prachtvolle Gefolge des Prinzen, ja ſogar die lachende Landſchaft rückwärts, mit dem ſtolzen Schloſſe des Bräutigams zur Rechten, links den Märchenwald, Alles heiter, jubelnd, feſtlich und freudig, voll Wonne und Maienluſt.

„Die nächſte Szene zeigt ſie Abends aus dem Schloſſe tretend und für kurze Zeit Abſchied vom Gatten nehmend, weil ſie von Zeit zu Zeit in ihr Element

zurückkehren und zu dieſem Beſuch ſich in das nebenan ſtehende geheimnißvolle Waſſerſchloß begeben muß, wohin er ihr niemals zu folgen feierlich gelobt hat. Auf der Pforte des myſteriöſen Thurmes leſen wir denn auch: ‚Heilig, gleich dem höchſten Schwur, ſei das Geheimniß dieſes Hauſes; Eidbruch iſt Trennung.‘ In das Innere deſſelben, welches ein einziges weites Waſſerbecken bildet, eintretend, wird ſie jubelnd empfangen von den im feuchten Kryſtall plätſchernden und ſchäkernden, muſizirenden und Kränze bringenden Gefährtinnen und erſcheint, des ſüßen Zwanges ledig, glücklich, auf kurze Zeit ſich wieder ihrer angebornen Natur überlaſſen und ſelber im friſchen Element ſich herumtummeln zu können.

„Die Anmuth, mit welcher dieſe Nixengeſellſchaft durcheinander ſchießt und ſchwimmt, ſingt und tanzt, der fröhliche Mädchenjubel ſei unübertrefflich geſchildert; und der traumhafte Reiz in den Bewegungen der weißen Glieder, das märchenhaft Berauſchende und bei aller Schönheit doch niemals ſinnlich Aufreizende, Lüſterne dieſer wie der übrigen Nixenſzenen dem Meiſter ſo wunderbar gelungen, daß ſie zu den ſchönſten Perlen unſerer Kunſt gezählt werden müßten. Von dieſem fröhlichen Treiben im Innern des fabelhaften Thurms ſcheinen doch einige Laute nach Außen gedrungen zu ſein

und die Aufmerkſamkeit weniger poetiſcher Nachbarn auf ſich gezogen zu haben, da man deren einige vor demſelben ſieht, denen ein im Ketzerriechen geübter Kapuziner die fürchterlichſten Dinge zu erzählen ſcheint und zur Bekräftigung auf das in Stein gehauene Bild einer Nixe an der Mauer weist. Leider belauſchen auch die Kinder des Hauſes dieſes weiſe Geſpräch von der Terraſſe herab, machen einen argwöhniſchen Vetter des Schloßherrn ebenfalls darauf aufmerkſam und leiten ſo eine Kataſtrophe gerade jetzt ein, wo wir das häusliche Glück dieſes Letzteren im Beſitze der ſchönen Meluſine auf ſeinem Gipfel und damit den glänzenden Höhe- und Mittelpunkt des Ganzen geſchildert finden. Im prächtigen byzantiniſchen Pavillon ſitzt er, die Laute in der Hand, ſelig im Anblick des holden Weibes an ſeiner Seite, welches das jüngſte Kleine auf dem Schooße wiegt, während das zweite, von der Großmutter gehalten, mit ihm ſpielt, die Freunde von allen Seiten der weiten, herrlichen Landſchaft mit Jagdbeute und Geſchenken zu ihnen kommen, und nur die Gruppe der lauſchenden älteren Kinder, mit dem Vetter zur Linken, die wie eine Gewitterwolke aufſteigende Gefahr am ſonſt ſo ſtrahlenden Himmel dieſes ſchönen Paares andeutet. Sie hat nicht umſonſt gedroht; offenbar iſt es den Einflüſterungen des übelwollenden Vetters gelungen, dem

Gatten ſo ſtarken Argwohn gegen die Beſuche Meluſinens im Thurm einzuflößen, daß er, ſein ihr gegebenes Wort brechend, die Thüre zu dem Gemach einſtößt, in dem ſich die Nixen tummeln, und damit jenen auf der Pforte eingegrabenen Fluch auf ſich herabzieht. Denn bei ſeinem Anblick fahren die Mädchen entſetzt auseinander, Meluſine ſtößt einen Wehruf aus und das geheimnißvolle Schloß ſtürzt krachend zuſammen.

„Es begräbt unter den ſtürzenden Trümmern ſein ganzes bisheriges Glück, Nacht iſt hereingebrochen und die ihrem Schickſal verfallene unglückliche Meluſine kann nur noch, an der Stätte ihres einſtigen Glückes vorbeiſchwebend, wehmüthig zum Fenſter herein von ihren ſchlummernden Kindern Abſchied nehmen, während wir in der Ferne den über ihren Verluſt verzweifelnden Gatten in Pilgertracht auf der Wanderung ſehen, um die Verlorne zu ſuchen.

„Er trifft ſie endlich im Waldesdunkel da wieder, wo er ſie einſt kennen gelernt; in jener Felſenkluft des Fons Melusinae finden wir ihn zu ihren Füßen, wie ſie ihn umſchlingt und ihn todküßt, da ſie ihn nicht mehr beſitzen darf, während die Nixenkönigin auf dem Waſſerthron mit ihrem Hofſtaat theilnehmend zuſieht, wie ſich das Geſchick der beiden Liebenden erfüllt.

„Nachdem ſo Alles vorübergerauſcht, Leid wie Freude,

ſchließt das Ganze wieder mit dem Quell im Dickicht unter der Felsſchlucht wie ein ſtilles Erwachen aus einem ſchönen Traum. Dieß Ende iſt überaus glücklich erfunden, ebenſo rührend als poetiſch löst es jede Spur von Beklemmung und Trauer um das uns liebgewordene ſchöne Paar in ſanfter Wehmuth auf.“

So erzählte Alexander Dellwing friſch und anmuthig, während Dagobert träumeriſch zulauſchte und Beiden die Zeit raſcher verflog, als heute Morgen auf dem Herwege. Begreiflich war es dabei wohl, daß ſie in tiefes Sinnen verſanken, ſanft gewiegt durch das gleichförmige Schaukeln des Wagens auf dem weichen Sandboden, lauſchend dem einförmigen Rollen der Räder wie einer fortgeſetzten Erzählung über Phantaſieen, welche nur zuweilen unterbrochen wurden, aber nicht geſtört durch den Klang ferner Glocken, die zum Ave Maria läuteten.

Dort ſtiegen ſchon in der Ferne ein paar eigenthümlich geformte Bergkuppen auf, bekannte Wahrzeichen des Sees; veilchenfarben und ſcharf abgegrenzt auf dem Goldroth des abendlichen Himmels ſchwebten ſie über einem Kranze tief dunkelgrüner Nadelholzwaldungen, zwiſchen deren Spitzen ſich wie von mattem Golde die Scheibe des vollen Mondes zeigte. Dann kam ein dichtes Waldrevier, wo unter den mächtigen Bäumen ſich ſchon

die hereinbrechende Nacht eingeniſtet hatte, kaum noch die langſam anſteigende Straße erkennen laſſend, welche auf einen der Vorberge führte, und als ſie die Höhe erreicht hatten, lag die von hier faſt unabſehbare Fläche des leuchtenden Sees in mildem Glanze weit ausgebreitet vor ihnen da, die weſtlichen Ufer in ſchwimmender Helle des blendenden Mondlichtes, während die gegenüberliegenden, ſowie die unbewegte Seefläche noch in tiefem Schatten der dort ſteiler aufſteigenden Berge in faſt ſchwarzer Färbung ruhten.

„Das Wetter an ſich läßt für eine nächtliche Seefahrt nichts zu wünſchen übrig," meinte Dagobert — „wie es aber mit dem Winde ausſieht, um nach Hauſe zu kommen, das iſt eine andere Frage."

„Daran habe ich auch ſchon gedacht," entgegnete Dellwing — „und auch ſchon ein paarmal einen angefeuchteten Finger emporgehalten, ſpürte aber auf keiner Seite auch nur die geringſte Kühle, die einen Lufthauch anzeigte; jedenfalls aber ſetze ich mein Vertrauen auf Meiſter Jonas und hoffe, daß er ſich mit einem Schlauch voll Vorrathswinde verſehen hat."

„Wogegen ich aber für alle Eventualitäten den Wagen ſo lange am Ufer behalten werde, bis ich mit ihm Rückſprache genommen und mich überzeugt, ob der Wimpel des Sturmvogels nicht allzu ſchlaff am Maſte herabhängt."

„Dort liegt er ſchon in dem kleinen Hafen des Städtchens vor Anker.“

„Du haſt ein ſchärferes Auge, Alexander, ich würde ihn von hier aus nicht deutlich erkennen können.“

„Ich auch nur dadurch, daß ein feiner Strahl des Mondes ſeinen Vorderſteven ſtreift und ich das Leuchten des blanken Kanonenmetalls ſehe.“

„Ja, ja, er iſt es, man erkennt jetzt ſeine ganze Form ziemlich deutlich.“

Auch die Pferde ſchienen, wenn auch nicht den Sturmvogel, ſo doch den See zu erkennen, ſowie den Weg nach Hauſe, denn auf dem abfallenden Weg legten ſie ſich jetzt ſo ſtark in die Geſchirre, daß der Kutſcher die Zügel recht feſt halten mußte, um ſie in einem anſtändigen Trab zu erhalten, doch flogen die einzelnen Bäume, die Chauſſeeſteine und Wegeinfaſſungen nur ſo an ihnen vorüber, und als nun plötzlich ſeitwärts der Straße in der Tiefe ein Eiſenbahnzug neben ihnen funkenſprühend vorüberbrauste, hatten die kräftigen, muthigen Thiere nicht übel Luſt, ein kleines Wettrennen mit demſelben zu veranſtalten, fühlten aber die kräftige Fauſt ihres Meiſters und gingen nach einigen Galoppſprüngen wieder in den geſtreckten Trab zurück, wobei ſie allerdings ſehr unmuthig mit den Köpfen ſchüttelten;

doch hatten sie fast zu gleicher Zeit den Berg hinter sich und gleich darauf den Hafen erreicht.

Meister Jonas befand sich am Ufer und meinte auf die Frage Dagobert's, ob irgend eine Aussicht vorhanden sei, nach Hause zu segeln, daß ein steifer Wind allerdings nicht zu erwarten wäre, daß sich aber, wie fast jeden Abend, eine leichte Landbrise erheben würde, auch sei ja die Nacht schön genug, um ein paar Stunden zu kreuzen.

„Der Ansicht bin ich auch," sagte Alexander — „und können wir ja im schlimmsten Falle zu den Rudern greifen, um irgendwo an's Land zu kommen — fändest Du es nicht behaglich, Dagobert, in dieser wundervollen Mondnacht, sanft auf dem Wasser schaukelnd, über Vergangenes und Zukünftiges plaudern oder wenigstens träumen zu können?"

„In Deiner Gesellschaft, warum nicht?"

Bei dem Worte „Ruder" hatte Meister Jonas verächtlich auf die Seite gespuckt und sagte nun: „Das wäre allerdings im schlimmsten Falle, doch hoffe ich, der Himmel wird einen braven Seemann nicht so im Stiche lassen, — wie ich bemerke, ist der rothe Wimpel des Sturmvogels meiner Ansicht, denn er macht Miene, sich zu erheben."

„Ja, zeigt aber auch einen sehr konträren Wind an; doch gleichviel, gehen wir an Bord!"

Der Wagen wurde auf dem Landwege nach Hause geschickt und die beiden Freunde mit Meister Jonas ließen sich durch einen Schiffer an Bord des Sturmvogels bringen.

„Aber keine Salutschüsse," sagte Dagobert — „wir wollen die braven Leute von Seesend nicht in ihrem frühzeitigen Schlafe stören.

„Gewiß nicht, Herr, schon längst ist ja die Sonne untergegangen, wo man, wie allen anderen Kreaturen, auch die Signalkanonen ruhen läßt — erlauben Sie, daß ich sogleich den Anker hebe, die leichte Brise scheint ein wenig aufzufrischen und zwar günstiger als vorhin, vom Norden herüber, so daß wir vermittelst alles Tuches, was der Sturmvogel zu entfalten vermag, ziemlich gerade den Kurs nach Bucheneck nehmen können."

„Alles recht, Meistes Jonas!"

Die Bootmannspfeife schrillte; Joseph, sowie ein anderer der Diener traten geräuschlos an den Vordersteven um die Ankerkette aufzuziehen, während sich die beiden Stalljungen an den Ziehtauen der Gaffelsegel befanden; Meister Jonas lüpfte seinen getheerten Hut und begab sich an's Steuerruder. Dann wurden von den Beiden am Bugspriet, nachdem der Anker gehörig befestigt worden war, Fock- und Klüversegel aufgezogen, hierauf von den beiden Stall- oder vielmehr Schiffs-

jungen ihrer augenblicklichen Beſchäftigung gemäß die Gaffelbäume raſch in die Höhe gezogen, dann dieſe Segel in's Kreuz gebraßt, um die allerdings noch ſchwache Briſe beſſer auffangen zu können, worauf ſich der Sturmvogel ein paar Sekunden lang anmuthig auf ſeinem Kiel wiegte und dann, dem Steuer gehorchend, eine leichte Wendung machte, um hierauf mit einer kaum merklichen Bewegung, allerdings ſehr langſam dahinzugleiten. Meiſter Jonas ließ auch noch die Topſegel ſtellen, ſowie hinten das größte Yachtſegel entfalten, welches der Sturmvogel zu führen vermochte, und ſah hierauf mit Wohlgefallen, daß ſich die Schnelligkeit des Bootes bedeutend vermehrt hatte.

„Sobald wir einmal über dieſe Windſchirme von Bergen hinaus ſind, wird uns die Briſe ſchon beſſer faſſen, es iſt allerdings kaum eine Mütze voll, aber wie wacker behilft ſich das vortreffliche Boot damit, ſpüre ich doch ſchon einen leichten Gegendruck des Steuers!"

Es ſchien auch, als ſollte Meiſter Jonas dießmal Recht behalten, denn nachdem ſie die dunklen Schatten, welche die Berge auf den See warfen, ziemlich weit hinter ſich gelaſſen hatten — der Sturmvogel ſegelte in einem Kurſe von Süd-Süd bei Weſt — und nun in dem vom Vollmond hell beſtrahlten Waſſer dahin-

ran aufgehängten Wappenschildern und den oft wiederkehrenden Säulen des Herkules, prächtige eingerahmte Bogenstellungen, dazwischen angebrachte Nischen und Cartouchen, durchflochten von Friesen mit allerliebsten Kinderfiguren, die in den Ranken spielen, machen aus diesem sich über die ganze Höhe der Façade erstreckenden Portal ein so reiches Ensemble, daß es wohl mit allem Fug an die Seite der Certosa von Pavia gestellt werden darf.

Die südliche Seite des Aeußern ist alt und noch ganz gothisch, obwohl etwas schwerfällig, doch von ganz origineller Anordnung, wie denn überhaupt der kleine Platz, der hier neben der Kirche liegt, mit den interessanten alten Nachbarhäusern einen sehr dankbaren Vorwurf für einen Architekturmaler abgibt.

In dem eben erwähnten älteren Theil liegt die königliche Kapelle mit den weltberühmten herrlichen Königsgräbern.

Auf der einen Seite sind durch ein hohes Gitter abgeschlossen die Marmorsarcophage mit den liegenden Bildsäulen Ferdinands des Katholischen von Arragonien und seiner Gemahlin Isabella, auf der andern Philipps des Schönen und der tollen Johanna, Meisterstücke spanischer Bildnerei, wie denn diese ganze geräumige Kapelle mit ihrem schönen Eingangsportal den wohlthuendsten harmonischen Eindruck hinterläßt.

Obgleich wir ein anderes berühmtes Bauwerk Granadas, die Cartuja, erst auf einem späteren Spaziergange in Augenschein nahmen, so will ich doch derselben hier mit einigen Worten gedenken. Sie liegt außerhalb der Stadt, gegen die Seite des Stierplatzes und ein paar englische Damen, die wir in unserem Gasthofe trafen, machten uns die größte Lust, sie zu sehen, da sie uns sagten, was Schönheit, Pracht und Geschmack anbelange, verschwinde die Alhambra vollkommen neben dieser Carthause. Obgleich uns das schon damals sonderbar vorkam und wir etwas mißtrauisch wurden gegen den Geschmack der Engländerinnen, so meinte doch auch unser Führer, ben Saken, die Cartuja sei mit das Prachtvollste, was die Stadt aufzuweisen habe. Wir wollten keineswegs über der arabischen Kunst die Denkmäler der christlichen

fuhren, in dem intenſiven Lichte, welches die weißen Segel wie leuchtend erſcheinen ließ, drückte der Nordwind feſter in die Segel, das Boot neigte ſich anmuthig auf die Seite und ging nun ſo raſch, daß das Waſſer vor dem Kiele leiſe zu ſchwätzen anfing, ein angenehmer Ton für den Seefahrer, welcher auf günſtigen Wind gewartet.

„Woran denkſt Du, Alexander?“ fragte Dagobert — „beſchäftigſt Du Dich mit der intereſſanten Stunde, die wir bei Wilbert verlebt, nicht wahr, er iſt ein Original?“

„Ja, und im beſten Sinne des Wortes; was ſeine Erfindung anbelangt, ſo hoffe ich Großes davon und wird dieſelbe eine günſtige Revolution hervorbringen in allen dieſen Illuſtrationen für Bücher und Zeitſchriften. Welche Chance haben wir allein ſchon dadurch, daß unſere Zeichnungen ohne Zwiſchenhand gerade ſo wiedergegeben werden können, wie wir ſie auf das Papier geworfen, oder daß Wilbert durch ſein Verfahren die Natur, wie ſie iſt, oder wenigſtens wie ſie uns erſcheint, in ſeine Druckerpreſſe zwingt.“

„Er hofft wenigſtens ſo weit zu kommen, und wie ich ſeinen ſtrebſamen Geiſt kenne, wird er ſich nicht mit der jetzigen langſameren Art ſeines Stein- und Glasdrucks begnügen, ſondern Mittel finden, durch die Buch-

druckerpresse Tausende von Exemplaren täglich zu produziren. Damit könnte eine Idee Hand in Hand gehen, worüber ich schon häufig nachgedacht, nämlich einen Roman oder dergleichen durch lebendige Gestalten zu illustriren; Du suchst Dir die nothwendigen Figuren zusammen, stellst sie künstlerisch, gemäß der jedesmaligen Situation — natürlich müssen da schon Leute sein, welche ein Verständniß haben für Physiognomik — und photographirst diese einzelnen und gewiß sehr lebendigen Gruppen. Welch' großer Vortheil wäre es dabei, daß jede der betreffenden Personen durch das ganze Buch in vollkommen gleicher individueller Gestaltung erschiene!"

„Allerdings rasch und bequem ginge eine solche Illustration von Statten, dazu noch das Verfahren des Herrn Wilbert und die ganze Fabrikation, denn anders könnte man das doch wohl nicht nennen, ginge im Handumdrehen vor sich; vom künstlerischen Standpunkt aus würde man allerdings in einem solchen Verfahren kaum einen Fortschritt erkennen können."

„Statt schlechter Zeichnungen, wie sie Einem so oft die Lektüre eines Buches verderben, wo eine pikante Erscheinung des Romans, auf der nächsten Seite illustrirt, nun in der glattesten alltäglichen Gestalt vor Dich hintritt, wäre meine Idee immerhin ein Fortschritt."

„Man hätte alsdann," meinte Alexander Dellwing in ironiſchem Tone — „in dem einen Zimmer den Schriftſteller eingeſchloſſen, dem ein Druckerjunge die naſſen Blätter unter den Händen wegriſſe, und während ſie nebenan geſetzt würden, befände ſich in einem dritten Gemach der Photograph mit ſeinen lebendigen Marionetten, und kaum daß der Gedanke kalt geworden wäre, flöſſe er mit den Illuſtrationen ſchon unter der Walze der Preſſe zuſammen — ſchrecklicher Gedanke!"

„Immerhin beſſer, als jene oft haarſträubenden Zeichnungen, die uns alle Illuſion verderben."

„Aber die reine Schnelleſſigfabrikation, wobei mir jene Anekdote einfällt, in welcher ein Tuchfabrikant Morgens früh einen Hammel ſcheeren läßt, um Abends in einem Fracke zu erſcheinen, der aus der Wolle des Thieres in zwölf Stunden hergeſtellt worden iſt."

„Ich will Dir zugeben, daß ich dem eben angedeuteten Verfahren künſtleriſch ſchöne Illuſtrationen allerdings vorziehen würde, wie ſelten aber ſind dieſe, und woher kommt das?"

„Weil es überhaupt nicht leicht iſt, gut zu illuſtriren."

„Gewiß, doch fehlt es nicht an Künſtlern, welche darin Großes leiſten könnten, wenn ſie nur wollten, aber am guten Willen fehlt's, — das Werk eines An-

dern zu illuſtriren dünkt Manchem von Euch deutſchen Künſtlern zu gering, und Viele malen lieber mittelmäßige Bilder, ſtatt durch vortreffliche Illuſtrationen einen bedeutenden Namen zu machen. Darin ſind die Franzoſen ſchon anders und bei ihnen wirft manche tüchtige Kraft den Pinſel bei Seite, um ſich durch den Bleiſtift Ehre und Geld zu verdienen — — doch es ſcheint mir," ſagte Dagobert, indem er ſich aus ſeiner ruhenden Stellung aufrichtete und auf den hellleuchtenden See blickte — „daß wir jetzt in einer gänzlichen Windſtille feſtgebannt liegen, das Waſſer iſt glatt wie Oel, die Segel ſchlappern nicht einmal mehr und der Wimpel hängt ſchlaff am Maſte herunter."

„He, Meiſter Jonas, wo iſt Deine Landbriſe geblieben?"

„Mag der Himmel wiſſen, in welche Schluchten ſie ſich verſteckt hat," klang die Antwort in ziemlich mürriſchem Tone herüber, — „ich habe ſchon alles Mögliche verſucht, den Wind herbeizulocken, habe ihm gerade in's Geſicht gepfiffen und kleine Papiere ausgeworfen, aber es nützt Alles nichts, fürchte vielmehr, daß er tückiſch wird und nach Südweſt umſpringt, man kann ſich in dieſer Welt auf gar nichts mehr verlaſſen."

„Was thun? ſpricht Zeus," meinte Dellwing lachend — „ſollen wir zur Veränderung ein Bischen rudern?"

„Ich möchte lieber gekielholt werden," brummte der Alte — „verwette auch meine Rum-Ration von heute Abend, daß wir, ehe eine halbe Stunde vergeht, die Segel wieder gefüllt haben."

„Wo ſind wir eigentlich?"

„Auf der Höhe von Radfelden; die dunkle Maſſe ziemlich weit gegen Süden iſt die Kloſterinſel."

„Dort, wo dieſe Maſſe von Lichtern ſind, iſt doch nicht Radfelden; da ſieht man ja ſonſt um dieſe Zeit kaum einen geringen Schein aus den Schifſhütten?"

„Und doch iſt es Radfelden, Herr, obgleich ich nicht weiß, welches Volk ſich dort in der Nacht luſtig macht; ein paarmal haben wir ſchon den dumpfen Knall einer Kanone gehört, auch Raketen aufſteigen ſehen, wie — eben jetzt wieder."

Und ſo war es in der That, vier, ſechs, acht feine Feuerlinien ſtiegen hoch an den Himmel empor, neigten ſich droben anmuthig, um gleich darauf eine Maſſe farbig glitzernder Sterne um ſich her zu ſtreuen, auch flammte es gleich darauf am Ufer weiß und roth auf mit der intenſiven Glut des ſogenannten bengaliſchen Feuers, das Waſſer des Sees ziemlich weit hinaus erhellend.

„Es wird wahrſcheinlich dort irgend ein Feſt gefeiert," ſagte Dagobert und ſetzte nach einer Pauſe hin-

zu, während welcher er durch ſein ſcharfes Nachtglas geſehen — „ich müßte mich ſehr irren, oder es liegt dort ein Dampfer mit einer heiteren Geſellſchaft an Bord, — horch, das iſt gerade wie ferne Muſikklänge.“

„Kein Wunder,“ bemerkte Dellwing — „da man ſich wohl keine prachtvollere Nacht denken könnte, um Feſte zu feiern — auch kommt das wohl häufig vor?“

„Gewiß, und wenn wir näher an einem der Ufer wären, würden wir heute Abend ſchon mehreren Nachen mit Muſizirenden oder Sängern begegnet ſein; ich bin überzeugt, daß eine Maſſe dergleichen Boote den Dampfer drüben umſchwärmen.“

„Schade, daß wir nicht näher hinkommen können!“ meinte der junge Maler und rief dann in luſtigem Tone zum Steuerruder hinüber: „He, Meiſter Jonas, ſorgen Sie doch für eine gute Portion Wind!“

„Iſt ſchon beſtellt, Herr Dellwing, und wenn Sie recht flach über das Waſſer ſchauen wollen, können Sie nicht allzuweit die Katzenpfote bemerken, die gerade hinter uns drein kommt, es wird allerdings nicht von langer Dauer ſein, aber doch vor dem gänzlichen Abſterben des Windes ein friſcher Hauch, ſtark genug, um uns nach Rabfelden zu treiben, wenn ich dorthin ſteuern ſoll.“

„Es wird das wohl am beſten ſein, Meiſter Jonas,

und wenn der Wind gänzlich nachläßt, ankern wir dort den Sturmvogel und laſſen uns in leichten Ruderbooten überſetzen, allerdings eine langweilige Fahrt, die ein paar Stunden dauert, aber was will man machen?"

„Zuerſt wollen wir Seemanns Glück probiren," war die Antwort des Alten am Ruder, worauf er, rückwärts gewandt, in den gleichen Tönen lockte, wie man Hühner heranzurufen pflegt, Windhühner nämlich hier auf der See, auch Mutter Mary's Küchlein genannt, dann rief er plötzlich: „Laßt die Segel aus meine Jungen!" und im gleichen Augenblick kam auch der Wind ſo kräftig daher, daß ſie die großen Schoten nicht auszulaſſen brauchten, da dieſe von den ſtark geſchwellten Gaſſelſegeln ſelbſt durch die Kloben gezogen wurden.

„So iſt es recht, mein Wind, ſo iſt es recht, braver Sturmvogel!" Meiſter Jonas ſagte das mit leiſer Stimme, wobei er zu gleicher Zeit mit der einen Hand ſchmeichelnd gegen die Planken klopfte und wobei es gerade war, als verſtände der Sturmvogel dieſe freundliche Ermuthigung, denn er ſchoß nun plötzlich mit weit ausgebreiteten Schwingen vor dem Winde dahin, ſo daß ſich das anfänglich leichte Wellengeplauder vor dem Kiel bald in ein ſcharfes Rauſchen verwandelte.

„Anhalten wird dieſer günſtige Wind nicht lange," meinte Dagobert, der jetzt mit dem jungen Maler auf

dem Vorderſteven ſtand — „aber immerhin haben wir den Anblick eines hübſchen Schauſpiels gewonnen; gibt es doch nicht leicht etwas Reizenderes, als dieſe Feuergarben und einzelnen Raketen, ſo in dunkler Nacht vom Waſſer aus geſehen und ſich darin widerſpiegelnd.“

„Jetzt ſehe i[illegible]tlich den Dampfer, den Du vorhin ſchon bemerkt, b[illegible] zu den Maſtſpitzen hinauf; er iſt mit farbigen Ballons verziert, und wenn ich nicht irre, wird auf dem Verdeck getanzt.“

„Wohl möglich, ſo eine prachtvolle Mondſcheinnacht lockt die Anwohner des Sees, und ſie ſchwärmen in Luſt und Behagen auf dem Waſſer, wie die Feuerfliegen im Grünen.“

„Ganz richtig, wie die Leuchtkäfer. Sieh' dorthin, und drüben, was wir früher für Lichter am Ufer hielten, ſind mit bunten Laternen verzierte Boote; wie ſie durcheinander irren und ſchwirren, und von vielen tönt Muſik und Geſang!“

Ja, Muſik, häufig in der einfachſten Form, aber reizend in ſtiller Nacht, ein paar Waldhörner, eine Ziehharmonika, auch oft nur eine Guitarre, dann Quartette, oder auch wohl allein der Geſang einer reizenden Weiberſtimme, wie eben gerade jetzt dort vor uns.

«Oh dolce Napoli
O suol beato

Ove sorridere
Volle il creato
In sei l'impero
Dell' armonia.
Santa Lucia.»

klang es herüber in vollen, weichen, von dem Waſſer verſtärkten und getragenen Klängen. Es war eine herrliche Frauenſtimme, welche unter dem ſternenbeſäten Himmel, über dem deutſchen See, in weicher, wunderbarer Mondnacht, durch den Schmelz ihrer Stimme, durch die Innigkeit ihres Vortrags ordentlich im Stande war, die Wunder des prachtvollſten Meerbuſens der ganzen Welt vor das innere Auge der entzückten Zuhörer zu zaubern.

«Oh dolce Napoli!»

„Stütze den Arm auf den Rand des Bootes, lege Deinen Kopf darauf und blicke ſeitwärts unter der Hand nach den ſüdlichen Bergen hin," ſagte Alexander — „da haſt Du unter Anwendung einiger Phantaſie die Sommat mit dem Veſuv, und das Bild des letzteren wird noch überraſchend verſtärkt durch ein aufglimmendes Feuer auf dem Gipfel — o, herrliche Nächte, die wir verbrachten auf unſerem Boot in dem Meerbuſen von Neapel!"

„Wo die Natur Alles allein thun muß, denn die Menſchen der Jetztzeit dort haben nicht mehr die Poeſie

der früheren, um auf beleuchteten Booten, unter den Tönen der Mandoline, plaudernd, lachend und singend die Flut zu durchfurchen — eine Poesie, deren phantastisches Leben Du, wie heute Abend, häufig an den Ufern dieses Sees sich entwickeln sehen kannst. — Ist es nicht ein reizendes Bild, die Schaar der kleinen beleuchteten Boote mit Flaggen und Wimpeln, wie sie jetzt durcheinander fahren, um dem Dampfer Platz zu machen, der langsam das Ufer verläßt, eine dunkle, von Innen und Oben glänzende Masse — dazu die rauschende Musik und jetzt am dunklen Ufer die sprühende Raketengarbe mit dem vielfarbigen Sterngewimmel, das auf Sekunden Berg und Wald des Ufers mit einem eigenthümlichen Lichte übergießt?"

„In der That prachtvoll, und Du wirst es gewiß nicht bedauern, die Fahrt auf dem See dem Landwege vorgezogen zu haben."

„Dort schleicht Meister Jonas heran; ich bin überzeugt, er möchte gar gern mit seinen Jagdkanonen das bunte Treiben noch verstärken helfen, bin aber nicht dafür und möchte gerne ganz inkognito bleiben."

Wahrscheinlich hatte der alte Seemann ein solches Gesuch auf dem Herzen, doch kam ihm Dagobert zuvor, indem er sagte: „Wenn in den Booten da vor uns nicht so viele Damen wären, wie ich an den hellleuchtenden

verſäumen, die in der That bei Schilderungen Granada's zu oft in den Hintergrund gedrängt werden. Prachtvoll iſt das Innere der Kirche der Cartuja unſtreitig, deren Eingangsthüre ſchon aus ſeltenem Weinrebenholz beſteht, denn noch nie ſahen wir eine ſolche Verſchwendung von Gold und eine ſolche Menge der edelſten Bauſtoffe in Einem Raume beiſammen; die herrlichſten Marmore und Alabaſter an den Wänden, überall die Thüren von wunderbarer Marqueterie aus edlen Hölzern, Perlmutter, Schildkröte, koſtbaren Metallen u. ſ. w. mit den zierlichſten Zeichnungen und in den kleinſten Maßen. Der Camarin hinter dem Hochaltar iſt von einer an's Fabelhafte gränzenden Pracht. Aber leider iſt die Koſtbarkeit der Baumaterialien auch Alles, die Verhältniſſe und die ſonſtige architektoniſche Anordnung dieſes verſchnörkelten Raumes hat keinerlei Verdienſt. Für das Non plus ultra wird die daran ſtoßende Sakriſtei gehalten, die nahezu ſo groß und hoch als die Kirche iſt, weiß mit Gold; Boden, ſowie Lambris und Altar mit den bunteſten Marmorgattungen belegt. Die Schränke von unſagbarer Koſtbarkeit, aber alle Gliederungen von unten bis ins Deckengewölbe ſo unruhig in allerlei Geigenformen verſchlungen und völlig in der Art, als wären ſie aus einer Butterſpritze gekommen, daß wir es für das Werk eines wahnſinnig gewordenen Baumeiſters halten mußten, und ich hiemit jeden Reiſenden darauf, nur als auf ein Curioſum aufmerkſam gemacht haben will. Der ſchöne Ecce homo von Murillo, der ſich dort befindet, kann jedoch für den Gang entſchädigen.

Den Saken, der an unſeren Ausrufungen wohl merkte, wie ſehr die Kirche der Karthauſe unter unſeren Erwartungen geblieben war, veranſtaltete zu unſerer Entſchädigung einen kleinen Imbiß, zu dem er Wein und Brod aus einer benachbarten Locanda holte und den wir in dem verwilderten Kloſtergarten zu uns nahmen, und dieß war in der That eine Entſchädigung. Wir ließen uns in einem der kleinen Gärtchen nieder, die zu den Zellen gehörten, wo die nun vertriebenen Karthäuſer wohnten. Vom Betpulte hinweg waren die frommen Mönche mit zwei Schritten in der

Kleidern ſehe, ſo könnte man den Dampfer mit ein paar Schüſſen begrüßen, doch wäre es ungalant, ſich für den ſchönen Geſang mit Kanonenſchüſſen zu bedanken — was gibt's, Meiſter Jonas?"

„Ich möchte nur um Ihren Befehl bitten, ob man Radfelden anlaufen ſoll oder hart Steuerbord am Ufer vorüberſegeln, um dann mit ein paar Kreuzungen Bucheneck zu gewinnen."

„Ich denke, letzteres wird das Beſte ſein, wenn uns der Wind, der viel ſchwächer geworden iſt, nicht ganz im Stiche läßt."

„Und auch dann wäre es nicht ſo ſchlimm, als vor Radfelden ankern, um wie Schiffbrüchige auf kleinen Booten nach Hauſe zu rudern; und wenn im ſchlimmſten Falle der Wind ganz einlullt, ſo müſſen wir uns eben auf unſern eigenen Riemen verlaſſen."

„Steure aber vorſichtig durch die Boote, damit kein Unglück geſchieht, und obgleich wir Laternen an den Maſten haben, ſo könnte es doch nichts ſchaden, am Vorderſteven ein paarmal rothe Signallichter abzubrennen — ich muß ihm ſchon den Gefallen thun," flüſterte Dagobert ſeinem Freunde zu — „auch trägt das hübſch zur allgemeinen Beleuchtung bei, — was meinſt Du dazu, Jonas?"

„Jedenfalls ein vortrefflicher Gedanke, Herr, man

könnte ihnen roth und weißes Feuer zeigen und ſomit die Farben unſerer Flagge."

„Auch das, und während Du die Lichter abbrennſt, will ich ſelber an's Steuer gehen, Joſeph iſt mir für dieſen Fall nicht ſicher genug."

Damit ging er nach Hinten, und wie er gleich darauf das Steuer drehte und die Gaffelſegel ſcharf anziehen ließ, wandte ſich der Sturmvogel zierlich und glitt nun langſam und ziemlich nahe bei den beleuchteten Booten vorüber.

Es waren auf denſelben die verſchiedenſten Arten der obenerwähnten Muſik vertreten, und während in der Ferne ein paar Waldhörner das Echo des Ufers wachriefen, tönten alsdann näher die Klänge einer Ziehharmonika, die von dem ſchwachen Ton einer Guitarre in nächſter Nähe abgelöst wurden, um aber bald darauf wieder zu verſtummen, als eine Sängerſchaar in einem größeren Boote vollſtändig mit dem ſchönen Chore einſetzte:

O Nacht, du heil'ge Nacht,
O ſchöne, holde Maiennacht!
Wer hat dich denn ſo ſchön gemacht?
O Maiennacht!

Dabei war es von großer Wirkung, als nun nach Beendigung dieſes Geſangs plötzlich das rothglühende

Licht am Vorderſteven des Sturmvogels aufflammte, in einem weiten Kreiſe den See und die zahlreichen Boote magiſch mit einem roſigen Lichte übergoß. Man hatte, trotzdem das Boot alle ſeine großen, im Mondenlicht weißleuchtenden Segel führte, doch das langſame Heran-gleiten deſſelben nicht bemerkt, war man doch geblendet durch die farbigen Ballons der eigenen Schiffe, auch in Anſpruch genommen durch das Abfahren des Dampf-bootes, ſowie das Feuerwerk am Ufer, und hatte neben-bei ſeine Aufmerkſamkeit auf Muſik und Geſang ge-richtet. Kein Wunder alſo, daß das plötzlich ſich er-gießende glühende Licht einen allgemeinen Ausruf zuerſt des Erſtaunens, dann der Bewunderung und Freude hervorrief.

Der Sturmvogel glitt ſo nahe an den Booten vor-über, daß man deutlich die Perſonen in denſelben, ja von den meiſten die Geſichtszüge hätte erkennen können; da war jetzt dicht an ihrer Seite das größere Boot der Sängergeſellſchaft, und ein junger Mann derſelben, der keck auf dem Rande ſtand, ſchwenkte ſeinen Hut und rief luſtig: „Es iſt das Seegeſpenſt, es iſt der fliegende Holländer — Hurrah für den fliegenden Holländer!“ worauf ein dreimaliger Freudenruf über das Waſſer dahinſchallte.

Alexander Dellwing ſtand vorn am Bugſpriet und

betrachtete mit großem Intereſſe das bunte, lebendige Treiben, die mannigfaltigen Geſtalten und Gruppen in den gedrängt vollen Booten, die glühend angeſtrahlten Mädchengeſichter mit den erſtaunten glänzenden Augen, erwiederte auch wohl den freundlichen Gruß irgend eines Unbekannten durch Schwenken ſeines Hutes und konnte ſich eines bedauernden Gefühls nicht erwehren, daß der Sturmvogel, ſo raſch vorübergleitend, dieß ganze bewegliche Bild, die heiteren Menſchen, die bunte Beleuchtung, Muſik und Geſang ſo bald hinter ſich ließ, um dann ſeine nächtliche Fahrt auf dem vor ihnen ſo ſtill und einſam liegenden See wieder fortzuſetzen. Jetzt ſah man nur noch einige kleine Schiffe von denen, welche eilfertig heranruderten, um das in der Nacht ſo groß und geheimnißvoll erſcheinende, weithin leuchtende Boot aus nächſter Nähe zu betrachten; andere wandten ſich durch einen Ruderſchlag leicht auf die Seite, und unter dieſen bemerkte Alexander Dellwing eines, das ſeine volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Es war ein weißes Boot von einer Form, die zu deutlich in ſeiner Erinnerung ſtand, um von ihm nicht wieder erkannt zu werden; auch ſah er jetzt in demſelben, wie damals, eine Frauengeſtalt aufrecht am Steuer ſtehen, während zwei Männer auf den Ruderbänken ſaßen. Das Boot ſchoß faſt bis in's Fahrwaſſer des Sturmvogels und wandte

ſich dann erſt, um an der Langſeite deſſelben vorüberzugleiten, gerade in dem Augenblicke, als Meiſter Jonas eines ſeiner weißen Signallichter aufleuchten ließ.

Ja, ſie war es — — es war die Gräfin Iſabella, welche, am Steuer ſtehend, herüberblickte, und deren ernſte, faſt düſtere Geſichtszüge im Widerſchein des intenſiven weißen Lichtes geiſterhaft bleich erſchienen. Sie ſtand unbeweglich da, und als ſich Alexander tief zum Gruße verbeugte, erhob ſie leicht ihre linke Hand gegen die Bruſt, ohne aber durch irgend eine Miene zu zeigen, daß ſie nicht gleichgültig bei dieſer unverhofften Begegnung ſei.

Auch Meiſter Jonas, der am Vorderſteven kauerte, erkannte die weiße Frau von damals und konnte ſich nicht enthalten, dem jungen Maler zu ſagen, als die jetzt regungsloſe, bleiche Geſtalt bei ihnen vorüberglitt: „Alle guten Geiſter, Herr, — die ſieht gerade ſo aus, als wenn ſie ſchon einmal geſtorben wäre — — — — es ſoll mich gar nicht wundern," fuhr er brummend nach einer Pauſe fort, während welcher er verſtohlen auf der Leeſeite des Schiffes ausgeſpuckt hatte — „wenn uns heute Nacht nicht noch allerlei Unheimliches und Geſpenſterhaftes begegnete; iſt es doch ein eben ſo großes Unglück, dem fliegenden Holländer zu begegnen, als für ihn angeſehen zu werden, wie die Narren vorhin gethan.

— Da ſchauen Sie nur empor zum Wimpel und zu den Segeln, hängt das nicht mit Einem Male ſchlaff herab, als ob es überhaupt in der ganzen weiten Welt keinen Wind mehr gäbe? — natürlich der fliegende Holländer braucht keinen Wind, der ſegelt gegen Sturm und Strömung."

„He, Jonas!" rief Dagobert, der ſeinen Platz auf dem Hintertheile des Bootes verlaſſen hatte und herankam — „ich glaube, wir ſind in der ſchönſten Windſtille, ich habe das Boot nicht länger in meiner Gewalt, es hat bereits aufgehört, dem Steuerruder zu gehorchen; es wäre am Ende doch beſſer geweſen, wenn wir vor Radſelden geankert hätten!"

„Noch beſſer wäre es geweſen," entgegnete der Alte mürriſch — „wenn wir unſern Kurs ruhig verfolgt hätten und uns um Feuerwerk und Singſang gar nicht bekümmert; wo dergleichen auf der See lockt, da ſoll man fern bleiben. Jetzt liegen wir hier im todten Waſſer, und ſelbſt der brave Sturmvogel ärgert ſich darüber, denn er dreht ſich unmuthig und triftet langſam in den See hinein."

„Was will man machen? Man muß eben Geduld haben und auf eine neue Briſe warten."

„Ja, — bis morgen früh der Mond untergeht — nun, mir kann es einerlei ſein, ich ſchlafe prächtig auf dem Deck eines Schiffes."

„Das wäre auch eben für uns kein Unglück, Meiſter Jonas, doch hoffe ich immer noch auf einen friſchen Nachtwind, es iſt noch nicht zehn Uhr; vor allen Dingen aber, ehe wir ſchlafen, wollen wir ein Bischen ſoupiren, ich hoffe, daß die Vorrathskammer gefüllt iſt.“

„Frau Murſchel hat, wie jedesmal, einen ſchweren Korb an Bord geſchickt.“

„Vortrefflich; alſo hurtig heraus damit, laß alle Leute zu uns her an den Maſt ſitzen, und dann ſollſt Du ſehen, alter Brummer, wozu eine Windſtille iſt!“

Der Korb wurde herbeigebracht, ausgepackt, und bald darauf ſaß die ganze Schiffsequipage lee- und luvwärts vom großen Maſte, eifrig mit den Sachen beſchäftigt, welche die vorſorgliche Frau Murſchel dem Sturmvogel mitgegeben. Daß es an Getränke nicht fehlte, bedarf kaum der Erwähnung, und wenn auch Meiſter Jonas behauptete, er zöge ſein Glas Rum allem Andern vor, ſo ließ er ſich doch auch zu einer Flaſche Rothwein nöthigen und nahm ſpäter gern ein Glas Champagner aus den Händen Dagobert's.

„Das Seemannsleben hat doch ſeine mannigfaltigen, wundervollen Reize!“ meinte Alexander Dellwing — „was haben wir heute Abend nicht ſchon Alles erlebt! Dieß herrlich leuchtende Waſſer in der prachtvollen Mondſcheinnacht, Feuerwerk, Muſik und Geſang, ſind

auch nebenbei für den fliegenden Holländer gehalten worden, was immerhin eine große Ehre ist."

„Aber durchaus kein Vergnügen," bemerkte Meister Jonas, — „und den Dank für die Ehre haben wir weg, da ist auch weit und breit kein Windhauch mehr zu spüren."

„In solchen Fällen könnte ein Bischen Dampfkraft nicht schaden. Wie leicht gleitet dort schon in weiter Entfernung von uns der Dampfer über das Wasser, er muß beinahe schon in Seesend sein — da — steigen Raketen auf!"

„— — Und sieh, die in Radfelden antworten mit einer leuchtenden Garbe!"

„Ich dächte, sie hätten endlich einmal ihr Pulver verschossen," bemerkte Meister Jonas in mürrischem Tone — „aber das jubelt und fiedelt und schreit immer noch darauf los; ich kann diese nächtlichen Späße am See nicht leiden, man soll auch dem Wasser seine Ruhe lassen, und in den Tiefen des Sees brauchen es die Fische und Gott weiß, was sonst noch Alles, nicht zu wissen, daß die Menschen am Ufer toll geworden sind."

„Was verstehen Sie eigentlich unter dem ‚sonst noch Alles', Meister Jonas?"

„Darüber spricht man nicht gern in der Nacht; es befindet sich Allerlei da drunten in der Tiefe, fragen

Sie nur einmal die alten Fiſcher oder einen vorwitzigen Taucher, was er geſehen!“

„Die Seegeſpenſter, von denen er neulich erzählt,“ flüſterte Joſeph einem der Schiffsjungen zu, doch nicht ſo leiſe, daß der alte Seemann das Wort nicht verſtanden hätte.

„Ja wohl, vorlauter Burſche,“ ſagte er, den Kopf umwendend — „es gibt Seegeſpenſter, das ſind die Geiſter der unglücklichen Ertrunkenen, deren Leiber von der Flut an die ſteilen Wände gepreßt werden und niemals wieder heraufkommen, aber ihre bleichen Schatten kannſt Du zuweilen ſehen, beſonders in hellen Mondſcheinnächten, wie heute — da ſchau nur einmal hinter Dich, ich glaube, es ſchwebt ſoeben etwas der Art herauf, um Dir guten Abend zu ſagen!“

Nun fuhr Joſeph allerdings mit einem verblüfften Geſichtsausdrucke herum und machte Miene, aufzuſpringen, als er in der That etwas Weißes auf dem Waſſer ſchwimmen ſah. Doch beruhigte ihn einer der muthigeren Schiffsjungen, weil er raſch mit dem Bootshaken darnach fuhr und ein feines weißes Gewebe herauszog, deſſen triefendes Waſſer er auswand es dann dem alten Seemann reichte.

„Hm,“ machte dieſer mit einem bedenklichen Geſichte — „das iſt allerdings ein anderer Gegenſtand.“

„Etwas, das eine der Damen in den Booten verloren hat," ſagte Alexander — „man kann es jedenfalls mitnehmen."

„Thun Sie das, wenn Sie wollen," warf Meiſter Jonas raſch ein — „aber ich waſche meine Hände, denn das Ding da," ſetzte er in entſchiedenem Tone hinzu — „ſieht mir gerade ſo aus, wie der Schleier einer Seejungfer."

„Thorheiten, Jonas, wer wird ſolche Dinge ſagen!"

„Ja, ſolche Dinge ſprechen allerdings für ſich ſelber," murrte der Alte — „ebenſo wie die Windſtille, die nothwendig kommen mußte, wenn man für den fliegenden Holländer angeſehen wird."

Dagobert wandte ſich achſelzuckend ab, denn er kannte wohl die Schwäche ſeines alten, langjährigen Dieners; ja er lächelte, als der junge Maler das feine, weiße Gewebe auf dem Vorderſteven ausbreitete und dazu ſagte: „Es geſchieht das Alles auf meine Gefahr, Meiſter Jonas, aber ich behalte vorläufig den Schleier der Seejungfrau — vielleicht der einer andern ſchönen Meluſine; mag ſie ſelbſt kommen, um ihn von mir zurück zu verlangen."

„So etwas möchte ich nicht für hunderttauſend Thaler geſagt haben," verſetzte der alte Seemann, ſcheu um ſich blickend — „dieſe Dinger pflegen Einen beim

freien Natur, wo ſie ihre Roſen pflegten und ihr Grab gruben; heute aber iſt von einer Pflege der üppig wuchernden Geſträuche nicht mehr die Rede und nach und nach haben die rankenden Roſenzweige die Steinbank bedeckt, über welche ſie früher eine Laube zum Schutz gegen die Sonne bildeten, aber gerade in dieſer Verwilderung ſind die Gärten der Karthauſe ſo über alle Beſchreibung romantiſch und ſchön. Vielleicht war es Profanation von uns, daß wir uns längere Zeit hier aufhielten, als in der Kirche, daß wir das Glas mit weißem Wein kreiſen ließen und den Saken zuhörten, der uns eine ſpaniſche Romanze ſang, die vom Falle Granadas erzählte. Vielleicht; — doch kann ich verſichern, daß der blaue Himmel über uns und das wuchernde Roſengeſträuch zwiſchen den Steinen und an den Wänden uns zu dankbareren Gefühlen gegen den aufforderte, der alles das werden ließ, als die ſeltſamen Marmorverzierungen in der Kirche, bei deren Anblicke nur ein Gefühl des Mitleids rege wird über den menſchlichen Geiſt, der ſolches ſchaffen konnte.

Von der Kathedrale kamen wir durch mehrere winkelige Straßen auf den berühmten Platz von Bivarrambla, der in der alten Geſchichte Granada's eine ſo bedeutende Rolle ſpielt.

Sich erging der Maurenkönig
Durch die Straßen von Granada
Von den Thoren von Elvira
Bis zum Thore Bivarrambla's.

Hier wurden von der Blüthe der mauriſchen Ritterſchaft in Scherz und Ernſt große Feſte gefeiert, der Stier mit der Lanze gehetzt, auf raſchen Pferden das Rohrſpiel getrieben, oder man traf ſich hier zum ſcharfen Kampfe auf Leben und Tod. Dann waren, wie uns die alten Geſchichtſchreiber erzählen, die Häuſer des Platzes aufs Glänzendſte verziert, mit Deviſen und bunten Fahnen, vor Allem aber mit einem Kranze ſchöner Damen, die ſich rings auf den Balconen befanden und durch ihre feurigen Blicke die Kämpfer aufmunterten. Damals gab es unter dem obgleich ſchwachen, aber prachtliebenden König Boabdil noch mächtige Geſchlechter in

Wort zu halten, wie ich es einmal erfahren habe im Golf von Neapel, wo ich einen prachtvollen Jungen neben mir hatte, ein gemüthlicher Kerl aus ſogenannter guter Familie, der aber ſtets an der Phantaſiekrankheit litt und dabei, wie es auch gern andere Leute zu thun pflegen, über alles Das ſpottete und lachte, was ihm erfahrene Leute aus Ueberlieferungen oder als Selbſterlebtes mittheilten. Er fiſchte einmal im Mondſchein vorbedachter und leichtſinniger Weiſe mit einem Hexenſtrick ganz abſichtlich nach Seejungfern, und am andern Tag bemerkte man an ſeinem kleinen Finger zwei mit Blut unterlaufene Stellen, wo ihn die Nixe leicht mit den Zähnen gebiſſen hatte, damit er ſich ihrer erinnere, und von dem Tage an, wo er mit dem Seegeſpenſt in Berührung getreten war," ſagte Meiſter Jonas in ausdrucksvollem Tone mit einem Seitenblick auf den jungen Maler — „wurde er ſcheu und tiefſinnig und kurze Zeit nachher glitt er, der ſonſt von der Gewandtheit einer Katze war und ſchwimmen konnte wie eine Forelle, auf einer der Raaen aus, ſtürzte in die See und trotz allen Nachſuchens hat ihn kein Menſch wieder geſehen."

„Was iſt denn das da am Ufer bei Radſelden?" fragte Joſeph flüſternd — „am Ufer haben ſie ſchon lange mit Feuerwerk und Illuminationen aufgehört und jetzt, ſcheint es, fängt der See ſelber an zu leuchten."

„Schau hin, Alexander, das ist interessant!“ sagte Dagobert.

„O, ich kenne es wohl,“ murmelte Meister Jonas — „es ist eine von jenen Spielereien, die sie nicht nachmachen würden, wenn sie, wie ich, im Meerbusen von Biscaya vor einem der großen Stürme das Geisterleuchten gesehen hätten.“

„Was ist denn das, Geisterleuchten?“ fragte einer der Schiffsjungen, näher rückend.

„Das sind kleine Flämmchen von allen möglichen Farben, die man dort vor großen, verheerenden Stürmen plötzlich hie und da erscheinen sieht, und wehe dem Schiff, um das sie ordentlich einen Rundtanz zu machen scheinen; für dessen Zukunft würde ich keinen Heller geben, und es ist alsdann gewöhnlich mit Mann und Maus untergegangen, besonders wenn die Matrosen, wie es oft vorkam, in den Gestalten der auf- und niederzuckenden Flämmchen verzerrte Gesichter wieder erkannt haben.“

„Ei, Meister Jonas,“ rief Alexander, „wenn aber so ein Schiff mit Mann und Maus untergegangen ist, wer hat denn das Alles wieder erzählt?“ Eine Frage, über welche die beiden hinter dem alten Seefahrer zusammengekauerten Buben ein, wenngleich nicht ganz frisches Lachen hören ließen.

„Ich ſagte: gewöhnlich ſei es mit Mann und Maus untergegangen, doch wurde hie und da wohl einer von jenen nichtsnutzigen Schiffsjungen gerettet, weil Unkraut nicht leicht auszurotten iſt.“

„Schaut lieber dorthin an's Ufer,“ meinte Dagobert — „es ſind das Hunderte kleiner Holzſchindel mit aufgeſetzten brennenden Lichtchen und koniſchen, mit Oel getränkten Papierlaternen in den verſchiedenſten Farben, eine Illumination von ſo eigenthümlicher Wirkung, wie ich nie etwas Aehnliches geſehen, — wahrhaft überraſchend ſchön!“

Und ſo war es auch in der That; anfänglich erſchien es dort am Ufer von Radfelden wie drei bis vier Feuerballen, die zu wachſen anfingen, immer größer und größer wurden, ſich nach allen Seiten ausdehnten und ſo nach und nach vor dem Hafen eine ziemliche Strecke des Sees bedeckten. Es war gerade, als führen dort Hunderte und aber Hunderte von kleinen Schiffen mit farbigen Lichtern an Bord durcheinander und umeinander, als drehten und wendeten ſie ſich nach ganz geheimnißvollen Kommandos, Kreis- und Schlangenlinien beſchreibend, ſich immer weiter und weiter ausbreitend, wobei ſie, wie einem gemeinſamen Ziele folgend, jedoch kaum merklich, längs dem Ufer daher kamen; je nachdem der Lufthauch, den man aber auf dem Sturmvogel

nicht im Mindeſten ſpürte, ſtärker oder ſchwächer wurde, oder je nachdem ſie in eine ſtärkere oder ſchwächere Strömung kamen, veränderte die ſeltſame Flottille ihre Geſtalt, ging bald weiter in den See hinein oder drängte ſich am Ufer zuſammen, ſo daß es zuweilen ausſah, als befände ſich dort eine ungeheure Stadt, deren hell erleuchtete Quais ſich in ſtaunenswerther Länge ausdehnten. Man hätte an Nizza erinnert werden können mit der Promenade des anglais oder an Neapel mit ſeinem Golf.

„Das iſt doch ſonderbar," flüſterte einer der Schiffsjungen, „daß die Dinger da durcheinander und vorwärts laufen, obgleich hier bei uns draußen Alles ſo ruhig und ſtill iſt, als wenn der See zugefroren wäre. Woher kommt das wohl, Meiſter Jonas?"

„Woher das kommt, Schlotholz, weil wir hier in eine Windſtille hineingebannt ſind — ja gebannt durch jenen naſeweiſen Anruf von vorhin, und ſollte es mich gar nicht wundern, wenn ein anderes Boot neben uns luſtig vor dem ſchönſten Winde davonſegelte; das iſt ein Zauber, den muß man erſt löſen."

„Merkwürdig iſt es allerdings," meinte nun auch Joſeph — „denn ſeht, die tanzenden Lichter kommen jetzt gerade vom Ufer her gegen uns."

„— — Werden auch in kurzer Zeit den Sturm-

vogel umringt haben, und dann haben wir das vollkommenſte Geiſterleuchten, wie es nur zu wünſchen iſt."

„Ich will euch das erklären, ihr Leute: die einfache Urſache, weßhalb ſich die leichten Schindeln mit den Lichtern vorwärts bewegen, während wir hier ſo ſtill liegen, daß ſich nicht einmal ein Wimpel rührt, kommt daher, weil der ſchwächſte Luftzug für Die da genügt, ſie auch wahrſcheinlich Seeſtrömung haben, welche auf unſer ſchweres Boot nicht einwirkt."

„Hm," machte Meiſter Jonas — „man kann Alles erklären, aber ich weiß doch, was ich weiß und habe zu viel ähnliche Dinge geſehen und erlebt."

„Auch Leuchtbüffel, wie bei uns die Leuchtkäfer?" fragte Dagobert mit leichtem Spott.

„Allerdings auch Leuchtbüffel in den Wäldern von Braſilien."

„Ei, wie ſehen die aus, Meiſter Jonas?" rief Alexander.

„Gerade ſo wie andere Büffel, nur haben ſie zwiſchen den Hörnern eine Laterne, die gerade ſo leuchtet, wie bei uns das ſtärkſte Gaslicht."

Jetzt freuten ſich auch die Schiffsjungen, und der eine, welcher leicht erregbar war, preßte ſeine beiden Hände zwiſchen die Kniee, um nicht laut hinaus zu lachen.

In der That aber kam die leuchtende Flottille näher und näher, und die leicht ſchaukelnden Lichter in allen Farben ſchoben ſich langſam in einem weiten Halbkreis vorwärts, als beabſichtigten ſie, den Sturmvogel rings einzuſchließen.

Meiſter Jonas hatte ſich langſam erhoben und war an den Bugſpriet gegangen, wo Alexander Dellwing den aufgefiſchten Schleier zum Trocknen hingehängt hatte, und von dorther rief nun der alte Seemann in ſehr entſchiedenem Tone: „Mag man über mich lachen, wie man will, ich bleibe doch bei meiner Behauptung, wir ſind hier auf der Stelle feſtgebannt, und wenn ſich auch jetzt ein Sturmwind erhöbe, ſo käme der Sturmvogel doch nicht von der Stelle, ſo lange hier am Bugſpriet das Hexenpanier hängt.“

„Darin iſt er unverbeſſerlich,“ ſagte Dagobert leiſe zu ſeinem Freunde — „und ich bin überzeugt, daß ihn der weiße Fetzen da vorne auf's Höchſte beunruhigt.“

„Ich kann ihn ja wegnehmen und in die Taſche ſtecken, er wird nicht mehr ſo ſehr naß ſein — aber wenn ſich dann zufällig ein Wind erhebt, ſo wird ſein Glaube an dergleichen übernatürliche Dinge noch unerſchütterlicher.“

„Das iſt wohl möglich — doch thue ihm den Gefallen.“

„Recht gern.“ Damit ging Alexander nach dem Vorderſteven, nahm den Schleier und ſteckte ihn in die Taſche, wobei er lächelnd bemerkte: „Nun kann der Wind kommen, wenn er mag.“

„Wenigſtens haben wir das Unſrige gethan — auch ich das Meinige,“ ſetzte er flüſternd hinzu — „denn, um den Zauber zu löſen, warf ich vorhin einen Kreuzknoten hinter mich an einer Leine in's Waſſer; wenn die Flut denſelben auflöst, ſind wir geborgen.“

Doch ſchien alles Das auch nicht die geringſte Wirkung zu haben auf Wind oder Flut, die im Stande geweſen wäre, den Sturmvogel auch nur im Mindeſten zu bewegen, wogegen der farbige Lichterglanz jetzt in der That das Boot in einem weiten Kreiſe eingeſchloſſen hatte und ſelbſt einer minder lebhaften Phantaſie als der des alten Seefahrers den ſchönſten Spielraum ließ. Erſchienen doch die Hunderte leuchtender Punkte in Blau, Weiß, Grün, Gelb, Roth bald wie Signallaternen einer wirklichen Armada, bald wie eine Legion bunter Feuerfliegen, von der warmen Frühlingsnacht aus Schilf und Moor herangelockt — dem Meiſter Jonas aber als das echteſte Geiſterleuchten, das er in ſeinem Leben je geſehen und deſſen düſtere Folgen auch gewiß nicht ausbleiben würden.

„Jetzt bin ich ſelbſt in der That nach etwas Wind

begierig," ſagte Dagobert unwillig — „der Alte da ſteigert ſich ſo in ſeine Geſpenſtergeſchichten hinein, daß es beſſer wäre, wenn wir vom Fleck kämen."

„Sollen wir zu den Rudern greifen?"

„Es iſt eine harte Arbeit — ein paarmal ſchon habe ich meinen benetzten Finger aufwärts gehalten, aber von keiner Seite die geringſte Kühle geſpürt — Jonas, zünde doch eine der kleinen Kerzen an, die ſich in den Signallaternen befinden; wir wollen ſie in's Freie halten, um zu ſehen, ob denn von nirgend her ein Luftzug kommt, der etwas verſpricht."

„Soll gleich geſchehen," klang es in beinahe freudigem Tone vom Vorderſteven her — „doch bin ich auch ohne das überzeugt, wir haben in kurzer Zeit einen guten Wind, denn mein Kreuzknoten hat ſich prächtig gelöst."

Damit trat er, ein angezündetes Licht in der Hand, vor den Maſt und gab es dem jungen Maler, der dasſelbe gerade in die Höhe hielt. Die ſchwache Flamme flackerte eine Zeitlang unſtet umher und brannte dann ruhig und maſtengerade. Eben wollte Alexander den ausgeſtreckten Arm niederſenken, als er plötzlich wieder ſtille hielt. Er fühlte mit einem Male eine leichte Kälte an der Hand, — das Licht wandte ſich ſachte dem Lande zu — flimmerte, flackerte und — erloſch.

„O, mein Kreuzknoten!“ rief der alte Seemann — „jetzt ſag' mir noch Einer, man ſoll an dergleichen Dinge nicht glauben.“

„Vielleicht kommt auch der Wind,“ meinte Alexander lachend, „weil ich den Nixenſchleier vom Bugſpriet weggenommen.“

„Beides, Herr Dellwing, aber jedenfalls iſt der verfluchte Zauber gelöst und wir werden dieſe geiſterhaften Lichter bald hinter uns laſſen. Sehen Sie, der Wimpel hebt ſich auch wieder, die Gaffelſegel ſpüren ſchon die allerdings noch ſehr labbere Kühle und dort weit hinten kräuſelt eine hübſche Katzenpfote den glatten Seeſpiegel — ſoll ich nun das Boot ſogleich in den Wind bringen?“ wandte er ſich an den Herrn des Sturmvogels.

„Unverzüglich, Jonas, wir wollen machen, daß wir nach Hauſe kommen.“

Schon blähte ſich die weiße Leinwand der Segel gleich den Falten eines Luftballons in dem nun deutlich zu ſpürenden milden Hauche der Nacht, und wie darauf der Sturmvogel anfing, ſich ſanft auf den Wellen zu wiegen, und dann ſeine Gaffel- und Gigbäume leicht hin und her ſchüttelte, klappten die Segel zwar wieder zuſammen, öffneten ſich aber gleich darauf raſcher den Lüften und ſtanden in der nächſten Minute mit ſtraff

gespannten Schoten fest wie Mauern und begannen auch sogleich dem immer noch sanften Lufthauch zu gehorchen, scheinbar mehr aus freiem Willen, als von einer mechanischen Kraft getrieben.

Die Wirkung hievon auf den Rumpf des Fahrzeuges war beinahe eine zauberhafte zu nennen, denn trotz der fast unmerklichen Gewalt, womit das Boot bei seiner leichten, ausnehmend zierlichen Bauart vorwärts getrieben wurde, ließ es doch augenblicklich die bunte Feuerflotte hinter sich, wobei es anmuthig zu sehen war, wie dieselbe durch das gekräuselte Kielwasser des Sturmvogels, sowie durch den heftiger werdenden Wind allmälig in immer stärkere Bewegung gerieth, so daß die einzelnen bunten Lichtchen auf und ab tanzten, hin und her taumelten, aneinander stießen, dann wie toll vor Freude und Lust sich entzündeten und streckenweise in Flammen aufloderten, ganz das Spiel einer Schaar neckischer Kobolde und Wassergeister, die anfingen, nun wieder allein ihr tolles Wesen auf dem Elemente zu treiben, welches ihnen die Menschen bis jetzt streitig gemacht.

Meister Jonas, der am Steuer saß, blickte häufig rückwärts und konnte sich endlich nicht enthalten, zu Joseph kopfnickend zu sagen: „Das ist bis jetzt noch einmal gut abgelaufen, aber Du kannst mir glauben,

der Königsſtadt, die aber ſtatt gemeinſam den andringenden Chriſten entgegenzutreten, untereinander hartnäckige Fehde hielten wie die Capuletti und Montecchi in Verona, und ſich faſt bei jedem öffentlichen Zuſammentreffen reizten und dann blutig an einander geriethen. Es waren zwei mächtige Geſchlechter, die Abencerragen und Zegri, die ſeit langen Zeiten ſich gegenſeitig haßten und welchen die andern berühmten Ritter Granada's, die Alhamaren, Alabezen, Abenamaren, Gomelen und Gazulen anhingen. Auch an Pracht der Waffen, Pferde und Gewänder ſuchten ſich dieſe Geſchlechter zu überbieten, woher es denn auch wohl kam, daß bei den Kampfſpielen und Stiergefechten hier auf der Bivarrambla eine fabelhafte Pracht zur Schau getragen wurde. Von den Fahnen und Deviſen, mit denen der Platz ausgeſchmückt waren, hatten erſtere die Farben der verſchiedenen Geſchlechter, letztere galten der Tapferkeit, dem Ruhme und der Schönheit und Herrlichkeit Granada's.

Das iſt nicht der Tod, durch welchen
Hohen Namens Ruhm erlangt wird,
Sondern ein glorreiches Leben.

oder:

Fama ſoll den Ruf verkünden
Von Granada, der ſo groß iſt,
Daß es ſie unſterblich machet.

auch hieß es an einem andern Orte:

Wahrer Adel nur beſtehet
In dem Trachten nach der Tugend;
Wenn ihn Rechtlichkeit begleitet
So gewinnt er Ruhm der Hoheit.

Von der Pracht der Feſte ſelbſt ſagte eine andere Deviſe:

Töne laut, des Ruhms Poſaune,
Und ſie breche jedes Schweigen,
Weit verkündigend die Größe
Dieſer unſrer ſchönen Feſte,
Die mit ſolchem Glanz hervortritt.

daß ich jeden Augenblick erwartet habe, zwiſchen den bunten Lichtern allerlei unheimliche Geſtalten auftauchen zu ſehen. Einmal war es mir auch gerade ſo, als erkenne ich hinter einer der Papierlaternen die Züge des jungen Schiffers von Bucheneck, der im vergangenen Herbſt ſammt ſeinem Schiffe unterging und nicht mehr geſehen wurde.“

„Ach geht doch, Meiſter Jonas, das ſind ja grausliche Geſchichten, wie kann man ſo etwas nur denken in ſolch' ſchöner Mondſcheinnacht!“

„Gerade dieſe Mondſcheinnächte ſind die gefährlichſten, da iſt die ganze Geiſterei los von unter und über dem Waſſer; obendrein haben wir dort vor uns die Kloſterinſel, und daß es da nächtlicherweile nicht ganz geheuer iſt, wird Dir ſelbſt der dümmſte Schiffersknecht ſagen. Wie oft ſchon will man um die Mitternachtsſtunde hier den Klang der Kloſterglocken gehört haben, von denen doch ſchon ſeit Jahren und Jahren kein Metallſpan mehr übrig iſt, ich ſelbſt —“

„Welchen Kurs nimmſt Du, Jonas?“ klang die Stimme Dagobert's vom Maſte herüber.

„Ich kreuze gegen die Kloſterinſel auf, weil ich jenſeits derſelben im Stande ſein werde, den geraden Strich auf Bucheneck zu nehmen; ich könnte auch von hier gleich dort hinüber wenden, doch haben wir

drüben klares Fahrwaſſer und auch die Seeſtrömung für uns."

„Gut, halte den Kurs, und was den Wind anbelangt, ſo friſcht er nicht nur auf, ſondern ſcheint auch nach Süden umſpringen zu wollen."

„Gegen Morgen vielleicht — ich glaube nicht, daß er früher wechſelt."

Bald darauf ſahen ſie die hohen Ufer der Kloſterinſel ſchwärzlich vor ſich aufſteigen, ſowie ein einzelnes Licht aus dem Hauſe ſchimmern, in welchem die Beſitzerin wohnte.

„Du haſt alſo nie dort einen Beſuch gemacht?" fragte Alexander Dellwing.

„Nein, wie ich Dir ſchon ſagte, da ich überhaupt bis jetzt noch wenig oder gar nicht mit meiner Nachbarſchaft verkehrte."

„Soll ich Deinen Zuſatz — bis jetzt — ſo verſtehen, oder glaubſt Du ſelbſt an eine Zeit, wo Du aus Deiner Abgeſchloſſenheit heraustreten würdeſt?"

„Darauf vermag ich Dir kaum zu antworten — wie uns die Strömung des Lebens erfaßt, ſo müſſen wir folgen; ich ſehe das jetzt mehr als je ein, wo ich mich, und nicht ohne Behagen, am Bord des Sturmvogels bemerke. Glaubte ich doch noch vor ganz kurzer Zeit, auch das ſei ein gänzlich überwundener Standpunkt."

„Und reut es Dich, dem Verführer gefolgt zu ſein?“

„Im Gegentheil, ich fühle, daß es mich zerſtreut und meinem Kummer das Herbſte und Schmerzlichſte nimmt.“

„Gott ſei es gedankt, dann will ich den Augenblick ſegnen, wo Du mir erlaubteſt, den Wimpel wieder aufhiſſen zu laſſen. — Warum auch beſtändig dieß ſchmerzliche Grübeln und dieß einſame, hoffnungsloſe Dahinbrüten!“

„Ja, hoffnungslos.“

„Aber das Leben kann Dir noch des Schönen genug bieten.“

„Aehnliches nicht.“

„Meinetwegen zugeſtanden, aber während Du dieſe wunderbare Natur auf Dich einwirken läßt, Dich den wechſelnden Eindrücken dieſes harmloſen Seelebens hingibſt, werden ſich mildernde Schleier über die peinlichen, düſteren Bilder Deiner Vergangenheit lagern, — Du ſelbſt wirſt ruhiger und dadurch glücklicher werden, — ach, eine Nacht, wie die heutige, und in derſelben dahinzuziehen über dem leuchtenden Waſſer, wie ein ſeliger Geiſt durch die Lüfte, macht uns für die Gegenwart glücklich und wirkt auch ſpäter noch in der Erinnerung mild und beruhigend. — Sieh', der Mond am wolkenloſen Himmel ſcheint unverwandt gerade auf uns herab-

zuſchauen; ich fühle das deutlich, als ſei es der beruhigende Blick eines liebenden Weſens, und auch der See ſcheint etwas Aehnliches zu empfinden, denn liegt er nicht da, ganz vom Mondſchein übergoſſen, friedlich, wie in leiſen Schlaf gehüllt, langſam und regelmäßig athmend, — ja ſelbſt dort, wo das weiße Mondlicht im Reflex des grünen Waſſers daſſelbe mit goldenen Schuppen bedeckt, hat dieſes Leuchten nichts Beunruhigendes, nichts Aufregendes, erſcheint mir vielmehr wie ein ruhig dahinflutendes Traumgebilde, deſſen wir uns beim Erwachen gerne erinnern."

„Ja, ja," ſagte Dagobert träumeriſch und mit einem ſchmerzlichen Tone der Stimme — „wenn wir es nur in ſolch' ſchönen Augenblicken unterlaſſen könnten, uns mit dem Gedanken zu quälen, dieſelben könnten noch viel ſchöner, ja in der That wonnevoll ſein, — doch Du haſt Recht, werfen wir einen mildernden Schleier über die Vergangenheit und laſſen die ſchöne Gegenwart tröſtlich auf uns einwirken. — Ich danke Dir wirklich, Alexander, daß Du gekommen biſt und Dich meiner ſo treulich annimmſt, um mich dem ſchwermüthigen Dahinbrüten zu entreißen. Es hätte auf die Dauer nicht gut gethan und ich würde am Ende nochmals auf die tolle Idee gekommen ſein, die ſchwarze Flagge aufzuziehen."

„Weg mit der ſchwarzen Flagge!“ rief der junge Maler in heiterem Tone — „hell, licht ſei unſer Panier, laß das Schwarz der Vergangenheit, weiß ſei die Gegenwart und roſig die Zukunft.“

„Auch ohne Hoffnung?“

„Vielleicht taucht ſie doch noch einmal blendend vor Dir auf, unverhofft, plötzlich wie — wie — dort vor uns auf der Flut eine weiße Geſtaltung, die ich mir nicht zu erklären vermag.“

„Wo?“ fragte Dagobert aufſtehend.

„Dort am Ufer und nicht weit von der Roſeninſel entfernt, es iſt gerade ſo, als ſchwämmen auf dem Waſſer lange weiße Gewänder.“

„In der That eigenthümlich — dort ſchleicht auch ſchon Meiſter Jonas heran, der jedenfalls etwas Uebernatürliches gewittert hat, — wofür hältſt Du das da vor uns?“

„Hm, meine wahre Anſicht zu ſagen, wird mir wieder allerlei Spott und Lachen einbringen.“

„Nun, und die iſt?“

„Ich ſage lieber, daß, obgleich ich auf dem Waſſer nie etwas Aehnliches geſehen, es mir doch nicht unbegreiflich erſcheint, hier am Rande der verwünſchten Kloſterinſel — Sie wiſſen, daß ich in der Nacht wie eine Katze ſehe — mir erſcheint das da wie ein von

weißen Schwänen gezogener Nachen, in dem eine hellleuchtende Gestalt aufrecht steht."

„Reiche mir mein Nachtglas herüber!" sagte Dagobert und fuhr nach einer Pause fort, während welcher er scharf hinübergeblickt: „Meister Jonas hat Recht, es könnte ein Nachen sein, bespannt mit zwei weißen Schwänen."

„Und da es auf dem ganzen See keine Schwäne gibt," bemerkte der alte Seemann — „so ist das jedenfalls eine übernatürliche Erscheinung, und das Beste wär' für solche Hexenbrut, mit dem Kiel eines rechtschaffenen Bootes gerade darüber hinzusegeln."

„Pfui, Jonas, was sind das für häßliche, gottlose Gedanken! Wie ich sehe, fällt das Boot auch nicht eine Linie leewärts ab, trotzdem die Segel so scharf angehalt sind, auch ist der Wind wieder so frisch geworden, daß es der geringsten Bewegung des Steuers folgt, weßhalb wir uns das da vor uns im Vorüberfahren recht in der Nähe ansehen können."

„Jedenfalls aber," meinte der Alte, — „wollen wir zwischen ihm und der Insel durchsegeln, damit wir es in der Hand behalten, immer noch zu thun, was uns beliebt, — solchen Seegespenstern muß man scharf zu Leibe gehen."

„Unsinn! — Da nimm mein Glas, Alexander, ich

will ſelbſt an's Steuer, — Joſeph, etwas backbord!" rief er, nach dem Hintertheile eilend.

„Backbord iſt's, Herr."

„Gut, gib genau Achtung, was ich Dir ſage!"

Alexander Dellwing hatte das Fernglas genommen und ſchaute unverwandt nach der räthſelhaften Erſcheinung, welche ihm aber nach Verlauf weniger Minuten durchaus nicht mehr räthſelhaft erſchien, wogegen ihm bald darauf Meiſter Jonas zuflüſterte: „Wenn es auch keine Seejungfer mit Schwanen iſt, ſo liegt doch in der Geſchichte noch viel weniger natürlicher Menſchenverſtand, und es iſt wahrhaftig noch unheimlicher, das da in ſtiller Nacht zu ſehen."

Eigenthümlich war es allerdings, aber weit entfernt, unheimlich zu ſein. Alexander Dellwing erkannte jetzt deutlich auch ohne Hülfe des Glaſes einen kleinen Nachen, an deſſen Spitze eine weiße Mädchengeſtalt ſtand, während eine andere weiter zurückſaß, die leichten Handruder auf den Knieen haltend. Vor dem Nachen aber ſchwammen die rieſigen weißen Neufundländer, welche er vor eiſigen Tagen hier faſt auf derſelben Stelle ſah, und er konnte jetzt deutlich erkennen, wie an deren Halsbändern lange Leinen befeſtigt waren, welche Sonne ſtramm mit den Händen hielt.

Als der Sturmvogel jetzt nahe an dieſer ſonder-

baren Seeequipage vorüberglitt, nahm Alexander raſch das Sprachrohr zur Hand und rief hinüber: „Ein Bekannter der kleinen Klariſſa wünſcht guten Abend und glückliche Heimkehr“ — und als hierauf eine dünne Mädchenſtimme zurückklang, die Worte ſprechend: „Danke beſtens,“ eilte er an das Steuer zu ſeinem Freunde, der ebenfalls mit großem Intereſſe der hübſchen Erſcheinung nachblickte, während er ſagte: „Das ſind alſo von Deinen Bekanntſchaften aus der Villa Silberhaus da drüben?“

„Sprach ich Dir darüber?“ fragte Alexander in ungewiſſem und zerſtreutem Tone.

„Nein, Du ſprachſt eigentlich nicht darüber. Du ſagteſt nur, daß Du ein junges Mädchen von drüben auf dem Sturmvogel mitgenommen und an der Kloſterinſel abgeſetzt hätteſt.“

„Ja, das war die Eine, die rückwärts ſaß mit den Rudern über dem Knie.“

„Aber wer war denn die Andere, die Aufrechtſtehende, die mir gerade ſo erſchien, wie die göttliche Schaumentſtiegene in ihrer Muſchel, nur daß ſie ſtatt mit Tritonen und Seepferden mit Hunden kutſchirte? Eine originelle Idee, ich möchte das junge Mädchen wohl kennen.“

„Ich auch,“ ſagte Alexander ganz leiſe.

„Oder möchte ſie wenigſtens einmal bei Tage ſehen.“

„Das habe ich allerdings.“

„Und wo denn? — Ei ſieh' doch, — davon ſagteſt Du mir nichts.“

„Juſt beinahe hier auf derſelben Stelle; ſie holte meine kleine Reiſegefährtin mit einem Nachen vom Bord des Sturmvogels. Ich hatte in der That vergeſſen, darüber zu reden.“

„Weil Du gänzlich erfüllt warſt von dem Bilde der ſchönen Gräfin.“

„Vielleicht — doch erinnere ich mich ganz genau, daß ich Dich damals nach den Bewohnern der Kloſterinſel fragte.“

„Ja, und ich antwortete Dir, es lebe dort eine Frau von Berla mit ihrer Tochter.“

„Nun, die Schaumentſtiegene war eben die Tochter der Frau von Berla.“

„Kutſchirte ſie damals auch mit ihren zwei weißen Hunden?“

„Nein, die ſchwammen neben dem Nachen her, — o, es war das ebenfalls ein reizendes Bild.“

Meiſter Jonas war leiſe herangetreten, um ſeinen Platz am Steuerruder wieder einzunehmen, und fragte, nachdem er die Hand grüßend an ſeinen getheerten Hut gelegt: „Haben Sie es nun geſehen, Herr?“

„Ja, ich glaube ſo ziemlich Alles, was Du auch geſehen haſt.“

„Darin iſt doch kein natürlicher Menſchenverſtand und ich bleibe dabei, daß das eine ganz unheimliche Geſchichte iſt.“

Dagobert, welcher aufgeſtanden war, ließ ſich, mit den Achſeln zuckend, die brennende Cigarre ſeines Freundes zum Anzünden geben und ſagte dann, gegen die Kloſterinſel gewandt: „Wo ſie nur ſo plötzlich hingekommen ſein mögen?“

„Ja, das machen ſie immer ſo,“ meinte der alte Seefahrer — „da bemerkt man nie, daß ein Boot anlegt oder einfährt, ſondern im Handumdrehen iſt alles Das verſchwunden. Mich ſoll es gar nicht wundern, wenn ſie plötzlich wieder in unſerem Kielwaſſer auftauchen, — ich meines Theils bin nur froh darüber, daß uns der gute Wind ſo raſch vorübertreibt; hier iſt's in der Nacht nicht gut ſein.“

Wie es oft zu geſchehen pflegt, daß man nach lebhafter Unterhaltung oder nach mannigfaltigen Eindrücken, die man empfangen hat, endlich einſylbig und ſchweigſam wird, beſonders bei einer nächtlichen Fahrt, ohne ſich gerade dem Schlummer hinzugeben, ſo geſchah es auch unſeren beiden Freunden. Sie lauſchten, zurückgelehnt, dem Plaudern des Waſſers vor dem Kiel des

Ein arabiſcher Geſchichtſchreiber, Ha-ben-Hamin, der in Granada geboren war und eine Chronik ſeiner Vaterſtadt bis zur Eroberung durch König Ferdinand ſchrieb, gibt die Beſchreibung eines großen Feſtes auf der Bivarrambla, welche nicht unintereſſant für den Leſer ſein wird; und wenn ſich auch vielleicht der Berichterſtatter Ausſchmückungen erlaubt, ſo lernt man doch die damalige glänzende Zeit, ſowie die Parteiſpaltungen in der mauriſchen Königsſtadt kennen, welche hauptſächlich Schuld an ihrem ſchnellen Untergange waren.

Im Monat September, ſo erzählt der Araber, nach dem Ramadan, als die Faſtenzeit geendigt war, befahl der König, aus dem Gebirge von Ronda vierundzwanzig auserleſene Stiere zu holen. Der Platz von Bivarrambla war zubereitet für die Feierlichkeit, und der König, begleitet von vielen Rittern beſetzte den königlichen Erker, der zu dieſem Zwecke auserſehen worden. Die Königin mit ihrem Damengefolge nahm ihren Sitz auf einem andern Erker von eben der Einrichtung wie des Königs. Alle Fenſter am Bivarrambla waren voll ſchöner Damen; und aus dem Reiche kamen ſo viele Leute, daß ſich nicht Gerüſte und Fenſter genug für ſie fanden. Solche Menge Volks war nie geſehen worden bei einem Feſte in Granada. Auch von Sevilla und Toledo kamen dazu viele angeſehene mauriſche Ritter. Bei dieſem Feſte beſchloſſen die Zegri, um ihre Feinde, die Abencerragen, zu reizen, ein altes Kennzeichen derſelben, blaue Federbüſche, auf ihre Helme zu nehmen. Fühlen ſie ſich verletzt, wie ich hoffe, ſagte einer ihrer tapferſten Ritter, Mahomat, ſo werden ſie ſchon einen Streit mit uns beginnen; dann werfen wir im zweiten Gange ſtatt der Rohre ſpitze Lanzen, und da wäre es ein beſonderes Unglück, wenn nicht ein Abencerrage fiele.

Des Morgens begannen die Stiergefechte, wobei die Abencerragen durch ihre Schnelligkeit und Geſchicklichkeit Verwunderung erregten. In allen Fenſtern und Altanen war nicht Eine Dame, die ihnen nicht zärtlich zugethan geweſen wäre. Es ward für ausgemacht gehalten, daß es im ganzen Reiche nicht einen

Segelbootes, oder blickten, ſich Träumereien hingebend, auf die mondbeſchienene, glitzernde Seefläche, auf die ſpielenden Bewegungen leichter Wellen, hervorgebracht durch den ſtärker gewordenen Wind, wobei es ihnen angenehm zu bemerken war, daß der Sturmvogel mit ſtark geſchwellten Segeln, etwas leewärts geneigt, eilig über die Seefläche zog.

Dann traten auch bekanntere Ufer- und Bergformationen aus der Nacht kenntlich hervor und bald ſahen ſie ein weiß und rothes Licht von der Flaggenſtange am Hafen durch das Dunkel herüberglänzen.

Meiſter Jonas benützte ſeinen Wind ſo vortrefflich und hatte ſein Steuer und ſeine Mannſchaft ſo in der Hand, daß er, im raſchen Laufe einen zierlichen Bogen beſchreibend, um die Felſen am Eingange der Bucht herumflog, während auf ein Zeichen der Bootmannspfeife die beiden Gaffelſegel raſch herabkamen und gleich darauf die Ankerkette in die Tiefe raſſelte.

„Auch das iſt Poeſie," ſagte Dagobert, als er nun, am Ufer ſtehend, den Arm des Freundes unter den ſeinigen nahm und auf das gaſtlich hell erleuchtete Wohnhaus wies, — — „allerdings wüßte ich dabei noch eine lieblichere Poeſie, aber leider, leider gibt es nichts Vollkommenes auf dieſer armen Welt."

Neunzehntes Kapitel.

Erkundigungen.

Neben dem Speisezimmer in dem Erdgeschoße hatte Dagobert ein Bibliothekzimmer, auch eine Art Kanzlei, wo er seine Geschäfte zu besorgen pflegte, und daneben ein Schreibzimmer, in welches Alexander bis jetzt noch niemals gekommen war, da ihm der Herr des Hauses, so oft er ihn hier zufällig aufgesucht, stets an der Thüre desselben entgegengekommen war.

Eines Tags aber hatte sich der Maler zu einem etwas weiteren Spaziergange gerüstet und suchte seinen Freund auf, sich auf einige Stunden bei ihm zu verabschieden.

Dagobert saß in seinem kleinen Schreibzimmer, und als der Andere bescheiden an der Thüre der Kanzlei stehen blieb, sich beinahe darüber wundernd, daß er ihm nicht wie sonst gewöhnlich entgegentrat oder von

Weitem zum Abſchied mit der Hand winkte, war er überraſcht, heute zum Nähertreten eingeladen zu werden.

„Du kennſt dieſes Zimmer eigentlich noch gar nicht,“ ſagte Baron Elmbach, ſich in ſeinen Schreibſtuhl zurücklehnend, während er dem jungen Maler freundlich zunickte. Er ſaß vor einem Tiſche, auf dem ein faſt unförmlich großes Buch aufgeſchlagen lag.

„Es iſt das hier behaglich wie überall,“ entgegnete Alexander, um ſich her ſchauend, — „und ich begreife es wohl, daß man irgend einen Winkel hat, in dem man nie für Jemanden ſichtbar iſt.“

„Für Dich aber, Alexander, habe ich wahrhaftig keinen ſolchen Winkel, weder in meinem Hauſe, noch in meinem Herzen; wenn Du mich hier aufſuchteſt, was ein paarmal geſchah, ſo war ich jedesmal dringend beſchäftigt, meine Tagebücher und dergleichen zu ordnen, womit ich ein Bischen in Rückſtand gekommen war, jetzt aber wieder auf dem Laufenden bin. Setze Dich einen Augenblick daher, wenn Du nicht eilig biſt und wenn Du Luſt haſt, eine gewiß praktiſche Einrichtungsart dergleichen Erinnerungsbücher kennen zu lernen — führſt Du auch ein Tagebuch?“

Alexander kratzte ſich mit einer komiſchen Geberde hinter dem Ohr, ehe er ſagte: „Ich habe ſchon ein paarmal angefangen in Hieroglyphen.“

„Wie ſo, in Hieroglyphen?“

„Oder wenn Du willſt in flüchtigen Zeichnungen mit nur für mich verſtändlichen Erklärungen.“

„Ah ſo, das hat eine Aehnlichkeit mit der Art, wie ich meine Erinnerungen aufzubewahren und friſch zu erhalten pflege.“

„Ich thue das zuweilen in meinen Skizzenbüchern, kann aber nicht ſagen, daß ich nachblätternd bis jetzt auf viel geſtoßen wäre, was mich in der Erinnerung beſonders amüſirt hätte. Was nützte es mich, wenn ich hie und da einen hübſchen Mädchenkopf wiederfände, vielleicht dabei ein heimliches Walddickicht, darunter die Worte: ‚Landpartie vom ſechzehnten Mai‘, oder wenn ich zum Ueberfluß eine welk gewordene, halb entblätterte Roſe anſehe, die dabei liegt, — da fühle ich immer, wie raſch vorübergehend, ja wie flach das Alles geweſen iſt.“

„Nun, Du biſt noch jung genug, um Dich ſolcher Eindrücke gerade nicht zu ſchämen, aber wenn Du andere Dinge in Deinen Skizzenbüchern betrachteſt, vielleicht den erſten flüchtigen Entwurf zu einem Bilde, welches Dir gelang, Studien dazu, auch landſchaftliche, erinnerſt Du Dich dann nicht ſehr genau und gewiß oft mit Behagen und Wohlgefallen, wo und wann Du jenen Baum, jenen Felſen, dieſe alte Kirche oder dieſen

interessanten Kopf gezeichnet, und tritt Dir dabei nicht nur jener Augenblick klar und lebendig vor die Seele, sondern auch die Stimmung, in der Du gearbeitet?"

„Gewiß — es ist das wie irgend ein bekannter und pikanter Geruch, der uns entgegenströmt, bei mir besonders Veilchenduft und der Geruch von frischem Heu. Wenn ich dann die Augen schließe, so ist es mir gerade, als sei ich in meine erste Jugendzeit zurückversetzt, wo wir auf den hochbeladenen Wagen nach Hause fuhren Abends bei Sonnenuntergang, während in der Ferne eine Glocke läutete, oder als suchten wir Veilchen für unsere kleine Liebe."

„So ist's, Alexander, und aus diesem großen Buche hier klingen mir die Erinnerungen ebenso lebendig und bekannt entgegen; ich empfehle Dir das zur Nachahmung, wenn auch bei den Irrfahrten, die Du noch vor Dir hast, in kleinerem Maßstabe."

„Ist es indiskret, hineinzuschauen?"

„Durchaus nicht, denn selbst für Fremde — ich denke dabei nicht an Dich — sind das in der That unlösliche Hieroglyphen. Sieh' her, wir wollen einmal ein Blatt aufschlagen aus jener Zeit, als Du mich damals in Baden besuchtest — da ist ein Tag im September, nehmen wir den zwölften; oben siehst Du eine Ansicht des alten Schlosses, ringsumher Visiten-

karten, auch ein paar Photographieen — es war das eine heitere Frühstücksgesellschaft; das Epheublatt darunter hat nicht viel zu bedeuten, wenigstens ist die Bedeutung für mich verloren gegangen. Wenn ich aber jetzt nach Jahren diese Gruppe von Visitenkarten und dergleichen betrachte, so könnte ich Dir nicht nur die Personen auf's Lebendigste beschreiben, sondern ich könnte Dir auch sogar die Grundzüge unserer Unterhaltung angeben."

„Das ist allerdings eine vortreffliche Art, die Vergangenheit festzuhalten."

„Du siehst," sagte Dagobert, langsam weiter blätternd, — „daß hier oft wunderliche Dinge zusammengestellt sind, Briefstragmente nebst Bandschleifen, eine Visitenkarte mit schwarzem Rande, getrocknete Blumen neben der Ansicht einer kleinen Waldkapelle, weiter unten einen Theaterzettel, hier sogar eine kleine Goldmünze neben einem Stückchen angebrannten Papiers, der Rest vom Pfropfen eines Pistolenschusses, und wenn ich Schriftsteller wäre, so hätte ich weiter nichts zu thun, als die Hieroglyphen mancher dieser Seiten aufzulösen und mit schönen Worten aneinanderzureihen; es wäre da Stoff genug für manche Originalnovelle ernsten und heiteren Inhalts. — — Willst Du noch ein Blatt sehen," fragte Dagobert nach einer Pause — „aus einer

Zeit, die mich ganz besonders bewegte und interessirte? — Du weißt schon, was ich meine."

„Ich bitte Dich darum."

„Hier hast Du Luzern und ein Stück des Vierwaldstätterſees, künstlerisch von gar keinem Interesse, ich schnitt es oben von der Wirthshausrechnung ab, weil der Dampfer hier zufällig den gleichen Namen trug."

„Ah, da ist ja auch Margarethe mit ihrem allerdings eigenthümlichen Kattunhute, wie Du ihn mir geschildert."

„Und für mich eine so liebe, wenngleich traurige Erinnerung; wir ließen das später einmal in Aachen machen und lachten viel darüber. — Da ist aus jener Zeit noch eine andere Photographie von ihr. Gibt es wohl liebere, offenere und vertrauenerregendere Züge?"

„Kaum," erwiederte Alexander, in tiefes Nachdenken versinkend, — ja — so vortrefflich das große Bild auch war, so konnte dessen Aehnlichkeit mit dieser kleinen Photographie doch gewiß nicht wetteifern, so mußte Margarethe ausgesehen haben, das war sie selbst, das war ihr innerstes Leben, diese freundlich lächelnden Züge, der aufwärts gewandte Blick, die so natürlich ohne irgendwelche Prätension zusammengelegten Hände,

und dabei kam ſie ihm hier ſo bekannt vor, daß er darüber nachſann, wo er ſie ſelbſt oder eine ähnliche Photographie vielleicht ſchon geſehen; doch beſann er ſich gleich darauf ſeines Irrthums, denn es war das Bild Winterhalter's, welches ihm vorgeſchwebt und das er unbewußt in ſeine Phantaſieen hereingetragen.

Auf den Blättern, die Dagobert nun langſam umſchlug, war Margarethe noch ſehr oft zu ſehen, und wie häufig befanden ſich dabei Blätter und getrocknete Blumen, kleine Bandſchleifen, Anſichten von Landſchaften, einzelnen Häuſern und Städten, dazwiſchen die ſehr unvollkommene Zeichnung eines ſchweizer Eilwagens, Speiſe-, Theater- und Konzertzettel, dann kamen Erinnerungen aus Frankreich und hier eine prachtvolle Photographie Margarethens in einfacher, aber höchſt eleganter Toilette, hoch aufgerichtet und ſtolz wie eine Königin.

„Damals mein Ideal," ſagte Dagobert mit düſterem Blick, „und das vollkommenſte Glück meines Lebens, wenn ſie bei allen ihren herrlichen Eigenſchaften ſo hätte ſein können; aber es war das ein lächerliches, vermeſſenes, wahnſinniges Verlangen und mich ereilte die Strafe für meinen Uebermuth, — — — — ſie ſelbſt lachte wie ein Kind, als ſie dieſe Photographie zum erſten Male erblickte, ihre fürſtliche Schweſter, wie ſie heiter ſagte."

Dann ſchloß er langſam das Buch und fragte nach einer Pauſe, ſeinen Freund anblickend: „Du biſt im Begriffe auszugehen, wohin willſt Du?“

„Ich wollte in die Berge hinauf auf jenem Wege, der mich zu Dir geführt; es iſt da droben ein kleines Dörfchen mit einem Wirthshauſe, von deſſen Terraſſe man einen herrlichen Blick auf die Gebirge hat.“

„Ah, bei der ſchönen Reſi, ein eben ſo liebes, als verſtändiges gutes Kind.“

„Die Dich damals in Schutz nahm, als die Bauern Dich für einen ſeltſamen Herrn erklärten — ja, vielleicht komme ich bis dorthin, wenn ich nicht unterwegs irgendwo hängen bleibe, um nach der Natur zu zeichnen. — Willſt Du nicht mitgehen?“

„Ich kann nicht wohl, ich habe zu thun.“

„Nun denn, bis nachher.“

Alexander Dellwing ſtieg leichten Schrittes die Anhöhe hinan durch den Park, an all' den ſchönen Punkten vorüber, welche ihn damals ſo entzückt und wo er auch jetzt wieder zuweilen ſtehen blieb, um rückwärts zu ſchauen über den See hin, auch nach dem heute ſcheinbar ferner als ſonſt liegenden andern Ufer. Da drüben flimmerte Alles unbeſtimmt unter dem heißen Dunſtſchleier, während die Flut des Sees geheimnißvolle Kreiſe zog und hier unter der Einwirkung eines kaum

bemerkbaren Luftzuges wie angehaucht erſchien, um dagegen dort wie blank polirtes Silber zu erſcheinen und weiterhin an den jenſeitigen Ufern in der Art mattgewordener Spiegel, die alle Gegenſtände in etwas verſchwommener Art zurückwerfen.

Boote waren auf der weiten Fläche nur ſehr wenige zu ſehen, Segel kein einziges, denn es war ſo windſtill, daß ſich Meiſter Jonas nicht einmal von den großen Segeln des Sturmvogels auch nur die geringſte Wirkung verſprochen hätte. Ein paar Dampfer zogen in der Mitte des Sees aneinander vorüber, und wenn ſie auch, von hier oben geſehen, ſcheinbar langſam liefen, ſo vergrößerte ſich doch zuſehends ihre Entfernung von einander.

Da drüben lag wohl Silberhaus — Alexander's Blicke hielten gewiß die genaue Richtung dorthin, ohne aber irgend etwas unterſcheiden zu können, denn die Hitze des Junivormittags ſchien auf den ferneren Gegenſtänden noch dunſtiger zu lagern, als auf den näher gelegenen, ja, dort drüben erſchien ſelbſt der Himmel hinter den Bergen in einem unbeſtimmten, hellgrauen Tone, der aber, nach und nach an Farbe zunehmend, nördlich über und zwiſchen den dunkeln Tannen in einem tiefen, geſättigten Blau erſchien.

Trotzdem daß der junge Maler den mühſamen Berg

Abencerragen gäbe, der nicht begünſtigt würde von Damen, und zwar von den angeſehenſten. Dieß war der Hauptgrund des tödtlichen Haſſes und Neides der Zegri, Gomelen und Maza. Wahr iſts, jede rechnete ſich zur Ehre, zum Liebhaber einen Abencerragen zu haben, und diejenige hielt ſich für unglücklich und geringer, die keinen hatte; mit großem Rechte: denn nie ſah man einen Abencerragen von üblem Wuchſe oder Anſtande, nie einen feigen oder unentſchloſſenen; alle waren ſie leutſelig und Freunde des Volkes; niemals ging der Bedrängte, mochte er ſein, wer er wollte, ohne Hülfe von ihnen; ſelbſt den Chriſten waren ſie hold; in Perſon ſtiegen ſie hinab in die unterirdiſchen Kerker, beſuchten die chriſtlichen Gefangenen, thaten ihnen Gutes und ſchickten ihnen Speiſen. Dabei waren ſie vor allen tapfer und gute Reiter. Dieſe Eigenſchaften zuſammen machten ſie geſchätzt und geliebt im ganzen Reiche. Niemals zeigten ſie Furcht, ſelbſt bei dem Anblicke großer Gefahr. Sie verurſachten viel Vergnügen durch ihren Anblick, da ſie auf dem Platze umherritten; Aller, beſonders der Damen Augen waren ihnen zugewandt. Nicht geringer als ſie erſchienen an dieſem Tage die Alabezen, die ebenfalls edle Ritter waren. Auch die Zegri zeigten ſich ſehr preiswürdig. Geſchickt trafen ſie den Tag acht Stiere mit der Lanze, ohne daß Einer von ihnen auch nur etwas aus dem Sattel gerückt wäre, und die wüthenden Stiere wurden ſo verwundet, daß es nicht nöthig ward, ihnen die Kniekehlen zu zerſchneiden.

Es mochte ein Uhr ſein, nachdem zwölf Stiere gehetzt waren; da ließ der König die Hörner und Trompeten erſchallen, welches ein Zeichen war, daß ſich alle Ritter des Feſtes auf ſeinem Balkon verſammeln ſollten. Sie kamen, und der König ſehr zufrieden mit ihnen, gab eine prächtige Mahlzeit, daſſelbe that die Königin ihren Damen, die an dem Tage reich geſchmückt und von bewundernswürdiger Schönheit waren. Alle erſchienen prächtig gekleidet, die Königin mit einem brokatenen Mantel von unſchätzbarem Werthe wegen der vielen eingeſtickten Edelſteine. Sie hatte einen außerordentlich ſchönen Kopfſchmuck, und vor der Stirne eine wunder-

erſteigen mußte, wandte er ſich doch lieber jenen dunklen Tannen zu und dem tiefblauen Himmel, als daß er zur dunſtigen, in der Hitze flimmernden Ebene hinabgeſtiegen wäre. Dort ſchien für ihn Alles wie in einem Zauberſchlafe zu liegen, ſich nach und nach zu irgend Etwas geſtaltend; ob gut oder ſchlimm für ihn, wer konnte das wiſſen? Jedenfalls war es ihm zu Muthe, als würde dort unter den grauen Dunſtſchleiern von mächtiger Feenhand über ſein Wohl und Wehe einmal entſchieden werden, wenn er es nicht vorzöge, ſich durch ſchleunige Flucht in die Berge hinein — und weiter und weiter fort — zu retten.

„Ich möchte wahrhaftig wiſſen," ſprach er in Folge ähnlicher Gedanken zu ſich ſelber, — „ob es nicht klüger wäre, wenn ich mein Bündel ſchnürte und meinen guten Dagobert ſeiner Einſamkeit und ſeiner geheimnißvollen Nachbarſchaft überließe? Wahrlich, ich halte mit Meiſter Jonas und beginne an Unheimliches und Ungeheuerliches zu glauben, an einen Zauberkreis, der mit behenden Fühlhörnern an uns herumtaſtet und dann, nachdem er unſere ſchwachen Seiten erſpäht hat, unzerbrechliche Feſſeln langſam und vorſichtig um unſere Füße ſchlingt — und darüber geheimnißvolle Schleier, nirgends ein freier Ausblick, Alles grau und dunſtig, nach Hexen-, Elfen- und Feenart!"

BAYERISCHE STAATS-

Er rief das halblaut und lachend vor ſich hin, dabei, bevor er ſeinen Weg gegen die Berge fortſetzte, nochmals die Blicke über den See ſchweifen laſſend, mit Einkehr in der Richtung gegen Silberhaus und auf die Fröſterinſel, welch' letztere ſchon in beſtimmten Umriſſen vor ihm dalag — und kein Licht, nirgends ein leitender Stern.

Da war es doch gerade, als habe Jemand auf dem kleinen Eilande dieſen Gedanken des jungen Mannes vernommen und bemühe ſich, ſeine ſtumme Bitte zu erfüllen, denn zwiſchen oder vielmehr über den dunklen Baummaſſen glänzte es jetzt goldig herüber, ein leuchtender Stern mit intenſivem, ſtrahlenwerfendem Lichte. Keine Täuſchung, denn der Stern blieb ruhig und leuchtend ſtehen, ſo lange auch Alexander Dellwing hinblickte, und dieſes hübſche Spiel des Zufalls entzückte und befriedigte ihn auch dann noch, als er die Urſache des ſo plötzlich entzündeten Lichtes entdeckt zu haben glaubte, die vergoldete Spitze eines Blitzableiters, vielleicht bis jetzt von einem Zweig der hohen Bäume beſchattet und nun mit einem Male von der Sonne geküßt.

„— — Von der Sonne geküßt — — — — unſinniger Kerl, der ich bin!“ ſchalt ſich der junge Maler ſelbſt aus — „ich möchte mich wahrhaftig bei meinem eigenen Kragen nehmen und über den Berg werfen, weit

ab von hier. Die ſieht mir mit ihrem ernſthaften, leidenſchaftsloſen Geſichtchen gerade ſo aus, als dächte ſie an nichts Anderes, als an ihr kleines Boot und ihre weißen Hunde. — Gehen wir weiter!"

„Aber wiſſen möchte ich doch," ſprach er rüſtig weiter ſteigend zu ſich ſelber — „wer dieß elfenhafte Geſchöpfchen eigentlich iſt. Am Ende doch eine kleine Seenixe, wie Meiſter Jonas gemeint, und wenn ich Alles thue, um das zu ergründen, ſo kann es mir kein Menſch übel nehmen. — Wenn nur der alte Seebär zu einer Entdeckungsreiſe nach der Kloſterinſel zu bewegen wäre! Aber nicht einmal am hellen Tage wird er dazu zu bringen ſein. Er betrachtet das Eiland wie die Inſel der Circe und fürchtet, dort in Gott weiß was verwandelt zu werden. Ich muß einmal auf eigene Fauſt eine kleine Seeexpedition ausrüſten, will aber vorher Erkundigungen über das Terrain einziehen, und darüber kann mir wohl am beſten die hübſche Reſi droben Auskunft geben, die ja, wie ich damals gehört, mit der Kloſterinſel verkehrt."

Damit war auch das Ziel ſeiner Wanderung endgültig entſchieden und bald hatte er die Hochebene hinter Bucheneck erreicht und ſah in kurzer Zeit den Kirchthurm des kleinen Dörfchens, an deſſen Ende das Wirthshaus war, wo er damals geraſtet.

Recht ſtille war es heute auf der Terraſſe im Gegenſatze zu jenem Nachmittage, und der lange Tiſch ſtatt mit Bierkrügen und Gläſern nur mit Sonnenblitzen gedeckt, die ſich hie und da durch das grüne Laubwerk eingeſchlichen hatten, und war dabei nichts zu hören, als das Summen unzähliger Bienen, die aus den Blütenkelchen naſchten, oder als das Auffliegen kleiner Vögel, welche ſchüchtern vom Boden und von dem Tiſche Broſamen pickten.

Ja, es war recht feiertäglich ſtill, obgleich es weder Sonntag noch Feiertag war, was wohl daher kam, daß die heiße Sonne auch hier wie drüben auf dem See brütend, Alles lähmend auf der Landſchaft lag und auch hier Alles mit flimmerndem Glanze bedeckt hielt.

Lange ſaß Alexander träumend und nachdenkend und dabei doch ſo wenig der Gegenwart entrückt, daß es ſeine Phantaſieen nicht unterbrach, als Reſi mit freundlichem Gruß unter die Laube trat und ihm kryſtallhelles Bier und weißes Brod brachte. Er wußte ja in ſeinen Träumen, daß ſie ſo kommen werde, ſich zu ihm hinſetzen und, ihn freundlich anſchauend, ſagen: „Grüß Gott, Herr Maler, das iſt ja ein ſeltener und angenehmer Gaſt.“

„Und ein undankbarer dazu, nicht wahr, liebe Reſi, der ſchon wochenlang da unten haust und noch nicht

einmal Zeit gefunden hat, wieder hieher zu kommen, wo man ihn beim Eintritt in diese Gegend so freundlich begrüßt."

„Das geht nun einmal so, wie es geht," entgegnete sie, ihn freundlich anblickend, — „wir sind das auch nicht anders gewohnt und müssen uns darein finden; so ein Wirthshaus ist wie ein Taubenschlag: wenn der Eine kommt, fliegt der Andere wieder fort. Es ist am besten, wenn man gegen alles Das gleichgültig wird."

„Aber Einen sieht man doch lieber zurückkommen, als den Andern und streut ihm auch besseres Futter hin, damit er ja wieder komme."

„Ich thue das gewiß Keinem; wer nicht von selbst kommt, der kann ja wegbleiben."

„Und Alle sind der schönen Resi gleichgültig?"

„Alle — wohl!" — entgegnete sie, ihn mit ihren dunkelbraunen Augen offen und ehrlich anblickend; — „verstehen Sie mich recht, Herr Maler, Alle sind mir gewissermaßen gleichgültig, obgleich es mich immer freut, wenn Dieser oder Jener wiederkommt."

„Gehöre ich auch zu Diesen oder Jenen?"

„O ja, denn ich halte Sie für einen guten und ehrlichen Menschen."

„Das bin ich auch in der That und nicht einmal

allzu vergeßlich und undankbar. Oft ſchon dachte ich daran, Euch hier oben zu beſuchen, doch gelingt es mir ſelten, von meinem Freunde da unten abzukommen."

„So bringen Sie ihn doch einmal mit herauf, er läßt ſich ja wieder unter Menſchen ſehen, wie ich gehört habe, und daran ſind Sie wohl ſchuld, Herr Maler?"

„Ein Bischen vielleicht, liebe Reſi."

„Ja, ich dachte es gleich," erwiederte ſie, ihn heiter aus ihren glänzenden Augen anſchauend, — „ich glaube, Sie ſelbſt können nicht ſtill und verdrießlich ſein, leiden auch nicht, daß es Andere ſind, und bringen Heiterkeit überall, wohin Sie kommen."

„Sehe ich ſo aus?"

„Ja, ſo ſehen Sie aus — aber dabei auch ein Bischen unzuverläſſig, wenn Sie die Wahrheit hören wollen. Ich glaube, daß es gefährlich wäre, von hundert Ihrer ſchönen Worte mehr als ein halbes Dutzend zu glauben."

„Pfui, Reſi, womit habe ich eine ſolche Meinung verdient?"

„Verdient durch gar nichts, wenigſtens mir gegenüber nicht, aber ich habe nun einmal die Gewißheit, daß es ſo iſt."

„Könnte ich Ihnen nur dieſen böſen Glauben nehmen!"

„Was läge Ihnen daran? — und es iſt ein Glück, daß Ihnen nichts daran liegt," ſetzte ſie leiſer hinzu, — „deßhalb aber —"

„Deßhalb aber," ſagten Beide zuſammen im gleichen Augenblicke, und er vervollſtändigte den Satz, den ſie nur dachte, indem er, dem jungen Mädchen ſeine Hand reichend, hinzuſetzte: „können wir doch gute Freunde bleiben."

„Gewiß," antwortete Reſi, friſch und wohlgemuth einſchlagend — „und als Freundin könnte ich ſchon zu Ihnen Zuneigung und Vertrauen haben."

„Darauf trinke ich mein Glas aus," ſagte er lächelnd, — „und hoffe, daß ich noch einmal in den Fall komme, Ihre Zuneigung und Ihr Vertrauen zu verdienen."

Sie ging, ihm das Krügel wieder aufzufüllen, und er ſchaute der ſchlanken, jugendlich ſchönen Geſtalt mit Intereſſe nach, ja ſeine Blicke blieben an der Thüre des gegenüberliegenden Hauſes, in welchem ſie verſchwunden war, haften, bis ſie wieder heraustrat. Das ſah ſie und lächelte ihm freundlich und harmlos entgegen und kam dann, unbeirrt und unbewegt von dem ſie begleitenden Blicke, zurück an den Tiſch, mit dem gleichen lieben, offenen, dabei ſittſamen Ausdruck in den ſchönen, ehrlichen Augen.

„Ich möchte Sie wohl einmal malen, Reſi!"

„Wenn es der Vater erlaubt, habe ich nichts dagegen. — Malen Sie viel da unten?"

„Pah, es geht ſo an — eigentlich wenig genug; ich bin faul geworden und habe am See zu viel Zerſtreuung."

„Ach ja, ich begreife das; wenn wir drunten wohnten, würde ich auch alle meine freie Zeit auf dem See zubringen, es ſchaukelt ſich ſo hübſch im Nachen."

„Aber ich glaube, Sie kommen wenig dazu. Waren Sie nicht mehr drunten, ſeit ich hier oben war?"

„O ja, ſchon zweimal."

„Sie begaben ſich vielleicht nach der Stadt?"

„Nein, ich fuhr nach der Klosterinſel, ich habe dort eine Verwandte, die ich zuweilen beſuchen darf."

„Richtig, davon ſprachen Sie neulich ſchon, als die Andern von dem Sturm erzählten, bei welchem Sie der Herr auf Bucheneck in ſeinem großen Boote habe überführen laſſen. Schade, daß wir, ſo lange ich drunten bin, keinen Sturm mehr hatten, bei welchem Sie genöthigt geweſen wären, überzufahren."

„Ich danke dafür, es iſt das eben kein Vergnügen."

„Aber wenn Sie einmal bei ſchönem Wetter ſich überſetzen laſſen, liebe Reſi, ſo könnten Sie mich das eben ſo gut verdienen laſſen, wie den Schiffer; ich würde

es recht wohlfeil thun und brächte Sie eben so rasch hinüber."

„Nein, nein, Sie wären mir ein viel zu gefährlicher und verwegener Schiffer."

„Ist das Ihr Vertrauen und Ihre freundschaftliche Zuneigung?"

„Meine Tante würde mich schön empfangen, wenn ich mit einem jungen Manne Ihrer Art auf der Kloster-insel landen wollte, und die gnädige Frau von Berla und erst der alte Weber, ich glaube, er ließe uns gar nicht herankommen."

„Drei unbekannte Größen für mich. Wer ist: zuerst Ihre Tante?"

„Nun, die Schwester meines Vaters."

„Das hätte ich mir allenfalls denken können; aber was ist sie auf der Klosterinsel?"

„Sie ist die Wirthschafterin oder Haushälterin der Frau von Berla."

„Und wer ist Frau von Berla? Wohl eine alte mürrische Dame mit einer Brille auf der spitzen Nase und scharfen grauen Augen, eine Frau, die steif und vornehm mit dem Kopfe nickt und verdrießlich drein-schaut, wenn die schöne Resi ihre Tante zu besuchen kommt?"

„So ungefähr," sagte das junge Mädchen lustig

lachend — „nur ſind ihre Brillengläſer von blauer Farbe.“

„Auch das noch, — es ſchüttelt mich ordentlich; wenigſtens ſieht man auf dieſe Art ihre ſcharfen, ſtechenden grauen Augen nicht.“

„Nein, die ſieht man nicht.“

„Und wer iſt ſchließlich der alte Weber? — Ah, ich kann es mir denken; das iſt jener mürriſche Herr, der die ſich nähernden Boote durch's Sprachrohr in einem Tone anſchreit, daß man glaubt, gleich darauf das Ziſchen einer Kugel zu vernehmen.“

„Waren Sie denn ſchon auf der Kloſterinſel?“ fragte das junge Mädchen in einem verwunderten Tone.

„In der Nähe wenigſtens, und hatte das Glück, mit dem Herrn Weber durch's Sprachrohr zu unterhandeln. Ich war mit dem Segelboote meines Freundes drüben am andern Ufer geweſen und bekam dort einen Paſſagier für die Kloſterinſel.“

„Ah, die kleine Klariſſa! Ja, ſie iſt öfters bei der Tochter der Frau von Berla.“

„Aber ſagen Sie mir nur, Reſi, wie iſt es möglich, daß Mutter und Tochter ſo unähnlich ſein können?“

„Haben Sie denn auch die Sonne geſehen?“

„O ja, ich habe in die Sonne geſehen,“ konnte Alexander ſich nicht enthalten, lachend zu ſagen — „es

bar künſtlich gemachte Roſe, in deren Mitte ein Rubin gefaßt, der eine Stadt werth war. Wohin ſie den Kopf wandte, wurden die Augen geblendet von dem Glanze des Steines. Die ſchöne Darache war ganz blau gekleidet, ihr Mantel vom feinſten Damaſt, mit Silberſtoff gefüttert und durchwirkt mit Goldſtreifen. An ihrem reichen Kopfputze hafteten zwei kurze Federn, eine blau, die andere weiß, das bekannte Zeichen der Abencerragen. In dieſer Kleidung war ſie ſo ſchön, daß keine Dame in Granada ſie übertraf, obgleich es dort zu der Zeit ſehr viele reizende gab und eben ſo reich geſchmückte. Galiane von Almeria hatte ein Kleid von weißem Damaſt, ſo köſtlich gewirkt, als bisher noch nicht geſehen war; der Mantel war ausgezackt mit großer Ordnung und Kunſt, gefüttert mit dunklem Brokat; ihr Hauptſchmuck beſonderer Art. Man ſah deutlich an ihrer Kleidung, daß ſie frei war von verliebter Leidenſchaft, wiewohl ſie wußte, daß der tapfere Abenamar ſie zärtlich liebte; aber dem Prinzen Muza hatte ſie außerordentliche Zeichen ihrer Gunſt gegeben. An dieſem Tage war Abenamar nicht beim Spiele. Fatime erſchien in ſchwarzer Kleidung; ſie wollte nicht Muzas Farbe tragen, denn ſie wußte ſchon, daß ſeine Neigung auf Darache gerichtet war. Ihr Rock war ſehr koſtbar, von ſchwarzem Sammt mit weiß brokatenem Futter, der Hauptſchmuck reich und prächtig, an der Seite eine einzige grüne Reiherfeder. Sie war ſo ſchön, wie irgend eine der Anweſenden. Kohaide, Sarrazine, Arbolaje, Charife und die andern Damen der Königin zeigten ſich ebenfalls in ungemeiner Pracht und ſolchem Reize, daß die Verſammlung ſo vieler Schönheiten Erſtaunen verurſachte. Auf einem andern Erker ſaßen die Damen des Abencerragiſchen Geſchlechtes von nicht minder anziehender Schönheit im Reichthum der Kleidung; beſonders die liebliche Lindaraja, Tochter des Abencerragen Mahamete, welche alle übertraf; neben derſelben ihre Verwandten, die ihr wenig nachgaben. Als Liebhaber im Dienſte der ſchönen Lindaraja verrichtete der muthige Gazul ausgezeichnete Thaten in Sanlukar.

Um wieder auf unſern Gegenſtand zu kommen: Die Ritter

iſt das in der That eine ſchöne, liebliche Sonne, und gerade deßhalb begreife ich nicht, wie ſie die Tochter einer ſo neidigen, biſſigen alten Dame ſein kann — Sie ſehen mich erſtaunt an, Reſi, müſſen mir aber zugeben, daß viel Neid und Mißgunſt dazu gehört, ſein ſchönes Beſitzthum vor aller Welt zu verſchließen und keinem anſtändigen Menſchen den Zutritt zu geſtatten. Ich glaube, es iſt etwas unheimlich auf der Inſel, es gibt dort Geiſter und Geſpenſter."

„Das glaube ich auch, Herr Maler."

„Eine alte Kloſterruine ſoll da ſein, gewiß auch ein verfallener Kreuzgang, und wenn dort durch die zerbrochenen Fenſter der Mond ſcheint, ſo huſchen ſicherlich allerlei unheimliche Schatten zwiſchen dem alten Gemäuer umher."

„Das glaube ich auch; wenigſtens behauptet es der alte Weber, indem er ſagt, in gewiſſen Nächten und zu gewiſſen Stunden beträte er um alle Schätze der Welt nicht den Raum inmitten des Kreuzganges."

„Ich glaube, daß der alte Weber ein alter Spitzbube iſt, welcher dergleichen Märchen nur verbreitet, um auch in dieſer Richtung hin Jedermann vom Beſuch der Kloſterinſel abzuhalten. Was ich vorhin ſagte, war natürlicherweiſe nur ein Scherz; ich meinestheils wenigſtens glaube nie an ſolche Geiſter, die ſich nächtlicher-

weiſe in Kloſterruinen herumtreiben. Zierliche Feen und Elfen, die ſich in hellen, ſtillen Nächten auf dem leuchtenden See ſchaukeln oder auf Mondſcheinſtrahlen gelagert über die Flut hinſchweben, laſſe ich mir allenfalls gefallen."

„Sonne, die kleine Herrin, behauptet, dergleichen allerdings ſchon geſehen zu haben."

„Das glaube ich wohl," ſagte der junge Maler, nachdenklich durch die kryſtallhelle Flüſſigkeit in ſein Glas ſchauend und dabei die aufſteigenden Bläschen betrachtend — „wenn man zu demſelben Geſchlecht gehört."

„Zu welchem Geſchlechte denn?" fragte Reſi lächelnd.

„Nun, zum Geſchlechte der Elfen und Waſſernixen, und dazu iſt eine ſolche verwunſchene Inſel der paſſendſte Aufenthalt; ich bin überzeugt, wenn man dort einmal im hellen Sonnenſchein landete und es hielte Einen nichts ab, durch die Inſel zu ſtreifen, weder der alte Weber, noch die beiden unheimlichen Hunde, ſo würde man ſchon finden, daß, beim Tageslicht geſehen, dort weder eine Wohnung der Frau von Berla exiſtirt, noch dieſe ſelbſt mit Tochter, Dienerſchaft und Gefolge, Ihre Tante vielleicht ausgenommen, die aber auch, ſo lange die Schmetterlinge fliegen, in der alten Kloſterruine ſitzt und unheimlichen Flachs ſpinnt."

Der junge Maler ſagte das allerdings in einem ernſthaften Tone, doch blitzte es ſchelmiſch aus ſeinen Augen und um ſeine Lippen ſpielte ein heiteres Lächeln, wodurch die hübſche Reſi angeſteckt wurde und lachend erwiederte: „Das klingt gerade ſo, als wenn mir meine Großmutter früher Märchen erzählte.“

„Es iſt auch gewiß und wahrhaftig ein Märchen: auf der Mitte der Inſel iſt ein weiter Raſenplatz mit einem uralten Eibiſchbaum, unter dem ein grauer, verwitterter, ſpitzer Stein ſteht, das iſt die verzauberte Alte mit der blauen Brille, und in eine ſchneeweiße Glockenblume, die dicht davor ſteht, verwandelt ſich beim erſten Hahnenſchrei die Sonne, nachdem ſie nächtlicherweiſe ihre Seegeſchäfte beſorgt hat.“

„Was ſind denn das für Seegeſchäfte?“

„Nun, über die Wogen zu ziehen auf einem Dinge, das wie ein Nachen ausſieht und vor den die beiden weißen Hunde geſpannt ſind, wie ich ſelbſt geſehen habe.“

„So fährt die kleine Herrin allerdings zuweilen auf dem See umher, und das iſt doch wohl ein ganz unſchuldiges Vergnügen.“

„Unſchuldig?“ — erwiederte Alexander Dellwing mit komiſchem Ernſte — „ei, da muß ich ſchon bitten! gerade ſo unſchuldig, wie eine gewiſſe Loreley.“

„Von der habe ich nie gehört.“

„Das glaube ich wohl, aber es war ebenfalls eine arge Hexe, gleich schön und mit dem gleichen goldenen Haar, und wenn man sie zu lange ansah und dabei nicht auf sein eigenes Boot Achtung gab, so fuhr man gegen die Felsen und ging unter. — — Doch Scherz bei Seite, Resi," sagte er nach einer kleinen Pause, während welcher er einen tiefen Zug aus seinem Glase gethan — „sagen Sie mir einmal ehrlich, ob es auf der Klosterinsel zugeht, wie bei uns andern sterblichen Menschen? Ob man da ebenfalls plaudert und lacht und ißt und trinkt wie anderswo?"

„Das ist eine komische Frage! Warum sollte es denn dort nicht gerade so sein, als bei Ihnen auf Bucheneck oder hier oben bei uns? O, ich bin sehr gerne auf der Klosterinsel; es ist dort so ruhig, so still und friedlich, besonders wenn man bei Frau von Berla selber ist."

„Das glaube ich wohl, sie hat immer ihren Zauberstab neben sich liegen."

„Wie Sie das so genau wissen!" entgegnete Resi in einem etwas spöttischen Tone — „aber Sie haben Recht, es muß dort etwas sein, das Einem das Fortgehen schwer macht. Ich fühle mich nirgendwo so still vergnügt, als wenn ich bei Frau von Berla und der kleinen Herrin in dem schönen Garten sitzen darf. O, da

erfährt man immer etwas Neues und Gutes; bald liest die gnädige Frau aus irgend einem Buche vor, bald erklärt sie uns dieß oder das, was in der Welt geſchehen und warum es geſchehen, bald unterrichtet ſie über das Wachſen und die Mannigfaltigkeit der Blumen, auch wohl über Stein und Metall, und woher es eigentlich kommt, daß Tag und Nacht wechſelt, der Mond auf- und niedergeht und der Himmel Regen und Schnee herabſchickt."

Reſi hatte bei dieſen Worten ihre ſchönen Augen in die Höhe gerichtet, und man ſah an der leichten Röthe, die über ihr Geſicht flog, daß ſie mit Innigkeit, ja mit Begeiſterung an alles Das dachte, von dem ſie ſoeben geſprochen. —

„Könnte ich nur immer dort ſein!" fuhr ſie mit einem leichten Seufzer fort — „ich wäre viel beſſer und glücklicher — und was ich Alles hätte lernen können! Kommen doch zu der kleinen Herrin die beſten Lehrer, wie zu einer richtigen Prinzeſſin, und meine Tante ſagt, daß ſie jetzt ſchon Franzöſiſch, Engliſch, Italieniſch und was weiß ich Alles kann, faſt ſo gut wie die gnädige Frau ſelber."

„Und Die kann das Alles?"

„O, was kann Die nicht, was hat ſie uns ſchon für Handarbeiten gelehrt, und wie kann ſie zeichnen! Aber

erſt, wenn ſie auf ihrem großen Klavier oder auf der Orgel, die ſie hat, Muſik macht, da meint man, man ſei im Himmel und höre die Engel ſingen!"

„Singt denn die alte Dame ſelber auch noch?"

„Zuweilen, aber ſehr ſelten und nur, wenn die kleine Herrin ſie dringend darum bittet; aber was die gnädige Frau Alles kann, davon will ich nicht einmal reden, aber ſie ſelbſt iſt ſo lieb — ſo lieb, daß man es gar nicht ſagen kann, und trotzdem, daß ſie ſo vornehm und ernſt iſt, doch ſo milde und ſo umgänglich, möchte ich ſagen, daß man nur Reſpekt, aber nicht die mindeſte Scheu vor ihr hat."

„Trotz ihrer ſpitzen Naſe und den grauen Augen hinter ihrer blauen Brille?"

Reſi nickte eifrig mit dem Kopfe und ſchien noch etwas ſagen zu wollen, was ſie aber für beſſer halten mochte, doch zu verſchweigen.

„Gibt es denn auch einen Herrn von Berla?"

„Es gab einen, aber leider iſt der gnädige Herr vor ein paar Jahren geſtorben, ich glaube, verunglückt auf der Jagd; man ſpricht auf der Inſel nicht gern darüber, die gnädige Frau geht aber immer noch grau oder weiß gekleidet und iſt oft ſehr nachdenklich und traurig."

„Iſt es denn wahr, Reſi, daß nie Beſuche auf die Inſel kommen?"

„Ich habe nie fremde Leute dort gesehen, mit Ausnahme der kleinen Klarissa; doch sollen auch hie und da, wie mir meine Tante sagte, Damen aus der Nachbarschaft gekommen sein, mit denen aber die gnädige Frau keinen regelmäßigen Verkehr unterhält, da sie die Insel nur selten verläßt, wenn sie einmal in der Stadt etwas zu thun hat."

„Wie kommt es aber," forschte der junge Maler weiter — „daß eine so ernste alte Dame ihrer Tochter gestattet, auf dem See umher zu kreuzen, als wenn sie ein Bub wäre und es gar keine Gefahr auf dem trügerischen Wasser gäbe?"

„Und warum sollte sie ihr das nicht erlauben? Versteht doch die kleine Herrin ein Boot zu rudern und zu steuern wie der beste Schiffer, und dabei schwimmt sie wie eine Ente. O, sie ist schon oft allein hinausgerudert, mit den Kleidern in's Wasser gesprungen und schwimmend zurückgekehrt, wobei sie noch obendrein ihr leichtes Boot unter Lachen und Scherzen vor sich her gestoßen hat."

„Sie kennt eben die Gefahr nicht."

„O, sie kennt sie ganz genau, denn sie thut nichts ohne Ueberlegung, und das weiß die gnädige Frau auch so gut, daß sie die kleine Herrin in solchen Dingen eben machen läßt, was sie will."

„Das muß in der That eine ganz seltsame Familie sein," meinte Alexander Dellwing nach einer Pause — „wenn ich mir die kleine Herrin, wie sie die junge Dame nennen, nur ein Bischen näher angeschaut hätte; aber ich war so überrascht, als ich sie daherkommen sah, aufrecht in ihrem Boote stehend, rechts und links die beiden großen weißen Hunde, daß ich mehr auf das Ganze sah, als auf ihr Gesicht. Sie hat prachtvolles Haar, die Sonne."

„Glänzend wie Gold, und es fühlt sich auch eben so schwer an, wenn man es in die Hand nimmt."

„Ich möchte sie wohl einmal wiedersehen — die kleine Herrin," sagte Alexander Dellwing, nachdenkend vor sich niederblickend. — „Wie vorhin schon gesagt, Resi," rief er aufschauend — „nehmen Sie mich einmal mit auf die Klosterinsel!"

„Wie wäre denn das wohl möglich?"

„Nun, ich rudere Sie eben hinüber wie ein anderer Schiffer auch, oder mit einem andern Schiffer, denn die Entfernung ist ein Bischen groß von Bucheneck."

„Man braucht eine starke Stunde, wenn man tüchtig zieht; doch das wäre das Wenigste. Was sollte aber meine Tante denken oder gar die gnädige Frau — wenn ich mit einem so vornehmen Schiffer käme?"

„Das wäre Sache des echten Schiffers, der mich

zur Hülfe mitgenommen hätte. Was geht es Sie eigentlich an, Reſi," ſetzte er luſtig übermüthig hinzu — „was Meiſter Gaſtel für einen Schifferbuben hat?"

„Nein, nein, ich würde das niemals wagen."

„Aber mich doch nicht verrathen, wenn es ſich fügte und zufällig geſchähe?"

„Abſichtlich würde ich Sie nicht verrathen, aber wenn Sie die gnädige Frau ſähe und mich mit ihrem ruhigen Blicke fragte: wer iſt denn das, Reſi? — ich glaube, ich würde blutroth vor Scham und Verwirrung werden und könnte doch nichts Vernünftiges darauf erwiedern."

„Sie könnten die Wahrheit ſagen, ich ſei ein Maler, der drüben wohne, und habe den Meiſter Gaſtel gebeten, mich mitfahren zu laſſen, um die Kloſterinſel zu ſehen."

Reſi ſchüttelte mit dem Kopfe, ehe ſie zur Antwort gab: „Nein, nein, das geht nicht, die gnädige Frau würde das nicht glauben und mir mit Recht einen Vorwurf machen, daß ich gegen ihren Willen Fremde auf die Inſel gebracht, und nützen würde Sie es auch nichts, denn die Schifferboote dürfen nie in die Bucht fahren, welche eine ziemliche Strecke in die Inſel hineinführt und dort den ſchönſten Hafen bildet, ſondern müſſen draußen liegen bleiben zwiſchen einem großen

flachen Felsblocke und dem Ufer, wo selbst bei unruhiger See ganz glattes Wasser ist, und dort am Ufer führt eine Treppe bis hinauf zum schönsten Platze der Insel."

„Man hat da wohl eine prächtige Aussicht auf das Hochgebirge?"

„Ja, und es stehen da uralte Bäume; hier sitzt man häufig Nachmittags und es ist der Lieblingsplatz der kleinen Herrin. Die Felsen des Ufers gehen ganz gerade in den See hinab und das Wasser ist dort wohl hundert Fuß tief."

„Und wie hoch sind die Uferfelsen?" fragte der junge Maler nach einigem Nachsinnen.

„O, wohl über zwanzig Fuß."

„Und dort hinauf führt vom See eine kleine Treppe?"

„Ja, aber seitwärts, von jener Stelle aus, wo die Schifferboote liegen bleiben."

„Richtig, Sie sagten das vorhin; zwischen dem Ufer und dem großen flachen Steine, da müßte man ja anlegen können, ohne von irgend Jemand gesehen zu werden, und deßhalb können Sie es wohl wagen, mich einmal mitzunehmen bis zur Insel. Sie gehen alsdann ruhig Ihrer Wege und ich versuche es, mich wenigstens auf dem Lieblingsplatz der jungen Herrin umzuschauen."

und Damen endigten um zwei Uhr Nachmittags ihr Mahl. Ein schwarzer fürchterlicher Stier wurde losgelassen, der von solcher Schnelligkeit war, daß er denjenigen gleich erhaschte, auf den er stürzte, und kein Pferd ihm jemals entwischte. „Schön wäre es," sagte der König, „diesen tüchtigen Stier niederzustoßen." Malike Alabez stand auf und bat um Erlaubniß, es mit dem Thiere aufnehmen zu dürfen. Der König gab sie ihm, obgleich Muza es auch zu thun wünschte, jedoch darauf verzichtete, als er sah, daß Alabez Lust dazu habe. Dieser verbeugte sich ehrerbietig vor dem König, grüßte höflich die Ritter, und stieg hinunter vom Balkon auf den Platz, wo seine Leute einen vortrefflichen Grauschimmel hielten, den ihm sein Vetter geschickt hatte, der Sohn des Alkaiden von Roth- und Weißvelez, ein Mann von hoher Geburt, dessen Vater maurische Ritter, genannt Alkifaen, verrätherisch umbrachten aus Neid wegen seiner guten Eigenschaften und der Liebe des Königs. Aber dieser rächte nachdrücklich die Verrätherei; von den sechs schuldigen Brüdern entkam nicht Einer, sie wurden alle enthauptet. Der gute Alabez, von dem wir jetzt reden, erhielt die Statthalterschaft von Weiß-Velez; ihn liebte sehr der König Audalja, den wir hier den jungen nennen. Von seinem Oheim also erhielt er das Pferd, welches er jetzt bestieg und einen Umgang machte im Platze, wobei er nach allen Erkern der Damen schaute, um seine Gebieterin Kohaide zu erblicken, und als er an den ihrigen kam, ließ er sein Pferd auf die Kniee fallen, neigte den Kopf auf den Sattel und bezeugte so seine tiefe Ehrerbietung seiner Dame und den andern, welche dort saßen; darauf gab er dem Rosse die Sporen, das mit der Wuth und Schnelligkeit des Blitzes davon stürzte.

Der König und alle Anwesenden bewunderten Alabez gutes Benehmen; nur den Zegri war es zuwider, denn sie betrachteten es mit Augen voll tödtlichen Neides. In diesem Augenblick entstand ein großes Geschrei: der Stier rannte auf dem Platze umher, warf über hundert Menschen nieder, tödtete sechs und flog wie ein

„Sie würden nicht weit kommen, denn der alte Weber treibt ſich, ſobald fremde Boote geſehen werden, immer in der Nähe der Landungsſtellen herum, und dann ſind auch die beiden großen Hunde da, die nicht mit ſich ſpaſſen laſſen."

„Aber wie kommen Sie denn hinauf, Reſi?"

„O, mich kennen ſie ſchon und dann kommt auch gewöhnlich meinte Tante an's Ufer oder der alte Weber, zuweilen auch die kleine Herrin, um mich abzuholen."

„Wagen wir es einmal, Reſi, vielleicht daß die junge Herrin weniger hartherzig iſt und mir erlaubt, die Inſel ein Bischen anzuſchauen. Sagen Sie, ich ſei Ihr Freund, Ihr Verwandter oder ſonſt irgend Jemand, der Ihnen nahe ſteht und dem Sie noch lieber etwas zum Gefallen thun möchten."

Das junge Mädchen ſah ihn einen Augenblick eigenthümlich lächelnd an, ehe ſie, plötzlich ernſt werdend, ſagte: „Nein, nein, mit ſo etwas muß man keinen Scherz treiben."

„Aber aus Scherz kann ja Ernſt werden, ſchöne Reſi."

Sie warf den Kopf etwas hochmüthig auf und ließ dabei ein leichtes Zungenſchnalzen hören, ehe ſie erwiederte: „Auf ſolche Art gewiß nicht, — es iſt ja bei

uns, das ſagte ich Ihnen ſchon früher, wie in einem Taubenſchlage: man kommt und geht, vergißt und wird vergeſſen — und ſo iſt's recht, Abwechslung iſt nöthig, damit die Gedanken frei und friſch bleiben, — da kommen auch ſchon Andere, die bedient ſein wollen," ſetzte ſie heiter, wie früher, hinzu, dabei auf eine Gruppe von Männern deutend, welche rüſtig den Berg hinan ſtiegen und Angeſichts der ſchattigen Laube die Hüte etwas lüpften und die ſchweißbedeckte Stirne mit den ſchwieligen Händen abwiſchten. — „Auf Wiederſehen ein anderes Mal!"

„Auf baldiges Wiederſehen, Reſi?"

„Warum denn nicht, ich plaudere gern mit Ihnen!"

Zwanzigstes Kapitel.

Sommerhitze.

Das Wetter war seit einiger Zeit anhaltend schön gewesen, und wenn man den tiefblauen, von Sonnenstrahlen erfüllten und glänzend klaren Himmel betrachtete ohne irgend welchen Wolkenschatten, irgend welche Nebeltrübung, so mußte man es unbegreiflich finden, daß wieder graue, unfreundliche Tage kommen könnten, und hätte man es gerne wissen mögen, in welchen Wettermagazinen oder sonstwo die leichteren und schwereren Wolken aufbewahrt würden, oder Regen, Wind, ja Sturm.

Jeder Morgen fing schon so wohlgemuth und fröhlich an, daß man mit den Vögeln hätte um die Wette singen mögen und mit den ersten Strahlen der Sonne Versteckens spielen, denn die schien ordentlich dazu aufzufordern, wenn sie ihre ersten, blitzenden Strahlen über

die Baumkronen oder durch die Zweige herüberſandte, und war dabei ſo vortrefflich aufgelegt, daß ſie bei ihrem erſten Erſcheinen Alles roſig anhauchte und ein wahrhaft verſchwenderiſches Spiel auf den Wieſen trieb mit den prachtvollſten Thaubrillanten, die ſie mit vollen Händen ausſtreute.

Etwas Schöneres aber, als ein ſolcher thaufriſcher Sommermorgen am See, war auch nicht leicht zu ſehen und genoß ſich ſo behaglich, wenn man auf der Terraſſe ſaß oder unter dem dichten Laubdach der mächtigen Bäume, und die leuchtende ſpiegelnde Flut vor ſich hatte und zuſchaute wie einem andern großartigen Schauſpiele, wie die Sonne die gegenüberliegenden Ufer bis in die tiefſten Riſſe und Schluchten hinein mit Licht übergoſſen hatte, wie ſie dort drüben mit dem blauen, leiſe athmenden Waſſer buhlte und höher hinauf die unzähligen Fenſtern in den Landhäuſern, Kirchen und Kapellen zu lodernder Glut entzündet, daß es ſchien, als jauchze Alles vor Freude und Glück in Flammen auf.

Das war ſo einen Tag um den andern, und ſchöner noch wie am Morgen erſchien die Landſchaft abendlich gefärbt, beſonders bei allmäligem Uebergang zu nächtlichem Schlummer, wenn der See anfing, ſich geheimnißvoll in dunkle Schleier zu hüllen, zuerſt an den Ufern, wo die Spiegelbilder der ſteil aufſteigenden, mit

dichtem Wald bedeckten Berge bei dem ſpiegelglatten Waſſer wie eine Fortſetzung der Ufer ſelbſt erſchienen und ſcheinbar hinabgingen in unergründliche Tiefen, wo der Himmel gegen Weſten in den intenſivſten, purpurrothen, goldgelben, ſaftig violetten Farben erſchien, unter dem Anfluge von leichten Nebelſchleiern, die am Horizonte erſchienen, wie um dort das niederſinkende Tagesgeſtirn feierlich zu empfangen und hinabzugleiten zur nächtlichen Ruhe.

Prachtvolles Schauſpiel überall, aber am ſchönſten wohl im Widerſchein auf der ſpiegelnden Flut, wo all' die leuchtenden Farben gedämpft erſchienen mit weicheren Uebergängen, auch wohl in einander fließend bei der ſanften Wellenbewegung und dadurch unvergleichbar ſchöne Farbentöne hervorbringend.

Und wenn nun allmälig dieſe leuchtende Emaille, dieſe weiten Perlmutterflächen Glanz und Farbe verloren bis auf den Widerſchein eines röthlich-gelben, glühenden Streifens über die Höhenzüge im Weſten, welcher ſich noch längere Zeit kokett im Waſſer beſchaute, ſo gewährte nun der dunkle, ſtahlblaue Himmel ein nicht minder großartiges Schauſpiel durch das prachtvolle Feuerwerk der zahlloſen blitzenden Sterne, die nach und nach, zuerſt vereinzelt, dann in großen Schaaren, hervorſprangen, jetzt überall und überall erſcheinend, ſo

weit das Auge reicht, hoch über uns ein lichtes, glanzdurchwebtes Band ſchlingend von Pol zu Pol und zuſammengeſtellt zu den ſeltſamſten Bildern und Figuren, von den Alpen herüberblitzend wie koſtbare Diademe auf Rieſenhäuptern, ſeitwärts wie hinwandelnd über die ſchlummernden Wälder, hier vor uns zwiſchen den Zweigen glänzend wie blinkende Früchte eines Zauberbaumes, und erſt der Widerſchein im Waſſer, zitternd, bewegt, luſtig, hüpfend und Alles zur Fröhlichkeit auffordernd, wodurch man es denn begreiflich findet das heitere nächtliche Leben in dem Licht der geſchmückten Boote, Muſik und Geſang, Luſt und Freude überall — bis vielleicht ein ſpäter Mond ſich dunſtig gelblich über dem ſcharf gezackten Rande der ſchwarzen Tannen erhebt, ein grämliches Nachtlicht, das zur endlichen Ruhe mahnt.

Meiſter Jonas war vielleicht der Einzige auf Bucheneck, dem dieß ſo anhaltend ſchöne Wetter keine beſondere Freude zu machen ſchien, wenigſtens ſchaute er häufig des Abends nach allen Himmelsrichtungen hin und meinte, es ſei doch langweilig, daß die Windrichtung oder vielmehr der leiſe, kaum bemerkbare, abendliche Lufthauch ſo hartnäckig aus Oſten herüberkomme. War doch dabei der Sturmvogel zu gänzlicher Unthätigkeit verurtheilt und es mußte ſchon wahr ſein,

daß er ſeinen rothen Wimpel recht traurig herabhängen ließ.

„Und das kann noch lange ſo dauern," brummte er gegen den jungen Maler, der auf der Salutirbatterie ſaß und zu einem Hintergrunde für ein größeres Bild von Bucheneck die fernliegenden Alpen zeichnete.

„Wenn dort drüben Alles ſo verſchleiert iſt," fuhr der alte Seemann fort — „und wenn Morgens das Waſſer in den Buchten und dicht am Ufer ordentlich dampft wie aus einem Waſchkeſſel, da iſt es ganz unnöthige Mühe, dem Winde zu pfeifen."

Während er dieß ſagte, ging er breitſpurig, wie er es zu thun pflegte, die Hände in ſeine Hoſentaſchen verſenkt, auf dem kleinen Platze hin und her, wobei er zuweilen an die Brüſtung trat, um in den See zu ſpucken, was ſtets bei ihm ein Zeichen war von ganz beſonderer übler Laune.

„Verſuchen Sie es doch einmal mit einem Kreuzknoten," meinte lächelnd Alexander Dellwing, während er ſeine Zeichnung mit zurückgelegtem Kopf betrachtete — „hoffe aber, daß auch das von keiner Wirkung iſt, denn mir iſt dieſes wundervolle Wetter im höchſten Grade angenehm."

„Aber jeder Menſch will ſeine Erholung und ſein Vergnügen haben, und wenn es mir auch eine kleine

Zerſtreuung gewährt, an dem Sturmvogel herumzuputzen und ihm ſeine Taue zu friſiren, auch mit den Leuten Segelübungen zu machen, ſo iſt das doch gerade ſo, als wenn die Katze in Ermanglung einer Maus mit ihrem eigenen Schwanze ſpielt."

„So würde ich es doch einmal mit dem Kreuzknoten verſuchen."

„Ah bah," erwiederte Meiſter Jonas in verdrießlichem Tone, „das iſt gerade ſo, als wenn Sie zu einem grünen Baume rothe Farbe nehmen wollten. Alles hat ſeine Regeln und Wiſſenſchaften; der Kreuzknoten iſt allerdings vortrefflich, um einen plötzlich gebannten Wind zu löſen, aber um eine Windſtille wegzublaſen, hilft er eben doch nicht."

„Es iſt damit wohl gerade ſo, wie mit dem Bittgange der Bauern um Regen, worauf ihnen der Pfarrer zur Antwort gab: ‚Ja lieben Leute, ich will euch recht gerne eine kleine Prozeſſion arrangiren, aber ſo lange nicht der Wind aus Weſten bläst, hört die trockene Witterung doch nicht auf.'"

„Nun ja," ſagte Meiſter Jonas mürriſch — „das Alles hängt freilich zuſammen wie Kletten und es iſt im Grunde nicht viel dagegen zu thun, wäre auch hier kaum der Mühe werth, nur iſt es verdrießlich, das werden Sie mir zugeben, wenn man ſo wochenlang auf

den See hinausſchaut, ohne auch nur die leiſeſte Katzenpfote auf dem Waſſer zu ſehen.“

„Wir könnten ja einmal in den Booten auf Abenteuer ausgehen; das kommt ja bei der echten Meerfahrt häufig genug vor. Ein feindliches Schiff anzugreifen und zu nehmen, das gibt es allerdings nicht, aber wir könnten ja ein paar von den Inſeln unterſuchen. Wer weiß, ob wir nicht irgendwo noch Menſchenfreſſer finden!“

„Das Rudern iſt eine ſo langweilige Sache und es iſt ſo gar keine Gefahr dabei.“

„Was meinen Sie zum Fiſchen, Meiſter Jonas? Ich habe da geſtern in der kleinen Kammer beim Ruderhaus die vollſtändigſten Angelgeräthſchaften geſehen.“

„Darüber ließe ſich eher reden; doch iſt es die Frage, Herr von Dellwing, ob Sie nicht auch einer von Denen ſind, die meinen, wenn ſie eine halbe Stunde im See herumgerudert ſind und nichts gefangen haben, ſo hätten ſie ihre Schuldigkeit gethan, und es iſt doch eine lächerliche Idee, anzunehmen, die Fiſche warteten nur darauf, bis man ſo freundlich ſei, ihnen eine Angel vorzuwerfen, — nein, nein, das braucht, wie alles Andere, gute Zeit und Weile.“

„Na, Zeit hätten wir, und wenn es Ihnen recht iſt, Meiſter Jonas, ſo können wir ſchon einmal einen Nachmittag daran wagen.“

„Ja, wenn nur das Rudern nicht wäre!“ meinte der alte Seemann, ſich am Kopfe kratzend — „wir müſſen ſchon ziemlich weit hinaus, oder vielmehr ganz hinüber, um nur einen halbwegs anſtändigen Angelplatz zu finden.“

„Was ſchadet das? — Wir nehmen Proviant mit und ich rudere ſelbſt, woraus ich mir gar nichts mache.“

„O, ich mache mir auch nichts daraus,“ ſchmunzelte Meiſter Jonas — „das heißt, wenn es nicht ſein muß, laß ich es lieber bleiben. Wenn wir einmal drüben ſind, ſo iſt das Ziehen des Bootes, während man fiſcht, allerdings eine Kleinigkeit.“

„So nehmen wir bis dahin die beiden Jungen mit.“

„Ah bah! Naſeweiſes, faules Volk, haben ohnedieß Untugenden genug, man braucht ſie nicht obendrein noch im Angelfiſchen zu unterweiſen. — Aber da fällt mir eben ein, in einer Stunde läuft einer der Dampfer Bucheneck an und von dem können wir uns bis Radfelden in's Schlepptau nehmen laſſen, wo wir auf dem beſten Angelſtrich zwei Stunden lang den See aufwärts kreuzen können.“

„Eine famoſe Idee, Meiſter Jonas! Soll ich es dem Herrn von Elmbach ſagen?“

„Sagen allerdings, aber dringend einladen zu der Seefahrt würde ich ihn gerade nicht,“ meinte der Alte

Adler auf den Ort zu, wo Alabez hielt. Dieſer wollte heute ſeine außerordentliche Geſchicklichkeit zeigen: er ſprang mit großer Leichtigkeit vom Pferde, und ging dem Stier entgegen, den Mantel in der linken Hand haltend. Als der Stier ihn ganz in ſeiner Nähe erblickte, ſchickte er ſich an, ihn mit den Hörnern zu faſſen; aber der gute Alabez erwartete ihn feſten Muthes; und nun, da der Stier den Kopf ſenkte, um den fürchterlichen Stoß zu vollführen, warf er ihm den Mantel über die Augen, wandte ſich ein wenig auf die Seite und faßte mit der rechten Hand das rechte Horn, mit ſolcher Kraft, daß das Thier unfähig war zu ſtoßen. Es bemühte ſich loszureißen, machte große Sprünge und hob dabei immer den Ritter von dem Boden. Der brave Maure war in augenſcheinlicher Gefahr, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er bereut, die mißliche Probe unternommen zu haben; doch da ſein Herz unerſchütterlich war, ſo wankte er nicht, ſondern hielt mit großer Tapferkeit gegen den Stier aus, der brüllend ſtrebte, ihn mit den Hörnern zu faſſen, aber wegen der Geſchicklichkeit des Mauren nicht zu dieſem Ziele gelangen konnte. Am Ende fand es Alabez ſchimpflich, auf ſolche Weiſe mit einem Thiere ſich zu balgen; er lehnte ſich auf die linke Seite des Stiers und drehte ihn mit ſolcher Kraft und Gewandtheit an den Hörnern, daß er mit ihm zu Boden fiel, wobei er die Hörner in die Erde drückte. Der Sturz war ſo fürchterlich, daß ein Berg zu fallen ſchien. Das Thier lag wie zerſchlagen und konnte ſich eine Zeitlang nicht rühren. Alabez erhob ſich, ließ es liegen, nahm ſeinen feinen ſeidenen Mantel und ging auf ſein Pferd zu, welches die Diener hielten; leicht, ohne in den Steigbügel zu treten, ſprang er hinauf; alle Anweſenden waren entzückt über ſeinen bewundernswürdigen Muth. Nach einiger Zeit erhob ſich der Stier, jedoch nicht mit ſeiner gewohnten Behendigkeit. Der König ließ Alabez rufen; er erſchien mit ſo ungezwungenem Anſtand, als wenn gar nichts Beſonderes vorgefallen wäre. „Gewiß, Alabez,“ ſprach der König zu ihm, „Ihr habt gethan wie ein wackerer und muthiger Ritter; von heute an ſeid Ihr

kopfschüttelnd — „ich kenne das; er ist zu ungeduldig, und wenn wir die Angel mal eine kleine Stunde ohne Erfolg nachgeschleift haben, so befiehlt er kurz, an's Ufer zu rudern, und dann sind wir fertig."

„Also gibt es eine lange Fahrt, wenn wir Beide allein ausziehen?"

„Darauf können Sie sich verlassen. Es ist vielleicht elf Uhr, und sobald Sie gefrühstückt haben, können wir an Bord gehen; ich werde unterdessen eines der Boote herrichten und mir das Nöthige von der Frau Murschel besorgen lassen. Vorhin habe ich die beiden Jungen drüben an der Badehütte angeln sehen; hoffentlich können sie uns Köderfische abgeben, — ein paar Decken besorge ich ebenfalls."

„Wozu Decken, Meister Jonas?"

„Nun, wenn wir drüben irgendwo vor Anker gehen wollten, im Falle es gar zu spät würde."

„So könnte es also eine vollständige Nachtpartie werden?"

„O ja, und dann sollten Sie sehen, wie wunderbar es sich bei diesem heißen Wetter und dem warmen Wasser des Sees beim ersten Strahl der Sonne fischt! Nehmen Sie also immerhin Urlaub bis morgen früh und bitten auch für mich darum!"

„Gut, Meister Jonas, ich fange an, mich für die

Idee Ihrer Seefahrt zu intereſſiren; es iſt das eine angenehme Abwechslung. Richten Sie Ihr Boot her, ich zweifle nicht daran, daß wir Urlaub bekommen, und will nur noch wenige Striche machen, ehe ich in's Haus gehe."

Der Alte verlor ſich raſch zwiſchen den Büſchen und Alexander Dellwing vervollſtändigte ſeine Bergkonturen durch einige kräftige Striche, worauf er die Hand ruhen ließ und über ſein Skizzenbuch hinaus nachſinnend auf den See blickte. — — „Wenn wir von Rabſelden aufwärts kreuzen, ſo iſt das gegen Am-Felſen zu, und wenn mich Meiſter Jonas und der Zufall dorthin ſchleppt, ſo muß ich mir es eben gefallen laſſen und kann dann vielleicht auch ganz von ungefähr nach den Bewohnern von Silberhaus ſehen. Es wäre eigentlich Pflicht der Dankbarkeit und Höflichkeit, dort für genoſſene Gaſtfreundſchaft einen Beſuch zu machen. — Gut denn, der Wille meines alten Mentors ſoll entſcheidend ſein; ich will ihm ohne Widerrede folgen wie ein zweiter Telemach. — — Ich möchte nur wiſſen, ob nicht auch an der Kloſterinſel gute Angelplätze ſind, will aber auch darin das Schickſal walten laſſen und nicht einmal durch gar zu dringende Fragen nachhelfen. — — Beſſer wäre es vielleicht immerhin, ſowohl die Scylla als auch die Charybdis zu vermeiden, ſchon der

Kreuz- und Fiſchzug an ſich bei dieſem wundervollen Wetter hat etwas Verlockendes.“

Er packte ſeine Geräthſchaften zuſammen und ging nach dem Hauſe, wo er Dagobert ſchon im Frühſtückzimmer fand. Dieſer trug hohe Stiefel mit ſchweren Sporen und auf einem Nebentiſchchen lag ſein Hut, Handſchuhe und Reitpeitſche. „Ich wollte gerade nach Dir ſehen,“ ſagte er — „und mich für heute bei Dir beurlauben, hätte Dich auch zum Mitreiten eingeladen, doch habe ich da drüben, einige Stunden von hier, am Ufer des Fluſſes zu thun und zwar eine etwas langweilige und auch lang dauernde Verhandlung wegen des Ankaufs einer Sägmühle mit bedeutender Waſſerkraft, die ich ſchon lange nothwendig gebrauchte; es kann aber ſpät in der Nacht werden, bis ich zurückkehre, und weder auf dem Wege, noch dort ſelbſt vermag ich Dir viel Intereſſantes und Schönes zu bieten.“

„Was das anbelangt, ſo wäre mir Deine Geſellſchaft ſchon genügend, doch kam ich gerade, um auch für mich und Meiſter Jonas um Urlaub zu bitten.“

„Bei dieſer vollkommenen Windſtille?“ fragte Dagobert, durch das Fenſter blickend — „es rührt ſich ja kein Blatt, oder will der Alte vermittelſt irgend eines Zaubers eine hübſche Briſe herbeilocken?“

„Das möchte er wohl, geſtand mir aber, daß ſeine

Geheimmittel dazu nicht ausreichen, — nein, es handelt sich dießmal um eine Angelpartie."

„Ah so," auch darin ist er Meister, und es wird Dich gewiß unterhalten, wenn ihr Glück habt."

„Du hast also nichts dagegen?"

„Wie sollte ich? Im Gegentheil, und wenn ihr auch keine große Ausbeute heimbringt, so wird es Dich gewiß unterhalten, so langsam behaglich an den schönen Ufern vorbeizuziehen, und wirst dann malerische Bilder zu sehen bekommen. — Doch komm, wir wollen frühstücken, um keine Zeit zu verlieren."

„Möchtest Du nicht auch mit?" sagte Alexander, sich zu seinem Freunde setzend — „wir könnten es ja auf einen andern Tag verschieben."

„Nein, nein — vielleicht später einmal. Ehrlich gesagt, habe ich kein Gemüth mehr zur Fischerei, es langweilt mich, abgesehen von Deiner mir stets lieben Gesellschaft. Aber nehmt Proviant mit und ein paar Decken für den Abend oder die Nacht, ich kenne den Alten; wenn ihr glücklich seid, so könnte es ihm wohl einfallen, Reminiscenzen aus seinem früheren Seeleben herauf zu beschwören und irgendwo an einer einsamen Stelle an's Land zu gehen, um einen Hecht oder eine Lachsforelle zu braten."

„Das wäre nicht so übel; eine solche Episode würde mir Spaß machen."

„Das that ſie mir gleichfalls in früheren Zeiten, doch iſt auch das anders geworden. — Weißt Du nicht, welchen Kurs Jonas nehmen will?"

„Er ſchlug mir vor, uns durch den Dampfer, der nachher anlegt, nach Radfelden ſchleppen zu laſſen und dann den See aufwärts zu rudern."

„Ja, dort findet man ſtarke Lachsforellen; für Hechte iſt auch das nordweſtliche Ufer der Kloſterinſel zu empfehlen, wo ſie in dichtem Schilfe ſtehen. — Was für ein Boot will er nehmen?"

„Ich weiß es in der That nicht; er iſt gegangen, um irgend eines herzurichten."

„Nun, er weiß ſchon, was er braucht; jedenfalls biſt Du, was alles Das anbelangt, in der beſten Geſellſchaft — und nun behüt' Dich Gott, Alexander, ich muß fort, da ich volle drei Stunden zu reiten habe und zu einer beſtimmten Stunde beim Verkauf ſein muß."

Sie gingen mit einander fort, da Alexander Dellwing, welcher eine einfache graue Joppe trug, an ſeiner Toilette nichts zu ändern fand, und trennten ſich am Fuß der Terraſſe, wo Dagobert zu Pferde ſtieg und mit einem freundlichen Gruß davontrabte, während Alexander ſich nach dem Hafen begab.

Dort befand ſich ſchon Meiſter Jonas, in einem nicht ſehr langen, dafür aber auch recht ſchmalen Boote

ſtehend, das, aus Eichenholz gebaut, in allen ſeinen Theilen und Verhältniſſen das vollkommenſte Bild der Leichtigkeit und damit gewiß auch der Schnelligkeit bot. Es hatte wohl nicht mehr Platz, als kaum für vier Perſonen, und dieſer Raum war obendrein jetzt in der Mitte noch beengt durch einen kleinen, ſchmalen Waſſerzuber, zur Aufnahme des Fanges beſtimmt, in dem ſich die Köderfiſche befanden und neben welchem ein geflochtener Fiſchkober lag, ſowie Angelſchnurhaſpel, Handnetze und dergleichen. Was aber den jungen Maler dabei am meiſten wunderte, war ein allerdings ſehr zierlicher Maſt mit umwickeltem Segeltuch, der an dem einen Rande des Bootes befeſtigt war.

„Da haben Sie eine prächtige Nußſchale ausgeſucht.“

„In ſeiner Art das beſte Boot von allen, fliegt bei jedem Ruderſchlag ein paar Klafter vorwärts. — Haben Sie unſern Urlaub?“

„Gewiß, auch hat Herr von Elmbach keine Luſt, uns zu begleiten.“

„So ſteigen Sie nur raſch herein, damit wir wegkommen; aber vorſichtig, Herr von Dellwing, das Ding hier iſt, wie Sie ſehen, nicht ſo leicht zu beſteigen wie der Sturmvogel.“

„Das ſehe ich in der That,“ antwortete der junge

Maler lachend, da ſich das ſchmale Boot, während er es beſtieg, ſo auf die Seite neigte, daß er unwillkürlich die Schulter des alten Seemanns faßte.

„Wo iſt der Herr?"

„Er iſt in den Wald geritten."

„So, das iſt mir lieb," antwortete Meiſter Jonas, während er, nachdem Beide ſich niedergelaſſen — Alexander Dellwing an dem zierlichſten aller Steuerruder — das Boot durch einen einzigen Ruderſchlag faſt bis an die Hafenmündung trieb, — „nur ſcharf backbord, wenn ich bitten darf."

„Muß man hier auch zur Antwort geben: Backbord iſt's?"

„Nicht gerade nothwendig, denn ich wende mit einem einzigen Ruderſchlag das Boot wie einen Kreiſel. — Hat der Herr gefragt, welches Sie nehmen wollen?"

„Ja, ich wußte es ihm aber nicht zu ſagen."

„So iſt's recht, es wäre mir gerade nicht lieb geweſen, wenn er mit an den Hafen heruntergekommen wäre."

„So ſoll man dieſes Boot eigentlich nicht nehmen?" fragte Alexander Dellwing.

„O doch, Sie können jedes gebrauchen, aber ich habe da einen Zahnſtocher aufgepackt mit zwei Ellen Segeltuch, was ihm vielleicht nicht gefällig geweſen wäre."

„Kann man denn mit dieſer Nußſchale ſegeln?“

„O man kann wohl, wenn man etwas Wind hat und Geſchick genug, aber der Herr ſieht's nicht gerne; er hat ſelbſt einmal mit der ‚Phantaſie‘, ſo heißt dieſe mächtige Schaluppe, gekentert, machte ſich aber nicht viel daraus, da er ein vortrefflicher Schwimmer iſt, wie Sie, Herr von Dellwing, und wie ich mir ebenfalls gratulire zu ſein. — Noch etwas backbord, wenn Sie wollen — wir müſſen jenſeits des Dampfbootſteges anlegen — da kommt er auch ſchon ſelbſt herangerappelt.“

Seit der Alte ſich wieder auf ſeinem Element befand, war er außerordentlich heiter geworden, ja gegen ſeine Gewohnheit redſelig und ſagte jetzt ſchmunzelnd: „Wenn ich Sie nicht ſchon oft und ſo noch heute Morgen wie einen Fiſch hätte ſchwimmen ſehen, würde ich ein größeres Boot genommen haben.“

„Ich danke Ihnen für Ihr Zutrauen,“ antwortete lachend der junge Maler.

„Und wie Sie untergetaucht ſind! Es war eine Freude für mich, das mit anzuſehen. Ja, ja, untertauchen iſt die Hauptſache, das müſſen Sie ſich merken, wenn Sie jemals mit einem Boote einen Unfall haben ſollten. Nur friſch in die Tiefe hinab, damit man ſich in kein Tau verwickelt und während dem Hinaufſtoßen

;Zeit zur Ueberlegung behält, wo man das Ding am beſten anpacken kann!"

„Ich hoffe, wir kommen nicht in den Fall, Meiſter Jonas."

„O, ich hoffe das ebenfalls, obgleich es bei dem brühwarmen Seewaſſer gerade kein Unglück wäre; auch begegnet man hier keinem Haifiſche, wie das weit drüben häufig genug vorkommt."

„Iſt Ihnen dergleichen ſchon paſſirt?"

„Leider ja, ich verlor einmal durch eine ſolche Beſtie einen meiner beſten Freunde, wobei es ein höchſt unangenehmes Gefühl iſt, wenn man ſo plötzlich ſtatt dem klaren Waſſer in einer Blutwelle ſchwimmt und nicht weiß, was Einem ſelbſt im nächſten Augenblick paſſirt. — — Halten Sie ein klein wenig mehr backbord," ſetzte der alte Seemann, ſich umſchauend, hinzu, „wir müſſen zwiſchen der Landungsbrücke und dem Dampfer hindurch!"

„Er iſt aber ſchon recht nahe am Lande, Meiſter Jonas."

„Schadet nichts, halten Sie nur das Steuer jetzt ohne alle Bewegung!"

Er ſaß mit rückwärts gewandtem Kopfe und ſtieß ein kurzes, rauhes Lachen aus, als er bemerkte, wie ihm die Matroſen auf dem daherbrauſenden Dampfer ab-

winkten, beugte ſich dann ſcharf vornüber, und als er hierauf die Ruder ſo gewaltig an ſich zog, daß ſie ſich wie elaſtiſche Federn unter ſeinen kräftigen Fäuſten bogen, ſchoß die Phantaſie zwiſchen der Landungsbrücke und dem Dampfer hindurch, aber ſo nahe an beiden, daß man rechts das Pfahlwerk hätte berühren können, während links die Räder eine halbe Sekunde lang faſt auf den Bord des Nachens zu ſchlagen ſchienen, ihn aber jedenfalls, wenn das geſchehen wäre, in Splitter zertrümmert hätten.

„Hui," machte der junge Maler, einigermaßen verdutzt um ſich ſchauend und mit durchaus keinem Gefühle der Sicherheit, als ſie ſo, wenn auch nur ein paar Sekunden lang, ſich in dem tiefen Schatten befanden, welchen der gegen ihre Nußſchale ſo rieſenhafte Körper des Dampfers über ſie warf; dann aber waren ſie wieder im glänzenden Sonnenlichte hinter dem Stern des Schiffes, wo die Phantaſie ſogleich und ſcharf wandte, während der Kapitän auf dem Radkaſten ſich, mit dem Anlanden beſchäftigt, nur vorläufig eben ſo viel Zeit nahm, um mit dem Finger herüberzudrohen.

Meiſter Jonas befeſtigte die Phantaſie neben und dicht an dem Boote des Dampfers und folgte dann, an der ſchwankenden Strickleiter emporkletternd, dem jungen Maler, der dieſes Manöver für eine Landratte

Hauptmann von hundert Pferden, und Alkaide der Veſte Kantoria, eine gute einträgliche Stelle.“ Für dieſe Gnade küßte ihm Alabez die Hand.

Unterdeſſen mochte es nun vier Uhr Nachmittags ſein, und der König ließ zum Reiten blaſen. Auf dieſes Zeichen hielten ſich alle Ritter des Feſtes bereit, um vorzurücken, wenn der Augenblick hiezu käme. Nach beendigtem Stiergefechte erſchollen zahlreiche Trompeten, Pauken und Hörner. Der Platz war nun geräumt, und durch die Straße Zacatin ritt Muza, des Königs natürlicher Bruder, herein, der Anführer eines Turniergeſchwaders, welches zu Vier und Vier auftrat, ſo raſch und auf ſo edle Weiſe, daß es eine Luſt zu ſehen war, dann vorüberzog und endlich in derſelben Ordnung, ſchnell wie der Wind davon flog. Der Haufen beſtand aus dreißig Rittern, lauter berühmten Abencerragen, nur Alabez war nicht von dieſem Geſchlechte, ſeiner Tapferkeit wegen nahmen ſie ihn jedoch zum Begleiter.

Wir ſprachen oben von den blauen ſilberſtoffenen Turnierkleidern und den wilden Männern als Merkzeichen: die Ritter erſchienen mit denſelben ſo reizend, daß alle Damen bei ihrem Anblick entzückt waren. Prächtig nahmen ſich aus die Abencerragen, alle auf ſchneeweißen Roſſen, nicht minder die Zegri, die durch eine andere Straße herein kamen, in Fleiſchfarbe und Grün gekleidet, mit blauen Federbüſchen, auf ſchönen kaſtanienbraunen Pferden; Alle trugen dieſelben Zeichen in den reichgeſtickten blauen Binden über den Tartſchen; es waren dieß Löwen von der Hand einer Jungfrau gefeſſelt, und die Inſchrift hieß: „Mehr Stärke hat die Liebe!“ So erſchienen ſie je vier im Platze, und machten nun, nachdem ſie ſich geſammelt, raſche Schwenkungen und Spielgefechte mit einer Gewandtheit und Uebereinſtimmung, die nicht weniger Vergnügen machten, als die der Abencerragen. Beide Haufen nahmen ihren Poſten, legten die Lanzen weg und hielten ihre Rohre in Bereitſchaft. Auf den Schall der Trompeten und Hörner begann das Spiel ſehr anmuthig und wohl verabredet, acht gegen acht rennend. Die Abencerragen, welche ihr bekanntes

mit möglichſter Behendigkeit und Geſchicklichkeit ausgeführt hatte. Er hätte auch um alle Welt nicht linkiſch dabei erſcheinen mögen, denn ein Kreis von Neugierigen aller Art, worunter viele Damen, beſonders junge Damen in eleganten Toiletten, ſtanden dicht an der Baluſtrade des Schiffsrandes, und Manche, die gewiß vorhin, als das leichte Boot einen Augenblick in Gefahr war, zerquetſcht zu werden, mit leichtem Aufſchrei nachgeblickt hatte, betrachtete jetzt mit Intereſſe den jungen, hübſchen Mann, während Andere ſich mit Oſtentation abwandten, um ihre Gleichgültigkeit oder ihren Mangel an Intereſſe zu bezeichnen.

Dann wurden die Laufplanken weggezogen, durch das Sprachrohr am Radkaſten und den Maſchinenraum hinab tönte es: „Langſam an"; der Kapitän, hoch oben ſtehend, erwiederte den freundlichen Gruß der Paſſagiere, die er hier abgeſetzt hatte, und ſtieg dann würdevoll vom Radkaſten auf das Verdeck herab. Es war ein großer, breitſchultriger Mann, der Kapitän dieſes Dampfers, eine wohlbekannte und höchſt beliebte Perſönlichkeit bei allen Reiſenden auf dem See, dazu das Bild eines echten Seemanns, ein wettergebräuntes, offenes, vertrauenerweckendes Geſicht mit guten, klaren Augen, freundlich und gefällig gegen Jedermann, auch redſelig auf einer längeren Zwiſchenſtation, wo ſeine

Aufmerkſamkeit gerade nicht ſtark in Anſpruch genommen war, dabei wohlwollend gegen die Schiffsbemannung, was aber durchaus nicht ausſchloß, daß, ſowie er einmal vorkommenden Falles raſche Befehle gab oder nur mit den lebhaften Augen winkte, Matroſen und Steuermann ſich in athemloſer Spannung anſtrengten, ihre Pflicht mit einer wunderbaren Schnelligkeit und Pünktlichkeit zu thun. Das hatte neben der großen Verehrung und Liebe ſeiner Untergebenen auch wohl ſeinen guten Grund in der unbeugſamen Energie und herkuliſchen Stärke des Kapitäns Buchlo, und gab Alles zuſammen ein Enſemble, wie es ſich Paſſagiere und ebenſo auch die Verwaltung der Dampferlinie nur wünſchen konnte.

Der Kapitän trat, langſam mit dem Kopfe nickend, auf Meiſter Jonas zu, faßte lächelnd einen Knopf von deſſen Seemannsjacke und ſagte ihm: „Aller Spaß hat ſeine Grenzen, und ſo gut ich Euch ſonſt leiden mag, alter Kollege, ſo werde ich doch Anzeige bei der Verwaltung machen und mich dabei im Voraus feierlich von aller Schuld entbinden, wenn ich einmal eines Eurer Boote in den Grund fahre.“

„Das kann bei Euch und auch bei mir niemals vorkommen, Kapitän.“

„O doch, es kann vorkommen, und wenn ich neulich,

als Ihr Euch das Vergnügen machtet, mit dem allerdings prachtvollen Sturmvogel um mich herumzutanzen, nicht ein paarmal mit halber Kraft gefahren wäre, so hätten wir bös zusammengestoßen."

Meister Jonas ließ sein kurzes, rauhes Lachen hören, ehe er mit leiser Stimme zur Antwort gab: „Scheltet nur vor den Leuten, Ihr habt das Recht dazu und es ist sogar Eure Pflicht, aber Ihr wißt selbst, daß Ihr mit Eurer schwerfälligen Maschine den Sturmvogel, wenn ich ihn bei gutem, scharfem Wind in der Hand habe, niemals fangen würdet."

„Ihr seid unverbesserlich, Meister Jonas, doch abgesehen von Eurem Uebermuthe freue ich mich immer, wenn ich Euch auf dem See begegne, und jetzt doppelt, wo sich doch auch wieder die zierliche Takelage Eures Sturmvogels auf dem Wasser blicken läßt. Hätte ich nur einmal einen Tag Zeit, ich würde gar zu gern eine Segeltour mit Euch machen."

„Im Herbst einmal, Kapitän Buchlo, sobald sich die Dampfer des Sturmwetters wegen nicht mehr hinauswagen."

„Ja, Ihr wäret dazu fähig; — wohin sonst denn heute eigentlich und wer ist Euer Begleiter?"

„Ein Freund des Herrn auf Bucheneck, welcher, Gott sei Dank, ein bischen Leben in unsern Hafen ge-

bracht hat; wir wollen nach Radſelden hinüber, um von dort zum Fiſchen aufwärts zu kreuzen, zuerſt mit dem Ruder, ſollte aber ein bischen Wind kommen, ſo will ich es auch mit dem Segel probiren."

„Ich fürchte mich auch gerade nicht vor Wind und Waſſer," verſicherte der Kapitän, jetzt auf dem Hintertheil des Schiffes ſtehen bleibend, während er auf das kleine Boot hinabſchaute — „aber es iſt doch eine tolle Idee, mit der Nußſchale ſegeln."

„Bei ſcharfem Winde will ich das zugeben, aber bei einer leichten Briſe fliegt Euch das Ding wie eine Möve über's Waſſer."

„Habt Ihr Zeit, einen Trunk zu thun, Meiſter Jonas, ſo kommt mit mir in meine Kajüte, wir haben faſt eine Stunde nach Radſelden."

Alexander Dellwing hatte ſich unterdeſſen eine Cigarre angezündet und ein paarmal, gleichfalls in der Nähe des Steuerruders ſtehend, nach dem Kapitän hinübergeblickt, von dem er ſchon ſo viel Gutes und Angenehmes gehört und deſſen Bekanntſchaft er machen wollte, weßhalb, als die Beiden nun nach dem Mitteltheil des Schiffes gingen, er herbeikam und ſich ihm vorſtellte.

Der Kapitän nahm, freundlich grüßend, die dargebotene Rechte des jungen Mannes, der ſich auch für

ſpätere Fälle ſeine Protektion erbat, — „denn man weiß nie, ſetzte er mit einem Blick auf Meiſter Jonas hinzu, — „in welche Ungelegenheiten man in der Geſellſchaft meines vortrefflichen Lehrers in der Segel- und Steuerkunſt kommen kann.“

„Wo ich helfen und rathen kann, geſchieht das mit dem größten Vergnügen, aber Meiſter Jonas iſt nicht der Mann, einen guten Rath anzunehmen, deßhalb verſuche ich es zuweilen mit Vorwürfen, wie ſoeben noch; ich befürchtete wahrhaftig für Ihr kleines Boot.“

„Gewiß,“ ſagte Alexander Dellwing — „mir war es gerade zu Muthe, als führen wir ein Mühlenwehr hinab und gerade unter die Räder. — Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten, Kapitän?“

„Mit Vergnügen werde ich ſie annehmen, und wenn Ihnen dagegen ein kühler Trunk gefällig iſt, ſo bitte ich, in meine Kajüte zu treten.“

„Danke beſtens, es iſt das heute meine erſte Dampferfahrt und ich möchte mich ein wenig auf dem See umſchauen, laſſen Sie ſich aber gar nicht ſtören, bis nachher, Kapitän!“

Er ſchritt hierauf nach dem Vordertheil des Schiffes und ſah eine Zeitlang mit Vergnügen, wie die Ufer vor ihm in ſo mannigfaltigen Bildern nach und nach näher hervortraten. Dort, allerdings noch in weiter

Ferne, lag Radfelden, wo sie in jener Nacht die phantastische Feuerflotte gesehen, links erblickte man die Klosterinsel, auf dem Wasser ruhend wie ein dunkler Blätterstrauß mit hellgrüner Schilfeinfassung, und darüber hinweg lag ziemlich hoch über dem Ufer das Dörfchen Am-Felsen. Jetzt, wo der Dampfer schon ziemlich weit vom andern Ufer entfernt war, fing Alexander Dellwing an, die Größe des Sees zu begreifen; lagen doch beide Endpunkte der Langseiten nur in ungewissem Schimmer da, und während man gegen Norden die dort befindlichen Anhöhen nur mit duftigen Umrissen sah, war man zweifelhaft, ob sich der See gegen Süden nicht bis zum Fuße des Hochgebirges ausstrecke.

Das Verdeck des Dampfers war, wie gewöhnlich bei schönem Wetter in der guten Jahreszeit, so dicht mit Reisenden besetzt, daß nirgendwo mehr ein Platz zu entdecken war, auf dem man sich hätte niederlassen können, weßhalb sich der junge Maler auf einen Tauring neben den Anker setzte und die verschiedenen Bilder auf dem menschengefüllten Verdeck mit Behagen betrachtete.

Da waren Reisende, die mit Koffern und allen möglichen Reiserequisiten irgend wohin zu einem längeren Sommeraufenthalte gingen; da waren Andere, welche

den schönen Sommertag zu einer Rundfahrt benutzten, und dann bemerkte man auch wieder Gruppen sehr eleganter Herren und Damen, letztere der großen Hitze wegen in hellen, leichten Kleidern, die vielleicht eine benachbarte Villa oder eines der vielen malerisch gelegenen Dörfer am See besuchten.

Zwischen den ruhig Dasitzenden hindurch wanden sich eilfertige Kellner, die schäumenden Gläser des krystallhellen Bieres hierhin und dorthin bringend, und während hinten am Steuer, allerdings sehr gedämpft, die Töne einer Guitarre und einer Zither erklangen, hatten sich dicht neben dem jungen Maler eine Schaar Studenten, mit farbigen Mützen und bunten Bändern über die Brust, auf ihre Plaids um ein kleines Fäßchen Bier gelagert, und als drüben die schwache Musik verklungen war, sangen hier die frischen, kräftigen Stimmen.

Das erregte begreiflicher Weise eine plötzliche und allgemeine Aufmerksamkeit. Man beugte sich vornüber, um nach den Sängern zu sehen; die Damen wandten ihre Sonnenschirme auf die Seite, sowie ihre Köpfe gegen das Steuerruder, und Alexander Dellwing, den es höchlich interessirte, so mit einem Male all' die jungen und alten Gesichter zu sehen — — sprang plötzlich von seinem Tauring in die Höhe und starrte

nach einer Dame hin, in der Nähe der Kajütentreppe ſitzend, aber im nächſten Augenblicke wieder das Geſicht mit ihrem ſeegrünen Sonnenſchirme verdeckend.

Aber es konnte ja kein Zweifel ſein, ſie war es, — er hätte darauf ſchwören mögen, obgleich er nichts weiter von ihrer Geſtalt ſah, als die ſchlanke Taille ihres weißen Kleides, eine ihrer leicht herabhängenden Hände, ſowie den zierlichen Fuß, welchen ſie auf die Sproſſe eines kleinen Stuhles geſtellt hatte.

Ja ſie war es, und neben ihr ſaß Niemand anders, als Herr Joſeph Silberfeld, deſſen langes, ſchmales Geſicht er jetzt ebenfalls einen Augenblick hinter dem ſeegrünen Schirme hervortauchen ſah.

„Das iſt doch drollig," ſagte der junge Maler, — „war es mir doch vorhin, als wir an Bord kletterten, als hätte ich jenen ſeegrünen Sonnenſchirm an der Brüſtung geſehen, und in dem Falle möchte ich jedenfalls bemerkt worden ſein, während man es begreiflich finden muß, daß ich unter hundert Paſſagieren eine einzelne Dame nicht ſogleich entdeckte. Sollte es abſichtlich ſein, daß Herr Joſeph Silberfeld nicht ſo freundlich war, mir ein Wort des Willkommens zu ſagen? — Aber wenn er ſich auch aus freien Stücken damit nicht beeilt, ſo hätte ſich doch die ſchöne Gräfin ſchon veranlaßt ſehen können, mich ihre Anweſenheit

wiſſen zu laſſen. Vielleicht verlange ich auch darin zu viel; aber allzugroße Beſcheidenheit führt zu gar nichts, jedenfalls iſt es an mir, als dem zuletzt Gekommenen, den erſten Beſuch zu machen."

Er blickte nach ſeiner einfachen grauen Schifferjoppe lächelnd hinab und meinte dann achſelzuckend: „Es iſt das allerdings keine Geſellſchaftstoilette, aber für einen Fiſcher und Schiffer immerhin anſtändig genug. Treten wir alſo unſerer beſcheidenen Stellung gemäß auch beſcheiden vor die ſchöne Dame hin."

So dachte er, das Verdeck entlang ſchreitend, und als er nun vor der Gräfin ſtand, machte er ihr ein tiefes Kompliment und ſagte: „Verzeihen Sie, daß ein armer Fiſcher es wagt, Ihnen einen guten Tag zu wünſchen; ich hatte ſoeben erſt das Glück, Sie hinter Ihrem neidiſchen Sonnenſchirm zu erkennen, und da dieß einmal geſchehen war, ſo mochte ich nicht unterlaſſen, Ihnen in ehrfurchtsvollſter Weiſe meine Anweſenheit kund zu thun. Ich bin nun einmal ſo für meine Bekannten."

Bei dieſen Worten ſtreifte ſein Auge die blaſſen Züge des Herrn Joſeph Silberfeld und ließ ihm zu gleicher Zeit durch ein kurzes Kopfnicken einen ſpärlichen Antheil an der Begrüßung zukommen.

Gräfin Iſabella blickte ihn mit ihren großen Augen

an, ohne irgend welchen Antheil oder auch nur die kleinſte freundliche Bewegung entdecken zu laſſen, wozu aber vollkommen das leichte und förmliche Neigen ihres Kopfes paßte.

Ein Anderer als Alexander Dellwing würde ſich dadurch etwas genirt gefühlt haben, wogegen dieſer junge, kecke Menſch ſeinen grauen Filzhut feſt auf die blonden Locken drückte und dann mit leicht gekräuſelten Lippen fortfuhr: „Es iſt allerdings vermeſſen, in meiner Toilette Bekanntſchaften auffriſchen zu wollen, aber verzeihlich als ein armer Fiſcher, der ich heute bin.“

„Sie lieben es, unter verſchiedenen Geſtalten zu erſcheinen,“ entgegnete die ſchöne Frau mit einer deutlich ausgeſprochenen Kälte in Blick und Ton.

„Nur äußerlich, verehrte Gräfin, der Kern iſt immer derſelbe — — darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie eine Rundfahrt auf dem See machen?“

„Ja,“ antwortete Herr Silberfeld für ſeine Nachbarin, und zwar ſo kurz und beſtimmt, daß Alexander Dellwing ſich nicht enthalten konnte, ihn mit einem fragenden Blicke anzuſchauen, wofür aber die Gräfin eine raſche Ableitung in der Frage fand: „Sie haben wohl kaum daſſelbe Ziel?“

„Für dießmal nicht, gnädige Frau, ich will nach Radfelden, um von da den See aufwärts zu kreuzen,

Abzeichen, die blauen Federn, an den Zegri bemerkten, gaben ſich alle Mühe, ſie mit den Rohren herunter zu werfen, konnten aber nicht zum Zwecke kommen, denn die Zegri deckten ſich zu gut mit ihren Tartſchen. Das Spiel ging ſo fort mit Heftigkeit und mancherlei Wendungen, aber immer nach Ordnung; es gab einen ſehr befriedigenden Anblick. Das Feſt wäre glücklich zu Ende gegangen, wenn es das Schickſal gewollt hätte, dieſes aber, immer veränderlich, bewirkte, daß beiderlei Ritter ihrer unauslöſchlichen Feindſchaft nachgingen, bis ſie alle zu Grunde gerichtet waren, wie wir unten erzählen werden. Die Wahrheit zu ſagen: Mahomad, das Haupt der Zegri, war die ganze Urſache dieſes unglücklichen Tages; er hatte überlegt, wie der gute Alabez oder einer der Abencerragen getödtet werden könne, und in dieſer Abſicht richtete er es ein, daß Alabez von der gegenüberſtehenden Seite auf ſeinen Haufen ſprengen mußte, damit er und die Seinigen auf die Alabezen und ihre Anhänger losſtürzen können. Sechs Rohre waren ſchon geworfen, als Mahomad ſeinem Haufen zurief: „Jetzt iſt es Zeit, daß das Spiel ſich entzünde!“ Darauf nahm er ſeinem Diner eine Lanze mit ſcharfer Damascener Eiſenſpitze, und erwartete Alabez mit acht Rittern ſeines Haufens, der nach der Weiſe des Spieles auf ſeinen Gegner zueilte, wohl bedeckt mit der Tartſche. Da ſprang Mahomad hervor, erſah den Fleck, wo er Alabez am beſten verwunden könne, und warf die Lanze mit ſolcher Gewalt, daß ſie die Tartſche durchdrang und die Spitze den Arm faßte; der Aermel des feſten Panzerwamſes war nicht ſtark genug, zu widerſtehen, das ſpitzige Eiſen fuhr hinein und durchbohrte den Arm, dieſer Stoß verurſachte Alabez großen Schmerz; er eilte auf ſeinen Poſten zurück, beſah den Arm und fand ihn verwundet und voll Blut; laut ruf er Muza und den übrigen zu: „Ritter! wir ſind ſchändlich verrathen, ich bin auf böswillige Weiſe verwundet worden.“ Beſtürzt und entrüſtet ergriffen ſämmtliche Abencerragen ihre Lanzen; Mahomad wandte um mit ſeinem Haufen, um wieder ſeinen vorigen Platz einzunehmen, als Alabez in größter Wuth auf ihn zurannte. Da er eine ſehr flüchtige Stute

am mein Glück im Fiſchen zu verſuchen, hoffe aber dabei ebenfalls ein gutes Stück des ſchönen Sees zu betrachten, gedenke irgendwo die Nacht am Ufer zuzubringen und erſt morgen nach Bucheneck zurückzukehren, — vielleicht hätte ich mir erlaubt, in Silberhaus vorzuſprechen, aber bei ſo bewandten Umſtänden" — er ſagte das plötzlich ernſt geworden und indem er auffallend an ſich hinabblickte — „kann ich dieſe für mich ſonſt ſo angenehme Pflicht nicht erfüllen."

„Wenn Ihr Beſuch nur die Erfüllung einer Pflicht wäre, ſo muß uns die Höflichkeit zwingen, Sie davon zu entbinden," meinte Herr Joſeph Silberfeld.

„Es gibt aber auch ſo angenehme Pflichten, gnädige Frau," erwiederte der junge Maler gegen dieſe gewandt, und ſagte dann erſt dem Andern in einem recht trockenen Tone: „Was Höflichkeiten anbelangt, muß Jeder ſelbſt am beſten wiſſen, wie weit er darin zu gehen hat, übrigens habe ich die Ehre, eine recht angenehme Rundfahrt zu wünſchen." Er machte nach dieſen Worten eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und ſchlenderte langſam an ſeinen Platz zurück.

Wenn er dabei durchaus gleichgültig, ja heiter, wie früher, erſchien, ſo mußte er ſich doch einige Gewalt anthun, um dieſe Maske der Gleichgültigkeit vor den gaffenden Augen der Umherſitzenden zu bewahren, be-

ſonders da es ihm nicht entging, daß einige junge und ſehr elegant gekleidete Herren, die ſich auffallend in der Nähe der ſchönen Frau hielten, ihm etwas ſpöttiſch nachblickten, was allerdings nicht zu verwundern war gegenüber dem kühlen Empfange, der dieſem jungen kecken Menſchen in ſeiner unſcheinbaren Joppe und ſeinem zerdrückten Schlapphute von der gefeiertſten Schönheit des ganzen Sees zu Theil geworden war.

„Was war denn das eigentlich?“ murmelte er zwiſchen den feſt zuſammengebiſſenen Zähnen, — „woher die Abſicht, mich ſchlecht zu behandeln? Denn daß eine Abſicht vorlag, das hätte ein Blinder ſchon an dem Tone hören müſſen. — — Sollte ſie ſich vielleicht verletzt fühlen?“ ſprach in ihm die Eitelkeit — „daß ich Tage vergehen ließ, ehe ich es ſcheinbar der Mühe werth fand, mich perſönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen. — Doch nein, dieß wäre ja für Herrn Joſeph ein Grund geweſen, mich mit Auszeichnung zu behandeln. — Was aber ſonſt? — Ich verſtehe und begreife es nicht. — — Schade darum, wenn dieſer hübſche Roman ſo raſch und vollſtändig abgeriſſen ſein ſollte.“ — Er dachte das mit größerer Wärme, ja ſchmerzlicher berührt, als ihm ſelbſt wohl lieb ſein mochte, denn er ſchüttelte gleich darauf heftig mit dem Kopfe und warf ſeine arme Cigarre, die nicht ſo raſch

Feuer zu fangen vermochte, wie sein Herz — wohl wünschte, in einem weiten Bogen in den See.

„Wer will mich zwingen, das kleine Abenteuer nicht gründlich zu vergessen?“ murmelte er zwischen den Zähnen — „Alles zu vergessen, die lustigen Sonnenkinder mit ihren sämmtlichen Opferjungfrauen, jene Sturmnacht, auch jenen entzückenden Morgenspaziergang — Alles — Alles.“

„Was willst Du?“ herrschte er ein kleines, dürftig gekleidetes Mädchen an, welches sich ihm schüchtern mit einem Strauß der letzten Veilchen genähert hatte und ihm denselben mit einer bittenden Miene zum Verkauf anbot, — „ja so,“ — er schämte sich seines rauhen Tones, besonders deßhalb, weil er die Blicke der ihm zunächst Sitzenden auf sich gerichtet sah, und warf darauf dem kleinen Mädchen ein genügendes Geldstück zu, dafür die immer noch herrlich duftenden Blumen in Empfang nehmend.

— — „Ja, ich will alles Das vergessen und nicht mehr daran denken“ — er hatte den Strauß an sein Gesicht erhoben, ließ ihn aber rasch wieder sinken, während er finster hinzusetzte: „Will mich auch von diesen gefährlichen Veilchen entfernt halten, denn wenn ich ihren süßen Geruch empfinde, so durchströmt mich die Erinnerung an einen andern Duft und frischt in mir

Erinnerungen auf, welche dem Vergeſſen ſehr hinderlich ſind.“

„Schauen Sie einmal an den Maſt hinauf,“ vernahm er jetzt die Stimme des alten Seemanns, der mit einem etwas gerötheten Geſicht an ſeine Seite getreten war — „wie der Wimpel plötzlich nach Süden flattert! Wenn das auch kein ſteter Wind iſt, ſo doch eine Briſe, friſch genug, um uns weit über Radfelden hinaufzutreiben, bis dort, wo das Schilf beginnt, und damit auch unſer Jagdrevier, — wenn ich jetzt allein wäre, ſo ließe ich mich ſogleich in unſer Boot hinab, ſetzte den Maſt und zeigte dem Dampfer, wie man flott ſegelnd über das Waſſer kommt.“

„Das können wir auch zu Zwei thun, Meiſter Jonas.“

„Wollen Sie?“

„Verſteht ſich.“

„So will ich nun dem Kapitän auf gut ſeemänniſch abwinken, der dort vom Radkaſten mit aufgehobenem Zeigefinger herüberdroht — ſo.“ — Er legte ſeine Hand flach in den Nacken und ſtreckte ſie alsdann mit ausgeſpreizten Fingern weit von ſich ab; „das heißt auf Deutſch: Leb' wohl, mein Schatz!“

Meiſter Jonas war offenbar in einer erheiterten Laune und glitt in Folge davon mit einer affenartigen

Behendigkeit in das ſchwankende und vom Dampfer raſch mit fortgeriſſene Boot hinab, worauf der junge Maler gewandt und ſchnell folgte, auch um die Einreden des raſch dahereilenden Kapitäns nicht erwiedern zu müſſen.

„He, alter Jonas!“ rief dieſer nun über die Brüſtung hinab, „das verſichere ich Euch allen Ernſtes, wenn Ihr wieder kommt und Euer Boot anhängen wollt, ſo erlaube ich es nimmer. Wie kann man mit der Nußſchale ſolche Kindereien treiben wollen! — Und Sie, junger Herr, ſollten ihm nicht folgen!“

„Iſt denn Gefahr dabei?“ fragte eine Dame, welche in Geſellſchaft Anderer an die Brüſtung trat.

„Sie werden ſchon ſehen, wie das Ding in den Dampfbootwellen tanzt und ſich auf die Seite legt, ſowie der Alte ſein Segel aufzieht, was er im Begriff iſt zu thun. — Ich will gerade nicht von abſoluter Gefahr reden, wenn Der da unten Steuer und Schote in der Hand hat, aber wenn ja etwas paſſiren ſollte, ſo bekomme ich, und mit Recht, meine Vorwürfe.“

Meiſter Jonas hatte das Tau losgelaſſen, mit welchem die Phantaſie an den Dampfer befeſtigt geweſen, und da er faſt zu gleicher Zeit das immerhin nicht unbedeutende lateiniſche Segel aufzog, ſo ſchüttelte ſich das winzige Boot, von der Briſe und zugleich von

der Gegenſtrömung der Dampfbootwellen erfaßt, wie unmuthig über dieſe gewaltthätige Behandlung und machte, wie ein unruhig gewordenes Pferd, den allerdings vergeblichen Verſuch, aus der Bahn zu brechen und ſcharf in den Wind hinein zu wenden; doch hielt es der alte Seemann, um in unſerem richtigen Vergleich fortzufahren, in der nächſten Sekunde ſo feſt zwiſchen Sporn und Zügel, daß es ſogleich ſeinen richtigen Kurs wieder aufnahm und mit dem Dampfer ein kleines Wettrennen anſtellte.

Der Maler hatte ſich vorn an der Spitze der Phantaſie niedergelaſſen und mußte ſich an der Brüſtung halten, ſo ſtark neigte ſich der Nachen auf die andere Seite, ja neigte ſich mehr und mehr, während ihm Meiſter Jonas zurief: „Wenn Sie ängſtlich ſind, Herr von Dellwing, ſo laſſe ich die Schote etwas fahren oder ſteure in den Wind hinein. Ich möchte Dem da drüben einmal zeigen, wie leicht man es bei einer ſo friſchen Briſe mit ſeiner ſchmutzigen, kohlenfreſſenden Maſchine aufnehmen kann.“

„Thun Sie meinetwegen, was Zeug und Segel halten kann — ängſtlich bin ich gerade nicht, aber es wäre ſchon ein lächerlicher Anblick, wenn wir hier neben dem Dampfer kenterten und naß wie die Mäuſe an Bord kriechen müßten.“

„Unbesorgt, die Brüstung des wackeren Schiffleins ist noch über einen Zoll von der Wasserlinie entfernt, aber ist es nicht eine Lust, wie das Ding dahinrennt? — Schade, daß die Brise wahrscheinlich nicht lange anhalten wird."

„Nützt uns auch gar nichts, wenn wir fischen wollen," sagte Alexander Dellwing und dachte darauf, als sie nun neben dem Dampfer dahinflogen: „Ich bin doch in der That begierig, ob der seegrüne Sonnenschirm sich nicht ein klein wenig erheben wird."

Richtig, da hob er sich langsam etwas in die Höhe. Die schöne Frau unter demselben wandte ihren Kopf gegen See und Schifflein, wahrscheinlich in Folge des Andrangs eines großen Theils der Passagiere gegen die Brüstung, die mit großem Interesse das winzige Ding da unten betrachteten, das unter dem Druck seines ziemlich großen Segels dem Dampfer Sekunde um Sekunde einen kleinen Vortheil abgewann und gerade jetzt den Radkasten passirte.

Selbst der Kapitän blickte mit Interesse zu und ließ wohl absichtlich seine Maschine ein bischen langsamer gehen, da man sich ohnedieß ziemlich nahe bei Radfelden befand; ja er erhob seinen Hut und beantwortete so freundlich den Gruß der beiden kecken Segler, von welchen indessen der Eine nur Blicke hatte für den

ſeegrünen Punkt zwiſchen dem Gemiſch der verſchiedenartigſten Farben auf dem Verdecke und der es dabei nicht einmal gemerkt haben würde, wenn ſich das Boot noch mehr auf die Seite gelegt hätte, als es wirklich that.

Wenig mehr aber hätte es darin doch zu leiſten vermocht, was auch Meiſter Jonas einzuſehen ſchien, denn er wechſelte ſeine Blicke zwiſchen dem ſtramm flatternden Wimpel, ſowie dem Schiffsbord, welches jetzt das Waſſer ſo nahe erreicht hatte, daß, wenn der See Wellen gehabt hätte, dieſe unfehlbar hätten hineinſpritzen müſſen; ſo aber zog der Kiel durch die vor den Schaufelrädern noch immer ſpiegelglatte Flut und gleich darauf erreichte der eigenſinnige Alte ſeinen Zweck, vor dem Dampfer vorüberzufahren, aber nur, weil dieſer jetzt auf Befehl des Kapitäns eine ſchärfere Wendung gegen Radfelden machte, wobei es auf einen Augenblick ausſah, als fahre das Vordertheil des im Vergleich zur Phantaſie immerhin rieſigen Dampfers gerade über das Segelboot hinweg — allerdings nur einen Augenblick, welcher aber genügte, den größten Theil der Paſſagiere auf das Vorderdeck zu ziehen, zwiſchen dieſen aber auch den ſeegrünen Sonnenſchirm, und war es nun abſichtlich oder nicht — wer konnte das wiſſen — daß Alexander Dellwing ſeine Hand öffnete und den

Veilchenſtrauß in das Waſſer fallen ließ, der nun — ein duftiger Gruß oder auch ein Lebewohl für immer, von der Strömung getrieben, langſam gegen den Dampfer wogte.

„Jetzt wollen wir genug ſein laſſen des grauſamen Spieles," meinte der junge Maler, nachdem ſie noch ein paar Minuten ſtetig fortgeſegelt waren und ſich nicht weit mehr von der Stelle befanden, wo am Ufer das Schilf begann, das ſich weit hinauf hinter Am-Felſen erſtreckte.

„Es thut ſich auch von ſelbſt mit dem Aufhören," antwortete Meiſter Jonas, nach dem Segel blickend, das ſchon ein paarmal leicht gegen den Maſt geſchlappt hatte, — „die Briſe hört entweder auf, raſch wie ſie gekommen iſt, oder wir haben in einer Viertelſtunde Gegenwind, — doch gleichviel, wir müſſen ja doch an's Rudern denken; aber geſtehen müſſen Sie, Herr von Dellwing, der Luftzug ſoeben war ein rechter Seemannstroſt."

„Nur wünſchte ich ihn uns einmal bei einer dringenderen Veranlaſſung. Was haben wir von dem tollen Wettrennen gehabt?"

„Es galt die Ehre der Flagge," gab der Alte mit einem faſt komiſchen Ernſte zur Antwort — „man hat weiß-roth ſo lange nicht mehr über dem Waſſer flattern

ſehen, daß es jetzt, wo es ſich wieder einmal zeigt, nur mit großen Ehren beſtehen darf — das iſt geſchehen, und wenn Sie jetzt das Steuer nehmen wollen, ſo werde ich raſch die Fregatte abtackeln."

„Soll ich nicht lieber gleich die Ruder nehmen?"

„Auch das, damit wir nicht außer Kurs kommen."

„Warum haben Sie ſie denn mit wollenen Lappen umwickelt?"

„Es iſt das beim Fiſchen immerhin nützlich, weil man dadurch jedes Geräuſch vermeidet, und wenn die Fiſche auch dumm genug ſind, einen langſam dahinfahrenden Nachen wenig zu beachten, ſo ſchadet doch Vorſicht immerhin nicht." Meiſter Jonas ſagte das, während er das Segel herabließ, den Maſt umlegte und Beides ſorgfältig zuſammenband — „auch iſt das Umwickeln der Ruder noch ſo ein ſüßer Anklang aus jener glorreichen Zeit, wenn man bei nächtlichen Expeditionen einen wachſamen Feind zu überraſchen hatte.

„So hört man alsdann kein Geräuſch der Ruder?"

„Nicht das geringſte, aber man muß das Ding verſtehen, man darf nicht in's Waſſer hineinpatſchen, ſondern man muß die Oberfläche ſanft behandeln, wie die Haut beim Bartſcheeren. Ich kann Sie verſichern, daß ich bei einer ähnlichen Veranlaſſung die Jolle mit vierundzwanzig Ruderern geſteuert habe, bei gänzlicher

ritt, ſo erreichte er ihn ſchnell, rief mit vorgeſtreckter Lanze: „Verräther! hier ſollſt Du mir bezahlen meine Wunde!“ und durchſtieß die Tartſche, die Lanze ging in den Panzer des Zegri und drang mehr als handbreit in den Leib. Der Stoß war ſo heftig, daß der Zegri halbtodt vom Pferde fiel. In dieſem Augenblicke begann ein wüthendes Scharmüzel zwiſchen beiden, ſchon gerüſteten Parteien, wobei die Zegri bald im Vortheil waren, da ſie ſich beſſer dazu vorbereitet hatten als die Abencerragen; doch thaten ihnen dieſe tapferen Ritter nebſt Muza und dem wackern Alabez großen Schaden. Groß war das Geſchrei, ungeheuer das Getümmel. Der König, der Anfangs die Urſache des blutigen Kampfes nicht wußte, eilte herunter von ſeinem Balkon auf den Platz, beſtieg ein ſchönes, reichgeſchmücktes Pferd und rief: „Hinaus! hinaus!“ indem er, mit einem Stabe in der Hand, ſich zwiſchen die erbitterten Streiter warf. Ihn begleiteten die vornehmſten Ritter von Granada und halfen ihm Frieden ſtiften.

Granada war ſeinem Untergang nahe, denn zu den Zegri ſtießen noch die Gomelen und Maza, zu den Abencerragen die Almoradi und Vanega; der Streit wurde immer hitziger und verwickelter, und man ſah kein Mittel vor ſich, Ruhe zu ſtiften. Endlich brachte es aber der König und die übrigen anweſenden, unparteiiſchen Ritter dahin, daß die Kämpfer Frieden machten. Der tapfere Muza führte ſeinen Haufen durch den Zacatin nach der Alhambra, in Begleitung aller Vanega und Almoradi; die Zegri zogen ſich zurück durch das Thor von Bivarrambla nach dem Schloſſe Bivataubia mit der Leiche Mahomads, der inzwiſchen geſtorben war.

Dieſe beſtändigen Streitigkeiten zwiſchen Abencerragen und Zegri's läuft wie ein rother Faden durch die Geſchichte der letzten Zeiten Granada's und ſchloß mit der bekannten Ermordung einer Menge von Rittern des erſteren Geſchlechtes auf Befehl des Königs Boabdil, da vier Zegri den Abencerragen Abinhamad beſchuldigten, mit einer Gemahlin des Königs eine Zuſammenkunft im Garten der Xeneralife gehabt zu haben. Boabdil ord-

Windſtille, und wir haben ſo wenig Geräuſch gemacht wie ein Fiſch, der klaftertief durch das Waſſer zieht.

„Mache ich es recht ſo?“ fragte der Andere.

„Das Eintauchen ginge ſchon an, aber beim Anziehen der Ruder plätſchern die Waſſertropfen; ich will eine Hechtangel auswerfen und dann ſelbſt die Ruder nehmen.“

Raſch hatte der Alte einen der noch lebenden kleinen Fiſche vermittelſt der langen Nadel an die Angel befeſtigt, allerdings eine Grauſamkeit, die aber, wie die Fiſcher behaupten, durchaus nothwendig iſt, worauf er den Köder ſanft in das Waſſer gleiten ließ und ein paar hundert Fuß von der Schnur nachſchießen, dann gab er dem jungen Maler dieſelbe in die Hand und handhabte dagegen die Ruder ſo leicht und gewandt, daß Alexander Dellwing allerdings geſtehen mußte, das Fahrzeug bewege ſich dahin, wie von einer unſichtbaren Kraft getrieben, nicht nur, daß man nicht das geringſte Geräuſch vernahm, nicht einmal das Schleifen des Waſſers um Bug und Ruder; ja letztere ſchnitten ſo ſcharf in die bewegungsloſe Fläche und kamen ebenſo wieder zum Vorſchein, daß man dort nichts ſah, als einen kaum merklichen Waſſerwirbel.

Und wie prachtvoll leuchtete die weite Seefläche! Wie träumeriſch und unbeweglich ſtanden die ſchlanken

Schilfblätter, die ſich dort am Ufer wie eine grüne Guirlande hinzogen, flimmernd im Duft, den die heiße Sonne erzeugte und der die Gebäude am Ufer, vorſpringende Felſen, majeſtätiſche Bäume, deren Bild ſcharf im Waſſer erſchien — beſonders aber die höherliegenden Wieſen und die mit Wald bekränzten Anhöhen wie unter feinen, dünnen Schleiern zeigte.

Friſcher und darum faſt ebenſo deutlich erſchien das viel weiter entfernte, im Schatten liegende andere Ufer mit ſeinen tiefdunklen Buchen- und Tannenwäldern und dem glänzend klaren Himmel von ſatter, dunkelblauer Farbe.

Das Hochgebirge war nur in ſchwachen Umriſſen zu ſehen; es ſchien Si[illegible] zu halten unter grauen Wolkenmaſſen, die ſeine Schluchten ausfüllten und wie Nebelkappen um die trotzigen Häupter ſchwebten.

„Ungeborene Gewitter," ſagte Meiſter Jonas dorthin deutend — „von denen wir aber wohl in den nächſten Tagen nichts zu befürchten haben, obgleich eine Abkühlung nichts ſchaden könnte."

Es war aber auch in der That drückend heiß und das jetzt ſo recht fühlbar auf dem kleinen, gänzlich ſchattenloſen und ſo langſam dahinſchleichenden Boote, beſonders im Vergleich zu den raſchen Bewegungen des Dampfers, die ſchon einen hübſchen Luftzug verurſacht

und den Schatten unter dem ausgespannten Leinwand-dache recht behaglich gemacht.

„Wenn wir einen Hecht fangen," meinte Alexander Dellwing, sich den Schweiß von der Stirn wischend, — „so brauchen wir ihn nur in die Sonne zu hängen, wo er bald geröstet sein wird."

„Nicht der Rede werth das Bischen Hitze auf so einem Süßwasser-See, wo man nur die Hand einzutauchen braucht, um sich Lippen und Zunge zu kühlen, ganz abgesehen von dem behaglichen Korbe, den uns Frau Murschel mitgegeben." Der Alte schielte bei diesen Worten darnach, setzte aber, sich selbst vertröstend, hinzu: „Später, später, — da hätten Sie einmal bei uns sein sollen nach dem Verluste der Armida bei einem der tollsten Hurricane, die es in den westindischen Gewässern nur geben konnte, im Juli, wie jetzt, wo wir uns in offener Schaluppe, achtundsechzig Mann, von dem sinkenden Schiffe retteten — und dabei rudern müssen unter dem entsetzlichsten Sonnenbrand, die Meisten ohne Hüte, welche ihnen der Sturm genommen, und das auf einer See, wo man statt regelmäßiger Wellen nur wilde, tolle Wassermassen sah, die mit einander zu kämpfen schienen, sich über einander hinwälzten, schäumend und brausend, jetzt Wasserberge bildend, auf deren Spitze wir mit nackten Rudern saßen, um gleich

darauf in eine gähnende Tiefe geſchleudert zu werden, wo die ſtärkſten Burſche die Riemen kaum zu halten vermochten, geſchweige denn arbeiten. Und das dauerte drei volle Tage. — Danke ſchön, es ſind Höllenqualen, wenn man mit trockener, lechzender Zunge in ein Waſſer ſtiert, welches man nicht trinken kann. — — Würden Sie nicht ſo freundlich ſein und mir meine Flaſche herüberreichen, die dort neben dem Steuer liegt, ich muß dieſe Erinnerung mit einem tüchtigen Schluck hinunterſpülen, bitte, ſich aber vorher ſelbſt zu bedienen, wenn es Ihnen gefällig iſt."

„Was haben Sie denn da drinnen?"

„Einen ausgezeichneten Rum."

„Nein, nein, danke — bei der Hitze."

„O, es iſt vortrefflich dagegen, gut bei Kälte und Wärme. — Haben Sie noch kein Zucken oder ſonſt irgend eine Bewegung an der Schnur geſpürt?" fragte Meiſter Jonas, nachdem er einen guten Zug aus ſeiner Flaſche gethan.

„Ein paarmal war es mir allerdings ſchon ſo, doch muß die Angel irgend etwas geſtreift haben, denn ein Hecht würde ſich doch wohl durch fortgeſetzte Bewegungen bemerkbar machen."

„Nicht immer, es ſind ſchlaue Beſtien, und folgen bisweilen der Angel, wie das Lamm der Schnur, gewiß

nur in der Hoffnung, doch noch einmal durchreißen zu können. Da iſt eine Lachsforelle doch ein ganz anderer energiſcher Kerl! Kaum angebiſſen, ſchnellt ſie ſich klafterhoch aus dem Waſſer empor und da heißt es: raſch nachlaſſen, ſonſt hat man ſie ſammt der Angel geſehen; ja, wenn ſie ſchon recht müde und mürbe geworden iſt und man glaubt, man könne ſie nur ſo an Bord hiſſen, fängt ſie beim Erblicken deſſelben nochmals die alten Widerſpenſtigkeiten an, und ehe man es noch im Netz hat, iſt ſchon manches ſchöne Exemplar verloren gegangen."

„Es iſt doch eine Grauſamkeit, das Fiſchen, Meiſter Jonas. Denken Sie nur, aus dem kryſtallhellen, wohligen, kühlen Waſſer hinweg an die brennende Sonnenhitze gezogen zu werden und ſo außerhalb ſeines Elementes elend zu ſterben. — Welch' glückliches Loos hätten ſonſt dieſe Fiſche!" fuhr er nach einer Pauſe fort, in die dunkelblaue Flut blickend — „wie beneidenswerth, beſonders heute bei der Hitze! — Später, Meiſter Jonas, wenn wir einen glücklichen Fang gemacht, denke ich, wir ſuchen irgend eine ſtille Bucht, um zuerſt zu baden, dann zu diniren und hierauf Sieſta zu halten, — da habe ich ſchon wieder eine Bremſe todtgeſchlagen, wahrhaftig, bis hieher ſtreichen dieſe blutgierigen Inſekten."

Meiſter Jonas ſchnüffelte in die Luft und blickte dann, rückwärts gewandt, nach den hohen Bergen, ehe er ſagte: „Es iſt Elektrizität in der Luft, auch hat das Gebirge, wie Sie ſehen, die leichte Schlafmütze mit einem dunklen Wettermantel vertauſcht; es kann morgen oder übermorgen doch etwas geben.“

„Mir wäre eine Abkühlung ſchon recht, nur kein langweiliges Regenwetter.“

„Selten andauernd um dieſe Jahreszeit.“

Eine Zeitlang blieben hierauf Beide in gänzlichem Stillſchweigen daſitzen, wobei Meiſter Jonas nicht nur recht ſchläfrig ſeine Ruder regierte, ſondern auch ein paar Mal ſeinen Kopf gegen die Bruſt herabſinken ließ, jetzt aber raſch auffuhr und mit klarem Auge auf den See blickte, nachdem der junge Maler leiſe geſagt: „Ich ſpüre eine Bewegung an der Schnur.“

„Wenn es nur kein Schilfblatt oder etwas Seemoos iſt,“ meinte der Alte — „wir ſind ein bischen nahe an's Ufer gekommen.“

„Ich fürchte das auch, denn nach dem erſten Ruck, den es gethan, ſpüre ich nichts mehr, — ſoll ich einziehen?“

„Ja, aber recht langſam,“ gab der Alte zur Antwort, worauf er ſeine Ruder einzog und, ſich vornüber beugend, in geſpannter Aufmerkſamkeit dem Einholen

der langen Schnur zuſchaute — „ſpüren Sie kein Zucken mehr an der Angel?“

„Nicht das geringſte.“

„So werden wir Moos oder Schilf gefangen haben.“

Leider beſtätigte ſich das auch nach Ablauf der nächſten zwei Minuten, und Alexander Dellwing zog ſtatt des erwarteten Hechtes ein Büſchel Seegras an die Oberfläche des Waſſers — „glücklicherweiſe aber,“ ſagte er — „iſt Angel und Köderfiſch unverletzt.“

„So reinigen Sie ihn ſorgfältig von dieſem langweiligen Grün und laſſen ihn raſch wieder aus. Es iſt mir gerade ſo, als ſtände dicht bei uns ein hungriger Hecht, der nicht erwarten könnte, bis er unſer Eiſen geſchnappt hat; es kommt das oft vor, nachdem man zuerſt genarrt worden iſt.“ Bei dieſen Worten hatte der Alte wieder zu den Rudern gegriffen und trieb das leichte Boot anfänglich etwas raſcher dahin, um ſo die Schnur ſich ſchneller wieder abwickeln zu laſſen.

Dieß war indeſſen noch nicht gänzlich geſchehen, als Alexander Delliving, plötzlich mit dem Arme nachgebend, ein lautes „Oho!“ ausrief und dann die Rechte erhob, zum Zeichen, daß der Nachen halten ſolle.

„Spüren Sie etwas?“

„Aber wie!“ rief der Maler mit leuchtenden Augen

— „dießmal iſt es etwas Lebendiges, darauf möchte ich ſchwören.“

„Laſſen Sie mich einmal an die Schnur fühlen,“ ſagte Jonas näher kommend und ſetzte hinzu, indem er kaum die Schnur in ſeiner Hand hielt: „Kein Zweifel, es iſt das ein recht ſchwerer Hecht, der an der Angel hängt; ziehen Sie ſehr behutſam ein, während ich langſam zurückfahre.“

„Der Kerl reißt mir faſt den Arm aus!“ jubelte der Maler und hatte bei dieſer angenehmen Aufregung ſogleich und vollſtändig Sonne und Hitze vergeſſen.

„Langſam, nur langſam, es wäre ja wahrhaftig ein Unglück, wenn er uns auskäme!“

„Unbeſorgt, — da iſt er ſchon. Welch' prächtiger Kerl!“ rief der junge Maler, wobei ſeine Augen vor Entzücken ſtrahlten, was Jeder vollkommen begreiflich finden wird, der ſich, zum erſten Male die widerſtrebende Angel langſam anziehend, des Augenblicks erinnert, wo endlich ein ſtarker, mehrere Fuß langer Hecht unter der Oberfläche des Waſſers ſichtbar wird, in ſeinem ohnmächtigen Widerſtreben eine leichte Schlangenlinie beſchreibend, wobei ſeine glatte, geſchuppte Haut, jetzt vom Sonnenlichte erreicht, glänzend und ſtrahlend erſcheint.

„Langſam, jetzt erſt recht langſam!“ warnte der Alte,

während er das Boot raſch wandte, ſo daß er jetzt in die Nähe des gefangenen Hechtes kam, um ihm mit größter Vorſicht das Fangnetz unter die Schwanzfloſſen zu bringen und dann den mächtig Zappelnden und ſich gewaltig Wehrenden in's Boot, ſowie in den dort befindlichen Waſſerzuber zu bringen. — „Ein braver Hecht," ſagte er alsdann ſchmunzelnd — „hat wenigſtens ſeine zehn Pfund, jetzt aber heißt's: ihm die Angel aus dem Rachen zu löſen, ohne einen Finger zu verlieren, denn ſo ein Kerl ſpaßt nicht, wenn er zubeißt. — Nehmen Sie ihn ſo und ſetzen ihm beide Daumen feſt in die Kiemen, — — ich brauche ſchon meine Zange, um ihn von dem Eiſen zu operiren — — da hätten wir es glücklich heraus und er iſt ſo ungefährlich verletzt, daß er durchaus nicht zahm geworden iſt."

„Ich fühle das wohl, denn ich kann ihn kaum halten."

„Nur noch einen Augenblick, bis ich den Deckel des Zubers befeſtigt habe, — ſo Männlein, du wirſt den kleinen Lachsforellen und den armen unſchuldigen Renken nicht mehr ſchaden."

„Blitz, war das ein famoſer Fiſchzug!" rief der Maler, die Haare aus dem glühenden Geſichte ſchüttelnd — „ich hätte nie geglaubt, daß Einen das ſo an- und aufregen könnte!"

„Iſt jetzt vielleicht ein Schlückchen gefällig?“

„Ich nehme es mit beſtem Danke an und gebe Ihnen dafür eine Cigarre, dann wollen wir aber ſogleich wieder die Angel auswerfen.“

„Gewiß, doch denke ich, wir verſuchen es dießmal mit zwei, backbord mit einer Hechtangel, während wir ſteuerbord ſo weit als möglich den Bootshaken ausſtrecken und über deſſen Zinken eine Lachsſchnur laufen laſſen, die ich vor der Abfahrt ſorgfältig mit kleinen Renken geſpickt habe; ſehen Sie her, alle drei Fuß einen der Köderfiſche an ſtarker Angel und unten ein ordentliches Gewicht, welches die Schnur leicht ein paar hundert Fuß hinabzieht, — ich glaube, wir können auch daran was bekommen, denn das ſchwüle Wetter iſt zum Fiſchen gut.“

„Jedenfalls wollen wir es verſuchen; Sie beobachten die Hechtſchnur, während ich nach der andern ſchaue.“

Meiſter Jonas, der in dieſen Dingen eine eben ſo große Erfahrung als Geſchicklichkeit beſaß, war in Kurzem mit ſeiner Vorbereitung fertig und ruderte alsdann langſam und mit geſpannter Aufmerkſamkeit weiter, ja, als ſein junger Gefährte reden wollte, ſchüttelte er mit dem Kopfe und ſagte flüſternd: „Die Lachsforelle iſt viel ſchlauer als der dumme Hecht!“

nete zur Wiederherſtellung der Ehre der Königin, für deren Unſchuld ſich faſt ganz Granada erhob, ein Gottesgericht an, in welchem die vier Zegri mit vier andern Rittern kämpfen ſollten, doch hatte die Königin, ſo ſagt der Geſchichtſchreiber, im Bewußtſein ihres Rechts Keinen ihrer Freunde zu ihrer Vertheidigung aufgefordert und überließ Alles dem Willen Gottes.

Auf demſelben Platze, wo wir uns jetzt befinden, wurden damals Turnierſchranken aufgerichtet, ſowie ein ſchwarzes Gerüſt, auf welchem die Königin, umgeben von ihren Frauen und umringt von den edelſten Geſchlechtern, die ſich in Trauerkleidern eingefunden hatten, mit Ergebung ihr Schickſal erwartete. Die Stimmung gegen den König war ſo, daß die Stadt anfing, ſich zu empören und die Almoradinen, Alabezen und Gazulen im Begriff waren, hervorzubrechen, um Boabdil vom Throne zu ſtoßen. Doch wurden ſie gewarnt, denn wenn ſie auch die Königin aus Lebensgefahr befreiten, ſo blieb doch ihre Ehre befleckt, wenn ſich keine Kämpfer für ſie zeigten. Alle Fenſter, Erker und Altane waren beſetzt und angefüllt mit Menſchen, unter denen aber Niemand war, der nicht geweint hätte und tief gerührt geweſen wäre. Die vier Zegri, welche erwartend in den Schranken hielten, trugen über ihrer Rüſtung grüne und ſchwarze Kleider und hatten eben ſolche Fähnlein und Federn. Auf ihren Schildern zeigten ſich Schwerter, an denen Blut herabtropfte, mit der Inſchrift: „Für die Wahrheit wird es vergoſſen.“

So war denn die Partei der Königin in geſpannter Erwartung von Morgens acht Uhr bis Mittags um zwei, wo ſich immer noch kein Kämpfer gezeigt hatte. Da auf einmal hörte man Lärmen, den Ruf des Volks, ſowie das Klirren von Pferdehufen hinter dem Thore von Bivarrambla. Vier Ritter erſchienen in türkiſcher Tracht, die auf mächtigen Roſſen in die Schranken ſprengten und ſich als Kämpfer für die Königin ankündigten. Sie waren himmelblau gekleidet; die Turbane um die Stahlhauben von weißer Leinwand, mit goldenen und blauen Streifen durchwirkt, zeigten oben eine Spitze mit einem reichen Buſch von

— — — — „Au!“ rief der junge Maler bald darauf, heftig zuſammenzuckend.

„Hat etwas bei Ihnen gebiſſen?“

„Ja, aber nur eine Bremſe meine Hand. Wie dieſe Beſtien heute ſtechen!“

Der Alte antwortete nichts, ſondern warf nur einen raſchen Blick auf die dunſtigen Ufer, ſowie auf die nun hinter den Wolken kaum noch erkennbaren Berge; plötzlich aber beugte er ſich raſch vornüber, während er zu gleicher Zeit durch einen feſten Druck mit den Rudern das Boot zum Stehen brachte und dann rückwärts trieb, — „geben Sie Achtung!“ rief er jetzt in triumphirendem Tone.

Alexander Dellwing hatte ſich auf das hin raſch umgewandt und kaum Zeit gehabt, ein heftiges Zucken an der Schnur des Bootshakens zu beobachten, als er auch ſchon ein paar hundert Schritte hinter dem Nachen etwas aus dem Waſſer emporſchnellen ſah, anzuſehen wie ein Stück leuchtenden Silbers, von dem Brillanten herabſtäubten, das aber eben ſo ſchnell wieder unter dem Waſſer verſchwunden war.

„Nehmen Sie die Ruder und raſch zurück!“

„Aber meine Hechtſchnur?“

„Binden Sie ſie feſt, — ſo, laſſen Sie mich auf Ihren Platz, — etwas raſcher zurück; ich fürchte wahr-

haftig, die Lachsforelle reißt mir die Angelschnur aus der Hand oder entzwei, und lieber wollte ich doch acht Tage lang meine Rumration verlieren, — so ist's recht, — jetzt ein wenig langsamer, — — — — ein paar Klafter hat diese Dame sich heranziehen lassen, wird aber auf's Neue widerspenstig — — glauben Sie wohl, Herr Dellwing, daß ich schon stundenlang gebraucht habe, ehe ich eine starke Lachsforelle in's Boot brachte?"

„Gleichviel, — ich finde diese Jagd wundervoll aufregend," sagte Alexander Dellwing, wobei er die Schnur auf der Backbordseite mit der Hand erfaßte und dann lustig ausrief: „Ich glaube wahrhaftig, auch bei mir hat etwas angebissen!"

„Damit wollen wir uns vorderhand nicht aufhalten," versetzte Meister Jonas, flüchtig hinblickend — „wenn es ein Hecht ist, so wird er der Angel folgen und wir können ihn später an Bord ziehen; hat sich aber der Haken in einer Wurzel verfangen, was Sie dadurch fühlen werden, daß sich die Schnur stramm anspannt, so helfen Sie nach und reißen Sie sie los."

„Festgehakt sind wir nicht, denn was an der Angel hängt, folgt stetig; ob es nun Fisch oder wieder Schilf und Moos ist, kann ich allerdings nicht wissen."

„Die Bewegungen der Dame hier werden schon ruhiger und gemüthlicher," meinte der alte Seefahrer kopf-

nickend — „bitte aber immerhin, noch einige hundert Fuß zurückzugehen, — ſo — langſam — halten Sie jetzt, — — er folgt williger, — bravo, bravo, ſo iſt's recht, der Klügſte gibt nach."

Bei dieſen Worten zog er langſam die Schnur ein, aber nicht ohne dieſelbe zuweilen wieder um einige Klafter ſchießen zu laſſen, was dringend nothwendig war, denn die Lachsforelle, feſten Widerſtand findend, würde ſich den Kiefer wegreißen, um zu entkommen.

„Werden wir die Beiden in Einen Zuber ſperren können, wenn wir ſie erſt haben?"

„Wenn wir ſie erſt haben, gewiß; die Lachsforelle iſt durch die Angel gewöhnlich ſo ſchwer verletzt, daß man ſie nicht leben laſſen kann, und wird ſich mit dem Hecht alsdann gut vertragen. Aber ſchlagen Sie noch ein paar Mal ſcharf zurück, — ſo, und nun faſſen Sie die Schnur, während ich das Fangnetz zur Hand nehme. Das Mühevollſte und Unſicherſte der ganzen Geſchichte kommt jetzt erſt, denn wenn die Lachsforelle noch Kraft genug hat, wird ſie beim Erblicken des Bootes einen Sprung verſuchen, ähnlich dem erſten, und dann heißt es: plötzlich nachlaſſen. Sehen Sie, da rückt ſie ſchon heran, ſcheinbar müde und demüthig, — pah, nicht ſo groß, wie ich mir gedacht, wird wenig über vier Pfund haben, aber es ſind das die beſten, wie Sie nachher

ſelbſt ſagen werden, — etwas nachlaſſen, ſie wird ſogleich ſpringen — ah, das war eine kleine Anſtrengung, — nur langſam heran damit!"

Er beugte ſich mit dem Fangnetz weit über den Rand des Bootes, und gleich darauf zappelte die Lachsforelle auf dem Boden des Fahrzeuges, worauf Meiſter Jonas ſie raſch tödtete und dann die Angel herausſchnitt, welche der gierige Fiſch tief hineingeſchluckt hatte.

„Jetzt zu meiner Hechtſchnur, — — ſie läßt ſich ohne den geringſten Widerſtand hereinziehen; ich fürchte faſt, bei der Jagd auf die Lachsforelle meine Beute eingebüßt zu haben."

„Wohl möglich, es iſt aber auch gleichgültig; wir haben an der Lachsforelle mehr als genug für unſer Mittageſſen, und was den Hecht anbelangt, ſo wird Madame Murſchel perſönlich allerdings große Freude daran haben, obgleich der gnädige Herr auf Fiſche ſo gut wie gar nichts gibt."

„Der Gedanke eines Mittageſſens iſt gar nicht übel, denn ich fange an, Hunger zu verſpüren. Wiſſen Sie ein Dorf in der Nähe oder ein einzelnes Wirthshaus, wo wir uns den Fiſch könnten zubereiten laſſen? — Wir haben nicht mehr weit nach Am-Felſen."

„Die Zubereitung beſorge ich ſelbſt auf Seemannsart in einer kleinen Bucht nicht weit von hier, wo ich

ſchon früher einmal geraſtet und die Nacht über blieb."

„Wir könnten ja auch die Kloſterinſel anlaufen, ſo ungaſtlich werden ſie ja doch nicht ſein, um uns das Landen zu verbieten, — was denken Sie, Meiſter Jonas?"

„Ich denke, wir ſollten es mit meiner Bucht verſuchen, die Ihnen gewiß gefallen wird." Der Alte hatte die Ruder wieder ergriffen und zog ſo kräftig daran, daß der leichte Kahn auf der ſpiegelglatten Fläche ordentlich dahinzufliegen ſchien.

„Es wär' eine ſo ſchöne Gelegenheit geweſen, die Inſel ohne Aufſehen zu beſuchen," meinte der junge Maler, nach dem Eiland hinüberblickend — „man kann es doch einem Fremden nicht verbieten, dort zu landen, um, wenn ſich Jemand zeigt, die höfliche Frage zu thun, ob man ſich nicht ein bischen umſchauen dürfe."

„Ja, ja, um von dem Kerl mit den beiden Hunden eine barſche Antwort zu erhalten, wie es Andern ergangen iſt, und dann in der Sonnenglut weiter rudern zu müſſen."

„Aber auf der Rückfahrt heute Abend oder vielleicht morgen früh könnten wir unſer Glück verſuchen."

„Oder unſer Unglück; ich habe eine wahre Abnei-

gung gegen die Kloſterinſel mit ihren Bewohnern. So oft ich dort vorüberfahre, bin ich immer recht zufrieden, wenn ich das ſtille Eiland mit ſeinen düſteren Bäumen hinter mir habe. Wer ſich, wie Die dort, von aller Welt abſperrt, muß ſeine guten Gründe gegen den Verkehr mit andern lebendigen Menſchen haben. Es war da von jeher nicht ſauber, und früher, als ſich auf der Inſel nichts befand wie die alten Kloſterruinen, wäre kein Fiſcher oder Schiffer um irgend welchen Preis über Nacht auf der Inſel geblieben; wenn Sie auch mitſammt dem Herrn neulich gelacht haben, als ich von Waſſernixen und Seejungfern ſprach, ſo bleibe ich doch auf meinem Glauben, und Sie müſſen mir zugeben, daß kein Menſchenverſtand darin liegt, ſich von ſchwimmenden Hunden auf dem See ziehen zu laſſen, — ein wenig backbord, wenn's gefällig iſt. — Ich weiß wohl, daß Sie keinen Glauben daran haben," fuhr der Alte brummend fort — „hätten auch ſonſt den Schleier nicht zu ſich genommen, den jedenfalls eine neugierige Waſſernixe verloren hat."

„An den habe ich wahrhaftig nicht mehr gedacht," erwiederte Alexander Dellwing lachend, faßte aber zu gleicher Zeit an die Bruſttaſche ſeiner Joppe, wohin er den in jener Nacht gefundenen Schleier heute vor der Wegfahrt nicht ganz ohne Abſicht geſteckt; doch war er

viel zu gutmüthig, um dieſen Gegenſtand des Grauens für den alten Seemann dieſem, als in der Nähe befindlich, zu verrathen. Wäre Gräfin Iſabella auf dem Dampfer minder ſchroff und unnahbar geweſen, ſo würde ihm das aufgefundene Gewebe Stoff genug zu einer neckenden, anregenden Unterhaltung gegeben haben, und an die Möglichkeit eines ſolchen Zuſammentreffens denkend oder auch an einen Beſuch auf Silberhaus, hatte er ihn mitgenommen und war ſo gut wie überzeugt, daß ihn die ſchöne Frau an jenem Abend bei den beleuchteten Schiffen vor Radelden verloren; trug der Schleier doch in einer Ecke zierlich geſtickt ein großes S, umgeben von einem Kranze aus Schilfblättern.

Die Phantaſie ſtrich jetzt in mäßiger Entfernung bei Am-Felſen vorüber und Alexander Dellwing erkannte nicht nur die Szenerie im Allgemeinen wieder, ſondern jetzt auch den Hafen, wo ſie damals mit der kleinen Sarah gelandet waren, dahinter das ſtattliche Silberhaus, deſſen ſämmtliche Fenſterläden, wohl der heißen und blendenden Sonne wegen, feſt verſchloſſen waren, auch den ſchattigen Park, ſowie den Garten und die Terraſſe, alles Das einſam und verlaſſen unter dem Drucke der brütenden Hitze. Seine Blicke ſchweiften aufwärts und er meinte nicht nur die Anhöhe zu erkennen, wo er an jenem Morgen mit der ſchönen Frau

geſeſſen, ſondern auch den weitäſtigen Baum, unter dem ſich die roh gezimmerte Bank befand.

Faſt hätte ihn dieſe Oede und Verlaſſenheit ſchmerzlich berührt, beſonders aber, wenn er an jenen kalten, förmlichen Empfang auf dem Verdecke des Dampfers dachte — faſt, ſagen wir, denn gleich darauf dachte ſein leichter Sinn, daß ſich alles Das hier in kurzer Zeit wieder gänzlich verändert haben würde, die Fenſterläden ſich öffnen, um die friſchere Abendluft einzulaſſen, Madame Sarah Silberfeld mit ihren Söhnen, ſowie mit dem berühmten Profeſſor und dem ausgezeichneten Schriftſteller auf der Terraſſe ſitzen werde, redend von der Hitze des heutigen Tages, während vielleicht Iſabella ihr Lieblingsplätzchen dort oben aufſucht, um ſich wohl nicht allzu heiter auf dem See und in der jüngſten Vergangenheit umzuſchauen.

Was konnte ſie vermocht haben, ihn ſo auffallend ſchlecht zu behandeln? Kannte ſie ihn doch noch nicht genau genug, um zu wiſſen, daß man ihn mit guter Behandlung nicht allzu ſehr verwöhnen dürfe, und daß man ſeiner Anhänglichkeit am ſicherſten ſei, wenn man ihm wenig Anhänglichkeit bezeige. — Nein, nein, es lag mehr darin als gewöhnliche Koketterie, und doch war es wieder eine kokette Gleichgültigkeit — das tröſtete ihn.

Silberhaus war verſchwunden hinter dem Vorſprunge des kleinen Hafens, und der junge Maler, der die Seeufer hinter Am-Felſen noch nicht in der Nähe geſehen, freute ſich über die maleriſche Abwechslung derſelben eben ſo ſehr, als über die Ruhe und Abgeſchiedenheit dieſer Partie des ſchönen Sees. Am-Felſen verſank mit ſeinen Häuſern hinter den dunklen Tannenwäldern, und dieſe erſtreckten ſich hier mit ihren rieſenhaften Stämmen gegen den See hinab, ihn aber nur auf einzelnen Punkten erreichend, ſo Waldlichtungen bildend mit Gruppen majeſtätiſcher Buchen und Eichen, welche ihre mächtigen Aeſte oft weit über den Waſſerſpiegel ausſtreckten, ſo daß man häufig am Ufer wie unter einem Schattendache dahinfuhr, wozu ſich aber Meiſter Jonas nur ein paarmal auf Erſuchen ſeines jungen Freundes verſtand, der irgend eine maleriſche Schlucht näher betrachten wollte oder die friſchgrünen Ränder, zwiſchen denen ein kryſtallhelles Bächlein dahinfloß, auch wohl einen ſeltſam geformten Felſen, ſowie verſchiedenes Anderes, was ihm maleriſch ſchön däuchte und ihn oft zu freudigen Ausrufungen veranlaßte, wogegen es der Alte liebte, vom Ufer entfernt zu bleiben, wo, wie er ſagte, die Stechfliegen minder empfindlich und nicht ſo unverſchämt ſeien, als in der brütenden Hitze unter den Bäumen; doch war dieß nicht ſein eigentlicher Grund und blieb

er vielmehr, um den Landungsplatz beſſer rekognoszieren zu können, von dem feindlichen Ufer entfernt, — feindlich war für ihn nämlich jedes Ufer außer dem von Buchenеck.

Der See war von einer unbeſchreiblichen Glätte und Klarheit; man konnte neben dem Boote hinab wohl in einer Tiefe von dreißig Fuß jeden größeren Stein, ja jeden mäßigen Kieſel erkennen. Es war, als ſei das gar kein Waſſer mehr, die Fläche, über welche die Phantaſie hinglitt, ſondern eine flüſſige Kryſtallmaſſe mit der Eigenheit, alle Gegenſtände auf dem Boden des Sees blendend hell erſcheinen zu laſſen, häufig umgeben mit einem Anflug von Regenbogenfarben.

„Wie das in die Tiefe lockt!“ ſagte Alexander, träumeriſch hinabblickend — „ich bin überzeugt, wenn man da unten an dem leuchtenden Felsblocke dreimal anklopfen würde und das betreffende Wort wüßte, er würde ſich öffnen und ließe den Glücklichen eintreten in die Kryſtallgrotte irgend einer Meluſine. He, Meiſter Jonas, wie weit haben wir noch bis zu unſerem Landungsplatz?“

„Sehen Sie dort vor uns am Ufer den kleinen, von Fichten rings umgebenen Platz mit den beiden alten Eichen dicht am Ufer? Der iſt's, und es gibt keinen heimlicheren am ganzen See. Schade, daß nicht irgend-

blauen, grünen und rothen Federn, untermiſcht mit Gold- und Silberſchnüren. Die Inſchriften auf ihren Schildern waren verſchieden und bezogen ſich auf den Kampf, um die Ehre der Königin zu retten. Eine hieß:

Himmelan will ich ihn heben,
Daß er deſto tiefer falle,
Für die weltbekannte Bosheit,
Die er ohne Scheu begangen.

Die vier unbekannten Kämpfer aber waren chriſtliche Ritter aus dem Lager König Ferdinand's und zwar Ponce de Leon, Don Alonzo de Agilar, Don Johann Tchacon und der Alkaide von Donzelles. Nach einem wilden erbitterten Kampfe tödteten ſie die vier Zegri's und ſo wurde die Ehre der Königin gerettet.

Nicht umſonſt habe ich vor den Augen des Leſers den jetzt ſtillen Platz von Bivarrambla mit Geſtalten und Bildern der ehemals ſo glänzenden Zeit bevölkert; mir ſelbſt tritt an ſolchen Stellen das Andenken an eine gewaltige Geſchichte, die ſich hier abrollte, immer lebhaft vor die Seele und bringt mich in eine Stimmung, die mich beſonders fähig macht, was aus jener Zeit noch übrig geblieben iſt, mit doppeltem Intereſſe zu betrachten. Ich habe nun einmal die glückliche Phantaſie, um mir einbilden zu können, hier auf der Bivarrambla ſei ſoeben ein glänzendes Kampfſpiel beendigt, und ich ſei umfluthet von dem Gewühl der Zuſchauer und Kämpfer, die nun eilfertig auf allen Seiten dem Platze entſtrömen. Vor uns geht es den Zacatin hinauf, eine enge Straße, auf beiden Seiten im Erdgeſchoſſe der Häuſer mit reichen Gewölben beſetzt, Kaufläden, aus denen heute noch wie damals bunte ſeidene Stoffe und goldene Geſchmeide flimmern und glänzen. Dort hinauf führt der Weg zur Alhambra und die Straße iſt mit einem dichten Menſchenſtrome, mit Reitern und Fußgängern angefüllt. Kriegeriſche Muſik erſchallt, die Waffen klirren, die Hufe der Pferde dröhnen auf dem Pflaſter und wenn man ſo hinſchaut, erblickt man nichts wie einen bunten leuchten-

wo hier herum Menschenfresser wohnen, wie verborgen könnten die doch ihr Wesen treiben! Sie werden das sogleich sehen."

„Etwas später wahrscheinlich, Meister Jonas," versetzte der junge Maler aufstehend — „denn ich habe unbeschreiblich Lust, hier zuerst ein Bad zu nehmen; ich werde mich rasch entkleiden, von der Bank in's Wasser springen und dann dem Boote folgen."

„Meinetwegen, ich kann nichts dagegen einwenden, springen Sie aber ein bischen vorsichtig ab, daß wir nicht zu stark in's Schwanken kommen!"

„Ich werde mit einem wundervollen Salto in die Tiefe gehen, passen Sie auf!" Und kaum hatte er das gesagt, war er seiner Kleider entledigt und flog so leicht kopfüber mit vorgehaltenen Händen in die krystallhelle Tiefe hinab, daß die kleine Phantasie kaum ein paar Mal ganz leicht und anmuthig schwankte.

Der Alte blickte mit Wohlgefallen dem Schwimmer nach, dessen edel geformter, jugendlich schöner Körper jetzt tief unter dem Wasserspiegel wie aus leuchtendem Silber bestehend erschien, der alsdann unter dem Boote weg auf die andere Seite schwamm, sich hierauf mit halbem Leib aus dem Wasser erhob und, nachdem er ein paar Mal tief geathmet, lachend sagte: „Die schöne Wassernixe ist nicht zu Hause, sie macht eine Rundfahrt

auf dem See, und jetzt erinnere ich mich auch, daß ich ſie vorhin mit einem ſeegrünen Sonnenſchirm auf dem Dampfer ſah, — ſchade, und ich hatte nicht einmal eine Viſitenkarte bei mir — aber das Waſſer iſt wundervoll, Meiſter Jonas, an der Oberfläche faſt zu warm; Sie ſollten ebenfalls hereinkommen."

„Danke ſchön, für dergleichen Sprünge bin ich zu alt. Soll ich mit dem Boot bei Ihnen bleiben oder ſchon vorausrudern und am Ufer landen?"

„Fahren Sie immerhin voraus, ich werde noch eine Tour in den See hinaus ſchwimmen, es iſt zu wonnig da!"

Da der Alte wußte, welch' fertiger und unermüdlicher Schwimmer Jener war, ſo wandte er ſich dem Lande zu und der Kiel der Phantaſie fuhr wenige Minuten ſpäter knirſchend auf den Sand in der Nähe der beiden alten Eichen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Die Meluſine.

Es war hier aber auch ein ſtiller, heimlicher Platz, wie man ſich ihn, beſonders bei dem drückend heißen Sommernachmittage, nicht ſchöner wünſchen konnte. Die jungen Fichten, welche ihn faſt ganz umkränzten, gaben wohlthuenden Schatten und ſchoben ſich couliſſenartig ſo gegen das Ufer hin, daß man wenige Schritte vom See entfernt ſich in einem vollſtändigen Verſteck befand. Rings umher war der Boden mit weichem Moos bedeckt, wogegen in der Mitte der glatte Felsboden zu Tage trat, und hier lagen einige Steine zuſammengeſchichtet, die vom Feuer ſchwärzlich angehaucht waren und zwiſchen denen man noch verkohlte Holzſtücke ſah.

Der alte Seefahrer zog die leichte Phantaſie, nachdem er ausgeſtiegen war, ziemlich weit auf das Ufer,

ſtellte dann den Zuber mit dem lebenden Hechte an einer ſchattigen Stelle in das Waſſer und trug hierauf den Proviantkorb der Frau Murſchel gegen die Fichtenwand, wo er ihn mit einem behaglichen Schmunzeln auspackte und, mit einem Meſſer bewaffnet, daran ging, die Lachsforelle auszunehmen und zu reinigen, was er mit großer Geſchicklichkeit that.

In dem Korbe fand ſich auch, allerdings ſehr überflüſſiger, Comfort für ein ländliches Mahl, ein großes Tiſchtuch, dem Meiſter Jonas aber eine richtigere Verwendung gab, indem er es an das Seeufer ſeinem jetzt heranſchwimmenden jungen Gefährten entgegentrug, der es dankbar annahm, ſich ſogleich hineinhüllte und, maleriſch drapirt, umherſpazierend in dem wohlthuenden Schatten der duftenden Fichten, ein angenehmes Luftbad nahm, ehe er ſeine Kleider wieder anzog, um ſich alsdann in das weiche Moos auszuſtrecken.

„Ich würde jetzt mit keinem König tauſchen, Meiſter Jonas," rief er heiter — „und iſt bis jetzt unſere Landpartie ſo wundervoll, wie ich früher nie eine erlebt, auch verſpricht die Fortſetzung etwas, denn ich ſehe Sie unſere Lachsforelle mit einer vielverſprechenden Kunſtfertigkeit behandeln, bin aber noch im Unklaren, auf welche Art Sie dieſelbe ohne jegliches Geſchirr backen oder röſten wollen."

„Das lernt man bei den Indianern, und kann ich Sie versichern, daß ein Fisch, auf solche Art zubereitet, ein außerordentlich feines Gericht gibt.

„Womit kann ich Ihnen helfen, Meister Jonas? Denn ich schäme mich, hier faul zu liegen, während ich Sie arbeiten sehe, auch macht es mir Vergnügen, Ihnen beizustehen."

„In dem Falle allerdings könnten Sie rückwärts im Dickicht etwas dürres Holz zusammenlesen und alte Tannenzapfen; Sie werden es ohne Mühe finden."

So war es auch und Alexander Dellwing kehrte nach ein paar Minuten mit einem ganzen Arm voll Reisig und die Taschen mit dürren Tannenzapfen gefüllt zurück, sehr begierig darauf, wie der alte Seefahrer die Lachsforelle ohne Pfanne oder irgend welche Schüssel behandeln würde. Er hatte sie sauber geputzt unter breite Blätter des Huflattichs gelegt, während er daneben einen kleinen Haufen wilden Sauerampfers zusammengetragen hatte, dann zündete er von dem Reisig ein Feuer an und als dieses hoch aufloderte, legte er glatte Steine hinein und bedeckte diese mit einem Theil der dürren Tannenzapfen.

„So, jetzt wollen wir die Bratpfanne zurichten," sagte er, sein Messer nehmend und auf einem Platze, der unter magerem Rasen ein Gemisch von feinem

Kies und Erde bot, eine längliche Vertiefung grabend.

„Ah, ich fange an, Ihre Art der Zubereitung zu verstehen, las auch schon darüber und bin begierig, ob das wirklich ein so schmackhaftes Gericht wird, als die Erzähler versichern — man umwickelt jetzt den Hecht mit den Blättern des Sauerampfers, und das wäre ein Geschäft, das ich schon besorgen könnte, während Sie in die Grube eine Unterlage machen von heißen Steinen und verkohlten Tannenzapfen."

„Aber umwickeln Sie jeden Theil des Fisches mit Blättern, nachdem Sie ihn vorher mit Butter belegt, woran es die umsichtige Frau Murschel nicht hat fehlen lassen."

„Ich werde ihr meinen ganz besonderen Dank dafür ausdrücken," antwortete Alexander Dellwing — „und möchte selbst zusehen können, wie ich mich als Küchenjunge anstelle."

— — — — „Nicht so übel," meinte der alte Seefahrer, nach einer Pause zu seinem jungen Gefährten tretend, nachdem er die Grube halb mit den heißen Steinen angefüllt und von den glimmenden Tannenzapfen ein neues Feuer darüber angefacht hatte — — „jetzt aber kommt die andere Seite und dabei, vor Allem aber beim Umwenden, werde ich Ihnen helfen.

Die Forelle muß vom Kopf bis zum Schwanz ſo dicht eingehüllt ſein, daß ſie nicht von der Glut berührt wird, und um die ſchmalen Sauerampferblätter feſtzuhalten, wickeln wir die breiten des Huflattichs darüber; ein paar zuſammengeknüpfte Grashalme geben dem Ganzen die gehörige Feſtigkeit — ſo — und nun wollen wir ſie in die Pfanne legen."

„Wie das appetitlich ausſieht und welch' angenehmer Duft ſich jetzt ſchon aus den Kräutern und der friſchen Butter entwickelt; ſchade, daß das Gericht jetzt mit heißen Steinen zugedeckt werden muß!"

„Aber nothwendig, damit es raſch fertig wird, — dort liegt die Waſſerſchapfe des Bootes, bringen Sie damit noch von den glühenden Tannenzapfen, während ich die Steine zurecht lege, — noch ein paar, wenn ich bitten darf, ſo, nun iſt's genug und nun wollen wir den ausgeſtochenen Raſen wieder darüber decken."

„Wie lange kann es dauern, bis wir zur Tafel gehen?"

„Wohl eine Stunde, und wenn Sie unterdeſſen einen Spaziergang in den Wald machen wollen, ſo werden Sie erſtaunt ſein über die mächtigen Bäume, welche Sie dort finden."

„Dazu will ich lieber die Abendkühle abwarten und jetzt in Erwartung des köſtlichen Mahles als echter

Sybarit vorher eine Sieſta halten; ich muß ſchon ſagen, daß mich die Hitze während unſeres Fiſchzugs, ſowie auch darauf mein Bad ermüdet hat, allerdings auf angenehme Art, und da es wohl keinen köſtlicheren Ruheplatz gibt, als dort auf weichem Moos im Schatten der wohlriechenden Fichten, ſo werde ich mich dem Genuſſe des Schlafens mit Behagen hingeben, bin aber überzeugt, daß Sie treffliche Wache halten werden ſchon wegen unſeres unterirdiſchen Gerichtes und auch, damit es nicht kühnen Seeräubern einfalle, uns hier zu überraſchen. — Wollen Sie mich wecken, wenn es Zeit iſt? — Danke, Meiſter Jonas, ehe der Zeiger der Uhr um eine halbe Minute vorgerückt iſt, werde ich im Reiche der Träume ſein."

Und ſo geſchah es auch, wenigſtens ſprachen dafür neben ſeinen ruhigen, regelmäßigen Athemzügen der behaglich freundliche Ausdruck auf ſeinen in roſigſter Jugendfriſche erglühenden Zügen. Es war aber auch prachtvoll, hier im Schatten auf dem weichen Mooſe zu ſchlafen, über ſich den tiefblauen Himmel mit ſeiner balſamiſchen Luft, vom See her phantaſtiſches Leuchten und Blitzen in die ſchläfrig zufallenden Augen, eingewiegt von dem Summen der Bienen, welche eifrig beſchäftigt waren an dem duftigen Harz der Fichten.

„Was wohl Alles durch ſo einen zwanzigjährigen

Kopf durchfährt im Schlafen und Wachen!“ dachte Meiſter Jonas, den ruhenden Gefährten betrachtend, während er mit der Sorgſamkeit einer Hausfrau den Korb der Frau Murſchel vollends auspackte und Alles, was er darin vorfand, nicht ohne Zierlichkeit nebeneinander auf eine der weißen Servietten ſtellte, auch legte er die Weinflaſche an einer ſchattigen Stelle in's Waſſer, zu welchem Allem er ſich aber gehörig Zeit nahm und auch zuweilen nach der Stelle ging, wo die Lachsforelle unter der Erde ſchmorte, wobei er ſich alsdann durch den Geruch überzeugte, wie weit dieſer Prozeß vorgeſchritten ſei.

Endlich, es war in der That eine gute Stunde vergangen, ſchien es ihm an der Zeit, den Schläfer zu wecken, damit dieſer ihm bei dem nicht ganz leichten Geſchäft, die Forelle zu ſerviren, behülflich ſei.

„Wunderbar hat mich das erquickt,“ rief der junge Maler, ſich auf dem Mooſe dehnend, — „ich glaube, ich habe vierundzwanzig Stunden geſchlafen, und es iſt wieder Nachmittag geworden. Iſt es nicht ſo, Meiſter Jonas?“

„Nicht ganz, denn Sie haben kaum eine Stunde geſchlafen.“

„Wunderbar, was ich Alles in dieſer Stunde erlebt habe, man reiſt raſch und genießt viel, wenn man träumt.“

„Aber jetzt kommt das Beste von allen Genüssen! Ich glaube, daß die Lachsforelle vortrefflich geworden ist, helfen Sie mir sie herausnehmen, — jetzt fehlt es doch an einer großen Schüssel oder so etwas," setzte der alte Seemann, sich am Kopfe kratzend, hinzu.

„Wie wär's mit einer der kleinen Ruderbänke der ‚Phantasie', die man ja herausnehmen kann? Man deckt eine Serviette darüber und hat eine Fischplatte, so seefahrerwürdig, wie es nur etwas geben kann."

„Ein guter Gedanke."

— — „Und rasch ausgeführt! Da ist das kleine Brett mit der weißen Serviette."

„Rücken Sie es ein bischen näher an den Herd — so recht; nun helfen Sie mir das Gericht behutsam herausnehmen, zu welchem Zwecke ich diese gabelförmigen Stöcke geschnitten habe — langsam — vortrefflich gelungen."

„Und servirt wie bei einer Krönungstafel, — Trompetenstoß, irgend ein Kurfürst erscheint und setzt das köstliche Gericht vor seine kaiserliche Majestät. — Dießmal bin ich der Kurfürst und Sie, Meister Jonas, sind gebeten, sich als Kaiser niederzulassen. — Tusch, das Gastmahl beginnt!"

Der Alte schmunzelte behaglich, als er die mürbe gewordenen, aber nicht durchbrannten Sauerampferblätter

den Strom aus zahllosen Farben, aus Gold- und Silberglanz bestehend, gewaltige Wogen, die sich vor uns hinwälzen, und deren Schaumkronen aus bunten Fähnlein, wehenden Federbüschen und strahlenden Helmzierden bestehen. — — Weiterhin zieht es über die Plaza nueva und jetzt erreichen wir die Calle de los Zenetes, so benannt von einem tapfern maurischen Stamme, der die Leibwache der letzten Könige von Granada bildete, die hier am Fuße der Alhambra ihre Quartiere hatte, und die Calle de Gomélès. Mit dem Ende dieser Straße sind wir auch am diesseitigen Ende der Stadt, am Thor de las Granadas, von den Mauren Bib-leurar genannt, von wo der Weg aufwärts nach der Alhambra führt, angelangt.

Wie es soliden Reisebeschreibern geziemt, wollen wir hier unsere Phantasie dahinter lassen und mit ihr die Schaaren der glänzenden Reiter, denen wir bis hieher in Gedanken gefolgt. Was sollten sie auch droben thun, die alten edlen Geschlechter, in den zerstörten Palästen ihrer Könige? Gewiß scheuen auch ihre gespenstigen Pferde vor dem christlichen Kreuze, das auf der Kirche prangt und sie selbst vor dem Palast des christlichen Königs, dessen Vorfahren sie aus ihrem Paradiese verjagt. Entlassen ist also unser kriegerisches Traumgefolge, und während wir die Blicke zurück zur Gegenwart führen, flattert die Farbenpracht, die uns soeben umgab, Gold und Silber wie ein strahlender schillernder Schaum in alle Lüfte, ohne aber für uns zu verschwinden, denn über uns haben wir ja das tiefe Blau des schönen spanischen Himmels; die glänzende Sonne wirft eine Masse von Gold rings um uns her und aus dem dunkeln Grün der Cypressen blicken uns in einer wahren Farbengluth rechts von der Höhe herab die rothen Thürme, Las torres bermejas entgegen.

Wir sind am Fuße der Alhambra, die Festungsmauern derselben, von denen ich schon früher sprach, senken sich hier in eine Schlucht hinab, welche den Cerro de Santa Elena in zwei Theile theilt; hoch oben am Rande dieser Schlucht steht links den zwei rothen Thürmen entsprechend der Thurm der

auseinanderbrach und nun von dem geſchmorten oder gedämpften Fiſch ein köſtlicher Geruch emporſtieg und der auch hielt, was er verſprach, denn das Gericht war vortrefflich und Beide ließen ihm unter den Scherzreden des jungen Malers, denen der Alte kopfnickend beiſtimmte, alle Gerechtigkeit widerfahren.

„Nur eins fehlt dieſem lukulliſchen Mahl, um es auf die Stufe der Vollendung zu erheben: der Damen ſchöner Kranz.“

„Schmeckt mir auch ohne das,“ meinte der Alte kopfſchüttelnd.

„Da uns aber dieſer ſchöne lebendige Kranz in Wirklichkeit fehlt, ſo muß man ſich mit dem Gedanken an die Schönſte begnügen, auf deren Wohl wir die Gläſer austrinken wollen.“

„Wer iſt wohl jetzt die Schönſte?“ fragte Meiſter Jonas mit einem eigenthümlichen Lächeln in den harten, wie aus Holz geſchnitzten Zügen.

„Nun, hier Niemand anders, als die ſchöne Meluſine da drunten, der ich ſo gänzlich vergeblich meinen Beſuch gemacht, daß ich nicht einmal eine ihrer lieblichen Geſpielinnen oder eine ihrer hübſchen Kammerjungfern zu Geſicht bekam. Verſtohlenes Lachen klang mir allerdings in den Ohren, auch murmelndes Geplauder, von dem ich aber, wie vorhin ſchon geſagt, nur ſoviel ver-

ſtand, daß die ſchöne Hexe irgendwo auf dem See herumfahre, — wo aber, mag Kühleborn wiſſen, — — kennen Sie denn gar kein Mittel, Meiſter Jonas," fuhr er lachend fort, „um die Seenymphen heranzuziehen?"

„Vor dergleichen gefährlichen Wiſſenſchaften ſoll mich der Himmel in Gnaden bewahren, und wenn ich es wüßte, ſagte ich es Ihnen doch nicht."

„Gehen Sie mit Ihrer Aengſtlichkeit — Sie haben gewiß auf Ihren Fahrten in Indien und da herum Mancherlei erfahren von ähnlichen angenehmen Zaubereien. Wer, wie Sie, mit einem Kreuzknoten die Windſtille zu bannen verſteht, der vermag es auch, liebenswürdige Geiſter heranzuziehen."

Sie hatten unter dieſen Geſprächen längſt abgetafelt und ruhten nun behaglich auf dem weichen Mooſe, der junge Maler, den Kopf auf die Hand geſtützt, während ſich Meiſter Jonas eifrig mit den Weinflaſchen beſchäftigte und bei den letzten Worten des Andern behaglich ſchmunzelnd den blinkenden Wein in ſeinem Glaſe betrachtete.

„Sie haben gewiß die Almeen kennen gelernt und die indiſchen Bajaderen, auch die ſchönen Mädchen auf Haiti? Man ſagt, ſie ſeien den Seefahrern nicht abhold und verſtünden ſich auf geheime Mittel, die Treuloſen wieder an ſich zu ziehen."

„Ja, in dem Punkt, da muß man ſich ganz beſonders in Acht nehmen," erwiederte der Alte kopfnickend, — „ich habe es wohl erlebt, daß junge, heißblütige Matroſen es auf dem Schiffe nicht mehr aushalten konnten in Erinnerung an's Genoſſene, und heimlich den Verſuch machten, zu einer jener glücklichen Inſeln zurückzukehren; gewöhnlich hatten ſie einen Ring dort zurückgelaſſen oder eine Haarlocke."

„Da ſind wir ſchon auf der richtigen Spur. Alſo, es bedürfte nur eines Pfandes, um auch die ſchöne Meluſine heranzuziehen."

„Mit ſolchen Dingen ſcherzt man nicht, das ſagte ich Ihnen ſchon neulich, als Sie den Schleier aus dem See fiſchten und mit ſich nahmen."

„Ah, den Schleier!" rief der junge Maler, ſich aufrichtend.

„Waſſer und Wind haben ihre Geheimniſſe, die man ihnen laſſen muß; ich würde den weißen Fetzen weit ab in den See geſchleudert haben, um die Eigenthümerin nicht zu beleidigen."

„Um die Eigenthümerin nicht zu beleidigen," wiederholte der Andere ernſt werdend, und ſetzte in Gedanken hinzu: „Finſter genug blickte mich die ſchöne Frau an, um auf die Vermuthung zu kommen, als ſei ſie erzürnt über einen Raub, den ich an ihr begangen,

und ich habe mir doch durchaus nichts vorzuwerfen, — — den Schleier aber hätten wir hier," fuhr er heiter fort, indem er das Gewebe hervorzog und über dem Kopfe schwang.

Der alte Seemann blickte scheu darnach hin und sagte dann stirnrunzelnd: „Hätte ich gewußt, daß Sie solches Zeug herumschleppen, so wäre ich nicht mit Ihnen zum Fischen gefahren; man muß mit Dergleichen keinen Scherz treiben."

Alexander Dellwing lachte laut und fröhlich, worauf er sagte: „Der Himmel wird ein Einsehen haben und mich für die Frevelthat vielleicht einmal vornehmen, wenn er es für nöthig findet, und nehme ich feierlich alle Schuld für Begangenes und noch zu Begehendes auf mich. — Sind Sie damit zufrieden?"

„Wenn Sie das Ding da nicht wieder mit nach Hause zurückschleppen wollen, vielleicht."

„Vielleicht lasse ich es als Dankopfer hier, wenn es so freundlich gewesen ist, mir guten Dienst zu leisten."

„Dergleichen leistet überhaupt niemals gute Dienste — was können Sie auch damit anfangen?"

„Es als Pfand gebrauchen, wie der Ring oder die Haarlocke, deren Sie vorhin erwähnten — die schöne Melusine heranzuziehen."

„Ei was — mit Ihren Kindereien! Sie verderben

mir die ganze Fahrt; ich mag nun einmal nicht dergleichen ruchlose Dinge hören oder gar mit ansehen.“

„Das sollen Sie auch nicht, mein lieber Meister Jonas, lassen Sie noch einen Scherz gelten! Bin ich doch ebenso überzeugt wie Sie, daß dieser Schleier nicht die Kraft hat, die Eigenthümerin heranzuziehen, ja, wenn es noch eine helle Mondnacht wäre.“

„Es will Abend werden,“ sagte der Alte, gedankenvoll auf den See blickend, dessen diesseitiges Ufer sich in Schatten gehüllt hatte, während jetzt das andere goldig bestrahlt war vom Schein der sinkenden Sonne, — „auch traue ich der Wetterwand nicht, die dort im Süden, allerdings sehr langsam, heraufzieht; vielleicht verschmilzt das wieder, vielleicht bringt es aber auch Gewitter und Sturm über Nacht. Ich glaube, es wäre deßhalb besser, wenn wir langsam nach Hause ruderten.“

„Ich hatte mich auf unser Bivouak gefreut, sowie auf eine Fischpartie beim ersten Strahl der Morgensonne; jedenfalls ist es schade, gerade jetzt von hier zu gehen, wo beim Glühen der Abendsonne Alles so wunderbar schön erscheint. Schauen Sie doch rückwärts, in den Wald hinauf! Leuchtet es nicht durch die Stämme wie flüssiges Feuer, und ist es nicht entzückend anzusehen, wie das Sonnengold an den majestätischen Stämmen der Eichen dort vor uns ordentlich herabrieselt?“

„Wenn Sie ſich das Alles noch ein wenig beſchauen wollen, ſo habe ich nichts dagegen und rathe Ihnen, ein paar Schritte durch den Wald längs des Seeufers zu gehen, während ich hier zuſammenräume und das Boot zur Abfahrt richte — bleiben Sie aber nicht zu lange!“

„Unbeſorgt! Dieſe großartige Einſamkeit bei Sonnenuntergang iſt zu ernſt, um erfreulich zu ſein, warum ſollte ich mich traurig ſtimmen?“

Damit ſchritt er unter den Fichten dahin, die abwechſelnd mit breitäſtigen Buchen auch hier zuweilen das Ufer berührten, als wollten ſie mit dem lebendigen Waſſer in Rapport bleiben, ſo ähnliche, aber viel kleinere Waldwieſen bildend, als die, welche er ſoeben verlaſſen. An ein paar Stellen war auch das Geſtade durch aufſtrebende Felſen unterbrochen, und hier fand er eine, die ſo reizend war, daß es ihn verlockte, ſich ein paar Augenblicke dort niederzulaſſen. Es war hier ein förmlicher Steinſitz unter einer gewaltigen Eiche, und der Fuß beider, da die Uferwand nur ein paar Schuh hoch war, wurde von dem leicht ſich hebenden Waſſer beſpült, der Stein und die knorrigen Wurzeln des Stammes, und dabei war dieſe Steinbank ſo zwiſchen den Fels und die Eiche eingeſchmiegt, daß man, vorüberfahrend, ſorgfältig hätte ſuchen müſſen, um ſie zu entdecken.

Dort ließ er ſich nieder, ſtrich den Hut von der heißen Stirn und blickte träumeriſch über den weithin leuchtenden See, auf deſſen ſilberner Fläche der Widerſchein zierlicher roſiger Wölkchen ſchwamm, während dieſe ſelbſt hoch am Himmel daherzogen, wie fliehend vor dem ſchweren, dunklen Gewölk, das ſich ſchon hoch über die Bergrieſen erhoben hatte, aber durchaus noch nicht drohte wie ein nächſtens ausbrechendes Wetter, ſondern bevor es wieder in die Berge zurückſank und verſchmolz, wie eine Warnung erſchien, daß man auch dem klarſten Sonnenhimmel nicht vollſtändig trauen dürfe. Es war ſo ſtill und feierlich rings um ihn her, wie es ſonſt wohl kurz vor einem ausbrechenden Gewitter zu ſein pflegt. Das gegenüberliegende Geſtade, von den letzten Sonnenſtrahlen wie mit farbigem Licht übergoſſen, erſchien ihm wie ein entſchwebender ſchöner Traum, wie ein unerreichbares, prachtvolles, phantaſtiſches Bild, das ſeltſamer Weiſe, ſowie er die Blicke ſenken ließ gegen die Seefläche mit den langſam verblaſſenden Wölkchen, die Geſtalt jenes ſchönen, ſtolzen Weibes annahm, die ihn heute ſo finſter angeblickt oder vielmehr ſo gleichgültig wie damals auf dem weiß-goldenen Nachen. — Er wollte darüber lächeln und vermochte es kaum; ja, als in dieſem Augenblick der Ton der Glocken von Am-Felſen herüberklang, konnte er eine tiefe Sehnſucht nach irgend

einem unaussprechlich süßen, geheimnißvollen Glücke nicht unterdrücken, sondern breitete die Arme aus und flüsterte, dabei denkend an die schöne Melusine, einen anderen Namen über den See dahin.

Doch es war keine Zeit der Zeichen und Wunder. Es regte sich nichts zwischen dem Schilf am Ufer. Er vermochte nicht zu entdecken den Nachen der Fee, von Schwänen gezogen, oder sie selbst schneeweiß auftauchend aus der bläulichen Flut. Und doch befand er sich in einer so erregten Stimmung, daß er empfänglich gewesen wäre für irgend ein kleines oder großes Wunder, daß er aufmerksam dem sanften Anschlagen der Seewellen lauschte, ob ihr Murmeln ihm irgend eine Botschaft brächte, ja daß er sich vorsichtig gegen ein paar kluge Eidechsen herab beugte, hoffend, von deren Geplauder irgend etwas zu vernehmen, daß er endlich den Schleier der Seejungfrau hervorzog und ihn an seine Lippen drückte.

Junge Leute von erregbarer Phantasie und sehr heißem Blute, besonders wenn sie lange Zeit den Sonnenstrahlen ausgesetzt waren, dann behaglich auf weichem Moose ausgeruht, auch vortrefflich dinirt, sind sehr geneigt zu dergleichen verrückten Anwandlungen und steigern sich leicht in einen Paroxysmus hinein, den man geradezu unverständlich und lächerlich finden kann und

der es doch eigentlich nicht ist; sonst gäbe es ja auch keine Berechtigung, stundenlang das Bildniß der Geliebten anzuschmachten, eine Haarlocke an's Herz, getrocknete Rosen an die Lippen zu drücken, oder in's Blaue, häufig auch in's Dunkel der Nacht zu schauen, Sonne oder Sterne mit Gefühlsversicherungen zu belästigen.

Eigentlich ging der junge Maler in seiner sehnsuchtsvollen Aufregung noch etwas unbegreiflicher zu Werke, denn er gebrauchte den Schleier, nachdem er seine Blicke eine Zeitlang und träumerisch auf der noch immer durchleuchteten Flut zu seinen Füßen hatte ruhen lassen, wie man wohl einen Zauberstab oder einen wunderthätigen Talisman gebraucht, schwang ihn über sein Haupt und sagte dabei: „Um mir Aufklärungen zu geben über die finsteren Blicke, mit denen Du mich verwundet, fordere und banne ich Dich hieher, erscheine — — erscheine — — — — — erscheine!"

— — — — — Da sprang er jählings von dem Steine auf und blickte überrascht, fast erschreckt vor sich auf den See, wo sich nun plötzlich und unverhofft hinter einem dichten, überhängenden Strauche ein leichter Nachen hervorschob, kaum merklich bewegt von den langsam gezogenen Rudern in den Händen einer weiß gekleideten Frauengestalt, die dabei, gegen den leuchtenden

Himmel blickend, ihr Geſicht ſo hoch erhoben hatte, daß ihr langer, ſeegrüner Schleier vom Kopfe weit über den Rücken herabfloß.

— — Er hatte ſie gerufen — er hatte ſie gefordert und ſie gebannt — und ſie war erſchienen.

— — Und zog — ſie ſelbſt jetzt unbeweglich, dort an ihm vorüber — eine Erſcheinung ſeiner aufgeregten Sinne — ein Bild ſeiner Phantaſie oder gar eine trügeriſch verlockende Seejungfrau.

Und wenn es ſo wäre — er befand ſich in der Stimmung, ihr zu folgen, und ſei es ſelbſt hinab in die Tiefe des Sees, tief hinab in ihre kryſtallene Wohnung, an deren Pforten er vorher vergeblich geklopft.

— — — — „Iſabella!“ hauchte er zwiſchen den leicht geöffneten Lippen hervor, dann ſeltſam zuſammenſchauernd bei dem Klange ihres Namens.

Da ſah er denn aber ſogleich, daß er es mit keinem neckiſchen Gebilde zu thun hatte, ſondern mit der anmuthigſten Wirklichkeit. Sie wandte raſch ihr Geſicht dem Ufer zu, — ſie war es ſelbſt, und da ſie, überraſcht durch den Ruf und wohl unwillkürlich, das Ruder in ihrer rechten Hand tiefer in's Waſſer tauchen und dort eine Sekunde ruhen ließ, ſo wandte ſich die Spitze ihres Nachens raſch, leicht und zierlich gegen das Geſtade — doch nur im erſten Augenblick der Ueber-

Vela, um auch von dieſſeits den Eingang zu vertheidigen. Das jetzige Thor de las Granadas rührt von Karl V. her, iſt etwas ſchwerfällig und nicht beſonders groß, aber aus ihm lacht uns ein herrlicher Garten entgegen.

Wenn man das Thor hinter ſich gelaſſen hat und den Berg hinanſteigt, ſo glaubt man im erſten Augenblicke nicht mehr in Spanien zu ſein, wo auf Straßen im Allgemeinen, ſei es auf Chauſſeen oder auf Wege, ſelbſt in den königlichen Parkanlagen, keine beſondere Sorgfalt verwandt wird. Der ganze Berg, auf dem die Alhambra liegt, iſt mit hochſtämmigen Bäumen, Ulmen, Eichen, Platanen, Lorbeeren und Kaſtanien bewachſen und von Wegen durchzogen, die ſanft aufwärts führen und ſo breit ſind, ſo reinlich und gut erhalten, daß ſich ſogar eine engliſche Parkanlage daran nicht zu ſchämen brauchte. Hier iſt man davon überraſcht, entzückt, geblendet. Die Kronen der hohen Bäume, durch welche der Weg führt, neigen ſich oben gegen einander und bilden einen dichten Laubgang, der die heiße Sonne abhält, und der bevölkert iſt mit einer Menge luſtig ſingender Vögel. Zu beiden Seiten an den Stämmen vorbei ziehen ſich Roſenhecken hin, die jetzt ſchon ſo früh im Jahre mit Laub bedeckt waren und aufſpringende Knoſpen zeigten. Rechts und links von der Straße ſind die Partieen waldartig gehalten, mit niedern Sträuchen und Gras bedeckt, und heute ſahen wir ganze Strecken blauer Veilchen, die einen wunderbaren Duft aushauchten. Der ganze Berg iſt überreich an Quellen, die überall hervorquillen und ſprudeln und die Vegetation angenehm befeuchten, wozu die Menſchenhand hier nachhalf. Zu unſerer Rechten ſtrömt das Waſſer an einem kleinen Abhange hervor, wird von einer Steinſchale aufgefaßt, überſprudelt dieſe wieder von allen Seiten, um ſich dann wieder als Bächlein zuſammenzufinden, das eine Zeitlang willkürlich hin und her zu fließen ſcheint, bis es ſich endlich weiter unten in eine Rinne zwängen muß, die es an den Stamm durſtiger Bäume hinleitet. Zu unſerer Linken, wo der Weg eine Biegung macht und ſo ein kleiner Platz entſteht, erhebt ſich ein

raſchung, denn ſchon im nächſten hob ſie beide Ruder haſtig aus dem Waſſer, wobei ſie ſich weit rückwärts beugte, um durch ein kräftiges Anziehen den Nachen vorübergleiten zu laſſen.

Schneller aber noch war er von dem Steine hinabgeſprungen auf eine der knorrigen Baumwurzeln, die von dem Waſſer beſpült wurden, und rief ihr zu: „Ich beſchwöre Sie, Gräfin Iſabella, ich flehe Sie an, mir nur wenige Worte zu geſtatten!“

„Mit wem habe ich es denn eigentlich hier zu thun?“ klang es herüber, während ſich der Nachen wieder leicht gegen das Ufer wandte.

„Dießmal mit einem armen Schiffbrüchigen, und es iſt Chriſtenpflicht, ihm zu helfen, wenigſtens ihn anzuhören.“

„Eine Pflicht, deren Erfüllung für Sie gefährlich werden könnte.“

„Nicht ſo gefährlich, als wenn Sie mich zwängen, in das Waſſer zu ſpringen und Ihrem Boote nachzuſchwimmen.“

„Beim Himmel, das würden Sie nicht thun!“

„Mein Wort darauf, ich thue es, Gräfin Iſabella, wenn Sie mir Ihre Hülfe verweigern!“

„Und worin ſoll dieſe Hülfe beſtehen?“ klang es fragend zurück, wobei das leichte Boot, obgleich die

ſchöne Schifferin ihre Ruder ruhen ließ, dem Ufer, aber kaum merklich, zuſchwamm.

„Dieſe Hülfe beſteht in dem ſehnlichen Wunſche, durch Sie erlöst zu werden von dem Zauber und dem Banne, den Sie über mich geworfen.“

„Womit habe ich Sie gebannt und verzaubert?“

„Durch Ihre finſteren, kalten, gleichgültigen Blicke.“

„Und wer gab Ihnen ein Recht, andere von mir zu erwarten?“ fragte ſie, wobei der junge Maler mit Entzücken ſah, wie ſie durch eine leichte Bewegung der Ruder ihr Boot näher und näher brachte.

„O, laſſen Sie uns nicht über Rechte ſtreiten, Gräfin Iſabella, nehmen Sie es als eine Schickung, daß Sie an dieß öde Ufer geführt wurden gerade in dem Augenblicke, wo ich Ihrer ſehnſuchtsvoll gedachte!“

„Laſſen Sie alle Phraſen von Sehnſucht aus dem Spiel, denn ich kann Sie feierlichſt verſichern, daß mich kein ähnliches Gefühl hieher gezogen; es war einzig der wundervolle Abend, der mich zu einer Fahrt verlockte, — wäre ich allwiſſend, würde ich vielleicht nach einer andern Richtung gerudert ſein.“

Da ſchliff der feine Kiel des Bootes knirſchend über die blanken Kieſel und Alexander Dellwing faßte die Spitze des Fahrzeuges, um es mit kräftiger Hand etwas an's Ufer hinanzuziehen, wobei er mit erregter Stimme

ſagte: „So will ich denn allein dem Zufall danken, der Sie hieher geführt und der es über Ihr hartes Herz vermocht, mich freundlich anzuhören.“

„Nur wenn Sie als Schiffbrüchiger reden, unter welchem Vorwand Sie mich hieher gelockt.“

„O, ich bin ſchiffbrüchig über alle Beſchreibung, Gräfin Iſabella, und mein Herz nur noch ein armes Wrack, das ohne Steuer und Kompaß in finſterer Nacht auf den Wellen irrt.“

„Laſſen Sie Ihr Herz aus dem Spiele!“ ſagte die ſchöne Frau ernſt, in einem etwas bitteren Tone, — „ich bin überzeugt, es befindet ſich wohl und geſund, und ſollte es ja irgendwo Schaden gelitten haben, ſo wird es Ihnen leicht werden, es wieder in den richtigen Kurs zu bringen; aber nun genug des Plauderns, ſagen Sie mir, womit ich Ihnen helfen kann?“

„Schauen Sie um ſich, Gräfin Iſabella! Welch' unvergleichlich wonniger, prachtvoller Abend! Wie leuchtet der See! Man könnte ſagen, bis in ſeine tiefſten Tiefen. — Blicken Sie dorthin auf das andere Ufer! Bieten dort die Hügel, die Wälder und Felder, die Häuſer und Kapellen, ſo verklärt durch den Abendſonnenſchein, nicht das lieblichſte Bild, das man zu ſehen vermag, ſo geeignet, uns mild und gütig zu ſtimmen?“

„Das iſt Alles keine Antwort auf meine Frage.“

„Allerdings nicht, aber in Kurzem wird die Sonne gänzlich verſchwunden ſein und mir Alles rings umher grau, kalt und todt erſcheinen, beſonders wenn Sie mich ohne ein freundliches Wort verlaſſen.“

„Sie erinnern mich daran, daß es Zeit iſt, nach Hauſe zurückzukehren,“ gab ſie zur Antwort, indem ſie eines ihrer Ruder feſt gegen das Ufer ſtemmte.

„Ohne mir ein gutes, freundliches Wort geſagt zu haben?“

„Was könnte mich dazu veranlaſſen?“

„Die Art, mit der Sie mich heute morgen behandelt — öffentlich behandelt — vor aller Welt.“

Sie ſchaute ihn raſch mit einem leuchtenden Blicke an, dann preßte ſie ihre Lippen aufeinander und ließ zögernd und kaum verſtändlich zwiſchen denſelben die Worte hören: „Allerdings öffentlich — vor aller Welt.“

„O!“ rief er entzückt aufhorchend — „gerade öffentlich, vor aller Welt haben Sie mich ſchlecht behandelt. — Es lag alſo eine Abſicht darin — und nicht die Abſicht, mich zurückzuſtoßen und zu verletzen?“

„Wenn ich Nein ſage, ſind Sie alsdann zufrieden?“

„Zufrieden nicht, aber ich fange an, glücklich zu werden und danke mit erhobenen Händen dem Zufall, der Sie hieher geführt.“

„Und nun gute Nacht — vielleicht auf Wiederſehen!“

„Und Sie wollen mich armen Schiffbrüchigen wirklich hier zurücklaſſen?“

„Der ſpiegelglatte See widerſpricht Ihren Worten,“ ſagte die ſchöne Frau, milde lächelnd, — „und was ſollte ich ſelbſt im andern Falle für Sie thun, ich kann Sie doch gewiß nicht mitnehmen?“

„Gut denn, ſo will ich zugeben, daß ich in dieſem Sinne durchaus kein Schiffbrüchiger bin, aber in dem andern und viel traurigeren, den ich Ihnen ſchon vorhin andeutete. — O, reichen Sie mir Ihre Hand, verlaſſen Sie für ein paar Augenblicke das trügeriſche Element und laſſen mich, zu Ihren Füßen ſitzend, Ihnen etwas erzählen von der Sehnſucht, die mich verzehrte, während ich ſo ganz allein auf den leuchtenden See blickte und während vorhin die Glockentöne von Am-Felſen faſt ſpottend zu mir herüber klangen! Reichen Sie mir Ihre Hand, Iſabella, und laſſen Sie mich heute nicht wieder wie damals, als ich zum erſten Mal die ſchöne Silberblüte ſah, ein armes, vernachläſſigtes Opfer ſein!“

Er hatte ſich über den Rand des Bootes zu ihr hinab gebeugt, er hatte ihre rechte Hand ergriffen, der das Ruder entglitten war, er hatte es gewagt, den Arm

um ihren Leib zu ſchlingen und ſie ſanft empor zu heben, auch war das ſchöne Weib ohne Widerſtreben ſeinen Bewegungen gefolgt, ja ſie hatte es geduldet, daß er ihren Arm um ſeinen Hals legte, ſo die ſüße Laſt ſtützend, als er ſie aus dem Boote hob und durch das ſeichte Waſſer an's Ufer trug.

Hier ließ er ſie auf die Steinbank niedergleiten, blieb einen Augenblick tief aufathmend vor ihr ſtehen und rief dann, überwältigt von dem heißen Blick, mit welchem ſie ihn anſchaute, und dabei ihre beiden Hände ergreifend: „O, ich liebe Dich, Iſabella, und fühle auch, daß Du mich liebſt!“

Darauf war ſie es, welche ſeine Finger feſt mit den ihrigen umſchloß, die ihn zu ſich niederzog, dann ihre Arme haſtig und heftig um ſeinen Hals ſchlang, während ſie mit halbgeſchloſſenen Augen ſeine Lippen heiß und gierig ſuchte und fand.

Doch nur ein paar Sekunden lang dauerte dieſe Seligkeit, dann drückte ſie ihn heftig, faſt rauh von ſich, wobei ſie unter den raſch geöffneten Augenlidern einen Blick des Zweifels, ja der Scheu auf ihn warf und erſt, als er hierauf zu ihren Füßen niederſank, das Haupt in ihre Hände und in ihren Schooß bergend, dann mit heißen Augen aufwärts ſchauend ſeinen Arm um ihren Leib ſchlang und ſie feſt und innig an ſich

drückte, ſtrahlte es glückſelig aus ihren ſeltſam blitzenden Augen von ſo eigenthümlicher Farbe; ſie öffnete die vollen rothen Lippen, daß die weißen, blinkenden Zähne ſichtbar wurden, und flüſterte ihm zu: „Ja, ich liebe Dich, Alexander Dellwing, ich liebe Dich, wie ich nie etwas geliebt, und will auch von Dir wieder geliebt werden, einzig, ewig — ſchrankenlos.“

„Einzig, ewig, ſchrankenlos!“ wiederholte er, ſie mit einem Gefühle des Schwindels oder der Betäubung anſchauend.

„Und ich habe Dich geliebt,“ fuhr das ſchöne Weib fort, — „ſchon damals im Walde, als ich Dich zum erſten Male ſah bei den Sonnenkindern. — Als ich Dir den Epheukranz auf's Haupt drückte, hätte ich Dich eben ſo gerne in meine Arme drücken, Deine Lippen küſſen mögen, wie jetzt, und es war mir leid, das nicht thun zu dürfen. Als ich Dich dann ſpäter wieder ſah auf Silberhaus, kamſt Du mir ſo gemeſſen und kalt vor, ſo ganz anders, als damals im friſchen grünen Wald, und ich begriff es wohl, denn wie kann man dort anders ſein, als kalt und gemeſſen? — Und daß Du in Deinem Herzen anders dachteſt, fühlte ich ja bei unſerem Spaziergange am folgenden Morgen, und es machte mich glückſelig, ſo daß ich damals ſchon im Begriffe war, offen zu Dir zu reden und Dir zu ge-

ſtehen: „Ja, ich liebe Dich, — ich habe das noch nie Jemanden geſagt, Alexander, und deßhalb mußt Du dieß Wort als etwas ſehr Koſtbares, als einen Schatz aufnehmen und bewahren.'"

„Hier in meinem Herzen, gewiß — gewiß," antwortete er ſchmeichelnd und es war ihm in dieſem Augenblick ſo ernſt damit, daß er jeden feierlichen Schwur hätte abgelegt für ſeine Liebe und Treue, daß er geſchworen hätte bei ihren ſchönen Händen, die er an ſein Herz drückte, bei ihrer ſtolzen Stirne, die er küßte, bei ihrem ſchweren kühlen Haar, an das er ſeine heiße Wange drückte — bei Allem — bei Allem, wenn ſie nicht ſeine Betheuerungen unterbrochen, ihre Hände vor ſeine Bruſt gelegt und ihn langſam, kraftvoll, aber unter einem herzlichen Blicke von ſich weg gedrückt hätte.

„O, ich glaube es," ſagte ſie alsdann, „daß Du mich liebſt, ja, ich wußte es damals und ward deß ſicher an jenem ſchönen Morgen, — dann zweifelte ich einen Augenblick an Dir — ſieh', wie ich ehrlich bin — und meine Zweifel wurden von all' Denen auf Silberhaus ſpottend beſtärkt, ohne daß ich je auch nur durch eine Miene, durch ein Augenzucken, geſchweige denn durch ein Wort einen ſolchen Zweifel oder nur ein Intereſſe an Dir bemerkbar gemacht. — Ah, ſie

ſind ſchlau darin auf Silberhaus, und zu den ſtarken Netzen, mit denen ſie meine Freiheit gefangen halten, fügen ſie ſorgſam und bei jeder Gelegenheit noch Maſche um Maſche.

„Ich weiß, daß Du meine ganze Vergangenheit kennſt. Sie wurde Dir mitgetheilt durch den alten Seemann, den Du bei Dir hatteſt, der von den Leuten des Hauſes über mich gehört, — ich weiß das, es iſt ſchon in ähnlicher Art geſchehen; man duldet das nicht nur droben, ſondern man wünſcht, daß es geſchieht, es gehört zu den Netzen oder Feſſeln, von denen ich vorhin ſprach. — O, Alexander, mein geliebter Freund, trotz jener Morgenſtunde dachte ich nun, als Du verſchwunden warſt, Du hätteſt Dich vom Gift in jenen Worten berühren laſſen, — ich ſah Dich ſo lange nicht, ich hörte ſo lange nichts von Dir, als Unangenehmes und Gehäſſiges, was Jene ſo oft und abſichtlich vor mir ſprachen, weßhalb es mir auch leicht wurde, heute Morgen im Beiſein des Andern die unfreundliche, finſtere Miene als Maske vorzunehmen — ja ich mußte es thun, um mich vor der Welt nicht zu verrathen, denn mein Herz bebte vor Freude, als ich Dich auf dem kleinen Boot anlegen ſah, es zitterte vor Glück, als Du das Verdeck betratſt, ich hätte aufſchreien mögen vor Entzücken, als ich ſah, daß Du mich erkannteſt.“

„O Isabella, Deine heißen Liebesworte wiegen mich in solch' glückseligen Taumel, daß es mir vor Wonne zu Muth ist, als müßten wir im nächsten Augenblicke versinken in seliges Vergessen."

„Nicht jetzt — nicht hier — mein geliebter Freund! Der Himmel blickt auf uns und den leuchtenden See, — die letzten Sonnenstrahlen könnten zu den kalten, gefühllosen Menschen hinüberzittern, unser Glück verrathen —"

„Fürchte nichts," bat er dringender, — „es ist ja nur noch der Widerschein der untergegangenen Sonne — bald kommt die Nacht."

„Nein, nein," gab sie zur Antwort, indem sie sich unter einem tiefen Athemzuge von ihm abwandte, — „ich muß Dich jetzt verlassen. Laß uns nicht unvorsichtig sein wie thörichte Kinder, glaube mir, ich bin für die argwöhnischen Augen, die mich beobachten, schon viel zu lange mit meinem kleinen Boote ausgeblieben; ich muß zurückkehren, ehe es dunkel wird, und auch Du mußt gleich nach mir das Ufer verlassen. — — Wo liegt euer Boot? Nicht wahr, dort drüben bei den Fichten? Ich sah dort vor einer Stunde Rauch aufsteigen."

„Glückseliges Zeichen, Isabella, wenn es Dich hergeführt zur Verheißung so namenloser Seligkeit!"

Springbrunnen mit zierlichen Becken von weißem Marmor, über welche das Waſſer in einem dicken Strahl hoch hinauf ſpringt, dann im Herabſtürzen die verſchiedenen Schalen füllt und mit melodiſchem Plätſchern von einer zur andern niederfällt. Hier haben wir eine natürliche Bodenvertiefung mit zu- und abfließendem Waſſer, dort an der Mauer, welche röthlich durch die grünen Zweige ſchimmert, bricht es hervor aus weiten Kupferröhren und ergießt ſich in einen zierlichen mauriſchen Steinbehälter, der aus Einem Stücke gehauen iſt. Man kann nicht glücklicher ſein, als ſo beim Beginn des ſchönen Frühlings zur Alhambra hinaufzuſteigen. Dieſer Morgen iſt mir unvergeßlich mit ſeinem Blüthenduft, mit den ſmaragdglänzenden, eben ſich entfaltenden Blättern der Bäume, mit dem ſtrahlenden Himmel und der Sonnenlichtmaſſe, welche durch die jetzt noch nicht dichtbelaubten Zweige hie und da zu dringen vermag und zitternde leuchtende Punkte auf den Boden niederwirft; im grauen Sande goldene Flecken, auf denen wir glänzende Käfer emſig dahin ziehen ſehen, bei dem Fächeln einer wunderbar lauen Luft und bei dem Rauſchen der unzähligen Quellen, die alles das hier noch in ehemaligem Glanze und Pracht geſehen, und die gewiß ſo ſchön zu erzählen wüßten von den tapfern Rittern und den ſchönen Maurinnen.

Nach einigen Windungen des Weges, den wir träumend und erwartungsvoll zurückgelegt, und nachdem wir an einem großen an die Terraſſemauer angelehnten, auch von Karl V. herrührenden monumentalen Brunnen von großem Waſſerreichthum vorbeigekommen, bleiben wir endlich ſtaunend ſtehen, denn wir haben das Hauptthor der Alhambra vor uns, das wir in Zeichnungen und Bildern geſehen in einer früheren Zeit, wo wir noch nicht an das Glück dachten, unter dieſem Thorbogen dahinſchreiten zu können. Am Abhang des grünen Berges, rechts angebaut an eine mächtige Terraſſemauer erhebt ſich die gewaltige viereckige Maſſe, das Thor des Gerichts Arco de juſticia, mit der kühnen Wölbung ſeiner Halle in hufeiſenförmigem Bogen, über dem eine zierliche lange Inſchrift beſagt, daß der Thurm durch den Mauren-

„Das war es nicht, was mich in Deine Nähe brachte, ja, ich will es Dir gestehen, was mich Dich aufsuchen ließ, sobald wir nach Hause zurückgekehrt waren; ohne den Blumengruß, welchen Du mir auf dem Wasser zusandtest und den ich wohl verstand, hätte ich doch meine Sehnsucht nach Dir zurückgedrängt, — horch! rief man nicht soeben Deinen Namen?"

„Ungeschickt, daß ich nicht allein bin!" rief er unwillig, gegen das Dickicht lauschend.

„Ich halte es für ein Glück, Alexander," sagte sie weich und milde, — „daß wir uns jetzt trennen müssen."

„O laß mich hier und Dir später folgen!"

„Ja, Du sollst mich heute noch wiedersehen," antwortete Isabella, sich aufrichtend und ihn dabei voll, offen und ehrlich mit dem Ausdruck der innigsten Liebe anschauend, die schönen Augen etwas verschleiert, die blühenden, feuchten Lippen leicht geöffnet, — die ganze Erscheinung das glühende Bild einer prachtvoll erblühten Rose, in deren Kelche Thautropfen zittern, die im Lufthauche leise bebt vor Scham und vor Entzücken unter der Hand, die sie brechen will. — —

Dann flüsterte sie in fliegenden Worten: „Ich habe Dir viel zu sagen, Alexander, sehr viel. Das Glück meines Lebens und dann auch wohl des Deinigen hängt

davon ab. Ich bin im Begriffe, frei zu ſein, oder auf's Neue und dann wohl für immer in Feſſeln geſchlagen zu werden, — — liebſt Du mich wirklich, Alexander?"

„Wie magſt Du das fragen, Iſabella!"

„Verſtehe mich wohl, mein Freund, mein Geliebter, meine Hoffnung — liebſt Du mich wirklich, nicht nur für raſch vorüberfliegende Augenblicke, ſondern für ein ganzes Leben?"

„Ich könnte für Dich und mit Dir in den Tod gehen."

„O, dann nichts vom Tode!" rief ſie in triumphirendem Tone mit ſtrahlendem Blicke, — „dann für ein langes und glückliches Leben — höre mich: — Alle fahren mit dem Nachtzuge nach der Stadt, von elf Uhr an bin ich wie allein im Hauſe, ich will dafür ſorgen, daß die Hunde angekettet ſind und ebenſowohl das Gitterthor geöffnet, als auch die Thüre des Zimmers, wo Du gewohnt — dort erwarte ich Dich. — Keine betheuernden Worte, Alexander, die Zeit eilt, ſage mir nur Eines: biſt Du im Stande, mir zu Liebe Deinen Freund auf Buchenecк ohne Abſchied zu verlaſſen?"

„[illegible] gewiß, welch' kleines Opfer gegen Deine Liebe, Iſabella!"

„Wie dank' ich Dir! — Ich erwarte Dich nach elf

Uhr, aber verlaß jetzt das Ufer unter einem großen Bogen aufwärts, laß weit in den See hinein rudern, dann gegen Radfelden, wo Du den Nachtzug benützen kannſt, der gegen elf Uhr bei uns eintrifft — und nun hebe mich in's Boot, mein Herz, — mein heißgeliebter Freund! Es iſt ſo ſüß, von Deinem ſtarken Arm gehoben zu werden."

Er faßte ſie wie im Traume um den ſchlanken Leib, während ſie ihre beiden Arme um ſeinen Hals ſchlang und ſich ihre Lippen fanden und ſich noch während ein paar Sekunden nicht zu trennen vermochten, als das ſchöne jungfräuliche Weib ſchon in ihrem Boote ruhte.

„Es muß ſein, Alexander, ſtoße das Boot vom Lande, ſtoße mich in die Flut — ſtoße mich von Dir, um mich ſpäter mit um ſo größerer Seligkeit in Deine Arme zu ziehen und dann für immer feſt an Deinem Herzen zu halten!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Sturmnacht.

Nachsinnend und gedankenvoll, kurz und schwer athmend, war Alexander Dellwing zu dem Platz zwischen den Fichten zurückgekehrt und fand seinen Gefährten dort bereits in dem Boote sitzend und mit über die Augen gehaltener Hand an dem Seeufer abwärts blickend, dann aufschauend, als er die herannahenden Schritte des Andern hörte; mit dem gewöhnlichen, gleichmüthigen Gesichtsausdrucke in den hart gefurchten Zügen langte er mit dem Zeigefinger der rechten Hand an seinen Hut und fragte: „Sollen wir jetzt abfahren?"

„Gewiß, Meister Jonas."

„Aber wohin?"

„Ja, wohin!" — Der junge Maler blickte an den Himmel empor und sagte nach einer kleinen Pause: „Was halten Sie vom Wetter? Glauben Sie, daß

die Wolkenwand im Süden uns heute Nacht noch etwas ſenden wird?"

„Vor einer Stunde war ich überzeugt davon, jetzt aber ſcheint es mir faſt, als wollten die Berge das unter ſich abmachen oder dem Gewitter ſtill den Hals umdrehen."

„Jedenfalls, denke ich, rudern wir in der Richtung nach Buchenеck."

„Nur in der Richtung?"

„Vielleicht auch ganz hin."

Der Alte ſtieß ein kurzes, rauhes Lachen aus, worauf er ſeine Ruder eintauchte, die leichte Phantaſie vom Ufer wegſchob und ſie dann mit ein paar raſchen, kräftigen Schlägen weit hinaus in den See ſchnellte.

Der junge Maler hatte das Lachen nicht gehört; er ſaß zuſammengekauert auf ſeinem Sitze, den Kopf auf die Hände, die Arme auf ſeine Kniee geſtützt.

„Herr von Dellwing!" fragte der Alte, nachdem er ungefähr zehn Minuten lang emſig gerudert — „wollen Sie einem guten Chriſtenmenſchen eine vielleicht unverſchämte Frage erlauben?"

„Jede, Meiſter Jonas," gab der Andere, aus tiefen Gedanken hervor, flüchtig zur Antwort.

„Wollen Sie mich aber auch anhören?"

„Ja ſo," ſetzte Jener, in die Höhe fahrend, hinzu,

wobei er sich die Haare aus der Stirne strich — „gewiß, ich höre."

„Ich habe Sie vorhin nicht aufgesucht, — allerdings sahen Sie mich nicht — um Ihre Geheimnisse zu belauschen, doch ist das nun einmal geschehen, und ich bin ein viel zu guter und anhänglicher Kerl, um einen Nebenmenschen, den ich wohl leiden mag, in sein Verderben rennen zu lassen."

Der Maler blickte ihn erstaunt an.

„Deßhalb frage ich allen Ernstes, war das Ding da, mit dem Sie vorhin plauderten, das Ding in dem weißen Kleide und den seegrünen Haaren in der That nur ein Ding, oder hat es Blut und Wärme wie wir?"

„O, Meister Jonas, sehr viel heißes Blut und Wärme!"

„Sind Sie überzeugt davon?"

„Ich schwöre es Ihnen; es war sogar eine mir genau bekannte Dame, die der wundervolle Abend zu einer Fahrt verlockte und die mich erkannte und herbeikam, mit mir zu plaudern."

„Hm! und Sie thaten vorher nichts, um es heranzuziehen — oder vielmehr die Dame?"

„Ja so" — erwiederte Alexander Dellwing lächelnd — „jetzt verstehe ich Sie erst und muß leider bekennen, daß, wenn ich auch keinen Kreuzknoten zu Hülfe nahm,

ich doch den Schleier der Seejungfer benutzt habe und, wie Sie gesehen haben, mit Erfolg."

„Dem Himmel sei's geklagt, Herr von Dellwing, und wenn ich auch Ihren Worten unbedingt glaube, daß es selber — will sagen die Dame — nicht von unheimlicher Gattung war, so liegt doch immerhin etwas Gefährliches in dem Mittel, dessen Sie sich bedient, um es, das heißt die Dame, heranzuziehen."

„So glauben Sie wirklich an solche Dinge, Meister Jonas?"

„Unverbrüchlich, und weiß, was es auf sich hat, Pfänder oder dergleichen von so lustigem und wässrigem Gesindel zu benützen. Es ist doch nichts wie Lug und Trug mit ihnen, und ich habe einmal einen braven Matrosen gekannt, der hatte, der Himmel mochte wissen wo und wie, den Gürtel eines Meerweibes erobert und auch allerlei Hokuspokus damit getrieben, bis die Geschichte ein Ende nahm mit Schrecken und er, als es wieder von einer Insel, wo wir eine Zeitlang geankert, zur See gehen sollte, in einer verrufenen Kneipe an selbigem Gürtel erhängt gefunden wurde."

„Danke für die schönen Aussichten, Meister Jonas, doch können Sie sich beruhigen, die Dame hatte durchaus nichts Unheimliches oder Zauberhaftes an sich,

wenn es nicht das ist, daß es mich heute Abend noch in ihre Nähe und nach Radfelden zieht."

„Ich habe mir etwas Aehnliches gedacht, als Sie vorhin die Richtung gegen Bucheneck bestimmten, und werde Sie auch nach guter Seemannsart nicht im Stiche lassen, möchte aber meine gehörigen Anweisungen haben."

„Welche sehr einfach sind; wir rudern vielleicht um die Klosterinsel herum nach Radfelden. Ich möchte nämlich nicht gerne den direkten Weg dahin nehmen. Es wird vollständig dunkel sein, wenn wir dort ankommen, und dann wäre es mir lieb, wenn Sie die Nacht im Wirthshause zubringen wollten, während ich mich zu einer Abendgesellschaft begebe, wo es spät werden könnte. Ist das Wetter morgen früh günstig, so setzen wir unsere Fischerei fort, Urlaub haben wir ja."

„So können wir es machen," versetzte der Alte in gleichgültigem Tone.

„Soll ich jetzt die Ruder nehmen?"

„Pah, wozu das? Das leichte Ding zu ziehen, ist ja eine wahre Spielerei; sehen Sie, wie es über die Wellen fliegt!"

„Entzückend, und wie diese Wellen wunderbar gefärbt sind! Ich habe See und Himmel nie prachtvoller gesehen!" —

„Ja, ja, es muß in den Bergen schon irgendwo gewittert haben."

„Hat aber die drückende Schwüle, die schwer auf dem See ruht, noch nicht im mindesten abgekühlt. Ich finde es heißer als heute Nachmittag — und wie warm das Wasser ist!" setzte er hinzu, die Hand in die Flut tauchend.

„Etwas wird es heute Nacht allerdings noch geben," meinte Meister Jonas, indem er die Ruder für einen Augenblick ruhen ließ und sich mit der umgekehrten Hand den Schweiß von der Stirne wischte. „Soll man nicht glauben," fuhr er, gegen Westen gewendet, fort — „daß dort irgendwo die Welt brenne?"

„In der That, es ist dort hinter dem tiefdunklen Seeufer die prachtvollste Goldgrundbeleuchtung, und wie eigenthümlich jene riesenhafte schwarze Wolke erscheint! Hat sie doch ganz die Gestalt eines Adlers, welcher mit ausgebreiteten Flügeln einem brennenden Walde entflieht."

„Mir sieht das viel eher da oben aus, als hätte man die große himmlische Dintenflasche umgeworfen und wäre sie zwischen die gelben und rothen Wolken geflossen, eine komische Brühe, die immer weiter hinausläuft, Alles grau und schwärzlich färbend."

„Sollte uns das etwas bringen?"

„Ich glaube nicht; es ſind ausgebrannte Hülſen von dem Gewitter, das ſich dort ſüdlich in die Gebirge zurückzieht. Schauen Sie, wie das toll ausſieht!"

„Großartig, Meiſter Jonas — erhaben!"

Und ſo war es auch in der That. Der ganze ſüdweſtliche Himmel, an welchem ſchwere Wolken wie ein geſchlagenes fliehendes Heer gegen das Hochgebirge zogen, erſchien, als brenne unter ihm die Erde und die glühende Lohe ſchlage gen Himmel. Dabei war der See weit in der Ferne dunkel violett gefärbt, ſchmutzig blau-grau, ernſt, faſt traurig — der Rauch eines dort fahrenden Dampfers erſchien in trüber Schwefelfarbe — nur im Oſten brannte der Himmel noch in unveränderter Klarheit, und dort glänzte beruhigend, ſchon hoch über dem Seeufer, die leuchtende Mondſichel.

Und wie ihr Licht an Kraft zunahm, ſo daß ſie jetzt glänzende, blitzende Silberkörner auf die leiſe wogende Flut warf, ſo allmälig und unaufhaltſam hüllten ſich die Ufer rings umher in die Abenddämmerung, und ging dann Alles feierlich, träumeriſch ſchweigend, in die zweifelhafte Helle einer milden, ſchönen Sommernacht über.

Es war nicht der ſchwarze Schleier einer unangenehmen Finſterniß, welche unſern Blicken kaum geſtattet, die Gegenſtände um uns her zu ſehen, vielmehr ſchied

könig Juſſuf Abulhagehg im Jahre 749 der Hegira erbaut wurde. Auf dem Schlußſtein des Thorbogens befindet ſich eine Hand, oben drüber im Schlußſtein des wagrechten Bogens das Abbild eines Schlüſſels, welcher für den Muſelmann ſymboliſch die Eröffnung des Himmelreiches bedeutet. Unter dem Thurme des Gerichtes pflegte nach alter orientaliſcher Sitte der Kadi oder auch der König ſelbſt Recht und Urtheil zu ſprechen. Indem wir unter ſeinem dunkeln, kühlen Gewölbe dahin gingen, war es ordentlich rührend für mich, an der Wand eine Einrichtung zum Aufſtellen der Lanzen zu ſehen, die noch ſo gut erhalten war, als ſei ſie erſt geſtern benützt worden. Vom Thore des Gerichts führt der Weg eine Strecke zwiſchen hohen ausgezackten Mauern dahin und bald erreichten wir das zweite Thor im ſogenannten Weinthurme Torre del vino; doch iſt ſein Gewölbe verſchloſſen und da die Straße neben ihm vorbeiführt, ſo ſteht er wie verlaſſen auf der Seite. Die Wölbung ſeines Thorbogens, wunderſchön von einem reich ornirten einrahmenden Viereck umſchloſſen, iſt ebenfalls mit zierlichen Sculpturen und Inſchriften bedeckt; auch ſind die ganzen Verhältniſſe dieſes Baues ſo graziös, wie man nur etwas ſehen kann. Oben in dem Thurme ſcheint ſich eine ſpaniſche Familie eingeniſtet zu haben, denn unter dem arabiſchen, durch eine kleine Säule geſpaltenen zierlichen Doppelfenſter bemerkten wir ein paar neue Blumentöpfe mit blühenden Geranien, ſowie das reizende Geſicht eines ſchönen Mädchens, das behaglich an der Brüſtung lehnte und uns ruhig mit ihren großen glänzenden Augen anſah; das war in dem dunkeln, halbverfallenen Gemäuer eine recht angenehme Erſcheinung.

Wir haben jetzt die Höhe des Berges erreicht und zugleich eine große Eſplanade, den Platz der Algiven; man könnte ihn mit dem Schloßhof einer weitläufigen Ruine des Nordens vergleichen; gerade vor uns iſt eine niedere zertrümmerte Bruſtwehr, von welcher hinab man auf den Albayein blickt, der tief unten am Abhang liegt, durch die maleriſche Darroſchlucht getrennt. Links an dem ziemlich öden Platze erheben ſich, beinahe von keinem Fenſter

ſich Alles deutlich von einander — der noch leuchtende See, die ſchwärzlichen Ufer mit ſcharfgezackten Rändern vor dem dunkel ſtahlblauen Himmel, an dem man gegen Süden noch immer die drohenden Wolken ſah, während über dem weſtlichen Horizont ein gelblicher Luftſtreifen geheimnißvoll lagerte.

„Wir ſind nicht weit mehr von der Kloſterinſel," ſagte Alexander Dellwing, der die Pinne des Steuerruders wieder ergriffen hatte, — „ich werde ſcharf an dem Ufer hinfahren, wenn Sie nichts dagegen haben, Meiſter Jonas."

„Es iſt allerdings ſehr unnöthig, ſich mit den Hundebeſtien und Kobolden dort abzugeben; da es aber unſern Weg nach Radfelden abkürzt, ſo machen Sie ſich meinetwegen das Vergnügen, jedenfalls werde ich ein Bischen ruhiger ziehen, daß die Phantaſie wie ein Schatten um die Inſel herumſchwebt."

„Als echte Phantaſie geräuſch- und körperlos."

So hätte man auch den Lauf des kleinen Bootes nennen können, und der Alte handhabte ſeine Ruder ſo geſchickt, daß man ſelbſt dicht am Fahrzeuge auch nicht die geringſte Bewegung des Waſſers ſah. Das Boot ſchien ſtill zu liegen und die Inſel in ſchwarzen Umriſſen näher zu ſchweben.

Dann aber ſtockte der Lauf der Phantaſie plötzlich,

da Meiſter Jonas die Ruder mit einem Male anhielt und, vornüber beugend, mit leiſer Stimme ſagte: „Sie liegen ſchon wieder auf dem Waſſer; ich höre deutlich lachen und plaudern, — dieſe Seejungfern müſſen doch immer die Gegend unſicher machen.“

„Was ich begreiflich finde bei dieſer wundervollen Nacht; kam doch auch mir ſchon ein paarmal die Idee, über Bord zu ſpringen und nochmals zu baden. — Sehen Sie etwas, Jonas?“

„Nein, wir haben vor uns die ſcharfe Felskante, an deren Fuß der flache Stein liegt, von dem ich Ihnen ſagte — ſie treiben jenſeits ihr Weſen — hören Sie, Sie müſſen das Lachen und Geſchwätz jetzt ſelbſt hören.“

— — — — „Ja, und es plätſchert im Waſſer, als wenn dort Badende wären.“

„Dem Volk ſieht dergleichen ſchon ähnlich; ich denke, wir rudern vorwärts, und fahren mitten in ſie hinein.“

„Das wollen wir jedenfalls bleiben laſſen,“ antwortete Alexander Dellwing ſehr ernſt und beſtimmt — — „auch habe ich mich geirrt, es iſt das kein Plätſchern im Waſſer, ſondern regelmäßige und näher kommende Ruderſchläge, — vorwärts, Meiſter Jonas, ich möchte hier nicht auf der Lauer liegend geſehen werden.“

„Vorwärts?“ brummte der Alte — „das heißt: gerade in die Felsen hinein, — dort kommen sie schon zum Vorschein,“ fuhr er, sich tief herabbeugend und dicht über den Wasserspiegel wegschauend, fort — „glücklicherweise ohne die Hundebestien und nach Art anderer christlicher Menschen, — — wenn wir ihnen nicht begegnen wollen,“ fuhr er flüsternd fort — „was mir auch nicht unlieb wäre, so steuern Sie die Phantasie zwischen dem flachen Steine und dem Ufer hinein, dort liegen wir in tiefem Schatten und so versteckt, daß uns schon Jemand absonderlich suchen müßte, um uns zu finden.“

Er hatte bei den letzten Worten ein paar ebenso kräftige als gänzlich geräuschlose Bewegungen mit dem Ruder gemacht, die Entfernung bis zum Ufer genau bemessend, und da Alexander Dellwing zu gleicher Zeit dem Steuer scharf die nöthige Richtung gab, so schmiegte sich die kleine Phantasie still und behende wie ein Vogel, der durch's Gebüsch schlüpft, in das allerdings sichere Versteck hinein und lag in der nächsten Minute, von des alten Seemanns derben Fäusten, mit denen er den Felsen faßte, gehalten, ruhig und bewegungslos.

Da schoß auch schon das andere Boot um die Ecke des Felsens herum, und daß die in demselben Befindlichen durchaus nicht still und heimlich thaten, sondern

laut und fröhlich lachten und plauderten, war wohl Schuld daran, daß ſie von der kleinen Phantaſie gar nichts gehört und geſehen.

Den Stimmen nach zu urtheilen, befand ſich kein Mann in dem Boote, was der Maler jetzt auch deutlich ſah, ſobald ſie näher kamen. Es war ein ziemlich langes, ſchmales Fahrzeug, von zwei derben und kräftigen Mädchen gerudert, die ſich in einer etwas mangelhaften Toilette befanden, und hätte er darauf ſchwören mögen, eine derſelben ſei die hübſche Reſi geweſen. An der Spitze des Bootes ſaß eine ältere Frau, welche an die Mondſichel hinaufſchaute und einen Haufen Kleider, oder was es ſonſt war, auf den Knieen hielt, während ſich am Steuer zwei weibliche Geſtalten befanden, von denen eine jedenfalls die ‚Sonne‘ war; er erkannte ſie an dem lang herabwallenden Haar, wie es wohl kein zweites am See gab, und neben ihr kauerte Klariſſa, die jetzt lachend ſagte: „Ich gäbe was drum, wenn ich den Muth gehabt hätte, auch da hinabzuſpringen! Ach, es muß ein ſeliges Gefühl ſein, wie ein Vogel, der fliegt!“

„Aber jetzt iſt es genug!“ mahnte die alte Frau an der Spitze des Bootes — „ich glaube, daß Mama keine große Freude daran hätte, wenn ſie Fräulein Suſanne ſo gar ausgelaſſen geſehen hätte.“

„O, ſie war ſchon ſelbſt dabei, als ich hinabgeſprungen bin.“

„Ja, am Tage und im Schwimmkleid — aber bei Nacht! Schon der Gedanke iſt mir graulich.“

„O, es iſt ſo entzückend und das Waſſer ſo warm, — noch einmal, gute Weber!“

„Nein, nein, ſo nicht, künftig nehmen Sie Ihre Schwimmkleider mit; wenn Sie ja nur von einem Zweige geſtreift würden und ſich blutig ritzten, ich wäre untröſtlich und Frau von Berla würde mich ſchön ausſchelten.“

„Alſo legen wir nicht mehr an der kleinen Felstreppe an?“ fragte die Sonne in einem ſchmollenden Tone — „pfui, Weber, Du biſt abſcheulich, — wie entzückend warm war das Waſſer!“

„Ja, und die Luft ſo drückend ſchwül,“ hörte man die Stimme der Reſi ſagen — „das macht das Wetter, welches dort drüben ſteht, ſeht nur, wie es unaufhörlich leuchtet!“

Der alte Seemann hatte ſich behutſam ſeinem jungen Gefährten genähert und flüſterte ihm in's Ohr: „Wenn Die da ſich anſchicken, doch noch an der kleinen Felstreppe anzulegen, ſo können wir nichts thun, als unſer Boot vorher hinaustreiben und raſch um die Ecke der Inſel verſchwinden, — halten Sie ſich dazu bereit!“

Doch war das nicht nöthig, denn man vernahm jetzt die Stimme der ältern Frau, welche sagte: „Nein, nein, wir fahren ruhig in die Bucht und dann können Resi und Elise, wenn sie wollen, nach dem Badeplatz zurückrudern, wir aber gehen nach Hause — fröstelt es euch nicht, Kinder?"

„Im Gegentheil, mir ist es zu heiß unter meinem Mantel."

Das sagte die Sonne, während das Boot, in dem sie sich befand, so dicht an dem flachen Felsblock vorüberzog, daß Alexander Dellwing deutlich die lieblichen Gesichtszüge des jungen Mädchens erkennen konnte, ja, eine blendend weiße Schulter, die jetzt unter dem herabgerutschten dunklen Ueberwurfe zum Vorschein kam.

Dann fuhr das Boot vorüber und verschwand zwischen den Gebüschen der Bucht, die in die Insel führte.

„Ich denke, jetzt machen wir uns davon," meinte der alte Seemann — „ehe sie wieder zurückkommen. Ich weiß, wo ihr Badeplatz ist; wir müssen dicht daran vorüber, um nach Radfelden zu gelangen, wenn wir nicht einen großen und sehr unnöthigen Bogen in den See hinein beschreiben wollen."

„Zu spät, dort schießt das Boot wieder daher!"

„Ja, so ist's," brummte der Alte — „immer kommt

Einem etwas in die Quere, wenn man ſich dieſer verwünſchten Inſel nähert; auch traue ich dem Wetter durchaus nichts Gutes zu," fuhr er, in die Höhe blickend, fort — „was Die vorhin Wetterleuchten nannten, iſt ein feſtes Gewitter. Hören Sie den fernen Donner?"

Meiſter Jonas brauchte ſich jetzt keine Mühe zu geben, gar zu leiſe zu ſprechen, denn die beiden Mädchen im Boote lachten und plauderten, und dazu platſchten ihre Ruder ſo, daß ſie auch ein laut geſprochenes Wort in ihrer Nähe ſicher nicht gehört hätten.

„Das Beſte wäre," ſprach der alte Seemann, nachdem ſie vorüber waren — „wir zögen uns rückwärts aus dem Verſtecke hinaus und fahren um die andere Seite der Inſel herum."

„Unter den Fenſtern des Wohnhauſes vorüber, wo wir bei einem der leuchtenden Blitze ſicher geſehen und erkannt würden und dann um ſo eher in den äußerſt häßlichen Verdacht kämen, als hätten wir da unten auf der Lauer gelegen; es wäre mir das ſehr unangenehm und für uns auch vielleicht rathſamer, hier geſchützt noch eine Zeitlang zu warten, ob das Wetter auf uns hereinbricht oder vorüberzieht."

So ſagte der junge Maler, obgleich in ſeinem Herzen auch noch ein anderer Grund leiſe, faſt zaghaft laut

wurde, um ihn noch für eine kurze Zeit hier an die Stelle zu bannen. Es war dieß das Bild eines jungen Mädchens, welches ihm schon damals in seiner poetischen Eigenthümlichkeit unbeschreiblich anziehend erschienen war, ein Bild, das er mit phantastischen Ranken umsponnen und zu einer übernatürlichen Erscheinung gesteigert, das ihm, so oft es in seinen oft heißen und ungestümen Gedanken und Träumen plötzlich auftauchte, wie einer jener mild glänzenden Sterne erschien, zu dem wir aus dem Dunkel der Nacht — aus dem Dunkel des Lebens — innig hoffend aufblicken, — ja sie hatte einen so unerklärlichen Eindruck auf ihn gemacht, daß soeben, als er ihr mildes, liebes Gesicht wieder gesehen, sie ihm mehr als irgend einmal wie einer jener leuchtenden, Glück bringenden Sterne vorschwebte, trotzdem was er am heutigen Abend erlebt, versprochen und auch leider zu halten entschlossen war, — ja leider; er konnte sich selbst dieses Gefühls nicht erwehren und athmete tief und schwer, an die kommenden Stunden denkend. Auch litt es ihn dabei nicht mehr ruhig auf seinem Sitze, und als das andere Boot um die Ecke verschwunden war, sprang er in die Höhe und auf die unterste Stufe der kleinen Felstreppe, die hier am Wasser mündete.

„Wohin denn? Ich glaube, Sie wollen sich die Insel bei Nacht beschauen?“

„Dazu hätte ich bei so günstiger Gelegenheit allerdings große Lust, denn bei Tage kommt man doch nicht dazu.“

„Und der finstere Uferwächter und die Hundebestien?“

„Sind gewiß entfernt, weil hier gebadet wurde. Diese kleine Treppe führt, so viel ich weiß, auf den höchsten Punkt der Insel, von wo man einen guten Blick auf dieselbe hat, auch ist der Mondschein hell genug, um wenigstens die Lage der Gebäude zu erkennen. Elmbach wird lachen, wenn ich ihm erzähle, daß ich in die Zaubergärten eingedrungen bin.“

„Lassen Sie es lieber bleiben; wer weiß, was es da oben für unheimliche Geschichten gibt!“ warnte der alte Seemann.

„Ah, in Ihrem Sinne! Dafür habe ich meinen Zauberschleier.“

„Desto schlimmer!“ — — Weiter setzte der Alte nichts hinzu, auch da der Andere bereits die Hälfte der Stufen erstiegen hatte und nun in den Schatten der mächtigen Bäume tauchte, die ihn unter ihre breiten, dichtbelaubten Aeste wie unter ein schützendes Dach nahmen.

Vielleicht noch zwei Stufen lagen vor ihm und er ſah ſchon die Plattform, den Lieblingsplatz der kleinen Herrin, von dem ihm Reſi erzählt, dicht an dem ſenkrecht abfallenden Felſen gelegen — da vernahm er plötzlich Schritte und lachende Stimmen. Glücklicherweiſe aber befand er ſich in der Nähe einer uralten Buche, ſo breit, daß ſie ihn ſammt ſeinem Schatten verdeckte, nach welchem er ängſtlich geſpäht, da derſelbe vorwitzig auf dem helleren Wege, der hieher führte, ſichtbar geworden war.

„Hörteſt Du wohl, liebe Weber, Mama iſt nicht ſo ängſtlich.“

„Oder zu nachgiebig für Sie.“

„O, nur in ſehr wenigen Fällen, und wo das, wie hier, ganz gefahrlos iſt und ach! ſo entzückend ſchön! — Klariſſa, Du ſollteſt mit mir in den See ſpringen!“

„Nicht um die Welt, aber ich will nach Reſi rufen, daß ſie mit dem Nachen herbeikommt.“

„Jedenfalls,“ ſagte Madame Weber in einem wichtigen, faſt ſtrengen Tone.

Dann ſprang das eine der beiden jungen Mädchen — beide waren in dunkle Mäntel gehüllt — an den Rand des Felſens und rief laut und hallend über den See: „Reſi — Reſi — Eliſe, kommt mit dem Nachen herbei, die Sonne ſpringt nochmals in den See hinab!“

durchbrochen, die ſchweren ſtumpfen Maſſen der torre quebrada und del homenage mit einer kleinen in der uns zunächſt liegenden Ecke angebrachten Eingangsthür, durch die man zu den Vorwerken und der torre de la Vela gelangt; hinter uns erheben ſich jenſeits des Thals die rothen Thürme; neben dem Weinthore, bei dem wir ſtehen, geht es eine breite Straße hinauf, an der hie und da ein kleines Haus liegt; das Ende derſelben iſt geſchloſſen mit der Pfarrkirche und deren durchbrochenem Glockenthurm. Rechts von uns aber erhebt ſich der rieſenhafte unvollendete Palaſt Karls V. in ſeinen für die damalige Zeit ſtaunenswerthen Verhältniſſen.

Man ſagt, Karl V., dem Granada, namentlich aber die Ausſicht hier oben vom Berg der Alhambra außerordentlich lieb geweſen ſei, habe dieſen Palaſt zu einer Reſidenz für ſich erbauen wollen; eine andere Anſicht iſt die, der ſtolze Kaiſer und König habe damit ein Werk herſtellen wollen, beſtimmt, die Wunder der Alhambra zu verdunkeln; wie dem auch ſei, wir wären dankbar, wenn dieſer Bauplan gar nicht zur Ausführung gekommen wäre, der nur mit Aufopferung eines großen Theils der alten arabiſchen Konſtruktionen ermöglicht werden konnte, und jetzt durch etwas, wenn auch an ſich ſehr Prächtiges, aber doch völlig Fremdartiges, die koſtbare Schöpfung der alten Mauren herriſch beengt und den wohlthuenden Einklang der Bauart zernichtet.

Dieſer Palaſt, deſſen Bau Berruguete leitete, beſteht aus zwei gewaltigen, in gelbem Stein ausgeführten Stockwerken über einander, von wohlgelungenen Proportionen, die Einfaſſungen der Thore und Fenſter ſind, ſo wie die beiden Hauptgeſimſe, die die Stockwerke abſchließen, ſchön und kräftig profilirt, die Haupteingänge durch gekuppelte cannelirte Säulen ausgezeichnet, an deren Poſtamenten der Schmuck ſehr lebendig componirter und ſchön gebauener Reliefe, Kämpfe zwiſchen chriſtlichen Rittern und Mauren darſtellend, mit Geſchick angebracht iſt. Der Palaſt iſt ſo lang als breit, die Zimmer und Säle erſtrecken ſich längs der Façaden, und die Verbindung der einzelnen Räume unter einander wird durch doppelt über einander geſtellte Colonnaden vermittelt,

Der unwillkürliche Lauscher hinter der Buche fühlte sein Herz auf eine peinliche Art zusammengeschnürt, nicht als ob ihm das Wagniß des jungen Mädchens als gefährlich erschienen wäre; war er doch Schwimmer genug, um zu wissen, daß eine dreimal größere Sprunghöhe bei der Tiefe des Wassers hier und bei der Gewandtheit der jungen Herrin, von der ihm Resi erzählte, unbedenklich war. Es überschlich ihn vielmehr ein Gefühl des Unmuthes, ja der Scham für sich selber, und er hätte viel darum gegeben, wenn er drunten im Boote geblieben wäre, ja er drückte seine Stirne gegen den Baumstamm und versuchte es, die Augen zu schließen.

— — Versuchte es aber nur, denn als er jetzt die Stimme Resi's vernahm, welche vom See herauf fragte, ob die Entfernung die richtige sei, und als er die Sonne in jubelndem Tone antworten hörte: „Gewiß — paßt auf!" da blickte er hinaus gegen die Felsterrasse, um ein Bild zu sehen, wie er es in seinen ausschweifendsten Künstlerträumen nicht für möglich gehalten.

Die leuchtende, schlanke, edle Gestalt, vom Mondlichte ganz, von ihrem goldenen Haare halb umflossen, die kleinen Füßchen fest gegen einander gedrückt, die Arme langsam über den zurückgeworfenen Kopf erhebend und sich alsdann mit einem schalkhaften Lächeln auf

den leicht geöffneten Lippen gegen Madame Weber wendend, welche ihr den weiten, dunklen Mantel abgenommen hatte und hinter ihr ſtand, wobei die Sonne zählte: „Eins — Zwei und — Drei!“

Er hätte aufſchreien mögen aus ſeinem Verſteck, doch that das für ihn die kleine Klariſſa, laut, gellend, jubelnd. — —

— — Er hätte hervorſtürzen mögen gegen den Rand der Terraſſe, faßte aber dann, ſich ſelbſt gewaltſam zurückhaltend, einen Aſt der Buche und empfand darauf ein unſagbar glückſeliges Gefühl, als er nun vom See herauf die Stimme des jungen Mädchens vernahm, das laut und fröhlich rief: „Ich kam mit einem ſolchen Schwunge hinab, daß ich faſt den Grund des Sees erreicht hätte; ich fühlte es ordentlich, wie nahe ich ihm war, — aber wundervoll war darnach das Gefühl des Aufwärtsſchwebens, wie ein ſeliger Geiſt.“

„Nun aber laßt es genug ſein, Kinder,“ bat die Kammerfrau, an den Rand der Terraſſe tretend — „hört, Reſi und Eliſe!“

„Schon ſo bald?“ fragte die Sonne in bittendem Tone — „ſo werde ich wenigſtens neben dem Boote bis an die Bucht ſchwimmen und erwarte Dich dort, gute Weber.“

„Man kann ihr nicht einmal böſe ſein,“ ſagte die Kammerfrau zur kleinen Klariſſa — „wenn ſie zuweilen gar zu ausgelaſſen iſt; ſie iſt ja ſonſt ſo verſtändig und gut. — Ich bin nur froh, daß ſie endlich herauskommt, wir wollen ihr raſch entgegen eilen. Das Gewitter ſcheint ganz nahe, und ich fürchte, daß wir es in der nächſten Viertelſtunde tüchtig über uns haben werden.“

Damit verſchwanden die Beiden zwiſchen den Gebüſchen, und nachdem ihre Schritte verhallt waren, richtete ſich Alexander Dellwing empor und ſtarrte auf den See hinab, nicht als ob dort irgend etwas zu entdecken geweſen wäre, ſondern indem er das nur ſchwach leuchtende Waſſer neiderfüllt betrachtete und ſeine Gedanken dort hinab verſenkte.

Von der Mondſichel war nichts mehr zu ſehen; raſch daherziehende dunkle Wolken hatten ihr Licht ausgelöſcht, doch vernahm er jetzt die Ruderſchläge des Bootes, und dann, bei einem leuchtenden Blitze, entdeckte er es, gegen die Bucht fahrend und neben ihm, aber nur den kleinſten Theil einer Sekunde, etwas blendend Weißes auf der Flut erſcheinen, doch krachte gleich darauf ein weithin ſchallender Donner, wie um ihn warnend an ſeinen Frevel zu erinnern, und dann hörte er ein Sauſen in den Bäumen und bemerkte, wie ſich

die Kronen derſelben langſam anfingen hin und her zu bewegen.

Doch trotz dieſer Zeichen des herannahenden Wetters konnte er ſich nicht enthalten, raſch auf die Terraſſe zu eilen bis dicht an die Stelle, wo vorhin ihre kleinen Füßchen geſtanden, und er jubelte, daß er das gethan, denn vor ſich auf dem Boden ſah er eine Bandſchleife liegen, die er haſtig ergriff, um alsdann nach dem Boote zu ſeinem unmuthig harrenden Gefährten zurückzukehren.

Die kleine Phantaſie lag nicht mehr ſo ruhig und bewegungslos im Waſſer wie oben. Scharfe Windſtöße hatten die Flut raſch erregt und ihre Bewegung machte ſich hier ſchon durch ein leichtes Schaukeln des Bootes bemerkbar.

„Alles hat ſeine Grenzen," murrte Meiſter Jonas — „und ich glaube, Sie wollen mich auf die Probe ſetzen, ob ich mich vor einem kleinen Wetter fürchte."

„Ich bin vollkommen vom Gegentheil überzeugt," verſetzte der Andere in begütigendem Tone — „bitte Sie auch um Entſchuldigung wegen meines Ausbleibens, hoffe Ihnen aber auch dafür zu zeigen, daß ich mir gleichfalls aus einem kleinen Wetter nichts mache."

„Wir werden dazu Gelegenheit haben," meinte der

Alte in einem trockenen Tone, während er das Boot zwiſchen die Felſen hinaus drückte.

„Glauben Sie, daß wir ſehr naß werden?"

„Sie meinen vom Regen oder ſonſt von irgend welchem Waſſer?"

„Da wäre mir der Regen ſchon lieber."

„Wer weiß, wie's kommt!" verſetzte der Alte gleichgültig, indem er den Maſt aufrichtete.

„So wollen Sie ſegeln?"

„Es thut ſich noch ganz leidlich — alſo nach Radſelden?"

Das hatte ſich Alexander Dellwing nach dem letzten Ereigniß ſelbſt noch nicht gefragt, und jetzt berührte ihn dieſer Gedanke ſeltſam, — peinlich. — Er hatte allerdings ein Verſprechen gegeben aus vollem, vollem Herzen, — glückſelig — berauſcht von ihren Küſſen, und hatte es dabei auch für ſpäter nicht für möglich gehalten, daß er ſich ſelbſt eine ſolche Frage zu ſtellen vermöchte. Jetzt war das anders geworden und er brauchte ein paar Minuten, ehe er an ſeinen Gefährten die Frage that: „Was denken Sie, kommen wir bei dieſem Winde nach Radſelden?" hoffend, der Andere werde ihm ein „Nein" zur Antwort geben.

Doch blickte Meiſter Jonas zu dem ſtark flatternden Wimpel empor, ehe er erwiederte: „Nach

Radfelden kommen wir jedenfalls beſſer, als nach Hauſe."

— — — — „Nun denn, ſo laſſen wir uns treiben wie der Wind will!"

„Oder wie das Segel hält, — doch iſt vorderhand auch dabei nichts zu befürchten; wir werden allerdings ein bischen ſtark auf die Seite zu liegen kommen, weßhalb ich Sie erſuchen muß, ſich auf den Rand des Bootes ſelbſt zu ſetzen, damit wir mehr Gleichgewicht haben."

„Was habe ich ſonſt zu thun?"

„Vorderhand gar nichts, ſollte aber der Fall kommen, daß das Segel nicht raſch herab will und ich Sie anrufe, ſo reißen Sie die Leinwand mit aller Kraft herunter, auch wenn das feine Zeug in Fetzen geht."

„Soll ich in einem ſolchen Falle nicht das Ziehtau durchſchneiden?"

„Würde nichts nützen; es kommt vor, daß ein lateiniſches Segel, wie es die Phantaſie führt, ſelbſt bei gelöstem Ziehtau an den Maſt klebt, als ob es dort feſtgenagelt wäre, — doch befürchte ich nicht viel, ich habe drei Reffe eingebunden und wir führen ja kaum handbreites Tuch, — — — — wenn der Wind nur ein bischen regelmäßiger wäre! Aber das kommt in Stößen von allen Seiten her; wird ſich aber ändern,

ſobald das Wetter ſeinen richtigen Kurs genommen hat, — man ſieht trotz der Dunkelheit, wie es dort von Süden heraufzieht."

Und ſo war es. Es kam herüber in einer ſo tief-ſchwarzen Wolkenwand, daß man um die Ränder derſelben den ebenfalls dunklen Himmel immerhin noch ein wenig, aber unheimlich leuchten ſah. Einzelne ſcharfe Windſtöße ſausten hoch über ſie hinweg, peitſchten die Bäume der Inſel, daß man auf Augenblicke deutlich ihr Rauſchen hörte, und drückten zu gleicher Zeit das Boot bedenklich nieder; doch richtete es ſich ſogleich wieder auf, und als ſie die Spitze der Kloſterinſel glücklich hinter ſich hatten und ſie vom Winde wenn auch ſcharf, doch in ziemlich regelmäßigem Striche Steuerbord gefaßt wurden, ſchoß das kleine Boot, allerdings in fürchterlicher Eile, durch das ſchäumende Waſſer dahin, wobei es mit dem einen Bord faſt den Waſſerſpiegel des Sees ſtreifte. Dazu leuchteten die Blitze und verwandelten dann auf Augenblicke die ſchwarze Wolkenwand in ein wildes Chaos flammenden Feuers und ſchwärzlicher Dinten, durch welches ſich nur zuweilen ein blendend weißer, lang herabzuckender Blitzſtrahl ſchlängelte; aber alles Das, mit dem rollenden Donner und den pfeifenden Windſtößen, vermochte kaum, Alexander Dellwing ſeinen tiefen Gedanken zu

entreißen. Kannte er doch die ſichere, kundige Hand, welche Steuer und Segel regierte, und wenn er auch zuweilen bei einem gar heftigen Windſtoße das Leuchten eines Blitzes benützte, um den alten Seemann anzuſchauen, bemerkte er zu ſeiner Beruhigung den ſtetig gleichmäßigen Ausdruck ſeiner Züge, ja Meiſter Jonas lächelte zuweilen, wenn er einmal genöthigt war, auf Sekunden die Ruderpinne mit beiden Händen zu ergreifen. Ihm war dergleichen ein angenehmes Spiel, und das zu ſehen, gab dem jungen Maler ein ſehr behagliches Gefühl der Sicherheit.

Er hatte ſeine Gedanken faſt mit Gewalt auf das kleine Zimmer gerichtet, alles Andere vergeſſen wollend, wo er damals die Nacht zugebracht, und malte ſich daſſelbe ſtill und heimlich aus, wie es dort nach vorübergegangenem Gewitter ſein würde, allerdings heiß und ſchwül, aber erquickend friſch angeweht durch die kühlere Nachtluft, welche das halbgeöffnete Fenſter erlaubte einzudringen, zugleich mit dem entzückenden Dufte des durch den Regen erfriſchten Laubes, — ja die Blätter rauſchten alsdann ſanft und einſchläfernd, während die letzten Regentropfen melodiſch klingend durch das Laubwerk fielen — — zwiſchen Worten, Seufzern und Küſſen hindurch. — —

Leicht und jäh aber ſprangen ſeine Gedanken jeden

Augenblick von diesen heißen Bildern ab und ein bitteres Gefühl schnürte ihm das Herz zusammen, so oft er, und das kam häufig vor, nicht im Stande war, seine Phantasieen fest im Zügel zu halten; ein Blick auf den straff gespannten, hellen Segelstreifen oder eine aufspritzende größere Schaumwelle, ja das Leuchten eines weißen Blitzes war im Stande, eine lichte Gestalt vor seine aufgeregten Sinne zu zaubern, die ihm mit aufgehobenen Händen zurückzuwinken schien.

„Es wäre doch am Ende besser gewesen," sagte Meister Jonas, „wenn wir uns an der Insel gehalten hätten, und ich will jetzt noch den Versuch machen, unter ihre Windseite zu kommen, — das brave Boot thut, was es kann, aber es treibt merklich ab, statt vorwärts zu kommen."

„Wollen wir das Segel herunterlassen?"

— — — — „Ich denke fast, es ist besser," antwortete der Alte; doch war Alexander Dellwing kaum im Stande, die laut gerufenen Worte zu verstehen, denn nun kam nach ein paar gewaltigen krachenden Donnerschlägen der Sturm heran, der heulende, pfeifende, unerbittlich wüthende Sturm. Das kleine Boot stürzte so auf die Seite, daß sich der junge Maler kaum vor dem Hinausgeschleudertwerden zu bewahren vermochte, aber trotzdem er sich mit aller Kraft wieder aufraffte,

nicht im Stande war, dem Ruf: „Segel herab!“ sogleich Folge zu leisten; allerdings hatte er in der nächsten Sekunde das Segeltuch erfaßt und riß mit aller Kraft daran, aber es war, wie ihm Meister Jonas vorhin gesagt, — die Raa wurde von dem wüthenden, plötzlich umspringenden Winde gegen den Mast gedrückt, daß sie dort wie angenagelt hielt und er trotz aller Anstrengung nicht im Stande war, sie zu bewegen. Dazu kam noch, daß er einige Augenblicke lang kaum wußte, was oben oder unten, vorn oder hinten sei, so toll wurde das Boot herumgeschleudert, wobei die Spitze der Raa ein paar Mal das Wasser berührte. — Ja, die Verwirrung, welche sich seiner durch alles Das bemeisterte, wurde jetzt noch vermehrt durch den seltsam heiser klingenden Ruf des alten Seemannes: „Lassen Sie — lassen Sie — und suchen klar über Bord zu kommen, — — sehen Sie die Insel?“

— — — — „Ja.“

„Also auf Wiedersehen — dorten — — — — oder anderswo!“

Dann fegte der Sturmwind noch rasender über das arme kleine Boot, als soeben. Welle folgte auf Welle, eine größer, wilder, schäumender als die andere, anprallend an die schwachen Planken, jetzt das Fahrzeug hoch erhebend, dann es wieder tief hinabschleudernd, bei

welche den in der Mitte liegenden kreisförmigen Hof umgeben, der groß genug wäre einem Kampfſpiel oder Stiergefecht zu dienen. Die Treppen liegen in den Ecken, die zwiſchen dem Kreis und dem umſchriebenen Quadrat übrig bleiben. Das Ganze gewährt von Innen und Außen einen majeſtätiſchen Eindruck, aber gleichſam wie wenn der altehrwürdige Bau der Alhambra hätte eine Genugthuung empfangen ſollen, wurde das Werk Karl V. nicht vollendet, das Ganze liegt in traurigem Verfalle, der Fußboden im Innern iſt mit Schutt bedeckt, von den Säulen ſind ſchon viele verletzt, manche der Baluſtraden zertrümmert und oben auf den Zinnen des unfertigen Gebäudes, das nie ein Dach gehabt, wachſen Pflanzen und kleine Bäume, und dort haben die Vögel des Himmels freien Zutritt.

Aber wo iſt die Alhambra, der Mährchenpalaſt, den zu ſehen wir unſere Erwartung kaum zügeln können? Auf dem Platze, von dem ich eben ſprach, iſt nur das zu ſehen, was ich erwähnt; doch richtig, dort hinten noch etwas. An die koloſſalen Wände des kaiſerlichen Palaſtes lehnt ſich eine Mauer, beſcheiden vom Platz zurücktretend, und ſo einen dunkeln Winkel bildend, in deſſen Hintergrund ſich ein mäßig großes Thor befindet, der Eingang zur Alhambra. Wer ſich vom Schloſſe der mauriſchen Könige zuvor ein Bild gemacht, und dabei ſeine Phantaſie von dem Ausdruck Palaſt und von Erinnerungen an orientaliſche Mährchen oder Beſchreibungen hinreißen ließ, findet ſich hier ſehr enttäuſcht; wer aber, wie ich, die Wunder der Stadt Damaskus geſehen, mit ihren fabelhaft prachtvollen Häuſern, die aber an der Straße nur eine zerfallene Lehmwand mit ſchlechtem Thore und ſchießſchartenähnlichen Fenſtern haben, der konnte ſchon geduldig, wenn gleich mit klopfendem Herzen warten, bis ſich die Thür in der Mauer vor uns geöffnet. Befinden wir uns ja nicht vor einem Tempel oder Palaſt der Griechen, Römer oder Egypter, die ihre Bauwerke mit auf äußeren Effect berechneten. Hier aber ſind wir auf einem orientaliſchen Schloſſe, das ſeine Wunder hinter feſten Thürmen und hohen Mauern verbirgt, denn der müßige Spaziergänger ſoll

gebrochenem Steuer, ohne jede Lenkung, — wie oft richtete es ſich verzweiflungsvoll wieder auf, um ſich gleich darauf unter der Wucht eines ſtärkeren Windſtoßes, der das Segel ſeitwärts drückte, tiefer — immer tiefer — hinabzubeugen, bis die helle Leinwand das Waſſer berührte, um alsdann unter demſelben zu verſchwinden.

— — — — Dann erblickte man in der nächſten Sekunde nichts mehr als das gekenterte Boot, ſchwer in den Wellen rollend, wie verächtlich von denſelben bei Seite geſchoben.

Alexander Dellwing wußte nicht ganz genau, war er im entſcheidenden Augenblicke dem Boot entſprungen oder hinausgeſchleudert worden; jedenfalls war die Wirkung die gleiche, denn er fand ſich ein paar Sekunden lang ſchwer und mühſam ringend mit den empörten Wogen des Sees, dann aber nahm er als tüchtiger Schwimmer ſeine Partie ſo gut wie möglich und ſchwang ſich ſo hoch empor, daß er, um ſich ſchauend, die Kloſterinſel in dunklen Umriſſen ſah — dann deutlicher, von einem leuchtenden Blitze erhellt, zu gleicher Zeit ſchon das gekenterte Boot ziemlich entfernt erblickte, ja den alten Seemann zu ſehen glaubte, wie er ſich an dasſelbe angeklammert hatte.

Das gab ihm eine Art von Troſt, denn er fürchtete mehr für den alten Mann, wie für ſich ſelber, — wie

oft war er in ſtark bewegtem Waſſer geſchwommen, — allerdings nicht bei dunkler Nacht, unter dem Leuchten der Blitze, faſt betäubt von dem krachenden Donner, ja jetzt umſauſt von gewaltig niederſtrömendem, ihm in die Augen gepeitſchten Regen — — und faſt ohne ſichtbares Ziel, ohne etwas vor ſich zu ſehen, nach dem er ſich richten könne, — das allein fiel ihm ſchwer auf die Seele, und er athmete ein paar Mal tief und ſchwer, als er nach einigen Minuten bemerkte, daß er gewaltig ringen und kämpfen müſſe gegen Wind und Wellen, um der Inſel wieder ſo nahe zu kommen, wie er ſchon einmal geweſen war. — — — — Auch ſeine Kleider, die bald mit Waſſer getränkt waren, erſchwerten ihm die freie Bewegung, und als er das fühlte, kam ihm zum erſten Mal ein betäubender, ſchrecklicher Gedanke.

— — Um ſo mehr, da ihm die Inſel, ſeine einzige und letzte Hoffnung, immer weiter zu entſchweben ſchien.

— — Vielleicht war dieß auch nur Täuſchung und kam daher, weil ſeit dem letzten wüthenden Ausbruch des Gewitters die Blitze ſeltener und ſchwächer geworden waren.

— — Ja, ſeltener und ſchwächer, aber auch ihn ſchienen damit die Kräfte verlaſſen zu wollen.

— — Das wilde Toben und Toſen hatte ihn zu unerhörten Anſtrengungen geſtachelt, zu denen er jetzt nicht mehr im Stande war ſich aufzuraffen.

— — Und doch konnte nach seiner Berechnung die Insel keine hundert Schritte von ihm entfernt sein — — „näher," dachte er jetzt freudig, als sein Kopf gegen etwas stieß, was ihm wie ein Stück Holz erschien, dicht an den Ufern des Eilandes schwimmend.

— — Er faßte mit der Hand darnach und schauderte ein wenig, als er fühlte, daß es der leere Fischzuber ihres Bootes sei — — leer — — der Deckel hatte sich gelöst, — — der Hecht, den Meister Jonas so sicher aufgehoben, war lebend entschlüpft — und freute sich jetzt — seiner wiedererlangten Freiheit, — während er — schrecklicher Gedanke, welcher ihm zum ersten Male den Kopf unter die empörten Wellen drückte — — während er — — war es denn möglich — — — — so sollte er enden — — — — und nicht einmal bei hellem Tageslichte, unter dem Leuchten der Sonne — — — — die Insel — — nur noch einmal die Insel — — — — nur noch einmal — — — — die Sonne!

Dann war es ihm, als sprühten bleiche Lichtstrahlen aus seinen Augen, aus seinem Kopfe, dann klang und rauschte es ihm seltsam unheimlich in den Ohren dann — — — —

KÖNIGL. THEATER-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Der Sturmvogel.

Vierter Band.

Der Sturmvogel.

Von

F. W. Hackländer.

Vierter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1872.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Gerettet 1

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Der Zauberſchleier 36

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Traurige Erklärungen 88

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Wiederſehen und Abſchied 129

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Die Königstochter 172

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Untergang des Sturmvogels 205

ſich ja nicht daran erfreuen, nur er, der Beſitzer, ruhend an den murmelnden Waſſern ſeines Feenhofes unter kühlen Säulengängen und duftenden Orangen.

Die Thür öffnet ſich langſam und wir treten ein. Was wir aber hier ſehen, können Worte nicht ſchildern. Kann man ja auch nicht die wunderbaren Klänge der Muſik beſchreiben, oder vielmehr nicht ihre Wirkung, nachdem ſie uns im Innerſten ergriffen und gerührt. So auch hier. Gewöhnlich wird eine geſpannte Erwartung nicht befriedigt; aber hier in der Alhambra wird ſie übertroffen. Das Thor hat ſich hinter uns wieder geſchloſſen, tiefe Stille umgibt uns und wir befinden uns in einer andern, einer Mährchenwelt. So muß es den fahrenden Rittern zu Muthe geweſen ſein, die ſich kämpfend und ſiegend durch alle Hinderniſſe durchſchlugen und jetzt endlich das Feenſchloß erreichten, in deſſen Räumen das koſtbare Gut zu finden iſt, dem ſie nachgeſtrebt. — Das Schwert entſinkt ihrer Hand, ſie können nur ſtaunen und bewundern.

Wir befinden uns nach Durchſchreitung eines dunkeln Veſtibules in einem Hofe, den die Mauren Meſuar nannten, jetzt aber heißt er de los Arrayjanes, Hof der Myrthen, oder Patio de la Alberca, der Hof des Teiches; vor uns haben wir ein etwas über hundertzwanzig Fuß langes und etwa dreißig Fuß breites marmornes in den Fußboden eingelaſſenes Becken, der Länge nach auf beiden Seiten bekleidet mit Roſenhecken und Geſträuch; der Teich iſt mit klarem Waſſer gefüllt, das von Goldfiſchen belebt iſt, und die rings um die Pflanzenbeete herlaufenden Gänge ſind mit breiten Platten von weißem Marmor belegt. Zu unſerer Rechten, ſowie zu unſerer Linken befinden ſich an den ſchmalen Seiten des Hofs zwei offene Hallen von je ſieben Bogen und von ſchlanken Marmorſäulen getragen, die Bogen ſind im Halbkreis geſchloſſen und die filigranartigen in Stuck ausgeführte Ornamente über und an den Bogen ſind noch vortrefflich erhalten, die Decken der hinter dieſen Bogen hinlaufenden Hallen glänzen uns in ihrer Farbenpracht und in ihren wunderbaren Arabesken wie ein geöffnetes

Der Sturmvogel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Gerettet.

Der See, den wir in ſeinen guten und böſen Stunden dem geneigten Leſer zu ſchildern verſucht, hatte unter andern Eigenſchaften auch die eines leicht und heftig aufbrauſenden Menſchen, der in blinder Wuth alles mögliche Unheil anrichtet, um kurze Zeit darauf wieder mit glatter Stirn, mit lächelnden Augen, ja mit ganz erſtaunten Blicken ſein Betragen gänzlich unbegreiflich zu finden. Letztere äußert nun der See allerdings in keiner Weiſe, doch ſchien er häufig nach einer wilden Sturmnacht, wie die vergangene, durch ganz beſondere Milde und Lieblichkeit um Entſchuldigung bitten zu wollen.

Wo waren die drohenden Wolken von geſtern? Wo waren die empörten Wellen? Wohin hatte ſich der Sturmwind geflüchtet, der die hohen Bäume arg zer-

zaust, ja, ihnen Zweige und Blätter abgerissen, die nun hie und da am Ufer fast behaglich über die weiß glänzenden Kiesel schwammen, sich mit dem herabhängenden Grase neckten, um dann sogleich wieder in die Flut zurückzuweichen, — ja, Zweige, Blätter und Schilf, die sich auch wohl neugierig um ein gestrandetes, hilflos dicht am Ufer liegendes Boot drängten, vielleicht um dessen Leidensgeschichte zu hören, seine Erzählungen von dem wilden Sturm der vergangenen Nacht, unter dem ja auch sie gelitten hatten.

Das aber ging Alles vor sich unter einem wolkenlosen, entzückend klaren Himmel, beim leuchtenden Sonnenlichte, beim leisen Wogen der glatten, nur leicht geschwungenen Wellen.

Es war ein prachtvoller Sommermorgen der heutige; die dumpfe, unheimliche Schwüle des gestrigen Tages hatte der Sturmwind mit hinweggefegt, und wer in dieser reinen Luft noch athmen konnte, der that es mit sichtlichem Wohlbehagen, tief und lange die kühle, milde, würzige Luft einziehend. War doch Alles wunderbar erfrischt durch den gestrigen Regen, Blätter und Blumen, Kraut und Gras, ja selbst der staubig gewordene Sand in den Wegen, der ein ganz festtägliches Ansehen hatte durch den Glanz der noch feuchten Kiesel und Steinchen, sowie durch das Gewühl zahlreicher kleiner

Spaziergänger: Schnecken, emsige Ameisen, goldstrahlende Käfer, welche alle am heutigen Morgen irgend was Dringendes außerhalb ihres Hauses zu thun zu haben schienen.

Und erst die Vögel! Wie eilfertig strichen sie durch die Büsche, zwitschernd und singend, und schienen Besuche zu machen in der Freundschaft und Verwandtschaft, um zu erzählen, wie es ihnen in der verflossenen Nacht ergangen, wie sie gezittert und gebebt und beständig geglaubt, daß der garstige Wind selbst die großen Bäume mit fortnehmen würde; aber Alles sei noch glücklich abgelaufen, bei ihnen wenigstens und ihren näheren Bekannten, doch hätten sie soeben von der Frau Amsel drüben gehört, daß zwei Schwalbenkinder und eine Sperlingsfamilie verunglückt sei; um letztere sei es gerade kein besonderer Schade, daß aber auch der Storch auf dem Kirchthurme von Radfelden bedenklich um sein Nest herumspaziere und wahrscheinlich einige Reparaturen für höchst nothwendig halte, — und damit guten Morgen, sagte die Schwätzerin, nachdem sie erfahren, daß sich Nest und Kinder der Nachbarin des besten Wohlseins erfreuten, kokettirte ein wenig mit ihrem Schwanze gegen den eben zurückkehrenden Hausherrn und flog nach einem andern Theile der Klosterinsel.

Rings um dieselbe her schien im glänzenden Son-

nenlichte der tiefste Friede, die schönste Ruhe auf dem tiefblauen Wasser zu schweben. Eine krystallhelle Oberfläche bedeckte seine gestern so aufgeregte Tiefe, und man hätte es nicht für möglich gehalten, daß in der vergangenen Nacht wohl nicht hundert Schritte vom Gestade entfernt ein so großes Unglück geschehen wäre.

Das sagte auch fast mit denselben Worten ein grämlich aussehender Mann, der neben einem andern auf einem umgestürzten Boote saß, und welcher bei diesen Worten mit der Hand vor sich hin auf den See zeigte und hinzusetzte: „Dort, wo der abgerissene Zweig schwimmt, wird es gewesen sein!“

„Ja dort,“ wiederholte der andere Mann, ernst mit dem Kopfe nickend, und der dieß sagte, war Meister Jonas, und das umgestürzte Boot, auf welchem die Beiden am Ufer der Klosterinsel saßen, war die Phantasie.

„Ich habe ihm noch kurz vorher zugerufen, er solle machen, daß er klar über Bord komme, allerdings nicht hinzugesetzt, er solle sich zuerst nach dem Boot umschauen, sobald es gekentert sei; ich dachte, das verstände sich von selbst, er war aber eben noch nicht dabei gewesen, wie ich schon oft, — ja, ja, so kann's Einem gehen!“

Meister Jonas stieß einen tiefen Seufzer aus und

drückte alsdann den Kopf in die beiden Hände — — „was wird der gnädige Herr ſagen, wenn er das Alles erfährt!“

„O, er wird mit vollem Rechte ſagen,“ meinte der andere Mann in einem rauhen Tone — „daß es ein Wahnſinn geweſen iſt, in ſolchem Wetter zu ſegeln.“

„Ja, wenn ſich ſo ein Wetter gleich in aller Herrlichkeit präſentiren würde! Das fing aber an mit einem allerdings ſcharfen, aber für uns günſtigen Winde, um nach Radſelden zu kommen; auch hatte ich kaum eine Handbreit Segel aufgezogen, drei Reffe eingebunden, und wenn nicht im entſcheidenden Augenblick das Steuerruder gebrochen wäre, weßhalb mir das Boot aus der Hand kam, ſo würde noch nichts geſchehen ſein.“

„Dadurch werdet Ihr wenigſtens für die Zukunft vorſichtiger werden,“ brummte der Andere, — „aber es iſt immer ſo: wenn das Kind ertrunken iſt, deckt man den Brunnen zu, — wo kamet Ihr denn eigentlich her?“

„Von einer kleinen Bucht jenſeits Am-Felſen, wo wir gefiſcht. Ich ruderte, und erſt als uns jenſeits der Inſel der Wind faßte, zog ich Segel auf, um nach Radſelden zu kommen, denn nach Bucheneck zu gelangen, war unmöglich.“

„Es war ein Glück für Euch,“ ſagte der Andere,

die Arme auf die Kniee gestützt und seine Hände um einander reibend — „daß ich bei dem Höllenwetter eine Runde um die Insel machte, wie ich in solchen Fällen immer zu thun pflege, und ohne die Hunde hätte ich Euch doch nicht bemerkt, o, die haben Menschenverstand — nicht wahr, Hektor," — er schnippte mit den Fingern gegen den riesigen Neufundländer hin, der hierauf ein wenig den Kopf wandte, um ihn anzublinzeln, wobei er aber mit seiner buschigen Ruthe den Kies peitschte.

„Wo ist denn der andere — der, welcher — ihn — später herausholte.

„Achill — ja, das ist ein ganz merkwürdiges Thier, der geht nicht von der Thür des Zimmers weg, in welchem er liegt."

„Man sieht das Fenster von hier?" fragte Meister Jonas, um sich blickend.

„Das dort mit dem flachen Bogen in der dichten Epheuwand."

„Das sind noch Reste des alten Klosters?"

„Ja, schöne Räume, zwischen dicken, massiven Mauern, die gnädige Frau hat sie zu ganz behaglichen Wohnungen für Fremde einrichten lassen; da wir aber nie Fremde haben, so stehen sie immer leer. — Wollt Ihr jetzt auf Euer Zimmer gehen? Ein Bischen Ruhe könnte Euch nach der Nacht nicht schaden."

„Nein, ich mag nicht, ſo lange ich nicht weiß —“

Das Geräuſch von Schritten näherte ſich, Hektor hob ſeinen Kopf ſchwerfällig vom Boden, ſich ſelbſt aber dann raſcher auf die Füße und trabte hierauf ſchweifwedelnd gegen das Gebüſch, wo in dieſem Augenblicke zwei junge Damen und ein älterer Herr erſchienen, letzterer ſeinen Spazierſtock auf dem Rücken mit der linken Hand hin und her bewegend, während er mit der rechten eine ſehr entſchiedene Bewegung machte und dann herüberrief: „Weber, wo iſt mein Boot?“

„Es liegt in der Bucht, Herr Doktor, wie Sie befohlen, wenn Sie es aber hier haben wollen, ſo hole ich es.“

„Nicht nothwendig, nicht nothwendig, ich werde dorthin gehen und mich unterwegs,“ ſetzte er gegen die junge Dame hinzu, „noch bei Frau Mama verabſchieden.“

„Alſo es iſt nichts weiter zu befürchten?“ fragte Suſanne, dem Arzt erwartungsvoll in das Geſicht blickend.

„Bei der Konſtitution nicht das Geringſte.“

„Der Himmel ſei gelobt!“ ſprach das junge Mädchen mit leuchtenden Blicken, — „es wäre auch gar zu gräßlich geweſen.“

Weber, der ſich mit Meiſter Jonas raſch vom Boote

erhoben hatte, ſtieß dieſen mit den Ellenbogen an, indem er ſagte: „Hört Ihr wohl, es iſt nichts mehr zu befürchten.“

„Dafür ſei Gott allerdings gedankt, aber es bleibt für mich immerhin ein großes Unglück.“

Sie hatten ſich bei dieſen Worten den beiden jungen Damen und dem Arzte genähert, und Fräulein Suſanne rief ihnen mit freudigem Blicke entgegen: „Haben Sie es gehört? Der Herr Doktor ſagt, es ſei durchaus nichts mehr zu befürchten. Wie wird ſich Mama darüber freuen! Komm', Klariſſa, wir wollen mit dem Herrn Doktor gehen und ihr die gute Botſchaft überbringen.“

Damit verſchwanden ſie, von Hektor gefolgt, zwiſchen den Gebüſchen. Weber folgte ihnen, nachdem er Meiſter Jonas bis an die Ecke des alten, ruinenhaften Kloſtergebäudes geführt hatte und ihm die betreffende Thüre gezeigt.

Von Außen allerdings war hier Alles ruinenhaft, verwittert, zerbröckelt, wie zuſammengeflickt, beſonders durch die mächtigen Arme, Hände und Finger eines uralten Epheus, deſſen zähe Aeſte und Ranken das alte Gebäude wie mit eiſernen Klammern zuſammenzuhalten ſchienen. Doch war alles Das nur eine künſtlich gemachte oder wenigſtens ſo unterhaltene maleriſch-ſchöne

Schatzkäſtlein entgegen; das leuchtet und ſtrahlt durch einander, und das Auge iſt lange nicht im Stande, irgend etwas mit gehöriger Ruhe zu betrachten. Alles iſt mit Skulpturen bedeckt, die in Roth, Blau, Gelb und Grün gemalt ſind, vom Fußboden bis zur Höhe der Lambris erheben ſich glänzende Fayenceplatten, Azulejos, das Ganze mit einem Netze der phantaſtiſchſten Fäden überziehend, welche bald die wunderbarſten Arabesken darſtellen, bald in zierlichen Buchſtaben arabiſche Sprüche. Hier im Hofe des Teichs findet man häufig den Spruch: „Và le ghalibile Allah," Gott allein iſt Sieger; der Wahlſpruch von Aben-Hamar, den er ſeinem Volke entgegenrief, wenn ſie ihn Ghalib, Sieger, nannten. Man findet ihn unzählige Male, meiſtens auf Fayenceplatten, die einen blauen Balken im ſilbernen Felde zeigen. Die beiden Langwände, die dieſen Hof umſchließen, von gleicher Höhe wie die Bogenſtellung der Hallen, ſind nur von wenigen Thüren und kleinen darüber angebrachten Fenſtern, die das obere Stockwerk beleuchten, durchbrochen und machen einen ſehr wohlthätigen ruhigen Eindruck, aber jede dieſer einzelnen Oeffnungen iſt in ſo wunderlieblicher Weiſe durch die ſie umgebenden ornamentirten Rahmen eingefaßt, und wird durch die über den Marmorboden hinlaufenden Lambris von bunten Fayenceplatten mit den andern verbunden, daß ſie das innigſte Wohlgefallen erwecken. Nachdem wir uns in der bei unſerem Eintritt zu unſerer Linken gelegenen Bogenhalle ſattſam umgeſehen, uns in den an ihren beiden Enden angebrachten, mit den zierlichſten Azulejos ausgetäfelten Niſchen niedergelaſſen, erkennen wir erſt den neuen Reiz der an den Palaſt Karl V. angelehnten gegenüberliegenden Seite, die ſich in entzückender Weiſe in dem Waſſerbecken abſpiegelt, und die auf der untern Bogenreihe noch ein kleines Halbſtockwerk, und darüber eine zweite Reihe von Arcaden, den untern ähnlich trägt, und ſo das ſchwerfällige Nachbargebäude verdeckt. Ein ſehr feines Gefühl ließ die Araber den mittlern untern Bogen dieſſeits und jenſeits größer als die übrigen machen, um dem ſpringenden Strahl aus der im Boden ſenkrecht je unter dem Mittelbogen befindlichen Schale Platz zu geben und

Verwilderung, deren Eindruck urplötzlich verschwand, sowie man die breite Thüre mit dem verfallenden Bogen hinter sich hatte und in einen Raum trat, wo sich die Treppe zum oberen Stock befand und die auch zugleich als Vestibüle zum ehemaligen Refektorium diente, heute ein schöner, geräumiger, allerdings einfach gehaltener Gartensaal mit einer Aussicht auf die Ueberreste eines ehemaligen herrlichen Kreuzganges, dessen innerer Raum als Rosengarten aber heute noch so sorgfältig gepflegt und unterhalten war, als zu jener Zeit, wo hier die ehrwürdigen Brüder die Benediktiner sich von ihren Studien erholten beim Dufte der Rosen, sowie beim Erblicken der glanzvollen Seefläche, als deren Hintergrund hier ganz besonders schön die mächtigen Berge hervortraten.

Wie schon vorhin bemerkt, hinter der ruinenhaften Eingangspforte hörte jede Erinnerung an Verfall und Zerstörung auf und hinter der rauhen, verwitterten Außenseite zeigte sich sogleich an Allem der behagliche Comfort des Lebens, an den hübschen Treppen mit ihrem einfachen aber zierlichen Geländer, an dem mit feineren Strohmatten bedeckten Korridor, der, mit alten Kupferstichen geschmückt, vor den Gastzimmern hinlief, am meisten aber an der Einrichtung dieser Gastzimmer selbst, die — mit einem entzückenden Blicke auf See und Hoch-

gebirge, allerdings nur verſteckt zwiſchen den Bäumen hervor, was aber den Reiz noch erhöhte — in heiterem Style möblirt waren und ſich gerade ſo anließen, als ſeien ſie in irgend einem ländlichen Schloſſe oder in einem Hauſe im ſchweizer Styl gelegen. Und dieſer Kontraſt that wohl und war weit angenehmer, als wenn man bemüht geweſen wäre, die neuen Einrichtungen mit den ernſten Formen des Kloſtergebäudes auch im Innern durch dunkle Wände, farbige Fenſter, altmodiſche Stühle und Geräthſchaften in Einklang zu bringen. Vor einer der Thüren dieſer Gaſtzimmer lag der zottige Neufundländer, der auf den Namen „Achill“ hörte, und ſchnüffelte ein wenig in die Luft, als der alte Seemann über ihn* hinweg leiſe an die Thür klopfte, worauf Jener alsdann nach einem lauten „Herein!“ den Hund überſchreitend eintrat.

Sollte ſich Jemand unſerer geneigten Leſer hier auf eine traurige, ergreifende Szene Hoffnung gemacht haben, auf den rührenden Anblick eines eben kaum wieder lebendig Gewordenen, vom Tode Erretteten, der, im Finſtern dahinbrütend, nachgrübelt über Sein und Nichtſein und dem noch in den Ohren nachklingt etwas von den Schauern der andern Welt, ſo wollen wir ſogleich erklären, daß wir, um bei der Wahrheit zu bleiben, nicht im Stande ſind, eine ſolche Hoffnung zu erfüllen,

ſondern vielmehr den jungen Maler zeigen müſſen, wie er ſich gab, als Meiſter Jonas eintrat.

Er ſtand ohne Rock und Weſte am offenen Fenſter, gegen deſſen Einfaſſung er Arm und Kopf geſtützt hatte, wandte ſich aber beim Eintritt ſeines Gefährten raſch um und eilte ihm entgegen, wobei er ihm ſchon von Weitem ſeine Rechte entgegenſtreckte.

„Seit Sie heute um die Tagesdämmerung bei mir waren, habe ich noch einen feſten, erquickenden Schlaf gethan, ja, der ſo vollſtändig für die erſte Minute alle Vorfälle des geſtrigen Tages verwiſchte, daß ich mich kaum zu erinnern vermochte, wo ich ſei und wie ich hieher gerathen, während mir doch in der Nacht, kaum zum Bewußtſein zurückgekehrt, auch nicht das Geringſte von unſerer wilden Fahrt und unſerem Schiffbruch entfallen war — ſeltſam das, ich könnte Ihnen genau meine Gedanken ſchildern bis zu dem Momente, wo ich gar nichts mehr dachte.“

„Sie thaten das ſchon in der Nacht mit einer uns Alle erſchreckenden Lebhaftigkeit, wobei Ihre Augen wie im Fieber glänzten, und ich glaube, der Doktor gab Ihnen etwas, um Sie zu beruhigen, vielleicht auch in Schlaf zu bringen. — Welches Glück, daß ein Arzt überhaupt in der Nähe war!“ ſagte der alte Seemann mit einem bedeutſamen Kopfnicken, — „allerdings weiß

ich auch noch etwas von den nothwendigen Handgriffen, aber Sie waren so tief drunten, daß, — nun, reden wir lieber nicht mehr darüber."

„Wie aber fand man so rasch einen Arzt?"

„Er kam von Am-Felsen und wollte nach Radfelden, als auch ihn in der Nähe der Klosterinsel das Unwetter überraschte, er aber klug genug war, in die Bucht einzufahren und die Gastfreundschaft der Bewohnerin des Schlosses anzunehmen."

„Der Frau von Berla? Haben Sie sie schon gesehen?"

„Heute Nacht allerdings, und ich kann Sie versichern, daß die Frau mir einen großen Respekt eingeflößt hat. Die Ruhe, mit der sie Alles anordnete, und die Theilnahme, die sie Ihnen bewies, ja ihre Sorgfalt für alles Das hatte mich nach dem Ueberstandenen so zusammengeschüttelt, daß auch andere Tropfen von meinem Gesicht herabliefen, als Seewasser, — nun ist Alles vorüber und wir wollen Gott danken."

„Gewiß," antwortete der junge Maler, mit einem ernsten Blick vor sich niederschauend — — „ich sah Sie vorhin dort am Boote mit dem Manne, der schon heute Nacht bei uns war, wahrscheinlich mein Lebensretter, ich muß gleich zu ihm, um mich herzlich bei ihm zu bedanken."

„Das kann gewiß nicht ſchaden; überhaupt können Sie eine gute Portion Dank anbringen, denn Alle hier waren für Sie und auch für mich beſorgt, als hätte man uns ſchon jahrelang gekannt. Was aber Ihren eigentlichen Lebensretter anbelangt, ſo liegt er draußen vor der Thür und ſcheint auch ein freundlich Wort zu erwarten."

„Ah, der große Hund! Wir wollen ihn hereinlaſſen." Alexander Dellwing ging nach der Thür, und ſobald er dieſe geöffnet hatte, erhob ſich Achill, ſchmiegte ſich an die Kniee des jungen Mannes und ſchien es gern zu leiden, daß dieſer ihm ſeinen breiten Kopf tätſchelte; dann folgte er ihm in's Gemach und ſtreckte ſich dort wieder behaglich auf den Boden nieder.

„Ein paar Mal ſah ich Sie während des Sturmes," ſagte Alexander Dellwing, nachdenklich auf den See blickend — „und ich freute mich, Sie ſo ziemlich geborgen zu wiſſen."

„Leider konnte ich mich über Ihre Lage nicht freuen," antwortete der alte Mann und ſetzte mit tiefem Ernſte hinzu: „Das war wohl die düſterſte Stunde meines ganzen Lebens. Ich ſah Sie mit den Wellen ringen und konnte nichts für Sie thun; verſucht habe ich es allerdings, zuerſt mit dem Boote, um mich zu Ihnen hinzuarbeiten, natürlicherweiſe ohne allen Erfolg, dann

ſchwimmend, was aber ebenſo nutzlos war. Ich kam nicht auf gegen Wind und Wellen, — dann will ich aber auch den Augenblick nicht vergeſſen, als ich endlich Lichter an dem Ufer der Inſel bemerkte, rufen hörte und dann feſten Ruderſchlag. Wenn ich wieder einmal eine recht ſchwere Stunde habe, will ich mich tröſtend daran erinnern, daß dadurch mein heißeſter Wunſch in Erfüllung ging. Ich wünſchte wahrhaftig nicht für mich, nur für Sie, und zitterte vor Freuden, als ich den mächtigen Hund neben dem Boote ſchwimmen ſah und plötzlich vernahm, wie er ein kurzes Geheul ausſtieß, — es war wohl das letzte Mal, daß Sie willenlos auftauchten, um dann ſogleich von dem Hunde gefaßt zu werden, — ja, von dir, mein Sohn," fuhr der alte Seemann fort, ſich zu dem Hunde niederbeugend und ihn ſtreichelnd.

„Eine von den unheimlichen Hundebeſtien, Meiſter Jonas," ſagte Alexander Dellwing, gutmüthig lächelnd, — „wir haben ihnen großes Unrecht gethan."

„Ja wohl, ja wohl, aber Manches ſieht ſich in der Nähe anders und auch wohl beſſer an, als aus der Ferne."

„Iſt es Ihnen überhaupt mit der Inſel hier ſo ergangen, nämlich mit den Bewohnern derſelben?"

„Ich kann und will das nicht leugnen, man muß

Jedem ſeine eigenthümlichen Spielereien und Vergnügungen laſſen; ſeit ich ſie aber heute Nacht Ihr Lager umſtehen ſah, — man hatte Sie zuerſt unten in den großen Saal gelegt, — da muß ich mir ſelbſt geſtehen, daß auch ein geſcheidter Menſch zuweilen ein großer Eſel ſein kann. Ich bin dann ſpäter hinaus in die Nacht gegangen und habe in einem Winkel der Mauer bitterlich gew— — wollte ſagen, meinen alten, dummen Kopf kräftig geknufft, als wenn ich noch ein Schiffsjunge geweſen wäre."

„Wer umſtand denn mein Lager?" fragte der junge Maler nach einer Kunſtpauſe in nachläſſigem Tone.

„Nun, eben Alles, was auf der Inſel gehen und ſtehen kann, von der Herrſchaft herab bis zu den Hunden, und geweint haben die Frauenzimmer, daß es zum Erbarmen war."

„Alle?"

„Ich glaube wohl Alle; ob die gnädige Frau Thränen in den Augen hatte, konnte ich hinter ihrer blauen Brille nicht recht ſehen, aber da war die Kleine mit ſchwarzem Haar, die wir damals von Am-Felſen auf dem Sturmvogel mit herüber brachten, die zuckte nur immer zuſammen und ſchlang ihre Arme laut ſchluchzend um den Hals der Andern."

„Welcher Andern?"

„Die damals mit den beiden vortrefflichen Hunden im Waſſer kutſchirte, o, die weinte auch, aber auf eine ſo eigenthümliche Art! Sie hatte ihre großen, ſchönen Augen weit geöffnet, und ohne daß man irgend eine Bewegung in ihrem Geſichte ſah, ja nicht einmal das Zucken einer Wimper, tropften ihre Thränen unaufhörlich herab, — — und erſt die andern Weiber — unter ihnen war auch die hübſche Reſi, droben vom Wirthshaus, die nahm es ſich beſonders zu Herzen, lag auf den Knieen vor Ihrem Lager und hatte eine Ihrer Hände ergriffen, wobei ſie allerlei unverſtändliches Zeug hinausſchrie, — warum Sie denn eigentlich in der wilden Nacht an die Inſel gekommen wären — und wenn ſie das nur gewußt hätte, aber es achtete Niemand darauf und der Doktor ſchickte ſie Alle mit einander fort, da man anfing, ſich mit Ihnen ernſtlich zu beſchäftigen — — es hatte eine gute Stunde gedauert, ehe von ſelbſt ein Seufzer aus Ihrer Bruſt kam, und als der Doktor darauf ſagte: ‚Gott ſei Dank!‘ — da — da“ — der alte Mann fuhr bei den letzten Worten mit der umgekehrten Hand über die Augen und machte eine äußerſt ſonderbare Grimaſſe dazu — „da lief ich hinaus und ſagte es Denen draußen vor der Thüre.“

„Wer war denn noch da?“

„O, Alle ſtanden herum oder ſaßen auf den Treppen,

und da hätten Sie die Freude sehen sollen! Wahrhaftig, um den Preis kann man schon einmal in's Wasser fallen und am Ertrinken herumkommen!"

Alexander Dellwing reichte dem alten Manne tiefbewegt seine beiden Hände und sagte: „Ich fühle, daß das ein wichtiger Abschnitt in meinem Leben werden kann; ich möchte Vieles ganz vergessen und Manches anders anfangen, — so Gott will," setzte er nach einem tiefen Athemzuge hinzu — — „aber vor allen Dingen ist es nöthig, daß auch ich mich bei den Bewohnern des Hauses sehen lasse, um meinen Dank zu sagen für Alles, was man an mir gethan hat. Wenn ich nur wüßte," setzte er hinzu, indem er an sich hinab und um sich her schaute — „wie ich es anfangen soll, um mich auf anständige Weise vorzustellen; was meine leinenen Beinkleider anbelangt, die, wie auch das Unterzeug, hübsch getrocknet worden sind, so ist das für den größten Mangel genügend, aber meine Joppe, die ich überdieß nicht sehe, wird in einem argen Zustande sein."

„Ich fragte schon darnach," bemerkte Meister Jonas, — „und der Mann, der vorhin neben mir saß, Weber heißt er, es ist derselbe, der uns schon ein paarmal so barsch anrief, — sagte mir also, die Frauenzimmer hätten die Joppe mit in's Haus genommen, und er

wolle ſie gleich bringen, — ich höre was draußen auf dem Gange, vielleicht iſt er ſchon da.“

Nun war er es aber nicht ſelber, ſondern ein Diener der Frau von Berla, doch hatte er die Joppe auf dem Arm und überreichte ſie dem Gaſte, indem er von der gnädigen Frau ausrichtete: Wenn es der Herr nicht vorzöge, allein bei ſich zu frühſtücken, ſo würde ſie ihn in einer halben Stunde auf der Terraſſe am Hauſe erwarten.

„Ich werde jedenfalls die Ehre haben, zu kommen.“

„Die gnädige Frau ſchicken auch dieſen Strohhut, welcher neulich bei einer Sendung aus der Stadt zufällig zurückgeblieben iſt, und es würde die gnädige Frau freuen, wenn Sie ihn benützen wollten, die Damen haben ihn ſelbſt hergeputzt.“

„Ja gewiß — geben Sie her, — machen Sie mein Kompliment und ſagen, ich würde die Ehre haben, ſogleich zu erſcheinen.“

Der Strohhut war wirklich auf's Schönſte herausgeputzt mit einem himmelblauen Bande, ſowie mit einem kleinen Buchszweige, der ſeitwärts eingeſteckt war. Er dachte ſchon an die ernſt ausſehende Sonne, eher aber an Klariſſa; dann fiel ihm wieder ein, und was auch wohl das Richtigere war, es könnte Reſi an der Ausſchmückung ihren Geſchmack bewieſen haben.

die Ueberſicht über den Hof, unter der Thüre, die in den anſtoßenden Raum führt, noch freier und unbeengter zu gewähren.

Dieſes hinter den Arcaden liegende lange und ſchmale Gemach, parallel mit der Halle laufend und von gleicher Länge, Sala de la barca oder Halle des Segens genannt, dient als Vorzimmer zum Saal der Geſandten. Rechts und links in der Mauer vor der Eingangsthür befinden ſich kleine Niſchen, wo diejenigen, welche vor den König traten, ihre Pantoffeln ablegten. Eigenthümlich iſt eine Inſchrift, die ſich hier befindet, und die von dem Hofe und Saale ſprechend, in Verſen ſagt: „Wenn Du meine Schönheit anſchauſt, ohne Beziehung auf Gott, ſo muß ich Dir ſagen, daß es eine große Thorheit iſt, Deine Bewunderung nicht zu Gott zu erheben, der Dir den Tod geben kann. Und wer dieſe kunſtreiche Arbeit betrachtet, von ihrer Schönheit angezogen, der lege zu ſeinem Schutze und damit er geſund bleibe, die fünf Finger ſeiner Hand zuſammen.“ Es iſt dieß der Schutz gegen das böſe Auge, das Gettatore, deſſen ſich auch heute noch die Italiener bedienen.

Eine wunderſchöne Holzdecke, faſt noch mannigfaltiger in der Verſchlingung der einzelnen Formen als diejenigen der hinter uns liegenden Bogenhalle zieht ſich über die Sala de la barca hin, aus den glatten Deckenflächen wölben ſich einzelne Kuppeln heraus, und die nahe an beiden ſchmalen Enden quer über den Raum geſprengten Gurtbogen vermählen ſich mit dem Deckenwerk in der reizendſten Weiſe; die Azulejos der Lambris, die Stuckbekleidung der Wandungen, die liebliche Harmonie der Färbung, die herrliche Arbeit der Thürflügel in tauſendfältiger Verſchlingung ſternförmiger Grundformen ſteigern die Erwartung auf den Raum zu dem wir hier nur gleichſam das Veſtibule ſehen, und in der That iſt der nun folgende Saal der Geſandten, Sala de los embajadores, ein Prachtwerk, auf welches das bisher Geſehene nur annähernd vorbereitete.

Auf der Verlängerung der Mittellinie des Myrthenhofs gelegen und von drei Seiten frei als einer der Feſtungsthürme vor den andern Gebäuden vortretend, iſt dieſer Thurm „des Comares“

Jedenfalls paßte ihm der Hut beſſer als ſeine eigene Joppe nach der geſtrigen Durchnäſſung, und wenn er auch noch ſo ſehr an den Aermeln derſelben zog, ſo waren dieſe doch nicht zu bewegen, wieder wie früher bis zum Handgelenke vorzugehen, ſondern hielten ſich in ſcheuer Entfernung davon, was allerdings ein wenig komiſch ausſah.

Plötzlich erinnerte er ſich an etwas und faßte raſch an die Bruſttaſche ſeines Rockes; dort hatte er den weißen Schleier verwahrt gehabt, derſelbe war aber verſchwunden, und er theilte dieß mit einem fragenden Zuſatz ſeinem Gefährten mit.

Dieſer wußte keine Auskunft zu geben, vernahm aber den Verluſt des für ihn immerhin unheimlichen Dinges nicht ohne Befriedigung und konnte ſich eines aus vollem Herzen kommenden „Gottlob!“ nicht erwehren.

„Das hat die Nixe wieder angenommen,“ ſagte er, — „und wer weiß, ob man Sie nicht deßhalb wieder ſo gutwillig fahren ließ, nachdem man ſein Eigenthum zurück erhalten. Wie Recht hatte ich, Sie zu warnen und Ihnen zu ſagen, daß man ſich mit Dergleichen auf keinerlei Weiſe einlaſſen ſoll!“

„Haben Sie ſchon gefrühſtückt?“ fragte Alexander Dellwing ſtatt einer Antwort.

„O ja, man hat es mir schon während der Nacht an nichts fehlen lassen, auch ein Zimmer am Ende des Ganges angewiesen, wo man eine Aussicht auf Buchneck hat, und dabei ist mir dann der Gedanke gekommen, ob es nicht besser wäre, wenn ich jetzt, da Alles so glücklich abgelaufen ist, mit der Phantasie nach Hause rudern sollte und Sie vielleicht später mit dem Sturmvogel abholen."

„Das ist eine ganz gute Idee, Jonas, nur glaube ich, es wird besser sein, wenn Sie drüben sagen, wir hätten uns einfach vor dem Sturm hieher geflüchtet, wären freundlich aufgenommen worden, weßhalb ich mir vorgenommen hätte, bis zum Abend zu bleiben, um mir die Insel anzusehen; das klingt gut und es ist besser so, als wenn wir von unserer verunglückten Segelpartie reden. Hat die Phantasie Schaden gelitten?"

„Das Boot selbst nicht, es ist zu fest gezimmert, aber Segelwerk und Takelage sieht jämmerlich aus, auch ist das ganze Angelgeräth verloren gegangen. Nun, ich werde mich direkt in die Schiffhütte schleichen und habe in den nächsten Tagen wohl Zeit, Alles zusammenzuflicken."

„Sie sollten sich aber vorher bei der Herrschaft hier verabschieden und Ihren Dank sagen."

„Ich habe den Weber da unten gefragt," antwortete

der alte Seemann, ſich am Kopfe kratzend, — „doch meinte Der, das könnten Sie wohl für mich beſorgen, und iſt mir auch lieber, denn ich verſtehe es doch nicht, meine Worte ſo zu ſetzen.“

„Gut, jedenfalls kommen Sie heute Abend wieder und dann gibt ſich wohl eine Gelegenheit, um in kurzen Worten zu danken.“

Alexander Dellwing hatte ſeinen Anzug ſoweit vervollſtändigt, als es nur möglich war, und ſah nun wie ein hübſcher junger Mann aus, dem es Vergnügen macht, in etwas vernachläſſigter Kleidung zu erſcheinen; dann ging er mit Jonas an's Ufer, begleitet von Achill, und da ſie auch Weber hier antrafen, ſo war es den Männern eine kleine Mühe, das leichte Boot umzukehren und in's Waſſer zu ſchieben, worauf ſich der Alte mit ſichtlichem Vergnügen, wieder auf ſeinem Elemente zu ſein, auf die Ruderbank ſetzte und in kurzer Zeit ſchon entfernt von der Inſel gegen Buchenеck ruderte.

Der junge Maler blickte ihm lange nach und ſtatt daß ihn bei der Trennung von ſeinem Gefährten und beim Immerkleinerwerden des Bootes ein Gefühl des Alleinſeins überſchlichen hätte, erſchien ihm hier Alles, was er ſah, ſo heimiſch und ſympathiſch, als befände er ſich nicht unter ſo eigenthümlichen Verhältniſſen bei fremden Menſchen, ſondern als ſei er hieher gekommen,

gute Freunde zu beſuchen. Daran mochte auch wohl die liebevolle Sorgfalt ſchuld ſein, mit der man ihn in vergangener Nacht behandelt und gepflegt, wie ihm der Alte rühmend erzählt, und wenn er an das dachte, was ihm vom geſtrigen Tage, ſowie von der Sturmnacht noch geblieben war, ſo erſchien ihm die Begegnung mit jener ſchönen Frau mehr zur Phantaſie als zur Wirklichkeit zu gehören und es kam ihm oft ſo vor, als habe ihm alles Das nur geträumt, wobei es ihm aber nicht wie angenehme, ſehnſuchtsvoll herbeigewünſchte Traumgebilde erſchien, ſondern mehr wie eine wilde Fieberphantaſie, von der er ſich verzagt, erſchreckt abwandte.

Lag doch ein ſchauerlicher Anhauch des Todes zwiſchen ihm und ihr, und wenn er an ſie zurückdachte, ſo durchfröſtelte es ihn, an die gähnende Kluft denkend, in der er geſtern beinahe verſunken war.

Ja es fröſtelte ihn, trotz des warmen Sonnenſcheins, und da er ſich jetzt auf dem Strande hier plötzlich recht einſam und allein fühlte, beeilte er ſich, zu guten, freundlichen Menſchen zu kommen.

Er betrat auf's Gerathewohl einen der Wege, der durch die ſchattigen Büſche führte, und fühlte ſich hier ſogleich wunderbar erquickt von dem Dufte des friſchen, nach dem geſtrigen Regen und jetzt bei den Einwirkun-

gen der Sonne Sauerstoff ausathmenden Laubes. Der Morgen war prächtig und frisch nach dem Gewitter der vergangenen Nacht; bunte Wölkchen schwammen wie Flocken über dem blaßblauen Himmel, leicht bethaut waren die Blätter der Bäume und auf den Grashalmen funkelten die Schimmer wie Silber, während auch vom feuchten Boden ein entzückender Duft emporstieg.

Die Insel schien ihm jetzt größer, als er sich vorher gedacht. Er hatte eine kleine, parkähnliche Anlage durchschritten, und während sich die Bäume derselben zu seiner Linken am Rande des Eilandes fortsetzten, sah er vor sich einen weiten, prachtvoll grünen Wiesengrund, an dessen Ende das Wohnhaus der Frau von Berla hinter einem kleinen Blumenparterre und überschattet von uralten, mächtigen Buchen lag. Statt den Weg zu nehmen, der vor ihm in Schlangenwindungen über die Wiese lief, auf der der blendende Sonnenschein lag, folgte er einem andern durch die schattigen Gebüschpartieen, auch wohl in der Absicht, um im Vorüberschreiten die Bucht zu sehen, welche, wie ihm Resi gesagt, tief in die Insel hineinführen solle.

Da war sie auch schon und bot einen der schönsten und malerischsten Anblicke. Dicht am Ufer des Sees, zwischen aufstrebenden Felsen, die oben durch einen Brückenbogen beide Ränder der Schlucht verbanden, be-

gann dieſe Bucht thorähnlich, um dann nach einer ſcharfen Krümmung, von Außen unſichtbar, ein paar hundert Fuß weiter einen der ſchönſten und ſicherſten Hafen zu bilden, wo die Boote der Frau von Berla lagen. Dieſe theils natürlich, theils aber auch künſtlich hergeſtellte und in ihrem ganzen Eindruck ebenſo maleriſch ſchöne, als geheimnißvoll erſcheinende Szenerie hatte Meiſter Jonas und auch wohl manchen Andern auf die Idee gebracht, als kämen oder verſchwänden die Boote der Inſelbewohner auf eine übernatürliche Art aus und zwiſchen den Felſen.

Und wie war hier Alles ſchön und reinlich erhalten, wie ſcharf die fein bekiesten Wege abgegrenzt, wie ſaftfriſch der Raſen, wie kunſtlos und doch wieder ſo geordnet, kleine Partieen oft nur von Feld- und Waldblumen, wie üppig prangte der breitblättrige Epheu um die mächtigen Stämme, oder hie und da ſchattige Gänge bildend, und wie reizend waren alle Zufälligkeiten benützt! Hier ein rieſiger glatter Stein zu einem Tiſche, den kunſtloſe Holzſtühle umſtanden, dort der Stumpf einer Eiche als Unterſatz zu einem ungeheuren Blumentiſche, oder kleine, halbvermoderte Wurzelreſte durch Einpflanzen zierlicher hellgrüner Farrenkräuter in ein allerliebſtes Bouquet verwandelt, wohl auch umgeben mit einem Kranze rothſchimmernder Walderdbeeren.

Alexander Dellwing dachte im Dahinſchreiten: Hätte Elmbach dieſes Eiland gekannt oder gehörig gewürdigt, er hätte es unbedingt ſeinem Bucheneck vorgezogen. Welche Luſt, hier in dieſem Paradieſe zu ſchaffen und zu leben und dabei in lieber Geſellſchaft ſo gänzlich abgeſchloſſen zu ſein, nicht ohne die Möglichkeit, jeden Augenblick mit der Außenwelt in Berührung zu treten, und doch wieder gegen die Zudringlichkeiten derſelben geſchützt durch den kryſtallhell leuchtenden Zauberring des Sees! — Wie verſtehe ich es jetzt, daß man hier allein ſein will, und wie begreiflich finde ich den barſchen, mürriſchen Wächter auf den Spitzen dieſer Felſen! — Wie aber kommt es, daß ich auf ſo eigenthümliche Art hier eingedrungen bin — iſt das mehr als Zufall?

Er hatte die Brücke über die Bucht hinter ſich gelaſſen und näherte ſich, dem ſchattigen Wege folgend, der einfachen, aber doch ſtattlichen Behauſung. Der kleine Parkſtreifen, der ihn hieher geführt, endigte dicht vor dem Hauſe mit einigen mächtigen Buchen, unter denen Alexander Dellwing jetzt, an einem großen, wohlbeſetzten Frühſtücktiſch ſitzend, drei Damen erblickte, von denen ihm die beiden jüngeren wohl bekannt waren. Die dritte und ältere, Frau von Berla, erhob ſich und trat ihm mit einer freundlichen Begrüßung entgegen.

Er hatte ſich allerdings ein Bild dieſer Frau entworfen, aber, wie das ſo zu gehen pflegt, es traf nicht zu; er hatte ſie ſich älter gedacht, korpulenter, von etwas gebückter Haltung. Zu letzterer hatte ihn wohl ihr Augenleiden veranlaßt, von dem man ihm erzählt, ſowie die blaue Brille, die ſie beſtändig und auch heute Morgen trug, — — und nun trat ihm eine ſchlanke und doch wieder volle, ſtolze Geſtalt mit elaſtiſchem Schritt entgegen, die etwas ſo Vornehmes in ihrer ganzen Erſcheinung hatte, daß es ihn, der doch in guter Geſellſchaft gelebt, vollkommen überraſchte. Dabei hatte ſie etwas Ungezwungenes und Angenehmes in ihrer Haltung und allen ihren Bewegungen, und der Ton ihrer Stimme war von ſo angenehmem, lieblichem Klange, daß ſich der junge Maler trotz ihrer imponirenden Erſcheinung augenblicklich davon angezogen fühlte.

Ueber ihr Geſicht konnte er ſich nicht ſogleich ein Urtheil bilden, da die große blaue Brille den Totaleindruck abſchwächte; was er aber ſah, die weiße, leicht gewölbte Stirne, die feinen Lippen, zwiſchen denen beim Sprechen die glänzenden Zähne durchblitzten, das etwas ſtarke, aber wohlgeformte Kinn, alles Das war ſo vollkommen und in ſo ſchöner Harmonie, daß Alexander Tellwing höchlich bedauerte, von ihren gewiß ehemals

ſchönen Augen durch die dunklen Brillengläſer nicht mehr als einen blöden Schein zu ſehen.

„Und nun kommen Sie und ſetzen ſich zu uns, — meine beiden jungen Damen kennen Sie ja bereits, wie ich gehört.“

Die Sonne und Klariſſa erhoben ſich ein wenig und verbeugten ſich vor dem Fremden, der in faſt verlegener Art ſeiner äußerſt mangelhaften Toilette wegen um Verzeihung bat.

Ja, in faſt verlegener Art, und dieß Gefühl vermochte Alexander Dellwing den Damen, Frau von Berla und ganz beſonders der Sonne gegenüber, in dem erſten Augenblicke kaum los zu werden, obgleich er ſonſt nicht an außergewöhnlicher Schüchternheit litt.

Das, was er geſtern Abend erlebt, verurſachte ihm ein peinliches Gefühl, und wenn er flüchtig ſeine Blicke über die ſo ſittſame und beſcheidene Geſtalt des jungen Mädchens mit dem ſchönen reinen Auge gleiten ließ, ſo kam er ſich faſt vor wie ein verabſcheuungswürdiger, gemeiner Dieb, und er fühlte deutlich, wie die Röthe der Scham über ſeine Stirne flog. Das hier war kein ſüßes Geheimniß, das er tief und ſelig im Herzen trug, ſondern es war freſſend wie ein verzehrendes Gift, von dem er nicht einmal wiſſen konnte, wie es ſich auch äußerlich bemerkbar machen werde.

Daher kam es denn auch wohl, daß er seine Blicke größtentheils und seine Reden ausschließlich der Frau von Berla zuwandte, deren ruhiges, vertrauenerweckendes und anziehendes Wesen ihm nach und nach sein Gleichgewicht und seine Ruhe wiedergab.

Wie alt konnte Frau von Berla sein? Ihrer achtzehnjährigen Tochter nach kaum vierzig Jahre, aber ohne die blaue Brille, sowie einen leidenden Zug um die Mundwinkel, der zuweilen flüchtig erschien, hätte man sie weit jünger gehalten.

Sie bediente den jungen Mann gefällig und freundlich bei seinem Frühstück, und wenn Alles, was sie that, besonders wie sie es that, einen hoch-vornehmen Anstrich hatte, wenn auch durch Alles, was sie sagte, der Ton der feinsten Gesellschaft durchdrang, so wußte sie dagegen wieder durch die aus jeder Kleinigkeit hervortretende Herzensgüte und Liebenswürdigkeit Alles auf's Behaglichste zu gestalten, um keine Befangenheit oder gar Verlegenheit aufkommen zu lassen.

So, als sie, während der junge Mann frühstückte — die Damen hatten das schon hinter sich — ihm erzählte, wie sie gestern Nacht bei dem furchtbaren Gewitter mit der Sonne am Fenster gestanden sei und wie Jene bei einem grellen Blitze plötzlich voll Entsetzen aufgeschrieen habe: „Ein Segel! — dort, dicht

eine von außen ſchwerfällige krenelirte Maſſe, die ſchon beim Eintritt in den Myrthenhof zu unſerer Linken hoch die übrigen Gebäude überragte, die unſcheinbare Hülle eines koſtbaren Inhalts. Im Gegenſatz zu den in die Breite geſtreckten Verhältniſſen des Myrthenhofs und der Halle der Segnung, hat der Saal der Geſandten durch ſeine hoch aufſtrebende ſchlanke Proportion eine imponirende Majeſtät erlangt und beweiſt die Feinheit des Verſtändniſſes, die dieſe glückliche Steigerung herbeiführte. Dieſer Prachtſaal, in dem die fremden Geſandten empfangen wurden, ſo lang als breit, und bis zur Gewölbſpitze faſt zweimal ſo hoch, iſt von ſehr dicken Mauern umſchloſſen, und in jeder der nach außen gekehrten Wände von drei Bogenöffnungen in der Höhe des Fußbodens durchbrochen, die ſo gleichſam beſondere Kabinete bilden, von denen die mittleren je durch eine in der äußern Mauerfläche ſtehende feine Marmorſäule in zwei Theile geſpalten iſt; höher oben unter dem Kuppelanfang dringt in jeder Wand durch eine Reihe von je fünf kleinen Bogenfenſterchen noch weiteres Licht in den auf dieſe Weiſe geheimnißvoll erhellten Raum. Dieſer Saal, der größte bedeckte Raum der Alhambra, iſt von einer ans Wunderbare gränzenden Ausſchmückung, jede Erwartung, die man ſich von dieſer eigenthümlichen Schöpfung machen kann, übertreffend, ſeine Wände haben bis zur Höhe von etwa vier Fuß eine ringsumlaufende Lambris von glänzenden Azulejos mit blauen und grünen Verzierungen, Roſetten, Sterne und phantaſtiſche Blumen darſtellend; darüber iſt die ganze Wand mit erhaben gearbeiteten Arabesken bedeckt, die vermittelſt einer Form aus dem weichen Gyps gedrückt und dann hellblau mit rothem Grunde gemalt wurden, über welche Vergoldungen rings umher ein phantaſtiſches Netzwerk bilden. Arabesken im gewöhnlichen Sinne ſind die Verzierungen in der Alhambra eigentlich nicht, denn ſie bilden keine größeren zuſammenhängenden Gegenſtände, auch keine Blumen, Blätter oder Thiere, obgleich eine Andeutung an das vaterländiſche Lotosblatt ſehr vielgeſtaltig und häufig vorkommt. Es iſt, wie ſchon geſagt, ein Netzwerk von bunten Farben und Gold, deren

vor der Insel, war ein Segel und so schräg über dem Wasser hängend, daß ich überzeugt bin, das Boot hat in der nächsten Sekunde gekentert! und kaum hatte sie das gesagt, so stürzte sie davon, rief den beiden Hunden und eilte nach dem Strande, während ich ihr folgte und die Leute zusammenrief."

„So verdanke ich also dem Fräulein eigentlich mein Leben," sagte Alexander Dellwing mit bewegter Stimme, indem er sich, mit der Hand auf dem Herzen, gegen die Sonne verneigte, welche ihn dagegen aus ihren großen Augen nicht ohne Verwirrung anschaute, ehe sie sagte: „Ich bin glücklich, daß meine vielleicht kindische Neugierde ein so gutes Resultat hatte. Offenherzig gesagt, ich glaubte, das Boot hätte sich irgendwo losgerissen, und dachte nicht daran, daß es Leute gebe, die in solchem Sturm auf dem See segeln."

„Leider muß ich mich gewissermaßen darin schuldig bekennen, doch war das Wetter noch nicht so arg, als wir mit unserem dicht gerefften lateinischen Segel in der Nähe der Insel das Steuerruder verloren und zugleich von der ganzen Wucht des Sturmes gefaßt wurden."

„Wie ich von Weber erfuhr," sagte Frau von Berla, — „so hatten Sie einen der erfahrensten Steuerleute bei sich, einen tüchtigen Seemann, der meinen Diener

versicherte, ohne das Unglück mit dem Ruder würden Sie auch die letzten heftigen Windstöße glücklich überwunden haben. — Das Boot ist allerdings etwas klein und schmal," setzte sie mit aufgehobenem Zeigefinger, aber mit einem freundlichen Lächeln hinzu.

„Es gehört meinem Freunde, dem Baron Elmbach auf Buchenecк, und ich will ehrlich gestehen, daß wir es als Segelboot sehr gegen seinen Willen benützten; — als wir aber einmal im Unwetter drin waren, da hofften wir mit Hülfe des Segels rascher nach Radselden zu kommen. Gegen Buchenecк zu steuern, wäre unmöglich gewesen; dürfte ich aber Fräulein von Berla ersuchen," wandte er sich an diese — „mir etwas Näheres über meine Rettung zu sagen, Sie werden überzeugt sein, daß mir das sehr interessant ist."

Die Sonne ließ ihre Hände mit der Handarbeit im Schooße ruhen und blickte nach der Gegend hin, wo sich das gestern begeben, dann sprach sie in einem ruhigen, fast erzählenden Tone: „Die Hunde stürzten vor mir an den Strand hinaus, und ehe ich denselben noch erreicht hatte, befanden sie sich schon in den wildschäumenden Wellen, Achill voraus, und bald hörte ich an seinem eigenthümlichen Heulen, daß er, mit den Wellen kämpfend, etwas vom Boote erfaßt, — — für mich war das ein furchtbarer Augenblick," setzte das junge

Mädchen hinzu, indem ſie langſam ihre gefalteten Hände vor die Bruſt hob, — — „ich vermochte es kaum, Weber anzurufen, der jetzt mit den Knechten vorüberfuhr, doch hatte auch er Sie bereits geſehen, und darauf brachte man Sie, ſcheinbar leblos, an's Ufer, — — o, es war fürchterlich!“

„Ja, dazu der heulende Sturm, der ſtrömende Regen und das Leuchten der Blitze,“ ſagte Frau von Berla.

„Wie betrübt es mich, gnädige Frau, Ihnen ſo viel Ungelegenheit gemacht zu haben!“

„Sie ſind recht komiſch, Herr Dellwing; glauben Sie mir, daß Keines von uns in dem Augenblicke die Wuth des Wetters fühlte, und ſeien Sie verſichert, daß auch Keines mehr ſpäter daran dachte, ſo glücklich waren wir Alle, als uns der Arzt die Verſicherung gab, es ſei für Ihr Leben nichts mehr zu befürchten.“

„Nochmals herzlichen Dank, gnädige Frau, und auch Ihnen meinen tiefgefühlteſten Dank, Fräulein von Berla, mit der Verſicherung, daß ich mich Zeitlebens als Ihren Schuldner betrachten werde.“ — Um dieſe ſeine Worte, die er mit etwas bebender Stimme geſprochen, abzuſchwächen, ſetzte er lächelnd hinzu: „In alten Zeiten und bei gewiſſen Völkerſtämmen ward man der leibeigene Sklave ſeines Lebensretters und, was meine

völlige Ergebenheit und Dankbarkeit anbelangt, so bitte ich, mich so betrachten zu wollen."

Das junge Mädchen blickte ihn mit ihren großen, schönen Augen eigentlich zum ersten Male heute voll an und lächelte ein wenig, aber sie that das mit einem schüchternen, wenngleich offenen Ausdruck ihres Gesichtes, worauf sie aber sogleich ihre dichten Augenbrauen herabsenkte und ziemlich ernst gegen ihre Mutter schaute. Schön und anmuthig war dieses junge Mädchen über alle Beschreibung; Alles an ihr athmete die Frische der Jugend; die melodische Stimme, der zarte Flaum ihres Gesichtes, die langen, schmalen, feinen Finger, ihre etwas schmalen Schultern, die feine Wölbung ihrer Brust. Wenn sie anfing zu sprechen, erröthete sie häufig und athmete tief und rasch; sie war über mittlerer Größe und schlank gewachsen, woran aber der junge Maler nicht denken durfte, ohne daß es ihm immer wieder ein peinliches Gefühl verursachte.

Wie unbedeutend, wie noch ganz kindisch nahm sich Klarissa neben ihrer älteren Freundin aus, wobei aber ihr dunkler Teint, die blitzenden Augen unter den buschigen Brauen, sowie das tiefschwarze Haar einen guten Gegensatz zu der strahlenden Sonne bildeten! — Tag und Nacht, — Licht und Schatten — aber auch hier ebenso unzertrennlich wie jene: denn wohin die Sonne

ihre Augen wandte, dahin blickte auch Klariſſa, und wo ſich auf der Inſel die lichte Geſtalt der Erſten zeigte, da fehlte auch der ſchmale dunkle Schatten nicht.

Achill, welcher neben der Geſellſchaft am Boden lag, wedelte mit dem Schweife, als von dem Sturm und der Rettung erzählt wurde, und dann erhob er ſich ſchwerfällig und ſtieß mit ſeiner kalten Naſe gegen die Hand Dellwing's, als wolle auch er ſeinen Theil am Tribut der Dankbarkeit in Anſpruch nehmen, der ihm auch zu Theil wurde, indem der junge Maler ſein Geſicht einen Augenblick gegen den zottigen Kopf des Hundes drückte, der dann langſam gegen Fräulein Suſanne hinſchritt und ſie mit ſeinen klugen Augen ſchweifwedelnd ſo lange betrachtete, bis ſie ihm mit der Hand einen leichten Schlag auf die breite Stirne gab, dann ſtreckte er ſich, behaglich knurrend, zu ihren Füßen aus.

„Eines begreife ich bei Ihrer geſtrigen Fahrt nicht," ſagte Frau von Berla, — „warum Sie Angeſichts des ſchweren Wetters nicht in die Bucht der Inſel einfuhren, wo Sie doch ſicher und geſchützt geweſen wären."

„Ich fürchtete mich vor Ihrem ſtrengen Wächter, gnädige Frau, und mein Begleiter vor den beiden großen Hunden; alle Drei haben das Renommé, ſehr ſtreng gegen unberufene Beſucher zu ſein."

„Ich weiß wohl, daß der alte Weber häufig viel

zu ſchroff iſt, und wenn ich auch geſtehen muß, daß ich meine Inſel gegen Beſuche gerne verſchloſſen halte, ſo iſt doch ein großer Unterſchied, ſich gegen Neugierige zu ſchützen oder Hülfeſuchende abzuweiſen."

„Da Sie aber, gnädige Frau, mir dieſe Hülfe ſpäter in ſo ausgedehntem Maße angedeihen ließen, ſo wäre es von mir unbeſcheiden, Sie noch länger zu beläſtigen," ſagte der junge Maler aufſtehend; doch that er dieß allerdings zögernd und der Ton ſeiner Stimme klang nicht ganz beſtimmt, als er hinzuſetzte: „Vielleicht hätten Sie die Güte, mir eines Ihrer Boote zu erlauben, um nach Bucheneck hinüberzurudern. Mein Begleiter fand vorhin, daß unſer Boot etwas zu ſchadhaft geworden ſei, um zwei Perſonen mit Sicherheit zu tragen, weßhalb er allein hinübergerudert iſt."

„Mir ſcheint, Ihr Begleiter iſt etwas eigenthümlicher Art, ſonſt würde er das doch nicht gethan haben, jedenfalls aber wird er nicht verſäumen, Sie durch eines Ihrer eigenen Boote abholen zu laſſen, oder zweifeln Sie daran?"

„Im Gegentheil, er ſprach ſich dahin aus, aber — — ich fürchte in der That, unbeſcheiden zu werden."

„Indem Sie uns in unſerer Einſamkeit hier Geſellſchaft leiſten? Gewiß nicht, Herr Dellwing," ſagte Frau von Berla in freundlich anmuthigem Tone —

„wenn Sie alſo ſonſt keine allzu große Eile haben, ſo bleiben Sie wenigſtens bis zur Ankunft Ihres Bootes, auch um ſich zu überzeugen, daß dieſe Inſel nicht von feindſeligen Weſen bevölkert iſt.“

„O gnädige Frau, was das anbelangt, ſo werde ich ſtets hieher zurückdenken als an ein Eiland des Friedens und der Glückſeligkeit.“

„Gut, ſo bleiben Sie, und um dieſes Eiland kennen zu lernen, ſo ſollen Sie die beiden jungen Mädchen in allen Theilen deſſelben herumführen; ſpäter, bei Tiſche, ſehen wir uns dann wieder.“

Er verbeugte ſich mit dem Ausdruck der unbedingteſten Bereitwilligkeit, dann erhob ſich Frau von Berla, um nach dem Hauſe zurückzugehen, worauf die Sonne und Klariſſa ihre Handarbeit in kleine Körbchen legten, die breiträndrigen Strohhüte aufſetzten und ſich ſo bereit zeigten, dem Gaſt als Führerinnen zu dienen. Frau von Berla grüßte freundlich und begab ſich nach dem Hauſe zurück.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Zauberschleier.

Die Drei schlugen einen andern Weg ein, als den, auf welchem Alexander Dellwing gekommen war, und zwar auf der entgegengesetzten Seite der Insel, der Sonnen- und Mittagsseite, wo zartere und feinere Baumgattungen Schatten gaben und untermischt waren mit größeren Blumenpartieen, ja wo man den Versuch gemacht hatte, einen langen Laubgang, nicht weit vom Strande, mit echten Weinreben zu bepflanzen.

„Trauben gibt's hier wohl," sagte Fräulein von Berla, aufwärts blickend, — und es ist wunderschön, wenn sie da oben zwischen dem Gitterwerk herabhängen, aber sie sind sauer — brrrr — so sehr sauer, dafür aber gedeihen die Rosen besser," fuhr sie nach einer Pause fort und zeigte dann, aus der Veranda tretend, auf eine Fläche, so wundervoll mit Rosen bepflanzt,

ſo mannigfaltig in der Farbe, ſo herrlich an Duft, daß ſich der Gaſt eines lauten Ausrufs der Bewunderung nicht erwehren konnte.

Roſen, wohin man blickte, ganze Beete davon bedeckt und überzogen, andere Hecken bildend, dann Gruppen von mannshohen Stämmchen mit den prachtvollſten und reichſten Blumenbüſchen, Schlingroſen, als Wände oder Lauben gezogen, andere wieder, die ſich an den Zweigen hoher Bäume emporgeſchwungen hatten, ſie auf allen Seiten umrankt und nun mit ihren rothen oder ſchneeweißen Blumenbüſcheln ſo zwiſchen dem tiefgrünen Laube erſchienen, als ſeien ſie auf dem Baume ſelbſt gewachſen.

Die Roſenbeete hier waren ſymmetriſch gezogen und gingen ſtrahlenförmig von einem Mittelpunkte aus, wo ein Marmorbild ſtand, das Bild des Frühlings, die Hände wie ſegnend über ſeine Blumenkinder ausſtreckend.

„Wenn ich einmal Luſt hätte zu ſterben," ſagte die Sonne, „ſo würde ich mich in einer ſchwülen Nacht dorthin ſetzen, ganz im Mittelpunkte der Roſen, um ſo vom Dufte eingeſchläfert zu werden, das müßte ein ſeliger Tod ſein!"

„Vorderhand aber denken wir nicht daran," meinte Klariſſa — „und wollen unſern Weg nach dem Kloſter fortſetzen."

„Dieſer Weg führt nämlich zu Ihrer Wohnung, Herr Dellwing," erläuterte Fräulein von Berla — „und daran vorbei zu meinem Lieblingsplätzchen, das ich Ihnen zeigen möchte und Sie fragen, ob Sie es auch für ſo ſchön finden, — nicht wahr, Sie ſind Maler?"

„Ja, mein Fräulein, doch darf ich vielleicht fragen, wer Ihnen das geſagt hat?"

„Da — Klariſſa, Ihre ältere Bekannte, welche Sie ja ſchon auf Silberhaus geſehen."

Die ältere Bekannte gab ſich bei dieſen Worten ein Anſehen und ſchaute würdevoll auf den jungen Maler, als wollte ſie ihn noch ferner unter ihre Protektion nehmen.

„Leider bin ich kein Landſchafter, ſonſt würde ich wahrſcheinlich heute Morgen ſchon ein paar Punkte dieſes reizenden Eilands gezeichnet haben, doch kommt noch ein anderes Wenn dazu: wenn nämlich mein Skizzenbuch nicht ſo durchnäßt wäre, daß ich es in die Sonne legen mußte, um zu trocknen."

„Das thut nichts," entgegnete Fräulein von Berla, — „wenn Sie uns wieder beſuchen, werden Sie ſchon ein anderes bei ſich haben."

Er warf einen flüchtigen Blick auf das junge Mädchen, doch erſchienen ihre Züge unter einem ſo gleich-

einzelne Fäden oder Ranken das Auge faſt unmöglich verfolgen kann, in den eigenſinnigſten Windungen ſpringen ſie hierhin und dorthin hinab, verſchlingen und durchkreuzen ſich, ſcheinbar im Chaos, das aber in gewiſſen Gränzen wieder die wunderbarſte Symmetrie zeigt. Dieſe Verzierungen wiederholen ſich an allen Wänden, nur über Fenſtern und Thüren befinden ſich breite Ränder mit andern Muſtern, die hier eine Menge von Inſchriften enthalten, welche einen Theil der Verzierung ausmachen, indem ſie oft durch die Verſchlingung der einzelnen Fäden gebildet ſind. Der in polygoniſchen Abſchnitten kuppelförmig gewölbte Plafond zeigt Voiſerieen von prachtvoller Arbeit, welche Sterne und Achtecke in ſchönſter Symmetrie bilden; wo ſich das Gewölbe an die Wände anſchließt, bildet es Steinfeſtons mit herabhängenden Bögchen, Zapfen vorſtellend, die aus den Höhlungen herabtropfen und wie Verſteinerungen erſcheinen. Wunderlieblich iſt von der dem Eingang gegenüberliegenden Fenſterniſche die Ausſicht auf die Stadt mit ihrer Ebene, auf das Thal des Darro und ins Gebirge hinein, aber nicht minder reizend der Rückblick durch die beiden herrlichen Thüröffnungen hindurch nach dem Saal der Segnung, durch die davor liegende Halle, und über den glänzenden Waſſerſpiegel des Myrthenhofs hinweg nach dem jenſeitigen fernen Bogengang.

Nach längerem Verweilen kehrten wir wieder zu dieſem Bogengang zurück, und von dort aus betraten wir das Allerheiligſte der Alhambra, den Löwenhof, und waren wir vorher ſchon erſtaunt und überraſcht, ſo blieben wir bei dieſem Anblick mit einem Ausrufe der Bewunderung auf der Schwelle ſtehen. Es gibt nichts Reizenderes und Zierlicheres in der ganzen Welt, als den Patio de los leones; früher war es ein Garten voll blühender Gebüſche, Roſen, Oleander und Jasmin, jetzt ſteht er verödet und die Gewächſe ſind verdorrt; ſeine Längenare bildet einen rechten Winkel mit der des Myrthenhofs, und er umfaßt ein Viereck von hundert Fuß in der Länge und ſechsundfünfzig in der Breite; zweiundachtzig ſchlanke weiße Marmorſäulen tragen einen bedeckten Bogengang, der rings umher läuft, und ſich in der Mitte einer jeden der beiden ſchmalen

gültigen Ausdrucke, als wenn ſie geſagt hätte: da es heute Dinstag iſt, ſo wird es morgen Mittwoch ſein.

„Sehen Sie," fuhr ſie gleich darauf etwas lebhafter fort und gegen den Strand deutend, — „dort war es."

„Ach, ich zittere jetzt noch, wenn ich daran denke," meinte Klariſſa, ſich an ihre Freundin ſchmiegend.

„Wie danke ich Ihnen für Ihre herzliche Theilnahme!" erwiederte Alexander Dellwing und ſetzte dann launig hinzu: „Ich ſollte eigentlich bedauern, daß es nicht noch ſchlimmer gekommen iſt; wie ſchön müßte ſich dort ein kleines Kreuz ausnehmen, vielleicht von Ihnen zuweilen mit einer friſchen Roſe geſchmückt!"

Die Sonne blieb einen Augenblick ſtehen und richtete ihre großen, klaren Augen mit einem ſo ernſten Ausdruck gegen ihn, daß er bereute, ſo geſcherzt zu haben, und hinzufügte: „Allerdings beſſer ein Kreuz der Erinnerung und der Dankbarkeit, das ich gewiß anbringen will, wenn ich, obgleich nicht Landſchafter, den Verſuch mache, die Inſel zu zeichnen."

Fräulein von Berla ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, als ſie, weiter gehend, erwiederte: „Ich liebe ſolche Erinnerungen nicht, ein Kreuz iſt ſo bedeutungsvoll."

„Dort oben iſt Ihr Zimmer," ſagte Klariſſa.

Sie gingen an den alten, epheuumrankten Kloſter-

mauern vorüber und dann durch den kleinen, sorgfältig gepflegten Garten, der von den noch stehen gebliebenen malerischen Ueberresten des ehemaligen Kreuzganges gebildet wurde.

„Hier war also früher ein wirkliches Kloster?"

„Gewiß, diente aber später nur als Sommeraufenthalt für alte und kranke Brüder der Benediktinerabtei, die man dort drüben am Fuß der Berge sieht. Man sagt, in alten Zeiten habe hier eine große Kirche gestanden, die aber der Blitz zerstört und deren Steine von den Bewohnern der umliegenden Ortschaften nach und nach weggeführt wurden; jetzt ist hier nur noch eine kleine Kapelle, die Sie nachher sehen werden. Mama ließ sie wieder herstellen und soll dieselbe überhaupt der erste Bau auf dieser Insel gewesen sein, vor langen, langen Jahren ein Wallfahrtsort zu einer Heiligen, deren Namen man aber nicht mehr genau weiß — Warbede — Embede —"

„Oder Willibede," sagte der junge Maler, — „eine jener fabelhaften fränkischen Königstöchter oder Heiligen."

„Ja, — oder Willibede, — man erzählt, die Hunnen hätten auch hier arg gehaust und jene Heilige gezwungen, sich in die Wellen des Sees zu stürzen, wo sie ihren Tod gefunden."

„Das sollten Sie sich vom alten Weber erzählen

laſſen," ſprach Klariſſa, — „er iſt von der Wahrheit dieſer Geſchichte überzeugt und will ſelbſt noch in einer gewiſſen Nacht zwiſchen Weihnachten und Neujahr die Erſcheinung des Hunnenhauptmanns auf ſeinem Schimmel geſehen haben, wie er in der Mitternachtsſtunde die Inſel umreitet."

„Das iſt ja ein ſchauerliches Märchen."

„O gewiß," pflichtete die Kleine bei, — „und nachdem er dreimal um die Inſel geritten, hält er dort drüben auf der Sonne ihrem Lieblingsplatz, bis das Pferd dreimal gegen den See gewiehert, dann verſchwindet er."

„Und gerade dieſe Stelle haben Sie ſich zu Ihrem Lieblingsplatze gewählt?" fragte Alexander das Fräulein von Berla.

„Nicht wegen dieſer Sage, ſondern weil es der ſchönſte Platz der Inſel iſt, wie Sie nachher ſelbſt ſehen werden."

O, er kannte ja bereits dieſen Platz, und wenn er ſich die Szene des geſtrigen Abends vergegenwärtigte, — er that das, obgleich widerſtrebend und unmuthig, — ſo war es ihm gerade, als habe er, ein ſchlimmerer Hunnenhauptmann, jene Heilige belauſcht und müſſe dafür fortan ebenfalls ruhelos wandeln, — ja, ruhe- und hoffnungslos, deſſen glaubte er gewiß zu ſein,

wenn er flüchtig die edle, unvergeßliche Geſtalt des jungen Mädchens betrachtete, ſowie ihre ſchönen, ruhigen, gänzlich leidenſchaftsloſen Züge. — — „Narr, der ich bin,“ murmelte er zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen — „hier werde ich zu meiner Strafe finden, was ich lange geſucht.“

„Hier iſt die Kapelle; nicht wahr, ſie iſt ſchön und intereſſant?“

„O, ſehr intereſſant. Welch' einfacher und doch ſo edler Bau! Welch' reiner romaniſcher Styl! In der That herrlich, und ich bin dankbar dafür, daß Sie mir das gezeigt haben. Sehen Sie dort, wie eigenthümlich die Bedeckung des Daches, ganz aus feſt zuſammengenieteten Steinplatten beſtehend, und eben ſo einfach und würdig überragt von dem byzantiniſchen Kreuze!“

Die Augen der Sonne hatten geleuchtet bei dem enthuſiaſtiſchen Lobe des Gaſtes, und mit einem leichten Lächeln, kopfnickend an der kleinen Kapelle emporſchauend, ſagte ſie: „O, Sie verſtehen das beſſer als wir, und es freut mich recht ſehr, daß auch ich die Kapelle ſtets ſo lieb gehabt. Ich bin eigentlich ſchuld daran, daß ſie Mama wieder herſtellen ließ. Hier im Innern iſt, wie Sie ſehen, noch nicht viel geſchehen, doch iſt ein neuer Steinboden gelegt, die ſchönen Fenſter wieder hergeſtellt, auch ſchon ein kleiner Altar

beſtellt worden, — dorthin," ſagte ſie, auf einen Raum an der Rückwand deutend — ſoll ſpäter einmal ein Bild angebracht werden zur Erinnerung an jene Heilige oder Königstochter, deren Andenken wir gewiß die Erbauung der Kapelle verdanken."

„Glücklich, wer das malen dürfte!" ſagte Alexander Dellwing, und dabei durchleuchtete ihn ein beſeligender Gedanke, ja er ſtellte ſich vor den angedeuteten Raum hin und maß ſeine Länge und Breite mit den Blicken, er erhob die Hand und bewegte ſie, als ſkizzire er eine fertige Idee auf die Leinwand, das Bild der fränkiſchen Königstochter, und wer dieſen unſichtbaren Strichen hätte folgen können, würde die allerdings etwas veränderte Geſtalt des jungen, ſchönen Mädchens erkannt haben, die an ſeiner Seite ſtand und ihm lächelnd zuſchaute.

„Nicht wahr, das iſt eine gute Idee mit einem Bilde hier?" fragte ſie alsdann.

„O gewiß, gewiß," gab er, ſie anblickend, zur Antwort, und dabei erfüllte ihn der Glanz ihres offenen, ehrlichen, unſchuldigen Auges mit einer bisher nie gefühlten Traurigkeit. Er fuhr mit der Hand über ſeine Augen, und als er hierauf ſah, daß die beiden jungen Mädchen Arm in Arm die Kapelle verließen, wandte er ſich nochmals gegen den Raum, welchen ihm die

Sonne vorhin bezeichnet, und ſagte mit erhobener Rechten: „Wenn ich je etwas Vollendetes male, ſo möge es das da ſein, ein Opfer, das ich auf's Bereitwilligſte bringe, mit dem ich vielleicht ihr Bild aus meinem Herzen reiße und das mir vielleicht meine Ruhe zurückgeben wird.“

Als er ſeine lieblichen Führerinnen wieder erreicht hatte, deren helle Kleider vor ihm durch die Gebüſche leuchteten, ſtanden ſie ſchon lachend und plaudernd auf der Felsterraſſe, dem Lieblingsplatz der Sonne, der ihm nur zu bekannt war, und er konnte ſich nicht enthalten, mit einem ſcheuen Blicke nach der Buche umzuſchauen, hinter deren mächtigem Stamme er ſich vorige Nacht verborgen hatte, ja es trieb ihn dorthin, und einen Aſt des Baumes ergreifend, blickte er auf die ſchmale Steintreppe hinab, an deren Fuß die Phantaſie gelegen, und dann ſah er, aufſchauend, ein gar liebliches Bild, das ihn in tiefſter Seele bewegte: die feine ſchlanke Geſtalt der Sonne in ihrem weißen Kleide ſich hell leuchtend abheben von dem dunkelblauen See, die Arme hoch erhoben und neckiſch lachend ſeitwärts auf Klariſſa blickend, die ihren feinen Leib mit den Armen umfangen hielt, während ſie neben ihr am Boden kniete; von ihrem Geſichte ſah man nichts, nur die dichten, ſchwarzen Locken ihres tief herabgebeugten Kopfes.

Es war die fränkiſche Königstochter, im entſcheidenden Augenblicke auf der Felsklippe ſtehend, und vergebens bemühte ſich die weinende, verzweiflungsvolle Dienerin, ſie zurückzuhalten.

Dann lachten die beiden jungen Mädchen laut und herzlich auf und die Sonne ſagte, als der junge Maler herankam: „Ich forderte Klariſſa zum Scherze auf, mit mir da hinabzuſpringen.“

„Würden Sie das ſelbſt wagen, Fräulein von Berla?“ fragte er, wobei ſeine Stimme unwillkürlich ſeltſam bewegt klang; doch blickte die Sonne, ſtatt zu antworten, ihre Freundin lächelnd an und wies hierauf mit der Hand über den See hinüber, indem ſie ſagte: „Sehen Sie, dorthin liegt Bucheneck, ich erkenne deutlich das Haus Ihres Freundes.“

„Ach ja,“ gab er faſt traurig zur Antwort — „ich ſehe es deutlich und werde in kurzer Zeit wieder dort ſein.“

„O, es braucht nicht lange, um dorthin zu kommen oder von dort hieher, beſonders mit Ihrem ſchönen Segelboot, wie heißt es doch?“

„Der Sturmvogel, Fräulein von Berla.“

„Ich bewunderte es neulich, als ich Klariſſa abholte, und ſie erzählte mir auch, es flöge nur ſo durch die Wellen.“

„Möchten Sie es nicht einmal ſelbſt verſuchen?“

„Warum nicht? Wenn ſich die Gelegenheit dazu böte, doch wird es ſchwierig ſein, da Mama ſich fürchtet, — — horch, Kliriſſa!“ rief ſie dann, ſich lebhaft umwendend, — „die Glocke tönt, wir werden zum Mittageſſen gerufen. Kommen Sie, Herr Dellwing, wenn es Ihnen gefällig iſt!“

Sie kehrten auf demſelben Wege zurück, den er heute ſchon einmal gemacht, und während ſie ſo dahingingen, zeigte ihm die Sonne noch allerlei Hübſches, was er heute Morgen überſehen. Auf der Brücke über der Schlucht erklärte ſie ihm die etwas ſchwierige Einfahrt für die Boote, die doch ſo leicht war, wenn man ſie kannte; man mußte an einem ſenkrechten Felſen vorbei, der den Ausgang gänzlich zu ſperren ſchien und woher es kam, daß die Boote beim Einfahren plötzlich auf eine faſt unerklärliche Art verſchwanden. — „Die Leute ſagen,“ ſprach die Sonne heiter, — „ohne ein gewiſſes Zauberwort auszuſprechen, könne man gar nicht auf unſere Inſel kommen, und Sie ſehen doch, Herr Dellwing, daß dem nicht ſo iſt, Sie würden jetzt gewiß den Weg hier herein finden.“

„Ja, — aber erſt, nachdem Sie durch Ihre liebenswürdige Erlaubniß den Zauber gelöst haben; an mir ſelbſt haben Sie es erlebt, mein Fräulein, wie gefähr-

lich es iſt, ſich ohne Erlaubniß, aus Neugierde der Inſel zu nähern.“

„O, bei Ihnen war das nicht der Fall, Sie wurden vom Sturme verſchlagen.“

„Wer weiß, wer weiß, ob ich mich der Inſel nicht mit Abſicht genähert habe und vielleicht in frevelhafter Neugier vom Sturme überraſcht wurde!“ Er ſagte das in neckiſch heiterem Tone, bereute aber gleich darauf, das gethan zu haben, als er ſah, wie die junge Dame ihn mit einem ſeltſamen Ausdrucke, mit etwas ſtarren Augen anſchaute, und beeilte ſich deßhalb, hinzuzuſetzen: „Ich klagte mich Schlimmeres an, als ich in Wahrheit gethan. Nein, nein, nicht meine Neugierde, ſondern der Sturm trieb uns gegen die Inſel und an derſelben vorüber, nachdem wir drüben in der Gegend von Am-Felſen geſiſcht und uns dort länger als gerade nothwendig war, aufgehalten.“

Sie ging neben ihm her, dem Hauſe zu, während Klariſſa etwas zurückblieb, um Blumen in ihr Körbchen zu pflücken.

„Würden Sie denn eine Neugierde ſo gar unverzeihlich finden?“ fuhr Alexander nach einer kleinen Pauſe fort, — „alles Geheimnißvolle und Unnahbare reizt, und wenn man einmal geſehen hat, Fräulein von Berla, wie Sie mit Ihrem Nachen ſcheinbar aus

den Felſen herausfahren, oder wie Sie ſich von Ihren beiden rieſenhaften Hunden durch die Wellen ziehen laſſen — und wenn man Sie dabei in der Nähe geſehen, wie ich das Glück gehabt, ſo können Sie Einem doch wohl ein lebhaftes Intereſſe nicht übel nehmen."

Sie ſagte hierauf nichts, nur bemerkte er, daß ſie ein paarmal tief athmete und erröthete, zugleich aber ſtreng, faſt finſter vor ſich niederblickte und mit einer kleinen Weidenruthe, die ſie irgendwo gefunden, heftig in der Luft herumhieb, dann blieb ſie plötzlich mit ſichtbaren Zeichen der Ungeduld ſtehen, wandte ſich zurück, indem ſie ausrief: „Aber Klariſſa, mußt Du denn in Einem fort Blumen pflücken, was willſt Du denn mit all' dem Zeug?"

„Ich komme ja ſchon," klang die Stimme der Andern zurück und gleich darauf eilte ſie herbei.

„Hier iſt noch eine Merkwürdigkeit unſerer Inſel, die ich Ihnen zeigen will, wenn Sie ſich nichts daraus machen, ein paar ſchlüpfrige Stufen hinabzuſteigen, und wenn Sie einen ſtarken Temperaturwechſel nicht ſcheuen."

„Ich gewiß nicht, Fräulein von Berla, aber Sie ſetzen ſich vielleicht einer Erkältung aus."

Sie warf mit einem trotzigen Ausdruck den Kopf in die Höhe und wandte ſich gegen eine kleine Treppe,

Seiten zu einem viereckigen Pavillon erweitert, der in den Hof vorſpringt. Wir ſind in der Mitte der ſchmalen Seite eingetreten, rechts und links von uns erſtreckt ſich die dieſſeitige Arkadenhalle, in deren Fußboden drei runde Waſſerbecken eingelaſſen ſind, und wir überblicken den ſonnigen Hof durch den uns zunächſt gelegenen Pavillon, den zweiundzwanzig der eben genannten Säulen im Quadrat umgeben, und der wieder ein rundes Waſſerbecken im Fußboden umfaßt; gerade aus fällt der Blick auf den in der Mitte ſtehenden Löwenbrunnen, links überragt die achteckige Kuppel des Schweſternſaals, rechts die Erhöhung vom Saal der Abencerragen, die in zierlicher perſpektiviſcher Flucht ſich verlierenden Bogengänge der beiden Langſeiten, und gegenüber öffnen ſich die Bogen des Gerichtsſaals gegen den Hof, der in dieſem magiſchen dunklen Rahmen gefaßt ein in der That einziger Anblick iſt. Die Säulen des Hofs ſind glatt und ſtehen alternirend paarweiſe und einzeln, mit Ausnahme der Ecken, ſowohl des Hofes als der Pavillons, wo ſich drei oder auch vier gekuppelt befinden. Alle Capitäle derſelben ſind verſchieden, aber eins immer zierlicher als das andere; die einzelnen Bogen ſind über den Säulen getrennt durch ſenkrechte Frieſe, die, von ungleicher Breite, je nachdem die Säulen darunter einzeln oder paarweiſe geſtellt ſind, ziemlich hoch über die Bogenrundung hinauf reichen und einen eckigen Rahmen darum her bilden, der in Verbindung mit einem prachtvoll verzierten Band, das rings um den Hof herumlaufend, oben die aufſteigende Frieſe unter ſich verbindet, das über jedem Bogen verbleibende, aufs Zierlichſte durchbrochene Oberfeld nur noch eleganter erſcheinen läßt, und durch das kunſtvoll geſchnitzte Hauptgeſimſe der ganzen Bogenreihe einen unvergleichlich ſchönen und edlen Abſchluß verleiht. An den beiden Pavillons iſt bei Ueberſpannung der Säulenweiten die Form des Halbkreisbogens verlaſſen und ſtoßen die über den Säulen allmählich ſich erbreiternden Maſſen in zwei gegen einander geneigten Linien zuſammen, ſo daß die Bogenflächen gleichſam vom Geſimſe herabzuhängen und nur leicht auf den Säulen zu ruhen ſcheinen. Da ſie aufs Kunſtreichſte

die an der Seitenwand der Schlucht eingehauen war, allerdings von einem Geländer geſchützt, aber doch ſo ſchmal und ſchlüpfrig, daß man ſie nur mit ſicherem Fuß und Blick betreten konnte, — „Du kannſt oben bleiben, Klariſſa, wenn es Dich ſchwindlig macht!“ rief ſie ihrer Freundin zu, doch erwiederte dieſe in entſchiedenem Tone: „Nein, nein, ich gehe mit, Du meinſt immer, ich ſei noch ein gar ſo kleines Kind.“

Der junge Maler nickte ihr ermuthigend zu, und als er hierauf ſah, wie ſie trotz ihres Muthes mit ängſtlicher Vorſicht von Stufe zu Stufe trat, hob er ſeinen rechten Arm in die Höhe und bat das Kind, ſich darauf zu ſtützen.

Das that Klariſſa auch, während die Sonne, ſich umwendend, kurz und trocken ſagte: „Siehſt Du, wie ich Recht hatte!“

Doch kamen ſie ohne Unfall die ſteile Treppe hinab in einen kleinen, kühlen, faſt kalten Felskeſſel dicht am Waſſer, wo aus der Steinwand eine ſtarke, friſche Quelle hervorſprudelte.

„Das beſte Trinkwaſſer weit und breit,“ erklärte die Sonne, „Sie müſſen es heute Mittag verſuchen, und dazu ein reizendes Plätzchen bei heißer Sommerszeit; ich lege hier oft mit dem Nachen an, wenn ich vom See heimkehre und nicht zu warm bin.“

„Es iſt das allerdings herrlich, wie das Verſteck einer Waſſerfee, poetiſch ſchön und anregend, wie Alles hier auf der Inſel! Ich werde mit einem ganzen Vorrath guter Ideen nach Hauſe zurückkehren.“

Klariſſa, die ſchon häufig unten geweſen war, hatte die unterſte Treppenſtufe und das Geländer nicht verlaſſen; ſie athmete ein paarmal tief und ſchwer und begann dann haſtig auf ein Zeichen ihrer Freundin hin wieder emporzuſteigen, doch plötzlich fing ſie an zu ſchwanken, und während ſie mit der einen Hand das Treppengeländer ſo feſt packte, daß es bebte, drückte ſie die andere mit einem ſchwachen Ausruf gegen die Stirn und ſank dann bleich und mit geſchloſſenen Augen gegen die Bruſt Dellwing's, der dicht hinter ihr war und die leichte, ſchwächliche Geſtalt raſch in ſeine Arme nahm und die Treppen hinauftrug. Klariſſa hatte ihre Arme um ſeinen Hals geſchlungen und ihr Geſicht ruhte auf ſeiner Schulter, wobei ſie ſich ſo feſt an ihn klammerte, daß er ſich droben an einer Steinwand auf ein Knie niederlaſſen mußte, um ſie bequem dort hinzuſetzen.

„Wäre es nicht beſſer,“ fragte er Fräulein von Berla, „wenn ich ſie in's Schloß trüge?“ Doch erwiederte dieſe etwas haſtig: „Nein, nein, das wird gleich vorübergehen — ich habe es ja vorhergeſagt — auch würde

Mama zu ſehr erſchrecken; da iſt ſie vorhin in der Hitze mit ihren Blumen gelaufen und deßhalb warnte ich ſie auch — wach' auf, meine gute Klariſſa, ſei ſtark und geſcheidt!"

„Wie dumm das von mir war!" gab die Kleine nach einer Pauſe zur Antwort, als ſie tief aufatmend ihre großen ſchwarzen Augen öffnete und den jungen Maler anblickte, der ihre eiskalt gewordenen Hände zwiſchen den ſeinigen hielt, um ſie wieder zu erwärmen. „Sei nicht böſe, liebe Sonne, ich konnte gewiß nicht anders, und weiß auch gar nicht, wie das gekommen iſt!"

„Das weiß man gewöhnlich in ſolchem Falle nicht," meinte Dellwing gutmüthig lächelnd, „aber es iſt ſo begreiflich, Sie haben ſich doch ein wenig gefürchtet und es iſt ſehr kühl da unten."

„Wobei es noch ein großes Glück iſt," ſagte Fräulein von Berla ernſt, „daß jemand Stärkeres als ich da war, an dem Du Dich halten konnteſt." Sie that einen tiefen Athemzug, worauf ſie faſt ungeduldig hinzuſetzte: „Ich hätte bei der Mittagshitze den Vorſchlag nicht machen ſollen, und wenn Du im Stande biſt zu gehen, Klariſſa, ſo wollen wir raſch nach Hauſe, ich fürchte, Mama ſitzt ſchon bei Tiſche und wird auf uns warten, jedenfalls will ich voraus, dann kannſt Du mit

Herrn Dellwing, der Dich gewiß führen wird, langsamer nachkommen."

Damit eilte sie durch die Büsche fort und nach ein paar Minuten, während welcher sich Klarissa vollkommen erholt hatte, folgte das Kind mit dem jungen Maler, welcher den Arm desselben in den seinigen zog und ihre immer noch schwankenden Schritte unterstützte.

Ein paarmal blickte Klarissa verstohlen zu ihm auf, doch erfaßte er zufällig jedesmal ihren verlegenen Blick, wobei sie tief erröthete und endlich ihren Arm aus dem seinigen zog mit den Worten: „Da sind wir ganz nahe und ich danke Ihnen herzlich, Herr von Dellwing."

Unter den breitästigen Buchen, wo man heute Morgen gefrühstückt, war der Mittagstisch gedeckt, den ein hoher und breiter, gelb und weiß gestreifter Vorhang, zwischen zwei Stämmen hängend, vor den heißen Strahlen der Mittagssonne schützte, und dessen lebhafte Farben malerisch schön zwischen dem Grau und Grün der Buchen wirkte.

Frau von Berla saß in einem bequemen Stuhle und legte ein Buch weg, in welchem sie gelesen, während die Sonne vom Hause daherkam und die Suppenschüssel trug; dann legte sie vor und wandte dabei ihr liebes, etwas erhitzt erscheinendes Gesicht anmuthig gegen ihre rasch herbeieilende Freundin, um sich von dieser herzlich

auf die Lippen küſſen zu laſſen und einen fragenden Blick mit leichtem Kopfſchütteln zu beantworten.

Nein, ſie hatte ihrer Mama nichts von dem Vorfalle geſagt und dieſe erhob ſich, dem Gaſt entgegentretend, und fragte ihn in freundlich ruhigem Tone, wie ihm ihr kleines Beſitzthum gefallen.

Er brauchte nur wahr zu ſein, um über Alles, was er geſehen, mit Entzücken zu reden und dann mit leiſem Vorwurf hinzuzuſetzen: „Aber wie traurig iſt es, gnädige Frau, daß Sie dieſes kleine Paradies ſo unerbittlich vor den Augen der Welt verſchließen!“

„Man kann eigentlich nicht ſagen, daß ich das thue,“ entgegnete ſie, „doch iſt es wahr, daß ich Beſuche gerade nicht ermuntere, häufig wiederzukommen, und habe dazu meine triftigen Gründe. Um ein Paradies zu bleiben, wie Sie ſo gütig waren, meine Inſel zu nennen, brauchen wir vor allen Dingen die wohlthuende Stille und Einſamkeit, welche uns umgibt, wenigſtens nach meinem Geſchmacke.“

„Der jedenfalls richtig und maßgebend iſt,“ konnte ſich Alexander Dellwing nicht enthalten beizufügen, „und wenn ich ſpäter einmal im Lärm und Gewühl der Welt an dieſes wundervolle Eiland denke, ſo werde ich Sie mehr und mehr beneiden und dann den Schmerz

unſerer Ureltern verſtehen, nachdem ihnen der Cherub mit flammendem Schwerte erſchien."

„Auch an Beſuchen aus der Nachbarſchaft fehlt es uns nicht ganz, und da ich mich von derſelben ſo unabhängig als möglich erhalte, ſo bin ich im Stande, mir unſere Geſellſchaft nach meinem Geſchmacke auszuwählen."

„Woher kommt es aber, gnädige Frau, verzeihen Sie mir meine offene Frage, daß man an dem ſchönen Eilande mit dem Gedanken, als ſei das eine verzauberte Inſel, vorüberfährt, unzugänglich für Jeden, der nicht das mächtige Wort zum Einlaſſe kennt?"

„Nun, ſo unzugänglich ſind wir gerade nicht, und ich kann Sie verſichern, einer Menge von Fremden geſtattete ich bereitwillig, ſich auf der Inſel umzuſchauen, worauf ich mich allerdings veranlaßt ſah, dieſe Erlaubniß mehr und mehr zu beſchränken, denn Sie haben vielleicht keinen Begriff davon, wie wenig dankbar, ja wie ſtark in ihren Forderungen und dadurch wie unerträglich ſolche Beſucher zu werden vermögen."

„O, ich kenne das, gnädige Frau, beſonders aus Erzählungen meines Freundes Elmbach."

„Es genügte ſolchen Beſuchern häufig nicht, daß ich ihnen für Stunden lang die ganze Inſel, ja den größten Theil meines Hauſes zur Beſichtigung überließ und

wir uns während dem mit einem kleinen Winkel begnügten, man fand das sehr anmaßend und noch mehr, daß ich Niemand ohne vorher gegebene Erlaubniß auf der Insel zuließ; dann hatte auch der alte Weber, der allerdings etwas unverträglich ist, häufig Differenzen mit fremden Besuchern, welche über seine Rasenplätze liefen, die Rosen und andere Blumen abschnitten und die es auch unbegreiflich fanden, daß man es ihnen verwehren wollte, vom Obste an den Sträuchern und Bäumen zu nehmen."

„Es ist das kaum zu glauben, aber ganz so, wie Sie sagen, gnädige Frau."

„Da ließ ich denn Niemand mehr zu, als für wen mein alter Freund Doktor Klicker in Radfelden durch seine Empfehlung Bürgschaft übernimmt, und befinde mich ganz wohl dabei."

Frau von Berla erzählte das in anmuthigem, unbefangenem, freundlichem Tone, während sie dem Gast und den beiden jungen Mädchen vorlegte, und der junge Maler wußte dabei nicht, was er mehr anstaunen und bewundern sollte: die feine, elegante und dabei so sichere Art aller ihrer Bewegungen, ihre einfach vornehme und dabei doch wieder so behagliche Redeweise. Alexander Dellwing fühlte sich hier so angenehm und zwanglos, als sei er schon jahrelang mit dieser Familie bekannt

geweſen, wogegen ihn wieder das eigenthümliche ariſtokratiſche Weſen der Frau des Hauſes ſo bannte, daß er auch nicht im Entfernteſten daran gedacht hätte, ſich irgend eine ungenirte Bemerkung oder gar einen Scherz zu erlauben, worin er ſonſt mit ſeiner großen Keckheit viel zu leiſten vermochte. Er ſagte nach einer kleinen Pauſe: „Wie kommt es aber, gnädige Frau, daß Sie allen Verkehr vermeiden mit Ihren Nachbarn und auch mit ſolchen, deren Renommée gewiß derart iſt, um nicht unter die Zudringlichen und Neugierigen gezählt zu werden?“

„Es iſt mit dieſem geſellſchaftlichen Verkehr ein eigenes Ding, Herr Dellwing, nichts leichter, als denſelben im weiteſten Sinne anzubahnen, und nichts ſchwerer, als ihn zu gegenſeitiger Zufriedenheit zu unterhalten. Was braucht es mehr, als Beſuche oder Gegenbeſuche zu machen, um ſogleich mit einem großen Kreis ſogenannter Bekannten beglückt zu werden, denen wir uns doch auf die Dauer nicht widmen können und die dann zu gern geneigt ſind, jeden unerwiederten Beſuch für eine abſichtliche Vernachläſſigung zu halten, wobei es nur zu wahr iſt, daß man ſich beſonders bei einem Landaufenthalte ſo viel als möglich auf ſein eigenes Haus, ſowie auf ein paar liebe Freunde beſchränken muß, um Andern nicht läſtig zu fallen oder nicht beläſtigt zu werden.

Auch ſitzt dort noch ein anderer Grund meiner Zurückgezogenheit: meine liebe Sonne, deren Erziehung und Ausbildung faſt meine ganze Zeit in Anſpruch nimmt. Ich möchte um Alles in der Welt darin nichts Halbes thun, und weiß zu gut, daß das zukünftige Glück einer jungen Dame zumeiſt von ihrer ganz vollendeten Erziehung und Ausbildung abhängt.“

Alexander Dellwing verbeugte ſich lächelnd gegen das junge Mädchen, eine Bewegung, welche die kluge Frau wohl verſtand, denn ſie meinte heiter: „Ich verſtehe unter einer guten und ſorgfältigen Erziehung nicht nur, daß man einige Sprachen geläufig ſchreibt und ſpricht, daß man auch in ſonſtigen Kenntniſſen nicht zurück iſt, Muſik und andere ſchöne Künſte treibt, ſondern daß man aus Neigung und Gewohnheit ein gewiſſes edles Gleichgewicht, eine vollkommene Harmonie in ſich entwickelt und dadurch ein Selbſtvertrauen, das uns ermöglicht, jeder Lage des Lebens gerecht zu werden, jede Stufe, worauf uns das Schickſal ſtellt, ſiegreich zu behaupten.“

„Das gnädige Fräulein könnte jetzt ſchon eine Prinzeſſin ſein,“ erlaubte ſich Alexander Dellwing in ſeiner kecken Laune, die er nicht immer verleugnen konnte, zu ſagen, dabei aber mit einem ſo offenen und ehrlichen Lächeln auf ſeinem hübſchen Geſichte, daß es um die

Lippen der Frau von Berla freundlich zuckte und die kleine Klariſſa lachend ausrief: „O, es iſt auch meine Prinzeſſin Sonne!“

„Den langen Winter aber bleiben Sie nicht auf der Inſel?“ fragte der Gaſt nach einer kleinen Pauſe, während welcher ein Diener das Service weggeräumt hatte.

„Wir bleiben gewöhnlich hier bis nach der ſchönen Weihnachtszeit; o, Sie haben keinen Begriff davon, wie wundervoll es iſt, wenn die ſchneebedeckten Bäume ſtill und unbeweglich in das Zimmer ſchauen, wo der Chriſtbaum mit ſeinen Lichtern ſtrahlt, wenn in dem unteren großen Gemach des Hauſes, die Halle genannt, ein mächtiges Feuer im Kamine lodert, und wie am erſten Feiertage Alle mit einander, die Dienerſchaft und wir, gemeinſchaftlich tafeln!“

„Ja, wie das ſchön iſt!“ beſtätigte Klariſſa mit leuchtenden Augen. „Im vergangenen Jahre war ich auch da und habe vorher nie ſo etwas geſehen.“

„Darfſt auch dieß Jahr wieder kommen,“ erwiederte Frau von Berla gütig, „wenn Madame Sarah es erlaubt.“

„Danke, danke.“

„Ungern verlaſſe ich darauf die Inſel,“ fuhr Frau von Berla fort, „doch iſt es für Suſanne nöthig, nach

durchbrochen ſind, ſo daß man überall Tageslicht und Sonne durchflimmern ſieht, ſo kann man ſie mit koſtbaren Spitzengeweben vergleichen, mit denen Hof und Säulen reich drapirt ſind. Betrachtet man den Rand eines ſolchen Bogens genau, ſo muß man geſtehen, daß man nichts Schöneres ſehen kann, und daß es faſt unmöglich iſt, eine Beſchreibung davon zu machen. Man könnte ſagen, die unzähligen Höhlungen, mit welchen er durchbrochen iſt, erſcheinen uns wie die Zellengewebe der Bienen. Obgleich die Vertiefungen, die ſo gebildet werden, willkürlich durcheinander geworfen zu ſein ſcheinen, ſo geben ſie doch wieder ein feſtes Syſtem, haben dagegen, flüchtig betrachtet, ganz das Anſehen von Stalaktiten in Tropfſteinhöhlen. Die übrigen Bogen bilden nicht die vollſtändige nach unten einwärts gekrümmte Hufeiſenform, ſind vielmehr verhältnißmäßig zur Höhe etwas ſchmal, doch iſt das Alles mit einem ſolchen Verſtändniß für Eleganz und Zierlichkeit ausgeführt, und paßt ſo harmoniſch zuſammen, daß hier auch gar nichts anders geſtaltet ſein dürfte. Die Decke des Säulenganges beſteht aus koſtbarer, eingelegter und reich bemalter Holzarbeit, wie die im Saale der Geſandten. Von den ehemaligen bunten und glänzenden Dachfliesen iſt nichts mehr vorhanden und die Gebäude ſind mit gewöhnlichen Ziegeln bedeckt. Wie muß dieſer Anblick geweſen ſein in jener Zeit, da die Alhambra noch vollkommen erhalten und bewohnt war, wo der ſo feenhaft umſchloſſene Garten ſelbſt in dem höchſten Blumenſchmucke prangte! Was wir überhaupt heute noch davon ſehen, iſt nur der Sommeraufenthalt der mauriſchen Könige; der Winterpalaſt befand ſich da, wo jetzt das Schloß Karls V. ſteht.

In der Mitte des Patio de los leones befindet ſich auf der Kreuzung der beiden Mittellinien der berühmte Löwenbrunnen; zwei übereinander ſtehende Marmorſchalen, wovon die vieleckige große untere, deren Rand mit Inſchriften bedeckt iſt, durch zwölf ſehr roh gearbeitete Löwen getragen wird, denen man eigentlich nur durch die Mähnen anſieht, was ſie vorſtellen ſollen. Da die Proportion dieſer beiden Schalen und alle übrigen Verhältniſſe ſo

und nach auch etwas Anderes von der Welt kennen zu lernen, und bleiben wir deßhalb ein paar Monate in irgend einer großen Stadt, ſehnen uns aber nach allem Dem, was wir dort geſehen und erlebt, ſtets ſo ſehr nach unſerer Inſel zurück, daß wir wieder da ſind, um die erſten Knoſpen ſchwellen zu ſehen und die wieder erwachende Natur zu begrüßen."

Das Alles ſprach die Dame ſo einfach, herzlich, ſo vertraulich und warmblütig, daß Alexander Dellwing ſie mehr und mehr mit Bewunderung, ja mit tiefer Verehrung betrachtete und ſich glücklich ſchätzte, dieſer ſeltenen Frau begegnet zu ſein; ein ſolcher Umgang hätte auch ſeiner Erziehung wohl vermocht nachzuhelfen, und er konnte ſich eines eigenthümlich ſeligen und doch wieder beängſtigenden Gefühls nicht erwehren, wenn er, mit ſeiner lebhaften Phantaſie raſch ein ungeheures Luftſchloß aufführend, ſich in eine Lage verſetzte, wo die Mutter der lieblichen Sonne veranlaßt würde, ſich auch um ihn ernſtlicher zu bekümmern — lächerlicher Gedanke, eben ſo raſch wieder zerriſſen und verweht bei der Frage Suſannens, ob Mama hier den Kaffee trinken wolle.

„Gewiß, wenn es unſerem Gaſte angenehm iſt, und dabei ſollen Sie auch rauchen — — doch dabei fällt mir eben ein," unterbrach ſie ſich ſelber, „daß man heute

Morgen, als Ihre Kleider getrocknet wurden, ein Cigarrenetui und ſonſt noch etwas aus Ihrer Taſche nehmen mußte, worüber ich Sie befragen wollte. Hol' mir das doch, Sonne, laß es Dir von der Reſi geben, die es in Verwahrung genommen hat!"

Sowohl Fräulein von Berla erhob ſich raſch, als auch Klariſſa, und Beide eilten im raſchen Wettlauf dem Hauſe zu, um das Verlangte zu holen.

„Sie kannten die kleine Silberfeld ſchon?" fragte Frau von Berla, den beiden Mädchen nachblickend, und fuhr fort, als ſich der junge Mann bejahend verbeugte: „Sie iſt ein gutes Kind und ich habe es gerne, wenn ſie bei Suſanne iſt."

„Wo ſie ſich gewiß glücklicher fühlt, als zu Hauſe. Und warum das? Nun, hauptſächlich im Umgange mit Fräulein von Berla," erwiederte Alexander Dellwing, ſeine Bemerkung von ſoeben abſchwächend, „dann hier in dieſer reizenden Inſel-Idylle, und zuletzt weil in den Familienverhältniſſen der Silberfeld, ſo viel ich gehört, Manches anders ſein könnte."

„Ja, auch ich erfuhr manches Seltſame darüber, Manches, was mir räthſelhaft erſchien und mir zu denken gab, doch kann ich mir trotz alledem, was ich erfuhr, nicht verhehlen, daß ich an einem Mitgliede dieſer Familie ein unwillkürliches großes Intereſſe nahm — Sie

ſahen doch auch Madame Iſabella Silberfeld oder die Gräfin Iſabella, wie man ſie im Hauſe nennt?“

„Gewiß, ich ſah ſie, eine blendend ſchöne Frau.“

„Unglücklich in ihren Verhältniſſen, ich fühlte Sympathie für ſie, und doch war etwas in ihrem Weſen, das mir ſehr unſympathiſch war, ja mich abſtieß, und das mich unwillkürlich nicht ſo gegen ſie ſein ließ, wie ich mir in ihrer Abweſenheit vorgenommen hatte, gegen ſie zu ſein.“

„Eigenthümlich, bei mir iſt es der umgekehrte Fall, ſie blendete mich durch ihr ganzes Weſen, aber ſobald ich ſie nicht mehr ſah, verblaßte ihre glänzende Erſcheinung für mich dergeſtalt, daß ſie mir erſchien wie eine Erinnerung vor langen Jahren, wie ein allerdings ſchöner Traum, den man beinahe vergeſſen.“

Es war etwas Wahres in Dem, was er ſagte, wenigſtens fühlte er im gegenwärtigen Augenblicke ſo und mußte ſich geſtehen, daß die geſtrige Sturmnacht, ſowie Manches, was er heute Morgen geſehen, dichte Schleier gewoben hatte um die Erlebniſſe des vergangenen Abends.

Da kamen ſchon die beiden jungen Mädchen in vollem Laufe zurück und die Sonne legte, hoch aufathmend, ein paar Gegenſtände, die in Papier gewickelt waren, in die Hände ihrer Mutter.

„Da iſt zuerſt Ihr Cigarrenetui," ſagte dieſe, „allerdings nebſt dem Inhalt wieder gut getrocknet, ob aber dieſer Inhalt noch zu gebrauchen iſt, darüber wage ich nicht zu entſcheiden."

„Jedenfalls ein kleiner und gar nicht fühlbarer Verluſt."

„Dann mußte Reſi hier etwas Anderes der Taſche Ihres Rockes entnehmen, um es gleichfalls, das von Waſſer troff, zu trocknen, und das," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „iſt etwas ſo eigenthümlicher Art, daß die Erwähnung deſſelben faſt eine Indiskretion wäre, wenn ich nicht vorausſetzen müßte, Sie hätten das zu ſich geſteckt, um es gelegentlich der Beſitzerin zurückzugeben."

„Ah, der Schleier der ſchönen Meluſine!" rief der junge Maler lachend, als ihm Frau von Berla mit heiterem Blick das feine Gewebe entgegenhielt, wobei ſie ſagte: „Ich glaube nicht, daß er der ſchönen Meluſine gehörte."

„Jedenfalls dann einer anderen, nicht minder gefährlichen Waſſerfee, ſo behauptet wenigſtens mein alter Steuermann, der von dem Glauben nicht abzubringen iſt, alles Ungemach, was uns zur See betroffen, rühre davon her, daß ich dieſen Schleier neulich Nachts aufſiſchte und bei mir behielt — aber Sie haben Recht, gnädige Frau, ich verwahrte ihn ſeit jenem Tage

ſtets in der Abſicht, ihn ſeiner Eigenthümerin zurückzugeben.“

Er nahm den Schleier mit einer dankenden Verbeugung und wollte ihn gerade wieder in die Bruſttaſche ſeiner Joppe ſtecken, als er, durch das helle, luſtige Lachen Klariſſa's aufmerkſam gemacht, emporſchaute und zu ſeiner Verwunderung bemerkte, daß das bisher ſo blaſſe Geſicht der Sonne plötzlich eine dunkle Röthe überflog.

„Sollte ich,“ fragte er zweifelnd, „die Eigenthümerin dieſes Schleiers betreffend, unrichtig vermuthet haben?“

„Geben Sie ihn mir immerhin,“ ſagte Frau von Berla in wohlwollendem Tone, „er iſt bei mir gewiß in den beſten Händen.“

„Ein großes Segelboot!“ rief die Sonne, die ſich raſch abgewandt hatte und durch eine Lücke zwiſchen den Bäumen auf den See ſchaute, „es wird das Boot ſein, welches man bringt, um Sie abzuholen, Herr Dellwing; komm', Klariſſa, wir wollen es heranſegeln ſehen.“

Damit nahm ſie die Hand ihrer Freundin und zog ſie mit ſich fort dem Ufer zu.

„Dürfte ich wohl um zwei Worte Aufklärung bitten?“ fragte der junge Maler, einigermaßen verwirrt auf das feine Gewebe blickend, das Frau von Berla

neben ſich auf den Tiſch gelegt hatte; „Sie haben wahrſcheinlich die Abſicht, gnädige Frau, es der Eigenthümerin ſelbſt zuzuſtellen?“

„Gewiß, und ſei es auch nur, um Sie nimmer den Gefahren auszuſetzen, womit dieſer Zauberſchleier nach Ihren eigenen Aeußerungen Sie zu bedrohen ſcheint.“

„Immerhin aber wäre er mir eine angenehme Erinnerung geweſen an die intereſſante Eigenthümerin, wenn auch deren Bild, wie ich ſchon früher bemerkte, ſtets raſch verblaßt, wie ſie den glänzenden Blick von mir abwendet.“

„Das verſtehe ich nicht ganz,“ erwiederte Frau von Berla in einem etwas trockenen Tone; beruhigen Sie ſich aber vollkommen, und wenn ſelbſt die Erinnerung an uns Alle bei Ihnen raſch verblaßt ſein wird, ſo werden wir uns doch ſtets glücklich ſchätzen, Ihnen einen kleinen Dienſt geleiſtet zu haben.“

Sie erhob ſich mit einer etwas förmlichen Verbeugung und verſetzte dadurch, ſowie durch die eben geſprochenen Worte, ihren Gaſt in ein grenzenloſes Erſtaunen, das ihm endlich nach einer kleinen Pauſe die haſtig geſprochenen Worte auspreßte: „Wahrhaftig, gnädige Frau, es ruht ein böſer Zauber in dieſem Schleier. Glauben denn Sie in der That, daß es möglich wäre, die Erinnerung an Ihre Güte und Freundlichkeit, die

Erinnerung an Ihre liebevolle Aufnahme, ja an dieſes friedlich reizende Aſyl könnte in meinem Herzen je verblaſſen?“

Er hatte ſich raſch erhoben, ſich dem Tiſche genähert und die Hand auf den Schleier gelegt, während er mit bewegter Stimme fortfuhr: „Nein, nein, laſſen Sie mich ihn wieder nehmen, um ihn der Eigenthümerin ſelbſt zuzuſtellen.“

Frau von Berla, die hoch aufgerichtet neben ihrem Seſſel ſtand, zuckte leicht mit den Achſeln, und als ſie erwiederte: „Wenn Sie darauf beſtehen, ſo will ich weiter nichts dagegen einwenden,“ klang der Ton, mit dem ſie das ſagte, lange nicht mehr ſo freundlich und herzlich, als der, in welchem ſie bisher zu ihm geſprochen — „dort kommt die Eigenthümerin des Schleiers!“

Er wandte ſich raſch und betroffen zur Seite, und ſeine Verwirrung vergrößerte ſich zur Verlegenheit, als Frau von Berla, während ſich Niemand anders wie Fräulein Suſanne vom Seeufer zurückkehrend zeigte, mit einer Handbewegung gegen ihre Tochter fortfuhr: „Sie wird ihr Eigenthum auch aus Ihrer Hand mit gebührendem Danke zurücknehmen.“

„Davon hatte ich ja keine Ahnung, gnädige Frau — ſehen Sie, wie der böſe Zauber dieſes Schleiers immer noch fortwirkt bis zu einem Mißverſtändniß, das

mich jetzt ſchmerzlich berührt; Sie hatten vollkommen Recht, und ich bitte jetzt ſelbſt dringend darum, ihn ruhig zu laſſen wo er iſt, und mir zu geſtatten, Ihnen nochmals meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche Aufnahme zu ſagen."

Sie reichte ihm mit einer freundlicheren Miene ihre Hand, die er an ſeine Lippen führte, während ſie gütig ſagte: „Was es eigentlich mit dieſem Schleier für eine Bewandtniß hat, können Sie mir vielleicht ſpäter einmal erzählen."

„So geben Sie mir die Erlaubniß, Sie wieder beſuchen zu dürfen?" rief er entzückt.

„Kommen Sie, wenn Sie es bei uns hier nicht zu langweilig finden."

„Es iſt der Sturmvogel, Herr Dellwing," ſagte die Sonne herantretend, „und Ihr alter Steuermann mit dem Segelboote, gekommen, Sie abzuholen. Erlaubſt Du wohl, Mama, daß Klariſſa und ich unſern Gaſt an Bord rudern?"

„Gewiß, ich habe nichts dagegen."

„So nehme ich für heute Abſchied, gnädige Frau, und werde recht bald von Ihrer gütigen Erlaubniß wiederzukommen, Gebrauch machen."

„Vergeſſen Sie aber ja nicht, daß nur Ihnen perſönlich das geheimnißvolle Wort kund gethan wurde,

welches nöthig ist, um sich diesem Zaubereilande — ich gebrauche nur Ihre eigenen Worte — zu nahen, und daß es wohl unmächtig werden könnte für jeden Andern."

„So schmeichelhaft das auch für mich selbst ist," sagte Alexander Dellwing in seiner kecken, übermüthigen Laune, „so hatte ich doch gehofft, auch einmal Gnade für einen Freund zu finden, der für Naturschönheiten schwärmt, wie ich selber, und der wahrlich keine Ahnung davon hat, welche Schätze diese geheimnißvolle Insel verbirgt."

„Und der auch gewiß kein Verlangen darnach trägt," sagte die schöne, majestätische Frau mit einem ruhigen Lächeln um die feinen Lippen, „sonst hätte ihn doch vielleicht das Gefühl eines guten, freundlichen Nachbars zu einem Versuche vermocht, mein kleines Eiland zu besuchen."

„Darf ich das meinem Freunde wiederholen?" fragte Dellwing hastig.

„Ja," entgegnete sie ruhig und fügte dann mit einer leichten Verbeugung bei: „aber mit dem Zusatz, daß ich viel zu sehr Herrn von Elmbach's Gründe achte, um ihn auch nur durch die leiseste Aufforderung vermögen zu wollen, diesen Gründen ungetreu zu werden."

„Sie kennen also die Gründe meines Freundes oder

vielmehr so viel aus seinem vergangenen Leben, um es begreiflich zu finden, daß er sich beinahe feindlich vor aller Welt abschließt?"

„Ich hörte davon, auch ohne je die Indiskretion begangen zu haben, mich nach seinen Verhältnissen zu erkundigen — — er muß furchtbar gelitten haben, um in seinem Alter zu dem Entschluß zu kommen, sich so von aller Welt abzuschließen."

Sie sagte das in einem so milden, weichen, herzlichen Tone, daß der leicht erregte junge Mann ihr aus Dankbarkeit gerne die Hand dafür geküßt hätte, sie sich aber mit der Antwort begnügen mußte: „O, gnädige Frau, nachdem ich das Glück gehabt habe, hier von Ihnen so freundlich aufgenommen zu werden, Sie kennen zu lernen, bedaure ich doppelt, daß mein Freund nie den Versuch machte, so liebenswürdige Nachbarschaft aufzusuchen, und möchte ich mir jetzt doch noch die dringende Bitte erlauben, ihm zu gestatten, diesen Fehler vielleicht wieder gut zu machen."

„Herr von Elmbach wird sicher seinen wohl überdachten Entschluß als keinen Fehler betrachten, und deßhalb möchte ich Sie dringend bitten, nicht den Versuch zu machen, unsere flüchtige Bekanntschaft durch irgend ein Wort der Aufforderung auch auf ihn auszudehnen."

ſchön und richtig abgewogen ſind, ſo iſt das Zerrbild der Löwen durch den Mangel an Uebung der Nachbildung lebender Weſen, welche den Orientalen eigentlich verboten war, zu entſchuldigen. Jetzt ſteht dieſer Brunnen ſtaubig und trocken, ehemals ſandte er einen reichen Waſſerſtrahl hoch über die Dächer hinaus, ſo wie dieſes auch aus den Rachen der zwölf Thiere hervorſprudelte, und das herabſtürzende Waſſer lief aus der Marmorſchale in Rinnen, die ſich heute noch am Fußboden befinden, welche den klaren Quell durch den ganzen Garten und die anſtoßenden Gemächer führten, den Pflanzen Nahrung bringend, den Menſchen Kühle und Friſche.

Da wir vom Myrthenhofe hereingetreten ſind, haben wir auf der linken Seite im Patio de los leones den Saal der zwei Schweſtern, de las dos hermanas, der ſeinen Namen hat von zwei gleichen Marmorplatten von ausgezeichneter Größe und Weiße, die in den Fußboden eingelaſſen ſind. Dieſer Saal, durch einen ſchmalen Vorraum etwas abgerückt von der Colonnade des Löwenhofs und um einige Stufen gegen dieſelbe erhöht, iſt ein Gemach von etwa fünfundzwanzig auf dreißig Fuß mit zwei ſich gegen daſſelbe in weiten Bogen öffnenden dunkeln Seitenkabineten, an deren ſchmalen Enden beſondere Stücke, unverkennbar für Bettniſchen abgeſchnitten ſind. Rückwärts dem Saaleingang gegenüber öffnet ſich ein vierter Bogen als Zutritt zu einem Corridor, der ſo lang iſt als der Saal und die beiden Kabinete zuſammen, und über den an ſeiner langen Außenwand als Schluß dieſer, mit dem Myrthenhof parallelen Enfilade ein kleiner Erker, das Kabinet der Infanten genannt, nach außen frei hervorragt.

Die Mitte des Fußbodens zwiſchen „den beiden Schweſtern“ nimmt wieder ein rundes Waſſerbecken ein, deſſen Ueberfluß nach dem Löwenbrunnen abwärts läuft. Die Anlage dieſes Appartements, obwohl von außerordentlicher Einfachheit, hat einen unſagbaren Reiz; die drei aufeinanderfolgenden Räume ſind von ausnehmender Schlankheit und einer unbeſchreiblichen Eleganz des Details; von unten herauf iſt der Saal mit Azulejos getäfelt, die obern neben den vier Bogenthüren übrig bleibenden quadrati-

„Aber wenn ihn der Zufall einmal, wie mich, an dieſe Zauberinſel führte —“

„O, ich wünſche ihm gewiß keinen ähnlichen Zufall,“ erwiederte ſie mit einer haſtigen Bewegung, „ein Zufall oder vielmehr ein furchtbarer Unfall, der ihm das Leben koſten könnte.“

„Und ich dagegen wünſchte ihm Aehnliches mit ſo glänzenden, herrlichen Folgen. Lebe ich doch jetzt noch wie in den Träumen einer Märchenwelt, von der man uns in der Jugend erzählt, wo ſich der Muthige in alle Gefahren ſtürzen mußte, in bodenloſe, ſchauerliche Abgründe, in ſturmbewegtes, wildes Waſſer, getragen von dem felſenfeſten Glauben, durch Nacht zum Licht zu gelangen und nach Ueberwindung aller irdiſchen Schreckniſſe, ſo wie mir geſchehen,“ ſetzte er nach einer Verbeugung hinzu, „in das Land ſeliger Geiſter einzudringen — — — o, es iſt hart, wieder daraus vertrieben zu werden!“

„Und doch iſt das für jetzt nicht zu ändern,“ ſagte die ſchöne Frau, indem ſie mit einem reizenden Lächeln dem jungen Manne zum Abſchied ihre Hand bot, „denn dort kommt — um in Ihrem Bilde fortzufahren — ein kleiner Cherub, um Sie wenigſtens für heute aus den Grenzen meines Paradieſes wegzuweiſen. Der Cherub trägt allerdings kein flammendes Schwert, ſondern nur

auf der Schulter ein leichtes Handruder, wahrſcheinlich um Ihnen anzuzeigen, daß das Boot für Sie bereit iſt.“

Und ſo war es auch; die Sonne näherte ſich von der kleinen Bucht her, ſie trug ihr leichtes, zierlich geſchnitztes Handruder an der Schulter, und auf dem goldigen Haar hatte ſie ein leichtes Matroſenhütchen, beſteckt mit einer eben aufgeblühten Roſe.

„Es iſt das Segelboot Ihres Freundes!“ rief ſie ſchon von Weitem, „der Sturmvogel, der ſich mit vollen Segeln nähert, ein prächtiges Boot, Mama, willſt Du es denn nicht auch betrachten?“

„Ich werde auf Deinen Lieblingsplatz gehen,“ entgegnete Frau von Berla, „während ihr den Gaſt hinüberrudert.“

„Und ich habe noch eine kleine Bitte,“ ſagte der junge Maler, die ich ausſprechen muß, ſelbſt auf die Gefahr hin, ſo angeſehen zu werden, als ſuche ich nach Vorwänden, um ſo lange als möglich hier bleiben zu können. Hoffe nämlich, daß Sie mir geſtatten mögen, noch einmal die Kapelle drüben zu beſuchen, um mir dort das Maß zu einem Bilde über dem Altar zu nehmen, das ich in einer ſchweren Stunde meinem Schutzgeiſt gelobte.“

Die Sonne blickte mit den großen Augen fragend

zu ihrer Mutter auf, die alsdann in gütigem Tone ſagte: „Wenn das wirklich ein Gelöbniß iſt, Herr Dellwing, ſo darf ich nichts dagegen einwenden; ſoll es aber ein übergroßer Beweis der Dankbarkeit ſein, ſo müßte ich begreiflicher Weiſe Einſprache dagegen erheben.“

„Es iſt ein Gelübde, gnädige Frau,“ erwiederte Alexander Dellwing in ernſtem Tone, „und ich will und muß es halten.“

„So begleiten Sie mich, wir haben den gleichen Weg, und Du, Suſanne,“ wandte ſie ſich an ihre Tochter, „kannſt Dein Boot an die kleine Treppe bringen, die vom See zu der Felſengruppe hinaufführt.“

Die Sonne eilte fort und war bald in der Bucht verſchwunden, während Frau von Berla mit ihrem Gaſte den Weg nach der Kapelle ging, den er heute Morgen ſchon einmal in Begleitung der beiden jungen Mädchen gemacht.

Das Maß zu dem Altarbilde hatte er raſch genommen, wobei ihm Frau von Berla lächelnd zuſchaute und ihn dann fragte: „Welche Heilige werden Sie malen?“

„Eigentlich wollte ich darüber Ihre Anſicht hören, ehe ich mir erlaube, Ihnen die meinige mitzutheilen.“

„Und doch muß ich darum bitten, will Ihnen aber

meine Gedanken nicht verhehlen, daß ich nie daran gedacht, diese kleine Kapelle, die ich nur auf den Wunsch Susannens restauriren ließ und der vielleicht wohl noch lange die kirchliche Weihe fehlen wird, irgend einer Heiligen zu widmen."

„Vielleicht der Erinnerung, und daran dachte auch ich bei meinem Gelöbniß."

Frau von Berla betrachtete ihn mit einem eigenthümlichen Ausdrucke in ihren schönen, edlen Zügen, ja sie preßte die Lippen fest auf einander und ließ dieselben sich erst zu einem leichten Lächeln kräuseln, als er ihr gesagt: „Ja, der Erinnerung möchte ich mein Bild weihen und so mit Ihrer gütigen Erlaubniß auch das kleine Kirchlein, der Erinnerung an die Ihnen ja bekannte Sage, wo eine jener fränkischen Königstöchter, um dem wilden Feinde zu entgehen, ihr Leben und ihre Ehre rettete durch einen Sprung von jenem Felsen in den tiefen See hinab."

„A—a—a—ah so! — — diese Erinnerung lasse ich mir gefallen."

So gelangten sie auf die Felskuppe und hier lag die glänzende, spiegelnde Seefläche in fast unmerklicher Bewegung vor ihren Blicken, alle Ufer rings umher nach dem gestrigen Gewitter und Regen in wundervoller Klarheit; verschwunden war jeder Dunst, jeder Nebel,

ſelbſt um die fernen Hochgebirge, deren maleriſche Form, deren Kuppen und Spitzen ſich in den ſchärfſten Konturen auf dem hell leuchtenden wolkenloſen Himmel abhoben.

Vor ihnen, allerdings noch in ziemlich weiter Entfernung, zog der Sturmvogel unter dem leichten Druck aller ſeiner glänzend weißen Segel ſcheinbar an der Inſel vorüber, doch lavirte Meiſter Jonas bei dem ſchwachen und faſt vollſtändigen Gegenwinde, und hatte deßhalb auch alles Tuch aufgeſpannt, welches Maſten und Raaen nur zu führen vermochten.

Alexander Dellwing warf einen ſcheuen Blick nach der Gegend zu, wo Radfelden lag, und fühlte ſich glücklich, daß gerade das kleine Dach der Kapelle ihm das Ziel ſeiner geſtrigen nächtlichen Fahrt verbarg.

„Dort liegt Am-Felſen," ſagte Frau von Berla, „von wo Sie geſtern Abend bei der Kloſterinſel vorüberfahren wollten."

„Ich denke mit Schaudern daran."

„Und werden es ein andermal — geſtatten Sie mir den Ausdruck — hoffentlich klüger machen; hier führt eine kleine Felstreppe bis an den See, wo ein kleines Boot, wie Sie ſogleich ſehen werden, zwiſchen ein paar mächtigen Steinblöcken ſelbſt beim ſchweren Sturme ſicher wie im beſten Hafen ruht."

O, er kannte die kleine Treppe wohl und auch die Steinblöcke, wo gestern Abend die Phantasie so still und verborgen gelegen — er kannte sie und eine tiefe Scham drohte ihm eine dunkle Röthe auf die Wangen zu jagen. Erschien er sich doch selber wie ein schlechter, feiger Räuber, der an guten, edlen Menschen einen unverantwortlichen Raub begangen, und dieser Gedanke lastete jetzt wieder schwer auf seinem Herzen, als er vom See herauf das lustige Lachen der beiden frischen Mädchenstimmen hörte, gerade wie gestern Abend — gerade wie gestern Abend.

Schon ein paarmal war der Sturmvogel scharf in den Wind hineingefahren, hatte rasch und gewandt umgelegt, wobei seine Segel einen Augenblick schlappten, bis sie vom Winde wieder gefaßt wurden, worauf dann das Boot seinen stetigen, ruhigen, aber langsamen Lauf wieder aufnahm.

„Das sind die Schattenseiten des Segelns," sagte Frau von Berla nach einer längeren Pause, während welcher sie mit ganz besonderer Aufmerksamkeit das schlanke, zierliche Boot, sein schönes Ebenmaß in allen Theilen, seine musterhafte Segelstellung betrachtet — — „mit zwei tüchtigen Ruderern könnte ein gewöhnliches Boot schon lange hier sein, aber ich begreife wohl, welche Lust darin liegen muß, mit dem Elemente zu

ringen und ſich ſelbſt den eigenſinnigſten Wind dienſtbar zu machen."

„Wie eben jetzt, denn der flatternde Wimpel zeigt doch den direkteſten Gegenwind an; ich bin überzeugt, Meiſter Jonas hat ſchon ein paarmal zu allen Heiligen aufgeſeufzt."

„Wer iſt Meiſter Jonas?"

„Ein tüchtiger Seemann im Dienſt meines Freundes — eine treue, ehrliche, anhängliche Seele; er theilte geſtern meine verunglückte Fahrt, und im entſcheidenden Augenblicke habe ich wahrhaftig mehr für ihn, als für mich ſelbſt gezittert."

„Das war ſchön von Ihnen, Herr Dellwing, aber er hat mit dem gleichen, herzlichen Antheil an Sie gedacht. Weber erzählte mir, er habe wie ein Kind geweint, als man Sie ſcheinbar leblos in's Haus trug."

„Es macht mich das recht glücklich, überhaupt ſo viele Beweiſe herzlichen Wohlwollens hier bei Ihnen, gnädige Frau, empfangen zu haben, und damit iſt mein kleines Ungemach überreich bezahlt, ja wahrhaftig, ich könnte den ſchlimmen Wunſch nach nochmaligem Aehnlichem empfinden, ſo glücklich hat mich mein Unglück gemacht."

„Ich hätte den alten Mann heute Morgen gerne

geſprochen, warum entzog er ſich einem freundlichen Wort?"

„Es iſt das ein eigenthümlicher Kauz, der nur an zwei Dingen Antheil nimmt: an ſeinem Herrn und an ſeinem Segelboote; was mich betrifft, ſo werde ich nur deßhalb mit einigem Wohlwollen behandelt, weil ich zu den beiden eben Genannten in freundſchaftlichen Beziehungen ſtehe."

„War er ſtets ſo?"

„So viel ich weiß, hat es ihm keine beſondere Mühe gemacht, ſich in die Trauer ſeines Herrn um manchen Verluſt mit hineinzuleben und deſſen Kummer auch zu dem ſeinigen zu machen."

„A—a—a—ah ſo!"

Jetzt wandte der Sturmvogel wieder, und da er unterdeſſen ſchon ziemlich näher gekommen war, ſo ſah man deutlicher die Bemannung deſſelben, was den Maler veranlaßte, ſeine Augen für ein paar Sekunden lang mit der Hand zu beſchatten, um ſchärfer und genauer ſehen zu können, dann ſchüttelte er mit dem Kopfe und ſagte auf den fragenden Blick der Frau von Berla: „In dem Boote ſind mehr Perſonen, als mir lieb iſt."

„Wie ſo?"

„Mir ſcheint, Meiſter Jonas hat ein Bischen geplaudert oder hat mein Freund Elmbach ſonſt woher

Kunde erhalten von unſerem Unfall mit der Phantaſie, denn es war mir ſoeben bei der Wendung des Bootes, als hätte ich am Steuerruder ſitzend ſeine Geſtalt und ſeinen großen ſchwarzen Bart erkannt."

„So wollen wir ihn jedenfalls nicht lange warten laſſen," erwiederte Frau von Berla; „auch vernehme ich von da unten ein paar ungeduldige Ruderſchläge, und ſcheinen es die beiden jungen Mädchen nicht erwarten zu können, Sie davonzuführen."

„Um den Eindringling los zu werden," ſagte Alexander Dellwing lächelnd, „eine Eile, welche mich ſchmerzen könnte, wenn ich nicht dagegen Ihre Erlaubniß hätte, gnädige Frau, wiederkommen zu dürfen, um wieder einmal für ein paar Stunden glücklich zu ſein."

Sie verbeugte ſich leicht, aber nicht unfreundlich, als er das geſagt, und als ſie gleich darauf an den Rand der Felskuppe trat, wo die kleine Treppe zum See hinabführte, ſo nahm er nun endlich ernſtlichen Abſchied und betrat in Kurzem das kleine Boot, in welchem die beiden jungen Mädchen auf den Ruderbänken ſaßen und gleich darauf vom Ufer abſtießen; dann ſetzten ſie ihre Ruder ein und nach den erſten Schlägen ſchoß das leichte, ſchmale Schifflein raſch durch die Fluten, gefolgt von den beiden großen Hunden, Achill und Hektor, wodurch die wunderliche Schiffs-

equipage auf eine Art vervollſtändigt wurde, daß ſie dem alten Seemann drüben, der an der Spitze des Sturmvogels ſtand, wahrſcheinlich ein ernſtes Kopfſchütteln abnöthigte.

Alexander Dellwing grüßte zur Felstreppe hinauf, wo er Frau von Berla ſtehen ſah, und dann ſenkte er gerne ſeinen Blick auf die beiden jugendlichen Mädchengeſtalten, welche leicht und ſpielend ihre Ruder handhabten und doch trotz unmerklicher Bewegung ſo kräftig zogen, daß das Boot mit einer unglaublichen Schnelligkeit durch das Waſſer ſchoß. Klariſſa's Geſicht zeigte eine leichte Röthe, während die Sonne etwas bleicher als gewöhnlich erſchien, doch leuchteten ihre Augen und um ihre Lippen ſpielte ein leichtes Lächeln, wenn ſie ſich zuweilen halb rückwärts wandte gegen ihre Gefährtin und gegen den Sturmvogel, um die Richtung nach demſelben genau einhalten zu können, zu welchem Zwecke ſie bald das Ruder der rechten, bald der linken Hand ſchwächer oder ſchärfer anzog.

Dem jungen Manne gewährte es ein unbeſchreibliches und aufregendes Vergnügen, die ſichern und eleganten Bewegungen des jungen Mädchens ſo dicht vor ihm zu betrachten und zu bewundern, ihre elaſtiſchen, ſchönen, weichen Formen, wenn ſie ſich jetzt vornüber neigte und dann wieder der klare Blick ihres ſchönen, reinen

schen Felder jeder Wand von den originellsten Dessins und äußerst harmonisch gefärbt, höher hinauf übergeht der Raum nach und nach ins Achteck und sind die Ecken durch zierliche an der Wand klebende Marmorsäulchen gefaßt; ein breiter Fries zieht sich rings unter den obern kleineren Fensterchen umher, deren sechszehn wieder durch ganz feine Säulchen getrennt ein träumerisches Licht in das Innere ergießen, und der aus einer Menge kleiner Kuppelnischen der verschiedensten Gestalt, bestehend in tausend abwechselnden Bienenzellenformen der Spitze zustrebende Deckenwölbung eben so viel Licht zuführen um den Beschauer einzuladen diese fabelhaften Durchdringungen der manigfachen Formen mit dem Auge zu verfolgen und zu enträthseln, um ihn recht die Unmöglichkeit seines Beginnens fühlen zu lassen. In gleicher Zierlichkeit und Feine strahlen die anstoßenden Gemächer, der Corridor und das Kabinet der Infanten sich wechselsweise an Reiz der Erfindung überbietend. Zahlreiche Inschriften bedecken überall die Wände. Fast alle ermahnen zur Anbetung Gottes und zum Lobe des Propheten. Eine größere in Versen preist in der erhabenen und glühenden arabischen Ausdrucksweise die Schönheit des Löwenhofes:

„Ein Garten bin ich der Wonne, zusammengesetzt aus allen Schönheiten. Anmuth und Zierlichkeit sind in mir niedergelegt. Kein Werk mag neben mir bestehen und der Blick sagt dir, wie vielfach meine Schönheiten sind; ein ruhiges Gemüth wird nirgends erquickendere Kühle finden, als bei mir. Ich enthalte ein kostbares Gemach, dessen Anfang und Ende sehr rein ist. Das Zeichen der Zwillinge allein deutet die schöne Verzweigung meiner Zierrathen, welche ihnen ein Scheindasein gibt, sehr ähnlich der Wirklichkeit. Auch der Mond am Himmel muß mir weichen, weßhalb schöne Frauen zu meinem Reiche gehören mögen. Wenn die Sonne in ihrem Laufe ruhete, so wäre es nicht zu verwundern, denn sie hält sich auf, um meine Klarheit zu sehen; da ich, ein Gemach, den Himmel verdunkle und alles Schöne von mir Dasein erlangen könnte. Und wer mich recht ansieht, der wird mich betrachten mit der Ruhe und Sorgfalt, die ich verdiene. Die

Auges, wenn ſie, ſich zurückbeugend, aufwärts gegen den wolkenloſen Himmel blickte, dabei trotz der geſchloſſenen Lippen etwas tiefer athmend, was er an dem leichten Schwellen ihrer Bruſt bemerkte, wobei ſie zuweilen lächelnd den Kopf hin und her warf, um ihr goldiges Haar aus dem Geſichte zu entfernen; auch gab es zuweilen Scherzworte zwiſchen den beiden Mädchen, wenn Klariſſa vielleicht einmal einen etwas ungeſchickten Ruderſchlag that, oder wenn die Sonne ſo ſcharf anzog, daß die Andere lachend fragte: „Warum haſt Du es denn gar ſo eilig?“

„Ach, das iſt wohl leicht zu begreifen,“ meinte Alexander Dellwing, „Fräulein von Berla will mich ſo bald als möglich aus dem Umkreis ihres Paradieſes bringen,“ worauf die Sonne, plötzlich langſamer rudernd, zur Antwort gab: „Sie denken das nicht im Ernſte, Herr Dellwing, aber es iſt eine leidige Gewohnheit von mir, mich im Rudern gern zu ſteigern, und doch iſt es hier ganz unnöthig, da wir ja in Kurzem unſer Ziel erreicht haben.“

„Leider,“ konnte er ſich nicht enthalten, doch mit ganz leiſer Stimme zur Antwort zu geben — „leider, denn da ſind wir ſchon ganz nah, Meiſter Jonas grüßt ſo freundlich als es ihm möglich iſt, und da iſt auch Freund Elmbach, der mit ganz erſtauntem Blick herüberſchaut.“

„Vor dem fürchte ich mich etwas," ſagte Klariſſa, aber mit einem Lächeln, welches ihre Worte Lügen ſtrafte, „er hat einen ſo großen ſchwarzen Bart und blickt ſo ernſthaft."

Jetzt ward es auf dem Sturmvogel lebendig, das Segelboot drehte ſcharf bei, dann erſchallte der ſchrille Ton der Bootsmannspfeife, worauf im nächſten Augenblicke die ſämmtlichen Segel niederglitten und ſich das ſchlanke Schiff nach einem kurzen Fortgleiten anmuthig auf ſeinem Kiele wiegte, bis es faſt bewegungslos liegen blieb.

„Da bin ich glücklich wieder nach Sturm und Unwetter!" rief der junge Maler mit einer grüßenden Handbewegung ſeinem Freunde zu, „und an dem gütigen, freundlichen Geleite, welches man mir gegeben hat, kannſt Du ſehen, wie wohl es mir ergangen. Die jungen Damen werden mir vielleicht geſtatten," wandte er ſich an die Sonne, „ihnen meinen Freund, Herrn von Elmbach, vorzuſtellen, wogegen ich es mir zur Ehre rechne, Dir die Namen meiner liebenswürdigen Beſchützerinnen, Fräulein von Berla und Fräulein Silberfeld, zu nennen."

Elmbach verbeugte ſich tief und dann ſagte er in einem eigenthümlich ernſten und feierlichen Tone: „Daß Dich gute Engel beſchützt haben, vernahm ich ſchon,

doch hatte ich bis jetzt keine Ahnung davon, wie ſo ſehr glücklich Du durch Deinen Unfall geworden“ — ſonderbar auch für Dellwing war es dabei, wie aufmerkſam und forſchend Elmbach bei dieſen Worten und wohl noch eine Minute länger ſeine ſichtbar erſtaunten Blicke auf dem edlen, lieblichen Geſichte der Sonne weilen ließ, wie ſich dabei ein ſchmerzlicher Zug um ſeine feſtgeſchloſſenen Lippen zeigte, wie ſich ſeine Bruſt ſchwer hob und ſenkte; ja er war ſo in Betrachtung des jungen Mädchens verſunken, daß es ihr auffallend ſein mußte, was ſich auch durch eine leichte Röthe auf ihren Wangen verrieth, ja noch mehr, Dellwing mußte ihm zweimal ſagen, daß es den beiden jungen Damen gewiß Freude machen würde, für einen Augenblick an Bord des Sturmvogels zu gehen, ehe er, wie aus einer Betäubung auffahrend, dann ſelbſt raſch einen Bootshaken ergriff, das kleine Boot heranzog, um hierauf unter dem Ausdruck eines grenzenloſen Erſtaunens, welches ſich Dellwing unmöglich enträthſeln konnte, der Sonne die Hand zu bieten, um ſie mit einer ſanften Bewegung den Bord des Sturmvogels beſteigen zu laſſen. Alexander Dellwing hob die kleine Klariſſa empor, ehe er ſelbſt folgte, und dann kam Meiſter Jonas heran, ſeinen Hut ehrerbietig in der Hand, und befeſtigte den Nachen an eine der Wanten, wobei es

ebenfalls ſonderbar war, daß er ebenſo wie ſein Herr keinen Blick von dem jungen Mädchen verwandte.

Die Sonne und Klariſſa gingen mit freudigem Erſtaunen auf dem geräumigen Deck des ſchönen Segelbootes umher und betrachteten ſeine eben ſo zierlichen als zweckmäßigen Einrichtungen mit unverkennbarer Freude.

„Du haſt mich noch gar nicht wegen meiner Rettung beglückwünſcht," ſagte der junge Maler lachend zu Elmbach, „und jetzt, wo ich an Allem ſehe, daß Du von meinem Unfall unterrichtet worden biſt, will ich es nicht verſchweigen, daß ich mein Leben einer edlen Frau drüben auf der Kloſterinſel, ſowie dieſen jungen Damen und nebenbei auch jenem zottigen Geſellen dort verdanke, der, vom Schwimmen ausruhend, ſeinen Kopf auf den Rand des kleinen Bootes ſtützt."

„Es iſt das wunderbar — — faſt unbegreiflich — — wie ein Märchen. Du ſagſt, eine edle Frau dort auf der Kloſterinſel nahm ſich Deiner an?"

„Allerdings, Frau von Berla, deren Tochter Du hier vor Dir ſiehſt."

„Ah ſo — — — — jene edle Frau hat eine Tochter — — — — — Sie, mein Fräulein? — — — — Ah, das iſt freilich etwas Anderes — — und doch bleibt es immer ſeltſam, furchtbar ſeltſam."

Weder Fräulein von Berla noch Klariſſa hörten oder verſtanden dieſe Worte, denn ſie waren zu den blanken, zierlichen Kanonen getreten und betrachteten dieſe unter freudigen Ausrufungen, ſowie auch den seegerecht aufgehängten Anker und all' die ſtrammen oder hübſch aufgerollten Taue, ſowie das ganze ſaubere Takelwerk bis hinauf zur Spitze des großen Maſtes, wo der lange rothe Wimpel kaum von der ſtillen Luft ein wenig getragen wurde.

„Wie das Alles ſchön iſt," jubelte Klariſſa, „und wie groß mir der Sturmvogel gegen unſere kleine Sarah vorkommt! — mit dem Boot würde ich auch bei Unwetter und Sturm fahren, wie man nur wollte."

Meiſter Jonas, immer mit abgezogenem Hute, führte die jungen Damen auf dem Schiffe umher, denn Alexander Dellwing war bei ſeinem Freunde ſtehen geblieben, ihn mit Erſtaunen, faſt ängſtlich betrachtend. Jetzt berührte er ſeine Schulter leiſe mit der Hand, während er ihm ſagte: „Dagobert, ich verſtehe Dich durchaus nicht, zürnſt Du mir vielleicht, daß ich geſtern Dein Boot und uns auch ein wenig in Gefahr gebracht?"

Darauf fuhr der Andere wie aus einem tiefen Traume auf, ergriff haſtig beide Hände ſeines Freundes, drückte ſie feſt und innig und entgegnete dann mit aufleuchtenden Blicken: „Sehe ich denn aus wie Jemand,

der zürnt, wie Jemand, der im Stande ist, an etwas zu denken, was gestern vorgefallen? O nein, o nein, was kümmert mich alles Das im gegenwärtigen Augenblicke — — halte mich aber nicht für sorglos, mein lieber Alexander, glaube mir, daß mich Deine wunderbare Rettung mit einem Gefühl unaussprechlichen Glückes erfüllt — und vor Allem die Art, wie Du gerettet wurdest; laß Dir aber sagen, daß ich plötzlich hier vor einem Räthsel stehe, vor einem furchtbaren Räthsel in der Gestalt jenes jungen Mädchens — wer ist ihre Mutter, wer kann ihre Mutter sein — — — — jene — — unmöglich — unmöglich — — es ist das ein Räthsel, das mich wahnsinnig machen könnte, wenn es mir nicht in Kurzem gelingt, eine genügende Auflösung zu finden — und es gibt dazu keine genügende und glückliche Auflösung."

„Deinen seltsamen Gedanken vermag ich nicht zu folgen und kann eben so wenig Wunderbares darin sehen, daß die Herrin der Klosterinsel eine so liebliche Tochter hat."

„Du sahst also die Herrin der Klosterinsel?"

„Beim Himmel ja — ich sah sie — ich sprach sie, ja ich sehe sie noch."

„Wo — wo — —? Wohl nur in Deiner Phantasie!"

Elmbach hatte raſch den Arm ſeines Freundes ergriffen, und wohl willenlos vorwärts ſtrebend, zog er ihn einen Schritt mit ſich fort.

„Nicht hier und nicht dort auf dem See," ſagte Dellwing, indem er ſeinen Freund kopfſchüttelnd betrachtete, worauf er fortfuhr: „Mir ſcheint, wir haben die Rollen getauſcht, Du biſt der ſo oft wegen ſeiner — Lebhaftigkeit — nehmen wir ein ganz gelindes Wort — getadelte Alexander, und ich ſchmeichle mir, ruhiger geworden zu ſein, faſt ſo ruhig wie ein gewiſſer Dagobert, vielleicht in Folge des kalten Bades von geſtern Abend und ſonſtiger wärmerer Urſachen — aber ſei Du wieder Du ſelbſt und gib den Leuten, die ſchon ein paarmal herübergeblinzelt haben, kein Schauſpiel — — Nicht wahr, Du erfreuſt Dich eines ſehr guten Auges," fragte er nach einer kleinen Pauſe, während welcher ſein Freund, in tiefe Gedanken verſunken, auf den leiſe wogenden See blickte — „ſiehſt Du dort an der Inſel jene Felskuppe, die ziemlich weit in's Waſſer vorſpringt?"

„Ich ſehe ſie."

„Gut, dann bemerkſt Du auch eine weiße Geſtalt zwiſchen den grünen Büſchen."

„Ja — — ja."

„Das iſt die Herrin der Kloſterinſel und die Mutter jenes jungen Mädchens."

„Unmöglich — — oder furchtbar, wenn es so wäre.“

„Ich kann das durchaus nicht als furchtbar ansehen — sieh', dort kommt die liebliche Wirklichkeit zurück, offenbar hoch erfreut über Dein schönes Boot.“

So war es auch, die Sonne und Klariſſa hatten ſich Alles, Ober- und Unterdeck, auf's Genaueſte betrachtet und wollten nun ſcheiden mit freundlichem Danke, den Fräulein von Berla mit ihrer ruhigen, wohlklingenden Stimme gegen Elmbach ausſprach.

Mochte nun etwas Beruhigendes für Dagobert in dem weichen Ton dieſer Stimme liegen, genug, es zuckte unausſprechlich ſchmerzlich um ſeine Lippen, dann aber erſchien er ruhig, gefaßt, ja ganz wie ſonſt, und nur ein leichtes Beben verrieth noch ſeine innere Bewegung, als er mit einer Verbeugung ſagte: „Wollen Sie mir eine kleine Bitte geſtatten, mein Fräulein, und mir erlauben, Ihnen zu zeigen, wie angenehm der Sturmvogel auch unter dem Segeldrucke geht, wir haben ziemlich günſtigen Wind, um die Inſel zu umkreiſen und dann vielleicht auf der andern Seite anzulegen; es würde mir das ein außerordentliches Vergnügen machen, ich erſpare Ihnen dadurch die Ruderfahrt, und vielleicht iſt es mir auch geſtattet, Ihrer Frau Mutter herzlichen Dank zu ſagen für die gütige Aufnahme meines Freundes.“

Dieſen Vorſchlag fand Alexander Dellwing ſo artig und höchſt vernünftig, daß er ſich gleichfalls mit einer Bitte an Fräulein von Berla wandte, worauf weder dieſe, noch weniger aber Klariſſa etwas dagegen einzuwenden fanden, Angeſichts der Inſel eine kleine Segelfahrt mit dem Sturmvogel zu machen.

Achill und Hektor begaben ſich auf ein Wort der Sonne in das kleine Ruderboot, und als hierauf Meiſter Jonas zum Entfalten der Segel pfiff, that er das unter Variationen, die wie eine luſtige Melodie klangen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Traurige Erklärungen.

Es war das eine hübsche und man hätte sagen können lustige Segelfahrt, wenigstens für die drei jungen Leute, die im Hintertheil des Schiffes saßen, während Meister Jonas das Steuer führte und dabei so freundlich schmunzelte, wie man es lange nicht an ihm gewohnt war; schien er es doch selbst kaum zu beachten, daß das Ruderboot immer noch an den Wanten befestigt war, statt von dem Sturmvogel geschleppt zu werden, wie es richtiger gewesen wäre.

Dagobert stand an der Spitze des Bootes, mit seinem scharfen Fernglase bewaffnet, und betrachtete die Felskuppe mit der weißen Gestalt, welche ihm sein Freund vorhin als die Herrin der Klosterinsel bezeichnet; doch war die Entfernung immer noch zu groß, um irgend etwas mehr, als flüchtige Umrisse, erkennen

Kreiſe des Himmels ſcheinen neben mir verdunkelt und mit Wolken bedeckt. Ich entfalte auch weiße Säulen von großem Werthe, ihre Geſtalt iſt ſchlank und frei, und der Schatten, den ſie geben, iſt gleich einem hellen Strahl, und an ihnen ſind Perlen ohne Gleichen. Und wer ſie errichtet hat, kann ſich über alle erheben. Unvergleichlich iſt ihre Pracht und ihr Leben, und Niemand vermag ihren Preis zu nennen. Und wenn die untergehende Sonne ihre Strahlen ausbreitet und dieſes Gemach trifft, entſteht ein Glanz ohne Gleichen, dem du weder an Form, noch an Farbe etwas vergleichen kannſt. Was mir aber meinen größten Werth gibt, iſt der Glaube, der in mir ſich in ſeinem vollſten Glanze zeigt und in ihm vereinigen ſich alle meine Schönheiten."

Von dem Saal der zwei Schweſtern gehen wir durch den Bogengang des Hofes nach dem Hintergrunde deſſelben in den Saal des Gerichtes. Rechts und links von dem Säulenpavillon, der vor ihm in der Mitte liegt, ſowie gegen dieſen ſelbſt öffnet ſich der Saal mit drei großen Bogenportalen gegen den Löwenhof; jedes derſelben iſt aber an- und für ſich durch zwei freiſtehende Marmorſäulen wieder zu drei kleineren Arkaden abgetheilt, vor deren mittleren jedesmal ein rundes Waſſerbecken den Fußboden der Bogenhalle unterbricht. Der Saal iſt neunzig Fuß lang und ſechszehn breit, alſo mehr eine Gallerie als ein Saal; den drei Portalen, die ihm allein Licht zuführen, entſprechen jedoch an ſeiner Rückwand drei große Niſchen oder Divans, die ihn auf fünfundzwanzig Fuß erbreitern. Sechs prachtvolle Querbogen ſind von der vordern nach der Rückwand geſprengt und über denſelben wölben ſich drei hohe Kuppeln, wetteifernd an Zierlichkeit mit der des Schweſternſaals. Es iſt leicht zu erachten, welchen reichen Anblick ſein Inneres durch dieſe vieltheilige Dispoſition gewähren und wie poetiſch der dämmerige Raum den Bewohner ſtimmen muß.

In den Divans ſind, abweichend von der übrigen Verzierungsweiſe die Deckengewölbe mit bildlichen Darſtellungen auf Goldgrund geſchmückt; die an den Enden etwas abgelöste Bild-

zu lassen — doch auch diese, denen vielleicht seine Phantasie, sowie die Erinnerung an vergangene Zeiten trügend nachhalfen, veranlaßten ihn jetzt, das Glas sinken zu lassen und vor sich hin zu murmeln: „Nein, nein, es ist ja undenkbar, es ist ja nicht möglich, es kann nicht möglich sein!“

Meister Jonas hatte indessen den Kurs westlich um die Insel genommen, und da auch der Wind ein klein wenig mehr aus Osten kam, so spannten sich die Gaffelsegel fester an, der Sturmvogel neigte seine Masten zierlich ein wenig gegen das Wasser, und das lautere Murmeln und Plaudern der Flut, die der scharfe Kiel nun hastiger zerschnitt und theilte, zeigte deutlich, um wie viel rascher das Segelboot jetzt durch die Wogen zog, wenn dieß auch nicht schon die schneller wechselnde Szenerie der Insel ihnen deutlich gezeigt hätte. Hatte sich doch jetzt schon die kleine Kapelle vor die Felskuppe geschoben, und nun erschien der alte Klostergarten mit dem ruinenhaften Kreuzgange, sowie die Blumenpartieen, die sich hier mit ihren bunten Farben so freundlich von dem grauen Gestein abhoben.

„Hier war es,“ sagte Klarissa mit leiser Stimme, worauf Fräulein von Berla, die ihre träumerischen Blicke in die jetzt kaum bewegte dunkelblaue Flut versenkt hatte, leicht mit dem Kopfe nickte.

„Ja, hier war es," sagte auch der junge Maler, „und ich hätte in jenem schweren Augenblicke nimmer an einen so glänzenden Umschwung gedacht, wie er mir Glücklichem zu Theil geworden — — ei, Meister Jonas," wandte er sich an den alten Steuermann, „wie kommt es denn eigentlich, daß Herr von Elmbach von unserem Unfalle erfuhr und selbst kam, um mich abzuholen — — haben wir ein Bischen geplaudert?"

„Es ist das gewöhnlich nicht meine Art," erwiederte der Gefragte in sehr trockenem Tone, „auch war ein Plaudern meinerseits ganz unnöthig, denn das besorgte die kleine Phantasie mit ihrem zerbrochenen Steuer und ihren zerfetzten Segeln schon ohne mein Zuthun."

„Was ich vollkommen bestätige," sagte Herr von Elmbach, der zu ihnen getreten war und nun auf der Laufplanke stand, wobei er mit der Hand eine der Wanten gefaßt hatte; „das Wetter in der vergangenen Nacht war schon arg genug, um besorgt nach meinem Freunde auszuschauen, den man während eines solchen Sturmes auf dem See vermuthen konnte, und zwar in einem so unsichern und gebrechlichen Dinge, wie die kleine Phantasie. Auch hatte ich schon nach allen Richtungen telegraphirt, als ich endlich Meister Jonas, und zu meinem Schrecken allein, heranrudern sah — — dem Himmel sei Dank, daß Alles so gekommen ist —

— — — ja vielleicht aus vollem Herzen innigſten Dank — Dank — Dank," ſetzte er mit ganz leiſer Stimme hinzu, um gleich darauf nach einem tiefen Athemzuge wieder in ſeinem gewöhnlichen Tone fortzufahren: „Wie groß und ſchön Ihre Beſitzung iſt, mein Fräulein, welch' reizende, ſtets wechſelnde Punkte es ſind, an denen wir vorüberfahren, wie wundervoll Alles arrangirt und erhalten, und wie man ſo an Allem das feine Walten einer kundigen Frauenhand ſieht! Dort tritt auch ſchon das Wohnhaus hervor, und bitte ich, es nicht als indiskrete Neugierde zu betrachten, wenn wir recht nahe daran vorüberfahren."

„O, es wird Mama gewiß freuen, daß Sie, Herr von Elmbach, der, wie man ſagt, bei ſich ſo viel Schönes geſchaffen, unſere liebe Inſel mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme betrachten — — ich meine, ich hätte ſoeben Mama droben am Fenſter geſehen."

Der Sturmvogel, der vermöge ſeiner guten Bauart und ſeines ſcharfen, tiefen Kieles wohl über drei Viertel in den Wind hinein ſegeln konnte, folgte auch hier bereitwillig der veränderten Segelſtellung und der ſicheren Führung des alten Steuermanns, ſo daß er, allerdings mit verminderter Schnelligkeit, aber hart an der großen Terraſſe vorüberzog, die in den See hinein gebaut vor dem Wohnhauſe lag, und gab auch hier Elm-

bach laut ſeine Bewunderung zu erkennen ſowohl über alle die praktiſchen und maleriſch hübſchen Einrichtungen, als über den traulichen Eindruck, den das ganze Anweſen auf ihn machte. Lange blickte er zu der geöffneten und mit ſchattenſpendenden Marquiſen verſehenen Fenſtern empor, ſowie auf eine Stelle der Terraſſe, wo unter einer breitäſtigen, majeſtätiſchen Buche ein Tiſch und Stühle ſtanden, auf einem der letzteren ein rother Shawl, auf dem Tiſche aber eine Vaſe mit Blumen, was Alles zuſammen unter dem dichten Schatten der Buche, während das Haus von den heißen Streiflichtern der Sonne geküßt wurde, ein ſo trauliches Plätzchen gab, daß es der Beſchauer nicht ohne eine, ihm wohl nur allein erklärliche tiefe Sehnſucht betrachten konnte.

Dann ſchwand das Gebäude rückwärts und jetzt zeigte ſich der hübſche Platz unter den rieſigen Bäumen, wo man zu Mittag gegeſſen, auf den der junge Maler mit Begeiſterung zeigte, dann aber mit einem plötzlichen Anfluge von faſt trübem Ernſte in Stimme und Mienen ſagte: „Und nun haben wir in Kurzem unſere Rundfahrt vollendet und erwarten nur noch Ihren Befehl, Fräulein von Berla, ob und wo wir dicht an der Inſel anlegen können.“

„Ich weiß nicht, wie tief der Sturmvogel geht, doch hat die Bucht dort vorn, die Sie ja kennen, Herr

Dellwing, und ebenso der Hafen über zehn Fuß Wasser, wo Sie sicher anlegen können, wenn —"

„Sie uns das gütigst gestatten wollen," fiel ihr der junge Maler rasch in's Wort, worauf sie freundlich lächelnd erwiederte: „Ich wollte eigentlich sagen: wenn es Ihrem Steuermann nicht zu viele Mühe macht, das große Segelboot später wieder herauszuführen."

„O — o — o — o, was sagst Du dazu, Dagobert?"

Dieser blickte in tiefe Gedanken versunken zu dem hier höher aufsteigenden Felsengestade empor und sagte dann sichtlich nach einem längeren Kampfe mit sich selber: „Wenn ich mich vielleicht der Hoffnung hingeben dürfte, von Ihrer Frau Mutter empfangen zu werden, um ihr auch meinen herzlichen Dank zu sagen für die freundliche Aufnahme meines Freundes, so bäte ich um die Erlaubniß, den Sturmvogel in einen so schönen und sicheren Hafen zu bringen."

„Ich glaube sagen zu können, daß Mama gewiß sich ein Vergnügen daraus machen wird, Herrn von Elmbach bei sich zu sehen."

„Dann in Gottes Namen — —"

Ohne einen weiteren Befehl abzuwarten, ließ nun Meister Jonas, der jedes Wort wohl verstanden und begriffen hatte, unter einem bei ihm so seltenen heiteren

Lächeln den Sturmvogel in einen großen Bogen wenden, dann die Gaffelſegel reffen, den Klüver aber ſcharf auslaufen, ſo daß derſelbe gleich voll vom Winde gefaßt wurde, und dann erſuchte der argliſtige alte Mann Fräulein von Berla, die Freundlichkeit zu haben, das Boot zwiſchen den Felswänden der Schlucht, die ihm, wie er heuchleriſch ſagte, gänzlich unbekannt wären, nach dem Hafen zu führen, wozu ſich das junge Mädchen recht gern bereit erklärte, auch alsbald leicht und ſicher über die Laufplanke nach dem Vordertheil ſchritt und dort, die eine Hand an das Tau des Klüverbaums legend, mit der andern die Richtung für das Steuerruder gab.

Dagobert faßte den Arm ſeines Freundes, der ſich raſch erhoben hatte und mit unverkennbarem Entzücken auf die zarte, feine, lichte Geſtalt der Sonne blickte, die da vorn an der Spitze des Bootes ſtand, ſo feſt, ſicher und elegant in ihrer Haltung, wie in allen ihren Bewegungen.

„Könnteſt Du es mit mir empfinden," ſagte Elmbach alsdann, „mit welchen Gefühlen ich dieß Eiland betrete, mit welchen Gefühlen ich mich einer Märchenwelt nahe, die vielleicht für meine ganze Zukunft entſcheidend iſt — Du ſollſt das ſpäter erfahren, denn wenn ich in dieſem Augenblicke darüber reden müßte, ſo

könnte das nur unter den leidenſchaftlichſten Ausrufungen geſchehen."

„Du wirſt mir mehr und mehr räthſelhaft," erwiederte der junge Maler, ihn mit einem beſorgten Blick betrachtend, „was kannſt Du hoffen, hier zu finden, das Dich ſo in Aufregung verſetzt? — ich verſtehe es ebenſowenig, als Dein plötzlich erwachtes Intereſſe für die Bewohner dieſer Inſel, die Du ja ſchon ſo lange vor Augen hatteſt, ohne ſie zu beachten — beruhige Dich aber, Dagobert, jedenfalls wird unſer Erſcheinen hier von einem kräftigen Segen begleitet ſein, folgen wir doch der Führung eines lichten Engels."

„Dazu ſage ich aus vollem Herzen Amen."

Das Klirren der Kette des Ankers, welcher auf einen Wink der Sonne jetzt in die kryſtallhelle Tiefe niederſchoß, zerriß ihr Geſpräch, ihre erregten Gedanken und brachte ſie raſch in die Wirklichkeit zurück. Das Boot lag wie ringsumher von Felsmauern eingeſchloſſen und war von dem jungen, ſchönen Mädchen ſo geſchickt geleitet und angefeſſelt worden, daß es ſich nun langſam mit dem Spiegel gegen eine ſchmale Steintreppe wandte, die aus der Bucht hinaufführte, dort ſanft anlegend, wie aus eigenem Willen getrieben.

„Und nun wollen wir das immerhin große Wagniß beſtehen und in einen ſonſt ſtreng verbotenen Zauber-

grund eindringen," ſagte Alexander Dellwing lachend, indem er den jungen Damen einer nach der andern die Hand bot, um ſie vom Schiff auf die Treppe zu geleiten, wobei die Sonne erwiederte: „Jedenfalls werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, die Herren der Mama anzukündigen, und wenn Sie mir indeſſen folgen wollen, ſo hoffe ich, Ihnen ſchon auf halbem Wege eine freundliche Einladung entgegenbringen zu können — — komm', Klariſſa!"

Sie eilten die Treppe hinauf und waren bald zwiſchen den grünen Büſchen verſchwunden, wobei ihnen Dellwing entzückt nachblickte und dann kopfſchüttelnd rezitirte:

„In die Traum- und Zauberſphäre,
Scheint es, ſind wir eingedrungen,
Führ' uns gut und mach' dir Ehre,"

worauf Dagobert langſam mit dem Kopfe nickte und mit ernſter, leiſer Stimme ſagte: „Es iſt das wahrlich traum- und feenhafter, als Du es zu denken vermagſt, wenn nur der Schluß dieſes Märchens nicht ebenfalls lautet:

Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und Alles iſt zerſtoben."

„Löſe mir doch, wenn es Dir möglich iſt, das Räthſel Deines ſo gänzlich veränderten Benehmens,"

bat Dellwing, nachdem ſie langſam die Felstreppe erſtiegen hatten und dem Schlangenwege folgend, der zum Wohnhauſe führte, „Du haſt mir ja auch ſonſt ſchon Vertrauen bewieſen.“

„Und werde es auch künftig thun, wo es mir möglich iſt, hier ſtehe ich aber ſelbſt vor etwas ſo ungeheuer Seltſamem, daß ich es kaum wage, meine eigenen Gedanken zu verfolgen, geſchweige denn dieſelben laut werden zu laſſen. Komme ich mir doch faſt vor wie ein Verbrecher, der einem furchtbaren Urtheilsſpruch entgegen geht — — ich bin ſchwach geworden wie ein Kind und bitte Dich um die Freundlichkeit, mich dort einen Augenblick auf jene Bank niederſetzen zu laſſen, — — — — wer mir das geſtern geſagt hätte!“ ſetzte er mit einem Blick gen Himmel hinzu.

„Das Gleiche habe ich auch ſchon gedacht und es recht ſehr bedauert, nicht ſchon längſt einen Schiffbruchverſuch an den Geſtaden dieſer glücklichen Inſel gemacht zu haben.“

„Du ſahſt alſo Frau von Berla längere Zeit und ſprachſt mit ihr?“

„Wie ich Dir ſchon geſagt, und wurde mit der liebenswürdigſten Freundlichkeit, ja wie ein langjähriger Freund des Hauſes behandelt.“

„— — — — Gleicht dieſe Dame ihrer Tochter?“

BIBLIOTECA

„Aufrichtig gesagt, habe ich das kaum gefunden, und Du weißt, ich bin doch sonst stark im Aufsuchen von Aehnlichkeiten, vielleicht dachte ich aber dießmal nicht daran, da ich für die kurze Zeit meines Hierseins genug zu thun hatte, mich mit den Zügen der lieblichen Sonne zu beschäftigen."

„— — Begreiflich — —"

„Dann hinderte mich auch die blaue Brille, welche Frau von Berla trägt, den Totaleindruck ihrer Züge zu erfassen; was ich aber von dieser sah, die ganze edle Kopfform, die feinen Lippen, das energische Kinn, die hohe freie Stirne, ließen mich auf eine große Schönheit schließen — allerdings ist eine Aehnlichkeit zwischen Beiden ziemlich scharf ausgeprägt in der Art ihres Sprechens, besonders dem Klang der Stimme —"

„Ja, ja — —"

„Auch in der Haltung, nur ist bei Fräulein von Berla Alles von einer lieblichen, ich möchte fast sagen noch unbestimmten, süß mädchenhaften Weichheit, während das Auftreten der Mutter so fest, ernst, elegant und doch wieder majestätisch ist, daß man aus jeder ihrer Bewegungen, hauptsächlich jedem Worte, welches sie spricht, die feingebildete Dame aus vornehmer Familie erkennt."

Dagobert hatte seinen Kopf tief gesenkt, während er

fläche zeigt, daß die Gemälde auf Leder aufgetragen ſind und die mittlere Darſtellung einer Verſammlung von zehn bewaffneten Greiſen in zwei ſich gegenüberſtehenden Gruppen, worin man eine Rathsverſammlung erblickte, hat dem Saal den Namen ſala del Tribunal verliehen; die Bilder in den beiden anderen Niſchengewölben ſtellen Jagden und Kämpfe dar und trage ich nach der ganzen Behandlungsweiſe kein Bedenken, die Bilder für ächt arabiſch zu halten.

Gegenüber dem Saal der beiden Schweſtern befindet ſich nun der Saal der Abencerragen, den wir zuletzt betreten. Eine in der ſchon beſchriebenen Form reich geſchmückte Bogenthüre führt wie jenſeits zuerſt in ein ſehr ſchmales Vorzimmer, gegen das der Saal um etwas erhöht iſt. Er iſt länglicht und ſind von demſelben zu beiden Seiten durch zwei Bogenwände, die je auf einer freiſtehenden Marmorſäule ruhen, zwei Alkoven abgeſchnitten, ſo daß der Mittelraum wieder ins Quadrat gerückt wird. Ein breiter reicher Fries lauft an allen Seiten darüber hin und von dort nimmt durch bienenzellenartige Uebergänge höher und höher hinauf der Saal die Grundform eines vieleckigen Sternes an, in jeder Seite von einem kleinen, halbrund geſchloſſenen Luftfenſter durchbrochen; die ſpitzig nach oben darüber zuſammenlaufende Decke, den ein- und ausſpringenden Winkeln des Sternes folgend, iſt eine ſo ſtaunenswerthe Combination, daß alle Beſchreibung unzureichend wird. Durch und durch reizend und aller Schwere beraubt, baut dieſe luftige Architektur ſich bei jedem veränderten Standpunkt kaleidoscopartig zu immer neuen überraſchenden Effecten in wirklich den Beſchauer verwirrender Weiſe zuſammen.

Hier hat man eine der wunderbaren Wände, nach dem Vorbild einiger noch faſt ganz wohlerhaltene Stellen, wiederhergeſtellt, indem man Farben und Vergoldung auffriſchte, und ſieht nun deutlicher, wie überaus reizend dieſe unendlich verſchlungenen arabiſchen Deſſins geweſen ſind. Die Herzogin von Montpenſier, welche in Sevilla wohnt, gibt jedes Jahr eine bedeutende Summe zur Herſtellung der Alhambra, und dieſe rühmenswerthe Munificenz hat

mit leiſer Stimme fragte: „Du ſahſt ihre Haltung, ihre Bewegungen, ihre Art, ſich geſchmackvoll zu kleiden?“

„Von letzterer habe ich, glaube ich, noch nichts geſagt, da mir das ſelbſtredend erſchien, aber auch darin iſt Frau von Berla das ſchönſte Bild einer eleganten und vornehmen Frau.“

Das ſprach der junge Maler in ſeinem gewöhnlichen Ton, ja begreiflicherweiſe wie Jemand, der etwas höchſt Angenehmes und Erfreuliches erzählt, doch änderte ſich mit einem Male der freundliche Ausdruck ſeiner Geſichtszüge und er blickte faſt erſchreckt auf ſeinen Freund, als dieſer ihn, ohne aufzublicken, fragte: „Und Du fandeſt ſonſt keine Aehnlichkeit zwiſchen Frau von Berla und ſonſt Jemand, den Du ſchon, und ſei es auch nur im Bilde, geſehen?“

„A — a — a — ah, Dagobert, wie hätte ich an eine ſolche Aehnlichkeit denken können, wie hätte ich nach Deinen Schilderungen es vermocht, eine Aehnlichkeit aufzuſuchen — — — — und doch war es vielleicht mehr als die herzliche Art, mit der man mich empfangen, was mich zu jener Dame hinzog — Dagobert — Dagobert, wenn die Gedanken, die jetzt plötzlich meinen Kopf durchſtürmen, denen ähnlich ſind, die Dich ſichtbar ſo tief bewegen, ſo ſtehen wir allerdings vor einem vielleicht furchtbaren Räthſel.“

„Das ſich vielleicht im nächſten Augenblick löſen wird, denn dort kommt Fräulein von Berla zurück.“

„Und nach dem heitern Ausdruck ihres Geſichtes zu ſchließen, bringt ſie freundliche Botſchaft.“

Dieß war denn auch der Fall, und die Sonne ſagte mit vom raſchen Laufe geröthetem Geſicht und ein paarmal tief Athem ſchöpfend: „Mama wird ſich freuen, Herrn von Elmbach zu ſehen, und wenn Sie erlauben, begleite ich Sie bis an's Haus.“

„— Wir aber,“ flüſterte Klariſſa dem jungen Maler zu, „haben Erlaubniß erhalten zu einer weiteren Segelfahrt mit dem Sturmvogel, wenn Herr von Elmbach nichts dagegen hat.“

Dieſer machte haſtig eine freundliche Handbewegung und ſchritt dann aufrechten Hauptes, allerdings etwas bleich ausſehend, in Begleitung der Fräulein von Berla dem Hauſe zu.

Dort an der Treppe empfing ihn eine alte Dienerin und dann eilte die Sonne wieder zurück, ſo raſch ſie konnte, nach der Hafenbucht, wo der Sturmvogel lag.

In dem Hauſe herrſchte die angenehme, behagliche Stille eines heißen Sommernachmittages, wo das grelle Licht und die Hitze durch herabgelaſſene Vorhänge, durch ſchattengebende Marquiſen und dicke Mauern abgehalten werden, wo man im Gefühl angenehmer Kühle gerne

einen Durchblick hat auf die dunſtig flimmernde Luft über dem glänzenden, leuchtenden Seeſpiegel, der hier gewährt wurde durch die vom Veſtibule und einem großen Empfangsſalon gegen die Terraſſe zu offen ſtehenden Doppelthüren, wo Dagobert im Vorüberſchreiten auch wieder das trauliche Plätzchen unter der Buche ſah mit dem rothen Shawl und dem Blumenbouquet auf dem Tiſche.

Ah, dieſer rothe Shawl gab ihm zu denken.

Dann führte ihn die alte Dienerin eine breite, mit Pflanzen beſetzte Treppe hinauf und es war ihm zu Muthe, als würde er von dem Blumenduft einem unſäglichen Glücke entgegengetragen; — angeweht von dem tiefen Frieden dieſes ſo ungemein traulichen Hauſes war ihm jeder Zweifel geſchwunden, ja er glaubte ſogar, wieder hoffen zu dürfen auf eine vielleicht doch noch glückliche Löſung des furchtbar Räthſelhaften, dem er entgegenging.

Und das gleiche trauliche Behagen, das ihn ſchon beim Eintritt in's Haus wie mit Zauberfäden umſponnen, vermehrte ſich bei jedem Schritte, bei Allem was er ſah, bei dem eben ſo eleganten als reizenden Enſemble der Zimmer, die er durchſchritt, den kleinen und geſchmackvollen Einrichtungen, bei der Ordnung in Allem, welche indeß niemals eckig oder ſteif erſchien und wo er

überall mit Entzücken sah und empfand, daß hier eine feine, kundige Frauenhand waltete.

Wessen war diese Hand? — wohl die ernsteste und wichtigste Frage seines ganzen Lebens, — und als ihn nun die alte Dienerin in einem Salon einen Augenblick zu warten bat und dann im anstoßenden Zimmer verschwand, da fühlte er sein Herz schlagen wie nie, seine Pulse wild und erregt klopfen.

Und als sich nun die Thüre des Nebenzimmers langsam öffnete, als die Dame des Hauses auf der Schwelle erschien im einfachen weißen Kleide, ohne ihre blaue Brille, ihn mit den lieben, offenen Augen betrachtend, während ein leichter schmerzlicher Zug um ihre Lippen zuckte, da schien er mit einem Male vergessen zu haben die furchtbar traurige Zeit, welche er erlebt, und als sei er eben erst von einer weiten Reise zurückgekehrt, stürzte er ihr entgegen, ergriff ihre beiden Hände und jauchzte glücklich — selig: „Margarethe, meine Margarethe," wobei seine Augen seltsam funkelten — — „welch' ein Wiedersehen!"

„Ja, welch' ein Wiedersehen, Dagobert, auch ich hatte nicht so bald darauf gehofft, will aber jetzt dem Zufall innig dankbar dafür sein."

„Ja, dem Zufall — dem Zufall — — und vielleicht nur dem Zufall!"

Als er das ſagte, flog ein tiefer Schatten über ſeine Züge, dem er durch die ſchmerzlichen Worte Ausdruck verlieh: „Und Du vermochteſt es, Margarethe, mir ſo nahe zu ſein und doch ſo ferne, Dein Herz konnte es ertragen, daß ich Dich, weil Du jede Spur hinter Dir verwiſcht, zu den Dahingeſchiedenen zählen mußte?“

Sie antwortete hierauf nicht ſogleich, aber die Miene, unter welcher ſie ihre linke Hand gegen die Bruſt drückte und dann gen Himmel blickte, verſtand er ſo wohl, daß ſeine Stimme wieder weich und milde klang, als er fortfuhr: „Warum haſt Du mir das gethan, Margarethe? warum dieſe furchtbare Strafe für ein Vergehen meinerſeits, wozu mich nur die grenzenloſe Liebe zu Dir getrieben, ſowie die vielleicht unnöthige Sorge für unſer Glück?“

„Klage Dich und mich deßhalb nicht an, Dagobert, es war wahrlich keine unnöthige Sorge um Dein Glück, was mich veranlaßte und veranlaſſen mußte, ſpurlos zu verſchwinden.“

„Ich hätte das nicht vermocht!“

„Darum gibt es auch Lagen des Lebens,“ entgegnete ſie trübe lächelnd, „wo wir, die Schwachen, ſtärker ſind, als ihr.“

„O, ich weiß es, Du biſt ſtark — furchtbar ſtark!“

„Vielleicht auch ein Bischen eigenſinnig, vor allen Dingen aber hellſehend genug, Dagobert, daß ich ohne Verſtellung, ohne Heuchelei, ohne kindiſche Empfindlichkeit zu dem Entſchluß kommen mußte, für Dich zu verſchwinden, um dem Glücke Deiner Zukunft nicht hinderlich zu ſein.“

„So will ich denn nun ausrufen: Geſegnet ſei der Zufall, welcher Deinen grauſamen Entſchluß endlich zum Scheitern brachte — und da nun dieſe furchtbare Zeit hinter mir liegt, trübe Tage, lange traurige Monate zuſammengeſchrumpft wie ein kleiner, kaum bemerkbarer Schatten in der weiten, ſonnbeglänzten Landſchaft unſeres künftigen Lebens, ſo laß mich zu Deinen Füßen niederſinken, laß mich Deine Hände küſſen und laß mich Dir danken für Alles, was Du zu meinem Glücke gethan haſt!“

„Nicht ſo, Dagobert, nicht ſo,“ bat ſie, mit ernſtem Tone ſeine Hände ergreifend, ihn ſanft aufwärts ziehend, worauf ſie ſich, als er ſie nun ſtürmiſch in die Arme ſchließen wollte, langſam, ruhig, gefaßt, faſt demüthig vor ihm neigte und ihre weiße Stirn zum Kuſſe bot.

„Margarethe! — — — — wie faſſe ich Dein eigenthümliches kaltes Benehmen, nachdem der glückſelige Zufall alle Schranken niedergeworfen, die uns ſo lange Zeit getrennt!“

„Hat dieß der immerhin glückliche Zufall vermocht? Ich glaube es nicht, mein lieber Freund."

„O — — ſo haſt Du mich nie geliebt, Margarethe!"

„Sage das nicht, denn Du biſt vom Gegentheil überzeugt!"

„So gibt es eine tiefere und ſchlimmere Kluft, die uns ſcheidet?"

„Vielleicht."

„O Margarethe," rief er entſetzt aus, „baue nicht auf die trügeriſche Ruhe, unter der ich Dir im erſten Augenblick vielleicht erſchienen und auch jetzt noch erſcheine, glaube nicht, daß ich meine Geſinnungen gegen Dich geändert, weil ich Dich, die ſo innig und heiß Geliebte, nicht hier, ſoeben, beim erſten Erblicken heftig in meine Arme riß und hinausſchrie und jubelte, entzückt, ſelig, daß ich Dich endlich wiedergefunden und Dich nun nicht mehr laſſen will, und müßte ich Dir fortan wie Dein Schatten folgen — traue nicht meinem Gleichmuth, — — fühle hier das Klopfen meines Herzens, das Schlagen meiner Pulſe, gib meinem Flehen nach und beruhige mich, indem Du mir ſagſt, daß jenes furchtbare ‚Vielleicht' unbewußt Deinen Lippen entſchwunden iſt!"

Er war mit allen Zeichen der furchtbarſten Auf-

regung vor ihr gestanden, er hatte ihre Hände fast rauh aus den seinigen gleiten lassen, ohne daß sie eine Bewegung gemacht, dieselben festzuhalten, er hatte dann die zuckenden Finger in das Haar vergraben und sich hastig abgewandt, um seine hervorstürzenden Thränen zu verbergen, worauf er jetzt mit einem Male in die weit geöffnete Flügelthüre stürzte, die auf einen Altan führte, über welchen der tiefblaue, glänzende See freundlich in das Gemach lächelte — freundlich, friedlich, leise wogend unter dem Kusse der Sonne.

Doch war es nicht die Seefläche, was ihn dorthin riß, was ihn offenbar auf's Höchste interessirte und ihn veranlaßte, mit einem laut ausgestoßenen Rufe Margarethe an seine Seite zu nöthigen, — es war vielmehr sein Segelboot, der Sturmvogel, der mit strammen, gespannten Segeln daherziehend seine Aufmerksamkeit erregte, oder wohl in Folge der eben gehabten Unterredung diese Aufmerksamkeit so sehr auf sich lenkte, daß er mit ausgestrecktem Arme dorthin wies auf die drei jungen Leute an Bord des Schiffes, welche Hüte und Taschentücher wehen ließen, sowie sie das weiße Gewand Frau von Berla's an der Flügelthür entdeckten.

„Da, da, Jene da," rief er mit zuckenden Lippen, „die Dir so wunderbar und doch wieder für mich so furchtbar ähnlich sieht — wer ist es? — — in wel-

chem Verhältniß ſtehſt Du zu ihr? — Sage mir das raſch, ich beſchwöre Dich. Iſt das vielleicht die Schranke, die uns trennt? — — — — doch nein, nein, unmöglich — wahnſinnige Frage, die ich that — wahnſinnig — weil ich ſelbſt fürchte, es zu werden — rette mich deßhalb, Margarethe, rette mich mit wenigen Worten, indem Du mir ſagſt, daß alles Leid, aller Schmerz vorüber iſt, — daß wir jetzt vereint durch's Leben gehen werden — glücklich, o, ſo überglücklich und ſelig!"

Er wankte von der Thür zurück gegen einen Fauteuil hin, auf den er niederſank, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend.

Er ſchämte ſich auch ſeiner Schwäche durchaus nicht, als ſie nur leiſe zu ihm trat, ihm die Finger ſanft von der Stirn entfernte, ja, er bezwang ſich ſo gewaltſam, daß er nur noch krampfhaft zuſammenzuckte, vielleicht auch beſänftigt durch Margarethens in mildem, innigem Tone ausgeſprochene Worte: „Aehnliches wollte ich Dir ja auch ſagen, mein lieber Freund, glaubſt Du denn, ich wollte Dich wieder fliehen, nachdem der Zufall und mein Wille uns wieder zuſammengeführt?"

„Ein Engel ſprach dieſe Worte, der Himmel redet durch Deine ſüßen Lippen — Du liebſt mich alſo noch, Margarethe?"

„Ich habe nie aufgehört, Deiner in Liebe zu gedenken — — aber —"

„Kein Aber in dieſer heiligen Stunde, o laß nicht durch ein kaltes Aber wieder neue ſchreckliche Zweifel in mir aufſteigen!"

„Willſt Du mich ruhig anhören, Dagobert, willſt und kannſt Du Dich zwingen, meine Worte ſo zu verſtehen, — ſo mit mir zu überlegen, ruhig, leidenſchaftslos, als beſchäftigten wir uns mit dem Glücke anderer geliebter Perſonen, willſt Du Dich zwingen, das aus Liebe zu mir für eine kurze Unterredung zu thun?"

„Ich will es wenigſtens verſuchen," ſagte er nach einer Pauſe, während welcher er ſie zweifelnd betrachtete, „obgleich ich den Nutzen einer ſolchen Unterredung noch nicht einzuſehen vermag — — aber ſetze Dich in meine Nähe und reiche mir Deine liebe Hand!"

„Das Letztere ſpäter," entgegnete ſie mit leiſer Stimme, „ſei nicht grauſam, Dagobert, verhindere mich nicht daran, die Ruhe und Entſchloſſenheit zu behaupten, welche ich für dieſe Unterredung ſo nothwendig gebrauche!"

„Gut — — ſo will ich denn nach langer, langer ſchmerzlicher Trennung auch noch die Qual erdulden, mit Dir, meine innig geliebte Margarethe, die Du Deinem Gelöbniſſe nach und vor Gott unbeſtritten mein

die Behörden von Granada in den Stand geſetzt, Bedeutendes für die Unterhaltung, ja Wiederinſtandſetzung der Alhambra zu thun.

Auch an den Gallerieen des Löwenhofs iſt man beſchäftigt, die Stukkatur-Arbeiten zu erneuern, zu welchem Zweck man von den alten Verzierungen neue und ſehr genaue Formen gemacht hat, in welche die weiche Gypsmaſſe gegoſſen wird und ſo die neuen Arabesken den alten vollkommen ähnlich werden. Um den Löwenhof aber vollſtändig zu reſtauriren, brauchte man ziemlich bedeutende Mittel, denn von den Säulen ſind manche aus ihrer ehemaligen Lage gewichen und einige der prachtvollen, durchbrochenen Bögen mußten durch ſtarke Eiſenſtangen befeſtigt und ſo vor dem Zuſammenſtürzen bewahrt werden. Da während unſeres Beſuches auf der Alhambra gerade an den neuen Wandverzierungen gearbeitet wurde, ſo gelang es uns, freilich zu ziemlich theuren Preiſen, von den alten herabgenommenen ein paar Stücke zu erlangen, die wir als koſtbare Andenken mit uns nahmen.

Nahezu in der Mitte des Fußbodens des Saales der Abencerragen befindet ſich nun die große Marmorſchale, welche den blutigen Mittelpunkt jener romantiſchen Geſchichte bildet, die unter den Lorbeergängen der Cypreſſen auf der Xeneralife entſtanden und mit dem früher erwähnten Gotteskampfe auf der Vivarrambla, ſowie mit dem Untergange Granadas endigte.

Es waren vier Zegri, welche, um den verhaßten Stamm der Abencerragen zu verderben, ſich eines Tages zum Könige Boabdil begaben und ihm zuſchworen, daß ſie mit eigenen Augen geſehen, wie ſeine Gemahlin im Garten der Xeneralife mit dem Abencerragenritter Abin-hamad eine Liebesnacht gefeiert. Dieß ſei geſchehen, gaben die Zegri an, bei einem nächtlichen Feſt auf der Xeneralife, die Königin habe ihre Frauen verlaſſen und ſich allein unter das Cypreſſendunkel begeben, wohin nun Abin-hamad von einer andern Seite gekommen. Dort vernahmen wir, ſo reizten ſie den ſchon wüthenden König, innige Seufzer und feurige Küſſe, und als der Abencerrage nach einiger Zeit glühend vor Luſt und Freude zurückkam, trug er auf ſeinem Kopf denſelben Kranz von

Weib biſt, in dieſer erſten Stunde des Wiederſehens ruhig, leidenſchaftslos, überlegend zu ſein — — ich will es thun als Strafe meiner Vergehen gegen Dich, aber dann" —

„Wird Gott weiter helfen," erwiederte ſie mit einer tiefen, klangloſen Stimme, wobei ſie eine kurze Weile ihre Augen ſchloß, mühſam nach Faſſung ringend, was man deutlich in ihren ſchweren Athemzügen bemerkte.

„— — — — Als wir damals ſchieden — oder vielmehr als ich Dich damals verließ — oder beſſer noch geſagt, als ich damals nicht zu Dir zurückkehrte, habe ich das wahrlich nicht gethan, ohne vorher furchtbare Stunden mit mir ſelbſt gekämpft und gerungen zu haben, auch nicht ohne den Rath meines armen alten Vaters, der mich anfangs entſetzt betrachtete, mir aber alsdann Recht geben mußte, als ich ihm ruhig und klar auseinanderſetzte, wie der Gedanke für Dich nach und nach unerträglich, ja zur Qual Deines Lebens werden müßte, mit einem Weſen unauflöslich vereinigt zu ſein, welches damals noch ſo gar nicht die Kraft in ſich ſpürte, Deinen ſo billigen Anforderungen gerecht zu werden — — o ich bitte Dich," flehte ſie mit zuſammengefalteten Händen, „unterbrich mich nicht und gönne mir die Kraft, ſo mit Dir zu reden, wie es ſein

muß — ja ich fühlte es damals und fühle es heute noch, daß ich nicht auf der Stufe der gesellschaftlichen Bildung stand, welche Du für Deine Frau verlangen konntest und verlangen mußtest, erkannte aber damals noch nicht, daß die ganze schwere Schuld nur an mir lag und daß es so leicht gewesen wäre, durch eifriges Bemühen und Ausbilden meiner selbst allen Deinen billigen Anforderungen gerecht zu werden."

„O Margarethe, jedes Deiner Worte martert mich unsäglich."

„Das soll es nicht, mein lieber Freund, Du sollst mich ruhig und leidenschaftslos anhören, als wenn ich von dritten Personen spräche. — Ich hatte eben einen harten, etwas eigensinnigen Kopf, wie mein guter Vater oft gesagt," setzte sie mit einem reizenden Lächeln hinzu, „und verstand es noch nicht, welchen wichtigen, welchen moralischen Halt uns gute gesellschaftliche Formen zu geben vermögen, wie ohne sie kein dauerndes Glück möglich ist, wie wir Frauen selbst mit dem besten, edelsten Herzen alsdann einer Rose gleichen, der der entzückende Duft mangelt, oder einer Rose mit solchen Dornen, daß wir selbst Den, welchen wir lieben, verletzen, so oft er sich uns freundlich nähert."

„Du malst das Alles zu bitter, zu schwarz, Margarethe, Du bemühst Dich zu sehr, alle Schuld auf Dich

zu nehmen, während Du meine oft kleinliche Pedanterie anklagen ſollteſt."

„Gerne wollte ich Dir Recht geben, wenn ich nicht in jenen furchtbaren Tagen ſo innig zu der Ueberzeugung gelangt wäre — allerdings zu ſpät, daß ich Unrecht hatte, und als ich endlich dazu kam, war es für mich eine troſtreiche, ſüße Beſchäftigung, mich theils ſelbſt, theils durch die Hülfe einer älteren Freundin auf's Sorgfältigſte zu überwachen und überwachen zu laſſen, um ſo am Ende ſiegreich zu überwinden all' die kleinen, kleinlichen und böſen Angewohnheiten aus meiner dürftigen Jugendzeit."

„Und wie Dir das gelungen iſt," rief er entzückt ihre Hand ergreifend, „ſehe ich an Deinem herrlichen, ſtattlichen Weſen, höre es aus jedem Deiner Worte, bemerkte es an dieſer traulich reizenden Umgebung — — o Margarethe, Du haſt mich eine furchtbare Lehrzeit durchmachen laſſen, um mir ſo glänzend zu beweiſen, wie ſehr Du die Meiſterin biſt; doch laß mich jetzt Deine ſchönen Erkenntniſſe unterbrechen," bat Dagobert, indem er ſchmeichelnd ihre Hand küßte, „laß uns jetzt nun auch von unſerer hoffentlich glückſeligen Zukunft reden."

„Dazu wollte ich gerade einen Uebergang machen —"

„— Und das mit ſo ernſtem Geſicht, Margarethe?"

„Indem ich Dir zugeſtehe, daß, ſo viel Mühe ich mir auch mit meiner eigenen Erziehung gab, ich doch wohl fühlte und fühle, wie unmöglich es iſt, einen Bau zierlich und elegant zu vollenden, deſſen Fundamente ſo ganz anders angelegt ſind."

„Wie kannſt Du das von Dir ſagen," erwiederte er in einem milden Tone des Vorwurfs, „überhaupt, wie kannſt Du einen ſolchen Grundſatz aufſtellen, von dem Du doch ſelbſt der glänzendſte Beweis biſt, wie unhaltbar er iſt — nein, nein, Margarethe, ſprich nicht dagegen, erkenne es an dem Glück, welches aus meinen Augen ſtrahlt, wie ſelig ich bin, daß auch nun ganz kleine Unebenheiten unſeres künftigen Lebens — Du ſiehſt, wie ehrlich ich bin — ſo gänzlich verſchwunden ſind! Wenn ich das nicht an jedem Worte, das Du ſprichſt und wie Du es ſprichſt, erkennen müßte, an jeder Deiner eleganten und ſicheren Bewegungen, ſo hätte ich auch noch," ſetzte er lächelnd hinzu, „das Zeugniß eines wackeren Freundes, der viel in guter Geſellſchaft gelebt, der ohne jedes Vorurtheil, aber auch ohne durch irgend etwas für Dich im Voraus eingenommen worden zu ſein, entzückt von Frau von Berla war und ſie mir geſchildert als die feinſte Dame aus vornehmer Familie."

„So daß Du vielleicht zweifelteſt, ob ich das wohl ſein könnte?"

Klang etwas Hartes oder Schmerzliches in den Worten, als ſie dieſelben ausſprach, oder verrieth etwas Aehnliches der Blick ihres Auges, genug, dieſe an ſich einfache, vielleicht harmloſe Bemerkung veranlaßte ihn, ſie mit einem allerdings flüchtigen, aber befremdlichen Ausdruck zu betrachten, ja er empfand einen bittern Wiederhall davon in ſeinem Herzen, er hatte ein Gefühl, als ſei ſeine heiße Stirn eiskalt angehaucht worden — ja, als ſie jetzt ſchweigend nach einem tiefen Athemzuge, ſeine Blicke vermeidend, bei ihm vorüber an den wolkenloſen Himmel emporſchaute, konnte er ſich der allerdings in einem angenehmen ſcherzhaften Tone ausgeſprochenen Worte nicht enthalten: „Faſt ſcheint es mir, meine gute Margarethe, Du haſt es auch gelernt, Deinen Worten jenen überfeinen Schliff zu geben, an dem etwas gut und herzlich Gemeintes ſo leicht abgleitet — — doch laſſen wir alles Das," fuhr er treuherzig fort, „warum auch den kleinſten Schatten heraufbeſchwören in dieſer erſten Stunde des freudigſten Wiederſehens?"

„Und doch ſind nicht alle Schatten zu vermeiden, und doch iſt mein Herz immer noch voll Schatten und Traurigkeit."

„Das ſah ich, das ſehe ich und fühle es an manchem Deiner Worte, auch will und kann ich ja nicht verlangen, daß Du über die ſchmerzliche Zeit, die wir Beide durchlebt — mit und ohne unſere Schuld durchlebt, leicht, ſcherzend und tändelnd weggehen ſollſt, ja ich begreife es, daß dieſe erſte Stunde des Wiederſehens ebenſowohl ernſten Betrachtungen geweiht ſein darf, als dem rückhaltloſen Entzücken über den Beginn eines nun hoffentlich glückſeligen Lebens."

Er konnte ſich nach dieſen Worten nicht enthalten, raſch von ſeinem Sitze aufzuſtehen und, indem er das Zimmer mit ungeſtümen Schritten durchmaß, heftig mit der Hand über ſeine Stirn zu fahren, als wolle er auf dieſe Art ernſte Gedanken gewaltſam verwiſchen. — — „Rede alſo zu mir, Margarethe," ſagte er alsdann zu ihr tretend und leicht ihr blondes Haar ſtreichelnd — — „rede zu mir ernſt, ſogar traurig, wie es Dir um's Herz iſt, damit wir ſpäter alle die Schatten, von denen Du eben ſprachſt, hinter uns laſſen können und uns des neuen Lichtes freuen."

„Und willſt Du mich geduldig anhören, Dagobert, auch wenn die Schatten keine leicht vorüberziehenden ſind, ſondern ſich vielleicht lang und düſter über mein künftiges Leben dahinziehen werden?"

Er ſchüttelte mit dem Kopf, während er ſagte: „Ich

glaube das nicht und ſehe nicht die Möglichkeit ein, doch rede immerhin, Margarethe, — rede offen und wahr!"

„Ja, offen und wahr, wie ich ſtets gegen Dich geweſen — — — — verzeihe mir auch, Dagobert, wenn es Dir auch hart erſcheinen ſollte, daß ich wenig einleitende oder beſchönigende oder vergleichende Worte zu machen verſuche."

Er blickte ſie mit tiefem Erſchrecken an und ſagte dann mit leiſer, kaum vernehmbarer Stimme: „Du biſt im Begriff, Margarethe, mir etwas Furchtbares zu ſagen." —

„Furchtbar — es kann wohl ſein, für Dich und für mich — aber ich muß es Dir ſagen, — — glaube mir, Dagobert, ich habe dieſem Augenblick in furchtbarer Spannung, in namenloſer Aufregung entgegengeſehen."

„Haſt Dich aber trotzdem nicht bewogen gefunden, ihn raſcher herbeizuführen, wie Du wohl vermocht, obgleich Du ahnen mußteſt, ja wiſſen konnteſt, wie unglücklich ich war und wie ſchmerzlich es für mich ſein mußte, das mit ſo unſäglicher Pein in der Ferne zu ſuchen, was mir ſo nahe lag — — o Margarethe," rief er ſchmerzlich bewegt aus, „wenn ich das auch im erſten Glücke des Wiederſehens überſehen, vergeſſen

konnte, ſo tritt es doch jetzt wieder entſetzlich vor meine Seele — geſpenſterhaft — allerdings wie einer jener langen, düſteren Schatten, von welchen Du vorhin ſprachſt — — — — o, wenn ich das bedenke," brach er in tiefem Schmerz aus, „ſo kannſt Du mir nichts Fürchterlicheres ſagen, als Du mir damit angethan — rede, ich bin auf Alles vorbereitet."

„Ja, ich will und muß reden, Dagobert, aber Du ſollſt mich nicht anhören ſo wild und ſchmerzlich bewegt, nicht mit jenen düſteren Blicken, die mich ängſtigen, Du ſollſt mir das, was ich Dir ſagen muß, freundlich erleichtern, indem Du mich anhörſt wie ein treuer Freund die Freundin."

„Ah, wie ein treuer Freund die Freundin — — ſei es denn, ſo rede!" Er warf ſich in den Seſſel zurück und vergrub ſeinen Kopf in die Hände.

„Wir haben uns jahrelang nicht geſehen," ſagte ſie mit milder Stimme, „und ebenſo wie ich von Dir überzeugt bin, daß Du mir eine herzlich liebe, treue Erinnerung bewahrt, ſo kannſt Du auch von mir deßgleichen oder noch viel, viel mehr verſichert ſein, ja warum ſoll ich es Dir verheimlichen, Dagobert, daß ich Dich heute noch ebenſo liebe, wie damals, als Du in dem kleinen Häuschen bei Aachen um mich warbeſt?"

„O Margarethe —"

„Aber der Riß durch unſer Leben iſt einmal geſchehen — doppelt durch meine Schuld, und ich fühle, daß dieß Band dauernd für unſer Glück nicht wieder zuſammengeknüpft werden kann."

„Sage, was Du willſt, Margarethe," fuhr er heftig auf — — „Du haſt mich nie geliebt — — ſei wenigſtens barmherzig, mir das einzugeſtehen!"

Sie faltete ihre Hände über der Bruſt zuſammen und ſchaute mit einem ruhigen, ergebenen, faſt heiteren Blick gen Himmel, worauf ſie zur Antwort gab: „Ich würde Dir heute noch mein Leben mit Freuden opfern, denn was iſt mir mein Leben, das ich ja erſt damals als etwas Angenehmes, als ein Glück zu betrachten anfing, ſeit ich Dich zum erſten Mal geſehen, wozu habe ich mein Leben, als an Dich mit Liebe zu gedenken, als Alles zu thun, was in meinen Kräften ſteht, um Dich noch glücklich zu machen?"

„Du biſt eine ſeltſame Schwärmerin geworden, Margarethe," erwiederte er mit beſorgtem Blick, „Du ſprichſt davon, mir ein Glück zu gewähren, das Du eben erſt durch Deine Worte zertrümmert."

„Ich dachte anfänglich nicht," ſagte ſie mit halbgeſchloſſenen Augen, „daß es ſo kommen könnte oder müßte, ja, als ich anfing, an mir ſelbſt zu arbeiten, um jene häßlichen Schlacken zu entfernen, die Dir, und

mit vollem Rechte, an mir ſo zuwider waren, da hielt ich mit klopfendem Herzen alles Das für ein Kapital, welches ich zu hohen Zinſen anlegte, und zwar ſelig in dem Gedanken, für ein gemeinſchaftliches unzertrennliches Glück zu arbeiten."

„Nun, und dieſen Gedanken haſt Du heute nicht mehr?"

„Den Gedanken für Dein Glück mehr als je, — — aber ich lernte einſehen und es ſtand feſt in meinem Herzen, daß Du glücklicher ſein würdeſt ohne mich, daß ich doch nie im Stande ſein würde, ſo in Deine Lebensſtellung hinein zu paſſen, als wenn man mich von erſter Jugend an, wo meine Seele und mein Herz noch ſchmiegſam und biegſam war, dazu angeleitet und vorbereitet hätte — — ich konnte trotz dem beſten Willen nicht dazu kommen, die oft unnatürlichen Formen des geſellſchaftlichen Lebens als ſo unbedingt nöthig anzuſehen, daß man ohne dieſelben nicht auch glücklich werden könne, wenn man nur ſonſt zu einander paſſe. Verſtehe mich recht, Dagobert, — ich möchte jetzt in der That nicht mehr ſo kindiſch, ſo unbeholfen, ſo unordentlich ſein wie damals, und doch hat das Beſtreben, ſo zu werden, — und Du ſagſt, daß es mir gelungen iſt, — auch mein Inneres verändert, und ich bin überzeugt, ich könnte ſelbſt mit Dir nie mehr ſo glück-

rothen Roſen, den die Königin früher in ihrer Hand gehalten. — Daß Boabdil auf dieſe Anklage ſehr blutig und ſummariſch verfuhr, iſt wohl begreiflich. Er entbot dreißig der edelſten Abencerragen-Ritter, worunter Abin-hamad, der ſein eigener Schwager war, in die Alhambra, und als ſie im Myrthenhof verſammelt waren, ließ er den Palaſt ſchließen und ſie einzeln in den Saal treten, in welchem wir uns gerade befinden und wo am Boden die Marmorſchale das Blut der ermordeten Abencerragen aufnahm, die niedergemetzelt wurden, ſo wie ſie einzeln das Gemach betraten. Dieſen Dreißig, die ſich dienſteifrig zuerſt einſtellten, ſollten noch viele Andere folgen; doch: „Gott wollte es nicht," erzählt der arabiſche Chronikenſchreiber, „daß dieſe Grauſamkeit weiter ginge, und es begab ſich, daß der junge Edelknabe eines der Ritter, ohne daß es Jemand gewahr wurde, mit ſeinem Herrn hineinkam, und ſah, wie ſein Herr und die übrigen Ritter enthauptet wurden. In dem Augenblick, daß die Thür geöffnet ward, um einen andern zu rufen, ſchlüpfte der Edelknabe hinaus. Voller Angſt um ſeinen Herrn weinend begegnete er bei der Quelle der Alhambra, wo noch jetzt die Pappeln ſtehen, den Rittern Malike Alabez, Abenamar und Sarrazino, die zur Alhambra hinaufſtiegen, um den König zu ſprechen; und ſagte ihnen weinend und zitternd: „„Ach, ihr Herren Ritter, beim heiligen Allah gehet nicht weiter, wenn ihr nicht böſen Todes ſterben wollt!"" So wurde die blutige Juſtiz des Königs bekannt, und der größte Theil der Abencerragen konnte ſich retten.

Daß man heute noch in dem weißen Marmor der Waſſerſchale am Boden röthliche Flecken und Streifen ſieht, kann ich bezeugen, ohne aber behaupten zu können, ob es natürliche Flecken des Steins, oder Blutſpuren ſind. Unſer Führer ben Saken und ebenſo manche Reiſende, die den Saal der Abencerragen beſucht, ſind der letztern Anſicht. Doch iſt über dieſe ganze Sache ſchon ſo viel geſchrieben und in Romanzen geſungen worden, daß man nicht weiß, wo die Gränze zwiſchen Wahrheit und Dichtung iſt. Wollen doch ſpätere Bewohner der Alhambra nächtlicher

lich werden, wie ich es damals geweſen — damals — damals."

Sie wiederholte das letztere Wort mit einem recht traurigen Ausdruck im Tone der Stimme, wobei ihre Lippen ſchmerzlich bebten, und als er hierauf ſtürmiſch ihre Hände faſſen wollte, wehrte ſie ihn ſanft ab, nährend ſie ſagte: „Hilf mir lieber meine Faſſung behalten, Dagobert, denn das iſt ſehr nothwendig, und laß mich Dir ſagen, daß ich ſeit jener Zeit nur noch im Traume recht glücklich war, wenn ich von jenen Tagen träumte, wo wir uns zum erſten Male ſahen, und daß alsdann der abſcheuliche Kattunhut, wie Du ihn oft im Scherze genannt, eine große Rolle ſpielte."

„Aber, Margarethe, das wird ja Alles, Alles anders werden, wenn Du verſtändigen Vorſtellungen Gehör geben willſt."

„Das heißt, Dagobert, wenn wir Beide, beſonders aber Du, nicht mit Leidenſchaft, ſondern mit ruhiger, klarer Vernunft unſer künftiges Leben in's Auge faſſen wollen."

„Daß Du das allerdings ohne Leidenſchaft thuſt, ſcheint mir furchtbar klar zu werden," entgegnete er, mühſam an ſich haltend, wobei er ſie mit übereinander geſchlagenen Armen kopfſchüttelnd betrachtete, ſich aber nicht enthalten konnte, ſchmerzlich bewegt auszurufen:

„Das alſo iſt die Frucht dieſes ſo heiß erſehnten Wiederfindens!“

„Bei mir iſt es die Frucht langer, trauriger Stunden des Nachſinnens und des Ueberlegens, und erſt nachdem ich gefunden, wie es möglich ſei, daß ſich unſer künftiges Leben in gewiſſer Beziehung doch noch zu einem gemeinſchaftlichen geſtalten könne, da erſt wurde mein Gemüth ruhiger und ich fing wieder an, mich meines Daſeins zu freuen.“

„Ah, Du haſt alſo doch einen Plan gemacht zu einem künftigen gemeinſchaftlichen Leben,“ rief er aus, ſie zweifelnd betrachtend — „theile mir dieſen Plan mit, Margarethe!“

„Gern, aber Du mußt mich ruhig und geduldig anhören.“

„Als ob ich dazu nicht ſchon ſeit beinahe einer Stunde die übermenſchlichſten Anſtrengungen machte!“

Eine längere Pauſe entſtand hier, während ſie auf den See hinausblickte, wo man fern, ſcheinbar mehr am andern Ufer, die weißen Segel des Sturmvogels ſah, der, von einer friſchen Briſe getrieben, jetzt raſcher die Fluten durchſchnitt und ſich in einem weiten Bogen der Inſel wieder zu nähern ſchien. Dann ſagte ſie: „Du fragteſt mich vorhin — aufgeregt, faſt ungeſtüm nach jenem jungen Mädchen dort. — Warum thateſt Du das?“

„Seltſame Frage, Margarethe — — weil ich bei ihrem ſo unverhofften Anblick plötzlich auf's Tiefſte überraſcht, ja erſchüttert war, weil ſie ſo unverkennbar Deine lieben Züge trägt, weil ſie mir als die Tochter der Frau von Berla bezeichnet wurde, weil ich bei ihrem erſten Erblicken überzeugt war, Dir nahe zu ſein und ſo endlich Das gefunden zu haben, was ich in verzweiflungsvoller Trauer geſucht, weil ich vor einem Räthſel ſtand, deſſen einfachſte, natürlichſte Auflöſung ja ganz unmöglich war — wer iſt dieſes junge Mädchen, das mich begreiflicherweiſe im höchſten Grade intereſſirte?"

„Wie mich letzteres freut!" antwortete ſie mit einem Aufleuchten des Glücks in ihren ſchönen Augen — — „erinnerſt Du Dich denn nicht mehr an unſer erſtes Zuſammentreffen auf dem Vierwaldſtätterſee, wo ich bei Hergieswyl das Dampfboot betrat und Dir ſpäter ſagte, ich ſei dort bei Verwandten geweſen? — Und ſo war es auch, aber bei dieſen mit uns ſehr entfernt Verwandten, welche einer berühmten Penſion vorſtanden, hatte ich meine viel jüngere Schweſter beſucht, welche ſich dort befand, um ſo ſchon von früher Jugend an das große Glück einer ſorgfältigen, guten und gediegenen Erziehung zu genießen — ich wäre ihr eine ſchlechte Lehrmeiſterin geweſen, das fühlte ich ganz genau, und Du wirſt mir das zugeſtehen, Dagobert, denn es

gelang ſelbſt Dir ja damals nicht trotz Deiner herzlichen, aufopfernden Liebe, mich von meinen Fehlern und Untugenden zu überzeugen, ich hätte alles Das ohne böſen Willen auf das junge Mädchen übertragen — — doch woran denkſt Du, Dagobert?"

Dieſe Frage war ſehr natürlich, wenn man bemerkte, wie Elmbach zuſammengeſunken in dem Fauteuil ſaß, die Augen geſenkt, die Hand an die tiefgefurchte Stirn haltend, augenſcheinlich in tiefes Nachſinnen verſunken — —

„Woran ich dachte?" ſagte er auffahrend, „auch an jene vergangenen Zeiten — — und nun ſchelte ich mich thöricht, ja finde es ganz unbegreiflich, daß ich mich nicht ſogleich Deiner jüngeren Schweſter erinnerte, von der ja zu verſchiedenen Zeiten zwiſchen uns die Rede war, wenn ich auch begreiflicherweiſe ſo wenig Intereſſe an ihr nahm, die ich ja nie geſehen, daß mein Fragen nach ihrem Befinden nichts war als die Form gewöhnlicher Höflichkeit — — durch Deine Schuld, Margarethe," ſetzte er mit einem innigen Blicke hinzu.

„Ging es mir doch faſt nicht beſſer," erwiederte ſie tief aufathmend, „ach, und ich erſchrak förmlich darüber, als ich nun damals die liebliche, eben aufblühende Schweſter wieder ſah, ein Juwel an Herzensgüte, an Reinheit und Verſtand — — auch Dank der Sorge

meiner Anverwandten auf's Sorgfältigſte erzogen und gebildet — — — — werth des höchſten Glückes."

„A — a — a — ah — — ſo — —" rief Elmbach, ſich raſch aufrichtend, worauf er die Lippen zuſammenpreßte und einen eigenthümlichen Blick auf Margarethe warf, ohne daß ſie es bemerkte, denn ſie ſchaute träumeriſch auf den See hinaus, wo der Sturmvogel wieder in weiterer Ferne unter den ſchon ſchräg einfallenden Sonnenſtrahlen wie eine weiß leuchtende Möve erſchien.

„Wann war es, als Du Deine Schweſter wiederſaheſt?"

„Nachdem ich Bucheneck verlaſſen, flüchtete ich zu ihr, um doch nicht gar ſo allein zu ſein."

„Begreiflich, und darauf bliebt ihr am Vierwaldſtättерſee?"

„O nein, ich ſuchte für uns einen ſtillen Aufenthalt in einem kleinen Städtchen an den lieblichen Ufern des Neckars und fand dort in einem zwiſchen Bergen verſteckten, von der großen Straße abgelegenen, wenig beſuchten Badeorte Ruhe für mein Herz, ſowie guten, frommen, innigen Zuſpruch, der mich wunderbar erquickte und wieder aufrichtete. Dort fand ich auch jene treue Freundin, die mich ſpäter hieher begleitete und mir half, mich ſelbſt auszubilden, indem wir vereint die Erziehung meiner Schweſter leiteten."

Elmbach hatte sich rasch von seinem Sitze erhoben und als er hierauf ein paarmal das Zimmer durchschritt, nickte er leicht mit dem Kopfe und sagte dann, vor Margarethe stehen bleibend, unter einem nicht mehr so ganz finstern Ausdruck seiner immerhin noch ernsten Züge: „Sage mir doch, Margarethe, aber offen und wahr, wie Du immer gegen mich gewesen bist, welcher Art war der gute und fromme Zuspruch, der Dich so wunderbar aufrichtete und erquickte — — ich hätte dergleichen auch brauchen können," setzte er mit einem kurzen, ironischen Lächeln hinzu.

„Du wärest dafür wohl kaum empfänglich gewesen, Dagobert," erwiederte sie mit niedergeschlagenen Augen, „war ich es doch anfänglich kaum, obgleich mein zerstörtes Herz so dringend nach etwas dürstete, an dem ich mich aufrichten könne."

„Theile mir immerhin etwas davon mit, es könnte mir in der seltsamen Lage, in der wir uns befinden, wenigstens nicht schaden."

Sie blickte ihn mit ihren großen, schönen Augen fragend an, und erst als sie den innigen Ausdruck erkannte, mit dem er sie betrachtete, gab sie zur Antwort: „Es waren Worte christlicher Liebe, die mich erkennen ließen, daß es Höheres für uns gibt, als das, was wir unter dem Namen ‚irdisches Glück' verstehen."

„Doch wurde Dir dieſe — Gnade erſt zu Theil, nachdem Du Dein früheres Leben redlich gebeichtet, und nachdem man Dich überzeugt, daß ein Riß, wie er uns getrennt, für immer und ewig unheilbar ſei?"

„Ungefähr ſo — — warum ſoll ich das leugnen?"

„Und man verſprach Dir ſchon den Himmel auf Erden im Bewußtſein guter Thaten, wenn Du allem Dem und vielleicht zu Gunſten Anderer entſagen würdeſt, was Du früher als Dein irdiſches Glück betrachteteſt?"

„Das war ja ohnehin Alles vorbei."

„Und an mich — — an mein Glück dachteſt Du nimmer?"

„O doch, ich dachte ſehr daran," erwiederte ſie eifrig, indem ſie die gefalteten Hände gegen ihre Bruſt erhob — „ich beſchäftigte mich faſt nur mit Dir, indem ich meine geliebte Schweſter ſo erzog, daß ſie in jeder Beziehung würdig in jene Verhältniſſe eintreten könne, in denen Du lebſt und glücklich biſt — — begreifſt Du darin meine Liebe zur Dir, Dagobert?"

Er that einen haſtigen Schritt zurück, ehe er zur Antwort gab: „O, ich fange an, allerlei Furchtbares zu begreifen — — Margarethe, Margarethe," rief er alsdann ſchmerzlich bewegt aus, faßte ſich aber gewaltſam wieder, während er ein paar Sekunden lang die

Augen mit der Hand bedeckte, und ſagte dann wieder ruhiger: „Hören wir unſer Geſchick zu Ende, vernehmen wir, was jene frommen Seelen über Dein zukünftiges Glück beſchloſſen — — doch ſprich das lieber nicht aus, ſondern ich will es Dir ſagen, als wenn ich bei den Berathungen mit dabei geweſen wäre. Man gewährt mir vollſtändigen Erſatz durch die Hand Deiner Schweſter, und Du, Margarethe, die alsdann doch nicht füglich in unſerer Nähe weilen kann, wendeſt Dich wieder jenem ſtillen, beſchaulichen Leben in Gemeinſchaft jener frommen Seelen zu, Du verbringſt Deine Tage im ſogenannten chriſtlichen Wohlthun, und wir Kinder der böſen Weltluſt hier außen werden zuweilen erbaut durch die Nachricht, daß Jungfrau Margarethe Falkner wieder einmal der Welt genützt hat, indem ſie Großes leiſtete für die Bekleidung armer Negerkinder, für die Reiſen tugendhafter Miſſionäre und für die Verbreitung frommer Traktätlein ſtrebſamer Schriftſteller, die es lieben, ihre Erzeugniſſe auf fremde Koſten gedruckt zu ſehen — — ſieh' mich nicht ſo ſchmerzlich an, ſondern gib der Wahrheit die Ehre und geſtehe, daß man Dir Dein künftiges Leben in ſolch' mildem Glanze gezeigt — — oder ſage mir lieber, Margarethe," fuhr er nach einer Pauſe fort, während er ſeine Finger krampfhaft um einander wand, „haſt Du denn wirklich

ſo und nicht anders gefühlt, als Du mich nach langer, ſchmerzlicher Trennung vor Dich hintreten ſahſt, entzückt, erregt, auf nichts hoffend, als auf das ſelige Glück, Dich ſtürmiſch in meine Arme zu ſchließen und den glücklichen Menſchen da unten auf dem Boote, die ſoeben wieder mit Hand und Hut zu uns heraufgrüßen, jubelnd zurufen zu können, daß wir uns endlich wiedergefunden, daß nun alles Leid ein Ende hat — — oder regt ſich jetzt nicht in Deinem ſonſt ſo treuen Herzen ein ähnliches Gefühl?"

„O, ich habe dieſe ſchreckliche Unterredung gefürchtet, ich habe gebebt wie ein Kind, als ich ſah, wie Du Dich mit den Andern der Inſel näherteſt, ich habe es gewußt, daß es einen furchtbaren Kampf gelte."

„Das iſt immerhin ſchon etwas, und nicht Jeder, der ſich in einen Kampf einläßt, weiß, ob er ſiegreich bleiben wird; auch ich werde kämpfen — um mein und Dein Glück."

„Sei barmherzig, Dagobert, reiß' nicht frevelhaft das ſo mühſam, ſo ſchmerzlich errichtete Gebäude auseinander, in welchem ich Ruhe und Vergeſſen zu finden glaubte!"

„So bin ich Dir gleichgültig geworden, Margarethe — — ſo liebſt Du mich nicht mehr?"

„O mein Gott, o mein Gott — — quäle mich

nicht ſo, Dagobert, und laß Dich auf meinen Knieen beſchwören, mein armes Herz, meine Ruhe zu ſchonen — — ich kann nicht anders!“

Elmbach wollte haſtig etwas erwiedern, zu welchem Zweck er dicht vor ſie hintrat, doch klangen in dieſem Augenblicke junge, friſche, lachende Stimmen von der Terraſſe herauf, das Segelboot hatte dort angelegt und gleich darauf vernahm man eilige Tritte auf der Treppe. Er zog das arme, gequälte Weib ſanft zu ſich empor, hob ihr Geſicht etwas in die Höhe, und nachdem er ſie innig auf die Stirne geküßt, ſagte er mit milder, weicher Stimme: „So wollen wir denn um das Glück unſeres Lebens kämpfen, ehrlich kämpfen, aber trockne Deine Augen, Margarethe, verbanne den düſteren Zug aus Deinem Geſichte und laß die jungen Leute wenigſtens erkennen, daß Du in mir einen treuen Freund herzlich gerne wiedergefunden!“

Weile im hellen Mondlicht geſpenſtige Schatten im Löwenhof bemerkt haben, weiße, flatternde Gewänder, die aus dem Saal der Abencerragen zu fliehen ſchienen. Erzählte mir doch ein glaubwürdiger Bekannter, er habe längere Zeit auf der Alhambra gewohnt und in ſtillen Nächten oftmals ein leiſes Geflüſter und ſeltſame Klagetöne gehört. Doch iſt dieß leicht zu erklären; wenn das zierliche Durcheinander der unzähligen Säulen mit ihren ſchneeweißen Steinbroderien vom bleichen, zitternden Mondlichte beſchienen iſt, ſo kann ſich eine erhitzte Phantaſie bei dieſen, im Halbdunkel unbeſtimmteren und darum noch wunderbareren Formen wohl geſpenſtige Vorſtellungen machen.

Wenn man aber hier in dieſem Feenhofe wandelt, ſo glaubt man unwillkürlich an alle Wunder, an alle dieſe poetiſch ſchönen Geſchichten, welche uns Chronikenſchreiber und Romanzen erzählen. Ich habe da eine überaus glückliche Natur und es wird mir zu einem wahren Bedürfniſſe, ſolche merkwürdige Stellen mit Geſtalten und Sagen aus ehemaliger Zeit zu bevölkern, deßhalb glaube ich auch an das unverſchuldete Unglück der ſchönen mauriſchen Königin, an die Rache Boabdils, an die dreißig ermordeten Abencerragen, an die Blutflecken im Marmorbaſſin, ſogar an die nächtlich flüſternden und klagenden Stimmen im Löwenhofe und an die geſpenſtigen Schatten, welche dem Saal der Abencerragen entflattern. Ja, als wir jetzt wieder zurückkommen in den Saal des Komares, ſo bin ich feſt überzeugt, daß es der Platz dort links am Fenſter war, wo man die wunderbare Ausſicht auf die Ebene hat, von dem die Romanze ſingt:

In dem Zimmer von Komares
Einſt die ſchöne Galiane
Mit Geſchicklichkeit und Mühe
Stickte einen reichen Aermel,
Für den tapfern Sarrazino,
Welcher treibt für ſie das Rohrſpiel.
Solchen Werth hat dieſer Aermel,
Daß er keine Schätzung findet.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Wiederſehen und Abſchied.

Sie traten alle Drei in das ſchattige Gemach, die beiden jungen Mädchen und Alexander Dellwing, luſtig, aufgeregt, wohl von der hübſchen Fahrt auf dem ſpiegelnden See unter den leuchtenden Sonnenſtrahlen, dann aber auch durch ein paar Aeußerungen des jungen Malers, die Beiden hier oben betreffend, aus denen wenigſtens die jungen Mädchen erfuhren, daß ſie, die vor Jahren gute, liebe, getreue Freunde geweſen, ſich nach langer Zeit heute zum erſten Male wieder ſahen — — und es mußte dieſes Wiederſehen auch ein freudiges geweſen ſein, denn die Blicke Elmbach's leuchteten glücklich und heiter, und wenn ſich Margarethe beim Eintritt der Sonne und deren Geſpielin auch raſch gegen die Balkonthüre gewendet hatte, ſo kehrte ſie ihnen doch gleich darauf ihr liebes, freundliches Angeſicht

zu, und wenn man auch in ihren schönen Augen noch Spuren von Thränen bemerkte, so machten sich die jungen Mädchen weiter darüber keine beunruhigenden Gedanken, denn sie hatten wohl schon einmal gehört, daß man beim Wiedersehen nach langer Trennung Freudenthränen zu vergießen pflege.

Sie gingen darauf Alle zusammen hinunter nach dem schönen Platze, der jetzt so traulich dalag unter dem Schatten der weitästigen Buchen, umspielt von den goldenen Sonnenstrahlen, umschwirrt, umsummt und umzwitschert von zahllosen leichtgeflügelten Luftbewohnern.

Die Resi, welche der junge Maler seit dem Tage seiner Ankunft auf Bucheneck hier zum ersten Male wieder sah, grüßte ihn mit einem freundlichen Blick und schaute dann erstaunt, fast ängstlich auf Herrn von Elmbach, dessen Wesen nach den Erzählungen ihrer Bekannten immerhin etwas Unheimliches für sie behielt, obgleich er sich freundlich gegen sie bewiesen hatte. Sie half der alten Dienerin, ihrer Tante, den Theetisch herzurichten und wurde dabei sogleich von den beiden jungen Mädchen unterstützt, wobei man wohl an kleinen Neckereien sah, daß sie die freundliche Resi wie eine liebe, muntere Gespielin behandelten, ja als sich nun Alle gesetzt hatten, mußte auch die Resi einen Stuhl

nehmen, doch ſchob ſie denſelben hinter den der beiden jungen Mädchen etwas zurück, ſo ihre Stellung beſcheiden inne haltend, zu gleicher Zeit aber auch dadurch im Stande, auf luſtige Fragen und Bemerkungen leiſe geflüſterte Antworten zu geben.

„So — glücklich hätte ich mir immerhin das Ende dieſes Tages nicht vorgeſtellt," ſagte Herr von Elmbach zu Margarethe, neben welcher er ſaß, „ich war heute Morgen recht in Sorgen und dieſe vermehrten ſich in bedenklichem Maße, als ich dann endlich Meiſter Jonas mit der Phantaſie heranrudern ſah."

„Hat der alte Herr nicht ein Bischen geplaudert?" fragte der junge Maler.

„Im Gegentheil, ſo beredt der Zuſtand des kleinen Bootes war, ſeine zerriſſenen Segel, ſein zerbrochenes Ruder, ſo mußte ich ihm doch das Genauere mit Fragen abnöthigen, nachdem er mir allerdings raſch und bereitwillig geſagt, daß meinem Freunde weiter kein Unglück zugeſtoßen ſei."

„Vielmehr ein großes Glück," ſagte dieſer leiſe und fuhr dann lauter fort: „reden wir weiter nicht mehr über meine Ungeſchicklichkeit, doch glaube mir, daß ich an Allem die Schuld trage und Dein vortrefflicher Seemann muſterhaft wie immer war."

„Daß die kleine Phantaſie unter Segeldruck einen

ſolchen Sturm nicht aushalten konnte, begreife ich vollkommen, weniger klar aber iſt es mir, welch' eigenthümlichen Kurs ihr von drüben einſchlugt, und die Kloſterinſel anlieſet, um nach Radfelden zu kommen, wohin Du ja geſtern Abend noch wollteſt, wie mir Meiſter Jonas geſagt."

„Ei, dieſer Entſchluß wurde von uns erſt gefaßt, nachdem uns der Sturm in der Nähe der Inſel ergriffen."

„Jetzt würden Sie es jedenfalls anders machen," meinte Margarethe, „und verſuchen, in unſern ſicheren Hafen einzulaufen."

„Nach ſolcher Aufnahme gewiß, gnädige Frau."

Dieſe hatte noch kein direktes Wort an Elmbach gerichtet, obgleich man deutlich hätte bemerken können, daß ſie ſchon ein paarmal im Begriffe war, das bei der allgemeinen Unterhaltung zu thun; ſie fühlte ſich befangen und verlegen, auf welche Art ſie ihn hier vor den Uebrigen anreden ſollte, und da es ihm faſt gerade ſo ging, ſo wurde die Konverſation meiſtens auf Umwegen geführt, indem man ſich an die Sonne oder Alexander Dellwing wandte.

„Ich habe ein Gelübde gethan," ſagte dieſer jetzt zu ſeinem Freunde, „und denke, die gnädige Frau wird ſo freundlich ſein, mich bei der Ausführung zu unterſtützen."

„Wozu ich mich ja schon bereit erklärte — es handelt sich nämlich um ein Bild, welches Herr Dellwing aus übergroßer Dankbarkeit hier bei mir zu malen wünscht."

„Eine glückliche Idee," sagte Elmbach, „wahrscheinlich das Porträt des Fräuleins."

„O nein, das nicht," erwiederte Frau von Berla hastig.

„Und doch ist das die Absicht des Herrn Dellwing," sagte die Sonne nach einer kleinen Pause, während sie leicht erröthete, weniger dieser Worte wegen, als weil ihr Klarissa, deren dunkle Augen plötzlich aufleuchteten, leise zugeflüstert hatte: „Sag' es doch — sag' es doch!"

„Herr Dellwing sah meine kleine Kapelle und sprach seine Absicht aus, den leeren Platz über dem Altar mit einem Bilde zu schmücken."

„Ja, wenn es das Bild irgend einer Heiligen werden soll, so müßten Sie allerdings zurückstehen, mein Fräulein, obgleich ich mir Ihre lieblichen Züge auch unter dem Heiligenschein wohl denken könnte."

So etwas zu sagen, hätte sich der junge Maler, trotz seiner angeborenen Keckheit, nicht unterstanden, ohne einen ernsten Blick der Frau von Berla zu fürchten, ja war deßhalb auch verwundert, als diese freund-

lich lächelnd ſagte: „Ein Heiligenbild wünſchte ich nun gerade nicht, der Kapelle und dem Altar, welche ich auf Bitten Suſannens herſtellen ließ, fehlt die Weihe, wie man ſo zu ſagen pflegt, und ſoll auch Beides unſerem Glauben gemäß bleiben wie es iſt."

„Dann hätte ich eine andere Idee," erwiederte Elmbach, „die, glaube ich, nicht ganz ſchlecht iſt. Man bezeichnet das Fräulein, wie ich gehört habe, ſo hübſch und auch ſo paſſend, möchte ich mir erlauben zu ſagen, mit dem Namen: Sonne. — Bitte Dir doch die Erlaubniß aus, Alexander, das Fräulein als Symbol des leuchtenden, beglückenden Tagesgeſtirns malen zu dürfen, ſegenſpendend über Land und See, und ſo auch noch ganz beſonders Deine Rettung bezeichnend."

Die Sonne ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und warf ihre Lippe etwas unmuthig auf, ſo daß man die weißen Zähne hervorblitzen ſah, dann ſagte ſie in trockenem Tone: „Verzeihen Sie, Herr von Elmbach, aber das gefiele mir ganz und gar nicht."

Jetzt leuchteten die Augen Klariſſa's noch ſtärker, während ein tiefer Athemzug ihren zarten Buſen ſchwellte, dann ſagte ſie mit klarer, vernehmlicher Stimme: „Auch hat Herr Dellwing ſchon eine andere Idee zu dem Bilde, die uns Beiden eigentlich beſſer gefällt."

„Ah, euch Beiden?" fragte Frau von Berla.

„Und hat ſie auch vorhin, während wir ſegelten, ſehr ſchön in ſein Skizzenbuch gezeichnet.“

„Das ſollten wir jedenfalls ſehen,“ meinte Elmbach, worauf Klariſſa haſtig aufſprang und ſich erbot, das Buch zu holen, ja als der Maler das nicht zugeben, ſondern ſelbſt gehen wollte, in hartnäckigem Tone hinzuſetzte: „Sie würden es nicht finden. Als Sie vorhin ſo raſch den Sturmvogel verließen, habe ich das Buch auf dem Segelboot verſteckt, damit es nicht verloren gehen ſollte.“

„Nun, ſo werden Sie mir doch erlauben, Sie zu begleiten, oder noch beſſer wird es ſein, wenn Sie mir ſagen, wo ich mein Skizzenbuch finden kann.“

„Ja, der Sturmvogel liegt wieder in der Bucht, welche Dir heute ſchon einmal gefährlich geworden iſt,“ ſagte die Sonne in etwas hartem Tone.

„Ach, das war die Kühle der Nacht und ich war ſehr gelaufen, jetzt aber können wir ja recht langſam gehen, nicht wahr, Herr Dellwing?“ ſagte ſie mit einem für ihre Jahre recht koketten Augenaufſchlag.

„Fräulein Suſanne wird wohl ihre Gefährtin nicht gerne allein gehen laſſen,“ meinte Elmbach lächelnd, als er ſah, wie Jene ſich ebenfalls von ihrem Sitze erhoben hatte, einen Augenblick erröthete und dann ſehr blaß wurde.

„Ich denke, Suſanne bleibt da," entſchied Margarethe, „Herr Dellwing iſt wohl genügend, die Kleine zu begleiten."

Dieſe warf den Kopf etwas trotzig in die Höhe und erwiederte: „O, ich kann es auch ganz allein finden, ich fürchte mich durchaus nicht vor der ſchlüpfrigen Treppe." Damit wollte ſie forteilen, doch hielt ſie der junge Maler lachend an der Hand feſt, indem er ſagte: „Wenigſtens ſollen Sie ruhig oben bleiben und mir den Ort bezeichnen, wo Sie mein Skizzenbuch aufbewahrt haben."

Dann gingen ſie mit einander fort und die Sonne ſetzte ſich wieder auf ihren Platz, nachdem ſie bei der Wendung, die ſie dazu machen mußte, den Beiden noch einen flüchtigen Blick nachgeſandt, vielleicht denkend, daß der Weg, der von hier zur Bucht führte, nicht ſo ſchmal ſei, daß Klariſſa nöthig habe, faſt Arm an Arm mit Herrn Dellwing zu wandeln.

Und ſo war es auch in der That, die Kleine ſtreifte wenigſtens ein paar Mal den Arm ihres Gefährten, und als er ihr hierauf freundlich ſagte: „Sie dürfen aber nicht über die kleine Treppe hinabgehen," erwiederte ſie: „Und doch möchte ich das gar zu gerne thun, um meinen Schwindel gewaltſam zu überwinden, wenn Sie mich dabei ohne Gefahr für ſich ſelber unterſtützen wollen."

„Ohne Gefahr für mich?“ rief er heiter, „o, was das anbelangt, Fräulein Klariſſa, ſo könnte ich Sie auf den Arm nehmen und heruntertragen wie ein kleines Kind.“

„Ich bin aber kein kleines Kind mehr,“ gab ſie in einem ſo eigenthümlich bebenden Tone zur Antwort, daß er ſie faſt befremdet anſchaute und dann überraſcht war von dem heißen, leuchtenden Blick aus ihren tiefſchwarzen Augen.

„Doch da ſind wir, und nun können Sie mir von hier oben die Stelle deutlich bezeichnen, wo ich mein Skizzenbuch finde.“

Der Sturmvogel lag an ſeiner Ankerkette drunten in der Bucht, die Segel waren auf das Verdeck niedergelaſſen und weder Meiſter Jonas, noch ſonſt Jemand von der Bemannung zu ſehen.

„Ich will aber ſelbſt mit hinuntergehen, um Ihnen zu zeigen, daß ich doch kein kleines Kind mehr bin — geben Sie mir Ihre Hand!“

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie darauf, kurz aufathmend, „jetzt thut mir die Kühle ſo wohl und ich bin recht böſe auf mich, daß ich ſo lächerlich war, ohnmächtig zu werden, und doch hat es mir keinen Schmerz verurſacht, nur als ich erwachte, ein ganz eigenthümliches Gefühl, das ich wohl einmal wieder haben möchte.“

„Hoffen wir, daß es dießmal ohne Unfall abgeht."

„Ja, damit die Sonne, die mir immer wie einem kleinen Kinde befiehlt, nicht Recht behält."

„— — Sehen Sie, den Unfall hätten wir beinahe wieder gehabt," rief der junge Maler, als jetzt ihr Fuß auf der Treppe ausglitt, wobei sie aber Geistesgegenwart genug behielt, um mit einem leichten Aufschrei ihren rechten Arm um seine Schulter zu schlingen und sich fest an ihn zu schmiegen, um nicht zu fallen.

Er blickte sie fast ängstlich an, als sie tief aufathmend ihre Augen schloß, doch verwandelte sich dieß Gefühl bei ihm in ein ganz anderes, fast unbehagliches, als er bemerkte, daß ihre leicht geöffneten frisch rothen, etwas starken Lippen ein eigenthümliches Lächeln umspielte, und er wußte nichts Besseres zu thun, als sie, und gerade nicht allzu sanft, rasch auf den Boden der Schlucht niederzustellen; „so," sagte er alsdann in einem etwas trockenen Tone, „und nun wollen wir rasch das Skizzenbuch suchen," doch hielt sie ihn am Arme zurück, als er nun das Boot besteigen wollte, und sagte etwas verlegen: „Ach, wie vergeßlich ich bin, Herr Tellwing, Sie werden mich gewiß schelten, nun fällt mir erst ein, daß ich das Buch hier in meine Tasche gesteckt habe — ach, seien Sie nicht böse darüber!"

„Böse bin ich gerade nicht darüber, aber Sie hätten

Uebrigens sind wir der schönen Galiane zu Liebe nicht hieher zurückgekehrt, sondern vom Saal der Gesandten führt in der Dicke der Mauer eine Treppe zu einer hoch auf dessen Zinnen liegender, eine prachtvolle Aussicht gewährender Terrasse, eine andere geräumigere Treppe aber zu einer beiderseits freistehenden, von den christlichen Königen auf die Höhe der Festungsmauer angelegten Gallerie, deren Dach von arabischen Marmorsäulen getragen ist. Von hier hinab blicken wir in tiefe düstere Höfe, die sich noch ein Stockwerk unter dem Patio de los leones an der Umfassungsmauer befinden, aber auch in den hübschen Garten der schönen Maurin Lindaraja, der freilich sehr verwildert ist und nichts Gartenähnliches mehr hat. Bemerkenswerth ist hier nur eine geschuppte Brunnenschale von ganz außerordentlich schöner Arbeit. Unangenehm fällt dem Beschauer eine seitwärts liegende Fortsetzung dieser Gallerie auf, die von oben bis unten mit eisernen Stäben vergittert ist und zum Aufenthalt der tollen Johanna gedient haben soll, die hier bis zu ihrem Tode verwahrt wurde. Doch wollen wir alle trüben Gedanken an Wahnsinn und Kerker hinter uns lassen, denn wir haben einen der viereckigen Thürme erreicht, die sich kühn und trotzig aus der Schlucht erheben, in welcher tief unten der Darro braust. Auf diesem Thurme aber befindet sich einer der schönsten und wunderbarsten Punkte der Alhambra, ein kleiner, viereckiger, ganz isolirter Pavillon, auf jeder Wand von drei Oeffnungen durchbrochen mit einem äußeren, ringsumlaufenden Gange, der auf drei Seiten frei, von acht schlanken, weißmarmornen Säulchen getragen wird, welche durch leichte, reich verzierte Bogen verbunden sind. Es ist dieß das sogenannte Boudoir der Maurenkönigin el tocador de la reyna mora. Wände und Decke sind mit Frescogemälden aus der Zeit Karls V., Arabesken, Landschaften, Blumen und Früchte vorstellend, bedeckt; wenn aber auch diese Wandmalereien noch schöner wären, als sie sind, so ist doch die Aussicht von hier oben so großartig und prächtig, daß wir zum Betrachten der Wände kaum die Zeit finden und uns immer wieder an eins oder das andere der Fenster hingezogen fühlen. Vor uns auf grüner Bergwand

ſich ſelbſt den Weg erſparen können und den Andern das Warten."

„Hier iſt Ihr Buch, aber ſeien Sie mir nicht böſe — — doch warten Sie einen Augenblick, ich habe ein Zeichen zwiſchen Blätter gelegt, hier iſt es — ein kleines Roſenblatt, es hat ſogar ein Fleckchen gemacht; verzeihen Sie mir auch das, vielleicht wenn es Sie ſpäter an ein unartiges Mädchen erinnert."

Damit ſtrich ſie ihre ſchwarzen Locken aus der Stirn und flog nun die engen, ſchlüpfrigen Treppen ohne das geringſte Zeichen von Angſt oder Unſicherheit hinauf.

Er ſchaute ihr erſtaunt, faſt kopfſchüttelnd nach und konnte ſich eines höchſt eigenthümlichen Gefühls nicht erwehren, als ſie ihm lachend entgegenrief: „Nicht wahr, Herr Dellwing, ich hatte das Skizzenbuch gut verſteckt, wo fanden wir es doch — — richtig, unter einem der großen Ruder — nicht wahr — ich wußte ſelbſt nicht mehr, unter welchem" — — damit war ſie raſch zwiſchen den Büſchen verſchwunden, und als der junge Maler bald nachher wieder bei der Geſellſchaft unter den Buchen ankam — er war ein paar Mal unterwegs kopfſchüttelnd ſtehen geblieben — da ſaß Klariſſa wieder auf ihrem Platz neben der Sonne und erzählte, ſie hätte das Skizzenbuch kaum ſelbſt wiedergefunden, ſo gut habe ſie es verſteckt gehabt.

Alexander Dellwing zeigte nun seine flüchtige Skizze vor, in der Art entworfen, wie wir sie schon früher angezeigt, die Sonne hoch aufgerichtet, mit erhobenen Armen auf dem Felsen stehend, im Begriff, in den See hinabzustürzen, wie der Sage nach jene fränkische Königstochter, zu ihren Füßen Klarissa, welche mit den Armen ihre Kniee umschlingt und sie mit flehendem Blick zurückzuhalten versucht. Es war das allerdings noch wenig ausgeführt und doch erkannte man schon nicht nur eine große Aehnlichkeit, sondern auch im ganzen Wesen, der Kleidung und Haltung der Sonne, besonders in ihrem lichten, wallenden Haar, die begeisterte deutsche Jungfrau, sowie im Kostüme der Andern in ihren dunklen Flechten und im erschreckten, düsteren Blicke die südliche orientalische Dienerin.

Margarethe betrachtete lange das Blatt und als sie hierauf das Buch Eimbach reichte, sagte sie: „Es ist das in jeder Hinsicht zu viel, doch unterwerfe ich mich der Ansicht eines lieben Freundes und werde Herrn Dellwing dankbar sein für dieses Erinnerungsblatt, auch als Erinnerung an den heutigen Tag."

„Und mein anderes Gesuch?" fragte Eimbach — Alexander wird Ihnen selbst sagen, welch' große Erleichterung es für ihn ist, das Bild hier bei Ihnen malen zu dürfen, ich bin vielleicht in diesem Verlangen

um so mehr unbescheiden, als ich noch den Wunsch hinzufüge, auch mir zu gestatten, mich häufig — vielleicht täglich nach den Fortschritten, welche das Bild macht, erkundigen zu dürfen."

„Nun denn, — gerne zugestanden," erwiederte Frau von Berla, eine leichte Röthe dadurch verbergend, daß sie sich bückte, um ihren kleinen Arbeitskorb aufzuheben, der neben ihr am Boden stand, — „muß ich doch Alles thun," setzte sie mit einem verbindlichen Lächeln hinzu, „um dem Kredit meiner Gastfreundschaft, welcher sehr heruntergekommen ist, wieder aufzuhelfen."

„Was uns aber veranlassen muß," versetzte Elmbach, indem er mit den Augen ihre Blicke suchte und dieselben durch einen innigen Ausdruck für ein paar Sekunden zu fesseln wußte, „diese Gastfreundschaft nicht zu mißbrauchen; auch ziehen schon die Abendschatten über den See und es drängt mich, nach Hause zu kommen, um dort in stiller Einsamkeit Manches zu überdenken."

„Gut — — ich halte Sie nicht, da ich ja bald die Hoffnung habe, Sie wiederzusehen."

„Recht bald, vielleicht bringe ich morgen meinen Freund Alexander selbst hieher; er darf doch sein Bild sogleich beginnen?"

„Gewiß, und ganz nach seinem Belieben, Herr

Dellwing kennt ſeine Wohnung bereits und hoffe ich, daß ſie ihm behaglich iſt.“

So ſprechend gingen ſie mit einander der Bucht zu, wo der Sturmvogel lag, wobei Elmbach Margarethen ſeinen Arm geboten hatte, den ſie auch nach einer kleinen Zögerung angenommen. Doch drückte er ihre Hand jetzt feſt gegen ſeine Bruſt und ſagte: „Weil ich ſo folgſam und nachgiebig bin, Margarethe, und mich auf einen ſo närriſchen Kampf eingelaſſen, ſollteſt Du auch dankbar ſein, um mir doch eine kleine ſüße Erinnerung an den heutigen Tag zu laſſen.“

Sie blickte ihn fragend an, worauf er heiter fortfuhr — „nur einen kleinen Augenblick wieder in der Art an meinem Arme neben mir zu wandeln, wie damals jene andere Margarethe in dem abſcheulichen Kattunhut, die ich heute mehr wie je liebe, als ſie nämlich jenen garſtigen Kattunhut an ihren Arm gehängt, mit mir auf der Gotthardsſtraße wandelte, aufwärts den ſchneebedeckten Bergen zu, aufwärts unſerem Glück entgegen — Du brauchſt nicht ſcheu um Dich her zu ſchauen, das junge Volk iſt durch die Büſche auf- und davongeflattert — — ſo iſt's beinahe dieſelbe Art, Margarethe, Deine rechte Hand auf meinen Arm gelegt, nur noch etwas ermüdeter ſcheinend, wie Du damals warſt, ſo daß ich Deine ſüße Laſt an mir ruhen fühle.“

Sie that das nach einer kleinen Zögerung, wobei er mit Entzücken fühlte, wie ſie tief und ſchwer athmete, doch blickte ſie ihn dabei faſt ſcheu von der Seite an und ſchaute dann raſch aufwärts an den ſchon dunkler werdenden Abendhimmel, wo in dieſem Augenblicke ein glänzender Stern, friſch und luſtig funkelnd, ſichtbar wurde, und als auch er dieſes Sterns anſichtig wurde, hob er ſanft ſeinen rechten Arm in die Höhe und küßte ſie innig auf die kleine weiße Hand.

Dann hatten ſie die Hafenbucht erreicht, wo der Sturmvogel lag, auf welchem Meiſter Jonas zur Abfahrt ſchon Alles klar gemacht hatte.

„Auf baldiges Wiederſehen, Margarethe.“

„Auf Wiederſehen — — — — Dagobert.“

„Das lohne Dir der Himmel mit ſeinem reichſten Segen.“

Raſch ſprang er hierauf die Stufen hinab und auf die Laufplanke ſeines Segelbootes, dann fragte Meiſter Jonas, indem er den Rand ſeines Schiffshutes mit zwei Fingern berührte, ob er abfahren dürfe — dann klang ſeine Bootsmannspfeife in einer faſt noch luſtigeren Weiſe als heute Morgen, worauf ſich der Sturmvogel, durch die Bootshaken fortgeſchoben, raſch dem See zu bewegte. Auf ein zweites Kommando flogen die Segel in die Höhe und da der Abendwind wie gewöhnlich recht

frisch wehte, auch von Osten herüberkam, so füllte sich augenblicklich Gassel und Klüver, das Boot neigte sich zierlich ein wenig auf die Seite und nahm dann mit geschwätzigem Murmeln von der Insel Abschied.

Alexander Dellwing hatte sich neben Joseph an das Steuer gesetzt, während Elmbach, nach der Klosterinsel zurückschauend, am großen Maste stehen blieb; in seiner Nähe befand sich Meister Jonas, der jetzt mit zwei Fingern abermals seinen Hutrand berührte, wie er stets zu thun pflegte, wenn er sich an Bord eine Frage erlauben wollte.

„Nur zu, alter treuer Freund, ich kann mir schon denken, was Du auf dem Herzen hast!"

„Es ist das allerdings nicht schwer zu errathen, Herr von Elmbach," erwiederte Meister Jonas in jenem rauhen Ton der Stimme, unter welchem er stets eine heftige Gemüthsbewegung verbarg; „ich könnte freilich Allerlei fragen, doch wissen Sie wohl, daß ich eigentlich nicht neugierig bin, wogegen ich weiß, daß es sich für mich nicht passen würde, etwas Anderes zu fragen, als was meinen Dienst anbelangt."

„Frage immerhin."

„O — — es ist nur eine Kleinigkeit, ob es mir nämlich jetzt schon erlaubt ist, den Namen des Schiffs,

dahinten auf dem Stern, wieder in's richtige Fahrwaſſer zu bringen."

„Allerdings eine kleine Frage, lieber Freund, aber groß in ihrer Bedeutung, ich mache Dir mein Kompliment," gab der Herr auf Buchneck heiter zur Antwort, „und was das richtige Fahrwaſſer anbelangt, ſo ſcheint der Wind günſtig für uns zu werden, iſt es aber noch nicht ganz, weßhalb Du mit Deiner Aenderung noch eine kleine Weile warten mußt," — und als er dem alten Seemann hierauf ſeine rechte Hand reichte, fühlte er einen ſo kräftigen Druck von deſſen harten Fingern, daß er ſich gerührt abwenden mußte und raſch auf der Laufplanke nach hinten ging; auch vermied er hier den jungen Maler, denn dieſer ſchien offenbar nicht zum Reden aufgelegt, blickte vielmehr ſchweigend zu den funkelnden Sternen empor, ſichtbarlich mit höchſt glücklichen Gedanken beſchäftigt; auch ſpäter, als ſie den Hafen erreicht hatten und dann wieder im Schloſſe in dem kleinen Zimmer Dagobert's ſaßen, wollte für heute keine recht lebhafte Unterhaltung mehr gedeihen und zwar ſcheinbar nach ſtillſchweigender freundlicher Uebereinkunft, Dagobert durchflog ſeine Zeitungen und las angekommene Briefe, worunter ſich auch einer für den jungen Maler befand, ein kleines duftendes Billet, geſiegelt mit der Grafenkrone und einem J. darunter, welches er mit

einem ſo ernſten und fragenden Blick übergab, daß der Andere einen Augenblick zögerte, das Couvert abzureißen — und doch wollte er jetzt auch darin dem Freunde gegenüber um Alles in der Welt keine Geheimniſſe mehr haben und war entſchloſſen, ihm den Inhalt mitzutheilen, mochte dieſer auch ſein wie er wolle. Was er aber las, war ſo ſeltſamer Art, daß es ihm geſtern noch ein ſehr unangenehmes Gefühl verurſacht haben würde, ihn aber heute mit einer wahren Beruhigung erfüllte. Er reichte das Blatt ſeinem Freunde hinüber und dieſer las ebenfalls nicht ohne Erſtaunen: „Iſabella Silberfeld, Joſeph Silberfeld, Verlobte.“

„Kurz und bündig. Was denkſt Du darüber, Alexander?“

„Ich denke, daß dieſe Frau eben ſo raſch handelt in ihrer Liebe wie in ihrem Haß.“

„Und weiter verurſacht Dir dieſe Nachricht keine ſchmerzliche Empfindung?“

„Nein,“ erwiederte der junge Maler nach einer kurzen Pauſe, „ich fühle ſogar etwas vom Gegentheil, iſt mir doch zu Muthe, als hätte ich bei Sturm auf gebrechlichem Kahn eine böſe Klippe glücklich vermieden.“

„Das walte Gott und es freut mich herzlich, wir wollen morgen weiter darüber reden.“

Als nun dieſer Morgen in der ganz gleichen Art

wie gewöhnlich erschien, ja sogar in dem klaren, lichten, wolkenlosen Gewande des gestrigen, fand er Alexander Dellwing schon sehr früh beschäftigt, dem Schreiner des Hauses, der zufällig hier zu thun hatte, Maß und Anleitung zu einem großen Blendrahmen zu geben, und dann einige Stunden später behülflich, diesen Rahmen mit einer sehr schönen weißen Malerleinwand zu bespannen — „an sich schon ein Kunstwerk," meinte Dagobert lächelnd, als dieser seine Frühstückscigarre rauchend davor stand und zwar in einem vortrefflichen Humor, der ihm aus den Augen blitzte und seine sonst so strengen Lippen kräuselte, was der Andere lange nicht an ihm gesehen.

„Wie bringen wir das aber auf die Klosterinsel hinüber?"

„Nun, auf Deinem vortrefflichen Sturmvogel, ich sehe Meister Jonas ohnedieß schon seit einer Stunde beschäftigt, seine Takelage auf's Sorgfältigste zu untersuchen."

„Ja, er lebt jetzt Tage der Wonne."

„Wie wir ja Alle, Dagobert, ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich für Dich mich der gestrige Tag gemacht hat, besonders nachdem Du mir heute Morgen mitgetheilt, daß Du Margarethe, wie das ja auch nicht anders zu erwarten war, in allen ihren

ſchönen, lieben und glänzenden Eigenſchaften wiedergefunden."

„Und doch ſehr verändert."

„Nach Deiner ſchmerzlichen Schilderung damals allerdings," erwiederte der junge Maler, hinter dem Blendrahmen ſtehend und die Keile etwas antreibend — „nimm mir nicht übel, aber wie Du mir Margarethe geſchildert, ſo hätte ich ſie auch ohne blaue Brille in Frau von Berla mit deren vornehmem, elegantem Weſen kaum erkannt — iſt das eine liebenswürdige Frau!"

„Und ihre Schweſter, die kleine Sonne?"

„Auch nicht ſo übel," entgegnete Alexander in einem faſt gleichgültigen Tone hinter ſeinem Rahmen.

„Du ſagſt das gerade ſo, als wenn Dir junge Damen wie dieſe ſchon zu Dutzenden begegnet wären."

„Nein, ich ſage das gerade ſo, weil ich anfangen will, recht vernünftig zu ſein, und weil ich den ernſtlichſten Verſuch machen will, bei der gefährlichen Arbeit, die ich vorhabe, mich in Acht zu nehmen, daß mir nichts ſehr Menſchliches paſſirt."

„Wenn Du ſchon Angſt vor dergleichen haſt, ſo iſt Deine Angſt ſehr begründet," gab Dagobert lachend zur Antwort.

„Und darüber lachſt Du?" fragte Jener, indem er

lauſcht die zierliche Xeneraliſe zwiſchen ihren Cypreſſen hervor, neben welcher die zackigen Felshörner der Sierra Elvira in weiter Ferne heraustreten, auf ziemliche Strecke die fruchtbare Vega umſpannend und zu gleicher Zeit Granada, das weit ausgebreitet zu unſeren Füßen liegt, ſtolz und herriſch, grau und ehrwürdig und dabei wieder ſo jugendfriſch durch den grünen Kranz der Granaten- und Orangenbäume, wie das ewig lebendige, murmelnde Waſſer des Darro und Xenil, welches ſie umſtrömt. An einem andern Fenſter haben wir die Schneegipfel der Sierra Nevada vor uns und hier iſt der Anblick wahrhaft zauberiſch. Iſt die Ausſicht nach der Vega ſanft und lieblich, ſo iſt dieſe hier ſtolz und majeſtätiſch, denn hoch über den weißen Schneeflächen erheben ſich die mit Eis bedeckten Hörner des Mulahacen und Picacho de la Veleta, und da die Luft ſo unbeſchreiblich klar und rein, der Himmel aber tiefblau iſt, ſo treten dieſe Bergrieſen ſo eigenthümlich nah vor uns hin, daß man glaubt, ſie mit einem Steinwurfe erreichen zu können und den angenehmen kalten Hauch zu fühlen, den der Wind, über ſie dahinſtreichend, herüber trägt.

Daß unberufene Finger die Wände dieſes himmliſchen kleinen Ortes mit höchſt proſaiſchen Bemerkungen und Namen bekrizelt, iſt recht traurig und that uns um ſo weher, als auch Mancher ſich nicht geſcheut hatte, mit ſeinem eigenen unbedeutenden Namen durch irgend eine Arabeske zu fahren.

Vom Tocador betreten wir eine unregelmäßige Folge von Gemächern aus der Zeit Karls V., welche für ihn und ſeinen Hof eingerichtet waren. In manchen derſelben hat man mit wenig Geſchick die mauriſchen Wandverzierungen aus den andern Theilen der Alhambra nachzuahmen verſucht und ſieht man auch hier buntfarbige Azulejos, gleichſam eine Ueberſetzung derſelben in Renaiſſanceformen, aber gegen jene arabiſchen von ſehr dürftiger Zeichnung und Färbung. Unzählige tragen den Wahlſpruch des ſo raſtlos ſtrebenden Kaiſers: „Plus oultre!“ Schade iſt es überhaupt, daß bei den ſpäteren vielen Reſtaurationen auch der Haupt-

hinter dem Rahmen verwundert hervorſchaute — „Du haſt mich oft für leichtſinnig geſcholten und hier müßte ich es im höchſten Grade ſein, wenn ich dieſe Arbeit nicht mit dem feſten Entſchluß begänne, ſo ruhig als möglich zu bleiben, ein ſtiller Dulder zu ſein, und nachdem ich fertig bin, meine Sachen zuſammenzupacken, um einmal wieder in die weite Welt hinauszugehen — bis zu Deiner Hochzeit werde ich auch dieſes unſterbliche Werk beendigt haben und dann: lebe wohl, Madrid, nie wende ſich Dein Glück — das ‚Dein‘ groß geſchrieben.“

„Woher kommt denn mit einem Male Deine Reſignation?“

„Komiſche Frage aus Deinem Munde, Du willſt wohl damit ausdrücken, daß Du es nicht vergeſſen haſt, mit welchem Enthuſiasmus ich Dir noch vor wenigen Tagen von jener jungen Dame geſprochen — — ja und ich hatte das Gefühl, als wenn man in einer duftigen, vom Mond erleuchteten Maiennacht in einen Zauberwald gerathen iſt, wo man auf hoher, unzugänglicher Felſenwand eine hellleuchtende Blume ſieht und ſich denkt, mit Muth und Ausdauer kannſt Du am Ende doch noch da hinauf kommen — mächtig angezogen von jener wundervollen Erſcheinung und auch etwas getragen durch die eigene Kraft — — ſehe aber jetzt, daß Fels und Blume durch ſo furchtbare Abgründe getrennt

ſind von dem unten Wandelnden, daß es Wahnſinn wäre, nicht den feſten Entſchluß zu faſſen, alle dieſe Zaubergärten zu verlaſſen."

Er ſprach das Letztere mit einem leichten Seufzer, während er wieder hinter ſeinem hohen Rahmen verſchwand, um gleich darauf, eilig hervorkommend, ſeinen Freund mit dem größten Erſtaunen anzublicken, als dieſer ihm ruhig erwiederte: „Pah, wer wird ſo leicht den Muth verlieren, ehe man wenigſtens den Verſuch gemacht hat, ob jene furchtbaren Abgründe nicht doch zu überſchreiten ſind!"

„Das ſagſt Du mir, einen ſolchen Rath kannſt Du mir geben?"

„Ich rathe Dir gar nichts, ich rede nur vernünftig mit Dir, wie ich es ſchon oft gethan."

„Es handelt ſich ja um die Schweſter Margarethens — und Deine zukünftige Schwägerin."

„Ich weiß das ganz genau, und gerade weil auch Du Deine Stellung begreifſt, möchte ich nicht, daß Du unter einem drückenden Gefühl arbeiteteſt."

„Dem Bilde zulieb?"

„Allem zulieb, und in erſter Linie, indem ich an Dich denke, Alexander, denn was das junge Mädchen anbelangt, ſo kennſt Du ſie ja, ich möchte faſt ſagen leider — beſſer als ich."

„Leider — das ſage ich auch, doch habe ich Dir ſchon ſo viel von ihr erzählt, daß ich faſt glaube, Du ermuthigſt mich, einen Weg durch jenen Abgrund zu ſuchen, weil Du überzeugt biſt, daß ich jene leuchtende Blume doch niemals erreichen kann, weil ſie auf ihrem hohen, ſteilen Felſen unzugänglich iſt.“

„Wenn ſie in Manchem ihrer Schweſter gleicht,“ entgegnete Elmbach, nachdenkend mit dem Kopfe nickend, „ſo kannſt Du am Ende doch noch dazu kommen, in die weite Welt hinauszugehen — aber bei Alledem iſt das doch wohl eines Verſuches werth.“

„O jedes Verſuches,“ rief der Andere leidenſchaftlich, „und gingen auch dieſe Verſuche durch Abgründe und Meere — o Dagobert, Du weißt nicht, wie glücklich mich Dein gütiges Wort gemacht hat — glücklich, ſogar ohne rechte Hoffnung, und daran kannſt Du abmeſſen, wie troſtlos es für mich ſein wird, wenn ich doch noch dieſen Zaubergärten den Rücken kehren muß — — ach,“ ſetzte er nach einem tiefen Seufzer hinzu, „bei mir iſt der Augenblick erſchienen, von dem ich Dir einmal übermüthig leichtſinnig ſprach, daß ich glücklich, zufrieden ſein würde, wenn er endlich einmal käme, und doch fühle ich jetzt ganz anders — es iſt ein Zauberbild, aber troſtlos märchenhaft für mich wie bei jenem andern Schiffer:

Die ſchönſte Jungfrau ſitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geſchmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar."

„Ja, ja, es hat ſo etwas,

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er ſchaut nicht die Felſenriffe,
Er ſchaut nur hinauf in die Höh'."

fuhr der Maler fort, dazu mit einem ziemlich richtigen Geſichtsausdruck aufwärts blickend, ſo daß ſich der Andere nicht der Frage enthalten konnte: „So haſt Du am Ende gar in Folge dieſer Strophe die letzte erlebt und Dein Schiffbruch läßt ſich auch noch vom Erblicken einer Lorelei ableiten."

„Dazu kann ich leider nicht ‚nein' ſagen, doch war es dießmal keine Lorelei, ſondern die Meluſine ſelbſt, von der wir neulich ſo viel geſprochen und geſchwärmt, die ich im Mondſchein, umwallt von ihrem goldenen Haar, erblickte und dann in die Fluten untertauchen und verſchwinden ſah."

„In Deiner Phantaſie."

„— — — — — Ja, in meiner Phantaſie," erwiederte Dellwing mit ſehr, ſehr leiſer Stimme, ſetzte aber gleich darauf lauter hinzu: „doch hat es auf mich die gleiche Wirkung gehabt, als wenn die Meluſine mir durch ein

Zeichen ihrer weißen Hand befohlen hätte, ihr zu folgen — — und ich muß ihr folgen oder ſonſtwo untergehen.“

„Nun ich ſehe,“ ſagte der Andere launig, „daß Du in der Poeſie des Sees ſchon ſo weit gekommen biſt, daß ich mir meine Anleitung von vorhin ſchon hätte ſparen können.“

„Alſo war es in der That eine Anleitung?“ rief der Maler mit aufleuchtendem Blick.

„Eine Anleitung — zum Guten, hoffe ich, wie ich Dir immer ertheilt.“

„Und werde Dir dießmal mit Entzücken folgen.“

Eine Stunde darauf zog der Sturmvogel unter einer friſchen, günſtigen Landbriſe der Kloſterinſel zu, und als man dieſe erreicht hatte und der alte Weber, der am Geſtade beſchäftigt war, freundlich mit der Hand winkte, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, ſo ankerte das Segelboot kurz darauf in der ſtillen Hafenbucht, und dann ließ ſich Alexander Dellwing durch den alten Diener bei Frau von Berla melden, die ihn durch die gleiche Vermittlung erſuchte, ſich bis auf Weiteres in dem ihm wohlbekannten Kloſtergebäude die Zimmer aufzuſuchen, welche ihm für ſeine Zwecke am paſſendſten erſchienen. Das that er in beſcheidenſter Art, indem er ſein Schlafgemach von vorgeſtern wieder einnahm

und einen daneben liegenden größeren Raum mit gutem Nordlicht und ohne Seespiegelung, — die Fenster gingen auf den kleinen Blumenhof inmitten des Kreuzganges, — und dann fing er, um seine eigenthümlichen Gedanken wieder los zu werden, sogleich an zu arbeiten.

Es war das stets ein Festtag für ihn gewesen, wenn er mit der Kohle eine dergleichen glatte, frische Leinwandfläche in Angriff nehmen konnte, besonders wenn es galt, einen dankbaren Vorwurf zu beginnen — und einen schöneren hatte er bis jetzt noch nicht gehabt, deßhalb flog denn auch Hand und Kohle mit den Stunden um die Wette, und als endlich der alte Weber erschien und ihn ersuchte, zum Diner zu kommen, bemerkte er erst, als er auf seine Uhr schaute, wie tief er in den Nachmittag hinein gearbeitet hatte. Dafür aber standen auch schon beide Figuren in der angegebenen Art kennbar da und er glaubte mit dem, was er gemacht, zufrieden sein zu können.

Unter den Buchen bei dem ihm wohlbekannten Platze angekommen, wurde er von Allen freundlich begrüßt und gerade so, als habe er die Insel gar nicht verlassen, oder als sei er schon seit längerer Zeit Hausgenosse, was ihn leicht über eine eigenthümliche Befangenheit hinwegführte, die ihm sonst nicht eigen war. Hier fand

er auch Elmbach, der ſeinen Fleiß lobte, indem er ihm ſagte, daß er mit den beiden jungen Damen plaudernd unter ſeinen Fenſtern vorüber gegangen ſei, ihn aber nicht bei der Arbeit hätte ſtören mögen.

Margarethe war liebenswürdig wie immer, doch ſchienen ernſte Gedanken ihr Gemüth zu beſchäftigen, ja zu beläſtigen, und als nach Tiſche die jungen Mädchen vorſchlugen, einen Spaziergang um die Inſel zu machen und dann den allgemeinen Spielplatz aufzuſuchen, und als ſich hierauf Elmbach in der Nähe Margarethens hielt, um ſie zu begleiten, bat dieſe, ſich einiger dringenden Geſchäfte wegen zurückziehen zu dürfen, und wurde erſt ſpäter wieder zur Theeſtunde ſichtbar, wenige Zeit vorher, ehe Elmbach mit dem Sturmvogel nach Bucheneck zurückkehrte.

Das hätte Alexander Dellwing, der ja die Verhältniſſe ſeines Freundes ſo genau kannte, wohl auffallend erſcheinen können und müſſen, wenn er nicht zu ſehr mit ſich ſelbſt und ſeinen eigenen Angelegenheiten beſchäftigt geweſen wäre; doch hatte er faſt keine Theilnahme mehr für alles Uebrige der Außenwelt und lebte wie in einem oft beglückenden, aber zuweilen auch beängſtigenden Traume, letzteres, wenn er ſich klar wurde, daß alles Schöne derſelben faſt nur ſeiner lebhaften Phantaſie entſprang. Denn obgleich die Sonne freundlich

war und heiter auch in seiner Gesellschaft erschien, so gab sie ihm in ihrem stets gleichen, ruhigen und ernsten Wesen weder heute, noch in den folgenden Tagen auch nur die geringste Veranlassung zu seinen seligen Schwärmereien; ja, nachdem einmal die regelmäßigen Sitzungen eingeleitet waren, zu denen beide junge Mädchen meistens in Begleitung der Frau von Berla, selten in der der alten Haushälterin, Resi's Tante, nie aber allein erschienen, hatte sich ein gewisses, mehr geschäftliches Verhältniß, wenn auch gerade kein kühles, zwischen der Familie und dem neuen Hausgenossen ausgebildet, auch kam es ein paarmal vor, daß Margarethe mit ihrer jüngeren Schwester tagelang abwesend war, um Geschäfte in der Stadt zu besorgen, einmal auch, um Bucheneck zu sehen, zu welcher Partie Alexander Dellwing so flüchtig und vorübergehend eingeladen wurde, daß er es vorzog, bei seiner Arbeit zu bleiben, obgleich diese Arbeit gerade während dieses Tages auch nicht um einen einzigen Schritt vorrückte. Denn da warf er, nachdem der Sturmvogel, der die Damen abgeholt hatte, gegen das andere Ufer zog, — er sah das von seinem Fenster aus, — Palette und Malstock etwas unsanft bei Seite, setzte seinen Hut auf und hatte fast die ganze Insel umkreist, um sich zuletzt auf der Südseite, wo er seltener hinkam, unter einer der breiten Buchen zu lagern

und nach den hohen, majestätischen, in der reinen Luft mächtig aufstrebenden Bergriesen träumerisch aufzuschauen.

Es drückte irgend etwas schwer auf sein Gemüth, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte oder mochte, was es eigentlich sei, und er war undankbar genug, das mit auf Rechnung des nun schon so viele Tage andauernd klaren und wolkenlosen Himmels zu setzen, ja auf Rechnung des prachtvollsten Wetters, das die arme Menschenseele unter gewissen Verhältnissen leider häufig mit eben so wenig Erkenntlichkeit hinzunehmen vermag, als eine Reihenfolge ungetrübten Glückes. Letzteres war bei dem verwöhnten jungen Menschen und Künstler schon häufig der Fall gewesen, und wenn auch seine Unzufriedenheit dießmal aus ganz entgegengesetzter Ursache herkam, so war er doch weit entfernt, das einzugestehen, sondern schaute fast mißmuthig an den glänzenden Himmel empor. Dann senkte er seine Blicke auf die fein geschwungenen Berglinien und es war eigenthümlich, wie diese alsdann herabflatternd, wie der Schmetterling zur Blume, an der Silhouette des kleinen Dörfchens Am-Felsen ein paar Sekunden hängen blieben, ehe sie langsam niederglitten gegen den Park von Silberhaus, wo er die Umrisse des Baumes zu erkennen glaubte, unter dem er mit Gräfin Isabella

gesessen und sich die Klosterinsel hatte zeigen und beschreiben lassen.

Damals und jetzt — er fühlte etwas wie Reue oder vielmehr wie Verdruß über sich selber, daß er nicht stärker gewesen war und daß er durch eigene Schuld jenem schönen, unheimlichen Phantom gestattet, in seine Seele einen Feuerschein zu werfen, der sein Herz, wenn auch nur leicht vorübergehend, entzündet hatte — ein Schein, der fast drohte, wieder heller aufzuleuchten, da ihm eigenes Unbehagen und Trotz Nahrung verlieh und auch in dem Gedanken, daß sie nach jenen leidenschaftlich wilden Worten neulich in der kleinen Bucht am See sich doch gar zu rasch und schroff von ihm abgewandt durch Uebersendung jener einfachen Verlobungsanzeige.

Und doch wieder mußte er dankbar dafür sein, daß sie es ihm dadurch so leicht gemacht, jener heißen Stunde zu vergessen, und ihm erlaubt, mit reinem Blicke aufzuschauen zu der Lichtgestalt des jungen Mädchens, die, wie er wohl fühlte, entscheidend in sein Leben getreten war, ob zu seinem Glück oder Unglück, wer konnte das wissen? Fürchten mußte er das Letztere, da er wohl fühlte, daß er hier zum ersten Male wahr und aufrichtig liebe, und daß er wohl im Stande sein würde, die Zauberinsel zu fliehen, aber nie zu vergessen, was er hier erlebt, gesehen und gefühlt.

räume der Alhambra die früheren Azulejos nicht nachgeahmt, ſondern andere willkürliche Deſſins ſubſtituirt wurden.

Unter dieſen Gemächern liegen die alten mauriſchen Bäder, zu denen man von einem kleinen Hof über einige abwärts führende Stufen gelangt. Hier finden wir wieder Spuren der Wandverzierung, wie ſie uns im Saal der Geſandten entzückten. Die Decken der Badekammern ſind aus zierlichen Gewölben gebildet mit vielen ſternenförmigen Oeffnungen, die wohl mit buntem Glaſe verſchloſſen waren und durch welche das hereindringende Licht freundliche, bunte Reflere auf den weißen Marmor der Fußböden, der Badewannen, der Säulen und Pilaſter warf. Sehr ſchön iſt der daran ſtoßende Ruheſaal, luftig, ſchlank, rings von Altanen umgeben und mit einer großen Brunnenſchale in der Mitte. Bei der ſehr bewegten Grundform, der Abwechslung von hohen und niederen Säulen, weiten und engen Bögen, den vielen Vor- und Rückſprüngen der Wände und der eigenthümlichen hoch oben hereingeführten Beleuchtung iſt derſelbe ein ſehr lebendiger, intereſſanter Raum.

Vom vielen Schauen ermüdet, kamen wir durch verworrene Treppen und Gänge und halbverfallene Gemächer wieder nach dem Löwenhofe, den wir unmöglich ſchnell wieder verlaſſen konnten. Ben Saken hatte unterdeſſen für einige Erfriſchungen geſorgt. Der Hüter der Alhambra war ſo freundlich, uns eine Guitarre zu leihen, und ſo lagerten wir uns in dem Saal der Schweſtern, die Gläſer klangen und altſpaniſche Romanzen, von der wunderbaren Pracht der Alhambra erzählend, von Liebe, Kampf und Sieg erklangen durch die ſtillen Räume des Löwenhofes. — Das war eine unvergeßliche Stunde.

Am andern Morgen in der Frühe waren wir ſchon wieder auf der Alhambra, ſchritten mit demſelben Staunen, wie geſtern, durch den hochgewölbten Bogen unter der gewaltigen Maſſe des Gerichtsthurmes hindurch und pochten wieder an die beſcheidene Pforte, die ſo viel Koſtbares verſchließt. Nachdem wir die längs dem Myrthenhofe hin ſich erſtreckenden ſogenannten Zimmer des

Da war es ihm gerade, als vernehme er hinter ſich das Rauſchen leichter Schritte, und als er, hoffend, wenn auch nicht glaubend an eine ſo raſche Rückkehr der Damen von Bucheneck, haſtig aufſprang und ſich umwandte, ſah er zu ſeinem unſäglichen Erſtaunen ſie, an welche er eben noch ſo lebhaft gedacht, die Gräfin Iſabella, zwiſchen den dunklen Gebüſchen erſcheinen.

Hatte ſie ihn an dieſer Stelle vermuthet, oder wußte ſie, daß ſie ihn hier finden würde? — Wenigſtens zeigte ihre ruhige, kalte Miene keine Spur von Ueberraſchung, auch mäßigte ſie nicht ihren raſchen Schritt und machte noch viel weniger Miene, ihn durch ein Abbiegen vom Wege zu vermeiden.

Um ſo weniger aber war er im Stande, zuerſt irgend ein gleichgültiges Wort zu finden, wogegen ſich ein ſolches Erſtaunen auf ſeinen Zügen zeigte, daß man es begreiflich finden mußte, ein leichtes, raſch wieder verſchwindendes Lächeln um die Lippen der ſchönen Frau erſcheinen zu ſehen.

Immerhin aber blieb eine angenehme Heiterkeit auf ihren Zügen zurück, als ſie ſagte: „Hier finde ich wenigſtens einen Bekannten auf dieſer, wie es ſcheint, ganz verlaſſenen Inſel — und auch nur durch einen Zufall,“ ſetzte ſie nach einer kleinen Pauſe hinzu, „denn wir waren ſchon im Begriff, über Radfelden, woher wir auch

kamen, nach Hause zurückzukehren, als mich ein guter Gedanke trieb, von diesem Punkte aus nochmals und vielleicht zum letzten Mal, wenigstens für längere Zeit, nach Silberhaus hinüberzublicken."

„Zum letzten Male — für längere Zeit?" wiederholte Alexander Dellwing in einem fragenden Tone.

„Ja — — wir werden nachher größere Reisen machen."

Er vermochte es nicht, sie über das „wir" näher zu befragen, sagte aber: „Ich habe Ihr Schreiben erhalten, gnädige Frau, und mich fast gewundert, daß das so rasch gekommen ist."

„Ich pflege gern einmal gefaßte Entschlüsse rasch auszuführen," gab sie zur Antwort, indem sie, ohne ihn anzuschauen, rasch an den Stamm der großen Buche trat, neben welchem er soeben gelagert — „ach, wie man von hier Silberhaus deutlich sieht," rief sie alsdann in lebhaftem Tone, „die kleine Bucht, das Haus, vor Allem den Park in seiner ganzen Ausdehnung, wie er sich den Berg hinanzieht!"

„Ja, den ganzen Park."

„Sie machten hier wohl Studien, Herr Dellwing?"

„Ich erfrischte in dieser herrlichen Natur nach der Arbeit ein wenig meine Augen."

„Sie malen hier bei Frau von Berla?“ ſagte ſie, ſich gegen ihn wendend, „ich erfuhr es von der kleinen Klariſſa, die entzückt iſt, durch Ihre Kunſt mit verewigt zu werden — — ſchade, daß wir keine Zeit haben, ſonſt würde ich Sie bitten, uns Ihr Bild zu zeigen — behandeln Sie mir nur,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „die kleine reizende Sonne mit Ihrer ganzen Meiſterſchaft; gibt es doch nichts Lieblicheres, nichts Reineres und Edleres, als dieſe jungen Mädchen; auch Sie ſind ganz gewiß meiner Anſicht?“

Er verbeugte ſich vor der ſchönen Frau, ehe er erwiederte: „Man ſagt das allgemein, und obgleich ich die junge Dame noch ſehr wenig kenne, ſo bin ich doch als Künſtler ganz Ihrer Anſicht.“ —

„Glauben Sie mir, die ſie ſelbſt etwas kennt und die ſchon oft gelächelt hat bei den entzückten Schilderungen Klariſſa's, wenn dieß allerdings etwas exaltirte Kind leidenſchaftlich von ihrer Sonne ſprach — — behandeln Sie ſie gut — in allen Fällen gut — Fräulein Suſanne nämlich, und unter der Bedingung,“ ſetzte ſie mit leiſerer Stimme und einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „werde ich Manches leichter und raſcher vergeſſen.“

Das war wieder jener unergründlich tiefe, in heißem Widerſchein unter einem faſt grünlichen Schimmer

leuchtende Blick, der ihn ein paar Sekunden lang ſtreifte, um hierauf mit einem heiteren Lachen unter ihren raſch geſenkten Augenwimpern zu erlöſchen, dann ſagte ſie plötzlich mit einem ganz andern Ausdruck ihrer Augen: „Sie haben neulich auf ihrer Nußſchale einen tüchtigen Sturm erlebt, wie ich hörte — faſt Schiffbruch gelitten — — o, in ſolchen Augenblicken thut man ein Gelöbniß, ruft man die Heiligen an, und für Sie iſt eine ſolche thatkräftig erſchienen — o, wie ich das verſtehe — wie ich das verſtehe — — und trotzdem legen Sie immerhin Ihre Hand in die meinige," ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe ſanft und weich, indem ſie ihm ihre Rechte reichte. „Wir wollen als gute Freunde ſcheiden und ſo ohne Diſſonanz das Märchen ſchließen, das ſo hübſch begann — leben Sie wohl!"

Sie ließ ihm keine Zeit zur Erwiederung, da ſie ſich raſch abwandte und bald zwiſchen den grünen Büſchen verſchwunden war.

— — — — Allerdings ein Märchen — ein Traum, aus welchem Dellwing unter dem beglückenden Gefühl erwachte, daß alles Das nur ein Märchen, ein Traum geblieben war, ja er fühlte es jetzt deutlich, was, ihm ſelbſt unbewußt, ſein Gemüth peinlich beſchäftigt hatte, die Furcht vor ſich ſelber, ob er im Stande ſein würde, ohne irgend welche beängſtigende

oder beglückende Empfindung den heißen Blick dieſes ſchönen Weibes abermals zu ertragen — und da dieß nun geſchehen war und er darauf mit noch innigerer, herzlicherer Liebe an Suſanna zu denken vermochte, hätte er aufjubeln mögen in Glück und Seligkeit.

Dann eilte er zurück auf ſein Zimmer vor ſein Bild, und als er dort mit einem innigen Blicke die lieblichen Züge der Sonne betrachtet, kam es ihm gerade ſo vor, als hätte in ſeiner Abweſenheit ein anderer, ein größerer Künſtler, als er ſelber, dieſen milden, klaren Augen einen ſolch' wundervollen Ausdruck gegeben, daß er ſich nicht zu enthalten vermochte, mit gefalteten Händen tief bewegt zu dem Bilde aufzuſchauen.

Daran fortzuarbeiten wäre ihm in dieſem Augenblicke unmöglich geweſen, und ſo war es ihm auch keine unangenehme Unterbrechung, als ſich nach beſcheidenem Anklopfen die Thüre öffnete und Reſi mit der Frage eintrat: wann und wo Herr Dellwing heute ſein Mittageſſen wünſche.

„Allerdings eine wichtige Frage," entgegnete der Maler heiter, „deren Beantwortung ich aber ganz den Anordnungen Ihrer vortrefflichen Tante überlaſſe — freue mich aber, Sie wiederzuſehen, liebe Reſi, und hätte nicht darauf gehofft, daß Sie ſo bald wieder auf die Kloſterinſel kommen würden.

„Die Tante bat meinen Vater darum, es gibt doch hier in der nächsten Zeit mehr zu thun als sonst.“

„Und ich meine, es wäre hier stiller als gewöhnlich, Frau von Berla war schon ein paar Mal in der Stadt, und auch heute wieder ist es bei uns so ruhig, wie auf einer verzauberten Insel.“

„Sie sind auf Bucheneck, ich sah sie dort, ehe ich hieher fuhr — Alle, wie es mir schien, sind sehr vergnügt, die kleine Herrin war entzückt von dem Schlosse dort, besonders aber von Allem, was ihr dort der alte Seemann des Herrn von Elmbach zeigte — —“

Da der Maler hierauf schweigend sein Bild betrachtete, so fuhr sie nach einer Pause fort: „ich werde also den Tisch unter den Buchen für Sie decken.“

„Unter den Buchen? Ich glaube, es wäre mir anderswo lieber.“

„Aber es ist das doch ein so schöner Platz.“

„Gewiß, besonders in angenehmer Gesellschaft, nur nicht so mutterseelenallein wie ich heute bin, es könnte mich traurig machen.“

„O, Sie sind nicht leicht traurig, haben auch wohl keine Ursache dazu.“

„Wer weiß.“

„Wenn man so schöne Bilder malen kann,“ meinte

Reſi, vor die Staffelei tretend — „ach, wie lieb iſt hier die kleine Herrin!“

„Ja, wenn man immer Solches malen dürfte — — doch wenn ich mit dieſem Bilde zu Ende bin, ſo packe ich wohl eines Tages meine Geräthſchaften zuſammen, verabſchiede mich und gehe wieder in die weite Welt hinaus.“

„Sie glauben ſelbſt nicht, daß das ſo raſch gehen wird,“ ſagte Reſi mit großer Entſchiedenheit, „und daß man Sie ſo raſch wird gehen laſſen.“

„Wer und was ſollte mich halten?“

„O, ich bin nicht ſo dumm.“

Dellwing blickte erſtaunt auf das eigenthümlich ſchlaue Lächeln ihres offenen, hübſchen Geſichtes, ja er fühlte ſich etwas verwirrt, als ſie ihre großen braunen Augen feſt auf ihn richtete und dann ſagte: „oder wünſchen Sie vielleicht, daß ich dumm ſein ſoll?“

„Vor allen Dingen wünſche ich, liebe Reſi, daß Sie mir freundlich geſinnt bleiben.“

„Ah, wie ich damals war, als wir uns zum erſten Mal ſahen und auch, als Sie wiederkamen, uns zu beſuchen.“

„Gewiß — es iſt mir das von großem Werth.“

„Erinnern Sie ſich noch, um was Sie mich damals baten?“

„Ich glaube, und Sie, Resi, haben es nicht vergessen?"

„Wenn ich dumm sein soll, muß ich es allerdings vergessen haben — Sie wollten um jeden Preis die Klosterinsel besuchen, ich sollte Sie mitnehmen als irgend etwas, ja sogar als Schiffer, glaube ich."

„Und waren so hartherzig, mir das rund abzuschlagen."

„Weil ich dachte, wenn Sie so große Lust hätten, hieher zu kommen, so würden Sie ein besseres Mittel finden als durch mich, und wie ich mit Vergnügen sehe, haben Sie dieß Mittel gefunden."

„Ja, willenlos in der Gefahr unterzugehen und dann die Insel als sehr stiller Mann zu erreichen — daran wären Sie schuld gewesen, Resi."

„Es hätte mir recht, recht wehe gethan, es wäre mir schrecklich gewesen, und als ich hörte, daß Sie das in jener Sturmnacht gewagt, ist es mir so schwindlig geworden, daß ich mich unten auf die Treppe setzen mußte, um wieder zu mir selber zu kommen."

„Ich habe nichts gewagt, ich wurde von dem furchtbaren Wetter überrascht."

„Ja, wenn Sie noch allein gewesen wären," erwiederte sie lächelnd, „so hätten selbst wir, die mit dem See so vertraut sind, an ein zufälliges Unglück geglaubt, aber da der alte Seemann des Herrn von Elm-

bach bei Ihnen war, so ist das ganz anders; der würde ohne ausdrücklichen Befehl in einem solchen Wetter nicht um die Klosterinsel gefahren sein, um nach Radselden oder Bucheneck zu gelangen."

„Pah, so glauben Sie, wir hätten absichtlich hier Schiffbruch gelitten und unser Leben riskirt?"

„Das nicht, aber wir glauben, daß Sie in der Dunkelheit die schmale Hafeneinfahrt verfehlten und damit Ihre Absicht, bei einem furchtbaren Wetter freundlich aufgenommen zu werden."

„Und wer Alles glaubt das?"

„Nun wir, die Leute im Hause, vor Allen der alte Weber."

„Und Frau von Berla?"

Resi schüttelte mit dem Kopf, während sie sagte: „Die gnädige Frau hätte wohl keinen Grund, zu glauben, daß man sich in Lebensgefahr begibt, um auf die Klosterinsel zu gelangen."

„Und glauben Sie, Resi, an einen Grund, der mich dazu bewogen?"

„O ja," erwiederte sie, ihn fest, aber nicht unfreundlich anschauend, „ich glaubte gleich daran, und erst recht, als Frau von Berla später meiner Tante den weißen Schleier zum Aufheben gab, den Sie so sorgfältig bei sich bewahrten."

„Was hat denn der weiße Schleier mit allem Dem zu schaffen?“ fragte er in begreiflicher Spannung, worauf ihn Resi erstaunt anschaute, als sie zur Antwort gab: „Es war ja der Schleier der kleinen Herrin, den sie neulich Nachts auf dem Wasser verlor, als sie im Mondschein wieder einmal mit ihren beiden Hunden herumkutschirte.“

„Also doch ein Zauberschleier?“ rief Dellwing bewegt und erfreut aus, „so hatte Meister Jonas Recht, als er sagte, die Seejungfrau, die ihn verloren, würde mich nach sich ziehen in ihr feuchtes Element — o wenn das wahr wäre!“

„Nun, etwas Aehnliches ist ja schon geschehen,“ meinte die Resi lachend, „wenn ich auch nicht zugeben kann, daß der Meister Jonas meine kleine Herrin eine Seejungfrau nennt.“

„Ach, wenn sie es doch wäre!“

„Und warum?“

„So wäre sie ja auch allwissend, wüßte wenigstens, wie wir armen Sterblichen, die wir uns mit ihrem Element schon ziemlich vertraut gemacht, über gewisse Dinge dächten und fühlten.“

„Manches blieb der kleinen Herrin, trotzdem sie keine Seejungfrau ist, doch nicht verborgen.“

„So zum Beispiel?“ rief der junge Maler hastig.

Archivs, sowie den Hof der kleinen Moschee und diese selbst, die durch die Christen zu einer Kapelle umgewandelt wurde, besichtigt und theilweise sehr vernachläßigt und herabgekommen gefunden, auch die in einem der Archivzimmer sehr unsorgfältig aufbewahrte kostbare Porzellan-Vase aufgesucht, kehrten wir wieder um, ließen dießmal den Palast Karls V. links liegen, gingen die breite Straße am Weinthore hinauf, längs den zerstreut liegenden Häusern bei der Pfarrkirche vorbei und kamen endlich auf einen großen wüsten Platz, der aber noch innerhalb der mächtigen Ringmauern liegt. Hier waren zur Maurenzeit ebenfalls Gebäude und Gärten, doch ist jetzt Alles, bis auf die letzte Spur zerstört. Der Boden ist uneben und weit umher mit Mauertrümmern und Schutt bedeckt. Es ist eigenthümlich, daß dieser wüste Platz auf der Alhambra fast der einzige Ort in ganz Spanien ist, den man zur Mitternachtsstunde von übernatürlichen, gespenstischen Wesen bevölkert glaubt, was man bei uns in Deutschland von fast jedem Kreuzwege sagt. Hier, so erzählen sich furchtsame Leute, sieht man Kämpfe zwischen schattenhaften Mauren und Christen, hier über die Fläche jagt zuweilen ein einsamer Reiter, Mann und Roß ohne Kopf, verfolgt von einem feurigen Stiere und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Etwas Unheimliches hat dieser Platz allerdings, wenn man so entfernt von jeder menschlichen Wohnung über ihn dahinschreitet; doch würde ich zur Nachtzeit mich weniger nach Gespenstern, als nach Nateros umschauen, denen es schwer wäre, hier zu entgehen, denn man mag flüchten, wohin man will, so stößt man immer wieder auf die gewaltigen Ringmauern der Alhambra, die Einem ein gebieterisches Halt! zurufen. Es gehört schon am hellen Tage Kenntniß des Terrains dazu, um von hier aus den Eingang zur Schlucht zu finden, welche den Berg der Xeneralife von dem der Alhambra trennt. Zwischen zwei starken Thürmen befindet sich eine kleine Pforte, welche früher mit einer eisernen Thür verschlossen war, jetzt besteht aber ihr einziger Schutz aus wehenden Schlingpflanzen, die vom Thorbogen herabhängen. Hinter dieser Pforte

„Nun," erwiederte ſie launig, „ſo zum Beiſpiel vernünftige Anſichten, wie unvernünftig es iſt, bei gewiſſen Windſtrichen und bei hereinbrechendem Sturm ſo seltſame Fahrten auf dem See zu machen, wenn man nicht ſeine ganz beſonderen Gründe dafür hat."

„Und was dieſe Gründe anbelangt, ſchöne Reſi, mochte ſie dieſelben wohl verſtehen oder ſchien ſie daran zu glauben?"

„O, es gibt Dinge, die ein junges Mädchen immer verſteht, wenn ſie nämlich verſtehen will — aber —"

„Dieſes ‚Aber' iſt ein fürchterlicher Zuſatz."

„Aber es iſt ſchwer, der kleinen Herrin anzuſehen, ob ſie etwas verſtehen will, ſie hat alsdann eine Art wie die Schnecken und zieht ſich augenblicklich in ihr Haus zurück."

„Ja, ja, das iſt ganz richtig und ein ſehr guter Vergleich," meinte Dellwing. „Nur ſagen Sie mir noch, Reſi, was that die kleine Herrin, als ſie ſich bei dieſer Gelegenheit in ihr Schneckenhaus zurückzog?"

„Sie ſah mich mit ihren großen Augen ernſt und erſtaunt an und ſagte alsdann: ‚Dummes Zeug, Reſi.'"

„O weh, ich hätte mir eine andere Antwort gewünſcht."

„Von der kleinen Herrin? Da kennen Sie sie sehr schlecht, ich war nur froh, daß sie mir nicht befahl, darüber nie mehr zu reden."

„Wie danke ich Ihnen für diese Theilnahme, und Sie waren wirklich so gut, nochmals darüber zu reden?"

„Ja, als die kleine Herrin den weißen Schleier als ihr Eigenthum erkannte."

„Nun und dann, liebe Resi?"

„Sie sah mich abermals ernst und streng an, aber —"

„Wieder ein ‚Aber'."

„Sie setzte wenigstens nicht hinzu: dummes Zeug, sondern da sie gerade am Fenster stand, blickte sie ziemlich lange und schweigend auf den See hinaus — doch, nicht wahr, Herr Dellwing, darüber reden Sie niemals mit irgend Jemand, Sie würden uns Allen einen schlechten Dienst leisten."

„Trauen Sie mir eine solche Undankbarkeit zu? — O gewiß nicht, liebe Resi, Sie sehen mir wohl an, wie glücklich mich Ihre Worte gemacht, und können mir glauben, daß ich Ihnen ewig erkenntlich dafür sein werde, ja für alle Hülfe, die Sie mir leisten — und nicht wahr, Sie entziehen mir Ihre Hülfe nicht?"

„In allen guten Dingen gewiß nicht, weiß aber

nicht, ob meine Hülfe Ihnen vom geringsten Nutzen sein wird; es soll sich hier in nächster Zeit Allerlei begeben, wie mir meine Tante gesagt hat."

„Ja, ja," sprach der Maler leise vor sich hin, „davon habe ich auch gehört und deßhalb muß ich mich für alle Fälle beeilen, mit meiner Arbeit hier fertig zu werden."

„Also nicht unter den Buchen?" fragte Resi an der Thür.

„Nein, lieber hier auf meinem Zimmer oder drunten im Klostergarten, wo ich den Blick nach Buchneck frei habe."

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Die Königstochter.

Spät Abends hatte Elmbach die Damen auf dem Sturmvogel von Buchenek herübergebracht, und nachdem er ſich im Hafen von ihnen verabſchiedet, nur wenige kurze Worte mit Dellwing geſprochen, dabei unverkennbar eine Zerſtreutheit zeigend, ja eine Mißſtimmung und üble Laune, die Jenem, beſonders am Schluſſe eines ſolchen Tages, auffallen mußte. Gern hätte Dellwing länger mit dem Freunde geplaudert, doch drängte dieſer nach Hauſe, um, wie er ſagte, den günſtigen Wind zu benutzen, worauf er, da ſich auch Margarethe und Suſanne nach dem Hauſe zurückgezogen hatten, nichts Beſſeres zu thun wußte, als auf die Felſenplatte hinauszugehen und den weißen Segeln des in der Dämmerung raſch verſchwindenden Bootes nachzublicken.

Wie war hier Alles ſo anders gekommen, als er

es ſich vor wenig Tagen ausgemalt, und nachdem Elmbach ihm unter dem Ausdruck höchſten Glückes das Wiederfinden Margarethens geſchildert, ihm auch in allgemeinen Umriſſen aus deren Erlebniſſen der vergangenen ſchweren Zeit erzählt und ihm darauf mit Begeiſterung von der Zukunft geſprochen. Allerdings hatte ſich in Elmbach's Schilderung auch damals ſchon ein kleiner Schatten gemiſcht, der aber von ihm ſelbſt als leicht vorübergehend bezeichnet wurde, wie eine kleine lichte Wolke vor der Sonne, die, raſch entſchwebend, Licht und Glanz alsdann wieder um ſo beſeligender über die Erde ausſtrömen läßt.

Und doch ſchien jetzt dieſe Wolke ſchwerer geworden zu ſein, die Schatten unter ihr dichter und länger — woher kam das? — Dem richtigen Lauf der Dinge nach hätte hier ein glücklicher, feſtlicher Tag dem andern folgen müſſen — und darauf hatte der junge Maler ganz beſonders gehofft. War er doch ſeinem ganzen Temperament nach kein Mann des Ernſtes und trauriger Grübeleien, ja er wurde ordentlich komiſch, wie er früher ſchon häufig von ſchönen Lippen gehört, wenn er ſich einmal bemüht, eine trübe, ja traurige Miene anzunehmen; freilich hatte er noch keine ernſtliche und tiefgehende Veranlaſſung dazu gehabt, es widerſtrebte auch, wie eben ſchon geſagt, ſeinem ganzen

Wesen und es ging ihm wie dem bunten Schmetterling, dessen Farben sich ja auch im heiteren Lichte, in fröhlichem Glanze am leuchtendsten zeigen.

Hier auf der stillen, einsamen Felsenplatte vermochte er es denn auch nicht lange auszuhalten, umgaukelten ihn doch Erinnerungen mehr schmerzlicher als süßer Art, blickten doch nur wenige vereinzelte Sterne auf ihn herab, und auch diese für ihn nicht tröstlich glänzend; murmelte doch das leise Anschlagen der Flut an den Felsen gar so eintönig und melancholisch — was hätte er gegeben, wenn er jetzt wieder wie an jenem Abend den Klang der frischen, lustigen Mädchenstimme vernommen hätte — aber nur das, nur das, nicht um Alles in der Welt noch einmal das sinnbethörende, überirdische Bild jener lichten Märchengestalt — —

Er ging um die Kapelle herum und dann auf dem Wege fort, welcher am Strand die ganze Insel umkreiste — es war eine wunderbar stille Nacht; die Blätter der Bäume standen unbeweglich, aus dem kleinen Garten dufteten die Rosen herüber, stärker noch der Jasmin, und die glatte, sich kaum bewegende Flut des Sees leuchtete hie und da geheimnißvoll, wie verschämt unter dem Kuß eines glitzernden Sternes.

„Ueber allen Wipfeln ist Ruh' —"

sprach er leise vor sich hin, „und nur in der armen

Menschenbrust drängt und treibt es gewaltig, schüttelt die Gedanken durcheinander wie der Sturmwind die Zweige, und je milder und tiefer der nächtliche Frieden rings umher ist, um so mehr fühle ich das Klopfen meines Herzens. Was gäbe ich um einen sausenden Wind oder wenn mir der Ton eines Waldhorns oder auch nur das Geklimper einer Guitarre auf dem See die rebellischen Gedanken ein Bischen beschwichtigen wollte!"

Doch sollte er Besseres hören, als er noch hundert Schritte auf dem leise knirschenden Sand gemacht und nun vor sich dort, wo das Terrain sanft anstieg, das Haus Margarethens sah mit einer weit offen stehenden Glasthür im ersten Stock, aus welcher sich sanfter Lichtschein auf einen kleineren Balkon ergoß und dort eine aufrecht stehende weiße Gestalt beleuchtete — und zwar vernahm er die vollen melodischen Töne eines mächtig durch die Nacht klingenden Flügels, offenbar von Meisterhand gespielt in einer zu Herzen gehenden Phantasie, worin die einfache Weise eines bekannten Volksliedes lieblich verwebt war.

Er war plötzlich stehen geblieben im Schatten einer starken Buche und vernahm jetzt deutlich die Stimme Margarethens, sie war es, die auf dem Balkon stand, wie sie, gegen das Innere des Zimmers gewendet,

sprach: „Singe mir doch einmal das Lied, Susanne — Du weißt, welches ich so gern höre," worauf denn nach einem kurzen Uebergange eine andere ihm wohlbekannte Melodie, durch schwermüthige Akkorde getragen, ernst und traurig zu ihm herüber klang und sein Herz um so tiefer berührte, als nun jedes Wort des Gesanges von einer wunderbar ergreifenden Stimme so klar und deutlich gesungen ward, daß er es wohl verstanden hätte, auch wenn ihm das Lied nicht so bekannt gewesen wäre.

„Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Ruhe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für!"

Und das war Margarethens Lieblingslied? — wie ihm das zu denken gab — wie ihm dabei klar wurde das so veränderte Wesen seines Freundes; hier lag ein Geheimniß, das er ergründen mußte selbst auf die Gefahr hin, für einen unbescheidenen Frager gehalten zu werden. Berührte es doch auch ihn auf's Tiefste, daß hier Alles so ganz anders geworden schien, als es noch vor Kurzem den Anschein gehabt, als er gehofft und so sehnlich gewünscht!

Droben war nicht nur der Gesang verstummt, auch die Töne des Flügels verklangen in einem leisen Nachspiel, und dann trat Margarethe in das Zimmer zurück, die Glasthür schloß sich und statt des hellen Scheins erblickte man jetzt nur noch ein grünes, dämmeriges Licht durch die verhüllenden Vorhänge.

Am andern Tage ging Alles auf der Klosterinsel wieder seinen gewöhnlichen Gang, man frühstückte gemeinschaftlich unter den Buchen, wie stets, wenn es schönes Wetter war, und da, wenn auch sehr im Allgemeinen, die Rede auf gestern kam und dabei des so beständigen herrlichen Wetters und des wundervollen Abends gedacht wurde, so wäre Alexander Dellwing fast versucht gewesen, von seiner nächtlichen Promenade zu reden und von seiner innigen Freude über das herrliche Spiel und den schönen Gesang der Fräulein Susanna. Doch erschien ihm Margarethe weniger freundlich, als sie sonst wohl zu sein pflegte, ja sie hatte des scharfen Sonnenlichtes wegen, wie sie sagte, wieder ihre blaue Brille aufgesetzt, die ihr immerhin ein viel ernsteres, unnahbares Ansehen gab; auch schien sie zerstreut und zog sich bald in's Haus zurück, nachdem sie mit Alexander Dellwing die Stunde der Sitzung für Susanne ausgemacht und dabei wie absichtlos in

einem faſt gleichgültigen Tone gefragt, ob wohl noch viele Sitzungen zu dem Bilde nöthig ſeien.

Dieſe Frage hatte den Maler eigenthümlich, ja ſchmerzlich berührt, doch gab er gerade deßhalb um ſo raſcher zur Antwort: da das Bild ja eigentlich kein Porträt der jungen Damen ſein ſolle, ſo ſei er, obgleich dankbar für jede weitere Sitzung, doch jedenfalls im Stande, es auch für ſich allein in ſeinem Atelier und hoffentlich in kurzer Zeit zu beendigen.

Suſanne ſagte nichts dazu, ja ſie blickte nicht einmal von ihrer Arbeit in die Höhe, als Dellwing, und abſichtlich, fortfuhr: „Jedenfalls iſt auf dem Bilde die fränkiſche Königstochter ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß ich Ihre Züge, Fräulein Suſanne, leicht aus der Erinnerung vollenden kann“ — und erſt als hierauf Margarethe in ruhigem Tone ſagte: „Nun denn, jedenfalls heute noch eine Sitzung und wie gewöhnlich um zehn Uhr, wenn es Ihnen recht iſt,“ um darauf nach dem Hauſe zurückzugehen — da erſt blickte die Sonne in die Höhe, und als ihre Augen hiebei denen des jungen Malers begegneten, glaubte er eine kleine Bewegung um die feinen Lippen zu bemerken, ſowie eine ganz leichte Röthe auf ihren Zügen.

Doch beugte ſie ſich raſch wieder auf ihre Stickerei, indem ſie ſagte: „Klariſſa, die noch den Vormittag zu-

befinden wir uns außerhalb der Ringmauern der Alhambra, die ſich hier in gewaltiger Höhe und von viereckigen Thürmen unterbrochen, dort die Schlucht hinauf und hier abwärts zum Darro hinziehen. Es gibt aber nicht leicht etwas Maleriſcheres, als hier dieſe alten Mauern und Thürme; in ihrer röthlichen Färbung mit den ſchlanken arabiſchen Zinnen blicken ſie ſo angenehm und überraſchend ſchön zwiſchen den grünen Bergwänden hervor; jeder Schritt, jede Biegung des Weges zeigt uns ein neues Bild, das der Maler, gerade ſo wie es da vor ihm ſteht, auf die Leinwand bringen könnte. Von den Höfen und Gemächern der Alhambra gibt es unbeſchreiblich viele Abbildungen und leider ſo wenige von dieſen nächſten reizenden Umgebungen des alten Maurenſchloſſes. Ein ſchönes Bild hievon befindet ſich in der Gemäldeſammlung des Königs von Württemberg, welches ich häufig mit großem Intereſſe betrachtet. Es ſtellt ein kleines reizendes Gemach im mauriſchen Style vor, welches ſich im ſogenannten Torre de la Cautiva befindet. An der Brüſtung des weiten und hohen Bogenfenſters lehnt ein wunderliebliches Mädchen, den Kopf auf die Hand geſtützt und blickt hinaus; vor dem Fenſter aus der Tiefe ſteigen die hohen Ringmauern der Alhambra empor, hinter ihnen erblickt man die üppig und wild verwachſene Schlucht und weithin am Horizonte ragen die ſchneebedeckten Häupter der Sierra Nevada.

Da wir uns auf unſerer Wanderung gerade am Fuße des Torre de la Cautiva befanden, ſo machte ich den Vorſchlag, in demſelben das kleine mauriſche Gemach aufzuſuchen, das gewiß ſehenswerth ſei. Nach langem Umherklettern überſtiegen wir einige zerbrochene Treppenſtufen, erreichten die Eingangsthüre zum Thurme, die wir aber verſchloſſen fanden. Nach mehrmaligem Klopfen wurde ſie uns von einer alten Frau geöffnet, die uns freundlich eintreten hieß und auf einer ſchmalen, in den dicken Mauern ausgeſparten Treppe wirklich in das kleine reizende Gemach führte. Da die armen Leute, welche es bewohnen, einen kleinen Erwerb daraus machen, es den Fremden zu zeigen, ſo iſt es glücklicherweiſe,

rückkommt, wird gewiß gerne noch öfter ſitzen, wenn es Ihnen gefällig iſt."

„Und Sie ſelbſt, Fräulein Suſanne?"

„Für mich wird es wohl nicht nöthig ſein, wie Margarethe geſagt und wie Sie ja auch ſelbſt zugeben, Herr Dellwing."

Es war dieß das erſte Mal, daß Suſanne den Vornamen ihrer Schweſter nannte, und auch das gab ihm zu denken, denn es ging klar daraus hervor, daß man dieß junge Mädchen jetzt erſt mit dem früheren Leben der älteren Schweſter bekannt gemacht, oder daß man es für richtig hielt, fortan auch vor der Welt das vorgegebene Verhältniß der Tochter zur Mutter auf die Wahrheit zurückzuführen. Dadurch mußte ſich begreiflicher Weiſe nicht nur in dem äußeren Leben Manches verſchoben haben, ſondern auch was Gefühl und Empfindungen der beiden Schweſtern anbelangte, mochte wenigſtens die jüngere jetzt eine Aenderung fühlen, vielleicht eine Leere im Herzen, die ihr um ſo empfindlicher war, da ſie bemerken mußte, wie ihre bisherige mütterliche Freundin ausſchließlicher als ſonſt mit ſich ſelbſt beſchäftigt war und ſich häufiger der Geſellſchaft entzog.

Ja, auch heute Morgen wieder, als die Zeit zu der Sitzung begann, wo Alexander Dellwing zu ſeiner nicht

unangenehmen Ueberraſchung Reſi in Begleitung der kleinen Herrin erſcheinen ſah, um allerdings nur ſo lange zu bleiben, wie ſie ſagte, bis die gnädige Frau einige dringende Geſchäfte beſorgt.

„Soll ich ſtehen bleiben?“ fragte die Sonne, nachdem ihre Begleiterin ſie mit dem weißen feinwollenen Ueberwurf drapirt, ihr den goldenen Gürtel angelegt und das lange, leuchtende Haar gelöst, ſo daß es bis auf ihre Hüften herabwallte.

„O nein, Fräulein Suſanne, Sie wiſſen die Haltung Ihres Kopfes auch ſitzend ſo vortrefflich anzunehmen, daß es Unrecht wäre, Sie zu ermüden, und da ich vielleicht heute das letzte Mal ſo glücklich bin, nach Ihnen ſelbſt malen zu dürfen, ſo will ich ſorgfältig ihre Züge durchgehen und mich dann ſpäter noch einmal für kurze Zeit mit der Stimmung des ganzen Bildes beſchäftigen.“

Sie nahm darauf frei und ungezwungen ihre Stellung, worauf Dellwing, allerdings ziemlich zufrieden mit ſeiner Arbeit, jedoch mit einem traurigen Gefühle ſah, daß dem Bilde nur wenig mehr zur gänzlichen Vollendung fehlte.

Reſi hatte ſich an's Fenſter geſetzt und nachdem er einige unbedeutende Striche gemacht, fragte er in anſcheinend gleichgültigem Tone: „Ich habe Sie noch nicht

einmal gefragt, Fräulein Suſanne, wie es Ihnen geſtern auf Bucheneck gefallen.“

„O, es iſt da ſehr ſchön und muß für Ihren Freund eine große Genugthuung ſein, ſo Wundervolles geſchaffen zu haben, ich kann mir wohl denken, daß er Bucheneck um nichts in der Welt vertauſchen möchte.“

„Und doch ſagte er mir neulich einmal, daß es ihm nicht ſchwer fallen würde, anderswo wieder mit ſeinen Arbeiten von vorne anzufangen, doch iſt es allerdings ſchon einige Zeit her, daß er mir das ſagte und in einem Augenblick, wo er ſich in ſeiner freiwilligen Abgeſchiedenheit ſehr einſam fühlte — heute wird er aber anders denken — jetzt, da es ihm gelungen iſt, den Bann dieſer Inſel zu durchbrechen und mit ſo liebenswürdigen Nachbarn in Verbindung zu treten.“

„Dieſen Bann hat er wohl ſelbſt um ſich gezogen, und wenn ihm nach Löſung deſſelben der Verkehr mit ſeinen Nachbarn angenehm iſt, ſo hat er ſich dafür bei Ihnen zu bedanken.“

„Ein Dank, der mich glücklich machen würde, wenn auch Sie, Fräulein Suſanne, ſich ein Bischen daran betheiligen wollten.“

„Warum nicht? es war mir heute ſchon ein peinliches Gefühl, gewiſſermaßen abgeſchieden hier zu leben, und ſeit ich weiß, daß — Margarethe — meine Schweſter

— Herrn von Elmbach früher, wenn auch flüchtig, gekannt, bin ich Ihnen wirklich dankbar, daß Sie es waren, welcher, allerdings auf so unfreiwillige Art, die Entdeckung machte, daß diese Insel von keinen feindseligen Wesen bevölkert ist."

„O, diese Entdeckung hatte ich ja früher schon gemacht — und eine recht glückliche Entdeckung," erlaubte er sich hinzuzusetzen, wobei er seinen Kopf gegen die Leinwand beugte — — „es war das an jenem Morgen, als ich die kleine Klarissa auf dem Sturmvogel hierherbrachte und dabei das Glück hatte, Sie zum ersten Mal zu sehen — ich weiß nicht, ob Sie sich daran erinnern."

„O ja, ich erinnere mich wohl."

„Darauf allerdings," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „erschienen mir die Insel und ihre Bewohner wieder wie ein schönes Märchen, in dessen Zauberkreis einzutreten nur einem ganz besonders Berufenen und Begnadigten vergönnt sein könne — das war später in jener Mondscheinnacht, als Sie, Fräulein Susanne, uns erschienen wie ein übernatürliches Wesen, wie eine liebliche Wasserfee."

Die Sonne lächelte kaum merklich, als er das gesagt, und auch erst nachdem sie einen raschen Blick gegen Resi geworfen, welche angelegentlich auf den See hinauszuschauen schien.

„Wissen Sie wohl," fuhr Dellwing heiter fort, „daß Sie für unsern alten Steuermann damals in der That eine übernatürliche Erscheinung waren, vor der er sich fürchtete, während es mir leid that, daß der Sturmvogel so rasch an Ihrem Nachen vorüberzog? — Ich hätte viel darum gegeben, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, Sie nur einen Augenblick sprechen zu können, um — um — Ihnen einen weißen Schleier zurückzugeben, den ich so glücklich gewesen, kurze Zeit vorher aus dem See zu fischen — — ein Zauberschleier, wie Meister Jonas kopfschüttelnd sagte, der dem Finder noch Unheil bringen würde — — und gewissermaßen hat er Recht gehabt."

Die Sonne blickte ihn mit ihren großen Augen fragend an, worauf er mit einiger Befangenheit fortfuhr, sich dabei zu einem heitern Gesichtsausdrucke zwingend: „Meister Jonas behauptete nämlich, es sei eine gefährliche Sache, sich das Eigenthum jener lieblichen Geister anzueignen, die in Mondscheinnächten dem entzückten Auge der armen Sterblichen erschienen, und er erzählte ergreifende Beispiele, wie Jene nicht mehr im Stande gewesen seien, eine solch' wunderbare Erscheinung zu vergessen, wie es sie in einem Zauberkreise festgehalten, wie sie sich mit aller Kraft der Seele vergeblich bemüht, sich aus dem Banne zu befreien, und wie

ſie endlich, immer gewaltiger angezogen, dem Zauber folgen mußten, meiſtens um elend unterzugehen — — wie ja auch mir beinahe geſchehen wäre, wenn nicht die liebliche Waſſerfee Mitleid gefühlt und mich aus der Tiefe des Sees errettet hätte."

„Das klingt allerdings wie ein Märchen," ſagte das junge Mädchen mit leiſer Stimme, „und ging doch ſo natürlich zu — — es war nichts von Zauberei dabei — gar nichts — durchaus nichts."

„So fühlen Sie, Fräulein Suſanne," erwiederte er in ernſtem Tone, „und ich muß Ihnen Recht geben, denn leider gibt es auch eine Art von Zauber, der nur einſeitig wirkt, doch kann ich nicht verſchweigen, daß er auf mich recht tief, recht innig, recht ergreifend gewirkt hat und wohl für immer wirken wird — — ſo, nun kann ich hier nichts mehr verbeſſern," rief er alsdann faſt luſtig, wobei er ein paar Schritte von der Staffelei zurücktrat und ſein Bild betrachtete, — „ich bin fertig und habe nur noch den Wunſch, darnach recht lange Pinſel und Farbe ruhen laſſen zu dürfen."

Auf Suſannens Geſichte zeigte ſich wieder einmal jene flüchtige Röthe, die ſo häufig ihre lieblichen Züge raſch überflog, doch konnte das Dellwing kaum bemerken, denn ſie hatte den Kopf etwas geſenkt und bewegte ihn dann leicht gegen Reſi hin, die aber gerade jetzt

auf dem See noch mehr Interessantes entdeckt zu haben schien und sich aus dem Fenster beugte, um darnach zu schauen, worauf die kleine Herrin mit leiser Stimme den jungen Maler fragte: „Sie sind schon fertig und entlassen uns?"

„Ja, was mein Bild anbelangt, mit einem freudigen Gefühl, dahingegen mit einem schmerzlichen, daß es beendigt ist und nun alles Das vorüber — doch danke ich Ihnen herzlich, Fräulein Susanne," fuhr er mit einem innigen Blicke fort, „daß Sie mich so gefragt, wie Sie gethan, o das ist für mich eine große und schöne Belohnung, nehmen Sie auch meinen Dank für die freundliche Art, durch welche Sie es mir so leicht machten, mein Bild zu malen — meinen besten Dank." Zu gleicher Zeit hielt er ihr seine Rechte hin und da sie unbefangen ihre kleine feine Hand hineinlegte, betrachtete er diese aufmerksam, wohl nur, um sich erlauben zu dürfen, dieselbe etwas länger in der seinigen zu halten, wobei er sagte: „welch' zierlich elegante Form diese kleine Hand hat, wie wäre ich glücklich — — sie noch einmal besonders malen oder zeichnen zu dürfen!"

Darauf lächelte die Sonne, wie man über etwas lächelt, was uns angenehm und freundlich erschienen, und als sie darauf ihre Hand recht langsam zurückzog,

betrachtete sie, wenngleich flüchtig, ihre in der That zierlichen feinen Finger und sagte dann: „Das wäre wohl kaum der Mühe werth, wenn es aber doch so wäre, hätte ich vielleicht später einmal nichts dagegen einzuwenden."

„Ja, vielleicht später einmal," erwiederte er gedankenvoll, „wenn wir uns irgendwo wiedersehen."

„So wollen Sie uns schon so bald verlassen?"

„Ich fürchte fast, es wird das so kommen."

„Und wann? ich möchte das wissen, doch jedenfalls nicht vor Ende des Herbstes, dann verläßt uns freilich Alles und wir bleiben einige der stillen Wintermonate ganz allein."

„Wenn ich wüßte, daß das einmal der Fall wäre, so käme ich wieder," sagte er in treuherzigem Tone und mit leuchtenden Blicken, „o es muß auch dann unbeschreiblich schön hier sein, besonders wenn man durch die treibenden Eisschollen für eine Zeitlang ganz und gar von der übrigen Welt abgeschieden ist — dann komme ich gewiß einmal, wenn Sie es mir erlauben."

„Recht gern — gewiß recht gern," sagte sie darauf, abermals ein klein wenig erröthend, und als sie hierauf ihren Strohhut von dem benachbarten Tische genommen — die Resi hatte das weiße Gewand von

ihren Schultern entfernt — dann war sie es, die ihre kleine Rechte, Abschied nehmend, gegen den jungen Mann erhob, sie aber zaghaft beinahe wieder zurückgezogen hätte, als er sie rasch mit seinen beiden Händen ergriff und ehe sie das hindern konnte, einen innigen Kuß darauf drückte. —

„Komm, Resi, wir wollen jetzt rasch nach Hause, damit uns Margarethe nicht vergeblich sucht."

Dann waren sie aus dem Zimmer verschwunden und Dellwing, der ihnen aus dem Winkel seines Fensters nachblickte, sah die kleine Herrin am Strande dahin gehen, unter den breitästigen Bäumen, deren Laub, von einem leichten Winde bewegt, hie und da den blitzenden Sonnenstrahlen Eingang gewährte, so daß es aussah, als würde die Gestalt Susannens, sowie der Pfad, auf dem sie dahinschritt, von leuchtenden Goldkörnern besät — — ein liebliches Bild, das er sicher war, nie, nie mehr vergessen zu können.

Als sie hierauf das Wohnhaus erreicht hatte, es lag wie gewöhnlich tief schattig neben den dicht belaubten Bäumen, sowie unter den herabgelassenen Marquisen und so in Ruhe und Stille versunken, daß man in seinem Innern deutlich das Summen der zahlreichen Insekten draußen hörte, sowie das leise Anschlagen der Seeflut gegen die Terrassenmauern, da blieb Susanne,

ehe sie die Treppe erstieg, die zu ihrem Zimmer führte, einen Augenblick tief athmend stehen, rückwärts gegen die Ruinen blickend, welche sie soeben verlassen, und sagte dann, ihre Hand betrachtend, — wie sagte er doch — welch' zierlich elegante Form diese kleine Hand hat, wie wäre ich glücklich — — dann machte er eine kleine Pause und ich fühlte wohl, wie ich erschrak, denn was hätte ich ihm zur Antwort geben sollen, wenn er vielleicht hinzugefügt hätte: wie glücklich wäre ich, diese kleine Hand mein' nennen zu dürfen!

Doch blickte Susanne nach diesen kaum hörbar geflüsterten Worten scheu um sich her und fühlte wohl, wie die Röthe der Scham über ihre Züge flog; auch wollte sie sich rasch vor Jedermann, ja vor sich selber in einem schattigen Winkel ihres Zimmers verbergen, doch kam ihr die alte Kammerfrau auf der Treppe entgegen und ersuchte sie, in das Zimmer Margarethens zu treten, wo sie erwartet würde.

Hier fand sie die Schwester vor dem Schreibtische sitzend, wo diese Papiere geordnet hatte und ein kleines Paket überschrieb, als Susanne eintrat. Dadurch entstand eine Pause, was an sich wohl ganz natürlich und geringfügig war, doch däuchte es dem jungen Mädchen, noch immer bewegt von ihren Gedanken, vor denen sie selber erschrocken war, als müßte die Schwester auf-

die vom Rauch geſchwärzte Farbe abgerechnet, noch recht gut erhalten; von den Azulejos, welche die Lambris bilden und die hier von wunderbar verſchlungener Zeichnung waren, fehlten ſehr wenige, auch prangten die Wände noch da und dort in ihren alten Farben. Das große, weite Bogenfenſter fehlte ebenfalls nicht und um das ganze Bild vollſtändig zu machen, ſaß ein junges Mädchen von prächtiger Geſtalt und reizendem Kopfe in dem Erker, den die tiefe Mauer hier bildete. Sie gab uns freundlich einen friſchen Trunk Waſſer und einen großen Strauß herrlich duftender Veilchen, die ſie am Fuß der Mauern gepflückt. Wer dieſen Thurm mit ſeinem Gemache und ſeiner Ausſicht zu uns verpflanzen könnte!

Aus der Schlucht am Fuß der Mauern führt ein ſteiler Pfad zur Xeneralife empor, deſſen zierlicher Anblick uns ſchon geſtern den ganzen Tag gereizt, deſſen Schönheiten ſo oft beſungen wurden, und über welche jeder Reiſende in Entzücken gerathen muß. Die Xeneralife, zunächſt der Spitze des Elenaberges gelegen, war ein kleines Sommerſchloß der mauriſchen Könige, ein Zauberſitz, der Alles bot, was die üppigſte Phantaſie nur verlangen kann. Auf allen Seiten die wunderherrlichſte Ausſicht, eine üppige Vegetation, getränkt durch eine reiche Quelle des beſten eiskalten Waſſers, la fuente de las azucenas, die Lilienquelle, welche oberhalb des Gartens der Xeneralife entſpringt, und reich fluthend den kleinen Park derſelben durchſtrömt. Der kleine Palaſt bildet ein längliches Viereck von zwei geräumigen Zimmern an beiden Enden und einem Mittelſalon, vor dem eine Bogenhalle mit Marmorſäulen liegt; er iſt zweiſtockig und zu oberſt gekrönt durch ein luftiges Belvedere, das von zierlichen Säulen umgeben zum Genuß der unvergleichlichen Ausſicht einladet. Ein ähnlicher kleinerer Pavillon liegt dem ebenbeſchriebenen auf der Seite des Eingangs gegenüber mit einer faſt gleichen Bogenhalle. Zwiſchen beiden befindet ſich langgeſtreckt der Garten, nahezu wie im Hofe der Alberca. Beide Pavillons ſind auf der dem Thal zugekehrten Langſeite des Gartens durch eine beiderſeits offene Gallerie

ſchauend ſie jetzt mit einem ernſten, ſtrengen Blick betrachten; auch war dieſer Blick ernſt, doch nicht unfreundlich, ja ſie ſagte dazu mit weicher Stimme: „Setze Dich dorthin, Suſanne, ich habe etwas mit Dir zu reden!“ Dann verſchloß ſie ihre Papiere, erhob ſich von dem Schreibtiſche und trat an die weit geöffnete Thür der Terraſſe, um ein paar Minuten lang auf den See hinauszublicken, ehe ſie ſich der Schweſter gegenüber in einen tiefen Fauteuil niederließ.

Suſanne vermochte eine tiefe Bewegung und Spannung kaum zu unterdrücken und mochte Aehnliches wohl auf ihren Zügen ſichtbar ſein, denn Margarethe ſagte in ganz unbefangenem Tone: „Ich wollte Dich ſelbſt drüben abholen, doch habe ich entweder zu lange geſchrieben oder eure Sitzung iſt ausnahmsweiſe recht kurz geweſen.“

„So iſt es, da Herr Dellwing an ſeiner Arbeit nicht mehr viel zu ändern fand.“

„So iſt er alſo fertig damit?“

„Es ſcheint mir das nach ſeinen Worten, wenigſtens was mich anbelangt, doch wird er noch für Klariſſa ein paar Sitzungen brauchen.“

„Sie kommt noch im Laufe des Vormittags und wäre es mir recht lieb, wenn Herr Dellwing auch mit ihr bald zu Ende käme.“

„Warum eilst Du plötzlich so damit?“

„Ich habe meine Gründe, die ich Dir nicht verschweigen will — weil — auch Klarissa mit Madame Sarah Silberfeld für einige Zeit nach der Stadt gehen soll; es hat sich da, wie ich Dir gestern schon sagte, Manches geändert. Herr Joseph Silberfeld hat mit seiner jungen Frau gestern eine größere Reise angetreten, Herr Isidor ist nach Baden gegangen und die alte Dame, welche ihre Söhne über Alles liebt, findet es nun zu einsam auf ihrem Landhause und möchte für einige Zeit trüben Erinnerungen dort entgehen.“

„Es thut mir leid, daß Klarissa fortgeht — — es wird dann für uns oder vielmehr für mich recht einsam werden.“

„Weil Klarissa fortgeht? ich begreife das nicht recht, Susanne, Du, welche Du Dir sonst gar nichts aus Besuchen machtest.“

„Aber man gewöhnt sich leicht an Gesellschaft.“

„Allerdings, und es war in letzter Zeit bei uns recht lebhaft, doch geht auch das vorüber wie Alles und —“

„Man vergißt es leicht wieder“ — unterbrach sie das junge Mädchen rasch und nicht ohne einige Bewegung.

„Gewiß, man vergißt Vieles, was man vergessen

muß — doch wollte ich vorhin etwas Anderes ſagen, nämlich meinen Wunſch ausdrücken, daß gerade die geſellſchaftlichen Beziehungen, die wir in letzter Zeit angeknüpft, nicht ſo raſch wieder vorübergingen, ſondern ſich feſter und inniger geſtalten möchten — beſonders in Deinem Intereſſe, Suſanne."

„Das verſtehe ich nicht recht, ich kenne keine geſellſchaftlichen Beziehungen, die mich durch eine innigere Geſtaltung glücklicher machen könnten, als ich es bei Dir bin, Margarethe."

Ihre Stimme bebte leicht, als ſie das ſagte, auch hatte ſie ihre Hände leicht in einander geſchlungen und der Glanz ihrer großen ſchönen Augen erſchien ſichtlich etwas getrübt durch ein Gefühl der Erwartung oder gar der Bangigkeit. Es war ihr zu Muthe, als müßte ſich aus den Reden ihrer Schweſter etwas abſonderlich Schreckliches entwickeln, etwas ihr Herz Erdrückendes, wovon ſie ſich allerdings noch keine Vorſtellung zu machen wußte.

„Ja, in Deinem Intereſſe," fuhr Margarethe fort, wobei der Ton ihrer Stimme, ſelbſt ihre Blicke eine Entſchloſſenheit, ja eine Härte annahmen, wie Suſanne ſie an der Schweſter noch niemals bemerkt, dabei aber vermied ſie das erſtaunt fragende Auge derſelben und ſagte, vor ſich niederblickend, faſt rauh, mit ſchnell ab-

gebrochenen Worten, wie man nur zu thun pflegt, wenn man eine unangenehme Sache recht schnell erledigen will: „Du bist kein Kind mehr, Susanne, und ich muß um so mehr für Deine Zukunft sorgen, als ich es Denen, die sich für uns interessiren, nicht länger verschweigen darf, daß Du meine Schwester bist, wodurch ja natürlicherweise unser gesellschaftliches Leben hier auf der Insel ein ganz anderes werden muß."

Statt weiter etwas zu fragen, da Margarethe, tief Athem schöpfend, hier eine kleine Pause machte, hob das junge Mädchen ihre gefalteten Hände vor die Brust und senkte ihr Haupt leicht herab, so andeutend, daß sie Alles, auch das Unerwartetste, ruhig, ohne Widerrede anhören würde.

„Ja, ich muß für Deine Zukunft sorgen — und — — habe das gethan, indem ich den Bewerbungen eines braven und geachteten Mannes um Deine Hand entgegenkam."

„A — a — a — ah, Margarethe, das habe ich denn doch nicht erwartet; was ich mir als Schlimmstes ausmalte, wäre für mich schon hart genug gewesen — Deine Absicht, die ich vermuthete, unsere liebe Insel zu verlassen und vielleicht wieder das Leben in einer großen Stadt zu beginnen, — — aber das Andere ist ja noch viel trauriger, ist ja unmöglich."

„Glaube mir, Susanne," sagte die ältere Schwester in einem weit milderen Tone, „daß ich Stunden, Tage und Nächte mit mir zu Rathe gegangen bin, ja schmerzlich gerungen, bis ich mich überzeugt, auf diese Art für Dein Bestes zu handeln, Deine Zukunft glänzend herzustellen."

„— — Glänzend herzustellen," wiederholte schmerzlich das junge Mädchen, — — „ich fürchte fast, das hat Dich bewogen, so entsetzlich rasch zu handeln, — als wenn ich je an glänzendere, ja nur an so ungetrübte, glückliche Tage gedacht, als die, welche ich in vollem Glücke bei Dir verleben durfte, als wenn mir überhaupt der Gedanke gekommen wäre, Dich je verlassen zu müssen, Margarethe, o nein, nein, tausendmal nein," rief sie, gewaltsam ihre Thränen niederkämpfend, „wenn ich auch Deine Sorge für mich anerkennen will, wenn Du mir befehlen kannst, dieß und das zu thun, so die Pflichten des schuldigen Gehorsams erfüllend, schuldig durch Deine unaufhörliche Güte und Liebe, so habe ich doch auch Dir gegenüber meine Rechte — meine Rechte gerade an Deine Liebe, und dadurch ein weiteres Recht der Frage: wie wäre denn Deine Zukunft, Margarethe, wenn Du mit all' Deiner Güte und Liebe einsam und allein bliebest? — nein — nie — nie."

„Thörichtes Kind," antwortete die ältere Schwester,

ſich zu einem Lächeln zwingend, das auch unter dieſem Zwange trübe genug ausſah, „was meine Zukunft anbelangt, ſo wird ſich dieſelbe wohl nicht viel anders geſtalten, als ich bisher während der letzten Jahre gelebt, vielleicht noch ruhiger — vergeſſender und dadurch glücklicher — — — — thuſt Du doch gerade ſo, Suſanne, als ſei eine ſolche Veränderung Deiner Lage gleichbedeutend mit einer Trennung für's Leben, während wir uns ja beziehungsweiſe nahe bleiben können, ja häufig ſehen, jedenfalls ſtets in liebevollen Beziehungen zu einander bleiben — — doch genug dieſes für mich ſo harten Kampfes," ſagte ſie raſch aufſtehend und nach oben blickend, — „ich habe das Alles überlegt, tauſendfach überlegt und kann nicht mehr zurück, kann nicht anders, wenn auch" — ſetzte ſie, ſich gegen den See wendend, hinzu, „mein Herz darüber brechen ſollte." Aber ſie flüſterte die letzten Worte ſo leiſe oder hauchte ſie vielmehr nach einem tiefen Athemzuge unhörbar in die Luft hinaus.

Das junge Mädchen hatte ſich ebenfalls erhoben, doch als ſich die Schweſter jetzt von ihr wandte, verloren ihre eben noch ſo milden, weichen Geſichtszüge alles Das, beſonders den bittenden Ausdruck, und es lagerte ſich plötzlich ein tiefer Ernſt darauf, der noch geſteigert wurde durch die aufleuchtenden Blicke und einen harten

Zug von Entschlossenheit und Trotz um ihre festgeschlossenen Lippen.

„So, Du kannst nicht anders, — Du kannst nicht mehr zurück, ja das ist freilich etwas Anderes, dann muß ich Dir für alle Deine Liebe wohl ein kleines Opfer bringen und Herrn von Elmbach zum Manne nehmen.“

„Wer hat Dir diesen Namen genannt?“ rief Margarethe, sich rasch umwendend, „wie kommst Du gerade auf diesen Namen, den ich bis jetzt noch nicht gegen Dich ausgesprochen?“

„Was Du aber im Begriff warst zu thun — oder nicht? — oder ist es Jemand anders, hättest vielleicht an — Herrn Dellwing gedacht?“

„O, Susanne,“ rief die ältere Schwester tief bewegt, „schone mich und rede ernst in diesem ernsten Augenblick!“

„Gewiß, und ich habe alle Ursache dazu, fürchte übrigens nicht, daß jemand Anders mir den Namen des Herrn von Elmbach genannt oder es gewagt, mit mir über ähnliche Angelegenheiten zu reden, sein Name kam ganz aus mir selber, es liegt das in der Luft, es bereitete sich das schon seit einigen Tagen vor, es klingt im Rauschen der Bäume, im Murmeln des Sees, es lag neulich in Deinem thränenerfüllten Auge,

als Du zu mir tratest, nachdem ich Dein Lieblingslied gesungen:

Nimm mit Deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß Du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für."

Susanne hatte diese Worte mit aufgehobener Rechten und feierlich bewegter Stimme gesprochen und je höher sie ihre Hand gegen die Schwester erhob, um so tiefer beugte sich diese, wie von einem gewaltigen Schmerz niedergedrückt, wobei sie heftig ihre beiden Hände vor die thränenden Augen drückte.

„Du sagtest vorhin," fuhr das junge Mädchen näher tretend fort, „ich sei kein Kind mehr, und darin hast Du Recht, — obgleich ich mir," setzte sie leise und weich hinzu, „dieser Verwandlung erst seit ganz kurzer Zeit bewußt bin — wenn also auch Du, Margarethe, mich für kein Kind mehr hältst, warum dann befehlend gegen mich auftreten, warum mir nicht lieber Dein ganzes Herz öffnen, mich mit Vertrauen behandeln?"

„Du weißt nicht, was Du verlangst," erwiederte die Andere nach einer längeren Pause, in der sie sich mühsam gefaßt und wieder hoch aufgerichtet hatte, „glaube mir, Susanne, nur so wie ich es über Dich bestimmt, bin ich im Stande, für Dein Glück zu sorgen und auch für das meinige."

„Und an dieser Bestimmung hältst Du fest?“ —

„Ich kann nicht anders — ich kann nicht mehr zurück.“

Das junge Mädchen athmete so tief und schwer, daß es schien, als wolle ihre Brust zerspringen, dann sagte sie in ruhigem, kalten Tone: „Gut denn, wir wollen sehen“ — — und hierauf wandte sie sich und verließ mit langsamen Schritten das Gemach. Auf ihrem Zimmer angekommen, blieb sie eine Weile in der Mitte desselben stehen, ihre Hände vor das Gesicht gedrückt, und als diese wieder herabsanken, zeigten ihre Züge einen entschlossenen, fast heitern Ausdruck, der sich aber ein klein wenig wieder trübte, als sie, nun um sich schauend, auf dem Sopha Klarissa's Hut und Tuch liegen sah.

„Ah, sie ist schon angekommen,“ sprach sie zu sich selber, „und wird schon zu Dellwing gegangen sein, das kecke kleine Mädchen — aber mit Resi, hoffe ich,“ und hierauf ging sie zu der alten Kammerfrau ihrer Schwester und ließ sich von dieser bestätigen, daß Fräulein Klarissa Silberfeld angekommen sei und sich mit Resi nach dem Kloster begeben habe. Einen Augenblick schien sie im Begriff, ihr dorthin zu folgen, begab sich aber nach ihrem Zimmer zurück und setzte sich dort an's Fenster, nachdem sie die herabgelassene Marquise

aufgezogen. Sie that das, um den frischen Hauch des Sees hereinzulassen, weil es ihr im Zimmer unerträglich heiß erschien, auch da sie bemerkte, daß die Strahlen der Sonne nicht mehr auf das Haus fielen.

Der Himmel war nämlich, wie es im Hochsommer, besonders bei Veränderungen des Wetters, häufig und sehr rasch zu geschehen pflegt, mit einem leichten, hellen Dunstschleier überlaufen, unter welchem die Hitze um so empfindlicher, ja fast beängstigend drückte, besonders weil fast gar keine Bewegung der Luft zu spüren war. Susanne sah das auch nach einiger Zeit, während sie lange auf den See hinausgeblickt, an den weißen Segeln einiger Boote, die in der Ferne langsam und träge über die fast unbewegliche Wasserfläche schlichen. Dann blickte sie plötzlich aufmerksamer hinaus, nahm auch ihr Glas zur Hand und sah, was sie vermuthet, daß auch der Sturmvogel auf dem Wasser sei, und sich trotz seiner großen Segel, die alle entfaltet waren, ebenfalls nur sehr langsam näherte.

„Und doch wird er herankommen," sprach das junge Mädchen leise vor sich hin, „näher und immer näher, wird dort in der Bucht seinen Anker fallen lassen und wer weiß, was dann heute noch geschehen soll — oder geschieht — a—a—a—ah" rang es sich schmerzlich aus ihrer Brust, doch warf sie gleich darauf fast trotzig

von Arcaden auf viereckigen Steinpfeilern ruhend und von einer hohen Teraſſenmauer getragen, mit einander verbunden und bildet dieſe Gallerie am Rand des ſteilen Abhangs gelegen, den entzückendſten Spaziergang, welcher nur denkbar iſt. Alles iſt hier vollkommen feſt und gut erhalten und ausgeführt im reichſten anmuthigſten Styl der mauriſchen Baukunſt, der uns an die Wunder des Löwenhofes erinnert. Die Säulenhallen mit ihren arabiſchen Bogen, mit ihren Basreliefs und Filigrandeſſins, ſowie die inneren Räume prangen aber leider nicht mehr in ihren glänzenden Farben, ſind vielmehr mit einer weißen Tünche bedeckt worden, durch welche man kaum noch die zierlichen Formen der Wandverzierungen erkennt. Umſchloſſen von den Gallerien und Hallen liegt nun der kleine Garten, der das Poetiſchſte und Schönſte iſt, was ich in meinem ganzen Leben geſehen. Der Länge nach wird er durchſtrömt von dem Abfluß der reichen Lilienquelle und obgleich die klare Fluth durch ein Becken von weißem Marmor fließt, ſo rauſcht ſie doch dahin wild und üppig wie ein freies Bergwaſſer, ringsumher eine herrliche Kühlung verbreitend. — Und welche üppige Vegetation hat dieſer kleine, wunderbare Garten! Hier ſind dichte Laubengänge von Orangen und Granaten, an der einen Gallerie erheben ſich gewaltige, ſchwarze Cypreſſen und über das ganze Waſſerbecken wölbt ſich eine ſchattige Lorbeerlaube, untermiſcht mit Cypreſſen, die nach der Mitte zuſammen geneigt, ſich zu ſpitzigen Bogen vereinigen. Wenn man ſich in die offene Halle des Pavillons ſetzt, und auf das murmelnde Waſſer blickt, wie es dahinſtrömt unter dem grünen Blätterdach, hie und da geküßt von einem kleinen, zitternden Sonnenſtrahle, ſo muß man geſtehen, daß es keinen Punkt der Erde gibt, wo man ſeliger träumend ruhen könnte in glücklicherer Selbſtvergeſſenheit, als hier im Zauberhof der Xeneralife.

Dabei iſt Schloß und Garten zierlich und nicht ſo ausgedehnt, an den Bergen erhebt ſich der Park terraſſenförmig, eine phantaſtiſche Schöpfung, wie man ſie ſich wohl träumend in heißen Nächten ausdenkt, wenn durch die offenen Fenſter herein ein küh-

ihren Kopf empor und ſtieß heftig hervor: „Gewiß, ich bin kein Kind mehr — ſeit heute nicht mehr.“

— — — —

Der Sturmvogel zog indeſſen trotz ſeiner großen Segel und trotzdem Meiſter Jonas bis an die Maſtſpitzen Alles in Tuch gehüllt hatte, auch die Kehrſegel entfaltet, bei dem faſt unmerklichen Lufthauch müde und ſchläfrig über das Waſſer hin, ja zuweilen ſchlappten ſeine Segel zuſammen und dann blieb er auf Augenblicke nach einem nur noch ſehr geringen Fortgleiten oft minutenlang auf der Stelle liegen, ſich dabei wie unmuthig hin und her wiegend.

„Haſt auch Recht, verdrießlich zu ſein, alter Junge,“ murrte Meiſter Jonas, der vorn an der Spitze ſtand und vergeblich rückwärts blickte, um irgend eine noch ſo kleine Katzenpfote auf der förmlich ölicht ſcheinenden Seefläche zu entdecken — — „wüßte ich nicht, fuhr er nach einer Pauſe noch mißmuthiger fort, „daß Dir dieſe Schneckenfahrt ebenſo wehe thut als mir, ſo hätte ich gute Luſt, ſtatt des ſchlapp herabhängenden Wimpels eine Nachtmütze aufzuziehen — Kreuzbramſtengendonnerwetter!“

Dann ging er zurück bis an den Hauptmaſt, wo Herr von Elmbach ſaß, und meinte brummend: „Es hilft Alles nichts, das iſt ſo eine dicke Gewitterluft,

was ſich da über uns hinſpinnt, und ein ſelbſt anſtändiger Wind, wenn er auch gute Luſt hätte, uns zu helfen, würde ſo wenig durchdringen, wie ein Bremſenſtachel durch die Haut eines Elephanten; wenn wir vorwärts ſollen, Herr, ſo müſſen wir wahrhaftig zu den langweiligen Riemen greifen."

„Laß das vorderhand bleiben," war die Antwort, „ich habe es durchaus nicht ſo eilig, vielleicht kommt uns doch noch eine leichte Briſe zu Hülfe."

„Gott ſegne Euer Gnaden für dieſe Geduld," erwiederte der alte Mann mit einem grinſenden Lachen, „und es wäre wahrlich verhext, wenn wir zur Belohnung dafür nicht einen mindeſtens halbſtündigen Lufthauch hätten, der uns an's Ziel brächte. Nachmittags oder gegen Abend," fuhr er fort, indem er aufwärts in die Luft ſchnüffelte, „werden wir ſo ſteifen Wind haben, vielleicht auch erſt während der Nacht, daß uns jetzt eine Mütze voll davon recht gut thun würde."

„Beruhige Dein Gemüth, wie ich Dir ſchon vorhin angedeutet," ſagte Herr von Elmbach, der mit auf die Hand geſtütztem Kopf am Schiffsrande ſaß und träumeriſch in die Seeflut blickte, welche nimmer ſo helleuchtend war wie heute früh, ſondern in einer matt, faſt ſchmutzig grauen Farbe erſchien — „gib Dich zufrieden, es eilt mir ja durchaus nicht und ankommen werden wir ſicher."

Meiſter Jonas ging zum Steuerruder, wo Joſeph ſaß, worauf er die Leitung des Schiffs einen Augenblick ſelbſt übernahm, indem er die Stellung des Klüvers ändern ließ und die Gaffelſegel ſo feſt anziehen, daß ſie trotz des ſchlapprigen Lufthauches immerhin mehr Widerſtand leiſteten, und den Sturmvogel wieder um etwas vorwärts brachten.

Dann ſagte Joſeph, indem er verſtohlen nach dem Hauptmaſt blickte: „Der Herr iſt merkwürdig geduldig ſchon ſeit ein paar Tagen und beſonders heute Morgen.“

Wohl zu jeder andern Zeit würde Meiſter Jonas den Andern in aller Höflichkeit gewiß erſucht haben, über dergleichen Dinge ſein ungewaſchenes Maul zu halten, ſo aber zuckte er nur leicht mit den Achſeln, weßhalb Joſeph fortfuhr: „Er hatte ſchon ſeit mehreren Tagen befohlen, es ſolle in der Niſche an der Terraſſe ein geladenes Gewehr ſtehen, gegen einen Habicht, der ſich ſchon ein paarmal im Hühnerhof unnütz gemacht hat und der heute Morgen, als der Herr zum Schiff gehen wollte, wieder über den Buchen kreiſte; ihn bemerken, raſch das Gewehr ergreifen war eins, doch gehorſamer Diener, es waren keine Kapſeln aufgeſetzt, der Jäger ſtand da, ſtrich ſich verlegen ſeinen ſchwarzen Bart und wir Alle glaubten, ein ſchönes Donnerwetter zu vernehmen, doch kam nichts dergleichen, der Herr

setzte das Gewehr ruhig ab und ging nach dem Hafen."

„Ja, ja, der Herr hat in letzter Zeit seine ganz besonderen und wohl recht schweren Gedanken."

„Ich möchte wohl wissen, was das ist, Meister Jonas, und ob das mit den vielen Fahrten nach der Klosterinsel zusammenhängt."

„So, das möchtest Du wissen?" erwiederte Meister Jonas mit einem strengen Seitenblick — — und als Joseph hierauf hastig mit dem Kopfe nickte, fuhr er fort: „Ich will Dir dagegen etwas Anderes zu wissen thun, daß Dir nämlich das Donnerwetter, welches den Jäger leider verfehlt, auf Deinen eigenen Kopf fahren soll, wenn Du wieder vom Kurs abfällst, daß die Segel schlappen wie eben jetzt — aufgepaßt, sag' ich Dir und mehr Backbord — neugieriges Waschmaul!" Damit stand er auf, um an die Spitze des Schiffs zu gehen, und erst als er aus der Hörweite war, brummte ihm der Andere nach: „grober Seebär."

Herr von Elmbach bewies auch allerdings bei der langsamen Bewegung des Sturmvogels eine Geduld oder Gleichgültigkeit, die man sonst nicht an ihm gewohnt war, ja es schien, als sei es ihm gerade recht, daß der leise Windhauch die Fahrt verzögerte, vielleicht bemerkte er das auch gar nicht einmal, was man hätte glauben

können, wenn man seine starren, auf die Seefläche gerichteten Blicke sah; vielleicht aber auch erging es ihm wie sonst Jemand, der einen wichtigen Entschluß zur Ausführung bringen will und je näher am Ziele, seine Schritte mehr und mehr verkürzt.

Doch glitt der Sturmvogel in Folge seiner vortrefflichen schlanken Bauart und unter dem Druck seiner sämmtlichen Segel, deren Stellung Meister Jonas häufig änderte, um auch den leisesten Windhauch aufzufangen, wenn gleich langsam doch stetig fort, und so kam es denn, daß sie nach einer allerdings ungewöhnlich langen Fahrt endlich doch unter den Schatten des hohen Ufers der Insel kamen, damit hier aber auch gänzlich aus dem Bereich des schwachen Windes, wo dann der alte Seemann, ohne weiteren Befehl abzuwarten, sämmtliche Segel auf das Deck herabgleiten ließ und die ihm sonst so verhaßten Riemen zur Hand nehmen, was sie denn auch in Kurzem in die Hafenbucht brachte, wo der Sturmvogel vor Anker ging.

Dann griff Meister Jonas an den Rand seines Hutes und bat um Befehl für die Rückfahrt.

„Ich kann darüber noch nichts Genaues bestimmen," sagte Herr von Elmbach, „jedenfalls aber, denk' ich, bleiben wir bis zum Abend, wo sich auch wohl ein besserer Wind für uns zeigen wird — — — — ja hoffent-

lich ein besserer," sprach er zu sich selber, indem er langsam die kleine Felsentreppe hinaufstieß, „ein guter Wind, ein günstiger Wind, der uns am Ende doch noch glücklich in den Hafen treibt."

Dann schritt er dem Hause zu und ließ sich, dort angekommen, durch die alte Kammerfrau bei Margarethe anmelden.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Untergang des Sturmvogels.

Susanne hatte den Lauf des Sturmvogels von ihrem Fenster aus verfolgt, bis das Boot ganz nahe gekommen und hinter den Felsen der Insel verschwunden war, dann stand sie rasch auf und ging in's Nebenzimmer, von wo sie bis zur Hafenbucht sehen konnte, und hier bemerkte sie kurze Zeit nachher, wie Herr von Elmbach gegen das Wohnhaus kam, hörte auch, wie er sich bei ihrer Schwester anmelden ließ, vernahm dann seinen Schritt auf der Treppe und ihr Herz schlug heftiger, als ihr das Geräusch der zufallenden Thüre, die in den Salon Margarethens führte, anzeigte, daß er dort eingetreten sei. — —

Sie nahm ihren Hut und flüchtete in den Garten hinab, dort eine Zeitlang zwischen den dunklen Gebüschen umherirrend, sichtlich von schweren Gedanken bewegt,

doch wurden ihre haſtigen Bewegungen allmälig ruhig, ſie trat in den Strand hinaus faſt genau an der Stelle, wo damals die kleine Phantaſie verunglückt war, und nachdem ſie hier eine Weile geſtanden, die Hände vor die Bruſt gedrückt, weder auf das graue Waſſer des Sees ſchauend, noch auf den dunſtig überlaufenen Himmel, ſondern weit, weit hinaus in's Leere, ging ſie in die Kloſterruine, ſtieg dort die Treppe hinauf bis an die Thüre zur Wohnung Dellwing's und klopfte hier erſt an, nachdem ſie lauſchend Klariſſa's luſtiges Plaudern hörte.

Der junge Maler öffnete ſelbſt und ſein erſtaunter Blick, mit dem er die Sonne betrachtete, galt wohl mehr ihren bleichen Zügen, ſowie den aufgeregten haſtigen Athemzügen, als ihrem Erſcheinen ſelbſt, denn es war ſchon früher einigemal vorgekommen, daß ſie bei den Sitzungen erſchienen war, wenn ſie wußte, daß Klariſſa und Reſi bei Dellwing waren. Die Letztere ſtand in der Mitte des Zimmers und vor ihr kniete Klariſſa am Boden in der allerdings ermüdenden Stellung, welche ihr der Maler auf dem Bilde gegeben; deßhalb ſprang ſie jetzt auch raſch in die Höhe und ſagte lachend: „Wie froh bin ich, daß Du kommſt, liebe Sonne, Herr von Dellwing iſt heute ſehr ſtreng, und wenn ich ihm nicht ſo gern zu ſeinem ſchönen Bilde ſäße, würde

ich schon ein paarmal um eine Unterbrechung gebeten haben."

„Ich kann das nicht leugnen," sagte Dellwing, während er für Susanne einen Stuhl an das Fenster stellte, wo heute Morgen Resi gesessen, „jedenfalls aber bin ich dem Fräulein sehr dankbar, daß sie zu meiner Unterstützung gekommen, denn die junge Dame hier ist heute in einer recht heitern, unruhigen Laune."

„So, Sie verklagen mich noch obendrein und sollten doch nur mit Bedauern davon sprechen, daß Sie mir eine so schwierige Stellung zugetheilt — und doch bin ich zufrieden damit, ja, ich freue mich, auch hier auf dem Bilde zu Dir aufblicken zu dürfen, meine gute, gute Sonne."

Sie hatte sich derselben rasch genähert, ihre Arme um ihren Hals geschlungen und küßte sie dann innig auf das schwere blonde Haar, worauf sie ausrief: „Wie blaß Du aussiehst — bist Du nicht wohl?"

„O doch," erwiederte Jene, „es fehlt mir nichts, durchaus nichts, nur fühle ich die schwere Gewitterluft."

„Das wird es sein, Fräulein Susanne," sagte der Maler, „auch auf mir lastet das Wetter recht drückend und ich muß mir Mühe geben, um so fleißig zu sein, daß ich meine Arbeit rasch beendigen kann."

„Ach ja," warf Klarissa ein, „Herr von Dellwing sagte

mir vorhin, es sei jetzt zu Ende mit unsern schönen Sitzungen, und würde ich das doppelt bedauern, wenn ich ja nicht mit meiner Großmutter für einige Zeit nach der Stadt müßte — wie mir das schrecklich leid thut, liebe Sonne, dann eine Zeitlang von Dir fern sein zu müssen, doch werdet ihr ja wohl auch in Kurzem für einige Zeit dorthin kommen, wie Madame Sarah gesagt — nein, nein," verbesserte sie sich, „die Gräfin Isabella sprach davon und auch Herr von Dellwing wird uns sicher dort besuchen, wie er mir vorhin versprochen."

„Allerdings, sobald ich einmal nach der Stadt komme," sagte dieser, dem das Geplauder des jungen Mädchens um so mehr einen peinlichen Eindruck machte, als er, flüchtig seitwärts schauend, wohl bemerkte, wie bleich Susanne aussah und wie theilnahmlos sie, die gefalteten Hände im Schooße, auf den See hinausblickte.

Resi trat jetzt zu ihrer kleinen Herrin, strich ihr das blonde Haar aus der Stirn und befestigte die schweren Flechten wieder, die sich etwas von ihrem Kopfe gelöst hatten.

Dellwing sann über alles Das nach und konnte sich besorgten Blickes eines Kopfschüttelns nicht erwehren, indem er anscheinend gleichgültig ein paar neue Farben auf die Palette setzte und mischte. Dann sagte er:

ler Luftzug die glühende Wange fächelt. Das Ganze hier iſt faſt eine einzige, dichte, hochgewölbte Laube von Orangen, Granaten und Lorbeer, durchzogen mit den üppigſten Roſenhecken; dazwiſchen hie und da eine kleine Allee, gebildet durch majeſtätiſche Cypreſſenwände, unten mit dicht verſchlungenen Reben und Epheu, welche ſo zierlich abſtechen von den hellen Stämmen der rieſenhaften Bäume, oben aber ihre faſt ſchwarzen Häupter hoch in die Wolken erheben. Unter dieſer rieſenhaften Parklaube winden ſich gut erhaltene Wege von weichem Sande ſchlangenförmig hin und her, die Terraſſen ſind durch Treppen, theils von Marmor, theils von kleinen Kieſeln verbunden, welche bequem bis auf die Höhe des Berges führen, und von dort herab ſtürzt das reiche Waſſer der Lilienquelle, mit liebender Sehnſucht in das Blätterdickicht hinein, hier wie ein fröhliches Bächlein, dort in wilder jauchzender Luſt als Fontaine hoch empor ſpritzend; und überall hin leitete der arabiſche Gärtner das Kühlung bringende Waſſer, wo wir uns hinwenden, murmelt und rauſcht es uns entgegen, ja die Geländer der Marmortreppe haben tiefe Rinnen von grün glaſirten Ziegeln, durch welche ein Strahl des erfriſchenden Quells hinabrauſcht, ſo geſchickt angebracht, um eine heiße Hand zu kühlen oder eine glühende Stirne, und dabei iſt das Waſſer ſo eiskalt und friſch, daß man es überall ſchöpfen und mit Begierde trinken kann.

Unſer Führer, ben Saken, der auf das Liebesverhältniß der Sultanin Zaide mit dem Abencerragen Aben-Hamad ſchwur, führte uns unter die viele hundert Jahre alten Cypreſſen, nach der dichten Lorbeerlaube, wo die ſchöne Maurin ihre Liebesnacht gefeiert. Unten auf der Bivarrambla und am blutbefleckten Marmorbecken im Saal der Abencerragen glaubte ich feſt an die Tugend der ſchönen Königin; hier oben aber in der Wunderpracht der Xeneraliſe, welche die Sinne beſtrickt uud das Herz erwartungsvoll und ängſtlich ſchlagen läßt, wo die Blüthen ſo wollüſtig duften, wo die Quellen ſo geſchwätzig murmeln und das Plätſchern der Springbrunnen alles andere Geräuſch verdeckt, und auf dieſe Art ein glücklich liebendes Paar ſicher macht, hier iſt mein Glaube wan-

„Selbſt auf die Gefahr hin, grauſam zu ſcheinen, Fräulein Kariſſa, muß ich Sie bitten, mir noch eine Weile zu ſitzen, doch dürfen Sie ſich ſetzen, wenn Sie mir verſprechen, die richtige Stellung des Kopfes feſtzuhalten.“

„Siehſt Du wohl, wie ſtreng mich Herr von Dellwing behandelt,“ erwiederte das junge Mädchen, gegen den Stuhl gehend, welchen Reſi vor die Staffelei geſtellt, „wahrhaftig, ich könnte Ihnen böſe ſein, wenn mir das möglich wäre,“ wobei ſie, dicht bei dem Maler vorbeigehend, ihm einen recht koketten Blick aus den tief dunklen, leuchtenden Augen zuwarf.

Da vernahm man haſtige Schritte auf der Treppe, dann wurde die Thüre raſch, faſt ungeſtüm geöffnet und Herr von Elmbach erſchien auf der Schwelle, dort plötzlich, beinahe zurückfahrend, ſtehen bleibend, als er ſo unverhofft die jungen Damen vor ſich ſah. Wenn er auch genugſam Herr über ſeine Bewegungen und Empfindungen war, um, ein leichtes Lächeln auf ſeinen Zügen, gänzlich gefaßt zu erſcheinen, indem er in das Zimmer trat, wenn er auch eine freundliche, ungezwungene Begrüßung ſowohl für Suſanne als auch für Kariſſa, ſelbſt für Reſi hatte, ſo entging doch dem Maler ebenſowenig, welche Gewalt Elmbach über ſich ſelbſt gebrauchen mußte, um ruhig zu ſcheinen, als das eigenthüm-

liche Leuchten ſeiner Augen, das Zucken ſeiner Lippen, ja eine krampfhafte Bewegung ſeiner Finger. Und alles Das, beſonders als er zu bemerken glaubte, daß Suſanne beim Eintritt Elmbach's noch mehr erbleicht ſei, verurſachte ihm ein ſo bitteres, ſchmerzliches Gefühl, daß er kaum im Stande war, in unbefangenem Tone zu ſagen: „Recht, daß Du noch zu dieſer Sitzung kommſt und mir vielleicht noch etwas ſagen kannſt, ehe ich meinen letzten Pinſelſtrich thue."

Elmbach warf einen flüchtigen Blick auf das Bild, ſchien aber etwas ganz Anderes zu denken, als er erwiederte: „O, es iſt ſehr ſchön — außerordentlich gelungen — vortrefflich — — ich bin mit Deiner Arbeit ſo zufrieden, daß ich mir erlauben muß, auch den jungen Damen meinen beſten Dank zu ſagen für ihre freundliche Ausdauer — ja meinen beſten Dank — meinen ſchönſten Dank — — biſt Du ganz fertig?" fragte er alsdann raſch — „ſonſt ſollte es mir leid thun, die Sitzung unterbrochen zu haben — und in dem Fall bitte ich ſehr um Entſchuldigung."

Die Sonne hatte ſich von ihrem Sitze erhoben und ihren Strohhut aus den Händen Reſi's genommen, ja auch Klariſſa war, nicht ungerne die Störung benützend, aufgeſtanden, weßhalb Dellwing ſagte: „Ich würde gern noch um eine halbe Stunde gebeten haben, doch iſt mir

eine Unterbrechung ſelbſt erwünſcht, da meine Augen anfangen, etwas müde zu werden. Wenn ich aber recht unbeſcheiden ſein dürfte, ſo würde ich Fräulein Kliriſſa bitten, mir heute noch dieſe halbe Stunde zu bewilligen, und dazu die Damen erſuchen, in der Nähe zu bleiben, das heißt, im Falle Sie nichts Wichtiges vorhaben."

„Wir wollen ſo nahe bleiben, daß Sie uns rufen können," antwortete Klariſſa in heiterem Tone, „ich will das wenigſtens für meine Perſon verſprechen, und die gute Sonne wird ſo lieb ſein, denke ich, mich nochmals zu begleiten — oder haſt Du Wichtigeres vor?" fragte ſie, ſchalkhaft lächelnd.

„Ich wüßte nichts," gab Jene ernſt zur Antwort, „doch weißt Du wohl, daß ich ſelbſt in dem Falle bei Dir bliebe, wenn Dir ein Gefallen damit geſchieht."

„Und ein ſehr großer," rief Klariſſa, worauf ſie mit einem abermaligen recht koketten Blicke auf Alexander Dellwing ihren Hut von der Stuhllehne nahm und der Sonne folgte, welche ernſt, aber nicht unfreundlich grüßend das Zimmer verließ, wobei ſie es zu vermeiden ſchien, mit ihren Blicken denen des Malers, noch denen des Herrn von Elmbach zu begegnen.

Unten im kleinen Kloſtergarten dufteten die Roſen ſtärker als gewöhnlich unter dem Druck der ſchweren, jetzt ſchon faſt feucht gewordenen Luft, während alle die

ſonſt in der Sonne ſo hell leuchtenden Blumen der Sommerpflanzen in gedämpftem Lichte matter erſchienen, und während ſich ſchon ein feiner Duft um die Gipfel der Buchen zu ſpinnen ſchien. Dort aus dem dunklen Laube vernahm man den einförmigen Sang eines Finken, der durch ſein wiederholtes Schütt', Schütt', Schütt' Regen anzeigte.

Reſi war nach dem Hauſe gegangen, wo ſie etwas zu beſorgen hatte, und die beiden jungen Mädchen gingen Arm in Arm dahin dicht unter der Mauer des Hauſes, welches ſie ſoeben verlaſſen, wobei Klariſſa ihre ältere Freundin, die, in tiefes Nachdenken verſunken, auf den Boden ſchaute, abſichtlich dieſen ſchmalen Fußweg an der Epheuwand, welcher auch im oberen Stock die offenſtehenden Fenſter einrahmte, zu führen ſchien.

Man vernahm die Stimmen der beiden Männer, allerdings nur einzelne Worte verſtehend, weßhalb die Sonne einen andern Weg einſchlagen wollte, doch hielt ſie die Andere mit einem liſtigen Ausdruck in den dunkel glühenden Augen zurück, wobei ſie ſagte: „Herr von Dellwing hat gewünſcht, daß wir in der Nähe bleiben, und wenn man in der Nähe bleibt, ſo hört man manchmal etwas."

„Pfui, Klariſſa, wer wird lauſchen!"

„Ich gewiß nicht," gab dieſe zur Antwort, wobei

ſie keck ihren Kopf aufwarf, trotzdem aber den Arm der Sonne feſt an ſich gedrückt hielt — „wer wird auch lauſchen? wir gewiß nicht, die wir hier ſpazieren gehen — wenn wir aber alsdann zufällig etwas hören, was uns vielleicht intereſſirt, ſo iſt das doch nicht unſere Schuld — — und ich möchte wohl," ſetzte ſie in vertraulichem Tone hinzu, „etwas hören, warum Herr von Elmbach, der ſonſt immer ſo ruhig auftritt und ausſieht, förmlich in das Zimmer hineinſtürzte und ſich große Mühe geben mußte, um ruhig zu erſcheinen. Haſt Du das nicht bemerkt?"

„Ich weiß nicht — ich habe nicht recht darauf geachtet."

„Ich aber, o mir entgeht nichts in Worten und Mienen Anderer, man lernt das bei Madame Sarah und bei der ſchönen Gräfin Iſabella."

Faſt unangenehm berührt fühlte ſich Suſanne durch dieſe Worte des kleinen frühreifen Mädchens und ſie machte eine entſchiedene Bewegung, um die Mauer des Hauſes zu verlaſſen, folgte aber dennoch dem Drängen Kliriſſa's, weil in dieſem Augenblick eine der Stimmen über ihnen ſo deutlich klang, als ſpräche der Betreffende zum Fenſter hinaus, auch weil ihr die Kleine flüſternd ſagte: „Wenn man uns jetzt hier ſähe, müßte man wirklich glauben, daß wir lauſchen wollten."

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20803 / 069

Dicht neben ihnen befanden ſich die vorſtehenden Tragſteine eines ehemaligen Erkers, unter welchem ſich unten eine Steinbank befand, welche durch umſpinnenden Epheu und andere Schlingpflanzen zu einem kleinen traulichen Verſteck umgeſchaffen worden war; dorthin zog Klariſſa ihre Freundin, die willenlos folgte und im nächſten Augenblick neben derſelben auf der Steinbank ſaß, allerdings unter dem Eindrucke eines peinlichen, unbehaglichen Gefühles.

Und wie gerechtfertigt war dieſes Gefühl, als nun die Stimmen der beiden Männer über ihnen ſo laut wurden! Sie ſprachen unzweifelhaft dicht in der Nähe des offenen Fenſters, obendrein der Eine noch in einem heftigen, leidenſchaftlichen Tone, und dieß war Herr von Elmbach, welcher nun ſagte: „Da ſind alle Vernunftgründe umſonſt, alle, ſelbſt die herzlichſten Bitten vergebens, und es bringt mich faſt zur Verzweiflung, da ich fühle, wie ſich Margarethe mit einem aus Trugſchlüſſen und einer abſichtlich auch von anderer Seite her geſteigerten Empfindlichkeit zuſammengeſetzten Panzer umgeben hat, einem Panzer, zähe und undurchdringlich und doch wieder für mich locker genug, um es wohl zu fühlen, wie dahinter ihr gutes treues Herz lieb und warm wie ehedem für mich ſchlägt.“

„Allerdings eine fürchterliche Lage,“ ſagte Dellwing.

„Ja fürchterlich, entſetzlich, und nicht im Stande zu ſein, ihr auszureden, wie ſie ſich ſelbſt, mich und auch das arme junge Mädchen unglücklich machen würde.“

„Und das ſagteſt Du ihr doch?“ hörte man den Andern eifrig erwiedern.

„A — a — a — ah — ob ich ihr das geſagt, ob ich ſie gebeten — ſie angefleht — ſie beſchworen — ob ich ihr mit den glühendſten Farben jene Zeit ausgemalt, wo wir ſo glücklich waren, um gleich darauf ſo elend zu werden? — vergebliches Bemühen, Alles umſonſt, Alles vergebens.“

„Und Suſanne?“

„Das iſt gerade das Furchtbare, daß ſie ſchon mit ihr über dieß unſelige Projekt geſprochen.“

„Nun — und?“

„Suſanne ſei gewohnt, ihrem Rath zu folgen, ſich ihren Entſchlüſſen zu unterwerfen.“

„Das zerſtört alle unſere Hoffnungen,“ erwiederte Dellwing und ſetzte etwas hinzu, was man nicht verſtand; vielleicht ſprach er das mit leiſerer Stimme, vielleicht waren auch Beide in dieſem Augenblick vom Fenſter zurückgetreten, weßhalb ſich Suſanne raſch erhob und ihrer Freundin einen zornigen Blick zuwarf, da dieſe ſie mit Aufbietung aller ihrer Kraft an der Hand zurückhielt, während ſie ihr erregt zuflüſterte: „Ich be-

ſchwöre Dich, Suſanne, bleib' noch einen Augenblick — — was ſollten Die da droben denken, wenn ſie uns jetzt von hier fortgehen ſähen?"

Die Augen Kliriſſa's glänzten eigenthümlich und ihr Geſicht hatte einen ſo energiſchen Ausdruck angenommen, daß Suſanne einen Ausbruch der ihr wohlbekannten Leidenſchaftlichkeit des kleinen Mädchens fürchtete.

Auch war es zu ſpät — zu ſpät, denn Elmbach lehnte offenbar am Fenſter, als er jetzt ſagte: „Auf Dir, Alexander, ruht meine ganze Hoffnung, ja die ganze Hoffnung auf meine und Margarethens Zukunft. Du ſagteſt mir neulich ſchon, welchen Eindruck Suſanne auf Dein Herz gemacht."

„Wohl — aber —"

Unter dem Eindruck dieſer an ſich ſo einfachen Worte erbleichte Suſanne furchtbar, preßte dann zuſammenzuckend ihre Hände vor das Geſicht und ihrer Bruſt entrang ſich ein ſo ſchmerzlicher Seufzer, daß Kliriſſa angſtvoll in die Höhe blickte und ſie ſelbſt die darauf folgenden Worte Dellwing's nicht verſtand, als dieſer ſagte: „Wenn ich Dir auch tauſendmal den unverwiſchbaren Eindruck wiederholen möchte, den dieß liebliche Mädchen auf mich gemacht, fürchteſt Du nicht, daß ſich dieſe unſelige Kluft durch meine Einmiſchung noch vergrößern werde?"

„Es iſt allerdings ein furchtbares Spiel — va banque — für Margarethe, für mich, für Dich, für uns Alle — wer aber nicht einſetzt, kann auch nicht gewinnen.“

Dieſe letzteren Worte hatte Suſanne aufrechten Hauptes, mit düſterem Blick in die Höhe ſchauend, vernommen, und obgleich ſie ſich durch eine heftige Bewegung von Kliriſſa losgemacht, blieb ſie doch plötzlich wieder regungslos ſtehen, da ſie Dellwing ſagen hörte: „Du erlaubſt alſo, oder Du willſt vielmehr, daß ich mich Suſanne nähern ſoll?“

„Ja — — und raſch und rückſichtslos.“

„A — a — a — ah,“ ſtöhnte das junge Mädchen, tief ſchmerzlich ergriffen — „das iſt zu viel.“ Dann huſchte ſie wie ein plötzlich aufgeſcheuchtes Reh dicht an der Mauer des Hauſes dahin und hinein in eine der dunklen Gebüſchpartieen des Gartens, wo ſie ſich für eine kurze Zeit verbarg, die Hände gegen ihre Augen gedrückt.

Kliriſſa war mit ruhigerer Ueberlegung noch ein paar Augenblicke ſitzen geblieben, bis ſie die Stimme am Fenſter nur noch in einem undeutlichen Gemurmel vernahm, was ihr anzeigte, daß ſich beide Herren der Thüre näherten. Darauf ſchritt ſie quer durch den Kloſtergarten, um jenſeits deſſelben ſcharf wendend von

kend geworden und ich denke faſt, König Boabdil hatte nicht ganz Unrecht, als er ſich ſo blutig am Stamm der Abencerragen rächte.

Vor nicht zu langen Jahren wurde die Xeneralife mit ihrem herrlichen Garten um einen ſehr mäßigen Preis von einer italieniſchen Familie gekauft. Obgleich es nun lobenswerth iſt, daß ſie zur Unterhaltung des Ganzen jährlich eine ziemliche Summe anweist, ſo iſt doch noch nie einer der jetzigen Beſitzer oben geweſen, was uns der Hüter des kleinen Schloſſes bedauernd erzählte. Für Jeden, der dieſen lieblichen Sitz geſehen hat, iſt das unbegreiflich, aber ich bin überzeugt, daß, wenn der jetzige Eigenthümer einmal da war, er ſich für immer hier niederlaſſen wird. Ich wenigſtens möchte da oben unter den dunkeln Cypreſſen mein Leben beſchließen.

Nachdem wir die Xeneralife endlich verlaſſen, blickten wir noch oft zurück nach dem lieben weißen Schlößchen, das gleich ſchön und reizend bleibt, ob man es von Weitem ſieht oder in der Nähe. Das ſchönſte und bezeichnendſte Bild deſſelben gibt Hailbronner in wenigen Worten, wenn er entzückt ausruft: „Dieſe weiße Saracenenpracht in dem grünen Frühlingsſchmucke ſtand vor uns, rührend und einnehmend, wie ein ſchönes blaſſes Mädchen, das im ſeidenen Spitzengewand und Brautſchleier, Roſen und Myrthen durch das dichte Haar geſchlungen, ſittſam und ergeben am Altare den glücklichen Bräutigam erwartet.“

Auf einem anderen bequemeren Fahrwege kehren wir zur Alhambra zurück auf den Platz der Algwen. Schon bei unſerem erſten Beſuche hier ſprach ich von einem Eingang unfern des Weinthors, der an der torre quebrada vorbei zur alten Feſtung „Alcazaba“ führt und in deren Mitte der Thurm der Vela auf dem äußerſten Vorſprung gegen die Stadt zu liegt.

Die Pforte iſt unſcheinbar, ihre rohen Holzflügel mit großen Nägeln in der Form von Muſcheln aus Bronze beſchlagen; hinter dieſer Thür aber befindet ſich ein Garten, der mit großem Unrecht weniger bekannt iſt, als die übrigen Theile des Maurenſchloſſes. Dieſer Garten, parador de la Sultana genannt, iſt eigentlich eine

Elmbach und Dellwing, die in einiger Entfernung an ihr vorüberschritten, so angesehen zu werden, als käme sie vom Strande oder sonstwo her.

Von einer Sitzung im Atelier des Malers war indessen im Laufe des heutigen Tages keine Rede mehr, und was die anderen Sitzungen anbelangte, zu denen sich die Damen des Hauses mit den Gästen nothgedrungen wieder zusammenfinden mußten, so war es bei diesen ein großes Glück, daß man im Stande war, scheinbar leichte Verstimmungen, üble Launen und dergleichen, auch einiges Kopfweh, der allerdings drückenden Gewitterluft Schuld zu geben.

Dann, Nachmittags, sobald dieß mit Anstand geschehen konnte — Meister Jonas hatte auf Befragen eine kleine günstige Brise signalisirt, die sich in Kurzem erheben würde — wurde an Bord des Sturmvogels Alles klar gemacht, Elmbach verabschiedete sich von Margarethe ruhig und freundlich und dann gingen die beiden Freunde mit einander der Hafenbucht zu.

„Ich wollte fast, ich könnte mit Dir nach Bucheneck segeln," sagte Alexander Dellwing, „um dort drüben sogleich meinen Bündel zu schnüren und wieder einmal in die Welt hinauszugehen."

„Das Letztere kann vielleicht in nächster Zeit geschehen und wir miteinander ziehen, und somit Alles

von erträumtem zukünftigen Glücke dahinten laſſen — ich fürchte, daß es ſo kommen wird."

„Und ich glaube deſſen ſicher zu ſein, wenn ich Deine letzte Hoffnung bin."

„Doch verſtehe ich Deine Zaghaftigkeit nicht," ſagte Elmbach, einen Augenblick ſtehen bleibend, in einem trockenen, faſt rauhen Tone; „haſt Du mir nicht oft genug davon geſprochen, daß Du bei dem oft gehofften und oft gefürchteten Augenblicke angekommen ſeieſt, der entſcheidend ſein würde für Dein ganzes Leben? Haſt Du mich nicht verſichert, daß Du Dich in inniger Liebe zu Suſanne hingezogen fühlteſt, mit jener wahren Liebe, die Du früher nie gefühlt?"

„Ja, ich fühle noch ſo, glaube aber, daß es mir ergehen wird, wie ich dabei ſtets gefürchtet — abgewieſen zu werden und dann unglücklich zu ſein."

„Und doch iſt das wohl eines leichten Verſuches werth."

„Das nennſt Du einen leichten Verſuch — — ja, wenn es ein leichter Verſuch wäre, ſo würde ich ihn leicht nehmen und mich im ſchlimmen Fall, wenigſtens was mich anbelangt, zu tröſten wiſſen."

„So wage es einmal für mich; meiner Hülfe, die Du in dieſem Fall nicht gering anſchlagen darfſt, biſt Du ſicher."

„Und dieſe Hülfe würde mich in jedem andern Falle zum glücklichſten aller Menſchen machen — — kann ſie mich aber auch davor ſchützen, in meinen Bewerbungen nicht lächerlich zu werden?"

„Nein, denn Margarethe gegenüber würde ich für Dich eintreten in die Pflichten eines wahren Freundes, ja eines älteren Bruders."

„Das lohne Dir Gott; ſelbſt wenn ich in Wirklichkeit Deine Hülfe nicht gebrauchte, hoffe ich doch, mich durch mich ſelbſt und meine Kunſt durch's Leben zu ſchlagen."

Damit hatten ſie die Hafenbucht erreicht und Meiſter Jonas, der auf dem Verdeck ſtand, zeigte, nachdem er den Rand ſeines Hutes mit den Fingern berührt, auf den leicht flatternden Wimpel.

„So behüte Dich der Himmel, Alexander, und nehme Dich in ſeinen Schutz," ſagte Elmbach, ihm kräftig die Hand drückend, worauf er hinabſtieg zu dem Segelboote, welches ſich nun augenblicklich gegen den See hin in Bewegung ſetzte. Draußen entfalteten ſich die Segel und da Meiſter Jonas mit der kleinen günſtigen Briſe Recht gehabt, ſo ſchwellten die weißen Tücher ſogleich unter dem Druck des ſanften Windes und der Sturmvogel glitt über das ruhige Waſſer dahin.

Dellwing folgte ihm, am Ufer dahingehend, und

ſah ihn faſt mit Kummer ſcheiden, ja es wäre ihm in dieſem Augenblick leichter um's Herz geweſen, wenn auch er ſich an Bord befunden hätte, um der Kloſterinſel, vielleicht bis auf beſſere, günſtigere Zeiten, einen Abſchiedsgruß zuzuwinken.

Jetzt ſchritt er längs der kleinen Felstreppe dahin, an deren Fuße damals die Phantaſie zwiſchen den breiten Steinen ſtill und verborgen gelegen — jetzt erreichte er die Felskuppe und trat mit ganz eigenthümlichen Empfindungen an den Rand derſelben, wo er dem Segelboote, tief in ſeine Gedanken verſunken, noch lange nachſchaute.

In wild verworrenen Bildern, die ſchwer ſeine Seele bedrückten, zogen die Ereigniſſe der letzten Zeit an ihm vorüber, und er blickte beinahe ſehnſuchtsvoll nach den über Bucheneck liegenden Bergen empor, wo er zum erſten Mal den See geſehen — ja — wenn auch traurig, vermochte er es doch, ſich in das Gefühl der wehmüthigen Ergebung hineinzufinden, wenn er daran dachte, vielleicht recht bald dort oben an der gleichen Stelle wieder zu ſtehen und einen letzten Blick zu werfen auf das ſchimmernde Waſſer, beſonders auf die grüne Inſel, die ihm damals ſchon ſo geheimnißvoll erſchienen, die ihm damals vorgekommen war, wie ein auf den Wellen ſchwimmender Blumenſtrauß, um ihm

fortan im gleichen Bilde zu erſcheinen — entführt von Strömung und Wind — auf ewig unerreichbar. — In Wirklichkeit war ihm alsdann nichts Freudiges, Glückliches geblieben und doch in der Erinnerung ſo unausſprechlich Schönes — ein ganzes Märchenleben voll Anmuth und Zauber. Das geheimnißvolle Eiland, dort liegend in tiefem Frieden der grünenden Büſche und Bäume, wunderbar beſchützt von dem ringsumher flutenden See — die Zauberinſel, in welche er einzudringen verſucht, um die liebliche, goldhaarige Fee zu gewinnen, was er faſt mit ſeinem Leben gebüßt und von welchem Wageſtück er nichts davon getragen, als ein liebevolles und doch wieder troſtlos leeres Herz — und die armſelige Bandſchleife, die er an jenem Abend hier aufgehoben, und die er als eine ſelige Errungenſchaft auf ſeinem Herzen bewahrte und ſtets dort bewahren werde.

Doch ſiegte auch jetzt wieder für Augenblicke ſein jugendlich leichter Sinn, ſeine kecke Lebensluſt und Kraft. Er ſtrich ſich die Haare aus der Stirne, er riß den Rock auf, um die etwas friſcher gewordene Seeluft ſeine heiße Bruſt kühlen zu laſſen, er ſagte nach einem langen Dahinſtarren in die Flut: „Der alte Jonas hat doch Recht gehabt, es liegt ein Zauberbann auf dieſer Inſel, ja rings auf dem ganzen Waſſer, und er hat

mir richtig prophezeit, mein Leid fing damals an, als ich den Zauberſchleier der Meluſine aus dem See gefiſcht — — — — was ſoll ich denn noch hier — mich noch tiefer eintauchen, um gänzlich zu Grunde zu gehen — wahrhaftig, wenn ich es recht überlege, ſo iſt es viel geſcheidter, ich beendige mein Bild, was in ein paar Stunden geſchehen iſt, ſage in einem zierlichen Schreibebrief Dank und Lebewohl und rudere morgen früh, oder beſſer, heute Abend noch in einem der Fiſcherboote, die bei der Inſel anlegen, nach Bucheneck zurück — um dann weiter zu ſehen. Elmbach wird und muß ſeinen guten Rath für mich morgen früh bei ruhiger Auffaſſung ſelbſt als unſicheren Strohhalm für einen Ertrinkenden betrachten und wird mir am Ende noch Dank wiſſen, daß ich für ihn nicht darnach gegriffen — thörichter Gedanke, ein ſolches Herz im Sturm nehmen zu wollen, lächerlicher Gedanke, beſonders für mich, den Fremden — Unbekannten!"

Dieſer Entſchluß ſchien ihm ſo klug und verſtändig, daß er unter dem Eindruck deſſelben ſein Zimmer betrat, die Palette ergriff, um fleißig einige Mängel ſeines Bildes zu verbeſſern.

„Was die kleine Klariſſa anbelangt," dachte er während der Arbeit, „ſo kommt es ja gar nicht darauf an, ob es ganz genau ihre Züge ſind, das iſt ja Alles,

Alles Nebenſache — in dem lieblichen Geſicht der Sonne habe ich erreicht, was meine Kunſt zu leiſten vermag, und noch nach langen Jahren wird man wenigſtens für den Künſtler eine freundliche Erinnerung haben.“

Dann warf er Palette, Pinſel und Malſtock von ſich, verſchränkte die Arme und lehnte ſich in einen Stuhl zurück, um die lieben, milden, ruhigen Züge Suſannens zu betrachten — — nein, nicht nur zu betrachten, ſondern in ihnen zu ſchwelgen, ſo verſunken zu ſein in dem ganzen lieblichen Bilde der kleinen Herrin, wie Reſi geſagt, daß er ſich durch nichts Anderes wollte ſtören laſſen, auch nicht durch das Erſcheinen des alten Weber an der Thüre, nicht einmal durch deſſen Einladung, zum Thee zu kommen, was er dankend ablehnte, da er noch zu arbeiten habe.

Dann leuchtete draußen die Sonne, ehe ſie für heute verſchwand, noch einmal tiefroth glühend durch die Nebelſchichten, die am Horizonte gelagert waren, und warf einen Glorienſchein um das Haupt auf ſeinem Bilde, die lieben Züge verklärend, ſo daß die feinen Lippen zu lächeln ſchienen.

„Und ſo will ich von Dir Abſchied nehmen — wohl für immer,“ ſagte er, raſch aufſtehend, worauf er zum Fenſter trat und ſeine Stirne gegen die Einfaſſung

drückte, ſich gewaltſam beſtrebend, ſeine wieder ſo lebendig gewordenen ſchmerzlichen Empfindungen niederzukämpfen.

Das gelang ihm auch, während er ſeine Blicke innig verſenkte in die leuchtenden, wechſelnden Tinten des Abendhimmels, und in demſelben Grade, wie dieſe am weſtlichen Horizonte langſam, allmälig verblaßten, wurde es in ihm ruhiger und milder,

„Und ſcheint die Sonne noch ſo ſchön,
Einmal muß ſie untergeh'n."

Auch der aufdämmernde Abend übte ſeinen beſänftigenden Einfluß auf ihn, die weiche milde Luft, das leiſe Rauſchen in den Bäumen, die duftenden Roſen vor dem Fenſter, das ſanfte Anſchlagen der Seewogen — — ja er fühlte ſich nach einiger Zeit ſoweit Herr ſeiner Gefühle, daß er an die Herrin der Inſel einige herzliche Worte zu ſchreiben vermochte, womit er ihr das fertige Bild übergab und die Bitte hinzufügte, beim Beſchauen deſſelben ſich freundlich erinnern zu wollen ihres dankbaren Gaſtes. Dann packte er ſeine Sachen zuſammen und fand dabei wohlverſteckt noch eine Roſe, die er ſich einſt in anſcheinend gleichgültigem Tone von Suſanne erbeten und die er jetzt ſauber in ein Papier einſchlug und bei der Bandſchleife verwahrte — — „So, das ſind meine Errungenſchaften," murmelte er in bitterem

Tone, „und dagegen lasse ich viel hier zurück, wohl das Beste, was ich besitze — meine erste, wahre und aufrichtige Liebe — — — —"

Während so die letzten Stunden, welche der junge Maler auf der Insel zuzubringen gedachte, anscheinend ganz ruhig verliefen, wenigstens ohne äußere heftige Eindrücke, ging es dagegen an einem anderen Theile der Insel etwas stürmischer zu, und zwar im Salon Margarethens, wo diese und ihre jüngere Schwester eine so sehr belebte Unterredung gehabt, daß, als letztere heftig und aufgeregt das Zimmer verlassen, Margarethe dasselbe mit heftigen Schritten durchmaß, zuweilen tief und schmerzlich aufathmend, und dann auf Augenblicke an die offene Balkonthüre trat und, wenngleich mit leiser Stimme, doch mit tiefer Erregung in den dunklen Abend hinausrief: „Ich kann nicht anders — — ich kann nicht anders, ja er, den ich heute noch über Alles liebe, wird glücklicher sein ohne die Schatten jener schmerzlichen Vergangenheit — — — — und Susanne — ihr Herz ist noch unbewegt, noch frei von jedem tieferen Eindruck — — o, ich weiß das genau, wenn mich gleich ihre Heftigkeit erschreckte, wenn auch einzelne ihrer Worte Deutungen zuließen, die mich überraschten, die mich beben machten — — — — oder sollte sie selbstständig und trotzig genug sein, um durch eigenmächtige

Schritte meinen Plan durchkreuzen zu wollen — um vielleicht offen mit Elmbach zu reden — — vielleicht noch Tolleres zu thun, bei Gott, das sähe ihr ähnlich und es wäre besser gewesen, wir hätten uns minder schroff getrennt, ich hätte ihr lieber ein besänftigendes Wort gesagt — was ich ja immerhin jetzt noch thun kann — — ja ich will sie aufsuchen."

Susanne war auf ihr Zimmer gegangen, hatte dort einen dunklen Shawl um ihre Schultern und Arme gewickelt und eilte rasch die Treppe hinab vor das Haus, wo sie Resi auf einer Bank sitzend fand und diese ersuchte, sie zu begleiten, worauf Beide auf dem breiten Wege fortgingen, der mitten durch die Insel nach dem andern Ende derselben führte. Jenseits der Brücke über die Hafenbucht kamen sie an eine Bank, wo Susanne der Resi zu bleiben befahl, um ihre Zurückkunft zu erwarten; dann ging die junge Dame weiter, anscheinend gegen den Strand hinaus, das heißt sie trat wirklich dort am Rande der Insel zwischen den Bäumen hervor, um ein paar Minuten lang still und düster auf die Flut zu blicken, welche nur hie und da kaum merklich leuchtete bei dem zweifelhaften Schimmer leicht verschleierter Sterne und entferntem Wetterleuchten. Es war eben eine dunkle Nacht — dunkel und schwer auch auf das Herz Susannens drückend — es war eine

langgeſtreckte Terraſſe, deren eine Seite von der im rechten Winkel fortlaufenden Mauer des zerbrochenen Thurmes gebildet wird und die andere von der mit ihr parallelen, aus dem tiefen Thalgrund aufſteigenden Ringmauer der Alhambra. Es iſt ein kleiner, einfacher Platz mit Lorbeerlauben, fließendem Waſſer, ſchmalen Blumenbeeten und dazwiſchen Wege aus farbigen Kieſeln beſtehend, die moſaikartig zuſammengeſetzt ſind. Die hohe Mauer, welche den Parador von der Alcazaba abſchließt, hat bis oben hinauf reiche Citronenſpaliere. Die Brüſtung auf der Ringmauer am Abhange der Stadt zu iſt vielleicht drei Fuß hoch und mit kunſtloſen Blumengefäſſen aus gebrannter Erde beſetzt. In der Mitte des Gartens erhebt ſich ein einzelner, vielhundertjähriger Weinſtock mit über fußdickem Stamme. Schon ſein Anſehen gibt der Sage Recht, welche ihn weit in das arabiſche Zeitalter hinaufreichen läßt. Seine Zweige und Ranken, durch einfache Veranden geſtützt, überſpannen das ganze Gärtchen, ſo eine ungeheure Laube bildend.

Was dieſen Parador wirklich intereſſant macht, iſt die urſprüngliche Geſtalt, in der er ſeit der Maurenzeit geblieben. Dort auf derſelben Steinbank, die wir heute noch ſehen, ſaß die Sultanin, von demſelben Weinſtock pflückte ſie ihre Trauben, und lehnte ſo wie wir an der Brüſtung, dieſelbe unermeßliche Ausſicht betrachtend. Und welche Ausſicht hat man hier auf die Vega, auf Granada, auf die Sierra Nevada bis zu den Gebirgen hin, wo die lachende Ebene beginnt. Im Halbkreiſe vor uns aufgerollt liegt eine illuſtrirte Geſchichte der letzten Zeiten Granada's. Dort in der Ebene ſehen wir Alhama, nach deſſen Falle ſich die chriſtlichen Heerſchaaren in die Vega von Granada wälzten.

Durch die Straßen von Granada
Einſt der Mohrenkönig ritte,
Von dem Thore von Elvira
Bis zu dem von Bivarrambla.
Wehe mir! — Alhama! —
Kamen Briefe an den König:
Daß Alhama ſei gefallen:
Warf die Briefe in das Feuer,

ſchwüle Gewitternacht mit grell aufzuckenden Blitzen am Horizont. Selbſt der Windhauch, der leiſe durch die Laubmaſſen ſchlich, hatte etwas Beklemmendes; ſo fühlte wenigſtens das junge Mädchen, das kaum im Stande war, einen erleichternden Athemzug zu thun, welches ſich nun langſam umwandte, gleichſam einem gefaßten Entſchluſſe widerſtrebend, und dann mit langſamen Schritten gegen das alte Kloſter ging. Auch wurden dieſe Schritte immer unſicherer und zögernder, als ſie in die Nähe des Gebäudes kam, und dort lehnte ſie ein paar Augenblicke ſchwer athmend an der Thüreinfaſſung.

„Wie bin ich doch ſo kindiſch," dachte ſie gleich darauf, ſich raſch aufrichtend — „was iſt's denn weiter, eine kleine Komödie, die man mit mir ſpielen wollte, und die nun ich zuerſt beginne?" Sie ſtieg langſam die Treppe hinan, wobei ihre Furcht nur bei dem Gedanken wiederkehrte, droben anklopfen zu müſſen — das hätte ſie vielleicht nicht vermocht und wäre umgekehrt; doch wollte es das Schickſal anders. Denn Dellwing hatte die Thüre ſeines Ateliers weit geöffnet, um den Abendhauch durch den heißen Raum ziehen zu laſſen, hatte aber die Vorhänge ſeines Fenſters zuſammengezogen, die ſich nun leicht nach innen bauſchten und eine linde Kühlung fächelten. Er war gerade im Begriff, ſein Licht

zu löſchen, um noch einen, wahrſcheinlich letzten Gang durch die Inſel zu machen, die er mit Tagesanbruch zu verlaſſen gedachte. Da vernahm er die leichten Schritte auf der Treppe, da ſah er eine Geſtalt auf dem Gange draußen erſcheinen, da erkannte er Suſanne und war nicht im Stande, einen leichten Ausruf allerdings freudigen Erſtaunens zu unterdrücken.

Das junge Mädchen übertrat ruhig die Schwelle des Zimmers, warf ihren Shawl von der rechten Schulter zurück und ſagte näher tretend mit einem wenngleich gepreßten, aber nicht bebenden Ton der Stimme: „Ich hatte vergeſſen, Herr Dellwing, ſo glaube ich wenigſtens, Ihnen meinen Dank zu ſagen für die Vollendung Ihres ſchönen Werkes — wir ſchieden vorhin ſo raſch und Sie kamen nicht zum Thee wie gewöhnlich.“

Er wußte nicht, was er darauf ſagen ſollte. Das plötzliche Erſcheinen Suſannens — allein hier — zu dieſer Stunde, war für ihn ſo unerwartet, überraſchte ihn ſo vollſtändig und erfüllte ihn trotz widerſtreitender kalter Vernunftgründe mit einem ſo glückſeligen Gefühl, daß er lange nicht im Stande war, ein genügendes Wort zu finden gegenüber dieſem unverhofften Ausdrucke herzlichen Dankes; und als er endlich ſagte: „Das, Fräulein Suſanne, iſt wahrlich nicht im Verhältniß zu meiner geringen Mühe,“ klang ſeine Stimme

weit unsicherer als die ihrige, und es durchschauerte ihn bei aller glückseligen Empfindung ein Gefühl sonst nie gekannter Furcht.

Ja, als sie ihm ihre rechte Hand entgegenstreckte, als sie dieselbe auch nicht zurückzog, da er seine Lippen innig darauf drückte, ja auch dann noch nicht, als er mit seinen beiden Händen ihre zarten Finger umfaßte, da schwindelte es ihm ordentlich und er fühlte ein seltsames Zucken in seinen Augen, während sie sprach: „Mein Dank kommt aus einem freundlichen Herzen und ich habe die Nacht nicht wollen vorübergehen lassen, um es Ihnen zu sagen — wer weiß, was der Morgen bringt."

„Ja, wer weiß, was der Morgen bringt."

„War es doch die letzte Sitzung und dann sehe ich auch," setzte sie umherschauend hinzu, „daß Sie Alles für Ihre rasche Abreise vorbereitet haben — Sie wollten doch die Insel nicht verlassen, ohne von uns Allen Abschied zu nehmen?"

„Darf ich offen und ehrlich zu Ihnen reden, Fräulein Susanne?"

„O gewiß, und vor Allem hier zu dieser Stunde."

„Ja, ich wollte die Insel verlassen, ohne von Ihnen Allen Abschied zu nehmen — ohne Sie wiederzusehen, mein Bild ist fertig, dort liegt mein herzliches Dank-

ſagungsſchreiben für die Herrin der Inſel — nichts hält mich zurück.“

„Es hält Sie nichts zurück — gewiß,“ gab das junge Mädchen zur Antwort, indem ſie langſam den Verſuch machte, ihre Hand aus der ſeinigen zu ziehen, doch blieb es nicht nur nicht bei dieſem Verſuche, ſondern da er mit größerer Innigkeit ihre kleine Rechte feſthielt, ja dazu eine faſt unwillkürliche Bewegung machte, ſo brachte ſie das ſo nahe zuſammen, daß er den Hauch ihrer tiefen Athemzüge zu ſpüren meinte, daß er durch das leichte, feine Gewand die Berührung ihrer kühlen Schulter ſchauernd an ſeiner Bruſt fühlte.

Allerdings zuckte ſie im nächſten Augenblicke erſchreckt zuſammen, riß ihre Hand aus der ſeinigen los, ſtrich haſtig das Haar von ihren Schläfen zurück und ſchon glaubte er, die beglückende, liebliche Erſcheinung wie einen ſchönen Traum entfliehen zu ſehen, da ſie ſich mit einem raſchen Schritte der Thüre genähert, während er wie feſtgebannt, unſchlüſſig zaghaft ſtehen blieb, nicht vermögend, ihr eines der Worte glühender Liebe zuzurufen, die ſeine Seele faſt bis zum Zerſpringen erfüllten — — — —

Doch wandte ſie ſich nochmals ſo raſch und haſtig gegen ihn, reichte ihm ſo ungeſtüm ihre beiden Hände, daß ſie in der nächſten Sekunde, wenn er auch, obgleich

bebend vor Glück, keine Bewegung gewagt, an seiner Brust ruhte, es, zusammenzuckend, litt, daß er seinen Arm um sie schlang, ja daß er, Alles vergessend, ihre Lippen mit den seinigen suchte und fand.

Das war aber nur ein kurzer, flüchtiger Moment höchster Seligkeit vor einem hereinbrechenden Unglück, das Leuchten eines Blitzes vor dem zerschmetternden Einschlagen, das Empfinden des Paradieses, ehe man in die Tiefen der Hölle stürzt.

Susanne hatte plötzlich ihr Gesicht von ihm ab-, der Thüre zugewandt, ein kurzer, beinahe rauh klingender Ruf des Schreckens entwand sich ihren Lippen, ehe sie sich heftig von ihm losriß, um gegen den Eingang des Zimmers zu stürzen, wo jetzt ihre Schwester Margarethe auf der Schwelle stand, hoch aufgerichtet, mit flammenden Augen, die Finger beider Hände krampfhaft in einander verflochten.

„O Susanne," rief sie dann in einem erschütternden Tone — — „das hast Du mir angethan? dahin zielten Deine unverständlichen Worte?"

Sie faßte die Hand des jungen Mädchens, und während sie in ihrer ruhigen, imponirenden Haltung einen Schritt in das Zimmer that gegen Dellwing hin, gebot sie Susanne durch eine Bewegung ihres rechten Armes, dasselbe zu verlassen.

Es war ein ſchrecklicher, peinlicher Augenblick für Dellwing und wohl begreiflich, daß er ſtillſchweigend ſein Haupt beugte unter der ſtummen Anklage von Margarethens ſtrengem Blicke. Dann ſagte dieſe feſt und ſcheinbar ruhig: „Nach dieſer Verletzung des Gaſtrechts werden Sie wohl ſelbſt nicht mehr den Wunſch haben, uns wiederzuſehen — — leben Sie wohl und glücklich — — wenn Sie können.“

Dellwing war ſo betäubt von dieſem furchtbaren Schlage, daß er im erſten Augenblicke eine beſänftigende Gegenrede weder ſuchte noch fand, und dann — war Margarethe mit ihrer Schweſter verſchwunden.

Was hätte er auch zu entgegnen vermocht, da er die Wahrheit nicht ſagen konnte und wollte, und war doch dieſe Wahrheit ſo ſüß, ſo beſeligend für ihn, daß er ihretwegen Aergeres, ja das Schlimmſte ertragen hätte. War doch raſch verſchwunden der Schatten dieſes letzten Augenblicks, verblaßten doch ſelbſt die bitteren Worte Margarethens vor dem unſagbaren Glück, welches ſein Herz erfüllte. Er geliebt von Suſanne, von jenem reinen, ſtrengen Herzen, von der lieblichen Sonne — war es denn möglich — war nicht Alles nur ein Traum geweſen? — hatte ſie wirklich hier an ſeiner Bruſt geruht — hatte ſein Mund ihre ſüßen, heiligen Lippen berühren dürfen?

Dieſe Fragen that er tauſendmal an ſich, als er gleich darauf durch die dunklen Partieen der Inſel ſtürmte ohne Hut, mit offener Bruſt, und als er ſpäter auf der Felſenplatte ſaß, hinabſchauend in den jetzt dumpf murrenden See. Denn der Wind hatte ſich erhoben, und wenn auch die Gewitter hier nicht zum Ausbruch gekommen waren, ſondern nur mit grellen Blitzen den Horizont beleuchteten, ſo ließen ſie doch

ren fern hinrollenden Donner hören, ſo hatten ſie doch die Luft bewegt und die Winde entfeſſelt, welche jetzt die vor Kurzem noch ſo ruhige Seefläche durchfurchten. Auch die Kronen der alten Bäume bewegten ſich unter ihrem Druck und ſtäubten ſchwere Regentropfen auf die Erde herab.

Alexander Dellwing achtete nicht darauf, ihn beſchäftigte nur das Bild Suſannens, ja nicht einmal das, wahrſcheinlich Ernſte, was der nächſte Tag bringen mußte, vielleicht das Fehlſchlagen ſeiner ſüßeſten Hoffnungen — — wie hätte es ihn deßhalb kümmern ſollen, daß der ſtärker werdende Wind in ſeinem Haare wühlte, daß die ſchweren Regentropfen melodiſch klingend auf die Blätter fielen und dann auf ihn herabſprühten! Ja, als er ſich endlich tief in der Nacht erhob, um ſeine Wohnung aufzuſuchen, wehte ihn die friſche, kräftige, elaſtiſche Luft ſo wohlthuend an, hatte zugleich mit dem

ſchwülen Druck der Gewitterluft ſo ſehr alle Beſorgniſſe von ſeinem Herzen genommen, daß er, an den Rand der Felskuppe tretend, heiter gegen Bucheneck hinrief: „Grüß Dich Gott, Dagobert, und ſchenke Dir wonnige Träume — — wenn das auch ganz anders gekommen iſt, ſo habe ich doch gethan, was Du gewünſcht — nun helfe weiter — und der Himmel gebe ſeinen Segen dazu.“

Dann ſchlief er ſo feſt und ohne beunruhigende Träume, daß er früh Morgens, wie gewöhnlich, vom Gezwitſcher der Vögel erweckt, zuerſt glaubte, ein Tagewerk wie jedes der früheren beginnen zu können, und erſt als er in einer Ecke des Zimmers ſein weniges Gepäck zuſammengeſtellt ſah, erinnerte er ſich der Vorfälle des geſtrigen Abends, und durchaus nicht mehr mit jenem Gefühl der Hoffnung und des Selbſtvertrauens, wie er das in der vergangenen Nacht gethan.

Es iſt überhaupt etwas Eigenes um dieſe erſte Morgenſtunde nach dem Erwachen, und wenn uns Abends die aufgeregte Phantaſie über alle möglichen Hinderniſſe hinweggeholfen, ſo meldet ſich jetzt der klare, nüchterne Verſtand und revidirt auf höchſt proſaiſche Art unſer Soll und Haben.

Ebenſo erging es auch dem jungen Maler, und er mußte ſich mit bekümmertem Gemüthe geſtehen, daß er

auf die Güte und Freundlichkeit der liebenswürdigen Herrin der Insel allerlei bedenkliche Schulden gemacht — allerdings hatte er auch ein süßes Guthaben zu verzeichnen, doch erschien ihm selbst dieses nicht mehr ganz so rosenfarbig wie gestern Abend.

Er ging in's Freie und empfand wohlthuend die frische, balsamische Morgenluft; wie herrlich dufteten die Blumen, ja selbst Gras und Laub nach langer Dürre, von dem Regen erquickt und jetzt wieder beschienen und erwärmt von den ersten Strahlen der Morgensonne; der Himmel erschien tiefblau zwischen seinen, weißen Wolkenstreifen, die als harmlose Nachzügler des gestern Nacht über Berg und See dahingezogenen Gewitters erschienen. So still es auf dem Wasser ringsumher und auf der Insel war, so friedlich und beruhigend, ja so glückselig als Aufenthalt erschien ihm dieß glückliche Eiland auch heute Morgen wieder, und es überkam ihn eine tiefe Wehmuth, wenn er daran dachte, das Alles jetzt und ohne eine beruhigende Hoffnung verlassen zu müssen; und doch mußte es sein, denn nach Dem, was gestern zwischen Margarethen und ihm vorgefallen, hatte er so wenig ein Recht, länger zu bleiben oder sich den Hausgenossen nochmals bemerklich zu machen, daß er mit wahrer Beruhigung am Strande eines jener grob gezimmerten Boote entdeckte, mit dem die Fischer zuweilen

an der Insel zu landen pflegten — — und doch ging er zögernd dahin, während er nach der Richtung blickte, wo sich das Wohnhaus befand, wünschend, dort irgend Jemand erscheinen zu sehen — ja hoffend auf einen letzten Gruß, den ihm vielleicht Susanne sagen ließ — — dann blieb er plötzlich stehen, als er ein helles Gewand zwischen den dunklen Gebüschen hervorleuchten sah — dann fühlte er das stärkere Klopfen seines Herzens, als er die Resi erkannte, die von dem Wohnhause herkam, gewiß in der Absicht, um ihn aufzusuchen, um ihm eine Mittheilung zu machen.

Aber sie ging recht langsam, die gute Resi, und wie gern hätte er in seiner Ungeduld ihre Schritte beflügelt gesehen, auch blieb sie ein paarmal stehen und jetzt — ja wahrhaftig — jetzt bog sie vom Wege ab nach der Hafenbucht.

Da stand er — enttäuscht, ja ärgerlich, verdrießlich über die langsame Resi, doch wenn er auch im ersten Augenblick Willens war, seinen Weg auf dem Strande fortzusetzen, so fand ihn doch der nächste mit eiligen Schritten nach dem Innern der Insel, wo er hingelangen konnte, ohne vom Hause aus gesehen zu werden. Bald sah er auch die Resi wieder, aber gar nicht so beschäftigt, als wenn sie irgend eine Botschaft an ihn auszurichten gehabt hätte; sie war vielmehr die

Und den Boten hieb er nieder.
Wehe mir! — Alhama! —

So heißen die erſten Strophen der bekannten ſchönen Romanze, die ich hier oben ſo gerne las. Weiter rechts und näher zur Stadt ſehen wir Santa Fe, das ehemalige Lager König Ferdinands, deſſen Straßen heute noch gerade ſo ſind, wie damals die Zeltgaſſen liefen. In einer Nacht, erzählt der arabiſche Chronikenſchreiber, entſtand das Lager aus vier Theilen, deren Straßen die Geſtalt des Kreuzes bildeten. Ja, als am andern Morgen die Mauren ſtaunend hinüberblickten, ſahen ſie es mit Zinnen und Thürmen umgeben, die wie aus Quaderſteinen erbaut ſchienen; doch waren dieß nur kunſtreich angemalte Holzverſchläge.

Rund herum ſind viele Zelte,
Seiden und mit Gold geſticket,
Herzoge ſind da und Grafen,
Viele Herren großen Standes,
Und Feldherren viele andere,
Ferdinand, der König, führt ſie.

Fern am Horizonte bemerken wir einen leichten Gebirgszug, von wo König Johann auf die Stadt niederblickte, wie die Romanze ſagt, alſo zu ihr ſprechend:

O Granada, wenn Du wollteſt,
Würd' ich mich mit Dir vermählen,
Geben Dir zur Morgengabe
Cordova und ganz Sevilla.

worauf Granada antwortet:

Bin ſchon, Don Johann, vermählet,
Bin vermählet, keine Wittwe,
Und der Maur, der mich beſitzet,
Jener Große ſehr mich liebet.

Daß trotz dieſer ſtolzen Entgegnung das ſchöne Granada doch ſeinem mauriſchen Liebhaber die Treue brach und ſich von den Chriſten einnehmen ließ, iſt nicht zu läugnen. Blicken wir

kleine Felſentreppe zum Hafen hinabgeſtiegen, wo die Boote lagen, legte in eines der kleinſten ein paar Ruder, und war dann im Begriff, ſelbſt hineinzuſteigen, als er von oben leiſe ihren Namen rief. Auch ſchien ſie aufblickend gar nicht beſonders erfreut, ihn zu ſehen, und er mußte ſie ein paarmal dringend, ja flehend bitten, ehe ſie langſam zu ihm heraufſtieg, und als er dann ſagte: „Ich hätte gewiß nicht gedacht, daß auch Sie mich nicht mehr kennen wollen," gab ſie erſtaunt zur Antwort: „Ah, Herr Maler, das iſt doch wohl ſehr begreiflich nach allem Dem, was vorgefallen iſt."

„Ja, was iſt denn ſo Schreckliches vorgefallen, daß auch Sie mich fliehen, Reſi, Sie, welche mir doch ſonſt ſo freundlich geſinnt war und die ja ihre kleine Herrin liebt?"

„Gerade deßhalb, weil ich die kleine Herrin liebe und weil auch dieſe mir ſo viel vertraut, um mir Alles mitzutheilen."

„Der Himmel ſegne Fräulein Suſanne, wenn ſie das gethan hat, denn in dem Falle bin ich überzeugt, daß Sie der kleinen Herrin gewiß ein freundliches Wort von mir ſagen werden."

„O, ich nicht, Herr Maler, nach dem, was Alles geſchehen, und wenn ich es wirklich thun wollte, weil —

weil ich Ihnen früher etwas gut war, ſo würde ich doch damit ſchön empfangen werden.“

„Das ſind Worte, deren Sinn ich wahrhaftig nicht verſtehe.“

„O, es würde Ihnen leicht verſtändlich ſein, wenn Sie all' den Jammer geſtern Abend noch geſehen hätten, beſonders die Thränen meiner kleinen Herrin, die man ſonſt niemals weinen ſieht.“

„Vielleicht während einer Unterredung mit ihrer Schweſter?“

„O nein, die beiden Damen ſprachen nur Weniges und ziemlich ruhig zuſammen, wie mir meine Tante geſagt; dann ſchrieb Fräulein Margarethe noch einen Brief, den der alte Weber geſtern Abend noch nach Buchenеck bringen mußte, und erſt als ich noch zu Fräulein Suſanne auf's Zimmer ging, wie ich öfters thue, um ihr etwas zu helfen, da hat ſie mir in ihrem großen Jammer Alles erzählt.“

„Ja was denn um des Himmels willen?“

„O, die ganze Geſchichte von dem Herrn auf Buchenеck, von Ihrem Freunde, welcher es Ihnen angegeben, der kleinen Herrin ſchöne Worte zu ſagen, was Sie dann gerade auch ſo gethan, als wenn es Ihnen von Herzen komme, und war doch Alles Falſchheit und Heuchelei!“

„Falschheit und Heuchelei?“ wiederholte Dellwing mit dem Ausdruck des grenzenlosesten Erstaunens.

„Ja, als Fräulein Susanne gestern Abend mit Ihnen sprach, nur in der Absicht, um — um von ihrer Schwester Margarethe überrascht zu werden.“

„— — Nur in der Absicht, um überrascht zu werden?“ wiederholte Dellwing mit tonloser Stimme, — — „so war das Alles nur eine Komödie?“

„Ja, Herr Maler, — eine Komödie, die Sie und Ihr Freund angefangen und in welcher Fräulein Susanne mitspielte, um nicht ganz unglücklich zu werden.“

„A — a — a — ah, und sie hat vortrefflich gespielt,“ rief Dellwing schmerzlich, „aber diese Komödie muß einen Schluß haben — eine Aufklärung, die ich selbst herbeiführen will und deßhalb jetzt gleich zu Fräulein Margarethe gehen.“

„Thun Sie das nicht, ich bitte Sie dringend darum, thun Sie das nicht, denn der Schluß ist ja schon da, die kleine Herrin braucht jetzt nicht die Frau des Herrn von Elmbach zu werden, und Fräulein Margarethe läßt gerade ihre Sachen einpacken, um nach der Stadt zu gehen und weiter — wohin, wissen wir Alle nicht.“

„So muß ich Fräulein Susanne sprechen.“

„Wozu, da doch Alles vorüber ist? O, Herr Maler, ich hatte gedacht, daß es anders kommen werde, und

wie würde es mich gefreut haben — gewiß — o gewiß," wiederholte Reſi, als er haſtig ihre beiden Hände ergriff, als er ſie mit einem innig bittenden Blicke anſchaute, worauf er ein paar Sekunden gebrauchte, um ihr mit bewegter Stimme zu antworten: „Reſi, wenn Sie das wirklich gefreut hätte, wenn Sie Ihre kleine Herrin wirklich lieb haben, ſo müſſen Sie mir eine Frage beantworten, aber ſo wahr, als wenn Sie mit dem Himmel ſprächen; wollen Sie das für mich und für Fräulein Suſanne thun?"

„Gewiß, wenn ich kann."

„Nun, ſo hören Sie mich und glauben mir, daß ich Fräulein Suſanne über Alles liebe, o, ſo innig — ſo herzlich — ſo aufrichtig, daß ich niemals mit ihr Komödie geſpielt habe, daß ich es vorgezogen hätte, ſie nie mehr zu ſehen, als das zu thun; daß ich recht unglücklich ſein werde, wenn Sie mir meine Frage nicht ehrlich beantworten — meine Frage — — nun meine Frage," ſetzte er mit großer Wehmuth hinzu, „die ich aber nicht mehr auszuſprechen brauche."

„Und die ich Ihnen mit Worten ebenſowenig beantworten kann," erwiederte Reſi, wobei er entzückt war, zu bemerken, daß ſich ein leichtes Lächeln um ihre Lippen zeigte. Doch wurde ſie gleich darauf wieder ſehr ernſt, als ſie, ihre Hände raſch zurückziehend,

ſagte: „Sie müſſen ſelbſt am beſten wiſſen, was Sie zu thun haben und was Sie vor Gott und dem guten Herzen meiner lieben Herrin verantworten können.“

„O, ich weiß das, Reſi — ich weiß das, aber Sie werden es verſtehen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich eben im Begriff war, ohne Weiteres und bis auf Weiteres nach Buchenegk zurückzukehren; nach Dem, was geſtern zwiſchen mir und Fräulein Margarethe vorgefallen, konnte und durfte ich nicht anders, bin ich doch nur ein armer Maler, aber jetzt, nachdem ich gehört, was mich ſo traurig und dann wieder ſo glücklich gemacht, muß ich Fräulein Suſanne ſprechen und dazu brauche ich Ihre Hülfe.“

„Das iſt ſehr ſchwer, das iſt im Hauſe unmöglich und hier im Garten noch unmöglicher, weil die kleine Herrin vor der Abreiſe wohl nicht mehr herauskommen wird, und am allerwenigſten, wenn ſie wüßte, zu welchem Zweck.“

„O das iſt ſehr traurig!“ ſagte er mit ſolch' wahrem Ausdrucke des Schmerzes, daß Reſi ihm vielleicht gerade deßhalb mit leiſer Stimme ſagte: „Ich habe da unten ſoeben das leichte Boot für die kleine Herrin gerichtet, ſie will noch eine Fahrt auf dem See machen, ehe man die Inſel verläßt.“

„Und ſie fährt hier vom Hafen aus?“

„O nein, ich muß das Boot an die Terraſſe beim Hauſe bringen.“

„Herzlichen Dank, Reſi, vielleicht können Sie mir noch ſagen, welche Richtung Fräulein Suſanne bei ihren Fahrten gern zu nehmen pflegt?“

„Das iſt ſehr ſchwer, doch glaube ich faſt, daß ſie in ihrem Nachen eine kleine Strecke weit das Boot von Fräulein Klariſſa begleiten wird, welche der alte Weber hinüber nach Am-Felſen führt.“

„Gott lohne Ihnen alles Das, Reſi, und wenn wir uns wiederſehen, hoffe ich, Ihnen noch herzlicher danken zu können.“ Darauf drückte er ihr die Hand und eilte an den Strand zurück, während Reſi wieder zur Hafenbucht hinabſtieg und dann mit dem kleinen Boote nach dem Wohnhauſe fuhr.

Der Fiſcher, welchen Dellwing vorhin geſehen, war gerne bereit, ihm für ein gutes Geſchenk ſein grob gezimmertes Boot abzutreten, ihn auch, wohin er verlange, führen wolle. Doch zog es Jener begreiflicher Weiſe vor, das Boot allein zu beſteigen, und als ihn der Fiſcher vom Strande abgeſtoßen, ſteckte er die plumpen Ruder durch die Ringe von Weidengeflecht und fuhr dicht an der Kapelle vorüber nach der Felskuppe, auf der er geſtern Abend in ſtrömendem Regen geſeſſen.

Hier an der äußerſten Spitze der Inſel, geſchützt

liegend am Fuße der ſteil aufſteigenden Wand, war ein prächtiger Punkt, um nach allen Seiten hin auszulugen, ohne ſelbſt geſehen zu werden.

Er warf die Kette des Bootes um einen Baumſtumpf, zog die Ruder ein und ſchickte ſich an zu warten. Wäre es doch lächerlich geweſen, dem leichten Nachen Suſannens auf den See hinaus folgen zu wollen, lächerlich in der Abſicht und noch lächerlicher in der Ausführung, ſie mit ſeinem plumpen Schiffe erreichen zu wollen; nein, er mußte dem Glück vertrauen, er mußte hoffen, daß ſie vielleicht bei dieſer letzten Fahrt auf dem See die Inſel umkreiſen würde, ihm ſo Veranlaſſung gebend, ſich ihr zu nähern, ſie zu überraſchen, denn anders ging es wohl nicht; genügte doch der leichteſte Schlag mit ihrem zierlichen Ruder, um ihr kleines Schiffchen an ſeinem ſchweren Boot vorbeizuſchnellen.

Alſo Geduld und etwas Glück.

Es dauerte denn auch recht lange, ehe Dellwing das Boot, in welchem ſich Klariſſa befand, hinter der Inſel hervorkommen ſah, es nahm die Richtung nach Am-Felſen und wurde von der Sonne in ihrem kleinen Fahrzeuge begleitet. Beide Schiffe fuhren dahin, Bord an Bord, und die jungen Mädchen hatten ſich vor der Trennung noch gewaltig viel mitzutheilen, wobei übrigens

Klariſſa die Erregte und Sprecherin ſchien, während die Andere, leicht mit den Rudern ſpielend, zuhorchte, zuweilen mit dem Kopfe nickte — — dann wurde Abſchied genommen, man reichte einander über die Bootswand die Hände, dann trennte ſich das Boot von dem andern Schiff, Klariſſa winkte mit ihrem Taſchentuche und da der alte Weber nun kräftig anzog, ſo vergrößerte ſich die Entfernung zwiſchen beiden Schiffen mit großer Schnelligkeit, beſonders da nun auch Fräulein Suſanne das ihrige über die Flut dahin ſchießen ließ.

Die Eile, mit der ſie ſich auf dieſe Art dem Lande näherte, gewährte dem Lauſcher einige Hoffnung. Warum brauchte ſie ſich ſo zu beeilen, wenn ſie beabſichtigte, den kurzen geraden Weg nach der Inſel zurückzunehmen, oder wollte ſie dieſelbe am heutigen Morgen vielleicht zum letzten Mal für längere Zeit noch einmal umkreiſen — ja es mußte ſo ſein, denn jetzt verſchwand ihr Boot mit nicht verminderter Schnelligkeit hinter dem Vorſprung der Inſel, auf dem das Wohnhaus ſtand — — vielleicht aber dort an die Landungstreppe hin, und dann wöre für ihn Alles verloren geweſen — — doch mußte ſich das in Kurzem zeigen, denn Reſi würde alsdann nicht verſäumt haben, das Schifflein zurück nach der Hafenbucht zu bringen.

— — Aber es verging eine Viertelſtunde und Reſi erſchien nicht — — es verging noch eine weitere Zeit, — ihm däuchten es Stunden zu ſein — — dann glaubte er leichte Ruderſchläge zu vernehmen, weßhalb er ſein Boot noch näher an die Felſen zog, die Kette löste und ſich nach einem Verſteck umſchaute, von wo er im Falle der Noth, kräftig vom Ufer abſtoßend, ſich ihr, wenn ſie es wirklich war, raſch nähern konnte. Welcher Platz wäre aber dazu geeigneter geweſen, als dicht nebenan bei der kleinen Felstreppe, wo an jenem Abend die Phantaſie verborgen gelegen! Hier wucherte auch ein niedriges Geſträuch, das ihn dem erſten Blick verbarg und ſie vielleicht veranlaßte, näher am Ufer hinzufahren.

— — Dann kam ſie wirklich auf ihrem leichten Kahn um die Inſel herum, jetzt langſamer rudernd, die ſchönen glänzenden Augen auf die Höhe der Felskuppe gerichtet, die feinen Lippen zuſammengepreßt, ernſt, ſinnend, die lieblichen Züge ſanft geröthet von den Anſtrengungen der Fahrt. Wie ſchlug ſein Herz, als ſie jetzt ihre Ruder einen Augenblick ruhen ließ, — — in ängſtlicher Erwartung, als ſie dieſelben wieder eintauchte, — dann ſchneller und freudig erregt, als er bemerkte, wie ſich die Spitze ihres Bootes durch eine Bewegung des Ruders ihrer rechten Hand gegen das

Ufer wandte — dann mußte er ſeine Hände vor die Bruſt drücken, um nicht laut hinauszurufen, als ein paar Sekunden nachher das Boot knirſchend auf den feinen Kies des Ufers ſo dicht an ſeiner Nähe lief, daß er den Rand des leichten Fahrzeugs mit der Hand hätte berühren können.

Jetzt aber bemerkte ſie auch das Fiſcherboot und ihn, der ſich langſam erhoben hatte, ſeinen Hut in der Hand, ſie mit einem flehenden Blicke anſchauend.

Es war zu ſpät, um ihr Schifflein zurückzutreiben, obgleich ſie dazu einen ſo kräftigen Verſuch machte, daß ſich die feinen Ruder in ihrer Hand bogen — — es war zu ſpät, weßhalb ſie die Ruder den Fingern entgleiten ließ, dann nach dem Hut auf ihrem Schooße langte und ſich erhob, um an's Ufer zu ſpringen.

„O Fräulein Suſanne," ſagte er ſo weich und bittend als möglich, „wollen Sie nicht das Glück, Sie hier zu ſehen, für mich zum ſeligſten Augenblick machen und mir geſtatten, nur ein paar Worte mit Ihnen zu reden?" — — — — Dann, als ſie ſich, ohne ein Wort zu entgegnen, wieder langſam auf ihren Sitz niederließ, fuhr er fort: „Ich war im Begriff, mit Schmerz und Trauer im Herzen, dieſe Inſel, wo ich ſo glückliche Tage verlebt, zu verlaſſen, — nicht für immer," ſetzte er in entſchiedenem Tone hinzu, „ich

nach jenem kleinen ſpitzen Hügel, die letzte Höhe eines Ausläufers der Alpujarras, der ſich auf der Bergkette ſo ſichthar abhebt, ſo haben wir den Ort vor uns, wo der wegziehende König Boabdil noch einmal raſtete, um einen letzten traurigen Blick auf ſein verlorenes Paradies zu werfen.

Ach, bei dieſem Anblick brachen
Aus des Königs Bruſt die Seufzer,
Thränen überſtrömten plötzlich
Wie ein Sturzbach ſeine Wangen.

Düſter von dem hohen Zelter
Schaut herab des Königs Mutter,
Schaut auf ihres Sohnes Jammer,
Und ſie ſchalt ihn ſtolz und bitter.

„Boabdil el Chico," ſprach ſie,
„Wie ein Weib beweinſt du jetzo
Jene Stadt, die du nicht wußteſt
Zu vertheid'gen, wie ein Mann."

Heute noch heißt dieſer Berg el ſoſpiro del Moro, der Seufzer des Mohren.

Mir war der Parador de la Sultana ein ſo lieber Ort, daß ich manche Stunde hier oben zubrachte. Der Gärtner, welcher den kleinen wunderbaren Platz in Ordnung hielt, gab mir mehrere Sämereien, hier gewachſen, die ich ſpäter zu Hauſe pflanzte und die auch recht gut aufgingen. Wenn dieß aber auch nur ganz gewöhnliche Blumen waren, ſo freut mich doch noch heute ihr Nachwuchs, da der Same auf der göttlichen Alhambra gediehen. Am Tag vor unſerer Abreiſe ſchwelgte ich noch einige Stunden hier oben im Anblick der herrlichen Stadt und ihrer prachtvollen Umgebungen, von der ein neuerer Dichter ſo wahr und treffend ſagt:

Regocijate tu, Granada bella,
Ciudad hija del sol, huerta florida,
Que entre nieves estériles descuella;
Taza de nardos, de palomas nido,

wollte nur jenſeits des Sees einen Zeugen anrufen, der mit offenem Manneswort für mich eingetreten wäre, der mich von der niederdrückenden Laſt befreit hätte, hier in falſchem Lichte erſchienen zu ſein, der Ihnen, und Allen geſagt hätte, mit welcher, vielleicht thörichten Leidenſchaft mich dieſe Inſel in einem immerhin glücklichen Banne gehalten — — bis Alles, Alles, mein Glück, meine Hoffnungen, meine Liebe, auf ſo traurige Art zerriſſen wurde; ja, ich wollte die Inſel verlaſſen, als ich Ihren Nachen ſah und mich darauf hier ſtill erwartend hielt, an ein Glück denkend, das ich kaum zu hoffen wagte, und welches nun, da es wirklich erſchienen, ſo groß, ſo beſeligend iſt, daß ich es nicht dahinſchwinden laſſen darf, ſelbſt auf die Gefahr hin, zudringlich zu erſcheinen — — das Glück, Sie am heutigen Morgen noch einmal zu ſehen, Fräulein Suſanne — — — — um Ihnen ſagen zu dürfen — — um Ihnen ſagen zu müſſen — was ich ohne alles Das nicht gewagt hätte, — daß ich Sie liebe — daß ich Sie anbete, Fräulein Suſanne, und daß ich als ein trauriger, unglücklicher Menſch in die weite Welt hinausgehen muß, wenn Sie mir nicht wenigſtens ſagen, daß Ihre Erinnerung an mich keine gehäſſige, keine unfreundliche iſt.“

Es gibt einen Ton der Stimme, es gibt einen

Blick des Auges, die überzeugend wirken, beſonders wenn man nicht abgeneigt iſt, ſich überzeugen zu laſſen, und dazu war die Sonne nicht abgeneigt, was man auch an dem milderen Ausdruck ihrer Züge ſah, ja an der Art eines flüchtigen Blickes, mit dem ſie in ſein offenes, ehrliches, von der Aufregung leicht geröthetes Geſicht ſchaute, und dieſer Ausdruck, dieſer Blick ließen es ihn wagen, durch einen leichten Druck gegen die Felswand die Spitze ſeines Nachens näher an ihr Boot zu drängen, ja ſo nahe, daß er ihre Hände hätte ergreifen können, welche verſchlungen auf ihrem Schooße ruhten.

„Schon als ich Sie zum erſten Male geſehen, Fräulein Suſanne, damals, als ich Klariſſa auf dem Sturmvogel hieher brachte, war mein Schickſal entſchieden, und es lag ein Zauberbann auf mir, der mich mächtig immer wieder hieher zog, der mir meine Freiheit nahm und mir nur den einzigen Gedanken ließ, Sie wieder zu ſehen und dann häufig zu ſehen. So auch in jener ſchlimmen Nacht, wo es allerdings in meiner Abſicht lag, heimlich die Inſel zu beſuchen, wo es nicht zufällig war, daß wir dem Wetter trotzten und darüber Schiffbruch litten, wo ich allerdings nicht das Glück hatte, Sie zu ſehen, — denn als wir hier faſt auf der gleichen Stelle anlegten, peitſchte ſchon der

Sturm über die Felſen dort oben, nichts Lebendes im Freien laſſend, und doch ſtieg ich hinauf, um wenigſtens den Boden zu betreten, wo Ihr Fuß gewandelt, und hatte dabei das unbeſchreibliche Glück, eine Spur zu finden, die ich mit Ihnen in Zuſammenhang brachte — dieſe kleine blaue Schleife, welche ich am Boden fand und ſeit jener Zeit hier auf meinem Herzen bewahre."

Er riß ſeine Sammtjoppe auf, holte das Band hervor und als er es ihr hinreichte und glückſelig war, eine leichte Röthe auf ihren nicht unfreundlichen Zügen zu entdecken, fragte er mit dem Ausdrucke herzlichſter Liebe: „Und darf ich nun dieſe Schleife behalten als Pfand eines kleinen Wohlwollens, Fräulein Suſanne?"

Auf dieſe Frage gab ſie keine Antwort, ſchaute ihn auch nicht einmal an, aber es war ein lieber, milder Zug, der ſich auf ihrem Geſichte zeigte, ja etwas wie ein leichtes Lächeln kurz vorher, ehe ſie ihren Kopf langſam herabſenkte; dann löste ſie ihre Hände auseinander und ließ ihre Linke gegen das Waſſer hinabgleiten, dort die feine Blüte einer Schilfpflanze faſſend, während ſie die Rechte auf den Rand ihres Bootes legte.

„— — — — Oder eines ſo großen Wohlwollens," rief er glückſelig, „daß es ſich faſt wie ein klein bischen Liebe ausnimmt?"

Auch auf dieſe Frage gab ſie eigentlich keine Antwort. Da aber der kecke junge Menſch in dieſem Augenblick ihre feinen Finger, die ſo dicht vor ihm ruhten, mit ſeinen beiden Händen umſchloß, was ſie ebenſowohl geduldig ertrug, als daß er ſich auf ihre Hand niederbeugte, um dieſelbe mit unzähligen Küſſen zu bedecken, ſo wird vielleicht die Strengſte und Ungläubigſte unſerer ſchönen Leſerinnen dieß als eine genügende Beantwortung jener Frage anſehen.

Und erſt Alexander Dellwing! — Er blickte mit leuchtenden Augen um ſich her, er konnte ſich nicht enthalten, ſeinen Hut über dem Kopfe zu ſchwingen und jubelnd auszurufen: „So glücklich, wie ich, war noch nie eine Menſchenſeele!“ — —

— — — — Da rauſchte es daher auf dem See — — da kam es um die Felsecke der Inſel, weiße, tanzende, murmelnde Wellen vor dem Kiel mit ſcharf angehalten Segeln, die Maſten bis zur Spitze in weißes Tuch gehüllt, mit luſtig flatternden Wimpeln — — — — der Sturmvogel von Bucheneck herüber, mit Meiſter Jonas am Steuer, ſo nahe als möglich an der Inſel vorüberfahrend — und recht nahe, denn man konnte deutlich das große Erſtaunen auf dem Geſichte des alten Seemannes bemerken — man konnte deutlich vernehmen den beinahe freudig klingenden Ruf

Dagobert's, der vorn am Fockſegel ſtand: „He, Boot ahoi!“ Dann zog der Sturmvogel, von der friſchen Briſe getrieben, raſch vorüber, hielt aber nicht gegen die Hafenbucht, denn die Segel kamen nicht herab, wie es in dieſem Falle hätte geſchehen müſſen, ſondern man ſah ſie kurz darauf am andern Ende der Inſel und dann um dieſelbe verſchwinden.

Suſanne hatte dabei ruhig ſeitwärts gegen den See hinaus geblickt, und wenn ſich auch zuerſt beim Erſcheinen des Segelbootes eine kleine Verlegenheit auf ihren Zügen malte, ſo überwand ſie das doch in der nächſten Sekunde durch ein freundliches Lächeln, wobei ſie zu Dellwing aufblickte, ſich dann raſch erhob, um mit ſeiner Hülfe an's Ufer zu ſpringen.

Dellwing bedauerte es faſt, daß dadurch die kleine See-Idylle ſo raſch zerſtört wurde, er war faſt trunken vor Seligkeit im Anſchauen des geliebten Mädchens, als ſie noch vor ihm in dem ſchmalen Nachen ſaß, in ihrem lichtroſa eleganten Anzuge, die feinen Füßchen ſo vollſtändig ſichtbar, ihren Strohhut auf dem Schooße, eine reizende, liebliche Erſcheinung, und dabei auf dem leicht ſchaukelnden Boot, unabhängig vom Lande, losgetrennt von der Inſel, in ſeinen Gedanken jetzt ſchon ihm allein gehörend. Es lag etwas Seeräuberiſches in dieſem Gedanken, und in ſeinem kecken Uebermuth,

in seinem unbegrenzten Glück, das ihm so lustig aus den Augen strahlte, das so fröhlich seine Lippen umspielte, dachte er: jetzt sollte man die beiden Nachen zusammenlegen, an irgend einen stillen Punkt des Seeufers rudern und seine Bedingungen machen, um sich nicht droben im Hause auf Gnade und Ungnade übergeben zu müssen — dann lachte er über sich selbst und empfand, daß auch etwas Süßes in dieser unbedingten Uebergabe liege. — Hatte sie doch ihre Hand auf seinen Arm gelegt, während sie ihm folgte, als er vor ihr die kleine Felstreppe hinaufstieg; ließ sie doch, oben angekommen, alsdann ihre Hand langsam in die seinige gleiten und schaute ihn dabei mit einem so unaussprechlich lieben Blicke an, daß er gewaltig an sich halten mußte, um sie nicht hier unter Gottes freiem Himmel jauchzend in seine Arme zu schließen, was doch auf der baumlosen Felskuppe jedenfalls nicht recht passend gewesen wäre.

Dann gingen sie mit einander fort, Hand in Hand, diese zwei jungen, schönen, glücklichen Wesen, an der kleinen Kapelle vorüber, das heißt nicht vorüber, vielmehr traten sie in den stillen Raum vor den alten Steinaltar hin, über welchem später sein Bild prangen sollte, und hier soll es geschehen sein, wie eine neugierige Schwalbe versichert, daß Susanne sanft ihren

Kopf an ſeine Bruſt legte, nachdem ſie verſchämt geflüſtert: „Ja, ich liebe Dich und will Dein ſein auf immerdar.“

Wie erſchienen Ihnen darauf die Wege der Inſel ſo gar kurz, trotzdem ſie mit ſehr langſamen Schritten und nicht einmal geradezu nach dem Wohnhauſe gingen, daß ſie trotzdem ſo überraſchend bald vor ſich liegen ſahen, wo dann Suſanne ihre Hand aus der Dellwing's zog und dieſelbe auf ſeinen Arm legte, was noch immer ein ſo überraſchendes Zeichen von ungewohnter Vertraulichkeit zwiſchen Beiden blieb, daß Reſi, welche unter den Buchen ſaß, freudig erſchrocken ihre Hände in den Schooß ſinken ließ, und daß ſich die alte Kammerfrau Margarethens, welche ihnen am Hauseingang begegnete, nicht enthalten konnte, mit herzlichem Tone die Worte auszurufen: „Gott ſegne euch, meine lieben Kinder!“ Dann ſtiegen ſie die Treppen hinauf und Dellwing vermochte ſeiner tiefen Bewegung nur dadurch Herr zu werden, daß er in die jetzt vollſtändig ruhigen Züge des jungen Mädchens blickte. — —

So betraten ſie den Salon Margarethens, wo ſie dieſe unter der weitgeöffneten Terraſſenthüre neben Elmbach ſtehen ſahen; er hielt ſie mit ſeinem rechten Arm umſchlungen, während ihr Haupt an ſeiner Schulter lehnte.

— — — —

Und damit würde unſere Geſchichte ſchließen, wenn wir nicht dem geneigten Leſer in der Ueberſchrift dieſes letzten Kapitels den Untergang des Sturmvogels angezeigt hätten und wenn wir es nicht für Unrecht hielten, ſelbſt über dergleichen Trauriges nicht die Wahrheit zu berichten, und damit zu gleicher Zeit noch einen kleinen Blick zu werfen auf die Zukunft dieſer vier glücklichen Menſchen.

Margarethe hatte ſich beim Eintritt ihrer Schweſter haſtig umgewandt und dieſe alsdann mit feuchten Augen herzlich in die Arme geſchloſſen, während Elmbach, ſeinem Freunde beide Hände reichend, ſagte: „Du haſt die drohende Kluft glücklich überſprungen, Du haſt die kleine Fee für Dich ſelbſt aus dem Banne erlöst, haſt von uns den böſen Zauber genommen, und wir Beide ſagen Ja und Amen dazu.“

Dann trat er raſch mit Margarethe hinaus auf die Terraſſe, bis an den Rand derſelben, wo dicht vor ihnen der Sturmvogel auf der glatten Seefläche ſchaukelte. Elmbach erhob ſeine Hand gegen Meiſter Jonas, der an der Spitze des Bootes ſtand, auf welches Zeichen, das zwiſchen Beiden verabredet war, der alte Seemann ſeinen Hut ſchwenkte und zugleich mit der übrigen Bemannung ein dreifaches „Hurrah“ ertönen ließ; dann

klang der ſchrille Ton ſeiner Pfeife in der allerluſtigſten Weiſe, Gaffel und Klüver flogen herum, und als hierauf der Sturmvogel vom Lande abhielt, raſch durch das Waſſer dahin ziehend, zeigte ſich am Sterne in goldenen Buchſtaben auf blauem Grunde deutlich der ehemalige Name des Schiffes — „Margarethe“. Das war der Untergang des „Sturmvogels“, der mit allen Schatten vergangener Tage, mit allem Schmerz und allem Leid verſchwand, und wenn wir ihn mit dem Phönix vergleichen könnten, ſo dürften wir auch hinzufügen, daß aus ſeiner Aſche für die vier glücklichen Menſchen ſo ungetrübtes Glück emporſtieg, als es überhaupt in dieſem armen Erdenleben nur zu finden iſt.

Das Segelboot aber zieht heute noch über die blauen Fluten des Sees und Meiſter Jonas hat alle Hände voll zu thun, um die ſo nothwendige Verbindung zu unterhalten zwiſchen Bucheneck und der Kloſterinſel, wo man häufig auf der Felskuppe Alexander Dellwing ſtehen ſieht, beſchäftigt, vermittelſt einer rieſigen Flaggenſtange zu ſignaliſiren, wobei ſeine kleine Frau neben ihm ſitzt und ihm die farbigen Fähnlein darreicht. Ja eben jetzt flattern dieſelben hoch empor, oben roth, in der Mitte weiß, unten ſchwarz, was aber hier nicht die deutſche Flagge zu bedeuten hat, ſondern nach dem Familien-Signalbuch heißt: „Alles iſt wohl und wir

werden pünktlich zum Mittageſſen erſcheinen.“ Dann ſehen wir ſpäter das Segelboot in die Hafenbucht einfahren, ohne dort Anker zu werfen, denn Madame Suſanne Dellwing hat ſchon Achtung gegeben und kommt raſch zum Ufer herab, in einiger Entfernung gefolgt von ihrem Manne, der, ſo oft es auch zu Elmbach geht, doch ſtets noch immer etwas Vergeſſenes zu holen hat, ſei es eine Skizze, die er ihm zeigen will, ſei es ein neues Buch, ſeien es Cigarrenproben oder gar Sämereien einer neuen Pflanze, die er entdeckt zu haben glaubt, um über dieſe botaniſchen Verſuche meiſtens ausgelacht zu werden.

Meiſter Jonas hatte den Anker nicht fallen laſſen, doch lag das Boot bei dieſen Veranlaſſungen, vermittelſt der Riemen und Bootshaken gehalten, wie angeſchmiedet am Ufer, und wehe Dem von der Mannſchaft, der daran ſchuld wäre, daß es ſich auch nur um eine Idee bewegte, während die kleine Herrin einſtiege, wozu der alte Seemann noch ſchmunzelnd ſeine Hülfe angedeihen läßt, indem er den Arm mit der breiten Hand ausſtreckt, auf den ſich die junge Dame ſtützen konnte wie auf ein eiſernes Geländer. Dann ſpringt auch Dellwing die Felstreppe hinab, ſich beeilend, an Bord zu kommen. Das Segelboot treibt langſam in den See hinaus, die Segel fliegen empor und es nimmt

Diamante pura que su luz destella,
Paraiso entre rocas escondido!

Freue dich, du ſchönes Granada, Tochter der Sonne, die ein blühender Garten aus einer Schneewüſte hervorprangt. Du biſt eine Schale voll köſtlicher Wohlgerüche, ein Taubenneſt, ein Diamant, der funkelndes Licht ausſtrömt, ein Paradies, in Felsgebirgen verſtecket!

Leider war die Jahreszeit noch nicht ſo weit vorgerückt, daß wir hätten das eigenthümliche, ſo ſchöne Leben genießen können, das ſich hier an warmen Frühlings- und Sommerabenden auf dem Hauptſpaziergange von Granada, dem Paſeo, entwickelt; aber auch jetzt ſchon, beim erſten Knoſpen des Grüns, beim Anblick einzelner Roſen, die ſich ſchüchtern hervorwagen, iſt dieſer Spaziergang das Reizendſte, was man ſehen kann. Bei dem Platze del Lobo, wo unſer Gaſthof lag, in der Verlängerung der Carrera del Darro, beginnt er und führt bis zur Brücke über den Xenil, einem Bauwerke, das über die Römerzeit hinausreicht. Wenn man ſich dort aber links wendet, ſo iſt man wirklich überraſcht, hier eine noch viel längere Fortſetzung des Paſeo zu finden. An der Brücke befindet ſich der ſogenannte Salon, ein fünfzig Fuß breiter, mit feinem Kies beſtreuter Platz; er hat an jeder Seite zwei Reihen Ulmen und Akazien, unter denen ſich zierlich eingehegte Gebüſche, Roſen, Oleander und Granaten befinden; überall ſtehen ſteinerne Bänke, und von hier aus ſetzt ſich der Paſeo über dreihundert Schritte weit am rechten Ufer des Xenils hin fort, beſchattet von einer vierfachen Reihe hoher Schwarzpappeln, und begränzt von einem Roſengarten, wo die Roſenſträuche auf Mannshöhe zu reichen Bouquets und Pyramiden zuſammengebunden ſind. Am Ende des Paſeo erhebt ſich ein hoher marmorner Springbrunnen, der einen dicken Waſſerſtrahl ſo hoch emporſchleudert, daß die Tropfen rings umher ſtäuben und die ganze Umgebung in heißen Sommernächten ſo köſtlich erfriſchen und abkühlen. Eigenthümlich iſt an dieſem Brunnen, daß das Waſſer, nachdem es der obern gefüllten Schale entquollen,

ſeinen Kurs nach Bucheneck. Wenn man hierbei die Inſel umfährt, unterläßt es der Maler nie, unter einem eigenthümlichen Lächeln zu der Felskuppe hinaufzublinzeln, worauf Madame Dellwing unter einem leichten Erröthen vielleicht ſagt: „Wenn Du Zeit und Luſt haſt, einen Augenblick recht ernſthaft zu bleiben, ſo will ich Dir ſagen, daß ich heute Morgen Briefe erhalten, die auch Dich vielleicht intereſſiren.“

„Gewiß, mein Herz, ſchon durch Deine Mittheilung, und werde ich mich einer ſehr verſtändigen Ruhe befleißigen.“

„Das gebe der Himmel endlich einmal,“ entgegnet die kleine Frau mit einem entzückenden Schmollen. Da ſie ſich aber zu gleicher Zeit feſt an ihn ſchmiegt, ſo lacht er darüber, während er ſie innig mit ſeinem Arm umſchlingt — „ſo, und nun laß mich Deine wichtigen Nachrichten hören. Wen betreffen ſie?“

„Ein paar Damen, die Dich einſt ſehr intereſſirt haben.“

„Gleich ein Paar? — ah, das iſt unglaublich.“

„Klariſſa ſchreibt mir aus ihrer Penſion, daß ſie ſich dort ſehr glücklich fühlt und nur den Wunſch hat, mich bald einmal wieder zu ſehen.“

„Nur Dich allein?“ gibt er lachend zur Antwort.

„Nur mich allein — auch ſchrieb die Direktorin

neulich an Margarethe, daß ſich das junge Mädchen ſehr zu ihrem Vortheil verändert hat, ruhig, ja recht geſetzt geworden iſt und ihrer Erziehung alle Ehre machen wird — — ich habe nie daran gezweifelt," ſetzte die junge Frau mit einem faſt komiſchen Ernſte hinzu, „da drüben auf Silberhaus, und auch beziehungsweiſe bei uns, war es doch kein richtiger Aufenthalt für ein ſo lebhaftes, unbändiges Weſen."

„Warum nicht in eurer klöſterlichen Einſamkeit?"

„So lange ſie das war, ging es allerdings vortrefflich, aber Du weißt ſelbſt am beſten, wie ſich Alles bei uns raſch änderte, nachdem gewiſſe ſtörende Elemente auf unſerer ſtillen, friedlichen Inſel erſchienen."

„Dieſe ſüßen ſtörenden Elemente," lachte er herzlich, und da die Beiden in dieſem Augenblicke wohl verſteckt hinter dem großen Gaffelſegel ſaßen, ſo unterſtand er ſich, ſeine kleine Frau leicht in das roſige Ohrläppchen zu beißen.

„O Alexander," ſagte ſie, „Du wirſt nie ruhig und verſtändig werden," doch ſchmiegte ſie zu gleicher Zeit ihre kleine Hand in die ſeinige, wobei es köſtlich ausſah, daß ſie trotzdem einen großen Ernſt behauptete, während ſie ſagte: „auch von Iſabella habe ich einen Brief."

„Und auch Die fühlt ſich glücklich und zufrieden in ihrer Erziehungsanſtalt?"

„Es ſcheint faſt ſo, auch hat ihr Mann, der Herr Joſeph Silberfeld, ein paar Zeilen beigefügt, die ungefähr daſſelbe ſagen, worüber ſich Margarethe recht freuen wird; ſie haben eine Herrſchaft in Böhmen gekauft und leben dort in höchſt angenehmer Geſellſchaft, Iſabella reitet und fährt ganz nach ihrem Belieben."

„Wahrſcheinlich unter dem Schutze artiger Kavallerie-Offiziere der benachbarten Kantonnements — und was ſagt Herr Joſeph Silberfeld dazu? — doch ich kann es mir denken, er wird ſich geehrt fühlen, daß ſeine ſchöne Frau ein glänzendes Haus macht und er zuſehen darf, wie ſich Andere dabei amüſiren."

„Pfui, Alexander, Du kannſt ſo abſcheulich ſein, daß eine anſtändige Frau gar nicht mit Dir reden ſollte — und wenn Du nicht ſonſt ſo gute und liebe Eigenſchaften hätteſt —"

„— — Habe ich das wirklich, meine ſüße Sonne?"

„— — Leider, aber nun bitte ich mir allen Ernſtes aus, daß Du ruhig biſt, — — auch ſind wir ganz nah an Bucheneck und augenblicklich im Hafen."

„O Suſanne, könnte ich Dir nur einen kleinen Beweis meiner grenzenloſen Liebe geben! Befiehl, ſo ſpringe ich in's Waſſer und ſchwimme an's Ufer!"

„Alexander," rief ſie, faſt erſchrocken ſeine Hand

faſſend, „wahrhaftig, Du wärſt das zu thun im Stande,“ — — dann ſetzte ſie mit leiſer Stimme und ſchmeichelnd hinzu: „wozu auch noch andere Proben, — ich weiß ja, wie lieb Du mich haſt!“

Jetzt ſchoß das Segelboot um die Felsecke herum in das ſchöne Hafenbaſſin, die Segel fielen, der Anker raſſelte in die Tiefe und da waren ſie wieder einmal bei den lieben Freunden, die ihnen vom Schloſſe her entgegen eilten.

So oft auch Alexander Dellwing hieher kam, ſo erinnerte er ſich doch jedesmal auf's Lebhafteſte jenes erſten Morgens, wo ihm Meiſter Jonas den Sturmvogel gezeigt, und ihm das ſchmucke Schiff bezeichnet als wie unter einem böſen Zauberbanne liegend. Und es war auch in der That etwas wie ein ſchlimmer Zauber geweſen, der es hier ſo lange unthätig an ſeiner Ankerkette hielt und der nun endlich auf ſo ſegensreiche Art gelöst worden war; das bewieſen wohl am beſten die vier glücklichen Menſchen, welche dort auf verſchlungenen Wegen durch die grünen Büſche dem ſtattlichen Wohnhauſe zuſchritten; Elmbach ging mit Suſanne voraus und Dellwing folgte mit Margarethe, wobei dieſer lächelnd auf das vordere Paar zeigend ſagte: „Welch' ein Glück für mich, daß es nicht ſo gekommen iſt!“

„Ja, und für uns Alle," ſetzte die ſchöne Frau mit ſtrahlenden Augen hinzu — — „welch' ein unbegreiflich böſer Traum war das und — — welch' ein ſeliges Erwachen!"

Es war ein ſchöner, prachtvoller Herbſttag, an welchem die Sonne mit einer unbeſchreiblichen Liebe und Glut Berg und Thal beſchien, den See mit goldenen Streifen zierte und die prächtig gefärbten Bäume glänzender aufleuchten ließ. Sommerfäden ſchwammen auf der Luft, nachahmend den langgeſtreckten Wölkchen, die ruhig unter dem dunkelblauen Himmelsgewölbe dahinzogen. Die mächtigen dunklen Buchen waren wie mit Goldſtaub beſtreut, wogegen das herbſtliche Laub der Kaſtanien als aus Feuer geformt erſchien, während ſich an den Veranden die Jungfernrebe tief roth emporrankte und ſich zwiſchen allem Dem der blendende Strahl der Fontäne wie eine Silbergarbe erhob.

Dazu die elaſtiſch friſche, würzige Herbſtluft, das Nadelholz mit ſeinem duftigen Harz, volle Reſedabeete, ſüße Wohlgerüche ausſtrömend, alle Fenſter des Hauſes weit geöffnet, ſtatt klöſterlich verſchloſſen zu ſein wie damals. Und zu allem Dem noch unter dem Schattendach der mächtigen Bäume neben dem Hauſe die zierlich gedeckte Tafel mit dem blendenden Tiſchzeug, den farbig leuchtenden Weinen in den geſchliffenen

Karaſſen und der mächtigen Pyramide des herrlichſten Obſtes.

„Du kannſt Dich auf liebe Gäſte freuen,“ rief Dagobert ſeinem Freunde zu. „Wilbert iſt ſeit zwei Tagen hier, und obgleich ich ihn zu ſeiner Erholung eingeladen, iſt er doch ſo freundlich, Aufnahmen von Buchenecк machen zu laſſen, es gibt das ein ſchönes Album für euch — und nun zu Tiſche, wenn ich bitten darf.“

Da erſchien der eben Genannte, von der Terraſſe herabkommend, und mit ihm ein paar andere Bekannte, welche Alexander Dellwing eben ſo herzlich begrüßte wie den Chef der berühmten Anſtalt, und waren dieß der würdige Häuptling Silberbad, ſowie Negativ, auch hier trotz des ſtrahlenden Herbſttages und all' der heiteren, glücklichen Geſichter in gemeſſenem Ernſte. „Denn,“ ſagte er, als ihm der Maler herzlich die Hand ſchüttelte, „der Herbſt will ja kommen und die Blätter fallen ab von den Bäumen.“

„Ja, aber um im nächſten Frühling wieder in friſcher Schönheit zu erſtehen — ſo wollen wir alles Das betrachten und uns hoffentlich noch lange freuen im roſigen Lichte.“

XARB

Lohengrin.

Novelle

von

F. W. Hackländer.

Wien, 1874.

Verlag der lit.-art. Anstalt von C. Dittmarsch.

Druck von Wilh. Zöller, Barnabitengasse 7.

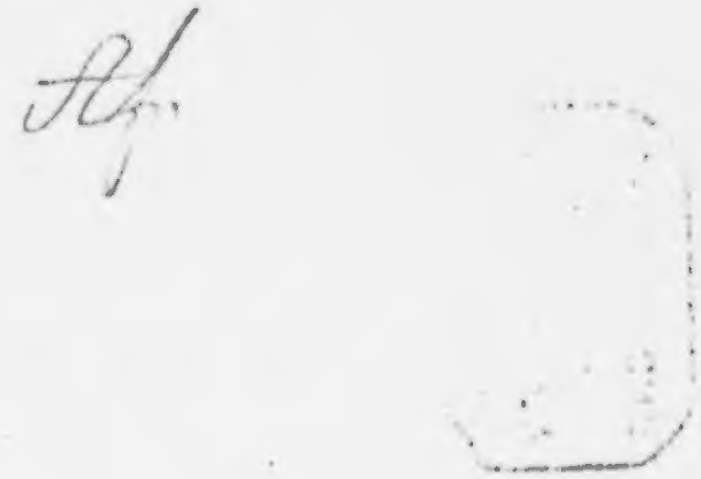

I.

Eloa.

Es war einer jener wonnigen Abende nach heißem Sommertage, wo Berg und Thal, Flur und Wald glänzend unter goldenen Sonnenstrahlen wie in großer Toilette zur Ruhe gegangen sind, die dunkeln Baumkronen mit Goldstaub bestreut; wo selbst die

nicht von einem untern Becken aufgefangen wird, ſondern auf ein treppenförmiges Piedeſtal niederſtürzt, wo alle Tropfen abprallen und weit hinaus einen feuchten Kreis beſchreiben. Hinten an den Spaziergang ſchließt ſich ein dichtes Gehölz, das ſich über den Xenil und die ſchmalen Fußwege wölbt, welche ſich an ſeinem Ufer hinziehen, und der Fluß brauſt hier, ein wilder Gebirgsſtrom über Felsſtücke dahin; links von ihm erheben ſich terraſſenförmig Häuſer, Gärten und Weinlauben neben einzelnen ſchwarzen Cypreſſen, bis zur Höhe des Berges, auf dem die Alhambra liegt, über welchen hinaus ſich dann allmählig wieder die Sierra Nevada erhebt, bis hoch zu ihren ſchneebedeckten Gipfeln. In heißen Sommernächten, wo dieſer Spaziergang von Tauſenden von Männern und ſchönen Weibern und Mädchen bedeckt iſt, die lachend, plaudernd und Fächer wedelnd bis nach Mitternacht hier umherwandeln, wo unter dicht belaubten Bäumen die herrlichſte Kühle herrſcht, wo Tauſende von Roſen duften, wo die Brunnen plätſchern, der Xenil ſchäumend vorbeirauſcht, wo das volle Mondenlicht in den glänzenden, melancholiſch ſchwärmenden Augen der Andaluſierinnen zittert, muß der Paſeo ein wahrhaft himmliſcher Aufenthalt ſein.

An der alten Brücke, von der ich vorhin ſprach, befindet ſich eine kleine Kapelle, die dadurch merkwürdig iſt, weil hier nach der Uebergabe von Granada König Ferdinand und Iſabelle den Abzug der Mauren erwarteten. Tauſende der chriſtlichen Soldaten und der Einwohner der Stadt blickten erwartend auf den Berg der Alhambra empor, und ein Jubelruf zerriß die Lüfte, als mit Einem Male oben auf der Zinne des Torre de la Vela der Cardinal Don Pedro Gonzales de Mendoza und neben ihm der Graf von Tendilla erſchienen und dort die Fahnen mit dem Kreuze, ſowie das königliche Banner von Caſtilien aufpflanzten. Unter dem Schmettern der Trompeten erſchallte der Ruf der Herolde: „Granada! Granada! für die ruhmgekrönten Könige von Caſtilien, Ferdinando und Iſabella!“ Das ganze Heer ſank auf die Kniee; das königliche Paar aber rief: „Non nobis, domine, sed

Abendnebel eine freundliche, lichtſilberne Färbung zeigen, und wo unter luſtigem Muſiziren der Cykaden ſelbſt die düſteren, grämlichen Tannen des Schwarzwaldes etwas zur allgemeinen Beluſtigung beitragen, indem ſie auf den Schwingen des leichten Nachthauches jene unausſprechlich ſüßen Düfte herüberſenden, welche die Mitte halten zwiſchen Weihrauch und getrocknetem Heu, ein Parfum, das die Chemie leider oder glücklicher Weiſe noch nicht herſtellen kann, um es in Flacons zu verkaufen als „L'extrait de Schwarzwald," das man alſo gezwungen iſt, noch unverkünſtelt in friſcher Natürlichkeit aufzuſuchen, wenn man es haben und genießen will.

Aber wo uns auch immer dieſer Duft erfreut, erweckt er in uns das Bild jener ſchlanken, hochauf ſtrebenden Rieſentanne, zwiſchen deren dunkelm Grün die goldenen Sonnenlichter ſpielen; wo wir zwiſchen den mächtigen Stämmen emporſteigen auf natürlichen Treppen, aus Baumwurzeln gebildet, die mit ſo dicken Moosteppichen überdeckt ſind, daß unſer Fuß tief einſinkt; wo uns liebliche Kühle und melodiſches Quellengemurmel umgibt und es ſo einladend iſt, ſich auf einem jener Steine niederzulaſſen, die mit hellgrünen Sammtpolſtern bewachſen ſind, und wo man träumeriſch zuſchaut, wie zwiſchen den Steinen das Waſſer

kristallhell hinrieselt, die nackten Baumwurzeln bespült und die Waldpflanzen aufmunternd küßt, daß sie häufig, wie erschreckt, mit den gesenkten Blumenköpfchen emporfahren.

Ja, diese Gedanken kommen und umfangen uns ebensogut, wenn wir im Schwarzwalde lagern oder wandern, als wenn wir am Abend eines solch' heißen Sommertages — besonders wenn vielleicht spät Nachmittags die Luft durch ein leichtes Gewitter mit feinem Sprühregen nicht abgekühlt, sondern nur erfrischt wurde — uns in jenem reizenden Schwarzwaldthale befinden, das mit seinen schönen Villen, welche die an sich kleine Stadt rings umgeben, mit seinen reizenden Spaziergängen und prachtvollen Alleen, mit seinen offenen und überdeckten Promenaden, mit seinem allen Luxus der Welt in sich bergenden Kursalon, selbst so gar nichts hat von einer Waldeinsamkeit, wenn auch rings umher die Tannenwälder duften und bei sinkendem Abend über die vergoldeten Baumspitzen ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen unbeweglich schwebt.

Zwei junge Männer kamen vom rothen Felsen bei Baden herübergeritten, wo sie einige Nachmittagsstunden plaudernd vollbracht, vortrefflich dinirt, wie man dort dinirt, besonders wenn man ein Freund ist

von jenen schweren Stein-Forellen, die dort in der klaren Fluth des eiskalten Wassers hin- und herschießen.

Dann hatten sie sich unter die grünen Tannen in's Moos gelagert, dazu ihre Zigarre geraucht, und waren bei Quellengerieſel und dem entzückenden Duft, von dem wir vorhin sprachen, in jene waldträumerische Stimmung gekommen, die wir zu schildern versucht und die auch jetzt noch anhält, als sie gegen Baden zurückritten; während die im Thale lagernden Abendschatten so wunderbar kontrastirten mit den ringsumher aufleuchtenden Höhen.

„Schau' Dir einmal jenen übermüthigen Gesellen da oben an," sagte der Eine, mit dem Knopfe der Reitpeitsche gegen den Adler empor zeigend, „sollte man nicht glauben, er schaute von seiner luftigen Höhe in souveräner Verachtung auf das glänzende Getümmel vor dem Kursaale."

„Warum mit Verachtung?" erwiederte fragend der Andere, „warum nicht mit Wohlwollen und Neugierde, wenn Du ihm denn doch eine edlere Regung zutraust, als ganz gewöhnliches Beobachten und Lauern, wo er etwas für sein Souper finden möge. Denke Dir doch, wie verführerisch es für solch' einen Adler sein mag, mit mächtigem Flügelschlage da herüber zu schweben, um sich das bunte Durcheinander da unten

anzuſchauen, vielleicht auch um etwas zu erlauſchen von den Tönen der Muſik, die ihm doch jedenfalls anders anklingen werden, als das Rauſchen des Windes in den Baumgipfeln und das Murmeln der Quellen — glaubſt Du nicht, daß er das zu unterſcheiden vermag?"

„Gewiß glaube ich das und traue dem Adler noch viel mehr zu, halte ihn immer noch für eines jener bevorzugten Weſen, die, ſelbſt ein ungeheures Alter erreichend, noch lebhaft jene Familientraditionen bewahrt haben von einem ihrer Ahnen, der noch die Fee Chriſtalinde perſönlich gekannt und den Zauberer Merlin an einem jener fabelhaften Kaiſerhöfe geſehen, wo es zu einer kleinen Bewegung vor dem Frühſtück gehörte, einen Drachen getödtet zu haben, wie man heutzutage eine Schnepfe ſchießt, und wo die Hand der kaiſerlichen Tochter leicht zu erringen war, wenn man Muth genug hatte, mit dem gewaltigen Rieſen anzubinden."

„Möchteſt Du in jener Zeit gelebt haben, oder möchteſt Du vielmehr, daß jene fabelhafte Zeit heute noch beſtände?"

„Warum nicht, wenn man das Zeug hätte, ſich auszuzeichnen wie die Ritter von der Tafelrunde —"

„Oder in der Art, wie jene Minneſänger bei ihren Liederkämpfen, und das wäre Dein Fall.“

Der dieſe letzten Worte ſprach, war ein friſcher, blühender junger Mann mit lebhaften, luſtigen Augen, krauſem, dunklem Haare, das ſich unter dem kleinen ſchwarzen, etwas ſchief geſetzten Hute in Locken emporbäumte, während der Andere etwas älter und ernſter erſchien; doch mochte auch dieſer kaum die Dreißig erreicht haben. Seine Geſichtsfarbe war etwas bleicher, jetzt allerdings vom ſcharfen Ritt geröthet; ein ſtarker, hellblonder Vollbart umgab ſein Kinn, und wenn die hohe ſtatuliche Figur, die ſcharf geſchnittene, leicht geſchwungene Naſe, der energiſch geformte Mund mit den ſtarken Lippen von Kraft und Gewandtheit ſprachen, ſo zeigten dagegen die immerhin ausdrucksvollen Augen einen ſo milden Schimmer und waren von ſo ſanftem Blau, daß ſie im Gegenſatze waren zu jenen oben erwähnten Eigenſchaften, welcher Gegenſatz noch verſchärft wurde durch den weichen Klang ſeiner Stimme.

Deshalb hatte der Andere auch wohl der Minneſänger jener alten Zeit erwähnt und jenem die Rolle mit der Laute zugetheilt, während er für ſich — als ganz paſſend zu ſeiner raſchen, kecken Erſcheinung, gewiß lieber das Schwert behalten hätte.

Doch gehörte keiner von Beiden einem Stande an, der heutzutage berechtigt ist, das Schwert oder vielmehr den Säbel zu führen; Beide hatten allerdings, wie das in Deutschland der Brauch ist, ihrer Militärpflicht genügt, waren aber dann wieder in ihre bürgerlichen Verhältnisse zurückgetreten, die behaglich, ja glänzend, sie auf ihren weit ausgedehnten Gütern im Norden wie kleine unumschränkte Fürsten leben ließen, obwohl Beide, wenngleich von sehr altem Adel, doch nur die Freiherrnkrone über ihrem Wappen führten.

Hier in Baden aber führten sie nicht einmal diese, sondern hatten, einer lustigen Idee des Jüngeren nachgebend, als sie nach einer Fußtour durch den Schwarzwald von dem reizenden Gernsbach in das Thal der Oos niederstiegen und im englischen Hofe ihre längst vorher bestellten Zimmer betraten, sich in das Fremdenbuch unter anderen Namen eingeschrieben, ja unter so gewöhnlichen Namen, daß der dirigirende Oberkellner jedenfalls etwas mißtrauisch seine Augenbrauen emporgezogen haben würde, wenn nicht schon ein paar Tage früher ein Paar sehr gute und sehr elegante Reitpferde angekommen wären für die Herren von Nummer zwei bis vier.

Dann hatten sie das Badeleben genossen und ausgekostet, — wie das junge reiche Leute, besonders

noch in jener Zeit zu thun pflegten, als es noch grüne Tiſche im Kurſalon mit all' ihren Behängſeln und Folgen gäb, — als: ſchöne, abenteuerliche Weiber der ganzen und halben Welt, pikante Soupers, reizende Landpartien, Jagden und Wettrennen, alles das in der üppigſten Blüthe, auch großem und kleinem Spiel um Gold und Küſſe.

Allerdings hat ſich jetzt das dort ein wenig geändert, jener hölliſche Zauberſpuck mit all' ſeinen verführeriſchen Reizen, mit ſeinem wilden, glühenden Leben iſt zerronnen und verſtoben, und wenn man heute das reizende Baden betritt, ſo hat man das immerhin behagliche Gefühl der friſcheſten, wundervollſten Waldeinſamkeit und denkt in dieſem herrlichen Thale kaum mehr an das zerſtörte Schloß jenes mächtigen Zauberers, der aus Steinen Gold zu machen verſtand und deſſen Ruf folgend, böſe Geiſter unter den lockendſten Geſtalten zu erſcheinen pflegten, um Argloſe zu verführen und zu Grunde zu richten.

Da nun aber unſere beiden Reiter nicht zu dieſen Argloſen gehörten, ſo hatten ſie ſich weder verführen, noch viel weniger aber zu Grunde richten laſſen, wenn ſie gleich, wie ſchon oben bemerkt, die Reize des Badelebens nicht ungenoſſen an ſich vorüber hatten gehen laſſen. Auch waren die beiden jungen Männer

sowohl durch ihre äußere Erscheinung, als durch den soliden Aufwand, den sie machten, auch durch ihre gesellschaftlichen Talente selbst in der besseren Gesellschaft nicht unbemerkt geblieben; man hatte sie trotz ihres einfachen, bürgerlichen Namens herangezogen, wogegen wieder die mangelnde adelige Handhabe des kleinen Wörtchens „von" gewissermaßen immerhin eine Scheidewand geblieben war, die sie vielleicht glücklicher Weise vor Ernsterem und auch wohl Thörichterem bewahrt.

Denn Beide waren unverheiratet, und hätten bei ihrem Namen und ihrem Vermögen unter den besten Familien nicht nur hier, sondern überall wählen können.

Dabei hatten auch die in jener lustigen Laune angenommenen falschen Namen — sie hatten sich nämlich „Herr Flick und Herr Flock" genannt — zu einigem Mißtrauen Veranlassung gegeben, weshalb man sie in der guten Gesellschaft allerdings empfing, aber insofern, als man nur bei Konzerten, auf Bällen, bei größeren Diners und Landpartien mit ihnen in Berührung kam, wobei man es denn ein paarmal aufrichtig bedauerte, daß man, besonders den Aelteren der Beiden mit dem sonderbaren Namen Herr Flick, nicht in größere Intimität ziehen

konnte, da dieſer eine ſo wunderbare und durch und durch ausgebildete Stimme hatte, daß der Intendant eines kleinen ſüddeutſchen Hoftheaters auf ſein heiliges Ehrenwort verſicherte, er würde für Herrn Flick, wenn ſich derſelbe für die Oper wolle engagiren laſſen, mit Freuden 7 bis 8000 Gulden jährlicher Gage beantragen.

Geſpielt hatten Beide natürlicher Weiſe auch, doch nur mäßig, zu ihrem Vergnügen, und als echte Kavaliere von gutem und reichem Hauſe ſich über einen Gewinn nicht beſonders freuend, einen ſelbſt größeren Verluſt kaum beachtend, was alles zuſammen von Anderen wohl bemerkt, ein gewiſſes Intereſſe für die beiden unzertrennlichen, ſchönen ſtattlichen Männer mit den ſeltſamen Namen erweckt hatte und häufig Veranlaſſung war, daß man ihnen, wenn auch im Geheimen, mit einem wohl zu deutenden Worte und einem heißen Blick entgegen kam, und daß man in Männerkreiſen als Aufmunterung zu irgend Etwas ſagen hörte: „Flick und Flock ſind auch da.“

Ueber dieſe beiden Namen ſprachen ſie lachend, als ſie jetzt im Schritt eine ſanfte Abhöhe hinab gegen Baden ritten und der Jüngere ſagte: „Für ein paar Abenteurer, wenn wir ſolche wären, oder überhaupt um Aufſehen zu erregen, wäre es eine

ganz glückliche Idee geweſen, ſich dieſe Namen beizulegen, woran ich aber, wie Du ſelbſt weißt, wahrhaftig nicht gedacht habe.“

„Gewiß, und es iſt das gerade ſo, wie Jener, der beſtändig weiß gekleidet ging, bei heißem Wetter in Piquet, bei kühlem in Flanell, oder wie jener wunderliche Europäer, der ſtets um den Hals an einem blauen Bande ein Brillantkreuz trug.“

„Doch bringſt Du uns hoffentlich mit ſolchen Genies nicht in eine Parallele; wir, wir reiſen inkognito, wie es auch Fürſten zu machen pflegen, und wer weiß, ob man uns nicht für ein Paar Prinzen ſo und ſo hält.“

Damit waren ſie an der Promenade angekommen, wohin ſie bei einer gewiſſen Bank einen ihrer Reitknechte beſtellt hatten, der nun die Pferde nach Hauſe führte, während ſie ſich unter die Luſtwandelnden des ſchönen warmen Sommerabends miſchten.

Die Muſik war beendigt, doch ſtrömten noch immer die dichtgedrängten Reihen, die Damen in reichen, leuchtenden Toiletten hin und her, und ſtatt lieblicher Melodien genoß man jetzt die wohlthuende Kühle der milden Nacht, den Anblick der flimmernden Sterne, den Duft unzähliger Orangenblüthen.

tibi sit gloria!“ und seit langer, langer Zeit wieder ertönte in der kleinen Kapelle ein feierliches Tedeum.

Auf unsern häufigen Spaziergängen durch die Stadt, bei denen wir theils den Spital San Juan de Dios mit seinem herrlichen Treppenhause und der unnachahmlichen darüber gespannten vergoldeten Holzdecke, theils die arabischen Reste auf dem Albayein, theils die maurischen Bäder an der Carrera del Darro zum Ziele nahmen, führte uns ben Saken eines Tages zu einem kleinen Hause am Fuß des Berges, im Garten des Dominikanerklosters gelegen, von dem er sehr viel Rühmens machte und das er Cuarto real oder Casa de Boabdil nannte. Wir kamen durch ein ärmliches Stadtviertel, dann durch einen öden Weg, der mit großen, halbverfallenen Mauern eingefaßt war und gelangten aufwärtssteigend in einen verwilderten Garten auf der Höhe von einer dieser Mauern gelegen. Es war eigentlich ein Ackerfeld, doch sah man an zertrümmerten steinernen Wegeinfassungen, sowie an Ueberresten eines marmornen Springbrunnens und an andern Schutthaufen, daß es hier einstens wohl anders ausgesehen habe. Jetzt war das Feld mit Maulbeerbäumen bedeckt, von Reben umrankt, die weite Guirlanden durch den ganzen Garten zogen. Nachdem wir dieses Feld durchschritten, erreichten wir eine kleine Thür, die einen andern Garten voll undurchflichtiger Gebüsche verschloß. Eine alte Frau ließ uns ein, und zwischen dichten Laubgängen sahen wir hier schon deutlich Spuren ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Da waren kleine Terrassen mit zerfallenen Treppenstufen und großen Wasserbassins, die aber leer waren und ebenfalls halb zertrümmert. Bei einer Biegung um das Gehölz aber hielten wir mit einem Ausruf der Ueberraschung an, denn vor uns zeigte sich ein breiter Weg, der von einer kolossalen Lorbeerlaube überwölbt war, an beiden Seiten mit fortlaufenden Steinbänken besetzt und gerade auf ein Gebäude führte, das an Zierlichkeit und Reichthum mit dem schönsten auf der Alhambra wetteifern kann. Es war ein maurischer Pavillon mit einer gewölbten Vorhalle, die auf vier schlanken Säulen ruhte und eine

Bei den Konverſations- und Spielſälen fluthete es ein und aus, und wer ſich die Mühe gab dort in der Säulenhalle aufmerkſam zu verweilen, vermochte ganz gut bei der blendenden Gasbeleuchtung die heiteren, erregten Mienen glücklicher Gewinner zu erkennen, oder das etwas forcirte Lachen ſolcher Verlierer, die ſich aus ihrem Verluſte nichts machen oder wenigſtens ſo thun, während man mit düſteren Augen und geſenktem Haupte, zuſammengebiſſenen Lippen auch jene aus den glänzenden Sälen hervorkommen ſah, die mit hoffnungsloſem Blick, einen wilden Fluch auf den Lippen, draußen ſogleich die Dunkelheit aufſuchten, um ſich ihren quälenden Gedanken hinzugeben oder über Schlimmes nachzuſinnen.

Dieſe Bilder, Geſtalten und Fiſiognomien ſind nun allerdings verſchwunden und verſtoben, man ſieht dergleichen nicht mehr in unſeren deutſchen Bädern, doch hat damit auch jenes intereſſante und amüſante Leben geendet, welches die Spielſäle für den Zuſchauer oder auch für Dilettanten unter den Spielern, denen es Spaß machte, ſich hie und da eine kleine Emotion durch den Verluſt oder Gewinn einiger Napoleond'ors zu verſchaffen, darbot.

Hatte es doch faſt für Jeden etwas dämoniſch Anziehendes: die lautloſe Menge gedrängt um die

grünen Tiſche ſtehend, übergoßen von blendendem Licht, das uns jede Miene, jedes Muskelſpiel deutlich erkennen läßt, dazu das einförmige Messieurs — faites votre jeu — le jeu est fait — rien ne va plus — dann die ſtarren, aufmerkſamen Blicke, das Hinſtieren auf die rollende elfenbeinerne Kugel, und wenn ſie eingefallen iſt, Freude, Schmerz oder wenigſtens beifälliges Lächeln und verdrießliche Mienen nach des Banquiers in einförmigem Tone wiederholten rouge quarant — passe et pair — dabei der jedesmal mit fieberhafter Aufregung erwartete Ton der auffallenden Kugel, dann das Raſcheln des Geldes, das eingezogen wird, und der Klang der Gold- und Silberſtücke, welche von dem betreffenden Herrn der Bank mit ſo ſtaunenswerther Genauigkeit in einem glänzenden Bogen in die Nähe der gekommenen Nummer oder Marke geworfen werden.

Intereſſanter als die Spieler von Profeſſion, oder jene Damen, meiſtens in den auffallendſten Toiletten, die ihren Lebensunterhalt mittelbar oder unmittelbar vom grünen Tiſche beziehen und die ſelten ein angenehmes, nie aber ein erfreuliches Bild bieten, ſind jene Dilettanten und Spiel-Amateurs, die einen Gulden mit einer Angſt verfolgen, als ſeien es Tauſende, die aufſeufzen, wenn er dem unerbittlichen

Rachen zum Opfer fällt, oder auch jene Andern, die ihre Hand voll tausend Frank-Billets oder verschiedene Rollen Napoleons mit größerem Gleichmuth verschwinden sehen, als Jene ihren kleinen Einsatz. Auch jene schüchternen Spieler und Spielerinnen haben uns seiner Zeit viel Vergnügen gemacht, die kaum wagen ihren Gewinnst einzuziehen, da sie überzeugt sind, daß die ganze Tafelrunde in diesem Augenblicke nur auf sie die Augen richtet, und welche ihre Hand sogleich verlegen zurückziehen, wenn jener Herr neben ihnen mit der gekrümmten Nase, dem gewaltigen Schnurrbart und den funkelnden Augen in einem barschen Tone sagt: „Erlauben Sie!!“ — ja es gibt Habitués der Bank, die schlimmsten Spieler von Profession, die es häufig und mit gutem Erfolg versuchen, sich auf solche Art einen Gewinn anzueignen. Der Dilettant verschwindet geräuschlos, und Monsieur, nachdem er vielleicht noch einen Augenblick gewartet, rückt den Gewinnst des Andern gleichmüthig von rouge auf manque oder von noir auf pair und spielt auf diese Art mit fremdem Gelde weiter.

Junge, frisch angekommene Ehepaare waren auch zuweilen höchst ergötzlich, in der Gewißheit, an den ersten Tagen ihres Glückes auch am Spieltische

die richtige Nummer zu treffen, dabei häufig Enttäuſchungen erlebend, die nicht nur momentan jede gute Laune trübten, ſondern die ihn auch, wenn er vielleicht den Impuls zum Spiele gegeben, ſpäter draußen in den dunkeln Gebüſchpartien die erſten Thränen ſehen, ſowie den Anfang jener Predigten hören ließ, die gewöhnlich nur hinter der Gardine gehalten werden. Herr Flick und Herr Flock hatten dies Leben in den Spielſälen ſchon ſo oft mit angeſehen und die kleinen Leiden und Freuden desſelben ſchon ſo häufig mitgemacht und durchgekoſtet, daß es ihnen an dem heutigen ſchönen Sommerabende nicht in den Sinn kam, die herrliche würzige Abendluft zu verlaſſen, um in jene dunſtigen, blendend erleuchteten Räume einzutreten.

Eine Zeit lang waren ſie dem Strome der zahlreichen Spaziergänger gefolgt, hatten hie und da ein Wort ausgetauſcht, vielleicht im Vorübergehen von ihrem Spazierritte und ihrem vortrefflichen Diner am rothen Felſen erzählt, auch wohl mit einem Bekannten für morgen etwas verabredet, und ſchlenderten dann ſeitwärts, um ſich neben dem Kurhauſe auf eine Bank niederzulaſſen, die ſelbſt im dichten Schatten ſtehend, ſowohl im Schatten der Bäume als auch der Nacht ihnen den Blick frei ließ auf die

Promenade mit ihren blendenden Lampenkugeln, ihren ſtrahlenden Gaslichtern und dem ungewiſſen Leuchten all' der hellfarbigen Damentoiletten.

Die Zeit, welche ſie zum Aufenthalte hier in Baden beſtimmt, ging nächſtens, mit Beginn des

Herbſtes zu Ende; darauf wollten ſie die Schweiz durchſtreifen, um dann ſpäter, dem Beiſpiele der klugen Zugvögel folgend, gleichfalls die Alpen zu überſchreiten und ſich auch den Süden etwas anzuſehen.

Daß Beide frei, reich und unabhängig waren, glauben wir ſchon geſagt zu haben, und wollen hier noch beifügen, daß ihre projektirte längere Reiſe gewißermaſſen auch den Abſchluß ihres Junggeſellenlebens bilden ſolle; denn ſie waren vernünftig genug, einzuſehen, daß, um auf ihren großen Schlöſſern inmitten weitläufiger Beſitzungen behaglich leben zu können, die Gründung einer Familie nützlich und nothwendig ſei. Angenehmerweiſe waren ſie Nachbarn und die Entfernung von Einem zum Andern mit ihren guten Pferden und auf den vortrefflichen Wegen auch mit Wagen in wenigen Stunden zu erreichen, ſo daß ſie alſo bei Ausführung des eben erwähnten löblichen Vorſatzes ſchon für lange Winterabende eine Whiſtpartie oder ein ſonſtiges Spiel geſichert hatten, was immerhin eine angenehme Ausſicht war; auch hatten ſie ſich gegenſeitig das Verſprechen gegeben, Einer den Andern zu Rathe ziehen zu wollen, ja triftige Gründe gegen eine Heirat, die der Andere jedenfalls unparteiiſcher erwägen würde als der Betreffende, ruhig und mit Geduld anzuhören, und hatten ſich dabei durch's Wort verpflichtet, einen Termin einhalten zu wollen, den der Eine oder der Andere für gut fände, vor Verlobung oder Hochzeit einzuſchieben.

Darüber plauderten ſie heiter und lachend auf der Bank in ſo tiefem Schatten ſitzend, daß ſie häufig von Daherkommenden erſt bemerkt wurden, wenn dieſe gerade ſich neben ſie niederlaſſen wollten, was nicht ſelten ein Wort der Enttäuſchung zur Folge hatte. Auch ließen ſie Damen ihrer Bekanntſchaft die Revue paſſiren, wobei man hätte hören können, daß von beiden Seiten lachender Einwendungen gegen dieſe oder jene ſo viele gemacht wurden, daß man bei Beiden wenig Geneigtheit vorausſetzen mußte, irgend eine Partie annehmbar zu finden.

„Jedenfalls iſt auch darin die größte Vorſicht eine nicht zu verachtende Eigenſchaft," meinte Herr Flick, „und habe ich es bei meiner dereinſtigen Wahl ſchwieriger wie Du, da ich neben allem anderen Guten und Schönen auf eine gründliche muſikaliſche Bildung ſehen muß, ſowie auf ein Weſen, das Muſik und Geſang ebenſo leidenſchaftlich liebt als ich; denn denke Dir zum Beiſpiel mein Unglück, wenn ich von der Hochzeitsreiſe nach Hauſe gekommen, erfreut meinen Flügel öffnete und ſähe an ihrer gleichgiltigen Miene, daß ſie das gerade ebenſoviel intereſſire, als wenn ich nach meinen Jagdgewehren umſchaue."

„Ich will Dir was ſagen," erwiederte Herr Flock im heiteren Tone, „glaubſt Du nicht, daß es praktiſcher wäre, wenn ich mich nach einer muſikaliſchen Frau umſähe, ſchon wegen der angenehmen Abwechslung; wenn wir alsdann zu Euch kämen, könnteſt Du mit ihr muſiziren, während Deine Gattin und ich im Garten ſpazieren, oder einen kleinen Ritt zuſammen machten."

„Nicht ſo ganz," ſagte der Andere lachend, „das Allerpraktiſcheſte wäre meiner Anſicht nach, wenn unſere beiden Frauen muſikaliſch wären und könnten wir alsdann Terzette ſingen, während Du allein umherſpazierteſt oder ritteſt, oder ich engagirte Deine Frau zu einem Duett, während Du mit der Meinigen nebenan eine Partie Domino ſpielſt."

„Prächtiger Egoiſt, der Du biſt, und wenn man ſich die Sache genau überlegt, ſo ſollten wir auf Frauen ſehen, welche allerdings die Muſik lieben, aber doch vorziehen, nach Haus, Hof und Kinder zu ſehen, als einen großen Theil ihrer Zeit am Flügel und vor dem Notenhefte zu verbringen."

„Laß' es gut ſein," gab Herr Flock zur Antwort, „denn trotz allem Ueberlegen werden wir wahrſcheinlich das bekommen, was uns vom Himmel beſcheert iſt; jedenfalls will ich Dir offenherzig ge-

ſtehen, daß ich mich recht ſehr darauf freue, in ſüße Feſſeln geſchlagen zu werden, und es mir häufig jetzt ſchon ſo köſtlich ausmale, zur Herbſt- oder Winterszeit nach beendigter Jagd in den Schloßhof einzuſprengen, dann hinaufzueilen in das trauliche Gemach, wo ſie am lodernden Kaminfeuer ſitzt und glückſelig aufſpringt, ſowie ſie meine Schritte vernimmt — nur fürchte ich, daß ich mich bei meiner Neigung zum Landleben zu feſt einſpinnen werde und deshalb ſehr darauf zu ſehen habe, ob die Neigungen meiner zukünftigen Frau damit harmoniren, — in dem Fall haſt Du es ſchon beſſer oder wirſt es vielleicht anders machen; denn ich zweifle, ob Du es im Winter bei Schnee und Eis draußen aushältſt und ob Du nicht willig den Vorwand einer neuen Oper oder einer vortrefflichen Sängerin benützeſt, um nach der Reſidenz zu dampfen."

„Mitunter auch wohl," verſetzte der Andere nachdenklich, „hoffe alsdann Dich und Deine Gemalin zu ſolchen Ausflügen gleichfalls überreden zu können, wobei ich mir dann meinestheils keine reizendere Abwechslung denken kann, als aus dem Lärm der großen Stadt nach Hauſe zurückzukehren."

„Gut, erwarten wir denn, wie es der Himmel über uns verfügt —"

Hier wurde ihr Gespräch plötzlich unterbrochen nicht weil es ihnen an weiterem Stoff gefehlt hätte, sondern weil sie nebenan bei einer Krümmung des Weges eine weibliche Gestalt bemerkten, die etwas zu suchen oder zu erwarten schien, und die sich, nachdem sie ein paarmal rings um sich her gespäht, jedenfalls ohne die Beiden im dichten Schatten zu entdecken, dicht an das dunkle Gebüsch trat, wie um sich dort zu verstecken.

Herr Flick stieß leicht seinen Freund an und sprach dann flüsternd: „Gehen wir, um da nicht zu stören," worauf der Andere ebenso unhörbar zur Antwort gab:

„Warum das? Wir sind die ersten hier und stören vielleicht viel mehr durch unser Aufstehen, als wenn wir sitzen bleiben."

„Meinetwegen — schau' dorthin — da kommt, wie mir scheint, der Erwartete."

Allerdings näherte sich eine Gestalt, ein Mann, der auf einem Umweg durch die Gebüsche dem Kursaale zuzuschreiten schien, als beabsichtige er die Spaziergänger, vielleicht auch das Licht der Gaslaternen und Lampen zu vermeiden.

Es war eine nicht große, schmächtig gebaute Gestalt, die mit ziemlich leichtem, elastischen Schritt

Loggia mit Bogen darüber. Hinter der Halle befand ſich ein großer Salon mit einem Mittelfenſter als ajimez und zwei kleinen zu beiden Seiten von derſelben reichen und zierlichen Conſtruktion, wie die im Saale des Komares. Die hufeiſenförmige Eingangsthüre war reich mit Inſchriften verſehen und prachtvolle Azulejos bedeckten den untern Theil der Wände, und die übrigen obern Felder waren wie die ſchönen Gemächer der Alhambra, mit reichen Basreliefarabesken verziert. Dieß kleine Haus, ſowie der wahrhaft poetiſche Garten, ſehr an die Geſammtanlage der Xeneralife erinnernd, wäre mit wenig Koſten zu reſtauriren und gäbe eine köſtliche Wohnung. Ich habe die Caſa de Boabdil nur in Griault de Prangey's Werke erwähnt gefunden; Baumeiſter Leins, der von der Form und Ausführung entzückt war, zeichnete das Ganze und einige Details, wobei ich ihm ſo gut als möglich half, indem ich Pflanzenpapier auf die Wände heftete und dann mit dem Bleiſtifte den unbeſchreiblich verſchlungenen und in unglaublich kleinem Maßſtab ausgeführten Zeichnungen der Fayenceplatten folgte. Auch ſind das uns heute noch liebe Andenken, man kann aber auch nichts Zierlicheres und dabei in der Form Strengeres ſehen.

Wir hatten in Granada nicht das Glück, öffentliche Feſte, wie Stiergefechte oder ſtark beſuchte Theatervorſtellungen zu ſehen, denn zu den erſteren war die Saiſon noch nicht angebrochen und letztere meiſtens leer, da die Oper ſchlecht und das Ballet ziemlich mittelmäßig war. Eine wohlbeleibte Tänzerin, Sennora Vargas, arbeitete mit wenig Grazie, aber außerordentlicher Körperkraft. Sie warf die Füße und Arme von ſich, als hätte ſie ſich derſelben entledigen wollen, und ließ uns Blicke in ihr ſpaniſches Innere thun, welche alles bisher Geſehene in jeder Hinſicht weit übertrafen. Pepita de Oliva, die hie und da bei uns durch ihren Tanz einigen Anſtoß erregte, hätte dagegen für eine wahre Veſtalin gegolten. Obgleich Sennora Vargas, — dieſer Name iſt überſetzbar und bedeutet im Spaniſchen einen Zerſchläger, eine Bezeichnung, welche für dieſe Dame recht paſſend war — bei den

daherkam; doch bemerkte man, daß dieſer Schritt, ſowie auch die ſehr aufrechte Haltung des Mannes etwas Gekünſteltes an ſich hatte, denn zuweilen ſank er wie in ſich zuſammen und ſchlich mit gekrümmtem Rücken daher, um gleich darauf den Kopf wieder zu erheben, feſt und gleichmäßig aufzutreten, und die Arme zu bewegen, wie man zu thun pflegt, wenn man ſich in äußerſt behaglicher Stimmung befindet; doch hatten auch dieſe Bewegungen etwas Forcirtes, wie zum Beiſpiel das Singen eines Furchtſamen bei Nacht, um ſich dadurch ſelbſt Muth zu machen.

Das Alles konnten die Beiden deutlich bemerken, ja als Jener ſich ziemlich genähert hatte, daß es ein ſchon älterer Mann war, anſcheinend ſehr gut gekleidet, einen hohen Hut auf dem Kopfe, den er jetzt für einen Augenblick abnahm, um mit der Hand über ſein ziemlich kahles Haupt zu fahren, ihn dann wieder aufſetzte und tänzelnd weiter ſchritt, indem er leiſe die Melodie des Mironton — Mironton — Mirontaine vor ſich hinpfiff.

War dies ein Zeichen? — Wahrſcheinlich; denn kaum hatte man die leiſen Töne vernommen, als ſich die Frauengeſtalt von dem dunkeln Gebüſche löſte, um vermittelſt ein paar raſcher Schritte den alten

Herrn zu erreichen, worauf ſie ſeinen Arm leicht mit ihren Fingerſpitzen berührte.

Er ſtand augenblicklich, faſt erſchreckt, wandte ſich haſtig gegen die Herangekommene und ſchien, da er eine Dame ſah, den Hut abnehmen zu wollen; doch mochte er ſie im ſelben Augenblicke und nicht mit einem angenehmen Gefühle erkannt haben, denn man hörte ihn ein ziemlich lautes „Sakré“ ausſtoßen und dann im reinſten Franzöſiſch, aber in ſehr unmuthigem Tone die Frage thun: „Was willſt Du denn eigentlich? Ich glaube bei Gott, Du machſt Dir ein Vergnügen daraus, meine Schritte zu beſpähen — antworte — aber ſo kurz wie möglich — was willſt Du eigentlich?“

Dieſe rückſichtsloſe und in hartem Tone gegebene Frage beantwortete die Andere ſo ſchüchtern und leiſe, gleichfalls in einem Franzöſiſch, wie man es nur in der guten Geſellſchaft hört, daß die erſten Worte, welche ſie ſprach, für die Beiden auf der Bank gänzlich unverſtändlich waren; doch klangen die Laute ſchüchtern und traurig, und erſt als der alte Herr zornig zur Antwort gab: „Du weißt, daß ich kein überflüſſiges Geld habe, und muß ich ſchon geſtehen, daß von Deiner Seite wenig Reſpekt dazu gehört, — von Zuneigung gar nicht zu reden, —

ja daß es eine Frechheit iſt, mich hier zu überfallen und zu erſchrecken," erwiederte ſie etwas lauter: „Aber im Namen des Himmels, Du thuſt ja gerade, als ſei ich eine Bettlerin, die einen Fremden um Almoſen bittet. Will ich denn etwas für mich — Du weißt das ebenſogut wie ich und weißt auch, daß ich Armuth und Erniedrigung ohne Murren ertrage, Du weißt auch, daß ich arbeite, ſo viel ich kann, um nicht noch tiefer in's Elend zu ſinken."

„Nun denn, zum Teufel, was willſt Du denn eigentlich? Meine Zeit iſt koſtbar und ich hoffe, heute endlich einmal einen guten Abend zu haben."

„Das gebe der Himmel," ſeufzte ſie, um gleich darauf raſch hinzuzufügen: „Für Dich — für Dich — nicht für mich."

„Kindereien. Rede, was willſt Du? Klagen, Vorwürfe kann ich nicht gebrauchen und wären hier auch ganz am unrechten Platze."

„O, ich weiß das, und wirſt Du mir glauben, daß ich Dich nicht ohne dringende Noth hier erwartet."

„Nun denn!"

„Der Hauseigenthümer war heute Abend wieder da, — Gott mag wiſſen, wie oft er ſchon vergebens

gekommen iſt," ſchaltete ſie mit einem tiefen Seufzer ein — „um mir zu ſagen, daß wenn nicht heute Abend noch eine Zahlung erfolge, er morgen Früh unerbittlich unſere Wohnung zuſchließen ließe."

„Gut denn," rief der alte Mann im Tone eines Humors, der etwas Schreckliches hatte, „gut denn, ſo haben wir Zimmerarreſt und ich werde ihm ſchon ſagen, wie ein Mann meines Standes bedient und beköſtigt werden muß."

„O mein Gott, ſo hat er es ja nicht gemeint, er wird uns einfach vor die Thüre ſetzen."

„Dummheiten — — als wenn ich das nicht wüßte."

„Nun denn, was ſoll ich thun."

„Du ſollſt gar nichts thun, dieſe Kanaille ſoll warten, und wenn ihm das Wort eines franzöſiſchen Edelmannes nicht genügt, gut, ſo ſoll er morgen Früh kommen und ich werde ihn mit der Spitze meines Degens empfangen."

Ein tiefer, ſchmerzlicher Seufzer war ihre ganze Antwort, worauf er in einem etwas milderen Tone fortfuhr: „Ah, das ſind Drohungen, wie ich ſie zur Genüge kenne, aber nicht ſo viel" — hier knipſte er mit den Fingern — „beachte; — nein, nicht ſo viel beachte," wiederholte er, „beſonders heute Abend

nicht beachte; denn ich kann Dich versichern, Adele, daß ich überzeugt bin, meine glückliche Stunde zu haben. Ich werde gewinnen, ich werde viel gewinnen, wenigstens so viel, daß es mir eine Kleinigkeit ist, diesen Halunken zu befriedigen — — ja, ja, zu befriedigen diesen Halunken, sowie unser Leben ein bischen behaglicher einzurichten als bisher — ja, ein bischen behaglicher einzurichten unser Leben; denn ich will Dir offenherzig zugeben, meine arme Adele," fuhr er in weicherem Tone fort, daß dies kein Leben war, dem man das Prädikat angenehm oder behaglich hätte beilegen können, ja nicht einmal behaglich und angenehm für ganz gewöhnliche Leute, unerträglich aber und herabwürdigend für unseren bekannten und erlauchten Namen — o mein Gott, mein Gott," setzte er unter einem Seufzer hinzu, indem er seine Rechte gen Himmel hob und gleichfalls aufwärts blickte, „wer mir damals gesagt hätte, damals, damals — — aber Du hast Recht, mein liebes Kind, wir müssen vor allen Dingen unsere Hausmiethe bezahlen, seine Hausmiethe muß man vor Allem bezahlen, und Du wirst sehen, ich werde in der Art heimkehren, daß ich einen Beutel voll Gold dieser gemeinen Seele vor die Füße zu schleudern vermag und ihm dabei sagen: „Hebe das auf, Hund, es sind zwanzig

Louis mehr, als der Marquis von Regny Dir ſchuldig iſt — ein Trinkgeld für Dich — —“

„— — Doch, wie iſt es mit Dir, mein Kind,“ fuhr er in ſchmeichelndem Tone fort, indem er der Frauengeſtalt, die mit geſenktem Haupte vor ihm ſtand, mit der Hand leicht über das Haar fuhr, das ſie ſtatt mit einem Hute, einer Kapuze oder Aehnlichem, mit einem einfachen dunklen, unter dem Kinn geknüpften Tüchelchen bedeckt hatte — „mein Kind, wie iſt es mit Dir, haſt Du — haſt Du“, wiederholte er zögernd, „zu Hauſe dinirt oder haſt Du irgendwo einen zweckmäßigen Beſuch gemacht bei jenen niederen Leuten, deren Kindern ſowie ihnen Du die Ehre anthuſt, ſie im eleganteſten Franzöſiſch der Welt zu unterrichten?“

„Ja,“ hauchte ſie kaum hörbar, „und da ich gerade zur Eſſenszeit kam, ſo — —“

Dieſe Worte, noch mehr aber der Ton, in welchem ſie das ſagte, ſchien den alten Mann gerade ſo zu berühren, wie ein eiskalter Lufthauch Jemand, der erhitzt und entblößt iſt; denn es ſchüttelte ihn ſichtbar, doch ließ er gleich darauf ein wildes, verzweiflungsvoll klingendes Lachen hören, unter welchem Eindruck er dann, allerdings nicht laut, aber hörbar in jeder Silbe, trotzdem er die Zähne — wenn er

dergleichen noch beſaß — feſt aufeinander gebiſſen hatte, die Worte hervorſtieß: „Jedenfalls iſt es Dir alsdann noch beſſer gegangen, wie mir, denn während andere glückliche Menſchen dinirten oder wenigſtens etwas aßen, um ihren Hunger zu ſtillen, ſpazierte ich in einer abgelegenen Allee und verzehrte dort den Reſt eines Brodes, das ich mir glücklicherweiſe heute Morgens gekauft.“

„Aber ich hatte Dir doch ganz beſonders etwas in ein Papierchen gewickelt, es in die linke Weſtentaſche geſteckt und Du hatteſt mir verſprochen, es nur zu einem Mittagseſſen auszugeben.“

„Gewiß, mein armes Kind, das haſt Du gethan, ich küſſe Dir noch in Gedanken die Hände dafür und war auch Willens, irgendwo zu diniren, — gerade nicht bei Weber oder im engliſchen Hofe, aber doch ſo, daß ich nachher da drinnen mit vollkommener Sicherheit und ſehr glaubwürdig meinen Zahnſtocher hätte handhaben können, während ich mir jetzt ſchon ein bischen Mühe geben muß, um meinen hungrigen Magen zu maskiren, — wenn es mir aber,“ flüſterte er ihr zu, „heute Abend gelingt, wogegen ich Zehn gegen Eins wetten möchte, ſo werde ich Dich benachrichtigen laſſen und wir ſoupiren alsdann bei Weber, trotz dem Herzog von Hamilton.“

„So hoffst Du also immer noch, trotzdem Du wahrscheinlich heute schon unglücklich gespielt hast?"

„Heute noch nicht, mein Kind, auf Ehre, Du weißt ja selbst, daß mir das Sonnenlicht nicht günstig ist — nein, wahrhaftig, gespielt nicht, aber

doch verloren," setzte er mit einem schmerzlichen Lachen hinzu, „wie denn der Unglückliche immer verliert, er mag angreifen, was er will. Es war da heute Nachmittag auf der Promenade, als mich der

Graf Tamilowsky beim Dahinſchlendern anhielt; es war beinahe hier in dieſer Gegend, nur etwas weiter dort drüben in dem engen, ſchattigen Wege.“

„Sonſt würde er Dich wahrſcheinlich nicht angehalten haben,“ ſagte ſie in einem ſehr traurigen Tone.

„Gleichviel, deshalb bleibe ich doch der Marquis von Regny, bei deſſen Ahnen wahrſcheinlich die jenes Grafengeſchlechtes kaum gut genug für Stallleute waren, ja für Stallleute kaum gut genug waren, — Parvenüs, gegen welche ſich ein Mann vom älteſten Adel Frankreichs nichts vergeben ſoll und darf; gut, wir promenirten da im dichten Schatten und wurden von einem armen Weibe angebettelt, worauf der reiche Herr Graf mit einer verächtlichen Geberde ſeine Reitpeitſche in der Luft pfeifen ließ, während der arme Marquis etwas aus ſeiner linken Weſtentaſche nahm und es jenem ſehr dürftigen Weibe reichte. Pah, Du darfſt mich darüber nicht ſchelten,“ fuhr er, die rechte Hand erhebend, fort, „ich war das mir, meinem Namen und meinem Kredit ſchuldig, und als ſich die Arme mit heißen Worten bedankte, ſagte der Graf mit einer erſtaunten Miene: „Sie verwöhnen dies Volk, Herr Marquis, worauf ich ihm in einem äußerſt gleichgiltigen Tone zur

Antwort gab: „Möglich, Graf Tamilowsky, aber ich habe einmal die Gewohnheit, Morgens, ehe ich ausgehe, dergleichen kleine halbe Guldenstücke in Papier zu wickeln, um sie an arme Leute zu geben, und erfülle dabei einen doppelten Zweck," setzte ich lächelnd hinzu, „man schont das Gefühl dieser oft höchst achtbaren Armen und beschmutzt seine Finger nicht." — Er lachte darüber und dann trennten wir uns, und ich bin überzeugt, er hat diese kleine Geschichte nach seiner Weise heute schon öfter erzählt, was jedenfalls meinem Kredit nicht schadet und mir ein Relief gibt."

„Mein armer Vater," sprach sie in einem Tone, der weich, wie von Thränen erzeugt, klang.

„Nun ja," gab er in einem heiter sein sollenden Tone zur Antwort, „es wäre weit angenehmer gewesen, wenn ich dinirt hätte; kann das ja aber immer noch durch ein gutes Souper nachholen, — aber jetzt halte mich nicht länger auf, mein Kind, ich habe eine Idee, deren Ausführung mich wenigstens zwei Stunden kostet, um, natürlich mit einigem Glücke, einen großen Schlag zu thun."

„Ach ja, mit einigem Glücke!"

„Nun, immerfort kann's ja nicht abwärts gehen," sagte er nach einem leichten Seufzer, —

männlichen Zuſchauern eine große Partei hatte, welche ſie auch mit Kränzen und Blumen bediente, ſo waren doch die Damen nie ſtark vertreten, weßhalb wir hier nicht das Glück hatten, einen gewählten Kreis der ſchönen Andaluſierinnen zu ſehen. Wir wurden aber dafür bei dem Feſte entſchädigt, welches zu Ehren der heiligen Cäcilie in einer Wallfahrt nach der Kirche des Sacro Monte beſtand, und der wir uns, wie viele Hunderte anderer Spaziergänger anſchloſſen. Der Weg führte uns aufwärts durch die Darroſchlucht zum Albaycin, wo ſich noch einige ſehr ſchön und vollkommen erhaltene mauriſche Wohnhäuſer mit reizenden Höfen verſehen befinden; worunter das Haus Chapie beſondere Erwähnung verdient; im Uebrigen iſt dieſe ehemalige Rittervorſtadt, namentlich der Theil, der der Alhambra zugekehrt liegt, ein trauriger Schutthaufen, und nur maleriſch und intereſſant durch die vielen ſeltſamen Wohnungen der hier hauſenden Zigeuner. Die meiſten leben in Erd- und Felſenhöhlen am Abhange des Berges, wo ſie vor dem Eingang eine kleine Mauer von Steinen aufgeführt haben mit einer Hausthür und einem Vordach aus alten Brettern, Steinen und Raſenſtücken beſtehend; andere haben ſich auf die kunſtloſeſte Art Lehmhütten gebaut, bei denen die Fenſter als verſchwenderiſch vermieden ſind und der Rauch zum Dach oder zur Thüre hinaus dringt, die freundliche Vegetation aber, welche ganz Granada ſchmückt, hat ſich auch der Zigeunervorſtadt freundlich angenommen und Armuth, Schmutz und Elend mit freundlichem Grün zugedeckt. Lorbeeren und Granaten nicken überall zwiſchen den Steinen und Erdhütten herab, rieſenhafte Aloen mit hohem Blüthenſtengel bilden die Verzierungen und mannshohe Cactushecken, mit den hellgrünen ſtachelichten Blättern gewähren undurchdringliche Mauern.

Der Himmel blickt klar und heiter auf das Feſt der Wallfahrt herab. Durch den Albaycin erreichten wir wieder das ſteile Ufer des Darro, der tief unten in ſeiner Schlucht dahin brauste, und gegenüber erhob ſich der grün bewachſene Bergabhang, auf dem Alhambra und Xeneralife liegen, ein Anblick, wie von

„abwärts gehen kann es ja nicht immer — — und wenn auch," ſetzte er in dumpfem, troſtloſen Tone hinzu, „dann muß ja die ganze Geſchichte ſo und ſo ein Ende nehmen, — — aber ſei nicht traurig, Adele, ſo weit ſind wir noch lange nicht, ich habe das nie ſo lebhaft gefühlt, wie gerade jetzt. Beruhige Dich, mein Kind, gehe nach Hauſe, und wenn dieſes unverſchämte Thier, dieſer Monſieur Martin noch einmal kommt und Dich beläſtigt, ſo werde ich morgen mit ihm reden in einer Art — ja in einer Art mit ihm reden, daß er ſo bald nicht wieder kommt. — Adieu, mein Kind, Gott beſchütze Dich."

Damit reichte er ihr ſeine Rechte, die ſie ein paar Augenblicke mit ihren beiden Händen hielt und dann noch wohl eine volle Minute ſtehen blieb, um ihm nachzuſchauen, ehe ſie mit einem tiefen Seufzer, der ſchmerzlich wie ein Weheruf klang, gleichfalls dieſen Ort verließ, um drüben zwiſchen den dunklen Gebüſchen zu verſchwinden.

Der alte Herr ſetzte ſeinen Weg noch vielleicht dreißig Schritte in gebückter Haltung ſchwankend gehend fort, um ſich alsdann wieder aufzurichten, das Geſicht zu erheben und eine leichte Bewegung mit den Armen zu machen, gerade ſo, wie ihn die Freunde vorhin hatten herankommen ſehen, leiſe vor

ſich hinpfeifend — Mirönton — Mironton — Mirontaine.

„Was war das?“ fragte Herr Flock, als der alte Herr in der hell erleuchteten Collonade des Kurhauſes verſchwunden war.

„Jedenfalls eine ergreifende Szene, die mich auf's Tiefſte bewegt, einer jener Auftritte, wie ſie dieſe Gebüſche bei dunkler Nacht wohl ſchon unzählige Male mit angehört.“

„Glaubſt Du, daß jener alte Mann wirklich berechtigt iſt, Titel und Namen zu führen, die er ſich beigelegt?“

„Warum nicht. O, es gibt auch in Frankreich genug dergleichen heruntergekommene Familien, Träger erlauchter Namen, die es ſo weit gebracht haben von Almoſen zu leben, die ihnen mitleidig, gewiſſermaßen von der Bank gereicht werden.“

„Ich verſtehe das nicht recht.“

Erinnere Dich jenes alten Kapitäns, Grafen Randon, den wir vorige Woche zu ſeiner letzten Ruheſtätte begleiteten, und nicht allein wir, die Herren Flick und Flock, ſondern auch andere Männer von ſehr guten, unbeſcholtenen und äußerſt achtbaren Namen, wir hatten auch ein Recht, das zu thun; denn wenngleich der Kapitän in dieſelbe Kategorie

zählte, die ich vorhin erwähnte, so war er doch sonst ein Ehrenmann und in guter Gesellschaft geduldet; ich sprach an jenem Tage darüber mit einem der Herren von der Bank, den ich näher kenne und der mir im Vertrauen erzählte, daß der Kapitän, der vor langen Jahren viel Geld an der Bank, ja fast alles, was er besaß, verloren, von da an gewissermaßen wie ein Gast des Herrn Benaze behandelt werde und sein kleines, bescheidenes Spiel selbst auf Kredit fortführen dürfe. Daß er natürlicherweise nicht an den grünen Tisch ging, um große Summen zu gewinnen, versteht sich von selbst; doch holte er sich dort, was er zu seinem dürftigen Lebensunterhalt gebrauchte, seine fünf bis zehn Franks täglich, und erhielt diese auch, wenn er gerade einmal Unglück hatte, da ihm in diesem Falle — wie schon oben bemerkt — die Herren von der Bank insofern Kredit gaben, als einer derselben so lange für ihn pointirte, bis er seine Kleinigkeit gewonnen hatte."

„Und sollte jener alte Herr in gleichem Falle sein?"

„Ich will das gerade nicht behaupten, glaube auch nicht, daß er so regelmäßig spielte, wie Randon zu thun pflegte; ich wenigstens erinnere mich nicht, eine Figur gesehen zu haben, die ich mir als den

eben hier gewesenen Herrn Marquis von Regny denken könnte."

„Wer weiß, ob wir ihn nicht oft gesehen haben, ohne ihn jedoch, da er uns völlig gleichgiltig war, zu beachten; hätte aber heute wirklich Lust, ihn mir etwas genauer anzusehen."

„Das wollen wir jedenfalls thun, doch sage mir, Richard, was hältst Du von der Frau, mit der er sprach?"

„Vor allen Dingen, daß dies nach meiner Ansicht keine Frau war, sondern ein junges Mädchen," gab Herr Flock zur Antwort.

„So denke ich auch, und zwar ein Mädchen mit einer klangvollen, weichen und höchst simpathischen Stimme; auch lag in ihren Bewegungen etwas, das für ihre Jugend sprach."

„Einmal nannte sie ihn Vater, wenn ich nicht irre," sagte Herr Flock.

„Ja, doch wäre es gewagt, darauf hin dies verwandtschaftliche Verhältniß anzunehmen; doch ist es immerhin möglich, daß es die Tochter des alten Mannes war, jedenfalls ein unglückliches Wesen, dessen Wiege vielleicht in anderer Umgebung stand, als wie jetzt ihr Lager in der Behausung des Monsieur Martin, von dem sie sprachen."

„Dieſer Mann könnte uns vielleicht auf eine Spur führen.“

„Du nimmſt großes Intereſſe daran?“ fragte Herr Flick, „ich nicht — der Himmel weiß, wie viele ähnliche, fabelhafte Exiſtenzen es hier in Baden und anderen Spielorten gibt; das erſcheint hie und da als trüber Schaum auf der Oberfläche der Welle, um dann wieder ſpurlos zu vergehen und zu verſchwinden.“

„Da haſt Du Recht,“ erwiederte Herr Flock, „auch fühle ich durchaus keine Theilnahme für jenes alte mauvais sujet, trotz ſeines ſchönklingenden Namens, von dem man nicht einmal weiß, ob er echt iſt; aber die arme Perſon hat mich gerührt, dieſe — wie Du ſelbſt eingeſtehſt — ſimpathiſch anklingende Stimme, und das traurige Schickſal, ihr gewiß ſauer Verdientes im Spiele aufgehen zu ſehen.“

„Mir ſcheint, Du ſpinnſt da einen Faden zum Anfange eines kleinen Fantaſie-„Romans“, ſagte Herr Flick lachend, „und muß ich Dich ſchon im Auge behalten, daß Du nicht heimlicherweiſe jenen Herrn Martin aufſuchſt, ihn entdeckſt und ich meinerſeits Dich nicht ſpäter finde zu den Füßen einer jungen, reizenden Marquiſe.“

Stücken, dafür aber deſto mehr jene kleinen Rouleaux, fünfzig Napoleond'or enthaltend, oder Haufen der von der Aufregung und der Leidenſchaft zerknitterten Tauſendfranks-Billets.

Intereſſante Köpfe waren hier allerdings zu ſehen, tief gefurchte Züge, unheimlich leuchtende Augen, zuſammengepreßte Lippen, düſtere Blicke, neben feinen ariſtokratiſchen Geſichtern, deren häufig abgeſpannte Mienen dasſelbe gleichgiltige Lächeln zeigten, ob der betreffende Banquier ihren Goldhaufen einzog oder verdoppelte. Daneben junge ſchöne, ſowie alte und häßliche Weiber; die Letzteren meiſtens wahrhaft abſchreckende Beiſpiele mit ihren abgelebten runzligen Zügen, lederfarbigem Teint, ſchlaff herabhängender Unterlippe, obendrein gelbe Zähne oder klaffende Lücken ſehen laſſend, Fiſiognomien, deren ganzes Leben ſich in den gierigen glühenden Augen konzentrirt zu haben ſchien, häufig hinter dieſen eine junge blühende Geſellſchafterin oder Anverwandte, ſchamvoll den Blick zu Boden gerichtet, den Buſen von ſchweren Athemzügen geſchwellt, bald erbleichend, bald erglühend, je nachdem ſie neugierige, häufig unverſchämte Blicke trafen, oder das Spielglück auf und ab wogte. Wahrhaftig, in dieſem Kranz von Dornen erſchienen jene jungen, vollbuſigen Weiber in den

reichſten Toiletten, ein beſtändiges Lächeln auf den Lippen, immerhin noch wie allerdings ſehr zweifelhafte und mitunter recht giftig ſchillernde Blumen unnatürlichen Duft verbreitend, beſonders wenn ſie ſich laut lachend in ihren Stuhl zurückwarfen, um ſich ſtark hinten überbeugend, dort mit Jemand zu plaudern, oder wenn ſie raſch aufſpringend einem Bekannten nacheilten, oder wenn ſie den vollen weißen Arm mit den blitzenden Ketten und Bracelets kokett aufſtützend,

ſich an ihren Nachbar lehnten, um dieſem hinter dem vorgehaltenen Schnupftuch etwas zuzuflüſtern, — eine Bitte, eine Forderung, die ſie aber zu gleicher

Zeit selbst dadurch erledigten, daß sie ohne Weiteres Banknotes oder Goldstücke, diesem Nachbar gehörend, vor sich hinzogen.

Hier war Niemand zu finden, der auch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit der Gestalt jenes alten Mannes gehabt hätte, weder an der Tafelrunde selbst, noch in dem dichtgedrängten Kreise von Zuschauern rings umher, die alle mit Theilnahme dem meistens so hohen Spiele zuschauten, daß sich selten Jemand schüchtern vorwagte, um ein bescheidenes Silberstück auf den grünen Tisch niederzulegen.

Es war unnöthig, daß die Beiden hier länger verweilten, nachdem sie — sich bald hier, bald dort durchdrängend — diese Ueberzeugung gewonnen, weshalb sie sich nebenan begaben, wo einer der Roulette-Tische aufgestellt war und wo die Fisiognomie des Ganzen, der Spieler, der Zuschauer, der Herren von der Bank, ja der ganze Apparat schon heiterer, geräuschvoller, amüsanter ist; denn während drüben das Auflegen der Karten geräuschlos in sehr ernster Miene vor sich geht und man nichts hört, als das in gemessenem Tone gesprochene **Messieurs faites votre jeu**, sowie das Resultat des jedesmaligen Spieles, worauf eben so leise Rouleaux und Bank-

noten von einer Stelle zur andern geſchoben werden, oder hierhin und dorthin ein Regen von Goldſtücken mit dumpfem Gepolter auf das dicke, grüne Tuch des Tiſches niederfällt, herrſcht diesſeits am Roulette-Tiſche, wie ſchon oben bemerkt, ein regeres, luſtigeres Leben, die ganze Geſchichte ſieht mehr oder minder einem Spiele auch zum Vergnügen ähnlich; es wird gelacht, geplaudert, die Herren von der Bank ſitzen hier nicht ſo da, eingehüllt in ernſtes, würdevolles Schweigen, ſondern ſind einer treffenden Bemerkung, einem bon mot zugänglich, lächeln zuweilen gnädig und ſcheinen ſich, wenn es nicht gar zu voll iſt, ſogar ein Vergnügen daraus zu machen, einen Napoleond'or gegen vier, fünf Franksſtücke umzuwechſeln.

Auch das Publikum iſt hier heiterer, harmloſer, und wenn man auch am Tiſche zur Genüge von jenen düſteren Geſtalten ſitzen ſieht, deren aufgeſtützte Hand im Haare wühlt, oder die mit ſtierem Blicke an ihren Nägeln kauen, kurz Spieler und Spielerinnen aus Leidenſchaft oder von Profeſſion, ſo ſind ſie doch hier ſehr häufig untermiſcht mit gemüthlicheren Leuten, die ſich breit und lachend auf einen leeren Stuhl hinpflanzen, ihren Bekannten aufmunternd zuwinken, um nicht ſelten eine wohl-

überall, ſo auch von dieſer Seite entzückend ſchön. Die rothen gewaltigen Thürme des Maurenſchloſſes, ſich von der grünen Wand ſcharf abhebend, zogen ſich mit ihrer Verbindungsmauer hier tief hinab und ſtiegen dort wieder am Abhange hinauf. Von der Höhe glänzten die zierlichen Hallen der Xeneralife blendend weiß. Und wie war die Straße, auf der wir gingen, ſo mannigfaltig und ſchön belebt; Wagen, Reiter und Fußgänger folgten einander, umſchwärmt von zahlloſen Zigeunerkindern, die mit ausdauernder Zudringlichkeit Blumen zum Verkauf anboten oder Purzelbäume ſchlugen, um eine kleine Gabe zu erlangen; andere dieſes induſtriellen Volkes hatten ſich auf den hohen Rändern des Weges gelagert und machten dort mit Guitarren und Panderos unter dem Schmettern der Caſtañuelos und den brummenden ſchnarrenden Tönen der Zambomba eine häufig ſehr barbariſche Muſik. Was ſoll ich aber ſagen von den Hunderten in der That überraſchend ſchönen Weibern und Mädchen, die in einem nicht enden wollenden Zuge lachend und plaudernd die Höhen hinanſtiegen, auf welchen das Kloſter der Heiligen liegt. Dicht vor demſelben verengt ſich der Weg und windet ſich ziemlich ſteil durch ein dichtes Gebüſch hinauf, und in einer ſolchen Biegung der Straße ließen wir uns auf einem alten umgeſtürzten Baumſtamme nieder und da ausruhend die ſchöne Damenwelt Granada's an uns vorüberziehen zu laſſen. So was hatten wir in der That bis jetzt in Spanien noch nicht erlebt. Ein wunderſchönes Mädchen folgte dem andern, nicht blos mit ſchwarzen glänzenden Augen in dem reizenden Geſichte, mit dichtem glänzendem Haar, blühenden Lippen und weißen Zähnen, ſondern auch mit der eleganteſten und graziöſeſten Taille und den zierlichſten kleinen Füßen ſtiegen ſie plaudernd und ſchäkernd leicht und gewandt wie Gemſen den Abhang hinan, um droben zwiſchen dem Grün zu verſchwinden. Und nicht nur war hie und da Eine wirklich ſchön, nein, Alle, Alle; ja, und unter vielleicht tauſenden, die hier vorbei kamen, befanden ſich nicht ein halbes Dutzend, bei denen man nicht hätte ausrufen mögen: Wie reizend! wie ſchön! Wir ſahen nur ſtaunend einander an und

gefüllte Börſe oder eine Brieftaſche, mit Banknoten angefüllt, vor ſich hinzulegen, um nach oft nicht gar zu langer Zeit gleichfalls lachend wieder aufzuſtehen mit leerer Börſe und Taſchenbuch; zuweilen aber gelingt es auch ſolchen Dilettanten. Die Haufen von Gold, Silber und Papier vor ihnen vergrößern ſich zur Verwunderung, ja zum Neid der Umherſtehenden, und ſolche Fälle ſind die ſchlimmen Beiſpiele, die Manchen zum Spielen verführen, ſind die goldene Angel, an der Mancher hängen bleibt.

Unſere beiden Freunde, die gleichfalls häufig hier ihr kleines Spiel machten und dadurch, hauptſächlich aber durch die jederzeit gentile und gleichgiltige Art ſelbſt eines hohen Spieles, in das ſie zuweilen wider Willen hineingezogen wurden, mit den Herren von der Bank bekannt geworden waren, erfreuten ſich der beſonderen Protektion dieſer Beamten und wurden ſtets von dem Vorſitzenden mit einem ſehr freundlichen Kopfnicken begrüßt.

So auch heute, als ſich Herr Flock neben den Seſſel des eben Genannten ſtellte, der ihn, ſich zurücklehnend, in freundlichem Tone fragte: „Sie machen heut' Abend kein kleines Spiel, Herr Baron?"

Der Bankbeamte unterließ es nie, die beiden Freunde mit dieſem Titel anzureden, worauf Herr

Flock zur Antwort gab: „vielleicht ſpäter, ich bin eigentlich nur gekommen, um Jemanden hier aufzuſuchen, oder vielmehr, mich zu überzeugen, ob Jemand, für den ich mich intereſſire, am Tiſche iſt.“

„Wenn ich nicht fürchten müßte, eine Indiskretion zu begehen, ſo würde ich meine Dienſte anbieten, um Ihnen vielleicht Auskunft geben zu können, und vielleicht richtige und genügende Auskunft; denn Sie wiſſen wohl, Herr Baron, neben unſeren faſt mechaniſchen Verrichtungen des Couvrirens und Einziehens, das man zu gewöhnlichen Zeiten halb im Schlafe beſorgen kann, muß man häufig etwas thun, um ſich die Langeweile zu vertreiben, — da ſtelle ich denn ſo meine kleinen Beobachtungen an und könnte Manchem eine Auskunft geben, die ihm häufig ſehr unlieb wäre und doch koſtbar zu erfahren; aber wie geſagt, ich haße jede Indiskretion.

Nach dieſen ziemlich leiſe geflüſterten Worten zog er von rechts und links Gelder ein, zahlte gegenüber aus und warf ein Dutzend Silberſtücke mit einer erſtaunlichen Genauigkeit bis an's Ende der Tafel rechts, dicht vor den Gewinner hin; dann blickte er abermals auf und ſagte zu Herrn Flock: „Sie ſollten Zero markiren; erinnern Sie ſich, daß ich Ihnen ſchon oft einen guten Rath gegeben.“

„Gewiß, ich war ſtets dankbar dafür und will ihn auch heute befolgen; bitte den Napoleon auf Zero hinüberzuſchieben.“

Zero kam indeſſen nicht, ebenſowenig als das zweite, dritte und vierte Mal, wo Herr Flock jedesmal mit demſelben Einſatz pointirte.

„Seltſam,“ meinte der Bankbeamte, „jetzt müßte es faſt Ehrenſache für mich ſein, mit Ihnen moitié zu ſpielen, wenn das möglich wäre, und in dem Falle würde ich Ihnen immer noch zu Zero rathen, — ſehen Sie, mein lieber Herr Baron, auch ein Anderer ſpielt das gleiche Spiel mit Ihnen; denn ich bemerke da eine Hand, die zuweilen vorkommt, um allerdings mit dem kleinſten Einſatz Ihrem Spiele zu folgen.“

„Möglich,“ gab Herr Flock zerſtreut zur Antwort, denn er fing an ſich für ſein Spiel zu intereſſiren, das ſo unglücklich wie nur denkbar war; denn ſtatt auf's Zero zu fallen oder wenigſtens in die Nähe einzuſchlagen, markirte die Kugel ſo hartnäckig in den hohen Dreißigern umher.

„Laſſen Sie es gehen, Herr Baron,“ ſagte nun der Bankbeamte leiſe, „es war von mir eine unglückſelige Idee.“

„Noch vier Sätze, dann will ich auch diesmal Ihrem Rathe folgen," gab Herr Flock heiter zur Antwort.

„Zero — rouge — impair et manque," sagte der Bankbeamte, der die Kugel drehte, indem er mit dem betreffenden Theil seines Gesichtes nur ein ganz klein wenig lächelnd zu Herrn Flock aufschaute, worauf der Andere, während er sechsunddreißig Stück Napoleon zusammenschichtete und seinem Nachbar reichte, freundlich sagte: „Ich wäre untröstlich gewesen, wenn ich Sie unnütz zu solch' gewagtem Spiele verleitet hätte; es war eben eine Idee von mir."

„Und eine ganz richtige, wie es sich gezeigt hat; nur galt es, mit ausdauernd zu sein."

„Was ich mir nicht als Verdienst anrechnen darf, da mich ein Verlust auch nicht geschmerzt hätte."

„Dem alten Herrn drüben, der Ihnen zu seinem Glücke gefolgt ist, würde die Ausdauer, wenn es noch länger fortgegangen wäre, schwerer geworden sein, für ihn war es leichtsinnig, so zu spielen; doch schien er sich meinen Rath an Sie richtig gedeutet zu haben, und ich gratulire auch ihm."

„Wer ist denn das?" fragte Herr Flock plötzlich und mit einem Tone, aus dem ein großes Interesse klang.

Er hatte einen Blick gegen das andere Ende des Tiſches geworfen, wo vorhin ein paarmal eine Hand erſchienen war, um den kleinſten Einſatz auf Zero zu ſchieben, und jetzt, nachdem er gleichfalls gewonnen, war auch der zur Hand gehörige Arm, ſowie der ganze Mann zum Vorſchein gekommen, und er war es, dem die Frage des Herrn Flock galt, indem er ihn mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete.

Es war eine nicht große, fein gebaute Geſtalt mit ſchmalen Schultern, zierlichen ariſtokratiſchen Händen, mit denen er häufig zuckte, ebenſo mit den Armen, und wie es ſchien, aus Gewohnheit oder Aufregung. Sein bleiches, eingefallenes, abgelebtes Geſicht hatte etwas höchſt Anſtändiges, ja Vornehmes, ebenſo der ruhige Blick ſeiner allerdings müde erſcheinenden Augen, über welche zuweilen faſt unwillkürlich die Augenlider halb herabfielen; ſein Kopf war nur mit ſpärlichen Haaren bedeckt, die an den Schläfen glatt geſtrichen waren und auch dort ſo dünn erſchienen, daß man zwiſchen ihnen deutlich das Pulſiren der ſtarken Adern bemerken konnte. Auch ſeine Haltung, ſowie die Art, mit welcher er um ſich ſchaute, ſeine kleinen Einſätze machte, oder ſoeben das gewonnene Geld in Empfang nahm, war

die eines Mannes, der zur guten Gesellschaft gehört, und selbst sein abgeschabter Rock von schwarzem Tuche, so fadenscheinig und abgetragen er auch erschien, vermochte doch jenen günstigen Eindruck nicht zu verwischen, besonders wenn man den alten Herrn von der Ferne betrachtete, wo man die zusammengeflickten Knopflöcher und den mit einer wahren Kunst restaurirten Sammtkragen nicht genau zu sehen vermochte.

„Ah, Sie meinen den Herrn, der so glücklich war, mit Ihnen auf Zero zu spielen, dem ich den kleinen Gewinnst aufrichtig gönne.“

„Ganz recht — wer ist das?“

„Einer unserer täglichen Gäste, von dem es mich wundert, daß Sie ihn nicht schon früher bemerkt; doch begreife ich das wieder, da er gerade nicht so aussieht, um ein angenehmes Interesse zu erregen.“

„Es ist das trotz seines dürftigen Anzuges eine vornehme Erscheinung,“ sagte Herr Flock, nachdem er länger hingeschaut und gewiß zu sein schien, daß dies derselbe alte Mann sei, dessen eigenthümliches Gespräch sie vorhin auf der Promenade so unwillkürlich belauscht.

„Und ſieht nicht nur vornehm aus," meinte der Bankbeamte lächelnd, „ſondern iſt auch aus einem alten vornehmen Hauſe: der Herr Marquis von Regny, einer unſerer ſehr herabgekommenen Landsleute, wie der arme Randon, den Sie ja gekannt?"

„Und ſteht auch in einem gleichen Verhältniſſe zur Bank?"

Der Beamte ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, indem er einen Augenblick ſeine Augen ſchloß, ehe

er zur Antwort gab: „Randon war bei alledem ein ſehr braver Mann, ein vollkommen unbeſcholtener

Charakter und uns gewiſſermaßen nützlich, da er, während er ſpielte, in unſerem Intereſſe ſtets auf Alles aufmerkſam war und in vielen Fällen ſehr entſchieden auf- und eintrat, wo das für uns mit Unannehmlichkeiten verknüpft geweſen wäre."

„So iſt alſo der Herr Marquis dorten, trotz eines vornehmen Namens, kein Edelmann in gutem Sinne geblieben?" fragte Herr Flock.

„Ich will und kann das nicht geradezu behaupten; doch, wie geſagt," fuhr er, langſam ſeine Hände aneinander reibend, fort, „wir ſtehen in keiner Verbindung mit ihm, nicht einmal in einem freundlichen Verhältniſſe, wenn ich dem armen Teufel auch alles Gute wünſche und ihm die kleinen Summen gönne, die er hier bei uns gewinnt und alsdann mindeſtens ehrlich verdient hat; auf ein anderes Spiel mit ihm anderswo möchte ich mich gerade nicht einlaſſen."

„Spielt er glücklich oder unglücklich?"

„Daß er nicht glücklich ſpielt, mein lieber Herr Baron, können Sie wohl ſeinem ganzen Aeußern anſehen; doch habe ich bemerkt, daß er in den letzten Tagen entſchieden unglücklich pointirte, bis er heute Abend, mit einem einzigen Gulden anfangend, ein paar kleine Treffer machte, die aber

ohne den glücklichen Erfolg Ihres Zeros wieder verſchwunden wären."

„Dieſes Zero, das mich gewarnt hat, heute nicht weiter zu ſpielen," bemerkte Herr Flock lächelnd, indem er ſeinem Freunde zunickte, der auf der anderen Seite des Spieltiſches ſtand und mit einem ausdrucksvollen Augenwinken gegen den alten Herrn, auf dieſen aufmerkſam machte.

„Laſſen Sie mir den Glauben an mein Zero — ſehen Sie, da iſt es wieder."

„Wer weiß, ob es gekommen wäre, wenn ich geſpielt hätte."

„Ja, bei ſolchem Unglauben, mein lieber Herr Baron, haben Sie freilich für heute keine Chancen."

„Auf Wiederſehen morgen!"

„Ich habe die Ehre, Herr Baron."

Dann zog ſich Herr Flock langſam rückwärts durch die Zuſchauer, um ſich drüben mit ſeinem Freunde zu vereinigen und ihm mit kurzen, leiſe geflüſterten Worten mitzutheilen, was ihm der Bankbeamte über den Herrn Marquis von Regny geſagt.

„Mich freut es nur," meinte Herr Flick, als beide den Zuſchauerkreis verlaſſen, „daß ihm Dein Zero, wie ich mit angeſehen, glücklich geweſen iſt; freut mich beſonders für jene Dame mit der ſimpa-

thiſchen Stimme. Haſt Du über ſeine ſonſtigen Verhältniſſe nichts erfahren?"

„Nein, wir waren zu dicht umſtanden, als daß ich darnach hätte fragen können."

„Gehen wir, oder willſt Du noch bleiben?"

„Ich denke wir gehen, und wenn es Dir recht iſt, für eine halbe Stunde zu Weber; ich habe ſoeben gegen den Baron Pfeil eine kleine Wette gewonnen, zwei Flaſchen Sekt, — eine Wette, die er lachend verlor; denn er bat mich, gegen ſeinen Satz von fünfzig Napoleons auf Roth zu pariren, verlor alſo, indem er bedeutend gewann."

„Gut denn, ſo gehen wir."

Sie traten bei Weber ein, wo ſie den betreffenden Baron Pfeil bei einem anderen Bekannten draußen unter der Veranda ſitzend fanden vor einem Tiſchchen, auf dem ein paar Flaſchen Champagner in Eiskübeln ſtanden, Sodawaſſer und alter Cognac, letzterer, um der Kraft des Weines nachzuhelfen, wenn Jemand ihn nicht genügend ſtark finden ſollte.

„Ich war wahrhaft glücklich," rief der Baron den Ankommenden entgegen, indem er ſich ſpeziell an Herrn Flick wandte, „Sie bei dem letzten Satze neben mich hintreten zu ſehen; denn ich weiß, daß

lachten immer herzlicher, ſo oft eine neue Gruppe ſichtbar ward. Unſere Fröhlichkeit und die augenſcheinliche Freude, mit der wir die Mädchen anſtaunten, ſchien aber die ſchönen Spanierinnen nicht im Geringſten zu verletzen. Ebenfalls uns entgegenlachend zeigten ſie ihre blendenden Zähne und blitzten uns unter Mantille und Fächer hervor mit ihren gefährlichen Augen an. Schwer iſt es dabei zu ſagen, worin eigentlich die andaluſiſche Schönheit beſteht. Auch an andern Mädchenköpfen findet man dieſelben dunkeln Haare, ebenſo ſtrahlende Augen, friſche Lippen und ſchöne Zähne, und doch macht das Enſemble nicht die überwältigende Wirkung, wie bei dieſen Südſpanierinnen. Liegt dieſer unnennbare Reiz in dem zauberhaften Teint, der, obgleich weiß und blendend, doch einen bräunlichen Anflug hat, durch welchen wieder ein wunderbares Roth hervorbricht; liegt er in den ſchwarzen prächtig gewölbten Brauen und den langen ſeidenen Wimpern, welche faſt ſchläfrig über die Augen herabhängen? Aber dieſe Augen! Sie ſind es wohl, ſie, die wahrhaft ſengend hervorblitzen, die ſo unausſprechlich beredt ſind, worin das eigenthümlich Reizende dieſer Spanierinnen beſteht. Freilich iſt auch die andaluſiſche Tracht ſo ſchön und kleidſam, als irgend eine in der Welt, die dunkelſeidene Basquina, die den Körper umſpannt und die vollen, reichen Umriſſe deſſelben, die ſie verhüllen ſoll, erſt recht zeigt, und vor Allem die Mantille! Hier durch einen niederen Kamm auf den dichten Flechten des Hinterkopfes gehalten, fällt ihr Spitzenrand leicht auf die Stirn, der längere Theil aber über Nacken und Rücken, ſowie an den beiden Seiten des Kopfes herab, wobei es die Andaluſierin ſo meiſterhaft verſteht, mit dem dünnen Gewebe bald die Gluth des Auges zu verdecken, bald die vollen Strahlen hervorbrechen zu laſſen. Zu dieſem gefährlichen Spiele kommt noch der ſtets bewegliche, goldglänzende Fächer, der hier dazu dient, einen allzukühnen Blick abzuwehren, dort ein Zeichen gibt, oder zuſammenfallend die ganze Gluth der Augen auf einen geliebten Gegenſtand ausſtrömen läßt. Für die ganze wunderbare Erſcheinung einer ſchönen Andaluſierin mit ihrem ſo unbeſchreiblich lie-

wenn ich in einem ſolchen Falle eine Wette opponire, ich jedesmal gewinne."

„Darauf ließe ſich ja ein Kompagniegeſchäft gründen."

„Glaube kaum, daß ſich Fortuna darauf einlaſſen würde, ſie müßte die Abſicht merken und verſtimmt werden; immerhin aber können wir es gelegentlich einmal probiren — — welch' herrliche Nacht!"

„Für Dich beſonders, mit hundert gewonnenen Napoleons in der Taſche," meinte der Bekannte des Baron Pfeil, worauf dieſer lachend zur Antwort gab: „Mit hundert und Einem, weshalb ich auch zu ſpielen aufhörte — aber trinken wir, meine Herren."

Die Gläſer wurden gefüllt, der kaum merklich ſchäumende Wein getrunken, Zigarren angezündet und eine Weile über Dinge geplaudert, die füglich unerwähnt bleiben können; auch lehnten es die beiden Freunde, nachdem die gewetteten beiden Flaſchen getrunken waren, ab, die Sitzung zu verlängern, empfahlen ſich und ſchlenderten Arm in Arm gegen die Dos hinab, um aber dort ſtatt über die Brücke zur Stadt zu gehen, auf den Vorſchlag des Herrn Flick, rechts in die Lichtenthaler-Allee einzubiegen. Wie wandelte es ſich hier ſo angenehm zwiſchen den mäch-

tigen Baumreihen, wo es unter den Blättermaſſen, welche der Nachtwind kaum merklich bewegte, ſo entzückend duftete, und nicht nur das Laub allein oder einzelne Blumenparthien, an denen ſie vorüberkamen, ſondern auch von den Wieſen herüber, die den köſtlichſten Heugeruch entſandten.

Ueber den ſchwarzen Tannenſpitzen im Oſten erhob ſich eben der blendende Vollmond, plötzlich das bis jetzt ſo dunkle Thal mit ſeinem ſanften Lichte übergießend; überallhin entſandte er ſeine weißen Strahlen, verſilberte Berg und Thal, tanzte im leuchtenden Schimmer auf den bewegten Wellen der Oos, drang durch die feinſte Lücke der Bäume, wie um häufig einen ganz beſonders geliebten Gegenſtand freundlich zu beſtrahlen — drüben einen einzelnen Baumſtamm, einen aufſtrebenden Felſen, ein murmelndes Waſſer, die Fenſter kleiner, hoch gelegener Villen.

Das alles anſchauend, wandelten ſie weiter und weiter, indem ihnen bei Mondlicht und Heuduft ſo viele Erinnerungen lebendig wurden und ſie ſich manches Vorfalles, von Freude oder Leid begleitet, erinnerten, beſonders Stunden aus der Jugendzeit, wo ja, wie bei Jedem, ſo auch bei ihnen, Mondlicht und Heuduft eine große Rolle geſpielt.

„Wenn ich ſo wie jetzt nächtlicher Weile zwiſchen Bäumen gehe, mit denen der Mondſchein buhlt,“ ſagte Herr Flick, „oder wenn ich gar wie hier ein munteres Waſſer mit ſilbernen Wellen ſehe, ſo kommt mir häufig ein altes Lied in den Sinn, das ich in der Jugend hörte, vielleicht unbewußt mitſang.“

„Welches meinſt Du?“

„Ich will es Dir mezza voce ſingen, Du kennſt es gewiß; doch iſt durchaus nichts dahinter, beſonders was die Worte anbetrifft.“

„Laß' hören.“

„Bächlein aufwärts in dem Birkenhain
Steht ein Hüttchen in des Mondes Silberſchein,
Dieſes Hüttchen ſchließt Klariſſa ein:
Jung und ſchön und wie ein Engel rein“ —

ſang Herr Flick, allerdings nur mit halber Stimme; aber wer die Hälfte dieſer klangvollen, zum Herzen dringenden Tenorſtimme gehört hätte, würde jedenfalls begierig geweſen ſein, die ganze zu vernehmen.

„Eine artige Melodie,“ ſagte Herr Flock, „ich erinnere mich nicht, ſie je gehört zu haben.“

„Kann ſein, bin ich doch einige Jahre älter wie Du, und ſie ſtammt aus jener Zeit, wo noch in jedem anſtändigen Bürgerhauſe eine Guitarre zu finden war, ſowie zarte oder derbe Finger, die darauf

herumklimperten; letztere häufig sehnsuchtsvoll dies Lied begleitend:

„Bächlein aufwärts in dem Birkenhain" —

das damals Mode war."

„Singe sonst noch etwas."

„Ich möchte wohl," sagte Herr Flick, indem er seinen Hut abnahm, um mit der Rechten durch sein Haar zu fahren. Diese paar Gläser Champagner haben mich insoferne animirt, als sie in mir einen Grundton anklingen lassen, der sich auf's Bereitwilligste zu irgend einer Melodie ausbildet. Töne und Gedanken strömen mir zu, und wenn ich jetzt vor meinem Flügel säße, wäre ich vielleicht im Stande, wieder einmal ein passables Lied zu finden; da das aber nicht der Fall ist, treibt es mich zum Singen:

„Bächlein aufwärts in dem Birkenhain" —

sang er mit etwas stärkerer Stimme:

„Steht ein Hüttchen in des Mondes Silberschein,
Dieses Hüttchen schließt Klarissa ein:
Jung und schön und wie ein Engel rein."

„Wahrhaftig, ich weiß nicht," sagte er alsdann, indem sie vorwärts schlenderten, weshalb gerade jetzt die einfache Idee dieses Liedes für mich so etwas Reizendes, Verführerisches hat, und ich mich mit

Wonne in den Gedanken finden könnte, jetzt dort jenem von der Höhe herabglitzernden Bächlein entgegenzugehen, um an einen Birkenhain zu gelangen, dessen weiße Baumstämme im Mondlicht leuchten, und wo wir endlich an das gewisse Hüttchen kommen, wo mich Klarissa erwartet."

„Das heißt," meinte der Andere lachend, „in Deiner Fantasie kommt dieses Hüttchen als ein zierliches, elegantes Kottage vor, und Klarissa als eine junge schöne Dame, die soeben von ihrem Flügel aufgestanden ist, wo sie zum Fenster hinausblickend, den Sternen ihr Leid geklagt."

„O nein, ganz und gar nicht, vielmehr könnte das Hüttchen ein ärmliches Häuschen sein und sie eines jener liebenswürdigen Naturkinder mit glänzenden Augen, frischen Wangen und ein warmes, empfängliches Herz im schönen Busen."

„Aber sie müßte Handschuhe tragen, französisch und englisch sprechen und nur aus Kaprize den Sommer über in jenem Hüttchen wohnen, könnte dort auch meinetwegen in einfaches Leinen gekleidet gehen, schon des reizenden Kontrastes wegen, wenn sie Dir später alsdann in reich geschmückten Sälen im rauschenden Seidenkleide begegnete. O, ich kenne Deine Schwärmereien und begreife sie vollkommen;

aber was meinſt Du, kehren wir um, oder gehen noch bis Lichtenthal?"

„Gehen wir noch ein paar Schritte, wenn es Dir nichts ausmacht, da rechts dem kleinen, glitzernden Waſſerfaden entgegen bis auf jene mäßige Anhöhe, wo wir einen herrlichen Ausblick haben auf das im Mondlicht ſchimmernde Thal. Was ſollen wir auch zu Hauſe, es iſt ja kaum zehn Uhr."

„Gut, gehen wir, und mögeſt Du Dein Hüttchen und Deine Klariſſa finden."

„Hier nicht bei der Lichtenthaler-Allee, da würde allerdings ihre einfach ländliche Umgebung etwas Verdächtiges haben."

„Wer weiß, ob da nicht irgendwo herum ein engelreines Gretchen am Fenſter lehnt, wie in der Oper, ihren Fauſt erwartend."

„Jedenfalls wäre ich nicht jener Fauſt, und auch Du hoffentlich nicht; doch halte einen Augenblick, hörſt Du nichts?"

„Du meinſt die Töne eines Klaviers? O ja, ich vernahm ſchon früher einzelne Töne, wahrſcheinlich unter den Fingern einer langhaarigen, blondgelockten Amerikanerin hervorquillend, die dem Mondſchein opfert durch Variationen über den yankee doodle."

„Nun, ſo klingt es gerade nicht," gab Herr Flick, der ſtehen geblieben war, zur Antwort, nachdem er eine Zeit lang aufmerkſam gelauſcht, „das iſt zweifelsohne die Introduktion zum dritten Akt von Lohengrin, die Muſik, welche das prächtige Rauſchen des Hochzeitsfeſtes ſchildert und mit dem wunderbaren Brautliede das große Duett: „Elſa's mit dem Schwanenritter" einleitet; — laß' uns ein wenig näher gehen, die Töne erſchallen, wenn ich mich nicht irre, aus jenem kleinen unſcheinbaren Häuschen."

„Da wäre denn das Hüttchen ſchon gefunden — gehen wir näher hin, dort iſt auch ein kleiner geſchlungener Weg, der hinüber zu führen ſcheint."

„Du bleibſt halt der ewige Spötter," ſagte Herr Flick weiter gehend, und fuhr ſtehen bleibend fort, nachdem ſie ein paar Dutzend Schritte gemacht: „Richtig, es iſt das Brautlied aus Lohengrin," dann ſummte er leiſe, während die Töne voller und mächtiger herüberdrangen:

„Duftender Raum, zur Liebe geſchmückt,
Nahm euch nun auf, dem Glanze entrückt.
Treulich bewacht, bleibet zurück —"

„und die Hand, die das auf einem ziemlich geringen Inſtrumente ſpielt, wird von Kunſt, Verſtändniß und Gefühl regiert."

„Der Anfang eines Abenteuers, wie wir es nicht beſſer wünſchen können," ſagte Herr Flock,

nachdem ſie noch ein paar Schritte weiter ge gangen; „ſieh', dort iſt, und zwar zu ebener Erde das beleuchtete, geöffnete Fenſter, woher die Töne dringen; komm' dort zur Seite, wo ſich die Wieſe ein wenig erhöht, und wir können in das Zimmer des kleinen Häuschens hineinſchauen."

„Vielleicht Jemand belauſchen, der ſich in der Nacht ſicher vor jedem Späher glaubt."

„Vielleicht auch ein Jemand, die ſich in der ſtillen Nacht ſicher glaubt, und das wäre um ſo pikanter. Komm' doch nur und ſei nicht lächerlich."

Wahrscheinlich waren es die etwas hastig getrunkenen Gläser Champagner, welche Herrn Flock veranlaßten, seinen Freund fast mit Gewalt an jenen Punkt zu führen, und es war wohl gleichfalls der heitere Geist des Weines, der ihn folgen ließ; genug, im nächsten Augenblicke standen sie so, um das kleine Zimmer deutlich übersehen zu können.

Es war klein, ärmlich ausgestattet und sehr gering möblirt, ein Tisch in der Mitte, ein paar Stühle an den Wänden und neben dem Fenster ein altes Klavier, an dem beim trüben Scheine einer Oellampe eine weibliche Gestalt saß, um dem hörbar abgespielten Instrumente Töne zu entlocken, die selbst einen Kenner, wie Herr Flick es war, in Erstaunen setzten.

„Hoffentlich wird sie auch singen," sagte er nach einer Pause, sich aus ihrer gebückten Stellung erheben, und dann können wir ihr Gesicht sehen; ich glaube, daß das ein junges Mädchen ist."

Die Töne des Brautliedes verklangen allmälig und schwammen hinaus in die stille Nacht, jede Nuance des feinen Spieles deutlich hören lassend.

Dann ging die Spielerin aus der prächtigen, erhabenen Weise jenes Liedes in die sinnberauschende, liebeathmende Einleitung zu dem großen Duett über,

und während ſie darauf langſam ihr Haupt erhob und die Lippen bewegte, intonirte ſie unhörbar, wie in Gedanken, Lohengrin's erſte Worte, womit dies Duett beginnt:

„Das ſüße Lied verhallt; wir ſind allein,
Zum erſtenmal allein, ſeit wir uns ſah'n;
Nun ſollen wir der Welt entronnen ſein,
Kein Lauſchen darf des Herzens Grüßen nah'n —"

wobei ihre Finger über die Taſten glitten, um den Geſang volltönig zu begleiten.

Es war ein eigenthümlich intereſſantes Geſicht, das ſich nun, vom Licht der Lampe hell beleuchtet, den beiden Freunden zeigte, ein elegantes, längliches Oval, bleich, mit zierlich geformten Lippen, die zuweilen kaum merklich zuckten, einer fein gezeichneten Naſe und dunkeln, ſchwermüthig blickenden Augen; eigenthümlicherweiſe waren die Haare, die ſie kunſtlos um den Kopf gewickelt trug, von einem hellen Blond, ſowie von reicher Fülle.

Ihre Geſtalt war die eines ſehr jungen Mädchens, entweder wenig entwickelt, oder von faſt zu zartem Baue, die Schultern ſchmal, etwas abhängend, wodurch ſich auch der Hals ſchlanker erhob, als dies ſonſt wohl der Fall geweſen wäre.

benswürdigen und koketten Weſen, mit der Elaſticität und Grazie ihres Körpers, worin eine ſpaniſche Maja die eleganteſte Pariſerin weit übertrifft, gibt es im Spaniſchen einen unüberſetzbaren Ausdruck: ſal andaluz, andaluſiſches Salz. Vor einem reizenden Mädchen ruft der Spanier entzückt aus: tiene mucha ſal, ſie hat viel Salz oder es muy ſalada: ſie iſt ſehr geſalzen; das klingt freilich in der Ueberſetzung eigenthümlich und läßt ſich nur dann verſtehen, wenn man es am richtigen Ort angewendet gehört hat. Die zärtlichſten Ausdrücke des Andaluſiers für ſeine Geliebte beziehen ſich auf ſal und ſalero. So ruft er ihr leidenſchaftlich zu: ſalero del alma: Salzfaß meiner Seele! Das ſcheint für uns übertrieben, hat man aber den Gruß gehört, womit der Majo die Maja anredet, ſeinen leidenſchaftlichen Ausruf: Gott ſegne die Mutter, die dich geboren hat! Möge die heilige Jungfrau deine ſchwarzen Augen bewahren, Königin! Ha! Gottes Leben, welch ein Gang! Dann wird man ſich nicht wundern, wenn noch eine Steigerung erfolgt, viva la ſal andaluz! — Uebrigens iſt la gracia andaluz in ganz Spanien ſprichwörtlich, und von den Schönheiten anderer Länder ſagt der Spanier: ſon bonitas, pero no tienen gracia, ſchön ſind ſie wohl, aber ihnen fehlt die Grazie. Engländerinnen und Franzöſinnen mißfallen im Allgemeinen dem Spanier, erſtere ſind ihm zu weichlich und prüde, die letztern haben zu viel von den Schönheiten ſeines eigenen Landes, ohne dieſe jedoch erreichen zu können; die deutſchen Frauen dagegen denkt ſich mancher Spanier als Ideale von Sanftmuth, blonden Haaren, blauen Augen und einem friſchen Teint von Roſen und Lilien, und ſagt von ihnen: han de ſer muy dulces las Alemanas, ſie müſſen wohl recht ſanft ſein, die Deutſchen.

Nachdem wir lange genug geſchaut und der Strom der Spaziergängerinnen immer noch nicht enden wollte, ſtiegen wir zwiſchen einer ausgeſuchten Gruppe hinauf, nicht ohne uns häufig vergnügt lachend umzuſehen; das nahmen aber dieſe ſchönen Kinder durchaus nicht übel, ja, wenn irgendwo ein paar zwiſchen den Bäumen ſtanden und auf den ſo dicht bevölkerten Zickzackweg

Der Anzug war mehr als einfach, faſt ärmlich, was ſich wohl darin erkennen ließ, daß man an ein paar Stellen ihres hoch anſchließenden Kleides deutlich bemerkte, wie dieſelben durch einen etwas helleren Stoff ausgebeſſert worden waren.

„Das iſt ſeltſam," flüſterte Herr Flick, „denn wir haben es da mit einem Weſen zu thun, deſſen Inneres durchaus nicht im Einklange mit ihrem Aeußern ſteht. Betrachte dieſe, wenn auch nicht ſchönen, doch ebenſo intelligenten, als wahrhaft vornehmen Geſichtszüge — — und ſie ſpielt wundervoll, ich verſtehe das.

„Auch mit tiefem Gefühl, was ich, ein ſehr ſchwacher Dilettant, gleichfalls zu beurtheilen vermag."

„Still, ſie wird ſingen, ich ſehe, wie ſich ihre Bruſt ſchwellt; ſie ſpielt ſoeben die letzten Worte Lohengrin's":

„Elſa, mein Weib! Du ſüße, reine Braut!
Ob glücklich Du, das ſei mir nun vertraut!"

murmelte er recitirend, dieſe Worte, ſowie die Akkorde des Zwiſchenſpiels begleitend, um dann plötzlich mit angehaltenem Athem zu verſtummen; denn das bleiche Mädchen hatte die feinen Lippen geöffnet und aus dem zarten, ſchmächtigen Körper drangen nun die Worte Elſa's:

„Wie wär' ich kalt, mich glücklich nur zu nennen,
Beſitz' ich aller Himmel Seligkeit!"

mit einer Kraft, Gluth, und Innigkeit hervor, daß man es begreiflich finden konnte, daß Herr Flick unter einem halblauten „A — a — a — ah" ſeine Hand gegen die Stirn drückte und dann verwundernd um ſich ſchaute, als träume er einen ganz außerordentlichen Traum.

Aber es war kein Traum, ſondern Wirklichkeit; er legte die Hand auf den Arm ſeines Freundes, über ihm funkelte der nächtliche Himmel, um ihn

her flimmerte der helle Mondschein, und dort drüben in dem kleinen Hause wurde gesungen und auf unbegreifliche Art gesungen.

„Wenn uns irgend Jemand überredet hätte, hieherzugehen, und die Idee nicht in meinem eigenen Kopfe entsprungen wäre, so würde ich sagen, man mache sich einen Scherz mit mir, dem bekannten Musikuarren, und eine unserer ersten Gesangsgrößen hätte dies hübsche Abenteuer erfunden und in Szene gesetzt — ah, das ist eine Kraft ersten Ranges;" dann setzte er entschlossen hinzu, „laß' uns näher treten."

„Du wirst die Nachtigall verscheuchen," erwiederte der Andere mit leiser Stimme.

„Ich glaube nicht, wenn ich sie hören lasse, daß sie es mit einem Kunst- und Geistes-Verwandten zu thun hat; ich bin ganz gut bei Stimme, wie ich vorhin empfunden":

„Fühl' ich zu Dir so süß mein Herz entbrennen,
Athme ich Wonnen, die nur Gott verleiht!"

klang es herüber mit einer Weichheit, einer liebenden Hingebung, die zu Herzen drang und die es dem Lauscher, der rasch, aber unhörbar ein paar Schritte gegen das kleine Haus gethan, so leicht machte, als Lohengrin zu erwiedern:

„Vermagſt, Du Holde! glücklich Dich zu nennen,
Gibſt Du auch mir des Himmels Seligkeit!“

— — — — weiter kam er nicht, denn ſchon nach den erſten Tönen, die er mit der gewaltigen Kraft ſeiner ſchönen Stimme geſungen, hatte ihr Spiel jäh abgeriſſen, ſie erſchreckt aufgeblickt und erhob ſich nun raſch, zuerſt gegen ihre Lampe, um dieſe zu löſchen, dann warf ſie ſich gegen das Fenſter, um es zu ſchließen, wurde aber daran verhindert, indem der kecke Sänger raſch vor die Fenſteröffnung trat, um mit milder Stimme zu flehen: „Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich ſo unbeſonnen war, Ihr herrliches Spiel, Ihren wundervollen Geſang zu unterbrechen — — zur Strafe für mich ſelber, denn welche Seligkeit wäre mir vergönnt geweſen, hätte ich Ihren Tönen noch weiter lauſchen dürfen; deshalb verzeihen Sie mir, mein Fräulein, und befehlen, ob ich mich augenblicklich entfernen ſoll.“

„Gewiß gewiß“ hauchte ſie kaum hörbar, wobei, ihr bleiches Geſicht von einer tiefen Röthe überflogen wurde, während ſie ſchamhaft zu Boden blickte, „gewiß — gewiß —“ ſie hatte mit ihren Händen die Fenſterflügel erfaßt, um dieſelben zuzudrücken.

„O ſeien Sie nicht ſo grauſam, mein Fräulein," bat er in innigem Tone, „mich ſo hart zu ſtrafen; denken Sie doch, wenn mich Ihr Geſang nicht bezaubert hätte — hingeriſſen, um mich ſo leichtſinniger Weiſe zu nähern, ſo würden Sie mir ja auch nicht verwehrt haben können, ferner zu lauſchen — gut denn, ich ziehe mich zurück, ſo weit Sie wollen, aber bitte dringend, nicht Ihr Fenſter zu ſchließen und Ihren Geſang zu unterbrechen — glauben Sie auch, mein Fräulein, daß ich nicht ein gewöhnlicher Neugieriger und deshalb ein unbefugt Zudringlicher bin, — nein, auch ich huldige der ſchönen Kunſt ausübend, freilich nur als Dilettant, während ich in Ihnen eine Künſtlerin erſten Ranges verehren muß — ſeien Sie gnädig, und wenn Sie, daß ich hier vor Ihrem Fenſter lauſche, für kompromittirend für ſich halten, ſo will ich, trotzdem ja Niemand in der Nähe wohnt und trotzdem nur allein die ſtille Nacht uns umgibt, mich dort in den Schatten jener Bäume zurückziehen, um Ihren Geſang ferner zu hören."

Nun geſchehen aber häufig in dieſem Leben Dinge, die uns wahrhaft unbegreiflich erſcheinen, die auch vielleicht deshalb nur geſchehen, weil ſie durch ein Wort, eine Bemerkung hervorgerufen werden, deren Tragweite wir ſelbſt nicht erkannt, als wir

jenes Wort aussprachen; und so auch sagte das junge Mädchen, nachdem sie zuerst schweigend ein paar Schritte zurückgetreten war, dann sichtbar mit sich gekämpft, rasch sich wieder nähernd, als er jene letzten Worte gesprochen, in einem bittern Tone und mit einem verächtlichen Aufzucken der Lippen: „Kompromittiren kann es mich allerdings nicht, wenn Jemand, selbst wie jetzt, in stiller Nacht meinem Gesange lauscht, auch kümmert es mich durchaus nicht, was andere Menschen denken — aber sagen Sie mir aufrichtig," — hier trat sie bis dicht vor das Fenster und richtete den düstern Blick ihres dunklen Auges fest auf ihn, wobei sich das verächtliche Lächeln um ihre Lippen deutlicher zeigte, — „würden Sie auch in ähnlichem Falle an ein Fenster getreten sein, wenn dasselbe statt in diesem ärmlichen Hause, in einer jener reichen Villen gewesen wäre?"

Dabei machte sie mit der Rechten eine fast heftige Bewegung, rings um sich her deutend, ehe sie den Kopf aufwerfend fortfuhr: „Und würden Sie es gewagt haben, sich in den Gesang einer Dame zu mischen, die in reichem Seidenkleide an ihrem kostbaren Flügel gesessen wäre?"

„Unter gleichen Umständen würde ich das jedenfalls auch gewagt haben," gab er in ruhigem Tone

zur Antwort, „denn ich kann Sie versichern, daß mich Ihr wundervoller Gesang hingerissen hätte, möge die Umgebung nun gewesen sein, welche sie wolle — doch nein," setzte er mit einem freien, offenen, launigen Lächeln hinzu, „wäre mir das vor einer jener reichen Villen passirt, so würde ich einfach eingetreten sein, hätte durch den Bedienten, dem ich meine Karte gegeben, um Erlaubniß bitten lassen, meine tiefgefühlte Verehrung der Dame im reichen Seidenkleide vor dem kostbaren Flügel zu Füßen legen zu dürfen."

„Ah! der Dame im reichen Seidenkleide vor ihrem kostbaren Flügel," gab das junge Mädchen zur Antwort, indem sie langsam an ihrer ärmlichen Bekleidung hinabschaute.

„Nein, nicht der Dame im reichen Seidenkleide, sondern jener herrlichen wunderbaren Sängerin — was ich ja auch jetzt noch thun kann, wenn Sie es mir gütigst gestatten wollen. Bitte, nehmen Sie meine Karte und sehen Sie aus meinem einfachen Namen," — es wurde ihm schwer, diese Lüge zu sagen, — „daß Sie einen ganz gewöhnlichen Sterblichen vor sich haben, vielleicht einen Kunstgenossen, der aber jedenfalls in seiner Kunst nicht so hoch steht, um

von Ihrem Vortrage, mein Fräulein, nicht etwas lernen zu können."

Sie hatte die Karte des Herrn Flick genommen mit einer langsamen Armbewegung, aber ohne Ziererei, und erwiederte nun, als sie gelesen, in fragendem Tone: „Sind Sie aus Baden selbst, oder ein Fremder?"

„Ein Fremder, mein Fräulein, doch fern her vom Gestade der Ostsee, aber immerhin aus deutschen Landen, während ich mir wohl die Bemerkung erlauben darf, daß Sie, mein Fräulein, trotz des vortrefflichen Deutsch, das Sie sprechen, doch nicht meine Landsmännin sind."

Sie gab auf diese Bemerkung keine direkte Antwort, aber ein leichtes Zucken ihrer Mundwinkel, weit entfernt von dem unangenehmen Ausdruck des früheren, verächtlichen Lächelns, ließ Herrn Flock erkennen, daß sie seine Worte gütig aufgenommen, ja vielleicht auch — so flüsterte wenigstens seine Eitelkeit — den hübschen jungen Mann nicht gerade mehr so höchst unfreundlich wie vorhin betrachtete.

Auch machte sie weiter keine Bewegung, um das Fenster zu schließen, wenn sie sich auch wieder von demselben zurückgezogen hatte und am Tische, auf

welchem die Lampe brannte, ſtehend, gedankenvoll vor ſich niederblickte.

„Bitte, mein Fräulein,“ ſagte er nach einer Pauſe, „bitte zu beſtimmen, wie weit ich mich zurückziehen ſoll, damit Sie Ihr wundervolles Spiel von vorhin wieder aufnehmen, vielleicht auch weiter ſingen, was Elſa in jenem ſüß geheimnißvollen Momente ihrem Geliebten mitzutheilen hat.“

„Daran dachte ich wahrlich nicht,“ ſagte ſie raſch und etwas finſterer aufblickend; „mir iſt dieſe große muſikaliſche Schöpfung des Komponiſten als ſolche lieb und werth, und wenn ich auch die Worte des Textes, wie begreiflich, gebrauchte, ſo folgte meine Seele doch nur jenen Tönen.“

„Und damit auch unbewußt jenen innigen Worten, das iſt wohl nicht zu läugnen, da beide gerade in dieſem Duett wie aus einem Guße ſind — — o fahren Sie fort, mein Fräulein, und laſſen Sie das arme Publikum nicht in Ungewißheit, ob auch dieſe Elſa nicht widerſtehen wird, nach dem Namen des Schwanenritters zu forſchen, — o, ich fürchte, ſie thut es“, fügte er lächelnd hinzu, „und mit ſolcher Gluth und Innigkeit, daß von einer Weigerung ſeinerſeits nicht die Rede iſt, ja daß er ihnen ſeinen Namen mit tauſend Freuden zu Füßen legt.“

„Das wäre der erſte Lohengrin, der ſo handeln würde, ohne ſich, wie der Schwanenritter an der armen Elſa, wegen ihrer leicht begreiflichen Neugierde zu rächen — doch wenn ich auch nicht weiter ſinge, ſo wird auch dies Publikum," hier machte ſie eine graziöſe Handbewegung gegen das Fenſter, „nicht im Unklaren bleiben über den Verlauf der Handlung, — ein Publikum, nicht nur ſo mitfühlend, ſo verſtändnißvoll, ſondern ſo vollkommen durchdrungen von der Partie Lohengrin's."

„Wenn Sie mir damit für die paar Töne, die ich vorhin geſungen, ein Kompliment machen wollen," gab Herr Flick heiter zur Antwort, „ſo nehme ich das dankbar an und ohne jede Beſcheidenheit, indem ich geſtehe, daß ich allerdings ſo von der Partie Lohengrin's durchdrungen bin, daß ich mich gleich anheiſchig machen will, das Duett ohne beſondere Fehler zu ſingen, ohne nur ein einziges Mal in die Noten zu ſchauen; es wäre ein himmliſcher Spaß, das zu verſuchen."

„Aber doch durchaus nicht geeignet für die Szene, wo wir uns gerade befinden: offene Landſchaft und nächtlicher Himmel."

„Beim Mondſchein, mein Fräulein, was ſchon ganz paſſend wäre, und wenn Sie mir geſtatten

hinabſchauten und Einer von uns vielleicht in die Worte ausbrach: Welche Schönheit, welche Augen! ſo war das für die ſchöne Andaluſierin kein Grund, um wegzuſchauen, wie es die Tochter einer andern Nation augenblicklich gethan hätte, ſondern dieſe hier blickte uns mit geſenktem Fächer feſt in's Geſicht, als wenn ſie ſagen wollte: Schön bin ich, das weiß ich; betrachtet mich nur nach Herzensluſt, das wird mir und euch keinen Schaden bringen.

Dabei erwiederten Weiber und Mädchen augenblicklich unſere Grüße auf's Freundlichſte und grüßen mußte man nach allen Seiten, denn das Gedränge war oft ſo dicht, daß man ſich häufig im wahren Sinne des Wortes zwiſchen den reizenden Andaluſierinnen durchdrängen mußte. Ich weiß nicht, wie ich darauf verfiel, als wir bei einer Familie vorbeikamen, beſtehend aus einem ernſten Herrn, einer etwas finſter blickenden Mutter und zwei wunderſchönen Mädchen von fünfzehn und ſechszehn Jahren, daß ich mir beifallen ließ, in einem wahrſcheinlich ſehr ſchauderhaften Spaniſch die prachtvollen Veilchenbouquets zu loben, welche Mutter und Töchter in den Händen trugen. Hatte ich nun einen falſchen Ausdruck gebraucht oder klang die Sprache gar zu hart und komiſch, genug, der alte Herr grinste freundlich, die Mutter lächelte, beide Töchter aber lachten fröhlich hinaus und Eine bot mir ihren Strauß mit den Worten: „Nehmen Sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Es ſind Veilchen von Granada, die ſchönſten der Welt.“ Wer aber nach ſolchen Zügen, die nur Herzensgüte und Freundlichkeit athmen und nur Beweiſe ſind einer überſprudelnden geiſtigen Kraft und eines warmen innigen Gefühls, ſich einbilden wollte, er habe den Anfang zu einer intimen Bekanntſchaft gefunden, und dürfe es nächſtens ſchon wagen ſich einige Freiheiten herauszunehmen, der würde ſich gewaltig wundern. Freilich gibt es Reiſende, die eitel genug ſind, vielleicht an ihre Unwiderſtehlichkeit glaubend, in Erzählungen durchblicken zu laſſen, wie wenig Mühe es ihnen gekoſtet, mit den anſtändigſten ſpaniſchen Damen ein Verhältniß anzuknüpfen. Was aber von dergleichen Geſchichten

würden, mich der Fensterbrüstung so viel als möglich zu nähern, so könnte ich in's Zimmer hineinsteigen, und durch diese Annäherung würde dies Duett an Klang und Wahrscheinlichkeit gewinnen."

„Nehmen wir an, es sei beendigt," entgegnete sie mit einer leichten Verbeugung, „und der Vorhang wäre gefallen, hier das Fenster, welches ich mir erlauben werde zu schließen."

„Leider verbietet mir die Rücksicht, welche ich einer Dame und zugleich einer so großen Künstlerin schuldig bin, auch nur mit einem einzigen Worte etwas dagegen einzuwenden; doch hoffe ich, mein Fräulein, Sie werden gestatten, Ihnen morgen Früh meine Entschuldigung zu machen, daß ich es überhaupt gewagt, mich von Ihrem wundervollen Gesange hinreißen zu lassen."

Da sprach plötzlich eine Stimme hinter ihm, und zwar in einem sehr guten Französisch: „Mein Herr, Sie werden mir die Frage erlauben, was Ihre Anwesenheit hier zu bedeuten hat?"

Rasch wandte sich Herr Flick um und bemerkte zu seinem größten Erstaunen die dürftige Gestalt des Herrn Marquis von Regny, zugleich aber auch seinen Freund, der sich von der Seite her näherte,

während die junge Dame eilfertig das Fenſter ſchließen wollte. Doch ſtreckte der Herr Marquis ſeine Hand gegen dieſe aus und ſagte in einem gereizten Tone:

„Es iſt Dir ſchon erlaubt mit anzuhören, wie man mit jungen Leuten ſpricht, die ſo ſehr den Anſtand außer Acht laſſen, um ſich dem Fenſter einer jungen Dame zu nähern, die doch wohl erwarten konnte, daß ihr Geſchlecht, ſowie dieſe abſichtlich gewählte, ſehr entlegene Wohnung ſie vor dergleichen Zudringlichkeiten ſchützen werde.“

Der Herr Marquis war offenbar in einer ſehr ſchlechten Laune, ſeine Augen erſchienen geröthet

und trübe und gaben zu gleicher Zeit mit den unter denſelben befindlichen tiefen Falten und Runzeln, ſowie mit ſeiner ſchlaff herabhängenden Unterlippe ein bemitleidenswerthes Bild von Alter und Hinfälligkeit, das um ſo trauriger erſchien in ſeinem ſchäbig gentilen Anzuge.

Trotz alledem aber zeigte ſeine Haltung, die Art, wie er den Kopf erhoben hatte, ſein halb verſchleierter Blick, ſeine zuſammengelegten Hände noch immer eine gewiſſe Würde und Vornehmheit, wenn auch nur als Schattenriß eines vielleicht einſtig ſehr glänzenden Bildes, weshalb Herr Flick — und auch wohl, weil er fühlte, daß er dem alten Manne eine Entſchuldigung zu geben habe — auf die höflichſte Art ſeinen Hut zog, indem er erwiederte: „Ich bitte Sie, der Wahrheit gemäß zu glauben, mein Herr, daß nur ein zufälliges Zuſammentreffen von Umſtänden, die ſchöne laue Sommernacht, welche uns zu einem Spaziergange einlud, dann der herrliche Geſang dieſer jungen Dame, der uns unwiderſtehlich anzog, ſchuld daran ſind, daß wir uns hier befinden — mein Freund und ich," ſetzte er mit einer Handbewegung gegen Herrn Flock, der ſich raſch genähert hatte, hinzu, „und deshalb auch ſchuld an Ihrer etwas unwillig klingenden Frage, zu der

Sie aber wohl zweifelsohne die vollkommenſte Berechtigung haben, Herr Marquis von Regny."

Bei dieſer Nennung ſeines Namens ſah man deutlich ein Erſtaunen nicht gerade unfreundlicher Art über die Züge des alten Mannes gleiten, und anſtatt die Worte des Anderen zu beantworten, ſagte er in einem halb fragenden Tone: „Sie kennen mich, mein Herr?"

„Bis auf dieſen Augenblick nur dem Namen nach, für welchen wir uns allerdings, als den einer genügend bekannten, ausgezeichneten Familie, intereſſirten."

„Welches Intereſſe Sie doch wohl nicht hierher zog," gab der Marquis mit einer ſarkaſtiſchen Miene zur Antwort.

„Gewiß nicht, ſondern der Grund iſt der von mir ſoeben angegebene, und bitte ich dieſe junge Dame zu fragen — nein, ich verlange es, ob meine Annäherung in einer Art geſchah, die auch nur den leiſeſten Vorwurf der Unbeſcheidenheit oder gar der Zudringlichkeit verdient."

„Rede, mein Kind," erwiederte der Marquis, indem er ſich gegen das Fenſter wandte, wobei er den Verſuch machte, ſeine eben noch ſo ungekünſtelte und deshalb wahr erſcheinende Würde zu verdoppeln,

wodurch dieſelbe indeſſen einen leichten theatraliſchen Anſtrich erhielt, „rede ohne Furcht; denn Du weißt aus Erfahrung, daß Dein Vater ſich durchaus nicht ſcheuen wird, ſtrenge Rechenſchaft von Jedem zu fordern, der es gewagt haben ſollte, Dich durch ein Wort auch nur auf das Leiſeſte zu verletzen — rede, Adele.“

„Es iſt ganz genau ſo, wie jener Herr vorhin geſagt, und ich muß mich ſelbſt der Unvorſichtigkeit anklagen, am offenen Fenſter geſungen zu haben —“

„Und zwar mit einer Stimme, Herr Marquis,“ rief der junge Mann enthuſiaſtiſch aus, die wunderbar klingend genug war, um uns vom Wege ab- und hieher zu ziehen.“

„Ah ja, das kann ſchon ſein,“ gab der alte Herr zur Antwort, indem er wohlgefällig lächelte, „und freut mich dieſer Grund in doppelter Hinſicht — ja, in doppelter Hinſicht freut er mich, weil er mir erlaubt, dem Herrn meine Entſchuldigung zu machen, daß vielleicht im Tone meiner Stimme, als ich vorhin mit ihm ſprach, ein etwas brüsker Ton lag — doch werden Sie zugeben, fuhr er mit erhöhter Würde fort, daß ich in meinen nicht glänzenden Verhältniſſen — warum ſollte ich dieſelben läugnen —

ganz beſonders darauf halten muß, daß auch nicht der leiſeſte Hauch auf unſerem ſo glänzenden Namen haften bleibt. Ja, ich bin der Marquis von Regny und dies iſt meine Tochter Adele, welche ich den beiden Herren vorſtellen würde, wenn ich die Ehre hätte, die beiden Herren perſönlich zu kennen."

„Sie werden mich entſchuldigen," gab Herr Flick zur Antwort, „daß ich Ihnen nicht ſogleich unſere Karten übergab und uns in geſellſchaftlicher Beziehung Ihnen gegenüber zu legitimiren verſuchte, was ich indeſſen bei Ihrer Fräulein Tochter nicht unterließ. Ich heiße Flick und habe das Vergnügen, Ihnen meinen Freund, den Herrn Flock vorzuſtellen."

„Ah ja, ich erinnere mich, dieſe Namen ſchon gehört zu haben — vortheilhaft gehört zu haben," verſetzte der alte Herr mit einem höchſt gnädigen Lächeln. Sie wohnen im engliſchen Hofe, wenn ich nicht irre."

„Ganz Recht, im engliſchen Hofe."

„Zimmer Nummer zwei bis vier," fügte Herr Flock bei, worauf ihm der Herr Marquis eine verbindliche Verbeugung machte, indem er ſagte: „Ich glaube beide Herren ſchon einigemale auf vortrefflichen Pferden begegnet zu ſein, — wir verſtanden

uns einſtens auf ſo etwas," ſetzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, — „ja, ja, einſtens verſtanden wir uns auf ſo etwas — einſtens, einſtens — aber was thut's, das Glück iſt nun einmal rund, und wer geſtern obenauf ſtand, liegt vielleicht heute am Boden, doch — — hoffen wir, hoffen wir."

„Wenn ich mich dieſem Wunſche auch für uns anſchließe, Herr Marquis, ſo, indem Sie mir geſtatten, um Erlaubniß zu bitten, morgen im Verlaufe des Tages dem Fräulein unſere Aufwartung machen zu dürfen, wozu Sie mir gütigſt eine Stunde beſtimmen wollen."

Die junge Dame war während dieſes Geſpräches vom Fenſter zurückgetreten, nicht ohne einen düſteren Blick auf die herabgekommene Geſtalt ihres Vaters und auf ſeine anfangs ſo troſtloſe und zerſtörte Miene geworfen zu haben — jetzt ſchritt ſie im Hintergrunde des Zimmers auf und ab, die zuckenden Finger in einander geſchlungen, zuweilen unter einem tiefen Seufzer aufwärts blickend. Ah, ſie kannte zu gut jeden Schatten auf ſeinem Geſichte, ſie las zu deutlich in jedem Ausdruck ſeiner Augen, um nicht überzeugt zu ſein, daß das ſo lange erwartete und heiß erſehnte Glück ihm auch heute nicht zu Theil geworden.

Er hatte haſtig an ſeiner Unterlippe genagt, als Herr Flick ſeine Bitte ausſprach und dabei unruhige Blicke in das Zimmer geworfen, — Blicke, in denen offenbar der Wunſch lag, ſeine Tochter um etwas zu befragen; doch da ſie nicht zum Vorſchein kam, zögerte der alte Mann faſt ungebührlich lange mit einer Antwort, um dann in einem forcirt jovialen Tone auszurufen: „Ah was, man ſoll nicht auf morgen verſchieben, was man heute thun kann; auch will ich Ihnen offenherzig geſtehen, daß die Appartements des Herrn Marquis von Regny präſentabler am Abende ſind, wie beim Lichte des Tages — ja, präſentabler am Abend, und bitte ich Sie deshalb, ungenirt bei mir eintreten zu wollen, wenn Sie es nicht vorziehen, jetzt — trotz der ſchönen Nacht — ſchon in Ihr Hotel zurückzukehren."

„Uns kann nichts erwünſchter kommen," gab Herr Flick raſch zur Antwort, und beehren wir uns, Ihrer gütigen Einladung zu folgen."

Da erſchien das junge Mädchen wieder am Fenſter — dicht am Fenſter, — ſie war raſch herangetreten und ſah bleicher aus als vorhin, während ihre dunkeln, düſtern Augen mit einer unverkennbaren Aengſtlichkeit die Blicke ihres Vaters ſuchten.

Doch ſchien der alte Herr eine ſolche Begegnung nicht für wünſchenswerth zu halten, ja ſie abſichtlich zu vermeiden; denn er wandte ſich von dem Fenſter ab gegen die Thüre, die er mit einem Schlüſſel, den er aus der Taſche nahm, haſtig öffnete, die beiden Freunde einzutreten bat, und als dies geſchehen war, die Hausthüre wieder abſchloß.

Sie ſtanden in einem völlig finſteren Gange und es geſchah nicht abſichtslos, daß Herr Flock ſeinen Freund ziemlich ſtark mit dem Ellenbogen anſtieß, während der alte Herr die Zimmerthüre öffnete, worauf ſie ihm folgten.

Das junge Mädchen ſtand neben ihrem einfachen Klavier, die rechte Hand auf dasſelbe geſtützt, und man ſah es wohl, welche Gewalt ſie anwandte, um ihre bleichen Züge nicht unfreundlich oder gar finſter erſcheinen zu laſſen.

„Leider vermag ich Ihnen nichts anzubieten,“ ſagte der Marquis mit ſeiner erkünſtelten Heiterkeit, die dadurch faſt unheimlich wurde, daß er häufig einen ſcheuen, auch wohl bittenden Blick auf ſeine Tochter wandte, „und es iſt auch zu ſpät, um anderswoher etwas kommen zu laſſen, um ſo angenehme Gäſte zu verehren. Was wir an geringer Dienerſchaft beſitzen, hat ſich ſchon längſt zur Ruhe begeben, und —“

„Gewiß, mein Vater," warf hier das junge Mädchen in einem ſtrengen, ſcharfen Tone ein, „weil es ſchon ſehr ſpät iſt."

„Was ſpät, mein Kind, noch nicht eilf Uhr; nennſt Du das ſpät für Herren aus der Geſellſchaft, für junge Leute, die ich ſchon häufig bis Mitternacht am Spieltiſche geſehen — oder irre ich mich darin," ſetzte er mit außerordentlicher Freundlichkeit hinzu, „ſollten die beiden Herren nicht auch Verehrer ſein eines kleinen Spiels?"

„Ich für meinen Theil lehne dieſe Vermuthung nicht ab," gab Herr Flock lachend zur Antwort; denn das Benehmen des alten Herrn intereſſirte ihn, und ſtets zu Luſtigem aufgelegt, war er begierig auf eine Entwicklung, die er im Geiſte ſchon vor ſich ſah, und hoffte dabei ſeinem Freunde, der ſich gegen das junge Mädchen gewandt hatte, in der Rolle eines Elefanten nützlich ſein zu können, deshalb ſetzte er auch in heiterem Tone hinzu: „dabei muß ich aber offen geſtehen, daß mir der grüne Tiſch da unten im Kurſaale kein beſonderes Vergnügen macht und ich ein kleines Spiel unter Bekannten vorziehe, das heißt mit Jemand, der die Feinheiten eines Piquets oder eines Ecarté's zu würdigen verſteht."

zu glauben iſt, weiß jeder Unbefangene, namentlich hier in Spanien, wo in dieſer Richtung der Schein ſo gewaltig trügt. Man findet ein paar ſpaniſche Damen auf dem Paſeo oder im Theater, man redet ſie freundlich und ehrerbietig an und ſie werden liebenswürdig und herzlich antworten. Sie werden ſich nach beendigtem Geſpräche mit Blicken entfernen, worin eine ganze Welt liegt. Ja, ſie werden am folgenden Tage den Bekannten von geſtern vielleicht zuerſt und auf's Freundlichſte grüßen und das wochenlang ſo fortſetzen. Hiemit iſt aber auch die Gränze aller Annäherung erreicht, es ſei denn, daß eine Spanierin ſelbſt ein Verhältniß anknüpfen will; dann freilich folgt ſie ihrem feſten Willen, aber auch dann läßt ſie ſich nicht lieben, ſondern ſie liebt.

Auf dem Platze vor dem Kloſter war nun ein buntes und bewegliches Leben; es war hier zu gleicher Zeit ein kleiner Jahrmarkt und zu Ehren der Heiligen wurde gegeſſen, getrunken, geſungen und getanzt. Weit auf der ganzen Anhöhe umher ſah man zahlreiche Gruppen zerſtreut, meiſtens lagerten befreundete Familien auf den Abhängen des Darroufers, der hier ein paar hundert Fuß tief unter uns floß. Auch wir legten uns in das friſche Gras im warmen entzückenden Sonnenſchein, über uns der tiefblaue andaluſiſche Himmel, rings um uns her Geplauder, Gelächter, der Klang der Guitarren und das Klappern der Caſtagnetten. Und welch herrliche Ausſicht hatten wir hier oben, abgeſehen von den ſchönen Andaluſierinnen, die in allen Lagen und den vielgeſtaltigſten Gruppen überall den grünen Raſen einnahmen und deren Augen und Fächer um die Wette glänzten und blitzten; vor uns tief im Thale ſahen wir über Granada weit in die Vega hinein bis zu den grauen Gebirgen der Sierra Elvira, neben uns auf hoher Bergwand die Alhambra und Xeneraliſe, welche beide auf ſo verſchiedene und eigenthümliche Art den letzten Kuß der Sonne empfingen. Während die gewaltigen Thürme der erſteren rothglühend majeſtätiſch und trotzig aus dem Grün hervorragten, ſah der weiße luftige Bau der Xeneraliſe aus wie mit Silber übergoſſen und erſchien in ſeinem Walde von Cypreſſen

„Ganz mein Fall," rief der alte Herr, indem er ſich unter einem ſchwachen Aufleuchten ſeiner eben noch ſo matten Augen die Hände rieb, „und wenn Ihnen ein Vergnügen damit geſchieht, Herr von Flock, ſo machen wir für eine Stunde oder ſo etwas eine kleine Partie, während Ihr Freund mit meiner Tochter ſich der angenehmen Leidenſchaft der Muſik hingeben. Nicht wahr, Adele, mein Kind, Du biſt ſo freundlich, Deinem alten Vater zu Liebe, das Klavier wieder zu öffnen, welches Du ſoeben geſchloſſen — ja — das Inſtrument — das Du geſchloſſen — wieder zu öffnen —"

Er ſprach dieſe Worte mit einer leidenſchaftlichen Haſt, während er an den Taſchen ſeines Rockes herumfühlte, wobei er ſich aber wohl hütete, ſeine Tochter anzuſchauen, und dann gegen eine alte Kommode lief, dort eine Schublade hervorzog und ein ſchon ziemlich gebrauchtes Kartenſpiel herausnahm, das er — wieder vorkommend — mit einer unglaublichen Geſchicklichkeit durch die Finger laufen ließ.

Das junge Mädchen war indeſſen der Aufforderung, das Inſtrument wieder zu öffnen, nicht ſogleich nachgekommen, vielmehr bewegungslos neben demſelben ſtehen geblieben, die Lippen feſt aufein-

ander gepreßt, wobei man deutlich ſah, daß ihre unruhigen Blicke jeder Bewegung des Vaters folgten, um — als dieſer nur ein einziges Mal flüchtig gegen ſie aufſchaute — ein ſo energiſches, faſt wildes Kopfſchütteln ſehen zu laſſen, wobei ihre Augen unheimlich glänzten und ſie den Athem mit einer ſolch' erſchreckenden Gewalt in die Bruſt zog, daß Herr Flick, der neben ihr ſtand und ſie erſtaunt betrachtete,

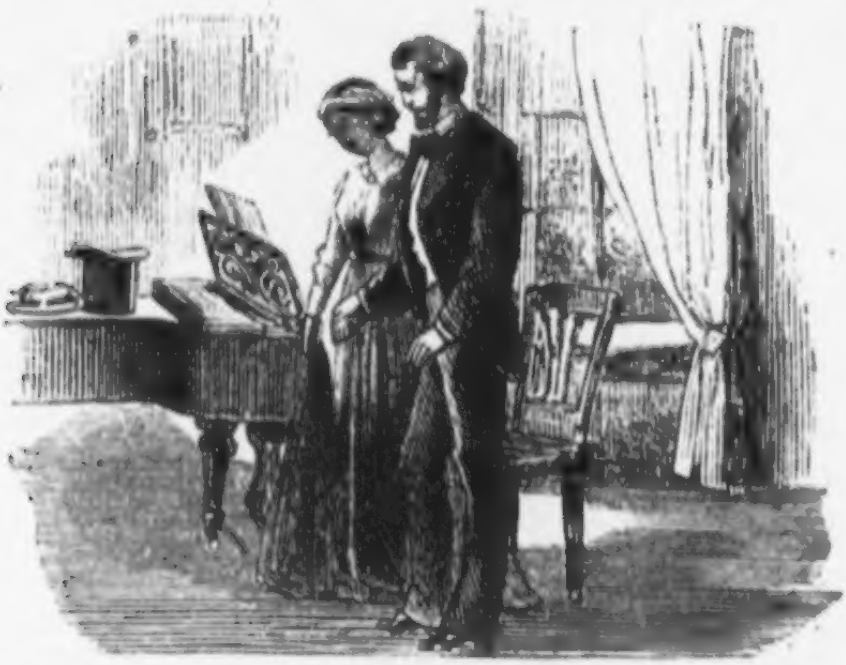

es für ſeine Pflicht hielt, beruhigend ſeine Hand auf ihren Arm zu legen und ihr unhörbar für die Andern zuzuflüſtern: „Glauben Sie mir, mein

Fräulein, ich bedauere es aufrichtig, Ihnen dieſen unangenehmen Augenblick verurſacht zu haben, und ſeien Sie verſichert, daß ich auf's Regſte, auf's Innigſte fühle, wie tief Sie alles das verletzen muß."

Zuerſt blickte ſie ihn erſtaunt an, dann ſtieß ſie mühſam, aber nur wie ein leiſer Hauch vernehmlich, die Frage hervor: „Sollten Sie das wirklich fühlen, Sie, ein Fremder, der unſere namenlos troſtloſen Verhältniſſe nicht kennt?"

„Der ſie nicht kannte, mein armes Fräulein, bis vor wenig Stunden," gab er erregt zur Antwort, wobei er mit möglichſtem Geräuſch das Klavier öffnete und ſie durch eine Handbewegung bat, ſich auf einem Stuhle vor demſelben niederzulaſſen, worauf er einen leiſen Akkord anſchlug, um unter den Schwingungen desſelben fortzufahren: „ja bis vor wenigen Stunden waren Sie mir unbekannt, dann aber weihte mich ein glücklicher Zufall ſo vollkommen in Ihre Verhältniſſe ein, daß Sie nichts hinzuzufügen brauchen, um mir das Unangenehme, ja das Troſtloſe derſelben klarer zu machen."

„O mein Gott, wie iſt das möglich," erwiederte ſie, indem ſie ſich tief auf die Noten hinabbeugte und zu gleicher Zeit beide Hände gegen ihr

Herz drückte, „wie iſt das möglich, es wäre denn —“ ſetzte ſie erſchreckt hinzu.

„Daß ich Ihr Geſpräch mit dem Herrn Marquis belauſcht.“

„Mein Geſpräch mit dem Vater?“

„Draußen auf der Promenade rechts vom Kurſaale.“

„Allerdings, ich kann das nicht leugnen, freilich unwillkürlich belauſcht; denn wir ſaßen dort im tiefſten Schatten, mein Freund und ich.“

„Alſo auch er,“ hauchte ſie kaum vernehmlich.

„Er iſt mein Freund, wir theilen viele Geheimniſſe mit einander und wiſſen dieſelben getreulich zu bewahren.“

„O, ich zweifle nicht daran — aber es iſt entſetzlich.“

„Und aus welchem Grunde, mein Fräulein? Wenn es der Zufall, das Schickſal, der Himmel ſelbſt ſo gefügt hätte, daß Sie, indem Sie glaubten, nur von den Sternen außer ihrem Vater gehört zu werden, vielleicht von einem Helfer, einem Retter, einem Freunde gehört wurden.“

„O nie, nie — nie — nie!“

„Reden wir jetzt nicht darüber,“ fuhr Herr Flick fort, indem er die Noten wieder an jener

Stelle öffnete, wo ihr Spiel vorhin unterbrochen worden war, „und laſſen Sie mich nur Ihnen wiederholen, daß ich mich glücklich ſchätze, ja daß ich entzückt bin, eine Künſtlerin von Ihrer Bedeutung gefunden zu haben; denn auch ich darf von mir ſagen, daß ich mehr wie Dilettant bin.“

„Ich hörte das vorhin ſchon,“ erwiederte ſie kopfnickend leiſe vor ſich hin.

„Nun denn, ſo mißgönnen Sie mir es auch nicht, daß mich die göttliche Kunſt ſo glücklich geführt und mich Sie auffinden ließ; mißgönnen Sie mir es nicht und beweiſen es mir dadurch, indem Sie das Band achten, womit uns eben dieſe göttliche Kunſt verbindet und mich zu Ihrem Freunde, zu Ihrem Helfer machen müßte, ſelbſt bei Ihrem eigenen Widerſtreben.“

„Nie, nie, mein Herr.“

„Schon um mir die fortwährenden Vorwürfe zu erſparen, ein ſolches Talent gefunden, nicht gepflegt, nicht wie ein Bruder beſchützt zu haben.“

Sie ſchüttelte unter einem traurigen Lächeln den Kopf.

„Weiter nichts, mein Fräulein, ich ſchwöre es Ihnen zu — was könnte ich weiter wollen, meine

Tage hier sind gezählt, wir reisen in einer Woche nach Italien."

Während die Beiden so mit einander sprachen, bald leise, bald lauter, je nachdem es der Wortlaut Ihres Gespräches gestattete, und wobei Herr Flick zuweilen einen Akkord anschlug oder eine Passage spielte, hatte sich sein Freund, von dem Herrn Marquis eingeladen, an einen kleinen Tisch gesetzt, dessen wackeliges Gestell durch Unterschieben von Papier erst zur Ruhe gebracht werden mußte, und nun begannen die Beiden beim Schein einer einzigen, sehr dünnen und daher trüben Unschlittkerze ihre kleine Partie zu machen.

„Ziehen Sie Piquet oder Ecarté vor?"

„Mir ist das vollkommen gleichgiltig," meinte Herr Flock in sehr heiterem Tone, wobei er einen aufmunternden Blick gegen seinen Freund warf, „spielen wir, was Ihnen gefällig ist, Herr Marquis, es ist ja doch nur, um eine Stunde zu vertrödeln, während die Herrschaften drüben vielleicht so freundlich sind, etwas zu musiziren."

„Eine vortreffliche Idee — gewiß Adele, das könntest Du uns wohl zu Gefallen thun," rief der Herr Marquis mit sehr lauter Stimme, „uns zu

Gefallen thun, mit Herrn von Flick irgend etwas zu muſiziren und zu ſingen.“

„Wollen Sie ſo gütig ſein, mein Fräulein?“ fragte dieſer, worauf ſie nach einem tiefen Athemzuge ihre rechte Hand auf das Notenheft legte und halb rückwärts gewendet ſagte: „Wenn dieſe Herren und Du es wünſcheſt, bin ich dazu bereit. Willſt Du aber mit dem Freunde des Herrn Flick nicht näher kommen — warum denn ſpielen?“

„Laß' uns dieſe Grille, mein Kind,“ bat der alte Mann in ſchmeichelndem Tone, „den liebenswürdigen Herrn Flock amüſirt ein kleines Spielchen, und wir werden ruhig ſein wie die Lämmer und aufmerkſam bis zum Exceß, — ja bis zum Exceß aufmerkſam. Alſo Sie ziehen Ecarté vor?“ wandte er ſich an Herrn Flock.

„Wenn es Ihnen gefällig iſt, ja.“

„Und machen wir irgend einen kleinen Einſatz?“

„Gewiß, Herr Marquis.“

„Spielen vielleicht die Partie um einen Napoleon, die Könige extra honorirt, und wer in einer Partie nicht pointirt, zahlt doppelt.“

„Zahlt doppelt, — ich bin damit vollkommen einverſtanden.“

Herr Flock zog aus seiner Brusttasche eine seidene Börse hervor, worin sich Goldstücke und Banknoten befanden, und wollte von Ersteren auf dem Tische deponiren, doch hielt ihn der Marquis mit einer abwehrenden Handbewegung davon zurück, indem er sagte: „Nein, nein, mein verehrter Herr, das sieht so absichtlich und spielermäßig aus, während wir ja nur vorhaben, ein kleines freundschaftliches jeu zu machen; wer gewinnt, legt eines dieser kleinen Streichhölzchen vor sich hin, und können wir, wenn es uns beliebt, später die Rechnung machen."

„Gut, wie Sie wollen."

Die junge Dame hatte während dem von ihrem Klavierauszuge von Lohengrin ein Heft Mendelsohn'scher Lieder ohne Worte aufgeschlagen und spielte daraus mit einer Virtuosität, einem Verständniß, einer Innigkeit und Gefühlswärme, daß ihr Nachbar, der lauschend dasaß, den Kopf in die Hand gestützt, dadurch wahrhaft zum Dichter wurde und der Klangfiguren bald gedachte, bald ausgesprochene poetische Gedanken und Worte unterlegte; ja es entspann sich zwischen Beiden ein förmliches Duett lauten Denkens, in vereinzelten Fragen seinerseits und ihren Antworten, die sie gab, ohne je den

goldenen Gefühlsfaden ihres Spieles zu alteriren oder gar zu unterbrechen.

„Sie sind mir ein vollkommenes Räthsel mit Ihrer wunderbaren Stimme und der Vollendung in Spiel und Gesang," sagte er, indem er sie bewundernd betrachtete. „Warum all' diese Schätze verbergen und hier verstecken, welche Verschwendung, statt sich selbst und Tausende mit diesem Reichthum zu beglücken."

„Wenn meine Kunst so vollendet wäre, wie Sie so freundlich sind, zu sagen, so würden Sie Recht haben; aber ich weiß, wie viel ich noch lernen muß, um etwas Großes zu leisten, und es ist mein Vorsatz, so oder gar nicht."

„Aber Sie würden heute schon das Größte leisten, was ich mir denken könnte," erwiederte er enthusiastisch, „wenigstens Ihrer Stimme nach und der vollendeten Kunst Ihres Gesanges."

„Sie meinen doch auf jenen trügerischen Brettern?" fragte sie mit einem kaum bemerklichen Lächeln.

„Gewiß — und wenn ich mir denken könnte, so glücklich zu sein, sie heraustreten zu sehen zum Beispiel als Elsa, den Ton Ihrer zu Herzen gehenden Stimme zu hören, mit dem ganzen Hause athemlos zu lauschen auf Ihre ersten Worte:

„Einsam in trüben Tagen
Hab' ich zu Gott gefleht,
Des Herzens tiefstes Klagen
Ergoß ich in Gebet."

„Diese Stimmung würde mir jedenfalls gelingen," gab sie mit bedeutungsvollem Kopfnicken zur Antwort.

„Alles würde Ihnen gelingen, alles wunderbar gelingen, — o, es wird mir unvergeßlich sein, wie Sie vorhin einsetzten:

„Wie wär' ich kalt, mich glücklich nur zu nennen,
Besitz' ich aller Himmel Seligkeit!"

„Ich danke Ihnen herzlich für diese guten und freundlichen Worte, die mir so unendlich wohl gethan haben, daß ich kaum freudige Thränen zurückhalten kann," erwiederte sie mit einem leichten Aufschluchzen, wobei sie die Augen mit der rechten Hand bedeckte. „O, ich habe lange nicht dergleichen gehört, und es gibt mir neuen Muth, nach jenem schönen Ziele zu ringen, das ich mir allerdings vorgesteckt."

„Warum denn nach einem Ziele ringen, was Sie schon erreicht, warum noch in der Dunkelheit bleiben, statt jetzt schon in's helle Licht zu treten, wohin Sie gehören, um die Kränze in Empfang zu nehmen, die Ihnen gebühren."

und Lorbeeren wie ein Bouquet weißer, duftiger Maiblumen zwiſchen ihren grünen glänzenden Blättern.

O, wie wahr iſt das ſpaniſche Sprüchwort:

„El que no ha visto Granada,
no ha visto nada.“

Wer Granada nicht ſah, hat nichts geſehen. Ja, hier möchte ich mein Zelt aufſchlagen und mein Leben beſchließen!

„Sie hörten nur meinen Geſang, verſtanden auch vielleicht das Gefühl, das ich in denſelben legte, ſind auch ſo freundlich, mich in Ihrer Fantaſie unter einem auch vollendeten Spiele vor das aufmerkſame und nicht immer günſtig geſinnte Publikum treten zu ſehen — aber wie ſtörend würde es Ihnen erſcheinen, wenn Sie eine mittelmäßige Darſtellerin erblickten mit furchtſamen Mienen und linkiſchen Bewegungen.“

„Das wäre allerdings traurig — aber ſelbſt dann würde die Kunſt Ihres Geſanges ſiegreich durchdringen.“

„Und doch meine Leiſtung einſeitig bleiben. Wollen Sie mir es nicht vergönnen,“ ſetzte ſie trübe lächelnd hinzu, daß ich, wenngleich in Noth und Elend, in kümmerlicher Arbeit an meiner Vollendung ſchaffe, bis ich mich ſelbſt für fertig halte. O mein Gott,“ fuhr ſie in erregtem Tone fort, „ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich es vermag, zu Ihnen, einem gänzlich Fremden, ſo zu reden.“

„Es ſind die Wirkungen der heiligen Kunſt, die mich plötzlich zu Ihrem Freunde gemacht,“ gab er zur Antwort, indem er ihre kleine Hand nahm und ſie ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen drückte; „es iſt

die Göttliche ſelbſt, die Ihnen gebietet, meinen Schutz und meine Hilfe anzunehmen.“

Jetzt entzog ſie ihm raſch ihre Hand, nicht ſowohl ſeiner Worte wegen, als weil ſie ſich in dieſem Augenblicke mit einem ſcheuen Blicke gegen ihren Vater umwandte, der ein kurzes, meckerndes Lachen hören ließ, während Herr Flock, in ſeinen Seſſel zurückgelehnt, aus vollem Halſe lachte.

„Hindern Sie Ihren Freund, daß er weiter ſpielt,“ flüſterte das junge Mädchen raſch und energiſch ihrem Nachbar zu, während ihre Augen aufleuchteten.

„Laſſen Sie ihn doch, Sie hören ja, daß es ihm Vergnügen macht.“

„Aber ich bin überzeugt, daß er verliert, vielleicht ſehr viel verliert, o mein Gott, und ich kann das nicht ändern.“

„Was liegt auch daran,“ gab Herr Flick in gleichgiltigem Tone zur Antwort, „wie geſagt, es macht ihm Vergnügen und ſchadet ihm in keiner Beziehung.“

„Fragen Sie ihn, ob er viel verliert,“ gebot das junge Mädchen haſtig, worauf er ſich mit den Worten gegen ſeinen Freund wandte: „Deiner Heiterkeit nach machſt Du ein gutes Spiel?“

„Ein gutes wohl nicht, aber ein höchſt amüſantes,“ gab er laut und herzlich lachend zur Antwort; „ich werde dem Herrn Marquis eine Kleinigkeit an Lehrgeld zahlen, lerne aber dafür nicht nur aus dem Fundament Ecarté ſpielen, ſondern ergötze mich dabei auch noch an dem oft fabelhaften Glücke meines Herrn Mitſpielers.“

„Er ſoll aufhören,“ ſagte das junge Mädchen leiſe, aber ernſt, faſt ſtreng, indem ſie ihr erröthendes Geſicht tief gegen ihre Hände hinabſenkte.

„Laſſen Sie ihm doch ſein Vergnügen und glauben Sie meiner Verſicherung, daß es jedenfalls

für ihn ein ſolches iſt, mir aber erfüllen Sie eine Bitte.“

„Nachdem Sie ſoeben erſt die Meinige abgeſchlagen — und was kann ich für Sie thun.“

„Meiner Treu',“ rief der alte Herr hinüber, während der Andere zu neuem Spiel die Karten gab, „wir ſitzen hier bis jetzt immer vergeblich in der Erwartung Deines Geſanges, meine theure Adele; ſei ſo freundlich, irgend etwas vorzutragen, wenn es Dich nicht zu ſehr anſtrengt.“

„Du weißt,“ gab ſie mit einem faſt hart klingenden Tone zur Antwort, „daß ich nicht gerne ſinge, wenn ich fürchten muß, Andere zu ſtören.“

„Aber Du ſtörſt uns ganz und gar nicht, mein Kind.“

„Gewiß nicht, mein Fräulein,“ fügte Herr Flock bei; „aber vielleicht ſtören wir Sie mit unſerem Spiel.“

„Möglich,“ ſagte ſie kurz und ſcharf.

„Ah, in dem Falle bitte ich ſehr um Verzeihung,“ erwiederte der Andere, die Karten niederlegend; „hätte es mir aber denken können, und mache mir nun meiner Unart wegen die ſtärkſten Vorwürfe.“

„Ganz unnöthig,“ warf der Marquis im gereizten Tone ein, „wie kann Dich unſer ruhiges

Spiel geniren. Kommen Sie, Herr von Flock, machen wir unſere letzten ſechs Partien."

Doch hatte ſich Jener ſchon von ſeinem Sitz erhoben, als er bemerkte, daß die junge Dame ihren Kopf emporwarf, und als er nun ſah, daß ſie ſich erheben wollte, eilte er raſch auf ſie zu und ſagte, nachdem er einen zuſtimmenden Blick ſeines Freundes erhaſcht: „Sie ſehen, mein Fräulein, wie bereitwillig ich unſer Spiel aufgebe, weil mir dadurch das Glück in Ausſicht ſteht, nochmals Ihre herrliche Stimme zu hören; geſtatten Sie mir nur, unſere kleine Spielrechnung zu regeln."

„Das müſſen Sie ihm unter allen Umſtänden geſtatten," ſagte Herr Flick raſch und ergriff ihre Hand, da ſie im Begriff war, ſich haſtig umzuwenden.

„Aber Sie erniedrigen mich," ſtieß ſie heftig heraus.

„Sie würden meinen Freund erniedrigen, wenn Sie ihm das nicht erlauben wollten."

„Und dabei verlangen Sie, daß ich ſingen ſoll."

„Ja, daß Sie ſingen ſollen, um den Sturm Ihres Innern zu beſchwichtigen, um ſich zu beruhigen, indem Sie jene herrlichen Töne auf ſich einwirken laſſen, und Sie ſollen mir geſtatten, wenigſtens

hier mit Ihnen zu fühlen, mit Ihnen glücklich zu ſein, mit Ihnen zu leiden.“

„Ah, ſo, wollen Sie mit mir ſingen?“

„Wenn Sie es mir geſtatten, ja; dasſelbe, in dem wir vorhin unterbrochen wurden.“

„Gut denn, es ſei. Soll ich ſpielen, oder wollen Sie begleiten?“

„Wenn ich das Letztere thue, ſo erſcheint das Ihrer Kunſt auch des Spieles gegenüber etwas anmaßend, und doch bitte ich darum, um Ihre Stimme ohne jedes Hinderniß, ohne jede Beengung frei und gewaltig auf mich einwirken zu laſſen. Ich möchte, daß die Erinnerung an dieſen Abend,“ ſetzte er in leiſem Tone hinzu, mir auch ſpäter wie von lichter Glorie umfloſſen erſchiene; deshalb vergeſſen Sie alle Qual, alle Erdenmühen und laſſen Ihren Geiſt emporſchwingen auf den Flügeln des Geſanges — — ich will verſuchen, ob ich Ihnen nachſchweben kann.“

Die Beiden drüben hatten indeſſen ihre kleine Rechnung bereinigt, was raſch geſchehen war, da gegenüber der Maſſe von Zündhölzchen, die der Herr Marquis vor ſich aufgehäuft hatte, Herr Flock nur wenig zu bieten vermochte; dann flüſterte der alte Herr: „Sie werden mich jederzeit zur Revange

BAYERISCHE STAATS-

bereit finden," worauf er durch eine sehr vornehme Handbewegung den Andern einlud, sich wieder auf seinen Stuhl niederzulassen, da am Klavier eben die letzten Takte des herrlichen Brautliedes ertönten und verklangen.

Herr Flock hatte seinen Zwicker aufgesetzt, um deutlicher das Gesicht der jungen Dame sehen zu können, die anscheinend sehr ruhig zum Fenster hinausschaute; doch zeigte ein starkes Wogen ihres Busens von innerer Bewegung, die sich nun auch ihrem Auge mittheilte, es glänzend und aufleuchtend erscheinen ließ, als Herr Flick, seine mächtige Stimme hörbar mäßigend, mit einem wundervollen Wohlklang und tiefer Innigkeit die ersten Worte Lohengrin's sang:

„Das süße Lied verhallt, wir sind allein,
Zum erstenmal allein, seit wir uns sah'n;
Nun sollen wir der Welt entronnen sein,
Kein Lauscher darf des Herzens Grüßen nah'n."

Man sah wohl, mit welch' erstauntem Blick das junge Mädchen den Sänger betrachtete, wie schwer ihre Athemzüge gingen, wie sie mit krampfhafter Bewegung ihre kleinen Finger in einander schlang.

„Elsa, mein Weib! Du süße, reine Braut!
Ob glücklich Du, das sei mir nun vertraut!"

„Meiner Treu',“ flüſterte hier der alte Marquis, indem er zur Verſchärfung ſeiner Worte feſt die rechte Hand auf den Arm ſeines Gegenübers drückte, „wenn Ihr Freund von ſolch' einer großartigen Stimme und ſolcher Kunſt des Geſanges nicht den gehörigen Gebrauch macht, ſo iſt er ein Verſchwender, der verdiente, unter Kuratel geſtellt zu werden. Beim heiligen Ludwig, wie würde man ſich in Paris und London um eine ſolche Stimme reißen.“

„Ganz meine Anſicht, Herr Marquis, und es iſt deshalb zu bedauern, daß ſie keinem anderen Sterblichen zu Theil geworden; ihm nützt ſie nur zum Amuſement, oder wenn Sie wollen, indem er ſeine ſchöne Stimme zur eigenen Befriedigung pflegt und ausbildet.“

„Welche Verſchwendung — ſo feine hunderttauſend Franks jährlich wegzuwerfen! Ihr Freund muß ſehr reich ſein?“

„Ja, ſehr reich, Herr Marquis,“ gab Herr Flock zur Antwort, wobei er indeſſen durch eine Handbewegung freundlichſt um Stillſchweigen erſuchte, denn indem die junge Dame einfiel:

„Ach! könnt' ich Deiner werth erſcheinen!“

ſtrömten auch ihre goldenen Töne mit ſolcher Macht,

ſo klangvoll und mit ſolchem Ausdruck tiefſten Gefühles aus der Bruſt, daß ſie ihm vollkommen ebenbürtig, ja im Metall der Stimme faſt überlegen erſchien, weshalb Herr Flock nicht anders konnte, als dem alten Manne, der zuſammengebeugt daſaß, zuzuflüſtern: „Was ſie ſoeben von meinem Freunde geſagt, gilt noch in höherem Grade von Ihrer Fräulein Tochter, und kann man ihr die glänzendſte Zukunft verſprechen.“

„Die glänzendſte Zukunft, ja,“ erwiederte der alte Mann in bekümmertem Tone; doch, was nützt mich bei meinen Jahren die glänzendſte Zukunft, mir wäre eine minder glänzende Gegenwart lieber.“ — Dann beugte er ſich haſtig über den Tiſch hinüber an das Ohr des Andern, um ihm in erregtem Tone zuzuhauchen: „Reden Sie mit Ihrem Freunde, ich ſehe an den Blicken Adelen's, welch' innige Theilnahme Sie für ihn fühlt — — o, es iſt das ſelten bei dieſem harten, verſchloſſenen Charakter — — er vermag etwas über ſie, er ſoll ihr ſagen, daß ſie als fertig in ihrer Kunſt eine Sünde begeht, dieſe Kunſt nicht jetzt ſchon auszunützen, ſich und mich aus dem Elende zu ziehen und mir eine behagliche Exiſtenz zu verſchaffen. — Trotz meines Flehens zögert ſie immer, ziſchte er

in giftigem Tone, — „ja sie zögert immer, trotz meines Flehens, unter dem Vorwande, auch im Spiel als vollendete Künstlerin erscheinen zu wollen.

„Bravo, Bravo!“ rief er nun plötzlich in seinen Stuhl zurücksinkend, wobei er Herrn Flock ein dringendes Zeichen des Einverständnisses machte und mit lauter Stimme fortfuhr: „Welcher Lohengrin und welche Elsa! Ist es nicht sündhaft, diese Perlen des Gesanges nur der stummen Nacht oder einer sonstigen Einsamkeit hinzustreuen?“

Doch war Herr Flock von diesem herrlichen Gesange, von dem Ineinanderschmiegen, dem Wogen und Streben, dem Annähern und Zurückweichen dieser beiden mächtigen, klangvollen Stimmen zu ergriffen, um mehr als ein stummes Kopfnicken zu erwiedern; auch stiegen die Klangquellen des ergreifenden Duetts gerade jetzt hoch empor, und es gipfelte sich die Situation in dem leidenschaftlichen Ausrufe Elsa's:

„— — — — Doch dort! Der Schwan, der Schwan!
Dort kommt er auf der Wasserfluth-geschwommen . . .
Du rufest ihm, — er zieht herbei den Kahn!“ —

was sie mit einer Wahrheit der Seelenangst und Verzweiflung hervorstieß, daß es die Zuhörer und selbst den mitbetheiligten Sänger kalt überrieselte,

Neunzehntes Kapitel.

Nach Cordova.

Abſchied von Granada. Der Hombre valiente. Räuber und Räuberleben. Die Sierra Elvira. Alcala la real. Der Lieblingsplatz des Räubers Joſe Maria. Baena. Caſtro del rio. Anblick von Cordova. Wanderung durch die Straßen. Phantaſieen. Die große Moſchee. Der Alcazar. Eine Tertulia in Cordova.

Die letzte Nacht, die ich und wohl für immer in Granada zubringen ſollte, ließ mich vielleicht gerade deßhalb zu keinem Ruhen und erquicklichen Schlummer kommen. Häufig zündete ich Licht an, um zu ſehen, wie weit die Zeit vorgerückt ſei, und als die Zeiger meiner Uhr endlich auf vier wieſen, ſtand ich auf und kleidete mich an; Horſchelt folgte meinem Beiſpiele und bald war auch unſer Baumeiſter munter. Um fünf Uhr ſollten die Pferde kommen, und es war beſſer, daß wir auf ſie warteten, als ſie auf uns. Ich trat auf den Balkon vor dem Fenſter, ganz Granada ſchien noch zu ſchlafen, in den benachbarten Straßen, ſowie auf der Carrera herrſchte tiefe Stille, die nur gleichförmig unterbrochen wurde durch das Plätſchern der Springbrunnen und den Ruf eines Sereno, Nachtwächters, der ſchlaftrunken an einem Baume lehnte und die Witterung verkündigte. Glücklicherweiſe für uns konnte der Wächter ſein Sereno, ſchönes Wetter, wovon er auch ſeinen Beinamen hat, mit vollem Recht erſchallen laſſen, denn der Himmel war klar und ſternhell und verſprach einen prächtigen Mor-

ſeine Stimme vor tiefem Mitgefühle beben ließ und er alsdann bei den letzten Worten des Geſanges:

„Weh' uns, was thateſt Du!“

erſchreckt aufſprang, das zuſammenbrechende Mädchen in ſeinen Armen auffing und, überwältigt von der Macht dieſes Augenblickes, ſtumm an ſeine Bruſt

drückte — doch nur für ein paar Sekunden, und als ſie erröthend haſtig den Kopf erhob und ihn verlegen anlächelte, trat er mit einer Verbeugung zurück und ſagte: „Wahrlich, mein Fräulein, ich war genöthigt mich an Sie zu halten, um nicht zu gewaltſam hinabzuſtürzen von der ſchwindelnden Höhe,

auf die mich Ihr wundervoller Gesang gehoben. Verzeihen Sie, und erlauben mir, der großen Künstlerin die Hand zu küssen."

„Auch mir bitte ich das gestatten zu wollen," rief Herr Flock herbeieilend, „und um meinen Dank auszusprechen für einen Genuß, wie mir nie einer zu Theil geworden."

„Bravo, Bravo!" wiederholte der Marquis hinten am Tische, während er mit der linken Hand auf die äußere Fläche seiner Rechten klopfte, deren Finger gerade im Begriffe waren, die Napoleons zusammenzuraffen. „Bravo!" setzte er näherkommend hinzu, „das war allerdings ein Genuß, wie ich nicht geglaubt, daß er mir noch heute Abend zu Theil würde; aber auch Du, Adele, meine liebe und verehrte Tochter, hast Dich übertroffen, hast Dich als ein Stern ersten Ranges gezeigt, und es wird von den verehrten Anwesenden Keiner sein, der nicht einstimmt in den Wunsch, Dich bald auch in der Oeffentlichkeit glänzen zu sehen."

Sie erwiederte nichts darauf, ja sie schien diese Worte weder gehört noch verstanden zu haben, denn sie hatte sich vorhin gegen das offene Fenster gewandt und war dort regungslos stehen geblieben,

ihre Hände vor das Geſicht gepreßt; verharrte auch noch eine Weile ſo, nachdem der alte Herr eine Zeit lang geſprochen und die Andern durch beredte Blicke beigeſtimmt hatten, dann ließ ſie langſam ihre Hände niederſinken, wandte ſich um und ſagte zu ihrem Begleiter: „Ich danke Ihnen herzlich für den außerordentlichen Genuß, den Sie mir verſchafft, mit einem ſolchen Sänger meine Kunſt probiren zu können, und ich will recht unbeſcheiden ſein und geſtehen, daß ich überzeugt bin, Ihnen keine Unehre gemacht zu haben.“

„Wenn ich mir denken könnte,“ rief der Marquis enthuſiaſtiſch aus, „zwei ſolche Stimmen vereinigt auf dem Theater zu hören, ich glaube, die Welt vermöchte mir darauf nichts mehr zu bieten, was eine ſolche Stunde übertreffen könnte. O Adele, meine Tochter, denke doch, wie glücklich Du mich machen könnteſt und wie glücklich die Welt, welche nach einem ſolchen Kunſtgenuß ſchmachtet.“

„Ah, wie es ſpät geworden iſt,“ rief ſie auf einmal wie aus einem Traume erwachend und nach einem Blick in die Nacht hinaus und auf den Mond, der ſchon tief gegen Weſten hinabgeſunken war.

„Ja, es iſt ſehr ſpät,“ ſagte auch Herr Flick in einem bewegten Tone, dem er nach einem tiefen

Athemzuge freundlich lächelnd die Worte folgen ließ, „und da keine Wunder geschehen, um den Mond seine Bahn zurückwandeln und uns die genossene herrliche Stunde nochmals genießen zu lassen, so ist es besser, wir trennen uns, schwelgend in der Erinnerung — — aber jedenfalls werden Sie mir gestatten, mein Fräulein," wandte er sich dringend an die junge Dame, „mich morgen nach Ihrem Befinden zu erkundigen," worauf der Marquis, da sie unter einem trüben Blicke stumm blieb, rasch einfallend sagte: „Es wird uns ein großes Vergnügen sein, die Herren morgen und so oft sie wollen, bei uns zu sehen — gewiß, die Herren bei uns zu sehen morgen und so oft es ihnen gefällig ist."

Dann begleitete er sie bis vor die Hausthüre, und als er hier noch einen Augenblick stehen blieb, um ihnen nachzuschauen, klang es gerade, als klimpere er vergnüglich mit den Napoleond'or in seiner Tasche.

Als beide Freunde außer Hörweite waren, ja als das kleine Häuschen bei einer Biegung des Wiesenpfades ihren Blicken entschwunden war, sagte Herr Flick stehen bleibend: „War das ein wundervolles Abenteuer; ich versichere Dich, Richard, ich

bin noch immer bewegt, förmlich betäubt von dem wundervollen Klang dieſer Stimme."

„Sollte nicht das ſo unverhofft Gefundene Deine durch etwas Champagner, durch den nächtlichen Spaziergang und Mondſchein aufgeregte Fantaſie in ihrer Empfänglichkeit, das Gehörte wunderbarer erſcheinen laſſen, als es wirklich iſt?"

„Nein, nein!"

„Ich will Dir geſtehen, daß auch auf mich dieſe Stimme, ja die ganze Perſönlichkeit der Sängerin als ſolche einen großen Eindruck gemacht hat, weiß aber doch nicht, ob dieſer Eindruck in einer nüchternen Morgenſtunde noch derſelbe ſein wird."

„O gewiß, gewiß, ſie iſt eine bedeutende Künſtlerin, — ich verſtehe mich darauf und verſpreche ihr eine große Zukunft bei dieſer Stimme und bei der diſtinguirten, vornehmen Perſönlichkeit."

„Höre Du," erwiederte Herr Flock mit ausdrucksvoller Betonung, „ich will nicht hoffen, daß dieſe Perſönlichkeit einen ſtärkeren Eindruck auf Dich gemacht hat, als die Stimme der Sängerin."

„Kindereien, Du weißt, wie ich für die Kunſt als ſolche ſchwärme und wie wenig die ſchönſten Weiber und Mädchen bis jetzt einen tieferen Eindruck auf mich gemacht."

„Ja, ja, ich weiß das, und wenn auch die junge Marquiſe gerade nicht unter die ſchönen Mädchen zu zählen iſt, ſo hat ſie doch etwas ungewöhnlich Anziehendes, was im Verein mit ihrer Kunſt ſelbſt kühleren Naturen gefährlich werden könnte.“

„Wagen wir es darauf,“ verſetzte der Andere heiter lachend, „und jedenfalls wärſt Du ja berechtigt, Dein Veto einzulegen.“

„Nun, wie war's denn mit Eurem Spiel?“ fuhr er fort, nachdem ſie ein paar Schritte ſchweigend neben einander gegangen waren.

„O, es war das amüſanteſte, das ich in meinem Leben gemacht; ich kann Dich verſichern, er würde mir mein ganzes Vermögen abgewonnen haben, wenn ich es darauf hätte ankommen laſſen.“

„So ſpielt er mit großem Glück?“

„Auch mit Glück, aber ſeine Geſchicklichkeit war größer, und Du mußt an meinem Lachen gehört haben, wie es mich amüſirte, wenn er beinahe jedesmal, ſo oft die Partie günſtig für mich ſtand, den König umſchlug.“

„Das thut mir leid für das arme Mädchen.“

„Bah, was willſt Du, er hilft ſich, wie er kann, und ich bin überzeugt, ſtatt des erwarteten

großen Gewinnſtes war er heute mit gänzlich leeren Taſchen vom Spieltiſche heimgekehrt; aber das kannſt Du mir glauben, ich habe nie eine ähnliche Partie, wie wir ſie machten und wo der eine Theil offenbar dem Glücke nachhilft, mit größerer Sicherheit, größerer Liebenswürdigkeit und größerer Eleganz ſpielen ſehen."

„Es iſt das recht traurig. Und haſt Du viel verloren?"

„Was ich heute an der Bank gewonnen, ungefähr dreißig bis ſechsunddreißig Napoleon."

„Natürlich werde ich Dir die Hälfte erſetzen."

„Ah! Unſinn."

„Laß' mir die Freude."

Dann ſchritten ſie längere Zeit ſtumm neben einander her, weniger ermüdet durch das allerdings ſehr verlängerte Tage- oder Nachtwerk, als indem die Erinnerung auf ſie einwirkte, ſowie die nach Untergang des Mondes ſo ſtumm gewordene und Ruhe fordernde Nacht. — — — — — — —

Am andern Tage gegen die Mittagſtunde ritt Herr Flick allein mit ſeinem Reitknecht durch die Lichtenthaler-Allee, ſein Freund hatte ein paar kleine Geſchäfte zu beſorgen, und als er gegen die An-

höhe kam, wo ihm gestern das Bächlein im Mondschein entgegengerauscht war, stieg er ab, befahl die Pferde nach Hause zurückzubringen und ging dann langsam aufwärts, so in Kurzem die Wiese erreichend, wo der schmale, geschlungene Weg nach dem kleinen Häuschen führt. Heute lag blendender Sonnenschein auf Thal, Wiese und Wald, und er wußte selbst nicht wie ihm auf einmal der Gedanke kam, Alles, was er gestern Abend erlebt, sei nur ein seltsamer schöner Traum gewesen, eine märchenhafte Geschichte, und jetzt bei dem nüchternen Tageslichte würden sich jene Mondscheinbilder und wundervollen Klangfiguren in ganz gewöhnliche Dinge verwandelt haben.

Da lag auch das Häuschen schon vor ihm, da war auch rechts die Erhöhung, wo sie gestanden und gelauscht, und gerade so wie gestern stand das kleine Parterre-Fenster offen, weit offen, so daß er jetzt, näher kommend, in das leere Zimmer hineinblicken konnte.

Ja, er bemerkte weder das junge Mädchen, noch den Herrn Marquis, noch irgend ein Zeichen des Lebens, und selbst als er an der Hausglocke geläutet, mußte er lange warten, bis vom Hofe rückwärts ein altes Weib in weiten, groben Schuhen

daherrutſchte, um ihn zu fragen, ob er vielleicht gekommen ſei, die Parterre-Zimmer anzuſchauen, um ſie zu miethen.

Dieſe Frage, ſo klar ſie ihm auch die ganze Situation machte, wirkte aber nicht einmal ſo heftig auf ihn ein, wie man hätte erwarten können, oder vielmehr, er hatte ſich ſo in den Gedanken hineingelebt, all' das Schöne könne am Ende doch nur

ein Traum geweſen ſein, oder ſich bei kühlerem Betrachten doch ſo ganz anders geſtalten, daß er auf die Worte des alten Weibes entgegnete, jedenfalls

werde es ihm wohl erlaubt sein, die leeren Parterre-Zimmer anzuschauen.

Sie schlich vor ihm her, öffnete das Haus, dann die Zimmerthüre, wo das Klavier stand, sowie ein Nebengemach mit einem noch nicht wieder in Ordnung gebrachten Bette, und dann eine Kammer, die ein sehr ärmliches Lager am Boden zeigte.

„Heute Morgen in aller Herrgott's-Frühe sind die fort," sagte das alte Weib, „und der Hausherr ist froh darüber, daß er endlich sein Geld gekriegt hat."

„So, sie sind fort," gab er mit großer Ruhe zur Antwort, „und man weiß nicht, wohin sie gegangen sind?"

„O, wer kann das bei dem Volk wissen, das kommt und geht wie der Nebel."

„Ganz richtig, wie der Nebel."

„Gefallen Ihnen die Zimmer?"

„O, sie würden mir schon gefallen, doch muß ich noch einen Bekannten darüber sprechen."

„Der Preis ist gering für die Zeit bis zum Herbst."

„Das könnte mich bestimmen," sagte er, in tiefe Gedanken versunken um sich blickend, und murmelte dann vor sich hin, „da saß ich gestern Abend

gen. Von der Sierra Nevada her, deren ſchneebedeckte Spitzen blendend zu uns herüber blickten, vielleicht ſchon vom Lichte der für uns noch unſichtbaren Sonne beglänzt, wehte ein kalter Morgenwind; da wir aber im Februar waren, ſo konnten wir eine warme duftige Nacht nicht verlangen; doch war die Temperatur ſo angenehm, daß wir bei den offenen Balkonthüren unſern Anzug beendigen konnten, und wir blieben gerne ſo lange wie thunlich an dem Fenſter, um auf die ſchöne Stadt bis zum Augenblick der Abreiſe hinabzublicken. Ja Granada iſt herrlich, das Paradies der Erde, und man gewinnt es lieb, wenn man, wie wir, auch nur ein paar Wochen und noch dazu in der ungünſtigen Jahreszeit hier verweilt. Auf dem Berge vor unſern Augen, der die Alhambra trägt, wird es heller und immer heller, ſo daß wir die Bergformen, die Bäume und endlich die ſtolzen rothen Thürme erkennen, und die alten prächtigen Mauern, zwiſchen denen wir ſo gerne umhergewandelt und wo wir manche koſtbare Stunde verbrachten.

Lebe wohl, Granada!

Unten auf der Straße klirrten jetzt Pferdehufe auf dem Pflaſter und gleich darauf öffnete unſer getreuer ben Sacken die Thüre, um von uns Abſchied zu nehmen. Er brachte Jedem noch eine Portion Papiercigarren, die wir zu ſeinem Andenken rauchen ſollten. Dann übergaben wir ihm die zurückbleibenden Koffer, die er pünktlich zu beſorgen verſprach, und traten vor das Haus, um nach unſern Thieren zu ſehen. Alles ſchien hier in Ordnung zu ſein bis auf den Schimmel, den ich mir ausgeſucht, und ſtatt deſſen man mir einen Falben gebracht, von dem der Pferdevermiether und unſer Begleiter, der uns in der Dunkelheit vorgeſtellt wurde, verſicherte, es ſei das erſte Pferd der Chriſtenheit, und gegen den Schimmel ausgetauſcht worden, weil dieſer heute Morgen etwas gelahmt. Am Ende war das auch gleichgültig und der Falbe ſah ganz reſpektabel aus, doch hatte man ihm noch einen andern Sattel aufgelegt, als den ich mir geſtern ausgeſucht, ein kleines Ding, ungefähr die Mitte haltend zwiſchen einem türkiſchen Sattel und einem ungariſchen Bocke und dabei ſo enge,

— da ſtand ſie neben mir, und dieſer kleine, armſelige Raum ſchien mir, angefüllt von den Tönen ihrer herrlichen Stimme, ſo groß und glänzend zu ſein — wie niedrig, trübe und ärmlich iſt er jetzt, ah, und ich begreife es wohl, daß es ſie hinauszog in die Weite — — aber ein Wort hätte ſie mir darüber ſagen können, nur ein kleines, kleines Wort — — — —"

II.

Lohengrin.

Wenn man in einer ſtrengkalten Nacht auf der Eiſenbahn fährt in einem jener Halb-Koupés erſter Klaſſe, die es nicht gar ſo ſchwer hält von einem freundlichen Schaffner vermittelſt einiger paſſender Worte für ſich allein zu haben, wenn man alsdann, ein warmes Rechaud unter den Füßen, in einen guten Pelz gehüllt daſitzt, eine vortreffliche Zigarre rauchend und den Kopf voll freundlicher Gedanken einem angenehmen Ziele zufliegt, ſo iſt das immerhin eine behagliche Exiſtenz zu nennen.

Noch behaglicher, wenn man bei hereinbrechendem Abend nur noch wenige Stunden von jenem

Ziele entfernt ist, sich schon im Voraus freuend auf einen gastlichen Empfang, sei es auch nur durch den Oberkellner eines befreundeten Hotels, wo man seine Zimmer voraus bestellt, und es kommt in solchen Augenblicken eine wahre Seelenruhe über uns, die uns selbst schon so oft gesehene Dinge, wie das Einfahren in den erhellten Bahnhof auf irgend einer Zwischenstation mit seinem Leben und Treiben interessant erscheinen und gerne betrachten läßt, während wir ruhig in unserer weichen Ecke lehnen.

Das Herumlaufen all' der Leute, die mit besorgter Miene — oft einen langen Familien- und Gepäckschweif hinter sich — nach einem guten Platze spähen und sich alsdann kaum die Zeit zum letzten Abschiede nehmen.

Die Aussteigenden, wie sie sich dehnen und recken, begrüßt und geküßt werden von Bekannten, die sie erwarten, um alsdann mit Nachtsäcken und Plaidrollen beladen, Arm in Arm mit guten Freunden davonzugehen; die großen Karren, welche hoch aufgeschichtet neues Gepäck bringen und oft so unbarmherzig anstoßend, die zärtlichsten Bewillkommnungen stören; Kellner mit großen Tabletten voll Tassen, Gläsern und Flaschen, die unvermeidliche

weiße Serviette auf dem Arm; Zeitungsbuben, das Neueste ausrufend; Kinder, die ihre Eltern, Männer, die ihre Frauen verloren haben, und was dergleichen Reiseannehmlichkeiten weiter sind; verwechselte Koffer von neu Angekommenen; besetzte Plätze, auf die man sich doch durch tagelange Fahrt ein vollgiltiges Recht erworben; scheltende Kondukteure über die unverantwortliche Langsamkeit ihrer Passagiere, die schon lange aus der Restauration zurück sein könnten; der brummende Zugmeister, dem das Anstoßen neuer Wagen nicht rasch genug vor sich geht; ein auf dem Nebengeleise hereinrasselnder Zug mit jenem klirrenden Aufstoßen jedes einzelnen Rades über die Weichen; endlich das dröhnende Signal der Glocke, dann der gellende Pfiff der eigenen Lokomotive, worauf sich der Zug wieder langsam in Bewegung setzt, vorüber an neugierig blickenden, wohl auch grüßenden Gesichtern; vorüber an Gepäckshaufen mit den dazu gehörigen Reisenden; vorüber an den letzten Häusern und Häuschen des Bahnhofes; vorüber an ausruhenden Wagenreihen, an Steinkohlenhaufen, an Massen von Schwellen und Schienen, dann jener hohen Signalstange entlang, die alsbald ihre Flügel hängen läßt, sowie der Zug vorübergebraust ist, und nun in die dunkle Nacht hinein,

vorüber an den Telegrafenſtangen, die eilfertig zurückhuſchen und mit ihren Drähten einen luſtigen Reihentanz aufzuführen ſcheinen.

Dann drücken wir uns feſt in unſere Ecke, ſchauen auf die Uhr und in das Reiſehandbuch; um zu ſehen, wie viele Stationen wir noch haben, und träumen dann weiter von Vergangenem und Zukünftigem, um nach einiger Zeit das faſt ganz Gleiche mit nicht mehr Intereſſe zu erleben; es ſei denn, daß wir vielleicht an einer Station angekommen ſind, wo wir erwarten, von einem Freunde begrüßt oder begleitet zu werden.

In dieſer letzten Erwartung ſchien ſich auch ein junger Mann zu befinden, der in einem Halb-Koupé erſter Klaſſe Alles das empfunden, was wir ſoeben zu ſchildern verſucht, und hatte ſich dieſer junge Mann auf einem Haltpunkt, wenige Meilen von der Reſidenz entfernt, aus ſeinem warmen Pelze herausgeſchält, das Fenſter herabgelaſſen und blickte aufmerkſam auf dem Perron umher, ohne aber anfänglich bei dem großen Durcheinander der Ein- und Ausſteigenden das Gewünſchte ſehen zu können.

„Hätte ich doch darauf geſchworen, es ſei ſein Wagen geweſen, den ich vor dem Bahnhofe ſah — doch da leuchtet die rothe Mütze des Bahnhof-

Inſpektors, der ihn ja kennt und der wohl wiſſen wird, ob er gekommen iſt oder ob er mich im Stiche läßt."

Der betreffende Beamte mit der rothen Mütze trat auf einen freundlichen Ruf an das Koupé, und da er den Darinſitzenden augenblicklich erkannte, ſo grüßte er mit militäriſchem Anſtande und ſagte, ohne eine Frage abzuwarten: „Es wird ſogleich weiter gehen, Herr Graf."

„Danke, Herr Bahnhof-Inſpektor; doch habe ich mir deshalb nicht erlaubt, Sie hieher zu bemühen, ſondern wollte nur wiſſen, ob Herr von

Schomberg, den ich hier erwarte und den Sie ja kennen, nicht von ſeinem Schloße hereingefahren iſt."

„Gewiß, Herr Graf, der Herr Baron ſind ſchon vor einer Stunde gekommen und haben auch, wie ich weiß, ein Billet nach der Reſidenz genommen."

„So mag der Henker wiſſen, wo er herumdrängelt."

„Da iſt der Herr Baron."

„Ah grüß' Dich Gott, freut mich unendlich, Dich zu ſehen," rief ein junger Mann, eilfertig vom Warteſaal herkommend.

„Bitte einzuſteigen," ſagte der betreffende Kondukteur.

Der Bahnhof-Inſpektor öffnete ſelbſt den Schlag des Wagens, dann ſprang der Angekommene hinein und drückte dem Andern herzlich die Hand, indem er ſagte: „Ich hatte da mit dem Verwalter einer meiner Güter zu thun, und wäre um ein Haar zu ſpät gekommen."

„Ich hatte ſchon gefürchtet, Du hätteſt unſere Verabredung vergeſſen."

„Ah, das haſt Du im Ernſt nicht geglaubt, und wenn auch, ſo ſiehſt Du, wie falſch Dein Glaube geweſen iſt; denn da bin ich mit Haut und Haar und freue mich ganz unbeſchreiblich, Dich zu ſehen

und mit Dir nach der Reſidenz zu kutſchiren — wirſt Du, oder werden wir lange dort bleiben?"

„Das hängt wohl für meinen Theil von allerlei Geſchäften und Sonſtigem ab, was ich dort zum Ordnen vorfinde."

„Nun, und bei mir hängt es davon ab, wie lange Du dort bleiben wirſt; denn wenn ich Dir nicht läſtig falle, denke ich erſt mit Dir heimzukehren, und das im wahren Sinne des Wortes; denn ich habe ſo viel von Deinen neuen Einrichtungen und Verbeſſerungen gehört, daß ich ſehr begierig darauf bin, das Alles mit eigenen Augen zu ſehen."

„Nun, was das anbelangt, ſo können wir auch bei Dir anfangen; denn wie Du mir ſelbſt ſchreibſt, haſt auch Du Manches anders gemacht, ja Manches verbeſſert."

„Wenn man reiſt, muß man mit Nutzen reiſen, und ich kann Dich verſichern, die paar Frühlingsmonate, die wir nach unſerer italieniſchen Reiſe in England waren, haben mich gewaltig viel lernen laſſen."

„Ja, es iſt beſonders für einen Landwirth intereſſant dort, doch muß man ſich bei unſerem anhaltenden und ſtrengen Winter vor allzu gewiſſen-

haften Nachahmungen hüten, man reicht nicht weit damit und wirft sein Geld vergebens hinaus; aber von englischem Komfort wirst Du Einiges bei mir sehen, und was diesen auf ihren Landhäusern anbelangt, davon sollten wir auch bei uns so viel acceptiren, als es möglich ist und unsere Verhältnisse erlauben. Ich habe meine ländliche Hospitalität deshalb auch annähernd in englischem Style eingerichtet, meine Gastzimmer, meine Hausordnung, vor Allem aber ihre höchst praktische Art der Einladungen."

„Aha, mit dem genauen Bezeichnen eines Termines dieser Einladungen."

„Gewiß, Herr so und so ist gebeten, mich vom ersten August bis ersten September mit seinem Besuche zu beehren; ich weiß dann, wen ich zu erwarten habe und auf wie lange."

„Bei uns," meinte der Andere heiter, „würde man eine derartige Einladung für einen Beweis nehmen, daß man dem Zartgefühle seines Gastes nicht recht traut, und würde sich dieser dadurch beleidigt fühlen, — aber ich freue mich in der That, alles das Schöne bei Dir zu sehen. Vetter Waldersheim, der ja bei Dir auf der Hühnerjagd war, hat mir Einiges davon erzählt, ja er hat nach seiner Art so enthusiastisch dafür geschwärmt, daß

ich wahrhaftig ſelbſt gekommen wäre, wenn ich von meinen Leuten und namentlich von den ſo nothwendigen Anlagen und Pflege meiner neuen, ſowie der älteren Waldkulturen hätte abkommen können; dafür werde ich aber auch in einigen Jahren meine dreihundert Acres jungen Waldes haben, der ſich ſehen läßt."

„Ich hörte davon und freue mich darüber."

„Ja, Waldersheim ſagte mir auch, Du hätteſt Deine Appartements neu möbliren und nach ſeinem Ausdrucke ſo à deux mains herrichten laſſen, daß er überzeugt ſei, Du würdeſt nächſtens allen Ernſtes auf die Brautſchau gehen."

„Waldersheim iſt, was das Schwätzen betrifft, ein altes Weib."

„Zugeſtanden," gab der Andere mit einem eigenthümlichen Lächeln, das allerdings in der Dunkelheit kaum ſichtbar war, zur Antwort, „doch will ich Dir nicht verſchweigen, daß mir Aehnliches auch von anderer Seite zu Ohren gekommen."

„Und meinſt Du denn, mir nicht von Deinen Anordnungen über eine nahe bevorſtehende Hochzeit, ja ſo genau mit der Angabe des Namens Deiner zukünftigen Frau, daß ich ſchon d'rauf und d'ran war, Dir auf Stempelpapier in Erinnerung zu rufen,

daß ich geſonnen ſei, meine Einwilligung zu einer Heirat nicht zu geben, die man mir auf eine ſo rückſichtsloſe Art verſchwiegen."

Er ſagte das in einem ſo ernſten und würdigen Tone, daß der Andere luſtig auflachend erwiederte: „Wahrhaftig, mein lieber Erwin, eine ſolche Verpflichtung, wie wir ſie da gegenſeitig auf Manneswort eingegangen, könnte doch höchſt unangenehm werden, ſowohl für Dich als auch für mich, und glaube ich, wir ſollten uns bei Zeiten darüber vergleichen."

„Ich bin nicht dafür; denn was einestheils eine Feſſel iſt, kann uns anderntheils als eine gute Schutzwehr dienen — die Schutzwehr nämlich, beſtehend in der ruhigen, vorurtheilsfreien Anſchauung des Andern gegenüber unſerem eigenen, vielleicht durch Leidenſchaft getrübten Blicke."

„Ei, ei, ſo ſiehſt Du dieſe Verabredung an?" fragte der Andere mit einem eigenthümlich klingenden Tone."

„Ich ſehe das für mich nicht bindender oder ſchützender, als für Dich ſo an."

„Und glaubſt in der That, ich könnte oder würde mir ein Veto erlauben, wenn ich Dich darunter leiden ſähe?"

daß ich mich auch mit dem beſten Willen nicht hineinzwängen konnte. Glücklicher Weiſe lag der Stall des Vermiethers auf unſerem Wege, weßhalb wir ohne Zeitverluſt einen Umtauſch bewerkſtelligen konnten. Ben Sacken gab uns bis hieher das Geleit und ſchaute noch einmal nach, ob unſere Proviſion, beſtehend in hartgeſottenen Eiern, Schinkenſchnitten, Würſten, Brod und einem Kruge Wein, auch gehörig auf unſeren Packthieren befeſtigt ſei; dann reichte er uns ſchweigend die Hand und wir werden ihn wohl nie wieder ſehen.

Es iſt auf den Landreiſen in Spanien äußerſt nothwendig, ſich mit einigem Proviant zu verſehen, wenn man nicht von Morgens früh bis Abends ſpät, d. h. von einem Nachtquartier zum andern faſten will. Auf unſerem Ritte durch die Mancha hatten wir ſchon die über alle Beſchreibung ärmlichen Venta's kennen gelernt, und da wir hier ebenſo große Tagereiſen hatten, ſo ſahen wir uns vor.

So ritten wir durch die noch immer ſtillen Straßen Granada's, nur hier und da bemerkten wir einen der Bewohner in Mantel und Hut an der Hausthüre ſtehend und aufmerkſam den Himmel betrachtend. Nur wenige kleine Laden, Kaffeeſchenken oder Barbierſtuben waren geöffnet, und man ſah durch die offenſtehende Thüre das Herdfeuer brennen oder die Leute ihr Tagewerk beginnen. Von einer Mantille oder von blitzenden Augen u. dergl. war noch keine Spur zu entdecken und ſo war es uns unmöglich, eine der ſchönen Andaluſierinnen mit einem Gruß an das ganze reizende Geſchlecht zu beauftragen.

Durch die uralte mauriſche Puerta Elvira zogen wir ins Freie; durch daſſelbe Thor, zu welchem auch meiſtens die Mauren hinauszogen, um entweder im Zweikampfe oder in größern Gefechten den chriſtlichen Rittern zu begegnen. Durch dieſes Thor zog auch zuletzt der König von Granada, der ſchwache unglückliche Muley Boabdil, als das Volk bei ſeiner Unthätigkeit ſich faſt empörte und ihn ſo zwang, den Verſuch zu machen, um Lucena wieder zu erobern, welches die Chriſten den Mauren

„Ich glaube das nicht nur, sondern ich hoffe davon überzeugt zu sein," erwiederte der Andere mit großer Entschiedenheit.

„Wollen wir aufrichtig reden?"

„Wie immer, denke ich."

„Gut denn, so will ich Dir gestehen, daß ich gehört, Du gingest nach der Residenz, um dort Deine Verlobung mit der Tochter des Landmarschalls Grafen Platen festzustellen."

„Ich habe auch davon gehört," sagte der Andere in so gleichgiltigem und unbewegtem Tone, daß ihn Baron Schomberg erstaunt anblickte und er dann nach einer kleinen Pause die Frage that: „Nun, ich muß sagen, als ich davon zum ersten Male hörte, gefiel mir ein solches Arrangement nicht übel und ich war fest entschlossen, dagegen kein Veto einzulegen, — eine vortreffliche Familie, ein schönes und liebenswürdiges Mädchen, dabei einzige Tochter und Erbin eines Güter-Komplexes, der an den Deinigen stößt und Deine Herrschaft zu einer wirklichen Grafschaft machen würde."

„Was gibst Du mir, wenn ich Dir allen Ernstes versichere, daß ich von Dir ganz das Gleiche gehört, Du seiest mit der Komtesse Elise verlobt und wäre diese Heirat eine sehr vernünftige, da

ſie Deine Güter auf das Doppelte vermehren würde.“

„Das iſt ſehr gut und ſehr richtig, auch der Welt außerordentlich einleuchtend, weil unſere Güter durch die Platen'ſchen getrennt ſind, auf welche Art wir alſo Nebenbuhler werden könnten.“

„Wenn Du das glaubſt,“ entgegnete Graf Erwin heiter, „ſo will ich hiermit darauf feierlich renonciren.“

„Wie ſo?“

„Nun, weil Du mir auf unſerer Reiſe häufig und auch noch ſpäter, als wir zum letzten Male in der Reſidenz gemeinſchaftlich in der Oper waren, verſicherteſt, Du könnteſt immer noch nicht unſer kleines Abenteuer in Baden vergeſſen, es habe einen gar zu tiefen Eindruck auf Dich gemacht.“

„Und will das auch jetzt nicht läugnen, doch keinesfalls in der Art, als ob Du in Folge davon nöthig hätteſt, Dein Veto einzulegen.“

„Nun, es wäre noch die Frage, ob ich das thäte.“

„Bei meiner Treu', das nenne ich Freundſchaft,“ erwiederte der Andere mit einem Lachen, das nicht ganz aufrichtig klang.

„Sage mir, Erwin, haſt Du wirklich nie mehr etwas von ihr gehört? — doch ſo wollte ich eigentlich nicht fragen," verbeſſerte er ſich, „da Du mit mir ja in dieſem Falle darüber geſprochen hätteſt, ſondern ob Dir bei Deinem Intereſſe für Alles, was auf dem Gebiete der Muſik geſchieht, bei dem Durchleſen aller darauf bezüglichen Journale nie etwas aufgeſtoßen iſt, was Dich auf die Vermuthung hätte führen können, die junge Marquiſe ſei irgendwo, wenn auch unter anderem Namen aufgetreten?"

„Nie etwas, das mir ganz als auf ſie paſſend erſchienen wäre," gab der Andere mit ernſter Stimme zur Antwort, „obgleich ich eingeſtehe, daß ich mit dem größten Intereſſe darnach in allen nur möglichen Blättern geſucht. Einmal nur, im vergangenen Sommer, fand ich in franzöſiſchen Zeitungen eine Notiz aus Troville, daß dort in einem Wohlthätigkeits-Konzert die junge Marquiſe — der Name war durch vier Kreuzchen bezeichnet — aufgetreten ſei und ſowohl durch ihre Stimme, als durch die Kunſt ihres Geſanges einen großartigen Erfolg gehabt, — faſt wäre ich hingereiſt," ſetzte er eigenthümlich lächelnd hinzu, „doch paßte die nähere Bezeichnung nicht auf jene, es hieß nämlich,

die Marquiſe ſo und ſo, jung, ſchön, Erbin eines fürſtlichen Vermögens.“

„Das ſchien allerdings bei unſerer Marquiſe nicht der Fall zu ſein; mir kommt überhaupt unſer ganzes Abenteuer von damals, wie ich Dir auch ſchon in jener Nacht geſagt zu haben glaube, etwas traumhaft vor, und wenn ich daran denke, was wir an jenem Tage alles geleiſtet, ſo halte ich eine beiderſeitige geiſtige Erheiterung, die uns Alles in höchſter Potenz erſcheinen ließ, nicht für unmöglich.“

„Du glaubſt, wir ſeien betrunken geweſen?“

„Welche Frage! — Nein, nur aufgeregt, und hätten vielleicht am andern Tage bei ganz kalter und nüchterner Stimmung die allerdings talentvolle Sängerin für nichts ſo Außerordentliches gehalten.“

„O, wenn ich von Allem ſo überzeugt wäre, als daß wir es dort mit einem Stern erſter Größe zu thun gehabt,“ rief Graf Erwin in einem warmen, faſt leidenſchaftlichen Tone, „und deshalb auch iſt mir die ganze Geſchichte ſo räthſelhaft, ihr plötzliches Verſchwinden damals, und ebenſo, daß ſie nirgend wo wieder zum Vorſchein kam.“

„Nun, was das plötzliche Verſchwinden anbelangt, ſo könnte ich es mir aus einem ſehr ſchönen Motiv erklären; ſie kannte ihren Herrn Vater,

ſcheint mir, zur Genüge, und mochte wohl, als ſie meine Napoleons bei ihm ſah, eine richtige Ahnung davon haben, daß er ſie gewonnen, indem er ein klein wenig corrigè la fortune.“

„Das war auch meine Anſicht und ſie that mir wohl; aber warum erhielt ich nicht ein paar erklärende Zeilen darüber?“

„An Herrn von Flick,“ erwiederte der Baron lachend; „glaubſt Du denn nicht, daß ſie und beſonders der alte Fuchs von Vater augenblicklich durchſchaut, daß dies nur ein angenommener Name ſei, und daß uns nicht Beide, beſonders der würdige Herr Marquis, für ein paar nur glücklichere Abenteurer gehalten hat, als er ſelber einer war?“

„Es wäre mir ſchmerzlich, eine ſolche Erinnerung auch bei ihr zurückgelaſſen zu haben.“

Damit riß jener lang andauernde, wahrhaft jubelnde Pfiff der Lokomotive ihre Unterhaltung entzwei — jener Freudenruf, den die ſchwer athmende vom langen Laufe erhitzte Maſchine — man ſieht das an ihren rothglühenden Augen — auszuſtoßen pflegt, ſowie ſie ſich dem Nachtquartier nähert, — eine freundſchaftliche Begrüßung auch für jene langen Wagenreihen, an denen wir nun, in immer langſamerem Tempo, jetzt raſſelnd zwiſchen Mauern,

dröhnend über Brücken, klirrend über Dutzende von Weichen vorüberhuschen; wunderbar genug, unseren richtigen Weg, obgleich zahllose andere Geleise jetzt im Wiederschein der Gaslaternen und glühenden Kesselfeuer wie den Blick absichtlich verwirrende Schlangenlinien leuchten, zu verfolgen.

Noch ein paar kurze, heisere Athemzüge der Maschine und der Zug hält, die Thüren werden eilfertig aufgerissen und wir sind zur Stelle.

Kurze Zeit nachher befanden sich auch unsere Freunde schon in der für sie bestellten komfortablen Wohnung in einem der ersten Gasthöfe, alle Zimmer erwärmt und beleuchtet, sowie erwartet von dem betreffenden Kellner, der ihnen das Menu des schon im Voraus bestellten Diners überreichte.

„Und nun, was machen wir später?“ frägte Graf Erwin. „Hast Du noch Lust, ein Theater zu besuchen und dort in einem Stücke den letzten Akt zu sehen, oder willst Du trotz des Schnees und gefrorenen Bodens Zigarren rauchend flaniren, oder hättest Du Lust, das Unangenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, hier diese Einladung zum Rout des Ministers des Auswärtigen anzunehmen, Toilette zu machen, uns ein paar Stunden zu langweilen, dafür aber eine Menge Leute zu sehen und zu be-

grüßen, die wir ſonſt mit ſehr viel Aufwand von Zeit und dann noch ſehr ſchwierig aufſuchen müßten."

„Von dieſem letzteren Geſichtspunkt aus wäre ich für den Rout," gab Baron Schomberg zur Antwort; „man fällt da auf einmal in die ganze Geſellſchaft hinein, kann Verabredungen treffen, die einem angenehm und nützlich ſind, und kann das Abgeben von Viſitenkarten in den nächſten Tagen, ohne jeden Unterſchied, durch einen unſerer Diener beſorgen laſſen."

„Gut, im verſchloſſenen Wagen Höchſtſelbſt oder auch per Kammerdiener im ſtattlichen Pelze."

„Nur daß es Einem dabei nicht geht, wie mir einmal die alte Frau von Stetten erzählt, die eine große Viſitentour fahrend, auch nur Karten abgeben ließ und ſich endlich bei dem Diener erkundigte, ob und wie viele Karten noch für die letzten Beſuche übrig ſeien, worauf ihr dieſer Edle mit einem Geſichtsausdruck, als ſähe er einer großen Belobung entgegen, zur Antwort gab, er beſäße ſämmtliche Karten noch wohlverwahrt und unberührt, denn er habe ſich wohl gehütet, welche abzugeben, da die Leute ja doch nicht zu Hauſe geweſen ſeien."

„Das ist nicht schlecht; also machen wir unsere Toilette und diniren dann, hoffentlich Lukull bei Lukull."

Das gelang ihnen auch so ziemlich, da die Küche dieses ersten Gasthofes, besonders was extra servirte Diners anbelangte, mit Recht berühmt war.

Dann fuhren sie zum Palaste des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, hatten — obgleich es schon recht spät war — noch fast eine Stunde in der file langsam vorzurücken, jedenfalls ein Beweis, daß die ebenso vornehme als auserwählte Gesellschaft zahlreich vertreten war, und gelangten dann nach einigen weiteren Schwierigkeiten durch ein Defilé von Herrschaften und Dienern — Pelz und Mäntel abgebend und übernehmend, Befehle für die Rückfahrt ertheilend, einander begrüßend, auch vielleicht an der Toilette der eigenen Gnädigen heimlich etwas korrigirend, wenn diese nicht selbst durch ein energisches Ausschütteln des langen Schleppkleides hinten für die elegant wogenden Falten desselben besorgt war — an die Haupttreppe, um dort durch eine Schaar von Bedienten, in der reichsten Livrée des Hauses, insoferne Spießruthen zu laufen, als auch hier manche scharfe Bemerkung herumfliegt,

die von dem Betreffenden gehört, ihm nicht immer wohlthuend geweſen wäre.

Oben an der großen Flügelthür der Appartements Jäger und Kammerdiener, letztere in

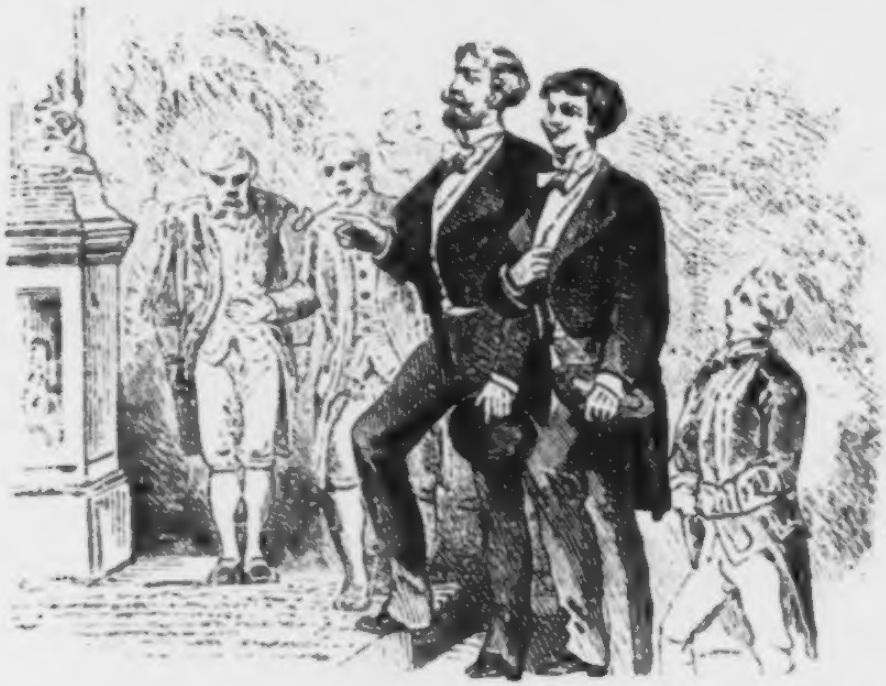

weißer Halsbinde, ſchwarzem Frack, Kniehoſen und ſich ſchon eine tiefe Verbeugung erlaubend, wenn es nicht Sitte des Hauſes iſt, die Namen der Ann kommenden laut in die Salons hineinzurufen.

Und hier boten dieſe Salons, überhaupt die großartigen Räumlichkeiten des Hauſes einen glänzenden, feenhaften Anblick, beſonders am heutigen

Abend, wo nicht nur der Allerhöchste Hof, sondern auch Ihre Majestäten erwartet wurden. Ueberhaupt pflegt man bei Routs eine fast größere Pracht zu entfalten, als bei Bällen und anderen Soiréen, sei es, was die Ausschmückung und den Glanz der Appartements durch Lichter, Pflanzen und Blumen-Gruppen anbelangt, als auch durch die ausgesuchten illustren Exquisiten Eingeladener; denn nirgends so wie bei dem Rout gilt das Wort Mephisto's:

„Statt eines guten Schlucks, den man nicht haben kann,
Soll die Gesellschaft uns ergötzen" —

und ein Rout ist eine en gros-Abfütterung ohne Futter, eine Heimzahlung entliehener Kapitalien, die man in klingendem Metall erhalten hat, um sie in zuweilen werthlosem Papiergelde zurückzugeben, eine Einladung auf viel Ehre und wenig Vergnügen, gut für Leute, die in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Leute sehen und sprechen wollen, oder für Solche, denen rheumatischer Leiden wegen eine sanfte Transspiration sehr willkommen ist.

Welches Gedränge, welche Hitze, welches Summen von Stimmen durcheinander, welches Bemühen, krampfhaft seinen Platz zu behaupten in jenen Räumen, die der Allerhöchste Hof durchschreiten wird, welche Freude über einen gütigen Blick, welches

abgenommen. Ja er zog hinaus, aber nicht um zu ſiegen, wurde vielmehr geſchlagen, von Alonzo de Aguilar gefangen und vor den König Ferdinand gebracht, der ihn wohl wieder frei nach Granada entließ, aber unter Bedingungen, die ſpäter den Untergang des Königreichs herbeiführten.

Damals zogen die tapferen glänzenden Mauren durch dieſelbe Puerta Elvira, unter der auch wir in dieſem Augenblick ritten. Ich konnte mich nicht enthalten, aufwärts an das Gewölbe zu ſchauen, wo ſich ein hervorragender Stein befand, gegen den die Lanze des Königs ſo heftig anſtieß, daß ſie abbrach, — eine ſchlimme Vorbedeutung, die ſich auch durch den unglücklichen Ausgang des Kampfes erfüllte.

Das war vor ſo viel hundert Jahren und jetzt klirrten die Hufeiſen unſerer Pferde auf demſelben Pflaſter und es hallte der Thorbogen, wie er damals gethan. So gibt jeder Schritt in Granada, jede Straße, faſt jedes Haus der Phantaſie den reichſten Stoff, um ſich lebendig in die alte gewaltige Zeit zurück zu verſetzen.

Als wir in die Ebene hinaus kamen, die ſich auf dieſer Seite Granada's vielleicht eine Stunde weit erſtreckt, war es bereits Tag geworden, und wir konnten nun unſere Cavalcade bei Tageslicht betrachten, vor allem unſeren Begleiter, mit dem wir die dreitägige Reiſe nach Cordova machen ſollten. Es war das ein junger hübſcher Burſche, fein und ſchlank gebaut, wie faſt alle Andaluſier, auch trug er die maleriſche Majotracht, geſtickte Ledergamaſchen, verſchnürte Jacke und auf dem Kopf den andaluſiſchen Hut mit der breiten aufrecht ſtehenden Krempe. Alles das war freilich durch den Gebrauch ein bischen unſcheinbar geworden, ſah aber nichtsdeſtoweniger maleriſch aus. Unſer Begleiter hieß Alonzo und hatte die vortreffliche Eigenſchaft, daß er den ganzen Tag luſtig und guter Dinge war. Meiſtens ſaß er nach der Quere auf ſeinem Maulthier, rauchte den ganzen Tag Papiercigarren und hielt auf die komiſchſte Art an alle Leute, die uns begegneten, namentlich an die Weiber und Mädchen manchmal

Entzücken für ein gnädiges Wort, welche Niedergeschlagenheit bei dem deutlichen niederschmetternden Erkennen, daß wir wahrhaft als Nichts betrachtet worden sind, als etwas Gegenstandsloses, über welches der gleichgiltige Blick nur so dahinfliegt.

Dann sind die irdischen Götter vorübergerauscht, Alles richtet sich tief aufathmend wieder in die Höhe, man entschuldigt sich und wird um Entschuldigung gebeten wegen unvorsichtigem, unbefugten Anprallens, auch wohl wegen eines Attentats auf nur mit Atlas bekleidete nachbarliche Hühneraugen, und dann wirbelt, prodelt, pocht und windet Alles durcheinander, aber stets erfüllt von dem Bestreben, nach und nach wieder in die Nähe des Olymps vorzurücken.

Nur unsere beiden Freunde hatten dies Bestreben nicht. Obgleich aus den besten Familien des Landes, hatten sie doch nach Oben hin zu wenig Anknüpfungspunkte, um zu einem freundlichen oder gar vertraulichen Worte zu gelangen, suchten das auch nicht, da es nicht in ihrer Absicht lag, Andere minder Begünstigte zu verletzen.

Nichtsdestoweniger aber wurden sie von zahlreichen Freunden auf's Herzlichste empfangen, und nicht nur vom Herrn des Hauses auf wahrhaft

freundschaftliche Art begrüßt, sondern auch von Ihrer Excellenz sogleich in Beschlag genommen, um als ledige, reiche, junge Herren einem halben Dutzend hilfsbedürftiger Komtessen vorgestellt zu werden.

Diese Komtessen hatten übrigens schon einen Schwarm alter und junger Herren um sich, und so sahen sich unsere Beiden in Kurzem als den Mittelpunkt eines plaudernden und lachenden Kreises, als die Zielscheibe mancherlei freundschaftlicher Vorwürfe oder kleiner Spöttcleien über die gewiß sehr pikante Anziehungskraft des Landlebens, über die Vernachlässigung alter Freunde, und erhielten endlich großmüthige Verzeihung, weil sie doch wenigstens nicht gar zu lange nach Eröffnung der Saison erschienen seien, worüber ein dicker, alter, geheimer Rath, der stets in der angenehmen, aufregenden Gesellschaft junger, schöner, vollbusiger Mädchen zu finden war, um hier wie eine alte lahme Hummel nach nicht mehr erreichbaren Blüthenkelchen zu schmachten, in Extase ausrief: „Wie wahr ist es doch, daß im Himmel größerer Jubel herrscht über einen Sünder, der sich bekehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Gott, welches Glück, solch' ein Sünder zu sein!“

„Und doch haben die verehrten jungen Damen sehr Unrecht, einem dieser beiden Herren so rasch und gnädig Absolution zu gewähren," bemerkte ein hinzutretender, äußerst würdevoll aussehender älterer Herr, der die Gewohnheit angenommen hatte, mit einer etwas lispelnden Stimme unter fortwährendem Lächeln zu sprechen, wobei er seine Augenlider häufig sanft herabsinken ließ, wie um anzuzeigen, er überlege vorher genau das, was er Willens sei auszusprechen, obgleich man am Gehalt seiner Reden nicht viel von dieser Ueberlegung bemerkte.

Dieser Würdige war der Kammerherr Baron von Schröter, eines kleinen Familienunglückes wegen von boshaften Menschen „Hirschschröter" genannt, und wiederholte nun: „Wie gesagt, meine Gnädigen, Sie thun sehr Unrecht, dem einen dieser jungen Herren für sein spätes Erscheinen in der Residenz so rasche und bedingungslose Verzeihung zu gewähren."

„Und welcher von uns Beiden wäre das, Herr Baron?"

„Sie selbst, Herr Graf. Ah, Sie wissen das ganz genau."

„Ein Vergehen gegen diese jungen Damen, das ich mir zu Schulden kommen ließ?"

„Gegen dieſe und gegen jede Dame aus der Geſellſchaft, das heißt, inſoferne alle dieſe Damen anzunehmen ſo freundlich ſind, als habe die beginnende Saiſon und Ihr endlich erwachendes Gewiſſen Sie Glücklichen, Beneidenswerthen endlich in dieſen liebenswürdigen Kreis geführt, wo man Sie ſo über alle Gebühr freundlich und ſo zur Verzeihung geneigt empfängt — ja, ja, zur Verzeihung geneigt," und ſetzte

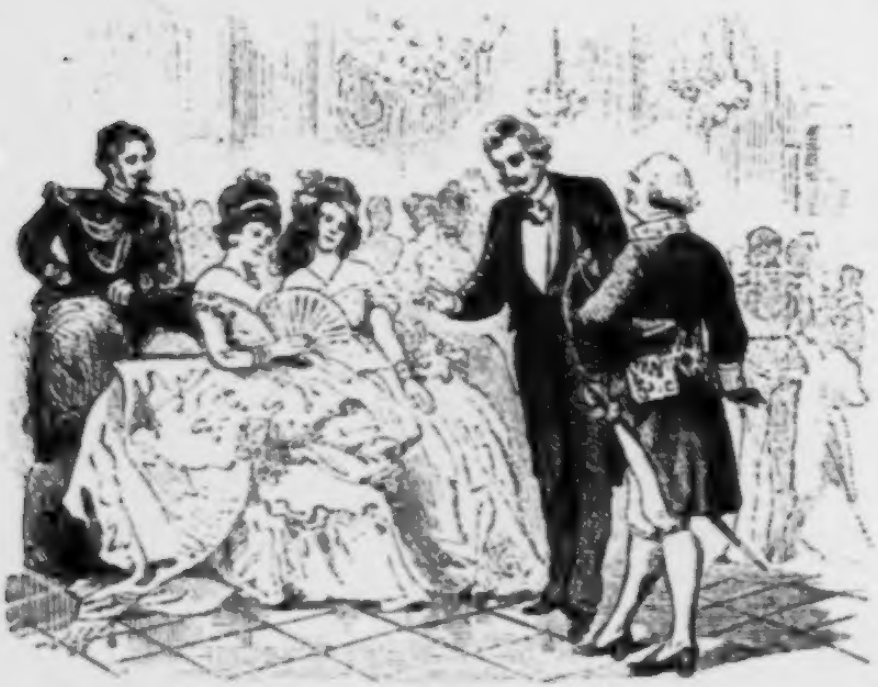

mit aufgehobenem Zeigefinger hinzu: „aber wenn man wüßte — aber wenn man wüßte, was wir wiſſen."

„Aber um Himmelswillen, Herr Kammerherr," entgegnete Graf Erwin heiter, „was wiſſen denn

wir Beide gemeinſchaftlich, das gar ſo intereſſant und ſeltſam wäre?“

„Seltſam und intereſſant, das iſt die richtige Bezeichnung, und bezeichnet zu gleicher Zeit, warum Sie, Graf Fohrbach, gerade jetzt von Ihrer Herrſchaft hereingekommen ſind.“

A—a—a—ah, alſo nicht das Wohlwollen und die Freundlichkeit, die man Ihnen hier entgegen bringt, hat Sie, ich möchte ſagen magnetiſch angezogen,“ meinte eine der Damen, deren ſchon gereifte Jugend kein Hinderniß mehr war, ſich etwas freier auszudrücken; doch gab Graf Erwin zur Antwort: „Sie ſehen mich von allem dem aufrichtig überraſcht und werden hoffentlich aus dieſer gänzlich ungekünſtelten Ueberraſchung entnehmen, daß ich vollkommen unbewußt bin, worauf Baron Schröter eigentlich abzielt. Sagen Sie mir, hochverehrter Kammerherr,“ wandte er ſich alsdann in feierlichem Tone an dieſen, „woher kam Ihnen dieſe Wiſſenſchaft?“

„Ich brauche das nur mit einem kurzen Wort zu ſagen, um Sie erröthen, wenigſtens von Ihrer ſtolzen Höhe herabſteigen zu machen.“

„Schön geſagt; ſo bitte ich Sie denn, mir Ihre ſichere Quelle zu nennen.“

„Meine allerdings ſichere Quelle iſt unſer gemeinſchaftlicher Bekannter, unſer verehrter Hof-theater-Intendant.“

„A—a—a—ah ſo,“ rief die ältere der jungen Damen in einem Tone, der etwas Verletzendes an ſich hatte, wobei ſie gleichzeitig das Geſicht hinter ihrem raſch und rauſchend geöffneten Fächer verbarg, welche Bewegung — da ſie von mindeſtens einem halben Dutzend der jungen Komteſſen inſtinktartig nachgeahmt wurde — ein Geräuſch verurſachte, wie das einer Schaar erſchreckt auffliegenden Gevögels.

„Ja ſo, es ſtreift an's Hoftheatraliſche.“

Graf Erwin zuckte recht auffallend die Achſel, indem er ſagte: „Wenn dahinter nicht eine kleine Bosheit unſeres ſonſt ſo milden Barons Schröter ſteckt —“

„Parole d'honneur, ich ſprach im guten Glauben —“

„So weiß ich nicht, was es mit dem Hof-theater-Intendanten und mir für eine Bewandtniß und für einen Zuſammenhang haben ſollte; doch wird ſich das aufklären, meine verehrten Damen, und ich glänzend daſtehen, trotz aller Hoftheater-Intendanten der ganzen Welt — ah, da kommt ja der unſerige Hochverehrte und wir können ſogleich der Sache auf den Grund ſchauen.“

Nun iſt aber das Theater für die Damen aus der ſogenannten Geſellſchaft gewiſſermaßen ein Zauberort, den man nur aus der Ferne, alsdann aber mit großer Begierde betrachtet, ſich auch gerne einweihen läßt in die wunderbaren Myſterien desſelben, ungefähr ſo, wie man heimlicher Weiſe ein verbotenes Buch lieſt, am liebſten, wenn dies Buch hübſch illuſtrirt iſt, dabei aber dem Orte ſelbſt und Allem, was dazu gehört, möglichſt fern bleibend; wenigſtens thut man das mit Oſtentation für ſeine eigene Perſon, um den Abſcheu zu markiren gegenüber jenen geheimen Fäden, die von der gefährlichen Theaterwelt auslaufend, häufig mit den intimſten Familienbeziehungen kollidiren, weshalb denn auch hier — obgleich gewiß manche der jungen Komteſſen vor Begierde brannte, etwas Näheres zu erfahren — jene ältere der Damen mit einem unbeſchreiblichen Lächeln davonflatterte, worauf ihr die ganze Schaar folgte und ſich Graf Erwin, nachdem er dem geſchwätzigen Kammerherrn ein paar paſſende Worte ſo gelinde als möglich geſagt, zu dem vorüberkommenden Hoftheater-Intendanten begab, um dieſen nach erfolgter freundſchaftlichſter Begrüßung von den eigenthümlichen Reden Schröter's in Kenntniß zu ſetzen.

„Wahrhaftig, beſter Freund," erwiderte der Hoftheater-Intendant Baron von Schalken, „dazu habe ich allerdings — aber wie Sie mich kennen, auf eine gewiß unverfängliche Art für Sie — Veranlaſſung gegeben."

„Wie wäre denn das möglich?"

„Kommen Sie mit mir dort in jene Fenſterniſche und ich werde Ihnen ſagen, um was es ſich handelt."

„Ich ſprach nämlich vorhin mit Seiner Majeſtät über eine junge Sängerin, die an mich aus beſter Hand empfohlen iſt, die ein Stern erſter Größe ſein und bei uns ſchon morgen auftreten ſoll — Signora Regini."

„Eine Italienerin," fragte Graf Erwin, ſehr aufmerkſam geworden.

„Wahrſcheinlich eine Italienerin, doch ſoll ſie franzöſiſch und deutſch mit gleicher Vortrefflichkeit reden."

„Hm!" machte der Graf, gedankenvoll vor ſich niederblickend, und fragte erſt nach einer Pauſe: „Aber ſagen Sie mir, in welchen Zuſammenhang konnte man mich mit jener Signora Regini bringen; ich ſehe die Möglichkeit nicht ein."

„Das ist auch eigentlich nicht geschehen, aber als mich der König vorhin über die Sängerin befragte, — dieser langweilige Hirschschröter stand zufällig in der Nähe, — da ließ ich mich hinreißen, ich weiß selbst nicht wie, zu sagen, es muß das, die Signora Regini nämlich, ein Stern ersten Ranges sein; denn so viel ich höre, ist Graf Erwin, wie Euer Majestät wissen, einer unserer bedeutendsten Musikkenner und selbst großer Sänger, eigens von seiner Herrschaft hereingefahren, um die Auftretende zu hören."

„So haben Sie also, mein lieber Baron Schalken, mit meinen geringen Kenntnissen zu Ihrem Nutzen ein bischen geklappert und mir dadurch einen Theil der Damenwelt auf den Hals geladen, von der ich schon auf so angenehme Art empfangen und höchlichst belobt wurde für mein nicht ganz unpünktliches Erscheinen zur beginnenden Saison."

„Was liegt Ihnen daran, bester Graf; wo Sie Ihre Hand erheben, bewegen sich heiße Herzen und zucken erwartungsvolle Finger — apropos, unter uns, man vernimmt ja so Einiges von einer beginnenden Liaison — darf man der Gräfin Platen gratuliren?"

„In dem Falle doch mir, hoffe ich von Ihrer Galanterie," erwiederte Graf Erwin, „doch können

Sie versichert sein, mein lieber Schalken, es ist bis jetzt an dieser beginnenden Liaison kein wahres Wort."

„Dies bis jetzt gibt mir zu denken."

„Gedanken sind zollfrei; aber sagen Sie mir, wer ist Ihre Regini, für welche Sie so schwärmen; denn daß Sie für sie schwärmen, habe ich vorhin wohl an Ihren aufleuchtenden Blicken bemerkt."

„Ah, und hier wäre eine Schwärmerei, wenn ich überhaupt je dergleichen hätte, vollkommen gerechtfertigt — eine Stimme — eine Kunst des Gesanges — nun, wenn ich Ihnen sage, daß mein Kapellmeister Schwarz in der Probe, trotz seiner Vorliebe für die Stöger, schon bei den ersten Tönen, welche die Regini mit einer unnachahmlichen Weichheit und Grazie lanzirte, ganz paff war, so können Sie sich denken, was wir zu erwarten haben, — ja bei der ersten Pause, wo das schicklicher Weise möglich war, legte das ganze Orchester wie Ein Mann die Instrumente hin und applaudirte ganz rasend."

„Beneidenswerther Intendant und beneidenswerthe Künstlerin — was wird sie singen?"

„Die Elsa auf Wunsch Ihrer Majestät."

„Ah so, die Elsa," gab Graf Erwin nach einer längeren Pause, in welcher er gedankenvoll vor

ſehr eindringliche Reden, von denen wir aber leider nicht viel verſtanden; dabei nahm er meiſtens ſeinen Hut in die Hand und machte mit demſelben die lächerlichſten Pantomimen. Zur Abwechslung ſchien er ſich dann wieder zu erinnern, daß er ſich wohl vor uns eines geſetzteren Betragens befleißigen müſſe, und dann nahm er die Zügel in die Hand, ſetzte ſich ernſthaft auf ſeinem Maulthier zurecht und verſicherte uns, wenn ſchon jeder Andaluſier natürlicher Weiſe ein ganz famoſer Kerl ſei, ſo wäre er ſelbſt der Inbegriff aller menſchlichen Tugenden, ſtolz, galant und tapfer wie ein Spanier, lebhaft wie ein Maure, kurz ein Hombre valiente, ein Hombre de Corazon, ja, wenn man ihn reize, ein Hombre tigre, d. h. ein Kerl wie ein Tiger. So ſah er nun gerade nicht aus, und was den Muth anbelangte, ſo zeigte es ſich ſpäter, daß er von dieſer Tugend ſeiner Vorfahren gerade nicht zu viel geerbt.

Der Weg, auf dem wir ritten, war, um ihn mit einem Worte zu bezeichnen — ſpaniſch — was könnte dieſes herrliche Land bei guten Straßen ſein. Die Vega von Granada iſt eine der fruchtbarſten Ebenen, die es gibt, ſie hat einen dankbaren Boden, auf dem die Vegetation in ſelten geſehener Ueppigkeit gedeiht, was hauptſächlich dem Ueberfluß an vortrefflichem Waſſer zuzuſchreiben iſt, mit dem die ſchneebedeckte Sierra Nevada das Land aufs Freigebigſte tränkt. Die nächſte Umgebung der Stadt bilden herrliche Gärten, faſt wie die aus der Huerta von Valencia, nur daß die waſſerreichen Flüſſe Darro und Xenil hier das künſtliche Wäſſerungsſyſtem unnöthig machen. Von Baum zu Baum ziehen ſich die kräftigen Ranken von Reben und Melonen und die erſten in einer ſolchen Ueppigkeit, daß es Stellen gibt, wo ſie einen Seitenarm des Xenil förmlich mit ihren Gewinden und Schößlingen überwölbt haben, ſo daß das klare Waſſer unter einem natürlichen Laubdache dahinfließt.

Nachdem wir eine kleine Stunde in der Ebene fortgeritten waren, ſahen wir links die Wieſen und Wälder des Soto de Roma, jenes unermeßlichen Landgutes, das Spanien als Nationalbelohnung dem Herzoge von Wellington gegeben. In der

ſich niedergeblickt, zur Antwort, „es wird alsdann eine herrliche Vorſtellung werden, worauf ich mich freue; wir haben in Herrn Welden einen ganz ausgezeichneten Lohengrin.“

„Alles iſt in der Oper bei uns gut beſetzt,“ erwiederte eifrig der Intendant, „und könnte es, was das anbelangt, wie Sie eben geſagt, eine ganz ausgezeichnete Vorſtellung werden, aber — im Vertrauen zu Ihnen, der Sie ja gewiſſermaßen auch zu uns gehören und nicht nur leiblich, ſondern auch geiſtig in die Kouliſſen-Geheimniſſe ſchauen dürfen — ſollten Sie es für möglich halten, daß man gegen das Auftreten dieſer Sängerin auf eine unglaubliche Art intriguirt?“

„Nun, was das anbelangt, mein lieber Baron Schalken,“ erwiederte der Andere mit einem eigenthümlichen Lächeln, „ſo hätte ich es kaum für möglich gehalten, daß Sie, ein ſo langjähriger Intendant, eine ſolche Frage an mich ſtellen — als wenn nicht jedesmal, ſowohl bei uns als an den meiſten anderen Theatern, eine kleine, allerdings oft nur im Geheimen ſchleichende Rebellion ſich bemerklich macht, ſo oft ein Planet erſter Größe aufgeht und die vorhandenen anderen Sterne zu verdunkeln droht.“

„Sie haben Recht, doch werde ich mir diesmal nichts bieten lassen und will im Nothfalle unter sie treten und fürchterliche Musterung halten."

„Jeder Zoll ein Karl Moor, nun wir kennen das, und die Absicht ist löblich; doch was wollen Sie machen, mein Lieber, Sie, der ja in solchen Fällen nicht nur vom ersten Sänger oder von der ersten Sängerin abhängig sind, sondern sogar von dem guten Willen der Herren Chorsänger, ja eines einfachen Pauken isten, wenn derselbe kurz vor der Oper absagen ließ."

„Nun, mein Lieber, Sie übertreiben, so arg ist es denn doch nicht, und ich will nicht einmal sagen, daß ich, Baron Schalken, mich in solch' letzterem Falle selbst herablassen wollte, die Pauken zu regieren —"

„Ein Anblick für Götter, der Sperrsitz wäre mindestens zehn Gulden werth."

„— sondern daß ich, was dergleichen kleinliche Bosheiten anbelangt, meiner Leute sicher bin — aber die Stöger erregt mir Besorgniß, sie hat schon durch Kammerfrauen und Hofdamen in die allerhöchsten Regionen zu dringen gewußt und dorthin die Frage transspiriren lassen, wodurch sie denn so unglücklich geworden sei, die Gunst des Hofes zu ver-

lieren, da man zu ihrem Erſatz eine andere und noch dazu gänzlich unbekannte Sängerin kommen laſſe — und es handelt ſich vorläufig um gar keinen Erſatz, denn, unter uns geſagt, würde die Regini ſo exorbitante Forderungen machen, daß die Haare meiner Perrücke zu Berge ſteigen müßten; aber das mache irgend ein vernünftiger Menſch einem ſolchen verbiſſenen Charakter, wie die Stöger iſt, plauſibel, und ich fürchte ihre Bosheiten; denn neulich, als ich in Figaro's Hochzeit jenes junge talentvolle Mädchen mit der ſchönen Stimme die Suſanna ſingen ließ, hat Frau Gräfin Stöger jenem reizenden Kammermädchen die unwürdigſte Behandlung zu Theil werden laſſen, ja es iſt mir nicht nur gemeldet worden, daß ſie ſie in der Gartenſzene gezwickt, ſondern ich habe den andern Tag noch die blauen Flecken an dem hübſchen ſchneeweißen Arme des armen Dinges geſehen."

„Wo befanden ſich dieſe Flecken?"

„Ueber Ihre indiskreten Fragen, Graf Fohrbach, nun hier am Oberarm."

„Ah ſo."

„Von der Stöger alſo bin ich überzeugt aus doppelter Hinſicht, alles mögliche Böſe erwarten zu dürfen; denn nebenbei protegirt ſie auch unſeren

jungen ersten Tenor — habe aber einen förmlichen Kriegsplan entworfen und will Ihnen die Grundzüge desselben mittheilen."

„Muß ich Ihnen Verschwiegenheit angeloben?"

„Ist nicht nöthig, ich kenne Ihre ehrenhafte Diskretion."

„Durch dieses Vertrauen binden Sie mich allerdings und machen mich ungefährlich, denn wer weiß, ob ich mich im anderen Falle nicht mit der Stöger verbunden hätte."

Der Hoftheater-Intendant ließ ein kurzes Lächeln sehen, ehe er zur Antwort gab: „Ich habe also durchblicken lassen, daß, da mich Ortrud und Heinrich der Vogler wie schon ein paarmal durch plötzliches Absagen in Verlegenheit gebracht, ich mich in diesem sehr unangenehmen Falle mit Doubletten begnügen müsse, daß ich genügenden Ersatz für Telramund und den Heerrufer des Königs habe, daß ich aber in bitterster Noth und Verlegenheit wäre, wenn mich mein erster Tenor bei dieser außerordentlichen Gelegenheit im Stiche ließe; ja ich habe den jungen Mann zu mir kommen lassen und habe ihm versichert, daß ein Absagen seinerseits die Oper unmöglich machen müsse, und habe mich herabgelassen ihn zu bitten, er möge doch den

Majeſtäten, dem Allerhöchſten Hofe und mir, ſeinem väterlichen Wohlthäter, nicht das anthun, einen ſolchen Skandal herbeizuführen."

„Und ſind alſo auch von dieſer Seite geſichert?" fragte Graf Erwin.

„Du tout, mein Lieber, dadurch ganz und gar nicht; denn ich bin von der Stöger überzeugt, daß ſie trotzdem ein Mittel finden wird, auf den armen jungen Mann einzuwirken."

„Wenn Du fein artig biſt," ſummte Graf Erwin leiſe vor ſich hin.

„Ja, ja; doch habe auch ich mich vorgeſehen und im Geheimen an die Tenore von München und Darmſtadt telegrafirt, auch die Zuſage beider Intendanten erhalten, daß ſie kommen werden; habe ſomit für den ſchlimmen Fall die Auswahl und werde auch im anderen Falle mit Wolluſt für jene Beiden Reiſekoſten und Honorar zahlen."

„Vortrefflich," meinte der Andere, „ein ganz ausgezeichneter Kriegsplan; ſchade, daß Sie kein General geworden ſind."

„Was iſt die Stellung eines Generals, mein Lieber, gegenüber der Meinigen; wie leicht iſt es, einen willenloſen Haufen zu kommandiren, der das, was ich befehle, ohne Widerrede ausführt, wogegen

mein Gelingen von tauſenderlei Verhältniſſen, Umſtänden und Dispoſitionen abhängig iſt; auch kann ſich ein General ruhig zu Bette legen, ſobald er ſeine Arrangements getroffen hat, während ich nicht einmal meine Freiſtunden für mich habe. Wie oft bin ich zum Beiſpiel heute Abend ſchon nach jener Sängerin gefragt worden, und häufig von Perſonen, wo ich Red' und Antwort ſtehen muß. So hatte vorhin noch die Prinzeſſin Amalie die außerordentliche Gnade, mir für ſpäter ein kleines Plauder-Viertelſtündchen, — Sie kennen ihre zarten, liebenswürdigen Redensarten, — denſelben Gegenſtand betreffend, in Ausſicht zu ſtellen, und da bin ich nun feſt geleimt auf dieſem langweiligen Rout, ſtatt auf den Klub gehen zu können und meine Zigarre zu rauchen."

„So darf ich mir wohl nicht erlauben, nochmals den gleichen Gegenſtand zu berühren."

„Berühren Sie ihn immerhin, mein lieber Freund," verſetzte der Hoftheater-Intendant, und ſetzte mit einem vertraulichen Lächeln hinzu: „Unter uns geſagt, ich möchte ihn auch berühren, wenn mir das erlaubt wäre."

„So iſt dieſe Signora Regini ein ſchönes Mädchen?"

„Schön kann man eigentlich nicht ſagen, aber pikant, reizend, aggacirend, eine ſchlanke, elegante und dabei nicht magere Geſtalt, vornehme, bleiche Geſichtszüge und ein dunkles, ſeelenvolles Auge.“

„Sie beſchreiben vortrefflich, lieber Baron Schalken,“ entgegnete Graf Erwin, mit einem Geſichtsausdrucke weit vor ſich hinſtarrend, als ſähe er ein Bild, das dem geſchilderten gliche — vielleicht ſah er es auch, und dann mochte es in ihm, dem tiefen Athemzuge nach zu urtheilen, eine eigenthümliche Empfindung erregen.

„Gewiſſermaßen habe ich Sie nun durch mein Vertrauen zum Verbündeten gemacht,“ ſagte Schalken, ihm die Hand reichend, „und bin überzeugt, dadurch eine mitfühlende Seele erworben zu haben, die der morgigen Vorſtellung mit gleichem Intereſſe, mit der gleichen Spannung entgegenſieht — a revidercі, wie der Italiener ſagt — Gott, in dieſen Tagen kommt mir Alles ganz italieniſch vor,“ damit verlor er ſich im Gedränge und ließ den Andern allein, der ihm ein paar Augenblicke ſtumm nachſchaute und dann ſeinen Freund aufzuſuchen ging.

Dieſer hatte ſich indeſſen auf ſeine Art zwiſchen der Menge bewegt, ohne ſich dabei beſonders amüſirt zu haben, ſich auch unter den Töchtern zu vorläu-

ſigen Notirungen umgeſehen, dabei aber das nicht gefunden, was er, wenn auch gerade nicht geſucht, doch dem Zufall anheimgegeben hatte.

Als er Erwin auf ſich zukommen ſah, ſchloß er ſich ihm ſogleich an, und es bedurfte nur gegenſeitig eines kurzen Wortes, um ſogleich im Einverſtändniſſe gegen die Ausgangsthüren zu manövriren und dort ungeſehen zu verſchwinden, was bei einem Rout, der noch nicht die Höhe des Vergnügens und damit die Südhitze der Temperatur erklettert hat, für Manchen mit einigen Schwierigkeiten verbunden iſt, da man häufig — ſei es aus Intereſſe, ſei es aus Neid, wenn man ſo glücklich iſt im Verſchwinden begriffen zu ſein — aufgehalten wird und durch ein langes, höchſt ennyantes Geſpräch gefeſſelt wird, wobei man das Gefühl hat, als erhitze ſich der Boden langſam, aber nachdrücklich unter unſeren Füßen.

Endlich waren Beide befreit, hatten glücklich ihren Wagen gefunden und fuhren nach ihrem Gaſthofe, wo ſich jeder, nachdem er den ſchwarzen Frack mit dem bequemen Schlafrocke vertauſcht, eine Zigarre anzündete und wie aus einem Munde riefen: „Gott ſei Dank, daß wir dieſe Ehre genoſſen haben — daß das vorüber iſt.“

Wüßte das der Veranſtalter eines Routs, wie

viel ähnliche Stoßſeufzer, ja noch viel energiſchere, nach dem Beſchluſſe einer ſolchen Feſtlichkeit gen Himmel ſtiegen, nimmer und nimmermehr würde je einer auf die barbariſche Idee kommen, Hunderte in oft zu kleinen Räumen zuſammenzudrängen, um dieſe unglücklichen Schlachtopfer menſchlicher Eitelkeit bei lebendigem Leibe und in ihrem eigenen Fette zu ſchmoren — wehe über den Rout, wehe, wehe!

Als die beiden Freunde, jeder in einer bequemen Ecke, Schomberg im Divan, Graf Erwin in ſeinem

Fauteuil ruhte und ihre Dankopfer gen Himmel ſtiegen ließen, ſagte der Letztere nach einer längeren

Pauſe: „Ich habe vorhin meinen Kammerdiener beauftragt, uns für morgen die beſte Loge zur Oper zu verſchaffen, die er bekommen kann.“

„Wozu eine ganze Loge, erwarteſt Du Beſuch?“

„Nein, aber ich möchte morgen nicht gezwungen ſein, mit irgend Jemand zu reden, um meine ganze Aufmerkſamkeit der Vorſtellung ausſchließlich widmen zu können.“

„Was gibt es denn ſo Beſonderes? Ach ja, man ſprach vom Auftreten einer fremden Sängerin.“

„So iſt's, mein Freund,“ ſprach Graf Erwin im langſamen Tone, wobei er bedeutungsvoll nach Schomberg hinüberblickte. „Es tritt eine Sängerin auf, der ein großer Ruf vorangeht, obgleich ſie bis jetzt nur in kleineren Kreiſen ihre Kunſt geübt, eine junge Dame mit einer ebenſo mächtigen Stimme, als vollendeten Kunſt des Geſanges; man ſagt, ſie ſei eine Italienerin, könnte aber trotz ihres italieniſchen Namens Signora Regini, eine Franzöſin ſein.“

„Ah, und bei dieſem Namen tauchen Dir keine Erinnerungen auf?“ fragte Schomberg, ſich raſch aufrichtend; „ſehe aber jetzt wohl an Deinem eigenthümlichen Lächeln, daß Du mehr weißt, als Du mir geſagt.“

That, es ſind wirkliche Wälder, die wir dort weit ausgeſtreckt liegen ſehen, während wir langſam an den Abhängen der grauen Felsgebirge hinaufreiten, die Granada in einem weiten Halbkreiſe umgeben. Die erſten Wälder, die wir ſeit unſerem Eintritt in Spanien geſehen, nicht lichte Anpflanzungen von Oliven, vielleicht mit Platanen und Johannisbrodbäumen vermiſcht, nein, Wälder nach unſern Begriffen mit gewaltigen Eichen, mit Ulmen, Kaſtanien und einzelnen Gruppen von Alparobenbäumen mit ihren dunkeln, lederartigen Blättern. Ja, Granada hat Alles, was ein Menſchenherz nur erfreuen kann, im Sommer Wärme genug, um Orangen und Limonen hervorzubringen, ſogar einzelne Palmen, um namentlich in den engen Seitenthälern Granatbäume wachſen zu laſſen mit dem ſaftigen Laube und der glühend rothen Blüthe, die ſich ſo ſchön am Baume ausnimmt, aber auch nicht minder reizend im dichten ſchwarzen Haare der ſchönen Andaluſierin, und dazu hat Granada wieder ein gemäßigtes Klima. Die ſonſt alles verſengende Hitze wird abgekühlt durch die friſchen Lüfte, welche von der Sierra Nevada herabwehen. Der durſtige Boden wird angenehm getränkt durch die klaren Bergwaſſer, und läßt ſo neben Orangen und Palmen auch die königliche Eiche gedeihen — ja, Granada, du biſt glücklich, und glücklich iſt, wer in deinem Schoße verweilen darf.

Wir haben die erſten Anhöhen erſtiegen, halten an und ſenden die faſt traurigen Blicke noch einmal zurück über die Vega hin, nach der herrlichen Stadt, die mit ihren Thürmen und ſtolzen Schlöſſern ſanft ruhend am Fuße des erhabenen zackigen Schneegebirges im roſigen Morgenlichte langſam aufzublühen ſcheint. Dort liegt die Alhambra, ihre trotzigen Thürme heben ſich ab von der dahinter liegenden Wand des Gebirges, doch nicht ſo klar und deutlich, als die kleine reizende Xeneralife mit ihren weißen Säulen und Bogengängen auf dem faſt ſchwarzen Hintergrunde der Cypreſſen. — Das iſt ein verkörperter Traum, eine verwirklichte Phantaſie. — Waren wir wirklich dort, haben wir wirklich geſehen den Löwenhof und den lieben Garten der Sul-

„Wahrlich nein, ich weiß nichts mehr, kombinire aber und glaube mit Erfolg.“

„Seltſam, wie ſollte ſie gerade hieher kommen, warum zum Beiſpiel nicht in Paris auftreten, um nach einem Gelingen dort, ſogleich von der ganzen Welt als ein Stern erſter Größe anerkannt zu werden?“

„Wer kann das wiſſen, vielleicht daß noch lebende Familienmitglieder ein Hinderniß bilden, vielleicht aber auch,“ ſetzte er trübe lächelnd hinzu, „irre ich mich und dieſe Signora Regini iſt eben Niemand anders, als eine Signora Regini.“

„Du weißt über ihr Aeußeres nichts?“

„Nur, was mir Baron Schalken darüber ſagte; doch weißt Du ſelbſt, wie ſehr er Enthuſiaſt iſt, auch nie einen Mittelweg kennt — entweder tief unten oder hoch oben — und wie er ſeine Waare anzupreiſen verſteht. Hier iſt nun dieſe Signora Regini das Außerordentlichſte, was ſeit langer Zeit dageweſen, eine Stimme erſter Pracht und Größe, ein Geſang — nun, Du kennſt ja ſeine Art der Schwärmerei — das träfe aber alles zu,“ fuhr er mit einem ernſten Blicke fort, „und auch ihr Aeußeres, wie es mir Schalken geſchildert.“

„Gut, ſo wollen wir uns morgen überraſchen laſſen.“

„Nein, das möchte ich nicht, das könnte ich nicht,“ rief Graf Erwin aufſpringend — „ſieh' mich erſtaunt an, Du haſt ein Recht dazu, lache über mich, ich werde es Dir nicht übel nehmen, aber geſtehen will ich Dir — geſtehen muß ich Dir — und die Hand zum Schwur erheben, daß es die vollſte Wahrheit iſt, was ich Dir ſage. Ich fühle mich bei dem Gedanken, vielleicht morgen ſchon jenes räthſelhafte Weſen wieder zu ſehen, von einer Aufregung befallen, die ich nicht im Stande bin Dir begreiflich zu machen, noch viel weniger mir ſelbſt zu erklären; ich hatte ſie faſt vergeſſen, es lag eine dichte Aſchenſchichte auf meiner Erinnerung, ein Sturmwind hat dieſe weggefegt, und wenn ich wie jetzt die Augen ſchließe, — er drückte die Rechte vor das Geſicht, — ſo erklingen mir die Wundertöne hell und goldig, ſo höre ich ihren Geſang, ſo ſehe ich ſie vor mir ſtehen, die feine ſchlanke Geſtalt mit den eigenthümlich dunkel leuchtenden Augen — ja ſpotte über mich, Richard, Du haſt ein Recht dazu, um ſo mehr, da ich Dich feierlich verſichere, daß es allein die wundervolle Kunſt ihres Geſanges iſt, allein der ſüße Ton

ihrer Stimme, der mich bezaubert hat und nicht mehr zur Ruhe kommen läßt."

„So wäre es ja möglich," erwiederte der Andere in einem sehr kühlen Tone, „daß wir morgen einer ganz eigenthümlichen Entwicklung entgegensähen und vielleicht der Residenz Stoff zu monatelangem Gespräche lieferten."

„Ah, ich verstehe den Sinn Deiner Worte doch wie Du mich kennst, brauche ich Dir wohl keine Erklärungen darüber zu machen, sagte ja soeben auch schon, es ist ihre göttliche Kunst, die mich bestrickt und bezaubert; ja ich vermag in meinen Gedanken ihre Person davon zu trennen und fühle, daß diese mich kalt und ruhig ließe."

„Da beides aber nicht zu trennen ist, mein lieber Erwin, so sehe ich dem Augenblicke entgegen, wo ich gezwungen sein werde, mein Veto einzulegen."

„Segen über Dich, wenn Du das mit aller Kraft thust und mich so vielleicht von einem Abgrunde zurückhältst, neben den ich hintaumle — das heißt, wenn es ein Abgrund ist." Hier blieb er nach einem raschen Gange durch das Zimmer plötzlich stehen und fuhr dann fort, die Rechte in die Höhe hebend: „Wer weiß aber, ob es dagegen nicht der Gipfel höchster Glückseligkeit ist."

„Ja, wenn darin Klarheit wäre," ſagte der Andere, gedankenvoll vor ſich niederblickend.

„Sollte man denn ſo gar nichts geben können auf die Stimme des Herzens," fuhr der Andere in weicherem Tone fort, „ſollten denn jene kalten Naturen ſtets Recht behalten, die verächtlich reden von einer plötzlich auflodernden Leidenſchaft, und die von der Vernunft verlangen, daß ſie ſiegreich dagegen ankämpfen ſoll und erſt das Wie und Wo ergründen, ſtatt jener Leidenſchaft gerecht zu werden, die uns vielleicht glücklich macht."

„Die uns vielleicht glücklich macht," wiederholte Baron Schomberg im bedeutsamen Tone."

„Gewiß," rief der Andere im herausfordernden Tone, „wogegen ich Dir sagen muß, daß unsere gegenseitigen Einsätze so gleichbedeutend sind, daß es immerhin noch die Frage ist, wer von uns Beiden sich in größerer Gefahr befände, eine Niete zu ziehen; ihre Familie hat einen guten Klang, und ihre Kunst ist höher zu stellen, als mein Vermögen."

Nachdem er diese Worte mit Erregung herausgestoßen, schloß er mit einem so lauten und grellen Lachen, daß ihn sein Freund verwundert anblickte, welche Verwunderung allerdings einer Beistimmung Platz machte, als jener fortfuhr: „Wie lächerlich und übermüthig ist nicht alles das, was ich soeben gesprochen; wer weiß denn, lieber Freund, ob Du bei aller meiner Leidenschaft je in den Fall kommen könntest, Dein Veto einzulegen, ob sie vielleicht das nicht selbst besorgen würde. Sind wir doch thöricht genug, — das heißt, ich allein bin es, — um da von einer kostbaren Zauberfrucht zu reden, daß sie mir in die Hand fallen werde, sobald es mir beliebte, den Arm darnach auszustrecken — lächerlich — traurig lächerlich — vergiß, was ich Dir gesagt."

Nachdem er ſo geſprochen, nahm er ſeinen Gang durch das Zimmer wieder auf, und als Schomberg, ſeinen Bewegungen folgend, ihm nachblickte, erſchien auf deſſen Zügen ein Ausdruck, der ein obgleich verwunderndes, doch vollkommenes Eingehen in die Gedanken des Grafen anzeigte: es war, als ſpräche er leiſe vor ſich hin, „wahrhaftig, es iſt ungeheuer komiſch, über etwas zu disponiren, das vielleicht nicht die geringſte Luſt hat, uns ein Verfügungsrecht einzuräumen.“

„Gehen wir alſo zur Tagesordnung über,“ ſagteer nach einer Pauſe lachend, als er bemerkte, daß ſich auch die Schritte ſeines Freundes mäßigten, worauf ſich dieſer langſam wieder in ſein Fauteuil gleiten ließ.

„Gut, zur Tagesordnung, die eine Bitte an Dich in ſich ſchließt,“ ſagte Graf Erwin nach einer längeren Pauſe. „Ich bemerkte Dir vorhin ſchon, daß es mir faſt unmöglich erſcheint, die Spannung zu ertragen, mit der ich morgen Abend ungewiß dem Augenblicke entgegenſehen müßte, ob ſie es iſt, die uns als Elſa erſcheinen wird — Du wirſt mir ſagen, erkundige Dich nach ihr, beſuche ſie meinetwegen, verſchaffe Dir Gewißheit.“

„Nach dem, was ich vorhin von Dir vernommen, würde ich Dir kaum dieſen Rath geben, — Dich vielleicht zu einem unbedachten Worte veranlaſſen, das der Künſtlerin gelte, und wie ich Deine Ehrenhaftigkeit kenne, der jungen Dame trotz meines Vetos gehalten werden müßte, wenn auch die große Künſtlerin morgen Abend nicht ſo erſchiene, wie ſie in Deiner Erinnerung lebt."

„Du hältſt mich für ſehr ſchwach und thöricht, doch habe ich Dir Veranlaſſung dazu gegeben, wogegen Du mir glauben darfſt, daß ich ſtark genug wäre, mich vor jeder Aufregung zu hüten; aber — doch nun wirſt Du meine Eitelkeit belächeln — ich fürchte faſt ihre Ruhe zu ſtören, wenn ich ſo plötzlich und unerwartet morgen, am Tage ihres Auftretens, vor ihr erſchiene, — — warum ſoll ich es Dir läugnen, ſie gab mir damals Zeichen von Theilnahme in ihren Blicken, in ihrem bewegten Geſange, im leichten, kaum merklichen Druck ihrer Hand, als wir Abſchied von einander nahmen — vielleicht auch nur die Künſtlerin dem Künſtler.

„Gut, ſo laß' mich Deine Tagesordnung hören, obgleich ich mir ungefähr denken kann, was darauf ſteht."

„Dieſe Uebereinſtimmung würde mich freuen."

„Du wünſcheſt, daß ich in Erfahrung bringe, ob ſie es iſt, die wir in Baden geſehen?“

„Ja, und mir dadurch in jedem Falle eine tröſtliche Erleichterung verſchaffen; iſt ſie es nicht, — ich möchte das faſt wünſchen,“ ſetzte er leiſe und mit ſehr ernſtem Blick hinzu, — „ſo werde ich der morgigen Vorſtellung mit einer wohlthuenden Ruhe entgegen ſehen, iſt ſie es, nun ſo verlebe ich Stunden unbeſchreiblicher Aufregung und will alsdann erwarten, was das Schickſal weiter verfügt.“

„Du zweifelſt nicht daran, daß ich Dir dieſen kleinen Dienſt mit großem Vergnügen leiſte. Sobald es morgen Früh — oder vielmehr heute,“ ſetzte er, einen Blick auf die Uhr werfend, hinzu, „denn Mitternacht iſt längſt vorüber — an der ſchicklichen Zeit iſt, ſuche ich Signora Regini auf und werde ihr mein Vergnügen ausdrücken, — das heißt im Falle ich vorgelaſſen werde, — Sie wieder zu ſehen, und ihr ſagen, daß ich glücklich bin, ihrem Triumphe für den Abend beiwohnen zu dürfen; was aber habe ich in Beziehung auf Dich zu thun oder zu laſſen?“

„Jedenfalls darfſt Du meiner Anweſenheit hier nicht erwähnen, ſollſt nicht einmal meiner gedenken, wenn ſie das nicht thut.“

„Wie kannſt Du zweifeln?“

„Sollte ſie ſich aber meiner erinnern, gerne erinnern, ſo kannſt Du ihr ſagen, wie oft ich über ſie und ihre Kunſt geſprochen und wie überzeugt ich ſtets geweſen wäre, daß ihr Talent ſie das Höchſte und Schönſte erreichen ließe.“

„Aber wo biſt Du denn eigentlich?“ fragte Baron Schomberg ſchalkhaft lächelnd.

„Laß' mich ſein, wo Du willſt, auf Reiſen, auf meinen Gütern fern von hier, laß' mich ledig ſein oder verheiratet, wie es Dir gefällt, und entnimm aus dieſer Erlaubniß nebenbei, wie vertrauensvoll ich mich in Deine Hand gebe.“

„Gut, ich werde nach Befund der Umſtände handeln, und wenn es mir paßt, ſo dichte ich Dir eine behäbige Frau mit einem halben Dutzend Kinder an; Du ſiehſt, ich ſcheue vor nichts zurück, um Dir Deine Freiheit zu erhalten und im ſchlimmſten Falle mir mein Veto zu erſparen.“

„Handle, wie Du kannſt und willſt, und nun gute Nacht, mein Freund.“

Am andern Morgen, als es um die Zeit war, um einer Dame — noch dazu einer fremden Dame und obendrein einer Künſtlerin, die für den Abend eine große Rolle zu ſingen hatte — ſeine Aufwartung zu machen, alſo zwiſchen ein und zwei Uhr, begab

ſich Baron Schomberg nach der Wohnung der Sängerin Signora Regini, die zu erfragen durchaus keine Mühe gemacht hatte, da der Portier des eigenen Hotels es faſt wie eine Beleidigung aufnahm, die Wohnung einer Dame nicht wiſſen zu ſollen, auf deren Auftreten der Allerhöchſte Hof und das verehrungswürdige Publikum ſo geſpannt als möglich war.

Sie wohnte in einem anſehnlichen Privathauſe, und als Herr von Schomberg an der Glasthüre zum Veſtibul des erſten Stockes die Glocke gezogen hatte, erſchien ein älterer Diener, um die Frage nach der Anweſenheit ſeiner Herrin mit jener Miene, die uns deutlich ſagt, wir werden einen vergeblichen Verſuch machen, anzuhören.

Doch hatte der Fragende ein ſo vornehmes Aeußere, ſagte auch mit ſolcher Sicherheit, die Signora werde jedenfalls bedauern, ihn nicht geſehen zu haben, daß der Bediente mit der Bemerkung die dargereichte Karte annahm, er wolle jedenfalls bei der Kammerfrau fragen, ob heute noch eine Möglichkeit wäre, ſeine Herrin anzutreffen.

Herr von Schomberg aber hatte eine der Viſitenkarten übergeben, deren er ſich auf ſeiner damaligen Reiſe bediente und auf welcher der Name Mr. Richard Flock zu leſen war.

tanin, haben wir wirklich gewandelt unter den Säulenhallen der Xeneralife und dort ſinnend hinabgeſtaunt, auf das prachtvolle Granada zu unſern Füßen, haben wir wirklich die Hand gelegt an den Stamm der uralten Ceder, unter welcher die ſchöne Königin ihre Liebesnacht gefeiert in den Armen des kühnen Abencerragen, haben wir wirklich von dem klaren Quell getrunken, der, ein toller Felsbach, durch die Gärten und den Hof der Xeneralife dahinſchießt, über Treppen herab und unter dichten Lorbeerlauben hinweg, jetzt als ächter Sohn des Gebirges, jetzt eingeengt in grünen glänzenden Rinnen oder in einer Waſſerleitung von weißem Marmor, was er ſich aber gerne gefallen ließ, denn in ihm ſpiegelten ſich zwiſchen blühenden Roſen ſchwarze, unausſprechlich ſehnſuchtsvolle mauriſche Augen. —

Ja wir waren dort, wir haben all das Schöne geſehen und genoſſen und müſſen nun dieſem Paradieſe den Rücken kehren und gewiß auf Nimmerwiederſehen; aber etwas Köſtliches nehmen wir mit uns, die Erinnerung, ſie ſoll uns nicht verlaſſen, vielmehr erfriſchend in unſern Herzen walten, wenn der Froſt des gewöhnlichen Lebens daſſelbe kältend zu überziehen droht.

Alonzo drängt zum Fortreiten, aber wir können uns noch nicht trennen von dieſem zauberiſchen Platze. Von Granada klingen die Glocken zu uns herüber; rechts zu unſern Füßen liegt Soto de Roma, deſſen Wälder damals ſchon waren, als noch mauriſche Fahnen von den Zinnen der Alhambra wehten, und welch wichtige Rolle ſpielten jene Wälder in jener Zeit, wo ſie den Chriſten zum Verſteck und Sammelplatz dienten, ehe ſie zum Kampf in die Ebene zogen. Vielleicht iſt noch eine uralte Eiche vorhanden, die uns erzählen könnte von Ponce de Leon und andern chriſtlichen Rittern, die ſich unter ihren Zweigen gewaffnet, nachdem ſie Botſchaft geſandt an den König von Granada, er möge herausſenden ſeine Tapferſten zum Zweikampf.

Und dort weiter in der Ebene bei jenem verfallenen Thurm, wo jetzt der Staub aufwirbelt, da auf jener Stelle vielleicht krachten die Lanzen und blitzten die Klingen, während von den

Vielleicht hatte gerade dieſer Name günſtig gewirkt; gewirkt hatte er jedenfalls, denn der Bediente erſchien in wenigen Minuten mit einem wohlwollenden Lächeln und bat den gnädigen Herrn, in den Salon treten zu wollen und dort einen kleinen Augenblick zu warten.

Da ſtand er denn nun in einem elegant möblirten Gemach, und wenn er auch angeſichts dieſes Wiederſehens nichts von jener Aufregung empfand, deren ſein Freund geſtern erwähnt, ſo dachte er doch mit Intereſſe an jenes kleine ärmliche Zimmer neben der Lichtenthaler-Allee und war ſehr begierig darauf, jene junge Dame wiederzuſehen, die damals in ihrem Aeußern ſo gar einfach geweſen war in dem abgeſchoſſenen Leinenkleide mit den geflickten Aermeln.

Dann erſchien ſie, jene junge Dame, die er in Baden geſehen, die Marquiſe von Regny, mit einer haſtigen Bewegung in der Thüre des Nebenzimmers, um — ihn erblickend — ſichtbar mit einem Ausdruck der Enttäuſchung ſtehen zu bleiben. „A—a—a—ah, Sie ſind es, mein Herr?“

„Richard Fleck, der das Glück hatte, Sie in Baden zu ſehen.“

„O, ich habe das nie vergeſſen,“ ſagte ſie mit einer raſchen Handbewegung und ſetzte dann, lang-

ſam in ſehr vornehmer Haltung näher kommend, hinzu: „Richtig, Sie ſind Herr Flock und Ihr Freund hieß Herr Flick; ich will Ihnen offenherzig geſtehen, daß ich die Namen mit einander verwechſelt.“

Gerne hätte er geſagt, daß er dies bereits deutlich geſehen, doch begnügte er ſich mit einer

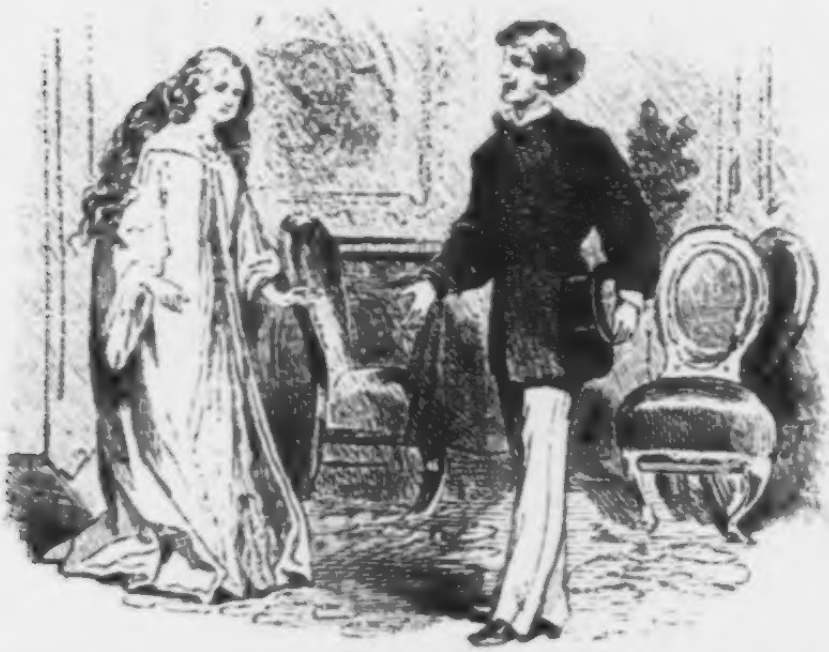

ſtummen Verbeugung, und als ſie ihn bat Platz zu nehmen, ſetzte er ſich in einen kleinen Lehnſeſſel, welcher vor dem Divan ſtand, auf dem ſie ſich niedergelaſſen.

Die Marquiſe hatte ſich wenig verändert, jedoch in dieſem Wenigen ſehr zu ihrem Vortheile,

abgeſehen von ihrer einfachen, aber eleganten Morgentoilette. Sie war ein klein wenig ſtärker geworden, das unruhige Zucken ihrer Mundwinkel hatte einem ruhigen, höchſt angenehmen Ausdrucke Platz gemacht, und als er jetzt beim Tageslicht ſo deutlich in die edlen Züge ihres Geſichtes zu blicken vermochte, erſtaunte er vor Allem über die Schönheit ihrer großen dunkelgrauen, faſt ſchwarzen Augen, deren lange Wimpern, wie die einer Spanierin, einen Schatten auf die Wange warfen. Um ſo prachtvoller ſtach davon das reiche hellblonde Haar ab, deſſen Fülle und Glanz er heute bewundern konnte, da es frei, in natürlichen Locken — wahrſcheinlich ſchon zu ihrer heutigen Rolle paſſend — über Nacken und Schultern herabfloß.

Nach ein paar einleitenden, gleichgiltigen Bemerkungen und nachdem Herr Flock geſagt, wie glücklich er ſei, eine Bekannte wieder zu finden in der Künſtlerin, deren Auftreten heute Abend mit ſo ungetheiltem Intereſſe entgegengeſehen werde, fragte ſie ihn, wie er in der Zwiſchenzeit gelebt, und nannte dabei auch leichthin den Namen ſeines Freundes, worauf Herr Flock nach einer Kunſtpauſe — während welcher er angelegentlich ſeine Handſchuhe betrachtet, wie um über eine kleine Verlegenheit

hinwegzukommen — zur Antwort gab, daß er von seinem Freunde nichts Besonderes wisse, als daß sich derselbe auf Reisen befände, die ihn wohl noch längere Zeit fern von der Heimat halten würden. „Wie sehr würde er bedauern, jetzt nicht hier zu sein," setzte er nach einer Pause hinzu; „denn Sie werden sich erinnern, daß er und mit vollem Rechte von Ihrer wunderbaren Stimme entzückt war und Ihnen eine große Zukunft profezeite."

Sie verbeugte sich, indem ein leichter Schatten über ihre interessanten Züge flog, und sagte dann, nicht ohne Bewegung in der Stimme: „Ich stehe vor dem Augenblick, wo es sich entscheiden wird, ob Ihr Freund mit seiner Profezeiung Recht oder Unrecht hatte — vielleicht ist es schade, daß er nicht gegenwärtig ist, vielleicht auch erspart ihm seine Abwesenheit eine große Täuschung."

„Letzteres ist undenkbar," entgegnete er mit Wärme, „und nach den großen und glänzenden Resultaten, die Sie schon erreicht haben," — hier konnte er nicht unterlassen, einen raschen Blick um sich her zu werfen, — „kann Ihnen der Erfolg des heutigen Abends doch unmöglich zweifelhaft sein; denn Sie finden hier ein ebenso gerechtes als kunstsinniges Publikum."

Die Marquiſe lächelte ihn freundlich, mit freier, offener Miene an, ehe ſie erwiederte: „Ich habe Ihren Blick von ſoeben ſehr gut verſtanden, doch verdanke ich die Veränderung, welche Sie ſo gütig zu bemerken waren, nicht jenen angedeuteten Reſultaten, ſondern einer Verkettung höchſt eigenthümlicher Umſtände, welche meinen Vater und damit auch mich in den Beſitz einer großen, längſt verloren geglaubten Erbſchaft ſetzte.“

„Geſtatten Sie mir, Ihnen auch darüber meine Freude auszudrücken,“ ſagte er raſch einfallend, und erlauben mir, eine Unart wieder gut zu machen, indem ich mich nach dem Befinden des Herrn Marquis erkundige.“

„Ich danke Ihnen, es geht ihm gut; er befindet ſich auf ſeinem Schloſſe in der Bretagne.“

„Und hatte keine Neigung, Ihren Triumfen als Künſtlerin beizuwohnen?“

„Im Gegentheil, jetzt, wo er mich nicht mehr als Mittel zum Zweck betrachtet,“ ſagte ſie unter einem bitteren Lächeln, „haßt er die Kunſt, das heißt, er haßt dieſelbe, da ich ſie ausüben will, und findet das unwürdig für die Tochter des Marquis von Regny.“

„Damals war er, wie es mir ſchien, ſehr mit Ihrem Vorhaben einverſtanden," ſagte Herr Flock, als er bemerkte, daß die junge Dame finſter vor ſich hinſtarrend ſchwieg, worauf ſie lebhaft zur Antwort gab: „Ja damals, was dachte, was that, was war er damals nicht alles, — Sie erſtaunen über den Ton, in dem ich rede, — doch nein, Sie können nicht darüber erſtaunen, da es ja Ihrem Freunde und ſomit auch Ihnen durch Zufall vergönnt war, einen ſo tiefen Blick in unſer elendes Leben zu thun — — und da Sie ja an demſelben Abende das Glück hatten, mit meinem Vater, dem Herrn Marquis von Regny, verſchiedene Partien Ecarté zu ſpielen."

„Aber ich bitte Sie, Marquiſe —"

Sie neigte ihr Haupt mit einer ſehr entſchiedenen Bewegung, und erwiederte darauf: „Ich bin mit dieſen Erinnerungen fertig und habe ſie auch nur hervorgerufen, um Ihnen dadurch klar zu machen, weshalb ich in meinem Vorſatze verharre, weshalb die ſelbſt reich gewordene Marquiſe von Regny doch nur ihr ferneres Glück in der Ausübung ihrer Kunſt ſuchen will. Bitte, ſagen Sie das auch Ihrem Freunde, ſobald Sie ihn einmal wieder ſehen, und ſagen Sie ihm auch —" hier erhob ſie ſich, „daß

ich von dem Beſuche erfahren, womit er damals am anderen Morgen unſer kleines Häuschen bei Baden beehrt, und daß mich dieſer Beweis von Güte und Freundlichkeit tief gerührt habe; ſagen Sie ihm ferner noch — doch wozu alles das," unterbrach ſie ſich ſelbſt mit einem trüben Lächeln, „wer weiß, ob ihm überhaupt etwas an dieſen meinen Botſchaften gelegen iſt; deshalb iſt es beſſer, mein lieber Herr Flock," hier reichte ſie ihm ihre Hand zum Abſchiede, „Sie ſagen ihm gar nichts als von mir ausgehend, überhaupt nur das, was Sie für nöthig halten, irgend eine ſeiner immerhin möglichen Fragen zu beantworten."

„Ich werde ſo thun, mein Fräulein," gab er nicht ohne eine kleine Bewegung zur Antwort, denn die junge Dame als ſolche hatte auf ihn einen tiefen und äußerſt wohlthuenden Eindruck gemacht; ich werde handeln, wie es einem guten und treuen Freunde zukommt, deshalb auch heute Abend Ihrem Triumfe beiwohnen, und darf mir alsdann auch wohl erlauben, mich morgen nach Ihrem Befinden zu erkundigen?"

„Sie ſollen mir willkommen ſein, ſelbſt wenn wir auch über keinen Triumf zu reden hätten —

„o glauben Sie ja nicht, daß ich nicht vollkommen von dem überzeugt bin, was ich zu leisten vermag," setzte sie rasch hinzu, als sie seine ungläubige Miene bemerkte; „doch hängen wir und unsere Erfolge ja auch von so vielen Zufälligkeiten ab, auch von bösem Willen und übler Laune, und da ich weiß, daß man mir von gewissen Seiten nicht gut gesinnt ist, so bedrückt mich zuweilen ein ahnungsvolles Gefühl, das ich nicht zu bemeistern vermag."

„Also jedenfalls auf Wiedersehen."

Als er sie verlassen, stieg er gedankenvoll die Treppen hinab, bei sich überlegend, was er seinem Freunde denn eigentlich von dem Erlebten und seinen Eindrücken mitzutheilen habe, um die Prädikate gut und treu, die er sich vorhin selbst beigelegt, zu verdienen. Daß die Persönlichkeit der Marquise im Ganzen sehr gut auf ihn eingewirkt, brauchte er nicht zu verschweigen, ob aber zu sagen sei, daß sie sich von ihrem Herrn Vater getrennt und daß derselbe jetzt wieder, ein reicher Mann, auf seinen Gütern in der Bretagne lebe, das war noch zu überlegen; jedenfalls glaubte er im Sinne des Grafen Erwin gehandelt zu haben, als er von diesem als von einem Abwesenden gesprochen, und als er überhaupt jedes Wort vermieden hatte, was er in seiner regen

Theilnahme des Herrn Flick für die junge Marquise verrathen haben könnte.

Unter diesen Gedanken trat er vor das Haus und war eben im Begriffe in seinen Wagen zu steigen, als ihm der am Schlage harrende Diener sagte, der Herr Graf Fohrbach sei soeben dagewesen, habe nach dem gnädigen Herrn gefragt und ersucht, der gnädige Herr möge sich gefälligst dort drüben in den Laden bemühen, wo er den Herrn Grafen antreffen werde.

Dort an der Thüre trat ihm dieser auch schon mit den Worten entgegen: „Du wirst über meine Ungeduld lächeln; doch bin ich weniger gekommen, erwartungsvoll über ein Resultat Deiner Unterredung, die ja überhaupt nur dann Interesse für mich haben kann, wenn sie es wirklich ist.“

Bei diesen Worten sah er seinen Freund fragend an, und als dieser mit dem Kopfe bejahend erwiederte: „Sie ist es, es ist die Marquise von Regny,“ fuhr jener tief aufathmend fort: „O, ich wußte es, daß mich meine Ahnung nicht betrogen — was mich aber jetzt Dir entgegenführt, gilt weniger der Persönlichkeit der jungen Dame, als der Künstlerin selbst; denn ich erfuhr soeben im Hotel, die Vorstellung für heute sei zweifelhaft

geworden, da der Tenor habe absagen lassen. Hast Du darüber etwas von ihr gehört?"

„Sie wußte noch nichts davon, sprach mir allerdings von einem sie bedrückenden Gefühle, von der Ahnung irgend eines unangenehmen Zufalls; doch fand ich das bei der Aufregung, in der sie am Tage einer großen Rolle debutirend vor einem neuen Publikum, ja eigentlich debutirend zum ersten Male, sein mußte, begreiflich."

„Es trieb mich hieher, um darüber vielleicht etwas zu erfahren — doch halt," unterbrach er sich selbst, über die Straße blickend, „das könnte Baron Schalken sein, der dort vor ihrer Wohnung anfährt; warte einen Augenblick auf mich, ich möchte gern Gewißheit haben."

Mit raschen Schritten ging er dahin und hatte das Glück, den Theater-Intendanten, der es in der That war, zu erreichen, als dieser eben im Begriffe war in das Haus zu treten.

„Verzeihen Sie, lieber Baron," sagte er, ihn ansprechend, „daß ich Sie hier förmlich überfalle; aber Sie haben mich gestern Abend durch Ihr Vertrauen zum Verbündeten gemacht und müssen daher schon entschuldigen, daß ich mich bei Ihnen — als

Zinnen der Alhambra der König und ſein Gefolge niederſah und während ſich ein paar ſchwarze Augen ohnmächtig ſchloßen, wenn der Maure dem Chriſten unterlag, nachdem der Schild zerſplittert, der Schild mit Halbmond und Deviſe.

Sie ſind vorüber, jene Zeiten, wie auch die Tage, die wir in den prachtvollen Ueberbleibſeln jener alten gewaltigen Zeit zubringen durften. Unſer Führer mahnt zum Fortreiten, und wenn wir auch den widerſtrebenden Pferden den Zügel laſſen, ſo blicken wir doch im Sattel gewendet noch immer rückwärts auf die Ebene und die mit leichtem Morgennebel umkränzte Stadt. Dort, weit hinter derſelben, auf dem letzten Ausläufer des Alpujarras, blickt wieder jener eigenthümlich geformte Hügel hervor, den wir ſchon von der Alhambra ſahen, el ſoſpiro del Moro, und hatten wir nicht faſt das gleiche Schickſal wie der unglückliche König Boabdil? auch wir ſehen ja dieſe göttlichen Gefilde zum letztenmal.

Ja, zum letztenmal. Sanft klingen die Glocken von Granada herüber und der leiſe Wind trägt den Schall an unſer Ohr. Dieſelben Klänge, welche der Pilger, der hier oben überraſcht von der herrlichen Ebene betrachtend ſtehen blieb, ſchon vor ſo viel hundert Jahren hörte. Drunten liegen die Wälder der Soto de Roma, grade wie ehedem, und der Xenil rauſcht durch die Ebene mit demſelben Flüſtern, mit dem er manchen verwundeten Mauren und Chriſten einſchläferte; und über alles das hinaus blicken die leuchtenden, ſchneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada und ſtehen da in alter Pracht und Herrlichkeit, während die Geſchlechter zu ihren Füßen beſtändig wechſeln. Ja, die ernſten Berge ſahen Römer, Gothen, Mauren und Chriſten durch dieſe Ebenen ziehen und werden noch manchen Wanderer erblicken, der, wie wir, hier oben ſtehend einen letzten traurigen Blick auf die liebe Stadt wirft — Lebewohl, Granada!

Alonzo hatte uns im Stiche gelaſſen und war auf ſeinem ſtarken Maulthiere weiter geritten. Wir folgten ihm in ſcharfem Trabe und holten ihn erſt in einer ſtarken halben Stunde wieder ein. Die Ausſicht auf die Vega von Granada hatten wir gleich

der beſten Quelle — über die Wahrheit eines Gerüchtes erkundige, das mir zu Ohren gekommen."

„Ob es wahr iſt —" gab der Theater-Intendant zur Antwort, indem er krampfhaft ſeine Hände über einander ſchlug, ſie gegen den Leib drückte und dabei mit einem troſtloſen Blick an den Himmel emporſchaute, „ob es wahr iſt? — Ja, es iſt wahr, und Sie ſehen mich — darniedergedrückt von ſo viel Unglück — in vollſter Verzweiflung."

„So hat Ihr Tenor wirklich abſagen laſſen?"

„Er hat abſagen laſſen — die Stöger, jenes hölliſche Weib, triumfirt, und ich mit all' meiner Verſicht muß, wenn nicht ein Wunder geſchieht, — ach, und es geſchehen keine Wunder mehr, — von hier nach dem Schloſſe fahren, muß mich bei Seiner Majeſtät melden laſſen, um — einen ſolchen Werth hat man auf die heutige Vorſtellung gelegt," hier erhob er ſeine Hand wie zur Bekräftigung in die Höhe — „durch unmittelbare Vorlegung der Dokumente wenigſtens zu beweiſen, daß ich mein Möglichſtes gethan."

„Welcher Dokumente denn?"

„Nun, das ärztliche Atteſt meines eigenen, jungen, liederlichen Menſchen und die Telegramme von Darmſtadt und München."

„So haben Beide abgeſchrieben?“

„Beide, — iſt ſolch' eine Tücke des Schickſals erhört! Welche Honorare hatte ich ihnen angeboten, welche Reiſe-Entſchädigung, wie war ich hier beſorgt geweſen für die leiblichen Bequemlichkeiten dieſer beiden verfluchten Kerls — habe ich doch heute ſelbſt perſönlich im Gaſthofe nachgeſehen, ob ihre Wohnungen in Bereitſchaft, gut gewärmt und ventilirt ſeien. O, ich ſage Ihnen, der Dienſt eines Hoftheater-Intendanten iſt ein ſaures Brod.“

„Alſo Beide abgeſchrieben, das iſt doch ganz unerklärlich.“

„Der Eine wegen Krankheit, der Andere wegen eines ſchweren Trauerfalles in ſeiner Familie.“

„Und was ſoll nun geſchehen?“

„Weiß ich das?“ fragte der Andere in einem beinahe weinerlichen Tone. „Nur ſo viel weiß ich, daß ich jetzt dort oben eine artige Szene haben werde; denn wenn auch die Signora Regini eine junge Dame von feinſtem Tone iſt, ſo wird doch die Künſtlerin transſpiriren und ſie in den Gemüthszuſtand kommen wie eine Tigerin, der man ein Junges geraubt.“

„Nun, ſo arg wird es wohl nicht werden.“

„O, ich kenne dieſe Theaterprinzeſſinnen, wenn auch die da oben ſchon wirklich etwas von einer

Echten an ſich hat, was gerade in dieſem Falle um ſo unangenehmer für mich ſein muß. Sie wird mir keine Vorwürfe machen, ſie wird weder klagen noch jammern, ſie wird noch viel weniger von einzuhaltenden Bedingungen reden, dazu iſt ſie zu vornehm, ſondern ſie wird mir einfach ſagen: Ich danke Ihnen, Herr Baron, für Ihre freundlichen Bemühungen, und wenn ich je wieder hieherkommen ſollte, ſo hoffe ich glücklicher zu ſein.“

„Alſo ſind Sie überzeugt, daß ſie ohne weiters abreiſen wird?“

„Ob ich davon überzeugt bin; sie wird abreisen, die Vorstellung wird nicht stattfinden, ich bin blamirt — o schütteln Sie nicht mit dem Kopfe, ich kenne die Feinde, die ich bei Hofe habe, und es ist mir gerade so, als befände ich mich hinter der gewissen japanischen Wand im Kabinete Ihrer Majestät der Königin, und als hörte ich die alte Pommerhausen sagen: Er ist so unzuverlässig, dieser gute Baron Schalken, — wenn es nicht mehr als blos Unzuverläßigkeit ist, — dann blickt Ihre Majestät fragend in die Höhe und jene Schlange in Gestalt einer Staatsdame zischt mit so offener, arglos erscheinender Miene: Er protegirt doch die Stöger etwas auffallend. Sehen Sie, lieber Freund, das ist meine Stellung; rechts ein Abgrund, links ein Abgrund und dazu stets wechselnder Hofwind."

„So müßten wir also ein Wunder erflehen," meinte Graf Erwin lächelnd.

„O, an meinem Flehen hat es nicht gefehlt; wo wollen Sie aber in dieser ungläubigen, verdorbenen Künstlerwelt auf ein Wunder hoffen?"

„Und wenn nun ich Ihnen eines verspräche?"

„Graf Fohrbach," rief der Hoftheater-Intendant mit einem Ausdruck halb freudigen, halb wirklichen

Schreckens zurückfahrend, „machen Sie mich nicht noch unglücklicher, als ich ſchon bin, indem Sie mir, wenn ich Ihnen meine beiden Hände zitternd vor Erwartung entgegenſtrecke, lachend zur Antwort geben: Sie hätten im Grunde nichts mehr für mich, als einen einfachen Kanzleitroſt.“

„Und doch habe ich mehr,“ gab der Andere in ſehr ernſtem Tone zur Antwort, „wenn auch kein Wunder, ſo doch eine Hilfe, welche die Vorſtellung ermöglichte.“

„Das wäre ja für mich ein Wunder, ein großes, ein köſtliches — verlangen Sie von mir, was Sie wollen, aber retten Sie den armen Theater-Intendanten.“

Er hatte ſtürmiſch mit ſeinen beiden Händen die Rechte des Grafen Erwin erfaßt und ſah ihm erwartungsvoll in's Geſicht, während er in weichem, flehendem Tone ſagte: „Nicht wahr, Sie treiben keinen Scherz mit mir, Sie ein Edelmann von reinſtem Waſſer, — ſelbſt ein großer Künſtler.“

„Ich treibe keinen Scherz mit Ihnen,“ entgegnete der Andere ruhig, „nur verlange ich unbedingtes Vertrauen.“

„Ich ſchwöre es beim Anubis,“ ſagte Baron Schalken, indem er die Hand erhob, „bei meinem

Namen und bei allen Göttern und Göttinnen, die ich zu kommandiren die Ehre habe.“

„So erlauben Sie mir vorher eine Frage: Würde einer der Tenore von Darmstadt oder München heute noch eine Probe gehabt haben?“

„Allerdings, doch nur in allgemeinen Umriſſen; nur des Theaters und der Maſchinerien wegen — dazu iſt Alles auf heute vier Uhr Nachmittag bereits beſtellt,“ ſetzte er mit einem Seufzer hinzu.

„Sind dort viele Perſonen anweſend?“

„Nur Einer der Kapellmeiſter, der Inſpizient, Regiſſeur und Maſchiniſt.“

„Niemand vom Opern-Perſonale?“

„Niemand, beſonders heute nicht, am Tage der Aufführung, da die ganz kleine Probe nur zur Bequemlichkeit des fremden Sängers ſtattfinden würde.“

„Gut, die Probe ſoll um vier Uhr ſtattfinden.“

„A — a — a — ah! — ohne einen Sänger?“

„Mit Lohengrin; ich ſorge dafür.“

„Im Ernſt?“

„Im Ernſt, — auf mein Wort, ſoweit überhaupt ein Sterblicher im Stande iſt, etwas für die nächſten Stunden zu verſprechen.“

„Natürlich kennen Sie die Fähigkeiten dieſes Sängers?“

„Sie können ſich darauf verlaſſen. Wenn auch kein Künſtler erſten Ranges, — wo wäre ein ſolcher heute zu finden, — wird er doch genügen und Ihre Vorſtellung ermöglichen. Ich kenne ihn ſeit lange, ſtehe im Verkehr mit ihm und habe noch in der Nacht — da ich ſchon geſtern Ihre Unruhe bemerkte — angefragt, ob er im Nothfalle erbötig ſei, uns zu dienen."

„Und iſt er bereit?" fragte der Hoftheater-Intendant in großer Spannung.

„Noch mehr, er iſt bereits in der Reſidenz."

„Mein Retter, mein Freund," jubelte Baron Schalken, allerdings in etwas gedämpftem Tone, da ſich Beide vor dem Hauſe der Sängerin auf offener Straße befanden, was ihn auch abhielt, den Grafen ſtürmiſch zu umarmen; doch drückte er ihm krampfhaft beide Hände, „verlangen Sie von mir, was Sie wollen, ich werde ſelbſt das Unmögliche möglich zu machen ſuchen, und geſtatten Sie mir, um vier Uhr auf der Probe auch jenem jungen Manne meinen wärmſten Dank auszuſprechen."

„Das, lieber Baron Schalken, kann ich Ihnen unter keiner Bedingung geſtatten, ja ich muß verlangen, daß Sie auf dieſer Probe nicht anweſend ſind; ich muß ferner verlangen, daß Ihre Beamten

eidlich verſprechen, über die Perſon meines Sängers bis zur Vorſtellung ein unverbrüchliches Stillſchweigen zu beobachten — Sie müſſen ſich mir auf Gnade und Ungnade ergeben; ich muß ferner verlangen, daß Sie ſowohl Seiner Majeſtät dem König die Meldung machen, als auch der Signora Regini ſagen, daß Ihr Tenor nicht ſingen werde, daß die beiden Anderen von Darmſtadt und München abgeſchrieben hätten, daß Sie aber mit Ihrer Perſon dafür einſtehen, einen genügenden Lohengrin anzuſchaffen."

„J—a—a—a — aber —" ſagte der Intendant mit einer etwas verblüfften Miene.

„Sie müſſen ſich mir, ich wiederhole es, auf Gnade und Ungnade ergeben," fiel ihm Graf Erwin raſch in's Wort, und ſetzte dann mit feierlicher Stimme hinzu: „Aber damit Sie ſelbſt gläubig und vertrauensvoll ſein können, gebe ich Ihnen wiederholt mein Wort zum Pfande, daß wir mit Ehren beſtehen werden, und füge als tiefſtes Geheimniß bei," — hier neigte er ſich an das Ohr des Theater-Intendanten, — „daß ich mit dem heiligen Gral in Verbindung ſtehe und daß Lohengrin in eigener Perſon erſcheinen wird — nun behüte Sie Gott, bei Philippi ſehen wir uns wieder," damit ging er raſch davon, ſeinem harrenden Freunde ent-

gegen, um ſich, ſobald er dieſen erreicht, noch einmal umzuſchauen und immer noch den Hoftheater-Intendanten zu bemerken, der jetzt erſt kopfſchüttelnd in dem Hauſe der Sängerin verſchwand.

Es gibt durch alle Schichten der menſchlichen Geſellſchaft geheime Kanäle, Kommunikationswege, man könnte ſagen Zündfäden und Telegrafendrähte, vermittelſt welchen irgend eine Begebenheit, etwas Geſchehenes oder geſchehen Sollendes ſich in ſo unglaublich kurzer Zeit überall hin verbreitet, daß wir mit dem größten Erſtaunen dieſe Wirkung ſehen, ohne ſelbſt die eben angeführten Urſachen für ausreichend und genügend zu halten. Freilich raſt das geſprochene Wort, von der Lippe zum Ohr und von dieſem wieder zur Lippe gebracht, beſonders wenn dieſe Vermittlung durch die Zunge des ſchöneren Geſchlechtes geſchieht, mit der Schnelligkeit des Blitzes, aber ausgiebiger wie dieſer, der nur in geradem Strahle herniederfährt, während dort die Haupt-, Neben- und Unterabzweigungen zahllos ſind, wie der Sand am Meere.

So kam es denn auch, daß in der Reſidenz ſchon nach Verlauf von ein paar Stunden ſich durch alle Kreiſe, die ſich für das königliche Theater intereſſirten, die ſonderbare Mähr verbreitete, der

erſte Tenor ſei krank geworden, zwei andere von Darmſtadt und München hätten abgeſchrieben, es ſei überhaupt gar kein Sänger aufzutreiben geweſen, und doch werde die Vorſtellung ſtattfinden mit einem Lohengrin, deſſen Name Niemand kenne, der noch gar nicht da ſei, ſondern erſt erwartet werde; ja, der vielleicht als Retter in der Noth jener italieniſchen Sängerin, auf ſeinem Schwanenwagen herangezogen komme, vielleicht ſogar durch die Luft, da Bäche und Flüſſe zugefroren ſeien.

Kurz, man machte alle erdenklichen Kombinationen, man nannte Namen alter, längſt penſionirter Tenore, die wackelig am Krückenſtock vorbeiſchlichen; Einige verſicherten, Lohengrin werde durch einen Tänzer des königlichen Ballets pantomimiſch dargeſtellt, Andere wußten als ganz genau, Madame Stöger habe ſich entſchloſſen, in dieſer Hoſenrolle zu glänzen — Alles aber erwartete mit Spannung eine zweite Auflage des Theaterzettels, der denn auch endlich gegen vier Uhr an dem königlichen Opernhauſe angeſchlagen und ſo zahlreich vertheilt wurde, als nur eben möglich war.

Aufklärung bot aber auch der Theaterzettel nicht, denn da ſtanden hinter Lohengrin die bekannten drei Kreuzchen, ohne daß ſich dieſelben unten mit

hinter der Berghöhe verloren und um den Contraſt recht fühlbar zu machen, umgab uns jetzt eine wilde Felsgegend mit der dürftigſten Vegetation. Einige magere Burbaumſträuche ſtanden hie und da und wir ritten abwechſelnd auf Sand und rauhem Geſtein. Zuweilen ſahen wir etwas wie eine Straße, auch Fahrgeleiſe in derſelben, doch lief ſie meiſtens ſo ſteil auf und ab und war ſo holperig, daß man nicht begreifen konnte, wie ſich ein Fuhrwerk hieher verirren möge. Unbegreiflich bleibt es freilich, daß von irgend einer Wagenverbindung zwiſchen Granada und Cordova, zwei Städten, die zuſammen mindeſtens 100,000 Einwohner haben, nicht die Rede iſt. Natürlich müßte, um eine Diligence befördern zu können, erſt eine Straße gebaut werden, und davon iſt, wie ſchon bemerkt, keine Rede. Geleiſe, die wir zuweilen in Sand eingeſchnitten ſahen, führten vielleicht von irgend einem alleinſtehenden Hauſe urbar gemachten Feldern oder nach dürrem Strauchwerk, hier Wald genannt, um das Holz zu holen.

Die Wagenverbindung zwiſchen Granada, Cordova, Sevilla u. ſ. w. geht über Jaen und erreicht bei Baylen die große Straße von Madrid nach Sevilla. Auf dem direkten Weg zwiſchen Granada und Cordova, den wir jetzt zogen, gibt es nicht einmal einen ordentlichen Pfad für die Reitthiere und Jeder ſucht ſich den beſten Weg nach ſeinem Belieben aus; der Begegnenden ſind auch hier ſehr wenige, vielleicht ein Mann zu Eſel, der in der Nachbarſchaft ein Geſchäft hat, oder ein paar Leute, die mit Hacke und Art aufs Feld und in den Wald ziehen, höchſt ſelten irgend ein Corſar aus Cordova, der mit ſeinen Maulthieren eine Ladung Waaren nach Granada gebracht oder von dort geholt. Ein Grund mit für die Einſamkeit dieſes Weges mag wohl darin liegen, daß die Gebirge zwiſchen Granada und Cordova von jeher zu den verrufenſten von ganz Spanien gehörten. Hier trieb der bekannte und berüchtigte Joſe Maria, einer der renommirteſten Räuber ſein Weſen; wenigſtens hatte er in dieſen unwegſamen Einöden ſein Hauptquartier, von wo er die große Straße nach Andaluſien und die Ebene

Nennung irgend eines Namens wiederholten — da ſtand nur: „Signora Regini als Elſa.“

Würde die königliche Oper eine Reklame nöthig gehabt haben, ſie hätte auf keine wirkſamere verfallen können, und es wurde heute ein noch großartigerer Handel mit den Billeten getrieben und Sperrſitze zu einer unglaublichen Höhe verkauft.

Selbst Seine Majestät der König, als ihm vor der Tafel der neue Theaterzettel präsentirt wurde, beliebten zu sagen: „Das ist eine eigenthümliche Idee des Baron Schalken, und muß ich schon gestehen, es wird unsere Erwartung auf die Ankunft des Schwanenritters ganz besonders steigern; doch hat nebenbei die Idee etwas Unheimliches, gerade in dieser an sich schon ergreifenden Szene irgend etwas Geheimnißvolles, Unbekanntes zu erwarten.

Diese vielleicht scherzhaft gemeinten Worte Seiner Majestät waren indessen pflichtschuldigst von einigen alten Kammerherren, nervenschwachen Hofdamen, die es schaudernd empfanden, so vor etwas Ungewöhnlichem, etwas geheimnißvoll Unbekanntem — so hatte der König gesagt — zu stehen, und die würdige Pommerhausen versicherte der nicht minder würdigen Klettenberg, wenn sie nicht heute den Dienst bei Ihrer Majestät hätte, so würden vier weiße Elefanten — Pferde waren ihr zu gering — im Stande sein, sie in die Oper zu bringen.

Daß die unschuldige und unwissende Ursache all' dieser Aufregung nicht minder bewegt war, brauchen wir wohl nicht zu versichern, ja Baron Schalken hatte nie fürchterlichere Stunden, als an diesem Nachmittage verlebt. Wenn ihn Graf Fohr-

bach mit ſeinem jungen Manne im Stiche ließe, — Jeder vermag ja nur das zu thun, was möglich iſt, — wenn Abends der Augenblick herangekommen war, wo ſich der Chor in heftiger Aufregung nach hinten wendet:

„Seht! ſeht! welch' ſeltſam Wunder! Wie? Ein Schwan,
Ein Schwan zieht einen Nachen dort heran!“ —

der Moment, wo Alles im Publikum ſchon bei einer ganz gewöhnlichen Vorſtellung die Hälſe reckt, wo es ſogar in den Logen des erſten Ranges unruhig wird und wo Seine Majeſtät Höchſtſelbſt zuweilen das Opernglas vor's Auge nehmen, um beſſer zu ſehen

„Den Ritter d'rin hoch aufgerichtet, ſtehend,
Wie glänzt ſein Waffenſchmuck! Das Aug' vergeht
Vor ſolchem Licht! — Seht! näher kommt er an!
An einer gold'nen Kette zieht der Schwan!“

und wenn dann — ſchon bei dem bloßen Gedanken faßt ihn ein Schwindel — jene bange Pauſe einträte, die auf dem Theater ſtets ein Unglück einzuleiten pflegt, wo der Kapellmeiſter langſam den Taktirſtock ſinken läßt, dann der erſten Violine etwas zuflüſtert, wo hier im Lohengrin die brabantiſchen Männer und Frauen anfingen, ſehr un-

gemüthlich unruhig zu werden, wo der Heerrufer mit einem verblüfften Geſichte in's Publikum ſchaute, wo der deutſche König Heinrich der Vogler einem ſeiner Pagen leiſe den Befehl zuflüſtert, ſich ſachte hinter die Kouliſſen zu ſchleichen, um nachzuſehen, was das wieder einmal für eine Hauptſchweinerei iſt — — und wenn dann endlich, nachdem ſämmtliche Feinde des Hoftheater-Intendanten — und er hatte deren zahlreiche — ſich bedeutſam und boshaft lächelnd zugenickt, — wenn Seine Majeſtät mit verdrießlicher Miene Höchſtihren Flügeladjutanten herbeigewinkt — und wenn dann ſchließlich, den ganzen unſäglichen Jammer krönend, ſtatt des leuchtenden, ſilberſchimmernden Lohengrin der Inſpizient im ſchwarzen Frack erſchiene, um in ſeiner verfluchten ſächſiſchen Ausſprache zu melden, daß Lohengrin bis jetzt nicht angekommen und auch heute ſehre ſchwerlich mehre zu erwarten ſei.

Ein paar Mal ſchon hatte ſich der Hoftheater-Intendant dergeſtalt ſelbſt in die Angſt hineingeſteigert, daß er ſich in ſeinen Wagen warf, um nach dem Hotel des Grafen Fohrbach zu fahren; doch war ihm unterwegs eingefallen, daß dieſer wahrſcheinlich ſeinen jungen Sänger ſelbſt zur Probe geleitet — zur Probe im königlichen Hoftheater,

wo er, der Gebieter desſelben, ſeinem gegebenen Worte gemäß nicht erſcheinen durfte, — das heißt, er hatte gelobt, nicht auf der Probe zu erſcheinen; doch blieb es ihm unverwehrt, ſich in das Opernhaus zu ſchleichen, heimlich in die Wohnung des Portiers, um den Theater-Inſpizienten für einen Augenblick zu ſich entbieten zu laſſen.

Gehorſam dieſem Rufe, ſchlüpfte auch der Beamte in ſeinen dicken Filzſchuhen gleich darauf in's Zimmer, um dort von ſeinem Chef mit zuſammengeſchlagenen Händen und den Worten

empfangen zu werden: „Sagen Sie mir um's Himmelswillen, mein lieber Spanenberg, wie ſteht es droben und was haben wir für heute Abend zu erwarten? Ich ging gerne ſelbſt hinauf, doch — doch will ich mich lieber auf Ihr mir bekanntes kunſtverſtändiges Urtheil verlaſſen."

„Na hören Sie, Herr Baron, das iſt eigentlich eine ganz verfluchte Geſchichte; wir ſind bereits am dritten Akt, doch hat der Herr, der heute Abend den Lohengrin ſingen wird, noch keinen Ton von ſich hören laſſen."

„Um Gotteswillen, Herr Spanenberg."

„Nun, das ſoll Sie gerade nicht erſchrecken, Herr Baron, er ſchont ſich für heute Abend; auch kann ich Sie verſichern, daß Alles, was er ſonſt thut, nicht ohne Verſtändniß iſt. Er trat aus dem Nachen heraus wie Jemand, der ſchon oft dabei geweſen iſt, und kam vor mit jenen guten und ſchönen Schritten, die Einem ſogleich Vertrauen einflößen."

„Und wie ſieht er aus?"

„Er iſt groß und ſcheint ein hübſcher Mann zu ſein, ſeine Geſichtszüge konnte freilich Niemand recht ſehen, dafür iſt es zu dunkel auf der Probe; im Vertrauen geſagt, Herr Baron, wir hatten aus Neugierde ſchon ein paar Lichter mehr als gewöhn-

lich angezündet, doch wie er auf dem Nachen daherkam, rief er laut hinüber: Ich brauche nicht so viel Licht, es ist das ganz unnöthig."

„Und wie war der Ton der Stimme?"

„Schene, Herr Baron, klangvoll, gewaltig, das ist nicht zu läugnen."

„Nun, der Himmel wird uns gnädig sein," erwiederte der Hoftheater-Intendant mit einem vertrauensvollen Blick nach oben, „und wenn alles das glücklich vorübergegangen ist, mein lieber Herr Spanenberg, so erinnern Sie mich morgen sogleich an Ihr Gesuch um Gehaltserhöhung."

Von den Gefühlen der Signora Regini hätten wir eigentlich zuerst reden sollen, wollen aber der Wahrheit gemäß versichern, daß sie nicht nur ruhig und vertrauensvoll erschien, sondern auch in Wirklichkeit so viel war, als man es von der aufregenden Situation erwarten durfte.

Verwundert blickte deshalb auch die Ober-Theatergarderobierin, die sich heute zum Ankleiden selbst herabgelassen, in das schöne, ruhige, wenngleich bleiche Gesicht und flüsterte ihr heimlich die Beruhigung zu, so viel sie gehört, versprechen sich Kapellmeister, Regisseur und Inspizient alles Gute von dem zu erwartenden Lohengrin."

„Wer aber konnte es ſein?“ das beſchäftigte allerdings ihre Seele, während ſie ſich in das einfache weiße Gewand hüllen ließ, während man ihr prachtvolles blondes Haar mit lauten Ausrufen der Bewunderung löſte, um es natürlich gelockt über Nacken und Schultern herabfließen zu laſſen, — wer war ihr Lohengrin, und damit in doppelter Hinſicht ihr Retter? — Wohl hatte ſie bei dieſen Fragen ein paar Mal flüchtig jener Begegnung in Baden gedacht, und dann hatte etwas, mit den Symptomen namenloſer Angſt, ihre Bruſt beſchwert, tiefes Athemholen, heftiges Klopfen ihres Herzens, jedoch einem anderen Gefühl entſprungen, welches ſie aber heute Abend mit aller Anſtrengung bemüht, ſich klar zu machen.

Dann kam der Augenblick, wo ſie zwiſchen den Couliſſen ſtand und wo der Theater-Inſpizient im trockendſten Geſchäftstone, dem Heerrufer nachſprechend, ſagte:

„D'rum ruf' ich klagend laut und hell:
Elſa, erſcheine hier zur Stell'!“

dem, nachdem er ſich die Naſe mit dem Taſchentuch gewiſcht, hinzufügend: „Und nun, wenn's gefällig iſt.“

Sie hatte ſich mit aller Kraft des Geiſtes und Verſtandes zu lange auf dieſen großen Augen-

blick vorbereitet, sie kannte auch genügend ihre Herrschaft über die eigenen Nerven, um nicht ruhig und gefaßt vorzugehen durch die Männer und Frauen von Brabant, gesenkten Hauptes, allerdings schwer und mühsam athmend, was ja auch der Situation angemessen war, bis vor den Thron des Königs, dort die Frage vernehmend:

„.... ist die Klage Dir bekannt,
Die schwer hier wider Dich erhoben?
Was entgegnest Du der Klage?"

In diesem Augenblicke hätte man in dem übervollen Hause eine Feder zu Boden fallen hören können, solche tiefe Stille herrschte rings umher; doch zeigten die tausende auf sie erwartungsvoll gerichteten Blicke, ein rasches Heben unzähliger Operngläser die außerordentliche Spannung des Publikums — dann ein leichtes, beifälliges Murmeln, leise wie ein Hauch vorüberschwebend, daß man die schöne, interessante Erscheinung günstig aufgenommen, dann wieder athemloses Schweigen, als sie ihre mächtige Stimme mäßigend, mit einer unaussprechlichen Innigkeit, wie nur allein zu dem Könige redend und doch verständlich für die fernsten Räume des Hauses, die Stimmung ihres Herzens vernehmen ließ, ihr

Gebet zu Gott, wie ſie in tiefem Leid einen Laut vernommen, ſo klagevoll:

„Der zu gewalt'gem Tönen
Weit in die Lüfte ſchwoll:
Ich hört' ihn fern hin hallen,
Bis kaum mein Ohr er traf" —

da ſchien das Publikum ihre leiſe bebenden, langſam verhallenden Töne noch ein paar Sekunden lang nachzufühlen, als ſie geendet, und die Stille war ſtiller, um alsdann aber unter einem brauſenden, gewaltigen Beifallsſturm das weite Haus erdröhnen zu laſſen. Es war eine faſt minutenlange Unterbrechung des Spieles, und um ſo länger dauernd, da die Künſtlerin taktvoll genug war, nicht mit einer die Situation ſo ſehr zerreißenden Verbeugung zu danken, ſondern ruhig und mit demüthig geſenktem Haupte vor dem Könige ſtehen blieb.

Auch als dieſer und der Chor wieder einfielen, zuckte es noch hie und dort immer wieder in rauſchendem Beifall, der ſich erſt gänzlich legte, um der vorigen Stille Platz zu machen, als Elſa ſchwärmeriſch ihren Retter beſchrieb, ihren Ritter, ihren Streiter.

Umſonſt, daß auch Heinrich der Vogler, Telramund der Heerrufer und die brabantiſchen Edlen

von Granada unsicher machte und wohin er sich zurückzog, wenn er von den Truppen, Ferdinands VII. angegriffen wurde. Auch behauptete er sich Jahrelang gegen dieselben, wurde auch niemals bezwungen, sondern machte später seine förmliche Capitulation mit der Regierung, die ihm nicht nur völlige Straflosigkeit zusicherte, sondern sogar eine einträgliche Anstellung gab. Seine Gesellen wurden ebenfalls amnestirt und zu ehrbaren Salinenwächtern, Förstern und Feldschützen gemacht, welche indessen das alte Handwerk nur mit dem Unterschied forttrieben, daß sie am Wege herumlungernd die vorübergehenden Reisenden nicht nur überfielen, sondern sie mit vorgehaltenem weitschlündigem Trabuco um ein Almosen baten.

Da wir gerade bergan zogen auf einem Pfade, der so mit Rollsteinen bedeckt war, daß die Pferde keinen sichern Tritt hatten, so ritten wir langsam und befragten unsern Hombre valiente über die Thaten des großen Jose Maria. Nun hat aber ein ächter Andalusier von dem Schlage Alonzo's nur dreierlei im Kopfe, das sind: schöne Mädchen, Stiergefechte und Räubergeschichten. In letzteren war nun unser Führer außerordentlich zu Hause, und schien in seiner Jugend die Geschichte der berühmten Räuberchefs ungefähr so auswendig gelernt zu haben, wie wir in der Schule das Leben der berühmten Generale aus den Befreiungskriegen. Der Hombre tigre setzte sich quer in seinen Sattel, schielte nach der Bota, die auf dem Maulthier hing, und in welcher unser Wein befindlich war, nachdem wir ihm die Erlaubniß zu einem tüchtigen Schlucke gegeben, von der er gründlichen Gebrauch machte, drehte er sich eine Papiercigarre und gab uns eine Menge Räubergeschichten zum Besten. Uebrigens war Jose Maria nicht sein Mann. Er war zu grausam, sagte er und brauchte seine Navaja, ohne daß es immer gerade nothwendig war; auch mochte er die Weiber nicht leiden und das ist in den Augen eines Spaniers ein großes Verbrechen. Der Liebling Alonzo's war dagegen ein anderer Räuberchef der damaligen Zeit, der zwischen Valencia und Oribuela, namentlich in den Gebirgen bei Elche

heute von ihrer Kunſt fortgeriſſen, mehr als je ihre Schuldigkeit thaten und wohl des Lobes werth waren — es rührte ſich keine Hand für ſie, man war undankbar genug, nur Elſa hören zu wollen, man machte ſeine Bemerkungen, man theilte ſich ſein Entzücken mit bis zu dem Augenblicke, wo ſich Alles gegen das Waſſer der Schelde wendet, wo der König ſowohl als ſein Gefolge und die Männer und Frauen in höchſter Aufregung in die Ferne blicken, wo ſich ihre Spannung dem Publikum in ſolchem Maße mittheilt, daß man ſogar Elſa überſieht, wo bei dem Rufe:

„Seht! näher kommt er an!
An einer gold'nen Kette zieht der Schwan!“

ſelbſt kühle, ruhige Zuſchauer ihre leicht begreifliche Bewegung für das, was jetzt kommen werde, nicht zu unterdrücken vermochten.

Und Elſa ſelbſt — — o, ſie war glücklich, in dieſem Augenblicke nicht beachtet zu werden; ſie war glücklich, unter der Menge verſchwinden zu können, die Hände feſt auf ihr wild pochendes Herz gedrückt, — fühlte ſie doch in dieſem Augenblicke nicht als darſtellende Künſtlerin, ſondern ſie war Elſa von Brabant, ihrem Ritter, ihrem Retter mit einer unbeſchreiblichen Erregung entgegenſchauend.

Und doch wagte ſie nicht ihr thränenfeuchtes Auge zu erheben, ihre leicht bebenden Lippen ſehen zu laſſen, die einen innigen Dank ausſprachen bei dem jubelnden Rufe der Menge:

„Gegrüßt, gegrüßt, Du gottgeſandter Held!“

Ja, ſelbſt als ſich Lohengrin, Abſchied nehmend, zu dem Schwane wandte, vermochte ſie nicht aufzuſchauen — nicht, als ſie ſeine langſamen, ſchweren Schritte vernahm, und erſt als ſeine mächtige Stimme, deren Klangfülle ihr nicht unbekannt war, an ihr Ohr drang, ſich an ſie wendend:

„Willſt Du wohl ohne Bang' und Grau'n
Dich meinem Schutze anvertrau'n?“

da richtete ſie ſich auf, das Haar zurückwerfend, mit leuchtenden Augen, ſo ungekünſtelt, innig, glückſelig aufjubelnd:

„Mein Held! mein Retter! nimm mich hin!
Dir geb' ich Alles, was ich bin!“ —

daß auch das kälteſte, proſaiſchſte Herz im ganzen Zuſchauerraume jene Regung nicht zu unterdrücken vermochte, die einem Seufzer, einem leichten Aufſchluchzen gleicht, die aber gefühlvollen Seelen unwillkürlich das Waſſer in die Augen treibt.

Es war eine unbeſchreibliche Erregung und Bewegung im Hauſe, es war ein Beifallsſturm, den vorhin geſchilderten noch übertreffend; es ging ein Wogen und Brauſen durch den weiten Raum, ſich in Steigerungen bald für Elſa, bald für Lohengrin überbietend, bis zum Fallen des Vorhanges, den aber ein tauſendſtimmiger Ruf ſogleich wieder emporrauſchen machte, um das ſchöne Paar vortreten zu laſſen zu begeiſtert ihnen entgegendröhnendem Gruße.

Als die Beiden dann wieder durch den Vorhang von dem lärmenden, jubelnden Publikum getrennt waren und im Halbdunkel der Bühne wie betäubt von ſo viel Erfolg und Glück einen Augenblick Hand in Hand ſtehen blieben, wagte ſie es kaum, zu ihm aufzuſchauen; denn er erſchien ihr in der That wie ein übernatürliches Weſen, ſo plötzlich und unverhofft zu ihrer Hilfe, zu ihrer Rettung herangekommen, deshalb neigte ſie ſich auch demüthig vor ihm, als er ſie mit einem unausſprechlich glücklichen Lächeln betrachtete, legte die Hand auf ihre Bruſt und vermochte nur die Worte hervorzubringen: „Heißen Dank, mein Held und Retter," dann wandte ſie ſich raſch, um ſich zwiſchen den Umſtehenden zu verlieren, die ihr nicht

nur ehrerbietigſt Platz machten, ſondern auch mit ungeheuchelten Worten höchſter Bewunderung nachſchauten.

Im zweiten Akt war der nächtliche Burghof von Antwerpen ein Ruhepunkt für das Publikum, welches ſich, gerade nicht angenehm für Ortrud und Telramund, in leiſeren und lauten Geſprächen erging, um ſich erſt wieder zu beruhigen, als Elſa auf dem Söller der Kemnate erſchien, und alsdann ihr und Lohengrin bis zum Schluſſe die ungetheilteſte Aufmerkſamkeit und höchſte Begeiſterung bewies.

Wie in der Oper ſelbſt der Glanzpunkt in der großen Szene des dritten Aktes liegt, ſo auch bei der heutigen Aufführung durch den wunderbaren Geſang, durch das herrliche Spiel von Lohengrin und Elſa.

Es wehte eine erhobene Stimmung im ganzen Hauſe bei dem Prunk und Jubel des Hochzeitsfeſtes, dem der deutſche König mit dem ganzen Glanze mittelalterlicher Pracht beiwohnt, um alsdann das junge Paar unter Fackelſchein in das Brautgemach zu geleiten:

„Duftender Raum, zur Liebe geſchmückt,
Nehm' euch nun auf, dem Glanze entrückt."

Elsa sinkt überselig an die Brust Lohengrin's, während draußen der Chor pianissimo im weihevollen B-dur-Akkord geheimnißvoll, süß und duftig, wie schamhaft erschauernd verklingt.

„Das süße Lied verhallt; wir sind allein,
Zum erstenmal allein — — — —"

so sang er, unbekümmert um die ganze Welt, unbekümmert um die Tausende auf ihm ruhenden Blicke, selbst in weihevollster Stimmung; ihre edlen

bleichen Züge, ihre feucht glänzenden, ſchwärmeriſch leuchtenden Augen betrachtend — entrückt der Gegenwart, aber nicht in der Zukunft ſchwärmend, ſondern jenes Abends gedenkend, wo er dieſe ſüße Stimme zum erſten Male vernommen, daran ein Märchen knüpfend von dem armen Königskinde im Walde, das er in ärmlicher Hütte getroffen, das er endlich errungen, nicht durch Macht und Reichthum, ſondern durch die Weihe der göttlichen Kunſt, die, wie er wohl fühlte, heute ſegnend auf ihm und auf ihr ruhte und ſie Beide aufflammen ließ in unbeſchreiblicher Begeiſterung. — Und von Lohengrin und Elſa aus zogen elektriſche Fäden durch den weiten Raum, an das Herz jedes Zuſchauers ſchlagend und jeden mitempfinden laſſend, mitfühlend in leichtem Schauer, in bangem, erwartungsvollem Schweigen, dann in einem wilden Ruf des Schmerzes bei den Worten Lohengrin's:

„Weh'! nun iſt all' unſer Glück dahin!"

Man vermochte die Unglückliche nicht zu beklagen, nur zu bemitleiden, und je tiefer ſie in der letzten Szene ihrem grenzenloſen Jammer erlag, in demſelben unterging, um ſo leuchtender, größer und herrlicher ſtieg das glänzende Bild Lohengrin's empor.

Ja, das war der Ritter des heiligen Gral's des lichten Tempels auf der Burg, die Monſalvat genannt, deſſen erſchütternder Bericht von dem Rufe, der ihn hiehergezogen, nur dem Glücke, das er zu finden gehofft, die Herzen höher ſchlagen ließ, manches Auge ſich mit Thränen füllt, manche Hand ſich zum Herzen erhebt, um einen ſchmerzlichen Ruf zu unterdrücken, ſich verbindend mit dem Seinigen:

„O Elſa! was haſt Du mir angethan?“

dann zog auf glänzender Fluth der Schwan heran, ihn nach dem ſchmerzlichen Rufe:

„O Elſa! nur ein Jahr an Deiner Seite —
Hätt' ich als Zeuge Deines Glücks erſehnt!“

zu entführen, worauf ſie ohnmächtig in die Arme ihrer Frauen ſinkt. — — — — — — — —

Doch war dieſe Ohnmacht kein Spiel geweſen, eine tiefe Bewußtloſigkeit hatte ſich ihrer bemächtigt, und als ſie wieder zu ſich kam und die Augen aufſchlug, befand ſie ſich in ihrer Garderobe, wo die Dienerinnen ſorgſam und ängſtlich um ſie beſchäftigt waren, während von draußen herein das Lärmen und Toben des Publikums erſcholl, das Elſa noch einmal zu ſehen verlangte. — Unter der Thüre, welche die Ober-Theatergarderobierin nach eingeholter

und mit ſchwacher Stimme ertheilter Erlaubniß geöffnet hatte, ſtand Lohengrin, ihr die Hand entgegenreichend, während er mit weicher Stimme zu

ihr ſprach: „Noch einen letzten ſchweren Gang, mein Fräulein; ich kann das leider nicht ändern, das Publikum verlangt ſtürmiſch nach Ihnen.“

Dann traten Beide noch einmal hinaus, umtoſt von einem jubelnden Sturm, bedeckt mit unterdeß' herbeigeholten Blumen und Kränzen, von enthu-

ſiaſtiſchen Rufen begrüßt, ſie ſo das vollkommenſte Gelingen des heutigen Abends tief bewegt empfinden laſſend, ja ſo tief bewegt, daß Elſa, ſchwer aufathmend, es als eine Erlöſung betrachtete, als *nun der dunkle Vorhang wieder vor ihnen herab*rauſchte.

Auch vermochte ſie ihm nicht mehr zu ſagen, als: „Heißen Dank für Ihre Güte," während ſie ihm beide Hände reichte und ſich ihre Augen mit Thränen füllten.

Dann wurde er umringt von glückwünſchenden Freunden, Bekannten und Fremden, ja von dem ganzen noch anweſenden Theater-Perſonal, während Elſa durch ein ſtummes, ſchmerzliches Lächeln unter einer leichten Verbeugung um die Gunſt bat, ſich zurückziehen zu dürfen.

Der Hoftheater-Intendant war ſchier aufgelöſt vor Freude, Glück und Rührung, und geſchah das auf dieſen Brettern ſelkene Schauſpiel, daß der Gebieter derſelben ſchon in der Kouliſſe die Arme weit öffnete und dann Lohengrin an die beſternte Bruſt drückte. „Sehen Sie mich," rief er alsdann begeiſtert aus, ganz in den Gefühlen Elſa's, „auch ich rufe Ihnen zu: Mein Held, mein Retter, mein Wohlthäter, — denn Seine Majeſtät haben mit einer, in

dieſem Falle noch nie dageweſenen Lebhaftigkeit für den großen Genuß des heutigen Abends gedankt, und haben Sie, mein lieber Graf Fohrbach, auf morgen zwölf Uhr zur Audienz zu befehlen geruht."

Lohengrin verbeugte ſich ſchweigend, worauf der Andere fragte: „Und was machen Sie jetzt, mein Lieber? Habe ich noch das Glück, Sie in meinem Hauſe zu ſehen, oder wollen Sie mir die Ehre anthun und mich zu einer kleinen Soirée auserwählter Freunde und Kunſtkenner begleiten, oder fahren wir zu Ihnen nach Hauſe, um über dieſen großen, höchſt intereſſanten Abend noch eins zu plaudern?"

Doch verſicherte ihn der Andere, daß er für all' das Angebotene, ſo unartig dies auch erſcheinen könne, herzlich danken müſſe. „Sie werden begreifen, Baron Schalken, daß ich von der ungewohnten Arbeit müde bin, hoffe aber morgen in der Stimmung zu ſein, um mit mir vornehmen zu laſſen, was Sie für gut finden."

„Verſtehe vollkommen," entgegnete der Hoftheater-Intendant, indem er bekräftigend ſeine Hände erhob; „kann das nur unſäglich bedauern, würde es aber an Ihrer Stelle gerade ſo machen. Bis morgen denn, wo ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen werde — alſo nochmals innigen, innigen Dank."

ſein Weſen trieb, Jayme Alfonſo genannt, mit dem Beinamen: der Bärtige, von dem langen, vollen Barte, der ihm bis zum Gürtel herabreichte. El Barbudo iſt überhaupt ein Liebling des niederen ſpaniſchen Volkes, ein zweiter Rinaldo Rinaldini. Wie geſagt, unſer Führer ſchwärmte für ihn und wußte die merkwürdigſten ſeiner Thaten. Der Barbudo ging in der Majotracht, das Haar nach Art der Stierfechter hinten in einem Netz von grüner Seide tragend; natürlicherweiſe war er ein Mann von ungeheurer Kraft und trieb das Räuberhandwerk auf eine ſehr noble und anſtändige Art. Er legte den Kaufleuten, die ihre Waaren mittelſt Galeeren und Corſaren über Land ſchafften, einen gewiſſen Zoll auf, und wenn ſie den bezahlt hatten, erhielten ſie von dem Barbudo ein Stück Papier, worauf mit Dinte ein einfaches Kreuz verzeichnet war, und wehe dem Mann der eigenen Bande oder einem Ratero, der ſolches nicht reſpektirte. Namentlich auf die Buſchklepper, die das Geſchäft auf eigene Fauſt trieben, die Räuber-Dilettanten, Rateros genannt, hatte Jayme Alfonſo ein wachſames Auge. Wirklich lebendig und ſchön erzählte unſer Führer, wie der Barbudo eines Tags drei dieſer Rateros gefangen, die auf ſeinen Namen geſündigt und wie er ihnen, da ſie flehentlich um ihr Leben baten, großmüthigerweiſe einen Kampf vorſchlug, den er allein mit allen Dreien zu gleicher Zeit eingehen wolle. Dabei zog unſer Hombre tigre die eigene Navaja hervor und während er wie toll auf dem Sattel ſeines Maulthiers herumfuhr, zeigte er, wie der Barbudo mit den Dreien gefochten und Einen nach dem Andern niedergeſtreckt. Don Jayme iſt übrigens eine geſchichtliche Perſon. In den Befreiungskriegen gegen die Franzoſen nahm er ſeine Bande zuſammen und überfiel von ſeinen Bergen aus die durchziehenden Feinde, denen er große Verluſte beifügte. Dafür wurde er ſpäter amneſtirt, erhielt eine Penſion, und lebte im Dorfe Sar. Doch war das Ende ſeiner Tage des berühmten Räuberchefs würdig. Er hatte einen Bruder, der in Valencia ſtudirte, der wegen eines Vergehens ins Gefängniß geworfen wurde, und den er gewaltſam befreite. Später comman-

Er eilte grüßend davon, um aber in der Kouliſſe nochmals umzukehren, den ihm langſam folgenden Lohengrin bei der Hand zu faſſen, wobei er ihm in's Ohr flüſterte: „Ich muß Ihnen noch mittheilen, daß mir Seine Majeſtät vorhin auch ſagten, natürlich bin ich wie alle Welt überraſcht von dem immenſen Talent des Grafen Fohrbach, ſowohl was ſeine Stimme, als was ſein Spiel anbelangt, wenn ich mir auch in Betreff des Letzteren nicht verhehlen kann, daß die Innigkeit desſelben mit der ſchönen, intereſſanten Elſa mir zu denken gab; dann ſah er mich fragend an, worauf ich begreiflicher Weiſe nichts anderes zu thun vermochte, als die Achſeln zu zucken."

„Und haben ſehr wohl daran gethan, mein lieber Baron," erwiederte Lohengrin, „denn auch ich vermöchte mich in ähnlichem Falle nicht anders auszudrücken."

Wer je beim Schluß der Vorſtellung auf einer Bühne war, wird ſich gewundert haben, wie raſch hier der feſtliche Eindruck verbleicht, wie raſch aller Glanz und Schimmer verſchwindet; die Lampen erlöſchen bis auf die wenigen, die noch zur Kommunikation nöthig ſind, die bunten Farben, die Vergoldungen hüllen ſich in graues Halbdunkel, die Mitwirkenden in ihren leuchtenden Koſtümen ſind längſt

nach allen Richtungen hin zerſtoben, der große Portalvorhang hat ſich langſam wieder erhoben, und der öde ſchwarze Raum, vor Kurzem noch ſo voll Lärm, Jubel und Lichterglanz, gähnt uns faſt unheimlich an.

Hinter den Couliſſen ſchreitet die Nachtwache auf und ab, und dann und wann huſchen einige Geſtalten, ihrer falſchen Flitter entkleidet, eilfertig über die dunkle Bühne.

Auch Elſa hatte dieſen Weg zu machen, um zu ihrem Wagen zu gelangen, und nachdem ſie ſich in ihren Sammtpelz gehüllt, trat ſie noch einmal hinaus auf die Bühne, um hier tief aufathmend und ſich langſam umſchauend ſtehen zu bleiben.

Sie hatte wieder Ruhe und Feſtigkeit genügend erlangt, um, wenn es vielleicht in ſeiner Abſicht gelegen hätte, einen tief empfundenen Dank von ihr entgegen zu nehmen, dieſen aus vollem Herzen darzubringen. Dabei war ihre Seele von ſo Mancherlei bewegt: ſie dachte der Freude, die ihr an jenem Abende ſein Lob verurſacht, ſie gedachte des ſüßen Schauers, der ſie heute Abend ergriffen, als er ſo in der ſtrahlenden Geſtalt des geweihten Helden vor ſie trat — ach, und ſie empfand es ſchmerzlich, daß er es über ſich vermocht hatte, durch den Freund ſeine Anweſenheit zu verläugnen.

Daß der damals angegebene Name nicht sein wirklicher war, hatte sie schon längst geahnt, und wenn es sie auch traurig berührte, daß er unerkannt bleiben wollte, um, nachdem er gewissermaßen ihr Retter geworden, jede weitere Gemeinschaft mit ihr zu lösen, so achtete sie doch seinen Willen, und nichts hätte sie vermocht, weder bei ihm, weder bei seinem Freunde, noch bei irgend sonst Jemand nach seinem Namen und seinen Verhältnissen zu forschen. Frei, wie er erschienen, konnte er auch wieder verschwinden, begleitet von ihrem heißen Danke, ja begleitet von einem Gefühl, dessen Tiefe und Innigkeit sie selbst sich nicht zu gestehen wagte.

Da schritt eine Gestalt, dicht in den Mantel gehüllt, quer über die Bühne, blieb dann einen Augenblick forschend stehen, um sich ihr alsdann zu nähern — er war es, und als sie rasch auf ihn zu trat, ihm stumm ihre Rechte entgegenstreckte, umfaßte er diese mit seinen beiden Händen und sagte mit weicher Stimme: „Ich habe es mir gedacht, daß Elsa das Haus nicht verlassen würde, ohne mir Gelegenheit zu geben, um ihr mit eben so großer Freude als Bewunderung zu sagen, wie glücklich ich mich schätze, daß meine Profezeiung von damals so glänzend eingetroffen ist."

„Wie hätte ich gehen können“ erwiederte ſie, ihr Haupt demüthig neigend, „ohne Ihnen nochmals meinen Dank zu ſagen, den Dank für Ihre Hilfe, die mir den herrlichſten Abend meines Lebens ermöglicht, die mir geſtattet, an mich ſelbſt zu glauben, die für alle Zeiten meine ſchönſte Erinnerung ſein wird.“

„Dieſer Hilfe gebührt Ihr Dank nicht, und wenn ich mehr leiſtete, als ich ſelbſt für möglich hielt, ſo war es nur, indem ich mich an Ihrer wundervollen Schöpfung begeiſterte. Ja, ich fühle es, mein Fräulein, nach dem heutigen Abend iſt das ſüße Lied in Wirklichkeit verhallt, und es ſollte mir ein Leichtes ſein, feierlich zu geloben, mich fortan damit zu begnügen, Andere ſingen zu hören. — O ſchütteln Sie nicht ſo bedeutſam Ihr Haupt und glauben Sie mir, daß eine Seligkeit darin liegt, nach dem Hohen und Herrlichen, was ich erlebt, mich voll ſüßer Erinnerungen in meine Einſamkeit, auf mein Monſalvat zurückzuziehen.“

„So ſcheiden denn hier Elſa und Lohengrin zum zweiten Male,“ ſagte ſie mit traurig bewegter Stimme, „wahrſcheinlich auf Nimmerwiederſehen.“

„Aber ich werde von Ihnen hören, mein Fräulein,“ rief er tief ergriffen; „ich werde Ihren

Triumfen folgen, ich werde glücklich ſein in dem Gedanken, daß die große Künſtlerin, wenn auch nur im Spiele, an meiner Bruſt geruht und geſagt: Nimm' mich hin, Dir geb' ich Alles, was ich bin."

„Und wenn Sie in dem Gedanken glücklich ſind, ſo vermag er mich nur mit Schmerz zu erfüllen. Sie wenden ſich mitleidslos von mir ab, Sie entſchwinden mir in dem Nebel eines Zaubers, den ich nicht zu löſen vermag."

„O ja, Sie könnten ihn löſen, Elſa. Sie vermöchten es durch einige Worte, durch die Frage, wo mein Monſalvat liegt, um ſo wenigſtens zu wiſſen, wo ein Herz in hoher Begeiſterung, vielleicht in einem noch innigeren Gefühle für Sie ſchlägt."

„Und hat Lohengrin nicht geſagt, hat er nicht durch das Dunkel, in das er ſich gehüllt, ſeine Worte bekräftigt:

„Elſa! haſt Du mich wohl vernommen?
Nie ſollſt Du mich befragen,
Noch Wiſſens Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt,
Noch wie mein Nam' und Art!"

„Ja, das that er," ſtieß er leidenſchaftlich heraus, indem er ihre beiden Hände ergriff und das bebende Mädchen an ſeine Bruſt zog, „ja, das that

er, ehe er Deinen vollen Werth erkannt, Elſa; doch was nützen ihm jetzt alle Wonnen des heiligen Gral's, wenn er einſam dahin zurückkehren müßte. — Du ſollſt nicht fragen, aber ich will Dir ſagen, wer ich bin, und daß es in meiner Macht ſteht, Dich unendlich glücklich zu machen, wenn Du mir folgen willſt als ein liebendes Weib auf mein einſames Schloß." — — —

Da wurden die Glücklichen, die ſich eng umfaßt hielten, plötzlich durch den Ton einer würdevoll klingenden Stimme erſchreckt, die dumpf und hohl hinter ihnen die Worte ſprach: „Und mein Veto,

Vergeßlicher — glaubst Du, dieser Steinadler sei Dir geschenkt?" — Doch rief dieselbe Stimme gleich darauf gemüthlich, fast bewegt: „Es war nichts als die Bühnenluft, mein theurer Erwin, die mich unwillkürlich zwang, Euch zu erschrecken; verzeiht mir, Du und Elsa, und da ich mich nun einmal nicht so rasch von diesem theatralischen Einfluß zu befreien vermag, so gestattet mir, wie ein edler Vater im Lustspiele Eure Hände zusammenzulegen und gerührt dabei zu sagen: Seid glücklich, wie Ihr es Beide verdient, und der Himmel gebe seinen Segen dazu."

So war das Nachspiel zur heutigen Oper Lohengrin, und wenn es der große Meister Richard Wagner gehört hätte, so würde es ihn vielleicht noch zu weiteren wundervollen Melodien begeistert haben.

Hullen.

Geſchichten im Zickzack.

20251

Erſter Band.

dirte dieſer Bruder unter ihm unter dem Beinamen Estudiantillo, das Studentlein. Dieſer ſetzte das Räuberhandwerk fort und bereitete dem Barbudo manche Verlegenheiten. Er ſollte behülflich ſein, den Bruder den Gerichten zu überliefern, konnte und wollte es aber nicht, und als eines Tages ein Escribano, den er lange gehaßt und der ihm viel Uebles zugefügt, ſich mit Schmähworten gegen das Studentlein vergaß, überkam den Bärtigen der Zorn: er faßte den Schreiber und warf ihn ſo nachdrücklich die Treppe hinunter, daß er das Aufſtehen für immer vergaß. Dafür wurde der Barbudo ins Gefängniß geworfen und nun beginnt wieder eine recht romantiſche Geſchichte, als der Estudiantillo viele vergebliche Verſuche gemacht, ſeinen Bruder zu befreien und als dieſes nicht gelang, den Sohn des Gerichtspräſidenten entführte, der ſich in einem Landhauſe bei Orihuela befand. Schon war Jayme Alfonſo zum Tode verurtheilt, da drohte das Studentlein für jeden Tropfen Blut ſeines Bruders den Sohn irgend eines vornehmen Geſchlechts erſchießen zu wollen. Man unterhandelte hin und her, und ſchickte auch wohl Truppen von Alicante aus gegen die Räuber in den Gebirgen; und nach einem ſolchen Gefechte fand des andern Tages eine Streifpatrouille in den höchſten und rauheſten Bergen den Körper des Studentleins. Schwer verwundet hatte er ſich noch die Höhen hinaufgeſchleppt und war einſam und verlaſſen geſtorben. In einem Schlupfwinkel fand man faſt zu gleicher Zeit den Sohn des Präſidenten wohlerhalten, aber nur mit einem Ohre. Das andere hatte der Estudiantillo nach Murcia geſchickt, zum Beweis, daß er blutigen Ernſt machen würde. Jayme Alfonſo wurde bald nachher erſchoſſen.

So erzählte unſer Führer und beim tragiſchen Ende des Barbudo ſchien er ſchmerzlich berührt. Bei ihm zählte das Räuberhandwerk mit unter die nobeln Paſſionen und ſchien ihm ein ſehr ehrenvolles Geſchäft, was leider jetzt ziemlich eingegangen ſei, doch aber wieder einmal ſchwunghaft betrieben werden würde. Mit pfiffigem Lächeln meinte er, die Schlupfwinkel des Joſe

Nullen.

Roman mit Randverzierungen.

Geschichten im Zickzack

von

F. W. Hackländer.

Erster Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1874.

3 Ld. Cpt.

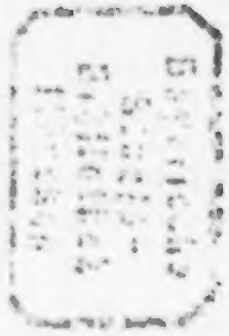

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Erſte Randverzierung.

Wo bei ſinkendem Nebel die aufleuchtende Sonne ſo ernſte Dinge zeigt, wie man ſie gewöhnlich beim Anfang einer Geſchichte nicht zu ſehen wünſcht 1

Zweite Randverzierung.

Mit leichten gefälligen Unterhaltungsranken, deren Früchte Goldkörner ſind 27

Dritte Randverzierung.

Ernſte und heitere Erinnerungen auf ſchwarzgerändertem Trauerpapier 65

Vierte Randverzierung.

In verworrenen Arabeskenfäden, die vom Monde beſchienen uns ſeltſame Gebilde zeigen 113

Fünfte Randverzierung.

In Blumenguirlanden und Roſenketten mit wenigen und dürftigen Blüten und viel ſcharfen Dornen . . . 135

Sechste Randverzierung.

Erinnerungen und Bilder ernſter und heiterer Art in Kohlenzeichnungen, bunten Farben und Worten . . . 155

Siebente Randverzierung.

Sonnenſtrahlen, leuchtende Sterne, farbige Bänder und der Tempel der Hoffnung 198

Nullen.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Erſte Randverzierung.

Wo bei ſinkendem Nebel die aufleuchtende Sonne so ernste Dinge zeigt, wie man sie gewöhnlich beim Anfang einer Geſchichte nicht zu ſehen wünſcht.

Es war im Spätherbſt, einer jener Tage, wo die entfliehende Dämmerung in graue Nebelſchleier gehüllt, ſich, obwohl beſiegt, doch noch feſt an die Erde klammert, hartnäckig immer und immer wieder den Kampf aufnehmend mit der Morgenſonne und der Herrſchaft des Tages.

Ein verzweifelter Kampf, bei dem die dichten Dunſtmaſſen, ſelbſt wenn ſie das Schlachtfeld eine Zeitlang zu behaupten vermögen, doch dem Untergange geweiht ſind, ſei es durch die ſiegreiche Kraft der Sonne, die ſie niederdrückt, ſo daß ſie zwiſchen den Bergen und Schluchten flüchtig umherirren, die verſprengten Schaaren, in Form langgeſtreckter, weißer Nebelſtreifen, oder daß ſie als Thautropfen ihren Uebermuth beweinen, oder daß die Beſiegten ſich verrätheriſcherweiſe hoch aufbäumen und in Verbindung treten mit trüben, ſchmutzigen Regenwolken.

Es ist ein Kämpfen und Angreifen, wie in einer wirklichen Schlacht, ein Vordringen und Zurückweichen, Dahinstürzen ganzer Nebelmassen, während sich andere glücklichere Wolkenbildungen auf Augenblicke emporschwingen, die siegenden, blitzenden Sonnenstrahlen verfinstern, um die Erde unter ihre trübe Herrschaft zu beugen. So steht der Kampf zuweilen in der Morgenfrühe, und die grauen Nebelgewänder hüllen Berg und Thal ein, Busch und Wald, einzelne Häuser und ganze Städte, und wenn man sie von der Höhe herab betrachtet, so erscheinen sie uns wie ein wallendes Meer, immer noch wie kampfbereite Heerschaaren, aber langsam zurückweichend vor der Wucht der Sonne, deren Strahlen schon den weiten Himmel gereinigt haben, daß er in tief dunkler Bläue strahlt, lächelnd dem siegreichen Lichte, das nun, zum neuen allgemeinen Angriffe übergehend, das feindliche Heer langsam — langsam, unaufhaltsam niederdrückt.

Langsam, langsam, unaufhaltsam, und schon treten rings umher die fernen Höhen mit ihren Wäldern, Bergspitzen und schroffen Felszacken an das Tageslicht, glückselig leuchtend unter dem Gruße der Sonne, während die Nebelmassen, immer tiefer sinkend, jetzt einem gewaltigen Bergsee vergleichbar, zu unseren Füßen liegen.

Dabei aber scheint es uns jener Zauberſee zu sein, von dem das alte Märchen erzählt, denn wir vernehmen aus seiner Tiefe dumpfes, vielstimmiges

Glockengeläute und bemerken endlich zu unſerem Erſtaunen, daß auf ſeinem Grunde eine große Stadt ruht, deren Kirchen, Paläſte und Häuſermaſſen zuerſt dicht und grau verſchleiert, erſt nach und nach ſichtbar werden, wobei die Glockentöne heller klingen, aber immer noch in ernſten langſamen Schwingungen zu uns heraufſtönen. Jetzt beſcheint die Sonne die höchſten Thürme, aber ſtatt auf heitere Farben, glänzende Wetterfahnen oder goldglitzernde Spitzen, Kugeln oder Kreuze, fällt unſer Blick auf lang herabwallende ſchwarze Fahnen, die unheimlich, faſt geſpenſtiſch ausſehen, ſo lange nur ſie allein über dem grauen Nebelſee flattern, und die auch dann an Heiterkeit nicht gewinnen, wenn die Dunſtmaſſen verſchwunden ſind, um als feuchter Thau das Straßenpflaſter zu benetzen.

Ja, ernſt, feierlich und trübe erſcheint uns die gewaltige Stadt, indem wir, die Anhöhe verlaſſend, durch ihre Straßen wandelnd zahlreiche Volksmaſſen ſehen, die ſich, aber ohne Lärm, ohne Lachen und Plaudern, in langſamen Schritten alle nach einer Richtung hinbewegen und zwar dem königlichen Schloſſe zu, von deſſen höchſtem Thurme gleichfalls eine lange ſchwarze Trauerfahne niederhängt.

Die weiten Terraſſen, die das mächtige Gebäude rings umgeben, ſind mit ruhig wartenden und nur gedämpft murmelnden Menſchenmaſſen angefüllt, beſonders bei dem großen Eingangsthor,

Maria und des Barbudo ließen ſich leicht wieder herſtellen. Wie für die Perſon des Letzteren, ſo ſchwärmte er auch für den damaligen Aufenthaltsort des Bärtigen: „Ich hab' ihn geſehen," ſagte er, „als ich einmal von Granada nach Murcia und Alicante zog. Da iſt bei Elche eine wunderbare Schlucht, Puerto de la Cochera und wenn man da ein Bischen rechts in die Gebirge hineinklettert, kommt man zu dem einſamen Thurm von Carus. Wer da hinauf will, muß Flügel haben und wie der Barbudo und ſeine Geſellen hineinkamen, wußte lange Niemand."

„Aber Ihr wißt es, Alonzo?"

„Ehe er uns antwortete, drehte er ſich ſchmunzelnd eine neue Cigarre, dann ſagte er: — „Ob wir es wiſſen? das will ich meinen. — Nun, er hatte eine Fallbrücke, die von einem benachbarten Felſen bis auf die Zinne des Domes reichte und die war ſo ſorgfältig verſteckt, daß ſie lange, lange nicht von den Alguazils gefunden wurde. — O! ſie ſind zuweilen ſehr dumm, die Alguazils," meinte er, pfiffig lachend. Und da wir jetzt etwas beſſeren Boden vor uns hatten, ſo hieb er auf ſein Maulthier und trabte luſtig ſingend vor uns hin.

So zogen wir durch die Berge, plaudernd und Cigarren rauchend in einer beſtändigen Abwechslung von öder Haide und felſigen Schluchten. Gegen Mittag trafen wir die unvermeidliche Halbwegsventa, die ſich auf jedem ſpaniſchen Tagmarſche befindet. Mir war es intereſſant, weil auch Rochau in ſeinem Reiſeleben ihrer erwähnt und dabei einiger jungen Damen gedenkt, mit denen er und ſein Reiſebegleiter damals geplaudert. Freilich waren zwiſchen ſeiner Reiſe und der unſrigen faſt zehn Jahre vergangen und das iſt Zeit genug, um namentlich eine Südländerin alt zu machen. Die Venta hatte ihre damalige Geſtalt vollkommen erhalten. Vielleicht war die Lehmhütte nur etwas baufälliger geworden; aber von den jungen Mädchen fanden wir keine Spur mehr. Eine ſehr alte Frau ſaß vor der Thür und ließ ſich von der Sonne beſcheinen, war auch ſehr gleichgültig, als wir anritten und uns aus dem Sattel ſchwangen. Achſel-

wo zahlreiche, ſchwarzgekleidete Dienerſchaft, unterſtützt von Küraſſieren des Leibregiments, die Haufen zu regeln ſcheinen, indem ſie ihnen truppweiſe den Eintritt in's Schloß geſtatten.

Alle dieſe Leute aber, die hier eintreten und dann ſpäter die Reſidenz auf der andern Seite noch ruhiger, noch ſtiller verlaſſen, tragen dunkle Kleidung, beſonders die Frauen und Mädchen unter ihnen, die faſt Alle in vollſtändigem Traueranzuge erſcheinen.

Und alles Das gibt ein ernſtes, ergreifendes, faſt düſteres Bild, und ſteht in ſchmerzlichem Kontraſt der leuchtenden Herbſtſonne, deren milde Strahlen auf ewig einem Augenpaar verſchwunden ſind, welches ſich im Tode geſchloſſen, betrauert von einem ganzen Volke, das in ſeinem Könige einen Beſchützer, einen Sorger, einen väterlichen Freund verloren.

Man lieſt das in den ernſten, traurigen Geſichtern, mit denen ſie die hallenden Gänge betreten, in dem Bemühen, ſo geräuſchlos als möglich die weiten Treppen emporzuwandeln, in dem tiefen Athemzuge aus kräftiger Männerbruſt, in dem Flimmern einer Thräne in Frauenaugen, ſobald die Trauernden droben durch die beiden Flügelthüren eingetreten ſind in die dunkle Schloßkapelle, deren Hunderte brennender Wachskerzen mit ihrem rothen, qualmenden Lichte gerade im Gegenſatz zu dem blendenden, ſonnigen Herbſttage eine ſo niederdrückende

Wirkung ausüben, daß man lautes Schluchzen vernimmt, und häufig ſchwarzgekleidete Geſtalten gegen Vorſchrift und Etikette an dem ſchwarzbehangenen Katafalk niederknieen ſieht, um ein ſtilles Gebet zu verrichten.

Auf allen vier Seiten dieſes Katafalks, deſſen ſchwarzſammtene Behänge mit den ſchwer ſilbernen Franſen breit auf dem Boden niederfallen, bemerken wir weiße, marmorähnliche Figuren, Todesengel darſtellend, in der erhobenen Rechten düſter glühende Wachsfackeln haltend, und ebenſo regungslos wie ſie erſcheinen die vier Offiziere des Leibkürassier-Regiments, die, wachehaltend, hier ſtehen, den gezogenen Pallaſch geſenkt in der Hand, das Porteépée, ſowie die metallenen Helmzeichen mit Trauerflor umwunden und ebenſo die Feldbinde, die ſie von der rechten Schulter gegen die linke Hüfte hängen haben.

Zwiſchen den Säulen, welche die Wölbung der Kapelle ſtützen, unterſcheidet man in dem Dunkel kaum die hohen Geſtalten der Palaſtgardiſten in Traueruniform, ſchwarz mit Silber, ältere, langgediente Männer, deren Augen allein einiges Leben verrathen, denn dieſe richten ſich zuweilen mit ſchmerzlichem Ausdruck gegen das wachsbleiche, eingefallene Geſicht ihres Königs und Kriegsherrn, mit dem ſie lange, lange Jahre Freud und Leid getheilt, deſſen freundlichen Gruß bei rauſchenden Feſten ſie mit einem vergnügten Lächeln beantworten durften,

der ihnen ein gütiger, treuer Herr geweſen war, den ſie als ernſten, feſten Mann geſehen in ſchweren, ſorgenvollen Zeiten, im heißen Gewühl der Schlacht.

Obgleich die Fenſter der Kapelle verhängt waren, ſo ſtahl ſich doch hie und da ein feiner Lichtſtrahl in den düſtern Raum, hier faſt tröſtlich wirkend im Verein mit den ſanft gedämpften Schwingungen der Orgeltöne, unter welchen die dichtgedrängte Menge, ſelbſt muſterhafte Ordnung haltend, zu der einen Thüre hereinkam, um durch die andere eben ſo geräuſchlos wieder zu verſchwinden. Und es gab ein ergreifendes Bild, dieſe ſchweigſam wogende Menge, aus der nur zuweilen ein leichtes Aufſchluchzen erklang, ſo wie zu ſehen war das Leuchten weißer Taſchentücher, die gegen thränende Augen gedrückt wurden — dieſer ſtumm fortflutende Strom, aus dem der hohe Katafalk mit ſeinen Wachsfackeln, mit ſeinen Hunderten von brennenden Kerzen, umgeben von den regungsloſen Offizieren und Palaſtgardiſten, emporragte, wie ein Fels im Meere — „was er uns auch geweſen iſt," ſagte und dachte Mancher, der ſich nochmals an der Ausgangsthür umwandte, um zum letzten Male das bleiche, edle, ernſte Geſicht ſeines königlichen Herrn zu ſehen.

Dann erklang eine dumpf vibrirende Glocke, die Orgeltöne erſtarben, die Flügelthüren wurden geräuſchlos geſchloſſen und die draußen harrende,

ſich ſtets vergrößernde Menge auf weitere Nachmittagsſtunden vertröſtet.

Es war dieß die Zwiſchenzeit, wo entweder durch den Oberceremonienmeiſter verſchiedene Korporationen, Gruppen höherer Beamten oder Offiziere in kleineren Partieen eingeführt wurden, wo ſich alsdann die wachhabenden Küraſſieroffiziere, ſowie die Palaſtgardiſten lautlos und ſchweigend ablöſten, während Hofdiener erſchienen, die unhörbar einherſchlichen, die brennenden Kerzen und Fackeln unterſuchten, oder wo ein Aktſchluß ſtattfand in dieſem allerhöchſt anbefohlenen und für die Menge ſo ergreifenden Schauſpiel, in welchem Falle die Kerzen bis auf wenige ausgelöſcht wurden, die Palaſtgardiſten in den Seitengängen verſchwanden und ſich die Küraſſieroffiziere in einen anſtoßenden Saal dieſes Schloßflügels zurückzogen, um während des Zwiſchenaktes von ihrem immerhin angeſtrengten Dienſte auszuruhen. Dieß war auch am heutigen Morgen der Fall, ohne daß man die Kerzen löſchte; doch wurden die Flügelthüren zu beiden Seiten verſchloſſen, und wer in dieſem Augenblick durch ſeinen Rang oder ſeine Stellung, oder durch irgend eine Protektion das Vorrecht hatte, noch hier verweilen zu dürfen, bewahrte von dem ergreifenden Schauſpiel wohl einen noch tieferen und mächtigeren Eindruck.

Da ſah man alte Leute erſcheinen in verblichener Invalidenuniform mit wohlverdienten Medaillen

und Kreuzen, Männer, die militäriſch grüßend ſich dem Sarkophag näherten und mit verſchlungenen Händen ſtehen blieben, bis ſich ihre Augen langſam verdunkelten und über ihre Wangen dicke Thränentropfen herabliefen. Auch alte Leute in Civil oder in der Hoflivrée kamen und gingen heimlich und verſtohlen, und dieſe wagten ſich ſchon näher heran, häufig an den Stufen niederknieend oder gar mit ihren Lippen die kalte Hand des Entſchlafenen ehrfurchtsvoll berührend. So in dieſem Augenblicke ein alter etwas gebückt gehender Mann mit weißem Haar, der den Fußboden ſo unhörbar berührte, daß er faſt ſchwebend erſchien, und der nun gleichfalls, an den Stufen niederknieend, ein ſtilles Gebet zu verrichten ſchien. Dieſer alte Mann hatte ſchwarzſeidene Kniehoſen, gleiche Strümpfe, lackirte Schuhe mit ſilbernen Schnallen, war alſo in den unteren Theilen in vorgeſchriebener Trauergala, während er ſtatt des Frackes einen langen, dunkeln Rock trug, bis an das Kinn zugeknöpft, unter welchem man eine weiße Halsbinde hervorleuchten ſah.

Jetzt erhob er ſich ſchwankend aus ſeiner knieenden Stellung, ging die Stufen hinan, und nachdem er ſich dreimal in tiefer Ehrfurcht vor dem hohen Todten verneigt, faltete er ſeine Hände, ſchaute eine Zeitlang kummervoll in das Geſicht des Verblichenen und flüſterte dann:

„Eure Majeſtät wollen es mir nicht ungnädig

aufnehmen, daß ich wiederholt eine ganz gehorſamſte Klage vorbringe, die der arme Dippel nun einmal nicht verwinden kann — Eure Majeſtät hätten mir das nicht anthun und dem alten Dippel vorausgehen ſollen. Ach! es wäre ja meine Schuldigkeit geweſen und ich hätte es mit treueſter Liebe gethan, und meinen allergnädigſten, geliebten Herrn dort oben, wie ſich's gebührt, erwartet — ſo aber" — hier brach dem alten Manne die Stimme und er ſchluchzte leiſe — „ſo aber habe ich nichts, als meine Sehnſucht, und komme mir vor, wie ein müder Reiſender, der ſich vergeblich plagt, einen raſch vorangeeilten Wagen zu erreichen, und ich hatt' es mir doch ſo ſüß und tröſtlich vorgeſtellt, Eure Majeſtät droben, wie ſo oft hienieden, zu empfangen und vielleicht begnadigt zu ſein, an der himmliſchen Pforte wartend zu ſtehen."

Da vernahm der alte Leibkammerdiener des Königs den tiefen ſonoren Klang einer Stimme, die ſo unerwartet zu ihm ſprach, daß er zuſammenſchreckend aufblickte, mit höchſter Spannung lauſchend, als die Stimme ſagte: „Schon dieſer gute und getreue Wunſch, mein lieber Dippel, iſt, da er gewiß lange in Ihrem Herzen ſchlummerte, vorangeeilt, um zugleich mit den großen und ſchönen Thaten des edlen Entſchlafenen zum Empfange bereit zu ſtehen. — Auch ſollen Sie nicht vergeſſen, daß im Jenſeits wahrſcheinlich die Rollen gewechſelt

und Sie ſelbſt ſpäter einmal dort empfangen werden, wie ein alter lieber Freund."

Der Leibkammerdiener hatte, während die Stimme ſprach, zuerſt einen tiefen Athemzug gethan, worauf ſich flüchtig ein trauriges Lächeln auf den Zügen des alten Mannes zeigte, als er unter einer leichten Verbeugung, die Stufen herabſteigend, zur Antwort gab: „Ach, Herr Hofmarſchall, was Sie da eben zu ſagen beliebten, könnte tröſtlich erſcheinen, aber für mich wäre es doch ſehr ſchrecklich; denn wenn ich mir ein Wiederſehen im Jenſeits vorſtelle, ſo könnte es mich doch nur dann vollkommen glücklich machen, wenn es im Bewußtſein des vergangenen irdiſchen Lebens ſtattfände."

„Ein frommer Wunſch von Millionen, mein lieber Herr Dippel, und wer dieſen feſten Glauben hat, der mag wohl eine ſchöne Beruhigung darin finden — es würde aber auch ſein Unbequemes haben, — doch wollen wir darüber hinweggehen, und ich will Ihnen nur mein Vergnügen ausdrücken, Sie wieder einmal allein zu ſehen und hoffe, daß es Ihnen gut geht."

„Heute noch recht ordentlich, Herr Hofmarſchall! — und auch morgen noch," erwiederte der alte Leibkammerdiener mit ſtockender Stimme, „dann aber —"

„Setzen wir uns zur Ruhe, wie manche Andere, oder halten uns wenigſtens hinter den Couliſſen, um zu ſehen, ob beim neuen Dekorationswechſel ein Stichwort kommt, das uns paßt und genehm iſt."

„Für mich wird nichts Dergleichen kommen, Herr Hofmarſchall! Daß Sie mich überhaupt hier noch ſehen, liegt in einem dringenden Wunſche, den ich mir Sr. Excellenz dem Herrn Oberhofmeiſter auszudrücken erlaubt, hier nämlich als Hoffourier ſo liebe Dienſte zu leiſten, was mir auch gern bewilligt wurde, da im Schloſſe drüben ſo ſehr viel zu thun iſt.“

„Und angenehmere Dinge, mein lieber Herr Dippel, da es genug Leute gibt, welche dieſe erlauchte Vergangenheit ſcheuen und es für erſprießlicher halten, ſich im aufgehenden Lichte zu ſonnen.“

„Ja wohl — ja wohl!“

„Was mich dabei freut, iſt, daß wir Beide uns im gleichen Falle befinden; Sie beſorgen aus Anhänglichkeit den Dienſt eines der Herren Hoffouriere und ich fungire hier gleichfalls auf meine Bitte als einfacher Kammerherr für meinen lieben Kollegen, den Grafen Stoltenhof, der es auch vorzieht, ſich an den neuen Sonnenſtrahlen zu erfreuen.“

„Das hätten Sie nicht thun ſollen, Herr Hofmarſchall,“ verſetzte der Leiblammerdiener in einem ernſten Tone — „doch bitte ich meine freimüthige Aeußerung entſchuldigen zu wollen, Herr Hofmarſchall.“

„Dieſe Entſchuldigung iſt ganz unnöthig. Ihre Aeußerung freut mich vielmehr, beſonders durch den beſorgten Ton, der aus Ihren Worten klang,

und wenn Sie mir nebenbei noch eine Liebe erzeigen wollen, ſo nennen Sie mich unter Weglaſſung meines Titels mit meinem einfachen Namen.“

„Wie Sie befehlen, Herr von Roſenthal!“

„So iſt's recht, man muß ſich an Alles ſo früh als möglich und freiwillig gewöhnen.“

Herr von Roſenthal hatte das in ſeinem gewöhnlichen, gefälligen Tone geſagt, und wenn man ſein allerdings, wie immer, bleiches Geſicht ſchaute, ja ſeine ganze ſorgloſe Haltung anſah, wie er mit übereinander geſchlagenen Armen an einer der dunkeln Marmorſäulen lehnte, ſo hätte man ihn inſoferne bei allem Dem, was hier vorging, für einen ganz unbetheiligten Zuſchauer halten können, den nur der Kummer um einen theuren Entſchlafenen hier an dieſen düſtern Raum feſſelte. Und dieſer Kummer ſprach aus ſeinen ernſten Blicken unter den zuſammengezogenen Augbrauen, ſowie aus den feſt auf einander gepreßten Lippen, wenn er ſchwieg. Er war ſchwarz gekleidet von Kopf bis zu den Füßen, und ſelbſt ſeine blendende Wäſche wurde durch eine gewaltige Trauermaſche von Flor, ſowie durch ſeine lang herabreichenden kohlſchwarzen Favoris faſt gänzlich bedeckt. Er hatte jetzt die Säule verlaſſen und ſagte, indem er auf den Kammerdiener zutrat und ihm ſeine Rechte reichte: „Es liegt für mich etwas angenehm Tröſtliches darin zugleich mit einem ſo Getreuen, wie Sie ſind, den letzten intimen Dienſt zu thun und iſt es mir ge-

rade ſo zu Muthe, als lebten wir noch in jener glücklichen Zeit, wo Sie ſo freundlich waren, mich zu protegiren, wenn ich befohlen wurde."

„Für mich iſt es allerdings der letzte Dienſt, Herr von Roſenthal, den ich thue. Ein ehrenvoller, ſchöner, obgleich trauriger Dienſt, und wenn Sie mich jetzt vielleicht mit einiger Verwunderung in meinem langen Ueberrocke ſehen, ſo iſt dieß nur in den Pauſen der Fall, wo ich mir einbilden darf, daß ich zum ganz vertraulichen Dienſte des allergnädigſten Herrn da bin, wo er mich gerne ſo zu ſehen pflegte, ja mir anbefahl, nicht in meinem Fracke zu erſcheinen, wie Seine Majeſtät ſtets zu thun geruhten in dieſer letzten traurigen Krankheit."

„Wie ich das verſtehe, mein lieber Herr Dippel! Auch ich möchte keinen Krankenwärter um mich haben in goldgeſticktem Frack, und Sie waren doch Seiner Majeſtät einziger und wahrer Krankenwärter."

„Ich darf es mit Stolz ſagen, daß mich der allergnädigſte Herr dergeſtalt mit ſeinem Vertrauen beehrte, und daß ich nebenbei das traurige Glück genoß, bei ſeinem letzten Augenblick gegenwärtig zu ſein."

„Ganz allein, Herr Dippel? — wie man ſagte" — fragte unbemerkt Herr von Roſenthal mit leiſer Stimme.

Der alte Kammerdiener warf einen raſchen Blick um ſich her, eh' er zur Antwort gab: „Ganz allein,

zuckend meinte ſie auf unſere Fragen nach Brod und Waſſer, wenn wir erſteres nicht mitgebracht hätten, ſo würden wir hungrig wieder ziehen müſſen, und was das Waſſer anbelange, ſo habe ſie keines im Hauſe, ihr Mann, der auf dem Felde ſei, werde ſpäter einen Krug voll mitbringen. Glücklicherweiſe waren wir außerordentlich verproviantirt. Unſer Hombre packte die Vorräthe von einem Maulthiere ab und bald lagen wir königlich tafelnd unter einer verkümmerten Platane an der Erde. Unſer Tiſchtuch war eine alte Zeitung, von der übrigens Würſte, Eier und Brod, die wir mitgebracht, ſo vortrefflich ſchmeckten, als ſei es von feinſtem Damaſt geweſen. Auch die Vota ging fleißig in die Runde und wir tranken auf das Wohlergehen der ſchönen Stadt Granada, welche uns dieſen vortrefflichen Trunk geſpendet.

Nach unſerem Diner zäumten wir die Thiere, die unterdeſſen an dem dürren Graſe und kleinen Geſträuchen genagt, wieder auf und da der Weg hinter der Venta ſtark bergauf ging, uns auch nach dem langen Ritte eine Bewegung recht angenehm war, ſo gingen wir zu Fuße und zogen die Pferde am Zügel hinter uns drein. Das Terrain, durch welches wir zogen, blieb ſich im Allgemeinen immer gleich; bald ging es bergauf, bald bergab durch eine öde, unfruchtbare Gegend. Die einzige Abwechslung machte hie und da ein kleines Waſſer, das zwiſchen den Felſen rieſelte und in dem wir unſere durſtigen Thiere tränkten und ein Bergabhang, der ſo ſteil und knüppelhaft war, daß wir vom Sattel ſtiegen und zu Fuße hinabgingen. Gegen vier Uhr trafen wir auf ein größeres Gehöfte mit ganz ſtattlichem Hauſe an einem breiten Thorweg, der ſo gaſtlich aufſtand und uns einen ſo angenehm kühlen Stall zeigte, daß mein Pferd die entſchiedenſte Neigung kund gab, dort einzukehren. Ich ließ ihm dieſe Grille und wir thaten wohl daran. Draußen brannte die Sonne wirklich unausſtehlich und unter dem Thorweg war's nicht nur ſchattig und kühl, ſondern die freundliche Wirthin brachte uns auch einen Krug ganz vortrefflichen Weins und ſehr gutes, weißes Brod. Es iſt erſtaunlich, welchen Hunger man auf Reiſen, namentlich beim Reiten entwickelt. Wir thaten

Herr von Rosenthal. Die allerhöchsten Herrschaften hatten sich in tiefster Ermüdung gerade für einen Augenblick zurückgezogen und weder die Leibärzte noch ich hatten eine Ahnung davon, daß der letzte Augenblick so rasch und — dem Himmel sei es gedankt — so schmerzlos eintrat. — Seine Majestät erhoben den Kopf ein wenig, bewegten die Lippen und nannten flüsternd den Namen der höchstseligen Königin. — Das schnitt mir eigentlich tief in die Seele, Herr von Rosenthal; denn wenn Ihre Majestät, die eine so edle und erhabene Dame war, noch gelebt hätte, würde der allergnädigste Herr diesen Namen wohl nicht vergeblich ausgesprochen haben."

„Bemerkten Sie an seinen Gesichtszügen, daß ihm das schmerzlich war?"

Der alte Kammerdiener neigte seinen Mund zum Ohre des Fragers, ehe er mit geheimnißvoller Miene zur Antwort gab: „Im Gegentheil, Herr von Rosenthal, der Herr lächelte freudig, ja verklärt, und sagte deutlich: ‚Ach, da bist Du ja!' Ja so deutlich, ich möchte fast sagen, so kräftig, daß ich mir die Bemerkung erlaubte, ob Seine Majestät irgend Etwas zu befehlen habe, worauf ich noch genau die Worte verstand: ‚Danke — danke' — — — es waren die letzten, und obgleich ich das deutlich sah, konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, den allergnädigsten Herrn jetzt zu verlassen."

„Und thaten recht daran, Herr Dippel, ſtarb er doch mit ſeinen Phantaſieen und auch ſonſt in der allerbeſten Geſellſchaft.“

Da wurde eine der Flügelthüren ein wenig geöffnet und im Strahle des Tageslichtes, der leuchtend hereindrang, bemerkte man einen Herrn in großer Uniform, einen Stab, auf dem die kleine goldene Krone ſchwarz verhüllt war, in der Hand tragend, und dieſer Herr blieb, da er ſich trotz der brennenden Wachskerzen erſt an das Dunkel gewöhnen mußte, welches beſonders in den Seitenſchiffen der Kapelle herrſchte, einen Augenblick ſtehen.

Dieſen benützte Herr Dippel, um nach einer Verbeugung gegen den Hofmarſchall ſo geräuſchlos zu verſchwinden, daß man hätte glauben können, er ſei nur einer der Schatten geweſen, welche die düſter flammenden Fackeln bei dem geringſten Lufthauch erſcheinen und verſchwinden ließen.

Dann kam der Herr in der großen Uniform näher, etwas mit den Augen blinzelnd, da er die ſchwarze Geſtalt, die an der dunkeln Säule lehnte, nicht ſogleich erkannte, und da ſich Herr von Roſenthal, ſcheinbar in tiefe Betrachtung verſunken, darin nicht ſtören ließ, um ihm entgegenzutreten, oder auch nur ein Lebenszeichen von ſich zu geben.

„Ach, Sie ſind es, beſter Freund!“ flüſterte jetzt der Herr in großer Uniform, als er nahe genug war, um den Andern zu erkennen; „ich glaubte nicht, Sie hier zu finden, ſondern vermu-

thete Sie, wie die übrigen Herrſchaften, beim Frühſtück."

„Sie wiſſen, mein lieber Herr Baron von Schalken, daß ich mir das Frühſtücken ſchon längſt abgewöhnt habe, und daß die jetzige ſchwere Zeit, wo wir Alle einen ſo kräftigen Hinweis auf das Jenſeits erhielten" — hier erhob er den rechten Arm gegen den Sarkophag — „und dabei ſo ſehr an unſere eigene Sterblichkeit gemahnt wurden, — daß dieſer Augenblick nicht dazu gemacht iſt, unſerem ſterblichen Leibe dergleichen irdiſche Dinge wie Frühſtücken und Aehnliches zu bieten, Dinge, die ſtets für unſern Geiſt etwas Erniedrigendes haben."

„Streiten wir nicht darüber," erwiederte der Andere in einem etwas gelangweilten Tone; „doch haben Sie Unrecht, ich darf Sie verſichern, daß die Menus ausgezeichnet ſind unter der neuen Aera."

„Und das ſagen Sie hier im Angeſicht des Sarkophags — jetzt ſchon ſagen Sie das, denken Sie doch, wenn es der höchſtſelige Herr gehört hätte?"

Baron Schalken fuhr ein klein wenig zuſammen, während er ſcheu zur Seite und etwas in die Höhe blickte und ſagte: „Sie haben wahrhaftig eine Luſt daran, die Aufregung eines armen Beamten noch zu vermehren, der ſo nicht weiß, wo ihm der Kopf ſteht. Werde ich doch nicht nur, um mich vielleicht eines unpaſſenden Ausdrucks zu

bedienen, à deux mains gebraucht, ſondern ich könnte ſagen à deux âmes, denn ich kann Sie verſichern, beſter Hofmarſchall, ſo oft ich hier in dieſen jetzt doppelt geheiligten Raum trete, überflutet mein alter gewaltiger Seelenſchmerz und kämpft mächtig an gegen die neuen Stimmungen der Seele, denen man ſich angeſichts dieſes göttlichen Rathſchluſſes doch unmöglich zu entziehen vermag."

„Vortrefflich geſagt," verſetzte Herr von Roſenthal mit einem kurzen Lächeln:

„Etwas dunkel zwar,
Doch es klingt recht wunderbar."

„Und das iſt in dieſer Welt die Hauptſache, dann kommt das Verſtändniß ſchon von ſelbſt, — — aber ich bin recht erſtaunt," fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, „Sie in der Zwiſchen- und Frühſtückszeit zu ſehen, oder ſollten Sie das Bedürfniß fühlen, hier in einigen innigen Worten Ihren Dank zu ſtammeln für durch lange Jahre erhaltene Wohlthaten — geniren Sie ſich durchaus nicht. Ich trete auf die Seite, und damit Sie ſehen, was ich im Stande bin, für meine Freunde zu thun, ſoll es mir gar nicht darauf ankommen, Ihr ſtilles Gebet an dem jetzt höchſten Orte vortrefflich in Szene zu ſetzen."

„Sie wären dazu im Stande," ſagte Baron Schalken in einem erſchrockenen Tone, — „nein, ich muß ſchon recht bitten, mich ruft nur der Dienſt

hieher, und ich erwarte meine Leute, um die Lichter löſchen zu laſſen. Es ſoll heute kein Empfang mehr ſtattfinden."

„Iſt es ſchon zu viel geworden?" fragte der Andere in dumpfem Tone, „oder wird mit den Lichtern geſpart?"

„Ich glaube keines von Beiden, Herr von Roſenthal," erwiederte Schalken etwas ſcharf, — „die Kapelle ſoll gelüftet werden, um ſpäter — doch darüber weiß ich nichts Genaueres, ich habe keine weiteren Weiſungen von Baron Tönning."

„Gut! — ſo kann auch ich mich wohl nach Hauſe begeben."

„Ich glaube faſt, mein lieber Herr Hofmarſchall; wenn Sie es aber nicht eilig haben, ſo verlaſſen wir dieſen ernſten Ort zuſammen."

„Mit Vergnügen leiſte ich Ihnen noch einige Augenblicke Geſellſchaft, biete Ihnen ſogar ſpäter meinen Wagen an, der unten am Hauptportale hält."

„Dafür danke ich herzlich," ſagte raſch der Andere.

„Sie danken? — nein! — obgleich mein Wagen vollſtändig geſchloſſen iſt?"

„Ach, mich würde auch ein offener nicht geniren," entgegnete Baron Schalken mit einer kleinen Verlegenheit, „doch habe ich hier im Schloſſe noch dringend zu thun."

„Wie Sie wollen; doch ſetzen wir uns einen Augenblick, ich bin etwas müde geworden."

Damit ließ ſich Herr von Roſenthal auf die unterſte Stufe des Sarkophags nieder, während der Andere es vorzog, ſtehen zu bleiben.

„Nicht wahr," ſagte dieſer nach einer kleinen Pauſe, „Sie boten ſich freiwillig an, für den Grafen Stoltenhoff hier Dienſte als Kammerherr zu thun?"

„Freiwillig, um meine tiefe Anhänglichkeit zu bezeugen, auch um Niemand im Lichte zu ſtehen; was meine Funktionen als Hofmarſchall anbelangt, ſo ſind dieſe ja von ſelbſt ſuspendirt und in den großen Strom des Oberhofmeiſteramts gefloſſen."

„Doch nicht durch klaren Befehl?"

„O nein! — wenn das wäre, würden Sie mich wohl kaum hier ſehen; ſo lang ich aber da bin, möchte ich mich ſo gut als möglich nützlich machen."

„Auch mein Amt als Hoftheaterintendant iſt begreiflicher Weiſe wegen der Hoftrauer, und ſo lange als dieſe dauert, gleichfalls ſuspendirt — und doch gäbe es gerade für mich genug zu thun, um beim Wiederbeginn einer wahrſcheinlich ſehr veränderten Geſchmacksrichtung gehörig Rechnung tragen zu können."

Herr von Roſenthal huſtete leicht hinter der vorgehaltenen Hand, dann wandte er ſeinen Kopf auffallend rückwärts in die Höhe, worauf Baron Schalken ziemlich verdrießlich ſagte: „Mit Ihren ewigen Erinnerungen durch Worte oder Pantomimen."

„Das macht meine lebhafte Phantaſie, ich denke immer, wenn wir gehört würden.“

Der Hoftheaterintendant zuckte leiſe mit den Achſeln, ehe er fortfuhr: „Ich habe mich ſtets und auch früher nicht genirt, vernünftigen Aenderungen das Wort zu reden, und daß ein jugendlicher, geiſtvoller Monarch Aenderungen belieben wird, daran iſt wohl nicht zu zweifeln.“

„Nein, an vernünftigen Aenderungen iſt nicht zu zweifeln, mein lieber bisheriger Herr Hoftheaterintendant!“ verſetzte der Andere in ſo beſtimmtem, ausdrucksvollem Tone, daß Baron Schalken faſt unmuthig erwiederte: „Wir werden wohl nichts Beſſeres thun können, als dieſe Aenderungen mit Gemüthsruhe zu erwarten.“

„Ganz meiner Anſicht! Es ſollte das auch durchaus keine Anſpielung ſein — wollen Sie mir aber vielleicht eine kleine Frage erlauben?“

Baron Schalken nickte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Haben auch Sie ſich zur Uebernahme eines der Ceremonienmeiſterämter gemeldet, wie ich zu den Funktionen eines Kammerherrn?“

„Nein — Baron von Tönning erſuchte mich darum — finden Sie vielleicht etwas darin?“

„O, durchaus nicht, im Gegentheil, man kennt Ihr Geſchick als Hoftheaterintendant, Schauſtücke und dergleichen zu arrangiren, und konnte das, wie man ja ſchon ſehen kann, in keine beſſere Hände legen.“

Der Andere gab hierauf keine Antwort, wandte ſich vielmehr raſch um, da eine der Flügelthüren leiſe geöffnet wurde und verſchiedene Hofbediente erſchienen, die ſich in den Räumen der Kapelle vertheilten. Herr von Roſenthal erhob ſich langſam, indem er ſagte: „Gehen wir unſeren Privatgeſchäften nach, ich habe jetzt doch wohl hier nichts mehr zu thun.“

„Vorläufig nicht, doch werde ich mir erlauben, Ihnen weitere Beſtimmungen, ſobald ich etwas erfahre, zugehen zu laſſen.“

Baron Schalken ſagte das in einem recht wohlwollenden Tone, den er noch verſtärkte, ja der ganz freundſchaftlich klang, als er, den Anderen unter den Arm nehmend und bei Seite führend, hinzuſetzte: „Sie wiſſen doch, beſter Freund, daß um drei Uhr intimer Empfang bei Ihrer Majeſtät der Königin iſt, wo der bisherige Hofmarſchall, oder vielmehr der Hofmarſchall des bisherigen Kronprinzen,“ verbeſſerte er, „nicht fehlen ſollte — nehmen Sie das als einen freundſchaftlichen Wink.“

„Wofür ich herzlich danke, doch wird Graf Stoltenhoff meine Stelle dort ebenſo gut verſehen, wie ich hier die ſeinige — auch habe ich wahrhaftig ein paar recht dringende Geſchäfte.“

„Wie kann man in ſolchen Augenblicken von anderweitigen, dringenden Geſchäften reden — ſeien Sie nicht leichtſinnig, Roſenthal.“

„Auch widerſtrebt es mir, den gerechten Schmerz der hohen Frau durch meine Gegenwart noch zu vermehren; nein, ich habe wirklich dringende Geſchäfte, und wenn Sie mir irgend einen Freundſchaftsdienſt erweiſen wollen, ſo wäre es der, über meine Abweſenheit, wenn Sie das für nöthig halten, ein paar entſchuldigende Worte fallen zu laſſen.“

„Recht gern! doch müßte ich etwas von Ihren dringenden Geſchäften oder Gründen wiſſen.“

„Das ſteht Ihnen mit Vergnügen zu Dienſten. Ich muß zu meinem Sattler —“

„Um Trauergeſchirre zu beſtellen?“ forſchte der Andere etwas mißtrauiſch.

„Nein, mein Lieber — um nach meinen neuen Reiſekoffern zu ſehen.“

„Nach Ihren Reiſekoffern?“ fragte der Andere in größtem Erſtaunen.

„Ja, nach neuen und ſehr ſoliden Koffern, die ich mir nach meinem eigenen Syſtem ſehr praktiſch zu einer weiten Reiſe beſtellte.“

„Und dieſen Grund für Ihre Abweſenheit darf ich angeben?“

„Ich bitte Sie darum, und da Sie wiſſen, daß ich ſo ziemlich Alles erfahre, was über mich geſprochen wird, ſo wird es mir auch nicht verſchwiegen bleiben, ob Sie wirklich die Freundſchaft für mich haben, dieſen meinen Grund laut und deutlich anzugeben.“

„Wenn Sie darauf beſtehen,“ verſetzte Baron

Schallen nach einem tiefen Athemzuge offenbarer Erleichterung, „mit großem Vergnügen."

„Und finden mich zu allen Gegendienſten bereit," ſagte Herr von Roſenthal lächelnd, worauf er ſich nach einer freundlichen Handbewegung aufrechten Hauptes und im langſamſten Schritte gegen den ganz dunkeln Hintergrund der Kapelle verlor, nachdem er vorher nicht unterlaſſen, eine tiefe Verbeugung vor dem Sarkophag zu machen.

Dann verließ er die Kapelle durch die kleine Thür der Sakriſtei, wozu er den Schlüſſel aus ſeiner Taſche hervorzog, und blieb einen Augenblick zweifelnd ſtehen, welchen Weg er zum Hauptportal einſchlagen ſollte, wo ſein Wagen ſtand. Er hätte durch einen Umweg bei der Kapelle vorbei, dann einen der ſtillen Schloßhöfe durchſchreitend, ziemlich unbemerkt dorthin gelangen können, während die Korridors des Palaſtes noch immer angefüllt waren mit einer zahlreichen Menſchenmenge, die ſich mißmuthig und äußerſt langſam entfernte, als ſie vernommen, daß der Trauerraum für heute nicht mehr geöffnet würde.

Für den Gang durch dieſe belebten Räume entſchied ſich Herr von Roſenthal nach kurzer Ueberlegung und betrat ſie alsdann, um aufrechten Hauptes durch die Menge zu wandeln.

Er bot eine eigenthümliche, feierliche, faſt düſtere Erſcheinung, als er ſo mit den bleichen Zügen langſam gehend hindurchſchritt, dieſe ſchwarze Er-

dieſem Gouter alle Ehre an und Horſchelt verband hier noch das Nützliche mit dem Angenehmen und fröhnte dabei einer entſchiedenen Leidenſchaft, indem er einen ſtattlichen Mauleſel abconterfeite, der mit geſenktem Haupte vor dem Thorwege ſtand.

Unſer erſtes Nachtquartier ſollte Alcala la Real ſein, nicht jenes Alcala, auf dem Marquis Poſa ſeinen Freund gefunden, dagegen aber hatte unſer Alcala den Beinamen „das Königliche,“ und wenn wir nicht in Spanien geweſen wären, hätte das ſchon etwas Günſtiges verſprochen. Hier aber iſt man gewöhnt, ſelbſt den unbedeutendſten Dingen die ſtolzeſten Namen zu geben; und deßhalb erwarteten wir nicht anders, als in dem königlichen Alcala ein elendes Neſt zu finden, wie vielleicht Villa Robledo in der Mancha oder etwas Aehnliches. Dießmal aber hatten wir uns auf angenehme Weiſe getäuſcht. Die Sonne ſtand ſchon ſehr tief, als wir aus den Felswegen, auf denen wir den ganzen Tag herumgeklettert, in ein ſchönes fruchtbares Thal kamen und darin auf eine ſo ſchöne breite Straße ſtießen, daß wir kaum unſern Augen trauen mochten. Es war das wie eine heimatliche Chauſſee mit Bäumen beſetzt, mit Waſſergräben verſehen, kurz ein Weg wie er ſein ſollte. Ich möchte faſt ſagen, leider! hatten wir nur noch eine halbe Legua bis zu unſerem Nachtquartier. Wir hätten uns wahrhaftig auf dieſer Straße nichts daraus gemacht, noch mehrere Stunden weiter zu reiſen. Auch die Pferde fühlten den Unterſchied gegen die früheren Rollkieſel ſo außerordentlich, daß ſie faſt ohne Nachhülfe zu einem tüchtigen Trabe anſetzten, der uns auch in ganz kurzer Zeit in die Stadt brachte.

Alcala la Real ſah wirklich ganz ſtattlich aus. Statt eines kleinen Dorfes ſtellte ſich uns eine ziemlich große Stadt dar, maleriſch am Abhang des Berges gelegen, auf deſſen breitem Gipfel ſich die ſtattlichen Ruinen eines mächtigen alten Schloſſes befanden. Wir erreichten Alcala unter dem Alles verſchönernden Lichte der ſinkenden Sonne, die das Thal, durch welches wir ritten, mit glühendem Lichte erfüllte und die Schloßruinen droben, ſowie den aus den Häuſern aufſteigenden Rauch golden beglänzte. Die

ſcheinung, deren ernſtes Geſicht durch den kohlſchwarzen Bart faſt unheimlich erſchien, ohne Auszeichnung oder ſonſtigen Schmuck, mit den dunkeln glühenden Augen aufmerkſam die Menge betrachtend, die allerdings bei ſeinem Erſcheinen zur Seite wich, ihm dabei aber eine recht zweifelhafte Theilnahme ſchenkte, denn während Einige ſcheu und murrend zurücktraten, murmelten Andere unverſtändliche Worte, welche aber dem Ausdrucke ihrer Mienen nach wohl keine freundlichen Bemerkungen waren, und nur ſpärlich wurde er begrüßt durch eine leichte Verbeugung oder Abnahme des Hutes.

Dieß Alles ſchien ihn aber durchaus nicht zu bekümmern, wenigſtens nicht im Mindeſten zu verletzen, denn wenn ſich ſeine düſteren Geſichtszüge vielleicht hie und da ein wenig veränderten, ſo geſchah dieß allenfalls nur durch ein leichtes Zucken der Mundwinkel, welches man für den Beginn eines Lächelns hätte halten können, das aber wieder verſchwand, ehe es zur Geltung kam.

So erreichte er in einiger Zeit das Hauptportal, um dort hinaustretend hinter den mächtigen Säulen gedeckt ſtehen zu bleiben, nicht um ſich den Blicken der gaffenden Menge zu entziehen, ein Grund, der von ſelbſt wegfiel, da ſich Aller Augen nach einer Staatskaroſſe mit den königlichen Inſignien richteten, die mit dem Leibkutſcher in groſſer Trauerlivrée und zwei Bedienten hintenauf von dem Gebäude des Staatsrathes herkam, und in

welcher Equipage ſich der junge Monarch befand, die herandrängende Volksmenge freundlich und leutſelig grüßend. Es war dieß einer der erſten ſchönen, faſt erhabenen Momente für den neuen Herrſcher, denn das gute Volk, erregt und bewegt, auch erfüllt von tiefer Theilnahme, hatte den vielleicht nicht ganz richtigen Takt, dieſe Theilnahme unter Anführung einiger vertrauter Perſonen, ſehr ergebener Beamten, Handwerker und königlicher Lieferanten, zu einer lärmenden Demonſtration zu machen, in Folge deren die breite Straße vor dem Palaſte nach ein paar ſchüchternen Verſuchen endlich doch von einem brauſenden Hochrufen ertönte, worauf der junge Fürſt mehrmals freundlich mit dem Kopf nickte und ein kurzes Lächeln auf ſeinem blaſſen Geſichte ſehen ließ, um alsbald wieder in die tiefe Ecke ſeines Wagens zu verſchwinden.

Herr von Roſenthal ballte zuckend ſeine Finger zuſammen und klemmte ſeine Unterlippe zwiſchen die Zähne, während ein düſterer Blick hinaufflog zu der langen ſchwarzen Fahne auf der Höhe des Schloſſes; dann murmelte er: „Wenn ich auch wahrhaftig ſtets bereit bin, jedes, ſelbſt das kleinſte Verdienſt dankbar anzuerkennen, ſo mißfallen mir doch dieſe hier ganz unmotivirten Vorausbezahlungen — ſie erſchrecken mich. Sie haben etwas von einem Hoſianna an ſich und können zu dem Glauben verleiten, als begrüße man einen längſt Erwarteten, heiß Erſehnten, der ſchon genug

gethan, um dieſe Erwartung im Voraus zu rechtfertigen — ach! das verwöhnt, das macht begehrlich und erfüllt uns mit dem Bewußtſein eines Werthes, dem ſpäter keine ſtille Huldigung mehr genügt — — immerhin — — ſei es darum, vielleicht iſt auch dieſe Begrüßung wie ein erquickender und befruchtender Regen, der auf ein gutes Samenkorn fällt, — das Samenkorn wäre wohl da, auch ein guter, geſunder Grund, nur zu üppig und anlockend für allerlei Unkraut, das da prächtig wuchern wird, um edle Keime zu erſticken oder doch zu ſtören — wer da die Senſe führen dürfte und mähen — auch unter euch," rief er mit ſpöttiſch aufgeworfener Lippe gegen den kleinen Schloßflügel hinüber, wo der Kronprinz bis jetzt gewohnt, wo die Staatskaroſſe hielt und wo ein neuer Jubelruf die Luft zerriß.

„Ja, ſchreit nur!" ſprach er, düſter hinüberblickend, „vor acht Tagen ſchrieet ihr eben ſo, ja noch toller, als ſich der jetzt ſo ſtille Herr in betrügeriſcher Rekonvalescenz am Fenſter zeigte — wer kann es ändern," ſetzte er achſelzuckend hinzu; „es iſt das eben einmal der Lauf der Welt und hat auch gewiſſermaßen ſeine Berechtigung. — — Der König iſt todt — es lebe der König!"

Zweite Randverzierung.

Mit leichten gefälligen Unterhaltungsranken, deren Früchte Goldkörner sind.

Herr von Rosenthal war nicht zu seinem Sattler gefahren, wie er dem Baron Schalken gesagt, sondern direkt nach Hause, und wenn wir ihm die Treppen hinauf folgen in den ersten Stock eines großen, schönen Gebäudes, wo sich seine elegante Privatwohnung befand, — eine Dienstwohnung hatte er nie bezogen, dort nur sein Bureau eingerichtet und seine Sprechstunden gehalten — so bemerken wir auf dem geräumigen Vorplatz etwas, das uns an jene Worte erinnert, die den Hoftheaterintendanten in begreifliches Staunen versetzt, vier große neue Koffer nämlich von rothem Juchtenleder mit starken Messingbeschlägen, auf dem Deckel ein R von gleichem Metall mit der siebenzackigen Krone darüber.

Doch warf der Ankommende kaum einen flüchtigen Blick auf diese Reisegeräthschaften, die ihm vor Kurzem noch so wichtig erschienen, und als ihn der die Thür öffnende Kammerdiener darauf aufmerksam machte, sagte er in gleichgültigem Tone: „Gut! ich habe sie schon bemerkt; sie scheinen recht zu sein.“

Dann trat er in ſein Schlafzimmer, zog mit Beihülfe des Kammerdieners ſeinen Frack aus und einen langen, weichen Schlafrock von dunkelblauem Sammet an, worauf er fragte, ob Jemand da geweſen ſei.

„Von Bekannten Niemand, Herr Baron. Nur ein Hoflakai mit der Meldung, daß um drei Uhr kleiner Empfang, aber in großer Uniform bei Ihrer Majeſtät der Königin ſei. Auch habe ich darauf hin den Anzug Eurer Gnaden gerichtet und mit den Trauerzeichen verſehen; wann ſoll ich den Wagen beſtellen?“

„Du ſagſt, es war ein Hoflakai da, alſo keiner der Hoffouriere? — Welcher Lakai war es?“

„Werner, Euer Gnaden.“

„Gut! In dieſem Falle brauchſt Du keinen Wagen zu beſtellen. Sagte Werner ſonſt Etwas?“

„Nur, daß er in einer halben Stunde wiederkommen würde, weil er den Herrn Baron nicht angetroffen und auch vergeblich auf der Kanzlei geſucht habe.“

„Wenn er kommt, führe ihn ſogleich herein. — Gibt es ſonſt noch Etwas?“

„Den Reiſewagen ließ ich, wie Sie befohlen, zum Wagenfabrikanten bringen, damit er genau unterſucht werde und Alles, was nöthig iſt, hergerichtet werde. — Auch ſind die neuen Reiſekoffer angekommen,“ wiederholte der Kammerdiener in einem etwas ſchüchternen Tone.

„Ich meine, Du habeſt mich ſchon ſoeben darauf aufmerkſam gemacht, und weißt doch, ich kann derartige Erinnerungen nicht leiden. Es klingt ſo abſichtlich — oder geſchah ſo abſichtlich.“

Während Herr von Roſenthal dieß ſagte, war er in ſeinen Salon eingetreten und hatte ſich dort vor dem lodernden Kaminfeuer, das bei dem ſehr kühlen Herbſttage von angenehmer Wirkung war, in einen Fauteuil niedergelaſſen und ſeinem Kammerdiener erlaubt, ihm zu folgen, weil ſeine letztgeſprochenen Worte offenbar fragend geklungen hatten. Jetzt ſagte er, ſich langſam die Hände reibend: „Alſo lag wohl eine Abſichtlichkeit zu Grunde? Und da ich Dich, mein lieber Friedrich, ſchon einige Mal zum Vertrauten meiner Handlungen machte, ſo will ich Dir auch dießmal ſagen, daß ich bei dem beſten Willen nichts zu ſagen vermag. Wäreſt Du ein Kenner deutſcher Literatur, ſo würde ich Dich an einen gewiſſen Herrn von Goethe verweiſen, der einen gewiſſen Herrn Egmont ungefähr ſo ſagen läßt: Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, muthig gefaßt, die Zügel feſtzuhalten und bald rechts, bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher er kam. Und da auch ich mich in dieſem Falle befinde, ſo kann ich nichts Anderes thun, als Dir vorläufig

anempfehlen, meine Befehle mit Deiner gewohnten Umsicht und Klugheit auszuführen. Und diese bestehen im gegenwärtigen Augenblick darin, Jedem, der es wissen will, die Ueberzeugung beizubringen, daß ich im Begriffe stehe, eine sehr weite und sehr lange dauernde Reise anzutreten. — Hast Du mich verstanden?"

„Gewiß, Herr Baron," entgegnete der Kammerdiener und setzte mit sichtlich erheiterter Miene hinzu: „Danke auch herzlich für das gnädige Vertrauen."

Dann zog er sich zurück, blieb jedoch stehen auf den Ruf seines Herrn, der ihn fragte: „Wir haben doch keine Schulden?"

„Keine, Herr Baron, denn wie Sie mir befohlen, ließ ich mir noch einige kleine offen stehende Rechnungen geben und habe sie heute Morgen bezahlt."

„Gut, ich danke."

Hierauf versank Herr von Rosenthal in ein tiefes Nachsinnen, das ziemlich ernster Art sein mußte, wie man an dem Niedersinken seines Kopfes sowie an seinen plötzlich sehr düster gewordenen Gesichtszügen bemerkte. Er stützte den Arm auf die Lehne des Fauteuils, legte den Kopf auf die Hand, und während sich dabei seine weißen Finger in dem Bart und Haupthaar vergruben, schien er nicht darauf zu achten, daß seine sorgfältig gepflegte Favoris, sowie seine Frisur dabei

arg verzaust wurden. „Und warum das Alles?“ fragte er sich selbst, seine dunklen Augen auf die rothe Kaminglut richtend. — „Warum dieselbe Komödie wieder von Neuem beginnen? — Vielleicht, um thatkräftig mitzuspielen, vielleicht auch nur, um echte Drahtpuppe zu werden, die jedem Zuge der Schnur folgt, und dann nicht im Stande zu sein, irgend Etwas zu leisten, mitspielend in dem großen Schattenspiel, das uns nach allerhöchster Laune bald hell, bald dunkel erscheinen läßt, bald ganz verschwinden. — Richtiger wäre es am Ende doch, nicht nur den Reisenden zu spielen, sondern wirklich und mit Eklat fortzugehen, um aus einem dunkeln Winkel zu beobachten, und wieder zu erscheinen, wenn es Zeit ist — — oder wirklich alle Brücken hinter sich abzubrechen. Und doch hält es mich mächtig hier zurück. — Ist es die Neugierde, Fäden, die ich angeknüpft, sich entwirren, oder noch weiter verwirren zu sehen? — Ist es die Lust an diesem glänzenden Nichtsthun, Hofleben genannt, oder ist es der Drang, wirklich etwas zu leisten und mit besten Kräften hier auf einem Felde zu arbeiten, das fruchtbringend zu werden verspricht, oder, — sei es auch nur,“ setzte er mit einem kurzen, etwas bitteren Lächeln hinzu, „um sich das Vergnügen zu machen, Distelköpfe abzuhauen und Unkraut zu zertreten? Doch es geht mir vielleicht wie Jenem, der gerne fliegen möchte und keine Flügel mehr hat.“

Er ſprach die letzten Worte mit einem tiefen Seufzer, unter welchem er ſich raſch erhob und an das Fenſter trat.

„Keine Flügel mehr hat," wiederholte er, an den glänzenden Herbſthimmel hinaufblickend, doch ſetzte er gleich darauf im Ton des Selbſtbewußtſeins hinzu: „Ha, noch ſind meine Schwingen nicht gebrochen, weder die des Körpers noch des Geiſtes — und wenn man mir einen genügend günſtigen Raum gibt —" Er legte den Kopf auf die Hand, die er gegen die Fenſtereinfaſſung geſtützt hatte und ſagte nach längerem Nachſinnen: „Ich habe nun einmal eine Schwäche für dieſen jungen Fürſten und bin überzeugt, daß er lenkſam iſt und dabei geiſtreich genug, um es nicht übel zu nehmen, wenn man ihm bequeme Treppen baut, die er allenfalls mit verbundenen Augen hinanſteigen kann, um ſich droben in der Höhe anſtaunen zu laſſen und den bewundernden Zuruf gläubig anzunehmen. Gott! — es iſt ja in dieſen gegebenen engen Verhältniſſen ſo leicht, ein kleiner großer Fürſt zu ſein und ſich hinauf zu ſtellen auf ein Piedeſtal, das andere geſcheidtere Leute für uns zimmern und ich möchte wohl dieſer Zimmermeiſter ſein. O es iſt ein großes Gefühl, die Hand zu führen, welche Großes thut und Segen ſpendet! Doch gehört dazu entweder das Gefühl der Furcht, das der Liebe, oder eines ganz unbegrenzten Vertrauens, und ich fürchte, wir haben an Kapital,

was dieſe drei ſchönen Dinge betrifft, in letzter Zeit bedeutend verloren. — Ich ſehe ſchon recht kühle Geſichter um mich her, und Mancher, den es früher förmlich geriſſen hat, einen ehrfurchtsvollen Gruß anzubringen, ſcheint jetzt ſeinen Hut auf dem dummen Schädel feſtgeleimt zu haben. Aber Geduld — Geduld. Vielleicht nur ein Tranſpiriren allerhöchſten Mißtrauens gegen den redlichen Roſenthal. Dann wäre es unklug, die Schrauben des Vertrauens anziehen zu wollen. — Bliebe alſo das der Liebe" — hier machte Herr von Roſenthal ein ſaures Geſicht, während er fortfuhr: „Iſt vorderhand nichts damit; wäre für jetzt keines neuen Verſuches werth, ſeit ich erfahren, daß man ſogar moraliſche Anwandlungen wegen nicht Genoſſenem hat und man ſelbſt das unſchuldige Bild der ſchönen Ellen auf eine Rumpelkammer verwieſen, wo, habe ich allerdings nicht erfahren können, was mir zu denken gibt. — Doch fort mit der Liebe, es iſt das eine zu gefährliche Schraube. — Bliebe alſo die Furcht — die Schüchternheit, das Unbeholfene eines nicht einmal geringen Geiſtes, und wäre dadurch allerdings für einen geſchickten Regiſſeur eine ganz vortheilhafte Stellung zu gewinnen; doch kann auch dieſer Weg nur durch unbedingtes Vertrauen gelingen — und da fürchte ich —"

Hier wandte ſich Herr von Roſenthal raſch um, da er an einem leichten beſcheidenen Huſten ſeinen Kam-

Straße von Alcala, zu welcher wir hereinpaſſirten, hat ein ſtattliches Gitterthor, das von den Bäumen beſchattet war, und hinter demſelben fing ſogleich die Alameda an, an deren Ende unſere Herberge lag. Ich muß geſtehen, es war die beſte, die wir bisher auf unſern Reittouren durch das Land gefunden. Unten natürlich der unentbehrliche Raum für Küche, Wohnzimmer und Aufenthalt ſämmtlicher Gäſte, doch erhielten wir oben ein beſonderes Speiſezimmer, recht gut eingerichtet, ſowie zum Schlafen Betten, die über unſere Erwartung gut waren. Während drunten am Herdfeuer unſer Nachteſſen zubereitet wurde, welches durch unſern Baumeiſter, der vom langen Ritte bedeutend ermüdet war, überwacht wurde, machten Horſchelt und ich einen Spaziergang durch die Stadt, kauften Cigarren und Feuerzeug und ſtiegen über eine ſehr breite Straße den Schloßberg hinauf, zu der alten Ruine, die wir ſo gut als möglich beim Mondſchein betrachteten, auch kletterten wir auf eine der Mauerzinnen, und blickten lange in die milde, mondbeglänzte Nacht hinaus. So lieb und freundlich flimmerten die Sterne über uns und einzelne bekannte Gruppen derſelben betrachteten wir lange und träumend, denn es waren dieſelben Sterne, die im gleichen Augenblicke auch über den Häuptern unſerer Lieben funkelten, von denen wir ſo weit, weit entfernt waren.

Ueber ſolche faſt traurige Gedanken ſiegte glücklicherweiſe baldigſt unſere luſtige Reiternatur, und als wir zum lodernden Herde zurückgekehrt waren, wo Leins inmitten einiger Bewohner aus dem Städtchen denſelben die orientaliſchen Wirren erklärte, hatte ſich unſer guter Humor wieder eingeſtellt, und wir gingen fröhlich zu Tiſche. Während deſſelben kam indeſſen noch einmal etwas Wehmüthiges über uns, beſonders aber über mich. Der Wirth hatte nämlich zwei kleine Buben, genau von der Größe der meinigen und mit denſelben glänzenden Augen und treuherzigen Geſichtern. Die Kinder hatten uns lieb gewonnen und ſchmeichelten zutraulich um uns herum. Sie waren für mich eine liebe und doch faſt traurige Anmahnung.

merdiener erkannt hatte, der nun mit der Meldung auf ihn zutrat, daß der Hoflakai Werner draußen sei.

„So laß ihn hereinkommen.“

Herr von Rosenthal ging rasch gegen den Kamin, wo er sich wieder auf seinen Fauteuil niederließ, die Füße auf eine der blanken Gitterstangen stellte und leise vor sich hin pfiff.

Der Hoflakai Werner, welcher leise eintrat und langsam vorkam, war ein noch junger, schmächtiger Mensch mit einem glattrasirten, schlauen Gesichte, in dessen einem Mundwinkel stets ein halbverstohlenes Lächeln zu sehen war; gewissermaßen als ein Zeichen, daß er sich stets auf der Höhe der Situation befand und seiner jedesmaligen Stellung vollkommen bewußt war, wonach er mit großer Klugheit zu handeln pflegte. Hier blieb er ein paar Schritte hinter dem Stuhle ruhig stehen und wartete, bis Herr von Rosenthal den Kopf ein wenig herumwandte, gleichgültig fragend: „Hast Du etwas Neues, daß Du zum zweiten Mal kommst? — Tritt näher. — Du hast meinem Kammerdiener gemeldet, daß um drei Uhr Empfang bei Ihrer Majestät sei und hat es dabei wohl weiter nichts auf sich, als daß Du die Meldung machtest und nicht einer der Hoffouriere?“

„Gerade das, Herr Baron.“

„Ist dießmal von keiner Wichtigkeit, denn einer der dienstthuenden Ceremonienmeister hat mich direkt davon benachrichtigt.“

„Es iſt aber bereits gleich drei Uhr, Herr Baron,“ erlaubte ſich der Hoflakai zu bemerken, wobei das Lächeln in dem einen Mundwinkel deutlicher wurde.

„Und was weiter?“

„O durchaus nichts, Herr Baron! Ich bitte nur, meine Bemerkung gnädigſt verzeihen zu wollen. — Es ſind eben ſchlimme Zeiten, Herr Baron, und ein treuer Diener darf ſich ſchon erlauben, nichts Wichtiges außer Acht zu laſſen.“

„Um was ich dringend gebeten haben möchte.“

„Der Kammerdiener Seiner Majeſtät ließ vorhin in der Garderobe, als er mich entfernt glaubte, gegen den Herrn Schloßinſpektor ein Wort fallen, das ich für wichtig genug hielt, es Euer Gnaden mitzutheilen.“

„Welcher Kammerdiener war das?“

„Herr Kammerdiener Schnabel.“

Herr von Roſenthal nickte mit dem Kopfe, worauf der Andere fortfuhr: „Er ſagte nämlich, es ſolle allerhöchſtem Befehle nach das ſtrengſte Geheimniß darüber bewahrt bleiben — — und da Seine Majeſtät entſchloſſen ſeien, ganz allein, zur beſtimmten Zeit, ohne Begleitung die Kapelle zu betreten, ſo hoffe er, vor unberufenen Plaudereien ſicher zu ſein.“

„Hm!“ ließ ſich Herr von Roſenthal vernehmen, ohne indeſſen umzuſchauen, und dann fragte er in etwas gleichgültigem Tone: „Heute iſt doch Familientafel, wie gewöhnlich um ſechs Uhr?“

„Um ſechs Uhr, Herr Baron. Die allerhöchſten Herrſchaften ſpeiſen allein.“

„Dauert bis ſieben, halb acht Uhr,“ ſprach Herr von Roſenthal leiſe vor ſich hin, „und von da bis zum Thee wäre vielleicht ein günſtiger Zeitpunkt.“

„Zum Thee iſt Seine Excellenz der Staatsminiſter von Wieneck befohlen, auch der Flügeladjutant Herr Oberſt von Wieneck mit Frau Gemahlin.“

„Ach ſo!“ ſprach Herr von Roſenthal, um dann in Gedanken zu kombiniren, daß ein Beſuch in der Kapelle, der begreiflicher Weiſe ganz außerordentlich erſcheinen, uns darum auf's Strengſte verſchwiegen bleiben mußte, nach dem Thee, alſo in ſpäter Nachtſtunde ſtattfinden würde; denn wie er die Reizbarkeit des jungen Herrſchers zur Genüge kannte, ſo war er ſicher, daß derſelbe nach einem ſolchen Beſuche nicht mehr in der Verfaſſung ſein werde, vor irgend Jemanden zu erſcheinen. War doch dieſer Beſuch ſchon an ſich etwas ſo Außerordentliches, daß Herr von Roſenthal nach einem langen Kopfſchütteln in tiefe Gedanken verſank, ganz die Anweſenheit des pfiffigen Lakaien vergeſſend, der es endlich für ſeine Pflicht halten mochte, ſich durch ein kurzes Hüſteln in die hohle Hand bemerklich zu machen. Dieß ſchien auch ſogleich die gewünſchte Wirkung zu haben, doch fuhr Herr von Roſenthal nicht, wie es ein Anderer vielleicht gethan hätte, raſch aus ſeinen Träumereien in die Höhe, vielmehr ver-

ſchränkte er ruhig ſeine Arme, ließ den Kopf noch etwas tiefer ſinken und ſagte dann, indem er hörbar ein Gähnen unterdrückte: „Mich hat der angeſtrengte Dienſt heute ermüdet, und faſt wäre ich in Schlaf verſunken, doch danke ich Dir für Deine Nachricht, und iſt es mir im gegenwärtigen Augenblicke immerhin wichtig, dergleichen zu erfahren.“

„Und wenn ich Genaues erführe, Herr Baron, ſoll ich Ihnen weitere Meldung machen? — Wenn ich vielleicht die Stunde in Erfahrung bringen könnte?“

„Mir genügt das Faktum. Die Stunde iſt ziemlich gleichgültig, ich danke Dir.“

Da dieſe letzten Worte von einer kurzen Handbewegung begleitet waren, ſo verließ der Hoflakai ſo geräuſchlos das Zimmer, daß man nicht einmal das Schließen der Thüre hörte, weßhalb Herr von Roſenthal noch eine kurze Weile wartete, worauf er haſtig in die Höhe ſprang, um ein paarmal raſch in dem Gemache hin und her zu gehen.

„Das iſt wieder einmal eine jener bizarren Ideen, vor der man alle Achtung haben könnte, wenn man nicht wüßte, daß ſie, aus einer krankhaften Reizbarkeit entſtehend, keinen großen und günſtigen Eindruck zurücklaſſen kann, vielmehr durch irgend einen Zufall jene Sucht nach Ungeheuerlichem, Uebernatürlichem noch auf bedauernswerthe Art verſtärken könnte. — Und wäre es ein Unglück, wenn dieſe Neigung verſtärkt würde, wäre es nicht

vielleicht ein Gewinn, wenn dieſer Beſuch auf geſchickte Art benützt würde? — Ah, das iſt ein Lichtpunkt, der zu denken gibt! — Und ſollte er wirklich ganz allein gehen wollen — in dem Falle hätte ich ſeinen vorurtheilsfreien, männlichen Muth zu gering geachtet — oder iſt vielleicht Wieneck zu ſeiner Begleitung beſtimmt? — ich müßte ihn beneiden. Das wäre eine Partie für mich und würde mir auch gebühren, denn wenn die Sache ruchbar wird, was ja ſpäter nicht ausbleiben kann, ſo kommt ſie jedenfalls auf meine Rechnung, da es heißen wird, Niemand anders als dieſer Roſenthal iſt im Stande, ſo extravagante Ideen zu ſouffliren — gut denn, ſuchen wir aus dieſer Schuldenlaſt einige Zinſen zu gewinnen. — Das Wie kommt uns hoffentlich in einer Stunde der Erleuchtung. Haben wir doch heute Nacht Vollmond und da fühle ich mich jedesmal ganz beſonders inſpirirt und zu großen Dingen aufgelegt."

Er war unter dieſen Worten wieder an den Kamin getreten, wo er, nachdem er eine Weile gedankenvoll in die Glut geſchaut, die verbrannten und noch glimmenden Holzſtücke mit dem Fuße zuſammenſtieß, um dann, ſich umſchauend, ſeinen wieder eingetretenen Kammerdiener mit einem fragenden Blick anzuſchauen.

„Der Herr Baron Brenner iſt draußen und fragte, ob der gnädige Herr zu ſprechen ſeien?"

„Jedenfalls, führe ihn herein."

Rosenthal nahm seine gedankenvolle Haltung nicht wieder an, zog vielmehr seinen Schlafrock fest in die Taille und ging dann mit raschen, elastischen Schritten im Zimmer auf und ab, wobei er eine heitere Melodie vor sich hin summte, die er aber plötzlich unterbrach, als der Angemeldete eintrat, um ihm entgegenzugehen und zwei Finger seiner rechten Hand zur Begrüßung darzureichen.

Zwei Finger auf einmal, eine freundschaftliche Nüance, die Baron Brenner sogleich verstand, denn er ergriff diese Finger mit seinen beiden Händen, so gut sich das eben machen ließ, und schüttelte sie herzlich und kräftig, wobei er sagte: „Freue mich sehr in diesen schweren Zeiten, einen alten bewährten Freund nicht nur heiter, sondern auch wohlwollend gesinnt zu finden."

„Wohlwollend? Mein lieber Baron Brenner, diese schöne Eigenschaft setze ich bei Ihnen voraus, da Sie mich so bald nach Ihrer Ankunft mit einem Besuche erfreuen, und bin entzückt darüber. Setzen wir uns und plaudern Eins, während wir seit Jahren wieder die erste Cigarre zusammen rauchen."

„Plaudern mit tausend Freuden," erwiederte Baron Brenner und setzte mit etwas melancholischer Miene hinzu: „Was aber das Rauchen anbelangt, so bin ich darin ängstlich geworden. Man muß das bischen guten Magen, das Einem die vielen mißlichen Geschäfte noch gelassen haben, zu

konſerviren ſuchen, und ich traue dem Nikotin nicht.“

„Ah! eine Folge Ihrer intereſſanten diplomatiſchen Diners — ja, man ſpeist gut in Paris und Petersburg.“

„Ó ja! O ja! Aber man muß alles Das ſauer verdienen,“ verſetzte der Andere, indem er ſich mit bekümmerter Miene und etwas ſteif und ſchwerfällig niederließ. Ueberhaupt hatte der gute Baron Brenner, ſeit ihn Roſenthal nicht geſehen, ziemlich gealtert, ſein Haar war ſtark ergraut, ſeine Backen hingen herab, wodurch unter den Augen ſchlaffe Runzeln entſtanden waren, die zugleich mit dem ernſten, kummervollen Blick von einer nicht allzu fröhlichen Vergangenheit der letzten Jahre ſprachen.

„Wann ſind Sie denn eigentlich angekommen?“ fragte Herr von Roſenthal.

„Geſtern Nacht.“

„Wohl in Folge des traurigen Ereigniſſes, welches das Land und uns Alle betroffen?“

„Wohl in Folge davon, wie ich mir nicht anders denken kann; aber ohne zu wiſſen, was man allerhöchſten Ortes mit mir vorhat. — Nun, ehrlich geſagt, ich bin erfreut, wieder hier zu ſein, denn ich kann Sie verſichern, mein lieber Roſenthal, ſo ohne irgend eine feſte Stellung bei einer Geſandtſchaft attachirt zu ſein, nur um Erkundigungen einzuziehen, Berichte und Päſſe zu ſchreiben, überhaupt um wie ein Packeſel alle Dienſte zu thun, da-

mit ſich die jungen Herren amüſiren können, das war ein unverdient hartes Brod, weßhalb ich auch meine Zurückberufung, mag nun kommen, was da will, wie das Ende einer Verbannung anſehe."

„Jedenfalls glaube ich Ihnen gratuliren zu können, denn gewiß hat unſer vortrefflicher Miniſter, Graf Wieneck, der Sie ja ſtets protegirte, all' die Wolken zu verſcheuchen gewußt, welche zwiſchen Ihnen und der neu aufgegangenen Sonne lagen."

„Hoffnungen, — Hoffnungen — vielleicht trügeriſche Hoffnungen."

„Unter denen wir vorläufig Alle vegetiren, wenigſtens Viele, und dabei ſehr tüchtige Leute."

„Ja, ja, das wird Alles ſeinen geregelten Gang finden, ich glaube nicht an große Veränderungen, und bin deßhalb auch, was mich anbelangt, einigermaßen bekümmert."

„Gewiß ohne alle Urſache, mein lieber Brenner," ſagte Herr von Roſenthal, indem er ſich behaglich in ſeinem Fauteuil ausſtreckte. „Sie ſind allerdings ein bischen in Ungnade gefallen, doch eigentlich nur bei Seiner höchſtſeligen Majeſtät, die es, und nicht mit Unrecht, etwas unangenehm empfand, daß Sie ſich ziemlich rückſichtslos, verzeihen Sie mir den Ausdruck, dazu hergaben, der Vermittler zu ſein zwiſchen nicht ganz berechtigten Mittheilungen aus der Staatskanzlei Seiner höchſtſeligen Majeſtät an Ihre allergnädigſte Herrin, die Frau Kronprinzeſſin."

„Allerdings an meine Herrin, darin liegt aber auch gerade ein triftiger Grund der Entſchuldigung.“

„Gewiß, und ich glaube, daß dieſer Grund der Entſchuldigung jetzt zur Geltung kommen wird.“

Baron Brenner ſchüttelte traurig ſein Haupt, ehe er zur Antwort gab: „Kaum; Seine Majeſtät hat damals als Kronprinz den vielleicht allzu getreuen Diener ſeiner Gemahlin doch gar zu raſch und gründlich fallen laſſen.“

„Was wollen Sie?“ entgegnete Herr von Roſenthal achſelzuckend. „Seine königliche Hoheit liebte es damals nicht, auch wegen der allerwichtigſten Dinge in ſichtbare Oppoſition mit dem Könige zu treten.“

„Aber er hätte mich unter der Hand protegiren und beſtens empfehlen können, that jedoch das Gegentheil, wie ich ganz genau weiß, denn er ſagte unſerem Geſandten in Paris bei deſſen Hierſein, als zufällig die Rede auf das Perſonal, alſo auch auf mich kam: ‚Brenner iſt ein guter, unbedeutender Menſch, aber ein arger Schwätzer.‘ Nennen Sie das vielleicht eine Empfehlung?“

„Ich will das gerade nicht behaupten,“ antwortete Herr von Roſenthal, indem er bedächtig die Aſche ſeiner Cigarre abſtieß, „will Ihnen aber im Vertrauen vielleicht zu einigem Troſt mittheilen, daß er von mir ſagte, ich ſei ein geiſtreicher Seiltänzer, der die Höhe des Seiles mit ſeiner eigenen Erhabenheit verwechsle.“

„Ich verstehe das nicht ganz.“

„Werden aber doch fühlen, daß es kein Kompliment für mich sein sollte,“ sagte Herr von Rosenthal mit sehr ernster Miene, um unter einem leichten Seufzer beizufügen: „Ja, mein lieber Brenner, es gibt in diesen Tagen Viele, die recht gefährlich auf dem Seile tanzen.“

„Sie doch nicht, mein Bester!“

„Ich allerdings nicht, weil ich früher bedächtig von dem Seile herabgestiegen bin.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte der Baron mit einiger Verwunderung, „sagte mir doch unser Gesandter beim Abschiede, — wir sprachen natürlich über die hiesigen Verhältnisse: ‚Geben Sie Acht,‘ sagte Seine Excellenz, ‚ich möchte zehn gegen eins wetten, daß der Hofmarschall von Rosenthal unsern guten alten Tönning ersetzen wird.‘“

„Ah! Seine Excellenz scheinen die hiesigen Verhältnisse unter einer eigenthümlichen Färbung zu betrachten; aber diese Aeußerung amüsirt mich immerhin, und es entzückt mich, daß Sie, lieber Baron Brenner, mich darauf hin sogleich mit einem Besuche erfreuten.“

Ob der Betreffende diesen leichten Stich fühlte, wissen wir nicht genau anzugeben, wenigstens ließ er sich nichts davon merken; doch wurde seine Miene noch ernster, da der Andere fortfuhr: „Wie ich Ihnen vorhin sagte, bin ich in der That und sehr bedächtig von dem gefährlichen Seile herabgestiegen.“

Am andern Morgen ritten wir bei Tagesanbruch weiter. Wir hatten gehofft, auf der ſchönen Straße, die uns nach Alcala geführt, weiter reiten zu können, aber dieſe, ſowie die hübſche Stadt mit ihren freundlichen Umgebungen, ſchien eine Oaſe in der Wüſte zu ſein. Kaum hatten wir das jenſeitige Thor erreicht, ſo fielen wir in einen ſo wahnſinnigen Knüppeldamm, daß man Augen und Hand übermäßig anſtrengen mußte, um die Thiere einigermaßen zu leiten und vor dem Stürzen zu bewahren. Es dämmerte kaum und da ein Nebel aufgeſtiegen war, ſo konnte man nicht drei Schritte deutlich vor ſich ſehen. Dabei ritten wir an einem jähen Felsabhang, an welchem unten ein Waſſer rauſchte. Es iſt das ein kleiner Fluß, der ſich reizend um Alcala windet und zwiſchen üppigen Granatgärten dahinfließt. So, unten im Thale, wo die Orangen blühen, hier oben dagegen war es fürchterlich und die Straße glich vollkommen einem Bauplatze. Anfangs mühte ich mich ab, mein Pferd rechts und links durch die Felsblöcke zu führen, dann aber dachte ich an unſere Ritte in Syrien, namentlich auf dem Libanon, und machte es wie damals, d. h. ich ließ meinem Gaule den Zügel und ſo ging es augenſcheinlich beſſer und raſcher vorwärts. Wir waren aufwärts geſtiegen und dann wieder ſchnell abwärts bis zu jenem kleinen Flüßchen, das wir vermittelſt einer Furt durchritten. Hinter demſelben ging es lange, lange auf einem ſteinigten Wege und ziemlich ſteil bergan. Angenehmerweiſe wurde es indeſſen heller und immer heller, die kahlen Berge vor uns, die bisher in einen kalten, grauen Ton gehüllt waren, färbten ſich violett, dann röthlich, dann glänzend gelb, und hinter uns war mittlerweile die Sonne aufgeſtiegen. Wenn wir auch jetzt den Pfad, auf dem wir ritten, vollkommen deutlich ſahen, ſo war doch die Gegend vor uns jetzt im Tageslichte entſetzlich öde und trübſelig. Ein vollkommen kahler Berg reihte ſich an den andern, zuweilen ſtiegen wir bis zur Spitze hinauf, um drüben wieder ebenſo hinab zu reiten, zuweilen auch wandte ſich der Weg am Abhange hin; nicht ſelten am Rande einer tiefen ſteilen Schlucht; oben mit einem ſchmalen Wege ver-

„Sie erſchrecken mich förmlich. Das ſoll ja wohl nicht heißen, daß Sie um Ihre Entlaſſung aus dem königlichen Dienſte gebeten hätten.“

„Etwas derart, lieber Baron Brenner, man muß das Prävenire zu ſpielen verſtehen. Die Bedienten bleiben, bis man ſie fortſchickt, unſereiner geht bei ſchicklicher Gelegenheit von ſelbſt — haben Sie draußen meine Reiſekoffer bemerkt?“

„Mit einigem Erſtaunen, doch dachte ich mir, der allergnädigſte Herr beabſichtige vielleicht, eine kleine Tour inkognito zu machen zur Zerſtreuung des allerhöchſten Kummers. Roſenthal verſteht das ſchon einzurichten und den Herrn in dieſen erſten ſchweren Wochen aufzuheitern.“

„Dafür ſind andere Leute da, mein lieber Baron. Befähigtere Leute, wenigſtens amüſantere. Die Schalken, die Stoltenhoff, die Nellingen.“

Baron Brenner machte bei Nennung der beiden erſten Namen eine etwas verächtliche Handbewegung, um, bei Nennung des dritten aufmerkſam geworden, zu fragen: „Wer ſind die Nellingen? Habe ich doch dieſen Namen nie gehört.“

„Ich kann Ihnen darüber kein Kompliment machen, mein Lieber,“ ſagte Herr von Roſenthal mit auffallend ernſter Miene, „und es ſcheint mir, als ob unſere Geſandtſchaften ſich wenig um gute Renſeignements, was uns hier betrifft, kümmerten. Die Freiherren von Nellingen ſind zwei Brüder, im Alter ziemlich verſchieden und ebenſo in Tem-

perament und Lebensweiſe; denn während der Aeltere ein geſetzter Mann iſt an oder in den Vierzigen, man weiß das nicht ſo genau, dabei kenntnißreich, ernſt, von ſehr gediegenem Weſen, iſt der Jüngere ein Bild der Schönheit und dadurch, ſowie durch andere glänzende Eigenſchaften, der brillanteſte Kavallerieoffizier, den ich in meinem ganzen Leben geſehen. Ein Leo Wieneck von damals in der höchſten Potenz, geſcheidt und dabei ſo klug, daß er Unüberlegten nicht klüger und geiſtreicher ſcheinen will, als er es zu ſein vermag."

„Nellingen —" ſprach Baron Brenner in einem nachdenklichen Tone.

„Nellingen, zwei Brüder," erwiederte Herr von Roſenthal kopfnickend, — „und wie man ſagt und ihrem Leben nach glauben muß, ziemlich wohlhabend. — Der junge Offizier, Hugo Nellingen, zwanzig Jahre alt, iſt begreiflicher Weiſe das enfant gâté der ganzen Damenwelt, während ſein älterer Bruder Erwin nur ausnahmsweiſe in den großen Hofkreiſen verkehrt, dagegen ſehr häufig in den kleinen intimen Kreiſen Ihrer Majeſtät zu finden iſt. Sie ſchätzt ihn außerordentlich hoch, dieſen ernſten Mann und tiefen Denker, wie er ſich gibt, beſonders in jener myſtiſchen, etwas frommen Richtung, für welche die hohe Frau bekanntermaßen ein wenig inklinirt."

„Was das für ſchätzenswerthe Nachrichten ſind," rief Baron Brenner, „und wie dankbar ich Ihnen dafür bin!"

„Keine Urſache, nur Freundespflicht, auch etwas Egoismus; da ich überzeugt bin, wenn wir uns drüben wieder fänden, Du würdeſt mir das Gleiche thun, um mit Mephiſto zu reden.“

„Und die ſonſtigen Freunde, wie geht es ihnen? Was macht unſere alte Gönnerin, die Pommerhauſen?“

„Sitzt erwartungsvollſt da wie ein Hündlein, ſpitzt die Ohren und würde wedeln, wenn es ihr möglich wäre. Man weiß noch nicht, ob wir wieder eine Oberſthofmeiſterin haben werden, daß es aber die Pommerhauſen nicht wird, weiß ich ganz genau.“

„So hätte die Gräfin Wildenoff . . .“

„Glaube nicht. Die höchſtſelige Königin hat ihr ganz gewiß die brüske Art verziehen, mit der ſie Abſchied nahm, aber jetzt vergißt und verzeiht man hier nichts mehr.“

„Und ſonſtige Hofdamen von Geltung?“

„Ein Fräulein von Klettenberg aus dem Heimatland Ihrer Majeſtät genießt als eine ſtrenge, lange und dürre Tugend das allerhöchſte Vertrauen, hat mir gegenüber etwas vom Gretchen an ſich, — doch zeigt mir Ihre erſtaunte Miene, lieber Brenner, daß Sie mich vollkommen mißverſtehen; ich bin in den Augen dieſer Dame durchaus kein Fauſt, ihr wird nur in meiner Gegenwart: ſie weiß nicht wie. — Dann haben wir noch ein Fräulein von Nikols, eine prächtige Blondine, die etwas von jener ideal ſchönen Hildegard Ferrner an ſich

hat, nur iſt ſich die Nikols ihrer Schönheit bewußter und macht von dieſem Bewußtſein reichlichen Gebrauch."

„Und Gräfin Hildegard? vielmehr die jetzige Gräfin Wieneck, wie geht es dieſer liebenswürdigen, herrlichen Frau?"

„Vortrefflich, wie ſie es verdient. Leo Wieneck lebt heute noch mit ihr zärtlich wie in den Flitterwochen, und bedauert nur, ſein Glück nicht ungeſtörter und ruhiger genießen zu können. Er iſt Oberſt, aber immer noch Flügeladjutant, was er auch allem Anſcheine nach vorläufig bleiben wird."

„Gehalten durch Seine Excellenz, meinen bisherigen hohen Chef, den Miniſter des Auswärtigen."

„Nein, lieber Freund, gehalten durch ſich ſelbſt," antwortete Herr von Roſenthal in trockenem Tone, „gehalten durch ſeine Perſönlichkeit und durch die Gewißheit, daß er beim erſten ſchiefen Blick ruhig ſeinen Säbel abſchnallen und ſich mit großer Freude empfehlen würde."

„Das ſind glückliche Exiſtenzen," ſeufzte Baron Brenner, „und aus demſelben Grunde wird doch wohl an keinen Wechſel des Oberſtjägermeiſters gedacht."

Herr von Roſenthal nickte mit dem Kopfe, ehe er erwiederte: „Es iſt beinahe der gleiche Fall; Ferrner, ein älterer Herr und noch unabhängiger, iſt auch bei Vornehm und Gering auf's Höchſte geachtet durch ſeinen ehrenfeſten, vortrefflichen Cha-

rakter, und nach Oben gefürchtet durch ſeine ſchroffe Rückſichtsloſigkeit; ſo wird er gehegt und gepflegt wie ein Freund des Hauſes, und es wird ſchon noch eine Zeitlang dauern, bis man ſich gegenüber der öffentlichen Meinung ſtark genug fühlt, auch ihn entbehren zu können."

„Alſo doch!" bemerkte Baron Brenner mit trübem Blick, „was für Chancen hat da unſereiner?"

„Wer kann das wiſſen, lieber Freund?" lachte der Andere, „nehmen wir an, Ihre Wagſchale hinge wirklich ein bischen tief unten, ſo braucht es nur eines glücklichen Wortes, um Brenner, den guten unbedeutenden Menſchen, aber wegen Schwätzer, in die Höhe ſteigen zu laſſen."

„Ja, wenn ich Ihre Talente, Ihre Menſchenkenntniß hätte!"

„Was ich Ihnen als guten Rath davon abtreten kann, ſoll aus alter Freundſchaft und chriſtlicher Liebe gern geſchehen." — Herr von Roſenthal ſagte das, indem er ſich langſam erhob, da er das Eintreten ſeines Kammerdieners bemerkt hatte, nachdem er dem Baron ein Zeichen gemacht hatte, ſitzen zu bleiben.

Der Kammerdiener bot ſeinem Herrn auf ſilbernem Teller eine Viſitenkarte, die Herr von Roſenthal nahm, indem er ein paar Zeilen las, die auf der Rückſeite geſchrieben waren, und dann mit lauter Stimme ſagte: „Richte meine Empfehlung aus

und ich würde jedenfalls erſcheinen.“ Die Viſitenkarte behielt er in der Hand, um ſie, zu Brenner zurückkommend, auf den Kaminſims zu legen, während er, ſeine Worte von vorhin wieder aufnehmend, in freundſchaftlichem Tone bemerkte: „Und wenn ich Ihnen jetzt ſchon einen Rath geben dürfte, ſo wäre es der, ſich mit aller Energie um die Gunſt der würdigen Klettenberg zu bewerben.“

„Sie iſt unverheirathet?“ meinte Baron Brenner nachdenklich, worauf der Andere lachend erwiederte: „Par exemple ſo habe ich es nicht gemeint, Sie müßten ſich bewerben in geziemendſter, ehrfurchtsvollſter Weiſe, ebenſo wie man ſich einem Gnadenbilde naht; aber einem Bilde ohne Gnade, wenn man ſich nicht zu den Guten und Anhänglichſten zu rechnen vermag. Doch werden Sie das ſchon zu machen wiſſen. Dabei verſäumen Sie nicht, ſich als Opfer der Tyrannei des höchſtſeligen Herrn darzuſtellen. Ein Opfer, das gerade durch bewieſene Anhänglichkeit aus ſeiner Carrière geriſſen wurde. Die Klettenberg iſt für ſo Etwas empfänglich, da es früher, und auch wahrſcheinlich jetzt noch, eine ihrer Hauptbeſchäftigungen war, den höchſtſeligen Herrn zu haſſen. Die Dame hatte ihre guten Gründe dafür.“

Herr von Roſenthal plauderte ſo, indem er, die Hände umeinander reibend, lächelnd hin und her ging, wobei ihm die Blicke des Anderen mit der größten Aufmerkſamkeit folgten. — „Unſer guter, ſeliger

Herr," fuhr er fort, „liebte es zuweilen, kleine pikante Späße zu machen, und sagte eines Tages: ‚Ich bin ein alter Soldat und verstehe schon deßhalb die Klettenberg zu schätzen, denn sie dient mir als Lärmstange, ich sehe es sogleich an ihrem mehr oder minder zerzausten Kopfputze, sowie an der verschärften Strenge ihrer Blicke, wie ich mit meiner gnädigen Frau Schwiegertochter stehe.'"

„Das war allerdings ein bischen stark, und Fräulein von Klettenberg erfuhr diese Aeußerung?"

„Natürlich! Seine Majestät thaten diese Aeußerung im Vertrauen zu zwei Personen, die ich Ihnen nennen könnte. Wußten also ganz genau, daß sie möglicherweise noch in derselben Stunde hinterbracht würde. — Doch jetzt wollen Sie mich einen Augenblick entschuldigen," setzte Herr von Rosenthal hinzu, indem er gegen sein Schlafzimmer ging, „bitte Sie aber, ruhig sitzen zu bleiben, wenn Sie noch Zeit für mich haben. Ich möchte noch eine Frage an Sie thun."

Nachdem er verschwunden war, schielte Baron Brenner nach der Visitenkarte auf dem Kaminge-simse, und da er diese, wenn er sich lang streckte, mit dem Finger zu erreichen vermochte, so unterließ er nicht, die Karte rasch in die Hand zu nehmen, um auf der einen Seite zu lesen: „Oberst-jägermeister Graf Ferrner", auf der andern mit Bleistift geschrieben: „Es ist heute ihr Dinertag bei uns, bitte, fehlen Sie nicht wie schon so oft."

Baron Brenner hatte die Karte eben ſo raſch, wie er ſie genommen und geleſen, auch wieder hingelegt, wobei er ſich bemühte, ihr, gegenüber dem ſcharfen Auge Herrn von Roſenthal's, genau die frühere Lage zu geben. Dann faltete er ſeine Hände und ſagte gedankenvoll: „Er iſt doch ein rechter Heuchler, da will er mich eine Ungnade glauben machen und ſteht doch mit dieſem Grafen Ferrner, der ſogar von der Königin wie ein ſchalloſes Ei behandelt wird, auf ſo vertrautem Fuße. — Maske — nichts als Maske gegen mich — fürchtet vielleicht, ich wäre gekommen, ſeine Protektion zu beanſpruchen — und warum nicht — mein Gott! es gibt Lagen im Leben," fuhr er mit finſterem Stirnrunzeln fort, „wo ſelbſt der Teufel Mücken frißt."

„Wenn er hungrig iſt," hörte Baron Brenner plötzlich Roſenthal ſagen, indem dieſer mit einem verbindlichen Lächeln unter der Thüre ſeines Schlafzimmers erſchien, — „ſo waren doch wohl Ihre Gedanken, Seine ſchwarze gehörnte Majeſtät betreffend, und füge ich mich ſo vollkommen in Ihre Intentionen, daß ich Ihnen nochmals den dringenden Rath gebe, ſich mit Fräulein von Klettenberg zu befaſſen, ihre Gunſt zu erringen, wozu ich Ihnen ſogar noch ein vortreffliches Mittel angeben will, das iſt: auf mich ohne alle Rückſicht zu ſchimpfen, mir alles erdenkliche Böſe nachzuſagen — Laſter, meinetwegen Verbrechen, nur keine Gemeinheiten, denn Sie

wiſſen von früher her, daß ich in dieſer Rubrik übler Nachreden etwas kitzlich bin."

„Aber beſter Roſenthal!" rief der Andere mit einem gut geſpielten Erſtaunen, „wie können Sie nur ſolche Worte reden? Wie ſollte ich ſo wenig dankbar ſein und Ihrer uneigennützigen Freundſchaft vergeſſen!"

„Warum Sie das thun ſollen?" rief Herr von Roſenthal lachend, „nun, weil Sie einen neuen und guten Weg bei Hof machen wollen. Mit neuem Fahrzeug ſegeln, wobei es doch eben ſo läſtig als unnütz wäre, ſich mit Dingen zu belaſten, die hier keine Geltung haben. — Dankbarkeit und uneigennützige Freundſchaft! Ein Pferd — ein Pferd, eine Million für ein Pferd!"

„Wahrhaftig!" rief Baron Brenner mit einer etwas affektirten Heiterkeit, „Sie ſind noch immer der Alte, ewig Friſche, geiſtig ſprudelnd in unverwüſtlicher Jugend." Worauf Herr von Roſenthal plötzlich ſehr ernſt werdend und nach einem beinahe düſtern Blick in den Spiegel zur Antwort gab: „Ja, ich bin noch immer der Alte — der ſehr Alte — der ungeheuer Alte und ich fühle, daß es Zeit iſt, dieſen Lebensabſchnitt der hundert Jahre, wo ich unter Anderem auch das Glück hatte, Ihre Bekanntſchaft zu machen, zu beſchließen, und dann nach einer Umwandlung eine neue Periode zu beginnen — meine vierte."

„Jede von hundert Jahren?" fragte Baron Brenner mit einem faſt ironiſchen Lächeln.

„Jede von hundert Jahren, ich liebe die vollen, geraden Zahlen."

„So wären Sie also jetzt —"

„Vierhundert Jahre alt. — So ist es, mein Lieber, fehlen nur ein paar Wochen, und freue ich mich in der That, Sie vor meinem dießmaligen Verschwinden und damit wohl auf Nimmerwiedersehen begrüßt zu haben; denn wenn ich einstens zurückkehre," fügte er in einem ernsten Tone hinzu, wobei seine dunklen Augen in weite, weite Ferne starrten, „so werde ich Sie nimmer wieder finden, mein lieber Brenner. Man wird mich, wenn ich nach Ihnen frage, was gewiß geschieht, ich verspreche es Ihnen, auf den Friedhof führen und dort werde ich vor Ihrem prachtvollen marmornen Grabmale einige Thränen vergießen."

„Das prachtvolle marmorne Grabmal ist immerhin eine hübsche Aussicht für mich," sagte Baron Brenner mit einem etwas gedrückten Tone.

„Und erst die Worte, die in goldener Schrift darauf eingehauen sind!"

„Welche Worte, mein lieber Rosenthal?"

„Lassen Sie mich einen Augenblick hinschauen," erwiederte der Gefragte in einem seltsamen Tone, während er sich in seinem Fauteuil lang ausstreckte und seine Augen schloß, indem er mit der Hand sanft über sein Gesicht und seinen langen schwarzen Bart herabfuhr. Seine Züge erschienen plötzlich so feierlich, auffallend ernst und dabei so

ſehen, unten aber voll zackiger, wild zerriſſener Felſen. Man hätte auf die Idee kommen können, hier befinde ſich ein ausgebrannter Krater an dem andern, wie vulkaniſch zerriſſen war das ganze Terrain. Nach Beobachtungen, über welche man lieſt, muß es ſo ungefähr auf dem Monde ausſehen. Ringsum nichts, wie Sand und Felſen, die auf der Höhe bald gelb, bald röthlich waren und ſich abwärts in die Schluchten hinab bis zu tiefdunklem Blau färbten. Dabei wurde der Blick höchſt ſelten erfreut durch etwas Grünes, ein paar magere Buchsbaumſträuche oder einige von den feingezackten Palmito's. Ein freundliches Waſſer ſahen wir nirgends in der Tiefe; nur einmal kamen wir an einem Brunnen vorbei, der in den Felſen gehauen war, und ſich in der Nähe einiger elenden Lehmhütten befand.

Unſer Hombre tigre war heute nicht ſo luſtig und redſelig als geſtern; beſonders war ſeine gute Laune gleich ſchon in der Frühe dadurch geſtört worden, daß ſein Maulthier einen Fehltritt that, und obgleich es nicht ſelbſt hinſtürzte, doch unſere Nachtſäcke ſammt Alonzo, der oben darauf ſaß, herabwarf. Von da an ging der tapfere Andaluſier häufig zu Fuß und ſpähte ſorgſam auf den kahlen Berghöhen und in den tiefen Schluchten umher. Hier, zwiſchen Alcala und Baena ſei ein abſonderlich verrufenes Stück Weges. In ein paar Stunden, erzählte er, kommen wir an die Stelle, wo ſich Joſe Maria häufig aufhielt, und wo noch vor ein paar Jahren Caparota ſein Weſen trieb. Das war auch ein famoſer Kerl, meinte er. Den habe ich geſehen; aber nur, als er todt war, ſetzte er hinzu, da er unſere verwunderten Blicke ſah. Er wurde von einem ſeiner Buben in einem kleinen Landhauſe bei Cordova im Schlafe erſchoſſen. Ich war mit meinem Vater dort, und da alles Volk hinlief, ſo haben wir ihn uns auch betrachtet. Auf meine Fragen gab er freilich zu, daß letztere Zeit hier in den Bergen kein berühmter Name mehr aufgetaucht ſei; doch erwiderte er mir achſelzuckend: Ihr habt allerdings Flinten und Meſſer bei Euch. Aber was wollt Ihr machen, wenn plötzlich ſo ein paar elende Nateros dort hinter jenem großen

ſehr gealtert, daß ihn der Andere mit Staunen, faſt mit Schrecken betrachtete.

„Dieſe Worte heißen," flüſterte er alsdann kaum vernehmbar: „Hier ruht Freiherr von Brenner, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten unter der glorreichen Regierung — —" Das Uebrige verlor ſich in einem unverſtändlichen Murmeln.

„Bravo! Bravo!" rief Der, dem dieſe höchſt angenehme Prophezeiung galt, indem er ſich bemühte, in Miene und Ton der Stimme ſo viel Heiterkeit zu legen, als ihm möglich war, — „Bravo! Bravo!"

„Worüber ſchreien Sie denn eigentlich Bravo?" fragte Roſenthal, mit plötzlich weit aufgeriſſenen Augen erſtaunt um ſich ſchauend.

„Nun, über Ihre Prophezeiung, daß ich einſtens als Miniſter des Auswärtigen ſterben würde."

„Habe ich das geſagt?"

„Gewiß, ſo eben."

„A—a—a—ah! dann iſt es Ihnen auch vom Schickſal beſtimmt, denn ich hatte einen jener Augenblicke, wo ich hell in die Zukunft ſehe."

„Aber lieber Roſenthal," bat der Andere, den Zeigefinger ſeiner rechten Hand emporhebend, „wie kann man nur einen Scherz ſo weit treiben wollen! Ich, ein armer Penſionär, der froh ſein wird, in irgend eine unbedeutende Stelle zu ſchlüpfen, — ich hier Miniſter werden?"

„Glauben Sie mir, oder glauben Sie mir

nicht; Sie haben gerade hier in Ihrer Persönlichkeit alle Chancen. Folgen Sie meinem Rathe, setzen Sie sich fest in der Gunst der Klettenberg, bedenken Sie mich mit kleinen geistreichen Bosheiten, schonen Sie auch nicht das Andenken des höchstseligen Herrn, hängen Sie auf kluge Art den bewährten Freunden desselben, dem treuen Wieneck, dem alten Ferrner und Anderen bald heute, bald morgen etwas an. Nie viel — auf einmal — Sandkorn auf Sandkorn, und Sie werden unbedingt Ihren Weg machen, vorausgesetzt, daß Sie sich der Eigenschaften entschlagen, durch welche Sie ein wenig mißliebig geworden. Plaudern ist Silber, oft auch gemeines Kupfer; Schweigen ist Gold, und wenn ich Sie so ansehe, lieber Baron Brenner, mit Ihrem wirklich liebevollen Aeußern, Ihrer vornehmen gesetzten Art sich zu geben, so muß ich Sie offen versichern, daß das kein Gehäuse für einen Schwätzer ist, und daß man unangenehm überrascht sein muß, diesen Baron Brenner anders zu sehen, als bedeutsam schweigend, nachdenklich, mit wichtiger Miene, häufig kaum durch ein Lächeln beistimmend. Ah! ich sage Ihnen, es ist von kolossaler Wirkung, im richtigen Augenblick geschickt und schweigend zu lächeln. Sie gewinnen dadurch auch Zeit zum Nachdenken, und können sich, wenn Sie ja einmal reden müssen, auf ein kurzes und gescheidtes Schlagwort vorbereiten. Ueberhaupt haben Sie keine Idee davon, wie uns solche Schlag-

wörter, besonders wenn sie humoristisch und witzig sind, vorwärts bringen; man bereitet sich im Stillen darauf vor, man läßt zum Beispiel bei der Hoftafel die Anderen plaudern, was sie mögen, den richtigen Augenblick erwartend, ein pikantes passendes Wort in die Konversation zu werfen. Das zündet wie eine Brandrakete. Alle sind froh, lachend wiederholen zu können, was Brenner wieder Geistreiches gesagt — dieser Brenner, der so lange verkannt wurde, dieser angenehme Brenner."

Der Betreffende hatte in sprachlosem Erstaunen zugehört, und wenn er auch im Allgemeinen wußte, was von den Plaudereien Rosenthal's zu halten war, so fand er doch auch jetzt wieder Goldkörner darin, die er sich aufzupicken bemühte, wenn er auch gerade nicht so that. Vielmehr hatte er sich laut lachend erhoben und ging, seine Hände zusammenschlagend, ein paarmal auf und ab, indem er ausrief: „Nein, das ist doch zu arg, lieber Rosenthal, aber höchst ergötzlich, ungeheuer amüsant, und ich verdanke Ihnen eine heitere Stunde, die mir meine gedrückte Stimmung sehr erleichtert."

„Und sollen mir noch mehr verdanken," erwiederte der Andere mit seiner unerschütterlichen Ruhe, „thun Sie, wie ich Ihnen gesagt, denken Sie an die Schlagwörter, selbst Männer von großem Geiste sind dadurch zur Geltung gekommen, und wenn es Ihnen je einmal daran fehlen sollte, — an den Schlagwörtern nämlich —" fügte er mit

verbindlichem Lächeln hinzu, „so kommen Sie zu mir, ich helfe Ihnen gerne aus. Studiren Sie die bekannten ‚Geflügelten Worte', auch Hoefer's ‚Wie das Volk spricht'; letztere in doppelter Hinsicht, denn wir leben in einer Zeit, wo es auch bei Hofe nicht mehr gleichgültig ist, wie das Volk spricht. — — Was nun das sehr mächtige Fräulein von Kletten-berg anbelangt, so will ich Ihnen an diese ein paar gewichtige Worte mitgeben."

„Sie? — an jene Dame, nach dem, was Sie mich über Ihre Stellung zu derselben merken ließen?"

„A—a—a—ah, natürlich kein Empfehlungsschreiben, nur eines der erwähnten Schlagwörter, bei richtiger Zeit anzuwenden. Sagen Sie ihr zum Beispiel einmal, aber tief empfunden mit etwas weicher Stimme, zum Beispiel so: ‚Das Leben ist der Güter höchstes nicht — der Uebel größtes aber ist die Schuld.'"

„Die Schuld?"

„Ganz richtig, die Schuld!"

„Und Sie glauben in der That, daß das von erwünschter Wirkung sein könnte?" fragte Baron Brenner, nachdem er einigermaßen verblüfft gelächelt.

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, von entschiedener und für Sie vortrefflicher Wirkung. Aber Sie müssen mir unbedingt vertrauen und folgen. Es muß ein Moment sein, wo Sie glauben, daß jene Dame für eine kleine sentimentale Schwärmerei

geneigt ist, wo sie vielleicht schmerzlich oder auch nur wehmüthig bewegt von einer glücklichen Vergangenheit spricht. Gott — und welche unverheirathete ältere Hofdame liebt es nicht, von einer glücklicheren Vergangenheit zu sprechen! Also, mein lieber Baron Brenner, Sie werden Ihren Weg nach meiner Andeutung gehen, Sie werden reüssiren, und wenn Sie einmal Excellenz geworden sind, sich mit inniger Dankbarkeit des armen Rosenthal erinnern, dessen Rolle hier total ausgespielt ist, und den es in weite Fernen treibt, um sich vielleicht auf den Höhen des schneebedeckten Himalaya in einer neuen Lebensperiode mit der Zucht sanfter weichhaariger Ziegen zu beschäftigen."

„Verzeihen Sie mir, verehrter Freund," sagte Baron Brenner, nachdem er mit zusammengelegten Händen den Sprecher kopfschüttelnd eine gute Weile betrachtet, „wo hört in dem flimmernden Feuerwerk Ihrer Rede die Dichtung auf und wo fängt die Wahrheit an? Wie kann ich das köstliche Goldkorn erfassen, von dem schon Seine selige Majestät sagten, daß es in den extravagantesten Reden dieses amüsanten Rosenthal zu finden sei?"

„O, wie wahr sprach dieser höchst geistreiche Herr! — Ein Mann," deklamirte er mit Pathos, „nennt Alles nur in Allen, ihr werdet nimmer seinesgleichen sehen — besonders hier nicht, mein lieber Brenner," setzte er in seinem gewöhnlichen Tone hinzu und fuhr alsdann fort: „Es ist das

auch ein Schlagwort, das Sie ſich aber hüten müſſen, dem Fräulein von Klettenberg zu wiederholen. — Es könnte Ihnen die Augen koſten. — Doch Sie fragten mich nach den Goldkörnern in meiner Rede: für Sie ſind das eben meine vortrefflichen Rathſchläge, und was mich anbetrifft, ſo haben Sie dieſe Goldkörner auf meinem Vorplatze in anderer Geſtalt ſtehen ſehen."

„Ihre Koffer? — In Wahrheit?"

„In voller Wahrheit," ſagte von Roſenthal, indem er ſeine Hände hinter den zurückgebogenen Kopf legte und an die Decke hinaufſchaute, „ich will mich verändern wie unſere Kollegen, die andern Dienſtboten ſagen, ich will dieß neue Stück hier nicht mitſpielen, denn die guten Akteurs ſind alt geworden und der neue Nachwuchs taugt nichts. — Ich will reiſen, reiſen nach dem glücklich blühenden Süden. — Vielleicht reiſen mit Zugvögeln, vielleicht auch auf den Strahlen eines wunderthätigen Bergkryſtalls. Ich habe Briefe aus Indien von einem meiner vertrauteſten Freunde, jenem weiſen Brahminen, der mich auffordert, zu ihm zu kommen, um meine Studien zu vollenden."

„Und das Goldkorn in dieſer Ihrer letzten Rede," fragte Baron Brenner lauernd, „iſt alſo Ihre unumſtößliche Abſicht, den Hof zu verlaſſen und zu reiſen?"

„Ja, meine unumſtößliche Abſicht, verehrter Freund, und da ich weiß, wohin Ihre Frage zielt,

ſo bitte ich Sie dringend, das aller Welt zu ſagen, und wenn Sie Ihre nöthigen Beſuche bei Hof machen und vielleicht morgen früh das Glück haben, bei dem allmächtigen Fräulein von Klettenberg vorzukommen, ſo können Sie dort nicht beſſer debütiren, als mit der Verſicherung, daß Roſenthal ſeine Koffer packe."

Baron Brenner hatte den Anderen kopfſchüttelnd betrachtet, und da ſich dieſer jetzt aus ſeiner liegenden Stellung emporrichtete, um einen Blick auf die Uhr über dem Kamin zu werfen, ſo zog auch er die ſeinige hervor und ſagte: „Jetzt wäre es aber unbeſcheiden, Ihre gewiß koſtbare Zeit ferner in Anſpruch zu nehmen."

„Wie Sie wollen, lieber Brenner," erwiederte Roſenthal ſeine Rechte erhebend und den Zeigefinger ausſtreckend, den der Abſchiednehmende lachend ergriff, der ſich aber durch eine kleine Biegung dieſes Fingers feſtgehalten fühlte, während Herr von Roſenthal mit gleichgültiger Stimme ſagte: „Warten Sie einen Augenblick, ich wollte Sie etwas fragen. — Was war es doch? — Ja richtig! Kamen Sie in Paris nie mit unſerem früheren Bekannten zuſammen, dem vortrefflichen Maler Arthur Weßner? Man ſagte mir doch, er habe Italien verlaſſen, wo er mehrere Jahre gelebt, um über Frankreich wieder in die Heimat zurückzukehren."

„Allerdings ſah ich ihn, häufig ſogar. Er

wurde von Seiner Excellenz dem Gesandten bedeutend protegirt. — Verdient das auch — als Künstler.“ —

„Sahen Sie auch Madame Weßner?“

Es lag etwas im Zusammenhang dieser Fragen, was Baron Brenner aufmerksam machte und ihn vermuthen ließ, daß Rosenthal entweder in der That von seinem Schwager nichts wußte, oder wenigstens affektirte, in keinem Verhältnisse zu stehen, weder zu ihm, noch zu seiner Schwester Ellen, weßhalb er auch keinen Anstand nahm, nach einem kleinen Achselzucken zu sagen: „Ich hatte leider keine Gelegenheit, Madame Weßner zu sehen, da diese, statt ihren Gemahl nach Paris zu begleiten, es vorgezogen hatte, am Luganersee zu verweilen, um später hier mit Ihrem Schwager wieder zusammen zu treffen.“

„Richtig, mit meinem Schwager. Ich hatte das beinahe vergessen. — Weßner befindet sich natürlicherweise in günstigen Verhältnissen?“

„In den allerglänzendsten, da ihm seine Bilder zu den fabelhaftesten Preisen ordentlich unter den Händen weggerissen werden.“

„Glücklich für ihn — verkehrte er in der sogenannten Gesellschaft der großen Welt?“

„Fast ausschließlich, doch vielleicht mehr, statt aus Neigung, auf den Wunsch eines Begleiters, der ihm wie sein Schatten folgt, oder dem er seltsamerweise als solchem nicht von der Seite geht.“

„Alſo auch ein Künſtler?“

„O — o — o — o, etwas Bedeutendes. Ein Talent erſten Ranges und ſchon durch ſeine Geburt auf eine Stufe erhoben, die unſereinem den Verkehr mit ihm angenehm, ja ehrenvoll macht. Ein Baron Reckenſtein, von alter Familie, einer der ſchönſten, eleganteſten und diſtinguirteſten Männer, die mir in meinem Leben vorgekommen.“

„Werden Sie das Glück haben, ihn hier wieder zu ſehen?“

„Gewiß, mit Herrn Weßner, und ich freue mich ſehr auf ihn. Das wäre auch ein Mann für Sie, Roſenthal. Gerade ſo, wie Ihr vorhin geſchildertes Ideal, wonach ich mich richten ſoll; ſchweigſam, wo er ſich nicht gerade unter Kunſtgenoſſen befindet; geiſtreich lächelnd, wo er es nicht der Mühe werth findet, ſeine Anſichten preiszugeben, um dann plötzlich, auf einmal, in einer Fülle von Gedanken, mit einem Ueberfluß der glänzendſten Bilder und leuchtendſten Phantaſieen die Unterhaltung an ſich zu reißen; dabei das Bild eines ſchönen Mannes mit Umgangsformen, wie ſie nur — ein Mann von wirklich guter Familie haben kann.“

„Der Mann kann hier Carrière machen.“

„Dabei Baron und Künſtler!“ rief der Andere enthuſiaſtiſch. „Ich ſage Ihnen, es hat mir ordentlich wohlgethan, einem ſo hoch begabten Standesgenoſſen die Hand drücken zu können. Man thut das allerdings andern Künſtlern auch, doch mehr,

um ihnen eine Artigkeit zu erzeigen, während bei dem Freiherrn von Reckenſtein —"

„Sahen Sie Bilder von ihm?"

„Bilder von ihm? Nein, kein einziges. Wie ſollte er auch dergleichen mit ſich herumſchleppen — und in Paris ruhte er aus von großen Entwürfen, durch deren Ausführung er die Welt in Erſtaunen ſetzen wird, deren Schilderung doch das Großartigſte war, was ich je geſehen."

„Gehört, wollen Sie ſagen?" warf Roſenthal mit ſeiner eigenthümlichen Ruhe ein.

„Nun ja, gehört. Aber mit einer Malerei durch Worte, die alles bis jetzt wirklich Dageweſene weit übertrifft. Ich kann Sie verſichern, in einer kleinen, intimen Geſellſchaft bei der Herzogin von Hamilton ſchilderte er uns einen ſeiner neuen Entwürfe, die allerdings bis jetzt nur in dieſem grandioſen Kopfe exiſtiren, Nero auf den Trümmern des brennenden Roms, ähnlich Piloty's bekanntem Bilde, aber in einer ganz anderen Erhabenheit der Kompoſition — und mit welcher Glut er uns das vormalte!"

„In Worten?"

„Natürlich — in Worten und doch nicht bloß in Worten allein. Reckenſtein war ſo animirt, daß er uns vermittelſt eines rothen, goldgeſäumten Mantels der Herzogin und mit einem Lorbeerkranze, den ein paar liebenswürdige junge Damen um ſein ſchönes Haupt wanden, den düſteren Kaiſer ſo plaſtiſch erhaben darſtellte, wie er in

Stein hervorſchauten und uns zuriefen: „faz en tierra!“ — „Und was würdet Ihr thun, Alonzo?“ — „Meiner Seel,“ erwiderte der Hombre tigre „ich würde mich nicht einen Augenblick beſinnen, ihrem Wunſche zu willfahren; denn ehe Ihr das Gewehr vom Sattelhacken losreißt, hätte ich, der das Gepäck führt, ſchon ein paar Loth Blei im Leibe. Nein, mit den Kerlen iſt nicht zu ſpaſſen.“

Und er hatte nicht ganz Unrecht, der gute Alonzo. Bei einem Terrain, wie das, durch welches wir ritten, wo man öfters nicht einmal ſein Pferd wenden konnte, wäre es für ein paar Kerle ein Leichtes geweſen, uns vollſtändig auszurauben. Doch erlebten wir dieſes Abenteuer nicht, wogegen ſich unſere Straße jetzt mit jedem Schritte verſchlimmerte. Zuweilen kamen wir an Schluchten, wo es Wahnſinn geweſen wäre, auf den Pferden ſitzen zu bleiben, wo ſich ein faſt ſtaffelförmiger Weg hier an der ſteilen Felſenwand hinab und gegenüber ebenſo wieder hinaufzog. Einmal mußten wir am Rande eines ſolchen Défilé's warten, bis eine Eſelheerde, die uns entgegenkam, zu uns hinaufgeklettert war. An ein Ausweichen war nicht zu denken.

Gegen Mittag erreichten wir auf der Höhe ein kleines Dörfchen, wo wir vom mitgenommenen Proviant unſer Diner halten wollten. Doch erſuchte uns Alonzo, noch eine kleine Stunde weiter zu reiten, bis zum Ufer des Pliego, der unten in der Tiefe in einer ſchattigen Schlucht fließe, wo es angenehm kühl ſei und vortreffliches Waſſer für die Thiere gebe. Wir ritten alſo weiter, und dort hinab führte der Weg im wahren Sinn des Wortes dachjähe. Ich ritt voraus und als ich an den wirklich ſehr klaren und in einer ſchattigen Schlucht dahin ziehenden Fluß kam, trat mein Pferd ſo ſicher hinein, daß ich ihm unbedingt den Zügel ließ. Obgleich ihm das Waſſer bis an die Satteltaſchen ging, ſo hatte es doch eine Furt gefunden, und ich wäre ohne allen Anſtand hinüber gekommen, wenn nicht das Thier in der Mitte des Fluſſes, angelockt von dem friſchen fließenden Waſſer, von welchem ich es ſaufen ließ, plötzlich den tollen Verſuch gemacht

ſeinem Bilde ſein werde, daß uns Alle ein Schauer überlief.“

„Der Mann wird hier unbedingt Carrière machen.“

„Dann ſtellte er noch mit Beihülfe einiger Anweſenden eine Gruppe chriſtlicher Märtyrer, wahrhaft ergreifend — erſchütternd.“ —

„Schade, daß ich dieſen Mann nicht mehr ſehen werde.“

„Das würde ich auch aufrichtig bedauern; und daneben iſt dieſer immenſe Künſtler von einer liebenswürdigen Beſcheidenheit. Gerade in jener kleinen Geſellſchaft bat ihn die Herzogin von Hamilton um nur zwei Striche in ihr Album, wozu er ſich ſofort herbeiließ, indem er den prächtigen Kopf eines jungen Märtyrers kurz ſkizzirte, um alsdann das Albumblatt ſeinem Freunde Weßner zur künſtleriſchen Vollendung, wie er ſagte, hinüber zu reichen. Kann man beſcheidener ſein?“

„Kaum,“ meinte Herr von Roſenthal in einem ſehr trockenen Tone. — „Und was that Weßner?“

„Nun, er führte dieſen Kopf in der That recht hübſch aus, und da er hierauf auf Bitten der Herzogin ſeinen Namen dem des Freiherrn von Reckenſtein anfügte, ſo hatte dieſe immerhin eine hübſche Erinnerung an zwei begabte Künſtler. — — Doch jetzt,“ rief Baron Brenner, ſeine Uhr abermals hervorziehend, „halte ich Sie auch nicht eine Sekunde länger auf. Behüte Sie der Himmel — auf baldiges Wiederſehen!“

Dritte Randverzierung.

Ernste und heitere Erinnerungen auf schwarzgerändertem Trauerpapier.

Herr von Rosenthal hatte die Hand des Scheidenden nur leicht mit seinen Fingern berührt, und zwar mit einer recht matten Handbewegung; doch als sich die Thüre hinter Brenner geschlossen, beschrieb dieselbe Hand eine energische Kurve in der Luft, während die Lippen einen heftig zischenden Laut hören ließen — — worauf er mit verächtlichem Tone sagte: „Und doch wird diese Kreatur, dieser Träger echten blauen Blutes, seinen Weg machen und kann in der That wahrhaftig noch einmal Minister werden, wenn er pünktlich meinem Rathe folgt und sich nicht dümmer zeigt, als er wirklich ist."

Seine Hand berührte eine kleine Glocke, die auf dem Tische stand, und als hierauf der Kammerdiener erschien, befahl er in einer Viertelstunde seinen Wagen und war selbst sogleich zum Ausfahren fertig, da ihn seine Toilette nicht weiter aufhielt, als daß er statt des Fracks seinen schwarzen Ueberrock nahm, statt der schwarzen Handschuhe andere lilafarbene, und daß er sich unter den pracht-

vollen, lebendigen Blumen, die in der Ecke auf einem Pflanzentische ſtanden, etwas für die Jahreszeit Seltenes ausſuchte, eine kaum aufgebrochene weiße Roſenknoſpe, die er in ſein Knopfloch ſteckte, worauf er ſich von ſeinem Kammerdiener einen weiten, dunkeln ſyriſchen Mantel umgeben ließ, um nach dem Palais des Grafen Ferrner zu fahren.

Das war ein alter, mächtiger Bau, aus jenen guten Zeiten herſtammend, wo man noch nicht mit Raum und Steinen geizte, und wo uralte Geſchlechter ihren Stolz darein ſetzten, für eine unendliche Reihe von Enkeln und Urenkeln zu bauen. Es war bereits vollkommen dunkel geworden, als Herr von Roſenthal anfuhr, und wenn dieß gräflich Ferrner'ſche Haus, auf allen Seiten frei und in einem Garten liegend, ſelbſt am Tage etwas ſehr Ernſtes, faſt Düſteres hatte, ſo erſchien es jetzt in der Nacht mit ſeinen dunklen, gewaltigen Quadern, ſeinem hohen, gewölbten Einfahrtsthore wie eine ſichere Veſte, wohlvertheidigt von dem grimmigen Wappenlöwen mit dem trotzigen Mordo, der, beleuchtet von ſtarker Lichtflamme, den Eingang bewachte.

Wer aber das Innere des Hauſes kannte, dem kam es vor wie einer jener alten, verdrießlich ausſehenden Herren, die man bei näherer Bekanntſchaft ſo liebgewinnt, um ſich alsbald behaglich bei ihnen zu fühlen, welche unter der Maske des Griesgrams voll heiterer und luſtiger Ränke und Schwänke ſind.

Aus dem großen und sehr ernsten Einfahrtsportal trat man sogleich durch hohe, wohlverschlossene Glasthüren in eine glänzend erhellte, lichte und sanft erwärmte Halle mit breiter, prachtvoller Doppeltreppe, und wurde hier in dieser Halle nicht nur von dem geschwätzigen Murmeln eines Springbrunnens begrüßt, sondern auch von wohlerzogenen und gut gebildeten Dienern, die selbst auch einem minder vornehm aussehenden Gaste höflich und freundlich Rede und Antwort standen. Der Haushofmeister, Herr Fackler, würde ihnen im andern Falle auch sauber heimgeleuchtet haben, wie er zu sagen pflegte, und da es immerhin ein angenehmes Gefühl, selbst in wirklich vornehmen Häusern, oder in solchen, die es gerne sein möchten, von der oft sich vornehmer dünkenden Dienerschaft rücksichtsvoll empfangen zu werden, so würden wir manchem Hause gerne ein Auge, wie das des Herrn Fackler, wünschen.

Und diese Augen waren überall, häufig wo man sie gar nicht erwartete; heute aber, als Herr von Rosenthal in die Halle eintrat, oben am Treppengeländer sichtbar und forschend herabblickend, wobei der alte Mann eine Bewegung machte, als wolle er dem Gast ein paar Stufen entgegengehen, hob Herr von Rosenthal seine Rechte gebieterisch in die Höhe und rief mit lauter Stimme: „Verträge müssen gehalten werden, Herr Fackler!" worauf denn auch der Haushofmeister mit einer tiefen Neigung des Kopfes droben stehen blieb; daß

er ſo ſchwarz wie möglich gekleidet war, verſtand ſich von ſelbſt, und nicht minder, daß ſeine ernſte, faſt traurige Miene nicht angenommen, ſondern aus dem Herzen kam.

„Ich freue mich ſehr," ſagte er, als Herr von Roſenthal oben ankam, „daß der Herr Hofmarſchall uns heute nicht, wie ſo oft, verſchmähen, denn wir haben einen Gaſt, der darauf begierig iſt, in Ihrer Geſellſchaft zu ſpeiſen, — Herrn Doktor Flinder."

„Ah! das iſt mir ſehr angenehm, ich habe meinen guten Lebensretter ſchon lange nicht mehr geſehen. — Iſt er ſchon da?"

„Im Salon der Frau Gräfin." Damit ging Herr Fackler würdevoll voran, um ein Vorzimmer zu öffnen, durch welches Herr von Roſenthal in den bezeichneten Saal ſchritt.

Mit dem Oberſtjägermeiſter Grafen Willibald Ferrner ging dort der alte Staatsminiſter Wieneck im Geſpräche hin und her, während Graf Leo in der Oberſtenuniform der königlichen Flügeladjutanten an einem der großen Fenſter lehnte, um lächelnd auf ſeine junge, ſchöne, hellblonde Frau niederzublicken, deren edle, ausdrucksvolle Züge dem Treiben ihrer beiden lieblichen Kinder zugewandt waren, einem Knaben von vier Jahren, der mit ſeiner jüngeren Schweſter beſchäftigt war, auf dem Teppiche liegend ein mächtiges Bilderbuch durchzublättern, wobei aber die größte Freude der Beiden in dem meiſtens mißlingenden Verſuche beſtand,

ihre gegenseitigen kleinen Händchen mit den herumklappenden Blättern zu treffen; doch war der Jubel groß, wenn Eines endlich einmal gefaßt und dann sogleich kräftig festgehalten wurde.

„Halt," rief Leo Wieneck seinen Kindern zu, als Rosenthal eintrat, „laßt nun genug sein des grausamen Spiels und begrüßt unsern Gast, wie es sich gehört."

Dazu waren denn auch die beiden Kinder mit so freundlicher Miene augenblicklich bereit, daß man deutlich daraus sah, wie gern der Angekommene im Hause gesehen wurde. Kinder und Dienerschaft sind darin ganz außerordentlich sichere Barometer.

Aber auch die Andern begrüßten ihn auf freundliche Art, Jeder nach seiner Weise, denn während sich Graf Ferrner grüßend umwandte und dazu sagte: „Es ist eigentlich komisch, daß man diesem Rosenthal einen Presser schicken muß, wenn man ihn haben will," winkte der Minister freundlich mit der Hand und eilte ihm Doktor Flinder entgegen, um ihm seine beiden Hände zu reichen, während Leo Wieneck lachend sagte: „Gewiß haben Sie gewußt, daß der Doktor da ist."

„Ich erfuhr das erst, als ich in's Haus trat," entgegnete der Gefragte, sich dem Stuhle der jungen Gräfin nähernd, auf deren freundlich dargereichte Hand er ehrfurchtsvoll seine Lippen drückte, um dann, sich hoch und würdevoll aufrichtend, die beiden Kleinen mit den Worten zu begrüßen: „Ich

erlaube mir, meinen tiefſten Reſpekt und meine ausgezeichnetſte Huldigung dem Prinzen und der Prinzeſſin darzubringen.“

Beide lachten herzlich über dieſen bekannten Spaß des ihnen gegenüber ſtets heiteren Roſenthal, dann fragte der Knabe: „Haſt Du mir meine Trompete mitgebracht?“

„Ah! das würde ſich in dieſen ernſten Tagen nicht ſchicken, mein Prinz. Es iſt keine Zeit der luſtigen Muſika, aber in den nächſten Tagen, wenn ich wieder komme, ſo ſoll die Trompete nicht fehlen.“

„Geht denn die ernſte Zeit ſo bald vorüber?“

„Bedingungsweiſe ja, mein Prinz, wie Alles in dieſem Leben.“

„Und dann darf ich luſtig blaſen?“

„Du gewiß und viele Andere werden aus vollem Herzen das Gleiche thun.“

„So, jetzt iſt's genug,“ ſagte Leo Wieneck lachend, als der Kleine zu einer neuen Bemerkung den Mund öffnete. „Jetzt macht Großpapa Wieneck Euer Kompliment, und dann führe Du Deine Schweſter hinüber.“

„So, ſpeiſen wir heute nicht ganz im Familienkreiſe?“ ſagte Roſenthal, an ſich hinabſchauend, „ich hatte mich in meinem Ueberrocke doch darauf eingerichtet.“

„Das nächſte Mal wieder,“ verſprach die Gräfin, worauf ſie ihre Kinder herzlich küßte, welche hierauf, nachdem ſie in ähnlicher Weiſe bei allen

Anweſenden die Runde gemacht, das Zimmer verließen.

Dann erſchien Herr Fackler unter der Thüre, um mit einer tiefen Neigung ſeines Hauptes anzuzeigen, daß ſervirt ſei.

Während der Tafel ging es, wie immer bei dieſen kleinen Diners, ungezwungen, einfach und um ſo gemüthlicher her, da Herr Fackler nur einen einzigen, alten, ganz vertrauten Diener zuließ und auch dafür ſorgte, daß dieſer nur dann anweſend war, ſo lange es durchaus nothwendig erſchien.

„Was macht denn unſer liebes, ſtilles Haus in Morfeld?“ fragte Roſenthal den Arzt, nachdem dieſer erzählt, daß es ihn zur Reſidenz getrieben habe, um zum letzten Male die Geſichtszüge des verewigten, geliebten Herrn zu ſehen.

„Allerdings ſtill, wie immer,“ gab er zur Antwort, „ja noch ſtiller als gewöhnlich, faſt drückend einſam, da ich mich nur ſelten entſchließe, Jemand für längere Zeit bei mir aufzunehmen; doch habe auch ich eine Saiſon wie jeder andere Kurort,“ ſetzte er heiter hinzu, „die aber im Winter ſchlummert und ſich erſt im Frühjahr durch häufige Fragen ankündigt, ob ich Platz für Kranke hätte, da es dann eigenthümlicherweiſe Leute mit ſchweren Nervenleiden ſind, die man mir anvertrauen will, oder gar ſolche mit geiſtigen Störungen.“

„Da wäre etwas zu machen mit einer großen Anſtalt auf Aktien,“ meinte Roſenthal, „klare Luft,

Waſſer und Gegend iſt vortrefflich, der Arzt nicht minder, und wenn wir in unſerem Proſpekt ſagen, daß wir es hauptſächlich auf unfähig gewordene Gründer abgeſehen haben und bei ſolchen ſchon Außerordentliches geleiſtet, ſo würde uns ein immenſer Zulauf nicht fehlen."

„Abgeſehen von der ſoeben genannten Spezialität, die Kranken anbelangend," ſagte die Gräfin, „ſo wäre eine ſolche Anſtalt unter Ihrer Leitung gewiß von großem Segen."

„Und würde mich auch im höchſten Grade intereſſiren, wenn ich nicht als Arzt und Vertrauter bei meinen Bauern draußen eine gar ſo große und anſtrengende Praxis zu beſorgen hätte, bei der und auch ſonſt wohl Fälle von Geiſtesſtörungen vorkommen, die mich dann immer in hohem Grade intereſſiren; erinnern Sie ſich noch eines Vorfalls," wandte er ſich an Roſenthal, „wo in meinem Hauſe kurz vorher oder am Tage ſelbſt, als Sie nach dem Schloſſe Seiner Excellenz überſiedelten, jenes eigenthümliche Zuſammentreffen ſtattfand mit einer Dame aus der Stadt, ich will ſie nicht nennen, und einem jungen Manne, der ihr auf ſo überraſchende Art eine Liebeserklärung machte?"

„O ja, ich erinnere mich," gab Roſenthal nachdenklich zur Antwort, „wurde doch ich, obgleich ganz unſchuldig, mit in dieſe Geſchichte verwickelt. Es war eine etwas ältliche Dame aus einem hieſigen ſehr guten bürgerlichen Hauſe," wandte er ſich er-

klärend an die Gräfin, „die ſich verfolgt ſah von einem jungen Manne, ich weiß nicht mehr genau, ob an unſeren verehrten Doktor oder an mich, um Schutz gegen jenen Exaltirten wandte. — Haben Sie ſpäter noch etwas über ihn erfahren?“ fragte er den Arzt.

„Sogar ſehr viel, denn mit einer kurzen Unterbrechung befindet er ſich ſeit jener Zeit in meinem Hauſe.“

„Geheilt oder wenigſtens beruhigt?“

„Ich glaube faſt, wenigſtens gibt er durchaus zu keinen beſonderen Befürchtungen Anlaß. Er hat in meinem Hauſe ein kleines Zimmer, verſieht Frühjahrs und Sommers die Gartenarbeit, macht ſich auch ſonſt durch Allerlei ſehr nützlich, und iſt überhaupt ein ſtiller, ja ich möchte ſagen, ein vertrauter Hausbewohner. Damals, kurze Zeit nach jenem Vorfall, erſchien er bei mir in einem Zuſtande, daß es eine Sünde geweſen wäre, ihn fortzuſchicken, weßhalb ich ihn behielt.“

„Und das war ſehr edel von Ihnen, lieber Doktor, und bemerken Sie nichts an ihm, was Sie befürchten läßt, ſein früherer Zuſtand möchte wiederkehren?“

„Nein, und ich glaube das auch nicht; doch iſt mir allerdings eine ſehr komiſche fixe Idee zurückgeblieben, die in einigem Zuſammenhang mit ſeinem früheren Seelenzuſtande ſteht, er glaubte nämlich damals ein Vampyr zu ſein und gezwungen das Blut ſeiner Geliebten zu ſaugen.“

hätte, ſich niederzulegen. Glücklicherweiſe riß ich es noch empor und kam mit durchnäßten Stiefeln davon. Unſer Baumeiſter hatte aber ein anderes, eigentlich komiſches Unglück. Horſchelt, Alonzo und ich waren ſchon auf der andern Seite des Fluſſes, als Leins am Ufer ankam, neben ſeinem Pferde gehend. Auch hatte er den Zügel deſſelben nicht erfaßt und ſo lief das durſtige Thier eilig in den Strom hinein, ſeinen unglücklichen Reiter am Ufer ſtehen laſſend. Horſchelt, der noch im Sattel war, ritt wieder zurück, fing das Pferd auf, und brachte den Reiter nach einigen kleinen Schwierigkeiten mit herüber.

Alonzo hatte unterdeſſen am aufſteigenden Ufer unſere kleinen Vorräthe ausgepackt, und ſo tafelten wir in angenehmer Kühle bei dem murmelnden Waſſer, in welchem der vortreffliche Andaluſier die Bota abgekühlt hatte. Hier gab er uns auch wieder Räubergeſchichten zum Beſten, und meinte, vor ſo und ſo viel Jahren würde es Niemand gewagt haben, ſich an dieſer Stelle ruhig nieder zu laſſen. Hier nämlich ſei der Lieblingsplatz Joſe Maria's geweſen und hier hätte er die Maulthiertreiber ausgeraubt, die ohne großes Geleite des Weges zogen. Vom Ufer des Guadajoz wurde die Gegend etwas freundlicher. Eine Zeit lang ritten wir auf einer Hochebene und ſahen rechts und links grüne Wieſen, vor uns ebenſo, dort auch nach einiger Zeit Olivenpflanzungen, umgepflügte Aecker, und endlich, nachdem wir uns auf einen ſanften grünen Hügel ſtark öſtlich gewandt, die Stadt Baena vor uns liegen. Hier wurde König Boabdil nach ſeinem verunglückten Angriff auf Lucena 1483 gefangen genommen. Baena nahm ſich nicht minder ſtattlich aus, wie Alcala, war ebenfalls an den Berg hinan gebaut, und auf der Höhe, über den Häuſern empor, ragte eine ſtattliche Kirche. Gern hätte unſer Führer hier Nachtquartier gemacht, doch war es erſt vier Uhr Nachmittags, die Sonne ſtand noch ziemlich hoch, und ſo konnten wir hoffen, nicht gar zu ſpät nach dem noch drei Leguas weiter entfernten Caſtro del rio zu gelangen, von wo dann unſere morgige Tagreiſe nach Cordova nicht gar zu lange

„Eine gräßliche Idee.“

„Aber Geſchmackſache, wie ſo Vieles, gnädige Gräfin,“ warf Roſenthal lachend ein.

„Hat aber wacker gegen jenes ſchauerliche Bild angekämpft, und es auch ſo weit bezwungen, daß er ſich mit der Vampyr-Idee auseinanderſetzte, und das geſpenſtige Thier dadurch unſchädlich machte, daß er es in ſeinen Magen einſchloß, wo es ſich leider heute noch befindet.“

„Gott helfe ihm!“ ſagte Roſenthal, „das wird im Stande ſein, ihm Beklemmungen zu machen.“

Der Doktor verbeugte ſich achſelzuckend und mit einem Lächeln, als wünſche er jeder weiteren Einzelheit überhoben zu ſein, weßhalb auch wohl der Oberſtjägermeiſter die Worte einwarf: „Noch häufig ſprach meine gute ſelige Mutter von Ihrem ſtillen friedlichen Hauſe, ja ſie hatte Zeiten, wo ſie glaubte von ihrem unheilbaren Leiden dort noch hergeſtellt zu werden.“

„Ja, es umfängt uns dort ein Gefühl tiefen Friedens, ein heimatlicher Hauch.“

„Wie oft denke ich an mein trauliches Gemach!“ verſicherte Roſenthal kopfnickend, „und wie oft erſcheint es mir in Phantaſieen und Träumen, mich oft gewaltſam zurückziehend; es iſt, als hätte ich einen Zauberfaden am Fuße, der dort endet und ſich immer mehr verkürzt.“

„Nun, nächſten Sommer, wenn wir draußen wohnen,“ meinte Graf Ferrner, „könnten Sie ja

abwechselnd bei uns und bei dem guten Doktor sein."

„Nächsten Sommer," rief Rosenthal achselzuckend, „wer kann auf so lange hinaus über seine Zeit gebieten, wer weiß, wo ich nächsten Sommer bin!"

„Ganz recht, daß Sie uns durch diese Aeußerung auf einige neue Phantasieen bringen," sagte lächelnd der Minister; „was hat es denn wieder zu bedeuten, lieber Rosenthal, daß Sie durch Schalken aller Welt verkünden lassen, daß Sie im Begriff seien, eine große Reise anzutreten? Wissen Sie auch, daß Seine Majestät das ziemlich ungnädig aufgenommen haben? Der König meinte mit einer unmuthigen Bewegung, er erinnere sich durchaus nicht, weder mit Ihnen von einer bevorstehenden Reise gesprochen, noch die Absicht ausgedrückt zu haben, Sie irgend wohin zu verschicken."

„Ebenso die Königin," versicherte die Gräfin Wieneck. „Ja, Ihre Majestät setzten mit etwas scharfem Tone hinzu: ‚Es ist wieder einmal eine jener Willkürlichkeiten dieses Herrn, von Reisen zu reden, ehe man sich um einen Urlaub bekümmert.'"

„Wie muß mir das schmeicheln," sagte Rosenthal lachend, „daß man in so ernsten Zeiten Muße und Laune fand, sich mit meiner geringen Persönlichkeit zu beschäftigen!"

„Seien Sie ehrlich!" rief der Oberstjägermeister. „Sie haben mit Ihrer Aeußerung gegen Schalken nichts Anderes bezweckt."

„Und auch Ihren Zweck vollkommen erreicht," ſagte Leo Wieneck; „denn als ich mich entfernen wollte, nahm mich der König in eine Fenſterniſche und ſprach zu mir, — ſoll ich Ihnen genau die allerhöchſten Worte wiederholen?" fragte er lächelnd und ſich ſelbſt unterbrechend.

„Genau die allerhöchſten Worte, wenn ich bitten darf."

„Nun er ſprach zu mir: Haben Sie auch ſchon gehört, daß er aller Welt vorlügt, er wolle reiſen? Was will denn eigentlich dieſer tolle Menſch wieder? Ich finde dieſen Gedanken recht unverſchämt und würde es für richtiger halten, daß er wartet, bis wir ihn fortſchicken."

Hier konnte ſich Roſenthal nicht enthalten, laut zu lachen, daſſelbe that Graf Ferner, und ſelbſt auf dem Geſichte des alten Diplomaten blitzte es humoriſtiſch, während Leo Wieneck mit heiterer Miene fortfuhr: „Worauf ich in Ihrem Sinne zu handeln glaubte, als ich der Wahrheit gemäß zur Antwort gab, ich wüßte nur und nicht aus Ihrem Munde, daß Sie ſehr gründliche und umfaſſende Reiſeanſtalten träfen. Sah ich doch Ihren Reiſewagen in Arbeit, Ihre neuen immenſen Koffer beim Sattler, und als ich geſtern in Geſchäften bei Herrn Mirbel war, zeigte er mir etwas erſtaunt Ihr Schreiben, in welchem Sie ſich über die beſte Art der Anſchaffung von Geldern nach Indien erkundigten."

„Weiß Gott, daß Sie, wie immer, freundſchaft-

lich für mich gehandelt haben! Meinen beſten Dank dafür, denn —"

„Halt, Herr von Roſenthal," unterbrach ihn lächelnd die junge Gräfin, „ein ſo trockener Dank genügt uns nicht!"

„So erlaube ich mir," erwiederte Roſenthal, ſein Glas erhebend, „zum ſchuldigen Danke auf das Wohl dieſes erlauchten Hauſes, ſeiner Kinder und Kindeskinder zu trinken."

„Das wird nebenbei acceptirt," meinte Leo Wieneck, „doch verſtehe ich den Einſpruch meiner Frau, ſie will zum Danke etwas Wahrheit von Ihnen."

„In fleckenloſer Klarheit, wie Ihr berühmter Bergkryſtall," ſagte der Staatsminiſter. „Sie ſollen uns ſagen, was es mit Ihrer Reiſe für eine Bewandtniß hat."

„Einem Wunſche, dem ich mich anſchließe," warf Doktor Flinder ein, „ſei es auch nur, daß ich Hoffnung habe, Sie in Ihrem erſten Nachtquartier bei mir zu ſehen."

„So ſchmeichelhaft mir dieß allgemeine Verlangen iſt, ſo kann ich doch Ihrem Wunſche, gnädige Gräfin, nicht in der Art entſprechen, wie der Herr Staatsminiſter angedeutet: klar und wahr, wie mein wunderbarer Bergkryſtall."

„Hab's nicht anders erwartet von dieſem theuren Roſenthal," lachte der Oberſtjägermeiſter, „es war das nur ein richtiger Schuß in's Dickicht, ob

edles Wild aufgeht, eine gute Jagd verſprechend, oder nur gemeines Raubzeug, was wir Andere nennen: auf den Buſch klopfen."

„Beinahe ſo, Excellenz, wie ich unter ſo guten und edlen Freunden nicht verhehlen will, doch ſind meine Reiſeanſtalten wahrſcheinlich nicht vergeblich gemacht und Indien wird das Glück haben, mich nächſtens wieder zu beſitzen, denn ehe ich mich, um die allerhöchſten Worte zu wiederholen, fortſchicken laſſe, erlaube ich mir das Prävenire zu ſpielen, und um meine Päſſe zu bitten."

„Und Roſenthal hat Recht," ſagte der Oberſtjägermeiſter kopfnickend, „und iſt das, was er thut, zur Nachachtung beſtens zu empfehlen; was mich anbetrifft, ſo habe ich um einen längeren Urlaub nachgeſucht, um nach meinen eigenen, etwas vernachläſſigten Jagdrevieren zu ſehen."

„Aber jetzt, im Herbſt, lieber Papa, wo Hubertus herankommt?"

„Pah! es wird mit den dießjährigen königlichen Jagden ſo nicht viel werden, und ich will es gleichfalls probiren, wie Roſenthal, nur auf andere Art, vielleicht daß die Stoltenhoffs, die Schalken, die Nellingen das gerade ſo gut machen, wie ich."

„Woran ich nicht zweifle bei ſo großer Genügſamkeit und bei ſo vollkommenem Bewußtſein des eigenen Werthes," warf Roſenthal leicht hin und blickte dabei ſo unbefangen um ſich, daß ſich der Oberſtjägermeiſter nicht enthalten konnte, laut la-

chend zu ſagen: „So viel iſt ſicher, es gibt Niemand, der nach rechts und links Grobheiten mit ſolcher Gelaſſenheit austheilt, wie Sie.“

„Durchaus keine Grobheiten, Excellenz, der Himmel möge mich davor bewahren; ich glaube eher ein Kompliment geſagt zu haben. Herr und Diener ſollen ſich ergänzen, um ein harmoniſches Ganzes zu bilden. Je größer alſo der Herr, je unbedeutender braucht der Diener zu ſein. Singt doch ſchon Uhland:

Ein großer Mann, ein kleines Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß Eins dem Andern helfen.

Weßhalb ich mir die Prophezeiung erlauben möchte, daß die ſämmtlichen mächtigen Schwerter, die ich hier um mich ſehe, nächſtens in die Scheide geſteckt werden.“

Da Alle herzlich lachten, fuhr Roſenthal in ſeiner merkwürdig unbefangenen Art, aber mit großem Ernſte fort: „Deßhalb müſſen wir Alle, die es gut meinen, auf genügenden Erſatz denken, und ich habe mich ſchon heute Nachmittag bemüht, einen neuen Miniſter des Auswärtigen aus der Tiefe des Gemüths zu konſtruiren.“

„Und wie ſieht er aus, Roſenthal? laſſen Sie hören!“ fragte heiter der alte Graf Wieneck.

„Er hat noch etwas von einem Homunculus, nur daß er vorderhand nicht leuchtet; doch wird ſich das ſchon machen, wenn er lange genug

in der Retorte ſitzt. Präparirt habe ich ihn ſo gut wie möglich. Als Elixir der Schweigſamkeit à la Nellingen ſenior mit einem kräftigen Aufguß der böſen Zunge Roſenthal's habe ich ihm zur größeren Vervollkommnung Eſſenz Klettenberg angerathen."

„Und ſein Name?"

„Brenner."

„Helf Ihnen Gott, Roſenthal, den Namen habe ich nicht erwartet," ſagte der Staatsminiſter.

„Pah, Excellenz, wer wird ſich mit den gewöhnlichen Dingen abgeben! Große Zeiten erheiſchen außerordentliche Maßregeln; was früher vortrefflich war, genügt heute nicht mehr, und deßhalb packe auch ich meine Koffer und gehe nach Indien."

Der Arzt hatte lächelnd, aber ſchweigend dieſen Reden zugehört und legte jetzt ſeine Hand ſanft auf den Arm Roſenthal's, neben dem er ſaß, um mit großer Oſtentation nach deſſen Pulsſchlage zu fühlen, worauf er ſagte: „Allem Anſcheine nach, Verehrteſter, muß ich Sie im nächſten Frühjahr wieder einmal ſcharf in die Kur nehmen; Ihre Nerven ſind ſchrecklich aufgeregt."

„Durchaus nicht mehr als gewöhnlich, lieber Doktor," gab der Betreffende mit der Milde eines Kindes zur Antwort, „doch habe ich Ihnen ja ſchon geſagt, daß ich meine erſte Station bei Ihnen nehmen will. Wie freue ich mich auf Ihr ruhiges, harmloſes Haus, im Gegenſatz zu all' dem tollen,

unfruchtbaren Treiben hier. — Daß ich reise, ist eine Gewißheit, die mich mit Trauer erfüllt, wenn ich diesen liebenswürdigen Kreis meiner verehrten Freunde und Gönner betrachte."

„Und Rosenthal bittet um eine stille Thräne der Erinnerung," sagte Leo Wieneck lächelnd.

„Hat uns aber durchaus noch nicht darüber aufgeklärt, ob er zum Reisen fest entschlossen ist," forschte die junge Gräfin mit einiger Hartnäckigkeit. „Fragen wir ihn lieber, ob er bleibt, wenn man ihn freundlich ersucht."

„Das ist allerdings eine Gewissensfrage, Erlaucht, doch will ich auch diese aufrichtig dahin beantworten, daß mich ein freundliches Ersuchen immer noch nicht zum Bleiben bestimmen kann, und könnte das nur unter einer einzigen Voraussetzung geschehen, wenn nämlich Seine Majestät zu mir sprächen: ‚Lieber Rosenthal, ich kenne alle Ihre schönen Eigenschaften, Ihren Verstand, Ihren Geist, Ihren sprudelnden Witz, die ganze Distinktion Ihres Wesens, doch sind alle diese sonst so vortrefflichen Eigenschaften nicht im Stande, mir zu dienen, denn ich könnte selbst reichlich davon abgeben. Aber Sie besitzen einen andern Schatz, der nicht genug zu würdigen ist für einen jungen Fürsten, dem das Wohl seines Volkes am Herzen liegt, und welcher ein zweihändiges scharfes Schwert gebraucht, um das wuchernde Unkraut niederzumähen, das rings um ihn aufsproßt in seiner Sünden Maienblüte. Dieser

Schatz iſt neben Ihrem wunderbaren Bergkryſtall Ihre böſe, ſchneidige Zunge, und wenn Sie mir mit dieſer dienen wollen, ehrlich, offen und rückhaltslos, ſo ſollen Sie eine Stelle haben zunächſt meinem Throne, ſo ſollen Sie gekleidet werden in bunte, ſchimmernde Pracht, mit Glöckchen am Kleid und an der Mütze, und in der Hand tragen Pritſche und Spiegel.“

„Lieber Roſenthal,“ bemerkte der Oberſtjägermeiſter nach einer kleinen Pauſe, welche dadurch entſtanden war, daß Alle beinahe ernſt vor ſich niederblickten, betroffen durch den Ernſt, welcher aus den luſtigen Worten hervorklang; — „lieber Roſenthal, ich fürchte, Sie reiſen, aber wenn Sie beim Beginn Ihrer Tour doch den guten Doktor beſuchen, ſo erinnern Sie ſich, daß in der Nähe von Morfeld mein Schloß liegt.“

„Wie könnt' ich ſo etwas vergeſſen, Excellenz?“ erwiederte Roſenthal mit wirklich bewegter Stimme, indem er ernſt vor ſich hinſchaute, weit, weit hinaus in die fernſte Ferne, um dann nach einem tiefen Athemzuge zu ſagen: „Ja, ich werde reiſen, und es iſt beſſer ſo; ich hoffe ſchon morgen früh meine letzten Vorbereitungen zu treffen, um der traurigen Feier, die uns bevorſteht, als ein freier, unabhängiger Mann beiwohnen zu können; der Art beiwohnen, daß ich mich, wenn Alles vorüber iſt, in die königliche Gruft ſchleiche, um dort einem guten, edlen, erhabenen Manne, der nebenbei auch

König war, meinen heißen Dank zu ſtammeln für erhaltene Wohlthaten."

Herr von Roſenthal ſprach die letzten Worte mit einer eigenthümlich vibrirenden Stimme; während er ſich langſam und feierlich erhob und wie er mit einem düſtern Blick ſein Glas an die Lippen ſetzte und austrank, folgten Alle, von dem gleichen wehmüthigen Gefühle getrieben, ſeinem Beiſpiele, worauf ſich die junge Gräfin raſch umwandte, nachdem ſie durch Neigung ihres Kopfes ein Zeichen gegeben, daß die Tafel als aufgehoben zu betrachten ſei. Alle verfügten ſich in den Salon zurück, um dort an dem lodernden Kaminfeuer Kaffee und Cigarren zu finden.

„Wie war denn überhaupt der intime Empfang heute Mittag bei Ihrer Majeſtät?" fragte Roſenthal den Oberſtjägermeiſter, der aber mit einem ausdrucksvollen Achſelzucken auf ſeine Tochter wies, die ſtatt ſeiner zur Antwort gab: „O es war ſehr intim und doch wieder ſehr zahlreich, da man ſich begreiflicherweiſe zu dieſer Intimität drängte."

„So glänzte ich alſo durch meine Abweſenheit."

„Wenigſtens wurde Ihre Abweſenheit bemerkt, denn die Gräfin Pommerhauſen, meine frühere Gönnerin, hörte ich laut genug ſagen, um von der Königin verſtanden zu werden: ‚Man kann ein geziemend würdiges Gefühl angemeſſener Betrübniß über einen allerdings großen Verluſt im Herzen tragen, ohne damit Komödie zu ſpielen, wie dieſer

und ermüdend wäre. In Baena hielten wir nur einen Augenblick, und zwar ſo lange, bis die Bota wieder mit Wein gefüllt war, denn das hatte ſich der Hombre valiente, weil er nicht hier bleiben ſolle, ausbedungen.

Hinter Baena behielt die Gegend den freundlichen Charakter bei, den ſie auch ſchon vor dieſem Orte hatte. Fruchtfelder, Wieſen, Olivenpflanzungen und lange Streifen ſaftiger grüner Geſträuche, die Stelle anzeigend, wo irgend in der Tiefe ein kleines Waſſer floß, wechſelten mit einander ab. Da wir auf der Hochebene ritten, auf welcher Baena lag, ſo konnten wir Alles das auf dem ſanft und lange, lange abfallenden Terrain weit hinaus überſehen. Ja, dort links vor uns in der Tiefe, wo ſich die blauen Berge auseinander ſchoben, machte uns Alonzo auf die mit dem Hintergrunde faſt verſchwimmende Silhouette eines Schloſſes oder einer Stadt, die auf einem vereinzelten Bergkegel lag, aufmerkſam. Es war wirklich eine Stadt und zwar unſer Nachtquartier, Caſtro del rio. Das ſah von Weitem recht maleriſch aus, hatte ſogar von hier aus geſehen eine Aehnlichkeit mit Toledo und wir konnten hoffen, dort gut aufgehoben zu ſein. Aber weit war es noch dorthin, recht weit. Wir kannten die trügeriſchen Entfernungen hier in Spanien und die Berghalde, auf der wir abwärts ritten, dehnt ſich gewiß viele Stunden lang aus, denn ſie zeigte in unzähligen Abſtufungen unendlich viel Gegenſtände hinter einander. Die Wieſen, die Aecker, die Waldungen, die grünen Streifen, kleinen Thäler und kleinen Hügel, mit dem ſie bedeckt war, ſowie die Olivenwaldungen und Buchsbaumgehölze, Alles das wiederholte ſich abwechſelnd immer fort und fort. Wenigſtens konnte man dieſe Gegenſtände ziemlich weit hinaus erkennen. Dann aber verblaßten die Farben und die Gränzen wurden undeutlicher. Feld und Wald floßen in einander und gaben Anfangs eine unbeſtimmte grünliche Farbe; dann aber färbten ſich dieſelben violett, dann dunkelgrau, und nahmen weit, weit am Horizonte da erſt eine tiefblaue Farbe an, wo ſich der Bergkegel erhob, auf dem ſich die ebenfalls dunkelblaue Silhouette

Rosenthal, der uns hier glücklicherweise mit seinem Anblick verschont.' Ihre Majestät streiften hierauf die Sprecherin mit einem wohlwollenden Blick, und die Klettenberg setzte sich sogleich mit einem Blick voll Engelsmilde neben ihre Freundin."

„Gnädige Gräfin," warf Doktor Flinder lächelnd ein, „ich hatte nicht gedacht, daß Sie so boshaft sein könnten."

„Das nennt dieser gute Arzt boshaft sein," lachte Rosenthal. „Man sollte Sie zwingen, unsere liebenswürdige Gräfin dafür sogleich um Verzeihung zu bitten. Ich bin überzeugt, daß es ein wundervoller Anblick gewesen sein muß, die Klettenberg und die Pommerhausen neben einander sitzend und sich süß anlächelnd zu sehen, ungefähr mit den gleichen Gefühlen, wie zwei Hyänen, die sich eine hübsche Leiche streitig machen. — O, ich hasse diese beiden Weiber; die Klettenberg weniger, denn sie bezeugt mir aufrichtig und ehrlich ihre tiefe Abneigung, während die Andere, indem sie mit der einen Pfote kratzt, mit der andern den Arm streichelt, um im Flüstertone zu sagen, wie sie heute noch in der Kapelle gethan: ‚Ach, Rosenthal, welch' großer Verlust, was werden wir Alles noch erleben!' Schade, daß ich heute Mittag nicht plötzlich erschienen bin, um sie an diese Worte zu erinnern, doch hatte ich mir vorher schon, gerade in der Kapelle, ihre erneuerte Ungnade zugezogen; denn als sie dort im Uebermaß des ge-

heuchelten Schmerzes — wir Beide waren nämlich ganz allein — ihr Taschentuch affektirt an die Augen drückte, bot ich ihr für den Fall der Noth ein trockenes an, das ich stets für dergleichen Fälle in Bereitschaft halte."

„Deßhalb haben Sie die neue Allianz mit der Klettenberg zu scheuen."

„Ah, was das anbetrifft, bin ich vollkommen ruhig, denn erstens scheue ich gar nichts und zweitens ist diese Allianz doch nichts Anderes, als eine mangelhaft übertünchte Feindschaft, die stets wieder durchschlagen wird, wie ein solider Fettfleck."

„Es ist doch schade, daß Sie nicht da waren, Herr von Rosenthal," meinte die Gräfin, nachdem sie ihre kleine Tasse Kaffee geschlürft. „Wissen Sie wohl, wer heute sonst noch bei dem Empfang war? — Das wird Dich auch interessiren, Papa," setzte sie lauter hinzu, ihr Haupt gegen den Oberstjägermeister wendend, der mit dem Minister leise plaudernd in einer Fensternische stand; „denke Dir nur, auf einmal öffnen sich die Flügelthüren und herein trat die Gräfin Wildenoff, heute noch eine wunderbar prächtige Frau, majestätisch wie —"

Als hier die Gräfin lächelnd stockte, beendigte Rosenthal ihren Satz mit den Worten: „wie eine echte Königin." Zu gleicher Zeit hatten seine Augen mit einer blitzähnlichen Schnelligkeit das Gesicht Leo Wieneck's gestreift, der indessen unbefangen die Asche seiner Cigarre abstieß und dann

ruhig ſagte: „Ich muß ſchon geſtehen, daß das Erſcheinen unſerer ehemaligen Oberſthofmeiſterin den gleichen Eindruck auf mich machte. Auch fand ich es begreiflich, daß Ihre Majeſtät ſitzen blieben, indem Sie die Gräfin freundſchaftlich an ihre Seite nöthigten.“

„Ich hatte noch nie das Glück, unſere junge Königin zu ſehen. — Nicht wahr, ſie iſt nicht von großer imponirender Geſtalt?“

„Gut aufgefaßt, vortrefflicher Arzt. Nein, ſie iſt eher klein und unanſehnlich, während dagegen ihr Geiſt und ihr ſcharfer Verſtand alles Andere überragt.“

„Haſt Du auch unſern guten alten Tönning bemerkt?“ fragte der Miniſter ſeine Schwiegertochter.

„Mit ſeiner Gemahlin?“ erkundigte ſich der Oberſtjägermeiſter näher tretend.

„Mit der Gemahlin,“ antwortete die junge Gräfin und ſetzte lächelnd hinzu: „Ich war in der That geſpannt auf die Art, wie man ſie empfangen würde. Es ging indeß Alles ganz gut, ſie trat beſcheiden, aber ungezwungen ein, hatte eine wunderbar elegante Trauertoilette, ein bischen kokett, und ſah reizend aus, als ſie mit niedergeſchlagenen Augen eine ſehr tiefe und tadelloſe Verbeugung vor Ihrer Majeſtät ausführte; allerdings erwiederte die Königin dieß Kompliment mit eiſiger Ruhe, doch ging der König freundlich auf die Tönning zu

und ſagte recht laut und verſtändlich: ‚Es freut mich, liebe Baronin, Sie bei uns zu ſehen.‘“

„Was mich wiederum von Seiner Majeſtät außerordentlich freut,“ warf Roſenthal ein, worauf er in ſeiner impertinenten Weiſe fragte: „Und wie benahm ſich das andere, mindere Geflügel gegenüber dem hübſchen neuen Eindringling?“

„Pfui! Sie ſind ein abſcheulicher Menſch, Roſenthal,“ gab die junge Gräfin ſcheinbar unwillig zur Antwort, was aber den Betreffenden nicht hinderte, ruhig fortzufahren: „O, ich ſehe das ganz genau vor mir. Im geſpreizten Hochmuth würdiger Mütter erſtaunte Geſichter, die ſich hinter dem raſch aufgeklappten Fächer verbergen, das Lächeln der Verzweiflung, wie ſich jene unbefangen nähert, tödtliche Angſt, ob Ihre Majeſtät nicht ernſt und gemeſſen herüberſchau..“

„Tönning hätte das können bleiben laſſen,“ meinte der Oberſtjägermeiſter. „Es gibt Aufforderungen, die man in der Vorausſetzung ſtellt, daß ein vernünftiger Menſch ihnen nicht nachkommt. Darin iſt Ihr Bekannter, Ihr Schwager, Roſenthal, ſchon geſcheidter.“

„Wer iſt mein Schwager?“ fragte dieſer, worauf ihn Alle erſtaunt anblickten und ſich Doktor Flinder einer unmuthigen Bewegung nicht enthalten konnte.

„Nun, Ihr Schwager Arthur Weßner. Sie wollen doch dieſen ausgezeichneten Menſchen und großen Künſtler nicht verleugnen?“

„Als letzteren gewiß nicht, doch hatte jene Ellen Unrecht, ihn zu heirathen. Sie paßt nicht zu einer Künstlerfrau."

„Entschuldigen Sie, Herr von Rosenthal, sie paßt vollkommen zur Frau des edelsten, besten und bravsten Menschen, und so ist mir Herr Weßner geschildert worden. Wenn das freilich anders wäre, würde auch ich diese Ehefrau bedauern."

„Das that ich von jeher und hatte meine Gründe dafür," gab Rosenthal trocken zur Antwort. „Wo es sich um ein ernstliches Bündniß, also um den vollkommenen Ernst des Lebens handelt, hasse ich alle jene poetischen Schwärmereien, wodurch zwei Herzen einander nahe gebracht werden. Sie verkleiden mit trügerischem Grün den festen Käfig, Ehe genannt. Sie lassen glauben, man sänge frei im Walde seine fröhlichen Lieder, während man schon lange gefangen ist. Sie umkleiden die Ketten der Aermsten mit Rosenguirlanden, und wenn Blume um Blume rasch abfällt, entdecken sie erst und um so schmerzlicher das kalte drückende Eisen. Nein, nein, für eine glückliche Ehe heißt es ruhig und kalt überlegen und Alles erwägen."

„Gott gnade dem armen Wesen, dem Sie diese Ueberlegung und diese Erwägung einmal zuwenden."

„Das sage ich auch, gnädige Gräfin, und bin deßhalb fest entschlossen, so ledig als möglich zu bleiben."

„Laßt ihm seine Phantasieen," rief Leo Wieneck

lachend, „wir kennen das Alles, und ich freue mich nur auf die indiſche Prinzeſſin, die Tochter jenes königlichen Zauberers, die er einmal heimführen wird. — Wie kommſt Du aber auf Weßner?“ wandte er ſich an den Oberſtjägermeiſter.

„Nun, Weßner wurde auf Befehl Seiner Majeſtät dringend eingeladen, endlich nach der Heimat zurückzukehren, und ich finde es ſehr begreiflich, daß man die Sterne der Kunſt und Wiſſenſchaft hier aufgehen laſſen will.“

„Zum eigenen Amüſement und um ſich ſelbſt zu verherrlichen. Weßner iſt ſchon unterwegs, aber ohne ſeine Frau, und das iſt es, was Seine Excellenz ſo richtig und vernünftig fand.“

„Sollte ich Ihnen mit dieſer Aeußerung wehe gethan haben, lieber Roſenthal?“ fragte der Oberſtjägermeiſter, indem er raſch näher trat und ſeine Rechte auf die Schultern des Andern legte.

„Mir wehe gethan, Excellenz? Durchaus nicht, ich finde das von Herrn Weßner ſo vernünftig, daß ich ihm ſelbſt dazu gerathen hätte, wenn wir überhaupt auf dieſem Fuß mit einander ſtänden. Es ſollte mir ſehr leid thun, die gute Ellen nicht recht bald bei uns zu ſehen.“

„Und wie konnte ſich Herr Weßner dazu entſchließen?“ fragte Doktor Flinder in beſorgtem Tone, während er raſch näher trat.

„Wer weiß, ob dieſer Entſchluß nicht auf gegenſeitiger Uebereinkunft beruht,“ meinte Roſenthal

ruhig, „daß er ohne seine Frau kommt, ist sicher. Sie bleibt vorläufig am See von Lugano, was auch eine sehr schöne Gegend ist.“

Ob er diese Worte absichtlich in einem bittern Tone sprach, während er sich langsam erhob und nach einem Seitentisch hin ging, um sich dort eine kleine La Ferme anzuzünden, wissen wir nicht genau, doch hatten seine Worte einen unangenehmen Eindruck hervorgebracht, so daß sich Doktor Flinder kopfschüttelnd an das Kaminsimse lehnte und die junge Gräfin eben ein anderes Gesprächsthema anschlagen wollte, als Rosenthal zurückkommend sagte: „Deßhalb aber kommt Weßner doch nicht allein. Er bringt uns eine neue und sehr gute Acquisition, einen ausgezeichneten Künstler, dabei sehr eleganten, schönen und liebenswürdigen Menschen, der, wie gesagt, ein großer Künstler ist, und dabei das Glück hat, Baron zu sein. Ich frage Sie, ob der zu uns passen wird.“

„Kennen Sie ihn?“

„Ich kenne Jedermann, gnädige Gräfin, schon durch meinen wunderbaren Bergkrystall, und Sie werden die nächsten Tage Gelegenheit haben, zu bemerken, ob ich Ihnen von dem Freiherrn von Reckenstein zu viel gesagt — — doch nun muß ich um Erlaubniß bitten, mich zurückziehen zu dürfen. Ich fühle es deutlich, daß mein alter, treuer Freund, der volle Mond, soeben am Horizonte auftaucht. Die beste Zeit zu meinen Studien und Beobach-

tungen. — Ich wünsche allerseits einen vergnügten Abend.“ Damit küßte er der Gräfin die Hand und verließ dann den Salon und gleich darauf das gräflich Ferrner'sche Haus.

„Wie er sich merkwürdig gleich bleibt, dieser Rosenthal,“ sagte der alte Minister, als der Betreffende verschwunden war, „stets ein paar Goldkörner in dem oft unverständlichen Wust seiner Reden! Und er ist bei vielen Gelegenheiten so klug, daß er oft bittere Wahrheiten in weicher Umhüllung eingibt.“

„Glauben Excellenz,“ fragte der Doktor, „daß zwischen Arthur Weßner und seiner Frau wirklich ein Zerwürfniß stattfindet, man konnte so etwas aus dem bittern Tone errathen, mit dem Rosenthal von seinem Schwager sprach.“

„Ich weiß nichts Näheres,“ erwiederte Graf Wieneck, „Du wohl auch nicht, Leo?“

„Direktes und Genaueres habe ich gleichfalls nicht erfahren, hatte aber neulich betreffs Weßner einen ganz eigenthümlichen Besuch.“

„Ah! jene seltsame Person, die alte berühmte Malerin,“ warf die junge Gräfin ein.

„Ja, die berühmte Angelika; ich habe nie ein sonderbareres Geschöpf gesehen, doch war es mir interessant, ihre Bekanntschaft zu machen, und ich empfing sie natürlich, wie es einer so bedeutenden Künstlerin zukommt, war aber dabei genöthigt, einem Reitknechte, der sie meldete, einen strafenden

Blick zuzuwenden, denn er und die übrigen Dienerschaften lachten hinter ihr drein; konnte ihnen das so eigentlich nicht übel nehmen, denn ihr Anzug war gar zu komisch, unten mit einem Frauenrocke versehen, trug sie darüber eine vollständige Jägerjoppe und hatte auf ihrem grauen Filzhut Gemsbart und Spielhahnfedern. Man hätte sie für eine jener reisenden musikalischen Tyrolerinnen halten können. Auch war sie in ihrem Benehmen gerade so ungenirt wie jene, ließ sich sogleich auf einen Stuhl nieder, und als ich meine Cigarre weglegen wollte, sagte sie freundlich: ‚im Gegentheil', und bat sich selber eine aus, obgleich sie mir hier versicherte, daß sie gewöhnlich nur Pfeifen rauche."

„Es hätte mich gleichfalls interessirt, sie kennen zu lernen," sagte Doktor Flinder, „ich weiß, sie war mit Weßner sehr vertraut und kannte auch Ellen."

„Auf diese kam sie denn gleich zu sprechen mit großem Interesse, während sie Weßner nur flüchtig und nebenbei erwähnte und dann auch nur in Beziehung auf dessen Frau, ob er sie lieb und freundlich behandle, ob sie ein glückliches Familienleben führten, und ob ich ihr nicht Gewißheit geben könne, daß Beide in kurzer Zeit zurückkehren. — Das konnte ich nun allerdings nicht, sagte ihr aber, Weßner sei von Seiner Majestät berufen worden, und zweifle ich nicht, daß ihm hier bedeutende Arbeiten zugewiesen würden. Dann kam ich

auf ihre eigenen Bilder zu sprechen und sagte, daß wir schon lange den Wunsch hätten, etwas von ihr zu besitzen, worauf sie an den Fingern nachrechnend sagte, vor drei bis vier Jahren würde es ihr nicht möglich sein, einen neuen Auftrag zu übernehmen, gestattete mir aber gnädigst, sie einmal in ihrem Atelier zu besuchen."

„Worauf Du Dir immerhin etwas einbilden darfst," sagte Graf Wieneck, der seinen Hut genommen hatte und Abschied nehmend vor der Gräfin stand, „denn ich weiß, daß sie noch vor Kurzem den Besuch des Kronprinzen mit der Bemerkung refüsirte, sie habe nichts, was würdig genug sei, Seiner Königlichen Hoheit vorgestellt zu werden. — Adieu, mein alter Freund!" wandte er sich an den Oberstjägermeister, diesem die Hand reichend, „auf Wiedersehen morgen bei einem schweren Gange, und dann wollen wir sehen, ob auch wir wie Rosenthal Reisevorbereitungen machen werden."

Doktor Flinder verließ mit dem Staatsminister den Salon und fragte ihn: „Glauben Euer Excellenz in der That, daß Rosenthal rücksichtslos seine hiesigen Verbindungen abbrechen wird?"

„O ja, ich glaube daran, wenn man ihm Gelegenheit zu der Wahrnehmung gibt, man sehe es nicht ungern, wenn er auf eine schickliche Art verschwinde, und Rosenthal hat in diesen Dingen eine gar feine Nase. — Wollen Sie mit mir fahren, Herr Doktor?"

von Caſtro del rio erhob, in prächtiger ſatter Farbe, die aber nur darum ſo erſchien, weil der den Horizont begränzende Gebirgszug faſt hell ſchieferfarbig war.

Alonzo hatte bei dem wunderſchönen Abend ſeine frühere Munterkeit wieder erlangt, rauchte Papiercigarren, plauderte und ſang in Einem fort. Nachdem wir aber eine halbe Stunde hinter Baena waren, wurde er mit einem Male auffallend ſtill und zeigte auf drei Reiter, die vor uns herzogen. „Den Kerlen traue ich nicht recht," meinte er. „Wir müſſen ihnen auf jeden Fall beweiſen, daß wir gute Waffen führen und mit denſelben umzugehen wiſſen." — „Und wie das, Hombre valiente?" — „Wenn wir ſie erreicht," erwiderte er, „ſo muß Jeder ſein Gewehr vom Sattelhaken nehmen und es langſam laden, das ſollen ſie nur ſehen." — „Aber die Gewehre ſind ja geladen," erwiderten wir. — „Thut nichts," ſagte er, „dann läßt man den Ladſtock hineinfallen, daß es tüchtig klappert, und ſieht, ob der Hahn recht gut ſpielt." — Lachend thaten wir nach ſeinem Wunſche, nachdem wir die Vorreitenden erreicht. Das waren allerdings wild ausſehende Burſche, ihre Pferde, das Sattelzeug mit der langen Flinte ſchienen ſich in gutem Zuſtande zu befinden, die Kleidung der Reiter aber war ein Bischen abgeriſſen, die langen braunen Capa's verblichen und fadenſcheinig, und unter den keck aufgeſtülpten Hüten ſchauten uns trotzige, ſonnverbrannte Geſichter an. Wir wünſchten ihnen guten Abend, was ſie erwiderten. Dann zogen wir bei ihnen vorüber und da ſie viel langſamer ritten, ließen wir ſie bald weit hinter uns; dann erſt athmete Alonzo ſichtlich wieder auf und ſein unerſchöpfliches Mundwerk kam wieder friſch in Schwung. „Das waren ſchlimme Geſellen," meinte er, ſcheu rückwärts blickend, „aber ſie haben mich erkannt und wußten wohl, daß ich ſie ebenfalls kenne." — „Und haben ſie ſich vielleicht vor Euch, dem Hombre tigre, gefürchtet?" fragte ich lachend, worauf er den Hut faſt ganz ins rechte Auge hineindrückte, eine martialiſche Haltung annahm, ſich auf die Bruſt klopfte und ausrief: „Por Dios! Soy hombre valiente, soy hombre

„Danke, Excellenz, ich ziehe es vor, zu Fuß zu gehen."

„Auf Wiederſehen denn, Adieu, mein lieber Fackler."

Der alte Haushofmeiſter machte unten an der Treppe eine ſehr tiefe Verbeugung, worauf die beiden oben Genannten das Haus verließen.

Roſenthal war, nachdem er das Ferrner'ſche Palais verlaſſen, einen Augenblick unſchlüſſig ſtehen geblieben und hatte dann eine vorüberfahrende Droſchke angerufen, die ihn in kurzer Zeit vor ein anſehnliches Gebäude führte, deſſen hohe Fenſter im erſten Stock erleuchtet waren. Dort hinauf begab er ſich und trat kaum eine Minute ſpäter in das elegante Geſellſchaftslokal, wo ſich die Herren der erſten Geſellſchaft, ſowie junge und reiche Offiziere für einige Abend- und Nachtſtunden zu verſammeln pflegten. Hier geſchah, was in allen ähnlichen Klubs zu geſchehen pflegt. Man las Zeitungen, man ſpielte eine kleine oder große Partie, meiſtens harmloſes Whiſt oder l'Hombre, häufig aber auch jenes Spiel mit drei Kartenhäuschen, wo die Betreffenden denn mit der größten Spannung die mittlere Karte mit der rechten oder linken verglichen, — Namen nennen Dich nicht — in guter Geſellſchaft; wo hübſche Haufen von Gold und Papier von Einem zum Andern wandern.

Hier in dieſen eleganten Sälen wurde auch getrunken, geraucht, geplaudert und gelacht, einfach

oder ſein ſoupirt und hieher ging man auch wohl für kurze Zeit, um einen Bekannten zu finden, mit dem man zu reden hatte.

Letzteres ſchien auch heute Abend in der Abſicht Roſenthal's zu liegen, denn als er von der Garderobe in das Vorzimmer trat, wo ſich der Sekretär des Klubs aufhielt, mit ſeinem großen Buch und den auszugebenden Spielmarken beſchäftigt, ging Roſenthal zu jenem alten würdigen Herrn, der im ſchwarzen Frack und der tadelloſen weißen Halsbinde die hohe Rangklaſſe dieſer Geſellſchaft dokumentirte, und fragte ihn nach ein paar Freunden und Bekannten, welche Fragen von dem Sekretär mit einem einfachen Kopfnicken oder Kopfſchütteln beantwortet wurden.

Dann ſchlenderte Roſenthal durch die Konverſations- und Spielzimmer, zuweilen mit einem Bekannten einige Worte plaudernd, oder einem der Spieler irgend eine Bemerkung machend, blieb auch hie und da recht ſichtbar an einer der offenen Flügelthüren lehnend, benahm ſich überhaupt wie Jemand, dem es darum zu thun iſt, ein paar müßige Abendſtunden zu verbringen. Endlich aber, nachdem er die ganze Zimmerreihe auf dieſe Art durchwandert, ſchlüpfte er ungeſehen zu einer Thür hinaus, welche auf die Dienſttreppe führte, die er aber nicht benützte, ſondern durch einen langen, ſpärlich erleuchteten Korridor eilend wieder bei der Haupttreppe ankam, wo er ſeinen Mantel nahm und das Haus raſch verließ.

Auf der Straße angekommen, that er auch nicht wie ein geschäftiger Mensch, den es nach Hause drängt, um Studien zu machen, wie er seinen Freunden angegeben, sondern er ging langsam scheinbar ohne Zweck wie Jemand, dem es darum zu thun ist, seine Zeit zu vertrödeln. Rosenthal hatte sich immer weiter von den königlichen Schloßgebäuden entfernt, beständig dicht unter den hellleuchtenden Gaslaternen gehend, woher es kam, daß er erkannte oder erkannt wurde, wenigstens grüßte er zuweilen mit einem flüchtigen Kopfnicken oder mit einer Handbewegung. Ein paarmal trat er auch in Tabakläden, deren Besitzer ihn ehrerbietigst grüßten, wo er eine Cigarre kaufte, anbrannte, um sie vor der Thür wieder wegzuwerfen. So immer weiter gehend, ließ er den Mittelpunkt der Stadt hinter sich, verließ diese dann durch ein alterthümliches Thor, ein Ueberrest ehemaliger Festungswerke, das man wegen seiner malerischen Bauart geschont hatte.

Hinter demselben erhob sich der Weg zu den früheren Außenwällen, die jetzt als Spaziergänge benützt wurden, jenseits welcher sich ein alter, nun verlassener Friedhof der Stadt weit ausbreitete. Dieser lag schon ziemlich erhöht und bot einen freien Blick auf die umliegenden Berge. Rosenthal ging bis zur Umfassungsmauer dieses alten Friedhofs, auf welche er seine Arme stützte und hinaus gegen die Berge schaute, über welche die volle Mond-

ſcheibe in außergewöhnlicher Klarheit leuchtend ſchwebte. Lange ſchaute er dorthin, tiefer Gedanken voll, immer ernſter und ernſter werdend, um endlich, nach einem langen, faſt ſchmerzlichen Seufzer, die Augen mit der Hand zu beſchatten.

Wem iſt es nicht gerade ſo ergangen beim Erblicken des leuchtenden Mondes, beim innigen Verſenken der Gefühle und Träume in das Bild jenes ruheloſen, ſtill wandelnden Zeugen unſerer Leiden und Freuden, wem hat nicht ſchon ſein mildes Licht erzählt von vergangenen Tagen, von erfüllten Hoffnungen, von ſchmerzlichen Entſagungen, wer wurde nicht ſchon weich geſtimmt, wenn er in die Mondſcheibe blickte? Dabei denkt man an geliebte Augen, die in weiter Entfernung vielleicht gerade jetzt unter ähnlichen Gefühlen in jenen leuchtenden Spiegel blicken, der in ſeinen milden Strahlen uns ſo gern zauberhafte Bilder aus der Vergangenheit ſehen läßt; — und wer hat dabei nicht ſchon an geſchloſſene Augen gedacht, wie ſie ſo ſanft ruh'n — tief unter Moos und Steinen?

Auch Roſenthal mochte wohl Aehnliches denken, als er rückwärts ſchauend ſeinen Blick langſam über die mondbeſchienenen Kreuze und Steine gleiten ließ, dabei vor ſich hinmurmelnd: „Glücklich, wer allen Lug und Trug dieſer Welt hinter ſich hat!“ um dann gleich darauf, ſeiner leichtlebigen, elaſtiſchen Natur gemäß, alle trüben Bilder von ſich abzuſchütteln und ſehnſuchtsvoll in den Mond

Bayerische Staats-

ſchauend auszurufen: „Heute aber leuchteſt Du mir noch, alter Freund und Gefährte, und daß Du gerade in dieſer Nacht in ſo wunderbarer Klarheit auf mich herabblickſt, ſoll mir ein gutes Zeichen ſein, — hilf, Samiel, die Friſt iſt gewonnen!“ —

Ein paar Augenblicke blieb er hierauf noch an der Kirchhofmauer lehnen, wobei er ſeine Uhr hervorgezogen hatte und die Entfernung des leuchtenden Geſtirns vom Rande der Berge genau mit dem Auge maß und darnach, auf das Zifferblatt blickend, etwas zu berechnen ſchien. Dann warf er eine Seite ſeines dunklen Mantels über die linke Schulter, ſo daß dadurch ſein halbes Geſicht verdeckt wurde, worauf er den Rückweg antrat.

Aber nicht durch das alte Thor und die belebten Straßen der Stadt, ſondern in weitem Kreis um letztere herum, auf der tief gelegenen Sohle eines alten Feſtungsgartens, der, außen von einer hohen Mauer begrenzt, im Gegenſatz zu dem leuchtenden Mondlichte, in ſo tiefen Schatten gehüllt war, daß ſelbſt ein aufmerkſamer Beobachter die ſchwarze, raſch vorübereilende Geſtalt kaum entdeckt hätte.

Aber hier gab es in dieſer Stunde keinen Beobachter, für Spaziergänger war es keine Jahreszeit, und Alles, was ſich von Schauluſtigen auf der Straße befand, trieb ſich in der Nähe des königlichen Schloſſes umher, wo die hohen, weißſchimmernden Geſtalten der Küraſſiere, wie immer bei

feierlichen Gelegenheiten, regungslos auf ihren Pferden an dem Schloßportale hielten, wo aber heute ſtatt wie bei Feſtlichkeiten luſtig glitzernde Gaslichter, rothglühende, qualmende Pechflammen ihr ungewiſſes, melancholiſches Licht verbreiteten; ja dazu läuteten jetzt noch in ſpäter Abendſtunde die Glocken der Kirchen, und wo ſich von den weit entlegenen Kaſernen her Trommelwirbel hören ließ, klang es dumpf, wie bei einem Begräbniß.

Nachdem Roſenthal einen ziemlich weiten Weg gemacht, zeigte ihm das rothe Leuchten der Pechflammen zwiſchen Häuſern und Buſchwerk, daß er ſich wieder in der Nähe des königlichen Schloſſes befand, doch war er tief unter demſelben angelangt, wo die Fundamente der Schloßkapelle auf einem uralten Mauerwerk ruhten, deſſen Fuß aus mächtigen Quadern beſtand, die von der Flut des vorbeiſtrömenden Fluſſes beſpült wurden.

Hier mußte er langſam und vorſichtig gehen, um einen möglichen Weg zu finden, der ihn dicht an dem alten Mauerwerke hin zu einer Stelle führte, wo ſich eine ziemlich große Oeffnung befand, die, mit einem ſchweren, maſſiven Eiſengitter verſchloſſen, in die königliche Gruft führte.

Roſenthal wußte, daß dieſes Gitter zur Bequemlichkeit der Arbeiter heute geöffnet worden war und bis morgen offen bleiben ſollte. Auch hatte man, um Aufſehen zu vermeiden, von der Flußſeite Geräthſchaften hereingeſchafft und dazu einige

Bretter an den Quadern befeſtigt, auf denen man ohne Gefahr in jene Oeffnung gelangen konnte.

Es war nicht dieſer immerhin noch unſichere und ſchwankende Steg, der Roſenthal einen tiefen Athemzug thun ließ, als er ihn betrat und haſtig dahinſchritt, um raſch vor die Oeffnung zu gelangen. Es war auch nicht das nur leiſe ächzende Gitter, was ihm auf unerklärliche Art die Bruſt zuſammenſchnürte, weniger noch die Furcht, hier vielleicht noch Arbeiter zu finden, ſondern er mußte all' ſeinen Muth, all' ſeine kalte Entſchloſſenheit zuſammenraffen bei dem Gedanken, ſich hier allein in ſtiller Nacht und tiefer Dunkelheit zwiſchen den metallenen Särgen durchfühlen zu müſſen, um die kleine, ſchmale Treppe zu finden, welche aufwärts in die Sakriſtei führte.

Doch war er noch nie vor eben ſo Ernſtem zurückgewichen und hatte auch hier nach einem leichten unwillkürlichen Schauder ſeine vollkommene Ruhe wieder gefunden, die Treppe bald erreicht, und als er ſich gleich darauf von der Sakriſtei in die matt beleuchtete Kapelle begab, empfand er kein anderes Gefühl mehr, als er betrete einen ihm wohlbekannten und durchaus nicht unbehaglichen Raum.

Wenn er wegen etwas Sorge hatte, ſo war es, zu dieſer allerdings ungewöhnlichen Zeit durch irgend einen der Diener überraſcht zu werden, der hier vielleicht noch zu thun hatte; doch konnte er auch darüber ziemlich ruhig ſein, da er wußte, daß für

einige Stunden ſelbſt die Wachen zurückgezogen worden waren, auch ſämmtliche Diener, um den ſtattfindenden Beſuch in keiner Weiſe zu ſtören.

Und doch ſchien ihm etwas ſchwer auf dem Herzen zu liegen, ja ihn mit Sorge, faſt Angſt zu erfüllen, und das zeigte ſich am deutlichſten, als er ſich jetzt nach ein paar kurzen, ſchweren Athemzügen dem Sarkophage näherte, die Stufen hinanſchritt und dann auf der oberſten derſelben auf ſeine Knice niederglitt, nachdem er zuvor die kalte Hand des Todten ehrfurchtsvoll mit ſeinen Lippen berührt.

Was er hierauf mit tief geſenktem Haupte und gefalteten Händen leiſe vor ſich hinſprach, klang allerdings nicht wie ein Gebet im gewöhnlichen Sinne, doch waren es ernſte Gelöbniſſe, die gerade auf ſeinen Lippen nicht ohne Bedeutung waren.

„Wenn etwas Frevelhaftes darin liegt," murmelte er, „ſo ſoll der Zweck die Mittel heiligen, und daß meine Zwecke, ſo eigennützig ſie erſcheinen mögen, doch aus den Gefühlen ſtammen, Deine oft ſchmerzlich ausgeſprochenen Wünſche, erhabener Herr, nach Deinem Tode erfüllen zu helfen — weiß ich und gelobe es feierlich — Amen."

Dieſes Amen ſprach er in einem beſonders eigenthümlichen Tone lauter aus und er ſchien dann zu erſchrecken über den Hall dieſes Wortes in dem hochgewölbten Raum. Ja er blickte ſcheu auf das bleiche Geſicht des todten Königs, als ſehe er dort

ein Bewegen der Lippen und als sei das Amen nicht aus seinem eigenen Munde gekommen, doch näherte er sich gleich darauf wieder dem Lager und seine Hand erhebend sagte er: „Ich spreche es nochmals feierlichst aus, daß ich nur das Gute und Erhabene will, ohne irgend welche, sträfliche Nebenabsichten, und daß ich selbst das Opfer sein werde, wenn es mir mißlingen sollte."

Nach einem langen, innigen, wehmüthigen Blick auf die Züge des Entschlafenen stieg Rosenthal die Stufen wieder hinab und trat zu einem der durch lange Vorhänge verhüllten Fenster, wo er sich vermittelst einer Leiter, die zum Lichteranzünden gebraucht wurde, rasch und gewandt etwas zu schaffen machte, indem er unten einige Schnüre verknüpfte, oben ein paar andere länger durchgleiten ließ, dann mehrere in einen einzigen Knoten vereinigte und mit einem Leitfaden versah, den er in einen ganz dunklen Winkel der Kapelle führte, um dort mit seiner auf solche Art hergestellten Maschinerie einen Versuch zu machen.

Dieser schien auch zu seiner Zufriedenheit auszufallen, denn sobald er anzog, öffneten sich geräuschlos die dunklen Fenstervorhänge zu einer ganz kleinen Spalte, worauf der intensiv leuchtende Mondstrahl einen schwebenden Engel bei der Orgel auf der Emporkirche so plötzlich mit weißem Licht umgab und scharf umgrenzte, daß Rosenthal selbst fast nicht ohne Grauen bemerkte, wie die Gestalt beweg-

lich geworden, und getragen von den ausgebreiteten Flügeln langsam herabzuschweben schien.

Nachdem er gleich darauf durch einen andern Zug an der Schnur Alles wieder in Dunkel gehüllt, sprach er leise vor sich hin: „Die andere Wirkung wird wahrlich nicht geringer sein, wenn nur Zeit und Stunde richtig zusammentreffen. — Nach dem Stande meiner Uhr und wie ich seine nervösen, oft düstern Phantasieen kenne, wohl möglich. — Es ist jetzt halb elf Uhr, bis Mitternacht kann der Mond dort stehen, wo er stehen soll. — Und nun wollen wir einen der Strahlen desselben benützen, um noch für eine Stunde in belebtere Gegenden hinüberzugleiten."

Nach diesen Worten verließ er die Kapelle auf demselben Weg, wie er gekommen war, und wer die Gewandtheit gesehen hätte, mit der er vor dem Gitter der fürstlichen Gruft auf die schwanken Bretter und um die Ecke des alten Mauerwerks in den seitwärts befindlichen tiefen Nachtschatten huschte, hätte ihn wahrlich für ein unheimliches, übernatürliches Wesen halten können, für einen gespensterhaften, grausigen Vampyr.

— — — — Hatte ihn Jemand gesehen? — — Er selbst war vom Gegentheil überzeugt; wir aber dürfen es nicht verschweigen, daß einer der wachhabenden Kürassier-Offiziere, der sich im Gegensatz zu den heißen, durch viele Lichter dunstigen Schloßzimmern an der kühlen Nachtluft der herrlichen

tigre, hombre di corazon!“ und das wiederholte er unzählige Male, bald ſprechend, bald ſingend, und hörte nicht eher auf, ſeinen eigenen Ruhm zu verkünden, bis es ihm einfiel, nach der Vota zu langen, ſie hoch in die Höhe zu halten, worauf er dann einen Strahl des rothen Weins lange in den geöffneten Mund herabfließen ließ.

Unſer Weg führte doch nicht anhaltend abwärts, obgleich es von der Höhe hinter uns ſo ausſah. Nach einer Stunde erreichten wir ein kleines Thal, das von einem angenehmen Waſſer durchfloſſen war, welches an beiden Seiten die friſcheſten Wieſen hervorgebracht hatte. Ein ziemlich breiter, weicher Weg ſchlängelt ſich hindurch, und die Blumen, die aus dem tiefen Grün hervorſproßten, drängten ſich faſt unter die Hufe meines Pferdes; während bei uns daheim noch Schnee und Eis die Fluren bedeckte, war hier in dieſen glücklichen Ländern ſchon Frühlingsanfang und eine warme, würzige Luft floß mir entgegen. Das friſche, grüne Thal war ausgefüllt mit lachenden Sonnenſtrahlen, die ſchräg vom Horizont herüberſchoſſen, die umliegenden Höhen vergoldeten, dem Gras einen eigenthümlichen Schimmer gaben und ſo unausſprechlich ſchön auf den Wellen des dahinrieſelnden Baches glänzten. Ich fühlte mich ſo angenehm und heiter erregt, auch mein Pferd ſchien ſeine Müdigkeit vergeſſen zu haben und ſich der kühlen Abendluft und des weichen Weges zu freuen. Es war überhaupt ein gutes und kräftiges Thier; jetzt brauchte ich nur eines leichten Zungenſchlags, um es in geſtreckten Trab zu bringen, der mich bald den Andern weit voraus führte. O, es war ſo angenehm, dahin zu fliegen durch das friſche Grün unter herabhängenden Mandelbaumzweigen, die voll roſiger Blüthen prangten, und nach dem heißen Tage einzuathmen die friſche, kühle Abendluft. Doch blieben auch Horſchelt und Leins nicht lange zurück, als ſie mich ſo davon eilen ſahen, und erreichten mich nach einiger Zeit, aber erſt als der Weg vermittelſt einer Furt durch jenes Flüßchen ging, an deſſen Ufer ich eine Zeitlang geritten war. Beim Uebergang hielt mich eine Geſellſchaft von Eſeln auf, die dort mit ihren Rei-

Mondnacht erfrischte, gerade in diesem Augenblicke seitwärts an der Schloßkapelle lehnte, auf den unter glitzernden Mondlichtern leuchtenden Fluß hinabblickend, mit einem Mal entsetzt zurückfuhr, als eine dunkle faltige Gestalt an dem Gitter der Fürstengruft erschienen und dieses Wesen um das alte Mauerwerk herumschwebend verschwinden sah — ja schwebend, darauf hätte er einen Eid ablegen mögen; — schwebend über der leichtbewegten Flut, die murmelnd und klatschend an den Quadern vorüberstrich.

Daß dieser Offizier durchaus nicht unbeherzt war, bewies er dadurch, daß er sich trotz eines unwillkürlichen Grausens rasch aufraffte, die Kapelle umging, um an dem Straßeneingang derselben unter das dort befindliche Vordach zu treten.

Da sah er die Gestalt wieder, schwarz und faltig, wie sie rasch dahingleitend den tiefen Schatten zwischen den anstoßenden Schloßgebäuden zu erreichen strebte. — Plötzlich aber blieb sie stehen, wandte den Kopf spähend herum und das zweite Erschrecken des Offiziers war wahrlich kein geringes, als er in das ihm wohlbekannte bleiche Gesicht des Herrn von Rosenthal zu blicken vermeinte. Dann war die Gestalt verschwunden, als wenn die Erde sie verschlungen hätte.

Ein paar Augenblicke blieb der Offizier überrascht, entsetzt, wie angefesselt stehen, aber schon in der nächsten Minute hatte er einen Entschluß gefaßt.

Er war überhaupt keiner Derjenigen, die ein langes Ueberlegen und Zaudern lieben. „Raſch drauf und dran“ war ſein Wahlſpruch, und ſo nahm er auch jetzt den Pallaſch unter den Arm, den Weg zwiſchen die Füße, nicht um jener ihm ſo unheimlich erſchienenen Geſtalt nachzueilen, ſondern um einen Ort zu erreichen, wo es möglich, ja ſicher war, Roſenthal zu dieſer Stunde zu finden, oder im anderen Falle gleich die Gewißheit zu haben, daß er ſich in dem Geſicht jenes geſpenſterhaften Phantoms nicht getäuſcht. Seine Wache zu verlaſſen, machte ihm dabei keinen Skrupel, denn dieſelbe war für ein paar Nachtſtunden ſuspendirt worden, und lange auszubleiben hatte er ohnedieß nicht im Sinne.

So erreichte er das Haus, in welchem ſich der früher erwähnte Klub befand, und oben im Vorzimmer angekommen, ging er ſogleich zu dem Sekretär, denſelben nach einer freundlichen Begrüßung befragend, ob der Herr Hofmarſchall von Roſenthal zufällig anweſend ſei.

„Allerdings, Herr Lieutenant,“ erwiederte der alte Herr, „Herr von Roſenthal ſpielt, wenn ich nicht irre, im dritten Zimmer und war ſo eben bei mir, um neue Spielmarken zu nehmen.“

„So war er ſchon früher da?“

„Ja, Herr Lieutenant, ſchon vor mehr als einer Stunde hatte ich die Ehre, hier mit dem Herrn Hofmarſchall zu reden.“

An der Wahrheit dieſer Ausſage war nicht im

Geringſten zu zweifeln, denn ſowohl der Sekretär des Klubs ſelbſt, als ſein Buch und ſeine Uhr waren ihrer Pünktlichkeit wegen ſprüchwörtlich geworden.

Und doch trat der Küraſſier-Offizier, nachdem er Helm und Pallaſch abgelegt, kopfſchüttelnd in die Geſellſchaftszimmer, um gleich darauf Herrn von Roſenthal zu ſehen, der in ſeiner bekannten Ruhe ohne jegliche Aufregung einen Whiſt mit dem Strohmann ſpielte.

Das war allerdings unerklärlich, faſt beängſtigend für den jungen Offizier, denn jetzt, als er mit klirrenden Schritten näher trat und der Betreffende langſam ſeinen Kopf herumwandte, waren es wieder ganz genau dieſelben ernſten und bleichen Geſichtszüge.

Mochte nun etwas von dieſem Staunen oder ungewöhnlichen Ernſte auf dem Geſichte des Küraſſier-Offiziers ſichtbar ſein, genug, Herr von Roſenthal lächelte ihm freundlich zu und ſagte dabei: „Recht ſo, Baron Nellingen, daß Sie Ihre unterbrochene Wache verlaſſen haben, um ein wenig in die Geſellſchaft zu gehen.“

Der Angeredete verneigte ſich ſchweigend.

„Wenn Sie uns auch hier begreiflicherweiſe nicht heiter finden werden, ſo doch in einer Laune, welche auch Ihnen die trübe Wolke von der Stirne ſcheuchen wird; wollen Sie vielleicht in unſerer Whiſtpartie eintreten?“

„O, ich danke recht ſehr, Herr Hofmarſchall, ich möchte doch nicht auf dieſe Art eine nur ganz kurze Abweſenheit von meiner Wache verlängern.“ — — — — — Dann ſagte er nach einer Pauſe: „Es iſt eigentlich nur ganz zufällig, daß ich überhaupt hier bin, ich erging mich vorhin in der kühlen Nachtluft zuerſt dicht im Umkreis der Schloßkapelle und kam allmälig immer weiter, bis mich dieſe gaſtlich erleuchteten Fenſter unwiderſtehlich anzogen.“

Bei dieſen Worten beobachtete er ſcharf die Geſichtszüge Roſenthal's, der indeſſen auf's Unbefangenſte auf die Karten blickte, gerade ein ſehr intereſſantes Spiel dirigirend, wobei er immer noch Zeit behielt, dem jungen Offizier freundlich lächelnd zuzuwinken und dabei zu ſagen: „Ich hätte es an Ihrer Stelle gerade ſo gemacht. Nur würde ich mich nach genoſſener Einſamkeit bei der namentlich von der Flußſeite her etwas trübſeliger ſcheinenden Schloßkapelle hier ein wenig häuslich niederlaſſen. Ich empfehle Ihnen einen Punſch von Maraskino, der ganz eminent iſt, ganz eminent.“ Dieß ſagend, legte er den Reſt ſeiner Karten auf den Tiſch und fügte lächelnd bei: „Hier ſind die drei letzten Atouts, Treffaß und der freie Karozehner, alſo Großſchlemm!“

„Zu dem Reſultate,“ ſagte einer der Mitſpielenden in etwas verdrießlichem Tone, „hätten wir eigentlich nicht nothwendig gehabt, Sie zum Spiel zu nöthigen.“

„Hoffentlich aber zur glänzenden Revanche,“

entgegnete Rosenthal lächelnd, indem er aufstand, um sich am brennenden Lichte des benachbarten Tisches eine frische Cigarre anzuzünden.

Dabei aber, so gleichgiltig auch seine Gesichtszüge erschienen, sandte er doch einen forschenden Blick aus seinen Augenwinkeln dem in's Nebenzimmer gegangenen Kürassier-Offizier nach, um zu bemerken, daß dieser sich zu einem älteren Herrn auf eines der Sophas setzte.

Dieser ältere Herr war Erwin von Nellingen, der Bruder des jungen Lieutenants, dessen Kleidung: schwarzer Frack und weiße Halsbinde, anzeigte, daß er aus einer gewählten Gesellschaft kam.

„Du warst heute Abend bei der Königin?" fragte Hugo von Nellingen.

„Ich komme daher, hatte aber noch die Ehre, Seine Majestät auf einem kurzen Spaziergang durch die Straßen begleiten zu dürfen."

„Gab es etwas Neues?"

„Nichts Besonderes. Fast die ganze Konversation drehte sich um das Ereigniß des morgigen Tages."

„Man wird auch dort zufrieden sein, wenn das vorüber ist?"

„Ohne allen Zweifel. Wie auch Du und Deine Kameraden. — Aber wie kommt es," fragte er, seinen Bruder anschauend, „daß Du hier bist?"

„Unsere Wache wurde für ein paar Stunden suspendirt. Niemand weiß den Grund."

„Ah — a — a — ah ſo!“ machte Erwin von Nellingen kopfnickend.

„Weißt Du etwas?“

„Nichts Genaues. Nur ſchien mir der König, der den ganzen Abend ſehr nervös aufgeregt war, in einer faſt fieberhaften Stimmung, als ich mit ihm durch die dunkeln Straßen ging. Kam auch auf ſein Lieblingsthema zu reden, das Hereinragen der Geiſterwelt in unſer Leben, ſei es im Traum oder in der Wirklichkeit. Schien mir dabei mehrere Mal etwas anvertrauen zu wollen, beſann ſich aber jedesmal eines Anderen und fragte mich endlich plötzlich: ‚Glauben Sie, daß man zu dieſer Stunde Roſenthal irgendwo auffinden könnte?‘“

„Roſenthal?“ fragte der junge Offizier erſtaunt.

„Roſenthal,“ beſtätigte der Andere. „Natürlich bot ich mich an, ihn zu ſuchen, doch dankte mir der König dafür in einer auffallenden Haſt und Erregung, indem er mir ſagte: ‚Nein, nein, ich will das durchaus nicht. Er kam mir nur ſo in den Sinn, weil heute Abend einigemal von ihm die Rede war.‘“

„Und war das der Fall?“

„Ja, bei der Königin, wenn auch nicht gerade in freundlichen, ſo doch in angenehmen Worten. Man erwähnte ſeines neuen Schwindels, Jedermann von ſeiner Reiſe etwas vorzufabeln, merkwürdigerweiſe ſagte der König einmal: ‚Etwas dergleichen ſähe ihm ſchon ähnlich,‘ und wir fürchteten ſchon,

Rosenthal habe seinen Zweck erreicht und durch seine Unverschämtheit ein neues Interesse erweckt, weßhalb es mir auch später höchst angenehm war, daß der König, als ich mich erbot, nach Rosenthal zu sehen, seinem Dank die ziemlich verächtlichen Worte hinzufügte: ‚Glauben Sie ja nicht, daß es mich interessirt, diesen Menschen zur außergewöhnlichen Stunde zu sehen.‘“

„Dann kamst Du hieher und fandest Rosenthal am Spieltische?“

„Nicht sogleich, ich hielt mich im Lesezimmer auf, als ich aber dann ging, sah ich ihn drüben, wo er jetzt noch sitzt.“

Nun drängte es Hugo von Nellingen allerdings, seinem Bruder von jener eigenthümlichen Erscheinung zu sprechen, die er zu haben geglaubt, doch war er, besonders was Rosenthal anbetraf, begreiflicherweise schon ziemlich zweifelhaft geworden, und dann kannte er auch zu gut die Neigung seines älteren Bruders, dergleichen geheimnißvolle übernatürliche Dinge mit seiner für dergleichen schwärmenden Zähigkeit zu ergreifen und nicht mehr loszulassen, um ein Faktum klar zu stellen, das kaum klar zu stellen war, weßhalb er schwieg, ja sich kurz darauf erhob, um, nachdem er seinem Bruder die Hand gereicht, das Klubgebäude zu verlassen.

Im Vorbeigehen sah er Rosenthal immer noch ruhig bei seinem Spiele sitzen, nur schien er gerade einiges Unglück zu haben, denn er legte die Karten

auf den Tisch und sagte: „Plagen wir uns nicht weiter mit dieser Partie; Sie haben Revanche für meinen großen Schlemm und wenn es Ihnen recht ist, so machen wir jetzt den letzten Rubber. Es geht ohnedieß schon stark auf Mitternacht. — Franz!“ rief er dem Kellner zu, „Ihre Uhr dort zeigt wieder einmal verzweifelt schlecht, sie ist fast eine halbe Stunde im Rückstand.“

Ob nun der Kellner in Anbetracht, daß es ihm selbst spät genug erschien, um seine Nachtruhe herbeizuwünschen, heimlich den Zeiger um eine halbe Stunde vorrückte, genug, die Uhr schlug so unbegreiflich rasch nach der von Rosenthal eben gemachten Bemerkung die Mitternachtsstunde, daß dieser fast erschrocken seine Uhr hervorzog, um sie aber gleich darauf mit einem zufriedenen Lächeln wieder einzustecken.

Bald darauf war auch der letzte Rubber beendigt, man tauschte die Marken aus und dann ging Rosenthal in das Vorzimmer, um dort dem Sekretär der Gesellschaft nach der sehr praktischen englischen Sitte seine Marken zu bezahlen oder in's große Buch eintragen zu lassen.

„Schon so früh, Herr Hofmarschall?“ fragte der alte Mann, indem er seine Notizen machte.

„Was nennen Sie früh, mein lieber Herr Markus? Haben Sie nicht so eben vernommen, daß die Mitternachtsstunde solide Leute zum Nachhausegehen mahnt?“

„Schon ſo ſpät?“ erwiederte der alte Mann, ſeine Uhr hervorziehend, „iſt wenig mehr als halb Zwölf.“

„So freue ich mich in der That, Ihren unfehlbaren Chronometer auf einem kleinen Irrthum zu ertappen.“

„Es iſt allerdings möglich, Herr Hofmarſchall, man wird eben alt, Menſchen und Uhren.“

„Gute Nacht, Herr Markus!“

„Herr Hofmarſchall, ich habe die Ehre, Ihnen eine geruhſame Nacht zu wünſchen.“

Vierte Randverzierung.

In verworrenen Arabeskenlinien, die vom Monde beschienen uns seltsame Gebilde zeigen.

Daß die Schloßkapelle mit der königlichen Residenz in einer solchen Verbindung stand, um ohne in's Freie zu treten von der einen in die andere gelangen zu können, glauben wir dem geneigten Leser schon mitgetheilt zu haben, und wenn auch der Weg durch die verschiedenen inneren Höfe um einen der Schloßflügel herum ein weiterer war, als durch die stillen Hallen und Korridors, so zogen doch Viele selbst am Tage den weiteren Weg vor, und jetzt in der Nacht gehörte schon eine ziemliche Unbefangenheit oder besser gesagt der Mangel jedes Vorurtheils dazu, um ohne Gesellschaft von der Schloßkapelle aus in den entgegengesetzten Theil der Residenz zu gelangen.

Wie von so vielen alten Schlössern, erzählte man auch von diesem seltsame Dinge von hörbaren Schritten, unsichtbaren Gestalten, von unheimlichem Räuspern und Seufzen, und daß auch hier die Sage von der weißen Frau nicht fehlte, war eben so selbst-

tern Einer nach dem Andern durch das Waſſer wateten. Es waren ein Paar ausgediente und entlaſſene Soldaten darunter, mit denen wir nun unſern Weg gemeinſchaftlich fortſetzten, da ſie ebenfalls nach Caſtro del rio wollten.

Dieß, unſer Nachtquartier, neckte uns aber ganz gewaltig; von jedem Hügel, den wir erſtiegen, ſahen wir es vor uns liegen, immer in den gleichen maleriſchen Umriſſen, aber wir konnten ihm ſcheinbar um keinen Schritt näher kommen. Dazu trug auch wohl die Dämmerung, die nun eintrat, das Ihrige bei, indem ſie uns den Anblick der kleinen Stadt mit jeder Minute undeutlicher machte. Endlich wurde es ganz dunkel; doch war glücklicherweiſe nicht nur Mondſchein im Kalender angemerkt, ſondern der treue Freund der Reiſenden, der Liebenden und Spitzbuben tauchte bald am Horizont hervor und zwar mit voller, glänzender Kugel, unſern Weg ſanft und angenehm erleuchtend. Endlich erblickten wir abermals Caſtro del rio, und zwar zu unſerer Rechten liegend, während wir geradeaus geritten. Ein weites, ſumpfiges Terrain am Fuße der Stadt hindert die direkte Annäherung, weßhalb wir einen großen Bogen beſchrieben, ehe wir eine breite Straße erreichten, die mit doppelten Baumreihen bepflanzt war und eine Art Paſeo bildete, der uns nun in gerader Linie zu der alterthümlichen hochgewölbten Brücke führte, hinter welcher die Hufe unſerer Pferde nun zum erſtenmal auf dieſem ſtädtiſchen Pflaſter klapperten. Es iſt dieß nach langem Ritt ein angenehmer Ton und Freiligrath hat Recht, wenn er ſagt:

— — — — dann iſt Poeſie
Der erſte Ton des Eiſens auf den Steinen.

Wir ritten aufwärts durch eine enge Gaſſe, die mit recht armſeligen Häuſern beſetzt war und wodurch unſere Erwartung auf eine gute Nachtherberge ziemlich herabgeſtimmt wurde. Vor einer recht ſchlechten Fonda hielten wir einen Augenblick an und nachdem unſer Hombre valiente etwas mit dem Wirth gekauderwelſcht hatte, von dem wir kein Wort verſtanden, zogen wir weiter. Es ſchien in dieſem Hotel kein Platz für uns zu ſein. Weiter

redend, als daß es Leute gab, die einen feierlichen Schwur darauf abgelegt hätten, ihr begegnet zu sein oder sie gesehen zu haben, und gerade hier im östlichen Flügel, wo sich die Schloßkapelle befand, die mit ihrer nächsten Nachbarschaft der königlichen Familiengruft schon deßhalb keine Gegend war, wo man sich nächtlicher Weile ohne ganz besonderen Grund aufhielt.

Um so mehr war es denn bemerkenswerth, in der heutigen Nacht zwischen zwölf und ein Uhr die Thüre der Kapelle, welche in's Freie führte, etwas hastig öffnen zu sehen, um von einem Manne, der heraustrat, noch hastiger, ja mit Zeichen des Schreckens wieder hinter sich — in's Schloß geworfen zu werden. Ja, so rücksichtslos auf diesen Ort und auf das, was sich gerade jetzt an diesem Ort befand, daß es bei der tiefen Stille der Nacht laut über den kleinen Platz, der sich neben der Kapelle ausbreitete, schallte und dröhnte. Dann blieb dieser Mann, eine ziemlich große, aber etwas schmächtige Gestalt, wohl eine halbe Minute wie überlegend stehen, ehe er seinen dunkeln Mantel fest um sich herumziehend den Weg einschlug, der durch die Schloßhöfe führte. Diesen verfolgte er mit raschen Schritten, umging den nördlichen Flügel und schien sich hier nach dem Hauptportale wenden zu wollen, änderte aber seinen Weg, um längs der Residenz vorüberwandernd eine Terrasse zu erreichen, welche ziemlich hoch über dem Fluß gelegen die königlichen

Gärten dominirte und einen prachtvollen Blick sowohl auf den ruhig vorbeifließenden Strom, als auch auf die Ebene, in welcher die Stadt lag, sowie auf die fernen Berge gewährte.

Es war eine wundervolle Nacht, taghell hätte man sagen können, denn der volle Mond stand in unbeschreiblicher Klarheit an dem gänzlich wolkenlosen tiefblauen Himmel.

Auf der Terrasse befanden sich mächtige Bäume, in deren engstem Umkreise die schon herbstlichen Blätter den Boden bedeckten, die Zweige dadurch lichter und durchschimmernder machten, so daß die Mondstrahlen bis zum Mittelpunkt der Terrasse zu dringen vermochten, um dort das eherne Reiterstandbild eines Ahnherrn des königlichen Hauses, der in voller Rüstung auf seinem Streithengste saß, so scharf zu beleuchten, daß man die ernsten Gesichtszüge unter dem aufgeschlagenen Visir deutlich zu erkennen vermochte.

Aber auch rings umher auf die weite Ebene, auf die fernen Berge, auf die schlummernde Stadt warf der volle Mond sein mildes, beruhigendes Licht, und wenn er die dahingleitende Flut silbern aufleuchten ließ, wenn die vergoldeten Wetterfahnen des Schlosses bläuliche Strahlen von sich warfen, so erschienen dagegen die Theile der massigen Gebäude, die im Schatten lagen, tief dunkel, fast schwarz, so vor Allem die Umrisse der Schloßkapelle auf dem hier vom Flusse gebildeten stillleuchtenden

Hintergrunde, und dabei war es eigenthümlich, daß eins der langen ſchmalen Chorfenſter, von einem ſcharfen Streiflichte des Mondes erfaßt, ſo hell aufleuchtete, als ſei das Innere der kleinen Kirche von tauſend Lichtern erhellt.

Dahin richtete der einſame Spaziergänger, nachdem er bis an den Rand der Terraſſe vorgegangen war, ſeine ſtarren Blicke und hauchte nach einer langen Pauſe in kaum vernehmbaren Tönen:

„Wenn ich mein Ohr anſtrenge, ſo glaube ich immer noch jenes furchtbare Amen zu hören, das mein Herz ſo tief erſchütterte. — Nein, es war keine Täuſchung, es war entſetzliche Wahrheit. — Wenigſtens entſetzlich für den erſten überwältigenden Augenblick, während es mir anderntheils — wenn es wahr wäre, — wenn es wahr ſein könnte, als eine Bürgſchaft gilt, daß meine ausgeſprochenen Hoffnungen, Wünſche und Verſprechen gehört worden ſind, und ich dafür gewiſſermaßen in Eid und Pflicht genommen wurde. — — — Ja, in Eid und Pflicht, die ich gewiſſenhaft nach meinen beſten Kräften halten werde.“

Dann kehrte er ſich langſam um, als wollte er die Terraſſe verlaſſen, blieb aber in der halben Wendung plötzlich und unter einem leichten Zuſammenzucken ſtehen, denn wenige Schritte von ihm im hellen Mondlichte auf einer Stelle, von der er wußte, daß ſich eben noch Niemand dort befunden, ſtand eine lange dunkle Geſtalt und ſchaute

regungslos mit übereinandergeſchlagenen Armen in die mondbeglänzte Landſchaft.

Hätte dieſe Geſtalt, wie er ſelbſt, dicht an einem der mächtigen Bäume geſtanden, ſo wäre es möglich geweſen, daß er ſie vorhin überſehen hätte; vorgetreten, ſo lange er da war, konnte ſie auch nicht ſein, denn bei der ſtillen Nacht würde er jeden Fußtritt auf dem mit dürren Blättern bedeckten Boden gehört haben, auch ſah Jener durchaus nicht ſo aus, als ſei er hieher geſchlichen.

Immerhin lag etwas Unheimliches in dieſer Erſcheinung, und der Andere, der ſich ohnedieß in einem aufgeregten Zuſtande befand, ſchien im erſten Augenblicke Willens zu ſein, ſich langſam gegen den Baum zurückzuziehen und alsdann die Terraſſe zu verlaſſen, vielleicht hatte er auch ſonſtige triftige Urſache, dieß zu thun, denn es gibt Lagen und Verhältniſſe, in denen es unangenehm ſein kann, in der Mitternachtsſtunde ganz allein irgend Jemanden auf die eben beſchriebene Art zu begegnen.

Und der einſame Wanderer hatte wohl Urſache, dieß zu vermeiden, weßhalb er ſich auch, mit einiger Scheu ſeitwärts blickend, dem ſchützenden Baumſtamme näherte. — Doch gibt es Augenblicke, nicht nur bei Kindern, ſondern auch bei erwachſenen und recht vernünftigen Menſchen, wo uns etwas Unheimliches abſtößt, um uns gleich darauf mit unwiderſtehlicher Gewalt wieder anzuziehen, wo es uns unmöglich iſt, etwas ſeltſam Unbegreifliches

in unſerem Rücken zu laſſen, fürchtend, es möge ſchwebend und ſchleppend hinter uns drein kommen; wo wir es dagegen als eine Erleichterung unſerer Seele betrachten, ſelbſt widerſtrebend darauf los zu ſtürzen und dann glücklich zu ſein, daß wir uns getäuſcht.

Wenn nun auch der einſame Wanderer nicht gerade auf die dunkle Geſtalt losſtürzte, ſo trat er doch nach einem tiefen Athemzuge neben ſeinem Baume hervor, um mit hörbaren, auf dem dürren Laube raſſelnden Schritten die Terraſſe zu verlaſſen, wobei er indeſſen in wohlbegreiflicher Spannung ſeitwärts blickte.

Dabei nahm es ihm eine Centnerlaſt von der Bruſt, als ſich jetzt die Geſtalt langſam umwandte, dann ihre Arme ſinken ließ und ſich tief verneigte vor dem Herankommenden, deſſes ernſtes, ja finſteres Geſicht ſich nun unter einem erleichternden Lächeln aufhellte.

„Ich hätte es mir faſt denken können," ſprach er zu ſich ſelber, aber ſo laut, daß es der Andere hören mußte, „daß dieſer mitternächtliche Mondbeſchauer Niemand anders ſein könnte, als Roſenthal."

Da aber dieſe Worte nicht direkt an den Genannten gerichtet waren, obgleich er ſie wohl verſtanden, ſo hütete er ſich, anders, als durch eine zweite Verbeugung jene Bemerkung zu erwiedern, um, ehrfurchtsvoll ſeinen Hut abnehmend,

ruhig stehen zu bleiben, wie Jemand, der es für schicklich hält, auf solche Art einen weit höher Gestellten an sich vorübergehen zu lassen.

Dieß schien der Andere auch nach einer leichten Begrüßung mit der Hand thun zu wollen, doch blieb er plötzlich stehen, trat auf Rosenthal zu und fragte in einem nicht unfreundlichen Tone:

„Aber sagen Sie mir um's Himmelswillen, was treiben Sie hier in der Mitternachtsstunde? Doch halt, ich sehe es Ihrer sarkastischen Miene an, daß Ihnen die gleiche Frage auf den Lippen liegt, und will Ihnen deßhalb nur sagen, daß es mir nach den vergangenen schweren Tagen ein Bedürfniß war, einsam in der stillen Nacht frische Luft zu schöpfen."

„Weßhalb ich um so mehr und recht innig bedaure, hier Euer Majestät so leicht zu begreifenden Drang nach stiller Einsamkeit und frischer Luft gestört zu haben."

„Wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir in dieser eigenthümlichen Stunde jede Titulatur bei Seite lassen, ich wünsche das so, und wenn Sie weiter nichts hier zurückhält, so begleiten Sie mich bis zum Schlosse. Ich habe genug der Stille und Einsamkeit."

Daß diese Worte dem einsamen Wanderer recht aus der Seele kamen, sind wir dadurch berechtigt anzunehmen, daß er sie sonst wohl nicht an Rosenthal gerichtet hätte; doch empfand er das dringende

Bedürfniß, mit irgend einem menſchlichen Weſen zu reden, wenn ihm vielleicht auch mancher Andere lieber geweſen wäre. Ja, er ſchien ſo wenig Neigung zu fühlen, jetzt ſchon nach ſeinem Schlafgemach in das Schloß zurückzukehren, daß er an Roſenthal vorbei dicht an die Baluſtrade der Terraſſe trat, dort eine Weile in die hellſchimmernde Landſchaft hinausſah und dann ſagte: „Wahrlich, eine prachtvolle Nacht!“ worauf er den Kopf rückwärts wendend hinzuſetzte: „und iſt es dieſe Nacht allein, was Sie zum Spazierengehen vermochte?“

„Ich möchte mir die Bemerkung erlauben,“ erwiederte Roſenthal, in gemeſſener Entfernung ſtehen bleibend, „daß ich eigentlich nicht ſpazieren gegangen bin, nur den Weg bis hieher zurückgelegt habe, um an dieſer Stelle mit ſo viel freierer Ausſicht meine Beobachtungen zu machen.“

„Ihre Beobachtungen — ohne alle Inſtrumente?“

„Ich gebrauche keine Inſtrumente, mir genügt die ſchöne, volle, klare Mondſcheibe.“

„Ach ja, ich erinnere mich Ihrer phantaſtiſchen Ideen, — nun, was beobachten Sie denn in ſolcher Nacht, oder was erzählt Ihnen denn die volle Mondſcheibe? — Aber kommen Sie näher, es iſt nicht nöthig, hier in der ſtillen Mitternachtsſtunde laut zu reden.“

„Mondſcheinerzählungen ſind gar ſeltſame Dinge und würden das laute Sprechen auch nicht gut

vertragen," bemerkte Rosenthal mit einem eigenthümlichen Lächeln, indem er sich näherte.

„Setzen Sie sich."

Der junge Fürst hatte sich auf die Balustrade niedergelassen und sank mit einem Anflug von Müdigkeit, ebensowohl körperlicher als geistiger, etwas in sich zusammen, während er unter einem leichten Seufzer die zusammengelegten Hände auf seinen Knieen ruhen ließ.

„Wenn Sie aber mit Ihren Beobachtungen noch nicht zu Ende sind, oder meine Anwesenheit Sie in denselben stört, so sagen Sie es gerade heraus."

„Im Gegentheil, ich bin unendlich glücklich, gerade jetzt in die Züge meines allergnädigsten Herrn schauen zu dürfen, es erleichtert meine Beobachtungen."

„Bitte, keine Komplimente und auch keine Phantasieen, es klingt ja wahrhaftig, als hätten Sie sich in Ihren Beobachtungen mit mir beschäftigt."

„Wie Jedermann in dieser wichtigen und schweren Zeit."

„Ah ja, man beschäftigt sich mit mir, um zu überlegen, wie man aus Manchem, was mir neu und ungewohnt ist, seinen eigenen Vortheil zu ziehen vermag, man beobachtet mich, Alles, was ich thue und spreche, um Vergleichungen anzustellen, und ich hasse das."

„Es gibt aber auch Leute, die nicht so handeln,

die wohlmeinend und mit gutem Herzen beobachten, wie zum Beispiel ich so eben. — Warum soll ich es nicht eingestehen?"

„Indem Sie den Mond betrachten?" fragte der Sitzende mit einem ironischen Lächeln.

„Der Mond ist mein guter alter Freund und erzählt mir Mancherlei."

„Hat er Ihnen denn heute Abend etwas auf mich Bezügliches erzählt?"

„Gewiß."

„Darauf wäre ich begierig," gab der Andere zur Antwort, indem er sich zu einem kurzen, leichten Lächeln zwang. „Erzählen Sie mir das, Rosenthal, frei und offen, es wird mich unterhalten, zerstreuen, und ich bedarf einiger Zerstreuung, ehe ich den Versuch zum Schlafen mache; wie gesagt, frei heraus, Rosenthal, erzählen Sie mir eines Ihrer artigen Märchen, wie Sie zuweilen früher gethan."

„Früher waren wir Beide jünger und unbefangener, mein heutiges Märchen würde ernster klingen." Er sagte das, indem er bei den Worten „wir Beide" eine gleichsam entschuldigende Verbeugung machte.

„Nun gut, wenn es ernster klingt, finde ich es der Zeit und Umständen angemessen."

„Wollen Sie mir vorher die Frage erlauben, ob Sie nicht so eben selbst Mondscheinbeobachtungen gemacht?"

„Hier auf der Terraſſe?“

„O nein, an einem engeren und viel ernſteren Orte.“

„Bei Gott,“ rief der Andere, ſich raſch aufrichtend und faſt betroffen in Roſenthal's ruhiges, faſt düſter erſcheinendes Geſicht ſchauend, „wenn Ihr Märchen ſo anfängt, ſo könnte das allerdings ſehr ernſter Natur ſein.“

„Aber groß und erhaben. Ich habe Ihre Entſchloſſenheit bewundert, ich habe hier mit Ihnen die Schwere jenes Augenblicks empfunden und werde deren Folgen ſegnen.“

„Das klingt ſeltſam und übernatürlich. Mir graut faſt vor Ihnen. So flattern alſo die ſeltſamen Dinge, die man von Ihnen und über Sie gehört, nicht unhaltbar in der Luft wie ſchwebende Sommerfäden, ſo wäre es Ihnen möglich, einen allerdings unbegreiflichen Zuſammenhang zu finden und feſtzuhalten mit fernliegenden Dingen?“

„Zu finden und feſtzuhalten; — — ja, aber nur durch Inſpirationen des Augenblicks, wie eben jetzt, wo ich mich mit aller Kraft der Seele mit Ihnen, mein gnädigſter Herr, beſchäftigt habe.“

„Seien Sie ehrlich, Roſenthal, ich weiß ſelbſt und habe es auch häufig von meinem Vater gehört, daß Sie faſt unbegreifliche Gaben der Beobachtung und Kombination haben; man hat mir Beiſpiele erzählt und ich habe es ſelbſt erfahren, daß Sie im Hereintreten irgend eine plaudernde Gruppe

oben im Orte, auf der Höhe der Stadt, kamen wir insofern beſſer an, als man uns die Thorflügel öffnete und einreiten ließ. Wir waren recht müde geworden, glitten ſacht aus unſern Sätteln herab und da es auch bei eintretender Nacht etwas kühl geworden war, traten wir an das Herdfeuer, welches rechts im Thorwege loderte. Erſt als wir eine Zeitlang geſeſſen, uns ein wenig erwärmt und die unentbehrliche Papiercigarre angezündet hatten, bemerkten wir, daß die Localität, in der wir uns befanden, über alle Beſchreibung ärmlich war. Dieſer Raum war nicht, wie der jener Ventas in der Mancha und der Sierra Morena — dort ein wenn gleich großer, doch behaglicher Raum, hier dagegen niedrig, ſchmal, ſo daß der Rauch nicht aufſteigen konnte und er einem in die Augen biß. Das Ganze ſah aus, wie ein ehemaliger ſchlechter Stall für Kühe, wenn er nicht vielleicht einſtens für eine noch viel unedlere Thiergattung gedient hatte. Es war Schade für das hübſche Geſicht und die glänzenden Augen der Wirthin, ihr gewiß ſehr appetitlicher weißer körperlicher Kern ſteckte in einer gar zu ſchmierigen Schale. Sie erinnerte uns lebhaft an unſern redlichen Miſtkäfer aus Almagro. Die Anweſenden rückten zuſammen, um uns den beſten Platz an dem lodernden Feuer zu überlaſſen und dann wurden die bekannten Anſtalten getroffen, um für uns ein Abendeſſen zu bereiten. Ein eiſerner Keſſel, halb mit Waſſer gefüllt, wurde in die Gluth geſchoben, mit einem Huhne und Reis gefüllt, viel Zwiebel und ſpaniſcher Pfeffer kam hinein und dann ließ man die Brühe in dem Gefäß ohne Deckel ſchmoren. Daß grade heute der Keſſel unbedeckt war, hatte für uns dadurch etwas beſonders Unangenehmes, daß dicht bei unſerer Abendmahlzeit ein alter Kerl hockte, mit ſehr unappetitlichen kranken Händen. Dieſe wärmte er an dem Kohlenfeuer, rieb auch ſanft an ihnen herum, bei welcher Beſchäftigung er ſo nahe an und über unſern offenen Suppenkeſſel kam, daß ich, obgleich ziemlich abgehärtet, mich doch eines Ekels nicht erwehren konnte. Glücklicherweiſe kam Alonzo aus dem Stalle zurück, den ich auf die unangenehmen Zuthaten aufmerkſam machte, die unſere gemeinſchaftliche Suppe

mit Einem Blick überschauten und alsdann, sich in das Gespräch mischend, die Konversation, in der von Ihnen selbst die Rede war, da fortzuführen, wo die Anderen bei Ihrem Erblicken betroffen schwiegen. Antworten Sie mir ehrlich, war das so eben mehr als eine Divination, mehr als eine glücklich erfaßte Muthmaßung?"

„Es war eine Inspiration des Augenblicks, von der ich so eben die Ehre hatte mit Ihnen zu reden."

„Gut denn, so will ich, daß Sie mir in geraden, bestimmten Worten, in klaren Andeutungen das wiederholen, was Sie in dieser Nacht, mich betreffend, beobachtet haben. — Ich will es — ich befehle es Ihnen," setzte der junge Fürst mit einer leicht bebenden Stimme hinzu, „schonen Sie mich selbst so wenig, als meine Gefühle, und glauben Sie ja nicht, daß ich es Sie entgelten lassen werde, einen abermaligen Schauder in mir erregt zu haben."

„In dem, was ich zu sagen habe, brauche ich durchaus keine Schonung zu beobachten. Ich sollte mich im Gegentheil hüten, nicht als Schmeichler zu erscheinen, indem ich Ihnen meine tiefgefühlte Bewunderung ausdrücke, wenn ich Ihnen sage, daß die edlen, wahren und tief empfundenen Worte, die Sie vorhin im leisen Gebete sprachen an der sterblichen Hülle eines erhabenen Mannes, der uns Allen lieb und theuer war und in segensvollem Andenken bleiben wird, wenn ich Sie versichere,

daß dieſe Worte einen faſt überwältigenden Anklang in meinem Herzen fanden."

„Worte — Worte, ich will beſtimmt ausgeſprochene Worte hören!" rief der Andere, ſich langſam erhebend, wobei er mit ſeiner Rechten die Baluſtrade ergriff und in unbeſchreiblicher Spannung auf Roſenthal blickte, deſſen aufwärts gerichtetes bleiches Geſicht unter den leuchtenden Mondſtrahlen ein übernatürliches, faſt geiſterhaftes Anſehen gewann. — — „Worte, ich will beſtimmte Worte!"

„— — — Anerkennend die große und ſchwere Aufgabe, die Ihnen geworden, und deren Laſt fühlend, baten Sie um Kraft und Erleuchtung von Oben und legten das feierliche Verſprechen ab, nach beſten Kräften zu thun und zu wirken, unbeirrt von äußeren Einflüſſen, einen geraden, redlichen Weg zu gehen."

„Ja — ja!" hauchte der Andere kaum verſtändlich.

„— — — Auch Ihrer Fehler gedachten Sie, Ihres Mangels an Thatkraft und Beſtändigkeit, Ihres leicht erregten und noch raſcher wieder nachlaſſenden Temperaments, Ihrer Schwäche, heute irgend etwas haſtig zu ergreifen, um es morgen wieder unbekümmert fortzuwerfen."

„Ja, ja."

„— — — Und da Sie den Edelmuth und die Charaktergröße hatten, dieſe kleinen Schwächen

offen und wahr zu bekennen, ſo wurde Ihnen ſcheinbar ein ſichtbares Zeichen der Erhörung, ſo nahmen Sie, erſchüttert, wie Sie im tiefſten Innern waren, es als eine übernatürliche Erſcheinung, als ſich die Leiche Ihres erhabenen Vaters unter dem plötzlich eindringenden ſcharfen Mondſtrahl zu beleben und zu erheben ſchien."

„Ja, ja, — furchtbar zu beleben ſchien, — und ſich wirklich belebte. — Ich ſah mit Schaudern, wie ſich ſeine Lippen bewegten."

„— — — Dieſelben Lippen, die ein hörbares Amen ſprachen."

„Entſetzlich, Roſenthal, entſetzlich, daß es ſo war, und furchtbar, es von Ihnen wiederholen zu hören!"

Während der junge Fürſt dieß ſprach, hatte er ſeine Hände krampfhaft vor das Geſicht gepreßt, und ſein Athem ging ſo tief und ſchwer, daß ſeine Worte kaum verſtändlich waren, als er nach einer Pauſe hinzufügte: „— — Eine Aufklärung, Roſenthal, geben Sie mir darüber eine glaubwürdige Aufklärung, und ſeien Sie meiner unbegrenzten Dankbarkeit gewiß. — Eine Aufklärung, die mich, wenn auch mit tiefer Bewegung, doch ohne Schauer an die jüngſtverfloſſene Stunde zurückdenken läßt."

„Ich vermag das mit dem beſten Willen nicht, mein gnädigſter Herr, fangen Sie Ihre Selbſtüberwindung an bei dieſem Unerklärlichen, Geheimnißvollen. — Warum denn gerade ein Schauer

bei dem fühlbaren, aber immerhin durchaus nicht Entsetzen erregenden Hereinragen der Geisterwelt? — oder wenn Ihnen die Wahrheit zu drückend erscheint, so nehmen Sie das Geschehene als eine Täuschung Ihrer aufgeregten Sinne, als eine trügerische Vision. — Vielleicht war es auch nichts Anderes."

„Und das sagen Sie mir, Sie, dessen Worte, dessen unbegreifliches Wissen mich so eben einen geheimnißvollen Kreis berühren ließ, der meine Seele anzieht, um sie gleich darauf wieder schaudernd abzustoßen?"

„Ich glaube das, bin aber eben so fest überzeugt, daß es nur unbestimmte Gefühle sind, hervorgerufen durch die mond- und schauererfüllte Mitternachtsstunde, die aber mit ihrem unheimlichen Treiben vorübergleitet, um uns mit dem ersten Hahnenschrei, mit der erwachenden Morgenröthe alles Das vergessen zu lassen, was jetzt unsere Seele erfüllt. Hoffen wir darauf, und auch Sie, gnädigster Herr, werden einen vollständigen Trost in solch' völligem Vergessen finden."

„Nein, nein!"

„O doch, glauben Sie mir, es gibt Dinge, die man leicht vergißt, wenn man sie vergessen will und vergessen muß — — wie ich diese für mich so hochwichtige Stunde, — hochwichtig durch die vertrauliche Unterredung mit meinem allergnädigsten Herrn, und auch diese werden Sie vergessen müssen,

ebenſo wie das Unbegreifliche, das in meiner Perſon an Sie herantrat, — ſammt dieſer Perſon ſelbſt, dem wunderlichen, tollen Roſenthal."

„Nie, nie werde ich alles Dieß vergeſſen," rief der junge Fürſt, ſeine Hand ohne Zaudern erhebend, „weder dieſe Stunde, noch Sie, der mir in ſo unbegreiflicher und inniger Weiſe nahe getreten."

„So kann ich hoffen, daß mein gnädigſter Herr mir vielleicht ein nicht unangenehmes Andenken bewahren wird?"

Roſenthal ſagte dieß, indem er ſich tief verbeugte und dann eine Bewegung machte, als wolle er ehrerbietig zurückkehren.

„Ah, Sie ſprechen wie ein Scheidender," erwiederte der Andere, und zum erſten Male ſeit dieſer eigenthümlichen Unterredung hatte ſeine Stimme den bisherigen düſteren und ſchwermüthigen Ton verloren. „Sie wollen alſo auch mir gegenüber die angefangene Rolle fortſpielen?"

„Keine Rolle, mein gnädigſter Herr, kein Spiel, ich handle nur aus beſter Ueberzeugung, wie ich muß. — Darf ich wahr gegen Sie ſein?"

„Seltſame Frage nach dieſem mitternächtlichen Zuſammentreffen."

„Nun denn — — ich gehe, weil ich mich nicht gern fortſchicken laſſe."

„Ah!" rief der Fürſt faſt beſtürzt, „meine eigenen Worte von neulich; doch ſoll mich bei Ihnen gar nichts mehr wundern, ich will aber eben ſo offen

ſein: ja, ich habe das geſagt und war entſchloſſen, ſo zu handeln."

„Sie ſehen alſo, gnädigſter Herr," erwiederte Roſenthal, „an welch' leichtem, dünnem Faden die Exiſtenz, wenn wir ſo ſagen wollen, von Männern hängt, die Ihnen ſchon genugſam Beiſpiele treuer Ergebenheit gaben."

„Ich danke Ihnen für dieſe Lehre, ſie ſoll wahrlich nicht ohne Frucht bleiben."

„Wovon ich überzeugt bin, ſoweit es Ihr gutes, edles Herz anbelangt, und Ihr eigenes Urtheil; ich weiß aber eben ſo genau, wie leicht es iſt, auf dieſes Urtheil einen verderblichen Einfluß zu üben."

„Zugeſtanden — doch könnte ſich nicht Jemand finden, der Muth und Kraft hätte, der uneigennützig und ehrlich genug wäre, dieſem Einfluß entgegenzuarbeiten?"

„Sie wollen ſagen, der den Verſuch machte, dieſe vergebliche Rieſenarbeit zu unternehmen, ein zweiter Siſyphus."

„Aehnliches habe ich noch nicht gehört, Roſenthal."

„Und werden es kaum ertragen können."

„Doch — doch, nach dieſer Stunde, und weil ich will. — — — Haben Sie nicht Luſt, mir häufig ähnliche Dinge zu ſagen?"

„Hätten Sie Luſt und Geduld, ſie anzuhören?"

„Von Ihnen — ja — — hier iſt meine Hand darauf, — — ſchließen wir einen vielleicht ſegensreichen Bund in dieſer für mich ſo denkwürdigen und wichtigen Stunde.“

Roſenthal ergriff nicht ohne ſichtbare Bewegung die ihm dargereichte Rechte, ja er beugte ſich tief darauf hinab, als wolle er ſie mit ſeinen Lippen berühren, was aber der Andere energiſch verhinderte, indem er dabei ſagte: „So reiſen Sie alſo nicht, und ich ſehe Sie morgen zur weiteren Beſprechung bei mir.“

Doch richtete ſich Roſenthal nach dieſen Worten mit einem leichten Kopfſchütteln in die Höhe, worauf er erwiederte: „Sie werden mir wohl trotz dieſes geſchenkten gnädigen Vertrauens die Ihnen vielleicht ſeltſam erſcheinende Bitte gewähren, meinen Reiſeplan vorläufig nicht ändern zu müſſen, wenigſtens meine Vorbereitungen zu treffen, und wie bisher geſchehen, darüber zu reden.“

„Wozu das?“

„Sie haben mir ein großes und koſtbares Vertrauen bewieſen, gnädiger Herr, was ich aber nur zu verdienen und nutzbringend zu machen im Stande bin, wenn Sie die Gnade haben, mich meinen eigenen Weg gehen und nach beſter Ueberzeugung handeln zu laſſen. — Betrachten Sie mich als Ihren General, der die heilige Pflicht hat, Sie zu ſchützen und die Feinde zu ſchlagen, was ich aber nur dann zu thun im Stande bin, wenn

ich meine Truppen nach eigenem Ermeſſen aufzuſtellen vermag."

„Gut, ſo ſtellen Sie Ihre Truppen auf, wie Sie mögen," erwiederte der junge Fürſt, nicht ohne einen Anflug von heiterer Laune, worauf der Andere in gleicher Weiſe zur Antwort gab: „Gut, Roſenthal wird alſo reiſen, wahrſcheinlich nach Indien, um dort einen der befreundeten Brahminen zu beſuchen. Da aber Roſenthal vielleicht einige Rückſicht verdient, ſo wird ihm ſeine Entlaſſung als Hofmarſchall in Gnaden gewährt."

„Ich hoffe, Roſenthal treibt ein ehrliches Spiel."

„Gewiß, mein gnädigſter Herr, ein ehrliches und treues Spiel, weßhalb vielleicht Roſenthal erwarten kann, daß ihm dieſe freundliche Entlaſſung Allerhöchſtſelbſt angekündigt wird."

„Gut, gut, ſpielen wir dieſe Komödie," rief der junge Fürſt, indem er ſich lächelnd ſeine Hände rieb, „das ſoll morgen geſchehen, und ich ſehe Sie alsdann bei mir."

„Wenn Sie mich entlaſſen, mein gnädigſter Herr, und ſich ohne Bedauern darüber ausſprechen, um was ich dringend bitten möchte, ſo haben Sie in nächſter Zeit die beſte Gelegenheit, zu erfahren, wie man über den guten Roſenthal überhaupt denkt, und erfahren vielleicht ſo viel Schlimmes über ihn, daß Sie ſich doch veranlaßt ſehen, ihn reiſen zu laſſen."

„Nein, nein, Sie werden nicht reiſen."

„Es geſchähe das von meiner Seite ohne allen Groll, mit den beſten Segenswünſchen für das Glück meines königlichen Herrn."

„Reden wir darüber nicht weiter, — abgemacht. — Wollen Sie mich bis an's Schloß begleiten?"

Roſenthal verbeugte ſich etwas zögernd, worauf der Andere raſch hinzuſetzte: „Nein, nein, bleiben Sie, trennen wir uns lieber hier, man wird mich vielleicht am Schloßportal erwarten, und auch meine Wachen brauchen Sie heute Nacht nicht mit mir kommen zu ſehen."

„Ich halte das jedenfalls für das Richtigſte."

„Alſo auf Wiederſehen morgen, Roſenthal."

Der junge Fürſt reichte ihm abermals ſeine Hand und wandte ſich zum Gehen, hielt aber nach einigen Schritten an und ſagte, wieder zurückkommend: „Ich muß Sie in dieſer Stunde noch um einen großen Dienſt bitten. — Ich ließ da drüben — Sie wiſſen, welchen Ort ich meine — mein Taſchentuch liegen, und möchte nicht, daß es morgen früh dort gefunden würde. — Vermöchten Sie es wohl über ſich, es dort zu holen und bei ſich zu behalten, bis wir uns wiederſehen?"

„Ich hole es augenblicklich."

„Hier iſt der Schlüſſel zur äußeren Thüre. — Gehen Sie ohne alle Emotion?"

„Ohne jede andere als die begreifliche, die ein ſo ernſter und feierlicher Ort bedingt. — Doch möchte

ich mir in Betreff des Taschentuches auch eine kleine Bitte erlauben."

„Wollen Sie es behalten? — — gern."

„Nur in einem Falle bäte ich darum, und dann als einziges Andenken an diese mir unvergeßliche Stunde. Sie erscheint mir wie ein schöner Traum, vielleicht Ihnen in diesem Augenblicke gerade so, aber Träume erblassen und verschwinden, lassen auch wohl, so herrlich sie uns anfangs erscheinen, beim Erwachen eine trübe Erinnerung zurück; das könnte auch bei Ihnen der Fall sein, mein gnädigster Herr, und wollen Sie dann die Gnade haben, mir das Tuch zu lassen, als Zeichen, daß Sie das Andenken an diese Stunde gänzlich ausgelöscht zu sehen wünschen."

„Darüber können Sie ruhig sein, Rosenthal," erwiederte der junge Fürst in einem herzlichen Tone, „ich werde es in der Frühe bei Ihnen holen lassen."

„Und somit einen bis zum Tode Getreuen erworben haben."

Die Schritte des rasch davon Eilenden verhallten auf der Terrasse und Rosenthal blieb in der stillen, hellen Nacht allein, dem Verschwundenen in tiefem Sinnen nachblickend; endlich sprach er vor sich hin: „Die Würfel sind gefallen, und so günstig für mich als möglich, ich gelobe aber dabei, das Spiel nach besten Kräften treu, offen und wahr weiter zu führen. Ist es doch eine große und gewiß segensvolle Aufgabe, die ich mir gestellt. — —

möglicherweiſe erhalten könnte, worauf er ohne viel Umſtände und mit ſehr kräftigen Worten den ungebildeten Gaſt in die Ecke zurückſcheuchte. Trotzdem ſich die Frau Wirthin viel Mühe mit ihrem Keſſel gab, war der Inhalt deſſelben dennoch ſchlecht, und nur der unbändige Hunger, den wir Alle hatten, brachte uns dazu, die ſchmutzige Brühe und das alte Huhn zu verſchlingen. Um aber mit Allem im Einklange zu bleiben, war auch unſer Abendtrunk, die Chokolade, kraft- und ſaftlos und unſere Schlafzimmer die elendeſten Löcher, die wir in ganz Spanien angetroffen haben. Eben ſo ſchlecht waren die Betten, doch Dank unſerer großen Müdigkeit, ſchliefen wir vortrefflich und zwar ſo feſt und anhaltend, daß uns Alonzo bei Tagesanbruch wecken mußte.

Beim Hinausreiten aus Caſtro del rio konnten wir einen Blick auf die Stadt werfen. Hiezu war es geſtern Abend zu dunkel geweſen. Wenn wir auch von Gebäuden nicht viel Beſonderes ſahen, ſo kamen wir doch hie und da an einem Bauweſen vorbei, das durch mauriſche Form der Fenſter und Thüren oder durch irgend einen Bogengang, der auf ſchlanken Säulchen ruhte, unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Die entlaſſenen Soldaten, die geſtern Abend mit uns gezogen, begleiteten uns auch heute wieder. Hinter Caſtro del rio ritten wir eine öde Berghalde hinauf, von wo wir rückwärts blickend die Stadt maleriſch um ihren Berg geſchlungen ausgebreitet vor uns liegen ſahen. Auch ſahen wir, über ſie hinwegblickend, unſern geſtrigen Weg, ja Horſchelt mit ſeinen ſcharfen Augen die Kirche von Baena. Es iſt eigenthümlich, daß ſich hier in Spanien ſo plötzlich und vollſtändig die Gegend ändert. Verſchwunden waren jetzt wieder Wieſen und Wald und ſtatt deſſen ritten wir bergauf, bergab, anfänglich über troſtloſe, umgearbeitete Flächen, eigentlich auf gar keinem Wege, denn oft lange Strecken mußten die Pferde über den vom Pflug aufgelockerten Boden ſchreiten. Glücklicherweiſe, daß wir kein Regenwetter hatten, denn ſonſt muß es hier bodenlos ſein. Von einer Gegend war gar keine Rede; wo wir die Fruchtfelder verließen, waren wir eigentlich noch ſchlimmer daran, denn dann ging

Ob ich sie durchzuführen vermag, wer weiß es! — Jedenfalls will ich dieser Aufgabe treu bleiben bis zum Gelingen oder bis zu meinem Untergange. — — — Was sagst du dazu, alter Freund und Begleiter?" rief er aus, nachdem er sich umgewandt und lange in den Mond geblickt, der sich schon sehr dem Horizonte genähert hatte. „Ist es vielleicht Unheil verkündend, daß du nicht mehr hell und strahlend hoch oben am Himmel stehst, sondern dich schläfrig und in düsterer Glut dem Nebelbette zuwendest, um dich müde und verdrießlich darauf zu lagern? — Soll das vielleicht Untergang bedeuten oder nur einen neuen Abschnitt in meinem Leben? — — Nehmen wir das Letztere an, und empfange meinen freundschaftlichen Gruß zum fröhlichen Aufgang und Wiedersehen."

Er winkte mit der hoch erhobenen Rechten hinüber und sagte, den Kopf auswerfend und sich rasch umwendend: „Nun noch einen Gang zur Schloßkapelle, man wird mit mir zufrieden sein und es vielleicht irgendwo da droben empfinden, daß man sich in Rosenthal doch nicht geirrt hat."

Fünfte Randverzierung

in Blumengewinden und Rosenketten mit wenigen und dürftigen Blüten und viel scharfen Dornen.

Wenn wir gute Bekannte nach einem Zwischenraum von einigen Jahren wiedersehen, und besonders wenn wir durchaus keine Nachrichten über sie erhalten konnten, so betreten wir das Haus oder die Wohnung derselben mit einer leicht begreiflichen Befangenheit. Kann es uns doch geschehen, daß wir auf die Erkundigungen nach dem Befinden des vielleicht längst verstorbenen Hausherrn mit vorwurfsvollem Erstaunen betrachtet werden, oder von diesem selbst, natürlicherweise, wenn er sich noch am Leben befindet, bei einer Erkundigung unter einem etwas frostigen Lächeln zur Antwort erhalten: „Meine arme Frau starb schon vor zwei Jahren, wie alle Welt weiß."

Laß Dir das wohl schmecken, hüstele hinter der vorgehaltenen Hand und suche Deinen Fehler zu verbessern, indem Du sagst: „Gott, wie vergeßlich ich bin, oder eigentlich, wie schlecht ich mich ausgedrückt habe! Wollte ich mich doch so dringend

als freundſchaftlich nach der verehrten Frau Mama erkundigen."

Ein Achſelzucken — ſtatt des bitteren Lächelns ein recht mitleidiges, und die herben Worte zur Entgegnung: „Sie wiſſen alſo wirklich nicht, daß meine gute Mutter ſchon mehrere Jahre vor meiner armen, unvergeßlichen Frau ſtarb?"

Dann laß es genug ſein des grauſamen Spiels; verſtumme zerknirſcht, kürze Deinen Beſuch ab und wenn Du künftig nach jahrelanger Unterbrechung wieder einmal ein früher befreundetes Haus beſuchſt, ſo erkundige Dich genau nach allen Verhältniſſen, auch ob die Söhne und Töchter gut gerathen oder beſtens verheirathet ſind, ja ſogar, ob der grüne Papagei mit ſeinem unausſtehlichen Schreien noch lebt, und der kleine ſüße Hund ‚Quick', der ſtets eine ſo große Anhänglichkeit an Deine Waden bewieſen.

Indem wir aber in dieſer wahrhaftigen Geſchichte es wie früher unternommen haben, Dich, geneigter Leſer, vortrefflich zu führen und möglicherweiſe ohne Anſtoß, ſo wollen wir auch jetzt, vor dem uns wohlbekannten Hauſe des Bankier Mirbel angekommen, Dich nicht dort eintreten laſſen, ohne Dich gründlich zu unterrichten, ob hier, bildlich geſprochen, der grüne Papagei noch ſchreit, oder Quick noch in die Waden beißt.

Um mit dem Chef des Hauſes, Herrn Mirbel, anzufangen, ſo war derſelbe allerdings, wie wir

Alle, um einige Jahre älter geworden, hatte sich aber so vortrefflich konservirt, daß er eben so jung wie damals aussah; sein kurzes und immer volles Haar stand ohne Veränderung heute noch starr und struppig in die Höhe, und sein Teint erschien viel rosiger und frischer, mehr einer chronischen weißen Halsbinde zufolge, die er sich angelegt hatte, um würdiger präsidiren zu können in den Sitzungen des deutsch-chinesischen Bankvereins, in welche Aktiengesellschaft sich das früher so solide Bankhaus Mirbel und Compagnie umgewandelt hatte. Auch that diese weiße Halsbinde ihren guten Dienst beim Vorsitz mancher gemeinnützigen Vereine zur besseren Straßenreinigung, zur Unterstützung älterer Honoratiorentöchter, schwachsinniger Kinder, zur Verbesserung unmoralischer Dienstmädchen und zur Bekleidung nackter, kleiner Neger im fernen Afrika. Auch war Herr Mirbel Kommerzienrath geworden, und manches farbige Bändlein in seinem Knopfloch legte ein vollgültiges Zeugniß seiner Verdienste ab.

Doch waren auch seit jenen Zeiten unterschiedliche Schatten durch sein Leben gezogen; so zum Beispiel hatte er seine vortreffliche Mutter verloren, und war dadurch insofern ein Riß in seinem Familienleben entstanden, als seine beiden Schwestern Aurelie und Seraphine, deren uns wohlbekannte bittere Feindschaft, aus den entgegengesetztesten Neigungen und Lebensansichten herrührend, nicht mehr wie damals von der mütterlichen Autorität häufig

verglichen wurde und damit bald zu einem gänzlichen Bruche gediehen war, worauf Beide nach einer Auseinandersetzung über das elterliche Vermögen das Haus ihres Bruders verlassen hatten, um in zwei ziemlich weit von einander entfernten Stadttheilen gesonderte Wohnungen zu beziehen.

Es war Beiden unerträglich geworden, zusammen unter einem Dache zu leben, denn Tante Aurelie, die ihr Harfenspiel noch immer stark kultivirte und dazu jetzt nur ausschließlich geistliche Lieder sang, die sich noch schwärzer als schwarz kleidete, hatte mit jener verletzenden Milde in Ton und Augenniederschlag gesagt: „Wie kann es mir wohl sein, Thür an Thür neben einer Person, die, wenn sie auch meine Schwester ist, bei ihrem Alter doch noch so thut, als sei sie ein junges, unschuldiges, liebebedürftiges Mädchen, sich deßhalb in Weiß und Rosa kleidet und süße Augen macht, wo irgend ein junges oder altes männliches Geschöpf ihren Sündenpfad kreuzt!“

Ja, sie hatte sich unterstanden, das schreckliche Wort Sündenpfad auszusprechen, und als es dabei fast zu handgreiflichen Auftritten gekommen wäre, mit einer unerhörten Rücksichtslosigkeit sich Anspielungen erlaubt auf einen armen, jungen Menschen niederen Standes, dessen ausgesprochene Geistesverwirrung nicht einmal im Stande gewesen sei, von bösen Gelüsten abzuschrecken.

Natürlich war hierauf Seraphine in eine tiefe

Ohnmacht gefallen, woraus sie die dröhnenden, triumphirenden Harfenklänge lange nicht zu erwecken vermochten, bis sie endlich mit einem lauten Aufschrei in die Höhe fuhr, ihre Schwester eine elende Kreatur nannte, die unter dem Deckmantel heuchlerischer Frömmigkeit alles Das wirklich thue und treiben möchte, dessen sie sie fälschlich beschuldige, wenn — wenn — „Aber warte nur, warte nur, es gibt noch eine ewige Gerechtigkeit, welche auch Dir die scheinheilige Larve abreißen wird!“

Dann verließen Beide das elterliche Haus, und Herr Mirbel mußte das achselzuckend zugeben, fand sich auch in diesen Verlust um so besser, als beide Schwestern ihre Feindschaften nicht auf den Bruder ausdehnten, sondern mit ihm in fleißigem, natürlich unter sich streng abgesondertem Verkehr blieben. Besonders Tante Seraphine, die nach dem Tode ihrer Mutter sich gewissermaßen mütterlich zur Beschützerin ihrer Nichte aufgeworfen hatte, dieses Amt aber gegenüber von Helene mehr wie eine etwas ältere Freundin versah.

Was nun Helene, die jetzige Frau von Mittow, anbelangte, so hatte sie insofern durch das Wegziehen ihrer beiden Tanten für sich eine behaglichere Wohnung gewonnen, als Herr Mirbel seiner einzigen geliebten Tochter den ganzen zweiten Stock des Hauses einräumte, in welchem Aurelie und Seraphine gehaust, ja Letztere war so freundlich gewesen, die ganze Einrichtung ihrer zierlichen Rosa-

boudoirs der Nichte dazulassen, für Jene als Erinnerung an die liebende Tante, für sich selbst aber, um gründlicher vergangene Tage zu vergessen, die so schön hätten sein können, wenn nicht das Schicksal so herb eingegriffen hätte in ihr süß aufkeimendes Liebesglück.

Helene war in ihrer Ehe nicht so glücklich geworden, als sie es erwartet hatte, waren doch ihre Gefühle zu Mittow nie zu einer wirklichen Liebe gediehen, ja Ausstellungen, die sie und mit Recht an seinem etwas leichten, burschikosen Charakter, seinen Sitten, Angewohnheiten, auch häufig seiner Lebensweise machen mußte, hatten sich nicht vermindern können, denn Mittow war in diesen Dingen unverbesserlich, besaß aber dagegen auch gute Eigenschaften. Er liebte seine Frau als die Begründerin des für ihn ungeheuren Glückes, als ein reicher, flotter Kavallerieoffizier leben und seinen Neigungen für Jagd, Hunde und kostbare Pferde ungehindert folgen zu können; auch war er stolz auf seine Frau und freute sich aufrichtig, wenn Helenens vollkommen entwickelte Schönheit überall gerechtes Aufsehen machte; auch war er bei beschränktem Gesichte harmlos wie ein Kind, ließ sich leiten, nahm gute Lehren geduldig an, ohne sie indessen zu befolgen und ohne daß jene Leitung irgend etwas genutzt hätte.

Er hatte sich mit Rosenthal — oder vielmehr Rosenthal hatte sich mit ihm und der Baronin auf die vernünftigste Weise gestellt. Nach geschehener Ver-

söhnung sah man sich auf freundliche Art in Gesellschaften oder bei sonstigen Begegnungen, auch unterließ es Rosenthal, der sehr häufig in Geschäftsangelegenheiten zu Herrn Mirbel kam, nicht, oben im Hause pflichtschuldigst seine Karte abzugeben, ja sogar hie und da einen Besuch zu machen, doch nur zu Zeiten, wenn er versichert war, Herrn von Mittow ebenfalls zu Hause zu finden. Dann aber plauderte er nach seiner Art unbefangen, und wer ihn ohne irgend welchen Zwang kommen und gehen, auch mit Helenen sonstwo verkehren sah, hätte unmöglich glauben können, daß früher einmal ein so herber Riß nach kurzer Annäherung stattgefunden hätte.

So auch heute, als ein eleganter Landau, von zwei prachtvollen Pferden im langsamen Schritt gezogen, gegen das Mirbel'sche Haus fuhr, neben welchem Genannter auf einem starken englischen Pferde ritt, die Zügel nachlässig haltend, während er seine rechte Hand auf das Polster des Wagens stützte, um mit den darinsitzenden Damen zu plaudern.

Es waren zwei Damen im Fond des Landau, während Herr von Mittow auf dem Rücksitze saß, mit Kennermiene Rosenthal's wirklich schönes Pferd betrachtete, dabei versichernd, daß er zu einem Handel nicht abgeneigt wäre.

„Da Sie ohnedieß reisen, lieber Herr Hofmarschall, so könnten Sie mir wohl die Vorhand lassen."

„Du hast aber doch wahrlich Pferde genug," sagte Frau von Mittow lachend, „denken Sie sich

nur, Herr von Rosenthal, er hat neulich den Papa ersucht, noch einen zweiten Flügel als Stallgebäude bauen zu dürfen."

„Weißt Du, Kind, das verstehst Du nicht," meinte dagegen Herr von Mittow mit einer Protektorsmiene, „ich bekümmere mich auch durchaus nicht um die Anzahl Deiner Toiletten. — Unsereins kann nie Pferde genug haben: zum Gebrauch, zum Tausch, oder zum Handel. — Nicht wahr, Rosenthal?"

„Allerdings, es kommt das auf Neigung und Verhältniß an."

„Verflucht, richtig bemerkt!" lachte Herr von Mittow, „auf Neigungen und Verhältnisse, und da beide bei mir glänzend bestellt sind, bei uns, nicht wahr, Helene? — so bitte ich an mich zu denken, wenn Sie Ihren Zebra abgeben wollen. — Teufel auch! das wäre ein prachtvolles Pferd für die nächsten Frühjahrsrennen."

„Aehnliches bemerkte gestern auch der Lieutenant von Nellingen, der für Zebra schwärmt."

„Ah, Rosenthal, Sie sprechen ja förmlich wie ein Handelsjude, der seine Waare hinaustreiben will."

„Nur mit dem kleinen Unterschiede, mein lieber Herr von Mittow, daß der Handelsjude seine Waare anpreist, um sie besser verkaufen zu können, während ich das thue, um Ihnen zu sagen, daß ich so sehr die Vorzüge meines Pferdes schätze, um es mir um keinen noch so hohen Preis feil machen zu lassen."

„Aber wenn Sie nach Indien reisen?"

„So nehme ich Zebra mit mir, ich habe einen wunderbaren Bor für ihn konstruirt.“

„So reisen Sie wirklich nach Indien?“ fragte Frau von Mittow, ihn unter einem Augenaufschlag rasch von der Seite betrachtend. „Das wird Ihre Freunde betrüben, besonders Ihre Frau Schwester?“

„Richtig, was habe ich doch neulich von Ihrer Schwester gehört?“ polterte Mittow in seiner rücksichtslosen Art heraus. — — „Ja, ja, jetzt erinnere ich mich, es soll ja ein bedeutendes Zerwürfniß gegeben haben mit diesem theuren Weßner — ja, so eine Künstlernatur ist flatterhaft und unbeständig, überhaupt taugen alle diese wildaufbrausenden heftigen Leidenschaften nichts. — — Habe ich Recht oder Unrecht?“

Rosenthal schaute ihn bei dieser Frage mit einem eigenthümlichen Blick an, wobei ein kurzes Lächeln um seine Mundwinkel spielte. Seine genauen Bekannten verstanden dieses Lächeln und nahmen es für das, was es war, für ein fernes Wetterleuchten. Hier aber mochte ihm der betreffende Gegenstand so äußerst geringfügig erscheinen, daß er Mittow allerdings voll anschauend mit einem nachlässigen Achselzucken sagte: „Ich weiß wahrhaftig nicht, wovon Sie reden, Herr Rittmeister.“

„Vorderhand wollte ich nur von uns reden, von mir und Helene,“ erwiederte Mittow mit seiner gewöhnlichen Keckheit, „wollte nur sagen, daß bei uns eigentlich nie von einer wilden, aufflammenden

es an Bergabhängen vorbei, auf ſo ſchmalen Pfaden, an ſteilen Abhängen hin, daß an vielen Stellen ein Fußgänger ſeine liebe Noth damit gehabt hätte. Obgleich unſere Pferde unermüdlich auf und ab kletterten, ſo fingen ſie doch nach zweitägigem beſchwerlichem Marſche an, müde zu werden, und der Hombre tigre brauchte ſeine ganze andaluſiſche Beredtſamkeit, um ſie durch recht freundliche Worte munter zu erhalten. Er hielt denn auch lange Reden an ſie, worin er ihnen ihre Vergangenheit und Zukunft lebhaft vor Augen führte, ſie auf den goldenen Hafer in Cordova verwies und anderntheils meinte, es wäre doch ſchmerzlich, wenn er nach Granada zurückkehrte und müſſe dort ihren Kameraden erzählen, daß ſie ſich mit fremden und ſehr angenehmen Reiſenden, damit wollte er uns ſchmeicheln, ſo ſchlecht gehalten. Das Maulwerk ſtand heute dieſem Kerl wieder nicht eine Sekunde lang ſtill. Wenn er es nicht zum Rauchen brauchte, dann plauderte er, wenn er nicht plauderte, ſo ſtimmte er alle möglichen Lieder an, die er aber dann wieder jeden Augenblick mit Ermahnungen an die Pferde unterbrach — „Malagueña!“ rief er dem Braunen des kleinen Baumeiſters zu, „du haſt die leichteſte Laſt und bleibſt immer hinten! Freilich biſt du nur aus Malaga, aber doch lange genug in Granada geweſen, um ein rechter Kerl zu werden. Schau dir dafür den Tordo an, der muß den dicken Herrn tragen, — damit meinte er mich, — und iſt immer weit vornen. Tordo wäre ein Pferd für einen Räuber geworden,“ ſagte er dann, „für einen ganz famoſen Kerl, für einen Hombre pantera, wie ich einer bin.“ Dann ſchlug er ſich herausfordernd an die Bruſt, und rief luſtig ſein: Anda, Anda! Horſchelts Pferd, ein Fuchs, hieß Alezana und betrug ſich auch recht ordentlich. Ueberhaupt konnten wir über ſämmtliche Thiere nicht klagen, und wenn je einer der freundlichen Leſer dieſer Zeilen nach Granada kommt, ſo ſoll er ſich nur getroſt zu einem ähnlichen Zwecke von dem vortrefflichen ben Saken beritten machen laſſen.

Es kommt wirklich bei einer ſolch dreitägigen Tour ſehr viel auf Pferd und Sattelzeug an, ob man ſich mehr oder minder er-

Leidenſchaft die Rede war, während wir doch jetzt mit einander leben wie ein paar Turteltauben, nicht wahr, Lele?“ Es war dieß nach ſeiner Art ein Schmeichelname, dem aber ſeine junge Frau keinen beſondern Geſchmack abgewann; auch heute zuckte es unmuthig um ihren hübſchen friſchen Mund, während ſie ſich auffallend gegen Roſenthal wandte, der ihr in einem verbindlichen Tone herzlichen Dank ſagte für ihre freundliche Theilnahme an dem Schickſale der Madame Weßner, hinzufügend: „Doch muß ich zugeſtehen, daß Herr von Mittow dießmal mit ſeiner Bemerkung über jene Dame nicht ganz Unrecht hatte, denn jenes bekannte Wort, daß man nicht vorſichtig genug ſein kann in der Wahl ſeiner Eltern, läßt ſich auch auf die Wahl einer Gattin oder eines Gatten ausdehnen.“

Hier lachte die junge Frau ſo herzlich, daß man zwiſchen ihren etwas ſtarken rothen Lippen die weißen Zähne durchſchimmern ſah, was aber ihren Gemahl nicht abhielt, den Kopf aufwerfend hinzuzufügen: „Dieſes Mal gibt man Ihrer Schweſter die Schuld, Herr von Roſenthal, ſie ſoll ſchrecklich eiferſüchtig ſein und eiferſüchtige Weiber ſind ein Greuel für jeden verſtändigen Mann.“

„Darin thun Sie der Madame Weßner Unrecht,“ gab Roſenthal mit großer Ruhe zur Antwort, „ich glaube nicht, daß ſie eiferſüchtig iſt, wogegen ſie ein ſehr reizbares Nervenſyſtem hat, zuweilen ein Bischen nachtwandelt, auch leider ſo

hellſehend iſt, daß ſie es deutlich einſieht, ſie habe jene oben erwähnte Vorſicht in der Wahl ihres Gatten gar zu ſehr vernachläſſigt — muß ſich aber dabei mit ſo vielen andern Ehen tröſten. Meine Dame, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“ Darauf berührte er, gegen Herrn von Mittow gewendet, ſeinen vor der Dame abgezogenen und wieder aufgeſetzten Hut und ritt in langſamen Schritten von dannen.

„Hol' ihn der Teufel,“ brummte Mittow ihm nach, „man weiß nie, ob man über ſeine Worte lachen oder ſich ärgern ſoll. — Kam es Dir nicht auch ſo vor, Helene, als hätte er wieder eine ſeiner Spitzfindigkeiten an den Mann bringen wollen? — nun, mir kann es gleichgültig ſein. Er iſt eine gänzlich verblichene Größe und wir werden ihn, Gott ſei Dank, bald los ſein. Seinen Abſchied hat er bereits und die allerhöchſte Ungnade dazu.“

„So iſt es wirklich wahr?“ fragte Frau von Mittow in einem theilnehmenden Tone.

„Unwiderruflich, und Dich dauert das wohl?“

„Ich wünſche Niemanden etwas Unangenehmes.“

„Und ich,“ ſagte jetzt die andere junge Dame, die bisher ſchweigſam geſeſſen, „würde mein aufrichtiges Bedauern darüber ausſprechen, wenn ich Herrn von Roſenthal näher gekannt hätte.“ Sie ſagte das in gutem Deutſch, aber mit einem Accent, der an eine Engländerin erinnerte, was Miß Stanley auch in der That war und unmöglich bei ihrem ſcharf ausgeprägten britiſchen Geſichtsſchnitt

hätte verleugnen können. Sie war groß, faſt etwas zu ſchlank, hatte hellblondes Haar, einen blendenden Teint, ſchöne große, glänzende Augen, wogegen ihre Naſe hart und knochig war und ihre Unterlippe etwas ſchlaff herabhing, beſonders wenn ſie ſchwieg. „Er iſt ſehr liebenswürdig und geiſtreich, dieſer Herr von Roſenthal, und es thut mir leid, daß er ſich bei Mama nicht hat vorſtellen laſſen.“

„Wenn er das nur wüßte,“ lachte Mittow, „ich bin feſt überzeugt, er würde den Fehler wieder gut machen und dabei in einen anderen verfallen, der Ihrer Frau Mama minder angenehm wäre.“

Damit waren ſie am Hauſe angekommen, und als der Wagen hielt, ſprang Herr von Mittow, welcher dergleichen Kraftſtücke liebte, über den Schlag hinaus, um dieſen alsdann zu öffnen und die beiden jungen Damen ausſteigen zu laſſen. Er bot Miß Stanley den Arm und führte ſie in's Haus und die Treppen hinauf, während Helene folgte.

Oben traten ſie in den Salon Helenens, ein großes ſehr elegant eingerichtetes Gemach neben dem reizenden Roſaboudoir der Tante Seraphine. Helene legte den Hut ab und warf einen flüchtigen Blick auf ihren Schreibtiſch, wo ein paar erbrochene Briefe, ein aufgeſchlagenes Modejournal und einige Viſitenkarten lagen, während ſich Miß Stanley auf einer Chaiſelongue recht bequem niederließ. Daß die beiden Damen reich, elegant und modiſch gekleidet waren, bedürfte keiner Erwähnung,

wenn wir nicht anführen müßten, daß der Anzug der Frau von Mittow, obgleich einer jungen, vornehmen Dame vollkommen würdig, auch mit allen den Extravaganzen der heutigen Mode ausgestattet, doch fast bescheiden abstach gegen die raffinirt gesuchte Einfachheit des durch den Stoff so reichen Kostüms der Engländerin. Diese trug ein Kleid von schwarzer Seide mit Ueberwurf und Taille von eben solchem Sammet, reich mit schwarzen Guipüren besetzt, die in Zeichnung und Ausführung wahre Kunstwerke genannt werden konnten. Den Schmuck, welchen Miß Stanley trug, mußte man erst suchen, so wenig oder gar nicht fiel er in die Augen, dann aber erstaunen über die Pracht der schwarzen, in ciselirten Stahl gefaßten Perlen ihrer Ohrgehänge, Brosche, Armband und Halskette.

Helene hatte sich ihrer Freundin gegenüber in einem kleinen Fauteuil niedergelassen, während Herr von Mittow, die Sporen zusammenschlagend und leise pfeifend, auf und ab ging, worauf er, sich an einen prachtvollen Flügel lehnend, lachend sagte: „Es war nichts als der reinste Schwindel von Rosenthal, als er vorhin sagte, Nellingen hätte gleichfalls Absichten auf den Zebra, denn erstens verkehren Beide gar nicht zusammen, und zweitens würde sich der gute Nellingen wohl hüten, ein Pferd besitzen zu wollen, das ihn wenigstens seine zweitausend Thaler kostete."

„Er überläßt das leichtsinnigeren und reicheren

jungen Leuten," entgegnete Helene nicht ohne einem Anflug von Spott.

„So iſt Baron Rellingen nicht reich?" fragte Miß Stanley.

„Man weiß das nicht genau, ich halte ihn nicht für reich, er treibt keinen Aufwand mit Pferden und Hunden, er ſpielt nicht, und zu allen beſonderen Ausgaben muß man ihn faſt gewaltſam nöthigen."

„Das wäre vielleicht nur ein Beweis, daß er euren ſogenannten noblen Paſſionen keinen Geſchmack abgewinnen kann," warf Helene achſelzuckend ein, „und ich weiß nicht, ob eine künftige Frau von Rellingen deßhalb gerade zu bedauern wäre."

„Ja, ja, aber auch der Sinn für die hierauf bezügliche Paſſion ſcheint ihm gänzlich zu fehlen," ſagte Herr von Mittow, in einem etwas rohen Tone lachend, „vielleicht daß er durch Zuvorkommenheiten und durch Schmeicheleien aller Art verwöhnt iſt, um ſich überall abzuwenden, vielleicht daß er ſtreng tugendhaft auf die Rechte wartet."

„All' dergleichen Tadel in Deinem Munde verwandelt ſich unwillkürlich in Lob," erwiederte Helene mit einem raſchen Streifblick auf ihre Freundin, „worüber ihr die Achſeln zuckt, finden wir ſchätzenswerth, nicht wahr, Miß Stanley?"

Hier lachte Mittow laut auf, indem er zu der Engländerin ſagte: „Laſſen Sie ſich von meiner Frau nichts einreden, ſie hätte Luſt, ſich einen Kuppelpelz zu verdienen; es wird ihr glücklicher-

weiſe auch nicht gelingen, glücklicherweiſe für Sie, Miß Stanley, denn glauben Sie mir, Nellingen iſt kein Mann, mit dem eine junge Dame von Ihren Verdienſten glücklich werden kann."

„O, Herr von Mittow," gab die Engländerin zur Antwort, „ich kenne Ihre Art zu ſpotten, und weiß wohl, was Sie unter meinen Verdienſten verſtehen!"

„Meinetwegen, Miß Stanley, ich nehme nie ein Blatt vor den Mund, und halte es auch für ein großes Verdienſt, ſo immens reich zu ſein, wie Sie."

„Laß ihn, Arabella, Du weißt, daß es vergebliche Mühe iſt, mit ihm zu ſtreiten."

„Zugeſtanden, und da ich das ſelbſt am beſten weiß, ſo habe ich die Ehre, mich den beiden Damen ganz gehorſamſt zu empfehlen. Zu Tiſche komme ich nicht, theure Lele, wenn Du es gnädigſt geſtatteſt. Es iſt heute Sitzung im Wettrennverein, woran ſich ein großes Diner reiht, dem wahrſcheinlich ein kleines jeu folgt, weßhalb es ſpät werden kann. — Behüt' Dich Gott!"

Damit machte er eine leichte Verbeugung gegen Miß Stanley, welche dieſe junge Dame durch eine noch leichtere, ſehr langgezogene Neigung des Kopfes erwiederte, worauf ſie ihre dünnen weißen Finger ineinander ſchlang und unter den herabgeſenkten Augenlidern, eigenthümlich lächelnd, einen forſchenden Blick auf Frau von Mittow warf. Dieſe hatte

ihrem Manne mit einem langen und nichts weniger als freundlichen Blicke nachgesehen, wobei sie tief aufathmend ihre rothen Lippen gegen einander preßte, um dann zwischen den geschlossenen Zähnen hindurch in einem dumpfen Tone zu sagen: „So geht es bei uns täglich. Morgens mit dem Frühesten ruft ihn sein Dienst, oder wenn das nicht ist, die Nothwendigkeit, sogleich frische Luft zu schöpfen, in's Freie, dann kommt er zum zweiten Frühstück, ist vielleicht so gnädig, eine kleine Stunde mit mir spazieren zu fahren, um endlich, wie eben jetzt, für den Rest des Tages und wahrscheinlich für einen großen Theil der Nacht zu verschwinden."

„Wahrscheinlich? — das mußt Du doch wissen?" fragte Miß Stanley mit einem etwas scharfen Tone.

„Ich sollte es wissen, aber ich weiß es nicht. Du kennst ja unser Appartement. — Er wünscht mich durch frühes Aufstehen nicht zu stören."

„A—a—a—ah so," sagte die junge Engländerin mit einem lang gedehnten Tone.

„Ja, so ist es," rief Helene aufspringend, „und das ist noch nicht Alles. Wenn ich Dir Alles sagen wollte, so würdest Du bittere Thränen über mein Schicksal vergießen."

Sie machte einen raschen Gang durch das Zimmer, um dann, mit zusammengelegten Händen vor ihrer Freundin stehen bleibend, mit erregter Stimme fortzufahren: „Und angesichts solchen Glückes hast Du immer noch Lust, vielleicht eine ähnliche Niete zu ziehen?"

„Pah, mein Kind," erwiederte die Andere mit einem kalten Lächeln, „ich zweifle nicht daran, daß das vielleicht möglich iſt, doch würde ich es verſtehen, ſelbſt aus einer ſolchen Niete noch etwas zu machen. — Das haſt Du allerdings nicht verſtanden. Du haſt Dir einen Mann gekauft, haſt aber dabei vergeſſen, daß, was man ſich in ähnlicher Waare kauft, uns leibeigen gehört, und daß man Leibeigene oder Sklaven feſt an der Kette halten muß."

„O, wie Du Recht haſt, aber ich habe nicht Deinen Charakter. Mich verſöhnt jedes einigermaßen freundliche Wort, die kleinſte Zuvorkommenheit, — nur ein Schein von Güte und Liebe."

„Dann hätteſt Du allerdings vorſichtiger ſein ſollen, mir könnte das ſchon gleichgültiger ſein; ich weiß genau, was ich will, mache mir auch keine Illuſionen. Ich brauche einen Mann von ſchönem Namen und guter Familie, der mich in die Welt führt, der mein Reiſemarſchall iſt und von dem es ſelbſt abhängt, ob ich ihn begleite oder er mich, im letzten Falle als dienſtbarer Geiſt mit ſehr verkürzter Kette; doch glaube ich mit Nellingen vortrefflich auszukommen."

„So denkſt Du im Ernſt daran, dieſen von allen Damen bevorzugten Günſtling des Königs zu heirathen?" fragte Helene erſtaunt.

„Ihn oder einen Andern, doch am liebſten Nellingen; er gefällt mir, und wenn er, wie Dein Mann ſagte, in der That nicht reich iſt, ſo ſehe ich

gar nicht ein, weßhalb meine Millionen und er mit seinem schönen Namen nicht zu vereinigen wären. — Glaube mir, mein Kind, er würde für mich passen."

„Aber Du kennst ihn ja kaum!"

„Graf Leo Wieneck, den wir vergangenen Sommer in Baden trafen, war so freundlich, mir ihn dort auf einem der Kursaalbälle vorzustellen, er tanzt vortrefflich, war beim Souper charmant und liebenswürdig, so daß ich ihn veranlassen konnte, mit mir ein Vielliebchen zu essen."

„Das Du alsdann absichtlich verlorst, um ihm irgend eine Kostbarkeit zu verehren."

„Ich war Willens, das zu thun, hatte mir auch schon bei Mortimer aus London, der zufällig in Baden war, eine artige Reitpeitsche für ihn gekauft. Mortimer spekulirte damit auf den Kaiser von Rußland, dem aber tausend Pfund für eine solche Spielerei zu theuer erschien."

„Und Du kaufteſt dieſe Reitpeitſche?" fragte Helene faſt erſchreckt.

„Du kannſt ſie bei mir ſehen, denn wie ich Dir ſchon ſagte, fand ich es damals paſſender, mein Vielliebchen nicht zu verlieren. Es blieb bis heute unentſchieden."

„So wird es der Baron Rellingen lange vergeſſen haben."

„Durchaus nicht, und da er es nicht vergaß, iſt er gezwungen, mindeſtens einmal jeden Tages an mich zu denken."

„Wie ſo, das verſtehe ich nicht. Du ſiehſt ihn doch nicht täglich, wodurch er ſich allerdings vielleicht an Dich und auch an Dein Vielliebchen erinnern könnte.“

„Wir trafen dabei ein Arrangement, wie es in England zuweilen gebräuchlich iſt,“ erwiederte Miß Stanley, indem ſie ihre kleinen und ausnehmend zierlichen Füßchen auf die Chaiſelongue zog, um ſich bequemer auszuſtrecken, „man trifft in dieſem Falle die Uebereinkunft, daß jeder der beiden Betreffenden irgend ein friſches Baum- oder Pflanzenblatt bei ſich trägt, und da dieß jeden Tag erneuert werden muß, ſo iſt man nicht nur gezwungen, an ſeinen Gegner zu denken, ſondern dieſer Gegner hat auch das Recht, den Andern überall zu kontroliren, ja kontroliren zu laſſen, was ich vorigen Winter von Rom aus häufig that.“

„Das iſt in gewiſſen Fällen allerdings eine hübſche Idee,“ ſagte Helene lächelnd, um gleich darauf mit einem Seufzer beizufügen: „doch muß man ſich bei dieſem Spiele für Jemand intereſſiren.“

„Oder die Abſicht haben, Intereſſe zu erregen, was bei dieſem immerhin gefährlichen Spiele ſelten ausbleibt.“

„Und darauf ſpekulirſt Du?“

„Wenigſtens darauf, nicht vergeſſen zu werden, und damit iſt immer ſchon etwas gewonnen. Iſt es doch auch ſtets ein Vorwand, ſich ſeinem Gegner unbefangen mit einer Frage zu nähern, thue das

müdet, und ich muß gestehen, daß wir alle drei die Tour recht frisch und munter zurücklegten. Horschelt und ich waren's freilich schon gewohnt, doch selbst unser guter Baumeister — „Heinrich auf lichtbraunem Rößlein," wie wir ihn nannten — benahm sich wie ein alter biderber Reitersmann.

Gegen Mittag sahen wir links in einem Thale zum ersten Male nach unserem Abmarsch aus Castro etwas wie menschliche Wohnungen, und, worüber wir sehr erstaunten, sogar Häuser mit hohen, dampfenden Schornsteinen und vernahmen das taktmäßige Klappern von Hämmern. Da unten befand sich ein Eisenwerk von einer Minencompagnie unter Oberleitung eines Engländlers betrieben. Eine Stunde später erreichten wir ein einsames Bauernhaus, das aber tief unter unserem Wege lag, wo Alonzo zu rasten beschloß und wo wir unsere sehr mäßige Provision verzehrten. Castro del rio hatte uns nur Wein, altes Brod und ein Stück Schafkäse mitgeben können; doch fehlte uns die beste Würze, der Hunger, nicht, und nebenbei versicherte auch Alonzo, der oben uns mit kauenden Backen saß und die Bota zwischen seinen Füßen stehen hatte, nachher kämen wir in kurzer Zeit auf eine Höhe, wo wir dann bald Cordova sehen könnten. — Ja freilich sehen, aber zwischen sehen und erreichen ist besonders hier ein großer Unterschied.

Nach beendigtem Diner gingen wir, wie das unsere Gewohnheit war, erst eine gute Strecke zu Fuß, ehe wir wieder die Thiere bestiegen. Die Hochebene, die uns der Hombre valiente versprochen, wollte indessen lange nicht kommen, und ehe wir sie erreichten, hatten wir einen bodenlos schlechten und langweiligen Weg. Ein Berg erhob sich nach dem andern, den wir hinauf- und hinabklettern mußten, um dann auf einer Höhe angekommen, wieder eine andere vor uns zu sehen, mit derselben steinbedeckten Straße, die immer vor uns auf der Höhe in den Bergkamm eingerissen war und eine Art Hohlweg bildete. Endlich erreichten wir die lang erwartete Hochebene; ein ödes, wüstes Plateau in röthlich gelber Färbung, wo wir nun freilich nicht so leicht Cordova sahen, aber etwas Anderes, gewiß Schöneres und Malerischeres, lang

auch häufig und zittere jedesmal bei dem Gedanken, Nellingen könnte ſein friſches Blatt vergeſſen haben, und ich mein Vielliebchen gewinnen; freilich ſteht ſein Diener in meinem Solde, um ihn täglich daran zu erinnern. Aber jetzt will ich mich bei der nächſten paſſenden Gelegenheit ohne den grünen Talisman finden laſſen."

„Um abſichtlich zu verlieren?"

„Ja, um ihm ein Andenken zu verehren."

„Eine Kleinigkeit — Deine Reitpeitſche."

„Vielleicht die auch; doch habe ich an Roſenthal's Zebra gedacht."

„Den er nicht verkaufen will."

„Den aber Baron Nellingen wünſcht, wie Du gehört, und den Roſenthal ſchon hergeben wird, wenn man ihm jeden Preis dafür bewilligt."

Sechste Randverzierung.

Erinnerungen und Bilder ernster und heiterer Art in Kohlenzeichnungen, bunten Kuchen und Worten.

Hier wurde die Thür des Salons leise geöffnet und ein Diener trat ein, der Frau von Mittow zwei Karten präsentirend, wobei er in ehrfurchtsvollem Tone sagte: „Der Herr Kommerzienrath lassen bei der gnädigen Frau anfragen, ob Sie die beiden Herren empfangen wollen."

„Wünscht es Papa?" fragte Jene, nachdem sie gelesen, „ich habe eigentlich keine Lust, Jemanden zu sehen."

„Je nachdem es Jemand ist," sagte Miß Stanley in gleichgültigem Tone, ihre Hand nach den Karten ausstreckend, welche ihr der alte Diener ehrerbietig überreichte, dann aber, nachdem sie laut gelesen: ‚Freiherr von Reckenstein' — ‚Arthur Weßner', richtete sie sich hastig auf und sagte in lebhaftem Tone: „Die darfst Du nicht abweisen, liebe Helene; an dem Freiherrn ist mir allerdings nichts gelegen, aber den Maler Weßner muß ich sehen und kennen

lernen. Es iſt doch derſelbe, der jene fabelhafte Miß Ellen geheirathet hat?"

„Deine Landsmännin, allerdings, die Schweſter Roſenthal's."

„Pah, Unſinn, als ob Roſenthal die Ehre hätte, ein Engländer zu ſein! — doch gleichviel, führen Sie die Herren herauf. Nicht wahr, Helene, Du thuſt mir ſchon einen Gefallen?"

„Der Herr Kommerzienrath werden die beiden Herren ſelbſt heraufbegleiten," verſicherte der alte Diener, ehe er mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer verließ.

Darauf lehnte ſich Miß Stanley wieder in die Kiſſen der Chaiſelongue zurück, und als Helene, in einen Spiegel ſchauend, leicht mit den Händen über ihr volles ſchwarzes Haar fuhr und dabei lächelnd die bequeme Lage ihrer Freundin erblickte, ſagte dieſe, den Kopf zurücklegend: „Papa Mirbel nimmt mir das nicht übel; er weiß, daß ich häufig müde bin, und was die Andern denken, darum bekümmere ich mich nicht." Doch ſchien ſie ſich wenigſtens ſo viel um die Andern bekümmern zu wollen, um ſich durch einen raſchen Blick zu überzeugen, daß ihre feinen Füßchen kokett unter ihrem Kleide hervorſchauten und ob ihr etwas ſpärlicher Oberkörper eine möglichſt vortheilhafte Rundung zeige. Dann, als ſich die Thür öffnete, langte ſie nach einem Zeitungsblatt und blickte ſo lange aufmerkſam hinein, bis ſie ſah, daß ſich Helene erhob

und bis ihr der alte Kommerzienrath so nahe gekommen war, daß er sie mit sanfter Gewalt daran verhindern konnte, sich aufzurichten, wobei er ausrief: „Ruhig bleiben, ganz ruhig bleiben, ich will es und im Nothfall befehle ich es, kraft Autorisation der Mama, Sie müssen sich schonen, und diese beiden Herren werden schon verzeihen, daß Sie ihnen nicht entgegentreten wie mein liebes Kind Helene, deren Gesundheit allerdings, und Gott sei Dank, nichts zu wünschen übrig läßt. — Herr Baron von Reckenstein — Herr Professor Arthur Weßner — Beide sehr berühmte Künstler — — Miß Arabella Stanley."

Beide Herren verbeugten sich, worauf die junge Engländerin mit einem sehr wohlwollenden Lächeln sagte: „Ah, auch der Herr Baron ist Künstler? — um so anerkennenswerther, da man sonst nicht häufig bei Stand und Reichthum ein solch' ehrenvolles Streben findet," — worauf sie mit einem flüchtigen Blicke auf den Anderen hinzusetzte: „in Herrn Weßner begrüße ich eigentlich einen berühmten Bekannten, indem ich mich erinnere, daß Ihr Name in Rom in dem Munde eines Jeden war, der sich für Kunst interessirte."

Der Bankier hatte selbst ein paar Sessel herbeigeholt, und als die beiden Herren sich gesetzt, erwiederte Arthur Weßner: „Obwohl ich Ihren Namen, Miß Stanley, als den einer kenntnißreichen und bedeutenden Kunstfreundin häufig gehört, hatte

ich doch nie das Glück, Ihre Bekanntſchaft zu machen, freue mich aber jetzt doppelt, Sie perſönlich kennen zu lernen."

„Siehſt Du, Arthur," warf der Freiherr von Reckenſtein lächelnd ein, „das iſt das Glück eines berühmteren Namens und komme ich mir in meiner angeborenen Beſcheidenheit wieder einmal vor wie der Schatten, der einem glänzenden Lichte folgt."

Er ſagte das aber durchaus nicht in einem beſcheidenen Tone, auch nicht mit einer beſcheidenen Miene, ſondern viel eher wie der Bedeutendere, welcher den Anderen freundlicher Weiſe auch etwas gelten läßt, weßhalb es ſehr begreiflich war, daß Miß Stanley, obgleich ihr der Künſtler Reckenſtein gänzlich unbekannt war, erwiederte: „Sie ſind in der That zu beſcheiden, Herr Baron, denn Der, deſſen Name neben dem des Herrn Weßner ſo zur Geltung kommt, wie der Ihrige, braucht ſich wahrhaftig für keinen begleitenden Schatten auszugeben."

„Sie bleiben im Winter bei uns, Herr Baron?" fragte Helene, „und ich freue mich ſehr darauf, von Ihren Kunſtwerken bewundern zu können."

„Wenn nur Ihre Freude nicht zu Waſſer wird, gnädige Frau," verſetzte der Freiherr mit einem ſelbſtgefälligen Lächeln, „denn ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich vor vielen Entwürfen dazu kommen werde, den Pinſel in die Hand zu nehmen. Das raſche und viele Arbeiten überlaſſe ich meinem berühmteren Freunde Weßner. Er ſchafft leicht, und was er

ſchafft, iſt in jeder Beziehung Gold, während ich mich häufig mit meinem Bewußtſein und der Ehre begnügen muß."

„Danken Sie Gott, Herr Baron," ſagte Helene in freundlichem Tone, „daß Sie ſo geſtellt ſind; man ſagt, ſonſt ſei die Künſtlerlaufbahn oft eine recht dornenvolle, nicht wahr, Herr Weßner?"

„Gewiß, gnädige Frau, ſie iſt das für jeden ſtrebenden Künſtler, ſelbſt dann, wenn ihn die proſaiſchen Dornen des Lebens nicht ritzen."

„Wogegen ich von mir rühmen kann," rief der Freiherr in jovialem Tone, „daß mich ſämmtliche Dornen der Künſtlerlaufbahn ſchon tüchtig geritzt haben. — Ihren Worten nach, meine Gnädige," wandte er ſich direkt an Frau von Mittow, „halten Sie mich für einen reichen Mann, der ſich aus purer Liebhaberei mit der Kunſt beſchäftigt; doch da mir alle Verſtellung und Heuchelei, alle Großthuerei fremd iſt, da ich ſtets ohne Maske bin und rede, ſo muß ich mich Ihnen als einen recht armen Baron vorſtellen, der nichts als ſeine Kunſt hat und einige Dutzend vollwichtiger und rein erhaltener Ahnen, — worauf ich indeſſen keinen großen Werth lege, obgleich die Reckenſtein ſchon zu den Zeiten der erſten Kreuzzüge ein uraltes Geſchlecht waren."

„Erlauben Sie, Herr Baron," warf lächelnd der Kommerzienrath ein, „das iſt immerhin ein tüchtiges Kapital, jedenfalls eine ausgezeichnete Empfehlung."

„Für Manchen, ja, für mich ist das eher hinderlich und ich gäbe etwas darum, wenn ich einfach Reckenstein hieße — der Maler Reckenstein, wie mein glücklicherer Freund dort nur Weßner heißt. Ich bin und bleibe der Baron, der nebenbei Kunst treibt, während ich ohne Ueberhebung von mir sagen kann, daß ich ein Künstler bin, der nebenbei Baron ist."

Die junge Engländerin hatte ihm, als er so unumwunden von seiner Armuth sprach, einen flüchtigen, aber recht forschenden Blick geschenkt, und schien mit dem Ergebniß desselben zufrieden zu sein, denn sie sagte mit einem gewinnenden Lächeln: „Ich sehe durchaus nicht ein, warum diese beiden immerhin schönen Eigenschaften nicht nebeneinander bestehen könnten, und wenn nicht vereinigt, so doch getrennt die rechte Anerkennung finden sollten. Habe ich nicht recht, Herr Weßner?"

„Gewiß, mein Fräulein, Reckenstein ist aber häufig von einer ganz übertriebenen Bescheidenheit, und hat doch so große und schöne Eigenschaften, daß er auch, selbst ohne Baron und Künstler zu sein, immerhin ein ganz bedeutender Mensch wäre."

„Pah, Du könntest mich schamroth machen," lachte der Betreffende, wozu er aber durchaus keine Anstalten machte, sich vielmehr mit sehr selbstgefälliger Miene erhob, um ganz ungenirt nach einem Bilde zu gehen, das seine Aufmerksamkeit erregt zu haben schien.

Miß Stanley's Blicke folgten ihm um ſo ungehinderter, da in dieſem Augenblicke Herr Mirbel etwas in ſeine Brieftaſche ſchrieb und Frau von Mittow ihr Album herbeigeholt hatte, um Herrn Weßner eine flüchtige Skizze zu zeigen, die Papa vor Jahren für ſie erworben. Deßhalb konnten Miß Stanley's Blicke um ſo ungehinderter dem Freiherrn folgen, wobei ſie ſich geſtehen mußte, ſelten oder nie einen ſchöneren Mann geſehen zu haben. Seine impoſante und dabei doch biegſame und elegante Geſtalt war von übergewöhnlicher Größe und doch dabei von tadelloſem Ebenmaß, mit Ausnahme der Hände und Füße, die faſt etwas zu klein erſchienen. Soviel man von ſeinem Kopfe vor vielem Barte ſehen konnte, war derſelbe nicht unedel geformt, ſowie auch die nicht unangenehmen Züge ſeines Geſichtes, deſſen untere Partieen allerdings von dem eben erwähnten dunkelblonden Barte bedeckt waren, der auf's Sorgfältigſte gepflegt, wellenförmig bis auf die Mitte ſeiner Bruſt herabfloß. Auch war die Stirn hoch, breit und frei, und hätte man an ſeiner ganzen Erſcheinung vielleicht nur ausſetzen können, daß ſeine großen blauen Augen etwas glanzlos und ohne geiſtigen Ausdruck waren.

„Ein recht gutes Bild," ſagte er jetzt, vor dem Gemälde ein paar Schritte zurücktretend, wobei er unter dem Beifügen, daß die Figur des Knaben leider etwas ſteif behandelt ſei, mit dem ausgeſtreckten Daumen ein paar Kurven in der Luft

beſchrieb, ſo in ſeinen Gedanken das Bild verbeſſernd.

„Ja, ja," ſagte er alsdann mit einem mehrmaligen Kopfnicken zu Miß Stanley zurückkehrend, „wenn man nur Alles ſo auf die Leinwand brächte, wie man es im Kopfe hat, aber wie oft bebt die Hand zurück, wenn man im Begriffe iſt, die geiſtreichſten Entwürfe feſtzuhalten!"

Er warf ſich ſeufzend in einen Fauteuil, welcher dicht bei der Chaiſelongue ſtand, und als er hierauf ſeine Nägel betrachtete, erwiederte die junge Engländerin lächelnd: „Ich kann mir nicht denken, daß Ihre feſte Hand zurückbebt, obgleich dieſelbe ſehr klein iſt, faſt zu klein für einen Mann."

„Ein Erbfehler, mein Fräulein," erwiederte er, affektirt die Achſeln zuckend, „auch darin beneide ich meinen Freund Weßner, ſeine kräftigen Finger machen kräftigere Striche, und das iſt immer ein großer Vortheil."

„Aber die Hauptſache iſt doch wohl der Geiſt, welcher in den Strichen liegt."

„Das iſt eine ſo große und tiefe Wahrheit, mein Fräulein," erwiederte Freiherr von Reckenſtein, „daß Sie mir wohl geſtatten, Ihnen anerkennend dafür die Hand zu küſſen."

Er that das auch ohne weitere Umſtände, und wir ſind nicht genau im Stande, anzugeben, ob ſich ſeine Beſcheidenheit ſträubte, den Vergleich zwiſchen Strichen und Geiſt ganz zu ſeinem Vor-

theile auszulegen, glauben es aber kaum, denn seine selbstgefällige Miene sah nicht darnach aus; auch rief er gegen seinen Freund gewendet, der mit Frau von Mittow an einem Nebentischchen stand, in heiterem Tone: „Sei nicht eifersüchtig, Arthur, daß ich hier Anerkennungen einkassire, die eigentlich Dir, dem weit Berühmteren, gehören, doch weißt Du, daß ich alles das für Dich in meinem Herzen zu guten Zinsen anlege."

„Sie kennen sich wohl schon lange?" fragte Miß Stanley.

„Eine Ewigkeit, mein Fräulein, unserem in der That innigsten Freundschaftsbündnisse nach zu urtheilen, jedoch nach menschlicher Berechnung nur wenige Jahre, in denen sich aber, was Verständniß, kräftiges Zusammenarbeiten, gegenseitiges Ergänzen anbelangt, wohl ein halbes Menschenalter zusammendrängt."

„Wie entzückend muß es sein, mit solchen Kräften gemeinschaftlich zu arbeiten!"

„O gewiß," gab der Freiherr zur Antwort, indem er sich in nachlässiger Unbefangenheit so gegen Miß Stanley beugte, daß er mit der Hand den prachtvollen Guipürebesatz ihres Oberkleides erreichen konnte, den er leicht aufhob, um die wunderschöne Zeichnung desselben zu betrachten, während er fortfuhr: „Ja ich glaube ohne Ueberhebung zu reden, wenn ich meine Ansicht ausspreche, daß etwas ganz Kolossales erreicht werden könnte, wenn es uns möglich wäre, nicht nur in Kombinationen gemein-

ausgestreckt vor uns, nämlich die prachtvolle Bergkette der Sierra Morena in wunderbarer, tief dunkler, fast schwarzer Färbung, an deren Fuße in einem weiten Thale Cordova liegt. Wir schwelgten im Anblick des prächtigen Gebirges und da wir ziemlich ebenen Boden hatten, so trabten wir rasch über die Ebene dahin, brauchten aber doch noch eine gute Stunde, ehe wir die Thürme des verheißenen Cordova sahen und eine zweite Stunde, bis wir an den Abhang kamen, der sich zum Guadalquivir hinabsenkt.

Von hier oben betrachtet nahm sich Cordova weitläufig, großartig, ja fast prächtig aus. Wenn die Stadt bis zu den einzelnen Bauwerken reichte, die weit vom Mittelpunkte, den die berühmte Moschee bezeichnet, zwischen Orangenbüschen, Olivenpflanzungen und unter langen Bäumen mit röthlicher warmer Steinfarbe hervorblinkten, so mußte Cordova, die alte, prächtige Residenz der Spanien beherrschenden Maurenkönige, heute noch sehr bedeutend sein. Aber dem war ja nicht so. Das ehemalige gewaltige Cordova ist zusammengeschrumpft zu einer kleinen öden Stadt, und was wir von Mauerwerk im weiten Umkreise zwischen dem dunkeln Grün hervorblinken sehen, sind nur die einsam zerstreut liegenden Ueberreste ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Das jetzige Cordova nährt sich Ackerbau treibend fast größtentheils von der fruchtbaren Ebene, in der es liegt, Kunst und Industrie sind hier verschwunden und sogar das Geheimniß der Bereitung seines berühmten Leders, Corduan genannt, ist mit den Mauren nach Marokko gezogen. — Die Hauptstadt des Königs Abderrhaman ben Moavia, die einstens mit Bagdad und Damaskus rivalisirte, die eine Million Einwohner besaß, in der sich, wie der Chronikenschreiber erzählt, dreihundert Moscheen erhoben, die neunhundert Bäder und sechshundert Gasthäuser enthielt, die aus eigenen Mitteln zwölfhundert prachtvoll bekleidete und bewaffnete Reiter zur Leibwache ihres Königs stellte, was ist aus ihr geworden? Eine kleine Landstadt mit stillen, öden Straßen, die vielleicht noch dreißigtausend Einwohner zählt, die still träumend da liegt, am Fuße der Berge, die einst ihren Glanz gesehen, und am Ufer des

ſchaftlich zu arbeiten, ſondern auch mit Griffeln und Pinſeln auf die Leinwand; was allerdings ſchon verſuchsweiſe, aber von Seiten meines berühmteren Freundes nicht mit der nöthigen Ausdauer geſchah; — Arthur," rief er hinüber, „ich erwähne ſo eben Miß Stanley gegenüber Deinen häufigen Mangel an Ausdauer, bedauernswerth bei Deinem rieſigen Talent."

„Immer zu," lächelte der Maler, indem er in dem Album weiter blätterte, wobei er mit Frau von Mittow leiſe plauderte.

„Und ſo ergänzen wir uns gegenſeitig," ſagte der Freiherr von Reckenſtein, „ich trage in ſeine Kompoſitionen meine größere Lebenserfahrung hinein, meinen weltmänniſchen Geiſt, wenn ich mich ohne Selbſtlob ſo ausdrücken dürfte, wogegen Arthur mit ſeiner geübteren, markigeren Hand das öfter überwuchernde geiſtige Element meines viel geringeren Talentes glücklich zu dämpfen verſteht."

„Eine beneidenswerthe Exiſtenz für Sie Beide," entgegnete die junge Engländerin, „wie freue ich mich darauf, ſpäter einmal in Ihr Atelier eindringen zu können, in dieſe köſtlichen Geheimniſſe Ihres gemeinſchaftlichen Wirkens!"

„Was mich anbelangt, mein Fräulein, ſo bin ich darin ſo zugänglich wie möglich; aber Arthur," ſetzte er mit lauter Stimme hinzu, „wacht wie ein Tyrann über die ſtrenge Klauſur ſeines Ateliers — haſt Du es gehört, mein Lieber?"

„Gewiß, und auch verstanden.“

„Nun,“ meinte Miß Stanley mit einem leichten Aufwerfen ihres Kopfes, „wenn Herr Weßner die Güte haben wollte, mein Porträt zu malen, so müßte er mich doch in seinem Atelier zulassen. — Und welcher Gewinn,“ setzte sie lächelnd mit leiserem Tone gegen den Freiherrn hinzu, „ihn dabei von Ihrem Geist und Rath unterstützt zu wissen, denn“ — — hier zögerte sie ein paar Sekunden, um dann mit kokettem Augenaufschlag hinzuzufügen: „ich habe wahrhaftig nicht den Muth, Sie selbst zu bitten, mein Bild zu malen.“

„Und doch müßte das geschehen,“ lachte der Freiherr, „um Sie, mein Fräulein, intimerweise bei uns zuzulassen, denn Arthur, mein berühmterer Freund, malt schon lange keine Porträts mehr, während ich, ein ärmerer und unbedeutenderer Künstler, darauf angewiesen bin. — Ja, ja,“ fuhr er laut und fröhlich fort, „sehen Sie mich immerhin so zweifelhaft an, es ist und bleibt doch die Wahrheit, der Freiherr von Reckenstein komponirt, zeichnet, malt für's tägliche Brod und macht sich eine Ehre daraus.“

Als er so sprach, fuhr er mit der feinen Hand über seinen langen, prachtvoll gewellten Bart, wobei es gewiß nicht absichtlich war, daß er einen werthvollen Brillanten, den er an einem unscheinbaren Goldreife am kleinen Finger trug, im funkelnden Lichte blitzen ließ.

Da ſich aber Miß Stanley ſehr gut auf dergleichen Steine verſtand, ſo erwiederte ſie lächelnd, in den Scherz eingehend: „Gut, Herr Baron, ich nehme Ihr Anerbieten an und will, daß Sie mich malen. — Haſt Du's gehört, Helene?“ rief ſie zu ihrer Freundin hinüber, „ich habe doch noch meine Averſion gegen alle Sitzungen überwunden und den Herrn Baron gebeten, mich zu malen.“

Dieſer verbeugte ſich leicht, wobei er einen ſcharfen Blick über das Geſicht und die Geſtalt der jungen Engländerin gleiten ließ, und dann mit einer halben Wendung zu Arthur ſagte: „Wäreſt Du in dieſem Falle nicht auch für ein lebensgroßes Porträt der Miß Stanley? Schaue Du Dir das einmal an, wenn das Fräulein ſo gütig ſein will, ſich einen Augenblick zu erheben, und ſtelle ſie ein bischen, wie Du meinſt, damit ich aus der Entfernung urtheilen kann.“

„Ach ja, thun Sie das, Herr Weßner,“ bat Helene, mit dem Maler näher kommend, „wie mich das amüſirt!“

Die junge Engländerin hatte ſich raſch erhoben, ihre linke Hand auf den Rand der Chaiſelongue geſtützt, worauf Weßner ein wenig an ihrer Stellung korrigirte, ſowie ihren Kopf etwas wandte, um ein vortheilhafteres Dreiviertel-Profil ihres Geſichtes zu erlangen.

Der Freiherr war unterdeſſen zurückgetreten, die Augen mit ſeiner linken Hand beſchattend,

während er mit dem Daumen der rechten ähnliche Kurven in der Luft beſchrieb, wie vorhin vor dem Bilde; dann ſagte er: „So, meine ich, wäre die Haltung vortrefflich, und wollen wir das raſch ein bischen ſkizziren;“ er griff an ſeine Bruſttaſche, um gleich darauf achſelzuckend hinzuzufügen: „ich kann mich leider noch immer nicht daran gewöhnen, ſtets das Handwerkszeug bei mir zu führen, darin iſt Arthur ſchon ganz anders; leihe mir einen Augenblick Dein Skizzenbuch, oder weißt Du was, mache die paar leichten flüchtigen Striche, nachdem ich noch etwas Weniges, aber ſehr Nothwendiges an der Drapirung des Gewandes geändert.“

Worin aber dieſe nothwendigen Aenderungen beſtanden, war nicht leicht abzuſehen, denn Alles blieb ſo ziemlich, wie es geweſen, obgleich der Freiherr mit einem großen Aufwande von Bewegungen die Stellung der jungen Engländerin, wie er ſagte, durchkorrigirte, wobei er ein paar Mal gewiß unabſichtlich ihre Hand berührte.

Arthur hatte ſich mit ſeinem Skizzenbuch an den Platz begeben, wo ſein Freund geſtanden, ſchaute einen Augenblick prüfend hinüber und dann flog der Bleiſtift leicht und gewandt über das Papier.

Nachdem dieß ein paar Minuten gedauert, trat der Freiherr dicht neben ſeinen Freund, und als dieſer dann ſagte: „Meinſt Du nicht ſo?“ nahm ihm der Andere Skizzenbuch und Stift mit den Worten aus der Hand: „Erlaube mir ein paar

kleine, aber ſehr nöthig ſcheinende Aenderungen; — hier — hier — und da — auch könnte man die Geſichtszüge ein bischen ſchärfer angeben und die Haltung ein klein wenig korrekter machen. — — — So — — — das genügt zum Entwurf im Großen und zur Vorarbeit, um das Fräulein nicht unnöthig zu ermüden."

„Darf ich die Skizze ſehen?" bat Helene ſchüchtern.

„Warum nicht, wenn Sie ſie als ſolche und das flüchtige Werk eines Augenblicks betrachten wollen; geſtatten Sie mir aber vorher noch einige wenige Striche," ſagte der Freiherr, worauf er ſo that, als korrigirte er das Blatt noch einmal durch, um es alsdann der Frau von Mittow zu überreichen, indem er achſelzuckend hinzuſetzte: „nehmen Sie es aber für das, was es iſt, für weniger als einen flüchtigen Entwurf — für ein Nichts!"

„Ah! ſieh' her, Helene!" rief dieſe im Tone der höchſten Ueberraſchung, — „nein, wie das ſchön und ähnlich iſt — prachtvoll!"

Auch Miß Stanley, die raſch herbeigeeilt war, blickte erſtaunt und zugleich befriedigt in das Skizzenbuch, denn da ſah man allerdings nur mit wenigen Strichen ihre Geſtalt ſo vortheilhaft als möglich aufgefaßt, und ihre Geſichtszüge, obgleich bedeutend verſchönert, doch in ſprechender Aehnlichkeit.

„Ah, Herr Baron," ſagte ſie, nachdem ſie die Zeichnung lange angeblickt, den Zeigefinger unter

einer freundschaftlichen Drohung erhebend, „man kann auch die Bescheidenheit zu weit treiben, ja, hätte ich nicht das Versprechen, von Ihnen gemalt zu werden, dieses Blatt sollte mir um keine Summe feil sein, hoffe es aber doch noch zu erwerben.“

„Es steht ohne Weiteres zu Ihren Diensten,“ erwiederte der Freiherr lächelnd seinen Bart streichend, „wenn nämlich mein berühmterer Freund nichts dagegen hat, da Papier und Bleistift sein Eigenthum sind.“

Arthur Weßner verbeugte sich, und da er zu gleicher Zeit nach seinem Hute langte, so verstand auch sein Freund diese Bewegung und nahm den seinigen ebenfalls, worauf er sich mit einem ungezwungenen vornehm kordialen Händedruck sowohl von Miß Stanley als auch von Frau von Mittow verabschiedete.

Diese wandte sich hierauf an Weßner und sagte zu ihm mit freundlichem Blick und bittendem Tone: „Ich habe mich einer großen Unart gegen Sie anzuklagen und muß mir noch recht spät erlauben, dieselbe wieder gut zu machen, indem ich mich nach dem Befinden Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin erkundige.“

Der Freiherr ließ bei dieser Frage seine Augenlider etwas herabsinken, wobei sein Gesicht einen Ausdruck annahm, wie bei Berührung einer unangenehm tönenden Saite, und wandte sich dann rasch gegen die junge Engländerin, als der Maler

mit einer etwas gezwungenen Verbeugung zur Antwort gab: „Ich danke für Ihre freundliche Erinnerung, gnädige Frau, Madame Weßner befindet ſich, wie ich denke, außerordentlich wohl, nach Ihren letzten Briefen wollte ich ſagen, ſie hat es vorgezogen, noch etwas im Süden zu verweilen, bis ich mich hier — eingerichtet habe, — ſie verweilt augenblicklich am luganer See.“

„Doch hoffe ich,“ warf Miß Stanley raſch ein, „meine ſchöne, mir als ſo liebenswürdig geſchilderte Landsmännin im Laufe des Winters kennen zu lernen; jetzt, da ich das Vergnügen Ihrer Bekanntſchaft habe, ſoll mir Madame Weßner nicht entgehen, denn Sie werden doch hier nicht wieder wie in Rom in ſo gänzlicher Abgeſchiedenheit leben wollen; ich hatte nur ein einziges Mal dort das Vergnügen, Ihre Frau aus der Entfernung zu ſehen.“

Der Maler verbeugte ſich ſtumm, da ſein Freund für ihn zur Antwort gab: „Wir Künſtler ſind ein eigenthümliches Geſchlecht; Freiheit und gänzliche Unabhängigkeit gehört mit zu unſerer nothwendigen Lebensluft, ſelbſt goldene Feſſeln und Roſenketten beengen uns, beſonders meinen berühmteren Freund, dem in gewiſſer Beziehung die leichtere Art des Lebens und des ſich Gehenlaſſens abgeht, und muß man ihm darin ſeinen Willen laſſen — zuerſt kommt die Kunſt, dann die ſüßen Annehmlichkeiten unſeres Daſeins,“ fuhr er mit einer Verbeugung fort, um

im zwanglosen Tone hinzuzusetzen: „und endlich auch das Geschäftliche, weßhalb ich mir im eigenen Interesse zu sagen erlaube, daß ich Ihnen sogleich schreiben werde, sobald ich so weit bin, Sie zu einer ersten Sitzung bei mir sehen zu können."

„Wozu deßhalb schreiben, Herr Baron?" fragte die junge Engländerin in unbefangenem Tone. „Besuchen Sie mich; auch Mama wird sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Sie reichte ihm die Hand, und nachdem die Thür sich hinter den beiden Herren wieder geschlossen hatte, meinte Frau von Mittow lachend: „Was denkst Du, wäre der Herr Baron von Reckenstein nicht gleichfalls der Mühe werth, ein Vielliebchen à la grünes Blatt mit ihm zu essen?"

Einen Augenblick blieb Miß Stanley die Antwort schuldig, da sie nachdenkend vor sich hinblickte, und sagte dann in einem ruhigen geschäftlichen Tone: „Nein, nein, das müßte anders angefaßt werden, ich will sehen, wie er sich bei den Sitzungen benimmt, und hoffe dabei zu erfahren, was überhaupt an ihm ist — er ist ein tadellos schöner Mann, ein beau, und bei Denen muß man mit großer Vorsicht zu Werke gehen, und genau untersuchen, ob nicht Alles falsche Vergoldung ist — — ehrlich gesagt, Helen', ist und bleibt es immer noch — Rosenthal, der den größten Eindruck auf mich gemacht."

„— — Ja, ich begreife es," seufzte die kleine

Frau, indem sie sich abwandte, um ihr Album zu schließen und wegzulegen.

Auf der Straße angekommen schob Arthur Weßner seinen Arm unter den des Freundes, und als sie so mit einander fortgingen, sagte dieser: „Es scheint das ein ganz angenehmes Haus zu sein — diese Mirbels. Reich?“

„Sehr reich.“

„Kinder?“

„Nur Frau von Mittow, die Du gesehen.“

„Und wer ist Mittow?“

„Ein an sich sehr unbedeutender und etwas leichtsinniger Kavallerieoffizier, der die reiche Erbin wohl nie bekommen hätte ohne Schwester des Kommerzienraths Mirbel, welche diese Partie zu Stande brachte, nachdem Mittow das Glück gehabt, Rosenthal im Duell und gewissermaßen zur Ehre der Familie schwer zu verwunden.“

„Ah, bei welchem Du Zeuge warst; — — wie es mich verlangt, Deinen Herrn Schwager Rosenthal endlich einmal zu sehen!“

Weßner machte eine unmuthige Bewegung, ehe er zur Antwort gab: „Laß die Klugheit walten und mäßige Dein Verlangen; je später Du mit ihm zusammenstößest, um so besser wird es sein. Jedenfalls vergiß nicht, daß ich die Vorhand habe, und das Terrain hier und ihn genau genug kenne, um mit äußerster Vorsicht zu Werke zu gehen.“

„Zugestanden, aber vergiß auch Du nicht, daß

er ein elender Kerl ist, der von Deiner heißblütigen Jugend, von Deiner naiven Künstlernatur profitirte, um seine Maitresse an den Mann zu bringen."

„Du weißt, Egon, daß mich diese nicht ganz korrekte Auffassung verletzt," erwiederte der Andere in einem etwas barschen Tone, „ich bin unglücklich genug geworden durch ein Zusammenwirken furchtbarer Umstände und Zufälligkeiten — sei so barmherzig, mich nicht zu dem Glauben zu zwingen, ich sei nichts, als das lächerliche Opfer eines elenden Intriguenspiels."

„Nennen wir das meinetwegen eine großartige Komödie," spottete der Freiherr von Reckenstein; „ein erhabenes Schauspiel, in welchem hohe und allerhöchste Personen ihre Rollen mit Kunst und Geschick darstellen."

„Egon!"

„Nun ja, ich schweige, Du sollst Recht behalten, bis Du endlich einmal Dein vollkommenes Unrecht oder Unglück einsiehst. — Reden wir von etwas Anderem. Was wollte ich doch fragen? Ist der alte Mirbel ein Enthusiast?"

„Durchaus nicht, er ist ein klarer, ruhiger und besonnener Geschäftsmann."

„So hat es also wohl seine Richtigkeit mit den vielen Millionen dieser Miß Stanley?"

„Ich zweifle nicht im Geringsten daran. Erinnerst Du Dich nicht mehr, wie letzten Winter in

Fluſſes, der einſt für die größten Schiffe fahrbar war, bis ins Meer hinaus, und der jetzt von hier bis Sevilla kaum einen elenden Fiſcherkahn zu tragen im Stande iſt.

Ich war von meinem Pferd abgeſtiegen, und während ich den Abhang hinabſchritt gegen den Guadalquivir, dachte ich ſo lebhaft an die gewaltige Geſchichte, die ſich hier in dieſer Ebene abgerollt, an die wilden Kämpfe um Cordova zwiſchen Gothen und Mauren, und an die noch blutigeren, lange Jahre dauernden der Mauren gegen Mauren um die Oberherrſchaft der Stadt und des Reiches. Jetzt lag Cordova ſo ſtill und friedlich da; von leiſem Winde getragen ſchwamm der Klang einer Glocke zu uns herüber und das rothe Licht der Abendſonne küßte mit gleicher Liebe die ewigen Berghäupter droben, die in gleicher Pracht und Majeſtät wie vor Jahrtauſenden daſtanden, ſo wie die arme, zurückgekommene Stadt und die Ruinen der ehemals ſo ſtolzen Königsburg.

Der Guadalquivir fließt hier in einem tiefen Bette, an deſſen Ufern ſchattige Kaſtanien ſtehen, die ihre Zweige in das klare dunkelgrüne Waſſer erſtrecken. Die alte, prächtige Brücke, die Cordova beſitzt, iſt weiter unterhalb bei der großen Straße nach Sevilla. Hier, wo wir ankamen, verſieht eine alte gebrechliche Fähre den Dienſt, und der Fährmann, der vor ſeiner Hütte lungerte, machte trotz unſeres lauten Rufens zuerſt lange keine Anſtalt uns hinüberzubringen. Der Grund war, daß ſein ſcharfes, ſpekulatives Auge auf der Höhe einige Reiter zu Eſel bemerkt hatte, die ebenfalls nach Cordova wollten, und auf die wir warten mußten. Endlich war alles eingeſchifft, und wir ſetzten uns langſam in Bewegung. Drüben angekommen, befanden wir uns ſogleich im ehemaligen Weichbilde der Stadt, in einem Garten voll ſüdlich ſtrotzenden Pflanzenwuchſes, welcher Cordova auf drei Seiten mit einem breiten Gürtel einfaßt. Vom Guadalquivir bewäſſert ſind dieſe Gärten und Felder mit allen Wundern der üppigen Vegetation geziert, von Wegen mit Hecken blühender Cactus und Aloen durchſchnitten, ſo groß und dicht, daß ſich Roß und Reiter dahinter

Rom bei dem Feſte, das Torlonia gab, der Fürſt ſie ſelbſt zum Souper führte?"

„Du haſt Recht, das heißt in's Verſtändliche überſetzt: ‚ein Kreditbrief ohne Grenzen'. — — Doch wohin gehen wir eigentlich?" fragte Reckenſtein ſtehen bleibend.

„Ich habe in Erfahrung gebracht," ſagte Arthur Weßner, „daß mein ehemaliges Atelier mit einem andern daneben zufällig zu haben iſt, und wenn es Dir gefällt, wollen wir beide nehmen. Es drängt mich, meine trüben Gedanken durch Arbeit zu verjagen."

„Ein guter Gedanke — gehen wir!"

Bald hatten ſie die ſtille Straße erreicht, wo in einem großen, aber unanſehnlichen Hauſe Weßner vor Jahren gemalt, wo er Miß Ellen geſehen, wo er ſo unglücklich geweſen, und dann ſo glücklich geworden; wo er den ſchönſten Traum ſeiner Jugend verlebt, einen Traum voll Liebesluſt und Liebesglück, aus dem er jetzt ſo furchtbar erwacht war, oder vielmehr gewaltſam aufgerüttelt worden, daß ihm in jähem Schrecken darüber all' die lieben Geſtalten und Bilder, die damals ſeine Seele erfüllt, heute wie koboldartige, teufliſch grinſende Larven erſchienen.

Und doch erging es ihm, als er das Haus wieder betreten, wie es Manchem, ja Jedem mit fühlendem Herzen in ähnlichen Verhältniſſen ergeht. Der dunkle Hausflur, die alten Treppen füllten ſich plötzlich für ihn mit lebendigen, ach ſo lieben,

wenn gleich wehmüthigen Erinnerungen. War es ihm doch, als sei es gestern geschehen, daß er freudestrahlend heimkehrte, nachdem er sein erstes großes, ehrenvoll prämiirtes Bild verkauft, als der Name des jungen Künstlers plötzlich berühmt geworden, als er mit so unendlicher Lust und Liebe arbeitete, bis — bis — sie erschienen war, die mit ihrer unaussprechlichen Anmuth und Schönheit so zerstörend in sein Leben griff.

Aber auch auf ihr Bild wirkten die wohlbekannten Räume mild und beruhigend, und als er langsam, mit gesenktem Haupte die Treppen hinaufging, war es ihm gerade, als husche ihre Gestalt an ihm vorüber, nicht übermüthig froh oder siegesbewußt nach erreichtem Ziele, sondern bleich, bekümmert, mit verstörtem Blick, wie sie damals diese Stufen hinabgeflohen war, mit dem festen Entschluß, ihn, den sie doch so unendlich liebte, als seiner unwürdig, nicht wieder zu sehen.

Ja, dieses Bild wurde so furchtbar lebendig in ihm, daß er plötzlich stehen blieb und gedankenlos in's Leere starrend kaum vernehmlich flüsterte: „Sie war es ja doch, die vor mir floh und fliehen wollte, weit über das Meer hinüber auf Nimmerwiedersehen."

Der Freiherr von Reckenstein war ein paar Stufen tiefer gleichfalls stehen geblieben und sagte nun im trockenen Tone mit einem kalten Lächeln: „Ganz recht, mein Lieber, das war am Ende des

zweiten Aktes des gewiſſen Schauſpiels, aber im dritten kam die kunſtvoll eingeleitete und ſo famos gelungene Entſündigung, wo man ſich wieder finden ließ, nicht von Dir geſucht, ſondern Dich droben erwartend, eine rührende Szene der unglaublichſten Art — gehe doch — und ſei kein Kind!“ fügte er mit einem verächtlichen Achſelzucken bei; „dergleichen Orte, wie dieß alte Haus hier, wo man gelebt, geliebt und gelitten, ſind ſtets mit ſolchen Phantomen bevölkert; ſchau klar um Dich, thue einen tiefen Athemzug, rufe herzhaft — Alles vorüber! — und ſie verſchwinden.“

„Allerdings, ſie verſchwinden,“ ſtöhnte Arthur ſchmerzlich tief aus der Bruſt.

„Dann ſorge auch dafür, daß ſie nicht wieder kommen,“ erwiederte der Andere in aufmunterndem Tone; „ſei ein Mann und zerreiß' vollends die ſchmählichen Ketten, die ich Dir lockern half.“

„Mit Deiner Hülfe — ja — denn ich fühle es unter Beben, wie die Erinnerung mich wieder mit feſten Fäden zu umſpinnen droht — und hier in dieſem Hauſe ſo begreiflich,“ ſetzte er, wie ſich entſchuldigend, hinzu.

„Nun ja, ſo laß das auch jetzt überwunden ſein; vorwärts und aufwärts!“

„Hoffentlich ja,“ ſagte Weßner, und ſetzte ſo leiſe hinzu, daß es der Andere nicht verſtand: „aber droben, droben werde ich noch einen harten Stand haben mit den Geiſtern verſchwundener Tage.“

Weßner eilte dem Baron, ſtets zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppen des Künſtlerhauſes hinan, ſeinem Freunde weit voraus, haſtig unruhig, woher es denn wohl auch kam, daß er droben an der Thüre ſeines ehemaligen Ateliers tief und ſchwer athmend ſtehen blieb, mit ſcheuem Blick die weißgetünchten Wände des Vorplatzes überſchauend, wo er an flüchtigen, halbverwiſchten Kohlenſtrichen noch Spuren kleiner Differenzen ſah, die er mit Freunden gehabt, über die Verkürzung eines Armes, über den Ausdruck eines Kopfes oder die ſchwierige Wendung einer Hand, — o welch' ſchmerzliches Zurückrufen einer fröhlich verlebten Jugend und Künſtlerzeit — Alles vorüber!

An der Thüre des Ateliers war ein Zettel angeklebt, auf dem die Worte ſtanden: „Zu vermiethen. Auskunft wird nebenan gegeben Mittags zwiſchen zwölf und ein Uhr."

„Das ſtimmt nun gerade nicht mit der Zeit," meinte der Freiherr von Reckenſtein, der langſam nachgekommen war und ebenfalls geleſen hatte, „weßhalb wir wohl wieder unverrichteter Sache abziehen müſſen. — Wer mag nebenan wohnen?"

„Jemand, der, wenn er uns öffnet, für Dich gleichfalls von großem Intereſſe ſein wird — laß Dich überraſchen."

Damit trat er an die Nebenthür und that in Zwiſchenpauſen drei kurze Doppelſchläge, ein Geheimzeichen, das denn auch ſogleich ſeine Wirkung

that. Die Thüre öffnete ſich zu einer kleinen Spalte, um dann unter einem Ruf der Ueberraſchung weit aufgeriſſen zu werden, worauf eine eigenthümliche Erſcheinung auf der Schwelle erſchien, dem Geſichte und den Körperformen nach eine Frau, während der Anzug, eine etwas ſchmierige Jagdjoppe, beſonders aber ein kurzer Pfeifenſtummel, für das andere Geſchlecht ſprachen. In der einen Hand hielt dieſes Weſen Malſtock und Palette, in der anderen einen Pinſel, den es aber jetzt quer in den Mund nahm, um zur Begrüßung eine Hand darzubieten, die denn auch von Weßner mit ſeinen beiden ergriffen und kräftig geſchüttelt wurde.

Dann traten alle Drei in das Atelier, der Freiherr mit einigem Staunen, das ſich indeſſen noch bedeutend vergrößerte, als er nach flüchtigem Kopfnicken, ohne den Hut abzunehmen, in ſeiner ungenirten Art vor eine Staffel trat, auf der ein faſt fertiges, ziemlich großes Bild ſtand, zwei elegante, geſattelte Reitpferde darſtellend, deren Zügel von einem rieſigen Neufundländer mit den Zähnen gehalten wurden, während Reitpeitſche und Handſchuhe am Boden lagen. Die Landſchaft ſtellte links einen ausgefahrenen ſtaubigen Feldweg vor mit überhängenden dichten Buchenzweigen, unter deren Schatten die Pferde ſtanden, während rechts ein Haag, aus Stangen und geſpaltenen Brettern beſtehend, ein eben umgepflügtes Ackerfeld zeigte, und ſah man hier ein ſchweres Arbeitspferd mit einem

Ochsen am Pfluge gespannt, letzterer neugierig über den Zaun hinweg die fremden vornehmen Herrschaften beschauend, während neben dem tief gesenkten Kopfe des Ackergaules ein kleiner weißer Rattenfänger stand, aufmerksam die Ohren spitzend; auf dem Ackerfelde aber, welches an helle Wiesenflächen grenzte, die sich bis zu einem fernen Höhenzuge ausdehnten, wogte und flimmerte die sonnige Glut eines heißen Herbstmittags.

Und wie war das gemalt? Während den Beschauer förmlich die Kühle des Buchenschattens erfrischte und er den Dunst schon abgefallener gelber Blätter roch, fühlte man drüben die sengende Hitze, sowie den eigenthümlichen Duft, der den frisch aufgebrochenen Erdschollen entströmt.

Der Freiherr warf einen fast verlegenen Blick auf die seltsame Gestalt, die bei Weßner stand und mit ihm plauderte, dann zog er langsam seinen Hut, ging zu den Beiden und sagte: „Da mein guter Freund vergessen, mich Ihnen vorzustellen, so muß ich das schon selber thun — Freiherr von Reckenstein, auch etwas Maler, der Ihnen seine Freude ausdrückt, die Bekanntschaft einer so großen und berühmten Künstlerin gemacht zu haben."

„Wir fanden uns in Rom," schaltete Weßner ein, als sich Angelika etwas linkisch verbeugte, „und ich kann Dich versichern, daß Reckenstein so vortreffliche Eigenschaften besitzt, um es auch unter uns vergessen zu machen, daß er nebenbei Freiherr ist."

„Leider iſt, muß ich hier ſagen," meinte der Betreffende; „wär' ich doch glücklicher, wenn ich mich Ihnen einfach als Maler Reckenſtein hätte vorſtellen können und als ſolcher gekannt wäre."

„Das wird Alles noch kommen," ſagte Angelika kurz lächelnd, „denn wenn Der da," dabei zeigte ſie mit ihrem Pfeifenſtummel auf Weßner, „Sie bei mir als Künſtler einführt, ſo muß ſchon was an Ihnen ſein. Setzen Sie ſich doch und auch Du, Weßner." Damit ſtreifte ſie, nachdem ſie Malſtock, Palette und Pinſel irgendwo untergebracht, einige Mappen und Blätter von einem Divan, deſſen Ueberzug zerriſſen und ziemlich unſauber war, und als ſich die Beiden niedergelaſſen, fuhr ſie, vor Arthur ſtehen bleibend, fort: „Weißt Du auch wohl, mein Lieber, daß Dir körperlich die italieniſche Luft nicht gut gethan hat? Du ſiehſt wahrhaftig ſchlecht und bekümmert aus, auch iſt Dein ſonſt ſo reiches Haar da oben ſtark gelichtet."

„Arbeit, Angelika — viele Arbeit und Sorgen."

„Ei was, Arbeit und Sorgen, bei Deinem Namen! Meinſt Du, wir hätten keine Nachricht von Dir, wir wüßten nicht, welch' Aufſehen Deine Bilder ſelbſt in Rom gemacht? — alſo brauchſt Du nicht unter Sorgen zu arbeiten, und was andere Sorgen anbelangt, ſo haſt Du doch wahrhaftig kein Recht, davon zu reden, Du Glücklicher, der auch darin das große Loos gezogen, und ich finde es

schändlich von mir, daß ich mich jetzt erst nach meiner guten, lieben, treuen Ellen erkundige."

Als die Malerin das sagte, belebten sich ihre trockenen, harten Gesichtszüge augenscheinlich auf außergewöhnliche Art, um aber alsdann plötzlich einen starren, erstaunten Ausdruck anzunehmen, als Weßner in kaltem, gleichgültigem Tone zur Antwort gab: „Es geht ihr gut, wie ich denke, ich will Dir später davon erzählen."

„Lieber jetzt gleich," erwiederte Angelika, wobei sie ihre Hand auf Weßner's Schulter legte; doch war dessen Aufmerksamkeit durch eine leise Berührung seines Freundes vielleicht absichtlich gerade jetzt erst auf etwas in dem Gemache gelenkt worden, wohin nun auch Arthur so auffallend seine Blicke richtete, daß sich selbst die alte Malerin umwenden mußte.

Dieses Etwas saß oder hockte vielmehr oben auf einer hölzernen Staffeleitreppe, und war ein Mann in mittleren Jahren, von kurzer gedrungener Gestalt, gesundem rundem Gesichte, fahlblondem Haar und röthlichem Vollbart. Er trug einen Anzug von braunem, schon etwas abgeschabtem Wollenstoffe, an den Füßen beschmutzte, breit ausgetretene Schuhe, und schien es in Bezug auf Wäsche durchaus nicht genau zu nehmen, denn das Einzige, was man von diesem Artikel an ihm sah, bestand in einem gelben Hemdkragen, der vorn von einer strickähnlichen schwarzen Halsbinde zusammenge-

halten wurde. Bis jetzt hatte er von den Fremden durchaus keine Notiz genommen, sondern saß da, unbeweglich, starrte in's Zimmer hinein und rauchte mit bewunderungswürdiger Kraft und Ausdauer eine Cigarre, die er abwechselnd bald in den linken, bald in den rechten seiner saftigen Mundwinkel rollte.

„Ah so," sagte Angelika in gleichgültigem Tone, den Blicken der Beiden folgend; „das ist auch ein Kollege und ein tüchtiger obendrein, komm' herunter, Melber!" befahl sie alsdann, und setzte hinzu, als sich die braune Gestalt langsam in Bewegung setzte und dann näher kam: „Dieß ist Arthur Weßner, von dem Du weißt, und das ist ein anderer Mann, der gleichfalls malt."

„Freiherr von Reckenstein," nannte sich dieser, wobei er mit vornehmer Miene die Augenlider etwas herabsinken ließ. Doch weder Name noch Miene schien einen besonderen Eindruck auf Herrn Melber zu machen, wogegen er sich mit einer grinsenden, etwas verlegenen Freundlichkeit gegen Weßner wandte und ihm seine Hand darreichte, die, obgleich etwas schmierig und schweißig, auch mit Trauernägeln versehen, doch von dem Freunde Angelika's, allerdings mit einiger Vorsicht, ergriffen wurde.

„Der gute Melber," sprach die alte Malerin, ihn leicht am Kopfe tätschelnd, „hat ein großes Talent, enormen Fleiß und tüchtige Studien gemacht, doch hat er einmal etwas läuten gehört von

Spezialitäten in der Kunſt und dergleichen, und hat das nicht ſo verſtanden, daß man Hiſtoria, Genre, Landſchaft, Obſt und Blumen, und was es noch mehr gibt, auseinanderhalten ſoll, ſondern er warf ſich ſpeziell auf die Heuſchrecken und brachte es darin zu einer fürchterlichen Virtuoſität. Du mußt das ſpäter zeigen, Melber — Heuſchrecken und Grashüpfer, Du lieber Gott, wer kauft Heuſchrecken!"

„Allerdings, wer kauft Heuſchrecken!" pflichtete der Freiherr aus Artigkeit gegen die große Künſtlerin bei, während der Betreffende ein Geſicht machte, wie ein tüchtig ausgeſcholtener Schulknabe.

„Dann verſuchte er es mit Kieſeln, bunte, glatte, trockene, oder von kryſtallhellem Waſſer ſanft überrieſelte, — ah — ah, aber gleich ſo, daß die Vögel zum Saufen hinflogen, — doch verwandeln ſich ſelbſt die ſchönſt gemalten Kieſel nicht in Brod und man kann dabei verhungern."

„Gewiß — was iſt ihnen Hekuba!" — lächelte gefällig der Freiherr.

„Nun wohl, dann wurde er einen Schritt geſcheidter und begann Stoffe zu malen. — Na — ihr werdet das ſehen, Stoffe zum Schreien entzückend, ich fürchte mich auch nicht vor einem alten Sammet oder einem ſchweren Atlaßkleide, und eben ſo wenig Du, Weßner; — 's iſt aber Alles Schund dagegen, bringe auch davon etwas mit, Melber!" befahl Angelika, und als er gehorſam nach einer Ecke ging, wo verſchiedene Bilder verkehrt an der Wand ſtan-

verbergen können, und dieſe gelben Streifen des ſandigen Weges von dunkelm Grün eingefaßt, verlieren ſich nach dem Gebirge hin allmälig in ſchattige Wälder von kräftigen Eichen und Kaſtanien. Nie werde ich den kurzen aber wunderbaren Ritt vom Ufer des Guadalquivir nach der alten Stadt Cordova vergeſſen. Der tiefe Ton der Glocken ſchwamm in der lauen Abendluft und klang ſo friedlich und beruhigend. Hinter uns hatten wir die wilden Steinwege der Sierra Elvira, und während wir auf weichem Sandboden ritten zwiſchen rieſenhaften Aloenhecken, von denen oft die Dritte noch mit ihrem prachtvollen dreißig Fuß hohen Blüthenſtengel geziert war, an eingeſtürzten maleriſchen Mauerreſten vorbei, Reſte jener uralten Mauern, hinter denen einſt die Araber vergeblich dem heiligen Ferdinand zu trotzen vermeinten; zertrümmerten, jetzt einſam ſtehenden Thorbogen entlang, an deren Wölbung man noch deutlich die zierliche Hufeiſenform erkannte, die von freundlichen Palmen überragt waren, ſogen wir begierig den würzigen Duft der Orangenblüthen ein, der aus den benachbarten Gärten zu uns herüberdrang.

Am Stadtthor von Cordova verſchwand freilich alle dieſe Poeſie, wenigſtens für den Augenblick, da wir uns einer genauen Viſitation unſerer Effecten unterwerfen mußten. Leider war unſere Reiſekaſſe ſo zuſammengeſchmolzen, daß wir mit den paar Peſeten ſparten, durch welche wir die Zollbeamten hätten beſtechen können. Schon früher bemerkte ich, daß in Spanien nicht räthlich iſt, mit vielem baarem Geld zu reiſen. Obgleich wir nun einen Kreditbrief auf Cordova hatten, ſo konnten wir, da es ſchon ſpät war, doch wahrſcheinlich erſt morgen Gelder erheben und hatten eben noch ſo viel übrig, um unſern getreuen Alonzo auszubezahlen.

Durch ſtille, öde menſchenleere Gaſſen, wo wir deutlich an vielen Häuſern ſahen, daß ſie dem Verfall nahe und nicht bewohnt ſeien, ritten wir längere Zeit aufwärts und gelangten endlich in die Fonda de las Diligencias, ein altes, äußerlich unſcheinbares, Haus, in enger Gaſſe gelegen, aber mit einem reizenden Hofe, den ein Bogengang von korinthiſchen Säulen umgab, deſſen Fuß-

den, fuhr ſie achſelzuckend fort: „Prächtige Stoffe malt er allerdings, aber auf die verrückteſte Art von der Welt, zum Beiſpiel einen Tiſch oder eine Stellage, wo Atlaß, Sammet, Leinwand, Spitzen bunt durcheinander liegen wie in einem Modewaarenlager, wer kauft denn ſo etwas — gib her, Melber!“ Dabei nahm ſie dem Herankommenden ein kleines Bild aus der Hand, auf welchem ſich eine unübertrefflich gemalte grüne Heuſchreckenfamilie, Thiere der größten Gattung, befand.

„Greulich ſchön,“ ſagte der Freiherr, während Weßner das kleine Gemälde mit beiſtimmendem Kopfnicken betrachtete.

„Kieſel mit Waſſer,“ lachte Angelika, ein zweites Bild zeigend, und nach Betrachten deſſelben ſchaute Weßner nachdenklich auf Herrn Melber und ſagte dann: „Sie haben allerdings ein großes Talent.“

„Nun ſchaut aber ſeine Stoffe!“ rief Angelika, den dritten Rahmen in recht günſtigem Lichte haltend, worauf der Freiherr einen lauten Ausruf der Bewunderung nicht zu unterdrücken vermochte und wahrhaft enthuſiaſtiſch ausrief: „Beim Himmel, iſt das mit einer Meiſterſchaft gemalt, Herr Melber, ich mache Ihnen mein tiefgefühltes Kompliment!“ Ja, er reichte ihm nach dieſen Worten ſeine Rechte, nachdem er vorher ſeinen neuen Handſchuh mit einiger Beſorgniß betrachtet, ehe er ſie in die ſchmierige Pfote des Künſtlers legte.

„Dieſe drei Bilder hätte er allerdings gut ver-

kaufen können, es gibt auch ſolche Narren, doch behielt ich ſie zu einem höheren Preiſe als Studien für mich und entſchloß mich dabei, etwas aus ihm zu machen. Er zeichnet jetzt Figuren nach meiner Anleitung und hat ein Bild beinahe fertig, das ihr auch ſehen ſollt, und womit er einen beſſeren Weg betritt. — Da ſchaut her!" Sie drehte ein Bild um, das auf einer zweiten Staffelei verkehrt ſtand, eine kleine, reizende Kompoſition und vortrefflich gemalt. Ein junges Mädchen, in ſchweren weißſeidenen Stoff gekleidet, zwiſchen Grün an einem Bache ſtehend, in dem ein kaum merklicher Waſſerſchleier über leuchtende Kieſel fließt, während ein paar dunkelblaue Libellen auf einem ſchräg hereinfallenden Sonnenſtrahl ſpielen. „Figur und Kopf ſind allerdings von mir," ſagte Angelika.

„Auch Grün und Himmel kannſt Du nicht verleugnen," meinte Weßner; „aber Du haſt Recht, ſein Talent auf ſolche Art zu unterſtützen."

„Ganz mein Gedanke," ſagte eifrig der Freiherr, „warum ſoll man einander nicht aushelfen; warum ſoll man ſich ſcheuen, auf ſolche Art aus einem guten Bilde ein Meiſterwerk zu machen?" Er ſagte das, aber nur mit flüchtigem Blick auf die Kompoſition Melber's, während ihn die gemalten Stoffe deſſelben, von Angelika vor ihr eigenes Bild geſtellt, auf's Höchſte zu intereſſiren ſchienen, beſonders ein veilchenblauer Sammet, deſſen Falten

und Brüche aber auch in einer nie geſehenen Wahrheit leuchteten.

„Das wäre ein Stoff für Miß Stanley's Kleid," dachte er, „ſo gemalt, müßte das Aufſehen erregen; — und warum ſollte ich es nicht ſo malen — laſſen — von dieſem Melber, der mir ein armer Teufel zu ſein ſcheint? — eine vortreffliche Idee, fangen wir an, ihn uns geneigt zu machen." Er ging auf den Betreffenden los, wobei er ſein Cigarrenetui hervorzog und Melber von dem Inhalt anbot, indem er ſagte: „Wahrhaftig, ich habe heute einen glücklichen Tag, ſo in dieſe volle ſchöne Kunſtwelt hinein zu fallen."

„Da ſchaffen wir denn hier mit einander," ſagte Angelika in gleichgültigem Tone zu Weßner, „ergänzen uns gegenſeitig, denn ich finde kein Arg darin, mir von ihm etwas Sammet oder Seide malen zu laſſen, wohnen auch drüben, Thür neben Thür, und wenn es mir auch einerlei iſt, ob man darüber Gloſſen macht, ſo wollen wir doch der böſen Welt die Freude nicht gönnen, und haben deßhalb beſchloſſen, uns in den nächſten Tagen zu heirathen."

Hätte der Neufundländer auf dem Bilde der alten Malerin plötzlich zu bellen angefangen, ſo würde Arthur Weßner und ſelbſt der Freiherr nicht mehr überraſcht geweſen ſein, als ſie es durch dieſe Worte waren; ja, Arthur fuhr faſt erſchrocken zurück, als er ausrief: „O, Du machſt einen Spaß,

Angelika! Du, welche ſtets die Roſenketten oder Feſſeln verlachteſt, die man Ehe nennt, — ſage, daß Du geſcherzt haſt."

„Durchaus nicht," entgegnete ſie ruhig lächelnd, „Du nennſt das Ehe, nun ja, es iſt vor den Augen der Welt ſo etwas; — ich aber heiße das Kunſtgenoſſenſchaft."

„Unglaublich, Angelika."

„Ich habe mir nun einmal vorgenommen, aus dieſem guten Melber etwas Tüchtiges zu machen, und damit ich mich vor allen unangenehmen Nachreden bewahre, heirathe ich ihn eben und halte ihn feſt — iſt's nicht ſo, Melber?"

„Ja," grinste dieſer freundlich.

„Und ſchon in den nächſten Tagen?" fragte der Freiherr in beſorgtem Tone; „da werden Sie wahrſcheinlich eine längere Hochzeitsreiſe machen. Wie würde ich es bedauern, Sie nach ſo kurzer Bekanntſchaft wieder zu verlieren!"

„Hochzeitsreiſe? Daran habe ich nicht gedacht, und auch Melber nicht, hätte auch bei meinen vielen Beſtellungen keine Zeit dazu. Ueberhaupt," fuhr ſie fort, „iſt das ja bei uns nur eine bloße Ceremonie. Wir gehen auf's Rathhaus, laſſen uns dort kopuliren und ſpeiſen nachher mit ein paar guten Freunden, wobei ich an Dich gedacht habe, Arthur."

„Angelika in Brautkranz und Schleier!" rief dieſer ſchon herzlich lachend, „wer mir das vor einer

Stunde gesagt hätte; aber ich nehme Deine Einladung an, sei es auch nur, um Dich im bräutlichen Schmucke zu sehen."

„Unsinn — bräutlicher Schmuck, darüber hatte ich schon eine kleine Differenz mit Melber."

„Du wirst doch weiße Seide tragen?" fragte Weßner lustig, „meinen Sie nicht auch, Herr Melber?"

„Schwarze hatte ich ihr vorgeschlagen," kicherte dieser, „doch hat sie für uns Beide zwei neue Joppen gekauft und grüne Hüte mit Gemsbart und Spielhahnfeder."

„Damit man nicht wissen soll, wer von euch Beiden der Mann oder Herr im Hause ist," platzte Weßner krampfhaft lachend heraus, „das ist ja eine unglaubliche Idee, Angelika."

„Es ist meine Landestracht," erwiederte die alte Malerin in ernstem Tone; „und ich habe mich einmal an die Joppe gewöhnt, doch mäßige Deine Heiterkeit, — ich habe eingesehen, daß das dumme Volk eine solche Pietät nicht zu würdigen versteht, und werde deßhalb die neue Joppe erst beim Essen tragen. Bist Du nun zufrieden?"

„Mir könnte es am Ende gleichgültig sein, aber es würde mich doch amüsiren, Dich im Brautschmuck zu sehen."

„Nun gut, die Freude sollst Du haben," gab Angelika mit einem ernsten Kopfnicken zur Antwort; „ich habe da unter meinen Kostümen das Hochzeitskleid einer österreichischen Erzherzogin aus

dem siebenzehnten Jahrhundert, die von meiner Gestalt gewesen sein muß. Das werde ich anziehen, er in der Joppe repräsentirt Tyrol und ich das Reich. Ich meine, das wäre eine glückliche Zusammenstellung — wollt ihr das schöne Kleid sehen?"

Da bei dieser Frage auf ihrem Gesichte keine Spur von Scherz oder Ironie zu entdecken war, so mäßigte auch Weßner seine Heiterkeit und entgegnete, ihr die Hand reichend: „Nein, ich danke Dir, Angelika, ich will mich vollständig überraschen lassen, nehmt aber Beide meinen herzlichsten Glückwunsch."

Eines Aehnlichen entledigte sich auch der Freiherr von Reckenstein, und meinte dann, seine Uhr hervorziehend, gegen Arthur gewendet: „Zeit ist Geld, und möchte ich doch, wenn es Dir recht ist, einen Blick in die Ateliers werfen."

Angelika nahm stillschweigend einen Schlüssel von der Wand, und nachdem sie ihre erloschene Pfeife wieder angezündet hatte, dampfte sie voraus.

Da trat denn nun Weßner nach jahrelanger Abwesenheit wieder in die alten, bekannten Räume, und die Bilder, die ihn schon beim Eintritt in's Haus umschwebt, drohten ihn hier vollständig zu überwältigen; da standen seine Staffeleien, die er seinem Nachfolger überlassen; auch einige der alten, hochlehnigen Stühle, und dort in der Ecke der alte Divan, dessen Anblick ihn am tiefsten ergriff, denn

auf ihm hatte Ellen geruht in jener seligen Zeit, wo er die Unbekannte für eine vornehme Dame aus den höchsten Gesellschaftskreisen gehalten — war es ihm doch damals, selbst unbewußt, zum größten Theil die glänzendste Eroberung gewesen, was seine Leidenschaft entzündet und die ersten Fesseln um sein Herz gelegt. Alles vorbei!

Der Freiherr fand die Räume, das größere Atelier und ein kleineres nebenan für sich, ganz nach seinem Geschmack, und da er sich bei ähnlichen Veranlassungen nie um die Prosa des Miethpreises oder ähnlicher Kleinigkeiten zu bekümmern pflegte, so überließ er das auch heute seinem berühmteren Freunde, schützte ein paar dringende Geschäfte vor und ging, um ihn in diesen Verhandlungen auch nicht im Geringsten zu geniren. Angelika hatte sich auf den Divan niedergelassen und rauchte schweigend aus ihrer kurzen Pfeife, wobei sie sich das Kinn mit der rechten Hand rieb und zuweilen aus den Augenwinkeln nach Weßner hinblickte, der, in den wohlbekannten Räumen hastig hin und her gehend, bald hier bald dort etwas mit Aufmerksamkeit betrachtete oder zu suchen schien. „Es scheint," sagte Angelika, „der Anblick Deines ehemaligen Ateliers macht Dir keine besondere Freude."

„Nein, nein — — ich hätte nicht gedacht, daß Alles das so schwer auf mich drücken würde."

„Das machen die leeren Wände und wird schon anders werden, wenn Du Dich mit Deinen sieben

Sachen wieder eingerichtet haſt, und wenn Deine liebe, gute Frau hier ſitzen wird, wo ich jetzt ſitze, um Dir zuzuſchauen und mit Dir zu plaudern, — ja, ja, es taugt nichts, wenn man allein iſt."

Er fuhr haſtig mit der Hand aufwärts über die Stirn, biß ſich auf die Lippen, um erſt nach einer Pauſe in rauh klingendem Tone zu erwiedern: „Ja, darüber wollte ich mit Dir reden, es iſt nicht Alles mehr, wie es war — und wie es vielleicht ſein ſollte."

„Hm," machte ſie mit einem kurzen Lächeln, „das kommt mir auch ſo vor, hoffe aber bei Gott nicht, daß meiner guten Ellen ein Unglück paſſirt iſt."

„Sie allein ſcheint Dich zu intereſſiren, und für das, was ich erlebt habe, für meinen Seelenſchmerz, haſt Du wenig Theilnahme."

„Nun, es däucht mich, das wird ſo innig zuſammenhängen, daß meine Theilnahme für Eines auch für das Andere gilt. — Ich hoffe, Ellen befindet ſich wohl."

„Vollkommen wohl, wie ich nicht anders weiß."

„Du biſt allein hierher zurückgekehrt?"

„Ja, mit meinem Freunde."

„Mit dem, der eben hier war," ſagte die alte Malerin mit dem ausgeſtreckten Daumen nach der Thür weiſend.

„Ja — — Ellen blieb am Luganerſee zurück, weil ſie ſich vor dem nordiſchen Winter fürchtet."

„So — nur deßhalb," bemerkte Angelika in gedehntem Tone, „wenn Du mir das als einzigen Grund angibst, so muß ich damit zufrieden sein und werde nicht weiter fragen." Sie stieß ruhig die Asche in ihrem Pfeifenkopf zusammen, erhob sich und fragte, indem sie sich zum Gehen wandte: „Du nimmst also das Atelier wieder und wirst wahrscheinlich in diesen Tagen einziehen wollen?"

Darauf gab er nicht sogleich eine Antwort, sondern senkte seinen Kopf tief in die beiden Hände, wobei man aber an seinen tiefen hastigen Athemzügen einen schweren inneren Kampf bemerkte, der sich endlich durch einen schmerzlichen Ausruf Luft machte, und ihn zu gleicher Zeit hastig in die Höhe trieb. „Ich hoffe, daß wir Freunde sind und bleiben, Angelika!" rief er dann leidenschaftlich aus, „und hoffe auch, daß Du nicht Partei gegen mich nimmst, der ich schon so namenlos unglücklich bin — Ellen hat mich betrogen."

„Ah, das kann ich kaum glauben!"

„Du weißt das gerade so gut, wie ich selber, ihre ganze Liebe zu mir war eine fortgesetzte Kette von Täuschungen und Heucheleien. Sie fand es nützlich und bequem, ihr vergangenes Leben mit meinem guten Namen zu bedecken."

„Ah, dahin zielst Du, und Du erfuhrst von ihrem früheren Leben mehr, als sie Dir selbst eingestanden?"

„Nun!" rief er aufbrausend, „ich meine, es

brauchte weiters nichts, als das, um meine Anklage von soeben, um meinen entsetzlichen Schmerz zu rechtfertigen."

„Ja, wenn Du das Alles nachher erfahren hättest, so sähe ich Grund zu einigen Klagen. Wie kannst Du Dich aber darüber beschweren, in einen Abgrund gesprungen zu sein, der frei und offen vor Deinen Augen lag, vor dem man Dich gewarnt — ich selbst — weil ich Dein leichtbewegliches, wankelmüthiges Herz kenne. — — Gewarnt aus Liebe zu ihr,' die zu edel, zu gut war, — trotz alledem zu rein — die zu erhaben und großartig dachte, um als Lohn an Deiner Seite so namenlos unglücklich zu werden."

„Du sprichst immer nur von ihr," erwiederte er mit Bitterkeit, „Du denkst nur an ihr selbstverschuldetes Leiden, nicht an das meine."

„Ich denke nur als Weib, wenn ich auch eine Joppe trage und meine Pfeife rauche; ich denke an ihren Seelenschmerz, wenn ich mir vergegenwärtige, welch' fürchterlicher Schlag es für sie gewesen sein muß, als sie, nachdem Deine Liebe erkaltet, dieß zuerst erfahren mußte aus schwachen Zeichen und Andeutungen, die nicht einmal aufrichtig und ehrlich waren, als sie fühlen mußte, daß ihre eigene Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit von Dir nicht so hoch gehalten wurden, um als Schild zu dienen gegen Dein schwaches Herz."

„Ich habe ihr nie einen Vorwurf darüber gemacht," murmelte er, finster vor sich hinblickend.

boden mit Marmor und bunten Fayenceplatten ausgelegt war, und wo uns ein freundlich murmelnder Springbrunnen willkommen hieß; da, wo die Einfahrt in den Hof mündete, war, wie faſt durchgängig in guten Häuſern des Südens, ein Gitterthor von zierlich verſchlungenen Schmideiſenſtäbchen angebracht, das den Blick in den Hof von der Straße aus erlaubt. Der Springbrunnen war ſehr klein mit achteckigem Becken aus blau und weißen Fayenceplatten, und vier kleine broncene Seepferde ſpieen die munteren Waſſerſtrahlen aus. Das Haus mußte ſehr alt ſein, denn bei genauer Durchſicht fanden wir ſpäter in den Zimmern ſehr ſchöne, alte bunt bemalte Balkendecken mit Ornamenten, bei denen die arabiſche Ueberlieferung unverkennbar war; eine allerliebſte Azotea oder Teraſſe zu oberſt auf dem Hauſe wurde von uns häufig erſtiegen der herrlichen Ausſicht wegen.

Obgleich uns der Wirth des Gaſthofes aufs Freundlichſte empfing, ſo bedauerte er doch, uns für heute nur eine kleine Stube in einem hintern Winkel ſeines Gaſthofs geben zu können, da ausnahmsweiſe heute Morgen mehrere Fremden gekommen ſeien, und faſt ſein ganzes Haus durch den Prinzen von Joinville, der mit Gemahlin, Kindern und Dienerſchaft ſchon faſt vierzehn Tage da ſei, in Anſpruch genommen war. Doch verſprach er uns morgen eine andere Wohnung, und zwar in dem reizenden Hofe ſelbſt, wo wir abgeſtiegen. Unſer vortrefflicher Hombre valiente wollte heute Abend Cordova noch verlaſſen um in einem benachbarten Meierhofe, wo er bekannt war, die Nacht zuzubringen. Auf ſein Verlangen ſtellten wir ihm ein vortreffliches Zeugniß, und zwar in ſpaniſcher, deutſcher und franzöſiſcher Sprache aus, worin er uns beſonders bat, ſeine Zuverläſſigkeit und ſeinen Muth nicht unerwähnt zu laſſen. Bis ans Thor des Gaſthofs gaben wir ihm auch das Geleite, und als er mit ſeinen vier Thieren die enge Straße hinabkletterte, überſchlich mich, ich möchte faſt ſagen, ein wehmüthiges Gefühl. Vorausſichtlich war die Reiſe von Granada hieher die letzte Reittour, die wir in Spanien machen würden,

„Zum Teufel, davon bin ich überzeugt," erwiederte Angelika unter einem scharf klingenden Lachen. „Du haſt Dich begnügt, ſie nach und nach Kälte und Abneigung fühlen zu laſſen, Du haſt nie mit ihr offen und ehrlich geſprochen, und haſt ſie dadurch tauſendmal mehr gemartert, als wenn Du ihr geſagt hätteſt: ‚Ich bin nicht ſtark und muthig genug, um die Folgen eines Schrittes zu tragen, den ich freiwillig und mit voller Ueberlegung gethan.'"

„Ja, dieſe entſetzlichen Folgen," ſprach er, weich werdend, indem er ſeine Augen mit der Hand bedeckte.

„Nun, und worin beſtanden dieſe entſetzlichen Folgen?" fragte die alte Malerin in rauhem Tone; „waret ihr nicht glücklich bei und durch euch, war Dir Ellen nicht mit voller treuer Liebe zugethan, oder hat ſie vielleicht durch auffallendes Weſen, durch Stolz und Uebermuth die Augen und das Urtheil der Welt auf ſich gezogen?"

„Nein," gab er kurz zur Antwort, um nach einem raſchen Gang durch das Zimmer mit aufgeworfenem Kopfe hinzuzufügen: „Es bedurfte des Letzteren nicht, um die Augen der Welt auf ſich zu ziehen; die Frau des Malers Weßner erregte auch ohne das genügende Aufmerkſamkeit."

„Durch ihre Schönheit, durch ihre Liebenswürdigkeit und ihr anſpruchsloſes Weſen."

„— Um Fragen hervorzurufen," fuhr Weßner fort, als habe er die letzten Worte Angelika's über-

hört, — „Fragen nach ihrer Herkunft, nach ihrer Vergangenheit, die ſich ſogenannte gute Freunde beeilten, nach eingeholter ſorgfältiger Erkundigung zu beantworten.“

„Sogenannte gute Freunde,“ erwiederte Angelika mit dem gleichen ſcharfen Lachen, wie vorhin, „von der Sorte wie Der, den Du mitgebracht haſt.“

Weßner zuckte unmuthig mit den Achſeln, ehe er zur Antwort gab: „Folgen, die zerſtörend in mein Leben, in meine Arbeiten griffen, die meine Stellung draußen unerträglich machten, die meinen häuslichen Frieden untergruben, die mir die Wahl ließen, alle Welt zu brüskiren, oder zu Hauſe ein elendes Leben zu führen.“

„Und das Erſtere wagteſt Du allerdings nicht, wagteſt Du nicht um ein ſo theures Gut, wie Ellen?“

„Ja, ich hab' es gewagt,“ rief er heftig, „ich habe Trotz geboten aller Welt, um es zu erleben, daß man achſelzuckend ſprach von Maler Weßner und ſeinem ſchönen Modell, denn,“ ſetzte er zähneknirſchend hinzu, „Niemand mochte mir die Dummheit zutrauen, ein Weib geheirathet zu haben, das lange die Maitreſſe eines Anderen geweſen.“

„Pfui, ein häßliches Wort, Arthur,“ ſprach die alte Malerin mit Abſcheu, — „entſetzlich klingend in Deinem Munde. — Das iſt ein ſcharfes Meſſer, um jedes noch ſo innige Band zu zerſchneiden — — o, was muß die arme Ellen gelitten haben!“

„Immer und immer wieder die arme Ellen!“ verſetzte er wild mit dem Fuße ſtampfend, — — „und für mich haſt Du kein Wort des Troſtes oder des Mitleides.“

„Nein,“ ſagte ſie kalt, — — „in dieſer unſerer erſten Unterredung über dieſe traurige Geſchichte gewiß nicht. Mitleid gehört ihr allein, deren Lebensglück Du ſchonungslos zerſtört.“

„Pah!“ ſagte er verächtlich, „der kleine Reſt, der ihr davon noch übrig geblieben war! — gegen alle Opfer, die ich gebracht, meine geſellſchaftliche Exiſtenz, meinen guten Namen. — — — Welcher Weg ſtand mir offen!“ murmelte er nach einer kleinen Pauſe durch die zuſammengebiſſenen Zähne, während er finſter vor ſich niederblickte; „welches Ziel wäre für mich zu hoch geweſen, welche Zukunft ſtand vor mir in kühnem Flug zu allem Schönen und Großen, während ich jetzt an den Boden gefeſſelt vergeblich die rieſenhafteſten Anſtrengungen mache, um mich aus dem Dunſtkreis des Gewöhnlichen, ja des Gemeinen zu erheben.“

Die alte Malerin pfiff leiſe vor ſich hin, nachdem er bebend vor Aufregung alſo geſprochen, und ging dann nach einer Ecke des Zimmers, wo ſie ihre kurze Pfeife über einem blechernen Spucknapfe ausklopfte und dann von dorther fragte: „Alſo Du biſt geſonnen, das Atelier oder vielmehr beide wie früher zu nehmen?“

„Ja,“ antwortete er kurz und barſch.

„Der Miethpreis ist ziemlich bedeutend gestiegen.“

„Was frage ich darnach!“

„Und Dein neuer Freund wird das kleine Atelier nehmen?“

„Ja, mein neuer Freund wird es nehmen,“ erwiederte er mit scharfer Betonung des Prädikats, „Gott sei Dank, daß ich ihn meinen Freund nennen kann; er versteht wie Keiner meine trostlosen Verhältnisse, bei ihm finde ich Rath und Hülfe, auch Mitleid und Theilnahme. — Ja, Mitleid und Theilnahme!“ setzte er mit einem finsteren Blick auf Angelika hinzu.

Doch schien sie weder diese heftig ausgestoßenen Worte, noch jenen Blick verstanden zu haben, denn sie erwiederte mit großer Ruhe: „So will ich denn den Miethvertrag für Dich besorgen, wenn es Dir so recht ist,“ und dann verließ die alte Malerin stumm mit dem Kopfe nickend das Atelier, ohne sich weiter nach ihm umzuschauen.

Einen Augenblick blieb er mitten im Gemache stehen, ihr wild nachblickend, dann aber sich eines Anderen besinnend, eilte er rasch an die Thür, laut ihren Namen rufend, vernahm aber keine andere Antwort, als nebenan das Umdrehen des Schlüssels im Schlosse.

Siebente Randverzierung.

Sonnenstrahlen, leuchtende Sterne, farbige Bänder und der Tempel der Vollkommenheit.

Die Stadt hatte nach den traurigen Feierlichkeiten der letzten Tage, nach dem lebhaften Treiben auf den Straßen, in den Kirchen und Häusern recht bald wieder ihren gewöhnlichen ruhigen Charakter angenommen.

Es war ein Bild, wie es uns das bewegte Meer bietet, wenn nach tagelangem dumpfen Murmeln und Grollen ein günstiger Wind die Wogen mit überraschender Schnelligkeit ebnet, die grauen düsteren Wolken zerreißt, um rasch wieder den blauen Himmel erscheinen zu lassen, von dem man geglaubt, daß er sich noch lange einhüllen werde in schleppende Trauerschleier — ja, um in unserem Gleichniß fortzufahren, erschien der Dahingeschiedene wie ein in Nebel und Dunst rasch verschwindendes, sagenhaftes Fahrzeug, das Interesse kaum so lange rege erhaltend, bis es mit seinen halbgesenkten Segeln und seinem langen Trauerwimpel unter der Horizontlinie versunken war, worauf dieß allgemeine In-

teresse, mit einem Male sich umwendend, der neuen Sonne entgegenflog, die in prachtvollstem Glanze erschien und plötzlich Alles mit strahlendem Licht übergoß.

Ach, und es waren solide Goldstrahlen, die herniederflossen, die eine reiche, glückliche Zukunft verhießen gegenüber der vergangenen Zeit, welche etwas karg gewesen war, die, mit unbegreiflicher Blindheit geschlagen, nicht im Stande gewesen, zu begreifen und zu würdigen all' die außerordentlichen Verdienste, die jetzt mit einem Male wie Pilze nach fruchtbarem Regen zahllos sichtbar wurden, die verflossene Aera der Ungerechtigkeit und Undankbarkeit anzuklagen.

Sonne, Gold und Sterne, wohin man blickte; auf treuer, bisher unbekannter Hofbrust, an breitem buntem Bande, als farbiges Anhängsel mancher bisher trostlos weißen Halsbinde, als üppige Saat emporsprießend aus so lange unfruchtbar gebliebenen Knopflöchern, als wohlverdiente Titel und Würden, als goldene Wappenschilder es laut verkündend, daß hier unter dem Löwen und Eichhorn der tadelloseste Frack verfertigt werde, der beste Kaffee zu verkaufen sei, und die Hühneraugen am solidesten und ungefährlichsten ausgeschnitten würden.

Glückselige Zeit nicht nur für wirkliches Verdienst, sondern eine Zeit, wo auch endlich die getreue Mittelmäßigkeit zur Geltung kam, und wo nur alte Zöpfe und verbissene Melancholiker seufzend auf die ver-

gangene Zeit zurückblickten; davon mit Bedauern oder ja mit Sehnsucht zu reden, wagte man nur im vertraulichsten Kreise, und wo Zwei oder Drei bei einander standen, frisch mit dem neuen Orden dekorirt, da konnte man sicher sein, daß die neue, glänzende, Alles versprechende Gegenwart mit warmem Händedruck und leuchtendem Blick gefeiert und mit Befriedigung der aufgehenden Sonne gedacht wurde.

Aber auch die wirkliche, immerhin recht hübsche, etwas segensreiche und fruchtbringende Sonne that in diesen schönen, glanzvollen Herbsttagen ihr Möglichstes, um finstere Schatten zu verbannen und Lust und Freude über Berg und Thal und damit auch über die Menschen auszugießen.

Es war eine Lust, durch die Straßen der Residenz zu flaniren, den vielen Fremden zu begegnen, und wenn es für Manchen hier sowohl als auch in Gesellschaften einigermaßen peinlich war, den immerhin zahlreichen, der allgemeinen Landestrauer wegen, Schwarzgekleideten zu begegnen, so machten dagegen die vielen neuen bunten Bänder einen ganz andern Eindruck, ungefähr den der Morgenröthe eines heitern Tages, und man konnte sicher sein, daß jene dunklen übrig gebliebenen Schatten in Kurzem verschwinden würden.

Man hatte auch die Wahl, es mit Hell oder Dunkel zu halten, oder mit beiden zugleich, indem man hier mit trübem Blick einen verstohlenen Hände-

druck wagte, um gleich darauf mit strahlender Miene jenem Glücklichen zuzuwinken, der, das rothe Band im Knopfloch, dort aus dem Atelier des Hoffriseurs trat, um wohl gekämmt zur Dankesaudienz zu eilen.

Von dem Hoffriseur konnte man es nicht verlangen, ernste Trauerwaaren auszulegen, denn er besaß keine dunkel gefärbte Pomade oder schwarze Waschschwämme, und das Einzige, was er in diesem Fache leistete, war der Verkauf von Trauerschleifen, die von Solchen getragen wurden, die doch etwas thun wollten, um weder durch zu Viel, noch zu Wenig anzustoßen.

Um sich eine solche Trauerschleife zu kaufen, trat ein großer und schöner Mann in den Laden des Hoffriseurs, und da er hier, bei einem Spiegel vorübergehend, leicht mit der Hand über seinen langen, prachtvollen Bart strich, so war es verzeihlich, daß ihn der Chef des Etablissements, seine Absicht verkennend, in eins der Seitenkabinette führte, wo ein eben nicht beschäftigter Gehülfe heißhungrig mit Scheere und Brenneisen klapperte.

Da der Eingetretene nichts dagegen zu haben schien, sich einer kleinen Haarkorrektur zu unterwerfen, so ließ er sich auf einem der Sessel nieder, worauf ihn der Gehülfe in den weiten Pudermantel hüllte, um alsdann den Chef selbst zuzulassen, dessen leuchtende Blicke eine wahre Gier verriethen auf dieß wundervolle Haupt- und Barthaar.

„Befehlen Sie nur ein wenig Bürste," lispelte

der Hoffriseur, „oder würden mir der gnädige Herr eine kleine Korrektur mit der Scheere gestatten?“

„Ich bitte darum, wenn es Ihnen gefällig ist.“

„Wünschen Sie zur Trauermiene gestutzt zu werden, oder darf ich mir erlauben, eine kleine Nüance der Heiterkeit anzubringen?“

„Bringen Sie etwas Frohsinn an,“ lachte der Betreffende, „die Zeiten sind ohnedieß ernst genug, auch bin ich ein Fremder.“

Der Hoffriseur schmunzelte, als wolle er versichern, daß diese Bemerkung überflüssig gewesen sei, denn über einen solchen Kopf könne man unmöglich im Zweifel sein, worauf er sagte: „Also etwas Frohsinn und warum nicht! Man kann mit Ernst der vergangenen Tage gedenken, ohne deßhalb eine Trauermiene anzunehmen. Alles Irdische ist vergänglich, und was uns gestern als das Allerhöchste erschien, ist es heute nicht mehr. — Eine Thräne der Vergangenheit, — ein froher Blick in die Zukunft.“ Ritsch, ratsch machte dazwischen die Scheere, klapperte dann wie ein Trauergeläute, um gleich darauf hell und lustig zusammenzuklingen, nachdem der Haarschnitt beendigt war.

„Ich danke Ihnen,“ sagte der große schöne Mann, in den vor ihm hängenden Spiegel blickend, „Sie haben wirklich aus meinem Kopfe etwas gemacht, und ich empfehle mich Ihrer ferneren Protektion — ich verstehe mich darauf, denn auch ich bin Künstler.“

„Doch nicht —" fragte der Hoffriſeur mit beſorgtem Blick, aber der Andere unterbrach ihn raſch mit den Worten: „Nein, nur Maler, weiß aber als ſolcher, was wir Leuten Ihres Talentes zu verdanken haben, und verſtehe es vollkommen, und gratulire Seiner Majeſtät zu einer ſo feſten und kundigen Hand."

„Ja, ich habe das unverdiente Glück," ſagte der Hoffriſeur mit niedergeſchlagenen Augen.

„Weßhalb ich Ihnen um ſo dankbarer bin, daß Sie ſelbſt ſich mit meiner geringen Perſönlichkeit beſchäftigten."

„Nur ein Vergnügen für mich," erwiederte der Andere, „ein wahres Kunſtvergnügen, denn ſolch' ein Phänomen von prachtvollem Haar- und Bartwuchs hat man nicht häufig das Glück unter die Finger zu bekommen. — Euer Gnaden ſind alſo fremd hier?"

„Ja, mein lieber Herr Hoffriſeur, und kam gerade zu einer höchſt intereſſanten Zeit."

„Intereſſant traurig, oder wehmüthig intereſſant."

„Man muß ſich zu tröſten wiſſen und denken, wie der Dichter ſagt:

Und ſcheint die Sonne noch ſo ſchön,
Am Ende muß ſie untergehn."

„Allerdings recht tröſtlich, beſonders bei dem fortgeſetzten poetiſchen Gedanken, daß die Sonne, hinten untergegangen, vorne wieder aufging, klar

hatten wir doch ſowohl in der Mancha als auch in Andaluſien hoch zu Roß ſitzend mit unſere angenehmſten Reiſetage erlebt.

Am andern Morgen verließen wir zeitig unſern Gaſthof, um eine Wanderung durch die Straßen Cordovas zu machen. Dieſelbe Ruhe und Stille, die über dem weiten Weichbilde der Stadt liegt, das Ruinenhafte und Verlaſſene, das uns dort überall entgegentrat, fanden wir auch hier in den engen Gaſſen wieder. Cordova erinnert mehr noch als Granada an ſeine arabiſchen Erbauer. Hier iſt Alles mauriſch, die Straßen ſind eng und gewunden, um die heißen Sonnenſtrahlen abzuhalten; an den Häuſern erblickt man faſt überall arabiſche, reich verzierte Portale und Frieſe und Bögen, die zu ihnen paſſen; uralte Marmorſäulen in Maſſe ſind überall hinein verbaut, bald hoch oben luftige Bogengänge bildend, bald unten an dem Hauſe zu arabiſchen Vorhallen zuſammengereiht, oder Arcaden unterſtützend, die im Innern der Gebäude um die ſtillen ſchattigen Patios herumlaufen. Aber wenigſtens drei Viertheile jener ehemaligen Pracht iſt verfallen. In vielen Straßen wuchert das Gras auf dem Pflaſter und nicken üppige Schlingpflanzen freundlich von den moosbedeckten Dächern herab. An Thorwegen fehlen die Thürflügel, an ehemals reichen Balcons die zierlichen Geländer; zerborſtene Treppenſtufen erſchweren hie und da den Eingang in das Innere von Gebäuden, deren Fundamente gewichen ſind und die den Einſturz drohen. Freilich gibt es auch Straßen, deren Häuſer beſſer erhalten ſind; ſo die, in welcher unſer Gaſthof lag, doch geben auch hier unzählige verſchloſſene Fenſterladen und die tiefe Stille, die über Alles brütet, dem Anblick der Stadt etwas Geſpenſterhaftes. Am traurigſten und verlaſſenſten iſt die ehemals wirklich prachtvolle Plaza major, jetzt Plaza de la Conſtitucion. Es iſt dieß der Hauptplatz der Stadt, den in einem regelmäßigen Viereck große ſtattliche Häuſer umgeben, die unten mit Arcaden verſehen ſind. Einſtens waren dieſe beſtimmt, reiche Waarenlager aufzunehmen, jetzt aber ſind ſie verödet und nur hie und da hat ſich in irgend einem Winkel ein armſeliger Kramladen eingeniſtet. Wenn wir über den Platz ſchreiten,

und ſtrahlend — Glück verheißend und erquickend — ah, ich bin überzeugt, wir gehen einer großen, bedeutenden Zeit entgegen, einer Zeit, die ſelbſt das verborgene Verdienſt hervorzuziehen und zu würdigen weiß."

„Waren Sie früher ſchon Hoffriſeur?"

„O nein! Ein alter ſchwacher Kollege, der zugleich Kammerdiener war, hatte das Glück, Seiner höchſtſeligen Majeſtät alle ſechs bis acht Wochen das Haupthaar ſchneiden und es täglich ein bischen auffriſiren zu dürfen, genügend für die Bedürfniſſe einer vergangenen Zeit," ſetzte er unter einem leichten Schmatzen bei halbgeſchloſſenen Augen hinzu, — „während jetzt" — hier leuchteten ſeine Blicke — „auch das in einem anderen großartigen Style betrieben wird."

„Und erwartet man auch ſonſt noch den Wechſel anderer bedeutender Perſönlichkeiten bei Hofe, Veränderungen, wie ſie in ähnlichen Fällen nicht auszubleiben pflegen?"

„Man glaubt dieß kaum," gab der Hoffriſeur mit wichtiger Miene zur Antwort, „man iſt ſo überzeugt von der Liebe und Pietät Seiner Majeſtät gegen Ihren höchſtſeligen Herrn Vater, daß man Veränderungen nur aus den allerzwingendſten Gründen erwarten zu können berechtigt iſt. Alle unſere oberſten Hofſtellen ſind, man kann wohl ſagen, auf's Vortrefflichſte beſetzt, lauter gediegene Perſönlichkeiten, die ſich des allerhöchſten Vertrauens ſchon

ſeit langen Jahren erfreuten, und dieſes Vertrauen verdienten."

„Aber wahrſcheinlich ſind dieſe ehrwürdigen Perſönlichkeiten ältere Herren?"

„Allerdings, es ſind recht alte Excellenzen darunter."

„Hm," meinte der Andere, „ſo werden, dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nach, doch einige Veränderungen nicht unmöglich?"

„Unmöglich allerdings nicht, — auch glaubt man" — hier ſchien der Hoffriſeur zu fühlen, daß er ſich einem Fremden gegenüber auf ein etwas ſchlüpfriges Terrain zu begeben im Begriffe geweſen, weßhalb er einen leichten Huſtenanfall affektirte, den der Mann mit dem ſchönen Barte zu würdigen verſtand, denn er glitt von dem eben berührten Thema durch die Frage ab: „Nicht wahr, Graf Wieneck iſt Miniſter des Hauſes und der auswärtigen Angelegenheiten?"

„Auch Ordenskanzler," vervollſtändigte der Hoffriſeur.

„Iſt auch wohl als Miniſter des Hauſes mit dem Departement der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften betraut, ſoweit Seine Majeſtät für Ihre Perſon dieſelben zu pflegen geruhen?"

„O nein! das iſt die Sache Seiner Excellenz des Herrn Oberſthofmeiſter, Baron von Tönning. Ein höchſt liebenswürdiger alter Herr."

„Alt?"

„Aber mit einer jungen und geiſtreichen Gemahlin.“

„Hübſch?“

„Ah—ah—ah—ah,“ machte der Hoffriſeur mit einem Schnalzen der Zunge, wobei er den Mund wie ein Karpfen ſpitzte.

„Beweis, daß Seine Excellenz einen guten Geſchmack haben, was uns armen Künſtlern zu Gute kommt.“

„O! einen gediegenen Geſchmack, Sie ſollten die Schloßeinrichtungen ſehen, und beſonders die neuen Parkanlagen am Flußufer hinter der Reſidenz.“

„Alles Schöpfungen Seiner Excellenz?“

„Mittelbar wenigſtens. Der Herr Oberſthofmeiſter weiß ſeine Leute zu wählen.“

„Was wohl das Richtige iſt.“

„Ordnet auch hie und da ſelbſt etwas an, ſo gerade in den letzten Tagen einen kleinen Tempel dicht am Strome, der allerdings,“ ſetzte der Hoffriſeur leiſer hinzu, „einige Anfechtungen erlitten, doch iſt es eine bekannte Thatſache, daß man es nicht aller Welt recht machen kann.“ Damit trat er unter gewandter Entfernung des Pudermantels einen Schritt zurück, wobei ſein ſelbſtgefälliger Blick mit leichter Verbeugung ſagen zu wollen ſchien: „Schau mein Werk an und ſtaune.“

Nun konnte dieß aber auch in der That als gelungen betrachtet werden, was ſelbſt der Betreffende

durch eine freundlich dankende Neigung des Kopfes ausdrückte, hierauf aus ſeinem Portemonnaie ein kleines Goldſtück nahm und es dem Hoffriſeur mit den Worten einhändigte: „Bitte es mir auf ein Abonnement zu notiren.“

„So dürfte ich mir Ihren werthen Namen ausbitten.“

„Hier iſt meine Karte,“ gab der Andere zur Antwort, und nachdem er kurz grüßend den Laden verlaſſen, las der Hoffriſeur: „Le Baron Egon de Reckenstein, Artiste,“ welch' letzteres Wort dem gewandten Geſchäftsmann ein zweifelhaftes Kopfſchütteln entlockte.

Der Freiherr hatte ſich indeſſen gegen das königliche Schloß gewendet, blieb aber plötzlich an einer Straßenecke ſtehen, um einen Reiter zu betrachten, deſſen Perſönlichkeit, wie das auffallend ſchöne und elegante engliſche Pferd, das er ritt, eine ſolche Aufmerkſamkeit wohl verdiente. Das Pferd ging im Schritt und war ausgezeichnet durch ſeine langgeſtreckte edle Figur, beſonders aber durch die freie und kräftige Schulterbewegung, ein Pferd edelſter Raſſe. Der Reiter ſaß ziemlich nachläſſig im Sattel, weil er ſoeben mit einem vorübergehenden höheren Offizier ein paar Worte gewechſelt und ihm ſeine brennende Cigarre zum Anzünden gereicht. Er war von hoher und ſchlanker Geſtalt, hatte ein intereſſantes Geſicht, deſſen auffallende Bläſſe noch mehr hervorgehoben wurde durch dunkle,

eigenthümlich leuchtende Augen und kohlschwarze, lang herabgehende Favoris.

Zufällig blickte auch er nach dem Fremden hin und schien ihm diese Erscheinung werth, sein Augenglas einzuklemmen, um es aber gleich darauf wieder fallen zu lassen und weiter zu reiten.

Der Freiherr blickte ihm noch einen Augenblick nach und murmelte dann: „Nach der Schilderung Arthur's muß das Rosenthal sein," wogegen dieser in ähnlicher Weise dachte: „So könnte jener Freiherr von Reckenstein ausschauen, von dem mir Brenner erzählt."

Beide setzten hierauf ihren Weg in entgegengesetzter Richtung fort, und da uns Rosenthal's Schritte für den Augenblick nicht interessiren, so wollen wir dem Andern folgen, der nach Durchwandeln einiger Straßen den königlichen Park betrat und dort unter den mächtigen, uralten Bäumen nachdenklich lustwandelte. Es waren schöne, geschmackvolle Anlagen, durch welche er langsamen Schrittes ging, in angenehmer Abwechslung von langen, schattigen, oder sanft in großen Kreisen laufenden Alleen, rechts und links mit sehr natürlich aussehenden Waldwiesen, auf denen einzelne riesige Bäume herrliche Gruppen bildeten. Zur Abwechslung leuchtete dann hie und da aus dem Grün der dunkle Spiegel kleiner Seen, den weiße Schwäne durchzogen, auch sah man Spielereien, wie z. B. eine kleine Waldkapelle, oder mit Be-

nutzung eines felsig aufsteigenden Terrains eine malerische Ruine von oben herabblickend. Uebrigens war im Ganzen hier gerade nichts besonders Neues, auch nichts außerordentlich Großartiges, wogegen Alles einen angenehmen lieblichen Charakter hatte und sich mit den vortrefflich schattigen Wegen zu einem behaglichen Spaziergang verband, der gerade jetzt durch die herbstlichen Schattirungen an Mannigfaltigkeit gewann.

Einzelne Spaziergänger, Reiter und elegante Equipagen kamen dem Freiherrn entgegen, und eine der letzteren mit einem Vorreiter in königlicher Livree und vier prachtvollen Schimmeln erregte seine Aufmerksamkeit, so daß er stehen blieb und den beiden Damen in der Equipage eine tiefe Verbeugung machte, welche von der einen Kleineren durch eine freundliche Neigung des Kopfes erwiedert wurde, während die Andere, eine lange, hagere Gestalt, steif und unbeweglich sitzen blieb.

Die kleinere Dame hatte ein kluges, lebhaftes Gesicht mit etwas scharfem Blick, dunkles Haar und war, wenngleich einfach, doch so ausgesucht vornehm gekleidet, daß der Freiherr von Reckenstein überzeugt war, sein sehr ehrerbietiges Kompliment würdig verwendet zu haben.

„Wer waren die beiden Damen?“ fragte er einen in der Nähe beschäftigten Gartengehülfen.

„Ihre Majestät mit der Hofdame Fräulein von Klettenberg.“

„Besten Dank!“

Die neuen Anlagen, welche sich gegen den Fluß hinabzogen, waren in ihren jungen Pflanzungen noch ziemlich schattenlos, gewährten aber dafür einen weiten Blick auf den breiten Strom mit seinen sanft aufsteigenden Ufern der andern Seite und boten ein bewegtes Bild durch zahlreiche kleine und größere Boote, sowie durch die auf- und abziehenden Dampfer.

Die Säulenhalle dort unten auf jener felsigen Anhöhe mußte der kleine Tempel sein, von dem der Hoffriseur gesprochen, und dorthin lenkte der Spaziergänger seine Schritte, fand auch, als er näher kam, daß die leise Anspielung des vortrefflichen Haarkünstlers auf den Geschmack dieses sehr herausfordernd dastehenden Bauwerkes seine volle Berechtigung hatte, denn der Tempel war von einer gräulichen Konstruktion und diente obendrein noch als Schutzdach einer stümperhaften Figur, die in lange, wie durchnäßt ausschauende Gewänder gehüllt, ihr nichtssagendes Gesicht stromaufwärts wandte und dabei vergebliche Anstrengungen machte, sich gefällig und zwanglos auf einen vergoldeten Anker zu stützen.

„Jedenfalls haben wir es hier mit der personifizirten Hoffnung zu thun,“ sprach der Freiherr lachend zu sich selber, „und da wir es mit dieser Göttin nicht verderben dürfen, so könnte es nicht schaden, einen kleinen Entwurf von ihr und Um-

gebung zu notiren. Wer weiß, wozu das nützen kann."

Er zog ſein Skizzenbuch hervor und ſah ſich nach einem bequemen Platz zum Sitzen um.

Dort war allerdings eine Bank gerade ſo hingeſtellt, als wolle ſie zum Betrachten des Kunſtwerkes einladen, und obgleich dieſe Bank nicht ganz unbeſetzt war — eine Dame ſaß an einem Ende derſelben, — begab ſich der Freiherr doch dahin — obgleich oder weil, wiſſen wir nicht genau anzugeben, kam aber im letzteren Falle nicht auf ſeine Koſten, denn beim Nähergehen erwies ſich die Dame als weder jung noch ſchön, aber in Anbetracht dieſer mangelnden Eigenſchaften etwas auffallend jugendlich gekleidet.

Sie machte verſuchsweiſe Miene, ſich zu erheben, doch als der Freiherr den Hut zum Gruße tief ſenkte, wobei er ſein auffallend reiches Haar ſehen ließ und dabei mit anmuthigem Lächeln ſagte: „Ich wäre untröſtlich, mein Fräulein, wenn Sie ſich durch mich in Ihrer beſchaulichen Ruhe ſtören ließen," da wandte ſie ihm ihre großen, etwas ausdrucksloſen Augen eine Sekunde lang zu, um dann mit niedergeſchlagenen Blicken ſchüchtern verſchämt ſitzen zu bleiben, zeigte aber ihre Verlegenheit dadurch, daß ſie mit der Spitze ihres Sonnenſchirmchens Löcher in den ſandigen Boden bohrte.

„Raum für Alle hat die Erde," rezitirte der Freiherr etwas gewagt, worauf er ſein Skizzenbuch aufſchlug und zu zeichnen begann.

Da wir berechtigt ſind, ihm über die Achſel zuzuſchauen, was die ältliche Dame vielleicht auch gern gethan hätte, ſo müſſen wir von der Arbeit des berühmten Künſtlers ſagen, daß dieſelbe nicht die kräftigen, friſchen und derben Striche zeigte, die wir an geiſtreichen Skizzen ſo gerne bewundern, ſie war vielmehr in jener kleinlichen, ſüßlichen, geleckten Bleiſtiftmanier entworfen, die wenig Geiſt und viel Behagen zeigt und gern angewandt wird von jungen Damen mit einigem Talent, die es lieben, ſich auf ſolche Art, mit paſſender Unterſchrift verſehen, in das Album einer Freundin zu verewigen.

Dabei ſaß die hohe Geſtalt des Freiherrn dicht auf das Skizzenbuch herabgebeugt, ſein Werk bald von rechts, bald von links mit geneigtem Kopfe betrachtend, wobei er zuweilen eine Pauſe in ſeiner Arbeit benutzte, um den garſtigen Bleiſtiftſtaub mit ſeinem feinen Batiſttuch von den Fingern zu entfernen.

Endlich ſchien er fertig zu ſein, und als er das Skizzenbuch offen neben ſich legte, ertappte er dabei einen ſehnſüchtigen Blick der ältlichen Dame auf die Zeichnung, und obgleich ſie in großer Verwirrung raſch ihren Blick gegen die Wolken erhob, hätte der Künſtler nicht der höfliche und lobbedürftige Mann ſein müſſen, um nicht der Dame mit einer freundlichen Miene das Skizzenbuch hinüber zu bieten.

Sie erſchrak ſichtlich, als er das that, ja ſie erröthete auffallend, wenn es nicht ihr raſch vorgehaltener roſa Sonnenſchirm war, der ihren etwas gelblichen Teint ſo veränderte. Doch faßte ſie ſich, bog ſich etwas gegen den ſtattlichen Mann mit dem ſchönen blonden Barte, nahm aus ſeiner Hand das Skizzenbuch, um gleich darauf enthuſiaſtiſch auszurufen: „O mein Gott, wie das wundervoll ſchön iſt! Welch' herrliche Zeichnung! Wie iſt es nur möglich, in ſo kurzer Zeit ein ſo zauberhaftes Bild zu ſchaffen!“

„Sie ſind ſehr gütig,“ ſagte der Freiherr geſchmeichelt, „dieſe flüchtige Skizze für etwas Gutes zu halten. Ich warf ſie auf's Papier, weil mich der Gegenſtand anzog.“

„Ach ja, ein reizender Punkt!“ flüſterte ſie, „der ſchöne Strom, der Blick in die Ferne, mit der Hoffnung im Vordergrund.“

„Sehr gut geſagt, mein Fräulein! Vortrefflich geſagt! Gerade ſo dachte ich ſelber und wüßte als Unterſchrift nichts Beſſeres. Erlauben Sie, daß ich Ihre Worte meiner Zeichnung beifüge?“

Sie blickte verſchämt vor ſich nieder, wobei ſie ihren breiten Mund zierlich zuſammenzog und ihre großen wäſſerigen Augen zu Boden ſenkte, ſich aber dann raſch erhob, als wenn ſie jetzt plötzlich das Unſchickliche einſähe, nicht nur mit dem fremden Manne auf einer Bank geſeſſen zu ſein, ſondern auch mit ihm geplaudert zu haben, und wenn ſie

ſo rufen unſere Fußtritte ein bedenkliches Echo wach, und wenn wir darüber erſtaunt an den hohen faſt prächtigen Häuſern emporblicken, ſo ſehen wir an geſchloſſenen Balkonthüren und Jalouſien, ja an öden Fenſterhöhlen, durch welche Wind und Wetter ziehen, daß die meiſten dieſer Gebäude verlaſſen ſind, und gewiß ſchon ſeit langer Zeit, denn manche zeigen verdächtige Spuren ihres gänzlichen Verfalls und drohen den Einſturz. Daß dadurch das Straßenleben auch nicht bewegt und mannigfaltig ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt; die Leute, die man auf der Straße ſieht, gehen ſtill und ruhig ihrer Wege und ſcheinen ernſthafter zu ſein, als ihre übrigen andaluſiſchen Landsleute. Vielleicht fühlen ſie ſchmerzlich den Verfall ihrer einſtens ſo ſchönen Stadt, deren prachtvolle Lage in einem ſo fruchtbaren Thale an den Ufern des ſchönen Guadalquivirs wohl ein beſſeres Schickſal verdient hätte. Ja die Lage von Cordova iſt ſchön, und auch die Stadt trotz ihrer öden Stille und trotz der überall ſichtbaren Spuren ihres Verfalls. Wölbt ſich doch über ſie faſt beſtändig ein klarer tiefblauer Himmel, und gießt doch die Sonne faſt ohne Unterbrechung ein wahres Meer von Licht über Cordova aus.

Hat man ſich erſt einmal an dieſe ſtillen Straßen, an dieſe ſtummen Häuſer gewöhnt, ſo kann man ſie ordentlich liebgewinnen. Gerade das Ruinenhafte ihrer Häuſer bringt eine ſo maleriſche Wirkung hervor, und wenn man durch die ſchattigen Straßen wandelt, ſo findet das Auge überall Etwas, worauf es mit Intereſſe verweilt: die tiefdunkeln untern Stockwerke dieſer Häuſer mit ihren Balkonen, Säulen und Eiſengittern, die oben ein ſcharfer, freundlicher Strahl der Sonne vergoldet, der liebend hineinzudringen ſcheint in die offenen Fenſter leerer Gemächer und hoch oben blendend erglänzen läßt die weißen Marmorſäulen einer luftigen Loggia, die ſich ſo deutlich von dem tiefblauen Himmel abhebt. Dort ſenkt ſich eine Straße hinab, gewunden, unregelmäßig, ſo daß ſich die charakteriſtiſchen Häuſer wie eine Theaterdecoration auseinanderſchieben, uns ſo den vollen Anblick eines alten röthlichen Thurmes gewährend, der trotzig mitten im Wege zu ſtehen

das auch durch eine verbindliche Verbeugung wieder gut zu machen ſuchte, blieb doch der Effekt derſelbe: ſie enteilte, um mit dem Dichter zu reden, wie ein verſcheuchtes Reh, und zwar gegen eine ſehr anſtändige Equipage hin, die der nachblickende und ehrfurchtsvoll grüßende Freiherr jetzt erſt, halb im Gebüſch verborgen, entdeckte.

„Wen hatten wir da?“ fragte er lachend, „und was haben wir hier?“ ſetzte er mit einem Blick auf die Bank hinzu, wo die Dame ein kleines zierliches Büchlein, roſa mit Gold, hatte liegen laſſen. — — Ah! Viſitenkarten! — — Gut, ſo kann ich wenigſtens den Namen meiner neuen Bekannten erfahren. — — — Seraphine Mirbel — Brückenſtraße Nro. 4. — — Vielleicht eine Verwandte des vortrefflichen Bankiers — ſeine Tochter unmöglich — vielleicht ſeine Schweſter — gut, behalten wir dieſes Buch und bringen es in einer müßigen Stunde zurück.“

Er ſchob das kleine Etui in die Taſche und war im Begriff, es mit ſeinem Skizzenbuch gerade ſo zu machen, als er dort, wo vorhin der Wagen des Fräulein Mirbel verſchwunden war, einen Herrn mit einer ſehr elegant gekleideten jungen Dame am Arm erſcheinen ſah, was an ſich nichts Beſonderes geweſen wäre; doch folgte dieſem Paare ein Mann von der königlichen Parkwache und zwar mit ehrerbietig abgezogenem Hute, einer Rückenhaltung, die dazu paßte, was den Freiherrn auf die Vermuthung

brachte, daß er es mit Niemand Geringem zu thun habe.

Der Herr — er war schon ziemlich bei Jahren — blieb jetzt stehen, indem er an den Gartenbeamten eine Frage stellte, die derselbe, gebeugt näher tretend, mit tiefster Devotion zu beantworten schien.

„Glück muß man haben," sprach der Freiherr zu sich selber, nachdem er die Gruppe drüben mit einem flüchtigen Blicke richtig kombinirend erfaßt, um alsdann nach einer raschen Wendung, hoch aufgerichtet stehen bleibend, so zu thun, als zeichne er emsig und unbekümmert weiter, wobei er dachte, nach der Schilderung des Hoffriseurs und der demüthigen Geleitung des uniformirten Mannes könnte das der Oberſthofmeiſter Baron Tönning sein, der in seinem Reiche spazieren geht, um sich hier an seiner Lieblingsschöpfung zu erfreuen. — „Gut, er soll mich auf meinem Posten finden."

Das Knirschen des Sandes, sowie das eigenthümliche Rauschen eines den Boden leicht berührenden schwerseidenen Gewandes ließ ihn endlich und am richtigen Zeitpunkte aufschauen; denn als er dieß that und fast zu gleicher Zeit den Hut mit einem respektvollen Gruße lüftete, befand sich der alte Herr mit der jungen und sehr schönen Dame wenige Schritte von ihm, sie anmuthig grüßend, er etwas förmlich ein Gleiches thuend, wobei seine hoch emporgezogenen Augenbrauen, sowie die etwas

herabhängende Unterlippe ſeinem verlebten Geſichte den Ausdruck des Erſtaunens gaben.

Doch wollte er vorüberſchreiten und würde dieß auch wahrſcheinlich gethan haben, wenn die junge Dame nicht mit unverkennbarer Neugierde nach dem Skizzenbuche hingeblickt hätte, welches der Freiherr und gewiß ganz zufällig ſo in der herabgeſunkenen linken Hand hielt, daß man die Zeichnung deutlich zu ſehen vermochte; ja die junge Dame machte ſichtlich eine Schwenkung gegen den auffallend ſchönen Mann, und ſchien zu gleicher Zeit durch einen Druck auf den Arm des alten Herrn dieſem ein Zeichen gegeben zu haben, — denn der alte Herr öffnete ſeinen Mund, ſagte: „Hm — ja erſtaunlich —“ und fragte dann, leicht mit der Hand ſeinen Hut berührend: „Ah, Sie zeichnen hier an dieſer abgelegenen Stelle des Parkes?“

Dieſe Frage war indeſſen in einem Tone gethan, der ebenſowohl ein bischen Theilnahme ausdrückte, als auch wie eine Aufforderung klang, geziemende Antwort zu geben einem Manne, der hier wohl das Recht, ja die Pflicht hatte, eine ſolche Frage zu ſtellen.

Statt aller Antwort aber reichte der Betreffende der jungen Dame ſein Skizzenbuch unter einer tiefen, eleganten Verbeugung, und erſt, als dieſe in entzücktem Tone ausgerufen: „Sieh' doch, wie das delizïös gemacht iſt!“ ſagte der Freiherr: „Nur ein

flüchtiger Verſuch, die wirklich auffallende Schönheit dieſes maleriſchen Punktes wiederzugeben."

„Hm — ja — recht hübſch!" meinte nun auch der alte Herr und fragte dann, nachdem er den Künſtler einen Augenblick mit geſpitztem Munde angeſtarrt: „Und Sie finden dieſen Punkt in der That der Mühe werth, ihn zu zeichnen?"

„Ah, der Mühe werth!" wiederholte der Andere mit einem leiſen Tone des Vorwurfs, „erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen die Verſicherung zu geben, daß ich mit Kennerblicken den ganzen Park durchwandelte, bis ich dieſe ebenſo großartige, als liebenswürdige Schöpfung fand."

„Und nicht nur ſo reizend zeichneten," bemerkte die junge Dame lächelnd, „ſondern auch mit einer ſo ſchönen poetiſchen Unterſchrift verſahen, — höre doch" — — dann las ſie: „Wie prachtvoll der herrliche Strom, der Blick in die Ferne, mit der Hoffnung im Vordergrund!"

Der alte Herr nickte ſchweigend und wohlgefällig mit dem Kopfe, während der Andere beſcheiden ſagte: „O! es ſind das nur einfache Bemerkungen, die ich meinen Skizzen gern beifüge, um mich ſpäter lebhaft an dergleichen reizende Punkte wieder zu erinnern."

„Sie ſind Künſtler?" fragte der alte Herr mit einer Protektorsmiene, „geſtatten Sie mir wohl, Ihr Buch zu durchblättern?"

„Mit Vergnügen, doch iſt noch ſehr wenig darin."

„A—a—a—ah!“ rief jetzt der alte Herr mit dem Ausdruck großen Erstaunens, da er zufällig den Entwurf zum Porträt der jungen Engländerin, von der Hand Weßner's, aufschlug.

„Miß Stanley,“ sagte die junge Dame, „welch' prachtvolle Zeichnung, mit wie wenig Strichen gemacht, und doch wie frappant ähnlich!“

„So malen Sie auch Porträts?“

„Man muß eben Alles treiben, auch bedingt eben mein eigentliches Fach, die Historienmalerei, daß man die Hülfsmittel des Porträts und der Landschaft nicht vernachlässigt. Man stellt heutzutage große Anforderungen und wir Künstler müssen uns gewaltig zusammennehmen, um nicht im Strome der Mittelmäßigkeit unterzugehen.“

„Sie sind ein Fremder?“

„Erst seit zwei Tagen hier.“

„Würden Sie es für unbescheiden halten,“ fragte der alte Herr weiter, „wenn ich Sie um Ihren Namen bäte?“

„Im Gegentheil, mein Herr, was kann einem Künstler lieber sein, als durch solche Vermittlung bekannt zu werden!“

Er begleitete diese Worte mit einer eben so eleganten, als ehrfurchtsvollen Verbeugung, wobei er eine Visitenkarte hervorzog und sie dem alten Herrn überreichte, dessen Gesichtszüge nach Lesung des Namens ein ebenso außerordentliches als angenehmes Erstaunen zeigten; während die deutlich

sichtbare Ueberraschung auf dem schönen Gesichte der jungen Dame ein sehr freundliches Lächeln hervorrief.

„Ah, Herr Baron! es freut mich jetzt doppelt, die Bekanntschaft eines vortrefflichen Künstlers gemacht zu haben, der zu gleicher Zeit der Träger eines so schönen Namens ist, oder vielleicht dürfte ich sagen: es freut mich, in dem Träger eines so alten Namens einen so gediegenen Künstler zu begrüßen; gestatten Sie mir dagegen, mich Ihnen gleichfalls vorzustellen — Oberstthofmeister Baron Tönning — und — meine Frau."

„Ah, Excellenz!" rief der Freiherr mit einem vortrefflich gespielten Erstaunen, „wie glücklich schätze ich mich, durch meine kleine, unbedeutende Arbeit das Auge eines so bekannten und hochgerühmten Protektors der schönen Künste auf mich gezogen zu haben! Ja ich bin stolz darauf, zu diesem schönen Ziele gelangt zu sein, ohne irgend welche empfehlende Vermittlung, da ich dergleichen überhaupt hasse."

„Vortrefflicher junger Mann," erwiederte im wohlwollendsten Tone der Oberstthofmeister, ihm die Hand reichend, „lassen Sie sich bei mir sehen und gestatten Sie mir, in meinen Kreisen für einen Künstler zu wirken, der mit so viel Bescheidenheit, einem so großen Namen ein so reiches Talent, einen so soliden Geschmack verbindet."

Er begleitete diese Worte mit einer Handbe-

wegung gegen die Zeichnung des wunderlichen Tempels und ging dann mit herzlichem Gruß, groß als Protektor, groß als Schöpfer der Hoffnung am Flußufer, ebenso wie der Hoffnung, die er in der Brust des strebsamen jungen Mannes geweckt hatte, von dannen, wobei er es begreiflich zu finden schien, daß der Freiherr von Reckenstein einen ehrerbietigen Kuß auf die ihm dargereichte kleine Hand der schönen Obersthofmeisterin drückte.

[illegible]
Staats-
Bibliothek
[illegible]

Nullen.

Geschichten im Zickzack.

Zweiter Band.

ſcheint mit ſeiner arabiſchen Mauerkrönung und der Wölbung ſeines Thores in eleganter Hufeiſenform. Dabei liegt die Straße tief im Schatten, in dem einzelne Handwerker vor der Thüre arbeiten. Die Sonne kann noch nicht hier eindringen, glüht aber dafür auf der andern Seite des alten Thurmes und beleuchtet den Thorweg unter demſelben mit ſtrahlendem Lichte. Dort werden plötzlich ein paar Reiter ſichtbar, Gensdarmerie zu Pferde, die aus dem glänzenden Thorbogen hervor im tollen Carrière die Straße heraufſpringen und ſo dort einiges Leben verurſachen. Die Handwerker ſehen einen Augenblick von ihrer Arbeit in die Höhe, ja hie und da öffnet ſich ein Fenſterladen, ein weiblicher Kopf wird ſichtbar, um aber ſogleich wieder zu verſchwinden, und dann iſt es wieder ſo ruhig wie vorher. Der Schneider näht ruhig weiter, der Schuſter klopft ſein Leder, und außer dieſen taktförmigen Schlägen hört man weiter nicht den geringſten Lärm in der Straße.

Unten an dem alten mauriſchen Thurme führt eine ſchmale Seitengaſſe auf einen kleinen Platz, der wo möglich noch ſtiller und melancholiſcher iſt. — Wohnt hier Jemand, oder ſind hier alle Häuſer verlaſſen? Wir wiſſen es im erſten Augenblicke nicht. Sämmtliche Thüren ſind verſchloſſen, ebenſo die Fenſter und Balkone, die erſtern haben zum Ueberfluſſe inwendig noch einen weißen Vorhang, über die letzern iſt eine Strohmatte niedergelaſſen, die über die Brüſtung des Balkons herabhängt. — Tiefe Stille rings umher, und wenn wir uns räuſpern, ſo iſt es gerade, als räuſpern ſich viele unſichtbare Bewohner der umliegenden Häuſer ebenfalls.

Wir ſchreiten langſam weiter und ſind ſchon in der Nebenſtraße, als wir den Accord einer Guitarre vernehmen. Gleich darauf ertönt eine weibliche Stimme und ſingt die erſten Strophen eines Volksliedes. Auch Schritte erſchallen nun von der andern Seite her, aber die Füße, welche ſie verurſachen, treten ſo fein und leicht auf, daß es uns nur die tiefe Stille rings umher möglich machte, ſie zu vernehmen. Es iſt ein junges und ſchönes Mädchen, die gerade auf die Thüre des Hauſes zuſchreitet, woher wir den Geſang vernommen. Während die eng anſchließende Bas-

Aullen.

Roman mit Randverzierungen.

Geschichten im Dickzack

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1874.

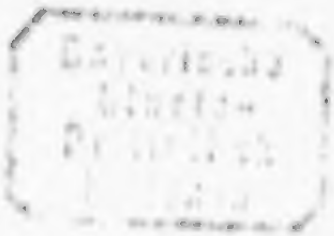

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Achte Randverzierung.

In Goldstücken mit echten funkelnden Edelsteinen . . 1

Neunte Randverzierung.

In wahrer Künstlermanier mit freien kräftigen Strichen 42

Zehnte Randverzierung.

Wo weite Schneeflächen jede freundliche Erinnerung zudecken und nur ein gebrochenes Kreuz aufwärts ragt 129

Elfte Randverzierung.

Regenschraffierungen, die uns seltsame Bilder der Vergangenheit zeigen 169

Zwölfte Randverzierung.

Wo überall neue Lichter aufblitzen, alte auszulöschen versucht wird 213

Dreizehnte Randverzierung.

Goldstickerei mit wunderlich durcheinander laufenden Fäden 253

Nullen.

Achte Randverzierung

in Goldstücken mit echten funkelnden Edelsteinen.

Die Fenster des Appartements, welches die höchstselige Königin bewohnt hatte, gingen auf einen kleinen, mit Bäumen bepflanzten und mit Blumen geschmückten Platz, lagen fern ab vom geräuschvollen Verkehr der Stadt, und waren aus diesem Grunde gewählt worden, weil die hohe Frau, wie wir wissen, häufig an Migräne gelitten und deßhalb diesen ruhigeren Theil des Schlosses vorgezogen hatte; auch fürchtete sie sich vor den Staatsgemächern, wo der höchstselige König wohnte, die sich gegen den breiten Strom befanden, allerdings eine prachtvolle Aussicht boten, dafür aber durch blendendes Licht, starke Flußwinde und feuchte Luft, wie die Königin behauptet hatte, ihre Migräne verschlimmerten und ihr Anfälle von Rheumatismus zugezogen, von welchem Uebel sie trotz ihrer hohen Stellung nicht verschont geblieben war.

Sie hatte aus den angeführten Gründen schon vor Jahren ihr kleineres, aber immerhin sehr behagliches Appartement bezogen, das über den Zim-

mern ihres Sohnes, des damals noch jungen Kronprinzen, gelegen, ihr auch bessere Gelegenheit bot, mit mütterlicher Sorge über den einzigen Sohn zu wachen.

Dann starb die hohe Frau, und der König, dem sie stets eine treue, nachgiebige und anhängliche Lebensgefährtin gewesen war, nachgiebig auch in streng häuslichen Angelegenheiten, trotzdem ihr Verstand, ihr Geist und ihre Lebenserfahrung weit nicht an die großen Eigenschaften ihres Gemahls reichten, betrauerte sie innig und aufrichtig, und da er in dem strengen Winter nach ihrem Tode einen kleinen Gichtanfall zu spüren vermeinte, so nahm er Besitz von den Gemächern seiner verstorbenen Gemahlin, und war dabei liberal genug, die großen Staatsgemächer gegen den Fluß seinem Sohne und der jungen Kronprinzessin einzuräumen; ließ Beide sich ganz nach ihrem Belieben dort einrichten, wenn auch diese Einrichtung seinem gediegenen und solid einfachen Geschmacke nicht besonders zusagen mochte, denn die Prinzessin, einem kleinen Fürstenhause entstammend, war auch nicht anders, als wie man es häufig in geringeren Verhältnissen findet, und schien durch den Glanz und Pracht der Umgebung, ja durch ihr sehr hohes Wesen es vergessen machen zu wollen, daß die Aussicht auf eine Königskrone, für sie, die unbedeutende Tochter eines kleinen Hauses, immerhin ein großes Glück zu nennen war.

Wer sie aber stets des Gegentheils versicherte und sie glauben machte, daß sie durch ihren Geist, durch die Liebenswürdigkeit ihrer Person es eigentlich sei, welche dem in seinen Häuptern schon alternden Königshause neuen Glanz und Aufschwung verleihe, war ihre erste Hofdame, Fräulein von Klettenberg, die sie von Hause mitgebracht, und die, mit einem scharfen, wenn auch nicht gerade gutmüthigen Verstande begabt, als erste Dame und einflußreiche Rathgeberin ihrer Herrin, so recht in der Seligkeit schwelgte, vom bescheidenen Esel auf das reichgezäumte hohe Pferd gekommen zu sein, dabei der Hoffnung lebend, auch später ihren wichtigen Posten behaupten zu können unter dem goldenen Baldachin des königlichen Elephanten.

Ja, sie hatte jetzt schon dergleichen indische Gelüste, und hätte am liebsten eine Verehrung ihrer Herrin auf den Knieen, oder gar auf einem noch edleren Theil des menschlichen Körpers einführen mögen, was aber leider bei Lebzeiten des alten Herrn nicht recht gelingen wollte; doch legte Fräulein von Klettenberg auch in dieser Richtung jetzt schon solide Fundamente, und wenn von der vertraulichen Art die Rede war, in welcher mit alten erprobten Dienern Seine Majestät Umgang pflog, Rathschläge annahm, und selbst durch mitunter kräftige Einreden seine Entschlüsse änderte, so versicherte sie ihren Vertrauten, daß das später schon anders kommen werde, und man auch darin die königliche

quina von dunkel violetter Seide die weichen Umriſſe des ſtolzen Leibes und der ſchlanken Glieder verräth, fällt die Mantille von ſchwarzen Spitzen leicht von der Stirne über die Schulter bis in die feine Taille herab; die Hand mit dem Fächer hält ſie unter dem Kinne zuſammen, und ein kleiner Druck der Finger läßt uns einen Moment den Anblick des ſchönen Geſichts genießen, um im nächſten die Spitzen zuſammenzuziehen und den Fächer auseinander zu werfen. So ſchreitet die Andaluſierin leicht und graziös die Treppen an dem bezeichneten Hauſe hinauf, und da die Basquina ziemlich kurz iſt, ſo ſehen wir einen wunderbar zierlichen grünen Schuh und noch ein ziemliches Stück des weißen ſeidenen Strumpfes. Gleich darauf aber iſt ſie hinter der Thür verſchwunden, der Geſang hat aufgehört, und eine tiefe Stille herrſcht wieder auf dem Platze. Aber nicht lange; denn bald hören wir es flüſtern hinter der herabhängenden Strohmatte, und an jeder Seite lugte eine Mantille hervor und unter jeder ein paar glänzende ſchwarze Augen. Es ſcheint uns, die jungen Damen in Cordova haben auch zuweilen Langeweile und betrachten ſich alsdann, vielleicht nicht ganz ohne Intereſſe, ein paar Fremdlinge, die vor ihrem Hauſe ſtehen, und es faſt ungebührlich angaffen. — Es iſt zuweilen ſehr gut, wenn einem eine vollkommene Kenntniß der Landesſprache mangelt, denn der Platz war ſehr einſam, nicht einmal die Sonne warf einen neugierigen Blick herein, rings umher tiefe Stille und Einſamkeit.

Wie unſer Wirth verſprochen, bekamen wir ſchon am Mittag ein Zimmer neben dem Patio, und wenn wir die Thüren öffneten, ſo vernahmen wir das freundliche Murmeln des kleinen Springbrunnens. Nachdem wir uns dort gehörig eingerichtet, gingen wir mit einem kundigen Führer zur berühmten Moſchee von Cordova, der größte, faſt einzige mauriſche Tempel, von dem mehrere Theile ganz unverändert auf unſere Zeit übergegangen ſind; die Mesquita, wie ſie bei den Arabern hieß, wurde von Abderrhaman erbaut und war uns mit ihrem impoſanten Säulenwalde ſchon längſt aus Zeichnungen und Bildern bekannt. Von außen macht

Würde herrlicher müſſe aufleuchten laſſen, und jenen erhabenen Standpunkt wieder einnehmen, der leider unter der ſchwachen Regierung des alten Herrn in dieſer Richtung verloren gegangen war.

Wenn Fräulein von Klettenberg ihre Herrin auch nach und nach zu dem Glauben gebracht, daß ſie die geiſtreichſte, liebenswürdigſte und erhabenſte ihres Geſchlechtes ſei, was ihr übrigens nicht ſchwer geworden, ſo wagte es doch ſelbſt die rückſichtslos kühne Hofdame nicht, ihr auch die Eigenſchaft der Schönſten beizulegen, denn dafür hatte die Prinzeſſin einen zu treuen Freund an ihrer Seite, den Spiegel nämlich — wohl den einzigen, der ihr unverholen die Wahrheit ſagte, — die volle, rückſichtsloſe Wahrheit, und nicht nur, wenn ſie ſich im reichen fürſtlichen Schmucke befand, ſondern auch im Innern ihres Schlafgemachs.

Die Prinzeſſin war weder von großer Geſtalt, eher klein, und ihr Wuchs verdiente kaum das Prädikat „gut“. Ja, wenn ſie durch die glänzend erleuchteten Säle rauſchte, ſo gab es rückſichtsloſe ältere Damen, die, in unzähligen Gefechten und Schlachten auf dem ſchlüpfrigen Hofparket geſtählt, daran gewöhnt waren, keck und ſicher prüfend in's feindliche Feuer zu ſchauen, den Fächer dicht an den Mund haltend, einer gleich geſtimmten Nachbarin zuzuflüſtern, daß die Ordensmaſche an der linken Schulter mit wirklicher Kunſt ſo aufgeſteckt ſei, um die kleine Erhöhung der rechten Achſel zu

maskiren. Schüchternere Blicke dagegen hatten sich noch nie unterstanden, dergleichen zu entdecken, was indessen auch sehr schwierig war, da die Prinzessin einen eigenthümlichen Gang hatte, bei dem sie sich in den Hüften wiegte, um so auf äußerst kunstreiche Art das vielleicht fehlende Gleichgewicht herzustellen, und bewegte sie sich auch häufig ebenso im Stehen, wenn sie es nicht vorzog, sich hastig von Einem zum Andern zu wenden, wobei sie es durchaus nicht genirte, auf drei bis vier ihrer schnellen Fragen von den Betreffenden keine einzige gründliche Antwort zu erlangen. Es ist dieß Fragen ein Vorrecht hoher und höchster Personen, und geschieht öfters nur, um mehr oder minder gnädig zu erscheinen, weßhalb eine Antwort kaum erwartet und in vielen Fällen gänzlich überhört wird, da sich Geist und Blicke bei der Frage an den Einen schon mit dem Nächstfolgenden im Zirkel zu beschäftigen pflegen.

Das Gesicht der hohen Frau war länglich, etwas gelblich bleich, die Züge edel geformt, die Augen, lebhaft und schön, hätten ein wohlthuendes Ganzes gegeben, wenn nicht ein mokanter Zug um den feinen Mund gar zu häufig und gar zu scharf hervorgetreten wäre.

Wenn sich Fräulein von Klettenberg mit ihrer hohen dünnen Figur in der Nähe der Herrin befand, so verstand die kluge Hofdame antwortend, fragend oder erzählend eine gebeugte Haltung an-

zunehmen, da sie wohl wußte, wie gefährlich es ist, die Herrin zur Dienerin aufschauen zu lassen.

Darin hatte es Fräulein von Nikols, die zweite Dame Ihrer Majestät, schon besser, da diese in üppiger Jugendfrische blühende Blondine nicht viel größer war, als die Fürstin, und stets ein klein wenig bemitleidet werden konnte, da deren allerdings reiches Haar einen kleinen röthlichen Goldschimmer hatte, äußerst pikant für den Kenner, aber jedenfalls zurückstehend gegen das wirklich prachtvolle tiefschwarze Haar der Königin, welche überhaupt jetzt in der ebenso einfachen, als eleganten Trauerkleidung mit dem feinen wachsbleichen Gesichte eine interessante und distinguirte Erscheinung war, besonders wenn sie, wie heute, in ihren niederen Fauteuil geschmiegt ruhte, wo die lang herabwallenden schwarzen Gewänder selbst ihrer kleinen Figur etwas Imposantes verliehen.

Fräulein von Klettenberg saß auf einem niedrigen Schemel gegenüber und hatte Auszüge aus Zeitungen vorgelesen, geschickt ausgewählt durch den geheimen Sekretär Ihrer Majestät, aus denen Höchstdieselben mit Befriedigung vernahmen, mit welcher Liebe die Millionen Herzen der getreuen Unterthanen der jungen Königin entgegenschlugen, von deren Herzensgüte, Munificenz und geistreicher Liebenswürdigkeit man in kurzer Zeit schon so glänzende Proben erhalten, und deren innig-herzliches Familienleben ebensowohl eine Bürgschaft

war für das erneuerte Glück vieler tausend Familien, als ein „Mene Mene" für manchen leichtsinnigen Ehemann, von denen es unter der milderen früheren Regierung sogar in den höchsten Hofkreisen gegeben, welche nun, aus ihrer sicheren Ruhe aufgeschreckt, die Blicke und Aeußerungen der jungen Fürstin so verstanden, als wollte diese nächstens unter sie treten und fürchterliche Musterung halten.

Fräulein von Klettenberg hatte ihre Zeitungen weggelegt und ein unbedeutendes Gespräch begonnen, das sie mit weicher, ergebener Stimme fortlispelte, dabei ein kurzes Wort oder leichtes Kopfnicken für genügende Antwort haltend, was auch ganz richtig war, denn sie plauderte über unbedeutende Stadtneuigkeiten oder mehr oder minder pikante Hofgeschichten. Dabei bemerkte man aber wohl, wie sie um das seit einigen Tagen erledigte Hofmarschallamt herumstrich, wie das geschmeidige Kätzlein um den heißen Brei, sich, wie dieses, recht sehr in Acht nehmend, durch ein unbedachtes Wort das Pfötchen zu verbrennen; doch athmete sie sichtlich erleichtert auf, als jetzt die Königin in trockenem Tone sagte: „Ich bin nun zufrieden, daß die Geschichte mit diesem Menschen endlich einmal geordnet ist — für immer;" dabei machte sie eine Horizontalbewegung mit der rechten Hand.

„Abgemacht und erledigt, — Gott sei Dank!" lispelte die Klettenberg, gegen den Himmel blickend,

„und wird man jetzt nicht mehr genöthigt sein, die oft so unzarten und frivolen Geschichten dieses Herrn von Rosenthal zu hören."

„Was das anbelangt, meine Liebe, so wußte es dieser Mensch selbst ganz genau, wo ein günstiges Terrain für ihn zu finden war, und könnte ich nicht sagen, daß ich in der allerdings kurzen Zeit, wo ich ihn sehen mußte, auch nur die Spur einer Pikanterie zu hören bekommen hätte — im Gegentheil!" —

Dieses „im Gegentheil" verdroß die Hofdame höchlichst, was man an ihrem zusammengezogenen Munde bei halbniedergeschlagenen Augen sah, doch lächelte sie in der nächsten Sekunde, trotzdem Ihre Majestät fortfuhr: „Ja, so ein Element hat zuweilen sein Gutes und ich könnte einen ähnlichen Charakter schon ertragen, der unter der Maske der Unbefangenheit tüchtige Hiebe austheilt, und was mich zurückgestoßen hat, ist allein die Vergangenheit dieses Abenteurers — ich weiß kein gelinderes Wort."

„O, eine grauenhaft entsetzliche Vergangenheit, Majestät!" sagte die Klettenberg mit gefalteten Händen — „eine Vergangenheit, die selbst —"

„Ich weiß genug darüber, meine Liebe," erwiederte Ihre Majestät in trockenem Tone, „vollkommen genug, um dieses gefährliche Gift aus der Nähe des Königs fern zu halten — vergessen wir alles Das, es liegt hinter uns."

„Doch noch nicht so ganz, wie Ihre Majestät

glauben," wagte die Hofdame ſchüchtern zu ſagen, „wenigſtens nicht ohne einen vielleicht unangenehmen Augenblick für meine angebetete Königin."

„Unſinn, meine Liebe! Roſenthal iſt entlaſſen, er reist ab — meinetwegen nach Indien — wir ſind ihn los, worüber ich ſo zufrieden bin, daß ich ihm ſogar für die Zukunft nicht zu viel Böſes wünſche, etwas hat er ſchon um uns verdient. — — Warum ſehen Sie mich achſelzuckend ſo auffallend an? — Was gibt's? Reden Sie, ich will es!"

„Da Ihre Majeſtät befehlen, ſo muß ich gehorchen, indem ich Ihnen ſage, daß dieſer Herr von Roſenthal die Effronterie hat, eine Abſchiedsaudienz bei Ihrer Majeſtät anzuſtreben."

„Par exemple," fuhr die Königin auf, „es iſt aber ein großer Unterſchied zwiſchen Anſtreben und Erreichen; doch beruhigen Sie ſich, meine Liebe, ſelbſt er wird nicht wagen, eine ſolche Bitte an mich zu ſtellen."

Fräulein von Klettenberg affektirte einen heftigen inneren Kampf, ehe ſie tief aufathmend zur Antwort gab: „Er hat dieß bereits gewagt in einem Schreiben an mich —"

„Das Sie jedenfalls ſo kurz und abſchläglich als möglich beantwortet haben."

„Gewiß, Majeſtät! um die Antwort zu erhalten, daß, da der gerade Weg mißlungen ſei, das Ohr der Königin zu erreichen, er einen ſicheren

Umweg wählen müsse, um vielleicht zum letzten Male das Glück zu haben, das Antlitz Eurer Majestät zu sehen."

„Welche Frechheit! Lassen Sie ihn ankommen auf seinen sicheren Umwegen."

„Und doch wüßt' ich einen," sagte die Klettenberg in tiefster Demuth, „auf den Euer Majestät nur durch Ihren bekannten festen Willen dieser höchst unangenehmen Begegnung zu entgehen vermögen."

„Welchen Weg, wenn's beliebt? — welche Macht könnte mich einem so unsinnigen Verlangen zugänglich machen?"

„Die Vermittlung Seiner Majestät, und ich fürchte," setzte sie, gegen ein sanftes Klopfen an der Thüre des Gemachs horchend, hinzu, „da ist diese Vermittlung schon."

„Doch keine Ueberrumpelung in meinem eigenen Zimmer!" rief die Königin, sich hastig aufrichtend.

„Wer weiß, diesem Menschen ist Alles möglich."

Da öffnete sich eine der Flügelthüren, eben weit genug, um den dienstthuenden Kammerdiener durchzulassen, der sich alsdann auf den Wink der Königin mit einem verlegenen Gesichte näherte und stockend meldete: Herr von Rosenthal sei draußen im Vorzimmer im Auftrage Seiner Majestät.

Nun ist aber sowohl im Leben einer Königin, als in dem des geringsten Sterblichen ein Zu-

ſammentreffen von Umſtänden denkbar, welches die Ausführung der beſten, edelſten und feſteſten Entſchlüſſe unmöglich, wenigſtens zweifelhaft erſcheinen läßt, was auch die hohe Frau plötzlich zu empfinden ſchien, denn trotzdem ſie ſich raſch aus ihrem Seſſel erhoben hatte und im Begriffe ſchien, mit feſt auf einander gepreßten Lippen und finſter zuſammengezogenen Augenbrauen das Gemach zu verlaſſen, beſann ſie ſich doch eines Anderen, ſtützte die rechte Hand energiſch auf den Tiſch, wodurch ſich die betreffende Schulter bedeutend erhöhte, und ſagte dann in lautem, aber ſehr ruhigem Tone: „Ich kann Herrn von Roſenthal nicht ſehen, da ich dringend beſchäftigt bin, und erſuche ihn, ſeinen Auftrag an Fräulein von Klettenberg auszurichten.“

„Das unterſtand ich mich ſchon, dem Herrn von Roſenthal andeutungsweiſe vorzuſchlagen,“ ſtammelte der treue Diener, „doch meinte Herr von Roſenthal, die ihm übertragene Botſchaft nur in die Hände Ihrer Majeſtät niederlegen zu dürfen.“

„Alſo handelt es ſich wohl um ein Schreiben. — Gut! So will ich das auf meine Verantwortung nur aus den Händen meiner Hofdame empfangen, ſei es auch nur, um dem Betreffenden jede weitere Mühe zu erſparen. Holen Sie mir den Brief!“

Ihre Handbewegung bei dieſen Worten galt Fräulein von Klettenberg, die ſich nach einer tiefen Verbeugung gegen das Vorzimmer begab, um auf dieſem nicht ſehr langen Wege ſo raſch und beträcht-

lich zu wachsen, daß sie, bei den Portièren angekommen, wo sie sich nach Möglichkeit streckte, weit über den Lakaien hinausragte, dabei eine sehr hochmüthige Miene annehmend, jedenfalls in der Absicht, dem draußen Harrenden zu imponiren.

Das war aber nicht so leicht, als sie sich gedacht, da Rosenthal sehr wenig Talent zur Schüchternheit besaß, und es gerade hier darauf angelegt zu haben schien, nichts von dieser für junge Mädchen so kostbaren Eigenschaft merken zu lassen. Er war durch die Vorzimmer geschlendert, in ähnlicher Art, wie er früher zu thun pflegte, hatte auch seine prüfenden Blicke umhergeworfen, ob Alles in schönster Ordnung sei, ja er hatte den Lakai im äußersten Vorzimmer zu sich herangewinkt, um ihn durch einen ernsten Blick darauf aufmerksam zu machen, daß einer der schweren Fenstervorhänge um mehrere Zoll weiter zurückgezogen war, als der andere, hatte aber dann, ohne seine Miene zu verändern, in leisem Tone rasch die Frage gethan: „Wer war heute schon bei Ihrer Majestät?“ worauf der Lakai Haller, den wir schon zu kennen das Vergnügen haben, in gleich leisem Tone, den erwähnten Vorhang betrachtend, zur Antwort gab: „Außer dem persönlichen Dienste, Baron Brenner, sowie ein fremder Herr, groß, blond, mit mächtigem Barte, vorgestellt durch den Obersthofmeister selbst.“

„Ich danke.“

Dann war Herr von Rosenthal weiter gegan-

gen und ſtand nun, nachdem er ſich durch den Kammerdiener hatte anmelden laſſen, im Vorgemach der Königin nachläſſig mit übereinandergeſchlagenen Armen an einen Wandſpiegeltiſch gelehnt, milde lächelnd, wie Jemand, der überzeugt iſt, mit dem außerordentlichſten Vergnügen empfangen zu werden; verharrte auch in dieſer Stellung noch einen Augenblick, nachdem die ſehr ſtreng ausſehende Hofdame ſchon eingetreten war, näherte ſich aber alsdann mit der ihm ſo eigenen leichten und eleganten Bewegung, wobei er, ein Schreiben hervorziehend, lächelnd ſagte: „Wenn es mir auch die beſten Hoffnungen geben ſollte, von einer ſo liebenswürdigen Gönnerin empfangen zu werden, ſo weiß ich doch, daß Sie gekommen ſind als freundliche Vermittlerin, um dieſes Schreiben Seiner Majeſtät in die allerhöchſten Hände der Königin niederzulegen.“

„So iſt es, Herr von Roſenthal,“ erwiederte Fräulein von Klettenberg, um im trockenſten Tone, der ihr möglich war, hinzuzufügen: „Ihre Majeſtät bedauert, Sie vor Ihrer Abreiſe nicht mehr ſehen zu können.“

Statt aber auf dieſen Beſcheid verletzt zurückzutreten, lächelte der Betreffende äußerſt gemüthlich, indem er zur Antwort gab: „Sie gehen zu raſch, mein gnädiges Fräulein, wollen wir nicht vielleicht abwarten, was Ihre Majeſtät nach Leſung dieſer Zeilen ſelbſt zu beſchließen die Gnade haben wird?“

Er legte einen ſtarken Nachdruck auf das Wört-

dieß wunderbare Gebäude nur an der Seite des Haupteingangs einen einigermaßen großartigen Eindruck. Die Moſchee ſteht ohne erhabenen Thurm hoch gelegen über den Ufern des Guadalquivirs und iſt rings von einer glatten hohen Mauer eingefaßt, die außer den ſtark vorſpringenden Strebepfeilern keine andere Verzierung zeigt, als ſchlanke arabiſche Mauerzinnen. Nach dem Gebrauche der Orientalen verſchließt ſie die innere Pracht und Herrlichkeit vor dem Blicke der Außenwandelnden und läßt nicht ahnen, welch prachtvolles Bauwerk ſie umgürtet. Unter einem niedrigen Minaret im Style der Giralda befindet ſich der Haupteingang; doch öffnet ſich nicht weit davon vor uns ein kleiner mauriſcher Thorbogen, der uns aber ſtatt in die Kirche ſelbſt auf den Vorhof führt, den man bei jeder Moſchee findet, auf den Patio de las naranjas, den Orangenhof. Es iſt dieß eine reizende liebliche Einrichtung der orientaliſchen Tempel. Hier luſtwandelten die Gläubigen unter duftenden Orangen, oder ſahen gedankenvoll dem hoch aufſpringenden Strahl der Fontainen zu, ehe ſie ſich in die dunklen Hallen der Kirche begaben. Für mich wird dieſer kleine reizende Platz immer eine liebe Erinnerung bleiben, und ich ſaß hier träumend manche Stunde, wenn meine beiden Reiſegefährten in den benachbarten Straßen zeichneten. Und doch war der Orangenhof gar ſo einfach, aber gerade dieß Einfache, ſo wie die gänzliche Abgeſchloſſenheit von der Welt, iſt es, was ſeinen Reiz ausmacht, ein geräumiger, viereckiger Hof mit Orangen bepflanzt, deren Duft ihn ganz erfüllt; in der Mitte erhebt ſich eine große Marmorfontaine, die ihren Waſſerſtrahl hoch hinaufwirft, während ſich zu ihren beiden Seiten ein paar klare plätſchernde Brunnen mit glänzenden Goldfiſchen befinden. Das Abwaſſer dieſer Brunnen kann vermittelſt gemauerter Rinnen, die nach allen Richtungen auf der Erde hinlaufen, an den Fuß jedes der Orangenbäume geleitet werden. Man öffnet eine kleine Schleuße und im Augenblicke iſt der Fuß der ſchönen Bäume von dem klaren friſchen Waſſer umſpült. Zwiſchen den Orangen erheben ſich einige düſtere, faſt ſchwarze Cypreſſen und neben ihnen ein paar ſchlanke Dattel-

chen „ſelbſt“, ohne dabei auch dann ſeine freundliche Miene zu verlieren, als die Hofdame ſehr von oben herab zur Antwort gab: „Warten Sie, wenn es Ihnen beliebt, um alsdann durch einen Lakai den gleichen Beſcheid zu erhalten.“

„Warten wir alſo Beide, mein gnädiges Fräulein. Geduldiges Warten gehört ja immerhin zu unſeren angenehmſten Dienſtverrichtungen.“

Fräulein von Klettenberg war majeſtätiſch in das anſtoßende Gemach zurückgerauſcht, nachdem ſie das Schreiben mit einer nicht gerade ſanften Bewegung der Hand Roſenthal's entnommen, hatte es darauf, ſich tiefer beugend, der Königin übergeben und mit einer vor Zorn vibrirenden Stimme hinzugefügt: „Er beſteht darauf, eine Antwort von Eurer Majeſtät zu erhalten.“

Die hohe Frau riß das Couvert haſtig ab und las laut die folgenden Worte: „Ich habe Herrn von Roſenthal mit auf Deinen beſonderen Wunſch ſeiner Dienſte entlaſſen, habe ihm das ſelbſt und freundlichſt mitgetheilt, hauptſächlich, weil ich keinen Grund einſehe, einen Mann von ſeinen guten und ſchlimmen Eigenſchaften unnöthig zu verletzen, wäre aber in dieſer Richtung äußerſt dankbar, wenn auch Du ihn mit ein paar wohlwollenden Worten verabſchieden wollteſt.“

Die Königin warf dieß Schreiben auf den Tiſch, blickte wohl eine Minute lang finſter ſchweigend vor ſich hin und ſagte dann, gerade als ihre ge-

treue Hofdame ſich in einer ſehr energiſchen Miene eine Bemerkung erlauben wollte: „es gibt ja auch für uns leider Umſtände, wo man jede Leidenſchaft unterdrücken muß, und der ruhigen Ueberlegung Gehör geben; ſagen Sie ihm, er ſoll kommen, wenn er darauf beſteht, mich zu ſehen.“

„Ich ſelbſt ſoll ihm das ſagen, Majeſtät?“ fragte beinahe erſchrocken die Hofdame, „nachdem ich ihn ſo eben auf Ihren allerhöchſten Befehl und mit nicht gerade freundlichen Worten abgewieſen?“

„Natürlich Sie ſelbſt, meine Liebe,“ erwiederte die Königin in einem kälteren Tone, „und wenn ich mich zwingen laſſen muß, nachzugeben, ſo darf das auch Ihnen keinen Kummer verurſachen.“

Fräulein von Klettenberg verließ das Zimmer nicht ganz mehr ſo aufrechten Hauptes wie vorhin, und draußen mußte ſie ſich zu einer gleichgültigen Miene Gewalt anthun, da Roſenthal ſie heiter mit den Worten empfing: „A—a—a—ah, mein gnädigſtes Fräulein, da Sie ſelbſt ſtatt eines Lakaien erſcheinen, ſo bin ich einer gnädigen Entſchließung Ihrer Majeſtät gewiß.“

„Nehmen Sie das, wie Sie wollen; die Königin will Sie empfangen, im Falle Sie auf dieſer eigenthümlichen Forderung beſtehen.“

„Leider muß ich nach Ihrer gnädigen Aeußerung von vorhin darauf beſtehen,“ erwiederte Herr von Roſenthal mit einem Blick auf den Kammerdiener,

der ſich ſtill lächelnd anſchickte, eine der Flügelthüren zu öffnen.

Gleich darauf befand er ſich mit der Hofdame im Gemache der Königin; während Jene raſch hinter Ihre Majeſtät trat, um von dort mit zuſammengekniffenen Lippen wahrhaft vernichtende Blicke auf den frechen Eindringling zu ſchleudern, machte dieſer eine ſehr tiefe und ſehr wohlgelungene Verbeugung, worauf er ſich frei und ungezwungen näherte, die Anrede Ihrer Majeſtät erwartend.

Die hohe Frau ſtand aufrecht neben dem Tiſche, worauf ſie die rechte, leicht zuſammengeballte Hand geſtützt hatte, mit eiskalter, unbewegt gleichgültiger Miene, wobei ihre Blicke, halb durch die Augenlider verſchleiert, auf einer prachtvollen Blumenvaſe hinter Roſenthal hafteten, ſelbſt als ſie ihn anſprach: „Der König ſchreibt mir, er habe Sie aus ſeinen Dienſten entlaſſen, um Ihnen die Freiheit wieder zu geben, welche Ihnen wünſchenswerth erſchien, um auf's Neue größere Reiſen zu unternehmen, wozu ich Ihnen alles Gute wünſche und den Himmel bitten will, daß er Sie die richtigen Pfade führen möge."

Darauf neigte ſie ihr Haupt mit einer ſo entſchiedenen Bewegung, daß ſie für jeden Andern die genügendſte Veranlaſſung geweſen wäre, die Audienz als beendigt anzuſehen und ſich zurückzuziehen, wogegen ſich Roſenthal dankend verneigte und in ruhigem Tone zur Antwort gab: „Allerdings bin

ich im Begriff, größere Reiſen zu unternehmen, doch drängt mich nichts dazu, dieß heute zu thun oder über's Jahr, in zehn Jahren, in fünfzig Jahren. Es iſt dieß auch nicht der Grund, der es mich dankend anerkennen läßt, meiner Dienſte entlaſſen worden zu ſein, dagegen weiche ich mit Vergnügen der Nothwendigkeit, um einem Beſſeren und Würdigeren Platz zu machen."

Die Königin war im Begriff, ihr ſtummes Kopfnicken zu wiederholen, doch mochte irgend etwas in den Worten Roſenthal's liegen, in dem unbefangenen Tone, mit dem er ſprach, ſowie in ſeiner heiteren Miene, welche ein raſcher Streifblick der hohen Frau erfaßt hatte, was ſie veranlaßte, ihm zu entgegnen: „Mögen Ihre Gründe ſein, welche ſie wollen, ſo bin ich doch überzeugt, daß dieſelben nur für Sie ſelbſt von dem allergrößten Intereſſe ſind — wie ſchon geſagt, ich wünſche Ihnen glückliche Reiſe."

„Ah, Majeſtät!" rief Roſenthal hierauf mit einem affektirt erhobenen, aber nichts weniger als ſorgenvollen Blick gen Himmel, „wie mir dieſe höchſt gnädige Theilnahme das Scheiden erſchweren wird!" wobei er ſeinen Blick noch dadurch zu verſtärken ſtrebte, daß er die rechte Hand auf ſein Herz legte, ſich tiefer neigend, was aber Alles auf dem eiskalten Geſichte der Königin anfänglich keine Spur von Veränderung hervorrief, und erſt als er enthuſiaſtiſch hinzuſetzte: „Ja, das Scheiden

von Allem, was mir hier lieb und theuer war, wird mir unendlich schwer!" — da zuckte es eigenthümlich, nicht gerade unmuthig, aber nichts weniger als freundlich in den Mundwinkeln der hohen Frau, sie schien im Begriffe zu sein, ihre rechte Hand leicht zu erheben und mit jenen bekannten kalten, hohen Personen so geläufigen Worten: „Ich danke Ihnen" alles Weitere kurz abbrechen zu wollen, als sie sich mit einem Male von Rosenthal's dunkelglühenden Augen, die er bis jetzt nur zuweilen wie schüchtern gegen ihr Antlitz erhoben hatte, gefaßt fühlte, so daß sie es nicht vermochte, den Strom seiner volltönenden, beinahe wehmüthig klingenden Sprache zu unterbrechen, als er fortfuhr: „Und wenn ich auch überzeugt bin, in jenen fernen Ländern, wohin ich meine Schritte lenken werde, auf's Sehnsüchtigste erwartet und auf's Herzlichste aufgenommen zu werden, so ist doch die ganze Pracht und der ganze Reichthum Indiens nicht im Stande, das tiefe Bedauern zu dämpfen, welches mich stets erfassen wird, wenn ich an alles Schöne und Erhabene hier denke, ja mit tiefstem innigsten Bedauern an eine schöne Zeit, die ich hier verlebt, und für welche auch Eurer Majestät meinen aufrichtigsten Dank zu sagen ich mir in tiefster Demuth scheidend erlauben muß."

Auch jetzt machte die Königin nicht sogleich jene gewisse Handbewegung, schien sie aber einleiten zu wollen durch die um eine Idee wärmer ausge-

ſprochenen Worte: „Wenn es mir möglich wäre, würde ich verſuchen, dieſes Bedauern zu theilen.“

„Und ſich dadurch,“ rief Roſenthal plötzlich wieder heiter erſcheinend, „einer großen Inkonſequenz ſchuldig machen — verzeihen mir Euer Majeſtät dieſes gewagte Wort, aber ein für ewig Scheidender darf ſich ebenſowohl wie ein Sterbender einen freimüthigen Ausdruck erlauben — ich möchte nicht gern bedauernd ſcheiden von all' den großen, ſchönen und edlen Eigenſchaften Eurer Majeſtät, was ich unbedingt thun müßte, wenn meine allergnädigſte Herrin auf dieſe Art einem Ihrer feſteſten Grundſätze untreu geworden wäre.“

„Welchen Grundſatz — wenn ich fragen darf?“

„Den, mich zu haſſen, Majeſtät, und den ich ſo begreiflich finde, daß ich mich wundern müßte, wenn es anders wäre, und in deſſen Ausführung ich eben ganz beſonders den offenen, geraden, feſten und unbeugſamen Willen Eurer Majeſtät kennen und auf's Höchſte verehren gelernt habe.“

Wieder zuckte ihre Hand leicht in die Höhe, ja ſie erhob den Kopf und ihre Lippen öffneten ſich ein wenig, um ſich aber wieder zu ſchließen, als Roſenthal unbeirrt im freundlichſten Tone, als erzähle er Unbetheiligten irgend eine artige Geſchichte, fortfuhr: „Mit dieſem Vorſatz, mich zu haſſen, kamen Eure Majeſtät hieher, und hatten ſcheinbar dafür die unwiderlegbarſten Gründe — wer war Roſenthal? „Irgend ein Glücksritter, ein

Abenteurer, der es verſtanden hatte, ſich zum Entſetzen der Strenggläubigen des Hofes an die Perſon des Thronerben zu drängen, der dabei begreiflicherweiſe nur auf ſeinen eigenen Vortheil ſah, um alle pikanten Launen, alle kleinen Leidenſchaften nur für ſich auszubeuten. Das waren die Schatten, die man rieſenhaft vergrößert in das offene und edle Gemüth Eurer Majeſtät fallen ließ, ohne mit kluger Berechnung auch von den Lichtpunkten zu reden — und da ich nicht vor Eurer Majeſtät erſchienen bin," ſetzte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, „um auch dieſe Lichtpunkte zu berühren, ſondern nur um die Verſicherung abzugeben, wie gerecht ich beziehungsweiſe dieſen Haß zu verdienen ſcheine, ſo brauche ich weiter nichts hinzuzuſetzen."

Es entſtand hier eine kleine Pauſe, allerdings lebhaft ausgefüllt durch das intereſſante Mienenſpiel der mit allen Leibes- und Geiſteskräften aufhorchenden Hofdame. Im Anfang der Unterredung war ſie erſchienen wie ein ſtilles theilnahmloſes Wäſſerlein, von einer düſtern Trauerweide beſchattet, dann, als das Geſpräch die erſte und, wie ſie hoffte, einzige Frage und Antwort hinter ſich hatte, begann ein leichter Wind die Zweige der Trauerweide unmuthig zu bewegen, und als Roſenthal mit einer Kühnheit, die nur ihm möglich war, Ihre Majeſtät förmlich in ein Geſpräch verwickelte, verwandelte ſich die ſanfte Trauerweide in eine borſtige Föhre auf kahler Höhe, um nun, da ſich Roſenthal jene

unerhörten Anspielungen erlaubte, wieder ganz Fräulein von Klettenberg zu werden, mit tief eingezwickten Lippen, stechendem Blick in den Augen, graugelbem Teint und gesträubtem Haar, ganz Allarmstange, die nur des kleinsten Funken bedurfte, um zur Errettung der Königin hoch aufzuflammen. Auch trug es durchaus nicht zu ihrer Besänftigung bei, daß Herr von Rosenthal seiner tiefen Verbeugung gegen die Königin, nach welcher die hohe Frau eine Sekunde ihre Augen mit der Hand bedeckte, ein ganz kleines Extrakompliment gegen die allmächtige Hofdame richtete, ja dasselbe mit einem kurzen ironischen Lächeln begleitend, so daß diese sichtbar zusammenzuckte und im Begriff war, zu einem letzten verzweifelten Mittel ihre Zuflucht zu nehmen, um diese verhaßte Audienz zu beendigen: ein Mittel, das Vertraute allerhöchster Personen wohl wagen dürfen, in solchen abnormen Fällen anzuwenden, nämlich, mit vielsagendem Blick auf die Uhr zu schauen, um etwa Ihre Majestät daran zu erinnern, daß der befohlene Wagen wahrscheinlich vorgefahren sei. Doch schnitt das völlig unbegreifliche Benehmen der Königin auch dieses Tau entzwei, an dem ihr letzter Rettungsanker hing, denn Ihre Majestät, nachdem sie ihr Taschentuch an die Lippen gebracht und leicht hineingehustet, ließ sich langsam in ihren Fauteuil nieder, senkte das Haupt in die Hand und sagte, ohne aufzublicken, wohl in einem strengen, aber

durchaus nicht in zornig erregtem Tone: „Ich will nicht, daß Sie mit dem Gedanken von uns gehen, als hätte ich absichtlich eine Ungerechtigkeit gegen Sie begangen, ja ich will Ihnen bekennen, daß ich von Lichtseiten in Ihrem Leben sehr Weniges gehört, und erlaube Ihnen deßhalb, weiter zu reden."

„Gott segne Eure Majestät dafür, daß Sie mir erlauben, Ihnen den armen Rosenthal nicht ganz so schwarz darzustellen, als man ihn gewöhnlich malt, und ich bin glücklich, Ihnen ein gelungenes Porträt dieses eigenthümlichen Menschen auch mit all' seinen Fehlern entwerfen zu dürfen. — Rosenthal ist noch nicht so alt," fuhr er in heiterem Tone fort, „um keine Jugendthorheiten begehen zu dürfen, doch hat er von dieser jedem fühlenden Herzen gegebenen Erlaubniß stets einen mäßigen Gebrauch gemacht, sich aber vor allen Dingen wohl gehütet, Andere zu ähnlichen Thorheiten zu verführen."

Die Königin ließ ihre Hand sinken und schaute ihn an, worauf er weiter sprach: „Wohl verstanden zu Thorheiten, deren Andenken nicht nur uns gering Geborenen, sondern sogar auch Hochgestellten die Röthe der Scham auf die Stirne treibt; es ist wahr, wir haben gespielt, gesungen, gelacht, getollt — getollt ja mit allen Extravaganzen, wie junge Menschen von gutem Schrot und Korn in früher Jugend tollen sollen, um das also Versäumte in späteren Jahren und dann zur größeren Unbequem-

lichkeit der Mitlebenden nicht vielleicht nachholen zu müſſen. Wir haben ganz außerordentliche Komödien geſpielt, wir haben luſtige Gelage gefeiert, deren ſich kein ehrenhafter Student zu ſchämen hätte, wir haben dabei innigen Umgang gepflogen mit ausgezeichneten Künſtlern und Gelehrten, und auf ſolche Art ſelbſt aus ſcheinbaren und wirklichen Giftblumen Honig gezogen, wir ſind ſpielend bekannt geworden mit der Malerei, der Bildhauerei, der Architektur, und was wir uns von dieſen ſchönen und nützlichen Dingen angeeignet, das ſteht heute noch da, ſichtbar vor aller Welt, hat allerdings viel Geld gekoſtet, iſt aber wahrlich nicht zu theuer erkauft durch den Beweis, den der verſtändige und geiſtreiche Erbe dieſes Landes dadurch für ſeinen guten Geſchmack geführt, und kann es Roſenthal nur für ein großes Kompliment anſehen, wenn ſein Name und ſein geringes Wirken damit in Zuſammenhang gebracht wird."

Er trat nach dieſen Worten mit einer Verbeugung zurück, als erwarte er, und vielleicht nicht ganz unfreundlich, entlaſſen zu werden.

Doch blickte die Königin ſinnend vor ſich nieder, und obgleich ihr Geſicht den finſteren Ausdruck von früher gänzlich verloren zu haben ſchien, ſo blieb doch auf ihren Zügen ein tiefer Ernſt zurück, der von einem inneren Kampfe mit ſich ſelbſt herzurühren ſchien und auch in einem eigenthümlichen Ton ihrer Stimme Widerhall fand, als ſie nach

palmen, deren herabhängende feingezackte Blätter ſich leiſe im Hauche des Windes wiegen. Auf zwei Seiten dieſes Platzes befinden ſich bedeckte Arkaden mit zierlichen mauriſchen Säulen und Bogen, über dem glatten, darauf ruhenden Mauerwerk ragen die ſägenförmigen Zinnen der mit dicken Strebpfeilern verſtärkten Umfaſſungswand herein, auf der dritten iſt, wie geſagt, der Thurm, ein moderner Aufbau über dem alten Untertheil, aus dem der herrliche Bogen der Puerta del Perdon ausgeſchnitten iſt, die den Hauptzugang zu dieſem Hofe bildet. Die gewaltigen Thürflügel ſind mit Bronzeplatten von zierlicher Arbeit in ſechseckiger Ineinanderfügung beſchlagen und wunderſchöne Thürklopfer zieren dieſe ruhigen prächtigen Flächen. Ein paar breite Stufen führen innerhalb von dieſem Thor auf die Terraſſe und vor uns haben wir die Moſchee ſelbſt mit ihrem hohen Portal, eine langgeſtreckte ruhige, einfache Maſſe, die nicht ahnen läßt, was im Innern verborgen iſt. So oft ich hierher kam, fand ich den Vorplatz belebter, als die Kirche ſelbſt. Eine Menge kleiner Buben ſpielten um die Bewäſſerungsrinnen am Boden oder umlagerten die Brunnen, wo ſie vermittelſt der herabgefallenen Blätter der Orangen Waſſer ſchöpften und tranken. Alte Männer ſaßen, obwohl es dem Kalender nach Winter war, in den ſchon recht heißen Strahlen der Sonne, die zur Mittagszeit neben dem Haupteingange glänzend und die dunkeln Steinmauern angenehm erwärmend hereindrangen.

Endlich öffnet ſich vor uns die große Thüre der Moſchee und wir ſtehen aufs Höchſte überraſcht vor dem Säulenwalde, der ſich vor unſern Blicken erhebt und ſich endlos auszudehnen ſcheint. Eintauſend und achtzehn Säulen ſtehen hier in neunzehn Reihen von Norden nach Süden zu dem Alquibla, d. h. dem Theile gegen Mittag. In entgegengeſetzter Richtung gezählt, bilden ſie achtunddreißig andere Säulenreihen, die von Oſten nach Weſten gehen und hier eine engere Eintheilung haben. Dieſe Säulen ſind von verſchiedenen Arten von Marmor und Granit gearbeitet, bald weiß, gelblich, grau, röthlich, ins Bläuliche ſchimmernd, bald gefleckt,

einer ziemlich langen Pause sagte: „Wenn mir auch Ihre Worte Wahrheit genug zu enthalten scheinen, um mich über Manches aufzuklären, ja, um mir Manches in einem günstigeren Lichte erscheinen zu lassen — — ich will Ihnen das nicht verschweigen —“

„Wofür der Himmel Eure Majestät segnen möge!“ erlaubte sich Rosenthal mit enthusiastischem Ausdruck die hohe Sprecherin zu unterbrechen, um gleich darauf durch eine demüthig schüchterne Verbeugung der begangenen Unart wegen um Verzeihung zu bitten.

„So ist doch noch ein Punkt übrig geblieben — — um welchen ich Sie befragen möchte — — ohne zu einer solchen Frage die Worte finden zu können.“

Bei diesen Worten flog es blitzartig über die Züge Rosenthal's, und Fräulein von Klettenberg hinter dem Stuhle der Königin streckte sich sichtlich in die Höhe, und ihre Lippen kräuselten sich zu einem kurzen triumphirenden Lächeln, das aber gleich darauf einer gespannten Erwartung wich.

Herr von Rosenthal machte eine Kunstpause — — aber nicht wie Jemand, der ungewiß oder verlegen ist über das, was er sagen will, sondern vielmehr wie Jemand, der sich anschickt, auf ein erwartetes Gesprächsthema freimüthig und offen einzugehen; demgemäß erschienen auch seine Gesichtszüge, sowie seine klar auf die hohe Frau gerichteten

Blicke, welche nun den ihrigen, die sich langsam erhoben, begegneten.

„Da ich fest entschlossen bin," sprach er alsdann mit ruhigem, bedächtigem Tone, „das mir so unschätzbare Vertrauen Eurer Majestät zu verdienen, so werde ich mir erlauben, auch auf diesen Punkt rückhaltlos einzugehen, und vermag das um so leichter, da ihm durch böswillige Uebertragungen mehr Gewicht beigelegt worden, als er verdiente. Es ist dieß eine höchst einfache Geschichte, über welche ich vielleicht meinen Ausspruch von vorhin, daß das Tollen in früher Jugend dem im späteren Alter weit vorzuziehen ist, wiederholen darf, und dabei ist," setzte er mit einem freimüthigen Lächeln hinzu, „nicht einmal von etwas Tollem oder Ungehörigen die Rede gewesen — eine Versicherung," sagte er plötzlich sehr ernst werdend, „worauf ich den feierlichsten Schwur abzulegen vermag; es war eben nichts als eine romantische Episode im Leben eines schwärmerischen jungen Mannes, die ich allerdings theilweise begünstigte, eben weil ich wußte, daß sie ungefährlich war, und selbst auch, weil ich dachte, daß ein jugendliches Herz, welches erfüllt ist von dem Duft einer edlen Blume, dadurch der Gefahr entgeht, tiefer hinabzusteigen und Giftkräuter zu pflücken. — — Ich kann nicht offenherziger sein," schloß er unter einem leichten Achselzucken.

Das mochte auch Fräulein von Klettenberg, obgleich nicht in dem von Rosenthal gewünschten

Sinne meinen, denn sie machte eine unmuthige und so hörbare Bewegung, daß die Königin erstaunt umschaute, um sich nach einem Blick auf das Gesicht ihrer Hofdame zu den kurz ausgesprochenen Worten veranlaßt zu sehen: „Ich bitte — meine Liebe! — — — — Herr von Rosenthal hat mir da eigentlich nichts Neues gesagt, ungefähr so erfuhr ich das auch aus anderem sehr glaubwürdigen Munde, allerdings aber auch wieder in den gehässigsten und widerlichsten Variationen, und doch möchte ich Ihnen so gerne glauben," setzte sie, den Kopf senkend, mit leisem Tone hinzu.

„Das dürfen Euer Majestät," gab er mit bestimmtem, energischen Tone zur Antwort, „und obgleich nicht allwissend, könnte ich doch dafür meine Seligkeit verpfänden, und gebe Ihnen das heilige Ehrenwort eines Mannes, der nicht gewohnt ist, mit dergleichen Dingen zu spielen — — dabei eines Mannes, der als gewissermaßen Scheidender weniger Rücksichten zu gebrauchen nothwendig hat, und ferner eines Mannes," fuhr er mit einem sicheren Lächeln fort, „der wohl im Stande gewesen wäre, sich auch auf eine andere Antwort vorzubereiten, da er genau wußte, welche Frage man an ihn zu stellen die Gnade haben würde."

„A—a—a—ah!" rief die Königin, ihn erstaunt anblickend, um gleich darauf mit einem kaum merklichen Kopfschütteln zu sagen: „Und doch gab es einen Augenblick, wo Sie von dieser und je-

der andern Frage soweit als möglich entfernt waren."

„Auch das erschien mir im Geiste," erwiederte Herr von Rosenthal mit der ihm eigenen Sicherheit, „und wenn mich auch die tiefe Ungnade meiner so hochverehrten Königin auf's Schmerzlichste berührte, so tröstete mich der Gedanke, endlich doch noch zu so glücklichem Ziele zu kommen, was ich allerdings dem übergebenen Schreiben verdanke, wie der wohlwollenden Fürsprache einer Dame, welche das Glück hat, Eurer Majestät so nahe zu stehen."

Er machte bei diesen Worten eine kurze Verbeugung gegen Fräulein von Klettenberg, die aber den Kopf rasch und ärgerlich abwandte, um dann verlangend auf die Königin hinabzublicken, ob diese denn noch immer nicht das Zeichen zur Beendigung dieser so verhaßten Unterredung geben wolle.

Doch im Gegentheil lehnte sich die hohe Frau in ihrem Fauteuil zurück und sagte, indem zum ersten Mal ein freundlicher Zug auf ihrem bisher so ernsten Gesichte erschien: „Sie rühmen sich da einer Wissenschaft, von der man mir schon gesprochen, die ich aber, aufrichtig gesagt, für unmöglich halte."

„Ich weiß nicht genau, was Eure Majestät zu meinen geruhen, denn meine Aeußerung von soeben bedurfte doch als Grundlage keiner prophetischen Gabe, ich wußte, daß Sie auf das über-

brachte Schreiben hin Ihrem so getreuen Diener ein Abschiedswort nicht verweigern würden."

„Sie wußten das also sicherer, wie ich selbst," erwiederte die Königin nicht ohne eine leichte Beimischung von Spott, „und möchte ich jetzt beinahe aufrichtig bedauern, daß ich Ihre tiefe Wissenschaft nicht schärfer auf die Probe stellte oder zu Schanden machte, indem ich Sie nicht vorließ."

„Eure Majestät waren allerdings sehr entschlossen, dieß zu thun," gab Herr von Rosenthal mit einem äußerst heiteren Lächeln zur Antwort, „Eure Majestät waren allerdings gewillt, mich sogar trotz jenes Schreibens abzuweisen, fanden aber doch, wie ich aus bester Quelle weiß," setzte er sehr scharf und deutlich betonend hinzu, „daß leider Umstände eintreten können, wo man sich zur Unterdrückung der Leidenschaft entschließt, um ruhiger Ueberlegung Gehör zu geben, worauf Sie die Gnade hatten, mich kommen zu lassen, im Fall ich darauf bestände, Eure Majestät zu sehen — — eine äußerst unangenehme Alternative, die mich vielleicht zu einer Indiskretion zwang, um nicht vor den Augen Eurer Majestät in so schwarzer Gestalt zu verschwinden, wie meine Feinde mich zu malen belieben."

Während er das sagte, schien er durchaus nicht den eigenthümlichen Blick bemerkt zu haben, den die Königin mit ihrer Hofdame wechselte, da diese rasch vorgetreten war und sich mühsam mäßigend

die Worte hervorzischte: „Darnach könnt' es allenfalls erscheinen, als wäre ich diese beste Quelle, und hätte Sie mit einer wahrlich unmotivirten Vertraulichkeit behandelt," welche Aeußerung Herr von Rosenthal mit einem leichten Kopfschütteln erwiederte und mit den in gefälligem Tone hingeworfenen Worten: „Ich muß Ihnen das Zeugniß geben, mein gnädigstes Fräulein, daß Sie nicht diese beste Quelle, waren, daß Sie mich durchaus mit keiner Vertraulichkeit behandelten, darf aber dabei wohl gestehen, daß Ihre Worte von soeben das glänzendste Zeugniß für meine Wissenschaft sind."

„Was ich offenherzig zugestehen will, Herr von Rosenthal," sagte die Königin mit einem ziemlich heiteren Gesichtsausdruck, der sich zu einem Lächeln steigerte, als sie beifügte: „wenn Sie nämlich —"

„Nicht gelauscht haben," vervollständigte Rosenthal rasch den Satz der Königin, und setzte hinzu: „Daß das unmöglich war, dafür könnte ich allenfalls das Zeugniß Ihres Kammerdieners anrufen, und wird auch Fräulein von Klettenberg mir als dießmal beste Quelle bezeugen müssen, daß ich mich weit genug von der Thüre befand, als sie eintrat."

„So wollen Sie also, ich soll an etwas Unbegreifliches, an etwas Geheimnißvolles glauben, an jene seltsame unerklärliche Eigenschaften, die Leichtgläubige Ihnen zuerkennen, von Ihnen fürchten, ja die sie sogar anstaunen und bewundern?"

„Und warum nicht einmal zur Abwechselung,

Majeſtät," verſetzte Roſenthal in ſeiner wieder gewonnenen kecken Laune — „warum nicht? — Eure Majeſtät haben vom Hörenſagen ſo viele ſchlimme Eigenſchaften geglaubt, die ich beſitzen ſollte, weßhalb nicht auch einmal etwas anerkennen, das man wenigſtens zu den intereſſanten Qualitäten rechnen kann!"

„So verlangen Sie, daß ich glauben ſoll, was meiner Vernunft widerſtrebt?"

„Und warum nicht? Bleibt uns doch bei allem Erſchaffenen ſo Manches unerklärlich, was wir gläubig hinnehmen müſſen; ich will nicht von großen Dingen, z. B. dem Weltall mit ſeiner ewigen Bewegung reden, ſondern will in meiner Beſcheidenheit, da es ſich um einen Vergleich handeln könnte, bei ziemlich Geringem und doch wieder ſo Wunderbarem bleiben, meinetwegen bei der Zukunft jener ſchon ſo kahl gewordenen Bäume," fuhr er nach einem Blick durch das Fenſter fort, „mit deren jetzt ſchon wieder ſichtbaren Knospenanſatz, kaum ſtecknadelgroß, aus denen ſich im nächſten Frühjahr handbreite Blätter entwickeln werden — auch das glauben wir, ohne es zu begreifen."

„Wir glauben daran, weil wir es auf natürliche Art ſich entwickeln ſehen."

„Glauben aber an Manches, Majeſtät, deſſen natürliche Entſtehung und Entwicklung uns als Begriff gewaltig fern liegt."

„Halt," ſagte ziemlich ernſt die Königin, „das

iſt ein Terrain, auf welchem ich Ihnen nicht zu folgen wünſche. Laſſen wir die großen und höchſten Aktionen, unter deren gewaltige Wirkungen wir uns allerdings beugen müſſen, auch ohne ſie zu begreifen, und ſagen Sie mir lieber etwas," ſetzte ſie anmuthig lächelnd hinzu, „was mich an Ihre eigene Wiſſenſchaft glauben laſſen kann."

„Das iſt allerdings im Augenblick ſehr ſchwer, Majeſtät, auch bin ich ohne alle Hülfsmittel, mir fehlt ſogar mein wunderthätiger Bergkryſtall, um vielleicht etwas Zukünftiges zu errathen, und von der Vergangenheit Eurer Majeſtät zum Beiſpiel, den heutigen Morgen betreffend, finde ich in meinem Gedächtniſſe wenig, was wichtig genug wäre, um es in das Gedächtniß Eurer Majeſtät zurückzurufen."

„Nun," ſagte die Königin aufhorchend, „wenn Sie überhaupt etwas von meinem heutigen Morgen wüßten, was Sie eigentlich nicht wiſſen können, ſo wäre es mir ſchon äußerſt intereſſant, als Folge unſeres Geſpräches auch Unwichtiges wiederholen zu hören." — —

Herr von Roſenthal fuhr langſam mit der Hand von der Stirne abwärts über ſein Geſicht bis tief hinab zum Ende ſeiner ſchwarzen Favoris, worauf ſeine weit geöffneten leuchtenden Augen einen eigenthümlichen Ausdruck annahmen; er verſtand es in ſolchen Momenten wie Niemand, in weite, unabſehbare Ferne zu ſtarren, und wenn ein empfängliches, phantaſiereiches Gemüth in dieſen Blicken zu

lesen vermochte, so glaubte man zu empfinden, wie sie weit dahinschwebten über Berge und Thäler, weit, weit, bis sie vielleicht auf einer öden Sandfläche oder auf dem Leuchten des Meeres haften blieben, wobei seine Gesichtszüge einen geistig durchglühten Ausdruck annahmen.

Doch dauerte dieses Hinausstarren jetzt nur einen kurzen Augenblick, den er mit einer leichten Verbeugung gegen die Königin schloß und dann lächelnd sagte: „Die täglichen segensreichen Beschäftigungen Ihrer Majestät ebenso übergehend wie auch ein paar Worte über jenen entsetzlichen Abenteurer Rosenthal, durch dessen Entlassung ein sehr gefährliches Element vom Hofe entfernt wird, hatten heute zwei Personen die Ehre einer Audienz, von welchen beiden Personen sich als solchen nicht viel Wichtiges sagen läßt, die aber trotzdem zu einiger Wichtigkeit gelangen könnten, wenn ihnen Zeit und Umstände wie bisher günstig blieben."

Die Königin warf einen flüchtigen Blick auf ihre Hofdame, welche, den Sprecher finster, fast verächtlich anschauend, nichtsdestoweniger jetzt eine große Aufmerksamkeit verrieth, zur gleichen Zeit aber auch etwas wie Ermüdung, denn sie stützte ihre Hand fest auf die Lehne des Fauteuils Ihrer Majestät, was diese veranlassen mochte, ihr im freundlichen Tone zu sagen: „Setzen Sie sich doch, meine Liebe," was denn auch Fräulein von Klettenberg augenblicklich that, wogegen wir fest überzeugt

ſind, daß ſie gern noch volle vierundzwanzig Stunden ſtehen geblieben wäre, wenn ſie dadurch die Worte der Königin — „auch Sie, Herr von Roſenthal“ — hätte ungeſprochen machen können.

So aber knickte ſie förmlich in ſich zuſammen, und ein tiefer Seufzer entrang ſich ihrer Bruſt, als der Betreffende, raſch einen Seſſel herbeiholend, ſich nach einer dankenden Verbeugung gegen die hohe Frau darauf niederließ.

„Wer waren die beiden Perſonen, die Sie vorhin erwähnten?“

„Um das zu wiſſen,“ erwiederte Herr von Roſenthal gemüthlich lächelnd, „gebrauchte man durchaus keiner tiefern Wiſſenſchaft; man könnte es von dem Portier erfahren haben, ja ſogar von dem Kammerdiener Eurer Majeſtät. Der Eine von Denen, die ſo glücklich waren, empfangen zu werden, war mein alter Bekannter, Baron Brenner, zurückgekehrt von einem nicht ganz freiwilligen Aufenthalte in Paris, den er deßhalb auch als eine Verbannung betrachtete, und der nun hofft, hier ſeinen großen Fähigkeiten gemäß die richtige Verwendung zu finden. Er appellirt an das gute Herz Eurer Majeſtät, wie vorher ſchon an die Güte der Fräulein von Klettenberg.“

Letzteres war eine kleine Bosheit, was die Betreffende auch fühlte und mit einem verächtlichen Blicke erwiederte, wodurch ſich aber der Andere nicht ſtören ließ, ruhig fortzufahren: „Brenner glaubt ſich von Seiner höchſtſeligen Majeſtät unverdient

bald ſchwarz. Theils ſind ſie glatt, theils canelirt, theils haben ſie gewundene Verzierungen. Aber gerade dieſe Mannigfaltigkeit ſtört nicht im Geringſten die erhabene Wirkung, vielmehr erzeugt der Wechſel dieſer Farben einen überraſchenden Totaleffect. Die Dicke derſelben beträgt nicht über anderthalb Fuß, ihre Höhe nicht über ſechszehn Fuß; ſie tragen auf zum Theil etwas derben, an das Korinthiſche erinnernden Kapitälen zwei Reihen von hoch geſprengten mauriſchen Hufeiſenbögen über einander, ſo daß trotz der Niedrigkeit der Säulen, die aus eingelegtem Holzwerk reich verzierte frühere Decke des Gebäudes an vierzig Fuß hoch war. Worin liegt nun die ungeheure Wirkung, welche dieſe Kirche auf uns macht? Die Moſchee des großen Kalifen in Damaskus iſt erhabener, prächtiger, aber als ich ſie betrat, umwehte mich nicht dieſe eigenthümliche, ich möchte faſt ſagen, berauſchende Poeſie, wie hier in dem endlos ſcheinenden Säulenwalde von Cordova, dort hat man Zeit und Laune, alles ruhig zu betrachten, zu vergleichen, abzumeſſen, hier möchte man nur träumend durchſchreiten, und dabei trauernd an jenes wunderbare Volk denken, welches dieſe ungeheure Wirkung mit ſo wenig Mitteln hervorgebracht. Herrlich war die Ausſchmückung in Gold und Farben, wie ſie einſtens beſtand —; jetzt iſt ſie verblichen und übertüncht. Aber die Conception des Ganzen iſt ſo einfach, wie möglich, Säulen, und Bogen die ſie verbinden, und darüber das Dach, keine prachtvollen Fenſter, keine großartige Kuppelwölbung! und doch ſo reizend, ſo unvergeßlich ſchön! Die Säulen ſind fein im Vergleich zu dem Anblick der großen Laſt, die ſie tragen, aber aus welchen herrlichen Materialien beſtehen ſie, aus den härteſten Graniten und Marmorn, ſie haben ſchon an die tauſend Jahre ihre Laſt getragen und werden, wenn man ſie nicht niederreißt, noch aufrecht ſtehen, wenn manches gewaltige Bauwerk einer früheren oder ſpäteren Periode zuſammengeſtürzt iſt.

Langſam ſchreiten wir durch die ſtillen Räume und wohin wir uns wenden, wo wir auch ſtehen mögen, überall treten zahl-

zurückgesetzt, und vermeint deßhalb ein Anrecht zu haben auf die eine Seite der Schicksalswage, deren andere ich einzunehmen so unglücklich bin."

„Doch nicht gerade deßhalb," erwiederte ernst die Königin, „Brenner ist einer der Getreuen, welche durch aufopferungsvolle Anhänglichkeit an uns, oder vielmehr an meinen Gemahl, ihre dienstliche und gesellschaftliche Stellung wagten, und denen man für manche Stunde des Leidens wohl eine genügende Belohnung schuldig ist — rechnen Sie Brenner nicht zu den sehr Befähigten und zu Denen, die eine bedeutende Stellung auszufüllen im Stande wären?" fragte sie alsdann rasch aufblickend.

„Das wage ich nicht zu verneinen," gab Rosenthal nach einer kurzen Pause zur Antwort, „es wäre ungerecht, denn wer vermag bei richtiger Verwendung nicht seine Schuldigkeit zu thun! Dabei ist Brenner ein liebenswürdiger Mensch und angenehmer Gesellschafter, ja eine jener Fähigkeiten, die das eigentlich erst in fester Hand zu werden vermögen und dann gewissermaßen unbezahlbar sind, ein tüchtiges Instrument, so lange dasselbe sicher geführt wird, und obendrein bequem, da es sich geduldig in die Scheide stecken läßt, wenn man seiner nicht mehr bedarf."

„Eine feste Hand vorausgesetzt," sagte die Königin nachdenklich und mit einem energischen Kopfnicken, „sind das allerdings unschätzbare Eigenschaften."

„Gewiß, Majestät, und es gibt nicht viele dergleichen fähige Leute, die sich so ohne Weiteres in den Riß stellen lassen, die unbedingt nur als Werkzeug dienen wollen, die, in berechtigter inniger Verehrung aufschauend, lieber ihre Existenz wagen, als durch Anmaßung unfolgsam zu erscheinen und gefährlich zu werden, so dem Ausspruch des großen Dichters folgend:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld."

Er sagte das mit einem raschen Streifblick auf Fräulein von Klettenberg, ohne indessen seine Miene auch nur im Geringsten zu verändern, trotzdem er wohl bemerkte, welch' tiefen Eindruck seine letzten Worte auf die Hofdame gemacht. Sie war leicht zusammengezuckt und ihr Auge, das noch vor wenig Minuten vor Zorn und Haß gefunkelt, hatte eben eine etwas mildere Färbung angenommen, um jetzt plötzlich einen Ausdruck höchster Ueberraschung, ja des Schreckens zu zeigen, der erst langsam wieder verschwand, als nun die Königin mit einer horizontalen Bewegung der Hand sagte: „Gehen wir über Brenner hinweg. Einiges von dem, was Sie mir gesagt, war mir interessant, und wenn ich auch darin allerdings nicht Ihre Wissenschaft zu bewundern vermag, so doch Ihre große Kombinationsgabe."

Rosenthal's Miene zeigte an, daß er mit diesem Resultate vollkommen zufrieden sei, und schickte sich hierauf unter einem etwas ironischen Lächeln an,

die Frage der Königin, was er von ihrem zweiten Besuche wisse, zu beantworten, indem er sagte: „Ah, das ist eine ganz eigenthümliche, geheimnißvolle, und wenn mich nicht Alles trügt, auch bedeutende Persönlichkeit, der Freiherr von Reckenstein, aus einem uralten Hause und nicht nur Baron, sondern auch ein tüchtiger Künstler, wie er selbst sagt."

„Und was sagen in diesem Punkte Andere von ihm?" fragte die hohe Frau.

„Andere gibt es, die derselben Meinung sind, so einer Eurer Majestät ausgezeichnetster und getreuester Diener, Seine Excellenz der Herr Hofmeister von Tönning, der, entzückt von dem Talente seines Schützlings, denselben hier einführte und Eurer Majestät dringend empfahl, ja dieser Empfehlung später noch eine ganz genaue Richtung gab, indem er die gerade in diesem Augenblicke erledigte Stelle eines königlichen Galleriedirektors erwähnte."

„Das ist Alles richtig," sagte die Königin nachdenklich im leisen Tone, um dann laut zu fragen: „und was halten Sie von diesem Freiherrn von Reckenstein?"

„Als Mann von Welt, als Mitglied der Gesellschaft, glaube ich, daß er Ausgezeichnetes leisten kann; über den Künstler möchte ich mir erst ein Urtheil erlauben, nachdem ich sein erstes bedeutendes Bild gesehen, was, wie er Eurer Majestät gesagt, das Porträt der Miß Stanley sein wird."

„Das hat er allerdings gesagt, auch" — hier

ſchwieg ſie mit einem forſchenden Blick auf Roſenthal, worauf dieſer, den unterbrochenen Satz ergänzend, gleichgültig fortfuhr: „auch hatte er die Ehre, eine geiſtreiche Skizze der Miß Stanley vorzeigen zu dürfen, und ſetzte dabei ſeine Anſicht auseinander, daß er, wie die großen Italiener und Spanier, ein Porträt ſtets als vollſtändiges Bild erfaſſe und darſtelle, deßhalb ſehr wähleriſch im Koſtüm ſei, überhaupt im ganzen Arrangement, um dadurch einer ephemeren Erſcheinung, wie es nun einmal der Charakter des perſönlichen Bildniſſes ſei, den Stempel der Stabilität und des Unvergänglichen aufzudrücken.“

Die Königin nickte lächelnd mit dem Kopfe, vielleicht weil Roſenthal dieſe Worte unverkennbar im Ton des Betreffenden geſagt.

„Er komme dadurch häufig in Differenzen mit ſeinem Freunde, dem immerhin berühmten Künſtler Weßner, welcher dem Porträt überhaupt eine niederere Kunſtſtufe anweiſe, ja daſſelbe vernachläſſige, weil es ihm ſchwierig erſcheine, doch liege dieſe empfundene Schwierigkeit nicht in der minderen Kunſtfertigkeit, wohl aber in dem Bewußtſein, daß dieſer an ſich berühmtere Künſtler leider den Geiſt der eleganten und vornehmen Welt nicht ſo zu erfaſſen vermöge, als er, Reckenſtein nämlich, der von Jugend auf den Vorzug gehabt, in höheren Kreiſen leben zu dürfen.“

Dieß ſprach Roſenthal zuerſt mit ſeiner eigenen

persönlichen Ausdrucksweise, um dann wiederholt fast unmerklich, aber treffend in die Art des Redens, ja der Mienen und Bewegungen des Freiherrn von Reckenstein überzugehen, obgleich er diesen nur ein einziges Mal auf dem Klub, wo ihn der Oberst-hofmeister eingeführt, in der Nähe gesehen und sprechen gehört, — machte das aber so täuschend, daß ihn die Königin lächelnd anschaute, und Fräulein von Klettenberg krampfhaft ihre Augenbrauen emporzog, um nicht gleichfalls eine gelinde Heiterkeit zu zeigen.

Jetzt aber erhob sich die Königin rasch, vielleicht selbst in der Absicht, kein allzu großes Gefallen sehen zu lassen an dieser Vorstellung des unverbesserlichen Rosenthal, wobei sie ihren Finger erhebend sagte: „Es ist gefährlich, von Ihnen kopirt zu werden, besonders da ich gestehen muß, daß Sie dergleichen Bosheiten mit großer Meisterschaft ausführen — — hätte man soeben nicht sagen sollen," wandte sie sich an ihre Hofdame, „Herr von Rosenthal hätte auch im Aeußeren eine Aehnlichkeit mit dem Freiherrn von Reckenstein?"

„Was auch schon anderwärts bemerkt worden ist," versetzte der Betreffende sich verneigend, „und zu meiner großen Befriedigung, denn der Herr Baron von Reckenstein ist ein außerordentlich schöner und eleganter Mann — finden Sie das nicht auch, Fräulein von Klettenberg?"

„Letzteres zugegeben," erwiederte diese in trocke-

nem Tone, wobei sie den Blick gegen das Gesicht der Königin richtete, „vermag ich doch von einer Aehnlichkeit zwischen den beiden genannten Personen keine Spur zu entdecken.“

„Ihre Majestät,“ sagte Rosenthal, „hatten die Gnade, das zu bemerken, und ich erlaubte mir nur dem beizupflichten, da ich Aehnliches gehört, ja erfahren, daß Jemand gesagt haben soll, Freiherr von Reckenstein sei der blonde Rosenthal.“

Das war eines jener Schlagworte, wie er sie gerne zu lanciren pflegte, wohlwissend, daß sie durch rasche Mittheilung einen artigen Kreislauf bei Hofe beschrieben, was vielleicht für seinen Zweck paßte, denn er lächelte heiter, als er bemerkte, wie sich die Lippen Ihrer Majestät leicht kräuselten, und wie Fräulein von Klettenberg vor Ingrimm zusammenzuckte. Doch kam jetzt zum Trost der Letzteren der langersehnte Augenblick, wo die Königin mit einer Handbewegung gegen Rosenthal, leider aber in nicht unfreundlichem Tone die Worte sprach: „Ich danke Ihnen und wünsche glückliche Reise,“ worauf er sich nach einer tiefen Verbeugung zurückzog, um nach einer zweiten, noch tieferen an der Thüre, das Gemach zu verlassen.

„Was sagen Sie dazu, meine Liebe?“ fragte die Königin nach einer kurzen Pause, während welcher Fräulein von Klettenberg die Hände zusammengefaltet hatte, und tief aufseufzend einen Blick gegen die Decke des Zimmers gewagt. „Wer

uns heute früh gesagt hätte, ich würde Rosenthal bei mir sehen!"

„Ja, Majestät, es würde Niemand geglaubt haben, daß Sie Rosenthal empfangen, ja nicht nur sehen zu einer ganz kurzen Audienz, sondern dabehalten und mit ihm plaudern. — — Drei Viertelstunden und zwei Minuten, — es ist so etwas kaum dagewesen."

„Und hat mich selbst überrascht, wie ich Ihnen zugeben will, wird aber," setzte die Königin mit einem gemüthlichen Lächeln und leisem Spott hinzu, „unserem guten Namen keinen Abbruch thun — es war ein adieu pour jamais, und deßhalb verzeihlich, auch ganz interessant, wie ich nicht leugnen will, und möchte jetzt noch inniglich lachen, wenn ich an den blonden Rosenthal denke."

Dieß schien nun aber Fräulein von Klettenberg gerade durchaus nicht komisch zu finden, und wenn sie auch pflichtschuldigst mitlächelte, so geschah es doch unter einem Ausdruck, als zerkaue sie dabei eine recht herbe Essiggurke; sie konnte sich aber nicht enthalten, in einem hierzu passenden Tone zu sagen: „Wenn dieses adieu pour jamais nicht am Ende und besonders nach der so glücklich errungenen Audienz nur ein frommer Wunsch und eine schöne Redensart bleibt."

„Wie meinen Sie das?"

„Es könnte einer der beliebten Schachzüge Rosenthal's gewesen sein, und er vielleicht gefunden

haben, daß sein Spiel doch noch nicht so verzweifelt stehe, um es gänzlich verloren zu geben."

„Sie wollen sagen, er könne darauf hin den Versuch machen, das Terrain zu behaupten!"

„Es sähe ihm das sehr ähnlich, Majestät."

„A—a—a—ah!" sagte die Königin den Kopf aufwerfend, „in dem Falle sollten Sie mit mir zufriedener sein, als heute, wo ich mich Ihrer Meinung nach nicht ganz gut aufgeführt habe."

Trotzdem dieß die Königin mit einem heiteren und recht gütigen Tone sagte, affektirte Fräulein von Klettenberg doch einen recht tüchtigen Schrecken bei diesen Worten und schien sich erst wieder beruhigen zu können, als die Königin ihr die Hand reichend wohlwollend hinzufügte: „Uebrigens danke ich Ihnen auch dafür — auf Wiedersehen später."

Neunte Randverzierung.

In wahrer Künstlermanier mit freien kräftigen Strichen.

Eigenthümlich, daß Rosenthal, im Vorzimmer angekommen, ähnliche Gedanken hatte, wie seine verehrte Gönnerin, Fräulein von Klettenberg, denn im gleichen Augenblicke, wo diese drinnen von Schachzügen überhaupt sprach, murmelte er draußen: „Schach der Königin," und während er sich alsdann von den Lakaien seinen warmen Paletot anziehen ließ, — der späteste Herbst ließ sich nämlich recht kühl an — winkte er dem sich tief verbeugenden Kammerdiener mit wohlwollender Herablassung, wobei er ihm sagte: „Das ist hier doch ein angenehmerer Posten, als wenn Sie nach Ihrem Wunsche in die Silberkammer gekommen wären," und drückte der Blick, der diese Worte begleitete, deutlich genug den nicht gesprochenen Nachsatz aus: „was Sie eigentlich doch nur meiner Protektion zu danken haben."

Vor dem Schlosse hielt Rosenthal's Wagen, ein elegantes, sehr leichtes Coupé mit einem starken

engliſchen Pferde beſpannt, und er hatte den Schlag ſchon geöffnet, um einzuſteigen, als er ſich eines Andern beſann, die Thüre wieder zuwarf und dem Kutſcher befahl, nach Hauſe zu fahren.

„Wir befinden uns in einer ſo guten Laune,“ ſprach er alsdann zu ſich ſelber, „daß wir ſchon einen Tropfen Wermuth ertragen können, und wollen wir uns deßhalb das Vergnügen machen, unſern theuren Schwager aufzuſuchen, und nebenbei die perſönliche Bekanntſchaft des blonden Roſenthal machen.“

In Kurzem hatte er das Haus erreicht, wo ſich Arthur Weßner's Atelier befand, ſtieg langſam die Treppen hinauf, und wenn ihn dabei auch nicht Bilder und Phantaſieen ſo ſchmerzlicher Art begleiteten, wie es dem Maler geſchehen, als er zum erſten Male dieſen Weg gemacht, ſo ſchlug doch auch um ſein Haupt die Vergangenheit ihre dunklen Fittige. Er dachte an die Beſuche, die er früher hier gemacht, an Ellen, und wie ſo Manches anders gekommen wäre, wenn ſie nicht die verrückte Idee gehabt hätte, da oben ihr Bild malen zu laſſen.

Dieſer Gedanke hätte ihm faſt ſeinen guten Humor geraubt, ja er begann ſchon die Lippen zuſammen zu preſſen, und ſtatt die Treppen mit elaſtiſchen Schritten hinauf zu eilen, ging er ſeinen Weg langſamer und nachſinnend, blieb aber plötzlich ſtehen, da er über ſich ſprechen hörte, um dann, ſich vorſichtig ſeitwärts beugend, zwei Perſonen zu

loſe Perſpectiven in geraden und beſonders überraſchend in den Diagonallinien vor unſere Augen, ſo daß namentlich bei dem feierlichen Halbdunkel, welches hier herrſcht, dieſelben endlos zu ſein ſcheinen.

Ums Jahr 786 begann der König Abderrhaman I. den Bau der großen Moſchee. Man behauptet, er habe ſelbſt den Plan dazu entworfen und ſei dabei von der Abſicht ausgegangen, dieſen Tempel dem in Damaskus ähnlich, aber größer und erhabener in Pracht und Aufwand, als die neue Moſchee zu Bagdad errichten zu laſſen, damit er mit der Alakſa, dem heiligen Hauſe zu Jeruſalem verglichen werden könne. Bekanntlich verehren die Muhamedaner zwei Tempel oder heilige Häuſer, die Caaba in Mekka und die Alakſa zu Jeruſalem. Alakſa heißt die Entferntere, auch wird die Moſchee in Jeruſalem der Tempel der Auferſtehung genannt, ſowie auch Aſſahara die vom Felſen. Zum Bau der Mesquita wurden Säulen herbeigeſchafft von Nimes und Narbonne in Frankreich, von Sevilla und Arragonien, von Italien, von Conſtantinopel und aus den Ruinen Carthago's. Der erſte Kalif erlebte aber den Ausbau nicht mehr, und leider entſtellte ſein Nachfolger Hirem, der ein berühmter Poet war, durch ſymmetriewidrige Erweiterung den urſprünglichen Bauplan und zerriß ſo die Einheit und Harmonie deſſelben. Das hätte aber Alles noch nicht ſo viel zu ſagen gehabt, als die langſame und ſyſtematiſche Zerſtörung dieſes wunderbaren Bauweſens durch das erobernde Chriſtenthum, welches den Gewohnheiten und Bedürfniſſen ſeines Cultus gemäß hier eine unpaſſende Kapelle zwiſchen die Säulen hineinzwängte, dort Altäre errichtete, deren ſpitze Aufſätze den runden ſchwunghaften Bogen ſo unausſprechlich wehe thun. Die gewaltſamſte Zerſtörung aber begann im fünfzehnten Jahrhundert; die als herrlich beſchriebene, geſchnitzte und bemalte Decke von Lerchenholz wurde herausgenommen und durch nackte, weiß getünchte Gewölbe erſetzt, dieſe vielfach durchbrochen, um mehr Licht hereinzuführen und ſo die frühere geheimnißvolle Dämmerung, ſo günſtig für die dem Islamismus entſprechende

ſehen, deren Anblick überraſchend und höchſt angenehm für ihn alle trüben Gedanken verſcheuchte.

Es war ein junges Mädchen und ein ſehr junger Herr, die oben an einer Treppenbiegung ſo ſtanden, daß das Geländer eine Scheidewand zwiſchen ihnen bildete. Sie ſtand jenſeits ein paar Stufen höher, er dieſſeits einige Stufen tiefer nach ihr aufblickend, während er eine ihrer Hände mit ſeinen beiden umfaßt hielt und im bittenden Tone in ſie hinein ſprach, wogegen ſie den Kopf abwandte, und zwar recht abſichtlich, denn ſie machte die Bewegung des Abwendens ein paar Mal haſtig nach einander, was, wie Roſenthal bei ſich dachte, in's Verſtändliche überſetzt, ſo viel heißt als: „Laß mich zufrieden, ich werde doch thun, was ich will"; auch gab ſie jetzt dieſen Gedanken Worte, indem ſie ſagte: „Ich weiß eigentlich gar nicht, was Du willſt, und weßhalb Du mir bis hierher nachläufſt. Auch thue ich gar nichts im Geheimen, denn die Tante weiß ganz genau, daß ich zu Fräulein Angelika gehe, und ebenſo gut weißt Du, daß ich mich jeder Stunde anbequemen muß und recht gerne anbequeme, die ſie mir beſtimmt, denn es iſt überhaupt ein großes Glück für mich, daß ich bei ihr zeichnen darf."

„Du ſiehſt das für ein Glück an," gab er traurig zur Antwort, „und darüber wollen wir nicht abermals ſtreiten, Du wirſt mir aber zugeben,

daß Du ſonſt nur Morgens früh und noch nie um dieſe Stunde hierher gegangen biſt."

„Und ich verbitte mir alles Spioniren meiner Schritte," erwiederte das junge Mädchen im ärgerlichen Tone, wobei ſie verſuchte, ihm ihre Hand zu entreißen, die er aber trotz ihres Sträubens feſthielt, während er heftiger und deßhalb lauter fortfuhr, als er vielleicht an dieſem nicht ganz geeigneten Orte beabſichtigte: „Auch biſt Du heute ganz beſonders geputzt unter Deinem grauen Regenmantel, und Deine weite Kapuze kann es nicht verbergen, daß Du Dein Haar ſorgfältig mit blauen Bändern friſirt haſt."

„Das iſt wieder einmal die alte Geſchichte," dachte Roſenthal, ſich feſter in die Biegung des Treppengeländers ſchmiegend, von wo er einen ziemlich freien Blick auf das junge Paar hatte, „und dem richtigen Laufe der Dinge nach kommt jetzt der Augenblick, wo ſie böſe wird und dadurch geſchickt die Unterhaltung abreißt."

So geſchah es denn auch, und ſie riß nicht nur die Unterhaltung ab, ſondern auch ihr Händchen aus ſeinen ziemlich derben Fingern, indem ſie ihm mit geröthetem Geſichte zuherrſchte: „Jetzt laß mich in Ruh' und geh' Deiner Wege, das fehlt überhaupt noch, mich von Dir ausſpioniren zu laſſen; ich weiß ohnedieß nicht, wie Du Dir ſo etwas anmaßen kannſt. Ich bin nicht mehr das kleine Mädchen, das früher über Deine dummen

Kindereien gelacht; das iſt mehr als vorbei, und wenn Du Dich noch einmal unterſtehſt, mir ſo unverſchämt nachzulaufen, ſo ſage ich es der Tante, und Du weißt wohl, ſie ſcherzt nicht in ſolchen Dingen."

„Alſo Alles vorbei," ſagte er traurig, „und Du denkſt nicht mehr jener für mich ſo glücklichen Zeit, wo wir Erdbeeren ſuchten und ich Dich auf dem See im Kahne rudern durfte?"

„Aha!" lachte Roſenthal, „eine überreif gewordene Jugendliebe."

„Alſo — Alles vorbei?" fragte er abermals.

„Ja — — wenn Du fortfährſt, mich auf dieſe Weiſe zu plagen und Schlimmes von mir zu denken."

„O Gott, ich möchte ja nur das Beſte von Dir glauben!"

„So thue das und gehe Deiner Wege."

Roſenthal war nach dieſer kurzen Abfertigung ſchon im Begriff, ſeinen Weg gleichfalls die Treppe hinauf fortzuſetzen, um von den jetzt wahrſcheinlich Herabkommenden hier nicht lauſchend getroffen zu werden, ſprach aber lächelnd nach einem raſchen Blick in die Höhe: „Halt! wir haben noch eine kleine Verſöhnung; etwas kümmerlich von ihrer Seite, doch reicht ſie ihm, wenn gleich widerſtrebend, die Hand."

So geſchah es auch in der That, da aber das junge Mädchen zu gleicher Zeit einen haſtigen

Schritt aufwärts machte, so bemerkte er ein ausnehmend zierliches Stiefelchen mit einer schneeweißen wohlgerundeten Fortsetzung, welche ihm zu denken gab.

„Nun ist es aber genug," sagte die droben ärgerlich, ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte, abermals wegreißend.

„Und ich darf Dich heute nicht abholen," flehte der junge Mann, „o, erlaube es mir, und wenn ich auch stundenlang drunten warten müßte."

„Unterstehe Dich!" rief sie zornig, „nein, wahrlich dafür hast Du mich heute zu sehr beleidigt. — Das sage ich Dir, Adolph, erfahre ich, daß Du unten auf mich gewartet, so ist es auf ewig mit uns vorbei. Ich schwöre es feierlich."

Nach diesen Worten eilte sie rasch die Treppen hinauf, und während es Rosenthal sehr langsam ebenso machte, denn er hörte jetzt den Anderen herabkommen, dachte er: „Wenn dieser junge Mann einige Praxis hat, so wird er dem Verbot dennoch trotzen, um vielleicht zu erfahren, warum man nicht erwartet sein will — — vielleicht aber auch ist er hübsch folgsam, wie man es in solchem Alter gewöhnlich zu sein pflegt." Diesen Nachsatz hing er seinen Gedanken an, als er den Betreffenden, während derselbe bei ihm vorüberkam, scharf musterte. Jener hatte es indessen gerade so gemacht, und der Blick, mit dem er ihn forschend anschaute, war so wenig freundlich gewesen, ja hatte ein so unverholenes

Mißtrauen ausgedrückt, daß Rosenthal wohl zum Glauben berechtigt war, sein Erscheinen hier könne mit dem Besuche der jungen Dame droben von jenem eifersüchtigen jungen Menschen in Verbindung gebracht werden.

„Uebrigens ist mir dieses Gesicht nicht ganz unbekannt," sprach er leise vor sich hin, „ich habe diesen jungen Herrn früher irgendwo gesehen, was mir vollkommen erinnerlich ist, obgleich er sich etwas zu seinem Vortheil verändert hat, ungefähr wie ein bunter, nicht gerade seltener Schmetterling, den man einstens als wenig versprechende Raupe gekannt. — — Jedenfalls aber wollen wir später den Versuch machen, bei unserer alten Bekannten Fräulein Angelika eingelassen zu werden."

Damit hatte er die ihm wohlbekannte Thüre zum Atelier Weßner's erreicht, mußte aber auf sein Klopfen länger warten, als wohl in früheren Zeiten, und als ihm endlich geöffnet wurde, geschah dieß nicht durch Weßner, sondern durch den Freiherrn von Reckenstein, der zur gleichen Zeit sein Bedauern ausdrückte, daß sein berühmterer Freund augenblicklich nicht anwesend sei.

Doch war Rosenthal nicht der Mann, um sich dadurch abhalten zu lassen, ungenirt und zwanglos einzutreten, wobei er, seinen Namen nennend, die Versicherung gab, daß er sich außerordentlich freue, die Bekanntschaft eines nicht minder berühmten Künstlers zu machen und daß er hoffe, auch in der

Abwesenheit Weßner's hier mit der gleichen Gastlichkeit wie früher empfangen zu werden.

Er schlenderte bei diesen Worten in dem hohen und weiten Gemache umher, hier kopfnickend vor einer Kohlenzeichnung an der Wand stehen bleibend, dort achselzuckend und mit beinahe trübem Lächeln die Hand auf einen der hochlehnigen Stühle legend, bis er endlich sagte: „Verzeihen Sie mir, Baron Reckenstein, daß ich mich hier eine Weile in Erinnerungen vertiefe, die sowohl heiter als trübe mächtig auf mich einstürmen. Ah, wenn diese Räume reden könnten! Wir haben hier gute und schöne Tage verlebt, und wenn die Fortsetzungen derselben nicht so heiter blieben, als mein Freund Weßner gehofft, so wird er wenigstens gerecht genug sein, um mir zuzugestehen, daß ich schon vorher so gehandelt, wie Sie selbst nachher für Ihre Pflicht hielten."

„Ich weiß doch nicht, Herr von Rosenthal," erwiederte der Freiherr in einem ziemlich unsicheren Tone, ja fast mit einer ihm sonst nicht leicht eigenen verlegenen Miene, denn soviel er auch schon über Rosenthal's eigenthümliches Wesen erfahren, so imponirte ihm doch das so über alle Erwartung kecke Auftreten desselben, und das gänzlich ungenirte Wesen, mit dem er Verhältnisse erwähnte, für welche man sich Fremden gegenüber doch gewöhnlich einer kleinen Einleitung bedient, deßhalb wiederholte der Freiherr mit einem etwas verwunderungsvollen Blick:

„In der That, ich verstehe nicht recht, Herr von Rosenthal.“

„Wie ich so gerade herausſprechen mag,“ entgegnete dieſer plötzlich ſtehen bleibend, „nun, das iſt einmal ſo meine Art, ich befinde mich wohl dabei, und komme dann auch raſch zum Ziele, wenn ich mich, wie hier, Jemanden gegenüber befinde, der ein großer Künſtler, ein ausgezeichneter Kavalier, zugleich Geiſt und Verſtand beſitzt, um die Verhältniſſe zu nehmen und gehen zu laſſen, wie ſie nun einmal ſind. Sollte ich vielleicht verlegen thun, um meinen lieben Freund Weßner herumſtreichen, ihn im Ungewiſſen laſſen, ob ich an ſeiner Stelle gerade ſo gehandelt hätte — beim Himmel, Baron Reckenſtein, das Leben iſt zu kurz dazu, und ſo biete auch ich Ihnen meine Hand mit dem Erſuchen, bei allen Vorkommniſſen gegen mich ſo offen, ſo wahr und ſo rückhaltlos richtig zu handeln, wie Sie es gegen Weßner gethan. — Das wäre alſo abgemacht,“ ſetzte er mit ſeinem gewinnenden Lächeln hinzu, wobei er dem Freiherrn herzlich die Hand mit der ausgeſprochenen Hoffnung ſchüttelte, daß derſelbe nicht blöde ſein und jeden möglichen Dienſt von ihm verlangen werde. „Leider,“ fuhr er fort, „habe ich halb und halb eine größere Reiſe vor, will aber nicht verfehlen, Ihnen von meinen Erfahrungen dazulaſſen, auch nützliche Winke zu geben, die gerade hier bei den eigenthümlichen Hofverhältniſſen gewiß von Nutzen ſind. — So, auch das

wäre arrangirt," fuhr Rosenthal fort, indem er sich auf den alten Divan niederließ, „und wenn Sie gerade keine Damen zu einer Sitzung erwarten, oder es Sie sonst nicht genirt, so bitte ich um die Erlaubniß, mir eine Cigarre anzünden zu dürfen. Ich schmachte darnach, soeben von einer Audienz bei der Königin kommend, die lange genug gedauert hat — und dann, nachdem ich für ein paar Augenblicke meinen für Ihre Temperatur hier etwas zu warmen Paletot abgeworfen habe, gestatten Sie mir wohl, etwas von Ihren Kunstwerken zu sehen."

Der Freiherr von Reckenstein verbeugte sich schweigend, aber nicht ohne Freundlichkeit, denn er hatte schon Verschiedenes von den wichtigen Verbindungen, ja von der noch immer einflußreichen Stellung des entlassenen Hofmarschalls flüstern gehört, um demselben besonders jetzt, wo er von einer längeren Audienz bei Ihrer Majestät kam, nicht alle möglichen Artigkeiten zu erzeigen, weßhalb er eigenhändig ein Streichhölzchen anzündete, zum Tausch dagegen eine der vortrefflichen Cigarren Rosenthal's annahm, und dann mit den Worten: „Bitte, sich durchaus nicht zu geniren," auf den Divan wies, als Platz für den bereits abgestreiften Ueberrock.

Dann aber trat er lächelnd einen Schritt zurück, strich ein paar Mal über seinen langen vollen Bart und sagte, den Kopf wiegend: „Einem solchen

Kenner gegenüber, wie Sie, muß man vorsichtig sein, und nur eine Arbeit zeigen, die auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen darf; ich bin aber leider noch nicht so weit und habe da drinnen auf meiner Staffelei nichts als ein angefangenes Porträt."

„Nun, erlauben Sie mir, mein lieber Baron Reckenstein," erwiederte Rosenthal lächelnd, „man kann auch die Bescheidenheit zu weit treiben. Nichts als ein angefangenes Porträt sagen Sie — als ob ein von Ihrer Künstlerhand begonnenes Porträt nicht an sich schon etwas Bedeutendes wäre — — bitte, mich ausreden zu lassen — wohl habe ich gehört, daß Sie auf das Porträt als Genre nicht mit jener souveränen Verachtung herabblicken, wie leider mancher sehr geringe Kollege, sondern daß Sie jedes Porträt im Kostüm und Arrangement als selbstständiges Bild aufzufassen pflegen, um so eine selbst vorübergehende Erscheinung für alle Zeiten nicht nur festzuhalten, sondern auch für alle Zeiten auf den Wogen der Gegenwart schwimmen zu lassen."

Sie sind in Ihrer Beurtheilung zu freundlich, Herr von Rosenthal," sagte der Andere geschmeichelt, „und wenn ich mich bei minder hohen Erwartungen vielleicht hätte entschließen können, mein angefangenes Bild zu zeigen, so muß ich das jetzt schon verschieben bis nach dem letzten Pinselstrich, und dann noch um milde Beurtheilung bitten."

„Ah was!“ rief Rosenthal, den Dampf seiner Cigarre weit von sich blasend, „Sie haben mich vorhin einen feinen Kenner genannt, und wenn Sie damit nicht nur beabsichtigten, mir ein lächerliches, vielleicht unwahres Kompliment zu machen, so werden Sie, um konsequent zu bleiben, genöthigt sein, mich sogleich in Ihr Atelier zu führen, denn der Kenner weiß ein Kunstwerk auch in seinen ersten Anfängen zu würdigen. — — Wer weiß,“ setzte er aufstehend hinzu, „ob ich das Bild vor meiner Abreise überhaupt fertig sehen werde. — — Seien Sie also nicht spröde,“ fuhr er fort, seinen Arm unter den des Anderen schiebend, „denn unter uns gesagt,“ hier nahm er einen sehr vertraulichen Ton an, „die Königin sprach von Ihnen, ja schien zu erwarten, daß ich in den Stand gesetzt würde, der hohen Frau nächstens etwas über Ihr Bild, das Porträt der Miß Stanley, zu sagen; auch hört mein alter Freund, der Oberstthofmeister von Tönning, gern auf mein Urtheil, ja er bat mich, als wir neulich durch die großen Gemäldegallerieen gingen, um meinen Rath bei der bevorstehenden Besetzung der Stelle des Direktors. — Vorwärts also, denn Sie haben wahrhaftig keine Ursache, meinen allerdings strengen kritischen Blick zu scheuen.“

Damit schritt er dem Andern voran in das kleinere Atelier und stellte sich hier sogleich mit übereinander geschlagenen Armen und einem sehr

Beleuchtung dieſes unabſehbaren Raumes durch zahlloſe Lampen, vertrieben.

Nicht genug, die eifrige Geiſtlichkeit wußte dem großen Karl die Erlaubniß abzunöthigen, in die Mitte der Moſchee eine chriſtliche Kirche ſetzen zu dürfen und zu dieſem Behuf ließ der Biſchof Alonzo Manrique, der ſich für ein Bautalent hielt, trotz aller Einwürfe der vernünftigeren Stadtbehörden die Säulen und Bogen, die hinderlich waren, ausbrechen, um für ein Schiff und Chor, die zuſammen die Größe einer anſehnlichen Kirche haben, Raum zu gewinnen. Karl V., der bei andern Gelegenheiten leider ſelbſt keine große Vorliebe für die nachgebliebenen Bauwerke der Araber zeigte, war, wie uns Ponz berichtet, als er ſpäter während des Kirchenbaus, der nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, die Moſchee zum erſtenmale beſuchte, doch ſo entrüſtet, daß er zu dem Biſchof und Kapitel ſagte: Ihr wißt nicht, was ihr gethan habt. Um eine Kapelle zu erbauen, die ebenſo gut draußen hätte ſtehen können, habt ihr leichtſinniger Weiſe Etwas vernichtet, was in ſeiner Vollendung einzig in der Welt beſtand. Und darin hatte der große König ſehr Recht. Hätte man die chriſtliche Kirche neben die Mesquita gebaut und dieſe als den größten Portikus der Welt belaſſen, ſo wäre eines der erhabenſten Bauwerke entſtanden, ein achtes Weltwunder.

An und für ſich iſt die Kirche von edlen Proportionen und mit einem prachtvollen gerippten Gewölbe überſpannt, alles Detail iſt in den ſchönſten Renaiſſanceformen und die Vergoldung faſt überreich; man könnte ein wahres Wohlgefallen daran haben, aber ſobald man aus ihr heraus wieder den wunderbaren Arkadenhain, der ſie umgibt, betritt, überkommt einen ein unwiderſtehlicher Unmuth über die Blindheit des Eifers jener Prieſter.

Wohl mochten die Mauren, als ſie im Jahr 1236 Cordova für immer verlaſſen mußten, eine Ahnung davon haben, wie die eindringenden Chriſten mit ihrem heiligen Hauſe umgehen

zufriedenen Kopfnicken vor das lebensgroße und ſchon ſehr weit vorgeſchrittene Bild der jungen Engländerin. — „Beim Himmel!“ rief er alsdann mit einem von Reckenſtein indeſſen nicht bemerkten raſchen Blick des Mißtrauens auf dieſen, „das hätte ich doch nicht erwartet, — ein ſolches Kunſtwerk, ſchon in ſeinen Anfängen allererſten Ranges!“

„Sie kennen dieſe Dame?“ fragte beſcheiden der Künſtler.

„Miß Arabella Stanley, o, ich habe nie eine ſprechendere Aehnlichkeit geſehen, und wie dieſer erſt flüchtig angelegte Kopf gemalt iſt! — Ich mache Ihnen mein Kompliment, und dieſe Stoffe! — die Falten des prachtvollen dunkelvioletten Sammtes, wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich mehr bewundern ſoll, die elegante, wunderbare Zeichnung, die Aehnlichkeit dieſer förmlich zu fühlenden Gewänder, dieſe Spitzen, den Glanz dieſer dunklen Perlen, vor Allem aber bin ich entzückt über den rieſigen Neufundländer, auf deſſen Kopf die Dame ſo leicht und graziös ihre Hand ſtützt. — Den hätte unſere berühmte Angelika kaum beſſer gemacht — und das Alles, dieſe Stoffe, den Hund, für jeden Anderen eine beſondere Lebensaufgabe, geben Sie in Ihrem Reichthum nur ſo als Beiwerk.“

„Dieſe im höchſten Grade anerkennenden Worte, mein lieber Herr von Roſenthal,“ verſetzte der Andere mit einiger Verlegenheit, „kann ich nicht ohne Weiteres für mein ganz eigenes Verdienſt

annehmen, denn gerade bei dieſem Bilde befinde ich mich in der allervortheilhafteſten Poſition — Weßner unterſtützt mich mit ſeinem Rathe."

„Das kann ich mir denken," bemerkte Roſenthal mit dem gleichen Blick des Mißtrauens wie vorhin, indem er ſich tief herabbeugte, um den Boden zu betrachten, auf dem Miß Stanley ſtand, ein Kiesweg, aber mit wenigen Strichen und Kleckſen ſo meiſterhaft gemalt, daß man die runden Steinchen hätte aufwühlen mögen, während gleich daneben eine kleine Gebüſchgruppe, ſowie Gräſer und Blumen mit einer wahrhaft ſchülerhaften Stümperei angelegt waren.

„Unfertiges Zeug," meinte Reckenſtein mit gleichgültiger Miene, ſeinen langen Bart ſtreichend.

„Der Kiesweg gewiß nicht."

„Ein flüchtiger Verſuch, dergleichen mit wenig Punkten darzuſtellen. — Was nun den Hund anbelangt, ſo habe ich allerdings das Glück, Fräulein Angelika, unſerer Nachbarin, bei ihrer Arbeit zuſchauen zu dürfen, und da lernen ſich raſch gewiſſe Kunſtgriffe. Es iſt eigentlich das erſte Mal, daß ich eine ſolche Staffage wagte."

„Was mich mit um ſo größerer Achtung für die Künſtlerhand erfüllt, die das geſchaffen."

Ein leichtes Geräuſch hinter ihm veranlaßte Roſenthal raſch umzublicken, um in die nichts weniger als freundſchaftlich oder nur ruhig ihn anſtarrenden Züge Arthur Weßner's zu ſchauen. Da

er ſich aber von deſſen Seite durchaus keines wohlwollenden Empfanges geſchmeichelt hatte, ſo waren es auch weniger die ſeltſam funkelnden Augen des Malers, ſowie ſeine feſt zuſammengepreßten Lippen, was ihn mit Verwunderung erfüllte, als vielmehr eine ſeltſame Geſtalt hinter Weßner, eine Dame in der auffallend reichen Tracht längſt vergangener Zeiten, in einem langen Schleppkleide von ſchwerem pfirſichblütfarbenen Seidenſtoffe, an der Seite den Fächer von Pfauenfedern, auf dem Kopfe aber einen Myrtenkranz, von dem hinten herab ein weißer Schleier hing, während ſich vorn unter demſelben das alte gute Geſicht der berühmten Malerin zeigte.

Das Alles aber ſah Roſenthal nicht eine halbe Minute, denn Angelika, die ein paar Sekunden ſpäter erſchienen war, umfaßte mit ihrer Rechten haſtig das Handgelenk Weßner's, zog ihn kräftig zurück, um hierauf die Thüre hinter ſich in's Schloß zu werfen. Dann ſtellte ſie ſich mit einer entſchloſſenen Miene vor ihn hin und ſagte unter einem leichten ſchmerzlichen Aufſchluchzen: „Alſo das willſt Du mir anthun an meinem Hochzeitstage, Händel anfangen, Streit beginnen in einer Sache, wo Du ſelbſt den größten Fehler, vielleicht ein Verbrechen begangen haſt!“

„Sprich nicht ſo, Angelika!“ rief er, ſich wild in ſein Haar greifend, „ich habe dieſen Augenblick lange gefürchtet und nicht gehofft, daß er mir gerade hier zum erſten Male begegnen würde. — —

O, mein ſehnlichſter Wunſch war," fuhr er zähneknirſchend fort, „ihn einmal fern ab von der Stadt allein zu treffen am Ufer des Stroms, wir Beide ohne Wehr und Waffen."

„Unſinniger, der Du wie ein Mann ausſiehſt und wie ein Knabe ſprichſt!"

„Angelika!"

„Stampfe nur auf den Fußboden, ich, obgleich nur ein Weib, fürchte Dich nicht, und wiederhole Dir deßhalb, daß Du doch nur ein Mann biſt mit einem wankelmüthigen Knabenherzen. Du haſt das bewieſen zu Deinem eigenen Verderben und zum Elende eines armen unglücklichen Geſchöpfes."

„Angelika!" ſchrie er mit ſchäumenden Lippen, „hältſt Du ſo Dein Verſprechen, nie und nimmermehr meines jammervollen Unglücks zu erwähnen?"

„Und haſt Du Dein Verſprechen gehalten?" entgegnete ſie ihm in kaltem ruhigen Tone, „das Verſprechen, das Du mir feierlichſt gegeben, mit dem Einen von den Beiden da drinnen, deſſen Schuld nicht die größte iſt, keinerlei Auseinanderſetzungen herbeizuführen, wogegen ich mich bereit erklärte, den Anderen, den Schlimmeren, nicht nur zu ertragen, ſondern wohlwollend zu behandeln — Deinen Freund," fuhr ſie mit Geringſchätzung fort, „als Künſtler nichts als ein armſeliges Geſchöpf Deiner Erfindung, ein Blutſauger, der durch ſeine boshaften Einflüſterungen Dein Leben vergiftet, der Dich durch ſein arrogantes Auftreten, durch ſein übermüthiges Thun und Spre-

chen noch ganz umgarnen und zum willenlosen Sklaven machen wird, der Dich so lange gebraucht, als Du ihm nützen kannst, um sich dann mit vornehmer Geringschätzung von dem leichtgläubigen armen Teufel abzuwenden."

Weßner's Finger zuckten, als die alte Malerin diese Worte sprach. Seine rollenden Augen fuhren wild umher, als suche er rechts oder links etwas, wobei seine Lippen bebten und der Athem in seiner Brust keuchte.

Doch war es nicht das erste Mal, daß sie ähnliche Szenen des leicht Exaltirten erlebt; man sah das an dem eigenthümlichen Blick, mit dem sie ihn betrachtete, der nach vollkommen ruhigem Ausdrucke etwas wehmüthig Schmerzliches annahm und begleitet war von einem leichten Kopfschütteln, als sie fortfuhr: „Du dauerst mich, Arthur! — In tiefster Seele dauerst Du mich, denn ich weiß, daß Deine Aufregung dem traurigen Gefühle entspringt, nicht recht gehandelt zu haben, wofür ich aber nur Jenem," hier ballte sie die Faust gegen das Nebenzimmer, „alle Schuld beimesse und ihn hasse — hasse — hasse! — — — Aber trotzdem ich ihn mit Recht hasse, habe ich doch Deinen Bitten nachgegeben, habe ihm gestattet, in unserer Nähe zu sein, und habe mehr für ihn gethan, als ich hätte thun sollen — habe ich das nicht gethan? und der gute Melber?" —

Weßner erwachte wie aus einem tiefen Traume,

ſtrich ſich mit der Hand hinauf über die ſchweißbedeckte Stirne, dann herab über ſeine ſeltſam zuckenden Augenwimpern und athmete ſchwer, wobei ſich ſeine Lippen ſchmerzlich zuſammenzogen.

„Sei geſcheidt," ſprach Angelika in milderem Tone, „halte Dein gegebenes Verſprechen, wie wir das unſrige gehalten haben und auch noch ferner halten wollen, um Deine lächerliche Kunſtpuppe vollends herauszuputzen!" — — worauf ſie nach einer Pauſe, während welcher er trübe vor ſich niederſtarrte, ihn leiſe mit dem Ellbogen anſtieß: „Du — geh' weiter — und nimm Vernunft an, geſchehene Dinge ſind nun einmal nicht zu ändern, und es iſt am beſten, man denkt nicht mehr daran und ſpricht nicht mehr darüber — läßt's halt gehen, wie's eben mag, man erträgt das Uebel, wie wir Deinen neuen Freund ertragen haben, ja nicht nur ertragen," meinte die alte Malerin mit einem launigen Lächeln, „ſondern recht aufwärts getragen, denn das wirſt Du mir wenigſtens zugeben, daß ich ihm den Hund recht famos auf ſein Bild gemalt, und auch Melber hat ſich mit dem ſchwierigen Sammet und dem andern Krimskrams die größte Mühe gegeben. — Der arme Melber, für ihn iſt ein lebendiger Freiherr ſchon etwas Wichtiges und er hat ſich die Arbeit zur Ehre geſchätzt. — Gott beſſere ihn! — Doch was wollte ich Dir gerade noch an's Herz legen, daß Du mit einem Mal und gründlich vernünftig wirſt? — Ja ſo, ich wollte Dir wieder-

holen, daß heute mein Hochzeitstag ist — ja schau' mich nur an — und daß es gewissenlos ist, einer so jungen und schönen Braut, die man zum Traualtar begleitet, und dabei den Lachern und unzähligen spöttischen Blicken getrotzt, eine Bitte abschlagen zu wollen."

Noch eine Weile schwieg er, mit sich selbst kämpfend, und murmelte dann, ihren Blick vermeidend: „Das will ich auch nicht, je nachdem die Bitte ist."

„Keine Klausel!" rief sie in energischem Tone, „meine Bitte — mein Wunsch — mein Wille ist, daß Niemand heute an meinem Hochzeitstage einer trüben Vergangenheit gedenkt, und daß wir uns heiter, vergnügt zu Tische setzen."

„Ja — — mit Vergnügen, sobald jener Störenfried sich entfernt hat."

„Nein, Arthur, siehst Du, ich will, daß auch er bleibt."

„Ach, Angelika, das ist doch zu stark!" erwiederte er, abermals aufbrausend, doch in weit schwächerer Art als früher — „soll mir denn jeder Tropfen Wein zu Gift werden?"

„Im Gegentheil, er soll Dir gut bekommen, und Du wirst Dich mir zu Liebe als Mann zeigen. — Der da drinnen ist wahrhaftig heute nicht gekommen, um Dir dadurch etwas Unangenehmes oder Feindliches zu beweisen, im Gegentheil, er hat als gescheidter Mensch diesen ersten Schritt gethan, um ein Zusammenleben möglich zu machen."

„Welches Zusammenleben?“

„Gleichviel — oder um sich offen und ehrlich gegen Dich auszusprechen, was er wahrscheinlich schon gegen Deinen neuen Freund gethan hat, denn sonst würde der edle Freiherr ihm kaum den Anblick seines Kunstwerkes gegönnt haben. — Ja, jenes Kunstwerks,“ setzte sie, den Kopf aufwerfend, hinzu, „das ich als sein Machwerk will gelten lassen, wenn Du heute meinen Willen erfüllst.“

„Und im anderen Falle?“

„Nehme ich meinen Hund zurück, Melber seinen Kieswег und das Kleid der Dame, und wenn auch Du ihr den trefflich gemalten Kopf belassen willst, so wollen wir doch sehen, was morgen die kapriziöse Engländerin sagen wird, wenn sie sich also ausgekleidet findet.“

— — — — „Du hast mich in der Hand,“ gab er nach einem längeren Stillschweigen und einem tiefen Athemzuge zur Antwort, „gehst aber sehr gewaltthätig und grausam mit mir um. Was willst Du machen, wenn mich bei seinem Anblick später der Widerwille unwiderstehlich übermannt?“

„Dann werde ich knurren wie ein Hund, auch mit der Hand an meinem Kleide herabfahren, und Du wirst mich verstehen.“

Weßner wandte sich rasch ab, als die alte Malerin ohne Weiteres die Thüre des Nebenzimmers öffnete.

Doch müssen wir uns schon im Interesse unserer

wahrhaftigen Geschichte erlauben, ihr einen Augenblick in das Atelier des Freiherrn von Reckenstein voranzueilen, nicht um die wohl gerechtfertigte Verwunderung Rosenthal's über das so plötzliche und unverhoffte Schließen der Thüre zu schildern, sondern nur um mitzutheilen, daß der Freiherr den fragenden Blick des Anderen durch ein leichtes Achselzucken erwiederte und dann lächelnd sagte: „Fräulein Angelika hat die Marotte gehabt, sich in ihrem Alter noch zu verheirathen und hat dieses Wagestück vor einer kleinen halben Stunde ausgeführt, daher ihre Erscheinung in so eigenthümlichem Putze."

„Unglaublich!" sagte Rosenthal.

„Wahrhaftig, verehrter Herr, als Sie vorhin eintraten im schwarzen Frack und weißer Halsbinde, glaubte ich nicht anders, als unvermuthet einen sehr angenehmen Hochzeitsgast vor mir zu sehen."

„Ich hatte keine Ahnung davon, sonst würde ich gewiß gerade heute nicht gekommen sein. — Wer ist denn der Glückliche?"

„Ein jüngerer Maler, nicht ohne Talent, aus dem bei einiger Anleitung schon was werden kann; heißt Melber und versteht es auch, Stoffe in ähnlicher Art," hier machte er eine gefällige Handbewegung gegen sein Bild, „nicht ganz schlecht zu malen."

„Natürlich kann er bei Ihnen noch viel lernen," entgegnete Rosenthal zerstreut, worauf er einen

raſchen Gang durch das Zimmer machte, und dann zum Fenſter hinausſchauend halblaut, wie zu ſich ſelber, ſprach: „Schade, daß ich von dieſem feſtlichen Ereigniß heute Morgen nichts gewußt. Ich glaube, es würde den König gefreut haben, der berühmten Künſtlerin bei dieſer Veranlaſſung eine kleine Aufmerkſamkeit zu erzeigen.“

Der Freiherr hatte ein ſehr feines Ohr und ein noch feineres Verſtändniß für gewiſſe Dinge, weßhalb er ſich lächelnd näherte und in recht gutmüthigem Tone ſagte: „Wahrhaftig, ſchade drum, wenn das möglich geweſen wäre, aber“ — er ſah dabei ſo fragend in die Augen des Andern, daß Roſenthal nicht anders konnte, als ihm zur Antwort geben: „Man hätte eben den König davon in Kenntniß geſetzt, und zur gleichen Zeit um einen Orden gebeten für eine ſo ausgezeichnete und berühmte Künſtlerin.“

„Aber wer protegirt uns, und ſteht dabei Seiner Majeſtät ſo nah, um das wagen zu können?“ bemerkte der Freiherr mit ſichtlich geſpanntem gierigen Blick.

„Das ließe ſich am Ende jetzt noch machen,“ erwiederte Roſenthal nach einer Pauſe des Ueberlegens — er zog ſeine Uhr hervor, „es iſt Drei. Der König wird von ſeinem gewöhnlichen Spaziergange zurückgekommen ſein und iſt jedenfalls zu Hauſe — verſuchen wir's.“ — Er wandte ſich raſch um und bat den Freiherrn um Schreibzeug,

würden, und um das Allerheiligſte in demſelben, die Mirah zu ſchützen, vielleicht auch damals an eine Rückkehr denkend, vermauerten ſie dieſelbe ſo kunſtvoll, daß ſie erſt faſt ſechshundert Jahre ſpäter und zwar im Jahr 1815 aufgefunden wurde, wo Steinhauer, die irgend eine Reparatur vorzunehmen hatten, auf die zugemauerte Wölbung ſtießen.

Die Mirah, wegen einer Reliquie von den Gebeinen Muhameds, die hier aufbewahrt wurde, auch Zancarron genannt, verſchloß ein koſtbares Exemplar des Alcoran; ſie iſt gegen Oſten an der ſehr dicken Umfaſſungswand der Moſchee gelegen und in dieſer Mauer war der Raum zu Aufbewahrung obiger Koſtbarkeiten ausgeſpart, ein verhältnißmäßig kleines Gemach, nur durch eine einzige Thüre von der Moſchee aus zugängig. Dieſes Gemach nun, wie die hufeiſenförmige Thüre, die dazu führt, iſt hinſichtlich der Pracht der Moſaiken wirklich das Kleinod dieſes gewaltigen Ganzen, der Hufeiſenbogen der Thüre iſt in keilförmige Felder nach dem Fugenſchnitt getheilt und der Führer, indem er das an einer Stange befindliche Wachslicht den feinen Moſaiken in der Höhe nähert und auch das kleine Gewölb in der Mauer uns beleuchtet, denn Lichtöffnung von Außen iſt keine da, vermehrt durch die Möglichkeit einer genaueren Beſichtigung noch unſer anfängliches Erſtaunen.

So hatte ein guter Genius dieß Heiligthum der Moſchee bewahrt, und es ſtand lange, lange Jahre beſchützt von dicken Marmorwänden mitten unter Crucifixen und Altären, und während draußen die Orgel klang, Glocken läuteten und chriſtliche Hymnen ertönten, riefen im ſtillen Innern der Kapelle unzählige goldene und farbige Inſchriften: Es iſt kein Gott als Gott und Muhamed iſt ſein Prophet!

Iſt die Anordnung der Bogenwände, die ein Schiff der Moſchee gleichſam als beſondere Gaſſe von dem andern trennen, mit geringen Abweichungen nach einem und demſelben einfachen Syſteme, ſo wird die Architektur des vor der Mirah liegenden drei Bogen langen und drei Bogen breiten freien Raums weit

worauf ihn dieser nicht ohne eine wohl markirte tiefere Verbeugung an den Schreibtisch führte, und dort Papier und Couverte vor ihm ausbreitete.

Rosenthal setzte sich und schrieb, und je schneller und kürzer dieß geschehen war, um so mehr und sichtlich stieg die Ehrfurcht, mit der der Andere ihn unter hoch emporgezogenen Augenbrauen betrachtete. — „Beim Himmel," dachte er dabei, „wer sich erlauben darf, den König in vier Zeilen um einen Orden zu bitten, der muß nicht schlecht in der allerhöchsten Gnade stehen. Benützen wir das vorkommenden Falles, pro und contra."

Dann aber trat er mit gekrümmtem Rücken näher, als Rosenthal, der rasch gesiegelt, den Brief in ein zweites Couvert geschoben und dieses überschrieben hatte, jetzt aufschauend um Jemand bat, der das Schreiben sogleich und möglichst schnell besorgen könnte.

„Mein Diener ist bei der Hand, und wenn Sie mir den Brief anvertrauen wollten? . . ."

„Besten Dank — natürlich bedarf es keiner Antwort durch den Ueberbringer."

Der Freiherr nahm den Brief ehrerbietig, um begreiflicherweise schon im Hinausgehen flüchtig die Adresse zu lesen: — „An den diensthuenden Kammerdiener des Königs — Rosenthal."

In diesem Augenblicke trat Angelika in's Zimmer und ging gerade auf Rosenthal zu, dem sie ihre Hand reichte und in ihrer kurz gefaßten Rede-

weise ohne Weiteres sagte: „Sehen Sie mich an, heute ist mein Hochzeitstag, ich habe mich soeben trauen lassen, und bitte Sie, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, mit uns essen zu wollen."

Nun war zwar Rosenthal eben nicht leicht aus der Fassung zu bringen, mochte aber dieses Ereigniß und das, was er gehört, doch so außerordentlich finden, daß er die seltsame Erscheinung überrascht anblickte, ja eine gute Weile die Antwort schuldig blieb, ehe er mit einer freundlichen Verneigung zur Antwort gab: „Jedenfalls gratulire ich auf's Herzlichste, besonders dem mir noch unbekannten Bräutigam, der in unserer berühmten Künstlerin eine solch' unschätzbare Perle fand."

„Den Bräutigam werden Sie sogleich kennen lernen, denn ich hoffe, daß Sie ein kleines Künstlerdiner nicht verschmähen."

Wahrscheinlich mochte Arthur Weßner, zu welchem der Freiherr von Reckenstein rasch in's Nebenzimmer gegangen war und ihm eifrig etwas sichtlich Begütigendes zugeflüstert hatte, immer noch die entgegengesetzte Hoffnung hegen, zuckte aber doch nur leise mit den Achseln, als er jetzt Rosenthal antworten hörte: „Von Verschmähen kann da durchaus keine Rede sein, und wenn ich auch schon ein anderes Arrangement getroffen hatte, fühle ich mich doch durch Ihre Einladung so geehrt, daß ich mir zu dem Tausche nur Glück wünschen kann."

„So gehen wir," sagte kurz die alte Malerin,

und nachdem Rosenthal noch einen Augenblick vergeblich gezaudert, ob nicht einer der beiden Herren im Nebenzimmer als nähere Bekannte herbeieilen würden, um der schön geputzten Braut den Arm zu bieten, that er also und führte sie durch das vordere Atelier auf den Gang hinaus bis zur nächsten Thüre, welche eine Guirlande von bunten Astern als Festgemach bezeichnete, und wo ein eleganter Kellner im schwarzen Anzuge und weißer Halsbinde, die Serviette über den Arm, ehrerbietig wartete, um die Ankommenden sogleich eintreten zu lassen.

Weßner folgte Arm in Arm mit dem Freiherrn, der ihm sagte: „Glaube mir, es ist ganz gut, auf diese Art über die ersten, immerhin unangenehmen Explikationen hinweg zu kommen, auch wiederhole ich Dir, daß er mit mir auf eine Art gesprochen, welche ein Verständniß leicht möglich macht."

Das Atelier der berühmten Malerin bot einen eigenthümlich festlichen Anblick; Bilder, Staffeleien und was sonst zum Handwerk gehörte, war in ein Nebenzimmer geschafft worden, und eine kleine reichbesetzte Tafel nahm die Mitte des weiten und hohen Gemaches ein. Hochlehnige alte, meistens reich geschnitzte Stühle mit Brokat und gepreßten Lederüberzügen umstanden diesen Speisetisch, der äußerst malerisch mit den verschiedensten, seltsamsten und seltensten Krügen, Pokalen, Bechern und Aufsätzen gedeckt war. Von letzteren wahrhaft auffallend in Schönheit der Komposition und Arbeit

erſchien eine maſſiv aus Silber gearbeitete Thiergruppe, unten mit ruhenden Kühen und graſenden Pferden, während ſchlanke Ziegen emporkletterten an matten Silberſtufen, Felsgeſtein darſtellend, oben von einer mächtigen Eiche gekrönt, auf deren ausgebreiteten knorrigen Aeſten, von dieſen getragen und umrankt, eine prächtige Kryſtallſchale ruhte, die eine bunte Pyramide von Früchten trug.

Auch andere Stücke dieſes zuſammengewürfelten Services waren höchſt eigenthümlich und für den Kenner von großem Werthe; alte Becher von Gold und Silber, prachtvolle Majolicaſchalen, Gefäße von leuchtender Emaille, große und unſchätzbare Bergkryſtallkrüge, geſchliffene Gläſer von den ſeltſamſten Formen, Kühlapparate von jener alten mauriſchen Bronze, deren kunſtreiche Linienverzierungen aus eingelegten Gold- und Silberfäden beſtehen, blaue venetianiſche Waſſerkaraffen, dünn wie ein Hauch und federleicht, bauchige Weinkrüge aus weißem, kunſtvoll gemaltem Porzellan, Trinkgläſer in allen Formen, vom derben Henkelglaſe an bis zu jenen dünnen alt italieniſchen Spitzkelchen, deren feines Glas einen ſo wunderbaren Klang hat.

Auch die Teller waren alt und ſchwer, und nur die maſſiv ſilbernen Beſtecke wohl das einzig Neue, während wieder ein Tiſchtuch vom dickſten Leinendamaſt mit ſeiner kunſtvollen Zeichnung und ſeinen langen, weiß glänzenden Franſen einen jener breiten Eichentiſche bedeckte mit knaufigen Füßen, wie man

ſie in Augsburg und Nürnberg in den Häuſern reicher Patrizier ſah.

Roſenthal, den die Braut beim Eintreten in's Zimmer verlaſſen hatte, um noch einige Anordnungen zu machen, umſchritt den Tiſch, mit ſichtlichem Entzücken die hier aufgehäuften Kunſtſchätze muſternd, zugleich aber auch in der Abſicht, einige Augenblicke vorübergehen zu laſſen, bis die Hauswirthin Zeit fände, ihn zwei Perſonen vorzuſtellen, die ſich ſchon im Zimmer befanden. Die eine dieſer Perſonen war ein nicht großer unterſetzter Herr, in einem etwas altmodiſchen ſchwarzen Frack, deſſen Schöße hinten ſtark auseinander gingen, da ſich der Träger dieſes Kleidungsſtückes gerade tief herabbückte, um Champagnerflaſchen in einem alten, aus Meſſing getriebenen, mit Eis gefüllten Kühler langſam umzudrehen, wobei ihm eine junge, hohe und ſchlanke Dame aufmerkſam zuſchaute, den rechten Arm auf einen der hochlehnigen Stühle geſtützt, ſo ein reizendes Bild gebend, welches Roſenthal's Blicke raſch mit Intereſſe überflogen.

„Halt!“ dachte er dabei, „ſollte dieß nicht am Ende meine intereſſante Treppenerſcheinung von vorhin ſein — wahrſcheinlich — und in dem Falle gratulire ich mir doppelt, die etwas überraſchende Einladung angenommen zu haben.“

Er ſchritt langſam mit einer leichten Verbeugung an den Beiden vorüber, ſcheinbar um ſich den prachtvollen Mittelaufſatz in der Nähe zu beſchauen,

in Wahrheit aber, um bei der Fruchtpyramide vorüber das junge Mädchen forschend zu betrachten.

Es verlohnte sich wohl der Mühe, das zu thun: sie mochte, den leichten hastigen Bewegungen nach zu urtheilen, die sie machte, — jetzt um sich den Champagnerkühler in der Nähe anzusehen, dann um herzlich lachend zurückzufahren, als der kleine Herr im schwarzen Frack drohte, die Pfropfen würden augenblicklich explodiren — zwischen achtzehn und zwanzig Jahre alt sein, während sie ihre schöne, volle, hohe Figur um einige Jahre älter erscheinen ließ, besonders wenn sie plötzlich aus einem beinahe kindisch lebhaften Wesen in eine sehr gesetzte Ruhe überging, was etwas kokett erschien, weil alsdann ihre schönen, regelmäßigen, edlen Züge mit der Glätte und Kälte des Marmors wetteiferten. Ueber ihre Augen vermochte Rosenthal nicht zu urtheilen, da sie die Blicke gesenkt und durch lange Wimpern verschleiert hielt, nur konnte er sich nicht verhehlen, daß, nach diesen prächtig gewölbten Lidern zu urtheilen, ein Augenaufschlag zur rechten Zeit von siegender Wirkung sein müsse. Ihr dunkelblondes Haar hing leicht und natürlich gelockt tief auf den Rücken herab und machte eine entzückende Wirkung, da es recht kunstlos mit einem einfachen dunkelblauen Bande durchschlungen und zusammengehalten war; ebenso einfach aber kleidsam war ihr Anzug, ein Gewand von feinem weißen Wollenstoff, lang herabfallend, mit Puffärmeln à la Gretchen, hoch

geschlossen, mit glattem Leib, wodurch sich ihre Büste mit der schlanken Taille und den feinen, nicht zu breiten, leicht abfallenden Schultern von einer tadellosen Schönheit zeigte; dieses Gewand hatte als einzige Verzierung einen dunkelblauen Gürtel, rückwärts mit einer großen Masche von gleicher Farbe.

Jetzt trat Weßner und der Freiherr zu den Beiden, und die Art, wie sie dem jungen Mädchen die Hand reichten und einige Worte wechselten, ließ deutlich auf eine längere und genauere Bekanntschaft schließen.

Nun kam auch die alte Malerin wieder in's Zimmer, die ziemlich lange Schleppe ihres pfirsichblütenfarbigen Kleides über den linken Arm geschlungen, während sie lachend, mit den Pfauenfedern fächelnd, zu Rosenthal sagte: „Ja, meine Pflichten als Hausfrau haben sich in der kurzen Zeit meines Ehestandes schon bedeutend vermehrt, denn außer meinen Hunden, Ziegen und Schafen habe ich seit einigen Tagen noch einen schottischen Pony im Stalle, den ich zu einem Bilde brauche, und jetzt auch noch einen Mann, welchen ich Ihnen, glaube ich, noch gar nicht vorgestellt habe. — Komm' einen Augenblick her, Melber!" rief sie dem kleinen Mann im schwarzen Frack zu, der denn auch sogleich in einer etwas verlegenen Haltung herbeikam, nachdem er vorher eine starkzerkaute Cigarre rasch aus dem Munde genommen und hinter seinem Rücken verborgen hatte.

„Das ist Herr Melber, seit zwei Stunden mein Herr und Gebieter, und dieß ist der Herr Hofmarschall Freiherr von Rosenthal."

„Bitte, einfach Rosenthal," erwiederte der Genannte sich verbeugend, wobei er nicht unterlassen konnte, einen Streifblick gegen die junge Dame zu wenden, da diese sich bei Nennung seines Namens rasch aufgerichtet hatte und, den Kopf herumwerfend, ihn mit erstaunendem Blick angesehen.

Herr Melber murmelte einige Worte von großer Ehre und viel Vergnügen, wobei seine ungeschickten Verbeugungen eigentlich nur wie ein hastiges Schütteln seines Körpers erschienen.

Rosenthal reichte ihm aufrichtig glückwünschend die Hand und bat alsdann Madame Melber, ihn auch der jungen Dame vorzustellen.

„Richtig — meine Schülerin, die Sie noch nicht kennen werden. Ein junges Mädchen von bedeutendem Talent, die sich schon bekannt machen wird. — Herr von Rosenthal — Fräulein Seraphine von Enzberg."

Obgleich das junge Mädchen seine Verbeugung ganz unbefangen erwiederte, so flammte doch etwas in ihrem Auge auf, was ihn im höchsten Grade interessirte. Vielleicht war es auch nur die eigenthümliche Farbe dieser Augen, eine Mischung von Grau und Blau, die aber, wie eben jetzt für einen kurzen Moment, förmlich ein merkwürdig dunkelblaues Licht ausstrahlten, um gleich darauf nach einer kurzen

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20804 / 070

Verbeugung wieder in ſanftes Graublau über=zugehen.

„Ich freue mich ſehr," ſagte Herr von Roſen=thal, „die Bekanntſchaft eines ſo ſchönen und be=deutenden Talentes zu machen; ich darf mir dieſes Wort wohl erlauben, nachdem unſere berühmte Künſtlerin Sie als vielverſprechende Schülerin be=zeichnete."

„Frau Angelika," gab das junge Mädchen zur Antwort, „iſt auch darin, wie in allen anderen Dingen, für mich ſehr freundlich geſinnt, ſonſt würde ſie nicht in ſolcher Weiſe von meinen ſchwa=chen Verſuchen ſprechen."

Sie ſagte das mit einer klangvollen, vielleicht etwas zu tiefen Stimme, vermochte aber auch andere, weichere Töne anzunehmen, wie einen Augenblick darauf, da ſie Angelika fragte, ob ſie ihr nicht irgend etwas helfen könne?

„Gott ſei Dank, nein," erwiederte die alte Malerin, „denn es wäre ſchlimm, wenn endlich nicht Alles bereit ſtünde, um zu Tiſche zu gehen. Ich erwarte allerdings noch einen Gaſt, doch ſcheint mich derſelbe im Stiche zu laſſen, vielleicht kommt er auch ſpäter. Setzen wir uns alſo. Sie wandte ſich lebhaft, blieb aber plötzlich ſtehen und ſagte wieder umkehrend mit einem Blick auf Weßner, der ziemlich theilnahmlos bei dem Champagnerkühler ſtehen geblieben war: „Ihr Beide kennt ja Herrn von Roſenthal und werdet mir helfen, einem ſo

lebendiger und phantaſtiſcher. Die Säulen ſind doppelt über einander und die Bogen, an und für ſich ſchon nach unten und oben ausgezackt, durchdringen und verſchlingen ſich wechſelsweiſe, jedoch überall den freien Durchblick durch die mannigfaltigen dadurch entſtehenden offenen Felder geſtattend. Ueberdeckt iſt dieſer Vorplatz mit einer Wölbung, in der die Rippen nach der Richtung mehrerer durch einander geſchobener Polygone laufen und die Zwiſchenfelder mit kunſtvoll gearbeiteten Muſcheln ausgefüllt ſind, ſo ſinnreich an einander gereiht und in Größe und Farbe ſo angenehm mit einander abwechſelnd, daß vor dieſer auf den erſten Anblick ganz fabelhaft ſcheinenden Combination das Auge nur Bewunderung iſt, einmal über das andere die unſagbare Pracht der Marmore u. ſ. w. und dann wieder den Scharfſinn der Erbauer anſtaunend.

Als der Zancarron endlich entdeckt wurde, war die ſpaniſche Geiſtlichkeit glücklicher Weiſe ſo vernünftig, ihn in der urſprünglichen Geſtalt beſtehen zu laſſen, und er läßt nun in ſeiner wunderbaren Schönheit ahnen, wie ehemals die ganze Mesquita ausgeſchmückt war.

Die Maſcura, jetzt Capilla de la villa vicioſa getauft, liegt erhöht gegen die Mitte der Moſchee, nahe bei der Kirche und war der Ort, wo ſich die Könige befanden, wenn ſie den öffentlichen Gebeten beiwohnten; ſie iſt auf vierundzwanzig Säulen von verſchiedenfarbigem Marmor gebaut, die vier nach oben reich durchbrochene Mauern bilden und im Quadrat geſtellt ſind. Eine der Seiten iſt zwiſchen den Säulen von unten auf geſchloſſen, die drei andern erlauben den Blick durch reiche, vergoldete Eiſengitter in das Innere. Die Decke iſt muſchelförmig aus weißem Marmor dargeſtellt und die Wände ſowie der Boden enthalten Alles, was in der großen Kunſtperiode der Araber die reichſte Phantaſie an Gold und Laſur-Moſaik, an Arabesken und gemalter Steinſculptur erfinden konnte.

Bei allem dem macht das Innere der Mesquita einen faſt wehmüthigen Eindruck. Die halbdunkeln Hallen ſind ihres pracht-

geehrten Gaste die Honneurs zu machen, — besonders Du, Arthur. Allons, führe Herrn von Rosenthal zu Tische und setze ihn zwischen Seraphine und Deinen Freund."

Nun hätte Rosenthal eigentlich der jungen Dame seinen Arm bieten sollen, was er auch jedenfalls recht gerne gethan, zog es aber vor, zu Weßner zu gehen, ihm seine Rechte entgegen zu strecken und dabei in leisem Tone zu sagen: „Reichen Sie mir immerhin Ihre Hand und glauben Sie meiner Versicherung, daß vielleicht Niemand wie ich den Mißton in Ihrem Leben so aufrichtig bedauert, was Ihnen zu glauben nicht schwer werden wird, wenn Sie sich erinnern wollen, mit welch' unangenehmen Gefühlen ich damals einen grauen Handschuh als den Ihrigen erkannte. — Vergessen Sie den damaligen Warner nicht, der Ihnen auch heute noch ein guter und ehrlicher Berather sein kann."

„Und nun zu Tische!" rief Angelika von ihrem Platze aus, „Du, Arthur, setzest Dich neben Melber, dann bleibt ein Stuhl frei, dann kommt Dein Freund neben Seraphine und Herr von Rosenthal also hierher neben mich. — So, Kinder, setzt euch und seid artig, indem ihr hübsch zusammen plaudert und es euch recht schmecken laßt. Was wir haben," wandte sie sich an Rosenthal, „wird eben so gut sein, wie es eine junge Haushaltung zu bieten vermag. Wenig Warmes, da wir noch nicht selbst kochen, doch hoffe ich dagegen, daß mein Liefe-

rant mit ſeinen kalten Schüſſeln Ehre einlegen wird."

„Zuerſt aber erlauben Sie mir," ſagte Roſenthal, während eine dampfende Bouillon in alten ſilbernen Schalen ſervirt wurde, „daß ich Ihnen mein Entzücken ausdrücke über die wahrhaft verſchwenderiſche Pracht dieſes unſchätzbaren Tiſchgeräthes. Noch nie ſah ich eine ſolche Sammlung von Kunſtwerken erſten Ranges in Einer Hand vereinigt und finde ich es eine ganz vortreffliche Idee, ſolch' koſtbare Gegenſtände, die man ſonſt nur zerſtreut bei ſehr kundigen Sammlern als Schauſtücke findet, hier als Tiſchgeräth zu vereinigen. — Wahrhaftig — wahrhaftig, ein Service für Kaiſer und Könige!"

„Eher noch für Künſtler," meinte Angelika, „denn ich glaube, Ihr alter Oberſthofmeiſter von Tönning, mein freundlicher Gönner, würde die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen, wenn er dieſes Durcheinander vertreten ſollte."

„Sagen wir alſo," bemerkte Roſenthal mit einem Rundkomplimente, „ein Service für Künſtler oder für Kaiſer und Könige, die Geſchmack genug haben, es zu würdigen."

„Für mich iſt alles das am werthvollſten durch die Erinnerungen, welche ſich an jedes Stück knüpfen," bemerkte die alte Malerin, lächelnd über die Tafel blickend; „wieviel Zeit habe ich nicht verſchwendet, um ein ſeltenes Stück zu erlangen, wie viele vergebliche Gänge gemacht!"

„Und welche Masse von Geld aufgewendet!" meinte der Freiherr von Reckenstein.

„Oft noch Besseres als Geld," warf Weßner ein, „denn ich erinnere mich manches Stückes, für das Du neben einer großen Summe auch noch eine werthvolle Skizze gabst."

„Allerdings — wogegen ich aber von liebenswürdigen Kunstfreunden manch' seltenes Stück zu meinem Honorar erhielt, zum Beispiel den Aufsatz in der Mitte."

„Gewiß ein königliches Geschenk," sagte der Freiherr.

„Im Gegentheil, es ist von einem Privatmann," erwiederte Angelika und setzte im trockenen Tone hinzu: „ich habe nie ein Bild an die höchsten Herrschaften unseres Hofes verkauft."

„Aber gewiß nur, weil Sie nicht gewollt," warf der Freiherr eifrig ein, „denn ich erinnere mich genau, wie sehr es Seine Excellenz der Herr Oberstthofmeister von Tönning, als er mich neulich durch die Gallerie führte, bedauerten, daß Ihr berühmter Name dort nicht vertreten ist."

„Man liebt eben die gemalten Thiere bei Hofe nicht," sagte die alte Malerin, „und schmachtende Mädchen mit Schwan oder Gänseblümchen zupfend vermag ich eben so wenig zu leisten, als kuriose Heilige."

„Sei gerecht, Angelika," warf Arthur Weßner ein, „ich weiß ganz genau, daß man Dich schon damals

dringend bat, den Prinzen Georg, den Bruder Seiner höchſtſeligen Majeſtät, zu Pferde zu malen, und daß das nur eine Einleitung war zu einem Porträt des Königs ſelbſt."

„Und ich that es nicht," entgegnete ſie den Kopf aufwerfend, „gerade weil es als Einleitung dienen ſollte, um mir ein bischen auf den Zahn zu fühlen, was ich zu leiſten vermöge, — ich, die, denke ich, ſchon damals genug bekannt war. Auch ſollte ich den Prinzen Georg in der Glorie des Pulverdampfes malen, und ich habe vielleicht etwas eigenthümlich gelächelt, als ich den alten Oberſthofmeiſter fragte: welche Schlacht das eigentlich geweſen ſei. Genug, man ließ mich in Ruhe und war ſehr vergnügt darüber, daß ich nicht mit beiden Händen zugegriffen, denn ſie begnügten ſich bald darauf mit einem Herrn von ſo und ſo, der, dringend empfohlen, die beiden Bildniſſe malte."

„Wie ſie heute noch zum Schrecken eines Jeden, der den geringſten Anſpruch auf Künſtlerſinn macht, zu ſehen wären," bemerkte Roſenthal, „wenn ich ſie nicht glücklicherweiſe hinter ein paar alte Gobelins verſteckt hätte unter Bewilligung des Prinzen Georg, dem das Schlachtenbild durch eine Bemerkung des General von Pranken entleidet wurde, der einmal ſagte: es ſei ein ſehr ſchönes Bild, dem leider nur das Datum fehle."

Damit riß der Faden dieſes Geſprächsthemas unter allſeitigem Lachen ab, flatterte davon und

wurde in der nächsten Minute dadurch ganz verdrängt, daß sich der Freiherr von Reckenstein, seinen Champagnerkelch in der Hand — denn man war nach einer kurzen Madeira- und Bordeaux-Einleitung sogleich zum prickelnden Schaumwein übergegangen — erhob, um mit der Bemerkung: „daß man ihm, als in der Kunst dem Jüngsten und Unbedeutendsten, verzeihen möge, wenn er das Wohl des jungen Paares ausbringe.“ Und wenn nun Angelika dafür auch nur mit einer kurzen Neigung ihres Kopfes dankte, so trank sie doch ihr großes Glas bis auf den letzten Tropfen leer und alle Uebrigen folgten ihrem Beispiele, selbst Seraphine ohne Ziererei, Herr Melber aber sichtlich mit dem größten Hochgenusse, was sich am besten daraus bewies, daß er aus einem vielleicht zufällig voll neben ihm stehenden anderen Glase einen raschen Nachtrunk that, ehe er die übrigen Gläser eigenhändig wieder vollgoß.

Dieser treffliche Künstler war überhaupt jetzt schon und gewiß sehr begreiflicher Weise in einer gehobenen und angenehm erheiterten Stimmung, dabei auf's Emsigste für seine Gäste bedacht, indem er sich unter Anderem das riesige Kühlgefäß in seine Nähe hatte bringen lassen, und sehr darauf hielt, daß die geleerten Champagnerflaschen zeitig durch volle ersetzt würden, welches Verfahren indessen von dem Freiherrn von Reckenstein mit einer etwas bedenklichen Miene betrachtet wurde. Doch war der Wein, wie Alles, was Angelika ihren

Gästen bot, von einer ganz ausgezeichneten Qualität, passend zu den wunderbaren alterthümlichen Kelchen, in welchen der edle Wein perlte, sowie auch zu den meistens kalten, aber stets vortrefflichen und pikanten Speisen, die servirt wurden.

Rosenthal hatte schon einigemal seine schöne Nachbarin in ein Gespräch verwickelt und war jedesmal auf's Angenehmste berührt von ihren einfachen, unbefangenen, aber stets gediegenen und mitunter geistreichen Antworten; auch hatte sie weder etwas von blöder Schüchternheit, noch von keckem Uebermuth, und wenn ja einmal ihre eigenthümlich blitzenden, blaugrauen Augen bei einer ganz harmlosen Antwort intensiv aufleuchteten, wobei ein reizendes Lächeln um ihren schönen Mund erschien, so machte das gerade einen Eindruck, als wenn ein geübter Reiter sein edles Pferd scharf im Zügel halte, um es ja keinen unüberlegten Sprung machen zu lassen.

„Ich weiß nicht, woher es kommt, mein Fräulein," sagte jetzt Rosenthal lächelnd, „daß mir Ihr Vorname Seraphine zu denken gibt; nicht als ob ich denselben in seiner Bedeutung nicht für vollkommen passend hielte, aber er ist doch so selten, ja ich möchte sagen außergewöhnlich, daß er wohl nur durch eine ganz besondere Veranlassung gewählt wurde."

„Welche Veranlassung bei mir," gab sie zur Antwort, „auch nicht im Allerentferntesten mit

meiner Persönlichkeit zusammenhängt, das kann ich Sie versichern, weil ich mich ganz genau selbst kenne. Ich erhielt diesen Namen auf Wunsch meiner Pathe, die zugleich meine Tante ist und selbst diesen Namen trägt."

„A—a—a—ah, so!" erwiederte Rosenthal, das junge Mädchen aufmerksam betrachtend, um nach einer Pause hinzuzufügen: „Es wäre doch ganz seltsam, wenn ich das Glück hätte, in Ihnen die Nichte einer Dame zu finden, die mir früher nicht ganz unbekannt war."

„Und doch glaube ich, daß dieß der Fall ist," sagte das junge Mädchen, „wenigstens erinnere ich mich einer ähnlichen Aeußerung meiner Pathe und Tante, der Fräulein Seraphine Mirbel."

„Beim Himmel! das ist ein eigenthümliches Zusammentreffen," meinte Rosenthal, während rasch ein Schatten über seine Züge flog, „ein Zusammentreffen, für das ich unserer verehrten Wirthin und dem Zufalle auf's Dankbarste verpflichtet bin."

„Sie nannten da einen Namen, mein Fräulein," mischte sich der Freiherr von Reckenstein in das Gespräch, „der auch mir bekannt anklingt. Also Fräulein Seraphine Mirbel ist Ihre Tante und wohl dieselbe Dame, welche Brückenstraße Nr. 4 wohnt?"

„Dort wohnt Tante Seraphine allerdings," gab sie mit einem schalkhaften Aufblitzen ihrer Augen zur Antwort, „auch Sie kennen sie also?"

„Eine sehr flüchtige Bekanntschaft," meinte

der Freiherr, „ein zufälliges Zusammentreffen im Parke.“

„Wobei Sie indessen die Adresse jener Dame erfuhren,“ lachte Rosenthal, „das klingt gefährlich, nehmen Sie sich in Acht, Baron Reckenstein.“

„Eine Warnung, die ich wiederholen muß,“ sagte das junge Mädchen so heiter, daß unter ihrer emporgezogenen Oberlippe ihre schneeweißen Zähne hervorleuchteten.

„Sie machen mich in der That neugierig, mein Fräulein, und sind jedenfalls die Veranlassung,“ setzte der Freiherr mit einem bedeutsamen Blick hinzu, „wenn ich daran denke, meine neue Bekanntschaft zu kultiviren, sei es auch nur, um das Glück zu haben, Ihnen dort zu begegnen.“

„Das könnte nur durch einen Zufall geschehen, Herr Baron, denn ich komme auch nur hie und da zu meiner Tante.“

„Sie wohnen also nicht bei ihr?“ fragte Rosenthal und setzte auf ein Kopfschütteln Seraphinens hinzu: „Ich dachte so, weil ich nie das Vergnügen hatte, Ihnen im Hause Ihres Herrn Großvaters, des Herrn Kommerzienrathes Mirbel, zu begegnen.“

„Dort wohne ich eben so wenig, sondern bei meiner älteren Tante Aurelie. Der Großvater hätte mich allerdings gerne bei sich gehabt, doch bestimmte mich der Vater zu meiner älteren Tante.“

Der Freiherr machte eine Miene der Enttäuschung, worüber Rosenthal vor sich hinlächelte,

ehe er ſagte: „Ich hatte früher das Glück, auch Ihre Tante Aurelie zu kennen, und mache mir nun bittere Vorwürfe, für deren freundliche Aufnahme nicht dankbarer geweſen zu ſein; vielleicht hätten Sie die Güte, mein Fräulein, das gelegentlich mitzutheilen, und mir ſo einen Schritt zu erleichtern, den ich wahrhaftig thun muß, um meinen Fehler einigermaßen wieder gut zu machen.“

„Tante Aurelie nimmt wenig Beſuche an, lebt ſehr ſtill und eingezogen, was Papa wohl veranlaßte, mich bei ihr wohnen zu laſſen.“

„Und was auch mit Ihren eigenen Neigungen übereinſtimmt?“ forſchte Roſenthal.

„Ja nun, ich habe doch alle Freiheiten, die ich mir wünſchen kann.“

„Und die Sie auch benützen, wie mir ſcheint,“ ſagte Roſenthal in ſeiner kecken Laune und mit einem ſo bedeutſamen Lächeln, daß ſie ihn einen Augenblick erſtaunt anblickte, um dann unbefangen zu erwiedern: „O ja, ich gehe häufig zu meiner Couſine Mittow, oder zu meinem Großvater, auch zur Tante Seraphine, und ſehr viel hieher zu meiner lieben Lehrerin Angelika, bin auch ſonſt in keiner Weiſe gehindert, mir meinen Aufenthalt hier ſo angenehm als möglich zu machen. Papa will das ſo, ich beſuche das Theater, wenn es mir beliebt, und reite, ſo oft es mir Spaß macht.“

Ihre beiden Nachbarn hatten mit einiger Verwunderung zugehört, ſowohl der Worte ſelbſt wegen,

noch mehr aber angeregt durch die unbefangene und doch wieder so bestimmte Art, mit welcher sie dieselben sprach, Rosenthal noch ganz besonders durch den an ihn speziell gerichteten Nachsatz: „Das sind doch die Freiheiten, die Sie vorhin meinten?"

„Allerdings, mein Fräulein, und ich bin entzückt darüber, ebenso wohl, daß Sie sich dieser Freiheiten bedienen, als daß man sie Ihnen vernünftigerweise gönnt, und erlaube mir deßhalb, mit Ihnen anzustoßen auf das Wohl eines ebenso vernünftigen als vortrefflichen Vaters."

Die Gläser klangen zusammen, alle Drei tranken, auch Seraphine ohne Ziererei, worauf die alte Malerin gleichfalls ihren Kelch mit der Frage erhob: „Wem gilt's?"

„Dem vortrefflichen, mir leider unbekannten Vater des Fräuleins."

„Ah! ein Trunk, dem ich mich von Herzen anschließe, — und wir Alle. Prosit Melber! Stoß' an, Weßner, und thaue ein bischen auf!"

Der Vorwurf, welcher in diesen Worten lag, war nicht ungerechtfertigt, denn der Betreffende saß da, stumm und in sich gekehrt, zuweilen einen düsteren Blick auf Rosenthal werfend, besonders in Augenblicken wie soeben, wenn dieser sich gerade recht lebhaft mit seiner schönen Nachbarin unterhielt, doch trank auch er sein Glas auf einen Zug leer, und wehrte dem geschäftigen Melber nicht, als er dasselbe still lächelnd mit freudestrahlendem,

vollen Schmuckes entkleidet, die herrlichen Malereien wurden mit weißer Tünche bedeckt und vom ehemaligen Fußboden iſt keine Spur übrig geblieben. Wie mag das früher geweſen ſein, als Tauſende von Lampen von der Decke herabhingen, als der Boden mit Matten und prächtigen Teppichen bedeckt war und als das Volk der Gläubigen in ihren reichen, maleriſchen Gewändern anbetend dieſe Hallen füllte? Heute liegt es wie tiefe Trauer auf dem Tempel Abderrhaman's, die Kapellen und Altäre ſehen ſo düſter und fremdartig aus und ſcheinen ſich unheimlich zu fühlen in ihrer ſo ganz andern Umgebung. Ganz eigenthümlich ſchallen die Töne der kleinen Glocken vom Altare herüber, wo eben Meſſe geleſen wird und der Glanz der Kerzen, ſowie der qualmende Weihrauch ſcheint dort im engen Umkreis des chriſtlichen Altars zu bleiben und ſich nicht gerne ausbreiten zu wollen unter den arabiſchen Säulenhallen. — — Ja, wie Alles vergeht, was Menſchenhände machten, ſo auch der Glanz und die Pracht dieſes Hauſes. Nur die Natur in ihrer ewigen Jugend und Liebe iſt ſich gleich geblieben und durch die weitgeöffneten Thore ſehen wir auf den Orangenhof hinaus: dort leuchtet dieſelbe Sonne wie damals und wie damals ſtehen auch dort noch die Reihen der Orangenbäume gleich grün, gleich duftend von hier aus gleichſam als eine lebendige Fortſetzung der jetzt todten Säulenreihen des Innern erſcheinend.

Während wir langſam dem Ausgange zuſchreiten, zeigt uns unſer Führer in einem Winkel der Kirche auf einer Säule von dunkelgrünem Jaspis ein grobes unförmliches Kreuz, La cruz del cautivo. Es ſteht bei den Cordoveſen in großer Verehrung; denn, wie die Legende ſagt, ward ein gefangener Chriſt von den Mauren an dieſe Säule gefeſſelt und gezwungen, die Verhöhnung ſeines heiligen Glaubens mit anzuſehen. Da kratzte er mit den Nägeln ſeiner Hände das Kreuz in den harten Stein, ſo gleichſam im Namen deſſelben Beſitz nehmend von dem Tempel des falſchen Propheten.

etwas ſtark geröthetem Angeſichte ſogleich wieder füllte.

„Der Vater meiner lieben Schülerin," ſagte Angelika, ſich behaglich in ihren Stuhl zurücklehnend, „iſt aber auch in jeder Beziehung einer der vortrefflichſten Männer und Freunde für mich, das Letztere ganz beſonders, und verdanke ich ihm manche genußreiche ſommerliche Zeit, die ich wochen-, ja monatelang auf ſeiner ſchönen Beſitzung drüben in den Bergen verbrachte. Was habe ich da für Studien gemalt in allen vier Elementen: Luft, Erde, Waſſer, ja ſogar im Feuer vor zwei Jahren bei dem großen Brande, der einen Theil des naheliegenden Dorfes verheerte, doch waren alle dieſe Studien nur Spielerei gegen die prachtvollen Modelle, die ich dort unter der Thierwelt fand."

„Ah, jetzt begreife ich auch die Vorliebe von Fräulein Seraphine für die Kunſt," warf der Freiherr von Reckenſtein ein, „wer ſollte bei ähnlichem Vorbild nicht auch verſuchen, die Schwingen zu regen!"

„Ja, aber nur dann mit Glück, wenn die Natur ihm Anlagen und Talent verliehen hat," meinte trocken die alte Malerin, „denn im andern Falle genügen auch die glänzendſten Vorbilder nicht, um etwas Gutes — ſelbſt zu ſchaffen. — — Doch Seraphine hatte dieſe Anlagen ſchon in recht ſchöner Weiſe gezeigt, ehe ich ſie kennen lernte, nur ſtand Alles, was ſie gemacht, chaotiſch wild, ohne Syſtem

und Verſtändniß, in ihren zahlreichen Skizzenbüchern. Sie war eben in der Kunſt wie im Leben ein kleiner, wilder Durchgänger, und paßte ſo ganz vortrefflich zu ihrem flinken Berber, der beinahe jedesmal Reißaus nahm, ſobald die beiden Wildfänge mit einander auf das Feld kamen."

„Aber nur aus Muthwillen," erwiederte heiter das junge Mädchen, „und nie aus Unart oder Bosheit, ja nur nach einer durch Zungenſchlag gegebenen Erlaubniß, worauf wir entzückend herrlich dahin flogen."

„So ſah ich ſie bei unſerer erſten Begegnung an uns vorüberraſen, als mich Dein Papa von der nahen Bahnſtation abholte und, mein Erſchrecken bemerkend, gutmüthig lächelnd ſagte: ‚Ja, ja, es iſt Zeit, daß man dem Wildfang ſelbſt die Zügel ein bischen feſter anzieht.'"

„Was aber nur eine Redensart blieb," ſagte Seraphine ernſt, „denn er wußte wohl, daß das gänzlich unnöthig und auch fruchtlos geweſen wäre."

„So unlenkſam ſind Sie, mein Fräulein?" fragte Roſenthal lächelnd, worauf das junge Mädchen mit einem raſchen Aufblitzen ihrer leuchtenden Augen zur Antwort gab: „Unlenkſam für irgend welchen Zügel allerdings, aber empfänglich für jedes gute Wort."

„Was ich ihr bezeugen muß," rief Angelika, „denn es wurde mir gar nicht ſchwer, ihr das wilde Reiten und ähnliche Extravaganzen abzugewöhnen,

trotzdem ihr Papa, mein lieber vortrefflicher Freund, mich dabei auch nicht im Geringsten unterstützte, sondern alles das schön fand, was sein verwöhnter Liebling anzustellen beliebte."

„Mein armer Vater," sagte Seraphine kopfnickend und, plötzlich sehr ernst geworden, vor sich niederblickend, „braucht er doch mich so nothwendig zur Vermittlung zwischen Berg und Thal, Wald und Flur, zur Berichterstatterin, ob im Frühling das Grün prächtig aufsprießt, ob die Blüten ein gutes Jahr versprechen, dann im Sommer wieder, ob sie ihr Versprechen zu halten gedenken, und im Herbst, ob sie es gehalten haben; auch hört er so gern, wenn ich ihm alsdann von dem wunderbar gefärbten Laub erzähle, oder wie tief der Schnee im Winter liegt, und ihm auch wohl die schwarzen kahlen Aeste einer seiner prachtvollen Eichen zeichne, worunter er in früheren Jahren so gern geruht."

Sie hatte das gesagt, ohne die Augen aufzuschlagen, sichtlich bewegt, wobei ihre tiefe klangvolle Stimme fast die Wirkung machte wie eines jener beruhigenden, sanft einschläfernden Wiegenlieder, worauf sie dann, plötzlich ihre glänzenden Augen weit öffnend, zu Angelika hinüber rief: „Doch paßt das gar nicht hierher — wir wollen heiter sein an Deinem Hochzeitstage."

Sie erhob ihr Glas, und als ihr die alte Malerin herzlich zugetrunken, erwiederte diese: „Ja, wir wollen dieses Gesprächsthema verlassen, doch

mußt Du mir vorher erlauben, das Räthsel zu lösen, das in Deinen Worten für ein paar unserer Gäste liegt. — Mein guter lieber Freund Enzberg, Seraphinens Vater, ist schon seit längerer Zeit durch eine traurige Lähmung in sein Zimmer gebannt, ja an seinen Stuhl gefesselt, und daß mein liebes Kind doch für diesen Winter hier bei uns ist, verdanken wir nur seinem fest und bestimmt ausgesprochenen Befehle."

„Ja, es war sein Wille, daß ich endlich etwas auch von der andern Seite des Lebens sähe, sei es nur, um einen Vergleich anstellen zu können, der wahrscheinlich und hoffentlich zu Gunsten der großen herrlichen Natur ausschlagen wird, unter deren mildem und erhebendem Eindruck wir allein ganz glücklich sein können." — —

„Nun aber fülle die Gläser bis zum Rand, Melber, und laßt uns trinken auf das Wohl meines vortrefflichen Freundes, und daß wir in dem nächsten Frühjahre, wenn sich die Erde abermals frisch und bräutlich schmückt, uns heiter wiedersehen werden. — Stoßt kräftig an, wenn es auch Scherben gibt!"

Das kam indessen nicht vor, trotzdem die Gläser laut klingend zusammentrafen, wobei Herr Melber ein so gellendes dreimaliges Hoch rief, auch noch sonst allerlei unnöthigen Spektakel machte, daß es dem aufwartenden Kellner, der, von draußen hereingekommen, sich mit wichtiger Miene zu dem Ohr

der Hochzeiterin herabbeugte, nicht sogleich möglich war, mit sehr lauter Stimme die Meldung anzubringen, „daß ein junger vornehmer Offizier draußen sei, der um Erlaubniß bitte, etwas überbringen zu dürfen".

Es war ein Blick ungekünstelten Erstaunens, mit dem Angelika bei der Meldung des „vornehmen jungen Offiziers", der so plötzlich in die Gesellschaft hereingeschneit wurde, in die Höhe sah, während der Freiherr mit dem Ausdrucke großer Ueberraschung und Ehrfurcht auf Rosenthal schaute, welcher indessen für nichts Anderes Sinn zu haben schien, als für eine ausgeschälte Doppelmandel, die er seiner schönen Nachbarin bot, um ein Vielliebchen mit ihr zu essen.

Herr Melber hatte sich bei dieser Meldung von seinem Stuhle erhoben, blickte mit einem zufriedenen, aber etwas blöden Lächeln um sich her, und ging dann mit nicht mehr so festen Schritten, wie zu Anfang des Diners, an den Nebentisch, um dort ein sehr großes Kelchglas zu holen, das er mit wichtiger Miene und hoch emporgezogenen Augbrauen an den leer gebliebenen Platz stellte.

„Ein junger Offizier, der mir etwas bringen will?" fragte Angelika achselzuckend, „das muß ein Irrthum sein; jedenfalls ersuche ich den Herrn, einzutreten."

Sie erhob sich, um dem rasch davoneilenden Kellner bis zur Thüre zu folgen, die sich alsdann

ſogleich öffnete, um allerdings einen Offizier ſehen zu laſſen, der nicht nur ſehr jung war, von auffallend männlicher Schönheit, auch ſehr vornehm ausſah, ſondern zu alledem noch in einem Anzuge erſchien, der die Verwunderung der alten Malerin ſteigerte, denn der Offizier trug nicht nur den weißen Waffenrock des Gardekürraſſier-Regiments, ſondern auch die goldene Schärpe von der Achſel zur Hüfte und in der Hand den glänzenden Helm mit dem weißen Roßhaarbuſch, war alſo, wie man zu ſagen pflegt, ordonnanzmäßig dienſtlich angezogen.

Er verbeugte ſich beim Eintreten freundlich, aber mit einer gewiſſen vornehmen Zurückhaltung, wobei ſeine Sporen leiſe zuſammenklirrten, während er ſich vorſtellte „als Seiner Majeſtät Ordonnanzoffizier vom Dienſte, Freiherr von Nellingen, dem der höchſt angenehme Auftrag zu Theil geworden, der Ueberbringer einer ebenſo erfreulichen als ehrenvollen Botſchaft zu ſein.“

Damit legte er ein kleines Etui in die Hand der alten Malerin, die einen Augenblick darauf blickte und erſt dann öffnete, als der Ordonnanzoffizier hinzufügte: „Für Sie, mein Fräulein, für die berühmte Künſtlerin, auf allerhöchſten Befehl Seiner Majeſtät.“

In dem Etui lag ein blau emaillirtes Ordenskreuz an einem weiß und rothen Bande.

Zuerſt blickte Angelika, leicht mit dem Kopfe ſchüttelnd, darauf hin, und ſagte dann in einem

sehr ruhigen, fast trockenen Tone: „Es ist recht ehrenvoll für mich, daß sich Seine Majestät meiner erinnert, obgleich ich dazu nicht die geringste besondere Veranlassung gegeben," worauf der Ordonnanzoffizier mit einer zweiten, etwas tieferen Verbeugung erwiederte: „Vielleicht unbewußt durch den heutigen Tag, mein Fräulein, wozu auch ich privatim mir wohl erlauben darf, Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch darzubringen."

„Also ein Hochzeitsgeschenk," lachte die alte Malerin laut und heiter. „Ein Hochzeitsgeschenk für mich, oder für uns Beide; so können Melber und ich es vielleicht abwechselnd tragen. Doch, Scherz bei Seite, danke ich Ihnen auf's Beste, Herr Lieutenant, für die Ueberbringung des mich hochehrenden Geschenks," setzte sie plötzlich ernst werdend hinzu, „und werden Sie mir gestatten, Ihnen auch aus Veranlassung des heutigen Tages meinen Mann, Herrn Melber, vorzustellen — Melber, komm' her!"

Der Gerufene kam sogleich unter tiefen Bücklingen heran, — etwas schwankend, was gerade so aussah, als bemühe er sich, abwechselnd bald von der rechten, bald von der linken Schulter unsichtbare Lasten abzuschütteln, — und machte eine ganz anständige Verneigung, aber mehr wie ein eingelerntes Kunststück; zufrieden, dasselbe ausgeführt zu haben, um sich dann rasch wieder neben seinen Kühler zurückzuziehen, von wo aus er die glänzende

Erſcheinung des jungen Offiziers mit ſehr zufriedener Miene betrachtete.

Dieſer hatte einen raſchen Blick über die Tafelrunde geworfen, vielleicht Roſenthal nicht erkannt, da dieſer gegen Seraphine gewendet ſaß, dagegen dem Freiherrn von Reckenſtein, der ſich erhoben hatte, freundlich zugenickt, und ſchien dann ſo überraſcht zu ſein von der Erſcheinung der auffallend ſchönen jungen Dame an deſſen Seite, daß es war, als habe er überhört, was ihm die berühmte Malerin ſagte, wenigſtens ließ er ſie ihre freundliche Bitte, ob es ihm nicht Vergnügen machen würde, ſich hier in dem Künſtlerkreiſe niederzulaſſen, wiederholen, worauf er dann, dieſe Wiederholung fühlend, nicht anders zu können glaubte, als eine ſo ehrende Einladung anzunehmen, was er denn auch durch eine verbindliche Verbeugung that.

Herr Melber eilte freudeſtrahlend hinzu, um ihm Helm und Pallaſch abzunehmen, worauf ihn Angelika an den leergebliebenen Platz führte, und dort auf ſein zögerndes Umherſchauen, ob er nicht vielleicht die Stelle eines Gegenwärtigen einnehme, bemerkte: „Dieſes Couvert war für einen meiner verehrten Gönner, Sir Frederic Knobber beſtimmt, der heute zurückerwartet wurde.“

„Und auch zurückgekehrt iſt,“ ſagte der Küraſſieroffizier, „doch fand er zu Hauſe eine Einladung zur Hoftafel, konnte alſo unmöglich erſcheinen.“

„Allerdings unmöglich — ich begreife das, nun

vielleicht kommt er später, und dann rücken wir zusammen, indessen will ich Sie mit meinen hier anwesenden verehrten Gästen und Freunden bekannt machen. Herr Baron von Nellingen — Fräulein Seraphine Enzberg."

Das junge Mädchen verneigte sich freundlich und schaute alsdann mit ihren leuchtenden Blicken offen und ohne Ziererei auf den bildhübschen jungen Mann, der, was Befangenheit anbelangte, mit ihr die Rolle getauscht zu haben schien, denn er verbeugte sich beinahe verlegen, wobei sogar eine leichte Röthe auf seinem Gesichte erschien, ergriff hastig, was er sonst vielleicht nicht gethan hätte, die zwei Finger der rechten Hand Rosenthal's, welche dieser ihm über den Tisch entgegenstreckte. Darauf sagte Angelika: „Herrn von Rosenthal kennen Sie begreiflicherweise, vielleicht auch Herrn Baron von Reckenstein, wenn auch vorderhand nur als Standesgenossen," setzte sie mit einer kleinen Bosheit hinzu, „wogegen Ihnen der Name meines langjährigen Freundes Arthur Weßner als Künstler schon bekannt sein wird."

Der Ordonnanzoffizier verbeugte sich nach allen Seiten und hielt dann sein großes Kelchglas Melber hin, der den Pfropfen knallen ließ und sich vor Vergnügen schüttelnd das Glas vollgoß, welches hierauf der Andere erhob, um mit einem Rundblick und leichter Neigung des Kopfes daraus zu trinken. Daß er dabei ausdrucksvoll auf Seraphine schaute,

entging Rosenthal ebensowenig, als daß diese jetzt plötzlich ihre Augen niederschlug, worauf ihm unwillkürlich die bekannte Stelle einer alten guten Oper in den Sinn kam:

„Ihr Blick mir zugewendet
War Blitz und Schlag zugleich."

„Gut!" sagte er, „wer weiß, wozu das zu gebrauchen ist."

Auch Arthur Weßner schien den Blick bemerkt zu haben, doch nicht zu seiner Erheiterung, denn er schaute finster vor sich hin und preßte die Lippen auf einander, ja, als das kleine Etui mit dem blau emaillirten Kreuze, welches Angelika zum Ansehen herumgab, an ihn kam, schob er es leicht mit der Hand seinem Nachbar zu, indem er sagte: „Ich gratulire Dir, Angelika, im Falle Dir das wirklich Vergnügen macht und als eine Auszeichnung erscheint."

„Und warum sollte es nicht!" rief der Freiherr enthusiastisch aus, indem er mit gierigen Blicken das kleine Kreuzchen betrachtete, „mich würde so etwas unsäglich glücklich machen, und ich bin fest überzeugt," wandte er sich an Arthur, „daß Du Deine erste Dekoration mit gleich beseligtem Gefühl empfingst."

„Ich will das nicht leugnen, doch war das vor Jahren und galt damals noch in jeder Beziehung für eine Auszeichnung, die dem Empfänger zu Theil wurde, während man im vorliegenden

Nicht weit von der Moſchee, ebenfalls am Ufer des Guadalquivir iſt ein Platz, wo ſich ehedem ein faſt nicht minder prächtiges Gebäude erhob: der Alcazar der mauriſchen Könige, eine Burg, in der viel Gold und Blut geglänzt, wo der Schrei der Luſt und des Schmerzes erſchallte. Der Hof der Könige von Cordova und Spanien war ein üppiger Hof und hier glänzten die tapfern morgenländiſchen Eroberer und unter den Almanſors und den Almoraviden feierten hier mauriſche Ritter und Damen wilde, nächtliche Feſte, wie die ſpäteren Zeiten wohl nichts Aehnliches aufzuweiſen haben, und während die Dichter die feenhaften Weiber beſangen, ſchön wie die Houris und von ſchwellenden Roſenlippen, ſchlankem Palmenleib und ſüßen Gazellenaugen ſchwärmten, ſeufzten die Philoſophen ſchon damals über die Eitelkeit und Vergänglichkeit dieſer Welt, und während einer der Erſteren ſang:

— — — — O Alcazar,
Des Paradieſes Ebenbild,
Du ſcheinſt aus Leopardenfellen
Voll Pracht und Herrlichkeit erbaut,
Wie herrſcht in deinen Prunkgemächern
Der Schönheit wunderbare Luſt!
Es glänzen deine Marmorſäulen
Mit Gold aus Tibar reich verziert.

ſprach nach einem glanzvollen Feſte der Philoſoph Suleiman ben Abdelgafir el Fireri zum Kalifen Alhakem:

Vier ſehr gewandte Schützen ſchießen
Beſtändig auf mich Armen los,
Der Teufel, Welt, der Magen, Liebe,
Vor dieſen, Herr! bewahre mich!

Je nach dem Temperamente der Könige waren die Hallen des Alcazars unter Klängen rauſchender Muſik mit Luſt und Freude erfüllt, und ſtrahlten ihre Gärten nächtlicher Weiſe im Glanz farbiger Feuer; das war die glückliche Zeit, wo ſich ein Bittſteller dem Könige nahte, der ſich aber in den Gärten bei

Falle ſagen könnte: der Orden ſelbſt wird dadurch ausgezeichnet, daß ihn Angelika annimmt und trägt; ob ſie dadurch höher rangirt, daß ſie Kollegin geworden iſt von einer Maſſe unbedeutender Menſchen, die dieſelbe Auszeichnung einer gnädigen Laune verdanken, einer mehr oder minder hohen Protektion, vielleicht dem Zufall in der mannigfaltigſten Geſtalt, will ich dahingeſtellt ſein laſſen."

Roſenthal lächelte bei dieſen Worten ſtill vor ſich hin und dachte: „Welchen Grund könnte ich haben, um dieſe Aeußerungen durch eine Gegenrede zu coupiren, denn Jeder iſt ſeines eigenen Glückes Schmied, und wenn er ſich noch tiefer eintunken will, als er ſchon durch ſeine Heirath und manches Andere gethan, ſo kann mir's recht ſein — Nellingen wird ſchon aufpaſſen."

Dieß ſchien aber nicht ſo ſehr der Fall zu ſein, als Jener wohl dachte, denn dem Anſcheine nach hatte der junge Offizier für nichts Anderes Sinn und Blick als für ſein reizendes Gegenüber, das ihm auf Erſuchen Angelika's freundlich die Honneurs der Tafel machte, und nicht nur Obſt anbot, ſondern auch auf ſeine Bitte eine ſchöne Birne eigenhändig ſchälte, die er mit einem wahren Heißhunger verzehrte, während Seraphine die zierlichen Finger raſch mit ihrem feinen Batiſttuche abwiſchte, um dann das Ordenskreuzchen in die Hand zu nehmen.

„Ach, wie hübſch und zierlich!" rief ſie aus,

„das würde auch mir Vergnügen machen. Aber wie wird das Angelika eigentlich tragen?"

„Sie wird es wohl niemals tragen," meinte Arthur Weßner in trockenem Tone, worauf Seraphine ihr Köpfchen etwas in die Höhe warf, um an den Ordonnanzoffizier direkt die gleiche Frage zu richten und lächelnd hinzuzusetzen: „Ich begreife das nicht, da wir keine Fräcke tragen, noch Knopflöcher haben."

„Und doch ist auch dafür gesorgt," sagte Rosenthal, während er sich langsam erhob, um zu Herrn Melber zu treten, der eifriger als je an seinem Kühler beschäftigt war, „und gibt es keine reizendere Verschönerung der Damentoilette, als solch' ein hübsches Ordenskreuz."

„Ich weiß es auch nicht," sagte Angelika, „möchte aber in der That sehen, wie es bei Anderen ausschaut, da ich wohl selbst nie in den Fall komme, es zu tragen. — Seraphine soll es anlegen und Sie sollen ihr helfen, Herr von Rosenthal."

„Ich nicht," erwiederte der Genannte in einem hier komisch klingenden, sehr ernsten Tone, „ich — wahrhaftig nicht! Wer den Orden überbrachte, hat die Verpflichtung, auch eine genügende Instruktion beizufügen, und da unsere vortreffliche Künstlerin dieselbe bildlich wünscht, so wird sich Baron Rellingen schon bequemen müssen, meinen Platz einzunehmen, um den Orden zierlich anzuheften."

„Ja, ja!" rief die alte Malerin, „darum möchte auch ich gebeten haben."

„Man bringe eine Stecknadel!“

Der Kellner überreichte augenblicklich eine ſolche dem Ordonnanzoffizier, und als dieſer ſich, in einer kleinen Verwirrung das junge Mädchen feſt anſchauend, erhob, verſtand dieſe nicht, weßhalb ihr Herz plötzlich heftiger ſchlug und ihr fühlbar die Röthe in's Geſicht ſtieg.

„Ach — was!“ ſagte Weßner unmuthig, „man zwingt den Herrn Lieutenant zu etwas, was er jedenfalls in einer Beziehung nicht gerne thut, da er das Ueberbrachte gewiß nicht als Spielerei anſieht.“

„Sei nicht ſo langweilig, Arthur!“ rief Angelika hinüber, „und vergiß nicht, daß wir im engen Künſtler- und Freundeskreiſe hier ganz unter uns ſind. — Es iſt hoffentlich kein Verräther da,“ ſetzte ſie lachend hinzu, und da im Umſchauen ihre Blicke den Kellner trafen, ſo erſuchte ſie ihn, ſich in die Küche zu ſeinem Souper zu begeben.

„Wenn Sie alſo erlauben, mein Fräulein,“ ſagte der Küraſſieroffizier, der ſich mit der Stecknadel bewaffnet neben Seraphine niedergelaſſen hatte, „ſo will ich mit Vergnügen mein Amt erfüllen.“

Doch ſchien das junge Mädchen in dem eigenthümlichen Lächeln Roſenthal's, welcher Rellingen's Platz eingenommen hatte, etwas zu finden, was ſie aufmerkſam machte, genug, ſie erwiederte heiter: „Bitte, mir nur eine Anleitung zu geben, vielleicht daß ich dann ſelbſt damit fertig werden kann.“

Wäre Rosenthal an dem Platze des Anderen gewesen, so würde er diesem Verlangen wohl nicht sogleich Folge geleistet haben, wogegen der sehr junge Ordonnanzoffizier, eigenthümlich bewegt durch die Nähe des schönen Mädchens, das ihn mit ihren leuchtenden Blicken so offen, so aufmerksam, ja so vertrauensvoll anschaute, sogleich die Nadel vor sich hinlegte und sich kaum unterstand, durch eine ganz leichte Berührung die Stelle neben der linken Schulter zu bezeichnen, wo das Kreuz angeheftet werden mußte. — Und trotz dieser leichten Berührung überflog plötzlich eine Purpurröthe ihre Züge, und sie erhob sich rasch, um zu Angelika hinzueilen, vor sie niederknieend mit der Bitte: ihr bei Anlegung der Dekoration behülflich zu sein, wenn sie verlange, daß das also geschehe.

Das that denn auch die alte Malerin, indem sie sich lachend zu Seraphine hinabbeugte und ihr in's Ohr wispelte: „Du hast ganz recht gethan, mein Kind, aber er hat's weder herausfordernd noch schlimm gemeint, das sah ich ihm an seinen schönen Augen an."

Auch Baron von Nellingen hatte sich hinter dem jungen Mädchen in einer kleinen Verlegenheit erhoben, und trat ihr nun entgegen, als sie zurückkehrte, um ihr ehrfurchtsvoll seine Rechte zu bieten, dann einen Handkuß zur Versöhnung, um sie hierauf an ihren Platz zurückzubegleiten, von wo er sich mit einem fragenden Blick auf Rosenthal nach

seinem früheren Platze zurückbegeben wollte. Doch winkte ihm Jener freundlich mit der Hand und sagte dann, sich behaglich in seinen Stuhl zurücklehnend: „Ich muß schon gestehen, mein Fräulein, daß diese Dekoration bei Ihnen bedeutend an Wirkung und auch an Werth gewinnt — nicht wahr, Herr Weßner?" wandte er sich an seinen Nachbar.

Dieß waren die ersten Worte, welche er, so lange sie bei Tische saßen, an ihn richtete, vielleicht weniger um eine Antwort zu erhalten, als um seine Gleichgültigkeit zu zeigen gegen die nichts weniger als freundschaftlichen Blicke, mit welchen ihn der Maler zuweilen betrachtete.

Dieser war überhaupt und schon von Anfang an in durchaus keiner festlichen oder heiteren Stimmung, vielmehr hatte er meistens finster brütend, in sich gekehrt dagesessen, wenig von den Speisen zu sich genommen, häufig dagegen sein volles Glas jählings hinabgestürzt, und wenn er gar einmal aufschaute, so war es stets nur, um sein schönes Gegenüber mit einer düsteren Glut in den Augen zu betrachten. Seine üble Laune hatte sich auch beim Eintritt des Ordonnanzoffiziers nicht vermindert, ja eher gesteigert bei der Anheftung der Dekoration, und als Baron Rellingen sich wieder neben Seraphine gesetzt und mit ihr plauderte, das junge Mädchen sie sogar mit erregten Blicken betrachtete, da blickte er finster hinüber und sagte dann, weit vor sich hinausstarrend: „Eine solche

Bayerische Staats-

Dekoration ist allerdings von guter Wirkung, wenn man sie am richtigen Orte findet, hier bei Fräulein Seraphine als Zierde der Tugend, des Talentes und der Schönheit — bei Dir, Angelika, um dadurch auch gewissen blöden Augen zu zeigen, daß Du etwas Außerordentliches bist."

„Also gibst Du doch die Auszeichnung durch einen Orden zu," bemerkte der Freiherr von Reckenstein, „das freut mich, denn ich bin ganz der gleichen Meinung."

„Ja, aber hier eine Auszeichnung für den Orden, denn ich muß wiederholen, es kann für Angelika keine Auszeichnung sein, dasselbe Kreuz für wirkliches Verdienst annehmen und tragen zu müssen, was so viele Andere unverdient tragen, weil sie es selbst erbettelt oder durch Andere erbetteln ließen, oder weil sie mächtige Protektionen haben, oder weil sie glückliche Spekulanten sind, Börsengrößen, Gründer, die Mittel und Wege finden, durch ein paar gut angebrachte Aktien zu irgend einem bunten Bändchen, zu einem Adelstitel oder zu einer Freiherrnwürde zu gelangen. — Wo ist dabei das kleinste Verdienst?"

„Du bist eben heute wieder einmal in einer bitteren Laune, lieber Freund," erwiederte der Freiherr, „und das färbt Deine Anschauungsweise. Willst Du denn behaupten, daß auch in früheren und frühesten Zeiten stets nur das Verdienst belohnt worden ist, oder es stets das Verdienst war,

welches ausgezeichnet wurde? Glaube das nicht, denn wenn man zurückforschen könnte, weßhalb der oder jener von alten Geschlechtern, sagen wir hier beispielsweise: die Nellingen, die Reckenstein zu Rittern geschlagen oder zu Baronen gemacht wurden, so würden dabei manche nicht minder saubere Verdienste zu Tage kommen, häufig das Verdienst, arme Handelsleute beraubt oder dem schwächeren Nachbar sein Haus angezündet zu haben."

„Mitunter vielleicht auch, aber das war eben eine harte eiserne Zeit, wo Muth, persönliche Kraft, selbst Schlauheit und Hinterlist immerhin ein Verdienst war und belohnt wurde, um sich der derben Faust für eigene Zwecke zu versichern; wahrhaftig, wenn ich mir diese alten und recht rüden gepanzerten Herren vorstelle, wie sie das Räuberhandwerk im Großen trieben, wie sie Trotz boten Kaiser und Reich, wie sie dagegen wieder schirmend saßen auf ihren festen Burgen, so gönne ich ihnen von Herzen ihre goldenen Sporen und alle Ehren, die sie erhielten, die ja nach den Begriffen damaliger Zeit nicht im Mindesten verdunkelt wurden, wenn sie gelegentlich über die Meßreisenden herfielen und ihre Säcke leichter machten."

„Nun ja," meinte der Freiherr mit einer ablehnenden Geberde, „jede Zeit hat ihre Sitten und Regeln, wogegen Du mir zugeben wirst, daß auch damals manch' zweifelhaftes Verdienst durch Auszeichnungen belohnt wurde."

„Weniger als jetzt," ſtritt Weßner hartnäckig, „denn ſelbſt die rohe Kraft, die gewaltige Fauſt, der kühne Muth war immerhin ein Verdienſt, was ich ſelbſt heutzutage noch lieber anerkennen würde, als das Verdienſt, bei Hofe gut gegeſſen und getrunken zu haben, irgend einen hohen Herrn auf Reiſen begleitet, oder der unterthänige Ueberbringer geweſen zu ſein von Gratulationen zur Geburt eines Prinzen oder zum hohen oder allerhöchſten Namensfeſte."

„Nach dieſen Grundſätzen, mein lieber Weßner," ſagte Roſenthal, der bis jetzt ſtill lächelnd vor ſich niedergeſchaut hatte, „könnten Sie ja auch einem berühmten Räuber neuerer Zeit, einem Rinaldo, einem Schinderhannes, dem poetiſchen Fra Diavolo, Zampa und ähnlichen Größen, nicht minder auch braven Scharfrichtern, die ihr ſchwieriges Amt mit Muth und Kraft verſehen, Ordensdekorationen zuerkennen."

„Und warum nicht?" brauste Weßner auf, „beſonders den Letzteren, wenn ſie tüchtige Leute waren, und was jene berühmten Räuber anbelangt, die mit tollkühnem Muth ihr Leben täglich und ſtündlich einſetzten, die ihr Opfer beraubten, indem ſie ihm Stirn gegen Stirn keck die Piſtole auf die Bruſt ſetzten, ſo ſtehen ſie in meiner Achtung immer noch höher, als jene feinen Diebe und Schwindler, die uns an einer leider privilegirten Spielbank zu Grunde richten, die uns allerdings nicht mit Pi-

ſtolen und Dolchen anfallen, aber uns Gift eingeben in Ziffern und Zahlen, um ſpäter ebenſo belohnt zu werden, als ob ſie Band, Kreuz und Rang verdient hätten, deren Verdienſt häufig darin beſteht, wie man ſich das Geld ſeines Nebenmenſchen aneignen kann, ohne in's Zuchthaus zu kommen. — — Unſere Kollegen!" ſchloß er grell lachend mit einer Handbewegung gegen Angelika.

„Was ſind das für Redensarten und Uebertreibungen," ſchalt die alte Malerin, „was ſoll überhaupt dieſes unfruchtbare Thema? Brechen wir lieber davon ab und gehen zu einer gemüthlichen Cigarre über, woran Du, Melber, ſchon längſt hätteſt denken ſollen. Dort auf dem Tiſchchen ſteht das Beſte, was ich aufzutreiben vermochte, und mir werden meine verehrten Gäſte wohl die kleine Pfeife geſtatten. Es iſt das eine alte, vielleicht leidige Gewohnheit."

Schon ſeit einiger Zeit hatte der Kellner, weil der frühe Herbſtabend ſein Recht geltend gemacht, für eine glänzende Beleuchtung geſorgt, indem er zwei ſchwere ſilberne Armleuchter zwiſchen die Gläſer, Kryſtallgefäße, Majolicaſchalen, Frucht- und Süßigkeitenaufſätze nicht ohne Mühe eingeſchoben, da ſich das ganze Service in jener uns wohlbekannten maleriſchen Unordnung befand, wie ſtets am Schluſſe eines vortrefflichen Diners.

„Wie das mein Auge erfreut!" bemerkte Roſenthal, ſich behaglich in den Seſſel zurücklehnend,

worauf er den Duft der wirklich ausgezeichneten Havannah von ſich blies. Auch Angelika rauchte ihre Friedenspfeife, wie ſie lachend ſagte, und ſelbſt Seraphine hatte ſich durch ihren Nachbar und ohne viel Ziererei bewegen laſſen, eine Cigarrette zwiſchen die feinen Lippen zu nehmen, ſo daß ſich Alle im angenehmen Stadium der Rauchſieſta befanden und das Geſpräch wahrſcheinlich einen recht gemüthlichen Fortgang genommen hätte, wenn der Freiherr von Reckenſtein dem entſchwundenen Thema nicht die Bemerkung nachſchleudern zu müſſen geglaubt: „Ja, brechen wir davon ab. Es iſt bei Dir, Weßner, doch nur Widerſpruchsgeiſt oder die Erinnerung an eine Dir widerfahrene Kränkung, die Du nun einmal nicht vergeſſen kannſt."

Es war ein recht böſer Blick, den der Maler für dieſe Worte dem Freunde zuwarf, doch hätte er vielleicht trotzdem geſchwiegen, wenn der Andere nicht noch hinzugefügt hätte: „Was liegt Dir daran, Du haſt überhaupt Dekorationen genug!"

Jetzt aber antwortete er mit finſterem Blick, die Zähne feſt aufeinander gebiſſen, ſo daß jede Sylbe dumpf und hohl klang: „Es liegt mir auch allerdings nichts daran, nur muß ich Deine Zartheit bewundern, dergleichen hier zu erwähnen, noch dazu eine altbekannte Geſchichte, mich ſo zwingend, dieſelbe nochmals aufzufriſchen."

„Wer zwingt Dich dazu?" fragte Angelika kurz und rauh.

ſeinen Sklavinnen befand, und es wagen durfte, ihm ſeine Bittſchrift mit folgenden Verſen, die er auf Roſenblätter ſchrieb, zuzuſenden:

Die Schönen, wenn ſie gleich nur Sklaven
Der Männer und ihr Plaggeiſt ſind,
Befehlen doch nach eignem Willen,
Ja, und zum Sklaven wird der Herr.
Doch dafür, wenn wir Roſen wollen
Und ſie nicht Feld, noch Garten beut,
Empfangen wir von Mädchenwangen
Sie zarter noch und dornenlos.
Drum darf ich wohl die Hoffnung nähren,
Dieß Schreiben finde gut Gehör,
Weil ich aus Roſen es gebildet,
Der Mädchenwangen ſchönem Bild.

Der arabiſche Chronikenſchreiber, der dieß erzählt, fügt hinzu: Dieſe Verſe wurden abgeleſen, fanden Beifall und dienten den Sklavinnen des Königs zum Geſange. Des Bittſtellers Geſuch wurde genehmigt und er empfing noch überdieß eine Anweiſung auf hundert Dinaren. Zuweilen auch lagen dieſe glänzenden Hallen finſter da, am Ufer des Guadalquivirs, in den Orangenhainen ſah man das Glänzen der Harniſche, das Leuchten eines Dolches oder vernahm wie unter König Alhakem I. die entſetzlichen Klagen zahlloſer Unglücklichen, die der Kalif vor ſeinen Augen in einer langen Reihe am Ufer des Fluſſes ſpießen ließ, weil ſie ſich gegen ſeine grauſame Regierung empört hatten. In vielen Romanzen lebt die Geſchichte dieſes Königs fort, und manche ſchildern ihn, wie er wahnſinnig geworden ſei und in tiefe Trauer verſenkt, auf dem Wall des Alcazars umherirrte. Da habe das Schauſpiel jener Greuelſcenen ihm ſtets vorgeſchwebt, ſtreitende Volksmaſſen ſich vor ſeinen Augen bewegt, das Geſchrei der Kämpfenden, Verwundeten und das Geröchel der Sterbenden ſeine Ohren umſauſt. Dann ließ er mitten in der Nacht ſeine Cadi's und Wazire rufen und wenn ſie verſammelt waren, um Dinge von großer Wichtigkeit zu hören, befahl er ſeinen Sklavinnen zu ſingen und Inſtru-

„Nun, wenn sonst Niemand, ich mich selbst, weil es mir Vergnügen macht, vor Deinen verehrten Gästen darüber zu reden. Es ist wahr, ich habe einen gewissen Orden angesprochen, weil mir dieß Verlangen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken nahe gelegt wurde. Ich habe ihn angesprochen, weil ich dazu berechtigt war und ihn durch meine Arbeiten und meinen guten Namen verdiente, weil ich mit Stolz sagen darf, daß jenes Kreuz auf meiner Brust kein lächerliches Fragezeichen gewesen wäre, wie bei hundert Anderen, vielmehr eine mir zustehende Belohnung, die unsereiner — verstehst Du, Reckenstein — unsereiner," hier berührte er seine Brust mit der Hand, „ebensowohl das Recht hat zu verlangen, als ein österreichischer Offizier das Maria-Theresienkreuz für eine glänzende Waffenthat. Denn was ich geleistet, gibt mir dafür die Berechtigung, wenn unsere Werke überhaupt dafür eine Berechtigung sind."

„Wer zweifelt daran?" warf Rosenthal begütigend ein, „wer von ruhig denkenden und gerecht beurtheilenden, anständigen Menschen hat das anders aufgefaßt und Ihre Angreifer nicht verurtheilt?"

„Ja, Jeder für sich!" rief Weßner heftig, „vielleicht einige gute Freunde im Stillen, aber Keiner öffentlich mit einem Schlage in's Gesicht jener feigen Rotte, von der so Viele heute noch durch das geringste bunte Bändchen so glücklich zu machen

wären, daß ſie es nicht verſchmähen würden, es auf ihren Knieen zu erbetteln, wenn das Ganze im Geheimen geſchehen könnte, die aber mich und meinen Fall mit Wolluſt in die Oeffentlichkeit ſchleppten, förmlich als Hochverrath bezeichneten und ſich ſchaudernd einwickelten in ihre biedere deutſche Tugend- und Entrüſtung-Geſundheitsflanelljacke — hol' ſie der Teufel!"

Dieß keck komponirte Wort wirkte ſo komiſch, daß Alle lachten, die Meiſten auch gewiß in der Abſicht, um der Schärfe, die aus Weßner's Worten klang und aus ſeinen Blicken leuchtete, die Spitze abzubrechen, was auch vollkommen gelang, beſonders da Seraphine ihr Glas raſch erhob, um es unter einem lauten Bravo mit dem Weßner's anklingen zu laſſen.

„Und nun nichts mehr von Orden und dergleichen!" rief die alte Malerin in heiterem Tone, „es ſei denn, daß wir ſelbſt hier unter uns ein Kreuz ſtiften wollten für wirkliches Verdienſt."

„Eine glorioſe Idee," ſagte Roſenthal, „wahrhaftig, ich habe ſchon Aehnliches gedacht, obgleich ich leider kein Künſtler bin. Laßt uns das ein bischen zu Faden ſchlagen, ich als berathender Theil und ein Mann, der ſich ſchmeichelt, einige Phantaſie zu beſitzen."

„Gut, wir wollen Roſenthal zum Ordenskanzler ernennen," meinte beiſtimmend der Freiherr von Reckenſtein, worauf ſich auch die Andern in ähn-

licher Weise aussprachen, selbst der junge Ordonnanzoffizier, dem man übrigens deutlich ansah, daß er, in seliges Vergessen versunken, jedem anderen Vorschlag ebenso bereitwillig und auch vielleicht ebenso unbewußt zugestimmt hätte. Lagen doch seine Blicke in den jetzt dunkelblau schimmernden und freudig aufleuchtenden Augen Seraphinens, und erröthete er doch eines um's andere Mal, wenn es ihm durch eine zufällig scheinende Bewegung gelang, mit seiner Hand ihre feinen Finger zu streifen.

Vielleicht bemerkte das Niemand wie Rosenthal, der sich neidlos darüber freute und deßhalb auch Alles that, um die Aufmerksamkeit der Anderen auf seine eigene Person zu lenken.

„Gut also, ich werde meine reiflich überlegten Vorschläge machen," sagte er in heiterer Laune, „und kann das um so unbefangener, da ich als Nichtkünstler gänzlich außer Konkurrenz bin und bleibe, da — — unser vortrefflicher Maler Weßner beklagt sich und nicht mit Unrecht darüber, daß er in den Fall komme, die gleiche Auszeichnung als Auszeichnung annehmen und tragen zu müssen, die dadurch ihren Werth als solche total verloren, da sie durch massenhafte Verschleuderung in der leichten Art, wie man sie durch Protektion oder auf anderen, längst nicht mehr außergewöhnlichen Wegen erlangen kann, ziemlich werthlos geworden und für Leute von wirklichem Verdienst keine Auszeichnung mehr ist, — und doch gibt es brave, gescheidte und

tüchtige Männer, die einer Knopflochverzierung nicht abgeneigt sind, ja sie als etwas Hohes und Erhabenes betrachten würden, wenn man dadurch im Stande wäre, wirkliches Verdienst zu erkennen. Nun ist es aber im Allgemeinen eine sehr schwierige Sache und kann es selbst Gott, der höchste Herr, in seinen Gnadenbezeugungen ebensowenig als die Allerhöchsten dieser Erde Jedem zu Dank machen, auch er muß seine Sonne scheinen lassen über Gute und Böse, muß Segen spenden verdient und unverdient, gerade wie es der Fall ist mit dem milden, wohlthuenden Ordensregen aus unseren höchsten irdischen Regionen. Auch ist keine Hoffnung vorhanden, daß sich dieser glänzende Sprühregen vermindern wird. Im Gegentheil er verstärkt sich in so erschreckendem Maße, daß unsere Kinder, jedenfalls unsere Enkel es erleben werden, daß ein leeres reines Knopfloch zu den Seltenheiten gehört, und es als eine Auszeichnung gilt, kein farbiges Bändlein zu tragen. Doch haben wir nicht Zeit, darauf zu warten, und wollen uns also, der allgemeinen Schwäche huldigend, nach einem wirklichen Verdienstkreuz für wirklich verdiente Künstler, Schriftsteller und Männer der Wissenschaft umschauen."

„Ja, schauen wir uns darnach um," warf Weßner ein, wobei seine Züge etwas von ihrem früheren finsteren Ausdruck verloren hatten, „schauen wir uns darnach um und setzen einen hohen

Preis auf die wohl unmögliche Lösung dieses Problems."

„Vergessen aber zuerst nicht," rief Angelika lustig, „dem Redner durch ein volles Glas unsern Dank zu bezeugen. — Auf Ihr Wohl, Herr von Rosenthal!"

Sie trank nach diesen Worten ihren Kelch leer und Alle folgten ihrem Beispiele, wobei es dem jungen Ordonnanzoffizier durch eine ganz geschickte Manipulation gelang, das volle Glas seiner schönen Nachbarin zu erhaschen, um es bis zur Nagelprobe auszutrinken. Sie erröthete darüber ein wenig, und ob sie dagegen den andern Kelch mit ihren Lippen wirklich berührte, sind wir nicht genau im Stande anzugeben.

„Wir müssen uns also eine Souveränetät schaffen," fuhr Rosenthal gemüthlich fort, „die gleichfalls von Gottes Gnaden und im Stande ist, unbeirrt von äußeren Einflüssen, nach Verdienst für Künstler, Schriftsteller, Männer der Wissenschaft, überhaupt für Leute von Talent und Verdienst zu sorgen, und könnte das sehr einfach geschehen, wenn sich alle diese zu einer Korporation verbänden und aus sich selbst die Tüchtigsten wählten, ein Komite von wahren Künstlern in der schönsten und edelsten Bedeutung des Wortes, und ihnen das Recht, die Macht und die Verpflichtung verliehen, eine Belohnung festzustellen durch ein sichtbares Zeichen, ein Kreuz, einen Stern, vielleicht nur durch ein

einfaches Band, das für Den, der es trägt, demgemäß eine wirkliche Auszeichnung ist, welches Jeder, der wirklich etwas geleistet, zu verlangen das Recht hat, wie zum Beispiel der Maria-Theresiaorden nach seinen einzig dastehenden, vortrefflichen Statuten. Diese Belohnung aber soll nach skrupulösester Abwägung des Ordenskapitels nur dem wirklichen Verdienste zu Theil werden mit genauer Angabe dieser Verdienste. — — Und somit hätten wir eine Dekoration einzig in ihrer Art, unerreichbar für die Mittelmäßigkeit, für Den, der sie trägt, eine wirkliche Auszeichnung, vor welcher man ehrfurchtsvoll den Hut abziehen müßte."

„Ich bewundere Ihre Phantasie," sagte der Freiherr von Reckenstein lachend, „glaube aber, daß wir uns noch jahrelang anders behelfen müssen, ehe sich Ihre allzu kühne Idee verwirklichen läßt. — Wohl niemals!"

„Schön bleibt sie deßhalb doch," meinte Weßner, ohne Rosenthal anzuschauen, „indeß gebe auch ich zu, daß die Ausführung unmöglich ist."

„Schwierig allerdings," erwiederte Rosenthal, „doch sind durch rastloses Bemühen und mit vereinten Kräften noch schwierigere Unternehmungen möglich gemacht worden, und wollen wir meine Idee vorderhand," setzte er lächelnd und mit einer leichten Neigung des Kopfes hinzu, „als wohlgemeinten Vorschlag betrachten, vielleicht später einmal der Erwägung würdig, jedenfalls aber als

einen, wie mir ſcheint, nicht ganz mißlungenen Verſuch, die verehrten Anweſenden heiter zu ſtimmen."

„Bravo, Herr von Roſenthal, das iſt Ihnen auch gelungen, und wenn ich die Handbewegung Weßner's recht verſtehe, ſo iſt auch er im Begriff, dankend mit Ihnen anzuſtoßen."

Der Erwähnte lehnte ſich bei dieſen Worten etwas raſch in ſeinen Stuhl zurück, wobei er indeſſen ſein Glas in der Hand behielt und einen flüchtigen, nicht gerade freundlichen Blick auf die alte Malerin warf. Doch lachte dieſe laut auf und trank ihren Kelch mit den Worten leer: „Folgt mir nach und laßt allen Groll verſchwinden wie dieſen ſchäumenden Wein!"

„Dazu bin ich jeder Zeit bereit," entgegnete Roſenthal, indem er das Glas dem ſeines Nachbarn näherte, „kann aber auf keinen Dank Anſpruch machen, bitte nur um ein bischen Anerkennung einer offenen, redlichen und wahrlich uneigennützigen Freundſchaft."

War in dieſem Augenblicke zwiſchen den ganz jungen Leuten drüben irgend etwas vorgefallen, was Weßner's Aufmerkſamkeit und gerade in keiner angenehmen Weiſe erregt — wir wiſſen es nicht. Genug, der Maler blickte ein paar Sekunden finſter hinüber, worauf er mit Roſenthal's Kelch zuſammenſtieß, dabei ausrufend: „Nun ja, ich will gerecht ſein und die Wahrheit deſſen anerkennen, was Sie mir früher einmal geſagt:

Wer auf Weibergunſt vertraut,
Hat ſein Haus auf Sand gebaut."

„O, über das häßliche Wort in Deinem Munde," ſprach Angelika heftig, „Du ſelbſt biſt und bleibſt ein wankelmüthiges ſchwaches Kind, weßhalb Dir auch viel verziehen wird, und daß das geſchehen möge, darauf trinke ich Dir ſpeziell und trotz Allem in alter Freundſchaft Dein eigenes Beſtes bedenkend zu. — Melber, ſchenk' ein!"

Der Gerufene aber leiſtete keine Folge, und als Angelika erſtaunt nach ihm ſchaute, vermochte ſie nicht, ſich eines lauten Lachens zu enthalten, da ſie ihn endlich entdeckte, fern im Winkel in einem Lehnſtuhl ſitzend, feſt eingeſchlafen.

Auch Roſenthal, dem ſo leicht nicht etwas entging, hatte alsbald den ermüdeten Ganymed und Hochzeiter bemerkt, und ſagte nun ſich raſch erhebend: „Wahrlich, meine verehrten Herrſchaften, Herr Melber gibt uns ein beherzigenswerthes Beiſpiel, daß wir ſchon zu lange die herzliche Freundlichkeit unſerer lieben Wirthin mißbraucht, und erlaube ich mir, die Neige meines Glaſes auszutrinken, indem ich dazu den Wunſch ausſpreche, daß ſtets Freude und Glück walten möge über dem Hauſe unſerer liebenswürdigen Künſtlerin."

„Eigentlich ſollte ich zürnen," meinte Angelika nach freundlichem Danke, „daß die begreifliche Ermüdung des guten Melber meine lieben Gäſte verſcheucht, und brauche Sie wohl kaum zu verſichern,

erwiederte die alte Malerin, „und laſſe bald etwas von Dir hören!“

„Morgen, denke ich.“

„Geſtatten Sie mir, Sie nach Hauſe zu begleiten?“ fragte Weßner hinzutretend, trat aber ſogleich mit einem bitteren Lächeln zurück, als ihm Baron Nellingen haſtig entgegnete:

„Fräulein von Enzberg hat mir dieſe Gunſt bereits zugeſtanden.“

„Das heißt uns Beiden,“ miſchte ſich Roſenthal in das Geſpräch, „und werde ich als älterer Mann mir erlauben, die Oberaufſicht zu führen, damit — — gewiß nach den Intentionen beider Damen handelnd,“ ſetzte er lächelnd mit einer Verbeugung hinzu.

„Gut! in dem Falle will ich es meinetwegen bei Deiner Tante verantworten; auch wäre es mir lieber, Weßner, wenn Du noch einen Augenblick dabliebſt und behülflich wäreſt, den guten Melber in ſein Zimmer und ſein Bett zu bringen.“

„Auch ich bleibe noch einen Augenblick,“ ſagte Reckenſtein und ſetzte flüſternd hinzu, indem er ſeinen Freund leicht mit dem Ellbogen anſtieß, „eine Hand wäſcht die andere, und es iſt klug, gefällig zu ſein gegen dieſen jungen, vielvermögenden Herrn vom Hofe.“

„Hol' der Henker Deine Klugheit!“

Seraphine war von ihrer älteren Freundin zum Schutz gegen die kalte Herbſtnacht raſch in Shawls

mente zu ſpielen. Eines Nachts, kurz nach dem Schlafengehen, ließ er einen Diener, Namens Hyazinth, rufen, deſſen Geſchäft darin beſtand, den langen Bart des Königs mit wohlriechenden Salben einzureiben; da nun dieſer Diener, im Zweifel, ob dieſer Befehl ihm gelte, einige Zeit zögerte, ſo rief der König mit lauter Stimme: „wo biſt du, Sohn der Faulheit?“ und zerſchlug dem Herbeigeſprungenen die Biſamflaſche auf dem Kopfe in Stücke. Hierüber äußerſt erſchrocken, habe der Diener Hyazinth in größter Unterwürfigkeit gefragt: „Welche ungewöhnliche Stunde, Herr, zum Einſalben?“ Alhakem aber darauf geantwortet: „Sei außer Sorgen, die Salben gehen uns allen Beiden nicht aus, ſo viel auch davon gebraucht oder verſchwendet wird; denn damit wir nie Mangel daran haben möchten, habe ich ſo viele Köpfe abſchlagen laſſen.“

Wie den Fall dieſer prachtvollen Schlöſſer ahnend, ſprach der Poet Abulaſt, ein ſehr gelehrter und berühmter Mann, als er in Gedanken vertieft, an dem Ufer des Fluſſes von Cordova, dem Alcazar gegenüber, auf und ab ging, folgende Verſe aus dem Stegreif:

Alcazar! welche Herrlichkeiten
Und Reize ſchließeſt du nicht ein,
Dein Schickſal wolle dich bewahren
Vor unheilſchwerem Untergang!
Welch eine Menge mächt'ger Herrſcher
Bewohnte dich ſchon, Königshaus!
Heut zwar ſchwingt noch um deine Grüfte
Der Himmel günſtig ſeinen Stab.
Belehr' die Welt, die von dem Glücke
So leicht und oft betrogen wird,
Warum auch du ſie willſt betrügen,
Da jeder doch die Täuſchung kennt?
O glaube nicht, ſo muß es bleiben,
Die Zeit geht ihren eignen Lauf;
Wornach ſie heut mit Sehnſucht haſchet,
Verächtlich wirft ſie's morgen hin.
Wo ſind ſie denn, die mächt'gen Herren,

und Tücher gewickelt worden, welche die allerdings schon lange draußen harrende Dienerin mitgebracht hatte, und dann leuchtete der gefällige Kellner, mit gekrümmter Hand rasch voraneilend, die Treppen hinab. Seraphine ging mit ihrem Mädchen voran, und da Rosenthal und Nellingen auf der oberen Treppe etwas langsamer folgten, so hatte der Erstere Gelegenheit, dem Offizier mit leiser Stimme zu sagen: „Wenn ich Ihnen nicht augenblicklich folge, so werden Sie mich nicht zu schwer vermissen und meine Entschuldigung bei dem Fräulein übernehmen."

„Ich danke Ihnen," erwiederte Nellingen in einem etwas kühleren Tone, als man meistens für dergleichen Freundschaftsdienste zu danken pflegt, womit wir indessen nicht sagen wollen, Nellingen hätte diesen Dienst nicht anerkannt, doch hatte er sich schon den ganzen Abend in Wort und Blick ziemlich zurückhaltend gegen Rosenthal benommen, was dieser wohl bemerkt, aber auch hier wieder nicht mit Gleichem vergalt.

Das Haus schloß sich hinter ihnen; Baron Nellingen bot der jungen Dame seinen Arm, während die Dienerin folgte und Rosenthal zögerte, ja aufmerksam spähend umherblickte. Doch that er dieß nicht allein, um dem jungen Paare gefällig zu sein, vielmehr hatte er trotz der Dunkelheit auf der andern Seite der Straße einen Schatten bemerkt, der sich aus einem Thorbogen löste und mit den Vorauseilenden in gleichem Schritte dahinging, wo-

bei ihm die Unterredung auf der Treppe, der er gelauscht, einfiel, und er überzeugt war, jener junge Mann spähe hier herum, nicht trotzdem, sondern gerade weil es ihm verboten worden war. „Wenn ich jetzt die geringste Anlage zur Schadenfreude hätte, oder wenn es mir paßte, so ließe ich das Verhängniß dort seinen Weg fortrennen und erfreute mich an einem kleinen Skandal, so aber wollen wir ein vernünftiges Wort mit jenem nächtlichen Spaziergänger reden."

Er eilte über die Straße hinüber und war mit einigen weiten Schritten bei dem Dahingehenden, der jetzt auffallend langsam ging, da sich die Beiden drüben ebenfalls nicht beeilten. Richtig! es war der junge Mann vom Treppengeländer, welcher bei der raschen Annäherung Rosenthal's seinen Kopf wandte und etwas auf die Seite trat, dann sehr erstaunt aufblickte, als Jener stehen blieb — und eigenthümlicherweise, obgleich zuweilen Aehnliches vorkommt, erinnerte sich jetzt Rosenthal ganz genau, wo er dieses Gesicht zum ersten Male gesehen, und stellte deßhalb um so unbefangener aber eindringlicher, wenn auch mit leiser Stimme die Frage an ihn: „Würden Sie nicht so freundlich sein und mir ein paar Worte gestatten?"

„Ich — weiß — — doch nicht," erwiederte der Andere, „was ich hier in der Nacht zu reden hätte, und mit Ihnen — — einem Fremden — — einem mir gänzlich Unbekannten."

„Davon ſpäter. Ich bitte wirklich, mich anzuhören.“

„Auch habe ich Eile.“

„Ich weiß das ganz genau, aber gerade wegen dieſer Eile möchte ich mit Ihnen reden.“

„Warum das? mit einem mir gänzlich Unbekannten!“

„Nicht ſo ganz, Herr Schettel, Sie hören, daß ich Sie kenne, und will ich noch hinzufügen, daß unſere Bekanntſchaft ſchon vor einigen Jahren begann, als wir uns in einer regneriſchen Herbſtnacht des gleichen Fiakers zu bemächtigen trachteten.“

„Ah, Herr von Roſenthal!“

„Derſelbe, der heute ſo glücklich war, Ihre Bekanntſchaft allerdings einſeitig zu erneuern, und dabei gezwungen wurde, Ihr Geſpräch mit einer jungen Dame anzuhören.“

„Nun ja denn!“ rief der Andere in einem heftigen Tone, der aber einen ſchmerzlichen Ausdruck nicht verkennen ließ, „wenn Sie alles das gehört haben, ſo werden Sie es begreiflich finden, was mich antreibt, den Beiden dort zu folgen, und werden mich gehen laſſen.“

„Nicht ſo ganz; mein lieber junger Freund! Ich muß Sie vielmehr hier bei mir zurückhalten.“

„Und mit welchem Rechte?“

„Mit dem Rechte, das Jeder hat, ſeinen Nebenmenſchen von einer Unbeſonnenheit abzuhalten, hier

noch mit dem ganz besonderen, eine Szene zu vermeiden, deren unangenehme Folgen allein auf Sie fallen würden und ein schuldloses junges Mädchen kompromittiren müßten."

„Ein schuldloses junges Mädchen," rief der Andere mit höhnischem Lachen, „welches sich von einem Offizier, den sie gar nicht kennt, in der Nacht nach Hause begleiten läßt!"

„Geleiten, sollten Sie eigentlich sagen, in Gesellschaft einer Dienerin und meiner Wenigkeit, die zufällig etwas zurückblieb, um sich eine Cigarre anzuzünden."

„O, Herr von Rosenthal," rief der Andere in einem recht traurigen Tone, „Sie selbst sind mir in diesem Falle keine genügende Garantie, und wenn Sie mich nicht allein gehen lassen wollen, so kann ich Sie allerdings nicht verhindern, mir zu folgen. Ich muß sehen, wie das endigt."

„Gehen wir also, doch kann ich Sie versichern, daß das an der Hausthüre mit allem Anstande und aller Ehrfurcht enden wird."

„Ja, als Anfang eines recht traurigen Endes. — O, ich habe das voraus gewußt, — ich habe es kommen sehen, und bin vielleicht dumm und schwach genug, darüber in Verzweiflung zu gerathen. — Was brauche ich es Ihnen, der mich an der Treppe belauschte, zu verschweigen, daß ich jenes Mädchen unsäglich, leidenschaftlich, ja bis zum Wahnsinn liebe!"

„Ich begreife, wie das möglich ist. Kann Ihnen auch dagegen keine vernünftigen Vorstellungen machen, da ich nicht weiß, ob die junge Dame Sie durch irgend etwas zu einer so leidenschaftlichen, wahnsinnigen Liebe berechtigt hat.“

„Ja, durch ihre Gegenliebe, die sie mir schon in früher Jugend gestanden.“

„Ah, in früher Jugend — — in welchem Alter kann das wohl gewesen sein? — — Verzeihen Sie diese Ihnen vielleicht indiskret erscheinende Frage, aber Sie selbst fingen an, mich mit Vertrauen zu behandeln, und ich versichere Sie, daß ich dasselbe rechtfertigen werde. — Also in welchem zarten Alter war es?“

„Wie kann ich das selbst wissen,“ entgegnete er mit einer unmuthigen Handbewegung, „wie kann ich sagen, wann zwei junge Herzen, die mit einander aufgewachsen sind, zum ersten Male anfingen, ihrer anfangs sehr schüchternen Liebe sich bewußt zu sein. O, mein Gott! das kam so von selbst. Es ging ein Hauch durch unser Leben, wie Frühlingsduft durch die Natur. Wir sehen ja auch Fluren und Wiesen plötzlich in frischem Grün prangen, ohne daß wir bemerkten, wie der einzelne Grashalm wuchs.“

„Das klingt recht poetisch und schwärmerisch.“

Der junge Mann seufzte tief, ehe er fortfuhr: „So wuchsen wir zusammen auf, zwei harmlose Kinder, und aus tausend kleinen Erlebnissen aus

unſern jugendlichen Spielen, aus unzähligen Fäden, die ich Ihnen nicht näher anzugeben vermag, webte ſich nach und nach ein ſüßes Band, das unſere Herzen umſchlang."

„Gut, ich kenne das. Aehnliches iſt ſchon häufig paſſirt; doch geſtatten Sie mir eine recht proſaiſche Frage: auf was für ein ſolides Fundament erbauten Sie Ihre Liebe? Was hatten oder haben Sie für Ausſichten, um einer jungen Dame wie Fräulein von Enzberg ſagen zu können: vertraue mir Deine Zukunft an?"

„Nun, der feſte Wille etwas Tüchtiges zu werden, zugleich mit meinem Fleiß und meiner Arbeitskraft."

„Und weiß der Vater der jungen Dame um Ihre Pläne?"

„Kaum," erwiederte er nach einer kleinen Pauſe, „obgleich er den Geſpielen ſeiner Tochter liebreich wie ſein eigenes Kind behandelte."

„Sie ſind vielleicht mit ihm verwandt oder ihm ziemlich gleich an Stand und Vermögen?"

„Beides muß ich verneinen, und thue das mit Stolz, um Ihnen zu beweiſen, daß ich die Kraft in mir fühle, von der allmächtigen Liebe getragen, nach Hohem zu ſtreben. — — — Ich bin der Sohn des Schullehrers aus dem Dorfe bei dem Gute des Herrn von Enzberg."

„Hm," machte Herr von Roſenthal, und es dauerte eine Weile, ehe er die weitere Frage ſtellte: „Und haben Sie ſchon etwas erſtrebt?"

„Ich war in der Lehre bei dem Herrn Kommerzienrath Mirbel, wie Sie ſich vielleicht erinnern werden, und bin jetzt vortheilhaft bei der Bank angeſtellt, der Herr Mirbel als Direktor vorſteht; habe mich auch ſchon mit kleinen ſelbſtſtändigen und glücklichen Spekulationen beſchäftigt.“

„Das iſt allerdings ein Weg, auf dem heutzutage etwas zu machen iſt, und wenn der Chef des großen Bankhauſes Ihnen wohl will, ſo können Sie ein höchſt angenehmes Ziel erreichen. — Ein Faktor, der für Sie zählt. — Aber wenn es Ihnen gefällig iſt, junger Herr, ſo könnten wir recht langſam gehen,“ unterbrach ſich Herr von Roſenthal ſelbſt in freundlichem Tone, „um auf die Beiden da vor uns nicht aufzurennen, denn Sie werden bemerken, daß ſie die möglichſt kleinſten Schritte machen.“

„O, ich habe das ſchon lange bemerkt,“ flüſterte er zähneknirſchend.

„Auch bleiben ſie zuweilen ſtehen, und mir für meine Perſon wäre es fatal, hier als Nachläufer, als Späher entdeckt zu werden, iſt auch für Sie von keinem Nutzen, denn man ſpielt in Allem, was als Eiferſucht erſcheint, eine gar traurige und undankbare Rolle.“

„O, ich fühle das, aber es kann mich nicht beruhigen.“

„Sie mögen darin Recht haben, ich weiß das ebenſowenig, als ob Sie ein Recht haben, auf Fräulein von Enzberg eiferſüchtig zu ſein.“

„Ja, durch eine Liebe, die, was mich anbelangt, nichts zu erschüttern vermag."

„Und was berechtigt Sie zu dem Glauben an eine Gegenseitigkeit dieser Liebe? Man verwechselt im Falle der Leidenschaft häufig damit das Gefühl süßer Gewohnheit, des Wohlwollens eines nicht ungern geduldeten Zusammenlebens, der Unkenntniß der eigenen Gefühle, die jugendliche Schwärmerei kindlicher Spiele, besonders in dem zarten Alter, von dem Sie vorhin sprachen, und wodurch ich wohl zu dem Glauben berechtigt bin, daß Ihr kleines Verhältniß vielleicht sogar mit gegenseitigen kindlichen Erklärungen schon vor jener Zeit begann, als ich das Vergnügen hatte, mit Ihnen um den Besitz jenes Fiakers zu ringen."

„Gewiß, schon lange vorher, aber auch später, viel später, und — — süßer — — — doch weiß ich in der That nicht," fuhr er plötzlich stehenbleibend fort, „was mich eigentlich veranlaßt, Ihnen diese Mittheilungen zu machen. Indeß zwingt mich etwas dazu, gerade Ihnen, Herr von Rosenthal, dieß Vertrauen zu schenken. — O, ich weiß, Sie kennen die Schwächen des menschlichen Herzens und des weiblichen ganz besonders. — O, ich weiß — ich weiß, und will Ihnen gestehen, daß ich schon damals verehrungsvollst und mit wahrer Bewunderung zu Ihnen aufschaute."

„Reden wir nicht von damals. Bleiben wir lieber bei der Gegenwart, es ist überhaupt etwas

ſpät, mein lieber junger Freund, uns mit Dingen zu beſchäftigen, die gerade nicht hieher gehören, auch naht ſich unſer Spaziergang ſeinem Ende, und es wird nicht viel Zeit übrig bleiben, Ihnen einen vernünftigen Rath zu ertheilen.“

„O, das thaten Sie ſchon, Herr von Roſenthal, und haben mich vor der Lächerlichkeit gerettet; ich will Ihnen aber unbedingt folgen, wenn Sie mir mit Ihren großen Erfahrungen zur Seite ſtehen wollen. — — Ach, Herr von Roſenthal, verzeihen Sie mir, wenn ich ſo kühn bin, Ihnen zu ſagen, daß ich finde, unſere Schickſale haben eine kleine Aehnlichkeit mit einander; auch Sie wurden, wie ich wohl weiß, einſtens von einer Seraphine geliebt, — und auch mich liebt eine Seraphine, ja ein Engel liebt mich, trotz alledem, und ich will an dieſe Liebe glauben, denn ſie hat ſie mir geſtanden nicht nur in der Kindheit zarten Tagen, ſondern auch ſpäter noch — viel ſpäter, in einem ſchönen Augenblicke.“

„Der Himmel erhalte Ihnen dieſen Glauben,“ konnte ſich der alſo-Angeredete nicht enthalten zu ſagen unter dem ſtarken Ausdruck eines ironiſchen Lächelns, welches ſeinen Grund in der Wahrnehmung hatte, daß das junge Paar vor ihnen raſch in die von der Dienerin geöffnete Hausthüre getreten und dort einen recht langen Augenblick geblieben war, lange genug, um — ſich auf's Umſtändlichſte und Ehrfurchtvollſte von einander zu

verabſchieden, was indeſſen Herr Schettel nicht zu bemerken im Stande war, da er ſich gegen Roſenthal gewandt, deſſen Rechte ergriffen, um, dieſe herzlich ſchüttelnd, mit Rührung und Enthuſiasmus fortzufahren: „Ja, ich habe dieſem himmliſchen Mädchen Unrecht gethan, ich war ein Wahnſinniger, ein Verbrecher, der ihrem Befehle ungehorſam war, und den ſie abſichtlich dafür geſtraft, mit Recht geſtraft — geſtraft durch die Begleitung jenes Offiziers, obgleich ihr Herz nur an mich dachte, obgleich ihr Herz gebebt bei dem Gedanken, mir dieſen tiefen Kummer verurſacht zu haben.“

„Möge Ihnen dieſe Ueberzeugung bleiben, feſt und ungekränkt. — Jedenfalls aber freut es mich, daß Sie meinem guten Rathe gefolgt ſind, und daß wir hier keine für alle Theile unangenehme Szene erlebt haben.“

„Ja, dafür danke ich Ihnen auf's Innigſte, und bin feſt überzeugt, daß Seraphine und ich, morgen und ſobald wir uns ſehen, auf's Herzlichſte über dieſes Abenteuer lachen werden.“

„Wiſſen Sie was, junger Mann,“ ſagte Herr von Roſenthal, der ſich ſchon zum Weggehen gewendet hatte, um in eine Seitengaſſe einbiegend den Ordonnanzoffizier, der, eine ſehnſuchtsvoll klingende Melodie leiſe vor ſich hinſummend, dahergeſchritten kam, zu vermeiden, „es würde mich intereſſiren, wenn Sie mir gelegentlich eine kleine Mit-

Die einſt in Syrien geherrſcht,
Die Säulen, Thürme und die Bogen,
Und ihrer Schlöſſer ganze Pracht?
Herabgeſtürzt von ihren Höhen,
Bemerkt man ihre Spuren kaum,
So wenig als am Fuß des Berges
Ein winziges Ameiſenneſt.
Weit beſſer iſts, im Thale wohnen
Bei Mäßigkeit und ſtiller Ruh,
Als Freuden in den Höhen ſuchen
Und an des Abgrunds ſteilem Rand.
Der wird hienieden beſſer leben,
Der taub iſt für der Sinnen Reiz.
Laßt die Verborgenheit uns loben,
Wenn bei des Frührothe ſchönem Glanz
Die Wolken nach und nach verſchwinden
Und man ſich ſtill des Tages freut.

Und der Verfall dieſes prächtigen Hauſes erfolgte ſchneller und gänzlicher, als es die finſterſte Phantaſie hätte zu träumen gewagt. Nachdem die Chriſten Cordova einnahmen, fiel Stadt und Burg ums Jahr 1493 in die Hände Ferdinand's von Arragonien. Karl V. gab den Alcazar der Inquiſition, welche ſich in dem Palaſt einniſtete und ihn nach ihren Bedürfniſſen umänderte; d. h. die Springbrunnen verſiegen ließ, die Gärten verwildern und die feinen graziöſen mauriſchen Fenſter theils zumauern, theils mit unförmlichen eiſernen Gittern verſehen ließ. Dann begann hier ein furchtbares blutiges Treiben, über das ſelbſt Alhakem I. erſtaunt geweſen wäre. Die ſchönen Gartenſäle mit den kühlen Gewölben wurden zu Gefängniſſen und Folterkammern, im Prunkzimmer der mauriſchen Könige wohnte der Groß-Inquiſitor und im Saale Almanſor's des Duldſamen, wo einſtens mit goldenen Buchſtaben in die Wand gegraben war: „Die Könige Cordova's geſtatten den Chriſten die freie Ausübung ihrer Religion“ hielten jetzt chriſtliche Mönche ihr blutiges Gericht.

theilung darüber machen wollten, nur möchte ich nicht indiskret erscheinen."

„O, unbesorgt, mein lieber und verehrter Herr Baron, das Schicksal selbst hat Sie auf unsern Lebensweg geführt, hat Sie mit unserer Liebe bekannt gemacht, was ich für ein Glück erachte, denn ich bin von Ihrer Güte überzeugt, daß Sie es auch nicht verschmähen werden, mir später eine Belehrung, einen guten Rath zu gönnen."

Mit diesen Worten war Herr Schettel an der Seite Rosenthal's in der engen Seitengasse fortgeschritten, und da dieser ohne weitere Umwege nach Hause gehen wollte, so hatte er bis dorthin nichts gegen die Begleitung des jungen Mannes einzuwenden, ließ ihn auch plaudern, was er für gut fand, und erwiederte höchstens „ja" oder „nein", weil er anders auf diese schwärmerischen Ausbrüche einer ihm sehr jugendlich erscheinenden Leidenschaft nichts zu erwiedern wußte.

Jetzt überschritten sie einen kleinen, mit Baumreihen besetzten Platz, wo die trübe, dunstige Mondscheibe recht traurig auf die herabgefallenen gelben Blätter schaute, sich vielleicht der früheren Tage erinnernd, wo dieß himmlische Licht sie knospend, frisch und grün in der schönen Frühlingszeit zum ersten Male erblickt.

Aehnliches mochte Herr Schettel denken, der schwärmerisch und mit solcher Innigkeit an den Himmel hinaufblickte, daß er, stolpernd über eine

ſtarke Baumwurzel, beinahe hingefallen wäre, was aber den Flug ſeiner Phantaſieen durchaus nicht unterbrach, denn er hob ſeine Hände zu den leuchtenden Geſtirnen empor und ſagte: „Es war damals im wunderſchönen Monat Mai, als ich mich zum erſten Male ihrer Liebe verſicherte. Wir fuhren im Nachen auf dem kleinen See dicht am Ufer hin unter überhängenden, blühenden Bäumen, unter grünenden Büſchen, in denen Nachtigallen ſchlugen. — Ach, es war das um ſo ſeliger für mich, da ich an jenem Tage ebenſo grundlos wie heute Urſache zu einer gleich thörichten Eiferſucht zu haben glaubte, und ſeltſamerweiſe gleichfalls durch einen jungen Offizier, einen Verwandten des Hauſes, mit dem ſich Seraphine allerdings auf's Freundlichſte beſchäftigt, ja, den ſie recht zärtlich geküßt, als er an demſelben Tage endlich Abſchied nahm; dann erlaubte ſie mir, ſie auf den See zu rudern, und war offenherzig genug, nur von dem jungen Offizier zu reden, wahrſcheinlich um mich auf zarte Art für meine thörichte Eiferſucht zu beſtrafen. Meinen Sie nicht auch, Herr Baron?“

„Gewiß,“ entgegnete Roſenthal, der wieder angefangen hatte, mit einigem Intereſſe zuzuhören.

„Sie ſagte mir auch,“ fuhr Herr Schettel lebhaft fort, „ſie ſei eigentlich froh, daß er abgereist wäre und ſie ſich vorderhand nur noch in Gedanken mit ihm beſchäftigen könne. Geſtand mir auch, daß er ſie recht lieb gehabt, und daß ich dieß

Geſtändniß als den größten Beweis ihres Vertrauens anſehen müſſe. — Und das konnte ich, meinen Sie nicht auch?“

„Gewiß.“

„Sie wolle auch künftig mit mir recht viel von ihm reden, das würde ſie freuen und ſie dankbar dafür ſein. Dabei hatte ſie erlaubt, daß ich ihre kleine liebe Hand ergreifen durfte; ich hatte zu rudern aufgehört und ſie litt es recht gern, daß ich an ihre Seite rückte, nahe, recht nahe, ja, daß ich meinen Arm um ſie ſchlang, — und das war der ſeligſte Augenblick meines Lebens — ſanft und gleichförmig ſchaukelte der Nachen unter uns, ſie lehnte ſich gegen das Steuerruder zurück, ſchloß ihre Augen, athmete raſch und tief und ſagte dann, mich an ſich ziehend: „Küſſe mich, mein Hugo!“

„So heißen Sie?“ fragte Roſenthal in einem Tone, der reges Intereſſe verrieth, worauf aber der Andere ſogleich zur Antwort gab: „Nein, mein Name iſt Eduard, aber der junge Offizier hieß Hugo, und das war ja doch begreiflich, daß Seraphine, nachdem wir ſo lange über ihn geſprochen, die beiden Namen mit einander verwechſelte.“

„Und Sie benutzten dieſe Verwechslung?“

„Gewiß, aber nur einen kurzen ſeligen Augenblick, indem ich meinen Mund auf ihre heißen Lippen drückte, dann aber ſtieß ſie mich mit dem Rufe: ‚Laß mich, oder es iſt mein Tod!‘ ſo heftig

von ſich, daß ich beinahe aus dem Nachen in den See gefallen wäre."

„Was Dir ganz recht geſchehen wäre, junges Ungeheuer," dachte Roſenthal, ihn von der Seite anſehend, das iſt wieder einmal die alte Geſchichte, der Eine ſchüttelt den Baum, der Andere fängt die Frucht auf. Hier war es glücklicherweiſe nur eine herabflatternde Blüte, denn, — „wie alt waret ihr Beide damals?" fragte er plötzlich.

„Seraphine ſechzehn, ich erſt fünfzehn Jahre."

„Ah ſo, und nach dem raſchen Kuſſe, was geſchah dann?"

„O, was in ſolchen Fällen nach einer erſten gegenſeitigen Erklärung wohl ſtets zu geſchehen pflegt. Seraphine forderte mich etwas heftig auf, ſogleich zurückzurudern, was ich aus Gehorſam that, aber zum Danke dafür nicht einmal eine Hand erhielt, als wir an's Ufer kamen; kaum daß ſie mir eine gute Nacht erwiederte, und nicht ohne hinzuzufügen: ‚Ich will Dich während drei Tagen nicht ſehen!' — — Ach, das konnte ich mir wohl gefallen laſſen, war ich doch der glücklichſte Menſch durch die Ueberzeugung, daß ſie mich liebte, und davon werden auch Sie jetzt überzeugt ſein, mein verehrter Herr Baron, trotz alledem und alledem."

„Ja, ich glaube mich überzeugt zu haben," erwiederte Roſenthal in einem ſehr ruhigen und trockenen Tone, „aber da es mir nach Ihrer Erzählung ſcheint, als ob junge und hübſche Offiziere

im Stande wären, einigen Eindruck auf das Herz Fräulein Seraphinens zu machen, so könnte es im vorliegenden Falle nicht schaden, daß Sie mir gelegentlich Mittheilungen machten, ob und wie häufig jener junge Küraſſieroffizier vielleicht Beſuche macht im Hauſe der Fräulein Aurelie Mirbel, wo die junge Dame wohnt. — — Das heißt nur in dem Falle, wenn Sie Vertrauen zu mir haben."

„O, auf wen könnte ich ſonſt Vertrauen haben? Unerſchütterliches, felſenfeſtes, auch werde ich Alles erfahren, denn ich habe die Erlaubniß, Fräulein Aurelie Mirbel beſuchen zu dürfen."

„Deſto beſſer, und wenn Sie bei einem dieſer Beſuche, aber zufällig und ganz unverfänglich, meinen Namen nennen könnten, ſo würde das nicht ſchaden, um zu erfahren, ob und wie ſich Fräulein Aurelie meiner erinnert. Vielleicht daß ich mich dann veranlaßt ſehe, eine frühere Bekanntſchaft wieder anzuknüpfen."

„Verlaſſen Sie ſich auf mich, Herr Baron, ich fühle es warm, wie tief ich Ihnen jetzt ſchon verſchuldet bin."

„Keine Urſache."

„Aber vielleicht dürfte ich mir noch die Frage erlauben, wer jener — junge Offizier eigentlich iſt?"

„Baron Nellingen, Lieutenant im Leibküraſſier-Regiment und Ordonnanzoffizier Seiner Majeſtät des Königs."

„Das iſt allerdings bedenklich.“

„Pah, wenn man ſich geliebt weiß, wie Sie!“

„Allerdings, Herr Baron, und da mir Ihre Erfahrungen und Ihr gütiger Rath zur Seite ſtehen werden, nicht wahr?“

„Was ich thun kann, ſoll geſchehen; doch jetzt, mein lieber junger Freund, danke ich für die freundliche Begleitung bis hier zu meinem Hauſe, und wünſche Ihnen eine gute Nacht und ſüße Träume.“

Zehnte Randverzierung.

Wo weiße Schneeflächen jede freundliche Erinnerung zudecken und nur ein gebrochenes Kreuz aufwärts ragt.

Es fiel der erste Schnee in diesem Winter — etwas sehr Natürliches und eigentlich nicht Bemerkenswerthes, da wir das jedes Jahr erleben und in einem gewissen Lebensalter schon so oft erlebt haben, daß dieser erste Schnee auf uns keinen großen Eindruck mehr machen sollte.

Und doch ist es der Fall, wenigstens bei Vielen, die am Fenster stehend mit einem ganz besonderen, oft kaum erklärlichen Interesse, ja mit einer tiefen Empfindung, die ersten der weißen Flocken langsam herabflattern und sich weich auf einander legend die Erde bedecken — zudecken sehen — warm zum Winterschlaf, zum seligen Vergessen, bis die Schneeglöckchen den neuen Frühling einläuten.

Liegt die stille Wehmuth, die uns so gern dabei ergreift, in der Erinnerung an die Jugendzeit, an den Beginn so vielfacher Freuden auf der weißen Schneedecke, ist es eine Ahnung der Weihnachtszeit, als sähen wir zwischen die fallenden Flocken

die brennenden Kerzen des Tannenbaumes durchschimmern, oder ist es auch nur etwas traulich Gewohntes, etwas stets und erinnerungsreich Wiederkehrendes, was wir beim ersten fallenden Schnee begrüßen?

Dabei aber fühlen wir uns so verschiedenartig gestimmt, je nach der Umgebung, bei der uns der erste Schnee überrascht, empfinden ihn behaglich an einem Wintermorgen, wo draußen Alles hart gefroren ist, an den hohen Spiegelscheiben unseres Fensters stehend, wenn neben uns im Kamine lustig die Flamme knistert — Glück auf zur fröhlichen Winterzeit mit ihren kleinen feinen Diners, flimmernden Lichtern, ihren Konzert-, Theater- und Ballsälen, ihren Eispartieen und Schlittenfahrten! Ist es uns doch gerade so zu Muth, als läuteten die Flocken heiter, wenn sie so vom Himmel herab auf die Erde flattern.

Ganz anders gestimmt sehen wir ihrem Spiele zu, wenn es bei ihrem ersten Erscheinen Abend geworden ist, sowohl in der Tageszeit als auch in unserem Leben, wenn der erste Schnee hernieder wirbelt mit Dunst und Nebel vermischt auf die feuchte Straße, wo erst Millionen der weißen Flocken ihren Tod finden müssen, bis sich eine Decke anzusetzen vermag, so dünn, so mager, daß jeder Fußtritt, jedes Wagengeleise noch lange seine dunklen Spuren hinterläßt, wo uns der trübe, halbgeschmolzene Schnee sonnbehaglich an das Vergehen alles Irdi-

schen erinnert, wo uns von draußen die düster röthlich leuchtenden Gaslaternen fast wehmüthig gute Nacht zurufen, wo wir uns beeilen, den Fenstervorhang niederzulassen, um hüstelnd und fröstelnd beim Schein der Lampe verstimmt in unsern Lehnstuhl zu sinken und traurig, sehnsuchtsvoll von allen möglichen Frühlingen zu träumen.

Auch fern von der Heimat, fern vom traulichen Hause, hat uns schon der erste Schnee überrascht und uns sein Erscheinen heiter oder traurig berührt, auf Reisen in früheren Zeiten, behaglich in die Wagenecke gedrückt, vor uns das Viergespann, auf dem harttrabenden Sattelgaule der lustige Postillon, der jetzt lachend seinen Hut schwingt, weil der erste Schnee des Winters ihn umwirbelt; das hatte etwas Frisches, Erheiterndes, und wenn wir vielleicht herkamen vom schmerzlichen Abschiede, oder hinauszogen in eine ungewisse Zukunft, so hat uns die weiß verschneite Gegend mit ihren krystallisirten Bäumen unter dem herabwirbelnden Schnee, aus dem die Glocken an den Geschirren der Pferde so lustig erklangen, bald wieder erheitert und in's richtige Gleichgewicht gebracht.

Später im Eisenbahnwagen ging das nicht so rasch, ohne daß wir sagen könnten warum, vielleicht weil das dumpfe Rollen und Poltern auf den Schienen, der gellende Pfiff der Lokomotive, die vielgliederige, dunkelschmutzige Riesenschlange, die feuersprühend in so ungeheuerlicher Schnelligkeit

über die weißen Schneefelder hinsaust, einen mehr oder minder unbehaglichen Eindruck auf uns machte, und rechte Heiterkeit, fröhliche Gedanken so schwer aufkommen ließ.

Und erst der Vergleich zwischen den gemüthlichen Poststationen, wo mit aller Ruhe und Bequemlichkeit umgespannt wurde, wo es vom Ermessen des fühlenden Postillons abhing, ob wir unsern Thee behaglich schlürfen und ein bischen umherlaufen dürfen, um unsere steif gewordenen Glieder wieder gelenkig zu machen, gegenüber dem unbehaglichen Lärmen und Treiben, dem gellenden Läuten der Glocken, dem betäubenden Pfeifen der Lokomotive einer Bahnhofhalle bei eben angekommenem Schnellzuge, all' der Unbehaglichkeit, worein es uns versetzt, daß wir gezwungen sind, uns in karg abgemessenen fünf Minuten körperlich und geistig ein wenig zu erfrischen, um gleich darauf wieder wie ein Postpaket fortgeschleudert zu werden.

Und dabei der erste Schnee — wie kann bei solcher Umgebung, bei solchem Dahinrennen ein heiterer, sinniger Gedanke über uns kommen, ja selbst nicht einmal dann oder noch weniger, wenn wir vielleicht, einen langsamen Personenzug benutzend, bei unfreiwilligem Aufenthalt von einer oder vielleicht mehreren Stunden an der Glasthür des Wartesaals lehnen, um gedankenvoll zuzuschauen, wie vom grauen Himmel herab der erste Schnee des Winters niederflattert.

Nach und nach aber zerfiel Schloß und Gärten, überhaupt was lieblich und schön geweſen war vom Palaſt der mauriſchen Könige. Nur die feſten viereckigen Thürme und der ſtarke Wall, der das Ganze umgab, beſtanden noch bis zur Zeit der Unabhängigkeitskriege, und dienten den Spaniern als Feſtung, in der ſie ſich auf's Tapferſte ſchlugen. Was die langſam zerſtörende Zeit übrig gelaſſen, warfen die franzöſiſchen Kanonen ſchneller darnieder. Nach der Einnahme Cordova's war der Alcazar nichts mehr, als ein maleriſch verworrener Steinhaufen, ein zerſtörtes Paradies, wo eine einſame Palme traurig ihr Haupt wiegt über verwilderten Gruppen von Orangen- und Citronenbäumen.

Vom Ufer des Guadalquivirs gingen wir oft auf den Platz, wo dieſe Burg ſtand. Von Terraſſe zu Terraſſe ſtieg man ehemals aufwärts, und da, wo jetzt Marmortrümmer liegen, führten einſt marmorne Stufen hinauf. Oben auf der Höhe der Stadt ſtehen noch die Ruinen zweier rieſenhafter Thürme und man erkennt auch wohl noch einen Theil der ehemaligen zierlichen Mauerkrönung, ſowie ein paar zugemauerte arabiſche Fenſter. Um den Fuß dieſer Thürme hat irgend ein Einwohner der Stadt Schutt und Trümmer weggeräumt und dort einen kleinen reizenden Garten angelegt. Wie uns der Führer ſagte, fand er nicht nur einen Theil der arabiſchen Waſſerleitung, ſondern ſogar die Spuren großer Marmorbaſſins, die er reinigen und herſtellen ließ; und wie ſie heute da ſtehen in zu großen Verhältniſſen für den kleinen Garten, in länglich viereckiger Form, aus mächtigen Marmorquadern erbaut, alle kunſtreich unter einander verbunden, ſo erkennt man wohl, daß es in der That Ueberreſte der ehemaligen Gärten des Alcazars ſind.

Dieſer Garten iſt lieblich und mit vielem Geſchmack angelegt, überall von den großen Baſſins geſpeist, plätſchert das Waſſer hervor und befeuchtet die Citronenſpaliere und Orangenbäume, die hier von allen rauhen Winden geſchützt in ſeltener Ueppigkeit gedeihen. Der freundliche Gärtner zeigte uns einen eigenthümlichen Kohl, der in Stauden oder Bäumchen in einigen Jahren

Der erste Schnee — hatten wir doch gehofft, ihn so ganz anders wiederzusehen, ihn, dessen Vorgänger wir in einem vergangenen Frühling und mit ganz anderen Gefühlen dahin schmelzen sahen, waren wir doch berechtigt gewesen, auf ein besseres Wiedersehen zu hoffen, auf ein Wiedersehen beglückter Stimmung, an den hohen Spiegelscheiben unseres Fensters stehend, wenn neben uns im Kamine lustig die Flamme knistert — Glück auf zur fröhlichen Winterzeit!

Und nun hier in dem schmutzigen Wartesaal zweiter Klasse die wirbelnden Flocken auf dem naßkalten Boden draußen sogleich verschmelzen und vergehen zu sehen, umgeben vom Plaudern und Lachen einer gleichgültigen Menge, welche sich die Zeit vertreibt, so gut es eben gehen mag, redend, singend, auch wohl pfeifend und trinkend, häufig sogar verbotener Weise Tabak rauchend.

Draußen schleicht eine Lokomotive wie verdrossen durch die Halle, Packwagen werden aus- und eingeladen, der geschmolzene Schnee tropft melancholisch vom Dache, und wer bei dem Sudelwetter von der schmutzigen Straße unter die Halle tritt, trampelt derb auf die Steinplatten, um seine Stiefel von der anhängenden Erde zu befreien.

Dazu das Hereinbrechen der Dämmerung des kurzen Wintertages und die Aussicht auf eine vielleicht noch lange Fahrt nach langem Warten; alles das an sich schon Grund genug, um schwerauf-

athmend an der Glasthür des Warteſaals zu lehnen und, von Erinnerungen erfaßt, ſichtbar ſchmerzlich bewegt dem Herabfallen des erſten Schnees zuzuſchauen, wie jene Dame dort vor uns, die wir mit Intereſſe betrachten, da ihr ganzes Weſen, vor Allem ihr ruhiges, bleiches Geſicht mit den ſchönen, etwas eingefallenen müden Augen unſere Theilnahme erregt. Sie war ſehr einfach gekleidet in einem ſchmucklosen Gewande von ſchwarzem Wollenſtoff, worüber ſie einen Mantel von ähnlicher Farbe trug, der ihre Geſtalt gänzlich verhüllte, ſo daß man nur hie und da die etwas verbrauchten Handſchuhe bemerkte, wenn ſie, wie häufig geſchah, die Rechte erhob, um ihr Haar unter dem kleinen ſchwarzen Strohhute zurückzuſtreichen, oder auf Augenblicke Stirn oder Augen in die Handfläche zu drücken.

Dann blickte ſie wohl tiefathmend um ſich her, machte auch ein paar Schritte in den Saal hinein, um wieder an die Glasthür zurückzukehren, mit gleich traurigem, ja troſtloſem Blick in die Dämmerung hinauszuſchauen.

„Bitt' um Entſchuldigung," ſagte ein Schaffner zu ihr, der mit brennender Laterne in den Warteſaal trat und ſie auf dieſe Art veranlaßt hatte, zurückzuweichen. Sie nickte leicht und nicht unfreundlich mit dem Kopfe, und als der Mann neben ihr ſtehen blieb, um ſeine Laterne zu ſchließen, die ſich geöffnet hatte, fragte ſie ihn: „Wie lange wird es noch dauern, bis der nächſte Zug nach der Reſidenz geht?"

„In einer halben Stunde, in dreiviertel, man kann das in dieſer Jahreszeit nicht ſo genau wiſſen," gab er zur Antwort, „der Eilzug iſt kaum eine halbe Stunde fort und der, welcher nachkommt, führt eigentlich nur Güter und bummelt deßhalb gehörig — Sie ſind auch wohl bei der Herrſchaft, die drüben in der erſten Klaſſe iſt?"

„Ja, mein Freund," ſprach ſie leiſe.

„Die den Eilzug verlaſſen hat, um nun mit dem langſamen Zuge weiter zu gehen — ſonderbare Ideen bei dieſen vornehmen Leuten. Unſereiner wäre froh, auf einer raſchen Gelegenheit zu ſitzen, und Die," damit zeigte er mit dem Daumen nach dem Nebenzimmer, „thun das, um drüben wahrſcheinlich recht ſchlechten Thee zu trinken; der Kurier, den ſie bei ſich haben, rennt draußen herum, bei Gott, mit keiner freundlichen Miene und ich kann ihm das auch nicht verdenken, denn es mag ihn Mühe genug gekoſtet haben, bei den heutzutage ſelbſt im Winter vollen Kurierzügen ein Coupé herauszuſchlagen, und das fährt nun leer davon, während ſie hier auf dieſer miſerablen Station ſitzen bleiben; kann mir die Urſache nicht denken."

„Und doch iſt dieſelbe ſehr einfach, wenn auch für uns gerade nicht angenehm, die Dame drüben — unſere Dame hat ſich recht unwohl gefühlt, und fürchtete kränker zu werden, als ſie ohnedieß ſchon iſt."

„Und doch ſah ſie nicht ſo aus, als ſie nach dem Warteſaal ging.“

„Ein nervöſes Leiden, und da iſt es doch beſſer, ſie wartet das hier ein oder zwei Stunden ab, als wenn es noch ſchlimmer würde unterwegs, wo doch an ein ruhiges Hinlegen nicht zu denken iſt, auch gibt es ja wohl für den ſchlimmſten Fall einen Arzt in der Nähe.“

„Im Dorfe nicht — nur ein Bader — nach einem guten Doktor hat man von hier ſeine zwei bis drei Stunden und ſo raſch wären ſie auch in der Stadt geweſen — nun, mir kann's ja recht ſein.“

Damit ging der Beamte von dannen, und die Frau in dem ſchwarzen Kleide lehnte ihren Kopf gegen die Thüreinfaſſung und blickte kummervoll in die raſch eintretende Dunkelheit hinaus.

Ein Bedienter in einfacher, aber ſehr geſchmackvoller Reiſelivrée trat neben ſie hin und flüſterte ihr zu: „Man hat nicht nach Ihnen verlangt, Madame Joſephine, und wenn Sie alſo nicht wollen, brauchen Sie nicht hinüber zu gehen. Die kleine Kammerjungfer hat ein paar Pelze ausgepackt und der Gnädigen die Füße bis zum Knie eingewickelt, es geht auch ſchon bedeutend beſſer, und jetzt trinken ſie Thee miteinander, der Herr, die Gnädige und auch der junge Graf, der, als der Zug hielt, aus ſeinem offenen Jagdwagen herbeieilte, um die Herrſchaften zu begrüßen. Sie

konnten ihn allerdings nicht ſehen, da Sie gerade ſo heftiges Naſenbluten bekamen — damit geht es doch beſſer?“ fragte der Bediente, ſeine Mittheilungen unterbrechend.

„O ganz gut, es kommt das oft ſehr raſch, geht aber ebenſo ſchnell vorüber, — wer iſt denn der junge Herr, ein Bekannter der Frau Baronin?“

„Ich glaube ja, ein genauer Bekannter von Rom her, wo wir vergangenen Winter waren, er wußte genau die Zeit, wann wir durchkommen würden und wohl nicht durch den Herrn, denn der war offenbar ſehr erſtaunt, den jungen Herrn, — wie heißt er doch — richtig, Graf Ferrner — ſo plötzlich auf dem Bahnhofe zu ſehen, wo die gnädige Frau ſich plötzlich zu unwohl fühlte, um weiter reiſen zu können.“

Madame Joſephine hatte ſchweigend ihren Kopf tief herabgeſenkt, und der Bediente fuhr im vertraulichen Tone fort: „Und wenn Sie mir etwas verſprechen, Madame Joſephine, ſo erzähle ich Ihnen auch etwas, was Sie noch mehr intereſſirt.“

Er hatte das lächelnd geſagt, und als ſie hierauf den Kopf ſchüttelte leicht mit den Achſeln zuckend, fuhr er lebhafter fort: „O doch! es wird Sie intereſſiren, wenn auch leider auf keine angenehme Art, da es Sie ja ſo ſehr gedrängt hat über den Kanal hinüber, um nach Altengland zu kommen.“

„Ob ein paar Stunden, ob einen Tag früher

oder ſpäter kann auch mir am Ende gleichgültig ſein."

„Ja, proſit die Mahlzeit, in dem Falle wird es ſich nicht um ein paar Stunden oder Tage handeln."

„In welchem Falle?" fragte ſie aufmerkſam werdend.

„Nun in dem Falle, daß wir unſere Reiſe mal wieder unterbrechen, um Gott weiß wie lang hier in Deutſchland zu bleiben — ich habe eigentlich nichts gegen dieſes Deutſchland, es iſt ein gutes Land mit angenehmen und auch willigen Leuten, wenn man ſie nur recht herum zu hudeln verſteht, aber jetzt paßt mir's doch nicht. Ich hatte ſchon drüben meine Arrangements getroffen und wäre zu Lord Grosvenor gegangen, der einen zweiten Kammerdiener ſucht, und ich weiß, was ich leiſten kann, hab' auch das Gedrill und die Launen drüben ſatt, werden's auch noch ſatt kriegen, Madame Joſephine, und ſollt' es mich ganz ungeheuer freuen, Ihnen drüben in einer angenehmeren Stellung zu begegnen — ja in der beſten, die es gibt, und die eben gerade gut genug für Sie wäre, Madame Joſephine."

Als er ſo ſprach, hatte ſie ſich gleich anfangs haſtig und hoch aufgerichtet, während unverkennbar ein Ausdruck des Schreckens über ihre bleichen Züge flog; ſie hatte raſch etwas fragen wollen, dann aber ihre Lippen feſt aufeinander gepreßt und ihm

ſchweigend zugehört, doch nicht mit der Ruhe, die jetzt wieder auf ihrem Geſichte lag, was ein nervöſes Bewegen ihrer Finger verrieth, ſowie die ſichtbaren Bewegungen eines auffallend tiefen Athemholens.

Endlich fragte ſie in einem erkünſtelt gleichgültigen Tone: „Und woraus ſchließen Sie, daß wir unſere Reiſe für längere Zeit unterbrechen werden?“

„Weil drüben am Theetiſche ſehr lebhaft die Rede davon iſt, und zwar auf Anrathen des jungen Herrn Grafen, welcher von einem Arzte hier in der Nähe ſpricht, der, was Nervenleiden anbelangt, ſchon die wunderbarſten Kuren gemacht habe.“

„Und nannte er den Namen dieſes Arztes?“ fragte Madame Joſephine in kaum hörbarem Tone.

„O ja! er nannte ihn Doktor Flinte oder ſo etwas.“

„O, mein Gott!“ hauchte ſie ſo leiſe, daß es nur wie ein tiefer Seufzer klang.

In dieſem Augenblicke wurde von draußen die Thüre ziemlich unſanft geöffnet, und ein großer breitſchulteriger Mann in etwas reicherer Reiſelivrée, als die des Dieners war — er hatte am Aermel und am Kragen Goldborten, ſowie auf der linken Bruſt ein kleines Wappenſchild — trat ſchnell in den Warteſaal und ſagte in ziemlich unfreundlichem Tone: „Ei, da ſteht man und plaudert, während unſereins alle Hände voll zu thun hat und Hülfe

braucht. — Pardon, Madame Joſephine," wandte er ſich in höflichem Tone an dieſe, während er ſeine Reiſemütze abzog, „ich wußte nicht, daß Sie vielleicht Befehle zu geben haben."

„Ich durchaus nicht, aber was iſt denn geſchehen, Miſter Brander?"

„Geſchehen iſt eigentlich gar nichts, wenigſtens nicht das, was geſchehen ſollte, um in dieſem häßlichen Wetter raſch vorwärts zu kommen, im Gegentheil geſchieht Alles, um, ſtatt auf der bequemen Eiſenbahn zu bleiben, nächtlicherweiſe querfeldein fahren zu müſſen; — kommen Sie nur raſch, Henry, die Reiſewagen werden ſoeben von der Bahn herabgenommen, und Sie müſſen in's Dorf, um nach Poſtpferden zu ſehen."

„Aber ich weiß nicht Weg noch Steg."

„Es wird Sie Jemand mit der Laterne begleiten, kommen Sie nur."

„Sehen Sie wohl, Madame Joſephine, wie Recht ich hatte," ſagte der Diener kopfnickend, als er, dem Kurier folgend, den Warteſaal verließ.

Sie ſchauerte ſichtbar zuſammen, vielleicht des kalten Luftzugs wegen, der durch die geöffnete Thür drang, vielleicht aber auch aus anderer Urſache, denn während ſie ſich gänzlich erſchöpft auf einen bei der Thüre ſtehenden Stuhl niederließ, entrang ſich ihrer Bruſt ein tiefer, ſchmerzlicher Seufzer, worauf ſie in ſich zuſammenſinkend ihre beiden Hände vor das Geſicht preßte.

„Träume, Träume, vergebliche Träume von Ruhe und Freiheit," klagte ihre bebende Stimme, „o, dieſer unſelige Ort, von dem eine unſichtbare Kette auszugehen ſcheint, die mich gefeſſelt hält und zurückzieht, ſo oft ich Alles hinter mir abgebrochen wähne — damals ſchon, damals, als bereits das rettende Meer vor mir leuchtete, wo ich trotz alles Elendes ſo unſäglich glücklich geworden wäre gegen jetzt, gegen jetzt, — da ich im Stande geweſen wäre, mein Lebenlang an einer ſchmerzlich ſüßen Erinnerung zu zehren! — Und muß ich mich denn halten laſſen, ſoll ich beſtändig der Spielball des Zufalls und jeglichen Unglückes ſein und bleiben, hab' ich keinen freien Willen mehr, der mir erlaubt, meinen Weg allein fortzuſetzen — und wohl auch glücklicher, trotz der kalten Schnee- und Regennacht."

Sie nahm haſtig eine kleine lederne Taſche auf, die neben ihr am Boden lag, öffnete ſie mit zitternden Fingern, kramte in verſchiedenen Dingen herum, bis ſie einige Papiere fand und einen kleinen Geldbeutel mit allerdings geringem Inhalt — „doch genügend," klang es energiſch zwiſchen ihren zuſammengebiſſenen Zähnen hervor — „genügend, wenn mir Gott weiter hilft und mich nicht ganz verläßt."

Ein raſcher Schritt hinter ihr, das Rauſchen eines Kleides, dann der heitere Ton einer Stimme zerriß ihre Träume und ihr Selbſtgeſpräch, und raſch aufblickend ſah ſie ein junges Mädchen von kleiner, ſchmächtiger Figur neben ſich ſtehen, aus

deren lebhaften Augen es schelmisch lachte, während sich ihr Stumpfnäschen zugleich mit dem kokett aufgesetzten Hütchen auf die Dame hinabsenkte und lustig sagte: „O, Sie haben ganz Recht, sich zurückzuziehen und zu thun, als ginge Sie die ganze Geschichte nichts an, ist es doch kaum zum Aushalten; bald will sie dieß, bald das, hudelt jetzt mich und pudelt dann ihren Mann. Jetzt hat sie sich eingebildet, sie könnte unmöglich weiter fahren, und darum stockt nicht nur die ganze Karawane, sondern scheint auch plötzlich eine andere Richtung nehmen zu wollen — o, wenn ich es Dem nur, der schuld daran ist, eintränken könnte!" fuhr sie fort, ihre kleine Faust im komischen Zorn drohend erhebend — um gleich darauf, sich selbst unterbrechend, in einem fast herzlichen Tone zu fragen: „Haben Sie denn schon etwas zu sich genommen, Madame Josephine, es sieht mir nicht darnach aus, und der Schlingel von Henry hat Sie gewiß ganz vergessen, aber bitte, kommen Sie mit, ich habe mir da drüben neben der ersten Klasse, wo die Herrschaften sind, ein artiges Winkelchen eingerichtet, behaglich genug, um die Nacht dort zu verbringen, wenn es nöthig wäre — was man nie bei den Launen im Voraus wissen kann, kommen Sie nur."

„Ich danke wirklich für Ihre Güte, Fräulein Charlotte, lassen Sie mich hier, wenn man nicht dringend nach mir gefragt hat."

„Das ist allerdings schon ein paarmal von ihr

vier und fünf Fuß hoch gewachsen war. Er stand vertheilt zwischen Geranienbüschen und dunkellaubigen Granaten und stach mit seinen krausen Blättern von den verschiedensten blendenden Farben, gelb, roth, grün, blau, violett, prächtig von ihnen ab. Der Gärtner schenkte mir Samen davon, den ich später zu Hause pflanzte, aber nur kleine Kohlstauden, freilich mit gefärbten Blättern, erzielte, die der erste kalte deutsche Winter unerbittlich wieder hinwegraffte.

Vom ehemaligen Walle, der den Alcazar umgab, ist noch ein Brocken stehen geblieben, von dem man auf den Guadalquivir niedersehen kann und auf die Gegend jenseits des Flusses. Auch dort entdeckt man zwischen dem Grün der Bäume arabische Ruinen aller Art, Reste von Thürmen, von Mauern, ja von verfallenen Gebäuden, an denen man noch die Spitzbogenform der Fenster erkennt. Links von uns sahen wir die geneigte Ebene, auf der wir von Granada herüber geritten waren, gerade aus führt ein ziemlich schlechter Weg die Höhe hinauf mit Umgehung von Granada nach Malaga. Zu unserer Rechten aber haben wir die prachtvolle Brücke, welche der zweite Kalif, Hirem I., in sechszehn Bogen über den Guadalquivir bauen ließ mit ihrem stark befestigten Brückenkopf, la callahorra, unter dessen Thorbogen gerade die spanische Diligence dahin rollte auf der schönen, aber staubigen Straße nach Sevilla, auf dem Wege, den auch wir wahrscheinlich morgen Abend machen werden, wenn wir nämlich das Glück haben, drei Plätze zu finden.

Der freundliche Wirth unseres Gasthofs, der uns liebgewonnen hatte und sich viel mit uns beschäftigte, namentlich mit unserem Baumeister, der ihm einige höchst wichtige Rathschläge über ein neu zu errichtendes Pumpenwerk ertheilte, hatte uns auf den Nachmittag und Abend zu einer kleinen Tertulla eingeladen, wo wir auf seinem Landhause, la arizafa genannt, „Ort des Ergötzens", am Fuße der Sierra Morena, einige seiner Bekannten und auch sehr schöne Bekanntinnen, wie er lächelnd versicherte, kennen lernen sollten. Gegen drei Uhr gingen wir zu

geschehen, Sie wissen ja, daß sie nie Jemand sein bischen Ruhe gönnt, doch fragte sie der Herr Baron, ob denn noch nicht Leute genug in dem kleinen Raum dort beisammen wären."

„Gut, so lassen Sie mich hier, Sie wissen ja, wo ich zu finden bin."

„Ach was, kommen Sie nur mit in meinen Winkel, es ist hier so gar ungemüthlich, puh, wie das hier riecht nach Tabak und Regenmänteln, auch wird Ihnen eine Tasse Thée gut thun, und ich erzähle Ihnen dann, was ich gehört, wie es mit uns werden soll."

Letzteres schien denn auch die Andere zu bestimmen, der kleinen beweglichen Person zu folgen, die ihr die Reisetasche aus der Hand genommen hatte und nun ohne Weiteres den Weg zeigend vor ihr her ging.

„Sind die Herrschaften jetzt allein?"

„Ja, ja, denn der junge Herr, dessen Einfluß man, wie mir scheint, die ganze Brühe zu danken hat, ist soeben fortgefahren, mit dem Versprechen, das Nöthige zu besorgen und dann zugleich zurückzukehren; ich glaube, wir sollen hier in der Nachbarschaft irgendwo untergebracht werden, unseres Nervenleidens wegen, als wenn es für uns nicht besser in der Residenz gewesen wäre, die wir in ein paar Stunden erreicht hätten."

Damit hatten sie den kleinen Raum erreicht, der sich neben dem Wartesaal erster Klasse befand

und ſonſt zu einem Toilettezimmer für die Damen zu dienen ſchien, heute aber von dem gefälligen Bahnhofinſpektor der fremden Herrſchaft gleichfalls eingeräumt worden war, und ſich, wie Mamſell Charlotte geſagt, mit einem Divan, einigen Stühlen und Tiſch mit reichlichem Theeſervice als recht behaglich zeigte.

Auch war es hier im Vergleich zu drüben ſo angenehm ſtill und ruhig, ſanft durchwärmt, und nachdem Madame Joſephine ſich auf dem Divan niedergelaſſen, auch eine Taſſe Thee angenommen, zeigte ſich auf ihrem ſchönen blaſſen Geſichte ein freundlicher Zug mit einem dankbaren Lächeln.

„Wenn Sie jetzt Ihren Mantel etwas ablegen wollten," ſagte die bewegliche Kammerjungfer, „ſo würde das für eine vorausſichtliche ſpätere Nachtfahrt beſſer ſein, und dann könnte es nicht ſchaden, wenn Sie einmal drinnen nachſehen wollten, was die Gnädigſte macht — meinen Sie nicht auch?"

In ihren finſtern Träumen vorhin hatte Madame Joſephine nicht daran gedacht, ſondern ſah ſich ſchon weiter ziehen in einem Eiſenbahncoupé letzter Klaſſe oder gar zu Fuß auf der ſchmutzigen Landſtraße.

Sie legte Hut und Mantel ab und ließ es ſich dankbar gefallen, daß ſich die kleine Kammerjungfer recht umſtändlich und behaglich mit ihrem ſchönen und vollen Haare beſchäftigte, das allerdings durch die lange Fahrt in Unordnung ge-

rathen war, aber in ſeiner Fülle und ſeinem weichen Glanze ſogleich wieder prachtvoll erſchien, obgleich ſie es nur kunſtlos um das Haupt wand und mit ein paar Haarnadeln befeſtigte.

Paſſend zu dieſem ſchönen Haare, der offenen Stirne, den edlen Geſichtszügen erſchien auch die hohe Geſtalt Madame Joſephinens, nachdem ſie ihren weiten, Alles verhüllenden Mantel abgelegt, ſchlank in der Taille, nicht zu breit in den Schultern, dabei von einer harmoniſchen Fülle unter dem knapp anliegenden, einfachen ſchwarzen Kleide.

Als ſie darauf ohne Zaudern in das Nebenzimmer ging, dem Rathe der Andern folgend, ſah ihr dieſe kopfſchüttelnd nach und ſprach zu ſich ſelber: „Ich möchte nicht um Alles in der Welt mich von einer Kammerfrau bedienen laſſen, die nicht nur ſo vornehm ausſieht, ſondern auch in Allem, was ſie thut, ſpricht, ja ich glaube, was ſie denkt, ſo vornehm iſt, und doch wär' es mir gar ſo ſchmerzlich, wenn ſie wieder von uns fortginge und ich ihr liebes Geſicht nicht mehr ſehen, ihre gute, ſanfte Stimme nicht mehr hören ſollte — und doch wird es ſo kommen, vielleicht wie im Märchen, und ſie eines Tages ſagen: ‚Lebt wohl, Kinder, gedenkt meiner, und auch ich werde euch nicht vergeſſen, ich, die Fee Kryſalinde.'"

Damit ließ ſie ſich lachend auf den Divan nieder und nahm ein Buch in die Hand, worin ſie ſchon vorher geleſen zu haben ſchien.

Drinnen im Warteſaal erſter Klaſſe lag eine junge Dame mit feinen, etwas müden Geſichtszügen, wachsbleichem Teint und einem leichten Zucken in den Mundwinkeln, wenn ſie ſprach, auf dem Divan, zugedeckt mit koſtbaren Pelzen, obgleich es in dem Raume nicht kühl war; ſie ſah verdrießlich und abgeſpannt aus, und wenn ſie ihre großen und hellblauen Augen unter den langſam heraufgezogenen Lidern ſehen ließ, ſo zeigten ſie einen gleichen Ausdruck.

„Ich danke Ihnen," erwiederte ſie auf die Frage der Kammerfrau, ob irgend etwas zu beſorgen wäre, „ich danke Ihnen — brauche nichts und können auch Sie ſich jetzt Ruhe gönnen, da wir wahrſcheinlich ſpäter unſeren Weg zu Wagen fortſetzen werden — ich danke Ihnen."

Sie erhob kaum ſichtbar ihre feine weiße Hand, worauf ſich Madame Joſephine zurückzog.

Sie hatte während dieſer kurzen Unterredung keinen Blick zu dem Herrn Baron erhoben, der, die Rechte auf den Divan ſtützend, zu Häupten der jungen Dame ſtand und ſeinerſeits kein Auge vom Geſichte der Kammerfrau verwandte, vielleicht um ihr durch ein kurzes verdrießliches Achſelzucken anzuzeigen, wie unangenehm er ſelbſt die Launen ſeiner Frau empfinde; jetzt, nachdem Madame Joſephine das Gemach verlaſſen und er die Hände auf dem Rücken ein paar Mal hin und her gegangen war, lieh er ſeinem verdrießlichen Geſichte Worte, indem

er unmuthig ſagte: „Du haſt allerdings ſelbſt zu beſtimmen, was geſchehen ſoll, und ich füge mich wie immer, muß aber ſagen, daß dieſe ſich ſtets widerſträubenden und wiederaufhebenden Launen auch den ruhigſten Menſchen zur Verzweiflung bringen können.“

„Das verſtehſt Du einmal wieder nicht, oder wenn Du es verſtehſt, ſo haſt Du wieder einmal Luſt, mich mit Deinen Widerſprüchen zu ennuyiren, und Du weißt, daß ich Widerſprüche nicht ertragen kann, und daß wir übereingekommen ſind, mich damit zu verſchonen.“

Er hatte ſich vor den Kamin geſtellt, wärmte ſeine Füße an der luſtig kniſternden Glut und betrachtete ſeinen ſchönen Kopf im Spiegel, wobei er unmuthig an den Nägeln kaute, um dann ſeinen mächtigen ſchwarzen Schnurrbart zu beiden Seiten hinauszudrehen und die Enden deſſelben mit ſcharfen Spitzen zu verſehen. Endlich entgegnete er ohne umzuſchauen: „Wenn ich Dir auch eigentlich nicht widerſprechen will, ſo muß ich Dir doch ſagen, daß in allem dem kein vernünftiger Sinn zu finden iſt. Wir beeilen uns, von Italien fortzukommen — nun gut — pah — ich habe nichts dagegen, es thut Deinen Nerven nicht mehr gut das italieniſche Klima, fühlſt Du und ſagen die Aerzte — ich habe nichts dagegen — wir wollen nach England — kühleres Klima, feuchte Luft, geſunde Nebel — gut — wir machen mobil, es

geht los, der Kurier voraus, bis Du auf einmal fühlst, daß Du Eisenbahnfahren nicht mehr ertragen kannst und absolut stillliegen mußt."

„Ja stillliegen, mein Freund," entgegnete sie in mattem Tone und die Worte lang auseinanderziehend, „vor allen Dingen aber Ruhe haben, Ruhe, ohne den Versuch unangenehmer Aufregungen, Ein- und Widersprüche."

„So soll ich also dazu verdammt sein, auch hier das Maul zu halten, und höchstens stumm herumlaufen zu dürfen, wie ein erboster Pudel?"

„Das ist ein sehr unpassender Vergleich, auch wünsche ich ja, daß Du redest, aber sanft redest, wie man mit einer kranken Frau reden soll, ja das wünsche ich und bitte darum, sei es auch nur, um Dir antworten zu dürfen."

„Ich soll reden und dabei schweigen, soll Dir meine vernünftige Meinung sagen und Dich nicht aufregen, soll sprechen, ohne Dir zu widersprechen, lehre mich doch dergleichen Kunststücke!"

„Mein Gott, ich begreife es ja," sagte die Dame nach einer kleinen Pause, „daß es für Dich gerade nicht angenehm ist hier, der Himmel mag wissen wie lange, liegen zu bleiben."

„Zwei Stunden von der Residenz," brummte er.

„Und in diesem unfreundlichen Winterwetter."

„In einem solchen Neste."

„Ohne Comfort, ohne Amüsement — entsetzlich!"

„Hm, was beliebt," ſagte er den Kopf aufwerfend, „ich glaube, Du ſpotteſt noch ſogar!"

„Nein, ich zeichne nur unſere trübſelige Situation, um Dich zu fragen, ob es nicht triftige Urſachen geweſen ſein müſſen, die mich veranlaßten, hier unſere Reiſe zu unterbrechen."

„Nun gut — pah, ich kann nichts dagegen haben, nur möchte ich wahrhaftig dieſe triftigen Gründe kennen lernen, denn was Dein Nervenleiden anbelangt, ſo hätteſt Du es viel behaglicher in der Reſidenz ausbrüten können, und hätten wir uns auch dort auf viel bequemere Art der Geſellſchaft unſeres angenehmen Reiſegefährten aus Italien, des Herrn Grafen Ferrner, erfreuen können."

„Du findeſt doch auch, daß er ein charmanter und liebenswürdiger Geſellſchafter iſt," erwiederte ſie, nachdem ſie mit dem ſtark duftenden Batiſttuche langſam ihre Stirne berührte.

„Pah, was kann ich dagegen haben," gab er achſelzuckend zur Antwort, „ich halte ihn für einen vollkommenen Kavalier, er trägt einen ſchönen Namen, ſcheint viel Geld zu haben, ſieht gut genug aus, ſchwätzt viel Unſinn, kurz, iſt eines jener Weſen, von denen zwölf ein Dutzend ausmachen."

„Du ſtrengſt Dich in Deinem Lobe gerade nicht an, doch hat das nichts zu ſagen, und bin ich es in ähnlichen Fällen nicht anders gewohnt, vergeſſen haſt Du aber doch noch, daß ſeine Familie mit zu den angeſehenſten des Landes gehört, daß

ſein Vater Oberſtjägermeiſter iſt, ſein Schwager der beliebteſte Adjutant des Königs, und daß uns alles das bei einem Aufenthalt in der Reſidenz ſehr zu ſtatten käme."

„Teufel auch!" rief er heftig herumfahrend, „Du ſcheinſt es ganz darauf anzulegen, mich wirblich zu machen — Du erklärſt mir da die Vorzüge der Reſidenz, um zwei Stunden davon entfernt, im Schnee und Regen hängen zu bleiben."

„Aus triftigen Gründen."

„O, o, o, o!"

„Es iſt allerdings wahr, ich beabſichtigte, nach England zurückzukehren, theils weil ich das kältere, kräftigere Klima beſſer für mein Nervenleiden hielt, dann auch um den Verſuch zu machen, mich endlich mit Mama auseinanderzuſetzen."

„Nun, mit der alten Dame auseinandergeſetzt wären wir in Neapel auch geweſen, ſollte ich denken, ſo ein paar hundert Meilen Wegs ſind immerhin eine hübſche Auseinanderſetzung."

„Auseinanderſetzen im verſöhnlichen Sinne — ich habe mich allerdings ſchlecht ausgedrückt, ich habe es ſatt, von der ganzen Familie eigentlich verbannt und verſtoßen zu ſein, und warum ich verbannt und verſtoßen bin," ſetzte ſie mit einem Anfluge von gelindem Schluchzen hinzu, „wirſt Du mir wohl erlaſſen zu ſagen."

„Gut, ich erlaſſe Dir das," erwiederte er im großmüthigen Tone, „pah, ich kann nichts dagegen

einwenden, reſpektire auch die Grundſätze und Meinungen Anderer bis in die Unendlichkeit, kann auch Alles ertragen, nur keinen Unſinn, und doch wirſt Du mir zugeben müſſen, daß in alledem kein Menſchenverſtand liegt; Du willſt Dich mit Deiner Mutter, der alten Dame, gewiſſermaßen vergleichen, verſöhnen; gut, ich habe nichts dagegen, Du beabſichtigeſt das von England aus zu thun, wo ſich Deine Mutter befindet, aber anſtatt möglichſt raſch dorthin zu kutſchiren, fällt es Dir auf einmal ein, hier liegen zu bleiben. Wo ſteckt da der geſunde Menſchenverſtand?"

„Nun, mein Freund," verſetzte ſie lächelnd mit dem Ausdruck der Ueberlegenheit, „der geſunde Menſchenverſtand liegt in dieſem Falle darin, daß Mama ſich nicht mehr in England befindet, ſondern gerade in der Reſidenz vor uns, wo meine theure Schweſter Arabella ſich vorgenommen hat, den Winter zuzubringen, um deutſches Leben kennen zu lernen, vielleicht auch um — —" Sie unterbrach ſich hier lachend, wohl dazu ermuntert durch das grenzenloſe Erſtaunen auf dem Geſichte ihres Gemahls, der ſich durchaus keine Mühe gab, daſſelbe zu verbergen, ſondern ſie ſprachlos vor Ueberraſchung mit offenem Munde anſtarrte. „Ja vielleicht auch," fuhr die junge Dame deßhalb mit dem Ausdruck größter Heiterkeit fort, „um dort endlich ein Glück zu finden, das mir bereits zu Theil geworden, das Glück, einen ſo ausgezeichneten Lebensgefährten zu finden, wie ich ihn gefunden habe."

Da er ſich mit dem linken Arm auf den Kamin ſtützte, ſo vermochte er nur die rechte Schulter unverhältnißmäßig hoch in die Höhe zu zucken, während er zur Entgegnung murmelte: „Wenn dieſe Worte auch von einem wirklichen Gedanken ebenſo weit entfernt ſind, als der Froſch vom Krammetsvogel, ſo thut das durchaus nichts, denn ich bin mir meines eigenen Werthes bewußt.“

„Schade, daß Mama nicht auch ſo fühlt und leider immer noch hartnäckig das Gegentheil behauptet.“

„Zu ihrem eigenen Schaden; wer vermag überhaupt etwas über den haarſträubenden Unſinn dieſer Frau!“

„Wir wollen darüber nicht auf's Neue ſtreiten, ich habe Dir nur das Faktum mitgetheilt und will beifügen, daß ich es nach reiflicher Ueberlegung für beſſer hielt, die Mama nicht unvorbereitet und ſo plötzlich zu überfallen, mich vielmehr von ihr aufſuchen zu laſſen, was ſie thun wird, ſobald ſie erfährt, daß ich gezwungen war, meine Reiſe wegen Unwohlſeins zu unterbrechen und vielleicht ein paar Wochen lang hier in der Nähe bei dem gewiſſen bedeutenden Arzt zu bleiben, den Seine Erlaucht ſo freundlich war, uns zu empfehlen.“

„Dir zu empfehlen, ich komme ja bei dergleichen Dingen nicht in Betracht.“

„Danke dem Himmel dafür, es iſt kein Vergnügen, krank und elend zu ſein.“

Fuß hinaus, lange Zeit durch die ſtillen Straßen der Stadt, bei dem ſchönen Stierplatze vorbei.

Hinter demſelben fängt die Alameda an, die ſich, mit zwei Reihen Bäumen bepflanzt, mit Bänken zum Ausruhen längs einem Theil der alten Stadtmauer hinzieht, aber ohne große Bedeutung iſt. Von ihr betraten wir die Ebene, welche Cordova umgibt und gingen unter rieſigen hundertjährigen Olivenbäumen auf einem breiten, geſchlängelten, ſanft anſteigenden Sandwege gegen die niederen Ausläufer des Gebirges zu. Es war uns intereſſant, ſeitwärts von unſerm Wege den Prinzen von Joinville mit ſeiner Familie zu ſehen, welche zu Eſel hinausgeritten waren. Der Prinz ſaß vor einer Baumgruppe, welche einen alten mauriſchen Thurm beſchattete und zeichnete denſelben. Eine etwas traurige Beſchäftigung für einen Fürſten, der ein ſo bewegtes Leben geführt und der ſeit langen Jahren gewohnt war, auf ſeiner ſchnellen Fregatte das Weltmeer zu durchfurchen! Der Prinz von Joinville war mit ſeiner Familie bei ſeinem Bruder, dem Herzog von Montpenſier, in Sevilla geweſen und hielt ſich jetzt ſchon vierzehn Tage hier in Cordova auf, deſſen Stille und Ruhe ihm behagte.

Wir erreichten das Landgut unſeres Wirths in ungefähr einer Stunde. Unterwegs erzählte er uns, es ſei auf dem Platze erbaut, wo ſich ehedem die unermeßlichen Gebäude und Gartenanlagen befanden, welche König Abderrhaman III. erbaute und nach einer geliebten Gemahlin Azara, „Blume der Schönheit", benannte. Nach alten Beſchreibungen mußte es ein wahrer Feenpalaſt geweſen ſein, der ſelbſt den Alcazar an Reichthum und Schönheit weit übertraf. Seine Gärten reichten bis an die Vorſtädte von Cordova und eine ungeheure Waſſerleitung führte einen kleinen Fluß des kühlſten Quellwaſſers aus der Sierra Morena hierher, der Hallen, Terraſſen und Gärten reichlich verſah mit geſchwätzigen Fontainen, die der Morgenländer ſo ſehr liebt. Die Erzählungen über dieſe Azara gleichen den Geſchichten aus tauſend und einer Nacht. Da gab es Tauſende von Marmorſäulen, die man

„Nun, was meinſt Du," lachte er ſpöttiſch, „wir brauchen doch unter uns dieſe Komödie nicht fortzuſpielen und Du kannſt verſichert ſein, daß ich gegenüber Deiner Frau Mama nicht aus der Rolle fallen werde."

„Es iſt nicht alles Komödie, lieber Cäſar, ich fühle mich wirklich leidend, krank, und kann Dich verſichern, daß es mir Bedürfniß iſt, ja ſehr wohl thun wird, hier eine kurze Weile auszuruhen, als mich in der Reſidenz ſogleich in Verhältniſſe zu ſtürzen, von denen ich noch nicht weiß, ob ich ſie, was meine Mutter anbelangt, werde bemeiſtern können."

„Ja, dieſe Frau muß einen merkwürdigen ſtörriſchen und eigenſinnigen Charakter haben," murmelte er vor ſich hin, um, nur für ſeinen dichten Schnurrbart verſtändlich, hinzuzuſetzen: „ganz in der Art ſpaniſcher Maulthiere, höchſt angenehme Eigenſchaft für eine Schwiegermutter."

„Denn meine Mutter," fuhr die junge Dame in einem ſchwachen leidenden Tone fort, „iſt nun einmal gegen uns eingenommen, auch gegen mich, und hat es nie begreifen wollen, daß ich, wie ſie ſagt, eine ſolche Thorheit begehen konnte, Dich zu heirathen, wohlverſtanden wie ſie ſagt, denn wie ich denke, weißt Du ja, mein guter Cäſar." Sie erhob mit einer matten Bewegung ihre Rechte gegen ihn, und hielt dieſe ſo hartnäckig in die Höhe, bis er, allerdings etwas brummelnd, herbeikam, ihre

Hand ergriff, um ſie, nicht gerade mit einem glücklichen oder auch nur zufriedenen Geſichtsausdruck, an ſeine Lippen zu führen.

„So — nun ſei auch mein guter Cäſar,“ lispelte ſie, ihren Kopf zurücklehnend mit halbgeſchloſſenen Augen, „ſieh' nach den Leuten, ob wir Pferde für unſere Wagen haben, um damit von hier fortzukommen, ſobald Seine Erlaucht zurück ſein wird, der die Freundlichkeit hatte, uns ſeine Begleitung zu verſprechen — ſende mir auch Madame Joſephine, wenn es Dir gefällig iſt.“

„Gut, ſorgen wir für unſer Fortkommen,“ entgegnete er, ſeine Reiſemütze vom Kopfe nehmend, worauf er hinausgehend und zu ſich ſelber ſprechend beifügte: „Es gelüſtet mich wahrhaftig auch wieder einmal, ruhig in meinen vier Pfählen zu ſitzen. Der Teufel auch, man wird von all' dem Unſinn ſo nervös, wie der Hund an ſeiner Kette, und möchte nach rechts oder links beißen,“ dann durch das kleine Gemach gehend, wo die Kammerfrau auf dem Divan ſaß, den Kopf gegen die Wand gelehnt, als ſchlummere ſie, huſtete er leicht vor ſich hin, um, als Madame Joſephine ihre großen Augen öffnete, in ſehr höflichem, ja beinahe herzlichem Tone zu ſagen: „Wenn Sie nicht zu ſehr ermüdet ſind, wird es die Baronin freuen, Sie bei ſich zu ſehen.“

Draußen war ſein erſtes Geſchäft, ſich eine Cigarre anzuzünden, und wenn man hätte ſehen können, mit welchem Hochgenuß er die erſten Züge

einzog, so wußte man sogleich, daß es sich hier um etwas lang Entbehrtes handelte. „Gehört auch wieder zu diesen verfluchten goldenen Ketten — wahrhaftig, meine Seele fängt an, nach Freiheit zu schmachten, wie der Hirsch nach frischem Wasser, und wenn einmal diese unsinnige Versöhnungskomödie vorüber ist, so wollen wir wieder ein Bischen unser eigener Herr sein; das Leben in der Residenz ist amüsant, und wenn sie mit Mutter und Schwester vereinigt ist, so wird auch mir der Zügel etwas lockerer geschnallt werden, und fände sich alsdann ein Körnchen Vernunft in diesem grassen Unsinn."

So denkend, auch wohl einen Satz laut aussprechend, war er um das Bahnhofgebäude herum gegangen und schlenderte gegen ein paar Reisewagen, die dort bereits mit leuchtenden Laternen hielten, obgleich weder die Pferde gekommen waren, noch von den Leuten Jemand zugegen zu sein schien.

Doch hatte er sich, was das Letztere betraf, getäuscht, denn als er näher kam, bemerkte er, daß der Schlag seines Reisewagens geöffnet war, und daß sich Jemand im Innern der Equipage zu schaffen machte, wobei die kleinen zierlichen Füßchen mit einem Anfluge von weißen Strümpfen draußen auf dem Tritte sichtbar waren.

Baron Cäsar lachte in sich hinein, als er mit unhörbarem Schritt ganz nahe trat, um hierauf

mit einem ſchnarrenden Tone zu ſagen, während er mit ſeinen beiden Händen raſch die ſchlanke Taille umfaßte, die zu den zierlichen Füßchen gehörte: „Ah, da haben wir es wohl mit einem kecken Diebe zu thun, na, warte, kleiner Schelm, Strafe muß ſein.“

„Wie Sie mich erſchreckt haben, Herr Baron!“ rief die kleine Kammerjungfer, ſich ſo haſtig aufrichtend, daß ſie hätte rückwärts fallen müſſen, wenn er ſie nicht großmüthigerweiſe in ſeinen Armen aufgefangen hätte — „ich bin es ja, Charlotte.“

„Das ſehe und fühle ich jetzt wohl,“ lachte er, „doch habe ich mich einmal auf Strafe eingerichtet, und muß Dich ſchon wie eine ganz verfluchte Diebin behandeln.“

„Laſſen Sie mich, Herr Baron — — dort kommt — —“

„Pah, Unſinn, Niemand kommt, kleine Bachſtelze!“

„Doch, Herr Baron, dort vom Hauſe — Madame Joſephine.“

Und während er raſch den Kopf gegen das Bahnhofgebäude wandte, ſchlüpfte ſie ihm wie ein Aal zwiſchen den Händen durch und floh lachend dem Hauſe zu.

„Warte, kleine Hexe,“ rief er ihr nach, „das Lachen ſollſt Du mir bezahlen — wo iſt denn Madame Joſephine? — — — ah, ſie hat mich nur ſchrecken wollen und das iſt ihr verwünſcht gut gelungen — fürchte ich mich doch wahrhaftig vor dieſen großen melancholiſchen Augen.“

Doch war es ihm im nächsten Augenblicke lieb, daß er sich allein bei dem Wagen befand, um dem herankommenden Kurier in einem verdrießlichen Tone zu sagen: „Aber Mister Brander, das dauert ja eine Ewigkeit, bis wir einmal fertig werden — wo bleiben denn die Pferde?"

„Sie folgen mir auf dem Fuße, Herr Baron, und da auch dort auf der Anhöhe ein paar Reiter mit Fackeln sichtbar werden, so könnten wir in einigen Minuten abfahren, wenn es die gnädige Frau befiehlt."

„Gut, sie befiehlt es und ich befehle es, also machen Sie nur, daß eingespannt wird, und kommen Sie dann mit den Leuten zum Bahnhofgebäude, um Madame an den Wagen zu tragen." Er wandte sich auf dem Absatze um und ging pfeifend dem Hause zu, wo sich die Baronin schon aus ihren Pelzen hatte herausschälen lassen und auf einem Stuhle bereit saß, um an ihren Reisewagen gebracht zu werden; vorher aber erging sie sich in den wärmsten Danksagungen gegen einen jungen Herrn in hohen Reiterstiefeln und kurzer Jagdjoppe, der mit den Fackelträgern angekommen und draußen vom Pferde gestiegen, sogleich in den Wartesaal erster Klasse geeilt war und dort mit einer Lebhaftigkeit empfangen worden, die sehr von der kargen Freundlichkeit abstach, welche man für den Baron aufgewandt hatte.

„Ein großes Glück war es zu nennen," sagte

Graf Ferner, nachdem er umständlich die feine weiße Hand der jungen Dame an seine Lippen geführt und dann einen Blick des Einverständnisses ausgetauscht, „daß ich schon früher meine Leute mit Pferden und Fackeln hieher dirigirte und den vortrefflichen Freund unseres Hauses, den guten Doktor Flinder, nicht nur zu Hause traf, sondern auch bereit, sein ganz comfortables Appartement der gnädigen Frau für einige Zeit abzutreten."

„Herzlichen Dank, bester Graf, für all' die Mühe, die ich Ihnen gemacht, rechnen Sie aber auf meine wärmste Erkenntlichkeit."

„Ich rechne darauf," gab er leise zur Antwort und hielt ihre Hand in der seinigen fest, als die Männer den Stuhl aufhoben, um ihn mit seiner schönen Bürde an den Reisewagen zu tragen, wo die Baronin in Kurzem auf's Beste untergebracht war, bis hoch an den Hals in den Pelzen steckend, behaglich auf beiden Sitzen ruhend, mit fest zugezogenen Wagenfenstern, was besonders Letzteres ihren Gemahl veranlaßte, sich, in seinen Schuppenpelz gehüllt, auf den Bock zu setzen, neben den Kutscher aus dem benachbarten Orte, theils seiner Cigarre und der frischen Luft wegen, theils aber auch, um die Fahrt in finsterer Nacht auf wahrscheinlich schlechten Wegen kontroliren zu können. In einem kleinen Kabriolet hinten an der Reiseequipage befand sich Madame Josephine und die Kammerjungfer, während der Bediente im leichten

Wagen des Kuriers eine gute Strecke voraus-fuhr.

Der Schnee hatte aufgehört zu fallen oder es war vielmehr eine wärmere, ſtärkere Luftſtrömung eingetreten, die ſtatt der weißen Flocken große Regen-tropfen herüberwarf und klagend durch die nackten feuchten Zweige der Bäume fuhr, der Wind heulte an dem Reiſewagen, ſchüttelte ihn wohl auch leicht, ehe er dann abließ von den ſchauernden Reiſenden, um brauſend und ſauſend über die Felder dahin zu fliehen, weit, weit in unmeßbare Ferne.

„Das iſt eine recht ungemüthliche Fahrt," meinte die kleine Kammerjungfer, ſich feſter in den Mantel wickelnd, „wenn es dabei nur nicht gar ſo dunkel wäre, ich habe immer Angſt, der Kutſcher verfehlt den Weg und ſetzt uns plötzlich in einem Graben ab."

„O, die Leute kennen ihre Straße genau."

„Alles hat ſich heute gegen uns verſchworen; geſtern Abend hatten wir ſo ſchönen Mondſchein bei der Eiſenbahnfahrt, wo wir ihn gar nicht brauchten."

„Wir werden ihn auch heute haben, nur etwas ſpäter," entgegnete Madame Joſephine und ſetzte, ſich zur Seite beugend, hinzu: „Sehen Sie, wie dort der düſtere Himmel eine trübgelbe Färbung annimmt — dort hinaus, glaube ich, liegt auch der Ort, wohin wir fahren."

„So waren Sie früher ſchon hier in dieſer Gegend?"

„Ich war einmal da, aber es ist schon ziemlich lange her, kann mir aber wenig davon erinnern — Alles war damals anders, der Himmel klar und der Schnee deckte die Landschaft.“

„Das war jedenfalls amüsanter, als die heutige Regennacht — wenn ich denke, daß wir ohne den Unsinn, wie der gnädige Herr zu sagen pflegt, jetzt behaglich im warmen Zimmer eines guten Gasthofes säßen, so muß ich schon eingestehen, daß das Dienen immerhin ein hartes Brod ist.“

„Gewiß, doch gibt es noch viel traurigere Verhältnisse.“

Der Herr Baron vorne auf dem Bock hatte seine halbgerauchte Cigarre, nachdem er sich eine frische angezündet, dem Kutscher in den Mund geschoben und sagte nun: „Wer rasch fährt, bekommt auch ein gutes Trinkgeld,“ worauf Jener lachend erwiederte: „Was ich beim langsamen Fahren noch mehr verdiene, Euer Gnaden, denn wenn ich auf diesen schlechten Feldwegen wollte laufen lassen, so würden wir kaum mit heiler Haut nach Morfeld kommen. — Ja, ich kenne diese Straße — recht genau kenne ich sie.“

„Haben wir einen Fluß zu passiren, ich meine, ich sehe dort vor uns Wasser leuchten?“

„Es ist nur ein kleiner See, Euer Gnaden, den ich gleichfalls kenne, ja recht genau, und werde Zeit meines Lebens daran denken!“

„Hast Du dort einmal Unglück gehabt?“

„Ich nicht, Euer Gnaden, aber ein Anderer, den ich fuhr, das war vor ein paar Jahren, da hatten sich hier ein paar Herren aus der Residenz zusammengefunden, um mit Pistolen auf einander zu schießen, und der Eine von ihnen, den ich nachher fuhr, war so todtgeschossen worden, daß man es nicht besser verlangen konnte, ich sah ihn selbst todt am Boden liegen, und der Doktor, der ihn untersuchte, sagte, dem thut kein Zahn mehr weh — nun, das wäre nichts Besonderes gewesen, aber als wir ihn aufgeladen hatten, den Todten nämlich, und kaum eine halbe Stunde gefahren waren, kommt ein anderer Wagen schneller hinter uns drein, so daß ich ausweichen mußte, und wie ich das sorgfältig thue und rückwärts schaue, ob der Andere gut vorbeikommt, blickt mein Todter zum Wagen heraus und wünscht dem anderen Reisenden ganz gemüthlich einen guten Abend — dachte ich doch, ich müßte vor Schreck vom Wagen herunterfallen."

„Ach, ich erinnere mich, von der Geschichte gehört zu haben, doch war der Andere eben so wenig todt, als ich und Du."

„O, Euer Gnaden, der war todt gewesen, darauf können Sie sich verlassen."

„Lebt aber heute noch, darauf kannst Du Dich ebenfalls verlassen."

„Glaub's wohl, und wenn sie ihn noch zehnmal todtschössen oder stächen, so wird er doch wieder zum Leben kommen, wenn er von seiner Zauber-

medizin nimmt, und ihn dabei der Mond beſcheint — ſehen Sie, hier war es, wo er lag, und dort kommt auch der Mond herauf, aber damals war er klarer.“

Die Pferde ſchlichen langſam die mäßige Anhöhe hinauf, mühſam den ſchweren, hin und her ſchwankenden Reiſewagen durch die tief ausgefahrenen Geleiſe ziehend, wobei ſich der Waſſerſpiegel des kleinen Sees trübe leuchtend vor ihnen ausbreitete, während hinter ihm durch Dunſt und Nebel die rieſige Mondſcheibe in fahlem, ſchmutzigem Gelb ſichtbar geworden war, aber doch ſo viel Licht gebend, daß man die entlaubten Zweige der Bäume, ſowie das wehende Schilf am Ufer ziemlich deutlich ſah.

Wen überſchleicht nicht in jeder Stimmung ein ernſtes, faſt wehmüthiges Gefühl, wenn er das Geſtirn der Nacht ſo in düſterer Glut, dunſtig und nebelverſchleiert erblickt, den treuen Gefährten ſo mancher Nacht, den tröſtenden Freund in hellem Silberſtrahl glänzend, wie wir ihn ſo gern im Gedächtniß haben — jetzt verblichen, ermüdet, mit traurigem Schein, ſchwerfällig am Horizonte ziehend, vielleicht ein Bild unſeres eigenen Lebens — nur noch ein Geſpenſt unſerer einſt ſo ſchönen und glänzenden Erinnerungen.

So mochte auch wohl Madame Joſephine denken, die, den Kopf ſeitwärts geneigt, unverwandt in die Mondſcheibe blickte, und ſo anhaltend, bis ſich ihre

aus Afrika, Griechenland, Italien und Frankreich herbeigeführt, die Decken waren aus Cedernholz geschnitzt, die Wände und Fußböden auf's Kunstreichste mit Gold ausgelegt. Die mächtige Brunnenschale der Haupthalle bestand aus einem einzigen Stück Jaspis, und um das Glitzern und Spiegeln einer natürlichen Quelle, auf deren Grund sich bunte Kieseln und Crystalle befinden, nachzuahmen, hatte man in's Inwendige der Schale einen Edelstein an den andern gefaßt, welche unter dem plätschernden Wasser ein wunderbares Farbenlicht hervorbrachten. Rings um diese Fontaine, erzählt Cuendias, schienen zwölf Thiere von gediegenem Golde und in Lebensgröße Wache zu stehen. Sie waren sehr künstlich gruppirt ... Neben einem kolossalen Löwen, dessen Statur an die Wüstenkönige der Sahara erinnerte, standen als gehorsame Höflinge eine Antilope und ein Crocodil, während ihm gegenüber ein Adler und ein Drache die schwächern Luftsegler und Hühnerhofbewohner, nämlich einen Falken, einen Pfau, eine Taube, einen Hahn, eine Henne und eine Gans zu befehligen schienen. Aus Rachen und Schnabel dieser Thiere sprudelte ewig frisches Wasser, Dank den Winden aus der Sierra Morena; bei Tage blitzte und funkelte es unter den Strahlen der andalusischen Sonne, bei Nacht sprühte es als mondbeglänzter Diamanten- und Smaragd-Regen durch das grüne Laub der Gärten. Auf den Wellen des Quellbeckens schwamm ein goldener Schwan und unmittelbar über der Fontaine hing eine Perle vom reinsten Wasser und von merkwürdiger Größe. Sie war ein Geschenk, welches der griechische Kaiser Leo dem erhabenen Abderrhaman III. verehrt hatte. Eben so reich verziert waren die übrigen Säle und Gemächer des Palastes. Ueberall kostbare Tapeten aus Damaskus, überall reiche Teppiche aus Persien, und Gold, gediegenes Gold in fabelhaften Massen. Ueberall Blumen, Landschaften und Vögel, die der Natur so getreu nachgeahmt waren, daß man das Zwitschern der Waldsänger zu hören, den kühlenden Fächer der Abendluft zu fühlen und den berauschenden Blumenduft zu schlürfen glaubte.

Augen mit Thränen füllten, Thränen tiefen Kummers über ein verlorenes Leben.

Ja, sie war schon einmal in dieser Gegend gewesen, sie hatte diesen Weg schon einmal gemacht, gleichfalls im Winter, aber an einem klaren heiteren Frosttage, und wenn auch damals schon ihr Herz von Leiden bedrückt wurde, so schlug es doch gegenüber ihrem heutigen Denken und Fühlen fast glücklich und zufrieden.

Allerdings hatte sie in jener Zeit der Blitz des Telegraphen zurückgerufen, als sie schon das weite Meer vor sich gesehen und damit Freiheit und Unabhängigkeit, ja die Lösung schmerzlich drückender Verhältnisse — hatte sie zurückgerufen den langen, langen Weg, den sie soeben erst durchmessen, und an das Lager eines gehaßten Mannes geführt, der, auf den Tod verwundet, sie gerufen hatte und nun festhielt, ihre Dankbarkeit in Anspruch nehmend.

Und sie mußte bleiben und leiden, anfangs in dumpfem, schmerzlichem Gefühl des tiefsten Unglücks und Unwerths, bis endlich der Silberton der Freundschaft und Liebe in ihr starres Herz gedrungen war, dasselbe erwärmt, erleuchtet und milde gestimmt hatte, so daß es, magnetisch berührt von einem andern reinen weiblichen Herzen, sich selbst wie geläutert erschien durch jahrelangen Kummer und jahrelangen tiefen Seelenschmerz und so wieder die Berechtigung habend, auf ein unsäglich süßes Glück zu hoffen.

Falsche Hoffnungen Alles das — Trugschlüsse

eigener Verblendung — verzeihliche Trugschlüsse durch Liebe, Glaube und Hoffnung. Wie hatte sie auch denken können, daß ihr vergangenes, mitunter häßliches Leben fleckenlos würde erscheinen, weil jenes herrliche reine Wesen sie Schwester genannt, sie auf die Stirne geküßt, und daß damit alle Flecken verschwunden wären, die auf ihrer Seele brannten, und dadurch schmerzlich in ihrem Herzen wühlten!

Wie hatte sie an die Beständigkeit der Liebe jenes Mannes glauben können, dessen leichtbewegter Phantasie sie als eine glänzende Eroberung erschienen war, der, leidenschaftlich für sie erregt, zur Besinnung, ja zur nüchternen Besinnung kommen mußte, sobald er bei der Schwäche und dem Wankelmuth seines Charakters zu dem Bewußtsein kam, daß seine strahlende Göttin nichts sei, als ein liebendes treues Weib, daß von jener glänzenden Erscheinung nichts übrig blieb, als die Erinnerung an eine thörichte Leidenschaft, deren Ziel auch vielleicht anders hätte erreicht werden können, als durch die schweren, drückenden Fesseln einer so voreiligen und unüberlegten Verbindung.

O, es war begreiflich der schrecklichste Augenblick ihres so schmerzlich bewegten Lebens gewesen, als sie es über sich vermocht, sich einzugestehen, die Existenz eines so furchtbaren Gedankens, der freilich anfänglich durch Mienen und Worte nur wie fernes Wetterleuchten erschienen war, um, einem

ſchweren Gewitter gleich, murrend und grollend heranzuziehen, und dann mit einem einzigen blendenden Blitzſtrahle die ganze üppig grüne Saat ihrer Liebe und Hoffnung zu verheeren.

Ja, zu verheeren, niederzuſchmettern, in Feuer auflodern zu laſſen, und als ſie darnach zuſammengebrochen ſaß auf der Brandſtätte ihres Glückes, hatte es nicht einmal lange gewährt, bis ſie ihre ſtarke Seele wieder aufgerichtet hatte, bis ſie in Wirklichkeit mit einem trüben Lächeln langſam das Haar aus ihrer Stirn geſtrichen und laut zu ſich ſelber geſagt: „Ja, ſo mußte es kommen, und da es nun ſo gekommen iſt, danke ich dem Himmel für die Klarheit, die er mir verliehen, ſowie für die Kraft, die er mir gegeben, mein grenzenloſes Unglück muthig zu tragen, und von nun an einſam meinen Weg zu gehen.“ Da war an eine Umkehr nicht mehr zu denken, an kein rechts oder links Schauen, an kein Vergeſſen und Begütigen, obgleich er das allerdings verſucht, obgleich es nur ein einziges Wort geweſen, womit er ſie zu Boden geſchmettert, ein wahres und deßhalb um ſo furchtbareres Wort, ein Wort von ſo häßlichem Klange, daß ſie ſich ſelbſt ſcheute, es zu wiederholen, und deſſen Laſt ſie wie ein Verbrechen tragen mußte, und das ſie nicht einmal dadurch abſchwächen konnte, daß es ja eigentlich ein Verbrechen war, welches freventlich an ihr begangen worden und woran ſie nicht mehr ſchuld war, als ein armes Kind, das

mit den Leiden einer verzehrenden Krankheit zur Welt kommt. — — — Vorbei — Alles das vorbei. — — Sie hatte ihm mit übermenſchlicher Kraft zugeſtanden, daß er zu jenem Worte alle Berechtigung hatte, ja ihm nicht einmal vorwurfsvoll geſagt, daß er ja nur mit dieſem Worte gewiſſermaßen ihr eigenes Geſtändniß wiederholt, nur einen Schatten wieder hervorgerufen, den er vor nicht langer Zeit lächelnd verſucht, von ihrer Stirn und ihren Augen wegzuküſſen.

— — — — Vorbei — Alles vorbei. — Sie hatte ihn gebeten, ſie in Italien zurückzulaſſen, als er ſich nach Paris begab in Begleitung ſeines Freundes, des Freiherrn von Reckenſtein.

— — — — Ah, dieſer Name, ſie konnte ihn nicht ausſprechen, ja ſie vermochte ihn nicht einmal zu denken, ohne faſt die Lippen ſich blutig zu beißen, ohne ihre Hände krampfhaft zuſammenzuballen: das war ein entſetzlich ſchrecklicher Menſch, ein böſer Engel, ein treuloſer Verräther aller Ehre und Freundſchaft.

Und es war ihr eine unerträglich gewordene Laſt von der Seele genommen, als ſie dieſen nicht mehr in ihrer Geſellſchaft dulden mußte — freilich war Alles, Alles vorbei, mußte Alles vorbei ſein, da ſie mit einander gingen.

Dann hatte ſie ihre kleinen Angelegenheiten geordnet, hatte mit ängſtlicher Haſt das Geld eingepackt, das er ihr zurückgelaſſen, auch Alles an Werth und Koſtbarkeiten, das ſie einſtens von ihm

erhalten, hatte sich mit ihrer Händearbeit ernährt, auf eine günstige Gelegenheit wartend, um nach England zurückzukehren, in ihre Heimat, dort die armselige Hütte aufzusuchen, wo sie von den Ihrigen noch zu finden hoffte, für Jene zu arbeiten, wenn sie sich in Noth befanden, ihnen Lebewohl zu sagen, wenn es anders war, um dann irgendwo zu verschwinden, zu vergehen, still und unvermerkt, wie sie in's Leben getreten.

Da hatte sich denn auch jene günstige Gelegenheit gefunden bei einer jungen reichen Dame, bei einer Landsmännin, die sich an einen deutschen Baron verheirathet hatte, die im Begriff war, auf dem kürzesten Wege nach England zurückzukehren, und die eine Dienerin gesucht hatte, ein Mittelding zwischen Gesellschafterin und Kammerfrau.

So war Madame Josephine nach Deutschland zurückgekehrt und hatte, mit dem Kurierzuge dahinfliegend, die dunkle Nacht gesegnet, weil sie es ihr möglich machte, vorüber zu huschen an all' den Orten voll schmerzlicher Erinnerung — selbst nicht sehend und nicht gesehen werdend.

Doch trügerisch, wie so Vieles in ihrem Leben, hatte sich jetzt auch diese ihr so glatt erscheinende Flut erwiesen, und als sie sich schon gerettet glaubte, war sie in einen tückischen Wirbel gerathen, der eben im Begriffe war, sie an's Land zu werfen und gerade an einer Stelle, die sie vor allen anderen gefürchtet. — — —

„Gott sei Dank," sagte die kleine Kammerjungfer aus dem Schlummer auffahrend und um sich schauend, „dort vor uns sah ich Lichter schimmern, hoffentlich sind wir an Ort und Stelle."

Und sie hatte Recht. Der Reisewagen hielt, aus der gastlich geöffneten Thür des kleinen hübschen Hauses drang heller Lichterschein, auf der Schwelle stand Doktor Flinder, die junge Dame freundlich begrüßend und sie dann in's Haus geleitend. Um der Dienerschaft ihre Zimmer im Dachstocke anzuweisen, war eine alte Magd da, die ziemlich mürrisch drein schaute über die vielen späten Gäste, was für Madame Josephine eine Erleichterung war, denn ein freundlicher Willkomm oder gar ein Wort des Wiedererkennens würde sie vielleicht vermocht haben, in die finstere Regennacht zurückzufliehen.

Und doch geschah noch etwas, das ihr Herz krampfhaft zusammenzog und schmerzliche Thränentropfen aus den Augen preßte — um den Wagen herum schlich ein riesiger Neufundländer, die fremden Menschen betrachtend, und drückte sich jetzt auffallend an sie, hob den Kopf und stieß ein kurzes eigenthümliches Geheul aus, nachdem seine heiße Zunge ihre Hand berührt.

Elfte Randverzierung.

Regenschilderungen, die uns seltsame Bilder der Vergangenheit zeigen.

Es regierte jene Art von Wetter, wie sie im Spätherbst zuweilen vorkommt, wo man glaubt, alles Lebendige in der Landschaft sei umgekommen, selbst die sonst so frechen Sperlinge und zudringlichen Krähen — oder habe sich verkrochen, um den Jammer nicht mit ansehen zu müssen, wie der Wind in blinder Wuth die nackten Zweige der Bäume hin und her weht, an denen doch nichts mehr herabzuschütteln ist, und wie er brausend und sausend mit heulendem Hohngelächter bald in anhaltendem Wehen, bald in heftigen Stößen über die Erde dahinfährt, die Regentropfen vor sich her peitschend.

„Alle Hoffnung verschwunden — alle und jede," seufzte die Frau, welche wir gestern unter dem Namen Madame Josephine kennen gelernt und die jetzt an dem tiefstrüben traurigen Novembertage, der wohl das einzige Gute hatte, daß er vortrefflich zu ihrer Stimmung paßte, an den Fenstern des kleinen Stübchens lehnte, wohin sie die alte Magd des Doktor Flinder gestern Abend gebracht,

und wo man sie in Ruhe belassen, da Mamsell Charlotte den Dienst bei der gnädigen Frau gethan, vorgebend, die Kammerfrau sei unwohl und müde; ob sie solches nun aus gutem Herzen gethan, oder ob sie, wie schon öfter, den Dienst der Kammerfrau in ähnlicher Weise erleichtert, vielleicht mit dem Nebengedanken, jene sich nicht in der Gunst der Herrin festsetzen zu lassen, wissen wir nicht genau anzugeben, ist auch für uns eben so gleichgültig, als für Madame Josephine. War ihr doch der Dienst, den sie angenommen, nur Mittel zum Zweck, und es ihr um so lieber, je eher sie den letzteren erreiche, um den ersteren wieder verlassen zu können.

Nun hatte ein tückischer Zufall ihre Reise unterbrochen, und gerade an einem Punkte, an dem sie so gerne schweigend, nichtsdenkend, wenn dieß möglich war, mit verhülltem Haupte vorübergehuscht wäre, — an einem Punkte, der, verklärt hervorgetreten aus ihren trüben Erinnerungen, jetzt seinen Glanz verlieren mußte, und verschwinden in ihrer trüben grauen Vergangenheit — verschwinden, wie jener falbe Schein am Himmel, von dem nichts mehr übrig geblieben war, seit sie ihre Augen starr auf ihn geheftet.

Dann sanken ihre Blicke herab gegen den Horizont und ein schmerzliches Lächeln zuckte um ihre Lippen, als sie nach längerem Hinstarren durch Nebel- und Regenschleier die Umrisse des Schlosses

erkannte, wo ſie die glücklichſten Tage ihres Lebens verbracht.

Es überflog ſie ein Fröſteln, als ſie jener Zeit gedachte, ſowie daran, was nun werden könne und würde, und dieſes Fröſteln veranlaßte ſie, in dem kleinen und dürftigen Dachzimmerchen umherzuſehen, um jetzt erſt zu fühlen, daß deſſen dünne Dachwände, ſowie das undichte Fenſter wenig Schutz gewähren gegen die Kälte des heftigen Nordweſtwindes.

Und doch dankte ſie dem Himmel für dieſen kleinen, unſcheinbaren Raum und ſchauderte bei dem Gedanken, hinunterſteigen zu müſſen in das ihr ſo wohlbekannte Gemach; — wie das Alles werde, wie es ſich geſtalten ſollte, das vermochte ſie ſich nicht auszudenken, was der Arzt ſagen würde, wenn er ſie ſähe und wiedererkennen würde — und nun ſchien dieſer Augenblick zu nahen, denn ſie hörte, wie draußen die Treppe unter einem feſten Fußtritt knarrte, wie ſich Schritte der Thüre näherten, und dann vernahm ſie eine Stimme, deren Klang ſie tief erſchütterte, in erſtauntem Tone fragend: „Ja, was machſt denn Du hier oben? was treibt Dich an, hier gleichſam Wache zu halten?“ — Dann klopfte es leiſe an die Kammerthür, dann rief ſie: „Herein!“, dann ſtand Doktor Flinder auf der Schwelle und ſagte wohlwollend, ohne in das Zimmerchen einzutreten: „Entſchuldigen Sie mich, Madame, daß ich es für meine Pflicht halte, auch nach meinen

neuen Hausgenossen im oberen Stocke zu sehen; ich freue mich, dieß sogleich gethan zu haben, denn man hat Sie ziemlich schlecht untergebracht, ich werde unten im Hause ein besseres Zimmer für Sie finden."

Erkennen konnte er sie unmöglich, denn sie stand dicht am Fenster des ohnedieß ziemlich dunklen Raumes und vermochte es auch nicht, sich sogleich gegen ihn umzuwenden, ihr Herz schlug heftig, ihr Athem flog — sie wäre nicht im Stande gewesen, ihm in diesem Augenblicke etwas Anderes zu erwiedern, als: „Ich danke Ihnen" — war doch hier nicht Zeit und Ort zu einer Erklärung, wie sie kommen mußte, wenn sie sich umwandte, wenn er erkannte, mit wem er sprach.

Ein glücklicher Zufall war es denn auch, daß Mamsell Charlotte jetzt die Treppen herauf hüpfte, etwas erschrocken that beim Anblick des großen Hundes, der neben dem Arzte schweifwedelnd auf der Schwelle stand, und dessen kluges, gegen seinen Herrn gerichtetes Auge die Bitte auszusprechen schien, näher treten zu dürfen und sich der Frau am Fenster freundlich zu nähern. Doch schien diese so gar theilnahmlos für die ihr bewiesene Artigkeit, daß Doktor Flinder sich nach einer kurzen Verbeugung zurückzog, den Neufundländer am Halsbande mit sich führend, worauf die Kammerjungfer eintrat, sich auf den einzigen Stuhl im Zimmer niederließ und nach einem tiefen, etwas affektirten

Im Mittelpunkt des großen Gartens und auf einer Anhöhe, von wo man die Aussicht auf ein entzückendes Panorama hatte, erhob sich der Pavillon des Chalifen; Abderrhaman pflegte hier auf der Rückkehr von der Jagd auszuruhen. Dieß graziöse Gebäude, getragen von Marmorsäulen mit ciselirten Goldkapitälen, hatte etwas Phantastisches und glich, bei seiner Lage mitten im Grünen, einer Zaubergrotte im Schooß eines gefeiten Waldes. Der Plafond und die Wände des kaiserlichen Pavillons waren mit Gold und Edelsteinen eingelegt, welche wie eben so viele Augen des Genius blitzten, der mit so viel Kunstsinn und Verschwendung sie gesammelt und gereiht hatte. Das größte Wunder aber war eine Riesenmuschel aus Porphyr, die sich in der Mitte des Hauptsaales erhob. Sie war mit Quecksilber gefüllt, welches durch eine kunstvolle Vorrichtung immerfort strömte ... Diese Muschel war eine Lieblingsspielerei Abderrhamans. Wenn er einen seiner Gäste, der den Pavillon zum erstenmal sah, überraschen oder erschrecken wollte, so mußten seine Diener auf ein verabredetes Zeichen alle Thüren des Salons auf einmal öffnen, und die Sonne, die plötzlich mit ihrem Strahlenmeer den ganzen Salon übergoß, spiegelte ihr Flammenbild an den Wänden und in den Diamanten, Smaragden und Rubinen tausendmal ab. Ferner wurde durch eine optische Täuschung, die heutzutage jedes Kind begreift, während sie in jenen Zeiten Zauberei schien, der Sonnenglanz vom Quecksilber so zurückgestrahlt, daß er dem Leuchten des Blitzes glich, während die fortwährende Bewegung des Metalls die Täuschung vollendete und der ganze Pavillon zu beben und zu wanken schien, wie ein von zornigen Meereswogen geschaukeltes Schiff.

Noch viel weniger aber als vom Alcazar ist von der Pracht der Azara etwas übrig geblieben. Hier haben Revolutionen und Kriege alles dem Erdboden gleich gemacht, und so wurde selbst der Platz vergessen und blieb lange Zeit unbeachtet liegen. Endlich durch die schöne Lage aufmerksam gemacht, — vom Fuß dieser Ausläufer des Gebirges übersieht man nämlich Cordova und weit hinaus das Flußbett des Guadalquivir — begannen Einzelne sich

Seufzer ſagte: „So ſäßen wir denn glücklich in dieſem Neſte feſt, und der Himmel mag wiſſen, wie lang das ländliche Vergnügen dauern wird. Es iſt ein altes Sprüchwort: wenn man den Wolf nennt, ſo kommt er gerennt, und die Gnädigſte drunten, welche geſtern ihre Gründe hatte, ein wenig Krankſein zu ſpielen, befindet ſich heute ernſtlich unwohl."

„Hat ſie nach mir verlangt?"

„Bis ſoeben nicht, im Gegentheil, ſie hatte befohlen, Sie ruhig auf Ihrem Zimmer zu laſſen, und mit mir vorlieb genommen, ſcheint ſich aber jetzt etwas ſtark zu langweilen und verlangt nach Ihnen, ich glaube, Sie ſollen ihr vorleſen."

„Welches Zimmer bewohnt ſie?"

„Ein ſehr hübſches Gemach im Parterreſtock, behaglich und gerade ſo eingerichtet, um mit Annehmlichkeit darin krank zu ſein; es hat einen halbdunklen Alkoven, wo das breite Bett ſteht und von wo man, in das Zimmer hinausſehend, die ſpielende Flamme des Kaminfeuers erblickt."

Madame Joſephine nickte ſchweigend mit dem Kopfe, ſie kannte jenes Zimmer wohl mit ſeinem Alkoven, mit dem Vorgemach, wo das Kaminfeuer loderte, und ſie erinnerte ſich wieder auf's Schmerzlichſte jener Zeit, wo ſie an der leuchtenden Flamme geſeſſen, ſtundenlang, nächtelang, während der Wind um das Haus heulte und der Regen gegen die Fenſter ſchlug, gerade wie jetzt. Wie oft hatte ſie

während der kurzen Zeit ihres Glückes daran gedacht und sich gewünscht, noch einmal dort zu sitzen, freundlich mit Doktor Flinder plaudernd — und mit ihm dabei jener schmerzerfüllten Tage gedenkend, die für sie so glücklich geendet, um darauf die ganze Wucht des Unglücks über sie hereinbrechen zu lassen; und nun hatte es sie wieder hierher getrieben unter das friedliche Dach, nun sollte sie das Gemach wiedersehen, vielleicht wieder an dem lodernden Kaminfeuer niedersitzen, noch trauriger, noch elender als damals.

„Der Herr Baron hat daneben ein kleines Schlafzimmer," plauderte die Kammerjungfer, „und ich hatte mir für die vergangene Nacht auf dem Divan in der Wohnstube unten ein Lager zurecht gemacht, sie wollte es so haben, damit ich in ihrer Nähe sei, und ich that das gern, um auch Ihnen Ihre Ruhe zu gönnen, denn ich hatte bei der gestrigen Abendfahrt wohl bemerkt, wie angegriffen Sie waren."

„Ich danke Ihnen herzlich," gab Madame Josephine zur Antwort, „und werde sogleich hinuntergehen, um mich der gnädigen Frau zum Vorlesen oder was sie sonst wünscht, zur Verfügung zu stellen."

„Ach ja! es ist mir recht, wenn Sie das thun, ich muß ein bischen Revision im Hause halten, um zu sehen, bei weß Geisteskindern wir uns eigentlich befinden; unser Hausherr, Doktor Flintenschloß,

oder wie er heißt, ist ein ganz netter und freundlicher Mann — nicht sehr Frauenarzt," fuhr sie mit dem linken Auge blinzelnd gegen Madame Josephine fort, „denn er sagte zur Gnädigen: ‚Was man so Nervenleiden nennt, beruht häufig auf Einbildungen und auf einem gewissen vornehmen Nichtsthun, was uns auf allerlei Phantasieen kommen läßt; wer tüchtig arbeitet, sich auch noch fleißig bewegt, und nicht über jedes leichte Unwohlsein nachgrübelt, klagt selten über angegriffene Nerven, natürlicherweise Leute ausgenommen, die in früherer Zeit von ihren Rücken- und Kopfnerven zu viel verlangten.' Der Herr Baron nahm diese Worte sehr gnädig auf und meinte auf und ab spazierend: ‚Siehst Du wohl, mein Kind, ganz meine Ansicht, Du kannst wahrhaftig versichert sein, es ist viel Unsinn bei diesen Nervenleiden.'"

Die Kammerfrau hatte unterdessen ein wenig an ihrer Toilette korrigirt, sich auch ein schwarzes Spitzentüchlein so um den Kopf gebunden, daß die Spitze auf ihre Stirn fiel und nach Belieben noch tiefer herabgezogen werden konnte, dann ging sie mit Mamsell Charlotte die Treppen hinab und wurde von dieser in das Wohnzimmer geführt, wo die Kammerjungfer auf dem Divan geschlafen, wo sie Madame Josephine zu warten bat, bis die gnädige Frau sie rufen lasse oder klingeln würde.

„Ich will auch in Ihrem Interesse das Haus anschauen," sagte Mamsell Charlotte, „Sie wohnen

da oben gar zu ſchlecht, und ich fürchte," ſetzte ſie flüſternd hinzu, „wir ſind hier auf verſchiedene Wochen feſtgebannt."

Dann ging ſie hinaus und Madame Joſephine ließ ſich auf dem Divan nieder, aufmerkſam den bleifarbenen Himmel und den niederſtrömenden Regen betrachtend, wobei ſie gewaltſam ihre wild gewordenen Gedanken bezwang.

Im Nebenzimmer hörte ſie den Baron auf und ab gehend zuweilen ſich räuſpern, vernahm auch wohl von ſeinen Schlagwörtern: „ha!" oder „uff!" oder „ich habe nichts dagegen", „Unſinn" und Aehnliches. Endlich kam er an die Thüre, öffnete ſie und ſchien überraſcht, Madame Joſephine zu ſehen, doch war dieſe Ueberraſchung nicht unangenehmer Art, er lächelte freundlich, zog die Thüre ſanft hinter ſich in's Schloß und ſagte näher kommend: „Gut, daß man endlich einmal ſo ein gutes und liebes Geſicht zu ſehen bekommt — ſonſt nichts wie trüber Himmel, Regenwetter und Unſinn. — Da draußen Regenwetter, da drinnen Thränen, es iſt nächſtens nicht mehr zum Aushalten."

Er zog ſeinen langen, dunkelvioletten, ſammtenen Morgenrock feſt über ſeine rothen Beinkleider zuſammen, rückte das ſchwarze, goldverzierte, mit ähnlicher Troddel verſehene Mützchen verdrießlich gegen das rechte Ohr und ſtellte ſich an's Fenſter, wobei er that, als betrachte er aufmerkſam den ſtrömenden Regen, ſchielte aber in Wahrheit nach der Kammer-

frau hinüber, die ſich ſchweigend erhoben hatte und hochaufgerichtet daſtand, worauf er ſich plötzlich gegen ſie wandte und ſie dringend bat, gerade ſo zu thun, als ſei er gar nicht anweſend, „das heißt," fuhr er raſch ihre Hand ergreifend fort, „Sie ſollen ruhig da auf dem Divan ſitzen bleiben, ich will um Alles in der Welt nicht, daß Sie ſich meinetwegen inkommodiren — um — Alles — in — der — Welt — nicht." —

Er nöthigte ſie mit ſanfter Gewalt dabei, ſich niederzulaſſen, um dann, freilich nur eine Sekunde lang, denn ſie bog haſtig den Kopf auf die Seite, ihr Geſicht mit der Hand etwas zu erheben, dabei in einem vorwurfsvollen Tone ſagend: „Wie blaß Sie wieder ausſehen, Madame Joſephine — das macht die verfluchte Nachtfahrt und all' der Unſinn — ſchonen Sie ſich, ich bitte Sie darum — ich will es — und wie kalt Ihre Hand iſt, Sie haben in Ihrer Beſcheidenheit gewiß wieder ein Zimmer ohne Feuer genommen, und das ſoll nicht ſein, meine Frau will das nicht und ich auch nicht, der Doktor ſoll Sie bei uns unterbringen, in dieſem Zimmer meinetwegen, meine Frau hat Sie gern in der Nähe und ich auch, weil es meine Frau wünſcht und weil wir Beide einen ſo großen Gefallen finden an Ihrem angenehmen, gebildeten, ja liebenswürdigen Weſen, und weil wir wollen, daß Sie ſich mehr als zu uns gehörig betrachten ſollen. — Fällt Ihnen das ſo ſchwer, Madame Joſephine?"

Sie konnte nicht anders, als ihm, obgleich in ernſtem Tone und ſehr wenigen Worten, für dieſe freundlichen Aeußerungen danken, wobei ſie ſich indeſſen wieder erhob, um einen Schritt gegen das Nebenzimmer zu machen, dann ihre Hand haſtig an ſich zog, die er ergriffen hatte, um ihn dabei in einem ernſten, etwas befremdenden Blick anzuſchauen, beſonders weil er mit leiſer Stimme zu ihr ſprach: „Vergeſſen Sie vor allen Dingen nicht, daß ich es ſehr gut mit Ihnen meine, und mir gern Ihre Freundſchaft erwerben möchte — eine ganz intime Freundſchaft.“

Obgleich die Baronin nicht geklingelt hatte, begab ſich Madame Joſephine mit erhobenem Kopfe, die Lippen feſt auf einander gepreßt, in das Nebenzimmer, und es däuchte ihr eine Wohlthat, hier in die ihr ſo ſchmerzlich bekannte Umgebung mit den unangenehmen Gefühlen eintreten zu können, welche die eben vernommenen Worte in ihr erregt, ſie hätte im andern Falle vielleicht unmöglich vermocht, ihren Schmerz zu bezwingen, ja ihre Thränen zurückzuhalten, denn hier war Alles ſo wie damals, als ſie eintrat, um an dem Lager des ſchwerverwundeten Roſenthal zu erſcheinen; das durch den herabgelaſſenen Vorhang ſanft verdunkelte Zimmer, die freundlich leuchtende Flamme im Kamin, auf deſſen Geſimſe die gleiche Uhr, wie damals, die gleich ſcharfe, etwas unkorrekte Pendelbewegung hören ließ, der niedrige Lehnſtuhl daneben, auf dem

ſie ſo viele Stunden geſeſſen, der halbgeöffnete Alkoven, und wo ſie das leichte Huſten der dort Ruhenden hörte und jetzt die fragende Stimme der Baronin vernahm: „Sind Sie es, liebe Joſephine?“

„Ja ich bin es, gnädige Frau, und wäre ſchon längſt gekommen, wenn ich hätte glauben können, daß Sie meine Anweſenheit befohlen.“

„Befohlen nicht, aber gewünſcht, denn es iſt mir immer angenehm, Sie um mich zu wiſſen.“

Dann reichte ſie ihr die feine weiße Hand und gab ihr ein Zeichen, ſich neben dem Bette auf einen Stuhl niederzulaſſen.

„Sind Sie gut untergebracht — wo?“

„Im oberen Theil des Hauſes.“

„Ich wünſchte Sie aber bei mir zu haben, hier unten — womöglich dort im Nebenzimmer, und will mit dem Doktor darüber reden.“

„Sie ſind zu gütig, Frau Baronin, und werde ich ganz Ihren Befehlen folgen.“

„Ich will aber nicht befehlen, ich kann und mag Ihnen nicht befehlen, liebe Joſephine, es iſt mir immer, als ſollten wir auf einem anderen Fuße zuſammen verkehren, beſonders heute, wo ich mich gar nicht gut fühle, ich möchte mir lieber von Ihnen rathen laſſen, als Ihnen befehlen.“

„Sie werden überzeugt ſein, Frau Baronin, daß ich's mir zur Ehre rechnen würde, Ihnen einen Rath geben zu dürfen, wenn dieſer Fall denkbar

wäre; um aber guten Rath zu ertheilen, muß man mit allen Verhältniſſen genau bekannt ſein, und dann die nöthige Lebenserfahrung haben."

„O, die letztere traue ich Ihnen zu," ſagte die junge Frau ſich plötzlich aufrichtend, den Kopf in die Hand geſtützt, ihre Kammerfrau aufmerkſam betrachtend, „Sie haben viel vom Leben geſehen, Sie ſind durch ſtrenge Schulen gegangen."

„Wo wäre ein Leben, in dem nicht Freud und Leid gemiſcht erſchienen!" entgegnete Madame Joſephine, während ſie den Verſuch machte, den forſchenden Blick der Andern ruhig auszuhalten, „doch iſt ſonſt mein Leben einfach verlaufen, wie ich Ihnen ſchon früher geſagt."

„Ich muß das glauben," gab die junge Frau zur Antwort, indem ſie ſich wieder in die Kiſſen zurückfallen ließ, „es handelt ſich ja auch nicht darum, was man ſelbſt erlebt hat, ſondern ob man wohlwollend und mitfühlend genug iſt, um das Leid Anderer zu verſtehen und zu empfinden — Sie thun das, liebe Joſephine, Sie fühlen und leiden mit mir — bſt!" ſagte ſie hierauf, um alsdann einen Finger auf ihre Lippen zu legen und ihre Blicke gegen das Nebenzimmer zu richten, da ſich dort die Thür öffnete und der Baron eintrat, auffallend mit dem weißen Batiſttuche vor ſich her wedelnd, um, wie er in lautem Ton verſicherte, auch die letzte Idee einer Spur von Tabaksgeruch zu verjagen, denn er müſſe ſich der Sünde an-

klagen, im Nebenzimmer geraucht zu haben, „am Fenſter ſtehend," ſetzte er, ſich dem Bette nähernd, hinzu, „am Fenſter, wo ich in das ſchauderhafteſte aller Regenwetter blickte, lauter Bindfaden, und in dieſer Richtung tröſtet es mich faſt, daß Du, mein armes, kleines, geliebtes Weibchen, hier zu Bette liegen mußt, und wenigſtens ausruhen kannſt, um Dich zu ſtärken für baldige andere und hoffentlich beſſere Tage. Es iſt ein ſolches abſcheuliches Räuberwetter, daß man mit dem beſten Regenmantel von der Welt keinen Fuß aus dem Hauſe ſetzen kann, auch iſt kein halbwegs anſtändiger Wagen hier zu haben, ſonſt würde ich zu dem Grafen Ferrner hinüber gefahren ſein, um ihm meinen ſchuldigen Beſuch zu machen, vielleicht aber, daß er heute nach uns ſieht, und in dem Falle wird es ihm ſchauderhaft unangenehm ſein, Dir nicht die Hand küſſen zu können."

„Er wird ſich, hoffe ich, darüber zu tröſten wiſſen," erwiederte ſie in einem recht trockenen Tone, wobei ſie ihre Hand an ſich zog, die er Miene machte zu erfaſſen, auch im Ganzen etwas zurückwich, indem ſie that, als ſuche ſie auf dem Kopfkiſſen für ihren Kopf eine beſſere Lage.

„Genirt es Dich, daß ich geraucht habe?"

„O nein, durchaus nicht, Du weißt das beſſer."

„So leideſt Du ſtärker?"

„Ich könnte das nicht behaupten, ja es war

mir vorhin, als wollte mich meine Migräne etwas verlaſſen.“

„Gott ſei Dank!“ rief er mit einem Aufwande von Gefühl.

„Weßhalb ich mich in Gedanken mit dem Briefe an Mama beſchäftigte. Willſt Du ihn ſchreiben?“

„Ja, wenn es ſein muß, meine Liebe, ſo will ich mich damit beſchäftigen, den Unſinn zuſammen zu bringen, aber Du weißt, ich kann das nur in gutem Deutſch leiſten, was Deiner Mama am Ende nicht ganz verſtändlich oder nicht ganz angenehm ſein könnte. Sie liebt ihre ſüße Mutterſprache ſo ſehr, weßhalb ich es nicht recht paſſend fände, daß ich, mich ihr zum erſten Male ſchriftlich zu Füßen legend, dieß in ganz ordinärem Deutſch thue.“

„Ich möchte mir gern Schreibzeug hierher geben laſſen, bringe aber keine klaren Gedanken zu Stande, was mich abhält, denn auch Du weißt, daß an dieſem Brief viel gelegen iſt.“

„Natürlich, wenn ich auch von meiner perſönlichen Liebenswürdigkeit ſpäter das Beſte erwarte und überzeugt bin, daß ich mich bei ihr ſehr bald und ſehr feſt in Gunſt ſetze, nicht minder bei Deiner geliebten Schweſter, obgleich dieſelbe etwas kapriziöſer Natur zu ſein ſcheint — aber geſcheidt — nicht wahr, unſinnig geſcheidt, und da ſollte ich es vielleicht wagen, an dieſe zu ſchreiben, meinſt Du nicht auch?“

„Nein, ich meine das durchaus nicht. Was

dort Landhäuſer zu bauen, und als man, um die Fundamente zu legen, Erde und Schutt wegräumte, fand man wieder, was der Boden getreu aufbewahrt, unterirdiſche Gewölbe, rieſenhafte Mauern, Bruchſtücke von Waſſerleitungen und Ciſternen, Terraſſen, Fundamente und dergleichen. Die neuen Anbauer benützten was zu benützen war, ließen ſtehen, was ſie brauchen konnten und behandelten den Platz mit dem unermeßlichen Material wie einen weitausgedehnten Steinbruch. Nach und nach entſtanden mehrere Landhäuſer, die Mauerſtücke in den Feldern verſchwanden, der Grund wurde wieder urbar gemacht, mit Bäumen bepflanzt und eingeſäet, und jetzt grünt und blüht wieder Alles auf dem verwüſteten Platze, wo ehemals die Azara geſtanden. Uralte Olivenbäume ſtrecken ihre Zweige mit dem ſilberfarbigen Laube weit hinaus, Orangen und Citronen, vor den rauhen Winden geſchützt, gedeihen hier vortrefflich; in den kleinen Thaleinſchnitten wuchern die Granatbäume ordentlich, und hohe Wände von Lorbeer haben ſich oben zuſammengeneigt, Laubengänge bildend, die zu irgend einem intereſſanten Punkte des Gartens führen, meiſtens zu einem mit Kunſt und Geſchick benützten Ueberbleibſel jener alten Zeit, ſeien es nun Ruhebänke oder Tiſche aus Marmor, auf denen man Arabesken und Inſchriften entdeckt, oder ſei es ein Baſſin mit klarem Waſſer, das uns auf den Grund ſehen läßt, wo wir künſtlich zuſammengefügte Quadern entdecken, ein ſo mächtiger Unterbau, der ſichtbar aus einer andern Zeit ſtammt, als die ſpäter aufgeführten leichten Seitenwände. Auch gewölbte Gänge findet man noch hie und da in den Gärten tief unter der Erde, die man durch Stufen, welche man dort angebracht, praktikabel machte und die nun zu Kellern und ſonſtigen Gelaſſen dienen.

Das Landhaus unſers freundlichen Führers hatte eine wirklich prachtvolle Lage. Während die Nebengebäude mit einigen Feldern an der aufſteigenden Bergwand lehnten, befand ſich das Wohnhaus mit einer ungeheuern Terraſſe, die an den Abhang hinausgebaut war und vorne nach den Gärten zu vielleicht dreißig Fuß hohe Mauern hatte, längs denen bequeme Treppen hinabführten.

Mama anbelangt, so hoffe ich, daß sie mir oder vielmehr uns doch verzeihen wird, fürchte aber bei Arabella einen schwereren Stand zu haben, auch wird sie sich nicht so bald durch Deine Liebenswürdigkeit bestechen lassen."

„Was thun, spricht Zeus," entgegnete er, seine wohlgepflegten Fingernägel betrachtend, „sollten wir nicht am Ende den Doktor bitten, an Deine Mama zu schreiben, das würde Dich noch viel leidender darstellen und sich nicht schlecht machen?"

„Nein, nein, ich hasse solche Komödie, weßhalb ich auch nicht gern hier von meinem Lager aus schreiben möchte, damit nicht schon in den unregelmäßigen Schriftzügen etwas läge, was Mama erschrecken müßte und mich kränker machen würde, als ich bin."

„Ja ich würde zu gern Deinen kleinen Wunsch erfüllen, mein liebes Herzenskind," versetzte er kopfschüttelnd nach einer kleinen Pause scheinbarer Ueberlegung, „aber Du weißt, wie ungenießbar meine wenigen Brocken Englisch sind — — doch da habe ich plötzlich eine Idee," fuhr er fort, indem er sich rasch aufrichtete und mit dem Finger gegen seine Stirn tippte, „eine sublime Idee, werth eines noch besseren Mannes, als ich schon bin — da haben wir ja," setzte er, sich niederbeugend, mit leiser Stimme hinzu, „Deine Kammerfrau, Madame Josephine, eine Person voll Geist und Bildung, die auch, wie ich überzeugt bin, eine hübsche und korrekte Handschrift hat, und englisch und deutsch,

wie Du ſelbſt ſagſt, mit gleicher Vortrefflichkeit ſpricht. Diktire ihr einen Brief, mein Schäfchen, und es wird ſich auch gegenüber Deiner theuren Mama nicht ſchlecht machen, wenn ſie ſieht, daß wir unſer Haus auf einem Fuße eingerichtet haben, um Dienerinnen zu beſitzen, die ſo vortreffliche Briefe ſchreiben. — Soll ich Madame Joſephine dafür zu gewinnen ſuchen?" ſagte er, einen Blick nach der hohen Geſtalt der Kammerfrau ſendend, welche ſich zu Anfang dieſer kleinen Unterredung ſogleich zurückgezogen und, neben dem Kamin ſtehend, eine Arbeit aufgenommen hatte.

„Ich danke Dir," gab die junge Frau kurz und trocken zur Antwort, „ich will Joſephine ſelbſt darum bitten."

„Bon, mon ange, mache Du das, wie Du es für gut findeſt," erwiederte er ſeine Hände umeinander reibend, „ich will indeſſen gehen und ein bischen Toilette machen, halb Jagd-, halb Reitanzug, à deux mains, um vielleicht mit dem Grafen Ferrner, wenn er kommt, und im Fall ſich das Wetter beſſert, jagen zu gehen, oder den Braunen des Doktors zu verſuchen, den er mir freundlicher Weiſe angeboten."

„Thu' das — alſo bis ſpäter."

„Bis ſpäter, mein armes, kleines, krankes Weibchen," flüſterte er in zärtlichem Tone und ſetzte, ſich herabbeugend, hinzu: „ach, wenn es mir doch vergönnt wäre, für Dich krank zu ſein, für Dich zu

leiden, mein ſüßer Engel, allein zu leiden, geliebte Ellen, denn daß ich mit Dir leide, davon biſt Du wohl eben ſo überzeugt, wie von der innigen Liebe Deines Cäſar."

„Gewiß, ich bin davon gerade eben ſo überzeugt," gab ſie in ruhigem Tone zur Antwort, worauf er ſich zurückzog, nicht ohne im Umwenden auf den Fingerſpitzen einen imaginären Kuß gegen die junge Frau geſandt zu haben, um dann, weil die Koſten des Handaufhebens einmal gemacht waren, unter vielſagendem Blicke ſeinen ſchwarzen Schnurrbart auseinander zu ſtreichen, gerade als er bei der Kammerfrau vorüberging, welche übrigens dieſem Blick auch nicht im Mindeſten Beachtung ſchenkte, ſondern mit großer Aufmerkſamkeit eine Nähnadel einfädelte.

Dann verließ er das Zimmer.

„Liebe Joſephine," vernahm er jetzt die Stimme der jungen Dame, „würden Sie mir wohl einen Gefallen thun?"

Die Kammerfrau legte ihre Arbeit nieder und begab ſich raſch nach dem Alkoven, wo ſie ſich auf einen Wink ihrer Herrin wieder auf den Stuhl am Bette niederlaſſen mußte.

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun?" wiederholte die Baronin, indem ſie ihre ſchmale weiße Hand ausſtreckte, um, als Madame Joſephine ein bischen zögernd ihre Rechte hineinlegte, dieſe mit den Fingern zu umſchlingen und herzlich zu drücken.

„Bitte, gnädige Frau, wollen Sie nur befehlen, Sie wissen, daß ich Ihnen auf das Bereitwilligste jeden Dienst leiste."

„Nicht so — nicht so," erwiederte die junge Dame heftig mit dem Kopfe schüttelnd, „es soll von Befehl und Dienst nicht die Rede sein, Sie müssen mir vielmehr einen Gefallen thun, wie man ihn einer Freundin erzeigt."

„O Madame!"

„Sie müssen so freundlich sein und mir einen Brief an meine Mama schreiben, einen Brief, den ich Ihnen allerdings diktiren werde, bei dessen Abfassung Sie mir aber helfen sollen, wenn ich nicht gleich die passendsten Ausdrücke fände — sehen Sie, das ist immerhin ein großer Freundschaftsdienst, denn der Brief muß noch heute geschrieben sein, gut geschrieben sein, und es ist mir so dumpf und wirr im Kopfe, daß ich nicht weiß, ob ich etwas zu Stande bringe, und da sollen Sie mir helfen, liebe Josephine!"

„Glauben Sie, daß ich dazu im Stande bin?"

„O, ich verstehe den Sinn Ihrer Frage, will ihn wenigstens verstanden haben und mich deßhalb bemühen, Ihnen meine ganze Lage klar zu machen." Sie lehnte sich, ohne die Hand der Kammerfrau loszulassen, dichter in die Kissen zurück, so daß sie mit emporgerichteten Blicken sprach, wie mit sich selbst redend, wie von einer Anderen erzählend. — „Ich war vor wenigen Jahren noch ein sehr junges

Mädchen, was Sie mir glauben werden, denn ich bin heute noch nicht alt, da ſtarb mein Vater mit Hinterlaſſung eines ſehr großen Vermögens und eines geachteten Namens. Meine Mutter verließ London. Da das Geſchäft des Vaters in die Hände eines Oheims überging, und weil es uns ſchmerzlich war, das Landhaus ſogleich wieder zu beziehen, wo wir mit Papa ſo glücklich und zufrieden gelebt, ſo beſchloß meine Mutter, mit uns nach dem Kontinent zu reiſen, um ein paar Jahre fern von England zu bleiben. Wir gingen über Frankreich, wo wir uns hauptſächlich in Paris über ein Jahr aufhielten, nach Deutſchland, um hier in einer größeren Stadt, wo ſich ein kleiner fürſtlicher Hof befand, längere Zeit zu bleiben. Ein ſolch' fürſtlicher Hof mit ſeinen Geſellſchaften und Feſten, mit der ganzen Entourage, mit Orden, Sternen, hohen Titeln, Brillanten und guten Toiletten bildet für uns Engländerinnen einen Anziehungspunkt, dem wir ſelten zu widerſtehen vermögen, und es iſt für uns, die wir in London nicht dazu kommen, der höchſte Gipfelpunkt des Glückes, an irgend einem andern Hofe präſentirt und von dem Fürſten und der Fürſtin, vielleicht ſogar von einem König und einer Königin gnädigſt empfangen und in jenen Kreis zugelaſſen zu werden, der ſich ausſchließlich die Geſellſchaft nennt. Wüßte es freilich dieſe Geſellſchaft immer, wen ſie häufig ſo freundſchaftlich unter ſich aufnimmt, ſo würde ſie nicht

minder erſtaunt ſein, als wir es zuweilen waren, wenn wir nach einem Miſter ſo und ſo gefragt wurden, oder nach ſeiner Lady, die unter ihrer koſtbaren Geſellſchaftstoilette kaum noch als jene Dame zu erkennen war, die zu Hauſe in keinen nur halbwegs exceptionellen Cercle zugelaſſen wurde. — Nach und nach fängt man auch in Deutſchland an, darüber klarer zu ſehen, ohne daß ſich deßhalb die Verhältniſſe gegenüber ſolchen Eindringlingen auffallend ändern, beſonders wenn dieſe Eindringlinge Leute ſind, deren Bankier, in ſeiner Eigenſchaft als ſolcher, gültige Bürgſchaft für ſie übernimmt. Ja, es hat ſich dabei ein anderes und doch wieder ähnliches Verhältniß geſtaltet, denn eine Menge meiner jungen Landsmänninnen zieht es nach dem Kontinent, um dort eine Ehe in Schichten der Geſellſchaft zu ſchließen, die bei uns viel ſchwerer zu erreichen wäre, und ſetzt ein Vater, der durch ſeine Händearbeit reich geworden, gern ſein ſauer Verdientes daran, oder eine Mutter bereitwillig den größten Theil der ihr zugefallenen Erbſchaft, um die Tochter Frau Baronin oder gar Frau Gräfin nennen zu hören. — Bei uns war nun Aehnliches nicht der Fall, denn wir haben nicht nur ſogar für England ein ſehr großes Vermögen, ſondern der Name Stanley iſt ſelbſt dort von ſo gutem Klange, daß Mama bis hinauf in die Ariſtokratie für uns hätte wählen können. — Ich ſage für uns, und meine mich damit, ſowie meine Schweſter Arabella, die um ein

Jahr jünger iſt, will aber dabei zugeben," ſetzte die junge Dame mit einem düſteren Geſichtsausdruck hinzu, „daß in London vielleicht nicht ſo und noch weniger auf dem Lande bei uns ähnlich um uns geworben worden wäre, wie es hier in Deutſchland geſchah. — Man wußte durch die Geſandtſchaft, welche geachtete Familie die unſrige war, man konnte es von unſerem Bankier hören, daß der wahrhaft fürſtliche Aufwand, den meine Mutter zu machen für gut fand, vollkommen im Einklange war mit unſerem großen Vermögen. — Wie war es alſo zu verwundern, daß ſich eine Menge junger Leute von ſehr angenehmem Aeußeren und auch von guten Familien um uns drängten, die uns allerdings wie eine Waare betrachteten, für die ſie gerne geneigt waren, durch ihre Perſon eine mehr oder minder genügende Zahlung anzubieten. — Sie ſehen mich verwundert an, meine liebe Joſephine," fuhr die junge Frau mit einem trüben Lächeln fort, „und ich leſe in Ihren Blicken deutlich die Frage: wie konnte es Dir bei ſolch' klarem Bewußtſein Deiner Lage denn geſchehen, daß auch Du in einem Netz gefangen wurdeſt, das nur zu bald als eine drückende Kette erſchien, wo Du ein Band von Roſen erwarteteſt? — Würden Sie mich nicht ſo fragen, wenn wir, wie ich wohl wünſchte, in einem genaueren freundſchaftlichen Verhältniſſe zuſammen ſtünden, ſagen Sie es mir offen, doch laſſen Sie es ſein," fuhr die Baronin lebhafter

fort, „warum Sie zu Etwas zwingen, was mir im Grunde keinen Nutzen bringt — hören Sie weiter. — Ich war jung, sehr jung, froh, lebenslustig, mein Herz schlug warm und lebhaft, und als ich mit alldem hieher nach Deutschland kam, von Paris, wo wir trotz der großen, vielbewegten Stadt in ziemlicher Abgeschiedenheit gelebt haben, theils wegen des Todes meines Vaters, theils aber auch wegen unserer großen Jugend — ja, als wir darnach hier in die Welt traten, war es mir gerade so zu Muthe, als käme ich aus stiller, grauer Klosterzelle auf einmal in einen bunten, brausenden, flimmernden Ballsaal, als sei die rauschende Musik fortan das Akkompagnement meines Lebens, als seien meine Tage ein beständiger Kotillon mit immer wechselnden Tanzfiguren, ich nahm Alles für wahr und echt, was sich Augen und Ohr darbot, schmeichelhafte Worte, falsche Blumen, den ganzen künstlichen Frühling, wie er in jenen festlich geschmückten Sälen um uns herrauscht, uns verwirrt und betäubt. — Dazu kam noch, um aus meinen Phantasieen wieder in's gewöhnliche Leben hinabzusteigen, daß wir andere junge Mädchen, Landsmänninnen trafen, die sich gleichfalls umwerben ließen und keinen Hehl daraus machten, daß sie das Netz zuziehen würden, sowie der gefangene Vogel ihnen bedeutend oder auch nur schillernd genug erschien — und wie wurden wir umflattert, wie näherte man sich uns mit ausgestreckter Hand! — Sie lächeln, Josephine,

und wollen dadurch andeuten: wenn Du die Wahl frei hatteſt, warum haſt Du nicht beſſer gewählt! — O, er war ein ſehr brillanter und geſuchter Offizier, jung, ein vortrefflicher Reiter, verwegen bis zur Tollkühnheit und dabei wähleriſch, wie man ſagte, ſehr wähleriſch; man nannte damals einige ſehr gute Partieen, die man ihm nahe gebracht, und die er kurzweg abgelehnt — — was ſoll ich in's Einzelne gehen, Sie werden mich verſtehen, liebe Joſephine, wenn ich Ihnen ſage, daß mein Herz plötzlich für ihn ſchlug, ehe ich noch ſelbſt fühlte, daß es der Fall ſei, was Andere ſchon längſt gewußt, wie meine Mama und Schweſter, deren Anſpielungen und Warnungen ich zuerſt nicht verſtand und die dann das Gegentheil von dem erreichten, was ſie bezwecken wollten — ja man hielt ſeine Bewerbungen für etwas ſo total Unmögliches und gar Lächerliches, daß ich die Wahl hatte, mit ihnen gleichzufühlen oder mit ihm das Geheimniß einer feſt ausgeſprochenen Liebe zu theilen. — Ich war ſiebenzehn Jahre alt und wählte das Letztere," fuhr die junge Dame in einem ernſten Tone fort, „ich ſtimmte meiner Mutter und Schweſter ſcheinbar bei, um mir gleich darauf von ihm Unverantwortliches von heißer, unbezwinglicher Leidenſchaft in's Ohr flüſtern zu laſſen. Es kam mir das ſo wundervoll romantiſch vor, ihn vor den Meinigen mit kaltem, gleichgültigem Blick zu empfangen und dabei doch deutlich zu verſtehen, und tief im Herzen

wiederklingen zu fühlen, was eine ſcheinbar harmloſe Bewegung ſeiner Hand ſagen wollte, oder ein kokettes Aufdrehen ſeines Schnurrbartes, ein an ſich unbedeutendes Wort oder Aehnliches, wie es die Thorheit junger Leute gern erfindet und ausführt. — Dieſe ganze Geſchichte ſchien für mich in jeder Hinſicht gefahrlos, da ſie unſer Geheimniß blieb, da er ſich damit begnügte, und da ich in dieſen kleinen Vertraulichkeiten ſchon das Ausſchweifendſte ſah, was er verlangen konnte. — O, wäre mir nie eine andere Erkenntniß gekommen! — Aber ſie kam und wirkte bei dem harten Auftreten meiner Mutter, bei dem verächtlichen Hohn meiner jüngeren Schweſter ſo betäubend auf mich, daß ich, wie im Nebel wandelnd, nur ſeine rettende Hand ſah, die mich vom Abgrund wegzuführen verſprach, entgegen einem Leben voll Luſt und Glück. — Es ſchwand auch dieſer Nebel um mich her nicht eher, als bis ich mich zu meinem Entſetzen mit ihm allein in einem Wagen ſah, der mit uns von der großen Landſtraße ab in das Gebirge hineinfuhr, den er, ſowie den Weg, welchen wir nahmen, ein paar Mal wechſelte, um unſere Spuren zu verwiſchen — — woher es denn kam," fuhr die junge Frau in einem eigenthümlich klingenden Tone fort, nachdem ſie ihr Geſicht langſam auf die Seite gewandt, „daß Mama, die unſere Spur gefunden und ihr gefolgt, uns erſt in dem ärmlichen Wirthshauſe eines Gebirgsdorfes fand — — als

Unten war der Garten, wie wir vorhin beſchrieben, maleriſch mit alten Ueberreſten geſchmückt, nach unſern Begriffen ſogar ein bischen verwildert, denn die Wege liefen ziemlich eigenſinnig von einem Orte zum andern, das Waſſer rieſelte zwiſchen den obern Steinlagern eines großen Baſſins nach allen Seiten durch und Lorbeer und Rebe machten ſich ein bischen gar zu breit; namentlich rankten die letztern von Baum zu Baum, große Theile des Gartens mit einem dichten Netze überziehend. Zur heißen Sommerzeit iſt dieß recht angenehm. Blendend weiß hob ſich das Haus von der grauen Bergwand ab, und Orangenbäume, die es umgaben, zeichneten ſich mit ihren dunkeln Blättern und gelben glänzenden Früchten ſo prächtig ſüdlich und ſo ſcharf ab, daß man jedes der feingeſpitzten Blätter erkennen konnte. Um das Haus herumgehend, ſtiegen wir einige Schritte an den Bergen in die Höhe und traten unter ein großes Thor von hinten in einen kleinen Hof, der in's Haus führte und unſer Führer hatte es ſo eingerichtet, daß wir nun durch die Hausthüre auf die Terraſſe tretend mit einem Male die weite ſchöne Ausſicht vor uns hatten. Cordova lag etwas tiefer vor uns, als unſer Standpunkt war, ſo daß wir einen großen Theil der Stadt überſehen konnten, wie ſich ihre Terraſſen, die Logen auf ihren Häuſern, ſowie Thürme und Kuppeln in der klaren Luft ſo ſcharf abhoben. Zwiſchen dem Landhaus und der Stadt war die Fläche bedeckt mit Olivenwäldern, Orangen- und Citronenbüſchen, und man erblickte deutlich die langen Reihen rieſiger Aloen und Cactus, mit denen die Felder eingefaßt waren. Dabei war die Luft klar, wie ich ſie lange nicht geſehen, und von einem wolkenloſen tiefblauen Himmel ſtrömte eine ſolche Maſſe Licht und Glanz, daß die Landſchaft wie in Sonnengluth gebadet erſchien. Die weißen Häuſer in der Nachbarſchaft, die breiten gelben Sandwege zwiſchen den Olivenpflanzungen glänzten ordentlich und ſchienen einen Widerſchein zu werfen auf die ſchattigen Partien in den Gräben und unter den Sträuchern, ſo daß ſelbſt dieſe Schatten bläulich und violett erſchienen.

es zu ſpät war — — um wieder mit ihr zurückzukehren. — O, ich werde dieſen entſetzlichen Morgen nicht vergeſſen, er war ſo wunderbar klar und morgenthaufriſch, es lagerte eine ſo heilige Ruhe über den Häuſern des kleinen Gebirgsdorfes, es war warm, aber beklemmend dunſtig, kein Hauch in den Wipfeln, kein Laut rings umher hörbar, zwiſchen den Bergen ſtiegen Morgennebel auf, und vor dem Fenſter, an dem ich regungslos mit ſtarren, thränenloſen Blicken lehnte, duftete Reſeda und weiße Akazienblüte — unberührte Blumen und Blüten — o, ich werde das nie vergeſſen, und höre, wie heute noch oft im Traume, das deutliche Rollen von Rädern, ein Geräuſch, von dem ich im Augenblicke wußte, es rühre von dem Wagen her, in dem meine Mutter ſaß, in welchem ſie hierher kam, um mich, ihr Kind, ſo zu finden. — Aber ſie ſollte mich ſo nicht wiederfinden, es ſollte mich Niemand mehr finden, denn ich wußte jetzt erſt ganz genau, wie entſetzlich elend ich geworden. — Da klopfte es leiſe an die Zimmerthür, die ich ſchaudernd hinter mir verſchloſſen, als ich vor ihm geflohen war — und nun war er da und wollte herein, wo war ein Ausweg, ihm zu entfliehen, aller Welt zu entfliehen, vor allem jenem Geräuſche rollender Räder, das näher und immer näher kam! — Dort war noch eine Thür, ſie öffnete ſich leiſe und geräuſchlos und zeigte einen großen Raum, der wie ein Tanzſaal ausſah, ich huſchte hindurch und fand eine

Treppe, die in den Garten hinabführte, in den Garten, wo die Reseda und Akazienblüten dufteten, auch frisch aufgeblühter Jasmin, in dem Thautropfen hingen, denn als ich unter seinen Büschen dahin floh, sprühte ein feiner Staubregen auf mich herab und ich weiß nicht, wie es kam, dabei klang plötzlich ein deutsches Lied in mir, das meine Kammerfrau häufig bei der Arbeit sang:

Schön sind Rosen und Jasmin,
Wenn sie in den Lenzen
Unberührt am Stocke blüh'n,
Und im Thau erglänzen.

— Oft hatte ich ihr lachend darauf gesagt: das ist eigentlich ein dummes Lied, mir sind die Blumen lieber zu einem Strauß zusammengebunden — und jetzt erst, als mir der Morgenthau auf den Nacken sprühte, fühlte ich, wie glücklich die Blüten waren, und floh schauernd weiter. — Wohin, das wußte ich anfänglich selbst nicht genau, ich suchte nur wie unbewußt einen Ort, wo mich Niemand finden könne, eine Kluft in den Bergen — ein tiefes Wasser — ja ein tiefes Wasser, und als ich vor das Dorf hinauskam, wo der Gebirgsbach eine Mühle trieb, die aber jetzt in der Morgendämmerung stille stand, da das Wehr gesperrt war an dem Teiche, wo sich das Wasser sammelte; es stiegen dort zwischen dem Schilf feine Dünste auf und die Wasservögel schrieen, da eilte ich dem Teiche zu, dann über ein schwankendes Brett, wo ein Pfahl-

gerüſt war an ſchweren kalten Ketten, und wußte, daß ich mich beeilen mußte, denn ich vernahm nicht nur deutlich das Rollen der Räder, ſondern auch das Knallen einer Peitſche — nur Eines ließ mich plötzlich regungslos ſtehen bleiben, das waren die dünnen Klänge einer Kirchenglocke, die aber ſo luſtig auf der Morgenluft ſchwammen, als wollten ſie Jedermann heiter zurufen: ‚Freuet euch des Lebens, heute gibt's einen wundervollen Tag' — nur für mich nicht — für mich nicht — für mich iſt der Tag und Alles zu Ende!“ — —

Madame Joſephine hatte dem Allem zuerſt aufmerkſam, dann ſtaunend, jetzt mit dem Ausdruck des herzlichſten Mitgefühls zugelauſcht, ſie hatte die feinen Finger der jungen Frau, die ſie, wie es die Kinder wohl zu machen pflegen, zwiſchen ihre Hände hineingezwängt, feſtgehalten und innig gedrückt. Sie war ſo ſehr in die lebendige Erzählung eingegangen, daß ihr das Geräuſch des Regens wie das Rauſchen des Mühlwehrs erſchien, daß ſie die Augen ſchließend einen ähnlichen goldigen Morgen vor ſich ſah, wie ſie ihn ſelbſt erlebt, in gleichen Verhältniſſen ſchaudernd erlebt — nur hatte man ihr die Flucht gewaltſam verwehrt aus den wohlverſchloſſenen Zimmern des hohen Hauſes, und eine ländliche Mühle mit tiefen Teichen wäre nicht zu finden geweſen.

„Der Steg, auf dem ich ſtand,“ fuhr die junge Frau nach einer kleinen Pauſe und einem raſchen

Aufſchluchzen fort, „war ſo glatt und ſchwankte ſo ſehr, daß es eigentlich gar keine Sünde geweſen wäre — das, was ich thun wollte — und daß es auch einer ganz harmloſen Spaziergängerin leicht hätte geſchehen können, einen Fehltritt zu machen. — Doch ſah ich allerdings an jenem Morgen nicht wie eine harmloſe Spaziergängerin aus, vielmehr hatte mein irrer und wirrer Blick, die haſtige Art, mit der ich dem Waſſer zulief, die Aufmerkſamkeit eines alten Mannes erregt, der im Begriff geweſen war, zu ſo früher Morgenſtunde über Feld zu gehen, und der gerade aus ſeinem Gärtchen heraustrat, als ich vorübereilte. Es war dieß ein alter Mann mit weißem Haar, wie ich ſpäter ſah, aber noch ſo rüſtig, daß er, durch Gebüſch von mir getrennt, trotz meines eiligen Laufes dicht an meiner Seite blieb, von mir ungeſehen, und mich plötzlich mit ſtarker Hand am Arme faßte, als ich, umrauſcht von dem Waſſer, umdunſtet von dem Nebel, ſichtlich ſchwankend auf dem Stege ſtand. — ‚Um Gott!‘ rief er mir zu, ‚was treibt Sie hieher und was wollten Sie beginnen?‘ — Ich verſtand dieſe Worte kaum, da ich vor Schrecken und Aufregung einer Ohnmacht nahe war, und weiß von dieſem Augenblicke nicht viel mehr, als daß mich ein paar milde Augen aus ſeinem Geſicht mit wohlwollenden Zügen vorwurfsvoll anſahen und daß der Mann, der mich trotz ſeines Alters kräftig aufrecht hielt, ſeine Rechte wie warnend oder wie drohend gen

Himmel hob. — Dann folgte ich ihm von der schwankenden Brücke hinweg mit gesenktem Blicke, tief und schwer athmend, und ich weiß nur soviel, daß er meinen Gang freundlich unterstützte, daß er mir in herzlichem Tone Muth einsprach, und daß ich dann, mit einem Male um mich her schauend, mein volles, entsetzliches Unrecht einsah, und hierauf weinend mein Gesicht an der Brust des alten Mannes verbarg. — Wir erreichten ein kleines Gärtchen, wo gleichfalls Reseda duftete, weiße Akazienblüte, wo auch grüne Sträucher dicht mit Jasmin besprengelt waren, wo aber alles Das jetzt einen ganz anderen Eindruck auf mich machte, als noch vor Kurzem. War doch auch indessen die Sonne aufgegangen, ringsum standen die Häupter der Berge in leuchtender Glorie, und wie sich die glitzernden Strahlen abwärts senkten, erfüllten sie nicht nur die Natur mit neuem verheißendem Lichte, sondern weckten auch das lebendige Getreibe eines klaren, warmen Sommertages. Schmetterlinge flogen, Insekten bewegten ihre glänzenden Flügel, die Bienen summten von Blume zu Blume und jede Pflanze, jede Blüte hauchte ihren eigenthümlichen Duft aus. — ‚Wie schön das ist,‘ sagte der alte Mann zu mir, während er mich durch den Garten führte, ‚wie groß und herrlich Alles in seiner Art, wie öffnet sich jeder Blumenkelch zur Lust und Freude, wie jubelt Alles dem jungen Tag entgegen und wendet sich ab von der entweichenden Nacht, um

froh wieder zu athmen in roſigem Lichte!“ — Ich fühlte wohl den Vorwurf im Ton ſeiner Stimme und ſchauderte bei dem Gedanken an die letztvergangene Viertelſtunde. — Doch langweile ich Sie wohl mit meiner Erzählung,“ unterbrach ſich die junge Dame ſelber, indem ſie ſich ein wenig aufrichtete und Madame Joſephine mit einem trüben Lächeln anſah.

„Gewiß nicht — o, gewiß nicht — ich bitte Sie dringend, fortzufahren.“

„Ich weiß nicht, woher mir heute ſo auf einmal und lebendig all' dieſe Erinnerungen kommen, ich habe ſie nie ſo gehabt, ſelbſt nicht an ähnlichen ſchönen Morgen, wie der damalige, während ich heute, wo der kalte Winterregen gegen das Fenſter ſchlägt und der Wind um das Haus heult, Alles ſo klar auszudenken vermag, daß ich es malen könnte und bis in die kleinſten Einzelheiten beſchreiben. So eine alte Frau in einem grau und roth karrirten Kleide, eine weiße Morgenhaube auf dem Kopfe, die ſich ſtrickend vor einem Bienenſtande befand und uns, ſich plötzlich umwendend, mit einer leicht begreiflichen Verwunderung anſtaunte, hierauf mit fragendem Blick näher kam und mich dabei ſo lieb, ſo gut, ſo wohlwollend anſchaute aus den freundlichen braunen Augen, daß es über mich kam wie ein Gefühl des Glücks, zugleich mit der Gewißheit, hier ein Herz zu finden, dem ich mich rückhaltlos anvertrauen konnte. — Das war mir Bedürfniß, das war mir dringend nothwendig,

und auch Troſt mußte ich haben, milden, freundlichen Troſt, wie ihn mir die alte Frau gab, um nicht am Ende doch wieder zu dem Mühlteiche hingetrieben zu werden. — Ob der alte Mann ſie durch eine Miene oder durch ein Wort, das ich nicht gehört, von meinem Vorhaben in Kenntniß geſetzt hatte, oder ob ſie es bei meinem Anblicke errathen, ich weiß das nicht, doch ſchien ſie Alles zu wiſſen, und ſagte nun mit ruhiger Stimme: ‚Kommen Sie in die Stube, mein liebes Kind, und erzählen Sie mir, ſo viel Sie wollen, dann wird mein Alter ſchon das Weitere beſorgen.‘ — Die Stube lag auf der Sonnenſeite und die Läden waren der Wärme wegen halb beigezogen, was mir ein angenehmes Gefühl verurſachte und mein volles Vertrauen hervorrief, als ich mich mit der guten alten Frau in dem dämmerigen Raume befand, wie abgeſchloſſen von Allem, ganz allein, wobei es mir noch ſo angenehm war, daß draußen die Bienen ſummten, und ich durch alles Das ſicher ſein konnte, von Niemand ſonſt gehört zu werden. — Deßhalb auch erzählte ich ihr Alles — Alles — Alles — vertraute ihr vollſtändig Alles, wobei ſie meine beiden Hände ergriff, mich zu ſich heranzog, dann meinen Kopf mit den Fingern umfaßte und mich auf die Stirn küßte, ehe ſie ſagte: ‚Jetzt ſoll er,‘ damit meinte ſie ihren Mann, ‚ſogleich in das goldene Kreuz gehen, und ſoll dort Ihre Mama aufſuchen und mit ihr reden, während Sie hier bei

mir bleiben.' — ‚Ja, ja,' erwiederte ich haſtig, ‚während ich hier bei Ihnen bleibe.' — ‚Mein Mann,' fuhr die alte Frau fort, ‚kann ohne alles Aufſehen und auch ohne zudringlich zu erſcheinen, zur Begrüßung einer fremden Herrſchaft hingehen, es kommt das häufig vor, da es ihn jedesmal freut, ſo oft er ſeine alte, intereſſante Kirche zeigen kann, denn er iſt der Pfarrer des Ortes,' ſetzte ſie mit einigem Stolze hinzu. — Dann verließ mich die Frau Pfarrerin und ich ſah ſie eine Zeitlang mit ihrem Manne eifrig ſprechen zwiſchen den ſonnenbeglänzten Blumenbeeten hin und her gehen, wobei ſie ſich eines abgebrochenen Zweiges als Schirm gegen die Sonne bediente, — und endlich ging er fort, es beruhigte mich, daß er ein paar Mal mit zuverſichtlicher und wohlwollender Miene den Kopf auf und ab bewegte. — Doch waren es ein paar bange und aufregende Stunden, ehe er wiederkam — allein kam, ich hatte immer gehofft, Mama würde ihn begleiten — aber er kam allein, ſah nicht mehr ſo zuverſichtlich aus und ſchritt etwas vornübergebeugt durch den Garten, wobei er die Hände auf ſeinem Rücken hielt, dann trat er herein und erzählte mir Alles und ſehr umſtändlich. — Doch will ich Sie mit den Einzelheiten verſchonen, meine liebe Joſephine, und Ihnen nur kurz das Reſultat ſeiner Bemühungen mittheilen. Wie ich geahnt, war meine Mutter mit dem Wagen angekommen und hatte eine furchtbare Szene mit ihm — mit dem Baron —

gehabt, der von meinem Verſchwinden erſt kurz vor der Ankunft meiner Mutter Kunde erhielt und darüber eben ſo beſtürzt als rathlos keinerlei Einwendungen, kaum Entſchuldigungen zu machen wußte. — Als Mama nun auf die ſchonendſte Art erfuhr, wo und wie mich der Pfarrer aufgefunden, auch wo ich mich befand, hat es ſie allerdings ſehr erſchüttert, auch ihren gerechten Zorn etwas gedämpft, doch war ſie nicht zu bewegen geweſen, mir perſönlich ein Wort der Verzeihung zu ſagen, hatte mir auch durchaus nicht verziehen, was am deutlichſten zu erſehen war in der Art der Verbannung, unter welcher Bedingung allein ſie meine Verbindung mit ihm geſtattete, ja befahl. Und das war es, was mich damals am tiefſten erſchütterte, all' der trügeriſche Glanz, der mein junges, vergangenes Leben umſponnen, war verblichen vor der rauhen, häßlichen Wirklichkeit, ich ſchauderte, wenn ich an geſtern — wenn ich an ihn dachte."

Die junge Dame hatte dieß Letztere tief und ſchmerzlich aufſeufzend geſagt, flocht dann ihre feinen Finger in einander und fuhr vor ſich niederblickend fort: „Mama, die im Geſchäftlichen ſtets raſch und praktiſch zu handeln pflegt, hatte dem guten Pfarrer ſogleich alle Vollmacht ertheilt, in ihrem Namen für mich zu handeln, und war dann, ohne mich geſehen zu haben, nach der Stadt zurückgekehrt. Auch er mußte dahin zurück, um die Schritte ſeinerſeits für unſere Verbindung zu thun, o, das

war eine entsetzlich harte Zeit für mich, und ich würde sie nicht ertragen haben ohne die herzliche Liebe und aufopfernde Freundschaft der beiden alten Leute, die mich wie ihr Kind behandelten, und bei denen ich mich endlich so wohl und glücklich befand, daß ich schon alles Ernstes mit der Idee umging, ein kleines Besitzthum dorten zu erwerben und bei ihnen zu bleiben. — Ich will Ihnen nichts erzählen von dem furchtbaren Augenblick, als ich ihn nach alldem zum ersten Male wiedersah; er hatte seinen Abschied genommen, wie es Mama verlangt, er kam in bürgerlicher Kleidung, erregt, verstimmt, und wenn er sich auch meine Verzeihung erbat für seine Mitschuld, daß er mich vom Herzen meiner Mutter gerissen, wenn er auch von seiner unveränderlichen Liebe und Treue sprach, so klang doch aus alldem ein Mißton, der auch mich zurückhaltend, ja eisig erscheinen ließ, als endlich der gute Pfarrer in seiner Kirche unsere Hände vereinigte, als er des Himmels Segen erflehte für einen Bund, der nie hätte geschlossen werden sollen."

Sie hatte die letzten Worte energisch, fast rauh hervorgestoßen und drückte nun krampfhaft die Hand ihrer Kammerfrau, als sie fortfuhr: „Erlassen Sie mir auch darüber Einzelheiten, glauben Sie meinen Worten und wenn Sie, wie ich zu Gott hoffe, lange bei mir bleiben, Ihren eigenen Wahrnehmungen. — Was ihn anbetraf, so hatte er bald sein Gleichgewicht wieder gefunden, und

Auf der Terrasse war schon eine ziemliche Gesellschaft versammelt; auch klangen uns schon von Weitem die Töne von ein paar Guitarren und das Knacken der Castagnetten entgegen. Wir wurden vorgestellt und mit den Anwesenden bekannt gemacht. Da war Don Manuel und Don Alonzo, Don Carlos und Don Hernan lauter Dons mit ihren Damen, die uns ebenfalls der Reihe nach genannt wurden, Donna Maria, Donna Sol, Donna Anna und Donna Elvira; auch Don Juanito fehlte nicht, war ein hübscher Andalusier und schlug wie rasend die Guitarre. Die Damen, denen wir vorgestellt wurden, waren meistens ziemlich ältlich, fast alle wohlbeleibt und mit einem niedlichen Schnurrbart versehen. Dabei waren sie liebenswürdig und freundlich, und als sie uns bewillkommneten, bildeten sie um uns eine redselige, ziemlich neugierige, festgeschlossene Phalanx, hinter der hervor wir das Lachen und Singen der jungen Sennoritas hörten, denen wir nicht im Allgemeinen vorgestellt wurden, sondern welche uns die betreffenden Mütter oder älteren Schwestern erst später einzeln vorstellten, nachdem sie getanzt oder gesungen. Alle waren ein recht harmloses und freundliches Völkchen und schienen der wohlhabenden Mittelklasse der Stadt anzugehören. Die Männer trugen fast alle die kurze andalusische Jacke, theils gestickt und verschnürt, theils von Sammt, andere, namentlich von den älteren, trugen auch diese Jacken aus feinem schwarzem Lammfell. Die Damen hatten meist bunte, ziemlich kurze Röcke, darüber Jäckchen von Seide oder Tuch, einige trugen Mantillen, andere aber hatten diese abgelegt und das Haar mit Blüthen oder Blumen geschmückt. Letzteres war auch bei allen jungen Mädchen der Fall.

Nachdem wir einigermaßen bekannt geworden waren, ließ sich Alles wieder auf die Bänke der Terrasse nieder und es wurden Erfrischungen herumgereicht; getrocknete Früchte, auch Orangen und Granatäpfel, weißes Brod und ein paar strohumwundene Flaschen mit sehr gutem rothen Wein. Einige der älteren Männer hatten lange Flinten bei sich, mit denen sie sich amusirten, nach armen Vögeln im Garten zu schießen. Das junge Mädchenvolk hielt sich

war beziehungsweise so glücklich, als er es in seinen kühnsten Träumen zu werden gehofft, denn wenn mir auch Mama ihre Liebe entzog, wenn sie mich von ihrer Person verbannte, so hatte sie doch sonst auf's Reichste, auf's Glänzendste für mich gesorgt, wir reisten mit aller Bequemlichkeit, mit allem Comfort, und wenn nicht mein Glück ein so zweifelhaftes gewesen wäre, so hätte ich vollkommen glücklich sein können, und war und bin es auch vor den Augen der Welt. — Mit meiner Schwester blieb ich begreiflicherweise von Anfang an in Korrespondenz, und nachdem ich an Mama zahllose Briefe geschrieben, die von ihrer Hand unbeantwortet blieben, erhielt ich endlich ein paar Zeilen, die mich namenlos glücklich machten und eine Aussöhnung hoffen ließen, ja sie erlaubte mir, nach England zurückzukehren, dort unsern Landsitz zu beziehen, und das war für mich die glückliche Aussicht auf eine baldige Wiedervereinigung, denn auch sie wollte ihre Reise in Kurzem beendigen und zurückkehren. Daß sie sich in der Stadt befand, die wir gestern Abend hätten erreichen können, wußte ich wohl und hätte eigentlich einen andern Weg nehmen sollen, vermochte das aber nicht, da ich hoffte und hoffe. Als wir aber gestern bei jedem Umschwung der Räder näher und näher kamen und ich die Stunde berechnen konnte, wo ich in ihr Zimmer treten würde, da überfiel mich die Angst vor ihrem wiedererwachenden Zorn — — und das

Uebrige wissen Sie. — Ich befand mich gestern schon leidend, meine Nerven waren entsetzlich aufgeregt, wohl eine Folge dieser langen, anhaltenden Reise, dazu meine Gemüthsstimmung, die gestrige Nachtfahrt, kurz ich fühle mich heute wirklich elend, so sehr elend, daß ich nicht im Stande bin, die Feder zu halten, um Mama zu sagen, daß ich mich hier befinde, recht unwohl bin, daß ich nicht weiter reisen will, sondern hier erwarten, was sie über mich beschließt. Ich werde Ihnen die Zeilen diktiren, so gut ich es bei meinem wirren Kopfe vermag, und wo es nicht mehr geht, da helfen Sie weiter, nicht wahr, meine liebe Josephine, und an den Worten, wie Sie sie für mich haben werden, will ich erkennen, ob Sie mich verstanden, ob meine leidvolle Vergangenheit und meine nichts weniger als heitere Gegenwart sympathisch in Ihrem Herzen anklingt."

Wie sehr dieß aber der Fall war, konnte die junge Dame schon vorher sehen an dem Blicke voll Mitgefühl, mit dem sie von Madame Josephine betrachtet wurde, auch hören am Klang der leise geflüsterten Worte: „Ich danke Ihnen herzlich für das mir geschenkte Vertrauen, und darf ich Sie wohl versichern, daß mein bisher so reges Gefühl der Ergebenheit sich in das der innigsten Theilnahme, ja der aufrichtigsten Liebe verwandelt hat, wenn Sie mir gestatten, mein Gefühl für Sie mit diesem Namen zu benennen."

„O, ich bitte darum, ich bitte herzlich darum,

denn ich brauche ein innigstes Gefühl der Theilnahme, ich brauche ein Herz, das mich liebt, ein liebes Wesen, welches mir das häufig sagt, und Sie werden das thun, ich bin überzeugt davon, und werden meine Freundin sein, meine liebe Freundin."

Sie hatte sie an sich gezogen, dann ihren Hals mit den Armen umschlungen und innig auf die Lippen geküßt, worauf sie sagte: „Ich weiß nicht, woher es kommt, aber es ist mir gerade so, als hätten wir uns schon jahrelang gekannt, und das gleiche Gefühl erfaßte mich, als ich Sie damals zum ersten Male sah — — und nun wollen wir ohne Weiteres an unsere Arbeit gehen. Wollen Sie drüben schreiben, oder zu mir her an's Bett kommen?"

„Ich bringe das Tischchen zu Ihnen, wenn es Ihnen recht ist, Sie brauchen sich weniger anzustrengen."

„Wenn Sie hier genug sehen können, ist es mir lieb — doch wer kommt da?"

Die Thüre hatte sich langsam geöffnet, und Madame Josephine, nachdem sie einen raschen Blick auf den Eintretenden geworfen, sagte sich in den Alkoven zurückziehend mit leiser Stimme: „Es ist Herr Doktor Flinder, gnädige Frau."

„Gnädige Frau," wiederholte die junge Dame mit schmollendem Tone, „da dürfte ich eben so gut sagen: ‚Böse Josephine!' — aber der Doktor ist mir willkommen," rief sie laut, fast fröhlich, „herzlich willkommen!"

„Und freut sich recht sehr über den frischeren

Klang der Stimme, das ist ein großer Unterschied gegen gestern Abend," setzte er nähertretend hinzu, wobei er mit einem leisen Kopfnicken die Kammerfrau grüßte, die das Gesicht abwendend bei ihm vorüberging. — „Also es geht vortrefflich?" fragte er alsdann.

„Besser, viel besser, und ich glaube, ein paar Tage so vollkommener Ruhe, wie in Ihrem stillen friedlichen Hause, werden mich gänzlich wieder herstellen."

„Das freut mich um so mehr, da ich gezwungen bin, Sie für einige Stunden, wahrscheinlich bis heute Abend zu verlassen; ich muß nach der Stadt, hoffe aber heute noch zurückzukehren."

„Sie müssen nach der Stadt, Doktor, a—a—ah!"

„Haben Sie vielleicht Aufträge für mich?"

„O, ich hätte wohl eine große, große Bitte, aber sie ist so unbescheiden, daß ich mich fast fürchte, sie auszusprechen."

„Immerhin, gnädige Frau, ein erfüllter Wunsch ist bei manchen Leiden die beste Medizin."

„Ja, und dieser erfüllte Wunsch könnte mich sehr glücklich machen."

„Also ohne Scheu, was kann ich für Sie thun?"

„Mir einen Brief nach der Stadt mitnehmen, ihn selbst übergeben und eine Antwort zurückbringen — nicht wahr, das ist viel verlangt?"

„Thue es aber mit dem größten Vergnügen,

hoffe nur, daß die Antwort eine erwünschte sein wird — wo ist der Brief?"

„Ja, lieber Doktor, er ist noch nicht geschrieben, doch soll das sogleich geschehen vor Ihren Augen oder vielmehr vor Ihren Ohren, denn es ist mir Alles daran gelegen, daß Sie auch den Inhalt dieses Briefes kennen lernen. Bitte, liebe Josephine, kommen Sie zu mir!"

„Gut," sagte der Arzt, „wenn Sie es so wollen, werde ich hier im Zimmer warten."

Er verließ den Alkoven, gerade als Madame Josephine näher kam, um das Tischchen herein zu tragen, wobei sie ihren Kopf tief herabgebeugt hielt, trotzdem aber aus den Augenwinkeln sah, wie sie Doktor Flinder mit einem verwunderungsvollen, beinahe erschrockenen Blicke betrachtete. Sie athmete tief und schwer, sie fürchtete sich grenzenlos vor einem Wiedererkennen gerade in dieser Situation.

„Bitte also, schreiben Sie," bat die junge Dame, als sich ihre Kammerfrau gesetzt hatte, „schreiben Sie in unserer Sprache, die Ihnen ja eben so geläufig ist, wie die deutsche — schreiben Sie also!"

Madame Josephine blickte zu ihr auf.

„Theure Mutter!

„Zur Reise von Italien nach Hause, wohin Du mir zu gehen befahlst, drängte es mich, einen Weg zu nehmen, der mich in Deine Nähe führt. Als ich aber nur noch wenige Stunden von dem Augenblick entfernt war, wo es mir vergönnt ge-

weſen wäre, zu Deinen Füßen vollſtändige Vergebung zu erbitten, verließen mich Kraft und Muth, und ſo befinde ich mich denn, zu ſchwach, um dieſe Zeilen ſelbſt zu ſchreiben, im Hauſe des Ueberbringers dieſes Briefes, eines vortrefflichen, liebenswürdigen Arztes, der Dir umſtändlicher ſagen wird, daß das beſte, — ja das einzigſte Mittel zu meiner gänzlichen Herſtellung darin beſteht, daß Du mir einen freundlichen Gruß ſendeſt, zugleich mit der Erlaubniß, in Deine Arme eilen zu dürfen."

„So, nun geben Sie mir den Brief, damit ich meinen Namen darunter ſetze, und dann ſchreiben Sie die Adreſſe: ‚Miſtreß Stanley, Parkſtraße 16.'"

Der Arzt hatte ſich währenddem an das Kamin geſtellt, äußerlich ruhig ſcheinend, obgleich ſein Inneres heftig erregt war — konnte das mehr ſein, als ein unbegreifliches Blendwerk, als eine unbegreifliche Aehnlichkeit, als ein kaum mögliches Spiel der Natur, zwei ſo vollkommen gleiche prachtvolle Geſtalten, dieſelbe Fülle des reichen blonden Haares, Gang, Bewegung, Haltung, wie bei jener theuren Entſchwundenen, die ihm ſo ſchmerzlich unvergeßlich war — ah! dieſes Räthſel mußte ſich löſen — in der nächſten Sekunde löſen, und als er das mit leicht begreiflicher Spannung dachte, richtete er ſich hoch auf, ſtarrte nach dem Alkoven, deſſen Vorhänge ſich bewegten. Sie trat heraus — ſie war es — unverkennbar, auch machte ſie durchaus keine Bewegung wie vorhin, um ihre Züge zu

verbergen, vielmehr ſchaute ſie ihm voll in's Geſicht, hob aber dabei raſch ihre Rechte, um ſie mit bittendem Ausdruck an die Lippen zu bringen.

Dieſe Bitte verſtand Doktor Flinder auch ſogleich, nur hatte ihm die Ueberraſchung zu ſchnell ein Wort auf die Lippen gedrängt, um es nicht hörbar werden zu laſſen — Ellen!

„Mein Name, lieber Doktor," vernahm er die Stimme der jungen Dame, „wie kommen Sie darauf, das heißt, es freut mich, daß Sie ihn genannt, es klang ſo wohlwollend väterlich."

Madame Joſephine wies raſch auf den Brief in ihrer Hand, worauf der Arzt erwiederte: „Ich ſah mich ſchon im Geiſte als Ueberbringer dieſes Schreibens und dachte dabei Ihres Namens, der, meine ich, vorhin beim Briefſchreiben genannt wurde."

„Ach ja, und behalten Sie die arme Ellen recht im Gedächtniß, ſprechen Sie für ſie, und da Sie Alles wiſſen, können Sie mehr und noch Dringenderes ſagen, als in jenen Zeilen ſteht. — Nicht wahr, ich ſehe Sie heute Abend noch, auch wenn Sie recht ſpät zurückkommen ſollten?"

„Wenn mir der Arzt nicht verbietet, Ihre Nachtruhe zu ſtören," entgegnete Doktor Flinder laut und ſich zu einem freundlichen Tone zwingend, der ſehr ſeinen ernſten, erregten Zügen widerſprach, ſowie den ſtarren Blicken, mit welchen er die andere Ellen faſt wie eine übernatürliche Erſcheinung betrachtete, „denke aber ſo früh zurück zu ſein, daß

ich Ihnen ſogleich Nachricht und hoffentlich gute bringen kann, und damit, wenn Sie erlauben, Frau Baronin, verabſchiede ich mich."

„Auf frohes Wiederſehen, lieber Doktor!"

Er verließ das Zimmer, gefolgt von Madame Joſephine, und als ſich die Thüre hinter Beiden ſchloß, wandte er ſich raſch um, hob ſeine Hände empor und hauchte in wohlbegreiflicher Erregung die Worte gegen ſie: „Sind Sie es wirklich, theure Ellen? — freiwillig und Schutz ſuchend zu mir zurückgekehrt, o, wie würde ich Gott für ſo viel Gnade danken!"

„Ich bin es," erwiederte ſie mit leiſer Stimme und ſetzte hinzu, indem ſie dem Arzt ihre beiden Hände reichte: „darf ich Ihnen auch wohl ſagen, Herr Doktor, daß Ihre ſoeben geſprochenen Worte mich recht, recht glücklich gemacht, da ich Aehnliches lange nicht gehört? — aber ich kam nicht, um Sie aufzuſuchen," fuhr ſie mit leichtem Kopfſchütteln fort, „nur der Zufall trieb mich über die Schwelle dieſes Hauſes, obgleich ich deſſelben ſtets wie einer lieben Heimat gedacht, wenn ich überhaupt eine andere hätte, als —" ſie richtete ihre feuchten Blicke nach Oben, um dann unter einem ſtillen Lächeln zu ſchließen: „doch bin ich dem Zufall dankbar, recht dankbar."

„Redensarten, theure Ellen," gab der Doktor in faſt unmuthigem Tone zur Antwort — „was Zufall, ich glaube an keinen Zufall — Beſtimmung

iſt Alles, was uns treibt — o, über das Unglück," rief er heftig, „daß ich da nach der Stadt muß, auch ſchon, weil ich mich zum Briefboten verdingt habe, wie herzlich könnten wir plaudern, meine gute Ellen, bei dieſem abſcheulichen Regenwetter, und wie geſpannt bin ich auf ein Wort von Ihnen, jedes Wort, das mir ein Räthſel löſen ſoll, vor dem ich mit Schmerz und Kummer ſtehe — aber es hilft Alles nichts, dort fährt mein Wagen vor. Ich muß Sie jetzt verlaſſen, theure Ellen, aber wenn ich zurückkomme, ſo hoffe ich von Ihnen mit derſelben Freundſchaft, mit dem gleichen Vertrauen behandelt und beehrt zu werden wie damals. — O, mein Gott, wie damals," rief er tiefbewegt und mit ſtrahlendem Blicke aus, „iſt es mir doch gerade zu Muth, als ſei es wieder damals, dort im Zimmer läge Roſenthal, und Sie ehrten mich durch Ihr Vertrauen und brachen dabei ein klein wenig mein armes Herz. — Bin ich denn heute glücklicher wie damals? — ja ich bin es, weil ich Sie wiedergeſehen!"

Er ſtreckte freudeſtrahlend ſeine Hände aus, und als ſie milde lächelnd die ihrigen hineinlegte, gab ſie der ſanften Gewalt ſeiner Freude ſowie des eigenen Gefühles nach, neigte ihr Haupt gegen ihn und duldete es gern, daß er ſie auf die Stirne küßte, dabei aber eben ſo wenig wie ihr Freund bemerkend, daß ſich die Thüre zum Nebenzimmer geräuſchlos geöffnet hatte und der Kopf des Herrn

Barons dort ſichtbar wurde, der eine wenig erfreute, aber ziemlich erſtaunte Miene machte, als er dieſe, für ihn allerdings ſeltſame Begrüßung ſah. Doch zog er im nächſten Augenblicke die Thüre eben ſo leiſe zu, ohne indeß das Schloß einſchnappen zu laſſen, wohl aber ſein Ohr an die Spalte legend, und lächelte dann ſonderbar, als er den Arzt ſagen hörte: „Jedenfalls heute Abend, theure Ellen!“

Was ſie aber ſehr leiſe darauf antwortete, konnte er nicht verſtehen, ſah nur raſch das Auge erhebend ihren innigen bittenden Blick, und würde auch den Sinn ihrer Worte, hätte er dieſe hören können, nicht verſtanden haben, denn ſie ſagte: „Vergeſſen Sie nicht, lieber Freund, daß ich für Jedermann eine Verſchollene bin und bleibe.“

anfänglich schüchtern in einer Ecke der Terrasse, sie neckten sich, sie lachten scheinbar zu Anfang der Strophe eines lustigen Lieds, in Wahrheit aber machten sich Alle mit einander über uns Fremdlinge lustig, wozu ihnen übrigens unser Anzug auch das volle Recht gab. Horschelt war ganz Andalusier, ein vollkommener Majo, wenigstens hielt er sich dafür, doch bestand sein Anzug, für die Reise gewählt, aus etwas derben Stoffen, hatte auch schon durch Regen und Staub bedeutend gelitten, und so sah er eher dem Mayoral einer castilianischen Landkutsche ähnlich, und unter dem keck aufgestülpten Hute schaute sein harmloses, gutmüthiges Gesicht mit sehr kleinem Barte heraus. Unser Baumeister, der es verschmäht hatte, etwas von der Landestracht anzunehmen, trug ein unscheinbares Reiseröcklein, dazu eine graue Weste, wie sie sich für seinen Umfang paßte, und war, mit den meisten Sprachkenntnissen ausgerüstet, eher als wir im Stande, den jüngern Andalusierinnen seinen Hof zu machen, was er auch nicht unterließ und wobei er sie durch seine Brillengläser scharf musterte. Von mir selbst zu reden, verbietet mir eigentlich die Bescheidenheit, nichtsdestoweniger aber darf ich versichern, daß ich in meinem Leben Momente gehabt, wo ich vortheilhafter gekleidet war, als hier bei der Tertulla in Cordova. Allerdings trug auch ich wie unser Maler andalusischen Hut und Jacke, nebst rother Faja und ungeheurem Klappmesser. Statt der kurzen Beinkleider und Lederkamaschen aber hatte ich ein Paar sehr schwere Unaussprechliche, mit dickem Leder besetzt, die meinem ohnedieß sehr untersetzten Aeußern, im Gegensatze zu den zierlichen Spaniern, etwas so Schwerfälliges gaben, daß Horschelt, als ich später mit einem der schönen Mädchen einen deutschen Galopp versuchte, mir nachher lachend sagte, der habe gerade so ausgesehen, als wenn ein junger Elephant getanzt. Dem sei nun wie ihm wolle, wir machten uns so liebenswürdig als möglich und wurden dafür belohnt. Die älteren Donna's nahmen sich unserer auf's Freundlichste an, verwiesen den jungen Mädchen ihr ewiges Lachen, und forderten sie auf, vernünftig zu sein und zu singen und zu tanzen, was ja doch ihre ein-

Zwölfte Randverzierung.

Also überall neue Lichter aufblitzen, alte auszulöschen versucht wird.

Es heißt in einem alten Liede: „Und der Regen, der regnete jeglichen Tag", was eine recht traurige Wahrheit und Bezeichnung für den dießjährigen Spätherbst war, der mit Ausnahme weniger klarer und freundlicher Tage zu Anfang sich jetzt alle Mühe zu geben schien, die Natur wie Menschen und Thiere übler Laune zu machen.

Hatte man doch so sehr auf schöne, klare, sonnige Oktober- und Novembertage gerechnet, um wenigstens für die stille Zeit der Landestrauer einigen Ersatz zu finden in der Beschäftigung des edlen Waidwerks. Waren doch manche der reichen und vornehmen Familien gerade länger als sonst auf dem Lande geblieben, oder sogar wieder hinausgezogen, sobald sich dieß mit Schicklichkeit thun ließ. Theater und Konzertsäle waren geschlossen, Gesellschaften fanden nicht statt, oder nur im engsten Kreise unter vertrauten Freunden, was das einzig Nützliche hatte, daß die vielerlei sich ziemlich schroff einander gegenüberstehenden Parteien

bei Hof und in der Stadt ſich in dieſen vertraulichen Zuſammenkünften feſter an einander ſchloſſen, um ſich für den bevorſtehenden Kampf dieſer Parteien gegen einander zu ſtärken und feſter zu verbinden.

Ein Kampf mußte ſtattfinden, der Kampf des alten Regimes mit dem neuen, und wenn je das Spiel des perſiſchen Weiſen Aehnlichkeit hatte mit dem Treiben politiſcher Parteien, die ſich im kleinlicheren Theil der Hofpartei wiederſpiegeln, ſo war dieß im gegenwärtigen Augenblicke der Fall.

Der König, im Leben wie auf dem Schachbrett alles Andere überragend, nach allen Seiten ausſchauend und in ungehindert freier Bewegung, vermag aber Höchſtſelbſt dieſe Bewegung nur in kleinſten Schritten auszuführen, und muß es ſich mit würdevoller Geduld gefallen laſſen, daß ihm ſeine Umgebung den Weg bahnt und nach ſeinen Befehlen handelt, wenn dieſe Befehle nicht gar zu ſehr dem eigenen Intereſſe zuwiderlaufen; denn im letztern bedauerlichen Falle ſieht die Majeſtät ihre Trabanten allerdings haſtig nach allen Seiten davonſtürzen, ſich durcheinanderſchlingen, ſcheinbar voll Eifer und Ergebenheit, die königlichen Befehle auszuführen, um aber ſpäter häufig zu einem ganz anderen Reſultat zu gelangen, und muß es Allerhöchſtſelbſt oft ſchmerzlich erfahren, daß, während er mit geſchloſſenen Füßen gewandelt iſt, ſeine Umgebung ihrem eigenen Intereſſe nachging, ihn zu einer Schattengeſtalt machte, oder auch wohl zu

einem Schreck, wie die ausgeſtopfte Figur im Felde, für andere, freche und hungrige Sperlinge.

Armer König — im Schachſpiel nämlich — der du glaubſt, männiglich ſei geblendet von deiner Weisheit und Thatkraft, man wiſſe nicht ganz genau, wer dir dieſen und jenen Rath gegeben und ſeine Kraft geliehen, hie und da Großes auszuführen. Du glaubſt allerdings von deiner Höhe zu überſchauen deine Feldherrn, deine hohen und niederen Beamten, deine Trabanten und Bauern, und biſt der feſten Anſicht, daß Alles ſich nur nach deinem Winke drehe, bemerkſt aber nicht, wie du folgen mußt, weil es deine Königin für gut findet, wie du gezwungen biſt, vorwärts zu marſchiren, weil deine Läufer dir vorangegangen, oder dich zurückzuziehen, weil dein Thurm Kriegsminiſter oder dein Thurm Feldherr es ſo gewünſcht; du wirſt auch häufig genöthigt, eigenthümliche diplomatiſche Wendungen gut zu heißen, weil deine Geſandten, dieſe luſtigen Springer, häufig auf eigene Fauſt ganz beſondere Wendungen gemacht, ja du kannſt in den Fall kommen, obgleich du es vortrefflich gemeint und nach deinen Begriffen weiſe und edel gehandelt, ſchließlich rochiren zu müſſen und matt geſetzt zu werden, weil es dir nicht möglich war, dich den ſchädlichen Einflüſſen deiner Umgebung zu entziehen.

Ja dieſe Umgebungen, ſchwimmend wie gleißende Fettaugen auf der trüben Brühe der Heuchelei, Schmeichelei und Wohldienerei aller Art, ſie ſind

es, die in Lug und Trug Stein um Stein unter deine Füße ſchieben, ſcheinbar dich zu erhöhen, in Wahrheit aber, um dich zu ihrem eigenen Vortheil auf einen iſolirten Altar zu erheben, dem nur ſie ſich nahen dürfen, wo du Alles durch ihr Sprachrohr vernimmſt, wo du nie im Stande biſt, klar um dich zu ſchauen, denn jeder freie Blick wird dir getrübt durch künſtlich erregte Nebel, durch die dich beſtändig umqualmenden Weihrauchdüfte.

Iſt der König — natürlich immer der im Schachbrett — ein Mann von Geiſt und Talent, einer kräftigen Hand, ſo wird er trotz den kleinen Schritten, die er zu machen im Stande iſt, ſeine Umgebung klug zu benutzen verſtehen, ſie durch ſeinen Geiſt und ſeine Energie lenken, die Zweifelhaften überwachen, die Läſſigen anſpornen, die Zuverläſſigen aber hoch in Ehren halten, deren Meinung beachten, vernünftigen Widerſpruch ertragen, ja durch Belohnung ehren.

Iſt er aber ein Herr von unbedeutendem Geiſte und deßhalb in richtiger Wechſelwirkung von größtmöglichſter Einbildung, ſchroff und hochmüthig, ſo wird er mit Mißtrauen die freiere Bewegung ſeiner Königin und die Leichtigkeit, mit der ſich ſeine Thürme, Läufer und Springer bewegen, betrachten, er wird es nicht ertragen können, ſie andere Schritte machen oder ſelbſtſtändig handeln zu ſehen, wenn auch das Alles nur zu ſeinem Beſten iſt; er wird jede abweichende Meinung, jeden noch ſo vernünf-

tigen Widerſpruch wie ein Verbrechen des Hochverraths behandeln, er wird nicht auf die inneren Eigenſchaften, auf Talent und Fähigkeit ſein Augenmerk richten, ſondern vor Allem entſcheiden laſſen, daß ihm die Naſe des Betreffenden gefällt, ſein Wuchs, ſein Gang, ſeine Art zu lächeln, und wird darnach ſein königliches Wohlgefallen abwägen. Allerdings iſt er nicht im Stande, nach ſeinem Gutdünken hängen und köpfen zu laſſen, aber ſeine Ungnade wird daher kommen wie ein wildes Wetter und ſie niederſtrecken wie gemähtes Korn all' die bisher Hohen und Getreuen, ſo daß von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit nichts mehr übrig bleibt, als ein wüſter Platz, auf dem das Unkraut wuchert.

So war der Herbſt dahin geſchlichen, ungemüthlich, windig, kalt und regneriſch, man wußte nicht, was man aus ſolchem Wetter machen ſollte, ſelbſt die erfahrenſten Wetterpropheten beſchauten zweifelnd den grauumzogenen, unberechenbaren Himmel, und Leute, die ſonſt recht keck aufzutreten pflegten, ſchlichen wie auf Socken einher.

Das war ähnlich auch in der ſogenannten Geſellſchaft, man betrachtete ängſtlich jede verſchloſſene oder zweifelhafte Miene, man ſchlich flüſternd an einander vorüber, man ließ ſich zu keiner anders zu deutenden Bemerkung hinreißen, und Männer, die ſonſt mit dem größten Freimuth geſprochen, ja nicht zögerten, ihre Meinung ſelbſt vor Ihrer Ma-

jestät zu vertheidigen, blinzelten scheu nach dem jungen Monarchen hinüber, denn so wohlwollend er auch lächelte und eine so freundliche Miene er auch zeigte, so blitzte doch etwas aus seinen Augenwinkeln, was zu denken gab.

Es war Rout bei Ihrer Majestät der Königin, und mit dieser ebenso harmlosen und häufig recht langweiligen Vergnügung fing man an, aus dem strengsten Grade der Trauer in einen gelinderen überzugehen, auch die Physiognomieen hatten sich schon bedeutend geklärt, ja man wagte bereits in der Toilette schüchterne Anspielungen auf die demnächst beginnende wundervolle Hoffrühlingszeit, doch war Schwarz immer noch vorherrschend, und wenn nicht einige bunte Uniformen etwas Abwechslung gegeben hätten, so wäre der Anblick dieser ganzen Gesellschaft noch trauriger und unerquicklicher gewesen.

Die Königin war begreiflicherweise immer noch etwas leidend, und da sie in einem tiefen Fauteuil ruhte, so waren die sich ihr nähernden Damen gezwungen, ein sehr tiefes Kompliment zu machen, das in allen herkömmlichen Abstufungen erwiedert wurde, bald durch eine kurze Neigung des Kopfes oder durch ein freundliches Nicken, bald durch ein huldreiches Lächeln oder durch ein paar bezaubernde Worte: „Wie geht es Ihnen, meine Liebe, ich freue mich, Sie zu sehen," wobei sich zuweilen die feine weiße Hand der Königin erhob, um enthusiastisch ergriffen, beinahe stürmisch geküßt zu werden.

Aber auch andere Nüancen wurden markirt: ſo durch einen kalten, gleichgültigen Zug, ein Fallenlaſſen der Augenlider, ja ein Abwenden des Kopfes nach kaum merklichem Gruß; ſo jetzt, als ſich eine ſchöne junge Frau mit einem untadelhaften Kompliment der Königin genähert hatte und ſich beinahe ohne erwiederten Gruß zurückziehen mußte, da Ihre Majeſtät ein paar Worte zu der hinter ihr ſtehenden Hofdame, Fräulein von Klettenberg, ſprach. Doch ſchien das die Betreffende nicht beſonders ſchmerzlich zu empfinden, denn ſie erhob ſich mit freundlich unbekümmerter Miene, was allerdings eine Rückſichtsloſigkeit war, worüber ein paar alte Excellenzen wohl das Recht hatten, auffallend zu ſchaudern.

Die junge Dame trat alsdann mit leichtem, elaſtiſchem Schritt, frei den hübſchen Kopf tragend, an den Oberſthofmeiſter von Tönning heran und ſagte, ohne indeſſen ihre heitere Miene zu verändern: „Ich wäre doch beſſer zu Hauſe geblieben.“

„Aber es war nothwendig, hier durch Wegbleiben keine auffallende Nüance zu machen,“ gab er mit hoch emporgezogenen Augenbrauen zur Antwort.

„Sieh' da, Herr von Roſenthal!“ ſprach die junge Dame, ſich raſch gegen die geöffnete Thüre wendend, in deren Nähe ſie ſtand und durch welche der Genannte ſoeben eintrat.

„Roſenthal!“ —

Dieſer Name wurde von einigen Dutzend Lippen leiſe geflüſtert, ja halblaut ausgeſprochen, während mindeſtens doppelt ſo viele Augen überraſcht, erſtaunt, ja mit gehäſſigem Ausdrucke ſich nach ihm richteten, während ihn wieder andere forſchend, neugierig, ja lächelnd betrachteten.

Er ſchien alles Das indeſſen durchaus nicht zu ſehen, wenigſtens nicht zu beachten, ſondern nachdem er der Baronin Tönning ſeine Hand gereicht, wobei der Oberſthofmeiſter indeſſen ſeine Unterlippe auffallend ſchlaff herabhängen ließ, ſchritt er freundlich um ſich blickend mit ſehr erhobenem Kopfe in den Salon, machte vor dem König, der ſeitwärts ſtand, eine tiefe Verbeugung und näherte ſich alsdann dem Fauteuil Ihrer Majeſtät, hinter die alte Staatsdame von Pommerhauſen tretend, welche gerade im Begriff war, durch eines der tiefſten Komplimente, die je geſehen worden, ihre ſchrankenloſe Ergebenheit an den Tag zu legen.

Doch mochte die Königin in dieſem Augenblicke des Sitzens müde geworden ſein, denn ſie erhob ſich auffallend raſch, wandte ſich um und ſchritt ſo ſchnell gegen eine Gruppe von Damen, daß ſie ſogar ihren künſtlich graziöſen Gang anzunehmen vergaß und ein klein wenig hinkte.

Die Pommerhauſen hatte ſich erſchrocken aufgerichtet und war etwas zu haſtig zurückgetreten, ſo daß Roſenthal nur durch einen ſchnellen Schritt rückwärts einem Anprall zu entgehen vermochte,

indem er um Entschuldigung bat, was die alte Staatsdame veranlaßte, ihre erzürnten Blicke gegen ihn zu richten, wobei sich die wenig schmeichelhaften, zischend hervorgestoßenen Worte vernehmen ließen: „Natürlich in der Gesellschaft war ein anderer Empfang nicht zu erwarten.“ Damit rauschte sie wie eine erzürnte Truthenne vorüber, tief Athem holend, fächerwedelnd, umging Seine Majestät, der lachend herüberschaute, mit obligatem Komplimente und landete endlich nach erlittenem Schiffbruch im Hafen einer Gruppe gleichgestimmter Seelen, die mit unverkennbarer Schadenfreude zugeschaut hatten und sich jetzt beeilten, ihr herzlichstes Mitgefühl in den trostvollsten Worten von sich zu geben.

„Ich dachte, mich müsse eine Ohnmacht anwandeln,“ sagte die Gattin eines Oberforstmeisters, „als ich Den da so ungenirt und keck eintreten sah.“

„Und gerade Ihnen, liebe Pommerhausen, mußte dieß höchst unangenehme Rencontre begegnen,“ meinte die alte dürre Hofdame einer Herzogin von sehr entfernter Seitenlinie, — „empörend — ich glaube, es war überlegt von diesem Rosenthal, denn es sah beinahe lächerlich aus.“

„Beinahe lächerlich?“ fragte die Pommerhausen erbleichend, doch beeilte sich die Oberforstmeisterin begütigend hinzuzufügen: „Beinahe, das heißt es hätte lächerlich werden können, wenn Sie, theuerste Pommerhausen, mit Ihrer Geistesgegenwart und Ihrem

unvergleichlichen Aplomb nicht nur einen Zuſammenſtoß vermieden, ſondern auch den Frevler mit Ihrem Blicke faſt zu Boden geſchmettert hätten — er duckte ſich förmlich.“

„Hat ſich aber recht bald von ſeinem Schrecken wieder erholt,“ ſagte die alte Hofdame mit einem malitiöſen Lächeln, „denn er geht ſo ungenirt dahin, als ſei er überzeugt, ſein Anblick errege allgemeine Freude.“

„Wenn nur irgend Jemand ihm recht auffallend den Rücken kehren wollte, ich verſtehe die heutige Welt nicht mehr,“ ſeufzte die Pommerhauſen, — „wenn dergleichen bei der höchſtſeligen Majeſtät vorgekommen wäre, wenn Jemand es gewagt hätte, ſich mit ſo ausgeſprochener Ungnade beladen vor den Augen der allerhöchſten Herrſchaften zu zeigen!“

„Und doch hat er früher ſchon Aehnliches gewagt,“ ſagte die alte Hofdame, „und daß er es wieder um ſo auffälliger wagt, gibt mir zu denken,“ dabei ſchüttelte ſie langſam ihr Haupt.

„Gott ſei Dank, daß es noch geſinnungstüchtige Charaktere gibt,“ ſprach die Pommerhauſen aufathmend und ſcharf nach Roſenthal hinüberblickend, „lauter Klippen da, die ihm entgegenſtarren, er vermag nirgendwo beizulegen oder ſeinen Anker auszuwerfen; möchte er nur irgendwo gründlich ſcheitern.“

Nun war aber auch in der That viel Wahres an dem Vergleich der klugen Staatsdame, denn

zige Beſchäftigung ſei. Lange wollte keine vortreten, und es brauchte noch der Ermahnung unſeres Wirthes, bis ſich endlich eine der Keckſten entſchloß, näher zu kommen, und dann neben Don Juanito hintrat, der ein paar Accorde von der Guitarre herunterriß und ihr lachend zurief: Anda, Adela.

Adela war eines der reizendſten Mädchen, die wir bis jetzt in Spanien geſehen; vielleicht erſt ſechszehn Jahre alt, für eine Andaluſierin eher klein als groß, doch war ihr aufblühender jungfräulicher Körper im lieblichſten Ebenmaße gebaut. In ihrem Geſichte lag eine liebenswürdige Miſchung von friſcher Lebensfreude, unbefangener Schalkhaftigkeit, zugleich mit dem wunderbaren Ernſte, der den Spanierinnen ſo eigen iſt, wenn ſie die lachenden Lippen ſchließen und die träumeriſchen Augen weit öffnen. Und dieſes Mädchen hatte ganz prachtvolle Augen! groß, dunkelbraun und glänzend mit herrlich gewölbten Augenbrauen, deren Feuer nur dann gedämpft wurde, wenn ſie die Lidern mit den langen ſeidenen Wimpern auf Augenblicke herabfallen ließ. Für dieſe Art von Augen, die einen eigenthümlichen Anflug von Nachläſſigkeit und Schalkhaftigkeit haben, die aber bei Ausbrüchen der lebhafteſten Affekte ſo wunderbar hinreißend ſind, hat der Spanier den Ausdruck: Ojos adormidillos von adormido, ſchläfrig, hergeleitet, deſſen Diminutiv aber unüberſetzbar iſt.

Was ſie ſang, war eines jener reizenden ſpaniſchen Volkslieder, die faſt alle von den Freuden und Leiden der Liebe handeln:

Mas valo trocar
Placer por dolores,
Que estar sin amores.

Donde es gradecido,
Es dulce el morir,
Vivir in olvido,
Aquel no es vivir.
Mejor es sufrir,
Passion y dolores,
Que estar sin amores.

wenn auch Rosenthal aufrechten Hauptes und mit der unbefangensten Miene, ja freundlich lächelnd daherschritt, so war es doch unverkennbar, wie sorgfältig er lavirte, um nicht irgendwo Schaden zu leiden, wie vorsichtig er durch einen Blick, durch eine Handbewegung sondirte, um, bei gefährlichem Boden vorbeisteuernd, sogleich wieder das offene Fahrwasser zu gewinnen.

Und es war heute Abend viel gefährlicher Boden für ihn vorhanden, es gab hier Leute, deren langverhaltener Groll sich nichts daraus gemacht hätte, dem früher so sehr gefürchteten Rosenthal auffallend den Rücken zu kehren, und wieder gab es andere Leute, die ihm mit auffallender Scheu aus dem Wege gingen, ja die leicht errötheten, wenn er sich näherte, und welche sich in diesem Augenblicke mit solchem Interesse, ohne auf- und umzublicken, in das Gespräch über das Wetter vertieften, als gäbe es für sie nichts Wichtigeres auf der ganzen Welt, ja die erleichtert tief aufathmeten, wenn er hinter ihrem Rücken vorbeigegangen war.

Und all' dieß Gebahren war so natürlich und begreiflich. Zieht man sich doch auch vor Jemand zurück, der mit einer ansteckenden Krankheit behaftet ist, vermeidet man es doch auch, bei Jemanden zu verweilen, der von einem tollen Hunde gebissen wurde und von dem man sagt, er schnappe zuweilen nach andern Leuten, scheut man sich doch auch in Gesellschaft, mit einem jener Kunstsinnigen gesehen

zu werden, die falſche Wechſel auf's Täuſchendſte nachbilden, oder welche ihre üblen Nachreden daher haben, daß ſie notoriſche Spieler Trinker, ſchlechte Zahler oder ſonſt Lumpen ſind.

Aber die hier aufgezählten Leiden- und Eigenſchaften bringen alle zuſammengenommen nicht die gleiche Wirkung hervor, wie bei Hof eine allerhöchſt ausgeſprochene Ungnade.

Hier war ſie ſo ausgeſprochen wie nur möglich, ſo bekannt und ſcharf ausgeprägt, daß man deutlich ein Erſtarren des Schreckens und der Indignation auf vielen Geſichtern las über die Frechheit Roſenthal's, hier im Salon zu erſcheinen, und dabei freute man ſich auf eine brüske und tief verwundende Entwicklung, die damit ſchon ihren Anfang genommen hatte, daß ſich die Königin abgewandt und ohne ihren Empfang oder Cercle fortzuſetzen, ſich an einen Spieltiſch begab.

Man verſtand nur nicht, weßhalb der König ſo gleichmüthig, ſo freundlich herüberblickte, ja warum ein Lächeln auf ſeinen Mienen erſchien, als die alte Staatsdame mit Roſenthal zuſammengetroffen. Gönnte er ihr dieſe Verlegenheit des Anpralls, oder vermerkte er es nicht ungnädig, daß Roſenthal hier zu erſcheinen wagte, wer darüber Gewißheit hätte, oder noch mehr darüber, wem die leichte Begrüßung mit der Hand galt, die Seine Majeſtät gerade in dieſem Augenblicke in das Gewühl des Salons richtete!

Der Saal, wo der Rout ſtattfand, gehörte zu den Gemächern des Königs, war länglich rund, von großen Dimenſionen und hatte auf vier Seiten kleinere Salons, in deren einem Thee gereicht wurde, und ſpäter auch kalt ſoupirte, wer Luſt dazu hatte. In den übrigen wurde geplaudert und geſpielt, doch befand ſich der Spieltiſch für die Königin im großen Saale ſelbſt, was denn auch der Ehre, dazu befohlen zu werden, die größtmöglichſte Ausbreitung gab.

Dieß Glück wurde heute Abend der alten Pommerhauſen als Pflaſter auf die eben erlittene Wunde gedrückt, und ſie näherte ſich berauſcht, taumelnd und mußte ihre ganze Geiſtesgegenwart zuſammennehmen, um ohne Unfall auf den Seſſel niederzuſitzen, da ihr vorher noch die Hand zu allerhöchſtem Kuſſe huldvollſt gereicht worden war.

Der dritte Spieler war der Oberſthofmeiſter von Tönning, dem dadurch bewieſen werden ſollte, daß man einen Unterſchied machte zwiſchen ihm und ſeiner Frau, und in einem vierten endlich finden wir einen alten Bekannten, Sir Frederic Knobbers, den die Königin gerne auszeichnete, indem ſie ihn häufig zum Spiel heranzog, und der dabei unter anderen guten Eigenſchaften auch die beſaß, nicht genugſam Deutſch zu können, um raſche, flüchtige Aeußerungen, wie ſie Ihre Majeſtät gerne machte, genau zu verſtehen.

Ehe ſich die Königin niederließ, hatte ſie einer

ihrer jüngeren Damen gewinkt, dem Fräulein von Nickols, derſelben ein paar Worte geſagt, und ſie dann nicht ausdrücklich verabſchiedet, weßhalb jene einen Schritt hinter dem Stuhle ſtehen blieb, aufrechten Hauptes und ſcheinbar gleichgültig in den Salon hineinſchaute.

Dieſe junge Dame war aber eine ſo auffallend ſchöne Erſcheinung, daß von den Blicken, die ſich nach dem Spieltiſch der Königin richteten, die meiſten auf ihr haften blieben und manches Augenpaar ſie mit unverkennbarem Intereſſe betrachtete.

Fräulein von Nickols war von mittelgroßer, faſt etwas zu voller Geſtalt für ein junges Mädchen, ſie mochte zwanzig Jahre alt ſein, doch zeigte ſie bei blendend weißem Teint eine ſo untadelhafte Rundung und dabei doch eine ſolche Feinheit der Glieder, daß Kenner, beſonders reiferen Alters, von ihrer Geſtalt entzückt waren, und der wahrhaft ſtrahlenden Schönheit ihres lieblichen, freien und offenen Geſichtes den erſten Preis zuerkannten. Regelmäßige und ſtrengeble Züge zeigte übrigens dieſes Geſicht nicht, doch war es roſig angehaucht, hatte friſche, etwas ſinnliche Lippen, herrliche Zähne, und wenn ſie lachte, was häufig vorkam, bemerkte man auf Wange und Kinn allerliebſte, ſchelmiſche Grübchen. Ihr volles Haar war von jenem ſeltenen Blond, das man aſchfarben nennt, und wallte nach der Mode unſerer Tage über ihren glänzend weißen Nacken tief hinab. Wie alle übrigen Damen war

ſie ſchwarz gekleidet, was ihrer Körperfülle ganz vortrefflich ſtand und angenehm ſcharf kontraſtirte mit ihren blendenden Schultern und Nacken.

Sie ſtand regungslos hinter dem Stuhl der Königin, und wenn man bemerkte, wie die Blicke ihrer lebhaften hellbraunen Augen wohl aufmerkſam, aber ohne jedes Aufſehen zu erregen, über die Anweſenden dahinglitten, bald ſuchend, bald beobachtend, ſo war man zu dem Glauben berechtigt, ſie verſehe hier den Dienſt einer ſcharfen Beobachterin behufs ſpäterer Mittheilung. Zuweilen, aber ſelten kräuſelten ſich kaum bemerkbar ihre Lippen, und es zeigten ſich eben ſo raſch wieder verſchwindend die Spuren einiger Grübchen zugleich mit dem kaum ſichtbaren Zucken ihrer Schultern. Nur einmal hob ſie das Ende ihres Fächers an die Lippen und das war juſt in demſelben Augenblicke, als Herr von Roſenthal einer Gruppe älterer Herren ſich näherte, von denen ihm ganz auffallend für die Phyſiognomie des heutigen Abends zwei die Hände entgegenſtreckten. Dieſe Beiden waren Graf Wieneck, der Miniſter des Auswärtigen, und der Oberſtjägermeiſter Graf Ferrner.

Doch ſtand dieſes Fächerzeichen gewiß damit in keinem Zuſammenhang, denn man hätte vernehmen können, wie Fräulein von Nickols jetzt leicht in ihr Schnupftuch huſtete, und darauf bemerken, daß die Königin über ihre Karten hinweg nach jener Gruppe ſchaute, indem ein Schatten über ihre Züge flog,

und ſie, zum Erſtaunen Sir Frederic Knobbers', deſſen hohe Zehn mit ihrem Buben ſtach.

Der König ſtand unterdeſſen in einer Gruppe jüngerer Herren, und wenn er auch an den lebhaften, animirten Mittheilungen derſelben regen Antheil zu nehmen ſchien, was er durch Kopfnicken, auch wohl durch ein raſch hingeworfenes Wort oder durch ein kurzes haſtiges Lächeln bezeugte, ſo konnte man doch an dem gleich darauf erſcheinenden gelangweilten, ja verdrießlichen Ausdrucke ſeines Geſichtes deutlich erkennen, wie wenig ihn alles das intereſſire, was man zu ihm ſprach. Seine Augenlider hielt er meiſtens geſenkt, doch konnte es einem ſcharfen Beobachter nicht entgehen, wie er unter den verdeckenden Wimpern ſeine Blicke ruhelos durch den Salon ſchweifen ließ.

Uebrigens war man dieſe Erſcheinungen von Unruhe, von Ungeduld an Seiner Majeſtät gewohnt, und war es mehr eine Angewohnheit als eine momentane Gemüthsſtimmung; doch bezeugte es immer eine Erregtheit der letzteren, wenn er den Kopf haſtig und ohne beſondere Urſache aufwarf, mit den Achſeln zuckte, oder die Finger in einander verſchlang.

Baron Stoltenhoff näherte ſich der Gruppe, doch ehe wir ihn dieſelbe erreichen laſſen, müſſen wir uns erlauben, dieſen Bekannten aus dem erſten Theile unſerer Geſchichte mit der Bemerkung wieder einzuführen, daß er es verſtanden hatte, die halb und halb verloren gegangene Gunſt auf's Neue zu er-

ringen, ja daß er auf dem beſten Wege war, eine Größe bei Hof zu werden. Wir wiſſen bereits, daß Roſenthal freiwillig von dem Poſten eines kronprinzlichen Hofmarſchalls zurückgetreten war, die Funktionen deſſelben, bis ſie naturgemäß vom Oberſthofmeiſteramt übernommen wurden, an Stoltenhoff überlaſſend, und hatte dieſer dafür zu ſorgen gewußt, daß ihm bis jetzt kleine intime Anordnungen, den Hof der allerhöchſten Perſönlichkeiten betreffend, belaſſen blieben, und konnte man Leute, die ſich auf das Terrain verſtanden, einander zuflüſtern hören, daß zehn gegen eins zu wetten ſei, der junge, kecke, rückſichtsloſe und beinahe ſehr liebenswürdige Stoltenhoff brauche ſich nicht einmal beſonders Mühe zu geben, um in das Departement des Freiherrn von Tönning hineinzuwachſen, denn von dieſem alten Herrn ſprach man ſchon lange mit mitleidigem Achſelzucken als von einer überreifen und nicht mehr genießbaren Frucht, die beim nächſten Windhauche zu Boden geweht werden würde.

Und daß ein ſolcher Wind nicht mehr lange auf ſich warten laſſen würde, bemerkte man an dem Zuge der Wolken auf hoher Stirn und an dem Schatten, der noch ſo eben gnädig leuchtende Blicke plötzlich zu verdunkeln im Stande war, wie vorhin, als Ihre Majeſtät auf Roſenthal ſchaute und auf die beiden gleichfalls recht alten Excellenzen, die ihm ſehr zur Unzeit ihre Hände gereicht.

Stoltenhoff trat alſo zu Seiner Majeſtät und ſagte in dem leichten Geſellſchaftstone, welchen der hohe Herr zuweilen gerne vernahm, häufig verlangte, aber doch nicht immer ertragen konnte: „Majeſtät haben erlaubt, den Freiherrn von Reckenſtein vorſtellen zu dürfen, er iſt in der Nähe, und wenn Sie befehlen —“

„Jetzt nicht, Stoltenhoff,“ erwiederte der König in einem Anfluge von übler Laune, „Sie wiſſen wohl, ich mag es nicht, daß man die Leute ſo wie Schauſtücke quer durch den Salon zu mir führt; wenn ich ſpäter in die Nähe dieſes Herrn komme, ganz in ſeine Nähe, ſo kann man ihn vorſtellen. Sagen Sie es aber vorher dem Baron von Nellingen, auch er ſprach mir von dieſem Reckenſtein. Wo iſt er denn eigentlich?“ ſetzte der hohe Herr um ſich her ſchauend mit einem nicht gerade freundlich klingenden, fragenden Tone hinzu.

„Reckenſtein befindet ſich drüben am Theetiſch.“

„Ach, was geht mich Ihr Reckenſtein an, ich frage, wo Nellingen ſteckt, ich habe ihn noch mit keinem Blicke geſehen.“

„Vorhin ſah ich ihn im Vorzimmer, und wenn er noch nicht hier iſt, ſo wird er unglücklich ſein, zu erfahren, daß Eure Majeſtät vergeblich nach ihm gefragt haben.“

Der König gab hierauf keine Antwort, warf nur etwas raſch den Kopf empor, wobei ſeine Mund-

winkel zuckten, welche Anzeige eines kleinen Unmuthes den guten Stoltenhoff veranlaßte, seinem Freunde Nellingen, deſſen wachſende Gunſt er ſchon längſt eiferſüchtig bemerkt, Eins zu verſetzen, indem er mit einem eigenthümlichen Lächeln ſagte: „Euer Majeſtät ſind viel zu gnädig, um es nicht zu verſtehen, zu verzeihen, daß es Abhaltungen gibt, welche dieſe jungen Leute ſelbſt den Dienſt für Augenblicke vergeſſen laſſen.“

„Wovon reden Sie denn eigentlich — wenn's beliebt?“ fragte der König ſehr von Oben herab, wobei ſeine Geſichtszüge einen Ausdruck annahmen, welcher Stoltenhoff deutlich zeigte, daß der allergnädigſte Herr nicht Luſt habe, auf einen Scherz einzugehen. — „Ich wüßte keine Abhaltungen ſelbſt ganz junger Leute, welche geſtatten ſollten, ihren Dienſt zu vernachläſſigen, —— was ſind das für Abhaltungen? — ich will es wiſſen!“

„Ein Scherz, Majeſtät — gewiß nur ein Scherz,“ erwiederte Stoltenhoff, mit tiefer Verbeugung zurückweichend, „Euer Majeſtät werden doch nicht glauben, daß Nellingen — oder daß ich über Nellingen — o, ich bitte Euer Majeſtät inſtändig, einen Scherz verſtehen zu wollen.“

„Halt, mein Lieber!“ entgegnete der König, deſſen düſterer Blick mit einem Male aufleuchtete, „da kommt der Beſchuldigte ſelbſt und er ſoll uns in Ihrer Gegenwart von ſeinen Abhaltungen erzählen.“

„Majeſtät, ich bitte inſtändigſt.“

„Nein, nein, keine Schonung, Stoltenhoff, Sie wiſſen, ich liebe dergleichen nicht — Baron Nellingen!“

Der auf dieſe Art angerufene junge Küraſſieroffizier, gerade im Begriff, bei Seiner Majeſtät unter einer Verbeugung vorüber zu gehen, wandte in derſelben um und trat mit erhobenem Haupte und ſoldatiſchem Anſtande vor den König hin, ſich tief verneigend, als dieſer mit freundlichem Blick ſeine Rechte ihm entgegenſtreckte.

Stoltenhoff wollte ſich ſachte rückwärts ziehen, aber der hohe Herr hielt ihn durch einen Wink zurück und ſagte dann in heiterem Tone zu Nellingen: „Ich habe ſoeben Ihre Partie genommen, Baron, gegen Stoltenhoff genommen, der von Abhaltungen ſprach, die Sie ſelbſt veranlaſſen könnten, Ihren Dienſt zu vergeſſen.“

„Aber Majeſtät halten zu Gnaden, nicht ganz in dieſer Art habe ich das geſagt, nur auf die Frage Eurer Majeſtät.“

„Meinetwegen, aber Sie ſagten, Nellingen habe, wie dieß unter jungen Leuten gebräuchlich ſei, Abhaltungen, weßhalb er ſo ſpät hier erſcheine.“

Der junge Offizier verbeugte ſich mit einem etwas verlegenen Lächeln, welches ſich indeſſen in einen ziemlich trockenen Ausdruck verwandelte, als er erwiederte: „Ich begreife nicht, was Baron von Stoltenhoff von meinen Abhaltungen weiß, und

Viel beſſer iſt tauſchen
Freude um Leiden,
Als Liebe zu meiden.

In Liebe erſterben
Iſt ſüßer Tod;
Vergeſſen zu leben,
Das iſt kein Leben.
Viel beſſer iſt nehmen
Statt Freude Leiden,
Als Liebe zu meiden.

Innig und freundlich ſang ſie dieß bekannte reizende Lied; und als ſie einmal im Zuge war, folgten auch andere, mit und ohne Caſtagnettenbegleitung. Wenn ſie die Caſtañuelos an ihre Fingerchen befeſtigt hatte und nun während des Geſanges mit den kleinen Füßen auf den Boden trat, den Kopf neckiſch emporwarf und dazu zuweilen mit den Armen eine Bewegung machte, als wollte ſie zur Cachucha anſetzen, ſo war das Mädchen über alle Maßen ſchön und liebenswürdig. Später führte ſie eine förmliche Scene auf, einen Dialog in Verſen mit einzelnen Klängen der Guitarre, wo ſich ein Caballero um die Liebe einer Gitana bewirbt, von dieſer aber zurückgewieſen wird, eine Scene ſo voll Leben und Wahrheit, daß wir Alle ungeſtüm applaudirten. Dann aber war ſie nicht mehr zu halten, ſie flüchtete erröthend hinter ihre Mutter, und in dieſem Augenblicke ſah das liebliche Geſichtchen aus, wie das dunkle Roth einer Pfirſich.

Auf vieles Ermuntern und Bitten traten endlich auch vier Paare der jungen Mädchen zu einem Tanze zuſammen, der von Don Juanito und einem Paar Anderer mit Guitarren und Caſtagnetten begleitet wurde. Dazu hatten ſie ihre Jäckchen abgelegt und hatten nun nichts mehr an, als leichte tief ausgeſchnittene Mouſſelinekleidchen ohne Basquina oder Halstuch, deren Röckchen ſo kurz waren, daß man vollkommen die zierlichen Füße ſehen konnte. Es war ein Fandango, den ſie uns zum Beſten gaben, jener herrliche, üppige Tanz, in dem ſich die reizendſte Körper-

wenn ich zu ſpät komme, ſo bitte ich Euer Majeſtät um Verzeihung."

Jetzt hatte Stoltenhoff wieder einiges Oberwaſſer und erlaubte ſich mit einem liſtigen Lächeln auf den König zu blicken, der, die rechte Hand in die Seite geſtemmt, ſich langſam in den Hüften wiegend, mit einem etwas kalten Lächeln ſagte: „Vorwärts, Baron Nellingen, laſſen Sie uns hören, warum Sie ſo ſpät kommen, aber es muß amüſant ſein, mich unterhalten, und ſeien Sie alsdann meines Dankes gewiß, denn ich brauche etwas Unterhaltung, beſonders hier," ſetzte er flüſternd hinzu, indem er einen raſchen, trüben Blick durch das weite Gemach warf, „wo es ſo furchtbar langweilig iſt, — doch kommen Sie, wir wollen uns nach dem Salon drüben retiriren, dann erzählen Sie, Nellingen!"

„Wie Eure Majeſtät befehlen, aber es iſt wahrhaftig kaum der Mühe werth."

Der junge Küraſſieroffizier ſagte dieß mit einem ernſten Geſichtsausdruck, und als der König hierauf raſch nach dem bezeichneten Salon voranging, konnte Nellingen ſich nicht enthalten, Stoltenhoff zuzuflüſtern: „Das war einmal wieder ganz unnöthig," worauf dieſer eben ſo leiſe erwiederte: „Was wollen Sie, er hat ſich wieder einmal eine ganz unſchuldige Anſpielung nach ſeiner Art zurecht gedreht und es wird Ihnen ja nicht ſchwer werden, ihm irgend etwas Pikantes zu erzählen."

„Aber es muß doch etwas Wahres ſein — denken Sie doch auch!“

Baron Stoltenhoff begnügte ſich ſtatt aller Antwort mit den Achſeln zu zucken, was hier ſo viel heißen mochte als: „O, über die Einfalt dieſer jungen Leute!“

Damit betraten alle Drei den Salon, der König begreiflicherweiſe voran, doch machte der hohe Herr Miene, wieder zurückzuweichen, als er dort ein paar Herren ſah, die im angelegentlichen Geſpräch hin und her gingen.

Seine Majeſtät ſah nicht beſonders ſcharf und kniff deßhalb die Augen zuſammen, worauf er ſagte: „Ah, Sie ſind es, Roſenthal? — ich ſah Sie vorhin nur einen Augenblick in der Ferne, wie ein Schatten erſcheinend, und ebenſo wieder verſchwindend.“

„Das Schickſal aller Schatten, Majeſtät, ſobald ſie in die Nähe des Lichtes kommen,“ erwiederte der Angeredete mit einer tiefen Verbeugung, worauf er, einem gnädigen Winke folgend, raſch näher kam, um auf die Frage des Königs: „Wen haben Sie denn da?“ mit den im launigen Tone vorgebrachten Worten zu erwiedern: „Das iſt der blonde Roſenthal, Majeſtät, mit ſeinem irdiſchen Namen Freiherr von Reckenſtein.“

„Ah, ſo rechnen Sie ſich und Ihren eigenen Namen ſchon unter die höheren Geiſter,“ gab der König lachend zur Antwort, „wahrhaftig, Roſenthal, Beſcheidenheit iſt nicht Ihre Haupttugend.“

„Das weiß Gott, Majeſtät, und ich wäre traurig, würde es der Fall ſein — Weſen höherer Art wie ich bin, natürlich in ganz anderem Sinne," ſetzte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, „würden ſich ſchaden durch den leiſeſten Anflug von Beſcheidenheit."

„Nun, das muß ich ſagen, Roſenthal, wenn es ſo fortgeht, ſo ſetzen Sie ſich nächſtens ſelbſt unter die Halbgötter."

„Gewiß, aber nur aus Anhänglichkeit an Euer Majeſtät," wagte er zu ſagen, nicht ohne einen ſcharfen prüfenden Blick aus ſeinen Augenwinkeln auf das Geſicht des jungen Monarchen zu werfen, um, als deſſen Lippen ſich leicht kräuſelten, heiter fortzufahren: „Verzeihung, Majeſtät, ich bin nun einmal ſo, in der übermüthigen Laune meiner Freiſtunden, und wenn ich das Glück habe, von meinem allergnädigſten Herrn bemerkt zu werden."

„Vor allen Dingen ſind Sie unverbeſſerlich."

„Gewiß, Majeſtät, in meiner Anhänglichkeit und Verehrung."

Der König machte mit einer recht wohlwollenden Miene eine abwehrende Handbewegung, ſagte dann raſch, aber in leiſerem Tone: „So bringen Sie Ihren Reckenſtein her, damit das abgemacht iſt. Doch halt, da fällt mir eben ein, daß Sie ihn mir ſchon genannt haben, Stoltenhoff, und früher noch Nellingen."

Doch trat der junge Offizier mit einer Ver-

beugung beſcheiden zurück, indem er auf Stoltenhoff zeigte, wobei wir bemerken müſſen, daß ſich ſeine Miene durchaus nicht erheitert hatte, ſobald der König Roſenthal anſprach, vielmehr hatte er dieſem einen recht feindſeligen Blick zugeworfen, und hielt ſich nun abſichtlich einen Schritt von der Gruppe entfernt, ohne daß ſeine Mienen weder durch Roſenthal's Aeußerung, noch durch des Königs Lachen ihren finſteren Ernſt verloren. Woher kam dieſe Abneigung gegen Roſenthal, den unbekannten Abenteurer, wie er bei Hofe jetzt nur noch genannt wurde? — größtentheils aus der tiefen Verehrung der beiden Rellingen, beſonders des älteren Bruders, für die Perſon der Königin, einer Verehrung, die etwas von Schwärmerei an ſich hatte, wofür die Brüder überhaupt inklinirten, und woher es denn auch kam, daß Hugo von Rellingen es nie vergeſſen, ja nur mit einem unwillkürlichen Schauder daran denken konnte, wie der Schatten, welcher in jener Nacht aus der königlichen Gruft emporgeſchwebt, unverkennbar die Geſtalt und Züge Roſenthal's gehabt habe.

Daran dachte er jetzt wieder und trat unwillkürlich noch einen Schritt ſeitwärts, als ſich der König mit den beiden anderen Herren Reckenſtein näherte und ihm einige freundliche Worte ſagte.

Der junge Küraſſieroffizier blickte dabei nach dem großen Mittelſalon zurück und ſah am an-

deren Ende den Spieltisch der Königin, dem sich in diesem Augenblicke eine junge Dame näherte, deren obgleich einfache, aber eben so geschmackvolle, als im höchsten Grade kostbare Toilette nicht ohne Neid von einigen anderen Damen betrachtet worden war, an denen sie, leicht grüßend, vorüber gerauscht.

Es war Miß Arabella Stanley, von Fräulein von Nickols der Königin leise genannt, und von Ihrer Majestät freundlich empfangen, worauf die junge Engländerin bei der Hofdame plaudernd stehen blieb, ihre Blicke durch die Zimmer schweifen ließ und jetzt ihr Haupt äußerst freundlich neigte, als sie Nellingen's ansichtig wurde. Auch die Nickols wandte ihren schönen Kopf nach ihm, zeigte ein kurzes Lächeln, zugleich mit einer leichten Röthe, was übrigens Alles auf den jungen Offizier einen fast peinlichen Eindruck hervorzubringen schien, denn, obschon er sich gleichfalls verbeugte, flog ein Schatten über seine Mienen und er wandte sich rasch ab, um dem Könige zu folgen, der sich sichtbar nicht ohne Behagen das Geplauder des Freiherrn von Reckenstein gefallen ließ. Es war wieder die alte uns wohlbekannte Geschichte: bescheiden sein sollende Redensarten über sein Unvermögen, der Kunst höchste Stufe glorreich zu erklimmen, obgleich es ihm an einigem Talente und heißem Drange ebensowenig fehle, als seinem allerdings berühmteren Freund, dem Maler Weß-

ner, der das große Glück habe, daß ihm Rang und Geburt nicht gewissermaßen hindernd im Wege stehen, das glänzende Ziel zu erreichen, nach dem Beide gemeinschaftlich, häufig sich unterstützend, noch häufiger sich gegenseitig anspornend und ergänzend, mit aller Macht des Geistes und des angeborenen Talentes strebten.

So ungefähr klangen, tönten und klingelten seine Worte, und da er sie mit seiner tiefen, sonoren Stimme sprach, auch seine bescheidene, demüthige Haltung zuweilen glücklich korrigirte, indem er sich zuversichtlich aufrichtete, so konnte es nicht fehlen, daß der schöne, stattliche Mann mit dem prachtvoll wallenden Barte einen günstigen Eindruck auf den König machte.

Auch verfehlte er nicht, von den Hoffnungen zu sprechen, mit denen ihn die aufgehende Sonne hieher geführt, und wie er überzeugt sei, daß der sichere und erhabene Blick Seiner Majestät die unendliche Gnade haben würde, in ihm nicht nur den Sprößling eines uralten Hauses zu sehen, was ihm schon oft bei seinen Bestrebungen hinderlich im Wege gestanden, sondern auch nach eigener allerhöchster Anschauung den strebsamen Künstler.

Dann entließ ihn der König mit ein paar äußerst gnädigen Worten und einer freundlichen Handbewegung und sagte ihm nachblickend: „Ich freue mich, ihn kennen gelernt zu haben, sagen Sie

ihm das, und auch, daß ich ihn im Auge behalten werde. Es ist immer gut, daß wir solche Kräfte gewinnen, daß wir begabte Männer anziehen, die ohne Vorurtheil und ohne nur stets an die Vergangenheit zu denken, anerkennen, daß uns die Zukunft gehört, und daß sich diese Zukunft dabei in einem Lichte zeigt, das uns hoffend und vertrauend zu ihr aufschauen läßt — sagen Sie ihm das und erinnern Sie mich gelegentlich an ihn — alle Beide — auch Sie, Rosenthal, — wie nannten Sie ihn doch soeben? — ah, richtig — den blonden Rosenthal. Und das hat was für sich, nur möchte ich, Sie verbessernd, sagen, er scheint mir ein Rosenthal zu sein, aus dem finstern Dämonischen in's lichthelle ‚Engelische' übersetzt."

„Vortrefflich," murmelte Stoltenhoff — „ein wundervoller Vergleich," aber er sprach das seitwärts geneigt so, als sei es nur ein Ausfluß seines überwallenden Gefühls und nicht bestimmt, von sterblichen Ohren gehört zu werden.

Und doch wurde es gehört und mit einem gnädigen Blicke belohnt.

„Setzen wir uns," sprach Seine Majestät, sich auf einen Fauteuil niederlassend, „dieß ewige Stehen macht müde — Alle sollen sich setzen, Sie, Nellingen, hier neben mich, Stoltenhoff und Rosenthal dorthin, und nun wollen wir eine geschlossene Gesellschaft bilden, die man, denke ich, respektiren wird, indem man mich in Frieden läßt, Jeder braucht

seine Erholungsstunde, und ich habe es satt, immer auf dem Allarmposten zu stehen. — Was machen Ihre Reisevorbereitungen, Rosenthal?" fragte er diesen lächelnd.

„Sie sind so weit gediehen, daß ich nur noch auf den günstigen Ausspruch eines Orakels zu warten brauche, um meine Anker zu lichten."

„Benützen Sie dazu nicht Ihren wunderbaren Bergkrystall?" fragte Stoltenhoff etwas spöttisch.

„Nicht gern, ich reservire mir dessen mächtige Eigenschaft gern für meine Freunde und Bekannten, ja bin so wenig egoistisch, für mich selbst den mäßigsten Gebrauch von diesem Talisman zu machen."

„Wissen Sie auch, Rosenthal," sagte der König, „daß Sie versprochen haben, mir Ihren Bergkrystall zu zeigen?"

„Wenn Eure Majestät das sagen, so muß ich leider zugestehen, in jenem Augenblick des Versprechens die größte Unklugheit meines Lebens begangen zu haben, denn mein Bergkrystall würde augenblicklich seine wunderthätige Kraft verlieren, sowie die Art seines Wirkens kein Geheimniß mehr wäre."

„Gut gegeben," lachte der König, „um von jeder weiteren Forderung abzustehen."

„Und doch hätte es Herr von Rosenthal wagen können," meinte Stoltenhoff, „denn die Kraft seines Bergkrystalls ist ohnedieß am Erbleichen, seit diese

Kraft nicht mehr von dem früheren Glauben unterstützt wird."

„Schlimm, was Sie mir da sagen, Graf Stoltenhoff," antwortete Jener kopfschüttelnd, „Sie thun gerade so, als hätte man oder Sie selbst hinter meine Coulissen gesehen und die Schnüre entdeckt, von denen meine Zauberfiguren regiert werden; das ist aber ganz unmöglich, denn ich habe weder Coulissen noch Apparat, Alles Zauberei, durchaus keine Geschwindigkeit."

Er streifte bei den letzten Worten lächelnd und mit einer außerordentlichen Eleganz die Aermel seines Fracks etwas zurück, wie die Taschenspieler zu thun pflegen, und machte dazu, eben so sicher und gewandt, die Bewegung, als lasse er einen Gegenstand hoch in die Luft verschwinden.

Der König blickte lachend in die Höhe und Stoltenhoff, der nicht recht wußte, was der Andere mit seiner Bewegung bezwecke, fixirte dessen Augen, die ein paar Sekunden aufwärts gerichtet blieben, während der Kürassieroffizier, empört durch diese neuen Alfanzereien, die Jener sich vor Seiner Majestät herausnahm, mit den Achseln zuckte und mit einem verächtlichen Ausdrucke herüberblickte; doch änderte sich dieser Ausdruck schon im nächsten Momente auf eine höchst augenfällige Art, denn er preßte die Lippen zusammen, seine Mundwinkel zuckten und seine glänzenden Augen blickten gespannt auf die Finger Rosenthal's, der jetzt mit

einer außerordentlichen Wahrheit der Bewegung das vorhin ſcheinbar in die Luft Geworfene wieder auffing, aber nicht ſcheinbar, ſondern in Wirklichkeit und zwar in Geſtalt eines friſchen Lorbeerblattes, das er mit einer anmuthigen Bewegung dem hohen Herrn präſentirte.

„Bravo, Roſenthal, das haben Sie ganz hübſch gemacht, und ſich den Lorbeer als Lohn ſelbſt errungen.“

„Nicht für mich, Majeſtät,“ gab Jener zur Antwort, „ich wollte nur dem Grafen Stoltenhoff, vielmehr beiden Herren beweiſen, daß es einzig von mir abhängt, jene gewiſſe magiſche Kraft, welche der mangelnde Glaube erbleichen gemacht, wieder aufzufriſchen.“

„Durch dieß im Uebrigen ganz artige Taſchenſpielerſtückchen,“ meinte Stoltenhoff achſelzuckend.

„Tiefer Sinn liegt oft im Kind'ſchen Spiel,“ erwiederte Roſenthal in feierlichem Ton, „dieſes Lorbeerblatt, als ſolches nicht ſehr bedeutend, iſt indeſſen in anderem Sinne eine vollgültige Antwort auf eine Frage Eurer Majeſtät. — Eine Frage,“ fuhr Roſenthal ſich verbeugend fort, „die ich allerdings mit meinen leiblichen Ohren nicht gehört, da ſie überhaupt nur in Gedanken gethan wurde, deren Richtigkeit ich aber der Beurtheilung meines gnädigſten Herrn überlaſſe.“

„Nun denn, welche Frage, unter welchen Gedanken, meinen Sie?“

gewandtheit zugleich mit der glühendsten Passion ausdrücken kann. Wir hatten das schon in der Mancha gesehen, sowie in den Theatern von Barcelona und Valencia. Was aber auf unserm Maulthiertreiberball zuweilen als etwas allzu derb erschien, oder auf der Bühne zu sehr gekünstelt und geziert, war hier die reine warme Natur und Wahrheit. Als die Musik begann, blickten die Mädchen zuerst auf den Boden oder schüchtern zu uns herüber, mit jedem Takte aber riß sie die Gewalt der Töne und die Leidenschaftlichkeit des Tanzes mehr und mehr fort. Dazu hatten sie die Aermel ihrer Kleidchen bis an die Achseln hinaufgestreift, und man sah nicht nur die schönen vollen Formen der runden Arme, sondern war entzückt über die Haltung derselben, sowie der Hände, wie auch über die Leidenschaft, Elasticität und über die Grazie, mit der sie die üppigen Verschlingungen und Körperwindungen des liebeathmenden Tanzes ausführten.

Da die Mädchen ganz unter sich tanzten, und also nur eine Freundin der andern an die Brust sank, sie umschlang und heftig an sich preßte, wobei zuweilen ein neckischer und doch wilder Kuß vorkam, so genirten sich die Andalusierinnen auch nicht im Geringsten und ließen die ganze Wärme ihres Gefühles ausströmen. Zum erstenmal verstand ich hier so recht die Sprache dieses eigenthümlichen Tanzes, vielleicht mehr noch, als die Tänzerinnen selbst, so junge Mädchen, daß man die meisten bei uns Kinder genannt hätte. Es war in der That ein wunderherrlicher Anblick. In einer schönen Nacht in Cairo hatte ich etwas Aehnliches geschaut, als egyptische Tänzerinnen vor uns tanzten, und doch war es wieder so ganz anders, der Tanz selbst und das Wesen desselben. Dort mit Ueberlegung gegeben, hier mit der Lust am Tanzen und in reinster Unschuld, deßhalb aber war es auch so schwer, diesem aufregenden Spiele ruhig und gleichgültig zuzuschauen. Wurde doch hier zuweilen in der Leidenschaft und Aufregung des Tanzes den Blicken Manches erlaubt, das eine kältere Natur in Entzücken versetzen konnte, besonders aber, weil Alles so unbewußt und ganz zufällig und unabsichtlich geschah. Ja, gewiß, selbst der alte Kalif

„Der Gedanke oder die Frage, warum Herr Lieutenant von Rellingen so spät zum allerhöchsten Rout erschien.“

„Nun? nun?“

„Hier ist die Antwort,“ entgegnete Rosenthal, indem er das Lorbeerblatt lächelnd in die Höhe hielt.

Der König blickte gespannt und forschend auf den jungen Kürassieroffizier, dessen Gesichtszüge sich auffallend und ganz eigenthümlich verändert hatten. Zuerst hatte er aufmerksam herübergestarrt, dann unverkennbar unter dem Einfluß des Zornes, ja des Hasses, was man deutlich am Ausdruck seiner Augen, an seinen aufeinander gebissenen Zähnen bemerkte, und jetzt überflog eine tiefe Röthe seine Züge, da er wohl bemerkte, wie die Augen des Königs forschend auf ihn gerichtet waren und sich ein kurzes Lächeln auf Stoltenhoff's Zügen zeigte.

„Das ist interessant,“ sagte der König, „nun, Rellingen, wie ist's damit? Hat Rosenthal Recht? reden Sie! Hängt dieß Lorbeerblatt wirklich mit Ihrem Zuspätkommen zusammen, erzählen Sie selbst uns das oder Rosenthal.“

„Es ist eine ganz einfache Geschichte, Majestät,“ erwiederte der junge Ordonnanzoffizier, indem er sich nicht nur gewaltsam faßte, sondern auch zu einem leichten Lächeln zwang; doch tönte seine Stimme trotz des kalten Tones, den er annahm,

nicht ſo feſt wie ſonſt, und er vermied es ſorgfältig, das Geſicht des verhaßten Roſenthal anzublicken. „Vor Allem aber muß ich vorausſchicken, es handelt ſich um eine Dame.“

„A — a — a — ah! Da könnten wir ja indiskret erſcheinen!“ ſprach der König mit einem ernſten Geſichtsausdruck.

„Eure Majeſtät durchaus nicht; alle Koſten für Indiskretion beſtreitet Herr von Roſenthal allein — ja es handelt ſich um eine Dame, welche die Ehre hat, von Eurer Majeſtät gekannt zu ſein, um Miß Arabella Stanley.“

„Gut, Baron Nellingen — mit dieſer Auskunft könnten wir zufrieden ſein, Sie haben unſerer Neugierde Genüge gethan, Roſenthal hat uns wieder einmal durch eine ſeiner Geſchichten überraſcht und amüſirt — passons là-dessus.“

„Wenn das Eure Majeſtät ausdrücklich befehlen, ſo muß ich mich natürlich fügen, möchte aber im anderen Falle bitten, mir noch eine weitere Mittheilung zu geſtatten. Die Sache iſt an ſich ſo einfach und unverfänglich, daß ſie nur durch Schweigen kompromittirt werden könnte.“

„Dann erzählen Sie immerhin — es amüſirt mich.“

„Es gab ſich die Gelegenheit,“ ſprach der junge Ordonnanzoffizier in ruhigem Tone, „daß ich vor längerer Zeit bei einem Souper ein Vielliebchen mit Miß Stanley aß, doch wurde die Löſung nicht

auf die gewöhnliche Art ausgemacht, ſondern auf eine andere ungewöhnlichere, die aber Euer Majeſtät gewiß bekannt iſt, indem Jedes verpflichtet wird, ſtets ein grünes Blatt bei ſich zu tragen, worüber die Kontrole dem Anderen bei jeder Begegnung zuſteht."

„Ah, ein Spiel, das unter Umſtänden gefährlich werden kann, man iſt dadurch gezwungen, ſtets an Jemand zu denken, und kommt mit ihm in die mannigfaltigſten Berührungen."

„Gewiß, und ſo erging es mir am heutigen Abend. Ich war im Begriff, die kurze Strecke nach dem Schloßhof zu Fuße zu gehen, als dicht an meiner Wohnung ein Wagen plötzlich neben mir hielt, eine Dame das Fenſter herabließ, meinen Namen nannte und mich näher zu treten bat. Es war Miß Stanley, deren Kutſcher kaum im Stande war, ſeine auffallend heftig gewordenen Pferde zu halten, weßhalb ich auch nicht vermochte, dem dringenden, mit ängſtlicher Stimme ausgeſprochenen Erſuchen der jungen Dame zu widerſtehen, als ſie mich bat, zu ihr in den Wagen zu ſteigen. ‚Verzeihen Sie mir,' ſagte ſie alsdann, ‚aber ich bin unendlich glücklich, Sie zufällig geſehen zu haben, und muß Sie bitten, mich für einen Augenblick nach Hauſe zu begleiten, von wo wir dann wahrſcheinlich den gleichen Weg in's Schloß haben. Ich weiß nicht, was meine ſonſt ſo ruhigen Pferde ankam, an der Schloßbrücke haben ſie ohne Weiteres

umgewandt, und um ein Unglück zu verhüten, befahl ich, nach Hauſe zu fahren und einen anderen Wagen zu nehmen. — Lachen Sie nicht über mich, ich bin ſonſt nicht ſo ängſtlich.' — Da ich das wohl wußte, ſo vermuthete ich anfänglich einen anderen Grund, dachte an einen mit Ueberlegung ausgeführten Plan, obgleich die Pferde mit dem ſchweren Wagen in lauter Lançaden dahinſchoſſen, ſo daß die junge Dame ein paar Mal krampfhaft meinen Arm ergriff. — Euer Majeſtät ſehen, wie aufrichtig ich bin."

„Ja, und es intereſſirt mich ſo, daß ich begierig bin, was darauf folgen wird."

„Doch noch das gewiſſe Lorbeerblatt," lachte Roſenthal.

„Aber ohne jede Ueberlegung, wie auch der Erfolg ausweist," fuhr der Ordonnanzoffizier achſelzuckend fort, „aufrichtig geſagt, war ich ſeit längerer Zeit zum erſten Male ohne mein grünes Blatt, hatte beabſichtigt, es mir von einer der Pflanzen im Treppenhaus zu brechen, war alſo, was unſer Vielliebchen anbelangte, vollkommen in die Hand der Miß gegeben, doch dachte ſie nicht daran, ſondern blickte nur ängſtlich zum Wagenſchlag hinaus, um dann mit einem erleichterten Athemzuge zu ſagen: ‚Gott ſei Dank, da ſind wir endlich.' Ich hob ſie aus dem Wagen, und während ſie hinaufging, um einen anderen zu befehlen, ſah ich nach den Pferden, und fand gleich, daß eine der Kinn-

ketten falſch und zu ſcharf eingehängt war; als das geändert, ſtand das bis jetzt unruhige Thier fromm und ruhig da; doch wollte ſich Miß Stanley dem Geſpann nicht ſogleich wieder anvertrauen, und daher," ſchloß er ſich verbeugend, „kam meine Verſpätung."

„Ein artiges Abenteuer," meinte der König, „das möglicherweiſe in ſeinen Folgen noch ganz bedeutend werden kann."

„Kaum, Majeſtät, da mit dieſer nächtlichen Fahrt daſſelbe ebenſowohl wie mein Vielliebchen-engagement als abgeſchloſſen zu betrachten iſt."

„So haben Sie verloren?"

„Im Gegentheil, ich gewann, und zwar mittelſt dieſes Lorbeerblattes — ich glaube wenigſtens, daß es daſſelbe iſt, welches Miß Stanley zu eigenem Gebrauche zu ſich geſteckt, das ſie auf der Treppe verlor, und das ich an mich nahm, weil in dieſem wie in jedem andern Kriege alle Mittel gelten. Doch war ich dabei immer noch zurückhaltend genug, ihren Angriff zu erwarten, und erſt als ſie verlangte, ich ſoll mich mit einem grünen Blatte ausweiſen, präſentirte ich ihr ihr eigenes."

„Gut, laſſen wir es damit abgeſchloſſen ſein."

„Und geſtatten Sie mir, Ihnen zu einem wahrſcheinlich fürſtlichen Geſchenk zu gratuliren," meinte Roſenthal, doch that der Andere, als habe er dieſe Worte nicht vernommen, ſondern fuhr als Schluß ſeiner Erzählung fort: „Das unnütz gewordene Lorbeerblatt flog alsdann zum Wagen hinaus, wo

es wahrſcheinlich Jemand im Schmutz der Straße aufgeleſen hat."

Herr von Roſenthal lächelte ein klein wenig vor ſich hin, ehe er ſagte: „Nicht ſo ganz verhielt es ſich mit dem armen Lorbeerblatt, es wirbelte vielmehr eine Zeitlang in der Luft, und hatte alsdann die Ehre, von meiner Hand aufgefangen zu werden — ſo verhielt ſich die Sache, Herr Lieutenant von Nellingen, und da ich nun einmal in der Laune bin anzunehmen, das unſchuldige Lorbeerblatt habe gefliſſentlich bei mir Schutz geſucht, ſo werden Sie mir auch vielleicht geſtatten, ſeine Vertheidigung gegen eine Anklage zu übernehmen, als habe es ſich im Schmutz der Straße befunden, — es flog direkt aus einer ſchöneren Hand in die meinige."

„Und hat uns eine halbe Stunde amüſirt," ſagte der König, — „was wollen wir mehr als" — ſetzte er mit einem häufig erſcheinenden Zucken ſeiner Mundwinkel hinzu, „ſpäter vielleicht einmal erfahren, ob und welche Folgen dieſes Abenteuer gehabt — — — wer ſind denn eigentlich dieſe Stanleys?" fragte er nach einer kleinen Pauſe, „wer kennt ſie genau?"

Stoltenhoff blickte lächelnd auf Nellingen, nachdem dieſer geſagt: „Ich muß offenherzig geſtehen, daß ich mich um die Verhältniſſe dieſer Familie eigentlich nie erkundigt, nur ſoviel weiß ich, daß ſie enorm reich ſein ſollen, was ja auch ſchon der großartige Train beweiſt, den ſie führen."

„Das iſt immer ſchon etwas für gewöhnliche Naturen," ſagte der hohe Herr verächtlich die Achſel zuckend, „und wer iſt Miſter Stanley?"

„Es war das ein Engländer aus guter Familie," antwortete Stoltenhoff, „Kaufmann, Fabrikant, iſt aber längſt todt, und ſeit jener Zeit lebt die Wittwe mit ihrem fürſtlichen Vermögen bald hier und bald da."

„Und hat nur eine einzige Tochter — die alſo eine ſehr reiche Erbin iſt?"

„Verzeihen Eure Majeſtät," erwiederte Roſenthal, „es ſind zwei Töchter da, beides reiche Erbinnen, da das Stanley'ſche Vermögen, wie ich aus dem Munde eines Geſchäftsfreundes, des Kommerzienrathes Mirbel, weiß, ein ganz koloſſales iſt."

„Sehen Sie wohl, meine Herren," lachte der König, „Roſenthal geht immer den ſicherſten Weg und holt ſeine Erkundigungen an den beſten Quellen, ei! das wäre eine Partie für Sie," wandte er ſich an den eben Genannten.

„Ich würde doch vergeblich anklopfen, was ich allerdings aufrichtig bedauere, denn Miß Arabella Stanley iſt nebenbei eine junge Dame von Geiſt und Geſchmack, ſoll aber, wie ihre Schweſter bereits praktiſch bewieſen, einer glänzenden Uniform nicht abgeneigt ſein."

„Wer iſt dieſe Schweſter?"

„Die Frau eines ehemaligen brillanten Dragoneroffiziers, des Baron Schmetting. Es war

eine Heirath mit Hinderniſſen, in Folge welcher ſich Mutter und Tochter ſo befeindeten, daß die Letztere heute noch einer Ausſöhnung mit ziemlicher Sorge entgegenſieht."

„Dieſer Roſenthal iſt wie eine Chronik oder wie ein Aktenregiſter," ſagte der hohe Herr wohlwollend lächelnd, „wo man ihn aufſchlägt, erhält man eine Antwort — ich weiß nicht, wie es kommt," ſetzte er mit einem ernſten Streifblick auf Nellingen hinzu, „ich intereſſire mich plötzlich für dieſe Familie Stanley. Auch die Königin erwähnte ſie ſchon in freundlichem Tone — wo lebt jene Schweſter, von der Sie ſprachen, Roſenthal?"

„Sie war mit ihrem Manne bis vor ganz kurzer Zeit in Italien, beſchloß dann mit der Bewilligung ihrer Mutter, vorderhand noch ohne Ausſöhnung, auf ihre Güter nach England zurückzukehren, erkrankte aber unterwegs vielleicht gerade aus Sehnſucht nach jener Ausſöhnung, und befindet ſich nun in Morfeld bei einem mir befreundeten Arzte, von wo ſie Unterhandlungen angeknüpft hat mit ihrer immer noch hartherzigen Mutter."

Stoltenhoff und Nellingen wechſelten einen bedeutſamen Blick mit einander, während der König fragte: „Und welche Art von Perſönlichkeit iſt denn dieſer Schmetting, daß ihn Mama Stanley nicht als Schwiegerſohn anerkennen will? Kennen Sie ihn, Roſenthal?"

„Bedaure, Majeſtät, ich habe ihn nie geſehen."

„Ich traf ihn während einiger Jahre bei den Rennen in Baden," ſagte Stoltenhoff, „und verkehrte dort, allerdings nur oberflächlich, mit ihm, da er mir von zuverläſſigen Bekannten als ein anſtändiger Mann vorgeſtellt wurde; er war ein luſtiger Geſellſchafter, gab vielleicht mehr Geld aus, als er beſaß, und wurde überall gerne geſehen, da er voll allerliebſter Unterhaltungstalente ſteckte. Er ritt wie ein Narr, tanzte wie ein Gott, ſo behaupteten nämlich die Damen ſeiner Bekanntſchaft, und war ſtets bereit, eine Geſellſchaft zu unterhalten, ſei es durch Taſchenſpielerkünſte, oder indem er Komödien und lebende Bilder arrangirte, indem er Schnadahüpferl bis zur Grenze der Möglichkeit ſang, berühmte Sänger mit Glück kopirte, auch bei all' dieſen Dingen unermüdlich war und dabei von einer Gutmüthigkeit iſt, die weder ſelbſt etwas übel nahm, noch von welcher man ſich, ſelbſt durch ein ſtarkes Witzwort, verletzt fühlte."

„Das ſind Leute, wie man ſie zum Amüſement brauchen kann — und er hat ſich mit ſeiner Schwiegermutter verfeindet?"

„Allerdings durch eben jene Heirath mit Hinderniſſen."

„A—a—a—ah! man muß dieſe Leute mit einander verſöhnen, das iſt Chriſtenpflicht; wer kennt Mama Stanley am genaueſten?"

Da Nellingen und Stoltenhoff mit einem bedauernden Achſelzucken ſchwiegen, ſo ſagte Roſen-

thal: „Ich verkehre allerdings zuweilen mit Miſtreß Stanley, doch nicht genug, um ohne eine mächtigere Hülfe auf ſie einwirken zu können; wenn aber Eure Majeſtät in Ihrer außerordentlichen Gnade einen bezüglichen Wunſch ausſprechen wollten, ſo wäre jedenfalls ein Verſuch und auch mit den beſten Ausſichten zu wagen.“

„Thun Sie das immerhin,“ verſetzte der hohe Herr in heiterem Tone, „ich möchte wirklich einmal dieſen Schmetting ſehen, ſolche Talente amüſiren mich und man braucht wahrhaftig hie und da eine Ausſpannung,“ ſetzte er unter einem leichten Seufzer um ſich blickend hinzu, — — „wir befinden uns hier wie in einer Mauſefalle, denn da draußen,“ fuhr er aufſchauend fort, „ſehe ich ein paar grimmige Kater auf und ab patrouilliren, die mich ſogleich abfangen werden, um von Geſchäften zu reden — nun — wie Gott will,“ ſchloß er aufſtehend, und da er zu gleicher Zeit eine leichte Handbewegung machte, ſo zogen ſich die drei Herren ehrerbietig zurück, Rellingen und Stoltenhoff indeſſen um dem Könige, der in den großen Salon trat, in einiger Entfernung zu folgen, während Roſenthal rückwärts eine Thüre gewann, um hinter derſelben durch einige dunkle Korridors nach dem vorderen Eingang zurückzukehren.

Al Hakem würde wohlgefällig gelächelt haben, wenn er dieß reizende Ballet hätte sehen können, das hier auf einer der Terrassen seiner frühern Burg aufgeführt wurde.

Die umstehenden Spanier, die dieß gewiß schon sehr häufig erlebt, waren nicht weniger hingerissen als wir. Das Klatschen und die freudigen Ausrufungen wollten kein Ende nehmen, und als sich endlich der Tanz löste und die jungen Mädchen erhitzt und schwer athmend nach allen Seiten auseinander stoben, wurde jede von ihren Bekannten umringt und ihr alles erdenkliche Schöne gesagt; aber ebenso wie die Tänzerinnen selbst benahm sich auch das zuschauende Publikum so schön und anständig, wie man es bei diesem noblen und liebenswürdigen Volke, welches die höchste Leidenschaft mit ächtem Anstande zu vereinigen weiß, überhaupt gewohnt ist.

Unterdessen war die Sonne hinabgesunken und ihr letzter Kuß färbte die Landschaft mit unbeschreiblich warmen und glühenden Tönen, ebenso die lachenden Gesichtchen und glänzenden Augen unserer liebenswürdigen Tänzerinnen und Sängerinnen, die jetzt alle an der Terrassenbrüstung lehnten und dem verschwindenden lodernden Gestirne jubelnd nachblickten. Ehe wir von dem Landhaus aufbrachen, mußte uns die schöne Adela noch die Namen einiger der Lieder, die sie gesungen, in unsere Taschenbücher schreiben, was sie auch bereitwillig that; dann brachen wir auf und erreichten mit sinkender Nacht Cordova unter Scherz und Lachen. Auch Guitarren und Castagnetten ruhten unterwegs nicht; doch schien ein solcher nächtlicher Lärm selbst in den stillen Straßen der Stadt kein Aufsehen zu erregen. Es war das ja bei diesem heitern lustigen Volke nichts Ungewöhnliches und kein Mensch bekümmerte sich darum. Als höfliche Leute und reisende Müßiggänger, die jedoch mit dem Rest ihres Abends nichts anzufangen wußten, begleiteten wir die jungen Damen nach Hause, d. h. nur bis an die Thüre ihrer Behausungen, und zwar in Begleitung Don Juanito's, der ein höchst drolliger und aufgeweckter Bursche war. Auch zeigte er uns bereitwillig die Art und Weise einer

Dreizehnte Randverzierung.

Goldstickerei mit wunderlich durcheinander laufenden Fäden.

Wie wir schon früher zu sagen die Ehre hatten, ist ein Rout für den größten Theil der Eingeladenen oder Befohlenen eine der langweiligsten Geschichten, die es gibt, und eine lächerliche Nachäfferei der großen Verhältnisse in Weltstädten, wo es allerdings von Werth ist, bestimmte Personen an einem Orte zu finden, um mit ihnen rasch vielleicht etwas Geschäftliches abmachen zu können, ehe man seinem weiteren Vergnügen nachgeht, wogegen an kleinen Orten, wo sich alle Welt zum Ueberfluß kennt, wo auch sonst die sogenannte Gesellschaft nicht anders kann, als sich täglich irgendwo gegenseitig zu langweilen, der Rout die wohlfeilste Art ist, eine möglichst große Gesellschaft in möglichst geringem Raume zu vereinigen und bei Thee, Butterbrod und Siedhitze langsam zur Verzweiflung zu bringen.

Ist es allerdings ein Rout bei Hofe, so entschädigt die genossene Ehre für alles Uebrige, auch ist hier Umgebung, Einrichtung, Gesellschaft in größerem Styl, und findet sich manche Gelegenheit, die eigen-

thümliche und praktiſche Seite des Routs dadurch zu verwerthen, daß man ſich ungezwungen zum Geſpräch zuſammenfindet, und Manches freier beſpricht, als das wohl in einer beſtimmten Audienz zu geſchehen pflegt.

In dieſer Abſicht war auch Graf Wieneck, der Miniſter des Auswärtigen, in's Schloß gefahren, um Seiner Majeſtät mit mehr Freiheit und Widerſtandsfähigkeit allerlei Geſchäftliches in Redeform eingewickelt vortragen zu können, als wenn er an dem bekannten Fenſter in deſſen Kabinete ſtand, wo der fortſchreitende Uhrenzeiger über der Thüre kein Erbarmen kannte und jedem der Departementschefs und andern Räthe, mit Ausnahme vielleicht des Oberſtſtallmeiſters und des Hoftheaterintendanten, einen kurz gemeſſenen Zeitabſchnitt zutheilte.

Bei dem kalten, rauhen Herbſtwetter und einigen Spuren von Gicht wäre der alte Herr viel lieber zu Hauſe geblieben, um mit ein paar vertrauten Freunden ſeine Partie zu machen, oder im Salon ſeiner geliebten Schwiegertochter von vergangenen Zeiten zu plaudern, auch wohl von zukünftigen mit Uebergehung der Gegenwart.

Wichtige Sachen waren es überhaupt nicht, die ihn in's Schloß riefen, denn das wirklich Ernſte und geſchäftlich Bedeutende ward in ſeinem Arbeitskabinet abgemacht, aber man liebte es allerhöchſten Ortes, auch minder wichtigen Dingen eine große Bedeutung beizulegen, und ließ ſich darin nur

äußerſt ſchwer von gefaßten Beſchlüſſen abbringen, die oft gerade dadurch jenen minder wichtigen Sachen eine unverdiente Bedeutung gaben.

Namentlich bei dem jungen Hofe machte ſich, wie das auch ſo leicht begreiflich war, ein raſtloſes Beſtreben bemerkbar, überall Beziehungen anzuknüpfen, ſeinen Nebenmenſchen zu überwachen, ſich ſelbſt vorzuſchieben, Andere zurückzudrücken, Freunde zu werben, Feinde zu verdächtigen, Bündniſſe zu ſchließen, Verleumdungen zu erfinden und zu verbreiten, ſeine eigene Treue und Anhänglichkeit in's hellſte Licht zu ſetzen, um bei den dadurch entſtandenen tiefen Schatten den Mitſtrebenden beſſer ein Bein ſtellen zu können. Kurz es war ein allgemeines Rennen mit Hinderniſſen um Gunſt, Titel und Orden, von dem es ergötzlich geweſen wäre, wenn man es mit all' ſeinen Nüancen hätte überſchauen können, oder wenn es, um ein anderes Bild zu gebrauchen, möglich geweſen wäre, all' jene Fäden ſichtbar erſcheinen zu laſſen, die von den Vorzimmern, allerhöchſten Gemächern, von den Manſarden, Kammern, den Souterrains, Ställen und Bedientenwohnungen jeder Art ſich wie elektriſche Drähte in einem unverſtändlichen Durcheinander über die ganze Stadt verbreiteten und ihr, aus der Vogelperſpektive mit Geiſteraugen betrachtet, das Anſehen eines koloſſalen Spinnengewebes gegeben hätten.

Natürlich befanden ſich die kunſtvollſten Gewebe dieſer Art im königlichen Schloſſe ſelber, und waren

hier viele Nebenſpinnen beſchäftigt, glänzende Fliegen zu fangen, und wenn auch nicht auszuſaugen, ſo doch ſie durch Umſtrickung der Flügel gefügig und dienſtbar zu machen.

Als Seine Excellenz der Miniſter endlich den Salon betrat — der Rout hatte faſt ſchon das Lebensalter einer Stunde erreicht —, ſah er ſich ſogleich von Fräulein von Klettenberg in Empfang genommen, die ihm mit der ſüßeſten Miene entgegenkam, ſein ſpätes Kommen freundſchaftlich betonte und ihm die Verſicherung gab, daß es ihr außerordentliche Mühe gemacht, die Königin zu beſtimmen, den Baron Tönning zum Partner zu befehlen, und ſo ſeine eigene Abweſenheit dadurch zu maskiren. — „Dafür," ſagte ſie, „ſind mir Eure Excellenz einigen Dank ſchuldig, den Sie mir am beſten dadurch beweiſen können, daß Sie mir ſpäter ein paar vertrauliche Worte bewilligen."

„Mit Vergnügen, Baronin, doch warum nicht gleich?"

„O, es iſt nicht von ſolcher Eile und Wichtigkeit, auch fände ich es zu anmaßend, Sie gleich beim Eintritte zu beläſtigen, wo es mir eigentlich doch nur geziemt, Euer Excellenz ehrfurchtsvoll zu begrüßen."

Sie machte eine ſehr tiefe Verbeugung, und als ihr der Miniſter freundſchaftlich die Hand bot, legte ſie leicht zwei Fingerſpitzen hinein.

Das gab ihm zu denken, obgleich dieſe Gedanken

für ihn durchaus keinen ernſten Nachklang behielten, im Gegentheil lächelte er heiter vor ſich hin, grüßte Bekannte durch ein vertrauliches Kopfnicken, dankte wohlwollend für tiefe Verbeugungen, und ſteuerte ſo in Schlangenwindungen durch die Säle bis zum Spieltiſch der Königin, wo Ihre Majeſtät ſeine tiefe Verneigung allerdings freundlich, aber etwas zerſtreut, vielleicht weil durch das Spiel in Anſpruch genommen, erwiederte.

Dann reichte er dem Grafen Ferner die Hand, begrüßte mit dieſem, wie wir bereits wiſſen, Herrn von Roſenthal, worauf die Königin jenen ſcharfen Blick herüberſandte.

Graf Wieneck hatte ſeinen Arm unter den des Oberſtjägermeiſters geſchoben, führte ihn ein wenig auf die Seite und ſagte, als ſich Beide in eine Fenſterniſche geſtellt: „Ich bin nur hieher gekommen, um vielleicht etwas vorzuarbeiten in der Brenner'ſchen Angelegenheit, welche ich morgen endlich einmal zu endgültigem Beſcheid berichten muß.“

„Du wirſt etwas für Brenner thun?“

„Mit Vergnügen, Alles was möglich iſt, ich kenne ihn ja ſchon ſo lange und ſchätze ſeine guten Eigenſchaften, aber ich kann ihm unmöglich einen Geſandtſchaftspoſten geben.“

„Du kannſt nicht?“ fragte der alte Graf Ferner mit einem ſchlauen Lächeln.

„Nun denn, ich will nicht, gibſt Du mir darin Unrecht?“

„Ich gewiß nicht, aber Du mußt nicht vergeſſen, daß man von Oben herab ſehr gewillt iſt, ihm eine Repräſentation anzuvertrauen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ erwiederte der Miniſter verdrießlich mit dem Kopfe ſchüttelnd, „und möchte deßhalb eine Entſcheidung herbeiführen, indem ich den Vorſchlag mache, Brenner in mein Departement zu nehmen mit einem hohen Gehalt und wenig Arbeit, damit er Zeit hat, gute Menüs nicht nur zu entwerfen, ſondern auch praktiſch zu verwerthen.“

„Brenner ſcheint mir in der letzten Zeit ehrgeizig geworden zu ſein.“

„Pah, er nicht; aber Andere für ihn, oder vielmehr —“

„Was? — ſprich es aus — daſſelbe, was auch ich vielleicht denke.“

„Entweder man glaubt in ihm ein paſſendes, widerſtandsloſes Werkzeug für jeden Zweck gefunden zu haben, oder man will mich zu einer hartnäckigen Verweigerung veranlaſſen, und auch dazu bin ich gern bereit.“

„Aber nicht ohne einigen Eclat, wenn ich bitten darf,“ erwiederte der Oberſtjägermeiſter mit einem launiſchen Geſichtsausdruck durch ſein ſtruppiges, ſtark ergrautes Haar ſtreichend, „glaube mir, lieber Freund, ich fühle, daß ich im gleichen Falle bin wie Du, und weiß ſehr gut, daß ihnen nichts lieber wäre, als wenn ich den Wunſch ausſpräche, mich zurückziehen zu dürfen, was allerdings mein ſehn-

lichſter Wunſch iſt, doch bin ich für alle Nachkommenden guter Kamerad genug, um ihnen das ein bischen ſchwer zu machen.“

„Ich verſtehe, und iſt es auch ganz mein Fall; ich will deßhalb auch feſt bei meinem Vorſchlage bleiben, und da mir jeder Einſichtsvolle Recht geben muß, ſo denke ich, es wird ſchon einiges Aufſehen geben, wenn Brenner Recht behält, und ich deßhalb gezwungen bin, um meine Entlaſſung zu bitten; ich denke auch durchaus mit keinem Unmuth daran, habe mich im Gegentheil ſchon bemüht, in Gedanken nämlich, einen Nachfolger zu finden, der das, was ich redlich erſtrebt und mit feſter Hand eingeleitet, gewiſſenhaft zur Ausführung bringen könnte, aber — lache nicht, alter Freund, und beſchuldige mich nicht der Ueberhebung, es iſt das doch nicht ſo ganz leicht.“

„Für uns allerdings nicht, aber ſie werden es leichter nehmen. Sie werden ſich mit ihren Stoltenhoffs, mit ihren Rellingens, ihren Brenners und wie all' die Größen heißen mögen, begnügen, und es wird ebenfalls gehen. — Wer iſt überhaupt unerſetzlich, und wer weiß, ob jene Leute für das, was man von ihnen verlangt, nicht eben ſo gut oder beſſer paſſen als wir! Iſt doch auch die Zeit eine vollſtändig andere geworden: wo wir zu regieren glauben, werden wir regiert, man hat die Zügel ſcheinbar in unſerer Hand gelaſſen, aber auf jeden Gaul einen tüchtigen Reiter geſetzt, der das Geſpann dahin führt, wohin es ihm befohlen wird.“

„Und iſt das ein Troſt für Dich?“

„Heute Morgen hatte ich ähnliche Gedanken,“ entgegnete der Oberſtjägermeiſter vor ſich niederblickend, „und da trat gerade der Leibbüchſenſpanner unſeres Königs zu mir ein“ — er betonte das Wort ‚unſeres‘ ein bischen ſtark — „und übergab mir ein Gewehr des höchſtſeligen Herrn, was mich wehmüthig ſtimmte, mir aber doch auch wieder ein Troſt war.“

„Du haſt vollkommen Recht, alter Freund,“ ſagte der Staatsminiſter mit offenem, heiterem Blicke, „und wir wollen uns auch bei Zeiten daran gewöhnen, in andern Aenderungen auch nur Tröſtliches zu erblicken.“

„Vorderhand und für dieſe Saiſon,“ verſetzte Graf Ferner kopfſchüttelnd, „habe ich leider noch keine Ausſichten, als gänzlich freier Mann unter meinem ſteinernen Löwen einreiten zu können, denn ich werde vorausſichtlich die Ehre haben, Seine Majeſtät mit einem Theil des Hofſtaates für eine Zeitlang bei mir zu beherbergen.“

„So will der König jagen?“ fragte der Andere erſtaunt, „es gehört das doch ſonſt nicht zu ſeinen Paſſionen.“

„Nun, ſo wird er wenigſtens Jagden bei mir veranſtalten, auch wahrſcheinlich hie und da mit hinausfahren, irgend einen vorzüglichen Trieb mitmachen, oder einen kunſtvoll geſtellten Sechzehnender ſchießen; wir haben noch ſolche Burſchen da oben,

hauptſächlich aber wird und will er entfernt von der Reſidenz ſein für die Zeit der erſten und großen Trauer und doch nicht ohne angenehme Geſellſchaft und Unterhaltung.“

„Deine alten Säle werden ſich freuen, daß ihnen ſo gründlich die Einſamkeit ausgetrieben wird.“

„Bei Gott! und auch ich freue mich gewiſſermaßen darauf!“ rief der Oberſtjägermeiſter mit leuchtendem Blicke, „es iſt das noch immerhin ein glänzender Schluß meiner langen Hofcarrière.“

„Pah! wie kannſt Du nach ſolchen Ausſichten an ſo etwas glauben?“

„Und wie kannſt Du alter Höfling nur daran zweifeln? — es wird eine Belohnung der Gaſtfreundſchaft glänzendſter Art ſein und mir hochwillkommen. Ihre Majeſtät, unſere allergnädigſte Königin, die mit einer für die Meiſten unerklärlichen Bereitwilligkeit auf die Idee jener Jagdcampagne eingeht, geruhte, mir ihren ſpeziellen Schützling Erwin von Rellingen noch ganz beſonders an's Herz zu legen — einen Mann von der umfaſſendſten Jagdwiſſenſchaft, eben ſo theoretiſch als praktiſch gebildet, deſſen Vermögensverhältniſſe es leider nicht mehr geſtatten, ſich dieſer noblen Paſſion mit ganzer Seele hinzugeben, der aber als Kenner wie Keiner entzückt ſein wird von den Einrichtungen und Arrangements — — meiner Excellenz,“ bei welchen letzten Worten ſich der Oberſtjägermeiſter lächelnd auf die Bruſt

tippte, um dann heiter fortzufahren: „und was das ſagen will, wird Dir eben ſo verſtändlich ſein als mir, auch werde ich ihm mit der größten Bereitwilligkeit Paragraph für Paragraph meines Departements erklärend vorlegen, um, wenn Alles beendet iſt, meine vierundzwanzig Jäger auf der großen Terraſſe die luſtigſte Fanfare blaſen zu laſſen.“

„Und dann erſt komme ich zu Dir als Gaſt,“ meinte der Staatsminiſter lächelnd, indem er ſeine Hand hinhielt, in welche der Andere mit aufgeworfenem Kopfe ſeine Rechte legte.

Die Spielpartie Ihrer Majeſtät hatte nicht lange gedauert, es war dieß überhaupt nur ein kurzer Zeitvertreib im wahren Sinne des Wortes geweſen und das Spiel vollkommene Nebenſache, denn ſchon während die hohe Frau noch die Karten in der Hand hielt, hatte ſie bald dieſer, bald jener Perſon herangewinkt, kürzer oder länger plaudernd, auch wohl durch eine gnädige Handbewegung irgend Jemand veranlaßt, ſich neben ihrem Stuhle niederzulaſſen, wie jetzt Erwin von Nellingen, dem ſie bald laut, bald flüſternd einzelne Worte, Gedanken und Bemerkungen zuwarf, meiſtens gleich unverſtändlich für Sir Frederic, ſowie für den etwas ſchwerhörenden Oberſthofmeiſter, ſo ſehr letzterer auch ſeine Ohren ſpitzte, bei welchem Beſtreben, etwas zu hören, ihm übrigens die alte, gut geſchulte Pommerhauſen ſo hinderlich als möglich war, denn ſo oft Ihre Majeſtät neben hinaus ſprach,

ſpaniſchen Serenade, und lockte mit den Tönen ſeiner Guitarre und einer neckiſchen Seguidilla einige der jungen Damen noch auf den Balkon hinaus, ſo die ſchöne Adela, die ſo freundlich war, noch einen Strauß Orangenblüthen herabzuwerfen und nicht für den Sänger, wie ſie lachend ausdrücklich rief, ſondern für die fremden Begleiter. — Das alte Cordova iſt trotz ſeiner Einſamkeit eine prächtige Stadt, und unter Lachen und Guitarrenklang zogen wir durch die leeren Straßen dahin, die Worte des Dichters recitirend:

Auf, Page, folge meinen Pfaden,
Hinaus mit Tamburingeklirr;
Heut Abend will ich Serenaden,
Daß fluchen ſollen die Alcaden
Bis an den Guadalquivir!

Als wir in unſern Gaſthof zurückgekehrt waren, geſtanden wir uns, einen ſehr ſchönen Nachmittag verlebt zu haben, und dankten unſerm Wirthe für die reizende Tertulia, zu der er uns geführt.

unterhielt ſie die alte Excellenz mit ſehr geiſtreichen Bemerkungen über ihr beſtändiges Unglück bei jeder Art von Kartenſpiel; dabei hatte Ihre Majeſtät die Art, nicht nur außerordentlich raſch, häufig in abgebrochenen Sätzen zu ſprechen, ſondern auch ſo willkürlich von einem Geſprächsthema auf das andere überzuſpringen, daß Jemand, der genöthigt war, ihr in tiefſter Demuth und Ehrfurcht zu folgen, in gelinde Verzweiflung gerieth und eine ſolche Unterhaltung, beſonders wenn ſie länger dauerte, füglich als ſchweißtreibendes Mittel betrachten konnte.

Eine der wenigen Perſonen, welche ſich übrigens durch dieſe Art und Weiſe der allerhöchſten Dame nicht im Geringſten beeinfluſſen ließen, war Erwin von Nellingen, ja dieſer große und ſchöne Mann hatte Etwas in dem ſichern, ruhigen Blicke ſeiner klaren Augen, das die abſchweifenden Gedanken Ihrer Majeſtät wie magnetiſch zu bannen verſtand, wozu noch kam, daß er ſelbſt ſehr wenig ſprach, ſelten oder nie etwas ganz Unbedeutendes, daß er meiſtens die Augenlider herabgeſenkt hielt, und nur bisweilen dieſelben zugleich mit ſeinem Kopfe erhob, ſo ſeine volle Aufmerkſamkeit zeigend, oder dieſelbe für ſich in Anſpruch nehmend.

„Sie langweilen ſich bei einem ſolchen Rout,“ ſagte die Königin raſch, „gewiß, ich weiß das, und erlaſſe Ihnen alle Verſicherungen des Gegentheils — geht mir es doch nicht anders, doch muß man Men-

ſchen ſehen, und macht hier ſo viel als möglich auf einmal ab — freilich auch Unangenehmes, recht Unangenehmes — ſehen Sie, ſolche Karten bekomme ich den ganzen Abend — unglaublich — haben Sie ihn bemerkt?“

„Gewiß, denn er thut ja Alles, ſich bemerkbar zu machen.“

„Nicht wahr? — welche Frechheit — es iſt unglaublich!“

„Er weiß ſich eben hier in höherem Schutz.“

„Unmöglich, lieber Nellingen, er ſpielt den Abſchiednehmenden, den für immer Verſchwindenden und verſucht es dadurch, nochmals einen Ton der Theilnahme hervorzulocken.“

„Denkt aber an eine Abreiſe eben ſo wenig, als ich an die meinige.“

„Wie kann ſich der König nur ſo täuſchen laſſen?“

„Seine Majeſtät läßt ſich auch durchaus nicht täuſchen, ſondern weiß ganz genau, daß die projektirte Reiſe Roſenthal's nichts als Komödie iſt.“

„A—a—a—ah!“ ſagte die Königin mit einem verdrießlichen Blicke, der ſcheinbar ihren Karten galt, denn auf dieſe deutend fragte ſie mit erhobener Stimme: „So würden Sie mir auf alle Fälle rathen, Atout zu ſpielen?“

„Gewiß, Majeſtät, Atout von Oben herab, es zwingt wenigſtens den Feind, ſich zu demaskiren.“

„Halten zu Gnaden," bemerkte Sir Frederic Knobbers kopfschüttelnd, „Eure Majestät, uir uerden gehabt haben den Gedanken, sich zu irren, Pique ist Atout und nicht Coeur, uie Eure Majestät soeben haben gespielt aus."

„Richtig, werther Sir, ich dachte an Pique und brachte Coeur, das geschieht Einem so im Leben; ich finde überhaupt, daß ich heute Abend sehr zerstreut bin, und werde die Herrschaften bitten, unser Spiel das nächste Mal fortzusetzen. Baron Tönning, Sie werden wohl so freundlich sein, meine Spielschulden zu regeln — ich danke Ihnen."

Die schöne Nickols hatte bis jetzt als musterhafte Schildwache rückwärts vom Stuhl der Königin gestanden; es war deßhalb für sie um so bedauerlicher, daß sie gerade in dem Augenblicke nach einer anderen Richtung schaute und einer Bekannten zulächelte, als sich Ihre Majestät so rasch erhob, daß es der Hofdame unmöglich war, den Stuhl der Königin zurückzuziehen, was Erwin von Nellingen mit einer ehrerbietigen Verbeugung that, auch sonst wohl kaum bemerkt worden wäre. Doch befand sich die hohe Frau in einer gereizten Stimmung, weßhalb es durchaus kein freundlicher Blick war, welcher das reizende Mädchen bis unter ihr Haar erröthen ließ; verschärfend sagte die Königin noch in einem recht trockenen Tone: „Ich danke Ihnen," worauf sie mit Nellingen in den Salon hineinschritt, scheinbar nur nach der Gruppe ehr-

furchtsvoll ſich erhebender Damen ſchauend, wohin ſie ihre Schritte lenkte, während ſie in Wahrheit einen raſchen, forſchenden Blick über ſämmtliche ſich auffallend Herandrängenden warf; dann ſagte ſie mit einem wohlwollenden Lächeln leiſe zu Erwin von Nellingen: „Ich glaube, er hat doch ſeine unhaltbare Stellung hier eingeſehen und ſich entfernt.“

„Kaum, Majeſtät, trotz allen für ihn demüthigen Beweiſen des Widerwillens, unter welchen er faſt allſeitig gemieden wurde.“

„Mich freut dieſer Beweis von Takt und Anhänglichkeit, aber man muß ihm ſeinen letzten Halt entziehen — worüber mögen ſie vorhin doch konferirt haben, der König war dabei und auch Ihr Bruder?“

„Es betraf eine von Roſenthal's gewöhnlichen Bosheiten, er machte Seine Majeſtät darauf aufmerkſam, daß und warum mein Bruder ſo ſpät erſchienen ſei. Es war das eine an ſich ganz unbedeutende Urſache, jenes in ſeinen Bedingungen ſo lächerliche Vielliebchen zwiſchen Hugo und Miß Stanley. Die ſchlaue Engländerin ließ es ihn endlich gewinnen, und ich bin überzeugt, daß ſie ihn jetzt durch ein ganz abnormes Geſchenk in Verlegenheit ſetzen wird.“

„Hüten Sie ihn wohl, lieber Nellingen,“ erwiederte die Königin mit einem recht freundlichen Blick, „das heißt, wenn Sie eine Behütung für nützlich halten, was bei dem fürſtlichen Vermögen der Stanley doch noch zu überlegen wäre.“

„Eure Majestät könnten glauben?“ fragte Nellingen in einem erschrockenen Tone.

„Und warum nicht? — die Stanley sind nebenbei eine sehr angesehene Familie und ich glaube, es könnte dem jungen Herrn nicht schaden, wenn man ihm eine leichte Fessel anlegte.“

„Selbst darin würde der Wunsch Eurer Majestät Befehl für mich sein,“ antwortete Nellingen, um gleich darauf lauernd, trotz seiner niedergeschlagenen Augenlider, hinzuzusetzen: „ich glaube nicht, daß der König diese Heirath gutheißen würde.“

„Ah, der König!“ gab die hohe Frau achselzuckend mit einem aufleuchtenden, etwas scharfen Blick zur Antwort, worauf sie rasch zu einer Gruppe von Damen trat, um sich dort mit heiterer Miene und einer unvergleichlichen Liebenswürdigkeit in die Unterhaltung zu mischen.

Rosenthal war übrigens noch nicht aus den Gesellschaftssälen verschwunden, er würde es für eine unvergleichliche Feigheit gehalten haben, ein Terrain zu verlassen, wo es so dankbar war, ferner noch muthig zu kämpfen, und wo er schon dadurch als ein Held erschien, daß er sich beinahe wehrlos den spöttischen Blicken, unterstützt von scharfen Zungen und dem verächtlichen Zucken manches schönen Schulterpaars, gegenüber sah. Er hatte bis dahin wacker gekämpft gegen den gewaltig flutenden Strom sichtlich ausgesprochener Un-

gnade, und es gehörten ſchon feine Nerven dazu, um im Aeußern gleichmüthig heiter und wohlwollend zu erſcheinen gegen ſolch' niederträchtiges Geſindel, das ihm noch vor Kurzem warm die Hand gedrückt, ſich kriechend und ſchmeichelnd um ſeine Protektion bemüht, um heute mit einem kalten, fremden Blick zurückzutreten, wenn er ſich näherte, und, ſtatt ihm eine Unterhaltung zu erleichtern, ſich plötzlich mit Abſicht umwandte, um mit geheucheltem Intereſſe nach etwas ganz Gleichgültigem auszuſchauen — Nullen, lauter miſerable Nullen, von dem Schöpfer nur gemacht, um die Erde in runden Zahlen zu bevölkern, — hier ſpeziell dazu da, um als Statiſten oder Dekoration zu dienen, um im Chor zu lächeln oder zu ſeufzen, zu erſchrecken oder ſich zu verwundern, zu eſſen und zu trinken — lauter Nullen mit gutem Appetit.

Roſenthal hatte ſich ein ruhiges Plätzchen ausgeſucht, um ſtill und vergnüglich eine Taſſe Thee zu ſich zu nehmen, und zwar in einem der jetzt ganz leeren Nebenſalons. Licht und Glanz hatte ſich gegen die Mitte des Appartements zuſammengezogen und hier befand er ſich obendrein im Schutze eines großen Blumentiſches und einer Glaswand, die mit vergoldeter Einfaſſung in die Nähe einer Thür und eines rieſigen Marmorkamins aufgeſtellt war, um ſowohl Hitze als Zug abzuhalten, ein lauſchiges, angenehmes Plätzchen, das man beneidet haben würde, wenn es nicht gar zu ſehr entfernt

geweſen wäre von dem leuchtenden, Alles beherrſchenden Oberhof-Sonnenſyſtem.

Roſenthal ſaß in einem bequemen Fauteuil, ein behaglicher Einſiedler, mit Thee und gutem Backwerk von einem dankbar gebliebenen Hoflakai reichlich verſehen.

Ach, und wie amüſant war es, das ganze Getreibe von hier aus zu betrachten, die unermüdlichen Anſtrengungen, von der Sonnenbahn gekreuzt zu werden, oder mit mildem Lichte beſchienen, das krampfhafte Vordrängen mit feſtgefrorenem Lächeln, das ſogleich wieder zu trübem Schneewaſſer wurde, wenn kein erwärmender Strahl herüberfiel, das rückſichtsloſe Vordrängen und hüpfende Zurückweichen bei zufälligem Anprall, wobei dann während eines Momentes die ſüß lächelnden Blicke ihren wohlwollenden Glanz verloren, um giftig grün zu ſchillern, wobei die Lippe gekräuſelt erſcheint, als wolle ſie um Entſchuldigung bitten, während doch die gewaltſam zurückgedrängten, erbitterten Worte ganz anders gelautet hätten.

Doch war es auch keine Kleinigkeit, förmlich zurückgedrängt zu werden von einer unverſchämten Nachbarin, und das gerade bei dem Herannahen Ihrer Majeſtät, die gewiß einen freundlichen Wink, wenn nicht gar ein gnädiges Wort für uns gehabt hätte.

Ach, und das iſt ja der Gipfelpunkt aller Rout-Beſtrebungen, das iſt ja die Seligkeit, wonach ſich ſämmtliche Nullen ſehnen.

Zuweilen kamen ein paar plaudernde Mißvergnügte in die Nähe Rosenthal's, ohne ihn zu bemerken, oder es verlor sich aus dem glänzenden Gewimmel dort hieher in diese Einsamkeit, wo an der Grenze der Civilisation fast schon die Eislinie begann, einer jener Unglücklichen, um tief betrübt nachzudenken über den Wechsel alles Irdischen.

Gestern noch mit hohen Orden,
Heute unbequem geworden,
Morgen völlig namenlos.

Da trat auch schon wieder Einer heran an das lodernde Kaminfeuer, stützte den Arm auf die Marmorplatte und blickte sinnend vor sich nieder.

Rosenthal mußte lächeln, als er den Mann sah, der sich in einer ungewisseren und deßhalb unbehaglicheren Lage befand als er selber, Baron Schalken nämlich, den er seit jener Begegnung in der Kapelle nur sehr flüchtig und vorübergehend gesehen; sein Departement, das Hoftheater, lag während der Landestrauer förmlich brach, und außerdem hatte ihm Jemand den nicht ganz schlechten Rath gegeben, sich so wenig als möglich sehen zu lassen, dieß ganz richtig dadurch motivirend, daß ein Vergessenwerden im gegenwärtigen Augenblicke das Beste sei, was dem wackelnden Hoftheater-Intendanten geschehen könnte, denn Jener hatte gesagt: „Wenn man nicht an Sie denkt, so denkt man auch nicht daran, Ihre Stelle anders zu besetzen, und wenn dann der Moment kommt, wo Sie zur allgemeinen Befriedi-

gung den Vorhang wieder in die Höhe fliegen laſſen, ſo iſt man Ihnen ſo dankbar dafür, daß man alles Uebrige vergißt.“

Daran dachte Baron Schalken in dieſem Augenblick, und da er nur auf ſpeziellen Befehl erſchienen war, ſo ſuchte er nach flüchtiger Verbeugung aus der Ferne, eingedenk des eben erwähnten Rathes, dieſe Einſamkeit, und ſtand nun hier an den Marmorkamin gelehnt, ſein ernſtes Geſicht, ſein glattes Haar, ſeine weiße Halsbinde mit dem roth emaillirten Ordenskreuze im Spiegel betrachtend — mutterſeelenallein.

Ja, wie hatten ſich die Zeiten geändert, daß er, der Hoftheater-Intendant, ſich verlaſſen, vergeſſen, unbeachtet zurückzuziehen vermochte, er, an den ſich, kaum daß er in irgend einer Geſellſchaft erſchienen war, ſchöne und häßliche Lippen mit Bitten und Fragen wandten, er, der Gefeierte und Geſuchte aller Kreiſe, er, der ſo viel Angenehmes zu gewähren, ſo viel Gnaden zu ſpenden vermochte, verehrt von lebensluſtigen jungen und alten Herren, gehätſchelt von neugierigen Hofdamen, gehaßt von allen eiferſüchtigen Weibern!

Und jetzt ſchon ſo vergeſſen, ehe noch ſein Erbe angetreten worden war!

Es war ein recht kummervoller Blick, den er in das Spiegelglas warf.

Da tönten nebenan, hinter dem Blumentiſch, im dumpfen Ton die Worte hervor:

„Wie anders, Gretchen, war Dir's,
Als Du noch voll Unſchuld
Hier zum Altar trat'ſt,
Aus dem vergriff'nen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderſpiele,
Halb Gott im Herzen!"

Zuerſt hatte Baron Schalken überraſcht hinüber geſchaut, dann fuhr ein trübes Lächeln über ſeine Züge, als er ſagte: „Ah, ich kenne dieſen böſen Geiſt, der auf unglaubliche Art immer da zu finden iſt, wo man ihn am wenigſten vermuthet."

„Sie haben Unrecht, Verehrteſter, das zu ſagen, denn Sie hätten allerdings mich hier vermuthen können, geführt von demſelben Drange nach Einſamkeit, der auch Sie beſeelt, nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß ich hier ausruhe nach ruhmvollem Gefecht, während Sie es vorzogen, fern vom Feuer zu bleiben."

„Und mit Abſicht, mein Lieber, ich verbrenne mir nicht gerne meine Finger."

„Es ſollte auch durchaus kein Vorwurf in meinen Worten liegen, und erkenne ich Ihre Klugheit ſo ſehr an, daß ich Sie bitte, mir einen Beſuch hier in meiner Einſamkeit zu gönnen."

Schalken warf einen forſchenden Blick ringsumher; da er ſich gänzlich unbeachtet ſah, ſchlüpfte er hinter den Blumentiſch, wohl wiſſend, daß ihn Roſenthal nicht ſo leicht würde ziehen laſſen.

„Sehen Sie," fuhr Dieſer fort, „welch' ein

Zwanzigſtes Kapitel.

Sevilla.

Ecija. Landwege. Anſicht von Sevilla. Die luſtige Stadt. Einrichtung der Häuſer. Unſer Gaſthof. Spaziergänge. Die Kathedrale. Der Alcazar. Das Haus des Pilatus. Die große Tabakfabrik. Der Karneval in Sevilla. Eine Tertulia in Triana.

Am andern Tage dachten wir daran, die alte Kalifenſtadt zu verlaſſen; die Diligence von Madrid nach Sevilla kam ungefähr um zehn Uhr Morgens an, um nach einer Raſt von ſechs Stunden weiter zu fahren. Wir ließen auf der Poſt drei Plätze für uns belegen und in guter Erwartung, daß der Wagen nicht beſetzt ſei, packten wir unſere Koffer zuſammen und rüſteten uns zum Aufbruch. Glücklicher Weiſe waren mit der Diligence nur zwei Paſſagiere gekommen, ſo daß wir nicht nur unſere drei Plätze, ſondern ſogar die Berline erhalten konnten, ein Zufall, für den wir ſehr dankbar waren. Nach freundlichem Abſchied von unſerm Wirthe beſtiegen wir Nachmittags den Eilwagen, der wegen der anfänglich guten Chauſſee nur mit ſechs Maulthieren beſpannt war. Die Straße von Cordova nach Sevilla führt mitten durch die große Ebene, welche die Sierra Nevada von der Sierra Morena ſcheidet, den Guadalquivir haben wir beſtändig zur Rechten auf eine Entfernung von drei bis vier Stunden. Es war ſchon dunkel, als wir durch die Anſiedelung

wunderbarer Platz zum Beobachten, habe hier auch ſchon die wichtigſten Entdeckungen gemacht, weiß ſogar, daß ich vor Kurzem der Gegenſtand eines Austauſches animirter Gefühle zwiſchen Ihrer Majeſtät und Herrn Erwin von Nellingen war, glaube ſogar, daß man mich ſucht und zu finden wünſcht, doch bitte, laſſen Sie ſich einen Augenblick hier nieder."

„Ich weiß doch nicht," ſagte Baron Schalken mit einiger Verlegenheit.

„Ob Sie hier ſicher ſind? — vollkommen — glauben Sie mir, und ſollte ſich je ein Feind nähern, ſo werfe ich mich für Sie in's Feuer, d. h. trete dem Feind augenblicklich entgegen, und Sie haben dort in nächſter Nähe die Thüre."

„Daß es ſo weit kommen mußte, lieber Roſenthal!"

„Was wollen Sie? die Zeiten ändern ſich, die Welt iſt ein ewig rollendes Glücksrad, geſtern oben, ſind wir heute unten, doch glaube ich, daß Sie wieder am Steigen ſind, mein lieber Schalken."

„Was ſpricht dafür?" fragte der Andere haſtig.

„Nichts ſpricht dafür, auch Nichts darüber oder dagegen, und das iſt das Beſte, wenn bei gewiſſen Lagen des Lebens und bei Hofe Nichts über Einen geſprochen wird; bei mir iſt leider allzuſehr das Gegentheil der Fall."

„Und Sie halten es für ein günſtiges Zeichen, daß nicht über mich geſprochen wird?“

„Für das allergünſtigſte, wie ich den Herrn kenne; er liebt nicht die unvorbereiteten plötzlichen Schläge, hat vielmehr etwas von den homeriſchen Helden an ſich, die ſich in vielen und gewaltigen Redensarten und Betrachtungen ergehen, ehe ſie zum Dreinſchlagen kommen.“

„Aber die Königin, ich weiß, daß ſie keine Sympathieen für mich hat.“

„Pah, das iſt ſelbſtredend, wo hätte je die Gemahlin eines regierenden Herrn Sympathieen gehabt für den Hoftheater-Intendanten, für eine ſolch' gefährliche Größe, was den inneren Haushalt anbelangt; doch können Sie ſich auch vorderhand beruhigen, Ihre Majeſtät haben zuerſt wichtigere Aenderungen zu treffen, und wenn Sie, mein lieber Schalken, nur über die ſtille Zeit des herabgelaſſenen Vorhanges hinüber kommen, ſo ſind Sie wieder für ein paar Jahre geborgen, natürlich müſſen Sie ſich in Acht nehmen und ſich keine Blößen geben, wie damals in der Geſchichte mit Stoltenhoff und der reizenden .....“

„Ah, es gibt Menſchen, denen Alles durchgeht, die an jeder Klippe glücklich vorüberſchiffen; ſehen Sie dieſen Stoltenhoff mit all' ſeinen mehr als zweideutigen Geſchichten, er ſchwimmt obenauf, und ich ſage Ihnen, wenn der Oberſthofmeiſter wieder einmal in's Stolpern kommt, ſo weiß ich, wer

ihm den letzten Tritt gibt und an seine Stelle kommt."

„Das weiß auch ich, mein Lieber, weiß sogar, daß Stoltenhoff jetzt schon einen Theil dieser Erbschaft angetreten hat."

„Nicht wahr? — — dieser arme, alte Tönning, aber ich glaube, damit sollte sich Stoltenhoff in Acht nehmen, wenn die Königin bei den strengen moralischen Grundsätzen, welche diese ausgezeichnete Fürstin schmücken, bei der Hochherzigkeit —"

„Lieber Schalken," sagte Rosenthal mit ruhigem Lächeln, „wir sind ja ganz unter uns —"

„Nun ja, ich kann aber doch sagen, was ich denke, wenn also die Königin eine Ahnung solcher Umtriebe hätte!"

„Sie wird sie nicht haben, Stoltenhoff ist vorsichtig geworden, und die schöne Oberſthofmeisterin war das von jeher."

„Und doch habe ich Blicke zwischen Beiden beobachtet, Blicke und Zeichen aus meiner Dunkelloge, wo mich die Oberſthofmeisterin zuweilen beehrt."

„Glücklicher Schalken!"

„Ach, lieber Freund, die Zeiten sind vorbei, man ist kaum noch gut genug, um als Dekoration oder als Elephantenführer zu dienen."

„Man?" fragte Rosenthal lachend, „nun, ich möchte doch gehorsamst bitten, noch nicht in diese Kategorie gehören zu dürfen."

„Bei Ihren vierhundert Jahren!“

„Aber in weiſen Abſchnitten, wie Sie mir die gütige Natur in immer ſich erneuernder Jugendkraft bewilligt, ich bin jetzt gerade wieder am Anfang eines ſolchen Abſchnittes und fühle eine Armee in meiner Fauſt — aber wiſſen Sie was, lieber Schalken,“ fuhr er fort, in ſeinen gewöhnlichen gemüthlichen Ton zurückfallend, „ſetzen Sie ſich noch ein paar Augenblicke her zu mir, man könnte ſonſt bemerken, daß Sie hier im Geheimen eine Konverſation führen mit einer Perſon, die nicht genannt ſein will. — Alſo Blicke und Zeichen wechſeln dieſe leichtſinnigen jungen Leute immer noch miteinander, aber Sie können auch ganz unſchuldige Geberden ſo verſtanden haben.“

„Lieber Freund,“ erwiederte Baron Schalken kopfnickend und mit großer Sicherheit, „wenn man ſo viele Jahre Hoftheater-Intendant iſt, ſo verſteht man ſich auf Dergleichen.“

„Allerdings, allerdings.“

„Lernt Geberden verſtehen und Worte begreifen oder wenigſtens darüber nachdenken.“

„So, auch Worte kamen vor?“

„Die mich nachdenken ließen; neulich im Wintergarten, deſſen neue Einrichtungen mir Tönning zeigte, während Stoltenhoff mit der Oberſthofmeiſterin hinter uns drein ging, da vernahm ich nach einem längeren undeutlichen Geflüſter endlich ſeine Worte: ‚Alſo wenn — mit ſmaragdenen Ohrringen‘

— dann ſetzte er laut hinzu: ‚ach wie wunderbar grün hier Alles iſt und wie ich das Grün liebe, denn es iſt die Farbe der Hoffnung!‘“

„Trägt ſie zuweilen ſmaragdene Ohrringe?“ fragte Roſenthal.

„Ich habe nie welche an ihr bemerkt.“

„So muß man aufpaſſen — ah, ſie iſt ein brillantes Weib und zeigt gegenüber den für ſie doch neuen Verhältniſſen eine Leichtigkeit und zuweilen eine Unbeugſamkeit, einen Trotz, daß man ihr den Fuß küſſen möchte.“

„Que mas? wie die Spanierin fragt,“ rief Schalken, der nach und nach aufgethaut war, lachend.

„Nun müßten Sie aber auch zugeben,“ ſagte Roſenthal nach einer Pauſe, „daß das hier ein wunderbarer Beobachtungspoſten iſt, und iſt mir's gerade, als ſähe ich einem recht lebhaften Schachſpiele zu, da geſchieht kein Zug ohne Berechnung, da zeigt ſich keine Miene ohne Abſicht — — erinnern Sie ſich noch der Worte des höchſtſeligen Königs, als er die Klettenberg mit einer Allarmſtange verglich? Für mich iſt ſie das heute Abend in der ausgtebigſten Weiſe, ſie ſignaliſirt mir mit ihrem Struwelkopfe die wunderbarſten Dinge. Früher hat ſie an der Thür mit dem verbindlichſten Lächeln den Miniſter von Wieneck geſtellt, ſie hat ihm grinſend eine Bitte angekündigt, dann, nachdem wir drüben mit Seiner Majeſtät geplaudert, hatte Wieneck den König abgefaßt, und

ſeine Mienen waren und blieben ernſt, ſo lange er mit dem hohen Herrn ſprach, der durch Zucken und Kopfwenden deutliche Zeichen allerhöchſten Mißfallens gab. Die Allarmſtange blieb in der Nähe, um dem Miniſter ſpäter ſanfte Vorwürfe zu machen, die der alte Herr achſelzuckend erwiederte, alſo wußte ich genau, daß die empfehlenden Worte der Klettenberg mit jener Unterredung zuſammenhingen und ihren Urſprung bei Ihrer Majeſtät hatten. — Mein armer Wieneck — über ihn wird heute Abend und in den nächſten Tagen viel geſprochen werden, doch macht er ſich nichts daraus."

„Sie glauben doch nicht?" fragte Schalken faſt erſchrocken.

„Man glaubt, was man ſieht, und wenn Sie jetzt dorthin ſehen wollen, wo Ihre Majeſtät ſoeben mit Herrn Erwin von Nellingen den Damenkreis verläßt, um in einiger Entfernung bei dem Staatsminiſter vorüber zu gehen — vorüber zu gehen — ſtatt lebhaft an ihn heranzutreten wie gewöhnlich — ſo werden Sie bemerken — jetzt — daß der Gruß mit dem Fächer bei halbgeſchloſſenen Augen dieſelbe Bedeutung haben könnte, wie das ‚Mene Mene' des hochſeligen Königs Balthaſar."

„Aber die Urſache von Alledem und die Folge?"

„Vielleicht in einer einzigen Perſon, allerdings unbegreiflich, aber doch möglich, und wenn Sie mir etwas bezahlen, ſo zeige ich Ihnen dieſe Perſon."

„Ich bitte, lieber Rosenthal, Sie spannen mich auf die Folter, reden Sie, reden Sie!“

„Ich werde mich wohl hüten, Namen auszusprechen,“ gab Jener lächelnd zur Antwort, „doch betrachten Sie sich jenen alten Freund, dem soeben die Klettenberg auf's Herzlichste die Hand schüttelt.“

„Brenner?“ rief der Andere, „eine Null in des Wortes verwegenster Bedeutung.“

„Vielleicht, — eben deßhalb.“

„Und das sollten selbst Sie nicht hindern können, Sie, der die Hand überall im Spiele hat, mit Ihren klugen Berechnungen?“

Rosenthal blickte einige Augenblicke starr vor sich hin, wie er zu thun pflegte, wenn er eine jener Vergleichungen formte, welche meistens treffend waren, oder wie Orakelsprüche klangen. Dann strich er langsam mit der Hand über sein bleiches Gesicht tief herab bis an's Ende seiner kohlschwarzen Favoris, und sagte in sehr ernstem Tone: „Ich hatte in gutem Glauben und nach bestem Wissen einen wunderbaren Kettensatz aufgestellt, mich dabei aber nur im Gehalt der ersten Zahl geirrt — — ich fürchte,“ schloß er, in seine gewöhnliche Redeart zurückfallend, „daß ich doch noch nach Indien abreisen muß.“

„Unglaublich!“

„Beschäftigen wir uns aber mit etwas für mich viel Interessanterem: haben Sie vorhin die schöne

Nickols gesehen, wie sie hinter dem Stuhle der Königin stand? — das junge Mädchen übt einen merkwürdigen Einfluß auf mich."

„Glaub's wohl."

„Man hat mir schon nachgesagt, ich sei ein Vampyr — da möchte ich's sein selbst ohne Hoffnung, je wieder in die blinkende Mondscheibe schauen zu dürfen. Betrachten Sie sie nur, jene volle, liebliche Mädchengestalt, deren Alter völlig unbestimmbar ist, deren Gesichtszüge, durch feine, rosige Linien leicht gezeichnet, nur durch ihre reizende Gesammtheit wirken, uns aber unwillkürlich anziehen durch ihre duftige Frische — jene wunderbare Gestalt, in die wir uns versenken möchten, wie in das berauschende, thaufrische Blättergewoge der prachtvollen Centifolie — Grübchen, wohin man sieht, und wohin man nicht sieht."

Er flüsterte das mit einem eigenthümlichen vibrirenden Tone und sagte dann, sich zu einem Lächeln zwingend: „Die Arme ist auch soeben von der Allarmstange beunruhigt worden und wird jetzt nochmals scharf in's Gebet genommen — sehen Sie hin!"

„Was hat's denn da gegeben?"

„Eine Kleinigkeit, die schöne Nickols hat vorhin den Stuhl der Königin nicht schnell genug zur Seite gerückt und dafür, weil Ihre Majestät verdrießlich waren, einen sehr ungnädigen Blick erhalten, den Fräulein von Klettenberg sich jetzt be-

müht, ihr in gründlicher Art auszulegen — ah, das arme Kind erbleicht furchtbar und preßt die Lippen aufeinander, als ringe sie gewaltsam mit ihren Thränen — — wie schön sie in ihrem Schmerze ist! — wer ihr jetzt einige Worte des Trostes zuflüstern dürfte," setzte er unhörbar für den Anderen hinzu — worauf er lauter fortfuhr, nachdem er seine Stirne mit der Hand beschattet und scheinbar sehr aufmerksam, ja erregt das Treiben im Salon betrachtet hatte: „Ist es doch gerade, als suchten unsere Freunde oder Feinde etwas, ja der König hat schon ein paar Mal um sich her geschaut und Fräulein von Klettenberg macht mir wieder den Eindruck einer Allarmstange, die augenblicklich in Thätigkeit treten will, als müsse man am Leitfaden den Funken emporzüngeln sehen, der ihren Struwelkopf in Flammen setzen soll — sie raucht schon, wenigstens ihre Augen."

„Soll es wirklich möglich sein, daß man irgend Jemand sucht?"

„Unbedingt, ich würde auf mich rathen, wenn ich nicht vom Gegentheil so überzeugt wäre, auch bin ich nicht hierher befohlen wie Sie, nicht einmal gewünscht — wer weiß also?"

Baron Schalken hatte sich mit einem ängstlichen Blick erhoben und schaute scheu vor sich hin in den leeren Raum, der ihn von der Gesellschaft trennte, fürchtend, man werde sich promenirend hierher wenden und ihn in solcher Gesellschaft sehen.

Er hätte das wohl noch brauchen können bei der halben Ungnade, in der er sich ohnedieß schon befand.

„Wenn Sie also meinen," sagte er zu Rosenthal, „so könnte ich mich ja in einiger Entfernung von der Klettenberg sehen lassen, könnte auch dem guten Brenner die Hand drücken."

„Drücken Sie immerhin, aber recht fest; wenn er diesen Druck eben so zärtlich erwiedert, so können Sie der Zukunft getrost entgegensehen — halten Sie, noch einen Augenblick, Schalken," rief er dem Davoneilenden nach, „ich will Ihnen den Anfang einer Zauberformel mitgeben, die Sie bei Brenner anbringen können, ob passend oder nicht, ist ganz gleichgültig, doch ist sie derart, daß Sie sie überall einwerfen können, Sie seufzen ein wenig, blicken an die Zimmerdecke empor und sagen dann in melancholischem Tone: ‚Ja, ja, mein lieber Freund, das Leben ist der Güter höchstes nicht.'"

„Und wenn er mich fragt, was ich damit sagen will?" forschte der Andere in zweifelndem Tone.

„Er wird nicht darnach fragen, er wird das als eine Art Maurerzeichen betrachten, und Arm in Arm mit Ihnen sein Jahrhundert in die Schranken fordern. — — Möge es ihm wohl bekommen," setzte er kurz auflachend hinzu, nachdem sich der Andere schleunigst entfernt hatte, und in vorsichtiger Weise an den Wänden hinstreichend, hier eine Vase betrachtend, dort ein Bild, um sich so in der unbefangensten Art den Gruppen der Plaudernden zu nähern.

La Carlota fuhren, welche wie La Carolina von ehemaligen deutſchen Auswanderern bevölkert iſt; Ackerbau, Feld- und Stierzucht iſt hier ſehr blühend und zeigt, was fleißige Hände zu leiſten im Stande ſind. Gegen Mitternacht fuhren wir ziemlich lange abwärts und erreichten endlich unſern Bekannten aus Granada, den Xenil wieder, der hier nicht weit von der alten berühmten Maurenſtadt Ecija in den Gualdalquivir mündet. Obgleich wir hier ein paar Stunden raſteten, auch der Mond ſo freundlich war, uns zu leuchten, ſo konnten wir doch leider nicht viel von der intereſſanten Stadt ſehen, von der Hailbronner in ſeinem reizenden Buche „Morgenland und Abendland" ſagt: Schon der ganze äußere Anblick dieſer Stadt hatte mich im höchſten Grade frappirt, und dieſe vielen Thürme, halb gothiſch, halb arabiſch, dort gleich der Giralda à jour durchbrochen, hier eine aufgeſetzte Glockenſpitze, dort mauriſche Laſurmoſaik, hier gothiſche Schnörkelformen, alles gemalt und wunderbarlich, das Minaret überall mit den kleinen Säulenverzierungen, mit dem Ernſt des chriſtlichen Campanile verbunden. Und dieſe arabiſchen Moſcheenbögen und Säulengänge, dann alle Häuſer, ſelbſt die allerkleinſten, mit dem niedlichſten Patiogitter, und das orientaliſche Leben, alles an den Gitterfenſtern, in den Fontainenhöfen; und wieder dieſe Mantilla's, dieſe Augen, dieſe Schönheit, wodurch Ecija ſelbſt in Andaluſien berühmt iſt, alles eigenthümlich, alles reizend, ſo daß ich oft ſinnend ſtehen blieb, ob ich mich denn wirklich in Europa befände. So zog ich fort durch die lange Hauptſtraße, als ich mich plötzlich auf dem Marktplatze der Stadt befand, der ſo ganz, aber auch in allen Theilen mauriſch iſt, daß ich mich nicht erinnere, ſelbſt im Orient etwas Aehnliches gefunden zu haben. Hier kann man ſich eine vollſtändige Vorſtellung von dem Leben der ehemaligen Beſitzer machen, nur ſind die Schranken des Harems gefallen, und die meiſtens dreiſtöckigen Häuſer zeigen ihre Arkaden offen, die durchaus von arabiſchen weißen Marmorſäulen getragen werden und als Vorhalle und Schutz für die hinten liegenden Zimmer dienen. Man kann ſich keine Idee von

Rosenthal hatte ihn nicht mit den Blicken verfolgt, sondern schaute wo anders hin, starr, unbeweglich, wobei seine dunklen Augen den seltsamen Eindruck machten, als spiegle sich in ihnen die düstere Glut eines verglimmenden Feuers, es war eine tiefe Erregung, die plötzlich über ihn gekommen war und ihn gewaltsam ergriffen, was man deutlich an seinen raschen, tiefen Athemzügen, an der Art bemerken konnte, wie er die Lippen zusammenpreßte, und an einem eigenthümlichen Zucken seiner weißen schlanken Finger, die er in einander geflochten in dem Schooße hielt.

Jetzt öffnete er seine Lippen und flüsterte kaum hörbar für sich selber die Worte: „Gibt es wirklich einen Augenblick, wo uns das Glück umschwebt, wo wir nur hinzugreifen brauchen, um unaussprechlich selig zu werden? — ich habe bis jetzt nicht daran geglaubt, begreife selbst nicht, warum mich jetzt noch einmal der Gedanke heiß durchströmt, daß es doch so ist. — Wie seltsam stimmt der feste Schritt des jungen Mädchens, das hastig, ungestüm daher kommt, mit dem Schlagen meines Herzens zusammen, daß ich überzeugt bin, es würde den Versuch machen, stehen zu bleiben, sobald sie ein Gleiches thäte! — Aber sie nähert sich, sie nähert sich unaufhaltsam, und wenn sie in dieser Richtung bleibt, so wird mich ihre schöne Hand streifen, so dicht kommt sie an mir vorüber."

Und sie näherte sich unaufhaltsam, die junge

ſchöne Hofdame, mit fliegendem Athem, den Kopf hoch erhoben, die Augen leuchtend, und mit den ſichtbaren weißen Zähnen in ihren roſigen Lippen wühlend, dabei flog ihr Buſen, ihre Wangen glühten, und wenn auch der Tritt ihres feinen Fußes auf dem weichen Teppich faſt unhörbar war, ſo war dagegen jeder ihrer energiſchen Schritte von jenem eigenthümlichen Geräuſche begleitet, welches leicht krachende Seide hervorbringt.

„Das wäre ein Zuſtand, um ſie bei ſich zu empfangen," ſeufzte Roſenthal, „nun, verſuchen wir hier unſer Glück!"

Sie war ihm ſo nahe gekommen, daß er glaubte, die Luftwelle berühre ihn, die ſoeben noch ihren ſchönen üppigen Körper umfloſſen, und wenn er ſich jetzt nicht bemerklich machte, mußte ſie nothwendig erſchrecken. — Aber auch ſo wandte ſie heftig den Kopf herum, als ſie ihn wenige Schritte entfernt mit leiſer Stimme ſagen hörte: „Ah, warum wie eine Beſiegte fliehen, ſtatt tapfer den Kampf aufzunehmen?"

„A—a—a—ah! Sie ſind's, Herr von Roſenthal," gab ſie mit unwillkürlichem Aufſchluchzen der Stimme zur Antwort, „o, Sie wiſſen nicht, wie empörend man mit mir umgegangen iſt, wie tief man mich verletzt hat!"

„Verzeihen Sie, ſchönes Fräulein," gab er in außerordentlich ruhigem Tone zur Antwort, „ich weiß das ganz genau, ich könnte Ihnen Wort für

Wort wiederholen, was Ihnen die ehrwürdige Klettenberg gesagt, und gerade deßhalb erlaubte ich mir die Frage: warum fliehen, anstatt den Kampf aufzunehmen? denn an Widerstandsfähigkeit und Muth fehlt es Ihnen wahrlich nicht, es leuchtet das aus Ihren Augen, und trotz Ihrer Thränen zuckt es um Ihre verächtlich aufgeworfenen Lippen, bebt es in Ihrer heißen Hand."

Er hatte leicht ihre zierlichen runden Finger ergriffen, hauchte flüchtig einen Kuß darauf und fühlte mit unaussprechlichem Entzücken, wie sie sich in krampfhafter Aufregung fest um die seinigen schlangen.

„Ah, diese Heuchlerin — diese boshafte Heuchlerin!" klang es gedämpft zwischen ihren Lippen hervor — „Alles zum Besten des Dienstes der Königin, und dabei zu wissen und zu fühlen, daß man nur der Spielball ihrer Launen ist und mit Füßen getreten wird, wenn sie gerade Niemand anders hat, an dem sie ihren Groll auslassen kann."

„Wie freue ich mich," sprach Herr von Rosenthal in ruhigstem Tone, „aus Ihren Worten die gleichen freundschaftlichen Gefühle erklingen zu hören, die auch mich für unsere gemeinschaftliche Freundin, Fräulein von Klettenberg, beseelen. Aber gerade weil Alles so wahr ist, was Sie vorhin nur schonend ausgedrückt, sollte eine junge Dame wie Sie nicht daran denken, ihr das Feld zu räumen."

„Sie hat mich förmlich aus dem Salon verwiesen — auf mein Zimmer verwiesen," stieß das erregte junge Mädchen zwischen den bebenden Lippen hervor.

„Ah! aber die Königin nicht?"

„O, Ihre Majestät ist dafür gar zu rücksichtsvoll, aber auch befangen genug, um Alles gutzuheißen, was Jene thut."

„Das käme doch hier auf eine Probe an — und wissen Sie nun wohl, was ich an Ihrer Stelle gethan hätte?"

„Nun?"

„Ich hätte mich respektvoll Ihrer Majestät genähert und um Befehl gebeten, wie ich mich gegenüber den Worten der Fräulein von Klettenberg zu verhalten habe."

„O ja! — Sie würden so etwas wagen, aber ich, ein Mädchen, schutzlos und ohne Freunde, wie ich bin."

„Sagen Sie das nicht," gab er mit einem warmen, innig klingenden Tone zur Antwort, „erkennen Sie doch endlich einmal Ihre treuen Freunde und Den, der zu Ihrem Schutze bereitwillig sein Leben, seine Ehre einsetzen würde."

Sie warf einen scheuen Blick nach dem angrenzenden größeren Salon und streifte dann leicht seine dunklen Augen, in denen es heiß aufleuchtete.

„Glauben Sie doch endlich einmal, was ich mich unterstand, Ihnen in schüchternen Worten zu-

zuflüstern, die Sie leider nie verstehen wollten — lassen Sie mir noch einen Augenblick Ihre liebe Hand, und sei es auch nur, um ein Bündniß mit mir einzugehen gegen den gemeinschaftlichen Feind — hat denn die schöne Elisabeth nie einen ernstlichen Rachegedanken?"

„O doch, o doch! aber —"

„Sie trauen mir nicht die Macht zu, Ihnen helfen zu können, Ihnen eine Stellung zu erringen, die Sie stolz herabblicken läßt auf unsere gemeinsame Feindin — wollen Sie einen kleinen Beweis, damit sich Ihr Vertrauen neu belebe, oder haben Sie alles und jedes Vertrauen zu mir verloren?"

„Ich habe Ihnen heute Abend das Gegentheil bewiesen, als ich Ihnen durch ein Zeichen mit meinem Fächer sagte, daß man sich in keiner liebenswürdigen Art mit Ihrer Person beschäftige, und deßhalb —"

„Sind Sie überzeugt, meine Macht reiche nicht mehr so weit, um Ihnen eine glänzende Genugthuung zu verschaffen für die erlittene Kränkung."

Sie blickte ihn zweifelnd an, schlug aber dann die Augen nieder, wobei sich ein leichtes Erröthen auf der prachtvoll weißen Haut ihres schönen Gesichtes zeigte, doch ließ sie ihm nicht nur ihre Hand, sondern duldete es sogar, daß er die feinen Grübchen, die man auf dieser weichen Hand statt der Knöchel sah, mit seinen Lippen berührte, ja, daß

er ſogar einen Kuß hauchte über ihren vollen, runden Arm.

„Nach jenem Beweiſe und nach dieſem Beweiſe eines Vertrauens, das mich ſelig macht, werde ich für Sie handeln, das heißt, wenn Sie mich unterſtützen wollen und mir einen kleinen Lohn verſprechen, nur den Lohn, ein für mich ſo ſüßes Geheimniß mit Ihnen theilen zu dürfen.“

„Ich fürchte mich vor Ihnen,“ erwiederte das ſchöne Mädchen, ſich in lieblicher Verwirrung abwendend, „und doch kann ich nicht anders, als Ihre Verſprechungen anhören und denſelben glauben — a—a—a—ah!“ fuhr ſie mit einem Schauder fort, der ſie leicht erbeben machte, „ſie hat mich zu tief gedemüthigt, ſie hat mir ſyſtematiſch hier das Leben am Hofe zu einer Hölle gemacht, ſie wußte jede freundliche Regung im Herzen der Königin von mir abzulenken, ſie wußte jedes herzliche Wort für ſich in Anſpruch zu nehmen, für ſich, die mich, wie ſie ſagt, hierher gebracht — das heißt, ſie konnte das nicht verhindern — die mich protegirt und in die Welt eingeführt — ja, was ſie protegiren heißt, durch Ueberwachung jedes meiner Schritte, meines ganzen Thuns und Laſſens — ah, und das Alles hat mich ſo weit gebracht, hat mich Heimlichkeiten aufſuchen und finden laſſen, wo das eigentlich ganz unnöthig war, aber ich fand Geſchmack daran, weil das gerade ihr ganz unglaublich erſcheint, und darum will ich auch Ihnen vertrauen, Herr von

Rosenthal, mit der wunderbaren Perspektive — sie — die mich hat so viel leiden lassen, gedemüthigt, wenigstens gekränkt zu sehen."

„Sie sollen mit mir zufrieden sein, schöne Elisabeth," sagte er in einem eigenthümlich dumpfen Tone, indem er sich hinter dem Blumenflor so tief gegen sie hinabbeugte, als wolle er den Saum ihres Kleides küssen, in Wahrheit aber, um seine Hand eine Sekunde lang auf ihren kleinen Atlaßschuh zu drücken, „zum heiligsten Schwure, den es für mich gibt," setzte er sich rasch wieder aufrichtend hinzu, wobei er die Rechte auf sein Herz legte, „zum unverbrüchlichsten Schwure, Ihr Sklave zu sein in alle Ewigkeit."

Daß es ihm ernst war mit diesen Worten und daß er sich auf's Höchste erregt fühlte von der duftigen Nähe der prachtvollen Mädchengestalt, sah man an seinen leuchtenden Augen, sah man an seinen geistig verklärten Zügen, an dem innigen, heißen Blick, mit dem er sie anschaute, und hörte es am Klange der Worte, als er wiederholend sagte: „Ja bis in alle Ewigkeit, Elisabeth, wenn Sie den beginnenden Bund nicht selbst zerreißen! — — — Doch jetzt," fuhr er umherschauend fort, „ist keine Zeit mehr zu verlieren, ich muß für Sie handeln, Sie müssen, mich unterstützend, für sich selbst handeln."

„Wie kann ich das, da ich eigentlich doch gar nicht mehr hier sein sollte?"

„Im Gegentheil, Sie sollen hier sein, Sie müssen hier bleiben, wenn auch leider nicht in diesem so traulichen, von Blumen durchdufteten Winkel; o, vertrauen Sie mir fest und sicher, mein Auge wird Sie nicht verlassen, mein Geist Sie umschweben, und alle Liebesgötter, die Ihnen so schon dienstbar sind, werden einen Zauberschild vor Ihnen halten!“

„Was soll ich thun?“ fragte sie in einem fast demüthigen Tone.

„Zurückkehren zur Gesellschaft, unbefangen erscheinen, fast heiter, sie offen schauen lassen diese rosigen Züge, diese glänzenden Augen, vielleicht ein klein wenig lächeln.“

„Ich will's versuchen,“ gab Fräulein von Nickols zur Antwort, wobei sich ihre frischen Lippen ein klein wenig kräuselten.

„Der Himmel segne Sie für diesen Sonnenblick — halten Sie sich in der Nähe der Königin, und wenn ich Ihnen heute schon eine Genugthuung verschaffe, so geben Sie mir zum Dank dafür ein Zeichen, daß Sie mir erlauben, Sie aufzusuchen zur Verfolgung unseres Planes, wo und wie das immer möglich ist.“

„Wo und wie das immer möglich ist“ — wiederholte sie den Kopf leicht neigend — „ich will es thun.“

Damit verließ sie ihn, und als er ihrer schönen Gestalt mit einem innigen Blicke nachge-

ſchaut, bis ſie im Nebenzimmer verſchwunden war, jubelte es laut in ihm auf vor Glück und Seligkeit.

Doch dauerte es nicht lange und ſeine Züge glätteten ſich wieder zu einem tiefen Ernſte, während er ſich raſch erhob, ſeinen ſchwarzen Bart zu beiden Seiten des Kinnes herabzog und ſich nach der Thüre wandte. „Ein Glück iſt es doch," murmelte er unter einem kurzen Lächeln, „daß ich die Korridors und die geheimen Gänge des Schloſſes ſo genau kenne — dem Himmel ſei gedankt," ſetzte er draußen im Vorzimmer ſich umſchauend hinzu, „da führt mir auch der glückliche Zufall einen Vertrauten in den Weg, he — Werner!"

„Was befehlen der Herr Baron?"

„Kannſt Du mir nicht ſagen, in welchem Salon ſich augenblicklich Seine Majeſtät befindet?"

„Im rothen, Herr Baron."

„Ah, neben dem Haupteingang — ich danke — wer iſt beim König?"

„Seine Excellenz der Herr Oberſtjägermeiſter, Beide ſchon ſeit einer ſtarken Viertelſtunde ſitzend neben dem Kamin."

„Gut."

Damit verließ er das Vorzimmer, tauchte in einen kleinen halbdunklen Korridor, um am Ende deſſelben eine Tapetenthür zu öffnen, die in ein kleines Kabinet führte, hinter dem der rothe Salon kam.

Herr von Rosenthal öffnete geräuschlos die Thür zu demselben und bemerkte, daß er leer war bis auf die beiden soeben erwähnten hohen Personen, die richtig neben dem Kamin saßen, sich aber in diesem Augenblicke erhoben, worauf Seine Majestät dem Grafen Ferrner die Hand reichte und ihm sagte: „Ich danke Ihnen recht sehr und freue mich jetzt schon wie ein Kind darauf, einen Theil dieser langweiligen Zeit bei Ihnen zubringen zu können; grüßen Sie mir Ihre liebenswürdige Tochter und sagen Sie ihr, daß wir es recht sehr bedauern, sie so selten bei uns zu sehen."

„Mutterpflichten müssen sie entschuldigen, Majestät."

„Ja, ja, ich weiß," erwiederte der hohe Herr mit einem kurzen, etwas rauhen Lachen, „Graf Wieneck feiert nicht. Bis später vielleicht, lieber Graf Ferrner."

Dieser zog sich rasch nach dem großen mittleren Saale zurück, und als der König ein paar Augenblicke darauf sich umwandte, um gleichfalls dorthin zu gehen, bemerkte er Rosenthal in der Nähe der Thür und legte mit einem etwas befangenen Gesichtsausdruck den Zeigefinger an die Lippen, während er den Kopf aufwerfend nach der lachenden und plaudernden Gesellschaft hinübersah. Dann fortwährend nach dem Nebenzimmer schauend, näherte er sich rasch dem Eingetretenen und sagte nicht ohne einen Anflug von guter Laune in Ton und

der Zierlichkeit machen, welche diese unzähligen Säulchen, diese Bögen, die vielen, noch sehr gut erhaltenen gemalten Wände und Bovedas und die hübschen Arabesken dem ganzen reich belebten Bilde verleihen."

Wir suchten den Marktplatz auf und bewunderten ihn selbst bei der Dämmerung des flimmernden Mondenlichts. Bald rollten wir weiter und da uns auch hier wieder einer der Reisenden, der mit uns von Cordova gekommen, verließ, so konnten wir es uns in dem breiten Wagen bequem machen und Jeder sich zum Schlafen auf eine Bank legen. Da wir von Ecija aus langsam aufwärts fuhren durch tiefen Sand, wobei der Wagen angenehm schaukelte, so wiegte selbst mich, der ich bei der Nachtfahrt selten schlafe, diese angenehme Bewegung in festen Schlummer und ich erwachte erst wieder, als die Sonne hell und glänzend aufstieg.

Noch immer schlich der Wagen langsam durch den tiefen Sand und als ich zum Fenster hinausblickte, bemerkte ich meinen guten Horschelt, der, wie er mir lachend zurief, schon seit mehreren Stunden zu Fuß neben dem Wagen herging, und der mir viel Schönes erzählte von der Pracht der Sterne und wie der Morgen so wunderbar erschienen sei. Mayoral, Zagal und Delantero schritten ebenfalls neben dem Wagen her, den jetzt acht Maulthiere mühsam fortschleppten. Es war eine kahle, trostlose Haide, über die wir fuhren, der Sandweg, von außerordentlicher Breite, lief, wie versuchsweise, bald hierhin, bald dorthin. Nach einigen Stunden fuhren wir auf einem festeren Wege und geschwinder abwärts, erreichten Carmona mit seiner malerischen maurischen Schloßruine auf steilem Berge gelegen; am Fuß seiner Wallmauern windet sich die Stadt malerisch herum. Gegen eilf Uhr hielten wir Frühstücks halber in dem freundlichen Alcala de Guadayra, das ebenfalls von einem trotzigen Schlosse überragt wird. Hinter diesem Städtchen öffnete sich nun wieder vor unsern freudig erstaunten Augen das weite Thal des Guadalquivirs, der sich schlangenartig dahinwindet durch eine ausgedehnte fruchtbare Ebene, die bis zum Meere durch keine bedeutende Höhe mehr

Stimme: „Wo haben Sie denn eigentlich gesteckt, Rosenthal, und was machen Sie noch hier? ich dachte, Sie wären längst in Sicherheit.“

„Wie so, in Sicherheit, Majestät?“ fragte der Andere mit scheinbarer Verwunderung, „wo kann ich mich sicherer befinden, als in der Nähe meines allergnädigsten Herrn, des erhabenen Gebieters und Selbstherrschers?“

„Lassen Sie Ihre Scherze, ich bitte Sie darum, ohne daß das gerade ungnädig klingen soll, glauben Sie mir, es gibt Grenzen, wo, unter uns gesagt, meine Selbstherrschaft gleich Null ist, wie zum Beispiel heute Abend hier — der Teufel ist los! Da ist der alte Wieneck so bockbeinig wie möglich und hat auch mich geärgert, ich will das nicht leugnen, besonders aber meine Frau, die ohnedieß bitter schlecht gelaunt war, und eine Protektionsanstellung wünschte.“

„O nicht die Königin,“ gab Rosenthal ehrerbietig zur Antwort, „es ist Fräulein von Klettenberg, die ihren Freund Brenner zu etwas Bedeutendem machen will.“

„Woher wissen Sie das?“

Rosenthal verbeugte sich schweigend unter einem ausdrucksvollen Achselzucken, worauf der König ungeduldig fortfuhr: „Nun ja, ich glaube es und bin überzeugt davon, daß die Klettenberg dahinter steckt — hol' sie der Kukuk, aber es ist das noch schlimmer, viel schlimmer — die Klettenberg ist ihre ganz be-

ſondere Freundin — und eben deßhalb — ſehen Sie, lieber Roſenthal!"

Als Dieſer vergebens wohl eine Minute darauf gewartet hatte, der König würde den angefangenen Satz vollenden, ſagte er: „Aber Eure Majeſtät halten mir zu Gnaden, was geht mich denn eigentlich dieſe Geſchichte an?"

„Das weiß ich auch nicht," verſetzte der König ungeduldig mit den Händen zuckend, „aber je eher Sie heute Abend hier verſchwinden, je beſſer iſt's. Ich ſelbſt kann Sie mit dem beſten Willen hier nicht vollkommen ſchützen."

„A—a—a—ah! das iſt was Anderes und ich weiche dem Zorn der Fräulein von Klettenberg."

„Was wollen Sie, die Weiber ſind in ihrer Empfindlichkeit und Leidenſchaft alle gleich, ob Königin, ob Bürgersfrau, und bei dem richtigen Tropfen zum Ueberlaufen des Gefäßes bleiben auch meine Finger nicht trocken. Eine kleine Szene unter vier Augen oder unter ſechs, wenn Sie dablieben, wäre mir gleichgültig, aber dort bei den Vielen, die Alle ſo begierig auf einen Skandal ſind, iſt das anders, muß doch auch ich ſcheinbar nachgeben. — Morgen ſehe ich Sie jedenfalls, und ſonſt bleibt Alles beim Alten."

„Und wollen Eure Majeſtät nicht die Gnade haben," erwiederte Roſenthal mit ſeinem unverwüſtlichen freundlichen Lächeln, „der Fräulein von Klettenberg einen geiſtigen Gruß von mir zukommen

zu lassen, der ihrer Nachtruhe sehr zuträglich sein würde?“

„Ja, wenn das möglich wäre, recht gern, ich hasse diese impertinente alte Jungfer — aber Sie scherzen.“

„Gewiß nicht, Majestät!“

„Also eine Ihrer Geschichten — nun, reden Sie rasch, wenn es möglich ist, werde ich es besorgen.“

„Träfe sicher, und ist so unverfänglich — die Klettenberg hat vorhin der Fräulein von Nickols eine ihrer bekannten boshaften Szenen gespielt, hat das arme Mädchen auf die rücksichtsloseste Art gekränkt eines kleinen Versehens wegen, angeblich aber auf einen ungnädigen Blick Ihrer Majestät.“

„Ah! der ungnädige Blick hat gewiß der Nickols nicht gegolten!“

„Davon bin ich ebenfalls überzeugt, aber das arme Kind war in Verzweiflung und würde durch ein gutes Wort der Königin eben so glücklich gemacht, als sich die Andere verletzt fühlen müßte.“

„Gut, das werde ich besorgen,“ sagte der hohe Herr sich die Hände reibend, „man ist mir ein Wort des Dankes schuldig und ich will es für die Kleine verwerthen — glauben Sie aber nicht, daß man darin etwas finden könnte?“ fragte er plötzlich wieder unentschlossen.

„Im Gegentheil, ich schwöre darauf bei dem Höchsten, was mir möglich ist, bei der Ungnade Eurer Majestät.“

„Gut — — also bis morgen."

Der König trat in den großen Salon, und Rosenthal, sich vorsichtig der breiten Doppelthüre nähernd, benutzte eine der schweren Portièren als Deckung, um das anstoßende Gemach zu übersehen.

Es lag ein bitterer Ausdruck auf seinem Gesichte, als er dem Davongehenden nachblickte und dabei bemerkte, wie tief sich Alles vor dieser irdischen Größe bückte, wie ehrfurchtsvoll, wie hingebend, wie als sei jetzt schon durch die schrankenloseste Verehrung ein ganzes Leben glänzender Thaten zu bezahlen, wie das früher der Fall gewesen, so lange noch ein anderer Herr durch diese Räume schritt; doch war man Jenem nie mit so sklavischer Demuth begegnet, eine respektvolle Verbeugung hatte genügt, um einen freundlichen Gegengruß zu erhalten — und jetzt, wie schnellten sie alle nieder diese vergoldeten Nullen, wie sehnsuchtsvoll harrten sie nach einem beglückenden Lächeln, das ihnen denn auch in vollem Maß zu Theil wurde, entströmend dem erhabenen Gefühl, geliebt und verehrt zu sein, und das allein durch eigene Größe, durch eigenen persönlichen Werth!

„Und in diesem lockeren Treibsand habe ich versucht, mein Lebensschiff zu ankern, hoffend, Gutes zu wirken, hoffend, durch einen vorgehaltenen ehrlichen Spiegel etwas zur Selbsterkenntniß beizutragen. — Lächerlicher Gedanke, inmitten dieses wuchernden Unkrautes, wo sich begreiflicherweise die

Sonnenblume für eine edle Palme halten muß! — O, wie wahr ist es, daß selbst das edelste Samenkorn nur unter Bedingungen zu Hohem und Herrlichem sich entwickeln kann, daß wir größtentheils durch unsere Umgebung zu Dem gemacht werden, was wir sind, wie ja auch der klare Spiegel des Sees ein ganz anderes Bild reflektirt, wenn ihn heiterer, göttlicher Sonnenschein bestrahlt, oder wenn, wie hier, trübe, schmutzige Regenwolken vorüberziehen!"

Seine Majestät trat zur Königin, die ihm mit einem herzlichen Ausdrucke ihres sonst so kalten, ruhigen Gesichtes den Arm bot, worauf er, als sich Beide einer Damengruppe näherten, ihr etwas zuflüsterte, was sie durch ein bereitwilliges Nicken mit dem Kopfe erwiederte.

Aus jener Gruppe hervor ragte die lange Gestalt der Klettenberg mit einem grimmigen Gesichtsausdrucke, denn sie hatte sehen müssen, daß es Fräulein von Nickols gewagt, unbefangen, als sei gar nichts vorgefallen, sich unter die heiter Plaudernden zu mischen.

Es war das Ende des Routs, und noch einmal durchflogen die Blicke der allerhöchsten Herrschaften die Reihen der sich lebhaft Herandrängenden, wohl Diesen oder Jenen noch durch ein Wort beglückend, durch einen Blick, durch eine Handbewegung, dann grüßte die Königin huldreichst rings umher, und dann, schon im Begriffe sich zurückzuziehen, geschah das ganz Außerordentliche, daß sie

ihre schöne Hofdame, Fräulein von Nickols, die ziemlich nahe bei ihr stand, gnädigst herbeiwinkte, ihr die Hand zum Kusse reichte und dazu mit ziemlich lauter Stimme sagte: „Ich danke Ihnen — gute Nacht, mein Kind!“

Hinter dem königlichen Paare drein rauschte die Klettenberg mit gelblichem Teint, die Augen halb geschlossen, die Lippen zusammengekniffen — — ganz Allarmstange, bereit, im nächsten Augenblicke sich zu entzünden.

Fräulein von Nickols aber stand verwirrt, fast beschämt da, vermochte es aber augenblicklich nicht, sich bescheiden zurückzuziehen, denn so viele der sie umgebenden edlen Herzen erinnerten sich in diesem letzten Augenblicke erst, sie eigentlich heute Abend noch gar nicht begrüßt zu haben — das gute Kind — diese liebe Nickols.

Und sie nahm das trotz alledem glücklich, freudig und dankbar hin, man sah das deutlich an ihren erregten Gesichtszügen, weniger aber bemerkte man, daß sie an etwas Anderes dachte, daß ihre ganze Seele erfüllt war, einem Unsichtbaren ein Zeichen glühenden Dankes zu geben, aus welchem Grunde sie ihr Taschentuch an die schönen Lippen preßte, sich rings dabei umschauend.

Ein Zeichen, das er tief aufathmend sah und das seine Seele mit einem unaussprechlichen Gefühl des Glückes erfüllte.

Bayerische Staats-
Bibliothek

Nullen. 30353

Geschichten im Zickzack.

Dritter Band.

unterbrochen wird. Die ganze Fläche iſt mit unzähligen Olivenbäumen beſäet, zwiſchen denen einzelne weiße Meierhöfe hervorblicken, die mit ihren grünen Orangengärten wie Oaſen in den grauen Flächen der Getreidefelder daliegen. Während wir unter luſtigem Peitſchenklange auf einer ziemlich guten Straße hinabrollen, ſenken ſich neben uns und dem Fluſſe zu unſerer Rechten die letzten Hügelreihen ins Thal, die mit Waldungen und größeren Ortſchaften bedeckt ſind. Endlich erhebt ſich vor uns ein dichter Olivenwald und nachdem wir ihn hinter uns gelaſſen, ſehen wir mit wahrem Entzücken das Ende unſerer Fahrt dicht vor uns liegen, das große, ſchöne, luſtige Sevilla, zwiſchen grünen Baumreihen weiß hervorglänzend mit ſeinen unzähligen Kirchen und Thürmen. Ueber alles das hinaus aber ragt die prächtige Giralda, jener herrliche mauriſche Thurm der Kathedrale, den wir aus Beſchreibungen und Bildern her kennen und den wir mit lautem Ausrufe begrüßen.

Die Straße, die ſich bisher recht brav gehalten, wird wie gewöhnlich dicht vor der Stadt ſchlecht und uneben. Zuweilen fahren wir durch tiefe Riſſe hindurch, zuweilen ſchaut der kleine Delantero wie fragend rückwärts, und wenn der Mayoral mit dem Kopfe nickte, galoppiren die Pferde unter einem ſcharfen Winkel geraden Wegs den Straßendamm hinab und dann rollen wir eine Zeitlang auf dem weichen Wieſengrunde, der ſich neben der Chauſſee hinzieht. Bald haben wir eine kleine Vorſtadt Sevilla's erreicht und mit ihr den rieſenhaften arabiſchen Aquadukt, der das Waſſer von Alcala hereinleitet, an deſſen faſt ſchwarzen Pfeilern und Bogen, wo das Waſſer herabtropft und wehende Schlingpflanzen wuchern, wir eine halbe Stunde vorüberfahren, um die Alameda zu erreichen, wo wir uns links wenden, noch eine Zeitlang längs der alten Saracenenmauer vorüber fahren, dann rechts in die ſchöne Stadt abbiegen, welche uns, beſonders da es Sonntag iſt und herrlicher Sonnenſchein, aufs Heiterſte und Freundlichſte empfängt. Die weißen Häuſer glänzen; durch die offenſtehenden Thore ſehen wir beim Vorüber-

Aullen.

Roman mit Randverzierungen.

Geſchichten im Zickzack

von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1874.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Vierzehnte Randverzierung.

Dunkle Tannen, zwiſchen deren ſchwarz erſcheinenden Stämmen glühendes Abendroth leuchtet 1

Fünfzehnte Randverzierung

in Zickzackmanier und nur ſcheinbar ohne Bedeutung . 58

Sechzehnte Randverzierung.

Ranken in unbeſtimmter Form die Zukunft verſchleiernd 106

Siebenzehnte Randverzierung.

Auf weißem Schneefeld der Glanz ſinkender Abendſonne 156

Achtzehnte Randverzierung,

die über dem Schlußkapitel zum Anfange dieſer Geſchichte paßt, indem ſie das Symbol der Ewigkeit zeigt — eine Schlange, die ſich in den eigenen Schwanz beißt 195

Nullen.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Vierzehnte Randverzierung.

Dunkle Tannen, zwischen deren schwarz erscheinenden Stämmen glühendes Abendroth leuchtet.

Wir sind nicht ganz darüber im Klaren, ob Mistreß Stanley, die Mutter der Miß Arabella Stanley, nicht schon durch die bald inständig bittenden, bald Verzweiflung athmenden Schreiben ihrer Tochter Ellen gewonnen war, ihr die mütterlichen Arme wieder zu öffnen, oder ob es Herrn von Rosenthal allein vorbehalten blieb, das starre Herz der strengen alten Dame zu erweichen. Jedenfalls gab sie in den Worten, unter welchen sie einwilligte, die Baronin Schmetting wiederzusehen, nicht undeutlich zu verstehen, daß nur Herrn von Rosenthal's glänzende Beredsamkeit, mit der er den Wunsch Seiner Majestät unterbreitete, begreiflicherweise aber auch dieser Wunsch selber sie vermocht habe, das Geschehene zu vergessen und Tochter und Schwiegersohn wieder in Gnaden anzunehmen.

Der geschickte Unterhändler hatte allerdings die Worte des Königs in die erste Linie gestellt und eine Hofperspektive eröffnet, welche die Augen der

alten Engländerin blendeten, in dieſem Glanze auch noch Weiteres erſcheinen laſſen und nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß er den jungen Ordonnanzoffizier Seiner Majeſtät, der alle Ausſicht hatte, in Kurzem Flügeladjutant zu werden, für gar keine üble Partie halte, um ſelbſt einer jungen Dame von ſo viel Verſtand und Liebenswürdigkeit, wie Miß Arabella, gegenüber mit einer ſchüchternen Bewerbung auftreten zu dürfen.

Er war bei der alten Dame allein, als er dieß ſagte und kam durchaus nicht in Verlegenheit, als ſie mit etwas ſcharfem Blicke fragte: was er denn eigentlich unter ſchüchterner Bewerbung verſtehe; „ich,“ ſetzte ſie mit erhobenen Augenbrauen und herabhängender Unterlippe hinzu, „weiß von keiner Annäherung des Herrn Baron von Nellingen an meine Tochter, als in Betreff jenes Vielliebchens, das nun auch glücklich ſeine Endſchaft erreicht hat.“

„Hat aber eben lange genug gedauert und war ſo intimer Art, um ein kleines freundſchaftliches Verhältniß zu begründen, wenigſtens meinten und meinen das Alle, welche Zeugen waren von dieſem intereſſanten Verkehr der beiden jungen Leute. — Es war ein recht gefährliches gegenſeitiges Durchſuchungsrecht.“

„Es war eine Unbeſonnenheit von Arabella, ſich auf dergleichen einzulaſſen, und ich bin nur froh, daß die Sache beendigt iſt.“

Herr von Roſenthel lächelte eigenthümlich, ehe

er zur Antwort gab: „Zu Ende ist doch wohl nicht das richtige Wort, wir können vielleicht sagen: ehe die Sache diesen Abschnitt erreicht hat, auf deren weitere Entwicklung sogar Ihre Majestät die Königin gespannt sein soll, denn sie hat sich den Bestrebungen des jungen Herrn gegenüber recht theilnehmend gezeigt und hat auf dem letzten Rout, wie ich selbst gesehen habe, Miß Arabella mit großer Auszeichnung empfangen und behandelt."

Die alte Dame hatte ein recht ernstes, wie aus Holz geschnitztes, unbewegliches Gesicht, auf dem von einer Leidenschaft nie, von einem Gefühl selten etwas zu sehen war. Doch blickten ihre grauen Augen bei den letzten Worten Rosenthal's nicht ungnädig, ja sie sagte zum Fenster hinaus schauend: „In der That, verehrter Herr Baron, ich bin Ihnen recht sehr dankbar für Ihre Güte und Theilnahme, die Baronin Schmetting betreffend, und lege meine Worte der Versöhnung insofern in Ihre Hand, als ich dankbar dafür sein werde, wenn Sie so freundlich sein und meiner Tochter Ellen sagen wollen, daß ich sie wieder sehen will."

„Ich habe mir das schon vorhin als eine Gunst ausgebeten, da ich gerade im Begriffe bin, meinen alten Freund Doktor Flinder zu besuchen, ersuche Sie aber nur um ein paar Worte Ihrer gütigen Hand."

„Arabella soll schreiben," sagte die alte Dame kurz. „Sie ist eben angefahren, und Sie können ihr das selbst mittheilen."

In demſelben Augenblicke hörte man das dumpfe Rollen eines Wagens in der Einfahrt, dann wurde ein wenig ſpäter durch den Kammerdiener die Thüre des Salons geöffnet und Miß Arabella trat raſch ein.

Sie war nach ihren Begriffen ſehr einfach gekleidet. Sie trug ein Kleid von olivenfarbigem Sammt und Atlaß. Ihren Zobelpelz hatte ſie in den Händen des Kammerdieners gelaſſen, dann näher kommend die Mutter flüchtig begrüßt und Roſenthal die Hand gereicht, wobei ſie ſagte: „Sie werden kaum errathen, woher ich komme.“

„Wenn ich es doch erriethe,“ gab er lächelnd zur Antwort, „ſo würde ich mich wohl hüten, mir die Freude zu verderben, es von Ihren ſchönen Lippen zu hören.“

„Nun, ſtreiten wir nicht darüber,“ ſagte ſie lachend, „ich will annehmen, Sie wüßten es wirklich — ich war bei Ihnen, um —“

Herr von Roſenthal verbeugte ſich mit einer ſo ſicheren und durchaus nicht überraſchten Miene, daß die junge Dame, ſtatt ihren Satz zu vollenden, fortfuhr: „und überlaſſe es nun Ihrer ſo ſtark zur Schau getragenen Allwiſſenheit, mir zu ſagen, was ich bei Ihnen gewollt.“

„Vor Ihrer Mama?“

„Gewiß, vor meiner Mama, es ſoll kein Geheimniß für ſie ſein.“

„Nun denn, Miß Arabella erzeigte mir die außerordentliche Ehre ihres Beſuchs, um mit mir

fahren in die reizenden Patios, wo Orangen blühen und Springbrunnen plätschern, wo schöne Mädchen sitzen, mit den großen glänzenden Augen die bestaubten Fremden anschauend, die durch das Wagengerassel und durch den lebhaften lärmenden Verkehr in den Straßen fast betäubt, durch das Sonnenlicht und den Glanz auf den weißen Häusern und den schwarzen Augen fast geblendet, endlich wie träumend auf dem Posthofe ankommen.

Woher es wohl kommen mag, daß Sevilla von allen spanischen Städten und ebenfalls von vielen nichtspanischen die fröhlichste und heiterste Physiognomie hat, ist mir nie recht klar geworden und wird für mich und Manchen, der gerade so denkt, räthselhaft bleiben. Barcelona, Valencia, Madrid und nicht zu vergessen Granada haben ebenfalls belebte Straßen, Cadiz sieht sogar immer geputzt aus und macht den Eindruck, wie ein Sonntagnachmittag im Sommer; aber in keiner von all diesen Städten fühlt man sich so behaglich, flanirt man so angenehm und vergnügt, wie hier in Sevilla. Granada in seinem Ernste, mit seinen gewaltigen, trüben Erinnerungen, die sich uns auf Schritt und Tritt aufdrängen, mit den heute noch so leserlichen Schriftzügen, welche die alten vergangenen Zeiten auf Berg und Thal hinterlassen, Granada, welches den Fremden trotz seiner Trümmer zu fesseln versteht, ihm nach kurzer Zeit wie eine Heimath erscheint, könnte mit dem ewigen Rom verglichen werden, die liebe Stadt, so heimisch für ein stilles, denkendes, ruhiges Gemüth. Sevilla aber ist ein kleines, spanisches Paris, und für den, der das Leben in vollen Zügen genießen will, für ein lustiges, übersprudelndes Gemüth, und nirgends fühlt sich die malerische Majotracht besser zu Hause, als hier in den Gassen von Sevilla; nirgendwo paßt sie aber auch besser hin und wenn wir einen dieser jungen, frischen Andalusier über den Platz galoppiren sehen, stolz um sich blickend, als gehöre ganz Spanien sein, wenn sich dann bedächtig droben an einem Balkon ein vergittertes Fenster öffnet und ein schöner Mädchenkopf sichtbar wird, vielleicht dahinter das alte Gesicht einer mürrischen Duenna oder

über ein Geschenk zu reden für das an Herrn von Nellingen verlorene Vielliebchen."

„Ah! das hat Ihnen Mittow gesagt."

„Ich habe in den letzten Wochen nicht das Glück gehabt, weder Herrn von Mittow zu sehen, noch dessen Gemahlin."

„Nun, im Grunde ist das gleichgültig, da die Sache richtig ist, ich war bei Ihnen, um — Sie allerdings um eine große Gefälligkeit zu bitten."

„Das wird schwer gehen, mein gnädiges Fräulein," versetzte er kopfschüttelnd, „Zebra, mein gutes, getreues Pferd, ist mir um keinen Preis feil."

„Das war es in der That," sagte sie in einem etwas erstaunten Tone, „darum wollte ich Sie dringend bitten."

„Aber Arabella, wie kann man so unbescheiden sein," meinte Mistreß Stanley, ihren Zeigefinger erhebend, „überhaupt glaube ich, daß es viel passender wäre, dem Herrn Baron von Nellingen eine kleine, allerdings recht hübsche und werthvolle Erinnerung zu geben."

„Mama, das ist meine Sache und die meiner Ersparnisse," erwiederte die junge Dame in einem sehr entschiedenen Tone.

„Und Sie würden auch darin von mir keinen Rath annehmen?" fragte Herr von Rosenthal.

„Kaum, denn ich habe einen ziemlich harten Kopf."

Herr von Rosenthal verbeugte sich in der Art, als sei er vollkommen davon überzeugt, sagte aber

trotzdem: „Zebra ist so bekannt, mein gnädiges Fräulein, und ist schon von vielen Seiten so begehrt worden, daß man ihn nicht ohne Eifersucht unter den Händen des Herrn von Nellingen sehen und eben aus dieser Eifersucht dem Geschenk eine größere Bedeutung beilegen wird, als dasselbe vielleicht hat."

Die alte Dame nickte bedeutsam mit dem Kopfe, als sei sie mit dieser Meinung vollkommen einverstanden, was aber auf Miß Arabella durchaus nicht den gewünschten Eindruck zu machen schien, denn sie trat leise mit ihrem Fuß auf den Boden, wenn sie gleich in bittendem Tone sagte: „Seien Sie freundlich, Herr von Rosenthal, und bestimmen Sie mir einen Preis."

Er schaute einen Moment zu der alten Dame empor, wie um deren Unterstützung bei seiner erneuerten Weigerung zu erlangen, die er durch die Worte unterstützte: „Wie gesagt, mein gnädiges Fräulein, es ist mir durchaus nicht in den Sinn gekommen, Zebra zu verkaufen, noch habe ich je an die Möglichkeit gedacht, daß mir dieses brave Pferd verkäuflich gemacht werden könnte, weßhalb ich denn durchaus auch keine Idee davon habe, was für ein Preis zu verlangen sei."

„Der Preis ist mir ganz gleichgültig, und glaube ich, Sie würden nicht schlimm dabei fahren, mich ihn selbst bestimmen zu lassen."

„Wenn wir einmal so weit wären, würde ich sogar darum bitten, aber bedenken Sie doch, wenn

Herr von Nellingen plötzlich ein Pferd reitet, von dem alle Welt weiß, daß ich große Summen dafür ausgeschlagen habe, muß das nicht zu sonderbarem Gerede Veranlassung geben, besonders da es nicht verschwiegen bleiben kann, daß der wundervolle Zebra die Frucht eines Vielliebchens ist?"

„Und wenn mir diese Gerede nun ganz gleichgültig wären, oder wenn es mir sogar —" Miß Arabella vollendete diesen Satz nicht, wie es schien, auf einen sehr mißbilligenden, ja strengen Blick ihrer Mutter, die alsdann in einem harten Tone sagte: „Es wäre mir lieb, wenn Du Herrn von Rosenthal mit diesen Geschäftsangelegenheiten jetzt nicht weiter plagen wolltest, wir haben Wichtigeres — auch für Dich, es ist dem Herrn Baron gelungen, mich zu bestimmen, Deine Schwester Ellen hierher kommen zu lassen."

„Ah, das lohne Ihnen der Himmel!" rief das junge Mädchen freudig, indem sie ihm ihre Hand reichte, „aber ich hoffe doch nicht, daß Ellen allein kommen wird, ich hoffe auch mein theurer Schwager, den ich kaum kenne, auf den ich mich aber sehr freue, weniger auf seine Person, die mir als etwas derb und hie und da anstößig geschildert worden ist, als darauf, Jemand im Hause zu haben, mit dem man doch anständiger Weise ausreiten kann, und der Einem auch Kommissionen ausrichtet, die man selbst nicht gut besorgen kann."

„So eine Art Geschäftsträger oder höherer

Haushofmeiſter," meinte Herr von Roſenthal lächelnd.

„Nun ja — ein Mann überhaupt," ſagte ſie leichthin, indem ſie ihre Handſchuhe abſtreifte, dann nahe zu ihrer Mutter trat, dieſelbe auf die Stirne küßte und mit etwas geſchäftsmäßigem Ton fragte: „Aber ſage mir, gute Ma, wie kommt es, daß Du mit einem Male den Bitten meiner lieben Ellen nachgegeben haſt, hat ſie oder er auf's Neue wieder recht eindringlich geſchrieben?"

„Keines hat in den letzten Tagen geſchrieben," erwiederte die alte Dame mit dem Kopfe ſchüttelnd, „Ellen hat das Herrn von Roſenthal zu verdanken."

„Bitte recht ſehr, gnädige Frau, ich war nur ganz gehorſamſter Unterhändler."

„Weſſen?" fragte Miß Arabella kurz.

„Die allerhöchſten Herrſchaften hörten zufällig von dem kleinen Zerwürfniſſe in Ihrer Familie, und da gerade einige Ihrer guten Freunde anweſend waren, ich nenne nur Herrn Hugo von Rellingen, ſo wurde dieſer Sache ſo bedauernd erwähnt, daß Seine Majeſtät ſich dafür lebhaft intereſſirte und mir befahl, bei Ihrer verehrten Frau Mutter ein freundliches Wort in ſeinem Namen einzulegen."

„Ah, der König hat ſich dafür intereſſirt!" rief Miß Arabella mit leuchtenden Augen — „und die Königin?"

„Nicht minder, und Sie werden das verſtehen, da

Sie selbst wissen, wie liebenswürdig Sie stets von den Herrschaften empfangen werden."

„Es freut mich das recht sehr für die gute Ellen, aber glauben Sie auch, daß mein Herr Schwager hier gern gesehen sein wird?"

„Ich zweifle durchaus nicht daran, denn der König liebt solche frische, heitere, ursprüngliche Naturen, wie Baron Schmetting sein soll. Bei Hof ist man in den letzten Jahren ein bischen eingerostet und man kann dort neue, treibende Kräfte gebrauchen."

„Und Herr von Rosenthal will so freundlich sein, Ellen selbst aufzusuchen und ihr zu sagen, daß ich sie mit Freuden erwarte. Herr von Rosenthal ist ohnedieß im Begriff, jenen Herrn Doktor Flinter aufzusuchen, wo sich Deine Schwester befindet."

„Es ist das allerdings sehr liebenswürdig von Herrn von Rosenthal," sagte Miß Arabella in einem etwas gezierten Tone, „doch meine ich fast, es würde für uns passender sein, wenn Du selbst zu Ellen hinaus führest."

„Ich, bei diesem ewigen Regen und den heftigen Stürmen?" fragte die alte Dame im erschrockenen Tone.

„Aber Jemand von uns sollte zu der guten Ellen hinaus, da sie überhaupt noch immer leidend ist. So viel Aufmerksamkeit kann sie schon verlangen, und wenn es Dir recht ist, meine gute Ma, so werde ich Herrn von Rosenthal begleiten, es ist mit dem Eilzuge nur ein paar Stationen, ich nehme meinen Reisewagen mit, und so kann es

nichts Bequemeres noch Einfacheres geben, vorausgesetzt, daß Herr von Rosenthal so liebenswürdig ist, mich mitzunehmen."

„Ich hoffe nicht, daß Sie im Geringsten daran zweifeln," sagte dieser sich verbeugend, worauf er nach der alten Dame hinüber blickte, für welche indessen der Vorschlag ihrer Tochter nichts Ueberraschendes zu haben schien, auch hörte man ihrer Stimme nichts Mißbilligendes an, als sie erwiederte: „Wenn das Herrn von Rosenthal nicht derangirt, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, nimm François mit und Deine Kammerfrau."

„Warum nicht auch noch ein paar Bediente," lachte Miß Arabella, „so viel mir Ellen von ihrem Hauswesen schrieb, ist sie genügend versehen, um mich ein paar Tage bei sich zu behalten — wann wollen Sie fahren?" fragte sie Herrn von Rosenthal.

„Der Zug, der für uns am besten paßt, geht um zwei Uhr, ich werde meinem Freunde Flinder telegraphiren, daß er für unsere Unterkunft Sorge trägt."

„Die Herren müssen sich eben behelfen so gut es geht, ich kann bei Ellen bleiben, sie hat eine kleine charmante Wohnung, wie sie mir schreibt, ein hübsches Zimmer mit einem behaglichen Alkoven, und sie meint, wenn das Wetter nicht gar so abscheulich wäre, ließe es sich droben ganz gut aushalten. Ich freue mich recht, das Alles zu sehen und mit meiner guten Ellen zu plaudern — wie lange waren wir getrennt!" sagte sie mit einem

etwas koketten Anflug von Rührung, um gleich darauf, gegen Rosenthal gewendet, in ihrem gewöhnlichen Tone hinzuzufügen: „Aber lassen Sie uns vorher unser kleines Geschäft abmachen, bitte, bitte, und wenn Sie keinen Preis bestimmen wollen, so vertrauen Sie meiner Diskretion.“

Die alte Dame hatte sich erhoben, um die gewünschten Zeilen für Ellen zu schreiben, was sie jetzt nicht unterlassen wollte, trotzdem Miß Arabella sie selbst zu holen im Begriffe war. Vielleicht auch war es Mistreß Stanley unangenehm, bei den wiederholten und dringenderen Bitten ihrer Tochter gegenwärtig zu sein, denn daß diese nicht nachlassen würde, dafür kannte sie ihren hartnäckigen und eigensinnigen Charakter zu gut. Auch hatte sie nicht mehr die Kraft, hierin wie in manchen anderen Dingen ihre mütterliche Autorität geltend zu machen; es hatte ihrem Herzen zu viel gekostet und sie hatte so sehr darunter gelitten, hart sein zu müssen gegen Ellen, weßhalb sie zu nachgiebig geworden war für die kleinen und großen Thorheiten ihrer jüngeren Tochter.

Auch Herr von Rosenthal hatte sich erhoben, und da er an das Fenster getreten war, ohne die Bitte der jungen Dame anders zu beantworten, als durch ein kurzes Lächeln und ein leichtes Zucken mit den Achseln, so hatte sich Miß Arabella schmollend in einen Fauteuil geworfen, wobei sie angelegentlich ihre feinen Fingernägel betrachtete, um

erſt nach einer längeren Pauſe heftig auszurufen: „Ich hätte nicht gedacht, daß Sie ſo hart und unartig gegen eine Dame zu ſein vermöchten.“

„Dieſe Aeußerung will ich Ihnen herzlich gern verzeihen,“ erwiederte er zu ihr herantretend, „ja, ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß es auch nicht die Spur eines Schattens auf die herzliche Freundſchaft werfen ſoll, welche ich für Sie empfinde, wenn Sie, mein verehrtes Fräulein, ſich nämlich ſelbſt ſo lieb haben wollen, um vorderhand Ihre Bitte nicht zu wiederholen.“

„O, das iſt eine ſehr leichte Art, dieſelbe ein- für allemal abzulehnen.“

„So habe ich mich nicht ausgedrückt, oder Sie haben mich falſch verſtanden, ich habe nur geſagt, Sie möchten Ihre Bitte vorderhand nicht wiederholen — und dieſes ‚vorderhand‘ ſoll hier gerade ſo viel bedeuten, als bis Sie ſich überzeugt haben werden, daß ein ſolches Geſchenk, wie Sie es zu machen vorhaben, von dem Betreffenden nicht zurückgewieſen wird — verſtehen Sie mich nicht falſch,“ fuhr er fort, als Miß Arabella ihren Kopf unmuthig empor warf, „ich möchte Sie nicht in eine ſolch' unangenehme Lage bringen.“

„Und was berechtigt Sie zu einem für mich ſo beleidigenden Schluſſe?“

„Das kann und ſoll für Sie nichts Beleidigendes haben, und iſt nur die Warnung eines Mannes, der die Verhältniſſe kennt und Ihnen

gern einen so unangenehmen Refus ersparen möchte."

„Und weßhalb glauben Sie an einen solchen — und wenn selbst, welches Interesse haben Sie, ihn mir zu ersparen?"

„Neben allgemeiner Menschenliebe, mein schönes Fräulein, auch noch der spezielle Wunsch, Sie glücklich zu sehen, was ja sein wird, wenn Sie klug und vorsichtig zu Werke gehen, und nicht ihn — dem Sie — für den Sie sich wenigstens interessiren," sagte Herr von Rosenthal lächelnd mit einer Verbeugung, „durch ein solches Geschenk kompromittiren — — da ist meine Hand, legen Sie die Ihrige hinein, wenn Sie mir Recht geben; ich bin überzeugt, Ihnen in der nächsten Sekunde Ihre zierlichen Fingerchen drücken zu dürfen."

Während einiger Augenblicke zuckte das verwöhnte junge Mädchen verdrießlich mit den Schultern und blickte affektirt gleichgültig zum Fenster hinaus, als gäbe es für sie auf der ganzen weiten Welt keinen Menschen, der Rosenthal hieße und so aussähe wie der schöne bleiche Mann, der sie jetzt mit seinen dunklen, leuchtenden Augen nicht nur anschaute, sondern förmlich bannte und bezwang, so daß sie ihre Blicke zuerst schüchtern, dann voll auf ihm ruhen ließ, um gleich darauf ihre kleine Hand in die seinige zu legen; doch hatte ihre Miene immer noch etwas Unmuthiges, beinahe Schmerzliches, als sie vor sich hinsprach: „Ich weiß nicht, warum

ich Ihnen glauben muß, obgleich ich mich gewaltsam dagegen sträube."

„Weil ich vernünftig rede und freundschaftlich handle."

„O nein, es ist nicht das," erwiederte das junge Mädchen mit niedergeschlagenen Augen, wobei ihre Züge ein Lächeln überflog, „es ist, weil ich Ihnen seltsamerweise so sehr vertraue, obgleich wir uns nur so kurze Zeit kennen — ich schaue zu Ihnen mit einer fast kindlichen Ehrfurcht auf — — anders kann ich mir dieses Gefühl nicht erklären."

Er wandte sich kurz lachend ab, doch klang dieß Lachen eher wie ein laut ausgestoßener Seufzer, denn als ein Ausdruck der Heiterkeit.

Der Kammerdiener war leise in das Zimmer getreten und meldete, als ihn Miß Arabella unwillig und fragend anblickte, den Herrn Baron von Reckenstein, welcher um die Ehre bitte, dem gnädigen Fräulein aufwarten zu dürfen.

„Haben wir noch Zeit?" wandte sich das gnädige Fräulein an Rosenthal.

„Ich weiß nicht, wie es mit Ihrer Toilette und Ihren nothwendigen Reisevorbereitungen steht; was mich anbetrifft, so habe ich Befehl gegeben, mir meine Reisetasche zur Abfahrt auf den Bahnhof zu bringen, und bis dahin haben wir immerhin noch ein paar Stunden."

„Gut, ersuchen Sie den Herrn Baron von Reckenstein einzutreten, und Sie, lieber Herr von

eines alten Gemahls, ſo haben wir die Staffage, welche allein auf die Straßen von Sevilla paßt. Ebenſo, wenn wir Nachts umherwandeln, wenn der glänzende Mond am Himmel die ſchmalen, krummen Straßen nicht erleuchtet, ſondern nur dazu dient, die Schatten der eigenſinnig hervorſpringenden Häuſerecken noch dunkler und ſchwärzer zu machen, ſo finden wir es ganz begreiflich, irgendwo Stimmen flüſtern zu hören, oder den Klang einer Guitarre mit den bekannten eigenthümlichen Accorden den Geſang begleitend, deſſen Thema immer ein und daſſelbe iſt:

Amor que non pena,
Non pida placer,
Que ya lo condena,
Su poco querer:
Mejor es perder,
Placer por dolores,
Que estar sin amores.

Es iſt wunderbar, wie große Geiſter es verſtehen, den Charakter einer Zeit, eines Landes, einer Stadt wieder zu geben, die ihnen ferne lag, die ſie vielleicht nie geſehen; ſo der große Meiſter Roſſini in ſeinem herrlichen Barbier. Wandelt man durch die Gaſſen Sevilla's, eine dieſer friſchen, lebensluſtigen Melodieen ſummend, ſo iſt es gerade, als könnten dieſe hier und nirgend anderswo erdacht ſein. Gerade ſo freundlich, ſo neckiſch und zuthunlich wie ſie erſcheinen Häuſer, Plätze, Straßen und die ganze Bevölkerung Sevilla's.

Obgleich die Stadt durch und durch ſpaniſch oder vielmehr ächt andaluſiſch iſt, ſo hat ſie doch keinen ſcharf ausgeprägten Charakter, erinnert weder an die vergangene Zeit, noch an die oftmals geſchmackloſe Architektur unſerer Tage. Sie iſt, wo man ſie betrachten mag, gleich jung, gleich friſch, ohne einen oftmals faden Anſtrich der Neuheit. Sevilla hat viele und prachtvolle alterthümliche Bauwerke, aber ſie treten nicht hervor, ſie dominiren nicht, und das einzige von ihnen, welches man beſtändig vor Augen hat, der wunderbare Thurm der Kathedrale, die

Rosenthal, sind wohl so freundlich, ihn für mich zu empfangen und ein paar Augenblicke zu unterhalten, ich gehe nur, um ein paar nöthige Befehle für unsere kleine Reise zu geben."

Sie reichte ihm davoneilend ihre Hand, was eigentlich gar nicht nothwendig gewesen wäre.

Der Freiherr trat ein im schwarzen Frack, weißer Halsbinde, untadelhaften strohgelben Handschuhen und einem so eleganten glänzenden Hute, daß man demselben die jungfräuliche Frische auf Straßenlänge ansah. Hierzu passend waren auch die Gesichtszüge des berühmten Malers, gleichfalls strahlend und glänzend, so lange er sich noch vor oder in der Thür befand, wogegen er plötzlich einen verdrießlichen Ausdruck annahm, als er im Salon Niemand anders als Rosenthal bemerkte und diesen, mit einer verletzenden Vertraulichthuerei, beschäftigt, irgend etwas an dem Blumentisch zu ordnen, wobei er dem Eintretenden so hartnäckig den Rücken zuwandte, daß dieser genöthigt war, sich durch ein ziemlich lautes Räuspern bemerklich zu machen.

„Ah, sieh da, Herr von Reckenstein — Teufel, wie geputzt Sie sind, sollte ich in meiner Nachlässigkeit ein Hauptfest dieses Hauses vergessen haben?"

„Machen Sie sich darüber keine Skrupeln," gab der Andere im trockenen Tone zur Antwort, „ich komme soeben von Seiner Majestät, daher meine etwas auffallende Toilette, aber," setzte er aufschauend hinzu, „ich ließ mich bei Miß Stanley

anmelden und wurde, wie mir der Kammerdiener ſagte, von der jungen Dame auch angenommen."

„Gewiß, auch wird dieſelbe augenblicklich erſcheinen, und erſuchte mich nur, Ihnen für ihre momentane Abweſenheit die Honneurs zu machen."

„Ich kann mir nichts Beſſeres wünſchen," verſetzte der Freiherr mit etwas ſteifer Haltung und mit einem ſo kühlen Blick, daß man deutlich bemerkte, der eben ausgeſprochene Wunſch komme ihm doch nicht ſo recht aus dem Herzen.

Angenehmerweiſe trat in dieſem Augenblicke Miß Arabella in's Zimmer und bat die Herren ſich zu ſetzen, was auch der berühmte Maler that, während Herr Roſenthal vorzog, ſtehen zu bleiben, und zwar an den Kamin gelehnt, von wo er mit übereinandergeſchlagenen Armen herüberſchaute.

„Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie ſchon heute wieder zu beſuchen, da ich, neben dem Drange, Sie ſo häufig als möglich zu ſehen, dießmal ſpeziell mit einer kleinen Bitte komme — ich war ſoeben bei dem König," fuhr er im nachläſſigen Tone fort, „und da der hohe Herr ſo freundlich war, mir ſeine Anerkennung auszudrücken über meine künſtleriſchen Beſtrebungen, von denen er Einiges gehört, ſo kam auch die Rede auf Ihr Porträt, Miß Stanley, und es wunderte mich durchaus nicht, daß Seine Majeſtät es zu ſehen verlangte. Ich komme nun mit der Bitte, mir zu geſtatten, dieß Bildniß, ehe ich es, wie man

dringend verlangt, in das Ausstellungslokal gebe, vorher für ein oder zwei Tage in das Schloß zu bringen."

„Ich kann den Wunsch des Königs nur schmeichelhaft für mich finden und bitte über das Bild zu verfügen, als ob es noch Ihr Eigenthum wäre, nur zu lange will ich mich nicht davon trennen — haben Sie es ganz fertig gesehen?" wandte sie sich an Rosenthal.

„Gewiß, und war wie alle Welt entzückt von diesem Meisterwerk."

Der Freiherr verbeugte sich geschmeichelt gegen Miß Arabella, um gleich darauf einen mißtrauischen Blick gegen Rosenthal zu senden, welcher indessen unbefangen fortfuhr: „Ich habe nie ein Bild gesehen, welches so durch und durch bis in die kleinsten Einzelheiten eminent ist, wie dieses Porträt. Darüber sind auch alle Kenner einig und bewundern eben so sehr die geniale Auffassung, die täuschende Aehnlichkeit, die geschmackvolle Anordnung des Beiwerks, als die Ausführung desselben, was die Pracht der Stoffe anbelangt, die fast lächerliche Naturtreue Ihres Neufundländers, ja den Boden zu Ihren Füßen, wo man doch wahrhaftig glaubt, ein Windhauch müßte die Gräser und Blätter bewegen und die Wasserfäden, welche so natürlich über die Kiesel fließen, aus dem Rahmen abtropfen lassen. — — Wahrhaftig ein Meisterwerk!"

„Wobei mir indessen der Rath künstlerischer Freunde einigermaßen zu statten kam," meinte der

Freiherr mit ziemlicher Sicherheit, „man tauſcht ſeine Ideen aus, man nimmt von einander an, ja man ahmt unwillkürlich Vorbilder nach, die uns würdig genug erſcheinen, um davon etwas lernen zu können.“

„Das haben Sie ehrlich und redlich gethan,“ ſagte Herr von Roſenthal mit einem wohlwollenden Kopfnicken, „und ich bewundere nur, daß Sie auch in dieſen Nachahmungen eine ſo unbegreifliche künſtleriſche Kraft bewieſen; hätte doch Ihr Kollege und Freund Weßner den Kopf und die unvergleichlich ſchönen Hände nicht beſſer malen können, ja unſere berühmte Angelika würde ſich nicht geniren, den Neufundländer auf eigene Rechnung zu nehmen.“

Herr von Reckenſtein verbeugte ſich ſo tief zum Dank für dieſe Belobungen, daß man nicht ſehen konnte, wie er ſeine Zähne in die Lippen biß und wie unmuthig ja ärgerlich es in ſeinen Zügen zuckte, doch gewann er augenblicklich ſeine frühere Ruhe wieder, als Miß Arabella in bedauerndem Tone ſprach: „Wie leid thut es mir, bei unſern Sitzungen die berühmte Angelika nicht kennen gelernt zu haben, Sie hätten mich wohl zu ihr führen können.“

„Herr von Roſenthal wird mir bezeugen, wie unnahbar ſie iſt,“ erwiederte der Freiherr.

„Ja mitunter, doch wie kann ſie liebenswürdig und herzlich ſein! Ich hatte die Ehre, vor einiger Zeit ihrer Hochzeit beiwohnen zu dürfen, es war ein höchſt originelles Feſt, und ich muß mich

daraufhin anklagen, daß ich noch nicht einmal dazu gekommen bin, mich nach dem Wohl der jungen Neuvermählten zu erkundigen."

„Wie heißt ihr Mann?"

„Melber, gnädiges Fräulein."

„Auch Künstler?"

„Gleichfalls Maler," sagte Herr von Rosenthal, „und ganz ausgezeichnet in Stoffen sowie in Kieseln, über welche Wasser fließt."

„Ist viel jünger als die gute Angelika," warf der Freiherr rasch ein — „eine Vernunftheirath von Beiden."

„Und wie geht's in der jungen Menage?"

„Nun, wie es in einer solchen Künstlermenage gehen kann, wo die größere Begabung, der größere Verstand, Vermögen, Verdienst ganz auf Seiten der Frau liegt, wodurch Beide komplet die Rollen getauscht zu haben scheinen. Er besorgt die kleine Haushaltung, macht selbst die Markteinkäufe, braut Morgens den Kaffee, kurz ist die eigentliche Frau des Hauses, während Angelika ruhig vor ihrer Staffelei bleibt."

„Doch glaube ich," warf Herr von Rosenthal ein, „über die Grundzüge dieser bei den vorliegenden Verhältnissen so richtigen Hausordnung waren sie schon vor der Heirath übereingekommen."

„Traurig genug für ihn," sprach der Freiherr mit Emphase, „so seiner Manneswürde vergeben zu müssen, ich würde mich nicht um Millionen

dazu entschließen können, mehr zu nehmen, als ich zu bieten vermag, selbstverständlich in richtigem Tausche, denn Reichthümer besitze ich nur in meiner göttlichen Kunst."

„Und ist ja auch diese Millionen werth," versicherte Miß Arabella, mit unverkennbarem Interesse zu dem schönen Manne und großen Künstler hinüberschauend.

Dieser fuhr mit der umgekehrten Hand über die Augen, als wollte er einen etwas trüben Gedanken verwischen, der in ihm aufgestiegen zu sein schien, als er unter leichtem Aufseufzen die schlanke Gestalt der jungen Engländerin betrachtete, wie sie sich nun in ihrem Fauteuil ausnehme, die Augen leicht mit der Hand beschattend.

„Und doch," rief er enthusiastisch aus, „ist das Künstlerleben das einzige genußreiche in dieser armen Welt: seinen Träumen und Phantasieen nachhängen zu dürfen und aus diesen Phantasieen mit schöpferischer Kraft wunderbare Gebilde zu schaffen, oder auch," setzte er mit einer leichten Verbeugung gegen Miß Arabella hinzu, „die holde Natur auf so angenehme Art bestehlen zu dürfen."

„Vortrefflich, Verehrtester!" rief Rosenthal lachend, „man hört, daß Sie nicht nur ein großer Künstler und bedeutender Mensch sind, sondern auch ein vollendeter Kavalier, denn daß der Freiherr Alles so fühlt, wie er es sagt, dafür möchte ich mich verbürgen."

„Auch sonst hat das Künstlerleben des Anregenden, ja des Berauschenden so viel," sagte der Freiherr nach einem flüchtigen Kopfnicken gegen Rosenthal, der so eben mit der ernstesten Miene gesprochen, und setzte hierauf lächelnd gegen diesen hinzu: „unser verehrter Freund hatte neulich bei jenem Hochzeitsfeste Gelegenheit, einen Blick in unser Künstlerleben zu werfen."

„Und fand das allerdings höchst interessant, es war ein kleiner, aber sehr gewählter Kreis — wie heißt doch das reizende junge Mädchen, die talentvolle Schülerin Angelika's?"

„Ah, Fräulein von Enzberg, die sich etwas scharf die Kur machen ließ durch unsern schönen und liebenswürdigen Kürassieroffizier Baron Nellingen."

Ob er das absichtlich gesagt, wissen wir nicht genau; er sah aber durchaus nicht befremdet aus, als sich Miß Arabella etwas rasch in ihrem Fauteuil erhob, lächelte vielmehr eigenthümlich vor sich hin bei der Bemerkung Rosenthal's: „Nun, was das Kurmachen anbelangt, so haben wir uns Alle etwas um das schöne Mädchen bemüht, allerdings mit mehr oder weniger Glück; so will ich von mir durchaus nicht verschweigen, daß ich sie nach Haus begleiten durfte."

„Aber nicht allein, bester Baron, sondern in sicherer militärischer Begleitung."

„Wer ist denn diese junge Dame, die zwei so

bedeutenden Männern wichtig genug erscheint, um sich ihre guten oder besseren Chancen vorzuwerfen?"

„Herr von Reckenstein wird sagen, sie ist ein reiner Engel und eine große Künstlerin," warf Herr von Rosenthal lachend ein, „ich begnüge mich mit der Behauptung, daß sie ein junges, schönes, heißblütiges Mädchen ist und eine talentvolle Anfängerin in verschiedenen Dingen — — doch gestatten Sie mir wohl, mich jetzt zu entfernen," setzte er näher tretend hinzu, und flüsterte hierauf gegen Miß Arabella, während er sich herabbeugte, ihre Hand zu küssen:

„Also um zwei Uhr am Bahnhofe!"

Weßhalb sie diese Worte laut wiederholte, wissen wir nicht anzugeben, doch schienen ihre Gedanken mit etwas Anderem beschäftigt zu sein, denn sie erhob sich und reichte auch dem Freiherrn von Reckenstein ihre Hand, diesen auf solche Art gleichfalls verabschiedend.

Unten vor dem Hause angekommen, stieg Herr von Rosenthal mit verbindlichem Gruße allein in seinen Wagen, da der Andere die Einladung zum Mitfahren dankend ausgeschlagen.

Warum sollte der Freiherr von Reckenstein auch fahren, hatte er doch durchaus keine Ursache, seine weiße Halsbinde und seine tadellosen Handschuhe zu verleugnen, wußte er doch keinen Grund, um Begegnenden und vielleicht Fragenden der Wahrheit gemäß nicht zu sagen, daß er von Seiner Majestät

komme, welcher ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen gewünscht; auch war das Wetter so, daß man anständigerweise zu Fuß gehen konnte, das häßliche Regenwetter hatte schon seit ein paar Tagen aufgehört, und ein scharfer Ostwind war so gefällig, Pflaster und Trottoirplatten rasch und gründlich zu trocknen.

So schlenderte der Freiherr dahin, blieb zuweilen vor einem der großen Magazine stehen und warf einen Blick in die hohen Spiegel, welche sein Bild auf eine für ihn befriedigende Art zurückwarfen. Er mußte sich selbst gestehen, daß er eine ausgezeichnete Erscheinung war, und wenn er an die früher gehabte, höchst gnädige Aufnahme im Schlosse dachte, so fand er es sehr begreiflich, daß diese ausgezeichnete Erscheinung mit hoch erhobenem Kopfe einherging.

Er schien auf dem besten Wege zu sein, hier in dieser kleinen Residenz vollkommen zu reüssiren, er hatte ein wundervolles Bild gemalt, das ihm schon einen glänzenden Ruf verschafft hatte, ehe es noch ausgestellt worden war, ja, das schon vom Hörensagen allgemeine Aufmerksamkeit erregte, wie der junge Fürst höchst gnädig bemerkt und hinzugefügt: „daß ihm der schöne Name des Freiherrn deßhalb doppelt werth sei und daß er sich glücklich schätze, endlich einmal einen Künstler gefunden zu haben, der mit so eminentem Talente ein so distinguirtes Aeußeres verbinde".

Jetzt schon nach Hause oder in sein Atelier zu-

rückzukehren, dazu verspürte er gar keine Luſt, im letzteren befand ſich Weßner, dem er hätte erzählen müſſen — und wozu das? die etwas hausbackene Natur des allerdings vortrefflichen Künſtlers würde wohl eine Regung des Neides nicht unterdrückt haben, und vielleicht fand er auch die alte Angelika da, die in ihrer Joppe und mit ihrem Pfeifenſtummel ſeinem ariſtokratiſchen Gefühle doch nachgerade etwas zuwider wurde. Schon längſt fühlte ſich ſeine ſtolze freiherrliche Bruſt beengt durch dieſe kleinlichen Verhältniſſe.

Es war das ganz gut geweſen für den Anfang, für eine erſte Stufe auf der Leiter zu beſſeren Dingen, aber da er jetzt nicht nur dieſe erſte Stufe hinter ſich hatte, ſondern wacker anfing aufwärts zu klimmen, ſo brauchte er ferner nicht ſo viel Rückſichten mehr zu nehmen, nahm doch die alte Malerin verflucht wenige auf ihn, ja hatte ſie ſich doch unterſtanden, ihm ihren Widerwillen ziemlich deutlich zu verſtehen zu geben — und Widerwillen weßhalb? dafür, daß er ſo freundſchaftlich geweſen war, jenen vortrefflichen Künſtler aber unpraktiſchen Menſchen Weßner aus Feſſeln zu löſen, die — die — nun ja, die — auch jetzt noch in Gedanken ſo viel Widerwärtiges ſelbſt für ihn, den Freund, zu haben ſchienen, daß er ſich ihrer erinnernd mit einem äußerſt bitteren Gefühl den Mund verzog — vorüber alles das — weßhalb noch daran denken — — aber recht impertinent fand er es, daß ſich

Giralda, blickt mit ſeinen reizenden arabiſchen Formen und Verzierungen ſo fröhlich und glücklich auf das Häuſermeer, wie ein vergnügter Großvater, der ſich beſtändig neu verjüngt im Anblick des Glücks ſeiner Kinder.

Die Straßen Sevilla's ſind enge und gewunden, aber freundlich durch die Reinlichkeit, die in ihnen herrſcht, und durch die Häuſer, welche ſie bilden, die weder groß noch klein ſind, und von denen keines dem andern gleicht, obgleich ſie alle einen unverkennbaren Familienzug haben. Bald ſehen wir gerade Linien mit hellen, freundlichen Bogenfenſtern, bald vorſpringende Erker mit kunſtreich verſchlungenen Gittern; hier haben wir einen kleinen Balkon, dem ein Weinſtock, der ſich am Hauſe emporrankt, Schatten gibt, dort ſpringt ein anderer weit in die Straße vor und von der Höhe ſeiner Thüre über die Brüſtung herab hängt ein bunter Teppich oder eine Strohmatte, ſo ein kühles Plätzchen bildend. Viele Häuſer, namentlich an kleinen Plätzen, haben im untern Stock auf Säulen ruhende Façaden, in deren Hintergrunde ſich Läden aller Art befinden. Oefters bemerkte ich an einer dieſer Säulen etwas wie ein kleines, grün angeſtrichenes Jalouſieläbchen, das Zeichen einer Barbierſtube, wie bei uns die kupfernen Becken, und ſehr zahlreich ſind in Sevilla die Nachkommen Figaro's. In allen ſpaniſchen Städten, die wir noch geſehen, namentlich aber hier iſt man überraſcht von der Reinlichkeit der Straßen und Häuſer; hat man doch ſo viel gehört vom Schmutze des Südens und manches geſehen und gerochen, wenn man Italien beſucht. Aber auch hierin unterſcheiden ſich dieſe beiden Länder zum Vortheil Spaniens. Gewiß iſt die hieſige Sauberkeit in Allem eine Erbſchaft der orientaliſchen Vorfahren. Man betrete das ärmlichſte Häuschen eines ſpaniſchen Handelsmanns oder Handwerkers, man wird den finſterſten Winkel des Hauſes, Flur und Treppe reinlich finden, wogegen es in Italien, namentlich in Rom häufig genug vorkommt, daß wir die prächtigen Marmortreppen eines dortigen Palaſtes kaum betreten können, ohne uns zu beſchmutzen. Blendend weiß ange-

die alte Malerin unterſtanden hatte, Aufhebens davon zu machen, weil er ihr geſtattet, neben dem Porträt der Miß Stanley jenen dummen Hund zu malen, als wenn das Bild ohne Hund nicht eben ſo gut geweſen wäre, und dann konnte ſie doch nicht leugnen, daß er noch hie und da ihre Malerei korrigirt; auch mit den prachtvollen Sammetſtoffen war es nicht anders zugegangen, wie Melber ſelbſt geſtehen mußte, denn er, Reckenſtein, hatte ja häufig geändert, was jener allerdings gute aber ſehr einſeitige Künſtler hingeklecſt — — „aber in Summa," ſprach er zu ſich ſelbſt, indem er aufrechten Hauptes dahinſchritt, „kommt ferner nichts mehr dabei heraus, ſich mit jenen Leuten noch tiefer einzulaſſen. — Dieſer Weßner iſt ein Schwachkopf, der durchaus nicht das Vertrauen gerechtfertigt, das ich auf ihn geſetzt, ſchon in Rom und Paris war er kaum wegzubringen aus ſeinen ſchmierigen Künſtlerkneipen, wo er jenen langhaarigen und handſchuhloſen Standesgenoſſen traf — pfui über eine ſolche Geſellſchaft — und wenn er hier auch noch nicht ähnliche aufgeſucht hatte, ſo lag der Grund wohl nur darin, daß ihm die alte halbverrückte Malerin mit ihrem verwahrloſten Melber Erſatz dafür boten, und daß er ſich lächerlicherweiſe in eine wahre Leidenſchaft verrannt hatte zu jenem allerdings bemerkenswerthen Mädchen, Angelika's Schülerin."

Wenn der Freiherr von Reckenſtein je Gewiſſens-

biſſe fühlte, wenn er an die arme Ellen dachte, ſo tröſtete er ſich mit dem eben erfaßten Gedanken, und daß es bei dem wankelmüthigen Charakter Weßner's doch früher oder ſpäter gerade ſo gekommen wäre.

„Ich möchte nur wiſſen," ſprach er zu ſich ſelber, „was es mit dieſem Mädchen eigentlich für eine Bewandtniß hat: berechnet ſie, iſt ſie eine Kokette, gewährt es ihr Vergnügen, ein paar ganz hübſche, ja ganz ausgezeichnete Leute ſich um ſie bemühen zu ſehen, fühlt ſie etwas dabei — fühlt ſie ſtark dabei — fühlt ſie ausſchließlich für Einen dabei? Pah! wenn das wäre, möchte ich wohl dieſer Eine ſein, ohne daß ich deßhalb ſo ſtarrköpfig in ſie verliebt wäre, wie jener unbegreifliche Weßner."

Der Freiherr von Reckenſtein zog ſeine Uhr hervor, um dieſe an einem eleganten Laden, wo ſich vortreffliche Chronometer befanden, zu richten, dann aber auch um ſich zu überzeugen, daß er bis zu ſeinem Diner noch überflüſſig Zeit habe, um ein paar Beſuche zu machen, oder um wenigſtens einige Erinnerungskarten zu placiren. Er verbrauchte darin ſehr viel Material, und auf den Tiſchen aller einflußreichen Perſonen bei Hofe ſah man ſeine jetzt ſchwarz geränderte Karte in vielen Exemplaren.

Heute aber beſchloß er einen wirklichen und perſönlichen Beſuch zu machen und zwar bei einer Dame, deren Namen ihm durch die begreifliche Ideenverbindung mit Fräulein von Enzberg wieder

in's Gedächtniß kam, bei der Tante dieser jungen Dame, die er, wie uns bekannt ist, vor einiger Zeit in den Parkanlagen getroffen, wo sie ihr Visitenkartenbuch vergessen, das er ihr ein paar Tage nachher mit einigen Zeilen zugesandt, worauf sie ihren Dank erwiedert hatte, indem sie die Hoffnung hinzufügte, denselben später einmal persönlich wiederholen zu können.

Eine der Karten hatte er allerdings zurückbehalten, um sie später gewissermaßen als Legitimation zu benützen, denn er hatte schon längst den Entschluß gefaßt, die ihm als sehr reich geschilderte Schwester jenes bedeutenden Geschäftsmannes, des Kommerzienrathes Mirbel, mit einem Besuche zu erfreuen, um vielleicht diese Bekanntschaft auf eine oder die andere Art nutzbringend zu kultiviren. Er liebte es, auf ähnliche Art überall Fäden anzuknüpfen oder Angelschnüre auszulegen, um von Zeit zu Zeit nachzusehen, ob nicht irgendwo eine Beute zu erlangen sei, die des Heraufziehens werth gewesen.

Der Freiherr winkte einem anständigen Fiaker herbei und ließ sich nach der Brückenstraße Nr. 4 fahren, einem Hause, am Flusse gelegen, mit einem kleinen Vorgarten, der allerdings heute, statt der Front durch Blumen und grünes Gesträuch einigen Schmuck zu verleihen, mit seinen gelben Blättern, kahlen Aesten und dürren Blumenstengeln eher ein abschreckendes Beispiel alles Vergänglichen bot. Doch war das Haus recht ansehnlich, hatte breite und

hohe Fenſter mit großen Spiegelſcheiben, hinter denen ſich ſchneeweißer Muſſelin bauſchte.

Die Treppe war hell, faſt elegant und führte in ſanfter Windung in den erſten Stock, wo Fräulein Seraphine Mirbel wohnte, wie ein blank geputzter Meſſingſchild beſagte. Ein ſehr hübſches und freundliches Dienſtmädchen erſchien, und da ſie lächelnd knixte, als ſie dem ſchönen und vornehmen Herrn zu ihrem Bedauern mittheilen mußte, daß ihre Herrſchaft ausgefahren ſei, ſo erlaubte ſich der ſchöne und vornehme Herr mit der in ſolchen Fällen praktiſchen vertraulichen Herablaſſung die weitere Frage, ob es vielleicht möglich ſei, daß das gnädige Fräulein in Kurzem nach Hauſe zurückkehre.

Auch dieß mußte das hübſche Dienſtmädchen verneinen, da die Herrſchaft ausnahmsweiſe zur Schweſter, Fräulein Aurelie Mirbel, gefahren ſei, wo es wohl etwas länger dauern könnte — da ſei ſie aber jedenfalls zu finden, wenn der gnädige Herr vielleicht — und Fräulein Aurelie wohne in der Palmenſtraße, der Nummer wiſſe ſie ſich nicht ſo ganz genau zu erinnern, doch wenn der gnädige Herr einen Augenblick eintreten wolle, ſo würde ſie nachſuchen, oder den gnädigen Herrn nachſuchen laſſen, was wohl das Beſte ſei.

So geſchah es denn auch, das heißt, der Freiherr ließ ſich herab, gemeinſchaftlich mit dem hübſchen Dienſtmädchen die ziemlich lange unauffindbare Nummer zu ſuchen, und hatte dabei Gelegen-

heit, einen Einblick zu thun in die geſchmackvolle und elegante Einrichtung der Zimmer Fräulein Seraphine Mirbel's, beſonders in ein roſafarbenes Boudoir, das er ſich in angemeſſener Geſellſchaft wohl als einen angenehmen Aufenthalt ausdenken konnte.

Als er ſich von dem ſchönen Dienſtmädchen verabſchiedet hatte und die Treppen hinabſtieg, beſchloß er, ſich nach der Palmenſtraße zu wenden, weniger um Fräulein Seraphine aufzuſuchen, als auf dieſe Art die Bekanntſchaft der ſtrengen Tante zu machen, bei welcher Fräulein von Enzberg wohnte, vielleicht das junge ſchöne Mädchen dort zu ſehen.

Doch wollen wir uns erlauben, ſeinem langſamen Fiaker vorauszueilen, um ſchon an jenem Hauſe der Palmenſtraße zu ſein, ehe der Freiherr noch die Adreſſe deſſelben ausgeſprochen.

Dieſes Haus bot indeſſen einen anderen Anblick als das, welches wir ſo eben verlaſſen; es war ein altes ſchwärzliches und deßhalb finſteres Gebäude, machte auch durchaus keinen Verſuch, ſein runzliches Geſicht durch einen Vorgarten zu ſchminken, und wenn es auch gleichfalls hohe und breite Fenſter hatte, ſo leuchtete doch hinter ihnen nicht die friſche weißen Muſſelins, ſondern ſchwere dunkle Vorhänge fielen hier an beiden Seiten herab.

Auch war es kein hübſches, freundliches Dienſtmädchen, das uns die Thür geöffnet hätte, wenn dieſes nöthig geweſen wäre, ſondern es war eine ältere, dunkelgekleidete, mürriſch ausſehende Perſon

zu dieſem Zwecke vorhanden, ein Weſen mit ſtrengen Geſichtszügen, das ſich gewiß nicht erboten hätte einem ſchönen vornehmen Fremden Nummern ſuchen zu helfen.

In gleichem Charakter wie das Haus, die dunkle Treppe, das düſtere Dienſtmädchen, war auch das Veſtibül ſowie ein Vorzimmer mit dunklen Tapeten, das wir durchſchreiten und wo die ſteif an der Wand gereihten hochlehnigen Stühle gerade ſo ausſahen, als würden ſie es höchlichſt übel nehmen, wenn ſich heitere, fühlende, warme Weſen je unterſtehen wollten, ſich auf ihnen niederzulaſſen; ja das ganze Ameublement erſchien ſo, als ſchaue es in beſtändiger düſterer Verehrung zu dem Kronleuchter auf, der, in grauen Muſſelin gehüllt, wie ein ungeheurer Rieſenthränentropfen von der Decke herabhing.

Dazu war das Licht durch herabgelaſſene Vorhänge gedämpft und es machte in dieſer Halbdämmerung einen äußerſt ernſten Eindruck, aus einem Nebengemache feierliche Harfenklänge zu vernehmen, welche in ſchweren Akkorden melodramatiſch eine Stimme begleiteten, oder eigentlich zwei Stimmen, die ſo unter Muſikbegleitung ein Duett mit einander ſprachen.

Dann ſehen wir die Beſitzerinnen dieſer beiden Stimmen, ſelbſt ungeſehen, vor uns, und müſſen verſichern, daß ſich ihr Aeußeres trotz verſchiedener vergangener Jahre nicht beſonders viel geändert

hat. Seraphine Mirbel ſaß wie hingehaucht auf dem ſchwarzledernen Sopha, von dem ſich ihr helles Gewand, perlgrau mit roſa, aus einem ſehr gediegenen Wollenſtoff gearbeitet, leuchtend und vortheilhaft hervorhob, während das zarte Roth ihrer Wangen von der Aufregung des eben geführten Geſprächs herrühren konnte, vielleicht auch ein Widerſchein ihres zierlichen Hütchens war, oder von künſtleriſchen Mitteln herrührend, welche genauer zu erwähnen uns die Diskretion verbietet.

Auch Thusnelda Mirbel bot dieſelbe impoſante, ja furchterregende Erſcheinung wie damals, und wenn man die düſtere Geſtalt betrachtete, kohlſchwarz von den Fußſpitzen bis zur Sammethaube oder bis zu den wehenden Straußenfedern, wenn ſie wie eben jetzt zum Ausgehen gerüſtet ſchien, in Stoff und Schnitt ganz gleich wie damals, die Geſichtszüge unbeweglich, wie erſtarrt in beſtändiger Entrüſtung über die Schlechtigkeit der Menſchen, ſo hatte man auf den Gedanken kommen können, ſie wiſſe nichts von jenem behaglichen Uebergang von einem Tag auf den andern, den uns das Bett gewährt, ſondern ſie würde Abends neben ihrer Harfe ſtarr und ſteif in den Winkel gelehnt, um am andern Morgen von dem düſteren Dienſtmädchen ein klein wenig abgeſtaubt und ſo wieder fähig gemacht zu werden zu weiterem Leben.

Jetzt ſtand ſie hochaufgerichtet neben dem Inſtrumente, mit ihren Blicken in weite Ferne ſtarrend,

wobei ihre Finger auf den Saiten lagen, zuweilen einige Töne hervorrufend wie klagender Nachtwind, während ihre Schweſter ſprach.

Sie mußte indeſſen ſchon ziemlich lange und ohne beſondere Wirkung geſprochen haben, was man an ihren zornig eingekniffenen Mundwinkeln ſowie an dem Blinzeln ihrer Augen ſah.

„Und deßhalb, und um mir zu ſagen, was boshafte Menſchen denken über mein gewiß in jeder Beziehung gottgefälliges Leben, ſtörſt Du den Frieden dieſes Hauſes?“ erwiederte endlich Thusnelda langſam mit dem Kopfe nickend, „oder hätteſt Du vielleicht die Abſicht, mir ohne weiteren Grund eine unangenehme Stunde bereiten zu wollen?“

„Ja, das hab' ich leider ſchon gethan,“ ſagte die Andere lebhaft in einem ſpöttiſchen Tone, „indem ich, ein Kind des böſen Geiſtes und frivoler Weltluſt, in den ſogenannten ſtillen Frieden dieſes Hauſes eindrang, und kannſt Du mir glauben, Thusnelda, oder kannſt das bleiben laſſen, ganz wie es Dir beliebt,“ ſetzte ſie ernſter hinzu, „daß ich gewiß nicht hierher gekommen wäre, wenn ich es nicht für meine Schuldigkeit gehalten hätte, Dir im Intereſſe unſerer Schweſter und deren Tochter zu ſagen, daß man unangenehme Dinge ſpricht über Dich und dieſe ſogenannten friedlichen und chriſtlichen Räume.“

„Was kümmert's mich!“ klang die Antwort, begleitet von einem Harfenakkord und einem innigen Augenaufſchlag.

„Aber mich kümmert's und unſern Schwager Enzberg ſoll's bekümmern und Jeden, der es gut meint mit einem ſo unerfahrenen Mädchen — und damit Du nicht glaubſt, daß ich ungerecht ſein will, Thusnelda, ſo will ich annehmen, Du habeſt in der That keine Ahnung von dem Treiben und Wogen in ſolch' einem Mädchenherzen und wüßteſt nicht, wie gefährlich es iſt — ja wie unverantwortlich, ſolche Gelegenheiten zu begünſtigen."

„Du redeteſt von jeher mit ſpitzer Schlangenzunge und ſuchteſt eine Blöße an mir oder vielmehr an meiner Seele, um mich zu verletzen."

„Na, na, dazu braucht man keiner ſpitzen Schlangenzunge, dazu wäre jedes andere Maul eben fein genug, denn Du mußt nicht glauben, daß Du den Leuten das Reden verbieten kannſt, weil Du in düſteres Schwarz gekleidet biſt, in keiner Kirche fehlſt und zu Hauſe geiſtliche Lieder zur Harfe ſingſt, und dabei will ich offenherzig genug ſein und Dich verſichern, daß es mir gleichgültig iſt, was man über Dich ſagt und denkt, wogegen ich gekommen bin, das junge Mädchen, das meinen Namen trägt, zu warnen — — o, ſchüttle nur mit Deinen ſchwarzen Straußenfedern und zerre an Deinen Harfenſaiten, das macht auf mich nicht den geringſten Eindruck, hören ſollſt Du mich doch und das beweiſt Dir, wie offen und ehrlich ich handle, ſonſt wäre ich ſogleich zu unſerem Schwager Enzberg hinausgefahren und hätte ihm geſagt, in weſſen

Händen ſich ſein einziges Kind befindet. — Natürlich mir, der lebensluſtigen Seraphine," — dieß ſagte ſie mit einer unnachahmlichen Wendung ihres Kopfes — „konnte man ein junges Mädchen nicht anvertrauen, obgleich man doch hätte zugeſtehen müſſen, daß mir die Erziehung unſerer Nichte Helene, die ich allein geleitet, alle Ehre macht — nun, ich könnte mich darüber tröſten, wenn ich nicht das regſte Intereſſe nähme an unſerem armen kranken Schwager, und weil ich es nun einmal nicht ändern kann, daß Du gerade ſo wie ich den Namen unſeres geachteten Vaters trägſt."

Gegen dieſe, wenngleich indirekten, doch immerhin ſehr ſchweren Beſchuldigungen verhielt ſich Thusnelda auffallend ruhig und unbewegt, ja ſie lächelte auf ihre Harfe hinab, als fände ſie eine Aehnlichkeit zwiſchen ſich und dieſem gleichfalls ſo oft gemarterten Inſtrumente, welche Zeichen von Sanftmuth die Andere aber nicht zur Mäßigung ſtimmten, denn ſie fuhr in einem lauteren Tone fort: „Kannſt Du und willſt Du es leugnen, daß Seraphine hier in Deinem Hauſe Beſuche empfängt von jungen Herren, deren Stellung in der Welt nicht ſo iſt, daß man dieſe Beſuche zweckmäßig oder ehrenvoll nennen könnte — ein Kavallerieoffizier," fuhr ſie mit ausdrucksvollem Achſelzucken fort, „der obendrein Baron iſt und Flügeladjutant des Königs, ein Maler, der ſeine Frau ſchmählich im Stich gelaſſen hat und ſich eine andere Beute ſucht. Dazu

ſtrichen ſind hier in Sevilla die Fronten der Häuſer und haben dadurch ebenſo wie die von Cadiz ein beſtändig feſttägliches Anſehen, ſind aber noch freundlicher geputzt, mit zierlichen Balkons vor allen Fenſtern, auf denen ſich Sträucher und Blumen befinden. Namentlich aber haben faſt ſämmtliche Häuſer in Sevilla ein großes, zierliches Gitterthor, durch welches man in die reizenden Patio's blickt. Dieß iſt nun der Theil des Hauſes, in welchem die Familie drei Viertheile des Jahres wohnt und auf deſſen Bau und Ausſchmückung der Hausherr die größte Sorgfalt verwendet. Schon in Barcelona und Cordova erwähnte ich dieſer kleinen, reizenden Höfe, aber was dort Anfänge ſind, findet man hier in ſchönſter und prachtvollſter Vollendung. Es iſt das Cavädium der antiken Wohnungen, derſelbe Patio, den man in Damaskus findet, und die Bauanlage, die allen Gebäuden des tiefen Südens gemein iſt. Von den Mauern des Hauſes gebildet, hat er unten ringsumher einen Bogengang mit Säulen von Marmor, und oftmals ſieht man eine ähnliche Colonnade ſich im zweiten und dritten Stock wiederholen. Dieſe oberen Etagen werden von der Familie während der kälteren Jahreszeit bewohnt. Der Fußboden des Patio iſt mit Steinplatten bedeckt und in der Mitte erhebt ſich der unentbehrliche marmorne Springbrunnen, der mit ſeinem klaren, friſchen Waſſer die heiße Luft abkühlt, und mit ſeinem Murmeln dem ſtill vor ſich hin Träumenden anmuthige Geſchichten zu erzählen weiß. Neben Orangen, Citronen und Granaten, deren Stämme im Boden wurzeln und welche den Hof mit einem dichten Laubdach überziehen, ſieht man Pflanzen und Gewächſe, wie ſie gerade die Jahreszeit mit ſich bringt, in Kübeln und Töpfen die Ecken zieren, künſtliche Lauben über bequeme Ruheplätze bildend.

Der Patio der Sevillaner dient aber den Hausbewohnern nicht nur für gewiſſe Stunden des Tages, er iſt namentlich im hohen Sommer Schlaf- und Wohnzimmer und vor allen Dingen Empfangsſalon. In den Gemächern, die auf den Bogengang münden und deren Thüren mit leichten Draperien verhängt ſind,

ein anderer etwas älterer Herr, als Deckmantel für die ganze übrige Welt, nur nicht für mich, die dieſen Herrn von Roſenthal zu genau kennt, um nicht zu wiſſen, weßhalb er ſich hier als dritter Raubvogel einfindet.“

War es nun dieſer Vergleich oder war es die nun in ein zorniges Gelb ſchillernde Geſichtsfarbe Seraphinens, was die Andere veranlaßte, ſo weit aus ihrer Rolle zu fallen, daß ſie ein lautes und höhniſches Lachen hören ließ, erſchreckend aus dem Munde dieſer ſchwarzen, an ihre Harfe gelehnten Trauergeſtalt, und eine ſolche Wirkung übte dieß Gelächter auch auf Seraphine aus, denn ſie fuhr entſetzt zurück, wobei ſich ihre Augen wie bei allen heftigen Gemüthsbewegungen ſo auffallend vergrößerten, daß man ringsum das Weiße erblickte, und ihre Sehwerkzeuge in dieſem Momente mehr als je denen eines erzürnten Schaukelpferdes ähnlich ſahen.

„O, ich weiß wohl, was dieſes unverſchämte Lachen zu bedeuten hat,“ rief ſie nach einer Pauſe, wobei ſich jede Sylbe einzeln zwiſchen den bebenden Lippen durchzwängte, „Du glaubſt wohl, mir damit ein großes Herzeleid zu verurſachen, daß Du dieſe abenteuerliche Perſönlichkeit, die ich aus meinem Hauſe entfernt, jetzt bei Dir aufnimmſt, auch iſt es mir wahrlich nicht um das Heil Deines Leibes noch Deiner Seele zu thun, daß ich als Warnerin hier erſchien, ſondern nur im Intereſſe jenes jungen Mädchens, und da ich weiß, wie gefährlich jener

ſchlimme Mann für die Herzen unerfahrener Jungfrauen war.“

„Unter welche Zahl auch Du Dich wohl noch rechneſt,“ gab die Andere höhniſch zur Antwort.

„Vielleicht hätte ich ein Recht dazu und würde ich es auch thun trotz des ärgerlichen Tons Deiner Worte, trotzdem Deine ſanften Taubenaugen Blitze ſprühen, trotzdem Deine Finger zucken und Du Dich gewaltſam zurückhalten mußt, um nicht die Saiten Deiner geheiligten Harfe zu zerreißen — ha, ha, ha, ha!“ lachte ſie jetzt laut und gellend, „wie es mir wohlthut, Deinen künſtlich erbauten Gleichmuth, Deine frevelhafte Gleichgültigkeit zuſammenbrechen zu ſehen vor der Wahrheit meiner Worte — ja vor der Wahrheit meiner Worte, die Du verſtehen wirſt und ſollſt, — — nein, theure Schweſter, ich rechne mich nicht zu den unerfahrenen Jungfrauen, ſondern zu den ſehr erfahrenen und will Deiner Tugend daraus kein Hehl machen, ha, ha, ha, ha, Deiner Tugend! will Dir auch gern bis in alle Ewigkeit das Herz einer unerfahrenen Jungfrau gönnen, denn mit allem Deinem Gethue, mit allem Deinem Geziere, mit dem ſalbungsvollen Lächeln auf Deinen Lippen wirſt Du doch nie etwas Anderes ſein als eine allerdings recht unerfahrene alte Jungfer, als eine abgeſtumpfte Gelegenheitsmacherin für junge Mädchen, wobei für Dich nicht einmal der miſerabelſte Brocken abfällt.“

Das war denn doch zu ſtark, da ſich Seraphine obendrein noch bei den letzten Worten raſch erhoben hatte, um ihrer Schweſter einen Schritt näher zu treten, die Naſe hoch erhoben, mit zuckenden Fingern, und wir finden es gegenüber dieſer herausfordernden Haltung für vollkommen gerechtfertigt, daß Thusnelda ihre Harfe etwas unſanft an die Wand lehnte und gleichfalls eine ſehr ausdrucksvolle Fechterſtellung annahm, wobei ſie bei ihrer größeren Körperlänge noch den Vortheil hatte, auf ihre Gegnerin verächtlich herabblicken zu können.

„Und Du haſt nicht einmal ſo viel Scham mehr," ſagte ſie nach einer Pauſe drohenden Schweigens, während welcher ſie ihre Finger, die ſonſt nur gewohnt waren, durch die Saiten der Harfe zu irren, zu Fäuſten geballt emporhob — „Du treibſt Deine Frechheit ſo weit, mir gegenüber auf Dinge anzuſpielen, die zur Ehre der Familie unter einem ganzen Gebirge begraben liegen ſollten — Du — Du, die ſich trotz ihrer Erfahrung ſo zum Beſten haben ließ — ach, wie das köſtlich iſt! — ach, wie das köſtlich iſt! — bildet ſich ein, einen Mann gefeſſelt zu haben wie Herr von Roſenthal, und war nicht geſcheidt genug, zu ſehen, wie man die Aermſte zum Deckmantel benutzte — ja komm' mir nur drohend näher," fuhr ſie abwehrend fort, „und erſchrecke mich nur mit Deinen weit aufgeriſſenen wilden Augen — ach, wie ich mich fürchte — wie ich mich fürchte!" rief ſie la-

chend, „nein, ich will es gewiß in meinem Leben nicht mehr wieder thun, will auch Alles zurücknehmen, was ich gesagt, will mein Unrecht eingestehen“ — hier knixte sie auf eine sehr verletzende Art — „will Dir zugeben, daß Du viel erfahrener bist und daß es nur in Deinem Willen gelegen hätte, jenen verrückten Tapeziergesellen zu heirathen, der Dir so viel Herzenskummer gemacht. Kannst mir auch dabei glauben, theure Seraphine, daß ich Dir meine Kundschaft hätte zukommen lassen.“

Durch diesen boshaften Stich hatte sie wieder die Oberhand gewonnen und wandte sich triumphirend von ihrer Schwester ab, nachdem sie vorher noch eine majestätische und sehr deutliche Handbewegung gegen die Thür gemacht, die aber nicht sogleich den erwünschten Erfolg hatte, denn Seraphine fühlte sich nach all' dem nicht im Stande, ihre Schwester augenblicklich mit einem Abgange zu verlassen, wie sie ihn wohl für nöthig hielt, um einen Eindruck zu hinterlassen; ja ihre bis jetzt schon bewahrte mühsame Festigkeit bröckelte zusammen unter der Wucht jener schmerzlichen Erinnerung — ja schmerzlich, sie besaß nicht Seelenstärke genug, um das sich selbst gegenüber zu leugnen — ja, er hatte sie geliebt, dieser unglückliche junge Mann von schmachtendem Aeußeren, und wer konnte wissen, ob dieser gestörte Seelenzustand nicht eine Folge jener unglücklichen Liebe war — — und

jenes heuchlerische Ungeheuer dort, jenes Trauer-emblem mit der eiskalten Stirn unter den wallenden schwarzen Straußenfedern war gefühllos genug, jene längst vergangene Zeit aus ihrem Grab zu reißen.

Seraphine sank in das Sopha zurück, Thränen rollten aus ihren Augen, und sie vermochte nicht ihrer Leidenschaft so weit Herr zu werden, um den sehr verletzenden Ausdruck zu unterdrücken: „O Du bösartiges Harfenm . . .!“ — welche Endung aber glücklich abgeschnitten oder unhörbar gemacht wurde durch den Eintritt des düstern Dienstmädchens, das beide Hände emporhob, um Schweigen als sehr wünschenswerth erscheinen zu lassen, und dann ihrer Dame zuflüsterte: „Es ist ein sehr vornehmer Herr draußen, der Sie zu sprechen wünscht.“

Es war ein recht verletzender, triumphirender Blick, den Fräulein Thusnelda jetzt auf ihre Schwester warf, als sie mit lauter Stimme die Worte sprach: „Führe den vornehmen Herrn nebenan in den Salon, ich werde sogleich erscheinen,“ dann wandte sie sich, als sei sonst Niemand mehr im Zimmer, gegen den Spiegel, nahm ihren Sammethut ab — sie war gerade im Begriff gewesen, auszugehen, als ihre Schwester erschien, oder hatte wenigstens so gethan, um den unangenehmen Besuch abzukürzen — dann strich sie ihre noch immer vollen dunklen Locken zurecht, drückte ihr stark par-

fümirtes Taſchentuch ein paar Mal feſt gegen die Lippen, und begab ſich alsdann in den anſtoßenden Salon, wo man gleich darauf eine tiefe, klangvolle Männerſtimme reden hörte.

Seraphine hatte ſich raſch erhoben und ſowie ſich ihre Augen wieder vergrößerten, verſiegte augenblicklich der Thränenquell. Sie ging mit unhörbaren Schritten gegen die Thür des Nebenſalons und beugte ſich dort ſo tief hinab, daß ihr Auge durch das Schlüſſelloch blicken konnte. Sie hatte Roſenthal zu hören geglaubt, erſchrak aber jetzt faſt noch mehr, als wenn der ihr ſo Verhaßte es wirklich geweſen wäre, da ſie auf dem Sopha neben ihrer Schweſter den ſchönen Mann mit prachtvollem blonden Bart erkannte, den ſie vor einiger Zeit im Park geſehen, wo er zeichnete, und wo er ſo aufmerkſam geweſen war, ihr die köſtliche Zeichnung mit den freundlichſten Worten zu zeigen.

— — — — Jetzt nahm er aus der Taſche eine Viſitenkarte, die er Thusnelda zeigte, und hörte, wie dieſe Heuchlerin ſagte: „Ach, ſie gehört meiner lieben Schweſter und ſie wird ſich recht freuen, ſie aus meinen Händen wieder zu erhalten.“

So leicht aber ließ ſich die liebe Schweſter nicht übertölpeln, ſie trat raſch und geräuſchlos von der Stubenthür zurück, ordnete vor dem Spiegel ihren zierlichen, roſafarbenen Hut, ſah auch nach ihrer Geſichtsfarbe, ob dort nichts verwiſcht ſei, und ging dann mit feſtem Schritt in den Sa-

lon, wo ſich bei ihrem Anblick der fremde, allerdings heute noch vornehmer ausſehende ſchöne Mann mit einem Ausruf des Vergnügens erhob, während ſich Thusnelda abwandte, um ihren etwas grünlich werdenden Teint zu verbergen.

„Du entſchuldigſt, liebe Schweſter," ſagte die Eintretende mit einem ſanften Lächeln auf den Lippen und einem milden Glanze in den ſo vollkommen rund erſcheinenden Augen, „daß ich unangemeldet bei Dir eintrete, aber ich vernahm die Stimme eines lieben Bekannten, den wieder zu ſehen mir in der That große Freude macht."

Damit ſtreckte ſie ihm ihre ſchmale und deßhalb fein erſcheinende Hand entgegen, die, mit dem zarteſten Ziegenleder in der modiſchſten Farbe bedeckt, gerade deßhalb Eindruck auf den Freiherrn von Reckenſtein zu machen ſchien, wenigſtens ergriff er mit höchſt angenehmem Ausdruck ihre Finger und ſagte dann ſich verbeugend: „Das Vergnügen iſt jedenfalls auf meiner Seite, gnädiges Fräulein, und wenn Sie mich glücklich machen wollen, ſo vergeſſen Sie meine Ungeſchicklichkeit, daß ich erſt heute dazu komme, Sie aufzuſuchen, und dieß nicht ſchon vor einiger Zeit that, um Ihnen, wie es meine Schuldigkeit geweſen wäre, ſelbſt den kleinen Gegenſtand zurückzubringen, den Sie damals im Park an meiner Seite liegen ließen."

„Ach, mein Gott, ſo haben Sie mich wirklich aufgeſucht und endlich gefunden," ſeufzte Seraphine

mit einem koketten Augenaufſchlag und einem Blicke, der etwas Triumphirendes annahm, ſowie er das Geſicht der Schweſter ſtreifte — „ach ja,“ ſetzte ſie unter einem Anfluge jungfräulicher Scham hinzu, „ich hatte das damals im Parke an Ihrer Seite vergeſſen, und als ich es dann wieder erhielt, erſchien es mir in der Erinnerung doppelt werth, und ich ſage Ihnen auch für dieſe Aufmerkſamkeit meinen wärmſten Dank.“

Das Alles war abſichtlich ein bischen zweideutig ausgedrückt, vielleicht um vor dem ſchönen Manne verwirrt zu erſcheinen und auch um Thusnelda mit dieſer durchſchimmernden Vertraulichkeit zu ärgern.

Letzteres gelang ihr auch ſo vollkommen, daß Jene nicht einmal den Pflichten der Wirthin nachkam und der Schweſter einen Stuhl anbot, eine Verſäumniß, welche indeſſen noch zu tieferem Verdruſſe führte, da der Freiherr ſelbſt einen Sitz für ſie herbeiholte, allerdings nicht, ohne um Erlaubniß gebeten zu haben, die ihm auch unter einem etwas ſteifen Kopfnicken und mit nicht allzu freundlicher Miene gegeben wurde.

Ueberhaupt fand Thusnelda dieß Zuſammentreffen etwas ſonderbar, und während ihre Schweſter mit einer mädchenhaften, faſt kindlichen Unbefangenheit daſaß und plauderte, brütete ſie darüber nach, was dieſe unausſtehliche alte Kokette wohl dazu bewogen haben könnte, dem Herrn von

Reckenstein, statt ihn bei sich zu empfangen, hier ein Rendezvous zu geben; denn daß dieß eine Verabredung war, wer mochte noch daran zweifeln — sie selbst am allerwenigsten, und wenn sie sich auch noch so sehr in ihre Grübeleien versenkte, so war es ihr doch unmöglich, einen anderen Grund zu entdecken als den, ihr einen tiefen Aerger zu bereiten, was denn auch gründlich gelungen war.

Seraphine plauderte aber auch so gewandt, so heiter und liebenswürdig und sah dabei so animirt und glückselig aus, ihr Teint leuchtete so lebhaft unter dem Reflex des Rosahutes, ihre Augen hatten einen so sanften, schwärmerischen Ausdruck, und zwischen den Lippen hervor glänzten wie Elfenbein die regelmäßig schönen Zähne ihres künstlichen Gebisses.

Ach, daß doch so Vieles Lug und Trug ist und Heuchelei in dieser bösen, verderbten Welt! — Das grinsende Lächeln Thusnelda's, wenn sie einmal in's Gespräch gezogen wurde, nachdem sie eben erst im Spiegel ihre Trauergestalt mit einem düsteren Blicke betrachtet — die Versicherung Seraphinens, von einem glühenden Blick auf den Freiherrn begleitet, daß sie von jeher gewohnt sei, bei der geliebten Schwester nur das Beste, Schönste und Herrlichste zu finden — die Worte des Herrn von Reckenstein, daß er dem Zufalle nicht genug zu Dank verpflichtet sein könne für die Erneuerung jener angenehmen Bekanntschaft im Parke und für

das Glück, welches ihm dadurch zu Theil geworden, auch Fräulein Thusnelda Mirbel kennen zu lernen!

Im Grunde mußte er ſich allerdings geſtehen, daß er noch nicht recht einzuſehen vermöge, wie dieſe an ſich verlorene Stunde für die Folge vielleicht nutzbringend zu machen ſei, faſt hatten ihn dabei die unverkennbaren ſüßen Augen Seraphinens erſchreckt, wenn es anderntheils auch nicht zu leugnen war, daß er es hier mit einem echten Goldfiſche zu thun hatte, der vor Begierde brannte, an irgend einer Angel zu zappeln und ſeinem Beſieger dienſtbar zu ſein.

Dagegen machte die Trauergeſtalt der andern Schweſter einen peinlichen, beinahe beängſtigenden Eindruck auf ihn, beſonders da er ein paar Mal Blicke überraſcht hatte, welche der glücklich ſtrahlenden Seraphine galten und ihm wie ein kalter Hagelſchlag auf ein Beet künſtlicher Roſen erſchienen.

Er mußte ſeine ganze Beredſamkeit aufwenden, um das Geſpräch nicht zuweilen in's Stocken gerathen zu laſſen, denn die ſchwarze Geſtalt bemühte ſich durchaus nicht, zu den Koſten der Unterhaltung beizutragen, und auch Seraphine konnte halbe Minuten lang träumeriſch daſitzen, lächelnd auf Reckenſtein blicken, und wenn in ſolchen Augenblicken, wie der Volksmund ſagt, ein Engel durch's Zimmer flog, ſo hatte er dunkle Flügel und eine finſtere, drohende Miene.

befinden ſich die Betten der Hausbewohner und der Corridor ſelbſt, deſſen Fußboden oft mit Matten belegt iſt, enthält häufig das koſtbarſte Ameublement; an den Wänden hängen werthvolle Bilder, und zwiſchen Tiſchen, Sophas, Fauteuils befindet ſich häufig ein ſchöner Flügel, oder auch ein einfaches Fortepiano. Mit dem Patio durch eine weite Bogenthüre in Verbindung, findet man hinter demſelben bei reichen Familien auch noch einen kleinen Garten, voll ſeltener, blühender Pflanzen, ſchmalen, verſchlungenen Wegen, natürlicher Weiſe nicht ohne murmelndes Waſſer, das Ganze angelegt wie die Wintergärten bei uns.

Wie die Spanier überhaupt die gaſtfreieſte, freundlichſte und zuvorkommendſte Nation ſind, ſo gewährt jeder Hauseigenthümer durch das breite Gitter an der Straße nicht nur jedem Vorübergehenden bereitwillig den Anblick aller ſeiner Herrlichkeiten, ſondern, wo wir uns als Fremde irgend einem dieſer Höfe auffallend näherten, wurde uns das Gitter geöffnet und wir auf die freundlichſte Art der Welt zum Eintritt eingeladen. Dieſe Zuvorkommenheit iſt aber in Spanien ſo allgemein, weil von keiner Seite Mißbrauch damit getrieben wird. Der Spanier bewundert die kleinen Schätze ſeines Freundes und Nachbarn, er ergötzt ſich an den duftigen Blüthen und Blumen, aber wie ich hier oft verſichern hörte, würde es einem Spanier in öffentlichen oder Privatgärten ſelbſt ohne alle Aufſicht nie einfallen, irgend eine Pflanze zu berühren oder gar eine Blume abzureißen. Leider iſt dieß bei uns nicht immer der Fall, und wo ein Schloßbeſitzer zutrauensvoll ſeine Zimmer und Gärten dem Publikum öffnet, da hört man auch häufige Klagen über Mißbrauch einer ſolchen Erlaubniß. Namentlich gibt es viele Damen, denen das Abreißen von Blumen zur wahren Leidenſchaft geworden iſt, dabei denkend, eine mehr oder weniger wird dem Beſitzer nicht ſchaden. Das iſt freilich wahr, aber Zwölf machen ein Dutzend und eine abgeriſſene Blüthe dient der neuen Beſitzerin ja auch nur zur Befriedigung eines augenblicklichen Gelüſtes; bald iſt ſie verwelkt und läßt ihr Köpfchen hängen.

Das ganze Zimmer aber mit seinen ernsten Tapeten, seinen dunklen, halb zusammengezogenen Vorhängen hatte an sich schon etwas Beängstigendes, allerdings passend zur Trauergestalt Thusneldens und jenem anderen düsteren Wesen, das in Gestalt einer Dienerin sich umhertrieb, und bisweilen ohne irgend welche Veranlassung im Zimmer erschien und wieder verschwand.

Wie es hier die heitere, ja oft übermüthig lebenslustige Schülerin Angelika's, Fräulein von Enzberg, auszuhalten vermochte, war ihm unfaßlich, und er konnte es jetzt wohl verstehen, daß sich das junge Mädchen oft sehr lebhaft von der Residenz hinweg und nach Hause zurücksehnte.

Fast unbewußt gab er diesen Gedanken Worte, da die Unterhaltung wieder einmal stockte, wurde aber von Fräulein Thusnelda mit einem etwas scharfen Blick auf ihre Schwester belehrt, „daß der Vater der jungen Seraphine", sie betonte dieß Prädikat sehr bedeutsam, „seine Tochter mit gutem Vorbedacht in eine etwas ernste Umgebung gebracht und speziell ihrer Aufsicht übergeben habe".

„Wo sie jedenfalls in den besten Händen ist," versicherte der Freiherr sich verbeugend, „wenn ich auch überzeugt zu sein glaube, daß sich die junge Dame bei jeder ihrer verehrten Verwandten" — er machte hier eine Verbeugung gegen die ältere Seraphine — „an geeignetem Platze befunden hätte."

Wie belohnte ihn dafür ein dankbares Lächeln

unter dem Roſahute hervor, und als ſich der Freiherr von Reckenſtein im Schwunge ſeiner letzten Worte leicht und elegant erhob, wobei er Thusnelda wiederholt die Verſicherung gab, wie dankbar er dem glücklichen Zufalle ſei, der ihn hieher geführt, indem er ihre Hand herzlich drückte, ſo hatte er die Genugthuung, nicht nur auf's Freundlichſte entlaſſen, ſondern auch zum Wiederkommen eingeladen zu werden.

Ihn mit bis in's Veſtibül zu begleiten, ließ ſich indeſſen auch Seraphine nicht nehmen; als ſie ihm aber dort mit dem verbindlichſten Lächeln ihren unten haltenden Wagen zur beliebigen Verfügung anbot, konnte ſich Thusnelda der Worte nicht enthalten: „Du ſelbſt wirſt mich doch nicht ſchon verlaſſen wollen, da ich noch Einiges mit Dir zu reden habe.“

Begreiflicherweiſe lehnte der Freiherr den Wagen ab, und als ſeine Schritte auf der Treppe nicht mehr hörbar waren, richtete ſich Seraphine droben, am Geländer ſtehend, in Erwartung des wieder beginnenden Kampfes, auf und ſprach mit rückwärts gewandtem Kopfe: „Selbſtverſtändlich war das nur ſo eine Redensart, und Du haſt mir wohl nichts mehr zu ſagen?“

„Je nachdem,“ klang die Antwort zurück — „je nachdem; Du wirſt mir zugeben, daß wir vorhin unterbrochen worden ſind, ehe ich Deinen Anklagen gegenüber etwas zu meiner Rechtfertigung ſagen konnte.“

Schon das Wort Rechtfertigung nahm ſich im Munde Thusneldens eigenthümlich aus, noch mehr aber der Ton, mit dem ſie es ſagte, der durchaus nicht mehr ſcharf und herbe war, vielmehr in der umgänglichen Art, in der ſich anſtändige Leute, auch wenn ſie gerade nicht Schweſtern ſind, zu unterhalten pflegen.

Dieß Alles zuſammen übte denn auch auf Seraphine, deren Gemüth überhaupt ſanft vibrirte, eine wohlthuende Wirkung, ſo daß ſie in einer beinahe freundlichen Weiſe ſagte: „Ich glaube nicht, daß Du mir eine Rechtfertigung ſchuldig biſt, da es mir nicht zukam, eine ſolche zu verlangen, auch beabſichtigte ich nicht, Dich zu kränken, ſondern was mich antrieb, war ebenſo die Sorge für das einzige Kind unſerer Schweſter, als für den Namen unſeres Vaters.“

„Den wir leider noch gemeinſchaftlich tragen,“ klang es kaum verſtändlich zwiſchen den Lippen der älteren Schweſter hervor, aber ſo deutlich für die Andere, daß dieſe eines leichten triumphirenden Lächelns ſich nicht erwehren konnte, das aber ſo raſch wieder verflog wie der Blitz in einer Gewitternacht, eine düſtere Regenſtimmung zurücklaſſend, welche ſich denn auch plötzlich Seraphinens bemächtigt zu haben ſchien, denn ſie faßte nach dem Arme ihrer Schweſter und ſagte mit zwinkernden Augen: „Wenn wir uns früher verſtanden hätten!“

„Und wäre es jetzt noch zu ſpät dazu?“

„Recht ſpät — recht ſpät, des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.“

„Pah, warum ſoll man ſich nicht auch der heißen Sommermonate freuen, oder des ſchönen Herbſtes, wenn man es haben kann!“

Sie ſagte das in einem eigenthümlich erregten Tone, während ſie ihre heißen Blicke gegen die Treppe richtete und ſie den rechten Arm erhob, um dort hinabzuzeigen, wo der ſchöne Mann mit dem prachtvoll wallenden Barte vorhin verſchwunden war, nicht ohne ſich noch einmal an der Biegung umzuwenden und den beiden Schweſtern herzlich mit der Hand zu winken.

Seraphine bebte vor der eben beſchriebenen Pantomime, verſchärft durch jenen Blick, der ihr eine ganze Paſſions- und Liebesgeſchichte erzählte, wobei Thusnelda faſt drohend, kampfbereit erſchien mit ihrer hohen, ſtolz aufgerichteten Geſtalt, neben welcher die zierlicheren Formen der jüngeren Schweſter nicht mehr ſo recht zur Geltung kamen.

Deßhalb folgte ſie auch ſtillſchweigend und ließ ſich, in dem kleinen Salon, wo die Harfe ſtand, wieder angekommen, wenn gleich erwartungsvoll, doch etwas zaghaft auf dem Sopha nieder, während Thusnelda mit weiten Schritten ein paar Mal durch das Zimmer rauſchte, ehe ſie ſprach: „Mit Deiner Anklage hatteſt Du Recht und Unrecht, — Recht, weil ich dieſe Beſuche hier duldete, die doch keinen anderen Zweck haben und haben

konnten, als das junge Mädchen zu kompromittiren — Unrecht gegen mich, weil ich Dir wohl kaum zu ſagen brauche, daß ich nicht mehr dabei war, als eine gefällige Geſellſchafterin — und ich will Dir das ſagen," fuhr ſie den Kopf aufwerfend fort, „ich will Dir geſtehen, daß ich dabei gelitten habe, daß ich faſt vergangen bin vor heißem Schmerz und wilder Sehnſucht — biſt Du nun zufrieden?"

Dieſe Frage wurde in ſo gellendem Tone hervorgeſtoßen, daß Seraphine zuſammenfahrend eine beſchwichtigende Handbewegung machte, worauf die Andere mit einem ſpöttiſchen Lächeln fortfuhr: „Du kennſt Roſenthal, das heißt Du kennſt ihn gerade ſo viel, um zu wiſſen, daß Du weit eher ein glühendes Phantaſiebild feſtzuhalten und Dir dienſtbar zu machen vermagſt, als ihn — o, er iſt ein bedeutender Menſch, ich habe ihn geliebt — ich habe ihn angebetet ſchon damals — damals — und wenn er ein Vampyr wäre, ſo hätte ich meine Seligkeit gegeben, um ſeine Beute zu werden."

Seraphine ſaß da erſtarrt vor ſchreckhafter Ueberraſchung, ſie duckte ordentlich zuſammen unter dem gleichen Gefühl, als breche ein künſtlich aufgebautes Wehr zuſammen und als ſtürze die angeſtaute Flut, die bis jetzt in ſo trügeriſcher Stille vor ihr lag, rauſchend und brauſend über ſie her, nicht als hätte ſie keine Ahnung gehabt von jener eingedämmten Leidenſchaft, aber ſie hatte nimmer geglaubt, zur Vertrauten derſelben gemacht zu wer-

den; etwas zu entgegnen vermochte sie nicht, und hielt es für das Klügste, ihre Hände zusammen zu falten und durch einen tiefen Athemzug ihre Theilnahme kund zu geben.

„Ja, sie waren hier bei mir — häufig — häufig, ich habe sie bewirthet und mit ihnen gelacht und gescherzt — ja ich habe sogar," fuhr sie hastig fort, indem sie näher trat und ihre Rechte auf die Schulter der Schwester legte, — „ich habe sogar das junge Mädchen zu Freiheiten ermuntert, begreiflicherweise ohne sie aus den Augen zu verlieren, aber dabei namenlose Qual erlitten."

„*Thusnelda!*"

„Ja, Thusnelda, die ernste, düstere, schwarz gekleidete Thusnelda, die scheinbar allen Freuden der Welt abgestorben."

„Entsetzlich — Rosenthal!"

„Pah, er, der ewig Gleiche, ewig Kühle — kalt Verbindliche."

„Und wer waren die Anderen?"

„Jener schöne Offizier Hugo von Nellingen, der das junge Mädchen auf ungefährliche romantische Art zu lieben scheint, während Weßner, ihr Lehrer und Freund, sie mit einer glühenden Leidenschaft anbetet — — — — da hast Du einen Theil meiner Bekenntnisse, doch brauchst Du Deine großen Augen deßhalb nicht so gewaltig aufzureißen, es ist nichts Schlimmes, nichts Frevelhaftes dabei, sie wird's mit ihrem leichten Sinn vergessen, ihr blüht

das Leben, sie kann Blumen pflücken wo sie will, während ich nichts habe und nichts haben werde als meine traurige Harfe, kein Glück, keine süße Erinnerung, während hier unter meinem schwarzen Kleide mein Herz wild beweglich klopft und nach einer ungekannten und deßhalb um so mehr begehrten Seligkeit drängt — — jetzt verachte mich und mißbrauche mein Vertrauen!"

„Wie sollte ich Dich verachten, Thusnelda, meine theure, jetzt wieder gefundene Schwester!" rief Seraphine, wobei sie sich rasch erhob und ihre Arme um die Schultern der hohen schwarzen Gestalt schlang — „wie glücklich bin ich, daß Du mir Dein Vertrauen geschenkt, daß Du mir, ich will es offen gestehen, ein Spiegelbild meiner eigenen Leiden zeigtest, daß Du offen und wahr die Wunden Deines Herzens darlegtest, um treuer Schwesterliebe eine Heilung möglich zu machen!"

„Daran verzweifelst Du nicht?" rief die Andere in erstauntem Tone, „ah, Du kennst nicht die Tiefe meiner Wunden, Du weißt nicht, welch' wollüstige Freude es mir macht, dieselben durch Phantasieen, durch Wünsche und Gedanken stets offen zu erhalten."

„Und doch verzweifle ich nicht daran, eine Heilung zu finden, jedenfalls eine Linderung, die nach und nach zu einer behaglichen Existenz führt."

„Wie wäre das möglich — wie das zu erreichen?"

„Durch eine freundschaftliche, eine schwesterlich liebevolle Vereinigung, meine gute Thusnelda, durch gegenseitige Hülfe und Unterstützung, dadurch, daß Eine der Andern ihre Wünsche und Hoffnungen nicht mehr verheimlicht, da sie ja jetzt gewiß sein kann, Rath und Hülfe zu finden. O, wie glücklich hätten wir vielleicht schon früher sein können, wenn wir uns nicht gegenseitig mit Mißtrauen und Haß betrachtet, jede zarte Blüte, die sich zu entwickeln versprach, muthwillig zerstört — ach, Thusnelda, darin habe ich Dir mehr zu vergeben, als Du mir!“

Sie umschlang den Hals ihrer Schwester mit den Armen, während sie, verschämt niederblickend, ihren Kopf an deren Busen lehnte und deßhalb auch nicht zu sehen vermochte, wie sich Thusneldens Auge etwas verfinsterte, als sie in beinahe herbem Ton zur Antwort gab: „Lassen wir denn Alles vergeben und vergessen sein; das wird auch Dir nicht schwer werden, denn wenn Du vorhin von Blüten sprachst, so erschienen Dir dieselben doch an gar zu kümmerlichen und ärmlichen Pflanzen.“

„Nicht doch, gute Schwester,“ erwiederte Seraphine rasch den Kopf erhebend und ihre Augen ziemlich vergrößernd, „nicht so ganz wie Du meinst, darüber kann ich Dir die bestimmteste Versicherung geben, weil ich genau weiß, worauf Deine Worte hinzielen — — allerdings muß ich gestehen,“ setzte sie hinzu, indem sie Kopf und Augenlider kokett

ſenkte, die Finger ineinander ſchlang und die Nägel aufmerkſam zu betrachten ſchien, während Thusnelda, von den Armen der Schweſter befreit, wieder ihren raſchen Gang durch das Zimmer aufgenommen hatte, „daß er in etwas zweifelhafter und leicht zu mißdeutender Geſtalt vor mir erſchien.“

„In zweifelhafter und leicht zu mißdeutender Geſtalt?“ fragte Thusnelda, plötzlich ſtehen bleibend, mit einem Tone, der die Mitte hielt zwiſchen Hohn und Ironie, „wie kann man das zweifelhaft nennen und wie kann es gemißdeutet werden, wenn ein verrückter Tapeziergeſelle, während er Gardinen in Deinem Zimmer aufhängt, Dir eine Liebeserklärung macht!“

„Wenn er nun kein Tapeziergeſelle geweſen wäre?“ fragte Seraphine ſchüchtern, während ſie noch angelegentlicher ihre Fingerſpitzen betrachtete, „wenn er — um Dein garſtiges Wort zu wiederholen — nicht verrückt geweſen wäre, es ſei denn, daß Du jetzt auf einmal wieder beliebteſt, die Liebe überhaupt eine Verrücktheit zu nennen?“

„Gott ſteh' mir bei!“ rief die Andere in erſtauntem Tone, „Deine Phantaſieen ſind faſt noch toller als meine Bekenntniſſe.“

„Nimm ſie ſo auf, liebe Schweſter,“ antwortete Jene mit ſanfter Stimme, „ich kann es Dir nicht verdenken und will es auch hinnehmen als Buße dafür, daß ich jenes unglückliche Weſen ſo kalt und ſchnöde behandelt, aber laß mir wenigſtens meinen ſchönen Glauben.“

„Um aller Heiligen willen — worin beſteht denn Dein ſchöner Glaube?“

„Daß er mich geliebt, unendlich wahr und heiß geliebt — uneigennützig geliebt, denn er verlangte ja nichts, als daß ſein Blick an meinem Antlitz hängen dürfe.“ Dabei ſchaute ſie himmelwärts und hob ihre Hände ruckweiſe in die Höhe, wie ſchlechte Schauſpielerinnen zu thun pflegen, wenn ſie Entzücken affektiren. — „Mag er ſein, wo er will, hienieden oder dort droben, ich bin überzeugt, er hat mir ſeine Liebe bewahrt, und ich darf, wenn wir jenſeits der Sterne uns wiederfinden, ihm auch die meinige zugeſtehen.“

„Warum nicht dieſſeits, wenn Du ihn wieder fändeſt?“ fragte Thusnelda in recht ruhigem Tone, „das wäre jedenfalls angenehmer für Dich und praktiſcher für uns Beide.“

„Iſt das wirklich Dein Ernſt, Thusnelda?“

„Gewiß und wahrhaftig; daß Du derſelben Anſicht warſt, bewies damals Dein Beſtreben, Helene mit jenem pauveren Lieutenant zu verheirathen, der Deine Bemühungen ſo ſchlecht belohnt. Du hoffteſt auf ein angenehmes Familienleben auch für Dich, wo Du mitten in einem Netze von angenehm zappelnden Bekannten ſitzen würdeſt, nur wählen dürfteſt nach rechts oder links.“

„O, wie wahr!“

„Damals warnte Dich ſchon die düſtere Thusnelda und hielt es für weit praktiſcher, Helene als

In ihrem Patio lebt nun wie geſagt eine ſpaniſche Familie ein wahres Götterleben; wenn das Laubdach des Hofes nicht vollkommenen Schutz gegen die Sonne gewährt, ſo zieht man während der heißen Tageszeit noch ein Zeltdach von Leinwand über den Hof. Neben dem Brunnen wird der Tiſch gedeckt, Wein- und Waſſerflaſchen werden in die kühle Fluth geſtellt, und nach dem Diner zieht ſich Alles in die anſtoßenden Gemächer zurück, um die hier in Spanien ſo nothwendige Sieſta zu halten. Abends kommt dann Beſuch, eine Tertulla wird improviſirt und nach dem Clavier oder zum Guitarren- und Caſtagnettenklang getanzt.

Auch die Kaffeehäuſer und Gaſthöfe haben alle einen ſolchen Patio. Wir wohnten in der Fonda de la Europa, und obgleich die Jahreszeit noch nicht ſo weit vorgeſchritten war, um die Abende und Nächte im Freien zubringen zu können, ſo nahmen wir doch häufig unſer Frühſtück unter einem der Bogengänge des Hofes, und während wir das Plätſchern des Springbrunnens hörten, ſahen wir vor uns die dichtbelaubten Zweige eines prächtigen Orangenbaums. Auch hier waren die Rückwände der Arkaden mit Bildern behängt, und befanden ſich in den Ecken ein paar, übrigens defekte Statuen.

„Und Marmorbilder ſtehn und ſehn dich an."

An öffentlichen Plätzen und Spaziergängen iſt auch Sevilla, wie die meiſten ſpaniſchen Städte, reich; von den erſteren iſt außer dem Markt, an dem das ſchöne und zierliche, aber leider unvollendete Rathhaus mit ſeinem maſſiven derben Sitzungsſaale liegt, hauptſächlich bemerkenswerth die Plaza del Duque mit Baumreihen beſetzt und der Sammelplatz der vornehmen Welt Sevilla's. Außerhalb der Stadt, an der Seite des Fluſſes befinden ſich lange und breite Alleen, deren Mittelpunkt am Thor von Xerez die Alameda Criſtina bildet. Hier iſt eine ſteinerne Terraſſe, zu welcher vier Stufen hinaufführen und die ringsumher mit Mar-

Anziehungspunkt im Hause zu behalten — obgleich sich das auch als unpraktisch erwiesen hat," setzte sie kaum verständlich hinzu — „gleichviel," fuhr sie den Kopf aufwerfend in lautem Tone fort, „man wird durch Erfahrung klug, und ich wiederhole Dir, daß wenn Du ihn wiederfändest und in der That noch Theilnahme für ihn spürtest, diese Sache bei gleichem Gefühl seinerseits ernsthaft eingefädelt werden müßte — wir sind Beide gescheidter geworden, meine gute Seraphine, und haben die Bedeutung des Sprüchworts kennen gelernt: ‚Friede ernährt, Unfriede verzehrt'; denke Dir doch, wie süß es wäre, ein heiteres gemeinschaftliches Haus zu machen und ein Leben zu führen ohne Trauerkleider und langweilige Harfenklänge."

„Welche Aussicht," rief Seraphine entzückt, „Dich in Himmelblau zu sehen oder gar in Rosa!"

„Und warum nicht? Tanzend, wenn es sein muß, und mein Leben genießend, dabei meinen Reichthum mit vollen Händen ausstreuend."

„An diese Reckensteins, Nellingens und Rosenthals?" fragte Seraphine mit höhnischem Lachen.

„Pfui über sie oder noch Schlimmeres, ich hasse diese Brut, die es sich bei uns wohl sein läßt, um, so oft sie die Schwelle zum Weggehen überschreiten, verächtlich den Staub von ihren Füßen zu schütteln, die uns eine Ehre zu erzeigen glauben, wenn sie uns verstohlen die Hand drücken, die den Kopf abwenden, um ihre Standesgenossen ja nicht sehen zu

laſſen, wie vertraut ſie mit Leuten ſind, die eigentlich ſo tief unter ihnen ſtehen — Freiheit von alledem!“

„Ja, Freiheit und beſcheidenere aber ſchönere Freuden. Und das junge Mädchen, unſere Nichte, hier in Deinem Hauſe?“

„Ihre Zeit iſt um, der Vater verlangt ſie mit dem beginnenden Frühjahr zurück, und wenn dem nicht ſo geweſen wäre, hätte ich ſchon Sorge dafür getragen, daß ſie die Stadt verließe, werde auch Empfehlungen an unſern Schwager richten, um ſie vor den Verfolgungen der Nellingen und Weßner ſicher zu ſtellen.“

Seraphine war an's Fenſter getreten, blickte an den Himmel empor und ſagte nach einer Pauſe, während ſie mit ſich ſelbſt zu kämpfen ſchien, ohne ſich umzuwenden: „Darf ich Dir etwas vertrauen?“

„Welche Frage! Ich meine, dazu hätte ich Dir genügend Grund gegeben.“

„Nun denn, ich blieb mit jenem Aermſten, deſſen geiſtiges Bewußtſein die Liebe zu mir getrübt, in Verbindung durch einen allerdings ſchwachen Faden in Form von Wohlthaten, die ich ihm ſpenden laſſe, ohne daß er die Quelle kennt, aus welcher ſie fließen. — Ich haßte ihn einſt glühend und fühlte dann Mitleiden mit ihm und ermöglichte ſeinen Aufenthalt bei einem vortrefflichen Arzte, in deſſen Hauſe ich das furchtbarſte Schickſal meines Lebens durchmachte.“

„Auch darüber muß ich Dich glücklich preiſen,“ ſagte die Andere düſter vor ſich niederblickend, „Du haſt doch wenigſtens Schickſale erlebt, während mir der Geier der Langeweile fort und fort am Leben fraß, während ich meine Zeit zubrachte in melancholiſcher Umgebung unter den Klängen jenes Inſtrumentes, das mir jetzt wie ein Geſpenſt vorkommt.“

„Verhülle es bis zu einer hoffentlich gemeinſchaftlich glücklicheren Zeit, und um dieſe zu erreichen, will ich handeln, liebevoll, ja aufopfernd.“

Fünfzehnte Randverzierung

in Zickzackmanier und nur scheinbar ohne Bedeutung.

Inzwiſchen hatte Miß Arabella Stanley in Begleitung des Herrn von Roſenthal den Kurierzug beſtiegen, der um zwei Uhr in der Richtung nach Perlenbach abfuhr. Sie befanden ſich durch Protektion des betreffenden Zugmeiſters in einem jener angenehmen Halbcoupés erſter Klaſſe, wo uns ein indiskreter Spiegel geſtattet, die Züge einer ſchönen Nachbarin zu ſtudiren, indem es den Anſchein hat, als blickten wir angelegentlich zum Fenſter hinaus.

Uebrigens brauchte Herr von Roſenthal heute zu dergleichen nicht ſeine Zuflucht zu nehmen, denn Beide waren ja auf die vertraulichſte Art zuſammen eingeſtiegen — „eigentlich wie?“ — hatte Roſenthal lächelnd gefragt, während er der jungen Dame behülflich war — „wie ein paar gleichgültige Bekannte — wie ein paar eng Befreundete — wie ein junges Ehepaar — oder wie Bruder und Schweſter?“

„Ich bin für Bruder und Schweſter,“ hatte Miß Arabella heiter zur Antwort gegeben, „es er-

laubt eine gewiſſe Vertraulichkeit und hat beſtimmte Grenzen, welche unbedingt reſpektirt werden."

„Unbedingt reſpektirt werden," wiederholte Herr von Roſenthal im Tone feierlichſter Verſicherung, „und damit Sie ſehen, daß ich jetzt ſchon eine Grenze aufrichte, ſo will ich, wenn Sie es ſo wünſchen, den linken Eckplatz nehmen, ſo den Mittelſitz als neutrales Gebiet frei laſſen."

„Das iſt ganz unnöthig," erwiederte die junge Engländerin, „und könnte Konſequenzen haben, die im Stande wären, mich zu beunruhigen, denn ich ſetze den Fall, Sie okkupirten im Eifer des Geſprächs plötzlich den neutralen Grund, ſo lägen für mich Befürchtungen nahe, als wollten Sie überhaupt keine Schranken mehr reſpektiren."

„Wie dankbar bin ich für dieſe nicht ganz logiſche Argumentation und bitte um Erlaubniß, meiner ſchönen Schweſter dafür die Hand küſſen zu dürfen — — nicht den Handſchuh, wenn ich bitten darf, ich denke, wir wollen uns überhaupt hier wie zu Hauſe betrachten."

„Darin meinetwegen, doch muß man ſich mit Ihnen in Acht nehmen und darf Ihnen nicht einmal den Nagel des kleinen Fingers erlauben."

„Haben Sie Beweiſe für die ſchwere Anklage?"

„Der Himmel möge mich davor bewahren, aber laſſen wir dieſes Wortgeplänkel und ſchauen auch Sie lieber in die wirklich ſchöne Landſchaft hinaus."

„Nach welcher Seite befehlen Sie, daß ich ausblicken soll?“

„Sehen Sie doch, wie herrlich gefärbt die fernen Berge sind, wie die Dörfer und Schlösser als weiße Flecken und Punkte aus dem tiefen Blau herüberschimmern!“

„So befehlen Sie also, daß ich nach Ihrer Seite ausschaue,“ sagte er lächelnd, wobei er im Hinüberbeugen zufällig ihre Hand berührte, um, als sie diese zurückzog, im ernsten Tone hinzuzusetzen: „ach, was für uns in der Ferne liegt, erscheint uns so häufig als begehrenswerth und schön, erlaubt uns Hoffnungen, die beim Näherkommen auseinander flattern und verschwinden — es ist eben Winterstimmung in der Natur wie so oft auch im Leben.“

„Bei Ihnen doch wohl nie,“ lachte Miß Arabella, — „bei ewigem Sommer und ewiger Jugend.“

„Das Letztere zugegeben ja, weil es mir leider nicht möglich ist, alt zu werden.“

„Halten Sie das für etwas Unangenehmes?“

„Beziehungsweise ja, wenn man müde wird, ohne das Recht zu haben, sich zur Ruhe zu legen.“

„Das steht doch ganz in Ihrem Belieben.“

„Gewiß nicht, ich stehe in einem sausenden Rade, angeklammert an die Speichen desselben, muß den Umdrehungen desselben folgen, um nicht hinausgeschleudert und wahrscheinlich zermalmt zu werden.“

„Wie verträgt ſich denn das mit Ihrer unbegrenzten Lebensdauer?“ fragte die junge Dame mit einem ſchalkhaften Lächeln.

„Auch für mich gibt es Lebensabſchnitte, wo ich ganz beſonders ein gewaltſames Eingreifen äußerlicher Umſtände zu vermeiden habe, und da ich mich gerade einem ſolchen Abſchnitte nähere, ſo habe ich alle Urſache vorſichtig zu ſein.“

Er ſagte das plötzlich ſo ernſt werdend, daß ihn Miß Arabella mit Erſtaunen betrachtete, wobei auch ſie den heiteren Ausdruck ihres Geſichts ſo ſehr verlor, daß er ſich wohl deßhalb nur Mühe gab, durch ein freundliches Lächeln die leichte, zwangloſe Unterhaltung von ſoeben wieder herbeizuführen, was ihm auch gelang, indem er mit einem etwas affektirten Seufzer fortfuhr: „Gewiß, ſchöne Schweſter, ich fürchte in Kurzem an einem Abſchnitt zu ſtehen, der uns für immer ſcheidet, weßhalb es nur menſchlich wäre, dem armen Bruder die Gefühle nicht vorzuenthalten, die man ihm ſchon aus Mitleiden ſchuldet.“

„Allerdings, und das thut man auch: Gefühl der Verehrung vor ſeinem bedeutenden Geiſte und ſeiner praktiſchen Lebenserfahrung.“

„Gut, ſeien wir alſo praktiſch, theure Arabella, laſſen Sie mich Ihnen rathen, und wenn ich für einen gewiß vortrefflichen Rath ein Körnchen Dankbarkeit in Ihr Herz ſäe, ſo gönnen Sie demſelben einen Blick heißer Freundſchaft, um es ſpäter ſich zu

einer ſchönen Blüte entwickeln zu laſſen — ſeien wir alſo praktiſch und hören Sie mich an."

Er hatte bei den letzten Worten ihre Hand ergriffen und ihre erregte Aufmerkſamkeit war wohl ſchuld daran, daß ſie ihm dieſelbe ließ, doch verwandelte ſich dieſe Aufmerkſamkeit in offenbares Erſtaunen, als er mit großer Ruhe fortfuhr: „Sie wollen ſich alſo verheirathen — bitte, fühlen Sie ſich durchaus nicht verletzt durch meine Aeußerung, halten Sie an dem Spiel zwiſchen Bruder und Schweſter feſt und ſeien Sie von meinem guten Rath überzeugt."

Einen Augenblick ſchien die junge Engländerin über eine Antwort mit ſich zu Rathe zu gehen, hatte vielleicht auch die Abſicht, dieſe Antwort in einem kühlen Tone zu geben, beſann ſich aber wieder eines Anderen und ſagte dann herzlich lachend: „Ich beuge mich vor Ihrer Allwiſſenheit und geſtehe Ihnen zu, daß ich allerdings im Sinne habe, mich zu verheirathen."

„Gut, ſo wählen wir, indem wir die glücklichen Kandidaten Revue paſſiren laſſen."

„Glauben Sie, daß ihrer Viele ſind?" fragte ſie ſchalkhaft lächelnd.

„Der Begehrenden zweifelsohne eine Legion, Leute, die in Betracht kommen können, nur ſehr wenige — ſoll ich mit mir ſelbſt anfangen?"

„Mit ſich ſelbſt?" fragte ſie vor Erſtaunen auffahrend, um dann, als ſie ein feines Lächeln in

ſeinen Augen bemerkte, heiter zwar, aber doch etwas unangenehm berührt fortzufahren: „nein, nein, ſparen wir das Beſte bis zuletzt, oder rühren wir überhaupt lieber nicht an dieß koſtbare Verhältniß zwiſchen Bruder und Schweſter.“

Roſenthal verbeugte ſich ſchweigend, ehe er zur Antwort gab: „So erlaube ich mir, Ihnen den Baron von Reckenſtein vorzuſtellen, ein ſchöner, bedeutender Mann von ſehr guter Familie — ah, von einem Adel, der in der Quantität und Qualität des Edelroſtes ſeinesgleichen ſucht, ein bedeutender Künſtler, wie er ſelber ſagt und die Welt deßhalb es glaubt.“

„Und Sie ſind nicht dieſer Anſicht, nachdem Sie ſelbſt mit Enthuſiasmus von meinem Bilde als von einem großen Meiſterwerk geſprochen?“

„Die Beantwortung dieſer Frage kommt erſt in zweiter Linie und nachdem ich erfahren, welche Ausſichten Herr von Reckenſtein hat.“

Miß Arabella blickte ſehr ernſt vor ſich nieder und es dauerte eine Weile, ehe ſie ihre Augen wieder erhob, um alsdann mit dem Ausdrucke vollen Vertrauens zu ſagen: „Nicht wahr, wir reden ernſtlich zuſammen, wie ein Bruder mit ſeiner Schweſter reden würde?“

„Gewiß, mein theures Fräulein, mit dem ganzen wahren und großen Intereſſe, das ich an Ihnen nehme.“

„Gut denn, ſo wiederhole ich Ihnen ohne Scheu, daß ich allerdings ernſtlich die Abſicht habe, mich

zu verheirathen, doch nicht in der Art, wie meine Schweſter Ellen gethan.“

„Ja, unſere Schweſter Ellen handelte recht unüberlegt,“ gab Roſenthal gedankenvoll zur Antwort.

„Gewiß, ſie ſprang mit verbundenen Augen über eine Hecke, ohne zu wiſſen, was ſie auf der andern Seite finden würde. Ich könnte auch nach England zurückkehren, um dort vorausſichtlich eine Partie zu finden, die, was Vermögensverhältniſſe anbelangt, paſſender für mich wäre, aber ich habe nicht Luſt, dort als Mrs. Brown oder James oder Taylor in langweiligen Verhältniſſen unterzugehen; ich liebe Ihr Deutſchland mit ſeinen hübſchen Gegenden, ſeinen romantiſch gelegenen Städten, ſeinen kleinen Reſidenzen, und will Ihnen ehrlich geſtehen, daß ich ſchwach genug bin, mich in den Strahlen einer fürſtlichen Sonne glücklich zu fühlen.“

„So haben wir denn doch Reckenſtein als einen ſoliden Steg zu Ihrem Glücke, ich bin überzeugt, daß dieſer Mann eine gute Carrière macht, er hat dazu, was die Hauptſache iſt, alle äußerlichen Mittel — gut denn, beſchäftigen wir uns deßhalb etwas ernſtlicher mit dem edlen Freiherrn und berühmten Künſtler.“

„Haben Sie mir ſonſt keine Vorſchläge zu machen?“ fragte ſie in leiſerem Tone, während ſie auf ihre Handſchuhe niederblickend dieſelben wieder langſam zuknöpfte.

„O ja, und mich abermals bis ſpäter auf-

morbänken beſetzt iſt, und unter dem Schatten alter mächtiger Bäume einen kleinen Salon bildet. In Sommernächten gehört es zum guten Ton der eleganten Welt, ſich hier zu verſammeln, Eiswaſſer zu trinken und den Spaziergängern zuzuſchauen, welche die breiten Alleen der Hauptwege füllen. Doch muß man nicht glauben, daß die vornehme Welt Sevilla's ein ausſchließliches Anrecht auf dieſe Terraſſe hat oder nur zu haben glaubt; bei uns freilich würde der Anblick des Adels leider ein verehrungswürdiges Publikum ferne halten, hier aber, wo ſich die Gräfin oder Herzogin durchaus nicht in ihrem Range gekränkt fühlt, wenn ſich irgend ein Bürgermädchen, eine Maja oder ſelbſt eine Gitana von dem jenſeits des Guadalquivir liegenden Triana neben ſie ſetzt, ſind alle Stände wohlthuend durch einander gemiſcht, und Jeder freut ſich gleichmäßig an der Gluth des Abendhimmels, an der Kühle der Luft und am Duft der Blumen, lauter ſchöne Sachen, die ja der Schöpfer zu Jedermanns Vergnügen werden ließ.

An der Alameda Criſtina liegt die uralte Torre del oro, ein ſonderbares Gebäude, über deſſen Urſprung die Anſichten verſchieden ſind. Eine aufmerkſame Unterſuchung der Conſtruktionen im Innern beweist den römiſchen Urſprung jedoch unzweifelhaft. Die Araber veränderten ſpäter vielfach die äußere Form und ließen aus der gewaltigen polygoniſchen untern Trommel in der Mitte einen zweiten Aufbau von kleinerem Durchmeſſer aufſteigen, dem die Chriſten endlich die oberſte Laterne aufſetzten. Neben dem Zweck, den Fluß zu beherrſchen, der in alten Zeiten von hier aus mit einer Kette geſperrt werden konnte, diente die Torre del oro zur Schatzkammer, denn der Name „Goldthurm" ſoll daher ſtammen, weil hier Peter der Grauſame ſeine Schätze aufbewahrte. Das ſchöne breite Waſſer, das rege Leben zu den Füßen dieſes Coloſſes, die ſchönen ſchattigen Spaziergänge, die das Flußufer begleiten, und die lebendige Silhouette der Vorſtadt Triana mit der hochgeſprengten Brücke, die beide Ufer verbindet, macht zumal Morgens oder zur Neige des Tages, wenn die Sonne flach über den glänzenden Spiegel des Guadalquivir

ſparend, möchte ich mir erlauben, Ihnen den Herrn Hugo von Rellingen zu nennen — — ah, ich ſehe an Ihrem Lächeln, daß Ihnen dieſer Name doch noch beſſer gefällt, würde auch als Bruder hierzu weit lieber meine Einwilligung geben."

„Aufrichtig geſprochen, Herr von Roſenthal?"

„So aufrichtig, ſo wahr und ſo glücklich geſprochen, als es mir mein Schmerz zuläßt, darnach nicht mehr zur Bewerbung zu kommen."

„Ich glaube, Ihr Schmerz darüber wird nicht ſehr groß ſein, laſſen wir allen Scherz bei Seite und reden wir aufrichtig wie Bruder und Schweſter."

„So ernſthaft hat Sie dieſer Name geſtimmt?"

„In Ihrem Munde, ja."

„So iſt es Ihnen vielleicht gefällig, auch über dieſen Namen hinweggehend, zum dritten Bewerber zu kommen — doch nein, Sie haben Recht, laſſen Sie uns ernſthaft bleiben, wo es ſich um Ihre Zukunft handelt, und dieſe anbelangend vermag ich nur Ja und Amen zu ſagen."

„Wenn damit Alles abgemacht wäre," ſagte ſie gedankenvoll zum Fenſter hinausblickend.

„Es heißt: was der Menſch will, das kann er auch, nur muß er nicht das ganz Unmögliche verlangen, und was die eben erwähnte Angelegenheit betrifft, ſo haben Sie das ſchon hübſch eingefädelt, ich mache Ihnen mein Kompliment."

„Wie ſo?"

„O, über die unſchuldige Frage! Sie bringen

einen jungen Offizier in Folge Ihres Vielliebchen-arrangements in ein artiges Gerede bei Hof, Sie veranlaſſen ihn neulich bei einem Rout auffallend zu ſpät und alsdann mit Ihnen zu kommen, Sie wünſchen zum Geſchenk für ihn meinen allbekannten unvergleichlichen Zampa zu kaufen und fragen mit unſchuldsvoller Miene: ‚wie ſo?‘ Wiſſen Sie auch, theure Schweſter, daß die allerhöchſten Herrſchaften ſich ſchon ernſtlich mit Ihrer Angelegenheit beſchäftigen, und daß meine Sendung zu Ihrer verehrten Mama und dann unſere gemeinſchaftliche Reiſe recht artig damit zuſammenhängt?“

„Sie erſchrecken mich, ſo hätte ich darin keinen freien Willen mehr?“

Als Miß Arabella dieß ſagte, flog ein Lächeln über ihre Züge, welches ſo wenig von einem Erſchrecken an ſich hatte, daß Roſenthal launiſch zur Antwort gab: „Nein, für Sie iſt keine Rettung mehr, nicht einmal, wenn Sie ſich flehentlich an den dritten Bewerber wendeten, da auch dieſer ſich kopfſchüttelnd abwenden wird.“

„Sie ſind wahrhaftig unartig, Herr von Roſenthal.“

„Nein, nur ehrlich, wenngleich mit großem Schmerze; ach, Miß Arabella!“ ſagte er tief aufſeufzend, „wer weiß, was geſchehen wäre, hätten wir dieſe Fahrt vor einiger Zeit mit einander gemacht, wo mein Herz noch frei war, wo ich Ihnen vielleicht mit aller Ruhe und großem Verſtändniß

die Vortheile Ihrer Verbindung mit Herrn von Rosenthal bewiesen hätte."

„Wir können sie ja immerhin noch hören, ich glaube, wir haben noch eine ganze Station vor uns."

„Wozu das? auch weiß ich nicht, ob ich heute noch im Stande wäre, Sie zu überzeugen — so etwas muß aus dem Herzen kommen."

„Und Ihr Herz ist mit Anderem beschäftigt?"

„Ja, theure Schwester, ich liebe!"

„Plötzlich? — ohne Vorbereitung, ohne Uebergang? — So sahen Sie den Gegenstand Ihrer Liebe vor Kurzem zum ersten Mal?"

„O nein, ich kannte diesen süßen Gegenstand schon längere Zeit und wechselte schon häufig höchst gleichgültige Worte mit ihm."

„Unbegreiflich!"

„Durchaus nicht, ist schon öfters dagewesen; es war ein Blick voll Schmerz und Thränen aus einem sonst gewöhnlich lachenden Antlitz, der mich in Fesseln schlug."

„Und —?" fragte Miß Arabella, um dann fast verlegen stockend innezuhalten, worauf er entgegnete: „Frage immerhin, theure Schwester, ob sie mich wiederliebt, oder frage lieber nicht, denn ich muß Dir doch zur Antwort geben, daß ich es hoffe, aber noch nicht davon überzeugt bin — jedenfalls aber werde ich ihre Liebe erringen und dann vielleicht doch noch glücklich werden."

„Ich habe Sie immer für sehr glücklich und zufrieden gehalten.“

„Weil ich das Letztere meistens bin, fehlt mir auch das Erste nicht, doch verstehe ich darunter nur ein Glück, das uns ruhig läßt und deßhalb auch keine großen Empfindungen aufkommen, also kaum ein halbes Glück — — aber da wir noch so ungestört beisammen sind, liebe Schwester,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „so will ich Ihnen freundschaftlichst meine Hülfe anbieten und glaube das mit gutem Gewissen thun zu können, denn ich halte Nellingen für einen Edelmann in der schönsten Bedeutung des Wortes, auch in seiner Stellung für Sie passend wie kein Anderer, und da wir einmal im Vertrauen so weit gekommen sind, so sollen Sie als Mittel zu so schönem Zweck auch meinen Zebra haben.“

„Was ich nach Ihrer ersten Weigerung kaum annehmen kann, weil ich begreife, wie schwer Ihnen das wird.“

„Und da es doch wahrscheinlich sein muß,“ setzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „so wüßte ich ihn in keinen besseren Händen — — ich bin ja eigentlich im Begriff zu reisen,“ fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort, indem er sie fest anschaute.

„Ich hörte davon sprechen, doch wurde es so bezweifelt, daß ich nicht daran glauben konnte.“

„Ebenso geht es mir selbst, auch ich kann kaum

daran glauben, obgleich ich fühle, wie es mich immer mehr zu dieſer Reiſe drängt — auf unangenehme Weiſe drängt, ſo daß ich dann nicht mehr froh in die Zukunft zu blicken vermag — wie eben jetzt," ſetzte er düſter in die Landſchaft ſtarrend hinzu, um dann gleich darauf ſich haſtig aufrichtend mit lauterer Stimme hinzuzufügen: „ah, da ſind ja wieder jene Höhenzüge, deren Anblick mir ſtets ſchwer auf die Seele drückt — verzeihen Sie," wandte er ſich mit einem trüben Lächeln gegen Miß Arabella, „das iſt hier eine Gegend, die dunkel verzeichnet ſteht im Buche meines Lebens, und ſo oft ich mich ihr nähere, iſt mir gerade, als wandle ein ſchwarzer Schatten neben mir, ſtets bereit, die Hand auf mich zu legen."

„So müſſen wir Ihnen ja doppelt dankbar ſein, daß Sie ſich zu dieſer Tour entſchloſſen."

„Kaum, denn ich wäre auch ohnedieß bald einmal hieher gegangen."

„Wo ſind wir eigentlich?"

„Wir nähern uns der Station Perlenbach, wo wir unſere Reiſe zu Wagen fortſetzen werden."

„Haben aber alsdann nicht mehr ſehr weit bis zu dem Orte, wo ich meine gute Ellen finden werde?"

„Eine ſtarke Stunde, wenn die Wege nicht zu ſchlecht ſind — ſo — die Lokomotive pfeift, da ſind wir ſchon."

Da Roſenthal durch den Telegraphen Pferde beſtellt und die Ankunft des Reiſewagens angezeigt

hatte, ſo gab es keinen langen Aufenthalt, und kaum eine Viertelſtunde ſpäter, nachdem der Kurierzug ſauſend, brauſend und pfeifend in der Krümmung eines hier beginnenden tiefen Einſchnittes verſchwunden war, ſetzte ſich auch der Wagen mit vier Pferden beſpannt in Bewegung.

Miß Arabella lehnte ſchweigend in ihrer Ecke und ließ den Blick intereſſelos ſchweifen über die winterlich kahlen Höhen, wo ſich zwiſchen grünem Nadelholze hie und da feine Schneeſtreifen zeigten, die jetzt, vom Strahl der ſinkenden Sonne beſchienen, hell aufleuchteten. Roſenthal dagegen ſaß vornübergebeugt und ſchaute ſichtbar mit geſpannter Aufmerkſamkeit vor ſich hin über den ſanft aufſteigenden Weg nach einer kleinen Anhöhe, die ſie in Kurzem zur Seite hatten, und auf welcher ſich ein kleiner See befand, der ſtahlfarben ſchimmerte, und an deſſen Ufern man bei der klaren Luft wogende Binſen ſah, bewegt vom Hauche eines ſchwachen Abendwindes.

„Ganz wie damals," flüſterte er unhörbar, „ich glaube faſt, es iſt dieſelbe Stunde, nur haben wir heute keinen Mond zu erwarten — vielleicht ſchlimmer für mich, daß ich genöthigt bin, mich dieſem unheimlichen Orte zu nähern ohne Begleitung jenes bewährten Freundes — pah, wie man ſo kindiſch ſein kann!" rief er gleich darauf mit lauter Stimme, „iſt das doch eine Szenerie wie jede andere, die damals nur Bedeutung erhielt durch die Handlung,

die allerdings beinahe ein Trauerſpiel geworden wäre — doch wir leben ja noch, nicht wahr, theure Schweſter, und wollen, ſtatt der Vergangenheit zu gedenken, lieber vorwärts blicken, wo Sie herzlichſt erwartet werden — — vorwärts blicken," wiederholte er mit einem plötzlich veränderten Geſichtsausdruck, wobei er ſich noch mehr vornüberbeugte, die Hand auf den Rand des Wagens ſtützend, während ſeine Augen ſtarr, faſt entſetzt nach dem kleinen See blickten, wo ihm allerdings etwas Unerwartetes und Unbegreifliches erſchien. — Es war eine ſchwarzgekleidete weibliche Geſtalt, die ſich in der hellen Luft ſcharf wie eine dunkle Silhouette abſpiegelte, ſie ſtand unbeweglich am Rande des Waſſers, das Geſicht der ſoeben niederflammenden Sonnenkugel zugewendet — jetzt noch für einen genügenden Augenblick mit Licht übergoſſen, um ihre Züge erkennen zu können, wenn das vor ihm kein Spiel ſeiner Phantaſie war, kein Phantom, wovon ihn ein zweiter Blick nicht zu überzeugen vermochte, da die Sonne hinter eine Nebelſchicht getaucht war und plötzlich ringsumher die Dämmerung des Abends eintreten ließ, ſo daß die ſoeben noch ſcharf gezeichnete Geſtalt wie ein dunkles Schattenbild erſchien, nicht mehr zu unterſcheiden von dem Stamm einer Föhre, die ſich bei der Bewegung des Wagens ſcheinbar vor ſie hinſchob.

Und doch hatte er ſie erkannt, wenigſtens ein Weſen geſehen, das ihre Geſtalt und Züge ange-

nommen hatte — o, er konnte ſich auf ſeine Augen verlaſſen, machte es ihm jetzt doch nicht einmal Mühe, die faſt undeutlich gewordenen Linien des wogenden Schilfes zu unterſcheiden, die jetzt, wo der Weg wieder abwärts führte, hoch neben der Straße noch eine Weile ſichtbar blieben.

War ſie es ſelbſt geweſen, die dort oben ſtand, in die ſinkende Sonne blickend — war es ein Trugbild ſeiner Sinne — war es eine düſtere Mahnung für ihn, gerade ihre Geſtalt hier an dem verhängnißvollen See?

„Meine Schweſter Ellen wird mich nicht erwarten," ſagte Arabella, ihr gedankenvolles Schweigen unterbrechend, „ich habe ihr nur unbeſtimmt geſchrieben, daß ich käme, weil ich die Ueberraſchungen liebe; können wir es machen, daß wir ungeſehen an's Haus kommen, wo ſie wohnt?"

„Nichts leichter als das, wir werden ohnedieß auf den Gaſthof angewieſen ſein, da ich nicht weiß, ob Freund Flinder uns unterbringen kann."

„Gut, ſo gehen wir vom Gaſthof zu Fuß, wir werden bald den Ort wohl erreicht haben."

„Dort ſehe ich ſchon Lichter ſchimmern — es iſt Morfeld."

Er ließ das vordere Wagenfenſter herunter, um dem Poſtillon Verhaltungsbefehle zu geben, dann lehnte er ſich in ſeine Ecke wieder zurück und ſagte: „Verzeihen Sie, theure Schweſter, daß ich in der letzten Stunde ein ſo ſchweigſamer Geſellſchafter

war, doch gibt es Augenblicke, wo uns beim Erſchauen gewiſſer Gegenden die Gedanken überfluten und jedes Wort der Unterhaltung niederdrückt. — Auch ſchienen Sie ja ſelbſt mit Ihren Gedanken beſchäftigt, nach rückwärts oder nach vorwärts?“ fragte er jetzt wieder mit einem Anflug der früheren Laune.

„Nach beiden Seiten hin,“ gab ſie leiſe zur Antwort, „von Dem, was ich zurückgelaſſen, finde ich einen Anklang dort vor mir wieder.“

„Jedenfalls aber, hoffen wir, in einer heitereren Melodie klingend — doch, da ſind wir ſchon.“

Der Wagen hielt vor dem einfachen Gaſthofe in Morfeld, und er, ſowie die vier Pferde, mit denen er beſpannt war, gaben ein ſolches Aufſehen, daß ſich die dicke Wirthin ſelbſt veranlaßt ſah, mit einem brennenden Lichte unter der Hausthür zu erſcheinen, um den gnädigen Herrn und die gnädige Frau willkommen zu heißen.

Doch traten die Herrſchaften nicht in's Haus, ſondern nachdem Herr von Roſenthal die nöthigen Zimmer beſtellt, bot er der jungen Dame den Arm, um ſie nach dem Hauſe des Doktor Flinder zu führen.

Kannte er doch den Weg dorthin ſo genau, daß er ſogar wußte, welche Straße er nehmen mußte, um von einer Seite an die Thüre zu kommen, die es den ſich allenfalls an den Fenſtern des Parterreſtocks Befindlichen unmöglich machte, ihn mit ſeiner Begleiterin zu ſehen.

Dieſe wollte ja überraſchen und das gelang ihr auch in vollem Maße; es war bereits dunkel geworden, als ſie an die unverſchloſſene Hausthüre kamen, neben welcher ſich das große Fenſter des Gemaches befand, welches Roſenthal genau kannte und wo man Licht hinter dem herabgelaſſenen Vorhange ſchimmern ſah.

„Dort iſt die Thüre zum Zimmer Ihrer Schweſter," ſagte er, als ſie in den dunklen Gang getreten waren, — „auch iſt ſie zu Hauſe und, dem Himmel ſei's gedankt, nicht mehr leidend, wie man deutlich an ihrer lachenden Stimme hört."

Und darin hatte Herr von Roſenthal vollkommen Recht, denn man vernahm nicht nur ein fröhliches Lachen, ſondern die im luſtigen Tone ausgeſprochenen Worte: „Aber jetzt bitte ich mir endlich Ruhe aus — ja von Ihnen — und Du, Cäſar, ſollteſt Dich ſchämen, Deine Frau ſo mißhandeln zu laſſen — jetzt bitt' ich allen Ernſtes, Graf, hören Sie auf."

„Da ſcheint in der That mißhandelt zu werden," flüſterte Roſenthal heiter, „und um Ihre Schweſter zu retten, ſollten Sie nicht länger zögern — ſo, die Thüre iſt geöffnet, treten Sie näher."

Das that denn auch Arabella, blieb aber zögernd auf der Schwelle ſtehen, da ſich die drei Perſonen im Zimmer durch das Oeffnen der Thüre durchaus nicht ſtören ließen, vielleicht in der Vorausſetzung, es ſei eine der Dienerinnen, die hier etwas zu thun habe.

und die zahlloſen darauf hin und her ſchwimmenden Schiffe hingleitet, ein unvergeßliches Bild.

Wenn wir den langen Alleen folgen, die ſich aufwärts vom Guadalquivir hinziehen, ſo erreichen wir den Stierplatz, der aber der Wintermonate wegen nicht nur für uns einſam und öde war, ſondern zufällig jetzt kaum zugänglich, da an ihm gebaut wurde. Schon früher erwähnte ich, daß der hieſige Stierplatz der einzige in Spanien ſei, wo ein Theil der Logenreihen aus Stein und zwar aus weißem Marmor beſtehe; gewöhnlich iſt nur der untere Stock gemauert und an dieſen ſchließen ſich leichte Bretterverſchläge. Auch hier war bis jetzt nur ein Theil der Arena zu beiden Seiten des königlichen Salons damit verſehen; doch hatte man angefangen, die noch fehlenden Logenreihen aus Marmor und Backſtein zu ergänzen, und wenn der Stierplatz von Sevilla einmal auf dieſe Art vollendet iſt, ſo wird er ein prächtiges Bauwerk ſein, ähnlich den alten römiſchen Amphitheatern. Sonderbar erſchienen mir an der äußeren Mauer ſtarke Pferdeknochen, die hier hervorragend eingemauert waren und am Tage des Stiergefechtes wohl zum Anbinden zahlreicher Reitthiere dienten.

Wie von ferne ſchon der hohe Thurm der Giralda als Wahrzeichen der Stadt über die in gewaltiger Breite ſich ausdehnende Häuſermaſſe hervorragt und die Aufmerkſamkeit des Fremden feſſelt, ſo iſt es, nachdem man in der Stadt angelangt iſt, in ähnlicher Weiſe der Fall, man hat das Beſtreben, baldmöglichſt Bekanntſchaft mit denjenigen Monumenten zu machen, die ſich ſchon von Weitem als die bedeutendſten angekündigt, und bezeichnend iſt es für flache und ebene Gegenden, daß dort das Streben in die Höhe bei den Thürmen oft bis zu den äußerſten Gränzen der Möglichkeit getrieben iſt, während in gebirgigen die Thürme meiſt zum niedrigen Glockenhauſe zuſammenſinken.

Die Giralda iſt aber auch etwas einziges in ihrer Art und weit bezeichnender für Sevilla, das ſonſt keinen hohen Thurm mehr hat, als der Campanile für Florenz oder der Markusthurm

Vor dem lodernden Kaminfeuer ſaß Baron Schmetting, behaglich die Füße auf eine der Stangen geſtellt, während er rückwärts in den Seſſel gelehnt den Dampf ſeiner Cigarre in blauen Ringeln von ſich blies; hinter ihm an einem kleinen Tiſche ſaß die Baronin, ihr gegenüber ein junger Mann, der, trotz ſeines etwas derben Jagdkoſtüms, graue Joppe und hohe Stiefel, in ſeiner ſchlanken Geſtalt, den feinen, ziemlich verlebten Zügen, in ſeinem wohlgepflegten blonden lockigen Haar, dem dünnen Schnurrbarte, vor Allem aber in ſeinen ſicheren, gleichgültigen Bewegungen den jungen Mann von ſogenanntem vornehmem Hauſe verrieth.

Er ſpielte mit Frau von Schmetting Ecarté, hatte gerade Karten gegeben und ſchnellte jetzt mit der Sicherheit eines geübten Spielers die letzte Karte, einen König, triumphirend lachend auf den Tiſch.

„Nein, nein, ſo ſpiel' ich nicht weiter," rief die junge Frau, „Sie haben immer die Könige und die guten Karten, beendigen jede Partie, ehe ich es nur zu zwei Points bringe!"

„Chancen des Zufalls, ſchöne Frau, ich muß doch wenigſtens in Etwas Glück haben."

„Und dann will ich auch," fuhr ſie mit komiſchem Trotze fort, „daß der Streit von ſoeben geregelt wird — hörſt Du, Cäſar, Du ſollſt entſcheiden; pfui, was biſt Du für ein Ehemann, der ſeiner Frau nicht beiſteht!"

„Das thue ich bekanntermaßen in allen Dingen, mein liebes Kind, ſobald ich in Deinem Verlangen einen vernünftigen Sinn zu finden vermag, hier aber muß ich dem Grafen Recht geben, ſo bitter mir's auch ankommt; Du biſt es eingegangen, die Partie um einen Kuß zu ſpielen — alſo."

„Ja, um einen Kuß auf die Hand, ſo habe ich's verſtanden und will mir das auch gefallen laſſen."

„Aber, gnädige Frau!" ſagte der junge Mann lachend, „wie kann man denn eine Reihe von Partieen um Küſſe auf die Hand ſpielen! Alles in der Welt muß doch eine Steigerung haben, auch haben Sie das nicht ausdrücklich beſtimmt, und ſo leid es mir thut, muß ich doch auf meinem Recht beſtehen, um ſo mehr, da ſelbſt Freund Cäſar auf meiner Seite iſt."

Er legte die Karten nieder, machte Miene ſich zu erheben, doch kam ſie ihm zuvor, indem ſie raſch in die Höhe flog, keineswegs aber ſehr erzürnt ausſehend, während ſie ſich raſch gegen die Thüre wandte, dann aber plötzlich mit einem Schrei ſtehen blieb, um ſich in die Arme der eintretenden Schweſter zu werfen.

„Arabella — meine theure Arabella!"

„Meine gute Ellen, wie bin ich glücklich, Dich wieder zu ſehen!"

Der junge Herr in der Jagdjoppe war etwas verblüfft am Tiſche ſtehen geblieben, und Baron Schmetting, der bei dem Klange einer fremden

Stimme seinen Kopf auf die Seite gewandt, sprang jetzt rasch in die Höhe, während er seine Cigarre in das Kaminfeuer warf, doch zeigte auch er dabei einen Gesichtsausdruck, wie jener des Grafen Ferrner, nicht wissend, sollte er sich rasch und freundschaftlich nähern oder wartend stehen bleiben, wählte aber einen Mittelweg, indem er ein paar Schritte gegen die Eingetretene machte und dann etwas von ganz fabelhafter und ungeheurer Ueberraschung sagte.

„Du wirst Dich doch meines Mannes noch erinnern!“ rief Ellen, deren Augen vor Freude leuchteten — „hier ist er, Schmetting, und dort ist ein freundlicher Nachbar unseres verehrten Doktors, ein Reisegefährte aus Italien, Graf Ferrner, der Sohn Seiner Excellenz des Herrn Oberstjägermeisters.“

„Ich habe das Vergnügen, Ihren Herrn Vater zu kennen,“ wandte sich Miß Arabella gegen den jungen Grafen, ehe sie noch ein Wort zu ihrem Schwager gesprochen, was dieser aber als eine Vertraulichkeit unter Familienmitgliedern durchaus nicht übel nahm, indem er nur bedauerte, daß er seine Cigarre weggeworfen hatte.

Rosenthal war diskreter Weise zurückgeblieben, konnte aber jetzt nicht anders, da er von Miß Arabella in dringendster Art herbeigeholt wurde, als sich im Scheine der Lichter zeigen, was auf den jungen Herrn in der Jagdjoppe offenbar einen un-

behaglichen Eindruck hervorbrachte. Auch Baron Schmetting machte große und erstaunte Augen, als Rosenthal's Name genannt wurde, doch begriff er seine Stellung als Herr dieses Zimmers, denn während der Andere nur ein sehr steifes Kopfnicken sehen ließ, ging er dem Eingetretenen entgegen, reichte ihm die Hand und sprach in kordialem, aber doch etwas an Ehrfurcht streifenden Tone: „Ich freue mich sehr, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, von dem ich so Außerordentliches gehört. — Aber nun, theuerste Schwägerin," wandte er sich an Arabella, „was verschafft uns armen Verstoßenen das Glück, Sie so unverhofft bei uns zu sehen?"

„Sag' ihm das nicht, wenn es etwas Schlimmes ist, und noch weniger, wenn Deine Ankunft Gutes bedeutet, er soll das später durch mich erfahren, in kleineren oder größeren Portionen, wie er es verdient."

„Ah, das ist ein bischen stark!" lachte Schmetting so laut und fröhlich, daß es seinen mächtigen schwarzen Schnurrbart förmlich auseinanderriß und seine starken schneeweißen Zähne erschienen — „ganz verflucht stark, mich so vor Fremden abzukanzeln, wobei Herr von Rosenthal einen eigenthümlichen Blick in unsere Menage thut."

Das Gleiche dachte auch der Erwähnte, weniger jedoch der eben gehörten Worte wegen, als des Ecartéspiels, von dem auch er durch die Thüre

Zeuge geweſen war. Doch verbeugte er ſich jetzt freundlichſt vor der Baronin, indem er ſagte: „Ich kann den Worten der gnädigen Frau unmöglich eine ſolche Deutung unterlegen, finde es von mir vollkommen gerechtfertigt, daß ſie nach ſo langer Abweſenheit mit Miß Arabella allein zu ſein wünſcht, und bitte deßhalb um Erlaubniß, mich zurückziehen und nach meinem Freunde Doktor Flinder ſehen zu dürfen.“

„Wenn das ein Grund iſt, unſere Geſellſchaft zu verlaſſen,“ ſagte Schmetting in gutmüthigem Tone, „ſo brauchen Sie ſich durchaus nicht zu beeilen, und unſer wackerer Arzt iſt augenblicklich nicht vorhanden und kommt erſt in ein paar Stunden — aber Ellen, Du brauchſt keine böſen Augen auf mich zu machen, wir wollen Dir hier durchaus nicht weiter läſtig fallen, begeben uns vielmehr mit Deiner gnädigen Erlaubniß nebenan in das Zimmer Deiner Kammerfrau, wollen dort plaudern, hoffentlich etwas lachen, auch mit Gläſern anklingen, damit Du hören ſollſt, daß wir nicht im Entfernteſten daran denken, euer wichtiges Geſpräch zu belauſchen. Kommen Sie, meine Herren!“

Roſenthal wäre gern dieſer Einladung ausgewichen, doch mochte er nicht förmlich oder gar feindſelig erſcheinen, weßhalb er die Damen ehrfurchtsvoll begrüßte und den beiden Herren voran in das Nebenzimmer ging, deſſen Thüre hinter ihnen ſogleich ſorgfältig verſchloſſen wurde.

Wir kennen bereits dieſes einfache Gemach, welches Madame Joſephine zum Aufenthalte diente, aber häufig und mit beſonderer Vorliebe auch von Baron Schmetting benutzt wurde, wenn ſeine Frau mit ihrer Kammerfrau allein ſein wollte, was zuweilen vorkam.

Auch jetzt ſchnüffelte er behaglich in die Luft empor, während er ſagte: „Ich weiß immer noch nicht, was dieſe Perſon für ein Parfüm gebraucht, aus den Flacons meiner Frau iſt es jedenfalls nicht.“

„Das hätteſt Du ſchon lange gründlich unterſuchen ſollen,“ warf der junge Graf mit einem leichtfertigen Tone ein, während er ein paar weibliche Kleidungsſtücke vom Sopha auf das Bett warf, um für ſich eine Ecke frei zu machen, in die er ſich auch ſofort niederließ und die Beine von ſich ſtreckte.

„Jedenfalls muß ich um Verzeihung bitten,“ ſagte Schmetting, indem er einige Jagdgeräthſchaften aus der andern Sophaecke entfernte, um dort einen Platz für Roſenthal zu gewinnen, „daß ich einem ſo hochverehrten Herrn, auf deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich mich ſchon ſo lange gefreut, kein behaglicheres Zimmer anzuweiſen vermag. Wir ſind eben Nomaden, zigeunerhafte Weſen und ich bin mit einer übrigens ganz charmanten und braven Frau geſtraft, die nun einmal nirgend Ruhe hat und die es umhertreibt wie den ewigen Juden. —

Nimm Dir eine Lehre daran, junger Menſch," wandte er ſich an den Grafen, „und was Sie anbelangt, Herr von Roſenthal, ſo weiß ich in der That nicht, ob Sie verheirathet ſind, denke aber, Sie ſind es nicht."

„Nein, ich bin es noch nicht."

„Ah, Verehrteſter, dieß ‚noch nicht' gibt mir zu denken!" rief Baron Schmetting vergnügt, indem er ſich rittlings auf einen Stuhl ſchwang, der vor dem Sopha ſtand — „ſollte vielleicht — wäre am Ende Ihre Begleitung meiner theuren Schwägerin — Gott ſtraf' mich, ich ſehe darin durchaus keinen Unſinn — und würde —" hier ſtreckte er kordial ſeine Rechte aus —

Doch unterbrach ihn Herr von Roſenthal in einem feinen Lächeln unter leichtem Achſelzucken, indem er ſagte: „Ich würde mir keinenfalls erlauben, auf ſolche in weitem Felde ſtehenden Vermuthungen auch nur durch ein Wort oder nur einen Blick einzugehen, im Gegentheil, ich muß mich auf's Entſchiedenſte gegen dieſe ſonſt für mich ſo ehrenvolle Vorausſetzung verwahren."

Der junge Graf hatte einen böſen, ja verdrießlichen Blick hinübergeworfen und ſagte jetzt den Kopf erhebend: „Das iſt eigentlich gar kein Parfüm, was Du vorhin gerochen haben wollteſt, ſondern das iſt der Duft einer guten Cigarre, den man hat vertreiben wollen, indem man Eau de Cologne herumſpritzte."

„Sieh' mir Einer an," erwiederte der Baron in einem mitleidigen Tone, „jetzt ſoll ich mich da über Etwas belehren laſſen, was ich ſo genau kenne, wie den Parfüm meiner Frauenzimmer — aber ich bitte tauſendmal um Verzeihung!" rief er aufſpringend, „daß ich Ihnen noch keine Cigarren angeboten habe, ſo gut wie man ſie eben aus der Stadt kommen laſſen kann."

„Was mich anbetrifft, ſo danke ich, aber es würde mich ſehr freuen, wenn Sie der Abwechslung wegen eine von meinen Cigarren annehmen wollten."

„Mit Vergnügen."

„Bitte, Erlaucht, wenn es auch Ihnen gefällig iſt."

„Ich danke," gab der Graf Ferrner kurz zur Antwort, „ich rauche nicht gerne beim Reiten und es iſt Zeit, daß ich zu Pferde ſteige, um nach Hauſe zu kommen, jedenfalls wirſt Du auch Geſchäftliches mit dem Herrn haben und da will ich nicht ſtören."

„Wenn Sie mich damit meinen, Herr Graf," bemerkte Roſenthal in einem ſehr kühlen Tone, „ſo kann ich Sie verſichern, daß ich für mich hier durchaus nichts Geſchäftliches zu thun habe, und wenn es Ihnen genehm ſein ſollte, den Grund meiner Anweſenheit zu erfahren —"

„Bitte recht ſehr, ich verlange nicht darnach."

„Welchem Verlangen als ſolchem ich auch ſchwerlich nachgeben würde, ſondern es iſt mir jetzt in

der That genehm, Ihnen zu ſagen, daß ich hierher gekommen bin, um einen meiner langjährigen Freunde, den Herrn Doktor Flinder zu beſuchen, in deſſen Hauſe wir alle Drei," ſetzte er mit einer gefälligen Handbewegung hinzu, „uns gewiſſermaßen in gleicher Eigenſchaft, nämlich als Gäſte befinden."

Er hatte das in durchaus keinem erregten Tone geſagt, auch ohne ſeine Miene beſonders zu verändern, und doch lag etwas in ſeiner Sprechweiſe, vielleicht im Blicke ſeiner Augen, was den Grafen Ferrner wohl veranlaßte, keine eigentliche Erwiederung zu geben, dagegen ein unterdrücktes Gähnen zu markiren, was indeſſen Herr von Roſenthal durchaus nicht zu ſehen ſchien, denn ſeine Mienen zeigten wieder das heiterſte, wohlwollendſte Lächeln, während er mit dem Baron von Schmetting über den Aufenthalt in Morfeld und ſeine italieniſche Reiſe plauderte, die ihn mit allen kleinen, oft ganz unbedeutenden Nebenumſtänden, als: unverſchämten Poſtillons, betrügeriſchen Wirthen, ſchlechten Herbergen, ſchönen Weibergeſtalten, Fuchshetzen in der Campagna bei Rom und Aehnlichem, bei dem der Erzähler mit großer Vorliebe verweilte, ſo augenſcheinlich zu intereſſiren ſchien, und wobei er einen ſo dankbaren Zuhörer abgab, daß Schmetting ganz entzückt von ihm war und es faſt übel nahm, als ſich Herr von Roſenthal nun erhob, um nach Doktor Flinder zu ſehen, ob derſelbe noch nicht zurückgekommen ſei.

„Jedenfalls nicht," sagte der Baron eifrig, blickte aber im nächsten Augenblicke den jungen Grafen wie erstarrt an, da dieser in kaltem, ruhigem Tone sagte: „Du kannst es ja nicht wissen, ob der Doktor nach Hause gekommen ist, wie häufig steigt er am Stalle ab und begibt sich, ohne Jemand zu sprechen, in sein Studirzimmer!"

„Und da das auch heute möglich ist," bemerkte Rosenthal mit freundlicher Miene, „so werden Sie mir wohl gestatten, nach ihm zu sehen."

„Gestatten natürlich — so leid es mir auch thut, daß Sie uns verlassen," sagte Baron Schmetting mit einem hörbaren Anfluge von Verlegenheit, „jedenfalls aber hoffe ich, daß Sie mir das Vergnügen nicht versagen werden, unser einfaches Souper zu theilen — ich bitte herzlich darum, machen Sie mir, meiner Frau und gewiß auch Miß Arabella die Freude."

„Wenn es allein an mir läge, gewiß," gab Herr von Rosenthal, nach der Thüre gehend, zur Antwort, „doch glaube ich kaum, daß mich Doktor Flinder heute Abend losläßt."

Damit war er verschwunden, und dann wandte sich Schmetting rasch auf dem Absatze um, drückte die zusammengelegten Hände auf seinen Leib, warf den Kopf in die Höhe und rief aus: „Na! das muß wahr sein, Deine Liebenswürdigkeit und Höflichkeit macht wahrhaftig einen so angenehmen Eindruck, als wenn man ein Stachelschwein in seinem

für Venedig. Sehr alt, wurde die Giralda ſchon im Jahr 1196 von Al Geber einem tüchtigen mauriſchen Baukünſtler, von dem die Wiſſenſchaft der Algebra herrühren ſoll, der Moſchee angefügt, die bereits an der Stelle der heutigen Kathedrale beſtand und von der noch zwei Seiten der Umfaſſung des daran ſtoßenden Pomeranzenhofs in gut erhaltenem Zuſtande auf uns gekommen ſind. Auf einer Grundfläche von fünfzig Fuß Länge und Breite erhob ſich damals der Thurm in einer Höhe von zweihundertfünfzig Fuß, ganz aus Backſteinen hergeſtellt und innerhalb mit einer in flacher Steigung den vier Seiten folgenden Rampe, die bequem auf die oberſte Plateforme führte; ſonderbarer Weiſe verdickt ſich die äußere Umfaſſungswand nach oben, während der innere maſſive Kern gleiches Maaß behält, ſo daß der ſteigende Weg, der unten ſehr geräumig iſt, höher und höher hinauf ſich merklich verengt. Auf ſeine halbe Höhe im Aeußern faſt glatt und von wenigen Oeffnungen durchbrochen, iſt die obere Hälfte dafür um ſo reicher verziert, jede ſeiner Seiten iſt durch glatte Streifen in drei ſenkrechte Felder abgetheilt, die mit zierlichen Ornamenten ausgefüllt ſind und deren mittleres je eine über einander geſtellte Reihe von Doppelfenſtern mit davor liegenden Balkonen enthält, die dieſe großen röthlichen Flächen aufs Angenehmſte beleben, da keines dieſer Fenſter, obwohl alle als Ajimez behandelt ſind, dem andern gleicht.

Als im Jahr 1240 die Stadt in Folge der Belagerung des heiligen Ferdinand kapitulirte, knüpften die Belagerten, die den Chriſten ihren ſchönen Thurm nicht gönnten, an die Uebergabe die Bedingung, daß derſelbe zuvor abgebrochen werde; aber Alonzo, der Sohn Ferdinand's, drohte, wenn ein Stein daran verrückt werde, alle Bewohner Sevilla's über die Klinge ſpringen zu laſſen.

Ein Aufſatz von drei rieſenhaften über einander geſtellten Kugeln krönte damals die oberſte Terraſſe und ihre Vergoldung glänzte weit hinaus in die Landſchaft, aber ein Erdbeben ſtürzte ſie ſpäter herunter. Wie nun allmählig die Kathedrale, die ſüd-

Bett fände. Was ſoll denn das bedeuten, daß Du hier in meinem Zimmer Jemand abſichtlich beleidigſt, der ſo freundlich iſt, die Schweſter meiner Frau nach dieſem langweiligen Neſte zu begleiten — ah, wenn das kein Unſinn iſt, ſo iſt ein Kameel keine vierfüßige Beſtie!"

„Weißt Du weiter Nichts?" fragte der Andere gelaſſen, indem er eine Cigarre nahm.

„Weiter Nichts — weiter Nichts, als wenn das nicht ſchon ein ganzer Haufe zu viel wäre, hol' mich der Teufel, hätte dieſer Herr von Roſenthal nicht eine Engelsgeduld bewieſen, ſo würden wir eine Hauptſchweinerei gehabt haben, darauf kannſt Du Dich verlaſſen."

„Nun — und dann?"

„Und dann, und dann — ich will Dir was ſagen, wenn Du mit anſtändigen Leuten Händel ſuchſt, ſo thu' das wo Du willſt, aber nicht hier in meinem Zimmer — nein, was zu toll iſt, iſt zu toll — geh' weiter."

„Das bin ich gerade im Begriff zu thun," lachte der Andere, „werde auch wohl nicht wiederkommen, bis die Luft rein iſt, und das kannſt Du mir in zwei Zeilen ſchreiben."

Schmetting murmelte etwas vor ſich hin, was eine Gewährung dieſer Bitte ſein konnte, aber ſeinem Geſichtsausdrucke nach auch die freundſchaftliche Bitte, ſich hängen zu laſſen, wo es ihm beliebe.

„Sei wenigſtens ſo gut und hole mir drinnen meinen Hut und meine Reitpeitſche.“

„Ja, wenn ſie mich hineinlaſſen,“ brummte Schmetting, machte aber den Verſuch, indem er an die Thüre klopfte.

„Was gibt's, Cäſar?“

„Der Graf will nach Hauſe, gib mir ſeinen Hut und ſeine Reitpeitſche.“

„Will er nicht zum Souper bleiben?“

„Nein.“

Dieß rief Schmetting kurz angebunden, worauf ſich der junge Graf lachend der Thüre näherte, ſein Bedauern, nach Hauſe zu müſſen, in freundlichen Worten ausſprach, alsdann die verlangten Gegenſtände dargereicht erhielt, ſowie auch die kleine Hand der Baronin, die er an ſeine Lippen drückte. Dann ſchloß ſich die Thüre wieder und er ſagte zu ſeinem mürriſch hin- und hergehenden Freunde: „Was wärſt Du eigentlich ohne Deine liebenswürdige Frau — nicht wahr, darauf magſt Du mir keine Antwort geben?“

„O doch, ohne meine liebenswürdige Frau würde ich vielleicht nicht das Glück haben, den Herrn Grafen Ferner ſo häufig bei uns zu verehren; wie hoch wir aber dieſes Glück ſchätzen,“ ſetzte er achſelzuckend hinzu, „das muß ich dem Bewußtſein Deines eigenen Werthes überlaſſen.“

„Na, wir wollen die Neckereien ſein laſſen, Du biſt vor allen Dingen ein guter Kerl, den ich

liebe, der aber einen etwas eng umzogenen Horizont hat, nur weil Du so lange abwesend warst," setzte er begütigend hinzu, „denn sonst würdest Du mir es nicht übel nehmen, daß ich Deinen angestaunten Rosenthal etwas kühl behandelte, wirst das schon selbst einsehen und mir danken, daß ich Dich gewarnt, sage das auch Deiner Frau und Deiner Schwägerin Arabella. Adieu, Schmetting!"

„Adieu," brummte der Andere, ohne die dargebotene Hand zu nehmen.

Nachdem Rosenthal das Zimmer vorhin verlassen, war er nach der Küche gegangen, hatte nach dem Doktor gefragt und sich, da er noch nicht zurückgekommen war, in das ihm wohlbekannte Zimmer führen lassen, wo er beim hellen Schein einer Lampe langsam hin und her schritt, die Wände in dem behaglichen Raume betrachtend. Hier hatte sich gar nichts verändert, in den Regalen standen die Bücher wie früher, auf dem Tisch und den Stühlen lagen andere, als hätten sie gerade schon so gelegen an jenem Tage, als Rosenthal, beinahe genesen, von seinem Freunde Abschied nahm.

Ja, Nichts hatte sich hier verändert, und dabei traf ihn ziemlich schwer das Bewußtsein, daß dagegen in und mit ihm so Vieles anders geworden sei. Häufig schon und jetzt wieder in diesem Augenblicke mehr als je ertappte er sich auf einem Gefühle mehr geistiger als körperlicher Müdigkeit.

Allerdings hatte er sich vorhin geärgert über das unartige Benehmen jenes jungen Menschen, obgleich dessen Rücksichtslosigkeit und flaches Wesen ebenso bekannt war, als daß er eine völlige Null, ohne den Glanz des erlauchten Namens, den er trug, dabei aber mußte er sich gestehen, daß ein solcher Name jetzt stark in's Gewicht falle, und schon sah er im Geiste Schmetting diesem Ferner, Reckenstein jenen Anderen angereiht, und dadurch eine Macht entstehen, die seine gutgemeinten Bestrebungen hemmen und niederdrücken mußte.

Weßhalb fühlte er das jetzt stärker als gestern noch, wo er sich mitten in dem Getreibe befand, war es der Ort, welcher mit seinen Erinnerungen trübe auf ihn einwirkte? — Ja, es mußte so sein, hatte er sich doch eines eigenthümlich ernsten Gefühls nicht erwehren können, als er hinter Perlenbach jenen kleinen See in der gleichen Abendbeleuchtung wiedergesehen; hatte sich jenes Gefühl nicht zum Unheimlichen gesteigert, als er jene Gestalt zu sehen geglaubt, die ihn eben so sehr an eine der glücklichsten wie auch an eine der traurigsten Epochen seines Lebens erinnerte? War sie ihm erschienen als ein Gespenst seiner eigenen Liebe, jetzt, wo er nach jahrelangen gleichgültigen Tändeleien zum ersten Male wieder und wie durch Zauber von einem unaussprechlich süßen Gefühl erfüllt war? — War sie ihm verzeihend erschienen oder als eine Warnerin, war er auf dem Pfade

aufwärts zum Glück oder abwärts zum Schluß einer Periode, wo ihn auch der aufleuchtende Mondschein nicht mehr zu neuem glücklichen Leben erweckte?

Er blieb mit verschränkten Armen an dem Fenster stehen und blickte in die dunkle Nacht hinaus — kam noch ein solcher Mond für ihn wie damals, als er sterbend am Ufer jenes Sees lag, und glaubte er wirklich an die Zauberkraft des nächtlichen Gestirns?

Ja, er glaubte daran, wie soeben jetzt wieder, aber nur einen Moment, um dann, nachdem er langsam mit der Hand über Stirn und Gesicht herabgefahren war, verwundernd um sich zu schauen, daß er hier an einem Orte sei, zu dem es ihn allerdings stets hinzog, vor dem er aber auch wieder eine unbegreifliche Scheu hatte. War doch vielleicht etwas Wahres daran, wie er neulich bei Ferrners lachend gesagt, „daß er einen unsichtbaren Faden am Fuße hätte, der ihn langsam, aber mächtig hieher zöge, und ihn vielleicht hier festhalten würde?“

„Pah, Unsinn,“ lachte er gleich darauf, indem er seinen Spaziergang durch das Zimmer wieder aufnahm, „wie kann man so lächerlich auf sich einwirken lassen, war es doch eine natürliche Ursache, die mich hieher zog, und werde ich doch morgen Abend zu Hause über diese Visionen lachen!“

Doch fühlte er immerhin eine freudige Erleich-

terung, als ſich nun draußen auf dem Gange feſte Schritte vernehmen ließen und ſich gleich darauf raſch die Thüre öffnete und Doktor Flinder mit einem Ausrufe freudigen Erſtaunens auf der Schwelle erſchien, heiter ausrufend: „Ei, Herr von Roſenthal, ſind Sie es ſelber oder iſt es Ihr Geiſt, der ſich hier an dieſem ſtillen Orte zu einer neuen Lebensperiode rüſten will?“

„Dießmal bin ich es ſelber, theurer Freund, und könnte ja jener andere von Ihnen angedeutete Beſuchszweck auch nur bei vollem Mondenſchein ſtattfinden.“

„Richtig, richtig, aber ſo bitte ich denn auch, daß Sie ſich häuslich und körperlich niederlaſſen, hier in die Ihnen wohlbekannte Sophaecke — ſo, nun nochmals herzlich willkommen, und ſagen Sie, was treibt Sie hieher?“

„Ich habe Ihnen einen Beſuch gebracht, Miß Arabella Stanley, die Schweſter Ihrer Hausgenoſſin.“

„Ah, zur Verſöhnung — wie mich das freut, es wurde mir nachgerade unbehaglich, den Schmerz der armen kleinen Frau hier in ihrer Verbannung mit anzuſehen.“

„Ja, man verſöhnt ſich, man reicht ſich die Hände, man will fortan in Familie glücklich zuſammenleben.“

„Und Sie, Verehrteſter?“ fragte der Arzt mit einem ſchlauen Lächeln, „ſteht auch Ihre Zukunft damit in Zuſammenhang?“

„Nicht im Geringsten, ich bot mich nur Seiner Majestät als Vermittler an, der König wünscht junge frische Kräfte an seinen Hof zu ziehen — wir werden alt, mein Lieber."

„Nun ja, man weiß, was man von Ihren Worten zu halten hat, immerhin macht es mich glücklich, daß Sie, wie ich auch schon von anderen Seiten hörte, keine Ursache mehr haben, an Ihre große indische Reise zu denken — aber da plaudere ich und frage nicht einmal nach Ihren Wünschen oder Bedürfnissen — wo sind Sie abgestiegen, Sie haben doch noch nicht soupirt oder womit kann ich Ihnen sonst dienen — trinken wir ein Glas zum Willkommen?"

„Nun ja, ich nehme so Etwas an, ich fühle mich ein wenig abgespannt. Wohnung haben wir im Gasthofe genommen, doch wenn Sie mich behalten wollen, so theile ich Ihre ländliche Abendsuppe. Platz zum Nachtquartier hätten Sie doch nicht für mich gehabt."

„Allerdings, das hätte ich nicht gehabt," entgegnete der Arzt, plötzlich auf unbegreifliche Art sehr ernst werdend, „wo könnte ich es auch wagen, Sie anders unterzubringen, als in Ihrem ehemaligen Zimmer, das nun, wie Sie wissen, von der jungen Frau mit ihrem Manne besetzt ist — daneben, wo damals — nun ja, wo damals..." fuhr er mit einiger Verlegenheit fort — — „diese Hinterstube ist von der Kammerfrau der Baronin be-

ſetzt — von der Kammerfrau, ja, ja, und dann iſt noch ein Kurier da, eine Kammerjungfer und Bediente — die Leute führen einen furchtbaren Train, die Leute müſſen enorm reich ſein.“

„Enorm, wie man ſagt,“ erwiederte Roſenthal, „doch wozu dergleichen Entſchuldigungen unter uns, ich bin drüben im Gaſthof für die eine Nacht ganz gut aufgehoben und möchte auch bei Ihnen, Theuerſter, nirgend wo anders ſchlafen als in meinem ehemaligen Zimmer — — vielleicht ſpäter, und dann wohl auf längere Zeit,“ ſetzte er gedankenvoll hinzu.

„Abgemacht, alſo meine Suppe theilen Sie ſpäter mit mir, und jetzt nehmen Sie einen Tropfen Wein an.“

„Mit Waſſer, ja — Sie wiſſen, lieber Freund, für ein ſo ungeheuer langes Leben wie das meinige iſt Mäßigkeit die Hauptbedingung, doch werde ich mir dazu eine Cigarre erlauben.“

Er ſagte das, indem er aufſtand, um nach ſeinem Paletot zu gehen, während der Arzt vor die Thüre ging, um nach Jemand zu rufen, der das Gewünſchte bringe.

Roſenthal hatte ſich ſeine Cigarre angezündet und ſprach nun am Fenſter ſtehend: „Als ich heute gegen Abend drüben bei dem kleinen See vorüberfuhr, hatte ich eine eigenthümliche Viſion; denken Sie, wie aus Nebeln und leuchtender Abendſonne gewebt, erſchien mir im Schatten eines Baumes das Bild der armen Ellen — nur einen Augen-

blick, dann war es wieder verſchwunden — aber ich ſah es ſehr deutlich."

„Eigenthümlich," erwiederte der Doktor Flinder, trat raſch gegen die Thüre, wo man Jemand kommen hörte, und öffnete dann, um einen jungen Mann eintreten zu laſſen, der auf einer Tablette eine Flaſche Wein und ein paar Gläſer trug, womit er ſich dem Tiſche näherte, gerade in dem Augenblicke, als Herr von Roſenthal, vom Fenſter kommend, gleichfalls in den Lichtkreis der Lampe trat.

Wenn dieſer auch, wie meiſtens, ſehr bleich ausſah, und heute noch ausnahmsweiſe ernſt und düſter erſchien, ſo war dieß doch nicht in dem Grade, um ſo ſichtlich vor ihm zu erſchrecken, wie es bei dem jungen Manne der Fall war, deſſen Augen plötzlich weit offen auf Roſenthal ſtarrten und deſſen Hände ſo bebten, daß die Gläſer auf dem Präſentirbrett klirrten.

Auch der Arzt mußte dieß bemerken, und indem er ihm half die Flaſche niederſetzen, ſagte er in aufmunterndem Tone: „Was iſt denn das, Joſeph, das Sie erſchrecken läßt, Sie ſtarren ja gerade, als ſähen Sie ein Geſpenſt!"

„O, Herr Doktor, das thu' ich allerdings, ſehe auch wirklich ein Geſpenſt vor mir — o ein furchtbares Geſpenſt, den König der Vampyre — — hier mein Gefangener ſagt es auch," fuhr er ſtöhnend fort, indem er ſich auf den Leib klopfte — „er fühlt das und möchte gerne hinaus."

„Nun, so lassen Sie ihn in Gottes Namen hinaus," rief der Arzt ungeduldig, „aber nicht hier im Zimmer, wenn ich bitten darf, suchen Sie ihn draußen in der Nacht los zu werden."

„Gewiß, gewiß, ich wäre sehr glücklich darüber."

Der junge Mann bewegte sich rückwärts gegen die Thüre, Rosenthal fest im Auge behaltend, als fürchte er sich, diese dunklen Augen, die ihn forschend anblickten, in seinem Rücken zu wissen.

„Ich weiß nicht," sagte Herr von Rosenthal mit großer Ruhe, nachdem der Davoneilende die Thüre mit einem Rucke hinter sich zugezogen, „dieses Gesicht muß ich früher irgendwo gesehen haben. — Wo war das doch? Richtig, kurz vor jener Zeit, ehe ich zu Ihnen kam — — ah, ich freue mich doch," fuhr er fort, nachdem er mit der Hand über seine Stirn herabgefahren, „daß mein Gedächtniß stellenweise noch so vortrefflich aushält, Gesichter vergess' ich nicht leicht und weiß sie zu placiren, — mit Namen ist das schon anders, — — was den jungen Mann anbelangt, so sah ich ihn in einer höchst komischen Situation, nämlich gerade, als er, ein schlichter Tapeziergeselle, im Begriffe war, Fräulein Seraphine Mirbel eine Liebeserklärung zu machen — Teufel! wie kommt der da drauf, mich für den König der Vampyre zu halten!" fuhr er lachend fort, indem er sich mit fester Hand ein Glas Wein eingoß; „vielleicht dachte er

weſtlich an den Thurm angebaut wurde, ihrer Vollendung entgegen ging, war der Thurm nicht mehr prächtig genug und ſollte durch Ausführung des wegen ſeiner Kühnheit vielfach angefochtenen Planes im Jahr 1568 von Hernan Ruiz die Giralda um hundert Fuß erhöht werden. Ruiz, derſelbe, der die chriſtliche Kirche mitten in die Moſchee von Cordova ſetzte, ordnete auf der alten Plateforme eine ringsum laufende Gallerie von fünf Oeffnungen auf jeder Seite an, deren mittlere je eine hohe Arkade bildete, hängte in den Zwiſchenweiten die Glocken auf, erhöhte den innern viereckigen Kern des Thurms weit über die Gallerie hinaus und ſetzte darüber eine runde Laterne, zu oberſt gekrönt von der Giraldilla, einer drehbaren vergoldeten Bronzefigur, die den Glauben darſtellt und dem ganzen Thurm den Namen gab. Dieſer neue Aufbau, trotzdem, daß keine dem alten Bau entſprechenden arabiſchen Formen dabei angewendet wurden, hat eine ſolch glückliche Proportion, iſt ſo elegant durchbrochen und mit dem alten arabiſchen Bau vermählt, daß hier Ruiz ein Meiſterſtück gemacht hat, durch das man gern ſich über den Verdruß in der Moſchee von Cordova etwas gelinder ſtimmen läßt.

Die Ausſicht von der Giralda oben iſt bezaubernd, zu den Füßen die immenſe Metropolitane, deren zahlloſe Pfeiler, Fialen, Steinpyramiden und frei durch die Luft ſich ſchwingenden Strebebogen ſich zu dem intereſſanteſten Ganzen gruppiren, nördlich davon der lange Pomeranzenhof, welcher jenſeits von der mit der Kathedrale verbundenen Kirche del Sagrario, dieſſeits durch die Columbiniſche Bibliothek und an der langen Seite durch die hohe mit Strebepfeilern und ſtaffelförmigen Zinnen beſetzte Mauer geſchloſſen iſt, in deren Mitte das reiche Portal del Perdon ſich gegen die Straßen der Stadt öffnet; eine Gebäudemaſſe, in der alle Stylarten des Mittelalters vertreten ſind, arabiſch, gothiſch und die Zeit der Wiedergeburt.

Aber auch in etwas größerem Umfange finden wir eine analoge kunſtgeſchichtliche Scala; unweit der Kathedrale ſehen wir in die Höfe des mauriſchen Alcazar hinunter und die Mitte

damals, ich sei in einer eifersüchtigen Regung erschienen, gleichfalls dürstend nach dem Blute jener ältlichen Jungfrau — jedenfalls scheine ich mich aber seit jener Zeit durchaus nicht verändert zu haben; wer ist jener junge Mensch? Hat mein Gedächtniß Recht?"

„Ohne Zweifel," erwiederte der Arzt, „denn aus seiner Vergangenheit erfuhr ich zufällig die gleiche Geschichte, und daß jener, damals für ihn so furchtbare Augenblick mit daran schuld war, seinen schon erschütterten Geist vollends zu verwirren. Er ist schon seit Jahren bei mir, wird von milder Hand unterstützt, und ich glaube, daß ich alle Hoffnung habe, ihn wieder ganz zurecht zu bringen."

Rosenthal trank ein Glas Wein mit Wasser und sagte dann: „Nach dem, was ich gehört, möchte ich mir darüber einen Zweifel erlauben."

„O nicht doch, es sind nur die letzten Schatten seiner Krankheit," versetzte der Arzt zerstreut, da er, während er sprach, nur auf das Geräusch leichter Schritte gehorcht hatte, die sich draußen im Gange vernehmen ließen und wobei er sich halb vom Sitze erhoben hatte, wie um sogleich nach der Thüre eilen zu können.

„Wenn ich Sie stören sollte, lieber Doktor," sagte Rosenthal, dem nichts entging, „so bitte ich Sie, durchaus nicht auf mich Rücksicht zu nehmen, vielleicht erwarten Sie zu dieser Stunde einen Patienten oder gar eine Patientin."

„Nein, nein, nichts dergleichen, ich will Ihnen das aufrichtig ſagen, ich dachte, man wäre vielleicht gekommen, mich zur Baronin zu rufen, was zuweilen auch in außergewöhnlichen Stunden vorkommt. Dieſe vornehmen Weiber haben ſeltſame Launen."

„Das weiß der Himmel!"

„Nun aufrichtig geſprochen bin ich gerade nicht böſe darüber, wenn dieſer Beſuch mein Haus verläßt. Sie iſt eine charmante kleine Frau, hat allerdings auch ihre Schwächen, doch kommen die mehr auf Rechnung ihres Gemahls, der ein etwas rüder Patron iſt. Nehmen Sie vielleicht die ganze Geſchichte mit ſich nach der Reſidenz?"

„Nein, ich denke morgen früh allein abzureiſen, da mein Zweck erfüllt iſt, die junge Dame hieher zu begleiten, und Ihnen, theurer Freund, die Hand zu drücken."

„Was mich recht innig gefreut hat, doch vermuthete ich, als ich Sie ſah, einen anderen Grund."

„Und welchen?"

„Ich hielt Sie gewiſſermaßen für einen Quartiermacher des allerhöchſten Hofes, der mir im Vorbeigehen guten Tag ſagt. Ich war heute drüben auf dem Schloſſe des Grafen Ferrner, traf da zu meinem Erſtaunen das Faktotum des Hauſes, den alten Fackler, mit wichtigen Vorbereitungen beſchäftigt."

„Ah ſo!"

„Obgleich feſt gehüllt in ſeine bekannte Schweigſamkeit, hatte er doch ſo viele Freundſchaft für mich, um errathen zu laſſen, daß es ſich um einen ſehr hohen Beſuch handle.“

„So iſt's, der König wird dort jagen.“

„Und dabei habe ich das Vergnügen, Sie zuweilen bei mir zu ſehen.“

„Wenn ich überhaupt mitbefohlen werde — wer kann das wiſſen, die Zeiten haben ſich geändert, der Wind hat ſich gedreht, ich ſehe an Waſſerwirbeln und Blaſen, daß die Strömung eine andere Richtung nehmen will, und was mich anbelangt, ſo habe ich nicht Luſt, dieſem neuen Wechſel zu folgen, ich bin müde, müde, müde.“

Er hatte die Augen mit der Hand bedeckt, als er die letzten drei Worte in einem gegen ſeine ſonſtige Redeweiſe faſt matten Tone ſprach, doch war er nie mehr zu ſprudelnden Bemerkungen aufgelegt, als nach ſolchen Zeichen geiſtiger Ermüdung, ſo auch jetzt, denn er ſchlug eine laute Lache auf, worauf er ſagte: „Wahrhaftig, man kann müde und ſchwindelig werden, wenn man, ſelbſt feſtſtehend, all' dieſes Drehen, Wenden und Bücken um ſich her ſieht.“

Sie ſchweben auf, ſchweben ab, neigen ſich, beugen ſich, — eine Hexenzunft! —

„Es iſt in der That, verehrter Doktor, wundervoll, wenn man bei Hofe ein Auge für ſo Etwas hat, und zugleich das Glück, im Geruche der Ungnade ſtehend,

Bayerische Staats-Bibliothek

dieſe langſamen und raſchen Abſchwingungen wahrnimmt, wie ſich all' die Wetterfahnen mit ihren Blechköpfen ſcharf zur Seite drehen, um nur keine Ahnung aufkommen zu laſſen, daß man weniger gelenkig ſei als der Nachbar, um der gewünſchten oder geradezu anbefohlenen Richtung zu folgen; wie ſie ſich vorbeiſchleichen mit abgewandtem Kopf und ſcheuem Blick, um Dich nicht grüßen zu müſſen, es könnte das ja geſehen und übel vermerkt werden; wie ſie im Salon auf Nadeln ſtehen, wenn Du Dich näherſt; wie ſie in Todesangſt jeden, auch den dümmſten Vorwand ergreifen, um Dich nicht ſehen und ſprechen zu müſſen — dieſe miſerablen Nullen, von denen ja die Meiſten nie etwas Anderes werden, als wenn ihnen erlaubt iſt, einer wirklichen Ziffer zu folgen, und ich war für Manche die Ziffer, durch welche ſie zur eigentlichen Geltung kamen — und jetzt rebellirt die Null und will beſſer ſein; doch würde es mich gerade nicht verdrießen, wenn das nur mir geſchähe, dem immer etwas Zweideutigen, dem abenteuerlichen Roſenthal, aber ich habe Schickſalsgenoſſen unter den zweifelloſeſten edelſten Charakteren, Männer mit leider nicht ſo viel Gleichgültigkeit und gutem Humor, arme Märtyrer, die unglücklich geworden ſind, weil ſie von einer Klettenberg nicht mehr gegrüßt werden, weil ein Stoltenhoff es wagt, ſie über die Achſel anzuſehen und weil ein kleines, unbedeutendes Prinzlein nicht mehr die Gnade hat, ſie zu einem mageren Diner oder langweiligen Rout

einzuladen. — Wäre ich nur ein Poet, ein Schriftsteller oder dergleichen," fuhr er fort, indem er mit übereinandergeschlagenen Armen vor dem Arzte stehen blieb, „so würde ich eine Fantasie schreiben ‚Das Reich der Nullen', vielleicht ein Ballet, was äußerst wirksam wäre, wenn die armen Nullen im Chor tanzen, oder ihren Gänsemarsch hinter der gewaltigen Ziffer um Alles in der Welt nicht aufgeben mögen, da sie genau wissen, daß sie ein Nichtsmehr sind, sowie sie ihre Stellung verlassen, eine gewesene, schön schillernde Seifenblase — — ah, ich sehe das Gewimmel in meinen Träumereien häufig vor mir, muß mich aber in Acht nehmen, mich zu sehr mit ihm zu beschäftigen," setzte er mit einem starren düsteren Blick hinzu, „denn es erregt meine Phantasie und reizt meine Nerven, es ist ein lustiges, übermüthiges Gesindel, irrlichterhaft und seifenblasenartig, das hinüber und herüber streicht, auf und ab, die Kreuz und Quer, steigt und flutet, aufwärts strebt und quirlt, ein gewaltig steigender Strom, der uns das Gehirn einzunehmen droht und den Verstand zu ersäufen, a—a—a—ah!"

Er machte bei den letzten Worten, die wie ein klagender Ausruf klangen, eine so eigenthümlich hastige Bewegung mit beiden Händen an seiner Stirne und seinen Augen vorüber, daß der Doktor erstaunt aufblickte und sein Lachen etwas erkünstelt klang, indem er sagte: „Ja, Ihre Phantasie, mein lieber Freund, wäre allerdings regbar genug, um

eine derartige Fantaſie oder ein tolles Zauberballet zu komponiren; da wir das aber, Gott ſei Dank, nicht nöthig haben, ſo wollen wir uns nicht damit beſchäftigen, lieber unſere Nerven zu beſänftigen ſuchen, die in der That etwas aufgeregt ſind."

„Das ſind ſie — in der That, das ſind ſie, mein guter Freund und vortrefflicher Arzt," erwiederte Roſenthal in dumpfem Tone mit einem eigenthümlichen Lächeln, „kein Wunder auch, die erregenden Vorgänge der letzten Zeit, allerlei Unterhandlungen, die ich geführt, auch mit dieſer Miſtreß Stanley, die mich gar nichts angeht — und dann hat es mich auch tief erſchüttert, daß ich Ellen — die arme Ellen — wieder geſehen."

„Wo das?" fragte der Arzt mit ſo augenſcheinlich erſchrockenem Geſichtsausdruck, daß der Andere erſtaunt entgegnete: „Allerdings nur als eine Viſion, wie ich Ihnen ja ſchon geſagt, als ein ſchattenhaftes Weſen, aber warum ſehen Sie mich deßhalb mit einer ſo ſeltſam überraſchten Miene an, halten Sie es für eine ſchlimme Vorbedeutung, daß ich Ellen zu ſehen geglaubt, oder für ein Unglück, wenn dieß in Wirklichkeit geſchähe? — die arme Ellen — dieß edle Herz, es wäre, glaub' ich, beſſer, wenn ich ſie nie von mir gelaſſen hätte."

Er ſagte das in einem leiſen, wehmüthigen Ton und ließ ſich zu gleicher Zeit wie ermüdet in die Sophaecke niedergleiten, worauf er die Hand des Arztes drückte und kopfſchüttelnd fortfuhr: „Es

war Manches nicht recht, was ich damals gethan, und ich habe ſchon bittere Reue darüber empfunden, daß ich ſie nicht gewaltſam von ihrem Unglücke zurückhielt."

„Von welchem Unglück?"

„Nun, von ihrer Heirath mit jenem Manne; o, er hat ſie nie geliebt, wie es jenes ſeltene Herz verdiente, es war bei ihm nur ein Rauſch der Eitelkeit, jenes ſchöne und, wie er dachte, vornehme Weib zu gewinnen, die ihm zuliebe einen halb verbrecheriſchen Schritt, wie er glaubte, gethan, die vielleicht ein Familienverhältniß riskirte, um ihm, dem berühmten Maler, ihre volle Liebe zu Füßen zu legen."

„Und hatte er ihr dieſe Liebe wirklich ſo ſchlecht vergolten, iſt er nicht und vielleicht mit blutendem Herzen geſellſchaftlichen Verhältniſſen gewichen, die es ihm als einem ſchwachen Charakter unmöglich machten, ſeine Frau zu der gehofften Lebensſtellung zu erheben und dort zu halten?"

„Gott ſegne Ihre Unſchuld, mein guter Landarzt, und möge Ihnen der Himmel Ihren Glauben erhalten, meinetwegen ſelbſt einem Manne gegenüber wie dieſer Weßner — nein, mein Freund, ich weiß das beſſer, jene falſche Poſition war nur der Vorwand, um ein Verhältniß zu löſen, das ihm wie Blei an den aufſtrebenden Schwingen hing, Herr Weßner will eben Carrière machen und befindet ſich dabei gegenwärtig in einem artigen Wettlaufe mit

seinem ehrenwerthen Freunde, dem Baron von Reckenstein, der ihm aber jetzt schon um verschiedene Körperlängen voraus ist und auch Sieger bleiben wird."

Doktor Flinder schüttelte mit dem Kopfe, da er den Sinn dieser Worte nicht verstand, und fragte dann mit beklommener Stimme: „So glauben Sie, daß er Ellen nicht mehr liebt?"

„Ich glaube das nicht nur, sondern ich weiß es genau, der Rausch verflog und es blieb ihm nur eine nüchterne, unangenehme Stimmung und eine Sehnsucht nach Besserem."

„Nach Besserem?" rief der Arzt in vorwurfsvollem Tone.

„Was er auch gefunden zu haben glaubt in der Person eines jungen, schönen und heißblütigen Mädchens, die, mit einer guten Portion Leichtsinn versehen, nur noch unschlüssig ist, ob sie ihn oder einen andern bedeutenderen Bewerber wählen soll, wenn — sie ihre Liebe nicht schon zwischen Beiden redlich getheilt hat."

Doktor Flinder schaute besorgt um sich her, als hege er Befürchtungen vor seinen eigenen vier Wänden, welche diese sehr laut gesprochenen Worte Rosenthal's jedenfalls mit angehört hatten. „Das wäre ja entsetzlich," sagte er, „wie sollte die arme Ellen einen solchen zweiten Schlag überwinden, nachdem sie dem ersten, minder heftigen fast erlegen — bei ihrer festen Ueberzeugung, daß es nur das Gefühl einer kompromittirenden Lebensstellung sei,

was ihn mit blutendem Herzen von ihrer Seite gerissen."

„Sie wird es überwinden müssen oder untergehen," murmelte Rosenthal dumpf vor sich hin, — — — „das Alles ging auch vorhin durch meine Seele, als meine lebhafte Phantasie mir ihr Bild vorspiegelte — — — gern sähe ich sie einmal wieder, um sie zu trösten, um ihr zu rathen, um mir ihren Rath zu erbitten, ja ihren Rath in einer delikaten und für mich sehr wichtigen Angelegenheit — — ich wüßte Niemand, der mir besser rathen könnte wie Ellen," setzte er träumerisch hinzu.

„Also auch ich nicht?" fragte der Arzt.

„Sie am allerwenigsten," lachte Rosenthal, „denn es betrifft Etwas, in dem Sie unwissend sind wie ein Kind, es betrifft die Liebe."

„Nun, wer weiß," entgegnete Doktor Flinder kopfnickend, „ob ich davon nicht richtigere, wenn auch vielleicht nicht so tiefe Kenntnisse habe wie Sie, ich hatte lange genug gewartet, bis ich mich in dieß Studium vertiefte, und wenn ich auch keine Resultate aufzuweisen vermag, so ist doch jene Zeit," sagte er mit einem leichten Seufzer, „nicht spurlos an mir vorübergegangen."

„So haben Sie erst in späteren Jahren zu lieben angefangen — wie auch ich, und hat auch Sie diese Liebe mächtig ergriffen, vielleicht weil sie nicht nach und nach Ihr Herz einnahm, sondern

mit einem Male reich aufgeblüht vor Ihnen ſtand, Sie mit einem überwältigenden Gefühl umſtrickend — — ja, ſo iſt es mir ergangen," fuhr er, ſich raſch erhebend, fort, „es hat mich eingenommen und umſtrickt wie mit tauſend feſten Ranken, es hat mir die Seele zuſammengeſchnürt, es hat ſich mir wie eine weiße, blendende, thaufriſche Roſe an's Herz gedrückt, es betäubt mich mit ihrem wunderbaren Duſte und ich werde unendlich glücklich ſein oder — untergehen."

Der Arzt hatte ihm kopfſchüttelnd nachgeblickt, wie er mit haſtigen Schritten, ſein Haar heftig aus der Stirn ſtreichend, das Zimmer durchmaß, die leuchtenden Augen erhoben, ein Lächeln auf den Lippen, erregt und bewegt, durchaus nicht mehr der ruhig beſonnene, Alles nicht nur kalt berechnende, ſondern auch kalt genießende Roſenthal.

„Freund," ſagte der Doktor nach einer Pauſe zu ihm, „ich muß Sie wahrhaftig hierher in die Kur nehmen unter mein ruhiges, friedliches Dach, fern von Aufregungen der Stadt und dem noch aufregenderen Leben bei Hofe, wir müſſen auf Ihre Nerven einzuwirken ſuchen."

„Pah, wenn Sie dafür ein Mittel hätten," rief Roſenthal, plötzlich ſtehen bleibend, „Sie würden bald ein reicher Mann ſein; ich ſelbſt weiß wohl eines, was ich zuweilen anwende und das mir ſchon vortreffliche Dienſte geleiſtet."

„Darauf wäre ich begierig."

zwiſchen ihm und uns nimmt die Lonja ein, eines der hervorragendſten Bauwerke der Renaiſſanceperiode, und iſt dieß in der That eine Nachbarſchaft, die in der Welt ſchwerlich zum zweitenmal zu finden ſein wird. Weiter ſchweift das Auge über die Häuſermaſſen der Stadt, aus denen die prächtigen Baumgruppen der Paſeo auftauchen, über die weitgeöffnete Rundung des Stierplatzes hinweg nach dem glänzenden Lauf des Guadalquivir und ſeiner ſtolzen Brücke, über das ferne Triana in die weite unendliche Landſchaft hinaus.

Die Kathedrale Sevilla's, wohl die größte Spaniens, iſt zugleich auch die prächtigſte, nicht ſo reich wie die von Toledo, aber edel und würdevoll im Innern und Aeußern; fünf- oder wenn man die beiderſeitigen Kapellen dazu rechnet, ſiebenſchiffig, hat ſie nahezu eine Länge von vierhundert Fußen. Die alte Moſchee, an deren Stelle ſie ſteht, diente noch von 1240, der Zeit der Eroberung an, als chriſtliche Hauptkirche bis 1401, wo der Beſchluß gefaßt wurde, nach Abbruch der Moſchee einen chriſtlichen Tempel zu erbauen, der nicht ſeines Gleichen habe, ganz ähnlich wie bei Santa Maria dei Fiori zu Florenz. Der Eifer war ſo groß, daß ſogar die Prälaten und Herren des Kapitels einen Theil ihrer Einkünfte dem Bau zuwieſen. Neun Architekten folgten ſich in der Leitung des an hundert und ſechs Jahre dauernden Baues, und ſchön iſt es, daß der urſprüngliche Gedanke in der Hauptſache ſo unverrückt feſtgehalten wurde. Die Weſtſeite des Aeußern mit drei großen Portalen iſt in den Einzelformen ſo rein und ſchön, wie die beſte Kirche der guten Periode am Rhein, das Innere ſchlank und majeſtätiſch und die gemalten Fenſter von außerordentlichem Verdienſt der Zeichnung, und einer Gluth der Farben, wie die ſchönſten in Cöln. Mit dem Dom waren die Sevillaner nicht ſo glücklich, als die Florentiner. Nachdem ihn Alfonſo Rodriguez und Gonzalo Rojas in einer ſchwindelnden Höhe über der Kreuzung des Lang- und Querſchiffs vollendet hatten, fingen die Pfeiler, die ihn trugen, an zu weichen und er ſtürzte zuſammen; erſt ſpäter wurde er in der

„Es ist nicht meine Erfindung, schon der bekannte österreichische General von Tettenborn empfiehlt es, und ist höchst einfach für Den, der es sich zu verschaffen vermag: man fülle eine große und tiefe Schüssel mit womöglich neuen Goldstücken, stecke die Hände hinein und wühle sanft in dem Golde herum — ah, es ist das von wunderbarer Wirkung, ich habe es häufig selbst erprobt."

„Aber das Gold muß Eigenthum Desjenigen sein, der es auf diese Weise benutzt?"

„Natürlich."

„Alsdann begreife ich wohl, daß das Herumwühlen auf manche Nerven beruhigend wirken kann," sagte der Arzt lachend, und da auch Rosenthal herzlich mitlachte, so hatte schon die Erwähnung des unfehlbaren Mittels seine augenblickliche Erregtheit wohlthuend gemildert.

Dann speiste er mit dem Arzte sehr einfach und sehr beruhigend zu Nacht, und erst als sie sich ziemlich spät getrennt hatten, ging Rosenthal allein nach seinem Gasthofe. Da Miß Arabella es vorgezogen hatte, bei ihrer Schwester zu bleiben, fühlte sich der Doktor von einer schweren Last erleichtert; wie leicht hätte Jener Ellen begegnen können und vielleicht willenlos den Schleier zerreißen, in welchen ihre Anwesenheit zu verhüllen sie für so nothwendig hielt.

Sechzehnte Randverzierung.

Ranken in unbestimmter Form die Zukunft verschleiernd.

Es war eigenthümlich, mit welcher Ausdauer und Behaglichkeit der Freiherr von Reckenstein auf seinen Lorbeeren ausruhte, die ihm üppig erwuchsen in Folge seiner meisterhaften Arbeit jenes Porträts der Miß Arabella Stanley. Er hatte aber auch das größtmöglichste Kapital daraus zu schlagen gewußt, hatte das Bild zuerst im Atelier einen gewählten Kreis vornehmer Bekannter sehen lassen, denen der Arbeitsraum mit seinem Farbengeruch, den Kohlenzeichnungen und den bunten Schmierereien an den Wänden schon an sich höchst interessant war, welche die wackeligen, hochlehnigen Stühle, die alten Waffen, leuchtenden Damastfetzen mit ungemeiner Bewunderung betrachteten. Auch hatte er sich ein paar interessante Skizzen von Weßner, von Melber, ja selbst von Angelika leihweise zu verschaffen gewußt, dieselben mit einer affektirten Gleichgültigkeit bei sich aufgestellt, vielleicht auf dem Fußboden an der Wand lehnend, oder zufällig halb verhüllt durch ein Stück des Fenstervorhangs

— kleine Arbeiten zur Erholung, wie er achſelzuckend ſagte, und es dann durchaus nicht begreifen zu können ſchien, wie ſelbſt Kenner entzückt von dieſen kleinen, ſo gar nicht geachteten Arbeiten waren.

Dann hatte er das wirklich ſchöne Bild ausgeſtellt, und wenn auch manche Kunſtgenoſſen kopfſchüttelnd davor ſtanden, an dem Geſichte mit ſeiner ſprechenden Aehnlichkeit den markigen Pinſelſtrich und das prachtvolle Kolorit Weßner's erkennend, ſowie in dem Neufundländer einen Zögling Angelika's, in den kunſtreichen Gewändern aber ganz die ausgezeichnetſte Art wiederfanden, mit der der gute Melber dieſe Dinge zu behandeln pflegte, ſo nahm doch das entzückte Publikum dergleichen Aeußerungen um ſo mehr als gehäſſigen Brodneid auf, als die in dieſer Richtung tonangebenden Blätter der Reſidenz in mächtiger Begeiſterung von dem großen Künſtler ſprachen, der es nicht verſchmäht hatte, mit ſeiner ſtattlichen Freiherrngeſtalt in dem wallenden Ritterbarte hier durch ſein Auftreten, dort durch ſeine offene Hand eine wohlwollende Beſprechung ſich zu erwirken.

Dann wurde das Bild in's königliche Schloß gebracht und wochenlang ſprach die deutſche ſogenannte Geſellſchaft von nichts Anderem als de ce tableau délicieux et ravissant de monsieur le baron de Reckenstein.

Miß Arabella Stanley hatte ihm, ohne nach dem Preiſe des Bildes zu fragen, ein enormes

Honorar geſchickt, weßhalb er ſich auch eines Tages veranlaßt ſah, kleiner Verbindlichkeiten zu gedenken, die er ſchon längſt gegen Weßner hatte und die noch geſtiegen waren durch gelegentliche Vorſchüſſe, auch die Bezahlung des Ateliers und dergleichen betreffend.

„Wir wollen das jetzt um ſo eher abmachen, mein lieber Freund," hatte er zu Weßner in jenem bekannten, herablaſſend freundlichen Tone geſagt, den anſtändige Menſchen aus ariſtokratiſchem Munde ſtets als eine Beleidigung aufnehmen ſollten — „als ich doch gezwungen ſein werde, mein Miethverhältniß hier aufzulöſen, weil ich es für dringend nothwendig halte, mich tüchtig mit dem Studium der Schätze unſerer Gemäldegallerie zu beſchäftigen."

Weßner hatte in dieſer Aeußerung nichts Auffallendes gefunden, hatte es überhaupt kaum gehört, da ſie ihm von dem Freiherrn in einem Wuſt großartiger Redensarten und klingender Phraſen eingegeben wurde. Ja er hatte es nicht einmal weiter beachtet, als Jener ſagte: „Ich habe es nie ſo deutlich eingeſehen als jetzt, daß es zweierlei Kunſtbeſtrebungen gibt, wodurch wir der Welt nützen und uns ſelbſt erheben können: entweder wir werden ausübende berühmte Künſtler wie Du, mein lieber Freund, oder wir machen die Kunſt inſofern zu unſerem Lebensberufe, als wir gewiſſermaßen vermittelnd auftreten zwiſchen der Göttlichen ſelbſt und

der nach Hohem ſtrebenden menſchlichen Geſellſchaft — habe ich nicht Recht?"

„Ja, ja, Du haſt ganz Recht," hatte ihm Weßner zerſtreut zur Antwort gegeben, denn er war gerade ſehr beſchäftigt, auf einem beinahe fertigen bedeutenden Bilde eine eigenthümlich verkürzte Hand, die ihm etwas ſtörend erſchien, zu ändern — „gewiß, Du haſt vollkommen Recht."

„Auch meine Lebensſtellung, durch Geburt nun einmal bedingt, weiſt mich darauf hin, und dann wirſt Du mir zugeben, daß mein Standpunkt neben Dir, dem immerhin bedeutenderen und mit Recht weit berühmteren Künſtler, etwas Eigenthümliches, etwas Unbehagliches hat."

„Mache Dir doch darüber keine Skrupeln," erwiederte der Andere gutmüthig, „ich habe Dir ſtets die Wahrheit geſagt und thue das auch heute, man kann Dir ein gewiſſes Talent nicht abſprechen und Du wirſt wohl von meiner Freundſchaft überzeugt ſein, daß ich wie bisher fortfahren werde, Deine Entwürfe nach beſtem Wiſſen durchzugehen, und zweifle ich durchaus nicht, daß es Dir mit der Zeit gelingen wird, auch ſelbſtſtändig ein gutes Porträt zu Stande zu bringen."

Es war ein eigenthümlicher, faſt bösartiger und zugleich verächtlicher Blick, welchen der Freiherr an der Geſtalt des Malers, der unbekümmert fortarbeitete, herabgleiten ließ. Dann aber zogen ſich ſeine Augenbrauen unter einem ſarkaſtiſchen Lächeln

hoch empor, als Jener fortfuhr: „Daß Du in der Gallerie nach tüchtigen alten Meistern malen willst, ist eine ganz gute Idee und werde ich gerne zuweilen hinkommen, um nach Deinen Arbeiten zu sehen. — — Glaube auch fast, daß ich in Kurzem dazu eine vollkommen genügende Berechtigung haben werde."

„So, das glaubst Du — a—a—a—ah!"

„Ja, warum sollte ich ein Geheimniß daraus machen, ich glaube, daß mir die Stelle eines Galleriedirektors und Vorstandes der Kunstschule nicht entgehen kann, die Stelle ist unbesetzt, und wenn ich auf meine allenfallsigen Mitbewerber schaue, so kann ich ohne Ueberhebung wohl sagen, daß ich durch meine Kunst, durch das, was ich schon geschaffen, durch meinen Namen ein genügendes Anrecht habe, berücksichtigt zu werden. Auch sagte mir damals in Paris Baron Brenner, als er mich aufforderte hierher zurückzukehren, daß man mich voraussichtlich durch eine Anstellung als Galleriedirektor fesseln würde, und wenn ich das noch vor ein paar Jahren ausgeschlagen hätte, so bin ich doch jetzt des Herumziehens müde — ja müde, müde, mein Herz ist müde, mein Kopf ist müde, ja sogar meine Hand ist müde!" rief er in erbittertem Tone, indem er mit der Rechten eine heftige Bewegung in die Luft machte. — — „Da plage ich mich schon eine halbe Stunde, um die eigensinnige Faust hier auf dem Bilde zu ändern, und sage selbst, ob sie lebendig genug heraustritt."

„Mir wäre ſie ſchon recht, man muß auch zufrieden ſein — — — — ſonſt aber, denke ich, bleibt mit uns Alles beim Alten, Du biſt alſo ſo freundlich, meine Verbindlichkeiten hier zu löſen, dagegen zu erlauben, daß ich nach wie vor zu euch komme, um mir hie und da guten Rath zu holen.“

„Komiſche Frage — und was Dein Aufgeben des Ateliers hier anbelangt, ſo kommt mir das inſofern gelegen, als ich ja auch das meinige kaum beibehalten werde, wenn ich jene Stelle erhalte.“

„Natürlich, Du würdeſt doch größere und elegantere Räumlichkeiten zur Verfügung haben als hier.“

„Gewiß — und ſolche mit weniger Erinnerung, ich habe mich doch für ſtärker gehalten, als ich es gegen meine eigene Ueberzeugung durchſetzte, auf's Neue dieſe Räume zu bewohnen, — alle meine neuen Arbeiten ſcheinen mir nur ſchwache Kopieen früherer Werke zu ſein, ja die Gefühle meines immer noch jugendlichen Herzens ſind wie ein matter Klang aus einer glücklicheren Zeit, wie ein Echo, das in einem fort klagend denſelben Namen ruft.“

„Und Du horchſt mit Begierde auf dieſen Namen oder rufſt ihn ja?“

„Nein, das thue ich nicht, im Gegentheil, von meinen Lippen möchte ſich gern ein anderer Name löſen, aber er verhallt klanglos in dieſer Umgebung — deßhalb will und muß ich fort von hier, deß-

halb ſchmachte ich nach einer ſo großen, ehrenvollen Stellung, die einen großen Theil meiner Zeit ausfüllt und es verhindert, daß ich Tag um Tag meinen quälenden Gedanken überlaſſen bin."

„Pah, wenn man ſolche Bilder malt, wie würde ich mich von meinen Gedanken quälen laſſen, ja aufrichtig geſagt, wie würde ich daran denken, meine Unabhängigkeit aufzugeben, um mich durch eine Stellung, und ſei ſie noch ſo ehrenvoll, feſſeln zu laſſen!"

„Daran habe ich allerdings auch gedacht, doch bin ich ſchon zu weit vorgegangen, um noch mit Anſtand zurück zu können, es bedarf nur noch eines Vortrags des Miniſters bei Seiner Majeſtät, und Graf Wieneck, der Vater meines genauen Bekannten, wird das heute oder morgen veranlaſſen."

„Hm," machte der Freiherr, „das iſt ja ſehr erfreulich für Dich," — doch als er dieß ſagte, ſtand er im Rücken ſeines Freundes, weßhalb dieſer auch nicht zu ſehen vermochte, daß der Geſichtsausdruck Reckenſtein's durchaus nichts von einer freundlichen Bewegung zeigte, vielmehr hatte er die Lippen zuſammengepreßt und ſeine buſchigen Brauen lagen tief und finſter über den Augen. Doch warf er gleich darauf den Kopf in die Höhe und ſagte: „Behüt' Dich Gott, Arthur, ich habe vor Tiſch noch ein paar Gänge zu machen — bis dahin alſo Adieu!"

„Adieu, Reckenstein!“

Dann blieb Weßner allein in seinem Atelier, aber nicht lange mehr vor seiner Staffelei und der noch immer unfertigen Faust auf seinem Bilde, sondern trat zurück, die Hand über die müden Augen deckend, und ließ sich endlich auf den Divan nieder, wobei er allerdings die Blicke gegen das Gemälde richtete, aber mit einem Ausdruck, welcher deutlich zeigte, daß er mit seinen Gedanken ganz wo anders war.

Er dachte an das, was er soeben mit Reckenstein besprochen; wenn er sich die Möglichkeit vergegenwärtigte, jene sehr ehrenvolle Stelle zu erhalten, so wallte sein Herz freudig auf, und es war ihm, als könne er doch noch einmal recht glücklich werden. Konnte er doch oder war sogar genöthigt, diese Räume zu verlassen, welche ihm schon längst durch tägliche, ja stündliche Erinnerungen zur Qual geworden waren, besonders auch dadurch, daß er mit seiner Nachbarin Angelika nicht mehr auf dem intimen Fuße stand wie früher und das schmerzte ihn, er hatte gehofft, in dem freundschaftlichen Verkehr mit ihr Ersatz zu finden für Manches, er hatte gehofft, Melber werde ihm ein unterhaltender Genosse sein — er hatte gehofft, Angelika's Schülerin, jenes talentvolle, junge und schöne Mädchen würde, eine frische, duftige Blüte, jenen Kreis poetisch beleben, und nicht nur im Stande sein, sondern auch gern bereit, sein Herz von düsteren Träumen abzuziehen.

In einem ſolchen Zuſammenleben hätte er ſich glücklich und zufrieden gefühlt, hätte wieder vor Augen gehabt ein Ziel, auf's Sehnlichſte zu wünſchen, und nun kam das ſo ganz anders.

Angelika war ſchon ſeit ſeiner Rückkehr nicht mehr wie früher geweſen und hatte ſich ſeit ihrer Verheirathung total verändert, nicht nur gegen ihn, ſondern auch bei ſich in ihrem Atelier und Hausweſen — wer hätte denken können, daß Melber bei jener eigenthümlichen, hartnäckigen und als Künſtlerin ſo groß angelegten Natur je etwas Anderes geworden wäre, als der erſte Hausſklave, als ein männlicher Dienſtbote, bereit auf den Wink der Gebieterin zu fliegen; eigentlich ſchien er das auch ſelbſt nicht anders erwartet zu haben, und ſchickte ſich gleich nach der Hochzeit an, kleine häusliche Verrichtungen, wie Kaffee machen, ſein Atelier auskehren, ſeine Kleider putzen, was er früher für ſich ſelbſt gethan, jetzt aber für Beide zu beſorgen. Doch hatte ihm ſchon Angelika nach einigen Tagen geſagt, daß dergleichen ſich jetzt nicht mehr ſchicke, hatte alsdann einen Laufburſchen angenommen, der aber als ein ſehr unnützes Subjekt in Kurzem wieder entlaſſen und durch ein Dienſtmädchen erſetzt wurde, welches aber auch nicht lange blieb, da ſie es für unreputirlich erklärte, bei einer Frau zu dienen, die eine Joppe trug und Tabak rauchte.

„Nun, was ſagſt Du dazu, Melber?“ hatte Angelika auf das hin ihren Mann gefragt; ſie ſaß

weit niedrigeren Form, in der er heutzutage zu ſehen iſt, vollendet. Eine Menge von Künſtlern war in ſpäteren Perioden beſchäftigt, die Kapitelſäle, die Sakriſteien und die Unzahl von Kapellen anzufügen, die aber nicht mehr das alte Gepräge tragen, ſondern in weit modernerer Weiſe ausgeführt ſind.

Sehr ſchön iſt die hinter dem Chor angebaute Kapelle des heiligen Ferdinand, der ovale Kapitelſaal und die große Sakriſtei, die beſonders ein meiſterhaft angeordnetes und ornirtes Gewölbe hat. Frappirt hat uns die Naivetät, mit der in einem der Sakriſteieingänge in den Caſſaturen der Wölbung alle leckeren Mahlzeiten der Domherrn auf einzelnen Tellern ſervirt mit Meſſer und Gabeln aus dem Stein gehauen ſind. Heller, freundlicher iſt durchaus dieſe prächtige Kirche, als die in Toledo; ſelbſt der Behandlung des Hochaltars gebe ich, nicht wegen ſeiner unerhörten Pracht, ſondern wegen der ruhigeren Vertheilung der Maſſen den Vorzug vor jenem. Leider iſt das Mittelſchiff auch hier faſt ganz mit der hohen Mauer umfaßt, die die Chorſtühle umgibt, und noch dazu in einem ſehr verſchnörkelten Styl. Die an dem Weſtend dem Hauptbau angefügte Kirche del Sagrario, deren Kuppel auch abgetragen werden mußte, iſt, obwohl aus der üppigſten Renaiſſancezeit, nicht im Stande, die Aufmerkſamkeit von der mit den herrlichſten Gemälden angefüllten prächtigen Kirche abzulenken, die noch dadurch einzig in ihrer Art iſt, daß die Bedachungen durchaus Terraſſen ſind und dennoch der gothiſche Organismus ſo fein verſtanden überall durchgeführt wurde.

Die Lonja, dicht daneben, ein ſchönes Werk Herrera's, ſehr correkt, aber ſchwer, gewinnt nur wieder durch die höchſt gelungene Anordnung des innern Hofs und die Eleganz der Haupttreppe den Beifall des Beſuchers. Dieſe Formen, kälter, weil geradliniger, laſſen nun einmal den Schwung nicht zu, der in dem gothiſchen Bogen und der weichen Arkade der Araber liegt. Hauptſächlich intereſſant iſt dieſer Bau dadurch, weil ſich hier das ſogenannte indiſche Archiv befindet. Die Schätze, die hier aufgehäuft ſind, kann man begreiflicher Weiſe bei einem flüchtigen

gerade vor ihrer Staffelei in den Stuhl zurückgelehnt, ihr Bild betrachtend, wo die frisch aufgebrochenen Ackerschollen hinter einem Paar rothbrauner pflügender Ochsen so wunderbar gemalt waren, daß man den Erdgeruch zu spüren meinte. „Glaubst Du, daß es der Mühe werth wäre, sich um solch' dummes Gerede zu bekümmern — komm' her zu mir und sage mir das ehrlich — weißt Du, mein lieber Melber, Du brauchst nicht im Sinne dieser Küchentrampel zu reden, sondern in Deinem eigenen, als mein Mann, und sollst mir sagen, ob es ein verständiger Mensch unreputirlich halten kann, daß ich eine Joppe anziehe und hie und da eine Pfeife Tabak rauche — nur hie und da, wohlverstanden, denn Du mußt mir zugestehen, daß, seit wir verheirathet sind, meine Pfeife erst in dritter oder vierter Linie nach Dir kommt."

Darauf hatte sich Melber genähert, die Hände in seine Hosentaschen gesteckt, so daß seine an sich schon kurze Jacke hoch hinaufrutschte, was, da er sich obendrein in einer tänzelnden Bewegung näherte, etwas komisch aussah, doch wollte er dadurch offenbar sein Vergnügen über diese Frage ausdrücken, das auch im Klange seiner Worte lag, als er erwiederte: „Na, weißt Du, es kommt doch so eigentlich Alles auf die Bestimmung des Menschen an, und da man nun nicht leugnen kann, daß die Frauenzimmer von unserem Herrgott nicht dazu bestimmt sind, Hosen und Joppen zu tragen und

Tabak aus Pfeifen zu rauchen, so denke ich — so iſt meine Meinung — natürlicherweiſe mit Deiner Erlaubniß — daß das zum Leben des Weibes nicht durchaus nothwendig iſt.“

„So, das denkſt Du?“ erwiederte Angelika, indem ſie Palette und Pinſel auf ihren Schooß ſinken ließ und nachdenklich vor ſich hinblickte.

„Ja, das denke ich, beſonders wenn man einmal verheirathet iſt.“

„Und macht da die Kleidung einen beſonderen Unterſchied?“

„Ah, ich denke doch, für mich wenigſtens, denn wenn wir früher zuſammen ausgegangen ſind, ich ein bischen fadenſcheinig, was jetzt nicht mehr der Fall iſt, Du aber in Joppe und Jägerhut, was noch immer der Fall iſt, da habe ich oft die Leute ſagen hören: ‚ſehe Einer die beiden verrückten Maler an‘, und habe mir nichts daraus gemacht, während jetzt —“

„Nun — während jetzt?“ forſchte ſie in freundlichem Tone, da er ſchwieg und angelegentlich ſeine mit Farben beſchmutzten Finger betrachtete.

„Nun, während jetzt die Leute hinter Einem drein ſagen: ‚ſehe Einer dieß verrückte Paar, man weiß ja nicht einmal, wer Mann oder Frau iſt, und nun mußt Du ſchon zugeben, Angelika, daß es doch ſchon etwas Deſpektirliches hat, wenn die Leute nicht einmal wiſſen, ob unſereiner auch wirklich der Mann im Hauſe iſt.“

„Darüber kannſt Du Dich beruhigen, lieber Freund, gib mir Deine Hand und laß mich Dir ſagen, daß ich unſere Verbindung noch keinen Augenblick bereut habe, und ich hoffe, daß Du gerade ſo denkſt; was das Andere anbelangt, ſo denke ich, ſoll es uns wenig kümmern, und die Leute werden ſchon erfahren, wer der Mann im Hauſe iſt.“

„Ja, das werden ſie allerdings erfahren,“ gab er mit einem verſchmitzten Lächeln zur Antwort, was auf ſeinem breiten Geſicht von äußerſt komiſcher Wirkung war, und ſich noch bedeutend verſtärkte, als er fortfuhr: „wenn Du aber alsdann noch Deine Joppe trägſt, ſo werde ich es den Gaſſenjungen nicht übel nehmen, wenn ſie bewundernd hinter uns drein laufen.“

Eine flüchtige aber tiefe Röthe flog über ihr Geſicht, als ſie, Palette und Pinſel haſtig wieder aufnehmend, in einem durchaus nicht böſe klingenden Tone erwiederte: „Weißt Du wohl, Melber, daß Du ein taktloſes Ungeheuer biſt, doch will ich mir die Sache mit der Joppe überlegen; was aber meine Pfeife anbelangt, ſo müßte es noch ganz anders kommen, bis ich mich entſchlöße, von ihr Abſchied zu nehmen, — obgleich“ — ſetzte ſie träumeriſch hinzu, „ich jetzt zuweilen eine Averſion gegen das Rauchen verſpüre.“

Auch im Verkehr mit ihrer Schülerin Seraphine von Enzberg hatte ſich die berühmte Malerin einigermaßen geändert. Früher war ſie ihr faſt

eine zu ſtrenge Lehrerin geweſen und hatte ſie ſonſt hauptſächlich als das Kind eines werthen Freundes in jeder Art verhätſchelt und verwöhnt, während ſie umgekehrt jetzt gegen die Arbeiten des jungen raſchen und deßhalb etwas flüchtigen Mädchens zu nachſichtig war, ſie dagegen perſönlich ſelten noch mit jener alten Herzlichkeit, häufig aber ſogar etwas kühl behandelte.

Machte ſie wohl Vergleichungen zwiſchen ſich ſelbſt und jenem ſchönen, vollen, lebenswarmen Weſen und dachte dabei an Melber?

Kaum glaublich, wenigſtens gab dieſer würdige Künſtler auch nicht die blaſſe Idee einer Veranlaſſung dazu. Er hatte für das weibliche Geſchlecht als ſolches nie eine Schwärmerei entwickelt, und was ihn zu Angelika hinzog, war nur die Verehrung für deren großartiges Talent, weßhalb er es auch als das größte Glück betrachtet hatte, durch dieſe Heirath ſtets in ihrem Atelier weilen zu dürfen, welches Glück auch durchaus nicht vermindert worden war, als er fand, wie behaglich es ſei, ſo ohne Sorgen zu all' den nothwendigen und angenehmen Lebensbedürfniſſen zu gelangen, deren Beſchaffung ihm früher ſo viel Mühe und Unluſt verurſacht, und daß er jetzt ſeiner Kunſt als ſolcher leben durfte und nicht wie bisher mit dem Gedanken, ſein Leben dadurch friſten zu müſſen.

Doch mochte nun die Urſache, welche dieſer Veränderung gegen die Schülerin zu Grunde lag, ſein

welche ſie wollte, ſo wurde ſie doch von dieſer um ſo ſchmerzlicher empfunden, als Seraphine nicht anders konnte, als ſie auf ihre eigene Perſönlichkeit beziehen, da dieß junge Mädchen die wirkliche Urſache einer ſolchen Entfremdung nicht zu ahnen vermochte.

Zuweilen ſchien Angelika zu fühlen, wie wehe ſie ihr damit thue, und dann verſuchte ſie dieſe bewieſene Kälte durch doppelte Aufmerkſamkeit als Lehrerin, ja auch durch Beweiſe ehemaliger Herzlichkeit wieder gut zu machen, ſelten aber, ohne dann haſtig und mit trübem Blick hinzuzufügen: „Eigentlich iſt es Unſinn, mein liebes Kind, ſo viel von Deiner koſtbaren Zeit an Dinge zu verſchwenden, die Du doch nur aus Liebhaberei treibſt und aus denen Du nie einen Lebensberuf machen wirſt, Du kannſt genug, um Dich und Andere damit zu erfreuen, und ſollteſt Dich noch in anderen und für Dich nützlicheren Dingen vervollkommnen — ſo will es auch wohl Dein Vater, der Dich hieher in die Stadt ließ zu Deiner vollkommenen allſeitigen Ausbildung.“

Früher hatte die berühmte Malerin jedes häufige und noch ſo harmloſe Zuſammenſein des jungen Mädchens mit Reckenſtein und Weßner verhindert, ja ſelbſt dem Letzteren nicht immer die Thüre geöffnet, wenn er zu den Stunden herüberkam, wo Seraphine da war, und er kam gern zu jenen Stunden herüber, was nicht zu leugnen war, und

liebte es, ſich mit den Arbeiten der talentvollen Schülerin zu beſchäftigen, und zwar in ſo eingehender, nützlicher Art, daß Angelika nichts einzuwenden vermochte, wenn ſie auch häufig verdrießlich hinüberſchaute. — Jetzt aber war die Sache inſofern anders geworden, als ſie nicht mehr darauf zu achten ſchien, wenn Weßner herüberkam und, ſtatt ſich an ihrer Staffelei aufzuhalten, mit dem jungen Mädchen plauderte oder ihr nützliche Anleitungen gab, dieſer hatte hingegen aber vollkommen die Art und Weiſe eines ſtrengen Lehrers angenommen, und wenn er, neben ihr ſtehend, ſich an ihre Seite beugte, um irgend eine Korrektur vorzunehmen, ſo ſchien es ihm vollſtändig gleichgültig zu ſein, ob er dabei ihren Malerſtock ſtreifte, oder ihren vollen Arm, oder ihre runden Schultern.

Auch ſie war in ihrem Umgange gänzlich unbefangen mit ihm wie mit den Uebrigen, ja zuweilen von einer ſo naiven Kindlichkeit, daß es ihn auf's Angenehmſte überraſchte und er ſchon glaubte, den Druck ihrer feinen Finger zu fühlen, wenn ſie ihre Hand auf ſeinen Arm legte, oder etwas aus ihren Blicken leuchten zu ſehen, wenn beim Beſchauen ihrer Arbeit ihr reiches Haar ſeine Wangen berührte.

Oft war es ihm dabei zu Muthe, als brauche er nur ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib zu legen, ſie feſt an ſich zu drücken und ihr zu ſagen: „Wir haben uns insgeheim ſchon lange verſtanden,

ſind auch darüber einig geworden, uns um das Gerede der Welt nicht zu bekümmern, Du biſt mein und ich bin Dein, und das Uebrige wird ſich ſeiner Zeit ſchon finden."

Ja, ſo hatte er oft gedacht, wenn er ihre heiße, beglückende Nähe fühlte, was, wie eben angedeutet, häufig genug vorkam, häufig genug für ihn, vielleicht zu häufig für ſie, deren raſch pulſirendes Blut ihren Körper gern erbeben machte; doch konnte ſie zu anderen Zeiten wieder ſo ruhig und theilnahmlos erſcheinen, ſo kalt überlegend und klug berechnend, daß er ſich ſagen mußte, es wäre geradezu wahnſinnig, dieſe verſtändige junge Dame zu einem Rennen mit Hinderniſſen überreden zu wollen.

Und vermochte er ſich ihr anders zu nähern, wenn er ſich auch noch ſo heiß darnach ſehnte, wurde er nicht von dieſem oder einem ähnlichen Glücke zurückgehalten durch unlösliche Feſſeln, ja durch Feſſeln, deren Eiſenringe tiefe Narben an ſeinen Handgelenken zurückließen, ſtets wieder ſichtbar werdend, ſowie er es gewagt hätte, die Hand nach einem neuen reinen Glücke auszuſtrecken? Lag doch auf ihm und ſeinem Namen vor aller Welt eine Schmach, ein dunkler Flecken, der nach ſeiner Anſicht durch nichts abzuwaſchen war, für den er aber ſchwacher und thörichter Weiſe nur jenes arme Weib verantwortlich machen wollte, das ihm offen und ehrlich entgegengetreten war und ihm geſagt hatte: „Berühre meine Hand nicht, ſie iſt vor den Augen

der Welt nicht fleckenlos genug, um Dich glücklich zu machen!“

Ja, vor eben dieser Welt! — — Er hatte nicht daran gedacht, welch' gewichtiges Wort sie mitsprechen würde, und er war nicht stark genug, ihr Gerede zu verachten, um an Ellen's Seite glücklich zu sein. Der Rausch war zu rasch entflogen, die Rose entblättert, ehe er sich genügend am Dufte ihres Kelches erfreut, der Becher geleert, dessen Inhalt für ein ganzes Leben genügen sollte, und als er dann anfing, das Gewebe seines häuslichen Glückes zu betrachten, trat jener Freund an seine Seite, um ihm das prüfend, kritisch und spottend thun zu helfen, um ihm zu zeigen, welch' zweifelhaften Einschlag er gewählt, um mit der eigenen, so herrlichen Kette seines Lebens jenen unhaltbaren, fleckigen Stoff hervorzubringen.

Daß dabei jener Freund nur von den besten und edelsten Beweggründen getrieben würde, wer hätte das zu leugnen gewagt — Niemand, denn die es allein zu thun vermocht — Ellen — dachte zu groß und edel dazu, und es schauderte sie, zu reden über den Treubruch, den der Freund am Freunde versucht, denn es hatte sie dabei die unsäglichste Angst erfaßt, er schätze den Freund so hoch, um vielleicht nur eine Taktlosigkeit darin zu finden, hervorgerufen durch die Flecken ihres früheren Lebens.

Ja, es wäre möglich gewesen, daß Weßner so gehandelt hätte, denn er besaß nicht die Kraft des

zähen Widerſtandes gegen Meinungen und Einflüſterungen, war auch nicht ſo glücklich, einmal Errungenes gegen Einſprüche hoch und werth zu halten, ja, der Beſitz des ſo heiß Erſtrebten machte ihn nur zu raſch gleichgültig, und was er früher als das höchſte Glück ſeines Lebens betrachtet, erſchien ihm an der Seite jenes würdigen Freundes nur zu bald als eine unüberſteigliche Schranke, die ihn auf ewig von einer wahrhaft glücklichen und glänzenden Laufbahn ſchied.

Auch jetzt noch, nachdem er dieſe Schranke vorläufig beſeitigt und hinter ſich gelaſſen, warf ſie einen düſteren Schatten auf ſein Leben und machte es ihm unmöglich, die ſo heiß erſehnte, ſonnige Höhe zu erklimmen, denn was hätte ihn ſonſt abhalten können, ſich unter den Schönſten und Edelſten des Landes eine Lebensgefährtin zu ſuchen, was hätte ihn zum Beiſpiel gehindert, es kam ihm dieſe Idee, zu Seraphine von Enzberg zu ſagen: „Willſt Du mein Weib ſein? — wie Du weißt, bin ich ein großer und berühmter Künſtler, Du ſchwärmſt für die Kunſt, biſt mir auch herzlich gewogen, wie Du nicht leugnen wirſt, wie es ja auch nicht anders ſein kann, und wir werden ein wundervolles Leben zuſammen führen!“

Solches und Aehnliches dachte Arthur Weßner häufig, wenn er ſich ermüdet von der Arbeit auf den kleinen Divan niederließ, mit der Hand die Augen bedeckend, um ſie ausruhen zu laſſen, und

ſo auch heute wieder, wo die Unterredung mit Reckenſtein eine unangenehme Empfindung, er wußte eigentlich ſelbſt nicht weßhalb, in ihm zurückgelaſſen hatte. Er hatte ſchon längſt bemerkt, daß der edle Freiherr nur noch ſeltener in's Atelier kam, und dann auch nur um zu plaudern, oder eine Cigarre zu rauchen, und hatte das allenfalls begreiflich gefunden nach dem großen Erfolge, welchen Jener mit dem Porträt der Miß Stanley gehabt — ein großer Erfolg, Arthur Weßner mußte unwillkürlich lächeln, wenn er daran dachte, wie das die Zeitungen ausposaunt, wie es die Standesgenoſſen des Künſtlers triumphirend verbreitet, ja, wie Reckenſtein es endlich ſelbſt geglaubt — hatte er doch hier in dieſem Zimmer von der Aehnlichkeit ſeiner Arbeit, von ſeinen gutgemalten Gewändern und dergleichen unbefangen reden können und hatte es nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß er es für nöthig gehalten, der Welt endlich einmal durch eine ſo bedeutende Arbeit zu zeigen, daß er gänzlich auf eigenen Füßen zu ſtehen vermöge — gänzlich auf eigenen Füßen, und das hatte Reckenſtein ihm geſagt, unbefangen mit offener Stirn, ohne ſich verlegen wegzuwenden — — das hatte ihn in ein tiefes, ſchmerzliches Nachſinnen verſenkt, hatte ihn in ſeinen Gedanken rückwärts greifen laſſen bis an eine Zeit, von der den Schleier wegzunehmen er ſich auch jetzt wieder ſcheute, zweifelnd ſtehen bleibend vor der Vergangenheit und glücklich

Beſuche nicht ſehen; doch waren wir erfreut von der freundlichen Einrichtung der großen Säle, wo ſich in ſchönen Mahagonikäſten, die mit ausführlichen Inhaltsanzeigen verſehen ſind, namentlich zahlreiche Urkunden befinden, welche die Entdeckung und Geſchichte Amerika's unter ſpaniſcher Herrſchaft betreffen.

Der benachbarte Alcazar, der ſchon lange der Gegenſtand unſerer Begierde iſt, zieht uns nun unwiderſtehlich an, und wir ſäumen nicht, uns durch das Labyrinth der ihn von der Stadtſeite umgebenden moderneren Vorbauten durchzuarbeiten, um an das berühmte Portal Peter's des Grauſamen zu kommen. Obwohl in weitem Umkreis mit feſten Mauern umgeben, iſt er kein Kaſtell in der Art der Alhambra; viel friedlicher liegt er begränzt von einem ausgedehnten Garten den flachen Ufern des Guadalquivir zugekehrt. Wenn auch nicht von den erſten Erbauern des Alcazar herrührend, hat die gegen den großen äußern Hof gekehrte Seite dieſes Palaſtes doch den ächteſten arabiſchen Charakter; im untern Stock eine ganz geſchloſſene Wand bildend, nur von der viereckigen, oben mit großen Keilſteinen geſchloſſenen Mittelthüre und einigen unbedeutenden Fenſtern durchbrochen, trägt dieſe glatte Maſſe eine wunderliebliche offene, über die ganze Façade ſich ausdehnende Gallerie, deren Mittelſtück von einem ſehr weit ausladenden, kunſtvoll geſchnitzten und überreich theils bemalten, theils vergoldeten Dachvorſprung gekrönt iſt. Das Spiel der in ganz ſymmetriſcher Anordnung und in Gruppen von je drei und zwei Arkaden ſich an einander reihenden weiten und engen Bogenöffnungen, die Schlankheit der Säulchen und die herrlichen Marmore, aus denen ſie beſtehen, die Abwechslung des Gezackten und des Glatten der einzelnen Bogenformen, vereint mit der Pracht der Farbe und der feinen Wahl des Ornaments machen dieſe Front zu einem gefährlichen Rival des Schönſten in der Alhambra. Der innere, länglicht viereckige Hof, leider nicht mehr in ſeiner urſprünglichen Form, denn der untern wundervollen Bogenſtellung iſt ſpäter eine zweite aus der Renaiſſanceperiode aufgeſetzt worden, macht nichtsdeſtoweniger eine

plötzlich in die Gegenwart zurückverſetzt zu werden durch ein geräuſchloſes Oeffnen der Thür, das ihn aufſchauen machte.

Es war Seraphine, die, ehe ſie behutſam eintrat, einen vorſichtigen Blick rückwärts warf, und dann ſichtbar mit einem gezwungenen Lächeln fragte: „Darf ich zu einer kleinen Unterredung die Thüre ſchließen? ich möchte über Etwas Ihren Rath hören, und wünſchte nicht, daß wir von drüben geſtört würden — es iſt doch Niemand dort im Atelier des Barons?“

„Niemand, mein liebes Kind, der edle Freiherr iſt gegangen, vielleicht um hieher wie früher nicht zurückzukehren.“

„So, auch er iſt gegangen?“

„Warum nicht? —

Es kann ja nicht immer ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond!

wie es im Volksliede heißt, und wer weiß, ob Sie auch mich in einigen Wochen hier noch finden.“

„In dem Falle brauch' ich Sie durch eine Unterredung nicht zu beläſtigen,“ erwiederte das junge Mädchen nach einem tiefen Athemzuge im Tone der Enttäuſchung.

„Sie ſind ein närriſches Kind, und zuweilen ſo leicht verletzt,“ ſagte Arthur Weßner, indem er ſanft die Hand des jungen Mädchens vom Griffe des Thürſchloſſes nahm, den ſie raſch wieder erfaßt hatte, worauf er ſich langſam umwandte und

dann hinter ihrem Rücken den Riegel leise vorschob.

„So, nun setzen Sie sich ruhig dort auf den Divan und sagen mir, um was es sich handelt, um eine kleine Rüge von Angelika, um eine Differenz, oder um einen Farbenstreit mit dem guten Melber, oder gar um Häusliches, Tante Aurelie betreffend?“

Sie nickte schweigend mit dem Kopfe, und in der Art, wie sie die Zähne aufeinanderpreßte, ihre Augenlider herabsenkte, wie sich ihre Brust gewaltsam hob, bemerkte man eine starke Erregung, die sich auch dadurch kund gab, daß sie alsdann eine Zeitlang mit trotzig aufgeworfenen Lippen schwieg, obgleich er, vor ihr stehend, sie freundlich bat, ihm ihren Kummer anzuvertrauen.

Dann sagte sie: „Ich möchte lieber nicht, und schäme mich, daß ich hierher gekommen bin, war auch schon auf der Treppe, als es mich zurückzog.“

„Gut denn, so folgen Sie dem Zuge Ihres Herzens, theilen mir Ihren Kummer mit, und ich will Sie trösten, oder Ihnen rathen, so gut ich eben kann.“

„Ich brauche keinen Trost,“ gab sie heftig zur Antwort, „nur den Rath eines Freundes, der zugleich Künstler ist!“

„Gut, diese beiden Eigenschaften glaube ich glänzend vertreten zu können.“

„Sie wissen, daß ich den Winter über hier bleiben sollte,“ sagte Seraphine nach einem kurzen

beiſtimmenden Kopfnicken, „mein Vater hat es ſo erlaubt, nun ich will ehrlich ſagen, hat es ſich herausbitten laſſen, wozu auch Angelika mitgeholfen, indem ſie mein bischen Talent und ihre Bereitwilligkeit, es zu unterſtützen, hervorhob, wobei ſie ihre mütterliche Liebe, mit der ſie mich in's Atelier aufnehmen würde, beſonders herzlich betonte."

„Hm — ja — von dieſen ſchönen Sachen hat ſie Ihnen auch anfänglich wohlwohlend geopfert, ja, ſie trieb ihre mütterliche Sorge ſo weit, um es übel zu nehmen, wenn man an Ihren Arbeiten Wohlgefallen fand. Daß ſich das geändert hat, habe ich ſchon lange bemerkt."

„Nach Angelika's Verheirathung!"

„Wenigſtens einige Zeit darnach, und finde ich das begreiflich, in einer jungen Menage fühlt man ſich durch eine dritte Perſon, die häufig kommt, leicht genirt, beſonders wenn dieſe dritte Perſon ein ſchönes junges Mädchen oder auch ein ſchöner junger Mann iſt."

„Ich ſuchte dieſe Mißſtimmung durch Fleiß und Zuvorkommenheit zu überwinden, und jetzt ſchien es mir zu gelingen, um gleich darauf wieder gänzlich vernachläſſigt zu werden, wobei mich nur Eines tröſtete, daß mir nämlich Angelika ſelbſt geſagt: ‚Kehre Dich nicht an mein zuweilen rauhes Weſen, ich fühle ſelbſt, daß ich übellauniſch bin, verdrießlich, ja zornig, um mit der ganzen Welt Händel anzufangen.' — — Das konnte ſie mir ſagen, ſie

konnte so gegen mich sein, und es hätte mich nicht verletzt, ja, sie hätte sich offen aussprechen dürfen — persönlich gegen mich aussprechen, daß sie es für besser hielt, wenn ich nicht unnützerweise so viel Zeit an eine Kunst verschwände, worin ich es doch nie zu einer Vollkommenheit bringen könne."

„Nehmen Sie mir nicht übel, mein liebes Kind, darin hätte Angelika insofern eine Unwahrheit sagen müssen, als Sie es wohl zu einer gewissen Vollkommenheit bringen werden."

„Wir wollen darüber nicht reden!" rief sie heftig, „mein Vorwurf gegen Angelika betrifft auch etwas ganz Anderes, sie mochte mir immerhin noch härtere Dinge sagen, aber sie mußte nicht hinter meinem Rücken Tante Aurelie veranlassen, mit mir über das Unnütze meiner Bestrebungen zu reden."

„Sollte das Angelika gethan haben? — ich kann es nicht glauben," entgegnete der Maler ungläubig mit dem Kopfe schüttelnd, „das sieht ihr, die so selbstständig zu handeln pflegt, durchaus nicht ähnlich, wogegen Ihre Aufregung, mein liebes Kind, Sie ungerecht gegen unsere gemeinschaftliche Freundin macht — — ah, Seraphine, Sie sind sehr aufgeregt und könnten das nicht leugnen, auch wenn Sie noch so heftig mit dem Kopfe schütteln, Ihr Auge leuchtet, Ihre Wangen glühen, was ich abgesehen von Ihrer Aufregung auch dadurch erklärlich finde, daß Sie hier in meinem warmen Zimmer Ihren Pelzüberwurf anbehalten haben — so, werfen

Sie das von den Schultern zurück — seien Sie ruhig und klug, mein Kind, warum sich unnöthigerweise erhitzen!"

Er ließ sich neben Seraphine auf den Divan nieder, und sie litt es, daß er ihr behülflich war, ihr das allerdings zu warme Oberkleid von den Schultern herabzustreifen, während sie in Gedanken versunken finster vor sich niederblickte — und er hatte damit durchaus keine Mühe, denn es glitt fast von selbst herab über den glatten, feinen Thibet ihres enganliegenden Kleides.

„Vertrauen Sie mir nun weiter," sagte er lächelnd, „und lassen Sie mich hören, worauf Sie Ihren Argwohn gründen, daß Angelika hinter Ihrem Rücken gehandelt."

— — — „Weil mir Tante Aurelie mit dürren Worten gesagt, sie hätte schon lange keinen Sinn darin gefunden, daß ich, die einzige Tochter eines reichen Mannes, mich mit der Kunst abgebe, als sei ich genöthigt, dadurch mein Brod zu verdienen — — nun aber habe sie noch in Erfahrung gebracht, daß auch in sonstiger Beziehung mein häufiger und lang andauernder Aufenthalt hier in den Ateliers — Tante Aurelie betonte die Mehrzahl sehr stark — für mich durchaus von keinem Nutzen sei."

„Ei, ei! und doch sehen Sie hier keine andere Gesellschaft als auch im Hause Ihrer Tante — Angelika und Melber zuweilen — mich — sonst

wohl Niemand. — — Auf Rosenthal oder Nellingen, die ja eigentlich nie hieher kommen, kann das sich doch wohl nicht beziehen, noch weniger auf Reckenstein, der ja, soviel ich weiß, nie bei Ihrer Tante war."

„Nie, bis vor Kurzem, wo er Tante Aurelie besuchte und dort auch Tante Seraphine traf."

„Die beiden feindlichen Schwestern!" rief Weßner lachend im Tone ungeheuchelter Verwunderung, — „die Zeit der Wunder kehrt zurück — mir hat Reckenstein von diesem Besuche nichts gesagt, das gibt mir zu denken. Hat er Ihnen hier oder sonstwo besondere Aufmerksamkeit erwiesen?" fragte er mit einem Gefühle von Eifersucht, „ich bitte Sie herzlich, liebe Seraphine, sagen Sie mir darin die Wahrheit."

„Warum sollte ich das nicht thun?" erwiederte das junge Mädchen, die freien, offenen, leuchtenden Blicke auf ihn richtend, „Herr von Reckenstein hat sich nie besonders um mich bemüht."

„Hier allerdings nicht," sagte Weßner ernst vor sich niederblickend, „doch weiß ich, daß er eben so entzückt von Ihrer Persönlichkeit war, wie — auch Andere, und da er gerne im Geheimen seine Fäden spinnt, so könnte er vielleicht beabsichtigen, Sie weniger hier, aber häufiger bei Ihrer Tante zu sehen, nachdem er dorthin einmal seinen Katzenlauf genommen."

„Darin thun Sie ihm und meiner Tante Un-

recht," erwiederte Seraphine, „denn sie findet nicht nur meinen ferneren Aufenthalt hier im Atelier unnütz, sondern auch in der Residenz selber, und will unter der Hand erfahren haben, daß sich mein Vater sehr nach meiner Zurückkunft sehne."

„A—a—a—ah, so! das ist freilich etwas ganz Anderes," rief der Maler hastig aufspringend, „dann wäre es möglich, daß Sie Ihrer Tante hinderlich, durch irgend Etwas im Wege sind!"

„Vielleicht, weil sie sich mit Tante Seraphine versöhnt hat, denn diese Versöhnung ist so vollständig, daß Beide, auch was mich betrifft, ganz in gleichem Sinne handeln, denn Tante Seraphine, die mich früher so gerne bei sich gehabt hätte, meint nun auch, ein längerer Aufenthalt hier sei gänzlich unnütz für mich — — so wird mir denn nichts Anderes übrig bleiben, als daß ich nach Hause zurückkehre — ich hatte auch schon an das Haus meines Großvaters Mirbel gedacht," fuhr sie nach einer Pause fort, mit ihren Blicken dem Maler folgend, der die Hände zusammengelegt und aufwärts blickend in dem Gemache rasch hin und her ging — „ja, ich hatte mit meiner Cousine Helene schon in vertraulicher Weise darüber gesprochen, mußte aber auch da eine schmerzliche Erfahrung machen, die ich nimmer für möglich gehalten."

„Warum sind Sie auch so schön und liebenswürdig!" rief Weßner in einem eigenthümlichen Tone, ohne seinen Spaziergang zu unterbrechen, ja

ohne herüber zu ſchauen, „wenn das anders wäre, würden Ihre Tanten Sie um keinen Preis ziehen laſſen, und Ihre Couſine, Frau von Mittow, ſich beeilen, Sie bei ſich aufzunehmen, aber ſo finde ich das nicht unbegreiflich!“

„Es hat mich tief verletzt!“ ſtieß das junge Mädchen heftig zwiſchen den zuſammengebiſſenen Zähnen hervor, während ihre Augen eigenthümlich flimmerten — „wenn das Papa wüßte, wenn ich es ihm ſagen dürfte oder wollte, aber ich kann und will nicht, obgleich es mich unausſprechlich ſchmerzt, um einer Laune willen alle meine Studien, alle meine Beziehungen und freundſchaftlichen Verbindungen abreißen zu müſſen. — — Doch werde ich auch das zu überwinden wiſſen,“ ſetzte ſie in ſtolzem Tone hinzu.

Sie biß ihre Zähne feſt zuſammen, und während es um ihre Lippen zuckte, öffnete ſie ihre großen Augen ſo weit als möglich, es ſollte nicht erſcheinen, als ſtänden Thränen in denſelben, doch hatte ſie ihre ineinandergeſchlungenen Finger zwiſchen ihre Kniee genommen und preßte dieſe heftig zuſammen.

Arthur Weßner, nachdem er einige Augenblicke abgewendet geſtanden und gedankenvoll hinaufgeſchaut an das Stückchen dunkelblauen Himmels, welches oberhalb ſeines verhüllten Atelierfenſters ſichtbar blieb, ging wieder zu Seraphine hin, ſetzte ſich neben ſie und verſuchte ſanft ihre Hände empor

zu ziehen, was ihm auch nach einem kleinen Widerſtreben gelang; doch brach dabei ihre Faſſung und ein paar ſchwere Thränen rollten über ihr Geſicht herab. Das Mädchen ſchien aber eben ſo wenig darauf zu achten, als daß er ihre rechte Hand nicht nur feſthielt, ſondern auch einen innigen Kuß darauf drückte.

„Wenn ich Unfrieden oder Streit erregen wollte,“ ſagte ſie nach einer Pauſe in feſterem Tone, „ſo brauchte ich mich bei meinem Vater nur über das rückſichtsloſe Benehmen meiner Tante Aurelie zu beklagen, daſſelbe in's richtige Licht zu ſetzen, um gewiß zu ſein, daß ich Recht behielte; aber ich mag das nicht, ich will das nicht, ich kann das nicht, und wenn ich auch in meiner Aufregung mit einiger Hoffnung hierher zu Ihnen kam, ſo iſt dieſe doch bei ruhigem Betrachten geſchwunden, und ich bin überzeugt, daß auch Sie mir keinen Rath zu geben vermögen.“

„O, könnte ich Ihnen ausdrücken, wie ſüß mich Ihr Vertrauen berührt, o, könnte ich jetzt gleich einen guten Rath für Sie erſinnen, der ja für mich das glücklichſte Reſultat hätte, denn wie kann ich es denken, wie kann ich es faſſen, Sie hier in unſeren Ateliers, Sie drüben bei Ihrer Tante nicht mehr zu ſehen! Ihnen kommt das ein wenig ſchmerzlich vor, mir durchaus unmöglich, wenn ich auch leider nicht weiß, ob die ſchöne Seraphine in der Ferne noch ihres getreuen Freundes hier mit einiger Freundlichkeit gedenken wird.“

„Ich werde aller meiner Freunde gerne gedenken," erwiederte sie ernst vor sich niederblickend.

„Aller mit der gleichen Herzlichkeit, Seraphine? wird nicht in der Ferne sich Ihr Herz schmerzlich bewegt fühlen, wenn Sie vielleicht diesen oder jenen Namen in der Erinnerung an uns aussprechen?"

„Ich wüßte keinen," sagte sie in ruhigem Tone, „denn so Etwas muß auf Gegenseitigkeit gegründet sein, und was das anbelangt, so bin ich überzeugt, man wird meiner hier gedenken, aber mit der gleichen Ruhe, die Sie — nach meiner Versicherung auch bei mir voraussetzen dürfen."

„Werden Sie mir zürnen, Seraphine," fragte er bewegt, „wenn ich es wage, in dieser Richtung eine indiskrete, vielleicht zudringliche Frage an Sie zu thun?"

„Wenn sie das ist, werde ich sie einfach nicht beantworten," gab sie sehr ernst zur Antwort, „doch bin ich überzeugt," setzte sie nach einer kleinen Pause in weicherem Tone hinzu, „daß gerade Sie eine solche Frage nicht an mich richten werden."

„O dieß ‚gerade Sie' könnte mich glücklich machen, und ich möchte, statt zu fragen, lieber eine Antwort auf etwas Anderes in Ihren Augen lesen."

„Fragen Sie lieber, es ist das besser für uns Beide."

„Nun denn, eine Frage, die Ihnen vielleicht seltsam erscheint, ob der Sie mir vielleicht zürnen. Wird der Name eines Mannes, der nicht zu unserem

reizende Wirkung, aber die Krone des Ganzen iſt der an der ſchmalen Seite dieſes Hofs gelegene Geſandtenſaal. Er zerfällt in drei Theile, nämlich in einen durch zwei Stockwerke gehenden gewölbten Mittelſaal und zwei mit herrlichen Bogenthüren ſich gegen ihn öffnende niedrigere Nebenſäle. Alle Wunder der Alhambra wiederholen ſich hier und wenn nicht die oben unter der Kuppel des Mittelſaals nachher zu Karl's V. Zeiten unförmlich vergrößerten, freiſchwebenden Balkone und die unpaſſend angebrachten Königsportraits die Einheit ſtören würden, könnte der majeſtätiſche Saal ſeines Gleichen ſuchen. Der kleine Patio, der in neuerer Zeit reſtaurirt wurde und mitten zwiſchen den der Stadt zu liegenden Zimmern als Lichthof dient, iſt ein Meiſterſtück von Folgſamkeit und gewiſſenhaftem Studium des noch vom alten Bau Vorhandenen. Wäre die Erneuerung der übrigen Räume von gleich verſtändigen und ebenſo fein gebildeten Händen ausgeführt worden, ſo ſtünde der Alcazar von Sevilla noch heute auf der alten Höhe ſeiner Berühmtheit, aber der Eigenwillen der verſchiedenen königlichen Bewohner und der Unverſtand der ihre Wünſche erfüllenden Bauleute haben beinahe überall die alten reizenden Urformen vertilgt und anſtatt der frühern Mannigfaltigkeit nur langweilige Enfiladen von würfelförmigen Zimmern hergeſtellt, von denen blos der herrliche Saal über dem Haupteingang verſchont geblieben iſt. Dieſer, ein wahrer Juwel, iſt mit Ausnahme der verſchwundenen Färbung ein Raum, in den man verliebt werden könnte, und wie einzig iſt von ſeiner Fenſterwand die Ausſicht auf die Kathedrale und die Giralda, dieſes reiche Architekturbild, in den wunderbarſten magiſchen Rahmen gefaßt!

Eine Merkwürdigkeit, welche man den Fremden, die nach Sevilla kommen, gerne anrühmt, iſt das „Haus des Pilatus". Es hat ſeinen Namen daher, weil der Erbauer, ein Herzog von Alcala, den Palaſt des Landpflegers von Judäa darin nachgeahmt haben ſoll. Da ich vor Jahren dieſen ſogenannten Palaſt des Pilatus in Jeruſalem geſehen und beſucht, ſo war ich ſehr geſpannt darauf,

Künſtlerkreiſe gehört, vielleicht dauernder in Ihrer Erinnerung bleiben?“

„Sie meinen Nellingen?“

„Ja, an ihn dacht' ich,“ entgegnete Arthur Weßner lebhaft, „wie ſollte ich nicht an ihn denken in dieſem für mich vielleicht unvergeßlichen Augenblicke? Wie ſollte ich nicht Ihr Leid, die glänzenden Thränen Ihres Auges ſchmerzlich mit ſeiner Perſon in Erinnerung bringen, mit ihm, der Ihnen ſtets ſo unzweideutige Beweiſe ſeiner Theilnahme — ja, ſeiner Liebe gab?“

„Der Theilnahme — der Liebe auf ſeine Art, die mich vielleicht hätte beſtechen können, ich will das offen und ehrlich zugeben, wenn ſie anderer Art geweſen wäre; doch bin ich zu wenig Kind und zu viel auf mich ſelbſt angewieſen, um nicht mit prüfendem Blick in mein Herz und um mich her zu ſchauen, und habe ich dieſen Blick ungetrübt genug erhalten, um zu ſehen, daß die Brücke, womit er einen ſcheinbaren Abgrund verband, kein ſicheres Bauwerk war, ſondern nur trügeriſche Blumenranken, die unſerem Fuße nachgegeben hätten, ſehr wahrſcheinlich aber um mich nur allein in den Abgrund ſtürzen zu laſſen — dazu aber war meine Theilnahme nicht groß und ſtark genug; wäre ſie das geweſen,“ ſetzte das junge Mädchen mit erhobenem Kopfe und offenem Blicke hinzu, „ſo würde mich vielleicht keine kalte Ueberlegung abgehalten haben, die ſchwankende Blumenbrücke zu betreten.“

„O, wer Ihre Theilnahme in ſolchem Grade gewinnen könnte! — wem Sie Ihr unbedingtes Vertrauen ſchenken wollten!“ —

„Nun, Sie ſehen, daß ich Ihnen ſchon einiges Vertrauen ſchenke, und wenn ich dort Ihr herrliches Bild betrachte, ſo bin ich ſtolz darauf, dem Künſtler meine Theilnahme durch einen herzlichen Druck der Hand beweiſen zu können.“

„Dem Künſtler! — ja, dem Künſtler allein,“ rief er ſchmerzlich bewegt, „und doch danke ich Ihnen auch dafür, danke Ihnen aus tiefſter Seele.“

Er hatte ihre Hand feſtgehalten und bedeckte dieſelbe mit Küſſen, und nicht die Hand allein, ſondern auch ihren vollen weißen Arm, ſoviel er durch den raſch aufgeſtreiften Aermel davon zu erreichen vermochte, was ſie ohne ein Zeichen von Unmuth oder Ungeduld litt, ja, als er ſo tief herabgebeugt neben ihr ſaß, leuchteten ihre Augen über ihm, ohne daß er das ſehen konnte und ſehen ſollte, denn als er den Kopf wieder aufrichtete, um heiß in ihre ſchönen Augen zu blicken, hatte ſie die Lider herabgeſenkt und ſagte, während ein Lächeln um ihre Lippen ſpielte: „Durch unſer eigenthümliches Geſpräch ſind wir aber ganz von dem guten Rathe abgekommen, den Sie mir geben ſollen und ohne den ich Sie nicht gerne verlaſſen möchte.“

„Welchen Rath ſoll ich Aermſter Ihnen geben?“ rief er raſch aufſpringend, „was kann ich Ihnen ſagen, das nicht als größter Egoismus klingen

müßte? — Und warum ſoll es nicht ſo klingen — warum ſoll ich Ihnen nicht ſagen, daß —"

„Sie ſollen mir nichts ſagen," fiel ſie ihm raſch in's Wort, „als was Sie mir ſagen dürfen, als was ich von Ihnen anhören kann."

„Ah, Seraphine, wie grauſam Sie ſind, Sie ſpielen auf die Feſſeln an, welche ich durch's Leben ſchleppen muß, weil ich vielleicht bis jetzt nicht den Muth hatte, ſie gänzlich zu brechen, weil ich, in der Dämmerung meines Lebens umherirrend, keinen Ausweg ſah, kein glückverheißendes Licht, das mich antrieb, nach ihm, nach dem Höchſten zu ſtreben — jetzt aber habe ich es gefunden, jetzt iſt in meiner finſteren Nacht ein heller Stern aufgegangen, und dieſer Stern biſt Du!"

„O mein Gott!" rief ſie die Hände vor ihr Geſicht preſſend, „einen ſolchen Ausgang durfte und darf unſere Unterredung nicht nehmen, ſo können Sie das Vertrauen, welches mich hierher geführt, nicht mißbrauchen."

Sie erhob ſich raſch und wandte ſich nach der Thüre, indem ſie ihm, als er ſich ihr in heftiger Bewegung nähern wollte, gebieteriſch die rechte Hand entgegenſtreckte; dabei flammten ihre Blicke und ihre energiſchen Züge zeigten finſteren, unerbittlichen Ernſt.

„Thor, der ich war," murmelte er nach einem tiefen Athemzuge kaum vernehmlich, „noch auf ein Glück zu hoffen, das ja durch eine feſte

Schranke auf ewig von mir geſchieden iſt — und — bleiben muß. — — — Verzeihen Sie mir, Seraphine," fuhr er nach einer längeren Pauſe in einem ruhigen Tone, zu dem er ſich gewaltſam zwang, fort, „und ſeien Sie verſichert, daß ich aus ſeligen Phantaſieen wieder auf die nüchterne Erde herabgeſtiegen bin und ganz zu Ihrem Befehle ſtehe. — — Aber um Eins flehe ich Sie an," ſetzte er in wärmerem Tone hinzu, „laſſen Sie uns einen Ausweg finden, laſſen Sie uns etwas erdenken, das Ihnen möglich erſcheinen läßt, nicht uns trennen zu müſſen — nur jetzt nicht, und Sie werden ſo viel Barmherzigkeit haben, um mir, wenngleich unerreichbar ſcheinend, jenen hellen Stern leuchten zu laſſen, ohne den für mich ringsumher Alles finſtere Nacht wäre."

„Beſſer eine Nacht, in der man vergeſſen kann, als ein Licht, welches uns Etwas zeigt, das doch für uns unerreichbar iſt."

„Und ſollte das denn in Wahrheit für uns ſo unerreichbar ſein," bat er in ſchmeichelndem Tone, wobei er näher trat, ihre Hand ergriff, die ſie ihm nicht entzog, ja ſogar geſtattete, daß er ſeine Lippen darauf ſenkte, „wir ſind Beide noch ſo jung, Sie treten erſt in's Leben ein, und ich fühle Kraft genug in mir, ein gänzlich neues zu beginnen — auch den Muth, mich von der Vergangenheit zu befreien, zu zerbrechen alle Feſſeln, hinter mich zu werfen alles Leid."

„Und dann?" fragte ſie in einem etwas hoch-

müthigen Tone und indem wieder derselbe eigenthümliche Blick aus ihren dunklen Augen, ungesehen von ihm, über ihn hinflog.

„Dann möchte ich mich schüchtern nahen und demüthig bitten, um diese kleine Hand werben zu dürfen — werben mit der Geduld und Ausdauer eines Jakob."

„Um am Ende doch nur Lea zu erlangen," gab sie leise zur Antwort.

„Immerhin bliebe mir ja doch eine jahrelange Hoffnung und so lang ich hoffen darf, kann ich nicht gänzlich unglücklich sein — — aber Eines, Seraphine," rief er heftig, „lassen Sie uns nun überlegen, wie wir es verhindern können, daß Sie uns verlassen!"

„Das wäre nur durch Angelika zu erreichen, nur sie allein vermag auf meinen Vater einzuwirken, um ihn zu veranlassen, nicht nur seine Erlaubniß zu meinem Dableiben zu geben, sondern das sogar als einen Wunsch gegen Tante Aurelie auszusprechen."

„Es wird nicht leicht sein, Angelika zu bestimmen," erwiederte er nachdenklich, um achselzuckend hinzuzusetzen: „ja, wenn ich früher einen ähnlichen Wunsch ausgesprochen hätte, würde sie sich beeilt haben, ihn zu erfüllen, aber gerade, weil es schwierig ist, hoffe ich, soll es mir gelingen, sei es auch nur, um als Dank einen freundlichen Blick aus diesen schönen Augen zu erhalten."

Etwas dergleichen vorauszubezahlen schien das

junge Mädchen durchaus nicht geneigt, ja sie wandte ihr Gesicht hastig ab, und als er versuchte, ihre Hand an seine Brust zu drücken, entzog sie ihm dieselbe, wenn auch nicht rasch oder unfreundlich.

„Nun ja — ich muß mich genügsam bezeigen," fuhr er einen kleinen Schritt zurücktretend fort, „dankbar sein für das mir geschenkte Vertrauen — o, wie selig wird es mich machen, wenn ich später, morgen, nach einem Jahre, nach Jahren daran denke. Diese grenzenlose Dankbarkeit soll Ihnen beweisen, wie glücklich mich diese kleine halbe Stunde macht, glücklich in der Gegenwart, vielleicht noch glücklicher, wenn ich an die Zukunft denke — o, Seraphine! gewähren Sie mir nur ein kleines, für Sie unbedeutendes Zeichen, daß ich hoffen darf — hoffen worauf, wage ich nicht zu wiederholen, auf etwas unsagbar Schönes und Seliges! — Gestatten Sie mir, daß meine Lippen schüchtern Ihre Stirn berühren dürfen, schüchtern, wie man sich etwas Heiligem naht!"

Sie hatte sich der Thür genähert, blieb aber dort mit gesenktem Blicke stehen und wehrte nicht ab, als er sich näherte, als er seinen Arm um ihren schlanken Leib legte, ja sie erhob ihr Haupt, als er das seinige niederbeugte, nicht wie er gesagt, nur gegen ihre Stirn, sondern auch auf ihre Lippen, um nach kaum sekundenlangem Kusse im andern Augenblicke verschwunden zu sein.

Er streckte die Arme nach der Entschwundenen

aus, er rief mehrere Male ihren Namen leiſe und innig, er fühlte ſich wie von Glück berauſcht, doch mit plötzlich ernüchternden Nachwehen, da er ſich geſtehen mußte, daß dieſe friſchen, lebenswarmen Lippen kalt und bewegungslos die ſeinigen berührt, daß aus ihnen kein heißer, elektriſcher Strom in ſein Herz geſprüht — — doch rief er gleich darauf: „Warum unbillig und ungenügſam ſein, warum nicht auf eine ſchöne, ſüße Frucht hoffen, die ſich mir doch ſoeben in erſter aufſproſſender Blüte gezeigt, — wenigſtens will ich Alles thun, um mir ihren Dank und damit auch einen ſchönen Lohn zu gewinnen!“

Er verließ ſogleich ſein Atelier, um durch ein Klopfen nebenan Einlaß zu erhalten, wobei er ſich einigermaßen wunderte, daß ſich die Thür gegen ſonſtige Gewohnheit ſogleich öffnete; doch bemerkte er beim Eintreten, daß Angelika nicht bei der Arbeit war, ſondern auf einem Gange durch ihr Zimmer begriffen, den ſie auch bei ſeinem Erſcheinen fortſetzte, die Hände auf den Rücken gelegt, in welchen ſie einen aufgebrochenen Brief hielt.

Melber ſaß auf einer Staffeleitreppe, wie er gern zu thun pflegte, und rollte ſeine brennende Cigarre aus einem Mundwinkel in den andern, während ſich auf ſeinem breiten Geſichte ein freundliches, etwas verſchmitztes Lächeln zeigte.

„Störe ich nicht?“ fragte Weßner, an der Thüre ſtehen bleibend.

„Nicht im Geringſten, es iſt mir ſogar angenehm, daß Du gekommen biſt.“

„Wozu ich mir gratulire, denn das kam leider ſeit längerer Zeit nicht mehr vor.“

„Doch nicht durch meine Schuld,“ gab die Malerin raſch herumfahrend zur Antwort, „das wirſt Du mir, wenn Du billig ſein willſt, zugeben — ich war ſtets offen und ehrlich gegen Dich, ich habe Dich mit Freuden empfangen, als Du zurückkehrteſt, und wenn alsdann die Nachrichten, die Du mir über Deine Vergangenheit gabſt, meine Freundſchaft erkälteten, ſo mußt Du das begreiflich finden, wir Weiber haben darin unſere eigenen und vielleicht richtigeren Begriffe — auch wirſt Du mir zugeben,“ fuhr ſie plötzlich ſtehen bleibend fort, „daß ich Dir gleich in der erſten Stunde meinen Widerwillen gegen Deinen Geſellſchafter, jenen vornehmen und minder berühmten Künſtler, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, nicht verhehlt habe, ja, daß ich Dir geſagt, er könnte zu einer gefährlichen Klippe für unſere Freundſchaft werden.“

„Richtig, das haſt Du Alles geſagt,“ gab Weßner zur Antwort, „und heute, da Dir mein Beſuch plötzlich wieder angenehm iſt, könnte ich bei Dir,“ — fuhr er, ſich zu einem Lächeln zwingend, fort, — „bei Dir ein erſtaunliches Ahnungsvermögen vorausſetzen, da dieſe Klippe wenigſtens drüben im Atelier unſere Freundſchaft ferner nicht mehr bedrohen wird.“

„Wie habe ich das zu verstehen?“

„Nun ganz einfach, daß Reckenstein sein Atelier bei mir aufgegeben hat, um in der Staatsgallerie nach alten Meistern zu malen.“

Um die Züge Angelika's zuckte ein kurzes Lächeln und Herr Melber lachte plötzlich so laut und so herzlich, daß er fast von der Staffeleitreppe herabgefallen wäre, wenigstens sich festhielt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, was auf Arthur einen solchen Eindruck machte, daß er überrascht von dem Einen zu der Andern schaute.

„So, Du denkst also,“ meinte die alte Malerin kopfnickend, „daß Dein Freund in der Staatsgallerie mit dem Kopiren alter Meister sich beschäftigen wird, was glaubst Du davon, Melber?“

„Ich glaube,“ kicherte dieser, „daß er heute schon im großen Festsaale dort auf und ab spazieren geht, um zu sehen, wie er sich als künftiger Direktor ausnehmen wird.“

„Unsinn!“ erwiederte Weßner achselzuckend, um gleich darauf in unwilligem Tone fortzufahren: „wie hätte ich auch erwarten dürfen, bei euch etwas Anderes als Gehässiges über ihn zu hören, Reckenstein denkt nicht an so etwas!“

„Ob Du blind bist!“ rief Angelika im Tone des Mitleidens — „nicht wahr, Melber, er war blind und ist es immer noch?“

„Wie ein Maulwurf,“ murmelte der Gefragte vor sich hin, was aber Arthur Weßner nicht ver-

ſtand, da Angelika ſich ihm nähernd mit erhobener Stimme fortfuhr: „Ja, blind warſt und biſt Du, oder verblendet, wenn Dir das lieber iſt, denn ſonſt hätteſt Du lange Deinen würdigen Begleiter durchſchauen, hätteſt ſehen müſſen, daß deſſen Freundſchaft und Anhänglichkeit nichts als Heuchelei war, daß das einzige Gefühl, welches ihn an Dich feſſelte, im ſchmutzigſten Eigennutz beſtand, und ſeine ganze Kunſt in der Geſchicklichkeit, Dich und auch Deine Freunde für ſich auszubeuten.“

Arthur war auffallend erbleicht, hatte ſeine Hände in einander verſchlungen und die Lippen feſt auf einander gebiſſen — hörte er das, was ihm die alte Malerin deutlich genug ſagte? oder waren ſeine Gedanken mit etwas Anderem beſchäftigt? — jedenfalls mit nichts Angenehmem, das zeigte der ſchmerzliche Zug, der jetzt im Zucken eines trüben Lächelns um ſeine Mundwinkel ſpielte.

„Deßhalb hat er auch ſeit Jahren ſchon geſucht von Dir fern zu halten Alles, was Dir wirklich anhänglich war, was Dich geliebt und was treu an Dir gehangen — brauſe nicht auf, oder thue es meinetwegen, denn ich würde Dir auch in dieſem Falle wiederholen, was ich vorhin geſagt, daß dieſer Reckenſtein ein ſchlechter Kerl iſt und daß er freventlich an Dir und der armen Ellen gehandelt hat.“

Arthur hatte allerdings vorhin eine unmuthige Bewegung gemacht, doch mehr gegen Melber hin, und fragte dieſen jetzt mit aufgeworfenem Kopfe:

hier eine alte Bekanntſchaft zu erneuern. Das fragliche Haus liegt an einem einſamen und ſtillen Platze, hat aber ſchon von außen gar keine Aehnlichkeit mit dem alten, ehrwürdigen Mauerwerk, welches man mir in Jeruſalem gezeigt. Freilich iſt die Copie in Sevilla vor vielen hundert Jahren durch einen arabiſchen Baumeiſter gebaut, den der Herzog von Alcala aus den Kreuzzügen, ſammt dem Plane des urſprünglichen Hauſes in Jeruſalem mitgebracht und es wäre möglich, daß das Haus im heiligen Lande damals etwas anders ausgeſehen, wie jetzt. Nachdem ich aber ſein Inneres betreten, fand ich auch die Eintheilung und Dispoſition des Ganzen vollkommen vom Original abweichend. Freilich iſt auch hier die Säule vorhanden, an welcher Chriſtus gebunden und gegeißelt wurde, doch iſt dieſelbe hier in einer im Hof befindlichen Kapelle, anſtatt daß ſie, wie in Jeruſalem, in einer Vorhalle ſteht, durch deren weite offene Fenſter das herbeigeſtrömte Volk ſein Schlachtopfer ſehen konnte, welches ihm Pilatus wies.

Der Hof, ein länglichtes Viereck hat ſchon in den Einzelformen das arabiſche Gepräge etwas abgeſtreift, wozu noch die Aufſtellung vieler, zum Theil über lebensgroßer antiker Statuen kommt; intereſſant war uns das Haus des Pilatus deßhalb, weil man daran die Gränze des Reichthums ſehen kann, der mit Azulejos erreicht werden kann. Das große Treppenhaus insbeſondere, deſſen Wände ganz damit getäfelt ſind, und wo eine unüberſehbare Zahl verſchiedener Eintheilungen und Deſſins ſowohl in Linien als Farben mit einander abwechſeln, iſt von kaum zu beſchreibender Pracht, aber nirgends Ruhe, nirgends ein Punkt, auf dem das Auge verweilen kann, ſo daß man dieſe Fayencebekleidungen, die die Araber weislich nur zur Täfelung des unteren Theils der Wände wählten, hier gründlich ſatt bekommt. Die große an den Hof ſtoßende Halle iſt noch das am meiſten harmoniſche; vortrefflich erhalten, mit edler, ſchöner Decke bleibt ſie ein Raum, in den man mit immer neuem Vergnügen zurückkehrt.

Was die Bilderſchätze Sevilla's anbelangt, ſo ginge auch die flüchtigſte Beſprechung der Meiſterwerke des einzigen Murillo

„Was ſoll denn die Bemerkung eigentlich bedeuten, daß ſich Reckenſtein im Gefühle eines künftigen Direktors in der Staatsgallerie umſchaue?“

„Nun, das ſoll Etwas bedeuten, was die Spatzen auf den Dächern ſingen und ſich alle Welt erzählt.“

„So gehöre ich alſo ſchon nicht mehr in dieſe Welt?“

„Sei doch geſcheidt, Arthur,“ ſagte die Malerin, ihn leicht mit dem Ellenbogen anſtoßend, „wenn es Dir auch Jemand geſagt hätte — daß es nicht geſchah, finde ich ſehr begreiflich — ſo würdeſt Du es doch ſo wenig geglaubt haben, wie Du es jetzt glaubſt.“

„Nun, was ſoll ich denn eigentlich glauben?“ rief Arthur auffahrend, „doch nicht, daß Reckenſtein Direktor der Staatsgallerie zu werden beabſichtigt, oder daß er je Hoffnung hätte, es zu werden — er, als Künſtler eine ſolche Null!“

„Aber eine Null unter der Freiherrnkrone und das zählt in dieſem Falle mehr als Dein einfaches, bürgerliches Leben.“

„Mach' mich durch halbe Bemerkungen nicht toll, Angelika, wenn Du Poſitives weißt, ſo ſchone mich nicht und ſage es gerade heraus!“

„Melber weiß ſchon Poſitives.“

„Nun denn!“ —

„Ich hab' es aus dem Munde eines der wichtigſten Beamten des regierenden Königs.“

„Und wie heißt dieſer wichtige Beamte?“

„Der Hoffriseur."

„O, Du brauchst darüber nicht zu lachen," sagte Angelika, „dergleichen Leute wissen noch mehr als Höhergestellte, und der Hoffriseur hat Melber im Vertrauen mitgetheilt, daß die Ernennung des Freiherrn von Reckenstein zum Direktor der Staatsgallerie in den nächsten Tagen erfolgen werde."

„Der Hoffriseur — ja so," sagte Arthur Weßner mit einem verächtlichen Lächeln, „eine solche Quelle muß man allerdings respektiren — und schlug dann selbst dieser würdige Mann nicht aus Entsetzen die Hände über dem Kopf zusammen über die Absicht, der Staatsgallerie einen solchen Direktor zu geben?"

„Im Gegentheil," sprach Melber lächelnd, „er ist von der Leutseligkeit und der Herablassung des Freiherrn entzückt, bewundert dessen Haupthaar und prächtigen Bart, und gestand mir, daß er allerhöchsten Ortes zwischen Kamm und Scheere häufig gewagt habe, den Namen Reckenstein zufällig einzuwerfen, was dort immer von guter Wirkung sein soll."

— — — „Er war ja soeben noch bei mir," sagte Weßner nach einer langen Pause und einem tiefen Athemzuge — „er hat mir nichts davon gesagt, obgleich er von der Staatsgallerie sprach und seinem Vorhaben, dort alte Meister zu kopiren. — — — Es kann ja auch nicht sein," fuhr er leise und tonlos fort, „er kann nicht eine solche Falschheit gegen mich begehen — oder — ich müßte

ja glauben," ſetzte er mit erhobener Stimme hinzu, „daß er auch ſonſt ſchon unwahr und nur ſeinem eigenen Intereſſe folgend an mir gehandelt hätte, was konnte ihn aber bewegen, das zu thun?" ſchloß er mit ſich ſelbſt redend.

„Damals meinſt Du?" fragte die alte Malerin, indem ſie ihre Hand auf ſeine Schulter legte.

„Ja, damals — freilich damals — welchen Grund hätte er haben können, ſie zu verdächtigen, zu beſchimpfen, von meinem Herzen zu reißen?"

„Thor, der Du biſt; um Dich Deines guten Engels zu berauben, um volle Gewalt über Dich zu erhalten, um Dir Alles zu ſein, ſcheinbar Dein einzig wahrer Freund, aber in Wahrheit nur ſcheinbar Dein Freund und in Wirklichkeit ein Kunſtvampyr, ein Blutſauger ſchlimmſter Art, der ſich an Dich hängte, ſich von Dir aufwärts mitſchleppen ließ und nun von Dir läßt, ſobald er glaubt allein weiter kommen zu können."

„Nein, nein, Angelika!" rief er heftig, „aus Dir ſpricht Dein Haß gegen ihn, ich kann's und will's nicht glauben — — ich darf's ja nicht glauben, denn ſonſt wäre er mir ja ſchon jahrelang ein falſcher Freund geweſen, und denke doch nur, meine gute Angelika, wie elend mich das machen müßte!"

Er hatte die rechte Hand auf die hohe Lehne eines der alten geſchnitzten Stühle gelegt, ließ ſich nun langſam auf den Sitz deſſelben niedergleiten,

worauf er in ſich zuſammenſank, die Hände gegen das Geſicht drückte und eine lange, lange Weile ſo verharrte.

Dann richtete er ſich auf und ſagte achſelzuckend: „Verzeihe mir und ſei nicht böſe, wenn ich Deinen Worten nicht zu glauben vermag, Du wirſt auch begreifen, daß ich vielleicht zu feige bin, das zu thun, daß ich mich anklammere an die geringſte Hoffnung, es könnte nicht ſo ſein — wenn es dann doch iſt, ſo will und muß ich auch dieſes Unglück tragen — — nur heute noch laß mir meinen Glauben — ſieh', ich war ſchon erregt, verſtimmt, als ich zu Dir kam, wollte etwas mit Dir reden, Dich um etwas bitten."

„Gerade ſo wie ich Dich," ſagte Angelika lächelnd, indem ſie den Brief in ihrer Hand etwas emporhob, „doch rede Du zuerſt."

„Nein, laß mich hören, was Du willſt," gab er zerſtreut zur Antwort, „ich beruhige mich indeſſen wieder und möchte Dir mit Ruhe ſagen, um was ich Dich zu bitten wünſchte."

„Wie Du willſt, ich möchte Deinen Rath in einer geſchäftlichen Angelegenheit, da Du dergleichen beſſer verſtehſt als ich. — Lies dieſen Brief!"

„Oberſtjägermeiſteramt — was kann das von Dir wollen?"

„So dachte ich auch, ehe ich geleſen, und weiß noch nicht, was ich thun ſoll — mir widerſteht's!"

„Ah, das iſt aber ein ſehr ehrenvoller Auf-

trag!“ rief Weßner, nachdem er das Schreiben durchflogen, „von der alten Excellenz eigenhändig geschrieben.“

„Mag sein, was mir aber den Auftrag nicht angenehmer macht, und wenn Du mir als Freund rathen willst, so bitte ich, das so nüchtern als möglich zu thun, ganz vom Standpunkt des Handwerks aus, ohne von großer Ehre und dergleichen berauscht zu sein.“

„Und was sagt Melber, was sagt Dein Mann dazu?“

Weßner that diese Frage, indem er seine Blicke gegen den Betreffenden erhob, während Angelika nachdenklich vor sich niederblickte, und er mußte trotz seines betrübten Gemüthes fast lächeln, als er sah, wie komisch eifrig der kleine Maler auf der Staffeleitreppe mehrere Male mit dem Kopfe nickte.

„Er meint, ich solle das annehmen.“

„Und das meine ich auch, Du brauchst Dich allerdings nicht nach neuen Aufträgen umzuschauen, kannst auch sonst wohl ablehnen, was Dir nicht zusagt, glaube aber, daß Du dieser direkten und immerhin ehrenvollen Aufforderung Folge leisten mußt.“

„Pah, wer könnte mich zwingen?“

„Irgend eine Persönlichkeit allerdings nicht, aber die Verhältnisse, denn Du darfst nicht vergessen, daß Du nicht mehr so unabhängig bist wie früher.“

„Nicht wahr?“ ſagte Melber mit einem vergnüglichen Grinſen.

„Du biſt verheirathet, Du haſt einen Mann genommen und damit eine Familie gegründet.“

„Nur aus zwei vollkommen ſelbſtſtändigen Perſonen beſtehend,“ brummte die alte Malerin, worauf Herr Melber ſo auffallend in ſich hinein kicherte, daß Angelika ihre Hand drohend gegen ihn erhob, welche Geberde indeſſen abgeſchwächt wurde durch ein kurzes Lächeln, das über ihre leicht erröthenden Züge flog; dann ſagte ſie zu Weßner: „Dein Rath iſt alſo, ich ſoll dieſen Auftrag annehmen?“

„Unbedingt.“

„Bin aber nie mit vornehmen Herren, Excellenzen oder gar mit Königen umgegangen, weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich dabei zu benehmen habe.“

„Gerade ſo wie Du Dich gegen uns benimmſt, und Du brauchſt von Deinem eigenen Weſen eben ſo wenig etwas zu ändern wie von Deiner Kunſt — es ſei denn vielleicht, daß Du in Deinem Aeußeren eine kleine Aenderung eintreten ließeſt.“

Hier lachte Melber auf ſo herausfordernde Art, daß es wohl begreiflich war, wie Angelika raſch gegen ihn gewendet hinüberrief: „Höre und ſehe Einer dieſes Ungeheuer, das iſt Waſſer auf ſeine Mühle, denn er hat ſich ſchon ein paar Mal unterſtanden, mir meine Joppe und meine Pfeife zu verleiden.“

„Hier kannſt Du das allerdings halten, wie es Dir beliebt, aber wenn Du der Einladung in dieſem Schreiben Folge leiſteſt und Deinen Aufenthalt auf dem Schloſſe des Grafen Ferrner nimmſt, um dort Seine Majeſtät mit Jagdgefolge, Pferden, Hunden und erlegtem Wilde zu malen, glaube ich doch, daß es zu Bemerkungen Veranlaſſung gäbe, wenn Du in der Joppe und Deinem Tyrolerhut erſchieneſt, wenigſtens im Schloſſe ſelbſt, denn es müßte ſich ganz ſonderbar ausnehmen, Dich unter den Herrſchaften dort, wobei auch wahrſcheinlich Damen ſind, ſo herumwandeln zu ſehen."

„So herumwandeln zu ſehen!" wiederholte Angelika, mit wohlgefälliger Miene an ſich herunterſchauend, „ich meine doch, daran wäre im Ganzen nichts auszuſetzen — doch wenn Du, Arthur, und dieſer übermüthige Melber da," fuhr ſie achſelzuckend fort, „dieſen allerhöchſten Auftrag als ſo etwas Großes anſehen, ſo will ich mich inſofern bequemen, als für jene Stunden der Sklaverei eines jener langen, ſchlampigen Kleider anzuziehen — was meint ihr zu meinem Hochzeitsgewand?"

„A—a—a—ah!" rief Weßner mit einem nicht mißzuverſtehenden Lächeln, „das paßte an Deinem Hochzeitstage vortrefflich hieher unter Künſtler und Kunſtfreunde, aber dort — nimm mir das nicht übel, Angelika — wäre es in anderer Weiſe gerade wieder ſo auffallend wie Deine Joppe."

„Mit euch ſollte man über ſo Etwas gar nicht

reden," ſagte ſie in verdrießlichem Tone, „und ich ſollte thun, was mir wohlgefällt, habe mir aber nun einmal vorgenommen, dießmal eurem Rath zu folgen, will es auch thun, ſo ſchwer mir's ankommt — beſtelle mir alſo ein graues oder ein ſchwarzes Kleid, Melber, doch werde ich auch meine Joppe mitnehmen und ſie im Walde tragen, wenn ich dort zeichne."

„Und da biſt Du zu beneiden," entgegnete Melber, „des Zeichnens wegen nämlich, denn man wird Dir dort eine Staffage zuſammenſtellen, um welche Dich jeder andere Künſtler beneiden muß, denke Dir ſo einen herrlichen Wintertag, der prächtig gefärbte Wald, Schnee auf den grünen Tannen, tiefblauer Himmel, dazu das maleriſche Jagdgewühl, die Jäger, das Jagdgefolge, die edlen Pferde und ſchönen Hunde, und Du, das Alles gewiſſermaßen dirigirend, indem Du ſelbſt die höchſten Herrſchaften dazu benutzeſt, um Dir nach Belieben zu Modell zu ſtehen — beneidenswerth."

„Wie man's nimmt, mir wär' es gerade ſo lieb, ſie ließen mich hier in meiner Klauſe — aber noch über Eines möchte ich Dich hören, was da in dem Schreiben ſteht — ungefähr am Schluſſe ‚von der Begleitung'."

Weßner blickte in das Papier länger, als gerade nothwendig war, um dort die bezeichnete Stelle zu finden, ſchaute auch, nachdem er ſie gefunden, über den Brief hinweg gedankenvoll vor ſich hin. —

„Nun," fragte Angelika, „haſt Du es gefunden?"

„Ja, und das ſcheint mir ziemlich klar, der Oberſtjägermeiſter in ſeiner bekannten Artigkeit erſucht Dich, jede Begleitung mitzubringen, die Dir gut däucht, und auch für dieſe die Gaſtfreundſchaft ſeines Schloſſes anzunehmen."

„Dieſe Begleitung wird wohl Melber ſein?" fragte Weßner, worauf der kleine Maler indeſſen auf's Entſchiedenſte mit dem Kopfe ſchüttelte und Angelika achſelzuckend ſagte: „Es wäre wohl nichts natürlicher geweſen, aber er will nun einmal nicht und gewiſſermaßen kann ich ihm nicht Unrecht geben; da er mein Mann iſt, würde ich niemals dulden, daß man ihn bei Seite ſtehen ließe, und mit zur Geſellſchaft zu gehen, dazu — kann er ſich nun einmal nicht verſtehen."

„Und habe ganz Recht, nicht wahr, Weßner?" rief der Genannte lachend, worauf er von der Staffeleitreppe herabſtieg und ſich in ſeiner breiten komiſchen Geſtalt näherte. „Denkt doch nur, wie ich mich da ausnehmen würde, nein, ich bleibe hier und halte Haus, lange wird's ja doch nicht dauern."

„Das hoffe ich auch — aber da man mir einmal eine Begleitung zumuthet," ſagte ſie nachdenklich, „ſo werden ſie es ſchicklich finden, wenn ich auch eine mitbringe, und da habe ich dann an die Seraphine gedacht, der das Getreibe gewiß Vergnügen machen würde, meinſt Du nicht auch ſo, Arthur?"

Nun hätte dieſer mit lauter Stimme gern ſogleich Ja, dreimal Ja gerufen, bezwang ſich aber zu einem minutenlangen Stillſchweigen und ſagte alsdann in kühlem Tone: „Ja, es wäre am Ende nicht ſo übel, wenn Du Seraphine mitnähmſt, denn da Dein Mann nicht mitgeht, ſollteſt Du doch eine weibliche Begleitung haben, ſie kennt Dich, iſt Dir ſehr attachirt, und kann Dir auch hie und da eine kleine Hülfe leiſten.“

„Gut, ich will's ihr ſagen.“

Arthur fühlte ein wonniges Gefühl ſein Herz durchſtrömen, weil er ſo bald im Stande geweſen war, etwas zur Erfüllung des Wunſches beizutragen, den das ſchöne, junge, geliebte Mädchen gegen ihn ausgeſprochen; doch ſollte ſich dieſes Gefühl zur unausſprechlichen Freude ſteigern, als die alte Malerin nach kurzer Pauſe ſagte: „Gut, ich habe Deinem Rathe gefolgt, ich werde ein langes Kleid tragen, was mir ſehr widerſtrebt, dafür aber verlange ich auch von Dir eine Gefälligkeit, Du weißt, daß ich mit menſchlichen Figuren und Köpfen, beſonders was Aehnlichkeit anbelangt, nicht gut zurecht komme, ja, abſolut für ein großes Bild dazu nicht im Stande bin, weßhalb ich, auf Deine Freundlichkeit bauend, den Oberſtjägermeiſter gebeten, ſich an Dich zu wenden, und hier iſt ſeine Antwort.“

Sie zog ein anderes Papier aus der Taſche, das ſie Weßner reichte, der im höchſten Grade

über den Raum dieſer Blätter. Neben ſeinen bekannten Bildern in der Kathedrale enthalten einige Säle des hieſigen Muſeums zwanzig große prachtvolle Gemälde von ihm, das ſchönſte aber, was er erſchaffen hat, iſt in der kleinen Kirche der Caridad, die berühmte Brodvertheilung und Moſes, der das Waſſer aus dem Felſen ſchlägt. Madrid hat nichts Aehnliches von ihm aufzuweiſen. Das Wohnhaus des großen Malers, jetzt einem Herrn Lopez de Ceparo gehörig, iſt den Fremden gaſtlich geöffnet und enthält außer einem ſelbſtgemalten Portrait Murillo's Fresken von ſeiner Hand, welche auf die vier Seiten eines im Garten befindlichen Felſens gemalt ſind.

Wenn man nach Spanien kommt, einem Lande, welches die Havanna beſitzt, ſo hofft man, nun einmal recht gute und wohlfeile Cigarren rauchen zu können, findet ſich aber ſehr getäuſcht, denn nirgendwo in der ganzen Welt bekommt man ſchlechteren Tabak und Cigarren, als gerade in Spanien. Die größte Schuld hieran trägt wohl das Monopol- und Prohibitiv-Syſtem, welches viel einnehmen will, ohne etwas dafür auszugeben. Es hätte ja Niemand etwas dagegen einzuwenden, wenn ſich die Regierung aus dieſem Tabaksmonopol tüchtige Einkünfte verſchaffte, dem Käufer dagegen, wenn auch für theures Geld, eine gute Waare zukommen ließe. Wer aber in Spanien eine ächte Havannah oder eine gute Puros rauchen will, iſt gezwungen, ſich an die Contrebandiſten zu wenden, die wenn ſie auch den Verkauf ihrer eingeſchmuggelten Waaren nicht ſelbſt und öffentlich betreiben, doch entweder ihre wohlbekannten Niederlagen haben, oder ihre zahlreichen Agenten unter den Gaſthofs- und Kaffeehaus-Kellnern, kleineren Wirthen, Bootführern oder Individuen, die uns auf dem Spaziergang mit den Worten anhalten: „Caballero, ich kann Ihnen die beſten eingeſchmuggelten Cigarren verſchaffen.“

Aus dieſem Grunde iſt nun wohl das Rauchen der Papiercigarren ſo allgemein geworden; die Koſten dabei ſind ſehr unbedeutend, denn das bischen feingeſchnittenen Tabak, welchen man ins Papier wickelt, kommt eigentlich nicht in Betracht und dabei

überraſcht die Zeilen durchflog, in welchen Graf Ferrner ſchrieb: So ſehr auch der von Angelika ausgeſprochene Wunſch mit dem Seiner Majeſtät und auch mit ſeinem eigenen zuſammenſtimme, und obgleich ſchon die Rede davon geweſen ſei, Weßner zu bitten, einen Theil jenes Auftrages zu übernehmen, ſo habe man doch nicht gewagt, dem hochberühmten Künſtler einen ſolchen Vorſchlag zu machen, ſei aber hocherfreut, wenn Madame Melber die Vermittlung dazu freundlichſt übernehmen wolle.

„Ich hatte allerdings in dem Falle an Reckenſtein gedacht," ſagte Melber, ſich auf komiſche Art windend, „das wäre ein Freſſen für ihn geweſen, mit der berühmten Angelika gemeinſchaftlich ein Bild zu malen, und dazu unter den Augen des Königs, und an dieſen allerhöchſten Perſonen ſelbſt ſeine Studien zu machen."

„Gut, ich nehme Deinen Vorſchlag an!" rief Arthur, der ſich in mehr als einer Hinſicht dafür begeiſtert fühlte, „und wir Beide wollen bei dieſer gemeinſchaftlichen Arbeit einmal zeigen, ob wir Künſtler à la Reckenſtein ſind, oder vom Geiſt berufene und von Gott und aus uns ſelbſt begnadigt."

Siebenzehnte Randverzierung.

Auf weissem Schneefeld der Glanz sinkender Abendsonne.

Rosenthal hatte die Absicht gehabt, nach seinem Besuch bei Doktor Flinder am andern Tage frühzeitig wieder nach der Residenz zurückzukehren, auch war Miß Arabella damit einverstanden, da sie ihre Mission Abends noch erfüllt hatte, der Schwester die Verzeihung der Mutter mitgebracht und Pläne für die Zukunft gemacht. Frau von Schmetting wollte noch kurze Zeit in Morfeld bleiben, bis eine für sie passende, elegante Wohnung gefunden und eingerichtet sei, zu welchem Entschlusse die beiden Schwestern auch durch den jungen Grafen Ferrner bestimmt worden waren, der eine Einladung Schmetting's zu den bevorstehenden großen Jagden für selbstverständlich hielt, und der der Ansicht war, daß sich dabei auf's Einfachste, Natürlichste die Vorstellung bei Seiner Majestät machen ließe.

Bei dem kleinen Diner, welches diese vier glücklichen Leute, deren Jedem der Zukunftshimmel auf's Rosigste erschien, zusammen hielten, war es lustig hergegangen und ziemlich spät geworden, weß-

halb Miß Arabella mit einigen freundlichen Zeilen Herrn von Rosenthal ersuchte, die Abreise am andern Tage bis gegen Mittag hinauszuschieben, und das kam ihm gar nicht ungelegen, denn er fühlte sich nach einer schlecht durchschlafenen Nacht müde und angegriffen.

Früher bis noch vor ganz Kurzem war ihm der erquickendste Schlaf dienstbar gewesen, er hatte nichts weiter gebraucht, als, seine Gedanken verabschiedend, den Schlummer zu rufen, und darauf sogleich das Gefühl gehabt, als zöge ein weicher, wohlthuender Hauch über ihn hin, der ihn wie ein schützender Schleier von der Außenwelt trennte und unter dem er auf's Behaglichste, Erquickendste fast traumlos die Gegenwart vergaß.

Das hatte sich geändert und diese Aenderung hatte ihn erschreckt — der Schlummer kam zuweilen nicht mehr wie eine sanfte, Alles verhüllende Decke, sondern zog über ihn her wie graues, zerrissenes Gewölk, zuweilen erhellt von leuchtenden Blitzen, nicht selten aber auch wilde, phantastische Gestalten zeigend, ein traumhaftes wildes Heer, das seinen Schlaf beunruhigte.

Dabei konnte er den gleichen Traum, durch Erwachen unterbrochen, immer wieder auf's Neue träumen und nicht nur in der gleichen Nacht, sondern in verschiedenen, die oft durch Tage und Wochen getrennt waren. So einen, vor dem er sich gerade dieser Wiederholung wegen fürchtete, obgleich der-

ſelbe eigentlich nichts Schreckhaftes an ſich hatte, denn in dieſem Traumgeſichte erſchien am Fuße ſeines Bettes eine weiße Marmorgeſtalt mit Geſichtszügen, die er kannte, für die er ſich intereſſirt, ja die er verehrt oder geliebt, und dieſe Geſtalt, nachdem ſie ihn eine Zeitlang ruhig betrachtet, fing an, ſich durch unbegreiflich ſchnelles Drehen und Winden ſo zu verzerren, daß die ſchattenhaften, unzähligen Umriſſe derſelben kaum noch die urſprüngliche Form erkennen ließen; doch mühte er ſich ängſtlich, faſt verzweifelnd ab, dieſe urſprüngliche Form wieder feſtzuſtellen.

Es waren das für ihn Augenblicke unbeſchreiblicher Qual, und wenn ihm im Traum die weiße Marmorgeſtalt erſchien, ſo fühlte er ſelbſt im tiefſten Schlafe eine unbeſchreibliche Erregung, die nicht nur bei dem Erwachen in der Nacht noch fortdauerte, ſondern auch den andern Morgen noch Spuren hinterließ von einer ſtarken Ermüdung, ſowie in dem Gefühl, als laſte oben auf ſeinem Kopfe rings um den Schädel ein ſchwerer eiſerner Ring, der den leichten Flug ſeiner Gedanken hemmte und ihn moraliſch niederdrückte.

Allerdings war ſeine Willenskraft ſtark genug, um dieſen Druck, ſowie das beengende Gefühl von ſich abzuſchütteln oder wegzuſchwemmen durch kaltes Waſſer, wie er auch heute Morgen wieder that, als Doktor Flinder zu ihm eintrat, um Abſchied von ihm zu nehmen, ehe der Arzt ſeinen

Morgenritt in die Umgebung des kleinen Orts machte.

Diesem allein von allen Aerzten seiner Bekanntschaft hatte Rosenthal von jenem seltsamen Traumgesichte und dessen unbehaglichen Folgen erzählt, aber nur als dem Freunde, nicht als dem medizinischen Rathgeber, da es bei Beiden nur eines Blickes der Uebereinstimmung bedurft hatte, um zu wissen, daß es für dergleichen Nervenaufregungen oder Störungen der Gehirnthätigkeit keine eigentlichen Heilmittel gäbe, als vielleicht die bekannten Mephisto's, zu denen sich aber Rosenthal eben so wenig entschließen mochte als Faust.

„Bei einer neuen Lebensperiode, die ich nächstens beginnen werde," sagte er lächelnd, „hoffe ich mich von diesen kleinen Unbequemlichkeiten zu befreien. Ich habe dießmal schon zu lange gelebt, und werde meinen Körper erfrischen und meinen Geist auf's Neue stählen müssen — aber denken Sie nur, lieber Doktor," fuhr er, da er gerade mit seiner Toilette beschäftigt war, in den Spiegel schauend fort, weßhalb er auch die ernste, sorgenvolle Miene seines Freundes nicht bemerkte, „es war heute Nacht nicht meine Marmorfigur, die mich beschäftigte, sondern ein anderes Traumgesicht, das einen noch unangenehmeren Eindruck auf mich hervorbrachte. Mir träumte nämlich, ich befände mich in Ihrem Hause, in meinem ehemaligen Zimmer bei einer Partie Whist, konnte aber meine Karten weder gehörig

halten noch richtig ausspielen, so daß mir die Anderen nach der Reihe immer helfen mußten, und halfen, natürlich nur zum eigenen Vortheil, und wer glauben Sie wohl, daß jene Mitspieler waren? — — Der arme junge Mensch, den ich gestern Abend bei Ihnen sah, der seinen Vampyrwahnsinn immer noch nicht verloren hat, und jene beiden alten Schwestern, Thusnelda und Seraphine — — wahrlich eine tolle Gesellschaft — für mich — für Rosenthal. — — — — Wenn ich denke, daß es möglich wäre, je so herunterzukommen körperlich und geistig, dann wäre es doch wahrlich besser, rasch zu enden. — Deßhalb aber," fuhr er mit einem leuchtenden Blick, mit einem wohlgefälligen Lächeln auf sein Spiegelbild fort, indem er seine langen, schwarzen Favoris sanft kämmte, „ist es auch eine unendliche Wohlthat, was mir zu Theil geworden, mein Leben immer wieder von vorne anfangen zu können — hinter mir in der vergangenen Periode zu lassen Schwäche und Hinfälligkeit, und vor mir wieder zu haben frische, erneute Lebenskraft."

„Wahrlich, ein beneidenswerthes Loos," gab der Doktor gedankenvoll zur Antwort, „und wer damit auch andere Sterbliche beglücken könnte, dessen Ruf als Wunderthäter wäre gemacht!"

„Ob es gerade ein Glück ist, so lange leben zu müssen, will ich dahin gestellt sein lassen, ich bin am Ende einer meiner Lebensperioden schon oft recht müde gewesen und habe mich nach ewiger Ruhe

geſehnt — was bringt Einem auch ein neuer Abſchnitt, Neues eigentlich gar nichts, und das ſchon oft Dageweſene auch nicht immer in reizenderer Form, es iſt ewig die alte gleiche Geſchichte, Blatt, Blüte, Frucht, dann Abfallen und Vergehen, nur bei mir mit dem kleinen Unterſchiede, daß ich gerade wieder in derſelben Geſtalt, mit den gleichen Gefühlen und dem vollen Bewußtſein des Vergangenen erſtehe, was einentheils amüſant, anderntheils höchſt langweilig iſt.“

„Und eine ſolche Veränderung ſteht Ihnen nahe bevor?“ fragte Doktor Flinder kopfſchüttelnd.

„Ich glaube, ja,“ entgegnete Herr von Roſenthal, indem er auf's Umſtändlichſte fortfuhr, ſich mit ſeiner Toilette zu beſchäftigen, „ja, ich fürchte es für dieſes Mal, denn ich beſchäftige mich gerade mit einer Angelegenheit, wobei mein Herz auf's Höchſte intereſſirt iſt, und die ich gern zu Ende führen möchte, ehe — — ich glaube, ich habe Ihnen ja ſchon geſagt, daß ich liebe mit aller Kraft meines großen, ſchönen, unvergänglichen Herzens und daß es mich auf Jahrhunderte hinein betrüben würde, wenn mir das Schickſal verwehrte, in Beſitz dieſer Liebe zu gelangen. — — — — Denn auch ich bin dem Schickſal unterworfen, a—a—a—ah! beim großen Geiſte, ich fühle das deutlich und häufig, wie gerade jetzt mahnt mich hier ein Druck,“ er legte die Hand an ſeine Stirn, „daß ein Kettenglied allgemeinen menſchlichen Elends auch die gänz-

liche Freiheit meiner Seele hindert. — Sei es wie es will, ich kann es nicht hindern! — So, jetzt bin ich gerüstet, Sie würdiger zu empfangen," rief er heiter, indem er sich umwandte und dem Arzte dabei die Hände entgegenstreckte, „was macht meine schöne Begleiterin, soll ich sie abholen oder will sie hier bei mir vorbeifahren?"

„Sie kommt hieher," gab Doktor Flinder rasch zur Antwort, „was wollen Sie sich nochmals in mein Haus bemühen, Miß Arabella kommt, sobald sich beide Schwestern die letzten Adieus gesagt; das dauert immer etwas lange," setzte er lächelnd hinzu, doch war dieß Lächeln ein erkünsteltes, um einen Ausdruck der Besorgniß zu verbergen, den er kaum zu bemeistern vermochte, wenn er in Rosenthal's sehr bleiches Gesicht und in seine unheimlich leuchtenden Augen blickte — Zeichen einer ruhelosen Nacht, was er sich auch nicht enthalten konnte zu sagen, als ihn der Andere nach einem Blick in den Spiegel achselzuckend selbst darauf aufmerksam machte, dann fortfahrend: „Was ist zu thun? Mittel gibt es nicht und hoffe ich, ja, ich bin davon überzeugt, daß die schwankende Wage von selbst wieder in's ruhige Gleichgewicht kommt — entsetzlich, wenn es anders wäre, wenn eine solche Störung bliebe, wenn die eine Schale, mit allem groben Irdischen beladen, immer tiefer hinabsänke, da der verloren gegangene Geist nicht mehr im Stande wäre, den nothwendigen Gegendruck auszuüben — — — —

ehrlich, lieber Doktor!“ rief er plötzlich, indem er ganz nahe zu dem Arzte hintrat und ihm seine Rechte auf die Schulter legte, „ehrlich als Mediziner und Freund, halten Sie es für möglich, daß ich in einer meiner Lebensperioden wahnsinnig werden könnte? — es ist die Beantwortung dieser Frage für mich von ungemeiner Wichtigkeit,“ fuhr er zutraulich fort, „denn beim Schluß einer Periode könnte es mir in einem solchen Falle passiren, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu versäumen und damit auch das Wiedererwachen.“

„Ruhig, ruhig, mein lieber Freund,“ sagte der Arzt heiter lächelnd, indem er sich behaglich in die Sophaecke zurücklehnte, „was sind das wieder für bizarre Sprünge Ihrer Phantasie, und wie kann Ihr Verstand sich das erlauben, da Sie ja doch ganz genau selbst wissen, daß sich die aufgeregten Nerven nach einer schlummerlosen Nacht breit machen!“

„Das weiß ich allerdings, kann aber nichts dafür, wenn mein Geist dergleichen tolle Kettensätze macht, wo das Facit eine Frage ist, wie ich sie eben gethan.“

„Deren Beantwortung ich aber als unmöglich von mir abweisen muß, glaube Ihnen jedoch soviel sagen zu können, daß ich, wie ich Sie seit Jahren kenne, auch nach Beobachtungen und Untersuchungen nicht die Spur einer derartigen Befürchtung hege, und ebenso überzeugt bin, daß Sie morgen nach

einer gut durchſchlafenen Nacht über Ihre eigene Frage lachen werden.“

„Möglich,“ erwiederte Herr von Roſenthal, gedankenvoll durch's Fenſter blickend, „wir lachen auch im hellen Sonnenſchein über die Möglichkeit eines Geſpenſtes, und doch packt uns in der Mitternachtſtunde bei dem Gedanken daran ein erneuertes Grauſen, und daſſelbe Grauſen erfüllt auch mich zuweilen, wenn ich eine ſchlotterige Geſtalt zu ſehen glaube, die meine blödſinnigen Züge trägt — — a—a—a—ah! wenn ich an ſo etwas glauben könnte, ſo würde ich, aller Klugheit vergeſſend, jenen großen Sprung wagen.“

„Haben Sie denn ſchon gefrühſtückt?“ fragte der Arzt, indem er ſich zu einem Lachen zwang.

„Nein, noch nicht.“

„Daher alſo Ihre wunderlichen Phantaſieen aus einem leeren Magen.“

„Möglich, doch wird der Kellner ſogleich erſcheinen und ich hoffe, Sie leiſten mir Geſellſchaft.“

„Wenn Ihr Frühſtück kopiös und gut zubereitet iſt, woran ich nicht zweifle.“

„Sehen Sie ſelbſt, dort kommt es, und ſcheint mir wenigſtens in ſeinen Dimenſionen Vertrauen erweckend.“

Der Kellner brachte das Frühſtück mit Hülfe des Stubenmädchens und es war reichlich und von ſolcher Güte, daß ſich der Arzt lachend damit zufrieden erklärte.

ſcheint die Anfertigung ſelbſt dem müßigen Spanier eine ſehr angenehme Beſchäftigung zu ſein. Doch iſt es nicht ſo ganz leicht, eine gute Papiercigarre zu drehen, und namentlich der Fremde, ehe er Fertigkeit erlangt hat, ſieht ſich genöthigt, zu den Tabakläden ſeine Zuflucht zu nehmen, welche denn auch in dieſem Artikel etwas Gutes, Rauchbares liefern. Hier in Sevilla befindet ſich die größte Cigarrenfabrik Spaniens, und iſt dieſelbe wohl im Stande, das ganze Land, beſonders mit Papiercigarren zu verſorgen.

In einiger Entfernung vom Hafen des Guadalquivir erhebt ſich ein ungeheures viereckiges Gebäude, das von außen eher einem königlichen Palaſt, als einem induſtriellen Etabliſſement ähnlich ſieht, nur der ſcharfe Geruch, der, je nachdem der Wind weht, den Vorübergehenden frappirt, gemahnt an ſeinen Zweck. Weite Thorbogen führen uns in einen großen Hof, der mit Fontainen und Säulen geſchmückt iſt und wo wir vom Thürſteher in ein Comptoir gewieſen werden, um die Erlaubniß zum Eintritt zu erhalten. Dieſe erlangten wir ohne alle Schwierigkeiten und erhielten zugleich einen untern Beamten, der uns im unermeßlichen Gebäude umherführte. In den untern Räumen befinden ſich die rohen Tabakvorräthe, unter denen aber viel verdorbene Waare ſein ſoll, welche Spanien als ſchlechter Schuldner von ſeinen Colonien erhält, deren beſte Waare bekanntlich ins Ausland geht. Neben dieſem Magazin ſind die Räume zum Herrichten und Anfeuchten der Blätter, zu dem Gährungsproceſſe, welcher der Anfertigung des Schnupftabaks vorausgehen muß; ſowie der Maſchinen zum Schneiden und Stampfen deſſelben. Der Schnupftabak iſt das beſte, was hier fabricirt wird, und führt man ihn nach Portugal und Frankreich aus.

In einem kleineren Theil des erſten Stockes befinden ſich die männlichen Arbeiter, welche hauptſächlich ſogenannte Puros anfertigen, wogegen drei lange Flügel dieſes rieſenhaften Gebäudes, einen einzigen Raum bildend, die weiblichen Arbeiterinnen enthalten, und dem Beſuchenden einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren. Schon vor der Thür hört man es da innen ſummen,

„Wiſſen Sie aber auch, lieber Freund," fragte Roſenthal, indem er ſein erſtes Ei aufſchlug, „wie ich jenen großen Sprung für meine Perſon einrichten würde, im Falle nämlich —"

„Reden Sie geſchwind, wenn es nun einmal ſein muß, denn nach dem Genuſſe jenes vortrefflich ausſehenden und gewiß ſaftigen Beefſteaks werden Ihre wunderlichen Schrullen vollſtändig verſchwunden ſein."

„Nein, ich ſage es lieber nicht," rief Herr von Roſenthal, indem es ſchalkhaft aus ſeinen Augen blitzte, „auch Sie müßten in dem Falle davon überraſcht werden, ich habe mir das ſo originell ausgedacht, daß alle Welt applaudiren müßte, ich ſelbſt mit, wenn das möglich wäre, und es jedenfalls in der neuen Lebensperiode thun werde."

„Nun, darauf wollen wir es ankommen laſſen," rief Doktor Flinder laut lachend, „ich aber will auf's Gegentheil ein Glas dieſes vortrefflichen Champagners trinken, deſſen Marke ich kenne, und den die Wirthin, ihren Landweinen mißtrauend, vorſorglich heraufgeſchickt hat, und hoffentlich thun Sie mir mit einem vollen Glaſe Beſcheid."

„Gewiß, denn ſo Unbedeutendes ich auch im Eſſen leiſte, bin ich doch dem mehr geiſtigen Genuſſe eines guten Weines nicht abgeneigt."

„So trinken wir auf —"

„Das Wohl eines wunderbaren Weſens, und Ihnen, theurer Freund, vorläufig noch unbekannt, eines Engels, der im Stande iſt, mich durch einen

Augenaufſchlag in den Himmel zu erheben, der mich durch ein einziges Wort auf's Neue und dauernd an die Erde zu feſſeln vermag."

„Gut, ein volles Glas darauf, und möge dieſer gute Engel ſegensreich auf Sie einwirken."

„Das wird er hoffentlich und in ſolchem Umfange, daß ſelbſt die Extravaganzen Roſenthal's, wie ſie meine Phantaſieen oft zu nennen beliebt, auf ein unbedeutendes Nichts zuſammenſchrumpfen werden; wahrhaftig, lieber Doktor, ich ſehe mich ſchon im Geiſte als hausbackener Familienvater und Sie Morgens bei mir eintreten, um ſich nach großen und kleinen Leiden zu erkundigen."

„Lieber nach den Leiden Großer und Kleiner," gab der Arzt mit Herzlichkeit zur Antwort, „und ich trinke darauf ein weiteres Glas."

„Dem ich von ganzer Seele Beſcheid thue!" rief Roſenthal mit leuchtendem Blicke, „wobei ich Ihnen nicht zu ſagen vermag, welch' unbeſchreiblich ſeliges Gefühl mein Herz förmlich erbeben macht, wenn ich daran denke, all' die kleinen und großen Feſſeln zu ſprengen und mir einmal ſelbſt leben zu können."

„Somit der Freiheit dieß letzte Glas!"

„Ja, der Freiheit mit einem Pereat all' dieſer goldenen Feſſeln!"

„Da kommt auch wieder eine ſolche!" rief Roſenthal unmuthig aufſpringend, als man das dumpfe Rollen eines Wagens vernahm, der nun

vor dem Hause hielt, worauf der geschäftige Kellner erschien, um die Ankunft desselben zu melden, seine Rechnung zu präsentiren und den gnädigen Herrn bis vor die Hausthüre zu begleiten, wo ihm Miß Arabella die Hand aus dem Wagenschlag entgegenstreckte und dabei um Entschuldigung bat, daß sie seine Morgenbehaglichkeit gestört.

Dann nahm Rosenthal von dem Doktor herzlichen Abschied und fuhr gleich darauf an der Seite Arabellens gen Perlebach.

Beide waren anfänglich schweigsam, und da sie ihm freundlichst zugenickt, um sich hierauf mit halb geschlossenen Augen in ihre Wagenecke zu drücken, so machte er es gerade so, nur mit dem Unterschiede, daß er seine Blicke über das wellenförmige Terrain schweifen ließ bis hin zum Schlosse des Grafen Ferrner, dessen Thürme ihm sichtbar wurden.

Dabei gedachte er lebhaft jener Zeit, wo er dort eingekehrt war, immer noch tief leidend, krank an Leib und Seele und ohne einen heiteren Blick in die Zukunft. Heute dachte er mit Behagen daran, denn wie hatte sich seit jener Zeit seine gesellschaftliche Stellung vortheilhaft verändert! Fühlte er sich doch nicht mehr wie damals losgerissen aus allen behaglichen Verhältnissen, wohl frei, aber nicht schutzlos wie der Vogel auf dem Zweige.

Er war nach jener Katastrophe und als er, vom Glück begünstigt, wieder eine gesicherte Stellung erhielt, umsichtig geworden, vernünftig und praktisch.

Er hatte mit Verstand und Glück gearbeitet, er hatte seine Stellung bei Hofe benutzt, sowie auch die Freundschaft, die der Herr Kommerzienrath Mirbel an diesem höchst interessanten Rosenthal nahm, dessen kühne, oft gewagte, aber immer geniale und praktische Geschäftskombinationen ihn schon so häufig in das größte Erstaunen versetzt und stets mit größtem Vertrauen erfüllt hatten; und wer es weiß, was Achtung und Vertrauen des Direktors einer großen Bank besagen will, wird nicht im Unklaren darüber sein, ob Rosenthal im Stande gewesen, sich in dieser Richtung eine höchst unabhängige Stellung zu verschaffen.

Es war dieß aber auch um so angenehmer für ihn, als seine Stellung bei Hofe nach so kurzer Zeit schon das nicht zu halten versprach, was er von ihr gehofft — für sich, mehr noch für Andere und das allgemeine Beste. Und alles das war so rasch gekommen und hatte sich so energie- und interesselos gemacht, daß er nur mit Widerwillen an einen neuen Versuch dachte.

War doch seine Seele jetzt auch von einem wundervollen Bilde so vollständig erfüllt, wie er es nicht für möglich gehalten, mußte er sich doch bei der heutigen Fahrt in richtiger Folge seiner Gedanken Gewalt anthun, um nicht das liebliche Bild der jungen schönen Hofdame in seinen Träumereien so in den Vordergrund treten zu lassen, daß er für alles Uebrige keinen Sinn mehr hatte,

nicht einmal für die freundlichen Worte seiner Nachbarin, die ihn mit seiner Versunkenheit neckte und ihm lachend daraus etwas sehr Schmerzliches prophezeite — „denn ich kann Ihnen die Wahrheit länger nicht mehr verschweigen," setzte sie launig hinzu, „ich habe mit der Schwester über meine Angelegenheiten gesprochen, und bin nun entschlossen, den Herrn von Nellingen zu heirathen."

„Ein rascher Entschluß, den ich wie alle ähnlichen nur billigen kann, aber —"

„O, ich weiß, was Ihr Aber sagen will, und da dasselbe allerdings nicht ganz wegzuleugnen ist, so wende ich mich zur Vermittlung an Ihre Freundschaft. Sie kennen meine Verhältnisse genügend, Sie wissen, daß sich die Königin dafür interessirt, Sie wissen vielleicht auch, ob Herr von Nellingen kleine Verhältnisse hat, und wie man es anfängt sie zu brechen."

Rosenthal mußte unwillkürlich lächeln über die praktische Art der jungen Engländerin, diese Angelegenheit wie jedes andere Geschäft zu behandeln, und da sie dieses Lächeln für völlige Beistimmung hielt, so fuhr sie ungenirt fort: „Nellingen ist ganz nach meinem Geschmacke, besitzt, wie ich höre, wenig oder gar kein Vermögen, und wird dankbar sein, daß ich ihm die Rente einer halben Million verschaffe. Es ist das immerhin keine Kleinigkeit und wird ihn veranlassen, mich nach und nach zu lieben. Auf einmal kann und will ich das nicht verlangen,

doch weiß ich, daß er ſich für mich intereſſirt, und begnüge mich vorläufig damit. — Sagen Sie mir ehrlich und als Freund darüber Ihre Anſicht."

„An dieſer Verbindung wäre durchaus nichts auszuſetzen, ja, ich finde ſie ſo paſſend, daß ein Liebhaber für dergleichen Arrangements ſtolz auf die Erfindung ſein könnte, — wenn nun —"

„Sagen Sie mir lieber, ob Ihnen etwas bekannt iſt von irgend einem bindenden Engagement Nellingen's?"

Roſenthal dachte begreiflicherweiſe an Seraphine von Enzberg; da er aber kein Recht hatte, weder die Aufmerkſamkeiten des jungen Offiziers bei und nach jener Künſtlerhochzeit, noch deſſen Beſuche im Hauſe der Tante Thusnelde ein Engagement zu nennen, ſo erwiederte er achſelzuckend: „Ich habe nie von dieſer Art wirklicher Verbindlichkeiten Nellingen's gehört — junge Leute ſind eben junge Leute."

„Die Vergangenheit kümmert mich auch nicht," verſetzte Miß Arabella mit großer Ruhe, „ich denke nur an meine Zukunft; da es mir nicht mehr paſſend erſcheint, neben meiner Schweſter unverheirathet mitzulaufen, ſo habe ich mir einen guten Namen und eine geachtete Perſönlichkeit ausgeſucht."

„Nebenbei einer der ſchönſten Männer des Hofes, was bei dieſem Kaufe doch auch etwas ſagen will."

„Pfui, Sie ſind zuweilen recht abſcheulich, Herr von Roſenthal!"

„Nur wahr und klar, wie mein berühmter Berg-

kryſtall, und will Ihnen auch mit dieſen ſchönen Eigenſchaften dienen.“

„Geben Sie mir Ihre Hand darauf.“

„Mit Vergnügen, hier iſt ſie.“

„Wiſſen Sie aber auch, was ich als erſten Beweis Ihrer Freundſchaft verlange?“

„Ich kann es mir allenfalls denken, meinen Zebra zum einleitenden Geſchenk.“

„Nun, und?“

„Ich habe einmal A geſagt und will auch vor dem Z nicht zurückweichen.“

„So beſtimmen Sie mir einen Preis.“

„Das iſt mir unmöglich, Zebra war mein Liebling; ſolche verkauft man nicht, man verſchenkt ſie nur.“

„Nehmen Sie für heute meinen heißen Dank.“

„Und bitte für ſpäter um eine kleine Gegenleiſtung.“

„Mit tauſend Freuden.“

„Darin beſtehend, wenn dieſe Heirath zu Stande kommt, Ihrer Majeſtät der Königin gelegentlich zu ſagen, daß ich einiges Verdienſt habe bei der Erfüllung dieſes allerhöchſten Wunſches.“

Damit hatten ſie Perlebach erreicht, und da hier der Bahnhofinſpektor trotz des beſten Willens nicht im Stande war, den beiden Reiſenden im durchkommenden Zuge ein eigenes Coupé zu geben, ſo hatten damit alle intimen Unterhaltungen ein Ende.

Nachdem Herr von Rosenthal in der Stadt angekommen, Miß Arabella nach Hause geleitet, kehrte er zu Fuß in seine Wohnung zurück und war, als ihm sein Kammerdiener verschiedene eingelaufene Briefe übergab, sichtlich verstimmt, eine gewisse, ihm wohlbekannte Handschrift darunter zu vermissen; was ihn allein interessirte, waren zwei Zeilen des Oberstjägermeisters, worin ihm dieser schrieb, „daß die allerhöchst gewünschten Jagden in einigen Tagen beginnen würden, und daß Rosenthal als Freund des Hauses sicher dort erwartet würde"; doch warf er auch dieses Billet unmuthig bei Seite, denn er hatte so sicher darauf gerechnet, etwas von Fräulein von Nickols zu finden, eine längst ersehnte Antwort auf schon einige Male an sie gestellte Fragen, ein günstiges Resultat auf schriftliche Bitten, ja auf mündliche Fragen, denn so selten es ihm auch bei seinem eigenthümlichen Verhältniß zum Hofe der Königin und bei dem Alles überwachenden Auge der Fräulein von Klettenberg gelingen konnte, sich der jungen, schönen und deßhalb auch vielfach umworbenen Hofdame in Gesellschaften, deren es obendrein in der Trauerzeit so wenige gab, zu nähern, so war es seiner Gewandtheit doch schon einige Mal gelungen, ihr ohne Aufsehen ein bedeutsames Wort zuzuflüstern, und sie lächelnd an die Dankbarkeit zu mahnen, die sie ihm damals durch ein vielversprechendes Zeichen gelobt, als er so kräftig den Schutz des Königs für sie herbeigezaubert.

Dabei war Rosenthal aber nicht der Mann, der um kühle Dankbarkeit gebettelt hätte, wenn er nicht in dem feuchten Glanz der schönen, glutvollen Augen jenes herrlichen Mädchens ein anderes Gefühl zu lesen geglaubt, ja, wenn er nicht verstanden hätte einen plötzlich flammenden Blick, den sie vorübergehend aus den Augenwinkeln über ihn hingoß bei fest zusammengepreßter Lippe und einem Wogen der Brust, und eine gewöhnliche Koketterie konnte dieß nicht sein, hätte auch gar keinen Sinn gehabt, da er ihr schon ein paar Mal ohne Rückhalt, allerdings in halb scherzenden Worten, seine Leidenschaft erklärt, welches Geständniß sie mit einem seelenvollen Blick aufgenommen, mit einem tiefen Athemzuge erwiedert, indem sie flüchtig sagte: „So darf ich Sie meinen lieben Freund nennen, so darf ich mich Ihnen ganz vertrauen und, wie schon damals geschehen, bei Ihnen Schutz und Hülfe suchen?“

„Gewiß, Elenor,“ hauchte er ihr nach, als sie auffallend kühl grüßend bei ihm vorüberschritt — „Alles, Alles weih' ich Ihnen — mein Glück und mein Leben.“

Dann aber waren wieder Wochen vergangen, wo sie ihn zu vermeiden, ja kaum zu erkennen schien, selbst wenn er mit unerhörten Anstrengungen so glücklich gewesen war, ihr ohne Aufsehen nahen zu können.

Alles das hielt ihn in einer früher nie gekannten fieberhaften Aufregung, ließ ihn heiß wie nie ein Ziel erstreben, von dem er Ruhe und Glück

nicht nur für flüchtige Augenblicke, ſondern für ſein ganzes Leben erwartete.

Ja, er wollte ihr ſein ganzes künftiges Leben zu Füßen legen, Alles, was er beſaß, und auch das war nichts Geringes, er wollte ſie bitten, ihm als ſein geliebtes Weib nach einem ſtillen, glückſeligen Hafen zu folgen, er wollte dort im Glück ſtiller Häuslichkeit ſein vergangenes, bewegtes Leben vergeſſen, nachdem er nicht ohne einigen Eclat unter dem grenzenloſen Erſtaunen ſeiner Bekannten, ſeiner Freunde, ja vor Allem ſeiner Neider und Feinde Abſchied genommen.

Ihr alles das ſagen zu können, darnach ſehnte er ſich unbeſchreiblich und mit dem Gefühle, als ſei es das erſte Mal, daß er, einem weiblichen Weſen zu Füßen ſinkend, deren Hände küſſend, aus vollem, warmem Herzen ſpräche: „Ich liebe Dich!“

Das Alles ging heute wieder heiß und funkenſprühend durch ſeinen doppelt erregten Geiſt, als er nachſinnend in ſeinem niedrigen Fauteuil vor dem Kamine ruhte, in dem wegen des kalten Wintertages ein mächtiges Feuer loderte. — — Er hatte ſich ihr ſchon ein paar Mal ſchriftlich auf eine ſo vorſichtige Art genähert, daß es unmöglich war, ſie oder ſich ſelbſt zu verrathen oder zu kompromittiren, er hatte ſie gebeten, ihm endlich einmal zwei vertrauliche Worte zu gönnen, das „Wie“ ſolle ſie ſeiner Klugheit überlaſſen. Sie hatte ihm bis jetzt keine Zeile darauf geantwortet, aber durch

wie in einem Bienenſchlage, und wenn man die Schwelle betritt, bleibt man einen Augenblick überraſcht ſtehen. Wir haben vor uns eine dreiſchiffige, hochgewölbte Halle, dicht beſetzt mit kleinen Tiſchen zu acht bis zehn Perſonen, um welchen die arbeitenden Mädchen ſitzen. Es ſind hier deren nicht weniger als dreitauſend bei einander, und da der Eintritt eines Fremden immer ein Ereigniß iſt, welches flüſternd der Nachbarin verkündigt wird, und ſchuldig iſt, daß hier ein Seſſel gerückt, dort ein Meſſer niedergelegt wird, ſo kann man ſich einen Begriff machen, von welchem Lärmen wir empfangen werden. Obgleich ich nicht behaupten kann, daß ich unter dieſen Cigarren-Arbeiterinnen ſehr viel vollkommen Schönes gefunden hätte, ſo waren doch ganz artige Geſichter und Geſtalten da, und wenn man auch in Spanien ſchon an Manches gewöhnt iſt, ſo macht es doch einen ſeltſamen Eindruck, ſo ein paar tauſend ſchwarze, andaluſiſche Augen auf ſich gerichtet zu ſehen. Reiche, dunkle Haare und kleine Schnurrbärtchen waren ſtark vertreten. Da es ziemlich warm in dem Saale war, ſo ließ die Toilette dieſer Damen in verſchiedenen Beziehungen manches zu wünſchen übrig, und wenn hier eine lachend auf ihre nackten Schultern blickte, ſo machte es eine andere nicht beſſer, wenn ſie äußerſt coquet ein kleines Tuch über das ſehr tief ausgeſchnittene Leibchen warf. Die ſämmtlichen Arbeiterinnen ſchienen mir, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, in Korporalſchaften eingetheilt zu ſein, unter dem Befehl alter, ſtämmiger Spanierinnen, von denen jede einen tüchtigen Dragoner abgegeben hätte. Vielleicht vier bis ſechs Tiſche hatten immer eine ſolche Aufſeherin, die uns freundlich bis an die Gränzen ihres Reichs begleiteten und dann mit einem gnädigen Knix entließen. Auch eine Oberaufſeherin über ſämmtliche Säle war da, und wenn ich mich unterſtanden, die Chefs der einzelnen Korporalſchaften als eines Dragoner-Regiments würdig zu bezeichnen, ſo muß ich auch gerechtermaßen verſichern, daß die alte und würdige Dame, welche den Oberbefehl führte, jedem Cuiraſſierregimente zur Zierde gereichen mußte, nicht nur wegen des außerordentlich kräftigen Körperbaues, ſondern

ein nicht zu verkennendes Zeichen mitgetheilt, daß dieſe Briefe in ihre Hände gelangt ſeien.

Warum dieſe Zurückhaltung bei anderen Beweiſen ihrer Theilnahme — ja, ihrer Zuneigung — ſein ſcharfes Auge täuſchte ſich darin nicht. Warum zögerte ſie ſo lange, Schutz und Hülfe bei ihm zu ſuchen, wie ſie ihren Worten nach zu thun Willens war?

Wahrhaftig, er fühlte zuweilen große Luſt in ſich, dieſe Angelegenheit mit einem Male zu beendigen, ſeinen Staatswagen einſpannen zu laſſen, den Kutſcher hinaufzuſetzen, goldbordirt und mit weißer Perrücke, um ſeine große Aufwartung bei Hofe zu halten, um von der erſten Hofdame Ihrer Majeſtät, bei ſeiner Freundin Fräulein von Klettenberg, die Hand der Fräulein von Nickols zu erbitten. Früher würde er ſo etwas gewagt haben zum Entſetzen aller Staatsdamen und ſämmtlicher alter Hofexcellenzen; denn Seine höchſtſelige, warmblütige Majeſtät hätte wahrſcheinlich herzlich gelacht über dieſen neuen Streich des unverbeſſerlichen Roſenthal. Aber heutzutage war dergleichen nicht mehr zu wagen, denn es wäre eine üppige Saat von Ungnade daraus erwachſen, die jedenfalls der unſchuldig Betreffenden verderblich geworden wäre; es war eben keine Poeſie mehr in der gegenwärtigen Zeit, nur Tugend, ſtrenge, rückſichtsloſe Tugend.

Der Kammerdiener des Herrn von Roſenthal übergab ein paar Karten von Beſuchen, die da-

gewesen waren — lauter gleichgültige Namen bis auf einen, den Rosenthal mit erstauntem Lächeln betrachtete, — Baron Brenner.

„Wann war der Baron da?"

„Gestern in der Dämmerung!"

„Aha, in der Dämmerung!"

„Da ich ihm aber sagte, der gnädige Herr sei um diese Zeit schwer zu Hause zu treffen, so sagte er mir, er würde heute im Laufe des Tages wiederkommen."

„So muß er sich recht sehr beeilen," erwiederte Herr von Rosenthal, einen Blick durch das Fenster nach dem Himmel sendend, dessen tiefdunkle Bläue schon anfing stahlfarbig zu werden.

„So sind der gnädige Herr für ihn zu Haus?"

„Wenn er vor der Dämmerung kommt, ja, sonst nicht."

Ein ziemlich starker Ton der Vestibülglocke rief den Kammerdiener hinaus, und als er gleich darauf die Thüre wieder öffnete, meldete er den Herrn Baron von Brenner.

Rosenthal blickte auffallend an die Zimmerdecke empor und schien etwas an seinen Fingern zu berechnen, worin er sich auch nicht stören ließ, als der Gemeldete dicht neben ihn trat und ihn lächelnd betrachtete. Ja, erst nach einer vollen halben Minute blickte er auf, um Brenner alsdann den ausgestreckten kleinen Finger seiner linken Hand zu reichen, indem er sagte: „Wollen Sie Platz nehmen, mein Lieber,

das heißt, wenn Sie gekommen ſind, um zu plaudern; in dem Falle rathe ich Ihnen dazu, denn es plaudert ſich in der Dämmerung am beſten, am behaglichſten, und wenn man dann ein Haus verläßt, wird man von der Nachbarſchaft nicht geſehen."

„Immer der alte Humor, immer das Bedürfniß, ſeinen Freunden etwas Pikantes zu ſagen," erwiederte Brenner mit einem erzwungenen Lächeln, „aber trotz alledem nehme ich einen Fauteuil an, ſogar eine Cigarre als Friedenspfeife."

„Nehmen Sie ſich in Acht und ſeien Sie nicht leichtſinnig, Sie wiſſen, daß der Indianer nach geräuchter Friedenspfeife das Recht hat, ſelbſt in Gegenwart des großen Häuptlings und der großen Häuptlingin zu Ihnen zu ſprechen: ‚mein Bruder Brenner, ich hoffe, das Licht des Tages iſt Dir am heutigen Morgen roſig aufgegangen' — doch zur Sache, womit kann ich Ihnen dienen?"

„Sie verkennen mich ſtets, lieber Roſenthal," verſetzte der Andere in einem ernſten Tone, „ich bin eigentlich nur gekommen, um Ihnen meinen Dank zu ſagen für Ihre vortrefflichen Rathſchläge."

„Mein beſter Dank iſt der, daß dieſe Rathſchläge gut gewirkt haben und man Ihnen gratuliren kann."

Brenner warf einen lauernden Blick auf die gänzlich unbewegliche Miene Roſenthal's, mit welcher er fortfuhr: „Sie werden ſehen, daß auch meine

Prophezeiung eintrifft, das heißt, ſehen können Sie das nicht, denn wenn man Sie ſpäter als Miniſter des Auswärtigen in die Gruft ſenkt —"

„So wüßten Sie ſchon?" ſagte Brenner mit unverkennbarem Erſtaunen.

„Ich weiß Alles, denn obgleich ich geſtern abweſend war, hat mir doch vorhin mein wunderbarer Bergkryſtall erzählt, daß es ſo gekommen iſt, wie ich vorausgeſehen."

Brenner nickte ſchweigend mit dem Kopfe, ehe er zur Antwort gab: „Und doch war es etwas voreilig von der guten Excellenz um einer ſo geringfügigen Urſache willen."

Jetzt erſt wußte Roſenthal, was zwiſchen geſtern und heute geſchehen war, und obgleich er ſeinen Fuß vor innerer Aufregung feſt gegen die Eiſenſtange des Kamins drückte, las man doch nichts auf ſeinem blaſſen, unbeweglichen Geſicht, ja ſeine Stimme klang genau ſo ruhig wie vorhin, als er ſagte: „Was nennen Sie eine geringfügige Urſache? das Sandkorn, welches die entſcheidende Stunde füllt, der Tropfen, der den Becher überfließen macht, das winzige Loch, welches das mächtigſte Schiff verſenkt, ſind auch geringfügige Urſachen, es kommt Alles darauf an, wie der Boden bearbeitet iſt, in dem die gute oder böſe Saat aufgehen ſoll."

„Ja, ja — vollkommen richtig, aber Sie werden es ſehr begreiflich finden, daß mich das in die größte Aufregung verſetzt. Sie wiſſen, ich war be-

reits dem auswärtigen Amte beigegeben, man beſchäftigte mich in wichtigen Dingen, ich hatte ſo ſchöne Hoffnungen, und komme mir jetzt vor wie Jemand dieſſeits eines tiefen, brückenloſen Abgrundes, dem von jenſeits ein herrliches Ziel leuchtet, das er nicht erreichen kann."

„Zum Teufel, warum denn nicht? So ſchlagen Sie eine Brücke!"

„O, lieber Roſenthal," erwiederte Brenner ſeufzend mit kleinlauter Stimme, „wie unbedeutend komme ich mir vor gegen Sie, gegen Ihren großen Geiſt! Ich bin feſt überzeugt, Ihnen wäre es ein Leichtes, das heißerſehnte, kühne, maſſive Brückengewölbe zu bauen."

„Etwas ſo Maſſives und Gediegenes, wie Sie es ſich vorſtellen, braucht unſere heutige Zeit nicht, es genügte ein ſchlanker, ſchwanker Steg, und einen ſolchen fertig zu bringen, ſollte mir allenfalls gelingen."

„Aber wie, Theuerſter? — wie? — Sie ſehen mich verzweifelnd nach einem Strohhalm haſchen, dieſer Strohhalm iſt einer Ihrer koſtbaren Rathſchläge."

„Sie müſſen eben Etwas thun, von dem man mit Anerkennung, beſſer noch mit Bewunderung ſpricht."

„Aber was — was? Ihnen wird es ein Leichtes ſein, ſo Etwas zu finden. Ich weiß Nichts — gar Nichts!"

„Für ſo leicht, wie Sie das glauben, halte ich

es auch nicht. Laſſen Sie mich einen Augenblick überlegen, das ſind Rathſchläge, die man nicht ſo aus dem Aermel herausſchüttelt — nehmen Sie inzwiſchen eine Cigarre von den kleinen da — man kann ſie rauchen.“

Roſenthal hatte ſich indeſſen erhoben und ging, ſeine Hände auf dem Rücken ineinanderſchlingend, langſam durch das Zimmer, — er überlegte — aber nicht, wie Brenner zu helfen, ſondern ob es überhaupt räthlich ſei, ihm eine gute Idee zu ſouffliren — und warum nicht — er iſt gerade unbedeutend genug, um als echte Null erkannt zu werden, ſobald er aus ſeinem Niveau hervortritt, und vielleicht dient das dazu, die Augen zu öffnen, vielleicht aber auch iſt man mit dieſer Umgebung zufrieden, wenn man ſich ſelber groß und bedeutend darin fühlt. — Geben wir ihm alſo eine kleine Anleitung. Dann ſetzte er laut hinzu: „Nicht wahr, die Cigarre iſt gut?“

„Ausgezeichnet wie Alles, was Sie Einem bieten.“

„Ein ſolches Lob ſchärft meinen Verſtand, lieber Brenner, hören Sie alſo.“

„Ich bin Ohr vom Scheitel bis zur Sohle.“

„Verzeihen Sie mir, das iſt ein fürchterliches Bild — aber hören Sie: es muß von Ihnen Etwas geſchehen, was allerhöchſten Ortes, ich meine damit, was von Ihrer Majeſtät der Königin freundlich aufgenommen wird. Sie müſſen der hohen

Frau einen Wunsch erfüllen, ohne daß sie diesen Wunsch gerade gegen Sie ausspricht."

„Ganz gut, aber wie soll ich Aermster Kenntniß von einem solchen Wunsche haben?"

„Zum Beispiel durch Ihre Freundin und Gönnerin, Fräulein von Klettenberg, die jedenfalls etwas Besseres weiß, als ich Ihnen vielleicht vorschlagen könnte."

„Bitte um Gotteswillen, lieber Rosenthal, seien Sie nicht zu bescheiden und schlagen Sie mir Ihre eigene Idee vor, es ist jedenfalls die beste."

Rosenthal hob seinen Zeigefinger warnend in die Höhe, indem er sagte: „Wenn so Etwas gehört worden wäre — doch beruhigen Sie sich, bei mir haben die Wände keine Ohren, weßhalb, was ich Ihnen jetzt mittheilen werde, ganz so ist, als käme es aus Ihrer eigenen Inspiration, auch mache ich an die Autorschaft keinen Anspruch. — Haben Sie nie von einem Wunsch der Königin gehört, den jungen, schönen Ordonnanzoffizier Seiner Majestät passend zu verheirathen?"

„Ja, ja, oder anderswo untergebracht zu sehen, richtig, darüber sprach mir auch neulich schon Fräulein von Klettenberg im engsten Vertrauen, indem sie mich verstehen ließ, daß diese große Freundschaft —"

„A la Kastor und Pollux für die Königin etwas Peinliches habe, weßhalb als Gegengift eine Verheirathung angewandt werden soll."

„Wird aber schwer zu machen sein."

„Alles Gute oder Böse ist leicht, wenn man mit redlichem Willen daran geht."

„Sie sehen, wie ich nach Ihren Worten schmachte," rief Brenner mit aufgehobenen Händen, „eine passende Partie für Nellingen, eine Million für eine Partie —"

„Sagen Sie lieber eine Partie von weit mehr als einer Million — und die wüßte ich!"

„A—a—a—ah, Rosenthal! Seien Sie abermals mein guter Engel, nennen Sie mir diesen Namen und machen Sie mich auf ewig zu Ihrem Schuldner!"

„Was thue ich mit einem ewigen Schuldner, lieber Baron? es ist das so eine vage Redensart. Was ich thue, geschieht umsonst, und jene Partie für Nellingen wäre Miß Arabella Stanley."

„Bei Gott, eine glorioſe Idee!"

„Ich habe niemals andere, lieber Brenner, aber was jene Sache betrifft, so muß sie rasch und entschieden angefaßt, vor allen Dingen der ältere Bruder, Erwin von Nellingen, jener fromme Denker, dafür gewonnen werden."

„Das wäre nicht schwer, denn er hegt den gleichen Wunsch, seinen Bruder verheirathet zu sehen."

„Aus Anhänglichkeit für die Königin, wie ich das verstehe; gut, so chauffiren Sie doch schleunigst; Miß Arabella Stanley, einundzwanzig Jahre alt, unabhängig auch in diesem Falle, da ihre Mutter

in jede anständige Heirath einwilligen wird, beſitzt eine Rente, gleichfalls unabhängig, von einer halben Million, iſt, wenn auch keine Schönheit, doch eine intereſſante junge Dame von den vollendetſten Formen, und hat ſich, was die Hauptſache iſt, dahin ausgeſprochen, Herrn Hugo von Nellingen heirathen zu wollen."

„O, theurer Roſenthal!" rief Baron Brenner raſch aufſpringend in enthuſiaſtiſchem Tone, „ich könnte Ihnen mit Thränen in den Augen danken."

„Wenn Thränen unter uns überhaupt ſchicklich wären oder überhaupt irgend welchen Eindruck auf mich machen könnten; da dieß aber nicht der Fall iſt, wie Sie genau wiſſen, ſo danken Sie mir auf andere Art."

„Auf welche Art, mein Gönner und Freund?"

„Daß Sie mich ſpäter, wenn Sie einmal zur vollkommenen Macht gelangt ſind, nicht total verleugnen und ſich nicht ſcheuen, zum Beiſpiel zu ſagen: ‚Auch ich habe dieſen Roſenthal ein klein wenig gekannt, er hatte mitunter keine üblen Einfälle und war, was man zu ſagen pflegt, für ſeine Bekannten ein guter Kerl.' — — Mehr, mein lieber Baron, verlange ich von Keinem von euch," ſetzte er, eine ſtürmiſche Umarmung des Andern ruhig abwehrend, hinzu, „das aber ſtrengſtens und ohne Zweideutigkeit, und wäre ich im anderen Falle, wenngleich tauſend Meilen entfernt, oder," fuhr er ſehr ernſt werdend fort, „oder wenn ſchon in einer

beſſeren Welt, genöthigt, mich vielleicht mit einem grauſigen Zeichen bemerklich zu machen."

„Reden wir weiter nicht von Dank und Erkenntlichkeit," rief Brenner in einem gerührten Tone — „wozu auch Worte? Thaten ſollen ſprechen!" Er ſagte dieß anſcheinend in tiefer Bewegung, die er dadurch zu verbergen ſuchte, daß er, ſich abwendend, ſeinen Hut nahm und ſich hierauf, als ſei er doch nicht ſicher, ſeine Gefühle länger bemeiſtern zu können, mit einem herzlichen Winken der Rechten nach der Thüre zurückzog, wo er ohne Säumen verſchwand.

Der Eintritt des Kammerdieners hemmte eine Flut von ſehr ernſten Phantaſieen Roſenthal's, und was Jener ausrichtete, gab ſeinen Gedanken ſogleich eine andere Richtung.

„Seine Majeſtät," meldete er, „laſſen den Herrn Baron bitten, womöglich heute zwiſchen Fünf und Sechs in's Schloß zu kommen."

„Gut, ich brauche keinen Wagen, da es hart gefroren und deßhalb trocken iſt. — Lege meinen arabiſchen Mantel in's Vorzimmer."

„Zwiſchen fünf und ſechs Uhr," ſprach Roſenthal, das Zimmer durchmeſſend, vor ſich hin — „wieder in der Dämmerſtunde, ſollte das Zufall ſein? ich glaube kaum, und dieſer allerhöchſte Wunſch, mich in jüngſter Zeit nur während der Dunkelheit zu ſehen, fängt an mir bedenklich zu werden — bedenklich? — vielleicht auch erfreulich, wenn eine

auch in Anbetracht ihres sehr ansehnlichen Schnurrbartes. Es muß aber auch keine Kleinigkeit sein, dieses lustige Völkchen zu lenken; denn obgleich die meisten ruhig bei der Arbeit saßen und sich nur hie und da eine erhoben hatte, um einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen, so waren es doch gewiß ein paar hundert, die auf solche Art in sämmtlichen Sälen umher flanirten, die schwarze Mantille leicht übergeworfen, den Kopf kokett erhoben und den meist aus einem zusammengefalteten Bogen Papier bestehenden Fächer meisterhaft gebrauchend. Manche von ihnen folgten uns unter Lachen und Possen aller Art, aber nur bis an das Ende ihres Territoriums, wo sie, von der andern ernsten Aufseherin zur Ruhe ermahnt und zurückgewiesen, mit lautem Gelächter auseinander stoben. Der General en chef dieser zahlreichen Mädchenbrigade gab uns das Geleite bis zur Treppe, worauf wir sehr befriedigt das Gebäude verließen.

Wir waren zur Zeit des Carnevals in Sevilla, und ich war begierig zu erfahren, wie im Gegensatz zu Deutschland und Italien hier diese festlichen Tage begangen würden, muß aber gestehen, daß mit Ausnahme der an diesen Tagen sehr vollen Theater nichts in den Straßen Sevilla's an den Fasching erinnerte. Malerischen Costümen begegnete man freilich wie immer und es würde das gewöhnliche Leben der Stadt mit seinem lustigen Getreibe, mit den schwarzen Mantillen, goldglänzenden Fächern und herrlichen Trachten, die uns allenthalben begegnen, plötzlich zu uns nach Deutschland versetzt, freilich schon für einen ganz prächtigen Carneval gelten können; aber etwas Außergewöhnliches geschah hier durchaus nicht. Ob es überhaupt bei den Spaniern nicht Sitte ist, sich zu maskiren und Larven zu tragen, weiß ich nicht, wenigstens sah ich nicht dergleichen; nicht einmal an irgend einem Laden blühende und in beständigem Erstaunen begriffene Maskengesichter, oder auch nur falsche Nasen mit großen Schnurrbärten; ja nicht einmal die Jugend schien zu wissen, was Carneval ist, denn in den Straßen von Sevilla sieht man zu dieser Zeit selbst nicht einmal die Spur von ausgelassenen Buben,

glückliche Lösung daraus hervorgeht, wenn Bande zerreißen, die doch nicht mehr haltbar wären, wenn es mir gelingt, andere, süße zu knüpfen."

Nach fünf Uhr verließ Herr von Rosenthal seine Wohnung und schritt in der Dunkelheit dem königlichen Schlosse zu. Es war ein klarer Winterabend ohne Schnee, vom stahlfarbenen Himmel leuchtete die scharfe, feine Sichel eines sehr jungen Mondes.

Im äußersten Vorzimmer des kleinen Parterreappartements des Königs, wo Seine Majestät Rapporte entgegennahm, arbeitete, las, Freunde empfing, jene Zimmer, wo er schon als Kronprinz gewohnt, befand sich der Lakai Haller und jedenfalls mit dem Ohr an der Thürspalte oder mit dem Auge am Schlüsselloch, denn kaum näherte sich Rosenthal, so öffneten sich die Flügel, um hinter ihm wieder geschlossen zu werden, wobei der Diener in dem hiedurch verursachten allerdings leichten Geräusch dem Eintretenden sagte: „Seine Majestät befinden sich in Ihrem Schreibzimmer und geruhten dort schon eine Viertelstunde wartend auf und ab zu gehen."

Rosenthal warf einen gleichgültigen Blick auf die Uhr unter dem Spiegel und ging dann durch die spärlich erleuchtete Zimmerreihe bis zum Schreibkabinet des Königs, vor welchem sich der Kammerdiener vom Dienste befand, der ihn meldete und dann einzutreten ersuchte.

Seine Majeſtät ſtanden vor einem lodernden Kaminfeuer, ſtützten den Arm auf den Marmorſims und laſen ſcheinbar in einem Zeitungsblatt auch wohl noch eine halbe Minute, nachdem ſich die Thür nicht ohne einiges Geräuſch geſchloſſen hatte — dann ſagte der König: „Ah, ſieh' da, Roſenthal! ich habe Sie bitten laſſen, mich einen Augenblick vor der Tafel zu beſuchen — es iſt kalt draußen, nicht wahr? wir werden Froſt haben, vielleicht Schnee — gut für unſere bevorſtehenden Jagden bei Graf Ferrner — apropos, Sie kommen ja ſoeben daher!"

„Von Morfeld kam ich vor ein paar Stunden zurück. Ich war geſtern dahin gefahren, um meinen Auftrag, den mir Eure Majeſtät gegeben, gründlich auszuführen."

„Welchen Auftrag, wenn ich bitten darf?"

„Die Familie Stanley betreffend, Majeſtät, Sie geruhten ſich dafür zu intereſſiren, daß eine Verſöhnung zwiſchen Madame Stanley und deren Schwiegerſohn Baron Schmetting zu Stande käme. Es gelang mir das bei der alten Dame auch ſo überraſchend ſchnell, daß ich aus Dankbarkeit nicht anders konnte, als ihren Wunſch erfüllen und die Baronin Schmetting ſelbſt von der Verzeihung in Kenntniß zu ſetzen."

„Ah, Sie fuhren mit deren Schweſter, Miß Arabella, glaube ich — dieſelbe junge Dame, die von dem Baron Reckenſtein ſo ausgezeichnet gemalt

wurde, ein vortrefflicher Künſtler dieſer Reckenſtein, dazu von ſehr guter Familie, was für den Umgang mit dergleichen Leuten doch nicht unwichtig iſt, obgleich Sie mich ſchon häufig des Gegentheils verſichert — nun ja, ich will gerade nicht behaupten, daß es unbedingt nothwendig iſt, aber wo es ſich ſo gut trifft, wie gerade bei dieſem Reckenſtein, da macht mir das immerhin einen guten Eindruck, und ich habe um ſo mehr daran gedacht, ihn an mich zu attachiren. Es war gerade die Stelle eines Galleriedirektors vakant, wozu ich Reckenſtein ernannt und das Dekret heute früh unterſchrieben habe."

Der junge Fürſt ſprach den letzten Satz, indem er ſich bei jeder Sylbe etwas höher aufrichtete und damit zu gleicher Zeit ſeine Sprechweiſe langſamer und ausdrucksvoller werden ließ, was er gerne zu thun pflegte, wenn er irgend eine Einſprache vorauszuſehen glaubte; hier hatte er ſich denn auch in dieſem Falle nicht geirrt, denn Roſenthal erwiederte mit einem leichten Bedauern im Tone: „Das wird einem anderen verdienten Künſtler recht ſchmerzlich ſein, dem Maler Arthur Weßner, der, wie ich genau weiß, ſehr darauf hoffte, dieſe Stelle zu erhalten."

„Ah, Ihr Schwager! — Sie wiſſen aber, lieber Roſenthal, daß ich das Protegiren in der Familie nicht leiden kann."

„Gewiß, ich würde mich auch nie unterſtehen, Eurer Majeſtät damit läſtig zu fallen."

„Dann fragt es sich auch noch sehr, welcher der bedeutendere Künstler ist, und man hat mich von guter Seite versichert, daß Herr Weßner den Rathschlägen des Barons sehr viel zu danken habe."

Rosenthal verbeugte sich schweigend, ohne daß sich sein Gesicht auch nur im Mindesten veränderte, und gerade deßhalb sagte der König etwas kurz und abstoßend: „Ueberhaupt — ging diese Ernennung ohne irgend welche Einmischung aus meinem eigenen Willen hervor. — Ja, aus meinem eigenen Willen," wiederholte er nach einer kurzen Pause, während welcher er den schützenden Kamin verlassen und in imponirender Weise mit erhobenem Haupte einen Gang durch's Zimmer machte — — — — „doch wollte ich jetzt eigentlich nicht von meinem Willen reden, sondern nur von meinen Wünschen, und möchte auch, daß Sie darauf Rücksicht nähmen, wenn ich einmal so gütig und schonend gewesen, statt eines Befehles nur einen Wunsch auszusprechen — einen Wunsch des Königs — ich meine, das sollte genügen."

Der Fürst hatte bei den letzten Worten bedeutsam nach Rosenthal hinübergeblickt, ohne seinen Spaziergang dabei zu unterbrechen, blieb aber dann wieder an dem Kamine stehen, als der Andere mit ruhiger Stimme erwiederte: „Das ist so selbstverständlich, daß es nicht der Erwähnung bedarf, es sei denn, daß Eure Majestät diese Erwähnung absichtlich thaten."

„Ich thue nie etwas ohne Abſicht und Alles nach reiflichem Nachdenken.“

„In welchem Falle mir Eure Majeſtät das Zeugniß nicht verſagen werden, daß ich bis jetzt jedem Ihrer Wünſche entweder nachgekommen bin, oder mir ſogleich erlaubt habe, auf allenfallſige Schwierigkeiten in der Ausführung aufmerkſam zu machen.“

„Ich kann das nicht leugnen, was die Vergangenheit anbelangt, möchte aber für die Zukunft auch dringender darum gebeten haben, und vor allen Dingen wünſchen, daß Sie dieſe meine Worte ſehr beherzigen.“

Roſenthal verbeugte ſich ſchweigend und wäre zu jeder anderen Zeit überzeugt geweſen, jetzt für heute entlaſſen zu werden, ſah aber an einigen unruhigen Bewegungen des hohen Herrn, ſowie an einem gewiſſen Zucken der Mundwinkel, daß noch etwas nachkommen würde, was er ſich anſchickte mit eben ſo großer Geduld hinzunehmen, ſelbſt nicht einmal durch ein Zucken der Augen irgendwelche Oppoſition zu verrathen, denn es war im gegenwärtigen Augenblick nicht der Zeitpunkt, wo er eine kühle Behandlung oder gar eine Ungnade hätte brauchen können — er dachte an Elenor und blickte harmlos wie ein Kind zu dem Könige auf.

„Ich habe nämlich einen Wunſch,“ fuhr Seine Majeſtät in etwas ſtrengem Tone fort, „der in Zuſammenhang gebracht werden könnte mit Ihrer und Miß Arabellens Spazierfahrt — leugnen Sie

nicht, ich habe darüber meine guten Nachrichten. Ich habe darüber Verschiedenes gehört, — was man mir auch von Ihrer Seite nicht hätte verschweigen sollen, — was ich aber durchaus nicht zu bewilligen Lust habe, — selbst wenn auch die Königin eine Verbindung protegirt, zu der ich weder meine Zustimmung noch meine Erlaubniß geben werde. — Niemals!"

Er sprach das mit einer sehr bemerkenswerthen Steigerung im Tone der Stimme wie in der Strenge des Gesichtsausdruckes, und da Herr von Rosenthal es für besser hielt, durchaus nicht im Zweifel zu sein über den Grund dieser Mißstimmung, ja daher es für nützlich hielt, jetzt doch eine kleine Erwiederung zu wagen, so sagte er etwas kühl: „Mit dem Projekt Ihrer Majestät der Königin, eine Heirath zu arrangiren zwischen dem Herrn Baron Hugo von Nellingen und Miß Arabella Stanley, kann meine Spazierfahrt," er betonte dieses Wort absichtlich, „doch eigentlich nicht in Zusammenhang gebracht werden."

„Wenn auch vielleicht nicht direkt und speziell," versetzte der König mit einiger Heftigkeit, „so doch im Allgemeinen, und Sie werden mir doch nicht sagen können, daß Sie um diese Geschichte nicht gewußt hätten."

„Der Himmel bewahre mich Eurer Majestät gegenüber vor einer Lüge, ich habe allerdings über dieses öffentliche Geheimniß flüstern gehört."

„Und hätten mir das sagen sollen, hätten sich nicht so stillschweigend und durch Gott weiß was sonst noch zum Mitwisser machen sollen. — Wozu diese Heirath? — zur Lust und zur Unterhaltung alter Weiber, Vornehm und Gering, an dem Bestreben, dergleichen einzufädeln und zusammenzubringen, was nicht zusammengehört. — Beim Himmel, ich will das nicht leiden, und rathe Jedem, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu bekümmern und mir die meinigen zu lassen — er ist mein Freund und ich werde es deßhalb nicht dulden, daß er elenden Geldes wegen unglücklich wird. — Sagen Sie selbst, Rosenthal, ob ich Recht habe oder nicht?"

Der Ton der letzten Worte klang so ganz anders als der des bisher Gesprochenen, daß Rosenthal, die Weichheit desselben erkennend, nicht anders konnte, als die Versicherung abgeben, daß ihm eine solche Verbindung, wenn gegen den allerhöchsten Willen, durchaus nicht als nothwendig erscheine. Doch antwortete ihm der König hastig: „Lassen Sie ‚meinen allerhöchsten Willen' aus dem Spiel, seien wir einfache Privatpersonen, gute Bekannte, die über das Wohl eines befreundeten Dritten sprechen, und sagen Sie mir offen Ihre Ueberzeugung, ob Sie glauben, daß Nellingen jene Miß Arabella Stanley liebt?"

„Das glaube ich allerdings nicht, bin weit eher vom Gegentheil überzeugt!"

„Vernünftig gesprochen, und deßhalb halte ich

es für meine Pflicht, den jungen Mann von einer solchen dummen Vernunftheirath abzuhalten. — Auch sehe ich gar nicht ein, warum ich mich der Leute, die mir von Herzen attachirt sind, berauben lassen soll, — etwa weil ein paar müßige Weiber an dergleichen Geschichten ihr Wohlgefallen finden."

„Gewiß nicht, Majestät!"

„Sie selbst riethen mir, mich mit jüngeren Leuten zu umgeben und in deren Umgange die Stimme der Wahrheit und der Freundschaft zu finden, deßhalb habe ich mich auch an Nellingen attachirt, da ich weiß und fühle, daß er anhänglich genug an mich ist, ja daß er mich genügend liebt, um offen gegen mich zu sein. — Allerdings hat er nicht Ihren Geist, ich sehe aber darin, was unsern Umgang anbelangt, keinen Mangel, denn ich selbst fühle mich in dieser Richtung so hochstehend, daß ich doch selten Jemand finden kann, an dem ich mit Ueberzeugung hinaufschaue. Von Ihnen, Rosenthal, könnte ich allenfalls sagen, daß Sie mir in gewisser Beziehung beinahe ebenbürtig sind, und sehen Sie, das ist gerade für ein harmonisches Leben nicht ohne Hinderniß, denn wenn der große Dichter je die Wahrheit sprach, so war es, als er sagte:

‚Wo Weiches sich mit Hartem bindet,
Da gibt es einen guten Klang.'

Jedenfalls aber werden Sie es verstehen, daß sich andere Elemente an mich heranziehen, daß ich mit jüngeren und leichteren Kräften die schwere

und gediegene Masse meines eigenen hochgestellten Seins zu vermischen suche, ja darnach trachte, durch eine minder hervorragende Umgebung meine eigene hohe Distinktion etwas zu mildern und abzuschwächen — — ich weiß nicht, ob Sie mich genau verstanden und begriffen haben?“ —

Da Rosenthal diese Frage mit gutem Gewissen nicht bejahen konnte und noch weniger verneinen mochte, so half er sich mit einer tiefen Verbeugung, auf diese Art jedenfalls seine Ergebenheit und Fügung unter den königlichen Willen zu bezeigen.

„Sie werden mich hoffentlich aber so verstanden haben,“ fuhr der junge Fürst fort, indem er sich würdevoll aufrichtete, „daß Sie auch nicht im Entferntesten daran denken können, mich einer Inkonsequenz oder Unbeständigkeit zu beschuldigen, im Gegentheil, ich schätze Ihre persönlichen Verdienste wie bisher und bleibe Ihnen gewogen wie früher, wenn mir auch meine vielen und wichtigen Arbeiten in nächster Zeit nicht gestatten werden, Sie so häufig als bisher zu sehen. Adieu, mein lieber Rosenthal, und behüte Sie der Himmel!“

Er sagte das nicht ohne Freundlichkeit, um aber gleich darauf etwas ernster hinzuzusetzen: „Nach meinem vorhin ausgesprochenen Wunsche werden Sie sich hoffentlich richten und mir keine Veranlassung geben, denselben zu wiederholen. — — Hoffentlich sehen wir uns bei den Jagden meines Oberstjägermeisters — adieu!“

Rosenthal hatte das Gemach nach einer tiefen schweigenden Verbeugung verlassen, wodurch es wohl begreiflich war, daß ihm das letzte Wort Seiner Majestät so bedeutsam in die Ohren klang, daß er es leise für sich wiederholte. — „Adieu, das könnte ein Adieu auf Nimmerwiedersehen sein," dachte er, „wenn ich die königliche Hoffnung, mich bei den Jagden Ferrner's zu sehen, täuschen wollte, was mir aber durchaus nicht einfällt, denn ich werde dort erscheinen, um, wenn mir jenes höchste Glück beschieden ist, meine Abschiedskarte mit besserem Trumpfe auszuspielen."

wie ſie bei uns ihr Weſen treiben, in weißen Hemden, mit geſchwärzten Geſichtern oder vergoldeten Naſen. Im Haupttheater in der Straße de la Muela war es allerdings während der Carnevalsabende außerordentlich voll, und das Volk erfreute ſich an den ausgelaſſenen Poſſen, die hier gegeben wurden, für uns aber wenig Intereſſe boten. Beſonders beliebt bei den Sevillanern ſchienen Schilderungen aus dem Negerleben zu ſein, eine Art Vaudevilles mit Ballet, wo eigenthümlich unharmoniſche, oder wie es hieß, Originallieder der Schwarzen vorgetragen wurden, und mit Tänzen abwechſelten, die man allenfalls nur von Spanierinnen ſehen konnte, denn wenn ſie ſich auch die allergrößte Mühe gaben, ſchwerfällig und ſteif umherzuhüpfen, wie wahnſinnig gewordene Fröſche, ſo ſchimmerte doch immer noch etwas durch von den ihnen angebornen eleganten Körperformen und Bewegungen. Im Theater de la Campana, wo mitunter recht gute Luſtſpiele gegeben werden, ging es auch nicht ohne ſehr ſtarke Poſſen ab; nur war hier das Ballet vortrefflich und gab zum Schluß ſo große und ſchöne Portionen, daß man ſich ſchon für die Anfangs ausgeſtandene Langeweile entſchädigen konnte.

Ein deutſcher Landsmann, deſſen Bekanntſchaft wir in einem der hieſigen Theater machten, veranlaßte uns eines Abends nach beendigter Vorſtellung, mit ihm eine kleine Tanzunterhaltung zu beſuchen, deren verſchiedene um dieſe Zeit hier veranſtaltet werden, und die auch im Innern der Häuſer das Einzige ſind, was an den Carneval erinnert. Wir beſuchten nach einander ein Paar dieſer Lokale, ohne aber hier gerade viel Intereſſantes zu ſehen. Man könnte dieſe Bälle mit den Pariſern in der Salle Valentino vergleichen. Wie dort, ſind es auch hier große Räumlichkeiten, nur nicht ſo elegant, wie die Pariſer Etabliſſements, ſpärlicher beleuchtet, und vor Allem fehlt hier in Sevilla die prächtige Muſik Muſard's. Der Spanier iſt ſchon zufrieden mit einem kleinen Orcheſter aus ein Paar Violinen, einer Clarinette und einem Contrebaſſe beſtehend, und dies fehlte ſogar in einem dieſer Lokale, wo denn jeder Saal ſeine beſondere und ſehr beſcheidene Muſik

Achtzehnte Randverzierung,

die über dem Schlusskapitel zum Anfange dieser Geschichte paßt, indem sie das Symbol der Ewigkeit zeigt — eine Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beißt.

Wer so genau alle Räumlichkeiten des königlichen Schlosses kannte wie Rosenthal, die großen und kleinen Treppen desselben, die vom Tageslicht erleuchteten Gänge sowie die schmalen Korridore, die von beständigem Lampenlicht erhellt wurden, dazu alle Ruheplätze und Verstecke in den dicken Mauern und Vestibülen, wer obendrein wie er verschiedene Bewohner dieser weitläufigen Gebäude unter seinen Bekannten zählte, also zu allen Thüren ohne Aufsehen eintreten konnte, für Den war es nicht schwierig, einen Besuch zu wagen, der im Fall des Bekanntwerdens wegen der Person der Betreffenden, besonders aber wegen der Tageszeit, in welcher dieser Besuch stattfand, von kompromittirenden Folgen hätte sein können.

Es war nach Begriff der Besuchsetikette ziemlich spät, vielleicht eine Stunde nach aufgehobener Tafel, als Rosenthal den weiten, unter seinen Schritten hallenden Hauptgang gegen das mittlere

große Portal zuschritt, um sich von dem dort befindlichen Portier Feuer für seine Cigarre geben zu lassen, ja, um diesem alten, würdigen, ergrauten Diener ein paar freundliche Worte zu sagen, ehe er in die Dunkelheit hinaustrat, um einen draußen wartenden Miethwagen zu besteigen, der ihn im raschesten Laufe der Pferde nach dem Klublokal brachte, wo er heute wie früher schon einmal mit Ostentation durch alle Säle schritt, hier und dort ein Wort plauderte, ja gerade so that, als habe er Stunden zur Verfügung, während er in Wahrheit nach kaum zehn Minuten abermals in seinem Wagen saß, und sich auf einen Punkt führen ließ, von wo er das Schloß in Kurzem wieder erreichen konnte.

Dort trat er zu einer kleinen, tief im Schatten liegenden Pforte ein, die er selbst öffnete und wieder hinter sich schloß, und obgleich ihn hier die tiefste Stille umfing, obgleich er sicher war, sich hier an einem Orte zu befinden, wohin nur der seltenste Zufall Jemand von den Dienern hätte führen können, blieb er doch unter einem tiefen Athemzuge einige Augenblicke lauschend stehen, und stieg dann erst eine schmale Wendeltreppe hinauf, die er mit der Hand tappend hatte suchen müssen.

Auch bei diesem Aufsteigen athmete er zuweilen tief und schwer, ja er fühlte sein Herz so heftig schlagen, daß er ein paar Mal erschrocken stehen blieb, sorgfältig um sich her lauschend.

Und doch entſtand dieſe Aufregung nicht ſo ſehr aus der Furcht, auf ſeinem Gange entdeckt zu werden, als vielmehr aus dem ſeligen Bewußtſein, endlich dieſen Gang wagen zu dürfen, ja durch ein paar herzliche Zeilen dazu eingeladen zu ſein.

Es waren allerdings nur wenige Worte, die ſie geſchrieben hatte, und worin ſie ihn um ſeinen Beſuch zu dieſer Stunde in einer wichtigen Angelegenheit bat.

Im erſten ſowie zweiten Stockwerk berührte die kleine Wendeltreppe lange dunkle Gänge, deren Enden indeß, wo ſie an bewohntere Räume ſtießen, erleuchtet waren, und hier blieb Roſenthal ein paar Mal unbeweglich ſtehen, da er Stimmen herüberſchallen hörte, auch wohl in der Ferne Diener vorübereilen ſah. Dorthin in jene belebtere Gegend mußte auch er, aber nicht über den breiten Gang, ſondern indem er eine Reihe leerer Zimmer durchſchritt, zu denen er den Schlüſſel hatte.

Dann war er am Ziele und blieb einen Augenblick tief aufathmend ſtehen, ehe er leiſe an eine Tapetenthür klopfte, die ihm auch ſogleich von einer Kammerfrau geöffnet wurde und die, als er in ein matt beleuchtetes kleines Zimmer trat, ihn leiſe flüſternd bat, ſich einen Augenblick niederlaſſen zu wollen. „Das gnädige Fräulein," fügte ſie bei, „fand ſich etwas angegriffen durch die große Hitze unten im Speiſeſaal und ſpäter beim Cercle, welcher ziemlich lange dauerte, wollen auch ein wenig die

große Trauertoilette ändern, weßhalb der Herr Baron gütigst ein paar Sekunden entschuldigen wollen."

Schon ein paar Mal im Leben hatte sich Rosenthal in ähnlicher Lage, wie er glaubte, befunden, war durch Hinterthüren in halb dunkle Gemächer geführt worden und hatte nach einigem Warten eine weiche, warme Hand mit Entzücken an seine Lippen gedrückt, war auch durch ein nicht zu beschreibendes Gefühl darauf vorbereitet gewesen, während er jetzt, und er fühlte sich glücklich darüber, ganz anders empfangen wurde, ja selbst ganz anders dachte.

Die Kammerfrau war in dem heller beleuchteten Nebenzimmer verschwunden. Er hatte sich in einen Lehnstuhl niedergelassen, der neben einem niedrigen Sopha stand, und betrachtete mit Entzücken die einfache, aber hübsche Einrichtung dieses Zimmers, in welchem ihn eine Menge nothwendiger und nützlicher Gegenstände belehrte, daß es von seiner schönen Herrin wohl am meisten, ja ausschließlich bewohnt wurde. Hatten doch überhaupt diese jüngeren Damen des Hofes begreiflicherweise keine ausgedehnten Appartements, ein Vorzimmer, zu welchem er hereingetreten war, das Wohnzimmer, wo er sich befand, daneben Ankleid- und Schlafgemach. — Auch wehte durch diesen Raum jener unsagbare süße Duft, der uns das Bewohntsein durch eine geliebte Person verkündet, ein Duft, der nicht ausschließlich Parfüm ist, der aber mehr entzückt, ja berauscht, als alle Wohlgerüche Arabiens.

Da ſaß er nun und blickte träumend vor ſich hin und dachte, was er ihr im nächſten Augenblick ſagen wolle, nichts Ueberſchwängliches, keine klug überlegten oder heiß erregten Worte, zu ſolcher Verſchwendung ſchien ihm die gegenwärtige Zeit ſowie ſeine vorgerückte Lebenszeit zu koſtbar. — Er wollte ihr nur einfach ſagen, er habe geglaubt, in ihren Blicken zu leſen, aus ihren Worten zu hören, daß er ihr nicht ganz gleichgültig ſei, ſie habe ihm Dank verſprochen für einen kleinen geleiſteten Dienſt, aber er verlange mehr, er fordere zur Belohnung ihre Hand, wäre es auch nur, um ſeinen Schutz über ihr ganzes künftiges Leben ausdehnen zu dürfen.

Da öffnete ſich die Thür, Fräulein von Nickols trat ein und ſah in ihrem einfachen grauen Gewande, das reiche blonde Haar zwanglos gelockert, entzückend ſchön aus, nur etwas bleich; ſie that einen tiefen Athemzug, als ſie ſich Roſenthal näherte und ihm ihre Hand reichte, welche ſich heiß und feucht anfühlte.

„Verzeihen Sie mir," brachte die junge Dame mit leiſer, bebender Stimme mühſam hervor, „daß ich mir erlaubt habe, Sie zu mir zu bitten. Ich konnte nicht anders — bei Gott, ich konnte nicht anders."

„Wie mögen Sie ſo reden, theures Fräulein!" erwiederte Roſenthal in einem Tone zärtlichen Vorwurfs, „wiſſen Sie denn nicht, daß ich wie nach einem Ruf zur Seligkeit auf Ihre lieben

Zeilen geharrt, um mich endlich einmal über unsere Verhältnisse gegen Sie aussprechen zu dürfen?"

„Sie waren so gütig, mich damals Ihrer Hülfe, Ihres Schutzes zu versichern," sagte sie in einem Tone, als habe sie seine Worte überhört, jedenfalls nicht in seinem Sinne verstanden — — „aber nehmen Sie Platz, Herr von Rosenthal, Sie müssen mir schon ein paar ruhige Augenblicke schenken — — dabei muß ich um Verzeihung bitten," fuhr sie um sich blickend fort, um gleich darauf mit der Hand langsam über ihre geschlossenen Augen zu fahren, „daß ich Sie hier beinahe in einem Halbdunkel empfange."

„O, wie mich dieser Beweis von Vertraulichkeit entzückt!"

„Es ist weniger ein Beweis der Vertraulichkeit," sagte sie schmerzlich lächelnd, „als eine Nothwehr gegen scharfe und böse Augen des anstoßenden Schloßflügels, welche einer helleren Beleuchtung gleich Gründe unterlegen, die — nun bei Gott — die heute Abend vielleicht gerechtfertigt sind. Doch werden Sie nicht böse von mir denken, Herr von Rosenthal, daß ich Sie bat, mich um diese Stunde zu besuchen."

Es lag etwas in den Worten des jungen Mädchens, im Tone ihrer Stimme, im ganzen Wesen, was ihn befremdete und was er nicht mit der gewöhnlichen Sicherheit, mit dem eher herausfordernden als zu bescheidenen Auftreten dieser jungen Dame vereinigen konnte.

Jetzt saß sie vor ihm auf dem kleinen Sopha, die Hände gefaltet in ihrem Schooße, den Kopf gesenkt, nachdenkend, träumerisch, es nicht beachtend, daß ein Theil ihres blonden Haares von der Schulter in den durch eine gelöste Masche ziemlich tief erscheinenden Ausschnitt ihres Gewandes niedergeglitten war, dort ihre weiße Brust wie mit Goldfäden zudeckend.

Es war ihm peinlich, sie so zu sehen in diesem Augenblicke. Wie hatte er sich darauf gefreut, sie in kecker, heiterer Laune zu finden, geistige Funken sprühend und so seine Unterhaltung herausfordernd, bis er ihr vielleicht unter Scherz und Lachen seine ernsthafteste Liebe gestanden und gefragt: „Ob sie wohl im Stande sei, den an Jahren allerdings bedeutend älteren Rosenthal vielleicht mit anderer als kindlicher Liebe zu betrachten.“

Wie gesagt, das hätte sich im Gewande des Scherzes ganz vortrefflich gemacht. Aber jetzt bei ihrer so seltsam befangenen, ernsten, ja traurigen Miene wußte selbst er mit aller seiner Gewandtheit nicht sogleich das richtige Thema anzuschlagen.

„Ich habe Ihnen noch nicht einmal so recht aus vollem Herzen danken können für Ihren wirksamen Schutz von damals, der mich allerdings für einen Augenblick triumphiren ließ, aber mir eine noch erbittertere Feindin zuzog, als ich schon hatte.“

„Was fragen wir künftig darnach, was kümmern uns alle offenen und geheimen Feinde?“

„O, ich weiß es wohl," erwiederte Fräulein von Nickols mit bewegter Stimme, „wie freundlich Sie mir geneigt sind, und eben das gibt mir den Muth, offen und rückhaltlos mit Ihnen zu reden. — O, mein Gott, wenn ich nur die erste Wendung dieses Gesprächs glücklich überwunden hätte," flüsterte sie so leise, daß Rosenthal sie unmöglich verstanden, wenn er nicht in diesem Augenblicke ihre Hand ergriffen und sich ihr dadurch genähert hätte, wobei er aber auch bemerkte, daß sich ihre Augen mit Thränen füllten, und daß sich ihre zuckenden Lippen bemühten, einen Ausdruck tiefen Schmerzes nicht weiter sichtbar werden zu lassen.

„Theure Elenor," bat er innig, indem er von seinem Sessel an ihre Seite glitt, sie an sich zog und mit weicher Stimme fortfuhr: „mein armes Kind, ich hatte in der That keine Ahnung davon, Sie so tief schmerzlich bewegt zu finden, bin auch rathlos, welches Wort des Trostes ich Ihnen sagen soll — — seien Sie deßhalb offen gegen mich, offen, wie gegen Jemand, dem man zuversichtlich vertraut, offen wie gegen einen Bruder, oder besser wie gegen einen treuen Freund, von dem man überzeugt ist, daß er mit inniger herzlicher Liebe für uns denken, für uns handeln wird."

Sie hatte ihre Augen geschlossen, sie hatte ihren Kopf auf seine Schultern sinken lassen, sie schien ruhiger werden zu wollen; doch brach ihr Schmerz in der nächsten Sekunde auf's Neue und in so

leidenschaftlicher Weise aus unter einem Schluchzen, welches ihren Körper erbeben machte, daß Rosenthal sie erschreckt an sich drückte, was sie nicht nur litt, sondern sie gestattete ihm sogar, für eine selige Sekunde ihre weichen, heißen, feuchten Lippen zu suchen und zu finden.

Nur eine Sekunde lang — aber diese Sekunde, in welcher er die wundervollen Formen ihres Körpers in seinen Armen gehalten, wo ihn die Berührung ihrer heißen Lippen elektrisch durchzuckt, däuchte ihm eine Ewigkeit seligen Glückes zu sein und ließ ihn nicht sogleich den Sinn ihrer Worte begreifen, die sie jetzt mit leiser, bebender Stimme, das Gesicht an seiner Schulter verborgen, sprach: „Wenn Sie mein Freund sein wollen, mein einziger treuer Freund, so will ich Ihnen das ganze Elend meiner Seele anvertrauen, will wie ein banges Kind zu Ihnen flehen, — helfen Sie mir — retten Sie mich!“

„Ihnen helfen, theure Elenor, Sie retten?“ fragte er etwas befremdend, indem er sanft ihr Haupt erhob, um ihr in die Augen zu schauen — — „bei Gott, ich bebe und weiß nicht, welchen Sinn ich Ihren Worten unterlegen soll!“

„Den entsetzlichsten und den schrecklichsten,“ hauchte sie kaum hörbar, „jenen Sinn, den meine bebenden Lippen nicht auszusprechen vermögen — der mich Ihrer Freundschaft unwürdig erscheinen läßt — der mich zu Ihren Füßen niederwirft — eine zerstörte Blüte!“ — —

Sie wollte von dem Divan niedergleiten, doch hielt er sie mit starkem Arm aufrecht, während sein Ohr bang und gierig ihren Worten lauschte, als sie fortfuhr: „Furchtbar, daß ich gezwungen bin, mich Ihnen, von dem ich allein Schutz und Hülfe erwarte, anzuvertrauen!“

— — — — — — — — — —

„— — — — Und Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben, — — vertrauen Sie mir!“

Rosenthal sagte das, sich langsam aufrichtend, und wer den furchtbaren Ausdruck in seinem todtenbleichen Gesichte sah, den unheimlichen Glanz seiner weitgeöffneten Augen, hätte glauben können, das junge Mädchen wende sich schaudernd von ihm ab; da sie nun das Haupt in ihre beiden Hände sinken ließ und kaum vernehmlich flüsterte: „Ich liebte und wurde wieder geliebt von einem Mann, der mir in allem Hohen und Schönen als das vollkommenste Ideal erschien, weßhalb ich ihm auch Alles, Alles gab, was ich zu geben vermochte — — und gegen diesen Mann nun,“ rief sie in wilden Schmerz ausbrechend, „sollen Sie mir beistehen, sollen mich retten vor unsäglichem Unglück, denn er hat mich verrathen und betrogen!“

„Warum aber gerade ich?“ fragte Rosenthal in eisigem Tone, er konnte nicht anders in diesem Augenblicke, als ton- und gefühllos reden — er war wie erstarrt, wie leblos, er hob langsam den Blick in die Höhe und da kam es ihm vor, als

hatte, zwei Guitarren nämlich, die von den Tänzern abwechselnd gespielt wurden, wozu aber ein Dutzend toller Andaluſierinnen im Majakoſtüm einen tüchtigen Lärm mit ihren Caſtagnetten machten. Am Eingang dieſer Säle wird eine Kleinigkeit bezahlt, und wie in Paris an den gleichen Orten finden ſich auch hier junge Leute aller Stände, namentlich aber Studenten mit ihren Mädchen ein, um die Nacht zu durchtanzen.

Um aber eine ſolche allgemeine Carnevals-Tertulla in ihrer Blüthe zu ſehen, ließen wir uns nach der Vorſtadt Triana führen, welche gegenüber der alten Torre del oro liegt, und deren Bewohner hier ungefähr in demſelben Rufe ſtehen, wie die von Trastevere bei Rom. Obgleich ſich dort bei dieſen Tanzvergnügungen eine ſehr ausgewählte Geſellſchaft vereinigt, Maulthiertreiber, Contrebandiſten, und Leute, die oft ein noch viel ſchlimmeres Handwerk treiben, ſo iſt man ja in Spanien und der Fremde, den die Neugier treibt, einer ſolchen Verſammlung beizuwohnen, wird anſtändig und freundlich behandelt, natürlicherweiſe, ſo lange er es unterläßt, ſich unerlaubte Freiheiten herauszunehmen. Das Haus, zu welchem wir uns begaben, lag zwiſchen Gärten, etwas entfernt von den andern Gebäuden, und erwies ſich beim Näherkommen als eine Poſada, wie ich ſie ſchon häufig beſchrieben, mit einer großen Halle, welche zu gleicher Zeit Wohnzimmer und Küche war. Schon von Weitem hatten wir durch die vergitterten Fenſter Lichtſchimmer bemerkt, zuweilen wurde das Thor geöffnet, und dann drang die Helle auf Augenblicke in den Garten hinaus. Dieſer war aber umzäunt und verſchloſſen, und wurde erſt auf mehrmaliges Anklopfen geöffnet, und nachdem unſer Begleiter ein paar Worte zu dem Manne geſagt, der durch den Garten gegen uns her kam. Als wir näher gingen hörten wir auf einmal Guitarrenklänge und das taktmäßige Knattern der Caſtañuelos, und als ſich endlich die Hausthüre vor uns öffnete und wir eingetreten waren, ſahen wir eine zahlreiche und luſtige Geſellſchaft bei einander.

Hier befanden ſich vielleicht zwanzig Männer, meiſtens junge

ſänke ein leuchtender Stern langſam herab, — und er ſelbſt mit ihm — ewiger Nacht entgegen.

„Und warum gerade ich?“ wiederholte er.

„Weil Sie ein Mann ſind in der ſchönſten Bedeutung des Wortes, weil Sie unternehmen und vollbringen, was Keiner zu unternehmen wagt und vollbringen kann, weil ich in Ihren Augen geleſen, an dem Ton Ihrer Stimme gehört, welch' tiefes, warmes Intereſſe Sie an mir nahmen.“

„Mehr als das,“ rief er in einem tiefen, ſchmerzlichen Athemzuge, „weit mehr als das; wenn Sie mich gekannt hätten und verſtehen wollten, ſo hätten Sie empfinden müſſen, daß ich Sie liebe, unſäglich liebe, bis zum Wahnſinn liebe. — — Sie hätten dieſes Gefühl nicht zu erwiedern gebraucht, aber das — — hätten Sie mir nicht anthun ſollen!“

„— — — — Es war zu ſpät!“

„Ah, es war zu ſpät,“ erwiederte er in einem leichten, ſchmerzlichen Tone, „jetzt zeigt unſere Uhr die Mitternachtſtunde und ich ſoll das Rad der Zeit zurückdrehen — Geſchehenes ungeſchehen machen?“

„Wenn das Jemand kann,“ rief ſie mit fliegendem Athem, „ſo ſind Sie allein dazu im Stande. Der Verrath iſt noch nicht vollbracht — er droht erſt.“

„So müßte ich doch jedenfalls den Namen des Verräthers wiſſen,“ gab er mit unſicherer Stimme zur Antwort, während über ſein Geſicht ein erheucheltes kühles Lächeln flog.

„Hugo von Rellingen — Jedermann ſpricht von ſeiner bevorſtehenden Heirath.“

„Mit Miß Arabella Stanley — und was ſagt er ſelbſt?“

„Er meidet mich und das gerade läßt mich das Aergſte befürchten.“

Kaum hatte Fräulein von Nickols dieß geſagt, als ſie entſetzt auffuhr, gegen das Nebenzimmer lauſchte und ihre Rechte gegen Roſenthal ausſtreckte, ihm ſo Schweigen gebietend, ja jede Bewegung unterſagend.

Man vernahm Stimmen in dem anſtoßenden Gemach, die der Kammerfrau, welche leiſe und ehrerbietig ſprach, eine andere, die ſich laut und gebieteriſch vernehmen ließ.

Roſenthal hatte ſeine vollkommene Ruhe wieder erlangt, drückte ſanft die Hand des jungen Mädchens bei Seite, erhob ſich geräuſchlos und griff gegen die kleine Carcellelampe am Tiſch, um ſie auszudrehen.

Es war zu ſpät. Die Thür war ſchnell geöffnet, vielmehr haſtig aufgeſtoßen worden und auf der Schwelle ſtand Fräulein von Klettenberg hoch aufgerichtet, kopfnickend, boshaft lächelnd. — — „Ah, mein Fräulein,“ rief ſie in einer ziemlich langen Kunſtpauſe, „das ſind Ihre ruhigen, beſchaulichen Augenblicke, wenn Sie, Migräne vorſchützend, ſich dem Dienſt Ihrer Majeſtät entziehen — ich gratulire zu dieſen ehrenhaften Amüſements.“

Wer Rosenthal in diesem Augenblicke betrachtete, und das that Fräulein von Klettenberg mit einem raschen, giftigen Streifblick, hätte erstaunt sein müssen, ihn nach alledem, was vorgefallen war, so ohne alle Zeichen der Ueberraschung, viel weniger des Erschreckens dastehen zu sehen. Mit der ihm eigenen Gewandtheit hatte er sich durch eine rasche Wendung so zu stellen gewußt, daß sich der Tisch zwischen ihm und der jungen Dame befand, wobei er sich auf die Lehne des Sessels stützte, von welchem er soeben aufgestanden zu sein schien.

Jetzt blickte er erstaunt auf die Eingetretene, und einen zweiten sehr bösen Blick derselben auffangend, sagte er nach einer tiefen Verbeugung: „Ich kann nur bedauern, meine Gnädige, daß ich nicht im Stande war, Ihnen meinen unangenehmen Anblick zu ersparen, was jedenfalls geschehen wäre, wenn Sie die Gnade gehabt hätten, sich anmelden zu lassen, wie das selbst unter genauen Freundinnen häufig und nicht ohne Nutzen zu geschehen pflegt."

Fräulein von Klettenberg war in diesem Augenblick ganz Allarmstange und es hätte nur des kleinsten entzündenden Wortes bedurft, um sie in Feuer und Flammen zu setzen, wenn sie nicht übermenschliche Anstrengungen gemacht, um Diesem da gegenüber ruhig und groß zu erscheinen. Doch bebte sie vor innerer Aufregung und ihre Zähne zitterten förmlich auf einander, als sie sagte:

„Mit Ihnen, mein Herr, habe ich“ — sie betonte das „ich“ mit ganz außerordentlicher Schärfe — „durchaus nichts zu thun, das werden Andere besorgen, und ich muß Sie deßhalb dringend ersuchen, auf den Schleichwegen zurückzukehren, auf welchen Sie hierher gekommen sind.“

„Was jedenfalls in möglichster Kürze geschehen wird, ich bin aber untröstlich, Sie nicht eher von meinem verhaßten Anblicke befreien zu können, als bis ich diese junge Dame von dem Verdachte befreit, der nur zu deutlich aus Ihren freundlichen Worten klang.“

„Es wird auch ohne Sie untersucht werden können, wie weit mein Verdacht gegründet war oder nicht.“

„Ich bitte, daß dieß in meiner Gegenwart geschieht, und bedaure, dieß Zimmer früher nicht verlassen zu können.“

Bei diesen Worten flammte Fräulein von Klettenberg auf, und mit einem energisch ausgesprochenen „Das wollen wir doch einmal sehen“ eilte sie nach der Ecke des Zimmers, wo sich die Klingelschnur zum äußersten Vorzimmer befand, hatte diese aber noch nicht erreicht, als sie ihr Handgelenk durch Rosenthal's Finger umfaßt fühlte, und in seine flammenden Augen blickend unwillkürlich erschreckt stehen blieb, um ihn flüstern zu hören: „So lange ich hier bin, wird kein weiterer Skandal gemacht, es sei denn, daß ich mich in einer

Weiſe daran betheilige, die auch Ihnen höchſt unangenehm ſein müßte — — ob Sie das Recht haben, ſo ohne Weiteres ſo pöbelhaft in das Zimmer dieſer armen, wehrloſen, jungen Dame einzudringen und ſo auch mich auf die indiskreteſte Art zu beläſtigen, weiß ich nicht, weil Sie aber einmal da ſind, ſo will ich — ja ich will," ſetzte er aufflammend hinzu, „daß Sie hören, was ich über dieſe Ihnen ſo auffallend ſcheinende Zuſammenkunft zu ſagen habe."

„Was Sie zu ſagen haben" — entgegnete die Klettenberg, indem ſie einen Schritt zurücktrat und ihn von oben bis unten maß, „als ob mich das auch im Geringſten kümmerte, als ob ich auch nur den Werth eines Nadelknopfes auf Ihre Worte legte."

„Begreiflich — dieſe Ausrede," gab er mit einem verächtlichen Lächeln zur Antwort, „und da es allerdings in Ihren Augen dem Scheine der Wahrheit Abbruch thun könnte, wenn ich ſpräche, und ich möchte das um keinen Preis, ſo hoffe ich, wird Fräulein von Nickols die volle Wahrheit ſagen, weßhalb ſie mich hierher rief — was ſie mir anvertraute — aber die volle Wahrheit, armes Kind, es hilft da kein Verheimlichen und Verſchweigen."

Fräulein von Nickols hatte beim Erſcheinen der erſten Dame Ihrer Majeſtät zuerſt erſchreckt die Hände vor das Geſicht gedrückt, ſich aber dann raſch wieder gefaßt und langſam erhoben und hoch

aufgerichtet, wobei sie ihre anfangs etwas bebenden Lippen fest aufeinanderpreßte und wobei, sowie ihre sichtbaren Athemzüge ruhiger wurden, ihre fest auf Fräulein von Klettenberg gerichteten Augen einen feindlichen, ja drohenden Ausdruck annahmen.

Jetzt öffnete sie hastig den Mund, so daß zwischen ihren frischen Lippen die weißen Zähne hervorfunkelten, und sagte dann, ihre Stimme gewaltsam zur Ruhe zwingend: „Ja, ich ersuchte Herrn von Rosenthal, mich in dieser Stunde zu besuchen, und das, um ihn ohne Zeugen, ohne Belästigung oder Unterbrechung sprechen zu können. Ich bat ihn um seinen Rath, um seinen Schutz, um seine Hülfe."

Die Augen des Fräulein von Klettenberg richteten sich fragend auf die Sprecherin, zugleich ein Erstaunen im höchsten Grade blicken lassend.

„Ja, mein Fräulein, ich bat Herrn von Rosenthal um seinen Rath, wie ich mich zu verhalten habe einer Dame gegenüber, welche, Dienerin wie ich, ihre Stellung mißbraucht, um mich durch die kleinlichsten und gehässigsten Nadelstiche zu verletzen — ich bat um seinen Schutz gegen einen bevorzugten Liebling der Majestäten, gegen den Baron Hugo von Nellingen, der seine Stellung gebrauchte, meine Liebe zu erringen — ich verlangte seine Hülfe, um mich von einem Abgrunde, der sich zu meinen Füßen öffnet, zu retten."

Das waren drei gewaltige Schläge auf das

Haupt der ersten Dame Ihrer Majestät, und wie sie davon getroffen wurde, zeigte ihr deutliches Zusammenzucken, auch machte sie nicht einmal den leisesten Versuch, eine Miene spöttischen Zweifels zu zeigen, war es doch unmöglich, auch nur irgend Etwas an der ganzen vollen Wahrheit dieser schlicht und ruhig ausgesprochenen Worte zu bezweifeln.

Wohl über eine Minute lang herrschte in dem Gemach peinliches Schweigen, dann trat Rosenthal dem jungen Mädchen näher, nahm sanft ihre Rechte in seine beiden Hände und sagte mit einem unaussprechlich traurigen Ausdruck der Stimme: „Mein Rath kommt hier zu spät, schützen konnte ich Sie auch nicht mehr, aber meine Hülfe soll Ihnen werden, so gut es meine Kraft vermag.“ Er küßte sie leicht auf die Stirn, nahm dann seinen Hut und verließ das Gemach ohne Weiteres, um auf demselben Wege, den er gekommen, zurückzukehren.

Anfänglich stieg er die Treppen hinab, aufrechten Hauptes mit zusammengebissenen Lippen, wenngleich schwer athmend wie im Fieber, und erst auf den untersten Stufen lehnte er plötzlich seine Hand gegen die Wand, ließ den Kopf sinken, und wer ihm hätte in das Gesicht sehen können, würde zwei schwere Thränentropfen, die über seine Wangen rollten, bemerkt haben.

„— Alles aus, Alles vorüber — ich fürchte, der letzte Lebensabschnitt naht!“

Wie er nach Hause gekommen war, wußte er

ſelbſt nicht; eben ſo wenig, was ihm ſein Kammerdiener, der ihn mit erſtaunten Blicken betrachtete, gemeldet. Endlich fand er ſich in ſeinem tiefen Fauteuil am lodernden Kaminfeuer ſitzend und erwachte wie aus einer Betäubung, als Jemand die Hand auf ſeine Schulter legte, blickte aber auch dann nicht einmal in die Höhe, ſondern ſagte nur kopfnickend: — „Ja, ja, es iſt ſchon ſpät, aber trotzdem habe ich noch keine Zeit, mich zur Ruhe zu legen.“ Dann aber ſchien er doch den Klang einer befreundeten Stimme zu erkennen, die nach ſeinem Befinden forſchte, denn er erhob den Kopf und ſagte: „Ah, Sie ſind es, Doktor, Sie kommen zu einem recht Kranken.“

„Wenn das wäre, ſollte es mich wenigſtens freuen, gekommen zu ſein, aber ich hoffe, daß dem nicht ſo iſt, und möchte Sie recht geſund finden an Leib und Seele.“

„Pah,“ gab Roſenthal mit einem matten Lächeln zur Antwort, „es war nur ſo ein tückiſcher Uebergall, der mich faſt niedergeworfen hätte, aber bei Gott, mein alter Freund, Ihr Anblick, der Klang Ihrer Stimme, die Wärme Ihrer Hand haben für mich etwas Lebenerweckendes, und wenn Sie mir erlauben, ein paar meiner indiſchen Wundertropfen zu nehmen, ſo will ich Ihnen die Verſicherung geben, daß in Kurzem Körper und Geiſt in einer anſtändigen Verfaſſung zu Ihren Dienſten ſein ſollen.“

Er erhob ſich immer noch etwas langſam, um

in's Nebenzimmer zu gehen, und als er von dort, wo er Haar und Bart etwas geordnet, auch in Wahrheit ein paar Tropfen aus einem Flacon genommen, in Kurzem wieder zurückkehrte, war von seinem Gesichte alle Abspannung verschwunden, ja seine Züge zeigten ein schwaches Lächeln, als er auf Doktor Flinder sah, der gegen seine Gewohnheit mit Zeichen von Unruhe und Aufregung im Zimmer hin und her schritt.

Jetzt blieb der Arzt plötzlich stehen, wandte sich um und rief: „Wozu alle Einleitungen und Umschweife, — — — —. die arme Ellen ist bei mir, das heißt, sie war bei mir, ist aber seit gestern verschwunden, hat sich wahrscheinlich hieher gewendet, weßhalb ich gekommen bin, Ihnen das zu sagen und um Ihren Rath und Ihre Hülfe zu bitten."

„Ellen?" sagte Rosenthal, doch sprach er diesen Namen in keinem überraschten Tone aus, noch viel weniger aber zeigte sich eine Verstimmung auf seinem Gesichte, im Gegentheil gleich darauf schienen seine Züge freudig erregt und seine Augen leuchteten, als er fortfuhr: „Da geht mir vielleicht ein verloren gegangener Stern wieder auf."

„Ich mache mir die bittersten Vorwürfe, lieber Rosenthal," sprach der Doktor hin und her rennend, „Ihnen die Anwesenheit des unglücklichen Weibes bei mir nicht schon neulich gesagt zu haben."

„Allerdings, doch beruhigen Sie sich darüber, wenn die arme Ellen nur da ist."

„Aber ich ſagte Ihnen ja, ſie iſt geſtern verſchwunden!“

„Seit geſtern? — warum gerade ſeit geſtern?“ fragte Roſenthal, indem er ſich langſam mit der Hand über die Stirne ſtrich. — „Hat dieſes Geſtern mit Ellen's Verſchwinden einen Zuſammenhang?“

„Gewiß, mein Freund, und ich will Ihnen das umſtändlich, aber raſch erzählen.“

„Lieber ſo kurz als möglich — Sie ſehen mich in einer wohlbegreiflichen Spannung.“

„Wie die arme Ellen zu mir kam, ſollen Sie ſpäter erfahren, genug, ſie war da, körperlich geſund, geiſtig nur noch durch eine ſchwache Hoffnung gehalten.“

„Ah, ſie hofft immer noch auf ihn — armes Weib!“

„Ja, ſie hoffte, ſeine Liebe ſei nicht erloſchen und nur Einflüſterungen böſer Menſchen, falſche Scham, Verhältniſſe, denen er in ſeinen Schwächen unterlegen, ſeien ſchuld an ihrem Unglück.“

„Sie ſagen: Ellen hoffte, alſo hofft ſie nicht mehr — ſeit wann das?“

„Seit geſtern.“

„Mit Ihrem Geſtern — was iſt geſchehen? — ſie ſah ihn wieder, er kehrte zu ihr zurück?“

„Er kehrte nicht zu ihr zurück, aber ſie ſah ihn um eine junge ſchöne Dame beſchäftigt, die er begleitete, mit der er in leidenſchaftlichem Tone ſprach, der er ein Verſprechen abzudringen ſchien,

Leute, und ein Dutzend ſchöner Mädchen, die theils in dem Tanzen begriffen waren, theils auf den Bänken an dem lodernden Herdfeuer ſaßen, wo die Weinflaſchen fleißig herumgingen, und wo geſotten und gebraten wurde. Nachdem uns der Hauseigenthümer freundlich begrüßt und uns einen guten Platz am Kamine neben ein paar luſtigen Majas verſchafft, welche jedem von uns augenblicklich eine Cigarre drehten, hatten wir Muße, uns in dem Gemache umzuſchauen. Ein bischen ärmlich und zerfallen ſah dieſes aus; in den Winkeln rechts vom Zimmer fanden ſich ein paar alte Matten am Boden, und dieſe, ſowie ein paar kleine Rohrſchemel machten die ganze Ausſchmückung der ſchwarzen rauchigen Halle aus. Doch hing noch an einem Pfeiler ein roſtiger Trabuco, ſowie eine alte Guitarre, von welcher die zerriſſenen Seiten herabhingen. Offenbar war dieſer Ort von keiner Familie bewohnt, und diente nun dem luſtigen Volke, das ſich hier verſammelt, zum Ballſaal. Aber der Kontraſt zwiſchen den meiſten dieſer Gäſte und der Halle ſelbſt hätte unmöglich größer ſein können. Ja, wenn man ein paar alte Männer, die in der Capa und ſpitzem Hut dicht am Feuer ſaßen, ſowie ein paar Zigeunerinnen in hellen, faſt modiſchen Kleidern, mit weißen Buſentüchern, ausgenommen hätte, ſo würde die ganze übrige Geſellſchaft nach ihren eleganten Bewegungen, nach ihrer Schönheit und der Pracht ihrer Kleidung auf jedem hellbeleuchteten Hofball das größte Aufſehen erregt haben. Die Tanzenden waren lauter Majos und Majas, die Männer hübſche wohlgewachſene Burſche in den bekannten andaluſiſchen Koſtümen, die aber bei dieſen Abendgeſellſchaften aus den feinſten Stoffen beſtanden, Sammt, Atlas und Tuch, mit Stickereien und ſilbernen Knöpfen überladen. Dabei waren die Anzüge ſo vortrefflich und paſſend gemacht, deutlich alle Körperformen zeigend, und wurden ſo leicht und elegant getragen, daß man wohl ſah, es ſei die gewöhnliche Kleidung der meiſten dieſer jungen Leute. Wahrhaft reizend aber waren die Mädchen. Ihre Füße mit ſeidenen Strümpfen ſtacken in wahren Kinderſchuhen, und über denſelben waren die Knöchel ſo fein und zierlich, daß

das sie endlich mit einer leichten Neigung des Kopfes zusagte."

„Wer war die Dame? — Wer kann das gewesen sein?" — — Herr von Rosenthal bedeckte die Augen mit der Hand und fuhr, ehe Doktor Flinder etwas antworten konnte, fragend fort: „Sie war jung und sehr schön, von großer, voller Gestalt?"

„Ja, ja, ganz recht!"

„Sie hatte reiches, hellblondes Haar und Augen von einem seltsamen Dunkelblau?"

„Allerdings, ihr Haar war hellblond. Die Farben der Augen konnte ich nicht unterscheiden. Sie kam vorgestern von hier nach Morfelden in Begleitung einer älteren, etwas sonderbar aussehenden Dame."

„Begreiflich," sagte Herr von Rosenthal vor sich niederblickend, „es ist Fräulein von Enzberg in Begleitung Angelika's, die nach Morfeld kam, um von dort auf das Schloß des Grafen Ferrner zu gehen — doch ist das Wie und Wo ganz gleichgültig," fuhr er erregter fort, „lassen Sie mich weiter hören, was geschah."

„Es geschah durchaus nichts, was mich beunruhigt hätte, sie erzählte mir den Vorfall allerdings mit etwas bleichen Gesichtszügen unter einem trüben Lächeln."

„Ah, Sie kennen sie nicht wie ich!"

„Sie versprach mir, in keiner Weise unüberlegt und ohne meinen Rath zu handeln. Dann verließ

ſie das Haus, um nicht mehr zurückzukehren. Ich wartete bis zum letzten Bahnzuge und bin dann hieher geeilt."

„Aber was brachte Sie auf die Vermuthung, daß ſich Ellen nach der Reſidenz gewendet hat? — ich glaube das nicht, welchen Grund würde ſie haben? — nicht den, ihn hier aufzuſuchen, woran ſie auch wahrſcheinlich nie gedacht hat. Auch iſt Weßner ja dort, wie Sie ſagen, — ſo könnte ſie nur vor ihm geflohen ſein, und auch das würde ſie nicht thun, ohne Sie darüber zu Rathe zu ziehen."

„Was ich gewiß für meine Sorge und Freundſchaft um ſie verdient habe."

„Beruhigen Sie ſich darüber," ſagte Herr von Roſenthal nach einer längeren Pauſe, während welcher er, am Kaminfeuer ſtehend, in die dunkle Glut geſtarrt, „geflohen iſt ſie nicht — vor ihm nicht — ich kenne Ellen's Charakter, will aber nicht ſagen, daß ich mich, eben weil ich ihn kenne, über ihr Verſchwinden beruhigt finde — Gott ſtehe der Aermſten bei, entweder hat ſie ſich zu ihrer früheren Energie aufgerafft, um vielleicht etwas Furchtbares gegen ihn zu unternehmen, was ich jedoch immer noch bezweifle, oder," ſetzte er leiſe in dumpfem Tone hinzu, „iſt ihre Kraft zu Ende, ſi iſt unterlegen und hat dabei vielleicht noch ſo hoch herzig gehandelt, ihm ſeine Freiheit wiederzugeben."

„Führen Sie nicht dergleichen Reden, Herr

von Rosenthal," erwiederte der Arzt in erregtem, fast heftigem Tone, „o, wüßten Sie, wie Sie mein Herz dabei zerreißen!"

„Ich weiß es, lieber Freund, ich weiß es genau," gab der Andere mit so matter Stimme zur Antwort, daß ihn Flinder erstaunt betrachtete, „würde auch vielleicht nicht dergleichen Reden führen, wenn ich nicht alle Ursache hätte, die traurigen Gefühle der armen Ellen zu theilen, ja ihr Schicksal, wenn sie so freundlich gewesen wäre, mich davon zu unterrichten. — Sehen Sie mich nicht so bestürzt an, wer kann seinem Schicksal entgehen! — und was mich anbetrifft, so stehe ich jetzt sehr nahe an jenem Lebensabschnitt, von dem ich neulich mit Ihnen sprach — doch reden wir jetzt nicht von mir — hören Sie lieber meine Ansicht, meinen Rath in Betreff jener Unglücklichen. Daß sie nicht hier in der Stadt ist, glaube ich sicher annehmen zu dürfen, was sollte sie hier auch beabsichtigen, das sie jetzt gerade hierher getrieben; hoffen wir vielmehr, daß sie nach einem langen Gange, den sie vielleicht in stummer Verzweiflung gethan, sich vielleicht wieder eines Anderen besonnen und nach ihrem Hause zurückgekehrt ist."

„So sollte auch ich sogleich wieder dorthin, rathen Sie mir?"

„Ja, das rathe ich Ihnen, und damit Sie sehen, daß dieser Rath aus meiner besten Ueberzeugung entspringt, so werde ich Sie begleiten —

Sie brauchen das auch durchaus nicht als ein Opfer meinerseits zu betrachten, denn ich war ohnedieß im Begriff, heute Nacht noch über Perlenbach nach dem Schloſſe des Grafen Ferner zu gehen. — Ich hatte ein paar ſchlafloſe Nächte mit recht böſen Träumen," ſetzte er unter einem ſonderbaren Lächeln hinzu, „und ſcheue mich deßhalb vor meinem Bette, aber Ihnen ſagt vielleicht eine Nachtfahrt nicht zu?"

„Warum nicht? — aber wir haben mit der Eiſenbahn keinen Zug mehr nach Perlenbach."

„Nein, vor morgen früh nicht, weßhalb ich Ihnen vorſchlage, mit Poſtpferden und meinem Wagen zu gehen, wir verlieren höchſtens den Schlaf im Bette, gewinnen aber an Zeit, denn bis der Frühzug von hier abgeht, ſind wir faſt in Morfeld. — Iſt es Ihnen ſo recht?"

„Gewiß, und ich bin dankbar dafür."

„So will ich die Pferde beſtellen laſſen, und da uns noch Zeit genug übrig bleibt, ſo erlauben Sie mir vielleicht, einige Papiere durchzuſehen. Setzen Sie ſich indeſſen hier an das Kaminfeuer und mein Kammerdiener ſoll uns einen früher von Ihnen ſo geſchätzten Maraskinopunſch machen."

Herr von Roſenthal drückte auf die Glocke, gab dann die nöthigen Befehle, und während er ſich hierauf an ſeinen Schreibtiſch ſetzte, Schubladen auf- und zuſchloß, Papiere herausnahm und durchſah, verſank der Arzt vor dem Kaminfeuer in tiefes, finſteres Brüten.

„Wie heißt doch das Gedicht," rief Rosenthal nach einer langen, langen Pause herüber, „wo die Gefühle jenes nächtlich Träumenden geschildert sind, um dessen Haupt des Schicksals düstere Flügel rauschen? — So etwas ungefähr."

„Ich weiß es wahrhaftig nicht."

„Es ist das vielleicht ein gewagtes Bild, aber es gibt Augenblicke, wo man einen eiskalten Hauch von wehenden Geisterflügeln zu fühlen glaubt, wo man schaudernd denkt an das Ende aller Dinge."

Er sagte das, aber durchaus in keinem erregten Tone, indem er eine kleine, mit einem sehr sicheren und kunstvoll gearbeiteten Schlosse versehene Stahlkassette öffnete, dann eine goldene, zierlich emaillirte Kapsel herausnahm, deren Deckel er aufspringen ließ, um mit Interesse winzige braune Pillen, welche die Kapsel enthielt, zu betrachten, worauf er ihren Deckel wieder zudrückte und die Kapsel in seine Westentasche gleiten ließ. In die Kassette dagegen legte er verschiedene Papiere, die er couvertirt, gesiegelt und mit Ueberschriften versehen hatte, Ueberschriften, von denen eine lautete: „Für Fräulein von Nickols", die andere: „Für Ellen", eine dritte, deren Couvert obenauf zu liegen kam: „Für meinen lieben Freund Doktor Flinder".

Dann schloß er diese Kassette wieder, behielt den Schlüssel zwischen seinen Fingern, und trat an's Fenster, wo er den schweren Vorhang aufhob, um in die Nacht hinaus zu schauen.

Der Himmel war nicht mehr so klar, wie er seit einigen Tagen, ja noch am heutigen Nachmittage gewesen war. Sterne und Mond hatten sich hinter dichten Wolken verborgen, und wo man einen falben Schein des letzteren schon tief gegen Westen bemerkte, sah man zu gleicher Zeit, daß sich die Wolkenmasse langsam von Süden nach Norden schob.

Rosenthal winkte leicht mit der Hand nach jenem falben Schein hinüber, und als er darauf den Vorhang wieder sinken ließ, rang sich ein schwerer Seufzer aus seiner Brust, ja er blieb ein paar Sekunden lang gegen das verhüllte Fenster gekehrt stehen, wobei er unter einer zuckenden Bewegung seine Hände gegen Stirn und Augen drückte.

Als er aber hierauf an den Kamin trat, erschienen seine Gesichtszüge ruhig und gleichmäßig, ja er lächelte, indem er zu dem Arzte sagte: „Thun Sie mir den Gefallen, lieber Doktor, und halten diesen kleinen Schlüssel hier für ein paar Tage in Verwahrung. Er gehört zu einer Kassette, die ich mit mir nehmen muß und in Ihrem Hause lassen will, bis ich sie vielleicht auf Schloß Ferner brauche. Sie sind ein vorsichtiger Mann, während ich in solchen Dingen leichtsinnig wie ein Kind bin."

Doktor Flinder nahm den Schlüssel und steckte ihn in ein kleines Etui voll chirurgischer Instrumente, die er stets bei sich führte.

„So, dort ist er vortrefflich aufgehoben," sagte Herr von Rosenthal lächelnd.

Dann trat der Kammerdiener mit der Meldung ein, daß der Reisewagen vor dem Hause halte.

„Gut, gehen wir also, wenn es Ihnen gefällig ist, lieber Doktor; sind Sie mit einem warmen Ueberrock versehen, sonst lasse ich Ihnen einen Pelz geben?"

„Danke herzlich, ich bin genügend versehen."

Als der Kammerdiener seinem Herrn einen dicken Mantel umgab, sagte Herr von Rosenthal: „Du bleibst vorläufig hier und werde ich Dir schreiben, ob und wann Du mit meinen Koffern nach Schloß Ferrner gehen sollst. Nimm die kleine Kassette dort und trage sie in den Wagen."

Gleich darauf folgten Beide dem Kammerdiener, und als dieser den Schlag geöffnet hatte, sagte Doktor Flinder an den Himmel hinaufschauend: „Welch' ein merkwürdiger Umschlag des Wetters, es weht so warm und dunstig von Süden herüber, als ob es schon Frühling werden wollte! — Ich habe bei der nächtlichen Fahrt diese Alles verhüllenden Nebel recht gern, sie verschleiern uns die Fernsicht und lassen uns behaglich träumen und einschlafen."

„Nachdem unsere Stimmung ist," erwiederte Herr von Rosenthal, indem er sich in die Wagenecke drückte, während die vier Pferde im raschen Laufe davon trabten.

So lange die Hufeisen auf dem Pflaster klangen, setzte keiner der Beiden die Unterhaltung fort, als aber draußen vor dem Thore der Reisewagen auf der weichen Chaussee dumpf rollend weiter fuhr, sagte Herr von Rosenthal sich etwas vorbeugend: „Ich liebe bei den Nachtfahrten die klaren Nächte, denn diese grauen Nebel, die Strauch und Baum umspinnen, erscheinen mir wie finstere Mächte, die Unheil für uns brauen, hinter deren grauen Schleiern sich Unheimliches vorbereitet, was uns nicht verborgen bleiben wird beim ersten Grauen des Tages."

„Reden Sie nicht so, Verehrtester," erwiederte der Arzt in bekümmertem Tone, „Sie wissen, ich bin sonst immer Der gewesen, welcher Ihre trübe Laune so gut als möglich parirte. Aber heute bin ich nicht dazu im Stande, denn der Gedanke an die arme Ellen liegt mir schwer auf der Seele."

„Und mir könnte all' das Unglück, was sie betroffen, eine Bürgschaft sein für eine vielleicht günstige Aenderung ihres Schicksals und zugleich zum Heil für mich — könnte sein, aber," setzte er in dumpfem Tone hinzu, „ich selbst bin zu sehr in meiner gegenwärtigen Lebensperiode vorgeschritten, um noch viel Zeit zu Angenehmem übrig zu haben. — Und doch — trotz alledem — ist der Gedanke an Ellen der einzige Stern, der mir noch leuchtet, — bitte, lieber Doktor, erzählen Sie mir von ihr,

— Alles — auch das ſcheinbar Kleinſte und Unbedeutendſte intereſſirt mich.“

Darauf berichtete der Andere von Ellen, wie ſie ſo plötzlich und unverhofft zu ihm gekommen, jene Dame begleitet, die ihr mehr eine Freundin als Herrin geweſen, obgleich ſie von der Vergangenheit der Unglücklichen nie etwas erfahren. Ellen wollte nach England zurück, dort ihre armen Verwandten aufſuchen, und es war ihr ein bitteres, peinliches Gefühl, durch Zufall gerade hier feſtgehalten zu werden. Doch weigerte ſie ſich hartnäckig, jener Dame nach der Reſidenz zu folgen, „und ich gab mich ſchon der Hoffnung hin,“ fuhr der Arzt fort, „ihr finſteres, theilnahmloſes Leiden linder werden zu ſehen und ſie vielleicht doch noch wiederzugewinnen für den Umgang mit Menſchen, die ihr Wohlwollen und Freundſchaft entgegenbrächten. — — Da geſchah das, was ich Ihnen heute Abend ſchon in kurzen Worten andeutete.“

„Genügend, um von mir vollkommen begriffen und verſtanden zu werden, an dem Schlage wird ſie, fürchte ich, zu Grunde gehen, obwohl, lieber Doktor,“ fuhr er haſtig fort, als der Andere etwas entgegnen wollte, „ich kenne dieſen Charakter, ſie hat ihm vielleicht verziehen, daß er ſo ſchwach war, ſich den Umſtänden und Einflüſterungen zu beugen; ſie wird es nicht überleben, daß er ſie verrathen.“

„Dabei iſt es ein Troſt für mich,“ erwiederte

der Arzt mit leiſer Stimme, „daß dieß Sterben am gebrochenen Herzen eigentlich nur Redensart iſt, und daß, wo die ärztliche Kunſt und die Freundſchaft Zeit finden, auf ein zerſtörtes Gemüth einzuwirken, noch nicht Alles verloren iſt.“

„Ja, wenn Ihnen andere Dinge nicht zuvorkommen — — o, wie gerne möchte ich mit über Ihre Hoffnungen phantaſiren, wäre doch die Erfüllung derſelben auch vielleicht für mich ein Rettungsanker — — unſeliger Menſch,“ rief Roſenthal heftig aus, „oder unſeliger Zufall, der ihn gerade dorthin führen mußte, und doch für mich wieder ſo erklärlich, ſo ohne alles Beſondere, wenn man nicht annehmen wollte, daß das Schickſal tückiſch die Fäden unſeres Lebens verwirrt, um uns zu Begegnungen zu zwingen, die unſer Unglück herbeiführen. — Drüben auf dem Schloſſe des Grafen Ferrner,“ fuhr er nach einer Pauſe in ruhigerem Tone fort, „ſind heute, morgen, mehrere Tage große Hofjagden, zu denen auch ich mich nach Umſtänden begebe, und da der König ſchon längſt ein Bild von der berühmten Malerin Angelika beſitzen wollte, ſo hat der Oberſtjägermeiſter ſie auf allerhöchſten Befehl eingeladen, ſein Schloß zu beſuchen, um dort des allerhöchſten Auftrages, des Befehls gewärtig zu ſein. Ich denke mir nun, daß die ſehr unabhängige Künſtlerin es vorgezogen, in Morfeld zu wohnen ſtatt im Schloſſe ſelbſt, oder daß ſie wenigſtens erſt ſpäter dorthin gehen wollte,

man nur erſtaunt war, das Bein weiter oben ſo anſehnlich gerundet und doch ſo ganz im Verhältniß zu ſehen. Die ziemlich kurzen Röckchen beſtanden aus rothem oder gelbem Seidenzeug und wurden oben gefaßt von einer Atlastaille in weiß, hellblau oder Perlfarbe, die ſich ſo dicht und genau an den ſchlanken und doch vollen Oberkörper anlegte, daß man die Formen deſſelben bis in ihre kleinſten Nuancen ſehen konnte. Ueber dieſe Taille kam nun ein zierliches Jäckchen von einer genau paſſenden etwas dunkleren Farbe, von matter Seide oder Sammt, aber reich mit Schnüren beſetzt, und einer Unzahl kleiner ſilberner Knöpfchen. Die meiſten der Tänzerinnen hatten die Mantille abgelegt, das volle ſchwarze Haar über die feinen Ohren zurückgeſtrichen, ſo daß von hinten der lange ſchlanke Hals bis zu den Schultern ſichtbar war. Oft genug habe ich die graziöſen Geſtalten der Andaluſierinnen erwähnt, ſo wie ihre wunderbaren Augen, Lippen, Zähne, ja den ganzen prachtvollen Ausdruck ihres Kopfes, um hier noch ein Wort darüber zu verlieren, und will nur noch hinzufügen, daß unter allen vielleicht keine einzige war, die nicht die gerechteſten Anſprüche auf eine vollkommene Schönheit hätte machen können, wie ja die Tänzerinnen aus dem ſüdlichen Spanien bekanntlich ſchon auf den Theatern der heidniſchen Weltſtadt Rom die berühmteſten waren. Ja, dabei erſchien das ganze Bild hier in der hohen finſtern Halle ſo eigenthümlich beleuchtet von den zitternden Streiflichtern des Herdfeuers und der rothen Gluth einer Fackel, die neben dem Eingange brannte, daß es eine unbeſchreiblich maleriſche Wirkung hervorbrachte. Der Glanz des Atlaſſes, der matte Schimmer der Sammtſtoffe, dazu die vielen Stickereien und ſilbernen Knöpfchen, alles nahm auf ſo verſchiedene Art die Lichtſtrahlen auf, und reflektirte ſie wieder eben ſo eigenthümlich. In einem hellerleuchteten Saale hätten die Tanzenden nicht dieſe Wirkung hervorgebracht, wie hier. Bei unſerer Ankunft war ein Bolero zu Ende und die wilden Mädchen ließen ſich ſchwer athmend und mit glänzenden feuchten Blicken auf die Bänke und Rohrſtühlchen nieder, ſo daß die ſeidenen Röcke rauſchten und die atlaſſenen Mieder bedenklich krachten.

genug, sie war da und dadurch hat auch diese unglückselige Begegnung stattgefunden."

„Sie kennen jene junge Dame?"

„O, ziemlich genau, es ist das kein gewöhnliches, kein ungefährliches Wesen, und was ich von Weßner glaube, ist, daß er deßhalb mit wahnsinniger Hartnäckigkeit an ihr hängt, weil er so gut wie ich die Ueberzeugung hat, daß sie einen Andern liebt."

„Entsetzlich — doch vielleicht könnte dieser Umstand noch zum Heil für die arme Ellen werden."

„Sie sind ein guter Mensch und treuer Freund," sagte Herr von Rosenthal mit weicher Stimme, indem er ihm die Hand reichte, „doch glaube ich nicht, daß da noch etwas zu vergleichen, zu heilen ist. Das Verhängniß rollt mit uns dem Ende zu, und wir, als Staubatome an diese Erde geklammert, müssen ruhig erwarten, bis sie in ihrem sausenden Laufe uns wegschleudert, hinaus in die Unendlichkeit, vielleicht in das Nichts."

Er sprach das mit dumpfer Stimme fast unhörbar, indem er sich gegen das Fenster beugte und düster sinnend gen Westen sah, wo — die Nebel hatten sich gerade ein wenig verzogen — der untergehende Mond in trüber Glut faul und schläfrig auf einem Wolkenstreifen anzusehen war, als sei er es nicht nur für heute, sondern für immer herzlich müde, den thörichten Menschen zu all' ihrem Unsinn zu leuchten.

Der Wagen hielt hier plötzlich, und da man

den Postillon mit Jemand sprechen hörte, so schaute Doktor Flinder zum Wagenschlag hinaus, um zu fragen, was es gäbe, worauf der Postillon rückwärts gewandt zur Antwort gab: „Es ist da einem Einspänner was passirt, ich glaube das Rad gebrochen, und der Mann dabei jammert nun, daß er nicht weiter könne, nach Perlenbach glaube ich, wo er zum Frühzuge erwartet werde, und da bittet er, ihn mitzunehmen, derweil der Kutscher auf dem ausgespannten Pferde in's nächste Dorf ritte."

„Ich habe nichts dagegen, daß der Mann aufsitzt," entschied Herr von Rosenthal, „doch soll sich der Postillon nicht länger aufhalten." Dann wickelte er sich fröstelnd in seinen Mantel und sagte:

„Unnützes Zagen, Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde schaudern;
Der Morgen dämmert auf."

Sie waren im Ganzen sehr rasch gefahren, Dank der Fürsorge des Kammerdieners, der die Pferde telegraphisch vorausbestellt und auch den begleitenden Lakai angewiesen hatte, keine Trinkgelder zu sparen. Perlenbach, wo sie gleichfalls umgespannt hatten, lag schon hinter ihnen, und es kam nun der uns wohlbekannte schlechte Weg, welcher aufwärts gegen den kleinen See führte. Rosenthal befand sich in einer nervösen Aufregung, die sich zuweilen durch einen tiefen Athemzug kund gab, sowie durch ein stetes Verändern seines Platzes, indem er sich jetzt hastig in die Ecke zurückwarf,

um sich gleich darauf wieder vorzubeugen und so ungeduldig in die Landschaft hinaus zu starren, als vermöge er es, den trägen Flug der verschwindenden Nacht zu beschleunigen.

Es war für die Jahreszeit auffallend warm, trotzdem jetzt der Wind aus Osten kam, die Nebel verjagt hatte und den Himmel geklärt, so daß nun einzelne allerdings schon erbleichende Sterne sichtbar waren.

So hell war es schon geworden, daß man die hüpfende Bewegung des Postillons auf dem Sattelpferde deutlich erkennen konnte, so auch die Gestalt des unterwegs aufgenommenen Mannes, der jetzt zufällig rückwärts schaute, als Herr von Rosenthal abermals zum Wagenschlag hinaussah, um dann mit Zeichen des Erstaunens jenen zu erkennen.

„Sind Sie es in der That, Herr Schettel?“ fragte er im Tone der Ueberraschung, „und was hat Ihre Anwesenheit hier oder vielmehr nächtlicherweise auf der Landstraße zu bedeuten?“

„Ach, Herr Baron,“ erwiederte der Andere mit seiner dünnen Stimme, „es war mir nicht mehr möglich, mit dem Abendzuge nach der ersten Station gegen Perlenbach zu kommen, wo ich dringend zu thun habe, weßhalb ich einen Einspänner nahm, der mich aber, wie Sie bereits wissen, schmählich im Stiche ließ, und hätte ich ohne Ihre gütige Erlaubniß traurig zu Fuße laufen müssen.“

Das blasse Gesicht des jungen Mannes mochte

Herrn von Rosenthal vergangene Zeiten in's Gedächtniß zurückrufen und ihm als Zerstreuungsmittel in diesem Augenblicke nicht unangenehm sein. Genug, es fuhr ein kurzes, jedoch melancholisches Lächeln über seine Züge, als er sagte: „Das ist nun das dritte Mal, daß wir uns unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen begegnen — erinnern Sie sich noch, vor Jahren?"

„Gewiß, Herr Baron!"

„Dann vor Monaten, als Sie mir Ihr Vertrauen schenkten, und darf ich mir deßhalb wohl erlauben, mein lieber Herr Schettel, Sie auf einen kleinen Widerspruch in Ihren Reden aufmerksam zu machen. Sie wollten von der Residenz aus zur ersten Eisenbahnstation gegen Perlenbach und fahren nun schon die vierte Poststation gemüthlich weiter, ohne vielleicht zu wissen, daß wir Perlenbach so eben hinter uns gelassen haben."

„O nein, ich weiß das ganz genau, Herr Baron, und wenn ich Ihre Güte noch weiter in Anspruch nahm oder nehme, so geschah das, weil ich sehr glücklich bin, nicht nur Perlenbach, sondern sogar Morfeld zu erreichen, wohin, wie mir der Diener sagt, der Herr Baron fahren."

„A—a—a—ah so!" bemerkte Herr von Rosenthal, indem er sich in die Ecke zurücksinken ließ. Doch wändte sich deßhalb der Andere noch nicht um, sondern beugte sich noch weiter in den Wagen hinein, wobei er in demüthigem Tone fortfuhr:

„Meine Reise ist kein Geheimniß für Sie, Herr Baron, am allerwenigsten für Sie, und es wird Sie vielleicht interessiren. Fräulein von Enzberg ist, wie Sie vielleicht wissen, in Morfeld mit der alten berühmten Malerin, und für Fräulein Seraphine kam gestern ein Schreiben, daß ihr Vater schwer erkrankt sei, was ich ihr telegraphisch anzeigte und mich dann gleich darauf auf den Weg machte, um sie heute früh auf der ersten Station zu erwarten. Es wird sie sehr beunruhigen und da dachte ich mir, es sei Freundespflicht, sie zu begleiten und ihr tröstliche Worte zu sagen. Wenn ich sie obendrein noch in Morfeld treffe, wohin sie unbedingt zum Frühzuge nach Perlenbach fahren wird, so ist das ja noch um so besser."

In diesem Augenblicke ließ der Postillon seine Vorläufer auf dem schlechten, tief ausgefahrenen Wege eine kleine Wendung machen, während er brummte: „Das passirt einem jedesmal, daß man andern Wagen gerade an einer Stelle begegnet, wo man kaum ausweichen kann. — He, Jakob!" rief er alsdann dem Kutscher eines herankommenden Fuhrwerks zu, den er zu kennen schien, „halt doch mit Deinem leichten Gefährt auf der Höhe, damit ich besser vorüber kann!"

Das war just dieselbe Stelle, auf welcher vor Jahren der Oberſthofmeister von Tönning zu seinem Schrecken dem für todt gesagten Rosenthal begegnet war, der nun, lebhaft an jenen furchtbaren Abend

denkend, dem auf der Höhe haltenden Fuhrwerk entgegensah, wobei es ihm einigermaßen auffiel, dicht hinter demselben einen reitenden Lakaien mit einem ledigen Handpferde zu bemerken.

Zu gleicher Zeit mußte die Aufmerksamkeit des Arztes durch etwas Anderes auf der rechten Seite des Weges in Anspruch genommen worden sein, denn er schaute mit starren, weit aufgerissenen Augen dorthin, schien es nicht einmal zu hören, daß Rosenthal mit einem Ausdruck des Erstaunens auffuhr, und daß sich Herr Schettel unter einem schmerzlichen Weheruf vom Bocke der Kalesche herabwarf.

Da war nun diese Kalesche so nahe an das droben haltende Fuhrwerk herangekommen, daß man sich mit den darin Sitzenden herüber und hinüber hätte die Hände schütteln können, woran aber Niemand von den Betreffenden auch nur im Entferntesten zu denken schien, vielmehr schaute Rosenthal mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Hasses in dem völlig erdfahlen Gesichte auf Baron Rellingen, der an der Seite Seraphinens von Enzberg saß und sich rasch vorne überbeugte, weniger wahrscheinlich um seine Züge zu verbergen, als dem erschrocken aufblickenden jungen Mädchen ein paar beruhigende Worte zuzuflüstern, nicht ahnend, was Furchtbares über seinem Haupte schwebte, und ihn nun so unvorbereitet und in seiner Stellung und Lage entsetzlich berührte, daß selbst Rosenthal davor erschreckt zusammenfuhr — ein Faustschlag jenes

zur Wuth aufgereizten jungen Menschen, der den Offizier mitten in das Gesicht traf.

Alles das aber war nur das Werk eines Augenblicks und ging mit der Schnelligkeit eines Gedankens vorüber. Seraphine stieß einen Schrei des Entsetzens aus, der Kutscher, nicht wissend, was sich noch weiter begeben würde, hieb in seine Pferde, und der Postillon Rosenthal's, der den Weg vor sich wieder frei sah, machte es gerade so, unbekümmert darüber, daß er mit zweien seiner Reisenden weniger weiterfuhr; auch hielt der Wagen erst auf einen Ruf Rosenthal's, der nun rasch herausisprang und sich mit verwunderter Miene rings umschaute, denkend, das Alles sei nur ein böser Traum — — und doch mußte es wahr gewesen sein. Er glaubte noch aus der Ferne das Rollen von Rädern zu vernehmen, der junge Mensch, den er mit sich genommen hatte, war verschwunden und merkwürdiger Weise auch der Freund, der an seiner Seite gesessen.

Alles das war an sich nicht unnatürlich, kaum außergewöhnlich, und doch schien es ihm, er wußte selbst nicht warum, ein bedeutungsvolles Vorspiel zu etwas Anderem zu sein.

Er fühlte sich seltsam aufgeregt, gläubig für alles Unbegreifliche, empfänglich für das Wunderbarste; blickte er doch mit düsterem Auge in die vor dem Morgen fliehenden, langgestreckten Wolkenmassen, als müsse in diesen Gebilden sogleich Furcht-

bares für ihn erscheinen; bückte er sich doch, um auf das eigenthümliche Geräusch zu lauschen, das der scharfe Lufthauch hervorbrachte, indem er über die Haide wegfuhr und an den feinen Gräsern vorüberschliff, wobei er galoppirende Pferde zu hören glaubte — Reiter, die herankamen, ihm etwas Entsetzliches zu melden. — Würde er sich doch gar nicht gewundert haben, wenn selbst der Wind, der ihm sein Haupt streifte, mit deutlicher Stimme allerlei Seltsames erzählt hätte, ja, es war ihm ein paar Mal, als flüstere es in sein Ohr: „Eile Dich — eile Dich — — o—o—o—o — eile Dich — —"

Nichts, was auch geschehen wäre, hätte ihn überrascht. Er befand sich wie im Traume, und als jetzt vom Wege Jemand herüber kam und auf ihn zutrat, den Hut in der Hand haltend und sich trotz des kühlen Morgens den Schweiß von der Stirn und dem bleichen, verzerrten Angesicht wischend, fand er es, nach dem was vorgefallen, ganz begreiflich, daß es Arthur Weßner war, der drüben, hinter einem Baume verborgen, auf seine eigene Art Abschied von der schönen Seraphine genommen.

Rosenthal hätte lächeln können über dieses Zusammentreffen, das wie in der Komödie gemacht erschien und doch wieder so begreiflich war. Er hätte lächeln können, als ihm der Andere mit dumpfem Tone einen guten Morgen bot und dann leise hinzusetzte: „Er nehme dieses Zusammentreffen für eine Gunst des Schicksals, und so seltsam auch Zeit

und Ort erscheine, müsse er Herrn von Rosenthal doch dringend bitten, einen kleinen Gang mit ihm zur Seite zu machen, da er ihm nothwendig ein paar Worte anzuvertrauen habe."

So seltsam dieses Verlangen auch war, so erschien es dem Betreffenden in seiner eigenthümlichen Gemüthsstimmung doch so wenig außergewöhnlich — hatte er doch ganz andere Dinge ohne Verwunderung erlebt, daß er nach einer leichten Verbeugung von seinem Wagen wegtrat und dann, von Weßner begleitet, rechts die sanfte Anhöhe hinanging.

Doch hatten sie erst wenige Schritte gemacht — und der Maler zur Einleitung eines Gespräches allerlei gesagt, was dem Anderen ziemlich gleichgültig war; es klang weder ein Name darin, noch eine Bemerkung, die im Stande gewesen wäre, ihn aus seinen Träumereien zu reißen — als sie mit einem Male vor sich den Arzt bemerkten, dessen Gestalt mit aufgehobenen Händen sich tief dunkel, fast drohend abhob von dem licht und lichter werdenden Morgenhimmel, dem sie nun rascher entgegenschritten.

— — — — Da, nach wenigen Schritten lag der kleine See vor ihnen, den Beide so genau kannten, und sein Wasserspiegel, vom Morgenhauche leicht gekräuselt, leuchtete ihnen entgegen, wiederspiegelnd den klaren Himmel, an dem sich in leuchtender Röthe die Vorboten der aufsteigenden Morgensonne emporschwangen, während die Gräser am

Ufer, die Binsen im Wasser ihre Häupter neigten, nickten und sich demüthig bückten vor dem ersten zitternd und glitzernd herüberschießenden Sonnenstrahle.

— — — — Was war nun aber das Entsetzliche, das sich hier oben im bleichen Lichte des jungen Tages zeigte, vor dem drei starke Männer wie erstarrt dastanden, von welchen Einer derselben sich mit einem gellenden Schrei abwandte, um mit fliegendem Haar, wie von den Rachegeistern gejagt, über die Haide dahin zu fliehen?

— — — — Es war die Leiche eines jungen schönen Weibes, die mit in einander verschlungenen Händen vollkommen sichtbar dicht unter dem Spiegel des stillen Sees ruhte, auf wahrhaft poetische Art geschmückt durch einen goldenen Sonnenstrahl, der wie ein leuchtender Reif, wie ein Heiligenschein über dem schönen Haupte der Unglücklichen schwebte. — — —

Hie und da nahm eine ein paar getrocknete Früchte, auch eine Feige oder Orange, die auf einem Nebentiſchchen ſtanden, oder ließ ſie ein paar Tropfen Wein aufwärts blickend zwiſchen die Lippen träufeln, aber nicht lange konnten ſie's ruhig auf ihren Sitzen aushalten; beſonders die Burſche, die, wenn auch der wilde Tanz beendigt war, doch noch mit ihren ertravaganten Pas fortmachten, bald zu Zweien, hart an den franzöſiſchen Cancan ſtreifend, bald allein, wie mit dem eigenen Schatten tanzend, den das lodernde Herdfeuer beweglich an die graue Wand warf. Dann fingen die Guitarren wieder leiſe an zu klingen, und nach einigen Accorden fiel einer der Majos ein:

Ay! sal, bella joven,
sal, angel de amores
y al par que las flores
del lindo pensil.

Ein anderer ſprang vor die Mädchen hin, klatſchte in die Hände, ein Dritter rief: Viva la gente Morena! und dann war im Augenblicke die Tanzparthie wieder arangirt. Hoch aufgerichtet, den Oberkörper halb durchgebogen, ſtanden die Andaluſierinnen da, die eine Hand in die Seite geſtemmt, mit den Fingern der andern leicht an die eine der Caſtagnetten ſchlagend, und die Bewegung der Tänzer begleitend, die nun herausfordernd vorgeſchritten kamen; wenn dieſe wieder zurückwichen, folgten ihnen die Mädchen, unnachahmlich den Körper, namentlich die Hüften bewegend, die Augen auf den Boden geheftet und die Caſtañuelos mit den vorgeſtreckten Händen leicht anſchlagend. Um die ſichere Beute nun raſch zu umſchlingen, öffnet der Tänzer weit ſeine Arme, aber in dem ſanft und zierlich vorgegangenen Mädchen erwacht nun auf einmal der Stolz der Spanierin. Auf ihren höhniſch aufgeworfenen Lippen glaubt man ein Caramba zu leſen, als ſie nun plötzlich auf- und zurückfährt, wobei die Caſtagnetten wild und zornig knacken. Dabei hat ſie den Kopf ſtolz erhoben, wie eine Schlange biegt ſie den Oberkörper, ſenkt gleich darauf die Stirne herausfordernd nieder, und während ſie mit vorgehaltenen Hän-

senkt wurde in das stille Grab, war Niemand, der sich nur eben regen und bewegen konnte, zu Hause geblieben. Nicht nur die Bewohner des Dorfes umdrängten das offene Grab, sondern auch schwarz gekleidete Frauengestalten, die aus der Residenz gekommen waren, um hier Sträuße und Kränze niederzulegen und ihre Thränen darüber zu weinen. So die edle Gräfin Wieneck mit ihren Kindern, Ellen und Arabella Stanley, Angelika, die in ihrem langen Trauerkleide und bleichen, eingefallenen Gesichte, ein Bild des Schmerzes, an dem Grabe kniete.

Er allein, der im ersten Entsetzen über den Anblick der furchtbaren Verkörperung seines Bildes geflohen war, schien ferne geblieben zu sein. Doch hatten die Leute im Hause des Arztes von einem Manne gesprochen, der in den beiden Trauernächten um das Haus geschlichen sei, sich zuweilen scheu genähert und sein Auge an einen Spalt des Fensterladens gedrückt habe, um dann wieder entsetzt zu fliehen.

— — Auch hatte Herr von Rosenthal geglaubt, draußen auf dem Friedhofe in dem ergreifenden Augenblicke, als die erste Scholle niederpolterte, ein bleiches, verzerrtes Gesicht nur eine Sekunde lang jenseits der Kirchhofmauer auftauchen und sogleich wieder verschwinden zu sehen. Doch hatte es auf ihn nicht den geringsten Eindruck gemacht, wie überhaupt Alles, was sich um ihn her begab, weder Thränen, noch traurige Mienen, noch ein freund-

schaftlicher Händedruck, mit dem man sich von ihm als dem Hauptleidtragenden, so seinen Schmerz ehrend, verabschiedete.

Er schien erstarrt und gänzlich gefühllos geworden zu sein; er schien nicht einmal tief ergriffen, man hätte nicht sagen können, daß er bleicher als gewöhnlich aussah, nur als Alles vorüber war und sich Jeder still zurückgezogen hatte, legte er die Hand an seine Stirn und athmete tief und schmerzlich auf, ehe er seinem Freunde in das stille Haus folgte.

„Sie bleiben doch vorläufig bei mir, Rosenthal?" sagte Doktor Flinder, worauf der Gefragte hastig erwiederte: „Jedenfalls, wenn Sie mich behalten wollen und mir die Ruhe gönnen, deren ich so nothwendig bedarf. — Jetzt ist ja auch mein Zimmer wieder frei," fügte er unter einem leichten Schauer bei, „und wenn Sie erlauben, ziehe ich mich dorthin zurück, vorläufig wohl nicht auf sehr lange, da ich noch die Verpflichtung habe, im Schlosse des Grafen Ferrner persönlich meinen Dank auszusprechen für die mir zu Theil gewordene Gastfreundschaft, wozu ich meinen Wagen brauche, für den wohl Pferde hier zu finden sind?"

„Gewiß", erwiederte der Arzt, „und ich werde Sorge tragen, daß es dazu nur eines Winkes von Ihnen bedarf."

„Dann aber, wenn auch das geordnet sein wird, bin ich im Stande, mich der heiß ersehnten Ruhe zu erfreuen."

Er reichte auf der Schwelle des gewissen Zimmers mit dem Alkoven dem Arzte, welcher ihn ernst und forschend betrachtete, seine beiden Hände und sprach dazu mit einem leichten Zucken der Lippen: „Gewiß, lieber Freund, — — auf Wiedersehen!“

Die projektirten Jagdpartieen und das zwanglose, gesellschaftliche Leben im Schlosse des Oberstjägermeisters, von dem sich Seine Majestät als Erholung nach der ernsten Trauerzeit so viel versprochen, erfüllten dieses Versprechen nur äußerst mangelhaft, denn was das Herumstreifen im hallenden Walde unter winterlich glänzendem Sonnenschein anbelangte, so war hierzu das Wetter so ungünstig wie möglich, und statt daß hartgefrorener Boden dem Jäger und dem Wilde eine lustige Flucht und Verfolgung gestattete, war der vom Regen durchweichte Boden kaum zu betreten; statt dem Klange der Waldhörner sauste der heulende Sturm Tage und Nächte lang durch den Forst, fuhr pfeifend um die Schloßthürme, auch zuweilen durch die hohen Kamine herab, wodurch man allerdings bei dem lodernden Feuer um so behaglicher saß und sich auch wohl das zwanglos gesellschaftliche Leben, frei von aller Hofetikette, angenehm entwickelt hätte, wenn hier nicht andere Umstände mit eingewirkt hätten.

Schade drum, es hatte das am ersten Tage bei Sonnenschein und heiterer Laune so vielversprechend begonnen, und es waren Elemente da, die auf eine

lustige Zeit hoffen ließen, und Alle waren in rosiger Laune bis zu dem Haushofmeister Herrn Fackler hinab, der von dem Bestreben beseelt war, das alte Haus Ferrner im vollsten Glanze zu zeigen.

Selbst die Miene Seiner Excellenz des Oberstjägermeisters hatte sich sichtlich wieder erheitert, als er in den alten wohlbekannten Schloßhof einfuhr, und er nahm sich vor, in vollem Glanz die letzten Tage des Herrendienstes zu feiern — die letzten, denn sein Entlassungsgesuch lag von ihm unterschrieben bereit.

Im Schlosse befanden sich Stoltenhoff und Schalken, auch der Rittmeister von Mittow, ein ausgezeichneter Jäger und angenehmer Kamerad, ferner war da Freiherr von Reckenstein, der neu ernannte Direktor der Gemäldegallerie, weniger als Waidmann eingeladen, sondern weil er in seiner schönen Gestalt und seinem prachtvollen Barte eine gute Ausschmückung des Salons bot und weil er als Künstler und Mann von Geschmack für das Jagdbild, welches Angelika malen sollte, die besten Anleitungen zu geben im Stande war.

Da befanden sich in diesem hohen Kreise ferner der erste Adjutant Seiner Majestät, General von Welker, ein alter Herr und Freund des Grafen Ferrner, der schon den höchstseligen König öfter hieher begleitet hatte und aus jener Zeit als Schaustück noch übrig war. Daß Hugo von Nellingen nicht fehlte, verstand sich von selbst, und war

neben diesem noch eine andere junge Kraft da, welche für die langen Winterabende Vortreffliches versprach, Baron Schmetting nämlich, dessen Persönlichkeit einen angenehmen Eindruck auf Seine Majestät gemacht hatte und von dessen gesellschaftlichen Talenten Jedermann entzückt war. Gab es doch keine Langeweile mehr, sobald ihm ein gnädiger Blick erlaubt hatte, seine Künste zu zeigen und seiner Laune die Zügel schießen zu lassen. Da war ihm Alles dienstbar für seine Taschenspielerkünste, die Serviette des Nachbars, das Glas seines Gegenübers, eine Blume von dem Tafelaufsatz, und als er eine derselben in das soeben noch leere Glas des Königs hineingezaubert, war man einig darüber, daß Bosco neben ihm nur ein Stümper sei. Auch verstand er es vortrefflich, die Stimmen bekannter Personen nachzuahmen und kleine Soloscherze zu improvisiren, kurz, er war ein sehr belebendes Element, wirkte nicht nur für sich allein, sondern munterte auch Andere auf, ihre Talente zu zeigen, wie zum Beispiel den Freiherrn von Reckenstein, der Großes leistete in Darstellung ernster Charaktere.

Was den Wirth des Hauses, den Oberstjägermeister Grafen Ferrner, anbetraf, so hatte er die Residenz in ziemlich trüber Laune verlassen, nachdem er Abschied genommen von seinem Freunde Wieneck, dem ehemaligen Minister des Aeußern, für den man sich nun wirklich mit Baron Brenner

begnügt hatte. Er war mit dem Oberſthofmeiſter Baron Tönning zuſammen bis Perlenbach gefahren, und als hier die beiden alten Herren Abſchied von einander nahmen, ſagten ſie: „Auf Wiederſehen bei Dir oder bei mir," woraus man entnehmen konnte, daß Beide entſchloſſen waren, ihre ſchönen Herrſchaften ſo bald nicht wieder zu verlaſſen. Ja, ein Gefühl des Wohlbehagens erſchien alsdann auf den Mienen des Grafen Ferrner, als er unter dem drohenden Löwen mit ſeinem trotzigen „Mordo" in den Schloßhof einfuhr, wo man an glänzenden Equipagen, ſchönen, geſattelten Pferden, zahlreichen Reitknechten und Jägern die Anweſenheit der königlichen Hofhaltung erkannte.

Man erwartete Seine Majeſtät in einer Stunde, und da der hohe Herr zuweilen je nach Laune den raſchen Wechſel liebte, ſo wollte er unmittelbar nach der Ankunft zur luſtigen Jagd hinaus, und war an dieſem erſten Tage das Wetter auch ſo freundlich, ſich dem allerhöchſten Wunſche zu fügen.

Doch war, wie wir vorhin ſchon berichteten, nur zu bald ein Umſchlag eingetreten und nicht nur im Wetter, ſondern auch in der allgemeinen Laune, allerdings nicht ohne triftige Gründe. Hatte doch der erſchütternde Tod der armen Ellen nicht verfehlt, ſogar einen Schatten auf das luſtige Hoflager zu werfen, und war doch in Folge davon die junge Gräfin Leo Wieneck erſchienen, die in ihrer ſchwarzen Trauergeſtalt und der dazu recht

paſſenden Miene auch gerade nicht zur Erheiterung beitrug oder beizutragen in der Laune war.

Dann hatten Seine Majeſtät ein Schreiben der Königin erhalten, und in Folge davon eine ernſte, ſchmerzlich bewegte Unterredung mit Hugo von Rellingen gehabt, der hierauf für den Abend und den folgenden Morgen um einen kurzen Urlaub gebeten, angeblich um Geſchäfte halber nach der Reſidenz zu gehen, in Wirklichkeit aber, um, wie wir bereits wiſſen, Roſenthal in der Frühe jenes Morgens zu begegnen.

Daß der Flügeladjutant von dieſem Ausfluge in keiner heiteren Stimmung zurückkehrte, wird man begreiflich finden, und ebenſo die Erklärung Hugo von Rellingen's gegen Seine Majeſtät, daß er entſchloſſen ſei, als ehrlicher Mann zu handeln und Fräulein von Nickols zu heirathen. Doch zeigte ſich die königliche Laune bei dieſer Erklärung ſo unwirſch, höchſt ungnädig, daß der Flügeladjutant es nicht über ſich vermochte, noch Weiteres hinzuzufügen, ſondern ſich an den Generaladjutanten von Welker wandte, um dieſem zu ſagen, daß er entſchloſſen ſei, um ſeinen Abſchied als Flügeladjutant Seiner Majeſtät nicht nur, ſondern auch aus dem Militärverbande zu bitten.

Der alte Herr ging nach dieſer Eröffnung kopfſchüttelnd im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken um die kleine goldene Schnupftabaksdoſe zuſammengelegt, und ſagte endlich: „Begreiflich

erscheint mir das von Ihnen nicht, denn Sie gehören zu jenen glücklichen Standesgenossen, die eine glänzende Zukunft vor sich haben; wie gesagt, ich begreife das nicht, aber ich bin überzeugt, daß Ihre Gründe äußerst ehrenvoll sind, wie ich es auch von Ihnen nicht anders erwarten kann, und sehr wichtig, weil man doch um Geringes einen solchen angenehmen Dienst nicht verläßt."

„Ich habe durchaus keinen Grund, Eurer Excellenz das Motiv meines Handelns zu verschweigen."

„Und doch bitte ich Sie, mein verehrter, junger Freund," erwiederte der alte General mit einiger Verlegenheit, „mich lieber darüber im Unklaren zu lassen, wogegen ich mich nicht weigern darf, Ihre für Seine Majestät sehr unangenehme Bitte Allerhöchstdemselben vorzutragen."

Der junge Offizier verbeugte sich und verließ schweigend das Gemach, ja er hätte gern allsogleich auch das Schloß verlassen, was aber nicht ohne die hierzu nöthige Erlaubniß anging; doch hoffte er diese noch im Laufe des Tages zu erhalten und nicht mehr genöthigt zu sein, an der gewöhnlichen Abendunterhaltung Theil zu nehmen, die heute recht unbehaglich ausfallen mußte, denn Alles war während des ganzen Tages eines heftigen Sturmes wegen in die Schloßräume gebannt gewesen, der König hatte Niemand gesehen und war bei der sehr kurzen Tafel in so übler Laune erschienen, daß keiner

der Herren, nicht einmal Schmetting, sich erlauben mochte, von etwas Anderem zu reden, als von dem heftigen Sturme, der stoßweise wie rasend um das Schloß sauste.

„Hoffentlich sind wir heute Abend unter uns," flüsterte Mittow unter der tiefen Verbeugung, welche er machte, als sich Seine Majestät zurückzog. Doch sollte sich diese Hoffnung nicht erfüllen, denn als sich gegen neun Uhr die Herren wie gewöhnlich in der großen Halle des Schlosses versammelten, fanden sie dort neben dem Oberstjägermeister schon den König am Kamine stehend, jede der respektvollen Verbeugungen mit einem mehr oder minder huldvollen Kopfnicken oder auch einem kurzen freundlichen Worte erwiedernd.

„Mir scheint, es ist der üblen Laune ergangen wie dem Sturme, beide haben sich etwas gelegt," meinte Schalken, als Seine Majestät gerade mit Nellingen einen Gang durch die Halle machte.

„Oder nur momentan eingeschlummert, um bei passender Gelegenheit wieder aufzuwachen," murmelte Stoltenhoff hinüberblickend, „jedenfalls ist das Unwetter nicht vorüber, denn ich bemerke dort ein sehr fatales Zusammenziehen der Lippen, das mir wohlbekannt ist."

„Was sagten Sie, Stoltenhoff?" rief der König, der plötzlich stehen blieb, hinüber.

„Wir sprachen vom Wetter, Majestät, wie das heute wohl begreiflich ist, und ich sagte: ‚Der

Sturm ſcheine mir nur momentan eingeſchlummert, um vielleicht ſpäter wieder heftiger loszubrechen.'"

„Das glaube ich auch," erwiederte der hohe Herr ſichtbar zuſammenſchauernd, „und deßhalb halte ich es, anſtatt hie und da herum zu ſtehen und in vereinzelten Gruppen zu plaudern, für beſſer, zuſammen zu ſitzen, ſelbſt um bei mangelnder Unterhaltung in die lodernden Flammen zu blicken."

„Befehlen Eure Majeſtät vielleicht eine Partie Whiſt?"

„Nein, ich danke. Aber ſetzen Sie ſich, meine Herren, ich bitte."

So wurde ein weiter Kreis gebildet um den Kamin, deſſen Feuerraum ſo hoch war, daß ein Mann mit dem Hut auf dem Kopfe füglich dort ohne anzuſtoßen ſtehen konnte, und befand ſich vollkommen damit das Klafter geſpaltenes Eichenholz im Verhältniß, welches ſtets neben der Kaminecke aufgeſchichtet lag.

Die erſtere Bemerkung machte Stoltenhoff, worauf Schmetting beifügte: „Selbſt auch der Freiherr von Reckenſtein würde dort Platz haben und ſein prachtvoller Bart, der alsdann wie brennend erſchiene, von beſonders ſchöner Wirkung ſein."

Er ſagte das, indem er auf den König ſchielte, um ſich an der mehr oder minder beifälligen Miene zu vergewiſſern, ob ein geneigtes Ohr für weitere Bemerkungen ähnlicher Art vorhanden ſei, doch

den zurückflieht, wallen ihre leichten Röcke unbeſchreiblich maleriſch um die Hüften. Etwas Aehnliches wiederholt ſich nun in den meiſten ſpaniſchen Enſembletänzen; mit einem alles verachtenden Stolze beginnt die Andaluſierin, um nachgiebig zu werden, wenn das Blut anfängt zu wallen und das Herz zu klopfen; und dieſe Folge iſt ſo natürlich und wahr im Tanze, wie im Leben.

So reizend dieſe Gruppirungen auch waren, ſo wunderbar die ſchlangenartigen Bewegungen der prächtigen Mädchen, ſo wahrhaft betäubend das Spiel ihrer Augen, das Rauſchen der Seide und das Krachen des Atlaſſes, und alles das übergoſſen und beſtrahlt von den lodernden Flammen des Herdfeuers, das über die glänzende ſchimmernde Gruppe ein ſo unausſprechlich warmes Licht warf, ſo köſtlich auch bei dieſen Enſembletänzen die Ausrufungen der Freude klangen, die der glühende Hauch des Mundes zwiſchen den friſchen Lippen hervorſtieß, ſo war doch die Krone des Abends ein Fandango von zwei der ſchönſten und üppigſten Mädchen allein ausgeführt. Es waren das zwei prachtvolle Geſtalten, die eine im weißen, die andere im perlfarbenen Atlasmieder. Lange, lange umſchritten ſie ſich, kalt und förmlich und kaum merklich ſchien ſich ihr Blut zu erwärmen, ſchien die Gluth in ihnen aufzuflammen und ſie ſich zu nähern. Dabei berührten ſie ſich anfänglich nur ſanft mit den Fingerſpitzen, dann legte eine ihre Hand leicht um die ſchlanke Taille der andern, aber als das Eis endlich gebrochen war, brach auch die Fluth der Leidenſchaft um ſo gewaltiger hervor.

Maleriſch gruppirt umſtanden die Uebrigen dieß ſchöne Paar, ein dichter Kreis, der ſich nach hinten erhöhte, und nicht nur die Majos, ſondern auch die älteren Männer waren auf Stühle und Bänke geſtiegen, um beſſer in den Kreis zu ſehen; und dazu brachen bei jeder ſchönen Bewegung neue und immer heftigere Ausrufe der Bewunderung hervor. — Ay, ſalero! ole, ole! — ole ſalero! — Herz, du übertriffſt dich ſelbſt! — Bravo, bravo, Kinder! Bravo, Kinder, bravo! So was ſieht die Welt nicht wieder! — Ole, ſalero!

blickte der hohe Herr mit zusammengezogenen Augenbrauen düster in die Glut, ja er schien das eben Gesprochene nicht gehört zu haben, denn er warf plötzlich ohne jeden Uebergang die Worte ein: „An einem solch' trüben und langweiligen Winterabende fehlt uns Rosenthal — wo ist er eigentlich — wo steckt er, warum benützt er nicht die ihm gewordene Einladung, um sich mit uns zu langweilen oder auch um uns zu amüsiren, denn das verstand doch Niemand so gut wie er?"

Hierauf blickte der König in die Höhe, um gleich darauf die direkte Frage zu stellen: „Wer weiß etwas Genaues von Rosenthal?" Doch zuckte er beinahe im selben Augenblick die Achsel und setzte in einem bitteren Tone hinzu: „Indeß möchte ich nur in dem Fall um eine Antwort gebeten haben, wenn Jemand der Anwesenden dieselbe ohne Parteilichkeit zu geben vermag."

„Eine solche werden Eure Majestät bei mir kaum voraussetzen," sagte der Oberstjägermeister, worauf der König rasch erwiederte: „Gewiß nicht, lieber Graf Ferrner, und auch bei den übrigen Freunden im Ernste nicht, denn ich bin überzeugt, daß wir Alle dem gleichen Grundsatz huldigen, man soll von den Abwesenden und von Todten nichts Uebles reden."

„Wer weiß, ob Rosenthal in diesem Augenblick nicht beides ist," entgegnete der Herr des Schlosses, indem er sich, vielleicht um seine Bewegung zu ver-

bergen, an dem mächtigen Eichenklotz zu schaffen machte, welcher in dem Kaminraum flammte.

„Sie erschrecken mich, Graf Ferner, hab' ich doch nichts von einem Unfall gehört, der ihn betroffen, oder von einer Krankheit, die ihn befallen."

„Ich auch erst heute Mittag, Majestät, und fand noch keine Gelegenheit, darüber zu reden."

„Was ist es denn eigentlich, Sie sehen, wie ich gespannt bin?"

„Doktor Flinder war heute da, erzählte mir nachträglich noch Einiges von jenem trauervollen Begräbniß und kam auch begreiflicherweise auf Rosenthal zu sprechen, der das Alles, wie ja auch uns bekannt ist, mit seiner eigenthümlichen Fassung ertragen, ja wieder in seine früheren phantastischen Ideen verfallen sei, sich gleichmüthig in sein Zimmer zurückgezogen habe, um sich, wie er sagte, vorzubereiten auf eine ernste Lebensperiode, der er mit Riesenschritten entgegengehe."

„Ich kenne das, er hat uns Allen Aehnliches gesagt."

„Es wird die vierhundertjährige Lebensperiode sein, worüber er in letzter Zeit viel geschwärmt," sagte Stoltenhoff nicht ohne einen Anflug von Spott.

„Möglich," erwiederte der Oberstjägermeister in trockenem Tone, „selbst Doktor Flinder nahm das wie eine gewöhnliche Phantasie Rosenthal's auf, kam aber heute hieher, um mir in seltsam aufgeregter Weise die Mittheilung zu machen, daß Rosen-

thal, obgleich gefaßt, heiter und unbekümmert erscheinend, auch ohne äußerliche Symptome einer ernstlichen Krankheit auf eine so rasche und unaufhaltsame Art dem Verfall entgegengehe, daß es ihn, der es als Arzt zu beurtheilen verstände, mit Entsetzen erfülle."

„Und mich gleichfalls!" rief der König sich hastig aufrichtend, „ich wollte, ich hätte Ihren Arzt sprechen können, ich wollte, er könnte mir sagen, was es mit diesem räthselhaften Menschen ist."

„Wenn Eure Majestät meine Worte nicht übel deuten wollte," sagte hier Hugo von Nellingen, ohne sich Mühe zu geben, jene herbe Bitterkeit, die ihn seit einigen Tagen begleitet, durch irgend Etwas, weder in seinen Zügen, noch im Ton der Stimme zu verwischen, „so möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß man es vielleicht doch hier mit einer neuen, ihm zu irgend einem Zweck dienlichen Komödie Rosenthal's zu thun hat."

Der König schüttelte finster blickend den Kopf, doch nickten sowohl Stoltenhoff als Schalken und auch der Freiherr von Reckenstein dem jungen Ordonnanzoffizier verstohlen und aufmunternd zu, was aber in diesem Falle nicht nöthig war, denn Nellingen, der seine Brücke hinter sich abgebrochen hatte, fuhr mit eisiger Ruhe fort: „Ja, eine neue Komödie — ich möchte das Wort nicht zurücknehmen — wodurch er sich auf's Neue interessant zu machen versteht wie damals, als ihn die Kugel

Mittow's ziemlich hart getroffen und er den sterbenden Vampyr affektirte und sich wie in jener grausigen Sage so hinlegen ließ, daß ihm der Mondschein in das brechende Auge fiel."

„Ich glaube nicht, Herr Baron von Nellingen," meinte der Oberstjägermeister in mißbilligendem Tone, „daß man in solchem Augenblick daran denkt, Komödie zu spielen."

„Er wohl, um der Rolle eines Vampyrs treu zu bleiben, die ihn bei manchen tollen Weibern mit einem schauerlich süßen Nimbus umgab. War es doch dasselbe Spiel, was er damals getrieben, wie ich Eurer Majestät früher berichtet, als ich mit meinen eigenen Augen sah, wie er in der Mitternachtsstunde in seinen schwarzen Mantel gehüllt aus der königlichen Gruft emporflatterte und an mir vorüberstrich."

Der hohe Herr hatte mit zusammengelegten Händen finster in die Kaminglut geblickt und es schien ihn irgend Etwas mächtig zu ergreifen, ja zu durchschauern, denn er bewegte sich wie fröstelnd und durch seine Stimme klang ein leichtes Beben, als er jetzt sagte: „Wenn es wahr ist, was Sie mir damals mittheilten und jetzt wiederholen, daß er nämlich in jener traurigen Nacht empor aus der Gruft bei Ihnen vorüber geflattert sei, daß Sie ihm rasch nacheilten, um sich zu überzeugen, daß Rosenthal, den Sie in der Mitternachtsstunde soeben erst auf der Straße gesehen, schon seit längerer

Zeit ruhig mit Bekannten am Spieltisch gesessen, so liegt darin doch etwas sehr Räthselhaftes, oder Ihre Augen müßten sich getäuscht haben, und es war wieder eine jener Vermuthungen, die uns so oft Unangenehmes bescheren."

„Eure Majestät halten mir zu Gnaden," erwiederte ruhig der junge Ordonnanzoffizier, „aber meine vortrefflichen Augen haben mich so wenig getäuscht, daß ich die Hand zum Schwur erheben könnte, es sei damals Rosenthal gewesen, ja, ich könnte schwören!"

Da war es gerade, als wolle der Sturm, der sich während einiger Zeit nur durch klagendes Geheul bemerklich gemacht, wenn er um die Ecken des Schlosses fuhr, oder durch die hohe Esse in den Kamin herab, daß Tausende von Funken aufwirbelten, sich auf seine Art in das Gespräch mischend den eben geleisteten Schwur in Empfang nehmen, um ihn heulend und sausend weiter zu befördern, denn er raste plötzlich wieder mit solcher Gewalt um das feste Schloß, daß es bei dem Kreischen der Windfahnen, bei dem Dröhnen der mächtigen Eichenladen, bei dem Klirren der Zugbrückketten gerade so war, als bebten die mächtigen Mauern bis in ihre Grundtiefen hinab. Zum Ueberfluß polterte ein eben losgewordener Stein durch den Kamin herab, schlug krachend gegen die Seitenwände und zerschmetterte unten den dicken brennenden Eichenklotz, die Umhersitzenden mit einer Wolke von Feuer überschüttend.

Kein Wunder, daß Alle erschreckt emporsprangen und sich auch die Muthigsten wenigstens befremdet ansahen, ja als Schmetting scheu um sich her blickend bei der nun plötzlich wieder entstandenen Stille das lustig leichtfertige Wort nicht unterdrücken konnte: „Schlußeffekt des himmlischen Feuerwerks", sagte er das durchaus nicht mit seiner gewöhnlichen Sicherheit in Ton und Stimme, wurde auch von den Uebrigen wahrscheinlich nicht gehört, denn es geschah etwas Anderes, was nach dem eben Besprochenen und Vernommenen wohl Ursache genug war, um selbst Seine Majestät, nicht minder die übrigen Herren, ja auch den sehr nervenstarken Hausherrn mit unverkennbarem Entsetzen nach der hohen Flügelthür des Saales blicken zu lassen, die sich weit geöffnet hatte und in welcher die Gestalt Rosenthal's erschien — sein Geist — seine Erscheinung — er selbst. Ja, er selbst im schwarzen Frack und weißer Halsbinde, tadellos angezogen wie stets, wohl frisirt, die kohlschwarzen Favoris zierlich geordnet, an den Händen hell lilafarbene Handschuhe, ja er selbst, seine Gestalt, seine Bewegung, sein Gang, die sichere Haltung seines Kopfes, sein bleiches Gesicht, welches aber im gegenwärtigen Augenblicke auf seltsame Art etwas in's Grünliche spielte, oder wie von graugelbem, hart gewordenem Wachs erschien, während dagegen seine weit offenen Augen in einem fast unheimlichen Glanze leuchteten.

Dabei näherte er sich unbefangen, wie er stets zu thun pflegte, nur war es seltsam, daß er dabei zuweilen leicht mit der rechten Hand unter sein Kinn fuhr, als wolle er dasselbe in die Höhe drücken, und wollen wir hier nicht verschweigen, daß Stoltenhoff, bei dem er sehr nahe vorüberkam, später auf's Feierlichste versicherte, er habe bei der eben erwähnten Bewegung Rosenthal's jedesmal deutlich dessen Zähne auf einander klappern hören.

Trotz all' dem Seltsamen, beinahe Schauerlichen, was dadurch in der Erscheinung Rosenthal's lag, ging ihm der König doch einen Schritt entgegen, ihn freundlich begrüßend, ja er erhob leicht seine Rechte, als habe er die Absicht, sie Jenem darzureichen, was aber verhindert wurde, da Herr von Rosenthal in diesem Augenblicke verschiedene sehr tiefe und förmliche Verbeugungen machte, zuerst gegen den hohen Herrn, hierauf gegen Graf Ferrner, der ihm mit unverkennbarer Aufregung näher trat, dann gegen die Uebrigen, wobei er mit einer dumpfklingenden, beinahe tonlosen Stimme sagte: „Ich wollte nicht so gegen den Respekt verfehlen, um Eurer Majestät persönlich meinen tief empfundenen Dank zu sagen sowohl für die gnädige Einladung hierher als für die freundliche Erinnerung, welche Eure Majestät so eben in diesem Kreise für mich hatten."

„Nun das freut mich, Rosenthal," gab der hohe Herr, sich gewaltsam zu einem Lächeln zwin-

gend, zur Antwort, „daß Sie wenigstens im Innern der Alte geblieben sind und uns die Lehre geben, daß man über die Abwesenden nichts reden soll,"

„Weder über die Abwesenden noch über die Todten, Majestät."

„Ja, ja, so war es," gab der hohe Herr unter einem leichten Schauer zur Antwort, „doch wollen wir Alles das vergessen und uns freuen, daß Sie da sind — Sie waren leidend, wie Ihr Arzt gesagt."

Auf Rosenthal's starrem Gesicht zeigte sich Etwas, das beinahe wie ein Lächeln aussah, viel mehr aber noch wie ein schmerzliches Nervenzucken, als er sich verbeugend erwiederte: „Sehr leidend und bin es noch, ja so leidend, daß man es füglich mit einem andern kleinen Wörtchen bezeichnen könnte — doch ist jetzt alles Leid vorüber, denn was Eure Majestät hier noch von mir sehen," fuhr er fort, indem er an sich niedersah, wobei sein Unterkiefer bedenklich herabfiel, „ist eigentlich gänzlich gehaltlos, eine Null, die man gewaltsam von der schönen, voranschreitenden Ziffer getrennt, und wollte ich deßhalb auch nicht verfehlen, mich am Ende meinen würdigen Bekannten und Kollegen" — hier neigte er sich gegen einen Theil der Gesellschaft — „bestens zu empfehlen."

„Vor dem Ende Ihres Aufenthaltes? — Sie reisen also?" — fragte der hohe Herr in beklommenem Tone, da ihn das seltsame Wesen Rosenthal's mehr und mehr ergriff und aufregte, worauf

er merklich zusammenfuhr, als Jener tonlos erwiederte: „Nein, Majestät, sondern am wirklichen Ende meines Lebens, an jenem Ende, dem Keiner von uns zu entrinnen vermag — Keiner —, wo wir Alle gleich unbedeutende Nullen sein werden und nur dann vielleicht zu irgend einer Geltung kommen, wenn wir unsern vorangegangenen guten oder schlechten Thaten wieder angereiht werden — doch verzeihen Sie mir, hoher Herr, ich habe wahrlich nicht den peinlichen Weg hierher gemacht, um dergleichen allen verehrten Herren gewiß sehr unwichtig Erscheinendes hier zu erörtern, sondern bin nur gekommen, weil ich es für meine Schuldigkeit hielt, persönlich einen Wunsch geziemend vorzutragen."

„So lassen Sie hören, lieber Rosenthal," gab der König laut zur Antwort, wobei er sich bemühte, seiner Stimme einen heitern Ausdruck zu geben, „Sie wissen, wie freundlich ich Ihnen stets geneigt war, und daß ich wohl versprechen kann, Ihr Wunsch ist bewilligt, ehe Sie ihn aussprechen."

„Ich danke Eurer Majestät für diese letzte Güte und hoffe auch bei den verehrten Herren" — hier verbeugte er sich gegen die Uebrigen — „eine gleiche freundliche Geneigtheit zu finden — — — ich bin gekommen, Sie zu meinem Begräbniß einzuladen, welches übermorgen um die Mittagsstunde in Morfeld stattfinden soll, ich werde dort ruhen an der Seite einer theuren Person, die Ihnen Allen nicht unbekannt ist, und bin zum Dank für

die mir erwiesene Gefälligkeit gerne bereit, Botschaften in's Jenseits zu übernehmen, ja im Rapport mit Ihnen zu bleiben und selbst gelegentlich wieder zu erscheinen, sobald ich auf die richtige Art innig, wahr und aufrichtig gerufen werde."

Man hatte ihn ruhig ausreden lassen unter verschiedenartigem, aber gleich sichtbarem Eindruck seiner in einer kalten, schauererregenden Weise ausgesprochenen Worte, und während nur Nellingen eine Miene des Spottes annahm, blickten die Andern theils betreten, theils auffallend erschüttert, theils mit unverkennbarem Mitleiden in Rosenthal's bleiches, regungsloses Gesicht, ja Jeder ohne Ausnahme zuckte sichtbar zusammen, als er, sich hierauf langsam im Kreise wendend, Jedem seine trotz ihres Glanzes doch so todten Augen zuwandte und dann, ohne ein Wort beizufügen, ohne ferner seine starren Blicke zur Seite zu wenden, der Thüre zuschritt, um hinter derselben zu verschwinden.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — „Was war das eigentlich, meine Herren?" fragte der König sich im Kreise umschauend, — „habe ich denn geträumt, oder haben wir dieses Seltsame Alle mit wachen Sinnen erlebt — wohin wollen Sie, Graf Ferrner?"

„Wenigstens sehen, wo er — wo jene Erscheinung geblieben!" rief der Oberstjägermeister sich rasch der Thüre nähernd, doch hatte er dieselbe noch nicht erreicht, als der Haushofmeister, Herr Fackler,

Und dabei waren es die andern Mädchen, welche ohne Neid und Mißgunſt den größten Spektakel machten. Aber die Beiden im Kreiſe verdienten es auch, daß man ſich für ſie enthuſiasmirte. Man hätte wohl im Bunde der dritte ſein mögen. Sekundenlang hielten ſie ſich umſchlungen und drückten die hochklopfenden Herzen aneinander, und wenn ſie ſich auf Augenblicke trennten, ſo ſtürzten ſie ſich gleich darauf wieder mit neuer Inbrunſt in die Arme. Das Ganze ſteigerte ſich zu einer wahrhaft beunruhigenden Höhe, und wir Zuſchauer waren ordentlich froh, als der Tanz endlich aufhörte mit einem langen innigen Kuſſe, wobei die elaſtiſchen weichen Körper der beiden Mädchen wie ſchmerzlich zuckten und ſich ſchlangenartig um einander wanden. — Ole, ſalero!

Wie ſo Vieles in Spanien erinnerten mich dieſe Abendunterhaltungen an Aehnliches, was ich im Oriente geſehen. Haben doch ſelbſt manche Tänze der arabiſchen Tänzerinnen außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Fandango und manchem andern ſpaniſchen Bolero; ja, iſt doch die Madrileña mit ihrem Aufheben und Schütteln der Tanzröcke nichts Anderes, als eine gemilderte Copie des Bienentanzes, den ich in einer ſchönen Nacht an den Ufern des Nils geſehen. Auch die Caſtagnetten ſind gewiß mauriſchen Urſprungs, denn noch heute haben die arabiſchen Tänzerinnen an dem Zeigefinger jeder Hand eine kleine ſilberne Glocke befeſtigt, die ſie taktmäßig anſchlagen, und ſah ich doch einſt in Adrianopel griechiſche Knaben tanzen, welche ihre wirklichen Caſtagnetten ſo geſchickt zu handhaben wußten, wie die Spanier. Einen einigermaßen berüchtigten Tanz hier, den Meneo, welcher in einem langſamen Vorſchreiten der Tänzerin beſteht, wobei ſie wirbelnd die Caſtañuelos anſchlägt, ſah ich faſt mit den gleichen Bewegungen ebenfalls in Adrianopel bei einer Soirée des dortigen Paſcha. Dieſe Bewegungen ſind eigentlich unbeſchreiblich, und bei ihnen ſpielen die Füße gar keine Rolle. Während ſich der Oberkörper hin und her windet, ſind die Hüften in einer beſtändig zitternden Bewegung, wobei die Tänzerin vor- und rückwärts geht und nur zuweilen mit hoch erhobenen Beinen eine haſtige Pirouette macht.

unter derselben mit allen Zeichen der Erregung auf seinem sonst so ruhigen Gesicht erschien.

„Haben Sie Herrn von Rosenthal gesehen?"

„Ja, gnädiger Herr, ich bin ihm sogar durch den Hof gefolgt bis zur Zugbrücke, dabei nach seinem Wagen spähend, um ihm beim Einsteigen behülflich zu sein."

„Nun?" — —

„Er glitt unaufhaltsam vor mir her wie ein Schatten, um auf der Zugbrücke in der völlig finsteren Nacht spurlos zu verschwinden."

„Eure Majestät werden mir erlauben, in dieser seltsamen Angelegenheit einen Befehl zu geben."

„Gewiß, lieber Graf Ferrner, und wir werden Ihnen Alle dankbar für jede Aufklärung sein."

„So schicken Sie sogleich zwei vertraute Leute nach Morfeld zu Doktor Flinder," befahl der Herr des Schlosses seinem Haushofmeister, „den Förster Kurt, der des Weges vollkommen kundig und ein zuverlässiger Mann ist, mit einem der Reitknechte. Der Förster soll persönlich mit Doktor Flinder reden und uns so bald als möglich Nachricht zurückbringen über das Befinden des Herrn von Rosenthal." — — — — — — — — — —

Es war um die Mitternachtsstunde, als die Reiter zurückkehrten und der alte Förster Kurt gleich darauf in die Halle des Schlosses trat, wo sämmtliche Herren in spärlicher und wenig gemüthlicher Unterhaltung noch immer an dem Kaminfeuer saßen,

den Bericht erwartend, der aber trotz seiner Deutlichkeit die geheimnißvollen Schatten eher verdichtete als aufklärte.

„Herr Doktor Flinder," so meldete der Förster, „läßt Eurer Excellenz seinen tiefsten Respekt vermelden und er würde selbst gekommen sein, wenn ihn nicht der Tod des Herrn von Rosenthal auf's Tiefste erschüttert hätte."

„Und wann ist er gestorben?" fragte der König sich hastig erhebend.

„Ganz genau vermochte der Herr Doktor es nicht anzugeben, da er leider in seinem Berufe abwesend war, nicht ahnend das so rasche Ende seines Kranken — jedenfalls sei aber Herr von Rosenthal, der sich in seinem Zimmer eingeschlossen gehabt, schon vor mehreren Stunden gestorben, ohne weder mündlich noch schriftlich den Versuch zu irgend einer Mittheilung gemacht zu haben. — — Herr von Rosenthal lag auf seinem Bette im schwarzen Frack und weißer Halsbinde und neben ihm auf einem Tischchen stand ein halb geleertes Glas Wasser, sowie eine kleine leere Kapsel von Gold und Email. So habe ich ihn selbst gesehen," schloß der Förster seinen Bericht, sich tief verbeugend.

Bayerische Staats-Bibliothek München

31651 I

Das Ende der Gräfin Patahky.

Erster Band.

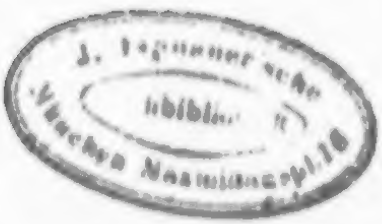

Das

Ende der Gräfin Patatzky.

Roman

von

F. W. Hackländer.

Erster Band.

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1877.

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen
wird vorbehalten. Nachdruck untersagt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Wenn man eine Erzählung schreibt, so hat man neben dem Honorar, welches der Verleger so mäßig bemißt, als er es mit bestehendem Kontrakte oder seinem buchhändlerischen Gewissen — und im letztern Falle hat der arme, besonders der junge, angehende Schriftsteller äußerst wenig zu erwarten — nur eben vereinbar ist, eine größere, ja oft sehr große und wohlthuende Belohnung im Beifall des Publikums. Sei es, daß man unsere Bücher kauft und uns dadurch zu ehrenden und auch lohnenden neuen Auflagen verhilft, sei es, daß man uns die schönsten Dinge über unsere Schriften in's Gesicht sagt, sei es, daß wir die wohlthuende Begierde des Publikums nach der Fortsetzung irgend einer Geschichte bemerken, die wir, als wir sie schrieben, häufig sehr gegen unsern Willen unbeendigt lassen mußten.

Allerdings gibt es auch gewissenlose Schrift-

steller, die sich bei Erzählungen, in denen in
teressante Charaktere vorkommen, gern eine Hin
terthür aufthun, um vielleicht den Böſewicht, de
reichlich den Untergang verdient hat, in einer neue
Folge gebeſſert erſcheinen zu laſſen, oder Sie
deren Herz bei der Untreue des Geliebten, als e
die Andere heirathete, brach, doch noch zu beglücken
nachdem der Tod andererſeits ſeine Schuldigke
gethan.

Ja, dieſer Beifall des Publikums thut wo
und feuert uns zu neuen, wenn auch häufig nic
immer beſſeren Arbeiten an; doch wünſchte ich ſeh
es möchte mir gelingen, auch für das Ende de
Gräfin Patatzky einiges Intereſſe zu erringen
beſonders gegenüber den vielen Aufforderungen, di
an mich kamen, gerade das Ende dieſer ſchönen
intereſſanten und höchſt liebenswürdigen Frau den
Leſer ſo bald als thunlich zu erzählen, Auffor
derungen ſelbſt hochgeſtellter Damen, denen ich di
höchſte Verehrung und Folgſamkeit ſchulde, ſowi
Aufforderungen guter Freunde, die es für unver
antwortlich erklärten, die ſchöne Gräfin nur ſo ver
duften zu laſſen, ſelbſt ohne ein:

Wo ich ſei und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatten Dir entſchwebt.

Wenn wir auch beim Beſuch dieſer Tertulla kein Eintrittsgeld zu bezahlen hatten, ja, man uns ſogar freundlich Papiercigarren, getrocknete Früchte und Wein anbot, ohne irgend etwas dafür zu verlangen, ſo wußten doch die ſchlauen Andaluſierinnen auf eine eigenthümliche Art ein kleines Geſchenk zu erhalten, und dieſe Art war wieder ſo ächt orientaliſch. Während des Tanzens nämlich zog eine oder die andere aus ihrem Gürtel das Taſchentuch hervor und warf es uns zu. Wie unſer Bekannter uns belehrte, mußten wir ihnen eine Geldmünze hineinknüpfen, die ſie ſich alsdann ſpäter dankend abholten, wobei ich aber nicht unterlaſſen will, feierlich zu verſichern, daß dieſes Taſchentuchzuwerfen durchaus mit keinen andern Abſichten verbunden war.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, als wir endlich die verfallene Poſada mit ihrem phantaſtiſch wilden Treiben verließen; aufgeregt und erhitzt von dem Herdfeuer, dem Dunſte und Allem, was wir geſehen, that uns draußen die klare, kühle Mondnacht außerordentlich wohl. Noch eine Strecke weit begleitete uns das Knattern der Caſtagnetten, immer leiſer und leiſer werdend, bis es ſich endlich verlor in dem Rauſchen des Guadalquivir.

Doch wußte ich damals selbst noch nichts von den weiteren Schicksalen der schönen Gräfin, und als ich endlich darüber Einiges und aus besten Quellen erfuhr, hielten mich andere Gründe ab, dieß weiter zu erzählen, Gründe der Diskretion gegen die schöne Frau selber, die mir vorläufig Schweigen auferlegten, dann aber auch, weil ihre ferneren Schicksale mit einer Weltbegebenheit zusammenhingen, die damals durch massenhafte Berichte, Erzählungen und Beschreibungen abgenützt worden war, wie ein altes Orgellied, vor dem man hastig seine Ohren verschließt — ein allerdings glänzendes, aber verblaßtes und verstaubtes Bild wundervoller Tage, das erst wieder in der Erinnerung und nach Jahren frisch aus dem Nebel auftauchend, unsere Sympathieen zu erringen vermag, ja uns vielleicht behaglich und freundlich anklingt, wie die Melodie eines längst vergessenen Liedes.

Es war nämlich um die denkwürdige und unter gleichen oder auch nur ähnlichen Verhältnissen wohl nie mehr wiederkehrende Zeit der Eröffnung des Suezkanals, die mit ganz unerhörten Festlichkeiten unter den Augen der ganzen Welt vor sich gehen sollte, zu welcher Feier jede Nationalität Etwas von ihrer geistigen, aristo-

kratischen oder finanziellen Crême sandte, das heißt auf Einladungen sandte, die von dem Vizekönig von Egypten ausgingen, und wobei es den Uneingeweihten wunderbar erschien, wie dieser hohe Herr im Stande war, sich der Verdienste des Schriftsteller Müller um die Literatur oder des Bankier Meier speziell um egyptische Finanzverhältnisse zu erinnern.

Genug, wenn auch auf jeden Staat, auf jedes Land und jedes Ländchen beziehungsweise nur wenig auserwählte Eingeladene kamen, so schwollen doch diese verschiedenen Bächlein, zu welchen Frankreich, das damals noch an der Spitze der Nationen und der Civilisation marschirte, allein einen mäßigen Fluß stellte, zu einem so gewaltigen Strome an, daß der gute Pharaone trotz seiner Millionen finanziell darin hätte ersaufen können, wie thatsächlich sein allerhöchstseliger Vorgänger im rothen Meere, wenn die Geschichte noch einige Wochen länger gedauert hätte; denn die Hundert und Hunderte von invités fielen auf das arme Egypten wie ein Heuschreckenschwarm weit gefährlicherer Art, als er sonst zu erscheinen pflegt, jene Landplage, die sich doch nur mit grünem Kraut und Gras begnügt, während diese von den

Speisen das Kostbarste, von den Weinen das Theuerste mit einer unbeschreiblichen Gefräßigkeit verzehrte, ja sogar gänzlich ungenießbare Dinge sich in gieriger Hast aneignete und verschlang.

Und doch war die ganze Geschichte anderntheils wieder wie ein glänzender, farbenprächtiger Traum aus Tausend und einer Nacht, wie ein Märchen, das uns nicht erzählt wird, sondern plötzlich in seiner ganzen phantastischen Schönheit vor unsere geblendeten Augen hingezaubert, ebenso rasch wieder verschwindend, und das gerade dadurch einen so tiefen Eindruck auf die Betheiligten hervorbrachte, ja einen Eindruck, der es verzeihlich erscheinen läßt, wenn wir uns hier bemühen wollen, aus glänzenden Fäden, leuchtenden Strichen und Punkten einen Hintergrund zusammenzusetzen, auf dem sich unsere vorliegende, durchaus wahre kleine Geschichte abspielt.

Es war an einem warmen Novemberabend des Jahres 1869, als sich beim trügerischen Licht eines allerdings glänzenden Sternenhimmels, bei ganz ruhigem Wetter, gänzlicher Windstille und darum spiegelglattem Meere, der Dampfer „Minerva", dicht an der Hafenmauer von Triest liegend, zur Abfahrt nach Egypten fertig machte.

Das heißt insofern fertig machte, als sein mächtiger Schornstein bereits schleierhafte Dampfwolken kerzengerade in die Höhe steigen ließ; als hie und da Laternenschein auf dem Verdeck erschien, kleine Leuchtpunkte, die wie Irrlichter hin und her hüpften; als man zuweilen den Ruderschlag eines herankommenden Bootes vernahm, oder das Klatschen eines Tauendes, das beim Aufhissen der Waaren über Bord gefallen war. Auch bemerkte man schon einzelne Passagiere, die sich, trotzdem das Schiff erst in zwei Stunden abfahren sollte, jetzt schon an Bord begaben, vorsichtige und kluge Leute, denen es begreiflicherweise bei mehrtägiger Seefahrt um einen guten Platz zu thun ist, die deßhalb mit dem dirigirenden Cameriere freundschaftlich und herablassend reden, Aussicht auf genügende Belohnung durchblicken lassen, indem sie den Wunsch nach einer Kabine ohne Gesellschaft aussprechen.

Dieß that auch ein junger Mann, von dem wir bei der herrschenden Dunkelheit nicht mehr sagen können, als daß er einfach, aber sehr anständig gekleidet war, einen weichen, breitrandigen Filzhut etwas nach rechts gerückt trug, sowie einen grauen Plaid auf der Schulter. Doch ja, wir können noch hinzufügen, daß er einen vollen

blonden Bart hatte, denn wir bemerkten das soeben, als im Maschinenraum eine der Thüren unter dem Kessel geöffnet wurde und eine röthliche Glut, obgleich nur ein paar Sekunden lang, den jungen Mann bestrahlte, als er neben dem Kellner stand und um eine gute Kabine bat.

„O Signor," sagte dieser mit jenem wohlgefälligen Tone, den auch Oberkellner wohlangefüllter Gasthöfe anzunehmen pflegen, wenn sie, während sie behaglich ihre Finger knacken lassen, uns achselzuckend ein Zimmer im fünften Stock anbieten, „o Signor, eine Kabine und eine gute, wo soll ich die hernehmen, da das Schiff zu drei Vierteln für die Eingeladenen des Vizekönigs vorgemerkt ist!"

„Nun, ich denke," gab der Andere ziemlich barsch zur Antwort, „daß mein Geld gerade so gut ist, wie das jener Eingeladenen, oder ist vielleicht der ganze Dampfer vom Khedive gemiethet und wir Anderen werden nur so nebenbei als blinde Passagiere mitgenommen!"

„Nein, Signor, das ist nicht der Fall," versetzte der Kellner, indem er sich in die Brust warf, „der österreichische Lloyd würde das seiner Flagge nicht anthun, aber Sie werden verstehen, unter

den Eingeladenen befinden ſich auch hohe Beamte deſſelben, und da iſt es leicht begreiflich —"

„Daß wir auf dem Verdeck kampiren müſſen," brummte der Andere. „Nun, wenn das Wetter ſo bleibt, kann mir's gleichgültig ſein."

„So ſchlimm wird's wohl nicht werden, obgleich wir unſere volle Ladung bekommen, doch will ich ſehen, was zu machen iſt, nachdem die Numerirten untergebracht ſind."

„Danke, und ich werde dafür erkenntlich ſein."

Damit ging der junge Mann nach dem Hinterdecke, wo er in der Dunkelheit einige Zeit brauchte, bis er alle Gegenſtände um ſich her zu erkennen vermochte, um bei ſeinem Hin- und Hergehen hier nicht gegen eine Bank, dort nicht an einen Haufen Taue zu rennen.

Das Betreten ſolch' eines Schiffes am dunklen Abend und die erſten Entdeckungsreiſen auf demſelben verurſachen ſtets ein eigenthümliches Gefühl. Wir fühlen ein leichtes Schwanken unter unſeren Füßen und gehen deßhalb unſicherer, als gerade nothwendig wäre; wir haben keine rechte Idee über die Länge und Breite des Verdecks, über die auf und ab führenden Treppen, und noch viel weniger, was uns wohl am meiſten intereſſirt, über unſere

Reisegesellschaft, die, ebenso unsicher wie wir selbst, schattenhaft an uns vorübergleitet.

Wir hören die verschiedensten Sprachen, zuweilen auch die unsres Landes, deutsch mit seinen Unterschattirungen, um alsdann sogleich zu wissen, aus welchem speziellen Vaterlande der Betreffende ist.

Zuweilen läßt uns das auch unter dem Spazierengehen stille stehen, uns sogar nach dem Sprechenden oder der Sprechenden umschauen, zuweilen auch mit einer unmuthigen Bewegung schneller gehen, wie eben jetzt den jungen Mann, von dem wir oben sprachen, als eine dünne Stimme neben ihm sprach: „Ach, Herr Jesos, da hätt' ich scheene hinfallen kennen, na sehen Se, so 'n dunkles Schiff, wo man nicht wees, wie viele Klafter tief man rechts und links in eene Lucke hineinfällt, hat doch gar zu große Unbequemlichkeiten. Ueberhaupt werde ich, ferchte ich, noch oft wiederholen müssen:

Es ist so 'ne Wasserfahrt
Ein Vergnügen eig'ner Art.

„Lassen Sie mich ein Bischen auf de Bank niedersitzen, lieber Freund, und sehn Se nach meiner Frau, die bei dem Gepäcke stehen geblieben ist. — Hären Se, das Schiff schwankt jetzt schon nicht übel, ja, ja, das kann scheene werden."

Und doch war es nur das leiseste Athmen des Meeres, das zuweilen die Schraube langsam hob und sanft wieder niedersinken ließ. Der Schornstein stand so ruhig, als sei er eingemauert, keiner der herabhängenden noch so dünnen Stricke ließ eine Bewegung sehen; ringsumher war das Wasser glatt und leuchtend wie ein Stahlschild, auf dem die herabkommenden Boote unter den leisesten Ruderschlägen nur so daherzugleiten schienen.

Jetzt kamen sie aber massenhaft heran, mit Passagieren dicht besetzt, ganze Berge von Gepäck, und glücklich konnte man sich schon schätzen, das Heranbrängen, Heraufklettern, das Rufen nach seinen Koffern, das Klagen um ein unauffindbares Stück hier oben vom ruhigen Bord gemächlich mit anschauen und anhören zu können. Auch größere Boote, zuweilen echt seemännisch bemannt und geführt, und dann häufig mit wenigen, aber gewiß vornehmen Personen besetzt, schossen heran und machten meistens einen Bogen um das Steuerruder, worauf sie an der andern, leeren Seite des Dampfers anlegten. Zuweilen sah man dort einen der Schiffsoffiziere, kenntlich an der goldnen Borte um die Dienstmütze, die Fremden empfangen, ja selbst nach ihren Kabinen geleiten, und so füllte sich nach und nach

das Schiff so an, daß man nach jeden paar Schritten sorgfältig ausweichen mußte, um nicht in unangenehme Berührung zu kommen.

Wer sind aber diese Menschen? Was werden sie uns sein auf der mehrtägigen Seereise? Angenehme oder unangenehme Gesellschafter? Sind vielleicht gute Bekannte unter ihnen, vielleicht sogar genauere Freunde? Werden wir interessante Bekanntschaften machen, die es uns am Ziele bedauerlich erscheinen lassen, das Schiff zu verlassen? vielleicht einen kleinen Roman anfangen können, der drüben unter Palmen fortgesetzt und auf der Rückfahrt beendigt wird? oder werden wir mit Vergnügen und ohne weitern Abschied, indem wir kaum unsern Hut lüpfen, an's Land gehen?

Wir befinden uns auf einer Bühne, wo wir morgen früh, sobald sich der dunkle Vorhang der Nacht emporgehoben hat, handelnd mit eingreifen müssen, weßhalb es kein Wunder ist, daß wir begierig sind, die noch ganz unbekannten Mitspieler kennen zu lernen, von denen wir uns ganz eigenthümliche und oft sehr übertriebene Vorstellungen machen.

Was man indessen jetzt von ihnen zu erwarten im Stande ist, wie sie so schattengleich vorüberschweben, spannt unsere Neugierde, oder vielmehr die des jungen

Mannes mit dem blonden Bart, auf den wir diese und andere Gefühle übertragen wollen, nicht besonders, denn erstens sind es mindestens zu drei Viertel, ja man konnte füglich sagen, sieben Achtel, wenn nicht noch mehr männliche Gestalten, die sich auf dem Verdeck und den Kajütentreppen sehen lassen, ja die überhaupt an Bord gestiegen sind, wie unser junger Reisender, der einen guten Beobachtungsposten an der Schiffstreppe draußen schon seit längerer Zeit behauptet, wohl bemerkt hatte.

Auch hatten sich unter diesen männlichen Passagieren nicht gerade zu viele befunden, die in ihrer Kleidung, ihrem Wesen, ja in der Art, wie sie einige Worte beim Betreten des Deckes sprachen, unter die höhere, elegantere aristokratische Gesellschaft gerechnet werden konnten. Es waren die Meisten sehr wohl, sehr anständig und sehr bieder aussehende Männer, manche mit Brillen auf der Nase, den Hut oder die Reisemütze etwas auf dem Hinterkopfe, den Rockkragen vom Halse abstehend, wie ihn Professoren und sonstige Gelehrte, auch wohl Künstler zu tragen pflegen, meistens statt des Reisesackes mit einer umgehängten Reisetasche versehen, die bei Einigen sogar fast bis zur Form einer Botanisirkapsel ausschweifte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Nach Gibraltar.

Fahrt auf dem Guadalquivir. Anblick von Cadiz. Das Innere der Stadt. Puerto de Santa Maria. Das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera. Ende des Königs Roderich. Xerez und ſeine Weinlager. Bepflanzung von Palmbäumen. Eine Morgenſtunde in Santa Maria. Cette petite bateau. Der Schraubendampfer Don Manuel. Das Schlachtfeld von Trafalgar. Sturm und Regen. Tarifa. Durch die Säulen des Herkules. Anblick von Gibraltar. Engliſche Phyſiognomie der Stadt. Die Alameda. Der Garten des Schuſters. Ritt durch die Felsgallerien und Batterien. Liebhabertheater.

Wenn ich Tage lang und ganze Nächte auf ſpaniſchen Landſtraßen auf die erbärmlichſte Art zuſammengeſtoßen wurde, mich freuend auf die elendeſte Station, wo man doch eine halbe Stunde lang, während umgeſpannt wird, als freier Menſch auf ſeinen eigenen Füßen herumlaufen darf, dabei wehmüthig den Lichtſchimmer irgend eines Hauſes betrachtete und die wahrſcheinlich ruhig und behaglich Schlafenden dort oben beneidete, ſo dachte ich mit wahrer Luſt an das Ende dieſer Mühen und Leiden im ſpaniſchen Eilwagen, an Sevilla nämlich, wo nicht nur „die letzten Häuſer ſtehen," ſondern bis wohin auch für uns die letzten Eilwagen gehen, da von hier aus der Guadalquivir ſo freundlich iſt, die Reiſenden, die nach Cadiz wollen, auf ſeinem breiten Rücken zu befördern. Obgleich ich in Spanien bei ſo vielem, das ich verließ, traurig dachte: das iſt auf Nimmerwiederſehen, ſo hatte mich doch, endlich in Sevilla angekommen, ein ganz anderes Gefühl beherrſcht, und als ich die Thüre des für mich letzten ſpaniſchen Eilwagens zu-

Dazwischen allerdings erschienen auch Gestalten, die fest und martialisch, sogar mit klirrenden Sporen auftraten und deren hochgetragene Köpfe mit der militärischen Dienstmütze bedeckt waren und starke, weit abstehende Schnurrbärte zeigten.

„Aber wenig Damen, sehr wenig Damen," dachte der junge Mann mit dem blonden Barte, der sich auf die Balustrade gesetzt und als Stützpunkt eines der Wantentaue in den Arm genommen hatte. „Eigentlich habe ich noch gar nichts gesehen, was man füglich Dame hätte nennen können."

Und darin hatte er Recht, doch war es seine eigene Schuld, daß er sich gerade auf dieser Schiffsseite befand und nicht auf der andern, wo jene mehrruderigen Jollen anlegten, von denen wir oben gesprochen, und wo von den Offizieren oder einem andern der Kellner zuweilen Passagiere auch weiblichen Geschlechts in Empfang genommen wurden, die wohl des Beachtens werth gewesen wären.

„Was kann es mich eigentlich kümmern, in wessen Gesellschaft ich die paar Tage verbringe," dachte der junge Mann, indem er von der Balustrade hinabrutschte und wieder nach dem Hinterdeck ging, wo er auf dem Achter am Steuerruder stehen blieb, die Arme übereinander schlug und auf das

ruhig athmende, hie und da phosphorisch leuchtende und unter dem funkelnden Licht der Sterne mild glänzende Meer hinausblickte.

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder."

„Und wenn ich mich zuweilen auf einem bewegtern Herzschlag ertappe oder ein Aufleuchten meiner Augen in Wahrheit zu verspüren glaube, so brauche ich doch nur lebhaft an nicht allzu lang vergangene Zeit zu denken, um den ersten Theil der Höllenaufschrift auf mich selbst anwenden zu können:

Lasciate ogni speranza.

„— — Ja, sie hat mich tief verletzt, jenes schöne dämonische Weib, jene Doppelgestalt, von der ich heute noch nicht überzeugt bin, welches ihr echtes und wahres Gesicht gewesen, jene gleißende Schlange, in allen Farben spielend, jenes holdselige, wilde und heiße Geschöpf, das ein Mensch mit fünf vernünftigen Sinnen auch dann, glaube ich, nicht einmal hassen könnte, wenn er sehen müßte, wie sie aus seinen Armen weg an die Brust eines Andern sänke.

„Wehe Dir, Alhama!"

wie in der arabischen Ballade der tapfere, verliebte Sarazene seufzt, so oft er einen dummen

Streich gemacht, und dieß „Wehe Dir, Alhama“ dürfte auch ich über mich ſelbſt ausrufen, wenn ich ein zweiter Don Quijote Abenteuer ſuchend durch die Welt ziehe, oder immer noch und ſtets vergeblich jene Fee der ſmaragdenen Inſel aufzuſinden hoffe.“

„Ach, hären Se, ſehen Se,“ tönte jetzt eine Stimme neben ihm, „Das, was dort unten ſoeben im Waſſer plätſcherte, war ſich gewiß ein echter Delphine.“

„Oder ein Rhinozeros,“ brummte der junge Mann in ſeinen blonden Bart, indem er ſich unwillig abwandte, denn er haßte die weiche Sprache von den Ufern der mittlern Elbe, ja, ſie verurſachte ihm ein gleich unangenehmes Gefühl, als wenn ein Anderer, der beſchaulich im ſtillen Walde ruht, das Knarren eines Holzwagens hört, oder beim ſchwärmeriſchen Ausblick von der Höhe auf das ſtille, friedliche Thal zu ſeinen Füßen den klappernden Dreitakt des Dreſchens.

Angenehmerweiſe für ſämmtliche Paſſagiere ſchien ſich der Dampfer jetzt endlich in Bewegung ſetzen zu wollen. Der Anker war unter dem taktmäßigen Schritt der Matroſen und unter ihrem melancholiſch klingenden Oh—oo—i aufgewunden worden, far-

bige Laternen flogen empor zu den Spitzen der Maſten und hinaus an's Bugſpriet, der Kapitän ſtand auf der Brücke hoch über dem Maſchinenraum, der Mann am Steuer ſchneuzte ſich die Naſe und blickte alsdann zu ſeinem Offizier empor, während der Kompaß in dem erleuchteten Häuschen langſam hin und her zu ſchwanken begann, in der gleichen leichten Bewegung des vom Anker gelösten Schiffes.

Dann aber, ehe ſich dieſes nun wirklich in Bewegung ſetzte, kam der gewiſſe Augenblick des Irgendetwaserwartens, das wir noch vor der endlichen Abfahrt jedes Dampfers erlebt haben, und in welchem Niemand zu wiſſen ſcheint, was denn eigentlich noch erwartet wird, obgleich Kapitän und Offiziere, Kellner, Schiffsjungen, Matroſen und vor Allen der Koch mit ſeinen Gehülfen ſtarr nach dem Ufer blickt, vielleicht eine halbe Minute lang, auch wohl eine ganze, bis der Zauber plötzlich gelöst wird und Alles in die luſtige Bewegung des endlichen Abfahrens geräth. Die Schiffsglocke läutet wie beſeſſen, überflüſſiger Dampf entweicht zischend, dann ſetzt ſich die Schraube langſam in Bewegung, wobei das Schiff leiſe erzittert, der Kapitän kommandirt telegraphiſch mit ſeinem ausgeſtreckten Arm

Steuer- oder Backbord, und wie der Mann hinten das horizontale Rad dreht, gleitet das Schiff langsam um den Maſtenwald im Hafen, bei dem Molo vorüber in's offene Meer hinaus, wobei ihm der große Leuchtthurm mit ſeinen wechſelnden Lichtſignalen wie freundlich blinzelnd nachblickt und eine glückliche Reiſe wünſcht. Dann ſchwimmen ein paar Hundert Menſchen über der Tiefe des Meeres, von dieſer nur durch eine Planke oder ein dünnes Eiſenblech getrennt, haben aber faſt alle zu viel guten Humor oder wirklichen Leichtſinn, um daran mit Beängſtigung zu denken, ſondern betrachten ihr Schiff, beſonders bei ruhiger See, wie eine gut fundamentirte Inſel, auf der ſich in angenehmer Geſellſchaft ganz behaglich leben läßt.

Was nun die heutige Nachtfahrt anbelangte, ſo konnte das Wetter nicht angenehmer, die See nicht ruhiger gedacht werden; in Wahrheit ſpürte man ſo gut wie gar keine Bewegung, nur das Zittern der Schraube und hie und da einmal eine ſanfte Bewegung nach rechts oder nach links, wie als ob der Ozean einmal etwas tiefer als gewöhnlich aufgeathmet hätte.

In Folge dieſer Meeresſtille blieb denn auch das Verdeck belebter, als dieß ſonſt wohl der Fall

gewesen wäre, ja, Passagiere, die auf den Bänken sitzend sich krampfhaft festgehalten hatten in Erwartung der Dinge, die da kommen könnten, wagten es schon nach halbstündiger Fahrt, aufzustehen und über Bord zu schauen, während Andere breitspuriger, als dieß gerade nothwendig war, auf dem Verdecke hin und her spazierten und sich jetzt auch hier und dort die rothglühenden Punkte angezündeter Cigarren sehen ließen, die in der dunklen Nacht wie hin und her schwirrende Leuchtkäfer erschienen. Doch waren es meistens Neulinge und Dilettanten im Seefahren, die sich heut am ersten Abend, angelockt von der ruhigen Fahrt und dem sternhellen Himmel, auf dem Verdeck herumtrieben, während kluge Leute, die das schon öfters mitgemacht hatten, nach ihrem Gepäcke sahen, nach ihren Schlafstätten, nach ihren Kabinen, wenn sie so glücklich gewesen, solche zu erhalten, oder nach dem Raum auf irgend einem Divan, der vorsorglich numerirt war und ihnen dadurch für die viertägige Reise nach Alexandrien zur Verfügung gestellt wurde. Häufige Reklamationen beantwortete der erste Cameriere mit ausdrucksvollem Achselzucken und dem Ausrufe: „Was soll ich machen, wie kann ich mir anders helfen, — jeder Winkel des Schiffes ist besetzt," — dabei

bildeten Daumen und Zeigefinger seiner Hände, die er ausdrucksvoll emporhob, einen Ring und als er fragend hinzusetzte: „Glauben Sie, daß es möglich war, nur die erste und zweite Klasse zu trennen?“ bewegte er den Zeigefinger seiner linken Hand wie ein freundlicher Hund sein Schwänzchen, wobei er, da er ein Neapolitaner war, leicht mit der Zunge schnalzte, was bei den Süditalienern als die stärkste Verneinung gilt. „Habe ich doch nicht einmal sämmtlichen Damen separate Schlafstellen anweisen können, sondern mir drüben in der zweiten Klasse dadurch helfen müssen, daß ich durch Flaggen Scheidewände herstellen ließ, hinter denen sie sich behelfen mögen, wie sie können.“

Was nun das Unterkommen des jungen Mannes mit dem blonden Bart anbelangte, der, wie wir wissen, einer der Ersten auf dem Schiffe gewesen war, so hatte dieser als Reisekundiger nicht unterlassen, dem Cameriere einen silbernen Thaler in die Hand zu drücken, worauf er von demselben insofern nicht weiter beachtet wurde, als der Kellner, so oft er bei seinem unruhigen Hin- und Herrennen in die Nähe des Andern kam, gegen diesen mit den Händen eine beschwichtigende Pantomime machte und die Augen, freundlich lächelnd, halb zuschloß,

was so viel heißen sollte als: „Sei Du nur ruhig, für Dich ist gesorgt."

In Folge davon lehnte noch der junge Mann mit dem blonden Barte behaglich in einem Sessel in der großen Kajüte, Plaid und Hut hatte er neben sich gelegt und genoß Cognac und Wasser als einen für ihn untrüglichen Schlaftrunk.

Die leicht hin und her schwankende Carcellampe warf ihren hellen Schein auf ihn, ließ die ausdrucksvollen Gesichtszüge dieses hübschen Mannes in den besten Jahren bewundern, seine freigewölbte Stirn, den Glanz seiner Augen, das sanftgelockte Haar von der schönsten blonden Farbe, sowie seinen starken Vollbart feingewellt, leicht melirt und schattirt, dunkel nüancirt und pikant durchschimmert von einigen sanftröthlichen Lichtern.

Doch war er entweder älter als er aussah, oder es mußten trübe Schicksale, allzu starke Empfindungen eines bewegten Lebens gewesen sein, die seiner Stirn leichte Schraffirungen aufgedrückt und den sonst feingeschnittenen Mund mit einem so ausgeprägten Zuge von Mißmuth umgeben.

Gerade jetzt trat dieser scharf hervor, als er, den Arm auf den Tisch gestützt, die Hand in sein

dichtes Haar vergraben, finstern Blickes in die goldfarbige Flüssigkeit seines Glases schaute.

Sein Anzug war untadelhaft, elegant, ohne daß man ihn hätte geschniegelt nennen können. Ein dunkles Jaquet umschloß seine kräftige Gestalt, die Weste war von derselben Farbe und von Schmuck oder sonstigen Verzierungen sah man nichts an ihm, als eine schwere silberne Uhrkette und das zarte, bescheidene Leuchten eines farbigen Ordensbändchens, kaum sichtbar aus dem obersten Knopfloche lugend.

Er war so in Gedanken versunken, daß er die übrige Gesellschaft im Salon durchaus nicht beachtete, ja daß er einen Herrn nicht einmal zu bemerken schien, der sich ihm gegenüber niedergelassen, dem der Kellner gleichfalls ein Flacon mit Cognac, sowie ein kleines Gläschen gebracht, und der nun, seine Hand nach der Wasserflasche des Andern ausstreckend, in höflichem Tone fragte:

„Permettez-vous, Monsieur?“

Dieser war gleichfalls ein Mann in noch guten Jahren, ein hübscher Mann, man hätte sagen können, in Kohlschwarz, wie Jener in Blond, denn sein Haar, sowie sein Schnurr- und Knebelbart glänzte in der Farbe des Ebenholzes, vielleicht

künstlich ein bischen nachgeholfen, wie auch die hochgewölbten Augenbrauen über den dunklen, blitzenden Augen. Jedenfalls aber war Dieser älter wie der Andere, denn wo sich bei dem Blonden auf der Stirn und um den Mund nur feine Schraffirungen zeigten, sah man bei dem Schwarzen schon tiefere Linien, sowie auch seine Unterlippe etwas schlaff herabhing und seine Augen einen müden Ausdruck zeigten, als er jetzt den Zucker in seinem Glase langsam herumrührte.

Der Blonde hatte ihm die Wasserflasche unter einer leichten Neigung des Kopfes, ohne ein Wort zu reden, hinübergeschoben und schien gerade im Begriff, wieder seinen früheren und keinenfalls angenehmen Gedanken nachzuhängen, als der erste Cameriere an den Tisch trat und ihm mit leiser Stimme sagte: „Corpo di Bacco, Signor, es war keine kleine Mühe, Ihnen einen anständigen Schlafwinkel zu verschaffen, und ich habe mir mit Lug und Trug helfen müssen, um sie bei einem der Signori unterzubringen. Es ist eine Kabine nur zu Zwei, dort drüben Numero sechs."

Bei diesen Worten blickte der Herr mit dem schwarzen Barte lächelnd in die Höhe und sagte in verbindlichem Ton und im reinsten Französisch,

warf, dachte ich: Gott sei Dank, denen sind wir entronnen! Jetzt freilich, nachdem schon eine Zeit zwischen jenem Tage und heute liegt, kann ich selbst die Zeichnung eines spanischen Eilwagens, wie er, im tollen Galopp von acht Maulthieren gezogen, eine Anhöhe hinabrast, mit einer Art wehmüthiger Freude betrachten. So ist nun einmal der Mensch, während die Erinnerung an Mühen und Leiden verblaßt, tritt das Andenken an heitere und glückliche Stunden immer leuchtender hervor.

Um sechs Uhr fuhr das Dampfboot ab, das uns nach Cadiz bringen sollte. Das Boot war eben so groß und auch fast so elegant wie die Rheindampfer. Ja, wenn man den Guadalquivir abwärts schaute, so konnte man sich lebhaft an die Heimat erinnert fühlen. War es doch gerade, als blicke man unterhalb Wesel gegen Holland hinab; wie auch dort der deutsche Strom seine klare grüne Farbe verloren hat, mit der er oben zwischen den Felsen des Rheingaues so freundlich prangt, so war auch sein spanischer Kollege nicht mehr derselbe klare Guadalquivir, über den wir bei Cordova in elender Fähre gesetzt, und wo wir nicht versäumt, unsere Hand durch die kühle, klare Flut rauschen zu lassen.

Die Abfahrt des Dampfbootes ging mit denselben Geschichten vor sich, wie wir das bei uns tausendmal gesehen haben, und das hatte wieder soviel an die Heimat Erinnerndes: das mit Koffern und Hutschachteln, Herren und Damen, Soldaten und Guardias civiles besetzte Verdeck, der stämmige Kapitän in blauer Jacke mit dem gewichsten Hute auf dem Hinterkopf, der Schiffsjunge, der vorne die Glocke anschlug, sich vorher aber schnäuzte, wie ich dies in Köln am Rhein so oft gesehen. Nachdem mehrere rührende Abschiede genommen waren, wobei einige Damen sehr laut schallende Küsse austheilten, wurde der Dampfer vom Ufer gelöst, die Maschine fing an zu arbeiten, und nachdem wir in die Mitte des Stroms gelenkt, schwammen wir rüstig abwärts.

Lebewohl Sevilla!

Die spanischen Eilwagen blieben freilich hinter uns, aber damit schien auch das ganze, liebe, herrliche Land hier in Sevilla

allerdings in etwas ſüdlichem Anklang: „Ah, mein Herr, ich ſchätze mich glücklich, einen ſo angenehmen intimen Reiſegeſellſchafter zu haben.“

„So werden wir alſo dieſelbe Kabine bewohnen,“ erwiederte der Andere, indem er unter einer Verbeugung raſch aus ſeinen Träumereien auffuhr und jetzt erſt ſein vis-à-vis forſchend betrachtete, das ſich, den Knebelbart unter einem ſelbſtzufriedenen Lächeln ſtreichelnd, als Monsieur Remplacent de Marseille, invité du Khedive vorſtellte.

Auch die Züge des blonden jungen Mannes hatten ſich ſichtlich ein wenig erheitert, ja es zuckte wie ſchalkhaft in ſeinen Mundwinkeln, als er nun auch ſeinen Namen nannte: „Eugen Stollberg,“ und dann hinzuſetzte: „Allerdings nicht invité des Khedive, dafür aber Vertreter des Hauſes Krupp in Eſſen,“ und hatte das faſt die gleiche Wirkung auf den Andern, wie wenn Jener ſich als Baron eines alten bekannten Geſchlechts vorgeſtellt oder bedächtig das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion aus dem Buſen gezogen hätte, ja der höfliche Franzoſe hatte die Artigkeit, dem Herrn Stollberg zu verſichern, eine Karte mit dem Namen des Hauſes Krupp in Eſſen würde auch ſelbſt drüben in Egypten gleich einer Invitation angeſehen werden.

„Worauf ich in schwierigen Fällen rechne," entgegnete Herr Stollberg in jenem nachlässigen Tone, den man gern anzunehmen pflegt, um etwas Wichtiges als für uns ziemlich gleichgültig erscheinen zu lassen, „und diese schwierigen Fälle werden nicht ausbleiben, denn man hat mich von Alexandrien brieflich versichert, unter den guten Gasthöfen seien die besten zur Aufnahme der Eingeladenen auf Befehl des Khedive gemiethet und vom Keller bis unter's Dach mit Beschlag belegt worden. Für alle Fälle aber," fuhr er fort, „habe ich drüben Bekannte, die mir ein Obdach nicht versagen würden."

Herr Ramplacent strich lächelnd seinen langen Knebelbart, indem er, an die Decke blickend, sagte: „Zu guten Bekannten da drüben, die Einem im Nothfall aushelfen werden, kann ich nur gratuliren, und ist das vielleicht ein solideres Fundament als manche dergleichen Invitationen — ah — ich will nicht von Denen reden, die direkt vom Vizekönig ausgegangen sind, zu denen ich allerdings — nicht gehöre, — will auch Jener nicht erwähnen, die durch die Ministerien, Botschafter und Gesandten vermittelt wurden, was mich gleichfalls — nicht betrifft, — auch nicht der Leute gedenken, die durch irgend welche, zuweilen recht zweifelhafte Protektion

dazu gelangten, mein Fall — auch nicht; aber es gibt Einladungen, die, von gerade nicht unwichtigen Persönlichkeiten in Kairo ausgehend, wohl zu beachten sind, obgleich sie nicht den wünschenswerthen, offiziellen Charakter tragen — eine Klasse, zu der auch ich die Ehre habe, zu gehören."

„Einladungen," meinte Herr Stollberg gutmüthig, „die aber drüben jedenfalls respektirt werden."

„Hoffentlich," erwiederte Herr Ramplacent, „und was mich speziell anbelangt, so zähle ich auf Gegenleistungen, die ich vielleicht so glücklich sein werde, an Seine Hoheit den Khedive gelangen lassen zu können, ich bin nämlich Chef der großen und auch Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannten photographischen Anstalt von Ramplacent père et fils à Dresde und überzeugt, durch meine in der That Staunen erregenden Blätter sogleich nach meiner Ankunft den wirklichen invités angereiht zu werden."

„Und werden Sie drüben Aufnahmen machen?"

„Ja, und ich denke, auch im Fache des Porträts — worin ich durch neue Erfindungen etwas ganz Außerordentliches leiste. Meine Porträts, könnte man sagen, sind keine Kopien des Originals, sondern mechanisch festgestellte Wirklichkeiten."

„Erstaunlich!"

„Haben nichts mehr von jener ängstlich athemanhaltenden Steifheit, sondern springen Ihnen entgegen mit der ganzen ungekünstelten, wahren Natürlichkeit."

„In diesem Falle werden Sie jedenfalls drüben glänzende Geschäfte machen."

„Ich bin davon überzeugt, doch ist auch dort — ja vielleicht dort mehr als irgendwo anders aller Anfang schwer," sagte Herr Ramplacent, nachdenklich vor sich niederblickend, um gleich darauf mit jener ungekünstelten Offenheit, die zwischen Biedermännern stets wohlthuend anklingt, seine rechte Hand über den Tisch dem Andern hinzustrecken, indem er fortfuhr: „Deßhalb, hochverehrter Kabinengenosse, den mir das Schicksal zugewiesen, wollen wir, wenn es Ihnen gefällig ist, ein Schutz- und Trutzbündniß zu gegenseitiger Hülfeleistung eingehen."

Herr Stollberg berührte nur zögernd die Fingerspitzen des Andern, der dann seinen Arm wieder rasch an sich zog, um, wie im Vorbeigehen, sein Gläschen an sich zu nehmen, dann den ungewässerten Cognac prüfend gegen das Licht zu betrachten, und nachdem er denselben langsam ausgeschlürft hatte, hinzuzufügen: „Ein Schutz- und Trutzbündniß ohne irgend welche persönliche Belästigung, hoffentlich

werde ich bei meiner Ankunft in Egypten von einflußreichen Freunden unseres Hauses empfangen, ja mir vielleicht schon eine invitation en blanco überreicht werden, um in diesem Falle, verehrter Herr, Ihren Namen gleich anfügen zu können, oder aber," setzte er etwas langsamer hinzu, „erwarten mich diese Freunde erst in Kairo, — und dann wäre ich allerdings außerordentlich dankbar" — — ein abermaliges Hinüberstrecken der Hand vollendete den Satz, worauf Herr Stollberg lachend sagte: „Wenn ich, der gleichfalls ohne die Rechte eines invité hinübergehe, etwas für Sie zu thun vermag, so soll das gerne geschehen."

„Wofür Sie, mein werther Herr Stollberg, einen dankbaren Mann finden werden, dessen erster Grundsatz stets der ist, ohne jeden Egoismus zu handeln, und der, wenn er das so freundlich Angebotene annimmt, dieß durchaus nicht für sich thut, sondern für Freunde, welchen gegenüber er gleichsam Verpflichtungen übernommen hat."

„So sind Sie nicht allein?" fragte Herr Stollberg den zweifelhaften Eingeladenen in verwundertem Tone, worauf dieser indeß mit großer Ruhe zur Antwort gab: „O, was mich anbelangt, so wäre ich schon allein, das heißt, allein mit meinem

Neffen und Gehülfen, den ich Ihnen vor
die Ehre haben werde. Doch habe ich g
maßen die Verpflichtung übernommen, im
Noth einem genauen Bekannten und Geschäf
mit durchzuhelfen, dem die Aerzte einen
aufenthalt in Kairo anriethen, der von seine
begleitet ist, für welche Familie sich ab
ein Unterkommen finden läßt, wenn auch
bescheiden, bis sich nach Beendigung der
nach der Abreise der massenhaft zusammeng
Fremden schon etwas Besseres finden
Mon Dieu! Auf Einen mehr oder weni
es ja nicht an und ein Plätzchen, wo man
hinlegt, wird ja immerhin noch zu finde

„Wenn ich auch thun will, was
Kräften steht, so rechnen Sie doch nich
darauf," sagte Herr Stollberg in ernst
„es soll, wie ich schon vorhin gesagt,
Alles ziemlich angefüllt und dadurch alle
stiegen sein, daß man für ein geringes U
ganz enorm zahlen muß. Wäre ich nicht
bindlichkeiten gezwungen, gerade jetzt hin
würde mir sicher eine andere Zeit ausgei

„Wogegen es aber," erwiederte d
mit hoch erhobener rechter Hand, „ei

Gedanke ist, der Eröffnung eines Werkes beizuwohnen, das jedenfalls ein Weltwunder genannt zu werden verdient. Die Tracirung einer Straße, an der schon seit Tausenden von Jahren vergeblich gearbeitet wurde, die Vereinigung zweier Meere, die für ewig getrennt zu sein schienen. Ja diese Vermählung des Morgenlandes mit dem Abendlande — unter dem Schutze der glorreichen französischen Tricolore, muß die ganze Welt mit neuer Bewunderung erfüllen für die Nation, der ich die Ehre habe, anzugehören und die auch dergestalt wieder an der Spitze der Civilisation marschirt, wo sie auch von Rechtswegen hingehört."

„Das Verdienst, einen großen Gedanken zur rechten Zeit glücklich wieder aufgenommen zu haben, sowie einer bewunderungswürdigen Ausdauer und Energie muß man Herrn von Lesseps zuerkennen, wobei es wohl noch schwieriger war, die Actionäre und sonstigen Betheiligten zu einem kräftigen Strome zu vereinigen, als darauf die Gewässer des rothen und des mittelländischen Meeres zu vermischen."

„Dem Verdienste seine Kronen," rief der Franzose enthusiastisch, „und wenn es nicht zu spät wäre, würde ich Ihnen, mein lieber Herr Stoll-

berg, vorschlagen, noch ein Glas von etwas Besserem auf das Wohl des großen Lesseps zu trinken."

„Was wir ja morgen nachholen können," meinte der Andere, und setzte nach einem Blick auf seine Uhr hinzu: „Denn es ist bald glücklicherweise so spät, daß man sich mit Anstand in seine Koje begeben kann, und werden Sie mir dazu gestatten, Ihnen den Vortritt zu lassen, da ich vorher noch hinauf auf's Verdeck will, um ein paar gute Züge Nachtseeluft zu thun."

„Gut, in dem Falle nehme ich den Vortritt an, was ich sonst unter keiner Bedingung gethan haben würde, bitte aber, ohne Komplimente zu sagen, ob Sie ein oberes oder ein unteres Bett wünschen."

„Es ist mir das so gleichgültig wie möglich, richten Sie sich ganz nach Ihrem Belieben ein." Damit nahm Herr Stollberg seinen Hut und stieg auf das Verdeck hinauf, wo ihn die milde sternenhelle Nacht mit ihrem unbeschreiblichen Zauber umfing, wo er es wonnevoll empfand, von der weichen Seeluft angefächelt zu werden, und so fast ohne jegliche Bewegung dahinzuschweben auf den kaum sichtbar anschwellenden Fluten, deren Oberfläche so glatt und eben war, daß der Wiederschein der Sterne kaum merklich zitterte oder auseinanderfloß.

Höchst angenehm war es unserem einsamen Spaziergänger, daß fast die sämmtlichen Mitreisenden ihre Schlafstätten aufgesucht hatten, und sich nur noch sehr vereinzelt hier und da ein dunkler Schatten zeigte, in die Ecke einer Bank gedrückt, oder an den Balustraden lehnend; nur ein paarmal bemerkte er ihm höchst gleichgültige Gesichter, den Kompaß neugierig betrachtend, und von dem Licht unter demselben für einen Augenblick hell bestrahlt, um dann sogleich wieder in der Dunkelheit zu verschwinden.

Eine gute Weile ging er auf und ab und trat dann auf die kleine Erhöhung hinter dem Steuerruder, wo ein so vortrefflicher Platz ist, um, an das eiserne Geländer lehnend, gedankenvoll auf das Meer hinauszuschauen.

Leider sind es nicht immer angenehme Gedanken, ja häufig sehr ernste, die uns bewegen, beim Ausschauen auf die unendliche Meerflut, besonders beim dämmerigen Schein einer Sternennacht, wo sich die Fahrbahn hinter dem Schiffe wie eine breite, silbergestickte Schleppe zeigt, wo uns das ruhige Athmen der jetzt so unbegrenzten See leicht melancholisch stimmt, wobei wir uns oft des Gefühls nicht zu erwehren vermögen, als entferne

uns jeder Umschwung der Schraube weiter von irgend einem Glücke, das uns vielleicht bis an's Ufer gefolgt ist und dort sehnend die Arme nach uns ausstreckt.

„Es ist immer die alte Geschichte," murmelte der Herr Stollberg unter ähnlichen Gedanken, „und es gibt Leute, die so unglaubliches Pech haben, daß sie ihr ganzes Leben lang ‚Wanderer frei nach Schubert' sind und die füglich als Devise nehmen könnten, was der Wiederhall zurückruft:

‚Dort, wo Du nicht bist, ist das Glück.'"

Er ließ sich auf einem dicken Tauring nieder, lehnte sich seitwärts an das Geländer, schlug die Arme übereinander und ließ, wie er häufig in ähnlichen Stimmungen zu thun pflegte, sein vergangenes Leben Revue passiren. Das heißt, immer nur einen kleinen Zeitraum von Jahren. „Von jenem Augenblick an," murmelte er vor sich hin, „wo ich eigentlich erst anfing, Mensch zu werden, wo ich zum ersten Male wahrhaft liebte und zum ersten Male betrogen wurde.

„Ah, jene Fahrt nach München, wo ich dieß göttliche Weib zum ersten Male sah, wo ich ihre Hand fassen und küssen durfte, wo mich der Veilchenduft, der ihrem wunderbaren Körper ent-

ſein Ende erreicht zu haben. Schlammgelb und trübe fließt der Guadalquivir dem Meere entgegen. Die Hügel, welche Sevilla umgeben, laſſen wir bald hinter uns, zu gleicher Zeit verſchwinden die hellen, freundlichen Dörfer, und als wir an einer Biegung bei den Orangenwäldern vorbeigefahren ſind, die uns noch vor einigen Tagen mit ſaftiger Frucht und ſüßem Duft gelabt, wird die Gegend vor uns immer flacher und langweiliger. Rechts und links ſieht man faſt nichts, wie Sand, Stoppelfelder und Halden, nur zuweilen angenehm unterbrochen von grünen Wieſen mit zahlreichen Pferde- und Rinderheerden. Eigenthümlich war es, daß wir auf dem Schiffe nur Spanier trafen, weder einen Franzoſen noch einen Deutſchen, ſelbſt nicht einmal einen Engländer; unſere Reiſegeſellſchaft dagegen hatte ſich um ein viertes Glied vermehrt, den Baron W., einen liebenswürdigen angenehmen Liefländer, der vollkommen deutſch ſprach, die halbe Welt kannte und viel zur Unterhaltung beitrug. Die ſpaniſchen Dampfer haben die bequeme Einrichtung, daß man zu jeder Stunde nach der Karte ſpeiſen kann, und braucht man ſich nicht wie auf dem Rheine zur Mittagszeit, oft wenn wir bei den ſchönſten Gegenden vorüberfahren, zur Abfütterung in die Cajüte zuſammentreiben zu laſſen. Gegen zwei Uhr Nachmittags erhoben ſich am fernen Horizont wieder einige Hügel, ſo wie am rechten Ufer Buſchwerk, namentlich Fichtenwaldungen; gleich darauf ſahen wir auch Bonanza und San Lucar, die beiden Gränzſtädtchen zwiſchen der Meerflut und dem Guadalquivir. Letzterer breitete ſich hier mit jeder Radumdrehung immer mehr und mehr aus: aus einem nicht zu breiten, beſcheidenen Fluſſe war er in kurzer Zeit zu einem gewaltigen Strome angewachſen, deſſen Ufer mit wahrer Haſt aus einander zu fliehen ſchienen. San Lucar iſt ein hübſches Städtchen mit gutem Hafen und ſchönen Mauthgebäuden. Die Salzflut hat hier ſchon die Oberhand, obgleich man das Flußwaſſer noch längere Zeit in einem dunkleren gelberen Streifen erkennt. Unterdeſſen haben ſich die Ufer ganz zurückgezogen, und daß wir im Meere angekommen ſind, bemerken wir an der plötzlich veränder-

strömte, betäubend umfing, — nie kann ich sie vergessen, jene kurze, selige Stunde von Augsburg nach München ohne Zwischenstation, ohne das neugierige Auge geschäftiger Kondukteure! Ach, jene Stunde — ohne befriedigenden Schluß, ohne süße Frucht, wo Sie in ihrer ganzen Lieblichkeit vor mir gaukelte, wie die gleichfalls unerreichbare Fata-Morgana entschwebend, verschwindend, während ich sehr fühlbar zurückgehalten wurde durch jenen biedern, bayerischen Polizeikommissär, der mich, als in einem Coupé mit jenem schönen, gefährlichen Weibe reisend, für einen sehr kompromittirten Polen hielt und einstecken wollte.

„Wie heißt es doch in der Martha?“ fuhr er nach minutenlangen, stillen Träumereien in seinem unhörbaren Selbstgespräche fort, „falsche Sirene, schillerndes Bild! — — jetzt erscheinend, die armen Sinne blendend, um dann wieder spurlos zu verschwinden — allerdings spurlos, aber doch in meinem Herzen Spuren hinterlassend, die einbrennen, wie glühende, flüssige Metalltropfen, und fortbrennen werden, so lange noch eine Faser hier zusammenhält. — — — Dann sah ich sie auf dem Pariser Weltmarkte wieder, ebenso plötzlich

und unverhofft, wie sie mir damals in München entschwunden war; bei jener Ausstellung, wo alle Welt zusammenströmte, und wenn auch dort ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit verderblich Das vollendete, was herzliches Entgegenkommen und Veilchenduft auf jener Eisenbahnfahrt begonnen, wenn Sie mich auch bei ihrem abermaligen Verschwinden zurückließ als ein Geschöpf ohne Seele, ohne Herz, ohne weitere Lust am Leben, so muß ich ihr bei alledem doch noch dankbar sein, daß sie mich von jenen Fesseln errettet, die ein ungeliebtes Geschöpf im Begriff war um mich zu schlingen, Fesseln, die, unheimlich kalt wie Schlangenringe, mich jedenfalls noch unglücklicher gemacht hätten, als da ich allein und einsam zurückbleiben mußte, jenem glänzenden Sterne nachschauend, der mir wohl für immer entschwunden ist."

Es war ein tiefer und so hörbarer Seufzer, der nach diesen schmerzlichen Betrachtungen willenlos seiner Brust entstieg, daß er fast erschrocken zur Seite blickte, um sich zu überzeugen, ob Niemand in der Nähe sei, vor dem er sich als nächtlicher Seufzer lächerlich gemacht. Das Verdeck hinter ihm hatte sich ganz geleert, und nur rechts vom Steuerruder, er befand sich links von dem-

selben, bemerkte er eine undeutliche Gruppe von zwei bis drei Personen, die wahrscheinlich, gleich ihm, durch die schöne Nacht hier oben festgehalten wurden.

Schärfer hinblickend, war es ihm lieb, daß seine trüben Gedanken durch die Aufmerksamkeit, die er Jenen schenkte, zerrissen, weßhalb er aus Dankbarkeit und auch wohl ein klein wenig aus Neugierde sein Augenglas einklemmte und nun einen Rohrsessel gewahrte, auf dem eine Dame, in einen dunklen Mantel gehüllt, ruhte, den Kopf zurückgelehnt, den ein leicht übergeworfenes Tuch so umhüllte, daß man, selbst wenn es nicht so dunkel gewesen wäre, auch nicht das Geringste von ihren Zügen gesehen hätte.

Neben ihr stand einer der Schiffsoffiziere, — er sah das Leuchten der Goldborte um dessen Dienstmütze, und neben ihm ein anderer Herr von hoher Gestalt, mit einem Fez auf dem Kopfe. Sie sprachen italienisch zusammen, was er an einzelnen, lauteren Worten, die die Herren sprachen, hörte, ohne aber, obgleich er dieser Sprache mächtig war, irgend welchen Sinn der Unterhaltung, der Entfernung wegen, verstehen zu können. Nur jetzt, als die Dame Etwas gesagt, worauf der Schiffs-

offizier ihr eine Antwort gab, merkte er, daß es sich um die Aufforderung, eine Cigarre zu rauchen, handelte, denn er sah den Herrn mit dem Fez ein Etui hervorziehen, während sich der Andere anschickte, ein Streichhölzchen zu entzünden.

Dann flammte das Licht auf, bei dessen Scheine Herr Stollberg es vermochte, die Gruppe zu betrachten, vielmehr die Dame allein, da ihm begreiflicherweise die Herren vollkommen gleichgültig waren. — Seltsam — wer könnte das sein? Der Mantel, der sie umgab, erwies sich als ein brauner goldgestickter Burnus, eine bunte, arabische, mit leuchtenden Gold- und Silberfäden durchschossene Coffieh bedeckte ihr Haupt, und da sie in diesem Augenblick ihren Arm erhob, um vor dem plötzlichen grellen Lichte die Augen mit der Hand zu schützen, bemerkte der scharf Beobachtende, daß das feine Handgelenk dieses schönen und vollen Armes einen jener schweren arabischen Goldreife umschloß, an denen zahlreiche Goldmünzen hängen und wie sie vornehme und reiche Orientalinnen zu tragen pflegen. Auch schien es ihm, als trüge sie unter dem Burnus eines jener phantastischen Jäckchen aus Shawlstoff mit Brillantknöpfen zusammen-

gehalten, doch mochte dies ebensogut eine phantasiereiche Vermuthung gewesen sein, denn als Herr Stollberg sich genau überzeugen wollte, erlosch das Licht und hüllte die Gruppe in um so tiefere Dunkelheit.

„Das ist jedenfalls kein uninteressanter Bestandtheil der Schiffsgesellschaft," dachte der junge Mann mit dem glücklichen Leichtsinn der Jugend, „und morgen früh schon einer Entdeckungsreise werth." Dann aber überkam ihn, vielleicht gerade durch den Anblick des schönen Armes da drüben, abermals ein trüber Gedanke an einen andern, nicht minder schönen Arm, weshalb er in leider wohl allzurichtiger Ideenzusammenstellung in die Nacht hinauswinkend leise die Worte sprach:

„Farewell, for ever!"

Er wandte sich seufzend ab, nicht ohne im Davongehen noch einen prüfenden Blick nach der Gruppe hinüberzuwerfen, und war einigermaßen erstaunt, jetzt dort drei leuchtende Punkte brennender Cigarren zu sehen.

Drunten in der Kajüte und noch mehr in seiner Kabine war es so dumpfig und schwül, daß Herr Stollberg es fast bedauerte, das Verdeck und die frische, angenehme Nachtluft schon verlassen zu

haben, doch war Mitternacht längst vorüber, weshalb er sich nach einigem Besinnen auf sein schmales Lager streckte, um in Kurzem das Soloschnarchen des Herrn Ramplacent zu einem Duette zu vervollkommnen.

II.

Ein schöner, klarer Morgen auf der See ist schon etwas Beneidenswerthes und lebt unverlöschbar in unserer Erinnerung, ja wie wir uns beim Herannahen gewisser Schwärmereien und Jugendthorheiten gern oder ungern erinnern, so bei jenem gewissen Duft, den Seewasser und Theer hervorbringen, oder auch bei einem stetig herüberstreichenden Wind und jenen gewissen weißen Wolkenstreifen am sonnenbeglänzten, dunkelblauen Himmel vermögen wir uns so leicht wieder das Bild eines solchen Morgens in's Gedächtniß zurückzurufen.

Wie leuchtend und schimmernd liegt die See ringsumher, ohne bei dem sanften Lufthauch eigentliche Wellen oder Wogen zu zeigen; vielmehr zieht der Dampfer durch glatte Flächen dahin, die sich in weiten Schwingungen heben und senken, die aber nicht stark genug sind, das mächtige Schiff zu bewegen, sondern die es nur murmelnd um-

ſpielen und ſich vor dem Buge neckiſch zu weißem Schaum aufkräuſeln.

Es hat ſo etwas feiertäglich Erhabenes, das einſame Schiff auf der weiten Waſſerfläche, und wenn wir auch noch am Horizonte drüben Bergzüge in zarten Duft gehüllt erblicken, fühlen wir uns doch wie losgelöst von Allem, was uns geſtern noch mit ſtarken Banden hielt, entrückt allen kleinlichen Verhältniſſen, ſind ſo gern geneigt, an die Wunder der Odyſſee zu glauben und hoffen ſelbſt auf artige Seeabenteuer.

Das Verdeck iſt ſorgfältig geputzt und wahrhaft einladend in der Reinheit ſeiner hellen Dielen, ſeiner hübſchen Bänke und ſonſtigen angenehmen Sitzgelegenheiten, welche in Form von bequemen Stühlen, Lehnſeſſeln, ja ſelbſt niedrigen Fauteuils von den Kellnern herbeigetragen und aufgeſtellt werden. Dazu bildet die dunkelblau leuchtende Waſſerfläche ringsumher eine ſo elegante Umgebung, mit der das Schiff zu kokettiren ſcheint, wenn es den Bugſpriet, allerdings kaum merklich, hebt und ſenkt, und wenn man ſieht, wie es anmuthig geputzt, mit angeſtrafften Tauen, ſeinen zierlichen Baluſtraden, den blanken, ſchimmernden Meſſingbeſchlägen, den flatternden Wimpeln und Flaggen,

über das Wasser dahingleitet. Selbst der schwere, mürrische Schornstein hat unter den leuchtenden Sonnenstrahlen eine freundlichere Miene angenommen und läßt seine Rauchmassen nicht so schwarz und qualmig, wie gewöhnlich, erscheinen, sondern mit einem gewissen Chic, langgestreckt, wie einen Nebelstreifen, hinter sich dreinziehen, wobei, wenn der Lufthauch diesen Nebelstreifen ein klein wenig zur Seite drückt, er gerade so aussieht, wie die seitwärts flatternden Bänder am Hute eines flotten Burschen.

Für die Passagiere, die sich nach und nach auf dem Verdecke einfinden, ist dieß übrigens sehr angenehm, da sie nicht zu befürchten brauchen, von herabsteigenden Rußatomen belästigt zu werden, und da, wie schon vorhin gesagt, die Sonne hell und warm vom Himmel scheint, der Dampfer auch so gut wie gar keine verdächtigen Bewegungen macht, so ist das Verdeck in kurzer Zeit zu einem Salon umgewandelt, oder wenigstens zu einem Versammlungsort fast sämmtlicher Reisenden, wo man frühstückt, in Gruppen zusammensitzt und plaudert, oder seine Cigarre rauchend auf- und abgeht.

Herr Stollberg hatte gut, fest, nur etwas zu

lange geschlafen, denn als er erwachend um sich schaute, sah er seinen Kabinengenossen Monsieur Ramplacent schon vollständig angekleidet vor dem Spiegel stehen und im Begriffe, der Schwärze seines Bartes durch sanftes Bestreichen mit einem kleinen Bürstchen nachzuhelfen, weßhalb er, um dieß Toilettengeheimniß nicht indiskret zu unterbrechen, noch ein paar Minuten hinter dem Vorhange seines Lagers verharrte, bis er sich durch einige Töne des Wohlbehagens und der Befriedigung nach gut verbrachter Nacht bemerkbar machte.

„Das heiße ich beneidenswerth geschlafen," sagte Herr Ramplacent, seinen langen Knebelbart glättend, „doch bin ich erfreut, Ihnen in der Toilette zuvorgekommen zu sein, damit ich Ihnen jetzt die ganze Kabine zur Verfügung stellen kann. Ich werde die Ehre haben, Sie droben zu erwarten, und Sie, wenn es Ihnen recht ist, Herr Stollberg, mit meiner Reisegesellschaft bekannt machen."

Damit verließ er, freundlich grüßend, die Kabine, worauf Herr Stollberg gleichfalls anfing, seinem äußern Menschen jene Beachtung zu schenken, die ihn befähigt, mit einigem Interesse betrachtet

ten Bewegung des Schiffes, ſo wie an einem friſchen Seewinde, der uns wohlthuend entgegenweht und die dunkelblauen Wellen auf und ab tanzen macht. Da ſich aber zu gleicher Zeit unſer Dampfer ebenfalls zu freuen ſcheint an der unermeßlichen Waſſerfläche, die ſich vor uns ausdehnt, und dabei etwas heftiger tanzt und ſtößt, ſo wird manche rothe Wange blaß, manche Naſe ſpitzig und viele Augenpaare, die noch vor einer halben Stunde glänzten und ſchelmiſch blitzten, nehmen jene unruhigen ſtarren Blicke an, die in dieſem Falle immer die Vorboten der leidigen Seekrankheit ſind. Daß ich bei meinen vielen Meerfahrten nie darunter gelitten, kam mir heute wieder einmal trefflich zu Statten, denn während die meiſten Paſſagiere in ängſtlicher Haſt Sophas und Stühle ſuchten, ſtellte ich mich an das Bugſpriet des Schiffes, entzückt auf die große Bai von Cadiz blickend, die ſich mit Einem Male von Rota aus majeſtätiſch vor uns aufrollt, ſowie auf die Stadt ſelbſt, eine Königin der Meere im Wittwenſchleier, die nun plötzlich glanzvoll vor uns erſchien.

Schon öfters las ich und ließ mir erzählen, Cadiz gleiche, vom Meere aus geſehen, Venedig. Etwas iſt ſchon daran, denn ſie, ſowie die ſogenannte Inſel Leon, welche durch den Fluß Arillo von Cadiz getrennt iſt, hängt mit dem Feſtlande nur durch eine lange Erdzunge zuſammen und ſtellt ſich ſo als eine große Inſel, oder wie Venedig mitten in's Waſſer hinein gebaut dar; aber die Anſicht der Stadt mit ihrer Färbung iſt hier ganz anders, wie dort die der Lagunenſtadt. Venedig liegt im trüben Waſſer, aus welchem ſich graue Häuſermaſſen und ernſte Thürme und Kuppeln erheben, ein gewaltiger aber etwas düſterer Anblick. Cadiz dagegen taucht glänzend und ſtrahlend wie ein Brillant aus der blauen Flut hervor. Es iſt das ein Anblick von ſo eigenthümlichem Charakter, der ſich unauslöſchlich der Erinnerung einprägt; wir haben ein Bild vor uns ohne allen Schatten, ohne alle mildernden Zwiſchentöne, mit einer Fülle von Licht übergoſſen, welche das Auge blendet. Auf einem wunderbaren Hintergrunde von dem dunkel ſtrahlenden Himmel und dem tiefblauen Meere gebildet,

zu werden. Er ordnete zu diesem Zwecke sein auffallend volles, blondes Haar auf's Sorgfältigste, widmete seinem schönen Barte die gebührende Aufmerksamkeit und legte ein nach Matrosenart gefertigtes, dunkelblaues Hemd mit weitem Kragen an, der von einem rothseidenen Tuche vermittelst eines Schifferknotens und ganz passend für eine Seefahrt zusammengehalten wurde; ebensowenig sein Jaquet, als auch seine ziemlich weiten, hellen Beinkleider boten dazu etwas Störendes, und als er seinen Anzug durch einen kleinen, äußerst koketten Matrosenhut, sowie ein Paar hellgrauer Handschuhe von dänischem Leder vervollständigt hatte, hätte man ihn füglich für einen jungen, hübschen Seeoffizier in passendem Civil halten können.

Er selbst hatte auch Etwas von den Gefühlen eines Seefahrers, und zwar eines solchen, der auf einer Entdeckungsreise begriffen, gerade an einer Insel gelandet ist, wo sein Forschungsdrang außergewöhnliche Befriedigung hoffen darf.

Das Verdeck ließ sich gar nicht so übel an, wie Herr Stollberg beim ersten Blicke sah, als er nach behaglich eingenommenem Kaffee langsam die Kajütentreppe aufwärts stieg. Er bemerkte sehr anständig, ja sogar vornehm aussehende Männer,

manche mit bunten Ordensbändchen, einige darunter sogar von sehr würdevollem Aeußern. Ja, als er vorbeischritt, hörte er herüber und hinüber die Titulatur „Excellenz" schwirren und vernahm, daß an Hof-, Ministerial- und Legationsräthen, an Generälen, Obersten, Letztere natürlich in Civil, durchaus kein Mangel war. Einige dieser Herren waren mit Büchern und Landkarten beschäftigt, Andere aber spazierten plaudernd hin und wieder, oder lehnten an der Balustrade, um auf das sonnenbeglänzte Meer hinauszuschauen. Auch was die Damentoiletten anbelangte, auf welche sich Herr Stollberg vor der Hand nur einen flüchtigen Blick erlaubte, so war schon Einiges da, dem eine kleine Aufmerksamkeit gegönnt werden konnte. Jedenfalls aber beschloß unser Reisender, sich zuerst einen günstigen Standpunkt zu wählen, um das Ganze kritisch zu überschauen und darnach die Direktion seiner Spaziergänge einzurichten, zu welchen Beobachtungen sich am besten der Platz am Steuerruder eignete, wo er, malerisch an die Balustrade gelehnt, das Ganze am besten überschauen konnte.

Da drüben, neben dem Eingang zur Kajüte befand sich auch Herr Ramplacent bei seiner Reise-

gesellschaft, welche Herr Stollberg, ehe er sich da unüberlegt in Bekanntschaften einließ, durch sein Augenglas zu rekognosziren beschloß; doch verdeckte ihm der breite Rücken seines Schlafgefährten die ganze übrige Gesellschaft, drei Personen, zwei Herren und eine Dame, von denen er nur einen der Erstern deutlich sah, wahrscheinlich der Neffe des Herrn Rampiacent, ein schmächtiger, noch sehr junger Mensch mit wachsbleichen Gesichtszügen, etwas hohlen Augen und mit einem kaum sichtbaren schwarzen Flaum auf der Oberlippe; die Dame hatte einen breiten Strohhut, mit brennend rothen Mohnblumen verziert, auf dem Kopfe, weßhalb er, besonders da sie vorübergebeugt saß, von ihrem Gesichte Nichts sehen konnte, ebensowenig wie von den Zügen des andern Herrn, der trotz des warmen Sonnenscheines in einen Plaid gehüllt war.

Eine größere Beachtung, als diese Gruppe, schien ihm eine andere zu verdienen, bestehend aus einer ältern Dame mit zwei hübschen, jungen Mädchen, alle Drei auffallend elegant gekleidet, bei denen ein paar Herren standen, die aber nach Art, Haltung, sowie der etwas schüchternen, ja fremden Art, mit der sie sprachen, offen-

bar erſt Bekanntſchaften des heutigen Morgens waren.

Nach dieſen ſtreifte ſein Auge eine einzelne Dame, deren ſchlanke Figur äußerſt vortheilhaft erſchien, da ſie augenſcheinlich nicht ohne Koketterie mit ihrer rechten Hand eines der Taue über ihrem Haupte gefaßt hatte, wobei ſie, ſich etwas durchbiegend, ſehr angenehme Rundungen ihres Körpers ſehen ließ. Sie war mit einer auffallenden, einfachen Eleganz gekleidet, Grau mit Blau, trug ein gleichfalls graues, ungariſches Sammethütchen, unter dem die Wellen ihres braunen Haares in ganz außerordentlicher Fülle hervorquollen, und zeigte unter ihrem kurzen Rocke zierliche Schnürſtiefelchen von beinahe kindlichen Formen.

Hätte Herr Stollberg nicht gewußt, daß ſich bei der Geſellſchaft des Herrn Ramplacent nur die eine Dame mit dem breiten Strohhut und den rothen Mohnblumen befand, ſo würde er auch jene noch dazu gerechnet haben, und zwar, weil der junge Neffe ſeines Schlafgefährten die Augen zuweilen in auffallender Weiſe nach jener jungen Dame wandte, nicht aber, ohne vorher einen ſchüchternen Blick auf den Strohhut mit den rothen Mohnblumen herabgeſenkt zu haben.

Doch hatte er begreiflicherweise kein besonderes Interesse für das Anschmachten jenes jungen Mannes, ja nicht einmal für die Dame mit den kindlichen Schnürstiefeln, in Wahrheit nicht für die ganze Gesellschaft, die sich auf dem Verdecke befand, und wenn seine Blicke trotzdem spähend darüber hinflogen, so hoffte er irgendwo jene andere Dame zu sehen, die ihm gestern Nacht und eigentlich durch gar nichts Besonderes ein unerklärliches Interesse eingeflößt; ja er glaubte, den schönen, vollen Arm mit dem schweren, goldenen, orientalischen Reif um das feine Handgelenk heute Nacht im Traume gesehen zu haben, und nicht nur diesen Arm allein, sondern die ganze Gestalt eines schönen Weibes, dessen heiße Augen trotz des dichten Schleiers ihn seltsam beunruhigt, und die, ehe sie ihm entschwand, den Zeigefinger der rechten Hand bedeutungsvoll auf jenes goldene Armband gelegt.

„Pah! Ein Traum, der sehr natürlich ist," dachte Herr Stollberg, „denn ich erinnere mich wohl, wie ich mich vor dem Einschlafen mit allerlei kindischen Ideen beschäftigte, mit Haremsbildern, die uns auf einer orientalischen Reise unbewußt umgaukeln, wobei ich indessen nicht so dumm bin, um auch

nur irgend Etwas von jenen morgenländischen Erzählungen zu glauben, wo dem gut aussehenden Europäer" — hier streichelte Herr Stollberg seinen vollen Bart — „die aus dem Gitterfenster herabgeworfene Rose sagt: ‚Folge getrost und zu süßem Glücke Derjenigen, welche Dir eine ähnliche Rose zeigt.' Doch wäre es immerhin pikant, hier auf dem Dampfer eine solche morgenländische Bekanntschaft anzuknüpfen; jedenfalls aber wollen wir unsere Entdeckungsreisen über und unter Deck fortsetzen."

Vor der Hand aber kam er auf diesen Entdeckungsreisen nicht weiter, als bis zum Kajüteneingange, denn als er sich dort sachte vorüberschleichen wollte, um von seinem Kabinekameraden nicht gesehen zu werden, — es drängte ihn durchaus nicht, jetzt schon die Bekanntschaft der übrigen Gesellschaft zu machen, — blickte Herr Ramplacent zufällig zur Seite und sprang augenblicklich von seinem Sitz auf, um ihn herbeizuschleppen, wobei der Andere so gute Miene zum nicht ganz angenehmen Spiele machte, daß es gerade so aussah, als könne er kaum den Augenblick erwarten, um die Bekanntschaft der Dame mit dem großen Strohhut und den leuchtenden Mohnblumen zu machen,

weßhalb er ſchon dieſſeits des Einganges zur Kajüte ſeinen Hut abnahm, mit den Fingern durch ſein blondes Haar fuhr und dann jene freundliche Miene annahm, die den Betreffenden unſer Wohlbehagen anzeigt, ihre Bekanntſchaft zu machen.

So trat er näher, während die Dame Etwas an dem Plaid des einen Herrn neſtelte und erſt aufſchaute, als Herr Stollberg dicht vor ihr ſtand.

— — „Gerechter Gott!“ — —

Dieſer oder ein ähnlicher Ausruf höchſter Ueberraſchung erklang von den Lippen der Dame, während Herr Stollberg mit einem Geſichtsausdrucke ſtehen blieb, den wir unwillkürlich anzunehmen pflegen, wenn wir plötzlich einen durchdringenden Stich in unſerem empfindlichſten Hühnerauge ſpüren.

„Seltſames Wiederſehen!“ tönte es jetzt wie ein Echo des erſtern, ſchmerzlichern Ausrufes von den Lippen des jungen Mannes, der ſich indeſſen alsbald wieder gefaßt hatte, und der Dame eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machend, dem Herrn im Plaid ſeine Hand reichte, dieſelbe kräftig ſchüttelte und dabei ſagte: „Welch unvermuthetes und angenehmes Zuſammentreffen, mein werther Herr Schnecke, faſt mehr als ein Zufall, man könnte das eine Fügung des Schickſals

nennen, welche ſich darauf kaprizirt, Bekannte, die man total aus den Augen verloren, wieder auf ſo höchſt ergötzliche und gänzlich unverhoffte Art zuſammenzubringen, und nicht nur auf einen flüchtigen Augenblick, ſondern für eine mehrtägige Reiſe, worauf ich mich ganz beſonders freue."

Er gebrauchte dieſen Schwall eigentlich unter ſolchen Verhältniſſen nichtsſagender Worte, um der Dame Zeit zu laſſen, ſich zu ſammeln, ſowie ihr vor Ueberraſchung etwas verzogenes Geſicht wieder zu glätten, auch um ſelbſt wieder völlig in's Gleichgewicht zu kommen, denn es hatte ihn doch ganz eigenthümlich angemuthet, ſo gänzlich unverhofft jenes Weſen wieder zu ſehen, das er vor Jahren geliebt, — doch nein, den Vorwurf brauchte er ſich nicht zu machen, von dem er vielmehr geliebt worden war, das ihm durch eine Verkettung eigenthümlicher Verhältniſſe verlobt wurde, dann von einem günſtigen Geſchick wieder genommen und das er vor zwei Jahren zum letzten Mal auf der Pariſer Weltausſtellung geſehen. In jenem unvergeßlichen Augenblicke, wo ſie in der Nähe jenes metallenen, koloſſalen Froſches, der, die Mandoline an ſein Herz gedrückt, ſchwärmeriſch die Augen zum Himmel erhoben hatte, dieſer ſelbigen Schnecke,

die jetzt hier im Plaid gehüllt vor ihm saß, ihre Liebe gestanden und versprochen, die Seinige zu werden.

Ach, dieses Wiedersehen hier hatte für Herrn Stollberg etwas recht Schmerzliches, nicht als ob er sich über ihren Verlust nicht zu trösten vermocht, — im Gegentheil, er hatte das wie ein Glück, er hatte das wie die Sprengung einer drückenden Fessel empfunden, hatte seine Freiheit wieder erlangt und damit die volle Berechtigung, nach jenem glänzenden Sterne zu schauen, der gerade zu jener Zeit so glückverheißend für ihn aufstieg, um sich aber alsdann in einen trügerischen Kometen zu verwandeln, der von seiner Sphäre ab in weite, für ihn unerreichbare Fernen verschwand.

So dachte er, ohne daß dadurch eine Stockung in den gewöhnlichen Phrasen eines Bewillkommnungs- und Vorstellungsgespräches entstanden wäre.

„Ah, Sie sind also alte Bekannte," sagte Herr Namplacent.

„Gewiß, und freue mich Erinnerungen fernliegender Tage austauschen zu können. Wie befindet sich Herr Brutzer, gnädige Frau, mein verehrter und würdiger ehemaliger Prinzipal?"

„Danke gütiger Nachfrage; so wohl, daß er

ſich faſt entſchloſſen hätte, gleichfalls mit uns nach Egypten zu gehen.“

„Zur Kanaleröffnung, wie Sie?“

„O, nein,“ entgegnete Frau Thusnelda Schnecke, wobei Etwas wie ein Seufzer ihren Buſen hob, in der That bemerkbar hoch, wie Herr Stollberg mit einiger Verwunderung und dabei zu gleicher Zeit bemerkte, wie die ehemalige dürre Tochter ſeines Prinzipals in auffallender Weiſe an behäbiger Rundung zugenommen hatte, während man das von dem Herrn Schnecke nicht ſagen konnte, der ſich vielmehr ziemlich gleich geblieben war, ja durchaus nicht ſchlechter ausſah, als damals, weßhalb unſer Reiſender auch mit einiger Verwunderung deſſen Gattin nach jenem Seufzer weiter ſagen hörte: „Es iſt nicht die Kanaleröffnung, die uns zu einer ſo weiten und koſtſpieligen Reiſe veranlaßt, ſondern die Aerzte wünſchten, — die Aerzte glaubten, — daß einige beunruhigende Symptome meines lieben Mannes in Folge eines Winteraufenthaltes in dem milden egyptiſchen Klima gänzlich wieder verſchwinden würden.“

„Ach, ja, ich erinnere mich,“ ſagte Herr Stollberg in einem Tone, der etwas verwundert klang, „von Herrn Ramplacent Aehnliches gehört

welches die Sonnenſtrahlen in tauſendfachem Glanze zurückwirft, erheben ſich ſchneeweiße blendende Mauern, eben ſolche Wälle und Häuſer mit flachen Dächern, alles in graden ſcharfen Linien, die ſich aufs Beſtimmteſte von dem Himmel abheben; dazu entdeckt man bei der Stadt noch auf den kahlen ſchneeweißen Dünen rings um die Bai weder Baum noch Strauch und bemerkt nur, wie leuchtende Punkte die Gebäude von Puerto de Santa Maria, Puerto real, la Carraca und San Fernando, die am Ufer hin zerſtreut liegen.

Der Hafen von Cadiz war einſt der größte und bedeutendſte Seehafen Spaniens, und hier drängten ſich die goldbeladenen, amerikaniſchen Galionen. Hier wurden im Jahr 1790, als ſchon die ſpaniſche Seemacht anfing zu verfallen, noch dreißig Linienſchiffe ausgerüſtet. Ja, Cadiz iſt eine Königin der Meere im Wittwenſchleier! Aber obgleich von den koſtbaren, ihr zinsbaren Gütern faſt nichts mehr vorhanden iſt, blieb ſie dennoch eine ſehr reiche Wittwe. Freilich hört man viel reden von dem Verfalle von Cadiz, von der Abnahme ihres Handels, und daran iſt viel Wahres; doch kann eine Stadt, die mehrere hundert Jahre lang den reichſten Verkehr der Welt für ſich ausbeuten konnte, wo Generationen auf Generationen Schätze häuften, wohl durch Abnahme des Handels einigermaßen leiden, aber gewiß nicht verarmen. Und ſo ſieht auch Cadiz durchaus nicht aus. Der ganze Anblick der Stadt, der Straßen und Gebäude zeugt von Wohlſtand und Reichthum, und wenn man die ſchneeweißen, friſch angeſtrichenen Häuſer ſieht mit ihren zierlichen Balcons, und auf ihnen ſchöne lachende Damen und Mädchen, ſo könnte man glauben, Cadiz feiere täglich irgend einen Feſttag. Was aber hier verfallen iſt, geſchah durch Schuld der Regierung. Die Feſtungswerke rings empor aus dem Meere aufgemauert, die reichen Artillerieetabliſſements, Kaſernen und Kaſematten ſind heute freilich ganz vernachläßigt und in ſchlechtem Zuſtande.

Als wir am Hafen anlegten, ſtellte ſich uns der Wirth einer ſogenannten engliſchen Penſion vor, und da wir in Sevilla

zu haben, hätte aber nimmer gedacht, daß unſer verehrter Herr Schnecke leidend ſein könne."

„Na, hären Se, mein Guteſter," erwiederte Dieſer etwas ungeduldig, „ſe machen's noch ärger, als es wirklich iſt — weeß der liebe Gott —"

„Wie Du ſo ſprechen magſt," ſagte hierauf Frau Thusnelda in ernſtem Tone, „wer iſt es denn, der beſtändig klagt, der ſich ſtets müde fühlt und ſo häufig an Entkräftung leidet?"

„Ja, aber —"

„Kein Aber, mein lieber Jakob, — Du weißt ſehr wohl, was die Aerzte Dir verordnet und haſt noch geſtern ſelbſt eingeſtanden, wie auffallend gut Du Dich in dem warmen italieniſchen Herbſte befunden haſt."

„So haben Sie eine weitere Reiſe gemacht?" fragte Herr Stollberg.

„Wir gingen über den Brenner, blieben in Verona, Venedig und Trieſt, wo wir mit Herrn Ramplacent, einem Freunde meines Mannes, der ſchon vorausgereist war, zuſammentrafen. — Herr Ramplacent iſt invité des Vizekönigs von Egypten."

„Ich weiß das bereits," ſagte Herr Stollberg, ſich mit einem kurzen Lächeln verneigend, und ſetzte dann fragend hinzu: „Und in geſchäftlicher Hin-

ſicht, mein lieber Herr Schnecke, iſt es Ihnen, wie ich neulich zufällig erfahren, eigentlich nicht zufällig, denn ich pflege mich häufig nach werthen Bekannten zu erkundigen, vortrefflich gegangen, und Sie haben Ihr großes Geſchäft in Zwickau bedeutend ausgedehnt."

„Allerdings, allerdings, und ich bin unſerem Freunde Ramplacent in dieſer Beziehung zu großem Danke verpflichtet, denn auch darin hat er mich auf's Kräftigſte unterſtützt."

„Ich dachte, Sie wären Photograph?"

„Gewiß," — erwiederte der Betreffende, indem er lächelnd ſeinen langen Knebelbart ſtrich, „doch haben wir früher etwas in die Baumwollenbranche hineingeſchmeckt und das, was wir dabei gelernt, zu Gunſten unſeres Freundes Schnecke verwandt, ſo daß er jetzt ſeine Fabrik feiner baumwollener Waaren rationell nach franzöſiſchen Vorbildern betreibt, und werden wir," fuhr er auf ein freundliches Lächeln Frau Thusnelbens fort, „in Kurzem ſo weit gekommen ſein, um in Kattun und Mouſelinen mit dem Elſaß konkurriren zu können, es iſt das allerdings von mir eine ſehr uneigennützige Verleugnung meines ſchönen Vaterlandes, doch, was thut man nicht einem Freunde zulieb."

Frau Thusnelda dankte ihm mit einem warmen Blicke, während die undankbare Schnecke vor sich hinbrummelte: „Haben aber sehr viel Geld gekostet, diese neuen Einrichtungen, und was die Konkurrenz anbelangt, so — wol—len wir erst —“ hier verloren sich seine Worte in ein unverständliches Murmeln, von dem übrigens Frau Thusnelda genug verstanden hatte, um mit erhobener Nase zu sagen: „Du bist stets ungerecht, Jakob, und vermagst es leider nicht über Dich, die Verdienste unseres werthen Freundes so anzuerkennen, wie es Deine Schuldigkeit wäre. — Was hat Herr Ramplacent nicht Alles für Dich gethan, — ich versichere Sie, Herr Stollberg, Sie würden den früher so kleinen Geschäftsbetrieb des Hauses Schnecke in Zwickau nicht wiedererkennen, — gibst Du mir darin Recht, Jakob, oder nicht?“

„Allerdings — aber —“

„Kein Aber, mein Lieber; Du warst noch vor zwei Jahren ein unbedeutender Besitzer weniger Webstühle und bist jetzt der zweitgrößte Fabrikant von Zwickau, ein reicher und sehr angesehener Mann.“ Sie sagte das ihrem ehemaligen Verlobten gegenüber ebenso wenig ohne Absicht, als indem sie, speziell gegen Diesen gewendet, mit einem

kurzen Lächeln fortfuhr: „Woraus Sie sehen, daß sich meine Verhältnisse glänzender gestaltet, als ich erwarten konnte, trotzdem der Reichthum meines Vaters auch nicht zu verachten ist.“

Herr Stollberg verneigte sich schweigend, weil er darauf nichts zu sagen wußte und auch, weil Frau Thusnelda keine Erwiederung zu erwarten schien, denn sie wandte sich rasch gegen den jungen Menschen an ihrer Seite, der sich während des vorhergehenden Gespräches damit beschäftigt hatte, nicht nur nach der jungen Dame mit den koketten Schnürstiefelchen hinüberzuschauen, sondern auch allerlei Zeichen und Pantomimen versucht, zum Beispiel den Flaum seines Bartes unter Berührung der Lippen mit seinem Zeigfinger nach rechts und links gestrichen, auch wohl diesen Zeigfinger auf den Mund gelegt, ja ein paarmal die Stelle auf der Brust berührt, wo er sein Herz vermuthete.

Herr Stollberg, dem so Etwas nicht leicht entging, hatte es aus den Augenwinkeln bemerkt, wahrscheinlich auch Frau Thusnelda, denn sie hätte doch sonst keine Veranlassung gehabt, mit einem strengen Blick und etwas hartem Tone zu sagen: „Kommen Sie näher, Raoul, ganz hierher, wenn ich bitten

darf, damit ich Sie, wie es sich gehört, einem Bekannten unseres Hauses vorstellen kann. — — Herr Raoul Rampplacent, der Neffe unseres verehrten Freundes."

Dann zeigte sie auf Herrn Stollberg und fuhr mit einem etwas boshaften Lächeln und in fragendem Tone fort: „Irre ich mich vielleicht, wenn ich Sie einfach als den Herrn Stollberg bezeichne — Handlungsreisender?"

„Lassen Sie es einfach dabei bewenden, gnädige Frau," erwiederte der junge Mann mit einem heitern Gesichtsausdruck. „Wenigstens war es ehemals so, und erweckt vielleicht in dem Gedanken der Vergängenheit sowohl in Ihnen, als in mir angenehme Erinnerungen."

„Ah, mein Lieber," rief dagegen Herr Rampplacent, „man muß in der Welt nicht zu bescheiden sein, ich wenigstens halte es für eine Ehre, meine Kabine mit einem Vertreter des berühmten Hauses Krupp in Essen zu theilen."

„Ei, ei, sieh da," warf Herr Schnecke gutmüthig ein, „das freut mich, und können Sie darauf ebenso stolz sein, als wenn Sie noch bei meinem Schwiegervater wären oder ein eigenes Kohlengeschäft angefangen hätten."

„Du weißt ganz genau," ſagte Thusnelda in kaltem, etwas verächtlichem Tone, „daß das Haus Brutzer nicht mehr in Kohlen macht, ſondern dieſe Branche dem alten Lindenſchmid übertragen hat."

„Meinem guten Freunde Lindenſchmid," rief Herr Stollberg, — „was macht er, — alſo geht es ihm gut?"

„Beziehungsweiſe ja," gab Herr Schnecke zur Antwort, indem er mit etwas düſterer Miene vor ſich niederſchaute, — „doch hat er die Thorheit begangen, ſich zu verheirathen."

„Das nennſt Du eine Thorheit, Jakob?"

„Herr Schnecke meint, in Lindenſchmid's Jahren, wo es allerdings ein bischen gewagt iſt."

„Er hatte das Glück, eine ſehr brave Frau zu bekommen," ſprach Frau Thusnelda, die Augenbrauen emporziehend, — „ein nicht mehr ganz junges Mädchen, das ich meiner Freundſchaft würdigte."

„Ah, in dem Falle!"

„Ja, es war ein Fall, wie ſo viele ähnliche," meinte Herr Schnecke mit der Miene eines Dulders, doch mochte er vielleicht einen ſehr verſchärften Blick ſeiner Gattin aufgefangen haben, denn er beeilte ſich, das Geſpräch auf ein anderes Thema

zu bringen, indem er mit einem Tone, der luſtig klingen ſollte, ſagte: „Na, hären Se, Herr Stollberg, Sie waren allerdings von jeher ſo en kleenes Luder, aber daß Se es in ſo kurzer Zeit zu 'nem farbigen Ordensbändchen gebracht haben, iſt doch höchſt wunderbar. — Na, ich gratulire!“

„Die Ehrenlegion?“ fragte Herr Ramplacent, nicht ohne einen kleinen Anflug von Neid.

„Es iſt der belgiſche Leopoldorden,“ erwiederte Herr Stollberg und ſetzte in beſcheidenem Tone hinzu: „den ich vielleicht unverdienterweiſe nach einer Verhandlung mit dem belgiſchen Kriegsminiſterium erhielt.“

„Et nommé Monsieur le chevalier,“ ſprach Herr Ramplacent in freundlich anerkennender Weiſe.

„Für uns Herr von Stollberg. Es freut mich das in der That,“ ſagte Herr Schnecke gutmüthig.

Auch Frau Thusnelda machte eine leichte zuckende Bewegung mit dem Kopfe, worauf ſie ſich raſch erhob und, dem jungen Raoul ihren Arm bietend, einen Spaziergang auf dem Verdeck vorſchlug, eine Aufforderung, der auch Herr Ramplacent Folge leiſtete, indem er ſich an ihre andere Seite begab.

Herr Schnecke blieb, an die Wand des Ka-

jüteneingangs gelehnt, ſitzen, und da Herr Stollberg glaubte, daß nun der Höflichkeit und der Erinnerungen vergangener Zeiten genügende Opfer gebracht worden wären, ſo wollte er ſich mit einer freundlichen Verbeugung zurückziehen, fühlte ſich aber von der Hand des guten Sachſen am Rocke feſtgehalten, wobei er ihm zuflüſterte: „Na, hären Se, mein Guteſter, haben Se's doch nicht gar ſo eilig, nachdem Se einen alten Bekannten kaum ein paar Minuten eigentlich gar nicht begrüßt, wie es ſich gehört, denn bei Denen da," hier deutete er verſtohlen mit dem Daumen auf die drei Spazierengehenden, „kann doch von einer kordialen Begrüßung nicht die Rede ſein, — — und es drängt mich recht, Ihnen in Gedanken an vergangene glückliche Zeiten recht die Hand zu drücken. — Setzen Se ſich zu mir her!"

„Mit Vergnügen, und auch mich würde es freuen, an jene Zeiten unſeres pariſer Aufenthaltes denkend, Einiges zu plaudern, wenn ich nicht befürchten müßte, daß Ihnen das Reden zu anſtrengend und nicht zuträglich ſein könnte."

„Na, nun kommen Se mir auch mit ſolche Dummheiten," erwiederte Herr Schnecke, offenbar im Tone der Entrüſtung, wobei er ſeinen Plaid durch eine

haſtige Bewegung von den Schultern herabwarf, und ſich aufrichtend, mit einer Stimme fortfuhr, die durchaus keine krankhafte Schwäche hören ließ: „Sehe ich denn aus wie ein Kranker, wie ein Bruſtleidender? — geben Se mir eine gerade, runde und ehrliche Antwort.“

Nun hatte allerdings Herr Stollberg eine ähnliche, in Betreff des Herrn Schnecke ſchon an ſich ſelbſt geſtellte Frage dahin beantwortet, daß er denſelben durchaus nicht anders ausſehend fände wie damals zur Zeit der pariſer Ausſtellung. Stärker war er allerdings nicht geworden, doch bemerkte man weder etwas von kurzem, beſchwerlichem Athem an ihm, noch eine unheimlich krankhafte Röthe auf den Wangen, noch jenen Glanz der Augen wie bei ähnlichen Kranken, weßhalb Herr Stollberg ſeiner vollſten Ueberzeugung gemäß und deßhalb auch mit dem Ausdrucke der Wahrheit ſagen konnte, er fände ihn gänzlich unverändert, wobei er hinzuſetzte, daß er allerdings nach den Worten der Madame Schnecke ein verborgenes Leiden hätte annehmen müſſen und ſich dieſes zuſammengereimt habe mit der gemeinſchaftlichen Reiſe nach Egypten.

Doch verzog der gute Sachſe bei dieſen Worten

ſein Geſicht, als verſpüre er im hohlſten ſeiner Zähne ein plötzliches Reißen, erhob auch ein wenig die zuſammengeballte Hand, doch nicht über Schenkelhöhe, wobei er in einem grimmigen Tone ſagte: „Ja, dieſe gemeinſchaftliche Reiſe iſt mir allerdings aufdisputirt worden eines geheimen Leidens wegen, von dem ich aber auch drüben keine Heilung finden werde; eines, das ich wohl fühle, von dem mich aber alle Klimas und alle Aerzte der Welt nicht kuriren können — — vielleicht aber Sie," ſetzte er, aber ſo undeutlich hinzu, daß es der Andere nur für ein Gemurmel hielt und demzufolge erwiederte: „Heilung gibt es faſt für Alles, mein lieber Herr Schnecke, und man muß nur ſeinen Zuſtand nicht für ſchlimmer halten, als er wirklich iſt, — allerdings auch Krankheitsſymptome nicht zu gering anſchlagen, und darin, dem liebenden Auge der Gattin vertrauend, glauben wie unſer größter deutſcher Dichter ſagt:

‚Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth.‘"

„Bleiben Se mir vom Leibe mit unſerem erſten deutſchen Dichter," rief Herr Schnecke grimmig, „ich habe genug von ſeinen Ach und Os gelitten, wenn ſie mir zum Uebermaß citirt worden ſind —

von dieſem Hauſe Gutes gehört, ſo folgten wir ſeiner Einladung. Sehr ergötzlich war am Landungsplatze ein Kerl in vollkommener, glänzender Majotracht, der eine Art Hafenkommiſſär zu ſein ſchien; er beſtimmte, was jeder Laſtträger von den Effekten des Dampfers aufladen ſollte, gab ſich ein ungeheures Anſehen und ſtocherte dabei beſtändig die Zähne mit einem ſilbernen Zahnſtocher.

Unſer Gaſthof lag an der Alameda, die ſich vor unſern Fenſtern dicht am Meere hinzieht. Auf die liebe blaue Flut hatten wir eine unvergleichliche Ausſicht.

Cadiz hat keine beſonderen Merkwürdigkeiten aufzuweiſen, ſelbſt nicht einmal mehr einen ächt ſpaniſchen Charakter; von Ueberbleibſeln aus der Maurenzeit ſieht man ſo gut wie gar nichts; doch iſt es eine behagliche freundliche Stadt, wozu wohl die hohen, reinlichen Häuſer, alle ſchneeweiß angeſtrichen, und die mit zierlichen Blumen beſetzten Balcons das meiſte beitragen. Faſt ſämmtliche Wohnhäuſer haben Terraſſen, auf denen ſich häufig noch ein, mit einem Kuppeldach gewölbtes Thürmchen erhebt. Die Flaggenſtange fehlt ſelten auf dieſen Terraſſen und oft iſt ſie zu einem vollkommenen Schiffsmaſt mit Raaen, Korb und allem Takelwerk ausgebildet, was der Silhouette des Ganzen etwas Eigenthümliches und Maleriſches gibt. An öffentlichen Plätzen iſt Cadiz reich; faſt alle ſind mit doppelten Alleen von Akazien und Ulmen beſetzt, und man könnte ſagen, ſie bilden große Geſellſchaftsſäle, denn hier ſpazieren in den Nachmittags- und Abendſtunden eine Menge Menſchen umher, man findet hier ſeine Freunde und Freundinnen, raucht mit den Männern eine Papiercigarre und plaudert mit den Damen oft von ſcheinbar gleichgültigen, häufig aber ſehr ernſten und intereſſanten Dingen. In der Nähe dieſer Plätze befinden ſich auch Kaffeehäuſer mit Tiſchen und Bänken auf der Straße, wo man ſeine Chocolade trinkt oder ein Gefrorenes nimmt, doch iſt dieß ſchon nicht mehr recht ſpaniſch, und man findet dergleichen weder in Madrid noch in Granada oder Sevilla; beim Flaniren durch die geraden und engen Straßen bemerkt man bald, daß

gerechter Gott, wie oft hat ſe mer von ihrem göttlichen Schiller vordeklamirt:

„Ehret die Frauen, ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen in's irdiſche Leben.“

„Oder man könnte auch ſagen,“ warf Herr Stollberg lächelnd ein, „Diſteln und Dornen in's irdiſche Leben, doch weiß ich das nicht ſo ganz genau, da ich bis jetzt nicht ſo glücklich war, aus eigener Erfahrung —“

„Gott erhalte Ihnen dieſe Unſchuld,“ erwiederte Herr Schnecke in einem dumpfen Ton, „und glauben Sie einem gebeugten Manne —“

Statt aber dieſen düſtern Satz zu enden, zog ſich ſein Geſicht etwas affektirt in heitere Linien zuſammen, wahrſcheinlich im Wiederſchein der Züge Frau Thusnelda's, die freundlich lächelnd zu ihm herüberſchaute, dabei doch mit dem Finger drohend, wahrſcheinlich weil er den umhüllenden Plaid abgelegt hatte.

„Ja, ja,“ ſprach er hierauf dumpf vor ſich hin:

„Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

„Aber ich habe das kindliche Gemüth und ahne es — und weil ich es ahne, gibt man mich für krank aus und ſchleppt mich zu den Wilden nach Egypten, ſtatt daß ich jetzt in meinem gemüthlichen Zwickau

ſitzen könnte, — aber hol' mich der Teufel, ich bin nicht krank, — ich will es nicht ſein, — ich will es ihnen zeigen, und dazu ſollen Sie mir helfen, mein lieber Herr Stollberg — — aber bſt, — ſie kommen zurück — — ſeien Se deßhalb ſo gut und helfen Se mir meinen Plaid ein bischen in die Höhe ziehen — — ſo, ich danke Ihnen."

Er ſagte dieß mit etwas matter Stimme, und da er zu gleicher Zeit ſeine Hand wie zum Gruße erhob, Herr Stollberg auch bemerkte, daß ſich die Spaziergänger näherten, ſo empfahl er ſich ſchleunigſt und trat drüben an die Bruſtwehr, dort auf die kaum ſichtbaren Hebungen und weit hinausgehenden ſanften Schwingungen des tiefblauen Meeres zu ſchauen, des Meeres, das in ſeiner ſcheinbaren Unbegrenztheit unſere Gedanken erweitert und uns mit einem Gefühle von Unabhängigkeit und Freiheit tiefer als gewöhnlich aufathmen läßt.

Und Herr Stollberg athmete tief und freudig auf, und es war ihm gerade, als höre er neben ſich leiſe die Feſſeln klirren, denen er damals noch glücklich entgangen war, jene unzerreißbaren Ketten, in denen ein Anderer gefeſſelt lag, jene Falle, in welcher ſich die arme Schnecke gefangen hatte.

„Wieder einmal eine Verbindung, die unglücklich

den schärfer anzuschauen, der, ein langer hagerer Mann mit einem ältlichen verlebten Gesicht, in einen großkarrirten Wollenstoff gekleidet war und, in einem Notenhefte blätternd, vor dem Pianino saß.

Der großkarrirte Kleiderstoff an dieser langen dürren Gestalt verursachte dem Herrn Stollberg eine unangenehme Empfindung, denn er erinnerte sich eines Vorfalles aus seinem Leben, wo ihm ein Mann in einem ähnlichen Anzug, allerdings unter Vermittlung einer schönen unvergeßlichen Frau, einen gar bösen, fast hätte man sagen können, heimtückischen Streich gespielt, und von da an rief ein solcher Anzug stets ein bitteres Gefühl in ihm hervor, ja, er haßte ihn förmlich, und sobald er einer solchen Figur begegnete, lauschte er unwillkürlich, ob dieselbe vielleicht nicht den Mund spitze, um die ersten Takte der Fahnenwacht zu pfeifen, wie Jener so unverdrossen gethan, daß Herr Stollberg, hätte er ihm einen Paß auszustellen gehabt, unter „Besondere Kennzeichen" gesetzt haben würde: Pfeift und singt stets in verschiedenen Tonarten:

„Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht."

Der Großkarrirte vor dem Pianino hatte gleichfalls seinen Mund wie zum Pfeifen gespitzt, wie man beim Durchblättern eines Notenheftes gerne

zu thun pflegt, und hätte unser Reisender diesem Mundspitzen keine weitere Bedeutung beigelegt, denn es war doch gar zu lächerlich, ein solches Zusammentreffen auf dem adriatischen Meer anzunehmen, weßhalb er sich auch umgewandt hatte, um den Salon wieder zu verlassen, als es ihn plötzlich wieder herumriß, denn zwischen den dünnen Lippen des langen Herrn drangen — eine Täuschung war unmöglich — jene Töne hervor, die ihn seit Jahren wach und träumend verfolgt und ihm jetzt fast gespensterhaft erschienen,

„Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht"

zuerst in C, dann in E-dur und schließlich in G-moll, was ebenso unheimlich als schauderhaft klang.

Wäre es nicht helles Tageslicht gewesen, hätten nicht durch die Kajütenfenster die sonnenbeglänzten Wogen geleuchtet, hätte er das Stoßen und Brausen der Schraube nicht gehört, er würde den Großkarrirten für eine verblaßte Erscheinung gehalten haben, für einen häßlichen Traum, den er schon öfters gehabt, hier für ein Seegespenst, und obgleich er sich sagen mußte, dieß ist die lebendigste Wirklichkeit, so verursachte es ihm doch ein ebenso peinliches Gefühl, als wenn es Nacht gewesen

wäre und er hätte jenen Mann neben dem Schiff auf den Wogen spazieren gesehen — die Fahnenwacht pfeifend.

Es trieb ihn hinaus in's Freie, er strich sich unter einem beklemmenden Gefühle das Haar aus der Stirne, er beschloß, nach einer Weile wieder in den Salon zu gehen, dabei hoffend, trotzdem diese Hoffnung lächerlich war, daß er sich getäuscht, daß es ein anderer harmloser Passagier sei, der dort gesessen, der vielleicht statt der Fahnenwacht den veilchenblauen Jungfernkranz pfiffe und dessen nähere Bekanntschaft er alsdann zu machen versuchen würde.

Was er da dachte, war eigentlich recht konfus, wie der geneigte Leser zugeben wird, doch, da wir uns aber stets bestrebt, von den Empfindungen und Gefühlen unserer handelnden Personen nichts zu verschweigen, was uns wichtig erscheint, so haben wir auch diese Gedanken mitgetheilt, die Herrn Stollberg hartnäckig und beunruhigend verfolgten, bis beim Betreten des zweiten Salons des Schiffes andere Eindrücke jenes düstere Bild für den Augenblick verscheuchten.

Hier in der Vorkajüte, die nicht so elegant und glänzend eingerichtet war als die andere, wo sich

auch ſtatt der Kabinen auf beiden Seiten nur breite Schlafdivans in zwei Etagen übereinander befanden, herrſchte wohl mit aus dieſem Grund eine maleriſche Unordnung, die faſt behaglicher anmuthete, als die kalte Pracht von drüben. Das Bettzeug war nur leicht zuſammengerollt und diente hier und da trotz der vorgerückten Tageszeit noch einigen Langſchläfern oder ſolchen, die bequem ausgeſtreckt in Büchern und Zeitungen laſen, als Kopfpolſter. In der obern Reihe bemerkte man einige jener Abtheilungen, durch bunte Flaggen hergeſtellt, von denen der erſte Cameriere als von improviſirten Damenkabinetten geſtern Abend geſprochen, deren Vorderſeiten ganz oder theilweiſe mit Vorhängen verſchloſſen waren, zwiſchen denen man auch von den betreffenden weiblichen Paſſagieren bemerkte, meiſtens mit dem Ordnen oder ſorgfältigen Wegſtauen ihres Gepäcks, auch wohl mit Toilettereparaturen beſchäftigt. Doch gab es darunter Familien, die ihre Ueberfahrt für den erſten Platz bezahlt hatten, dort aber der zahlreichen Eingeladenen wegen nicht untergebracht werden konnten und dieſen zweiten Platz dem Warten auf ein ſpäteres Schiff vorzogen, ja, Herr Stollberg bemerkte links in der Ecke eine ſehr anſtändig aus-

ſehende Kammerjungfer mit der Toilette ihrer Herrſchaft beſchäftigt, indem ſie ein zierliches Stiefelchen zuknöpfte, das inkluſive einer kaum nennenswerthen weißen Strumpflinie unter dem Vorhang herausſchaute.

Hier unter dieſen Verhältniſſen übrigens lange zu verweilen, wäre Indiskretion geweſen, weßhalb er auch ſchon unter der Thür im Begriffe war, umzuwenden, als ihn ein nicht gerade unglücklich zu nennender Zufall veranlaßte, noch einige Augenblicke zu bleiben, ſowie eine neue und gerade nicht unintereſſante perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

Die der jungen Dame nämlich, deren degagirte Haltung, angenehme Körperfülle, ſowie hübſche Toilette von dem ungariſchen Hütchen herab bis zu den Schnürſtiefelchen er ſchon droben auf dem Verdecke mit Aufmerkſamkeit betrachtet, dieſelbe Dame, mit welcher der junge Herr Raoul etwas kokettirt hatte und die jetzt hier unten in der rechten Ecke der Kajüte auf ihrem gleichfalls durch Flaggen abgeſperrten Bettraum behaglich lehnte, die hübſchen Füßchen etwas auffallend übereinandergeſchlagen — befand ſie ſich doch in ihrem Schlafzimmer — und in einem Buche las. Es mußte das eine ſehr amüſante Lektüre ſein, — denn kaum daß

der junge Mann mit dem schönen blonden Bart eingetreten war, so lehnte sie sich laut lachend so stark in die Kissen zurück, daß sie das Gleichgewicht verlor und unfehlbar auf die untere Etage des Divans gerollt wäre, wenn sie sich nicht noch glücklicherweise mit der einen Hand gehalten hätte, wobei sie jedoch ihr Buch fallen ließ, das in einem flachen Bogen zu den Füßen des Herrn Stollberg niederschlug.

Natürlicherweise hob er es so gewandt und mit solcher Schnelligkeit auf, daß man hätte sagen können, es habe kaum den Boden berührt, wobei es amüsant zu sehen war, wie die junge Dame einigermaßen verwirrt, statt sich rasch zu erheben, noch mehr ihr Gleichgewicht verlor, so daß die Verwirrung eine so starke wurde, daß Herr Stollberg selbst dadurch beinahe verwirrt geworden wäre.

Doch wußte er sich als Mann von Welt ebenso rasch wieder zu fassen, als es der jungen Dame gelang, ihre Toilette vollständig in Ordnung zu bringen, um alsdann das ihr dargereichte Buch mit etwas verschämtem Lächeln und einem koketten Niederschlagen der Augen in Empfang zu nehmen, wobei sie ein „merci M'sieur" lispelte, welches, wenn auch nicht an den Ufern der Seine geboren, dort aber jedenfalls seine Ausbildung erhalten hatte,

für unsern Reisenden sehr angenehm, denn er liebte nicht nur die französische Sprache, sondern redete sie auch mit einem Accent, der einem Flaneur von dem Boulevard des Italiens Ehre gemacht haben würde.

„Ich beneide Sie, mein Fräulein, um eine Lektüre," sagte er, „die im Stande ist, in eine so reizende, liebenswürdige Heiterkeit zu versetzen; wie glücklich der Schriftsteller, dem dieser Eindruck gelang — ich möchte wahrlich an seiner Stelle sein."

„Sagen Sie das nicht," erwiederte die Französin schalkhaft lächelnd, „mein alter Freund, von dem ich so gerne lese, mein guter Paul de Kock, den ich leidenschaftlich liebe, ist ja längst todt, und wenn es auch vielleicht etwas für sich haben mag, in der Erinnerung geliebt zu werden, so — —"

Hier schwieg sie, vielleicht um dem jungen Manne Zeit zu geben, diesen Satz zu vollenden, was er denn auch that, indem er mit einer leichten Verbeugung sagte: „So ist doch die reizende, lebendige Gegenwart vorzuziehen — allerdings — was ich nie tiefer empfunden, als gerade in diesem Augenblicke."

„Und Paul de Kock, ich bin überzeugt, Sie lieben ihn gleichfalls."

„Gewiß, Madame, schon um Ihnen gefällig zu

man ſich in einer Handelsſtadt befindet. Die leichten Gitter vor den Höfen haben ſich hier in ſchwere mit Eiſen beſchlagene Thore verwandelt, und wo man in Sevilla zierliche Marmorfontainen, Orangen und Granaten bemerkt, ſieht man hier die Embleme des Kaufmannsſtandes, Wagen und Waarenballen.

Die Kathedrale von Cadiz iſt eine großartige Steinmaſſe, für uns aber, die wir auch in dieſer Richtung ſo viel Schönes geſehen, nur durch den Haupteingang, der eine die ganze Giebelſeite einnehmende gewaltige Halbkreisniſche bildet, und die man könnte ſagen elegante und raffinirte Dispoſition des Innern von einiger Bedeutung. Intereſſant war dagegen der Beſuch des großen Theaters, weniger der aufgeführten Stücke halber, als des ſtrahlenden Kranzes ſchöner Damen, welche zahlreich alle Logen füllten. Obgleich man den hieſigen Damen die vollendete Gracia andaluz abſpricht, ſo ſind doch ihre Körperformen, namentlich aber ihre wunderbaren Köpfe, vorzüglich wegen des reichen Haares und der großen glänzenden Augen in ganz Spanien berühmt, und wie wiſſen ſie dieſe Augen zu benützen! Für uns gab es in den Zwiſchenakten die intereſſanteſten Schauſpiele; nie ſah ich eine ſolch unnachahmliche Haltung des Kopfes, ein ſolches Kokettiren mit den wunderſchönen Augen; dabei ſind die „Gaditanas“ unübertrefflich in Handhabung des Fächers, und ſie machen von dieſer gefährlichen Waffe einen umfaſſenden Gebrauch. Das Zuſammenklappen und Aufwerfen deſſelben mit Einer Hand betrieben die jungen Damen mit einer Meiſterſchaft, die ans Komiſche gränzte, und oftmals entſtand im ganzen Hauſe dadurch ein ſolches Knattern und Rauſchen, daß es zwiſchen der lärmenden Muſik deutlich hörbar wurde, und man hätte glauben können, man befände ſich in einem Walde unter Tauſenden von rieſenhaften Nachtſchmetterlingen; in der That gab es auch hier Nachtfalter genug, und den Schönen von Cadiz wird nachgerühmt, daß es manche unter ihnen gebe, denen das warme Herz empfänglich im ſchönen Buſen ſchlägt.

Den zweiten Tag unſeres Aufenthaltes beſtiegen wir eines

sein, möchte ich alles Das lieben, was das Glück hat, von Ihnen bevorzugt zu werden," erwiederte er lachend, um so für alle Fälle seine etwas kecken Worte in eine scherzhafte Laune zu hüllen und dadurch abzuschwächen.

Trotzdem aber rümpfte sie ein wenig ihr feines Näschen, schlug die Augen nieder, und während sich ihre Oberlippe leicht erhob, spitzten sich ihre Lippen, als ob sie jenes pikante Bon jour, Monsieur aussprechen wollte, welches denselben Klang und dieselbe Bedeutung hat, wie: „Lassen wir es dabei bewenden, adieu!"

Doch parirte er glücklich diesen vorhergesehenen Schlag, indem er sagte: „Um ernstlich zu reden, gibt es allerdings kaum eine amüsantere Reiselektüre als ihren Lieblingsschriftsteller."

„Ah, Sie können auch ernstlich reden?"

„Leider, Madame — und wenn Sie wüßten, wie häufig mich eine trübe Laune anwandelt, so würden Sie mir herzlich gern das bischen Sonnenschein gönnen, was soeben in diesem Augenblicke die kalten Schatten meines Lebens erwärmt."

„Haben Sie mon voisin Raymond gelesen?" fragte sie plötzlich und so ohne allen Uebergang,

daß er sie erstaunt anblickte und kaum „Gewiß, Madame!“ zu antworten vermochte.

„Nun, dann werden Sie mir zugeben,“ fuhr sie heiter fort, „daß Einen das schon aus dem Gleichgewicht zu bringen vermag, geistig und körperlich, wie mich soeben, und sollte ich eigentlich, um gleichfalls ernstlich zu reden, über die höchst mangelhaften Einrichtungen auf diesem Schiffe Klage führen, Sie werden mir zugeben, daß man sich auf der Messagerie Impériale oder sonst einer französischen Dampferlinie nicht erlauben würde, Damen so unterzubringen, daß sie von einem benachbarten Herrn nur durch eine Scheidewand von dünnem Stoff getrennt sind.“

„Aber Sie befinden sich unter dem Schutze Ihrer Flagge, der glorreichen Trikolore,“ erwiederte Herr Stollberg lächelnd, indem er auf die Fahne wies, welche ihr Lager von dem des Nachbars trennte, worauf sie trocken zur Antwort gab: „Ich befinde mich unter meinem eigenen Schutze, habe auch daran nicht gedacht, denn selbst wenn ich von meinem Nachbar reden wollte, müßte ich sagen, daß er glücklicherweise gar nicht in Betracht kommen kann, ein junger schüchterner Mensch — fast noch ein Knabe.“

„Armer Raoul," dachte unser Reisender, „wie glücklich würdest Du in Deiner Unwissenheit sein, wenn Du leider nicht schon wissend wärest, wie ich an Deinen süßen Augen bemerkt."

„Und Sie werden mir zugeben," fuhr die Französin fort, „daß man wohl ein Recht hätte, sich bei dem Agenten in Alexandrien zu beschweren."

„Ohne daß es viel helfen würde, es ist die Zeit der Kanaleröffnung, eine außergewöhnliche Zeit, der Khedive hat die Dampfer dieser Linie, sowie die von Brindisi für einige Fahrten so gut wie völlig für seine Gäste gemiethet, weßhalb wir — auch ich befinde mich in diesem Falle — uns nur als geduldet betrachten dürfen, obwohl wir unser gutes Geld für die Ueberfahrt bezahlt, und obgleich das allerdings eine große Ungerechtigkeit ist, noch mehr aber, da man zum Beispiel, wie ich heute Morgen von dem Cameriere erfuhr, drei Passagiere in eine elende Kabine über der Schraube zusammengepfercht hat, während sogenannte Würdenträger die schönsten und luftigsten Kajüten auf dem Verdeck allein bewohnen."

„So sind also auch Sie nicht invité?" fragte die Französin nach einer kleinen Pause, in welcher sie beistimmend mit dem Kopfe genickt — „haben

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20805 / 071

Sie keine Furcht, auf der Straße wohnen zu müſſen?“

„Nein, Madame. Ich glaube, daß man ſelbſt in den Gaſthöfen hier und da ein Plätzchen findet, auch habe ich drüben Bekanntſchaften ſo gediegener Art, daß ich,“ ſetzte er mit einer Verbeugung hinzu, „vielleicht noch aushelfen könnte, wenn —“

Doch ohne auf dieß Wenn einzugehen, fragte ſie: „Kennen Sie Nubar Paſcha?“

„Bis jetzt nicht perſönlich, doch bin ich gerade an ihn auf's Dringendſte empfohlen.“

Darauf blickte ſie einen Augenblick ſchweigend vor ſich hin und reichte dann dem jungen Mann ihre kleine Hand, indem ſie ihm in wärmerem Tone ſagte: „Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Gefälligkeit von ſoeben und ſehe mich veranlaßt, vielleicht drüben nochmals Ihre Güte in Anſpruch zu nehmen — vielleicht — aber ich hoffe es nicht.“

Herr Stollberg war für heute Morgen entlaſſen, verließ aber, nachdem er ihr freundlich die Hand geſchüttelt, die Vorkajüte nicht, ohne nochmals einen Blick ringsumher geworfen zu haben und zählte dann, als er langſam hinaufſtieg, die Stufen der Kajütentreppe.

III.

Das Schiff war allerdings in allen seinen Theilen vollständig angefüllt, dabei mit einer auserlesenen vornehmen Gesellschaft, und man sah zuweilen aus Kabinen und unscheinbaren Verschlägen Herren hervorkommen, die bei sich zu Hause ganze Reihen prächtiger Zimmer bewohnten, aber hier so im Raume beschränkt waren, daß sie nicht einmal einen Diener hatten mitnehmen können, um den Ordensstern auf der Brust zu befestigen.

Man mußte sich eben behelfen, so gut es ging, man mußte bei Tische mit dem Nachbar vorliebnehmen, der sich an unsere Seite setzte, und that es auch gerne, da hier ohne Ausnahme, wie oben schon bemerkt, fast nur interessante Persönlichkeiten zu finden waren. Höhere Offiziere, Deputirte aus dem Abgeordneten- und Herrenhause, Vertreter der Diplomatie, ausgezeichnete Beamte der verschiedensten

Verwaltungszweige, Künſtler und Schriftſteller von guten, ja berühmten Namen.

Und gerade daß Niemand berechtigt war, etwas Beſonderes für ſich in Anſpruch zu nehmen, ja daß die Vorkajüte gewiſſermaßen, einzelne Fälle allerdings ausgenommen, mit dem erſten Salon rangirte, aus einer Küche, aus denſelben Töpfen geſpeist wurde, da man Jeden, der anſtändig ausſah und ſich ebenſo benahm, gleichfalls für einen Eingeladenen hielt, dem dieſelben Rechte zukamen, ſo gab das ein gleichmäßiges Niveau, bei dem alle Standesunterſchiede verſchwanden, bei dem Jeder als gleichberechtigt galt und Alle ſich mit den angenehmen Verhältniſſen der von einem guten Freunde Eingeladenen befanden.

Dieß Verhältniß trat ſchon bei der erſten Mittagstafel in ſein Recht, wo ein guter geiſtreicher Redner eine launige Anſprache hielt, und wo in verſchiedenen Trinkſprüchen des zu hoffenden herzlichen Einvernehmens während der Reiſe, ſowie des vortrefflichen Kapitäns, des guten Schiffes und auch des Beherrſchers der Meere gedacht wurde, der das Schiff bis jetzt ohne Wind und Wellen über eine ſo glatte See geführt hatte, wie ſich Wenige erinnerten, jemals geſehen zu haben.

Nach aufgehobener Tafel wurde der weite Platz zwischen der Maschine und dem Hinterdecke zum allgemeinen Salon erklärt, als Sitzgelegenheit vom eleganten Fauteuil bis zum Tauringe herab alles Mögliche benutzt, dort der Kaffee eingenommen, die Cigarren angezündet und aller guten Laune freier Spielraum gelassen.

Dabei gab es aber auch wohl nichts Entzückenderes, als diese Fahrt auf der glatten, fast bewegungslosen Flut, rechts das scheinbar offene Meer überflammt von den Strahlen der sinkenden Sonne, deren blitzende Scheibe durch Dunst und leichtes Gewölk zart verschleiert war und gerade dadurch ein so wunderbares Farbenspiel entwickelte, malerisch geformte Inseln in violetten Duft aufleuchten und die strengen, schroffen Bergzüge Dalmatiens rosig angehaucht erscheinen ließ.

Kein Wunder, daß sich Alles in einer gehobenen Stimmung befand, daß die sämmtlichen kleinen Gruppen, die sich gebildet hatten, doch so viel als möglich an der allgemeinen Unterhaltung theilnahmen, daß Scherzworte herüber und hinüber flogen, ja daß später, als die blitzenden Sterne den dunklen Himmel so wunderbar verzierten, das laute Lachen und Plaudern durch ihre geheimniß-

vollen Bilder und Zeichen etwas dämpfte und
Blicke sinnend aufschauen ließen, als zuweilen
den Kesselfeuern rothglühende Streiflichter em
und über die beschaulich Ruhenden flogen, daß,
sich dadurch eine fast ernste Stimmung einzuschlei
versuchte, eine mächtige Stimme aus dem Du
neben dem Kajütenhäuschen in Erinnerung son
an das Ziel der Reise, als an heitere Jug
und Studentenzeit das bekannte Lied ertönen l

„Ein lust'ger Musikante Marschirte einst am Nil.
O tempora, o mores!
Da kroch aus dem Wasser Ein großer Krokodil,
O tempora, o mores!"

Alles jubelnd diese letzten Worte wiederholte, s
den Schlußrefrain jeder Strophe:

„Gelobet seist du jederzeit, Frau Musika."

Damit war der Crocodilus für diese F
zum Bundeslied erklärt und wurde an jedem A
stürmisch verlangt, ehe sich die ganze Schiffsg
schaft zur Ruhe begab.

Dieß geschah des wunderbaren Wetters n
allerdings so spät als möglich, und auch dann
es noch immer Einzelne, die bis in die späte
hinein ihre Spaziergänge auf dem Hinterdeck
setzten.

Darunter befand sich auch Herr Stollberg, der die dumpfe, heiße Kajüte theils dieser Eigenschaften wegen nicht behaglich fand, sowie auch, weil sein Schlafgenosse, Herr Ramplacent, ein virtuoser Schnarcher war; auch hatte unser Reisender trotz seiner vergeblichen Entdeckungsreisen auf dem Dampfer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, jene ihm interessant gewordene Dame wiederzufinden, die er in der gestrigen Nacht auf dem Achter neben dem Steuerruder gesehen, deren orientalisches Kostüm ihm aufgefallen war, und die, obgleich sie ebenso wenig bei der Tafel als bei der Abendunterhaltung erschienen, doch unmöglich vom Schiffe verschwunden sein konnte. Daß sie sich in keiner der Kabinen unter Deck befand, glaubte er sicher zu sein, er hatte darüber wenigstens selbst mit einiger Indiskretion gründliche Untersuchungen angestellt, und war es nur denkbar, daß man ihr eine der Offizierkajüten, die sich vor dem Hinterdeck befanden, eingeräumt hatte.

Es waren deren vier und, wie es schien, sehr komfortable, von denen ihm eine dadurch aufgefallen war, daß sie den Tag über verschlossen blieb und daß er Niemand dort aus und ein gehen sah. Jetzt aber, nachdem es auf dem Verdecke ruhiger und

der kleinen Dampfboote, welche die Verbindung zwiſchen Cadiz und Puerto de Santa Maria vermitteln. Wir hatten einen Ausflug dorthin beſchloſſen, um das berühmte Schlachtfeld von Xerez de la Frontera zu ſehen, ſowie Xerez ſelbſt mit ſeinen großen Weinlagern. Die Bai glänzte wie ein Spiegel unter dem klaren Morgenhimmel, als der kleine Dampfer über die dunkeln Fluten förmlich dahinglitt. Ehe eine Stunde verging, waren wir auf der andern Seite und legten vor einem großen ſtattlichen Gaſthofe an, wo wir ein vortreffliches Frühſtück fanden, ſowie zwei kleine einſpännige Fuhrwerke, um damit nach Xerez zu fahren. Dieſe hatten faſt ganz die Geſtalt des neapolitaniſchen Corricolo, und wurden von einem Kerl gelenkt, der wie bei der Tartane auf dem rechten Gabelbaume ſaß. Puerto de Santa Maria iſt ein kleiner aber freundlicher Ort, der ſich am Ufer der weiten Bai hinzieht, die Straßen fern vom Hafen ſind ſtill und öde, und vielen jetzt verfallenden maſſiven Häuſern, wo Balcon und Hofgitter aus reicher Eiſenarbeit beſtehen, ſieht man es wohl an, daß ſie einſt beſſere Zeiten erlebt. Am nördlichen Theile des Städtchens befinden ſich ſchöne Anlagen, der Paſeo de la Victoria, durch welchen wir gegen 10 Uhr in die kahle Gegend hinausrollten, die ſich gegen Xerez hin erſtreckt. Anfänglich fuhren wir durch eine Niederung, dann erreichten wir aufwärts ſteigend ein ziemlich dichtes Fichtengehölz, von wo man zur Rechten eine Ausſicht auf die weite Ebene hat, die ſich über Chiclana und Puerto real bis ans Meer hinabſenkt. Obgleich die Gegend ringsumher einförmig und öde iſt, ſo zeigt ſie ſich doch durch das hellglänzende Sonnenlicht mannigfaltig gefärbt, der Boden ſchien meiſtens felſig zu ſein und nur zuweilen wechſeln die langen grauen Flächen mit gelben Sandſtreifen oder röthlichem Heideland ab; nur hie und da ſieht man mageres Ackerland, ſowie einige Olivenpflanzungen, die aber in dem unfruchtbaren Boden ſchlecht gedeihen; dabei iſt das ganze Terrain ſanft wellenförmig und der Weg läuft, ein röthlich-gelber Streifen, auf und ab durch das langweilige Land.

Nachdem wir ungefähr eine Stunde gefahren, erreichten wir

ſtiller geworden, erſchien dieſe Kajüte allein beleuchtet, ja, man hatte die Thür derſelben weit geöffnet, dagegen die Oeffnung ſo mit einem grünen Vorhange verſchloſſen, daß wohl die erquickend friſche Nachtluft, aber kein neugieriger Blick einzudringen vermochte.

Ein leichter Lichtſchimmer drang heraus, und dieſen Lichtſchimmer betrachtete Herr Stollberg, ſo oft er vorüberſchritt, mit einem ihm ſelbſt unerklärlichen Intereſſe.

Den Großkarrirten anbelangend, ſo hatte ihn unſer Reiſender gleichfalls nicht wiedergeſehen, was ihm ſeltſam, ja faſt unheimlich erſchien, und in ihm den allerdings kaum glaublichen Gedanken hervorrief, als habe ſeine lebhafte Phantaſie einen ganz harmloſen Reiſenden mit jener Geſtalt, dem Sänger und Pfeifer der Fahnenwacht, in Verbindung gebracht.

Begreiflicherweiſe betrieb er dieß Vorüberſchreiten mit größtmöglichſter Diskretion, um nicht bei anderen Nachtwandlern in den Verdacht zu kommen, als verſuche er, ſich der offenen Thür einer Kabine ſchauend oder lauſchend zu nähern, in der möglicherweiſe eine Dame und ebenſo möglicherweiſe in großer Nachttoilette ſein konnte.

Doch hielt ihn der Lichtschein mächtig fest, und wenn er auch zuweilen in einem weitern Spaziergange das Steuerruder erreichte, dort spähend, ob sich die Orientalin nicht wieder sehen lasse, so zog es ihn stets wieder nach jener Kabine zurück, und es gewährte ihm schon eine angenehme Empfindung, in den grünen Lichtschimmer zu schauen und seinen Träumereien nachzuhängen.

Das Verdeck des Schiffes war heute Nacht belebter als gestern, wenn auch weniger durch die Passagiere, so doch durch die Schiffsmannschaft, die, statt in ihre Kojen zu kriechen, theils an den Balustraden lehnte oder auf dem Vordertheil nach irgend etwas ausschaute, auch wohl, leise plaudernd, am großen Maste stand, während die Offiziere des Schiffes auf dem Hinterdecke hin und her gingen.

Es mußte irgend etwas vorgehen oder erwartet werden, und da auf einer Seereise die geringste Unterbrechung des gewöhnlichen Lebens von Interesse ist und alles irgend Außergewöhnliche unsere Neugier zu erregen vermag, so wandte sich Herr Stollberg mit einer bescheidenen Frage an einen der Offiziere.

Dieser zeigte über die Balustrade und sagte

dann, höflich an ſeine Mütze langend: „Das Schiff wird in kurzer Zeit Korfu anlaufen.“

„Ah, Korfu — ich danke Ihnen.“

Damit war das Intereſſe unſeres Reiſenden getheilt zwiſchen dem grünen Lichtſchimmer aus der Thüre der Kabine und anderen, kaum ſichtbaren Leuchtpunkten, die er jetzt, wie auf den Meereswogen ſchwimmend, entdeckte, und von denen einer, langſam aufklimmend, jetzt einem leuchtenden Sterne glich, um gleich darauf wieder zu einem unſcheinbaren Pünktchen zuſammenzuſinken.

— Der Leuchtthurm von Korfu —

Trotz der glänzenden Sterne war die Nacht ſo dunkel, daß man die Inſel nur in den undeutlichſten Umriſſen ſah und erſt wußte, wie nahe man ſchon war, als der Dampfer langſam längs den mächtigen Mauern und Thürmen in das Hafenbaſſin glitt.

Ein Boot wurde herabgelaſſen, bemannt und mit den Briefen und Poſtpaketen an's Land geſchickt; und als es ſo unter den taktmäßigen Ruderſchlägen, weithin hörbar in der ſtillen Nacht, dahinzog, ſchien es als Echo andere Ruderſchläge ringsumher zu erwecken; doch waren das in Wahrheit mehr als Echos, und bald ſah man von allen Seiten Boote herankommen, die meiſten mit einer

Laterne am Bugspriet, deren Lichtschein auf den dunklen Wellen zitterte und tanzte. Es waren Bewohner der Insel, die Früchte und sonstige Lebensmittel heranbrachten, um auf dem Verdeck einen kleinen Markt zu improvisiren, welcher mit den eigenthümlichen Gestalten der Verkäufer, den dürftig gekleideten kräftigen Männern mit ausdrucksvollen bronzefarbigen Gesichtern, dunklen, im Lichterscheine blitzenden Augen, die rothe Mütze auf dem kohlschwarzen Haar einen gar eigenthümlichen Anblick bot. Da standen und kauerten sie um einige am Boden liegende Matten, um der Bootsmannschaft, vor Allem aber den Passagieren die ersten südlichen Früchte, welche dieselben frisch vom Baume zum ersten Male zu Gesichte bekamen, zum Verkauf anzubieten. Orangen, Citronen, Granatäpfel, Mispeln, Melonen, Trauben mit langen, grünen, mandelförmigen Beeren, sowie Frutti di mare, Schnepfen und kleine Vögel für die Küche. Vom Ufer her reflektirten auch einige Gasflammen in zitternden Streifen auf dem tiefdunklen Wasser und von oben blickten durch leichte zerrissene Wolkenschleier blitzende Sterne. Der Dampfer, an keiner Ankerkette liegend, wiegte sich in einer eigenthümlichen Art trotz dem scheinbar glatten Spiegel des

Hafenbassins fast bemerkbarer als während der Fahrt, woher es denn auch wohl kam, daß Manche von Denen, die sich schon in ihren Kabinen befanden, durch das Stillstehen der Schraube aufmerksam gemacht, auf das Verdeck stiegen, um sich hier oben oft in den seltsamsten Vermummungen und Nachtkostümen an dem eben beschriebenen Markte zu betheiligen.

Auch Herr Stollberg war eben im Begriff, sich von der Bank der Balustrade zu erheben, als plötzlich seine Aufmerksamkeit in so hohem Maße erregt wurde, daß er sich nicht nur im ersten Augenblick gänzlich regungslos verhielt, sondern im nächsten sachte auf die Seite rückte, um aus dem hellen Scheine der Laterne in den tiefdunklen Schatten, den das Kajütenhäuschen herüberwarf, beinahe spurlos zu verschwinden, während er seine glimmende Cigarre über Bord warf.

Einer der Offiziere, es schien ihm der Kapitän selber zu sein, hatte sich jener Kabine genähert, durch deren offenstehende Thür der grüne Lichtschimmer fiel, hatte dort leise geklopft, um dann, nachdem er drinnen die Frage, wer das sei, vernommen, mit leiser Stimme zu sagen: „Wir befinden uns im Hafen von Korfu, Madame, von

dem allerdings in der dunklen Nacht nicht viel zu ſehen iſt, ich melde Ihnen das nur auf Ihren ausdrücklichen Wunſch."

„Ich danke Ihnen und werde ſogleich herauskommen."

„Alſo doch," ſprach unſer Reiſender zu ſich ſelber, denn es war ihm gerade, als habe er die Orientalin geſtern Abend ſprechen gehört und die Stimme jetzt wiedererkannt — doch nein — er hatte ja keinen Laut aus ihrem Munde vernommen, und doch wußte er ſicher, daß er dieſen klangvollen Ton nicht zum erſten Male gehört — aber wo — wo? — wo war früher dieſe Stimme nicht nur an ſein Ohr gedrungen, ſondern hatte auch in ſeinem Herzen einen ſüßen Wiederklang gefunden! — Sie — ah — das war ja undenkbar, ein ſolches Zuſammentreffen kann nur im Roman und nicht im wirklichen Leben geſchehen.

Seine Aufregung ſtieg auf's Höchſte, als jetzt der grüne Vorhang von einer Dienerin beiſeite geſchoben wurde und die hohe Geſtalt einer Frau erſchien, um die Schultern einen weißen Mantel, der ſie ebenſo vollſtändig verhüllte, wie eine lang herabwallende weiß und blaue Coffieh ihren Kopf und ihr Geſicht. Nach Art der Orientalinnen

ihren Schleier, hielt ſie dieſe Coffieh mit der Hand unter dem Kinn zuſammen, wodurch der enganliegende Aermel eines ſchweren ſeidenen Stoffes ſichtbar wurde, ſowie am Handgelenk das arabiſche Armband mit den Goldmünzen.

„Daß es dieſelbe Dame iſt, die ich geſtern Abend geſehen," dachte Herr Stollberg, „iſt unzweifelhaft; wie aber dieſe Orientalin zum Klange dieſer Stimme kommt, die mich bis in's Innerſte erregt, die mein Herz ſo ſtürmiſch ſchlagen läßt, mögen mir die Götter gütigſt mittheilen."

Sie war an der Seite des Kapitäns näher gekommen, gerade dorthin, wo er im tiefen Schatten ſaß, ja ſo dicht an ihn heran trat ſie, daß ihr wehender Mantel ihn berührte, daß er nur die kleinſte Bewegung zu machen gebraucht, um ihre kleine feine Hand zu berühren, die ſich auch nicht einen Zoll von ſeinem Geſicht entfernt befand.

„Allerdings ſieht man kaum etwas von der Stadt," ſagte ſie, „und erſt, wenn man ſich ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt, glaubt man die Umriſſe der höchſtgelegenen Häuſer an dem etwas hellern Nachthimmel zu entdecken."

Den ungeſehenen Lauſcher an ihrer Seite überrieſelte es kalt bei dieſen Worten — — geſchehen

denn immer noch Wunder hier, wo auf der Griechen heiligem Meer einst Götter herrschten, die den Liebenden hold waren, oder hatte der laue Nachtwind von der Insel der Sirenen einen Ton herübergetragen, vor dem es besser war, Ohr und Herz zu verschließen. War er in Traum- und Zauberspähren eingedrungen, welche ihm gestern die Gestalt des verhängnißvollen Großkarrirten vorgezaubert, und welche ihn heute mit dem Klang einer Stimme bezauberte, die es ihm fast unmöglich erscheinen ließen, nicht jene kleine Hand zu ergreifen und jedes einzelne Grübchen derselben mit tausend heißen Küssen zu bedecken.

Glücklicherweise aber entschwebte ihm diese kleine Hand, ehe er den kecken Entschluß gefaßt hatte, vielleicht eine sehr große Thorheit zu begehen, denn sie erhob sich, um gegen die Insel zu zeigen, wobei die Dame sagte:

„Gerne hätte ich das Land der gastlichen Phäaken bei Tage gesehen und einen Ritt durch die herrliche Insel gemacht, — doch kann man sich das ja für eine einstige Rückreise aufsparen."

„Gewiß, gnädige Frau," erwiederte der Kapitän, „auf der Rückfahrt von Egypten laufen die Dampfer Korfu nicht nur für kurze Zeit an,

ſondern verweilen beinahe einen ganzen Tag im Hafen.“

„Wer weiß, ob und wann ich dazu komme,“ ſagte ſie in weichen Tönen, deren Schluß wie ein Seufzer klang. Dann wandte ſie ſich mit einem Wort des Dankes ab, und unſerem Reiſenden war gerade ſo zu Muth, als wenn in einem Märchen die glückbringende Fee, den ſüßen Geruch der Lilie zurücklaſſend, verſchwindet. Hier aber war es ein zarter Veilchenduft, der ſeine Sinne faſt betäubte und die ſchmerzlichſten Erinnerungen in ihm wach rief.

Zu jeder andern Zeit hätte er auf alle Gefahr hin irgend etwas ſehr Unüberlegtes begangen, und auch jetzt mußte er gewaltſam die Baluſtrade faſſen, um nicht raſch aufzuſpringen und nicht wenigſtens den Verſuch zu machen, bei dem hellen Lichtſchein, der aus der Kabine drang, trotz der verhüllenden Coiffeh etwas von den Zügen ihres Geſichtes zu entdecken. Was ihn allein zu einiger Ruhe zurückführte, war der Gedanke, mit jener räthſelhaften Erſcheinung ſich noch für ein paar Tage auf dem Schiffe zu befinden und ſeinem häufig bewährten Glücke zu vertrauen.

Dann aber kam wieder die kalte Ueberlegung

und er konnte nicht anders, als ſich und ſeine allzu lebhafteſte Phantaſie zu verhöhnen. — „Iſt es eigentlich nicht lächerlich,“ murmelte er vor ſich hin, „verführt durch den Klang einer Stimme, die einer andern ein wenig ähnelt, ſogleich an ein Zuſammentreffen zu glauben, das doch unter dieſen Verhältniſſen mehr als wunderbar erſchiene. — Was ſollte ſie veranlaſſen, in morgenländiſchem Koſtüm zu reiſen, ja ſich abgeſperrt wie eine Orientalin zu halten, ſtatt durch ihr majeſtätiſches Auftreten die Königin dieſes Schiffes zu ſein — Unſinn! — Dieſe milde griechiſche Nacht hat auf mich eingewirkt, die funkelnden Sterne über mir, ja ſelbſt das phantaſtiſche Treiben jenes orientaliſchen Marktes, ſowie der Gedanke an ſie, der mich ſtets beunruhigt und doch wieder beglückt — morgen beim hellen Tageslicht wird all' der Spuk verſchwunden ſein und die Stimme jener Dame mir, wenn ich ſie vielleicht wieder höre, fremd erſcheinen — hoffentlich — hoffentlich —“ ſetzte er ſeufzend hinzu, „um nicht noch tiefer, vielleicht rettungslos tief in die Netze jener Zauberin zu fallen.“

Ein Zeichen mit der Schiffsglocke ſtörte ihn aus ſeinen Träumereien auf, und da er zu gleicher Zeit ſah, daß die Kajütenthür ihm gegenüber jetzt

zu unſerer Linken abermals dünne Fichtenwaldungen, dann ging es etwas ſteil hinab, und unten angekommen, hielt unſer Kutſcher ſein Maulthier an, auf einen felſigen Hügel zu unſerer Rechten zeigend, der mit einer ſo dünnen Erdſchichte bedeckt, daß die Steine überall zu Tage traten, nur ſtreifenweiſe mit Geſtrüpp und magerem Graſe überzogen war. Auf der Höhe dieſes Hügels lagen die maleriſchen Trümmer einer zerfallenen Kapelle. Hier ſprangen wir von unſeren Sitzen herab, der Eine unſerer Führer ſtieg uns voraus den Hügel hinan. Da aber kein Weg dort hinauf führte, ſo mußten wir über Steingeröll zwiſchen Buchsbaumſträuchern, Diſteln und Dornen klettern, um die Spitze des Hügels zu erreichen. Dort traten wir jenſeits der verfallenen Kapelle an den äußerſten Rand der Anhöhe und ſahen vor uns eine weite, weite, öde und ſtille Fläche, wo der leichte Morgenwind kaum einige dürre Grashalme ſpielend aufhob, die aber gleich darauf wieder ſchläfrig einnickten, — das Schlachtfeld von Xerez de la Frontera.

Rechts von uns breitet ſich die Ebene von Puerto de Santa Maria aus, die weite Bai von Cadiz einrahmend, die im Sonnenſchein glänzt wie ein Schild von dunkelm Stahle; nördlich blicken wir in ein viele Stunden langes und breites hügeliges Land, in deſſen Mitte Xerez liegt, hinter welcher Stadt, die wir jedoch nicht ſehen können, ſich in großer Entfernung eine graue Bergkette erhebt, vielleicht die maleriſche Sierra de Ronda. Vor uns haben wir den Guadalete, nach dem die blutige Schlacht ebenfalls benannt iſt, und der nicht weit von Puerto real ins Meer fließt. Seinen Lauf erkennen wir an einem grünen Streifen, der ſich in Schlangenlinien durch die röthlich-gelbe Ebene zieht, welche ſich nach Südweſten in leichten Schwingungen ausdehnt und mit dem Horizont zuſammenzufließen ſcheint.

Es war im Jahr 711, als der chriſtliche Feldherr Tadmir dem Könige Roderich ſchrieb: „Herr, es ſind feindliche Völker auf der Seite gegen Afrika angekommen, von denen ich nicht weiß, ſind ſie vom Himmel gefallen oder aus der Erde geſchoſſen. Sie

so fest verschlossen war, daß auch nicht ein Lichtschein mehr herausdrang, so erhob er sich, um sich durch den Anblick der Verkäufer dort mit ihren bei Laternenlicht so malerisch erscheinenden Waaren zu zerstreuen. Doch hatte jener Glockenklang das Zeichen zum Aufhören des Marktes gegeben, weßhalb die Bursche rasch zusammenpackten und mit einer katzenähnlichen Behendigkeit das Schiff verließen; dabei kam es vor, daß die Händler vergessen hatten, kleine Geldbeträge herauszugeben, was hier und da kleine Wortwechsel von Bord zu Boot nach sich zog, die aber alle dadurch endgültig geschlichtet wurden, daß sich die Schraube langsam in Bewegung setzte, die Gaslaternen am Hafen, einzelne Lichtpunkte in den aufsteigenden Häusermassen, dann diese selbst scheinbar langsam zurückwichen, und in Kurzem war das Treiben auf dem Verdeck nur noch eine traumhafte Erinnerung, während bald schon weit rückwärts das aufstrahlende Licht des Leuchtthurms dem verschwindenden Dampfer einen letzten Gruß nachsandte.

Allerlei seltsam gekleidete Gestalten huschten auf dem Verdeck umher, aufgestörten Nachtvögeln gleich, die eine Zeitlang brauchen, um wieder zur Ruhe zu kommen und ihre Nester zu finden, zu-

weilen ziemlich erregt miteinander redend, wie eine kleine Gruppe vor Herrn Stollberg, unter welcher er an dem milden sächsischen Dialekte sogleich Herrn Schnecke erkannte, der, eine spitze Nachtmütze auf dem Kopf, in einen dicken Plaid und extra noch in ein Cachenez gewickelt, auf's Bestimmteste und mit einer kaum glaublichen Energie behauptete, nachdem er nun einmal aus dem Schlaf aufgestört worden, sei es ihm nicht möglich, vor Ablauf einer Stunde drunten wieder zur Ruhe zu kommen, weßhalb man ihn wenigstens hier oben in Ruhe lassen und weiter nicht beachten solle.

„Du sprichst wie ein —" vernahm man Frau Thusnelda's scharfe Stimme — „nun — wie man es an Dir gewohnt ist; welchen Zweck könnte Dein längeres Aufbleiben hier oben haben?"

„Zweck hin und Zweck her —" hörte man Herrn Schnecke mit einem anerkennenswerthen Muthe sagen.

„Noch dazu für einen kranken Mann."

„Wenn ich ein kranker Mann bin, hätte man mich in meinem Bette lassen sollen, jetzt bin ich einmal hier oben, die Nachtluft thut mir gegenüber der dunstigen Kajüte gut und ich werde hier oben eine Cigarre rauchen."

„Herr Ramplacent," erwiederte Frau Thus-

nelda mit einer erregten Stimme, trotzdem sie sich Mühe gab, ruhig zu erscheinen, „bitte, sagen Sie ihm über diesen Punkt Ihre vernünftige Meinung.“

„Gewiß, lieber Freund,“ vernahm er jetzt die Stimme des stets höflichen Franzosen, „Ihre verehrte Frau Gemahlin hat so Unrecht nicht, und auch ich bin überzeugt, daß Ihnen die kühle Nachtluft und obendrein der Genuß einer Cigarre durchaus nicht zuträglich ist.“

„Ich bitte Sie, werthgeschätzter Herr Compagnon,“ bat Herr Schnecke mit zusammengelegten Händen, „mischen Sie sich nicht auf diese Art in meine häuslichen Angelegenheiten, Sie wissen ja, daß ich sonst im weitesten Sinne des Wortes freundschaftlich gesinnt bin, aber ich will hierin einmal meinen Willen haben, nicht nach dem Gutdünken Anderer aus dem Bette gezerrt und dann nach Belieben wieder dahin zurückgebracht werden.“

So sprechend, waren die Betreffenden in die Nähe des Herrn Stollberg gekommen, und da dieser zu zartfühlend war, auch ohne sein Verschulden einen unsichtbaren Lauscher abzugeben, so beschloß er, sich zu erkennen zu geben, zu welchem Zweck er ein Streichhölzchen aufleuchten ließ, um eine bereits hervorgezogene Cigarre anzuzünden.

„Ah," rief Herr Schnecke erfreut bei dieſem Anblicke, „da iſt auch unſer verehrter Reiſegeſellſchafter, der gleichfalls noch den Duft einer Havannah genießt, werde alſo in beſter Geſellſchaft ſein, ich bitte um ein wenig Feuer, Herr Stollberg."

Zu rechter Zeit gute Miene zum böſen Spiel zu machen, hat ſchon manche gelockerte Feſſel wieder ſchärfer angezogen als vielleicht ein heftiges, aufbrauſendes Wort, weßhalb es äußerſt klug von Frau Thusnelda war, daß ſie in einem beinahe milden Tone ſagte: „Da Du in ſo guter Geſellſchaft biſt, lieber Jakob, ſo will ich Dir gerne die friſche Nachtluft und für ein halbes Stündchen den Genuß Deiner Cigarre gönnen, wogegen Du es meiner liebenden Sorgfalt verzeihen wirſt, daß ich nicht ohne Dich in die Kajüte gehen will, ſondern hier oben auf und ab ſpazieren, wozu Herr Ramplacent gewiß ſo freundlich iſt, mir ſtatt Deiner Geſellſchaft zu leiſten."

„Daher der Name," klang es lachend im Innern unſeres Reiſenden, während er ſtumm eine freundliche Verbeugung machte. Dann ließ er ſich auf die Bank nieder, ihm zur Seite Herr Schnecke.

„Sie werden mir zugeben," ſagte dieſer, nachdem ſie eine Zeitlang ſchweigend geraucht, „daß man

sich nicht Alles gefallen lassen muß, sondern zuweilen nach seinem eigenen Kopfe handeln — — fest den Herrn zeigen — — doch kommt dergleichen bei uns höchst selten vor, das kann ich Sie auf Ehre versichern, und führen wir im Allgemeinen eine beneidenswerth glückliche Ehe."

„O, ich zweifle nicht daran."

„Thusnelda hat sich allerdings gegen früher sehr zu ihrem Vortheile geändert."

„Im Aeußern allerdings," meinte Herr Stollberg, „das Andere vermag ich natürlicherweise nicht zu beurtheilen."

„Nicht wahr, auch im Aeußern ist sie ganz anders als früher."

„Auffallend anders, das ist nicht zu leugnen, und ihre magere, man hätte fast sagen können, dürre Gestalt hat eine angenehme Rundung angenommen."

„Die gute Pflege, mein lieber Herr Stollberg — das macht die gute Pflege und richtige Behandlung — ja wir behandeln uns gegenseitig zuvorkommend und liebreich, und wenn sie auch hier und da ein bischen ihre Krallen zeigt, sie hat sich das allerdings noch nicht ganz abgewöhnt, so bin ich der Mann dazu, ihr mit Festigkeit entgegenzutreten — ja sehre mit Festigkeit."

Madame Schnecke hatte unterdessen ihren Arm in den des Herrn Ramplacent gelegt und sagte, als sie außer Gehörweite waren: „Ich hätte mir um Alles in der Welt keine Blöße vor jenem Menschen geben mögen, o, ich kenne sein höhnisches, boshaftes Gemüth, auch ist es mir ganz recht, daß Schnecke dort drüben auf eine Viertelstunde festsitzt, um Ihnen zu sagen, lieber Freund, daß es dringend nothwendig ist, sich nach Raoul umzusehen, ob dieser junge Mensch ruhig in seinem Bette liegt und ob er wirklich den ganzen Aufenthalt im Hafen von Korfu verschlafen hat."

„Warum sollte er nicht? in der Jugend schläft man durch Gewitter und Kanonendonner, also auch, wenn ein Schiff plötzlich stehen bleibt — wenn er auf Deck gekommen wäre, hätte er uns ja jedenfalls aufgesucht."

„Wer weiß!"

Es lag etwas Ahnungsvolles in diesen Worten und leider etwas richtig Ahnendes, denn als Beide den Maschinenraum hinter sich gelassen hatten und auf dem Vorderdecke dorthin kamen, wo sich auf der großen Luke ein stilles, behagliches Plätzchen befindet, am Tage fern von den Augen neugieriger Hinterdeckspassagiere, in der Nacht obendrein noch

durch die Dunkelh[illegible] bemerkten sie mit Erstaunen eine heitere [illegible]haft, die nicht nur die milde Abendluft u[illegible]en Duft der Cigarre genoß, sondern auch eine Bowle Punsch, die, obgleich sinnreich in einem Tauring versteckt, sich durch ihren süßen Duft, der etwas von Marasquino an sich hatte, bemerkbar machte. Diese heitere Gesellschaft bestand aus fünf bis sechs jüngeren Herren, darunter allerdings nur eine einzige Dame, deren Qualität jedoch in den Augen der Madame Schnecke die Quantität vollständig ersetzte, denn die Dame war jung, auffallend hübsch, hatte aber einen gar lustigen Gesichtsausdruck und einen weiten Mantel um sich geschlungen, der an der Seite, wo er von ihrem Knie herabfiel, ein weißes Kleidungsstück sehen ließ, welches freilich zu große Aehnlichkeit mit einem Unterrocke hatte, um Frau Thusnelda zu beruhigen; auch steckten die feinen Füßchen der jungen Dame in sehr zierlichen rothen Pantoffeln, von welchen sie obendrein den einen bei übergeschlagenem Beine auf der Zehenspitze balancirte. Dazu hätte sie nicht nothwendig gehabt, die Fülle ihres kastanienbraunen, lockigen Haares bis auf die Taille herabhängen zu lassen, oben durch ein lächerlich kokettes Morgenhäubchen bedeckt, und

hätte zu [illegible] noch gebraucht eine Papier-
cigarre [illegible] bei Madame Schnecke die
höchste [illegible] hervorzurufen, welche Entrüstung
um so [illegible] war, als der ruhig in seinem Bette
gegl[illegible]oul der jungen Dame gegenübersaß
und [illegible] diesem Augenblicke beschäftigt war,
lachend [illegible]hr anzustoßen, wobei er die dümmsten
süßen Augen machte, wie man sie nur mit achtzehn
Jahren zu machen im Stande ist.

„— Ruhig, meine Liebe," entschied Herr Ramplacent, da Frau Thusnelda eine etwas heftige Bewegung machen wollte, „nur kein Aufsehen, keinen Skandal, bleiben Sie ruhig hier stehen — ich werde dort rasch, wie zufällig, vorübergehen und er wird das schon verstehen und mir hieher folgen."

So geschah es denn auch, und Herr Ramplacent war noch keine zwei Minuten zu Frau Thusnelda zurückgekehrt, als auch der junge Herr Raoul folgte, sichtlich verlegen, obgleich er augenscheinlich etwas erheitert war, in welchem Zustande man im Allgemeinen solche unverhoffte Begegnungen nicht allzuschwer zu nehmen pflegt.

„Aber, Raoul, was ist das für eine Aufführung!" sagte Herr Ramplacent leise, doch vorwurfsvoll, „bringt man so seine Nächte zu, wenn

man doch weiß, wie nothwendig [illegible] der gesunde Schlaf ist!"

Frau Thusnelda hatte sich [illegible] voll abgewandt, ihr Schnupftuch an die [illegible] gedrückt, um einen tiefen, stoßweisen Seufzer [illegible]ergen, der aber dennoch hörbar wurde, ohne [illegible] einen großen Eindruck auf Herrn Raoul zu machen, der in einem durchaus nicht zerknirschten Tone sagte: „Das kam ganz zufällig, lieber Oheim, und konnte ich den dringenden Einladungen der anderen jungen Leute nicht widerstehen."

„Rechnest Du die Dame auch zu jenen jungen Leuten, die Dich einluden?"

„Die da — o nein, die kenne ich eigentlich gar nicht, sie muß ebenfalls erwacht sein, als das Schiff im Hafen von Korfu hielt, und dann setzte sie sich gleichfalls zu uns."

„Pfui," sagte Frau Thusnelda, um, nach einigem Kampfe mit sich selbst, fragend hinzuzusetzen und im Tone des Vorwurfs zu schließen: „So erwachten Sie also schon im Hafen von Korfu, gingen auf Deck und hielten es nicht einmal der Mühe werth, nach Ihren Lieben zu sehen? — Wie mich das kränkt, Raoul, wie ich das so gar nicht um Sie verdiene!"

Da dieser junge leichtsinnige Mensch hierauf

die Achseln zuckte und obendrein noch eine gelangweilte Bewegung machte, so sagte Herr Rampla-cent würdevoll: „Wir wollen für jetzt nicht weiter darüber reden, auch will ich Dich vor jenen Herren nicht kompromittiren, indem ich Dich augenblicklich in Dein Bett schicke; ich gebe Dir eine Viertelstunde Zeit."

„Zehn Minuten," flüsterte Madame Schnecke.

„Ganz richtig, zehn Minuten sind genügend, um Dich auf anständige Art zu verabschieden, und hoffe ich, daß Du nach Ablauf dieser Zeit Dein Lager aufsuchen wirst."

Herr Raoul murmelte etwas Unverständliches mit verdrießlicher Miene, weßhalb sich Herr Rampla-cent veranlaßt sah, in verschärftem Tone hinzuzufügen — „in zehn Minuten — wohlverstanden — und morgen mehr über diesen Gegenstand."

Damit reichte er Frau Thusnelda seinen Arm, und als sie einige Schritte gemacht hatten, sagte er in fast heiterem Tone: „So ist nun einmal die Jugend, und man muß das nicht so schwer nehmen, solch ein Glas Marasquinopunsch ist eine angenehme Sache, besonders in lustiger Gesellschaft."

„Aber jenes horrible Frauenzimmer!"

„Allerdings, jenes Frauenzimmer hätte nicht

haben schon ein Lager auf unserem Grund und Boden bezogen. Ich bitte Euch, Herr, eilt schnell herbei und mit so vielem Volk, als Euch möglich ist." Darauf zog der König seine Truppen zusammen, schickte seine gothische Reiterei in aller Eile voraus und folgte selbst mit dem Hauptheer und dem ganzen Adel seines Reiches. Am fünften Tage des Mondes Xawal, erzählt der arabische Geschichtschreiber, lagerte das Heer der Christen in einer Stärke von neunzigtausend Mann, und ihm gegenüber stand der Maure Taric mit nur zwölftausend Saracenen, wovon aber die Hälfte aus wilden afrikanischen Reitern bestand. Die Bewegungen des christlichen Heeres „glichen denen des Oceans, wenn seine Wogen von der Flut gereizt sind." Ihre ersten und hintersten Reihen waren mit undurchdringlichen Panzern bedeckt, die andern führten Lanzen, Schilder und Schwerter, und das leichte Volk war mit Bogen, Pfeilen, Schleudern oder auch nach der Sitte ihres Landes mit Beilen, Keulen und Streitärten versehen. Aber Taric ließ sich von der zahllosen Menge nicht schrecken und vertraute auf die Ueberlegenheit der Seinen an Muth und Geschicklichkeit im Gebrauche der Waffen. Die Schlacht begann an einem Sonntage mit dem ersten Sonnenstrahl und hörte beim Einbruch der Nacht ohne Entscheidung auf, wobei die Heere auf dem Schlachtfelde übernachteten. Das ging mehrere Tage so fort, und als endlich Taric sah, daß die Araber anfangen mochten zu weichen, sagte er ihnen: „Wozu kann es euch nützen, daß ihr fliehet? Das Meer liegt unbesiegbar hinter eurem Rücken, vor euch der Feind, dort der Tod, hier Aussicht auf glänzenden Sieg. Auf, mir nach, Ritter!" Damit stürzte er sich auf die Christen, hieb rechts und links nieder, was ihm entgegenstand und erreichte die christlichen Fahnen. Hierbei erzählt nun die arabische Geschichte, Taric habe den König Roderich nach kurzem Gefechte mit einem Lanzenstiche getödtet, im Gegensatz zu den altspanischen Romanzen, die das Ende des unglücklichen Königs anders, poetischer, aber schrecklicher berichten. Genug, das Unbegreifliche geschah, das christliche Heer floh nach allen Richtungen, und hier am Guada-

dabei zu ſein brauchen, doch bin ich überzeugt, daß Raoul ſie nicht weiter kennt, als man ſich bei einer Seereiſe obenhin kennen lernt — doch will ich mich darnach erkundigen."

„Darum möchte ich Sie dringend bitten, lieber Freund, ſuchen Sie zu erfahren, wer jene Perſon iſt, zu wem ſie gehört, — auch wo ſie im Schiff untergebracht iſt."

„Gewiß, liebe Freundin, es ſoll das morgen früh meine erſte und eifrigſte Sorge ſein."

Herr Stollberg und Herr Schnecke hatten unterdeſſen eine Zeitlang ſchweigend nebeneinander geſeſſen und geraucht, als Erſterer einen der Kellner, welche beſchäftigt waren, die im Hafen von Korfu erkauften Lebensmittel in einen kleinen Verſchlag zu ſtauen, um irgend ein Töpfchen zu trinken erſuchte, indem er ſich mit der Frage an Herrn Schnecke wandte: „Was meinen Sie dazu bei der kühlen Nachtluft?" worauf dieſer zögernd ſagte: „Ich weiß doch nicht recht, ob — es iſt überhaupt zu ſpät, oder vielmehr zu früh, daß wohl nichts mehr zu haben ſein wird."

„Nur durch Zufall, Signor," erwiederte der Kellner, „da der Küchengehülfe drunten ebenſo wie ich hier oben beſchäftigt, vorhin einen Maraſquino-

punſch für Einige aus der Vorkajüte machen mußte, von dem vielleicht noch etwas übrig iſt.“

„Das wäre vortrefflich und ſchon eines Extratrinkgeldes werth, bringen Sie immerhin zwei Gläſer — Sie werden ſich doch noch entſchließen,“ wandte er ſich an ſeinen Nachbar.

Dieſer entſchloß ſich denn auch, als die beiden Gläſer kamen und einen ſo ſüßen Duft verbreiteten, doch gebrauchte Herr Schnecke die Vorſicht, ſein Glas unter die Bank zu ſtellen, nachdem er einen tüchtigen Zug gethan und dann ſchmunzelnd geſagt: „Hären Se, Sie ſind noch das gleiche Luderchen wie dazumal und machen ſich eine Freude daraus, einen ehrlichen Mann zu verführen, — eigentlich iſt mir Punſch vom Arzte verboten.“

„Unſinn — ſo 'n Töpfchen — überhaupt ſollten Sie ſich von Ihrem Arzte durchaus nichts verbieten laſſen, denn Sie ſind gerade ebenſo wenig krank wie ich.“

„Das habe ich, beim Blitz, auch ſchon öfters gedacht,“ erwiederte Herr Schnecke nach einer Pauſe, „doch wenn man immer hören muß: ‚Jakob, Du biſt krank, Jakob, Du biſt ein ſchwacher Mann, Jakob, Du mußt geſchont werden,‘ ſo glaubt man's am Ende ſelbſt und hält ſich für

ein armes, krankes Thier — Spaß appartement — ja, das thut man.

„Und beweist doch gerade das Gegentheil, wenn man die Strapazen einer solchen Reise aushalten kann. Auch muß ich Ihnen als ehrlicher Mann sagen, wiederholt sagen, mein lieber Herr Schnecke, daß ich Sie, seit wir uns in Paris gesehen, durchaus nicht verändert finde, — denken Sie auch noch zuweilen an Paris?"

„Ach — ja—a—a—a—a — aber ich kann es nicht bestreiten, Herr Stollberg, mit einem gemischten Gefühl — wissen Se, halbseiden —"

„Natürlich, jeder Augenblick kann nicht so selig in Ihrer Erinnerung stehen als der, da Sie Ihr Herz austauschten."

„Ja, ja — — meinetwegen — — aber wenn es Ihnen egal ist, reden wir von 'was Anderem — schon um Ihretwillen, um Ihnen nicht noch nachträglich sagen zu müssen, daß Sie sich gegen mich aber werklich als 'n großes Luder bewiesen, daß ich nicht nur in Ihrem Interesse und in Ihrem Bette habe pfeifen müssen: ‚Ach, wenn Du wärst mein eigen', sondern daß ich auch einen langsichtigen Lebenswechsel, von Ihnen ausgestellt, habe einlösen müssen — Gott verzeih' es Ihnen."

Da Herr Schnecke, trotz oder weil er seinen Marasquinopunsch stets rasch ausgetrunken, melancholisch zu werden begann, hielt es Herr Stollberg für gerathener, das Gesprächsthema zu wechseln, weßhalb er sich nach den damaligen Reisegefährten, den Herren Blume und Wibrecht, erkundigte.

„Von jener langweiligen berliner Blume habe ich nichts mehr gehört, er wird wieder in seiner Streusandbüchse sitzen," erwiederte der Gefragte; „dagegen habe ich den guten Wibrecht noch letzthin auf der leipziger Messe gesehen, er hat sich auch nach Ihnen angelegentlich und mit vieler Freundschaft erkundigt. Es wäre möglich, daß wir ihn in Egypten träfen. Er sprach nämlich von einer Vergnügungstour, welche direkt von Hamburg dorthin gemacht würde!"

„Das würde mich recht freuen, denn Wibrecht ist schon der Mann, dem ein lustiges Abenteuer gelegen kommt, und hoffentlich wollen wir Alle zusammen da drüben recht lustig sein — ich kenne das Terrain schon ein bischen — pikante Café-chantants, egyptische Tänzerinnen, nubischer Zauber mit Schlangenbeschwörungen und sonstigen elastischen Vergnügungen — so 'n bischen koptischer Hausstand — wie denken Sie darüber, alte

Schnecke," hier ſtieß er den Betreffenden leicht mit der Schulter an, doch machte die Schnecke ein paar ſcheue Bewegungen, als zöge ſie ſich in ein unſichtbares Schneckenhaus zurück, wobei ſie kaum hörbar zur Antwort gab: „Hären Se, Se haben ſo 'ne Art, Einen ohne Geſpenſtergeſchichten gruslich zu machen, oder," fuhr er, den Hals etwas emporſtreckend, fort, „iſt es wirklich viel kühler geworden?"

„Das macht Ihre Sehnſucht nach der ehelichen Kabine," lachte Herr Stollberg; „nun, ich begreife das vollkommen, und da ohnedieß der Punſch ausgetrunken iſt, ſo wollen wir unſere Sitzung aufheben."

„Allerdings hat meine Frau geſagt, ſie werde kommen und mich hier abholen, doch liebt ſie es," ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, „mich auf dieſe Art in ſteter, angenehmer Erwartung zu erhalten, ohne daß dieſe Erwartung immer erfüllt würde."

„Begreiflich, es iſt das ein Tugendpanzer für Sie, denn wenn man nie ſicher iſt, von ſeiner Frau überraſcht zu werden, ſo hütet man ſich wohl, irgend welchen Verlockungen zu folgen — gehen wir alſo."

Sie erhoben ſich, um ihre Schlafſtätten aufzu-

ſuchen, wobei es eigentlich ein Umweg war, an jener gewiſſen Kabine vorüberzugehen, doch ſchlug Herr Stollberg denſelben ein und der Andere folgte ihm dicht auf den Ferſen, ja Herr Schnecke hatte gute Luſt, den Rockzipfel des Vorangehenden zu faſſen, denn da ſich der Himmel mit leichtem Gewölk überzogen hatte, war es ſo dunkel geworden, daß man an Stellen wie hier, wo das ſpärliche Lampenlicht nicht hinfiel, kaum die Hand vor ſeinen Augen ſah, und deßhalb begreiflich, daß Herr Stollberg dicht bei der Thür jener Kajüte und ziemlich unſanft an Etwas ſtieß, das dort auf dem Boden lag oder an der Wand lehnte.

Dieſes Etwas ſprang haſtig auf ſeine Füße und erſchien nun als eine lange, dunkle, oben auffallend zugeſpitzte Geſtalt, jedenfalls aber als ein menſchliches, lebendiges Weſen, denn Herr Stollberg hörte deutlich die allerdings leiſe, aber ingrimmig hervorgeſtoßenen Worte: „Sekter bessewenk!“ auch war es ihm gerade, als ſähe er in der Hand dieſes Weſens etwas funkeln wie eine lange breite Dolchklinge.

„Ach, Herr Jäſes, was war das?“ fragte Herr Schnecke bebend, als ſie die Kabineecke umſchritten und ſomit in Sicherheit waren. „Hatte

der Kerl doch mindeſtens ſeine ſieben Schuh und ein Meſſer in der Hand, ſo lang wie mein Arm.“

„Es war eben ein Mann in einen Mantel gehüllt, der die Kapuze über den Kopf gezogen hatte — und das Meſſer haben Sie auch bemerkt?“

„Na, wie werd' ich nicht, eine ſcheene Wirthſchaft, ſo mit ellenlangen Meſſern das Verdeck unſicher zu machen.“

„Es wird eine Wache geweſen ſein — eine Wache vor jener Kabine dort,“ ſagte Herr Stollberg in geheimnißvollem Tone, „denn wie ich gehört habe, wohnt dort eine egyptiſche Prinzeſſin.“

„Alſo ſo 'n Stück Harem — na, hären Se, das hätte ſcheene werden können.“

„Seien wir froh, daß es ſo abgelaufen iſt, und wenn ich Ihnen einen guten Rath geben darf, ſo iſt es der, ſich auch am Tage dort nicht zu häufig ſehen zu laſſen — dieſe Orientalen ſind entſetzlich eiferſüchtig.“

„Na eben.“

„Und das lange Meſſer haben Sie geſehen — ich denke, drei Zoll davon in den Leib wäre gerade genug.“

„Na, hären Se, mein lieber Herr Stollberg, Thusnelda hat eigentlich Recht, wenn ſie mich vor

Ihrem Umgange warnt, man geräth dabei immer in Abenteuerlichkeiten — und wenn die gute Seele nun erſt wüßte, daß ich heute Abend einem Harem ſo nahe geweſen bin — na, das könnte ſcheene werden.“

IV.

Besondere Abwechslung bietet eine solche Seereise nicht, doch ist es gerade die regelmäßig abgetheilte Langeweile, was die Stunden so rasch vorüberfliegen macht. Kommt noch wie heute ein allgemeines spätes Aufstehen dazu, verursacht durch den nächtlichen Aufenthalt im Hafen von Korfu, so ist ein gutes Stück des Tages schon dahin, ehe man denselben noch kaum begonnen zu haben glaubt.

Herr Stollberg war im Allgemeinen kein Langschläfer, doch mußte auch er heute Versäumtes nachholen, da Herr Ramplacent sehr spät die Kabine betreten und sich dann durch emsigeres Schnarchen bemüht hatte, den verlorenen Schlaf wieder einzubringen. Auch machte unser Reisender heute eine besonders sorgfältige Toilette unter Anlegung der frischesten Wäsche und der Dressur seines Haupt- und Barthaares, deren Vollkommenheit einem Hofcoiffeur Ehre gemacht haben würde. Dann nahm

er aus einem Etui ein kostbares Armband und legte es um sein Handgelenk, dabei aber Sorge tragend, daß es durch seine langen Manschetten vor neugierigen Blicken geschützt war. Dieses Armband bestand aus einem massiven, sehr schweren Goldreif, verziert mit einem Kranz ungemein großer Brillanten, die einen Smaragd von seltener Schönheit umschlossen. Ehe er ihn angelegt, hatte er seine Blicke gedankenvoll in die innere Fläche des Reifes versenkt, wo man die zierlich verschlungenen Buchstaben las:

Z. E. A. M.

und sich dabei mit einer wehmuthsvollen Freude jener häufig so schönen Tage während der pariser Weltausstellung erinnert.

Z. E. A. M.!

Zur Erinnerung an Mathilde — als ob nicht ohnehin Alles, was nur in irgend welchen Zusammenhang mit der schönen Gräfin zu bringen war, ihn an sie erinnere! so wie gestern Nacht noch der Klang jener Stimme, die vielleicht in Wahrheit so wenig oder gar keine Aehnlichkeit mit der ihrigen hatte.

So gingen die Morgenstunden vorüber, und als er nun endlich vor die Kabine trat, um die Wellen durch seinen Anblick zu erfreuen, wurde

lajete wurde Spanien in einer einzigen Nacht für den Islam erobert. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Xerez de la Frontera gehörte außer den Gebirgen von Aſturien nichts mehr den Gothen, und hundert Jahre ſpäter hatte das ſpaniſche Volk, außer der Religion, alles was ihm ſonſt heilig war, Tracht, Sitte, ſelbſt ſeine Sprache an die Eroberer verloren.

Die altſpaniſchen Romanzen laſſen den König Roderich nicht in der Schlacht umkommen, ſondern nachdem ſein Heer geſchlagen war und ihn alle ſeine Freunde verlaſſen hatten, floh er auf verwundetem, wankendem Pferde, ſelbſt todmüde und von Blut triefend, mit abgehauener Helmzierde und zerbrochenem Schwert und Schild, dem Guadalajete zu. Wahrſcheinlich ritt er quer über das Feld, welches wir vor uns ſehen, den Hügel hinauf, auf dem wir uns gerade befinden; denn auf einer Anhöhe am Rande des Schlachtfeldes hielt der König auf ſeiner Flucht an, um ſich noch einmal nach der blutgetränkten Ebene umzuſchauen, wohl dieſelbe, wo jetzt die kleine Kapelle ſteht, und blickte dort hinab in Jammer und Verzweiflung. Als er hierauf ſeine Flucht gegen Norden fortſetzte, traf der unglückliche König einen Einſiedler, dem er beichtete und der ihn, zur Buße für ſeine Sünden, in eine tiefe Grube ſteigen ließ, und ihm zur Geſellſchaft eine giftige Natter gab. Aber drei Tage mußte der Büßer vergeblich auf den tödtenden Biß der Schlange warten, der ihm ein Zeichen der himmliſchen Gnade, der Vergebung ſeiner Sünden ſein ſollte. Am meiſten drückte ihn wohl ſeine ſchwere Schuld gegen die Tochter des Grafen Julian, die ihn ja auch in ihren Folgen um Thron, Reich und Leben brachte, und um das Wort der Schrift zu erfüllen: „Womit du ſündigſt, ſollſt du beſtraft werden," entgegnete endlich am vierten Tage der König auf die Frage des Einſiedlers:

Dios es en la ayuda mia,
La culebra me comia;
Comeme ya por la parte
Que todo lo merecia.

Und damit endete Roderich.

gerade zum Gabelfrühſtück geläutet, welchem Ruf er bereitwilligſt Folge leiſtete.

Schon geſtern bei der Tafel hatte es Herr Ramplacent nicht anders gethan, als dem Schlafkameraden zunächſt ſeines Familienkreiſes einen Platz anweiſen zu laſſen, worein ſich unſer Reiſender gefügt, da er ſich hier durch einige höfliche Worte für die übrige Zeit des Tages abfinden konnte, und ſo ſaß er auch jetzt beim Frühſtück wieder an der Seite des Herrn Schnecke, Frau Thusnelda und dem jungen Raoul gegenüber. Letzterer ſah etwas blaß und hohläugig aus, heftete auch häufig ſeine Blicke auf den Teller, wenn er mehr fühlte als ſah, daß ihn die grauen, durchdringenden Augen Frau Thusnelda's forſchend betrachteten. Er hatte Etwas von einem armen Sünder an ſich, eine Rolle, die gewöhnlich Herr Schnecke zu ſpielen pflegte, der nun, als durch den jungen Ramplacent würdig vertreten, friſch, fröhlich, frei, ja etwas keck um ſich her ſchaute, auch nicht einmal die Flügel hängen ließ, als Herr Stollberg lächelnd von dem geſtrigen Abend und von der getäuſchten Erwartung, Madame Schnecke nochmals zu ſehen, ſprach.

„Es war das ein verfehltes Rendezvous," ſagte er übermüthig, „und wenn ich auf meine liebe Frau

hätte warten ſollen, ſäße ich wahrſcheinlich noch da oben bei Cigarren und —"

Er hatte wirklich die Abſicht, hinzuzuſetzen — „und Maraſquinopunſch", doch als jetzt ihn ein ſtrenger Blick aus den grauen Augen traf, ſetzte er, ſeine Cotelette zerſchneidend, hinzu: „und wartete nicht nur da oben vergeblich, ſondern auch noch eine gute Zeit in der Kabine, ehe mein verehrter Compagnon ſo freundlich war, mir Madame wieder zu behändigen."

„Es wäre beſſer, wir ſprächen nicht weiter über den geſtrigen Abend," warf Frau Thusnelda in ſtrengem Ton ein, und Herr Stollberg pflichtete mit einem leichten Kopfnicken bei, wobei er ſich aber nicht enthalten konnte, ſeinem Nachbar das Wort „Haremlik" zuzuflüſtern.

So ging das Frühſtück vorüber, und dann nahm Jeder ſeine Promenade auf dem Verdecke wieder auf und beſchäftigte ſich auch wohl mit Leſen, Brief- und Tagebuchſchreiben. Die ganze Tageseinrichtung hatte viel Aehnlichkeit mit einem wohlgeordneten Landhausleben, Jeder that den Tag über, was ihm beliebte, man ſah ſich ſelbſt beim Gabelfrühſtück nur flüchtig, um dagegen von der Tafel an bis ſpät in die Nacht eine kompakte und meiſt ſehr heitere Geſellſchaft zu bilden.

Herr Stollberg, der sich auf's Verdeck begeben hatte und dort rauchend neben dem Steuerruder stand, war dem Zufall sehr dankbar dafür, daß sich der Kapitän des Dampfers nicht nur mit seinem Fernrohr neben ihn stellte, sondern ihm auch dieß Instrument nach einiger Zeit zum Durchsehen anbot, wobei er sagte: „Wir nähern uns jenem Schauplatz der ältesten Sagen und Geschichten, die uns schon in der Kindheit und Jugend entzückten. Freilich werden Sie auch durch mein gutes Glas, sowie der Morgennebel wegen, für jetzt noch nicht mehr sehen als unbestimmte Höhenzüge, aber es lohnt sich, von Zeit zu Zeit hier einen Ausblick zu halten, und bemerken Sie jetzt schon hinter jenen weichen Dunstschleiern die Insel Leokadia mit dem Sapphofelsen."

„Ah, das ist mir sehr interessant — ich danke Ihnen, Herr Kapitän." Dann gab er das Fernrohr zurück und unterließ es nicht, dem freundlichen Offizier eine seiner vortrefflichen Cigarren anzubieten, die Jener auch bereitwillig annahm, der nach den ersten Zügen fragte: „Sie machen die Reise nach Egypten zum ersten Mal?"

„So ist es, Herr Kapitän."

„Also Eingeladener des Khedive?"

„Nicht zur Kanaleröffnung, jedoch eingeladen

von Nubar Pascha, um über die Lieferung Krupp'scher Kanonen zu unterhandeln — ich habe die Ehre, Vertreter dieses Hauses zu sein."

„Ah, und als solcher jedenfalls willkommener als Manche der Herren invités," erwiederte der Kapitän mit einer Verbeugung.

„Werde aber vielleicht trotzdem Mühe haben, ein anständiges Unterkommen für die ersten Tage zu finden."

„Ich bitte Sie — wenn Sie mit Nubar Pascha Geschäfte haben; wahrscheinlich kommt ein Sekretär desselben, Doktor Kissel, ein Badenser, an Bord, um die österreichischen Herrschaften zu empfangen, und wenn Sie diesem oder jedem andern Beamten ein Schreiben von Nubar Pascha zeigen, so steht ganz Egypten zu Ihrer Verfügung."

„Ich danke Ihnen für diese tröstliche Aussicht und kann dann vielleicht auch etwas für deutsche Landsleute thun, die den Winter in Kairo zubringen wollen und gleichfalls für ein Unterkommen besorgt sind."

„Gewiß, mit irgend einem Legitimationsschreiben von Nubar Pascha öffnen sich Ihnen nicht nur alle Thüren, sondern jeder, selbst der höchste Beamte, wird sich bemühen, Ihnen gefällig zu sein."

„Nun, in dem Fall kann ich ruhig sein, denn

ich glaube, mein Legitimationsschreiben ist dringend genug — bitte, sehen Sie selbst, Herr Kapitän!“ Damit zog Herr Stollberg seine Brieftasche heraus und überreichte dem Kommandanten des Dampfers ein Papier, das dieser nach flüchtigem Durchsehen zurückgab, wobei er lächelnd sagte: „Auf das hin können Sie, wenn es Ihnen Vergnügen macht, Ihre sämmtlichen Landsleute auf dem Ras-ettin in Alexandrien unterbringen.“

„Was ist Ras-ettin, Herr Kapitän?“

„Ein prachtvoller Palast Mehemed Ali's, wo meistens den hohen und allerhöchsten Personen Wohnung angewiesen wird.“

„A—a—a—ah, Sie überschätzen doch wohl meinen Kreditbrief!“

„Im Gegentheil, ich sehe ihn als so ganz außerordentlich vollwichtig an, daß ich —“ hier stockte er einen Augenblick, um dann unter einer Verbeugung fortzufahren: „vielleicht später selbst in den Fall kommen könnte, Sie um eine kleine, respektive sehr große Gefälligkeit zu bitten.“

„Befehlen Sie über mich — es würde mir das größte Vergnügen machen.“

„Vielleicht wende ich mich an Sie, denn ich bin mit meiner Bitte nicht ganz unabhängig.“

„Wie gesagt, was es auch sei, es macht mir Freude, Ihnen gefällig zu sein.“

„Vielleicht würden sich Viele an Sie wenden,“ sagte der Kapitän nach einer Pause, „denn, ohne eingeladen oder empfohlen zu sein, wie Sie, wird es Manchem schwer werden, für die Zeit der Festlichkeiten unterzukommen.“

„Aber die Meisten auf dem Schiffe gehören zu den Eingeladenen?“

„Die Meisten wohl, aber nicht Alle.“

„Ich sah da gestern ein reizendes, junges Mädchen,“ forschte Herr Stollberg in vertraulichem Ton, „etwas kokett, mit prachtvollem braunem Haar.“

„Ach, die,“ erwiderte lachend der Kapitän, „die kommt unter, darüber können Sie sich beruhigen —“

„Es hat mir das auch keine Sorge gemacht,“ entgegnete unser Reisender gleichfalls lächelnd, „sie fiel mir nur auf, weil sie in ihrer ganzen Erscheinung etwas Eigenthümliches hat, fast so eigenthümlich und in ganz verschiedener Art, wie eine andere Dame, von denen ich jene kleine, kokette Person auf der Stufenleiter der Passagiere mit „Unten“ bezeichnen möchte, während sich die andere durch ihre wahrhaft vornehme Erscheinung, so wenig

ich bis jetzt auch von ihr gesehen, selbst auf die oberste Stufe erhebt."

„Wen meinen Sie?" fragte der Kapitän in gleichgültigem Ton, während er sein Fernglas ansetzte.

„Das ist schwer zu sagen, da ich diese Dame nur zweimal, im Dunkel des Abends und der Nacht, auch dann nur flüchtig gesehen, trotzdem aber von dieser Erscheinung frappirt war. Das erste Mal saß sie fast auf der gleichen Stelle, wo wir hier stehen, in einen Burnus gehüllt; das zweite Mal, glaube ich, waren Sie es selbst, Herr Kapitän, welcher sie aus der stets verschlossenen Kabine auf das Verdeck holte, um ihr im Hafen von Korfu von der Stadt zu zeigen, was die Dunkelheit zu sehen erlaubte."

„Ah ja," meinte der Kapitän, sein Fernglas langsam senkend, „das ist allerdings eine distinguirte Persönlichkeit, und gerade dieselbe," fuhr er mit einem offenen Blick gegen den jungen Mann fort, „für welche ich vielleicht in den Fall kommen könnte, Ihre Güte in Anspruch zu nehmen."

„Wie mich das freuen würde! — der geringste Dank aus einem gewiß sehr schönen Munde!"

„Das allerdings," gab der Kapitän unter einem kurzen, trockenen Lachen zur Antwort, „aber vergessen

Sie nicht, mein lieber Herr Stollberg, daß wir uns einem Lande nähern, wo der Dank aus schönem Munde stets etwas Gefährliches an sich hat."

„A—a—a—ah, gehen Sie, Herr Kapitän," rief der Andere in verwunderungsvollem Ton, „Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß jene Dame —"

„Die nur bei Nacht, tief verschleiert, und stets unter meiner speziellen Aufsicht zu sehen ist —"

„Nun ja, daß diese Dame," wiederholte Herr Stollberg etwas verblüfft, —

„Deren Gesichtszüge noch kein menschliches Auge auf dem Schiff erblickt hat —"

„Nun ja, dieselbe —"

„Vor deren Kajütenthür Nachts ein Sklave mit einem fußlangen Dolche schläft —"

„Das Letztere kann ich selbst bezeugen, denn einer meiner Bekannten wäre gestern Abend fast über diesen Kerl gestolpert."

„Nun sehen Sie," erwiederte der Kapitän mit großer Ruhe, „und Alles das vermag Ihnen noch nicht zu sagen, wer oder was vielmehr jene Dame ist?"

„Sie sehen mich voller Staunen, denn wenn ich auch Ihren Andeutungen unbedingt Glauben

ſchenken will, ſo können Sie mir dagegen meine Verwunderung nicht verübeln, daß eine ſehr vornehme Dame dieſer Art, und mit einer ſolchen haben wir es doch zu thun, überhaupt und ohne anſehnliches Gefolge reist."

„Nur um kein unnöthiges Aufſehen zu erregen, ſonſt würde ſie direkt von Stambul auf einer Yacht des Sultans nach Alexandrien gefahren ſein, und was ihr Gefolge anbelangt, ſo verſchwindet das aus oben erwähntem Grund unter den übrigen Paſſagieren. Schauen Sie, aber erſt nach einer kleinen Pauſe, rückwärts, — wen ſehen Sie da an der gewiſſen Kabine ſtehen?"

Herr Stollberg vermochte kaum einen Ausruf des Staunens zu unterdrücken, denn der Eine war offenbar jener Kerl, der heute Nacht vor der Kabinenthüre gelegen, und der Andere der Großkarrirte mit der Fahnenwacht.

„Das ſind ſchon zwei von ihrem Gefolge, die Sie morgen, vielleicht anders koſtümirt, wieder erkennen werden. Es liegt das ſo in dieſer orientaliſchen, geheimnißvoll eiferſüchtigen Art."

„Nun, mag dem ſein wie ihm wolle," wiederholte Herr Stollberg nach einem längern Stillſchweigen, „ich erlaube mir Ihnen meine Ver-

ſicherung zu wiederholen, Herr Kapitän, daß ich mit Vergnügen auch in dieſer Richtung zu Ihren Dienſten ſein werde.“

Der Kommandant des Schiffes verbeugte ſich dankend, und als er ſich nach einiger Zeit, ſeinen Dienſt vorſchützend, entfernte, bemerkte Herr Stollberg, ohne ihm gerade indiskret nachzuſchauen, daß er an der Ecke jener gewiſſen Kabine verſchwand.

Für uns war es höchſt intereſſant dieſe Gegend zu ſehen. Hatten wir doch noch vor wenig Wochen in Toledo die Trümmer des ſtolzen Palaſtes geſehen, den ſich der Gothenkönig erbaut, wo er in Pracht und Herrlichkeit lebte, und wo ſich in den Bädern tief am Ufer des Tajo der ſchwarze Faden anknüpfte, der ihn hier bei der Ebene von Xerez de la Frontera ſo elend zu Grunde gehen ließ. Nachdem wir längere Zeit das Schlachtfeld betrachtet, auch kleine Andenken mitgenommen, als Bergkräuter und Blumen, ſowie ich auch nicht vergaß, vom Fuße des Hügels ein paar Steinchen aufzuleſen, die ich mir ſpäter in den Griff einer Toledaner Dolchklinge faſſen ließ, beſtiegen wir unſere Fuhrwerke wieder, worauf unſere Maulthiere, des langen Stehens überdrüſſig, im luſtigen Trabe gegen Xerez eilten.

Die Gegend, durch welche wir fuhren, blieb ſich auch von hier aus ziemlich gleich: leichte, wellenförmige Hügel, hie und da mit Nadelholz bewachſen; nur in der Gegend der Stadt wurde des Heidelandes und Sandbodens weniger und die Fruchtfelder und Olivenpflanzungen mehrten ſich; wonach wir aber vergebens ausſchauten, das waren die Weinberge, welche den berühmten Wein von Xerez, den von den Engländern ſo ſehr geliebten Sherry liefern ſollten. Wenn wir auch auf den ſüdlichen Abhängen einiger Hügel hie und da Rebenanpflanzungen ſahen, ſo waren dieſe doch ganz unbedeutend und nicht der Rede werth; gegenüber dem ungeheuren Weinquantum, welches die halbe Welt mit Sherry verſorgt, und hier — erzeugt wird. Ich glaube, daß es eigentlich heißen ſollte: fabricirt wird; ſo meinte wenigſtens unſer Begleiter, Baron W., welcher die Behauptung aufſtellte, der meiſte Wein von Xerez ſei ein Abſud von Roſinen mit vortrefflichem Alcohol und Honig verſetzt und ſo mundgerecht gemacht, auf welche Art ja auch ſchon ſeit längerer Zeit ein vervollkommneter Sherry in Marſeille fabricirt wird.

Xerez liegt auf einer kleinen Anhöhe, und die weißen und hübſchen Häuſer ſind überragt von der hochaufſteigenden Kathedrale. Bevor wir langſam zur Stadt hinauffuhren, ſahen wir unten im

V.

Das Wetter blieb auch heute unvergleichlich ſchön, die leichten Schwingungen der See, glatt, wie aus Stahl geformt, die Briſe erfriſchend und angenehm, das Schiff faſt ohne jegliche Bewegung, ſo daß ſelbſt Die von den Paſſagieren, welche ſchon von der Seekrankheit befallen werden, wenn ſie vom Ufer aus einem ſchwankenden Schiff zuſchauen und den See- und Theergeruch ſpüren, heute ohne jegliche Beſchwerde, mit einer wahren Wonne auf dem Verdecke luſtwandelten. Niemand blieb unten in den dumpfigen Kajüten, ſo daß das Hinterdeck wie ein großer Salon erſchien, wo ſich auf allen möglichen Sitz- und Ruhegelegenheiten Gruppen befanden, wo gelacht, geplaudert und geſungen wurde, wo gewiſſenhafte Leute Tagebücher und Briefe ſchrieben oder ſich in lehrreiche Lektüre vertieften.

Wie herrlich war heute der Ausblick auf die

in der Sonne ſchimmernden Geſtade und Eilande. Die weichen, in der Frühe Alles verhüllenden Dunſtſchleier hatten ſich langſam verzogen und ließen nur Stunde um Stunde Neues und Intereſſantes ſehen. Dort, wie ein Traum aus der Kinderzeit die kahlen, ſchroffen, aber maleriſch gefärbten Bergwände von Ithaka im hellen Sonnenlichte; ſucht das Auge nicht unwillkürlich einen Ort, wo die Burg des frommen Dulders geſtanden haben konnte, wo Penelope gewartet und gewebt, oder dort an den Felſenzacken einen Pfad, den der göttliche Sauhirt gewandelt, wenn er die trefflich gemäſteten Schweine herabtrieb, den Hauptbeſtandtheil des lecker bereiteten Mahles zu bilden, zu dem die gottloſen Freier ihre Hände erhuben. Welch' wundervolle Erinnerung, welch prachtvolle Illuſtrationen zu den Sagen, Märchen und Geſchichten, die uns ſchon in der Kindheit entzückten und uns ſpäter begeiſterten: Kephalonia, der Meerbuſen von Patras mit Lepanto, Zante, terraſſenförmig an den Felſen hinaufgebaut, etwas ſpäter, fernab im Nebel der mächtige Bergſattel, an dem Miſſolunghi liegt, dann Kreta, die Heimat ſagenvoller und inhaltsſchwerer Geſchichten, über deren ſchroffen Felswänden kaum

noch der Pulverdampf der letzten blutigen Kämpfe hinweggezogen ist.

Auch Herr Schnecke hatte sich mit seiner Gesellschaft auf dem Verdeck eingefunden, und nachdem der gemüthliche Sachse es eine Weile im Familienkreise ausgehalten, trotz des warmen Wetters in seinen Plaid gewickelt, stumm dasitzend und den Anderen die Unterhaltung überlassend, erhob er sich nach vorheriger Anfrage langsam und schlängelte sich nach einigen Umwegen gegen Herrn Stollberg hin, der, das voraussehend, seinen Platz, durch das Kajütenhäuschen vor den Blicken Frau Thusnelda's gedeckt, gewählt hatte.

„Jääses," murmelte Herr Schnecke, indem er sich etwas steifbeinig niederließ, „ich muß Ihnen schon gestehen, mein Bester, daß es sehr wahr ist, wenn es in dem Liede heißt:

„Es ist so 'ne Wasserfahrt
Ein Vergnügen eigner Art."

„Sie haben mir das schon ein paarmal gesagt, werther Freund," gab Herr Stollberg lachend zur Antwort, „doch muß ich Ihnen gestehen, daß man sich wahrlich über diese Wasserfahrt nicht beklagen darf, die ruhige See, das herrliche, warme Wetter, die kräftige Seeluft, ich genieße das in vollen Zügen."

„Ja, ja," meinte Herr Schnecke mit dem Kopfe nickend, „Sie haben alle Urſache, das zu genießen, friſch, fröhlich, frei!" er betonte das letzte Wort mit einem tiefen Seufzer.

„Pah! Jeder hat ſeine Ketten und Plagen, und die Ihrigen ſcheinen Ihnen ganz beſonders zu gefallen, ſonſt würden Sie wenigſtens hier, wo wir unter uns ſind, Ihren Plaid abſchütteln und eine Cigarre annehmen, wahrhaftig, ich habe alles Vertrauen zu Ihnen verloren. Geſtern, bei dem vortrefflichen Maraſquinopunſch ſchienen Sie deklamiren zu wollen: ‚Ich fühle eine Armee in meiner Fauſt' — und heute ſchleichen Sie matt umher wie eine Fliege im Dezember!"

„Der Druck, mein Lieber, der moraliſche Druck, Gott, was hat mir dieſe Frau wieder vorgejammert und vorgepredigt!"

„So verſtopfen Sie Ihre Ohren mit Baumwolle, Sie können ja dort ein kleines Probenmagazin vom Grundſtoff Ihrer Waare anlegen."

„Gott verzeihe Ihnen dieſe Späſſe, aber wenn Sie hören könnten, was ſo eine Predigt hier auf dem Schiff in der kleinen Kabine von unten heraufdönend — ſie zieht es nämlich vor, unten zu liegen — für eine fürchterliche Wirkung hat —"

„So würde ich zu ſchnarchen anfangen.“

„Das nutzt mich Alles nichts, dann ſtößt ſie gegen meine Matratze, oder zupft mich irgendwo, um meine Aufmerkſamkeit rege zu erhalten, ja, heute Nacht —“

„So war etwas Beſonderes los?“

„Ja, ſehen Se, wenn ſich die Frau nur um unſere eigenen Angelegenheiten bekümmern wollte, aber da hat ſie ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, dieſen jungen Lümmel von Raoul zu erziehen, — unter uns geſagt, glaube ich auch, daß er Anlage zu einer recht lüderlichen franzöſiſchen Fliege hat, — was geht's aber ſie oder mich an, wenn er in Geſellſchaft junger Damen, an denen nicht nur das Haar aufgelöst geweſen ſein ſoll, Marasquinopunſch trinkt!“

„So, das iſt geſtern Abend auf dieſem ſoliden Schiffe paſſirt? — wenn wir das gewußt hätten, Herr Schnecke —!“

„Machen Se keine ſo gefährlichen Scherze! — Gott der Gerechte, wenn ſie es irgendwie gemerkt hätte, daß auch ich Marasquinopunſch getrunken —“

„Aber in der allerbeſten Geſellſchaft —“

„Na, hären Se, die Geſellſchaft hätte mich nicht vor dem Verdachte geſchützt, gleichfalls in

Gesellschaft junger, aufgelöster Damen gewesen zu sein."

„Und waren sie hübsch?"

„Nach der Schilderung meiner Frau müssen es wahre Ungeheuer gewesen sein; aber wir kennen das, und da auch ich Eine davon kenne, das heißt Eine von ferne gesehen habe," verbesserte er sich, „so kann ich das dem jungen Taugenichts gerade nicht übel nehmen."

„Welche denn?"

„Da drüben sitzt sie," erwiederte Herr Schnecke mit einem scheuen Blinzeln und thut gerade, als ob sie lese; aber in Wahrheit schielt sie über das Buch hinüber nach Raoul hin; sehen Sie nur, wie ihre langgestreckten, übereinander geschlagenen Beine so herausfordernd unter dem kurzen Röckchen hervorschauen."

„Aber zierlich, elegant —"

„Finden Sie? Nun ja, es ist möglich, wenn man einmal verheirathet ist, soll man für so Etwas kein Verständniß mehr haben;" er sagte das mit einem leichten Seufzer, um gleich darauf lebhafter fortzufahren: „wenn uns beim Auf- und Abwandeln diese Kreatur zufällig begegnet, so zittere ich jedesmal in der Befürchtung, sie könne auch

mich einmal anschauen oder gar anlächeln — das würde eine gute Szene absetzen."

„Und das nennt man die Rosenketten der Ehe!"

„Rosenketten," lächelte Herr Schnecke krampfhaft, wobei er an seinen Hals griff, als drücke ihn dort ein schwerer eiserner Ring. „Sie sind Dem glücklich entgangen, und hatten nicht einmal die Freundschaft, mich durch ein Wort, durch eine Warnung von jenem schlüpfrigen Abgrund zurückzuziehen — na, wie der Herr will!" Er warf seinen Plaid etwas von der Schulter zurück, als ob es ihm zu warm würde, und wechselte alsdann mit unverkennbarer Absichtlichkeit das Gesprächsthema, indem er auf die schon rückwärts in der Ferne liegenden Höhenzüge von Ithaka zeigend fortfuhr: „Wenn ich denke, daß der gewisse Mann von da drüben, wie hieß er doch? — richtig, Ulysses, zehn Jahre in der Welt herumkutschirt ist, um seine theure Ehehälfte wieder zu finden, nachdem er mit ihr schon eine Reihe von Jahren gelebt, so muß das ein glücklicher Mann gewesen sein."

„Ah, das will ich meinen, wenn man eine Frau hat, wie die schöne, edle und weise Penelope, die ihrem Mann dienstbar und unterthänig war,

die gewiß keine verdrießliche Miene machte, als ihr Gemahl in den trojanischen Krieg zog."

„Wahrlich, eine edle Charakterieſe," meinte Herr Schnecke träumeriſch, „ich möchte auch ſo ein Ulyſſes geweſen ſein, leider habe ich nicht viel von ſeinen Geſchichten gehört, ſowie von denen der verſchiedenen Götter, Helden und Dichterinnen, welche früher dieſe Gegend unſicher machten. — Sie, mein lieber Herr Stollberg, kennen das Alles und leſen bei dieſen Erinnerungen wie in einem aufgeſchlagenen Buche, amüſiren ſich dadurch bei dieſer langweiligen Fahrt, während ich mit einer ſchmerzlichen Sehnſucht an mein ſtilles Comptoir in Zwickau denke, an meine ungeſtörten heimatlichen Stunden dort, wenn ich an meinem Haupt- und Kaſſabuch arbeite, oder ausruhend auf den kleinen Hof vor meinen Fenſtern blicke, an die Mauer des benachbarten Hauſes, wodurch die Gedanken ſo hübſch beiſammen bleiben, während es mir bei der weiten Waſſerfläche hier zu Muthe iſt, als flöße ich ganz auseinander und es bliebe am Ende von mir Nichts mehr übrig als eine lebloſe Hülle, eingewickelt in den dicken Plaid; — ja, mein Lieber, glauben Sie mir, ich fühle mich oft recht unglück-

lich und habe auf dieſem verfluchten Schiffe eigentlich nur zwei heitere Augenblicke: wenn der Kellner Morgens zum Frühſtück und ſpät am Nachmittage, wie gerade jetzt, zur Tafel läutet.“

Dieß geſchah denn auch in dieſem Augenblicke und der erſte Cameriere, nachdem er ſich, wie er bei dieſer Veranlaſſung ſtets vorher zu thun pflegte, die Naſe mit der Serviette abgewiſcht, auf dem Verdecke ſeine kleine Tiſchglocke erklingen ließ, deren Ton die Paſſagiere eilig und in gedrängter Maſſe, wie eine Schafherde, folgten. Drunten hatte ſich in kurzer Zeit Alles trotz der großen Kajüte ziemlich enge um die Tiſche geſchaart und obgleich mehrere der Fenſter geöffnet waren, ſo ſtieg doch der Wärmegrad, wie ſtets bei dieſen Diners, auf eine bedenkliche Art, weßhalb auch begreiflich war, daß ſo viel Rothwein und andere Getränke konſumirt wurden, ja daß ſich die Geiſter belebten und daß man Toaſte und Tiſchreden hielt, wie die Wände dieſes Paſſagierſchiffes früher wohl nie Aehnliches gehört.

Allerdings war dazu heute eine ganz beſondere Veranlaſſung, wie der Eröffner jener Trinkſprüche, der Vorſänger des Krokodilus ſagte, als er ſich mit gefülltem Glaſe erhob und in der ge-

wissen bekannten Weise lächelnd umherschaute, wobei er denn auf manchen schüchternen Blick stieß, der im Gefühl des eigenen Werthes wohl still, oft beklommen sich selbst fragte, ob er nicht vielleicht diese Veranlassung sei, oder „jener Mann," wie der Redner fortfuhr, „dessen Name, sowie die Erinnerung an ihn gerade heute so mächtig auf uns eindringt, am heutigen Tage, am zehnten November, dem Geburtstage des größten deutschen Dichters, und wenn ich es auch nicht für passend hielte, den Liebling der deutschen Nation, besonders der Jugend und der Frauen durch diese meine dürftigen Worte zu feiern, so darf ich mir dagegen vielleicht erlauben, für heute Abend eine Schillerfeier vorzuschlagen, die in der zu hoffenden schönen, südlichen Nacht auf dem Verdecke begangen werden könnte unter Absingung passender Lieder, Gedenksprüche, ja unter kleinen und bescheidenen Reden bei einem Gesellschaftspunsche."

Begreiflicherweise wurde dieser Vorschlag mit großer Akklamation angenommen, nur Frau Thusnelda blickte sichtlich verstimmt auf ihren Teller, sich dabei wahrscheinlich des gestrigen Punsches mit Zubehör erinnernd, wobei es sie keinesfalls erheiterte, daß sie nach einer kleinen Pause, sinnend,

Thale ein Stück Eiſenbahn in der Arbeit begriffen, welche dazu beſtimmt iſt, Xerez mit Santa Maria, alſo mit dem Meere zu verbinden.

Da wir von Cadiz Empfehlungsbriefe an eines der größten Weinhäuſer in Xerez erhalten hatten, ſo wurden wir hier von den Herren Domeque und Sohn aufs Zuvorkommenſte empfangen. Nachdem wir in dem prachtvollen Hauſe ein paar ſchöne Bilder geſehen, worunter ein Murillo und ein Zurbaran, begleitete uns einer der Herren nach den berühmten Weinlagern. Sehr überraſcht waren wir, anſtatt ausgedehnter Keller vielmehr große Hallen über der Erde, kirchenartige Schuppen zu finden, in welchen die vollen Fäſſer in wahrhaft unabſehbaren Reihen auf einander geſchichtet lagerten. Es gibt zwei Hauptſorten Xerezwein, der Moscatello, der ſehr ſüß iſt, ſowie der etwas herbere Pedro Ximenes, die beſſere Sorte. Daß der Sherry eigentlich fabricirt wird, geſtehen die Weinhändler natürlicher Weiſe nicht ein; wenn man aber ſieht, wie er gepflegt wird, mit Alcohol und Zucker vermiſcht, und dann wieder aus den Mutterfäſſern, welche einen Stoff enthalten, der oft hundertzwanzig Jahre alt iſt, verbeſſert, ſo kann man, wenn auch der Grundſtoff wirklich gekelterte Trauben ſind, das Ganze eine Fabrikation nennen. Man ließ uns von einer Menge von Fäſſern verſuchen, und ich muß geſtehen, daß allerdings köſtlich ſchmeckende Tröpfchen darunter waren, für meinen Geſchmack aber zu ölig und erhitzend. Das älteſte Lagerfaß hieß Napoleon, und der Wein in demſelben ſollte zweihundert und fünfzig Jahre alt ſein. Es war ein dunkelbraunes feuriges Getränk, das in dem kleinen Gläschen hinabrann, wie flüſſig gewordenes Harz.

Die Straßen von Xerez de la Frontera ſind reinlich und hübſch, die meiſten mit ſtattlichen Häuſern beſetzt. Ueppig iſt die aus weißem Marmor erbaute Front der Kathedrale. Auf dem Marktplatze hatten wir noch ein eigenthümliches Schauſpiel. Hier war eine zahlloſe Menſchenmenge verſammelt, welche zuſah, wie alte koloſſale Palmbäume, die man mit Wurzel und Krone aus der

wehmüthig aufschauend, bemerken mußte, wie jener leichtsinnige junge Mensch auf die unzweideutigste Art mit jenem Geschöpfe, das am andern Ende der Tafel saß, Blicke, ja Zeichen wechselte.

Beruhigt fühlte sie sich deßhalb auch erst dann, als das Diner vorüber war und sie sich droben auf dem Verdecke mit ihrer Gesellschaft so einzurichten wußte, daß es dem jungen Raoul unmöglich war, jene Blicke und Winke fortzusetzen.

Jener Herr, der den Anlaß zur Schillerfeier gegeben hatte, — er war ein hoher Beamter mit wohlbekanntem Namen und zugleich ein Eingeladener, — hatte ein kleines Komite zusammenberufen und dazu auch, um den verschiedensten Bestandtheilen der Reisegesellschaft gerecht zu werden, Herrn Stollberg gebeten, der sich denn auch bereit erklärt hatte, die Anfertigung eines guten Marasquinopunsches zu überwachen und auch für genügende Quantität besorgt zu sein. Farbige Schiffslaternen hatte der Kapitän versprochen, es wurden die Lieder bestimmt, die gesungen werden sollten, sowie wenige und mäßige Reden zur Feier des Tages, und als hieher passende Einleitung des Ganzen hatte der Vorsänger des Krokodilus einen kleinen Geschichtsabriß des wunderbaren Landes versprochen, dem

man entgegendampfte, um damit einige Daten zu verbinden über die früheſten Verſuche, vermittelſt Durchſtechung der Landenge von Suez die beiden Meere zu verbinden.

Der Abend war eben ſo wunderbar ſchön als es der Tag geweſen, kein Wölkchen am Himmel zu ſehen, und die See machte gar keinen Verſuch, das Schiff auch nur im Mindeſten zu beunruhigen, ſondern glättete ſich von Stunde zu Stunde mehr, das Wetter blieb milde, ja warm, und dazu leuchtete das junge Licht des Mondes in unvergleichlicher Pracht, und mit den ſilberglitzernden Streifen, den es auf die Wellen warf, wetteiferte der rothglühende Mars in einer ähnlichen, wenn auch ſchwächern Beleuchtung.

Herr Stollberg hatte ſich auch nützlich gemacht, um den Platz auf Deck vor der großen Kajüte mit allen Sitzgelegenheiten vom Lehnſeſſel an bis zum einfachen Sophakiſſen, auf dem man à l'orientale mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen mußte, behaglich zu machen und ſpazierte jetzt, eine Cigarre rauchend, hin und her, als Monſieur Ramplacent zu ihm trat, kordial den Arm unter den ſeinigen ſchob und im zutraulichen Tone ſagte: „Als mein verehrlicher Schlafgenoſſe und liebenswürdiger Reiſe-

gesellschafter, besonders aber als vernünftiger junger Mann, werden Sie es mir nicht übel deuten, wenn ich Ihnen sage, daß mich gewisse Umstände veranlassen, auf Ihre, mir sonst so theure Gesellschaft in der Kabine verzichten zu müssen. Sie sehen mich erstaunt an, werden aber hoffentlich nicht an die Unhöflichkeit meinerseits, Sie ausquartieren zu wollen, glauben, während ich mich leider von Ihnen trennen muß, um die Schlafstelle meines leichtsinnigen Neffen einzunehmen, der da, fürchte ich, sich Annäherungen gefallen läßt, die allerdings in seinem Alter etwas Verlockendes, aber auch Gefährliches haben; Sie werden mich kaum verstehen."

Doch verstand ihn unser Reisender so vollkommen, daß ein leichtes Lächeln über seine Züge flog, als Jener fortfuhr:

„Man hat da in der Vorkajüte wegen mangelnden Raumes Alles durcheinander gelegt, und so wollte es der Zufall, daß sich neben meinem Neffen, nur durch ein dünnes Flaggentuch getrennt, ein junges Frauenzimmer befindet, die, obgleich — wenn ich auch nicht behaupten will, daß — — so meint doch unsere verehrte Freundin, Madame Schnecke —"

„Es wäre einigermaßen beunruhigend, die

jungen Leute da ohne Aufsicht zu lassen, weßhalb Sie als Dritter im Bunde —"

„Nicht so ganz," fiel Herr Ramplacent rasch ein, „sondern ich möchte meinen Neffen völlig jener aufregenden Gesellschaft entziehen und deßhalb mit ihm die Schlafstelle wechseln."

„Gewissermaßen selbst als Opfer fallen."

„Plait-il?"

„Das heißt, insofern als Opfer," verbesserte sich Herr Stollberg, „daß Sie ein gutes Bett in vortrefflicher Kabine —"

„Und in liebenswürdigster Gesellschaft —"

„Verlassen," fuhr Herr Stollberg mit einer Verbeugung fort, „um auf einem schmalen Sopha jedenfalls unruhiger zu schlafen."

„So ist's, mein werther Herr, doch was thut man nicht, um übernommenen väterlichen Verpflichtungen nachzukommen. Sie nehmen das aber in keiner Weise übel und werden gestatten, daß sich der junge Raoul bei Ihnen installirt?"

„Mit Vergnügen, um Ihnen gefällig zu sein; — wird aber der junge Herr Raoul selber in unsern Tausch willigen?"

„Er machte allerdings Schwierigkeiten, doch wurde ich von Madame Schnecke unterstützt und

hat diese wackere Frau eine Art, Jedermann den Standpunkt klar zu machen, daß ein Widerstreben absolut unmöglich ist, — ich darf also auf Ihre Gefälligkeit rechnen?"

„Allerdings bedauernd —"

„Doch werde ich mir erlauben," fuhr Herr Ramplacent fort, „Morgens der Bequemlichkeit halber meine kleine Toilette bei Ihnen zu machen."

„Sie wissen, wie wenig wir uns gegenseitig genirt haben," meinte Herr Stollberg, sich leicht verneigend, womit dieß Gespräch beendigt war, obgleich oder weil Herr Schnecke in diesem Augenblicke zu ihnen trat.

Dann begann programmgemäß die Schillerfeier zu deren Einleitung der Kapitän die Erlaubniß gab die Schiffsglocke am Bugspriet zu läuten, welche Klänge denn auch alsbald die ganze Reisegesellschaft zusammenriefen, worauf sich Jeder beeilte, einen möglichst angenehmen Platz zu erhalten, allerdings bunt durcheinander, wie es sich gerade traf, sitzend und ruhend, stehend und liegend, was aber unter dem Scheine der farbigen Laternen und dem Leuchten des hellen Mondlichtes einen äußerst malerischen Anblick gewährte.

Herr Schnecke hatte sich von seiner Gesellschaft

zu trennen gewagt und war bei Herrn Stollberg geblieben, der sich einen Platz, breit genug für Beide und so gelegen, reservirt, daß er im Kreise der Uebrigen saß und dabei so nahe an der gewissen Kabine, um bei einer leichten Wendung seines Kopfes in die jetzt wieder geöffnete, allerdings auch wieder mit jenem grünen Vorhang versehene Thüre schauen zu können, ja, es wäre ihm möglich gewesen, ein dort gesprochenes Wort zu verstehen. Dabei genirte ihn der gute Sachse durchaus nicht, im Gegentheil hatte er Gelegenheit, mit demselben hie und da ein Wort zu reden, so den Klang seiner Stimme vernehmen zu lassen und vielleicht — denn er nährte immer noch seine doch so thöricht erscheinenden Hoffnungen — erkannt zu werden.

Ein paar einleitende Worte, die Feier des Tages betreffend, waren gesprochen worden, dann hatten die Kellner Jedem ein Glas des angenehm duftenden Punsches servirt und der Vorsänger des Krokodilus begann seinen kleinen geschichtlichen Vortrag, den wir glauben, dem geneigten Leser um so weniger vorenthalten zu dürfen, als er einestheils leicht zu überschlagen ist und anderntheils für Manchen interessant erscheinen mag:

„Es gibt Länder, die so günstig mitten im großen Weltverkehre liegen, daß sie unwillkürlich und ganz von selbst zur Schaubühne geworden sind, auf welcher sich vor den Augen der staunenden Geschlechter die großen Volksdramen entwickelten und abspielten; so vor Allen Egypten, welches ebensowohl seiner Lage, als der wunderbaren Fruchtbarkeit seines Bodens die außerordentliche Rolle verdankt, welche es seit Jahrtausenden in der Weltgeschichte behauptet.

„Zwischen zwei mächtigen Welttheilen gelegen, von Asien und Afrika wie auf den Schild erhoben, die Blicke der Jahrtausende auf sich ziehend, gab es wohl nie eine Schaubühne ähnlicher Art, und mit welchen gewaltigen, riesenhaften Dekorationen unterstützte diese Schaubühne dabei die handelnden und wandelnden Personen, die gewaltigen Chöre und Kriegerschaaren, die mächtigen und prachtvollen Züge in den Gewändern aller Zeiten, dem Glanz der Pharaonen mit dem schroffen Gegensatz des leidenden Volkes Gottes, die asiatische Pracht der Perser, Ptolemäer und Araber, das kriegerische Leben der Griechen und Römer, die damals unbegreiflichen Wunder der Priesterwelt.

„Das Podium dieser Weltbühne war der Nil,

die eigentliche Gottheit, der Schöpfer Egyptens mit ſeinen heute noch fabelhaften Quellen, der mächtige Strom, von dem ſchon in den älteſten Zeiten die Sage ging, daß, wenn in der Nacht des Tropfens „Leylet al Nuktah“ genannt, der himmliſche Thau in den Nil fiel, dieſer die Fluten zur Gährung brachte und überall zur gleichen Zeit anſchwellen ließ. Im Hintergrunde lagen unerſchloſſene weite Länderſtrecken, Nubien und Abeſſinien mit ihren ſchwarzen Menſchen, ihren Schätzen von Gold, Elfenbein und edlen Steinen, mit den rieſenhaften Formen ihrer Thierwelt; fern herüber funkelte das märchenhafte Indien, und während die ungeheuren Sandflächen der Sahara und der arabiſchen Wüſte den Edelſtein Egypten einrahmten und auch zum Schutz und Trutz gegen aufdringende Völkerſchaften dienten, dehnte ſich gegen Norden das Mittelmeer aus, ſo die Verbindung mit dem Abendlande herſtellend, das in den älteſten Zeiten ſchon mit gierigem Auge nach den Wundern des Nillandes, nach den Schätzen ſeiner Kornſpeicher lechzte, mit Staunen die fortgeſchrittene Kultur Egyptens und mit grauenhaftem Intereſſe das Erſcheinen und Verſchwinden zahlreicher Völker und Geſchlechter auf dieſer Weltbühne betrachtete.

„Auch Egyptens innere Couliſſen und Dekorationen erfüllten uns von jeher mit grenzenloſer Bewunderung, die unvergleichliche Kraft der Natur, welche ihren Urſprung in dem heiligen Strome fand, Strecken gelben Sandes von heute auf morgen in üppig fruchtbare Saatfelder verwandelte und Wälder rieſenhafter Palmen entſtehen ließ. Allerdings vergängliche Schau- und Verſatzſtücke gegenüber den koloſſalen Bauwerken, welche vor Jahrtauſenden entſtanden ſind und uns heute noch zur Bewunderung hinreißen.

„Memphis, Heliopolis mit dem Sonnentempel, mit ſeinen Sphinxen und rieſigen Monolithen aus rothem Granit, vor Allem aber die ehrwürdigen Pyramiden, ſowie hundert andere Baudenkmale, in welchen das zugleich geiſtvollſte und ſicherſte Mittel lag, des Landes Traditionen zu vereinigen, indem man dieſelben mit unauslöſchlichen Zeichen in die Wände von Bauwerken eingrub, deren impoſante Ruinen durch Jahrtauſende hindurch zu erhalten das Klima ſelbſt ſich zur Aufgabe gemacht hat, unzerſtörbare Hieroglyphenbücher, welche zu enträthſeln erſt unſerem Jahrhundert theilweiſe gelungen iſt und ſo Licht zu verbreiten auch über die profane Geſchichte längſt vergangener Zeiten.

„Und nicht nur faſt alle Völkerſtämme des Morgen- und Abendlandes blickten mit Intereſſe auf das Wunderland Egypten, deſſen Natur- und Kulturgeſchichte zu enträthſeln ſich Weiſe und Gelehrte lange Zeit vergeblich bemühten, ſondern auch alle Altersklaſſen laſen mit Behagen in dieſem bunten Märchenbuche und betrachteten ſtaunend die mitſpielenden Perſonen dieſer Weltbühne. Wer war nicht ſchon als Kind in der egyptiſchen Geſchichte beſſer zu Hauſe als in der eigenen, wer lebte und litt nicht mit Joſef, Jakob und Moſes, wer freute ſich nicht von Herzen, als der böſe Pharao mit Mann und Roß im rothen Meere erſäuft wurde, während die Kinder Iſrael's durch ein Wunder errettet wurden, ein Wunder, das ſich unſere proſaiſche Zeit allerdings durch Ebbe und Flut zu erklären bemüht. Wer folgte nicht theilnehmend der Flucht nach Egypten und ſah als Kind dieſelbe unter dem Weihnachtsbaume bildlich vor ſich, Jeſus mit der heiligen Mutter, den geduldigen Joſef mit dem ſanften Eſel. Wer fühlte ſich nicht gewaltig ergriffen, wenn er von all' den Männern mit den klangvollen Namen las, von Seſoſtris, Kambyſes, Necho, Darius, Alexander, Pompejus, Cäſar, Oktavian, Antonius mit der

Umgegend herbeigebracht, und welche reihenweiſe in den Straßen lagen, hier im Kreiſe eingepflanzt wurden. Ich hätte nie gedacht, daß man ſo alte Bäume noch verſetzen könne. Für die Wurzeln hatte man ſehr tiefe Löcher gemacht, und die majeſtätiſchen Bäume wurden mit großen Hebewerken und zahlreichen Tauen unter dem Zujauchzen der verſammelten Menge langſam emporgewunden. Gegen fünf Uhr verließen wir die Stadt wieder, und erreichten um ſieben Santa Maria, wo wir aber fanden, daß der letzte Dampfer nach Cadiz bereits abgegangen war. Betrübt waren wir darüber gar nicht, denn der Gaſthof, wo wir heute Morgen gefrühſtückt, hatte in allen Theilen eine ſolch einladende Miene, auch ſo freundliche Zimmer, daß wir uns gern entſchloſſen, die Nacht dazubleiben. Man bereitete uns ein vortreffliches Diner, zu Ehren des Landes tranken wir einige Flaſchen Sherry und ſpäter einen vortrefflichen Punſch, der aus dem eben ſo feurigen Wein von Puerto de Santa Maria zubereitet war, alſo eine doppelte Fabrikation. Auf den ſehr warmen Februartag hatten wir bei dem klarſten Himmel einen ziemlich kühlen Abend, ſo daß uns die Wärme eines hell lodernden Kaminfeuers recht wohl that, als wir behaglich im Kreiſe davor ſaßen, unſern Punſch tranken, eine vortreffliche Cigarre rauchten, und jeder von ſeiner Heimat erzählte. Die Fenſter unſeres Speiſeſaales gingen auf das Ufer der weiten Bai von Cadiz. Einen wunderbaren Glanz warf der Mond auf den glatten Waſſerſpiegel, doch war ſein Licht nicht hell genug, um uns Cadiz zu zeigen, deſſen weiße Mauern mit leichtem Nebel, Dunſt und dem zitternden Schimmer des Mondes zuſammenſchmolzen; aber trotzdem war die große glänzende Waſſerfläche in ſtiller Nacht unbeſchreiblich ſchön.

Am andern Morgen fuhren zwei unſerer Reiſebegleiter mit dem erſten Dampfer nach Cadiz zurück, Horſchelt und ich blieben bis zur zweiten Fahrt zurück, unſer Maler, um einige intereſſante Gegenſtände zu zeichnen, ich aber, um dem preußiſchen Generalconſul für Spanien und Portugal, Freiherrn v. Minutoli, der die Zeit des Frühjahrs mit ſeiner Familie in Puerto de Santa

ſelbſtmörderiſchen Kleopatra, von Trajan, Hadrian, Saladin, Buonaparte, Mohamed Ali. Wem erſchien da nicht Egypten als ein großer, bunter Bilderbogen, als ein fabelhaftes Gemiſch intereſſanter Perſonen in ernſt einfachen Gewändern oder phantaſtiſch golddurchwirkter Tracht, mit dem Stabe des Friedens, mit den Waffen des Kriegers, überrauſcht von Palmen, umweht von Sandſturm. Wer erblickte nicht im Geiſte die unabſehbare Kriegerſchaar im Fell- und Lederſchmuck mit den langen, flatternden Gewändern, im Panzer und Helm mit Schild und Schwert, im Kettenhemd mit krummem Säbel und langem Burnus, im Kleide des vorigen Jahrhunderts mit Torniſter und Muskete, und wer erſchaute nicht dagegen als Symbol des Friedens die Karavanenzüge, welche auf geduldigem Kameele, dem Schiff der Wüſte, den Handelsverkehr unterhielten zwiſchen dem glücklichen Arabien, zwiſchen Indien, Nubien und der Nordküſte Afrikas, von welcher reichbeladene Schiffe über das mittelländiſche Meer die Schätze des Orients dem Abendlande brachten.

„So bildete Egypten ſchon ſeit den älteſten Zeiten den Schlüſſel zu dem Durchgange zwiſchen Morgen- und Abendland und die Intereſſen des

Handels zogen von jeher faſt inſtinktmäßig die Aufmerkſamkeit aller Völker auf das Land des Nils und bemühten ſich, in dem mächtigen Strom ein Verbindungsmittel zu finden zwiſchen dem Mittelmeer und dem rothen Meer.

„Daß dieß nur durch einen Kanal geſchehen könne, ſah ſchon um das Jahr 616 vor Chriſtus Necho, Sohn und Nachfolger des egyptiſchen Königs Pſammetich ein und ließ zu dieſem Zwecke rieſenhafte Arbeiten unternehmen, um es den Nilſchiffen zu ermöglichen, von Bubaſtus aus bis an das ſich damals weiter gegen Norden erſtreckende Ufer des rothen Meeres zu gelangen und zwar bis zu dem Meerbuſen von Heroopolis, den heutigen Bitterſeen, welche auch ihren Zweck erfüllten und deßhalb von ſpäteren Eroberern, Darius, Ptolemäus, Trajan und Omar unterhalten und verbeſſert wurden. Daß auch damals ſchon dieſe Kanalarbeiten kein leichtes Werk waren, erzählt uns Herodot, indem er behauptet, daß die Ausgrabung des Kanals von Necho 120,000 Menſchen das Leben gekoſtet habe, trotzdem die Richtung dieſes Kanals durch keine waſſerloſe Wüſte ging, wo die Arbeiten äußerſt ſchwierig geweſen wären, ſondern durch eine ſchon ſeit langer Zeit bewohnte,

wohlversorgte und mit süßem Wasser versehene Gegend führte. Zugleich erzählt der griechische Geschichtschreiber, Necho habe weitere Arbeiten einstellen lassen und zwar auf die Antwort eines Orakels, welches ihm verkündete, daß er doch nur für die Barbaren arbeite. Wer weiß, ob ein heutiger Necho nicht aus dem gleichen Grunde die Arbeiten von Port Said nach Suez ebenfalls eingestellt hätte, denn der Nutzen dieses Kanals für Egypten ist auch heute wohl noch sehr problematisch.

„Doch war das Werk Necho's insofern gelungen, als die Schiffe des Mittelmeeres den pelusinischen Meerbusen aufsteigend bis nach Bubastus gelangten, um von dort mittelst einer Fahrt von vier Tagen auf dem Kanal Heroopolis zu erreichen, wo sie allerdings eine mächtige Sandbarre noch von dem Meerbusen selbst trennte, die der schlaue Necho vielleicht in Folge jenes Orakels oder auch um aus dem Umladen eine hübsche Summe zu ziehen, stehen gelassen hatte, wobei wir aber nicht verschweigen dürfen, daß vielleicht die gänzliche Unkenntniß der damaligen Zeit, jede Art von Schleusenwerk betreffend, sich der vollkommenen Verbindung entgegengestellt hatte. Diese Barre

aber, welche sich durch angeschwemmten Sand beständig vergrößerte, wurde erst durch Darius entfernt und so die vollkommene Verbindung zwischen Bubastus und dem Meerbusen von Heroopolis hergestellt.

„Nach Darius war es der Ptolemäer Philadelphus, welcher um das Jahr 270 vor Christus den mehr und mehr versandeten Kanal wieder ausgraben ließ, sowie ein allerdings sehr einfaches Schleusenwerk, aus beweglichen Balken bestehend, Euripus genannt, herstellte. Später, bei der Flucht von Antonius vor Oktavian nach der Schlacht bei Aktium, spielte dieser Kanal eine allerdings etwas fabelhafte Rolle, indem alle Geschichtschreiber erzählen, daß Kleopatra den Versuch gemacht habe, ihre mit Schätzen beladenen Schiffe durch die Bitterseen in's rothe Meer gelangen zu lassen, doch seien sie unterwegs von den Arabern ausgeplündert worden, ein Geschäft, welches aber viel wahrscheinlicher die Hoflakaien der egyptischen Königin auf eigene Rechnung besorgt haben mögen, worauf Trajan 125 Jahre nach Christus nichts weiter that, als den alten, versandeten Nechokanal wieder auszuschlammen und nothdürftig zu restauriren.

„Die hieher gehörigen Kanalarbeiten aus dem Zeitalter der Kalifen scheinen nur den Zweck gehabt zu haben, Schiffsgüter aus dem Innern des Landes in's rothe Meer zu führen, hauptsächlich Bodenerzeugnisse, welche Egypten nach dem Hedschas lieferte, welchen entgegen aber der abbassidische Kalif Abu-Giaffer-el-Mansor um's Jahr 767 nach Christus die Kanalarbeiten zerstören ließ, um besonders Medina auszuhungern, wo sein Oheim Mohamed ben Abdallah einen Aufstand gegen ihn erregt hatte.

„Mag nun die Zerstörung des Kanals durch den Beherrscher der Gläubigen eine gänzlich absichtliche gewesen sein, oder haben Flut, Sand und Wind mitgeholfen, genug, im Laufe von Jahrhunderten hat man keinen neuen Versuch zur Herstellung einer Wasserstraße zwischen dem Mittel- und dem rothen Meere gemacht, bis General Buonaparte, von der Wichtigkeit dieses Verbindungsweges durchdrungen, sich selbst am 24. Dezember 1798 nach Suez begab, um die übriggebliebenen Spuren des alten Kanals zwischen dem rothen Meere und den Bitterseen zu untersuchen. Hier war es, wo er mit dem Pferde in beweglichen, unergründlichen Sand gerieth und nur durch die Geistesgegenwart

ſeiner Offiziere gerettet wurde. Bei ſeiner Zurückkunft nach Kairo beauftragte er Lepère, ſeinen Generaldirektor der Brücken und Straßen, die Linie zu einem neuen Kanal zwiſchen beiden Meeren zu traciren; mühevolle Arbeiten, welche über drei Jahre dauerten und nur unter den größten Gefahren und Entbehrungen ausgeführt werden konnten, bei welchen ſich überdieß der Irrthum bei den Meſſungen einſchlich, daß das Niveau des rothen Meeres um neun Meter höher als das des mittelländiſchen Meeres gelegen ſei, während ſich beide Waſſerſpiegel unter demſelben Niveau befinden.

„Ein Kanal neuerer Zeit, welcher von Alexandrien an den Nil von Mehemed Ali erbaut und dem Sultan zu Ehren Mahmudie-Kanal genannt wurde, iſt ein ungeheures Werk, an welchem unter der Leitung von ſechs europäiſchen Ingenieuren anfangs, ſeit dem 8. Januar 1819 an 100,000 Menſchen arbeiteten, deren Zahl aber nach und nach, obwohl über 7000 Arbeiter an anſteckenden Krankheiten ſtarben, bis auf 290,000 vermehrt wurde; ſo kam der Kanal ſchon am 13. September deſſelben Jahres zu Stande. Er beginnt unterhalb Saomi am Nil und endet bei der Pompejusſäule; 41,706 Klafter lang, 15 Klafter breit und 3 Klafter tief, ſollte

er den unmittelbaren Handel von Alexandrien mit Arabien und Indien wieder herstellen.

„Erst unserem Jahrhundert, der Zeit des Dampfes als Bewegkraft mächtiger Maschinen, blieb es vorbehalten, das Riesenwerk einer Kanalisirung des Isthmus von Suez und zwar durch die Energie und geistige Kraft eines Mannes in's Leben zu rufen, welcher dadurch seinen Namen den berühmtesten alter und neuer Zeit würdig anreiht und ein Werk von den unermeßlichsten Folgen schuf.

„Um die Geduld meiner verehrten Zuhörer nicht zu ermüden, will ich von dem nun beendigten Riesenwerke nur eine ganz gedrängte, sehr oberflächliche und kurze Uebersicht geben.

„Die Landenge von Suez, von Port Said bis zum rothen Meere, hat eine Länge von 140 Kilometer, deren Terrain zu drei Vierteln merklich niederer ist, als das in gleicher Höhe befindliche Niveau beider Meere. Es ist wohl außer Zweifel, daß vor Tausenden von Jahren das rothe Meer nach dem Innern des Isthmus zu einen langen Golf bildete von vielleicht 50 Kilometer Länge; Ablagerungen von Muschelschalen der gleichen Art, wie man sie heute noch am Ufer des rothen Meeres

findet, sprechen dafür und hätten sich damals die heutigen Bitterseen, der Golf von Heroopolis als äußerste Grenze des rothen Meeres dargestellt. Von dort mit der Kanallinie direkt den Timsesee zu gewinnen und dann weiter in fast gerader Linie das heutige Port Said zu erreichen, war ein riesenhaftes Unternehmen, dessen Ausführung nur unserer Zeit gelingen konnte, wo sich ungeheure Geldmittel, genügende Arbeitskräfte und vor Allem die unermeßlichen Hülfen der Mechanik und des Dampfes in der Hand eines einzigen Mannes, Ferdinand von Lesseps, vereinigt haben, welcher sich trotz des sehr oft und laut ausgesprochenen Zweifels an der Vollendung seines Werkes nicht beirren ließ und in der kurzen Zeit von zehn Jahren, 1859—1869, ein Werk zu Stande brachte, an das man schon vor Jahrhunderten gedacht, aber vor der Möglichkeit des Gelingens als einem traumhaften Schattenbilde zurückgewichen war.

„Und nun liegt dieses Riesenwerk vollendet vor uns da, beide Meere sind durch einen Kanal verbunden, welcher Breite und Tiefe genug besitzt, um mit schwerbeladenen Fahrzeugen Europa und Indien auf dem kürzesten Wasserwege zu verbinden, — der letzte Spatenstich ist geschehen, die Fluten

zweier Meere haben sich vermischt, und durch bis jetzt öde Sandflächen sehen wir in kurzer Zeit die Wimpel aller Nationen an schlanken Masten ziehen."

Damit schloß der Redner und ein Beifallssturm folgte seinen Worten, Freunde und Kollegen drückten ihm die Hand und von Denen, die ihn umringten, wurde ihm so manches Glas des vortrefflichen Marasquinopunsches dargereicht und aufgenöthigt, daß er zuletzt, unter lautem Lachen abwehrend, auf eine Erhöhung sprang und mit seiner vollen kräftigen Stimme den Krokodilus intonirte, worauf Alles jubelnd einfiel.

VI.

Herr Stollberg allein war nicht bei der Sache, weil seine Aufmerksamkeit durch Anderes gefesselt wurde. Wir haben bereits erzählt, daß er sich neben der gewissen Kabinenthür, ihm zur Seite Herr Schnecke, der sich fest an ihn geklebt, niedergelassen hatte, auch daß diese Kabinenthür geöffnet wurde, wogegen allerdings wieder, wie gestern, der neidische grüne Vorhang jeden Blick in das Innere des kleinen Raumes ausschloß.

Er hatte den guten Sachsen nicht abschütteln mögen, nachdem derselbe einmal Erlaubniß erhalten, sich von seiner Gesellschaft zu entfernen, und diese Erlaubniß war ihm nur gegeben worden, weil Frau Thusnelda alle ihre Aufmerksamkeit nöthig hatte, um die Mienen des Herrn Raoul zu beobachten, der, noch nichts von der Wohnungsveränderung ahnend, die ihm heute Abend bevorstand, von Zeit zu Zeit süße Blicke in das ungewisse

Maria zubringt, meinen Beſuch zu machen. Leider fand ich dieſen hochverehrten Herrn, den Verfaſſer der vortrefflichen ſtatiſtiſchen Werke über Spanien und Portugal, ſowie eines ſehr intereſſanten Buches, welches er erſt ſpäter erſcheinen ließ: „Altes und Neues aus Spanien," nicht zu Hauſe, da er in Geſchäften nach Cadiz gegangen war. Doch hatte ich am folgenden Tage das große Vergnügen, Herrn v. Minutoli bei uns zu ſehen, und mich mit dieſem geiſtreichen und hochgebildeten Manne eine kleine Stunde zu unterhalten.

Da demnach mein verlängerter Aufenthalt in Puerto verfehlt war, und ich nicht wußte, wo Horſchelt ſein Atelier aufgeſchlagen hatte, ſo ſetzte ich mich nicht weit vom Ufer der Bai in ein reizendes Lorbeerrondell, in deſſen Mitte ein großer Springbrunnen ſtand, und genoß des ſo angenehmen, friſchen und klaren Morgens. Das Waſſer der Bai vor mir war leicht gekräuſelt und glänzte wie goldgeſchuppt. Wenn es auch am Geſtade heller erſchien, ſo hatte es doch weiter hinaus wieder dieſelbe tiefblaue Farbe, die uns bei der Ankunft vor Cadiz ſchon ſo entzückte. Dabei war das Waſſer heute ſo belebt von zahlloſen Fahrzeugen, welche die Bai nach allen Richtungen durchſchnitten, und deren weiße Segel der friſche Morgenwind blähte. Auf dieſem prachtvollen Hintergrunde bot nun das Lorbeergebüſch mit ſeinem Brunnen, an dem ich ſaß, ein ganz eigenthümliches und intereſſantes Bild. Die Sonne glitzerte und ſtrahlte durch die dunkelgrünen Blätter und glänzte ſo prächtig auf die herabfallenden Waſſertropfen. Anfänglich war ich mit meinen Gedanken allein, dann aber ſetzte ſich auf dem andern Ende der Bank, auf der ich mich befand, ein ſehr ärmlich gekleideter Neger, der nach einer höflichen Frage, ob er mir nicht läſtig ſei, anfing ein halbes Dutzend Stiefel zu putzen. Von da an wurde der Brunnen auf eine höchſt eigenthümliche Art belebt; er ſchien nämlich eine Tränke für ſämmtliche lebende Weſen von Santa Maria zu ſein, den Anfang machte der Neger, der mit der hohlen Hand aus der Schale ſchöpfte und trank; ihm folgten ein paar kleine Buben, die des

Dunkel sandte; auch fühlte sich Herr Schnecke so wohl bei einem freien Athemzuge und dem guten Marasquinopunsche, welchem er auch in so ausgiebiger Weise zusprach, daß jede Hoffnung vorhanden war, er würde in Kurzem zu duselig werden, um zu irgend welcher Indiskretion Veranlassung zu geben.

Den Vortrag über egyptische Zustände und Kanalverhältnisse fand er langweilig und versicherte, nur die Hoffnung auf den herrlichen Krokodilus halte ihm die Augen offen, denn er fühle sich ganz ausnehmend schläfrig.

„Kommt auch wohl," meinte er nach seinem dritten Glase Punsch, „von der stets gleichförmigen Bewegung der Schiffsmaschine her, denn Sie werden mir zugeben, daß sich das stets herum dreht mit dem gleichen Gerätsche, als wenn es eine kolossale Kaffeemaschine wäre — und Kaffee, selbst schon der Gedanke daran," setzte er gähnend hinzu, „macht auf mich eigenthümlicherweise stets einen beruhigenden Eindruck; denn wenn ich Morgens Kaffee trinke, so ist die Nacht vorüber und ich darf alsdann wieder allein sein auf meinem lieben, stillen Comptoir — o Gott, wie ich mich danach s—e—e—e—h—n—e!"

Er hatte sich mit dem Kopf gegen das Kajütenhäuschen zurückgelehnt und schlief nach wenigen Augenblicken so fest, daß die noch folgenden Reden und Toaste, ja nicht einmal der Krokodilus im Stande gewesen war, ihn zu erwecken, wozu auch sein Nachbar um so weniger Veranlassung fand, als dessen Aufmerksamkeit im höchsten Grade dadurch erregt wurde, daß in der Kabine nebenan das Licht ausgelöscht, dagegen der Vorhang von der Thüre weggezogen wurde.

War es die allgemeine Lust und laute Fröhlichkeit, was die Orientalin veranlaßt hatte, diese Klänge lebhafter auf sich einwirken zu lassen, oder fühlte sie sich angezogen durch das Licht des jungen Mondes, welches schräg herüber in die Kabine fiel, dieselbe mit seinem milden Lichte erfüllend, — genug, der Vorhang war, wie eben erwähnt, so weit zurückgezogen worden, daß Herr Stollberg, langsam und vorsichtig seinen Kopf wendend, die volle, schöne Gestalt zu erblicken vermochte. Sie hatte sich allerdings tief in einen Schaukelstuhl gelehnt, den verhüllenden Burnus zurückgeworfen, ihr Haupt ruhte in der Hand des aufgestützten Armes, um den der weite, leichte Aermel niederfiel, so die herrlichen Formen sehen

lassend bis zu dem feinen Handgelenk, das von dem arabischen Armband umspannt wurde.

Leider war es aber unserem Reisenden nicht möglich, auch nur so viel von ihren Gesichtszügen zu sehen, um, das Uebrige durch seine Phantasie ergänzend, ein Bild herzustellen, welches im Stande war, ihn an die schöne, unvergeßliche Gräfin zu erinnern; denn von ihrem Haupte floß wie ein Schleier die weiß und blaue Coffieh herab und ihre Stirne ruhte auf den Spitzen der feinen Finger.

Besser gelang es ihm, in der schönen Gestalt dieser Fremden eine Aehnlichkeit mit der jener heißgeliebten Frau aufzufinden, doch mußte er sich seufzend gestehen, daß es ihm schon öfters geschehen war, in einer andern herrlichen Büste, in anderen eben so eleganten und vornehmen Formen Aehnlichkeiten zu finden, die sich bei näherer Betrachtung stets als Täuschung erwiesen, und um wie viel mehr mochte dieß hier der Fall sein, wo der trügerische Schein des Mondes dieses allerdings herrliche Wesen umfloß, ihre schlanke Gestalt so ungewiß verführerisch zeigte, sowie ihren schönen Busen bei Athemzügen, die in ihrer Tiefe und Gewalt häufig schmerzlichen Seufzern glichen.

Weder ernste, noch launige Ansprachen und Toaste hatten sie vermocht, ihre Lage wesentlich zu ändern, und als dieß endlich beim Krokodilus geschehen, lehnte sie ihren Kopf so weit zurück, daß er gänzlich im Schatten verschwand, während sie ihre feinen Finger auf dem Schooße ruhend ineinander flocht.

Da kam ihm der Zufall zu Hülfe, aber leider nicht so, wie er es gewünscht, daß die Orientalin, vielleicht sanft angezogen von dem Klange eines der deutschen Volkslieder, die hier auf den Fluten des adriatischen Meeres ertönten, sich vorgeneigt hätte, oder daß sie Sehnsucht empfunden, ihre Augen in das milde Licht des jungen Mondes zu versenken; vielmehr war es ein geräuschvollerer und durchaus nicht so poetischer Anlaß, der sie vermochte, ihr Gesicht für einen kurzen Augenblick zu zeigen, um dann nicht nur sogleich wieder in das Dunkel zurückzutauchen, sondern auch den Vorhang an der Kabinenthür rasch zuzuziehen.

Herr Schnecke hatte sich nämlich sammt seinem Kajütenstuhle zurückgelehnt, dieser Sitz unter ihm war langsam ausgewichen, um ihn endlich, zuletzt rasch weggleitend, mit solcher Gewalt auf das Verdeck niederzuwerfen, daß nicht nur ein dumpf

polternder Aufſchlag hörbar wurde, ſondern zu gleicher Zeit der laute Ausruf: „Ach, Herr Jääſes, ich falle in's Meer!“ — der wahrſcheinlich auch bei der heitern Reiſegeſellſchaft große Aufregung hervorgerufen haben würde, wenn nicht ein als Schluß der Feier den anweſenden Damen dargebrachtes Hoch jenen Ruf beinahe übertönt hätte.

Hier aber war das Unglück nun einmal geſchehen und Herr Stollberg mußte gewaltſam an ſich halten, um der ſich langſam und ſtöhnend aufrichtenden Schnecke nicht einige paſſende Worte über ihre Ungeſchicklichkeit zu ſagen.

Was hätte nicht Alles geſchehen können, wenn die Kabine der ſchönen Unbekannten geöffnet geblieben wäre, wenn ſie ſich, nachdem auf dem Verdecke ſpäter Alles ruhig geworden, vielleicht doch noch gezeigt hätte, wenn er gefunden, daß ihn trotz alledem ſeine Ahnung nicht betrogen. Er fühlte ſich fieberhaft erregt durch den einzigen kurzen, kaum einem Gedankenblitze vergleichbaren Augenblick, wo er ihre Züge geſehen und — zu erkennen geglaubt, allerdings nur geglaubt, bei dem trügeriſchen Scheine des Mondes, der einer ohnehin lebhaften Phantaſie ſo bereitwillig etwas vorgaukelt, — war ſie ihm doch erſchienen mehr wie

eine hellleuchtende Erinnerung, als etwas Wirkliches, und war es vielleicht nicht eben nur die Erinnerung, welche die geliebten Züge auch hier wieder auf die gänzlich Fremde übertrug?

Wie mit kaltem Waſſer fühlte er ſich übergoſſen durch die in jammervollem Tone vorgebrachte Entſchuldigung ſeines Nachbars, der ſich den Rücken reibend verſicherte, es habe ihm geträumt, er ſitze in ſeinem ſtillen Comptoir in Zwickau, ſehe aber ſtatt auf den behaglichen Hofraum auf das Meer hinaus, in welches er endlich hineingeplumpſt ſei, als er, um ſich genauer zu überzeugen, ſich etwas zu weit aus dem Fenſter gebeugt.

„Weicher wären Sie allerdings gefallen,“ brummte Herr Stollberg, „doch hoffe ich, es ſoll Ihnen auch ſo nicht ſchaden.“

„Schaden allerdings nicht, mein Verehrteſter,“ gab Herr Schnecke, an ſich herumtaſtend, zur Antwort, „doch fühle ich mich immerhin etwas duſelig und zerſchlagen und will verſuchen, ob ich allein die Treppe hinabzuklettern und meine Kabine aufzufinden vermag.“

Dieß „allein“ ſprach er in einem ſo jämmerlichen Tone, daß Herr Stollberg in ſeiner Gutmüthigkeit nicht anders konnte, als ihm ſeine

Begleitung anzubieten, welche er ebenso bereitwillig als den dargereichten Arm annahm, worauf Beide unter Deck verschwanden.

„Hoffentlich haben Sie sich die Nummer Ihrer Kabine gemerkt?“

„Numero sechzehn, da drüben,“ antwortete Herr Schnecke, um, stehen bleibend, in einem etwas verzagten Tone hinzuzufügen: „Glauben Sie nicht, daß ich mich droben nach meiner Frau hätte umsehen sollen? sie hat Launen, wo sie es übel nimmt, wenn ich so eigenmächtig handle und allein zu Bette gehe.“

„Dießmal, scheint mir, ist sie Ihnen zuvorgekommen, wenn dieß wirklich Ihre Kabine ist,“ entgegnete Herr Stollberg stehen bleibend, „denn ich höre hinter dem Vorhange reden.“

„Reden — hinter dem Vorhange?“ erwiederte Herr Schnecke mit etwas schwerer, lallender Zunge.

„Gewiß, reden und ich erkenne deutlich die mir unvergeßliche Stimme Ihrer Frau Gemahlin, weßhalb ich Ihnen rathe, vorher sanft anzuklopfen, wie es einem wohlgezogenen Ehemanne zukommt.“

„Sanft anzuklopfen — das ist ein vortrefflicher Rath, — und wenn ich recht sanft anklopfe, so wird sie ihre liebe Schnecke eben so sanft

hineinrufen und der Friede iſt glücklicherweiſe geſchloſſen, ehe er noch gebro—o—ochen wurde.“

„Sie Glücklicher, und haben Sie gar keine Ahnung davon, mit wem Ihre Frau Gemahlin dort hinter dem Vorhange in der Kabine eine ſo lebhafte Unterredung führt?“

„Es könnte Herr Ramplacent ſein.“

„Richtig, einer der Herren Ramplacent, und wenn ich nicht irre, iſt es der junge Raoul, dem Frau Thusnelda zärtliche Vorwürfe macht — an Ihrer Stelle würde ich jetzt anklopfen.“

„Wenn nur Thusnelda über dieſe Unterbrechung nicht zürnt —“

„Wagen Sie es immerhin, ich bleibe zu Ihrem Schutze in der Nähe.“

Doch zog ſich Herr Stollberg, ſtatt ſein Verſprechen zu halten, um eine halbe Tiſchlänge zurück, während Herr Schnecke an die Thüreinfaſſung klopfte, um in verdrießlichem Tone die Antwort zu erhalten: „Wahrſcheinlich biſt Du es, Jakob, und nachdem ich ſo lange auf Dich gewartet, wirſt auch Du einige Zeit zum Warten haben, bis ich Raoul im Auftrage ſeines Oheims noch Einiges mitgetheilt — doch nein, Du kannſt eintreten und meine Bemühungen unterſtützen — — dieſer junge

Herr iſt nämlich etwas eigenſinnig," vernahm Herr Stollberg ferner die Stimme Thusneldens, nachdem der Vorhang hinter Herrn Schnecke wieder zugefallen war, — „und will nicht einſehen, daß die Anordnungen ſeines Oheims nur zu ſeinem Beſten dienen und daß es unverantwortlich von uns wäre, ihn da drüben in ſo leichtſinniger Geſellſchaft, faſt hätte ich geſagt Berührung," ſetzte ſie mit leiſer, ſchamhafter Stimme hinzu, „zu laſſen."

Offenbar ſchien der junge Raoul anderer Anſicht zu ſein; denn wenn er es auch nicht wagte, dieſe Anſicht Frau Thusnelden gegenüber mit eindringlichen Worten zu verfechten, ſo murmelte und brummte er doch etwas von unausſtehlicher Bevormundung, von dem Bewußtſein, kein Kind mehr zu ſein, ja gerade davon in der betreffenden Angelegenheit Proben abgelegt zu haben, die füglich beweiſen könnten, daß er Klugheit und Charakterſtärke genugſam beſitze, um nicht mehr wie das Schaf am Leitſeil geführt zu werden.

„Nur behütet, lieber theurer Raoul, nur ſanft behütet," hörte man hierauf die Stimme Frau Thusneldens in zärtlich wehmüthigem Tone ſagen, und Herr Stollberg hätte laut auflachen mögen, als das Innere der kleinen Kabine vor ſeine Phan-

taſſe trat: Schnecke für Raoul zerknirſcht daſtehend, während Letzterer mit finſterem, trotzigem Blick auf dem Kajütenſtuhle hockte, zwiſchen Beiden aber Frau Thusnelda im blütenweißen Nachtgewande ſtehend, anzuſchauen wie der Engel der Tugend, Enthaltſamkeit predigend.

„Fügen Sie ſich alſo den Anordnungen Ihres Oheims," fuhr der Engel zu ſprechen fort, „und Sie werden morgen Früh mit dem Bewußtſein erwachen, nicht nur die Liebe der Ihrigen, zu denen auch wir uns rechnen, verdoppelt zu haben, ſondern den Fallſtricken entgangen zu ſein, die man der Jugend argliſtigerweiſe ſo gerne zu legen pflegt. Du aber," wandte ſie ſich an Herrn Schnecke — es war dieſe Wendung erkennbar an dem plötzlich verſchärften Ton ihrer Stimme, „wirſt Raoul zu Deinem ſaubern Freunde Stollberg bringen und ihm denſelben als Schlafgenoſſen empfehlen, — ich bedaure es, dieß nicht anders einrichten zu können, aber es iſt leider nicht gut möglich, deßhalb gehen Sie nun, lieber Raoul, und ſchlummern Sie ſüß."

Dann verließen beide Herren die Kabine, um aber unſern Reiſenden erſt an der Kajütentreppe zu finden, wohin er ſich diskreterweiſe zurück-

Weges daher ſchlenderten, und die einander, nachdem ſie ſatt getrunken waren, mit Waſſer beſpritzten, wie das nun nicht anders ſein konnte. Ein paar Hunde, die nun von verſchiedenen Seiten erſchienen, drückten zuerſt durch Schwanzwedeln die Freude des Wiederſehens aus, beſchnüffelten ſich auf herkömmliche Weiſe und labten ſich dann ebenfalls an einem friſchen Trunk. Darnach erſchienen Arbeiter aus einer benachbarten Werkſtätte, von denen ſich einige ihrer Fauſt bedienten, wie der Neger und die Buben, einer aber einen hölzernen Becher hervorzog, was dem Schwarzen ſo gefiel, daß er auch daraus zu trinken wünſchte. Zwiſchen hinein flogen auch Vögel zutraulich durch die Lorbeerwand, ſetzten ſich auf die Brunnenſchale und ſteckten ihre Schnäbel in das kühle Naß; alles aber entfernte ſich ſogleich, nachdem der Durſt gelöſcht war, die Hunde ſcharrend und wedelnd, die Männer, nachdem ſie einige Worte mit dem Neger geſprochen, die Buben, nachdem ſie ſich gehörig gepufft, und die Vögel ſtrichen erſt ihre Federn mit dem Schnabel glatt, ehe ſie davon flogen. Endlich hatte der Schwarze ſeine Stiefel blank geputzt, hing ſie an einen Stock und entfernte ſich, nicht, ohne mich vorher freundlich zu grüßen. Dann war ich wieder allein mit meinen Phantaſieen, mit dem Lorbeergebüſch, dem murmelnden Springbrunnen und den glitzernden Sonnenſtrahlen, bis mein großer Maler erſchien, ſeine Mappe unter dem Arm und mir ſagte, daß das Dampfboot ſogleich abfahren werde. Eine kleine Stunde darauf waren wir wieder zurück in Cadiz.

Obgleich wir die erſten beiden Tage ſchönes Wetter hatten, ſo erlebten wir den dritten Tag einen Sturm, der in der Nacht ſo arg um unſer am Meer gelegenes Haus raste, daß die Lichter faſt auslöſchen wollten, trotz Glasfenſtern und Läden, und dieſe klapperten und ſeufzten ſo, wie Maſtenſpieren und Tauwerk eines vom Sturm gepeitſchten Schiffes. Dafür war aber auch der Anblick der See, dicht vor unſern Fenſtern, wahrhaft prachtvoll; in langen feſtgeſchloſſenen Gliedern mit flatternden Schaummähnen rasten die Wogen unter wildem Geheul und Toſen heran und

gezogen; doch war er gleich bereit, Herrn Raoul in die gemeinschaftliche Kabine zu geleiten, worauf sich die Schnecke in ihr Häuschen zurückzog, fast mit dem gleichen Gefühl eines Gefangenen, der, seine Ketten fühlend, den lustigen Spaziergänger im Wald und auf der Flur beneidet.

Herr Stollberg hatte seinem Kabinengenossen die Schlafstätte gezeigt, die dessen Onkel eingenommen, und wollte sich noch zu einem Spaziergang auf Deck entfernen, als ihm der junge Mann sagte: „Durch Alles das werde ich Ihnen lächerlich vorkommen, was mir ein unangenehmes Gefühl verursacht, doch befinde ich mich in einer zu abhängigen Stellung von meinem Oheim, als daß es mir möglich wäre, dieser kindischen Laune, die dem Kopfe der Madame Schnecke entsprungen, zu opponiren."

„Ich weiß eigentlich nicht genau, warum es sich handelt," gab Herr Stollberg mit einer harmlosen Miene zur Antwort.

„Es soll das kein Geheimniß vor Ihnen bleiben, denn ich habe mich nicht der Lächerlichkeit anzuklagen, wenn man mich wie ein kleines Kind behandelt."

Der junge Herr Raoul hatte in heftiger Be-

wegung Rock und Weste abgeworfen, ehe er fortfuhr: „Ich will ganz offenherzig gegen Sie sein, um vielleicht das Recht zu erlangen, Sie später um einen kleinen, freundlichen Dienst zu bitten; ich war da drüben, in der zweiten Klasse, vortrefflich untergebracht, zwischen jungen Leuten, allerdings beiderlei Geschlechts, ja ich will gestehen, daß sich porte à porte mit mir, eigentlich noch näher, nur durch einen Vorhang getrennt," setzte er mit einem düstern Blicke hinzu, „eine junge und sehr hübsche Dame befand, die so freundlich war, meine kleinen Aufmerksamkeiten gütig zu erwiedern, die sich in jeder Hinsicht als vortrefflicher Kamerad benahm und so für mich die angenehmste Nachbarschaft war."

„Aber bedenklich, Herr Raoul, sehr bedenklich."

„Pah! über die Bedenklichkeiten waren wir, um ganz offen zu reden, hinaus, das heißt wir hatten von ihrer Seite Ziererei, von der meinen Schüchternheit glücklich hinter uns gebracht und bewegten uns dadurch harmlos und stillvergnügt, ja es verursachte mir nicht einmal mehr besondere Unruhe, wenn sie ihre kleinen Stiefelchen auf den Divan stellte oder wenn ich das Krachen ihrer Schnürbänder hörte.

„Sie hatten ſich allerdings raſch in Ihre Lage gefunden," ſagte Herr Stollberg, „das beweiſt mir die ruhig-harmloſe Schilderung dieſer an ſich nicht ſo ganz harmloſen Einzelheiten."

Herr Raoul hatte die Hände in ſeine Hoſentaſchen verſenkt und ſchaute mit düſterem Blick eine Weile vor ſich hin, ehe er fortfuhr:

„Und nun kommt dieſe lächerliche Marotte und quartiert mich drüben von dieſer heitern Geſellſchaft weg, wenn nicht," fuhr er, haſtig den Kopf aufwerfend, fort, „und der Gedanke kommt mir jetzt erſt, — ein anderes Motiv vorliegt —

„O ich habe es wohl bemerkt, wie er das junge Mädchen mit mehr als forſchenden Blicken betrachtete, wie er ſich ihr ſchon ein paarmal zu nähern verſuchte, hie und da anklopfend, indem er auf pariſer Verhältniſſe zu reden kam, — wenn ich den Gedanken feſthalte," ſetzte er, ſeine Arme heftig übereinanderſchlagend, hinzu, „ſo könnte mich das zu einem unſinnigen Schritte verleiten. — Doch, verzeihen Sie mir," wandte er ſich dann gedankenvoll, ſtillſchweigend an unſern Reiſenden, der gerade im Begriff war, die Kabine zu verlaſſen, „entſchuldigen Sie, daß ich da, von Leidenſchaft fortgeriſſen, abſchweife, ſtatt Sie zu bitten,

nicht erstaunen zu wollen, wenn Sie bei Ihrer Zurückkunft nachher mein Lager leer finden."

„Ich bin nicht beauftragt, darüber zu wachen," entgegnete Herr Stollberg lächelnd, „und ebenso wenig werden Sie mich für fähig halten, den Lauscher oder gar den Verräther zu machen; nur wäre es mir angenehm, wenn Sie Ihre Bettgardinen, ob vor oder hinter sich ist mir gleichgültig, zuzögen."

Dann ging Herr Stollberg auf das Verdeck, um in der milden, ruhigen Nacht bei dem so anregenden Gefunkel der Sterne — der jugendliche Mond hatte sich schon seit einiger Zeit zur Ruhe begeben — seinen Gedanken nachzuhängen und seine einigermaßen erregten Gefühle zu beruhigen. Wie behaglich und still, wie so ganz auch im Innern ohne alle Leidenschaften erschien ihm der fast bewegungslos dahingleitende Dampfer, dessen Deck nur noch wenig unbestimmte Gestalten zeigte, die entweder in den tieferen Schatten plaudernd zusammensaßen oder an der Brüstung lehnten, um noch einen letzten Blick auf das matt leuchtende Meer zu werfen, ehe auch sie die süße Ruhe aufsuchten, die gewiß alle Schläfer da unten umfing.

So erschien es allerdings, aber unser Reisen-

der mußte lachen, wenn er daran dachte, von welchen Leidenschaften die Personen erfüllt waren, in deren Inneres ihm vergönnt gewesen einen Blick zu werfen, und war es nicht vielleicht in den meisten der übrigen Kabinen der gleiche Fall, — setzte sich nicht das rastlose Jagen und Treiben des Tageslebens auch durch die stille Nacht fort, hier auf dem Meere, wie auf dem festen Lande, wie überall wo der Mensch hinkommt mit seiner Qual — tolle Leidenschaften, glühende Wünsche, Liebe und Haß, ausgedrückt durch heiße Worte von bebenden Lippen, — durch ruhelos rollende Gedanken, durch Zähneknirschen, — durch wilde fieberhafte Träume! —

Auch ihm wäre es wahrscheinlich nicht besser gegangen, wenn er sich in seine enge dumpfige Koje begeben hätte, wogegen es ihm hier oben mit dem freien Blick auf das weite Meer auch im Innern frei und weit, ja so ruhig zu Muthe wurde, daß selbst das Bild jener schönen Frau, das ihn so tief bewegt, in so fern zu erblassen begann, als er mehr und mehr überzeugt wurde, jene Aehnlichkeit sei nur ein Trugbild seiner Sinne gewesen und er dürfe einen heißen Gruß an sie weithin über das Meer schicken, dort jenem nörd-

lichen Sterne zu, der tief am Horizonte glühend zu ihm herüberfunkelte.

„Mathilde, o Mathilde," klang es in ihm, und er hätte faſt der auch in ſeine Lage ſo wunderbar paſſenden Melodie aus „Tell" Laute verliehen, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Kapitän, vom Kompaßhäuschen kommend, wo er den Lauf des Schiffes beobachtet, ſeinen Weg gekreuzt hätte.

„Ah, Sie ſind es, Herr Stollberg," ſagte der freundliche Offizier, „auch Sie hält die ſchöne Nacht noch hier oben, und haben Recht, und man muß davon profitiren, denn ich weiß mich zu dieſer Jahreszeit und hier auf dieſem Meere, das häufig ſeine Mucken hat, keiner ähnlichen Seefahrt zu erinnern, ich ſprach auch heute mit unſerem hochverehrten Herrn Admiral von Wüllersdorf darüber, der das gleichfalls für eine höchſt angenehme Abnormität erklärte, — haben Sie Seine Excellenz kennen gelernt?"

„Ich hatte kein Anrecht darauf, mich vorſtellen zu laſſen," entgegnete Herr Stollberg beſcheiden, „obgleich mich der berühmte Seefahrer und Weltumſegler im höchſten Grade intereſſirt und es ſchon für den fernſtehenden Beobachter eine wahre Freude zu ſehen iſt, mit welch' liebenswürdiger

Heiterkeit dieſer ſtattliche ſchöne Mann die Konverſation ſeines Kreiſes leitet und auf's Bereitwilligſte an ihn geſtellte Fragen beantwortet."

„Wenn es Ihnen recht iſt, ſtelle ich Sie morgen vor, und wird das, abgeſehen von Ihrer Perſönlichkeit, auch als Vertreter Ihres Hauſes für Seine Excellenz von Intereſſe ſein."

„Wenn Sie das glauben, bin ich Ihnen ſehr dankbar dafür."

„Das war doch ein hübſches Feſt heute Abend," ſagte der Kapitän nach einer kleinen Pauſe, „und iſt wohl auf dieſem Meere, angeſichts von Kreta, nie ein ähnliches gefeiert worden, — wahrhaftig, es thut Einem leid, wenn am Ende der Reiſe eine ſo heitere Geſellſchaft auseinanderſtiebt und man ſich vielleicht nie mehr zu ſehen bekommt."

„Doch werden Manche der Eingeladenen vielleicht wieder mit Ihrem Schiffe zurückkehren, auch ich, wenn es mir möglich iſt, unter ſo liebenswürdiger Führung."

„Manche allerdings, aber die größte Menge zerſplittert ſich, beſonders angeſichts der Feſtlichkeiten, die den Einen hierhin, den Andern dorthin werfen."

„Ich würde es bedauern, die Reiſe nicht mit

Ihnen zurück zu machen, denn die Minerva läuft vortrefflich."

„Gewiß, besonders bei diesem Wetter, ich hoffe, daß wir morgen vor Sonnenaufgang den Lootsen von Alexandrien an Bord nehmen können."

Währenddem gingen sie mitsammen auf dem Verdecke hin und her, und als sie wieder einmal am Steuerruder angekommen, dort einen Augenblick auf das Meer hinausschauend, stehen blieben, fragte Herr Stollberg nach längerem Stillschweigen:

„Sprachen Sie mir nicht gestern von irgend einer Gefälligkeit, die ich Ihnen bei unserer Ankunft vielleicht zu erzeigen vermöchte?"

„Ach ja, es ging mir das so durch den Kopf, doch glaube ich kaum, daß ich in den Fall komme, Ihre Güte in Anspruch zu nehmen."

„Schade darum," meinte Herr Stollberg lächelnd, „es hätte mich das vielleicht mit einem jener geheimnißvollen Kreise in Berührung gebracht, welche für uns Abendländer von so großem Interesse sind."

„Aber gefährlich, mein lieber junger Freund, — sehr gefährlich, — trotz unseres, in vielen Beziehungen so aufgeklärten und freiern Jahrhunderts,

glauben Sie mir, hinter den hohen Mauern jener Orangen- und Palmengärten oder gar hinter den Gittern jener gutverschlossenen und strengbewachten Häuser und Paläste herrscht immer noch jene barbarisch schnelle Justiz, vor der Sie selbst die Macht sämmtlicher Generalkonsuln, ja nicht einmal Ihr sonst so wirksames Schreiben an Nubar Pascha schützen würde."

„Ah, Sie gehen zu rasch, Herr Kapitän," versetzte der Andere lachend, „daran habe ich bei meinem Anerbieten nicht gedacht, doch will ich gestehen, daß mir ein Blick aus jenen leuchtenden, mandelförmig geschnittenen Augen," damit machte er eine Kopfbewegung gegen die gewisse Kabine, „oder vielleicht die Berührung einer schönen Hand gefreut und genügt hätte."

„Es ist das mit dieser Dame eine ganz eigenthümliche Geschichte," sprach der Kapitän nach einer Pause, „aus der ich selbst nicht klug werde, nur so viel erfuhr ich, daß sie entweder wie eine Sultanin empfangen oder Mühe haben wird, eine für ihre Stellung passende Unterkunft zu finden und für den letztern Fall wollte ich Ihre Güte in Anspruch nehmen, machte auch in dieser Richtung Anerbietungen."

„Wem, wenn ich fragen darf? der Dame selbst?“

„Allerdings, ihr selber, da sie mir das Vertrauen schenkte, mit mir ohne Dolmetscher und ohne Zeugen zu reden.“

„Sie spricht französisch?“

„Wie eine Pariserin, versteht auch Italienisch, und daß sie im Türkischen bewandert ist, begreift sich doch wohl von selbst.“

„So halten Sie sie für eine Türkin?“

„Jedenfalls für eine Orientalin. Sie raucht prächtig ihre Papiercigarren, würde auch wahrscheinlich das Nargileh nicht verschmähen, wenn es kein Aufsehen erregte, nascht auch zuweilen aus einer kleinen goldenen Büchse, die außerordentliche Aehnlichkeit mit denen hat, worin die Damen des Harems ihre leichten Haschischpillen aufzubewahren pflegen.“

„Mich wundert dabei nur,“ sagte Herr Stollberg nach einer gedankenvollen Pause, „daß sie ihre Fingernägel nicht mit Hennah färbt.“

„Haben Sie das auch bemerkt?“ fragte der Kapitän mit einem raschen Blick aus seinen Augenwinkeln.

„Ja, — heute Abend zufällig, sie befand sich

ſpritzten Waſſer und Schaum häufig über die Brüſtung auf den Spaziergang. Die größten Schiffe im Hafen und auf der Rhede tanzten an ihren Ankerketten wie Nußſchalen, und wo ſich irgend ein Boot hinauswagte, da ſah man es jetzt eine Secunde lang auf der weißen ſchaumigen Spitze eines der blauen Wogenberge, und gleich darauf verſchwand es ſo vollkommen hinter demſelben, als habe es urplötzlich der Abgrund verſchlungen. Dabei hatte aber der heftige Wind während der Nacht den Himmel vollkommen rein gefegt, und es war ein eigenthümlicher Anblick, ihn ſo glänzend klar und blau, ſo beſtrahlt von lachendem Sonnenſchein über der wild empörten See zu ſehen. Es dauerte auch bis am Abende, ehe ſich die Wogen etwas beruhigten, und als wir ſpäter am Abend vom Theater zurückkehrten, hörten wir die See noch dumpf murmelnd und grollend an die Hafenmauern klatſchen.

Unſer Gaſthof war nicht übel, die Zimmer geräumig und reinlich, das Frühſtück und Mittageſſen gut, und kann ich denſelben jedem Reiſenden empfehlen. Eigenthümlich, aber zweckmäßig und wohl der Mühe werth es nachzuahmen, fanden wir die marmornen Badwannen des Hauſes; ſtatt aus einem Block gebauen zu ſein, was ſie ſehr ſchwer und theuer macht, waren ſie aus Marmorplatten zuſammengeſetzt, die an den Ecken gut gefügt, vollkommen die gleichen Dienſte leiſteten. Baumeiſter Leins, der ſie entdeckt hatte, beſchloß zu Hauſe den Verſuch zu machen, eine ähnliche herzuſtellen.

Unſere Abſicht war, von Cadiz nach Gibraltar zu fahren. Freilich war der Entſchluß, die berühmte Inſelfeſtung zu ſehen, etwas wankend geworden, als wir ſchon in Madrid erfuhren, Engländer und Spanier machten ſich gegenſeitig das kindliche Vergnügen, die Reiſenden, welche von Gibraltar nach Algeſiras wollten, oder welche von irgend einem Punkt der ſpaniſchen Küſte nach Gibraltar gingen, wegen der in England herrſchenden Cholera eine vierzehntägige Quarantaine halten zu laſſen. Die Spanier, welche doch über die Pyrenäen oder durch die Mittelmeer-

kurze Zeit unter der offenen Thür ihrer Kabine und schien den Liedern bei der Schillerfeier zu lauschen, — doch hat mich das nicht gewundert," fuhr unser Reisender, da der Kapitän schwieg, nach einer Pause fort:

„Denn die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Harem sich erstreckt,

und ich fände es sehr begreiflich, wenn auch der Türke zartrosige Nägel den dunkelgefärbten vorzöge, — aber wir sind da ganz von dem abgekommen, was ich eigentlich fragen wollte — Sie hatten also die Güte, Herr Kapitän, mich und meine Dienste in bester Form anzubieten?"

„So ist es, unter jeder Garantie meinerseits, um das Vertrauen der Dame zu erregen und ihr gefällig zu sein. Aber es ist nicht leicht, das Mißtrauen dieser Orientalinnen zu beschwichtigen, — und nur aus Mißtrauen oder Furcht lehnte sie mein Anerbieten ab, das sie sonst, wie ich gleich merkte, gern angenommen hätte."

„Stellen Sie mich vor," meinte Herr Stollberg lachend, „man hat mir schon gesagt, ich hätte etwas Vertrauenerweckendes."

„Ich würde das mit dem größten Vergnügen thun, denn die Dame ist mir von so guter und

hoher Hand, dabei so eindringlich empfohlen worden, daß es mir äußerst unangenehm wäre, wenn sie in Alexandrien nicht irgendwie eine vortreffliche Aufnahme fände, — aber sie ist unnahbar und wird durch ihre Begleitung unnahbar gehalten, ich glaube, das Kaffeegesicht mit seinem Dolche würde gute Lust haben, sich bei einer solchen Vermittlung sogar an mich zu wagen."

„Man muß Alles versuchen, wenn es gilt, ein wünschenswerthes Ziel zu erreichen," sagte Herr Stollberg nach einer ziemlich langen Pause, während welcher er sowohl wie der Kapitän nachsinnend auf das sanftwogende Meer geschaut, „und wenn Sie nicht über mich lachen wollen, will ich Ihnen einen Vorschlag machen, der so unverfänglich als möglich ist."

„Lassen Sie hören."

„Ich besitze nämlich einen wunderthätigen Talisman," fuhr Herr Stollberg fort, um, sich selbst unterbrechend, lächelnd auszurufen: „Aha, ich sehe schon, wie Ihre Mundwinkel zucken, — aber Scherz bei Seite, mein Talisman ist in der That von mächtiger Wirkung und würde sich so erweisen, wenn Sie sich seiner bedienen wollten."

„Das käme auf die Art an."

„Es wäre die einfachste von der Welt: wie man ein Empfehlungsschreiben überreicht, so übergeben Sie meinen Talisman und sagen vielleicht unter orientalischer Verblümung: ‚Herrin, oder hohe Gebieterin, der Besitzer dieses Amulets, das Dir, als von einem guten Genius herkommend, bekannt ist, legt sich zu Deinen schönen Füßen und ist bereit, sich und sein Leben Deinem Dienste zu weihen.“

„Nicht übel,“ meinte der Kapitän, gleichfalls lächelnd, „doch wenn sie das Amulet mit dem Rücken der Hand zurückweist und, den Kopf erhebend, jenen orientalischen Zungenlaut hören läßt, der eine Abweisung für ein und alle Mal enthält?“

„So haben wir gethan, was zu thun möglich war und jene hohen Personen, die sich für die Dame interessiren, müssen Ihnen zu doppeltem Danke verpflichtet sein.“

„Allerdings und da es auch Ihnen von Interesse scheint, so wollen wir den Versuch wagen.“

„So will ich mein Amulet holen.“

„Gut, so werde ich Sie hier erwarten.“

Herr Stollberg ging in die Kajüte hinab, um das bewußte Armband aus seiner kleinen Reise-

tasche zu nehmen, und beeilte sich darauf so viel wie möglich, um droben wieder in den frischen Lufthauch und in die Ruhe der Nacht zu kommen, denn da unten, in dem gewissermaßen engen Raume, wurden verschiedene seiner Sinne auf nicht besonders angenehme Art in Anspruch genommen, deßhalb — und obgleich es in seiner eigenen Kabine so still gewesen war, daß der junge Herr Raoul entweder einen ganz besonders leisen Schlaf hatte, oder vielleicht noch auswärts war — setzte er, nach Uebergabe des Etuis an den Kapitän, seine Spaziergänge jetzt über die ganze Länge des Schiffverdeckes fort.

Fast Alles schien der Ruhe zu pflegen, die Lichter in den Salons und Kabinen waren erloschen, selbst die Wache am Bugspriet schien schläfrig zu den sich dort leicht aufkräuselnden Wellen hinabzunicken, nur unten im Maschinenraum herrschte, wie am Tage, die gleiche, zuweilen geräuschvolle Thätigkeit, wenn die Kesselthüren aufgerissen wurden und die dunkelrothe Lohe das Verdeck sekundenlang erleuchtete.

Dorthinab schaute Herr Stollberg mit Interesse dem Treiben der rußigen Gesellen zu, um sich alsdann wieder zuweilen an der Glut zu er-

freuen, mit der das Verdeck wie durch bengalisches Feuer bestrahlt wurde — als er mit einem Male etwas entdeckte, was seine Aufmerksamkeit anderweitig in Anspruch nahm. Dort seitwärts am vordern Maste befand sich ein kolossaler Tauring, dessen Rand ihm selbst einmal während des Tages eine bequeme Sitzgelegenheit geboten hatte. Nun aber erschien es ihm, als sei der hohle Raum dieses Tauringes mit Plaids, Teppichen und dergleichen ausgefüllt, so daß er einem riesigen Vogelneste ähnlich sah, der Wohnung eines Storches allergrößter Gattung, und wenn er schärfer hinblickte, war es ihm gerade, als sähe er auf dem Rande eine Gestalt, die sich zuweilen in das Nest hineinbog, ja, er glaubte Flüstern und leises Lachen zu hören.

Sonderbar — und obgleich Herr Stollberg durchaus nicht das Laster der Indiskretion besaß, so beschloß er doch, gedeckt durch den tiefen Schatten der festen Schiffswände längs des Maschinenraumes, näher zu gehen, um etwas tiefer in die Naturgeschichte jenes räthselhaften Geschöpfes einzudringen, wobei ihm eine auf's Neue auffackernde Lohe so gut zu Hülfe kam, daß er mehr sah, als er zu sehen erwartet — — — seinen Kabinen-

genoſſen, den jungen Raoul nämlich, der auf dem Rande des Tauringes ſitzend, eindringlich in dieſen Raum hinein flüſterte, welcher, wie oben erwähnt, zu einem Lager eingerichtet war, in dem das intereſſant hübſche Mädchen mit dem kaſtanienbraunen Haar und den feinen Stiefelchen ruhte — — ja lachend ruhte, die Hände unter ihren Kopf gelegt, aufwärts ſchauend, ſo daß unſer Reiſender bei einem abermaligen Auflodern der Keſſelfeuer deutlich ihre leuchtenden Augen, ja ihre glänzenden Zähne ſah — und mehr noch, ſo daß es ihm beinahe angenehm war, als gleich darauf die Alles verhüllende Nacht auch dorthin ihren dunklen Schleier warf.

— — — „Mein Raoul," hörte Herr Stollberg, der ſehr in die Nähe des Tauringes vorgedrungen war, eine weiche Stimme flüſtern, „wenn ich Dich nicht ſo unbeſchreiblich lieb und herzig fände, müßte ich Dich haſſen, weil Du nicht den Muth hatteſt, jenes Ungeheuer von einem Onkel fern von mir zu halten — — doch weiß ich ja, mein Liebſter, daß er Dich tyranniſirt, daß er ein wilder Barbar iſt — — und Du kannſt ganz ruhig ſein mein Herz, darnach habe ich ihn behandelt — — ich bin mit ihm umgegangen, wie es einer

Französin, also einer Heldin geziemt, und habe ihn sowohl für seine Tyrannei, als auch für seine Heuchelei und Frechheit tüchtig gezeichnet." — — —

— — „Dank, heißen Dank!" — —

Nach dem, was Herr Stollberg hier gehört, hegte er nur die Befürchtung, Herrn Ramplacent plötzlich in der Thüre der Vorkajüte auftauchen zu sehen, und da es ihm unangenehm gewesen wäre, Zeuge eines vielleicht heftigen Austausches verwandtschaftlicher Gefühle sein zu müssen, so drückte er sich längs der Schiffswand geräuschlos gegen des Dampfers Hintertheil, um alsdann sein Lager aufzusuchen.

Er schlief einen festen, aber kurzen Schlaf, und als er erwachte, blickte er verwundert um sich, erstaunt, im Salon vor seiner Kabinenthüre Lichter brennen zu sehen und dort das Klappern der Tassen und Löffel zu vernehmen. Auch brauchte er ein paar Augenblicke, bis er sich der Worte des Kapitäns erinnerte, daß man vor Tagesanbruch die Rhede Alexandriens erreichen würde, worauf ihm denn auch sogleich diese ausnahmsweise so zeitigen Frühstücksvorbereitungen klar wurden und er heftig von seinem Lager herabglitt, um auf einen Haufen Kleider und Stiefel zu treten, die

äußere Hülle des jungen Raoul, dessen feste und regelmäßige Athemzüge hinter der vorgezogenen Gardine hörbar waren.

Herr Stollberg kleidete sich rasch und sorgfältig an, denn wenn ja, so mußte es ihm heute gelingen, die geheimnißvolle Dame im hellen Tageslicht zu sehen, um sich vielleicht glücklich zu fühlen in dem Bewußtsein, sich getäuscht zu haben. Gerne wäre er sogleich auf das Verdeck hinaufgeeilt; doch als er aus seiner Kabine in den Salon trat, fand er schon den größten Theil der Reisegesellschaft beim Kaffee versammelt, und da er aus Erfahrung wußte, daß dieß letzte Frühstück vor der Ankunft stets von den Herren Kellnern mit außerordentlicher Eile behandelt zu werden pflegt, so ließ auch er sich vor einem Tische nieder und zwar an der Seite des Herrn Schnecke, der ihm gütig einen Platz neben sich bewahrt hatte. Frau Thusnelda, die ihm gegenüber saß, schien etwas erregt, blickte zuweilen nach der Thüre des Salons und beantwortete seine Verbeugung mit einem allerdings sauren Lächeln, das sich sogar etwas freundlicher gestaltete, als sie die Frage that: „ob man in seiner Kabine gut geschlafen habe."

„Was meine Person anbelangt, vortrefflich,"

gab Herr Stollberg zur Antwort, „doch vermag ich über meinen jungen Kameraden keine Auskunft zu geben, denn er ſchläft immer noch mit einer beneidenswerthen Feſtigkeit.“

„Ja, die Jugend,“ murmelte Herr Schnecke mit betrübten Blicken vor ſich hin, „die glückliche, freie Jugend — das ſchläft ohne Sorgen, weil es ſich nicht vor dem Erwachen fürchtet.“

„Nun, dazu hätteſt auch Du keine Urſache,“ meinte Madame Schnecke, ihre Freundlichkeit gegen Herrn Stollberg ſo weit treibend, daß ſie ihm bereitwillig den Zucker zuſchob.

„Gewiß nicht, mein Schatz, deßhalb habe ich ja beziehungsweiſe gleichfalls gut geſchlafen, Du aber auch,“ hier warf Herr Schnecke einen ſchüchternen Blick auf ſeine Gattin, um dann lebhafter zu ſagen: „Wo aber bleibt unſer Kompagnon? er iſt ſonſt ſo frühzeitig.“

Da Frau Thusnelda in dieſem Augenblicke auffallend nach der Thür blickte, ſo wandte Herr Stollberg gleichfalls ſeine Augen dorthin, um Herrn Ramplacent zu bemerken, der gerade eintrat und ſein Schnupftuch vor das Geſicht hielt, als habe er Naſenbluten.

Doch ſchien er dabei heiter und wohlgemuth;

ja, als er sich neben Frau Thusnelda setzte, dann seine Hand mit dem Taschentuche sinken ließ und bemerkte, wie sie erschreckt in sein Gesicht schaute, sagte er in heiterm Tone: „Parbleu, so kann man noch am letzten Tag einer Seereise Unglück haben."

„Mein Freund, wie schauen Sie aus!" rief Herr Schnecke in besorgtem Tone.

„Wie werde ich aussehen?" gab Herr Rampla-cent in jovialem Tone zur Antwort, „nun, wie Jemand, der in der trüben Morgendämmerung über einen Strick stolpert und mit seiner Nase in unsanfte Berührung mit einem harten Gegenstande kommt."

„Und hätten dabei unglücklich sein können," seufzte Thusnelda in zärtlich wehmüthigem Tone, „wie aber haben Sie so rasch das Blut gestillt? es sind das ein paar recht tiefe Schrammen."

„Nicht der Mühe werth, theure Freundin, nur ein paar leichte Hautritze, reden wir nicht weiter darüber."

Herr Stollberg biß sich auf die Lippen, um ein krampfhaftes Lachen beim Anblick des Mannes zu unterdrücken, der auf dem Verdecke gestolpert war und statt eine gequetschte Nase, wie man sie

häfen jedermann, er mochte kommen woher er wollte, ungehindert einließen, hatten dieſe Lächerlichkeit angefangen, und man konnte es Sir Gardiner, dem engliſchen Gouverneur von Gibraltar, nicht übel nehmen, daß er ſich durch eine ähnliche Maßregel revanchirte. Wer aber hierdurch zwiſchen die Schneide der Scheeren kam, das war das arme reiſende Publikum, zu dem ja auch wir zu gehören die Ehre hatten. Glücklicherweiſe hörten wir aber ſchon den dritten Tag unſeres Aufenthaltes in Cadiz, daß dieſe Quarantaineſpielerei aufgehört habe. Ein alter Engländer, der mit ſeinem hochaufgeſchoſſenen Sohne im Hauſe wohnte, brachte dieſe angenehme Nachricht mit zu Tiſche und ſetzte hinzu, morgen gehe ein kleiner Dampfer von Cadiz nach Algeſiras und Gibraltar, den ſie hätten benützen wollen und zu dem Zwecke heute Morgen zum Schiffe hinausgefahren ſeien. „Oue," ſagte er in ſeinem komiſchen Franzöſiſch, „nos avoar viu cette petite bateau, mais elle être trop petite, et le mer être trop grande, et nos avoar dit moa et moon fils: Cette petite bateau être trop dangeraeuss por aller avec loe à Algesiras et Gibraltar."

Wir dagegen, die erfreut waren, eine ſo gute Gelegenheit zu finden, denn der Dampfer von hier nach Gibraltar ſind wenige, fuhren ſogleich hinaus, um das trop petit bateau in der Nähe anzuſehen. Nun war es in der That ſehr klein und ſchmal, nicht ganz ſo groß als die Boote auf dem Bodenſee, ein Schraubendampfer, aber im vorigen Jahre erbaut, und wie ein Matroſe, der ſich an Bord befand, verſicherte, mit einer ſehr kräftigen Maſchine verſehen. Auf das hin nahmen wir denn auch zur morgenden Fahrt unſere Plätze und erzählten dieß bei der Zurückkunft dem alten Engländer, welcher erſtaunt ausrief: „Vos voloar donc aller avec cette trop petite bateau? Oh! Oh!" dabei ſchüttelte er ſeinen Kopf und ſein Sohn machte es gerade ſo. Abends packten wir unſere Koffer, erhoben die nothwendigen Gelder und nahmen nach dem Theater Abſchied von unſerem freundlichen Reiſegeſellſchafter, dem Baron W., der von Cadiz nach Liſſabon wollte.

bei ſolchen Gelegenheiten zu erhalten pflegt, drei haarſcharfe Riſſe davongetragen hatte; doch gab ſich der junge Raoul, gleich darauf aus ſeiner Kabine tretend, umſomehr einer rückſichtsloſen Heiterkeit hin, die etwas Verletzendes gehabt hätte, wenn dieſer heuchleriſche junge Menſch nicht mit großer Gewandtheit von einem Traume erzählt, in welchem ihm Herr Schnecke als der Vizekönig von Egypten erſchienen wäre, äußerſt komiſch in breitem Turban und langem Kaftan.

Allerdings blickte Herr Ramplacent ſeinen Neffen etwas mißtrauiſch an, da aber dieſer ſeinen Gleichmuth vollſtändig beibehielt, ſich auch auf's Umſtändlichſte den Unfall ſeines Onkels erzählen ließ, dabei eine ſehr bedauernde Miene annehmend, ſo ging das Frühſtück ohne weitern Mißton vorüber, obgleich ſich Frau Thusnelda nicht enthalten konnte, dem jungen Menſchen in forſchend aufgeregtem Tone zu ſagen: „für eine gut verſchlafene Nacht ſähe er ſehr blaß und angegriffen aus.

Doch glitt dieſe Bemerkung ſpurlos von ihm ab, wie der Regen vom Fell des Hundes, ja er blinzelte mit einem heitern Geſichtsausdrucke vor ſich nieder, ungerügt und ungeſtraft, denn Frau Thusnelda hatte ſich erhoben, ihren Koffer zu

ſchließen und auch Herr Namplacent war in die nebenliegende Kajüte unſeres Reiſenden gegangen, um dort ſeine Effekten zuſammenzuleſen und ſich vermittelſt ſeines Handſpiegels auf's Genaueſte die Wunden zu betrachten, die er im Kampfe mit dem Laſter, wenn gleich nicht als Tugendpreis, davongetragen.

Herr Stollberg aber ſtieg ſtillvergnügt und äußerſt geſpannt auf die höchſt intereſſante Szenerie der nächſten Stunden, zum Verdeck empor und athmete hier in vollen Zügen die laue, erfriſchende Morgenluft.

Noch war vom Lande nichts zu ſehen, nur eine Lage dichten, trüben Nebels begrenzte den Horizont, dem das Schiff, dunkle Rauchwolken auswerfend, kräftig entgegendampfte, und für einen Unkundigen hätte man noch Hunderte von Seemeilen von der Küſte entfernt ſein können; trotzdem aber ſtand der Kapitän neben dem Steuerruder, ſcharf durch ſein Fernrohr auslugend, ſetzte es aber ab, als er die Schritte des herankommenden Herrn Stollberg hörte, und bot ihm freundlich einen guten Morgen, wobei er, auf den Nebel deutend, hinzuſetzte: „ſie bedeuten gutes Wetter dieſe Dünſte an der Küſte, ohne welche Sie Alexandrien jetzt ſchon ſehen würden.“

„So nah' ſind wir ſchon?"

„Ich erwarte jeden Augenblick den Lootſen, und wenn Sie aufwärts ſchauen, ſo ſehen Sie ſchon begrüßende Gäſte vom Ufer her, Möven und Seeſchwalben."

„Schade, daß ſich uns die Küſte ſo in Dunſt gehüllt zeigt."

„Kann ſich aber in der nächſten Minute in den klarſten, goldigen Horizont verwandeln. Es iſt eben Alles ſeltſam und wunderbar in dieſem Lande. — — Doch gerade recht, daß ich Sie hier allein ſehe," fuhr er, wie ſich an Etwas erinnernd und deßhalb den Ton der Stimme ändernd, fort, „was ich bei dem Treiben der Ankunft hätte vergeſſen können." Er griff in ſeine Taſche, um das bewußte Etui hervorzuholen, worauf er fortfuhr: „Da iſt es wieder, ohne daß ich eigentlich damit Etwas erreicht hätte, doch wurde Ihr Anerbieten nicht ohne eine warme Dankesbezeugung aufgenommen, nur glaubte man, keinen Gebrauch davon machen zu können oder zu dürfen, man wollte wenigſtens noch nicht darüber entſcheiden."

„So darf ich vielleicht doch noch hoffen?"

„Kaum," meinte der Kapitän achſelzuckend,

„denn die Dame ſagte mir, ſie erwarte, daß ſie ſchon auf der Rhede von Alexandrien ihrem Range gemäß empfangen würde; ſollte dieß aber, was kaum glaublich ſei, nicht geſchehen, ſo würde ſie meine Vermittlung in Anſpruch nehmen — — doch nun ſchauen Sie, wie ſich das plötzlich vor uns ändert, gleich einer Theaterdekoration, — der Vorhang hat ſich gehoben — das iſt Egypten!“

Ja, da lag das Wunderland Egypten endlich ſichtbar vor ihnen, am Horizont des leiſe athmenden Meeres, ein niedriger, immer noch etwas nebelhafter Küſtenſtreif, den nur hie und da gerade vor ihnen ein paar dunkle Punkte unterbrachen — Alexandrien — darüber grangelber Himmel mit goldig leuchtenden Streifen als Vorboten der Sonne.

Der Dampfer hatte ſeine Kraft vermindert, ſchaukelte ein paar Augenblicke leicht auf den Wogen und lag dann ſtille, ein Boot an ſich herankommen laſſend, das unter ziemlich ſcharfem Segeldruck daherſchoß, neben der „Minerva“ in den Wind lief und ſich alsdann feſtlegte, worauf eine behende Geſtalt in rothen Beinkleidern und blauem Hemde, den weißen Turban über dem ſcharfgeſchnittenen bronzefarbenen Geſichte, am Maſte

des kleinen Fahrzeuges in die Höhe kletterte und auf das Verdeck ſprang — der Lootſe und alſo der Mann, unter deſſen unmittelbarem Befehle das Schiff nunmehr bis zu dem Augenblicke ſtand, wo es auf der Rhede Anker warf. Er grüßte den Kapitän freundlich, wobei er grinſend ſeine ſchneeweißen Zähne zeigte, begab ſich an's Steuerruder, und nachdem er ein paar Augenblicke von dort prüfend ausgeſchaut, ſetzte ſich das Schiff langſam wieder in Bewegung. Wie ſchwierig die Einfahrt in den hieſigen Hafen iſt, ſah man am beſten, weil man im Kielwaſſer einiger engliſchen und türkiſchen Dampfer fuhr, welche, um die ſchmale Fahrbahn neben den zahlreichen Untiefen nicht zu verfehlen, in weiten Schlangenwindungen dem Leuchtthurm zudampften. Dieſer trat zuerſt deutlich vor Augen, ſcheinbar angelehnt an den Ras-ettin, jenen prachtvollen Palaſt Mohamed Ali's, löste ſich aber bei der nächſten Wendung des Dampfers von dem mächtigen Gebäude ab und mit jeder Schraubendrehung entwickelte ſich raſch und raſcher die lange Linie eines wenn auch nicht reichen und maleriſchen, doch intereſſanten Panoramas. Die mächtigen Arſenalbauten und Werften, daneben zierliche Moſcheekuppeln mit ſchlanken Minarets, lange

Hafenmauern, über welche hinweg für manche der Reisenden die ersten Palmen grüßten, leider auch hohe, rauchende Schornsteine, die gerade hier besonders wehe thaten neben der schlanken Säule des Pompejus, welche von rechts, wie trauernd über vergangene Zeiten, dunkel herüberblickt. Morgenluft und leichte Nebel verschleierten das Alles und ließen es an manchen Stellen nur geheimnißvoll durchschimmern, sowie auch undeutlich erscheinen Masten und Takelwerk der zahllosen Schiffe aller Nationen. Wie lustig war dagegen das Meer selbst belebt! die hereindampfenden, schwarzen Kolosse neben auslaufenden Seglern, alle Masten, bis zum Stengenknopf mit Tuch bedeckt, dazwischen flinke Barken mit blendendweißem Segel, Möven gleich hierhin und dorthin schießend und alles das wie verbunden durch zahllose Boote aller Größen, hier mit wenigen, oft recht zerlumpten Bootführern, dort mit zehn bis zwölf Ruderern in weißen Jacken, das rothe Fez auf dem Kopfe, welche irgend eine wohlgenährte und gewiß sehr wichtige egyptische Persönlichkeit führten. Zur Rechten des Schiffes erscheint das Fort von Duroat-Albeke „Meeresspiegel", mit Moschee und schlanken Minarets, von Mohamed

Ali erbaut, dann passirt der Dampfer eine stattliche Reihe von sechs mächtigen französischen Panzerfregatten, zwischen denen die kleinen Avisodampfer wie Wasserfliegen hin und herschießen und Gedräng' und Leben nimmt zu, sowie die „Minerva" langsam vorrückt, unter stets wechselnden Bildern, die immer etwas Neues zeigen, so zur Linken Boote mit buntgestreiften Zelttüchern, unter denen erkiste Männer in türkischem Kostüme behaglich rauchend sitzen, während rechts einer der großen englischen Dampfer seine Passagiere ausschifft, hinter welchem ein mächtiger Ostindienfahrer im Trauergewande erscheint, mit halb niedergelassenen Flaggen, neugierig umkreist von einigen schlanken Yachten, deren mächtiges, von der schwachen Brise geschwelltes Segelwerk die leichten Boote so zur Seite drückt, daß der Rand fast die Wellen berührt, trotzdem sie aber mit einer Schnelligkeit hin- und herschießen, eilfertigen Schwalben vergleichbar.

Allmälig war auch fast die ganze Schiffsgesellschaft auf das Verdeck gestiegen, den jetzt schon fremdartigen Anblick der Küste mit Interesse und Verwunderung betrachtend. Die Meisten hatten schon ihr Handgepäck bei sich und für das Uebrige sorgten die Matrosen, indem sie die große

Luke öffneten und nun die zahlreichen Kisten und Koffer herauf beförderten.

Herr Schnecke, der kummervoller als gewöhnlich aussah, hatte sich unserem Reisenden genähert und flüsterte nach einem tiefen Seufzer. „Wenn Sie nur wüßten, mein Gutester, wie elend mir zu Muthe ist — moralisch elend — und es packt mich gerade, als sollte ich irgendwo auf einer wüsten Insel unter Menschenfressern ausgesetzt werden. Was nützen mich die Palmen und die ganze Wirthschaft in einem Lande, wo es Löwen, Hyänen und Schlangen gibt, sowie fußlange Scorpione — ach, Herr Jäses! — auch Sie — Sie," damit winkte er unter einem boshaften Grinsen zu der Gruppe hinüber, wo Frau Thusnelda stand, „haben bereits große Lust, unter Kummerbegleitung zu singen: ‚Ach, wäre ich zu Hause geblieben', und die bedenkliche Schnecke, die furchtsame Schnecke könnte am Ende doch Recht gehabt haben, als sie in Zwickau warnend gesagt: ‚Kinder, thut's nicht, laßt uns ferne bleiben von den Türken und Mohren, und wenn ihr sagen wollt, es geschähe das Alles meiner Gesundheit zu Liebe, so will ich euch schriftlich geben, daß es nicht wahr ist, und darum bleibt zu Hause.'

„Aber wovor ängstigen Sie sich auf einmal so arg, Herr Schnecke?“

„Na, mer haben schon gehört, daß man nirgendwo ein Unterkommen findet und vielleicht ein Unterkommen nehmen muß, wo man nicht sicher ist, ausgeraubt oder umgebracht zu werden, — ach, Herr Stollberg, wenn ich Sie bitten dürfte, sich unser etwas anzunehmen! Sie sind eine große Persönlichkeit geworden, wie der Kapitän gesagt, an den sich Herr Ramplacent um einen guten Rath gewandt — ach, wenn Sie uns freundlich unter die Arme griffen!“

„Und Sie werden doch nicht zweifeln, daß ich Ihnen helfen werde, so viel es in meiner Macht liegt?“

„Wirklich, Herr Stollberg? Ach, Sie sind ein edler Charakter, und nun athme ich wieder frisch und fröhlich auf. Darf ich es auch Thusnelda sagen und Herrn Ramplacent?“

„Gewiß, aber da gleich nach der Ankunft hier ein gewaltiges Gedränge und ein tolles Durcheinander entstehen wird, so halten Sie sich möglichst in meiner Nähe, ich hoffe, Ihnen wenigstens für den Anfang eine gute Unterkunft zu verschaffen.“

Herr Stollberg gab dieſes Verſprechen etwas unüberlegt, nur um den guten Sachſen für den Augenblick los zu werden, denn ſeine Aufmerkſamkeit war auf die gewiſſe Kabine gerichtet, deren Thür geöffnet, aber wieder mit dem grünen Vorhang bedeckt war.

Jetzt war die „Minerva“ auf der Rhede angelangt, die Ankerketten raſſelten nieder, und man hätte glauben können, das Finale des dritten Aktes der „Afrikanerin“ thatſächlich mitzuerleben; denn der harmloſe Dampfer ward im Augenblick auf allen Seiten angegriffen und von Schaaren ſo eigenthümlicher Geſtalten, daß die, welche den Orient zum erſten Male betraten, ſie mit ſcheuem Intereſſe betrachteten, Hautfarbe in allen Schattirungen, Koſtüme unbeſchreiblich, von zerlumpteſter arabiſcher Tracht bis zum oft recht weißen, egyptiſchen Hemde, und alles Das überfluthet das Verdeck, an den Treppen, an herabhängenden Seilen oder auf unerklärliche Art die Schiffswände erkletternd, grinst die Reiſenden an, wobei die ſchneeweißen Zähne ſichtbar werden und die dunklen, rollenden Augen, greift nach Koffern und Hutſchachteln, ſchreit und johlt durcheinander in jenen ſchnarrenden, orientaliſchen Gaumenlauten, geräth

Da unſer Schraubendampfer, er hieß Don Manuel, Punkt ſechs Uhr abfahren wollte, ſo verließen wir ſchon um fünf Uhr unſern Gaſthof bei einem ſo wunderſchönen und klaren Himmel, daß Horſchelt entzückt ausrief: „Heute werden wir eine prachtvolle Fahrt haben!“ Ich erſuchte ihn freundlich, den Tag nicht vor dem Abend zu loben; denn ich bin in ſolchen Dingen ein bischen abergläubiſch, wurde aber von meinem lieben Freunde tüchtig ausgelacht, da allerdings am Himmel kein Wölkchen zu ſehen war und die See ſich ſichtbar beruhigt hatte, obgleich das Hafenwaſſer die kleinen Boote noch ziemlich tanzen machte, und obgleich ſich draußen vor der Bai in offener See zuweilen verdächtige Schaumſpritzer ſehen ließen.

Wir waren ſechs Tage in Cadiz geweſen, und es betrübte uns nicht, dieſe Stadt wieder verlaſſen zu können, obgleich es wohl keine andere in Spanien gibt, die fortwährend einen ſo eigenthümlich feſtlichen, luſtigen Eindruck macht. Dieſer kommt wohl von der unendlichen Fülle von Licht, welches die Sonne vom klaren blauen Himmel auf Cadiz herabſendet, das von dem glänzenden Meer widerprallt und ſich auf den blendend weißen Mauern wie in einem Brennpunkte ſammelt. Aber dieſer Eindruck, zuerſt freundlich, betäubt nach kurzer Zeit die Sinne und wird zuletzt für den unbeſchäftigt Umherwandelnden peinlich. Ergeht es uns doch wie einem Verzauberten im prachtvollſten Mährchenpalaſt aus Edelſteinen und Brillanten gebaut: man iſt wie trunken vom Licht und Glanz und ſehnt ſich nach einer ſanftern Umgebung, nach einer friſchen Landſchaft, nach dem Grün der Bäume.

Zur beſtimmten Zeit waren wir an Bord des Don Manuel, und als ich, wie ich das auf Schiffen gleich zu thun pflege, nach der Cajüte hinabſtieg, um für den Fall der Noth ein Plätzchen zu reſerviren, fand ich dieſe ſo klein, daß ſie mit vier Betten und einem ſchmalen Tiſch in der Mitte vollkommen ausgefüllt war. Da zwei dieſer Betten noch leer waren, ergriff ich feierlich Beſitz davon, indem ich Nachtſäcke und Mäntel darauf aus-

zuweilen miteinander in Streit über irgend eine Beute, welche die Betreffenden selbst nicht fahren lassen, wenngleich der Eigenthümer sich unter Demonstrationen, ja unter kräftigen Püffen einmischt, wobei es vorgekommen sein soll, daß Zwei, die einen unglücklichen Koffer zu gleicher Zeit ergriffen, denselben mitten auseinander gerissen haben.

Herr Schnecke und seine Gesellschaft hatten sich bleich und bebend in die Nähe unseres Reisenden gedrängt, und da dieser von dem Kapitän mit großer Aufmerksamkeit behandelt und selbst auf den Platz des Hinterdecks, wo sich die Eingeladenen befanden, geführt wurde, so gelangten auch sie dahin, von Herrn Stollberg insofern in's Schlepptau genommen, als die geängstigte Schnecke dessen Rock ergriffen hatte, die andere Hand Herrn Ramplacent reichend, welcher Frau Thusnelda, die den jungen Raoul krampfhaft am Arme gepackt hatte, mit sich fortzog. Ein etwas komischer Anblick, der aber in diesem grenzenlosen Durcheinander nicht weiter bemerkt wurde.

Im Kreise der Eingeladenen, die sich möglichst eng zusammenschlossen, befanden sich ein paar zur Begrüßung dieser Reisenden an Bord gekommene Herren, der österreichische Vizekonsul Herr von

Schwegler, ſowie ein Franzoſe Monſieur Reynier, Sekretär von Colucci Bey, einem der Großwürdenträger des Vizekönigs, welche die Gäſte deſſelben auf die liebenswürdigſte Art empfingen, die Bücken bezeichneten, die ſie und ihr Gepäck ohne irgend welche Zollſchereereien an's Land zu führen hatten, wo ſchon die Equipagen bereit ſtanden, um ſie in einen der für die Eingeladenen gemietheten Gaſthöfe zu bringen, womit denn der erſte Akt dieſer großartigen Gaſtfreundſchaft begann, die in ſolchem Maße und in ſolcher Ausdehnung nur im Orient möglich war, und die heute allen Denen, die ſie genoſſen, trotz der lebhafteſten Erinnerung daran, nur noch wie ein phantaſtiſches Märchen aus „Tauſend und eine Nacht" erſcheinen muß.

Herr Stollberg hatte begreiflich bis zuletzt gewartet, worauf er ſich an Herrn Reynier wandte, der ihm mit der höflichen Frage zuvorkam: „Monsieur, vous êtes invité?" um ſich, als Jener dieß achſelzuckend verneinte, mit einer leichten Verbeugung abzuwenden, doch ſagte ihm Herr Stollberg lächelnd:

„Wenn auch nicht Eingeladener, ſo bin ich doch vielleicht Erwarteter, möchte auch nur Ihre Freundlichkeit in dem Falle in Anſpruch nehmen,

wenn es mir vielleicht unmöglich wäre, während der Festlichkeiten, sei es auch nur ein ganz bescheidenes Unterkommen zu finden."

Damit reichte er ihm das bewußte Schreiben, in welches Herr Reynier kaum einen Blick geworfen hatte, als er sich in den verbindlichsten Ausdrücken zu seiner Verfügung stellte, mit der Versicherung schließend, daß ein so Herbeigewünschter und Erwarteter auf die umfassendste Art den invités angereiht werden müsse.

„Wenn Sie keinen speziellen Wunsch haben, den Gasthof betreffend, so würde ich Ihnen und Ihrer Reisegesellschaft", damit deutete er auf Schnecke und Konsorten, „das Hotel de l'Europe vorschlagen, wo ich noch ein sehr hübsches Appartement frei habe."

Herr Stollberg verbeugte sich in dankender Weise und nahm dann eine Karte in Empfang, worauf Herr Reynier einige flüchtige Worte geschrieben, und dann sagte: „Dieß ist nur zu Ihrer heutigen, bei der Menge der Eingeladenen sehr nöthigen Legitimation, und werde ich Ihnen morgen, sobald ich die Namen Ihrer Gesellschaft weiß, die nöthigen Billete ausfertigen lassen. Bitte sich jener Barke mit dem weißen Halbmonde in rother

Flagge zu bedienen, doch würde ich Ihnen rathen, noch eine kurze Zeit zu warten, damit Sie Ihr Gepäck mit größerer Bequemlichkeit besorgen können."

Herr Stollberg sprach seinen besten Dank aus und hatte alsdann Mühe, sich der ausschweifenden Zeichen von Erkenntlichkeit zu wehren, womit ihn Herr Schnecke überhäufte. Selbst Frau Thusnelda hatte einen so innigen Blick für ihn, daß es ihn schaudernd an jene schöne Zeit erinnerte, wo er so unglücklich gewesen war, von ihr geliebt zu werden.

Was die Herrn Ramplacent anbetraf, so hatte Herr Raoul mit ängstlich forschendem Blicke kein Auge von dem Gewühle der Abfahrenden verwandt und da er sich in dem Wahne befand, die Boote auf der Rhede von Alexandrien seien wie die Dresdener Droschken gleichfalls numerirt, so hatte er die Nummer des Fahrzeuges zu entdecken gehofft, in welchem sich die Dame mit den hübschen Schnürstiefelchen und dem ungarischen Sammethütchen befand; leider aber ohne Erfolg, was ihn ebenso sehr verstimmte, als daß er sehen mußte, wie sich ein junger, elegant gekleideter Herr neben der Dame niederließ und mit derselben augenblicklich eine lebhafte Unterhaltung begann.

Der ältere Herr Namplacent dagegen hatte mit übereinandergeſchlagenen Armen und düſterem Blicke gegen Alexandrien geſchaut und die herankommenden Boote, vergeblich ſeine Bekannten erwartend, von denen er alsdann kopfſchüttelnd verſichert hatte: „Entweder ſie erwarten mich mit einem andern Dampfer, oder ſind durch unaufſchiebbare Geſchäfte in Kairo zurückgehalten.“ Daß er aber nun, nachdem Herr Stollberg auch ſo glänzend für ihn geſorgt, die Rechte dieſes edlen Mannes herzlichſt mit ſeinen Händen drückte, verſteht ſich von ſelbſt und klopfte er alsdann, mit dem Kopf nickend, auf ſeine Bruſt, was ſo viel ſagen wollte als: „Dieß Herz wird nie aufhören, für Dich, theurer Wohlthäter, dankbar zu ſchlagen.“

Indeſſen flutete es noch immerfort vom Schiffe, Paſſagiere und Gepäck bunt durcheinander in die allmählig herankommenden Boote, was ein lebendiges und hübſches Schauſpiel gab, beſonders für Solche, die in behaglicher Seelenruhe dem Treiben vom Verdeck aus zuſchauen durften, worunter ſich jetzt auch Herr Schnecke befand, der wahrhaft luſtig geworden war, ſeit ihm jene Zentnerlaſt der Ungewißheit von der Bruſt gerollt.

„Und bei alledem,“ ſagte er, unſern Reiſenden

mit dem Ellbogen anſtoßend, „bleibt es doch, wie ich Ihnen damals in Paris geſagt, und ich kann Ihnen kein größeres Kompliment machen, als wenn ich Ihnen auch hier in Egypten wiederhole: ‚Sie ſind und bleiben eben e Luder!‘“

Doch hatte Herr Stollberg in dieſem Augenblicke keinen rechten Sinn für dieſe Freundlichkeiten, denn ſeine angeſtrengte Aufmerkſamkeit war auf die jetzt ganz geöffnete Thüre jener Kabine gerichtet, vor der der Kapitän ſtand und hineinſprach; immerhin aber war ihm die Geſellſchaft des Herrn Schnecke nicht unangenehm, denn er konnte ſo, ohne Aufſehen zu erregen, beobachtend ſtehen bleiben, wenn er auch nur ſo that als achte er auf deſſen Geplauder.

„Na, hären Se,“ ſagte der gute Sachſe, „jetzt genieße ich erſt recht dieſes orientaliſch-kannibaliſch-romantiſche Treiben, — was das für Kerls ſind, ſchauen Sie 'mal da unten den kohlſchwarzen Rieſen in ſeiner Nußſchale, ſieht der Kerl nicht aus, wie gewichst? und wie er, die weißen Zähne fletſchend, zu uns aufſchaut; na, erlauben Sie, jetzt macht er mit ſeiner Fauſt Pantomimen, als wenn er Etwas verſpeiſen wollte. J Herr Jäſes, wenn das kein Menſchenfreſſer iſt, ſo bin ich ſelber

einer, — gelt, mein Junge, haſt Appetit auf ſo nen wohlſchmeckenden Zwickauer, aber proſite Mahlzeit, ne, dazu iſt noch nicht de Peterſilie gewachſen, — ne, und die Maſſe Schiffe, Alles bunt durcheinander von den kleinen, weißen Dingern an, die ſo behende herumſchießen, bis zu jenen kohlſchwarzen Ungeheuern, — aber dahin ſchauen Se 'mal, Herr Stollberg, das iſt 'was recht Vornehmes unter den Dampfern, das dort mit den hellgrünen Streifen um den Rand und dem mächtigen goldenen Adler an der Spitze — das da, meine ich, am Maſte weht eine blaurothweiße Flagge, — ach, de Trikolore, das is ganz gewiß 'n Franzoſe, meinen Se nicht auch, Herr Stollberg?"

„Gewiß," gab dieſer zerſtreut zur Antwort, „es iſt nicht nur ein Franzoſe, ſondern obendrein ein kaiſerlicher Franzoſe, wollte ſagen eine kaiſerliche Dampfyacht, ‚der Adler', auf dem ſich die Kaiſerin Eugenie befindet."

„Jäſes, was man nicht Alles zu ſehen bekommt, wenn man reist. Der Adler mit der Kaiſerin Eugenie! Am Ende kriegen mer ſe noch ſelbſt zu ſehen, da ſie vielleicht zufällig auch nach der Stadt fährt, denn da laſſen ſe gerade ſo 'ne

kleine, hübſche Nußſchale herunter, Grün mit Gold. — ſehen Se, ſehen Se — das iſt höchſt intereſſant, denn nun folgt der Nußſchale, — Gott ſtraf' mich, eine kleine Dampfmaſchine, die ſe ebenfalls niederlaſſen, unten anſchrauben und fertig machen. Ich bitte Sie, Herr Stollberg, ſehen Se doch!"

Dieſer warf einen flüchtigen Blick hinüber und bemerkte allerdings, wie im Waſſer neben dem kaiſerlichen Schiffe auf die von Herrn Schnecke beſchriebene Art ein kleiner Schraubendampfer zuſammengeſetzt wurde, dann die Sitze hinten mit Polſtern belegt und nun über dieſe ein kleiner Glaspavillon ebenfalls vom Schiffe herabgelaſſen wurde, worauf in wenig mehr Zeit, als wir dieß erzählen können, das zierlichſte Fahrzeug auf dem Waſſer ſchwamm, das ſich eine üppige Phantaſie nur ausdenken konnte — und mit welcher Schnelligkeit ſchoß es davon und kehrte wieder an das Schiff zurück, da der Ingenieur die kleine Maſchine probirte und anlaufen ließ.

Auch Frau Thusnelda und Herr Ramplacent blickten dieſem hübſchen Schauſpiele mit großem Intereſſe zu, beſonders Erſtere, da jetzt über die Treppen des kaiſerlichen Schiffes zwei Damen in

leuchtenden Toiletten herabſtiegen, um ſich in das drunten harrende Boot zu begeben. Nur unſer Reiſender hatte keinen Sinn mehr für das, was drüben geſchah, denn hier unter der Thür der Kabine ſtand jetzt die geheimnißvolle Dame an der Seite des Kapitäns, wie auf Etwas wartend, vielleicht auf eines jener ſchnellen vizeköniglichen Kaiks mit vergoldetem Baldachin und einem Dutzend weißgekleideter Ruderer, wie man dieſe eleganten Fahrzeuge hier auf der Rhede von Alexandrien, häufig aber zwiſchen den Paläſten am Nil bei Kairo hin- und herfliegen ſieht.

Die Dame ſchien von ihrem orientaliſchen Koſtüme nur die weiß und blaue, mit Silber geſtickte Koffieh über dem Haupte, die ihr zu gleicher Zeit als Schleier diente, beibehalten zu haben, denn im Uebrigen verhüllte ihre Geſtalt ein langer, weißer Burnus, der aber nur im allgemeinen Umriß etwas Arabiſches hatte und offenbar von einer europäiſchen Modiſtin mit jenen breiten, weißſeidenen Litzen verſchnürt und mit zahlreichen Quäſtchen verziert worden war, ein in's Türkiſche überſetztes und reich illuſtrirtes Gewand aus der Rue de la Paix. Unten ſchaute eine ſchwerſeidene

Robe vom zarteſten Lille hervor und fiel rings um ihre Geſtalt faltig auf den Boden nieder.

Sie hatte das Geſicht gegen den an ihrer linken Seite ſtehenden Kapitän gewendet, ſo daß Herr Stollberg, ſelbſt auch ohne die verhüllende Koffieh, von ihren Geſichtszügen Nichts zu entdecken vermochte und in der gleichen Haltung ſchritt ſie jetzt gegen den Schiffsrand und die Treppe vor. Zum Ueberfluß befand ſich noch dicht hinter ihr der bronzefarbige Diener, ſowie dieſſeits der Großkarrirte, der forſchend um ſich blickte und der, wie es unſerem Reiſenden ſchien, den Mund ſpitzte, als ob er pfeifen wollte, vielleicht zur Verhöhnung, die erſten Takte der Fahnenwacht.

Von einer Annäherung konnte unter ſolchen Umſtänden nicht die Rede ſein, und Herr Stollberg, reſignirt ſtehen bleibend, verſuchte es, ſeine gewaltige Aufregung niederzukämpfen, indem er ſich auf die Lippen biß und mit der Hand die Schiffsbaluſtrade umfaßte.

Ja, er befand ſich in großer und begreiflicher Aufregung, denn was er jetzt von jener Dame im hellen Sonnenlichte ſehen konnte, erinnerte ihn auf's Lebhafteſte und Schmerzlichſte an die ſchöne Gräfin Mathilde Patatzky. Es war

breitete. Obgleich es bei unſerer Ankunft auf dem Verdeck noch ziemlich leer geweſen war, ſo brachten jetzt zahlreiche Boote eine Menge von Paſſagieren, und als um ſechs Uhr der Capitän den Anker heben ließ, war oben alles ſo voll, daß wir nur mühſam unſere Stühle behaupten konnten, die wir an das Treppenhäuschen gelehnt hatten. Don Manuel hatte vorne an der Spitze ebenfalls einen Platz für Paſſagiere, doch waren dort eine große Menge von Gütern aufgeſtapelt, weßhalb ſich alles auf dem Hinterdeck zuſammendrängte, und darunter manche Reiſende, welche für den andern Platz bezahlt hatten. Doch war der Capitän augenſcheinlich zu galant, um die ſchönen Mantillas wegzuweiſen, und zu ſehr Spanier, um einem halben Dutzend beurlaubter Soldaten, welche Brodſäcke und Guitarren umhängen hatten, einen andern Platz anzuweiſen. Uebrigens war er ein hübſcher und intereſſanter Mann, noch ſehr jung, trug auch andaluſiſches Koſtüm, hatte eine gewaltige Navaja im Gürtel, ein ſo ausdrucksvolles, faſt wildes Geſicht, dabei ſo energiſche Bewegungen und eine kräftige Stimme, daß er eine Zierde jedes Schmuggler- oder Piratenſchiffes geweſen wäre. Ein großer weißer Pudel folgte ihm auf jedem Schritte, bellte, wenn er kommandirte, und machte ſich auf alle Arten nützlich, indem er bald des Capitäns Hut zwiſchen den Zähnen hielt, bald an einem Taue zerrte, an welchem die Matroſen gerade zogen.

Jetzt hatten wir den Anker an Bord und nachdem der weiße Dampf einigemal ziſchend ausgefahren war, begann ſich die Schraube unter dem Steuerruder rauſchend herumzudrehen und der Don Manuel ſchnitt durch die Wellen dahin. Von der Mitte der Bai aus rückwärts betrachtet liegt Cadiz unbeſchreiblich ſchön. Aus der tiefblauen Flut auftauchend erhebt es ſich ſcharf abgeſchnitten am äußerſten Rande des weiten Bogens, den die Geſtade beſchreiben. Bis nach Puerto de Santa Maria hin liegen die vielen Dörfer und einzelnen Höfe wie weiße Punkte oder glänzende Scherben am Ufer zerſtreut, und hoch über ſie hinaus erheben ſich am Horizont die maleriſchen Berge hinter Xerez und Ronda.

die gleiche, aufrechte, ſtolze Haltung, derſelbe ſchwebende und doch ſo majeſtätiſche Gang, dieſelbe Art, wie ſie den Kopf zu wenden und zu neigen pflegte — ja, jetzt das gleiche, kurze und herzliche Lachen, an den Kapitän gerichtet, der auf die Rhede hinaus gewieſen und ſich dann tief vor ihr verbeugt hatte.

„Na, aber wie ſich das glücklich trifft," rief Herr Schnecke erfreut, „wir werden die Kaiſerin Eugenie in der Nähe ſehen, denn das kleine Dampferchen kommt gerade auf uns zugeſchoſſen."

„Es iſt allerdings das Privatboot der Kaiſerin," ſagte Herr Ramplacent, durch ein Glas ſchauend, „aber Ihre Majeſtät ſelbſt iſt nicht darin, nur zwei ihrer Damen und ein Kavalier."

Damit hatte das flinke Fahrzeug, einen weiten Bogen beſchreibend, auch ſchon die Treppe der „Minerva" erreicht, legte dort an, und der eben erwähnte Kavalier, ein junger, hübſcher Mann im Civilanzuge, das rothe Band im Knopfloche, ſtieg raſch an Bord und ſtellte ſich unter einer ehrerbietigen Verbeugung der räthſelhaften Dame als Marquis von Bovallet vor.

Sie reichte ihm nach einigen freundlichen Worten ihre Hand und ſtieg ihm dann voraus die

ſchwankenden Stufen hinab zu dem kaiſerlichen Boote, wo ſie von dem kommandirenden Seeoffizier ehrerbietigſt empfangen und von den beiden Damen auf's Lebhafteſte und Herzlichſte begrüßt wurde.

„Siehſte, wie De biſte," ſagte Herr Schnecke, dem raſch davonſchießenden Boote nachblickend, „da haben wir, Gott weiß was für 'ne Prinzeſſin an Bord gehabt und es nicht einmal gewußt. Hären Se, Herr Stollberg, das wäre was für Sie geweſen — he?"

Doch ſchien unſer Reiſender dieſe Worte nicht gehört zu haben. Er blickte ſtarr dem davonſchießenden Boote nach, er klemmte die Unterlippen zwiſchen die Zähne und that einen tiefen, ſchweren Athemzug, — denn, nachdem ſich die räthſelhafte Dame unten im Schiffe niedergelaſſen, hatte ſie einen Augenblick aufgeſchaut, ſo daß er im Stande geweſen, ihre Geſichtszüge zu ſehen, zu erkennen, wenigſtens eine überraſchende Aehnlichkeit zu finden mit jenen anderen Zügen, die ſich ihm unauslöſchlich eingeprägt hatten — — — aber vielleicht nur die gleiche Aehnlichkeit, die ihn bei ſeiner lebhaften Phantaſie und bei dem heißen Wunſch, die ſchöne Gräfin wiederzuſehen, ſchon ſo oft getäuſcht

hatte; — anders zu denken, wäre ja Wahnſinn geweſen, denn wie wenig lag es in ihrem Charakter, eine ſo lange Seefahrt abgeſchloſſen in ihrer Kabine zurückzulegen, warum ſich orientaliſch kleiden und endlich, wie dazu kommen, auf ſo außerordentliche Art hier in Alexandrien in Empfang genommen zu werden.

Er wandte ſeine Blicke ſeufzend von dem kaiſerlichen Adler ab, deſſen Bord ſoeben die drei Damen beſtiegen, und da in dieſem Augenblick unten an der „Minerva“ die Barke mit dem Halbmond in rothem Felde anlegte, ſo eilte er raſch in die Kajüte hinab, um ſeine kleine Reiſetaſche zu holen. Dabei erinnerte er ſich des Etuis, das ihm der Kapitän vorhin zurückgegeben, und was war natürlicher, als daß er es, erfüllt mit den eben geſchilderten Empfindungen, öffnete, um ſich beim Anblick der blitzenden Steine noch ſchmerzlicher, noch lebhafter der Erinnerung an jene ſchöne Zeit hinzugeben.

Doch wie ward ihm, — wie fuhr er ſichtbar zurück, als ihm aus dem geöffneten Etui das Armband entgegenleuchtete, wohl das gleiche in der allgemeinen Form, in der Faſſung der Steine, aber wieder völlig verſchieden von dem ſeinigen;

denn wie bei diesem der Kranz von Brillanten einen Smaragd umfaßt hatte, so umgaben hier prachtvolle Smaragden einen wundervollen Solitär.

Das Etui entfiel seinen bewegten Händen bei der Schnelligkeit, mit der er den Goldreif erfaßte, um nach den Buchstaben der innern Fläche zu sehen — — da standen sie, die gleichen, wie in jenem andern Reif, Z. E. A. M., zierlich verschlungen.

— — Welch' neues und verworreneres Räthsel, welch' schmerzliche Empfindung bei dem Bewußtsein, ihr so nahe gewesen und so fern geblieben zu sein — — und doch durchzuckte es ihn freudig bei dem Gedanken an diesen Tausch, mit dem ihn die schöne Gräfin beehrt, womit sie ihm ein bedeutsames Zeichen gegeben — ja durch den Tausch selber aussprechend, daß sie ihn erkannt und noch mehr — überflog ihn ein seliges Entzücken, da sich beim Anblick des reichen Kranzes grüner Smaragden seine Hoffnungen auf's Neue belebten.

So fingen die seltsamsten Verwickelungen, ja die Wunder für ihn schon hier auf der Rhede von Alexandrien an und versenkten ihn während der Fahrt an's Land in so tiefe, ja schmerzliche Träu-

mereien, daß er ſich ordentlich glücklich fühlte, am Ufer angekommen, ſo plötzlich mitten in das orientaliſche Leben hineingeſchleudert zu werden, die ſeinen ernſten Gedanken ſogleich eine ganz andere Richtung gaben.

Wer auf dem Landwege in den Orient reist und dadurch allmählich und langſam aus den Sitten, Trachten und Gebräuchen des Abendlandes in die des Morgenlandes übergeht, für den Natur und Staffage in kaum merklichen Abſtufungen wechſelt, hat keinen Begriff davon, wie zauberhaft die Wirkung iſt, von Bord eines europäiſchen Schiffes, von europäiſcher Tracht, Sprache und Sitte hinweg ſo mit einem Male in dieß bunte Chaos geworfen zu werden.

Schon die Palmen, die über den langgeſtreckten, braungelben Mauern nicken, ſowie die eigenthümliche Form der ſchlanken Minarets, ſind uns wie das Titelblatt eines wundervollen Märchenbuches erſchienen, in das wir nun kopfüber geſtürzt ſind, ſobald wir die alte Dokana von Alexandrien hinter uns gelaſſen und das arabiſche Stadtviertel betreten haben; welch' plötzlich für uns lebendig gewordene Geſtaltungen aus „Tauſend und einer Nacht"! welch' buntes Gemiſch der leuchtendſten

Farben, welche Trachten, Geſichter, Gerüche und Töne! Wie das durcheinander ſchreit, lärmt, ſich ſcheinbar mit den heftigſten Worten zankt, um dann als innigen Freundſchaftsbeweis die Stirne an einander zu drücken und von einander zu ziehen. Wie das ſchreit, oft in ſeltſamſten Sprüngen dahinläuft oder mit Gravität einhergeht, alle die Geſtalten, mit denen in unſerer Phantaſie arabiſche Märchen und Geſchichten bevölkert ſind. Der Alte mit langem, grauem Bart in abgeſchabtem Kaftan und weiten, ſchlürfenden Pantoffeln, jetzt bei jenem Beduinen mit dem ſcharfgeſchnittenen Bronzegeſicht ſtehen bleibend, der Etwas zum Verkauf anbietet, was der Andere mit verächtlicher Miene und mit aufgehobenen Händen abweist, um alsdann, pfiffig blinzelnd, darum zu handeln, wobei jetzt Beide zur Seite treten, um einen reichen Muſelmann vorbeizulaſſen, der in blauſeidenem Kaftan, in weißen Pantalons und gelben Schuhen, den ſchneeweißen Turban um den rothen Tarbuſch geſchlungen, auf ſeinem galoppirenden Eſel zur Moſchee reitet. Er ſchaut, ſeinen langen, kohlſchwarzen Bart ſtreichend, verächtlich auf die Beiden herab, ebenſo wie der braune, halbnackte Junge, der, den Eſel antreibend, hintendrein läuft, ſein „Oa rek la

jemina“ ſchreiend. Lange Reihen beladener Kameele verſperren beinahe die Straße, mit gravitätiſchem Kopfnicken eines hinter dem andern ſchreitend, das größte Erſtaunen manches Reiſenden, der ſchon zu Hauſe das eigenthümliche Thier, wenn es in Begleitung von Bären und Affen erſchien, mit Intereſſe betrachtete, hier um ſo mehr, mit Balken, Rohrkiſten und ſeltſamem Geräthe aller Art beladen, gelenkt von braunen Kerlen, die, wie Madame Schnecke ſchaudernd bemerkte, mit weiter Nichts als einem Hemd von zweifelhafter Farbe bedeckt waren.

Uebrigens ſahen unſere Reiſenden dieß Treiben wie ein anderes Schauſpiel mit größter Bequemlichkeit von den weichen Sitzen einer eleganten Equipage an, der ein kleiner Junge vorauslief, um mit lautem Geſchrei einen Weg durch das Gedränge zu bahnen.

Herr Schnecke ſaß da mit gefalteten Händen, erſtaunt um ſich blickend, weil ihm alles Das wie ein Traum erſchien; ſchon die Höflichkeit der ſo grimmig ausſchauenden tiefbraunen Geſichter an der Dokana, die Eile, mit der auf einen Wink des Herrn Stollberg die glänzende Equipage vorfuhr, während das Gepäck auf einen andern Wagen ge-

laden wurde, und nun dieſe ganze fremde Welt um ihn her! Alles, ebenſo nie geſehen, als ſeltſam. Der Waſſerträger mit dem Ziegenſchlauch, der in allen guten Märchen eine ſo große Rolle ſpielt, die Beduinen im geſtreiften Burnus mit den flatternden Kopftüchern auf ſchönen ſchlanken Pferden, Lanzen, oben mit einem Büſchel ſchwarzer Straußfedern verſehen und von einer Länge, gegen welche die der ſächſiſchen Ulanen wie Zahnſtocher erſchienen — dann ein anderes Bild — eine braune egyptiſche Milchfrau mit einem Trupp langhaariger Ziegen, von denen ſie eine am Ohre führt, während ſie in der andern Hand den Blechtopf ſchwingt — dann ein Trupp ſtattlicher Reiter in glänzenden Gewändern, mit Säbel, Dolch und Piſtolen bewaffnet, oft noch zum Ueberfluß mit einer unendlich langen, in Silber glänzenden Flinte, Reiter, die den rechten Ellenbogen aufgeſtemmt, verächtlich auf die Giaurs blicken, dann die offenen Werkſtätten, in denen genäht und gehämmert wird, ſowie die ſonderbaren und mit noch ſonderbareren Lebensmitteln verſehenen Buden der Bäcker, Metzger und Köche, welch' Letztere in großen dampfenden Keſſeln ihren Reis und ihre Oelkuchen ſchmoren, Alles das zuſammengenommen verwirrte die Sinne

und ließ es für Sämmtliche als eine angenehme Abwechslung erscheinen, als man nun das neue Alexandrien erreichte, um auch hier für hier wieder Wunderbares zu sehen — breite, gerade Straßen wie in der dresdener Neustadt, dazu ausgezeichnet gepflastert, ja mit Wasser bespritzt und gekehrt, sorgfältiger als in der lieben Heimat, kurz, eine komplete Straßenreinigung, nur mit dem Unterschiede, daß Staub und Kehricht von armen, braunen Fellahs in Strohkörben auf dem Rücken fortgetragen wurden.

Dann erreichten sie den prächtigen Eskebiehplatz, umgeben mit schattenspendenden Nabacbäumen, mit rauschenden Fontänen und ringsumher von großartigen, palastähnlichen Gebäuden eingefaßt, wo der Wagen vor einem der ansehnlichsten, dem Hotel de l'Europe, hielt. Der Direktor desselben, in einem halben Dutzend Sprachen wohlbewandert, erschien sogleich mit einer Schaar von Kellnern, um die Fremden, falls sie nicht Eingeladene Seiner Hoheit seien, mit achselzuckendem Bedauern wegzuweisen, doch verdoppelte sich seine Höflichkeit, als ihm Herr Stollberg eine Karte des Herrn Reynier überreichte, welche dieser mit ein paar so empfehlenden Worten versehen, daß unserer Gesellschaft ein höchst

elegantes, für ſolche Zwecke reſervirtes Appartement, ſchattig und kühl gelegen, ſogleich angewieſen wurde; begreiflicherweiſe gab es hier noch einen edlen Wettſtreit, der auf ausdrückliches Verlangen des Herrn Stollberg damit endete, daß Herr und Madame Schnecke das beſte Zimmer erhielten. Dann, nachdem man ein erfriſchendes Bad genommen, kleidete man ſich um, wurde von höflichen Kellnern nach dem rieſigen Speiſeſaal gewieſen, wo eine Tafel für zweihundert Perſonen nicht nur auf's Comfortabelſte gedeckt war, ſondern wo auch das reiche Service im vollkommenſten Einklange mit dem Menu ſtand, das, alle herrlichen Sachen, den ganzen Küchenreichthum ſowohl des Abend- als Morgenlandes vereinigend, mit den feinſten Weinen illuſtrirt war, mit einleitendem Sherry, mit ſanftem Bordeaux und Sauterne, mit duftendem Rheinwein und prickelndem Champagner, und alle dieſe ausgezeichneten Getränke brauchte man nicht unter ängſtlichem Hinſchielen auf ganz enorme egyptiſche Preiſe auszuſuchen, ſondern die freundlichen Kellner boten es im Ueberfluß, wohlwollend, lächelnd an, ſpäter auch den feinſten Mocca, die ausgeſuchteſten Liqueure, ſowie echte Havannah, die ſie gleich in ganzen Kiſtchen am Tiſche umhergehen ließen, ſo daß ſich

Da uns der Wind ziemlich günſtig war, ſo ließ der emſige Capitän die Segel aufziehen und bald hüllte ſich der Maſt des kleinen Schiffes in weiße Leinwand und rauſchte mit ausgeſpannten Seitenſegeln friſch ins offene Meer hinaus. Die Schaumkronen aber, die ich heute Morgen entdeckt, hatten mich nicht getäuſcht, und kaum hatten wir die Bai verlaſſen, ſo begannen die Wellen ein ſo artiges Spiel mit dem Don Manuel, daß er ſich nach allen Seiten hob und ſenkte, und dabei von der Segelmaſſe gedrückt, ſtark leewärts überhing. Aber es war ein prächtiges Schiffchen und ich begriff wohl den Stolz des Capitäns, der, ſeinen großen Pudel hinter ſich, hoch auf Fäſſern und Kiſten am Maſtbaum ſtand und mit wahrer Befriedigung dem Tanzen ſeines Dampfers zuſchaute. Nicht ſo angenehm war dieß indeſſen für den größten Theil unſerer Mitreiſenden; unter den Mantillen ſeufzte es ſchwer und mühſam, und mancher Spanier trocknete ſich den Schweiß von der Stirn, obgleich die Luft ziemlich kühl über uns dahinſtrich. Das unruhige Meer, ſowie rings am Horizont aufſteigende Wolken zeigte ich meinem großen Freunde Horſchelt mit einiger Schadenfreude, doch war auch er feſt gegen die Seekrankheit, und unſer Baumeiſter allein mußte bald nach eingenommenem Frühſtücke dem Meer ſeinen Tribut bezahlen. Die Ausbrüche der fatalen Krankheit zeigten ſich indeß auf dem Verdeck ſo häufig und heftig, und manchmal ſo nahe bei unſern Schüſſeln und Gläſern, daß ein minder guter Appetit als der unſerige, ſich wahrſcheinlich in mehr noch als das Gegentheil verkehrt hätte, daß der Capitän es endlich für nöthig hielt, die Paſſagiere des zweiten Platzes fort, und zwar unter Deck bringen zu laſſen. Da aber der Don Manuel mit Gütern ſo vollgeladen war, daß an beiden Seiten ſo gut wie gar kein Gang frei blieb, ſo waren die Matroſen gezwungen, die Weiber und manche der Männer dorthin zu tragen und zu ſchleppen. Unten mußte aber der Aufenthalt fürchterlich ſein, denn der Capitän ſah ſich genöthigt, ſämmtliche Luken ſchließen zu laſſen, da der Don Manuel ſo tief durch die Wellen

Jeder nach Belieben nehmen konnte, was denn auch von Manchen nicht immer mit Anwendung der gehörigen Bescheidenheit geschah.

Schon ein paarmal während des Diners hatte Herr Schnecke seinen Nachbar mit dem Ausdruck des Erstaunens, fast des Erschreckens, sanft angestoßen, wenn für Land und Jahreszeit die unglaublichsten Dinge erschienen. Riesige Spargel neben frischen Erbsen, Seefische des mittelländischen und des rothen Meeres neben westphälischem Schinken, englisches Rostbeef und französische Poularden, und hatte dazu ängstlich geflüstert: „Wessen Geldbeutel kann aber den Preis dieser Table d'hôte erschwingen?"

„Was kümmert uns als Eingeladene der Preis?"

„Aber Kaffee, Liqueure und Cigarren, die ja doch überall besonders berechnet werden."

„Hier nicht, da der Vizekönig Alles bezahlt."

„Und der schöne Wagen, in dem wir gefahren sind, das Bad, das wir genommen, die Betten, in denen wir schlafen werden?"

„Bezahlt Alles Seine Hoheit, der Khedive."

„Für all' die zweihundert Personen, die es sich hier so vortrefflich schmecken lassen und die auch so Ausgezeichnetes im Trinken leisten? Für all' diese

Deutſchen, Oeſterreicher, Franzoſen, Engländer, Ruſſen und Gott weiß, was Alles ſonſt noch für Nationen!“

„Für Alle, mein lieber Herr Schnecke,“ gab Stollberg lächelnd zur Antwort, „und nicht nur für die Hunderte hier im Hotel de l'Europe, ſondern für noch drei- oder viermal ſo viel in anderen Gaſthöfen, ja für weitere Hunderte, die auf Koſten des Vizekönigs nach Oberegypten gereist ſind und heute oder morgen zur Kanaleröffnung hieher zurückkehren.“

„Gott, der Gerechte, und auch wir haben die Ehre, ſolche Eingeladene zu ſein, und durch Ihre Güte, Herr Stollberg! wie ſind wir im Stande, Ihnen das zu vergelten?“

„Dadurch, mein lieber Herr Schnecke, daß Sie nicht mehr darüber reden, daß Sie es ſich mit Ihrer Geſellſchaft ſo wohl als möglich ſein laſſen und daß Sie mir geſtatten, in dieſem Glaſe Champagner das Wohl derſelben, beſonders aber das Ihre und das Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin zu trinken.“

„Gott vergelte es Ihnen, Herr Stollberg, und laſſen Sie mich wenigſtens dieſen Trunk durch einen zweiten dankbar erwiedern — Thusnelda und Sie,

meine Herren, auf das Wohl unſeres verehrten Freundes, der uns — mit dem wir ſo glücklich waren — dem wir Alles das zu verdanken haben — wir — beſcheidene Reiſende — die wir vor ein paar Stunden noch nicht wußten, wohin unſer Haupt legen und die wir nun mit einem Male zu Eingeladenen Seiner Hoheit, des Herrn Khedive, geworden ſind.“

Thusnelda blickte gerührt auf den allgemeinen Wohlthäter, und während ſie trank, ſtieg neckiſch mit den Perlen des edlen Weines der Gedanke in ihrer Seele auf: „Wäre es anders geweſen, wenn es anders geworden und würde dieß Anders mich glücklicher gemacht haben?“ — Fragen, die indeſſen, wie ſo viele ähnliche, glücklicherweiſe unbeantwortet blieben.

VII.

Gewiß, ſchon der Empfang, der den Eingeladenen hier in Alexandrien zu Theil wurde, ſowie Alles, was man ihnen während ihres Aufenthaltes heute und morgen bot, war wie eine unbegreifliche Einleitung zu einem feſtlichen Märchen — reine Zauberherrlichkeit, denn wenn man ſich nach dem ausgezeichneten Diner in die Unterhaltungsſäle begab, erſchien irgend ein freundlicher Beamter, um Plätze für die Oper anzubieten oder Eintrittskarten zu dem heute Abend ſtattfindenden Konzert und Feuerwerk. Trat man vor das Haus auf die Straße, ſo rollte ſogleich eine elegante Equipage mit guten Pferden vor, gelenkt von einem rabenſchwarzen Mohr in blendend weißer Leinwand, den rothen Tarbuſch auf dem Kopfe, während ein halbgewachſener Junge, gewöhnlich im blauen Hemde, einen langen Stab in der Hand, die Wagenthür aufreißt, etwas Unverſtändliches murmelt, wobei

er die weißen Zähne fletscht, um, sobald wir eingestiegen sind, munter den Pferden vorauszulaufen, dabei unter Ausrufungen seinen langen Stab schwenkend, was dem *herandrängenden Volk ein* Zeichen ist, daß wir zu den invités des Vizekönigs gehören.

„Und Staunen faßte den Bazar!" —

Wohin unsere Reisegesellschaft von ihrer Equipage geführt wurde — denn auch sie hatte, mit Ausnahme des Herrn Stollberg, der, um allein zu sein, ein dringendes Geschäft vorschützte, nach ihrem Diner begreiflicherweise einen dieser bereitstehenden Wagen bestiegen — überall blickte sie staunend in dieß egyptische Getreibe, in die Pracht der Natur, und Alles, was sie hier sah, schien für sie lauter Wunder zu sein, oder auch für sie besonders arrangirt, wie man auf dem Theater in irgend einer orientalischen Oper die großartigen Züge kunstvoll zusammenstellt.

So wenigstens erschien es Herrn Schnecke, der es nicht unterlassen konnte, mit steigendem Erstaunen bald auf die zahllosen Kameelreihen aufmerksam zu machen, denen man begegnete, sowie auf die Schaaren von Eseln, die hier Lasten trugen, dort Reiter, welche Araber, Nubier, Aethiopier, alle Farben des

Braun bis zum tiefen Ebenholzschwarz zeigten und die, wenn sie an der Equipage in europäischem Style vorüberkamen, es selten unterließen, grinsend ein schneeweißes Gebiß von solcher Größe und Stärke sehen zu lassen, daß man sie füglich für Menschenfresser hätte halten können. Auch Reiterinnen ziehen an ihnen vorüber, vermummte Gestalten, die einem braunen und weißen Baumwollenballen ähnlich, hoch auf dem Sattel des Esels oder Pferdes hocken, sorgfältig verschleiert, so daß nur ein paar funkelnde Augen sichtbar werden, die sich aber sogleich verächtlich vor dem nach ihren Begriffen schamlos entblößten Gesichte Frau Thusneldens abwenden. Dort steht ein Trupp Araberinnen, ebenso erstaunt auf unsere Reisenden blickend als diese auf sie, Mädchen und Weiber aus Ramleh oder sonst einer kleinen Ortschaft bei Alexandrien, die zu Markte gekommen sind, meistens schlanke, schöne, ja elegante Gestalten, wie man deutlich sehen kann, da ihre ganze Bekleidung nur aus einem langen blauen Hemde besteht, das häufig noch vorn auf der Brust geöffnet, ihre schönen Körperformen sehen läßt.

Auf dem Trottoir der breiten Straße spazieren elegante Damen in europäischen Kostümen, nach der

neueſten Mode gekleidet, denen aber auch Orientaliſches nicht fehlt, denn Negerinnen im weißen Burnus folgen mit den gleichfalls nach europäiſcher Art gekleideten Kindern.

Türkiſche Frauen in gelben, rothen, blauen, ſchwarzen flatternden Mänteln ziehen zu Fuß vorüber, Andere folgen in einem altmodiſchen Charabank oder in einem von weißen Ochſen gezogenen, bunt bemalten und vergoldeten Arrabat, von Negern in weißen Hemden und mit langen Stöcken bewaffnet, umringt und zu Pferde gefolgt von einem jener korpulenten, dunkelfarbigen Weſen, die, zwiſchen den Geſchlechtern ſtehend, mit Haß und Bosheit den Glücklichern betrachten und deßhalb ſo geeignet ſind, den waghalſigen Eindringling von der Schwelle der Herrlichkeit des Haremlik zu verjagen.

So lange man noch hier in den neueren Stadttheilen, durch welche der Wagen fuhr, an eleganten, palaſtähnlichen, mehrſtöckigen Häuſern mit reichen Magazinen und Verkaufshallen, mit Cafés und Reſtaurationen vorüberkam, heimelte dieſer halbeuropäiſche Hintergrund unſere Geſellſchaft traulich an und ließ ihr, wie wir oben ſchon bemerkt, das morgenländiſche Getreibe mehr wie einen phanta-

ſtiſchen Maskenſcherz erſcheinen, was ſich aber vollkommen änderte, ſobald ſie vor die Stadt hinauskamen, um dort von einer tropiſchen Landſchaft empfangen zu werden, von Blumen und Bäumen, die man in der Jugend ſtaunend und in Bilderbüchern geſehen und die nun plötzlich hier lebend vor ihnen erſchienen, ſchlanke Dattelpalmen mit blätterreichen Kronen und den herabhängenden Früchtenbüſcheln, die jetzt dunkelgefärbt und glänzend, wie rieſenhafte Weintrauben ausſchauen oder als hätte man ein paar Hundert blauſchwarze Pflaumen an- und übereinander gereiht — wirkliche echte Palmen, und nicht nur hie und da ein einzelnes kümmerliches Exemplar wie im Gewächshaus zu Dresden, ſondern rechts ein paar Dutzend, links ein paar Dutzend, drüben eine zahlreiche Gruppe, ja weiterhin ein ganzes Wäldchen, hier zierlich und alleinſtehend, hoch über die rieſigen Blätter der Banane emporragend, dort zu zweien oder dreien einen Park verzierend, wo man aus dem tiefen Grün der ſeltſamſten Blätter nicht nur Blumen ſieht, die in allen Farben herüberleuchten, ſondern dazwiſchen Geſträuche mit fabelhaften farbigen Blättern, ja eines, deſſen Blattſpitzen blutroth erſcheinen.

„Wunder über Wunder," sagte Herr Schnecke kopfschüttelnd, mit gefalteten Händen, „sollte man nicht, wenn man an gestern denkt, wo wir noch so deutschgemüthlich, ja man könnte sagen prosaisch auf unserem Schiffe beisammen waren, heute an Zauberei glauben, denn es ist ja bereits Mitte November, wir haben eine Hitze, wie bei uns nicht in den Hundstagen, und sehen hier Bäume und Pflanzen um uns, die man bei uns nur in ganz kleinen Töpfchen oder kümmerlich zur Sommerzeit im Freien pflegt, hier als armsdicke Stauden, wie zum Beispiel dort jene Geraniums mit so glühenden Blumen, daß Einem fast die Augen wehe thun."

„Und das dort sind Tamarisken, von denen man so häufig in Gedichten liest," sagte Frau Thusnelda schwärmerisch, „nicht wahr, Herr Ramplacent?"

„Gewiß, Madame, es sind Tamarisken, aber hier ein gemeines Gesträuche, merkwürdiger sind dort die gewiß fünfzig Fuß hohen Gummibäume, der rothe Hibiskus, die echten Akazien mit den fußlangen Schoten und wie angenehm dort drüben das prächtige Beet voll blühender Rosen."

„Und die Kaktusse!" rief Herr Schnecke ent-

zückt aus, denn er hatte eine Liebhaberei für dieſe ſtacheligen Fettpflanzen — „iſt das nicht wahrhaft ungeheuerlich, ſeht, ganze lange Hecken, gewiß bei zwei Fuß lange Blätter der Opuntia indica und gleich daneben eine andere Umzäunung, beſtehend aus den koloſſalſten Aloe'n — ſteh' mir Einer in Gnaden bei, da ſind auch blühende, die erſten, die ich in meinem Leben geſehen; ſieh' doch, Thusnelda, jene wohl zwanzig Fuß hohen Stengel, ſoll Einem dabei nicht das Herz im Leibe lachen?"

Doch ſchenkte ſie dieſen Agaven und den Kaktuſſen nur einen flüchtigen Blick, da Herr Raoul ſie auf eine Gruppe von Orangen- und Citronenbäumen gerade aufmerkſam gemacht hatte, die von mächtigen Sykomoren überragt wurden und ein kleines, helles, kuppelartiges Gebäude umſtanden, um welches zahlreiche Tauben flogen und wo an einer kleinen Waſſerfläche ſchlanke, weiße Reiher ſtanden.

Dann kamen ſie nach kurzer Fahrt zu dem berühmten Mammudiekanal, ein breites, gelbliches Waſſer mit Booten, Kaiks, Segelfahrzeugen, Darhabien bedeckt, wo keuchende, aber leider ziemlich nackte Fellahs die mit Baumwolle beladenen Schiffe auf und abwärts zogen, wo ſich Villa an Villa

ſchnitt, daß die anprallenden Wogen über ſeinen Vordertheil ſtürzten und nicht ſelten bis zu uns herüberſpritzten. Dabei hatte ſich der Wind vermehrt und zu gleicher Zeit auch zu unſerem Nachtheile gewendet, ſo daß die Segel eingezogen werden mußten, auch war von dem klaren Himmel, der uns heute Morgen gelächelt, nichts mehr zu ſchauen, die Küſte zu unſerer Linken war in graue Wolkenmaſſen und Nebel gehüllt, und als ich noch einmal zurück nach Cadiz blickte, erſchien mir die Stadt am fernſten Horizonte wie eine weiße Möve, die mit ausgebreiteten Flügeln auf der faſt ſchwarzen Flut vor dem Sturme flieht. Leider war aber durch das Unwetter unſere Seefahrt ſehr unangenehm geworden. Auf dem Verdecke konnte man ſich kaum vor den Seekranken retten, und in der Cajüte war es entſetzlich dunſtig. Der Kellner hatte freilich den größten Theil der Leidenden untergebracht, aber die armen Spanierinnen ſtöhnten, daß es zum Erbarmen war, und die Dünſte, die ſich durchs Treppenhaus entwickelten, konnten einem alle Luſt verleiden, dort hinabzuſteigen.

Wir hätten Gibraltar gegen acht Uhr Abends erreichen ſollen, doch blies uns der Wind ſchon um Mittag faſt gerade entgegen, und obgleich Don Manuel wacker durch die hohen Wogen dampfte, ſo kamen wir doch ſo langſam vorwärts, daß es vier Uhr Nachmittags wurde, ehe wir das jetzt wild bewegte Schlachtfeld von Trafalgar erreichten. Ein Schlachtfeld auf dem Lande hat immer irgend etwas, ſei es eine Anhöhe, ein Wald, ein Dorf, ein einzelnes Haus, woran die Phantaſie anknüpfen und ſich leicht die vergangene Zeit zurückzaubern kann. Hier aber ſchlugen die ſchmutzig grauen Wogen gerade ſo an's Ufer, wie an jedem andern Punkte, und ob unter ihnen nun Muſcheln und Steine ruhen, oder, wie hier, die Trümmer der ſpaniſchen und franzöſiſchen Seemacht, wer kann das den ſo gleich bewegten und theilnahmloſen Wellen anſehen? Freilich ſchimmert dort durch Nebel und Regen ein altersgrauer Maurenthurm auf der Höhe des Geſtades, und am Ufer blinkt heller und deutlicher ein

reiht, wo die europäischen Bankiers und reichen Handelsherren, sowie türkische und egyptische hohe Beamten ihre Sommerfrischen halten, und wo vermittelst des Wassers aus dem Mammudiekanal dem hier schon beginnenden Wüstensande wahre Paradiese an üppiger Vegetation abgewonnen sind, wo Palmenalleen und Kaktushecken zu beiden Seiten mit prächtigen japanischen Vasen eingefaßt sind, wo Bananen und Orangen in üppiger Pracht gedeihen und wo Tausende von Rosen entzückende Düfte ausstreuen.

Dort an einem der größten Parks, dem Garten des Vizekönigs, hielt der Wagen unserer Reisegesellschaft, der kleine Läufer im blauen Hemde riß den Schlag auf und dann lustwandelten sie nicht nur in dieser berauschenden, erotischen Pracht der Bäume, Gewächse und Blumen aller Art, hörten nicht nur ein Potpourri aus Rigoletto, ziemlich lärmend ausgeführt von einer arabischen Militärmusikbande im weißleinenen Anzug mit dem rothen Tarbusch auf dem Kopfe, erhielten nicht nur von reichgekleideten Negern Kaffee und Sorbet, sondern erlebten auch das Unglaubliche, daß diese Neger von den Herren Eingeladenen nicht nur jede Be-

zahlung, sondern auch hartnäckig jeden Bakschisch zurückwiesen.

Was sie sonst noch am heutigen Tage sahen, ist kaum, selbst nicht mit den flüchtigsten Worten, zu erzählen: die Säule des Pompejus, die Nadeln der Kleopatra, von denen Herr Schnecke die eine, die am Boden liegt, lange vergeblich suchte, weil er auf ihr stand und sie für eine steinerne Brücke über eine kleine Bodenvertiefung hielt; alt-egyptische Gräber und neuere christliche Katakomben, lauter hübsche und interessante Dinge, die aber ihre Phantasie so aufregten und verwirrten, daß sie erst wieder zu einiger Ruhe kamen, als sie sich in einer halbdunklen Loge des Opernhauses des Teatro Ziziano befanden, die ihnen gleichfalls auf das Zauberwort: „Eingeladene des Vizekönigs" bereitwilligst geöffnet wurde und wo sie sich ermüdet und behaglich auf die rothsammtenen Fauteuils niederließen.

Es wurde die „Favoritin" von Donizetti mit ziemlich mittelmäßigen Kräften gegeben, was aber Wenige störte, da ja bei der heutigen Vorstellung das Publikum selbst sich gegenseitig als Schaustück diente und man mit dem Opernglas eifriger die Logenreihen betrachtete und musterte, als die Mit-

wirkenden auf der Bühne. Waren doch die meisten Plätze mit den Eingeladenen der verschiedenen Nationalitäten besetzt, und als kurze Zeit nach Beginn der Oper ein Beamter des Vizekönigs in die Loge unserer Reisegesellschaft trat, hatte er die Freundlichkeit, sie auf die Träger mancher berühmter Namen besonders aufmerksam zu machen.

Dieser angenehme Beamte erkundigte sich auch nach allfallsigen Wünschen der allerdings sehr spärlich vertretenen Damenwelt unter den Eingeladenen, ließ durch einen schwarzen Lakaien Gefrorenes und Früchte anbieten und machte überhaupt die Honneurs des Hauses in der gleichen zuvorkommenden Art, wie die invités überhaupt behandelt wurden.

Auf dringend höfliche Einladung des Herrn Schnecke ließ er sich für einige Augenblicke an der Seite Thusneldens nieder unter dem höchst angenehmen Gefühl, wie er sagte, an der Seite einer schönen Frau, nach nun fast zwanzigstündiger Abmühung, ein bischen ausruhen zu können.

„Doch ist ja für heute Ihr Tagewerk geschlossen," meinte Monsieur Ramplacent, worauf der Andere seufzend sagte:

„Kaum, denn es steht uns wahrscheinlich noch die große Ehre bevor, Ihre Majestät die Kaiserin

Eugenie erwarten zu dürfen, die halb und halb zugesagt hat, die Oper mit ihrem Besuche zu beglücken."

„Ach, wie interessant wäre es, die schöne Kaiserin so aus nächster Nähe sehen zu dürfen — nicht wahr, sie ist wundervoll!"

„Außerordentlich schön, für allerhöchst Ihre allerdings schon etwas vorgerückten Jahre."

„So halten Sie Ihre Majestät nicht unbedingt für die schönste Frau?" fragte Herr Ramplacent mit leichtem Stirnrunzeln.

„Unbedingt, unbedingt," gab der geschmeidige Egyptier zur Antwort, sich dabei gegen Thusnelda neigend, welche, die heftige Gemüthsart des Herrn Ramplacent kennend, rasch mit der Frage dazwischen fuhr: „Nicht wahr, die Kaiserin würde dort drüben in der großen Loge erscheinen?"

„Gewiß, Madame, in der Loge Seiner Hoheit, und da es jetzt wohl um die Zeit, wo Ihre Majestät ankommen könnten," fuhr er, seine Uhr herausziehend, fort, „so habe ich die Ehre, mich Ihnen bestens zu empfehlen. Colucci Bei, dessen Gefolge ich mich anschließen muß, wird sich schon im Foyer befinden."

„Scharmante Leute, diese Orientalen," meinte

Herr Schnecke, der den Beamten höflichſt bis zur Thür der Loge begleitet hatte.

„Und welche großartige Gaſtfreundſchaft,“ ſagte Frau Thusnelda.

„Und wie intereſſant, ſelbſt für einen Pariſer, dieß merkwürdig belebte Haus,“ warf Herr Ramplacent, um ſich herſchauend, ein — „wie doppelt intereſſant für mich, da ich es durch langjähriges Studium dahingebracht habe, jeden Kopf richtig zu klaſſifiziren und jede Nationalität augenblicklich zu erkennen. Sehen Sie da und dort Engländer, unter welchen ich Ihnen augenblicklich den vornehmen Briten, den Staatsmann, den hohen See- und Landoffizier herausfinden und Ihnen ebenſo gut ſagen werde, was ein ganz gewöhnlicher Käſekrämer iſt, deren ſo viele auf dem Kontinente herumreiſen und die Manieren eines wirklich vornehmen Mannes karrikiren. Meine Landsleute, die Franzoſen zu detailliren, wird mir natürlich noch viel leichter, und irre ich mich gewiß nicht, wenn ich Ihnen ſage, das da drüben iſt wirklich vornehmer alter Adel, in der Loge neben uns nur jüngerer Nachwuchs und von den drei Herren auf der andern Seite, alle dekorirt, iſt der mittlere ein Beamter,

der ihm zur Linken ein Journaliſt und der Andere ein Künſtler."

„Wie intereſſant," ſagte Herr Schnecke, ohne aber bei dieſen Worten viel zu denken, denn ſtatt ſämmtliche anweſende Engländer, Franzoſen und Deutſche, welch' Letztere Herr Ramplacent gleichfalls mit vieler Wortverſchwendung klaſſifizirte, ſtaunte der redliche Sachſe die hell- und dunkelgelben, die bronzefarbenen und ſchwarzen Geſichter an, die hier im ſchwarzen Frack mit weißer Halsbinde, dort unter dem weißen Turban oder dem rothen Tarbuſch erſchienen waren, andere in reicher, orientaliſcher Kleidung, weißen oder blauen Gewändern, darüber den am Halſe und an den Aermeln mit Goldſtickereien beſetzten Mantel.

Was den jungen Herrn Raoul anbetraf, ſo hatte er ſich, vielleicht aus Beſcheidenheit, vielleicht auch aus anderen Gründen hinter Frau Thusnelda in eine dunkle Ecke der Loge gedrückt, die er auch dankend behauptete, trotzdem ihm Madame Schnecke durch eine freundliche Pantomime einen Platz näher an ihrer Seite anbot.

Auch er ſchien ſich für das vielfarbige Publikum zu intereſſiren, beſonders aber für eine Loge des dritten Stockes, wo unter einem ihm be-

kannt erſcheinenden koketten, ungariſchen Sammthütchen hie und da bei leiſer Wendung ein feines Stumpfnäschen zum Vorſchein kam, ſowie blühend friſche Lippen, die er zu erkennen glaubte, wobei es ihm aber höchſt befremdlich, ja ärgerlich erſchien, daß ein ſehr elegant gekleideter junger Herr dieſer Dame nicht nur gegenüber ſaß, ſondern ſich auch verſchiedene Freiheiten, wie einer der allervertrauteſten Freunde, herausnahm: ſo bediente er ſich ungenirt des Opernglaſes jener Dame, nahm auch deren rieſenhaftes Roſenbouquet, um daran zu riechen und es ihr dann lachend zurück zu geben, worauf ſie es wahrhaftig nicht unterließ, ihr Stumpfnäschen hineinzudrücken — hol' ihn —!

„Gewiß, da kommt die Kaiſerin!" rief Frau Thusnelda, ſich raſch vorbeugend, da in dieſem Augenblicke wirklich die Thüre der vizekönigliche Loge geöffnet wurde, doch wurde nicht nur ſie, ſondern auch der größte Theil des aufmerkſam gewordenen Publikums getäuſcht, da ſtatt der erwarteten hohen Frau die ſtattliche Geſtalt Colucci Bey's erſchien, der mit ein paar Beamten für einige Augenblicke eintrat, ſich umſchaute, um dann, nachdem einer dieſer Beamten die hingeſtellten Operngläſer weggenommen, wieder zu verſchwinden, ein dent-

liches Zeichen, daß Ihre Majestät nicht kommen werde, wie es denn auch der Fall war.

Dabei aber war es fast allen im Hause Befindlichen entgangen, daß eine, neben den vizekönigliehen Sitzen bisher gleichfalls leer gebliebene kleine Loge während der allgemeinen Aufmerksamkeit durch zwei Damen besetzt worden war, von denen die Eine, eine schöne, elegante Erscheinung, allerdings nicht mehr ganz in der Blüthe der Jahre, voll und offen in das Haus blickte, während die Andere, seitwärts gewandt sitzend, sich gegen die blendenden Lichter, vielleicht auch gegen neugierige Blicke durch den rothen Sammetvorhang zu decken versuchte. Hinter den Damen standen zwei Herren, der Eine in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, um den Hals das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion, der Andere in einem eleganten Gehrock mit der Rosette eines andern Ordens im Knopfloch.

Währenddem hatte die Oper ungestört ihren Fortgang genommen, anfangs weniger beachtet von dem Publikum, das ja, wie wir bereits wissen, sonst sehr in Anspruch genommen war, aber jetzt bei dem leidenschaftlichen, vortrefflich ausgeführten Duett des Königs mit seiner ehemaligen Favoritin warm zu werden begann und die Künstler mit

lauten, ſtürmiſchen Beifallsrufen belohnte, ein Lärm, ſo ausgiebig, daß während deſſelben Keiner unſerer Reiſegeſellſchaft das Oeffnen der Logenthür vernommen hatte, weßhalb auch nach wieder eingetretener Stille Alle erſtaunt waren, Herrn Stollberg zu ſehen, der ſich grüßend neben Frau Thusnelda niederlaſſen wollte und erſt durch wiederholte Aufforderung des Herrn Ramplacent vermocht werden konnte, deſſen Platz vorn an der Brüſtung einzunehmen, um ſich das hochintereſſante Publikum anzuſchauen. Dabei machte der höfliche Franzoſe auf dieſe oder jene Perſönlichkeit, die er zu kennen vorgab, aufmerkſam, was aber den Andern offenbar ziemlich gleichgültig ließ, denn er blickte kaum nach den bezeichneten Punkten hin, um jedesmal ſogleich wieder ſeine Blicke gegen die kleine Loge zu wenden, in welcher die beiden Damen ſaßen, deren wir ſo eben erwähnt.

„Schade, daß die Kaiſerin Eugenie nicht gekommen iſt," ſagte Frau Thusnelda, indem ſie glaubte, das Ziel jener Blicke zu errathen, doch gab Herr Stollberg, wie aus tiefem Nachſinnen auffahrend, zur Antwort: „So viel ich gehört, hatte ſie gar nicht die Abſicht, die Oper zu beſuchen, es war nur

von Damen und Herren ihres Gefolges die Rede, von denen Einige auch gekommen ſind."

„Kann man dieſelben ſehen?"

„Wenigſtens eine der Damen, dort rechts neben der vizeköniglichen Loge," gab Herr Stollberg in einem ſcheinbar gleichgültigen Tone zur Antwort, „während ſich die Andere hinter dem Vorhang verborgen hält."

„Sie iſt ſchon älter — — während die Andere, die ſich jetzt gleichfalls vorbeugt, eine wahrhaft prächtige, blendende Erſcheinung iſt! — — Mein Gott, wo habe ich dieſe denn ſchon geſehen?" Frau Thusnelda ſagte das, indem ſie ſich raſch zurücklehnte und ihre Augen mit der Hand beſchattete, wie um ein Bild der Erinnerung, das jener ſchönen Dame glich, feſtzuhalten, — „Wenn ich mich nur beſinnen könnte! — a — a — a — ah — jetzt taucht Alles das wieder friſch und lebendig aus dem Nebel vergangener Jahre hervor — habe ich nicht Recht, Herr Stollberg, gleicht ſie nicht auffallend jener Dame, die wir in Paris bei der Weltausſtellung ſahen, und die — — Himmel, wie Sie blaß geworden ſind!" —

Das Letztere ſagte ſie, ſich raſch gegen Herrn Stollberg neigend, in flüſterndem Tone, worauf ſich

neuer, weißer Fanal. Der erſtere war gewiß Zeuge der gewaltigen Seeſchlacht, welche acht Stunden weſtlich von hier mit unſäglicher Wuth entflammte, er hörte gewiß das wilde: Rule Britannia der engliſchen Matroſen; er vernahm vielleicht Kampfgeſchrei, gewiß aber das Donnern der Geſchütze und das krachende Auffliegen des ſpaniſchen Admiralſchiffes. — „England expects every man to do his duty!“ Mit dieſen einfachen Worten ging der große Nelſon auf die feindlichen Flotten los, und es murmeln gewiß heute noch die Wogen in nächtlicher Stunde, wenn ſie ſich erzählen von dem berühmten Manne mit dem einen Arm.

Lange blickte ich zu dem grauen Maurenthurme empor, der ſich, wie wir langſam dahinſchwammen, immer dichter in ſeinen grauen Nebelſchleier hüllte, der alles das und noch ſo viel Anderes geſehen; aber was konnte ihn die Seeſchlacht mit ihrem Kanonendonner kümmern: er dachte gewiß an Schwerterklirren und Lanzenſauſen und blickte ſehnſüchtig nach der Küſte von Afrika hinüber, die ſich vor ihm aufzuthürmen beginnt, ſeufzend nach einem neuen Taric und ſeinen tapferen Arabern.

Der Regen und die dichten Wolkenmaſſen zugleich mit dem ſinkenden Tage umgaben uns aber ſo bald ſchon mit Dämmerung und Nacht, daß an eine Ankunft in Gibraltar heute nicht mehr zu denken war. Auch ſchien der Capitän um ſein Schiffchen beſorgt zu werden, denn trotzdem ihn jede Welle aufs Neue durchnäßte, verließ er ſeinen erhöhten Standpunkt am Maſte keinen Augenblick, bald ſeine Befehle dem Steuermanne zurufend, bald in den Maſchinenraum hinabſprechend, wo immerfort die Ofenthüren klirrten, und wenn dieſe geöffnet wurden, um neue Kohlen nachzuſchieben, eine rothe Gluth hinauf leuchtete, den Kapitän und ſeinen weißen Pudel ſcharf beſtrahlend. Wir wurden aber auch auf höchſt merkwürdige Art herumgeworfen, und es konnte einem Seekundigen wohl die Befürchtung kommen, ob die kleine Nußſchale dem gewaltigen Anprallen der Wogen auf längere Zeit widerſtehen würde. Vor uns hatten wir Cap Spartel, doch

der junge Mann raſch erhob, um mit einem erkünſtelten Lächeln zu ſagen:

„Wohl möglich, daß ich etwas angegriffen ausſehe, ich hatte vorhin eine ziemlich anſtrengende Konferenz in meinen Angelegenheiten, bin auch ſehr raſch hierher gegangen und fühlte auch ſogleich bei meinem Eintritt die Wirkung der außerordentlichen Hitze im Hauſe — — was aber jene Dame anbelangt, werthe Frau," fuhr er alsdann im gleichgültigen Tone fort, „ſo iſt ſie mir, wie ich verſichern darf, als eine vollkommene Fremde erſchienen, wenn ich auch eine vage Aehnlichkeit zugeben will."

„Wen meinſt Du denn, Thusnelda?"

„Weißt Du, jene räthſelhafte Dame, die wir, oder vielmehr ihr in ſo vielfacher Geſtalt geſehen und die damals auf unſern lieben Freund Stollberg," ſie ſagte das in einem etwas ſpitzen Tone, „einen ſo tiefen Eindruck gemacht."

„Ah ja, ſo, ſo!" rief, ſich die Hände reibend, der gemüthliche Sachſe, „richtig. Die ſchöne Dame bei den Kunſtreitern, dann als Comptoirdame in der ruſſiſchen Reſtauration, dann in Ma—" bile wollte er ſagen, doch ſchnitt ihm ein ſtrafender Blick ſeiner Frau die letzte Sylbe ab, worauf er

plötzlich, ſeine Augenbrauen ernſthaft aufziehend, hinzufügte: „Die Gräfin Patatzky.“

„Unſinn,“ murmelte Herr Stollberg in verdrießlichem Tone, worauf er ſich etwas von der Logenbrüſtung zurückzog.

„Erlauben Sie mir, einen Augenblick hin zu ſchauen,“ warf Herr Ramplacent in wichtigem Tone ein, „und wenn es ſich um irgend eine Dame vom Hofſtaate Ihrer Majeſtät handelt, ſo bin ich wohl allein im Stande, Sie gründlich au fait zu ſetzen.“

„Sie hat ſich wieder hinter den Vorhang zurückgezogen,“ ſagte Frau Thusnelda — — „doch da erſcheint ſie wieder, — ſchauen Sie hin!“

Herr Ramplacent, der ſich ſo viel als möglich über die Logenbrüſtung beugte, hob langſam und bedächtig, wie der ſicher zielende Jäger ſein Gewehr, ſein ſcharfes Opernglas vor die Augen, blickte wohl eine halbe Minute hinüber und ſagte dann, daſſelbe eben ſo langſam ſinkend laſſend:

„Ah, ich habe ſie geſehen und erkannt, eine wirklich auffallende Schönheit, welch' herrliche Geſichtsformen, welch' glänzende Augen, welch' anmuthig lächelnder Mund, welch' herrlicher Arm!“

„Und Sie haben ſie erkannt?“ fragte Herr Stollberg haſtig.

„Gewiß, mein lieber Freund, denn mein Glas hier iſt ſo ſcharf, daß ich Ihnen ſogar zu ſagen vermag, ſie trägt als Armband einen einfachen Goldreif, an dem ein Kranz ſchwerer Brillanten einen prächtigen Saphir umfaßt.“

„— Alſo doch, alſo doch —“ hauchte Herr Stollberg, unhörbar für die Uebrigen, um dann mit einer eigenthümlich klingenden Stimme lauter beizufügen: „Und Sie kennen jene Dame?“

„So genau, mein lieber Freund, daß ich Ihnen mein Wort darauf geben könnte, daß dieſe Dame nicht die Gräfin Patatzky iſt, ſondern die Marquiſe von Clairville-Beaumont.“

„Die Marquiſe von Clairville-Beaumont! —“

„So iſt's, mein Lieber, und ich kenne auch ihren Gemahl, der jetzt gerade hinter ihrem Stuhle ſichtbar wird!“

„Der Großkarrirte!“

„Du tout, mon cher — er trägt einen zugeknöpften Gehrock mit einer Roſette im Knopfloch.“

Angenehmerweiſe für Herrn Stollberg fiel in dieſem Augenblicke nach beendigtem zweiten Akte der Vorhang unter ſtürmiſchen Beifallsbezeugungen und das Publikum, das dem Finale in aufmerkſamer Spannung gefolgt war, zeigte jetzt wieder

ſeine frühere Beweglichkeit; es plauderte, lachte und rauſchte durch alle Logenreihen, auch Herr Schnecke hatte ſich raſch erhoben und da es in dieſem Augenblicke der junge Raoul für angemeſſen hielt, ſich draußen im Korridor eine kleine Bewegung zu machen, ſo benutzte auch Herr Stollberg unter der Verſicherung, daß er ſich ſehr ermüdet fühlte, dieſe Gelegenheit, um die Loge zu verlaſſen.

Draußen auf dem mit weichen Teppichen belegten Korridor ſchritt er, und begreiflicherweiſe in keiner angenehmen Stimmung, von ſeiner Logenthür bis zu jener andern, wo ſich die beiden Damen befanden, um dann wieder umzukehren und die wenigen Schritte in immer düſterer werdender Stimmung zurückzulegen. — Die Marquiſe Clairville-Beaumont — dieſe Worte waren mit der Wirkung eines Blitzſtrahles, der vor unſeren Füßen einſchlägt, auf ihn niedergefallen und wenn er auch Herrn Ramplacent als Jemand kannte, der es mit Worten, namentlich wenn er ſich vornehmer Bekanntſchaften rühmte, durchaus nicht genau nahm, ſo hatte er jetzt doch mit ſolcher Beſtimmtheit geſprochen, daß ein Zweifel thöricht geweſen wäre — und warum auch nicht? Warum ſollte die ſchöne Gräfin Patatzky ſich nicht bewogen gefunden haben,

dem Marquis von Beaumont ihre Hand zu reichen, und warum ſollte ſich der frühere Großkarrirte, der ſo vortrefflich die Fahnenwacht zu pfeifen verſtand, nicht auf einmal aus einem polniſchen Flüchtling oder aus einem Abenteurer, für deſſen Rechnung damals Herr Stollberg arretirt worden war, nicht plötzlich in einen franzöſiſchen Marquis verwandelt haben, oder vielmehr durch den Machtſpruch des Kaiſers verwandelt worden ſein, der ja auch andere polniſche Exiſtenzen von zweifelhafter Herkunft zu Grafen und Fürſten gemacht — — aber daß Herrn Stollberg die Woge des Lebens, auf der er ſchon wieder in gemüthlicher Ruhe zu ſchwimmen begonnen hatte, abermals an jene Klippe zu werfen drohte, dafür wußte er ſeinem Schickſale außerordentlich wenig Dank und beſchloß nach alledem das Klügſte zu thun, was er zu thun vermochte, ſich aus jenem trügeriſchen Fahrwaſſer zu retten und die Erſcheinung der ſchönen Gräfin, wenn ſie ihm wiederholt und noch trügeriſcher, noch reizender, noch verführeriſcher erſchiene, wie eine Fata Morgana zu betrachten, deren verlockende Schönheit man allerdings begehrend anſchauen darf, aber ſich wohl vor einer Annäherung hüten muß.

Unter dieſem Gedanken hatte er ſich abermals

jener Logenthüre genähert, fest entschlossen, wenn sie ihn erkennen würde, ihm dann mit ihrem so lieben, beglückenden Lächeln die Hand reichen, sich freuend über dieses Wiedersehen, mit kalter Miene kaum merklich zu grüßen, ja vielleicht gerade so zu thun, als besänne er sich nicht, die Dame schon sonst irgendwo gesehen zu haben.

Wahrhaftig, und da öffnete sich, gerade als er vorbeigehen wollte, diese Logenthür, da trat sie zuerst hinaus in ihrer vollkommenen, imposanten Schönheit — da that er rasch einen Schritt seitwärts, weil ihm das Herz zu gewaltig schlug, um bei einem allenfallsigen Gruße ihrerseits mit der gehörigen Ruhe seinen Hut lüften zu können und in seinen kühlen Mienen die Worte lesen zu lassen: „Madame, ich kenne Sie nicht."

Nach ihm umgeschaut hatte sie sich indessen, das vermochte auch sein stolzester Eigensinn nicht zu leugnen, ja ihn mit einem Blicke angeschaut, wenn man einen Blick, der wie der Blitz keine halbe Sekunde gedauert, so nennen könnte, und er hätte aufschreien mögen vor — — kühler Entrüstung, denn sie war es, darüber konnte kein Zweifel herrschen — es war die Gräfin Patatzky, jetzt also Marquise von Clairville-Beaumont.

Auch er, der ehemalige Großkarrirte, hatte ihn angeſchaut, ehe er ſeiner Gemahlin den Arm bot, und zwar mit einem längern, etwas impertinenten Blicke, worüber ſich auch Herr Stollberg indeſſen täuſchen konnte, denn in ähnlichen Lagen pflegt man ja die Blicke von Ehemännern gewöhnlich impertinent zu finden, wenigſtens machte es auf ihn nicht denſelben Eindruck, wie ein leichtes Achſelzucken der ſchönen Gräfin zu gleicher Zeit, erſichtlich als Antwort auf eine Frage ihres Gatten, was ihn beinahe veranlaßt hätte, einen thörichten Schritt zu begehen.

Doch bezwang er ſich männlich, indem er unter einem, beinahe verächtlich ausgeſprochenen „Pah“ augenblicklich ſein Gleichgewicht wiederfand und zwar, wie wir im Vertrauen geſtehen wollen, unter Beihülfe eines rieſigen Spiegels im Korridor des Theaters, der ihm ſeine hohe, ſtattliche Geſtalt mit den ausdrucksvollen, ja geiſtreichen Zügen ſo getreu und effektvoll wiedergab, daß er, ſich würdig für unzweideutigeres Glück fühlend, eine Art von Erleichterung darin fand, wieder ſeine volle Freiheit erlangt zu haben.

Damit verließ er das Theater und ſchritt einem engen Gäßchen zu, durch welches ein näherer Weg

auf den Eskebiehplatz und damit zum Hotel führte, blieb aber schon nach wenig Augenblicken stehen, da er vor sich in der Dunkelheit streitende Stimmen hörte, darunter die einer Dame, welche in sehr gutem Französisch eine Anrede hielt, welche für den, den sie betraf, durchaus nichts Schmeichelhaftes hatte. Dann mischte sich auch eine Männerstimme hinein, die in noch schärferem Tone und in noch unzweifelhafteren Ausdrücken jene Anrede fortsetzte, dann drang der Schall einer klatschenden Ohrfeige aus dem Dunkel hervor und gleich darauf bemerkte er zu einigem Erstaunen, wie niemand Anderer als der junge Raoul in etwas flüchtigem Schritte daherkam, sich vorbeidrücken wollte, dann aber, Herrn Stollberg erkennend, zögernd stehend blieb, die Hand rasch von seiner Wange, welche er wahrscheinlich zu reiben begonnen hatte, herabgleiten ließ, um alsdann in einem affektirt polternden Tone zu sagen: „So könnte mir Jeder kommen und den Versuch machen, auf meine Hühneraugen zu treten.“

„Ah, Sie haben eine kleine Begegnung gehabt?“

„Mit einem fatalen Menschen, dem — der — den — ich mir schon während der Vorstellung auf's Korn genommen.“

„Und dem Sie hier vor dem Theater zufällig begegneten?“

„Durchaus nicht, Herr Stollberg,“ erwiederte der junge Franzoſe, ſich in die Bruſt werfend, „dem ich einige paſſende Worte ſagte in Betreff einer jungen Dame, die ich während der Ueberfahrt auf dem Dampfer — und die ich, nun heute Abend in etwas zweifelhafter Geſellſchaft ſehend, ſowie auch ihn darüber zu Rede ſtellen wollte.“

„Wollte?“

„Gewiß, da er aber Miene machte, mich zu überſchreien, ſo gab ich ihm einen Denkzettel und ließ ihn ſtehen, — pah, ſo könnte mir Jeder kommen!“

„Das war allerdings raſch und energiſch gehandelt,“ ſagte Herr Stollberg, deſſen eigenthümliches Lächeln der Andere wegen der Dunkelheit nicht ſehen konnte; „doch muß ich freundſchaftlich warnen, mein lieber Herr Raoul, gerade jetzt hier in Egypten in ähnlichen Dingen nicht ſo raſch zu Werke zu gehen; es ſind hier ja zu verſchiedenartige Elemente zuſammengeſtrömt, man kann nicht wiſſen, welche Art von Pech man bei ähnlichen Veranlaſſungen angreift und womit man ſich beſudelt, namentlich ſind hier im Oriente die engen, dunklen

Gäßchen zu vermeiden — doch halte ich Sie wohl auf, da Sie in's Theater zurückkehren wollen?"

„Sie gehen wohl nach Hause, Herr Stollberg?"

„Ja, ich habe genug von der Oper, auch iſt mir da oben die Hitze zu groß —

„Darf ich Sie begleiten?"

„Soll mir ein Vergnügen ſein, doch wird Ihr Herr Vetter und auch Madame Schnecke, Ihre Pflegemutter, nicht wiſſen, wo Sie geblieben ſind."

„O, es wird ihnen ganz recht ſein, wenn ich ihnen ſpäter ſagen kann, daß ich mit Ihnen nach Hauſe gegangen bin."

„Ah, ſo — ich verſtehe — gehen wir alſo, doch müſſen Sie mir ſchon die Bemerkung geſtatten, mein lieber junger Herr, daß es bei ähnlichen Vorfällen, wie der eben ſtattgehabte, — beſonders hier in Egypten, muß ich hinzufügen, — ſehr vernünftig, ja unumgänglich nothwendig iſt, jede dergleichen Bekanntſchaften als vollkommen internationale zu betrachten, kein ausſchließliches Recht für ſich allein in Anſpruch zu nehmen und auch anderen Nationen Antheil an dem zu gönnen, was wir doch unter ſo eigenthümlichen Verhältniſſen nicht allein zu genießen berechtigt ſind — haben Sie mich verſtanden?"

ſahen wir nichts von den gewaltigen Bergen dieſer äußerſten Spitze Afrika's, und Alles, was der Kapitän durch die dichte Finſterniß zu entdecken glaubte, war das unmerkliche Zittern eines Lichtſtrahls dort hinaus, vielleicht der Leuchtthurm von Tanger. Obgleich ſich das Unwetter mit jeder Viertelſtunde ſteigerte und der Don Manuel ſich bald hoch aufbäumend jetzt die Spitzen der Wälle erſtieg, um gleich darauf wieder tief hinabzuſinken, ſo ſchien der Kapitän doch Luſt zu haben, ſeine Fahrt nach Gibraltar nicht zu unterbrechen. Doch kaum hatten wir Cap Plata umſchifft, als wir von einem ſo furchtbaren Wind gefaßt wurden, der uns durch die Meerenge von Gibraltar entgegen kam, daß der kleine brave Dampfer nur mühſam dagegen ankommen konnte. Der Kapitän, der dem Steuermann einige leiſe Befehle gab, ſagte uns im Vorübergehen: „Wenn ich's auch erzwingen will, in dieſer ſchauderhaften Nacht durchzufahren, ſo riskire ich mein Schiff, und wenn uns wirklich kein Unfall begegnete, ſo hätten wir doch gar nichts an der Zeit gewonnen, da ich bei dieſer Finſterniß doch nicht wage, mit der ganzen Kraft der Maſchine vorwärts zu gehen. Ich werde ſuchen, den Hafen von Tarifa zu erreichen, um dort bis zu Tagesanbruch liegen zu bleiben."

Er gab hiezu die nöthigen Befehle und that wohl daran, nicht die Fahrt durch die Meerenge zu verſuchen. Wie ein Nachen tanzte das Schiffchen zwiſchen den daher ſtürmenden Wogen, ſich bald rechts, bald links neigend; dabei war es ſo finſter, daß man buchſtäblich nicht die Hand vor den Augen ſehen konnte, und wenn wir vom Hinterdeck aus etwas von Maſt und Tauwerk bemerkten, ſo war das nur in ſolchen Augenblicken, wo unten die Ofenthüren aufflogen und die rothe Gluth hinausdrang. Dabei traf es ſich ein paar Mal, daß zu gleicher Zeit der Röhre neben dem Schornſteine weißer, überflüſſiger Dampf entfuhr, der dann röthlich angeſtrahlt wie ein Blitz auf Augenblicke in der dunkeln Nacht ſichtbar ward.

Endlich ſahen wir die Leuchtthürme von Tarifa vor uns

„Ich glaube wohl, Herr Stollberg, und danke für die gütige Belehrung.“

Damit hatten sie ihren Gasthof erreicht, wo Herr Stollberg, sich von dem jungen Manne verabschiedend, sagte:

„Nun, so schlafen Sie wohl, lieber Herr Raoul, und wünsche ich Ihnen recht hübsche internationale Träume!“

Wo in diesen merkwürdigen Tagen vor, während und nach der Kanaleröffnung die ausgedehnte und wohl noch nie dagewesene egyptische Gastlichkeit einen Ruhepunkt fand, ist wohl nicht mit Bestimmtheit anzugeben, denn wenn sich manche der Gäste auch nach dem Theater noch, ja bis tief in die Nacht hinein bemühten, Bedürfnisse an den verschiedenartigsten Speisen und Getränken zu haben und dieselben zu befriedigen, so war, auch schon weil fortwährend Eingeladene von Oberegypten eintrafen, in den sämmtlichen, vom Vizekönige gemietheten Gasthöfen ein ununterbrochenes „Tischchen deck' dich,“ sowie ein immerwährend laufender Brunnen der köstlichsten Weine. Bei einer Temperatur auch des Nachts von zwanzig Grad fanden es Viele behaglicher, statt in die heißen Schlafzimmer zu gehen, die etwas kühlere Morgendämmerung

in den hohen Speisesälen oder in den Lufthöfen der Hotels zu erwarten, auch immer neue Zuzügler ankommen zu sehen, und vielleicht Freunde bei wiener Bier, beim Knallen der Champagnerpfropfen, bei vortrefflichen Cigarren, häufig auch bei den Klängen einer barbarischen arabischen Musik zu begrüßen. Speise- und Weinkarten auf's Reichlichste versehen gab es allerdings, aber ohne angemerkte Preise, was besonders hier in Egypten, wo zum Beispiel in gewöhnlichen Zeiten für eine Flasche Rheinwein fünfundzwanzig Franken berechnet werden, schon sein Angenehmes hatte.

Herr Stollberg begnügte sich übrigens am heutigen Abend mit einem Gange durch den Speisesaal, hie und da einen Bekannten von der „Minerva" grüßend, und ging dann in sein Schlafzimmer, wo er bis zum hellen Morgen einen vortrefflichen Schlaf genoß.

Die Sinflut der invités, dieser Alles verzehrende Heuschreckenschwarm, hatte indessen schon am nächsten Tage eine solche Höhe erreicht, daß die Oberkellner der verschiedenen Gasthöfe rathlos vor ihren Schlüsselbrettern standen, daß die Direktoren sich gar nicht mehr sehen ließen, daß die Köche zu striken drohten und daß in dem großen Speisesaale die

Stühle auf's Engſte zuſammengeſchoben wurden, den Betreffenden kaum mehr Platz laſſend, Meſſer und Gabel zu ſchwingen. Glücklicherweiſe war das vor dem Tage der Kanaleröffnung und glücklicherweiſe fand ein kluger Kopf den Ausweg, die Flut der Gäſte dadurch etwas von Alexandrien abzulenken, daß man heute ſchon Hunderte auf die im Hafen bereit liegenden egyptiſchen Kriegsſchiffe, ſowie auf die prachtvoll eingerichteten Dampfyachten des Vizekönigs brachte, was Alles wieder mit der größten Zuvorkommenheit, mit einer genügenden Anzahl von Equipagen und Booten geſchah.

Auch unſere Reiſegeſellſchaft war unter dieſen Beförderten, und wenn auch der Direktor des Hotels de l'Europe es dem Herrn Stollberg, der ganz beſonders empfohlen zu ſein ſchien, freiſtellte, ſein Zimmer im Gaſthofe zu behalten, ſo hatte derſelbe doch weiter keine Luſt, in einer Stadt zu bleiben, wo ihm die Begegnung am geſtrigen Abend einen ſo unangenehmen, ja ſchmerzlichen Eindruck hinterlaſſen, wo er auch, da ſich die egyptiſche Behörde, mit der er in Unterhandlung zu treten hatte, in Kairo befand, nichts weiter mehr thun konnte. Deßhalb fuhr er Nachmittags, die Anderen waren ſchon des Morgens an Bord gebracht worden, mit

ſeinem Gepäck zum Hafen hinab, wo auch wieder ein einfaches „invité du Khedive“ genügte, eine kleine Dampfbarkaſſe heranſchießen zu laſſen, die ihn auf den „Maſſr“ brachte, eine der größten, ſchönſten und am reichſten eingerichteten Yachten des Vizekönigs.

Es war dieß ein Schiff, das ſeine ſchweren Kanonen nur wie zum Staate trug, das unter Deck um den großen Speiſeſaal herum zahlreiche komfortable Kabinen hatte und deſſen Oberdeck, eine rieſige glatte Fläche bildend, nur die Beſtimmung zu haben ſchien, den Paſſagieren zum angenehmen Spaziergange zu dienen.

An der Maſſe dieſer Paſſagiere, von denen der größte Theil zu den Eingeladenen gehörte, ſah man es indeſſen wohl, wie bei dem Ankommen ſtets neuer Dampfer von Europa und der zurückkehrenden Schaar der Gäſte aus Oberegypten es dringend nothwendig war, die Gaſthöfe in Alexandrien ein bischen zu entleeren. Dieſe Erleichterung als Hauptgrund der ſchon in der Frühe erfolgten Ueberſiedlung auf verſchiedene der Schiffe zu erkennen, war nicht ſchwer, da der „Maſſr“ während des ganzen Tages und der folgenden Nacht im Hafen gemüthlich liegen blieb, angeblich wegen zu bewegter

See, ein Grund, der übrigens den Kundigen faſt komiſch erſchien, wenn man den gewaltigen Koloß des Dampfers mit der nicht einmal beſonders hohen See verglich. Draußen tanzten allerdings kleinere Schiffe tüchtig auf den Wellen und Schaaren von leichten, ſchlanken und waghalſigen Seglern, die trotz des ſcharfen Windes unter vollem Segeldruck ſo dahinfegten, daß man jeden Augenblick glaubte, ſie müßten umſchlagen, ſchoſſen mit der Beweglichkeit von Schwalben nach allen Richtungen durch den Hafen, den Zuſchauern vom Deck des Schiffes ein angenehmes Schauſpiel bietend.

Auch hatte ſich die kaiſerliche Dampfyacht L'Aigle nicht weit vom „Maſſr" vor Anker gelegt und unterhielt bald mit den zahlreich bemannten Booten, bald vermittelſt dem kleinen eleganten Dampfer Ihrer Majeſtät einen beſtändigen Verkehr mit dem Lande, Beſuche kamen und gingen, auch fuhr die Kaiſerin ſelbſt ein paarmal zur Stadt, ein hochintereſſantes Schauſpiel, beſonders für die Damenwelt an Bord des „Maſſr", die mit Ferngläſern verſchiedenſter Art die Toilette der hohen Dame und ihrer Begleiterinnen muſterten, und dabei namentlich einen Anzug für untadelhaft reizend und hochelegant erklärten, ein goldgelbes Gewand, dazu Hut, Mantille, Schirm

und Stiefelchen von gleicher Farbe, wodurch die Kaiſerin, wie ſie ſo unter den leuchtenden Sonnenſtrahlen in der Barke daſaß, einer niedlichen Bronzeſtatue nicht unähnlich ſah.

Dergleichen kleine Unterhaltungen waren übrigens den Eingeſchifften wohl zu gönnen, denn daneben gab es auf dem kaum merklich ſich ſchaukelnden Schiffe Stunden der Langeweile, die nicht einmal auf ſehr angenehme Art durch Frühſtück und Mittageſſen unterbrochen waren, da die Menu's bei weitem nicht hielten, was ſie anfangs verſprachen. Auch hatten die Unterräume des Dampfers einen eigenthümlich fauligen Geruch, der bei geſchloſſenen Thüren unerträglich wurde, weßhalb es auch der größte Theil der Paſſagiere bei dem milden Wetter und dem klaren Himmel vorzog, ſich auf dem Verdecke Lagerplätze, aus Matratzen, Decken und Plaids beſtehend, zu verſchaffen, ein recht hübſcher und behaglicher Anblick, beſonders nach dem Diner, als man droben Kaffee und Liqueur nahm, als ſich die Damen, meiſtens Frauen, Töchter und Verwandte der fremden Konſuln, höherer, vizekönigſicher Beamten und reicher Kaufleute von Alexandrien, worunter ſich ein paar wahrhaft blendende griechiſche Schönheiten befanden, in reichen Toiletten

gelagert hatten und von den Herren bedient, eine Sieſta genoſſen, die dem orientaliſchen Keff darin glich, daß man behaglich ausruhend, die ſchönen Augen über die Waſſerfläche dahingleiten ließ, nur hier und da für ein angenehmes Wort einen vielſagenden Blick hatte und träumeriſch der glühenden egyptiſchen Sonne nachſchaute, die drüben in das wie ein Stahlſchild glänzende Meer verſank. Dann kam der Abend und die Nacht, hier im Orient faſt ganz ohne Dämmerung und alſo auch ohne Uebergang eintretend, wobei die funkelnden Sterne von allen Seiten zugleich hervorzuſpringen und aufzublitzen ſchienen, ein großartiges Feuerwerk, das der kaiſerliche Adler nachzumachen ſuchte: denn als etwas ſpäter die Kaiſerin von einem Diner am Lande zurückkehrte, flammte der lange Schiffskörper mit einem Male in dreifarbigem bengaliſchem Feuer, wobei er ſowohl vom Bugſpriet, als vom Achter Raketengarben in rothem, blauem und weißem Lichte an dem dunklen Nachthimmel emporſteigen ließ, eine Huldigung, der ſich auch der Maſſr anzuſchließen verſuchte und wobei ſich deſſen Raketen, wahrſcheinlich aus Ehrerbietung, gleich beim Aufſteigen ſo tief verneigten, daß ſie leider nicht nur zu früh ihren leuchtenden Lebenslauf ſelbſtmörderiſch

in den Fluten endeten, sondern auch eine Gruppe harmloser Passagiere beinahe in Gefahr gebracht hätten, wozu die klägliche Art, mit der die egyptische Musikbande des „Massr“ das „Partant pour la Syrie“ intonirte, ganz vortrefflich paßte.

Auch der folgende Tag, es war der 15. November, verging wie der eben beschriebene, wobei die leicht begreifliche Ungeduld der Gäste, hier auf der Rhede von Alexandrien über vierundzwanzig Stunden auf einem immerhin, zuweilen ziemlich stark und deßhalb für Manchen unangenehm schaukelnden Schiffe nur dadurch beschwichtigt wurde, daß heute endlich nicht nur auf dem „Massr“, sondern auch auf der ganzen Flotte, die sich hier nach und nach zusammengefunden und deren Fahrzeuge mit Eingeladenen aus der ganzen Welt besetzt waren, ernstliche Anstalten zur Abfahrt getroffen wurden. Zu der Abfahrt nach Port Said, wo am andern Tage jene großartige Kanaldurchfahrt stattfinden sollte, ein Werk, das selbst für unsere Zeit der leicht beweglichen großen Kapitalien, der Maschinen- und Dampfkraft immerhin ein Weltwunder genannt werden konnte.

Herr Stollberg, der gestern bei seiner Ankunft auf dem „Massr“ unsere Gesellschaft allerdings be-

grüßt, hatte ſich indeſſen ziemlich für ſich allein gehalten und war auch am heutigen Tage nochmals an's Land gefahren, nur, wie er ſich einredete, um der Langeweile auf dem ſtilliegenden Schiffe zu entgehen, hatte aber in Wahrheit und trotz Allem, was vorgefallen war, die Plätze und Sehenswürdigkeiten in Alexandrien beſucht, wobei er ſich indeſſen ſelbſt ausſchalt, als ihm plötzlich das zierliche Dampfboot der Kaiſerin von Frankreich entgegenkam, ja, er nahm ſich vor, nicht von den Wellen aufzuſchauen, blickte aber doch nach dem raſch vorbeiſchießenden Fahrzeug hin, als ihm ein Bootsmann zurief: „Ecco l'imperatrice di Francia con una signorina!“

Ja, es war die Kaiſerin von Frankreich, aber nur mit einer ihrer Damen, die höchſt gleichgültig für Herrn Stollberg deſſen ehrerbietigen Gruß erwiederte. Dann kehrte er auf den „Maſſr“ zurück, um ſich dort das ziemlich langweilige Vergnügen zu verſchaffen, auf dem langen Decke des Dampfers, ſeine Cigarre rauchend, zu luſtwandeln. Herr Reynier, der heute früh ſelbſt auf dem „Maſſr“ geweſen war, um zu ſehen, wie hier die Gäſte des Khedive untergebracht worden, ſchien unſern Reiſenden wahrſcheinlich auf hohen Befehl unter ſeine

ganz beſondere Protektion genommen und ihn dem Kapitän Bernini, einem angenehmen ehemaligen italieniſchen Marineoffizier, beſtens empfohlen zu haben, denn dieſer näherte ſich jetzt unſerem Reiſenden, ihn freundlichſt begrüßend, wobei er ſich die Erlaubniß ausbat, ihn auf ſeinem Spaziergange begleiten zu dürfen. Angenehm und intereſſant plaudernd, gab er ihm dabei intereſſante Notizen über Vieles, die morgen beginnenden Feſtlichkeiten betreffend, ſowie über die ringsumher liegenden Schiffe und die Reihenfolge, wie ſie wahrſcheinlich den Kanal paſſiren würden. „Was den ‚Maſſr' anbelangt," meinte er, „ſo fürchte ich, daß er für den Kanal zu tief geht und vor Port Said zurückbleiben wird."

„Wohl ſehr angenehm für Sie, Herr Kapitän?"

„Für mich durchaus nicht, da ich jedenfalls ſchon dazu beſtimmt bin, eines der erſten Schiffe durch den Kanal zu führen, zu welcher Ehre, unter uns geſagt, faſt nur Ausländer beſtimmt ſind, die dann gewiſſermaßen den egyptiſchen Kommandeuren zu ſouffliren haben."

„So iſt alſo in dieſer Richtung noch immer Etwas faul im Staate Egypten?" fragte Herr Stollberg lachend.

und Don Manuel machte mühſam eine Wendung, um richtig in die Einfahrt zu kommen. Ziemlich unheimlich war es hier, durch das dumpfe Rollen der Wogen das Donnern der Brandung zu hören, als wir uns dem felſigen Ufer näherten. Wie leicht konnte ein heftigerer Windſtoß uns aus dem richtigen Kurſe drängen und dann — hatte der alte Engländer vollkommen Recht mit ſeinem: cette bâteau est trop petite.

Glücklicherweiſe thaten Kapitän und Schiff ihre Schuldigkeit, und eine halbe Stunde ſpäter fühlten wir, wie die Bewegung des Schiffes angenehmer und langſamer wurde, es war gegen das frühere Auf- und Abtanzen nur noch ein gelindes Schaukeln. Gleich darauf raſſelte der Anker in die Tiefe. Mehrere der Paſſagiere waren allerdings der Meinung, wir ſeien bereits vor Gibraltar angelangt, und vernahmen nun ſeufzend, daß wir ein Unterkommen im Hafen von Tarifa gefunden. Den Meiſten der unglücklichen Seeleidenden war die eingetretene Ruhe indeſſen erwünſcht und viele ſtiegen auf's Verdeck herauf, um ſich umzuſchauen und ein bischen friſche Luft zu ſchöpfen. Von einer Ausſicht war freilich ſo gut wie gar keine Rede, nur einige Lichtpunkte zeigten an, wo Tarifa mit ſeinen alten Mauern und Thürmen lag. Gerne hätte ich die berühmte Veſte deutlicher geſehen; denn es iſt einer von den Punkten, welche ſo beredt von altſpaniſcher Tapferkeit erzählen. Hier war es, wo Don Alonzo Perez Guzman Stadt und Burg gegen die Mauren hielt, welche eines Tages den Sohn des Helden bei einem Ausfalle gefangen nahmen, ihn vor die Wälle führten und dem Vater die Wahl ließen, entweder Tarifa zu übergeben oder den Sohn vor ſeinen Augen enthaupten zu ſehen. Der alte ſpaniſche Held warf ihnen ſtatt aller Antwort ſein eigenes Schwert herab und ſagte, man ſolle damit ſeines Sohnes Haupt abſchlagen, worauf die Mauren die Belagerung aufhoben und Don Alonzo Guzman von ſeinem König Ferdinand III. den Beinamen: „el bueno“ erhielt. Für die Araber iſt dieſe Stelle Spaniens überhaupt eine unheilvolle geweſen, denn zwiſchen Tarifa und Algeſiras am Rio Salado

„Gewiß, obgleich schon Manches besser geworden ist und jeden Tag besser wird, als zu jener Zeit, aus der man sich die Ihnen vielleicht bekannte Masischanekdote erzählt.“

Herr Stollberg sah ihn fragend an.

„Ah — Sie kennen sie nicht — wissen aber doch wohl, was Masisch bedeutet, — Masisch — zugleich mit dem Schnalzen der Zunge, dem raschen Aufschlagen des Blickes und der Bewegung, indem man mit dem Rücken der Fingerspitzen unter dem Kinne aufwärts streicht.“

„O ja, o ja! Will heißen, das Verlangte ist nicht mehr vorhanden, ist verloren gegangen, unsichtbar geworden.“

„Ganz richtig. Man schickt einen Kommandeur mit seinem Schiffe nach Korfu, um dorthin einen Befehl zu überbringen, da aber derselbe auf etwas gespanntem Fuße mit Kompaß, Messungen und Seekarten stand, so kehrte er zurück, ohne die Insel gefunden zu haben und meldete achselzuckend ‚Korfu masisch‘. Das war allerdings vor Jahren und hat sich seitdem außerordentlich geändert.“

Beide setzten lachend ihren Spaziergang fort, worauf der Kapitän, sich auf dem Achter umdrehend, sagte: „Welches Schiff ich auch zu der Kanalpassage

bekommen werde, so lade ich Sie bestens ein, mit mir zu kommen, denn es wird da noch manche Konfusion und viel Gedränge geben."

„Besten Dank, ich werde, wenn nöthig, von Ihrer Erlaubniß Gebrauch machen."

„Sie sind doch hier auf dem ‚Massr' gut untergebracht?"

„Ganz gut, ich habe eine große Kabine für mich."

„Schade, daß ich Ihnen von den Räumen des Haremlik an Bord nichts anweisen kann. Doch diese sind," setzte er geheimnißvoll flüsternd hinzu, „von einer Dame besetzt, der sie auf ganz besondern Befehl zur Verfügung gestellt wurden."

„Von einer fremden, eingeladenen oder einer Orientalin?"

Der Kapitän zuckte mit den Achseln, indem er sagte:

„Man erkundigt sich bei solchen Gelegenheiten nicht gerne, jedenfalls aber ist diese Dame schön, wie man sich die Houris vorzustellen pflegt, und vornehm genug auftretend, um ihr ein ganzes Haremlik einzuräumen."

„So haben Sie sie gesehen? — wie interessant!"

„Nur flüchtig, als sie ankam und ich mich als

Kommandeur des Schiffes zu ihrer Verfügung stellte."

„Aber sie war verschleiert?"

„Durchaus nicht. Sie gilt für eine armenische Fürstin und," setzte er, kaum hörbar, hinzu, „für eine unter ganz besonderen Verhältnissen Eingeladene. — Schade, daß sie da ist, denn Sie haben gewiß nie die Einrichtung eines Haremlik gesehen?"

„Weder zu Lande, noch zu Wasser."

„Es sind diese Frauengemächer auf den Yachten des Khedive noch viel interessanter, als jene in den Palästen. Hier ist Alles ganz übersichtlich, klein beieinander, und was dort mit großartiger Pracht ausgeführt ist, sehen Sie hier in einer unbeschreiblichen, aber nicht minder reichen Zierlichkeit. Wände, Boden und Decke von den kostbarsten Hölzern, Spiegel, wohin der Blick fällt, das unumgänglich nothwendige Gitterwerk wie vergoldete Filigranarbeiten, die herrlichsten Teppiche, die ausgesuchtesten Stickereien auf Damast und Atlaß, wie sie nur hier im Orient und ohne Grenze der Kosten angefertigt werden können. Dabei, wie schon eben gesagt, ein ganzes Appartement allerdings en miniature, wobei auch ein Marmorbad nicht fehlt,

und daneben eine kleine Galerie zum Luſtwandeln, die auf's Wundervollſte mit gr[illegible]n Blumen geſchmückt iſt, Alles wie in einem Märchen aus Tauſend und Einer Nacht — halt — Sie ſollen 'was davon ſehen."

„Wie wäre das möglich?"

„Ah, es iſt meine Schuldigkeit, dieſem ganz beſonders hochverehrten Gaſte unſeres Allergnädigſten die Abfahrtzeit des Schiffes ſelbſt zu melden, wobei ich mich auch erkundigen will, ob die Dame eigene Vorbereitungen wünſcht, falls ſie ſich entſchließt, einen Theil der nächſten Nacht, die prächtig ſein wird, auf dem Verdeck zuzubringen — wenn Sie es alſo intereſſirt —"

„Im höchſten Grade," erwiederte Herr Stollberg, geſpannt auf den Schiffskapitän blickend, denn während dieſer wie zu ſich ſelber ſprach, fuhr unſerem Reiſenden blitzſchnell ein Gedanke durch den Kopf, den er allerdings gleich darauf wieder ebenſo raſch verwarf, um ihn dann doch wieder aufzunehmen, bei ſich denkend: „Und doch wäre es möglich, daß ſie zu ihren vielen Verwandlungen eine neue fügte, ja daß ſie es im Intereſſe Gott weiß welcher Intrigue für nützlich hält, als armeniſche Fürſtin aufzutreten — aber welche Intrigue

könnte das sein — was könnte sie dabei erreichen wollen — — ah — nicht das, nicht das," zuckte es plötzlich wild durch seine Gedanken, wobei er, wie um sich zu beruhigen, langsam mit der Rechten über sein Gesicht strich, dann aber seinen zuckenden Fingern nicht verbieten konnte, sich in seinen dichten Bart einzukrallen bei dem wieder auftauchenden Gedanken, sie selbst könne es sein, ein ganz besonders geheimnißvoll behandelter Gast, untergebracht im Haremlik des Khedive.

Der Kapitän mochte das tiefe Nachsinnen des Andern für eine etwas zu ernste Ueberlegung seines Vorschlages halten, denn er sagte lächelnd: „Dabei ist eigentlich gar nichts zu bedenken, auch durchaus keine Gefahr, irgend wen zu kompromittiren, von anderer Gefahr gar nicht zu reden, denn die Dame hat außer ihren Kammerfrauen nur ein paar italienische Bediente bei sich und der Einzige vom Hofstaat des Harems, der sich im seligen Nichtsthun unten an den Thürpfosten reibt, hat höchstens das Geschlecht der ein- und ausfliegenden Mücken zu kontroliren."

„So wird also Ihr Gast nicht als unter der Klausur des Haremlik betrachtet."

„Durchaus nicht. Sie kann, sobald es ihr be-

liebt, auf Deck erſcheinen — alſo wenn es Ihnen gefällig iſt, ſteigen wir hinab. Ich gebe Ihnen eine meiner Dienſtmützen und Sie ſind irgend ein egyptiſcher Marinekommiſſär.“

„Mit beſtem Danke nehme ich Ihre freundliche Einladung an.“

„Doch kann ich Ihnen nicht beſtimmt ſagen, ob wir reüſſiren oder unter der Thür abgefertigt werden.“

„Verſuchen wir es daraufhin.“

Der Kapitän näherte ſich einer Thüre neben der Treppe zur großen allgemeinen Kajüte, und indem er dieſelbe öffnete, ſagte er: „Es iſt hier nur verſchloſſen, um unberufene Neugierige abzuhalten, und kann die Geſellſchaft drunten ungehindert öffnen, wenn ſie hinaus will.“

Sie ſtiegen eine bequeme Treppe hinab, die durch farbige Gläſer von oben erleuchtet wurde und wo ſie unten am Eingange zu einem Vorſalon den dunkelbraunen, vizeköniglichen Diener fanden, von dem der Kapitän vorhin geſprochen, eine korpulente Perſönlichkeit mit ſchlaffen Geſichtszügen, widrig lauernden Augen und wulſtigen Lippen, die ſich unter einem freundlich ſein ſollenden Grinſen, das dem Eintritt des Kommandeurs galt, öffneten und

ein schneeweißes Gebiß von den größten Dimensionen sehen ließ.

„Wie geht's, Meister Selim?“ fragte der Kapitän auf Arabisch, „warum geht Ihr nicht auf's Verdeck, um ein bischen frische Luft zu schöpfen?“

„Sobald es dunkel ist, Rais Effendi; ich kann die neugierigen Blicke da oben nicht ertragen, sie thun gerade so, besonders die Weiber, als wenn sie noch keinen Mann gesehen hätten.“

„Es ist eben der Reiz der Neuheit und Euer ausgezeichnetes Kleid,“ erwiederte der Kapitän, um dem Andern, der sich auf sein weiß mit Gold verschnürtes Gewand, sowie auf die weiten, amarantfarbenen Beinkleider nicht wenig einbildete, etwas Angenehmes zu sagen — „ist die Fürstin wohl zu sprechen?“

„Warum sollte sie es nicht sein,“ gab Selim, etwas geringschätzend die Achsel zuckend, zur Antwort, „kann sie ja plaudern, mit wem sie will und darf sich ansehen lassen, von wem sie mag.“

„Wovon sie aber, glaube ich, wenig Gebrauch macht, denn von allen meinen Passagieren hat noch Niemand sie gesehen.“

„Sie dagegen Manche von Euren Passagieren, als sie gestern Nacht auf dem Verdecke lustwandelte,“

meinte Selim, wobei es unſerem Reiſenden nicht entging, daß ihn ein flüchtiger Streifblick dieſer ſcharfen Augen traf. Dann aber machte Jener das Maſiſchzeichen, was hier ſoviel ſagen wollte, als: „Was geht's mich an?“

„Würdet Ihr wohl ſo gut ſein, eine der Kammerfrauen herbeizurufen?“

Selim klatſchte in die Hände, ſagte aber dann in verdrießlichem Tone: „Auch das verſtehen dieſe Giaurenweiber nicht immer, ſondern man muß ihnen ſtets mit der fernhin klingenden Glocke winken, ein Ding ſo gellend und vorlaut, wie ihre eigene Zunge.“

Doch hatte ſich der würdige Haremswächter dieſes Mal geirrt, denn aus dem Nebenzimmer kam eine ältere Frau, um ſich in gutem Franzöſiſch und ſehr ruhiger, würdiger Art nach dem Wunſche des Herrn Kommandeurs zu erkundigen.

„Ich kann Ihnen das füglich ſagen, Madame,“ erwiederte der ſchlaue Italiener, „da Sie am beſten zu beurtheilen wiſſen, ob ich die Bitte wagen ſoll, der Frau Fürſtin ſelbſt melden zu dürfen, wenn das Schiff ſich in Bewegung ſetzt und was morgen Alles geſchehen wird.“

Selim hatte ſich gegen das Kajütenfenſter gewandt, wo er an der Glasſcheibe eine Fliege fing,

dieſelbe aufmerkſam betrachtete und dann haſtig auf den Boden warf.

„Jedenfalls werde ich die Frau Fürſtin fragen, Herr Kommandeur,“ ſagte die Kammerfrau und ſetzte, auf den Andern deutend, hinzu: „Soll ich auch melden, wer Ihr Begleiter iſt?“

„Wenn ich freundlich bitten dürfte — Marinekommiſſär Herr Stollberg, der von den Anordnungen des morgigen Tages am beſten unterrichtet iſt.“

„Ah, Kapitän,“ flüſterte Dieſer lächelnd, als ſich die Kammerfrau entfernt hatte, „da bringen Sie mich in eine ſchöne Verlegenheit — ich, der ſoviel wie gar nichts weiß!“

„Wer kann überhaupt hier etwas Genaues wiſſen, hier im Orient, wo Alles wandelbar iſt wie der Wüſtenſand und märchenhaft wie die Erzählungen der Scheherazade.“

„Weiß Gott, Sie haben Recht,“ entgegnete Herr Stollberg um ſich blickend, „namentlich hier unten iſt Alles märchenhaft, und iſt es mir gerade, als ſchaute ich dieſe fabelhafte Pracht nur im Traume, eingewiegt durch das ſanfte Schaukeln des Schiffes und förmlich umnebelt durch einen eigenthümlichen,

nicht zu beschreibenden Duft in diesem reizenden Appartement.“

„Das ist Rosenöl, vermischt mit dem Duft des feinsten Latakiah, denn auch die armenischen Damen rauchen gerne“ — —

„Alles wie im Märchen, und es ist mir gerade, als sollte dasselbe mir eine ganz besondere Verwicklung bieten.“

Da erschien die Kammerfrau wieder, indem sie die Thüre von silberschimmerndem Holz öffnete, dann die Herren in einen etwas größern Salon treten ließ, dessen Divan ringsumher mit hellblauem Atlaß bezogen und dessen mit dem gleichen Stoffe gepolsterte Rücklehne bis unter eine Reihe ringsum laufender Spiegel reichte, zwischen denen die Fenster dergestalt eingelassen waren, daß sie durch den Reflex ein Bild boten, als woge und flute der Ozean um dieß zauberhafte Gemach, wie in einer Camera obscura die Schiffe erscheinen lassend, sowie die zahlreichen Boote, die vorüberzogen. In der Mitte war eine kleine silberne Brunnenschale, über welche Wasser herabfloß, das aber nicht den Boden berührte, sondern durch eine sinnreiche Einrichtung von künstlichen Blumen aufgefangen und abgeleitet wurde. Hinter ihnen fiel ein in den

war es, wo Alonzo XI. die Mauren in einer ungeheuren Schlacht ſchlug. Unter den chriſtlichen Schwertern fielen hier Hunderttauſende, die es vorzogen, auf dem Boden zu ſterben, der, von ihren Vätern erobert, ihnen nun für immer entriſſen wurde.

Leider war die finſtere und regneriſche Nacht nicht zur Beobachtung geſchaffen, und ſo ungern wir es thaten, mußten wir uns doch endlich entſchließen, in die Cajüte hinabzukriechen, obendrein da unſer Appetit ſich ſtark meldete. Die beiden Betten, welche wir am vorigen Tage belegt, waren freilich leer geblieben, doch hatte ſich gegenüber eine ſpaniſche Familie einquartiert, der Vater mit zwei kleinen Söhnen und eine ſehr dicke Mutter, die ſich bei unſerem Eintritt entrüſtet erhob und für einen Augenblick einen Anblick gewährte, wie die Sphinx der alten Griechen. Anfänglich wollte ſie uns nicht in ihrer Nachbarſchaft dulden und hielt uns eine lange Rede mit ſolch ſpaniſcher Zungenfertigkeit und Geſchwindigkeit, daß wir wenig mehr verſtanden, als am Schluß jeden Satzes, bevor ſie heftig Athem holte, das wohlbekannte: Caramba! Endlich ſchlug ſich der Kellner in's Mittel, und da auch ſeine Vorſtellungen nichts fruchten wollten, ſo zog er entrüſtet den Vorhang vor ihrem Bette zuſammen, worauf wir ſie noch längere Zeit hinter der Gardine dumpf grollen und murmeln hörten wie ein verziehendes Gewitter.

Da ſich der Reſtaurateur nicht darauf vorgeſehen hatte, im Hafen von Tarifa ein Nachteſſen beſorgen zu müſſen, ſo fiel dieſes ſehr frugal aus und erinnerte mich an die Klage des Einſiedlers: „Immer Früchte und gar kein Fleiſch!“ Nicht einmal eine Chocolade war zu bekommen, und nachdem wir noch auf dem Verdeck im ſanft herabrieſelnden Regen eine Cigarre geraucht, krochen wir in unſere Bettkaſten. Vorher aber hatte mich der Steuermann verſichert, wir würden in der Frühe zur Fahrt durch die Meerenge einen klaren Morgen haben; eine Ausſicht, die mich alles nächtliche Ungemach in der heißen dunſtigen Cajüte gern ertragen ließ. Schon vor Tagesanbruch befand ich mich auf dem Verdeck und bemerkte mit großer Freude nicht nur, daß der Regen auf-

wundervollſten Zeichnungen geſtickter Vorhang über die Thüre herab, worauf die Kammerfrau, vorangehend, einen ähnlichen an der andern Seite aufhob und die beiden Herren einzutreten bat.

Unter dem Druck eines Augenblickes, der für unſern Reiſenden Unerhörtes bringen konnte, ſein Herz ſtärker ſchlagen machte und ſeinen Athem faſt ſtocken ließ, betrat er hinter dem Kapitän das anſtoßende Gemach, um auf's Höchſte überraſcht, aber mit einem nicht gänzlich zu unterdrückenden Ausruf der Erleichterung und des Erſtaunens einen Traum verwirklicht zu ſehen, der uns beim Leſen jener orientaliſchen Märchen ſchon in der Jugend umfängt und in dem wir ſo gerne geneigt ſind, alles Das zu vereinigen, was unſere Phantaſie aus all' jenen üppigen Wunderblumen ſog, um, zu einem Lichtbilde kryſtalliſirt, ſtets den Mittelpunkt all' jener Träume zu bilden. War das vorhergehende Gemach in einem zarten Blau gehalten, um mit ſeinen mattſilbernen Verzierungen die Wirkungen des Mondſcheines zu machen, ſo glänzte das anſtoßende in gelbem Damaſt mit Gold, ſchimmernd und glühend wie der hellſte Sonnenſchein, aber in all' ſeiner Pracht überboten durch die unbeſchreibliche Schönheit der jungen Dame, die in einer Ecke

des Divans ruhte und die in ihrem blendend weißen Gewande wie eine auf Goldgrund hingehauchte Lichtgestalt erschien.

Sie bemühte sich durchaus nicht, ihre Lage auf dem Divan zu verändern, eine Lage, durch welche die zierlichsten nackten Füßchen, von deren einem der Pantoffel herabgefallen war, sichtbar wurden. Sie hob nur den Kopf ein wenig von dem gelbseidenen Kissen, auf dem sich das reiche schwarze Haar prachtvoll abzeichnete, und während sie ihre feinen Lippen lächelnd öffnete, so daß man die schneeweißen Zähne sah, verschleierten sich ihre mandelförmig geschnittenen Augen ein wenig durch die langen Wimpern, dabei aber einen so intensiven Strahl durchlassend, daß selbst der ältere Kapitän ein leises „Ah" nicht zu unterdrücken vermochte.

Dann bat sie durch eine lebhafte Handbewegung die Herren, näher zu treten und sich niederzulassen, worauf diese zu ihren beiden Seiten in die schwellenden Kissen niedersanken, dabei völlig in angenehmer Ueberraschung und auch den Regeln der Etikette gemäß eine Frage der Fürstin erwartend. Doch beeilte sie sich durchaus damit nicht, schien vielmehr eine Anrede zu wünschen, denn sie lehnte den schönen Kopf tiefer in das Kissen und bewegte

ihn dann langsam von einer Seite zur andern, zuerst den Kommandeur und dann dessen jüngern Begleiter länger und aufmerksamer aus ihren glänzenden Augen betrachtend, ehe sie auf Italienisch sagte: „Wie ich höre, reisen wir heute Nacht und es freut mich, den langweiligen Hafen zu verlassen.“

„Wo wir zu meinem größten Bedauern gestern und heute zurückgehalten wurden. Doch dürfte ich mir erlauben, vielleicht als einen Trost beizufügen, daß ein Abwarten in Port Said kaum amüsanter gewesen wäre.“ Dieß erwiederte der Kapitän, um dann, auf seinen Begleiter deutend, um Erlaubniß zu bitten, den Marinekommissär Signor Stolberge vorstellen zu dürfen.

Sie richtete ihre Blicke abermals auf den jungen Mann, wobei sie, anfänglich ohne zu sprechen, ihre Lippen bewegte, dann aber unter einem anmuthigen Lächeln buchstabirte: „Signor Stol—ber—ge. Welch' seltsamer Name,“ — — um dann rasch hinzuzufügen: „Hat der Effendi keinen andern?“

„O doch, gnädigste Fürstin,“ erwiederte heiter der Gefragte, „das heißt Vornamen, wie das bei uns Sitte ist, und wenn ich mir gestatten dürfte, Ihnen dieselben zur Auswahl zu nennen, so —“

„Nennen Sie.“

„Eugen Rudolph.“

„Ah, Eugenio und Rodolpho, der letztere gefällt mir beſſer, ſagen wir alſo Rodolpho.“

Dabei warf ſie ſich raſch in das Kiſſen zurück, dieß Rodolpho — Rodolpho — ein paarmal mit ſo weich klingender Stimme wiederholend, daß der Träger dieſes Namens noch nie die Schönheit desſelben in ſolchem Maß empfunden hatte und dabei eine ganz eigenthümliche Verwirrung fühlte, wohl eben ſo ſehr hervorgebracht durch dieſe Betonung ſeines Namens, als auch dadurch, daß ſich bei der heftigen Bewegung eine Schleife ihres Oberkleides gelöst hatte, um einen, im Gegenſatz zu ihrem weißen Gewande ſo zart roſig angehauchten Anblick zu geſtatten, daß ſelbſt der abgehärtete Kapitän ſchüchtern zu Boden blickte.

„Rodolpho — doch reden wir jetzt ernſthaft,“ fuhr ſie, ſich raſch aufrichtend, fort, wodurch ſie indeſſen das vorhin erwähnte Uebel noch um einige Grade verſchlimmerte, es aber als ſolches nicht zu bemerken oder eine Aenderung für nöthig zu erachten ſchien, denn ſie zog langſam eine ſchwere goldene Kette, an der eine winzig kleine Uhr hing, aus dem Buſen, warf einen forſchenden Blick darauf — das

heißt auf die Uhr — und ſagte dann: „Es iſt jetzt um Sechs — — wie lange werden wir uns hier noch auf der Rhede ſtilliegend langweilen?“

„Die Abfahrt iſt auf acht Uhr feſtgeſetzt, gnädigſte Fürſtin.“

„Gut, nur noch zwei Stunden, dann beginnt wenigſtens wieder eine Bewegung und wir fangen an uns dem Ziele zu nähern, deſſen Erreichung wir hoffen und fürchten — vielleicht entſetzlich fürchten.“

„So ſetzen Sie vielleicht Zweifel in das Gelingen des großen Werkes?“ erlaubte ſich Herr Stollberg ſchüchtern zu fragen.

„Welches Werkes?“

„Nun, der Kanaleröffnung, dieſer großartigen Verbindung zweier Meere.“

„Ach, was kümmert mich die ganze Kanaleröffnung,“ ſagte ſie, leicht jenen ſchmelzenden Ton hören laſſend, womit die Orientalen eine Sache als höchſt gleichgültig bezeichnen, „mir gilt Port Said als ein anderes Ziel, dem ich in ängſtlicher Erwartung, ja mit etwas Furcht und Grauen entgegenſehe — alſo um acht Uhr,“ fuhr ſie dann fort, das Geſprächsthema eben ſo raſch und plötzlich ändernd, wie ihre Lage auf dem Divan, indem ſie raſch auf ihre kleinen Füße ſprang, nachdem ſie vorher nicht

ohne Koketterie den verloren gegangenen Pantoffel mit dem Fuße gesucht, dann hineingeschlüpft war.

Und als sie jetzt in dem ihre herrlichen Körperformen so verrätherisch gefährlich durchscheinen lassenden Gewand vom feinsten Kaschmirstoffe vor ihnen stand, den schönen Kopf mit dem Anstand einer vornehmen Dame erhoben und Jedem ihre Hand zum Kusse reichend, sah sie in der That aus wie eine übernatürliche Erscheinung, wie eine Fee oder Märchenkönigin, die einem armen Sterblichen durch zauberhaftes Zulächeln das Blut vor Wonne bis zur Fieberhitze erglühen macht.

„Also um acht Uhr und Sie können mich davon benachrichtigen, Herr Marinekommissär," wiederholte sie in gleichgültigem Ton, um dann direkt an Herrn Stollberg die Frage zu thun: „Stimmen unsere Uhren überein?" — sie beugte sich dabei etwas gegen ihn, um die Uhr abermals hervorzuziehen und das kostbare, kleine Ding, das sich sanft erwärmt anfühlte, in die Hand des jungen Mannes gleiten zu lassen — „sehen Sie selbst."

Waren es die anmuthigen Bewegungen oder der weiche, melodische Klang ihrer Stimme, was ihn so sehr erregte; war es nicht nur die Wärme der kleinen Uhr, sondern diese selbst, was ihn fast be-

troffen aufblicken machte, da die Rückseite dieser Uhr einen prachtvollen Smaragd zeigte, der von einem Kranz von Brillanten umgeben war, Erinnerungen in ihm wachrufend, die allerdings nicht mit dieser sinnverwirrenden Erscheinung in Zusammenhang zu bringen waren.

„Nun?" fragte sie.

Da erst verglich er, rasch zusammenfahrend, den Stand der Zeiger, um dann, einem plötzlichen Gedanken folgend, mit leiser Stimme zu sagen: „Gnädigste Fürstin, Sie sind um einen Herzschlag voraus."

Fast schämte er sich des Wortes, als es kaum seinen Lippen entschlüpft war und mit Recht, denn ein ernster Blick aus diesen schönen Augen würde ihn vernichtet haben, doch athmete er frei auf, als sie ihm lächelnd zur Antwort gab: „Das ließe sich ja vergleichen, wenn es überhaupt nöthig wäre, Sekunden und Herzschlag zu reguliren; doch wollen wir es so genau nicht nehmen und ich Sie nach Ihrer Uhr erwarten."

Sie hob ihre Rechte rasch an ihre Stirn empor und wandte sich um, worauf die beiden Herren den gelben Salon verließen, um durch das Mondscheingemach in's Vorzimmer zu gelangen, wo Selim, der

gerade zum Fenster hinausschaute, nur einen sehr flüchtigen und nichts weniger als freundlichen Gruß für sie hatte.

Als sie wieder auf Deck angekommen waren und der Kapitän die Thür hinter sich abgeschlossen hatte, blieb unser Reisender, die Hände vor grenzenlosem Erstaunen von sich abstreckend, verwundert umherschauend stehen und sagte: „Dort liegt Alexandrien, hier ist die Rhede, wir stehen wieder auf dem ‚Massr' und ich habe gerade die Empfindung, als wenn uns der Vogel Rook auf seinen mächtigen Schwingen durch die Lüfte entführt, nachdem wir Unglaubliches erlebt, und wieder hieher gebracht hätte, oder, Kapitän, haben Sie mir in Ihren vortrefflichen Marsalla einen Zaubertrank gemischt, der mich betäubt und im Traum etwas so Herrliches sehen ließ, daß ich schon jetzt nicht mehr glauben kann, es befände sich in der That nur wenige Schritte von uns entfernt?"

„Und doch ist es so," erwiederte der Andere lächelnd, „und bitte ich nur, nicht vergessen zu wollen, daß wir uns hier im Orient befinden, im Wunderland Egypten und auf einer der Yachten des Khedive, der allerdings in vielerlei Beziehung ein Zauberer ist, der ja Millionen ausstreut, um

noch nach Jahren von den Wundern dieser nie dagewesenen Gastfreundschaft zu sprechen — — das da," setzte er, auf die Thüre zeigend, hinzu, „ist vielleicht etwas mehr wie Gastfreundschaft, doch braucht uns dieß Geheimniß des ‚Massr' mitsammt Selim so lange nicht zu kümmern, als er nicht seinen Platz hier oben an diese Thüre verlegt; weßhalb Sie es auch immerhin wagen können, der schönen Fürstin um acht Uhr die Meldung zu machen, daß der ‚Massr' die Anker lichtet. Nur bitte ich," — — dabei legte er den Zeigefinger der Rechten an seine Lippen.

„Unverbrüchlich!"

Indessen hatte sich die Sonne schon sehr nach Westen geneigt und kokettirte dort so stark mit der sanft erregten und bewegten Seefläche, daß diese vor Scham auffallend erröthete und in leichten Schwingungen die Gefühle ihres alexandrinischen Meerbusens kundgab; zahlreiche Boote stießen vom Lande, den verschiedenen Schiffen zueilend, wo man schon hie und da beschäftigt war, unter dem taktmäßigen Rufe der Matrosen und dem Klirren der Ketten die Anker aufzuwinden. Zuweilen liefen auch kleinere und größere Fahrzeuge, darunter eines, das durch seine acht weiß uniformirten Ruderer, so-

wie einen zeltartigen Baldachin, die Aufmerksamkeit der Passagiere erregte, den „Massr“ an, dessen Kapitän, wie die übrigen Kommandeure, zu dem Admiral Camsin Pascha berufen worden war, um die letzten Befehle in Empfang zu nehmen. Alle Dampfer hatten gefeuert, auch zur nächtlichen Fahrt auf ein Zeichen des Admiralschiffes, nachdem die Sonne verschwunden war, ihre Flaggen herabgeholt und einzelne der jetzt dunkelgewordenen Kolosse begannen schon, sich langsam bewegend, die Rhede zu verlassen.

Es war genau acht Uhr und vollständig dunkel geworden, als Herr Stollberg, der in begreiflicher Unruhe unzählige Male das Deck des „Massr“ mit seinen Schritten gemessen, sich der gewissen kleinen Thüre näherte, wozu ihm der Kapitän den Schlüssel gegeben hatte, wo auch keine der dort befindlichen Laternen angezündet war, so daß er sie, vorsichtig schreitend, schon fast erreicht hatte, als er zu seiner höchst unangenehmen Verwunderung Selim bemerkte, der, in einen braunen Burnus gehüllt, dort auf einem Schemel saß.

An die Bemerkung des Kapitäns von vorhin denkend, wäre er lautlos zurückgetreten, wenn das nicht schon zu spät gewesen wäre, denn Jener hatte

gehört hatte, ſondern daß auch das dichte Gewölk am Himmel zerriſſen war und hie und da ein bleicher Stern hervorblinkte. Freilich waren rings umher Meer und Felſen noch in Nebel und Dunkelheit eingehüllt, doch konnte man jetzt ſchon die Waſſerfläche des Hafens von Tarifa, ſowie die maleriſchen Umriſſe der Mauern und Thürme erkennen. Der Capitän befand ſich ebenfalls auf dem Verdeck und blickte ungeduldig an dem Schornſtein hinauf, aus welchem der Rauch anfing emporzuqualmen. Ich muß geſtehen, daß ich in unſäglicher Erwartung um mich her ſchaute; ſollte ich doch ein Schauſpiel erleben, wie nie zuvor: die Fahrt durch zwei Welttheile, die, obgleich einander in Wirklichkeit ſo nahe gerückt, doch wieder ſo gar keine Vergleichungs- und Berührungspunkte haben, die beiden Extreme der Civiliſation, Europa und Afrika. Welche gewaltige Flut von Gedanken, Empfindungen, Erinnerungen beſtürmte uns hier beim Anblick dieſes koloſſalen Felſenthores, das mit ſeinen geſchichtlichen Erinnerungen und ſchon mit ſeinem Namen: „Säulen des Hercules," bis zur Fabelzeit hinaufreicht!

Jetzt hob ſich der Anker des Don Manuel, und während der wirklich klar aufſteigende Tag ſiegreich die Dämmerung verdrängte, glitten wir langſam aus dem Hafen von Tarifa, und befanden uns in kurzer Zeit in der Straße, welche beide Welttheile und zwei gewaltige Meere trennt. Ich glaube nicht, daß es irgendwo auf der Erde eine Stelle gibt von ſo großartiger landſchaftlicher Schönheit wie hier; während wir links die Berge von Tarifa hatten, rückwärts die zerklüfteten, ſonderbar geformten Felſenſpitzen des Cap Spartel, ſah jetzt Tanger aus nebelhafter Ferne zu uns herüber; vor uns im Oſten erhob ſich die Sonne in einem Dunſtkreiſe glühend roth, und ihren Strahlen entgegen, welche nun mit Einem Male das tiefblaue Mittelmeer vor uns mit einem purpurnen Lichtſtrom übergoſſen, ſchwammen wir durch das gewaltige Rieſenthor von Gibraltar. Mit einem goldenen Glanze überſtrömten die herausdringenden Strahlen den bis jetzt im trüben Morgendunſte hinter uns liegenden atlantiſchen

ihn kommen gehört und ihm, wie er aus dem Weißen der Augen sah, das Gesicht zugewendet.

Die Thüre stand offen und da es wenigstens eines Versuches werth war, die schöne Fürstin wiederzusehen, so näherte er sich, um in gleichgültigem Tone zu sagen: „Ihre Herrin hat mir befohlen, die Abfahrt des Schiffes zu melden," worauf der Andere murmelnd, ja kaum verständlich zur Antwort gab: „Wenn es schon meine Herrin wäre, würde ich Euch sicher die Mühe jeder Meldung ersparen," um dann lauter hinzuzusetzen: „Auch so wäre es vergebliche Mühe hinabzusteigen, denn es ist drunten Alles leer."

„Alles leer?" wiederholte Herr Stollberg, bestürzt einen Schritt zurücktretend, „die Fürstin kann doch nicht unsichtbar das Schiff verlassen haben!"

„Alles leer, — überzeugt Euch selbst, wenn Ihr wollt."

Warum sollte er nicht für einen Augenblick die schwach erleuchtete Treppe hinabsteigen, um drunten wenigstens noch einmal die Gemächer zu sehen, wo ihm Alles, was er vorhin dort erlebt, jetzt recht wie ein Märchen oder wie ein schöner Traum erschien? Da war das kleine blaue Gemach mit dem silbernen Springbrunnen, das jetzt bei dem Scheine der Lampe

ſeinen Mondſcheincharakter verloren hatte, wogegen das daranſtoßende gelbe bei reicherer Beleuchtung wie eine goldene Schale ſtrahlte — Alles leer — kein Laut zu hören, als das leiſe Anſchlagen der Wellen. — Nichts übrig geblieben, als der ſüße Duft von Roſenöl, vermiſcht mit dem feinen Aroma des Latakiah. Er wagte es, dort neben dem Divan, wo ſie geruht, die kleine, goldene Thüre zu öffnen, ja in ein anderes kleineres Gemach zu treten, in deſſen Mitte ein breiterer Divan ſtand, den Vorhänge, aus Goldfäden gewebt, umgaben, offenbar das Lager der ſchönen Fürſtin, das er ſcheu umſchritt, um nebenan das Marmorbad zu finden, von dem ihm der Kapitän geſagt, ſowie auch die mit grünenden Gewächſen und Blumen angefüllte, zum Luſtwandeln beſtimmte Galerie. Damit aber war der Raum hier unten noch nicht erſchöpft, wie er zu ſeinem großen Erſtaunen bemerkte, und kleine Thüren mit vergoldeten Gittern ſchienen in weitere Räume des Haremlik zu führen. Aber keine Frauenſtimme, kein Geſang oder Saitenklang belebte dieſe öden Räume, nur das Waſſer der Fontäne murmelte eintönig fort und fort, und als er dort abermals vorüberſchritt, wünſchte er ſich die Zaubermacht, um das plaudernde Waſſer befragen zu können.

Dann ſtieg er langſam die Treppe wieder hinauf, erleichtert die kühlere Nachtluft athmend, bemerkte aber dann zu ſeinem Erſtaunen, daß auch Selim verſchwunden war, und eilte dann mit raſchen Schritten dem eben vom Radkaſten herabſteigenden Kapitän entgegen.

„Ja, ja," rief ihm Dieſer lachend entgegen, „iſt es nicht ſo, wie ich Ihnen vorhin geſagt, daß hier im Orient Alles wandelbar iſt wie der Wüſtenſand und märchenhaft wie die Erzählungen der Scheherazade? Soeben noch hatten wir einen koſtbaren Schatz zu bewahren und zu bewachen, und nun iſt der goldene Käfig leer, der ſeltene Vogel ausgeflogen und die Götter mögen wiſſen wohin."

„Selim, der ſoeben noch da war," erwiederte der Andere haſtig, „wird es auch wiſſen."

„Selim blieb nur ſo lange, um mir bei meiner Zurückkunft zu ſagen, daß die ſchöne Armenierin auf ein anderes Schiff gebracht worden wäre, dann iſt auch er auf und davon."

„Und auf welches Schiff, ſagte er nicht?"

„Ein Diener des Harems — und Dergleichen ſagen! Wo denken Sie hin — lieber würde er ſich die Zunge abbeißen! — Doch nun entſchuldigen Sie

mich für eine halbe Stunde, ich muß jetzt den ‚Maſſr‘ in Bewegung ſetzen. Tröſten Sie ſich ſelber, wenn auch dieß artige Abenteuer keinen gehörigen Schluß hatte, und laſſen Sie uns ſpäter bei einem Glaſe gutgekühlten Champagners darüber plaudern.“

Bayerische Staatsbibliothek München

31652 II

Das Ende der Gräfin Patatzky.

Zweiter Band.

Das

Ende der Gräfin Patatzky.

Roman

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Druck und Verlag von Edua[illegible]
1877.

[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Recht der Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten, Nachdruck ſtrengſtens verfolgt.

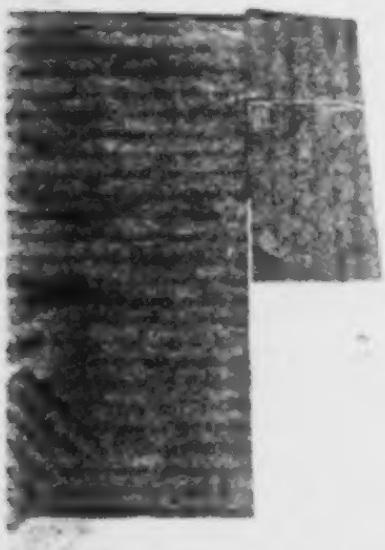

Bayerische Staatsbibliothek München

VIII.

Der Tag des großen Ereignisses, von den Tausenden, die daran persönlich theilnehmen wollten, mit Ungeduld begrüßt, ja vom ganzen Erdkreis mit leicht begreiflicher, fieberhafter Unruhe unter den lebhaftesten Debatten über das Gelingen oder Mißlingen des großartigen Werkes erwartet — der Morgen des sechzehnten Novembers — brach endlich an, und sowohl die Hunderte auf dem „Massr" als auf den anderen Schiffen sahen dem Hellwerden des Horizontes mit einer unbeschreiblichen Spannung entgegen.

Vom Lande, von Port Said, gewahrte man allerdings nur einen niedrigen Sandstreifen mit einem ziemlich hohen Leuchtthurm, dessen Licht, mit der Morgendämmerung streitend, wie im Verglimmen begriffen erschien und was man von der Küste sonst noch sah, ward vollkommen undeutlich gemacht durch den Mastenwald der Schiffe aller

Ocean, und wunderbar herrlich war es dabei anzuſehen, wie die Spitzen der hohen Gebirge von Ronda auf der einen und die Felſenkronen von Tetuan auf der andern Seite, die ſoeben noch in dunkles Violett gehüllt, da lagen, jetzt plötzlich von der Sonne glühend angeſtrahlt wurden, und wie zu gleicher Zeit die prachtvollen Felſen von Ceuta lange Schlagſchatten auf die bewegte ſpiegelnde Flut warfen. Man hätte laut aufjauchzen können bei all der Pracht, und obgleich ſich, ſowie wir weiter fuhren, die Geſtade von Europa und Afrika langſam verſchoben, ſo zeigten ſie doch immer neue reizende Einzelnheiten. Was war aber in dieſer gewaltigen Natur unſer elendes Schifflein? Noch immer war der enge Kanal zwiſchen beiden Welttheilen im Aufruhr, und die Fluten, welche vom heftigen Winde bewegt das Mittelmeer hinaustreibt, kämpften erbittert mit der Strömung, die, ein eigenthümliches Spiel der Natur, der atlantiſche Ocean in unerforſchlicher Tiefe immer und immerfort in's Mittelmeer hineinſendet.

Trotzdem aber arbeitete Don Manuel wacker vorwärts, und in kurzer Zeit trat der eigenthümlich geformte Felſen von Gibraltar vor unſere Augen. Ringsumher erhoben ſich im weiten Kreiſe ſchöne hohe Berge, den Meerſtrom ſo einſchließend, daß man in einem weiten See zu fahren glaubt. Noch eine halbe Stunde und unſer kleiner Dampfer ließ ſeinen Anker in dem weiten Hafen von Gibraltar, nahe bei Algeſiras, fallen.

Da es noch ziemlich früh am Tage war, ſo mußten wir längere Zeit auf Boote warten, die uns an's Land bringen ſollten; doch hatten wir hier ſo viel Prachtvolles zu ſehen, daß uns dieſer Aufenthalt nicht lang däuchte. Auf der großen Bai ſchaukelte eine Menge Schiffe, kleine Küſtenfahrer und Kauffahrteiſchiffe mit den Wimpeln aller Nationen, dazwiſchen aber lagen ſchwarz und finſter große engliſche Kriegsdampfer, gewaltige Fahrzeuge, meiſtens mit zwei Schornſteinen, welche mit Soldaten, Pferden und Kriegsbedürfniſſen aller Art nach dem Orient gingen, wo das blutige Kriegsſpiel ſchon begonnen hatte. Zahlreiche Boote

Nationen, die ſich hier zuſammengefunden. Näher und näher kommend, löſten ſich die einzelnen Schiffskörper und was dahinter lag für die mit Gläſern bewaffneten Augen von einander ab, und da ſah man erſt dichtgedrängt die großen und kleinen Handelsdampfer zwiſchen den Hafendämmen, während die ſchweren Kriegsſchiffe, vor Allem die maſſigen Panzerfregatten, weiter draußen in der See lagen: engliſche, franzöſiſche, preußiſche, däniſche, amerikaniſche, ſchwediſche, italieniſche, kurz faſt aller Nationen der ganzen Welt, was für die Paſſagiere des „Maſſr“ ein um ſo prächtigeres und belebteres Schauſpiel bot, als dieß Schiff, der kaiſerlichen Dampfyacht „Adler“ vorausfahrend, ſo mitten und unmittelbar in das Schauſpiel der feſtlichen Begrüßung kam, als wenn ihm ſelbſt dieſer tauſendfache Geſchützdonner gegolten hätte. Wie durch Zauber hatten die rieſigen Dampfer mit einem Male geflaggt und Hunderte von Wimpeln in allen Farben ſpielten plötzlich im Morgenwind und im Glanze der aufgehenden Sonne, während ſich die ſchwarzen, unbehülflichen Schiffskörper ringsumher in weiße Rauchwolken hüllten und die Matroſen wie Bienenſchwärme am Takelwerk emporkletterten, um, auf den Raaen ſtehend, die fran-

zösische Kaiserflagge mit einem dreimaligen Hurrah zu begrüßen.

Wer noch keine Idee von einer Seeschlacht hatte, konnte sie hier bekommen. Die Panzerschiffe lagen in Parallellinie und schossen aufeinander los, daß es für starke Gemüther eine wahre Lust und Freude war, während ängstliche Herren und zarte Damen, deren es auch auf dem „Massr" genügend gab, scheu um sich her blickten, ja irgend ein Stück Holz oder Tau zu erfassen strebten, als das Schiff nun, durch die Reihen der Kolosse dampfend, von den schweren, unverschämten Kanonen eine Lage nach der andern aus der nächsten Nähe erhielt, wobei sich ein solcher Pulverdampf entwickelte, daß es ziemlich lange dauerte, bis sich derselbe wieder verzog, um jetzt einige Einzelheiten des Landes erkennen zu lassen, vor Allem aber die beiden ungeheuren Hafendämme von fast dreitausend Meter Länge, zwischen denen nun auf ruhigem, glattem Wasser der „Massr" hineinglitt, sich vor Anker legte und dann, selbst mit allen Flaggen salutirend, des schönen Anblickes genoß, als nun bei Annäherung der kaiserlich französischen Dampfyacht auch die unzähligen Schiffe auf der Rhede und an der Küste zu flaggen begannen,

worauf dann die zahllosen Wimpel in allen denkbaren Farben lustig durcheinander flatterten.

Neben der trikoloren Standarte am Hauptmast des „Adler" sah man nicht weit entfernt über dem „Greif" die Flagge Oesterreich-Ungarns flattern, dann seitwärts die weiß und schwarze über der preußischen „Grille" und den silbernen Halbmond mit Stern im rothen Felde vom Bord der „Mahrusch", der „Wohlbewahrten", wie die mit feenhafter Pracht ausgeschmückte Dampfyacht des Khedive, auf welcher sich der egyptische Herrscher höchstselbst befand, hieß.

Alles das bot ein so großartiges und wohl nie gesehenes Schauspiel, daß es Niemand am Bord des „Massr" gab, der nicht, an der Brüstung lehnend, den Ruf zum Frühstück überhörte, kaum beachtete oder, nachdem er eilfertig etwas zu sich genommen, wieder zurückkehrte, um nichts von dem großartigen Spektakel zu versäumen, das hier unter seinen Augen auf der ziemlich glatten Seefläche der Rhede, wie auf einer Bühne, vor sich ging. Die Besuche und Gegenbesuche der höchsten und allerhöchsten Herrschaften, des Kaisers von Oesterreich, des Kronprinzen von Preußen, sowie des Khedive, die sich mit hohem und zahlreichem

Gefolge nach dem „Adler" begaben, um die Kaiſerin zu begrüßen, Alles im reichſten Anzug, in goldgeſtickten Uniformen mit weithinleuchtenden Federbüſchen, mit Ordensband und Stern, geführt von den ſchlanken, meiſt weißen Booten, die Matroſen in großer Schiffsparade mit aufrechtgehaltenen Rudern, die dann mit einem einzigen Schlag in's Waſſer fallen, um die leichten Fahrzeuge pfeilſchnell dahinfliegen zu machen; dazu der beſtändige Donner der Kriegsſchiffe im Hafen, die eine unmäßige Pulververſchwendung trieben, ſobald ſich unter dem ſchrillen Klange der Pfeife des Hochbootmannes der glänzende Strom der Beſucher auf der Falltreppe der bezeichneten Schiffe zeigte, das dreimalige Hurrah der Matroſen vom „Adler", und bei allem dem noch die mit zahlreichen Booten bedeckte Waſſerfläche, zwiſchen denen einzelne Dampfbarkaſſen, mit gewaltig raſſelnder Schraube und ziſchend den Dampf ausſtoßend, umherfuhren.

Der Einzelne fühlte ſich dazwiſchen allerdings etwas ſehr als gänzlich unbedeutende Null, ſelbſt auch dann noch, wenn man Eingeladener war, denn Niemand wußte von dem, was weiter geſchehen werde, als daß heute Nachmittag nächſt

Port Said am Ufer des Meeres der erste Akt des großen Festes, das internationale Tedeum stattfinden sollte, wozu für die Eingeladenen auch die Boote des „Massr" gegen Mittag zur Verfügung gestellt wurden, doch war der Andrang zu denselben begreiflicherweise so groß, daß Herr Schnecke, Frau Thusnelda am Arm, in seiner übergroßen Bescheidenheit, da sich Herr Namplacent und Sohn schon in eines der Fahrzeuge gestürzt hatten, nirgendswo untergekommen wäre, wenn Herr Stollberg nicht auch hier als rettender Engel erschienen, Madame Schnecke in das schaukelnde Boot gehoben und deren Gemahl wie einen Baumwollenballen nachgeworfen hätte. Gerade wollte er hierauf noch selbst einsteigen, als plötzlich ein schönes egyptisches Boot, mit acht Ruderern bemannt, rasch dahinschoß, das Fahrzeug des „Massr" von der Treppe wegdrängte, selbst anlegte, worauf ein Marineoffizier des Vizekönigs die Stufen hinaufstieg und sich bei dem kommandirenden Offizier, der vom Bord niedersah, nach einem Monsieur Stollberg erkundigte, der sich unter den Passagieren des „Massr" befinden sollte.

Wer da weiß, wie wohlthuend es in ähnlichen Augenblicken ist, auf solche Art aus der allge-

meinen Menge emporgehoben zu werden, wird das angenehme Gefühl begreifen, mit dem ſich Herr Stollberg dem egyptiſchen Marineoffizier vorſtellte und darauf die ſchmeichelhafte Einladung erhielt, ſich an Bord der „Mahruſch" zu begeben und dort als Vertreter eines ſo berühmten Hauſes durch Nubar Paſcha ſelbſt dem Vizekönig vorgeſtellt zu werden. Ja, dieſe Auszeichnung warf auch ihren goldenen Schimmer auf ſeine intimere Reiſegeſellſchaft, denn während man Herrn Schnecke und Gattin ſoeben noch als etwas dreiſte Eindringlinge in das ſchon ſehr angefüllte Boot betrachtet hatte, verſchaffte man ihnen jetzt bereitwilligſt ein kleines Plätzchen, wofür nicht nur Frau Thusnelda einen innig dankenden Blick herüberſandte, ſondern was auch eine der früher erwähnten griechiſchen Schönheiten veranlaßte, ihr dunkles, heißes Auge mit unverkennbarem Wohlwollen auf dem plötzlich intereſſant gewordenen hübſchen, fremden jungen Mann ruhen zu laſſen. Dieſer hatte ſich in kurzer Zeit in ſalonfähigen Anzug geworfen, weiße Halsbinde mit ſchwarzem Frack, in deſſen Knopfloch ſich ſchüchtern ein farbiges Bändchen zeigte, er hatte einen leichten, braunen arabiſchen Burnus umgenommen, wozu allerdings der ſchwarze Cylinder-

hut eigenthümlich genug aussah, und bestieg dann das vizekönigliche Boot, um sich an Bord der „Mahruseh" zu begeben.

Welches Leben auf dem Wasser, welche Masse von Booten und Fahrzeugen aller Art, die sich nach allen Richtungen kreuzten, von denen aber die meisten dem Lande zustrebten.

Der freundliche Marineoffizier, der sich hier vollkommen zu Hause befand, kannte nicht nur alle begegnenden Flaggen, ja die rudernden Matrosen der verschiedensten Nationalitäten an der Form der Hüte oder der Farbe des weit herausgelegten Hemdkragens, sondern zeigte Herrn Stollberg auch verschiedene hohe oder interessante Persönlichkeiten, welche sich von diesem Schiff auf jenes begaben oder jetzt schon der bevorstehenden Festlichkeit wegen an's Land fuhren. Er that das unaufgefordert, indem er auf amüsante Art kleine Bemerkungen einflocht und unsern Reisenden bald auf Dieß, bald auf Jenes aufmerksam machte, weßhalb es Diesem auffallen mußte, daß er plötzlich wie verlegen nicht nur schwieg, sondern vor sich niederschaute und dieß gerade in dem Augenblick, als ihnen eine Barke, von zwölf Ruderern bewegt, entgegenschoß, deren Aeußeres selbst hier einigermaßen auffallen mußte.

Es war eines jener langen, ſchlanken Kaiks, weiß mit feinen Goldſtreifen, deſſen ſpitzes Vordertheil ſich elegant geſchwungen hoch aufrichtete und einen vergoldeten Vogel trug, der in ſeinem Schnabel zwei Stricke von purpurner Seide hielt, die rückwärts in's Boot liefen und vielleicht ſymboliſch die Lenkung deſſelben anzeigen ſollten. In der Mitte des Fahrzeuges erhob ſich ein Pavillon von gelber Seide mit dicht zugezogenen Vorhängen, hinter welchem, den Arm auf das Dach des Pavillons ſtützend, eine breite Geſtalt mit dunklen Geſichtszügen ſtand, die unter dem blendendweißen Turban faſt ſchwarz erſchienen und in denen Herr Stollberg zu ſeinem großen Erſtaunen Selim vom „Maſſr" zu erkennen glaubte. Doch konnte er ſich auch irren, denn dieſe Phyſiognomieen erſcheinen dem Europäer faſt alle von großer Aehnlichkeit, auch wandte Jener ſeinen Kopf ab, nach dem Lande hinüberſchauend, während der Marineoffizier ſein Boot unter plötzlichem Steuerdruck eine ſcharfe Wendung machen ließ, als ſuche er ängſtlich aus dem Fahrwaſſer des andern zu kommen. Doch machte auch das weiße Kaik im gleichen Augenblicke eine Wendung, ſo daß die beiden Fahrzeuge in der nächſten Sekunde hart aneinander vorbei-

liefen, wobei Herr Stollberg nahe daran war, einen lauten Ausruf der höchsten Ueberraschung hören zu lassen, denn der gelbseidene Vorhang hatte sich ein wenig gehoben und er hätte eine Million gegen das Unbedeutendste verwetten mögen, daß er die Züge der schönen armenischen Fürstin wiedergesehen — ah, es konnte kein Zweifel sein, — sie hatte sogar gelächelt, ihre wundervollen, weißen Zähne hatten ihm entgegengeleuchtet, dann hatte sich auf dem Rande des Kaiks rasch ihre Hand gezeigt — und dann war das Boot vorübergeschossen, aber nicht ohne eine sichtbare Spur zurückzulassen, welche die Wogen so freundlich waren herüberzuspülen und die unser Reisender, rasch mit der Hand zufassend, entzückt für eine Rosenknospe erkannte.

Der Marineoffizier hatte seinen Kopf so auffallend abgewandt, daß er weder die Dame, noch das Andere gesehen, und schien plötzlich alle Lust zum Sprechen verloren zu haben, denn als Herr Stollberg zurückblickend nach dem Namen des Eigenthümers des interessanten Bootes forschte, legte Jener, statt zu antworten, seine Hand unter das Kinn, wobei er nur durch den uns schon bekannten, schnalzenden Ton seine Unkenntniß ausdrückte und

erſt nach einer langen Weile ſagte: „Es gibt hier Dinge, die man mit ſehenden Augen nicht ſieht!“ Kurze Zeit darauf lief das Boot die Falltreppe der „Mahruſeh“ an und Beide ſtiegen an Bord.

Hätte Scheherazade ein Dampfboot zu beſchreiben gehabt, ſie würde ſicher die „Mahruſeh“ geſchildert haben, ein Boot von der Länge der größten Fregatten und in ſeinen luxuriöſen Einrichtungen nur für die Bedürfniſſe des Herrn beſtimmt und für wenige Vertraute ſeines Hofſtaates, die luftigen Verdecke mit Zelttüchern überſpannt, die ſich leicht und luſtig im Winde wiegten, der Boden bedeckt mit dicken Teppichen, auf denen die zierlichen Bronzegeſchütze gleich allerliebſten Spielzeugen ſtanden. Auf dem Hinterdeck befanden ſich in zwei Etagen die beiden Empfangsſalons des Khedive, Räume, die in ihrer Ausdehnung einem Schloſſe anſtehen würden und in ihrer Ausſchmückung Alles zeigten, was europäiſcher Kunſtfleiß für orientaliſchen Luxus zu ſchaffen vermochte. Silberne Säulen trugen die Decke, die mit Vergoldung und Malereien faſt überladen; während der Fuß auf die dickſten Teppiche trat, betrachtete man ſtaunend die Wände von hellgrauem lackirtem Holze mit Verzierungen,

vermittelten die Verbindung der Schiffe mit dem Lande. Hinter dem Maſtenwalde erhob ſich die Stadt Gibraltar, amphitheatraliſch an den Felſen hinangebaut, die Häuſer ſind meiſtens mit dunklen Farben angeſtrichen, ſcheinen auch ſchlecht gebaut, und bieten ſo, wenn man an das glänzende Cadiz denkt, einen düſtern und traurigen Anblick. Hinter der Stadt erhebt ſich nun in den bekannten, rieſenhaften, ſo maleriſchen Verhältniſſen, in einer einzigen Maſſe aufſteigend, der Felſen von Gibraltar, das alte Calpe; nach Oſten zu ſtürzt er faſt ſenkrecht in's Meer, ein zwölfhundert Fuß hohes Vorgebirge bildend; ſeine Abdachungen nach Süden und Weſten ſind ſanfter, aber immer noch nach militäriſchen Begriffen unerſteiglich; gegen Norden, wo die Felswände gleich rieſenhaften Mauern aufſteigen, hängt er mit Spanien durch eine ſchmale Landzunge zuſammen, ein neutraler Grund, der ganz flach und eben nur wenige Fuß über dem Meere erhaben liegt. Sehr leicht wäre es, dieſen Iſthmus vermittelſt eines Kanals zu durchſchneiden und ſo Gibraltar zu einer Inſel zu machen, wodurch der wirklich unverſchämte Schmuggelhandel hier erſchwert würde und hauptſächlich die von Malaga kommenden Schiffe das Vorgebirge nicht zu umſchiffen brauchten, was bei ſtürmiſchem Wetter häufig nicht ohne Gefahr geſchehen kann.

Ein eigenthümliches Spiel der Natur iſt es, daß der Felſen von Gibraltar von der Bai, mehr aber noch von der Landzunge aus geſehen, die Geſtalt eines rieſenhaften, ruhenden Löwen hat. Auf der äußerſten Spitze ſeines Rückens ſteht der alte von Tarik erbaute Saracenenthurm, daneben das weiße engliſche Wachthaus mit ſeinem Signalmaſte, an dem große ſchwarze Kugeln verkünden, daß am fernen Horizonte im Oſten oder Weſten Schiffe erſcheinen. Hoch oben aber flattert die Fahne Englands, weithin ſichtbar, und ſo anzeigend, daß ſie es iſt, welche hier am Eingange des Mittelmeers drohend Wache hält. Gegen Norden nach dem Lande zu erhoben ſich ſchon zur Zeit der Mauren vier befeſtigte Linien über einander; von den heutigen Feſtungswerken,

Blumen und Früchte darstellend, aus Elfenbein, Perlmutter, Rosenholz, Schildkrot und Gold, vieux Boule, in's Arabische übersetzt.

Die lilaseidenen Ueberzüge der Möbel ahmten diese Wandverzierungen en gobelins nach. Die untere Etage war mit der obern durch eine Treppe verbunden, breit wie in einem Palaste, die Stufen aus weiß und blauem Porzellan mit smyrnaer Läufern bedeckt, das Geländer von Stahl mit Gold.

Kaum hatte Herr Stollberg das Verdeck betreten, so übernahm ihn dort ein anderer Offizier des Vizekönigs, brachte ihn zu Nubar Pascha, von welcher damals wichtigsten egyptischen Persönlichkeit er ebenfalls auf's Freundlichste empfangen und in den prachtvollen Salon geführt wurde, wo nach wenig Augenblicken der Khedive, eine kleine und dicke Persönlichkeit mit freundlich wohlwollenden Zügen, erschien. Er trug einen einfachen, dunkelblauen Rock, den Tarbusch auf dem Kopf und als einzigen Schmuck einen überreich mit großen Brillanten besetzten Säbel. Daß er den Vertreter des berühmten Hauses in außerordentlich freundlicher Art empfing, versteht sich von selbst, doch sind wir zu diskret, auch nur das Geringste von der stattgehabten, wohl eine

Viertelstunde dauernden Unterhaltung mitzutheilen, wollen nur noch sagen, daß der Khedive unsern Reisenden mit einem überaus huldvollen Lächeln entließ, wobei er ihm seine weiche, dicke Hand reichte, und daß Herr Stollberg hierauf von dem, auf dem obern Deck befindlichen, muthmaßlichen Nachfolger des Vizekönigs, Tawfik Pascha, empfangen wurde. Dieser junge Herr trug eine reich mit Gold gestickte Uniform, über die Brust das Band des Großkreuzes der eisernen Krone, war klein und schmächtig, von angenehmen, aber etwas melancholischen Gesichtszügen, fast ängstlich in seinen Bewegungen, vielleicht aus Verlegenheit, vielleicht aber auch, weil er als echter Muselmann kein großer Freund der Europäer und deren Einrichtungen war, doch reichte auch er nach einigen warmen Worten Herrn Stollberg die Hand und entließ ihn mit verbindlichem Lächeln.

Schon sah man von allen Schiffen auf der Rhede zahlreiche Boote, mit den Gästen des Vizekönigs bemannt, sich nach Port Said begeben, Jeder fürchtend, zu spät zu kommen, um einen günstigen Platz bei der großen Ceremonie zu erhalten. Für Herrn Stollberg war das Boot der „Mahrusch" wieder vorgefahren und flog unter

dem Druck ſeiner acht Ruder wie ein Vogel über die Wellen dahin, faſt zu ſchnell für unſern Reiſenden, der ſich gerne unter den heranſtrömenden Eingeladenen nach bekannten Geſichtern umgeſchaut hätte; dann betrat er das Land, wo der eiſerne Wille eines einzigen Mannes, des Herrn von Leſſeps, Anſtalten allerdings nur ſehr primitiver Art getroffen hatte, um eine Stadt erſtehen zu laſſen, wie ſie hier am Eingang des Kanals für die vielerlei Bedürfniſſe nothwendig war.

Port Said, das bekanntlich erſt ſeit wenig Jahren hier auf dem nackten Flugſande wuchs, ſah mit ſeinen Holzhäuſern, ſchmuckloſen Schuppen, kaum geebneten Straßen, wie eine Marktbudenſtadt auf einer unſerer Volksfeſtwieſen aus, wobei man hier wie dort überall, ſelbſt an ſehr urſprünglichen Häuſern, die vielverſprechendſten Namen las. Grand Hôtel du Louvre, Café restaurant, Café chantant mit Roulette, Grand Magasin de hautes nouveautés und dieſe Baracken, welche allerdings heute im Schmucke von Palmenzweigen, Feſtons aus bunten Stoffen, Flaggen in allen Farben, Guirlanden aus Ballons für die Illumination prangten, lagen an Straßen mit den Namen Boulevard de la Cannebière, Rue de l'Arſenal,

Quai Eugenie, Straßen, die aus zolltiefem Flugsande bestanden, welche der Festlichkeit wegen heute mit Brettern belegt waren, so die Rue de l'Arsenal in ihrer ganzen Länge vom Strande des Meeres bis an das Ufer des Menzallehsee's, wo das große Dankgebet für die Vollendung besagten Weltwunders stattfinden sollte.

Schon begaben sich von den Eingeladenen dorthin, doch zog es unser Reisender vor, noch eine Weile durch die Straßen zu flaniren, die mit ihren, gerade im Entstehen begriffenen kleinen Gärtchen etwas höchst Interessantes für ihn boten. Die Wohnhäuser hatten meistens vorspringende Dächer, um den so nothwendigen Schatten zu gewähren, da alle Vegetation sich erst wie im ersten Keime zeigte. Dattelbäume, Bananen, Tuja und Thamarix waren kaum emporgesproßt, während die kleinen Beete vor den Häusern, mit Küchenkräutern, Melonen, Salat und Aehnlichem bedeckt, schon freundlich grüne Plätzchen zeigten, und alles das hatte nur entstehen können, weil man zugleich mit dem Beginn der Kanalarbeiten den Alles belebenden Süßwasserstrahl in einer fünfzölligen, gußeisernen Röhre aus dem Wasserthurme von Ismaelia hierher geleitet hatte.

Obgleich der Kanonendonner den ganzen Morgen nicht geſchwiegen, ſo begann jetzt doch wieder ein ſo intenſives Krachen von allen Seiten, die Abfahrt der allerhöchſten Herrſchaften bezeichnend, daß es auch Herr Stollberg für gerathen hielt, ſich zur Rue de l'Arſenal zurückzubegeben und ſich dort in den dichter werdenden Strom der Feſtgenoſſen zu miſchen. Egyptiſche Infanterie, uniformirt nach Art der franzöſiſchen Zuaven, bildete hier Spalier, wobei verſchiedene Muſikchöre die Vorüberziehenden mit einer ziemlich barbariſchen Muſik begrüßten. Die Maſſe der Feſtgäſte hatte ſich ſchon recht verdichtet und Jeder ſtrebte ſo raſch wie möglich vorwärts, um einen guten Platz in der Nähe des großen Zeltes zu gewinnen, welches für die Majeſtäten und deren Gefolge errichtet war, und vor welchem dicht am Fuße der ſanft wogenden See zum internationalen Tedeum zwei Altäre erbaut waren, einer in weiß und blauen Verzierungen, von Flaggen aller Nationen überragt, für die katholiſche Meſſe, der andere in grün und weiß, einfach mit dem Halbmonde geſchmückt, für das Dankgebet des Scheik-el-Zakah nach muhamedaniſchem Ritus. Die Dekorationen des großen Zeltes waren gelb,

roth mit Gold und ſtand daſſelbe auf einer hohen Eſtrade, deren Treppen mit dicken Smyrnaer Teppichen belegt waren; ringsum erhoben ſich lange Stangen mit Flaggen aus dünnem, farbigem Flor, die anmuthig auf den Luftwellen ſchwammen, und hier am Fuße der Treppe ſtand der Schöpfer des Rieſenwerkes, vor dem wir ſtaunend ſtehen, Ferdinand von Leſſeps, eine nicht große, gedrungene Geſtalt mit energiſchen, angenehmen Geſichtszügen, buſchigen, etwas zuſammengezogenen Augenbrauen über durchdringenden Blicken, mit ſchon ziemlich ergrautem, aber immer noch dichtem Haare und dunklem Schnurrbarte.

Herr Stollberg war faſt willenlos an den Fuß der Treppe dicht vor den hochberühmten Mann gedrängt worden und wollte ſich gerade beſcheiden wieder zurückziehen, als er leicht ſeinen Arm berührt fühlte und umſchauend, in das ihm freundlich zulächelnde Geſicht jenes Marineoffiziers blickte, der ihn vor einer Stunde auf die „Mahruſeh" geführt und der ihn nun mit einer nicht zu verkennenden Handbewegung einlud, die Treppe des Zeltes zu betreten, von wo ſchon einige beſternte Perſönlichkeiten in reichgeſtickten Uniformen hoch herab aus ihrer bevorzugten

Stellung mit höchſt gnädiger Miene auf die unten harrende Menge ſchauten. Ob es ihnen unangenehm war, ihre Zahl durch einen einfachen ſchwarzen Frack vermehrt zu ſehen, vielleicht den Berichterſtatter irgend welcher Zeitung, wiſſen wir nicht genau anzugeben, glauben aber, daß die Art, wie Herr von Leſſeps dem Vertreter des weltberühmten Hauſes Krupp in Eſſen, der ihm durch den Marineoffizier vorgeſtellt wurde, die Hand reichte, etwas zu ihrer Beruhigung beitrug.

Heftiger Kanonendonner und gleich darauf rauſchende Muſikklänge verkündigten das Herannahen der allerhöchſten Herrſchaften, denen Kawaſſen in Roth und Gold voranſchritten; dann kamen, umgeben von Fahnen mit den Farben aller Herren Länder, der Kaiſer von Oeſterreich in der Feldmarſchallsuniform mit dem großen Bande des Osmanieh-Ordens, die Kaiſerin Eugenie führend. Ihre höchſt graziöſe Majeſtät trug ein einfaches Kleid von ſchwerer Seide, perlgrau mit einem Jäckchen von gleicher Farbe, einem Veilchenbouquet vor dem ſchönen Buſen. Sie hatte auf dem Kopfe ein ſchwarzes Sammethütchen mit einem feinen Halbſchleier vor dem Geſichte, am Halſe ein

ſchwarzes Sammetband mit einem Kreuze aus Smaragd, von Brillanten umgeben, in der Hand einen weißen Sonnenſchirm und empfing auf's Huldvollſte Herrn von Leſſeps, der ihr die Stufen hinab entgegeneilte.

Ihr folgten Hofdamen, dann der Kronprinz von Preußen mit dem Vizekönig, umgeben von einer ſchimmernden Woge goldgeſtickter Uniformen, Ordensbänder und Sterne. Tamſik Paſcha hatte die Prinzeſſin Heinrich der Niederlande ſchon eine Viertelſtunde früher auf die Eſtrade geführt, und als ſich die allerhöchſten Herrſchaften niedergelaſſen hatten, war das weite Zelt in einem Augenblicke angefüllt mit einer ſolchen Maſſe gold- und ſilbergeſtickter Uniformen, wehender Federn, leuchtender Ordensbänder, funkelnder Brillanten an Sternen und Säbelgriffen, daß der Morgenländer, der doch gewiß an orientaliſche Pracht gewöhnt iſt, dieſe glänzenden Herrlichkeiten verwundert betrachten mußte und in lautes Erſtaunen über dieſe Unmaſſe von Verdienſt, welches durch dieß ganze Firmament ſtrahlender Sterne bezeichnet wurde, ausbrach. Hinter dem Stuhle der Kaiſerin hielt ſich eine Perſon, welche von Allen mit dem größten Intereſſe betrachtet wurde, eine kleine, ſchmächtige

Geſtalt mit ausdrucksvollen, gefurchten Geſichtszügen, langem, ſchwarzem Barte, gehüllt in einen ſchneeweißen Burnus mit Kapuze, die Bruſt mit Ordensſternen bedeckt, und darüber das breite grün und rothe Band des Osmanieh-Ordens — Abd-el-Kader.

Der Scheik-el-Zakka hatte den Vortritt und war in der brennenden Sonnenhitze diskret genug, die heilige Ceremonie ſo viel als möglich abzukürzen, worauf die katholiſche Meſſe, durch den Erzbiſchof von Alexandrien celebrirt, ſchon etwas länger dauerte, dafür aber dem Auge durch die vielen reichen, gold- und ſilbergeſtickten Meßgewänder, durch Infuls und Biſchofsmützen, durch die maleriſchen Trachten der koptiſchen, armeniſchen, griechiſchen Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prieſter einen prachtvollen Anblick bot. Beim Sanktiſſimum donnerten die ſeitwärts aufgeſtellten Batterien, ſpielten die Muſikbanden und dröhnten von fern her die dumpfen Kanonenſchüſſe der ſalutirenden Kriegsſchiffe. Die Predigt, oder beſſer geſagt, die Feſtrede hielt der durch ſein wechſelvoll abenteuerliches Leben bekannte Abbé Baur, indem er ſchwungvoll und phraſenreich auf die Vollendung des Suezkanals, als eines der größten Ereigniſſe

aller Zeiten, hinwies und dieſe wunderbare Verbindung des Occident mit dem Orient, ſo unberechenbar groß für Handel und Verkehr, als ein Rieſenwerk bezeichnete, für deſſen Vollendung unter dem Schutze Gottes man ſeine Bewunderung für die Größe des Menſchengeiſtes nicht verſagen dürfe, und für welches man neben dem Danke für die großmüthigen Unterſtützungen des Vizekönigs vor Allem den allerhöchſten und höchſten Herrſchaften, welche gekommen ſeien, die Eröffnung mit Ihrer Gegenwart zu verherrlichen, einen innigen Feſtes- und Dankesgruß ſagen müſſe. Natürlich folgte darauf noch ſehr Vieles pour la gloire de la France, und die Rede wäre überhaupt recht genußreich geweſen, wenn der gute Abbé ſie nur um die Hälfte abgekürzt hätte, ſo der ſengenden Hitze Rechnung tragend, welche ermattend auf alle Anweſenden wirkte.

Herr Stollberg hatte, an einer der Flaggenſtangen des Zeltes lehnend, einen ganz vortrefflichen Platz, von wo er ſowohl was an den Altären vor ſich ging, ſehen konnte, ſowie auch die intereſſanten Perſönlichkeiten auf der Eſtrade ruhig und ungenirt betrachten; vor Allen die Kaiſerin Eugenie, die in der erſten Reihe ſaß, wobei wir

den berühmten in Felsen gehauenen Batterien, entdeckt man von unten keine Spur; nur sieht man auf dem Kopfe des Löwen feste, trotzige Mauern; in seiner Brust, die er kühn dem Festland entgegenwendet, befinden sich jene furchtbaren Kanonenhöhlen, und wenn wir auch vielleicht dort oben zwischen wehenden Gebüschen undeutlich eine kleine schmale Felsspalte entdecken, so können wir unmöglich glauben, daß es eine jener Schießscharten sei, aus denen dem Angreifer Kugeln des schwersten Kalibers entgegenfliegen. Von den Festungswerken auf der westlichen, uns und dem spanischen Algesiras zugewendeten Seite, unten am Hafen, sehen wir zwei aus Granit schief in das Meer hineingebaute Hafendämme, die beiden Molo's, welche mit Geschützen des schwersten Kalibers besetzt sind.

Ueber den Namen Gibraltar, das alte Heraklia, gibt es verschiedene Lesarten; nach Einigen soll es Giebel-Thor heißen, Bergthurm, nach Andern Dschebel el Tarie, Berg des Tarie, weil der tapfere arabische Feldherr hier 714 mit seinen Mauren landete.

Es schien mir, als habe der Kapitän des Don Manuel in die Aufhebung der Quarantaine hier noch keinen rechten Glauben gesetzt; denn statt dicht bei Gibraltar hatte er sich so nahe an Algesiras gelegt, daß uns die dortigen Bootführer als ihre Beute beanspruchten, mit einer ziemlich großen Fähre vor unsern Dampfer kamen und uns abholten. An der spanischen Küste befand sich ein altes Pfahlwerk in die Bucht hineingebaut, wo Boot und Nachen bei ganz ruhiger See anzulegen schienen; heute aber, wo die Fahrzeuge immer etwas auf dem Wasser tanzten, steuerte unser Nachen nördlicher dem Ufer zu, um vielleicht fünfzig Schritte von demselben zu halten. Zugleich erschien denn auch eine Menge Lastträger, die bis an den Gürtel in's Wasser gingen, um unser Boot auszuladen. Sie nahmen Koffer und uns selbst auf ihre Schultern, und es war komisch anzusehen, wie wir rittlings den Strand erreichten. Nach einigen Paßschwierigkeiten, die wir mittelst ein paar Peseten in's Reine

aber geſtehen wollen, daß das Erſcheinen Ihrer Majeſtät, begleitet von zwei Damen, nur vor Anfang der Feier einen großen Eindruck auf ihn ausgeübt hatte, indem er fürchtete — nicht hoffte unter dem Gefolge auch die ſchöne Gräfin Patatzky zu ſehen, ja er that einen tiefen Athemzug der Erleichterung, als er nur jene Dame erkannte, die er vorgeſtern in der Theaterloge zu Alexandrien geſehen, und da weder die Frau Marquiſe von Clairville, noch deren Gemahl hier anweſend waren. Ja, es hatte ihn beruhigt, aber daß er dieſe Beruhigung als ſolche empfand, hatte ihm wieder ein unangenehmes Gefühl verurſacht und ihm gezeigt, wie wenig er im Stande ſein würde, der Gewalt jener gluthvollen Augen zu widerſtehen, beſonders unter dem anmuthigen Lächeln, wie es Niemand ſo wie Gräfin Mathilde um ihren lieblichen Mund ſpielen zu laſſen vermochte.

Seine Reiſegeſellſchaft hatte er vergeblich in dem Gedränge geſucht, einmal den jungen Raoul zu ſehen geglaubt, der aber dann ſogleich wieder in der wogenden Menge verſchwunden war.

Dann war Alles vorüber, über die Treppen der Eſtrade hinab rauſchte der glänzende Strom der bevorzugten Zuſchauer, an die ſich wieder die

Festgäste in ziemlich ausgedehnter Linie anschlossen und sich Alles durch das Soldatenspalier unter den Klängen der Musik, unter dem Donner der Geschütze nach Port Said zurückbewegte.

Aber welche Linie — ein wahrer Strom in den buntesten, schillerndsten Farben, überragt von wehenden Federn und blitzenden Helmen.

„Wer zählt die Menschen, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen! — —"

Die Fürsten, Grafen und Barone, die Botschafter, Minister, Gesandte, die General- und Vizekonsuln, die Admirale, Generale, Obersten und Offiziere aller Grade, die Uniformen aller Länder, die Ordenszeichen der ganzen Welt — und rechts und links tiefer Flug- und Wüstensand, trübe Wasserlachen und Haufen zerlumpter Fellahs, die Alles das wie ein Bild der Fata Morgana betrachteten, was es denn auch in Wirklichkeit war. Blieb doch morgen von all' dieser Pracht und Herrlichkeit nichts mehr übrig und Port Said lag wieder traurig, sandig und verlassen, wie vordem da.

Heute aber war es farbig, lustig, lebhaft aufgeputzt und strahlte im Grün seiner Palmenzweigdekoration und in seinem bunten Flaggenschmuck

bei dieſem Rendezvous faſt aller Nationen der Erde. Es war eine eigenthümliche Art von Volksfeſt, dieſe Hunderte meiſtens hochgebildeter, intelligenter Menſchen, wie ſie jetzt im Frack oder in der beſternten Uniform, zugleich mit wirklich hochachtbaren und vornehmen Damen in den reichſten, geſchmackvollſten Toiletten, im tiefem Sande längs der ärmlichen Baracken von Port Said zogen, ſich eine Stunde zu vergnügen ſuchten, indem ſie hier in einem Magazin irgend welche Wüſtenerzeugniſſe kauften oder ſich dort von einem Kaffeereſtaurant eine Taſſe Kaffee geben ließen und dabei, ſich auf dem einfachſten Strohſtuhle wiegend und beim Anblick zerlumpter Fellahs, die mit den glänzenden Augen in den dunklen Geſichtern neugierig die Fremden anſtarrten, dieſen Dekorationswechſel etwas raſch und ſchroff zu finden, indem ſie ſich erinnerten, noch vor acht Tagen ihre Demi-taſſe auf dem Boulevard des Italiens genommen zu haben. Auch Muſikklänge ertönten, allerdings in ziemlich barbariſcher Weiſe, dazwiſchen vernahm man den Klang einiger Drehorgeln, dorthinten wurde von Arbeitern und Matroſen mit zweifelhaften Damen getanzt und dabei vielleicht Bekanntſchaften erneuert, die man vor Jahren an der Seine, an der Themſe

oder Donau angeknüpft; etwas auffallend rothe Laternen hier und dort ſollten Häuſer bezeichnen, wo Abends geſpielt wurde, und wenn man ſo glücklich war, jetzt beim hellen Tageslichte dort ſchon einige Meſſieurs de la Banque wartend zu erblicken oder die Phyſiognomien ihrer Kunden betrachtend, die ſich langſam und vorſichtig einſchlichen, ſo war man zu einer nicht beſonders vortheilhaften Meinung über die Art dieſer Geſellſchaft berechtigt.

Wenn man Alles das betrachtet, vielleicht ſogar bei einem der Reſtaurants mit gekühltem Champagner auffallend gut dinirt — ſchroffere Gegenſätze, wie hier, wären anderswo kaum denkbar — wenn man darauf vielleicht noch eine Stunde oder ſo etwas, eine vortreffliche Cigarre rauchend mit der Menge durch den tiefen Sand gewatet war, dabei die Vorbereitungen zur Illumination betrachtet, ſo konnte man beim Anblick dieſer nackten Lattengeſtelle, mit farbigen Lampions behängt, dieſer Gerüſte zum Abbrennen von Raketengarben und anderen Feuerwerkskörpern wohl zu der Anſicht kommen, daß es viel ſchöner ſei, Alles das aus der Ferne vom Bord der Schiffe mit anzuſehen, als ſich hier unter dem Geſchrei, dem Qualm und Dunſt der Menſchen-

maſſen umherzutreiben; dazu flutheten die Meereswogen leiſe an das ſandige Ufer, und luden in ihrer großartigen Einfachheit und wunderbaren Ruhe ordentlich ein, den heißen, ſtaubigen, menſchenerfüllten Strand zu verlaſſen, um auf einem der kleinen Boote hinausgleitend den Bord des Schiffes wieder zu betreten, welches man inmitten dieſes grenzenloſen Lärmens wie eine ſtille, trauliche Heimat liebgewonnen hatte.

So erging es auch unſerem Freunde und fühlte er ſich, zum Strande hinabgehend, beinahe angenehm berührt, als er dort mit ſeiner Reiſegeſellſchaft zuſammentraf, mit Monſieur Ramplacent, der Herrn Schnecke unter dem Arme führte, ihm dabei vordemonſtrirend, wie thatſächlich und bewunderungswürdig die große Nation hier wieder einmal an der Spitze der Nationen marſchirt ſei. Hinter den Beiden kam Frau Thusnelda, von Herrn Raoul geführt, oder vielmehr Dieſen in der Art feſthaltend, wie man ein eingefangenes, unartiges Hündlein, das nur widerſtrebend folgt und häufig ſehr auffallend zurückblickt, mit ſich führt.

Ja, es war Herrn Stollberg in dieſem aufregenden Wirrwarr recht angenehm, die bekannten Geſichter wiederzuſehen, ein vertrautes Wort

plaudern zu können, weßhalb er auch den haſtig gethanen Vorſchlag Madame Schnecke's, ſogleich und gemeinſchaftlich an Bord des „Maſſr" zurückzukehren, bereitwillig annahm, und als ſie zu dieſem Zwecke in ein Boot geſtiegen waren, bei welcher Gelegenheit Herr Raoul, unter dem Vorwande, ſeinen Spazierſtock verloren zu haben, nochmals einen vergeblichen Fluchtverſuch machte, ließ ſie ſich dicht an der Seite unſeres Reiſenden nieder, blickte ihn mit einem wehmuthsvollen Lächeln an und ſagte ſeufzend: „Ach, werther Freund, wie wäre es uns ergangen, wenn wir Sie nicht zufällig getroffen, und wenn Sie ſich unſer nicht ſo freundſchaftlich angenommen hätten — und trotzdem," ſetzte ſie mit einem leiſen Beben in der Stimme hinzu, „fühle ich mich in dieſer großartigen Welt ſo einſam und verlaſſen, daß ich weinen möchte, wenn ich meiner ſtillen, traulichen Stube in Zwickau gedenke."

„Aber ſpäter die Erinnerung, verehrte Frau," erwiederte Herr Stollberg gütig, „das Alles mit erlebt zu haben, und dann die Ausſicht auf einen ſtillen und reizenden Aufenthalt in Kairo, o, ich verſichere Sie, etwas Behaglicheres und Schöneres gibt es nicht als das Hotel du Nil mit ſeinem Palmen-

garten, wie geſchaffen, um in einer wahrhaft wonnevollen Umgebung ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen.“

Sie ſchüttelte den Kopf unter einem ſchmerzlichen Seufzer und wollte gerade die Hand auf den Arm des bewährten Freundes legen, doch hatte dieſer weder Seufzer gehört, noch dieſe Bewegung geſehen, da er ſich gerade abwandte, um die Aſche ſeiner Cigarre in's Meer fallen zu laſſen, worauf er mit freundlicher Miene fortfuhr: „Das Hotel du Nil hat dabei die ſchätzbare Eigenſchaft, an keiner lärmenden Straße zu liegen, ſondern mitten in einem Häuſerviertel, zu dem nur ſchmale, gewundene Wege für Fußgänger und Reiter führen; aus dieſem Gewirre ſchmutziger, unanſehnlicher Gebäude mit dunklen gewölbten Durchläſſen kommen Sie nun mit Einemmale vor ein ſtattliches Thor und dann in einen Garten, wo rieſige Palmen, Lorbeer und Orangen Schatten ſpenden, wo Blumen duften und Quellen rauſchen, kurz in ein Eldorado, wie man es ſich ſchöner nicht wünſchen kann, und das für uns noch werthvoller dadurch erſcheint, da dieſe Oaſe rings von ſtattlichen Gebäuden, eingerichtet nach europäiſcher Art, umſchloſſen iſt und daß Ihnen ein Deutſch redender Kellner unter hochſtrebenden

Bananen und Thamarixen einen vortrefflichen Kaffee servirt, bei dem Sie obendrein die Wonne haben, Semmeln und Kipfeln nach heimatlicher Art eintunken zu können.“

„Wundervolle Schilderung — — ach, wer vor Jahren dort hingekommt hätte!“ Frau Thusnelda sagte das nach einem tiefen Seufzer, und mit einem Augenaufschlage gegen ihren Nachbar, der zu verständlich war, um ihn nicht zu der raschen Entgegnung zu veranlassen:

„O, es ist auch heute noch Zeit genug, verehrte Frau, denn wenn ich mir Ihren Herrn Gemahl so betrachte, wie er da lustig mit seinem Freunde plaudert, so kann sein Leiden nicht derart sein, um einem Winteraufenthalt in Egyptens mildem Klima zu widerstehen.“

Herr Stollberg sprach das bei seinem angebornen Zartgefühl mit leiserer Stimme, was er aber nicht nothwendig gehabt hätte, denn Monsieur Ramplacent, der sich mit Herrn Schnecke vorn im Boote niedergelassen, erzählte seinem Freunde gerade eine Geschichte, die dieser unter einem lauten, schallenden Lachen anhörte, während sich der junge Raoul weiter rückwärts gesetzt hatte, mit trübem Blick und

ergrimmter Miene nach dem soeben verlassenen Strande schaute.

„O, was sein Leiden anbetrifft," sagte Frau Thusnelda in einem beinahe wegwerfenden Tone, „so hat sich der Mann in den letzten Tagen auffallend verändert, Sie werden sagen, zu seinem Vortheil verändert, er schläft so vortrefflich, daß mir sein Schnarchen auf Stunden lang keine Ruhe läßt, er ißt und trinkt, als wolle er sich bemühen, der Einladung, die ihm Ihre Güte verschafft, selbst auf Kosten seines Magen alle Ehre zu machen, er schaut, wo sich nur eine Gelegenheit dazu bietet, gerade so um sich her, als wenn er ein Junggeselle wäre, und hat nicht nur Geschmack an den oft recht pikanten Erzählungen unseres sonst werthen Freundes Ramplacent gefunden, sondern erlaubt sich selbst, Aehnliches von einem oft haarsträubenden Genre preiszugeben — — o Herr Stollberg, wenn ich zurückdenke, wie Alles anders hätte sein können, so —"

„Danken wir Gott," entgegnete dieser, rasch und gewandt ihren Satz abschneidend, „daß es Ihrem Herrn Gemahl jetzt schon besser geht, und was seine vielleicht auffallende Heiterkeit anbelangt, so müssen wir das einer Nervenaufregung zuschreiben, die uns Alle mehr oder minder stark befallen

hat, welche aber dem Ihnen soeben geschilderten Stillleben im Hotel du Nil gewiß nicht zuwiderstehen vermag, — ich bin überzeugt, auch Sie werden sich dort bald heimisch und glücklich fühlen, einen Kreis angenehmer Damen finden und wie bei sich zu Hause sein, ja, ich beneide Sie um diesen Winteraufenthalt; Herr Ramplacent und Sohn werden die wunderbarsten photographischen Aufnahmen machen, solchergestalt ganz Egypten vor Ihnen ausbreiten, Ihnen Alles das treulich erklären, und wenn ich daran denke, könnte ich fast eine Regung des Neides spüren."

„Und Sie, verehrter Freund, werden wir noch lange das Glück Ihrer Gesellschaft haben?"

„Wie vermag ich das zu sagen? ebensowenig wie der Soldat, hat auch der Reisende meines Schlages ein bleibend Quartier, meine Geschäfte können mich ein, zwei, drei Wochen nach den Festlichkeiten noch in Kairo halten, ich kann aber auch, wenn Nubar Pascha eilig ist, vielleicht heute oder morgen stehenden Fußes unsere Angelegenheit in's Reine bringen — ich bin wie der Vogel auf dem Zweige."

„Und fliegen gern wieder der Heimat zu."

„Unter Umständen, ja."

brachten, durften wir über das eben bezeichnete alte Pfahlwerk einen kleinen Dampfer beſteigen, welcher die Verbindung zwiſchen Algeſiras und Gibraltar vermittelt. Damit hatten wir eigentlich das ſchöne Spanien verlaſſen und wandten ihm lange ſchmerzliche Blicke zu, ſandten noch viele Abſchiedsgrüße hinüber, wahrſcheinlich auf Nimmerwiederſehen. —

Ein gebrechlicheres und elenderes Fahrzeug, wie der Dampfer war, der uns hinüberführte, hatte ich lange nicht geſehen;

— — — ein kleines Ding,
Das leck ſchon war und Waſſer ſing,
Als wie ein alter Stiefel,

heißt es irgendwo von Charons Nachen, und gerade ſo war unſer Fahrzeug, dabei von erſchreckend engliſchem Anſehen; auf dem Verdeck die bekannten ſchweren Reiſerequiſiten, blonde Herren mit ſchottiſchem Plaid, und blonde Damen mit grünen Schleiern und waſſerblauen Augen. Statt unſeres prächtigen Piratenkapitäns vom Don Manuel ſtand hier ein fetter Kerl auf dem Radkaſten in langer Aermelweſte, den Hut auf dem Hinterkopfe, mit dickem aufgedunſenem Geſichte und röthlichem Backenbarte. Ja, es war wirklich Charons Nachen, der uns hinweg vom glühenden wunderbaren Lichte der Sonne in die kalte nüchterne Unterwelt führte. — Lebe wohl, du ſchönes Spanien!

Bald legten wir am neuen Molo von Gibraltar an und hätten glauben können, während der kurzen Ueberfahrt von Algeſiras viele, viele hundert Meilen nördlich gekommen zu ſein. Hier waren engliſche Matroſen und engliſche Laſtträger, engliſche Soldaten und engliſche Kaufleute; ein engliſcher Lohnbedienter pries uns das engliſche Clubbhaus an; engliſch geſchnittene Backenbärte befanden ſich hier an engliſchen ſonſt glatt raſirten Köpfen, und über dem Thor, durch das wir gebückt faſt kriechen mußten, da des Sonntags halber nur der untere Theil geöffnet wurde, wehte die engliſche Flagge.

Daß eine Stadt wie Gibraltar, im Mittelpunkt des ſpaniſch-andaluſiſchen Lebens gelegen, zwiſchen Cadiz, Sevilla, Cordova,

„Wo Sie gewiß ein Herz erwartet, das für Sie und mit Ihnen fühlt, wie einſt ich, mit — "

„Nein, nein" —. rief er raſch, „was Ihre letzte Vermuthung anbelangt, ſo vermöchte ich das Gegentheil zu beſchwören; mich zieht ſo gar nichts nach der Heimat zurück, daß es mir ſchmerzlich wäre, ſo raſch das Wunderland Egypten und gerade in dieſer feſtlichen Zeit verlaſſen zu müſſen — ja, wenn ich jetzt gezwungen würde, nach Europa zurückzukehren," fuhr er ein wenig erregter fort, „ſo würden meine Gedanken leicht begreiflicherweiſe ſehnſuchtsvoll nach — — den Wundern des Morgenlandes zurückkehren."

„Ach," entgegnete ſie mit einem leichten Seufzer, ſtill lächelnd vor ſich niederblickend, und da das Boot in dieſem Augenblick an die Falltreppe des „Maſſr" ſtieß, ſo blieb dieſes „Ach", wir möchten ſagen, glücklicherweiſe und von dem Andern nicht beachtet, ein unvollendeter Gedanke.

IX.

Welchen wonnigen Gegensatz zwischen dem breiten, glatten, beziehungsweise leeren Deck des Schiffes, das sich leise, kaum merklich und deßhalb behaglich auf den Wogen wiegte und drüben dem menschenvollen, sandigen Port Said, in Hitze, Staub und Dunst, unter den lärmenden Massen, bei dem Getöne einer mehr oder minder ohrenzerreißenden Musik!

Von den Passagieren waren noch wenige hierher zurückgekehrt, die Aufwärter und Kellner schlenderten langweilig hin und her und schienen es fast als eine Gunst anzuerkennen, daß unsere Reisegesellschaft ihnen durch die Bestellung eines kleinen Diners diese Langeweile vertrieb. Es wurde ein Tisch auf Deck, von einer farbigen Zeltleinwand beschattet, für sie gedeckt und bald waren Alle bei vortrefflich gekühltem Champagner darüber einig, daß gewiß nur Wenige, selbst nicht einmal die

allerhöchsten Herrschaften, in solcher Behaglichkeit und Ruhe heute ihr wohlverdientes Mittagsmahl einnehmen würden. Auch schienen es die Kellner förmlich darauf abgesehen zu haben, dieses Diner, woran allerdings noch einige andere, auf den „Massr“ zurückgekehrte Eingeladene theilnahmen, durch stets sich erneuernde Flaschen, dann durch trefflichen Liqueur, Kaffee und Cigarren zu verlängern, so daß es schon zu dunkeln begann, als die heiter gewordene Gesellschaft unter der farbigen Zeltleinwand hervortrat, um dann auf bequemen Sitzgelegenheiten neben dem Steuerruder die eben beginnende, großartige Illumination zu betrachten.

Welch' ein Genuß, sich hier wie auf dem besten Platz eines Amphitheaters niederzulassen, die erste Cigarre des heutigen Tages mit Behagen zu rauchen und einen Blick zu werfen auf das unbeschreiblich prachtvolle Schauspiel ringsumher.

Da war kein Kriegs- oder Handelsschiff, kein Dampfer oder sonstiges Fahrzeug, welches nicht Masten, Raaen und Taue mit bunten Lampions bedeckt gehabt hätte — eine Flotte in Feuer — ein nie gesehener, wunderbarer Anblick. Und dort, wo Port Said lag, zeigte sich eine Feuerlinie vom Leuchtthurme an bis weit hinaus über das fern-

liegende Araberdorf, so einen gewaltigen Kai bildend, Neapels oder Konstantinopels würdig, vor dem die reichbeleuchteten kaiserlichen Schiffe „Greif" und „Adler," die französische Fregatte „Thetis," sowie die „Peluse," das Schiff der Kanaladministration mit ihren Mastenpyramiden im bunten Feuer gerade so erschienen, wie Thürme und phantastische Minarets, die sich in der Stadt selbst erheben.

Die Hafendämme waren dicht mit lodernden Pechfeuern besetzt, welche lange, dunkle Streifen auf das glatte Wasser des Hafens warfen, und über Alles hinweg, Mond und Sterne verdunkelnd, zitterte jedesmal, in Intervallen von einigen Sekunden aufblitzend, das starke elektrische Licht des Leuchtthurmes und brachte hoch in der Luft eine eigenthümliche Wirkung hervor, denn so oft sich das Licht verstärkte, zuckten bleiche Strahlen hoch hinauf an den Nachthimmel und zogen weiße, leuchtende Lichtgestalten langsam wogend vorüber.

Dazu Musik von fast allen größeren Schiffen, die Volkshymne aller Nationen spielend, Kanonensalven, Raketengarben, Leuchtfeuer und farbige Sterne der größten Art, ein langandauernder Glutregen auf der ganzen Linie.

Dazu die warme wohlige Nachtluft unter einem entzückenden Sternenhimmel, der ſich in unbeweglicher, aber noch glänzenderer Pracht über die farbigen Lichtlein der Menſchen ausbreitete, Alles das gab ein Schauſpiel, wie wohl keiner der Anweſenden es je erlebte und künftig noch einmal erleben wird. Die Sinne beſtrickend, das Herz mit einem unbeſchreiblichen Gefühle der Sehnſucht nach irgend einem noch größern Glücke erfüllend.

Frau Thusnelda hatte ſchon ein paarmal verſucht, das im Boote begonnene Geſpräch auf eine ſchickliche Art wieder anzuknüpfen, doch war ihr Herr Stollberg in freundlicher Art ausgewichen, hatte ſich aber dadurch veranlaßt geſehen, einen ſtillen Platz zu ſuchen, wo er mit ſeinen Gedanken, die heute Abend faſt traurig bewegt waren, allein ſein könne, wozu der Platz vorn am Bugſpriet ſo einladend als nur möglich erſchien.

Dort ließ er ſich nieder, ſtützte den Kopf in die Hand und während er träumeriſch auf das dunkle, leiſ' wogende Meer ſchaute, auf die leuchtenden Reflexe der zahlloſen Lichter ringsumher, verſenkte ſich ſein Geiſt in die Vergangenheit und die Tauſende und Tauſende farbiger Punkte, die er bei halb zugeſchloſſenen Augen wie durch einen

Schleier sah, zogen sich unwillkürlich und ungesucht zu Linien und Figuren zusammen, in denen er mit schmerzlicher Freude wie in einem vor ihm aufgeschlagenen Buche zu lesen vermochte.

Da waren jene zitternden Lichter, die er bei einer nächtlichen Eisenbahnfahrt auf der letzten Station bemerkt, die große Stadt, das Ziel der Reise verkündend. Ach, wie rasch war dasselbe gekommen, wie glücklich hatte er ein paar Stunden verbracht, an der Seite jener schönen, damals noch unbekannten Frau, ohne leider im Stande zu sein, sie in ihren gewandten, aalglatten Gesprächswendungen auch nur für die kleinste, schöne Sekunde zu hemmen und festzuhalten. Blitzte doch der Glanz ihrer Augen, der Geist auf ihren Lippen hinreißend-blendend wie dort jene glühenden Feuersterne auf, um sich aber gleich darauf wieder, gerade so wie jene, in tiefe Dunkelheit zu hüllen und unfaßbar zu werden.

— — — — Dann formten sich die farbigen Lichterreihen am Ufer vor seinem innern Auge zu einem andern Bilde zusammen, zu jener Dekoration des wilden, phantastischen Treibens der Closerie des Lilas in Paris, und auch da erschien sie ihm wieder, die prächtige Gestalt in so wunder-

voller Schönheit, wie damals, wo ſie durch die ſtaunenden Reihen ſchritt, ſo voll Hoheit und Würde, daß ſelbſt die ausgelaſſenſten der Tänzerinnen dort den Scherz über ſie auf der Lippe behielten und eine ſchon begonnene unbeſchreibliche Tanzfigur unterdrückten.

Schon längſt war die tiefe Dunkelheit des Abends eingetreten, während er dort träumend und brütend ſaß. Stunden waren ſeit Beginn des Feuerwerks und der Illumination vergangen, das erſtere erſtarb langſam in einzelnen Raketen, die noch hie und da aufſtiegen, ſowie in dumpf dröhnenden, einem plötzlichen Lichtſchein am Ufer folgenden Kanonenſchüſſen, und was die Beleuchtung anbelangte, ſo machte es einen faſt traurigen Eindruck, die Feuerlinien ſchon häufig unterbrochen zu ſehen und zu bemerken, wie raſch und zahlreich ſich die ſchwarzen Punkte in den Lichterguirlanden vermehrten. Auch auf den Schiffen hörte Leben, Lärmen und Muſik nach und nach auf, die eingetretene Nacht verlangte eben ihr Recht und nur das elektriſche Licht des Leuchtthurmes ſtrahlte fort und fort in wechſelnder Pracht.

Herr Stollberg hatte ſich erhoben im Begriffe nach rückwärts zu gehen, um ſich zu erkundigen,

ob für die morgige Kanaldurchfahrt, was die Paſſagiere des „Maſſr“ anbetraf, Befehle angelangt wären, denn es hatte ſich das Gerücht verbreitet, der „Maſſr“, als zu tiefgehend, werde zurückbleiben müſſen; dann wollte er für ein paar Stunden ſeine Kabine aufſuchen und überſchaute jetzt noch einmal Rhede und Stadt, wobei ſein Blick auf der Laterne des Leuchtthurmes ruhen blieb, deren Licht jetzt tief zuſammengeſunken und plötzlich wieder hell ſtrahlend aufflammte und gerade als er trotz allem Erlebten einen innigen Gedanken für die ſchöne Gräfin nicht zu unterdrücken vermochte.

Da trat er erſtaunt einen halben Schritt zurück, denn dicht neben ſich bemerkte er eine Geſtalt, deren Näherkommen ſich auch nicht durch das geringſte Geräuſch verrathen hatte. Sie trug die Uniform der egyptiſchen Marine und ſagte in einem ziemlich fließenden Italieniſch: „Ich glaube faſt, daß ich ſo glücklich bin, den Herrn vor mir zu ſehen, an den man mich geſandt.“

„Und wie müßte dieſer Herr heißen?“

„Ein etwas harter Name für unſer Einen von den griechiſchen Inſeln,“ entgegnete die Geſtalt in einem faſt launigen Tone, „doch habe ich ihn mir gut gemerkt, Signor Stollberge.“

„Bis auf das überflüſſige ‚e‘ am Ende richtig und womit kann ich dienen?“

„Das weiß ich allerdings nicht, Herr, ich habe bloß den Auftrag, Sie zu fragen, ob Sie Muth genug hätten, ſich mir zu einer nicht allzulangen Bootfahrt anzuvertrauen.“

„Und wo nähme dieſe Bootfahrt ihr Ende?“

„Dort drüben, Herr, bei irgend einem Schiffe.“

„Nun, ſo gänzlich in's Ungewiſſe zu folgen,“ meinte Herr Stollberg kopfſchüttelnd, obgleich er in ſeinem jugendlichen Uebermuth eine Neigung empfand, die ihn an einem ſolchen Abenteuer Geſchmack finden ließ, „könnte hier auf der Rhede vor Port Said, welche Stadt ſich gerade keines guten Rufes erfreut, etwas bedenklich erſcheinen. Da ich aber,“ ſetzte er, ſeinen Rock zuknöpfend, heiter hinzu, „weder Geld noch Pretioſen bei mir führe, ja, des Gedränges in den Straßen wegen ſogar meine Uhr ablegte, auch gewiß bin, hier keinen perſönlichen Feind zu haben, ſo bin ich unter einer Bedingung geneigt, mit Ihnen zu gehen, ich bitte Sie nämlich, mir zu ſagen, ob Sie von einem Herrn oder von einer Dame an mich geſandt wurden.“

„Da mir das nicht verboten iſt, ſo darf ich Ihnen ſagen, daß Sie von einer Dame erwartet

werden, Ihnen auch, da man eine Weigerung Ihrerseits für möglich hielt, ja fast voraussetzte, die Worte der Dame wiederholen: daß es bei den gleichen Farben, weiß und grün, nur auf die Wärme des Herzschlages ankäme und daß, wer schon früher einmal die Hand nach einer Rose ausgestreckt, auch den Muth haben würde, sie festzuhalten."

Welch' räthselhafte Worte, um so dunkler und unverständlicher für den Betreffenden, als ihm jeder der beiden Sätze einzeln erklärlich erschien und doch im Zusammenhang undeutlich, indem sie sich auf seine jüngste oder ältere Vergangenheit beziehen ließen, als sie in ihren Begriffen durcheinander liefen und doch wieder dasselbe zu sagen schienen.

Was wußte wohl die Geberin der weiß und grünen Edelsteine von jener Aeußerung des übereinstimmenden Herzschlages, und sie, an die die letzteren Worte gerichtet waren, welche Kenntniß hatte sie von dem Brillantenkreis, der den Smaragd umgab? und wenn die Deutung mit der Rose für ihn nach dem Vorfalle von heute Morgen auch näher lag, so konnte ihm ja auch die andere mit der Rose ein Glück bezeichnen wollen, nach dem er schon vor Jahren gestrebt und das jetzt endlich zu erreichen seinem Muthe vorbehalten war.

Granada und Malaga, gegenüber dem poetiſchen Maurenlande durch ein Paar Tauſend Engländer ein ſo troſtlos nüchternes Anſehen gewinnen kann, iſt völlig unerklärlich. Wenn man durch die lange Hauptſtraße Gibraltars geht, nicht rechts blickend wo durch irgend eine Seitengaſſe ein Stück des Maſtenwalds hervorſteht, aber nach links, wo der gewaltige Fels hereinragt, ſo hätte man glauben können, in der ſtillſten Krämerſtadt mitten im Lande zu ſein, die fern, abgeſchloſſen von der Welt daliegt, und wohin ſich höchſtens zweimal in der Woche ein alter, gebrechlicher Poſt-Omnibus verirrt. Und dieſe drückende Leere auf den Straßen! Nur hin und wieder wandelt ein einſamer Paletot oder ein paar rothröckige Soldaten. Gott ſei Dank, daß wir an einem Kaffeehaus vorbeikamen, vor dem ein paar Mauren ſaßen, den langen weißen Burnus über den ſeidenen maleriſchen Gewändern, mit ſchönen gelben, arabiſch-ernſten Geſichtern. Dazu die Stille der Häuſer, kein Gelächter, kein Geplauder an den halboffenen Fenſtern, kein Guitarrenklang, kein luſtiges Lied. Wo waren die lieben ſpaniſchen Augen geblieben, die friſchen lachenden Lippen mit den ſchönen Zähnen! Hie und da ſah man wohl eine Jungfrau am Fenſter ſitzen, aber aufrecht und ſteif, ſtrenge und wohlerzogen die Blicke abwendend, wenn die vorüberwandelnden Fremdlinge allzukühn aufſchauten, oder das Fenſter ſchließend, wie es ja auch wohl im ähnlichen Falle bei uns daheim geſchieht von der wohlgekämmten Tochter einer achtbaren Familie.

Im Hôtel Gibraltar, einem guten engliſch eingerichteten Gaſthofe, bekamen wir ordentliche Zimmer, und kleideten uns ſogleich um, um einen Empfehlungsbrief abzugeben, den wir in Madrid erhalten, und zwar an den preußiſchen Conſul, Herrn Schott, deſſen liebenswürdige Perſönlichkeit uns ſchon manche Reiſende gerühmt hatten. Wir fanden auch alles Gute und Liebe, was man von dieſem gaſtfreundlichen Hauſe geſagt, auf's Vollkommenſte beſtätigt, und wenn auch keine Vergeltung, ſo übe ich doch eine Gerechtigkeit, wenn ich ſage, daß Herr Conſul Schott

So, oder ähnlich kreuzten ſich blitzſchnell die Gedanken des jungen Mannes, etwas unklar und konfus allerdings, doch war auch der Augenblick nicht dazu angethan, um ihm eine ruhige Ueberlegung zu geſtatten. Jedenfalls handelte es ſich hier um ein pikantes Abenteuer, vielleicht mit dem ſüßen Hintergrunde einer ſchon längſt nicht mehr erhofften Seligkeit, und da Herr Stollberg in ähnlichen Fällen nie gezaudert hatte, ſo ſagte er auch jetzt raſch und entſchloſſen:

„Hätten Sie Ihre Botſchaft gleich ſo ausgerichtet, ſo würden wir nicht ein paar koſtbare Minuten verloren haben; gehen wir alſo. Wo liegt das Boot an der Falltreppe, Backbord oder Steuerbord?“

„Sie brauchen ſich nicht ſo weit zu bemühen,“ erwiderte der höfliche Grieche, „ich habe, um weniger Aufſehen zu erregen, mein Boot hier nebenan unter dem Bugſpriet liegen, wo eine Strickleiter herabhängt, die von einigen Matroſen benutzt wurde, um heimlich an's Land zu gehen.“

„Wagen wir es alſo dort hinab,“ erwiederte Herr Stollberg, näher auf den Anderen zutretend, worauf er, deſſen Geſicht erforſchend, in ruhigem Tone hinzufügte: „Ich könnte mich allerdings ſelbſt

für eine Dame weigern, einen so ungewöhnlichen Weg zu machen, doch hat die orientalische Luft Etwas an sich, was uns zu Abenteuern ähnlicher Art geneigt macht, — gehen Sie voraus!"

Das Licht des Leuchtthurmes war gerade hell genug, um die Strickleiter zu erkennen, die von dem mächtigen Bugspriet herabhing, sowie unten nicht nur ein mit den Wogen sich leise hebendes Boot, sondern auch, in unbestimmten Umrissen, eine menschliche Gestalt, die am Steuerruder saß.

„Ah, wir sind also nicht allein?"

„Nur Etwas, das steuert, während ich rudere."

„Ersteres hätte ich auch besorgen können."

„Es ist bequemer so, Herr."

„Meinetwegen." Damit schwang sich Herr Stollberg auf die Strickleiter und kletterte an dem schwanken Dinge hinab, nicht leicht für einen daran nicht Gewöhnten, weßhalb es ihm auch erst nach ein paar mißglückten Versuchen gelang, sich in das Boot zu schwingen, wobei er sich einigermaßen wunderte, daß das Ding am Steuerruder so gar keine Miene machte, ihm behilflich zu sein.

Dieses Ding hatte eine etwas unförmliche Gestalt, so ungefähr wie die eines menschlichen We-

ſens, das ſich in einen dunklen Burnus gehüllt und die weite Kapuze über den Kopf gezogen hat.

Der Grieche tauchte ſeine Ruder in's Waſſer und als ſich gleich darauf das Boot fortbewegte, vernahm man auch nicht das leiſeſte Geräuſch und es glitt dahin, wie eine Möve, die unhörbar ihre Kreiſe über dem Waſſer zieht; auch bewegte es ſich in Wahrheit gleich einer ſolchen zuerſt in eigenthümlichen Kreiſen und Windungen, wie um allenfalls nachſchauende Augen irre zu führen, und erſt, als man in der dunklen Nacht den „Maſſr" kaum mehr zu unterſcheiden vermochte, lief das Fahrzeug in einer geraden Linie, aber nur noch wenige Augenblicke, denn alsdann zog der Grieche ſeine Ruder leiſe an ſich und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Wir ſind nun weit genug, Signor Stollberge, um ungeſehen Ihren Anzug ein wenig ändern zu können, denn wo ich Sie hinzuführen habe, könnte es mit einigen Unannehmlichkeiten verknüpft ſein, Sie in Ihrem jetzigen Gewande an Bord ſteigen zu ſehen."

Schon die kleine Fahrt bis hierher hatte den Ideenkreis unſeres Reiſenden inſofern geklärt, als es ihm doch etwas unüberlegt vorkam, ſich ohne Weiteres zwei Perſonen anvertraut zu haben, von

deren einer er nicht einmal wußte, was die dunkle Umhüllung derselben verbarg; doch richtete sich jetzt auch diese auf und entpuppte sich zu seinem Erstaunen als eine Frau in dunklem Gewande und langem verhüllenden Schleier, die ihm stillschweigend ähnliche Kleidungsstücke darbot, worauf der Grieche, der es wohl bemerkte, wie der Andere zögernd um sich schaute, leise die Worte sprach:

„Ich habe den Auftrag, Sie ganz nach freiem Entschluß handeln zu lassen und erwarte, wenn Sie denselben geändert haben sollten, nur Ihren Befehl, um nach dem ‚Massr' zurückzukehren."

Einen Augenblick lag dieser Befehl allerdings auf den Lippen des Betreffenden, denn es schien ihm doch eine etwas mehr als starke Zumuthung, sich als Frau verkleidet zu einem zarten Abenteuer führen zu lassen. Auch erinnerte er sich, welchen Gefahren ähnlich Unbesonnene, wie er selbst war, schon bei dergleichen kaum entgangen oder auch erlegen waren und es lag eine Unbesonnenheit darin, hier im Oriente auf der Rhede von Port Said einem Unbekannten auf einige Worte hin ohne Weiteres zu folgen, wogegen diese Worte aber wieder in einem so innigen Zusammenhange standen mit dem, was er in den letzten Ta-

gen erlebt, vielleicht auch mit einer ferner liegenden ſüßen Erinnerung, daß er ſeine Lippen feſt aufeinander preßte und ſich mit dem ihm eigenen kecken Uebermuthe jener Umhüllung preisgab. Dabei gereichte es ihm zu einiger Beruhigung, daß die Unbekannte, welche ihm das lange, dunkle Gewand überzog und den Gurt mit einiger Schwierigkeit um ſeine Taille befeſtigte, auch den Schleier ſo ſchön und praktiſch um ſein Haupt drapirte, daß man von Herrn Stollberg's Geſicht nur noch die beiden Augen, ſowie die äußerſte Naſenſpitze ſah, keine jener greulich erſcheinenden, auf alles mögliche Unheil gefaßten Duennen war, die, um der Gebieterin gefällig zu ſein, ihre Hand zu ſo gewagtem Spiele bieten, nicht ohne dabei durch eine düſtere, hoffnungsloſe Miene alles mögliche Schreckliche, das ſich begeben kann, auszudrücken.

Nein, dieſe hier war heiter, zuthunlich und von recht angenehmem Aeußern, wie Herr Stollberg durch Gefühl und Zwielicht empfand, flüſterte auch ein paar franzöſiſche Worte, allerdings mit fremdem Accent und ſagte ihm in dieſen Zuflüſterungen, daß er ganz genau wie eine hübſche Frau ausſehe, daß er ſich aber auch darnach benehmen müſſe, hübſche kleine Schritte machen, wie ſie ſelber, auch ſeiner

Größe wegen etwas gebückt gehen und daß er die weiten Pantoffeln, die sie ihm gab, über seine Stiefeln zu ziehen habe, um mit leisem, gedämpftem Schritt auftreten zu können.

Das Boot war mittlerweile wieder davongeschossen, er wollte ihr dankend antworten, doch legte sich ihm eine weiche Hand fest auf den Mund und im selben Augenblicke schlich das Fahrzeug dicht an der riesigen, dunklen Wand eines hohen Schiffes hin, um am hintern Theile desselben, wo sich eine schmale Falltreppe befand, geräuschlos anzulegen.

Es war indessen nicht ganz das fröhliche Gefühl, mit dem man ähnlichen Abenteuern entgegen zu gehen pflegt, was Herr Stollberg empfand, als er die Stufen der Falltreppe hinter seiner Begleiterin emporstieg, ja er zuckte ein klein wenig zusammen, als jetzt eine rauhe Stimme hoch oben vom Bord des Schiffes auf italienisch niederrief: „Boot ahoi! Wer ist's, der hier hinten herumschleicht, ohne vorne die Losung abgegeben zu haben?"

„O Messir Gasparde, thut nicht so greulich," flüsterte es vom Boote als Antwort zurück, „warum Lärm machen, da Ihr doch wohl erkennt, daß ich es bin, der Euch nachher die Loosung getreulich mittheilen wird. Von den europäischen Weibern

haben ſich ein Paar den Spektakel am Lande angeſehen und dabei verſpätet.“

„Natürlich unter Deiner Führung, verfluchter Beſſewenk, mach' wenigſtens, daß Du mit Deinem Boote da fortkommſt, denn wenn es von den patrouillirenden Wachen geſehen würde, könnte man das übel genug deuten.“

Dieſelbe weiche Hand hatte ſich der Rechten unſeres Reiſenden bemächtigt und zog ihn, gebückt gehend, in das Schiff hinein und zwar auf einem Gange, der vollkommen finſter erſchien und ſehr eng und niedrig war. Etwas Theergeruch herrſchte vor und ſchien hier ſowohl der Boden mit Teppichen belegt, als auch die Stufen einer kleinen Treppe, die es nun abwärts ging, worauf man ſich in einem ſchmalen Gange weiter taſtete, deſſen eine Seite von der Schiffswand gebildet wurde, denn man glaubte das leiſe Anſchlagen der Wellen zu vernehmen und blickte auch ein paarmal durch eine enge, verglaste Luke auf das Meer hinaus.

Am Ende dieſes ſchmalen Ganges öffnete Stollberg's Begleiterin eine kleine Thür, die ſie, nachdem Beide eingetreten waren, raſch verriegelte, dann einen tiefen Athemzug der Erleichterung, ſowie die Worte hören ließ: „Man muß ſich immerhin

glücklich ſchätzen, wenn man wieder bei ſich angekommen, eine ſolide Thür zwiſchen ſich und dieſen braunen Affengeſichtern weiß, und nun ſchnell aus Ihrer Verhüllung, die Zeit drängt — warten Sie hier.“ Sie verließ raſch das enge, mit Holz getäfelte Gemach, das, obgleich äußerſtes Vorzimmer, doch ſchon eine gewiſſe Eleganz verrieth und eilte davon, um gleich darauf zurückkehrend, Herrn Stollberg durch einige kleine, ebenſo reich als zierlich eingerichtete Gemächer zu führen, und dann, leicht ſeine Hand drückend, die Thüre eines Salons zu öffnen, der in ſeiner Einrichtung, auch was Höhe und Weite anbelangte, alles Das, was er auf dem „Maſſr“ geſehen, weit übertraf. Doch hatte er nicht Zeit noch Laune, weder einen prüfenden Blick auf dieſe breiten Divanpolſter von Goldſtoff zu werfen, noch auf die Wand des Gemaches darüber, auf deren Flächen eine Blumenguirlande aus Gold und Silber, Schildpatt, Perlmutter und edlen Steinen beſtand, während der Hintergrund ſelbſt eine matte, weiße Elfenbeinfläche war, ebenſo wenig auf die unvergleichliche Schönheit der Stickereien an den Portièren, noch all' die ſeltſamen Gefäße und Geräthſchaften auf Tiſchen und Etagèren, meiſtens von edler, altarabiſcher Form, funkelnd von Edel-

steinen zu betrachten, der Schatz irgend einer Märchenkönigin.

Nein, er hatte nicht Zeit und Lust dazu, denn eine der vorhin erwähnten Portièren selbst ein klein wenig zur Seite schiebend, sah er, obgleich immer noch an solchem Glücke zweifelnd, die wundervolle Gestalt der armenischen Fürstin vor sich, das schöne heiße Auge zu Boden gesenkt, den Zeigefinger der linken Hand auf die Lippen gelegt, ihm mit der Rechten zögernd ein Zeichen gebend, sich zu nähern, um alsdann hinter dem goldgestickten Vorhange scheu und schüchtern wieder zu verschwinden, ja, als gereue sie Alles, was geschehen, riß sie diesen wieder in seine frühere Lage zurück, die Thüröffnung gänzlich verdeckend, mochte aber wohl selbst nicht daran glauben, ihn, den sie herbeigerufen, jetzt durch diese dünne Scheidewand zurückgehalten zu haben, denn als er sich raschen Schrittes näherte, als er sie die Augen mit der Rechten verdeckt auf den Divan zurückgelehnt fand, als er dann, zu ihren Füßen stürzend, die andere herabhängende Hand sowie den herrlich gerundeten Arm mit heißen Küssen bedeckte, wehrte sie ihn nur schwach von sich ab, indem sie die Finger ihrer kleinen Rechten in sein dichtes lockiges Haar vergrub. — — — —

Horch, — ihm war als seien nur Sekunden vergangen — der leise vibrirende Klang einer Glocke im nächsten Gemach, einmal — zweimal — dreimal — kaum vernehmlich anschlagend, aber doch eine furchtbare Wirkung auf das schöne Weib ausübend! Sie strich ihr herabgefallenes schwarzes Haar rasch aus dem Gesicht und der Stirn, preßte den Kopf einen Augenblick mit den kleinen Händen zusammen, während sie starr vor sich hinblickte und ihren Mund angstvoll öffnete.

Zwei weitere, rascher aufeinander folgende, kaum vernehmbare Glockenschläge machten sie hastig aufspringen, worauf sie, einen Augenblick mit banger Spannung lauschend, ob kein weiteres Signal hörbar würde, die Lippen öffnete, um rasch die Worte hervorzustoßen: „Noch ist der Weg frei, fliehe und der Himmel möge Dich schützen!“

„Wie vermag ich zu fliehen, wenn Dir Gefahr droht?“

„Unbesorgt, hier öffentlich unter diesen Hunderten von Schiffen wird sich Niemand an mich wagen, ich habe auch in Port Said mächtige Freunde und bin noch keine gefesselte Sklavin — doch Du allein, bei dunkler Nacht auf dem Meere — fliehen Sie, so lange es noch möglich ist und es ist noch

in der That der Hort ſeiner deutſchen Landsleute iſt. Seit längeren Jahren in Gibraltar, verheirathet mit der liebenswürdigen Tochter eines reichen ſpaniſchen Hauſes, findet man bei ihm und ebenſo im Hauſe ſeiner Schwiegereltern, der Familie L., die vollſte ſpaniſche Gaſtfreundſchaft, wie ſie, fern von Zwang und beengender Etikette, nur eben dieſe noble prächtige Nation zu bieten vermag. Mitten in dem nüchternen Gibraltar iſt das Haus des Herrn L. wie eine Oaſe in der Wüſte, ein Stück andaluſiſches Leben. Hier findet man auch wieder den kleinen reizenden Patio mit friſchem Waſſer und blühenden Blumen, und in den gaſtlich geöffneten Sälen einen Kreis blühender Töchter, die ſo freundlich waren, uns, die wir ſo ſchmerzlich an das für uns verlorene ſpaniſche Paradies dachten, durch vortrefflich vorgetragene andaluſiſche Lieder das ſchöne Land wieder herbeizuzaubern.

Herr Schott war ſo freundlich, uns zur Alameda von Gibraltar zu geleiten, indem er uns lächelnd verſicherte, die Schönheit derſelben würde uns gewiß mit dem kalten Anblick der Stadt verſöhnen, und darin hatte er vollkommen Recht. An den Feſtungsthoren, durch welche wir die Stadt auf der ſüdlichen Seite erſtiegen, ſieht man noch deutlich den kaiſerlichen Adler Karls des Fünften. In kurzer Zeit befanden wir uns außerhalb der eigentlichen Gräben und Wälle, an welche ſich die Hafendämme mit ihren furchtbaren Batterien zu unſerer Rechten anſchließen, ſo eine drohende Kette Geſchütze des ſchwerſten Kalibers bis zur Oſtſpitze bildend. Zwiſchen dieſem Hafendamme und der rechts aufſteigenden Felſenwand befindet ſich nun die Fläche, welche der Paſeo von Gibraltar einnimmt. Der eigentliche Garten iſt klein, aber von wunderbarer Schönheit; ein ſehr geſchickter Gärtner hat das unten ſanft gegen den Felſen anſteigende Terrain meiſterhaft zu benützen verſtanden, überall verſchlungene Wege angebracht, die jetzt durch Lorbeergebüſch, dann durch ungeheure Roſenlauben, deren eine ſich ſeltſamerweiſe über die weißen Rippen eines Wallfiſches wölbt, über zierliche Brücken hinweg von Terraſſe zu Terraſſe ſteigen, überall eine neue herrliche Aus-

möglich," ſetzte ſie hinzu, nachdem ſie auf's Neue gelauſcht — „ſind Sie bewaffnet? — nein! — ſo nehmen Sie dieſen Dolch für alle Fälle — ſeine Klinge iſt ſtark und ſcharf."

Er fühlte noch, wie ſie, ihre Arme ausſtreckend, ihn heiß an ſich zog und dann ſanft von ſich abdrückte, dann ſah und fühlte er nichts mehr, denn zu gleicher Zeit erloſchen alle Lampen, eine dichte Finſterniß umgab ihn, und das war der Augenblick, in welchem er das Gefühl hatte, als öffnete ſich der Boden unter ſeinen Füßen und als werde er durch einen Sturz in's Meer in die Ewigkeit befördert.

Doch war dem nicht ſo — er vernahm ein Geräuſch neben ſich, die gleiche weiche Hand von früher faßte ſeine Rechte, und als er ſich ſanft fortgezogen fühlte, flüſterte ihm ſeine Begleiterin in's Ohr: „Ihr Beſuch muß verrathen worden ſein und ich habe dieſen tückiſchen Selim im Verdacht, doch vermag er nicht, unſern geheimen Ausgang zu verlegen, und wenn Sie einmal im Boote ſind, führt Sie unſer griechiſcher Diener ſicher nach dem ‚Maſſr' zurück." Damit hatten ſie die niedrige Oeffnung über der Falltreppe am hintern Theil des Schiffes erreicht, an deren Fuß Herr Stollberg das Boot liegen ſah.

— Noch ein flüchtiger Händedruck, ein leises „Adieu und auf Wiederſehen," und er huſchte die Treppe hinab, nicht wieder erſchreckt von irgend einer barſchen Stimme, ja drunten, allerdings ſchweigend, aber gut empfangen von einem der Ruderer — es ſchienen jetzt deren zwei zu ſein, denn er hielt ſeinen Arm hin, auf den Stollberg ſich ſtützend leicht in's Boot ſprang, worauf dieſes abſtieß und er dann erſt, nachdem er ſich geſetzt, mit einiger Verwunderung ſah, daß ſich noch eine dritte Perſon am Steuerruder befand.

Wer aber mag ihm verargen, daß er nach ſolch' ſüßem Abenteuer einer großen Gefahr entgangen, dieß nicht weiter bedachte, ſondern, den Sternenhimmel über ſich betrachtend, nur an jene anderen ſüßen Sterne dachte, die er, umflort von langen ſeidenen Wimpern, wenn auch nur für einen kurzen ſeligen Moment, mit einer unbeſchreiblichen, ſinnverwirrenden Glut hatte leuchten ſehen.

Welche Erinnerung! Und dabei das wohlige Gefühl, daß ihn jeder Ruderſchlag mehr und mehr von dem jetzt dort nur noch in dunklen Umriſſen erſcheinenden Schiff entfernte; wenn aber ihr ſelbſt Gefahr drohte — doch nein — ihre zuverſichtlich geſprochenen Worte hatten ihn darüber beruhigt,

würde man ihn auch im andern Falle freigelaſſen haben?

Wie er jetzt, ſeine Blicke erhebend, ſah, ſchien die Barke einen anſtändigen Umweg zu machen, um den „Maſſr“ zu erreichen, denn ſoviel er ſich in dem Dunkel zurechtfinden könnte, ſah er die Maſſe der Schiffe weit ſeitwärts liegen, während die Spitze des Fahrzeuges, auf dem er ſich befand, von kräftigen Ruderſchlägen getrieben, dem offenen Meere zuſchoß.

Der am Steuerruder ſaß zuſammengekauert da, unbeweglich und ſchweigſam, auch hatte der früher ſo redſelige Grieche ebenſowenig wie der zweite Ruderer bisher einen Laut von ſich gegeben, und als jetzt einer derſelben eine Frage that, geſchah dieß in arabiſcher Sprache, von deren raſchen, gurgelnden Lauten er keine Sylbe verſtand. Der Steuermann antwortete, dann der andere Ruderer, und wenn auch Herr Stollberg des Arabiſchen mächtig geweſen wäre, ſo hätte er kaum darauf gehorcht, denn er fühlte ſich in dieſem Augenblicke tief bewegt durch den unſagbar ſchönen Anblick des faſt vollen Mondes, der ſich hier in der feinen Luft klar, hellglänzend aus dem Meer erhob, ſogleich einen Strom weißleuchtenden Lichtes über die

kleinen Wellen der fast glatten See herübersandte, so daß das Boot in Lichtstrahlen zu tanzen schien.

Wir aber, die wir uns dem geneigten Leser gegenüber stets der größten Aufrichtigkeit befleißigen, wollen es auch hier nicht unterlassen, das arabisch geführte Gespräch als zur Verdeutlichung unserer Geschichte nothwendig in's Verständliche zu übersetzen.

„Ich denke, wir sind jetzt weit genug," sagte der erste Ruderer, worauf ihm der Steuermann zur Antwort gab: „Wir sind noch zu nahe dem Wachtschiffe, das ich da hinten an seiner rothen Laterne erkenne."

„Der Effendi hat Recht," sprach nun der zweite Ruderer, „machen wir noch zwanzig oder dreißig Schläge."

„Habt Ihr den Sack parat?" klang es nach einer längern Pause vom Steuerruder herüber, wobei sich der, welcher sprach, etwas erhob und seine Kapuze zurückschob, so daß es möglich gewesen wäre, Selim's Gesicht zu erkennen, dessen Augen vor verhaltener Bosheit funkelten.

„Wenn es Euch genehm ist, Effendi, so wollen wir es lieber ohne Sack thun, das gäbe ein Wehren und Sträuben, das gefährlich werden könnte."

„Gut denn, ſo thut es, wenn ihr eurer Sache ſicher ſeid, ſowie ich das Boot eine Wendung machen laſſe.“

Wie hätte der Unglückliche, dem dieſe Worte galten, ſeinen Blick von der glänzenden Mondſcheibe abwenden mögen, von dem ſanften Licht, das ihm ſo anmuthig von vergangenen Tagen erzählte und ihn mit neuen Hoffnungen an die Zukunft wies! — — Dann eine raſche Wendung des Bootes, ein raſch unterdrückter Schrei, ein klatſchender Fall in's Waſſer und wenige Augenblicke nachher ſah man auf der mondglänzenden Fläche nur noch zitternde Kreiſe, die ſich langſam vergrößerten und auseinanderſchoben.

X.

Kurz nachdem der unglückliche junge Mann, dessen Ende wir am Schlusse des vorigen Kapitels schaudernd miterlebt, den „Massr" auf so geheimnißvolle Weise verlassen hatte, wurden die Passagiere dieses allerdings sehr großen und schweren Dampfers durch die Nachricht beunruhigt, daß derselbe bei dem Tiefgange von einundzwanzig Fuß nicht durch den Kanal zu gehen im Stande sei und daß deßhalb die Eingeladenen vor Tagesanbruch auf der Dampfyacht Tavfik Pascha's „Garbijeh" — die „westliche Provinz", übergehen sollten, und wenn dieß unter anderen Verhältnissen auch hier in Egypten wenig Schwierigkeiten gemacht haben würde, so schüttelten doch erfahrene Reisende, denen es kaum noch gelungen war, am Lande ein Boot zu finden, um nach dem „Massr" zurückzukehren, bedenklich die Köpfe und sahen bei diesem unbestimmt ertheilten Befehl, sowie auch bei dem Mangel jeder Vor-

richtung dazu, einer hübſchen Konfuſion entgegen, war doch eigentlich Niemand mehr auf dem „Maſſr", der ſich vorſorglich um die Paſſagiere bekümmert hätte, beſonders da der freundliche Kapitän, der das Schiff von Alexandrien hierher geführt, gleich nach der Ankunft vor Port Said ein anderes Kommando erhalten hatte.

Daß beſonders ängſtliche Gemüther jetzt ſchon ihre Koffer auf das Verdeck bringen ließen, ſowie ihr Handgepäck richteten, machte auf die Anderen, wie ſie allmälig vom Lande zurückkehrten, auch gerade keinen günſtigen Eindruck und ließ alle Vorbereitungen dergeſtalt überſtürzen, daß Viele beſchloſſen, die Nacht, auf ihren Habſeligkeiten ſitzend, zu verbringen, um gleich beim erſten Grauen des Morgens bereit zu ſein, in irgend ein ſich darbietendes Boot zu ſtürzen.

Herr Schnecke, der mit den Seinigen vortrefflich an Bord ſoupirt hatte, ſchien am wenigſten von dieſer allgemeinen Unruhe angeſteckt, und das aus dem einfachen Grunde, weil er ſich auf ſeinen Freund und Gönner, Herrn Stollberg, verließ.

„Nur keine Unruhe und Scheucherei, wenn ich bitten darf," hatte er in ſo entſchloſſenem Tone zu Frau Thusnelda geſagt, daß dieſe ihn nicht nur

erstaunt betrachtete, sondern auch mit einiger Schärfe entgegnete: „Ich wünschte Dir in anderen Dingen eine gleiche Festigkeit," doch hatte Herr Rampla-cent, sich begütigend einmischend, gleichfalls gemeint, „Herr Stollberg habe so schätzbare Eigenschaften entwickelt und so vortheilhafte Bekanntschaften an-geknüpft, daß man ihm jedes Arrangement zur Uebersiedlung auf die ‚Garbijeh' getrost überlassen könne — aber wo steckt er, ich habe ihn seit einer Stunde nicht mehr gesehen!"

Dieß Gespräch ging auf der breiten Radkasten-brücke vor sich, wo man von der verlöschenden Illumination der Stadt nur noch hie und da einen dürftigen, farbigen Lichtpunkt sah, sowie den Wieder-schein einer verspäteten Rakete hie und da im Wasser; die vorgerückte Nacht machte ihr Recht geltend, alles Leben ringsumher erstarb allmälig, und nur selten hörte man den leisen Ruderschlag eines Bootes und sah es schattenhaft über das Wasser schweben.

„Man sollte aber doch nach Herrn Stollberg sehen," meinte Frau Thusnelda nach einer längern Pause, „um wenigstens seinen Rath für morgen früh zu hören." Da aber Niemand ihrem Wunsche nachkam, so gab sie Herrn Raoul den Befehl, vorne

zur Spitze des Schiffes zu gehen, wo der Betreffende zu finden ſein werde.

Doch fand dieſer ihn ebenſo wenig wie gleich darauf die ganze Geſellſchaft, die nun, nachdem ſie, um das Angenehme eines Spazierganges mit der Nützlichkeit zu verbinden, den Freund und Helfer aufzufinden, vorne an's Bugſpriet gegangen war, wo Herr Stollberg allerdings vor einer Stunde — geweſen.

Seltſam, man ſchritt wie in einer aufgelösten Plänklerkette über das Verdeck, ſo daß eine viel unbedeutendere Perſönlichkeit nicht unbemerkt geblieben wäre — umſonſt — man ſchaute in das Rauchzimmer, man ſtieg in den großen Salon hinab — vergeblich — da waren all' die höchſt gleichgültigen Geſichter, denen man geſtern und heut unzählige Male begegnet — von Herrn Stollberg aber keine Spur — verſchiedene Aufwärter, die man befragte, erinnerten ſich wohl des hübſchen jungen Mannes mit dem blonden Vollbart, hatten ihn auch heut Abend vom Schiffe zurückkommen ſehen, Einer glaubte ihn ſogar nach dem Souper noch vorn am Bugſpriet bemerkt zu haben, doch ging nach dieſer letzten dürftigen Nachricht jede Spur von dem Vermißten verloren.

Und ſeine Freunde ließen ſich dieſe Nachforſchung etwas koſten, die Matroſen des „Maſſr“ erhielten zwei Napoleons, um das ganze Schiff nach dem Verlorenen zu durchſuchen, doch war auch das vergebens, und blieb nur noch die Hoffnung, Herr Stollberg ſei nochmals an's Land gegangen — bei welcher Vorausſetzung Herr Schnecke ſein linkes Auge zukniff und den Arm ſeines Freundes Ramplacent mit dem Ellenbogen berührte.

„Vielleicht jetzt ſchon auf ein anderes Schiff,“ meinte Frau Thusnelda, ſchmerzlich bewegt auf das dunkle Meer hinausſchauend, denn der Gedanke that ihr doch wehe, daß Herr Stollberg ſich ſo gänzlich gleichgültig von ihnen getrennt hätte; doch verſicherte Herr Ramplacent, davon könne keine Rede ſein, da ſich ſeine ſämmtlichen Reiſeeffekten, ja ſeine Toilettegegenſtände in der Kabine vorgefunden. —

Unbegreiflich war's und unbegreiflich blieb's! Die Morgendämmerung huſchte unter einer leichten Briſe dem jungen, heute ſo feſtlichen Tage voraus, aber noch ehe ſich die erſten zitternden Sonnenſtrahlen zeigten, gerieth Alles auf den zahlreichen Schiffen ringsumher in eine auffallende Bewegung; ſämmtliche Schiffe begannen, ihre Flaggen aufzu-

ſicht gewährend. Der untere Theil iſt muldenförmig und eine wahre Schale voll prachtvoller Pflanzen; Geranien, die wir bei uns ja nur in kleinen Exemplaren haben, bildeten hier mannshohe Gruppen und lange Hecken, bedeckt mit blendenden purpurrothen Blumen; wie wild aus dem Graſe wachſend, treiben Gladiolus ihre großen ſchönen Blüthenkolben in die Höhe, einen glühenden Kranz um rieſenhafte Aloen bildend, die mit dem Blaugrün ihrer Stachelblätter ſo angenehm zwiſchen der ſaftigen Farbe der Geranien und Lorbeeren hervorbrechen. Gegen die Oſtſpitze zu ſetzt ſich die Alameda in einem breiten Fahrwege fort, und das Eigenthümliche der ganzen Anlage hier am Ufer des Meeres wird noch erhöht durch die unzähligen Batterien, welche man an allen Orten zwiſchen dem blendenden Grün hervorblicken ſieht. Der Gärtner hat die Kriegswerkzeuge auf die lieblichſte und zierlichſte Art mit in den Bereich der Anlagen gezogen. Wir betreten einen ſanft geſchlängelten Pfad, der uns vielleicht zu einer Roſenlaube führen kann, und treten plötzlich auf eine Plateforme, mit blankgeputzten Achtundvierzigpfündern bedeckt. Dort durch's Gebüſch ſchimmert auf weißem Kiesgrunde etwas, das wir für Ruheſitze halten; wir kommen näher und finden eine Mörſerbatterie, deren weite Mündungen uns drohend anſchauen, vielleicht erſchrecken könnten, wenn nicht Schlingpflanzen und Geranien, die am Fuße der Lafetten wachſen, zierliche Ranken hinaufſendeten und mit ihren rothen und blauen Blüthen das kalte Eiſen zu liebkoſen ſchienen, ja es durch ihren Anblick freundlich ſtimmten.

Die Alameda von Gibraltar iſt ein völliger Geſchützgarten, und mir kam häufig die Idee, als habe ſie irgend ein alter General, ein eifriger Blumenliebhaber, ſo angelegt und die Batterien damit verwoben, weil er nun einmal ohne den Anblick derſelben nicht leben kann. Auf einer kleinen Anhöhe im Garten ſteht das von Matroſen grotesk aus Holz geſchnitzte lebensgroße Bildniß des Lord Elliot, des tapfern Vertheidigers von Gibraltar.

Der Fahrweg durch den Paſeo, dem ſtarren Felſen abge-

ziehen, faſt alle Dampfer hatten gefeuert, ja, man ſah ſchon hie und da einen derſelben langſam ſeine Schraube drehen, wie um ſich ſachte von ſeinem Ankerplatze wegzuſchleichen; Boote der verſchiedenſten Größe, als hätten ſie ſich irgendwo verſteckt oder wie eine Schaar Enten die Nacht ſchlummernd auf dem Waſſer zugebracht, um ſich jetzt plötzlich dringend wichtiger Geſchäfte zu erinnern, denn nun flogen ſie mit einem Male eilfertig hin- und herüber, nach und von allen Richtungen.

Auf dem Decke des „Maſſr" aber hatten ſich nach und nach gewaltige Berge von Reiſegepäck aller Art gebildet, und auf ihren Koffern und Nachtſäcken ſaßen Herr und Madame Schnecke und weinten faſt, wenn ſie an Herrn Stollberg gedachten, denn drunten an die Falltreppe hatte ſich ein einziges, langes und flaches Fahrzeug gelegt, um die Eingeladenen nach der „Garbijeh" hinüberzufahren; doch war dieſes Boot ſchon nach wenig Augenblicken ſo mit einem Durcheinander von Gepäck und Menſchen angefüllt, daß man neben unterſchiedlicher Schmerzensäußerung polternde, grobe Worte vernahm, Klagen über rückſichtsloſe Behandlung, und ſich die Bootsleute bemühten, mit dem überfüllten Flachboote abzuſtoßen. Glücklicher-

weiſe war die See wie ein Spiegel, das Fahrzeug mit kräftigen Ruderern bemannt, und ſo kehrte es denn nach einiger Zeit zurück, um auf's Neue Paſſagiere aufzunehmen, und wiederholte das noch ein paarmal, bis auch die Letzten eingeſchifft waren.

Darunter gehörte unſere Reiſegeſellſchaft, wobei wir hervorheben müſſen, daß ſie edelmüthig genug war, auch das Gepäck des Verſchollenen mit ſich zu nehmen, wofür ſie dem kommandirenden erſten Offizier des Schiffes eine Karte mit der Angabe zurückgelaſſen hatte, daß ſie auf der „Garbijeh" zu finden ſeien, eine allerdings unnütze Vorſicht, denn was nützten dem Unglücklichen auf tiefem Meeresgrunde ferner ſeine Koffer, ſeine Etuis und Haarbürſten! Dann hatten ſie ein nothdürftiges Plätzchen gefunden, wobei Herr Schnecke hoch oben rittlings auf ſeinem Koffer ſaß, während Frau Thusnelda in ſteter Gefahr war, von einem der langen Ruder, die mit Kraft gehandhabt wurden, erdrückt zu werden, und während beide Herren Ramplacent, vorn an der Spitze des Bootes hinaushängend, beſtändig erwarten mußten, ganz weggedrängt zu werden.

Doch langten Alle glücklich bei der „Garbijeh"

an, nicht aber ſogleich auf das mindeſtens drei Stockwerke hoch erſcheinende Deck des rieſigen Schiffes. Der untere Theil der Falltreppe war, wie eine Zugbrücke bei Annäherung des Feindes, halb aufgezogen und der Kapitän des Dampfers, ein Franzoſe, Voiſin Bey, rief auf ziemlich barſche Art herab: daß er durchaus keinen Befehl habe, noch mehr Eingeladene aufzunehmen, ihm auch für die ſchon oben Befindlichen die genügenden Betten fehlten, ſowie jede Art von anſtändigem Proviant.

Es war ein Glück zu nennen, daß ſich Herr Ramplacent, wie wir bereits wiſſen, vorn an der Spitze des Bootes befand und ſo Gefahr lief, ſich bei jedem Anprallen des Fahrzeuges den Schädel einzudrücken oder mindeſtens die Naſe zu quetſchen, denn dieſe Gefahr ſchärfte ſeine an ſich ſchon bewegliche Zunge und führte er dem Landsmanne droben ſein ungebührliches Betragen gegen Messieurs les invités zu Gemüthe, bis nach verſchiedenen, mit großer Energie gewechſelten Mais monsieur, cependant monsieur, oder écoutez donc monsieur, die Falltreppe von einem menſchlicher geſinnten Matroſen herabgelaſſen wurde und dann die dreiſtöckigen Schiffstreppen von den armen, mit den leichteren Gepäckſtücken, Nachtſack, Plaid und

Hutſchachtel beladenen Paſſagieren erklettert und das Verdeck wie im Sturme genommen wurde.

Wie es dabei, beſonders den weiblichen Theil dieſer Stürmenden anbelangend, zuging, wollen wir, gleich Frau Thusnelda, mit Stillſchweigen übergehen, die auch ſpäter niemals daran erinnert wurde, ohne daß ſich, während ſie die Lippen feſt zuſammenkniff, ein ſanftes Erröthen auf ihrem Antlitz zeigte. Aber droben waren ſie nun, und wenn ſich auch Monſieur Voiſin Bey in ſein Schickſal fügte, ſo zeigte er doch achſelzuckend die leeren Bettſtellen der meiſten Kabinen, ſowie die kalten Küchenherde, auf deren Einem der Chef de la cuisine düſter ſaß mit übereinander geſchlagenen Armen und mit vernichtendem Blicke, wie jener andere Held auf den Trümmern von Karthago.

Bei dieſem allerdings kläglichen Zuſtande, die Möblirung und Verproviantirung der „Garbijeh" betreffend, erbot ſich ein hülfreicher Engel in Geſtalt des Präſidenten der Centralſeebehörde von Trieſt, Vielen ein hochgeehrter, liebenswürdiger Reiſegeſellſchafter ſchon von der „Minerva" her, dem Admiral Kamſin Paſcha, der ſich auf der „Mahruhſeh" befand, die Lage der Eingeſchifften vorzuſtellen; viel Zeit war dabei nicht zu ver-

lieren, denn es ſetzten ſich ſchon ein paar kleinere Dampfer in Bewegung, um in den Kanal als Vorläufer und Aviſos einzulaufen, doch dauerte es kaum eine Viertelſtunde, ſo kehrte Jener an Bord zurück mit einem Offizier, welcher Monſieur Voiſin Bey den ſtrengen Befehl brachte, die Eingeladenen beſtens unterzubringen und ſein Schiff augenblicklich genügend zu verproviantiren.

Ob dieß unter den gleichen Zeitverhältniſſen in Paris oder London raſcher oder vollkommener geſchehen wäre, als hier vor dem armſeligen Port Said, wäre ſehr zu bezweifeln. Denn nachdem Kapitän und Offiziere das arabiſche Wörterbuch durchgeflucht hatten, ſandten ſie unter Führung eines vizeköniglichen Kommiſſärs ſämmtliche Boote an's Land, die dann auch nach kaum einer Stunde mit den werthvollſten Ladungen zurückkehrten, ganze Ställe voll Geflügel, geſchlachtete Hammel und Ochſenviertel, Brod in Maſſe, Körbe voll Datteln, Orangen und Bananen, ganze Kiſten der feinſten Konſerven, Bordeaux, Rheinwein und Champagnerflaſchen in den ſchwerſten Batterieen. Es war aber auch die allerhöchſte Zeit, denn die Begierde nach Kaffee war ſchon in ſo ſchreckbarer Geſtalt unter den Paſſagieren aufgetreten, daß man anfing, den

Matroſen und Soldaten ihre trübe Brühe abzuhandeln.

Der Kreis der Eingeladenen hier auf der „Garbijeh“ war ein weit größerer und in Betreff der Nationalitäten gemiſchterer, als der auf dem „Maſſr“, darunter eine Menge Damen, beſonders Amerikanerinnen und Engländerinnen, die entweder gleichfalls zu den invités gehörten, oder denen durch ſonſtige Protektion geſtattet war, das Feſt der Kanaleröffnung mitzumachen. Die „Garbijeh“ war gleichfalls ein großes und ſtattliches Schiff, und da man bei Erbauung deſſelben für den damals ſehr jungen Thronerben noch keine Haremsräumlichkeiten für nöthig hielt, ſo war deßhalb heute umſomehr Platz für die Paſſagiere vorhanden und dennoch war das Schiff angefüllt bis in die fernſten Ecken. Ja auf dem Deck hatten ſich Gruppen angeſiedelt, deren Lagerſtätte man wohl anſah, daß ſie nicht nur für ein paar Stunden eingerichtet waren; doch wurden dieſe Niederlaſſungen nach und nach ſehr beſchränkt, da faſt Jedermann, der ſich an Bord befand, beſonders jetzt in den Frühſtunden dieſes denkwürdigen Tages, einen Platz auf dem Decke beanſpruchte.

Nicht leicht aber auch wird es je wieder ein

intereſſanteres und großartigeres Bild geben, als die Rhede von Port Said bot. Die mächtigen Kriegsſchiffe, die weit außen in Schlachtlinie lagen, langſam näher dampfend, zur Begrüßung des großartigen Augenblickes bunt beflaggt, und wo ſie Maſten und Raaen führten, auch dieſe in allergrößter Schiffsparade, überhaupt eine Beweglichkeit in all' den Hunderten von Fahrzeugen jeder Größe, Alles dem ſogenannten Avantport, wo der Kanal in's mittelländiſche Meer mündet, wenngleich mit äußerſter Langſamkeit, aber ſtetig zuſtrebend, was mit den Tauſenden flatternder Fähnchen in allen Farben mit einem jeweiligen dreimaligen Hurrahrufen, dem [illegible]umpfen Knalle irgend einer Hafenbatterie, den rauſchenden Klängen eines Muſikkorps ein unvergeßlich luſtiges Schauſpiel gab und ſich darſtellte wie ein großartiges Volksfeſt auf dem Waſſer, das es denn auch in Wirklichkeit war.

Zwei rieſige, allerdings nur aus Holz und Leinwand erbaute und mit Palmzweigen und Inſchriften verzierte Obelisken bezeichneten hier im Avantport die dreißig Meter breite Kanalmündung, und wer jetzt auf der „Garbijeh" oder auf den anderen Schiffen einen höher gelegenen Punkt erkletterte, konnte nun ſo recht mit Muße den groß-

artigen Augenblick erleben, wo die „Peluſe“ mit Nubar Paſcha und anderen Würdenträgern als Vorläufer im Hafenbaſſin einen Bogen beſchreibend unter den Klängen des „Partant pour la Syrie“ in den Kanal einfuhr.

Die Batterien im Hafen ſalutirten, die Kriegsſchiffe bis weit hinaus antworteten und in regelmäßigen Intervallen folgte nun der „Adler“ mit der Kaiſerin Eugenie, der „Greif“ mit dem Kaiſer von Oeſterreich, die Dampfkorvette „Eliſabeth“ mit deſſen Gefolge, die „Grille“ mit dem Kronprinzen von Preußen und der Vizekönig ſelbſt auf einer ziemlich flachgehenden Dampfyacht.

Mit lautem Hurrah begrüßten die Matroſen die Einfahrt jedes Schiffes und immer weiter und weiter hin ſetzten ſich Jubelrufe und Kanonendonner fort. Engliſche Schiffe folgten, dann franzöſiſche, ſchwediſche, däniſche, amerikaniſche, italieniſche, auch die Dampfer des öſterreichiſchen Loyd, und es war für die Paſſagiere auf der „Garbijeh“ ein großartiges Schauſpiel, alle dieſe Fahrzeuge beflaggt unter Hurrahrufen und rauſchenden Muſikklängen an ſich vorüberziehen zu ſehen; wahrhaft großartig, unvergeßlich ſchön aber wurde dieſes Schauſpiel dadurch für die Zuſchauer, daß ſich das Waſſer

des Kanals ſelbſt, gleich hinter dem grand bassin Ismail eine Krümmung beſchreibend, ihren Augen entzog, weßhalb die mächtigen Dampfer mit den dunklen Rauchwolken geiſterhaft, unbegreiflich über die gelbe Sandfläche dahinzugleiten ſchienen.

Wenn auch unſere Reiſegeſellſchaft gleich den Uebrigen Alles das mit dem größten Intereſſe anſchaute, ſo hatte doch Herr Schnecke und Frau Thusnelda durch den unbegreiflichen Verluſt des Freundes gewiſſermaßen ihren Halt verloren und es gab Augenblicke, wo ſie das unbehagliche Gefühl überſchlich, einer der Schiffsoffiziere oder Kommiſſäre, oder gar Voiſin Bey, der eine etwas düſtere Perſönlichkeit war, könne durch irgend Etwas veranlaßt ſein, ſich nach den Legitimationspapieren gerade dieſer invités zu erkundigen, ja er könne alsdann, da Herr Stollberg dieſe Papiere in Verwahr behalten, ſie demnach nicht mehr vorzeigbar waren, die Rückſichtsloſigkeit begehen, wenigſtens Herrn und Madame Schnecke, wenn er auch ſeine Landsleute ſchonen wolle, in ein Boot zu ſetzen und auf jenen Sandſtrich drüben bringen zu laſſen, mit welchem, gelb, heiß, öde und flach die weite ſyriſche Wüſte begann.

Troſtloſe Ausſicht — weßhalb denn auch Herr

Schnecke dem Kommandanten des Schiffes aus dem Wege ging und sich erst jetzt etwas beruhigt fühlte, wo sich derselbe, das lange Fernrohr unter dem Arm, auf die Radkastenbrücke begab, um sein Schiff in Bewegung zu setzen.

Ja, dieser Augenblick — erhaben über alle Beschreibung für Alle auf der „Garbijeh", ließ auch Herrn Schnecke das Unbehagliche seiner Lage vergessen und ihn nur noch in dem Gefühle schwelgen, den Kanal von Suez miteröffnet zu haben; auch schien diese Idee auf alle an Bord Befindlichen erregend zu wirken, denn man gab sich einer ungemessenen Heiterkeit hin, man beglückwünschte nicht nur sich selbst oder seine Bekannten, sondern wildfremde Menschen, die Einem in den Weg liefen und beglückwünschungsbedürftig erschienen. Dann, man hatte die beiden künstlichen Obelisken kaum hinter sich gelassen, obgleich es schon gegen vier Uhr Nachmittags war, — so spät hatte sich die „Garbijeh" in Bewegung gesetzt, wurde das Diner auf Deck an riesigen Tafeln servirt. Die Gerichte waren für die kurze Zeit und die vielen Menschen ausgezeichnet, die französischen Weine ließen nichts zu wünschen übrig und dazu spielte eine arabische Musikbande einen deutschen Walzer.

rungen, zieht ſich zwiſchen reizenden Landhäuſern, meiſtens Wohnungen der engliſchen Offiziere, bald hie und da von grünen Gärten begränzt, bis zur öſtlichen äußerſten Spitze des Felſens, wo man eine prachtvolle Ausſicht genießt, links und rechts die gewaltige Meeresflut, vor ſich die maleriſchen Berge der afrikaniſchen Küſte in dunkel violetter Färbung.

Auf dem Rückwege ſtieg Herr Conſul Schott mit uns ein paar hundert Schritte den Felſen hinan und brachte uns zu einem kleinen höchſt eigenthümlichen Garten, ganz verdeckt in einer Felsſpalte liegend, deſſen Entſtehung er uns erzählte. So wenig man hier in Gibraltar verhindert wird, zwiſchen den unteren Batterien ſpazieren zu gehen, ſo ſtreng iſt es verboten, irgendwo zu zeichnen oder etwas am Erdreich zu verändern. Nun meldete eines Tages eine Patrouille, die den Felſen umkreiſte, ſie habe dort oben auf der Höhe einen höchſt ſonderbaren Garten entdeckt. Ein Schuhmacher von Gibraltar nämlich hatte den verbotenen Platz da oben geebnet und nach ſeinem Geſchmacke angelegt. Der Gouverneur mit einigen Offizieren ſah ſich bewogen, hinaufzuklettern und fand nun da eine Anlage der komiſchſten Art, wie wir ſie heute noch ſahen. Am Eingang ſtand das alte verſtümmelte Holzbild eines Schiffsſchnabels, irgend ein engliſcher Admiral, dem eine Thonpfeife im Munde ſteckte; daneben aus dem Geſtein traten ein paar Pferdsköpfe hervor, weiter oben einzelne hölzerne Arme und Beine, die der Schuſter Gott weiß wo aufgefunden; dann kam man auf eine kleine Terraſſe, wo die Felswand auf der einen Seite mit allen möglichen Porzellan- und Glasſcherben geſchmückt war; unten in einer Höhlung lag ein ausgeſtopftes Reh und in verſchiedenen natürlichen Niſchen wahrhaft ſchreckliche Ungethüme, menſchliche Statuen vorſtellend, die der Eigenthümer ſelbſt aus Kalk und Gyps gemacht; auch Eva war da, am Feigenbaume ſtehend, und neben ihr ſtellte ein alter Cactusſtengel die Schlange vor. Die Terraſſe führt in eine Höhle des Felſens, welche der Schuſter „das Muſeum“ nannte, und hier ſtand bei einander, was er ſeit langen Jahren in Trödelbuden gefunden, zerſtückelte

Glückſelige Miſchung aller Nationalitäten, deren Angehörige hier auf dem ruhig durch eine öde Sandwüſte dahingleitenden Schiffe ihre Gläſer mit dem köſtlichſten Naß von den Ufern des Rheins und der Gironde, von Burgund und den Kreidebergen der Champagne füllten, um auf das Wohl eines hohen Gaſtfreundes zu trinken, der die kulinariſchen Genüſſe verſchiedener Welttheile hier vereinigt hatte und dadurch ſeine Gäſte vergeſſen ließ, daß hier noch vor nicht gar zu langer Zeit der Löwe ſeine Beute geſucht. Und bei alle Dem, was hier geboten wurde, fehlte doch Etwas, das man bei der eiligen Art der Verproviantirung überſehen hatte, Trinkwaſſer nämlich für die vielen Durſtigen, was bei einer Hitze von fünfundzwanzig Grad ſchon ſein Unangenehmes hatte, doch behalf man ſich ſo gut wie möglich, kühlte den Wein in dem minder warmen Kanalwaſſer und ließ luſtig und guter Dinge die eigenthümlichen Uferbilder ſcheinbar an ſich vorübergleiten. Hier öde, flache Sanddämme mit ſanften Böſchungen oder mit niederen Mauern aus kleinen Steinen eingefaßt, dort ärmliche Arbeiterniederlaſſungen, dann ein arabiſches Dorf, wo Weiber vor den Lehmhütten ſaßen, mit ihrer ſehr einfachen Toilette beſchäftigt, dazwiſchen lange Ka-

meelzüge, die ruhig und gleichförmig hintereinander ſchreitenden Thiere mit Holz und Steinen beladen, kleine Trupps Beduinen, ächte Wüſtenſöhne im flatternden Burnus, die dünnen Lanzen mit einem Büſchel ſchwarzer Straußfedern verziert oder die lange Flinte quer vor ſich auf dem Sattel. Hie und da ſah man auch die großartigen Arbeiten der Waſſerleitung von Ismaelia nach Port Said zu Tage treten, kleinere und größere Reſervoirs zur Tränkung der Arbeiter und Dampfmaſchinen. Bunte Gruppen Abendländer und Orientalen, die dort lagerten, während auf der Höhe des Dammes abermals lange Kameelreihen erſchienen, Stangen und Drähte für die Telegraphenleitung tragend. „Zuweilen auch, wie zum Beiſpiel von Sheik Kaopouty nach Kantara, lief der Kanal in ſchnurgerader Linie, in einer Länge von vierundfünfzig Kilometer bei vierzig Meter Breite und acht Meter Tiefe, und da begriff man erſt recht die rieſenhaften Arbeiten, welche erforderlich waren, die ungeheure Energie, deren es bedurfte, um in dieſer Wüſte trotz der großartigen Maſchinen das Kanalbett auszugraben und rechts und links die breiten Dämme aufzuwerfen. Eine wüſte ſandige Landſtrecke iſt es allerdings geblieben, dieſe Grenzſcheide von Aſien

und Afrika, weite, öde Strecken, meilenweit kein Baum, nicht einmal ein Strauch, wohin das Auge blickt, — wo man nichts sieht in dem gelben Sande als die gerade, breite, glatte Fläche des Kanals, dieses Riesenwerkes von Menschenhand! —

Heute war sie allerdings bunt belebt durch die lange Reihe der Schiffe, farbige Wimpeln an den Masten, die vor der „Garbijeh" herzogen, durch die zahlreichen, eben so lustig verzierten Fahrzeuge, die ihr folgten, durch die mit großem Zischen und Geräusch hin- und herschießenden Verbindungsdampfer, durch die vielen Schiffe mit den weißen, lateinischen Segeln.

Dann kamen bei einer der größeren Stationen, Ras-el-Esch, — Vorgebirge des Brodes — neue, interessante Bilder, ausgedehnte Arbeiterniederlassungen und zugleich Kantonirungen für egyptische Kavallerie, deren Pferde, gefesselt an einem Hinterfuße, in Reihen dastanden. Zwischen den Bretterhäusern, graugelb wie der Sand, sah man einzelne Thamarisken-Anpflanzungen, deren florartiges Grün dem Auge wohlthat, und bunte Fähnchen, trikolor oder roth mit dem Halbmonde, spielten im Abendwinde, der über die Wüste dahinstrich. Und zu allen dem der Gedanke, daß man tausend Mei-

len von der Heimat dieſes achte Weltwunder mit anſtaunt, an allen dieſen ſo fremden, phantaſtiſchen Dingen vorüberzieht, bequem auf dem Decke eines Dampfers als beführe man das Ufer des Rheines, indem man dabei aus dem grünen Römer jenen herrlichen Trank genießt, den die Heimat zwiſchen ihren Felſen und Ritterburgen erzeugt. Andere mochten das Gleiche denken beim ſprudelnden Champagner, oder der Engländer bei ſeinem Claret, genug, die Luſt war allgemein und da aus den vollen Weinkiſten ſtets neue Batterien auf der Tafel erſchienen, ſo verlängerte ſich das Diner, bis man es ein Souper hätte nennen können, und als dann endlich die Tiſche nothdürftig abgeräumt wurden, ſchob man einen Theil derſelben beiſeite, um Platz für eine Tanzpartie zu gewinnen. Die Muſikbande ließ ihre rauſchenden Weiſen hören und da der einbrechende Abend die ſengende Sonnenhitze des Tages, die man bei der langſamen Fahrt recht empfunden, kaum etwas abgekühlt hatte, ſo kann man es begreiflich finden, daß eben dieſer Hitze wegen an manchen Tiſchen des Guten etwas zu viel gethan worden war, beſonders bei einer Schaar junger Engländer, die eine unglaubliche Menge von Claret und Sekt vertilgten, dann wiederholt „God save

the Queen“ verlangten, um hierauf ein gellendes „Hip, Hip, Hurrah!“ ertönen zu laſſen.

Die wackeren egyptiſchen Muſikanten ſpielten unverdroſſen darauf los, allerdings mit ſtarkem Aufwand der großen Trommel, der Triangeln und Becken, Walzer und Polka durcheinander und machten auch hie und da eine für weniger ausgelaſſene Paſſagiere angenehme Pauſe, indem ſie ihre Muſikinſtrumente ruhen ließen, um alsdann auf Verlangen eines vornehmen arabiſchen Scheikh, der ſich in dunklem Burnus mit buntem, goldgeſtreiftem Kopftuch an Bord befand, ein bekanntes und beliebtes arabiſches Volkslied „Ein-el-bin“ (die Augen meines Mädchens, ſchön wie die ſtille Nacht) in der einfach melancholiſchen Weiſe zu ſingen. Dann aber ſchmetterte wieder eine luſtige Polka über Kanal und Wüſte dahin, und Engländer, Dänen, Franzoſen und Amerikaner, Italienerinnen, Spanierinnen und Griechinnen wirbelten bunt durcheinander, wobei der Mond, hinter einem leichten Duſte gemüthlich dieſem auch für ihn gewiß intereſſanten, internationalen Kanalfeſte zuſchauend, vielleicht jener Zeit gedachte, wo vor zweitauſend Jahren die Barken Necho's, Sohn des egyptiſchen Königs Pſammetich, hier gleichfalls vorübergeglitten waren.

Doch gab es auch Paſſagiere, die ſich fern von dieſem tollen Treiben hielten, ſo unſere Reiſegeſellſchaft, von der ſich Herr Ramplacent mit ſeinem Landsmanne, dem Kommandanten des Dampfers, während der Fahrt befreundet und dadurch für ſich und die Uebrigen ein ſtilles, behagliches Plätzchen erlangt hatte, wohin man ſpäter das müde Haupt legen konnte; denn müde waren Alle miteinander geworden, körperlich und geiſtig müde durch die Aufregung während des ganzen Tages. Ja, Frau Thusnelda beneidete die arabiſchen Anſiedler drüben am Ufer und ſtellte ſich das Innere einer ſolchen Fellahhütte, aus denen zuweilen ein Lichtſchimmer hervordrang, recht gemüthlich vor — dort gäbe es gewiß irgendwo einen ſtillen Winkel, wo man nichts mehr vom Lärm der Muſik, von den ſtampfenden Füßen der Tanzenden, von dem Hurrah der Engländer, von dem Lachen, Singen und Plaudern dieſer ganzen erregten Menſchenmenge zu hören brauchte. Auch fühlte ſie ſich mehr und mehr ſchmerzlich berührt durch das unbegreifliche Verſchwinden ihres Freundes — ja, ihres Freundes — und eines treuen Freundes. Sie durfte und wollte keinen andern Ausdruck gebrauchen und es war hier wieder einmal, wie ſchon ſo oft geſchehen, aus einem unzu-

verläſſigen Geliebten ein zuverläſſiger Freund geworden. Was mit ihm vorgegangen war, wer konnte es wiſſen? Jedenfalls aber war ſie feſt überzeugt, daß er ſeine Reiſegeſellſchaft nicht ohne dringenden Grund verlaſſen, und hoffte ſie nur, daß dieſer Grund kein trauriger, zwingender geweſen.

Aehnliches dachte Herr Schnecke, der vorn am Bugſpriet mit zuſammengefalteten Händen auf einem Tauringe ſaß und leicht ſchluchzend ſagte: — denn auch er hatte den edlen Weinen möglichſt zugeſprochen, wodurch ſein Herz tief bewegt worden war: — „Ach Herr Jäſſes, wenn er nur nicht 'ringefallen iſt, ach, und er hatte Anlage und Neigung zum 'rinfallen — ſiehſte, Thusnelde, das wirſt auch Du mir nicht leugnen können, denn damals auf der Pariſer Weltausſtellung iſt er gleichfalls 'ringefallen in die Geſchichte mit der polniſchen Gräfin — denn ſonſt — denn ſonſt — wäre vielleicht Alles anders geworden — und dann — und dann — ſiehſte, wäre er nich wieder 'ringefallen, denn Du hätteſt 'n feſtgehalten, — moraliſch feſt — und aufrecht — wie Du auch mich aufgehalten und hierher geſchleppt haſt — unter die Barbaren und Mohren, obgleich ich in Zwickau viel behag-

licher ſäße als hier auf dieſem miſerablen Tauringe, — wo mich — der Gram — verzehrt.“

Er ſenkte nach dieſen letzten Worten ſeinen Kopf in die Hände, weßhalb er es auch nicht zu ſehen vermochte, daß der Blick, mit dem ihn ſeine Gattin für dieſe Rede — eine der längſten, die er je gehalten — anſah, wenig von Güte und Liebe, dagegen etwas ungemein Hartes und Verächtliches an ſich hatte.

Herr Rampiacent plauderte indeſſen mit ſeinem Landsmanne, Monſieur Voiſin Bey, der ganz vorn am Bugſpriete ſtand und etwas düſter in die Zukunft oder vielmehr in den Kanal zu blicken ſchien, da die Schraube der „Garbijeh“ ſchon ein paarmal nach ſeiner Ausſage den Sand berührt hatte und er jeden Augenblick aufzurennen fürchtete —

„Und das mit all' dem Volk an Bord,“ murrte er, auf die luſtig Tanzenden weiſend, „ohne genügende Boote, um all' das Zeug an's Land zu ſchaffen — und wohin auch — nach Kantara iſt noch ziemlich weit und Die würden ſich wundern, wenn ſie durch fußtiefen Wüſtenſand wandern und mit etwas Fellahbrod und Rakih vorlieb nehmen müßten.“

„Und dazu wäre Aussicht vorhanden?“ fragte der Andere in bekümmertem Tone.

„Warum nicht,“ erwiederte der Schiffskapitän achselzuckend, „hier in Egypten und bei dieser Ueberladung von Gästen ist Alles möglich. Sie haben gesehen, man hat das Wunderbarste geleistet, man hat Hunderte von Fremden mit einem Komfort untergebracht und verpflegt, als befände man sich in Frankreich. Alles ist bis jetzt wie nach der Schnur gegangen, aber es ist nur eine einzige Schnur da und wenn die sich verwirrt oder gar reißt, so muß das eine unsägliche Konfusion geben.“

„Hat denn die „Barbijeh“ einen so bedeutenden Tiefgang?“

„Allerdings und ist stark geladen. Sehen Sie vor uns die Reihen Pfähle im Wasser?“

„Gewiß, die Mondnacht ist ja fast taghell.“

„Das ist unsere und sehr schmale Fahrbahn, denn die ganze Breite des Kanals hat noch lange nicht die Tiefe, die sie haben sollte, und wenn wir rechts oder links nur ein wenig ausweichen, so sitzen wir fest, daran ist kein Zweifel.“

„Was haben wir da, allerdings noch ziemlich weit von uns — Bauwerke im Wasser oder dergleichen?“

„Das ist ein Punkt, den ich fürchte, dort liegt eine Reihe riesenhafter Dampfbaggermaschinen, die ohnehin schmale Fahrbahn noch verengend —“ er gab seinem herangekommenen ersten Offizier einen Befehl, worauf das Schiff nach kurzer Zeit langsamer lief, dann eilte er auf die Radkastenbrücke, sowohl um den Steuermann zu kontroliren, als auch um den Lauf des Dampfers selbst zu dirigiren. —

Da kam man auch schon den eben erwähnten kolossalen Maschinen näher und näher, wahre Ungethüme mit ihren Rutschbahnen, anzuschauen wie Gitterbrücken, die sich in's Wasser senkten, mit ihren schweren, eisernen Ketten und unförmlichen Schöpfkübeln wahrhaft unheimlich in dem hellen, tiefe Schatten hervorrufenden Mondlichte, — auf dem Hinterdecke wurde gerade eine lustige Polka gestampft, die Champagnerpfropfen knallten doppelt stark bei der heißen Nacht, lustige Lieder erklangen dazwischen — da mit einem Male geschah — was der Kapitän vorausgesehen zu haben schien, das Schiff streifte den Sand, erst kaum bemerklich, dann stärker und stärker, die Schraube machte noch ein paar verzweiflungsvolle Anstrengungen, dasselbe vorwärts zu treiben — vergeblich — die „Garbitsch“

Gypsfiguren, z. B. der Oberkörper der Venus mit einem Matrosenhut auf dem Kopfe, Fetzen von Fahnen und Wimpeln aller möglichen Schiffe, und ausgestopfte Hunde und Katzen neben Flaschen, Gläsern, neben Gewehrkolben ohne Läufe oder rostigen Säbeln mit zerbrochenen Klingen. Ich glaube nicht, daß damals der Gouverneur von Gibraltar, Sir Gardiner, bei diesem Anblicke mehr gelacht als wir. Der Schuster erhielt denn auch die Erlaubniß, seinen Garten behalten zu dürfen, und zeigte ihn nun mit großem Selbstgefühl den besuchenden Fremden, nicht ohne von vielen Stücken höchst anmuthige Historien zu erzählen.

Als wir herabsteigend die Alameda wieder erreichten, dämmerte es bereits zwischen den Felsen. Von der Höhe des Felsens herab donnerte ein Kanonenschuß, zum Zeichen, daß das Thor auf der Nordseite gesperrt werde. Auch auf den Kriegsschiffen krachte es, die Flaggen begrüßend, die bei einbrechender Nacht vom Mast niedergelassen wurden. Dieser Augenblick war wunderbar schön auf der Alameda. Hinter der Meerenge im Westen war die Sonne strahlend niedergegangen, und während unten schon ein feiner Duft die Bäume und Sträuche umzog, glänzte oben auf der Spitze des Felsens noch die stolze Flagge Englands über dem Wachthaus und dem alten Saracenenthurm.

Während wir langsam dem Thore zuschritten, entzündeten sich hie und da an den Bergen Lichter in den Landhäusern, welche freundlich durch die dunkeln Gebüsche glitzerten. Auf einem der Kriegsschiffe brausten die Klänge eines Musikcorps durch den stillen Abend, und als wir die Straßen Gibraltars wieder betraten, begegneten wir einer Patrouille Bergschotten, die mit den schnarrenden Tönen des heimatlichen Dudelsackes ihren Zapfenstreich aufspielten.

Am andern Morgen erhielten wir durch die Freundlichkeit des Herrn Consuls Schott die Erlaubniß, die Felsengallerien mit ihren Batterien sehen zu dürfen, und zwar wurde es uns gestattet, hinaufzureiten, was in sofern seine Annehmlichkeiten hat, da der Weg, den man machen muß, sehr weit ist. Wir nahmen im

war aufgefahren und saß nach einem ziemlich heftigen Stoße unbeweglich im Sande fest.

Daß die Tanzmusik mit einem Male plötzlich abriß, daß man sich bestürzt anschaute, daß Verschiedene schwankend das nächste Tau faßten, ja daß Manche, die so nicht mehr fest auf ihren Beinen standen, hastiger nach einem Stützpunkt faßten, braucht eigentlich ebensowenig eine Erwähnung, als daß Kapitän, Offiziere und Mannschaften auf Arabisch eine Zeitlang einen wahren Höllenlärm machten, ohne weiter viel zu thun, als sich in den dumpfen Gutturallauten gegenseitig anzuschreien, denn dadurch wurde in der Lage des Schiffes durchaus nichts geändert, wohl aber im Vergnügen der eben noch so heitern Ballgesellschaft, denn der Restaurateur des Schiffes benützte weislich diesen kritischen Augenblick, um sein Büffet zu schließen, und da der Kapitän von der Radkastenbrücke durch sein Sprachrohr herabrief, daß von einer Gefahr auch nicht im Entferntesten die Rede sei, daß man sich aber in Geduld fassen müsse, um durch einen der häufig zwischen Port Said und Ismaelia oder umgekehrt hin- und herschießenden flinken Dampfavisos andere Fahrzeuge zu requiriren, und daß er die verehrten Eingeladenen bäte, in den Kabinen

nach dem Gepäck zu ſehen, um beim nothwendigen Verlaſſen des Schiffes bereit zu ſein.

Frau Thusnelda hatte, allerdings nicht aus den gleichen Gründen wie Manche der Ballgeſellſchaft, beim Auffahren des Schiffes das Gleichgewicht verloren und dieſes erſt auf dem gleichen Tauringe wiedergefunden, den Herr Schnecke einnahm, worauf dieſer, die Annäherung einem zärtlichen Gefühle zuſchreibend, den Arm um ihren Leib ſchlang und ſie, was er lange nicht mehr gethan, der wärmſten Gefühle verſicherte, ja einer Liebe, die es ihm gleichgültig erſcheinen laſſe, wenn das Schiff, wie es allen Anſchein habe, plötzlich untergehen würde, — „allerdings wäre es beſſer," ſeufzte er, „wir hätten Zwickau nicht verlaſſen, und ich wäre bei meiner Baumwolle geblieben, ſtatt hier von den Fiſchen verſpeist zu werden, doch habt ihr es einmal ſo gewollt — Du und Herr Rampla-cent, und ich füge mich in Geduld. — Der arme Stollberg iſt auch ſchon verloren gegangen, und wer weiß, ob wir uns nicht recht bald dorten in einer beſſern Welt wiederfinden."

Sie entgegnete nichts und wenn ſie auch nicht im Entfernteſten an den Untergang des Schiffes glaubte, ſo überſchlich ſie doch ein ganz beſonders

bitteres Gefühl, als er gerade in diesem mißlichen Augenblicke des verschwundenen Reisegefährten gedachte und sie sich dabei fragen mußte, wie es wohl ohne dessen Hülfe weiter gehen werde, was die nächsten Stunden bringen würden und wie viel Schweres ihr noch vorbehalten sei, bis die schönen Räume des Hotels du Nil in Kairo sie gastlich aufgenommen.

Herr Ramplacent, der bei dieser unangenehmen Reiseunterbrechung für seine zahlreichen Kisten, in denen sich seine photographischen Apparate befanden, einigermaßen besorgt war, hatte unterdessen nach seinem Neffen Raoul gesucht, den er bisher gerne den Freuden der Tafel und des Tanzes überlassen, um ihn jetzt aufzufordern, ihm beim Zusammenstellen des Gepäckes behülflich zu sein, fand ihn aber leider bei einer Gesellschaft allzu lustiger junger Leute, die den Champagner in Ermangelung der schon eingepackten Gläser direkt aus den Flaschen schlürften und in einem Zustande, der ihn so aller Vorsicht, ja Ehrerbietung ermangeln ließ, daß er mit lallender Zunge rief: „Laß mich in Frieden mit Deinen ewigen, lächerlichen Ermahnungen, denn ich habe sie wieder gefunden, sie liebt mich, wie ich sie liebe, und wir werden uns hei—hei—ra—rathen.“

XI.

Konnte es möglich sein, konnte das Schicksal so grausam handeln und Herrn Stollberg, einst die Blüte aller reisenden Kaufleute, den Freund der schönen Gräfin Patatzky, den Vertreter eines so berühmten Hauses, auf so rasche, unnatürliche, so die Spur seines Daseins gänzlich vertilgende Art von der Welt abrufen, und gerade in einem Augenblicke, wo er mit den tausend anderen hier Zusammengeströmten jenen großartigen Augenblick erwartete, dem Illumination und Feuerwerk seiner letzten Stunde gegolten?

Ja wir haben uns trauernd und schaudernd abgewandt von den immer weiter flutenden Kreisen dieser stillen, mondbeschienenen See; wir haben, zu schwach, um in das Rad des Schicksals einzugreifen, angstvoll umhergeschaut, denn obgleich Herr Stollberg ein vortrefflicher Schwimmer war, so war es doch eine Unmöglichkeit, sich ein paar Seemeilen

in naſſen Kleidern über Waſſer zu halten, weßhalb wir denn auch an ſeiner Rettung verzweifelten, wenngleich wenige Sekunden nach jenem entſetzlichen Ereigniſſe der Kopf unſeres Reiſenden wieder über Waſſer erſchien.

Auch gab er ſich durchaus noch nicht verloren, obgleich ihn ein Blick über die zitternde Waſſerfläche ſogleich belehrte, daß außer dem ſich raſch entfernenden Boote, welches ihn hierher gebracht, ringsumher nichts zu ſehen war als die ſanft wogende, dunkle Waſſerfläche. Da er aber nicht nur ein gewöhnlicher Schwimmer war, ſondern ein Virtuoſe in dieſer Kunſt, ſo wechſelte er, entſchloſſen, ſein Leben zu retten, mit den verſchiedenen Arten derſelben ab, wußte ſich auch ſeines Rockes, ſowie ſeiner Schuhe zu entledigen, — glücklicherweiſe trug er nur ſolche —, und hatte gleich zu Anfang ſeines kräftigen Ausholens einen dunkelrothen Punkt, der nicht allzuferne ſchien, zum Ziele genommen. Doch täuſchte er ſich in der angenommenen Entfernung, Minute um Minute, Viertelſtunde um Viertelſtunde verging, ehe er auch nur ſo nahe gekommen war, um von den verſchiedenen Schiffen in kaum vernehmlichen Klängen das Signal der Wachtſtunden zu vernehmen. — Eigenthümlich — und doch er-

klangen dieſe Glockenzeichen darauf als Echo lauter, ſtärker, ja beinahe gellend in ſeinem Kopfe wieder — ein ſinnverwirrendes Geläute, das ſeinen ganzen Körper erbeben machte, ja ihn zuweilen ſo übermannte, daß er im kräftigen Ringen, allerdings nur auf Sekunden, innehielt, um dann, nur durch die größte Anſtrengung, wieder frei auf die Oberfläche zu kommen — ſeltſam — er erinnerte ſich ſo deutlich, als wäre das geſtern geſchehen, wie er längere Schwimmpartieen, allerdings unbekleidet, mit großer Leichtigkeit ausgehalten, und dieſer Gedanke ließ ihn ſich zu immer neuer Kraftanſtrengung aufraffen; auch kam es ihm vor als ſähe er zuweilen einen Schatten vor ſich durch das Mondlicht huſchen, doch dachte er gleich darauf wieder ſchaudernd, dieſer ſchwarze Punkt ſei nichts Anderes als eine Trübung ſeines Blickes beim Beginne einer Ohnmacht — nein — nein — jetzt hatte er, die Augen weit aufreißend, deutlich den Schatten wieder geſehen, näher kommend, größer geworden und ein unbeſchreibliches Gefühl von erneuerter Kraft, durch die Hoffnung hervorgerufen, ließ ihn kräftiger vorwärts ſchwimmen, ließ ihn einen lauten Ruf ausſtoßen, worauf ſich der Schatten raſch vergrößerte, jetzt den ganzen Horizont einzu-

nehmen ſchien, jetzt greifbar wurde, denn ſeine Rechte faßte mit Entzücken den Rand eines Bootes, aus dem ſich ihm verſchiedene hülfreiche Arme und Hände entgegenſtreckten.

Als ihn dieſe aufgehoben, hereingezogen, in das Boot niedergelegt, ihn mit einem dicken, warmen Mantel bedeckt und etwas Cognac zu trinken gegeben, war er allerdings, ohne gerade ohnmächtig zu ſein, doch nur gerade ſo weit bei Bewußtſein geweſen, um das, was die Leute ſagten, — und die ſprachen italieniſch miteinander, — ſo zu verſtehen, als beträfe es eine dritte, ihnen ganz gleichgültige Perſon, für die man, wie es allerdings ſchien, große Sorgfalt, ja die freundlichſten Empfindungen hegte, denn er hörte von Zeit zu Zeit eine ihm obendrein bekannt klingende Stimme, welche befahl, mit dem Reiben emſig fortzufahren, worauf ſich ſeine Gedanken auf eine behagliche Art verwirrten und er entſchlief, um dann erſt wieder zu vollem Bewußtſein auf einem guten Bett in einer kleinen, aber behaglich eingerichteten Schiffskabine zu erwachen.

„Ich gratulire," vernahm er, wie die Stimme, die er vorhin ſchon im Boote gehört, ſagte, und erkannte aufblickend beim ſchwachen Schein der Lampe den freundlichen Schiffskommandanten vom

„Massr", der ihn errettet und der auch gewissermaßen dazu die größte Verpflichtung hatte, weil er, allerdings unbewußt, den Knoten des Trauerspiels geschürzt, indem er ihn der armenischen Fürstin vorgestellt. Dieß waren auch die ersten Gedanken, die in Herrn Stollberg heiter aufstiegen, da ihm, der sich wieder vollkommen wohl und frisch fühlte, plötzlich auch nicht ein einziges Glied jener Kette seltsamer Umstände mehr fehlte, die ihn vom Bord des „Massr" hieher gebracht, und als jetzt der Schiffskapitän sich neben das Bett setzte und ihn lächelnd fragend anschaute, erzählte er ihm einen Theil des gehabten Abenteuers, wobei er indessen so diskret war, dasselbe auf der Hinfahrt zu jenem unbekannten Fahrzeuge geschehen zu lassen.

Ob der Kapitän ihm glaubte, lassen wir dahingestellt sein; indem er aber einige kleine, freundschaftliche Ermahnungen, hiesige Verhältnisse betreffend, nicht zu unterdrücken vermochte, sprach er seine Freude aus, daß es ihm trotz des gefahrvollen Umweges gelungen sei, Herrn Stollberg aufzufinden, in welcher Absicht er vor ein paar Stunden auf dem „Massr" gewesen, dort aber erfahren habe, der, den er suche, sei nirgendwo aufzufinden und wahrscheinlich noch einmal an's Land gegangen.

„Jetzt bleiben Sie aber bei mir," schloß der freundliche Kommandant, „und machen auf meinem Dampfer, einem der schnellsten und elegantesten Avisos, die Fahrt durch den Kanal, wobei wir uns — hoffentlich auch was unsere Passagiere anbelangt — ganz vortrefflich amüsiren werden; auch schätze ich mich glücklich, Sie aus dem Wasser gefischt zu haben, und muß, mit Ihrer Erlaubniß, das bei dem Vizekönig, selbstverständlich ohne alle Indiskretion, ein bischen in Szene setzen lassen, um den Dank dafür einzukassiren, daß ich dem liebenswürdigen Vertreter des berühmtesten Industriellen der ganzen Welt dienlich sein konnte. Aber jetzt schlafen Sie noch ein paar Stunden, denn wir haben morgen einen anstrengenden und aufregenden Tag."

„Wie soll ich Ihnen all' Ihre Güte belohnen, bester Kapitän?"

„Nicht der Rede werth."

„Doch, doch, da ich Gefälligkeiten auf Gefälligkeiten verlangen muß, denn aus dem, was Sie hier an mir sehen, oder vielmehr nicht an mir sehen, besteht meine ganze Garderobe."

„Allerdings sehr ursprünglich," lachte der Andere, „doch seien Sie unbesorgt, ich schicke bei Tages-

anbruch auf den „Maſſr“ und laſſe Ihre ſämmtlichen Sachen herüberholen; wie heißt doch Ihr genauer Bekannter dort unter den Paſſagieren?“

„Schnecke.“

„Gut — ſchlummern Sie alſo noch ein paar Stunden recht ſanft und morgen beim Frühſtück ſehen wir uns wieder.“

Gaſthof einen Lohnbedienten, der uns für Pferde ſorgte, und ritten um neun Uhr von Hauſe weg. Der Weg führte an der rechten Abdachung des Felſens hinauf, anfänglich durch die Stadt, die terraſſenförmig aufgebaut iſt, zuweilen nur durch ſteile Steintreppen verbunden, und wo die oben hinführenden Straßen öfter auf gleicher Linie mit den Dächern der unten liegenden Häuſer laufen. Außerhalb der Stadt zieht ſich der ſchmale Reitpfad im Zickzack durch zerriſſene Felspartien und führt noch längere Zeit an einzeln ſtehenden Häuschen vorbei, dann haben wir offene Batterien wie auf der Alameda, mit allerlei zierlichen Geſträuchen untermiſcht, Orangen, Citronen und Lorbeer, neben alten mauriſchen Thürmen und neueren Feſtungswerken. Und wie grandios entwickelt ſich die Ausſicht, während man immer höher und höher aufwärts ſteigt! Die Stadt zu unſern Füßen mit ihrem Maſtenwalde ſcheint ſich ängſtlich zuſammenzuducken, wobei die majeſtätiſchen Berge von Europa und Afrika immer rieſenhafter aufſteigen, und die Bai von Gibraltar, drunten für uns ſo weit und groß, ſchrumpft zu einem kleinen See zuſammen, während ſich die ſonnbeglänzten Weltmeere nach Oſten und Weſten in ihrer Unendlichkeit ausdehnen.

Vierhundert Fuß über der Stadt erreichten wir die erſte Gallerie, wo uns ein Sergeant der Artillerie erwartete, um durch ſämmtliche Werke unſer Führer zu ſein. Ein ſchweres feſtes Thor öffnet ſich vor uns und aus dem blendenden Sonnenlichte treten unſere Pferde in einen ſchattigen, vielleicht zwanzig Fuß hohen Felſengang, der ſich endlos vor uns auszudehnen ſcheint und wo das Echo die Hufſchläge dröhnend wiedergibt. Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, durch dieſe Batterien zu reiten, und man erſtaunt über die Willenskraft der Menſchen, welche durch den harten Fels dieſe Gänge gehöhlt. Vermittelſt der Schießſcharten fällt das Licht herein, und wenn dieſe auch weit und hoch ſind, ſo braucht man doch nur in die ſchwindelnde Tiefe hinabzuſchauen, um zu begreifen, daß man von drunten dieſe Oeffnung nicht entdeckt, ſelbſt nicht die Mündung der Vier-

XII.

Damit ging der Eine hinaus, der Andere that, wie ihm anbefohlen, verfiel auf's Neue in den Schlaf des Gerechten und ſchlief fort, ohne es nach ein paar Stunden zu hören oder zu fühlen, daß die Maſchine des Schiffes, auf dem er ſich befand, geheizt wurde, ja daß ſich die Räder in Bewegung ſetzten, und nur als der überflüſſige Dampf ziſchend ausfuhr, öffnete er einen Moment ſchlaftrunken die Augen, um ſich, da es draußen noch dunkle Nacht war, wieder auf die andere Seite zu legen.

Als er erwachte, war es Tag und der Kapitän ſtand vor ihm, wobei er lachend ausrief: „Nun, Gott hat Sie geſegnet, was Ihren Schlaf anbelangt, weßhalb ich es ſchon wagen darf, mit einer nicht ganz angenehmen Nachricht herauszurücken. Es war mir nämlich bis jetzt unmöglich, Ihre Sachen vom ‚Maſſr' zu erhalten; ſeit drei Stunden ſchon kutſchire ich mit allen mög-

lichen Botschaften im Hafen umher, hatte Sie aber trotzdem nicht vergessen, doch als ich, sobald es mir eben möglich war, ein Boot nach dem ‚Massr' schickte, hieß es, die ganze Reisegesellschaft sei auf die ‚Garbijeh' versetzt worden, wohin auch Herr Schnecke Ihr Gepäck mitgenommen; nun kann ich aber unmöglich jenen Dampfer, der ganz draußen liegt, anlaufen, da ich rasch in den Kanal hineinmuß, um nach einer Goelette zu sehen, die ungefähr vier Kilometer von hier stecken geblieben sein soll und die doch wieder freigemacht werden muß, ehe die allgemeine Durchfahrt beginnt."

„Das heiße ich aber wirkliches Pech haben," sagte Herr Stollberg, sich halb aufrichtend, „und so wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als die Kanaleröffnung im Bette liegend mitzumachen und von dem einen Ufer nur zu sehen, was mir dieses kleine Fenster zu sehen gestattet."

„Wo denken Sie hin! Sie werden sogleich aufstehen, sich meiner Garderobe bedienen, ja eine meiner Uniformen anlegen und meinen ersten Offizier vorstellen."

„Unmöglich."

„Oh, hier im Orient ist bei einer Protektion, wie Sie sie haben, Alles möglich und wenn es

Sie genirt, etwas vorzuſtellen, was Sie nicht ſind, ſo ſollen Sie ſogleich für die Kanaleröffnung und zu meiner Aushülfe ein Patent als Marine-offizier haben; dort kommt ſchon mein Neger, kleiden Sie ſich alſo ſogleich an und da ich Nubar Paſcha mit hinaus zur verunglückten Goelette führen muß, ſo wird es mich nur ein Wort koſten, um alle Schwierigkeiten, die Sie noch zu machen im Stande ſind, zu ebnen — a revederci in einer Viertelſtunde — das Frühſtück wartet."

Bei ſo bewandten Umſtänden, dort die Ausſicht, das Feſt auf's Angenehmſte mitzumachen, oder hier im Bette liegen bleibend die Schiffswand zu betrachten, blieb Nichts übrig, als ſich mit Hülfe des Negers, der, einen Bündel Garderobe auf dem Arm, eingetreten war, in einen egyptiſchen Marine-offizier zu verwandeln.

Und welche geſchmackvolle Bekleidung hatten ſich dieſe Ausländer im Dienſte des Paſcha's, allerdings mit einiger Phantaſie, aus der ſonſt viel einfacheren Uniform zuſammenzuſtellen gewußt! Das weite Beinkleid mußte allerdings bleiben, doch war daſſelbe hier krepproth, vom feinſten Wollenſtoff und hatte anſtatt der unſchönen Gamaſche und dem gelben oder rothen Schuh einen

fein lackirten Stiefel, der bis zum Knie reichte, während das Oberkleid — eine seemännische Jacke — aus dunkelblauem Tuche, reich verschnürt, mit glänzenden Knöpfen verziert war, vorn auf der Brust auseinanderstand und das weiße Hemd sehen ließ, dessen Kragen ein rothseidener Foulard, in dessen Ecken der Halbmond mit dem Stern in Silber gestickt war, mit langen Zipfeln zusammenhielt.

Alles das saß Herrn Stollberg wie angegossen und nachdem er in den Spiegel schauend den Tarbusch mit der langen blauen Quaste aufgesetzt, mußte er sich bei aller Bescheidenheit gestehen, daß der junge Marineoffizier, der ihm da aus dem Glase entgegenblickte, mit den ausdrucksvollen Gesichtszügen, dem Glanze der Augen und diesem in der That schönen Barte, so voll und doch so fein gewellt, leicht melirt und schattirt, dunkel nüancirt und von einigen sanft röthlich schimmernden Lichtstrahlen durchflossen, schon des Betrachtens werth war; gab ihm doch gerade dieser Bart etwas so Interessantes, Wildes, ja etwas sehr Räuberhaftes, wie er sich gestehen mußte, als er nun, den Säbel umgeschnallt und etwas zur Seite schauend, seine Rechte auf die Hüfte gestützt hatte.

„Bravo," rief auch der wiedereintretende Ka-

pitän und führte ihn alsdann auf das Verdeck hinauf, wo er ein lautes „Ah" der Bewunderung beim Anblick dieſer Hunderte von reichbeflaggten Schiffen, die, obgleich noch ſo früh am Morgen, ſchon alle in langſamer Bewegung waren, nicht unterdrücken konnte.

Da flog auch ſchon das vielrudrige Boot Nubar Paſcha's heran und nachdem der Kapitän dem allmächtigen Miniſter irgend eine glaubwürdige Geſchichte in Betreff des Unfalls unſeres Reiſenden erzählt, Jener ſich auch huldvollſt erinnerte, ihn auf der „Mahruſeh" geſehen zu haben, ſo fand er die Umkleidung köſtlich und nahm gnädigſt das Frühſtück an, welches der Kapitän nun auf dem Decke ſerviren ließ.

Währenddem hatte ſich die „Sphinx", ſo hieß der kleine Dampfer, in Bewegung geſetzt, ſeine Schaufelräder, die ſich mit außerordentlicher Schnelligkeit drehten, peitſchten das Waſſer zu Schaum und trieben das ſchlanke Schiff mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit vorwärts, trotzdem es beſtändig in Schlangenlinien lief, um die größeren Schiffe zu umgehen und den zahlreichen Booten auszuweichen. Intereſſant war es dabei, daß ſie dicht unter der „Grille", dem „Greif"

und dem „Adler“ vorüberflogen, und als sie darauf den Avant-Port erreicht hatten, war Nubar Pascha selbst so freundlich, unsern Reisenden auf die ungeheuren Arbeiten der Kanalmündung aufmerksam zu machen, worauf sie nun in dem noch ganz leeren und glatten Wasser desselben mit einer Geschwindigkeit dahinschossen, die bis an die Grenzen der Möglichkeit ging, jedenfalls hart bis an die der Leistungsfähigkeit der allerdings starken Maschine, die zuweilen stöhnend und zischend einen weißen Dampfstrahl in die klare Morgenluft hinaufsandte.

In kürzester Zeit war denn auch der Punkt erreicht, auf dem die Goelette gestrandet sein sollte, doch erwies sich dieser fatale Umstand, der leicht eine Verstopfung des ganzen Kanals hätte zur Folge haben können, glücklicherweise als schon beseitigt, denn die Goelette war nur leicht aufgefahren und durch ihre eigenen Bemühungen wieder flott geworden.

Nachdem sie augenblicklich wieder zurückgefahren waren, dampfte die „Sphinx“ nach der „Mahrusch,“ um dem Khedive die erfreuliche Meldung zu machen daß der Kanal frei sei, weßhalb Nubar Pascha hier das Boot verließ, dem Kapitän aber befahl,

in der Nähe des vizeköniglichen Schiffes liegen zu bleiben.

„Sie haben gestern schon Ihre Instruktionen im Allgemeinen erhalten und nur noch auf ein Signal von der „Mahrusch" zu warten, um Ihre Gesellschaft an Bord zu nehmen, für die ich wohl kaum mehr nöthig habe, Sie um die größtmöglichste Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu bitten."

„Und Excellenz gestatten," sagte der Kapitän nach einem militärischen Gruß, „daß Herr Stollberg auf meinem Schiffe verbleibt?"

„Gewiß und ich wünsche es sogar," gab Nubar Pascha lächelnd zur Antwort, „denn er besitzt alle guten Eigenschaften, um Sie bei wichtigen Theilen Ihres heutigen Dienstes, dem Dejeuner und Diner, zu unterstützen; auch werde ich nicht versäumen, Seiner Hoheit diese Gefälligkeiten Ihres Freundes zu rühmen."

Die „Sphinx" war ein beziehungsweise kleines, aber ganz neues Boot, erst vor Kurzem aus England gekommen und zu kleinen Seeausflügen für den Khedive bestimmt, hatte deßhalb auch keine Gemächer für das Haremlik an Bord, überhaupt außer einem Ruhegemach für den Vizekönig keine Schlafkabinen; unten einen kleinen Salon,

bei deſſen Anblick Herr Stollberg, als ihm der Kapitän das reizende Schiff zeigte, von eigenthümlichen Erinnerungen bewegt wurde, denn dieſer einfache und elegante Raum war dem Onyxſalon der Maison Dorée in Paris nachgebildet, die Wände mit blauem, mattem, ſchwerem Seidenſtoff beſpannt und befand ſich hier jedesmal mit den Fenſtern abwechſelnd ein Onyx von den größten Dimenſionen, in dem Fruchtſtücke und Blumen mit kunſtvoller Benützung der einfachen Farben dieſes edlen Steines auf's Anmuthigſte geſchnitten waren. Alles Holzwerk, auch das der Möbel, war ein mattgeſchliffenes, ſanftes Grau, die Ueberzüge aber gleich den Wänden blauer Seidendamaſt. Daran ſtieß das Eßzimmer, ganz mit hellem Eichenholz getäfelt, die einfachen, aber eleganten Verzierungen matt vergoldet, die Stühle mit grünem Leder überzogen, das eingepreßt in einer hellern Nüance die Namensſchiffre des Khedive zeigte. Der halbrunde Ruheſalon hatte breite ſchwellende Divans, mit einem ſhawlartigen, ruhig gehaltenen Stoffe überzogen und neben mattgeſchliffenen Fenſtern noch die Einrichtung, dieſe durch den Zug an einer Schnur mit dunklem Stoff zu blenden.

Sonſt waren unten außer den Gelaſſen für

den Dienſt rückwärts keine Räumlichkeiten. Küche, ſowie die Dienerſchaft befanden ſich vorn und war unſer Reiſender faſt erſtaunt, unter der letztern kein orientaliſches Geſicht zu ſehen, ſondern nur junge Europäer in ſchwarzem Frack und weißer Halsbinde von ſo hochanſtändigem Aeußern, daß ſie in jedem Gaſthof erſten Ranges, ja ſogar in jedem guten Privathauſe an ihrem Platze geweſen wären. Die Reſtauration hatte Monſieur Bretonne, ein Pariſer, unter ſich und was er vorhin in dem kleinen, unbedeutenden Frühſtück geleiſtet, ließ für ſpäter bei Größerem auf ganz Außerordentliches ſchließen.

„Wir werden einige Gäſte an Bord haben,“ ſagte der Kapitän, nach der ‚Peluſe‘ auslugend, die ſich eben in Bewegung ſetzte, „für welche Seine Hoheit ganz beſondere Aufmerkſamkeiten anbefohlen hat, was Sie auch ſchon daran abnehmen können, daß er ihnen dieſe kleine, reizende Dampfyacht zur Verfügung ſtellt; unter uns geſagt, bin ich nicht ganz ſicher, ob wir ſpäter nicht auch den Khedive ſelbſt hier an Bord haben werden, ja ich glaube faſt, wenigſtens habe ich Monſieur Bretonne den Befehl geben müſſen, das Menu auf einen ſolch' hohen Gaſt einzurichten.“

„Aber ſagen Sie mir nur, Kapitän," rief der Andere ſtehen bleibend, „wie war es möglich, alle dieſe Vorräthe im Ueberfluß hier zuſammenzuſchleppen, ja uns beim Frühſtück und Diner Nichts vermiſſen zu laſſen, als befänden wir uns in einer der beſten Reſtaurationen von Paris oder Wien."

Der Kapitän lachte, ehe er zur Antwort gab: „Es ſind dieſe Feſtlichkeiten hier vor den Augen der ganzen Welt wie ein Feldzug, freilich friedlicher Art, in dem aber alle Kräfte bis zu den Grenzen der Möglichkeit angeſpannt werden. Natürlicherweiſe wird auch das Gold nicht geſchont, und was unter dieſen Bedingungen habgierige Lieferanten zu leiſten vermögen, brauche ich Ihnen nicht erſt zu ſagen. Was kümmert es Jene, wenn zum Beiſpiel die Verproviantirung der ‚Sphinx' für den einzigen heutigen Tag hunderttauſend Franken koſtet, wofür wir allerdings unſer zweites Frühſtück wie im Café Anglais, unſer Diner wie bei Monſieur Philipp haben werden und ſpäter ein Gefrornes eſſen, wie bei Tortoni in Paris, oder vielmehr," fuhr er leicht aufſchmatzend fort, „wie bei den tre Donzelli in dem göttlichen Neapel. A—a—a—ah, — ich wollte, Einer unſerer Gäſte ſpräche den Wunſch aus, auf der ‚Sphinx'

undzwanzigpfünder, die hinausragen. Obgleich die Gänge weit und der Fels über den Batterien hoch ausgewölbt ist, so soll doch der Pulverdampf, namentlich bei Nord- und Ostwinden, hier leicht unerträglich werden und ein anhaltendes schnelles Schießen sehr erschweren.

Die zweite Gallerie, die man an der Bergwand auf schmalen Zickzackwegen hinaufreitend erreicht, liegt siebenhundert Fuß über dem Meere und ist die längste. In der Mitte derselben befindet sich die Batterie Sanct Georg, ein großer, in den Felsen ausgehauener, runder Salon, wenn ich nicht irre, mit Vierundsechzigpfündern besetzt, welche nach beiden Meeren hinausfeuern können; etwas tiefer liegt die Batterie Lord Granville's mit sechzigpfündigen Carronaden. Von dieser Gallerie zur dritten und höchsten, die sich tausend Fuß erhebt, geht es außerhalb des Felsens lange und ziemlich steil aufwärts, weßhalb sich der begleitende Sergeant auf die Croupe des Pferdes unseres Lohnbedienten schwang, um mit dem schnell gehenden Thiere gleichen Schritt halten zu können. Dieser Lohnbediente, der mich protegirte, hatte mir das beste Pferd gegeben, einen festen maurischen Schimmelhengst mit langem Schweif, prachtvoller Mähne und etwas heftigem Temperament. Dabei hatte er die Gewohnheit, jeden Augenblick den Kopf in die Höhe zu werfen, und zeigte schon in der untersten Gallerie, daß es ihm durchaus kein Vergnügen mache, durch die halbdunklen hallenden Gänge zu gehen, strebte auch, da er an der Spitze ritt, so hastig vorwärts, daß ich ihn nur mit Mühe halten konnte. Die oberste Gallerie hatten wir kaum zur Hälfte durchritten und waren an einen Punkt gekommen, wo der Gang ziemlich stark aufwärts stieg, als mein Hengst mit Einem Male seinen Kopf nachdrücklicher wie bisher in die Höhe warf und gleich darauf in den tollsten Sätzen mit mir durchging; umsonst nahm ich die Zügel fest an, ich fühlte wohl, daß die Stange in seinem Maul nicht mehr wirkte. Alles, was ich thun konnte, war, ihn in der Mitte des Ganges zu halten, um nicht an den vorspringenden Felsen der Wände gestreift zu

ein bischen gen Oberegypten bis zum ersten Kataraft hinaufzufahren —"

„Aber wer sind denn eigentlich diese Gäste?"

„Ich weiß es noch nicht," erwiederte der Kapitän achselzuckend, „jedenfalls vornehme Herren und Damen, — ja es wäre am Ende möglich," setzte er flüsternd hinzu, „daß wir hier unsere schöne Dame vom ‚Massr' wiedersehen."

„Und wer ist sie eigentlich?" fragte Herr Stollberg eifriger als es vielleicht in seiner Absicht lag.

„Etwas Geheimnißvolles jedenfalls, und eine wirkliche Fürstin dazu, was allerdings für Armenien eben so wenig sagen will als für Rußland oder für unser Italien, doch soll sie ungeheuer reich und gänzlich unabhängig sein — eine Eingeladene Seiner Hoheit, die vielleicht noch mehr werden könnte; doch sind das nur meine Vermuthungen, die sich allerdings nur auf die Gegenwart jenes Galgengesichtes von Selim basiren. — Doch sehen Sie, jetzt schwenkt die ‚Peluse' in den Kanal ein, ah — es ist das ein großartiger Augenblick, wohl werth dieses Flaggengewimmels, der rauschenden Musik und des Kanonendonners. Ich bin nur begierig, wann wir folgen werden. Doch ist das für uns gleichgültig, da die leichte

‚Sphinx‘ in Kurzem alle Fahrzeuge überholt haben wird.“ Er schaute sich ringsum und fuhr dann nach einer Pause fort: „Thun Sie mir den Gefallen und halten Sie die ‚Mahrusch‘ ein bischen im Auge.“

„Soll pünktlich geschehen, Kapitän,“ sagte der Andere lächelnd, indem er die Hand militärisch grüßend an den Tarbusch legte.

„So ist's recht, junger Mann, und damit beginnt Ihr Dienst — apropos, ich muß Ihnen doch vor der Schiffsmannschaft einen Namen geben; haben Sie für irgend einen Ibrahim, Abdallah oder Murad eine besondere Vorliebe?“

„Murad ist nicht übel —“

„Gut also — Murad Bey.“

„Ist das nicht zu viel?“ fragte der Andere lachend.

„Für den heutigen Tag und den speziellen Dienst, den wir haben, durchaus nicht — also Murad Bey — beobachten Sie mir genau die ‚Mahrusch‘, während ich dem ‚Adler‘ der französischen Kaiserin meine Aufmerksamkeit zuwende.“

Die ebengenannten Schiffe hatten sich gleichfalls langsam in Bewegung gesetzt, wobei sowohl der Kommandant als auch der erste Offizier der

„Sphinx" bemerkte, daß im ſelben Augenblicke von beiden ein Boot abſtieß, vom „Adler" der kleine, flinke Dampfer, drüben das ſchlanke, elegante Boot mit dem vergoldeten Vogel an der Spitze, das Herr Stollberg ſchon geſtern geſehen, eine Erinnerung, die ſein Herz etwas ſchneller ſchlagen machte.

„Kapitän, ein Boot von der ‚Mahruſeh', das ſich hieher zu wenden ſcheint."

„Und eines vom ‚Adler', das ſchon ziemlich nahe iſt; wahrſcheinlich unſere Gäſte, und wollen wir uns in den Empfang theilen."

Da die „Maruſeh" Steuerbord lag, wo ſich Herr Stollberg befand, ſo eilte er an die herabgelaſſene Falltreppe, wo ſchon Matroſen bereit ſtanden, ſowie auch Neugierige von der Dienerſchaft, um das prachtvolle, orientaliſche Boot daherſchießen zu ſehen. Jetzt legte es bei der „Sphinx" an, ein paar Diener, in der reichen Hauslivr e des Khedive, ſprangen auf die ſchwanken Stufen, um eine verſchleierte Dame hinaufzuheben, der ein paar ältere Herren im Tarbuſch folgten, den kleinen Stern des Medſchidjeh auf der Bruſt, dann ein paar unverſchleierte Frauen, ſowie ein paar Diener im armeniſchen Koſtüm.

Ja, es konnte kein Zweifel sein — Sie war es — die schöne Fürstin, und diese Gewißheit, sowie ihr Anblick überwältigten Herrn Stollberg, jetzt Murad Bey, so sehr, daß es ihm unmöglich war, so ohne Weiteres vor die Dame hinzutreten, weßhalb er sich durch eine rasche Wendung hinter die Matrosen begab, um dann einige Stufen der Falltreppe hinabzueilen und so zu thun, als habe er dort unten einen Befehl zu ertheilen. Dabei aber begab sich etwas ganz Außerordentliches, was wohl im Stande war, ihn gänzlich aus der Fassung zu bringen — denn jetzt — zuletzt — entstieg Selim dem Boote, der nicht so bald das Gesicht des jungen Mannes gesehen und erkannt hatte, als er, mit einem lauten Schrei rückwärts tretend, die letzte Stufe der Falltreppe verfehlte und mit einem lauten Plumps in's Wasser fiel. Allerdings wurde er augenblicklich wieder herausgefischt, machte auch Miene, die Falltreppe der „Sphinx" abermals zu betreten, doch meinte einer der älteren Herren, ziemlich gleichgültig vom Bord herabschauend, man solle den durchnäßten Hammel nach der „Mahrusch" zurückbringen. Wohl fletschte dieser die Zähne, rollte seine Augen, ja ballte die Faust, doch da man dieß Alles als eine Wirkung des so unverhofften

kalten Bades anſah, ſo bekümmerte ſich Niemand darum und das Boot mit dem vergoldeten Vogel ſchoß augenblicklich davon.

Murad Bey vermochte es nicht ſogleich, die Falltreppe wieder zu erſteigen, ja, als er das endlich und ſehr langſam that, ſpähte er vorher ſorgfältig nach der Geſellſchaft auf dem Verdecke, die ſich jetzt noch um einige Herren und Damen, welche der Kapitän auf der Backbordſeite in Empfang genommen, vermehrt hatte, und dann bedurfte es noch eines bedeutſamen Winkes des Kommandanten, um ihn zu veranlaſſen, näher zu treten. Ja, je näher er dem Glaspavillon kam, wo ſich die Geſellſchaft niedergelaſſen hatte, umſomehr gerieth er in eine Gemüthsbewegung, wie er ſie früher nie empfunden.

Beim Himmel, was war das! Er vermochte nur ſchwer und mühſam zu athmen, ja es kam ihm ein paarmal vor, als träge das Schaukeln des Schiffes die Schuld an ſeinem unſichern Gange, und doch lag die „Sphinx" ſo manierlich ſtill auf dem glatten Waſſer. Wie verwünſchte er ſeine Feigheit, nicht ſogleich an der Falltreppe der ſchönen Fürſtin entgegengetreten zu ſein, dort einen verſtändnißvollen oder einen gleichgültigen Blick ebenſo

beantwortend; während er sich jetzt auch jenen anderen, mit höchster Eleganz gekleideten Damen nähern mußte, von denen es gerade die Eine war, die jenen qualvollen Gemüthszustand in ihm erregt, wie er, mit etwas Schwindel vermischt, einer Ohnmacht voranzugehen pflegt.

Hier war weder ein Zweifel, noch eine Verwechslung möglich, — — kein anderes irdisches Weib konnte bei der feinen, schlanken Gestalt ähnlich anmuthige, volle Formen haben, kein Gesicht die gleichen Linien edler Schönheit, Niemand bei jenem reichen, hellblonden Haar so wunderbar blaue Augen, so herrlich geschwungene, tiefdunkle Augenbrauen — als Sie, als die Gräfin Patatzky.

Daß sie es war, die jetzt aufschaute und auf deren Gesicht sich das feine Lächeln einer nicht unangenehmen Ueberraschung zeigte, daran war nicht zu zweifeln, und er zweifelte auch nicht mehr im Mindesten daran, seit er ja durch die Verwechslung des Armbandes bei der Ankunft vor Alexandrien wieder die Gewißheit erhalten, daß er sich abermals in der Nähe jenes schönen, verführerischen, gefährlichen Wesens befinde, das ihm schon einigemal wie ein Irrlicht, ein Meteor er-

ſchienen, um dann verſchwindend ihn in tiefer, unheimlicher Finſterniß zurückzulaſſen.

Ja, es war die Gräfin Patatzky, oder es war deren Doppelgängerin Alexejewna, die er damals bei der Pariſer Weltausſtellung kennen gelernt, oder es war ein Dämon, ein Phantom, ein Vampyr, der jetzt zum dritten- und denn auch wohl zum letzten Mal ſeine Bahn kreuzte — und vor dem man ſorgfältig auf der Hut ſein mußte.

So denkend vermochte er, ziemlich gefaßt, näher zu treten, ja den einigermaßen erſtaunten Blick der ſchönen Frau mit einer ſo gut gelungenen kalten Ruhe auszuhalten, daß er ſich ſelbſt ein Kompliment gemacht haben würde, wenn er ſich im Spiegel hätte ſehen können, und das Erſtaunen auf den Zügen der Gräfin einem Ausdruck der Befremdung, ja des Zweifels Platz machte.

„Wollen mir die Herrſchaften geſtatten," ſagte jetzt der Kapitän der ‚Sphinx', „Ihnen meinen erſten Offizier und als ſolchen, vorkommenden Falles, meinen Stellvertreter vorzuſtellen — Murad Bey."

Der Genannte grüßte militäriſch und würde mit Sehnſucht irgend einem Worte, einer Frage oder dergleichen der ſchönen Gräfin entgegengeſehen

haben, wenn er sich nicht in höchster Spannung dadurch befunden hätte, daß die armenische Fürstin, die gerade nach der jetzt in den Kanal einlenkenden „Grille“ schaute, ihr Glas sinken ließ und, umwendend, ihn erkannte — ein Augenblick, den er in dieser Umgebung gefürchtet.

Doch benahm sich die kluge Orientalin mit einer bewundernswürdigen Ruhe und Sicherheit, und wenn es auch, wahrscheinlich unbemerkbar für jeden Andern, in ihrem dunklen Auge aufblitzte, so veränderte sich doch Nichts in ihren ruhigen Gesichtszügen, sie winkte würdevoll mit dem Kopfe und sagte dann, gegen den Kapitän gewendet: „Ah, ich kenne Ihren Offizier schon, er war mit auf dem ‚Massr‘!“

„Eigenthümlich,“ warf die Gräfin Patatzky, aber mehr gegen ihren Nachbar, einen jener alten egyptischen Herren, gewendet ein, „dieser Offizier Murad Bey geleitete schon die ‚Minerva‘ von Triest nach Alexandrien, und begrüße ich in Ihnen,“ fuhr sie, sich direkt nach unserem Reisenden wendend fort, „einen ältern Bekannten.“

Sie hatte die letzten Worte in einem so warmen, aber nur Herrn Stollberg verständlichen Tone gesagt, daß ihm dadurch nicht nur wieder jene

Seereiſe lebhaft in's Gedächtniß trat, ſondern mehr noch das, was weiter rückwärts lag — Erinnerungen, die ihn faſt ſchmerzlich berührten und Gefühle des Unmuths über ſich ſelbſt in ihm wachriefen — ja faſt wie ein Gefühl der Scham darüber, daß er ſo raſch vergeſſen gekonnt, und daß ſein Herz einen Brillanten vom reinſten Waſſer fallen ließ, um eine Perle dafür einzutauſchen.

Ja, ſo war der richtige Vergleich zwiſchen Beiden, wie er ſich ihm hier aufdrängte und wie er ihn auch dann noch wehmuthsvoller nachempfand, als er ſich nach einer raſchen, ehrfurchtsvollen Verbeugung zurückzog, um ſeinen Dienſt zu thun, der aber in Wahrheit darin beſtand, daß er ſich hinter dem Radkaſten auf einen Sitz niederwarf, die Arme übereinander ſchlug, um, die Lippen zuſammenbeißend, über den Unterſchied zwiſchen Morgenland und Abendland nachzudenken — Morgenland, jene allerdings ſüße, berauſchende Frucht, die, kaum vom linden Hauch eines Seufzers bewegt, dem Begehrenden entgegenfällt, aber dem Durſtigen ſo raſch die Lippe kühlt, daß er willig den goldnen Becher weiter gibt — Abendland, ein funkelnder Stern am dunklen Himmel, ein Edelweiß auf unzugänglichem Felſen,

unerreichbar erſcheinend, ein Lichtſtrahl, der zuweilen unſer Herz beglückt, den wir aber nicht feſtzuhalten vermögen, — eine duftige Blüte voll blinkenden Thaues, die nur durch beharrliches Werben, durch treue Ausdauer jene beglückende Frucht anſetzt, die nur durch mühevolles Ringen zu erwerben iſt, und die den am Höchſten beglückt, dem ſie am Unerreichbarſten erſchienen. Und daß er die ſchöne Gräfin gerade in dem Augenblicke wiederſehen mußte, als Sie, der helle, reine, fleckenloſe Brillant, jene dunkle, wenn auch gleichfalls ſchöne Perle ſo gewaltig überſtrahlte, das that ſeinem Herzen weh und doch war es nicht zu leugnen, die Orientalin war nicht im Stande, es mit der durchgeiſtigten Schönheit der Andern aufzunehmen, und wenn die herrliche Geſtalt der Gräfin Patatzky neben Jener dahinſchritt, ſo glaubte man eine abendländiſche Königin, gefolgt von einer dunkelfarbigen Sklavin, zu ſehen.

Und doch war es ja nicht mehr die Gräfin Patatzky, ſondern die Marquiſe von Clairville-Beaumont, ein Gedanke, der ihn ſo ſehr beunruhigte, daß er die Fäuſte ballte und ſich auf die Lippen biß.

„Jetzt wollen wir eine kleine Wettfahrt be-

werden. Bald hatte er übrigens das Ende des Ganges erreicht, wo eine Schildwache, die uns kommen hörte, den Thorflügel halb öffnete; dort raste das Pferd hinaus, nicht ohne mich an dem vorſtehenden Riegel tüchtig zu ſtreifen. Ein verſchloſſenes Lattenthor vor dem Eingange ließ ihn nicht weiter; und als ich draußen am hellen Tageslicht nachſah, hatte ſich bei dem Aufwerfen des Kopfes die Kinnkette aus dem Haken gelöst und da war freilich an ein Halten des feurigen Pferdes nicht mehr zu denken.

Sämmtliche Gallerien haben hundertundzwanzig Geſchütze und dieſe ganze Seite des Felſens mit den zahlreichen Außenbatterien über ſechshundert, die meiſten von ſchwerem Kaliber. Man ſagt: Gibraltar iſt unbezwinglich, und es mag wohl der Fall ſein, ſo lange eine unbeſiegte britiſche Flotte den Felſen ſchützend umgibt; würde aber Frankreich und Spanien die Oberhand zur See bekommen, — was letzteres anbelangt, ſo iſt freilich wenig Ausſicht vorhanden, — ſo gibt es auch wieder keine Feſtung, die leichter und nachdrücklicher zu blokiren wäre, als Gibraltar. Was die Kanonen gegen die Landenge Spaniens zu anbetrifft, ſo haben ſie wohl mehr den Zweck, Angriffsbatterien auf den Iſthmus zu zerſtören, als einen ſchnell andringenden Feind zurückzutreiben.

Beim Austritt aus der oberſten Gallerie ritten wir noch einen mühſamen Pfad bis auf die höchſte Spitze des Felſens, zum engliſchen Signal- und Wachthauſe, wo ſich das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt findet; denn hier oben iſt eine kleine Reſtauration, welche die Frau eines engliſchen Sergeanten hält, wo man guten Porter, herrliches weißes Brod und beſten Cheſterkäſe erhält. Eine ſolche Labung iſt nirgendwo zu verachten; hier aber ein derartiges Frühſtück Angeſichts zweier Welttheile und zweier großer Meere wahrhaft köſtlich und ewig unvergeßlich.

In der Reſtauration des Wachthauſes kauft man zum Andenken an den Felſen von Gibraltar allerlei hübſche Sachen, welche gemacht ſind aus den agatähnlichen Steinen der Michaels-

ginnen," rief der Kapitän vom Radkaſten herunter ſeinem erſten Offizier zu, „und bitte ich das den Herrſchaften zu melden, wir werden dann an den vorausgegangenen Schiffen vorüberfahren, vielleicht auch noch einmal umdrehen, je nachdem es gewünſcht wird, oder fort nach Ismaelia dampfen."

Murad Bey fand es klüger und angemeſſener, die befohlene Meldung einem der egyptiſchen Würdenträger zu machen, als nochmals in den Pavillon zu treten. Auch war der Betreffende dafür ſehr dankbar, ſchien überhaupt an dem ſchönen, jungen Manne ſein Wohlgefallen zu finden, klopfte ihm auf die Achſel und hörte es augenſcheinlich gerne, als Jener auf Befragen zugab, er ſei allerdings nach Alexandrien gekommen, um ein bischen Carrière zu machen.

„In der Marine?"

„Oder ſonſtwo, wo es ſich gerade trifft. Ich ſpreche ſechs Sprachen ziemlich geläufig und hoffe auch, mit dem Arabiſchen bald fertig zu werden."

„Wir werden Sie im Auge behalten, mein lieber junger Mann."

Der alte egyptiſche Würdenträger hatte eine weiche, quabblige Hand und drückte die des jungen Mannes recht innig, ehe er zu den Damen ging,

um den Beginn der großartigen Fahrt zu melden. Darauf dampfte die „Sphinx" munter dahin und wie sie an den anderen Schiffen vorüberflog, erregte sie durch ihre elegante Form, sowie auch durch den schönen Damenkreis auf dem Verdecke die Aufmerksamkeit Aller, während sich die an Bord Befindlichen in aller Muße die allerhöchsten, hohen und anderen Eingeladenen betrachten konnten.

Murad Bey hatte schon den „Massr" abseits unthätig liegen sehen und wurde nun von dem Kapitän auf die sich gleichfalls sehr in Reserve befindliche „Garbijeh" aufmerksam gemacht.

„Dort oder im Himmel wäre ich jetzt," meinte der junge Mann lächelnd, „wenn Sie mich nicht aus dem Wasser gezogen hätten, Kapitän, wofür ich Ihnen meinen vollen Dank wahrscheinlich schuldig bleiben muß."

„Pah, wer erwähnt so Etwas wiederholt?" rief der Kapitän in heiterer Laune. „Herr Stollberg ist für heute todt und Murad Bey befindet sich jedenfalls in einem irdischen Himmel, wie man ihn sich nicht besser wünschen kann."

„Gewiß — — gewiß — —"

„So, jetzt muß ich ein bischen langsamer laufen lassen, denn da vor uns haben wir die

kleine Dampfyacht des Vizekönigs, und ehe wir an derſelben vorüberrennen, muß ich anſtandshalber warten, bis man mir die Erlaubniß dazu gibt; da nehmen Sie mein ſcharfes Glas und Sie werden ſehen, wie gnädig Seine Hoheit herüber grüßt, dort ſteht Er mit dem Brillantſtern am Tarbuſch."

Murad Bey nahm das Glas allerdings, ſtatt es aber auf den hohen Herrn zu richten, betrachtete er durch daſſelbe und jetzt in einer faſt beunruhigenden Nähe die ſchönen Züge der Marquiſe, die mit einem außerordentlich wohlwollenden Lächeln den freundlichen Gruß des Khedive erwiederte; dann flog drüben ein kleiner gelber Wimpel empor, die Erlaubniß des raſchern Weiterfahrens, und während ſich die große Flagge der „Sphinx" dreimal tief zum ehrerbietigen Gruße ſenkte, ſchoß das Boot mit erneuerter Kraft dahin, in ziſchenden Dampf und weißen Waſſergiſcht gehüllt.

„So, wie wir, macht Niemand dieſe Kanalfahrt," rief der Kapitän, vom Radkaſten herabſteigend, „und muß ich dem Admiral Tawfik Paſcha noch meinen ganz beſondern Dank ſagen für dieß ehrenvolle und ſchöne Kommando, das er mir anvertraut hat, — doch was haben wir da?" ſetzte

er, auf eine Meldung ſeines egyptiſchen Offiziers, daß die Dampfyacht Seiner Hoheit zu ſignaliſiren beginne, hinzu — „richtig, es gilt der ‚Sphinx‘“, dann ſchaute er ein paar Minuten lang dem Spiel der bunten Flaggen zu, die ſich drüben hoben und ſenkten, und als er hierauf den Befehl zur nothwendigen Erwiederung gegeben, ſagte er, die Hände heiter zuſammenſchlagend: „Nun ſind wir die freieſten Menſchen von der Welt — können nach Ismaelia dampfen, wie wir wollen; nur muß ich, wenn Seine Hoheit nicht mit uns zu gleicher Zeit dort eintrifft, was allerdings nicht der Fall ſein wird, nochmals zurückkehren und mich zur Verfügung ſtellen, doch iſt es für Sie etwas langweilig und können Sie ſich, wenn Sie wollen, in Ismaelia ausſchiffen.“

„Auf keinen Fall, Kapitän,“ ſagte der Andere raſch entſchloſſen, „wie ſollte ſich Ihr erſter Offizier unterſtehen, an einem ſolchen Tage das Schiff zu verlaſſen?“

„Wie Sie wollen, natürlich iſt es mir lieber, wenn Sie bleiben! — — Doch, da haben wir ſogleich den ‚Adler‘ erreicht und dann nur noch die ‚Peluſe‘ zu überholen, um hierauf als erſtes Schiff in Wahrheit den Kanal von Suez zu eröffnen —

nicht wahr, mein Glas ist scharf — betrachten Sie sich dort auf dem ‚Adler' die hochelegante französische Gesellschaft, Ihre höchst graziöse Majestät in dunkelvioletter Seide, mit grauem Hut und herabwallender Feder, sie betrachtet sehr aufmerksam unsere Damen — wie gnädig sie grüßt und wie sich ihre Herren und Damen, diesem Beispiele folgend, tief verneigen."

Das sah Murad Bey nun allerdings nicht, denn sein ganze Aufmerksamkeit war in diesem Augenblick auf eine Gestalt gerichtet, die weitab seitwärts stand und in der er augenblicklich den ehemals großkarrirten Fahnenwachtpfeifer, den Marquis von Clairville-Beaumont, den Gemahl der Gräfin Patatzky, erkannte.

Er hatte ihn durch das scharfe Glas des Kapitäns so nahe herangezogen, daß es möglich erschien, dem Verhaßten einen kräftigen Nasenstüber zu geben, doch unterließ er selbst die Pantomime hiezu, wandte vielmehr, da Jener kordial herübergrüßte, blitzschnell das Glas gegen die Gräfin, um zu sehen, wie sie ihr Haupt kaum merklich neigte, während sie kalt und gleichgültig hinüberschaute. Statt aber durch diese Gleichgültigkeit erfreut zu sein, gab sie ihm vielmehr einen Stich in's Herz,

denn diesem kalten, gleichgültigen Gruße nach zu urtheilen, war sie in der That die Marquise von Clairville-Beaumont.

Dann hatten sie auch die „Peluse" hinter sich gelassen, und vor ihnen lag der offene Kanal, der sich von Port Said mit schwachen Krümmungen direkt nach Süden zieht, den See Menzaleh durchschneidet, später die Ballahseen, die ungefähr in der Mitte der Landenge in den Timsahsee münden, an dessen Ufern Ismaelia liegt, um hierauf durch das wasserreiche Bassin der blauen Bitterseen in wenig Stunden Suez zu erreichen.

Allerdings lag es nicht im Festprogramm, diese bekannte und berüchtigte Stadt heut noch zu erreichen, und wenn auch dort für einen der nächsten Tage gleichfalls die verschiedenartigsten Festlichkeiten die Eingeladenen erwarteten, so war und blieb doch Ismaelia der Mittelpunkt für die Feier der Kanaleröffnung.

Mit einer Wiederholung der schon geschilderten mannigfaltigen und lebendigen Uferszenerie wollen wir begreiflicherweise den geneigten Leser verschonen, nur noch einer hübschen Dekoration jenseits Kantara, eines kleinen Forts ohne Kanonen, erwähnen, wo die Häuser und Hütten einer größern Arbeiter-

niederlassung mit Palmzweigen und bunten Fähnchen verziert waren und wo riesenhafte Buchstaben, aus Laubgewinden gebildet, in origineller Art herübergrüßten, von asiatischer Seite durch die Worte: „A Ismael la ville de Kantara“, von der afrikanischen: „Vive l'Impératrice!“

Und gerade als die „Sphinx“ hier vorübergedampft war, betrat Herr Bretonne in schwarzem Frack, weißer Halsbinde und sehr feierlicher Miene das Verdeck, um dem Kapitän leise zuzuflüstern: das Diner sei drunten in der Kajüte servirt.

XIII.

Schöner Augenblick, — der eines feinen Diners nämlich, — selbst wenn wir ihn in einer großen Stadt erleben, wo es uns durchaus keine Mühe macht, ihn uns zu verschaffen, ja wo sich auf jedem Schritte dazu Gelegenheit bietet; doppelt angenehm aber, wenn er uns, wie hier, auf der Grenzscheide zwischen zwei Welttheilen geboten wird, auf einem öden Wasserfaden, rechts und links vom Wüstensand begrenzt, und mit der Gewißheit, daß außerhalb unserer Arche auf hundert Stunden Weges auch gar nichts aufzutreiben wäre, wovon ein mit feinen Sinnen begabter Mensch nur halbwegs satt werden könnte.

Ja, in dieser Hinsicht hatte sowohl der reizende Eßsalon, als das ausgesuchte Diner Monsieur Bretonne's etwas Märchenhaftes, und man konnte sich schon bei der Schildkrötensuppe mit außerordentlichem Chablis der romantischen Idee hingeben, die

wohlthätige Fee, die alles Das durch eine Schwingung ihres Zauberſtabes verſchafft hatte, dort auf aſiatiſcher Seite über den gelben Sand entſchweben oder in jener roſig angehauchten Wolke verſchwinden zu ſehen.

Dazu hatte der feinfühlende Reſtaurant ſein Menu zeitgemäß, poetiſch abgefaßt, denn unter anderen vortrefflichen Gängen, deren Namen uns entfallen iſt, wurde Poisson à la réunion des deux mers ſervirt, ſowie Galatine de Faisans à l'Isthme und Crevettes de Suez au Cresson.

Daß dazu nur Flaſchen erſchienen mit Goldlack oben oder „Ausleſe oder Grandvins" auf der Etikette, verſteht ſich von ſelbſt, ſowie neben dem Feinſten und Blumenreichſten, was die Moſel in mouſſirenden Weinen zu leiſten vermag, die ſchönſten Tropfen aus den Weinbergen der Wittwe Cliquot. Auch wurde das Diner mit einer Behaglichkeit in die Länge gezogen, die für den echten Kenner etwas Rührendes hatte, und warum auch nicht? Man ſaß hier unten angenehmer, ja ſogar kühler als auf dem ſonnenbeſchienenen Verdeck, man hatte alles Merkwürdige oder Eigenthümliche der ſich ſtets wiederholenden Uferſzenerie geſehen und noch ſehr viel Zeit vor ſich bis zum Einlaufen in

den tiefblauen Timſahſee und zur Beendigung der heutigen Fahrt bis Ismaelia; auch hatte ſich ein recht belebtes Geſpräch an der Tafelrunde entwickelt, an dem die ſchönen Frauen um ſo lebhaftern Antheil nahmen, je nachgiebiger ſie geweſen waren, ſtets neu erſcheinende Weinſorten wenigſtens nur tropfenweiſe zu verſuchen, ſowie dem prickelnden Champagner etwas mehr Ehre anzuthun, dabei den ehrerbietigen Bitten der beiden Offiziere nachgebend, von denen der Kapitän an der einen, Murad Bey an der andern Seite der Tafel die Honneurs machte.

Nach dem hier im Orient häufig zur Geltung kommenden Grundſatze, daß der Champagner ein Fabrikat und kein Wein ſei, leerten auch die egyptiſchen Würdenträger häufig ihre flachen Kryſtallſchalen, den Damen auf die liebenswürdigſte Art zutrinkend, und wenn alsdann die armeniſche Fürſtin ihr Glas dankend erhob, ſo leuchteten ihre dunklen Augen und ſchienen Glut genug zu beſitzen, um das Blut der älteren Männer zu entzünden und eine neue verzehrende Flamme im Herzen des jungen Marineoffiziers anzufachen — wenn Letzterer nicht ſo klug geweſen wäre, dieſen Blicken möglichſt auszuweichen, oder als Gegengift

höhle, die im ſüdlichen Theile des Felſens liegt und zu welcher wir jetzt hinabritten. Vor einem hohen Felſenthor ſtiegen wir von den Pferden, unſer Führer zündete Fackeln an und dann ging es ziemlich ſteil abwärts. Unten angekommen, ſieht man die natürlichen Felſenmaſſen ſich wie die Kuppeln eines ungeheuren Domes wölben; von ſchlanken Säulen unterſtützt, die durch Tropfſteingebilde verziert, bald gothiſchen Pfeilern ähnlich ſehen, bald ſeltſamen phantaſtiſchen Geſtalten, bald rieſenhaften Baumſtämmen mit weitverzweigten Aeſten. Prachtvoll iſt von hier aus geſehen die bläuliche Färbung des Tageslichtes vor dem hier unten nicht ſichtbaren Eingange; an den wild zerriſſenen Felswänden beleuchtet es oben grell die vorſpringenden Zacken und zeigt Schlagſchatten von wahrhaft abenteuerlichen Formen. Im Hintergrund der Höhle bildet die Fortſetzung derſelben ein ſteil abfallender Felſengang, deſſen Ende und Tiefe noch nie ergründet worden iſt. Schon häufig ſind engliſche Offiziere hier auf Entdeckungsreiſen ausgegangen, indem ſie an Stricken hinabglitten, ohne ein Ende der Höhle zu finden; am weiteſten ſoll der engliſche General O'Hara gekommen ſein, der an der Stelle, wo er endlich ohne Erfolg umkehren mußte, einen koſtbaren Degen hinterlegte für einen ſpätern Entdecker, der ſich aber bis jetzt noch nicht gefunden. Der Sage nach ſoll dieſer Gang unter dem Meere nach Afrika führen und dort mit einer Höhle auf dem Affenberge bei Ceuta in Verbindung ſein. Hiedurch will man es auch erklären, daß zahlreiche Affenheerden, die man heute an der Oſtſeite des Felſens von Gibraltar häufig ſieht, morgen ſpurlos verſchwunden ſind, um nach einigen Tagen ebenſo plötzlich wieder zu erſcheinen. Als wir ſpäter zur Stadt zurückkehrten, hielt unſer Führer plötzlich ſein Pferd an und zeigte nach einer buſchigen Stelle des Felſens. Dort bewegte ſich freilich an verſchiedenen Stellen etwas und huſchte unter dem Laube hin und her, ob es aber afrikaniſche Affen oder europäiſche Haſen waren, darf ich als wahrheitsliebender Reiſender mich nicht unterſtehen, zu entſcheiden.

zuweilen einen der ſeelenvolleren der ſchönen Marquiſe aufzufangen, von welchen er indeſſen nicht überzeugt war, ob ſie ihm, Murad Bey, galten oder vielleicht einer vergangenen Zeit, in welche ſich auch die wunderbare Frau in ſolchen Momenten ſinnend zu verſenken ſchien.

Wenn auch das Geſpräch um die Tafel ein belebtes war, ja zuweilen geiſtreich aufleuchtete wie ein hübſches Feuerwerk, ſo waren doch die Elemente, aus welchen die Geſellſchaft zuſammengeſetzt war, zu verſchieden und die Perſönlichkeiten kannten ſich und ihre Vergangenheit zu wenig, um ſich einer geordneten Unterhaltung hinzugeben, die wichtig genug geweſen wäre, um dieſelbe, wenn auch nur bruchſtückartig, dem geneigten Leſer mitzutheilen. Begreiflicherweiſe kam man häufig auf das große Ereigniß des heutigen Tages zurück, beſprach die Feſtlichkeiten, die morgen in Ismaelia ſtattfinden ſollten, wo der Khedive aus weiten, für den Europäer noch immer fabelhaften Landſtrecken Egyptens, Nubiens und Arabiens Alles zuſammengezogen hatte, was nur für ſeine Gäſte von Intereſſe ſein konnte, und dort in ein gewaltiges Lager vereint, Repräſentanten der reichen und vornehmen Beduinenſtämme, unabhängige Tribus der Wüſte, von ihren

Scheiks geführt, Zauberer und Gaukler der unglaublichsten Art, Schlangen- und glühende Kohlenfresser neben heulenden und tanzenden Derwischen, kurz, der ganze Zauberapparat eines guten Märchenbuches, dem als hübsche Illustration noch anmuthige arabische Tänzerinnen, Almehen, beigegeben werden sollten, die in der morgigen, hier in Egypten voraussichtlich blendend hellen Vollmondnacht ihr phantastisches Wesen unter Palmbäumen, mit farbigen Ballons behängt, treiben würden.

Als endlich die Tafel aufgehoben wurde und man sich auf das Verdeck begab, um dort den Kaffee zu nehmen, hatte sich die Sonne schon ziemlich gegen Westen gesenkt und das spiegelglatte Wasser, die Sandflächen des afrikanischen Ufers, sowie die als wundervolle Oase hier mit schlanken Palmen und saftigem Grün prangende asiatische Seite, mit jenen unbeschreiblich schönen, lichten Farbentönen übergossen, wie sie nur der klaren Luft Egyptens eigen sind, milde Färbungen, unter welchen Alles von einer unbeschreiblich wohlthuenden, fast melancholisch wirkenden Ruhe erschien. Dort einzelne Hütten mit am Ufer lagernden Fellahs in weißen oder blauen Gewändern, neugierig die goldene Sphinx vorn am Schiffe be-

trachtend, eine Gruppe florartiger Thamarixen, Schatten gebend den weißblendenden Ziehbrunnen umstehend, eine Reihe beladener Kameele mit so einförmigem, langsamem, einschläferndem Schritt, daß sie ebenso wenig die Ruhe der Landschaft störten als jene Schaar weißer Reiher, die, im Wasser stehend, kaum durch eine Wendung des Kopfes dem Dampfer einige Aufmerksamkeit schenkten. Jetzt ein paar egyptischer Boote mit blendend weißem oder gelb und roth gestreiftem lateinischem Segel, dann wieder zu beiden Seiten kahle, sandige Uferstrecken,

„Und Abendruhe nah' und fern."

Auch die Frauen der armenischen Fürstin, die sich zur Siesta in den Ruhesalon zurückgezogen hatte, hatten sich auf das Deck begeben, und als Murad Bey, der vorn am Bugspriet mit dem Kapitän gesprochen, jetzt nach hinten gehend an ihnen vorüberkam, blickte Eine derselben auf und ein leichtes Lächeln, das er um ihre Lippen zu bemerken glaubte, verursachte ihm ein eigenthümliches, fast unangenehmes Gefühl, letzteres vielleicht gerade dadurch, daß er jetzt, hinter den Radkasten tretend, die hohe Gestalt der Gräfin Patatzky bemerkte, die mit der hocherhobenen rechten Hand eines der weißen Taue gefaßt hatte und in die Landschaft hinausschaute,

wobei ihr edles Geſicht, durch ein Streiflicht der Sonne getroffen, in noch wunderbarerer Schönheit aufleuchtete.

Er wollte ſachte an ihr vorübergehen, denn wenn ſie ihn auch während der Tafel mit ungezwungener Freundlichkeit behandelt, ſo hatte ſie doch weder durch ein Wort, noch durch einen Blick erkennen laſſen, daß ſie ihn für etwas Anderes hielt, als wie er ihr ja auch durch den Kapitän vorgeſtellt worden war, als für einen Offizier der „Sphinx", vielleicht ſchon jahrelang in den Dienſten des Khedive ſtehend — und war ſie nicht jedenfalls berechtigt, ſo zu handeln? ja, war es nicht ebenſo verſtändig als edel von ihr, ihre beiderſeitig ſo gänzlich veränderte Lage zu achten und durch einen allerdings für ihn ſchmerzlichen Riß die Vergangenheit von der Gegenwart gänzlich zu trennen?

So ſprach die Vernunft in ihm, wenn er die ſchöne Marquiſe von Clairville mit einem raſchen Blick betrachtete, um aber gleich darauf ſeinem leichten Sinn und ſeiner Eitelkeit wieder ungebührliche Rechte einzuräumen, als er jetzt an ihrem ſchönen Arme, von dem das Gewand ein wenig zurückgefallen war, das Armband mit Smaragden und Brillanten entdeckte — jenes Armband, das

er noch vor wenig Tagen beſeſſen, das jetzt, von der Sonne beſtrahlt, leuchtende Funken von ſich warf, die ihm ſagen zu wollen ſchienen: „Mäßige deinen Schritt — mäßige deinen Schritt, denn wir, ſo nahe ihrem Pulsſchlage, könnten dir ganz eigenthümliche Dinge erzählen.“ Und hatte er nicht ein Recht, ſo das Funkeln der edlen Steine zu verſtehen? hatte ſich nicht die ſchöne Frau ſelbſt mit ihm durch jenen Tauſch der Armbänder auf's Neue in geiſtigen Rapport geſetzt?

Ob wiſſentlich — aus welchem Grunde — ob abermals mit ihm ſpielend, ob unter einem andern Gefühl — wer vermochte das von dieſem räthſelhaften Weſen zu ergründen? —

Jedenfalls aber war er entſchloſſen, nicht wieder mit der frühern Unbeſonnenheit um dieß glänzende, Alles verzehrende Licht zu gaukeln.

Da wandte ſie ſich um, da ſchaute ſie ihn voll an, ein freundliches Lächeln um den lieblichen, friſchen Mund, da ſah er, kaum einen Schritt entfernt, ihre unvergeſſenen Züge gänzlich unverändert wie damals, wie er ſie, die Gräfin Patatzky, die vornehme Dame, oder Sie, Alexejewna, die Nichte des alten Sergey, in Paris zum letzten Male geſehen.

Er bebte — sie sprechen zu hören, den milden Ton ihrer klangvollen Stimme wieder zu hören, und mußte alle seine Kraft zusammennehmen, um nicht mehr als einen freundlich ehrfurchtsvollen Ausdruck auf seinem Gesichte zu zeigen, als sie nun sagte: „Wie viel Zeit werden wir noch gebrauchen, um Ismaelia zu erreichen? Sie wissen das ganz genau, da Sie wohl in Ihrem Dienste den Kanal schon befahren haben."

Er verbeugte sich schweigend, die letztere Bemerkung weder bejahend noch verneinend, und sagte dann, seine Uhr hervorziehend: „Hoffentlich wird die ‚Sphinx' in einer Stunde den Timsahsee erreichen und kurze Zeit darauf Ismaelia anlaufen."

„Und was geschieht da weiter mit uns?" fragte die Marquise, indem sie die Brüstung des Schiffes verließ, um dann dadurch, daß sie, langsam vorwärts schreitend, die Worte beifügte: „Hoffentlich werden doch heute keine weiteren Festlichkeiten stattfinden," den jungen Offizier zu nöthigen, an ihrer Seite zu bleiben, obgleich er ihre Frage nur mit einem leichten Achselzucken und der Versicherung zu beantworten im Stande war, daß ihm von dem weitern Programm für heute nichts bekannt sei, worauf sie fortfuhr: „Da wir die anderen Schiffe

weit hinter uns gelaſſen haben, ſo werden die erſten derſelben Ismaelia wenig vor einbrechender Dunkelheit erreichen, alſo kann, ich möchte faſt ſagen, Gott ſei Dank, von einer weitern allgemeinen Luſtbarkeit für heute nicht mehr die Rede ſein; — man wird ſich gegenſeitige Beſuche machen — wiſſen Sie vielleicht, wo wir untergebracht werden?“

Auch das mußte Murad Bey verneinen, worauf es ihm ſchien, als zeigte ſich ein leichtes Lächeln um ihre feinen Lippen, indem ſie ſagte: „Nun ja, ich begreife das, dieſe Arrangements der Feſtlichkeiten ſtehen ja durchaus in keinem Zuſammenhange mit Ihrem Dienſt auf dem Schiffe hier, und war derſelbe auch in den letzten Tagen zu ſtreng, um Ihnen Zeit zu Nachforſchungen zu laſſen, die für Sie im Grunde doch gleichgültig ſind.“

„Allerdings, gnädige Frau, doch bedaure ich jetzt unendlich, dieſe Nachforſchungen unterlaſſen zu haben, denn es hätte mich glücklich gemacht, Ihnen Auskunft darüber geben zu können — wenn Sie mir aber geſtatten wollen, den Kapitän zu fragen, der vielleicht —“

„Nein, nein,“ fiel ſie ihm raſch in's Wort, da er Miene machte, ſich augenblicklich zu entfernen, „es war das nur eine kleine Neugierde von mir,

und kann ich wahrhaftig ſchon erwarten, wo und wie wir untergebracht werden, jedenfalls ganz ausgezeichnet nach dem, was wir bisher von dieſer wunderbaren egyptiſchen Gaſtfreundſchaft geſehen — wie deliziös war nicht der heutige Tag auf der ‚Sphinx‘ — ein reizendes Schiff — ſind Sie ſchon lange an Bord deſſelben?“

„Mein Kapitän übernahm das Kommando erſt geſtern und lud mich ein, ihn auf dieſer höchſt angenehmen Fahrt zu begleiten.“

„Begreiflich, denn er wußte wahrſcheinlich von früheren Gelegenheiten, wie nützlich ihm Ihre Gegenwart war.“

Als ſie dieß ſagte, ließ ſie ſich auf einen der Lehnſtühle nieder, die auf dem Verdeck in der Nähe des Steuerruders ſtanden, wobei Murad Bey ihre Handbewegung gegen einen andern Stuhl in ihrer Nähe wohl verſtand, es aber für ſchicklicher, vielleicht auch für minder gefährlich hielt, ſtehen zu bleiben, welch' erſtern Grund er ihr durch eine achtungsvolle Verbeugung ausdrückte.

Sie ſchaute ſo unbefangen, ſo harmlos lächelnd, ſo wohlwollend und freundlich zu ihm auf, als ſie nun fragte: „Sie waren gewiß ſchon früher längere Zeit auf dem gleichen Schiffe mit Ihrem jetzigen

Kapitän zusammen und haben wahrscheinlich die interessantesten Reisen gemacht, gewiß auch nach Oberegypten und Nubien oder durch das rothe Meer nach Abessynien und Indien, wie würde es mich interessiren, Sie darüber erzählen zu hören!"

„Die gnädige Frau werden überzeugt sein," gab er, sich verneigend, zur Antwort, wobei auch er sich bemühte, den offensten und unbefangensten Ausdruck auf seinem Gesichte zu zeigen, „wie glücklich ich mich schätzen würde, das thun zu können, doch hatte ich leider bis jetzt noch keine Gelegenheit, jene für uns so interessanten, fabel- und märchenhaften Länder zu besuchen, indem meine Reisen meistens nach Europa gingen."

„Nur um die dortigen Häfen zu besuchen, oder haben Sie auch Europa selbst bereist?"

„Jahrelang nach allen Richtungen, gnädige Frau."

„Waren auch wohl in London, Paris, Berlin und Wien?"

„Gewiß, auch in Petersburg und Moskau."

„A—a—a—ah!" rief sie plötzlich aus, worauf sie ihre Augen mit der schlanken, feinen Hand bedeckte, um dann, diese wieder sinken lassend, mit einem aufleuchtenden Blicke hinzuzufügen: „Dann

könnte ich mir erklären, was mir schon heute Morgen, als ich Sie zum ersten Male sah, überraschend, ja auffallend erschien — und habe ich Sie früher schon in Europa gesehen."

Da mußte er an sich halten, um sich nicht durch einen belebtern Gesichtsausdruck, den ein rascherer Herzschlag unwillkürlich einleiten zu wollen schien, zu verrathen, was ihm aber vortrefflich gelang, indem er mit kühler Miene entgegnete: „Sollte sich die gnädige Frau nicht getäuscht haben, das heißt, wenn ich mir mit diesem Gesehenwordensein so schmeicheln dürfte, als sei ich in irgend welcher Beziehung zu Ihnen gewesen, oder als hätten Sie mich auch nur gewürdigt, irgend ein Wort, eine Frage an mich zu richten, oder als wäre ich so glücklich gewesen, Ihnen auch nur den kleinsten Dienst leisten zu können."

Als er so sprach, hatte sie ihre Blicke langsam gesenkt und die Spitze des Sonnenschirms, denselben rasch drehend, leicht auf die zierliche Masche eines ihrer Schuhe gesetzt, welcher Spielerei er mit einiger Erregung gefolgt war, nach längerer Zeit wieder einmal die kleinen Füßchen bewundernd, die in seidenen, buntgestreiften Strümpfen steckend, auch in gar kein Verhältniß zu ihrer imposanten

Gibraltar hat ein kleines Theater, welches aber meiſtens unbenützt iſt. Zufällig aber traf es ſich in den Tagen unſeres Dortſeins, daß die engliſchen Offiziere der Garniſon zu irgend einem wohlthätigen Zweck eine Vorſtellung veranſtalteten. Sie gaben ein Schauſpiel: Richelieu, ich glaube eine engliſche Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen. Wir erhielten Eintrittskarten, von denen wir begreiflicherweiſe Gebrauch machten. Das Schauſpielhaus iſt klein, aber freundlich, und war mit einer gewählten Geſellſchaft beſetzt. Zwiſchen blonden engliſchen Damen in großer Toilette ſahen wir wieder einmal auch ſchöne ſchwarzäugige Spanierinnen, und neben den unmaleriſchen europäiſchen Fräcken maleriſche Trachten aus der Berberei, Mauren im weißen Burnus, die das ſeltene Schauſpiel und die unverſtändliche, für ſie ſo harte Sprache ernſthaft anſtaunten. Sehr reich waren die Coſtüme der Acteurs; an ächten Frauen agirten nur zwei wirkliche Schauſpielerinnen, ein paar blutjunge hübſche Offiziere ſtellten die übrigen Damenrollen dar. Geſpielt wurde im Allgemeinen ziemlich gut; auch waren Künſtler und Publikum außerordentlich heiter; für mich iſt aber die Erinnerung an jenen Abend eine ſchmerzliche, denn wie wenige jener friſchen lebensluſtigen jungen Leute mag auf den blutgetränkten Schlachtfeldern der Krimm der unerbittliche Tod verſchont haben!

Figur zu bringen waren, und wären seine belebteren Blicke beinahe dabei von den ihrigen ertappt worden, als sie plötzlich, rasch aufschauend, fragte: „So haben Sie mich also früher nie gesehen?“

„— Nie, gnädige Frau,“ gab er nach einer kleinen Pause zur Antwort, wobei indessen seine Stimme ein bischen tonlos klang.

Sie begann die vorige Spielerei mit der kleinen Variation, daß sie, sich in den Sessel zurücklehnend, die Lage der Füße wechselte und dann erwiederte: „Möglich — ja gewiß, wenn Sie es sagen, und ist in diesem Falle unsere Bekanntschaft allerdings recht einseitig gewesen.“

„Und wo — wenn die gnädige Frau mir diese Frage erlauben wollen?“

Sie sah ihn, ehe sie antwortete, mit einem Lächeln an, welches deutlich zu sagen schien: „Wir wollen doch einmal sehen, wie weit Verstellung und Heuchelei geht,“ dann sagte sie: „Soviel ich mich erinnere, war es auf der pariser Weltausstellung.“

„Ah, da!“

„Sie waren doch auf der Weltausstellung und erinnern sich jetzt vielleicht“ — sie wollte hinzufügen: „meiner“ — brach aber plötzlich ab, als sie

seinen vortrefflich gemachten, unbefangenen, ja kühlen Blick sah.

„— Ich war nicht dort, gnädige Frau, aber es gibt so außerordentliche Aehnlichkeiten, die eine Täuschung begreiflich machen — man sagt von mir und meinem Zwillingsbruder, daß, wenn wir nebeneinander stehen, eine Verwechslung möglich sei."

„Ah, Sie haben einen Zwillingsbruder?"

„Der sich jetzt noch in Europa befindet," erwiederte Murad Bey, sich leicht verneigend.

Sie schüttelte etwas stark ihren schönen Kopf, ja, er glaubte ein leichtes Zucken ihrer Schultern zu bemerken.

„So glauben Sie nicht an eine solche überraschende Aehnlichkeit?"

„Mir ist noch nichts derart vorgekommen."

„So bitte ich Sie, sich meines Bruders erinnern zu wollen und dann mich anzuschauen."

„Ah, so," gab die Marquise zur Antwort, indem das frühere Lächeln um ihre Lippen kaum mehr sichtbar war, dagegen das Zucken ihrer Schultern sehr bedeutsam hervortrat.

„Sie glauben an keine solche Aehnlichkeit?"

„Nein!" sagte sie kurz und energisch, wobei sie ihre rechte Hand unter einer Bewegung auf die

Lehne des Sessels stützte, als sei sie im Begriffe, sich rasch zu erheben, weßhalb er in einem unverkennbar wärmern Tone hinzufügte: „Und doch erzählte mir mein Bruder von einer ebenso überraschenden Aehnlichkeit, die ihm in der reizenden Form zweier schöner Damen gerade bei der pariser Weltausstellung erschienen sei — doch fürchte ich, die gnädige Frau damit zu langweilen."

„Durchaus nicht," versetzte die Marquise, indem sie sich in ihren Sessel zurücklehnte und ihn erwartungsvoll anschaute.

„Ich weiß nicht," sagte er nach einem kurzen Zögern, „ob Sie dort bei der Weltausstellung vielleicht zufällig einmal die russische Restauration besuchten."

„O ja — nicht nur einmal — öft, sehr oft."

„In dem Falle müßten die gnädige Frau dort ein junges, auffallend schönes Mädchen bemerkt haben, welches, den Dienst einer Comptoirdame versehend, durch ihre unbeschreibliche Anmuth ein Magnet war, der alle Welt dorthin zog — vielleicht erinnern Sie sich dieser jungen Dame?"

„Ja, ja," erwiederte die Marquise unter einem leichten Erröthen, während sie ihre Lippen auf-

einander preßte, „doch habe ich nichts so Besonderes an ihr gefunden.“

„Leider muß ich Ihnen, allerdings nur nach der Schilderung meines Bruders, darin widersprechen, denn nach diesen Schilderungen, die man leidenschaftliche nennen konnte, müßte diese junge Dame nicht nur anmuthig und lieblich, ja von einer so vollendeten Schönheit gewesen sein, daß ich den tiefen Eindruck begriff — den sie — warum soll ich Ihnen das verschweigen — auf das Herz meines Bruders gemacht — einen unauslöschlichen Eindruck, der —“

„Nun ja,“ fiel sie ihm rasch in's Wort, „bei dieser enthusiastischen und gefärbten Schilderung Ihres Herrn Bruders handelt es sich ja doch nur um eine Person und Sie erwähnten vorhin einer überraschenden Aehnlichkeit — mit wem — wenn ich fragen darf?“

„Mit einer vornehmen Dame, mit der mein Bruder allerdings nicht das Glück hatte, in irgend welche Beziehung zu kommen, einer Dame, die nur in hohen Kreisen verkehrte — mit der Gräfin Mathilde Patatzky.“

Er hatte die letzteren Worte zögernd ausgesprochen, und dießmal wahrlich nicht, um auf erkünstelte

Weiſe eine Wirkung hervorzubringen. Das bezeugten auch ſeine raſcheren Athemzüge, ſowie ſeine geſenkten Blicke, obgleich er, um Alles das ein wenig zu maskiren, ſeine Rechte erhoben hatte, wie um eine kleine defekte Stelle in einer Naht ſeines Handſchuhes zu betrachten.

„A—a—a—ah," ſagte die ſchöne Frau, ſich langſam erhebend, „Sie erinnern ſich ſogar noch des Vornamens jener Dame, haben ihn und ſie ſelbſt alſo nicht ganz vergeſſen."

„Den Namen vergaß ich allerdings nicht, aber" — entgegnete er mit einer Stimme, deren Feſtigkeit ſie überzeugen ſollte, obgleich er es dabei nicht wagte, ſeine Augen zu erheben und ſie anzuſchauen, da er wohl fühlte, wie jene ſchönen, gefährlichen, glänzenden Augen mit einem herzlichen Ausdruck auf ihm ruhten.

„Nun, ſo vollenden Sie Ihren Satz, in Ihrem eigenen und nicht in Ihres fabelhaften Bruders Namen. Sie vergaßen den Namen nicht — aber —"

„Ich vergaß eine jener beiden Damen," erwiederte er raſch, indem er gefaßt aufblickte, „jene vornehme Dame, die wie ein ſtrahlendes Meteor zu erſcheinen liebt, um, nachdem ſie unſere trunkenen Blicke auf ſich gezogen, plötzlich wieder zu ver-

schwinden, uns in tiefer Finsterniß zurücklassend, was ihr allerdings eben so gleichgültig ist, als daß wir, die ihr vielleicht, in Verehrung aufblickend, gefolgt, einen tiefen Abgrund nicht bemerken, der zu unseren Füßen liegt."

Sie nickte stumm mit dem Kopfe.

„Ich vergaß jene allerdings blendend schöne Dame, die in unlösliche Räthsel gehüllt, stets selbst ein Räthsel bleiben wird, mit der mich das Schicksal jetzt — ich möchte sagen leider — schon zum Drittenmal zusammengeführt und gewiß nur in der Absicht, um mich wieder einmal empfinden zu lassen, welch' unüberschreitbare Kluft meinen Standpunkt von dem ihrigen trennt."

„Und die Andere — die Doppelgängerin jener vornehmen Dame" —

„Ah, sie fühlte menschlicher," rief er mit Wärme aus, „sie war nicht nur der kalte Reflex eines verwirrenden Lichtstrahls, nicht nur ein seelenloses Spiegelbild, sie war warmes, pulsirendes Leben, sie war das lebendige Original jener Andern und wenn sie mir auch ebenso unerreichbar blieb, so habe ich mich doch bemüht, jeden ihrer lieben Züge in meinem Gedächtnisse festzuhalten, so habe ich für sie heute noch die glühendste Verehrung — —"

„— Und für mich — —?“

„Alles was ich in tiefſter Ehrfurcht der Frau Marquiſe von Clairville-Beaumont ſchuldig bin.“

Er ſagte das, ſich verbeugend, um dann einen Schritt zurückzutreten und ſie fragend, vielmehr bittend anzuſchauen, welche Bitte ſie verſtand, — verſtehen mußte — und ihm mit einer leichten Neigung des Kopfes entließ.

Faſt hätte er, indem er ehrfurchtsvoll nochmals einen Schritt rückwärts machte, ehe er ſich wandte, das Unglück gehabt, eine andere, vornehme Dame gleichfalls und dießmal körperlich unſanft zu berühren, rettete ſich aber, indem er glücklicherweiſe das Rauſchen von Gewändern noch zur rechten Zeit vernahm, dadurch, daß er raſch zur Seite glitt und dann grüßend ſtehen blieb, um die morgenländiſche Fürſtin, die an ihm vorüberſchritt, auf orientaliſche Art zu begrüßen, indem er mit der rechten Hand zuerſt ſeine Bruſt und dann ſeine Stirne berührte.

„Ah, Murad Bey,“ hauchte ſie, ſeinen Gruß erwiedernd, wobei in ihren, durch die langen, ſchwarzen Wimpern halbverſchleierten, tiefdunklen ſammetartigen Augen eine ganze Liebesgeſchichte glühte, ja ſie ſchien bei dem jungen Offizier ſtehen bleiben zu wollen, ſah aber alsdann, um ſich ſchauend,

jene vornehme abendländische welche ihr während der ganzen Fahrt kein hie einzuflößen vermocht, und die jetzt hoch auf-gerichtet herüberblickte, ein kühles Lächeln auf den Zügen, sowie unverkennbares Interesse in den großen, glänzenden Augen.

Deßhalb begnügte sich die Fürstin damit, nochmals leicht mit ihrem Haupte zu nicken, konnte oder wollte aber dabei dem Ausdrucke ihrer Augen nicht gebieten, welche für Murad Bey deutlich von einer Fortsetzung der ebenerwähnten Liebesgeschichte sprachen.

Da wurde es mit einem Male auf dem Verdecke lebendiger und bewegter. Sämmtliche Gäste des Vizekönigs, auch die egyptischen Großwürdenträger nach Abhaltung ihres Kef, waren wieder erschienen, man traf bei dem Pavillon zusammen, man freute sich plaudernd und lachend der etwas kühlern Luft, sowie des bevorstehenden Endes der Fahrt, das nun ganz nahe vor ihnen lag, denn mit einem Male wichen die Ufer des Kanals, einen weiten Bogen bildend, zu beiden Seiten auseinander, und die „Sphinx" schoß mit vermehrter Kraft in den Timsahsee.

Dort lag auch schon Ismaelia, die hübschen Anfänge einer vielversprechenden Stadt, rings

umzäunt und überragt von ſchlanken Palmen, Sykomoren und Thamarixen, heute auf's Phantaſtiſchſte verziert, denn nicht nur wogten über allen Häuſern Hunderte, ja Tauſende von bunten Wimpeln, auch die zahlreichen Schiffe im Hafen hatten geflaggt und auf dem weißen Sand des Ufers bis weit hinaus in die Ebene ſah man Zelte in den verſchiedenſten Farben und Geſtalten, ſah man glänzende Reiterzüge, einzelne Gruppen, ja ganze Schaaren jener ſo maleriſch erſcheinenden Bewohner Egyptens, Arabiens und des fernen Nubiens, die auf Befehl des Khedive hier zuſammengeſtrömt waren, um Jedes in ſeiner Art und Eigenheit die Eingeladenen des Vizekönigs zu begrüßen und zu beluſtigen.

Boote mit egyptiſchen Beamten und den Konſuln der fremden Mächte ſah man eilig gegen die „Sphinx" heranrudern, um ſo bald als möglich Näheres von den nachfolgenden Schiffen zu erfahren, wobei ein vielruderiges, reich verziertes Kaik, mit einem rothen und goldenen Baldachin verſehen, allen anderen vorbeiſchoß, um ſich, kaum daß die Räder der „Sphinx" ſtille ſtanden, an der Falltreppe des kleinen Dampfers anzulegen und die vornehmen

Gäſte deſſelben in die für ſie bereit ſtehenden Quartiere abzuholen.

Es war ſelbſtverſtändlich, daß dabei ſowohl der Kapitän als ſein erſter Offizier die Honneurs des Schiffes machten und dafür von Allen den freundlichſten Dank empfingen.

Der alte, egyptiſche Großwürdenträger, der ſich ſchon zu Anfang der Fahrt ſo freundlich gegen unſern Helden bewieſen, verabſchiedete ſich auch jetzt von ihm unter einem warmen Händedruck, wobei er ihm ſagte: „Sollte ich je etwas für Sie thun können, ſo wollen Sie nicht vergeſſen, daß Dſchebbl Paſcha ſich ein Vergnügen daraus machen wird, Ihnen dienſtlich zu ſein.“

Auch die armeniſche Fürſtin grüßte auf's Verbindlichſte, als ſie die Falltreppe beſtieg, ja ſie reichte ſowohl dem Kapitän, als ſeinem erſten Offizier ihre Hand, wie es alle Uebrigen thaten. Nur die Marquiſe von Clairville ſchien das, Murad Bey betreffend, vergeſſen zu wollen, denn ſie war ſchon unter einem leichten Kopfnicken auf die erſte Stufe der Falltreppe getreten, als ſie ſich umwandte, ihre Hand gegen den jungen Offizier erhob und dabei in deutſcher Sprache leiſe ſagte: „Hoffentlich auf baldiges Wiederſehen.“

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Ein Stückchen Afrika.

Trennungs-Gedanken. Die Province d'Oran. Sturm im Hafen. Ein Stern in dunkler Nacht. Schraubendampfer und Schaufelboot. Schlechte Fahrt. Mers el Kebir. Unverſchämte Mauthviſitation. Oran. Die Stadt und ihr Straßenleben. Beduinen und franzöſiſches Militär. Erinnerungen. General Peliſſier. Abſchied von den Freunden. Ankunft in Florenz.

Unſere kleine Reiſegeſellſchaft, die vereint in dem ſchönen Spanien manch Herrliches geſehen, und bald mit gutem, bald mit ſchlechtem Humor ſo viele große Freuden und kleine Leiden zuſammen ertragen, hätte ſich hier auf der äußerſten Spitze Europa's beinahe getrennt. Nicht als ob wir des wahrhaft freundſchaftlichen Zuſammenlebens überdrüſſig geworden wären, ſondern weil uns nach vollbrachter Reiſe das Endziel derſelben nach drei verſchiedenen Himmelsrichtungen wies. Baumeiſter Leins wollte zurück nach Spanien, um die nördlichen Provinzen noch einmal zu ſehen, Maler Horſchelt aber ſüdlich nach Afrika, mich zog es dagegen in öſtlicher Richtung gen Italien, wo ich ja meine Familie abholen mußte, um wieder vereint mit derſelben in die deutſche Heimat zurückzukehren. Dießmal aber war es die mangelhafte Communication, welche unſer Kleeblatt noch für kurze Zeit zu-

Dabei hatte er nicht nur an ihrem vollen, blendend weißen Arme die gefährlichen Brillanten wieder funkeln geſehen, ſondern hatte einen ſanften Druck ihrer feinen Finger zu fühlen geglaubt.

Dann ſchoß das Kaik, gefolgt von den anderen Booten, nach dem Ufer zurück, wo eine dichtgedrängte, in den verſchiedenſten Farben, in Gold und Silber glänzende Menge unter den Strahlen der dunkelroth glühenden Abendſonne prächtig beleuchtet erſchien, um die Ankommenden mit lautem Jubelruf und den Klängen verſchiedener wild durcheinander tönenden Muſikbanden auf ihre Art enthuſiaſtiſch zu empfangen.

„Kommt Ihnen das nicht Alles wie ein Märchen vor?“ fragte der Kapitän, zu Murad Bey tretend.

„Gewiß — wie ein Märchen der Fatamorgana, ſo wunderbar Schönes verſprechend und doch für uns unerreichbar.“

„Ah, das wollen wir nicht hoffen,“ rief der Andere heiter, „denn wenn wir auch für jetzt dem Paradieſe drüben den Rücken kehren müſſen, um nochmals in den Kanal zurückzudampfen, ſo hoffe ich doch noch, ehe es gänzlich dunkel iſt, wiederzukommen und wollen wir alsdann unſer gutes Theil

an dem allgemeinen Jubel nehmen. — Wenn ich mich nicht irre," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er sein Fernrohr an's Auge gesetzt hatte, „so sehe ich schon Rauch, wahrscheinlich von der ‚Peluse' aufsteigen."

Und so war es auch. Nach kaum halbstündiger Fahrt dampfte ihnen das erste Schiff entgegen, kurze Zeit darauf der „Adler" mit der Kaiserin Eugenie, dann der „Greif" mit dem Kaiser von Oesterreich, die „Grille" mit dem Kronprinzen von Preußen, alle Schiffe auf's Festlichste geschmückt, die Musikbanden spielten rauschende Weisen, Alles das für die Mannschaft der „Sphinx" ein herrlicher Anblick. Dann erschien die kleine Dampfyacht des Vizekönigs, von der „Sphinx" ehrfurchtsvoll begrüßt, worauf Jene anhielt und den Kapitän der Letztern an Bord beorderte, der augenblicklich hinüberfuhr, um nach Verlauf weniger Minuten zurückzukehren und unserem Freunde in verdrießlichem Tone mitzutheilen: „Statt zu wenden und hinter dem Khedive drein nach Ismaelia zurückzudampfen, wie es wegen der Empfangsfeierlichkeiten schon sehr ergötzlich gewesen wäre, müssen wir noch eine gute Strecke in den Kanal zurück, wo diesseits Kantara eines der tiefgehenden Schiffe, die ‚Gar-

bijeh' feſtſitzen geblieben iſt, um uns dort zu erkundigen, ob der Kapitän glaubt, daß er wieder flott werden kann, ihn und ſeine Paſſagiere im andern Fall auf morgen früh zu vertröſten, wo man die ganze Geſellſchaft abholen laſſen wird — unangenehm — höchſt unangenehm —!"

Murad Bey fand ſich viel raſcher und mit viel mehr Ergebung in dieſe Rückfahrt, denn er hoffte dabei, ſo unglaublich das auch ſchien, Etwas von ſeiner Reiſegeſellſchaft zu erfahren, vielleicht den Einen oder den Andern im Vorüberfahren an Bord zu entdecken, wobei er allerdings Egoiſt genug war, die Freude des allenfallſigen Wiederſehens zu gleichen Theilen zwiſchen Herrn und Madame Schnecke und ſeinem Gepäcke zu theilen, das auf längere Zeit zu entbehren ihm allerdings ſehr unangenehm geweſen wäre.

Doch wenn er auch die vorüberfahrenden Schiffe mit Auge und Glas ſcharf beobachtete, ſo war er doch nicht im Stande, irgend ein befreundetes Geſicht zu entdecken, auch wohl Schuld der jetzt raſch eintretenden Dämmerung, die kaum erſchienen, der dunklen Nacht Platz machte, einer prächtigen, ſüdlichen Nacht, mit ſo intenſiv blitzenden Sternen, daß manche von ihnen einen hellen Lichtſtreifen auf

das ſtille Waſſer des Kanals warfen, um dann unter den aufwühlenden Schaufelrädern in leuchtend zitternde Funken zu zerſpringen.

„Sehen wir hier ſchon das ſüdliche Kreuz?“ fragte Murad Bey.

„O nein, erſt in Oberegypten.“

„Was iſt denn das für ein merkwürdig grünſchimmernder Stern?“ rief unſer Reiſender, voll Erſtaunen nach Norden deutend, „ein beweglicher Stern, denn er ſinkt langſam herab — oder ein — Meteor.“

„Keines von Beiden,“ erwiederte der Kapitän, „es iſt nur eine Fallſchirmrakete der ‚Garbijeh‘, deren aufſteigenden Feuerſtrahl Sie nicht bemerkt, weil ſie ſich gerade rückwärts gewandt — ſehen Sie — dort ſauſt eine zweite empor, Zeichen für die Dampfaviſos, wenn noch welche unterwegs wären, um ſich zu nähern — nun, wir wollen Monſieur Voiſin zu ſeinem Troſte mindeſtens eine kleine Antwort geben.“

Darauf ertheilte er Befehl, gleichfalls eine Rakete ſteigen zu laſſen, und da inzwiſchen die Sternennacht ſo hell geworden war, daß man beide Ufer des Kanals, ſowie auch Gegenſtände im Waſſer ziemlich deutlich ſehen konnte, ſo dampfte die

„Sphinx" wieder mit vermehrter Kraft vorwärts und sah in Kurzem die „Garbijeh" in dunklen Umrissen vor sich liegen, worauf sie in wenigen Minuten an ihrer Seite war.

„Können Sie von meinen Passagieren welche an Bord nehmen und nach Ismaelia bringen?" fragte Kapitän Voisin mit dem Sprachrohr herüber.

„Unmöglich — es ist die ‚Sphinx' zur alleinigen Verfügung Seiner Hoheit und komme ich nur, mich zu erkundigen, ob Sie nicht von selbst wieder flott werden können?"

„Kein Gedanke, die Schraube der ‚Garbijeh' hat sich in die Ankerkette eines Dampfbaggers verwickelt. Ohne Hülfe komme ich nicht los."

„So müssen Sie sich schon bis morgen früh gedulden, doch werde ich Sorge tragen, daß bei der Dämmerung ein paar Avisos mit Arbeitern hier sind."

„Danke, Herr Kamerad — ich bedaure nur meine Eingeladenen, die schon recht ungeduldig geworden sind."

„O, sie verlieren heute an Ismaelia nicht viel, denn morgen ist ja der Tag der großen Festlichkeiten."

Der Kapitän der „Garbijeh" war während die-

ſer kleinen Unterredung die Hälfte ſeiner Falltreppe herabgeſtiegen, wodurch er jetzt ziemlich in gleicher Höhe mit dem Deck der „Sphinx“ ſtand, weßhalb der Kommandeur derſelben etwas leiſer und nur dem Andern verſtändlich fragte: „Haben Sie vielleicht angeſehene oder beſonders empfohlene Perſönlichkeiten an Bord, die ich alsdann, um Ihnen gefällig zu ſein, gerne mitnehmen will,“ worauf Jener zur Antwort gab: „Die angeſehenen unter meinen Paſſagieren ſind auch die ruhigſten und zufriedenſten und was ich gerne für die Nacht los wäre, mag ich Ihrer Gefälligkeit auch nicht aufbürden.“

Murad Bey hatte ſich gegen den Kapitän geneigt und ſagte ihm jetzt flüſternd: „Wenn Sie es mir nicht als zu große Unbeſcheidenheit auslegen würden, ſo wäre ich, ſchon meiner Habſeligkeiten wegen, äußerſt dankbar für eine Erkundigung nach Herrn Schnecke oder Herrn Ramplacent.“

„Mit Vergnügen! — Noch ein Wort, Herr Kamerad! — — Haben Sie vielleicht unter Ihren Paſſagieren einen Herrn Schnecke oder Herrn Ramplacent?“

„Ah, Herr Ramplacent, der ſich mir vorgeſtellt, iſt mir erinnerlich, wollen Sie ihn vielleicht haben?“

„Wenn es Ihnen wegen des Gepäckes dieſer

Herrſchaften nicht zu viel Mühe macht, wäre ich ſehr dankbar dafür und würde — wenn es Ihnen recht iſt" — wandte er ſich an Murad Bey, „dieſe Geſellſchaft an Bord nehmen."

„Die Mühe iſt ja gar nicht der Rede werth; bitte, nur einen Augenblick warten zu wollen."

„Auf dieſe Art," wandte ſich der Kapitän der „Sphinx" an Murad Bey, „erfahren wir am Sicherſten, ob Ihr Gepäck auf dem ‚Maſſr' geblieben iſt."

Es dauerte allerdings eine ziemliche Weile, bis auf der „Garbijeh" die gewaltige Maſſe Gepäckſtücke, wozu Herr Ramplacent mit ſeinen photographiſchen Kiſten das größte Kontingent ſtellte, zuſammengeleſen war, bis man Herrn Schnecke aus den Armen des Schlafes, Herrn Raoul aus umnebelnden Champagnerdünſten geweckt, wobei der letztere Herr den feierlichen Schwur that, nur der rohen Gewalt weichen zu wollen, um ſich aus den Armen der Liebe reißen zu laſſen, dann ſich aber doch einem Blicke Thusneldens fügte, vielleicht weil ſie dieſen Blick mit den vernichtenden Worten begleitete: „Raoul, ich verachte Sie."

Dann ſtiegen ſie nacheinander die Fallreppe hinab, Herr Ramplacent ſtolz erhaben und es voll-

kommen begreiflich findend, daß der Khedive ihm, dem berühmten Photographen, die eigene Dampfyacht zur Verfügung gestellt; Herr Schnecke, vom Schlafe noch so duselig, daß er sogar vergessen, seine Nachtmütze abzuziehen und nur den Hut darüber gestülpt hatte; der junge Raoul in verhaltener Wuth nach Gerechtigkeit aufschluchzend; Frau Thusnelda allein ziemlich ruhig und gefaßt, da es ihr hauptsächlich oblag, für Ueberschaffung des sämmtlichen Gepäckes, das des verschwundenen Herrn Stollberg einbegriffen, besorgt zu sein.

Es fehlte auch kein Stück, als sie an Bord der „Sphinx" übergestiegen waren, wo sich Herr Schnecke müde auf seinen Koffer niederließ und sich unterstand, es durchaus nicht begreiflich zu finden, daß man ihn seinem Bett entrissen und hieher versetzt habe auf ein fremdes Schiff — unter — lauter — fremde — — „Herrgott im Himmel!" Letzteres rief er plötzlich und so rasch aufspringend, daß sein Hut von der weißbaumwollenen Nachtmütze herabflog, worauf er mit weit aufgerissenen Augen und halbgeöffnetem Munde, beide Hände von sich abstreckend, dastand, ein Bild des Schreckens, denn vor ihn hin, vom hellen Scheine der Laterne beleuchtet, trat die Gestalt des verschwundenen

Freundes — Er ſelbſt und doch wieder ſo ganz anders, ſeine Züge, ſeine Augen, ſein Bart, aber das Haar mit einer rothen Mütze bedeckt und, ſtatt der harmloſen Civilkleidung, im Anzug eines jungen Seeräubers — zu trauen war ja dieſem Stollberg nie geweſen — wie, wenn er jetzt ganz gewichen war vom Pfade der Tugend, wirklich ein blutgieriger Zampa geworden und ſich hier auf dem Kanal als Pirat umhertrieb? —

„O—o—o—oh—!" Mit dieſem Ausruf im Tone des Erſtaunens und Erſchreckens fiel Herr Schnecke wieder auf den Koffer zurück, wobei der ziemlich harte Aufprall das Gute hatte, ihn aus dem traumvollen Halbſchlummer raſch und vollſtändig zu erwecken, beſonders als er ſah, daß Frau Thusnelda, eine kleine Betäubung affektirend, in die Arme des Herrn Stollberg ſank, der, ſeine ſämmtlichen Gepäckſtücke freudig überblickend, auf ſolche Art duldend den Tribut ſeiner Dankbarkeit zahlte.

Bald darauf ſaßen Alle, von dem freundlichen Kapitän eingeladen, in dem reizenden Speiſeſalon der „Sphinx" beiſammen und Herr Bretonne, der, wo es die Eingeladenen Seiner Hoheit galt, ſtets den gleichen Eifer an den Tag legte, ließ ein Sou-

per ſerviren, vor dem ſich ſelbſt Herr Ramplacent anerkennend beugte.

Herr Schnecke aber ſchaute um ſich, durch all' die Pracht und Herrlichkeit auf's Höchſte überraſcht, ja förmlich verblüfft, und ſagte erſt nach einiger Zeit, nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen etwas erholt, auch zugleich mit den Uebrigen ſo viel von den Erlebniſſen des Herrn Stollberg erfahren, als dieſer mitzutheilen für gut fand, das Anerkennendſte, was er ſeinem Freunde ſagen konnte, ſelbſtverſtändlich leiſe und flüſternd, nachdem er ihn ſanft am Aermel gezupft: „Hären Se, mein Gutester, Sie ſind, Gott ſtraf' mich, durch und durch e Luder und mer erleben's noch, daß Se Vizekönig von Egypten werden."

Unterdeſſen hatten ſie Ismaelia erreicht, der Anker der „Sphinx" raſſelte in die Tiefe, und als unſere Geſellſchaft hierauf das Verdeck betrat, ſahen ſie Ufer und Stadt in ſolch' verwirrendem Glanze von Tauſenden bunter Lichter und Flammen vor ſich liegen, hörten ein ſolches Gebrauſe zahlloſer Menſchenſtimmen, dazwiſchen rauſchende Muſikklänge, was Alles ſchon aus der Ferne ein ſo betäubendes Durcheinander gab, daß Frau Thusnelda erklärte, unter keinen Umſtänden heute Abend noch an's

ſammenhielt. Leins hatte keine Ausſicht, vor vierzehn Tagen mit einem der ſpaniſchen Küſtenfahrer nach Barcelona gelangen zu können; Schiffe, die direkt nach Italien gingen, waren ohnedieß ſehr ſelten, dafür aber dampfte am vierten Tage unſeres Aufenthalts in Gibraltar ein franzöſiſches Schiff in den Hafen, welches den nächſten Tag direkt nach Oran abfahren wollte. So entſchloſſen wir uns denn kurz und gut, unſern lieben Maler nach Afrika hinüber zu begleiten, um in Oran oder Algier eine weitere Reiſegelegenheit zu finden.

Leider hatte ſich das ſeit mehreren Tagen ſo klare und freundliche Wetter geändert, und als wir bei Sonnenuntergang mit unſern Koffern dem Molo zuſchritten, wallten dichte Nebel um den Felſen von Gibraltar und die Berge auf der afrikaniſchen Küſte, auch grollte die See unmuthig an dem Hafendamme, und die ankernden Fahrzeuge, bedenklich kopfſchüttelnd, neigten ſich hin und her. Conſul Schott war ſo freundlich, uns bis zum Hafen zu begleiten, und ehe wir in's Boot ſtiegen, drückte er uns noch herzlich die Hand, wünſchte uns eine gute Fahrt und wir unterließen nicht, ihm für ſeine große Freundſchaft und wahre Liebenswürdigkeit unſern beſten Dank zu wiederholen.

Unſer Dampfer: la Province d'Oran, lag ziemlich weit draußen in der Bai, und als wir ihn in unſerem kleinen Nachen erreichten, waren die Wellen hier ſchon ſo bewegt, daß ſie unſer Boot wie eine Nußſchale auf- und abwarfen und wir kaum an der Treppe anlegen konnten. Spanien entließ uns recht unfreundlich, in dichte Wolken und Regenſchleier gehüllt. Kaum ſahen wir um ſechs Uhr den Blitz des Kanonenſchuſſes droben vom engliſchen Wachthauſe, und die Lichter in der Stadt flackerten röthlich trübe. Lange brauchte unſer Dampfer, um ſeine nothwendigen Kohlen einzunehmen, und als alles bereit war, ja, als aus dem Schornſtein ſchon längſt überflüſſiger Dampf ziſchend aufſtieg, zauderte der Kapitän noch mit der Abfahrt und berathſchlagte ſich mit ſeinem erſten Offizier, ob es überhaupt möglich

Land gehen, sondern lieber die Nacht auf dem Verdecke zubringen zu wollen.

„Jedenfalls nicht früher," sagte der Kapitän begütigend, „als bis wir uns drüben nach passender Unterkunft umgesehen — wer von den Herren will mich begleiten?"

Herr Ramplacent bat, mitfahren zu dürfen, da er jedenfalls in Ismaelia von seinen Freunden aus Kairo erwartet werde, welchen gegenüber er ja die Verpflichtung eingegangen, ein paar große photographische Kunstblätter von diesem noch nie dagewesenen Leben und Treiben herzustellen. Auch Raoul war wieder so weit zurechnungsfähig geworden, um ihn mitgehen zu lassen, und als auch Herr Schnecke durch Murad Bey aufgefordert wurde, lehnte dieser entschieden ab, ja ohne vorher wie bei ähnlichen Gelegenheiten bei Frau Thusnelda durch einen bittenden Blick anzufragen. Nein, es kostete ihm durchaus keine Ueberwindung, am stillen Bord der „Sphinx" zu bleiben, und als das Boot herabgelassen worden war und die Vorhingenannten am Ufer fuhren, setzte er sich ruhig und sehr dicht neben seine Gattin hin, ja, drückte seine Schulter ein wenig an die ihrige und sagte alsdann

unter einem tiefen Seufzer: „Nehmen wir's wie es iſt, aber in Zwickau iſt's auch ſchön!“

„Gewiß, Jakob, und wenn wir Alles ſo vorher gewußt und überlegt hätten, wäre es doch beſſer geweſen, ſich nicht in dieſen egyptiſchen Kanaleröffnungsſtrudel zu ſtürzen.“

„Ja, ja, und was mein Leiden anbelangt, ſo kann ich Dich verſichern, daß ich auch nicht mehr das Geringſte davon ſpüre.“

„Glaubſt Du wirklich?“

„O, ich bin davon überzeugt, und wenn wir uns, da wir doch nun einmal in Egypten ſind, hier die Merkwürdigkeiten ein bischen angeſehen, Kairo, den Nil und vor allen Dingen die Pyramiden, ſo denke ich, wir fahren dann mit dem nächſten Schiffe nach Hauſe — nach Zwickau — nach dem lieben Zwickau — wohin es mich ſo gewaltig zieht, liebe Thusnelda, daß ich es Dir gar nicht ſagen kann.“

„Ja, ja, daran iſt ſchon etwas Wahres.“

„Und wie werden wir erzählen können, wenn wir glücklich heimgekommen ſind, und wie werden wir ſtill für uns allein leben und hoffentlich auch ohne Herrn Ramplacent glücklich ſein, der, glaube ich, längere Zeit in Egypten bleiben wird — — mit ſeinem Neffen hier bleiben wird“ — fuhr er

nach einer Pauſe fort, als ſeine Frau nichts Beiſtimmendes darüber ſagte. Dann aber ſuchte ſie langſam ſeine Hand, drückte ſie herzlich und flüſterte: „Gewiß, wir werden auch in Zwickau wieder recht glücklich ſein!“

— — — — Es hatte ziemlich lange gedauert, bis das Boot der „Sphinx“ und nur mit dem Kapitän und Murad Bey zurückkam, denn Herr Ramplacent und Raoul waren am Lande zurückgeblieben, wo ſie das Glück gehabt hatten, auf dem franzöſiſchen Konſulat ihre Freunde aus Kairo zu finden, von denen ſie ſogleich in Beſchlag genommen worden waren und nach einer allerdings ſehr beſcheidenen Wohnung geführt, wohin der Kapitän Bernini verſprochen hatte, heute Abend noch die Gepäckſtücke des berühmten Photographen zu beſorgen, da er morgen mit dem Früheſten ſeine Arbeiten beginnen wollte.

„Was nun uns Drei anbelangt,“ fuhr Murad Bey gutmüthig gegen Herrn Schnecke gewandt fort, „ſo bleiben wir bei einander, bis ich morgen eine paſſende Unterkunft für Sie gefunden, leider aber nicht an Bord der gaſtfreundlichen ‚Sphinx‘, die beim Grauen des Tages nach Suez hinüber muß, und habe ich bei der Abneigung Ihrer Frau, heute

Abend noch das allerdings toll bewegte Ufer zu betreten, Quartier auf einem egyptischen Schiffe, das im Hafen liegt, genommen, wohin uns das Boot drüben sogleich führen wird."

Nach einem herzlichen Abschiede von dem freundlichen Kapitän der „Sphinx" und unter Bezeigung des innigsten Dankes bestiegen sie mit ihren sämmtlichen Effekten in Begleitung eines der egyptischen Offiziere das Boot und fuhren auf dem dunklen Wasser des Hafens zwischen den vielen Schiffen hindurch, die regungslos ohne jedes sichtbare Zeichen von Leben auf der stillen Flut lagen, ja — wie todt und ausgestorben, denn Alles, was von Offizieren und Mannschaft nur eben Erlaubniß erhalten hatte, befand sich bei dem Jubel am Lande. Nur hie und da schimmerten trübe Laternen an Raaen oder Bugspriet und wo sie an einem der Fahrzeuge recht nahe vorüberkamen, bemerkten sie nichts als vielleicht eine Wache, die, regungslos an die Brüstung gelehnt, nach dem Leuchten der Illumination und den glänzend aufsteigenden Feuerwerkskörpern schaute.

Das Schiff, auf dem sie für die Nacht untergebracht werden sollten, war das egyptische Kanonenboot „Chartum" und lag ziemlich weit draußen, so daß sie wohl eine Viertelstunde gebrauchten,

um es zu erreichen; auch war der Empfang kein besonders gastlicher oder freundlicher, denn nachdem eine schläfrige Wache das Boot angerufen und sich darauf der Offizier der „Sphinx" als solcher zu erkennen gegeben und mit einem der Offiziere des „Chartum" zu sprechen verlangt, dauerte es ungebührlich lange, bis sich unter dem Scheine der Laterne der Kapitän selbst zeigte, worauf eine Verhandlung in arabischer Sprache unter den schmelzendsten Gaumenlauten erst nach einiger Zeit über das Schicksal der Passagiere entschied und sie an Bord steigen durften.

Ehe übrigens Murad Bey Herrn und Madame Schnecke folgte, sagte er zu dem egyptischen Offizier des Bootes, der nothdürftig italienisch sprach: „Sie werden vom Kapitän Bernini den Befehl erhalten haben, für heute Abend zu meiner Verfügung zu bleiben, und bitte ich bis auf Weiteres hier unten liegen zu bleiben, da ich noch nothwendig am Lande zu thun habe."

Welch' ein Gegensatz zwischen der zierlichen, reizenden Dampfyacht, die sie soeben verlassen, mit den überfeinsten europäischen Einrichtungen geschmückt, ein schwimmendes Lusthaus mit allen erdenklichen Annehmlichkeiten, hell, elegant, glänzend, und dem

„Chartum", als unſere Reiſenden denſelben in dunkler Nacht unter dem Scheine der einzigen Laterne beſtiegen! Die plumpe Maſſe des Ganzen, die ſchweren Kanonen, der Theer- und Seewaſſergeruch, die abenteuerlichen Geſtalten, die jetzt überall aus dem Dunkel auftauchten mit Säbel, Meſſer und Piſtolen, wie Seeräuber bewaffnet, die dunklen Geſichter mit blitzenden Augen unter dem rothen Tarbuſch, den die Meiſten noch durch ein umgewundenes Tuch in eine Art von Turban verwandelt hatten, Alles das gab ein Bild von ſo düſterer Färbung, daß ſich Frau Thusnelda zuſammenſchauernd feſt an ihren Gatten drückte und es jetzt unter einem tiefen Seufzer bedauerte, doch nicht lieber an's Land gegangen zu ſein.

Drunten in der Kajüte des Kapitäns, wohin ſie jetzt geführt wurden, ſah es allerdings ein bischen behaglicher und wohnlicher aus, wenn auch die an ſich finſtere Kajüte, nur von einer einzigen Laterne erhellt, mit ihren Piſtolen, Piken, Enterſäbeln, langen Bordbolchen, womit Decke und Wände verziert waren, immerhin noch einen ſchauerlichen Eindruck auf das zarte Gemüth Thusneldens machte. Doch bemühte ſich der Kommandante, ein alter, dicker Egyptier, der ſich heute in grande tenue, goldbor-

birtem Anzuge befand und mit Epauletten, die irgend eines europäiſchen Admirals würdig geweſen wären, ſo angenehm als möglich zu ſein, verſicherte durch Auflegen ſeiner rechten Hand gegen Bruſt und Stirne, daß er ſich und ſein Schiff zur Verfügung der Reiſenden ſtelle, ließ Kaffee und Tſchibuks kommen und betrachtete alsdann mit äußerſtem Wohlbehagen die Fremden, vor allen Dingen, wie ſich Herr Stollberg ſpäter erinnerte, Madame Schnecke, deren ſtattliche Rundung dem Orientalen zu imponiren ſchien und welche Fülle dem einſamen Seemanne wohl begehrenswerth erſcheinen mochte, denn ſeine Augen funkelten bedeutſam und nach jedem Zug aus ſeiner langen Pfeife ſchmatzte er auffallend ſtark mit den Lippen.

Frau Thusnelda aber ſehnte ſich nach Ruhe, worauf der Kommandante, dem dieß Verlangen pantomimiſch mitgetheilt wurde, eine Art von Aufwärter kommen ließ, um die Dame in das einzige Gelaß des Kanonenbootes, das allerdings werth war, ihr angeboten zu werden, zu geleiten, — eine kleine, niedrige Kabine — und ſogar mit einem Geſtelle verſehen, das einem allerdings ſehr ſchmalen Bett ähnlich ſah, immerhin aber beſſer als gar nichts war, wie auch Frau Thusnelda ſeufzend

dachte, als sie ihre Plaids losschnallte, um es sich auf dem Lager so bequem als möglich zu machen.

„Und wo bleibst Du, mein lieber Jakob?“ fragte sie in herzlichem Ton einer ungeheuchelten Zärtlichkeit, die sich frisch und rosig aus dem Bedürfniß entwickelt hatte, unter all' diesen Eindrücken der verschiedensten Art, unter all' diesem Glanz und Jubel, unter all' diesen fremden Menschen sich an ein bewährtes Herz anschließen zu können — „denn hier ist es doch wohl zu enge für uns Beide.“

„O, sorge für mich nicht, mein Schatz, wir werden uns draußen so gut wie möglich zurechtfinden; es ist in der Kajüte eine Art von Divan, von dem auch für mich ein Bröckchen abfallen wird. Hast Du auch nachgesehen, ob Deine Thüre verschließbar ist?“ setzte er im Weggehen hinzu.

„Gewiß — hier ist ein tüchtiger Holzriegel, den man vorschieben kann.“

„Thu' das für alle Fälle, und wenn ich es je für nöthig fände, Dich zu wecken, so soll das mit drei langsamen Schlägen geschehen. Gute Nacht, mein Herz!“

„Gute Nacht, mein lieber Jakob!“

Damit schritt er sinnend nach der Kajüte zu-

rück und hatte, wie er ſpäter oft erzählte, das drückende Gefühl, als habe er für lange Zeit Abſchied von der theuren Gattin genommen; doch ſchob er dieſen unangenehmen Gedanken auf ſeine durch die erlebte Tagesfahrt erregten Nerven und auf die düſteren Räume des egyptiſchen Kanonenbootes, von denen die ziemlich geräumige Kajüte des Kommandante durch beſſere Beleuchtung ebenſo wenig behaglicher wurde, als durch den Duft eines ſtarken Dattelbranntweins, den ſowohl Herr Stollberg als der Kapitän des „Chartum" und der Lieutenant der „Sphinx", der ſich gleichfalls eingefunden hatte, mit warmem Waſſer und Zucker gemiſcht, als Grog zu ſich nahm.

Doch hat dieſes Getränk ebenſo gut wie ſtarker Wein die Eigenſchaft eines Sorgenbrechers, erhöht momentan die Heiterkeit, läßt uns ernſte Dinge vergeſſen oder mit leichtem Sinne behandeln, woher es denn auch kam, daß, als man Herrn Schnecke von einem tüchtigen Glaſe den erſten Schluck aufgenöthigt — die folgenden glitten alsdann leichter hinab — der Verführer Stollberg mit ſeinem längſt gehegten Plane hervortreten durfte, auch Herrn Schnecke für ein paar Stunden mit an's

Land zu nehmen und ihm die unerhörte Pracht dieſer arabiſchen Nacht und „Phantaſia“ zu zeigen.

Allerdings ſträubte ſich der brave Zwickauer anfangs gewaltig dagegen, zeigte bedeutſam achſelzuckend nach rückwärts in der Richtung, wo Thusnelda ſchlief, murmelte auch etwas von einem ähnlichen Verſuch damals bei der Weltausſtellung in Paris, wo er glücklicherweiſe nicht nachgegeben, zeigte ſich aber doch beim zweiten Glaſe nicht abgeneigt und ließ ſich zuletzt gewaltſam an einem ſeidenen Faden, wie man zu ſagen pflegt, von Herrn Stollberg in das Boot ziehen, wo er aber dringend bat, für alle Fälle die Ruder ſo geräuſchlos als möglich zu gebrauchen.

Der Kommandante des „Chartum“ hatte ihnen von oben herab angenehme Fahrt und viel Vergnügen zugegrinst, wobei im Laternenſchein ſeine weißen Zähne ſichtbar geworden waren und ſeine dunklen Augen unheimlich gefunkelt hatten. So wenigſtens war es Herrn Schnecke erſchienen, der jetzt eine Million um die Erlaubniß gegeben hätte, wieder ausſteigen zu dürfen, denn es kam plötzlich über ihn wie eine finſtere, unheilſchwangere Ahnung.

ſei, den Hafen bei drohendem Sturmwetter zu verlaſſen. Das Meer hatte ſich aber auch bedenklich verändert, und wenn wir gleich bei der dunklen Nacht ſeine aufſpritzenden Schaumwogen draußen nicht ſehen konnten, ſo hörten wir doch, wie ſie donnernd anprallten an Hafendamm und Felſen. Endlich aber gegen zehn Uhr wurde der Anker gehoben, die Maſchine fing langſam an zu arbeiten, und ſchon im Hafen hin und her ſchwankend, fuhren wir in die wildbewegte See hinaus. Leider wehte uns draußen im Meere ein ſteifer Oſtwind entgegen, und ſeufzend und ſtöhnend arbeitete der Dampfer langſam gegen die anprallenden Wogen. Ich war ſchon da überzeugt, daß wir kaum eine Seemeile in der Stunde zurücklegen würden. Bis nach Mitternacht blieb ich trotz Sturm und Regen auf dem Verdeck, und da befanden wir uns immer noch von Wind und Wellen hin und her geworfen gegenüber der in unſichern Umriſſen ſchwarz aufſteigenden Felswand von Gibraltar. Allein tröſtlich bei dieſem Unwetter und dem trüben Abſchiede von Spanien war das Licht des Leuchtthurms am Fuß der Steinwand, das ich lange, lange durch Nebel und Dunſt ſtrahlen ſah, uns freundlich nachblickend, wie ein ſchöner glänzender Stern.

Obgleich ich ſchon mehrere kleine Ueberfahrten auf Schraubendampfern gemacht, ſo war doch meine jetzige die erſte größere Reiſe in einem ſolchen Fahrzeuge. Von außen hatte die Province d'Oran nicht viel verſprochen. Es war ein düſteres, ſchwarzes, ja ich könnte mit Recht ſagen, ſchmieriges Fahrzeug, ſchlank und ſchmal wie ein Klipper gebaut, mit ſehr enger und nichts weniger als comfortabler Kajüte; auch die Einrichtung der Schlafkabinete ließ Manches zu wünſchen übrig, ſehr viel aber in Betreff von friſcher Wäſche. Im Allgemeinen haben die Schraubendampfer eine weit unangenehmere Bewegung als die Ruderdampfer. Die Schaufelräder, zu beiden Seiten des Schiffes angebracht, ſtellen hierdurch gewiſſermaſſen in der Bewegung eine Art Gleichgewicht her und wenn auch bei ſcharfem Wind und Wellen ſich ein Schau-

XIV.

Ismaelia, damals bei der Eröffnung des Suezkanals im Gegensatze zu Port Said schon eine Stadt zu nennen, hatte mehrere breite Straßen mit stattlichen massiven Häusern besetzt und war umgeben von reizenden Villen, deren Gärten von herrlichster Vegetation: Palmen, Bananen, Thamarixen, Sykomoren, Orangen und Citronen und alles Das untermischt mit schönen, duftigen Blumenbeeten, ebenso viele anmuthige Oasen bildeten, was man Alles dem tiefen, gelben Wüstensande, der die Stadt umgab und auch theils noch durchzog, nur durch die großartige Wasserleitung abgerungen hatte. Vor der Stadt lag in den Anfängen eines prachtvollen Parkes das Palais des Khedive, und da Ismaelia sowohl für den internationalen Handel, sowie als Sommeraufenthalt bedeutend zu werden versprach, hatte man es auch bereits mit der Hauptstadt Kairo durch die Eisenbahn verbunden. Auch

gab es hier schon einen breiten makadamisirten Weg, die Avenue de l'Impératrice, der in schnurgerader Linie bis zum Hafen im Timsahsee führte und damals dort mit einem großen Triumphbogen endete.

Hier befanden sich schon die Handelsagenten großer europäischer Häuser, hier hatten die Ingenieure und Unternehmer des gewaltigen Werkes ihren Aufenthalt genommen, hier, am beziehungsweise kühlen Timsahsee, wohnten während der Sommerzeit reiche Egypter und Würdenträger, und hier lebte auf seinem anmuthigen Landhause Lesseps mit seiner jungen Gattin und führte den Kanal seiner Vollendung entgegen.

Wer aber Ismaelia acht Tage vor oder acht Tage nach der Kanaleröffnung gesehen hätte, würde es, wie oben schon erwähnt, mitten im Sande gelegen, bei der trostlosen Oede seiner breiten Straßen für keinen beneidenswerthen Aufenthalt gehalten haben und hätte nicht für möglich gehalten, daß sich hier durch den Machtspruch eines Einzigen während dieser festlichen Tage ein so unglaubliches Leben entwickeln würde — auch wieder eines dieser orientalischen Wunder, allerdings nicht durch Zauberkraft, sondern nur auf Befehl des absoluten Herr-

schers, der aber nebenbei das Geld in Strömen fließen ließ, hervorgebracht.

Seitwärts der Stadt bis zum Ufer des Timsahsees zog sich, untermischt mit großartigen Holzgebäuden, ein riesiges Zeltlager hin, wo zunächst an Ismaelia die meisten der Eingeladenen untergebracht waren, wo rückwärts die egyptischen Truppen, sowie die aus dem ganzen weiten Reiche herbeigeeilten Beduinen und Araber lagerten, ein wirres, glänzendes Durcheinander, das am heutigen Tage die abenteuerlichsten Gestalten und Bilder zeigte, wo Alles in oft grotesken Aufzügen an's Ufer eilte, um die ankommenden Schiffe zu empfangen. Hier unter Vortritt einer zahlreichen, den grauenhaftesten Lärm verursachenden Musikbande ein Zug fratzenhaft gekleideter Gestalten, spitzige Papierhüte auf den Köpfen, die unter entsetzlichem Geheul heilige Derwische in langen weißen Gewändern und grünem Turban, der sie als direkte Abkömmlinge des Propheten kennzeichnet, begleiten; singende Knaben mit Palmwedeln in der Hand; Araber im gestreiften Burnus mit Lanzen und langen Flinten; Reiter auf Pferden, Kameelen und Dromedaren. Dem Ufer entlang kommen unabhängige Tribus der Wüste, von ihren Scheiks ge-

führt, ein wahrhaft phantastischer Reitertrupp hoch zu Kameel und nicht im gewöhnlichen langsamen Schritt, wie diese Thiere zu gehen pflegen, sondern, da sie von ausgesucht edler Rasse sind, im langgestreckten Trabe, so mit ihren bunten, glänzenden Reitern, die hoch oben auf dem Rücken wie auf einem Thurme sitzen, einen eigenthümlichen Anblick gewährend; doch ist jene Schaar von Beduinen noch ungleich malerischer und versetzt uns so recht in das abenteuerliche Leben der weiten Wüste. Schlanke, markige Gestalten, Viele auf wirklich prächtigen Pferden der edelsten arabischen Zucht im weißen oder buntgestreiften Burnus, in der Hand die lange dünne Lanze, oben mit einem Büschel schwarzer Straußenfedern geschmückt, um die bronzefarbigen Gesichter die bunte, gold- und silberdurchwirkte flatternde Kossieh, mit einem rothen Strick um den Kopf befestigt und zwischen all' den einzelnen Zügen das wunderlichste Ausfüllmaterial, Gestalten in den sonderbarsten Trachten aus Oberegypten und Nubien, Hautschattirungen vom hellen Gelb bis zum tiefsten Ebenholzschwarz, Alle nach besten Kräften und jetzt hier zum Staate bewaffnet mit Lanzen, Spießen, Streitärten, Flinten mit Steinschlössern, Pistolen, Dolchen und Säbeln.

Je mehr man ſich dem Ufer näherte, um ſo toller und mannigfaltiger erſchien das Getreibe. Hier begann ſchon der ſchwarze Frack und die Uniform zur Geltung zu kommen, hier bildete gut ausſehende egyptiſche Infanterie eine Art von Spalier, die. Maſſen gewaltſam zurückdrängend, um die makadamiſirte Straße ſo gut wie möglich freizuhalten, jetzt auch, um einem ſeltſamen Geſpanne Platz zu machen, dem ſogar die ernſten Araber mit Staunen entgegenſahen — einer Equipage der abenteuerlichſten Art, welche Herr von Leſſeps für die Kaiſerin Eugenie zuſammengeſtellt: ein Wagen mit acht Kameelen beſpannt, zwei Vorreiter auf Dromedaren, prächtige arabiſche Geſtalten im reichſten Koſtüme, bahnten den Weg, und während das lang ausgreifende Geſpann von ſeitwärts herbeikommt, iſt daſſelbe in eine Sand- und Staubwolke gehüllt und wird mit einem unbeſchreiblichen Geheul des Staunens und der Freude empfangen; überhaupt ließ der betäubende Lärm zunächſt dem Ufer nichts zu wünſchen übrig, hier hatte ſich Alles zuſammengedrängt, was ſich ſelbſtſtändig und auf eigene Rechnung den herbeigeſtrömten Schaaren zugeſellt: Tänzerinnen mit ihren Tambourinſchlägern, Nomaden mit ihren Trommeln, Cymbeln, Dudelſäcken

und niegesehenen Instrumenten, singend, schnarrend, pfeifend und klingend, dazwischen quartiersuchende Europäer, fluchende Engländer, lachende Franzosen, singende Italiener, heulende Türken, zankende Fellahs, jammernde Esel, dumpf brüllende Kameele und dazu endlich noch, das Gedränge in die tollste Gährung versetzend, die Salutschüsse und der gellende Pfiff der ankommenden Dampfer.

Angenehmerweise hatte die bald nach Ankunft der Schiffe rasch eintretende Dämmerung und Nacht dem Gedränge und dem Lärm am Ufer insoferne ein Ende gemacht, als sich der brausende Menschenstrom nach verschiedenen Seiten hin rasch verlief, theils um sich als neugierige Massen vor dem Palaste des Khedive oder vor den Zelten und Quartieren der eingeladenen europäischen Gäste aufzustellen, von denen ein Schiff um das andere welche brachte, so daß sich die Zahl derselben rasch bis auf viertausend vermehrt hatte, welche alle die Gastfreundschaft des Khedive im vollsten Umfang in Anspruch nahmen. Der größte Theil aber war in die verschiedenen Lager zurückgegangen, wo sich jetzt aber schon als Vorfeier zu den morgen stattfindenden großen Festen ein Leben entfaltete, das in seiner Eigenthümlichkeit und Ursprünglichkeit groß-

artig und wahrhaft staunenerregend war. Hier glich es dem Lager einer jener großen Karavanen, dort der Rast eines Pilgerzuges nach Mekka, hatte drüben bei den tanzenden und heulenden Derwischen, sowie bei den Gauklern, die sich einen Degen durch den Leib rannten und glühende Kohlen fraßen, etwas phantastisch Unheimliches, wogegen es weiter rückwärts, wo unter Palmbäumen die letzten Zelte standen und wo die Almehen und Tänzerinnen hausten, schon mehr an das abenteuerlich Märchenhafte streifte.

Wenn auch bei dieser Vorfeier noch nicht die Beleuchtung herrschte, die morgen zu erwarten war, so beschienen dagegen heute die unzähligen lodernden Feuer, bei denen der Pillaw gekocht und Kebab — das sind kleine, an Holzstäbchen angereihte Stückchen Fleisch — gebraten wurde, ein weit natürlicheres Treiben, und nebenbei waren Kaffee- und Sorbetbuden heute schon glänzend erleuchtet und das Schnarren der langhalsigen Violine, das Klingen des Tambourins, sowie der dumpfe Ton der kleinen Wüstenpauke drang heute schon durch die beziehungsweise stille Nacht.

So war es in und um Ismaelia, als das Boot der „Sphinx" mit Murad Bey, dem Marine-

offizier und Herrn Schnecke am Ufer landete. Hier wurde den Bootsleuten befohlen, sich nicht von der Stelle zu rühren, sondern zur Rückfahrt, sei es auch nach mehreren Stunden, bereit zu sein, worauf der egyptische Offizier der „Sphinx" es unternahm, die Gesellschaft zu führen und zwar zuerst nach einer der schon früher erwähnten großen Holzbaracken, wo von einem Transparent freundlich die Worte entgegenleuchteten: „Salon à manger pour messieurs les invités!"

Staunend blieben sie aber hier einen Augenblick am Eingange stehen, ehe sie eintraten, denn wenn man hier von dem tiefen Wüstensande, vom Anblicke der weiten kahlen Fläche mit den Lagern der Beduinen und Araber auf die Schwelle trat, so konnte der Gegensatz nicht größer erscheinen.

Eine gewaltige Halle, auf's Reichste erleuchtet, geschmückt mit bunten Flaggen und Emblemen, vier riesige Tafeln nebeneinander zeigend, mit dem ganzen verschwenderischen Apparat eines europäischen Diners, mit kolossalen bronzenen Tafelaufsätzen, Blumen- und Lichterkränze tragend, mit großen Krystallschalen, in denen die Früchte dreier Welttheile schimmerten, mit tausend Gästen besetzt, die es sich wohl sein ließen, nicht an einem Diner,

wie man es in einer Wüſtenſtadt des fernen Egyptens nur verlangen kann, ſondern bei einem Menu, das die Feinheiten der franzöſiſchen Küche mit den derberen Speiſen Englands verband, und wo auch Deutſchland durch die feinſten Moſel- und Rheinweine, ſowie Oeſterreich durch ſeine ungariſchen Ausbrüche und vortreffliches, ja kühles wiener Bier vertreten war.

Faſt ſchüchtern möchten wir uns hier erlauben, die Summe von zwanzigtauſend Napoleonsd'or zu nennen, die in Ismaelia allein täglich für Diners und Soupers der Herren Eingeladenen bezahlt worden ſein ſoll.

Für alles Das aber war die zahlreiche Geſellſchaft hier auch in dankbarſter Weiſe ſo luſtig als möglich, und neben der Kellnerſchaar, welche die Unmaſſen von Speiſen aller Art auftrugen und ſervirten, hatten ihre Kollegen von der Getränkbranche noch einen weit ſaurern Dienſt, um die meiſtens feinen Weine herbeizuſchleppen, von denen eine unglaubliche Maſſe vertilgt und vergeudet wurde; wohin man blickte — halbleere Rheinwein- und Bordeaurflaſchen, wohin man hörte, das Knallen der Champagnerpfropfen, Plaudern und Lachen, das Anklingen der Gläſer und irgend ein Toaſt,

der aber in dem ungeheuren Raume nicht zur Geltung kommen konnte.

Unsere kleine Gesellschaft hatte bald Plätze aufgefunden, begnügte sich aber, bei den letzten Schüsseln des schon zu Ende gehenden Diners einzutreten, sowie ein paar Flaschen Champagner zu trinken, die ihnen augenblicklich von einem der Kellner kredenzt wurden. Auch hielten sie sich, angelockt von der herrlichen Mondnacht, nicht lange in dem Speisesaale auf, und als sie denselben verlassen, fanden sich draußen, als wie für sie bestellt, einige Reitesel unter Führung eines halbnackten arabischen Buben, der alsdann, seine Thiere durch jenes unnachahmliche Zungenschnalzen antreibend, sie zuerst durch Ismaelia selbst und dann hinaus zu den Lagern führte.

Herr Schnecke, der des Reitens ziemlich unkundig war und dem auch der Champagner ein bischen zu Kopf gestiegen, hatte anfangs Mühe, den Voraustrabenden zu folgen, fand sich aber verhältnißmäßig sehr rasch in dieß neue und ungewohnte Vergnügen, ja bewies sich in Kurzem als kecker Reiter, denn der Esel in seinem flinken Hundetrab lief auf dem weichen Sande so sicher und angenehm, daß fast keine Stöße zu spüren

ſelboot bäumt und ſchraubenförmige Bewegungen macht, ſo ſchaukelt es doch nicht ſo über alle Maßen auf ſeinem eigenen Kiel wie ein Schraubendampfer. War es doch hier zuweilen in der erſten Nacht, als ſei die Schraube unter dem Schiff ein Mittelpunkt, um den wir zuweilen ganz herumfliegen ſollten; dazu machte dieſelbe mit ihren Drehungen unter dem Fußboden der Hauptkajüte ein ächzendes, polterndes, unausſtehliches Geräuſch, wogegen bei anderen Schiffen das Klatſchen der Schaufelräder eine wahre Muſik genannt werden könnte. Im Hauptſalon befand ſich außer uns nur ein einziger Paſſagier, ein franzöſiſcher Schiffskapitän, der ſein Schiff vor nicht langer Zeit bei dem Sturme im Hafen von Gibraltar verloren hatte, und nun über Oran nach Marſeille zurückging. Unſer eigener Commandeur war ein langer, melancholiſcher Franzoſe, der während der heutigen Sturmnacht beſtändig in der Cajüte auf und ab eilte und dann wieder mit Zirkel und Quadrant über ſeine Seekarten gebeugt ſaß. Er mochte auch ſeine Urſachen dazu haben, vorſichtig, ja ängſtlich zu ſein; denn in der Nähe der himmelhohen Felswände wurden wir von den vom Sturme gepeitſchten Wogen ſo hin und hergeworfen, daß Maſchine und Steuerruder zuweilen völlig machtlos erſchienen; ja, ich bin überzeugt, wenn wir auch zuweilen ein paar Seemeilen vorwärts machten, ſo drückte uns gleich darauf wieder der wüthende Oſtwind ebenſoviel rückwärts; und zweifle nicht, daß unſer Kapitän gern nach Gibraltar zurückgekehrt wäre, doch fürchtete er ſich bei der finſtern Nacht, das Schiff zu wenden und den Eingang zur Bai wieder aufzuſuchen. Die Province d'Oran hatte einen großen Fehler, ſie war als Bateau mirte gebaut, alſo ein Schiff, welches ebenſogut mit der Maſchine laufen, als unter dem Winde ſegeln kann, und ſollte mit Vereinigung dieſer beiden Kräfte ein ausgezeichneter Läufer ſein; heute aber, wo wir Wind und Wellen gegen uns hatten, erwies ſich die Maſchine als viel zu ſchwach, ſo daß wir kaum von der Stelle kamen, und als ich am andern Morgen bei Tagesanbruch auf das Verdeck hinauf ſtieg, ſah ich zu

waren und er sich deßhalb dem großartigen Eindruck der glänzenden Illumination mit vollem Behagen hingeben konnte.

Und ebenso eigenthümlich als prachtvoll über alle Beschreibung war die reiche Illumination der öffentlichen Gebäude und Privatwohnungen, unter welchen allen das Schloß des Khedive wie ein märchenhafter Palast hervorleuchtete.

Reizend war der Garten des Herrn von Lesseps, dessen hohe Palmen da, wo sonst die Fruchtbüschel hängen, mit rothen und gelben weithin leuchtenden Ballons verziert waren. Von einer leichten Anhöhe herab blitzten die Umrisse der Bahnhofgebäude herüber, und von dort zog sich eine lange Feuerlinie dunkelroth glühender Pechkränze bis weit hinaus, wo, durch eine weite Sandfläche von der Stadt getrennt, die arabischen Bazars waren und die Beduinen ihre Lager hatten.

Welch' wunderbarer Effekt, als sie hier über die vergleichungsweise stille Fläche dahinritten — der Mond in seiner Pracht, wie ihn keiner unserer Reiter je gesehen! — Der weiß glänzende Sand, den die Füße der kleinen Esel geräuschlos betraten, die dunklen, fast bläulichen Schatten, der klare, glänzende Himmel, leuchtend wie in einer nördlichen

ſtrengen Winternacht, dazu das Klingeln der Schellen und Meſſingſtücke am Geſchirre der Reitthiere, alles Das gab trotz der wehenden Palmen und der heißen Nachtluft das Bild eines Rittes durch eine Schneelandſchaft — ſo eigenthümlich dieſer Vergleich auch ſcheinen mag.

Natürlich verſchwand dieſes Bild ſogleich wieder, als ſie ſich den Bazars und Beduinenlagern näherten, um hier neue und intereſſante Bilder zu ſehen. Die dunklen Geſtalten vor ihren geſtreiften Zelten lagernd, die Pferde am linken Hinterfuße gefeſſelt, die ſchlanken Lanzen aufrecht im Sand ſtehend — weiterhin ein Trupp Kameele neben ihren Führern im weiten Kreiſe um ein helllohendes Feuer gelagert und wiederkäuend mit den großen glänzenden Augen wie nachdenkend in die Flammen ſtarrend.

Und welch' unbeſchreibliches Leben und Treiben umrauſchte, blendete, betäubte ſie, als ſie nun, ihre Reitthiere an einem Kaffeehauſe zurücklaſſend, mit dem gedrängten Strom von Hunderten anderer Neugieriger durch die Lager- und Zeltgaſſen dahinzogen! Wie hatte ſich hier auf der weiten Sandfläche Alles ſeit dem Eintritt der Nacht ſo wunderbar verändert! Tauſend und abertauſend Flämm-

chen und zahllose leuchtende Ballons bildeten wie durch Zauberkraft Gebäude, Säulengänge, Kiosks in den wunderlichsten, eigenthümlichsten Gestalten, von denen die Lattengerüste am Tage nur das Wenigste ahnen ließen. Zelthallen, die früher dunkel erschienen, zeigten jetzt, von innen auf's Reichste beleuchtet, ihre brennenden Farben in Roth, Gelb, Grün mit Gold. Unter Laubgehegen, deren Säulen Palmstämme waren, das Dach florartige Thamarixenzweige, entzündeten sich Feuer, zeigten sich bunte Glaslämpchen in zierlichen Guirlanden — ein arabisches Kaffeehaus mit Liedersängern und Märchenerzählern, Alles originell, echt, wahr, vor allen Dingen die malerische Gesellschaft, die sich hier im Kaffeehause, in der Sorbetbude, bei den Koranauslegern zusammengefunden. Der lange Kaftan und der weiße Turban vorherrschend, besonders bei Denen, welche gemüthlich auf ihren untergeschlagenen Beinen sitzend einen unglaublich kleinen Raum einnahmen und sich dabei so genügsam zusammendrängten, daß dort in der großen, weiß und gelb gestreiften Zelthalle der Raum buchstäblich dicht mit weißen Turbanen angefüllt war und nur ein kleiner Raum blieb für den etwas erhöht stehenden Märchenerzähler, welcher vielleicht

in diesem Augenblicke von Aladin's Wunderlampe berichtete oder den Abenteuern des Seefahrers Simbad, wobei er häufig unterbrochen ward durch ein begeistertes A—a—a—ah—ah.

Nebenan erklang eine eigenthümliche Musik, dort handhabten egyptische Musikanten ihre sehr primitiven Instrumente, eine Art von Mandoline, deren ziemlich schlaffe Saiten, durch ein Holzstäbchen gestrichen, schnarrende Töne von sich gaben; kleine und große dumpftlingende Trommeln, eine Art von Triangeln, sowie eine Knarre mit Saiten bespannt, die einen weithin schallenden Lärm verursachte. Aber — je toller der Lärm, je größer die Lust, und dabei wechselte hier jeden Augenblick die Zuhörerschaft, die, nachdem sie ein paar Minuten lang, den Rauch aus der langen Pfeife behaglich einziehend, zugehorcht, sich nun hierhin und dorthin drängte; so waren es vielleicht in diesem Augenblicke die Schlangen- und glühende Kohlenfresser, sowie Zauberer der verschiedensten Art, wo sich die Neugierigen in Schaaren versammelten, um gleich darauf den tanzenden Derwischen zuzuschauen, oder sich vor dem Zelte der Sikkers niederzulassen, wo es schon recht anständige Gesellschaft gab und wo auch unsere Freunde verweilten, um diese eigen-

thümlichen Vorträge, vielleicht Religionsübungen, anzuschauen.

In einem mäßig großen Raume bei mangelhafter Beleuchtung ſtanden ringsum an den Wänden, dicht zuſammengedrängt, vielleicht ſechzig Muſelmänner, die meiſten im blauen Kaftan mit weißem oder rothem Turban; ein einziger Tarbuſch war darunter und zwar auf dem Kopf eines egyptiſchen Soldaten.

Der erhöht ſtehende Vorſänger intonirte ſeine Koranſprüche in näſelndem Tone, häufig verziert mit Trillern und Kadenzen, und nun fingen die Andächtigen an, ſich in den Hüften zu wiegen, den Oberkörper zu drehen, zuerſt langſam, dann immer raſcher und raſcher, wobei der Kopf eine kreisförmige Bewegung beſchrieb und ſie zuweilen ein lautes „Allah", „Allah" ausſtießen. Anfänglich ſah man erſtaunt zu, dann mit einem faſt ängſtlichen Gefühle, denn die Bewegungen wurden toll, faſt raſend, und man that wohl daran, nicht den Schluß der Andachtsübung abzuwarten, bei dem die meiſten der Sikkers, Schaum vor dem Munde, zuſammenſtürzten.

Zwiſchen dieſen größeren Zelten bemerkte man auch gemüthliche Kaffeetrinker unter einer Gruppe

Palmen ſitzend, plaudernd, rauchend und mit Spielen beſchäftigt, und durch alles Das hindurch wälzte ſich der Strom des neugierigen Volkes zu Fuß, zu Eſel, zu Pferd und zu Kameel, und dabei welche Koſtüme! von den erbärmlichſten Lumpen an bis zum ſeidenen Kaftan und dem reichverzierten Burnus, welches Gedränge, welch' ein Geſchrei — ein Hexenſabbath in's Orientaliſche überſetzt.

Wenn auch Herr Schnecke begreiflicherweiſe unter Bezeigung des höchſten Intereſſes, ja unter häufigen Ausrufungen des Erſtaunens gleich den Uebrigen durch dieſen großartigen, verwirrenden morgenländiſchen Traum wandelte, ſo hatte er doch häufig Anwandlungen, die ihn ſichtlich von dieſem Glanze und Lärmen abzogen, ja ſtarr vor ſich hin blicken ließen, als ſchaue er durch all' dieſe farbenreichen Geſtaltungen auf das dunkle Waſſer des Hafens, ſuche dort den „Chartum" und frage währenddem bei ſich ſelber an, ob es auch gerechtfertigt ſei, die theure Gattin ahnungslos ſchlummern zu laſſen, während er hier an der Seite des Verführers Stollberg allen erdenklichen Genüſſen nachjagte. — Und wenn ihr Schlummer nun kein feſter und ungeſtörter wäre? Wenn ſie erwachend vielleicht nach ihm riefe und keine Antwort erhielt, als das dumpfe

Anſchlagen der Wellen an den Bauch eines egyptiſchen Kanonenbootes, deſſen Kommandante vielleicht nicht einmal zu trauen war. — Schrecklicher Gedanke! Und dabei ſeufzte er ſo vernehmlich zu dem hellleuchtenden Himmel empor, daß ihn Murad Bey lachend fragte: „Iſt das der Ausdruck der Verzückung über das Unglaubliche, was wir ſehen, oder denken Sie am Ende gar vorwurfsvoll rückwärts?“

„Etwas derart, Verehrteſter, weiß allerdings ſelbſt nicht warum, aber ſchon ein paarmal durchzog es mich unheimlich, wenn ich an die arme Frau dachte, die da drüben ſo ahnungslos in dem Holzkaſten ſchlummert, während wir uns hier ſo ledig als möglich umhertreiben.“

„Pendant zu einer ähnlichen Nacht damals in Paris,“ lachte der Andere, „und die Ihnen ſehr zum Heile ausſchlug — ſeien Sie nicht kindiſch, Schnecke! Frau Thusnelda iſt vortrefflich aufgehoben hinter dem mit Kanonen geſpickten Bollwerk und dem ſtarken hölzernen Riegel, von dem ſie mir ſelbſt ſo zuverſichtlich erzählt.“

„Ja, ja, aber ich habe Ahnungen, trübe Ahnungen.“

„Daß ſie erwachen könnte und nach uns aus-

ſchauen, wie gleichfalls damals in Paris, wo ſie mich ſuchte und Sie fand? — Ah bah — lieber Freund, ſo Etwas wiederholt ſich nicht zum zweiten Male — ſeien Sie luſtig und heiter, laſſen Sie uns dieſen feſtlichen Abend bis zur Neige leeren und zuletzt noch hier unſerem verehrten Kameraden zu einer Phantaſia folgen, die dort in dem verſchloſſenen großen Zelte ſtattfindet und zu der uns ſeine Protektion Eingang verſchaffen wird."

„Was iſt eine Phantaſia?"

„Allerlei Schönes — hier aber egyptiſche Tänzerinnen."

„Der Himmel ſteh' mir bei, Herr Stollberg, nein, da laſſe ich Sie im Stiche und ſuche meinen Weg allein nach dem Hafen zu finden."

„Wer wird ſo kindiſch ſein! Ich verſpreche Ihnen, daß wir nur noch eine kleine halbe Stunde bleiben, dann gehen wir fort, zünden unſere Cigarre an und flaniren in der herrlichen Nacht behaglich nach dem Hafen zurück, ſetzen heiter nach dem ‚Chartum' über und plaudern morgen lachend von unſeren Abenteuern."

„Sie haben gut reden — Sie, der ſo ledig als möglich geblieben iſt!"

„Ja, ja," erwiederte Herr Stollberg plötzlich

in einem ernſten Tone, um dann fragend hinzuzuſetzen: „Sind Sie aber auch ſicher, daß mir nicht gerade deßhalb häufig böſe Träume kommen und daß ich Manches thue, um mich zu betäuben? — Doch warum Schatten heraufbeſchwören? Nur wer den Augenblick ergreift, das iſt der rechte Mann, und ich hoffe nicht, daß Sie ſo kindiſch ſein werden, mein lieber Schnecke, uns den Schluß dieſes herrlichen Abends zu verbittern.“

Damit hatten ſie — der ehrliche Sachſe war trotz ſeines moraliſchen Sträubens nicht zurückgeblieben — einen ſeitwärts des Lagers liegenden hohen Bretterzaun erreicht, wo der ſie begleitende egyptiſche Marineoffizier leiſe angeklopft, dann mit Jemanden einige Worte gewechſelt hatte, worauf ſie in einen phantaſtiſch dekorirten und erhellten Raum eingelaſſen wurden, der, ein weites, luftiges Zelt bildend, mit zahlreichen Lämpchen und Ballons verziert war und ringsumher breite Divans hatte, auf denen ſich ſchon eine, der Kleidung und dem Benehmen nach auserleſene Geſellſchaft, Abend- und Morgenländer, zuſammengefunden hatte, wo aber den Ankömmlingen freundlich und bereitwilligſt Platz gemacht wurde. Der Boden beſtand aus feſtgeſtampftem Lehm, über den eine Art von Segeltuch ſo ſtraff

gespannt war, daß er einem geglätteten Parket glich. Hier saßen drei arabische Musiker mit Tambourin und Violinen aus Kokosnußschalen, mit zwei Saiten bespannt, die sie mit ziemlicher Fertigkeit spielten und dann und wann mit einem näselnden Gesange begleiteten.

Sobald die Neuangekommenen nach dem Beispiele des egyptischen Marineoffiziers durch Berühren des Herzens, sowie der Stirne mit der rechten Hand nach allen Seiten gegrüßt, wurden ihnen Kaffee und Pfeifen, sowie Rakieh in kleinen Krystallgläsern gebracht und zwar durch einen alten Diener, der einem vornehm aussehenden Manne in reichem orientalischem Kostüme folgte, welch' Letzterer dem Marineoffizier die Hand schüttelte, sowie seine beiden Freunde durch Zeichen begrüßte — wahrscheinlich der Herr des Hauses oder vielmehr der Gastgeber, ein würdig aussehender Mann, welcher Gedanke auch Herrn Schnecke augenscheinlich beruhigte, so daß sein Gesicht einen beinahe heitern Ausdruck zeigte, als nun, nachdem die Musik aus regellosen Phantasieen in taktgerechte, tanzbare Weisen übergegangen war, an der Rückseite des Zeltes der Teppich aufgehoben wurde und zwei arabische Tänzerinnen eintraten.

meiner ſehr unangenehmen Ueberraſchung den Felſen von Gibraltar wohl rückwärts von uns liegen, aber trotz Regen und Nebeldunſt ſo deutlich, daß ich wohl abſchätzen konnte, wir ſeien noch nicht viele Seemeilen von ihm entfernt.

Es war ein troſtloſer, garſtiger, grauer Morgen; Wind und Regen pfiff und ſauste durch's Takelwerk, die See war ſchmutzig gelb und kam uns rollend und ſchaumſpritzend in gewaltigen Wogenketten entgegen. Obgleich wir jetzt mit voller Kraft fuhren, ſo kamen wir doch nur langſam vorwärts; ja zuweilen ſchien das Schiff ganz ſtill zu ſtehen unter dem wüthenden Anprallen der Wellen und in ſolchen Augenblicken erzitterte das ganze Gebäude, wie vor Angſt und plötzlichem Schreck. Sowohl unſer eigener, als auch der fremde Kapitän und nicht minder wir Paſſagiere waren froh, wenigſtens die Nacht hinter uns zu haben. Man kann Schiffbruch leiden und doch mit heiler Haut davon kommen, wie es mir vor Jahren im Meer von Marmora geſchehen; aber an dieſe Felſenküſten geworfen zu werden, iſt für Mannſchaft und Schiff der ſichere, unvermeidliche Untergang.

Unſer Dampfer war ſchwer mit Kaufmannsgütern beladen, hatte aber auch in der Vorkajüte wenig Paſſagiere. Hier befand ſich u. A. eine mauriſche Familie aus Oran, Vater, Mutter mit vier Kindern, armen, geduldigen Weſen, die bei verſchloſſener Lucke die Nacht ohne Betten zugebracht hatten und ſich nun freuten, als das Tageslicht zu ihnen hereindrang. Namentlich die armen Kinder mit dem gelben, wachsbleichen Teint und großen, wunderſchönen Augen blickten verwundert um ſich und krochen zuweilen die Treppe hinauf, um ſich das Meer anzuſchauen. Anfänglich waren ſie ſcheu, wie Rehe, und wenn ſich Einer von uns blicken ließ, ſo flohen ſie behende in ihren Verſchlag zurück; nach und nach aber wurden ſie zutraulicher und nahmen Zwieback, Orangen und Zucker aus unſern Händen. So ſchmierig das Bettzeug auf dieſem unangenehmen Schiffe war, ebenſo unſauber waren auch Tiſchgeräth und Servietten; und um dieß

Es waren junge Mädchen zwiſchen vierzehn und ſechzehn Jahren von ungemein ſchönem und ſchlankem Körperbau. Sie trugen weite, weißſeidene, mit Gold geſtickte Beinkleider, welche jedoch nicht unten zuſammengeſchnürt waren, ſondern frei um die kleinen Füßchen hingen, die ohne Strümpfe, nur mit einem roſaſeidenen Schuh bekleidet waren. Den Oberkörper bedeckte eine Art Weſte oder Mieder, das ſehr tief ausgeſchnitten war, von gelber Seide, auf der Bruſt mit goldenen Troddeln beſetzt. Die beiden Kleidungsſtücke wurden durch einen roſaſeidenen Gürtel, der ſehr knapp um die Hüften gelegt war, zuſammengehalten. Ihre Jäckchen, von rother Seide mit Silberſtickerei, hatten weite weiße Aermel, welche bis über die Finger herabfielen, doch waren ſie nicht um die Hand befeſtigt, ſondern flatterten bei jeder Bewegung zurück und zeigten die wohlgeformten Arme, an welchen goldene und ſilberne Spangen glänzten. Ihre nicht ſehr dunklen Geſichter hatten etwas Edles; beſonders die ſcharfgeſchnittenen, zierlichen Brauen über den glühenden Augen, ſowie der feingeſpaltene Mund waren voll Lieblichkeit und Anmuth.

Der Tanz begann und anfangs waren ihre

Bewegungen, die ſie nur mit dem Oberleib und den Armen ausführten, abgemeſſen und ruhig, bald aber wurden ſie lebhafter und je länger, deſto leidenſchaftlicher. Ihre Augen flammten, ihre Bruſt hob ſich zum Athmen hoch empor und ihr Körper nahm die mannigfachſten Stellungen und Biegungen an. Sie drehten ſich ſchlangenartig mit Gewandtheit und Anſtand um einander. Jetzt ſanken ihre Arme herunter und der ganze Körper ſchien ermattet zuſammenzufallen; dann glaubte man zu ſehen, wie ſich ein neuer Gedanke in ihnen entwickelte und ſich durch die leidenſchaftlichſten Bewegungen auszudrücken ſuchte. Dazu ſpielte die Muſik unermüdet fort, und je einfacher ihre Weiſen waren, um ſo mehr traten aus dieſem einfarbigen Hintergrund die glühenden Mädchen hervor. Wie die Spanierinnen ihre Kaſtagnetten, ſo trugen ſie an dem Daumen jeder Hand eine kleine ſilberne Glocke, mit welcher ſie durch Anſchlagen der Finger die Muſik begleiteten. Je vollendeter in ihrer Art dieſe Tänze ausfielen, je größer war das Beifallrufen der ganzen Geſellſchaft, von der mancher der Orientalen kleine Goldmünzen den beiden reizenden Mädchen zuwarf.

Murad Bey ſtieß Herrn Schnecke mit dem

Ellenbogen an und sein Blick schien zu fragen: „Haben wir diese Viertelstunde ungenützt verloren und ist nicht Alles, was wir gesehen haben, vor dem strengsten Richter zu verantworten?“ Auch schien der gute Sachse der gleichen Ansicht zu sein, denn er nickte seinem Freunde zu, machte durchaus keine Miene zum Aufstehen, ja preßte vielmehr lächelnd seine Hände zwischen die Kniee, als der zweite Tanz begann, dessen Touren eine Idee ausdrückten und also einigermaßen zu beschreiben sind.

Eine der Tänzerinnen nahm ein kleines, mit Rosenwasser gefülltes Gläschen zwischen die Zähne, mit welchem sie, ohne einen Tropfen zu verschütten, die raschesten, schwierigsten Bewegungen ausführte. Sie wiederholte beinahe ganz den frühern Tanz und es war gewiß keine Kleinigkeit, dabei beständig das Gläschen so zu halten, daß sein Inhalt nicht herausfloß. Endlich trat sie vor einen der männlichen Gäste und faßte ihn mit beiden Armen um die Mitte des Leibes, wobei sie den Oberleib zurückbog und ihre Bewegungen ohne Unterbrechung fortsetzte; zuletzt beugte sie sich über ihn, goß langsam das Rosenwasser über seine Kleider, ließ das Gläschen fallen und sprang, nachdem sie ihn

auf die Lippen geküßt hatte, in die Mitte des Zimmers zurück.

Jetzt trat die zweite auf, machte zuerst wieder einen unbeschreiblichen Pas, bückte sich immer tiefer und je näher sie dem Boden kam, je ruhiger, man möchte fast sagen, absterbender wurden ihre Bewegungen. Plötzlich sank sie ganz auf den Teppich nieder und blieb da in einer malerischen Stellung regungslos, worauf die Andere hinzusprang, sie um die Mitte des Leibes faßte und es versuchte, sie durch die zärtlichsten Liebkosungen in's Leben zurückzurufen, wobei ihre Gesichtszüge Schmerz und Verzweiflung mit ergreifender Wahrheit ausdrückten. Allmälig belebte sich die scheinbar Ohnmächtige wieder, erhob sich zuerst langsam mit sichtbarer Ermattung, aber von Augenblick zu Augenblick wurden ihre Bewegungen stärker, bis endlich Beide den Tanz, als wollten sie ihre Freude ausdrücken, mit noch größerer Glut als früher beendigten, was von der Gesellschaft durch ein vielfaches „Maschallah" — Gott ist groß — belohnt wurde.

Obgleich Herr Schnecke schon ein paarmal verstohlen auf die Uhr geblickt, ja seinen Nachbar leicht angestoßen hatte, so ließ er sich doch bald

wieder durch eine leicht abwehrende Handbewegung desſelben beſchwichtigen, würde aber ſicher auf dem Fortgehen beſtanden haben, wenn er hätte ahnen können, daß die nun auftretende Tänzerin, eine volle, prächtige Geſtalt mit lang herabwallendem, tiefſchwarzem Haar, das über und über mit kleinen Goldmünzen verziert war, einen direkten Angriff auf ihn ſelbſt unternehmen würde. Die Araberin umkreiste ein paarmal mit elaſtiſchen Schritten den ganzen Raum, wobei ſie mit ihren glühenden Blicken jeden der Anweſenden ſcharf in's Auge faßte, und blieb endlich dicht vor dem verblüfft dreinſchauenden Sachſen ſtehen, ſich neigend und biegend; dabei legte ſie die Hände wie flehend zuſammen, blickte ihn heiß mit den verſchleierten Augen an, ließ verlangend die blendendweißen Zähne ſehen, wobei ihr Buſen heftig wogte und wobei auch der Unſchuldigſte hätte ſehen müſſen, daß ſie ihm eine förmliche Liebeserklärung machte. — Und warum gerade ihm, da doch jüngere, vornehmere und bedeutendere Männer im Kreiſe ſaßen? Warum veranlaſſen, daß ſich die Augen Aller auf ihn richteten, daß Herr Stollberg ſowie der Marineoffizier zur Seite rückten und ihn ſo in dieſer höchſten Noth iſolirten? Er wollte ſich entrüſtet

zeigen und vermochte es nicht. Er wollte gleichgültig erscheinen, fühlte aber, wie ihm der Angstschweiß auf die Stirne trat, denn dieß schöne Mädchen mit ihren raschen und elastischen Wendungen, mit den reizenden, flehenden Blicken und dem vollen, leider sehr wenig bekleideten Busen wandte alle Künste der Verführung an, um sich den Widerspenstigen geneigt zu machen. Sie umkreiste ihn mit flehenden Mienen, beugte den Kopf beinahe auf seinen Schoß und sah ihn von unten herauf schmachtend an, wobei sie zuweilen die Augen gänzlich schloß, die frischen Lippen öffnete und bei einem unbeschreiblichen Lächeln die blendenden Zähne sehen ließ. Dann sank sie vor ihm auf den Boden nieder, legte das Haupt auf seine Kniee, wobei ihre ausgebreiteten Arme sagen zu wollen schienen: „Mache mit mir, was Du willst."

Doch wenn auch Herr Schnecke ein Anderer gewesen wäre, wenn er sich auch nicht wie ein armes Vögelein unter den Umschlingungen einer Schlange gefühlt hätte, wenn er Muth, Kraft und Unternehmungsgeist in seiner Brust gespürt, so würde ihm doch eine Fortsetzung dieses Liebesabenteuers nicht vergönnt gewesen sein, denn nach kaum sekundenlangem Ruhen der Tänzerin sprang

ſie elaſtiſch auf ihre beiden Füßchen, drehte ſich wirbelnd und laut lachend im Kreiſe, um ſich zierlich überallhin verbeugend, die Geldmünzen in Empfang zu nehmen, die von allen Seiten gegen ſie hinflogen.

Auch Herr Schnecke hatte, allerdings mit immer noch bebenden Händen, ſein Geldtäſchchen geöffnet, um, da er keine egyptiſchen Geldmünzen beſaß, der Tänzerin einen vollwichtigen Napoleon in den Schoß zu werfen, um alsdann tief aufathmend in die Höhe zu ſpringen und ſeinem Nachbar die Worte zuzuraunen: „Wenn Sie noch länger bleiben wollen — meinetwegen — ich gehe.“ Ja, er hatte dieſen Worten ſo raſch die That folgen laſſen, daß ihn Murad Bey und der Marineoffizier erſt draußen, nachdem er ſchon ein paar haſtige Schritte gemacht, einholen konnten, wobei Herr Stollberg, ihn am Arme faſſend, laut lachend rief: „Aber ſo davonzulaufen, nachdem man der Glückliche und Bevorzugte geweſen iſt, hat doch gar keinen Sinn.“

Herr Schnecke antwortete zuerſt nur durch einen leichten Seufzer, dann ſagte er in einem vorwurfsvollen Tone: „Weßhalb gerade jene gleißende Schlange mich armes Lamm erkor, ver-

ſtehe ich wahrlich nicht, weiß aber, daß ich mich nie mehr Ihren Verführungen preisgeben werde. Haben Sie nicht von zwanzig Minuten oder ſo Etwas geſprochen, die wir dem Tanze zuſchauen würden, und nun ſind zwei volle, geſchlagene Stunden daraus geworden, und es iſt zwei Uhr nach Mitternacht, Gott der Gerechte!"

„Wenn ich Ihnen auch zur Antwort geben wollte, daß dem Glücklichen keine Stunde ſchlägt, ſo werden Sie doch ebenſowenig darauf hören, als meinen Worten glauben, daß es rein lächerlich iſt, mir zu grollen, indem ich Sie verſichere, daß Sie eine ähnliche Nacht nie mehr erleben werden."

„O Gott, ja, ich fürchte — ich fürchte!"

„Sehen Sie dort über uns den wunderbar durchſichtigen, tiefblauen Nachthimmel, und den vollen Mond in unbeſchreiblicher Pracht, überall Tageshelle verbreitend, hören Sie ringsumher die lärmende Luſt, ſchauen Sie dorthin, wo die rieſigen Leuchtkugelbouquets und ziſchende Raketengarben in die Höhe ſteigen und geben Sie zu, daß es eine Sünde geweſen wäre, das in der dumpfigen Kabine zu verſchlafen."

„— Aber ſie, aber ſie!"

„Ei was, man muß seinem Glücke vertrauen, Frau Thusnelda wird sanft und ruhig schlummern."

„Bei dem Geknalle von allen Seiten — o ich habe sehr trübe Ahnungen."

„Und wenn auch, so werden Sie ihr morgen früh, wenn auch nicht Alles, doch Einiges von dem erzählen, was wir gesehen und erlebt."

„Ja, was wir erlebt," gab der biedere Sachse mit einem tiefen Seufzer zur Antwort, „und glauben Sie denn, daß man nur so mit ruhig-heuchlerischer Miene erzählen kann, ohne dabei über das, was man verschweigt, roth zu werden?"

„Nun, auch das geht vorüber."

„Möglich, und es ist auch nicht das, was mein Herz bedrückt — ich weiß nicht — ich weiß nicht — es steigen so trübe Ahnungen in mir auf, die ich nicht niederzukämpfen vermag."

„Pah, seien Sie vernünftig, lieber Schnecke, hier sind wir schon am Ufer, unser vortrefflicher Marineoffizier hat bereits seine Leute ermuntert und in einer Viertelstunde werden Sie vor Liebchens Kämmerlein schleichen können, um hoffentlich ihren tiefen, ruhigen Athemzügen zu lauschen."

„Das gebe der Himmel! Nur will mir heute jene Nacht in Paris bei der Weltausstellung nicht

aus dem Gedächtniß, jene Nacht, wo ich mich auch von Ihnen verführen ließ und wo es so viel Jammer und Thränen gab."

„Aber Alles zu Ihrem Heil," meinte der Andere lachend, „denn es riß Sie nach oben."

„Na, wie man's nimmt, doch will ich nicht klagen und kann Sie versichern, daß es ein süßes Ding um die Gewohnheit ist."

Dieß sagte Herr Schnecke, nachdem er sich in dem Boote zurechtgesetzt und der kühlen Nacht- und Wasserluft wegen ein klein Bischen zusammengeschauert war, worauf die Matrosen ihre langen Riemen einsetzten und das Boot rasch dahinschoß.

„Ja, ja, Gewohnheit," fuhr der biedere Sachse seufzend fort, „Alles wird Einem so zur Gewohnheit, daß man es nimmer entbehren kann — gutes und schlechtes Ehestandswetter — freundliche Mienen und Gardinenpredigten — Alles — Alles und man sehnt sich am Ende darnach, wie der Hund nach seiner Kette, wenn man's jahrelang nicht anders gehabt hat."

„Schauerliche Idee, ich denke, auch Sie müßten sich hie und da nach Freiheit sehnen und das eheliche Halsband unerträglich finden."

„Na, bisweilen drückt es allerdings ein bischen,

mit der Küche in Einklang zu bringen, war dieſe ſo ärmlich und ſchlecht, wie ich ſie weder bei einer Fluß- noch Seefahrt nie erlebt. Unſer finſterer Kapitän, der überhaupt ein merkwürdiger Herr war, ſchien gar keine friſchen Vorräthe an Bord zu haben, und ſo lebten wir von Kartoffeln, Erbſen, Bohnen und Rauchfleiſch, allerdings auf gut ſeemänniſch, aber nicht gemäß dem vielen Gelde, welches uns der Agent in Gibraltar für eine gute Verköſtigung abge — — nommen. Das einzige vergnügte Geſicht an Bord war aber unſer ſchmutziger Kellner und dieſer arme Teufel hatte gewiß die wenigſte Urſache dazu, denn er mußte beim heftigſten Schaukeln des Schiffes den Tiſch unten decken und durch Wind und Regen das Eſſen aus der Küche über's Verdeck tragen. Doch behielt er immer dabei ſein grinſend lächelndes Geſicht und dieß verließ ihn ſogar nicht, als er einmal mit der ganzen Suppenſchüſſel droben ausrutſchte und auf das naſſe Verdeck hinfiel.

Ein guter Dampfer braucht von Gibraltar nach Oran ſechsunddreißig Stunden, wir aber drei Nächte und zwei und einen halben Tag und das unter beſtändigem Sturmwind und Regen bei immer magerer werdender Ration. Endlich am dritten Tag in der Frühe ſahen wir die feingezackte, hier grün bewachſene Küſte Afrika's vor uns und erreichten um Mittag Mers el Kebir, den Hafen von Oran. In jeder Beziehung waren wir ſehr erfreut, unſer ungaſtliches Schiff verlaſſen zu dürfen, mußten aber, ehe wir zur Stadt Oran hinauffahren durften, noch eine ſehr unangenehme, ja höchſt unverſchämte Mauthviſitation durchmachen. So empörend roh, wie hier in einer franzöſiſchen Kolonie bin ich in meinem ganzen Leben nicht behandelt worden. Nicht genug, daß man unſere Koffer und Nachtſäcke bis auf den Grund durchwühlte, wollte ſich auch ein Kerl in blauer Blouſe das Vergnügen machen, die Taſchen unſerer Kleider zu unterſuchen. Da ich aber ohnedieß ziemlich ſchlecht gelaunt war, ſo ſtieß ich ihn unter einem kräftigen Worte von mir, wobei ich ausrief: wenn einmal hier die Be-

aber wie schon gesagt, man gewöhnt sich nach und nach daran und ich glaube, ich wäre recht unglücklich, wenn ich plötzlich Niemand mehr hätte, der mir hie und da ein freundliches Wort sagt oder mich auch zuweilen gebührend auszankt — denn wir verdienen's mitunter — Herr Stollberg, ja, wir verdienen's gewiß, was ich Ihnen eigentlich nicht zu sagen brauchte!"

Der Marineoffizier am Steuer hatte sich schon ein paarmal erhoben, seine Augen vor dem hellen Mondschein mit der Hand beschattet und rief, nun abermals scharf ausspähend, zu Murad Bey hinüber: „Ich bin überzeugt, die Richtung ganz genau genommen zu haben, sehe aber Nichts von dem ‚Chartum,' obgleich wir ihn längst erreicht haben müßten," worauf Jener, nachdem er sich gleichfalls umgeschaut, erwiederte: „Ist er das nicht, was neben den Dampfern dort mehr links hinüber liegt?"

„O nein, das ist eine Feluke, den schiefen Raaen nach, mit lateinischem Segelwerk, auch lag der ‚Chartum' viel mehr abseits; ich versichere Sie, daß ich ganz genau in der Richtung bin."

„So wäre es wohl das Beste, wir verfolgten diese Richtung noch eine Strecke."

Der Marineoffizier brummte Etwas vor sich hin, ehe er nach ein paar Dutzend Ruderschlägen wieder sagte: „Was da vor uns liegt, in der Richtung, wo wir den ‚Chartum' verlassen, sind drei Dampfer, die hier außen liegen blieben, da sie wahrscheinlich sehr spät den Kanal passirten."

Jetzt gurgelte einer der arabischen Bootsleute Etwas vor sich hin, was von den Anderen durch einen leisen Zuruf bestätigt wurde und was der Marineoffizier Murad Bey verdolmetschte, indem er fortfuhr: „Die Leute sagen, wir seien jetzt gerade auf der Stelle, wo der ‚Chartum' gelegen, und in solchen Dingen irren sie selten."

„Er kann doch nicht untergegangen sein."

„Gott der Gerechte — er kann doch nicht untergegangen sein!" wiederholte Herr Schnecke im Tone des Schreckens.

Der Marineoffizier ließ ein verneinendes Zungenschnalzen hören, bevor er erwiederte: „Ah, ein gutes egyptisches Kanonenboot und bei dem Wetter, aber etwas Anderes wäre nicht undenkbar."

„Und was?" rief Herr Schnecke mit angstvoll gepreßter Stimme.

„Wir haben einen festen Nordwind," meinte

der Marineoffizier, in die Luft schnüffelnd, „und der ‚Chartum‘, der, so viel ich weiß, für das rothe Meer und Abessinien bestimmt war, kann Befehl erhalten haben, sogleich abzusegeln.“

„Jesus Christus!“ kreischte Herr Schnecke, und auch das „Unmöglich“ des Herrn Stollberg klang nicht ganz zuversichtlich.

„Ich will nicht behaupten, daß ich Recht habe,“ sprach der Marineoffizier weiter, indem er, sich niederbeugend, über das Wasser blickte, „aber so viel ist sicher, daß der Dampfbagger da neben uns vorhin ganz in der Nähe des ‚Chartum‘ war, und der hat seine Lage gewiß nicht verändert. Am besten ist, wir rudern hin und erkundigen uns bei der Wache dort.“

Der arme Sachse war ganz in sich zusammengesunken, hatte seinen Kopf zwischen die Hände genommen und ließ ihn mit denselben immer tiefer hinabsinken, bis er bei der Stimme des Marineoffiziers, der leider in arabischer Sprache die Wache des Dampfbaggers anrief, rasch auffuhr, um alsdann, den Arm seines Nachbars Stollberg heftig umklammernd, einen Ruf des Schreckens auszustoßen, denn die Wache von drüben hatte deutlich herübergerufen: „‚Chartum‘ mafisch! — —

‚Chartum‘ maſiſch!“ — was ſo viel heißt als: der „Chartum“ iſt nicht mehr da — der „Chartum“ iſt verſchwunden — und da er bei dieſem glatten Wetter unmöglich untergegangen ſein konnte — der „Chartum“ iſt vor dem allerdings recht friſchen Nordwinde durch den Kanal in das rothe Meer und nach Abeſſinien geſegelt!

— Mit Thusnelda — mit der unglücklichen Thusnelda! —

Umſonſt verſuchte Herr Stollberg und auch der Marineoffizier dem faſt Verzweifelnden einzureden, daß der „Chartum“ vielleicht aus irgend einer Urſache ſeinen Ankerplatz geändert, doch erſchien ihnen das ſelbſt ſo unglaublich, daß auch ihre Tröſtungen darnach ausfielen und Herr Stollberg ſchließlich nichts Anderes zu thun vermochte, als die Hände ſeines armen Freundes zuſammenfaſſend mit bewegter Stimme zu ſagen: „Faſſen Sie ſich wie ein Mann, es kann ja doch noch Alles gut werden.“

„— — Alles gut werden?“ fragte Herr Schnecke aufſchluchzend, „Thusnelda in der Gewalt jenes Orientalen mit muſelmänniſchen Anſchauungen, dem ich beim erſten Anblicke nichts Gutes zugetraut — o mein Gott — o mein Gott! — werde ich

die arme Frau jemals wiederſehen, um dann vielleicht Urſache zu haben, mich ſchaudernd von ihr abzuwenden! Wehe — wehe!“

„Jedenfalls aber können wir hier nicht auf dem leeren Waſſer bleiben,“ bemerkte der Marineoffizier, der bei dem Jammer, obgleich er denſelben nicht vollſtändig begriff, ſelbſt etwas kleinlaut geworden war, „und das Beſte iſt wohl, wir rudern nach der ‚Sphinx‘ zurück, wo Kapitän Bernini Ihnen den beſten Rath geben kann.“

„Wenn es Ihnen recht iſt, lieber Schnecke, ſo thun wir das.“

„Mir iſt Alles recht, aber am liebſten möchte ich gleich untergehen.“

Damit wandte ſich das Boot und da ſich die Matroſen gleichfalls nach ihren Hängematten zu ſehnen ſchienen, ſo ſchoß das Boot wie ein Pfeil dahin — jetzt an der „Peluſe“ vorüber, dann unter dem Stern des „Adler“ weg zur Dampfyacht des Khedive, neben welcher die „Sphinx“ Anker geworfen. Doch entfuhr jetzt, um jene Dampfyacht herumbiegend, dem Marineoffizier eine jener komplizirten Verwünſchungen, worin die arabiſche Sprache Etwas zu leiſten vermag, denn der Ankerplatz der „Sphinx“ war, gleichwie der des

„Chartum", ſo leer als möglich. Selbſt die Matroſen ließen ohne Kommandowort betroffen ihre Riemen ruhen, doch ſchoß das Boot noch eine Strecke vorwärts, um ſich alsdann durch eine raſche Wendung des Steuerruders dicht an die Seite der vizeköniglichen Yacht zu legen, worauf die Wache auf Deck, an die Bruſtwehr tretend, die Fragen des aufrechtſtehenden Marineoffiziers beantwortete.

„Und was iſt's mit der ‚Sphinx?'" rief Herr Stollberg erwartungsvoll.

„Die ‚Sphinx' iſt ſchon vor einigen Stunden auf Befehl des Vizekönigs durch den Kanal nach Port Said und Alexandrien gegangen, von wo ſie vor morgen Abend unmöglich zurückkehren kann."

„Und was iſt für uns weiter zu thun?"

„Maſchallah — das will ich von Ihnen erfahren — Murad Bey!"

„Was meinen Sie, lieber Schnecke?"

Da das tiefe Aufſtöhnen deſſelben dieſe Frage gänzlich unbeantwortet ließ, ſo rief Herr Stollberg entſchloſſen: „Das Einfachſte iſt, an's Ufer zurückzukehren, dorthin, wo die Avenue de l'Impératrice mündet und von wo es mir gelingen wird, die Wohnung des Herrn Ramplacent aufzufinden, der

uns für die Nacht, so gut es eben geht, unterbringen muß — ist Ihnen das recht, lieber Herr Schnecke?“

„Mir ist Alles, Alles recht —

‚Ich möcht' am liebsten sterben,
Dann wär's auf einmal still'.“

Das Boot schoß an's Ufer und als sie dort landeten, war die volle Mondscheibe schon halb unter dem Horizonte versunken und sah unter einem leichten Gewölke aus wie ein schlaftrunkenes Auge, das sagen zu wollen schien: „Warte nur, bald schlummerst auch Du!“

XV.

Durch die Fürsorge seiner Geschäftsfreunde in Kairo war für Herrn Ramplacent eine ziemlich geräumige Bretterhütte dicht bei Ismaelia errichtet worden, sogar mit einer Dunkelkammer für seine photographischen Aufnahmen, und hatte er als fleißiger Mann, statt sich das Lagerleben anzuschauen, die Zeit dazu benutzt, seine Maschinen und Geräthschaften auszupacken, um sogleich mit dem frühesten Morgen an die Arbeit gehen zu können.

Daß ihn der junge Raoul dabei thätig unterstützt hätte, können wir leider nicht behaupten, vielmehr hatte dieser junge Herr, nachdem er wie die übrigen Eingeladenen und Nichteingeladenen auf Kosten des Khedive sehr gut gespeist und noch besser getrunken hatte, seine Bekannten von der „Garbijeh", die unterdessen durch einige Dampfavisos nach Ismaelia gebracht worden waren, wieder aufgefunden und war mit diesen und einigen Damen,

die ſich angeſchloſſen, hinaus in die verſchiedenen Lager gezogen, um dort das orientaliſche Leben in ſeinen mannigfaltigen Schattirungen bis auf den Grund kennen zu lernen. Obgleich nun Herr Ramplacent nicht ſo unbillig war, ſeinem Neffen eine mäßig genoſſene Freude zu mißgönnen, er ſich auch des Auspackens mit Hülfe eines ſchwarzen Dieners, den ihm die Geſchäftsfreunde aus Kairo zur Hülfe entgegengeſandt, unterzogen hatte, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, als es elf und zwölf Uhr in der Nacht geworden war und Raoul immer noch nicht zurückkam, unter einem mißbilligenden Kopfſchütteln ſeine Uhr zu betrachten, ja um ein Uhr mit geballter Fauſt ein „Warte nur, Schlingel!“ vor ſich hinzubrummen und ſich, als es endlich zwei Uhr geworden war, mit ſeinem Stock hinter der verriegelten Thüre aufzuſtellen, um dieſem unverbeſſerlichen Schlingel beim Eintritt in die Baracke ſogleich tüchtig Eins aufzuhauen.

Doch mochte eine Ahnung deſſen, was ihm bevorſtand, den jungen Mann hinter der Champagnerflaſche feſthalten und ihn ſo veranlaſſen, ſeinen würdigen Oheim auf doppelte Weiſe zu täuſchen, denn derſelbe erwartete ihn nicht nur vergeblich, ſondern als er auf einmal Schritte hörte,

die ſich ſeiner Thüre näherten, faßte er, in Vorausſicht endlicher Belohnung für ſein qualvolles Warten während zweier geſchlagener Stunden, Riegel und Stock feſter, zog, als es hierauf leiſe anklopfte, den erſtern faſt geräuſchlos zurück und verſetzte dem Eintretenden einen ſo tüchtigen Hieb über den Rücken, daß dieſer laut ſchreiend wieder zurückfuhr.

„Ach Herr Jäſes, ach Herr Jäſes! Mer ſin in eene Mörderhöhle gekommen.“

„Brüllen Sie doch nicht ſo, was gibt's denn?“

„Na, was es gibt, wer kann das ſagen! Ich weeß nur ſo viel, daß es mich faſt todtgeſchlagen hat.“

„Unſinn, laſſen Sie mich ſehen! Sind Sie zu Hauſe, Herr Ramplacent?“

Erſchreckt hatte dieſer die Stimmen erkannt und, den Stock weit von ſich werfend, aus der Ecke des dunklen Gemachs etwas Schlaftrunkenheit geheuchelt, die ihn überfallen und in ſeinen Kleidern wie er war auf's Bett geworfen, dann raſch ein Licht angezündet, um beim Scheine deſſelben unter wirklichem Erſtaunen ſeinen Freund Schnecke und Herrn Stollberg zu erkennen.

„Nun möchte ich doch wiſſen,“ ſagte Letzterer

ſtimmung gelte, Reiſende auf ſo unverſchämte Art zu durchſuchen, ſo müſſe ich mir das gefallen laſſen, aber nur von einem Angeſtellten in ſeiner Dienſtuniform; von jedem hergelaufenen Kerl aber in ſchmieriger Blouſe laſſe ich mich nicht anrühren. Das wirkte und man ließ uns unſeres Weges ziehen.

Von Mers el Kebir nach Oran braucht man vielleicht drei Viertelſtunden und fährt auf einer breiten, vortrefflich unterhaltenen Chauſſee in guten Droſchken, die ſich bei Ankunft eines Schiffes zahlreich am Meere einfinden. Die Straße windet ſich maleriſch längere Zeit in großen Bogen um die weite Seebucht herum und iſt beim Eintritt in die Stadt durch ein von den Franzoſen erbautes ſtarkes Werk geſchloſſen. Die umliegenden Höhen zeigen ein Paar alte verfallene, mauriſche Forts, die jetzigen Vertheidigungslinien ſind alle neu, trefflich gebaut und mit ſtarken Erdwerken umgeben. Als die Franzoſen im Jahr 1830 Oran beſetzten, lag die ganze untere Stadt in Trümmern und wurde von den Eroberern neu aufgebaut, woher es kommt, daß der größte Theil von Oran vollſtändig das Anſehen einer kleinen franzöſiſchen Hafenſtadt hat. Man hat beim Eintritt in dieſelbe keine Idee, daß man ſich an der afrikaniſchen Küſte befindet; die Straßen ſind gut gepflaſtert oder makadamiſirt und auf ihnen ſieht man neben zahlreichem franzöſiſchem Militär nur den europäiſchen Paletot und runden Hut. Selten läßt ſich in dieſem Stadtviertel ein Maure ſehen, oder ſchleicht ein Beduine durch eine Seitengaſſe. Die hübſchen Häuſer ſind neu und gleichförmig gebaut und enthalten franzöſiſche Moden- und andere Magazine, Buchläden, Kaffeehäuſer, Reſtaurationen und elegante kleine Boutiquen aller Art. — Girault et Compagnie, Magasin de Nouveautés. — Henri Favard, Salon pour la coupe des cheveux.

Auf der Höhe des Berges, an dem Oran liegt, iſt das Mauren- und Judenviertel, wo alte orientaliſche Erinnerungen in mir rege wurden. Oft war es mir, als wandelte ich in einer Straße von Beirut; hier wie dort die ärmlichen hellgelben Lehmhäuſer mit

rückwärts gewandt, „was Sie angefochten hat? Hier ist doch niemand Anderer, wie Herr Ramplacent, und freut sich sehr, uns zu sehen.“

„Gewiß Niemand Anderer,“ gab der würdige Photograph rasch zur Antwort, „bin allerdings erstaunt, freue mich aber aufrichtig über Ihren Besuch.“

„Wenn auch zu etwas auffallender Zeit, mein lieber Herr Ramplacent, was wir nicht leugnen wollen, und nachdem Sie mir noch gestattet haben, Ihnen diesen freundlichen Offizier von Seiner Hoheit Dampfyacht ‚Sphinx‘ vorzustellen, will ich die Thüre schließen und Ihnen mit kurzen Worten sagen, daß Sie uns für den Rest der Nacht Obdach gewähren müssen.“

Herr Schnecke, schon an sich durch die Ereignisse des Abends tief niedergebeugt, war sichtlich noch mit dem unangenehmen Empfang beschäftigt und fühlte ihn noch zu deutlich, um ihn wegleugnen zu lassen, auch schien ihm Herr Ramplacent äußerst aufgeregt, ein rascher Blick ringsumher hatte ihm dort drüben im Winkel einen Stock gezeigt, der wohl im Verhältniß stand zu den immer noch fühlbaren Schmerzen auf seinem Rücken, weßhalb ein düsterer Verdacht sein sonst so argloses Gemüth beschlich und es allerdings, so unlogisch wie möglich,

die Gedanken: Thusnelda's Verschwinden, — seines Freundes Ramplacent Bereitschaft in so tiefer Nacht, — die Gewißheit, daß der Gatte nach der Flüchtigen fahnden werde, — der Mörderstreich, der jedenfalls seinem Haupte gegolten und glücklicherweise nur einen minder edlen Theil getroffen, an einander reihte, weßhalb er wie betäubt vor sich hin starrte, keines Wortes, weder des Dankes noch der Ablehnung fähig, als Herr Ramplacent in der anstoßenden Dunkelkammer aus einigen Bund Stroh, Plaids, Mänteln und Kissen ein Lager für seine unerhofften Gäste herrichtete, worauf sich Alle einträchtig und sehr dicht neben einander so gut als eben möglich zur Ruhe begaben.

Vorsorglich hatte Herr Ramplacent die Thüre der Bretterhütte fest verriegelt, auch die Freunde ersucht, sich durch ein allenfallsiges Klopfen nicht in ihrer Ruhe stören zu lassen und sie gebeten, die grenzenlose Unordnung seiner ausgepackten Geräthschaften, Chemikalien und Maschinentheile zu entschuldigen.

Dann senkte sich nach dem ermüdenden Tageswerke ein wohlthätiger Schlaf auf sie nieder und selbst Herr Schnecke, der in eifersüchtiger Aufwallung wach geblieben war, bis er seinen Freund

Ramplacent ſchnarchen hörte, erwachte erſt, als es ſchon vollkommen hell war und vermochte ſich dann im erſten Augenblicke nur mühſam zu vergegenwärtigen, wo er war, und was ihm alles für Schreckliches in der vergangenen Nacht widerfahren. Doch wie es gewöhnlich zu geſchehen pflegt, ſo empfand auch er beim Tageslichte Alles milder und verſöhnlicher und konnte vor allen Dingen nicht umhin, ſeinem Freunde Ramplacent im Geheimen Abbitte zu thun, denn die Bretterhütte, die er durch die offene Thüre der Dunkelkammer vollſtändig überſchaute, war ſo vollgepfropft mit Kiſten, Schalen, Gläſern, Chemikalien in kleinen und großen Flaſchen, Maſchinentheilen und Stativs, daß in der Mitte nur ein ſchmaler Gang freigeblieben war und es ihm wunderbar erſchien, nicht geſtern Nacht rechts in aufgeſchichtete Gläſer, oder links in Kopirrahmen getreten zu ſein.

Herr Stollberg und der Marineoffizier hatten ſich bereits erhoben, wiſchten ſich nothdürftig die Augen aus, bürſteten Haar und Bart vor einem handgroßen Spiegel und ſich dann gegenſeitig Halme und Strohſtaub von den Kleidern.

„So, und nun ſchlage ich vor," ſagte Murad Bey zu Herrn Schnecke, „daß wir gleich zum Hafen

hinabgehen, um vielleicht heute am Tage etwas Genaueres über das Verschwinden des ‚Chartum' und der ‚Sphinx' zu erfahren. Wenn Sie, gleich uns, vorläufig nothdürftig, ein bischen Toilette machen wollen, so ist hier Spiegel, Handtuch und Bürste, und will ich indessen sehen, ob nicht in einem der nächsten Zelte eine Tasse Kaffee zu bekommen ist."

Bald hatte er auch einen türkischen Kaffeetschi gefunden, dann gingen Alle dorthin, ein paar Tropfen sehr guten Mokkas zu sich zu nehmen, worauf die Drei nach dem Hafen hinabgingen und Herr Ramplacent, zu seiner Hütte zurückkehrend, dort den übernächtigen Raoul antraf, hierauf hinter sich die Thüre fest verriegelte und sich alsdann einer Familienangelegenheit widmete, die wir hier nicht näher zu bezeichnen brauchen.

Trotzdem die phantastischen Gebäude, die gestern Nacht im Glanze von Tausenden von Lichtern entstanden waren, jetzt im Morgenlichte wie ein ausgebranntes Feuerwerk erschienen, trotzdem es noch beziehungsweise sehr still in dem Lager war, bot dasselbe doch wieder ein bewegtes, schimmerndes und höchst interessantes Bild. Lange Reihen von Kameelen und Pferden zogen zur Tränke hinab, auf

kleinen Feuern wurde Kaffee gekocht, und von dem Schwärmen der vergangenen Nacht war auch bei Keinem dieses unermüdlichen Volkes die geringste Spur zurückgeblieben. Sie hatten Burnus und Kaftan ausgeschüttelt, Turban und Kossieh etwas auf dem Kopfe zurechtgerückt, den Bart mit den Fingern gestrählt, die Augen mit dem Mantelzipfel ausgewischt und die Toilette des Mannes war fertig; während es bei der des edlen Pferdes viel langsamer und sorgfältiger herging.

Dabei leuchtete der Sand rings umher unter den ersten Strahlen der Morgensonne, wobei das tiefblaue Wasser des Timsahsees und die weißen Häuser der Stadt, durchflochten von saftigem Grün, in der grellen Abstufung der Farben wundervolle Kontraste bildeten. Ein sanfter, erfrischender Wind kräuselte die weiße Wasserfläche und spielte mit den Hunderten von bunten Wimpeln, womit der Festlichkeiten wegen auch heute wieder die Schiffe verziert waren.

Da lag das Boot der „Sphinx" und die Mannschaft, die es sich in demselben so bequem als möglich gemacht, stand jetzt, ihren Offizier erwartend, am Ufer und der Bootsmann nahm, vor Vergnügen grinsend, aus der Hand Murad Bey's einen

reichlichen Bakschisch, um für die Mannschaft Nahrungsmittel einzukaufen. So schwer es war, einen Hafenbeamten aufzutreiben, so gelang dieß doch nach einigem Suchen; doch war die Nachricht, die sie erhielten, so untröstlicher Art, daß sich der arme Sachse kraftlos auf einen Stein am Wege niederließ und seine Hände zusammenfaltete, wobei ihm dicke Thränen aus den Augen tropften.

Die „Sphinx" war allerdings nach Alexandrien gedampft, konnte aber bei der Schnelligkeit ihrer Maschinen und der spiegelglatten See schon im Laufe des Tages wieder zurückkehren, wogegen der „Chartum" — schreckliche Gewißheit — durch den Kanal und das rothe Meer nach Massowa beordert war, um dort für einige Jahre zu stationiren.

„Fassen Sie sich wie ein muthvoller Mann, lieber Schnecke, und lassen Sie uns überlegen, was zu thun ist."

„Was zu thun ist?" fragte Jener tonlos und mit einer Jammermiene aufschauend, „es wird geschehen, wie ich schon gestern Abend andeutete, und brauche ich nicht einmal ruchloserweise selbst Hand an mich zu legen, denn das wird der Kummer und die Verzweiflung schon in den nächsten Tagen besorgen."

„Warum gleich das Schlimmste annehmen? Ich

ſehe die Sache nicht ſo düſter an und werde mich ſogleich bei Nubar Paſcha melden laſſen, ihm die Sache vorſtellen und ich bin überzeugt, daß er mir einen Dampfer bewilligt, um dem ‚Chartum‘ nachzufahren und Ihre Gattin zurückzuholen, wobei es am beſten iſt, auf Kapitän Bernini und die raſche ‚Sphinx‘ zu warten.“

„O Thusnelda, Thusnelda — warum habe ich Dir das angethan? Ich hätte als Schutz vor dieſem Orientalen an Deiner Seite bleiben ſollen.“

„Pah! lieber Schnecke, eine ſo kluge und energiſche Frau!“

„Was hilft da alle Klugheit und Energie? — Sie wird heute früh, vielleicht gerade in dieſem Augenblicke, nach ſanftem Schlummer den Riegel vor ihrer Kabine wegſchieben — er wird ihr grinſend entgegentreten, wird ihr ſagen, daß ich ſie ſchnöde verlaſſen, ja wer weiß, ob jenes Ungeheuer nicht hinzufügt, daß ich ſie an ihn als Sklavin verkauft und dann — verloren — verloren — auf ewig verloren! — — Dann mag auch die ‚Sphinx‘ noch ſo ſchnell in der Verfolgung ſein — ehe ſie den ‚Chartum‘ erreicht, kann Entſetzliches geſchehen.“

XVI.

Obgleich Herr Stollberg das in ganz anderem Lichte betrachtete und deßhalb lebhaft ſeinen Kopf ſchüttelte, ſo ſah er doch wohl ein, daß bei der Gemüthsverfaſſung des armen Sachſen keine tröſtlichen Gründe zur Geltung zu kommen vermochten, weßhalb es ihm als das Beſte erſchien, achſelzuckend zu erwiedern: „Ich muß noch einmal wiederholen, daß bei dem Verſtande und der Energie Ihrer Frau durchaus nichts zu befürchten iſt.“

„Auch dann nicht,“ fragte der Andere mit thränenfeuchten Augen, „wenn Sie kein Dampfboot erhalten, oder wenn nicht einmal die ‚Sphinx‘ im Stande iſt den ‚Chartum‘ einzuholen, bis ſich dieſes verfluchte Kanonenboot zwiſchen den Hunderten von Schiffen im Kanal von Suez verkrochen — — o Herr Stollberg, ich erkenne Ihre Freundlichkeit, mich tröſten zu wollen, an, ja ich bin Ihnen dankbar dafür, wenn ich gleich die Ueberzeugung

habe, daß Sie im Grunde Ihres Herzens meinen Schmerz über dieſen Verluſt nicht begreifen werden."

„O, o doch, ſeien Sie überzeugt."

„Nein, nein —! Ich habe zuweilen Aeußerungen über Thusnelda gethan, wie man ſie im ſicheren Beſitze wohl zu thun pflegt, um aber jetzt ſchaudernd zu empfinden, daß mich der Verluſt des armen Weibes zum unglücklichſten Menſchen macht. Sie haben häufig die Ehe eine Feſſel genannt — nun ja — ſie iſt nicht immer ein Roſenband, aber man gewöhnt ſich an ſeine Kette und wenn die Laſt, die wir manchmal zu tragen haben, von unſerer Seele fällt, ſo fühlen wir uns ſo ohne allen Ballaſt, ſo entſetzlich federleicht, daß wir jene Bürde zurückwünſchen — man gewöhnt ſich am Ende an Alles — ja man gewinnt ſelbſt die Schatten lieb, die uns früher unerträglich erſchienen, und ich darf Sie verſichern, daß mir ſchon jetzt meine Thusnelda wie eine Lichtgeſtalt erſcheint, die mich hier auf Erden nicht mehr beglücken wird, die ich aber vielleicht einſtens droben wiederſehen werde."

Nach dieſer Rede beeilte ſich Herr Stollberg um ſo mehr, beiſtimmend mit dem Kopfe zu nicken, als er zu ſeinem Vergnügen ſah, daß der ſtarre Schmerz auf den Zügen des Herrn Schnecke ver-

ſchwunden war und einer weichen Milde gewichen, die auch aus ſeinen Worten klang, als er aufſtehend hinzufügte: „Und nun will ich mich bedingungslos Ihrer Führung überlaſſen, mein lieber Herr Stollberg, und folge Ihnen, wohin Sie wollen.“

„Gut denn, doch wollen wir dieſes ‚Folgen‘ nicht perſönlich nehmen, da ich allein beſſer und raſcher zu handeln im Stande bin und Sie deßhalb zu der Wohnung des Herrn Ramplacent zurückbegleiten will, um dann ſogleich die nöthigen Schritte zu thun; aber um Eines bitte ich Sie, verehrter Herr und Freund: Kämpfen Sie Ihren Gram nieder, laſſen Sie Troſt in Ihr Herz einziehen und hoffen mit mir das Beſte, gewiß — es iſt mir trotz alledem gerade ſo zu Muthe, als könnte ich es Ihnen ſchriftlich geben, daß wir ſpäter im Hotel du Nil zu Kairo über dieſen Vorfall noch einmal herzlich lachen werden. Da aber,“ ſetzte er, nachdem ſie ein paar Schritte gegangen waren, aufſchauend hinzu, „der nüchterne oder hungrige Menſch kein Gegengewicht für Sorgen und Betrübniß hat, auch zu Geſchäften unfähig iſt, ſo wollen wir es hier in der salle à manger des invités raſch mit einem kleinen Frühſtück verſuchen und dann an die Arbeit gehen.“

flachem Dach, zuweilen mit einer Backſteinkuppel; niedrige, ſchlecht verwahrte Thüren und die Gebäude vielleicht verziert mit den Ueberreſten eines reizenden arabiſchen Fenſterbogens von ſchlanken, oftmals geſprungenen Säulchen getragen, oder auch beſchattet von einer ſchlanken Palme, welche hoch in die blaue Luft hinaus ragte. Dazu das gleiche Straßenleben, die kunſtloſen Läden und offenen Werkſtätten, wo ſichtbar vor Aller Augen Schuhe geflickt und Kleider genäht wurden, ja in den gewölbten Gängen eines weitgeöffneten Hofes eine zahlreich beſuchte Judenſchule, der Lehrer in Turban, langem Talar und gelben Pantoffeln, die kleinen Kinder in verblichenen rothen und gelben Röckchen, öfters ein geſticktes Käppchen auf dem ſchwarzen Haare, luſtig durcheinander ſchreiend und ſich dabei auf ihren Sitzen hin und her bewegend. Die neue Hauptſtraße Orans iſt mit dieſem Mauren- und Judenviertel durch den großen Hauptplatz verbunden, der die Höhe des Berges einnimmt, und wo ſich Morgenland und Abendland in maleriſchen Gruppen vereinigt. Hier traben ein paar Chaſſeurs d'Afrique, die Flinte auf dem Rücken und halten plötzlich an, um mit einem maleriſch coſtumirten Spahi zu plaudern, oder die Bekanntſchaft einiger Beduinen zu machen, die ſoeben von der Wüſte herein geritten kamen. Das ſind faſt die gleichen Geſtalten, mit denen ich vor langen Jahren durch den Libanon und nach Damaskus gezogen, im weißen Gewand, den Yatagan im Gürtel, die lange Lanze quer über den Sattel gelegt; nur der Burnus iſt hier von dem ſyriſchen verſchieden, er hat eine Kapuze, welche der Araber der Berberei über das bunte Kopftuch zieht, und ſo weiß eingerahmt, ſieht der bronzefarbene Kopf mit den blitzenden Augen noch ernſter und düſterer aus. — Die Hauptſtraße herauf, die auf den Platz mündet, kommen Soldaten und Offiziere verſchiedener Waffengattungen, zu Pferde und zu Fuß, dieſe behaglich flanirend, jene eilig im raſchen Trabe des ſchlanken, mauriſchen Roſſes. Dort erſcheint auch mit Einemmale eine dichte Menſchenmaſſe, laut ſchreiend und lachend, ein Knäuel von franzöſiſchen Soldaten,

Wie gut dieſer Rath unſeres praktiſchen Reiſenden geweſen, ſah man, als ſie den Speiſeſaal nach Verlauf einer halben Stunde wieder verließen, an ihren zufriedenen Mienen, ja bei Herrn Schnecke hatte der tiefe Schmerz von ſoeben einer mehr ſtillen Wehmuth Platz gemacht, die ſich ſogar hie und da auf Bemerkungen des Begleiters ein ganz kurzes Lächeln erlaubte und ihm geſtattete, dem ſchon wieder begonnenen Leben und Treiben einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Da mit einem Male blieb Herr Stollberg ſtehen und ſchaute links hinüber, von wo zwei Geſtalten gegen ſie herſchritten, die ſeine Aufmerkſamkeit in hohem Grade zu feſſeln ſchienen; die eine war in das reiche Koſtüm der Kawaſſen, und zwar in die ehemalige Mamelukentracht gekleidet, weite rothe Beinkleider, mit zierlich ausgenähten hohen Stiefeln, eine blaue, reich mit Gold verzierte Jacke, den krummen Säbel an einer dicken ſeidenen Schnur von der Schulter hängend, Dolch und Piſtole im Gürtel, einen weißen, bauſchigen Turban auf dem Kopfe, wodurch ſich der Träger, ein großer, muskulöſer, breitſchultriger Mann, als in Dienſten eines hohen egyptiſchen Würdenträgers darſtellte. Es ſind das häufig ſchlimme Geſellen, meiſtens von

alten Mamelukenfamilien abstammend, aufbrausend und jähzornig und das wilde Blut ihrer Vorfahren nicht verleugnend, zu jeder Gewaltthat bereit. Die andere Gestalt, der hauptsächlich die Aufmerksamkeit des Herrn Stollberg galt, war ganz das Gegentheil der eben geschilderten, von kaum mittelgroßer, breiter, ja unförmlicher Figur mit einem etwas watschligen Gange; angethan mit einem dunklen Mantel, der die Unterbeinkleider völlig verbarg, trug dieser Mann einen Tarbusch auf dem Kopfe, unter dem das aufgedunsene Gesicht mit schlaffen Zügen, wulstigen Lippen, boshaft funkelnden Augen so unverkennbar dasjenige Selim's war, daß Herr Stollberg, eingedenk des letzten komischen Zusammentreffens mit diesem würdigen Haremswächter, laut auflachend weiter ging.

Doch schien er auch drüben nicht nur bemerkt und erkannt worden zu sein, sondern durch seine, allerdings nicht ganz passende Heiterkeit das höchste Mißfallen erregt zu haben, denn nachdem Selim heftig gestikulirend zu seinem Nachbar gesprochen, setzte sich der riesige Mameluke, mit so riesigen Schritten herüberkommend, in Bewegung, daß ihm der Andere kaum zu folgen vermochte.

Begreiflicherweise blieb Murad Bey auf das

hin sogleich wieder stehen, zog Herrn Schnecke an seine Seite und wandte sich gegen den herankommenden Kawassen.

Doch hatte sich Selim rasch an diesen gehängt, gurgelte mit grimmiger Miene in ihn hinein, wobei man aber deutlich sah, daß er ihn von etwas hier auf offener Straße gar zu Bedenklichem abhalten wollte. Auch mochte für Beide in der Uniform des jungen Mannes etwas Hinderndes liegen, so ohne Weiteres hier Streit anzufangen, genug, der Mameluke begnügte sich, einen Augenblick stehen zu bleiben, mit gespreizten und zuckenden Fingern einige unverständliche Worte hervorzusprudeln, während sich Selim gegen den ganz unschuldigen und sehr verblüfften Sachsen wandte, ihm einen Augenblick die geballte Faust unter die Nase hielt und dann mit dem Andern rasch vorüberschritt.

„Herr Jäses!“ rief der erschrockene Schnecke, „sagen Se mer um Gottes willen, was haben Se da wieder für sonderbare Bekanntschaften? Thaten doch die beiden Kerle, als ob sie uns auffressen wollten, oder sind das Freunde von Ihnen, die uns auf egyptische Art einen guten Morgen boten?“

„Das nun gerade nicht,“ erwiederte Murad Bey lachend, „und obgleich ich mir für meine Person

ſehr wenig aus ihren Grimaſſen mache, ſo wünſchte ich doch nicht, verehrter Freund, daß Sie mit dieſen Beiden in weitere Berührung kämen, weßhalb es beſſer iſt, Sie verlaſſen die Hütte des Herrn Ramplacent vor meiner Zurückkunft nicht — hier ſind wir ſchon und ſind erwartet, denn der junge Raoul, der an der Thüre lehnt, ſcheint nach uns auszuſpähen."

So war es auch und Raoul, der etwas abgeſpannt und verdrießlich ausſah, entſchuldigte ſeinen Oheim, der dringender Geſchäfte halber ausgegangen ſei, ſeine Wohnung aber den Freunden zur Verfügung ſtelle, „wobei Sie mich ebenfalls entſchuldigen wollen," ſetzte er hinzu, „daß ich Ihnen, gleichfalls Geſchäfte halber, keine Geſellſchaft leiſten kann, bitte aber nur, im Falle Sie fortgehen, die Thüre abzuſchließen und den Schlüſſel hier unter dieſen Balken zu ſchieben." Nach dieſen Worten und einem kurzen Gruße begab er ſich eilig von dannen und zwar in der Richtung des Speiſeſaales, wohin ihn wahrſcheinlich ſeine wichtigen Geſchäfte riefen.

Dann ſchüttelte Herr Stollberg ſeinem Freunde die Hand, empfahl ihm nochmals, in der Nähe der Behauſung des Photographen zu bleiben, verſprach ſo bald als möglich wiederzukehren, und als Herr

Schnecke hierauf allein war, ſetzte er ſich auf eine leere Kiſte vor der Thür, um ſogleich auf's Neue von ſeinen wiederauftauchenden trüben Gedanken überfallen zu werden. Doch verſuchte er ſie kräftig abzuſchütteln und da ihm dieß im Innern der Hütte leichter zu werden ſchien, als beim Anblick des Hafens mit ſeinen Schiffen, ſo ſuchte er ſich drinnen ein ſtilles Plätzchen, was aber bei den mannigfaltigen Gegenſtänden, die ſich ſeit heute Morgen noch vermehrt zu haben ſchienen, ſchwer zu finden war. Der fleißige Photograph hatte ſchon einige Stativs und Maſchinen vollſtändig zuſammengeſchraubt, auch Glasplatten geputzt und Papier zum Kopiren hergerichtet, Silberbäder in großen Kautſchukbehältern angeſetzt, ja klares Waſſer in einem Zuber herſchaffen laſſen und ſchien dabei an ſeinen Freund Schnecke gedacht zu haben, denn eine Waſchſchüſſel, gleichfalls voll klaren Waſſers, neben welcher ſogar ein Handtuch lag, war augenſcheinlich für die Toilettenbedürfniſſe des Herrn Schnecke beſtimmt. Und ihn verlangte es nach der durchſchwärmten Nacht, ſowie bei ſeinen vom Weinen gerötheten Augen, nach klarem, beziehungsweiſe kühlem Waſſer, weßhalb er ſich ſeiner Halsbinde und ſeines Kragens entledigte, um dann mit einem gleichfalls vorhan-

denen Schwamme bei festgeschlossenen Augen behaglich Gesicht und Hals zu benetzen. Schon wollte er sich abtrocknen, als ihn eine vorüberziehende, laut dröhnende Musik an die Thüre der Hütte zog, wo er einige Augenblicke stehen blieb und einem Bataillon egyptischer Infanterie, das nach dem Palaste des Khedive zog, nachblickte — recht schmucke Leute und gute, reinliche Uniformen. Ihnen folgte eine Menge Volks aus dem Lager, auch Araber und Beduinen zu Pferd und zu Kameel, die mit nach der Stadt zogen, um sich an den Klängen der für sie so ungewohnten musikalischen Instrumente zu erfreuen, — bunte, malerische Bilder, die ihn zu jeder andern Zeit interessirt und gefreut haben würden, während er heute, von Kummer bewegt, das Alles mit ziemlicher Theilnahmlosigkeit betrachtete und sich gerade unter einem tiefen Seufzer abwenden wollte, als er zu seinem nicht geringen Schrecken jene beiden Gestalten wieder dicht vor sich stehen sah, denen er vorhin mit Herrn Stollberg begegnet.

„Sekter Bassewenk," schrie der kleine Dicke, ihn am Kragen nehmend, während der riesige Mameluke mit einem einzigen Schritte hinter ihm in die Thüre der Hütte trat und ihm so den Rückweg abschnitt. „Sekter Bassewenk!" schrie Selim wie-

verholt, welche beiden Worte, da ſie ihm Herr Stollberg früher einmal verdeutſcht, er allein von dem gurgelnden Wortſchwall, mit dem er nun ſowohl von vorwärts als von rückwärts überſchwemmt wurde, verſtand. Deſto beſſer aber und zu ſeinem größten Schrecken begriff er, was man mit ihm vorhabe, denn während ihn der kleine Dicke in die Straße hineinzog, half der Mameluke von hinten durch kräftige Stöße nach, vor denen kein Widerſtand möglich war und er ſchon nach weniger als einer Minute gegen die öde Sandfläche getrieben wurde, an deren anderem Ende ſich die arabiſchen Lager befanden. — Was ſollte mit ihm geſchehen? — Die finſterſten Gedanken durchkreuzten blitzſchnell ſein Gehirn und er ſah ſich ſchon im Geiſte in eines jener Zelte geſchleppt, er fühlte ſchon, wie man ſeine Hände feſſelte, ihm einen ſeidenen Strick um den Hals legte, langſam erdroſſelte und dann im Sande verſcharrte — o Thusnelda, — Thusnelda! — Lebe wohl, Heimatland, lebe wohl — ſtilles — gemüthliches Zwickau! — Wie aber oft in höchſter Noth Hülfe erſcheint, ſo auch in dieſem furchtbaren Augenblicke, und zwar hier in Geſtalt einiger Herren in ſchwarzen Fräcken mit weißen Halsbinden, die auf flinken Eſeln da-

hertrabend ſeinen Weg kreuzten und bei dem ſonderbaren Anblicke, der ſich ihnen bot, ſowie bei dem gellenden Hülferuf, den der Unglückliche in gutem ſächſiſchen Deutſch ausſtieß, ihre Reitthiere anhielten. Ja der erſte der Reiter, ein älterer Mann mit einem Stern auf der Bruſt, ritt zwiſchen die Gruppe hinein, wobei er auf Arabiſch einige Worte rief, die von Selim unter ehrerbietigen Geberden und in einem ruhigen Tone durch eine ganze, für den Aermſten unverſtändliche Rede beantwortet wurden, während der Kawaſſe ihn feſt am Kragen hielt und hierauf Miene machte, ihn auf's Neue fortzuſchleppen, da der Herr mit dem Stern achſelzuckend ſeinen Eſel ſeitwärts lenkte.

„Aber um Gottes Barmherzigkeit willen," ſchrie Herr Schnecke verzweifelnd, „ſo retten Sie mich doch aus den Klauen dieſer Wüthenden, die ich gar nicht kenne, die mich unverſehens überfallen, um mich, einen harmloſen Reiſenden, einen deutſchen Sachſen, Gott weiß zu welcher Mördergrube zu ſchleppen!"

„Ihrer Sprache nach ſind Sie allerdings ein Deutſcher," ſagte der Herr mit dem Stern, ſeinen Eſel abermals anhaltend, „doch kann ich Ihrem Ausſehen nach nicht anders, als den Worten jenes

Mannes Glauben ſchenken, welcher behauptet, daß Sie ein entlaufener Sklave ſeien, was auch der Kawaſſe, der ſeiner Uniform nach einem guten egyptiſchen Hauſe angehört, beſtätigt."

„Ich — ein entlaufener Sklave — was mein Ausſehen beſtätigt?" — ſchrie der unglückliche Sachſe völlig faſſungslos, ja ſo von der Verzweiflung übermannt, daß er ſich durch einen kräftigen Ruck aus der Fauſt des Mameluken losriß und gerade im Begriff war, vor dem Eſel jammernd in den Sand zu ſtürzen, als ſich der Reiter desſelben mit dem lauten Ausruf an ſeinen Begleiter wandte: „Das iſt jedenfalls die ſeltſamſte Geſchichte, die ich erlebt."

„Sehe ich denn aus wie ein entlaufener Sklave, — ich, in meiner europäiſchen Kleidung und meiner weißen Geſichtsfarbe?!" —

„Die Sache iſt werth, näher unterſucht zu werden — wer ſind Sie denn eigentlich?"

„Mein Name iſt Schnecke — Schnecke aus Zwickau, — wo ich in weißer Baumwolle mache und leider auf die unglückſelige Idee kam, nach Egypten zu reiſen."

„Sind Sie allein — oder haben Sie Jemanden, der Sie kennt?"

„O mein Gott — allerdings bin ich jetzt allein — aber ich habe — oder hatte noch vor wenigen Augenblicken Freunde — ganz nahe — dort in jener kleinen Holzbaracke — besaß auch eine Gattin, eine gute, treue Seele, die mir heute Nacht auf einem egyptischen Kanonenboote nach Abessinien entführt wurde."

Bei ruhiger Ueberlegung würde der arme Sachse nicht so konfus gesprochen und dadurch Zweifel an seiner Glaubwürdigkeit erregt haben, der sich auch bei dem besternten Herrn durch ein leichtes Kopfschütteln kundgab, worauf er dem Kawassen einige Worte auf Arabisch sagte und dann zu seinen Begleitern gewendet auf Deutsch hinzufügte: „Es ist für uns nur ein kleiner Umweg, sehen wir also, wie sich diese Geschichte entwickelt."

Ob es Zufall oder Absicht war, daß, sobald sich der Reitertrupp gegen die durch den Unglücklichen bezeichnete Wohnung des Herrn Ramplacent in Bewegung setzte, der Kawasse und Selim mit zögernden Schritten folgten, dann stehen blieben, um sich hierauf, von Jenen ungesehen, in einer Schaar Vorüberwandelnder zu verlieren, brauchen wir nicht zu untersuchen, da dieß ebensosehr unserem Freunde zugute kam, als daß der würdige

Mauren und Bürgern der Stadt. Sie umgeben eine Tragbahre, welche zwei Araber tragen und auf welcher ein großer, buntgefleckter Panther liegt, der am frühen Morgen draußen auf der Ebene geschossen wurde.

Sei mir gegrüßt, orientalisches Kaffeehaus, mit deinen niedrigen Rohrstühlchen und kleinen Täßchen! Liegen denn wirklich fünfzehn Jahre zwischen jener Zeit und heute, wo ich ebenfalls den duftenden Mocca aus dem zierlichen Zarfe trank, und wo mir ebenso wie heute ein kleiner Negerbube die lange, dampfende Pfeife in den Mund steckte? — Es sind ja die gleichen Bilder, die ich damals gesehen, die mir so sehr die jugendliche Phantasie erregt. — Und doch, so ähnlich die Umgebung ist, so ist sie doch wieder ganz verschieden. Ueber den Platz herüber dringen die rauschenden Klänge einer französischen Militärmusik, Offiziere in reichgestickter französischer Uniform sprengen zwischen den erstaunten Beduinen dahin, voran ein Oberoffizier in mittleren Jahren, eine stark untersetzte Figur mit breitem, ernstem nachdenklichem Gesichte — Pelissier. Jetzt herrscht freilich an den Ufern des Bosporus dasselbe Leben, wie hier an der afrikanischen Küste und wo damals eine fremde Uniform zur Seltenheit gehörte, bewegen sich heute zwischen den Türken und Beduinen zahlreiche französische Soldaten, Chasseurs d'Afrique und Zuaven. Die letzteren hier in Oran zu sehen interessirte mich besonders; fast alle sind kräftige, untersetzte Leute, auffallend viele unter ihnen haben hellblonde Bärte. Ihre orientalische Phantasietracht, der grüne Turban, die anschließende Jacke und weiße kurze Hosen mit zierlich geschnittenen Gamaschen ist schöner und zweckmäßiger, wie die Uniformirung der Armee des Großherrn. Jetzt könnte es mich traurig machen, wenn ich bedenke, wie lustig und wohlgemuth die armen Zuaven damals durch die Gassen von Oran schwärmten, ihre kleinen Einkäufe besorgten und sich zur Abreise rüsteten; drunten bei Mers el Kebir lagen ein paar große französische Kriegsdampfer, um von den hiesigen Regimentern nach Konstantinopel

Photograph, von ſeinen Geſchäften nach Hauſe zurückgekehrt, unter der Thüre ſeines Bretterhauſes ſtand, jetzt ſeine Augen mit der Hand beſchattete, um ſich die herannahende Kavalkade näher zu betrachten. Doch fuhr er beinahe erſchrocken zurück, als, derſelben voraus, ein Individuum in etwas zerzaustem Anzuge auf ihn zuſprang, um in jammervollem Tone mit einer ihm allerdings bekannt vorkommenden Stimme zu rufen: „Nicht wahr, Herr Ramplacent, Sie kennen mich und geben dieſen Herren Zeugniß, wer ich bin?“

„— — Sie kennen alſo dieſen Mann?“ fragte der jetzt herangekommene Reiter mit dem Stern. Doch ſchlug der Gefragte entſetzt die Hände zuſammen, ehe er ſeinem Freunde entgegenrief: „Gerechter Gott, ſind Sie es denn wirklich, Herr Schnecke — aber um's Himmels willen, wie ſehen Sie aus?!“

„Wie ich ausſehe?“ gab der Andere in klägſichem Tone zurück — „wie ein Menſch, allerdings ohne Halsbinde und Kragen, der von zwei Uebelthätern erfaßt und fortgeſchleppt worden iſt.“

„Nein, nein, ich meine nicht Ihren Anzug, ſondern Ihr Geſicht und Ihre Hände — bei allen Heiligen, wenn ich nicht Ihre Stimme wieder erkennen würde, müßte ich Sie für einen entlaufenen Skla-

ven halten, Sie ſind ja faſt ſchwarz, wie ein echter Nubier."

Das war zu viel für den unglückſeligen Sachſen, er fühlte die Kniee unter ſich wanken — er fühlte ſich einer Ohnmacht, ja dem Tode nahe; hatte er doch ſchon oft gehört, daß bei jäh abreißendem Lebensende die Züge eine ſchwarze Färbung annehmen — wie jetzt — „bei mir" — hauchte er kaum vernehmlich, — „der — der" — —

Und damit war es ein Glück, daß Herr Ramplacent zu ſeiner Unterſtützung herbeieilte, um ihn auf eine freundliche Handbewegung des beſternten Herrn in ſein Bretterhaus zu geleiten.

Dort ließ er ihn auf eine Kiſte nieder, konnte ſich aber darauf nicht enthalten, mit zuſammengeſchlagenen Händen auszurufen: „Schnecke, ich ahne Fürchterliches — Sie ſchauen ganz furchtbar aus!"

„Wie ein Sterbender — o — ich weiß es!"

„Nein, aber wie Jemand — — der — — da, betrachten Sie ſich einmal im Spiegel!"

Herr Schnecke fuhr entſetzt zurück, als Jener ihm das Glas vorhielt, denn ihm ſtarrte ein allerdings bekanntes Geſicht entgegen, aber dunkelbraun und ſtreifig, faſt ſchwarz, ungefähr ſo, wie ein ſchlecht angeſtrichener Theatermohr mit rothen

Lippen und blendendem Weiß um die rollenden Augen.

„— — Ach, Herr Jäseo — — ich bin verwandelt!“

„Nein,“ rief nun Herr Ramplacent laut auflachend, „aber Sie haben meine Silberauflösung zu Ihrer Toilette benutzt, sich auf chemikalische Art schwarz gefärbt und müssen wir nun versuchen, Sie auf ähnliche Art wieder weiß zu waschen.“

Es war nur ein dumpfer Laut wie ein schwerer Seufzer aus tiefster Brust, was Herr Schnecke hören ließ, als er mit gefalteten Händen auf der Kiste zusammenknickend all' der Schicksalsschläge gedachte, die zwischen gestern und heute auf ihn eingestürmt — Strafe — Strafe — ja Strafe — dafür, daß er seine Gattin treulos verlassen und daß er sich von jenem Verführer Stollberg auf Abwege hatte locken lassen, von ihm, der jetzt die Thür der Hütte aufriß, mit freudestrahlendem Gesicht eintrat, um dann erschreckt zurückfahrend auszurufen: „Gütiger Himmel! Schnecke — was ist [redacted] Ihnen vorgefallen?“

Doch war der Andere noch so lebhaft mit seinen jammervollen Träumereien von soeben beschäftigt, daß er, denselben Worte gebend, laut wieder-

holte: „Zur Strafe, ja zur Strafe — daß ich meine Thusnelda treulos verlassen — um mit Ihnen —“

„Meinetwegen,“ rief der Andere lustig, nachdem ihn Herr Ramplacent mit zwei Worten über das Vorgefallene aufgeklärt, „sei es zur Strafe für unsere Unthaten, doch ist damit Alles vergeben — Alles gesühnt — Alles verglichen — und ich bringe Ihnen die frohe Botschaft, daß soeben die ‚Sphinx‘ von Port Said zurückgekehrt ist und daß sich Frau Thusnelda wohlbehalten an Bord derselben befindet, wohin sie gestern Abend der würdige Kommandant des ‚Chartum‘, als er seine Ordre zur Abfahrt erhielt, bringen ließ und dem wohlwollenden Kapitän Bernini übergab.“

„Thusnelda — Thusnelda zurückgekehrt! — Und Sie haben sie gesehen —?“

„Gesehen und so wohl als möglich gefunden; auch geneigt, meinen Worten zu glauben, daß wir gestern Abend nach einem kaum halbstündigen Aufenthalt am Lande, wohin mich dringende Geschäfte gerufen und wohin Sie mich gütigst begleitet, in voller Verzweiflung den ‚Chartum‘ und die ‚Sphinx‘ vergeblich aufgesucht.“

„Na, Gott sei Dank, — — aber was Sie anbelangt, Verehrtester, so bleibe ich dabei, was ich schon ein paar Mal gesagt: „Se sind das größte Luder, was mer je vorgekommen!“

Sowie hierauf der würdige Photograph den Vorhang an der Dunkelkammer, den er unterdessen befestigt hatte, hinter sich und Herrn Schnecke zuzog, um drinnen jener chemikalischen Mysterien zu pflegen, womit man Höllensteinflecken von der menschlichen Haut vertilgt, so wollen auch wir den Vorhang der Diskretion vor die darauf folgende Szene ziehen, als sich Herr Schnecke und Thusnelda wiedersahen, um darauf Ersterer mit etwas saurer Miene, Letztere aber mit überwallendem Gefühle Herrn Stollberg zu danken für Alles, was er ihnen Freundliches schon erzeigt und noch im Begriffe war, dadurch weiter zu erzeigen, daß er sie sammt ihrem Gepäcke, das er mühevoll zusammengelesen, zur Eisenbahn begleitete und ihnen dort auf einem eben nach Kairo abgehenden Zuge Plätze verschaffte, was nur heute noch vor Schluß der Festlichkeit geschehen konnte, morgen aber, wie wir später sehen werden, unmöglich gewesen wäre.

„Also auf Wiedersehen — hoffentlich übermorgen im Hotel du Nil!“ sagte er, ihnen die Hand

zum Abſchied reichend, während ſich der Zug ſchon langſam in Bewegung ſetzte, um in die weite, einförmige Fläche hinaus zu dampfen, wo er nach einiger Zeit, graugelb wie der Sand ſelbſt, einer rieſigen Wüſtenſchlange ähnlich ſah — einem märchenhaften Ungethüm, das funkenſprühend und dampfausſchnaubend, in Schlangenwindungen mit gelenkigen Gliedern zwiſchen einer Palmengruppe am Horizonte verſchwand.

Lange blickte ihm Herr Stollberg nach und trotz alledem erregte ihm die Abreiſe der Beiden, mit denen er ſchon jahrelang bei ſo mannigfachen Gelegenheiten Glück und Leid getragen, ein wehmüthiges Gefühl, ja es überſchlich ihn beinahe traurig der Gedanke des Alleinſeins und er begriff eigentlich nicht, warum er hier geblieben und nicht mit ihnen nach Kairo gefahren war. — Seine Geſchäfte? — allerdings konnte es geſchehen, daß Nubar Paſcha ſchon hier in Ismaelia mit ihm in Unterhandlung trat — war aber ſehr unglaublich, da der vielbeſchäftigte Staatsmann Anderes zu thun hatte, — Sie — nun ja — Sie — er zögerte, es ſich zu geſtehen, wie glücklich es ihn doch wieder machen würde, ihr wohlbekanntes, ihm abgewonnenes ihre ſüße Stimme wieder zu hören, ja ſeinen Nacken

wiederholt der Feſſel zu bieten, der er ſchon zweimal glücklich entgangen — verflucht —

Sie hatte ihn abermals mit jenem mächtigen Zauber umſtrickt, der aus ihren ſchönen Augen drang, den er in ihrem wunderbaren Lächeln empfand, der ihm aus der Luftwelle, die ihren ſchönen Körper umgab, entgegen duftete — ja, ja — „warum das leugnen," murrte er vor ſich hin, als er langſam nach der Stadt zurückſchritt, „und warum nicht geſtehen, daß es mich Thoren zum glücklichſten Menſchen machen würde, ſie hier in dieſem Wirrwarr aufzufinden, um vielleicht hinter den zugezogenen Leinwandwänden eines entlegenen Zeltes zu ihren Füßen zu — leben!"

Nachforſchungen, die er heute bei allen möglichen Aemtern und Behörden zugleich mit denen nach dem „Chartum" und der „Sphinx" auch nach jener andern räthſelvollen Sphinx, der Gräfin Patatzky, oder der Marquiſe von Clairville-Beaumont eifrigſt angeſtellt, hatten, was Letztere betraf, durchaus zu keinem Reſultate geführt, ja ſogar ſein Gönner, Dſchebbl Paſcha, dem er zufällig begegnet und der ihn mit einer wahrhaft ausſchweifenden Freundlichkeit angehalten, wußte von der Geſellſchaft auf der Dampfyacht des Khedive nur ſo viel zu ſagen, daß

die schöne armenische Fürstin im Palast Seiner Hoheit wohne, vermochte aber von den Uebrigen nicht die geringste Auskunft zu geben.

„Wenn man nicht, wie ich, so glücklich ist," setzte er mit einem fetten Lächeln hinzu, „einem angenehmen Reisebegleiter zufällig zu begegnen, so hilft bei diesem grenzenlosen Durcheinander auch nicht das sorgfältigste Nachsuchen."

Dann hatte Herr Stollberg nicht ohne einige Mühe den egyptischen Großwürdenträger abgeschüttelt, hierauf aber bei ferneren Nachforschungen gefunden, daß Jener Recht hatte, als er das Auffinden der Marquise von Clairville für eine Unmöglichkeit erklärte. — Da konnte nur der Zufall helfen.

XVII.

Murad Bey, wie wir unſern Reiſenden jetzt noch nennen können, da er ſich noch immer in der Uniform befand, — hatte er doch bisher keine Zeit gehabt, anders als auf's Flüchtigſte ſich die für ihn beſtimmte Behauſung anzuſehen — ein ſchönes, geräumiges Zelt, wo ſich ſein ſämmtliches Gepäck unter der Obhut eines ihm zugetheilten ſchwarzen Dieners befand — begab ſich jetzt dorthin und ließ ſich zwiſchen den leinenen Wänden mit einem behaglichen Gefühl auf einem bequemen Feldſeſſel nieder, ſchlürfte einen vortrefflichen Kaffee, den ihm der Diener bereitet, und rauchte mit unendlichem Vergnügen die erſte Cigarre des heutigen Tages.

Ja — dabei ſeine Augen ſchließend, hörte er, indem er auf's Behaglichſte ſeine ſtille Einſamkeit genoß, von nah und fern den tollen Lärm der Muſikbanden, das Gebrauſe der Menſchenmaſſen, die hinaus auf die Ebene vor den Lagern zogen,

um den kriegerischen Spielen der Beduinen, ihrem Rennen nach einem vorgesteckten Ziele, ihrem Dscheridwerfen zuzuschauen, wie es jetzt programmmäßig stattfand vor den Augen des Khedive und der allerhöchsten, hohen und gewöhnlichen Eingeladenen.

Nicht einmal die Meldung des hereinstürzenden Dieners, daß soeben die fränkische Sultanin auf einem prächtig aufgezäumten Kameele vorüberreite, vermochte ihn zum Aufstehen zu bewegen. Er versenkte sich immer tiefer in Träumereien angenehmer und schmerzlicher Art, die ihn aber nach stundenlangem Hinbrüten schließlich doch aus seiner Ruhe aufscheuchten, um — nun ja — um — nicht ganz als Murmelthier den heutigen Tag zu verduseln, sondern auch seinerseits etwas zu thun, um von einem wohlwollenden Zufall vielleicht doch noch auf die Spuren der schönen Gräfin geführt zu werden.

Auch mußte er ja nach Kapitän Vernini sehen, ihm den geliehenen Anzug zurückbringen und nochmals herzlichen Dank sagen, weßhalb er sich erhob, seine Koffer aufschloß, um mit Hülfe des anstelligen Dieners eine sorgfältige Toilette zu machen.

Dann spazierte er langsam zum Hafen hinab,

zu führen. Wer mag von dieſen kräftigen Geſellen jetzt noch übrig ſein? Las ich doch neulich von einem einarmigen Zuaven, der nach Marſeille zurückgekommen und dort erzählte, daß von den zwei Kriegsbataillons ſeines Regiments, die vor einem Jahre achtzehnhundert Mann ſtark von Oran nach der Türkei gegangen ſeien, jetzt nur noch ungefähr zweihundertundfünfzig übrig wären, von den zwölf Kapitäns aber elf todt und der zwölfte in der Gefangenſchaft. — —

Oran hat unter der hochgelegenen befeſtigten Citadelle einen ſchönen, neuangelegten Spaziergang, mit doppelten Baumreihen, wo man eine prachtvolle Ausſicht auf die umliegenden Höhen, von denen einige mit verfallenem Mauerwerk gekrönt ſind, auf die am Abhang liegende Stadt, ſowie auf das weite, tiefblaue Meer genießt. Neben dieſer Promenade liegt das kleine Theater. Eine franzöſiſche Operngeſellſchaft gab den Brauer von Preſton und zu gleicher Zeit ſahen wir abermals den General Peliſſier, der mit ein paar Damen in der Proſceniumsloge des erſten Ranges ſaß, jetzt nicht ſo finſter wie heute Morgen, vielmehr heiter und lachend.

Obgleich der Dampfer, der uns hieher gebracht, von hier nach Marſeille ging, hatten wir doch keine Luſt, uns ihm wieder anzuvertrauen, ſondern nahmen uns Plätze auf einem andern franzöſiſchen Schiffe, welches, ſowie auch ſein Kapitän, uns mit vollem Rechte ſehr gerühmt wurde. Ehe wir uns aber an Bord begaben, nahmen Baumeiſter Leins und ich einen recht ſchmerzlichen Abſchied von unſerem bisherigen lieben und getreuen Reiſegefährten, dem Maler Horſchelt, der in Oran zurückblieb, da ſeine Abſicht war, längere Zeit hier, ſowie in Algier und Conſtantine zu verweilen; als unſer Dampfer ſich langſam aus dem Hafen fortbewegte, ſahen wir die gute, lange Geſtalt unſeres Freundes noch, auf dem Wege nach Oran zurück, häufig ſtehen bleibend, es ſchmerzte uns, die wir nach der Heimat zurückkehrten, ihn hier allein zurücklaſſen zu müſſen. Sind doch die Reiſen an der

wo ihm auch der Zufall insoferne günstig war, als er den Kommandanten der „Sphinx“ gerade in dem Augenblicke traf, als dieser, aus seinem Boote an's Land gestiegen, im Begriffe war, sich nach dem großen Speisesalon zu begeben.

„Ich muß doch auch einmal sehen,“ rief ihm der Kapitän heiter entgegen, „wie es einem Eingeladenen des Khedive zu Muthe ist, und freue mich ganz außerordentlich, das in Ihrer angenehmen Gesellschaft thun zu können — wir gehen doch zusammen?“

„Wohin Sie wollen, Kapitän — ich war gerade im Begriffe, Sie aufzusuchen, Ihnen das Geliehene zurückzubringen und nochmals meinen besten Dank zu sagen.“

„Letzteres ist ganz unnöthig — und Ihre wiedervereinigten Freunde, wo sind sie geblieben?“ setzte er lachend hinzu.

„Ich besorgte ihnen Plätze nach Kairo und sie sind bereits dorthin abgereist.“

„Das haben Sie im Interesse dieser etwas unpraktischen Leute gut gemacht, denn ich denke mit Grauen an die Verwirrung morgen, wenn alles Das, was sich hier zusammengefunden, nach Kairo befördert sein will; Sie gehen doch auch mit der

Eisenbahn? und rathe ich Ihnen in dem Falle, einer der Ersten zu sein."

„Pah, was mich anbetrifft, ich komme überall durch."

„Hoffentlich werden Sie mir in Kairo, wo ich in den nächsten Tagen zu thun habe, davon heiter erzählen; aber ich bitte, nehmen Sie diese egyptische Eisenbahnwirthschaft bei dem Andrange dieser Tausende von Menschen nicht zu leicht."

Damit hatten sie den Salon pour messieurs les invités erreicht, um hier die schon gestern geschilderte großartige Szenerie wiederzufinden — das Wogen der einströmenden Gäste — das Rennen der Kellner — das reiche Menu — die knallenden Champagnerpfropfen, — alles Das abermals zum Preise von zwanzigtausend goldenen Napoleons.

„Haben Sie," fragte der Kapitän während des Diners, „die olympischen Spiele der Beduinen und Araber gesehen?"

„Nein, ich war nach der durchschwärmten und durchwachten Nacht zu ermüdet."

„Werden aber den Ball des Khedive besuchen?"

„Ich weiß wahrhaftig noch nicht."

„Ah, nehmen Sie es mir nicht übel, das wäre

gerade ſo, wie Rom ohne den Papſt zu ſehen, denn dort wird ſich Alles zuſammenfinden, was intereſſant, vornehm und ſchön iſt.“

„Glauben Sie?“

„Natürlich, ich gehe hin, ſei es auch nur, um die ſo angenehme Geſellſchaft der ‚Sphinx‘ wiederzufinden.“

„A—a—a—ah, daran dachte ich nicht — doch fürchte ich, jene Damen werden zu ermüdet ſein.“

„Einen Ball zu beſuchen? — das iſt nicht Ihr Ernſt und wenn Ihnen ſelbſt das Wiederſehen dieſer reizenden Frauen gleichgültig wäre, ſo müßten Sie den Ball des Khedive ſchon wegen der getroffenen, über alle Beſchreibung großartigen Arrangements beſuchen — ſo was ſieht man nicht wieder. Denken Sie nur,“ fuhr er, ſich in ſeinen Stuhl zurücklehnend, nach einer kleinen Pauſe fort, „da, wo ſich heute der Ballſaal mit Räumlichkeiten für vier- bis ſechstauſend Menſchen befindet, war noch vor einigen Wochen Nichts wie ein kahles Stück Wüſte, ich war hier und ſah die erſten Anfänge des Baues, auf einer Fläche, kahl wie meine Hand; Seine Hoheit aber, die die Feſttage in Ismaelia mit einem Balle beſchließen will, ſchwang ihren goldſprühenden Zauberſtab und die

Werkleute, Baumeiſter und Gärtner, die Dekorateure und Tapezierer, die Maler und Bildhauer ſtrömten hier von allen Enden der Welt, könnte man ſagen, zuſammen, Schiffe auf Schiffe brachten Ladungen mit allem Möglichen und vorgeſtern wurde der Wunderbau vollendet, der, wie Sie ſehen werden, würdig genug iſt, um die Souveräne und Völker Europa's zu empfangen, — ja, ja, es iſt hier noch immer das Land der Wunder; vor drei Tagen, als ich hier war, ſchaute das Palais des Khedive noch auf Sandhaufen hinaus und heute ſind dieſelben in einen Palmenhain verwandelt, mit Beeten voll duftender Roſen, Gebüſchen von Orangen, Citronen und blütenbeladenem Oleander, während Kaktusgehege die Wege begrenzen."

„Allerdings iſt auch alles Das, was uns hier umgibt, dieſer Speiſeſaal mit ſeiner europäiſchen Einrichtung, die arabiſchen Lager draußen, ja der Kanal ſelbſt wie durch Zaubermacht entſtanden und könnte man dabei an eine gute Fee glauben, die nebenbei ſo gütig wäre, unſere zuweilen recht ausſchweifenden Privatwünſche zu erfüllen."

„Haben Sie dergleichen?"

„Wer hat ſie nicht?"

„Nun, jetzt iſt die Zeit, wo das Eiſen heiß genug iſt, um es leicht zu ſchmieden. Wer jetzt Wünſche durch eine gute Quelle vor Seine Hoheit zu bringen weiß, findet während dieſer höchſt gelungenen Feſtlichkeiten die beſte Zeit, erhört zu werden.“

Herr Stollberg ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, worauf der Kapitän fortfuhr: „Ich verſichere Sie, dieſes Leben in Egypten iſt durchaus nicht zu verachten, man darf Kairo ein kleines Paris nennen, und wer ſich in die Gunſt Seiner Hoheit zu ſetzen und darin zu erhalten vermag, erfreut ſich eines glänzenden und behaglichen Daſeins. — falls Sie alſo in dieſer Richtung Wünſche haben, ſo bitte ich vor allen Dingen, nicht blöde zu ſein.“

„Und wenn ſelbſt, wie ſollte ich auf jene erſte Stufe gelangen, von der man ohne Mühe weiter ſteigt?“

„Auf dieſer Stufe ſtehen Sie bereits, wie ich an der Auszeichnung bemerke, mit der man Sie behandelt, und nebenbei ſah ich ſchon auf der ‚Sphinx‘, wie günſtig Sie von ſchönen Frauenaugen betrachtet wurden und wie bereitwillig ſich Ihnen eine mächtige, vielvermögende Hand entgegenſtreckte.“

„Ah, Sie meinen das Wohlwollen, womit mich Dſchebbl Paſcha, jener freundliche alte Herr, behandelte?“

„Ja, ja, und jener freundliche alte Herr hat die intimſten Verbindungen durch Haupt-, Neben- und Hinterthüren bis oben hinauf. Sollten Sie alſo irgend einen Wunſch haben, ſo geben Sie demſelben Worte vor den Ohren Ihres mächtigen Gönners.“

„Ein gutgemeinter Rath, den ich mir merken will,“ ſagte Herr Stollberg lachend, „und zur Ausführung bringen, wenn ich wieder einmal zufällig Dſchebbl Paſcha begegne.“

„Was heute Abend auf dem Balle ſicher der Fall ſein wird, deßhalb entſchließen Sie ſich und es ſoll mir eine große Freude ſein, das Feſt in Ihrer Geſellſchaft zu beſuchen — alſo abgemacht.“

„Meinetwegen — abgemacht,“ erwiederte Herr Stollberg, wobei er indeſſen weniger an Dſchebbl Paſcha, als an eine andere mögliche Begegnung dachte.

Kapitän Bernini hatte übrigens von der unerhörten Pracht dieſes in ſo unglaublich kurzer Zeit aufgeführten Wunderbaues nicht zu viel geſagt, und als der Abend kam, wurde auch das

einfachere Aeußere durch die glänzende Illumination der ganzen Umgebung, sowie auch des Ballsaalgebäudes selbst, das aus den Feuerlinien und leuchtenden Arabesken, die es von allen Seiten umgaben, nun wie ein vielfarbiges Juwel hervorglänzte, mit der Pracht des Innern in Einklang gebracht.

Breite Alleen, durch Palmbäume gebildet, von denen statt der Früchte leuchtende Ballons herabhingen und die von Stamm zu Stamm durch in bunten Feuern glühende Guirlanden verbunden waren, führten zu den Eingängen des Ballsaales und wurden nur mit Mühe durch Spaliere egyptischer Infanterie, sowie durch aufgestellte Lanzenreiter vor dem Andrange des in dichten Schaaren herbeigeströmten Volkes freigehalten.

Für diese gelben, braunen und schwarzen Gesellen gab es aber auch hier genug des Hochinteressanten zu sehen, und wie diese Egyptier, Nubier und Abessinier, Beduinen und Araber gestern und heute von den Europäern angestaunt worden waren, so betrachteten Jene jetzt mit noch begreiflicherem Erstaunen die abendländischen Gäste des Khedive. Ja, ihnen, deren Auge an den malerischen Faltenwurf der eigenen Gewänder

gewöhnt war, mußte der ſchwarze Frack und die weiße Halsbinde, der langgeſchwänzte, farbige Uniformrock mit hohem, ſteifem, goldgeſticktem Kragen, das weiße, enganliegende Beinkleid, an dem ſich der Galanteriedegen wie ein Perpendikel bewegte, ja dieſe Maſſe von Orden und Sternen aller Art, die ſteifen, ſchiffartigen Hüte mit wehenden Federbüſchen, dann die Damen in ihren bauſchigen, langſchleppenden Gewändern, all' die Blumen, Brillanten und Perlen einen hochintereſſanten, aber zuweilen auch komiſchen Anblick gewähren.

Dazu kam noch, daß, obgleich eine Anzahl Equipagen von Alexandrien und Kairo hierher dirigirt worden, dieſelbe für die Menge der zuſammengeſtrömten Fremden gänzlich ungenügend war und ſich deßhalb viele der Gäſte, auch Damen in reichen Toiletten, von ihren Wohnungen oder Zelten zu Fuß nach dem Ballſaale begeben mußten, was bei der mondhellen Nacht, bei den Tauſenden von Lichtern und Lampions, bei den zuſammengedrängten, den breiten Weg dicht beſetzt haltenden Orientalen in ihren ſeltſamen Koſtümen wie eine jener großartigen theatraliſchen Feerieen erſchien, wie zum Beiſpiel die belebte Szene im

zweiten Akte des Aſchenbrödels, wo ſich die gleichfalls reichgeputzten Ballgäſte unter rauſchender Muſik, wie hier, nach dem lichterfüllten Schloſſe des Königs Hürlüberlü IX. begeben.

Doch war die Wirklichkeit noch phantaſtiſcher, da hier neben den Fußgängern improviſirte Tragſeſſel erſchienen, ſowie Reiter in großer Balltoilette auf flinken Eſeln, ja ein junger Engländer, der den Cylinderhut mit einem Staubſchleier umwunden hatte, hoch zu Kameel.

Durch den Garten, von dem Kapitän Bernini vorhin erzählt und der heute Abend gleichfalls im größten Lichterglanze ſtrahlte, gelangten unſere beiden Freunde in ausgeſuchter Militär- und Civiltoilette über ein paar Stufen in den rieſigen, mit Gobelins tapezirten, brillant möblirten Vorſaal. Kryſtallluſtres und künſtliche Bäume mit farbigen Glaskelchen trugen mindeſtens tauſend Kerzen, in deren Scheine die goldenen Möbels, die gold- und ſilberdurchwirkten Stoffe und die buntfarbigen Teppiche in einer wirklich märchenhaften Pracht leuchteten. Eine breite Treppe mit vergoldetem Geländer im Hintergrunde dieſes Veſtibüls war allerdings nur dekorativ, da ein erſter Stock nicht vorhanden war, ſondern die Säle im Parterre die

ganze Höhe des Gebäudes einnahmen, doch war sie immerhin durch kunstvoll arrangirte Blumengruppen, sowie durch einen kolossalen Spiegel an der hintern Wand, der all' den Glanz zurückstrahlte, von großer Wirkung.

„Sie werden mir zugeben," sagte Kapitän Bernini, der sich mit unserem Reisenden zeitig eingefunden hatte, „daß das, was wir bereits gesehen, schon der Mühe einer Toilette werth war, und bin ich überzeugt, daß sich die Pracht von Schritt zu Schritt steigert; wenn es Ihnen recht ist, wenden wir uns zuerst nach der Zimmerreihe rechts, wo es beziehungsweise noch etwas leerer ist, als drüben in den Empfangssälen, die uns später jedenfalls eine Steigerung der Pracht verheißen."

„A—a—a—ah!" rief Herr Stollberg erstaunt, nachdem sie in die Enfilade von fünf Sälen getreten waren, wo Alles wohl diesen Ausruf der Bewunderung rechtfertigte; die Einrichtung jedes dieser Räume war prächtiger als die des andern, die Wände mit Seidendamast in den lebhaftesten Farben bespannt, zeigten überall riesige, aus einem Stücke bestehende Spiegel, Parketböden aus dem feinsten Holze, an den Ecken mannshohe Vasen aus Japan und China, und zwischen den Divans,

afrikaniſchen Küſte nicht ohne Gefahr und das Ungemach und die kleinen Leiden, welche man in Geſellſchaft leichter trägt, wohl im Stande, den Einzelnen niederzudrücken. Glücklicherweiſe aber ging von unſeren Befürchtungen nichts in Erfüllung und während ich dieſe Zeilen niederſchreibe, befindet ſich unſer ehemaliger Reiſegefährte wohlbehalten in ſeiner Vaterſtadt an der Iſar und ſendet unſterbliche Werke in die Welt hinaus: Kriegs- und Lagerſcenen, Kameel-, Pferd- und Maulthier-Bilder — lauter vortreffliche Horſchelts.

Am dritten Morgen nach einer ſehr angenehmen Fahrt auf dem vorzüglichen Schiffe Leonidas ſah ich mit wahrem Entzücken den weißen Felſen mit dem Château d'If wieder vor uns auftauchen; dann die nebelbedeckte franzöſiſche Küſte, wo Marſeille liegt und eine Stunde darauf die Häuſer der Stadt mit dem Maſtenwalde zu ihren Füſſen. Als der Anker in die Tiefe raſſelte und ich wie vor mehreren Monaten abermals auf kleinem Boot dem Ufer zuſchwamm, ſchlug mein Herz heftiger unter einem unbeſchreiblich glücklichen Gefühl.

Hier in Marſeille verließ mich unſer wackrer Leins, um direkt über Paris nach Stuttgart zurückzukehren. Ich aber vertraute mich am andern Tage abermals dem Meere an und fuhr mit dem Dampfer Caſtor nach Livorno. Es war, als wollte mich der Himmel für manche ſchlimme Seefahrt und vieles Ungemach des Wetters noch zu guter Letzt entſchädigen; denn eine ſchönere, ruhigere und ſonnigere Ueberfahrt wie dieſe habe ich nie erlebt. Da ich ſo glücklich in dem Gedanken war, die Meinen nun bald wieder zu ſehen, ſo konnte es mich in Livorno nicht verſtimmen, daß wir des Sonntags halber faſt bis Mittag auf die geſtrengen Herrn von der Douane warten mußten, worüber die andern Reiſenden, und das mit vollem Rechte, empört waren. Angenehm träumend flog ich auf dem Dampfwagen abermals durch Toskana bis nach Florenz, welches ich bei ſinkender Nacht erreichte. Dießmal empfing mich auch kein Regenguß, vielmehr geleitete mich ein klarer

die mit persischen Shawlstoffen überzogen waren, Möbel mit den reichsten Goldstickereien; florentiner Mosaiktische von feinster Arbeit, Konsolen aus Marmor und Bronze, zierliche Kästchen aus Rosenholz oder vieux Boule, kurz, eine Masse jener schönen, wenngleich unnöthigen Dinge, die aber eine Einrichtung erst wohnlich und behaglich machen.

Dann gelangten sie in den großen Tanzsaal, wo sich das Orchester zwischen Gebüschen und Blumen versteckt befand und wo die Steigerung des Arrangements in einer geschmackvollen, aber dem Werth der Stoffe nach noch reichern Einrichtung bestand, denn hier waren Wände und Möbel mit weißem Kaschmir überzogen, der überall kunstvolle Goldstickereien zeigte: Arabesken an den Wänden, Blumen, Kränze und Sterne auf den Sitzen der Divans und Sessel.

„Nun, wenn Sie im Stande sind, mir auf der andern Seite des Vestibüls noch Prachtvolleres zu zeigen," sagte Herr Stollberg, „so muß ich mich in tiefster Ehrfurcht vor dem Manne beugen, dessen Phantasie und Geschmack das Alles geschaffen."

„Sowie auch vor dem Golde, das dafür ver-

ausgabt worden," meinte der Kapitän lächelnd, „doch wollen wir gehen, ehe es drüben zu voll wird, denn es ist fast erschreckend, wie rasch jetzt schon der Strom der Eingeladenen zugenommen hat."

So war es auch, und sie hatten Mühe, nach dem Eingangssaale sich durchzudrängen, der in großen Verhältnissen ein mit persischen Stoffen von goldgelbem Untergrunde drapirter Raum war, den Hunderte von Wachskerzen glänzend erleuchteten, und wo sich nur hie und da an den Wänden Divans befanden, deren Sitze reiche Goldstickereien zeigten.

„Wenn auch nicht so prachtvoll wie drüben, was ich selbst zugeben muß," meinte der Kapitän lächelnd, „so scheint mir doch hier mehr das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden zu sein, denn da drüben der — ich hätte beinahe gesagt Wintergarten, wie man füglich einen solch' herrlichen, mit Palmen besetzten und von Orangen und Rosen durchdufteten Raum nennen könnte, scheint mir zu den Speisesälen zu führen — ah — welch' angenehme Kühlung hier, die das murmelnde Wasser verbreitet — und sehen Sie, welch' lauschige Plätzchen es da überall zwischen den Büschen gibt, wie zu

einem traulichen Geplauder einladend — ich empfehle Ihnen das für vorkommende Gelegenheiten."

„Glücklich, wer es in Ihrem Sinne benützen könnte, aber Sie haben Recht, Schöneres und Anmuthigeres, wie diesen wahrhaft zauberischen Garten unter dem milden Lichte der matten Glaskugeln, habe ich niemals gesehen."

„Und wie geschickt das wieder arrangirt ist; um die Gäste nicht völlig in's Freie zu setzen und sie doch die erfrischende Nachtluft genießen zu lassen, ist das Ganze ringsum mit feinem grünem Stoffe bespannt, — schade, daß Ihr Freund Schnecke nicht da ist," setzte der Kapitän lachend hinzu, „er würde uns alsbald berechnen können, wie hoch allein diese Dekoration gekommen ist — und nun," fuhr er nach einigen weiteren Schritten fort, „was sagen Sie zu dieser riesigen Speisehalle?"

„In der That, das ist über alle Beschreibung großartig."

„Sehr einfach, was die Einrichtung anbelangt, aber doch wieder mit geschmackvoller Umsicht arrangirt. Wer schaut bei einer reichbesetzten Tafel die Wände an? und daß hier das Menu etwas ganz Außerordentliches bieten wird, versichert uns schon das Service dieser unendlichen

Tafeln, wo mindestens dreitausend Personen auf einmal speisen können."

„Und wie hübsch dort oben der durch Blumen und Gebüsche, von dem übrigen Raum getrennt, gewiß für die allerhöchsten und höchsten Gäste bestimmte Tisch geschmückt ist!" sagte Herr Stollberg, dieser Tafel näher tretend, „welche Masse von silbernen Geschirren in den seltsamsten Formen!"

„Ah, das müssen Sie sich näher betrachten," rief Kapitän Bernini, nachdem er flüchtig hingeschaut, — „sehen Sie — beim Himmel — da haben Sie in kunstvollen Aufsätzen aus der vizeköniglichen Küche kleine Modelle der sämmtlichen, von den Souveränen bei der Kanalfahrt benützten Schiffe — eine reizende Idee!"

Sie durchschritten staunend diesen weiten Raum, um sich alsdann, ein paar anderen Neugierigen folgend, in ein seitwärts des oben erwähnten Palmengartens befindliches Gelaß zu begeben, das, durch eine einzige gewaltige Tafel oder vielmehr ein Büffet, so reich besetzt, wie es sich nur die üppigste Phantasie auszudenken vermag, zuerst der Gäste harrte, die hier einen Vorimbiß nehmen wollten, ehe drüben die Pforten des großen Speisesaales geöffnet wurden, und obgleich das Fest noch kaum

begonnen hatte, befanden ſich hier ſchon Schaaren von Eingeladenen, um die aufgeſtellten Schätze zu prüfen, ja, um ſich zu verſichern, ob es wahr ſei, was man ſich ſtaunend erzählte: daß, was Speiſen und Getränke anbelangte, jeder und nicht immer billige Wunſch erfüllt werde.

Und ſo war es auch in der That. Vom Beginn des Feſtes bis Mitternacht, wo während des großen Soupers dieß Büffet für Getränke und kalte Speiſen geſchloſſen wurde, konnte man ſich hier faſt jeden renommirten Wein wünſchen und man erhielt ihn. Die Franzoſen verlangten alle möglichen Sorten Bordeaux und Burgunder, Deutſche und Oeſterreicher begehrten die unterſchiedlichſten Sorten des Rebenſaftes vom Rhein und der Moſel, Rüdesheimer, Hochheimer, Johannisberger, alle waren in der beſten Qualität vertreten. Auch Ale und Porter, ſowie gutgekühltes, vortreffliches wiener Bier. Dieſelbe Auswahl herrſchte in Fiſchen, Geflügel und Obſt. Aal, Thun, Brenzin, Sfoglio und Rheinlachs wurden in Marinaden und pikanten Saucen eben ſo reichlich ſervirt, wie Kapaun, Rebhuhn, Wachtel, Faſanen, Beccfiguen, konſervirt oder in Aſpic und Paſteten.

Hier wurden die Beiden ehrerbietigſt von

einem der Hausbeamten des Vizekönigs angeredet, den sie beinahe nicht erkannt hatten in seiner reichen, mit Gold besetzten Hoftracht, Monsieur Bretonne von der „Sphinx", der bei dem heutigen Festballe die Stelle eines dirigirenden Oberküchenmeisters vertrat und sich außerordentlich freute, seinen verehrten Kapitän, sowie Herrn Murad Bey wiederzusehen, und ihnen bereitwilligst die Schätze seines Büffets zur Verfügung stellte, dabei aber flüsternd bemerkte, daß er sich recht dringend erlauben müsse, auf das spätere, in seiner Zusammenstellung äußerst gelungene Souper aufmerksam zu machen, und daß die Herren ihm gestatten möchten, ein paar gute Plätze für sie zu reserviren.

Unterdessen hatten sich die Gäste stromartig in die Festhallen ergossen und dieselben trotz ihrer riesigen Ausdehnung so vollkommen überfüllt, daß die Hitze in wahrhaft beunruhigender Weise stieg und es nur mit der größten Langsamkeit möglich war, von einem Saal in den andern zu gelangen; vom Auffinden eines Bekannten war durchaus keine Rede mehr und eine angenehme Begegnung dieser Art nur vom Zufall abhängig.

Der Palmengarten, als beziehungsweise wenig erhellter Raum, machte davon eine Ausnahme,

doch sowie unsere Freunde den großen Empfangssalon betraten, wo der Khedive nicht weit von der Eingangsthüre seine allerhöchsten und höchsten Gäste empfing, erschien das Gedränge jetzt schon so fürchterlich, daß Kapitän Bernini achselzuckend vorschlug, lieber wieder umzukehren, als den Versuch zu machen, da hindurchzusteigen.

Höchst angenehmerweise für sie war ihnen Herr Bretonne durch den Palmengarten gefolgt und ihr Zaudern verstehend, ersuchte er sie, ihm nach einem Platze zu folgen, von wo sie, selbst kaum sichtbar, das ganze merkwürdige und reiche Getreibe übersehen könnten, um sich dann später nach Belieben in diesen oder jenen Theil der schimmernden Flut zu stürzen. Dann führte er sie durch einen stillen Nebengang ein paar Treppen aufwärts, schob die Vorhänge auseinander und als sie zwischen die dort befindlichen Gebüsche traten, befanden sie sich auf der Höhe der Treppe, deren wir vorhin beim Eintritt in das Vestibül erwähnten und von wo sie einen prachtvollen Ueberblick hatten.

Es war ein beständiges Wandern, ja Strömen vom Empfangssaale durch diese riesige Vorhalle nach den gegenüberliegenden Gemächern, bei welchen

die Tauſende und Tauſende von Gäſten bei ihnen vorbeidefilirten. Welch' ein Gewühl! Welche Sammlung von Toiletten, Uniformen, Trachten und Koſtümen! Ein Schauſpiel, wie es wohl nicht mehr ſo leicht geboten wird. Die Vertreter faſt aller Nationen der Welt auf einem beziehungsweiſe kleinen Raum vereinigt. Da war die ſchimmernde Uniform der engliſchen Marine, das ſtramme Galakleid der Preußen, der bunte, geſchmackloſe Frack der Holländer, das ſchmucke Paradekleid der Italiener und Franzoſen, die Pickelhaube des Nordbundes, der Zweimaſter der Schweden, der Feß der Türken, der Kalpak der Magyaren, der Zuckerhut des Perſers, der ſchmalumwickelte Turban des Arabers, die goldumflochtene, topfähnliche Bedeckung des Kopten, der Kaftan des Muſelmannes, der Burnus mit der golddurchwirkten Koffieh des Beduinen. Und wie ſtolz und ſelbſtbewußt dieſe großen Scheiks und Stammälteſten der Wüſte in rothen Pantoffeln und ihren weiten, bauſchigen Gewändern durch die Säle ſchlurften und ſchlenderten, dabei nach allen Seiten grüßend, indem ſie mit den Händen Bruſt, Mund und Stirne berührten, auch den ihnen begegnenden allerhöchſten Gäſten auf keine andere Weiſe ihre Verehrung bezeigend, war eben

ſo ergötzlich anzuſehen, als wenn ſie ſich reihenweiſe auf die goldgeſtickten Divans lagerten, dabei ohne Zwang und ſo laut als möglich die lebhafteſte Unterhaltung in den ſchnarrendſten Kehllauten führten.

Schwarze Fräcke und dunkle Anzüge, die ebenfalls zahlreich vertreten waren, bildeten in dem großartigen, bunten Glanze wohlthuende Schattenlinien, wobei es indeſſen nicht unerwähnt bleiben darf, daß rückſichtsloſe Engländer in Staubröcken und Schleierhüten dazwiſchen wie ſchmutzige Flecken erſchienen, Menſchen, die kaum den Hut rückten vor dem Vizekönige, der ſeine Gäſte am Eingange des großen Empfangsſaales auf die liebenswürdigſte Art empfing. Schon in Port Said bei dem großen Dankgebete hatte man Gelegenheit, ähnliche Unverſchämtheiten zu ſehen, wo ſich Einzelne dieſer edlen Briten mit ihren ſchmutzigen Röcken und unſauberen Stiefeln rückſichtslos zwiſchen die Eingeladenen drängten, welche, um die Feier zu ehren, in Frack und Uniform erſchienen waren. Und das duldet man von einem Volke, welches zu Hauſe in der kleinlichſten Art auf oft ganz lächerliche Formen hält, das verbietet, im eigenen Zimmer des Gaſthofes zu

rauchen, wenn nebenan eine Lady wohnt, die ſich einbildet, den Rauch einer Cigarre durch die Thür zu ſpüren, welches verlangt, daß man ſeinen Platz in der Oper, für den man eine Guinee bezahlt, im ſchwarzen Frack und der weißen Halsbinde betrete.

„Wenn ich der Khedive wäre," ſagte Kapitän Vernini, auf einige ſolcher Toiletten deutend, „ſo würde ich dieſe inſolenten Schlingel durch den Geringſten meiner Kawaſſen hinauswerfen laſſen; man ſollte ſich dergleichen Flegeleien nirgendwo gefallen laſſen und mit rückſichtsloſer Grobheit dagegen auftreten."

„Befremden erregen ſie hier allerdings auch," meinte Herr Stollberg, „aber ſie machen ſich nichts daraus und drängen ſich dort wieder auf die frechſte Art in die Nähe des Kaiſers von Oeſterreich."

„Eigenthümlich, daß der hohe Herr im Civilanzug erſcheint."

„Mir intereſſant, weil ich ihn nie ſo geſehen."

„Wie freundlich und leutſelig er lächelt, ja jetzt ſtehen bleibt, um mit einigen Worten die tiefe Verbeugung Nubar Paſcha's zu erwiedern! — ein liebenswürdiger Herr, der die Herzen zu gewinnen verſteht; ich hatte das zu erfahren früher ſelbſt

ſternbeſäeter Abendhimmel an das Haus, wo meine Lieben wohnten, und als ich unerwartet in die hellerleuchtete Stube trat, hatte ich das unbeſchreibliche Vergnügen, Alle, Alle wohl, heiter und geſund wiederzuſehen, ſich freuend auf die baldige Rückkehr nach der Heimat.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gelegenheit — es war in Venedig," ſetzte der Kapitän mit einem leichten Seufzer hinzu.

„Und doch macht mein Kronprinz in ſeiner ſtrammen Haltung und glänzenden Uniform ſichtbar einen großen Eindruck auf dieſe halbwilden Fürſten der Wüſte; ſehen Sie, wie ſie ihn umdrängen, ja ihm hier und da Etwas zuzurufen ſcheinen."

„Was er mit lachender Miene und einer Handbewegung erwiedert, die ihnen gerade ſo viel zu gelten ſcheint, als hätte er ihnen im ſchönſten Arabiſch eine der witzigen Bemerkungen, worin er ſtark ſein ſoll, zurückgegeben, denn ſie murmeln ihm entzückt und ehrfurchtsvoll nach, wobei ſie, ſich tief neigend, ihren orientaliſchen Gruß zum Oeftern wiederholen."

„Wie wenig Damen anweſend ſind!" ſagte Herr Stollberg nach einer kleinen Pauſe.

„Begreiflich — Orientalinnen gar keine und ſelbſt die Frauen der Konſuln und reichen Kaufleute aus Alexandrien und Kairo ſind nicht zahlreich genug erſchienen, um beſonders bemerkt zu werden."

„Schade, ein reicher Frauenflor müßte dem Feſte großen Reiz verleihen."

„Mich würden die Aermſten hier in dieſem Gewühle dauern, denn ſelbſt am Arm eines Be-

gleiters iſt es ihnen kaum möglich, in unverletzter Toilette das Gedränge zu überwinden; klugerweiſe gehen Viele dort unten bei dem Divan vor Anker.“

„Vielleicht in gleicher Abſicht wie wir, um alles Das Revue paſſiren zu laſſen, vielleicht aber auch als Ruhepunkt, um ſich für die erhöhten Strapazen des Tanzſaales zu ſtärken, denn der rauſchenden Muſik nach wird dort ſchon im Schweiße des Angeſichts gearbeitet.“

„Kaum, denn man wird mit dem Beginn einer Polonaiſe, das Einzige, was bei dieſer Menſchenmaſſe allenfalls zu leiſten iſt, auf die Kaiſerin Eugenie warten, und wenn mich nicht Alles trügt, bedeutet das jetzt ſo auffallende Gedränge an der Eingangsthüre, ſowie das Herantreten des Vizekönigs die Ankunft Ihrer Majeſtät.“

„Richtig, es kann nicht anders ſein. Sehen Sie, wie die vornehmen Orientalen ihre Bärte emporrecken, und hören Sie, wie ſie zu kauderwälſchen anfangen, was gerade ſo klingt, als ſei eine Schaar Gänſe in Aufruhr gerathen. Auch eilen die egyptiſchen Großen auf's Eiligſte herbei — richtig — da haben Sie Ihre allergraziöſeſte Majeſtät — welche Toilette und wie die Kaiſerin,

obgleich doch schon eine Frau bei Jahren, reizend darin aussieht!“

Herr Stollberg schaute mit der größten Aufmerksamkeit nach dem Eingange der Empfangshalle, den die Kaiserin, eine auch in großer Toilette immer noch anmuthige Erscheinung, jetzt am Arme des Khedive betrat. Sie trug ein hellrothes Kleid mit weißer Spitzenguipure, am Halse und an der Brust Collier und Rivière von unschätzbaren Solitären, auf der Stirne ein Brillantendiadem, das aschblonde Haar mit Diamanten durchflochten, gleichsam wie mit strahlenden Sternen übersät. Die Verzierung ihrer Robe bestand aus Bienen in Brillanten und war von ganz außerordentlicher Wirkung.

Daß die bewunderungsvolle Theilnahme der Ballgäste, die freiwillig Spalier bildeten, auch auf einen Theil des kaiserlichen Gefolges überging, war leicht begreiflich, da dasselbe aus fast durchgängig schönen Frauen in den elegantesten Toiletten bestand, die theils zur Begleitung gehörten, theils sich den Damen des Hofes angeschlossen hatten, um bei dieser günstigen Gelegenheit auf bequeme und angenehme Art den Festsaal betreten zu können. Herren in französischer Civil- und Marineuniform

folgten, hinter welchen die Schaar der Gäste wieder dicht zuſammenflutete, um nach dem Ballſaale vorzudringen, wo Ihre Majeſtät von einer rauſchenden Polonaiſe empfangen wurde.

„Sahen Sie auch wohl unſere liebenswürdige Geſellſchaft von der ‚Sphinx‘?“ fragte der Kapitän, als Alles vorübergezogen war, doch mußte er dieſe Frage in der Form: „Haben Sie unſere ſchönen Begleiterinnen nicht erkannt?“ wiederholen, ehe ihm der Andere, wie aus einem Traum auffahrend, zur Antwort gab: „Ja, ja, ich habe ſie geſehen und bin ganz erſtaunt darüber.“

„Worüber denn? Daß ſie im Gefolge der Kaiſerin waren?“

„Nein, nein.“

„Oder daß die Marquiſe von Clairville, eine geborene Ruſſin, wie ich erfahren, ein Nationalkoſtüm trug, das ihre wunderbare Schönheit allerdings wahrhaft verwirrend erſcheinen läßt!“

„Ja, ja,“ gab der Andere, noch immer im Tone der Betäubung, zur Antwort, „das iſt allerdings ſeltſam.“

„Pah! Seltſam, hier auf dieſem Balle, wo ſo viele andere Nationalkoſtüme ſind! Es iſt das nebenbei eine Artigkeit für Seine Hoheit den

Vizekönig und ich bin überzeugt, er nimmt das hoch auf."

„Gewiß, gewiß, habe auch ich doch nie etwas Schöneres gesehen."

„Ah, unsere armenische Fürstin war auch nicht übel."

„Wo war sie denn — auch im Gefolge der Kaiserin?"

„Na, und mit einem Glanze von Brillanten und Stickereien an ihrem prachtvollen Nationalkostüm, daß — daß es eigentlich seltsam scheint," fuhr er mit einem lächelnden Blick auf seinen Begleiter fort, „sie übersehen zu können, ja unmöglich, wenn man nicht in der Lage ist, seine Gedanken nur auf einen einzigen Gegenstand zu konzentriren; doch finde ich auch das begreiflich und da wir hier oben Alles zur Genüge gesehen haben, so schlage ich Ihnen vor, von unserer Höhe herabzusteigen, um uns das Schöne da unten etwas in der Nähe anzusehen."

„Bester Kapitän," gab Herr Stollberg nach einer Pause, während welcher er gedankenvoll auf das bunte Treiben der Menge geblickt, zur Antwort, „ich fühle es wohl, daß ich Ihnen in diesem Augenblicke sonderbar erscheine, will auch Ihr Recht

dazu nicht bestreiten, ja noch verstärken, indem ich Ihnen sage, daß ich mich ganz diesem Gewühl entziehen möchte, um draußen ein wenig mit dem vollen Monde zu kokettiren, der so lebhaft, zuweilen auch etwas schmerzlich, von der Vergangenheit zu erzählen versteht."

„Und diese glanzvolle Gegenwart vermag Sie nicht zu fesseln?"

„Nicht genügend, um dieß unangenehme Gedränge, diese Hitze zu ertragen, und —" setzte er unhörbar für den Andern hinzu, „vielleicht durch eine wiederholte fruchtlose Begegnung auf's Neue zu der Qual noch schmerzlicheren Vergessens verurtheilt zu werden."

„Gut denn," sagte der Kapitän lachend, „nach meinem Wahlspruch: ‚Persönliche Freiheit vor Allem,' gönne ich Ihnen Ihre Erfrischungspromenade in freier Luft und Mondschein, aber unter der Bedingung, daß Sie sich, wie wir dem braven Bretonne versprochen, pünktlich zum Souper einfinden."

„Haben wir das wirklich versprochen?"

„Gewiß, mit dem Gegenversprechen reservirter Plätze."

„Gut, ich komme."

„Der Weg, den wir gekommen," meinte der Kapitän, während Beide hinter den Vorhang zurücktraten, „wird nicht so schwer zu finden sein, hier ist schon die Treppe, und wenn ich den Dienern da unten folge, die mit ihren Erfrischungen links hinüber eilen, so finde ich dort wahrscheinlich den Eingang in den Tanzsaal, während jener andere, ruhigere Gang rechts nach dem Palmengarten führt — also auf Wiedersehen um zwölf Uhr!"

„Auf Wiedersehen — um Mitternacht!"

„Um Mitternacht," summte der Kapitän aus dem betreffenden Chor der „Hugenotten", während er davoneilte.

Gleich darauf empfing unsern Reisenden wieder die im Gegensatze zu der qualmenden Hitze der Säle so anmuthig frische, kühlere Luft des Palmengartens mit seinem auf all' dem Glanz so wohlthuenden, gedämpften Lichte, und wie angenehm war die Stille hier in dem dämmerigen Raume! Fast Alles hatte sich drüben in den Sälen zusammengedrängt und nur wenige Gruppen und vereinzelte Spaziergänger erfreuten sich an der köstlichen Oase hier, wo das Plätschern des Springbrunnens zugleich mit der gedämpft herüberklingenden Musik von so beruhigender Wirkung war, daß Herr

Stollberg zu sich selbst sagte: „Hier ist es wahrlich besser sein, als draußen noch einmal den unerträglichen, wilden Lärm dieses orientalischen Volksfestes anzuhören oder sich vom Monde traurige Geschichten erzählen zu lassen.“ Damit suchte er einen im Gebüsche versteckten Divan, ließ sich darauf nieder und da er am heutigen Abende zu Träumereien ganz außerordentlich geneigt war, so befand er sich im nächsten Augenblicke mitten in einem Meere wogender Gedanken.

Ja, er hatte sie wiedergesehen, in all' ihrer Schönheit, in all' ihrem Glanze, dieses Räthsel, diese Sphinx, dieß Chamäleon. Sie war ihm in der für ihn gefährlichsten Gestalt erschienen, in der Gestalt jener unvergeßlichen, liebenswürdigen Alexejewna und hatte damit alle Schranken niedergestürmt, die seine Vernunft mühsam um sein Herz aufgeführt — ach — und hatte wohl nicht einmal daran gedacht, ihn auf's Neue zu beunruhigen — unheilbar zu verwunden — was war er ihr, daß sie ihm zu Liebe oder Leid in jenem Kostüm erschienen wäre, von dem sie wohl wußte, daß es ihn schon einmal fast wahnsinnig vor Liebe gemacht — ja, wenn sie daran gedacht hätte, so hätte sie auch an ihn gedacht — eine Phantasie — eine

Eitelkeit — die er im nächsten Augenblicke selbst belachen mußte, um dann, den Kopf in seine Hand stützend, mit raffinirter Selbstquälerei ihr liebes Bild vor sich hinzuzwingen, wie er es damals in Paris im Cirque de l'Impératrice gesehen, in dem malerischen russischen Kostüm, ohne Uebertreibung von Gold und Silber; mit dem Pavoinik in Kazawaika und Sarafana von einer Feinheit, Eleganz und Gediegenheit, so ungenirt und leicht, daß man wohl sah, es sei dieß die Kleidung, an die sie gewöhnt war — eine Tracht, die förmlich verwirrend ihre herrliche Gestalt zeigte — die schlanke Taille, die vollen, runden Schultern, die prachtvolle Büste.

Dachte er das Alles nur so lebhaft, oder zeigte ihm ein freundlicher Traum in wohlthätigem Schlummer so deutlich das Bild der schönen Frau, das Leuchten ihres Auges, ja, ließ ihn das Rauschen ihres Gewandes vernehmen, daß er fast erschrocken aufblickte, ja rasch emporgesprungen wäre, wenn ihn nicht wie ein elektrischer Strom der Druck ihrer Hand durchzuckt hätte, die sie — sie selbst — Alexejewna — auf seine Schulter legte, und wenn ihm dabei nicht ihre liebe Stimme in klangvollen Worten befohlen hätte, ruhig sitzen zu bleiben.

Ja, ſie war es ſelbſt — langſam, unhörbar herangekommen — eines dieſer drei räthſelhaften Weſen — die Marquiſe von Clairville — die Gräfin Patatzky — oder Alexejewna — gewiß die Letztere, wie er von dem milden, freundlichen Klang ihrer Stimme mit Entzücken zu glauben berechtigt war.

„— Und wenn Sie mir ein Plätzchen hier erlauben," ſagte ſie hierauf, „ſo genieße auch ich für einige Augenblicke die herrliche Luft in dieſer wundervollen Stille und Abgeſchiedenheit," worauf ſie ſich neben ihm niederließ, allerdings an der andern Seite des Divans, doch machte es ihn ſchon glücklich, die Laſt ihres ſüßen Körpers auf den weichen Kiſſen mitzuempfinden.

„Ah, wie wonnig, hier endlich einmal einen erfriſchenden Athemzug thun zu können!" rief ſie nach einer Pauſe aus, während welcher ſie langſam in die Kiſſen ſich zurückgelehnt, „da drüben in dem Gedränge iſt es fürchterlich — haben Sie ſchon einen Gang durch die Säle gemacht?"

„Ja und Nein — gnädige Frau, ich betrachtete mir vor Anfang des Feſtes die glänzenden Räume und begnügte mich ſpäter mit einem Blick auf den verwirrenden Glanz dieſes Völkerfeſtes."

Inhalt.

	Seite
Zwölftes Kapitel. Madrid	3
Dreizehntes Kapitel. Escorial	60
Vierzehntes Kapitel. Aranjuez	94
Fünfzehntes Kapitel. Toledo	125
Sechszehntes Kapitel. Ein Ritt nach Andaluſien	162
Siebenzehntes Kapitel. Jaen	230
Achtzehntes Kapitel. Granada	251
Neunzehntes Kapitel. Nach Cordova	317
Zwanzigſtes Kapitel. Sevilla	379
Einundzwanzigſtes Kapitel. Nach Gibraltar	410
Zweiundzwanzigſtes Kapitel. Ein Stückchen Afrika	451

„Das haben Sie sehr klug gemacht und wo war Ihnen dieser Ueberblick vergönnt?“

„Auf dem Ruhepunkt der allerdings nur dekorativen Treppe des Empfangssaales.“

„Mir scheint, Sie haben überall gute Freunde, die Ihnen den richtigen Weg zeigen.“

„Ja, gnädige Frau — das heißt einen Weg, um wie hier all' das Schöne nur von ferne sehen zu können und mich dann in die stille Einsamkeit zurückzuziehen, wohin ich auch von Rechtswegen gehöre.“

Es klang wie ein kurzer Ton des Lachens, ehe sie zur Antwort gab.

„Jedenfalls sind Sie um die einsame Zurückgezogenheit hier zu beneiden und ich schätze mich glücklich, dieselbe gleichfalls zufällig aufgefunden zu haben, wahrhaftig, ich vermochte es drüben nicht länger auszuhalten.“

„Aber im Gefolge, oder vielmehr in der Gesellschaft einer Kaiserin ist das doch Alles leicht zu ertragen.“

„Sie haben also von Ihrem erhöhten Standpunkte auf mich herabgesehen?“

„Ich war so glücklich.“

„Und mich sogleich erkannt?“

„Das wage ich nicht zu behaupten, gnädige

Frau, denn wenn ich wahr ſein ſoll, ſo kenne ich Sie auch in dieſem Augenblicke noch nicht, obgleich ich das wahrſcheinlich ſehr kurze, aber für mich unſchätzbare Glück habe, in Ihrer Nähe ſein zu dürfen."

Wieder erklang derſelbe Ton des Lachens, dann fühlte er, wie ſie raſch eine Bewegung machte, ſah ſie den ſchönen Arm auf die Lehne des Divans ſtützen und empfand ihr Näherkommen durch den zarten Veilchenduft, der ihn ſchon früher einmal berauſcht, worauf ſie heiter ſagte: „Ehe wir ſo in unſerem Wortgeplänkel fortfahren, bitte ich mir zu ſagen, warum nennen Sie mich eigentlich gnädige Frau?"

„Wie ſollte ich die Frau Marquiſe von Clairville anders nennen?"

„Auch den Namen haben Sie mir auf der ‚Sphinx' ſchon einmal gegeben, ohne mir bei Ihrem raſchen Rückzuge die Zeit zu laſſen, nach der Bedeutung zu fragen — oder geſchieht es abſichtlich, daß Sie ſich meines eigentlichen Namens nicht erinnern wollen?"

„Und welches Ihrer vielen Namen, ſchöne, räthſelhafte Dame?"

„Nun, deſſen der Gräfin Mathilde Patatzky, oder deſſen der Nichte des armen Sergey — Alexejewna."

„Ah, wenn Sie den letztern nennen," rief er in lebhaftem, innigem Tone, „so bin ich, für alle lieben Erinnerungen empfänglich, nicht mehr im Stande, ein Wortgeplänkel, wie Sie es nannten, fortzuführen, sondern trotz Allem, was mir widerfahren, geneigt, mich auf Gnade und Ungnade der guten, liebenswürdigen Alexejewna zu übergeben."

„Halt," erwiederte sie ein wenig zurückweichend, „ehe wir so weit sind, das heißt, ehe ich bei Alexejewna ein vermittelndes Wort für Sie einlege, bitte ich kurz und ohne Verzierung meine Frage zu beantworten: weßhalb geben Sie mir den Namen der Marquise von Clairville-Beaumont?"

„Nun, Sie führen doch den Namen Ihres Herrn Gemahls?" sagte er, sie verwundert anblickend.

„Wenn ich verheirathet wäre, würde ich allerdings den Namen meines Mannes führen."

„So sind Sie nicht verheirathet?"

„— — Fast hätte ich gesagt: ‚So wenig als Sie,'" lachte Gräfin Mathilde, „und mich dadurch einer großen Uebereilung schuldig gemacht, denn ich weiß von Ihnen nur, verehrter Herr, daß Sie es lieben, die Bekanntschaft von Damen zu machen, die in einem Eisenbahncoupé allein reisen, allerdings nicht," fuhr sie unter einer leichten Verbeu-

gung fort, „ohne dieſen Damen ritterliche Dienſte zu leiſten, — dann daß Sie es vortrefflich verſtehen, die Feſſeln einer Brautſchaft zu löſen, um hierauf mit der Erkorenen und Verſtoßenen und Wiedergefundenen eine orientaliſche Reiſe zu machen, auch daß Sie ſich aus einem harmloſen Paſſagier der ‚Minerva‘ mit einem Male in einen Offizier des Vizekönigs verwandeln, der ſich Murad Bey nennt und von dem man ganz leiſe flüſtert, daß er ſich für eine allerdings wunderſchöne armeniſche Fürſtin intereſſire — — nehmen wir alles Das zuſammen, ſo werden Sie mir zugeben, daß Ihre Vergangenheit und Gegenwart, die mir zweifelhaft erſcheinen muß, ſchon etwas Abenteuerlicheres an ſich hat, als die der Gräfin Mathilde Patatzky oder der armen Alexejewna, welche Beide nicht unterließen, den Schleier ihrer Handlungsweiſe ſo weit als möglich zu lüften. Und was ferner die Marquiſe von Clairville anbelangt —“

„O, ſo könnte ich vor Freude, daß dieſelbe nicht exiſtirt, aufſchreien!“

„Schreien Sie lieber nicht, denn die Marquiſe iſt trotz alledem gegenwärtig.“

„O, Gräfin Mathilde!“

„Wenn auch nicht in meiner Perſon hier bei

Ihnen, ſo doch drüben im Gefolge der Kaiſerin — eine ihrer Damen, woher wohl die Verwechslung mit mir kommt.“

Er ſenkte, von innerer, gewaltiger Bewegung getrieben, den Kopf in beide Hände und konnte es deßhalb nicht ſehen, wie ſie ſich gegen ihn neigte und gerade im Begriffe war, eine Hand auf ſeinen Arm zu legen, als er aufſchauend haſtig fragte: „Und Sie, Gräfin, oder vielmehr Sie, Alexejewna, in welcher Verbindung ſtehen Sie mit jenem Manne, den ich auf der ‚Minerva‘ in Ihrer Geſellſchaft ſah, dem ich des Unheils genug verdanke und den ich, da ich ſeinen Namen nicht weiß, nur den Groß-karrirten nennen kann?“

„In welcher Verbindung? — In gar keiner, als jener verwandtſchaftlichen, wie ich Ihnen damals in Paris ſagte. Die Zeiten haben ſich geändert und da er meiner Hülfe nicht mehr bedarf, ich es auch ſtets abgelehnt, unſer Verhältniß ein vertrauliches werden zu laſſen, ſo gehen wir ziemlich gleichgültig aneinander vorüber — unſere Begegnung auf der ‚Minerva‘ war eine ganz zufällige. Ich kam von Warſchau, wo ich meine Angelegenheiten endgültig zum Nimmerwiederkehren geordnet, und folgte hieher einer gnädigen Einladung der

Kaiserin Eugenie, die sich seit jenem Vorfalle bei der Weltausstellung auf's Lebhafteste für mich interessirt; doch machte ich diese Reise nicht ohne Nebenabsichten. Ich glaube, Ihnen schon früher gesagt zu haben, daß ich so frei und unabhängig als möglich bin, und reich genug, um mich jeder Reiselust ohne Bedenken hinzugeben."

„Auch darin nach Verdienst glücklich, Gräfin Mathilde."

„Habe ich Ihnen gesagt, daß ich auch sonst glücklich bin?"

„Aber ich vermuthe es bei Ihrer Stellung im Leben."

Ein leichtes Achselzucken war Alles, was sie auf diese Bemerkung erwiederte, ehe sie fortfuhr: „Vergangenen Winter in Rom lernte ich dort eine vortreffliche und liebenswürdige Dame kennen, eine Schriftstellerin von bekanntem Namen: Elpis Melena, mit ihrem eigentlichen Namen Frau von Schwarz, in deren Hause und in Gesellschaft lieber und geistreicher Männer, wie Liszt, Gregorovius und Andere, ich unvergeßliche Stunden verlebte. Frau von Schwarz war im Begriffe, nach Kreta zu reisen, wo sie seit Jahren ausgedehnte Güter besaß, um deren etwas vernachlässigte Bewirthschaftung jetzt

ſelbſt in die Hand zu nehmen; dorthin lud ſie mich auf's Freundlichſte ein, und da ſie mir eine wundervolle Schilderung ihrer Inſel machte, ſo bin ich im Begriffe, ihrer Einladung Folge zu leiſten."

„Und nach Kreta zu gehen? ah, gnädigſte Gräfin Mathilde!"

„Warum ſagen Sie das in ſo verwunderungsvollem Tone? Kennen Sie Kreta, dieſe prächtige Inſel, mit ihren reizenden Thälern und gewaltigen Höhen, wo ſich Berge auf Berge thürmend und hoch über dem Wolkenzug ihre ſchneebedeckten Rieſenhäupter in die blaue Luft erheben, mit einem Klima wie ein ewiger Frühlingstag, mit ihren warmen Niederungen, wo Südfrüchte gedeihen, Trauben, Oliven, ja Orangen und Citronen, und wo die Luft wieder auf's Angenehmſte gekühlt wird durch friſches Bergwaſſer, das jahraus, jahrein von den Gipfeln der mit Schnee bedeckten Berge rinnt?"

„A—a—a—ah! Nach Ihrer begeiſterten Schilderung glaube ich, daß es Ihnen mit dem Beſuche Ernſt iſt!"

„Gewiß — und warum zweifeln Sie daran? — und nicht nur mit einem kurzen Beſuche iſt es mir Ernſt, ſondern wenn ich Alles ſo finde wie es mir Frau von Schwarz geſchildert — wer weiß,

ob ich mir zwiſchen jenen Bergen nicht auch ein dauerndes Aſyl ſuche.“

„Unmöglich, bei Ihrer Stellung in der Welt! Sie, die gefeierte Dame aus jenen vornehmen Kreiſen, die man die Geſellſchaft zu nennen beliebt, Sie, die Sie nur mit den höchſten Ständen verkehrten, die zwei Kaiſer auf's Liebenswürdigſte begrüßten, ja Sie, die Freundin einer Kaiſerin, Sie wollten jener glanzvollen Welt entſagen und ſich beziehungsweiſe in die Einſamkeit zurückziehen?“

„Und ginge ich damit in ein Kloſter, aus dem keine Rückkehr mehr möglich wäre? — ſelbſt wenn es mich drängte, alte bekannte Geſichter wiederzuſehen — was bedeutet jene Entfernung, wenn ich Trieſt von Kandia in weniger als drei Tagen erreichen kann? O, wie ich mich darauf freue, einmal mir ſelbſt und einer lieben Freundin leben zu können!“

„Ja, zur Abwechslung, mit dem Gedanken an einſtige Rückkehr.“

„Auch das, ich leugne es nicht, um ſpäter mit Intereſſe alle jene Stätten wieder beſuchen zu können, wo ich glücklich oder unglücklich geweſen.“

„Waren Sie je unglücklich?“

„O ja!“ gab ſie unter einem Seufzer zur Ant-

wort, um gleich darauf heiter fortzufahren: „Doch liegt das Alles hinter mir, ich habe es abgeschüttelt wie das ganze alte Europa mit seinen verdorbenen Verhältnissen, die in gesellschaftlicher und staatlicher Hinsicht so morsch geworden sind, daß nächstens dort heute noch Gewaltiges zusammenstürzen wird. — Sie belächeln meine Prophezeiung, können mir aber glauben, daß wir Frauen in gewissen Verhältnissen Manches richtig ahnen, Manches prophetisch fühlen, was kein Verstand des Verständigen sieht."

„Und dem wollen Sie aus dem Wege gehen?"

„Halten Sie mich nicht für muthig genug, auch Unglück zu ertragen, ein einfaches Leben zu führen, ja gegen Elend und Noth anzukämpfen?"

„O doch, Gräfin Mathilde!"

„Nicht die Furcht vor Etwas, das kommen kann, hat mich veranlaßt, Europa zu verlassen, sondern der Ueberdruß an jenen unwahren, trügerisch geschminkten Verhältnissen, an einem Leben ohne andere Abwechslung, als ein Kostüm von Seide mit einem von Sammet zu vertauschen, aus einem Salon in den andern zu gehen und ein gewöhnliches tägliches Gesprächsthema in hundert Variationen zu wiederholen. Nein — ich sehne mich nach

einer freien, frischen, gewaltigen Natur, ich freue mich wie ein Kind darauf, auf einem wilden Pferde querfeldein zu reiten, ja, auch den Spaten in die Hand zu nehmen, allerdings um neben meinem Kohl auch Blumen zu pflanzen."

„Ich bewundere und beneide Sie, und daß Sie sich gerade Kreta dazu ausgesucht haben, ist allerdings ein vortrefflicher Gedanke, ein Eiland, das schon zu Homer's Zeiten die Insel der Seligen genannt wurde, wo auf dem Ida Idaion heute noch der homerische Zeus über den Wolken thront und die Geschicke der sterblichen Menschen entscheidet."

„Ah, so sind auch Sie bekannt mit den Erinnerungen an jene längstvergangene herrliche Zeit, die aber dem Fühlenden wieder lebendig ersteht, wenn er aufschaut zu des Ida's Höhen, oder durch den heiligen Olivenwald wandelt," sagte sie mit freudig auftönender Stimme, worauf er in etwas ernstem Tone zur Antwort gab: „Erlauben Sie, Gräfin Mathilde, um nur das zu lernen, brauchte ich nicht, wie ich gethan, Studien zu machen, und mein Examen zur Universität zu bestehen, um dann durch Verhältnisse gezwungen zu werden, mich dem Handelsstande zuzuwenden und dem Handelsstande in

einem sehr dunklen Zweige; ich glaube, ich hatte früher schon die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich für Kohlen- und Eisenbergwerke thätig war; dieß eigenthümliche Leben unter der Erde interessirte mich, und nachdem ich den Bergbau studirt und praktisch betrieben, wurde es mir leichter, die Erzeugnisse desselben auf der Oberfläche derselben zu verwerthen."

„Fahren Sie fort — ich bitte Sie — fahren sie fort —" sprach die Gräfin Patatzky, indem sie lächelnd vor sich niederblickte.

„Und worin soll ich fortfahren?"

„Nun, in der Erzählung Ihrer Vergangenheit. Sie haben damit so hübsch und natürlich angefangen."

„Was ist da noch viel zu sagen — als daß ich nach unserer pariser Begegnung sehr unglücklich war, Sie nicht wiedersehen zu dürfen, aber als ich in Folge eben dieser Begegnung so glücklich war, ein Verhältniß zu lösen, das mich auf mir selbst unbegreifliche Art umsponnen, lösten sich auch meine früheren geschäftlichen Verbindungen, allerdings mir zum Heile, wie ich wohl sagen darf. Denn ich habe jetzt die beneidenswerthe Stellung, für das größte europäische industrielle Unternehmen wirken zu können."

„Ach ja, ich erfuhr mit Vergnügen, welch' ausgezeichnete Stellung Sie damit einnehmen — auch waren Sie Militär."

„Wie faſt Jeder in meinem Vaterlande, hatte aber dabei das beſondere Glück, einen Feldzug mitmachen zu dürfen, der mir ein Lieutenantspatent und eines dieſer kleinen Bändchen hier eintrug."

Die ſchöne Gräfin ließ ihre feinen Finger in einander verſchlungen im Schooße ruhen und war in ein tiefes Nachſinnen verſunken, das ihm, da es ſekundenlang, ja faſt eine Minute dauerte, um ſo eigenthümlicher erſchien, weil ihre Züge ernſt, faſt düſter geworden waren, ſie mehrmals einen tiefen, mühſamen Athemzug that und ſich ihre Lippen bewegten, ohne ein Wort laut werden zu laſſen, wobei aber das raſche, plötzliche Aufblitzen ihrer Augen, das ſich ein paarmal wiederholte, wie ein Anlauf erſchien, ihm Etwas ſagen zu wollen. Dann aber fuhr ſie haſtig mit der Hand über ihre Augen, um, eine kleine Uhr aus dem Gürtel ziehend, wie erſchreckt auszurufen: „Faſt Mitternacht. — — Wir haben recht lange geplaudert, Herr Stollberg."

„Aber, wie mir ſcheint, nur geplaudert, um die Zeit zu tödten," konnte er ſich nicht enthalten, ihr

in einem recht ſchmerzlichen Tone zur Antwort zu geben.

„Wer weiß — für heute allerdings — ſehen Sie, wie der Palmenwald anfängt lebendig zu werden, es iſt wahrhaftig die höchſte Zeit, mich wieder in die Begleitung Ihrer Majeſtät zu miſchen.“

„Und mich, wie ſchon ſo oft, in der dunklen Tiefe zurückzulaſſen.“

„Wie ſo?“ — rief ſie launig, indem ſie ſich raſch erhob — „gehören Sie nicht gerade ſo gut zu den Eingeladenen des Vizekönigs und werden wir uns nicht hoffentlich dort drüben im Speiſeſaale wiederſehen?“

„Aber aus gut gemeſſener Entfernung, ſchöne Gräfin, ich weiß, was ich Ihrer Stellung ſchuldig bin.“

„Leider,“ entgegnete ſie, und dieß „leider“ entzückte ihn, obgleich es ihn zu gleicher Zeit ſchmerzlich berührte, weßhalb er, ſich gleichfalls erhebend, ſagte: „Und wenn all' dieſer Glanz, all' dieſe Herrlichkeit wieder ausgelöſcht und verblaßt iſt, ſo muß ich es abermals dem Zufall überlaſſen, ob ich ſo — unglücklich werden ſoll — Sie wiederzuſehen.“

„Sie können recht unartig ſein.“

„Nach all' den mißlungenen Verſuchen, glück-

lich zu werden? — O, gestatten Sie mir nur noch eine einzige Frage! — mit wem hatte ich denn eigentlich heute Abend die Ehre zu plaudern — mit der Gräfin Patatzky oder mit der mir unvergeßlichen, theuren Alexejewna?"

Es war ein warmer, inniger Blick, mit dem sie ihn eine Sekunde lang anschaute, ehe sie mit einer raschen Bewegung die goldenen Knöpfchen ihres Aermels öffnete, diesen von dem herrlichen, weißen, runden Arm zurückstreifte und den schweren Goldreif sehen ließ, verziert mit einem Kranze von Brillanten, die einen Smaragd umschlossen.

„Ah, mein Eigenthum!" rief er, erregt ihre Hand fassend, „das ich wieder nehmen, umtauschen darf?"

„Für jetzt noch nicht, da ich es noch zur Erinnerung behalten will."

„Aber mit Liebe begrüßen! —"

Er fühlte einen leichten Druck ihrer Hand, als er sich rasch auf das Armband niederbeugte, es flüchtig mit den Lippen streifte, um hierauf einen langen, heißen Kuß auf ihren Arm zu drücken.

Dann war sie zwischen den Palmen verschwunden.

XVIII.

Als Herr Stollberg am andern Morgen nach einem kurzen und ziemlich ruhelosen Schlummer — das Ballfest des Khedive hatte bis gegen drei Uhr gedauert und er sich in einer zu glücklichen Stimmung befunden, um einen frühzeitigen Schlaf zu suchen — sein Zelt verließ, leuchtete der gleiche wolkenlose Himmel über Ismaelia, das von denselben glänzenden Sonnenstrahlen wie Tage und Wochen vorher und wie gewiß auch Wochen und Monate nachher mit einer Liebe überstrahlt wurde, die sich unveränderlich gleich blieb, während sich hier unten von gestern auf heute schon Manches geändert hatte.

Die festlichen Tage waren vorüber und überall bemerkte man schon die ungemüthlichen Zeichen des Aufbruchs — die Dampfer im Hafen hatten sämmtlich geheizt — die Straßen der Stadt und die Wege draußen zeigten neben umfangreichen

Gepäckhaufen davonziehende Lastträger und beladene Esel und Kameele. Drüben in den Lagern hatte man bereits einen großen Theil der Zelte abgebrochen, Fußgänger und Reiterschaaren ordneten sich, ja, fern am Horizont erblickte man schon die Schlangenlinie einer davonziehenden Karawane unter dem dumpfen Tone der Wüstentrommel.

Ein Theil der Eingeladenen wollte zu Schiffe weiter nach Suez, wo ähnliche, nur nicht so glänzende Feste wie hier stattfanden, während es der größere Theil vorzog, sich mit der Eisenbahn direkt nach Kairo zu begeben, wozu sich auch unser Reisender entschlossen hatte, da er mit Festlichkeiten übersättigt war, ihn auch seine Geschäfte nach der Hauptstadt riefen und da sie ihm gestern Nacht beim Abschied gesagt hatte: „Wenn ich Sie morgen vor unserer Abreise hier nicht mehr sehen sollte, so erwarte ich Sie in Kairo, wo ich einige Zeit zu bleiben gedenke und wo ich mir im Hotel du Nil Zimmer bestellt habe."

Es war das überhaupt gestern in mancherlei Beziehung ein für ihn interessanter und wichtiger Abend gewesen. Hatte doch sein Gönner von der „Sphinx" her, Dschebbl Pascha, während des Soupers an seiner Seite Platz genommen, sich gewiß

nicht absichtslos Verschiedenes aus der Vergangenheit seines Schützlings erzählen lassen und es dann später so einzurichten gewußt, daß Seine Hoheit der Vizekönig, der sich bei diesem gelungenen Feste in einer außerordentlich heitern Laune befand, sich des jungen Mannes zu erinnern beliebte und huldvollst über das Abenteuer lächelte, durch welches der Held desselben aus einem Vertreter des großen Hauses Krupp in Essen in einen egyptischen Marineoffizier verwandelt wurde. Daß ihm die Grundzüge des Abenteuers nicht ganz so mitgetheilt wurden, wie sie sich zugetragen, versteht sich von selbst, doch blieb die Ursache auch sehr gleichgültig, da die Wirkung für Herrn Stollberg eine so angenehme war, denn auf eine ehrerbietige, leise Anfrage Dschebbl Pascha's geruhte Seine Hoheit mit wohlwollendem Geschäftsernst bejahend zu antworten, worauf Jener, nachdem sich der Khedive freundlich grüßend entfernt, Herrn Stollberg freundlich auf die Schulter klopfte und ihm dabei sagte: „Wenn Ihnen wirklich ein längerer Aufenthalt bei uns wünschenswerth ist und Sie Ihre Verbindungen in Europa lösen können, so glaube ich, daß sich das auf eine ganz gute Art arrangiren ließe."

Noch vor Kurzem hätte er achselzuckend laut

aufgelacht, wenn ihm Jemand von einem längern Aufenthalt in Egypten gesprochen, ja, er hatte sich einen sogenannten Desperationskalender angelegt, mit dem größten Wohlbehagen Tag um Tag durchstrichen und sich bei allem Schönen, das er auf dieser Reise sah, doch wie ein Kind auf den Augenblick gefreut, wo er nach Europa zurückdampfen würde.

Und nun — hatten Abendland und Morgenland für ihn vollständig ihre Rollen gewechselt. Die Magnetnadel seines Herzens zeigte nicht mehr nach dem kalten, nebligen Norden, hier unter dem Glanz einer südlichen Sonne fühlte er sich mit einem Male heimisch und würde die gezwungene Rückkehr nach seiner wirklichen Heimat wie eine trostlose Verbannung, wie das Aufgeben aller Hoffnungen empfunden haben.

Es war noch früh am Morgen, als er unter Beihülfe des ihm zugetheilten Dieners sein Gepäck geordnet, der dasselbe alsdann auf einen Esel lud und sich damit nach dem Bahnhofe begab, wohin man schon von allen Seiten die Schaaren der Eingeladenen ziehen sah, um sich möglicherweise einen Platz zu erkämpfen, da weder von einer Billetabgabe, noch von Beamten, die den Reisenden ihre

Plätze angewieſen hätten, irgendwie die Rede war. Schon geſtern, als er Herrn und Madame Schnecke auf den Bahnhof begleitete und wo der Andrang in keinem Vergleiche zu dem heutigen ſtand, war dort die Verwirrung eine grenzenloſe geweſen.

Was ſein eigenes Fortkommen anbetraf, ſo machte er ſich, getragen von Glück und Hoffnung, darüber durchaus keine Sorgen, für ihn fand ſich ſchon irgendwo ein Plätzchen; wie die Fahrt ſtattfand, war ihm gleichgültig — er ſah nur das anmuthige Ziel vor ſich — den Palmengarten des Hotel du Nil, wo er ſie wiederfinden ſollte.

Unter dieſen Gedanken lenkte er ſeine Schritte nach der nicht ferne liegenden Holzhütte des Herrn Ramplacent, um von dem würdigen Photographen Abſchied zu nehmen.

In aller Eile mußte er noch einige höchſt gelungene Aufnahmen betrachten, die ihm Herr Raoul mit betrübter Miene zeigte, worauf er, als ſein Onkel ſich einen Augenblick abgewandt, mit den ſchwarzgebeizten Fingern durch ſein Haar fuhr und im Tone der Verzweiflung flüſterte: „Da muß ich hier in dieſem elenden Sandneſte ſitzen bleiben, während ſie heute Morgen ſchon nach Kairo abgefahren iſt! O, Herr Stollberg — und zwar in

Gesellschaft jenes miserablen Subjektes, das auch Sie damals in Alexandrien vor dem Theatergebäude gesehen — o, ich Unglücklicher!" —

Hier unterbrach die Zurückkunft des Herrn Namplacent seine Klagen, doch als Herr Stollberg Abschied genommen, begleitete er ihn noch eine Strecke Weges, wobei Raoul Veranlassung nahm, ihm ein Briefchen an sie, worin sich eine Photographie befand, zur Besorgung anzuvertrauen — Mademoiselle Clarisse Leflô, Hotel de l'Orient Kairo — —!

„— — Vergessen kann ich dieß süße Geschöpf nie, und wenn sie mir untreu werden sollte, so suche ich mir ein Grab bei den Pyramiden und lasse drei Jahrtausende auf das unglückliche Ende meiner Liebe herabschauen — leben Sie wohl!"

Möge es uns vergönnt sein, hier in Kurzem zu sagen, daß, obgleich Mademoiselle Clarisse Leflô wirklich im vollsten Umfange des Wortes treulos geworden war, indem sie, noch ehe Herr Stollberg den bewußten Brief abgeben konnte, sich mit jenem miserablen Subjekte nach Frankreich eingeschifft hatte, der junge Raoul doch nicht sein Lebensende bei den Pyramiden suchte und fand, vielmehr mit seinem Oheim nach einem monatelangen Aufenthalt

Erlebtes.

Kleinere Erzählungen

von

F. W. Hackländer.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1856.

in Egypten wohl und munter nach Dresden zurückkehrte, wo der geneigte Leser in der Schloßstraße Nr. 44 heute noch die schönsten Photographieen nach Originalaufnahmen im Atelier des Herrn Ramplacent kaufen kann.

Wir haben diese flüchtige Notiz jetzt schon gegeben, wie man, um den letzten Theil einer Reise zu beschleunigen, sein großes Gepäck als Eilgut nach Hause aufzugeben pflegt, um alsdann mit einem kleinen Reisetäschchen in der Hand, wie es Herr Stollberg eben that, dem Bahnhofe zuzuwandeln.

Die Gebäude desselben hier in Ismaelia, schon an und für sich sehr primitiver Natur, boten heute Morgen einen wahrhaft erschreckenden Anblick dar. In der Bahnhalle, in den Wartesälen, auf dem Perron, ja selbst auf den Schienen drängten sich Tausende von Reisenden zusammen, die in allen Sprachen der Erde schrieen, fluchten, riefen und fragten, von denen Jeder seine Nachtsäcke und Plaidrollen mit sich schleppte, während ihr schweres Gepäck, von Eseln oder keuchenden Fellahs getragen, irgendwo auf einem noch unbesetzten Fleckchen Boden abgesetzt wurde. Auf den Schienen standen neunzig bis hundert Waggons aller Klassen, — Passagier-

und Gepäckwagen, — Alles schon dicht mit Menschen besetzt, obgleich weder eine Lokomotive vorgespannt ist, noch Jemand genau weiß, ob dieser Zug nach Kairo oder nach Suez geht — gleichviel, man will nur Ismaelia verlassen, wo der große Speisesaal pour messieurs les invités geschlossen, wo hinter den Eingeladenen sogleich die Zelte abgebrochen worden, um sie vielleicht wieder an den Ufern des rothen Meeres aufzuschlagen. — Dabei vermehrte sich das Gepäck hier draußen von Minute zu Minute in wahrhaft erschreckender Weise. Schon längst waren alle Beamten verschwunden, denn nachdem der Stationschef und die Kondukteure die ersten anstürmenden Tausende untergebracht und immer und immer wieder neue Schaaren nachdrängten, war ihnen der Muth entfallen — sie hatten sich einfach geflüchtet und überließen es nun den Reisenden, die Last- und Gepäckwagen oft mit Gewalt zu öffnen, um sich und ihre Habseligkeiten, so gut es eben ging, unterzubringen.

Und nicht nur die Eingeladenen verlangten fortgeschafft zu werden, sondern soweit die Bahnhoframpe reichte und draußen vor den Gittern lagerten Araber und Beduinen, oder drängten heran mit ihren Zelten, Teppichen und Fahnen, mit

Waffen und Mundvorräthen, Kindern und Frauen — denn was nicht Kameele und Pferde besaß, wollte mit der Eisenbahn, die sie auch hergebracht, wieder nach der Heimat befördert werden — ein nicht zu beschreibendes Chaos — eine tobende, tausendstimmige Menge, Alles überflutend, das Gepäck der rathlosen Reisenden und ganze Haufen vizeköniglichen Eigenthums, ein wahrer Tandelmarkt von Geräthschaften aller Art, Tische, Stühle, Matratzen, Bettdecken, Laternen, Waschbecken, gleichfalls der Weiterreise nach Suez oder der Rückbeförderung nach Kairo harrend.

Herr Stollberg, der seinen Diener mit dem Esel glücklich wiedergefunden hatte, zog Beide aus dem Gedränge zurück, um, der Wagenreihe entlang schreitend, nach einer Möglichkeit des Unterkommens zu schauen, wobei er in der glücklichen Gemüthsstimmung, die ihn erfüllte, die oft urkomischen Szenen dieses Gedränges mit Vergnügen betrachtete; dort wurde ein noch nicht ganz angefüllter Wagen im Sturme genommen, nachdem er auf's Hartnäckigste, ja unter Drohungen mit Säbel und Revolver vertheidigt worden war; hier hatten emsig Suchende ein Coupé entdeckt mit einem robusten Engländer, der breit und unbeweglich in der

Fensteröffnung lag, um noch einige leere Plätze zu entdecken, dessen Thür aber abgeschlossen war und wo sofort ein Bombardement mit Nachtsäcken, Hutschachteln und Plaidrollen begann, die über Schultern und Kopf des Engländers hinweg in das Innere flogen, dort den Angstruf weiblicher Stimmen hervorriefen und den Vertheidiger veranlaßten, sich erschreckt zurückzuziehen, worauf die Sieger durch die enge Fensteröffnung eindrangen, um es sich alsdann oft zu Zehn bis Zwölf in einer Abtheilung für Acht so unbequem als möglich zu machen.

Das Schwierigste aber war und blieb immer, das große Gepäck unterzubringen, und Herr Stollberg glaubte schon darauf verzichten zu müssen, als er einen Packwagen bemerkte, vor dessen geschlossener Thür ein Beamter stand, der mit kurzen, aber sehr entschlossenen Bewegungen die Suchenden abwies; doch hatte dieser Mann ein so urdeutsches Gesicht, daß ihn Herr Stollberg ohne Weiteres in der Sprache der Heimat anredete und auch so glücklich war, eine allerdings ablehnende Antwort in nordischem Dialekt zu erhalten.

„So gern ich einem Landsmann helfen würde," entgegnete der Beamte, „so darf ich doch keine Gepäckstücke aufnehmen, da mein ganzer Wagen

mit leicht zerbrechlichen Illuminationsſtücken angefüllt iſt.“

„Aber gewiß noch Platz hat für ein paar ganz kleine Köfferchen, für deren Aufnahme ich Ihnen ſehr, ſehr dankbar ſein werde.“

„Na, ich kenne dieſe kleinen Köfferchen.“

„Sehen Sie ſelbſt — die dort auf dem Eſel,“ fuhr unſer Reiſender dringend bittend fort und da er zu gleicher Zeit mit dem Beamten einen wohlverſtandenen Händedruck wechſelte, ſo wurde der Wagen geöffnet, die beiden Köfferchen hineingeſchoben, der Diener mit einem guten Bakſchiſch entlaſſen und dann athmete Herr Stollberg freier auf — pah, einen Platz für ſich ſelber zu finden, und wäre es auch anfangs auf dem äußern Tritt eines Wagens oder ſogar auf der Lokomotive, ſchien ihm immerhin nicht unmöglich.

Doch war es auch höchſte Zeit, ſich darnach umzuſehen, denn ſchon kam aus einer Remiſe am Ende des Bahnhofes die Maſchine pfeifend daher, zugleich mit einem angehängten Wagen, auf deſſen Laufbrettern rechts und links Kawaſſen ſtanden, um der Aufſchrift an den Thüren „réservé“ den gehörigen und hier ſehr nöthigen Nachdruck zu geben.

Wie Herr Stollberg diesem Wagen langsam entgegenschlenderte, denn derselbe war ja durch die eben erwähnten Vorsichtsmaßregeln für ihn ebenso uneinnehmbar wie für hundert Andere, die dessen ziemlich leere Räume neidvoll betrachteten, so kam ihm durch eine eigenthümliche Ideenverbindung ein Aufenthalt auf der Eisenbahnstation Aachen plötzlich wieder in Erinnerung, als er im Begriff war, auf die Weltausstellung nach Paris zu fahren, als er damals, seine Braut am Arme, die süße, aber immerhin schwere Fessel des Brautstandes fühlend, unter dieser Kontrole kaum einen Blick wagte auf einen gleichfalls heranrollenden Zug und dann vor Schrecken fast erstarrte, als er in der geöffneten Thüre eines Coupés die herrliche Gestalt der schönen Gräfin Patatzky sah.

Ach, wär' er damals so frei wie heute gewesen, wie würde er jene nächtliche Fahrt nach Paris benützt haben — wie würde er — Himmel, was war das! — hatte er sich, wenn auch nur in seinen Phantasieen, den verlockenden Träumereien eines Märchens genähert, um nun plötzlich in den Zauberkreis desselben hineingerissen zu werden — erlebte er irgend eine Szene aus „Tausend und eine Nacht" oder war es in Wirklichkeit die schöne

Gräfin, die jetzt hier, wie damals in Aachen, in der geöffneten Thüre des Coupés ſtand, — nein, nicht wie damals in Aachen, dort war es Nacht geweſen und ihr ſchönes Auge hatte mit gleichgültigem Ausdruck die harrende Menge geſtreift — — und heute war es heller Tag unter dem Glanz einer egyptiſchen Sonne und dort ſtand ſie wieder, mit dem leuchtenden Auge etwas ſuchend, ihn ſogleich unter einem freundlichen Lächeln erkennend und heranwinkend.

„Haben Sie denn Ihre Abſicht, heute nach Kairo zu reiſen, geändert, wollen Sie vielleicht nach Suez?“ rief ſie ihm ſchon von Weitem entgegen, worauf er, ſie ehrfurchtsvoll begrüßend, mit einem bezeichnenden Achſelzucken erwiederte: „Wenn man mich auf einer Lokomotive oder einem Laufbrette Platz nehmen läßt, ſo hoffe ich doch noch heute Abend in Kairo glücklich ankommen zu können, denn ich möchte jetzt um Alles in der Welt nicht in dem öden Ismaelia zurückbleiben.“

„So brauchen Sie ja nur einzuſteigen,“ gab ſie lächelnd zur Antwort, als der reſervirte Wagen hielt.

„Ach, das wäre des Glückes zu viel!“

„Sind Sie in der That ſo beſcheiden?“

„Sagen Sie lieber, im Uebermaße der Freude betäubt.“

Der Kawaß war auf einen Wink der Gräfin zurückgetreten, ſchloß dann hinter den Beiden das Coupé, um gleich darauf, die Hand an ſeiner Piſtole, gegen ein paar ſich allzu keck Nähernde Front zu machen.

„Iſt's denn möglich, Gräfin Mathilde, daß man ſo glücklich ſein kann?“

„Und nicht das erſte Mal in ganz ähnlicher Weiſe,“ gab ſie launig zur Antwort, „erinnern Sie ſich denn nicht mehr unſerer Fahrt von Augsburg nach München?“

„O ja, o ja.“

„Nur daß dieſes Coupé hier viel eleganter iſt, begreiflich, denn der Wagen, der mir bis Kairo freundlich zur Verfügung geſtellt wurde, gehört zum Hofzuge Seiner Hoheit.“

„Und doch habe ich jenes andere Coupé als den Anfang alles Glückes, aller Seligkeiten im getreueſten, liebevollſten Andenken.“

„Sie ſind wahrhaftig undankbar.“

„Jener Anfang war ſo vielverſprechend, ſo glückverheißend, und nun ſind Jahre vergangen, ohne daß ich von all' Jenem mehr erreicht, als in

gewisser Beziehung das zweifelhafte Glück, in Ihrer gefährlichen Nähe verweilen zu dürfen, vielleicht mit der Aussicht, abermals heute Abend in Kairo, wie damals in München, verhaftet zu werden."

„So ziehen Sie vielleicht Lokomotive oder Laufbrett vor?" sagte sie lächelnd, ihre Hand auf den Thürdrücker legend.

„Wäre es nicht besser für mich, Gräfin Mathilde?" entgegnete er, indem er, plötzlich sehr ernst geworden, sie mit fast traurigem Ausdruck anschaute. „Seien Sie aufrichtig, ich beschwöre Sie!"

„Was verlangen Sie von meiner Aufrichtigkeit?" erwiederte sie, im Ton der Stimme ihre frohe Laune beibehaltend, „soll ich Ihnen prophezeien, ob wir in Kairo glücklich ankommen? Vermöchte ich das von einer Eisenbahnfahrt überhaupt, obendrein von einer egyptischen zu thun?"

„Nicht ob wir glücklich ankommen, sondern ob wir glücklich ankommen."

„Wir sind im Begriff, Ismaelia zu verlassen, und können unterwegs darüber plaudern."

„O ich danke Ihnen herzlich."

Sie war etwas ernst geworden, rief aber jetzt in ihrer frühern heitern Laune, nachdem sie sich

in die Fensteröffnung gelehnt und rückwärts geschaut hatte, aus: „Jetzt aber geben Sie Achtung, mein Freund, und kommen Sie zu diesem Zweck rasch an meine Seite; mit uns zugleich fährt der Zug nach Suez ab und kommt dort langsam an dem unsrigen vorüber, betrachten Sie sich genau den vierten Wagen, den in Grün mit Gold."

„A—a—a—ah!" rief er nach einer Weile, hastig zurückfahrend.

„Schauen Sie hin! Haben Sie die schöne Dame dort erkannt?"

„Gewiß; gehörte sie doch zu der Gesellschaft auf der ‚Sphinx'."

„Ja, ja," gab die Gräfin mit einem eigenthümlichen Lächeln zur Antwort, „Sie erinnern sich ihrer von der ‚Sphinx' her — gleichviel — es ist dieß eine armenische Fürstin, die den Schluß der Festlichkeiten in Suez mitfeiern will, und der junge Herr an ihrer Seite ist ein russischer Legationssekretär, der ihr dort die Honneurs des Landes zu machen beauftragt ist."

„— — Und der Großkarrirte!" rief Herr Stollberg fast im Tone des Schreckens.

„Ja, er, den Sie den Großkarrirten nennen,

P. o. germ. 533 xa-112

Gedruckt bei A. Fr. Hering & Comp.

geht gleichfalls an's rothe Meer und von dort aus längere Zeit nach Indien."

„Bitte, schauen Sie noch einmal rückwärts dem entschwindenden Zuge nach, es ist ein Stück unserer Vergangenheit, das dort für immer verschwindet — vor uns ist die Bahn frei, denn auch wir setzen uns in Bewegung."

Dann pfiff die egyptische Lokomotive genau so wie eine abendländische, die Bahnhofglocke lärmte ganz unnöthigerweise, und ein lautes Geheul, das man trotz alledem deutlich vernahm, bezeichnete die Freude der Araber, Fellahs und Beduinen auf den offenen hinteren Wagen des Zuges über die endliche Abfahrt, sowie die Ueberraschung der an der Bahnlinie dichtgedrängt stehenden vielfarbigen Bevölkerung über die Kraft des Feuerrosses, das Hunderte mit Leichtigkeit dahinzog.

Dann war alles Das, an dem sie jetzt vorüberflogen, zu interessant, um ein ruhiges Gespräch sogleich aufkommen zu lassen, vielleicht dachten auch Beide an ihre Vergangenheit, welche die Gräfin, vielleicht nicht unabsichtlich, heraufbeschworen.

An schlanken Palmen ging der Zug vorüber, an Lagerstätten verschiedener Wüstenstämme, die im Begriffe waren, ihre Zelte abzubrechen; an Kara-

wanen, die sich bereits fortbewegten, mit dem langgestreckten Troß ihrer gravitätisch dahinschreitenden Kameele, mit der leichten und malerischen Begleitung bunter, glänzender Reiter, welche diese schwerfälligen Massen umschwärmten und jetzt mit lautem Ruf ihren häufig sehr edlen Pferden den Zügel schießen ließen, um dem dahinbrausenden Bahnzug eine Strecke zu folgen, ja, ihn für kurze Zeit zu überholen.

Wie die Lokomotive aber die lustige Reiterschaar in Kurzem weit hinter sich ließ, so auch das Leben, die letzten Häuser und die künstlich hervorgebrachte Vegetation von Jomaelia. Die Palmen verschwanden, die Tamarixen wurden durch magere Büsche des Wüstenstrauches ersetzt; dann zeigten sich auch diese immer dünner und dürftiger, und nachdem sich noch hie und da saft- und kraftloses Gras an einzelnen Stellen gezeigt, verlor sich auch das in dem graugelben Sande und die weite, gewaltige Wüste trat in ihr Recht und ließ das Schienengeleise, diese hier kaum bemerkbare dünne Linie der Civilisation, wie den zartesten Spinnenfaden erscheinen.

„Woran dachten Sie, bester, bester Freund?“ fragte die Gräfin nach einer Pause.

„An meine — an unsere Vergangenheit, deren Sie vorhin erwähnten.“

„Habe ich Ihnen vielleicht damit wehe gethan?“

„Wie wäre das möglich bei der liebenswürdigen Art, mit der Sie der Entschwindenden gedachten.“

„Und gewiß ohne jeden Schatten und Zweifel?“ — fragte sie lachend, und fuhr in zutraulichem Tone fort, während sie sich etwas gegen ihn beugte: „Gestehen Sie mir, ich nehme das nicht so schwer wie eine andere Dame, von der Sie mir damals erzählten, die während der pariser Weltausstellung jeden Ihrer Blicke kontrolirte, die sich namentlich mit meinem Dasein viel zu schaffen machte. Verbannen Sie Ihren Trübsinn, lassen Sie uns plaudern, meinetwegen über unsere Vergangenheit.“

„Nein, nein, Gräfin Mathilde, lassen wir sie verschwunden sein, lassen wir uns nie wieder den Versuch machen, sie zurückzurufen — o, Sie verkennen mich, was Sie vorhin Trübsinn nannten, war ein Gefühl ganz anderer Art, war wie das Erwachen aus einem beängstigenden Traume, den wir glückselig sind, hinter uns verschwinden zu sehen, während sich vor uns vielleicht frohverheißende Aussicht eröffnet — wenigstens zu eröffnen scheint,“ setzte er zögernd, mit einem Blick auf seine schöne Nachbarin,

hinzu, als er bemerkte, daß dieſe ihre Fingerſpitzen mit einer Aufmerkſamkeit betrachtete, als hätte ſie ähnliche feine, roſige Nägel nie geſehen, — „oder ſollte der Schein trügen?“ ſetzte er nach einer Pauſe bewegt hinzu, als ſie, ſelbſt ohne aufzuſchauen, in ihrem Schweigen verharrte. „Sollte ich über die Vergangenheit wieder einmal die Gegenwart vergeſſen haben und mich betrübt daran erinnern müſſen, daß wir uns hier in der Heimat der Fata Morgana befinden und daß alles Das, was ich für eine glückliche Zukunft hielt, beim Näherkommen verſchwunden ſein wird und ſich die trügeriſchen Palmenwälder und Paläſte in eine öde Sandfläche verwandelt haben?“

„Und warum gerade dieſe ſchroffen Gegenſätze,“ ſagte ſie mit einem kaum merklichen Zucken ihrer Mundwinkel — „warum entweder öder Sand oder Paläſte unter wehenden Palmen — wollen Sie denn niemals lernen, Ihre allzu lebhafte Phantaſie im Zügel zu halten?“

„O, es iſt nur Ihre gefährliche Nähe, Gräfin Mathilde, die mich ſtets zwiſchen dem Nichts oder Alles hin und her wirft — doch will ich lernen, was Sie mich lehren wollen,“ ſetzte er, ſeine Hände

zusammenfaltend, hinzu, „und folgsam wie ein Kind sein.“

„Gut, so fangen Sie damit an, dergleichen unnatürliche Attitüden zu lassen, die ich nicht leiden kann,“ erwiederte sie, wobei sie aber ihre Worte dadurch milderte, daß sie mit ihrer Rechten sanft seine Hände niederdrückte und es dabei litt, daß er ihre feinen Finger für ein paar Augenblicke gefangennahm und innig umschloß, worauf sie fortfuhr: „Bleiben Sie natürlich und unbefangen! Was Sie mir sagen oder andeuten wollen, weiß ich ja längst.“

„Und dieses Wissen, schöne Lehrerin, hatte Sie betrübt? oder was noch schlimmer wäre, ist Ihnen gleichgültig geblieben? Wird es Ihnen ewig gleichgültig bleiben?“

„Reden wir offen und ehrlich!“

„O, mein Gott, ich wünsche ja nichts Anderes und fürchte mich doch wieder grenzenlos vor Ihrer Offenheit, sie hat etwas Zermalmendes, wie ich leider aus Erfahrung weiß.“

Sie schien die letzten Worte nicht gehört oder beachtet zu haben, da sie, ihn mit Herzlichkeit anblickend, ruhig fortfuhr: „Daß Sie mir nicht gleichgültig sind, will ich durchaus nicht leugnen.“

„O, Gräfin Mathilde!"

„Nehmen Sie das in Ruhe hin — es kommt noch Einiges, vielleicht nicht Unangenehmes für Sie — dann aber —"

„O, wieder ein entsetzliches Aber, nun, wie Sie und der Himmel wollen, machen Sie es kurz und gnädig mit mir — — —"

Das würde auch wahrscheinlich geschehen sein, wenn der Zug nicht in diesem Augenblicke unter dem mißtönigen Knirschen der Bremsen, unter dem Geschrei der Beamten, die ihn begleiteten, unter dem Geheul der Araber in den unverständlichsten Kehllauten, plötzlich angehalten hätte, weßhalb die Gräfin unter einem leicht begreiflichen Schrecken an das Fenster eilte und Herr Stollberg die Thür öffnete, um sich draußen umzuschauen.

Viele der Reisenden hatten bereits ihre Plätze verlassen, um sich an's Ende des Zuges zu begeben, wo sie den letzten offenen Wagen, der mit Arabern angefüllt war, umringten.

„Was gibt es denn?"

Einer der Kawassen war zurückgelaufen und meldete in einem sehr holperigen Italienisch, daß der letzte Wagen von den Achsen aus in Brand ge-

rathen sei. Wirklich spürte man auch einen scharfen Geruch, den der Wind herübertrug, doch war glücklicherweise ein Wasservorrath mitgenommen worden, und so gelang es in Kurzem, das Feuer zu löschen und die Achsen zu kühlen, für Egypten ein unbedeutender Unfall, eine Kleinigkeit, den selbst die auf dem brennenden Wagen sich befindlichen Araber so wenig beachtet, daß Keiner abgestiegen war oder auch nur seinen Tschibuk aus dem Munde genommen, — für Herrn Stollberg sehr unangenehm, denn das glücklich besessene Terrain mußte Zoll um Zoll wieder erobert werden, da sich die Gräfin in ihre Ecke zurückgelehnt hatte und er sich an der andern Seite des Coupés befand.

Nach einigem Gepfeife, Geheul und Geschrei nahm der Eisenbahnzug seinen Lauf durch die öde Sandwüste wieder auf, und war es für unsern armen Reisenden, der begreiflicherweise in großer Aufregung dasaß, ein wahres Glück, daß keine malerisch interessanten Gegenstände, auf denen das Auge der schönen Frau hätte haften bleiben können, vorüberflogen, vielmehr nichts zu sehen war als die weite graue Oede, scheinbar ohne allen Horizont, da in fernster Ferne Erde und Himmel dunstig in einander zu verfließen schienen.

Vielleicht war es dieser Anblick weiter, scheinbar schrankenloser Oede, einer Ewigkeit aus Sand, was ihr einen Seufzer auspreßte, ehe sie das Gesicht ihrem Nachbar wieder zuwandte, der, auf diesen Augenblick sehnlich harrend, ihr die Gedanken von den Lippen ablesen zu wollen schien, so erwartungsvoll fragend blickte er sie an, weßhalb sie nach einer kurzen Pause sagte: „Richtig, ich bin Ihnen noch einige Bemerkungen schuldig geblieben, die Ihnen angenehm sein werden, um dann allerdings —"

„O, schon wieder dieser fürchterliche Hinweis auf das so rasche Ende alles Angenehmen — doch reden Sie immerhin, Gräfin Mathilde, ich werde Alles geduldig an- und hinnehmen."

Er sagte das im wehmüthigen Ton eines Schlachtopfers, während er sich ihr langsam näherte, um sein Haupt wie in tiefer Ehrfurcht gegen sie beugend, die Position von vorhin glücklich wieder zu erobern; ja, als er es wagte, im Uebermaß erwartungsvoller Aufregung ihre Hand zu fassen, um sich einen Augenblick in den strahlenden Anblick des ihm so wohl bekannten Armbands zu versenken, um alsdann neben den funkelnden Steinen ihren weißen Arm mit seinen Lippen zu berühren,

ließ ſie es ruhig geſchehen, ja, es lag ein gütiger Ton in ihrer Stimme, als ſie fortfuhr: „Ich habe Ihnen geſagt und Ihnen bewieſen, daß Sie mir nicht gleichgültig ſind, und will gerne hinzufügen, daß ſo viel Freundſchaft, ſo viel Treue und Anhänglichkeit —“

„So viel Liebe, Gräfin Mathilde, geſtehen Sie es offen ein —“

„Nun denn, ſo viel Liebe, wie Sie mir gezeigt, mich tief gerührt hat —“

„Nur gerührt? —“

„Mich tief bewegt hat und daß, wenn nicht mein Schickſal eine ſo eigenthümliche Wendung genommen hätte, die es mir unmöglich macht, Ihnen ein nennenswerthes Opfer zu bringen, ich Ihnen bewieſen haben würde, wie herzlich ich Ihrer ſeit Jahren gedacht, ja, wie glücklich es mich gemacht hat, Sie hier wiederzuſehen.“

„O, Gräfin Mathilde! Sehen Sie mich bebend, fürchtend, hoffend, unmöglich, mir einen Begriff machen zu können von dem Umfange des Opfers, deſſen Sie für mich fähig geweſen wären — für mich — der es als das ausſchweifendſte Glück betrachtet, Ihnen ſein ganzes Leben weihen zu können, ja zu Ihren Füßen ſterben zu dürfen —“

— O, verfluchte egyptiſche Wirthſchaft! dasſelbe Gepfeife, Geheul, Gebrüll, das gleiche plötzliche Anhalten des Zuges, der gleiche brandige Geruch aus der gleichen Urſache.

Zufällig machte hier die Bahn eine leichte Kurve, ſo daß man den brennenden Wagen mit den rauchenden und plärrenden Arabern von der Coupéſeite der Gräfin aus deutlich ſehen konnte, weßhalb es unſerem Reiſenden auch gar nicht einfiel, den Wagen in dieſem für ihn ſo hochintereſſanten Moment zu verlaſſen, und noch beſonders deßhalb, weil ihn das gemeinſchaftliche Hinausſchauen mit der ſchönen Frau ſo gar entzückend in ihre Nähe gebracht hatte.

O, er hätte dem Brande des Wagens, den er noch vorher auf's Bitterſte verwünſcht, eine ſtundenlange Fortdauer gewünſcht, wenn das ohne Gefahr für die darauf Befindlichen hätte ſein können — — denn er hatte es gewagt, berauſcht von ihrer heißen Nähe, faſt betäubt von der wunderbaren Duftwelle, die ſie umfloß, ſeinen Arm von dem glatten Lederpolſter herabgleiten zu laſſen, bis ſeine Hand ihre Schulter berührt und dann, als er das reizend ſchöne, ſo leidenſchaftlich geliebte Weib tiefer aufathmen ſah, während ſie gleichgültige Worte, den brennenden

Inhalt.

	Seite
Ein Geheimniß	1
Reiſe-Abenteuer	113
Ein Schickſal	169
Gefährliche Blumenſträuße	213
Familien-Concert	269

Wagen betreffend, in seltsam bewegten klingenden Worten sprach, ihren schlanken Leib zu umfassen und sie, während er an ihrer Seite niederglitt, gewaltsam an sich zu pressen, was sie nicht nur ohne jedes Widerstreben duldete, sondern das Haupt rückwärts senkend, ihre leicht geöffneten, reizend geformten Lippen suchen und zu einem langen, langen innigen Kusse finden ließ.

— Ja, der Zug hatte sich schon längst wieder in Bewegung gesetzt, als sie sich seinen Armen entwand, ihn mit einem verwunderten Lächeln anschaute, mit ihrer Hand, auf die er zahllose Küsse drückte, seine Finger sanft umschloß und dann in weichem, mildem Tone sagte: „Eines weitern Opfers oder Beweises bedarf es nun von meiner Seite wohl nicht mehr, und wollen wir nun, wie es Leuten geziemt, die sich mit der Vergangenheit abfanden und die Träume und Schäume der ersten Jugend hinter sich ließen, in heiterer Ruhe das Weitere überlegen. Daß ich Sie geliebt habe, theurer, und ich darf wohl sagen, einziger Freund, werden Sie mir glauben, sowie auch, daß, wenn in Kurzem für uns in Kairo die Trennungsstunde schlägt —"

Er blickte sie unter einem plötzlichen heftigen

Erſchrecken mit ſtarren Augen an, wagte es aber nicht, ſie zu unterbrechen, da ſie, raſch fortfahrend, gebieteriſch ihre Rechte gegen ihn erhob, — „ich Ihrer während meines ganzen künftigen Lebens als eines getreuen, guten und edlen Freundes gedenken werde, ja eines Freundes, der mir mehr hätte ſein können, wenn das Schickſal uns nicht in Lebensbahnen geworfen hätte, die wohl eine Zeitlang neben einander laufen, aber ſich niemals vereinigen konnten.“

„Ah, ich verſtehe,“ rief er mit Bitterkeit, „es iſt die Gräfin Patatzky, die vornehme Dame, die Freundin von Kaiſern und Königen, die es wohl vermag, dem Flehenden eine unſagbar köſtliche Gabe hinabzuwerfen, die aber ſelbſt nie von ihrer Höhe herabſteigen wird.“

„O, jene Gräfin Patatzky, die vielleicht einſtens ſo gedacht,“ erwiederte ſie in einem ruhigen, faſt heitern Tone, „iſt nicht mehr, ich habe ſie in meiner ganzen Vergangenheit hinter mir gelaſſen und bin jetzt nur noch jene Alexejewna, die —“

„Ich liebe,“ rief er ſtürmiſch aus, „die mich ſchon vor Jahren geliebt, die mir eine herzliche Theilnahme gezeigt, die ich nun wieder gefunden und die ich, ſo wahr mir Gott helfe, nicht mehr laſſen werde — o, Mathilde,“ bat er dringender,

„Du haſt es vorhin ſelbſt geſagt, unſere Vergangenheit ſei hinter uns zurückgeblieben. Gut — ſchlagen wir die beſchriebenen Blätter unſeres Lebensbuches um und fangen gemeinſchaftlich eine neue Seite an — oder glaubſt Du wirklich," fuhr er, ſie an ſich ziehend, fort, „ich vermöchte es, zurückzubleiben, um nochmals die Spuren Deines Fußes zu verlieren, denen ich gleich einem treuen Hunde zu folgen entſchloſſen bin? glaubſt Du, Du vermöchteſt ein Schiff zu betreten, ohne daß ich nicht wie der Schatten an Deiner Seite wäre? glaubſt Du, Du wäreſt auf Kreta ſicher vor mir und ich würde dort nicht Deine Kniee umklammern, Dich anflehen? Laß mich bei Dir weilen als Dein Diener, Dein Sklave — o, glaube mir, Mathilde," ſchloß er in tiefer Bewegung, „Du haſt mich unlöslich an Dich gebunden und ich juble über die Feſſeln, die ich trage."

„Dann geſchehe es, wie Du willſt," ſagte ſie, ſeine Hand ergreifend. „Alexejewna will Dir ganz angehören, das neue Blatt des Lebensbuches gemeinſchaftlich mit Dir beginnen — — —"

*

waren, erſchien dort Nubar Paſcha ſelbſt, um mit einem koſtbaren Brautgeſchenk des Vizekönigs deſſen Glückwünſche zu überbringen und an Herrn Stollberg die Anfrage zu ſtellen, ob er nicht geſonnen ſei, als Stollberg Bey die Direktion über Seiner Hoheit ausgedehnte Bergwerke auf Kreta zu übernehmen.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

In demſelben Verlage iſt erſchienen und durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen, ſowie in jeder Leihbibliothek vorräthig:

Der verlorne Sohn.

Eine Geſchichte

von

Edmund Hoefer.

Zweite Auflage.

8. Eleg. broſch. Preis M. 4. 50 Pf.; fein geb. M. 5. 50 Pf.

Edmund Hoefer wählt für ſeine Dichtungen nur ſelten einen hiſtoriſchen Boden. Wo dieß aber geſchieht, erwacht neben den Menſchen zugleich auch die Zeit ſelbſt vor uns zum Leben, und wir gewinnen von dieſer und ihren Ereigniſſen durch die Auffaſſung und Anſchauung jener meiſtens ein nicht bloß wahres, ſondern auch völlig neues Bild. So finden wir es auch in dem vorliegenden neueſten Buch des Verfaſſers. Der Beſiegte von Jena iſt ein Menſch, wie er bisher ſelten oder nie in dieſer Eigenthümlichkeit geſchildert wurde, und was wir mit ihm aus jenen Tagen erfahren und erleben, dürfte den Leſern gleichfalls neu ſein. Einer weitern Empfehlung bedarf es, zumal für ein Buch Edmund Hoefer's, nicht.

Diana.

Roman von

Severus Juſtus.

3 Bände. 8. Eleg. broſch. Preis M. 9. —; fein geb. M. 12. —

Der Verfaſſer dieſes Romans, ein dem Publikum unter anderem Namen vortheilhaft, ja rühmlich bekannter Schriftſteller, der damit auf dem neuen Gebiet ſofort einen großen Wurf thut und in die Reihe der Erſten tritt, hat ſich eine originelle Aufgabe geſtellt. Er ſchildert uns den unüberwindlichen Drang echter Liebe, vor dem Geliebten wahr und rein zu beſtehen, und den Kampf einer energiſchen Seele, die im ſchwerſten Konflikt mit den Mächten der Welt, die ſie in den mannigfachſten Geſtalten umſtellen und in die verwickeltſten Situationen bringen, ſpielend zu ſiegen weiß, mit der Macht und den Segnungen dieſer Liebe ſelbſt. Der Charakter der hochbegabten Frau, die den Mittelpunkt des Gemäldes bildet, entwickelt ſich vor unſeren, den Reichthum der Erfindung, die Leichtigkeit der Darſtellung gleich ſehr bewundernden Augen mit ſchärfſter pſychologiſcher Folgerichtigkeit, ihre Schickſale verketten ſich mit größter dramatiſcher Nothwendigkeit. Mit geſpannteſter Theilnahme folgt der Leſer dem Erzähler von Anfang bis zum Schluſſe.

Diadem und Maske.

Roman von

Otto Müller.

3 Bde. 8. Eleg. broſchirt. Preis M. 9. —; fein geb. M. 12. —

Ein Roman, der uns auf jeder Seite zu Genuſſe gibt, daß wir es hier mit dem Werk eines Dichters und nicht eines bloßen Unterhaltungsſchriftſtellers zu thun haben; eines Dichters, welcher uns nicht allein durch lebendige Schilderung merkwürdiger Begebenheiten und intereſſanter Charaktere ſpannt, ſondern auch vor unſerem innern Auge Menſchen auftreten läßt, an die wir glauben, wie an Geſtalten des wirklichen Lebens. Die in dieſem Roman auftretenden Perſonen ſind keine bloßen Romanfiguren, ſondern was ſie ſagen und fühlen, was ſie handeln und erleben, läßt ſie uns ſo lebenswahr und original erſcheinen, daß wir durch Keinen unter ihnen an die vielbekannten ſtehenden Romanfiguren unſerer modernen Erzählungsliteratur erinnert werden. Dabei hat Otto Müller im vorliegenden figurenreichen Roman wieder ſein glänzendes Kompoſitionstalent bewährt; die feinziſelirte Form der Darſtellung endlich verleiht ihm einen unwiderſtehlichen Reiz.

Der Seelenfänger.

Roman von

Joſef Rank.

8. Eleg. broſch. Preis M. 3. —; fein geb. M. 4. —

Joſef Rank, der berühmte Autor der böhmiſchen Dorfgeſchichten und des Romans „Achtſpännig", hat hier eine wunderſame Erzählung geſchaffen, die in dem heitern Gewand einer humoriſtiſchen Badenovelle einen geheimnißvollen Kriminalfall birgt. Der Seelenfänger iſt ein Unterſuchungsrichter, der die ſeltſame dämoniſche Macht beſitzt, beſonders die Frauen für ſich zu gewinnen, und vermöge dieſer Gewalt auf die ſcheinbar harmloſeſte Art inkognito mit ſtaunenswerther Schlauheit den unheimlichen Bann einer Unthat löst. Man verfolgt die Handlung dieſer Erzählung mit der geſpannteſten Theilnahme von Anfang bis zu Ende; immer neue ungeahnte Ueberraſchungen bietet faſt jeder Schritt dieſes Frauenlieblings, und die außerordentlich unterhaltende und feſſelnde Weiſe, wie dieſer Seelenfänger ſchließlich ſelbſt gefangen und mit in die Geſchichte verflochten wird, iſt ebenſo ergötzlich, aufregend ſogar, und macht, daß man von dieſer Erzählung nicht loskommt, bis das letzte Wort geſprochen.

Des Herzens Golgatha.

Roman von

Hans Wachenhusen.

Zweite Auflage.

2 Bde. 8. Eleg. broschirt. Preis M. 6. —; fein geb. M. 7. —

Dieser Roman des beliebten Autors ist ein auf dem Parket der „Gesellschaft" spielendes Drama von erschütternder Wirkung. Ihn durchweht der feine aristokratische Hauch der Sphäre, in welche er den Leser durch das Tagebuch der Gräfin Paula von M. führt. Er schildert zwei hocharistokratische Naturen, Vater und Sohn, in ihrer Ueberhebung über die allgemeinen Gesetze der Gesellschaft und ihren Untergang durch die schroffen Normen der Kavalierehre. Den krassen Konflikt der Forderungen der Welt und des Herzens erzählt Wachenhusen in einfacher, aber tief ergreifender Weise. Die markigen Gestalten des Romans treten plastisch aus dem knapp gehaltenen Rahmen der Erzählung hervor, und wie sie selbst den Leser unwiderstehlich interessiren, halten sie auch das Interesse für das Ganze vom ersten bis zum letzten Augenblick fest.

Eine Geborene.

Roman von

Hans Wachenhusen.

8. Eleg. brosch. Preis M. 4. 50 Pf.; fein gebunden M. 5. 50 Pf.

Es ist wohl die getreueste Photographie unserer heutigen Gesellschaft, ohne schminkende Retouche, welche der Verfasser uns in diesem seinem neuesten Roman bietet, der modernsten Gesellschaft, wie sie sich augenblicklich unter dem Fluch der großen Utopie windet, in welche Deutschland nach so viel großen Siegen verfallen konnte. Die Handlung ist knapp und straff gehalten, in den Menschen, die wir vor uns haben, ist lebendiges Blut, die Charaktere sind alle scharf geprägt, und die Art und Weise, wie jeder derselben seiner innersten Natur gemäß handelt, wie jeder schroff und rücksichtslos seinen eigenen Weg wandelt, muß zu so unversöhnlichen Konflikten führen, wie sie uns Wachenhusen mit sicherer Hand hier zeichnet. Und mit diesen Konflikten steigert sich Seite für Seite das Interesse der Handlung bis zu der überraschenden Abwickelung des Romans, der in Anlage und Durchführung den gerechten Anspruch einer besondern Eigenthümlichkeit macht.

Uarda.

Roman aus dem alten Aegypten

von

Georg Ebers.

3 Bde. 8. Eleg. brosch. Preis M. 12. —; fein geb. M. 15. —

Nach einer Pause von vierzehn Jahren hat sich der Autor von „Eine ägyptische Königstochter" entschlossen, einen neuen Roman, **„Uarda"** betitelt, zu verfassen, und es gereicht der Verlagsbuchhandlung zur besondern Freude, dieses Werk dem deutschen Publikum vor dem Weihnachtsfeste darbieten zu können. Der nicht nur von seinen gelehrten Genossen in der Forschung, sondern von dem gebildeten Publikum weit über Deutschlands Grenzen hinaus gefeierte Name des Verfassers bürgt für die Gediegenheit dieses Werkes, welches an poetischer Kraft und stylistischer Reinheit dem Besten gleichkommt, das auf dem Gebiete der erzählenden Kunst in Deutschland geschaffen wurde. Wir glauben behaupten zu dürfen, daß in Uarda die Gestalten noch plastischer hervortreten, die Farben noch glänzender wirken, die Gedanken noch tiefer greifen als in der ägyptischen Königstochter, dem in viele fremde Sprachen übertragenen Lieblingsbuch unserer gebildeten Kreise. Wiederum führt uns Ebers in das alte Aegypten und läßt uns Theil haben an dem Leben des Pharaonenvolkes, seinem Leid und seiner Lust, seinem Haß und seiner Liebe. Er leitet uns in den Palast des Königs und die Hütte der Geächteten, in die Tempel und Schulen des hunderthorigen Theben und mit wachsender Spannung folgen wir den lebensvollen von ihm geschaffenen Gestalten zum heiligen Sinaiberge und auf die syrischen Schlachtfelder. Niemand wird diese schöne Dichtung, dieses treue, auf tiefen Forschungen ruhende Zeitbild aus der Hand legen, ohne in ihm reichen Genuß und vielfältige Belehrung gefunden zu haben.

Zehn Jahre aus meinem Leben

(1862—1872)

von

Prinzessin Felix zu Salm-Salm.

Mit dem Porträt der Verfasserin.

Zweite Auflage.

3 Bände. 8. Eleg. broschirt. Preis M. 13. 50 Pf.; fein geb. M. 16. 50 Pf.

Die Frau eines Helden, selbst eine Heldin, Prinzessin Felix Salm-Salm, welche ihrem Gemahl in allen Gefahren seines bewegten Lebens treu zur Seite stand, ihn auf alle Schlachtfelder des nordamerikanischen, mexikanischen und deutsch-französischen Krieges begleitete und, als der Held bei St. Privat für Deutschlands Ehre und Freiheit gefallen war, den hohen, edlen Beruf der Krankenpflegerin in so herrlicher Weise erfüllte, hat ihre Memoiren geschrieben, welche ganz ungewöhnliche Sensation zu machen Stoff und Anlaß in Hülle und Fülle bieten. Die geistvolle Verfasserin, welche die Unbefangenheit und den freien Blick der Amerikanerin mit dem edlen Zartgefühl der Frau und dem feinen Takt der Dame aus den höchsten Kreisen verbindet, hat so viel gesehen und erlebt, daß dieß allein schon zureichen würde, das Buch im höchsten Grade interessant zu machen; aber sie versteht, was sie gesehen und erlebt, so frisch, anschaulich und lebendig zu erzählen, die zahllosen hervorragenden Persönlichkeiten aus dem amerikanischen, uns Deutsche durch die deutschen Mitkämpfer so nahe berührenden Kriege, ferner vom Hofe des unglücklichen Maximilian und der noch unglücklichern Charlotte, endlich aus dem deutsch-französischen Kriege so porträttren und pikant zu schildern und zu charakterisiren, kurz bei aller Treue und Wahrheitsliebe ihre Erlebnisse so geschickt in Szene zu setzen, daß man das Buch vom ersten bis zum letzten Blatt nicht aus der Hand legt. Es wird namentlich in den aristokratischen Kreisen, in denen die Verfasserin gelebt und noch lebt, ganz ungewöhnliche Sensation erregen. Der erste Band behandelt den amerikanischen Krieg, während dessen die Prinzessin ihren Gemahl kennen lernte und heirathete, der zweite den mexikanischen und das Leben am Hofe zu Chapultepec bis zu Maximilian's tragischem Ende, der dritte den deutsch-französischen Krieg in seinen erschütternden und erhebenden Momenten. So viel auch schon von berufenen Federn über diese hochinteressanten Zeiten und Episoden der Geschichte geschrieben worden, die „Zehn Jahre aus meinem Leben" der Prinzessin Salm erzählen so viel Neues und Pikantes, in so fesselnder Weise, daß das Buch unbedingt als ein „Ereigniß" der Literatur bezeichnet werden muß.

Zeit-Romanen-Cyklus
von
Gregor Samarow.

Um Szepter und Kronen.
Vierte Auflage.
4 Bände. Eleg. broſchirt. Preis M. 18. —; fein gebunden M. 22. —

Europäiſche
Minen und Gegenminen.
Folge von „Um Szepter und Kronen".
Zweite Auflage.
4 Bände. Eleg. broſchirt. Preis M. 18. —; fein gebunden M. 22. —

Zwei Kaiſerkronen.
Dritte Abtheilung von „Um Szepter und Kronen".
4 Bände. Eleg. broſchirt. Preis M. 18. —; fein gebunden M. 22. —

Kreuz und Schwert.
Vierte Abtheilung von „Um Szepter und Kronen".
4 Bände. Eleg. broſchirt. Preis M. 18. —; fein gebunden M. 22. —

Held und Kaiſer.
Fünfte (Schluß-) Abtheilung von „Um Szepter und Kronen".
4 Bände. Eleg. broſchirt Preis M. 16. —; fein geb. M. 20. —

Es dürfte für jeden Deutſchen kaum eine intereſſantere Lektüre geben, als dieſe die großen und unvergeßlichen Ereigniſſe der Jahre 1866 bis 1870 behandelnde Serie von Zeitromanen. Der Verfaſſer, den höchſten leitenden Kreiſen nahe ſtehend, wußte durch die Aufdeckung der geheimſten Fäden der Geſchichte, durch die Porträtähnlichkeit der auftretenden Perſönlichkeiten, ſowie durch die glänzende und elegante Form der Darſtellung das allgemeinſte Aufſehen zu erregen und das Intereſſe des geſammten deutſchen Publikums dauernd für ſich und ſeine Arbeit in Anſpruch zu nehmen.

Alexander

Der alte Lehnstuhl.

Gemeinschaftliche Arbeit. — Madame Lohengrin.

—x—

Erzählungen

von

F. W. Hackländer.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Der alte Lehnstuhl	1
Gemeinschaftliche Arbeit	139
Madame Lohengrin	207

Der alte Lehnſtuhl.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Erstes Kapitel.

Worin die komische Geschichte gegen alles Herkommen mit Liebeserklärungen und Verlobung beginnt.

Adele hatte sechs Feldzüge glücklich hinter sich, hatte mit dem Feinde geplänkelt, siegreiche Gefechte geliefert, Schlachten gewonnen, Herzen verwüstet, zahlreiche Eroberungen gemacht und niemals eingestandener Maßen eine Niederlage erlitten — mit anderen Worten, Fräulein Adele Degele, die Tochter einer sehr wohlhabenden Wittwe, hatte sechs Jahrgänge Bälle und Soiréen hinter sich, und wenn auch als ein zarter Backfisch von kaum sechzehn Jahren begonnen, so fühlte sie doch jetzt das in mancher Richtung drückende Alter von zweiundzwanzig resultatlosen Jahren — resultatlos gegenüber den Eroberungen, von denen wir so eben gesprochen, die allerdings sichtbar, auch einstens blüthenreich, aber unfruchtbar vor ihr lagen und nicht einmal zu einer jener raschen Verlobungen geführt hatten, die man im Drange des Augenblicks, oder um gute Freundinnen zu ärgern, oder in Erbitterung über widerfahrene Ungerechtigkeiten wohl für kurze Zeit einzugehen pflegt.

Ein Geheimniß.

Da lagen sie vor ihr, alle diese Zeugen schöner Stunden, angenehm verplauderter Abende, stürmisch durchtanzter Nächte; ein wahres Conversations-Lexikon; Erinnerungen süßer und herber Art, ein Album, von dem manches Blatt tief zu Herzen sprach, manches aber auch auf den noch immer frischen Lippen Adelens ein heiteres Lächeln hervorrief, alles hübsch chronologisch geordnet, eine reiche Musterkarte von Tanzbüchlein, vertrockneten Ballbouquets, Cotillon-Orden, doppelt verknüpften Schleifen — einen Knoten hatte sie gemacht, den andern er, war aber die Lösung schuldig geblieben!

Das letztere konnte sie veranlassen, auf längere Zeit den Kopf in die Hand zu stützen, und jetzt noch, nachdem ja Alles längst vorüber war, nachzugrübeln, welche Ursachen jener Assessor Breitler gehabt habe, sich über ein Jahr lang so auffallend an sie zu drängen, sie in jeder Hinsicht auszuzeichnen, ja, sie wahrlich ins Gerede zu bringen, um sich dann plötzlich mit einem Backfisch zu verloben, der noch lange nicht trocken hinter den Ohren war — oder die stürmische Bewerbung jenes so rasch in die Mode gekommenen Malers, dessen interessantes Aeußeres allerdings auf sie so gut wie auf Andere einen raschen und tiefen Eindruck gemacht, der stets so fein und elegant gekleidet ging, der seine wundervollen Zähne bei jedem Lächeln zeigte (und er lächelte sehr häufig), der es so vortrefflich verstand, sich mit der feinen weißen Hand das Haar aus der Stirn zu streichen — der ihr, Adelen, nachdem er sie kaum dreimal gesprochen, eine stürmische Liebeserklärung gemacht, die sie übrigens glücklicherweise sehr reservirt aufgenommen — wahrhaftig, kluger und glücklicher Weise, denn dieses Ungeheuer von einem Künstler hatte wenige

Tage nachher einer ihrer Freundinnen gleichfalls dieſelben Erklärungen gemacht!

Dann trat ein anderes Bild vor ihre Seele, das jenes Bade-Arztes, in ſchon etwas geſetztem Alter, den Mama bei ihrem Aufenthalt in Kiſſingen eines leichten Unwohlſeins wegen conſultirt, der, während er mit der kranken Mutter ſprach, ſtets zu ihr, der geſunden Tochter, herübergeſchielt, der Beiden die umfaſſendſten Aufmerkſamkeiten erzeigt, ja, der ein paar Mal ſichtbarlich nahe vor einer Erklärung geſtanden und dieſe auch wahrſcheinlich von ſich gegeben hätte, wenn ihn die Mutter nicht jedesmal in unbegreiflicher Verblendung in's Nebenzimmer gewinkt hätte, um ihm dort irgend eine verwickelte Krankheitserſcheinung mitzutheilen, die vielleicht wohl ſein mediciniſches Intereſſe erregt, aber gerade dadurch ſein Herz für den Augenblick abkühlte.

Dann tauchte wohl noch dies und jenes Geſicht in ihrer Erinnerung auf, dann las ſie wohl nicht ohne bemerkbare Aufregung verſchiedene Tanzbüchlein, auf denen vom älteſten Datum gewiſſe Namen merkwürdig oft erſchienen, wohl ſechs Mal an einem Ballabend, hinter Walzer, Polka, Française und Cotillon, um in der nächſten Saiſon ſeltener zu werden, ja, um nach einem unvergeßlichen Cotillon gänzlich zu verſchwinden, jenem Cotillon, wo eine Nachbarin ihr zugeflüſtert: „Haſt du es denn auch ſchon gehört, daß ſich dein Tänzer heute Abend beim Souper mit der Wilms verlobt hat?“

Ungeheure Falſchheit, und gerade bei jenem Souper, vor kaum einer Stunde hatte er, der allerdings fern von ihr an einem anderen Tiſche ſaß, das gefüllte Weinglas gegen ſie erhoben, einmal, zweimal, dreimal, wie er es in

jenen früheren schöneren Zeiten gethan, und was, wie er einmal schüchtern erklärt hatte, ja auch neben vielem Anderen heißen könnte: „Ich — liebe — dich!“ — und sich dennoch im gleichen Augenblick verlobt — beispiellose Heuchelei — sich verlobt, und mit dieser Wilms, die erstens keinen Groschen eigenes Vermögen besaß, dafür aber einen bleichen Teint, mit unzähligen Sommersprossen, und deren Haar, das früher ins Röthliche geschimmert, jetzt plötzlich durch ein wunderbares Naturspiel blond geworden war. Schwacher Mensch, murmelte Adele, indem sie unter einem verächtlichen Lächeln das betreffende Tanzbüchlein auf die Seite warf. „Tu l'as voulu, Georges Dandin,“ oder, wie unser Schiller weit schöner sagt, „Du hast's erreicht, Octavio,“ erreicht, daß du von einer herzlosen Schwiegermutter getnufft wirst, daß sich die Sommersprossen deiner Frau in gelbe Leberflecken verwandelt haben und ihr Haar wieder brandroth geworden ist, während ich, hier bog sie sich so weit rückwärts, bis ihr Kopf und ihre schöne Büste in dem nebenan hangenden Spiegel sichtbar wurde, noch in anmuthig jugendlicher Frische blühe! —

Da traf sie unter diesen vergilbten Zeugen aller Art die so wehmüthig und doch wieder so lehrreich von vergangenen Zeiten sprachen, auf ein Couvert von Rosapapier, dessen Anblick dem hübschen Mädchen ein eigenthümliches Lächeln entlockte — jenes Lächeln, wo sich die schwellenden Lippen zuspitzen, als wolle man über irgend etwas schmollen oder fühle man in Gedanken nochmals die Seligkeiten eines ersten Kusses; wir glauben hier letzteres annehmen zu dürfen, denn unter dem dünnen Mousselin ihres weißen Morgenkleidchens bemerkte man zu gleicher Zeit die Anschwellungen eines tiefen Athemzuges.

Sie öffnete sichtbar nicht ohne Zögern das rosa Couvert, zog eine Photographie hervor, und nachdem sie dieselbe eine Zeit lang betrachtet, schüttelte sie leicht mit dem Kopf und ein zweiter noch tieferer Athemzug verwandelte sich wohl unwillkürlich in einen schmerzlichen Seufzer.

Mein lieber Alfred — mein süßer Alfred — mein armer Junge — ach, könnte nochmals die Zeit wiederkehren, wo du mich so aus deinen herzigen Kinderaugen anschautest, jene glücklichen Tage, wo wir Hand in Hand Veilchen und Maiblümchen suchten, wo wir uns so zu verstecken wußten, daß jedes das andere gleich finden konnte — ach jene herrliche, nie wiederkehrende Zeit!

Sie legte die Photographie vor sich auf den Tisch und betrachtete sie, den Kopf in beide Hände gestützt.

Es war das Bildniß eines allerdings außerordentlich schönen Knaben von vielleicht vierzehn Jahren in der nicht gerade kleidsamen Tracht des königlichen Cadettenhauses; doch gewann das jugendlich frische Gesicht mit den hellen munteren, fast leichtsinnigen Augen gerade durch diese Kleidung, und das liebliche Lächeln um den Mund schien sich lustig machen zu wollen über den steifen Kragen, der den Hals umschloß.

So hatte sie ihn zum letzten Mal gesehen, als er aus der militärischen Erziehungsanstalt in das große Cadettenhaus überging, und sie die heimatliche Mädchenschule mit der vornehmen Pension in Genf vertauschte.

Damals schieden sie recht steif und förmlich, sie wünschte ihm fast spöttisch ein baldiges Avancement, er ihr dagegen seiner Zeit einen Mann nach der Wahl ihres Herzens, und doch hatten sie vor nicht allzulanger Zeit die erste

glühende Liebe für einander empfunden, sie in dem zarten Alter von acht Jahren, er kaum zwölf:

Als er, noch im Flügelkleide,
In die Mädchenschule ging.

Harmlos glückselige Zeit, die wohl jeder durchgemacht, der überhaupt zu lieben verstanden, jene Tage ohne Rast und Ruh, bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt, jetzt überzeugt von ihrer innigen Gegenliebe, dann erfüllt von rasender Eifersucht, ein wahrer Othello, der dem gefürchteten Nebenbuhler mit Vergnügen eine blaue Nase schlug, um ihn dann eben so stürmisch um Verzeihung zu bitten, da es eine falsche Nachricht gewesen, als habe er ihr die Hälfte seines Butterbrodes angeboten — jene unvergeßlichen Zeiten, wo man sich trotz aller Leiden der Seele stets bei gutem Appetit befand, und wo Einem nach dem Einschlafen unter Seufzern und Thränen doch die ganze Nacht kaum von der Länge einer Viertelstunde erschien!

Die Eltern dieser beiden glücklichen Kinder, Alfred und Adele, waren damals innigst befreundet, man kam bald bei den einen, bald bei den anderen zusammen, man machte gemeinschaftlich kleine Landpartieen, man traf sich deßhalb häufig genug, um allzu leicht kleine Thorheiten begehen zu können. Man nahm das Lachen der Erwachsenen, wenn die kleinen Liebenden Hand in Hand mit einander durch den Wald dahingingen, für eine unumwundene, ja, aufmunternde Zustimmung dieses kleinen Verhältnisses, weßhalb sich Alfred eines Tages eben so schmerzlich berührt, eben so empört als beleidigt fühlte, als Adelens Vater, Herr Degele, der gerade noch zeitig genug ins Zimmer trat, um zu sehen, wie sich beide hinter einem

Vorhange küßten, ihn nicht nur einen dummen Jungen nannte, sondern, als der wirkliche Quartaner und angehende Militärzögling etwas von wünschenswerther Erklärung murmelte, eine klatschende Ohrfeige darauf folgen ließ — eine Ohrfeige vor den Augen der Geliebten — allerdings recht abkühlend, aber unbeschreiblich verletzend, und um so verletzender, als Adele nicht einmal mit einem gellenden Schrei, wie das gebräuchlich sein sollte, dem Vater zu Füßen fiel, sondern lachend aus dem Zimmer lief. Oh, über dieses herzlose, weibliche Geschlecht! knirschte der junge Mann, als er das Zimmer verließ, um draußen, die geballte Faust erhebend, den feierlichen Schwur zu leisten, diese Schwelle nie — nie — niemals mehr zu überschreiten.

Auch machte es ihm das Schicksal leicht, diesen Schwur zu halten, da er schon acht Tage später in die betreffende Militärschule abgeliefert wurde, und so sahen sie sich denn lange, lange Jahre nicht wieder, hörten nur hie und da von einander, er: daß sie zu einer hübschen Jungfrau erblüht sei, sie: daß er Dragoner-Offizier geworden; er, daß sie sich verlobt, vielleicht schon verheirathet habe, sie, daß er Schulden halber in eine ferne kleine Garnisonstadt versetzt sei, und was man so durch gütige Nachreden von einander zu erfahren pflegt.

An alles das dachte Adele, als sie das jugendlich frische, hübsche Gesicht des lieben Spielgefährten auf der gelungenen Photographie betrachtete, auch an jenen verhängnißvollen Augenblick, wo er sie hinter dem Vorhang geküßt und wo sie unter einem forcirten Lachen, nur um ihre Verlegenheit zu verbergen, weggelaufen war.

Wie mochte er jetzt wohl aussehen, in der so reizenden

Dragoner-Uniform, hellblau mit weiß! Seine leuchtenden Augen hatten sich gewiß nicht verändert, auch die buschigen dunklen Augenbrauen nicht, gewiß aber waren seine Wangen nicht mehr so voll und rosig, sondern hatten den Ernst eines männlichen Charakters angenommen, auch umgab vielleicht schon ein krauser Bart das ehemals so weiche Kinn des Knaben!

Es machte ihr Freude, ihn so in ihren Gedanken aufs vortheilhafteste zu verwandeln; hätte sie zeichnen können, sie würde vielleicht den Versuch gemacht haben, die Photographie umzugestalten. Warum aber? sagte sie unter einem leisen Seufzer, was kümmert mich der ferne Dragoner-Lieutenant? So wie er mich hier anschaut, habe ich ihn gekannt, habe ihn lieb gehabt und damals herzlich gern geküßt — guter Alfred — auch heute noch bist du mir lieb und werth — dies Knabengesicht nämlich, und auch heute noch thut es mir wohl, dies arme Blättchen, alles, was von unserer Jugendliebe übrig geblieben, an meine Lippen zu drücken. Dann aber hatte sie es hastig auf die Seite geworfen, denn die Zimmerthür wurde ohne anzuklopfen geöffnet und Madame Degele trat ein, etwas schwer und hörbar athmend, wie diese wohlbeleibte Dame, der selbst die wiederholte Kissinger Cur nicht geholfen, zu thun pflegte, sobald sie aus ihrer Wohnung im ersten Stock in das Zimmer Adelens, das sich auf der zweiten Etage befand, emporstieg. Sie ließ sich in die Sophaecke nieder, legte ihre Hände auf die Kniee, hustete ein par Mal geräuschvoll und sagte dann mit einer festen Stimme: „Da sind ein par Anzeigen gekommen, die ich dir vorlesen will — selbst vorlesen —“ wiederholte sie in gesteigertem Tone.

„Warum willst du dich so anstrengen, Mama, gib sie mir lieber her."

„Nein, nein, ich muß dir das selbst mittheilen."

Dann that sie noch einen tiefen Athemzug, entfaltete geräuschvoll ein Papier und las: „Als Verlobte empfehlen sich: Lina Körber und Regierungsrath Stengel."

„Ei, ei," bemerkte Adele, „das ist schnell gegangen und überrascht mich!"

„Mich auch, der Regierungsrath Stengel ist ein angenehmer Mann, und sie hat weder einen Groschen im Vermögen, noch ist sie von einer angesehenen Familie," sprach die Mutter in einem auffallend gedehnten Tone und fuhr dann zu lesen fort: „Ferner Rittmeister von Wartenberg und — nun, was denkst du?" fragte sie innehaltend.

„Das ist nicht schwer zu errathen, Mama," lachte Adele, „die gute Clara hat sich Mühe genug um ihn gegeben, und es wäre auch Alles vergeblich gewesen, wenn er sich nicht, wie alle Welt weiß, bei Elise Stern ein hübsches Körbchen geholt hätte und sich darauf aus Aerger so rasch als möglich mit Clara verlobt."

„Nun, wenigstens hat sie ihren Zweck erreicht," erwiederte Madame Degele in einem so scharfen Tone, als es ihr gedämpftes Organ zuließ, „ihren Lebenszweck, mein Kind, das, wonach jedes vernünftige Mädchen streben sollte."

„Du sagst das in einem Tone des Vorwurfs, Mama und willst mir, scheint es, dein Bedauern darüber ausdrücken, daß ich mir keine Mühe gegeben habe, Frau von Wartenberg zu werden."

„Warum soll ich das leugnen, Adele, warum soll es mich nicht schmerzen, wenn man da Tag um Tag ganze Stöße von Verlobungsanzeigen erhält und ich immer noch

nicht in den Fall komme, selbst welche auszuschicken! Du bist ein wohlerzogenes und sehr hübsches Mädchen, das muß dir der Neid lassen, und was unser Vermögen anbelangt, so —"

„Könnte auch ich mir einen Rittmeister anschaffen," warf die Tochter rasch in einem lachenden Tone ein, „nicht wahr, Mama?"

„Oh, wohl zwei, mein Kind, und es würde mich wirklich glücklich machen, wenn ich dich endlich an der Seite eines braven Mannes wüßte."

Adele lachte laut auf, denn die Antwort der Mutter war ihr gar zu komisch erschienen, auch blieb sie in der wiedergekehrten guten Laune, als sie nun aufstand und zu ihrer Mutter an das Sopha tretend sagte: „Laß es gut sein, Mama, zuerst muß der Rechte kommen, zu dem ich Liebe zu fühlen vermag, und dann sollst du sehen, wie rasch auch du dazu kommst, meine Verlobungsanzeigen herumzuschicken."

„Gott geb's!" erwiederte Mama Tegele nach einem tiefen Seufzer „Da sind auch ein par Karten abgegeben worden."

„Laß sehen, Mama," gab Adele zur Antwort und setzte dann launig hinzu: „wer weiß, ob mein Zukünftiger nicht darunter ist — glaubs aber kaum, denn was so zur unpassenden Zeit Besuch macht, es ist ja eben erst elf Uhr, ist kaum der Beachtung werth."

„So seid ihr jungen Mädchen von heutzutage nun einmal! Da muß alles nach der Schnur und nach der Uhr gehen! Zu meiner Zeit war das ganz anders, denn da freute man sich, wenn ein guter Bekannter selbst zur frühen Morgenstunde anklopfte, aber was ist mit dir, Adele?" fuhr die Mutter aufmerksam geworden und das

junge Mädchen mit erhobenen Augenbrauen anschauend, fort, „mir scheint, du hast da unter den Karten die eines recht guten Bekannten gefunden — ei, wie — laß mich doch sehen — ja so, ich habe meine Brille unten liegen lassen, — nun, wer ists?"

Adele, welche die Hand, in der sie die Karten hielt, niedersinken ließ und zum Fenster hinaus an den Himmel emporschaute, während ein gut bemerkbares Roth plötzlich ihr Gesicht überflog, gab nicht sogleich eine Antwort und schien, was das tiefe Athemholen anbelangte, mit Mama die Rollen vertauscht zu haben, doch rief sie jetzt auf wiederholtes Fragen mit einem etwas affectirten Lächeln: „Sonderbar bleibts immer, daß mir bei der Richtung, die unser Gespräch genommen, gerade diese Karte in die Hand kam — das heißt, ich wollte sagen — nein, ich dachte nur, als ich diesen Namen las, wie weit entfernt ich noch von dem berufenen Rechten sei."

„Ich verstehe wahrhaftig nicht, was du da zusammenfaselst, was ists denn mit dem Rechten oder mit dem Unrechten, und von wem ist die Karte, die du so aufmerksam betrachtest?"

„Erinnerst du dich noch meines Jugendgespielen Alfred Stölzer?"

„Laß mich sehen," entgegnete die alte Dame an die Decke hinaufblickend.

„Alfred Stölzer, der Sohn des Regierungsraths Stölzer, der mit Papa so befreundet war."

„Ach ja, der naseweise Bub — das heißt, der Alfred, jetzt fällt mir auch sein Gesicht wieder ein und all die Verdrießlichkeiten, die der vorlaute Bengel verursachte und die, wenn ich mich recht erinnere, schließlich noch zu einer

unangenehmen Auseinandersetzung mit seinem braven Vater die Veranlassung wurden. Weißt du nicht mehr, was es eigentlich war?"

„Ich erinnere mich nicht mehr, nur schwebt mir dunkel vor, als wenn Alfred gegen meinen Papa einmal recht unartig gewesen wäre."

„So kann es sein — es ist ja auch ganz gleichgültig — nun — und der ist da per Karte wieder aufgetaucht? Als was denn?"

Adele las: „Alfred von Stölzer, Premier-Lieutenant im vierten Ulanen-Regiment."

„Von Stölzer," fragte die Mutter, einen besondern Nachdruck auf das Wörtchen „von" legend, „seit wann sind denn die Stölzer adelig?"

„Hatte der Regierungsrath nicht den Kronenorden?"

„Möglich, ja, ich glaube es, doch geht dieser persönliche Adel nicht auf den Sohn über; aber die Familie hatte immer etwas Hochmüthiges; erinnere ich mich doch, daß die Regierungsräthin Karten abgab, auf denen deutlich zu lesen stand: Madame C. de Stölzer — lächerlich!"

„So, so, ja, du kannst Recht haben, Mama," erwiederte Adele, wobei sie indessen einen Blick in so weite, weite Fernen that, daß man deutlich sah, wie wenig es sie kümmere, daß sich die Frau Regierungsräthin Frau von Stölzer genannt. — Also er war wieder da, er hatte wenigstens ihren Namen nicht vergessen, er hat es der Mühe werth gefunden, eine Karte abzugeben, und auf dieser Karte stand etwas, das sie ganz eigenthümlich bewegte — nicht, daß er Premier-Lieutenant geworden war, auch nicht, daß er von den Dragonern zu den Ulanen versetzt worden, sondern daß unten in der Ecke gleichfalls ge-

druckt zu lesen stand: Parkstraße Nr. 4. Das war eine Straße nahe bei der Cavallerie-Caserne, dort wohnte er also, für jetzt, für länger, war also nicht nur vorübergehend auf Urlaub gekommen!

Deutlicher konnte sich wohl der Himmel nach allem dem, was heute Morgen ihr Herz bewegt und was wehmüthig durch ihre Seele gezogen, nicht äußern, noch das Schicksal sichtbarlicher in ihr Leben eingreifen — ja, und es sei fern von uns, theurer und geneigter Leser, daß wir es versuchen sollten, deine Geduld, deine Güte, dein Interesse wie Gummielasticum durch vielleicht noch zwanzig Seiten auseinander zu ziehen, um dir ausführlich zu erzählen, wie nach einigen aber sehr geringen Schwierigkeiten das Schicksal Recht behielt und der Himmel einen Bund zu segnen schien, zu dem der Premier-Lieutenant Alfred von Stölzer außer mäßigen Schulden ein liebeglühendes Herz mitbrachte, Adele aber neben dem gerührten Segen ihrer Mutter die gränzenlose Glückseligkeit einer liebenden Braut, ein beträchtliches Vermögen und die gerechtfertigte Absicht vollkommen glücklich zu werden. —

Und mit dem, womit gewöhnlich eine Erzählung zu schließen pflegt, mit Liebeserklärung und Verlobung, beginnt die unsrige erst, und wollen wir nur hoffen, daß die biographischen Notizen, die wir nothwendiger Weise vorausschicken mußten, interessant genug erschienen sind, um den geneigten Leser auch für die folgenden Blätter zu fesseln.

Mit welchem Vergnügen Madame Degele endlich die Verlobungskarten ihrer Tochter aussandte, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen, wissen wir doch, wie viel ihr daran gelegen war, auch darin hinter andern Bekannten

nicht zurückzubleiben, deren Fragen, Wünsche, ja, oft recht deutlich ausgesprochene Hoffnungen für das Wohl Adelens schon alle bereits anfingen, einen etwas peinlichen Charakter anzunehmen. Und was war der Premier-Lieutenant Alfred von Stölzer für ein liebenswürdiger und hübscher Mann, was für ein glänzender Cavallerie-Offizier! Auch das „von" vor seinem Namen fand durchaus nichts Befremdliches mehr in ihren Augen, im Gegentheil, wie hübsch machte es sich zukünftig nicht: Frau Adele von Stölzer — eine echte Vergoldung des Namens, denn der Bräutigam bewies durch vollgültige Papiere, daß dieses „von" nicht ein falscher Abglanz des Kronenordens war, sondern von einem alten Familienadel abstammte, der im Lauf der Zeiten und der ungünstigen Verhältnisse nach und nach verblichen und erloschen war.

Welch glücklicher Augenblick für die Schwiegermutter, als der Schwiegersohn ihr unter vier Augen diese wichtigen Papiere vorlegte, ja, sie konnte sich nicht enthalten, ihn feierlich auf beide Wangen zu küssen, dann ihre Augen zu wischen und in gerührtem Tone zu sprechen: „Mein lieber Herr Schwiegersohn, mein guter Herr Alfred, Sie wissen bereits durch den Vormund meiner Tochter, wie ausgiebig ich für euer zukünftiges Leben gesorgt, doch habe ich persönlich noch etwas mit Ihnen zu besprechen, was mir einigermaßen schwer ankommt — man sagte mir nämlich — daß —"

Hier stockte die gute alte Frau mit einem so verlegenen Blick, daß sich der junge Offizier rasch all die kleinen pikanten Begebenheiten der letztvergangenen Jahre ins Gedächtniß zurückrief, um für die gravirendsten derselben, die vielleicht zu den Ohren der Frau Schwiegermutter ge-

kommen waren, eine passende und glaubwürdige Antwort bereit zu haben.

„Man sagte mir nämlich, lieber Herr Schwiegersohn, daß es Verhältnisse gebe, die —"

„Allerdings, Mama, es gibt solche — aber verzeihlich für junge Leute."

„Gewiß verzeihlich, doch muß man vor der Hochzeit damit vollkommen ins Reine kommen."

„Allerdings, Mama."

„Denn diese Verhältnisse haben zuweilen Folgen."

„Nein, Mama," rief der junge Offizier in einem entschiedenen Tone, wobei er die Hand auf sein Herz drückte, „Folgen haben meine Verhältnisse niemals gehabt, das kann ich aufs feierlichste beschwören."

„Ich glaube Ihnen, Herr Alfred, aber gänzlich lösen muß man diese Verhältnisse, und deßhalb bitte ich herzlich, sagen Sie mir die Wahrheit — wie hoch beläuft sich ungefähr die Summe, um diese Verhältnisse ein für allemal verschwinden zu lassen?"

Stumme Pause der Freude und Rührung, während welcher der Offizier nicht umhin konnte, beide Hände seiner zukünftigen Schwiegermutter zu fassen, dieselben kräftig zu drücken und zu schütteln, um dann in bewegtem Tone zu sagen: „Sie sind ein Engel, Mama, mein guter Engel, der mir in jeder Hinsicht die Himmelspforte öffnet, denn ich will Ihnen aufrichtig gestehen, daß diese kleinen Geldverhältnisse es ganz allein waren, die einen dunklen Schatten auf meinen künftigen Lebensweg warfen, wenn Sie mir aber gestatten wollen, Ihnen das schriftlich mitzutheilen, so —"

„Ist es jedenfalls besser, ich bitte darum, und damit wäre die Sache ein- für allemal abgemacht."

„Tausend, tausend Dank!"

„Nur habe ich eine kleine Bedingung, lieber Herr Alfred."

„Oh, ich kenne sie im voraus und verspreche ich, mich nie mehr in ähnliche Verhältnisse einzulassen!"

„Davon bin ich überzeugt, doch ist meine Bedingung eine andere, nämlich die, Adelen nichts von diesem Arrangement zu sagen, ich kenne das weibliche Herz, und wenn ich auch von dem guten und lieben Charakter überzeugt bin, so könnten doch vielleicht einmal Augenblicke kommen — nun, Sie verstehen mich schon."

„Gewiß, Mama, ich verstehe Sie, und ich verstehe und bewundere Ihr vortreffliches Herz."

Darauf konnte er sich nicht enthalten, die gute dicke Frau stürmisch an seine Brust zu drücken, um dann aus Furcht, von der Rührung übermannt zu werden, das Zimmer schleunig zu verlassen und zu Adelen zu eilen. Als er dieselbe in ihrem Boudoir aufgefunden, es war das ein allerliebstes Gemach, sinnig mit fleckenlosem Weiß und himmlischem Blau austapezirt, die kleinen weichen Fauteils, ja, sogar der Teppich in gleicher Stimmung, an ihrem Nähtischchen sitzend und gerade mit dem Aufsuchen von bunter Seide beschäftigt für ein geheimnißvolles Etwas, das in ihrem Schooße lag, und welches sie bei dem etwas raschen Eintreten Alfreds mit ihrem Taschentuch bedeckte, mußte er auf Befehl die Augen schließen, ja, sich obendrein gegen das Fenster wenden und dort ausharren, bis sie ihn selbst aus dieser Stellung erlösen werde.

Allerdings ließ sie ihn nicht zu lange schmachten, ver-

sorgte dann das gewisse Etwas so wie die bunte Seide an irgend einen unauffindbaren Ort und schlich hierauf fast unhörbar zu dem Geliebten hin, der aber Ahnungsvermögen genug besaß, diese zarte Annäherung sogleich zu fühlen, sich dann plötzlich unversehens umwandte und das erröthende junge Mädchen mit seinen Armen umschloß.

„Ah," rief er lachend dabei, „so läßt sich leichte Cavallerie nicht überrumpeln, und da du unvorsichtig auf den Kriegspfad gegangen bist, ich dich zur Gefangenen gemacht, so kostet dichs eins — zwei — und drei — bis ich dich wieder freilasse!"

Was es sie gekostet, ist eben so leicht zu errathen, als daß es begreiflich ist, wie bereitwillig sie sich zur Auslösung verstand, wobei sie sogar ein Agio bewilligte, allerdings nicht ohne den Zusatz: „Du böser Mensch!" Dann setzten sie sich neben einander hin auf das kleine Sopha, er legte seinen Arm um ihre schlanke Taille und sagte: „Mein Herz, ich bin eigentlich nur noch einmal zu dir gekommen, um dir meine Bewunderung auszudrücken, was deine Mutter für eine liebenswürdige praktische Frau ist."

„Nicht wahr, lieber Alfred, und du bereust es jetzt wahrscheinlich, Mama's Vorschlag, bei ihr zu wohnen, nicht angenommen zu haben."

„Das nun gerade nicht, meine süße Adele, siehst du, es würde für beide Theile Inconvenienzen gehabt haben, und nachdem ich dir soeben noch aus vollem Herzen meine hohe und wahre Verehrung für deine Mutter ausgedrückt, darf ich wohl hinzufügen, daß man, weißt du — daß man nicht gern — verstehst du — in das Haus auch der besten Schwiegermutter zieht."

„Nun ja, reden wir nicht mehr darüber, die Sache ist

abgemacht und nach deinen Wünſchen aufs beſte arrangirt, auch dir gefällt unſere neue Wohnung in der Glockenſtraße, fünf ineinandergehende Zimmer und mit einer Auswahl möblirt, worauf wir ſtolz ſein können; nicht wahr, Alfred?"

„Gewiß, mein Kind, und es hat mich wahrlich gerührt, auf welch ſuperbe Art Mama mein Garçon- und Rauchzimmer, wie ſie es nennt, ausgeſtattet — eigentlich thut es mir leid," ſetzte er gutmüthig hinzu, „daß ich ſo gar nichts dazu beitragen konnte, aber du weißſt, wie es den jüngeren Offizieren zu gehen pflegt, man iſt da niemals ſicher, verſetzt zu werden, was allerdings jetzt, wo ich nahe am Rittmeiſter bin, ſchon anders iſt."

„Und doch haſt du ja etwas zur Haushaltung beigetragen," erwiederte ſie herzlich lachend.

„Ah, du meinſt den alten Lehnſtuhl, wird der aber auch zu deinen neuen Möbeln paſſen?"

„Gewiß, ich werde ihn recht, recht werth halten, weil er von dir kommt, und habe ſchon beſtimmt, daß er in dein Rauchzimmer neben den Ofen geſtellt wird, das heißt für mich, nicht für dich; da werde ich, die Hausfrau, an langen Winterabenden ſitzen, während du im Schaukelſtuhle rauchen und mir hie und da etwas vorleſen kannſt."

„Wie ſchön das ſein wird," fuhr Alfred fort — „die Glockenſtraße iſt nicht zu weit von der Caſerne —"

„Und unſere Wohnung im erſten Stock mit Stallung und Remiſe. — — Apropos, brauchen wir denn eine Remiſe?"

„Darüber ſpricht man vorläufig nicht, mein Herzchen," ſagte er pfiffig lächelnd. „Das kommt ſo nach und nach, doch wenn du verſchwiegen ſein willſt, ſo kann ich dir jetzt ſchon geſtehen, daß ich ein kleines, gar nicht übles Coupé

besitze, recht geeignet, um heimlich und vertraulich zu Zweien ins Theater oder sonst wohin zu fahren."

„Ach, das ist charmant!" rief sie in die Hände schlagend, um dann plötzlich ernst geworden und etwas zur Seite rückend hinzuzufügen: „Aber dies Coupé, Alfred, ist doch bisher nicht daran gewöhnt worden, zu Zweien gebraucht zu werden?"

„Närrchen, du wirst doch nicht auf meine Kameraden eifersüchtig sein, warte — warte — noch einmal dergleichen und ich mache dich sogleich wieder zur Kriegsgefangenen."

„Pfui, Alfred, laß doch — Alles hat seine Gränzen!"

„Gewiß, und deßhalb nimm dich mit ähnlichen Einwendungen wie vorhin in Acht — das Coupé wäre also da."

„Und da du drei Pferde hast, nicht wahr, so könnten wir eins zu unserem Privatgebrauch verwenden."

„Unter uns gesagt, Herzchen, habe ich eigentlich vier Pferde, weißt du, wir Cavallerie-Offiziere speculiren immer so ein bischen, und von diesen vieren können wir getrost zwei einspannen."

„So fehlt also zu einer vollständigen Equipage nichts als der Kutscher."

„Auch der nicht, mein süßes Schnackerl, und darüber wollte ich eigentlich mit dir reden, es ist ein sehr braver Mensch, den ich schon mehrere Jahre habe, nicht mehr ganz jung, aber ein eben so vortrefflicher Kutscher als Bedienter für den inneren Dienst, der auch das Serviren und dergleichen aus dem Fundamente versteht. — Wenn es dir nun recht wäre," fuhr er nach einer kleinen Kunstpause fort, während welcher er, offenbar in Bewunderung versunken, ihr feines, weiches, rundes Händchen — Adele

glich in den rundlichen Formen ihrer Mutter — nicht nur betrachtet, sondern jedes einzelne Grübchen bedächtig geküßt, „so könnten wir meinen Lorenz, der sich stets treu und ehrlich bewiesen, zum Hausdiener annehmen, und meinen Burschen, der darin gut zu brauchen ist, zum Fahren verwenden.“

„Ja,“ erwiederte sie nach einem kurzen Stillschweigen, „wenn du es so wünschest, will ich es der Mutter sagen; eigentlich hat sie sich gegen einen Bedienten ausgesprochen, oder wollte, wenn er doch nöthig wäre, die Wahl selber treffen. Mama meint nämlich, diese Garçonbedienten thäten später in der Haushaltung nicht gut, aber deinen Wunsch wird sie gewiß berücksichtigen.“

„Na, ich hoffe,“ versetzte er in einem etwas pikirten Tone, „jedenfalls gehört der Diener zu meinem Departement, und möchte ich doch darin eben so freie Hand behalten wie du und deine Mutter, was die weibliche Dienerschaft anbelangt.“

„Auch darin mußt du ihre übergroße Sorgfalt und Liebe erkennen, denn sie hat nicht weniger für uns gethan, als mir die eigene Köchin abzutreten, die nun schon über zehn Jahre hier im Hause ist.“

„Ah, die alte Babett ist eine ganz respectable Person und kocht vortrefflich! Sei es also darum, denn auch Lorenz wird bei dem alten Gesichte keine Anfechtungen haben.“

Dann trennten sie sich nach einigem Gekose, worauf sie wieder anfing, an dem zierlichen A zu arbeiten, das bestimmt war, eine Brieftasche für ihn zu schmücken, wogegen er sich in den Sportklub und Café Reder zu einem Frühstück begab, zu dem er ein halb Dutzend gute Freunde geladen und zu welchem der Restaurateur ein

ganz opulentes Menu in der frohen Voraussicht entworfen, endlich einmal für viele unerledigte Rechnungen eine genügende Antwort zu erhalten.

Zweites Kapitel.

Zeigt, wie in Folge eines vergessenen Briefes und eines getreuen Dieners Wolken am Ehestandshimmel aufziehen.

O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

sang der große Dichter, hat aber darin, unserer Ansicht nach, etwas Unmögliches und nicht einmal Wünschenswerthes verlangt, denn einestheils würde ein ewiges Grünen für uns, die wir ja auch Blüthen und Früchte verlangen, nicht ganz befriedigend sein, und wir anderntheils jenen angenehmen Wechsel verlieren, den ein anderer hochbegabter Dichter mit

Himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt,

gewiß nicht unpassend bezeichnet.

Auch liegt ja etwas unveränderlich Beständiges nicht in der Natur aller irdischen Dinge, und so müssen wir uns auch jene Schwankungen gefallen lassen, die ja nicht immer aus unseren Gefühlen und Neigungen entstehen, sondern in häufigen Fällen durch äußere Einwirkung von oft kleinen, ja kleinlichen Ursachen bedingt sind.

Der Mensch ist nun einmal eine leicht bewegte und leicht verletzte Creatur, und wer möchte behaupten, um

Erſtes Kapitel.

Handelt vom Herbſtwetter, von der Unterhaltung nach einem guten Diner und erzählt, wie der Baron nahe daran war, geſteinigt zu werden.

Zu Anfang unſerer kleinen, aber wie immer außerordentlich wahren Geſchichte müſſen wir dem geneigten Leſer ſagen, daß es ſpät im Herbſte iſt, ſo um die Mitte Oktober, jene Zeit, wo Berg und Haide, die den ganzen Sommer in einem einfachen, grünen Kleide prangten, nun noch vor dem Winter, ihrem Alter, anfangen recht kokett zu werden und ſich mit den hübſcheſten und auffallendſten Farben zu ſchmücken. Die Natur weiß, daß bald ihre Anziehungskraft vorbei iſt, und ſie thut nun alles Mögliche, noch an ſich zu feſſeln. Gelb, Braun, Violet, Roth, Alles ſchimmert durch einander. Der Boden des Waldes iſt mit ſchon vertrockneten Blättern bedeckt, einem bunten Teppich gleich; das Weinlaub zeigt ein gelbes Grün, die Blätter verſchiedener Schlingpflanzen haben ſich in Purpurroth verwandelt, und nur der Epheu iſt ſich gleich geblieben; er umrankt die grauen Mauern mit derſelben Liebe, mit derſelben Treue; er allein ſcheint nichts von dem herannahenden Winter zu fühlen, und nur hie und da, wenn der Wind allzu heftig über die Stoppeln jagt, bewegen ſich die kleinen Blätter und zittern und ſeufzen. Ach, ſie allein werden zurück gelaſſen, um im Winter zu frieren!

bei einem für uns nahe liegenden Beispiel zu bleiben, daß ein junges Par nach einer brillanten Hochzeitsreise, wie sie Herr und Frau von Stölzer unternommen und glücklich zu Ende geführt, stets mit derselben glühenden Seligkeit, unter der es das Eisenbahn-Coupé vor Monaten betreten, jetzt in die engen Gränzen der Häuslichkeit zurückkehren werde, wo so Vieles fremd, fat unbehaglich erscheint?

Nehmen wir an, man hat an einen schönen farbenreichen Herbsttage, umduftet von Hochzeitssträußen, vertraulich angeblinzelt von naseweisen Sternlein, allein in einem jener angenehmen Halbcoupés die Reise angetreten und kehrt nun an einem frostigen Frühjahrstage zurück, wo man eingepfercht sitzt zwischen sechs regenduftenden Mänteln, in einer unangenehmen Tabaks-Atmosphäre, da alle Räume für Nichtraucher besetzt sind; nehmen wir dazu, daß er im letzten Nachtquartier eine Gesellschaft militärischer Freunde getroffen, die ihn bis weit nach Mitternacht bei verwerflichem Sect festgehalten, während sie schlaflos auf einsamem Lager ruhte, und wobei er völlig vergessen, den Brief zu besorgen, in welchem sie der geliebten Mutter ihre Ankunft fünf Uhr Nachmittags angezeigt. Gestehen wir dazu, daß jene Champagnerpartie nicht die einzige gewesen war, die ihn während der Reise vergessen ließ, daß er verheirathet sei, und fügen wir nun folgerichtig bei, daß weder auf dem Bahnhof Jemand zum Empfange bereit stand, noch daß man in der neuen Wohnung jenen Comfort antraf, der uns nach einer langen Eisenbahnfahrt so freundlich anheimelt.

Daß der würdige Diener Lorenz sich, wie die Köchin achselzuckend meldete, selbst einen längeren Urlaub bewilligt

und gar nicht in der Stadt anwesend war, hätte noch hingehen können, aber daß Babette, gänzlich unvorbereitet, wie sie war, gerade diesen Tag zur nochmaligen Auslüftung sämmtlicher Zimmer benutzt hatte, daß die Vorhänge noch nicht aufgemacht waren, die meisten Möbel noch in der Mitte des betreffenden Raumes hübsch zusammengerückt und sorgfältig zugedeckt standen, daß an vielen Oefen noch die Rohre fehlten, kurz, daß sich die ganze Wohnung noch in einem schauderhaft unbehaglichen Zustande befand — und alles das durch seine Schuld —, war mehr als Adele ruhig zu ertragen vermochte.

„Wie hätte es sein können — und wie ist es!" sagte sie mit einem mühsam unterdrückten Weinen, wobei ein sehr bestimmter Ausdruck ihrer Augen dieses „wie" auf eine scharfe Art vervollständigen zu wollen schien, sich auch nicht milderte, als sie achselzuckend fortfuhr: „Natürlich, wenn man sich seinen Freunden so ausschließlich hingibt, um darüber seine Frau zu vergessen, so sollte es diese arme Frau — arme zwei Mal unterstrichen — eigentlich durchaus nicht Wunder nehmen, daß ein so geringfügiges Etwas, wie der Brief an seine Schwiegermutter, gänzlich vernachlässigt wurde."

„Aber Adele," erwiederte er in einem immer noch heiter klingenden Tone, „wie kann dich das so außer aller Fassung bringen, freilich könnte es hier gemüthlicher sein, aber —"

„Ich hatte mich so darauf gefreut, von meiner guten, lieben Mama hier empfangen zu werden," sagte Adele, durch das offene Fenster an den Himmel gewandt, als wolle sie diesem direct ihr Leid klagen, wobei sie sich auf die Unterlippe biß und jenes Einziehen des Athems hören

ließ, welches wirklichen Thränen voranzugehen pflegt — „meine gute, gute Mama, die ich so lange nicht gesehen habe und nach der ich mich so unendlich sehne!“

„Nun, dieser Sehnsucht kann ja abgeholfen werden,“ meinte er ernst geworden und etwas heftig mit den Achseln zuckend, „gehen wir also und suchen Mama auf, auch mich wird es herzlich freuen, sie wiederzusehen.“

„Ja, ich werde sogleich gehen und Mama aufsuchen.“

„So, du willst allein gehen?“

„Ja, ich will allein gehen, denn es muß doch Jemand hier bleiben, um dafür zu sorgen, daß wir wenigstens ein wohnliches Zimmer kriegen.“

„Logisch, ganz logisch,“ versetzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln, „und da ich der Missethäter bin, der alles das hier verschuldet hat, so muß ich auch dafür büßen — logisch, ganz logi—i—sch,“ sang er recitirend, welchen Ausdruck seines unbehaglichen Gefühls er noch dadurch verstärkte, daß er am Schlusse dieses Recitativs pfeifend im Zimmer auf und ab ging.

„Babette soll einen Wagen holen.“

„Augenblicklich!“ setzte er mit einer entsprechenden großartigen Armbewegung hinzu.

„Ach, gnädige Frau,“ sagte die Köchin, die verdutzt unter der Thüre stehen geblieben war, „der Kutscher, der die gnädigen Herrschaften von der Eisenbahn gebracht, hält noch drunten vor dem Hause, da Lorenz gar nicht da ist, um mir beim Abladen der Koffer zu helfen!“

„Gut, so kann ich den Wagen nehmen.“

„Mit sämmtlichen Koffern?“

„Warum nicht? Wer weiß überhaupt, ob es heute hier noch so gemüthlich gemacht werden kann, daß ich — daß

wir es darin aushalten können! Da ziehe ich lieber Mama's Gastzimmer vor — später kommst du auch wohl nach?" fragte sie, aber erst an der Thür und obendrein etwas über die Achsel redend.

„Vielleicht," sagte er und fügte in ruhigem Tone hinzu: „jedenfalls aber soll Babette meinen Nachtsack und meinen kleinen, schwarzen Koffer vom Wagen nehmen und dann heraufbringen."

Madame war mit einem kurzen Kopfnicken fortgegangen, worauf er mitten im Zimmer stehen blieb, um erst, nachdem er das Fortrollen des Wagens gehört und vernommen, wie Babette seinen Koffer im Nebenzimmer hingesetzt, sämmtliche Fenster zu schließen, dann mit übereinandergeschlagenen Armen vor einem derselben stehen zu bleiben und ein scharfes „Oh ho!" auszustoßen, dem er nach einer Pause die bekannte Reflexion jenes armen Sünders anhing, der am Montag geköpft werden sollte und ausrief: „Nun die Woche fängt gut an!" Doch blieb es dabei auf seinem Gesicht ziemlich gleichmüthig, ja, er pfiff leise vor sich hin, als er seinen Koffer auspackte und das Nöthige herausnahm, um seinen Civilanzug mit der Uniform zu vertauschen. Dann gürtete er seinen Säbel um, setzte die Feldmütze auf und nahm alsdann unter Babette's Leitung eine Revision sämmtlicher Zimmer vor, um sich für später mit den Oertlichkeiten vertraut zu machen; vier der Räumlichkeiten waren durch eine Glasthür abgeschlossen, während das fünfte Gemach, sein Garçon- und Rauchzimmer, unmittelbar auf die Treppe führte. Sehr angenehm, dachte er, da braucht man bei spätem Nachhausekommen Niemanden zu stören, auch sehe ich da außer meinem Lehnstuhl noch einen äußerst bequemen Divan, der im Nothfall zum Schlafen benutzt

werden kann, gehen wir also — noch eins: „Babette, es ist doch ein Hausschlüssel da?“

„Gewiß, gnädiger Herr.“

„So geb Sie ihn her, Adieu!“

Das Wiedersehen zwischen Tochter und Mutter ausführlich zu schildern, halten wir für überflüssig und wollen nur sagen, daß, wenn dasselbe auch ein außerordentlich herzliches war, bei dem von Seiten Adelens reichliche Thränen flossen, Madame Degele doch nicht umhin konnte, mißbilligend den Kopf zu schütteln, als sie von der ersten kleinen häuslichen Scene vernommen, hervorgerufen durch den vergessenen Brief und verschärft durch den in Folge davon entstandenen höchst ungemüthlichen Zustand der neuen Wohnung.

„Das hättest du heiter und gemüthlich abmachen sollen, mein Kind, wegen solcher Kleinigkeiten darf eine geschiedte Frau niemals schroff auftreten, und wenn ich dir gut rathen soll, so fahre mit deinen Koffern, die überhaupt gar nicht hieher gehören, nach deinem Hause zurück, reiche deinem Manne die Hand zur Versöhnung, und während ihr dann beide zur Theestunde hieher kommt, schicke ich meine Lise zu Babette, damit sie ihr hilft, Alles in Ordnung zu bringen und ihr heute Abend ein warmes, behagliches Nestchen findet. Glaube mir, mein Kind, so ein erster Abend in der neuen Häuslichkeit muß ohne Mißton vorübergehen, darauf pflegt man viel zu halten, deßhalb sei klug und nachgiebig, Adele — wenn dieser Lorenz nicht so ein Schlingel wäre,“ fuhr sie in dem Tone der Entrüstung fort, „so würde er der armen Babette besser geholfen haben, Alles in Ordnung zu bringen, aber so läuft dieser Mensch in Urlaub und ist nicht da, wenn seine Herrschaft zurückkommt.“

„Ach ja, Mama, und ich fürchte, wir werden mit diesem Lorenz noch viel Verdrießlichkeiten haben, mir hat sein Gesicht beim ersten Anblick mißfallen."

„Reden wir für heute nicht weiter darüber, mein Kind, halte dich fest an deinen Mann, und alles Uebrige wird sich finden; so, nun fahre nach Haus und kommt miteinander so bald als möglich wieder."

„Herzlich gern, Mama, und ich bin schon recht getröstet."

Wie es aber in dieser argen Welt nicht immer nach unsern Wünschen geht, so auch hier; Adele kam allerdings nach einer halben Stunde zurück, aber allein, und als sie erzählte, Alfred habe seine Uniform angezogen, sei ausgegangen und hätte obendrein den Hausschlüssel mitgenommen, da konnte sie sich nicht enthalten, hörbar zu schluchzen, und mußte sich gewaltig zusammennehmen, um ihre Thränen zurückzudrängen.

Was nun diesen Sünder von Alfred anbetraf, so befand er sich um dieselbe Zeit in ganz heiterer Laune, denn erstens war er sehr zufrieden, sich gleich in den Besitz des Hausschlüssels gesetzt zu haben, zweitens hatten ihn seine Kameraden und Vorgesetzten mit ungeheuchelter Freude empfangen, drittens war er sogleich zu einem Souper eingeladen worden, mit dem ein junger reicher Offizier seinen Geburtstag feierte, und viertens hatte ihm ein älterer Rittmeister, der bei dieser Einladung zugegen war, seine Genugthuung nicht verhehlt, daß er, kaum von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, die Gesellschaft seiner Kameraden wieder aufsuche. Darauf schaute er einen Augenblick im Theater nach, grüßte dort in die Sperrsitze hinein, zu den Logen hinauf, applaudirte einer jungen, schönen Tänzerin lauter, als gerade nothwendig war und ging dann mit

einem genaueren Bekannten Arm in Arm zu dem bereits erwähnten Souper.

Arme Adele — ſie war feſt überzeugt, ihn bei der Rückkehr von der Mutter einſam und betrübt anzutreffen, vielleicht in dem alten Lehnſtuhl ruhend, wo er am beſten Gelegenheit hatte, über Vergangenheit und Gegenwart nachzudenken, wo es mahnend an ſeiner Seele vorüberziehen mußte, wie einſam er früher geweſen und wie angenehm und behaglich ſich jetzt das Leben für ihn geſtaltet! Sie war überzeugt, er werde ſie ſtill und bewegt in ſeine Arme ziehen, er werde mit ſüßen Worten verſichern, nie wieder Briefe oder ſonſt etwas vergeſſen zu wollen — dann werde ſie ſich ein par Minuten ſträuben, ihm vielleicht ſchmollend ſagen, du biſt ein böſer, böſer Menſch, den man gar nicht mehr lieb haben ſollte — wobei ſie ſich aber ſchon ganz unſagbar auf die nun folgende Verſöhnung freute —, und der alte Lehnſtuhl ſollte ihr dann doppelt werth und lieb ſein.

„Iſt mein Mann zu Hauſe, Babette?“

„Nein, gnädige Frau, bis jetzt noch nicht.“

Sie fühlte einen ſtechenden Schmerz in der Bruſt, zwang ſich aber und ſagte in ruhigem Tone: „Nun, er hat ja den Hausſchlüſſel, deßhalb können Sie und das Stubenmädchen immerhin zu Bette gehen.“

„Soll ich nicht aufbleiben, um dem gnädigen Herrn, da er die Treppe nicht kennt, zu leuchten?“

„Nein, nein — ich — habe ihm verſprochen, das ſelbſt zu thun; er hat eine dringende Einladung annehmen müſſen, und es wird mich freuen, ihn ſelbſt zu empfangen.“

Glücklicherweiſe befanden ſich jetzt durch den Fleiß der Babette und der Liſe Salon, Schlaf- und Rauchzimmer

in einem behaglichen Zustande, eine sanfte Wärme durchströmte die beiden erstgenannten Räume und im Kamin des letzteren loderten freundlich durcheinander spielende Flammen.

Zuerst ging Adele durch alle Zimmer gleichmäßig hin und her, bald den langsam fortrückenden Zeiger der Uhr über dem Kamin betrachtend, dann auf die Glocken der Kirchthürme lauschend, die so ruhig, so gleichmüthig viertel, halbe und ganze Stunden schlugen, gefühllos gegen alles Leid, das mit diesen Schlägen wuchs, vielleicht auch für immer endigte. Dann warf sie sich in den alten Lehnstuhl, athmete tief und schwer, schluchzte ein par Mal und fing endlich an zu weinen, als es draußen die Mitternachtsstunde schlug.

„Nein," rief sie dann aufspringend, „jetzt will ich auch nicht länger warten, nicht eine Minute länger, denn da er mir das anthun konnte, so soll mir auch gar nichts mehr an ihm gelegen sein — gar nichts — gar nichts — und wenn er jetzt hereinträte, so würde ich ihm kalt und ruhig sagen: leben Sie wohl, mein Herr, wir sind für immer geschieden! — Horch, horch, sind das nicht Schritte, die sich dem Hause nähern? — ach, wenn er es wäre, wenn er mich um Verzeihung bäte, ja, selbst wenn er sagte: siehst du, Adele, du warst unartig gegen mich und hast mich gereizt, — ach, wenn er es nur wäre!"

Sie eilte hastig ans Fenster, sie öffnete es trotz der kühlen Nacht und blickte auf die Straße hinunter, ach die Schritte klangen ferner und ferner und hörten jetzt ganz auf!

„Nein, niemals werde ich ihm verzeihen, niemals, niemals, diesem Ungeheuer, und wenn er jetzt käme, wenn er mir zu Füßen fiele und um Verzeihung bäte, ich würde

mich kalt abwenden, nachdem ich ihn durch einen Blick der Verachtung in meiner Seele hätte lesen lassen!" Sie lief in das Schlafzimmer, verschloß und verriegelte beide Thüren, entkleidete sich und warf sich in eines der Betten, worauf sie das Gesicht in die Kissen vergrub, um endlich unter strömenden Thränen einzuschlafen.

Darauf hatte sie einen sonderbaren Traum; es kam ihr nämlich vor, als höre sie das Rücken eines Stuhles, dann ein leichtes Husten dicht vor ihrem Bette, wie wohl Jemand zu thun pflegt, um in bescheidener Weise auf sich aufmerksam zu machen, und als sie die Augen öffnete, sah sie das Gemach von einem sanften Licht erhellt, ohne aber dieses Licht irgendwo ausströmen zu sehen, und fühlte sich vertraulich angeregt, als sie, was sie eigentlich mit Grauen erfüllen sollte, den alten Lehnstuhl, von dem sie sicher wußte, daß er draußen neben dem Kamin gewesen, vor ihrem Bette stehen sah — eigenthümlich, ganz sonderbar, und wenn sie ihn jetzt ohne Furcht, wie sie that, und genauer betrachtete, so formten sich die Risse und Schattirungen des an der Rücklehne schon stark benutzten Lederüberzuges zu dem verschmitzt lächelnden Gesicht eines alten Herrn, ja, der ganze Stuhl erschien angefüllt oder eins geworden mit der Gestalt desselben; und es war das so natürlich, wie man nur etwas sehen konnte: seine Arme hatte er auf die Seitenlehnen gestützt, seine Hände erkannte man genau wieder, vorn in den ganz braun gewordenen Knöpfen und mit den etwas dünnen Beinchen umschlang er die beiden Stuhlfüße. Ja, trotzdem, daß er mit dem Kopf zu nicken schien, beunruhigte sich Adele nicht im geringsten darüber, sondern richtete sich ruhig etwas auf, indem sie den Kopf mit der Hand unterstützte.

„Hm, hm," hustete der alte Herr wieder ganz gemüthlich, und dann hörte man ihn sagen: „Ja, ja, man weiß nicht, was man an mir hat, man weiß nicht, daß ich in all den Familien, wo ich bisher conditionirte, stets der gute Geist gewesen bin und mich nur bestrebt, Frieden zu schließen — man beachte das wohl und vergesse es nicht, man behandle mich mit Ehrerbietung, aber vertraulich, man schmiege sich sanft in meine Arme, lege seine Wange an die meinige und klage mir sein Leid. Ha, ha, ha," fuhr er dann lachend fort, „ich habe schon andere Schwierigkeiten beigelegt, als solche Kindereien, und hätte es die kleine Gnädige da der Mühe werth gehalten, eine halbe Stunde oder so etwas in meinen alten würdigen Armen auszuhalten, so hätte ich ihr so viel Tröstliches gesagt, daß sie gern noch länger gewartet hätte, ja, gewartet hätte — ja — ge—war—tet — hät—te — hät—te—te—te!"

Ganz sonderbar! Im gleichen Verhältniß, wie der alte Lehnstuhl die letzten Worte so gedehnt und dadurch beinahe unverständlich geworden aussprach, so verblaßte er selbst auch, bestand im nächsten Augenblick aus nichts mehr, als aus ganz verschwommenen Umrissen, um in der nächsten Secunde zugleich mit dem Lichtschein gänzlich zu verschwinden.

Damit war auch plötzlich Traum und Spannung der Schlafenden gelöst, sie erwachte jetzt wirklich, um dann erschreckt von dem seltsamen Gesicht hastig von ihrem Lager aufzuspringen und Licht zu machen.

— Was wollte sie denn eigentlich? — sie wußte es selbst nicht — vielleicht nachsehen, ob der alte Lehnstuhl wirklich vor ihrem Bette stand? — Unsinn — sie wußte ja, daß sie geträumt hatte, daß es sehr spät in der Nacht

Ja, es ist einer jener Herbsttage, die, wenn Morgens früh der Nebel in die Thäler hinab sinkt, noch frisch, warm und angenehm sein können, die aber, wenn das Sonnenlicht jene weißen dichten Massen nicht zu überwältigen vermag und sie nun langsam zum Himmel empor steigen, alles mit ihrem trüben Grau überziehen und alsdann zu einem jener langweiligen, frostigen Regenwetter werden, welche nie so empfindlich und unangenehm sind, als gerade um diese Zeit. Die Wolken hangen so dicht herab, daß man sie fast mit den Händen greifen kann; hier vor uns in einer einfachen trüben Farbe, dort weiter wie in langen grauen Schleiern, welche zuweilen von einem frostigen Winde emporgejagt werden, ohne etwas Angenehmeres, als ähnliche graue Schleier, hinter sich zu zeigen. Der Regen fällt schräge herab, und es sind recht kalte, unbehagliche Tropfen. Die armen Blätter schaudern zusammen, lassen erstarrt vor Kälte los und flattern zu Tausenden nieder auf den Boden. Feld und Wald haben nichts Anmuthiges mehr, und der Anblick der Straßen der Stadt ist auch nicht geeignet, ein trauriges Gemüth zu erheitern. Die Leute laufen umher mit rothen Händen und bläulichen Nasen, frierend und sehr schlechten Humors. In dieser Zwischenzeit hat man noch nicht die Winterkleider hervor gesucht; gestern war es noch zu warm für den dicken Paletot, heute ist es zu kalt für den dünnen. Und doch ist man noch nicht durch Eis und Schnee in seine Wohnung eingeschlossen; man hat, auf das gute Wetter der letzten Tage vertrauend, sich vorgenommen, heute noch Manches zu besorgen, und rennt umher mit seinem Regenschirme. Man begegnet andern Regenschirmen, man stößt an sie hin und entschuldigt sich, man wird vom herabtropfenden Wasser bespritzt, man erkennt seine Freunde nicht, die gekommen sind, uns aufzusuchen, und da man so bei einander vorüber rennt, macht man manchen vergeblichen Gang. Und wenn es nun anfängt dunkel zu werden, wenn der Regen, wie um diese Zeit gewöhnlich, heftiger zu

war — oder vielleicht schon früh am Morgen — und daß er noch immer nicht nach Hause zurückgekommen — denn sonst hätte er doch wenigstens den Versuch gemacht, eingelassen zu werden, hätte an die Thür geklopft, vielleicht ein freundliches Wort gesagt und gebeten! — Oder sollte der Traum irgend etwas Schlimmes bedeuten, war ihm vielleicht ein Unglück zugestoßen? Sie griff schaudernd nach ihrem Morgenkleid, hüllte sich darein, schlüpfte mit den nackten Füßen in die Pantoffeln, und schlich nach der Thür des Rauchzimmers, die sie langsam und geräuschlos öffnete — um ihn nicht im Schlafe zu stören, denn es konnte ja vielleicht möglich sein, daß er nach Hause gekommen war, daß er es nicht gewagt, Einlaß zu begehren, was ihr sehr begreiflich schien, und daß er sich in den alten Lehnstuhl gesetzt, um dort den Rest der Nacht zu verbringen. Gerechte Strafe für ihn — aber auch Strafe genug.

Der Schlaf hatte ihre Nerven beruhigt, hatte sie weicher und milder und zum Verzeihen geneigter gemacht — ach, wenn er nur dagewesen wäre! Aber er war nicht da, die Uhr über dem Kamin schlug die zweite Stunde, und bei der noch übrigen Kohlengluth sah sie den alten Lehnstuhl so leer als möglich — sie athmete tief auf, daß es wie ein schwerer Seufzer klang, dann preßte sie ihre Unterlippe zwischen die Zähne, ließ sich langsam in den alten Lehnstuhl nieder und starrte in die ersterbende Gluth — ersterbend — vergehend — wie ihre kaum begonnene Liebe, wie das Glück ihres Lebens! Da war es ihr, als höre sie den alten Lehnstuhl abermals wie vorhin im Traume flüsternd zu ihr sprechen, und seltsamer Weise nannte er sie sogar bei Namen — „Adele," vernahm sie deutlich, „meine theure, süße Adele, ach, daß du, der ich solches Leid zu-

gefügt, trotz alledem verzeihend und liebend zu mir gekommen bist, rührt mich aufs tiefste, und ich kann nicht anders als zu deinen Füßen um Verzeihung bitten." Dann wand sich langsam etwas hinter dem Stuhl hervor, und ehe sie es noch vermochte, einen Schrei auszustoßen oder empor zu springen, fühlte sie ihre Kniee umschlungen, fühlte, wie dieses Etwas langsam aber unwiderstehlich aufwärts strebte, sie in die Arme schloß und dann, ihren Mund mit heißen Küssen bedeckend, sie an jedem Rufe hinderte.

„Ja, ich weiß es, ich bin ein ganz schlechter Mensch, du aber ein süßer Engel, den ich hiermit demüthig um Verzeihung bitte!"

„Ach, Alfred, du hast mir recht wehe gethan, so wehe, daß ich es dir gar nicht sagen kann, und wenn es dich wirklich so erfreut hat, daß ich aus tiefem Schlaf erwacht bin, um nach dir, du böser Mensch, zu sehen, so hast du das einzig und allein diesem guten, getreuen Lehnstuhl zu verdanken, der mir im Traum erschienen ist!"

„Wahrhaftig, mein Herz? Nun ja, weil er mich kennt, weil er weiß, wie sehr ich dich liebe, und weil er als Schutzgeist der Familie stets bemüht ist, guten Rath zu ertheilen und kleine Zwistigkeiten zu schlichten!"

„Ja, kleine Zwistigkeiten, die aber leicht in größere hätten ausarten können," erwiederte sie in einem Tone, durch den immer noch ein leiser Vorwurf drang.

„Du hast Recht, mein Herz, und wenn du mir heute die erste Gardinenpredigt hältst, so habe ich das wohl verdient, aber hier, wo keine Gardinen sind, ist nicht der Ort dazu, deßhalb gestatte mir, daß ich dich, um deine nackten Füßchen zu schonen, hinübertrage, wo ich de- und wehmüthig Alles über mich ergehen lassen will."

Wir würden dieser kleinen häuslichen Scene nicht so ausführlich gedacht haben, wenn es nicht im Interesse unserer wahrhaftigen Geschichte nothwendig gewesen wäre, die merkwürdigen Eigenschaften des alten Lehnstuhls ins gehörige Licht zu setzen. Ja, man konnte ihn in der That einen treuen Freund, einen guten Rathgeber seines Besitzers nennen, denn nicht nur, daß er demselben bereitwillig seine weichgepolsterten Arme zum Ausruhen bei großen Ermüdungen bot, oder daß er auch in gewöhnlichen Zeiten etwas Beruhigendes und sanft Einschläferndes besaß, so hatte Alfred schon öfters den Einfluß des alten Familienmöbels dadurch erfahren, daß ihm im Traum oder im Halbschlummer wie durch Einflüsterung ganz vortreffliche Rathschläge ertheilt wurden, deren genaue Befolgung, wie er später einsah, stets zu seinem Besten gewesen war oder gewesen wäre, wenn er, was aber leider nicht immer geschah, diese guten Rathschläge pünktlich befolgt hätte.

Durch den Vorfall der vergangenen Nacht war er nun noch höher in der Achtung gestiegen, und wir finden es sehr begreiflich, daß Adele, die absolut im Rauchzimmer frühstücken wollte, hier den alten Lehnstuhl für sich in Beschlag genommen hatte. Der Kaffeetisch war vor die wohlthuenden Flammen des Kaminfeuers gerückt worden, und da ruhte nun die reizende junge Frau in einem eleganten Morgenanzuge von gris perlé mit blauem Sammt, auf dem Kopfe ein coquettes Häubchen, unter dessen Bändern und Spitzen hervor sie schelmisch lachend mit den hübschen Augen blinzelte und mit Behagen den Bewegungen Alfreds folgte, der sich einen Tschibuk zurecht machte, um, wie er sagte, durch ein großartiges Rauchopfer seinen tiefgefühlten Dank für die errungene famose Häuslichkeit dar-

zubringen. „Dazu dauert mein Urlaub noch acht Tage, heute muß auch dieser Schlingel, der Lorenz, wieder eintreffen, und da soll es mit Lust an ein Einrichten gehen, an das Arrangiren der Möbel, Einräumen der Bücher und Aufhängen der Kupferstiche, ich sage dir, Delchen" — zuweilen brauchte er dieses zärtliche Diminutiv — „in dergleichen ist der Lorenz von einer kolossalen Anstelligkeit — möchte nur wissen, was ihm eingefallen ist, sich selbst so mir nichts dir nichts Urlaub zu geben — verfluchter Kerl!"

„Da du dich darüber verwunderst, lieber Freund, so darf ich das auch wohl thun, und es ein bischen unpassend finden, gerade abwesend zu sein, wenn die Herrschaft zurückkommt."

„O, er muß einen Grund dafür haben," erwiederte der junge Ehemann nach einigen mächtigen Zügen, um den Tabak in Brand zu setzen — „gewiß einen triftigen Grund, vielleicht einen Trauerfall in der Familie, vielleicht auch etwas Erfreulicheres — nun, wir werden das ja heute erfahren — oh, welche Wonne, so den Rauch einzuschlürfen!"

„Nicht wahr, du hast den Lorenz schon lange?"

„Fast drei Jahre, ich übernahm ihn auf Recommandation eines Freundes bei den Ulanen, der sich verheirathete und dem es nicht paßte, ihn zu behalten."

„Vielleicht gefiel er der Frau deines Freundes nicht!"

„Möglich, mein Herz; er hat allerdings etwas Selbständiges, was manche Frauen nicht vertragen können," plauderte Alfred unbefangen, während er behaglich rauchend im Zimmer auf- und abging, „etwas Selbständiges, das heißt, wenn man ihm nicht gehörig auf die Finger klopft, was ich nie unterlasse, nie. Dabei ist er aber, wie gesagt,

ein vortrefflicher Bedienter, vertraut in jeder Beziehung, nicht geschwätzig, weiß ein Souper eben so fein als discret zu serviren, hat mich in den verwickeltsten Commissionen nie im Stich gelassen und ist beim Ankleiden ein wahres Genie; ich sage dir, Delchen, unter seiner Beihülfe habe ich mich vom Exerciren kommend schon in fünf Minuten in full dress geworfen, das will doch etwas heißen!"

„Gewiß, das sind aber alles Eigenschaften, die für einen gesetzten Ehemann, wie du nun einmal bist, eigentlich entbehrlich sind, das heißt, ich wollte eigentlich sagen, worauf Lorenz eigentlich keine Zeit mehr zu verwenden braucht; denn die verwickelten Commissionen werde ich künftig besorgen, auch das Serviren der Soupers überwachen, und daß du dich in fünf Minuten vollständig umkleiden mußt, wird bei gehöriger Zeiteintheilung auch wohl nicht häufig vorkommen."

„Ja, allerdings, das sind wohl Sachen, die hinter uns liegen," meinte Alfred nach einer kleinen Pause, während welcher er sich an das Fenster gestellt hatte und nachdenklich an den Himmel hinaufschaute; „auch fiel mir das nur so nebenher bei, während ich dir versichern kann, daß seine Geschicklichkeit, seine Treue und seine Ergebenheit ganz unschätzbar sind; ja, du wirst das schon erfahren, liebes Herz!"

Daß diese und andere mehr oder minder wichtige Unterredungen der jungen Eheleute am Tage nach der ermüdenden Reise und Nacht nicht in allzufrüher Morgenstunde Statt fanden, wird man begreiflich finden. Doch erschrak die junge Frau etwas sichtbar und affectirt, als nun die Uhr über dem Kamin schon die elfte Stunde schlug und sie sich erinnern mußte, noch gar nichts von den

Pflichten einer Hausfrau erfüllt, ja, nicht einmal das Mittageſſen für den heutigen Tag beſtimmt zu haben. Raſch eilte ſie deßhalb zur Thür, die von ihres Mannes Zimmer auf den Corridor führte, um der Köchin zu rufen, trat aber, dieſe öffnend, etwas überraſcht zurück, als ſie draußen den beſprochenen Lorenz ſtehen ſah, welcher der gnädigen Frau einen guten Morgen bot und ſanft lächelnd verſicherte, daß er gerade im Begriff geweſen ſei, ſich beim gnädigen Herrn als zurückgekommen zu melden.

„Nur hereinkommen!“ rief der gnädige Herr, um, als dieſem Befehle Folge geleiſtet worden, in lauterem Tone fortzufahren: „Wie kommt es aber, daß ich Sie nicht hier finde und daß Sie ohne Weiteres und ohne mein Wiſſen auf Urlaub gehen?“

Lorenz war recht ſauber in Civil gekleidet und hatte ganz das Ausſehen eines herrſchaftlichen Kammerdieners, glattraſirtes Geſicht, kurz geſchnittenes, gut gebürſtetes Haar, einen ſanften Blick, ſo viel die häufig herabgeſenkten Augenlider erkennen ließen, und um den Mund ein wohlwollendes Lächeln, das aber bei lauten Anreden, wie die eben geſchehene entweder plötzlich zu verſchwinden oder doch eine etwas ſarkaſtiſche Färbung anzunehmen pflegte. Jetzt das Letztere, als er mit einer angenehm klingenden Stimme und mit einem raſchen Augenaufſchlag gegen die gnädige Frau erwiederte: „Doch nicht ſo ganz ohne Urlaub, Herr Baron, eine Heirath in meiner Familie machte es mir dringend wünſchenswerth, für ein par Tage nach Hauſe zu gehen, und dann erfuhr ich auch durch die neue Köchin, daß die Frau Mama der gnädigen Frau Baronin ſich geäußert, in dieſen letzten Tagen der Einrichtung ſei eigentlich

nur die Hülfe der weiblichen Dienerschaft von Nutzen, deßhalb erlaubte ich mir —"

„Schon gut, schon gut, ich will auch für diesmal nichts weiter darüber sagen, bringen Sie jetzt die Koffer herauf, daß wir ans Auspacken und an das Ordnen der Uniformstücke gehen können. Wo haben Sie Ihre Stube?"

„Ich war unter das Dach bestimmt, Herr Baron, da sich aber dort nur weibliche Dienstboten befinden, so erlaubte ich mir, mich in ein kleines Zimmerchen auf der Remise unterzubringen."

„Das ist auch besser."

Die junge Frau nickte schweigend mit dem Kopfe; vielleicht war es kindisch, daß ihr etwas die Brust zusammenschnürte, so daß sie nicht im Stande gewesen wäre, ein Wort hervorzubringen; lag es in dem so ungenirt sicheren Auftreten des Dieners oder in dem kalten Blick seines Auges, der sie schon zweimal gestreift hatte, oder auch darin, daß er anstatt sich zu entschuldigen, ohne Weiteres ihre eigene Mutter anklagte? — jedenfalls sagte ihr ein richtiges Gefühl, daß es hier einen Kampf zu bestehen gäbe, in dem es nicht ohne Schwierigkeit sei, Siegerin zu bleiben.

„Also gehen Sie, Lorenz, und nehmen Sie sich der ganzen Geschichte bestens an."

„Zu Befehl, Herr Baron."

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, fragte Adele nach einem tiefen Aufathmen: „Aber sage mir, Alfred, warum nennt er dich Herr Baron?"

„Das ist eine dumme Gewohnheit aus meinem Junggesellenleben, diese Art von Leuten meint, sie wäre selber

nichts Rechtes, wenn ihr Herr nicht mindestens Baron sei — Redensarten!"

„So war es also auch von dir nur eine Redensart, daß du ihm gesagt, er solle sich der ganzen Geschichte bestens annehmen oder —"

„Nun ja," fiel er ihr rasch unter einem verdrießlichen Achselzucken ins Wort, „wenn du willst, war das auch nur so eine Redensart — er solle seinen Dienst thun —, weiter nichts, oder," fuhr er sie mißtrauend anschauend fort, „willst du etwa anders verstanden haben?"

„Ich habe nur deine Worte verstanden und danach —"

„Laß es gut sein, Närrchen," meinte er in begütigendem Tone, „wir wollen uns doch nicht um Worte streiten; komm, Delchen, und laß uns jetzt einen Gang durch unsere ganze Herrlichkeit machen und dabei überlegen, wo und wie wir Alles aufs Beste einrichten wollen."

Drittes Kapitel.

Handelt von ehelichem Aprilwetter, von übler Laune und führt schließlich zu einer Scheidung von Tisch und Bett.

Diese Einrichtung der neuen Wohnung nahm aber nicht nur ein par Tage, sondern mehrere Wochen in Anspruch, wie Jeder wissen wird, der schon mit dergleichen zu thun gehabt. Auch bezeigte Alfred in diesen Dingen einen praktischen Sinn, indem er lange überlegte, wo und wie dieses Möbel aufzustellen sei, wo oder wie dieser

Kupferstich oder dieses Bild anzubringen wäre. Meistens gab Adele seinen Ansichten nach, nur zuweilen war es, als wenn der Geist des Widerspruches sie bestimmte, Dies oder Jenes gerade im entgegengesetzten Sinn anzuordnen, kleine Wölkchen am ehelichen Himmel, die aber am andern Morgen stets weggezogen waren oder sich in der Erinnerung als rosig gefärbt darstellten.

Auch war die gründliche Einrichtung ihres häuslichen Lebens dadurch aufgehalten worden, daß eine Unmasse nothwendiger Besuche gemacht und erwiedert werden mußten; dann hatte auch Alfreds Dienst wieder begonnen, es war Herbst und Rekrutenzeit, er mußte sich auf der Reitbahn mit Menschen und Pferden herumplagen, und wenn er Abends ermüdet nach Hause kam oder wenn er hier und da ein par ruhige dienstfreie Stunden hatte, so konnte man es ihm nicht verübeln, daß er lieber rauchend in seinem Lehnstuhle saß, als Maßstab, Nagel und Hammer in die Hand zu nehmen.

„Laß das nur den Lorenz vollends machen," pflegte er wohl zu sagen, „gib deine Anordnungen und es wird schon recht werden."

Dazu aber war die junge Frau nicht zu vermögen, ja, lieber hatte sie sich am Schlaf abgebrochen, ja, angenehmen Besuch, selbst Kaffeegesellschaften versäumt, ehe sie es geduldet hätte, daß der ihr verhaßte Diener ihres Mannes irgend etwas angerührt hätte, was sie als speciell zu ihrem Departement gehörig betrachtete. Daß auf diese Art Herrin und Diener, wir müssen sagen leider, in einer feindlichen Stellung zueinander standen, wurde von dem Hausherrn mit Mißfallen bemerkt, und selbst von der Mutter Adelens, die ein par Mal Zeugin davon war, ge-

tadelt; denn sagte diese verständige Frau: „Wenn es auch nicht geleugnet werden darf, daß ein solcher Junggesellendiener, der mit der Vergangenheit seines Herrn und mit manchen fatalen Gewohnheiten desselben vertraut ist, in einer anständigen Haushaltung nicht für lange geduldet werden darf, so muß doch, um ihn zu entfernen, behutsamer zu Werke gegangen werden. Ist dein Mann im Stande, dir eine offenbare Ungerechtigkeit oder auch nur ein gehässiges Benehmen gegen seinen Diener nachzuweisen, so nimmt er sich desselben an und du bist und bleibst im Nachtheil."

Und wie recht hatte Madame Degele mit diesen Ermahnungen? Denn schon häufig hatte sich die Stirn Alfreds gekräuselt, wenn die junge Frau oft ohne Veranlassung auf den getreuen Diener schalt oder seine Bemühungen, ihr gefällig zu sein, schroff zurückwies.

„Ich begreife dich in der That zuweilen durchaus nicht," sagte der Premier-Lieutenant bei ähnlichen Veranlassungen, „Lorenz kann thun, was er will, er ist nicht im Stande, dir etwas recht zu machen, und nebenbei wird es mir langweilig, stets und nicht immer gerechte Klagen über ihn zu hören, auch verdrießt mich deine stete Benennung: dein Lorenz, dein Diener oder gar dein Herr Lorenz. Hörst du denn, daß ich von der Köchin oder dem Stubenmädel nur einmal als von deiner Babett oder von deiner Katharine rede, überhaupt, hörst du mich je klagen, auch wenn ich noch so gerechte Ursache dazu habe?"

„Du, Alfred, Ursachen zu klagen? Wie kannst du nur so etwas sagen, thut man dir nicht alles, was man dir von den Augen absehen kann?"

ſtrömen beginnt, wenn die Gaslaternen dunkelroth in einer Nebelmaſſe glühen, dann rettet man ſich ſo gern von dem feuchten Pflaſter zwiſchen die ſchützenden Wände des Hauſes in ein elegantes, behagliches Zimmer, in ein Gemach, in dem ſchon die Winterteppiche liegen, wo in einem kleinen, zierlichen Kamine leicht aufgeſchichtetes Holz luſtig flackert und kniſtert, und wo die Flamme deſſelben mehr eine moraliſche Sicherheit gegen die Kälte draußen iſt, als daß ſie das Zimmer, wie auch unnöthig wäre, übermäßig erwärmte.

Es iſt ein kleiner, ſechseckiger Salon, in dem wir uns befinden; er hat zwei Fenſter und zwei Thüren, die erſteren mit ſchweren Vorhängen verhängt; von den letzteren iſt eine geſchloſſen, und die andere ſoll es in dieſem Augenblicke werden; denn ein Bedienter in einfacher Livree hat beide Flügel derſelben erfaßt und ſcheint nur auf einen Befehl zu warten, den ihm ein junger Mann im nächſten Augenblicke geben wird.

Dieſer junge Mann, der Herr des Hauſes, hat ſich mit dem linken Arme auf den Kamin gelegt, und trägt den rechten in einer Binde. Vor dem flackernden Feuer ſtehen drei niedere Sammtfauteuils; zwei ſind mit anderen Herren beſetzt, und ein vierter Herr ſtützt ſich auf die Lehne des noch leeren Fauteuils, indem er den jungen Mann, der den Arm in der Binde trägt, forſchend anſieht.

„Sobald meine Frau nach Hauſe zurückgekehrt iſt, ſoll man es mir ſagen“

Der Bediente machte eine Verbeugung und ſchloß die Flügelthüren.

„Ich werde ſie alsdann bitten, daß wir den Thee bei ihr nehmen dürfen.“

„Wofür wir dir und der Gräfin ſehr dankbar ſein werden,“ entgegnete der Herr, der am Fauteuil ſtand.

„Dein Diner war vortrefflich,“ ſagte der augenſcheinlich jüngſte der Herren. „Und es iſt auch zur Abwechslung angenehm, wieder einmal en garçon zu ſpeiſen.“

„Pah, ich darf so mit dem allgemeinen Train gehen und wüßte nicht, was Besonderes für mich geschehe!"

„Pfui, Alfred!"

„Was wahr ist, muß wahr bleiben; ich habe eigentlich noch nie darüber gesprochen, aber da du das Kapitel angefangen hast, so darf ich es wohl fortsetzen."

„Ich wäre begierig darauf," erwiederte sie in pikirtem Tone.

„Vor Allem der Mangel an Pünktlichkeit bei Mademoiselle Babett; wird unser Essen jemals um 1 Uhr aufgetragen, wie ich so dringend wünsche, und vergeht nicht immer eine halbe Stunde, ehe man anfangen kann?"

„Eine solche kleine Verzögerung kommt in den geordnetsten Haushaltungen vor."

„Ist aber bei uns zur Regel geworden," lachte er etwas erzwungen, „und ist das jene halbe Stunde, welche Mademoiselle Babett zu spät auf die Welt gekommen ist, und die sie in ihrem ganzen Leben nicht mehr einholen kann?"

„Mit den eigenthümlichen Bemerkungen —" meinte Adele achselzuckend.

„Auch wirst du mir nicht vorwerfen können, daß ich difficil im Essen bin, aber wenn es die Köchin darauf abgesehen hat, wochenlang Sachen auf den Tisch zu bringen, die ich nicht leiden kann, das muß mich am Ende doch verdrießen."

„Wie ungerecht von dir," entgegnete die junge Frau, die Hände zusammenschlagend, „ganz im Gegentheil, die Köchin bemüht sich nur, Lieblingsgerichte von dir auf den Tisch zu bringen, und hat deßhalb schon öfters deinen

Herrn Lorenz, der ja Alles aufs beste weiß, zu Rathe gezogen."

„Das ist stark," brauste Herr von Stölzer auf, „als ob saure Nieren und Spätzlen, die wir in dieser Woche schon zweimal gehabt, ein Lieblingsgericht von mir wären!"

„Gerade das, hat er behauptet, äßest du leidenschaftlich gern."

„Am Ende auch angebrannte Rüben und versalzene Schweinsknöchelchen, wie gestern?"

„Das kann vorkommen," sagte sie in resignirtem Ton, „und wenn die Schweinsknöchelchen wirklich versalzen waren, so hat es Babett in guter Absicht daran nicht wollen fehlen lassen, da ihr dein Lorenz gesagt, du liebtest alles Pikante."

„Dein Lorenz und immer dein Lorenz," gab er heftig zur Antwort, „es ist gerade so, als wenn ihr ihn bei allem, was mich anbetrifft, zu Rathe zöget!"

„Babett allerdings," versetzte sie in sanftem, fast demüthigem Tone.

„Den Henker auch, so hat er euch auch wohl gesagt, meine Uniformshemden zu stärken, daß ich mich wund geritten habe, oder meine Taschentücher mit grüner Seife zu waschen, ein Geruch, der mich fast toll macht!"

„Ja, gerade das hat dein Herr Lorenz der Wäscherin selbst angegeben, Katharine hat es mir erzählt und sich selbst darüber gewundert."

„Da soll doch gleich ein siedendes — —!" rief Herr von Stölzer, indem er an die Thür eilte und nach seinem Diener brüllte: „Lor—r—r—r—enz!"

Der Gerufene mußte sehr in der Nähe gewesen sein, denn er erschien mit einer beinahe verdächtigen Schnelligkeit,

rieb seine Hände sanft umeinander, wie er gern zu thun pflegte, und lächelte freundlich mit halb niedergeschlagenen Augen.

„Was muß ich hören, Lorenz, Sie mischen sich in Hausangelegenheiten, um mich zu ärgern. Sie sagen den Wäscherinnen, daß ich die Uniforms-Hemden gesteift liebe und die Sacktücher mit grüner Seife gewaschen?"

„Ich, Herr Baron?" erwiederte er mit einer ebenso unschuldsvollen als ehrlichen und aufrichtigen Miene.

„Was, Baron, Sie wissen, daß ich diese Benennung nicht leiden kann!" rief Herr von Stölzer unter einem Streifblick auf seine Frau.

„O, gnädiger Herr, wie könnte ich so etwas gesagt haben — und doch ist ein einfaches Mißverständniß fast unmöglich, denn ich erinnere mich ganz genau, die Wäscherin ausdrücklich gebeten zu haben, die Hemden ja nicht zu stärken und keine übelriechende Seife mit den Schnupftüchern in Verbindung zu bringen."

„Da ‚hörst du es," sagte Alfred mit einer hierzu passenden Handbewegung.

Adele schien einen Augenblick Lust zu haben, etwas Heftiges zu erwiedern, doch besann sie sich eines Bessern, wandte sich achselzuckend gegen das Fenster und trommelte mit den Fingerspitzen leicht auf die Scheiben.

„Es ist gut, Lorenz, Sie können gehen."

„Würde mir der gnädige Herr nicht noch ein Wort gerade im Beisein der gnädigen Frau gestatten?"

„Wenn es etwas Nothwendiges oder Wichtiges ist, so sprechen Sie."

„Nothwendiges und Wichtiges für mich, gnädiger Herr, weil es, fürchte ich, mir meine Stellung im Hause

der gnädigen Frau unmöglich machen wird; es ist das nämlich ein fortgesetztes Streben von Seiten der weiblichen Dienerschaft, mir meinen Dienst zu erschweren, ja mich unmöglich zu machen."

„Ich will nicht hoffen, Lorenz, daß in unserem, daß in meinem Hause so etwas vorkommen kann, reden Sie."

„Es gehört Muth dazu, doch wage ich es auf das Vertrauen hin, das Sie mir stets bewiesen, und weil Sie überzeugt sind, daß ich Ihnen nie die Unwahrheit gesagt."

„Ganz gewiß."

Adele hatte sich rasch herumgewandt.

„Nicht nur, daß man mich verleumdet, wie der gnädige Herr soeben selbst erfahren, sondern man bemüht sich auch, mir das Leben zu verbittern, ja, meinen Dienst unmöglich zu machen; es sind das allerdings nur Kleinigkeiten, die ich nicht einmal zu beweisen vermag, aber der gnädige Herr kennen mich —" hier legte er, sich verbeugend, die rechte Hand auf die Brust.

„Reden Sie, es soll das ins Klare gesetzt werden."

„Daß man mich selbst vernachlässigt, mir kaum das Nöthige zum Lebensunterhalt gönnt, mein kleines Zimmerchen vernachlässigt, wie das in einem guten Hause nicht vorkommen sollte, darüber würde ich schweigen, aber es kommen so eigenthümliche Dinge vor; so putze ich zum Beispiel Säbel, Sporen und was sonst ist, mit der Pünktlichkeit, die der gnädige Herr seit Jahren an mir gewohnt sind, um anderen Tages überall Rostflecken zu finden."

„Wahrhaftig, dergleichen habe ich auch schon bemerkt!"

„Ein anderes Mal bitte ich Katharine, irgend einen Uniformsknopf anzunähen und mußte es des anderen Tages erleben, wie mir der gnädige Herr bezeugen können, daß

beim Anziehen zwei, drei andere plötzlich heruntersprangen — der gnädige Herr ſchalten über dieſe Unordnung und ich habe es geduldig hingenommen, um jetzt endlich —"

Damit aber war die Geduld Adelens völlig zu Ende, ſie ſprang nun ihrerſeits gegen die Stubenthür, wahrſcheinlich um Babette und Katharine herbeizurufen, doch eilte Herr von Stölzer ihr nach, und indem er ſie am Arm zurückhielt, ſagte er im ſtrengen Tone: „Ich muß recht ſehr bitten, hier keine Gerichtsſcene mit Verhör und Zeugenſchaft aufführen zu wollen; leider erinnere ich mich ſelbſt dieſer kleinen Geſchichten, die ich allerdings nicht beachtet, die ich aber jetzt aufs ſtrengſte unterſuchen werde."

„O, nicht doch, gnädiger Herr," bat der getreue Diener mit einem wehmüthigen Lächeln, „ſo war es nicht gemeint, und es ſei fern von mir, Unfrieden oder Zwiſtigkeiten ſtiften zu wollen, gibt es doch, um alles das mit Einem Male zu beenden, ein anderes Mittel —" hier huſtete er leicht hinter der vorgehaltenen Hand, um nach dieſer kleinen Kunſtpauſe ſeine Bitte hervorzuſtammeln: ihm gnädigſt ſeinen Abſchied zu bewilligen, den er allerdings nach jahrelangen treuen Dienſten ſchmerzlich bewegt empfangen werde, aber in der Ueberzeugung, wenigſtens bei dem gnädigen Herrn in gutem Andenken zu bleiben.

Der gnädige Herr hatte dem mit übereinander geſchlagenen Armen zugehört, indem er finſter blickend mit dem Kopf nickte, ſich aber gewaltſam bezwang, um mit einem auffallend ruhigen Tone zu erwiedern: „Das ſind Kindereien, Lorenz, ich weiß andere Mittel, um dergleichen aufhören zu laſſen, Sie bleiben in meinem Dienſt und damit für heute Gott befohlen!" Ein Wink nach der Thür, der aber von einem gnädigen Kopfnicken begleitet war,

gab dem Diener Gelegenheit, mit Anstand zu verschwinden, worauf Herr von Stölzer das Zimmer ein par Mal mit dröhnenden Schritten durchmaß, um dann, vor seiner Frau stehen bleibend, in ruhigem aber sehr bestimmtem Tone zu sagen: „Ich wünsche heute darüber keine weiteren Erörterungen. Ueberhaupt wäre es besser, deine Babette und deine Katharine strenger zu beaufsichtigen und so das Haus in Ordnung zu halten, wobei ich dich gern unterstützen will. Jetzt ruft mich der Dienst — Adieu!“ Er gürtete den Säbel um, setzte die Feldmütze auf und verließ das Zimmer.

Auch Adele, nachdem sie schmerzlich überrascht ein par Minuten mitten im Zimmer stehen geblieben war, that Aehnliches, das heißt sie nahm Paletot und Hut, um zur Mama zu eilen, die ihr ja in dieser kritischen Angelegenheit den besten Rath zu ertheilen vermochte; sie besann sich aber, ehe sie die Thür erreicht hatte, eines Andern, und indem sie vorher noch einmal mit sich selbst zu Rathe gehen wollte, ließ sie sich auf den alten Lehnstuhl nieder, der sie auch weich und freundlich wie immer in seine Arme nahm, ja, der es behaglich zu empfinden schien, als sie nun die brennende Wange an sein Lederpolster drückte und dann in Träumereien versank.

Anfangs waren dieselben etwas herber Art, sie wandte sich unmuthig von einer Seite auf die andere, sie zuckte mit den Füßchen, ja, war ein par Mal im Begriff, heftig aufzuspringen, um augenblicklich zur Mutter zu eilen, um dort ihr Herz auszuschütten und das große Wort, wenn auch nicht gelassen, auszusprechen, daß sie sich eine solche Behandlung unmöglich könne gefallen lassen und daß sie lieber — ja, was wollte sie denn lieber?

schien auch der alte Lehnstuhl zu fragen, wenn bei ihren heftigen Bewegungen sein altes Leder rauschte und knatterte — ah, Kindereien, schauen wir uns die Sachen genauer an, wer weiß, ob es nicht möglich ist, daß Babette und Katharine einen Bund geschlossen zur Vertreibung des getreuen Lorenz, wer weiß, ob Alfred nicht vorher schon schlecht gelaunt war, allerdings ohne ihre Schuld, weßhalb es doppelt hart war, darunter leiden zu müssen, sie, die ihm doch alles zugebracht, was einen Menschen glücklich zu machen im Stande war — sich selbst und Alles, Alles — oh, undankbares Geschlecht — undankbare Männer — wenn ich nur wüßte, ob er mich wirklich liebt?

Da schien es abermals in dem guten Einfluß des alten Lehnstuhls zu liegen, daß diese Zweifel schwanden. Sie kämpfte die frostigen Nebel, die noch von der peinlichen Unterredung übrig geblieben waren, wacker nieder, so daß die Sonne des guten Humors wieder durchbrechen konnte, weßhalb es ihr auch möglich war, den Haustyrannen, als er kurz vor ein Uhr zurückkehrte, um mit mürrischem Gesicht seinen Säbel in die Ecke zu stellen, mit einem herzlichen Lachen zu empfangen, ihn dann, sich an sein Stirnrunzeln gar nicht kehrend, an beiden Händen zu erfassen und rückwärts drückend in den alten Lehnstuhl hineinzuzwängen.

„Nun, was soll denn das, Adele?“ fragte er noch immer etwas unwirsch.

„Da sollst du sitzen bleiben, bis die Suppe aufgetragen ist, und sollst dir von deinem alten Möbel sagen lassen, was es mir heute Morgen gesagt hat, daß es nämlich höchst lächerlich unter Eheleuten ist, sich um solche geringfügige Dinge zu zanken, daß Jedes gewöhnlich daran

die gleiche Schuld trüge, daß dasjenige von Beiden das Gescheidteste wäre —" hier hob sie ihren Zeigefinger in die Höhe — „das zuerst sein Unrecht einsehe; nun denn, wer ist von uns das Klügste?"

So verdrießlich sich der Premier-Lieutenant auch beim Eintritt ins Zimmer gestellt, so war er doch jetzt höchlichst zufrieden, auf so freundliche Art empfangen zu werden, weßhalb sich sein Gesicht zu einem Lächeln verzog, und er, von ihren Händen noch immer festgehalten, sagte: „Nun, meinetwegen, so will ich denn der Gescheidteste sein," worauf sie lachend zur Antwort gab: „Nein, nein, gestrenger Herr, diesmal bin ich das Klügste und sage, ich habe Unrecht gehabt — bist du nun zufrieden?"

„Mehr als das, und du sollst für mich nicht nur das Klügste, sondern auch das Liebste sein."

„Oh, mein gutes Männchen!" rief sie an seine Brust sinkend, „und wenn ich jetzt wieder deine Allerliebste bin, so bedanke dich dafür bei unserem guten, alten Lehnstuhl; ohne seine Ermahnungen wäre ich zur Mama gelaufen, hätte dich verklagt, und wer weiß was daraus entstanden wäre! — Nein, nein, laß mich gehen — komm, sonst wird die Suppe kalt, bedanke dich aber vorher bei unserem gemeinschaftlichen Freund, und wenn ich dir einen guten Rath geben darf, so ist es der: wenn je wieder einmal kleine Verdrießlichkeiten vorkommen und du in einem solchen Falle der Klügste bist, dich und deine Gedanken ihm für eine halbe Stunde anzuvertrauen, und da wirst du erfahren, daß er dich ganz anders gelaunt entläßt."

„Kleines, herziges Weibchen, ja, du hast Recht, und ich meine, wir sollten ihm gemeinschaftlich danken, daß er dir einen so vortrefflichen Rath gegeben."

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20806 / 072

„Nein, nein, jetzt nicht," bat ſie forteilend, „dein getreuer Lorenz hat ſchon die Suppe aufgetragen und wir dürfen ihn nicht warten laſſen."

Dann ſetzten ſie ſich zu Tiſch, und als er verſicherte, daß ihm die Reisſuppe mit Klößchen ſo wie das Ragout von Hammelfleiſch und die baieriſchen Knödel noch niemals ſo gut geſchmeckt, ſagte ſie lachend: „Auch das haſt du meinem alten Lehnſtuhl zu verdanken, denn wenn er mich nicht beſchwichtigt hätte, ſo wäre ich ſicher bei der Mama geblieben und dir hätte alsdann kein kleiner Biſſen geſchmeckt."

„Gewiß, und das wäre ſehr ſchlimm geweſen, aber ſage mir, Herz, warum ſprichſt du denn immer von deinem Lehnſtuhl, willſt du mir denn das einzige Stück Möbel, das ich in die Ehe gebracht habe, auch noch nehmen?"

„Ja, das will ich," ſagte ſie mit großer Entſchiedenheit, „das heißt, alles Andere hier magſt du meinetwegen als dein ſpecielles Eigenthum betrachten, nur den alten Lehnſtuhl nicht, der mein gehören, der mein ausſchließliches Eigenthum ſein ſoll; gelt, Alfred, das verſprichſt du mir durch Wort und Handſchlag?" Sie reichte ihm die kleine Rechte über den Tiſch hinüber, die er ergriff und herzlich lachend ſagte: „Wenn ich dich damit vollends beſänftigen kann, kleiner Hausdrache, ſo ſoll es mir ein wahres Vergnügen ſein."

„Abgemacht, und ich danke herzlichſt!"

„Der alte Lehnſtuhl gehört alſo dein, doch habe ich ſelbſtverſtändlich das Mitbenutzungsrecht, was du mir gleichfalls durch feierlichen Handſchlag beſtätigſt."

„Mit größtem Vergnügen!"

Darauf lachten ſie ſich beide an wie ein par heitere,

„Auch bringt es dich nicht aus deiner Gewohnheit," verſetzte lachend ſein Nachbar.

„Ach, das kann ich gerade nicht ſagen," meinte der Andere, indem er mit ſeiner Uhrkette ſpielte. „Wenn der Chef verheirathet iſt, ſo gehören die Geſandtſchafts-Secretäre ebenfalls zur Familie."

„Und da das bei dir der Fall iſt," fügte der Hausherr bei, „ſo ſehnſt du dich hie und da recht ſehr nach einem Garçondiner."

„Namentlich wenn die Dame des Hauſes ſo unumſchränkt und abſolut regiert, wie Ihre Excellenz."

„Iſt es wahr," fragte laut lachend der Vierte, „daß die kleinen Herrinnen des Hauſes ihren Platz zwiſchen dir und dem Attaché haben, und daß die Frau Geſandtin ſehr darauf ſieht, daß ihr Beiden ihnen keine Unarten durchgehen laßt?"

„Man hat mir erzählt," ſagte der Nachbar des Diplomaten, „daß das Umbinden der Servietten der Reihe nach gehe."

„Dafür ſind aber die Diners auch recht kurz," bemerkte der, welcher hinter dem Fauteuil ſtand, — „Hausmannskoſt, eine Suppe und zwei Platten. Wir kennen das."

„Nun, wenn ihr es kennt, ſo laßt's gut ſein. Sprechen wir von was Anderem!"

Die vier Herren, die ſich hier in dem Zimmer befanden, waren, wie wir aus obigem Geſpräche entnehmen können, genaue Bekannte, ja, gute Freunde. Der Hausherr, der den Arm in der Binde trug, Graf B., hatte zweien derſelben, die eben von weiten Reiſſen heimgekehrt waren, dem Baron A. und dem Major v. S., ein kleines Diner veranſtaltet, und den Geſandtſchafts-Secretär, den wir als ſolchen bereits bezeichnet, dazu eingeladen.

„Nehmen wir Cigarren!" ſprach der Hausherr, indem er eine Bewegung nach dem Kamin machte, wo mehrere Sorten des Feinſten,

glückliche Kinder, und als Adele nachher unter den Mandeln ein Vielliebchen fand, wollte er das nicht eher glauben, bis sie zu ihm herüber kam, bis sie es ihm zeigte, worauf sie es dann gemeinschaftlich mit der Bedingung verzehrten, daß statt dem traulichen „Du" „Sie" mit Titel und Namen gesagt werden müsse, was bis in die späte Nacht hinein eine Quelle von artigen Neckereien gab, denn es kam der jungen Frau so gar komisch vor, zu ihrem Manne Herr Premier-Lieutenant von Stölzer zu sagen, auch war sie endlich die Verlierende, indem sie in Bezug auf jene eben erwähnten Neckereien sagte: „Ach, Alfred, du kennst auch gar kein Aufhören!"

Ach, wenn sich diesen lichten Stunden — licht selbst im Dunkel der Nacht — nicht immer wieder schwarze Schatten beigemischt hätten, wenn den süßen Melodieen inniger Liebe nicht so häufig Mißtöne gefolgt wären!

Es kommt das allerdings in den anständigsten Familien und den geordnetsten Haushaltungen vor, auch können diese Uneinigkeiten von dem klugen Sinne der Hausfrau so leicht wieder geebnet und verwischt werden, besonders wenn sie sich Mühe gibt, die Eigenthümlichkeiten im Charakter ihres Mannes zu studiren, wenn sie bei Verdrießlichkeiten freundlich und nachgiebig bleibt, und vor allen Dingen, wenn sie das kluge System einführt, ernste Zwistigkeiten dadurch zu vermeiden, daß sie, was allerdings nicht ganz leicht ist, ihre Nachgiebigkeit zuweilen bis zur Gränze des Lächerlichen treibt.

Wir haben ganz brave Männer gekannt, die, nachdem sie schlecht geschlafen, die wunderlichsten Behauptungen aufzustellen vermochten: zum Beispiel, daß der Kaffee nach Cichorie schmecke, daß die Butter ranzig sei, das Brod

vom geſtrigen Tage, und wir wiſſen von liebenswürdigen Frauen, die das nicht nur alles bereitwillig zugaben, ſo alle weiteren Streitigkeiten abſchneidend, ſondern die im erſten Anlaufe gleichfalls den Himmel für gelb, die Bäume für roth und die Serviette für ſchlecht gewaſchen gefunden hätten, um dann eine Stunde ſpäter mit freundlichſtem Lächeln darauf aufmerkſam zu machen, daß die Bäume doch eigentlich grün, daß der Himmel blau, die im Hauſe gewaſchenen Servietten von blendender Weiſe ſeien — eine edle Selbſtverleugnung, die ja ſo wenig koſtet und die ſo glänzend belohnt wird!

Allerdings gibt es auch noch ſchlimmere Klippen im häuslichen Leben, Eiferſüchteleien, am gefährlichſten für den Hausfrieden, wenn ſie von ihrer Seite ausgehen, ferner ſporadiſch oder chroniſch auftretende Verweigerung des Hausſchlüſſels, vor allem aber das, was man gute oder ſchlechte Laune nennt, beſonders wenn der Mann nicht im Stande iſt, für letztere auch nur einen denkbar möglichen oder entſchuldigenden Grund aufzufinden. Es iſt das wie jene Aprilwetter, die uns aufs höchſte überraſchen und betrüben, die uns durchfeuchten und bis ins Herz erkälten; wir ſind unter dem heiterſten, wärmſten Sonnenſchein von Hauſe fortgegangen, um dahin, wo wir Gleiches, wo wir Ruhe und Frieden zu finden hoffen, heimkehrend, von umdüſtertem Auge oder von grauen Wolken, die Regen und Hagel enthalten, empfangen zu werden; wir ſind uns keiner Schuld bewußt, wir ſind pünktlich zur Mittagszeit oder Abends nicht im geringſten ſpäter als gewöhnlich zurückgekommen; wir wiſſen ganz genau, daß wir weder die hübſche Nachbarin freundlich gegrüßt, noch daß wir auf der Straße in mißliebiger Ge-

ſellſchaft geſehen worden, noch daß wir mit einem Feinde oder einer Feindin des Hauſes geſprochen, noch daß die Poſt compromittirende Briefe gebracht, oder ein betreffender Ladendiener irgend welche Rechnung mit verdächtigen Poſten, die wir vielleicht vergeſſen ſogleich zu bezahlen.

Und doch iſt der klare, ſo wohlthuende Himmel verſchwunden und düſtere Wolken drohen über uns hereinzubrechen: ſchon auf die Frage: Nun, wie geht es dir, mein Kind? wetterleuchtet es durch die Antwort: Nun, wie ſoll es mir gehen? (Das „mir“ iſt dreimal unterſtrichen).

„Gibt es was Neues?“

„Gott ſei Dank, nein, ich habe an dem Alten mehr als genug!“

„Wie ſo, an dem Alten? Was verſtehſt du darunter?“

„Nun, was ich darunter verſtehe, kann dir doch höchſt gleichgültig ſein!“

Der Wind fängt an zu ſauſen.

„Warum gleichgültig?“

„Nun, weil ich dir ſelbſt ſo gleichgültig bin wie das,“ (was ſie gerade in der Hand hat, ſei es nun eine Näherei, ein Bügeleiſen, oder gar das kleine Kind, und wenn in dieſem letzteren Falle ein Anknüpfungspunkt zugleich der Wehmuth gefunden iſt, ſo jagen die Wetterwolken raſcher einher, ſo leuchtet der Blitz, ſo grollt der Donner, ſo folgen ſtrömende Thränenbäche).

„Wozu all das Gefrage, was kümmert dich überhaupt unſer Wohl und Wehe, das meinige und das dieſes armen Wurmes? Du biſt froh, wenn du das Haus verlaſſen kannſt, du gehſt deinen Vergnügungen nach, während wir hier in Kummer und Thränen ſitzen.“

„Aber, mein Kind, ſei doch verſtändig und gerecht!“

Wir bezwingen uns männlich, wir patscheln den Kopf des kleinen Kindes, das bei den heftigen Worten zu heulen anfängt, wir versuchen es, der Gattin freundlich die Wange zu streichen.

„Laß mich, ich kenne zu gut deine Heuchelei, ich weiß es zu genau, welchen Zwang du dir anthun mußt, um uns ein freundliches Wort zu sagen — komm, du armes Kind" — vielleicht setzt sie noch hinzu: „das du eigentlich gar keinen Vater hast;" sie reißt den schreienden Buben empor, eilt zum Zimmer hinaus, schmettert die Thür hinter sich zu — und das Wetter hat nicht nur eingeschlagen, sondern wird auch von unserer Seite bestens unterstützt; denn wer vermöchte es, dabei ruhig und gelassen zu bleiben?

Auch Adele hatte ähnliche unheimliche Anwandlungen, die noch dadurch an verletzender Schärfe gewannen, daß sie, wie die meisten Frauen, obgleich sie unbedingt der angreifende Theil war, doch augenblicklich, das heißt, bei der geringsten ernsten Entgegnung des Mannes, sogleich in die Rolle der schutzlos Angegriffenen überzugehen verstand, um diesem so ein Unrecht vorzuwerfen, das sie selbst begangen.

„Aber ich kann dir auf mein heiliges Ehrenwort versichern, liebes Herz," sagte Alfred, nachdem er seinen Säbel abgeschnallt, auf eine etwas scharfe Bemerkung Adelens, „daß ich in der rosigsten Laune nach Hause zurückgekehrt bin; das Exerciren unter unserem Brummbär von Major ging selbst nach dessen Ansicht vortrefflich, so daß wir alle uns danach einen Frühschoppen recht gut schmecken ließen."

„Natürlich," entgegnete sie achselzuckend und mit matter Stimme, „ohne Wirthshausfreuden kann es nun

einmal nicht abgehen, und wenn ihr da beim Glase lustig seid und jubilirt, so denkt ihr nicht an die arme Frau, die allein zu Hause sitzt und leidet."

„Wie so, leidet, mein Herz?" fragte er sich rasch umwendend und sie mit einem herzlichen Blick betrachtend; „ich will doch nicht hoffen, daß du wieder Migräne hast oder gar etwas an einem Zahne spürst!"

„So ist mein Leiden nicht zu verstehen," erwiederte sie, sich mit dem gewissen gekränkten Gesichtsausdruck abwendend, der uns in Erinnerung an Erlebtes einen so unheimlichen Eindruck macht.

„So fühlst du dich in der That nicht ganz wohl?"

„Oh, ich fühle mich wohler wie je," erwiederte Adele, indem sie mit einer unmuthigen Bewegung den Kopf rasch abwandte, da er sich vertraulich zu ihr auf die Lehne des alten Stuhles gesetzt und Miene machte, ihr Haar zu streicheln.

„Halt, Schatz, du betrügst dich selber," sagte er und wandte, nicht ohne Widerstreben von ihrer Seite, ihr Gesicht gegen sich; „weißt du wohl, Delchen, daß du ein bischen blaß aussiehst und daß deine schönen Augen nicht ihren gewohnten Glanz haben?"

„Oh, über deine faden Schmeicheleien, deren Grund ich genau könne — übrigens kannst du dich beruhigen," fuhr sie aufspringend fort, „denn ich habe mich nie gesunder und frischer gefühlt — Trala la la — trala la la —" sang sie in Tönen, die eine frappante Aehnlichkeit mit unterdrücktem Schluchzen hatten. Er blickte ihr überrascht, ja, verdutzt nach, seine eigene frohe Laune war plötzlich um verschiedene Grade gefallen, und er sagte mit einiger Schärfe: „Wenn ich auch von deiner Munterkeit

entzückt bin, ſo möchte ich doch wiſſen, welchen Grund du meinen, wie du es nennſt, faden Schmeicheleien unterlegſt!“

„Ich einen Grund, habe ich etwas davon geſagt? Oh, Alfred, fange nicht ſchon wieder gänzlich ungerechtfertigte Händel an.“

„Nun, das iſt doch ein bischen zu ſtark — ich komme da in froher Laune —“

„Weinlaune!“ warf ſie, einer Fliege nachſchauend, dazwiſchen.

„Meinetwegen Weinlaune, jedenfalls aber guter Laune; glaubte dich wiederzufinden, wie ich dich verlaſſen, und darf nun doch füglich erſtaunt ſein, dich unwirſch, verdrießlich, gereizt zu finden.“

„Mich —!“ rief ſie voll Erſtaunen; „nun, das geht doch über alle Beſchreibung, ich ruhe da heiter und wohlgemuth in meinem Lehnſtuhl aus, denke an nichts Böſes, am allerwenigſten an Zänkereien, und da kommſt du nun aus deinem Weinhauſe her und weißt nicht, wie du es anfangen ſollſt, um mit dem armen ſchuldloſen Weibe Händel anzufangen!“

„Uff!“ rief er, ſich raſch von der Seſſellehne erhebend, „wer mir das vor ein paar Stunden geſagt hätte, den würde ich einen Narren geſcholten haben — aber ich bitte dich um des Himmels willen, Adele, was haſt du denn eigentlich?“

„Glaubſt du, ich könnte etwas haben,“ fragte ſie nach einer längeren Pauſe, während welcher ſie ihn von der Seite mit einem mißtrauiſchen Blicke betrachtet, „glaubſt du, ich könnte etwas gehört — etwas entdeckt haben?“

Er zuckte ſo auffallend hoch mit den Achſeln, daß

ſich ſeine Epauletten förmlich in die Höhe ſträubten, und erwiederte dann nach einem heftig ausgeſtoßenen Seufzer, der aber mehr wie ein zorniges Schnauben klang: „Bei ſolchem Unſinn ruhig zu bleiben, dazu gehört ſchon eine Rhinoceros-Geduld, und wenn ich mich nicht bezwänge, ſo würden wir wieder einmal den allerſchönſten Auftritt haben!“

„Oh, genire dich durchaus nicht, bin ich es doch gewohnt, von dir unſinnig und weiß Gott was ſonſt noch alles genannt zu werden!“

Ein par Mal ſchritt er haſtig im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt und dabei offenbar beſtrebt, ſeiner zornigen Bewegung Meiſter zu werden, was ihm auch gelang; denn als er das dritte Mal in ihre Nähe kam, blieb er plötzlich vor ihr ſtehen, ſtreckte ſeine beiden Hände gegen ſie aus und ſagte in mildem Tone: „Laß uns nicht kindiſch ſein, Adele, iſt ja doch wahrhaftig kein Grund auch nur zu dem unbedeutendſten Wortwechſel vorhanden; komm, ſei mein liebes, geſcheidtes Weib, und wenn du je etwas auf dem Herzen haſt, ſo ſag' es friſch, fröhlich heraus!“

Bei der erſten derartigen Scene, und wir müſſen leider geſtehen, daß im Laufe verſchiedener Monate ſchon mehrere ähnliche Statt gefunden hatten, war er alsdann höchlich erſtaunt geweſen, wie nach ein paar vergeblichen Verſuchen, das Weinen zu unterdrücken, dann mit Einem Mal ihre Thränen hervorſtürzten, worauf ſie ihr Geſicht an ſeiner Bruſt verbarg und ſchluchzend ausrief: „Nicht wahr, Alfred, du liebſt mich immer noch und ich brauche nicht zu fürchten, von dir vernachläſſigt oder von dir verlaſſen zu werden!“

„Aber, Närrchen,“ hatte er alsdann geſagt, „wie kommſt du nur auf ſo ſeltſame Reden und Vermuthungen? Komm, ſei geſcheidt und laß uns gemeinſchaftlich dem alten Lehnſtuhl das bischen Leid klagen, was dein kleines Herzchen vielleicht bedrückt — komm, mein Engel!“

Doch war er ſchon damals eigenthümlich überraſcht worden durch die Haſt und durch die Scheu, mit der ſie ſich ſeinen Armen entwand, ja unangenehm berührt durch ihre Worte: „Es kann ſein, daß ich dir Unrecht thue, aber ich habe nun einmal ein Gefühl, als wenn — und es iſt mir, als ſollte ich — jedenfalls muß ich zu mir ſelber kommen, um dir dann vielleicht zu geſtehen, daß ich Unrecht gehabt.“

Da hatten denn auch keine weiteren Bitten, keine ferneren Betheurungen etwas genutzt, ſie blieb in einem wehmüthigen, reizbaren Zuſtande, den er, wie andere ähnliche Differenzen, durch kein noch ſo zartes Entgegenkommen zu beſchwichtigen vermochte, was ihn um ſo ſchmerzlicher berührte, da ſie ſich bemühte, häufig unter Thränen lächelnd zu erſcheinen.

Heute dagegen, wo er ſich auch nicht des kleinſten Fehls bewußt war, wo er, die Hände gegen ſie ausſtreckend, mit einer herzgewinnenden Milde ſprach, heute geſchah das Unglaubliche, daß ſie ihn ruhig, ja kalt von unten bis oben und von oben bis unten anſchaute, dann ihre Oberlippe trotzig aufwarf und in einem wegwerfenden Tone ſagte: „Es gibt Augenblicke, wo ich dich haſſe und verabſcheue!“

Oh, das war denn doch zu viel und ging ſelbſt über die Geduld eines Ulanen-Lieutenants, weßhalb ſeine Finger an den vorgeſtreckten Händen krampfhaft zuckten

und er nach einem tiefen Athemzuge — ſich glücklich überwand, die Arme ſinken ließ und in einem für die Verhältniſſe immerhin noch ruhigen Ton ſagte: „Madame, ich hoffe, mich dieſes Gefühles werth zu machen und es pflichtſchuldigſt zu erwiedern.“

Dann hatte er pfeifend ſeinen Säbel umgeſchnallt, ſeinen getreuen Diener Lorenz gerufen, der in auffallend kurzer Zeit zur Stelle war, und ihm geſagt: „Ich werde mit einigen Kameraden im Café Reder ſpeiſen; Sie können mir heute Abend meinen Hausſchlüſſel ins Theater bringen.“

Viertes Kapitel.

Sehr lehrreich, in welchem die komiſche Geſchichte, ohne indeſſen komiſch zu ſein, eigentlich erſt anfängt.

Das Café Reder oder das Café zur ewigen Lampe, wie es bei den Eingeweihten hieß, erfreute ſich eines großen Zuſpruches beſonders der jüngeren Offiziere, und hatte in ſo fern eine Aehnlichkeit mit der höchſtſeligen Königin Marie von Schottland, als es beſſer als ſein Ruf war, welchen böſe Charaktere, hauptſächlich der weiblichen Angehörigen ſeiner Stammgäſte, gern zu verdächtigen pflegten. Allerdings wurde es hier mit der Polizeiſtunde durchaus nicht genau genommen, und wer Geld, Credit und einen Hausſchlüſſel beſaß, wurde durch nichts verhindert, ſo lange zu bleiben, als es ihm gut dünkte; auch gehörte Herr Reder nicht zu jenen Engherzigen, die an den Wänden ein unheimlich mahnendes: „Das Local

wird um 11 Uhr geschlossen" erscheinen ließen, sorgte auch sonst in jeder Hinsicht für das Behagen seiner Gäste, hatte gut gelegene Räumlichkeiten mit kleinen Zimmern und Hinterthüren, rein gehaltene Speisen und Getränke, und ging Hand in Hand strengstens mit der Jahreszeit, indem er eben so wohl im Frühlinge die erste vortreffliche Maiweinbowle braute, Ulmer Spargel und Oderkrebse servirte, als er im Spätherbst die feinsten frischen Seefische, echten Astrachan-Caviar und täglich eingetroffene Austern auf der Speisekarte verzeichnet hatte. Auch sonst sorgte er bestens für das Behagen seiner Gäste, hielt darauf, daß seine dienstbaren Geister eine Flasche baierisches Bier mit der gleich heitern Miene wie eine gut frappirte verpichte vor den Gast hinstellten, hatte für saumselige Zahler, wenn sie nur sonst von guter vermöglicher Familie waren, ein außerordentlich nachgiebiges Gedächtniß, kannte die Lieblingsgetränke und Speisen seiner täglichen Kunden und wußte auch neugierige Leckermäuler, die stets nach etwas Besonderem trachteten, zu befriedigen, indem er ihnen Kiebitzeier anpries, die in glühender Asche geröstet waren, gebackene Meerspinnen mit einem Füllsel von Seespinnen, vielleicht auch chinesische Rattenschwänze oder lappländische Renthierzungen.

Was jene dienstbaren Geister anbelangte, von denen wir oben sprachen, so hatte auch darin Herr Reder eine vortreffliche Wahl getroffen und bestanden dieselben, neben ihm als Hauptbetriebskraft, aus einem etwas schwerhörigen Kellner, dem es unmöglich war, dem mitunter ziemlich pikanten Gespräche der Gäste zu folgen, so wie aus einer sogenannten Dame du comptoir, der alten Hanne, Fräulein Johonna, auch wohl Johanna von Orleans oder gar

was die Havannah bietet, in eleganten Kiſtchen lagen. „Es plaudert ſich beſſer, wenn man dazu raucht.“

Alle drei folgten dieſer Aufforderung, und der Major, ein großer, kräftiger Mann, ziemlich hoch in den Dreißigen, mit einem ſchwarzen, wohlgepflegten Schnurrbart, ließ den Fauteuil, hinter dem er geſtanden, eine halbe Wendung machen, und warf ſich hinein.

Der Hausherr war eine ſchlanke, zierliche Geſtalt, von eleganten und leichten Bewegungen; er hatte blondes Haar, einen eben ſolchen zierlich zugeſpitzten Bart, den er durch häufiges Drehen mit den Fingern in ſeiner horizontalen Lage zu erhalten ſuchte. Sein Geſicht war offen und ehrlich, namentlich die blauen Augen unter der hohen Stirn, und dieſe glänzten und zeigten dem aufmerkſamen Beſchauer, daß das Herz des Grafen ohne Falſch war, und daß man ihm unbedingt vertrauen dürfte. Das wußten auch alle ſeine Freunde, und deßhalb liebten ſie ihn.

Der Graf B. war ſehr reich und hatte vor ungefähr vier Monaten nach ſeiner Neigung geheirathet. Die Gräfin war ebenfalls ſchön, jung, von guter und reicher Familie; beide liebten ſich zärtlich, mithin waren ſie ſehr glücklich.

Der Baron A. war der Aelteſte der vier Freunde. Ein Mann an die Vierzig, hatte er ein bewegtes Leben geführt, lange und weite Reiſen gemacht und kam eben mit dem Major aus England zurück, wo ſie ſich ein halbes Jahr aufgehalten, nachdem ſie vorher im Orient zufällig ſich getroffen.

Der Major war Adjutant des Königs und diente, da er gleichfalls ein großes Vermögen beſaß, nur aus Anhänglichkeit an ſeinen Monarchen. Er war ein Mann von anerkanntem Muth, von einer großen Körperkraft, ein vortrefflicher Reiter, kurz, ein Offizier, mit allen den Eigenſchaften verſehen, die nöthig ſind, um im Kriege eine große Carriere zu machen. Doch leider, für ihn herrſchte der tiefſte

Jungfrau von Orleans genannt, die meistens im ersten Gelasse, der zugleich ein Laden war, thronte und hier unerbittlich nicht nur die Wage, sondern auch das Schuldbuch regierte. War doch die Jungfrau weitsichtig, umund vorsichtig, vertrauter als Herr Reder selbst mit den Verhältnissen jener Gäste, die gern ein langes Conto auflaufen ließen, und war in solchen Fällen durchaus keine Gefahr vorhanden, wenn sie dasselbe von einem Monat auf den andern übertrug, ja, auch sonst noch, was nicht selten vorkam, klingenden Credit gewährte. Deßhalb ward sie auch durch das ausgedehnteste Vertrauen geehrt, wußte häufig mehr von den Herzens- und anderen Angelegenheiten der Betreffenden, als dem andern Theile lieb sein konnte, gab in den meisten Fällen guten Rath und hatte die unschätzbare Eigenschaft, schweigsam zu sein wie eine ägyptische Pyramide und gleich dieser tiefe Weisheit und Wissenschaft auf breitester Grundlage zu bewahren. Johanna war eben so dick als gutmüthig, über die Jahre jeglicher Schäkereien längst hinaus und deßhalb um so geeigneter, jungen unerfahrenen Offizieren guten Rath zu ertheilen, was sie denn auch meistens redlich, uneigennützig und wohlwollend that, ja, mit strengster Unparteilichkeit, sobald es sich nicht um die Verheirathung eines ihrer Schützlinge handelte, denn in einem solchen Falle verwandelte sich plötzlich ihr gutes Gemüth, sie konnte bitter und anzüglich sein, betrachtete jeden Verlobten als einen Verlorenen und vertilgte den Namen jedes Verheiratheten eben so wohl durch einen dicken Strich im Contobuch als durch ein gänzliches Vergessen in ihrem Herzen.

Dorthin in das Café Reder begab sich am gedachten

Tage Herr Premier-Lieutenant Alfred von Stölzer zur Zeit, wo ſonſt der gute Hausvater und Ehemann zu Mittag zu ſpeiſen pflegt, weßhalb denn auch Fräulein Johanna bei ſeinem Eintritt mit erſtaunter Miene auf die Schwarzwälder Uhr blickte, ehe ſie ſagte: „Ei, Herr Lieutenant von Stölzer, Sie kommen recht ſpät zu einem Frühſchoppen!“

„Es ſoll auch gar kein Frühſchoppen ſein, gute Johanna,“ gab der Betreffende in einem faſt düſteren Tone zur Antwort, „ich ſuche nur —“

„Vielleicht den Herrn Rittmeiſter von Schwenkenberg, der iſt im gelben Zimmer.“

„Ja, und —“

„Herr Lieutenant Schmittfeld iſt auch da, eben ſo Premier-Lieutenant von Schwarz und die Herren Stabsärzte Pux und Becker.“

„Vortrefflich, da finde ich ja Alles beieinander!“

„Die Herren halten ein kleines Verlobungsdiner zu Ehren des Herrn Hauptmann von Mersbach,“ fuhr ſie in verächtlichem Tone fort; „Sie wiſſen doch, daß er ſich mit dem reichen Fräulein Klemm verſprochen hat, viel Geld, wenn auch wenig Schönheit, dafür aber deſto dümmer, was gleichfalls, wie man ſagt, hoch im Werthe ſteht.“

„So iſt Mersbach auch drüben?“

„Gott bewahre, wie kann man bei ſeinem eigenen Begräbniß zugegen ſein, ſie begehen nämlich ſeine Trauerfeierlichkeiten, Exequien, wie Doctor Pux ſagt!“

„Pfui, Johanna, wie boshaft! Sie ſind doch ſonſt nicht ſo mißgünſtig, aber zu dem Diner komme ich gerade recht, bei mir zu Hauſe iſt etwas nicht ganz in Ordnung.“

„Der Küchenherd eingefallen — oder die gnädige Frau verreist — speisen auch vielleicht bei der Frau Mama?“ Sie begleitete diese Worte, über ihre Handarbeit zu ihm aufschauend, mit einem so eigenthümlichen Blick, in dem sie wohlwollende Theilnahme kund gab, daß Herr von Stölzer achselzuckend antwortete: „Was wollen Sie, theure Jungfrau, es kann irgend etwas vorfallen, daß man sich veranlaßt sehen muß, auch wieder einmal sein Futter auswärts zu suchen.“

„Und heute ist das Futter bei uns recht gut, der Rittmeister von Schwenkenberg hat das Menu gemacht. Jakob,“ rief sie den schwerhörigen Kellner an, „noch ein Couvert drüben im gelben Zimmer für den Herrn Premier-Lieutenant,“ dann beugte sie sich etwas vor, winkte den Betreffenden näher heran und flüsterte ihm zu: „Ich wußte wohl, daß Sie bald wiederkommen würden.“

„Ah!“

„Sie haben sich viel zu rasch von Allem losgerissen, als daß die Reue ausbleiben konnte.“

„Oh!“

„Wer sich so auf Gnade und Ungnade übergibt, dem legt man rasch die stärksten Fesseln an.“

„Eh!“

„Sie wissen, wie gut ich es stets mit Ihnen gemeint habe, welch vortrefflichen Rath ich Ihnen häufig gegeben — bei dem Wichtigsten haben Sie mich allerdings nicht gefragt, deßhalb wasche ich meine Hände in Unschuld, und nun wünsche ich Ihnen guten Appetit.“

„Wahrhaftig, Johanna,“ sagte er nach einigem Besinnen, während dessen er langsam mit der Hand seine Stirn aufwärts gestrichen hatte, „ich hätte mir Ihre Er-

fahrung zu Nutzen machen ſollen — kann ja immer noch geſchehen — wie?“

Sie ſchüttelte ihre Rechte gegen ihn, indem ſie zur Antwort gab: „Nein, nein, Herr von Stölzer, Unfrieden in einer Ehe zu ſtiften, iſt nicht meine Sache.“

„Aber durch guten Rath den Frieden wieder herzuſtellen? — nun, wir reden noch darüber,“ ſetzte er eilig und im Weggehen hinzu, da ihn Rittmeiſter von Schwenkenberg unter der Thür des Nebenzimmers mit wehender Serviette und frohen Worten anrief.

„Grüß dich Gott, Stölzer, welche Freude, daß du mit uns diniren willſt, komm herein, der Trauerſchmaus beginnt ſoeben!“

Da ſaßen ſie in dem wohlbekannten gelben Zimmer, um den wohlbekannten ovalen Tiſch, lauter wohlbekannte liebe Geſichter, und alle grüßten ihn mit heiteren Mienen, alle ſtreckten ihm freudig die Hände entgegen.

„Haſt du geahnt, daß wir hier beiſammen ſind?“

„Haſt du gewußt, wie ſehr wir uns nach dir geſehnt?“

„Haſt du endlich wieder einmal ein menſchliches Rühren gefühlt?“

„Und biſt zu deinen Treuen heimgekehrt?“

„Oder,“ meinte der Rittmeiſter von Schwenkenberg, dem die ernſte Falte auf der Stirn des Freundes nicht entging, „hat man dir zu Haus die Suppe verſalzen oder etwas zu laut mit der Kette geklirrt?“

„Alles, was ihr wollt,“ rief der Gefragte, indem er, Säbel und Mütze ablegend, ſich zu einem heitern Tone zwang, „laßt mich ſitzen und gebt mir ein Glas Wein, auf daß ich mich ſtärken und fröhlich ſein kann.“

„Da, nimm, er iſt vortrefflich frappirt, denn nach

altem Gebrauch und guter Gewohnheit, fangen wir bei freiem Kopf und bei noch gutem Geschmack mit dem Sect an — prost!"

Dann speisten sie still und gemüthlich, tranken langsam und mit Nachdruck, und die laute Fröhlichkeit kam erst nach dem Toast auf den guten Mersbach, der aus dem Kreise der Treuen geschieden sei, um in einem andern Leben selig zu werden.

„Wünschen wir ihm alles mögliche Gute!"

„Daß er jenseits glücklich sei!"

„Und Ruhe und Frieden finden möge!"

Dann klangen die Gläser hell zusammen und der Rittmeister rief lustig: „Wir alle bis auf Stölzer sind Unwissende, er allein hat hinter den großen Vorhang geschaut und soll uns sagen, was wir zu erwarten haben."

„So erwartet also auch sonst einer noch etwas?" fragte der Gefragte.

„Ich nicht," lachte Lieutenant Schmittfeld, „aber den Doctor da hab ich stark im Verdacht, daß er abtrünnig werden will."

„Nehm's ihm auch nicht übel," meinte der von Schwarz, „wenn man so verhätschelt und verwöhnt worden ist."

„Ihm thut nur noch die Auswahl weh —"

„Nur den Finger durft' ich rühren,
Um Elviren heimzuführen —"

deklamirte der Betreffende, mit etwas geröthetem Gesicht an die Decke schauend.

„Welche Elvira meint er eigentlich?"

„Das soll er uns selbst sagen; es kommt auf das Gewicht in Zahlen an."

„Allerdings," seufzte Doctor Pux, „und vor der Vernunft muß selbst die Liebe schweigen."

„Verfluchter Kerl, er chassirt nach allen Seiten!"

„Laßt uns als Freunde für ihn handeln und Vortheile so wie Nachtheile gewissenhaft abwägen."

„Ja, eröffnen wir mit aller Discretion die Heirathsbörse, sehen wir, welche Papiere den höchsten Curs haben?"

Premier-Lieutenant von Stölzer hatte bei diesem vom Wein animirten Wortgeplänkel düster vor sich niederblickend, geschwiegen und sagte jetzt, nachdem er hastig sein Glas geleert, unmuthig die Achseln zuckend: „Laßt uns lieber von etwas Anderm reden, und glaubt mir, daß alle und jede Ueberlegung so viel als gar nichts nützt; wer Lust hat, greife in den dunklen Sack, und er wird es schon erfahren, ob er einen Treffer oder eine Niete gezogen."

„Armer Kerl," meinte der Rittmeister, mit dem Freunde anstoßend, „du scheinst auch nicht das große Los erwischt zu haben, nimm's vernünftig und trag's geduldig!"

„Es lebe die Freiheit, es lebe der Wein!"

„Unrecht wäre es von mir," sagte der Dragoner-Offizier, „das stillschweigend oder überhaupt zuzugeben, und kann ich euch versichern, daß zwischen dem großen Los und einer Niete noch ein weiter Spielraum ist, um annähernd glücklich zu werden."

„Braver Kerl, er vertheidigt sie noch, was ich nicht ermangeln werde, sie gelegentlich wissen zu lassen!" schluchzte der von Schwarz, sein volles Glas ansetzend.

„Nein, Stölzer," rief der Rittmeister, „du sollst ehrlich gegen uns sein, damit wir dich beklagen oder beneiden können!"

„Zu beidem ist kein Grund vorhanden, auch hier liegt das Wahre und Richtige in der Mitte.“

„Du hast aber eine Schwiegermutter!“

„Die sich wenig um uns bekümmert.“

„Bist du auch uneingeschränkter Besitzer eines Hausschlüssels?“

„Mit allen Rechten und Pflichten desselben.“

„Deinen getreuen Lorenz hast du auch behalten dürfen, da weiß ich wahrhaftig nicht, wo es hapert — und es hapert irgendwo, das sollst uns nicht weiß machen.“

„Gewiß, irgendwo steckt ein dicker Knoten,“ entschied der Rittmeister, „seht ihm nur ins Gesicht, ist da wohl noch eine Spur vorhanden von jener berauschenden Fröhlichkeit, die uns alle mit fortriß, sieht er nicht aus wie eine Katze, die donnern hört?“

„Oder vielmehr wie ein Tiger, der Leibschmerzen hat?“

„Gestehe es, Stölzer, wo drückt dich der Stiefel — ist deine Frau eifersüchtig?“

„Nein, ich gab ihr auch keine Veranlassung dazu.“

„Hat sie Launen, das Schlimmste, was einem Christenmenschen passiren kann? — der Türke macht sich schon weniger daraus — gestehe es, Alfred, sie hat Launen, von jenen unbegreiflichen Launen, vor denen man nie sicher ist? Mein Bruder hat mir Haarsträubendes von diesem Zustand erzählt, der ist schlimmer und rascher wechselnd als Aprilwetter, Regen, Blitz und Donnerschlag aus heiterem Himmel, unvorhergesehen dringt es aus einem Winkel hervor, du hast unter dem milden Lächeln der Liebe Abschied genommen, du bist entlassen worden als lieber, herziger Mann und stehst, nach kurzer Zeit zurückkehrend, vor einem ernsten, drohenden Gesicht, vor kalten Augen, vor

zusammengekniffenen Lippen, welche kaum die schneidenden Worte durchlassen, daß man in der That erstaunt ist, dich jetzt schon wiederzusehen — das jetzt ist viermal unterstrichen."

Der Herr Premier-Lieutenant Alfred von Stölzer hatte seinen Kopf so auffallend tief herabgesenkt, daß er nicht nöthig gehabt hätte, durch Kopfnicken die Worte des Freundes zu bestätigen, als er schon dessen Hand sanft auf seiner Schulter fühlte und vernahm, wie derselbe mit bewegter Stimme fortfuhr: „Also da, bester Freund, stecken unsere Leiden, ja, das ist sehr schlimm, und da braucht es einen heldenmäßig festen Charakter, um fertig zu werden."

„Helden—mäßig, wie die alten, die—derben Ritter," bestätigte der von Schwarz unter gelindem Aufstoßen, wobei er gegen seine Brust klopfte, daß es dröhnte.

Doctor Pur, der einen Stuhl zur bequemen Unterstützung seines Armes herbeigezogen hatte, meinte, in den Zähnen stochernd: „Diese schlechten Launen, von denen auch ich viel reden gehört, sollten bei civilisirten Nationen als gültiger Scheidungsgrund angesehen werden."

„Aber man müßte alsdann auch dem schönen Geschlecht dieselben Rechte einräumen," warf sein College Becker, ein hellblonder junger Mann mit etwas weibischen Zügen, schüchtern ein. Doch entschied der Andere unter einer horizontalen Armbewegung, daß ein Mann niemals so tief zu sinken vermöge, um ein böses, launenhaftes Weib zu erreichen — „der Mann," fuhr er mit einem etwas starren Blick fort, „kann alle möglichen Fehler, böse Angewohnheiten, ja, Laster haben, doch wird man immer finden, daß dieselben auf einem soliden Fundamente fußen, aus

einer vernünftigen Urſache herzuleiten ſind — ich hoffe, meine Herren, daß Sie mich nicht mißverſtehen," ſetzte er unter einem leichten Aufſchluchzen hinzu, „der Mann wird zum Beiſpiel trinken, weil er Durſt hat; er wird ſpielen, weil ihn das geiſtig aufregt; er wird eine kleine Untreue begehen, weil ihn ſein Herz dazu antreibt; aber es wird ihm niemals einfallen, ſeine Frau oder ſeine Geliebte ohne jedwelche Urſache mit einer ſchlechten Laune zu quälen — ich weiß mir nichts Abſcheulicheres, und gegenüber einem launenhaften Weibe verzeihe ich ſogar die Grauſamkeit eines Knaben, welcher der harmloſen Katze eine Schwanzklemme aufſetzt — ich habe geſprochen, wie der Indianer ſagt."

„Brav geſprochen," verſicherte der Rittmeiſter von Schwenkenberg, „doch nutzt das Alles unſerem armen Freunde nichts, während ich ihm, wenn auch nicht aus eigener Erfahrung, ſo doch aus eigener Anſchauung, das einzige Mittel angeben kann, was allenfalls Beſſerung verſpricht: nicht nachgeben, mit keinem Blick, keinem Wort entgegenkommen, es bis aufs Aeußerſte treiben — die Räume fliehen, wo man mißhandelt wird, ſich zu guten Freunden finden, die uns liebreich aufnehmen" — hier erhob er ſein gefülltes Glas — „und lieber frühzeitig einen Strich durch Alles machen, als durch unzeitige Schwäche Glied um Glied eine Kette ſchmieden helfen, die uns nach und nach zum erbärmlichen Sclaven macht!"

„Doch muß man in dem Falle," meinte der ſanfte Doktor Becker mit aufgehobenem Zeigefinger, „das Recht ganz auf ſeiner Seite und keine Veranlaſſung zu übler Laune gegeben haben."

„Bei Gott, Kinder, das hab' ich auch, hol mich der

Teufel, nicht gethan!“ rief der Dragoner-Offizier mit erhobener Rechten. „Ich versichere euch, daß ich heute Morgen nach dem Exerciren in jeder moralischen Hinsicht rein wie ein neugeborenes Kind nach Hause zurückkehrte, wo ich denselben heiteren Himmel wieder anzutreffen hoffte — aber welcher Decorationswechsel: eine erst gefurchte Stirn, verletzende Kälte im Auge, bittere Worte und endlich das Geständniß, daß sie mich hasse und verabscheue.“

„Donnerwetter, das ist stark.“

„Ja, es ist stark, meine Freunde,“ fuhr Herr von Stölzer unter einem wehmüthigen Lächeln fort, „und ihr werdet es jetzt wohl begreiflich finden, daß ich mein Haus verließ, um wenigstens heute nicht dahin zurückzukehren.“

„Ein vortrefflicher Entschluß, ein ehrenvoller Entschluß,“ sagte der Rittmeister, „bei dem wir dich kräftig unterstützen werden, und ich biete dir mein kleines Gastzimmer an, von dem du so lange als du willst Gebrauch machen kannst.“

„Danke herzlichst, doch habe ich mir meinen Hausschlüssel ins Theater bestellt,“ sagte der Andere düster, „denn wenn ich auch nicht nachgeben werde, so will ich doch so correct als möglich handeln.“

„Meinetwegen, aber jedenfalls versprichst du heute Abend hier unser Gast zu sein und morgen wieder mit uns zu speisen; es ist das eine moralische Unterstützung, die dir von Gunsten sein wird.“

„Ich verspreche es, doch bleibt alles, was ich euch anvertraut, strengstens unter uns, darauf gebt mir euer Wort.“

„Das versteht sich von selbst, und es ist kein Judas unter uns — doch denke ich, wir wollen jetzt die Sitzung

Frieden, und da er nun einmal nicht unthätig bleiben konnte, ſo hatte er, wie ſchon geſagt, große Reiſen gemacht und während derſelben Gefahren aller Art aufgeſucht und glücklich beſtanden.

„Ja, ja," ſagte Graf B., „jetzt ſind wir wieder hier in dem Salon verſammelt, wo ſo oft Plane gemacht wurden, um das Entgegengeſetzte auszuführen."

„Das war namentlich bei dir der Fall," entgegnete lachend der Major. „Hatteſt du nicht den Entſchluß gefaßt, mit uns zu ziehen? Statt deſſen aber ſiehſt du die ſchönen Augen deiner Frau und bleibſt an die Scholle gefeſſelt."

„Die Wege des Schickſals ſind ſonderbar," antwortete beiſtimmend der Graf; „denn ihr Beiden zieht hinaus, beſteht Gefahren und Ungemach aller Art, und als ihr nun glücklich zurück kommt, geſund und unverletzt, findet ihr mich mit dem Arm in der Binde."

Bei dieſen letzten Worten war der Graf ſehr ernſt geworden und fuhr mit der linken Hand an ſeinen Schnurrbart, während er mit dem rechten Arm ungeduldig zuckte.

„Das ſind Sachen," meinte der Baron achſelzuckend, „die Jedem von uns paſſiren können. Heute dir, morgen mir. Namentlich wenn man einmal verheirathet iſt. Und ich bin noch froh, daß die Sache ſo ablief. — Haſt du es dem Major erzählt?"

„Noch nicht — ſpäter," antwortete zerſtreut der Graf. — „Aber wie findet ihr meine Cigarren? Mögt ihr noch Havannah rauchen, da ihr wahrſcheinlich durch vortreffliche Nargileh und den feinſten Latakia aus unendlich langen Pfeifen verwöhnt ſeid. . .?"

„Was mich anbelangt," verſetzte der Major, „ſo war ich unendlich froh, wieder einmal eine vernünftige Cigarre zu bekommen. Und die hat man in England, theuer, aber gut."

Der Graf richtete, ohne eine Antwort zu geben, die Augen forſchend auf den Kamin und ſagte, mehr zu ſich ſelber, als zu den

aufheben, eine kleine Promenade machen und draußen im Freien unſern Kaffee nehmen."

So geſchah es denn auch, wobei es dem Premier-Lieutenant von Stölzer, unter den grünen Bäumen, bei dem duftenden ſchwarzen Kaffee und einer vortrefflichen Cigarre, auch bei dem Bewußtſein, nicht auf die Uhr ſehen zu müſſen, um die Stunde einzuhalten, mit der er zu Hauſe erwartet werde, gerade ſo wohlig zu Muthe war, wie dem dem engen Käfig entſchlüpften Vogel, wobei es ihm erſchien, als habe er den Himmel lange nicht in ſo ſchönem Blau glänzen ſehen und ſei ſeit lange nicht mehr von den hübſchen Damen ſeiner Bekanntſchaft ſo freundlich und zuvorkommend begrüßt worden.

Dann, nachdem ſie noch vorher einen kleinen Veſperſchoppen zu ſich genommen, gingen ſie mit einander ins Theater, wo der Ulanen-Offizier ſchon ſeinen getreuen Lorenz auf ſich warten fand, der ihm nicht nur den Schlüſſel des Hauſes überreichte, ſondern noch einen zweiten kleineren, den des Schreibtiſches, wobei er flüſternd ſagte: „Verzeihen der Herr Premier-Lieutenant, aber da die Frau Mama der gnädigen Frau heute bei uns geſpeiſt, wobei es ſehr laute Reden gab — die Frau Schwiegermutter ſind auch jetzt noch da und machen ſich in allen Zimmern zu ſchaffen — ſo hielt ich es für nützlich, die Papiere des gnädigen Herrn zu verſchließen, wie Sie mir früher öfters zu thun befohlen."

„Gut, es war eigentlich unnöthig, doch da es geſchehen, will ich den Schlüſſel behalten; wenn Sie heute Abend noch ausgehen, ſo kommen Sie nicht zu ſpät nach Hauſe und laſſen mich Licht und Streichhölzchen an ihrer Stelle finden."

„Zu Befehl, Herr Premier-Lieutenant.“

Es wurde eine kleine Oper und ein hübsches Ballet gegeben, wo bei letzterem die niedlichen Tänzerinnen, von denen Herr Stölzer einige persönlich zu kennen das Vergnügen hatte, ihm zum ersten Male seit seiner Verheirathung wieder wie liebe angenehme Bekannte erschienen, ja, es war ihm, als wende sich die reizende blonde Mittlere eines Pas de trois wieder wie einstens direct an ihn, wenn sie vortanzend sich so tief verbeugte, daß man so überaus deutlich die wogenden Empfindungen ihres Herzens sah und fast mitzufühlen vermochte; dann pantomimirte sie einen nur für die Eingeweihten verständlichen Gruß, indem sie am Mieder zupfte und lachend mit dem Kopfe nickte, so unzweifelhaft für ihn, daß der Rittmeister von Schwenkenberg unter einem leisen Anstoßen mit dem Ellenbogen sagte: „Höre du, ich fange an, zu glauben, daß deine Frau nicht ganz Unrecht hat, wenn sie zuweilen übler Laune ist,“ — ein Vorwurf, so schmeichelhaft, denn die blonde Tänzerin war außerordentlich hübsch und sehr umworben, daß Herr von Stölzer nicht anders vermochte, als diesen freundschaftlichen Vorwurf durch ein etwas fades Lächeln auf sich zu nehmen.

Nach Beendigung des Theaters wurde, wie ausgemacht, im Café Reder soupirt und alsdann einer vortrefflichen Bowle so ausdauernd zugesprochen, daß, als man darauf sehr vergnügt auseinanderging, schon hie und da ein Krähen den kommenden Morgen verkündigte, vielleicht waren es auch Hähne, die an Schlaflosigkeit litten.

„An — Schlaf—lo—sig—keit —“ murmelte Herr von Stölzer, „jedenfalls das Rich—ti—ge — denn Irrthum ist dabei, oder auch in meiner Uhr,“ fügte er, diese

kopfschüttelnd betrachtend, hinzu, „denn halb Fünf Nachmittags kann es nicht sein und auch nicht gut halb fünf Uhr M—o—o—o—r—gens — obgleich ich mich verdammt schläfrig fühle.“

Er öffnete sein Haus nicht ohne einige Mühe, hielt sich mit dem Zuschließen nicht auf, sondern stolperte die Treppe hinauf, seiner Ansicht nach höchst behutsam und leise, wobei er die Beine viel höher aufhob, als gerade nöthig war, um dann dieselben stramm niedersetzend ein solches Geräusch zu machen, daß man hätte glauben können, ein wahnsinnig gewordenes Büffelkalb trample die Stufen hinan; auch polterte er zuweilen an eine Thür, wobei er nicht unterließ, um Entschuldigung zu bitten, und war dann schließlich so glücklich, sein Zimmer vor der Glasthür offen zu finden, wo er dann, um sich tappend, nach einigem vergeblichen Bemühen den alten Lehnstuhl fand, in welchen er unter einem Knurren der Befriedigung hineinfiel und augenblicklich in tiefen Schlaf sank.

Wir haben diese Schattenseite des ehelichen Lebens durchaus nicht mit Behagen, viel eher mit dem Gefühle tiefer Wehmuth niedergeschrieben, und wenn wir uns die Frage stellen: mußte es sein? so sind wir zu der Antwort berechtigt: ja, es mußte eben so sehr sein, wie manches Andere, was der Mensch in schwachen Stunden niederschreibt. Wir durften der geneigten Leserin diesen tiefen, aber wahren Schatten nicht verschweigen, der gespenstisch in unsere kleine Geschichte hereinragt, Ereignisse sehr ernster Natur verkündigend.

Adele war vollkommen in ihrem Recht, wenn sie sich am andern Morgen wohl verschanzt in ihrem kleinen Wohngemach hielt, das, als letztes in der Reihe, genügend

von dem Rauchzimmer getrennt war, wo er mit ſchwerem duſeligem Kopf erwachend einige Zeit brauchte, bis er im Stande war, ſich auf die Erlebniſſe des geſtrigen Tages und Abends zu erinnern. Das dämmerte alles erſt nach und nach in ihm auf, Wirkungen und Urſachen, die ſtarke Bowle und ſein Katzenjammer, ſein Ausbleiben während des größten Theiles der Nacht, der Streit mit ſeiner Frau, ein Wortwechſel, den er wegen ihrer ſchlechten Laune mit ihr gehabt, und der Ausgangspunkt des ganzen Zankes, weil ſie ihm geſagt, ſie haſſe und verabſcheue ihn.

Dieſe Erinnerung ſowie eine Flut eiskalten Waſſers erfriſchten ihn nicht nur, ſondern ſtellten ihn auch ſogleich wieder auf den Standpunkt des Tiefgekränkten und Beleidigten, ſo daß er den getreuen Lorenz an die Köchin abſandte, ſein Frühſtück für ſich allein befehlen, ſowie die Ankündigung ergehen ließ, daß er heute weder zum Mittag- noch zum Abendeſſen kommen würde.

Das war ein ſcharfer Riß weiter in die eheliche Glückſeligkeit, ein Verfahren, von dem ihm ein ernſter und verſtändiger Freund jedenfalls abgerathen hätte. Man ſoll dergleichen Zwiſtigkeiten nie auf die Spitze treiben und als nachgebender Klügſter erſcheinen, ja, in dieſem ſpeciellen Falle ſind wir überzeugt, daß, wenn er mit lauter Stimme im Eßzimmer oder im Corridor die Frage geſtellt: hat meine Frau ſchon gefrühſtückt? ſo würde das wohldreſſirte Stubenmädchen, das, nebenbei geſagt, verweinte oder wenigſtens rothgeriebene Augen hatte, zur Antwort gegeben haben: die gnädige Frau erwarten den gnädigen Herrn. So aber wartete die gnädige Frau vergebens, während der gnädige Herr, im

alten Lehnſtuhl ſitzend, ſeinen Kaffee trank und dann in Träumereien verfiel, die durchaus keinen verſöhnlichen Charakter hatten.

Ja, der alte Lehnſtuhl ſchien in dieſer Richtung ſeine Kraft verloren oder ſich vollſtändig geändert zu haben, denn ſtatt auf die Nachgiebigkeit des erzürnten oder gekränkten Ehemannes einzuwirken, war es ihm gerade, als kichere das alte Leder höhniſch an ſeine Ohren und ſpreche: „Ja, wenn ſie zum erſten Male die Wahrheit geſagt hat, ſo war es geſtern, als ſie dir verſichert, daß ſie dich haſſe und verabſcheue — warum auch nicht? Mit ihrem Geld, ihrer ſchönen Figur und hübſchem Geſicht hätte ſie genug deines Gleichen bekommen, während auch du allerdings noch Partieen hätteſt finden können, in denen du dich weit beſſer lancirt hätteſt, die reizende Tochter des Generals Buttrinsky ſeufzt heute noch, wenn du vorbeireiteſt, und ſelbſt die Hofdame von Scheltern, eine der Lieblinge der Majeſtät, iſt noch immer nicht über deine Mesalliance zu ſich ſelber gekommen — oder wenn du überhaupt ledig geblieben wärſt — das Diner, Theater und die Bowle geſtern waren doch hübſch genug, um denken zu müſſen, daß man Aehnliches in der Woche häufig haben könnte, ohne eine Gardinenpredigt oder ein par Tage eheliches Regenwetter zu riskiren — o, Königin, das Junggeſellenleben war doch ſchön!

Alter ſchlechter Lehnſtuhl, auf den wir ſo viel Vertrauen geſetzt, dem wir eine verſöhnende, ausgleichende Kraft zuſchrieben, von dem wir annahmen, daß er zum Guten knittern, zum Frieden knattern würde, und der uns nie ſo grauſam getäuſcht, da er auch Adele, als dieſe im Laufe des Tages Troſt in ſeinen Armen ſuchte, das Ge-

gentheil finden ließ und ihr, gleich einem andern böſen Geiſt, zuflüſterte:

Wie anders, Adele, war dir's,
Als du noch voll Unſchuld
Zu den Geſpielen trat'ſt.
Nur Kinderſpiele,
Noch keinen Lieutenant im Herzen.
Adele!
Wie hoffteſt du dann,
Als er dir erſchien,
Das Glück zu finden,
Nach dem ſich jedes Mädchen ſehnt! —
Und was war dein Los
Für alle Liebe und Treue? —
Daß er dich grauſam verläßt,
Jetzt, nach kurzer Zeit ſchon verläßt,
Nächte lang aus dem Hauſe bleibt,
Ueber dich lachend und ſpottend
Im Kreiſe loſer Geſellen!

„Weh, weh!“ ſeufzte ſie, ſich auf die andere Seite wendend, „wäre ich der Gedanken los, die mir herüber und hinüber gehen, widerlich!“

Drunten auf der Straße erklang eine Straßenorgel, eine jener großen gewaltigen mit tiefem Grundbaß, der uns das Herz erbeben macht, während wir den Klängen einer alten bekannten Melodie lauſchen:

Letzte Roſe, wie magſt du ſo einſam hier blüh'n?
Deine freundlichen Schweſtern ſind längſt ſchon dahin,

während es in ihrem Ohr brauſte:

Grimm faßt dich,
Du gabſt ihm Alles,
Er dir nicht einmal
Seine Lieb' und Treu;
Und vorbereitet
War der Streit,
Den er begann:

dazu tönte drunten fort und fort die Orgel:

Warum blühst du so traurig im Garten allein?
Sollst im Tod mit den Schwestern vereinigt sein!

wie ihren Klagen beistimmend, und der böse Geist im Lehnstuhl flüsterte hörbarer als je:

Aber zur Ehre deines Geschlechtes
Gib nicht nach,
Treib' es aufs Aeußerste,
Bis zur Scheidung
Von Tisch und Bett,
Wenn er nicht Verzeihung flehend
Zu deinen Füßen niedersinkt.

Wozu drunten die Orgel ihr Lied beschloß:

Darum pflück' ich, o Rose, vom Stamme dich ab;
Du sollst ruhen am Herzen und mit mir im Grab!

und Adele entschlossen aufsprang, sich anzog und zu ihrer Mutter eilte.

Es war unheimlich mit anzuhören, wie nun der alte Lehnstuhl, als er sich wieder allein in dem Rauchzimmer befand, vergnügt in sich knarrte und knarrte und Laute vernehmen ließ, die, aus der Gespensterſprache ins Verständliche übersetzt, ungefähr besagten: so ist's recht — so ist's recht, nur kein fauler Friede, nur keine überkleisterte Versöhnung, die beim nächsten Wort wieder auseinanderbricht — gründliche Heilung oder — oder —

Da schwieg er plötzlich, denn der getreue Lorenz war in das Zimmer getreten, und als er behutsam in das benachbarte Zimmer gelauscht, ob dort auch Niemand sei, der ihn sehen und hören könne, zog er eine unverschlossene Schublade aus dem Schreibtisch seines Herrn ein klein wenig hervor, steckte ein paar Papiere hinein und drückte

dann das Geſach wieder ſo weit zu, daß man das Weiß dieſer Papiere eben noch hervorſchimmern ſah.

Madame Degele, die ſchon geſtern von der unverantwortlichen Aufführung ihres Schwiegerſohnes in Kenntniß geſetzt war theils durch ihre weinende Tochter, theils durch eine erprobte treue Freundin, welch letztere ihr mitgetheilt, daß Herr von Stölzer nicht nur Nachmittags ſchon in ſeliger Weinlaune mit einigen der Allerluſtigſten im Stadtpark geſehen worden war, lorgnettirend und coquettirend, daß er ſich ferner Abends im Theater gegenüber leichtſinnigen Tänzerinnen ſo ſkandalös auffallend benommen, daß es höchſt begreiflich war, warum er während der ganzen langen Nacht nicht nach Hauſe gekommen — Madame Degele, wollten wir ſagen, hatte ihre Tochter wieder zurück nach deren Wohnung begleitet, um hier auf dem Kriegsſchauplatz das Nöthige zu beſprechen und zu beſchließen.

Sie ließ ſich in majeſtätiſcher Ruhe auf einem Seſſel nieder, während Adele leicht aufſchluchzend in dem alten Lehnſtuhle Platz nahm. „Ach, und du magſt ſagen was du willſt," jammerte ſie mit gerungenen Händen, „er hat mich nie geliebt und hat nur durch dieſe Heirath zu einer ſorgenfreien Exiſtenz gelangen wollen!"

„Warum gleich ſo hart urtheilen," entgegnete die kühlere und deßhalb vernünftigere Mutter, „was ſorgenfreie Exiſtenz? Die hätte er mit dem kleinen Vermögen, was er beſitzt, auch ohne dich haben können — und da ich dir verſichere, daß, wenn ich Cavallerie-Offizier geworden wäre, ich ſehr verliebt hätte ſein müſſen, um mich in den ſogenannten heiligen Eheſtand zu begeben, ſo kannſt du mir glauben, daß auch er ſich gewiß nicht ohne eine

gute Portion Zuneigung zu dir dazu entschlossen hat — item, gehe auch du in dich, nimm diese kleinen Neckereien nicht zu schwer!"

„Kleine Neckereien, Mama," brauste die junge Frau auf, „das nennst du kleine Neckereien, wenn man seiner eigenen Haushaltung zum Skandal Tag um Tag mit leichtsinnigen Freunden auswärts speist, wenn man seine Abende im Theater und Wirthshaus, seine Nächte Gott weiß wo verbringt — oh — o—oh — o—o—oh!" Bei diesen letzten Ausrufungen biß sie grimmig auf ihre Nägel und fuhr dadurch gesteigert leidenschaftlicher fort: „Was habe ich dieser elenden Verbindung wegen nicht alles hingegeben, ein ganzes Lebensglück, meine Jugend, meine Unschuld, und nun in meinen heiligsten Gefühlen gekränkt, und obendrein in der Hoffnung —"

„Adele!"

„Mißverstehe mich nicht, Mama," sagte sie mit einem geringschätzigen Blick und verächtlichem Tone, „und falle mir nicht wieder in die Rede, wie du so gern zu thun pflegst, ich wollte sagen: obendrein in der Hoffnung betrogen, jemals glücklich zu werden."

„Aber es wäre ja doch möglich gewesen," sagte Madame Degele mit einem leichten Seufzer, „und diese Hoffnung hätte mir Hoffnung gegeben, daß diese kleinen Nergeleien und Mißverständnisse endlich einmal aufhören müßten."

„Das nennst du Nergeleien und Mißverständnisse," versetzte Adele mit einer großartigen Miene die Achseln zuckend, „Mißverständnisse, während ich darin einen klar angelegten Plan erblicke, das Protegiren dieses sauberen Lorenz, eines liederlichen Herrenbedienten, der auf alle

Ränke und Schwänke dreſſirt iſt, der heute noch die Verbindung bildet mit den liebenswürdigen Bekannten des ehemaligen Junggeſellen, davon bin ich feſt überzeugt — oh, ich ſage dir, ein Menſch, der mich vergiften würde, wenn ihn nicht die Furcht abhielte, der auf die ſchlaueſte Weiſe alles bei Seite zu ſchaffen weiß, was ſeinen ſauberen Herrn compromittiren könnte, der geſtern Morgen nichts Eiligeres zu thun hatte, als den Schreibtiſch des Herrn Premier-Lieutenants hermetiſch zu verſchließen!"

„Du biſt ſchrecklich gereizt, Adele, und wenn ich auch zugeben will, daß das zuweilen der Fall ſein kann, ſo muß man ſich dadurch doch nicht zu einer offenbaren Ungerechtigkeit hinreißen laſſen."

„Oh Mama," rief ſie mit emporgehobenen Händen, „wie gern wäre ich gerecht — wie gern mit einem Wort der Liebe ließ ich Alles, Alles über mich ergehen!"

„Gut denn, ſo wende dich mit ruhigem Blick dem eben erwähnten Schreibtiſch zu und geſtehe ein, daß du gegen Lorenz, den ich übrigens auch nicht leiden kann, ungerecht geweſen biſt, und ſage mir: nennſt du dieſe halboffene Schublade vielleicht verſchloſſen?"

„Mama," gab ſie mit großer Entſchiedenheit zur Antwort, „ſo war das geſtern nicht."

„Oh Kind, dich verblendet die Leidenſchaft!"

„Auf mein Wort, ſie war geſtern verſchloſſen, er mußte heute Morgen etwas darin geſucht haben."

„Es ſind Papiere darin," ſagte Madame Degele, ihren Hals reckend, „ich würde mir kein Gewiſſen daraus machen, das anzuſchauen."

„Oh Mama, wenn es aber Fürchterliches iſt!"

„So gib mir das Ding her, ich erſchrecke nicht ſo

Anderen: „Meine Frau bleibt lange aus!“ — Auch hätte ein ſehr aufmerkſamer Beobachter bemerken können, daß bei dieſen Worten ein leichter Schatten über die ſonſt ſo offenen Züge des Grafen flog.

„Wohin iſt die Gräfin?“ fragte der Baron.

„Sie dinirt bei ihrer Mutter,“ entgegnete der Graf.

„Ah, das müſſen wir uns zum Vorwurfe machen,“ warf der Legations-Secretär dazwiſchen. „Durch dein Garçondiner haben wir ſie vertrieben. Ich bedaure das ſehr. So gern ich, wie ſchon früher bemerkt, en garçon ſpeiſe, ſo möchte ich doch in deinem Hauſe nie anders als ein Diner en famille machen.“

„Ich danke dir im Namen meiner Frau für dieſes Kompliment,“ erwiderte lächelnd der Graf. „Doch hat es dieſelbe ganz und gar nicht geſtört. Wenn ſie nicht kommt, ſo müſſen wir noch ein wenig warten, das heißt, wenn ihr geſonnen ſeid, der Gräfin einen guten Abend zu wünſchen.“

„Ich freue mich ſehr darauf,“ entgegnete der Baron. „Ich bin wirklich begierig, wie ſich die kleine Eugenie von damals verändert hat — Gott! als ich ſie zum letzten Male ſah, das ſind jetzt in der That zehn Jahre: ich bin alt geworden; — wo habe ich mich in der Zeit nicht umher getrieben!“

„Und ſo viel Wunderbares geſehen!“ ſagte der Diplomat. „Baron, du ſollteſt ſo artig ſein und uns etwas aus deinen Erlebniſſen Preis geben. Du biſt ja kein Schriftſteller, der das Geheimniß ſeines nächſten Buches zu bewahren hat, und wir ſind auch keine Männer von der Feder, die dir deine ſeltenen Abenteuer ablauſchen, um ſie hintennach als Erlebniſſe zu erzählen.“

„Ja, Letzteres fürchte ich beſonders,“ antwortete lachend der Baron. „Da habe ich ſo einen Bekannten, einen kleinen, dicken Literaten, dem brauche ich nur das Geringſte zu erzählen, und ich kann darauf ſchwören, es acht Tage nachher in irgend einer Zeitung zu leſen.“

leicht — was haben wir da? — zuerſt eine Rechnung ohne Datum, nun, das wird dich angehen und iſt wohl nur aus Verſehen da hineingekommen."

Adele warf einen Blick hinein, dann erbleichte ſie ſichtbar unter einem tiefen Athemzuge und ſagte, denſelben wieder ausſtoßend: „Nein, das betrifft mich nicht, — oh mein Gott!"

„Hm, es ſind aber Frauenzimmerartikel, die er doch nicht ſelbſt tragen konnte, eine Crêpe de Chine-Cravatte, ein Margarethengürtel, fein ciſelirt mit Taſche in Herzform."

„Oh ja, in Herzform!"

„Ein reich montirter En-tous-cas."

„Oh ja, En-tous-cas!"

„Nun?" fragte Madame Degele aufblickend.

„Oh, Mama," ſagte Adele, das Geſicht in beide Hände verbergend, „forſchen wir nicht weiter nach in dieſem Abgrund moraliſcher Schlechtigkeit!"

„Warum denn nicht, das macht mich auf Weiteres begierig, ſchau, da haben wir einen Brief mit recht gekritzelter Handſchrift."

„Lies ihn nicht, Mama — lies ihn nicht!"

„Du biſt ein rechter Kindskopf, als wenn es mir etwas geſchadet hätte, daß ich in früheren Zeiten ähnliche Briefe geleſen, die auch nicht an mich gerichtet waren, und der hier iſt gar poſſierlich, hör nur:

„„Liebes Närrchen, du haſt mir in deinen Margarettengirtel in Herzvorm eine ſchöne Anſpühlung und groſe Freide gemacht, weil ich immer dabei tenken mus, wie Faußt ſingt, Ich liebe dich ſo inniglich, und weil ich mein Sacktuch hineinſtecken kann, auch den Andukah kann ich wohl gebrauchen und über das blauſeidene Krebdeſchin

hat sich die schwarze Pauline schon gelb geergert. Gans deine kleine Blonde.'"

„Entsetzlich, Mama!"

„Ja, recht lustig, aber das Datum fehlt, und das ist wohl zu überlegen."

„Was wissen solche Personen vom Datum!"

„Der Brief kann eben so wohl gestern als vor Jahren geschrieben sein."

„Unglaublich! — Und wenn selbst vor Jahren, welche Unmoralität spricht aus diesen Zeilen! Nach dem, was dort geschrieben steht, müßte mich ein Schauder ergreifen, wenn er mir heute die Hand zur Versöhnung böte."

„Höre, Delchen, du kannst mitunter recht albern sein, und ich muß mir vor allen Dingen ausbitten, daß du mit deiner alten Mutter keine dummen Komödien spielen willst, und ich kann dir nur meine Meinung sagen, daß, wenn dieser Brief und diese Rechnung aus einer Zeit stammen, die ein Jahr, ja, die nur sechs Monate hinter uns liegen, sie dich gar nichts angehen und von dir auch nicht im geringsten beachtet werden sollen."

„Aber, Mama!"

„Du wirst wohl die Erste sein, deren Mann, besonders wenn er Cavallerie-Offizier ist, nicht früher schon kleine Verhältnisse gehabt! Mache dich doch nicht lächerlich, dein seliger Vater war weder ein Offizier noch überhaupt ein schöner Mann insbesondere, nur eine brave, ehrliche einfache Haut, und doch erfuhr ich allerlei Vorkommnisse seiner früheren Jahre, worüber ich aber bereitwillig beide Augen zudrückte. Geh in dich und sei ehrlich: alle Briefe, die du je mit oder ohne Photographieen erhalten, würdest du ihn auch heute nicht lesen lassen."

„Doch, Mama, denn sie athmen nur Verehrung und Freundschaft."

„Nun, die kleine Blonde da athmet auf ihre Weise auch nichts Anderes als Freundschaft und Verehrung, und dergleichen Erinnerungen sind für einen jungen Ehemann nur alsdann gefährlich, wenn er Vergleichungen anstellt mit liebevoller Hingebung von damals, ja, mit einem ganzen Strome von Leidenschaft gegen die oft ärmlichen Brocken, die ihm schlecht verzuckert oder wohl gar durch Bemerkungen verbittert in der Ehe gereicht werden."

„Ich verstehe dich nicht ganz, Mama."

„Kann sein, doch das wirst du verstehen und mir zugeben, daß Nachgiebigkeit von unserer Seite immer am weitesten führt."

„Bis zu einem gewissen Punkt, Mama," sagte Adele, aufstehend mit erhobener Nase, „wenn aber dieser Punkt, diese Rubrik —" sie dachte dabei an Cäsars ominösen Flußübergang — „wie hier überschritten sind," ihr Zeigefinger wies drohend gegen die Papiere, „so kann von Nachgiebigkeit keine Rede mehr sein!"

„Du bist wieder einmal gereizt, Delchen, wie du auch als Mädchen zuweilen warst, und dann ist mit dir nicht gut Kirschen essen, ich kenne das und mag mich deßhalb auch nicht weiter in eure häuslichen Angelegenheiten mischen, stopfe die Papiere wieder in die Schublade und rühre nicht an die Vergangenheit."

„Aber an die Gegenwart, Mama," entgegnete Frau von Stölzer, ihre Augenbrauen hoch empor ziehend, mit erhobener Stimme.

„Nur Eins begreife ich nicht," meinte kopfschüttelnd Madame Degele, die sich ebenfalls zum Fortgehen erhoben

hatte, „wie man ſo leichtſinnig ſein kann und dergleichen Papiere in eine offene Schublade niederlegen, denn Papa war in dieſem Punkt durchaus nicht raffinirt; aber wenn ich nicht zufällig einmal auf den Söller gegangen wäre, um nach dem Wochenbett unſerer alten gelben Katze zu ſehen, ſo hätte ich niemals unter den Dachſparren die Schachtel gefunden, worin der liebe Selige verwelkte Blumen, Silhouetten und Liebesſchwüre vergangener Zeiten aufbewahrte — ſiehſt du, Delchen," fuhr ſie ihre Augen wiſchend fort, „mir war das alles ſo rührend, daß ich nicht im Stande geweſen wäre, ihm auch nur eine ſaure Miene darüber zu ziehen."

„Das war ganz was Anderes, Mama, du warſt von Papa überzeugt."

„Na, reden wir nicht darüber, es gibt kein wahreres Sprüchwort, als daß die Elſter nicht vom Hüpfen läßt — aber ich war eine vernünftige Frau, Adele, und ich hoffe, das wirſt du auch ſein; gib alſo nach, laß Vergangenes vergangen ſein, und wenn ihr wieder ganz einig ſeid, ſo ladet mich zum Mittageſſen ein."

Alsdann küßte ſie ihre Tochter auf beide Wangen und verließ das Zimmer, um nach einer kleinen wirthſchaftlichen Auseinanderſetzung mit der Köchin nach Hauſe zurückzukehren.

„Arme Mutter," ſeufzte ihr Adele nach, indem ſie beide Hände auf ihr Herz preßte, „wohl werden wir, glaube ich, noch häufig zuſammen ſpeiſen, aber zu Zwei — nicht zu Drei — unſer Tiſchtuch iſt zerſchnitten, iſt doch ſeine Liebe zu mir verſchwunden, iſt doch ſtatt ihrer Haß in ſein Herz eingekehrt, ſein Haus ihm zum Gefängniß geworden, unſer Bund zur Sclavenkette, die ich aber zer-

brechen will," fuhr ſie mit gen Himmel gerichtetem Blick fort, „und ihm ſeine volle Freiheit wiedergeben."

Ach, es liegt ein wollüſtiges Gefühl darin, ſo in ſeinen Schmerzen zu wühlen, ſich ſein oft nur eingebildetes Elend lebhaft, ja, mit Behagen auszumalen und nachgrübelnd Romane auszuſpinnen, wo wir mit Luſt der leidende Theil ſind, ja, wo wir in dem Gefühl, für den immer noch Geliebten Alles, ſelbſt das Uebermenſchliche gethan zu haben, ſeiner neuen Liebe nicht fluchen wollen, ja, mit Reſignation die erſchütternde Kunde ertragen, daß er an ihrer Seite glücklicher geworden.

Nachdem auch Adele Aehnliches gedacht, ließ ſie ſich am Schreibtiſch ihres Gatten nieder und warf folgende Zeilen mit Thränen untermiſcht flüchtig aufs Papier:

„Alfred!

„Verzeihe mir, daß ich las, was Du mir vielleicht abſichtlich unter die Augen brachteſt, wohl in dem Gedanken, den Riß, der unſere Herzen trennt, unheilbar zu machen; glaube nicht, daß ich ihr die Geſchenke Deiner Liebe mißgönne oder ſie darum beneide, doch wirſt Du es begreiflich finden, daß mit dieſem Schleier und mit dieſem Gürtel auch unſer ſchöner Wahn entzwei geriſſen iſt.

„Lebe wohl! Und wenn Du heimkehrſt, ſo wirſt Du bei den Anordnungen, die ich getroffen und die es Dir leicht machen werden, meine verhaßte Gegenwart zu vermeiden, wenigſtens nicht mehr zweifeln an dem Zartgefühl Deiner einſtigen Adele.

„P. S. Was den alten Lehnſtuhl anbelangt, den Du mir einſtens in glücklicheren Tagen ausdrücklich geſchenkt, ſo werde ich nie, nie darauf verzichten, Dir lieber alles Andere überlaſſen, und wenn es ſein müßte, eben ſo arm

als elend zu meiner Mutter zurückkehren. Lebe wohl und ſei glücklich!“

Dann ſteckte ſie dieſes Schreiben mit den anderen Papieren in ein Couvert, ſiegelte und überſchrieb daſſelbe und traf dann, von dem weinenden Stubenmädchen und dem trauerheuchelnden Lorenz unterſtützt, ihre Anordnungen. Von den fünf Zimmern ihrer Wohnung nahm ſie die zwei auf der Oſtſeite für ſich, ließ ihm die beiden auf der Nordſeite, wo ſich das Rauchzimmer befand, theilte mit einer rührenden Unparteilichkeit ſämmtliche Möbel ſowohl der Wohnzimmer wie des bis jetzt gemeinſchaftlichen Schlafgemaches, beließ den leeren Salon vorläufig als neutralen Grund, und während darauf das Stubenmädchen den alten Lehnſtuhl herübertrug, ſprach ſie mit feuchten Augen vor ſich hin:

„Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldenen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn bei jedem Schmaus,
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zum Sterben,
Theilt er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles ſeinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.“ —

Fünftes Kapitel.

Mit Briefwechſel unter Liebenden, wie er nicht ſein ſollte, und wie derſelbe deßhalb auch zum ſchlimmen Ziele führt.

Nach einem etwas ſcharfen Exerciren zu ſehr früher Morgenzeit und nach einigen Reitſtunden, die dadurch nicht an Behaglichkeit gewannen, daß der Oberſt und Regiments-Commandeur denſelben in nicht allzu roſiger Laune beiwohnte, hatte der Premier-Lieutenant von Stölzer einigermaßen geſchwankt, ob er ſich, echauffirt und beſtaubt wie er war, ſogleich ins Café Reder begeben ſollte, oder vorerſt zu Hauſe jene ſelige Stunde des Nichtsthuns genießen, die nach dem ſtrengen Dienſt und vor dem Mittageſſen von ſo unbeſchreiblicher Behaglichkeit war. Bisher fand er dazu ſeine Zimmer angenehm verdunkelt und kühl, den leichten Morgenrock parat liegend, die Cigarre bereit, um angezündet zu werden, und brauchte nur den Wunſch nach einer kleinen Erfriſchung auszuſprechen, ſo brachte ihm Adele ſelbſt ein großes Glas kühlen friſchen Bieres — ah, wie das ſchmeckte, wahrhaftig, in ſolchen Augenblicken hätte er mit keinem König getauſcht! — Und dann darauf, wie köſtlich, den ganz leichten Duſel, der ihm nach dem Exerciren in ſengender Sonne ſanft die Augen zudrückte, während er mit ausgebreiteten Armen und Beinen in dem alten Lehnſtuhle ruhte und häufig eine Viertelſtunde und ſo etwas ſchlummerte, bis das Tiſchglöckchen ertönte und ihn zu neuen Freuden rief!

„Warum auch gerade heute dieſe dummen Gedanken!“ brummte er vor ſich hin, indem er die Treppe zum Café

Reder hinaufſchritt. „Pah! Hier finde ich auch einen bequemen Sitz, ein kühles Glas Bier, ein freundliches Wort und unterhalte mich ſpäter, wenn die Freunde zum Eſſen kommen, ganz anders wie bei dem oft langweiligen tête-à-tête zu Hauſe. Hah, guten Tag, Jungfrau Johanna!“

„Sehen Sie, meine Ahnung,“ lachte ihm dieſe entgegen, „da bringt Jacob ſchon ein eiskaltes Ale zum Frühſchoppen, und ich würde Ihnen rathen, eine Idee von Anchovis dazu zu nehmen, ſo was gibts doch nicht alle Tage zu Hauſe.“

„Sei es für ein Glas Ale, aber ohne Imbiß,“ ſagte er, ſich auf einen bequemen Sitz neben dem Buffet niederlaſſend, „war das heute Morgen wieder ein Herumgejage!“

„Darüber beklagte ſich ſogar der Herr Rittmeiſter von Schwenkenberg, der vorhin zu Pferde im Hofe war und raſch einen Sattelſchoppen zu ſich nahm.“

„Er kommt doch zum Eſſen?“

„Gewiß, kleidet ſich nur vorher um.“

„Das hätte auch ich brauchen können,“ meinte Herr von Stölzer unter einem Seufzer, den er aber durch ein angehängtes Pfeifen zu verdecken ſtrebte.

„Aber Ihre Freunde werden es hoch ſchätzen, daß Sie auch nach Hitze und Staub ſtandhaft blieben,“ entgegnete die Jungfrau Johanna mit Beziehung — „wie freut es mich ſchon, Herr von Stölzer, daß Sie endlich einmal einſehen, daß es auch bei uns noch Leute gibt, die Ihnen wohl wollen.“

„Daran habe ich nie gezweifelt.“

„Oh doch, ſonſt hätten Sie nicht ſo ſchroff allen Verkehr abgebrochen!“

„Was wollen Sie, Johanna, in den ersten Monaten einer glücklichen Ehe?“

„Besser wäre es jedenfalls gewesen, nicht so schroff abzubrechen und nicht so schroff wieder anzufangen.“

„Wie so schroff wieder anzufangen?“

„Nun, ich freue mich ja darüber, aber diese plötzlich wieder aufgetauchte Unabhängigkeit in Diner und Souper wird leider auch von kurzer Dauer sein, sei es noch für einen dritten Tag, und sie wird Sie wieder um den Finger wickeln.“

„Da kennen Sie mich schlecht, Johanna!“

„Oh, Herr von Stölzer, ich kenne es zu gut, wenn man seine Freunde so rasch und so gänzlich verläßt, wenn man Alles plötzlich opfert und sich dadurch zum Hausſclaven macht. Hätten Sie mich, Ihre getreueste Freundin, vorher um Rath gefragt, so würde ich Ihnen gesagt haben: machen Sie es wie der Hauptmann von Wallerstädt, der eine Stunde vor der Trauung bei uns noch gemüthlich frühstückte, und als er von der Hochzeitsreise zurückkam, hier das Souper gab, bei dem Sie ja auch waren, und der bis heute noch an keinem Gesellschaftsabend gefehlt hat — aber das sind ganz eigene Naturen und es kann das nicht Jeder,“ sagte sie, ein blaues Fadenröllchen zu ihrer Stickerei hervorsuchend.

„Aber lernen kann man doch immerhin etwas.“

„Ja, wenn man will, aber an Ihnen, fürchte ich, ist Hopfen und Malz verloren; Sie werden heute Abend noch, oder spätestens morgen früh, vor der Stubenthür Ihrer Frau stehen, werden sanft anklopfen und Besserung geloben.“

„Ha ha ha ha, damit hat's gute Wege.“

„Und ſie wird Ihnen nicht ſogleich aufmachen, denn ich kenne das Köpfchen der Frau von Stölzer, kannte es, als es noch dem Fräulein Adele Degele gehörte, ſie wird Sie vor der Thür ſchmachten laſſen und ſich heimlich ins Fäuſtchen lachen, wenn Sie recht kläglich thun — nicht wahr," fuhr ſie mit plötzlich verändertem Ton und ihm voll ins Geſicht ſchauend fort, „Sie denken, ich ſei eine recht ſchlechte Perſon, daß ich ſo aus der Schule ſchwatze, aber das bin ich nicht, ſondern nur Ihr guter Kamerad und die getreue Wirthſchafterin des Garde-Ulanen-Regiments, ehrlich und treu, weßhalb ich es auch mit Ihnen gut meine, Herr von Stölzer, und Sie nicht in ſo unwürdigen Banden wiſſen mag."

„Wer ſagt das?"

„Beinahe die ganze Stadt, und wenn Sie ein Lächeln hier, ein Achſelzucken dort richtig zu deuten verſtänden, ſo wüßten Sie, wie man ſich über den Schwiegerſohn der Madame Degele unterhält — aber da habe ich wieder geplaudert," ſetzte ſie kopfſchüttelnd hinzu, „mir wieder einmal mein böſes Maul verbrannt und doch nichts Gutes damit gemacht."

„Warum nicht, Johanna, meinen Sie vielleicht, ich hätte Ihre Freimüthigkeit übel genommen?"

„Nein, aber Sie laſſen mich reden wie ein dummes Kind, dem man keine Aufmerkſamkeit ſchenkt."

„Im Gegentheil, gerade das iſt mir wichtig."

„Dann haben Sie auch das Gefühl, daß ich es gut mit Ihnen meine."

„Gewiß."

„Und nur Ihr Beſtes will, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie dort durch kindiſche Nachgiebigkeit nichts erreichen;

„Scherz bei Seite!“ nahm der Hausherr das Wort. „Aber erzähle uns irgend etwas, lieber Freund! Doch etwas aus deinen Erlebniſſen, was dich perſönlich angeht.“

„Was mich perſönlich angeht?“ fragte der Baron mit einem lächelnden Blick auf den Major. „Was meinſt du?“ ſagte er zu dieſem. „Soll ich ihnen etwas zum Beſten geben, was uns Beide zuſammen ſo genau betrifft? — etwa die Geſchichte von Malta?“

Der Major lachte ebenfalls und entgegnete: „Meinetwegen! ich habe nichts dagegen; nur mußt du bei der Wahrheit bleiben.“

„O, unbeſorgt!“ fuhr der Baron fort. „Aber vor allen Dingen muß ich dieſen beiden Freunden erklären, auf welch ſonderbare Weiſe ich in Kairo mit dem theuren Major zuſammen traf.“

„Ah, das wird ſehr intereſſant für uns ſein!“

„Für mich war der Moment auch ſehr intereſſant,“ antwortete lachend der Baron; „denn ich befand mich gerade im Begriffe, geſteinigt zu werden.“

„Läuft man denn heutigen Tages noch Gefahr, im Orient auf ſolche Art ſein Leben zu verlieren?“ fragte der Hausherr.

„Bah!“ nahm der Diplomat das Wort, indem er die Füße weit von ſich abſtreckte und beide Hände in die Taſchen ſeiner Beinkleider ſteckte; „da übertreibt der gute Baron ſchon zu Anfange ſeiner Erzählung. Wozu hätten wir alsdann unſere diplomatiſche Verbindung mit jenen Ländern, unſere Generalconſuln und Agenten? Was würden die in dem Falle thun?“

„Sie würden höchſtens früh genug ankommen, um dich anſtändig begraben zu laſſen,“ ſprach ernſt der Baron, „wenn man dich überhaupt auffinden könnte. — Alſo hört mir zu; ich ſage euch die reine Wahrheit. Aber ich bitte um feſten und unwandelbaren Glauben.“

„Wir glauben!“ verſetzten die Drei.

Und der Baron begann.

ich kenne Mutter und Tochter, ja, ich habe noch den ſeligen Degele gekannt, einen Kreuzträger erſter Sorte, ein duldendes Lamm, das nicht einmal mehr zu ſeufzen wagte, und wenn ich denken müßte, auch mit Ihnen, einem ſo lebensfriſchen Offizier, käme es noch ſo weit, ſehen Sie," damit warf ſie die blaue Fadenrolle heftig in das Körbchen zurück, „dann würde ich es mir niemals verzeihen können, Ihnen nicht gerathen zu haben."

„Rathen Sie immerhin, gute Johanna."

„Vor Allem keine weichherzige Nachgiebigkeit, kein ſchwächliches Zurücktreten, keine Gefühlspolitik, wie Herr Legationsrath von Wetter zu ſagen pflegt, mit hoch erhobenem Kopfe geradeaus gehen, ſich nicht von kleinen rührenden Geſchichtchen, die wir kennen, überrumpeln laſſen, durch eine ſcheinbare Nachgiebigkeit ihrerſeits, durch ein Löſen läſtiger Feſſeln, wie man ſich unter Thränen ausdrückt — kurz, keinen Frieden bis zur gänzlichen Unterwerfung."

„Ganz meine Anſicht, und gäbe es auch für Wochen, ja Monate eine getrennte Wirthſchaft!"

„Nur vorübergehend, wenn Sie klug ſind, darauf können Sie ſich verlaſſen, und wo Sie während der Zeit Troſt und Unterhaltung finden, wiſſen Sie ganz genau."

Hier wurde die Thür raſch geöffnet und der Rittmeiſter von Schwenkenberg rief unter der Thür: „So, da biſt du ſchon, und wie ich ſehe, nicht einmal zu Hauſe geweſen! Brav, brav, das verſpricht etwas; nun komme nur gleich ins gelbe Zimmer, die Andern ſind ſchon da!"

So war es auch, und es fehlte keiner der geſtrigen Geſellſchaft mit dem gleichen Ideenkreis und faſt dem gleichen Gedankenaustauſch wie am Tage vorher, weßhalb

wir als Feind jeder Wiederholung über das heutige Diner ohne Weiteres hinweggehen wollen, dann aber erwähnen müssen, daß Herr von Stölzer, bestaubt wie er war, keine Luft hatte, sich so im Stadtpark oder sonst wo mit den Freunden zu zeigen, und deßhalb für kurze Zeit Abschied von denselben nahm.

„Auf Wiedersehen im Theater oder später hier!"

Dann schritt er seiner Wohnung zu, den Säbel unter den Arm genommen, zuerst mit raschen energischen Schritten, die aber beim Anfang seiner Straße etwas an dieser Energie verloren und beim Erblicken des Hauses etwas nachläßig, um nicht zu sagen zögernd wurden. Es kommt bei den entschlossensten Charaktern vor, ja, bei Leuten, die sich ein Vergnügen daraus machen, dem Teufel im Vorbeigehen auf den Schwanz zu treten oder ihn im freien Felde zu fangen, daß sie gegenüber einer zu erwartenden ehelichen Auseinandersetzung oder dergleichen schüchtern wie Schulknaben sind.

Auch Herrn von Stölzer ging es nicht besser, als er langsam die Hausthür hinter sich ins Schloß gedrückt, doch machte er es wie jener römische Maler, der Nachts laut pfeifend die spanische Treppe hinaufstieg, „um sich selbst Muth zu machen". Es ist aber ein peinliches Gefühl, unter besagten Umständen nach Hause zurückzukehren, nicht wissend, wie und wo man empfangen wird, ob durch ein verächtliches Achselzucken, ob durch eine spöttische Bemerkung, ob durch eine Flut von Vorwürfen, wenn man kaum die Corridorthür hinter sich hat, oder beim Eintreten in sein Zimmer, oder beim vorwitzigen Nachspüren, in welchem Dschungel sie sich versteckt hält; man fühlt sich aber stets sehr erleichtert, nachdem der erste Erguß vorüber ist.

Hier ließ er indeſſen ungebührlich lange auf ſich warten, was Herrn von Stölzer einiger Maßen befremdete, ja, ihm unheimlich vorkam. Die Köchin ſchälte bei offener Küchenthür Kartoffeln und ſang ein Lied dabei, ohne mehr zu thun, als einmal flüchtig nach ihm aufzuſchauen. Das Stubenmädchen rauſchte im Gange mit einem Gruß an ihm vorüber, der einem ganz fremden Menſchen hätte gelten können, was ihm alles ſo ſonderbar erſchien, daß er faſt glaubte, ſich in der Hausnummer geirrt zu haben; doch nein, dort war ja unverkennbar die Thür ſeines Rauchzimmers, wohin er ſich unverzüglich begab, auf der Schwelle aber erſtaunt ſtehen blieb, da hier das Möblement ein ganz anderes geworden war: links in der Ecke ſtand ein Bett, die Hälfte des ehelichen Lagers, nebſt Waſchtiſch und Commode, Kleiderſchrank und ſonſtigem Zubehör, während er im Nebenzimmer ſeinen Schreibtiſch erblickte, ſein Waffengerüſt, ſein Pfeifenſyſtem. Dann kam der Salon, gänzlich leer, und drüben war die Welt mit Brettern vernagelt, das heißt die Thür feſt verſchloſſen. Hier, mitten in dem leeren Gemach — an den Wänden hingen nicht einmal mehr die Kupferſtiche — blieb er kopfſchüttelnd ſtehen, die Hände auf die Hüften gelegt, und ſchaute ſich ſtumm ringsum.

So alſo wurden die Verhältniſſe aufgefaßt und fortgeſetzt — eine förmliche Scheidung von Tiſch- und Bett, kein kluges Nachgeben, wie es ſich gebührt hätte und wie er erwartet. — „Ei, ei, Madame, Sie haben ſich raſch entſchloſſen, wieder völlig frei zu ſein, und wir werden nicht verfehlen, dieſem ſchönen Beiſpiel nachzufolgen!“

Ach, hätte er nur in dieſem Augenblick durch die Thür zu ſehen vermocht und die arme Adele bemerkt, wie

ſie mit naſſen Augen durch eine ganz kleine Spalte auf ihn ſchaute, erwartungsvoll, ob nicht endlich die tiefe Rührung zum Durchbruch kommen werde, die ja jedenfalls ſein Herz erfüllen mußte, nachdem er ihren rührenden Brief erhalten und nicht nur die Worte deſſelben, ſondern auch zwiſchen den Zeilen geleſen! Hatte ſie darin doch nicht ohne Abſicht ihr Zartgefühl betont, was ihm leicht machen ſolle, ihre verhaßte Gegenwart zu vermeiden; hatte ſie ſich doch als ſeine einſtige Adele unterzeichnet, und wenn das nicht genügte, mit wildem Schmerz ſeinen Buſen zu erfüllen, ſo mußte doch wenigſtens die Erwähnung des alten Lehnſtuhls ſeine Seele zum Ueberfließen bringen, ſo mußte er doch aus ihrem Wunſche, nichts wie dieſes alte Möbel aus glücklicher Vergangenheit zu retten, entnehmen, wie glühend ſie noch für eben dieſe Vergangenheit ſchwärme.

So ungefähr ſprach ſie, vor der kleinen Spalte in der Thür ſtehend, zu ſich ſelber und hatte ja keine Ahnung davon, daß der treue Lorenz ihr Schreiben gefunden und aus Verſehen ſo gut verſteckt, daß Jahre vergehen konnten, bis es wieder zum Vorſchein kam, daß es von Alfred ungeleſen, deßhalb auch keine Wirkung auf ihn auszuüben vermochte, und daß es nicht Verſtocktheit, Härte und Liebloſigkeit und unedelmüthige Rache war, was ſeine Geſichtszüge beim Anblick des leeren Salons ſo kalt und ungültig erſcheinen ließ, ja, was ihn jetzt nicht nur zu einem Lächeln veranlaßte, ſondern den Mund ſpitzen und die Melodie pfeifen ließ:

„So leb denn wohl, du altes Haus,
Ich zieh betrübt zu dir hinaus,
Und fände ich das höchſte Glück,
So dächt' ich doch an dich zurück!

Leider kannte ſie nicht dieſen immer noch hoffnungbelaſſenden Text, ſondern nur die Melodie, die ihr ſtets frivol erſchienen war und die ſie den Umſtänden nach hier aufs Neue tief verwunden mußte.

In ſein Rauchzimmer zurückgekehrt, bemerkte Herr von Stölzer, daß ihm ſein alter Lehnſtuhl fehle, und als er ihn im anſtoßenden Gemach nicht fand, machte es ihm Vergnügen, denſelben zum Vorwand einer kleinen Correſpondenz zu nehmen:

„Madame! Mit Ihren Anordnungen, die jedenfalls nicht ohne Bewilligung meiner hochverehrten Frau Schwiegermutter zu Stande kamen, vollkommen einverſtanden“ — er hatte das vollkommen zweimal unterſtrichen — „möchte ich mir nur die Frage nach meinem alten Lehnſtuhl erlauben, den ich nirgends finde, den ich aber als das einzige“ — wieder zweimal unterſtrichen — „was mir von Rechts wegen gehört, nicht miſſen mag. Ergebenſt

A. v. St.“

Hierauf folgte umgehend die Antwort:

„Sie werden ſich erinnern, mein Herr, daß Sie mir den erwähnten Lehnſtuhl in einem mir ſelbſt jetzt unbegreiflichen Anfall von Großmuth und Liebenswürdigkeit in aller Form geſchenkt. Sollten Sie mit dem Verlangen nach Rückgabe auch dieſes Geſchenkes beginnen, ſo würde ich Ihnen auch alle übrigen Pfänder einſtiger Liebe zu Füßen legen. A. D., v. v. St.“

(Adele Degele, vermählte von Stölzer.)

„Madame,“ — entgegnete er hierauf ſo raſch, daß das Stubenmädchen auf Antwort warten konnte — „es iſt ein Unterſchied zwiſchen Geſchenken und Geſchenken, und wenn ich mich auch niemals entſchließen werde, das,

Bayerische

was Sie Pfänder einstiger Liebe heißen, zurückzunehmen, so muß ich doch auf Rückgabe des alten Lehnstuhls bestehen, da derselbe für mich geheime, ganz unschätzbare Eigenschaften besitzt, und da ich mich nicht erinnern kann, Ihnen denselben ausdrücklich geschenkt zu haben."

Kaum hatte er seine Feder ausgewischt und seine Briefmappe geschlossen, so kam durch die gleiche Gelegenheit wie soeben ein neues Billetchen folgenden Inhalts:

„Mit tiefem Schmerz, mein Herr, ersehe ich aus Ihren Zeilen, daß Sie sich auch dieses mir gethanen Versprechens entledigen und mich zur Zurückgabe des auch mir theuren alten Lehnstuhles zwingen wollen, bitte, seien Sie nicht so grausam und lassen mich hoffen, daß es noch irgend einen Winkel Ihres Herzens gibt, der sich einer glücklicheren Vergangenheit erinnert, so wie des Namens

Adele."

Wer weiß, was auf diesen Brief geschehen wäre, wenn das Stubenmädchen nicht in einem schnippischen Tone gesagt hätte: „Wenn eine Antwort erfolgt, so möchte ich rasch darum gebeten haben, da die gnädige Frau im Begriff ist, mit ihrer Frau Mama zum Garten-Concert zu fahren."

„Ah so," entgegnete Herr von Stölzer, indem er seine Feder so tief ins Tintenfaß tauchte, daß er sie nachher wieder ausspritzen mußte, um nicht gar zu grobe Schriftzüge zu machen. „Nun denn, so warten Sie einen Augenblick," — dann schrieb er:

„Madame! Es ist mir unmöglich, mich des einzigen Eigenthums, was ich in dieser Ihrer Wohnung besitze, endgültig zu entäußern; nehmen Sie alles Uebrige, was mir Ihre Großmuth belassen, zurück und gern werde ich

mich für die kurze Zeit bis zu einer gänzlichen Aenderung mit dem alten Lehnſtuhl behelfen. Wollen Sie das aber nicht und beſtehen auf Ihrem ſcheinbaren Recht, ſo mögen Andere“ — wieder zweimal unterſtrichen — „darüber entſcheiden, wobei ich aber jetzt ſchon verlangen muß, daß der alte Lehnſtuhl bis dahin neutral geſtellt werde — vielleicht in den leeren Salon. Ergebenſt

Alfred von Stölzer.“

Ehe hierauf die gnädige Frau ausfuhr, kam die Entgegnung auf eine Viſitenkarte geſchrieben, aber unter Couvert zurück: „Es geſchehe nach Ihrem Wunſche.“

Die Köchin wurde beauftragt, den alten Lehnſtuhl in den Salon zu bringen, da ſie ihn aber gar zu auffallend dicht neben die Thür zum Wohnzimmer ihrer Herrin ſtellte, ſo fand ſich der treue Lorenz veranlaßt, ihn mitten in das Gemach zu pflanzen, wo er allerdings einen eigenthümlichen Anblick bot und faſt Urſache zu einem erbitterten handgreiflichen Kampfe zwiſchen ihm und den weiblichen Dienſtboten geworden wäre; doch blieb es bei wörtlicher Einleitung, die allerdings wenig Schmeichelhaftes für den Diener hatte, denn er wurde als der ſchlechteſte Kerl erklärt, der je unter der Sonne gelebt, als ein Heuchler und Friedensſtörer und als würdig des ſchönſten Galgens aus funkelnagelneuem Eichenholz.

Als Lorenz darauf in das Zimmer ſeines Herrn kam, ſagte er achſelzuckend: „Es wird auf die Dauer mit dieſen Weibsleuten nicht länger gehen, Herr Baron, ich verſichere Ihnen, ich bin hier meines Lebens nicht mehr ſicher; fand ich doch neulich Köpfe von Schwefelhölzern in meinem Kaffee, und vor einigen Tagen mein Bett auseinander geſchraubt, ſo daß ich hätte den Hals brechen müſſen, wenn

ich mich vertrauungsvoll hineingelegt — gnädiger Herr, was iſt das für ein Leben geworden! Auch für Sie, und das macht mir den meiſten Kummer! Wenn ich daran denke, wie harmlos und friedlich es früher bei uns zuging, wie nur das zur Geltung kam, was der gnädige Herr befahlen, mit welcher Ruhe Sie ſich von Hauſe entfernen und zu jeder Tages- und Nachtzeit zurückkehren konnten, da möchte ich blutige Thränen weinen; geſtern Abend gab es mir einen ſchmerzlichen Stich ins Herz, als ich an des gnädigen Herrn hübſcher früherer Wohnung, der Parterrewohnung in der Parkſtraße, vorüberkam — ſie iſt heute noch unbewohnt und die leeren Fenſter ſchauten mich ſo wehmüthig an."

Währenddem hatte Herr von Stölzer Toilette gemacht, und wenn auch kein Zug in ſeinem Geſichte verrieth, daß er das Geſpräch ſeines Dieners beachtet, ſo war doch kein Wort deſſelben für ihn verloren gegangen, ach, und auch er gedachte ſchmerzlich jener Parterrewohnung, wo er ein ſo behagliches Junggeſellenleben geführt! Und was hatte er dafür eingetauſcht: die Gewißheit, für immer an ein Weſen gekettet zu ſein, das er allerdings heiß geliebt, das ihn aber in ſo fern betrogen, als ſie ihm jetzt ſchon nach Verlauf weniger Monate die böſen Worte zugeſchleudert, daß ſie ihn haſſe und verachte! — Unbegreifliche Falten im Gemüthe eines Weibes — waren doch nur wenige Tage vergangen, als ſie in Zärtlichkeit aufgelöſt an ſeinem Halſe gehangen, gerade hier in dieſem Zimmer, und ihm neckiſch Wort um Wort von den Lippen geküßt! — Ach, wenn nur der harte Ton nicht geweſen wäre, und der böſe Blick, unter welchem ſie jene Worte zu ihm geſprochen! — Früher hatte ſie ſchon einmal Aehnliches zu ihm ge-

ſagt, aber lachend und ſcherzend, während ſie ihre kleinen Fäuſte in ſein Haar vergrub — „ich haſſe und verabſcheue dich, du böſer, böſer Menſch, und wenn du nicht ordentlich ſein willſt, ſo werde ich künftig für mich allein leben.“

„Es iſt gut,“ ſagte er in barſchem Tone zu dem getreuen Lorenz, „kommen Sie nach ſechs Uhr ins Café Reder, vielleicht habe ich Ihnen einen Auftrag zu geben.“

Dann ſchritt er ein par Mal haſtig im Zimmer hin und her und griff dann nach einem rothen Leder-Etui auf ſeinem Schreibtiſch. Es enthielt ihr Portrait, das ſie ihm einſt als Austauſch gegen das ſeinige geſchenkt. Aber kaum hatte er das Etui geöffnet, als er es mit der Miene der Enttäuſchung auf den Tiſch warf, denn es enthielt nicht ihr Bildniß, ſondern das ſeinige.

„Ah, welche raffinirte Ueberlegung!“ rief er ſich in die Lippen beißend in dumpfem Tone, „das gränzt ſchon mehr an Diebſtahl, denn als Tauſch könnte es nur mit Bewilligung beider Theile ausgeführt werden.“

„Sie ſei mit ihrer Mutter nach dem Gartenconcerte gefahren, ſagte das Stubenmädchen — natürlich, um mich zu ärgern — natürlich, um mir zu ſagen: ſiehſt du, nicht ſo viel — dabei knipſte er mit den Fingern — iſt mir an dem Zwiſt mit dir gelegen, du gehſt deinem Vergnügen nach, ich werde es künftig gerade ſo machen.“

„Neugierig wäre ich doch,“ ſprach er am Fenſter ſtehend zu ſich ſelber, „ob ſie ſich recht geputzt hat, ob ſie die Heuchelei ſo weit treibt, um heiter und vergnügt zu ſcheinen — denn das wäre Heuchelei, lächerliche Heuchelei, da eine junge Frau, die mit einem ausgezeichneten Mann, der ſie innig geliebt hat, und dem auch ſie Liebe geſchworen, auf dem Scheidungsfuße ſteht, düſter in die Welt blicken

und kaum im Stande sein müßte, ihre Thränen zurückzuhalten — sehen wir uns diese Komödie ein bischen an."

Er warf noch einen prüfenden Blick in den Spiegel und war mit sich selbst zufrieden, besonders mit dem Gesichtsausdruck, den er vortrefflich anzunehmen verstand und der ihm auch aus dem Herzen kam: „der Schimmer eines leichten, etwas erzwungenen Lächeln unter ernster, beinahe sorgenvoller Stirn."

Das Gartenconcert wurde im großen Stadtpark auf einem weiten, mit hohen Bäumen umgebenen Rondel abgehalten, „in dessen Mitte sich die Musiktribüne befand, die drüben im Halbkreise von Stühlen umgeben war, wo sich elegante Damen mit ihren Begleitern niederließen, während diesseits der ganze Raum für die Auf- und Abspazierenden frei blieb. Hier trafen sich Freunde und Bekannte, hier tauschte man Bemerkungen aus, ernste und heitere Meinungen, hier stellte man sich unbefangen thuend hin, um, während man anscheinend mit Interesse plauderte, Blicke auf den Damenflor hinüber zu senden und vielleicht einen andern Blick dafür in Empfang zu nehmen; hier wurden jene bekannten kleinen Zeichen ausgetauscht, das Spiel der Nelke oder des Rosenbouquets getrieben, jetzt die Blume an die Lippe geführt, sie dann mit großer Aufmerksamkeit im Knopfloche versorgt, vielleicht auch mit scheinbarer Gleichgültigkeit Blättchen davon abgezupft, eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht — acht Uhr, ein leichter Strich über die Augen, ich werde an deinem Fenster vorüberkommen — dann eine rasche Wendung, um an der Ecke deine Botschaft zu erwarten. Sie schüttelt leicht mit dem Kopfe, indem sie rasch ein par Mal nach rechts und nach links schaut, was so viel heißen will, als: es ist un-

„Die Aegyptier ſind ſehr anſtändige Leute. Man kann Alles thun in der guten Stadt Kairo, dieſer phantaſtiſchen, merkwürdigen Stadt, welche ein berühmter Reiſender das Paris des Orients genannt, obgleich andere ebenſo berühmte Männer nicht dieſer Anſicht ſind. Genug, Kairo iſt eine angenehme Stadt, wo man, allerdings für theures Geld, ſehr gut leben kann, wenn es einem vergönnt iſt, in einzelne Familienkreiſe zu dringen und angenehme Bekanntſchaften zu machen. Das Abſperrungsſyſtem wird hier nicht ſo ſtreng gehandhabt, wie in Konſtantinopel. Man hat hier ſehr gute Gaſthöfe, man findet die beſten Früchte der ganzen Welt; man hat den Nil zum Baden und deſſen kühles Waſſer zum Trinken. Es gibt hier keine Polizeiſtunde, und wenn man ſich einmal eine Freinacht machen will, ſo kann man vermittelſt guter Bekannter ſich eine ſolche nach ſeiner Phantaſie veranſtalten laſſen; da iſt nämlich ein Ballet arabiſcher Tänzerinnen, das man bei ſich aufführen läßt.“

„Ach ja!“ ſagte nachdenkend der Major.

„Doch das unter uns,“ fuhr der Erzähler fort. „Es gibt in Kairo ſo gut wie gar keine Polizei, und deßhalb kann man ſo frei und ungehindert leben, wie man nur will. Doch hat das morgenländiſche Paris dafür auch ſeine Schattenſeiten.“

„Eine Hauptſchattenſeite iſt,“ ſchaltete der Major ein, „daß überhaupt zu wenig Schatten da iſt und man vor Hitze faſt umkommt.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt. Aegypten im Sommer iſt ein großer Brütofen, 36 Grad in den Häuſern von Morgens Neun bis Abends Neun, und in der Nacht vielleicht 24 Grad. Das iſt ein Zuſtand zum Verzweifeln. Aber ich wollte vorhin ſagen, ſo duldſam der Aegyptier im Allgemeinen iſt, ſo gibt es doch Stellen, wo die fanatiſche Volksmaſſe außerordentlich ſterblich iſt — leicht berührt und leicht beleidigt. Ihr wißt, daß alljährlich an einem gewiſſen Tage von Kairo aus die große Pilger-Karawane nach Mekka abzieht,

möglich, oder ſie läßt ihr Taſchentuch fallen, zum Zeichen, daß ſie Botſchaft hinabſenden oder ſelbſt kommen wird.

Der Rittmeiſter von Schwenkenberg hatte ſeinen Freund alsbald gefunden, und während ſie mit einander dahinſchritten, ſagte er: „Deine Geſchäfte ſcheinen mir vortrefflich zu gehen und deine Frau euren Zwiſt durchaus nicht ſchwer zu nehmen, ich habe ſie lange nicht ſo heiter geſehen, und zwiſchen ihr und dem Legationsrath von Wetter, der ihr ſchon früher den Hof gemacht, fand ein wahrhaft witziges Wortgeplänkel ſtatt, ſchade, daß die Frau einen ſo unverträglichen Charakter hat, denn ſonſt müßte man dich glücklich preiſen — und wie ſie ſich ſeit der Verheirathung verſchönert hat!“

„Wo ſitzt ſie denn?“

„Ich ſage dir, ſie ſieht in ihrer guten Laune ganz reizend aus.“

„Nun, wo ſitzt ſie denn?“ wiederholte er in einem etwas ungeduldigen Tone.

„Da drüben in der erſten Reihe neben ihrer Mutter — hier, vom Muſikpavillon bedeckt, kannſt du ſie ſehen, ohne daß ſie dich gewahr wird — da ſiehſt du ſie, ſie hat eine ganz weiße einfache, aber höchſt elegante Toilette.“

„Ja, ja,“ ſagte Herr von Stölzer unter einem leichten Seufzer, „dieſelbe wurde vor acht Tagen gebracht, und ſie wollte in ihr mit mir zum Rennen fahren.“

„Jedenfalls wird dieſe charmante Toilette heute auf dich einen ganz anderen Eindruck machen!“ lachte der Andere.

„Sie hat ſie mit einem zarten Lila ausgeputzt.“

„Halbtrauer,“ meinte der Rittmeiſter — „doch nur

was die Toilette anbelangt — denn du wirst zugeben, daß sie lustig plaudert und herzlich lacht."

„Ueber diesen faden Gesellen, diesen Wetter — aber meinst du nicht," setzte er nach einer Pause hinzu, „daß ihr Lächeln etwas Forcirtes hat und daß sie, so wie sich ihre Züge glätten, ernst, ja, traurig erscheint — gerade jetzt, — und wie sie gedankenvoll vor sich hinschaut?"

„Na, unbegreiflich wäre es gerade auch nicht."

„Jedenfalls sieht sie bleich aus — armes Weib!" seufzte er unhörbar für den Andern vor sich hin.

„Aber reizend in ihrer Bläße, schade drum, wie ich schon vorhin sagte."

„Komm, laß uns gehen," rief Herr von Stölzer sich rasch wendend, „und durch den Park nach der Stadt zurückkehren, ich kann mich doch unmöglich hier sehen lassen, oder gar an meiner eigenen Frau vorübergehen ohne sie anzusprechen, oder indem ich sie aus der Ferne grüße — verfluchter Zustand — komm!"

Einmal, noch ehe sie zwischen den Gebüschen verschwunden, schaute er zurück, und da kam es ihm vor, als werfe Adele einen ängstlich suchenden Blick rings um sich her und als hebe ein tiefer Seufzer die Lilaschleife auf ihrer Brust.

Durch alles das war der Ulanen-Offizier recht einsilbig, ja, sichtbar verstimmt geworden, so daß ihm der Rittmeister achselzuckend sagte: „Ja, siehst du, lieber Freund, das sind die unangenehmen Nachwehen ähnlicher Geschichten, die man durchmachen muß, um wieder zur vollen Freiheit zu gelangen; aber denke daran, wie behaglich du es alsdann wieder haben wirst, keine pikanten Fragen und Antworten, keine Gardinenpredigten mehr,

kannst kommen und gehen, wenn es dir gefällt und was das leibliche Wohl anbelangt, so hat dein getreuer Lorenz stets aufs beste dafür gesorgt."

„Ja, ja, allerdings, aber ohne sich dabei zu vergessen, er rauchte meine Cigarren, trank meinen Wein und Kaffee, zog zu seinen kleinen Vergnügungen meine besten Hemden an und benutzte meine Handschuhe."

„Kann sein, doch sparst du trotzdem immer noch, wenn du jetzt wieder allein sein wirst."

„Ja, aber dieses Wiederganzalleinsein hatte immerhin etwas sehr Ungemüthliches, und wenn ich nur sicher wüßte, daß man alsdann vor weiteren Thorheiten bewahrt würde, fürchte aber, man kommt vom Regen in die Traufe — siehst du, lieber Schwenkenberg," fuhr er stehenbleibend fort „und dann hat dieser Zustand der Verheirathung immerhin etwas angenehm Aufregendes, man kommt sich nie so matt, müde und langweilig vor, als wenn man so stundenlang allein zu Hause herumlungert, oder von einem Wirthshaus ins andere zieht, man ist in der Ehe beständig im Dienste, möchte sagen auf der Reitbahn, wird auch zuweilen moralisch in die Longe genommen, wogegen es dann wieder ein ganz außerordentliches Vergnügen ist, sanft gestreichelt und getätschelt zu werden und aus gespitztem Mäulchen ein Stückchen Zucker zu bekommen."

„Es ist eigenthümlich," meinte der Rittmeister achselzuckend weiter schreitend, „wie auch eine noch so kurze Ehe das Gemüth verdirbt, wie man euch sogleich einen unsichtbaren Faden an den Fuß bindet, den ihr nie mehr los werdet — nie mehr!"

„Ich glaube, darin hast du Recht, und es bleibt einem immerhin eine schmerzliche Sehnsucht nach den oft wunder-

vollen Stunden, die man mit einander verlebt. Ich ſage dir, Schwenkenberg, es gab nichts Köſtlicheres, als wenn ſie einem in ſo herzlicher Freude entgegeneilte, das Geſicht von heiterem Lachen wie von Sonnenſchein übergoſſen, wenn ſie ſich mit ihren kleinen Fingerchen an meiner Säbelkoppel bemühte, oder mir den Helm abnahm und ſich ſelbſt aufſetzte — das iſt alles nun vorüber!"

„Warum? Wenn es dich ſo ſchmerzlich berührt, geh doch hin und bitte um Verzeihung, daß du unartig gegen ſie geweſen."

„Nie, nie!"

„Gelobe ihr Beſſerung, verſprich, künftig recht artig zu ſein."

„Ich ſage dir, niemals werde ich das thun, mein Wort darauf."

„So wende dich um Vermittlung an deine Schwiegermama."

„Noch weniger."

„Nun, ſo warte, bis deine Frau zu dir kommt und dich um Verzeihung bittet."

„Das wird ſie niemals thun, dafür kenne ich ſie."

„Ich thät es auch nicht an ihrer Stelle, denn eine ſolche bedingungsloſe Unterwerfung müßte dich für alle Zeiten zum Herrn der Situation machen."

„Sie wird es gewiß nicht thun, ſie wird ihr Unrecht nicht einſehen."

„Das Letztere vielleicht, aber zwiſchen Unrecht einſehen und es dem Andern eingeſtehen iſt ein großer Unterſchied — gehſt du nach Hauſe?"

„Ja, für einen Augenblick, ich will ſehen, ob für morgen etwas gemeldet iſt."

„So werde ich dich, wenn es dir recht iſt, begleiten und möchte die famoſen Anordnungen inſpiciren, die Madame getroffen hat — das heißt, wenn dir das nicht indiscret vorkommt.“

„Durchaus nicht, ich weiß ja, daß du es gut mit mir meinſt.“

Damit ſchritten ſie weiter der Wohnung Stölzer's zu, und als ſie in die Straße kamen, wo ſich dieſelbe befand, ſagte der Rittmeiſter: „Sieh, da vorne geht Meerfeld, und wenn nicht Alles trügt, ſucht er deine Hausnummer.“

„Ich wüßte nicht, wie er dazu käme, mir einen Beſuch zu machen, hat er ſich doch ſeit meiner Verheirathung bei mir nicht mehr ſehen laſſen.“

„Gerade deßhalb, und ſucht dich heute wieder auf, was mir bei ſeiner Geſinnung ganz natürlich erſcheint.“

„Wie könnte er jetzt ſchon wiſſen?“

„Biſt du unſchuldig! Geſtern ſchon hat ſich deine Frau von dir geſchieden, und das ſollte nicht heute ſchon die halbe Stadt wiſſen?“

„Schrecklich, wenn das wahr wäre!“

„Laß ihn aber jedenfalls vorher eintreten, ich mag hier auf der Straße keine Explicationen.“

Herr von Meerfeld war ein alter Junggeſelle, der das ſchöne Geſchlecht theils aus Vorurtheil, theils bitterer Erfahrungen halber haßte, beſonders aber, weil er als Aſſeſſor beim Criminal-Senat, wie jener andere bekannte Verhörrichter, ſtets geneigt und auch zuweilen berechtigt war, die Urſache jedes begangenen Verbrechens von irgend einer weiblichen Einmiſchung ableiten zu können. Trotzdem ſah man ihn gern als einen angenehmen Geſellſchafter, der ſtets amüſant, wenn auch häufig ſo rückſichtslos

als boshaft zu plaudern wußte, der eine ſcharfe Erwiderung gleichfalls nicht übel nahm und der, wie er ſelber ſagte, ſchon deßhalb mit jungen Damen frei und ungezwungen verkehren konnte, weil er gewohnt ſei, mit ſcharfen Waffen zu ſpielen und nie in den Fall kommen würde, ſich ernſtlich zu verletzen. Dabei war er von angenehmem Aeußern, ſein glatt raſirtes Geſicht hatte trotz ſeines ſarkaſtiſchen Lächelns doch etwas Wohlwollendes, ja, etwas Urkomiſches, wenn er, wie häufig geſchah, ſeine dunklen Augenbrauen außerordentlich hoch emporzog; obgleich er, wie er ſagte, nie auf Eroberungen ausging, ſo war er doch ſtets modiſch, ja, elegant gekleidet, liebte es, ſein Monocle ins rechte Auge zu klemmen, und trug einen kaum ellenlangen Stock mit breiter Elfenbeinſcheibe.

Sechstes Kapitel.

Worin die komiſche Geſchichte ſchließlich noch zu befriedigendem Ende führt, weil der Rath guter und vortrefflicher Freunde von den Betreffenden — nicht befolgt wird.

Als ſie die Treppe zum erſten Stock halb hinaufgeſtiegen waren, hörten ſie das Stubenmädchen in recht ſcharfem Tone ſagen: „Nein, der Herr Premier-Lieutenant ſind nicht zu Hauſe," vernahmen aber gleich darauf, wie der getreue Lorenz mit ſanfter Stimme hinzufügte: „Der gnädige Herr ſteigen jedoch ſoeben die Treppe herauf," dann flog droben eine Thür krachend zu, Herr von Meer-

feld wandte ſich auf dem Abſatz um, reichte ſeinem herankommenden Freunde mit einem ſtummen Kopfnicken zwei Finger der rechten Hand, während er ſagte: „Dein guter und dein böſer Engel ſtritten ſoeben um dich, ſie mußte dich natürlich verleugnen, er dagegen zeugte für dich — grüß Gott, Schwenkenberg, wie geht's Ihnen?“

„Danke beſtens, und Ihnen?“

„Kann nicht ſagen gerade ſchlecht, obgleich ich hier wieder am Grabe einer Hoffnung ſtehe — aber ſage mir, Stölzer,“ fuhr er behutſam in den Corridor tretend fort, „kann man bei dir hier überall mit Sicherheit auftreten? Man ſagt, ihr hättet zur gegenſeitigen Beluſtigung Fußangeln und Selbſtſchüſſe gelegt.“

„Unſinn — kommt hier herein in mein Rauchzimmer.“

„Aha, zum Schlafgemach umgewandelt, nun, die Fama hat alſo nicht gelogen, und ich komme eben recht, um dir Troſt zu ſpenden!“

„Wenigſtens um dich zu ſetzen und eine Cigarre zu rauchen, wenn du magſt.“

„So alſo ſieht der Schauplatz zerſtörter Hoffnungen und verlorener Liebesmühen aus! — Jedenfalls war es bei dir in der Parkſtraße behaglicher — nicht einmal ein Sopha oder einen Lehnſtuhl hat man dieſem armen Kerl gelaſſen!“

„O ja, das Sopha ſteht im Nebenzimmer, und was meinen alten Lehnſtuhl anbelangt, ſo habe ich ihn meiner Frau, weil ſie es gewünſcht, überlaſſen.“

„Richtig, davon habe ich gehört,“ ſagte Meerfeld, „ich vergaß es nur, ſie ſoll aus Wuth über deine Untreue den Lederſitz kurz und klein geſchnitten und das Roßhaar überall herum zerſtreut haben.“

„Nun, daß das wenigſtens nicht wahr iſt,“ erwiederte Herr von Stölzer in einem ſcharfen Tone, „davon kannſt du dich nachher ſogleich überzeugen, und was meine Untreue anbelangt —“

„Reden wir nicht darüber, lieber Freund, ich wußte es ja gleich, daß es ſo kommen würde; du haſt ja die arme kleine Perſon ohne Liebe geheirathet, weil ſie eine gute Partie war, und dabei nicht gedacht, daß ſich auch der Wurm krümmt, wenn er getreten wird.“

„Höre, Meerfeld,“ ſagte der Andere entrüſtet, „deinem aller Welt bekannten böſen Maul muß man ſchon etwas zu Gute halten, doch ſage ich dir ein für alle Mal beſtimmt, daß hier von Untreue und dergleichen nicht die Rede iſt, daß ich dieſe arme kleine Perſon, wie du ſie genannt haſt, herzlich geliebt habe, und daß ich es mir ſelbſt nicht verzeihe, mit daran ſchuld geweſen zu ſein, daß unſere Angelegenheit ſich ſo traurig verwickelt hat.“

„Du thuſt gerade, als wenn ich dir mit der Untreue einen Vorwurf hätte machen wollen! Sei's meinetwegen, daß du ſie geliebt haſt, aber laß mir wenigſtens meine Freude, daß du endlich zur Beſinnung gekommen biſt; hat es doch Niemand begriffen, wie du dich gerade da feſthängen konnteſt!“

„Warum gerade da?“

„Nun, ſchon des Familiennamens wegen. Vater Degele war allerdings ein guter Kerl, der nur zu gern ſeinen Schoppen trank, aber wenn ihr euch auch noch ſo große Mühe gebt, um den Beweis zu liefern, daß dein Schwiegervater nicht von jenem alten bekannten Scharfrichter Degele abſtammt, ſo könnt ihr doch Niemanden zwingen, das zu glauben.“

„Wie magst du nur solchen Unsinn reden, jener alte Scharfrichter ist bekannter Maßen als Junggeselle gestorben, war also auch in dieser Hinsicht dein College.“

„Gewiß, aber es gibt natürliche Kinder eben so wohl bei Scharfrichtern als bei anderen hochgestellten Personen, und man sagt —“

„Wer sagt?“

„Nun, wer wird's sagen? Jeder, der darüber spricht! Aber laß nur gut sein, wir brauchen hier kein Verhör, noch viel weniger unangenehme Erörterungen, und bin ich deßhalb wahrhaftig nicht zu dir gekommen. Was nun aber deine kleine Untreue anbelangt, so weiß ich natürlich nicht, wie weit sie das Recht hat, dir dergleichen zum Vorwurf zu machen, jedenfalls aber sollte die gewesene Adele Degele sich bemühen, Vieles mit dem Mantel christlicher Liebe zuzudecken — schau mich nur nicht so grimmig an — ich meine es ja gut mit dir und hätte wahrhaftig nichts gesagt, wenn ihr nicht selbst angefangen hättet, eure schmutzige Wäsche vor aller Welt auszukramen.“

„Leider, leider!“ seufzte der Andere zähneknirschend.

„Da frage nur den Rittmeister, Fräulein Adele Degele anbelangend.“

„Ehrlich gesagt,“ meinte dieser, „hielt ich es für gewissenlos, auf eine solche Frage eine compromittirende Antwort zu geben, denn —“

„Nehmt mir nicht übel,“ fiel ihm Herr von Stölzer rasch ins Wort, „ihr seid mir saubere Freunde, einer beruft sich auf den andern, und der andere will nicht sprechen, weil er doch nur Compromittirendes vorzubringen weiß.“

„Wenn du mich hättest ausreden lassen, so würdest

du mir dieſen Vorwurf nicht machen, denn ich wollte ſagen, ich hielt es für gewiſſenlos, auf die Frage Meerfeld's eine compromittirende Antwort zu geben, da ich doch nur wiederholen könnte, was die Leute ſagen."

„Natürlich," beſtätigte Meerfeld mit ſeinem eigenthümlichen Lächeln, denn dabei geweſen iſt er jedenfalls nicht."

„Und was ſagen denn die Leute, lieber Schwenkenberg?"

„Nun, was werden ſie ſagen!" gab dieſer in einem Tone zur Antwort, dem man es wohl anmerkte, daß ihm die ganze Unterredung eben ſo unangenehm war wie ſich Meerfeld behaglich darin fühlte, weßhalb denn auch dieſer fortfuhr:

„Nun, ſie ſagen eben, Fräulein Adele, der Schmuck der Bälle und aller ſonſtigen Vergnügungen, die Zierde der Promenaden und der zweiten Galerie im Theater, hätte kleine Untreuen deinerſeits nicht ſo auf die Goldwage legen ſollen, denn —"

„Halt, wenn ich bitten darf, nicht weiter, weiß ich doch jetzt ſchon nicht mehr, ob ich über deine Worte lachen oder mit dir Händel anfangen ſoll. Doch ich erinnere mich noch zu rechter Zeit, wie ich es früher ſelbſt nicht beſſer gemacht habe, wenn es galt, durch eine pikante Zweideutigkeit dem Rufe irgend eines ähnlichen armen Geſchöpfes wehe zu thun. Ah, wie das ſich leicht ausbreitet wie ein ſolider Fettflecken, und Jeder thut abſichtlich und unbewußt noch etwas dazu! Laſſen wir denn alles ruhen, was der Vergangenheit angehört, Gutes und Schlimmes, obgleich ich die Hand dafür ins Feuer legen möchte, daß Fräulein Adele nie etwas gethan, worüber

ſo an dreitauſend Kameele und dabei eine entſprechende Anzahl von Starkgläubigen, die es ſich zur Aufgabe gemacht haben, nach dem Grabe des Propheten zu wallfahrten und dort zu beten. Dieſe Karawane nun iſt ein Gemiſch von Pracht und Reichthum, von Elend und Armſeligkeit. Den Glanzpunkt des ganzen Zuges aber bildet das berühmte Kameel, welches eine koſtbare Abſchrift des Korans trägt, die, mit einem unendlich reich geſtickten grünen Teppich bedeckt, dem heiligen Grabe alljährlich zum Geſchenke gemacht wird. Dieſen berühmten Teppich hat der Vicekönig von Aegypten zu liefern, und wenige Tage vor dem Abmarſch der Karawane wird er in großem Cortege, im allerfeierlichſten Aufzug von der Citadelle auf dem Mokkatam nach der großen Moſchee gebracht, um dort bis zur Abreiſe aufbewahrt zu bleiben. Natürlicher Weiſe zieht dieſer Zug Tauſende und wieder Tauſende der Einwohner Kairo's in jene Gaſſen zuſammen, durch welche er kommen ſoll, und auch ich beſchloß, mir irgend ein Plätzchen auszuſuchen, um dieſem merkwürdigen Getreibe zuzuſchauen. Mit einem Engländer, der mit mir im gleichen Gaſthofe wohnte, ritten wir auf kleinen Eſeln nach jener Gegend der Stadt, jedoch, leichtſinniger Weiſe, ohne einen Kawaſſen mitzunehmen. Wir zogen ſo lange fort, als wir Platz hatten. Endlich aber, obgleich es noch früh war, wurde das Gedränge in den ohnehin engen Gaſſen ſo groß, daß wir abſtiegen und uns vor einer kleinen Kaffeeſtube auf jene bekannten kleinen Taborets niederließen, die ungefähr ſo ausſehen und ſo groß ſind, wie kleine Kinderſtühle bei uns. Ich bin nun von ziemlicher Geſtalt, wohlbeleibt, und Ihr könnt denken, wie ich mich hier ausnahm."

„Und in deiner Kleidung!" ſagte lachend der Major. „Der gute Baron war weiß von oben bis unten. Weiße Unausſprechliche, weißen Rock, weiße Handſchuhe, weißen Hut, mit einem Tuche turbanartig umwunden, und dazu einen weißen Sonnenſchirm."

Frau von Stölzer erröthen müßte. Und was endlich dieſe meine Frau anbelangt," ſetzte er in kühlem Tone hinzu, „ſo nehme ich an, ja, ſo bin ich feſt überzeugt und verbürge mein Wort dafür, daß ſie auch nie, auch nur die Idee einer Idee von irgend einer Pflicht abgewichen iſt."

„Bravo," ſagte Meerfeld, „und wir wollen's gewiß und wahrhaftig wiederholen, aber —"

„Laß alle deine Aber, ich bitte dich, du haſt dich nun überzeugt, wie es hier bei mir ſteht, und wirſt auf deine Art einen neuen Triumph bezeichnen."

„Da ſehen Sie, Schwenkenberg, wie man verkannt wird; ich komme daher aus reinem Intereſſe, aus purer Freundſchaft, um ihm meine Dienſte anzubieten, und werde ſo abgefertigt!"

„Sie glauben doch nicht einen Criminalfall vor ſich zu haben?" lachte der Rittmeiſter.

„O, ihm ſähe das ſchon ähnlich!"

„Wenn ich auch ſagen muß, daß in der unſchuldigſt erſcheinenden Sache etwas dergleichen ſtecken kann, ſo war es diesmal doch, wie ſchon bemerkt, nur die reinſte Freundſchaft, die mich hertrieb. Aſſeſſor Mitter, den du ja kennſt und der die Eheſcheidungsproceſſe einzuleiten pflegt, geht Anfangs nächſten Monats auf Urlaub, und da ich mich erboten habe, ſeine Stelle zu übernehmen, ſo wirſt du zugeben, daß deine Angelegenheit in den beſten Händen ſein wird."

„Vorher wirſt du mir aber erlauben —"

„Nicht nur erlauben," entgegnete Meerfeld, indem er die Aſche von ſeiner Cigarre warf, „ſondern ich werde dich ſogar bitten müſſen um Aufklärungen und Mittheil-

lungen allerintimster Art, da ich dir nur in diesem Falle nützlich sein kann."

Meerfeld, der auf dem Bette seines Freundes saß, einen Fuß über das Knie des andern gelegt, worauf alsdann der kurze Spazierstock balancirte, die Augenbrauen möglichst emporgezogen, seine Blicke gegen die Decke gewandt und den Mund ein wenig gespitzt, docirte, wie er gern zu thun pflegte, wenn er Bekannten gegenüber mit seiner Rednergabe und seinen juristischen Kenntnissen imponiren wollte. „Wir fassen deine Sache," sagte er, „von der Seite des strengsten, unbeugsamsten Entschlusses an, wir erklären von vorn herein, jeden auch noch so günstigen Vergleich verwerfen zu wollen, da es sich bei uns darum handelt, durch gesetzliche Scheidung unsere völlige ungeschmälerte Freiheit wieder zu erlangen."

„Es wird aber seine Schwierigkeit haben," meinte lachend der Rittmeister, während Herr von Stölzer achselzuckend ans Fenster trat und mit übereinander geschlagenen Armen dort stehen blieb.

„Es wird allerdings seine Schwierigkeit haben," fuhr der Redner fort, „das heißt, wenn unser guter Freund auf seiner immerhin noblen Discretion verharrt, oder wenn sie nicht gewillt ist, die bewußte kleine Untreue, auch wenn sie das könnte, zu beweisen."

„Hol dich der Teufel mit deinen verfluchten kleinen Untreuen!"

„In welchem Falle die Sache allerdings viel leichter ginge — sonst wirst du zuerst von mir ins Verhör genommen, und ich versichere dir, mit Hintansetzung aller Freundschaft; dann nimmt euch der Geistliche verschiedene Male in die Mache, bald gemeinschaftlich, bald jedes

allein, und wenn auch das nicht mürbe macht, so sperrt man euch abwechselnd ein und gibt euch drei Wochen Zeit, fern von Madrid über Verschiedenes nachzudenken."

„Ist das Scherz oder Ernst?" fragte der Rittmeister.

„Blutiger Ernst, Verehrtester, denn so sehr ich auch gegen das Institut der Ehe bin, so wünsche ich mir doch die Fesseln derselben recht solide, ja, fast unzerreißbar; denn was du dir eingebrockt hast, sollst du ausessen, und wenn man es den Leuten leicht macht, wieder auseinander zu laufen, da wollte ich sehen, wie viel Procente noch beieinander blieben — nein, Strafe muß sein — dann aber kommt zuletzt noch die Feuerprobe," fuhr er in seinen vorigen rednerischen Ton zurückfallend fort.

„Das ist jedenfalls ein Unsinn, den er selbst erfunden," sagte der Ulanen-Offizier, der immer noch am Fenster stand, indem er sich halb umwandte, wogegen der Andere ruhig fortfuhr: „Bei der sogenannten Feuerprobe werden Beide zusammen in ein Gemach eingesperrt, darin nicht unter drei Stunden belassen, stets ganz im Geheimen beobachtet von einer würdigen Gerichtsperson, die dann nach Ablauf der bestimmten Zeit den Ehescheidungsproceß kräftig in die Hand nimmt, oder aber die Thür öffnet, um Beide, weil es vielleicht gerade Mittagszeit ist, mit dem Wunsch einer gesegneten Mahlzeit zu entlassen."

„Das ist doch jedenfalls Ihre Erfindung, Meerfeld?"

„Ja, und ich würde stolz darauf sein, wenn ich sie den Gesetzbüchern als Lex Meerfeldensis einfügen könnte."

Während dieser Unterredung war der getreue Lorenz ein par Mal erschienen, theils die Thür behutsam öffnend und ohne einzutreten eben so wieder schließend, dann, indem er ein Par blank geputzte Stiefel brachte und die-

ſelben, auf den Zehen ſchleichend, irgendwo niederſetzte, auch indem er ſichtbar die Abſicht hatte, eine Frage an ſeinen Herrn zu richten oder ihm eine Meldung zu machen, wovon ihn aber deſſen finſterer Blick ſowie die unbewegliche Stellung am Fenſter abzuhalten ſchien.

Herr von Meerfeld hatte all dieſes Gebahren, ohne indeſſen ſeinen Redefluß zu unterbrechen, aufmerkſam und mit mißtrauiſchem Blick beobachtet und ſagte jetzt: „Höre, Stölzer, dein Lorenz, dem ich überhaupt nie einen Geſchmack abgewinnen konnte, ſchleicht herum wie das böſe Gewiſſen in Perſon, ich kenne das, mich betrügt man nicht, und es wäre zur Einleitung unſeres Geſchäfts von Wichtigkeit, wenn du mir erlauben würdeſt, dem Burſchen auf den Zahn zu fühlen. Hat er ſich nie über deine Frau beklagt oder über deine weiblichen Dienſtboten, die jedenfalls Partei gegen dich und ihn nehmen werden?“

„Wozu könnte dergleichen führen?“

„Laß ihm doch die Freude und ſtille ſeinen criminaliſtiſchen Hunger.“

„Beantworte meine Fragen,“ ſagte Herr von Meerfeld mit großer Entſchiedenheit, „ſieh aber vorher nach, ob es ihm nicht vielleicht beliebt, an der Thür zu lauſchen; man kann nie vorſichtig genug ſein.“

„Nein, draußen iſt Niemand,“ erwiederte der Gefragte und ſagte dann, nachdem er die Thür wieder geſchloſſen: „Nun ja, er hat ſich oft beklagt, daß ſie ihm alle möglichen Poſſen ſpielen, ja, mehr als Poſſen, denn er behauptete neulich, Schwefelholzköpfe in ſeinem Kaffee gefunden zu haben und ſein Bett auseinandergeſchraubt, ſo daß er hätte Kopf und Hals brechen können.“

„Siehſt du, die Sache kann ſehr ernſt werden, oder

dein Lorenz ist ein großer Lump; war er zugegen, als Madame die Separation von Tisch und Bett vollzog?"

„Er hat dabei sogar mitgeholfen."

„Hm, und welchen Auftrag gab ihm deine Frau an dich, entweder mündlich oder schriftlich?"

„Gar keinen."

Herr Meerfeld schüttelte sein Haupt, ehe er fortfuhr: „Nach meinen Erfahrungen ist das unmöglich, ich kenne die Frauen zu genau und möchte einen Eid darauf ablegen, daß sie entweder gesagt oder ihm sagen ließ: Melden Sie Ihrem Herrn, es ist Alles nach seinem Befehl geschehen, und er wird zufrieden sein — sie könnte das," setzte er nach einer kleinen Pause des Nachdenkens, wobei er an die Decke hinaufblickte, hinzu, „mit feuchten Augen gesprochen haben, unter einem leichten Aufschluchzen — glaubwürdiger erscheint es mir immer, daß sie dir ein par rührende Abschiedsworte geschrieben, die er verlegt oder — unterschlagen."

„Pah! Zu welchem Zweck?"

„Abschiedsworte, in denen sie dir entweder alle Schuld beimißt, indem sie ihre Gründe darlegt, oder in denen sie auch eine kleine Reue durchblicken läßt."

„Wozu ihm solche Schändlichkeit zutrauen?"

„Lieber Freund, wenn man, wie ich bei meinem Handwerk, fast gar keinen Glauben mehr an die Menschheit hat, so nimmt man immer das Schlimmste an, und hier wäre es jedenfalls logisch; denn du wirst mir vielleicht selbst zugeben, daß ihm eine Scheidung von deiner Frau und Herstellung jenes freundschaftlichen Zustandes, wo unser treuer Diener unsere Ballwesten anzieht, unsern Tabak zu unserem Kaffee raucht, behaglicher ist."

„Letzterer Anſicht bin ich auch," ſtimmte der Rittmeiſter bei, während Herr von Stölzer das Gleiche achſelzuckend zugab und dann ſagte: „Gut, ſo fragen wir ihn."

„Vorerſt aber möchte ich wiſſen," meinte Herr von Meerfeld, indem er ſich vom Bette erhob und ſeinen Sitz auf einem Stuhl am Tiſche nahm, ſo daß er den Arm darauf ſtützen konnte — „ſchreibt deine Frau gern oder nicht?"

„Leidenſchaftlich, es machte ihr zuweilen ſogar Vergnügen, von ihrem Zimmer drüben mit mir zu correſpondiren."

„So hat ſie Abſchiedsworte an dich geſchrieben und er hat dieſen Brief unterſchlagen," ſprach der Aſſeſſor des Criminalgerichts mit großer Entſchiedenheit.

„Ah, wenn das möglich wäre, ſo würde ſich vielleicht Manches aufklären."

„So laß ihn kommen und frage ihn!" rief der Rittmeiſter.

„Nicht du, mein Freund, das werde ich beſorgen," ſprach Herr von Meerfeld, wobei er ſich aufrichtete und eine ſehr ernſte und würdige Miene annahm.

Herr von Stölzer zog an der Klingel, die von ſeinem Zimmer in das Hintergebäude führte, und nach der Zeit, die nothwendig war, herüberzukommen, traf der Gerufene ein, worauf ſich der Herr des Hauſes wieder dem Fenſter zuwandte, nachdem er geſagt: „Herr Aſſeſſor von Meerfeld möchte eine Frage an Sie richten."

„Und wünſcht," fügte der Betreffende hinzu, „daß dieſe Frage wahr, kurz und bündig beantwortet wird — vielleicht aber haben Sie Ihrem Herrn noch eine Meldung zu machen?"

„Ich wüßte nicht, Herr Aſſeſſor.“

„Geniren Sie ſich durchaus nicht vor den vertrauteſten Freunden Ihres Herrn, denken Sie nach, ob Sie nicht irgend etwas zu melden haben; vorhin, als ſie ins Zimmer traten, ſchien es mir ſo, und als hätte Sie nur unſere Anweſenheit davon abgehalten.“

„Ich wüßte wirklich nicht, Herr Aſſeſſor,“ wiederholte der getreue Lorenz, doch war der Ton ſeiner Stimme nicht mehr ſo ſicher und unbefangen wie vorhin, auch ſchaute er mit einiger Verlegenheit auf ſeinen Herrn, dann auf den Rittmeiſter, der ſich das Vergnügen machte, ihn grimmig anzublicken, und hierauf zum Fenſter hinaus.

„Gut, wenn Sie alſo nichts zu melden oder vielleicht etwas zu überbringen haben, ſo hören Sie mich an.“

Lorenz huſtete leicht hinter der vorgehaltenen Hand und machte dazu eine ſcharrende Bewegung mit dem rechten Fuße.

„Sie wiſſen,“ ſagte der Aſſeſſor des Criminalgerichts, indem er leicht mit den Fingern der rechten Hand auf dem Tiſche trommelte, „daß es hier im Hauſe Ihres Herrn einige kleine Differenzen gegeben hat, in deren Folge ſich die gnädige Frau mit Zuſtimmung Ihres Herrn Gemahls veranlaßt ſah, für einige Zeit drüben in ihren Zimmern zu bleiben — nicht wahr, das iſt Ihnen bekannt?“

„Oh gewiß, Herr Aſſeſſor, leider, leider!“

„Sie halfen ſelbſt bei dem neuen Arrangement der Wohnung, wie mir heute Morgen Frau von Stölzer geſagt?“

Lag es nun in dem Ausdruck, mit welchem die letzten Worte geſprochen wurden, oder in dieſen ſelbſt, genug, der getreue Lorenz zuckte, allerdings kaum ſichtbar, zuſammen,

warf einen scheuen Blick auf seinen Herrn und war augenscheinlich blaß geworden.

Dafür aber zeigte sich ein triumphirendes Lächeln auf den Zügen des Criminal-Assessors, als er fortfuhr: „Zugleich aber sagte mir Frau von Stölzer, daß sie Ihnen ein Schreiben anvertraut, um es Ihrem Herrn dort zu überbringen."

„Und das Sie demnach unterschlagen!" wandte sich der Herr des Hauses rasch und heftig an seinen Diener.

Statt aber bei dieser niederschmetternden Anklage vollends zusammen zu knicken, erhob der getreue Lorenz dreist sein Haupt, ja, lächelte ein wenig, als er zur Antwort gab: „Allen Respekt vor den Worten der gnädigen Frau, aber ich kann einen körperlichen Eid ablegen, daß sie mir nichts zum Besorgen an den gnädigen Herrn übergeben."

Es war dies eine höchst unangenehme Erwiederung, besonders da sie im freien, frischen und wahrhaftigen Tone gegeben wurde, weßhalb sich auch Herr von Stölzer mißmuthig abwandte, der Rittmeister seinen starken Schnurrbart in einiger Verlegenheit strich, wogegen der Assessor sein überlegenes Lächeln beibehielt, während er fortfuhr: „Gewiß, es ist so wie Sie sagten, Lorenz, und ich wollte Ihrem Herrn nur den Beweis führen, daß Sie, ein treuer Diener, unmöglich im Stande sein würden, etwas zu unterschlagen, was man Ihnen übergeben. Hörst du es wohl, Stölzer," wandte er sich an diesen, „und bist du jetzt überzeugt, daß sich deine Frau in ihrer Aufregung geirrt, und daß sie statt den Brief an Lorenz zu übergeben, ihn hier in diesem Zimmer zurückließ, wo er sich jedenfalls wiederfindet, wenn wir noch einmal gemeinschaftlich suchen

— oder," wandte er ſich direct an den Betreffenden, erinnern Sie ſich vielleicht, beim Aufräumen des Zimmers etwas Derartiges geſehen und vielleicht zufällig verlegt zu haben — ah, mir ſcheint, Sie erinnern ſich," fuhr er nach einer Pauſe fort, als er unverkennbar eine plötzliche Verlegenheit auf dem Geſichte des treuen Lorenz erſcheinen ſah, auch hielt er ihn bei dieſer Regung feſt, indem er zu Stölzer ſagte: „Mir ſcheint, Lorenz beſinnt ſich darauf, das Schreiben deiner Frau geſehen zu haben, und auch vielleicht wohin es beim Aufräumen des Zimmers gerathen ſein könnte?"

„Es lagen dort viele Papiere herum, Herr Aſſeſſor, alte Zeitungen, Briefcouverts und dergleichen, und was der gnädige Herr ſo auf den Boden zu werfen pflegt, das ſtopfe ich in den Papierkorb, den ich dann drunten ausleere."

„Und da Sie geſtern ſelbſt aufgeregt waren, ſo kann es wohl ſein, daß das Schreiben mit unterlief."

„Möglich immerhin, Herr Aſſeſſor, und ich will ſogleich den Papierkorb, der unten noch gefüllt ſteht, heraufholen, Sie können dann ſelbſt nachſehen."

„Thun Sie das."

Kaum hatte ſich die Thür hinter Lorenz geſchloſſen, ſo fragte der Hausherr raſch: „Wäre es nicht beſſer geweſen, wenn einer von uns ihn begleitet hätte?"

„Im Gegentheil, es wird ihm ſo leichter, den Brief in den Papierkorb zu ſtecken."

„Glaubſt du in der That?"

„Du wirſt es ſehen."

Lorenz brachte den Papierkorb zurück, der mit Papierſtücken bis an den Rand gefüllt war, und ſtellte ihn vor

Herrn von Meerfeld hin, worauf er sich nach der Thür zurückzog.

„Wenn du sonst für Lorenz nichts mehr hast," fragte der Assessor, „so kann er wohl drüben warten, bis man ihn rufen wird."

„Gewiß, bleiben Sie zu Hause."

„Und hier ist der bewußte Brief," rief der Assessor des Criminalgerichts triumphirend, nachdem er bis an den Ellenbogen in die Papiere getaucht, dort einige Augenblicke gesucht hatte — „hm, hm, eigentlich schwer, ihn so wegzuwischen, denn er ist von ziemlichem Umfange — da, nimm ihn mit meinen besten Wünschen, falle es aus wie es mag."

Herr von Stölzer griff hastig nach dem Schreiben und riß das Couvert ab. Es fiel ihm dabei ein zusammengelegtes Papier in die Hand, das er rasch öffnete; dann erst warf er einen Blick auf die Zeilen Adelens. Sichtbar in tiefes Nachdenken versunken, fuhr er mit der Hand über die Stirn und ließ sich dann auf einen Stuhl am Fenster nieder, wogegen sich Herr von Meerfeld, den Mund gespitzt, als wolle er irgend etwas pfeifen, langsam erhob und seinen Hut aufsetzend fragte: „Nicht wahr, das Schreiben ist von deiner Frau?"

„Ja, und wichtig — sehr wichtig für mich — so wichtig, daß ich sogleich mit mir darüber zu Rathe gehen muß, weßhalb ihr es mir nicht übel nehmen müßt, wenn ich euch bitte, mich jetzt allein zu lassen; herzlichen Dank, lieber Meerfeld, für deine Hülfe, und sei versichert, daß ich glücklich sein werde —"

„Wenn ich ferner nicht mehr in den Fall komme, mich um deine Angelegenheit zu bekümmern," erwiederte der Andere, ihm lachend die Hand reichend.

„Unſer Platz," fuhr der Erzähler fort, ohne auf die Spöttereien zu achten, „war von dem Engländer gewählt worden und recht paſſend. Zur Linken, woher der Zug kommen mußte, machte die Straße eine kleine Biegung, und uns gegenüber hatten wir ein großes Haus mit prächtigen vergoldeten Gittern, die aber alle geöffnet waren und eine Menge der ſchönſten Mädchengeſichter zeigten."

„Unverſchleiert?" fragte neugierig der junge Diplomat.

„Ich muß geſtehen, daß ſie gegen den orientaliſchen Gebrauch ihre Schleier zuweilen ſehr kokett auf die Seite ſchoben und uns dann ihr ganzes Geſicht zeigten. Es waren Augen darunter von erſtaunlicher Größe, ſchwarz und Blitze werfend, Augen, die äußerſt gefährlich waren."

„Wir tranken unſeren Kaffee und rauchten unſere Pfeife. Und als es eine Zeit lang ſo gedauert hatte, füllte ſich die Straße immer mehr mit Menſchen, ſo daß ſich langſam und allmälig eine Reihe Zuſchauer vor uns hinſchob und uns jede Ausſicht benahm. Neben uns war die Bude eines alten Türken, ſo eines von der ehemals feſten, ja ehrwürdigen Race mit langem gutgepflegtem Bart, buntfarbigem Turban und ſehr wohlwollenden Geſichtszügen. Er winkte uns, näher zu kommen, und zwar mit dem bekannten orientaliſchen Zeichen, das einige Aehnlichkeit hat mit der Bewegung, als wolle man Jemandem die Augen auskratzen. Wir nahmen natürlicher Weiſe ſeine Einladung an, er überließ uns ein paar Kiſſen, auf die wir uns ſetzten, und ſchob zuerſt mir, als Beweis ſeiner innigen Freundſchaft, die eigene brennende Pfeife in den Mund. Es iſt das eine Artigkeit, die man ſehr ſchätzen muß, und bedeutet faſt eben ſo viel, als wenn der Araber Brod und Salz mit einem theilt.

„Endlich kündigte ſich der Zug in der Ferne durch einen wahren Höllenlärmen an. Vielleicht ſechszig bis achtzig junge Kerle von verſchiedenen Regimentern mit kleinen und großen Trommeln, Tri-

„Nein, nein, so habe ich's gerade nicht gemeint, ich wollte sagen, daß ich glücklich sein würde, dir gleichfalls einen kleinen Dienst leisten zu können."

„Danke schön, aber deiner aufleuchtenden Miene nach fürchte ich, daß wir uns längere Zeit nicht wiedersehen werden — kommen Sie, Rittmeister."

„Sieht man dich heute Abend bei Reder?"

„Jedenfalls."

„Gut, dann bis später."

Als die Beiden das Zimmer verlassen hatten, ging Herr von Stölzer an seinen Schreibtisch, setzte sich dort vor die zwei Papiere, welche der Brief Adelens enthielt, und nachdem er einige Zeit nachgedacht, versah er jedes derselben mit einem Datum und versank alsdann, den Kopf auf die Hand gelegt, in tiefes Nachsinnen.

Unterdessen war auch Frau Adele aus dem Concert im Stadtpark mit ihrer Mutter zurückgekehrt, begleitet von zwei Freundinnen derselben, die, während Madame Degele nach Hause ging, es nicht unterlassen wollten, das arme Schäfchen sicher bis in ihr Zimmer zu geleiten; „denn unter solchen Verhältnissen," sagte die Frau Kanzleirath Schmerber, „kann man nie voraussehen, wozu so ein Mann fähig ist."

„Zu Allem, mein Kind," pflichtete Frau Revisor Driller bei, „man hat Beispiele, daß so ein armes Wesen wie du bist, unversehens die Treppe hinabgestoßen wurde."

„Oder," meinte die Andere, „er könnte dir ja unterwegs begegnen, frech und brutal, mit seiner neuesten Liebe am Arm."

„Gewiß, denn so einer genirt sich gar nicht mehr, wenn erst einmal das äußerliche Band zerrissen ist."

„Ich bin nur froh, daß wir ungeſtraft oben ſind,“ ſeufzte die Schmerber, worauf Frau Reviſor Driller raſch, ehe Adele es hindern konnte, die Thür des Salons aufriß, um dann mit einem affectirten Schrecken zurück zu fahren — ſehen Sie, Schmerber, wie er das arme Wurm bereits ausgeplündert hat, Alles weggeſchafft — Alles!“

„O, der Barbar, bis auf einen alten Lehnſeſſel!“

„Nein, Frau Kanzleirath, nein, liebe Frau Reviſor,“ ſagte Adele, als ſie endlich zu Worte kommen konnte, „das iſt nach Uebereinkunft geſchehen. Bitte, kommen Sie mit mir dort in meine Zimmer, drüben hat mein Mann die ſeinigen behalten.“

„Sie ſagt noch mein Mann, das gute Geſchöpf!“

„Und will uns weiß machen, ſie ſei nicht gezwungen worden, mit dieſem elenden Seſſel fürlieb zu nehmen; höre, Adele, du biſt zu gut für dieſe Welt.“

„Bitte, treten Sie einen Augenblick bei mir ein.“

„Nein, nein, wir bleiben hier in dieſer wüſten Zerſtörung, ſo recht paſſend zu deinem Leid.“

„Wollen uns überhaupt nicht ſetzen, dir nur mit kurzen bündigen Worten ſagen, wie Recht du hatteſt, dir dieſe unwürdige Behandlung nicht länger gefallen zu laſſen.“

„Gewiß, Kind, unwürdig im höchſten Grade.“

„Wie Jedermann weiß —“

„Und wie es auch nicht anders zu erwarten war.“

„Setze du dich aber nieder, armes Kind —“

„Wir ſehen wohl, wie angegriffen du biſt.“

„Hätte deine Mutter uns nur zu Rathe gezogen!“

„Welche Partieen hätteſt du machen können!“ —

„Und an einen solchen zu kommen, dessen Ruf und Lebenswandel stadtkundig ist!“

„Der doch nur Schulden halber auf dein Geld speculirte —“

„Der locker, ja, man kann wohl sagen, eben so liederlich geblieben ist, wie er es vor seiner Verheirathung gewesen.“

„Aber Frau Revisor!“ rief die junge Frau, mit dem Weinen kämpfend.

„Liederlicher, und wenn ich das sage, so ist es die Wahrheit, denn du wirst mir zugeben, daß es nie meine Art war, Jemandem ohne Ursache etwas Böses nachzusagen —“

„Hat er doch, wie auch ich ganz genau weiß, sein letztes Verhältniß, das er vor der Verheirathung hatte, niemals aufgegeben —“

„Im Gegentheil, ungenirter fortgesetzt —“

„Und kann sich nun, wenn er mag, öffentlich jenes Mädchens und ihrer Kinder annehmen —“

„So, Adele, jetzt kennst du unsere Ansicht und weißt, was du der Ehre deiner Familie und des ganzen Geschlechtes zu thun schuldig bist.“

„Gewiß, Frau Kanzleirath.“

„Verlassen bist du deßhalb nicht, armes Kind, und unsere Freundschaft wird wohl im Stande sein, dir einen solchen Mann zu ersetzen.“

„Wie Gott will, Frau Revisor.“

„Ja, wie Gott will, und er wird gerecht sein und sichtbar für dich eintreten.“

„O, wenn ich das noch erleben könnte,“ rief die Kanzleiräthin mit erhobenen Händen, „aber es ist nichts

mit dieser irdischen Gerechtigkeit, das geht herum und bläht sich hoffärtig in seinen Sünden, während der Gerechte, an den Häusern vorbeischleichend, froh ist, wenn er nur das Leben hat; aber reden wir nicht weiter, sonst überfällt mich die Rührung —"

„Adieu, Adele," sagte die Revisorin mit abgewandtem Gesicht, „sei froh, daß es so gekommen ist."

„Denke nur, wenn du Angesichts unglücklicher Kinder solche Erfahrungen hättest machen müssen?"

„Deßhalb fasse dich in Geduld und laß uns mit deiner Mutter dafür sorgen, daß die Sache rasch und gründlich abgemacht wird."

Adele, die sich, während diese beiden liebenden Wesen sich so um ihre Zukunft bemühten, wirklich etwas angegriffen gefühlt und auf den alten Lehnstuhl niedergelassen hatte, vermochte es nicht, aufzustehen, als sie hinausgingen, wurde auch von ihnen daran verhindert und nickte deßhalb unter Thränen einen dankenden Abschied; dann lehnte sie ihr müdes Haupt an das Lederkissen zurück, faltete die Hände und war herzlich froh, endlich mit ihren Gedanken allein zu sein.

Und doch waren diese Gedanken so quälender Art, daß sie, schmerzlich aufstöhnend, ihr Gesicht bald rechts, bald links wandte, als könne sie ihnen dadurch entgehen oder sie verscheuchen.

War es denn möglich: alle Welt wußte, wie schlecht er war, daß er sie niemals geliebt und nur um ihres Geldes willen genommen, und Niemand hatte ihr das gesagt!

Unsinn!

Er wäre im Stande, sie die Treppe hinabzustoßen,

oder ihr im eigenen Hause, so wie die Kanzleiräthin angedeutet, zu begegnen!

Wahnsinn!

Er sollte ein Verhältniß unterhalten haben, ein Verhältniß mit Folgen!

Unsinn!

So klang es, ihre Fragen beantwortend, in ihr oder neben ihrem Ohr, kurz und bündig, und wenn es auch nur der Widerhall ihres eigenen Herzens war, so tröstete es sie doch, ließ merkwürdig rasch den Sturm in ihrem Innern zur Ruhe kommen und sie mit geschlossenen Augen sanfter träumen. Oder war es wieder der alte Lehnstuhl, der, wie schon früher so oft, beruhigend auf sie eingewirkt?

Pah, Unsinn! Allerdings habt ihr hier und da kleine Zwistigkeiten gehabt, aber um ganz unbedeutende Dinge, die gewiß keinen ernsten Hintergrund hatten, wobei du dich erinnern wirst, wie oft er zuerst und aus gutem, ehrlichen Herzen die Hand zur süßen Versöhnung geboten.

Ja, ja!

Dann könnte ich dir an den Fingern abzählen, wie viele Beweise er dir von Liebe und Treue gegeben, wie häufig er deine Launen ertragen und lachend verscheucht; auch weißt du selbst ganz genau, wie gern und ausschließlich gern er in deiner Gesellschaft war, wie er Alles mit dir gemeinschaftlich genossen und wie der Kreis seiner Freunde in gewisser Beziehung eben so wenig mehr existirte, als Club und Kaffeehaus.

Ja, ja!

Und was nun vollends frühere Verhältnisse anbelangt, so war er ehrlich genug, dir kleine Schwächen zu gestehen, vielleicht ehrlicher als — bst, bst — reden wir lieber nicht

darüber — und dann hat er dir so viel Beweise seines Taktes und seines aufrichtigen Bestrebens gegeben, euer Haus in größtem Anstande zu führen, daß die Vermuthung wirklich lächerlich ist, als habe er je auch nur daran gedacht, ein solch compromittirendes Verhältniß fortzusetzen.

Gewiß, gewiß, und ich finde mich wunderbar getröstet!

Was nun diese beiden alten Heuschrecken anbelangt, die dich vorhin so gequält, so kannst du versichert sein, daß ihre Unterredung auf der Treppe und auf der Straße ganz anders gelautet, als hier im Zimmer, ja, daß sie schließlich drüben an der Straßenecke stehen blieben, sich kopfnickend anschauten und sich im holden Wechselgesang also vernehmen ließen: „Kannst du dir denn wohl einen Begriff machen von dem lächerlichen Uebermuth dieser Person?“

„Sollte froh gewesen sein, endlich einen Mann bekommen zu haben!“

„Und macht nun nach einem halben Jahre schon solche Geschichten!“

„Unbegreiflich, und weißt du, ich nehme es dem Stölzer gar nicht übel.“

„Eine Person, die nirgendwo ankommen konnte, so viel Mühe — und was für Mühe sie sich auch gegeben.“

„Die nichts gelernt hat, als sich wie ein Affe zu putzen.“

„Und deren mürrisches Wesen und üble Laune wir als Erbstück ihrer Mutter kennen; siehst du, Schmerber, ich habe einiges Mitleid mit dem Manne.“

„Auch ich, und wenn ich nur an ihn kommen könnte, ich wollte ihm schon die Augen öffnen!“

„Hoffentlich hat er gute Freunde, die das besorgen!“

„Das gebe der Himmel!“

Damit flatterten sie auseinander; und es war der jungen Frau droben im Lehnstuhle, als vernehme sie das immer schwächer werdende Rauschen der Fledermausflügel, wobei sich ihre Brust freier und leichter erhob; ach, sie fühlte sich gegen gestern so ganz verwandelt, sie sah es schmerzlich ein, welch großes Unrecht sie gethan, und wie er sogar nicht anders gekonnt, als sie schroff zu verlassen, nachdem sie ihm die häßlichen Worte: ich hasse dich! entgegengeworfen — o, wenn er jetzt da wäre, wenn sie ihm unumwunden ihr Unrecht eingestehen könnte — aber ach, es war zu spät — zu spät!

Dann wurde es dämmerig, sie kleidete sich unter Beihülfe des Stubenmädchens in ein leichtes Morgengewand und vernahm dabei zu ihrem gränzenlosen Erstaunen, aber unter einem wohlthuenden Gefühle, die große Neuigkeit des Hauses, daß der gnädige Herr, ehe er ausgegangen, mit seinem getreuen Lorenz abgerechnet und ihn des Dienstes entlassen — ja, gnädige Frau, eine halbe Stunde darauf war er fort, um niemals wiederzukommen!

Zu schlafen vermochte sie noch nicht, denn es war gar zu angenehm nach dem heißen Sommertage, die erquickende Nachtluft am offenen Fenster zu genießen, um dem Monde zuzusehen, wie er langsam über die Dächer der gegenüberliegenden Häuser emporstieg; zuweilen beugte sie sich aus dem Fenster, um auf näherkommende Schritte zu lauschen, seufzte aber schmerzlich auf, wenn diese sich wieder in der Ferne verloren, ja, es wurde ihr alsdann

so beengt zu Muthe, daß sie ihr Morgengewand öffnete, um freier athmen zu können.

„Oh, wenn er dächte wie ich," flüsterte sie vor sich hin, „wenn er mir zutraute, daß ich gewiß mein Unrecht eingesehen und so herzlich geneigt bin, um Verzeihung zu bitten; wenn er wüßte, was ich gelitten, wenn er mit mir empfände, welch großes Unrecht es ist, das Glück eines Lebens aus so nichtigen Ursachen zu zerstören — ach, wenn er jetzt käme und leise anklopfte, wie wollte ich ihm öffnen und glückselig in seine Arme stürzen, mein Alfred — mein Alfred!"

Da fühlte sie plötzlich ihr Herz heftiger schlagen, das war sein Schritt, sie vernahm das leise Klirren der Sporen und des Säbels, er schloß die Hausthür auf, er stieg die Treppen hinauf und öffnete drüben sein Zimmer. „Ja drüben — sein Zimmer —" klagte sie mit feuchten Augen!

Nicht einmal die Fenster hatte der getreue Lorenz geöffnet, ehe er fortgegangen war, oder sie vielleicht absichtlich so fest als möglich verschlossen, dieser heimtückische Gesell — heiß war es hier im Schlafzimmer, eine Luft zum Ersticken. Hastig warf er Mütze und Säbel ab, zog die Uniform aus und schlüpfte in einen leichten Morgenrock, dann riß er die Fenster auf, athmete ein par Augenblicke die kühle Nachtluft in tiefen Zügen ein, vermochte es aber nicht für längere Zeit, auf die stille Straße und die schräg einfallenden Mondstrahlen zu blicken; er war mit sich selbst unzufrieden, und obgleich es noch nicht spät war, so machte er sich doch Vorwürfe, nicht früher nach Hause gekommen zu sein.

„Ich hätte ihr heute Abend noch zwei Zeilen geschrieben, ich hätte ihr die verfluchten Papiere mit dem

richtigen Datum verſehen zugeſandt — jetzt ſchläft ſie ſchon und ich muß die lange Nacht vorübergehen laſſen, ohne zu einer Erklärung zu kommen. Unangenehme Hitze," rief er, indem er ſeinen Morgenrock aufriß und die Halsbinde wegwarf, „habe ich doch heute Abend ſo gut wie nichts getrunken, glühe wie ein Ofen und fühle von der einzigen Cigarre, die ich geraucht, einen bitteren Geſchmack im Munde!"

Er tauchte den Schwamm in kaltes Waſſer, fuhr damit über ſein Geſicht und nahm dann zur Erfriſchung einige Tropfen Eau de Cologne mit Waſſer vermiſcht in den Mund.

Auch das vermochte ihn nicht zu beruhigen, eben ſo wenig das Hin- und Hergehen durch die beiden kleinen Zimmer, wo es in der That unerträglich heiß war, weßhalb er geräuſchlos die Thür zu dem neutralen Salon öffnete, um tief athmend auf der Schwelle ſtehen zu bleiben.

Ah! Hier ſtanden doch wenigſtens die Fenſter offen und hier ſpürte man eine ganz andere Luft als da drinnen bei ihm; wer mochte es ihm deßhalb verwehren, daß er einige Schritte in den Salon hineinthat, ſelbſtverſtändlich ganz leiſe, leiſe, auf den Zehen ſchleichend — wie ein Dieb in der Nacht. „Wahrhaftig, ſo komme ich mir auch vor," ſprach er zu ſich ſelber, indem er die Lippen feſt zuſammenbiß, „wie ein Dieb und Einbrecher, der obendrein noch ganz genau von ſeinen fruchtloſen Verſuchen überzeugt iſt, da er aus Angſt vor Ueberraſchung doch nicht wagen wird, ſein Werk zu beginnen!"

Da krachte eine Diele, und er blieb ägerlich, faſt erſchrocken ſtehen — doch blieb Alles ſtill, nichts regte ſich.

„Glücklicher Weiſe ſchläft ſie ſehr feſt — den Schlaf eines Kindes — den Schlaf eines guten Gewiſſens — den rechten Arm unter den Kopf gelegt, mit dem Geſicht etwas zur Seite, kaum mit den Augen blinzelnd, aber lächelnd, wenn ich ihr, einmal ſpäter nach Hauſe gekommen, guten Abend ſagte; und wie reizend ſie zu ſchmollen verſtand, wenn ſie ſich unter affectirtem Aerger und einem komiſch ſtrengen ‚Sie kommen ſpät, mein Herr', auf die andere Seite warf. A—a—a—ah, ich möchte mit dem Kopfe an die Wand rennen über das Vorgefallene, was im Grunde genommen nicht der Mühe werth war, um ſich auch nur für eine Viertelſtunde zu entzweien — jener Tantalus, von dem man ſo viel Aufhebens macht, war ein wahrer Glückspilz gegen mich; ſchwand doch alles, was ſein Herz begehrte, ſobald er die Hand danach ausſtreckte, während ich freiwillig verzichten muß, obgleich ich, um meine Frau zu ſehen, dort nur jene Thür zu öffnen brauche — unwürdiger Gedanke, der einem unverzeihlichen Ueberfalle gleich käme!

„Nein, nein," ſeufzte er, „ich denke auch nicht im entfernteſten daran, darf mir dagegen wohl erlauben, hier ein par Mundvoll friſche Luft zu ſchöpfen, und will das, um kein Geräuſch zu verurſachen, ſitzend in dem alten Lehnſtuhle thun."

Er ſtützte den Kopf auf die Hand und verſank in tiefes, ſchmerzliches Nachſinnen, aus dem er nur zuweilen lauſchend emporfuhr, wenn er ſich von ſeinen lebhaften Träumereien hatte betrügen laſſen, um zu glauben, als rege ſich etwas im Nebenzimmer.

Leider nein — und doch kam es ihm jetzt wieder ſo vor — wahrhaftig, es war keine Täuſchung mehr, es ſchliff

angeln, Becken, mehreren Schellbäumen bearbeiteten dieſe Inſtrumente mit all dem Feuer, welches Jugendkraft und fanatiſche Begeiſterung hervorzubringen im Stande iſt. Ein paar unglückſelige Poſaunen und Clarinetten konnten natürlicher Weiſe nicht zu Worte kommen und ergaben ſich ſcheinbar ſtillſchweigend in ihr Verhängniß. So rauſchte, dröhnte, gellte und klirrte dieſe ächt türkiſche Muſik immer näher und ſchien den Umſtehenden außerordentlich wohl zu gefallen. Auch unſer alter Türke wiegte den Kopf bald auf dieſe bald auf jene Seite und ſchmatzte, als genöſſe er etwas außerordentlich Gutes.

„Nun zog die Muſik vorüber, und hinter ihr drein ergoß ſich der ganze Zug, der das Kameel mit dem heiligen Teppich begleitete, in all ſeiner phantaſtiſchen orientaliſchen Wildheit — Kameele, Pferde, Eſel, koſtbare Thiere und ſchäbiges Zeug durch einander, ebenſo wie ihre Reiter. Dort ritt ein alter Emir, in grüne Lumpen gekleidet, neben ihm ein Mameluk im prächtigſten, reichſten Coſtüme. Ganze Schaaren von Derwiſchen zogen vorüber, Offiziere der ägyptiſchen Armee, ihnen folgten gewöhnliche Reiter und Infanterie, und die Menſchenmaſſe war ſo groß, daß ſich Alles wie ein brauſender, buntfarbiger Strom ſcheinbar nur etwas vorüber ſchob. Es war keine Bewegung einzelner Figuren mehr, es war nur eine wirre Maſſe. Unmittelbar hinter dem Kameele kam eine Schaar von vielleicht tauſend bis fünfzehnhundert halberwachſener Jungen — es waren aber Kerle von meiner Größe darunter — in langen weißen oder hellgelben ſchlottrigen und ziemlich ſchmierigen Kaftans, mit knabenhaften trotzigen Augen, die recht herausfordernd umſchauten, weil ſie die Ehre hatten, unmittelbar hinter dem alten Kameel laufen zu dürfen. Ich muß geſtehen, daß ich nicht weiß, ob ſie zu irgend einer ägyptiſchen Brüderſchaft gehörten, oder ob es vielleicht die Gymnaſiaſten von Kairo waren; ich vermuthe das Letztere. Kaum war dieſe Rotte Korah vor unſerem Fenſter angekommen, ſo ſchienen wir, der Himmel

leiſe auf dem Boden, es berührte die Klinke, es öffnete ſachte die Thür!

War er eingeſchlafen und träumte, daß ſeine Frau, daß Adele langſam aus ihrem matt erleuchteten Schlafzimmer heraustrat und ſich mit offenen Augen, aber wie im Zuſtande des Nachtwandelns, langſam näherte, aber im vollen Wachen, wie er jetzt hörte, daß ſie nach einem tiefen Athemzuge ſagte: „Ach, hier iſt es beſſer und friſcher!“

Armes Weib, auch ſie hatte die Hitze der Sommernacht nicht ſchlafen laſſen, und welcher Schrecken ſtand ihr nun bevor, wenn ſie noch näherkommend ſah, daß der alte Lehnſtuhl nicht unbeſetzt war, wenn ſie vielleicht an Diebe, ja, Mörder glaubt, die ſich hier eingeſchlichen, um ſpäter ihr ſtrafbares Werk zu beginnen; ja ſie hatte ihn jetzt bemerkt, ſie ſtutzte, ſie fuhr zurück, und da er begreiflicher Weiſe einen lauten Aufſchrei, ja, ſogar eine Ohnmacht fürchtete, ſo ſagte er mit weicher Stimme: „Ich bin es, und nur der kühleren Nachtluft wegen hier —“ er erwartete bebend, was ſie ſagen würde — ach, und es klang nicht tröſtlich, denn ſie wandte ſich, indem ſie zur Antwort gab: „So wollen Sie gütigſt verzeihen, daß ich Sie unbewußt ſtörte — nicht wahr, Sie verzeihen mir?“

„Ich verzeihe Alles, Adele,“ ſagte er emporſpringend und auf ſie zutretend, „das heißt, ich wünſche, daß wir uns gegenſeitig verzeihen mögen.“

„Oh, es iſt zu ſpät, es iſt zu ſpät, das Band, das uns umſchlang, iſt geriſſen, du kannſt nicht wieder anfangen, mich zu lieben!“

„Das kann ich allerdings nicht, mein Herz,“ ſagte er in warmem, innigem Tone, „da ich nie aufgehört habe, dich zu lieben!“

„Oh, Alfred!“

„Meine Adele, mein Weib, mein Engel!“

Schamvoll weiter zurückflüchten konnte ſie nicht, da ſie ſich an der Thür ihres Schlafgemaches befand, die er raſch ins Schloß zog, um dann die Arme auszubreiten und nicht länger als einen tiefen Athemzug lang warten zu müſſen, bis ſie heiß und zuckend an ſeine Bruſt ſank, die Hände um ſeinen Hals ſchlang und ſie beide ſo einen der ſeligſten Augenblicke ihres Lebens verharrten, wobei er entzückt, berauſcht und in doppelter Weiſe geblendet war, da ihr aufgelöſtes, kühles Haar ſein Geſicht verſchleierte.

Dann aber richtete ſie ſich haſtig auf und ſagte, indem ſie ihm beide Hände reichte: „Und nun wollen wir dankbar ſein und genügſam für das unbeſchreibliche Glück ſolchen Wiederfindens. Ach, iſt es mir doch, als finge heute erſt mein Leben an!“

„Ein neues, innigeres Liebesleben,“ ſagte er, ſie ſanft wieder an ſich ziehend — „auch ich fühle ſo, meine Adele.“

„So behüte dich Gott, mein ſüßer Mann, für heute Nacht, und laß uns von dem Glücke träumen, das uns widerfahren!“

„Warum nur träumen, mein Herz, wir dürfen doch wenigſtens ein bischen darüber plaudern!“

Er hatte die Hand auf die Klinke der Thür gelegt, die in ihren Wohnungsantheil führte, doch ſagte ſie mit aller Entſchiedenheit, deren ſie fähig, wenngleich ihr Ton bittend klang: „Mein Alfred, es iſt ſchon ſpät, wir können morgen früh weiter darüber reden, ach, und wie freue ich mich darauf!“

Sie drängte ihn ſanft von der Thür weg, konnte und

mochte es dann aber nicht hindern, daß er sie zu dem alten Lehnstuhl führte, sie sanft auf den Sitz zwang und dann auf die hohe Lehne gestützt neben ihr stehen blieb, wobei er sie mit seligem Blick betrachtend sagte: „Ich wollte ja nur noch ein Viertelstündchen mit dir plaudern, wenn man sich so lange, lange nicht gesehen hat."

„Ach Alfred, wir sind zu weit gegangen, ich fürchte, wir können das Geschehene nicht wieder gut machen!"

„Sei kein Närrchen, wenn man uns morgen früh wieder so glücklich vereint findet und uns so heiter mit einander lachen sieht, so wird es uns leicht werden, die Leute glauben zu machen, daß wir ein bischen Komödie gespielt."

„Zu welchem Zweck?" fragte sie aufblickend.

„Um uns von unsern Freunden zu überzeugen — ich habe die meinigen kennen gelernt."

„Ach, mein Gott, Alfred, und ich erst die meinigen, was hab ich über dich hören müssen!"

„Sagte mir doch Meerfeld, du stammtest direct von dem alten Scharfrichter Degele ab, was allerdings nicht einmal ein Unglück wäre, aber —"

„Eine Lüge, lieber Alfred, wie du selbst weißt, jener alte Scharfrichter schrieb sich mit ‚k', Dekele, und wir mit ‚g', Degele."

„Ich weiß es ja, mein Herz, daß es die Unwahrheit ist, ebenso sehr wie das, was der Rittmeister Schwenkenberg sagte, daß du, der Schmuck der Bälle und aller sonstigen Vergnügungen, kleine Untreuen meinerseits nicht auf die Goldwage legen solltest."

„Pfui, wie abscheulich!"

„Niederträchtig, mein Herz — so sind unsere Freunde!"

„Die alſo auch kleine Untreuen von dir vorausſetzen oder gar wiſſen — doch nein, nein,“ rief ſie ihn zu ſich hinabziehend, „ich habe nie daran geglaubt, ſelbſt nicht, als ich jenen Brief und jene Rechnung fand.“

„Die dich der getreue Lorenz finden ließ.“

„Du haſt ihn fortgeſchickt?“

„Natürlich, um mit Allem reine Bahn zu machen, und was jene Papiere anbelangt, ſo habe ich offen und ehrlich, wie ich immer bin, die richtigen Daten beigefügt.“

Sie ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals, drückte die heißen Lippen an ſein Ohr und flüſterte: „Aber nicht wahr, Alfred, heute haſt du kein Verhältniß mehr, wie die Kanzleirath Schmerber ſagte?“

„Im Gegentheil, ich habe noch ein recht ſüßes,“ gab er zur Antwort, indem er raſch ſeine Lippen auf die ihrigen drückte.

„Du erſtickſt mich, Alfred, ſo meine ich es nicht.“

„Haſt du wirklich von dem etwas geglaubt, was dir böſe Weiber geſagt?“

„Nein, nein, gewiß nicht, aber ich bin glückſelig, daß wir uns darüber ausgeſprochen haben!“

„Und ich, daß wir unſere ſogenannten guten Freunde kennen lernten; gelt, meine ſüße Adele, es war doch gut, daß wir noch ein bischen geplaudert haben?“

„Ach, und ich möchte ſo fortplaudern bis morgen früh!“

„Aber nicht hier auf dem alten Lehnſtuhl,“ flüſterte er ihr ins Ohr; „auch mein' ich, es fängt an kühl zu werden, und du könnteſt dich erkälten, mein Herz.“ —

Daß dieſe ſo plötzliche und innige Wiedervereinigung des jungen Pares, man konnte ſagen, über Nacht vor ſich

gegangen war, wurde von den Freunden deſſelben mit einem nicht zu ſchildernden Erſtaunen vernommen. Man hatte ſchon gehofft, ſie ſo weit und gründlich auseinander gezerrt zu haben, daß für Monate lang Stoff zu den tollſten Klatſchereien, zu Verdächtigungen und Verleumdungen aller Art vorhanden ſei, man hatte ſchon Kaffeegeſellſchaften auf dieſes Ereigniß geladen, wo die Scheidung der Stölzers als einziger Paragraph auf der Tagesordnung ſtand, man wußte von Beiden die abſcheulichſten Geſchichten, man ſagte ſich unter heuchleriſchem Achſelzucken und mitleidigen Seufzern der Befriedigung, daß man die Welt doch nicht für ſo ſchlecht gehalten habe — und alles umſonſt, ſogar die Hoffnung vergebens, daß nicht Wochen vergehen würden, bis es wieder, und dann zum gänzlichen Bruche käme.

Daß Madame Degele hoch erfreut war, als ſie am andern Tag zum Mittageſſen eingeladen wurde, brauchten wir eigentlich nicht hervorzuheben, müſſen aber beifügen, daß dieſes Mittageſſen heiterer als irgend eins der früheren verlief, und daß die Mutter der glücklichen jungen Frau auf dem alten Lehnſtuhl Platz nehmen mußte, den Adele vorher unter Lachen mit einer Roſenguirlande geſchmückt.

Auch blieb dieſes alte Möbel bis auf den heutigen Tag hochgeehrt, war feierlich als Eigenthum Adelens erklärt worden, doch durfte auch Alfred davon Gebrauch machen, wenn kleine Meinungsverſchiedenheiten, wie ſie in jeder geordneten Familie vorzukommen pflegen, ihn das Bedürfniß fühlen ließen, eine Stunde lang ſeinen Gedanken nachzuhangen, wobei wir indeſſen verſichern müſſen, daß der alte Lehnſtuhl ſeine guten und beſänftigenden Ein-

wirkungen nie verlor, ja, dieſe ſogar merkwürdiger Weiſe noch entſchiedener hervortraten, als nach kaum anderthalb Jahren ein junger Stölzer ſo weit herangewachſen war, um allein auf dem Lederkiſſen ſitzen zu können, und wo es alsdann niemals lange dauerte, bis ſich ſein weinendes Geſicht zu einem lächelnden verzog.

Gemeinschaftliche Arbeit.

Was wäre entzückender und beglückender als der Augenblick, wo man zu irgend einem Genuſſe, zu irgend einer ſüßen Freude den ſchäumenden Becher des Lebens zum erſten Mal an die durſtigen Lippen ſetzt? Iſt doch oft ſchon die Vorahnung deſſen, was uns erwartet, wahrhaft ſchwindelerregend und betäuben wir uns doch ſo gerne damit, irgend eine, vielleicht noch in weiter Ferne ſtehende Freude dadurch wenigſtens ſcheinbar näher zu rücken, daß wir ſie uns zum Voraus in Gedanken ſyſtematiſch zergliedern, um jedes zarte Blumenblättchen, jeden Staubfaden der erwarteten Blüthe ſchon in der Phantaſie voraus zu genießen!

Und wenn dann die Erfüllung gekommen, wenn wir endlich an dem lang erſehnten Becher der Freude zum erſten Mal geſchlürft, — wie bemühen wir uns, die Erinnerung an dieſen erſten und köſtlichſten Zug mit allen ſich daran knüpfenden Empfindungen feſtzuhalten, wohl ſchon ahnend, daß uns der zweite und die folgenden nicht mehr das gleiche Entzücken verurſachen werden!

Ja, mögen wir ſpäter Erfolge haben, welche wir wollen, mag es Orden hoher und höchſter Klaſſe, mag es Titel auf uns regnen, die uns zur vierten, ja zur dritten

Rangklasse in nächster Nähe der Halbgötter mit dem Prädikate Excellenz berechtigen; mögen wir in Liebesabenteuern es beinahe jenem spanischen Ungeheuer gleich thun, das an die Spitze seiner verbrecherischen Liste drei Prinzessinnen zu setzen vermochte; mögen wir General geworden sein oder sogar Feldmarschall; mögen wir Bilder malen, die uns schon auf der Staffelei um ein wahnsinniges Geld abgeschmeichelt werden; mögen wir im Stande sein, ächte Havanna um dreihundert Thaler per Mille — wie sich deutsche Cigarrenhändler auszudrücken pflegen — zu rauchen; mögen wir endlich in der glücklichen Lage sein, von einem Buchhändler jede beliebige Summe fordern zu dürfen, statt ein mäßiges Honorar demüthig zu erbitten, so werden wir uns doch noch mit Entzücken des ersten bescheidenen Erfolges auf unserem Lebenswege erinnern und es nie vergessen, wie selig uns jener erste, selbst noch so karge Zug aus dem schäumenden Becher des Lebens einst gemacht.

Unserem so lange unfruchtbar gewesenen Knopfloche ist endlich das erste Bändchen erblüht und wir wirbeln vor Glückseligkeit, verstehen es durchaus nicht, daß die ganze Welt nicht in Aufregung geräth, daß man nicht schon auf Straßenlänge die Lorgnons auf uns richtet, daß uns des Ordenskanzlers Excellenz, der doch unser Dekret unterschrieben, nicht schon von Weitem ein freundschaftliches „Herr College" zuruft, daß Freunde und Neider bei unserem Anblicke nicht wie erstarrt stehen bleiben, ja, daß es Leute gibt, die unser erstes, so breit als möglich ausgelegtes Ordensband gar nicht zu bemerken scheinen, während es doch so auffallend in unsere stets abwärts schielenden Blicke flimmert, daß wir schon ein paar Mal Begegnende anrannten

mag wiſſen, weßhalb, ihre ungetheilte Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Sie blieben vor uns ſtehen, riſſen ihre Mäuler auf, ſtreckten die Zungen heraus und brachen dann in ägyptiſche Verwünſchungen aus, die unüberſetzbar ſind. Was ſollten wir machen? Das Beſte war — was wir thaten, — ruhig ſitzen zu bleiben und ſie ſchreien zu laſſen.“ Aber es blieb nicht bei dem Schreien. Ein paar griffen in ihre Taſchen, holten Zwiebeln und Orangen hervor und fingen an, uns damit zu bewerfen. So lange hatte unſer alter guter Türke mit tiefer Verachtung lächelnd dem Treiben zugeſehen, ja, er hatte ſich vor ſie hingeſtellt, um uns ihren Blicken zu entziehen. Aber vergebens! Wie der Tiger, wenn er Blut geſchmeckt hat, ſo wurden dieſe Buben nach den erſten Würfen ganz des Teufels. Plötzlich ſprang unſer Wirth in die Höhe und ich muß geſtehen, ich hatte noch nie aus eines Menſchen Munde eine ſolche Fluth der gräßlichſten Flüche und Verwünſchungen gehört, wie ſie der alte Türke jetzt auf unſere Verfolger ergoß. Mittlerweile wurde die Kanonade heftiger, und zwiſchen die Orangen und Zwiebeln miſchten ſich ſchon harte Stücke Brod und Steine. Da riß unſerem Hausherrn vollends die Geduld. Er nahm die große eiſerne Stange, mit der er ſeinen Laden zu verſchließen pflegte, ſprang auf die Straße hinab und fing an, mit dieſem improviſirten Schwerte zwiſchen die Reihen der jungen fanatiſchen Leute hineinzuhauen. Als er das aber that, wurden wir gänzlich bloßgeſtellt, und ich erhielt einen heftigen Steinwurf an die Schulter. Wer weiß auch, wie die Sache geendigt hätte, wenn nicht die ungeheure Menſchenmaſſe, die der heiligen Decke folgte, ſo unaufhaltſam von hinten vorgedrängt hätte, daß unſere Feinde nothwendigerweiſe weggeſchoben wurden! Nur ein paar der ergrimmteſten löſten ſich von dem Haufen ab und faßten in der Nähe unſers Hauſes Poſto. Darunter war Einer, ein langer, aufgeſchoſſener blaſſer Schlingel, mit Augen wie eine Schlange.“

und in unserer Verwirrung einen Gaslaternenpfahl höflichst um Entschuldigung baten.

Mit der ersten militärischen Treffe ist es ganz die gleiche Geschichte, aber auch hier wird unser selbstbewußtes Gefühl, jetzt endlich etwas geworden zu sein, zuweilen unter der bitteren Kränkung des Nichtbeachtetwerdens leiden; doch haben wir hier wenigstens die Genugthuung, durch den Eifer junger Rekruten geehrt zu werden, deren Hand bei unserem Anblick mit einer Gewalt an die Mütze fährt, als wollten sie den Arm aus der Schulter schleudern, was uns mit „Augen rechts" ein unbeschreiblich süßes Gefühl verursacht.

Was Herzensregungen anbelangt, so ist wohl jeder unserer geneigten Leser, ja auch manche freundliche Leserin im Stande, die Wahrheit unserer Behauptung zu bestätigen, und möchte ich Jeden fragen, ob er bei spätern, selbst den gefährlichsten Stürmen, die bis zum Reißen der Segel, zum Senken der Flagge, ja zuweilen bis zum Schiffbruch gingen, jenen süßen Augenblick vergessen konnte, wo ein unschuldiges Herz zum ersten Mal an seiner Brust geruht, wo seine heißen Lippen zum ersten Mal „gesucht und gefunden!"

Wenn auch der Vergleich mit einer Cigarre etwas trivial erscheint, so ist er darum doch nicht minder passend, und man frage nur all die würdigen Männer, denen der Kammerdiener die feinste Puros schon abgeschnitten überreicht, ob sie sich nicht mit Wehmuth jenes ganz ordinären ersten Glimmstängels erinnern, den sie in ihrer Jugend mit eingesetzter Federspule heimlich rauchten, und ob jene ersten Züge abscheulichen Krautes nicht heute noch trotz dem unmittelbar darauf erfolgten katzenjämmerlichen Zustande

lebhaft und zwar angenehm lebhaft in ihrem Gedächtniß stehen!

Bedeutende Maler, deren Werke auf allen Ausstellungen prämiirt wurden, die Orden und Reichthümer gewannen, deren Bilder heute schon vor dem ersten Pinselstrich auf die Leinwand verkauft sind, haben es uns wehmüthig eingestanden, daß sie nie mehr jenes reine Entzücken gefühlt, als damals, wo sie in einer Dachkammer wohnend, die hübsche Nachbarin malten, wobei wir zur Ehrenrettung der betreffenden großen Künstler konstatiren, daß das Entzücken nicht etwa der Persönlichkeit jener hübschen Nachbarin galt, sondern einzig dem Umstande, daß das betreffende Bildchen, als es auf der Permanenten Ausstellung von Herdtle und Peters erschien, einen grimmigen unfehlbaren Kunstkenner veranlaßte, seine Brille abzuwischen, nochmals hinzuschauen und ein günstiges Urtheil abzugeben, indem er langsam mit seinem würdigen Haupte nickte.

Was nun endlich den jungen Schriftsteller anbelangt, der zum ersten Mal wirklich gedruckt worden ist, so können wir aus Erfahrung berichten, daß ihm später die Herausgabe seiner sämmtlichen unsterblichen Werke auch nicht den tausendsten Theil jenes wonnigen Gefühls verursacht, als dazumal in einem unbedeutenden Tagblatte der Stadt das Erscheinen seiner „Angelika" — einer Herzensgeschichte — „aus den Verirrungen der Seele".

Glückselige Zeit, wo er sein Erstlingswerk in der Tasche in gehobener Stimmung durch die Straße schwebte, als fühle er in Wahrheit den geflügelten Pegasus unter sich, und als bedürfe es nur eines Zungenschlages, um hinaus und hinauf durch alle Welten zu stürmen. —

Wie entzückte ihn jeder an sich noch so gleichgültige Blick aus den schönen Augen begegnender junger Damen, — sie hatten sicher seine „Angelika“ gelesen! Wie wichtig erschien es ihm, daß der alte, sonst so mürrische Buchhändler Krabbe seinen ehrerbietigen Gruß mit einem Anfluge von Artigkeit erwiderte, denn wie konnte er zweifeln, daß auch dieser feinspurige Verleger seiner „Angelika“ einige Beachtung geschenkt und später mit zuvorkommendem Lächeln den jungen Schriftsteller in jenem unheimlichen Lokal, „Verlagscomptoir“ genannt, empfangen würde, welches sonst für den armen Anfänger nur ein Ort des Schreckens ist! Wie betrat er aufrechten Hauptes, wohlgemuth, aber immerhin mit einer erkünstelten Gleichgültigkeit, sein gewohntes Kaffeehaus, wie überflog er dort mit einem raschen Blick die Zeitungsleser und wie klopfte sein Herz, als er einen derselben so vertieft in seine „Angelika“ fand, daß derselbe die Augen auf das Blatt geheftet, mit dem Kaffeelöffel in der Luft herumrührte, statt in der braunen Flüssigkeit! Wie strömte ihm, nachdem er nun zum ersten Male die ächzende Buchdruckerpresse passirt hatte, eine wahre Fluth von Gedanken und Bildern, von Situationen und Verwicklungen, von vollständigen Novellenstoffen zu, so daß er förmlich in Verlegenheit kam, mit welchem seiner zukünftig unsterblichen Werke er die Welt zuerst beglücken sollte!

Und daß seine „Angelika“ in der That bemerkt worden war, ja bedeutende Aufmerksamkeit erregt hatte, erfuhr er ja nicht nur durch ein allerdings sehr bescheidenes Honorar, das ihm zu Theil geworden, sondern auch durch wiederholte Aufforderungen, Weiteres zu schreiben, Aufforderungen, die nach seiner zweiten und dritten Arbeit auch von

bedeutenderen Journalen kamen und die, weil er so glücklich war, ihnen genügend Folge leisten zu können, seinem Namen in nicht gar zu langer Zeit sogar in weiteren Kreisen einen guten Klang verschafften.

Glücklicher als solch einen jungen Schriftsteller, um den Redaktionen und Buchhändler buhlen, gibt's auf der weiten Welt nichts mehr. Wie bietet sich ihm Alles, was er sieht, als Studie und zur Verwerthung an! Ja, wenn irgendwo das Wort des Altmeisters: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben," zur praktischen Wahrheit wird, so bei ihm! — Er muß es allerdings verstehen, den richtigen „Griff in's volle Menschenleben" zu thun; er muß auch den Gegenständen die richtige Seite und Stimmung abzulauschen wissen, sowie nicht minder seine Gestalten und Phantasieen auf eine frische und ungezwungene Art auf dem Papier wieder erscheinen zu lassen. Aber wie mannigfaltig strömen ihm dann Stoffe und Bilder zu! Wie braucht er nur um sich herzuschauen und zu beobachten: auf der Promenade unter den geputzten Spaziergängern, im geselligen Familienkreise, oder auf dem Balle, auf dem Bahnhofe oder im Theater — überall drängen sich ihm Figuren und Situationen auf, ja werden dem Glücklichen zuweilen fast fertige Novellenstoffe vollständig wie ein gutzusammengesetztes Diner servirt; er braucht nur abzuschreiben, ein paar Reflexionen, für die man sich alphabetisch geordnet besondere Hefte — Vorrathskammern — anlegt, hineinzustreuen, einen pikanten Schluß zu erfinden — und das große Werk ist fertig!

Nachdem wir nun einmal das Handwerksgeheimniß mit solcher Offenheit preisgegeben haben, können wir auch verrathen, daß der junge Schriftsteller, von dem wir heute

erzählen wollen, es ungefähr ebenso machte: er schilderte natürlich und harmlos, was ihm an den verschiedenen Orten, deren wir oben erwähnt, begegnet und nicht begegnet, schrieb Bilder und Skizzen aus dem täglichen Leben, die sich häufig zu kleinen Erzählungen und Novellen dadurch zuspitzten, daß der erzürnte Oheim oder hartherzige Vater endlich doch noch ihren Segen gaben, oder daß der junge Mann plötzlich sein erstes Bild um ein riesiges Geld verkaufte, auch wohl, daß die arme Nähterin so glücklich war, das große Loos der Dombaulotterie zu gewinnen und mit dem ganzen Edelmuth eines weiblichen Herzens und unter den Flüstertönen glücklicher Liebe mit sammt ihren Fünfundzwanzig Tausend Thalern an seine Brust zu sinken.

Ach, noch heute erscheint sie ihm doppelt und dreimal glückselig, die Zeit dieses leichten schriftstellernden Geplänkels und literarischen Vorpostendienstes, wo er mit seinen Figuren lebte, liebte und litt, ihre Freuden und Schicksale wie seine eigenen fühlte, die Helenen, Elisen, Antoinetten und Eugenien seiner Phantasie wie wirkliche Wesen liebte, wo sein bescheidenes Zimmerchen insofern vollkommen die Eigenschaft der Nebelbilder hatte, als sich die vier ziemlich kahlen Wände auf's Leichteste von selbst in jeden Schauplatz verwandelten, den er für gut fand, zum Hintergrunde seiner stets wahren Geschichten zu wählen.

Bei diesem Schaffen bedurfte er überdies nur ganz geringfügiger Hilfsmittel: Ein Stuhl und ein Tisch, etwas Papier und Tinte, eine gute Schreibfeder und von Büchern vielleicht Petri's Werk über die Fremdworte, die Gedichtsammlungen von Heine und Geibel, die sich am besten eignen, um in einzelnen Versen als pikante Zuthat ein-

gebrockt zu werden. Denn es macht ſich doch ausgezeichnet, wenn wir z. B. ſagen: Es war an einem herrlichen Frühlingsmorgen

Im wunderſchönen Monat Mai
Als alle Knoſpen ſprangen —

Die ſchöne Leſerin fühlt dann gleich auf's Innigſte mit uns und iſt ſchon für unſere Erzählung erwärmt; da ſie ſich zufällig eines gleichen herrlichen Frühlingsmorgens aus ihrem eigenen Leben erinnert, wo ihr beim Pflücken duftiger Maiblumen oder ſüßer Veilchen im Schatten des ſtillen Waldes die Liebe aufgegangen iſt.

Ferner dürfen wir einige Photographieen junger ſchöner Freundinnen als ſehr nothwendiges Handwerksgeräth nicht vergeſſen. Woher nähme man ſonſt die wahrheitsgetreuen Schilderungen aller jener offenen und freien Stirnen, edelgeformten Naſen, feingeſchnittener Munde und kleiner elfenbeinweißer Zähne! Ja, man lehnt ſich gerne, wenn auch nur im Bilde, an den ſanft geſchwungenen Buſen einer dieſer Freundinnen, um dort allerlei zu erlauſchen, was zu erfinden ſelbſt der üppigſten Phantaſie einige Mühe verurſachen und ihr doch nicht immer ſo naturwahr und warm gerathen würde.

Wenn das Schifflein des jungen Schriftſtellers bei dieſer Art zu arbeiten und ſich zu vertiefen, auch zuweilen in ein bedenkliches Schwanken geräth, ſo vermeidet er dagegen andere, weit gefährlichere Klippen, die ihm auf dem Gebiete der Literatur entgegenſtarren und ſchon manchem ſchönen Talent verhängnißvoll geworden ſind. Wir meinen die Klippen ſchwerer fünfaktiger Trauerſpiele in Harniſch oder ſpaniſchem Mantel, die uns ſo verlockend und glänzend

erſcheinen, als ſeien ihre Zacken und Schroffen nur Säulen einer leicht zu erreichenden Ruhmeshalle, während wir doch den Tempel in Wahrheit niemals erreichen und zu ſpät erkennen, es ſei Alles nur nackter, unfruchtbarer Fels geweſen.

Gleich gefährlich und verführeriſch für den jungen Schriftſteller ſind auch jene ſtillen poetiſchen, von Morgenduft berührten oder von der Abendgluth beglänzten Seeflächen voll ſtiller Buchten, wo die Waſſerroſen blühen und über das ſäuſelnde Schilfrahr die Möve ſtreicht, wo das Schwanken des Nachens, das Flüſtern des Abendwindes von ſelbſt zum Gedichte wird und wo wir mit guten Vorkenntniſſen aus den Liedern bekannter Poeten ſo leicht dahin kommen, als würdige Nachahmer zu ſingen:

Leiſe zieht durch mein Gemüth
Dieſe Abendſtunde,
Und die Röthe, die dort flieht,
Mahnt an Liebchens Munde.

Auch die Lotusblume dort,
Schon beſtrahlt vom Lichte,
Formt mit manchem andern Wort
Leicht ſich zum Gedichte.

Und ehe wir es uns verſehen, haben wir dergleichen dutzendweiſe fertig, es ſchwillt zum Bande an, es drängt und will in's Leben hinaus, und wenn wir vielleicht Protektionen haben, oder ſo viel Vermögen, um etwas für Druck und Papier zuſetzen zu können, ſo wird ein armer Buchhändler breitgeſchlagen und die neuen Lieder des, bis jetzt noch unbekannten, aber zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigenden Dichters erſcheinen in Miniaturausgabe, roth mit gold, „würdig" — wie die Buch-

händleranzeige sagt — „den Tisch jeder jungen Dame zu zieren.“

Unser junger Schriftsteller fühlte glücklicherweise keinen Beruf, solchergestalt die entsetzlichen Schwärme jener Eintagsfliegen zu vermehren, blieb vielmehr nüchtern und bescheiden bei seinen kleinen Bildern aus dem Alltagsleben und wenn er sich je nach den ersten Jahren seiner schriftstellerischen Laufbahn einigen Aufwand gestattete, so bestand dieser in einer behaglichen Wohnung, sowie in der Anstellung eines Schreibers, dem er seine Skizzen und Novellen diktirte.

Es ist diese Art zu arbeiten von großem Vortheil; da Hand und Auge nicht ermüden, bleibt auch der Geist frischer, und wenn man so, eine gute Cigarre rauchend, in seinem Zimmer hin- und herspaziert, so gelingen Detailmalereien, namentlich aber Gespräche, am allerbesten, denn nach der Frage, die man laut ausspricht, wobei man den Klang der Worte hört, formt sich die Antwort mit überraschender Leichtigkeit.

Wenn wir noch hinzufügen, daß der junge Schriftsteller von angenehmem Aeußern war, auch von guter Familie, so glauben wir Alles gesagt zu haben, was zur Einleitung der vorliegenden kleinen Geschichte nöthig ist, und können nun getrost den geneigten Leser in die Wohnung unseres jungen Freundes begleiten, wo derselbe eben beim Frühstück der sehr angenehmen Beschäftigung obliegt, die Correcturbogen einer ihm selbst als sehr gelungen erscheinenden Novelle durchzulesen.

Dies ist noch mehr die Zeit glückseligen Erntens, als selbst der Augenblick, wo die Honorare in klingender Münze eingehen; denn in letzterem Fall bleibt der Tropfen

Wermuth selten aus, sei es nun, daß der stets unzufriedene Buchhändler diesmal etwas ganz Besonderes an unserer Arbeit auszusetzen hat, oder daß er sich in der Abrechnung geirrt — natürlich zu seinen Gunsten — das Gegentheil ist, soweit die deutsche Zunge klingt, bis jetzt noch niemals vorgekommen!

Herr Eugen Waldbauer hatte die Correcturbogen befriedigt aus der Hand gelegt, den Rest seines kalt gewordenen Kaffees getrunken und schritt nun behaglich, eine vortreffliche Cigarre rauchend — man raucht in Erzählungen und Novellen niemals andere — im Zimmer auf und ab. Manchmal blieb er einen Augenblick am Fenster stehen und warf einen Blick nach dem schönen Garten hinunter, dessen dichte Laubkronen und Gebüsche sich bereits mit leichtem Goldton herbstlich zu färben begannen. Dann wandte er sich wieder dem Tische zu, um mit einem flüchtigen Blick die noch unerbrochenen Briefe zu betrachten, die der Postbote soeben gebracht.

Draußen erklangen die Morgenglocken — es war Sonntag — und Waldbauer fühlte sich in eine so angenehme heitere Stimmung versetzt, daß er sich kaum entschließen konnte, die Briefcouverts abzureißen, die fast alle an den Schriftsteller, mitunter auch an den Herrn Doktor Eugen Waldbauer gerichtet waren, und meistens sehr geschäftlich aussahen.

Nur eines dieser Schreiben machte in der äußeren Form eine Ausnahme, es war ein ziemlich großes starkes Couvert; die Adresse an Herrn Waldbauer zeigte energische Schriftzüge und unter der siebenzackigen Krone des Siegels stand das Monogramm „A. W.“ Der Brief trug den Poststempel Rothenberg.

„Rothenberg? — was und wo iſt Rothenberg?“

Er hatte von einem Orte dieſes Namens nie gehört — jedenfalls ein kleines unbedeutendes Neſt — was konnte ihm von dort herkommen? Sollte auch vielleicht dort ſogar ein Sortimentsbuchhändler die Gegend unſicher machen, um während ſeiner Mußeſtunden im Spinnennetz trügeriſcher Verſprechungen junge, unerfahrene Schriftſteller zu fangen? Doch nein, dagegen ſprach die ſiebenzinkige Krone; er wußte, daß es nur einen einzigen freiherrlichen Buchhändler gab, deſſen Namensanfangsbuchſtaben nicht mit dem des Monogramms übereinſtimmten.

„Sehen wir alſo nach!“ —

Er riß das Couvert ab, entfaltete das Briefpapier und überflog mit etwas erſtaunter Miene die Zeilen.

Das Schreiben lautete folgendermaßen:

„Mein werther Herr!

„Faſt hätte ich geſagt, mein lieber Vetter, denn wenn Sie einen Blick auf die Unterſchrift werfen wollen, ſo werden Sie ſehen, daß ſich unſere Namen vollkommen gleichen, auch iſt das „Freiherr von“ vor dem meinigen von zu neuem Datum, um ſonderlich in's Gewicht zu fallen. Doch bin ich aus dem Norden Deutſchlands allerdings vor langen Jahren in dieſe Gegend gekommen, während Sie, wie ich höre, von einer ſüddeutſchen Familie abſtammen und ich ſomit für meine nachfolgende Bitte keinen verwandtſchaftlichen Anſpruch geltend machen kann. So muß ich mich denn auf den „werthen Herrn“ beſchränken, um Ihnen zu ſagen, daß ich, der Unterzeichnete, ſeit einigen Jahren von allen Geſchäften zurückgezogen, auf meinem Landgute wohne, daß es mich bei der hier herrſchenden Einſamkeit zuweilen recht erfreut, heitere

„Ah ha!“ ſagte lachend der Major.

„Dieſer hatte ſich auch unſerem Hausherrn entgegen geworfen und ihm heftig in ſeinen langen grauen Bart geſpuckt. Freilich bekam er dafür einen Tritt vor den Magen, der ihn wie eine Feder zuſammen krümmte; aber er ging nicht vom Platze. Nun muß ich geſtehen, auf dieſen Kerl hatte ich eine ungeheure Malice. Ihn hoffte ich zu treffen, ihm Einiges heimzuzahlen.

„Bei allem dem ſaßen wir aber ſchön in der Klemme. Der ganze Zug mußte vielleicht in einer halben Stunde wieder hier vorbei kommen, und wenn ſie uns dann noch fanden, ſo ging der Tanz von Neuem los. Auch wollten wir unſeren guten Hauswirth nicht länger incommodiren, und da mittlerweile unſere Eſel zurückkamen, ſo beſchloſſen wir, durch die unzählige Menſchenmenge unſeren Rückzug zu nehmen und uns dabei ſo gut wie möglich zu vertheidigen. Wir dankten für die genoſſene Gaſtfreundſchaft, ſaßen auf und ritten davon, natürlich im langſamſten Schritt, denn die Menge ſtand dicht an einander gepreßt auf der Straße. Ich ſah wohl, wie uns jener Kerl folgte, und war ſehr auf meiner Hut. Einen elaſtiſchen Stock mit bleiernem Knopf hielt ich ſo drohend, daß wir unangefochten auf einen breiteren Platz kamen. Doch kaum wollten wir unſere Eſel in einen kleinen Trab verſetzen, als mein Gefährte, der Engländer, einen ſolchen Schlag auf den Kopf erhielt, daß ihm ſein Hut über die Augen hinein fuhr. Natürlich wandte ich mich rückwärts; jener Kerl war dicht hinter uns, und ein Anderer ſprang von der Seite her und faßte meinen Eſel am Zügel. Dem Letzteren ließ ich aber meinen Stock ſo kräftig auf die Hand fallen, daß er heulend dieſelbe los ließ, um mich jedoch gleich darauf mit der anderen wieder zu faſſen. Wir ſaßen ſchön im Gedränge und konnten im nächſten Augenblick zu Boden geſchlagen und zertreten ſein. Da trabte ein Reiter quer über den Platz dahin, dem zwei Kawaſſen folgten. Mir ſchien an-

Geſellſchaft um mich zu haben, daß ich entzückt von Ihren humoriſtiſchen Schriften bin und Ihnen deßhalb den Vorſchlag mache, ein paar Wochen bei mir zubringen zu wollen. Sind Sie Jäger, ſo finden Sie in den Waldungen nicht nur verſchiedenes Wildpret, ſondern in meinem Hauſe auch an Gewehren und dergleichen Dingen alles Nöthige; wollen Sie reiten oder fahren, ſo ſind meine Pferde und Wagen zu Ihrem Befehl, und wollen Sie arbeiten, ſo ſollen Sie das ſtillſte Zimmer im Hauſe haben mit der Ausſicht auf eine Waldſchlucht, die, wie man ſagt, viel Romantiſches hat; auch habe ich ſchon in der angenehmen Vorausſicht Ihrer Zuſage für Papier, Tinte und Federn geſorgt.

„Wenn Sie alſo Luſt haben, die Einladung eines Ihnen allerdings Unbekannten anzunehmen, ſo telegraphiren Sie mir den Tag Ihrer Ankunft „Waldbauer auf Rotheneck bei Rothenberg“ und fahren dann mit dem Nachmittagszuge bis nach der Station Grimmfelden, wo Sie ein Wagen erwarten ſoll. Indem ich dieſe Gelegenheit ergreife, Sie meiner ausgezeichnetſten Hochachtung und Verehrung zu verſichern, bin ich Ihr ganz ergebenſter

Freiherr von Waldbauer.“

„Nun, das laſſe ich mir gefallen,“ rief der junge Schriftſteller, die Hand mit dem Schreiben ſinken laſſend, „und hübſcher gibt es wahrlich keine Expoſition zu einer Novelle . . .“

Er ging von Neuem, ein heiteres Lächeln auf den Lippen, nachſinnend im Zimmer hin und her.

„Ja, wahrhaftig, und wenn ich auch dieſe Einladung nicht annehmen würde, ſo ließe ſich doch aus der Idee etwas machen. Iſt dieſer menſchenfreundliche Baron, wie

ich vermuthe, ein älterer Herr, ſo gebe ich ihm Familie, eine liebenswürdige Frau und ein par allerliebſte Töchter, von denen die ältere, Eliſe, ein ernſtes ſchwärmeriſches Gemüth, mit braunen Augen und blondem Haar, ſelbſt ein bischen Poeſie treibt, bei Waldſtreifereien oder Mondſcheinſpaziergängen gern die ſchönen Augen zum Himmel emporſchlägt, die andere, Eugenie, um ein Jahr jünger, mit dunklem Haar, lebhaften neckiſchen Augen und heiterem Temperament, in Allem, was ſie thut und ſagt, der vortrefflichſte Gegenſatz zu ihrer Schweſter und für eine Novelle außerordentlich brauchbar iſt, jene ein Agathencharakter, dieſe ganz Aennchen: ‚Grillen ſind mir böſe Gäſte ꝛc.‘ Und nun muß es von den Umſtänden abhängen, für welche ſich der junge, ſo vertrauensvoll eingeladene Fremdling entſcheidet.“

„Nun — daß wir die Einladung annehmen,“ ſagte er nach einem wohlgefälligen Blick in den Spiegel, während er mit der Hand durch ſein dichtes, braungelocktes Haar fuhr, „verſteht ſich von ſelbſt; die Correctur da iſt beſorgt, dringende Verpflichtungen für die nächſten acht bis vierzehn Tage haben wir keine, Geld iſt hinlänglich vorhanden und ſomit wollen wir denn mit gütiger Erlaubniß unſere Ankunft auf übermorgen anzeigen. — Du haſts gewollt, edler Waldbauer auf Rotheneck, und haſt dir ſämmtliche Folgen ſelbſt beizumeſſen!“

Da in den nächſten Tagen nichts vorfiel, was dieſen Entſchluß hätte ändern können, ſo beſtieg Herr Eugen Waldbauer am Dienſtag Nachmittag den Bahnzug, um nach Grimmfelden zu fahren.

Unterwegs begegnete ihm nichts Intereſſantes, ja nicht einmal etwas beſonders Bemerkenswerthes, und das

Notizbuch blieb ruhig in der Brusttaſche. Seine nächſten Nachbarn waren einfache Leute, die nur flüſternd zuſammenſprachen, ihre Nachtſäcke ſchüchtern auf dem Schoße hielten und kaum die Lehne ihres Sitzes berührten; weiterhin kamen ein par laut renommirende Handlungsreiſende, mit goldenen Ringen an den dicken weichen Fingern, gut gepflegten Bärten und verſchwommenen ſinnlichen Augen, die laut genug von ihren Neigungen und Gewohnheiten ſprachen. Sie erregten durch ihr frivoles Geſchwätz die Entrüſtungen einiger Beamtenfrauen, welche ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen ihnen und einer anderen Geſellſchaft in der jenſeitigen Wagenecke theilten. Dieſelbe beſtand aus zwei jungen Herren mit ſüdlich dunklen, blitzenden Augen, etwas ſtark gekrümmten Naſen, dichten, ſchwarzen, krauſen Haaren, und zwei Schönen derſelben ſüdlichen Raſſe, welche den einen der Herren eben wegen einer wahrſcheinlich ſehr gravirenden Liebesgeſchichte mit Anzüglichkeiten überhäuften.

Die Station Grimmfelden war endlich erreicht.

Grimmfelden, ein harmloſer Ort, wenn man drei bis vier Häuſer ſo nennen darf, lag an einem Ausläufer des Bergzugs, der bisher die Bahn begleitet hatte. Rechts ſah man über die weite Ebene nach dem Horizont, wo ein dichter Dunſt die Lage der Stadt bezeichnete, die Eugen Waldbauer vor einer Stunde verlaſſen; links traten die friſchen, immer noch grünen Berge mit ihren dichten Wäldern bis in die unmittelbare Nähe der Bahnſtation vor. Seitwärts von derſelben ſtand eine elegante Kaleſche mit zwei ſchönen kräftigen Pferden beſpannt, deren Kutſcher über die Perſon des Erwarteten durchaus nicht im Zweifel ſein konnte, indem dieſer der einzige hier ausſteigende

Paſſagier war. Sein leichter Koffer ward ihm augenblicklich verabfolgt und als er mit demſelben zum Wagen trat, ſenkte der Kutſcher unter einer Kopfneigung ſeine Peitſche und ſagte: „Von dem Herrn Baron von Waldbauer geſchickt; wenn es Euer Gnaden gefällig iſt, wollen wir ſogleich nach Hauſe fahren.“

„Gewiß — je eher, je lieber! Wie lange fahren wir?“

„Mit dieſen Pferden nur zwei Stunden, ein gewöhnlicher Wagen aber braucht mindeſtens drei und ein halb — prachtvoller Weg — das heißt, was den Blick über die Höhen und Waldungen anbelangt, ſonſt läßt er allerdings zu wünſchen übrig, doch fahre ich ihn ebenſo gut in ſtockfinſterer Nacht, als wie am Tag.“

Er legte auf das Ich einen beſonderen Nachdruck, um alsdann, nachdem er geſehen, daß ſich der junge Herr behaglich in die Ecke gedrückt hatte, ſeinen unruhig hin und her tretenden Pferden etwas Luft zu laſſen, die denn auch ſofort in ſcharfem Trabe den Bahnhof verließen, um den gleich etwas ſteilen Weg mit ſpielender Leichtigkeit zu nehmen.

Eugen Waldbauer befand ſich in außerordentlich heiterer Stimmung, was uns nicht Wunder nehmen kann, denn wenn auch ſeine ſonſtige Alltagsexiſtenz, wie wir bereits wiſſen, eine ganz angenehme war, ſo entfaltete doch ſeine Phantaſie hier in dem ſanft ſchaukelnden Wagen mit den weichen kühlen Lederkiſſen ganz beſonders lebhaft ihre Schwingen und nachdem er ſich noch eine Cigarre angezündet, hatte er das Gefühl, wenigſtens für den Augenblick mit keinem Könige zu tauſchen.

Bald fuhren ſie im Walde unter mächtigen Bäumen dahin. Es hatte kurz vorher geregnet und der Wind

schüttelte leichte Tropfen aus den Zweigen nieder; die Sonne, schon ziemlich tief am Horizonte, wurde zuweilen von Wolken verhüllt, um dann wieder plötzlich glänzend hervorzubrechen, wodurch das Innere des vom Regen feuchten Waldes fortwährend sein Aussehen veränderte. Bald schlossen sich die massigen Partien mit den ernsten majestätischen Stämmen zu finsteren Wänden, bald wurden sie von den wieder einfallenden Strahlen bis in den fernsten Hintergrund erleuchtet und verklärt.

Da gab es unzählige wunderbare Bilder, die nur der Berufene sieht und versteht. Wie aus Silber geformt glänzen die dünnen Stämmchen der einzeln stehenden Birken, während es auf dem Boden wie von ausgestreuten Kleinodien funkelt, herabgewehte Blätter leuchten golden aus dem dunkeln Moos, ganz gewöhnliche Kiesel und Felsbrocken schimmern wie bunte Edelsteine und über ihnen wiegen sich zierliche Farrenkräuter wie Federbüsche hin und her. Auf der Stelle, wo ein klares Quellwasser über Moos und Gestein herabläuft, ruht, durch die Waldlücke hereinbrechend, ein leuchtender Sonnenblick, vergoldet Laub und Stämme und läßt eine Partie dunkelrother Fliegenschwämme wie einen Märchenschatz von Rubinen erscheinen.

So ganz märchenhaft war es denn auch unserem Reisenden bei dieser Fahrt zu Muth und die wunderbarsten Bilder beschäftigten seine Phantasie auch dann noch, als die Sonne bereits verschwunden war, alle hellen Farben augenblicklich erloschen, der Wald zuerst wieder in ernsten grünen Tönen erschien, dann sich vom äußersten Ende an allmälig in tiefes Blau hüllte, das ebenso allmälig wieder verschwand, um in das Grau der Dämmerung überzugehen, die bald nichts mehr erkennen ließ, als die hellere

Linie des ſandigen Weges, oder einzelne über den Laubwald aufragende rieſige Tannen.

In ſeiner Stimmung hätte es ihn gar nicht gewundert, wenn die wallenden Nebel dort über die Wieſe als zweifelloſe Erlkönigstöchter näher gehuſcht wären, wenn in Fels und Geſtein ein geſpenſtiſches Treiben von Kobolden und Irrlichtern begonnen hätte oder wenn plötzlich hoch über ihm ein Felſenſchloß erſchienen wäre, alle Fenſter hell beleuchtet, die Thürme beflaggt und auf dem höchſten derſelben eine Muſikbande, die ihn mit einer rauſchenden Fanfare begrüßte.

Doch wollte ſich von alledem nichts zeigen: um ihn her blieb es ſchweigſam und finſter, ja, er mußte ſich, aus ſeinen Märchenträumen erwachend, geſtehen, daß die Aeußerung des Kutſchers, es laſſe der Weg zu wünſchen übrig, ihre volle Berechtigung habe; dagegen konnte er nicht umhin, der Sicherheit, mit welcher derſelbe ſeine vortrefflichen Pferde lenkte, volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Wenn auch der Wagen häufig rüttelte und ſtieß, ſo wand er ſich doch leicht und raſch durch die oft ziemlich ſchmalen Waldwege, rollte dröhnend über enge Holzbrücken und zwar im gleichen vollen Lauf der Pferde, mochte es abwärts gehen oder aufwärts ſteigen.

Schon tauchte das Sternbild Orion am ſüdlichen Horizonte auf, während ſie über eine weite Waldlichtung fuhren, als der Kutſcher, ſich halb umwendend, ſagte: „Jetzt haben wir den ſchlimmen Weg hinter uns — noch eine gute Viertelſtunde und wir kommen auf die Landſtraße dort zur Rechten — ſehen Euer Gnaden dort die Lichter?“

„Gewiß — wahrſcheinlich das Gut Ihres Herrn?“

„Nein, das ist das Dorf Rotheuberg, doch biegen wir dicht vor demselben nach Rotheneck ab.“

„Rotheneck ist eine große Besitzung?“

„Das will ich meinen, ein par tausend Morgen Waldwiesen und Feld.“

„Mit einem großen Schlosse?“

„Mäßig; es war ehemals eine herzogliche Wildmeisterei, die seither durch einen Anbau vergrößert wurde. Das Schloß liegt mitten im Walde am Rande einer Schlucht, durch die man bei hellem Wetter weit ins Land hinaus sieht. In dieser Schlucht laufen die Quellen des ganzen Gebirgsstocks zu einem schönen klaren See zusammen, der eine Menge starker Forellen hat; weiter abwärts treibt das Wasser noch verschiedene Mühlen. Dieser Bach ist dem alten Herrn seine Freude, er thut nichts lieber, als das Ufer entlang gehen und Forellen fangen.“

„Das ist auch eine sehr hübsche Beschäftigung.“

„Ja, wenn man Zeit dazu hat,“ versetzte der Kutscher, sich wieder vollständig gegen seine Pferde wendend, worauf er beifügte: „Und da es nun hier auf der breiten Landstraße topfeben geht, so wollen wir die Braunen auch ein bischen austraben lassen, um bald zu Hause zu sein.“ Er ließ einen leichten Zungenschlag hören und die wackeren Pferde flogen dahin, als wenn sie eben erst aus dem Stalle gekommen wären.

Das war ein angenehmes und behagliches Fahren in der jetzt trotz der raschen Bewegung so anmuthig weich schaukelnden Kalesche, Baum um Baum flog eilfertig rückwärts, dazwischen die hellleuchtenden Randsteine, während über ihm der klare Himmel mit all den blitzenden Sternen

in ſeiner ganzen nächtlichen Pracht funkelte — eine Fahrt, wie gemacht, um phantaſtiſchen Träumen nachzuhängen, um die vielverſprechenden Bilder aneinander zu reihen, die ſeinen Geiſt beſchäftigten: die ehemalige herzogliche Wildmeiſterei, wahrſcheinlich mit alten Waffen und mächtigen Hirſchgeweihen, die romantiſche Schlucht, das Forellenwaſſer, prachtvolle Herbſtmorgen mit dampfendem Nebel, wo ganze Rudel Edelhirſche unter den mächtigen Stämmen dahinziehen, jetzt, beim ſcharfen Knallen der Büchſe in wilder Flucht verſchwindend — und dann Abends in der großen Halle am lodernden Kaminfeuer er, ungeheuer intereſſant plaudernd, ganz Othello, wie er im erſten Akt geſchildert wird, allerdings nur Erdichtetes erzählend, aber trotz alledem Hahn im Korbe.

„Hier fängt der Schloßgarten an," ſagte der Kutſcher und bog von der Straße nach einem Eingange ab, der aus einer halbkreisförmigen Mauer beſtehend, ein geöffnetes eiſernes Gitterthor zwiſchen mächtigen viereckigen Pfeilern zeigte. Dann rollte der Wagen kaum hörbar auf feinem Kieswege zwiſchen einer Allee gewiß uralter Bäume dahin, und ſchnurgerade auf das Schloßgebäude zu.

Schon oft hatte der junge Schriftſteller von dem herzlichen und feſtlichen Empfang bei der Ankunft auf dieſen ländlichen Schlöſſern nicht nur geleſen, ſondern auch ſelbſt erzählt: wie es ſich zur Abendzeit ganz beſonders gaſtlich, ja feierlich und prächtig macht, wenn den ankommenden hochgeehrten Gaſt die ganze Familie oben auf der Freitreppe empfängt, während Wachslichter und Fackeln in den Händen der Diener auf den Stufen und der Jägerburſchen im Hofe die Scene ſo maleriſch ſchön beleuchten; wie der alte Herr freundlich mit der Hand winkt, die

Schloßfrau kopfnickend grüßt, während die reizenden ungleichen Schwestern Elise und Eugenie den jungen Fremdling mit liebenswürdiger Neugier betrachten — die ältere sinnig, fast verschämt, die jüngere heiter und freundlich. Dann empfängt der Schloßherr den Gast mit biderbem deutschem Handschlag — die Dienerschaft reißt die Flügelthüren, die vom Vestibül in die Halle führen, auf — —

In diesem Augenblicke hielt der Wagen mit einem scharfen Ruck auf dem ziemlich geräumigen, aber stillen und finsteren Schloßhof, den, soviel Eugen Waldbauer sehen konnte, hohe Gebäude mit gezackten Giebeln umstanden. Doch war in diesen Gebäuden auch nicht ein einziges Fenster erleuchtet, ja auch sonst keine Spur von Leben sichtbar; rings herrschte die tiefste Stille, nur unterbrochen durch das leichte Schütteln der Pferde, sowie durch das Plätschern eines laufenden Brunnens. Selbst der Kutscher beantwortete in gedämpftem Tone die Frage: „ob es denn schon so spät sei?“ mit den flüsternd gesprochenen Worten: „Vielleicht hat sich der alte Herr schon zur Ruhe begeben, wie er häufig thut, wenn er an Kopfweh leidet, doch ist Frau Brigitte jedenfalls noch auf, um Ihnen Ihr Zimmer anweisen zu lassen.“ Dann schlich ein Stallknecht mit einer Laterne herbei, nahm den kleinen Reisekoffer vom Wagen auf seine Schulter, und da er hierauf, dem Hause zugehend, wie vorleuchtend die Laterne erhob, so folgte ihm unser Reisender, wobei er indessen ein bedenkliches Kopfschütteln nicht unterdrücken konnte.

Auch betraten sie das Haus nicht über die seitwärts aus dem Dunkel hervorschimmernde Freitreppe, sondern durch ein kleines Thürchen, das in einem Eckthurme angebracht war und hinter welchem sie ein par Stufen auf

einer Wendeltreppe aufſteigend in einen Korridor gelangten, deſſen bedeutende Länge man daran ermeſſen konnte, daß ein Licht, obgleich deſſen Trägerin mit eiligen Schritten daher kam, ziemlich lange brauchte, bis es ſich ſoweit näherte, um in dieſer Trägerin eine nicht große, aber etwas breite, ſchon ältere Dame erkennen zu laſſen, deren mächtiger Schlüſſelbund am Gürtel ſie als Haushälterin, Frau Brigitte, kennzeichnete.

Sie hatte ein gutmüthiges Geſicht, offene, freundliche Augen, doch entging es dem jungen Manne nicht, daß ſie ihn mit großem Ernſte, ja etwas mißtrauiſch betrachtete.

„Sie werden entſchuldigen," ſagte ſie alsdann, „daß der Herr Baron wegen ſtarker Kopfſchmerzen, woran er häufig leidet, verhindert iſt, Sie perſönlich zu empfangen, ja, ſich ſchon zur Ruhe begeben mußte, doch ſind Ihre Zimmer bereit und wenn Sie erlauben, laſſe ich Sie hinaufführen — Gerhard, begleiten Sie den Herrn." Dann knixte ſie ziemlich kurz und verſchwand in einer Seitenthüre, während der ſchweigende Stallknecht abermals ſeine Laterne und diesmal gegen die Stufen der Wendeltreppe erhob.

Sie ſtiegen ziemlich hoch aufwärts, durchſchritten wieder einen langen Korridor, der mit dem unteren korreſpondirte, wandten ſich am Ende deſſelben links und kamen nun über einen breiteren Vorplatz an einer Flügelthüre, die der Bediente öffnete, worauf er den Koffer auf den Boden ſtellte und dann in dem großen Raum ſoviel Lichter, ſowohl auf dem Kamingeſims, als auf dem Tiſche anzündete, daß das Zimmer mit ſeiner Einrichtung nun recht freundlich, ja behaglich erſchien. Weiche Teppiche bedeckten den Boden, links an der Wand ſtand ein breites Himmel-

fänglich jener Reiter ein vornehmer Beduine zu ſein, denn er trug einen prächtigen Burnus und ein goldgeſticktes Kopftuch. Die drei Reiter kamen gerade auf uns zu, weßhalb die Menge einen Augenblick auf die Seite wich. Plötzlich ſah ich, wie der Beduinen-Häuptling mit einem Satze ſeines Pferdes an meiner Seite war, und als ich mich umdrehte, hatte er jenen Kerl, der gerade einen Schlag nach mir führen wollte, am Halſe gefaßt und zog ihn ſo gewaltig in die Höhe, daß er einen Schuh vom Boden zappelte."

„Der brave Major!" ſagte laut lachend der Hausherr. „Das war zur rechten Zeit gekommen."

„Aber ſo konnte auch nur er kommen," fuhr der Baron fort. „Nachdem er unſeren Feind einen Augenblick hatte zappeln laſſen, warf er ihn mit einer Handbewegung in den dickſten Haufen hinein, ſo daß er, ſelbſt zu Boden ſtürzend, Drei bis Vier mit ſich niederriß."

„Ja, ja," nahm in dieſem Augenblicke der Major das Wort, „es war ſchade, daß damit die Geſchichte zu Ende war. Ich hätte mich auf eine kleine Rauferei unendlich gefreut. Wenn man ſo friſch aus der Wüſte kommt, tagelang im Sattel, immer unter freiem Himmel, hier und da eine kleine Attaqué auf einen Trupp Raub-Beduinen mitmacht, da jucken Einem die Finger. Es war, wie geſagt, ſchade, Baron, daß ich dich nicht ein Bischen tiefer im Gedränge fand. Aber ſie ſtoben auseinander wie aufgeſchreckte Hühner. Ich richtete mich in den Steigbügeln empor, ſah mich ein paar Mal rings um — Alles umſonſt; ſie machten uns mehr Platz als wir brauchten. Und da nahmen wir denn die beiden Bekannten in die Mitte und zogen nach unſerem Hotel."

„Und ſo" ſagte der Baron, „traf ich mit dem Major in Kairo zuſammen."

bett, rechts Alles, was zur Toilette gehört, ſowie ein großer aus Eichenholz geſchnitzter Kleiderſchrank, dazwiſchen hochlehnige, alterthümliche Stühle und vor dem einzigen, aber ſehr breiten Fenſter ein Schreibtiſch, auf welchem die brieflich verſprochenen Materialien: Papier, Federn und ein mächtiges Tintenfaß ſich befanden. Daß in dem hohen Kamin ein helles Feuer loderte, war nach der langen Fahrt in der recht kühl gewordenen Nacht durchaus nicht unangenehm.

„Die Madame hat gedacht," ließ ſich der Stallknecht jetzt zum erſten Mal vernehmen, „es würde Euer Gnaden, da es ſchon ziemlich ſpät iſt, angenehmer ſein, hier oben zu Nacht zu eſſen und es iſt nebenan Alles ſervirt."

Damit öffnete er die Thüre in ein anderes Zimmer, zündete auch dort auf einem gedeckten Tiſch die Lichter an und bemerkte noch, ehe er ſich zurückzog, daß ſich die Klingel für die Dienerſchaft neben dem Kamin befände.

Dann war der Gaſt des Schloſſes allein und in Ermangelung eines Genoſſen, den er mit fragendem Blick verwundert über dieſen etwas ſeltſamen Empfang hätte anſchauen können, begnügte er ſich, achſelzuckend ein par Mal in dem weiten Gemache hin- und herzugehen, welches ihm übrigens, je genauer er die Einrichtung betrachtete, immer wohnlicher vorkam; auch der gedeckte Tiſch ließ durchaus nichts zu wünſchen übrig. Das ſchwere Porzellan zeigte daſſelbe Monogramm, wie der Brief des Freiherrn von Waldbauer, gediegenes Silber blitzte im Lichterglanz, in den eleganten Kriſtallflaſchen befand ſich weißer und rother Wein, der ſich ſpäter als ganz vorzüglich auswies, und obgleich nur kalte Küche aufgetragen war, ſo befand ſich darunter doch eine vortreffliche Wildpretpaſtete, kalte Feld-

hühner mit ausgezeichnetem Salat und weichgekochte Eier unter einer heißen Serviette. Ueberdies gab es herrliche Früchte, Trauben, Aepfel und ſaftige Birnen, weßhalb Eugen auch, ſchon während er mit gutem Appetit tafelte, den etwas froſtigen Empfang vergeſſen hatte und, von dem guten Bordeaux angenehm durchwärmt, es zuletzt wie eine Art von Höflichkeit empfand, daß man ihn nach der ermüdenden Fahrt für heute Abend allein gelaſſen und ihm ſo Gelegenheit gegeben hatte, vollkommen ausgeruht morgen früh im beſten Lichte vor der Familie zu erſcheinen.

Daß bei dem Unwohlſein des alten Herrn auch die Baronin und ihre beiden Töchter — er beharrte immer noch auf dem Daſein der beiden jungen ſchönen Mädchen, Eliſe und Eugenie — ihn, einen gänzlich Fremden, nicht empfangen hatten, war den Damen im Grunde nicht übel zu nehmen und augenſcheinlich nur eine zarte Aufmerkſamkeit, die ihn freute.

Unter dieſen wohlwollenden Gedanken ſpazierte er eine Zeit lang durch beide Gemächer auf und ab, löſchte dann die Lichter im Speiſeſalon und ſetzte ſich, für heute ſeine letzte Cigarre rauchend, behaglich vor das lodernde Kaminfeuer, das erſte ächte und wirkliche, das er in ſeinem Leben geſehen und genoſſen und worüber er in dem jetzigen Moment die beſten Studien machen konnte.

Wie oft hatte er ſchon in Novellen von den ſpielenden Flammen des Kaminfeuers geſprochen, von dem Widerſchein der röthlichen Gluth in den Augen eines ſchönen Weibes, welches die kleinen zierlichen Füßchen auf die blankpolirte Stange vor dem Roſt geſtellt hat und, die Hände im Schoße zuſammengelegt, mit einem beinahe traurigen Lächeln aufſchaut zu Ihm, der an dem mar-

mornen Geſimſe lehnend den langſam fortrückenden Zeiger der Uhr mit einem Blicke betrachtet, der deutlich zu ſagen ſcheint: Wie raſch entſchwand dieſe ſchöne Stunde!

Ja, ſo ein Kamin, deſſen ſpielende Flammen einen röthlichen Schein ins Zimmer werfen, ein hoher Seſſel, in welchem Sie hingegoſſen ruht, während Er ſchweigend und leidenſchaftlich bewegt in die lodernde Gluth ſtarrt — dies iſt Alles Material, wie die Bauſteine in einem Spielkaſten, aus welchen ſich unglaublich Verſchiedenartiges zuſammenſtellen läßt; dazu muß der Wind an den Fenſtern rütteln oder heulend durch den Kamin herabfahren, man verwendet auch vielleicht ein par Quadratellen Mondſchein, um die Gegenſtände in ein gewiſſes geheimnißvolles Dämmerlicht zu hüllen, und — die kleine Skizze iſt fertig.

Aehnliches träumte jetzt auch unſer junger Schriftſteller und blieb ſo lange rauchend an ſeinem wirklichen Kaminfeuer ſitzen, bis die mächtigen Buchenholzklötze in rothe Gluth zuſammenſanken; dann löſchte er auch im Schlafzimmer alle Lichter, ſtreckte ſich mit dem größten Behagen in dem breiten und ſchönen Bette aus und erfreute ſich noch eine Zeit lang daran, wie die hie und da aufflackernde Gluth alle Gegenſtände mit einem röthlichen Schimmer überzog.

Hierauf entſchlief er, um in der Frühe durch einen Blick auf ſeine Uhr zu entdecken, daß ſein feſter, kaum durch Träume beunruhigter Schlaf volle zehn Stunden gedauert hatte, denn es war bereits acht Uhr und als er ſich im Bette aufrichtete, um durchs Fenſter hinauszuſchauen, bemerkte er, wie glänzend der Sonnenſchein die Kronen der mächtigen Bäume rings um das Schloß ſchon vergoldete.

Auf einen Zug an der Klingel erschien sogleich einer der Diener, nicht der schweigsame Stallknecht von gestern Abend, sondern ein älterer Mann mit respektvoller Verbeugung und freundlichem Blick, der im Hereintreten die Hoffnung aussprach, der Herr von Waldbauer habe gut geschlafen.

„Ich danke Ihnen: vortrefflich, aber so lange, daß ich fast fürchte, die Hausordnung gestört zu haben."

„Behüte, darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen," erwiderte der alte Diener, indem er trockene Reisigbüschel in das Kamin steckte und das Feuer wieder anzündete, „bei uns gibt es vor Mittags zwölf Uhr, wo gefrühstückt wird, eigentlich keine Hausordnung und thut jeder von den Herrschaften, was ihm beliebt — heute Morgen ist das Wetter wunderschön," meinte er alsdann, zum Fenster hinausblickend, „aber recht frisch, und wenn es noch ein par Tage so fort macht, so haben wir einen tüchtigen Reif. Befehlen Sie Kaffee, Thee oder Chokolade?"

Der junge Schriftsteller entschied sich für Thee, nicht weil er diesen dem Kaffee vorzog, sondern weil er gestern Abend eine kleine Geschichte mit leichtem englischem Anstriche componirt, zu welcher er heute Morgen, am Kaminfeuer sitzend, bei dem wahrscheinlich sehr reich ausgestatteten Theefrühstück gute Studien zu machen hoffte. Einstweilen öffnete er seinen Koffer, um eine sorgfältigere Toilette zu machen und war eben damit zu Stande gekommen, als der alte Diener wieder erschien und unter Beihilfe eines jungen Dienstmädchens das Theefrühstück in dem Zimmer, wo er gestern Abend soupirt hatte, servirte.

Als Jener sich hierauf wieder entfernen wollte, fragte

Eugen nach dem Befinden der Herrſchaften und wann er wohl die Ehre haben könne, dem Herrn Baron ſeine Aufwartung zu machen?

„Ich denke doch wohl vor dem Frühſtück. Dem Herrn Baron geht es ganz gut und er hat auch vortrefflich geſchlafen.“

„Und die gnädige Frau?“ —

„Wie beliebt?“ fragte der alte Diener, indem er den Kopf etwas auf die Seite neigte, wie um ſchärfer zu hören.

„Ich wollte mich nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigen.“

„Haben wir keine mehr — bedaure recht ſehr.“

„A—a—a—ah!“

„Der Herr Baron waren wohl früher verheirathet, ſind aber ſchon ſeit vielen Jahren Wittwer.“

„Und kinderlos?“ forſchte der junge Mann etwas kleinlaut, in der Erwartung, eine ebenſo unangenehme Bejahung, wie die frühere Verneinung zu hören, doch kam es etwas beſſer, denn Jener erwiderte: „Der Herr Baron haben nur eine einzige Tochter, die gleichfalls augenblicklich auf Beſuch hier iſt.“ Damit verbeugte ſich der Alte und ging.

„Alſo iſt es nichts mit Eliſe und Eugenie,“ ſagte Eugen enttäuſcht, „nun bleibt nur noch zu ergründen, inwiefern die Tochter des Hauſes bei ihrem Vater auf Beſuch ſein kann? Vielleicht eine junge verheirathete Frau? — natürlich mit ein par ungezogenen ſchreienden Sprößlingen — na, wir werden ja ſehen! — Jedenfalls aber,“ fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche, an das Fenſter tretend, fort, „iſt der Blick auf dieſe mächtigen Wal-

dungen, auf die Schlucht und die wunderbar geformten Höhenzüge drüben so unbeschreiblich schön, daß das allein genügt, um hier ein par Wochen lang glücklich zu sein."

Er öffnete das Fenster und schaute mit Entzücken in die wundervolle herbstlich gefärbte Landschaft hinaus, sog aus voller Brust die kühl erfrischende Morgenluft ein und erfreute sich dabei an so vielen Dingen, die man in der Stadt nur vom Hörensagen kennt. In der tiefschattigen Schlucht unter ihm rauschten die Wasser, weiterhin leuchtete der Seespiegel und jenseits desselben stiegen riesenhafte Bäume terrassenförmig über einander an und glänzten im Morgenlicht, das die alten Stämme vergoldete, während die breiten, schon mit gelb und roth schattirten Blätterkronen sich scharf von dem tiefblauen Himmel abhoben. Eine Schaar Wandervögel zog in der Ferne hin, dann und wann ertönte ein heiseres Krähengeschrei oder der Knall eines Schusses aus dem Walde, auch einen leisen, langgetragenen Waldhornton glaubte Eugen zu vernehmen, doch konnte letzteres ebensowohl eine Täuschung sein — in jedem Falle machte es sich sehr gut in dem reichen Herbstbilde, dessen einzelne Bestandtheile zum späteren Gebrauche rasch in das Taschenbuch notirt wurden.

Hierauf warf Eugen noch einen Blick in den Spiegel, der ihn mit einer gewissen Genugthuung erfüllte, setzte dann den breitkrämpigen weichen Hut ein klein wenig seitwärts auf sein dickes lockiges Haar und schickte sich zum Fortgehen an.

„So," sprach er zu sich selber, „jetzt kommt eine kleine Entdeckungsreise um das Schloß herum, nachdem wir uns bei Madame Brigitte erkundigt, wann wir dem alten

Herrn unſere Aufwartung machen können. Vielleicht begegne ich dann im Park der Tochter des Schloßherrn mit ihren Kindern, oder auch den Kindern allein, unter der Obhut einer hübſchen Gouvernante — gut — komme, was kommen mag, die Stunde rennt auch — — durch den trübſten Tag, hätte ich beinahe mit großem Unrecht citirt, denn das iſt doch wahrhaftig der prachtvollſte Herbſtmorgen, den ich in meinem ganzen Leben geſehen!“

Frau Brigitte empfing den jungen Mann mit einem angenehmen Lächeln und verſicherte, ſie habe gerade zu ihm hinauf ſchicken wollen, um ihm den freundlichſten Gruß des Herrn Baron zu ſagen, ſowie ihn zu bitten, ſich gütigſt etwas vor zwölf Uhr im Speiſeſaal einfinden zu wollen, da der Herr Baron augenblicklich dringend beſchäftigt ſeien.

Darauf ging Eugen ins Freie, umſchritt das Schloß und betrat eine gerade unter dem Fenſter ſeines Schlafzimmers gelegene breite Terraſſe, von welcher er mit einem unausſprechlich wonnigen Gefühl die gleiche herrliche Ausſicht genoß. Vom Ende der Terraſſe, deren Mauer ſenkrecht in die Schlucht abfiel, führte eine breite Brücke nach der gegenüberliegenden Wand, wo der üppige Wald durch ſanft geſchlungene, fein geebnete und auf's ſorgfältigſte unterhaltene Wege zu einem reizenden Park umgeſchaffen war. Hatte man hier ein par Schritte gemacht und ſchaute rückwärts, ſo war die Schlucht völlig verſchwunden und das alte Schloß mit zwei hohen Thürmen und mächtigen gezackten Giebeln, theilweiſe bis zu den Schornſteinen mit Epheu bewachſen, ſtand als überraſchend ſchönes Bild auf dem grünen Hintergrund.

Und welche Luſt war es, hier unter den ſanftrauſchen-

den Bäumen zu wandeln, fernab vom Dunste der Stadt, frei, jung und glücklich!

Zuweilen warf Eugen einen Blick auf die Uhr, um die angezeigte Stunde nicht zu versäumen, und hatte noch lange nicht das Ende des so wunderbar stillen und morgenfrischen Parkes erreicht, als es ihm doch räthlich erschien, auf einem anderen, sich ihm darbietenden Wege zurückzukehren; doch hatte er diesen kaum betreten, als er auf dem soeben verlassenen, nun seitwärts liegenden, die schlanke Gestalt einer Dame erblickte, die gleichfalls nach dem Schlosse zurückzukehren schien. Schade, wenn er dort nur wenige Schritte weiter gegangen wäre, müßte er ihr begegnet sein, während ihm jetzt die starken Baumstämme, sowie das dichte Unterholz neidisch fast alle Aussicht versperrten! Nur bisweilen konnte er die einsame Spaziergängerin durch die Büsche gleiten sehen. Sie trug ein graues Kleid und darüber fest in die Taille gezogen einen Kaschmirshawl, der ihm zu denken gab, denn junge Mädchen pflegen dergleichen nicht zu tragen, und somit war die Tochter des alten Herrn wohl eine verheirathete Frau — ob jung und hübsch? das mußte sich sogleich entscheiden, denn sein Weg war so freundlich, sich dort vor der Brücke mit dem anderen zu vereinigen, und da es nur von ihm abhing, mit der Dame drüben gleichen Schritt zu halten, so war die Begegnung leicht herbeizuführen.

Jetzt mochte sie seine Schritte in dem dürren raschelnden Laube gehört haben, denn sie wandte, aber kaum merklich, ihr Haupt und er sah nur, daß dieses mit einem schwarzen Spitzenschleier verhüllt war; doch kamen sie gleich darauf Beide zur selben Zeit vor der Brücke an, wo er mit einem ehrerbietigen Gruße, sich tief verneigend, stehen blieb.

Die Dame war von hoher schlanker Figur, eleganter Haltung, aber obgleich aus ihrem angenehmen, ja hübschen Gesicht ein par auffallend lebhafte Augen leuchteten, ohne alle Frage schon bei jener Zeit angekommen, die man auf höfliche Art mit den Worten, ein „gewisses Alter" zu bezeichnen pflegt.

Sie dankte ihm auf die freundlichste Art, worauf Eugen Waldbauer, da er ihr noch nicht vorgestellt war, natürlicher Weise zurückblieb, um in einiger Entfernung zu folgen.

Das war also die Tochter des alten Herrn — er schloß daraus, daß dieser selbst schon sehr bejahrt sein müsse, und wunderte sich deßhalb nicht wenig, als er bald darauf in einen Salon neben dem Speisezimmer tretend, einem allerdings ältlichen, aber sehr lebhaften und rüstigen Herrn von höchstens sechzig Jahren gegenüberstand, der ihn auf die liebenswürdigste Art bewillkommnete.

Baron Waldbauer reichte dem jungen Manne die Hand, entschuldigte sich, daß er ihn nicht schon gestern Abend begrüßt habe, setzte aber in verbindlicher Weise hinzu, er hoffe, daß Eugen sich bald überzeugen werde, sein Erscheinen im Schlosse habe die größte Freude erregt.

Der alte Herr war eine jener wohlwollenden Naturen, bei denen man sich gleich behaglich fühlt und die eine so freie, angenehme Art der Unterhaltung haben, daß man auf's Leichteste über die sonst immerhin etwas unbehagliche, wenn nicht peinliche Zeit der ersten Begrüßung hinwegkommt.

Was das Aeußere des Freiherrn von Waldbauer anbelangt, so war er von ziemlich hoher Figur, hielt sich aber etwas gebeugt und schien dadurch nur mittelgroß zu

sein. Er hatte die Gewohnheit, den Kopf beim Sprechen ein wenig auf die linke Seite zu neigen und sein Gegenüber mit den klugen, von dichten Augenbrauen überschatteten Augen ernst oder auch freundlich lächelnd zu fixiren. In diesem eigenthümlichen Blick, sowie im Totalausdruck der Gesichtszüge glich ihm die Dame, die Eugen vorhin gesehen, so auffallend, daß an ihrer nahen Verwandtschaft nicht zu zweifeln war.

„Erschien es Ihnen nicht sonderbar, ich möchte fast sagen zudringlich," meinte der alte Herr, „daß ich mir erlaubte, Sie einzuladen, ohne vorher die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu haben? Doch muß am Ende mit jeder Bekanntschaft so oder so der Anfang gemacht werden und ich hoffe, Sie haben mir mein Schreiben nicht übel genommen."

„Im Gegentheil, es hat mich in dreifacher Hinsicht entzückt."

„Warum gerade in dreifacher?" fragte der alte Herr lächelnd.

„Nun, erstens hatte ich dadurch das Glück, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Baron, zweitens diese wundervolle Gegend kennen zu lernen und drittens mußte es mich doch wohl entzücken, von Ihnen dem Namen nach gekannt zu sein."

„Ja, und auf die vortheilhafteste Weise von der Welt; wir lesen hier mit ganz besonderer Vorliebe Ihre Schriften, wir lachen über den köstlichen Humor, der darin sprudelt, und haben uns oft schon gesagt: wie amüsant muß dieser junge Schriftsteller auch im persönlichen Umgange sein!"

Statt aller Antwort machte Eugen Waldbauer mit dem Ausdrucke der Bescheidenheit eine tiefe Verbeugung,

Zweites Kapitel.

Der Major macht durch einen zu kräftigen Händedruck die Bekanntschaft eines Vaters, der zwei schöne Töchter hat. Der Baron erzählt vom Bienentanze, von der Nilfahrt und von einem sehr unangenehmen Paragraphen des Schiffs-Reglements.

In diesem Augenblicke rollte ein Wagen durch die Straßen, bog in den Thorbogen ein und rasselte dröhnend durch das Haus in den Hof.

„Ah, meine Frau!“ sagte der Hausherr. Und ein freudiger Zug flog über sein Gesicht. Bald darauf hörte man Schritte im Vorzimmer, der Graf wandte sich nach der Thüre, und als diese geöffnet wurde, trat ihm statt der Erwarteten einer der Bedienten entgegen und meldete, daß die Gräfin bei ihrer Mutter geblieben sei, ihren Wagen nach Hause geschickt habe und erst später heimkehren werde.

Ueberrascht blieb der Graf stehen, preßte eine Sekunde lang die Lippen heftig auf einander, und wie ein leichter Blitz flammte es in seinen Augen auf. Doch nur eine Sekunde lang. Dann glätteten sich seine Züge wieder, er sagte dem Bedienten: „Es ist gut,“ und wandte sich mit vollkommen ruhigem Gesichte seinen Freunden wieder zu. Niemand sah, daß er die Hand des verwundeten Armes mehrmals fest zusammen ballte, und daß es ihm Mühe machte, den

dachte aber dabei im Stillen: Möge ſie der Himmel vor einer allzu großen Täuſchung bewahren!

„Doch nun wollen wir zum Frühſtück gehen," ſagte der alte Herr, mit einer zuvorkommenden Handbewegung auf das Nebenzimmer deutend, deſſen Thüre gerade in dieſem Augenblicke von einem Diener geöffnet wurde. Eugen Waldbauer ſah auf den erſten Blick die Dame im grauen Kleide, der er vorhin im Parke begegnet, am Fenſter ſtehen; natürlich jetzt ohne Shawl und Spitzenſchleier, aber gerade durch den Mangel des letzteren ziemlich viel älter ausſehend als vorher. Unverändert indeſſen war der wohlwollende Ausdruck ihrer Züge und der freundliche Blick, mit welchem ſie ſich jetzt dem jungen Manne näherte, um ihm ihre lebhafte Freude auszudrücken, den erwarteten Gaſt, Herrn Eugen Waldbauer, vor ſich zu ſehen.

„Ah, mir ſcheint, du kennſt den Herrn Doktor bereits?"

„Das heißt, ich ſah ihn vorhin am Schluß meiner Morgenpromenade — wie fanden Sie den Park?"

„Entzückend, ſo viel ich davon geſehen habe, er ſcheint mir ſehr groß zu ſein — ach, wie beneidenswerth, ſolch prächtige Bäume in nächſter Nähe zu haben!"

„Ja, ja," ſagte der alte Herr, „das hat aber auch ſeine Schattenſeite und Sie werden ſich vielleicht noch wundern, wenn nächſtens einmal ein tüchtiger Sturm Nachts durch den Wald tobt, daß Alles ſauſt und praſſelt. — Doch ſetzen wir uns, wenn's gefällig iſt; — aber wo bleibt ſie denn heute wieder?" unterbrach ſich der Freiherr und ſah mit fragendem Blick nach einem vierten leeren Couvert, ſchien aber keine Antwort zu erwarten, denn er

setzte gleich darauf hinzu: „Bei solchen Herbststürmen biegen sich hundertjährige Bäume wie Wachholderbüsche und die Blättermassen drüben werden umhergeschleudert, wie ein vom Sturm gepeitschtes Meer, unter dem gleichen Brausen und Geheul."

Jetzt vernahm man plötzlich im Vorzimmer eine frische, klangvolle Mädchenstimme, die in verwundertem Tone fragte:

„Was, schon beim Frühstück? Da wäre ich wieder einmal zu spät gekommen — nein, nein, unmöglich, alle eure Uhren gehen grundfalsch, nach der Telegraphenuhr auf dem Bahnhofe in der Residenz," — damit wurde die Thür, leider im Rücken des jungen Schriftstellers, geöffnet und die Sprecherin mußte auf der Schwelle stehen, wie er deutlich bemessen konnte, als sie fortfuhr: „Auf meiner Uhr, die allein richtig geht, ist es noch eine halbe Minute bis zwölf, also bin ich, wie immer, von einer riesigen Pünktlichkeit."

Dann vernahm der Gast ein Rauschen auf dem Parket wie von schweren, schleppenden Gewändern, und als er gleich darauf schicklicherweise aufblicken konnte, bemerkte er die schlanke Gestalt einer jungen Dame im Reitkleid, einen blauen Schleier auf dem schwarzen Hute, unter dem ein par dicke blonde Flechten sichtbar waren. Ihre Rede war ausschließlich an den alten Herrn gerichtet, jetzt flog sie auf ihn zu, küßte ihn zärtlich auf die Stirne und sagte im heitersten Tone: „Nicht böse sein, Papa, ich bin wahrhaftig unschuldig, denn eure Uhren gehen so falsch wie möglich."

„Nun ja, nun ja, das Verbrechen wäre außerdem kein so ungeheures, mach' nur endlich, daß du zum Sitzen

kommſt, denn du wirſt dich doch hoffentlich nicht vorher noch umkleiden wollen?“

„Ich möchte wohl, aber —“ hier ſtockte die junge Dame plötzlich, dann ſich raſch aufrichtend ſchien ſie nicht ohne einige Verwirrung jetzt erſt den Gaſt zu bemerken, neigte den Kopf gegen ihn, und als der alte Herr ſeinen Namen genannt, reichte ſie ihm ohne Ziererei die Hand, wobei ſie ſagte: „Ich freue mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen — muß aber um Erlaubniß bitten, wenigſtens meinen Hut abnehmen zu dürfen.“

Damit trat ſie vor den Spiegel, zog ein par mächtige Nadeln aus ihren Flechten und kam dann, ihr Haar aus der Stirne ſtreichend, wieder zum Tiſche, um ſich an dem leeren Platz, dem jungen Manne gegenüber, niederzulaſſen.

„Sie ſind geſtern Abend angekommen?“ ſagte ſie alsdann, „ich hörte den Wagen in den Hof rollen.“

„Ihr Herr Vater war ſo gütig, mir denſelben zur köſtlichſten Fahrt, die ich je erlebt habe, entgegenzuſchicken.“

„Aber der Weg iſt ziemlich ſchlecht,“ meinte der alte Herr, „denn der Zeit nach zu urtheilen, muß Andreas hin und her durch den Wald gefahren ſein.“

„Gewiß, Herr Baron, es war über alle Beſchreibung herrlich: die letzten goldenen Blicke der Abendſonne, das nochmalige Aufleuchten von Berg und Thal, ehe ſich die blauen Schatten über die Landſchaft ſenkten. Ich habe dabei wunderbare Studien gemacht.“

„So machen Sie alſo gleichfalls Ihre Studien, wie die Maler ihre Skizzen, nach der Natur?“ fragte die junge Dame, „und notiren Sie etwas darüber?“

„Zuweilen, ja.“

„Und nicht nur allgemeine Eindrücke?“

„O nein, häufig auch beſtimmte Einzelheiten, eine eigenthümliche Färbung in der Luft, ſeltſame Wolkengebilde, den Eindruck der vom feuchten Regen bewegten Blätter, eine hervorragende Bergform oder die Art, wie das Thalgelände ſich mannigfaltig abſtuft — eigentlich Alles, was bemerkenswerth erſcheint und was man ſpäter einmal gebrauchen kann.“

„Ach, das iſt köſtlich, und ſo brauchen Sie nur Ihre Mappen zu öffnen, um das Bild einer Landſchaft zuſammenzuſtellen — aber wie iſt es mit der Hauptſache, mit den Figuren Ihrer Novellen und Geſchichten?“

„Ach ja, das möchte ich auch erfahren,“ ſagte die ältere Dame, ihn voll Intereſſe anblickend.

„Auch darin ſind Studien nach der Natur ſehr nothwendig, wer könnte alles Das erfinden, ohne farblos und einſeitig zu werden!“

„Alſo arbeiten Sie auch nach Modellen, wie die Maler?“

„Ungefähr ebenſo, nur zeichnen wir meiſtens nach unſerem Gedächtniſſe, geben ein Bild, wie es ſich uns eingeprägt hat, oder ſetzen auch einzelne Züge verſchiedener zuſammen, um eine für die Situation paſſende Figur zu erhalten.“

„Das merkt man ihr dann auch ſtellenweiſe an,“ rief das junge Mädchen lachend, „denn vollkommene Ideale oder ſchwarze Scheuſale, wie ſie zuweilen in Romanen vorkommen, finden ſich wohl nie im Leben.“

„Manchmal doch, nicht wahr, Herr Waldbauer?“ ſagte die ältere Dame, „und da fällt mir gerade Ihre kleine reizende Geſchichte ‚Die Lawine‘ ein, wo der junge Architekt

so köstlich wahr geschildert ist, daß er nicht anders sein kann, als eine treucopirte Figur."

„Sie sind zu gütig, meiner schwachen Erfindung ein solches Lob zuzuerkennen, aber —"

„Nein, nein, ich bitte," fiel sie ihm rasch in die Rede, „lassen Sie mir meine Illusionen, ich schwärme in der That so für Ihren jungen Architekten, daß es mir schmerzlich wäre, zu denken, daß ich es hier mit keiner wahren Geschichte zu thun hätte. — Ach, und wie allmälig Sie diese Lawine der Liebe entwickeln, von der ersten kaum bemerkbaren Spur an, wo das junge Mädchen in der warmen duftigen Sommernacht das Landhaus ihres Oheims verließ, er am Schlage stehen blieb und sah, wie sie während des Grüßens die Rose an ihrer Brust verlor — ergreifend, köstlich!"

„Sie sind zu gütig," stammelte der junge Schriftsteller verlegen und glücklich, worauf der alte Herr lachend einfiel: „Ja, du bist so gütig, Dorothea, durch deine Fragen unsern Gast vom Frühstücken abzuhalten."

„Bitte, nehmen Sie noch von diesen Hammelscoteletts à la soubise, wenn Ihnen das Zwiebelpuré nicht zuwider ist."

„Im Gegentheil, ich finde es vortrefflich, danke aber bestens."

„Wo warst denn du heute morgen, Margarethe?" fragte der alte Herr und lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

„Ich ritt bis zur Thalmühle und dann über Rothenberg zurück, der kleine Schimmel geht so ausgezeichnet, daß mir Friedrich kaum folgen konnte. — Reiten Sie auch?" wandte sich Fräulein Margaretha an den Gast.

„So oft ich Gelegenheit habe, mit großem Vergnügen.“

„Sagen Sie das ja nicht aus Gefälligkeit,“ meinte der alte Herr gutmüthig lächelnd, „sonst nimmt sie Sie beim Wort und es könnte Ihnen schlecht bekommen; ich kann mir wohl denken, daß Sie nicht viel Zeit zum Reiten haben, auch ist es ein großer Unterschied, sich in der Manège zu bewegen, auch hie und da einen kleinen Sonntagsspazierritt zu machen, oder auf unseren Wegen einen halben Tag im Sattel über Berg und Thal zu jagen.“

„Ich diente ein Jahr freiwillig bei der reitenden Artillerie,“ erwiderte bescheiden der junge Mann.

„Wie Sie in Ihrem ‚Erlebten‘ so frisch und anmuthig geschildert haben,“ sagte Fräulein Dorothea und sah ihn freundlich lächelnd an.

„Das sind aber doch keine Erfindungen, nicht wahr? — Sehen Sie, Herr Waldbauer, ich habe mich ganz besonders auf Ihre Bekanntschaft gefreut, um Sie zu fragen, was denn eigentlich aus der kleinen hübschen Emilie geworden ist, die Sie am Schlusse so sehr vernachlässigt haben? Der Held Ihrer Geschichte erblickte sie zum letzten Male bei den Manövern, als er mit seiner Batterie an ihrem Wagen vorüberstürmte; und daß sie ihn erkannt, lassen Sie eben so deutlich durchblicken, als daß ihr Herz Antheil an ihm nahm, denn sonst hätte sie in dem Augenblick, als sein Pferd beinahe stürzte, nicht aufgeschrieen und ihre Augen mit der Hand bedeckt — warum haben Sie aus den Beiden kein Paar gemacht? Ich hätte sie unbedingt glücklich werden lassen.“

„Durch eine ganz unpassende Heirath, nicht wahr?“

bemerkte der alte Herr, wobei er gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit faſt ernſt ausſah; „ſie, die Tochter eines reichen Gutsbeſitzers, ich glaube ſogar von altem Adel, und er allerdings ein luſtiger Bombardier, ein liebenswürdiger Springinsfeld, aber mit ſehr wenig Anlagen, um ein Mädchen anders als im Roman glücklich zu machen.“

„Ja, Tantchen,“ meinte Fräulein Margaretha, „auch ich bin in dieſem Falle auf der Seite des hartherzigen Verfaſſers; es bricht dadurch die Geſchichte weit natürlicher ab und läßt in uns ein wehmuthsvolles Gefühl zurück, wie es wohl Mancher im Leben empfinden mag, wenn er ſich geſtehen muß, daß ſeine Sehnſucht ſchöner und beglückender war, als es die Erfüllung jemals geweſen wäre!“

„Bravo, mein Fräulein,“ rief der junge Schriftſteller, „ich komme in die größte Verſuchung, dieſen Gedanken als gute Beute für das bewußte Notizbuch zu erklären.“

„Und mir ihn dann nächſtes Jahr mit einer geziemenden Dedikation ſchwarz auf weiß zuzuſchicken?“ lachte ſie muthwillig.

„Nun, damit ginge ja dein Lieblingswunſch, dich gedruckt zu leſen, in Erfüllung!“ ſagte Fräulein Dorothea.

„Hatten Sie wirklich einen ſolchen Wunſch, mein Fräulein?“ fragte Eugen Waldbauer raſch, „und haben noch nichts gethan, um ihn erfüllt zu ſehen!“

„Kleine, recht hübſche Verſuche,“ meinte lächelnd der alte Herr, „wer weiß, was daraus noch werden könnte, wenn es von einem kundigen Auge durchgeſehen würde!“

„Vertrauen Sie ſie mir an, mein Fräulein!“

„Papa,“ rief die junge Dame roth werdend, „das iſt nicht hübſch von dir, daß du jetzt von dieſer kindiſchen

Arbeit ſprichſt, als legteſt du wirklich einigen Werth darauf. Seien Sie verſichert, Herr Waldbauer," wandte ſie ſich hierauf an dieſen, „daß dazu auch gar kein Grund vorhanden iſt; die Geſchichte iſt nichts weiter als ein Mädchenſcherz, kindiſche Briefe an eine Freundin und Antworten darauf — bitte, ſprechen wir nicht mehr darüber! Damit Sie aber ſehen, daß ich ganz ehrlich bin, ſo geſtehe ich Ihnen, daß es mich außerordentlich intereſſiren würde, einen Einblick in die Art und Weiſe zu thun, wie man ſolch eine kleine Geſchichte componirt und ausführt."

„Die Handwerksgriffe zu lernen," lachte der Schriftſteller.

„Wenn Sie wollen, ja, ich möchte erfahren, ob ſolch eine Novelle vorher vollſtändig ſkizzirt wird mit unwandelbar feſtſtehendem Schluſſe, ob der Charakter der auftretenden Perſonen genau feſtgeſtellt und ſtrenge eingehalten wird?"

„Ich glaube, darüber laſſen ſich weder Regeln, noch feſte Formen aufſtellen, mein Fräulein."

„Aber wie machen Sie es?"

„Meine Freunde behaupten, ich ginge dabei ein bischen leichtſinnig zu Werke, und ich kann das nicht vollſtändig in Abrede ſtellen. Doch muß natürlich jeder, ſelbſt der kleinſten Geſchichte, eine Idee zu Grunde liegen und der Gang der Handlung im Allgemeinen feſtſtehen. Ich ſelbſt binde mich nie ſtrenge daran, überlaſſe Manches dem Zufall und weiß häufig ſelbſt nicht einmal eine Minute vorher, was die Perſon eigentlich thun wird, die zur geöffneten Thür eintritt, oder im Hintergrund des Waldes oder Gartens erſcheint."

„Wodurch aber Alles, was Sie ſchaffen, Herr Waldbauer," ſagte Tante Dorothea, die mit offenbarer Spannung zugehorcht hatte, „einen ſo friſchen und lebendigen Anſtrich erhält, daß man meint, es könne gar nicht anders ſein und man würde in gleicher Lage gerade ſo gehandelt und geſprochen haben."

„Ich danke Ihnen herzlich für dies große Lob, möchte aber doch, daß ich's noch dahin bringen könnte, nach ſtrengeren Geſetzen und in ſchärfer gezogenen Grenzen zu arbeiten."

„Der Kunſtwerth des Bildes würde dadurch vielleicht gewinnen," warf der alte Herr ein, „ob aber nicht ein Stück der Natürlichkeit dabei verloren ginge, die uns aus Ihren Worten ſo heiter und liebenswürdig anmuthet, das fragt ſich noch. Bleiben wir alſo vor der Hand bei der gewohnten Art, mein lieber junger Freund," ſetzte er, ihm ſeine Rechte über den Tiſch reichend, hinzu.

Fräulein Margaretha hatte mit der Spitze ihres Deſſertmeſſers unſichtbare Arabesken auf die Tellerfläche gezeichnet und ſagte jetzt aufblickend: „Wenn man Sie über die Leichtigkeit Ihrer Arbeit ſprechen hört, könnte man wahrhaftig Luſt bekommen, ſeine Einfälle ebenfalls, ſo gut es gehen will, niederzuſchreiben, natürlich in erſter Linie für ſich, in zweiter für den Papierkorb."

„Oder im Gegentheil für die Oeffentlichkeit, mein Fräulein; wer weiß, welches Talent in Ihnen ſchlummert!"

„Sie hat ſo hübſche Gedichte gemacht!" ſagte Fräulein Dorothea mit Wichtigkeit.

„Aber Tante, ich bitte dich! —"

„Warum wollen Sie nicht wenigſtens den Verſuch machen, mein Fräulein, und mir geſtatten, dieſelben durch-

zusehen, Ihnen vielleicht hie und da eine leise Andeutung zu geben und mich auf diese Art, wenn auch nur in ganz geringer Weise, nützlich zu machen und dankbar zu zeigen für die außerordentlich liebenswürdige Aufnahme in diesem hochverehrten Familienkreise?"

„Nein, nein, nein!"

„So gestatten Sie mir einen anderen Vorschlag, Fräulein; wir wollen eine gemeinschaftliche Arbeit unternehmen."

„Wie meinen Sie das?" fragte sie, ihn aufmerksam anblickend, „man kann doch nicht zu Zweien eine Erzählung schreiben?"

„O ja, das ist auch schon vorgekommen und mit großem Erfolge, denken Sie nur an die beiden Elsäßer Erckmann und Chatrian, — doch so meinte ich es eigentlich nicht, sondern würde Ihnen vorschlagen: wir erfinden gemeinschaftlich den Stoff zu einer Erzählung oder Skizze, und arbeiten ihn dann jedes für sich aus."

Sie lachte so fröhlich und herzlich mit leuchtenden Augen zu ihm herüber, daß es ihm plötzlich warm um's Herz wurde.

„Nein, nein, Herr Waldbauer!" rief sie dann, „das wäre gerade ungefähr wie ein Wettrennen zwischen einem unserer Wagenpferde und meinem arabischen Schimmel, — wie weit würde ich vom Ziele beiben!"

„Wer kann das voraus wissen, noch ehe Sie die eigene Kraft erprobt haben? Ich bitte herzlich, versuchen wir's!"

Er sprach diese Bitte in warmem Tone aus und blickte, ohne das vielleicht zu wollen, mit einem innigen Blicke zu ihr hinüber, aber sie schlug plötzlich ernst ge-

hiedurch verurſachten Schmerz nicht laut werden zu laſſen. Er ſtützte ſich abermals auf den Kamin und ſprach: „Es thut mir unendlich leid, daß wir unſeren Thee allein nehmen müſſen. Meine Frau iſt bei ihrer Mutter geblieben; ich glaube, Frau von D. iſt unpäßlich, und da iſt es ſehr natürlich, daß die Tochter der Mutter Geſellſchaft leiſtet."

„Vollkommen begreiflich," entgegnete der Diplomat mit dem Tone der Ueberzeugung und ſetzte hinzu: „Du wirſt uns erlauben, unſer Bedauern darüber auszudrücken, daß wir die Gräfin heute Abend nicht ſehen können."

Der Baron ſagte etwas Aehnliches und ſchien ebenfalls darin nichts Beſonderes zu finden. Er blickte in die Gluth des Kaminfeuers und war offenbar mit ſeinen Gedanken in Aegypten oder ſonſtwo.

Nur der Major allein that einen forſchenden Blick auf den Freund, und ihm war es nicht entgangen, daß die Lippen des Grafen einige Mal gezuckt und daß derſelbe einen ernſten Blick auf das Zifferblatt der Uhr neben ſich warf.

„Ihr ſeht," verſetzte der Hausherr nach einer kleinen Pauſe, „daß ich heute nicht im Stande bin, euch die verſprochene Geſellſchaft meiner Frau zu verſchaffen. Aber es wäre ſehr ſchön von euch, wenn ihr noch ein paar Stunden bliebet, um mit meinem Thee und mir fürlieb zu nehmen."

„Ich kann nichts Beſſeres thun," entgegnete der Baron.

Und der Geſandtſchafts-Secretär meinte: es könne vom Fortgehen keine Rede ſein, da der Baron ihnen eine Geſchichte von Malta verſprochen habe.

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir bei dir bleiben," ſprach beſtimmt der Major. „Gib uns eine Taſſe Thee und halte uns ſo

worden die Augen nieder und schüttelte nur leise mit dem Kopfe, so daß er fürchtete, unwillkürlich zu viel Innigkeit in seine Rede gelegt und eine schweigende Zurechtweisung verdient zu haben. Diese Besorgniß verflog jedoch, als sich gleich darauf ihre feinen Lippen leicht kräuselten und sie die Augen mit einem leuchtenden Blick langsam gegen ihn erhob.

Während der letzten Reden war der alte Herr aufgestanden und an einen kleinen Schrank getreten, dessen schmale Schubladen die verschiedensten Sorten von Cigarren zu enthalten schienen; wenigstens brachte er jetzt einige herbei, die er vor seinen Gast hinlegte und als schwächer oder stärker empfahl, worauf Tante Dorothea, die unterdessen den Schriftsteller mit unverkennbarem Interesse betrachtet und mit bewundernder Aufmerksamkeit seinen Worten gelauscht hatte, aufsprang und gleich darauf mit einem brennenden Lichte zurückkehrte.

Eugen Waldbauer dankte aufs Verbindlichste nach beiden Seiten, ohne aber dabei sein schönes Gegenüber auch nur eine Sekunde aus den Augen zu verlieren, und horchte jetzt hoch und freudig auf, als Fräulein Margaretha sagte: „Damit Sie sehen, daß mir die Idee einer gemeinschaftlichen Arbeit, wenn ich das so nennen darf, nicht mißfällt, so will ich Ihnen einen andern dahin zielenden Vorschlag machen.“ Sie zögerte ein wenig und sagte dann: „Nicht wahr, Sie schreiben nichts mit Ihrer eigenen Hand, sondern diktiren Alles?“

„Ist das möglich?“ rief Dorothea erstaunt.

„Ich schäme mich fast, die Frage zu bejahen, denn Sie könnten denken, ich suche mir mit einer unerlaubten Bequemlichkeit, die man ebensowohl Faulheit nennen könnte,

die Arbeit zu erleichtern. Doch ist dies nicht der Fall, vielmehr bin ich dazu genöthigt durch eine Schwäche der rechten Hand, die Folge einer früheren Verletzung, die mir anhaltendes Schreiben fast unmöglich macht. — Sie sehen hier," wandte er sich an Fräulein Dorothea und hielt ihr die Handfläche hin, „die schweren Narben jener Verletzung, — ich stürzte mit dem Pferde und das Rad des Geschützes ging mir über die Hand."

Tante Dorothea erhob warnend den Zeigefinger und sagte: „Ah, das war damals, als der Held Ihrer Geschichte so unvorsichtig war, nach der kleinen hübschen Emilie zu blicken, statt auf den Graben, der vor ihm lag?"

Er verneigte sich lächelnd, ohne aber eine Antwort geben zu können, da Fräulein Margarethe, ihn voll anschauend, fortfuhr: „Ich will mit Vergnügen auf eine gemeinschaftliche Arbeit in der Art eingehen, daß Sie mir eine kleine Novelle diktiren."

„Ah, wie könnte ich das annehmen?"

„Ohne Umstände, ich lerne etwas dabei und es würde mir große Freude machen."

„Das ist kein übler Einfall," meinte der alte Herr lächelnd, während Tante Dorothea, ein bischen ernst geworden, leicht in ihr Taschentuch hustete.

„Bei alledem aber," sagte Eugen Waldbauer, „fürchte ich, bei dieser gemeinschaftlichen Arbeit befangen zu sein und einer solchen Schreiberin keine Ehre zu machen."

„O, meine Person bleibt als solche dabei ganz aus dem Spiele," entgegnete die junge Dame in sehr entschiedenem Tone, „und Sie betrachten mich wie irgend einen Herrn Müller oder Mayer, der für Sie schreibt."

Er verbeugte sich unter einem Lächeln, das nicht ganz

undeutlich die Schwierigkeit einer ſolchen Betrachtung erkennen ließ, gab aber gleich darauf in heiterem Tone die Verſicherung, daß er ſich durch eine wirkliche Mitarbeiterſchaft doch noch mehr geehrt fühlen würde.

„Nun denn, auf Ihre Verantwortung und Gefahr, Herr Waldbauer! Aber wenn Ihnen die Verzweiflung kommt über Ihren talentloſen Mitarbeiter — und ich fürchte, das wird ſehr bald der Fall ſein — dann erinnern Sie ſich gefälligſt, daß er ſich Ihnen nur als ſimpler Schreiber angetragen hat!“

„So — — das Geſchäft wäre eingefädelt,“ rief der alte Herr in heiterem Tone, „und wenn die Damen nichts dagegen haben, wünſche ich zum Beſchluß unſeres Frühſtücks allerſeits geſegnete Mahlzeit.“ Damit erhob er ſich und die Anderen folgten ſeinem Beiſpiele, worauf er fortfuhr: „Was nun unſeren verehrten Gaſt für heute weiter betrifft, ſo wäre eine Spazierfahrt in die Umgegend das paſſendſte Projekt für den Nachmittag. Ihr, liebe Dorothea und Margarethe, übernehmt es wohl, ihm die Honneurs der Umgegend zu machen, und zum Abend ſehen wir uns wieder!“

„Recht gern, Papa,“ erwiderte das junge Mädchen, „ich glaube, es wäre am beſten, gleich um zwei Uhr zu fahren, um noch etwas Sonnenſchein zu genießen.“

Eugen verbeugte ſich dankend und da die Tante nichts dagegen einzuwenden hatte, ſo wurde die Fahrt auf zwei Uhr feſtgeſetzt.

Der Hausherr verließ freundlich grüßend den Speiſeſalon und die Uebrigen trennten ſich ebenfalls auf kurze Zeit.

Auf ſeinem Zimmer angekommen, recapitulirte Eugen im Auf- und Abſchreiten die Eindrücke der letzten Stunde.

„Eine äußerſt liebenswürdige Familie," ſagte er leiſe vor ſich hin, „und doch wieder ſonderbare Leute, die Einem eine außerordentliche Combinationsgabe zutrauen, ſonſt hätte mich der alte Herr doch mit ſeinen Damen präciſer bekannt machen müſſen, ſtatt ruhig vorauszuſetzen, es wiſſe Jeder ſo genau als er ſelbſt, die Eine ſei ſeine Schweſter und die Andere ſeine Tochter. Die Familienähnlichkeit ſpricht allerdings deutlich genug dafür — es ſind ganz dieſelben ſchönen glänzenden Augen, deren Blick Einem das Herz erwärmt. — Wunderlich! Nach gewöhnlichen Begriffen iſt Fräulein Margarethe gerade nicht ſchön zu nennen, aber es iſt in dieſen Zügen ein geiſtiger Reiz, eine ſo wohlthuende Harmonie der Formen, daß ſie unter Umſtänden ebenſo gefährlich werden könnten — vielleicht gefährlicher, als eine blendende Schönheit. — Und dann, wie anmuthig ſchwebt die ſchlanke Geſtalt, wie ſind die Hände fein und edel geformt! Wenn ich bedenke, daß dieſe Hand für mich die Feder führen ſoll, daß es mir vielleicht geſtattet iſt, über ihre Schulter auf das Blatt Papier zu blicken, wo ich ſie in den glühendſten Worten ſchreiben laſſen kann, was ich will, ſo möchte ich am liebſten der kalten Vernunft folgen und dieſer gefährlichen Spielerei einer gemeinſchaftlichen Arbeit ſchnurſtracks den Rücken drehen."

„Heilloſe Phantaſie," rief er gleich darauf, als die geſchäftigen Gedanken, unbeirrt von ſeiner weiſen Schlußreflexion, es bis in's Kleinſte ausmalten, wie ſie miteinander in dem ſtillen warmen Zimmer ſein würden ... wie jetzt die holde Schreiberin mit einer lächelnden Frage den Kopf hob, er hinter ihren Stuhl trat, um die gemeinſchaftliche Arbeit nachzuſehen, dabei ſich über ihr duftiges

blondes Haar beugte — und einen leiſen Kuß darauf drückte ... „Fort, fort!“ fuhr er auf und dieſes Fort galt ſowohl dem verführeriſchen Phantaſiebild, als ſeiner eigenen Perſon. Wenn nun aber auch die letztere gehorſam Folge leiſtete und im nächſten Augenblick drunten am Wagen ſtand, ſo beliebte es dem erſteren keineswegs, von der Stelle zu weichen, im Gegentheil: die berückenden Bilder umgaukelten unſern Helden, während er beiden Damen im Wagen gegenüber ſaß, fortwährend und verwirrten ihn ſo, daß er die größte Mühe hatte, einigermaßen vernünftig zu antworten. Ja einmal, als Margarethe, der immerhin kühlen Herbſtluft wegen, ein Stück des warmen, weichen Plaids, der ihren Schoß bedeckte, über ſeine Knice warf, verlor er den Faden ſeiner Erzählung dermaßen, daß es einer längeren Kunſtpauſe bedurfte, um wieder in den Text zu kommen.

Allmälig aber übte die wunderbar ſchöne Natur ihren beruhigenden Zauber aus — die jungen Leute betrachteten mit ſteigendem Entzücken den klaren milden Herbſtglanz über der weiten Landſchaft und den leuchtend blauen Himmel.

Margarethe befand ſich in der heiterſten Stimmung und anmuthig frohes Geplauder gab dem jungen Manne bald ſeine verſchwundene Unbefangenheit zurück. Er erzählte alle möglichen Tollheiten und Studentenſtreiche, über welche Margarethe ausgelaſſen lachte, während die Tante, ihrer unwandelbaren Verehrung getreu, auch hier tiefere Beziehungen ahnte und über den unverhofften Einblick in die Sturm- und Drangperiode ihres Dichters glücklich war.

So verfloß die ſchöne Spazierfahrt Allen zu raſch und Eugen Waldbauer blickte ungläubig auf ſeine Uhr,

als jetzt die glühende Sonnenſcheibe ſich bereits dem Horizonte näherte. Ihr Widerſchein verklärte Margarethens Züge, ſie hielt die Augen träumeriſch nach den rothen Wolken gerichtet und Eugen betrachtete mit Entzücken ihr liebliches Geſicht.

„Nun iſt ſie hinab — und dort ſteht ſchon der Abendſtern — wie ſchön!“ ſagte ſie aufblickend.

Von allen Seiten ſtiegen die herbſtlichen Abendnebel auf und in Rothenberg läuteten die Glocken, als ſie nach dem Schloſſe zurückfuhren. Es war derſelbe Weg, den Eugen Waldbauer geſtern gemacht hatte, aber wie ganz anders erſchien ihm heute Alles! Er fühlte ſich ſchon heimiſch und vertraut in dem geſtern noch fremden Familienkreiſe, und die Mitglieder deſſelben betrachteten ihn auch offenbar bereits als Freund. So ſtützte ſich Tante Dorothea ohne weiteres auf ſeinen Arm, als ſie ausſtieg, und Fräulein Margarethe legte ihre Hand in die ſeinige, als er ihr zu gleichem Zwecke behülflich war; ja, es durchzuckte ihn heiß bei der Verſuchung, dieſe feine Hand noch eine Sekunde länger feſtzuhalten, wozu er indeſſen klugerweiſe nicht den leiſeſten Verſuch machte.

Da es nicht die Aufgabe dieſer Blätter iſt, alle Einzelnheiten der glücklichen Zeit, welche Eugen Waldbauer auf dem Schloſſe ſeines Namensvetters verbrachte, zu ſchildern, ſo müſſen wir uns mit der Mittheilung begnügen, daß ihm die nächſten acht Tage mit einer wahrhaft erſchreckenden Schnelligkeit verſchwanden. Die drei Schloßbewohner behandelten ihn mehr und mehr wie einen intimen Freund, ja wie einen Verwandten des Hauſes, und der alte Herr nannte ihn nicht ſelten ſcherzhaft „mein lieber Vetter“. —

Die herrliche Witterung hielt an und es wurden Tag für Tag Ausflüge gemacht, ſo daß Eugen bald nicht nur den weitläufigen Park, ſondern das ganze große Gut mit ſeinen Vorwerken, ja auf Stunden weit die ganze Umgegend kennen lernte, theils mit den beiden Damen im Wagen, theils mit Margarethe in Begleitung eines Stallmeiſters reitend; in ſeinem Leben war ihm eine ſo glückſelige Zeit noch nicht vorgekommen.

Dann und wann erſchien ihm wie ein Schreckgeſpenſt der Gedanke an die Abſchiedsſtunde, die eben doch einmal ſchlagen mußte, und wenn er es dabei wagte, ehrlich gegen ſich ſelbſt zu ſein, ſo blieb ihm kein Zweifel, welch tiefen Eindruck die junge Dame auf ſein Herz gemacht. Dieſe Gewißheit aber empfand er doppelt ſchmerzlich, da ihn nichts zu dem Glauben berechtigen konnte, als fühle auch ſie jetzt wärmer und herzlicher für ihn, wie am erſten Tage ſeiner Anweſenheit. Doch hätte ſie die Grenzen der zwiſchen ihnen eingetretenen Vertraulichkeit auch nicht leicht überſchreiten können, ohne ihm ein wärmeres Gefühl zu verrathen. Das lag aber offenbar durchaus nicht in ihrer Abſicht und gerade, daß ſie ſich bei Spaziergängen im Park ohne Umſtände auf ſeinen Arm ſtützte, daß ſie ihm beim Dahinjagen auf flüchtigen Pferden, beim Abſteigen an einer einſamen Waldſtelle all die gebräuchlichen galanten Dienſte mit der größten Unbefangenheit geſtattete, mußte ihm deutlich zeigen, wie weit ſie davon entfernt war, darin mehr zu ſehen, als eine Artigkeit, die zu nichts verpflichtet.

Und trotz alledem ſchien es ihm doch zuweilen, als würde ihr glänzender Blick inniger und wärmer, wenn er ſich in begeiſterter Rede über die Schönheit der Landſchaft erging, oder auch, was er gern und gut that, ein ſchönes

Gedicht mit ſeiner weichen, klangvollen Stimme vortrug. Er verſtand es dann gewöhnlich, eines zu wählen, das über die Wandelbarkeit des Geſchickes klagte, wie das Glück den Menſchen nur erſcheint, um nach kurzer Friſt für immer zu verſchwinden. Einmal bei ſolcher Gelegenheit glaubte er, einen leichten Druck ihrer auf ſeinem Arm ruhenden Hand empfunden zu haben.

Auch war es ein unverkennbar ſchmerzlicher Zug, der über ihr liebes Geſicht ging, als ſie unter einem tieferen Athemzuge ſagte: „Wer empfindet das nicht und fühlt ſich dadurch tief im Herzen bewegt!“

Daß er es dabei nicht unterließ, von dem traurigen Augenblicke zu ſprechen, der ihn aus dem irdiſchen Paradieſe hier vertreiben würde, verſteht ſich von ſelbſt, er hatte ſich ſogar einmal, während er dies ſagte, erlaubt, ſanft ihre Hand zu ergreifen, die ſie ihm, allerdings zwar erſt nach ein paar Sekunden, lachend mit der Bemerkung entzog: „Jedenfalls aber dürfen Sie uns nicht früher verlaſſen, als bis unſere gemeinſchaftliche Arbeit beendigt iſt — und ich wette,“ fuhr ſie heiter fort, „Sie haben noch nicht einmal an einen Stoff dazu gedacht.“

„Gedacht wohl, auch ſchon angefangen, etwas zuſammenzuſtellen, aber nach dem, was Sie mir eben geſagt, wäre ich ſehr thöricht, mich damit allzuſehr zu beeilen.“

„Wie ſo?“

„Nun, ſagten Sie nicht eben ſelbſt, unſere gemeinſchaftliche Arbeit müſſe zuerſt beendigt werden, ehe ich Rotheneck verlaſſe?“

„Allerdings, aber da ich gewiß nicht damit ausdrücken wollte, daß die Beendigung unſerer gemeinſchaftlichen Arbeit mit dem Ende Ihres Aufenthaltes hier zuſammen-

fallen müſſe, ſo könnten wir doch nach und nach ernſtlicher daran denken — beſonders da ich nicht weiß, wie lange ich ſelbſt noch bei Papa hier auf dem Lande bleiben werde."

„Ach freilich, in dieſem von mir nicht vorhergeſehenen Falle müßten wir uns beeilen," gab er betroffen zur Antwort und fügte, da ſie ſchwieg, lebhafter hinzu: „Richtig, ich erinnere mich, gleich am erſten Tage meines Aufenthaltes zufällig gehört zu haben, Sie ſeien nur auf Beſuch hier, was mir aber unerklärlich und nicht glaublich erſchien."

„Und warum nicht?" fragte ſie, gleichfalls ernſt geworden, „glauben Sie denn, daß Rotheneck, ſo ſchön es im Sommer und Herbſte iſt, auch im Winter zum Aufenthalt für ein erwachſenes Mädchen taugt? — ich bin zwanzig Jahre alt!"

„O, ich verſtehe das vollkommen."

„— Und lebe im Winter bei meiner Tante in der Reſidenz."

„In der Reſidenz?" rief er in einem beinahe ſchmerzlich klingenden Erſtaunen, „und dort hatte ich nie das Glück, Sie zu ſehen!"

Vielleicht verſtand er in dieſem Augenblicke das kühle Lächeln nicht, mit dem ſie erwiederte: „Wir leben dort in einem weiteren Kreiſe, als hier auf Rotheneck," und wollte ihr eben im Drange des Gefühls leidenſchaftlich erwiedern, daß er fortan nur in dem Kreiſe, dem ſie angehöre, ſein Glück ſuchen und damit vielleicht den Frieden ſeiner Seele wieder finden werde, als wenige Schritte von ihnen das Laub raſchelte und unter den Bäumen die hohe Geſtalt der Tante Dorothea ſichtbar wurde.

Sie liebte es, auf dieſe Art die jungen Leute zu ſuchen und zu überraſchen, wobei ſie es verſtand, durch eine dringliche Frage ſogleich mitten in die Unterhaltung hineinzufallen.

„Worüber waret ihr nicht einerlei Meinung, Kinder?“ ſagte ſie, raſch näherkommend, „denn daß ihr nicht einerlei Meinung waret, hörte ich ſchon von ferne an dem lebhaften Tone eurer Stimmen und ſehe es jetzt an euern ernſten, faſt feierlichen Geſichtern.“

„Nun, gute Tante, ſo helfen Sie uns Frieden zu ſchließen. Unſere Meinungen gingen in Betreff der gemeinſchaftlichen Arbeit ziemlich ſtark auseinander,“ ſagte Fräulein Margarethe.

„Alſo waret ihr daran, einen Plan zu machen?“

„Wir begannen eben damit — bitte, Herr Waldbauer, erzählen Sie das der Tante.“

„O, dieſer Plan iſt ſo einfach, daß kaum etwas darüber zu ſagen iſt, die Ausführung muß das Beſte dabei thun — zwei junge Leute —“

„Natürlich zwei junge Leute, die ſich lieben?“ fragte die Tante mit unverkennbarem Intereſſe.

„Deſſen ſind wir noch nicht ganz ſicher,“ erwiederte der junge Schriftſteller, „ich möchte allerdings dieſe Bedingung ſtellen, wogegen Fräulein Margarethe,“ ſchloß er mit einer Handbewegung gegen die junge Dame, ihr ſo den Ball zurückgebend, den ſie ihm zugeworfen . . . „die Liebe, eine ſo nothwendige Zuthat zu einer kleinen anſprechenden Erzählung, nicht zugeben will.“

„Wobei ich mich auf die Seite von Herrn Waldbauer ſtelle,“ entſchied die Tante mit großer Sicherheit. „Denn du glaubſt doch nicht an die Wirkung einer Novelle,“

lange du willſt. Vorausgeſetzt, daß du es uns ſagen wirſt, ſobald du oder vielmehr dein verwundeter Arm müde wird."

„Ich bin euch für euer Anerbieten ſehr dankbar," entgegnete der Graf, „denn ich würde mich ſehr einſam fühlen; ich bleibe auf alle Fälle auf, bis meine Frau zurück kommt, und ſchätze mich glücklich, daß ihr mir Geſellſchaft leiſten wollt. — Aber trinken wir unſeren Thee — nehmt neue Cigarren, und dann muß uns der Baron etwas Heiteres erzählen."

„Ja," ſagte der Major mit beſtimmtem Tone, „der Baron muß erzählen. Ich gebe ja auch unſere Geheimniſſe Preis. Wir ſind ja unter Freunden, und die Geſchichte drückt mich doch ſchon lange."

„Mit Vergnügen denn," erwiderte der Baron. „Aber wie der Major eben durchblicken ließ, Alles unter uns; denn es ſind Geſchichten, die nicht blos den Major und mich, ſondern auch Andere betreffen, welche uns ſehr theuer und werth ſind."

Hierauf klapperten einen Augenblick die Taſſen, die Fauteuils wurden zurück- und wieder vorgeſchoben und friſche Cigarren angeſteckt, wogegen ſich der Baron einige der langen türkiſchen Pfeifen ſeines Freundes erbat.

„Denn," fügte er bei, „ich erzähle und muß es würdig und in des Königs Kambyſes Weiſe thun."

„Der Beduinen-Häuptling," begann er ſodann nach einer Pauſe, „mit ſeinen beiden Kawaſſen begleitete uns alſo in den Gaſthof zurück, und mittlerweile hatte ſich unſere Escorte inſofern vergrößert, als ein paar Reiter mit Hand- und Packpferden, die dem Beduinen-Häuptling folgten und ſein eigen waren, ſich an uns anſchloſſen. Es war aber heute der Tag der Rencontres. Denn als wir in das Thor des Gaſthofes einritten — der Major und ich befanden uns ſchon im Hofe, — da carambulirte unſer Gefolge mit zwei Herren, die auf Eſeln reitend

wandte sie sich direct an ihre Nichte, „wo die Betreffenden sich am Schlusse ewige Freundschaft schwören?“

„Warum nicht, wenn vielleicht plötzlich im Hintergrunde ein Dritter auftaucht, der wirklich geliebt wird?“

„O, du Schelmin!“ rief Tante Dorothea und drohte ihr etwas affectirt mit dem Zeigefinger, worauf sie mit einem seelenvollen Blicke gegen den jungen Schriftsteller in weichem Tone sagte: „Trauen Sie diesen jungen Mädchen nicht, Herr Waldbauer, sie sind unergründlich — ganz unergründlich, und wenn ich Ihnen gut rathen soll, so ziehen Sie eine solide Freundschaft vor!“

Die beiden Damen lachten herzlich zusammen und da es ihm schicklich erschien, mit einzustimmen, so lachte er ebenfalls, nicht ohne die geheime Angst, dabei recht albern auszusehen.

„Doch nun Scherz bei Seite,“ meinte Fräulein Dorothea, „es wäre gar hübsch, wenn ihr endlich einmal mit eurer gemeinschaftlichen Arbeit anfangen wolltet.“

„Das ist auch meine Ansicht, Tante, aber wenn ich mir auch Morgens noch so fest vornehme, Herrn Waldbauer zu bitten, so wird allemal eine Partie projektirt und wir genießen die entzückenden Herbsttage im Freien.“

„Und mit vollem Rechte, Fräulein Margarethe,“ sagte Eugen, „kann es denn etwas Herrlicheres geben, als dieses Schweifen, heute hierhin und morgen dorthin? Ich möchte immer so leben!“

„Also verschiebt die Schriftstellerei auf den ersten Regentag, Kinder; ich glaube ohnedies, er kommt rascher, als ihr denkt, denn die Sonne geht dort sehr wässerig und in Wolken unter“ — eine Prophezeiung, die pünktlicher eintraf, als manche des hundertjährigen Kalenders, denn

als Eugen Waldbauer am anderen Morgen etwas später wie gewöhnlich erwachte und, durch ein eigenthümliches Rauschen aufmerksam gemacht, ans Fenster trat, blickte ihm ein gleichmäßig grau umzogener Himmel entgegen. Ein feiner Regen schraffirte mit erschreckender Gleichförmigkeit das ganze Landschaftsbild und verhüllte weiterhin als dichter Nebel die Ferne, während im Vordergrunde die uralten breitästigen Bäume im traurigsten Kolorit erschienen und zahllose Regenbäche aus ihrem dichten Laubwerk und an den geschwärzten Stämmen niederliefen. Dazu gurgelten die Wasserröhren an den Ecken des alten Gebäudes und da sich in der Nähe des Fensters, an dem Eugen Waldbauer lehnte, wahrscheinlich unter einer defecten Rinne ein Blechdach oder dergleichen befand, so klangen die dort auffallenden schweren Tropfen wie die dumpfen Trommelwirbel bei einer Trauermusik.

Die Terrasse unten war mit gelben und rothen Blättern besäet, die fest am Boden klebten oder eben so trostlos in den großen stehenden Wasserpfützen schwammen.

Wie wohlthuend war dagegen das lodernde Kaminfeuer und der Tisch mit dem vortrefflich servirten Frühstück! Eugen goß den Kaffee ein und lehnte sich dann mit der Cigarre in den Sessel zurück, während lange Gedankenreihen vor seinem Geiste vorüberzogen. Vielleicht hätte er so bis Mittag fortgeträumt, wenn nicht der Diener mit einem kleinen Billet des gnädigen Fräuleins erschienen wäre. „Was halten Sie," schrieb Margarethe, „bei diesem herrlichen Jagdwetter von unserer gemeinschaftlichen Arbeit? Wenn Sie wirklich noch Lust dazu haben, erwarte ich Sie in einer Viertelstunde im Schreibzimmer meiner Tante."

Sagen Sie dem gnädigen Fräulein, ich würde pünktlichſt erſcheinen."

Die Poſt hatte ihm ein paar unweſentliche Geſchäftsbriefe gebracht, die er flüchtig durchlas. Dann ging er hinunter, um Fräulein Margarethe bei der gleichen Beſchäftigung zu finden.

Sie ſaß in einem niedrigen Fauteuil und ſah etwas blaß aus, doch war es vielleicht nur der Widerſchein des grauen Himmels, was auch ihre ſonſt ſo glanzvollen Augen ein bischen verſchleierte, denn ſie nickte ihm freundlich lächelnd zu und während ſie einen Brief zuſammenfaltete und in die Taſche ihres blauſeidenen Morgenrockes ſchob, ſagte die Tante, welche ſtickend am Kaminfeuer ſaß, mit einem Blick in das troſtloſe Regenwetter hinaus:

„Sehen Sie, wie richtig ich prophezeit habe!"

„Und wie günſtig für mich," erwiederte der junge Schriftſteller, ſich verneigend, „wenn ſich Fräulein Margarethe wirklich bemühen will —"

„Ihnen als Sekretär zu dienen, gewiß."

„Vielmehr als Mitarbeiterin, wenn ich bitten darf."

„Nun, wir wollen ſehen, aber vor Allem, wie ſteht es mit dem Stoff zu unſerer kleinen Erzählung?"

„Ich habe darüber nachgedacht und finde auch, wir könnten, wie Sie geſtern bemerkten, zu den beiden Perſonen unſerer Novelle vielleicht noch eine dritte nehmen, die ſtörend eintritt, aber dadurch das Intereſſe erhöht."

„Die ſtörend eintritt? — Nun, meinetwegen auch das, wir wollen ſehen."

Die junge Dame hatte ſich bei dieſen Worten erhoben und ihre ſchöne Geſtalt ſah in dem langen ſchleppenden Gewande unglaublich reizend aus.

Eugen betrachtete ſie voll Entzücken, wie ſie jetzt durchs Zimmer ſchritt, voll nachläſſiger Grazie der Bewegung, während ihr reiches blondes Haar in einer Fülle von Locken frei über den Nacken hinabfloß.

Sie ſetzte ſich an den Schreibtiſch, legte Papier vor ſich hin, tauchte die Feder ein und ſagte:

„So, nun bin ich bereit.“

In dieſem Augenblicke wurde ihm die ganze Schwierigkeit der Aufgabe erſt klar; er hatte nicht daran gedacht, daß Alles, was von Stimmung und Phantaſie abhängt, ſich nicht in jedem beliebigen Augenblick herbeibefehlen läßt, und gerade dann am wenigſten, wenn man es durchaus erzwingen möchte. Deßhalb ſagte er auch nach einer kleinen Pauſe des vergeblichen Suchens: „Aber ohne Ihre Beihülfe, verehrtes Fräulein, wird es gewiß und wahrhaftig nicht gehen.“

„Nun ja, ich bin nach beſten Kräften bereit,“ erwiederte ſie und ſah ernſthaft zur Decke auf, indem ſie den Elfenbeinhalter nachdenklich an ihre friſchen rothen Lippen preßte. „Erzählen wir alſo zuerſt, wo und wie ſich die Beiden fanden — haben Sie ein Wort, mit dem Sie gern Ihre Geſchichten anfangen?“ fragte ſie, ihn anſchauend.

„Bei einer Reflexion iſt das Wörtchen ‚wenn‘ ſehr gut zu gebrauchen; wollen wir ohne Weiteres die Situation ſchildern, ſo iſt das allerdings ſchon öfter dageweſene ‚Es war‘ kein ſchlechter Anfang.“

„Gut, ſchildern wir alſo die Situation und ſagen: Es war an einem trüben Herbſttage.“

„So iſt Ihnen alſo eine düſtere Stimmung als Anfang unſerer gemeinſchaftlichen Arbeit nicht unangenehm?“

„Ich finde mich heute ganz besonders darin zurecht," erwiederte sie mit leiser Stimme und, wie es ihm schien, unter einem leichten Seufzer.

„Gut denn! — Sie werden mir auch gestatten, daß ich langsam hin- und hergehe?"

Sie nickte leicht mit dem Kopfe, worauf er nach einer kleinen Pause fortfuhr: „Es war an einem trüben Herbsttage, der nicht einmal die Hoffnung auf einen heiteren Abend zuließ, denn die aufgestiegenen Nebel hatten sich zu schweren Wolken verdichtet und wurden von einem heftigen Westwinde über die weite Ebene gejagt —"

„Befinden wir uns im Freien?" fragte sie während des Schreibens lachend.

„Wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, würden wir eine schöne Reiterin schildern, die, von Ihm begleitet, noch vor dem ausbrechenden Sturm ihr Schloß zu erreichen strebt. Es gibt dies Gelegenheit zu einigen animirten Worten, die Er, sein Pferd dicht andrängend, zu ihr spricht, wobei es ihm sogar erlaubt sein kann, seine Hand auf ihren Zügel zu legen, da das Pferd des jungen Mädchens, vom Sturme erschreckt, anfängt unruhig zu werden."

„Schildern wir also den Reiter und die Reiterin!"

„Ich dachte das später zu thun, wenn die Beiden ins behagliche Zimmer eingetreten sind."

„Mir auch recht — doch wissen Sie was, Herr Waldbauer?" fuhr sie aufblickend fort, „ich glaube, wir sollten heute unsere kleine Geschichte nur skizziren, worin ich Ihnen vielleicht ein bischen helfen könnte — wenn ich nicht gar zu zerstreut bin," setzte sie vor sich niederblickend hinzu.

„Es würde mich das ſehr glücklich machen.“

„Gut; bleiben wir alſo bei dem Reiter und der Reiterin! Wie ſoll dieſe ausſehen, haben Sie dazu kein Modell vorräthig?“

„Wenn ich mir erlauben dürfte,“ gab er etwas ſchüchtern zur Antwort, „ein wenig die ſchöne Reiterin zu ſchildern, die ich zuletzt geſehen.“

„Meinetwegen,“ rief ſie lachend, „doch wollen wir der Kürze halber nicht einfach ſagen: die Reiterin?“

„Wenn ſie aber doch ſchön iſt!“

„In der Novelle? Gut, möge ſie alſo ſchön ſein, wenn es Ihnen eine beſondere Freude macht!“

„Mit reichem blondem Haar, einem entzückenden Wuchſe, herrlichem —“

„Und ſo weiter und ſo weiter, — betrachten wir ihre Erſcheinung bereits als ſkizzirt! Wer iſt aber Er?“

„Darüber haben Sie zu beſtimmen.“

Sie wandte ſich leicht gegen ihn, die Lippen feſt aufeinander gepreßt, als wollte ſie ein Lachen, das ſchelmiſch in ihren Augen blitzte, nicht laut werden laſſen, worauf ſie nach einer kleinen Pauſe ſagte: „Nehmen wir denn eine Figur, die Ihnen geläufig iſt — Sie waren ja ſelbſt Militär — ſollten wir ihn vielleicht Offizier ſein laſſen?“

„Von der reitenden Artillerie?“ fragte er raſch, hatte dies aber kaum geſagt, als ihn eine verwirrende Scham überfiel und er faſt ſtotternd beifügte: „Nein, nein, das geht nicht, dieſe Offiziere von der Artillerie haben ein ſo ernſtes geſetztes Weſen, daß man ſie nicht gut in dem Rahmen einer Geſchichte leichteren Genre's, wie wir ſie ſchaffen wollen, unterbringen kann. Beſtimmen Sie alſo

eine andere Waffenart, mein Fräulein, es iſt im Grunde gleichgültig, welche, denn auf das Aeußere kommt es ja doch nicht an, wenn nur der Kern, das Innere in Liebe und Verehrung, Hingebung und Treue jener ſchönen Reiterin nicht unwerth iſt.“

Er hatte abſichtlich weit mehr geſprochen, als nothwendig war und nur in der Abſicht, ſeine Verlegenheit zu verdecken, was ihm indeſſen ſchwer wurde, da er vorhin wohl geſehen hatte, wie ſich Tante Dorothea bei ſeinem unüberlegten Vorſchlag kopfſchüttelnd etwas tiefer auf ihre Stickerei beugte. Doch half ihm Fräulein Margarethe mit liebenswürdiger Unbefangenheit über dieſe Klippe hinweg, indem ſie nach einer kleinen Pauſe aufblickend ſagte: „Wenn es Ihnen gleichgültig iſt, ſo nehmen wir einen — — —“ Plötzlich flogen ihre Blicke von dem Papier in die Höhe und in die trübe Landſchaft hinaus, wo der unbarmherzige Regen mit einer erſchreckenden Gleichförmigkeit niederrauſchte; ſie erhob ſich etwas von ihrem Sitze und ſagte leiſe, halb gegen die Tante gewendet: „Iſt es doch gerade, als hörte ich das Rollen von Rädern — ach, wie ich kindiſch bin — es iſt ja noch viel zu früh und bei dieſem entſetzlichen Wetter!“

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe, indem ſie mit einem Seufzer fortfuhr: „Beſtimmen wir alſo eine Waffenart!“

„Frage doch Herrn Waldbauer,“ meinte die Tante, indem ſie lächelnd herüberſchaute, „ob er gegen einen Huſarenoffizier etwas einzuwenden hat?“

„Ich durchaus nicht. Sei es denn um einen hübſchen Huſarenoffizier!“ ſagte der junge Schriftſteller mit verbindlichem Lächeln, wobei er ſich nicht enthalten konnte, im Vorbeiſchreiten einen wohlgefälligen Blick in den

Spiegel zu werfen und sein braunes lockiges Haar mit der Hand, allerdings verstohlen, ein bischen aufzurichten. Dadurch aber entging es ihm, daß sich Fräulein Margarethe, statt zu schreiben, hastig erhoben hatte, rasch an das Fenster geeilt war und hinausschaute. Er sah nur plötzlich, wie sie mit dem lauten Ausrufe: „Er ist es!“ die Feder wegschleuderte und zum Zimmer hinausflog.

Der junge Schriftsteller hätte nicht erstaunter, ja verblüffter aussehen können, wenn Fräulein Margarethe statt dieser rücksichtslosen Wendung und Flucht und statt des jubelnden Ausrufs: „Er ist es!“ sanft zu ihm geflüstert hätte: „Du bist es!“ um dann an seine Brust zu sinken. Auch war Tante Dorothea's Benehmen in diesem Augenblicke nicht geeignet, ihm seine Fassung wieder zu geben, denn sie warf ihre Stickerei gleichfalls von sich, eilte gleichfalls ans Fenster und rief gleichfalls, wenn auch gerade nicht in jubelndem Tone: „Wahrhaftig, er ist es und schon so früh, bei diesem häßlichen Herbstwetter!“

Ein Rollen von Rädern hatte Eugen Waldbauer allerdings gehört, aber von welcher Art war denn das Ereigniß da unten, welches die so hübsch und vielversprechend begonnene gemeinschaftliche Arbeit so rücksichtslos störte? — Er brauchte ja nur einen Schritt gegen das Fenster zu machen, um zu sehen, daß drunten an der Freitreppe in strömendem Regen eine Kalesche hielt, mit vier Pferden bespannt, welche vor Schweiß und Nässe um die Wette dampften und tropften, daß ein paar Diener des Hauses und ein Gemeiner von den Husaren beschäftigt waren, Gepäckstücke abzuladen, während der Postillon, der vierspännig vom Bocke gefahren hatte, lachend seinen Kopf

auf die Seite neigte, worauf aus der Krempe ſeines Huts ein artiges Waſſerbächlein niederfloß.

Tante Dorothea wandte ſich raſch um und ſagte dann, den jungen Mann mit ihrem freundlichen Lächeln, das einen faſt verſchämten Anſtrich hatte, anſchauend: „Sie müſſen ſchon verzeihen, lieber Herr Waldbauer, und ſich vorläufig mit meiner Geſellſchaft begnügen. Margarethe iſt fortgelaufen, um raſch Toilette zu machen; ſie war, wie Sie ſelbſt geſehen haben, noch im Morgenkleide.“

„Ohne aber bis jetzt das Bedürfniß nach einem ſo plötzlichen Wechſel auch nur ahnen zu laſſen,“ erwiederte der junge Schriftſteller in kühlem Tone, indem er dabei ſehr verſtimmt ausſah.

„Ja, ſo ſind nun einmal dieſe jungen Mädchen,“ gab Tante Dorothea milde zur Antwort und ließ ſich an der Seite des jungen Mannes langſam auf den Seſſel nieder, den Margarethe ſoeben verlaſſen. — „Ich bemerkte Ihnen geſtern ſchon, es gäbe nichts Trügeriſcheres und Gefährlicheres als das Herz eines jungen Mädchens:

Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt,
Glücklich allein iſt die Seele, die liebt!

Und dabei werden Sie mir zugeben,“ ſagte ſie, mit dem Finger auf das Papier tippend, „daß ſeine plötzliche Ankunft in dem Augenblicke, wo hier eines Huſarenoffiziers erwähnt wird, doch ein merkwürdiges Zuſammentreffen iſt.“

„Ich will Ihnen das recht gerne zugeben,“ erwiederte er in einem etwas trockenen Tone, „wenn Sie mir dagegen zugeben wollen, daß es für mich einer höheren Erleuchtung bedurfte, um den Zuſammenhang von allem Dieſem zu verſtehen.“

„Begreiflich, begreiflich," nickte die Tante, „und doch ist Alles so einfach." Sie überlas die geschriebenen Zeilen und setzte dann aufblickend hinzu: „Wissen Sie aber auch wohl, daß man für diese kleine Geschichte keinen hübscheren Schluß finden könnte, als ihn hier die Wirklichkeit gibt?"

„Wie verstehen Sie das?" fragte er gespannt.

„Natürlich mit einer Aenderung im Anfange, da müßte sie allein von ihrem Spazierritte heimkehren und dann in trüben Gedanken am Fenster stehend, ihn erwarten."

„Wen, den Husarenoffizier?"

„Gewiß."

„Den sie früher schon gekannt, den sie früher schon — geliebt?"

„Gewiß."

„Wo läge aber da die Spannung und Verwicklung?" sagte er in sehr verdrießlichem Tone.

„Nun, einfach in dem Umstande, daß der Vater, lange einer militärischen Verbindung abgeneigt, erst nach und nach und auf sehr mühsame Art dahingebracht wurde, seine Einwilligung zu geben — wäre das nicht pikant zu machen und würde es Ihnen, lieber Herr Waldbauer, nicht gar zu unangenehm sein, mir auf diese Art den Schluß dieser gemeinschaftlichen Arbeit in die Feder zu diktiren? Bitte — bitte, Sie machen mir damit ein außerordentliches Vergnügen und ich würde dieses Blatt wie eine theure Reliquie bewahren."

Eugen biß die Zähne fest zusammen — er wäre in diesem Augenblicke für das glänzendste Honorar nicht im Stande gewesen, auch nur eine Zeile weiter zu diktiren — welch ein Schluß dieser gemeinschaftlichen Arbeit nach

hinter uns dreinkamen. Von dieſen Herren war der eine ein großer, dicker Mann von vorgerücktem Alter, mit grauem, faſt weißem Barte, der, wie die Mähne eines Tigers, nach allen Seiten aus dem Geſichte ſtarrte. Von der unerträglichen Hitze war dieſes Geſicht ſchon auffallend geröthet, begann aber ins Purpurfarbene zu ſpielen, als, wie geſagt, einer aus unſerem Gefolge dieſen Herrn, ohne es übrigens zu wollen, etwas unſanft gegen den Thorbogen quetſchte. Der andere Herr war ſehr mager, hatte ein blaſſes, ächt engliſches Geſicht, röthliches Haar und ſchielte ein wenig."

„Kaum war der dicke Mann in dem Hofe angekommen, ſo glitt er von ſeinem Eſel herab, wandte ſich an den Beduinen, der ihn geſtoßen, und verſetzte ihm, ohne etwas dabei zu ſprechen, mit ſeiner Reitpeitſche einen derben Schlag über die Schultern. Der Sohn der Wüſte riß ſein Pferd zurück, ſein Auge blitzte, er zeigte unter den geöffneten Lippen die ſchneeweißen Zähne und riß ein Piſtol aus dem Gürtel, offenbar in der Abſicht, den dicken Herrn damit niederzuſchießen. Glücklicher Weiſe aber hatte der Major dieſen Vorfall geſehen, warf ſein Pferd zwiſchen die Beiden und rief dem Beduinen ein paar arabiſche Worte zu, worauf dieſer ſein Piſtol wieder einſteckte. Mochte es nun ſein, daß der Major den dicken Herrn bei dem Dazwiſchenfahren geſtreift, oder mochte dieſer ihn ebenſo für einen Farbigen halten und deßhalb glauben, er könne ſich auch gegen ihn eine kleine Artigkeit herausnehmen, genug, er hob abermals die Hand mit der Reitpeitſche. Doch beugte ſich der Major in dieſem Augenblicke etwas von ſeinem Sattel nieder, faßte das Fauſtgelenk ſeines Gegners und drückte es ſo zuſammen, daß der alte Herr die Peitſche mit einem gelinden Schrei fallen ließ."

„Es war der erſte Händedruck, den wir wechſelten," flocht der Major ein.

ſo ſchön begonnenem Anfang! — „Ein Schluß,“ ſagte er mit vibrirender Stimme, mehr zu ſich ſelber, als zu der aufhorchenden ältern Dame, „der doch etwas gar zu Alltägliches hat, um für den Leſer intereſſant zu ſein — laſſen Sie mich nachdenken, vielleicht finde ich einen anderen, der mir für dieſe gemeinſchaftliche Arbeit beſſer zuſagt.“ — Dabei machte er in mehr als verdrießlicher Stimmung einen raſchen Gang durch das Gemach, blieb aber plötzlich ſtehen, denn er hörte, wie ſich raſche Schritte näherten. Dann wurde die Thüre geöffnet und die Kammerfrau des jungen Fräuleins erſuchte Tante Dorothea, einen Augenblick herüberzukommen.

„Wie ſchade!“ ſagte dieſe, ſich erhebend, „aber nicht wahr, Herr Waldbauer, Sie verſprechen mir ganz ſicher die Beendigung der gemeinſchaftlichen Arbeit? — und um zwölf Uhr beim Frühſtück ſollen Sie auch das Original von ‚Ihm‘ kennen lernen.“

Er verbeugte ſich etwas mühſam lächelnd, und als er einige Minuten ſpäter auf ſeinem Zimmer angekommen war, trat er ans Fenſter und ſtarrte in den ſtrömenden Regen hinaus. Wird man es unbegreiflich finden, daß er langſam begann, ſeinen Koffer einzupacken, und daß er es als glücklichen Zufall begrüßte, auf ſeinem Tiſch einen Brief zu finden, der, an ſich vollkommen unwichtig, für ihn als Vorwand herhalten konnte, eines dringenden Geſchäftes wegen ſchleunigſt nach der Stadt zurückzukehren?

Wenn nur das Frühſtück ſchon glücklich vorüber wäre! Er erſchien natürlich mit der heiterſten Miene, wurde dem jungen, noch viel heiterer und glücklicher ausſehenden Huſarenoffizier vorgeſtellt und hatte die größte Mühe, den

alten wohlwollenden Herrn zu überzeugen, daß ihn ja gewiß nur eine unabweisliche Nothwendigkeit zwänge, bei solchem Wetter dies gastliche Dach zu verlassen. Endlich gab er noch das feste Versprechen, sobald es ihm möglich sei, zurückzukehren.

„Und da sich Ihr verehrter Gast nun einmal nicht halten lassen will," meinte der Husarenoffizier, „so darf ich mir wohl erlauben, ihm die Kalesche, die mich hieher gebracht, zur Verfügung zu stellen."

Sie nahmen Alle den herzlichsten Abschied von Eugen, jeder auf seine Art, und während der alte Herr seinen jungen Freund mit väterlichem Wohlwollen entließ, erinnerte ihn Tante Dorothea mit einem warmen Blick an die versprochene Beendigung der gemeinschaftlichen Arbeit.

Der junge Husarenoffizier hoffte ihn in der Residenz recht bald wieder zu sehen, dann kam die Reihe des Abschiednehmens an Margarethe; sie wünschte ihm herzlich eine glückliche Reise und setzte mit einem Blick an den grauen Himmel hinzu: „Glauben Sie mir, Herr Waldbauer, das trübe Regenwetter, in dem Sie uns verlassen, wird nicht einmal bis zur Eisenbahnstation anhalten und Sie werden es vergessen haben, sobald die Sonne wieder freudig scheint!"

Als er nun gleich darauf unter dem weitvorgeschlagenen Verdeck im Wagen saß, auf dessen Leder der unermüdliche Regen niederrauschte, während von Postillon und Pferden schon nach wenigen Minuten das Wasser aufs Neue herabfloß, dachte er nicht an den herrlichen Sonnenschein, der ihn vor einiger Zeit auf dem gleichen Wege begleitet, auch nicht an die glücklichen Tage, die er

auf Rotheneck verlebt, sondern an die Abschiedsworte der jungen Dame. Und wie man in solchen Fällen wohl zu thun pflegt, wandte er sie hin und her, suchte bald da, bald dort einen versteckten Sinn, rief sich dabei den Klang ihrer Stimme ins Gedächtniß zurück oder den Ausdruck ihrer Augen, wobei er endlich doch noch zu dem für ihn beruhigenden Resultate kam, daß sie wenigstens seine aufkeimende Leidenschaft erkannt und daß vielleicht ohne die plötzliche Ankunft des jungen Husarenoffiziers doch noch Alles anders gekommen wäre.

So formte, drehte und gestaltete er an den Erlebnissen der vergangenen Tage, und während er warm in seine Wagenecke gedrückt dem Geräusch des herabfallenden Regens lauschte, ward ihm nach und nach behaglicher zu Muth und er glaubte endlich genügenden Stoff für eine kleine, anspruchslose Geschichte gefunden zu haben.

Ob dieser Glaube richtig war, mag der geneigte Leser entscheiden!

Madame Lohengrin.

Auf der Bühne des königlichen Hoftheaters hinter der vierten Couliſſe ſtanden gegen das Ende der Oper Lohengrin einige Perſonen beiſammen, von denen zwei beſchäftigt waren, dem edlen Gralritter die Rüſtung anzulegen und die klirrenden Sporen wieder an den Füßen zu befeſtigen. Neben ihnen befand ſich ein ſchon älterer Mann in einem langen hellbraunen Ueberrock, der ein Buch in der linken Hand hatte, während er mit der Rechten ſeine Brille hielt, die im Begriffe geweſen war, ihm über die Naſenſpitze hinabzurutſchen. Letzterer war der Theater-Inſpicient, der das Auftreten der betreffenden Künſtler und Künſtlerinnen zu regeln hatte, indem er ſie mit mehr oder minder Höflichkeit darauf aufmerkſam machte, daß ſogleich ihr Stichwort kommen würde.

Noch eine vierte Perſon war da, die ſich gleichfalls um den Anzug Lohengrin's bemühte, indem ſie ihm das, was von ſeinem weißen Leibrock unter der Rüſtung ſichtbar blieb, in zierliche Falten zog, auch den Mantel des Ritters über ihren Arm hängen hatte, um ihm denſelben ſpäter umzulegen.

Dies war der Theatergarderobe-Gehülfe Herr Söllinger, ein ſchon älterer junger Mann mit hellblonder Perrücke,

gerötheten Augen, einem pfiffigen Lächeln um den faltenreichen Mund, der, wie er ſtets zu verſichern pflegte, ſeine Beſtimmung verfehlt hatte, da er nicht für den Schneidertiſch geboren und befähigt ſei, wohl aber für jene berühmten Bretter, die er deßhalb mit ſtillem Neid zu betrachten pflegte, ja, auf welchen er bisweilen, ſo verſicherte wenigſtens die Theater-Nachtwache, nach beendigter Vorſtellung dem ſtillen Hauſe irgend einen Monolog zum Beſten gab.

Herr Söllinger würde ſich übrigens für das Fach der jugendlichen Liebhaber, beſonders im Luſtſpiel, entſchieden haben, denn dazu hatte er, nach eigenem Bewußtſein, alles Zeug, trug ſich ſo elegant, als es ihm vermittelſt abgelegter Kleidungsſtücke „freundlicher Collegen im Geiſte", wie er ſagte, nur möglich war, und durfte es ſich ſchon herausnehmen, hier und da ein Wort in die Unterhaltung derſelben zu miſchen.

Nur mußte das nicht in Augenblicken geſchehen, wo finſterer Unmuth auf dem Geſicht des betreffenden Künſtlers zu leſen war, wie eben jetzt bei Lohengrin, als er, ſich unmuthig in der Rüſtung dehnend, ſagte: „Wenn dies verrückte Frauenzimmer, die Elſa von Brabant, nur einmal ihre unzeitige Neugierde laſſen könnte, ſo wäre die Sache jetzt zu Ende, und ich bin überzeugt, Jedermann verließe weit zufriedener das Haus, als bei dieſem verliebten Hin- und Herzerren und dieſem ewigen Sehnen ohne alle Befriedigung. Sie," wandte er ſich an einen der Flaſchner, der ihm gerade die Schulterſchnalle befeſtigte, „halten Sie die Geſchichte etwas locker, damit ich nachher raſch Alles abſtreifen kann," worauf er wieder zum Inſpicienten ſagte: „So unbehaglich und froſtig es mir

erſcheint, aus dem ſtillen anmuthigen Brautgemach wieder allein auf die kühle Schelde hinaus zu müſſen, ſo fühlt auch ein großer Theil des Publikums, und ich bin überzeugt, ſie würden uns gern dieſe letzte Scene ſchenken und zufriedener zu ihrem Nachteſſen gehen, nachdem das ſüße Lied verhallt iſt und wir uns allein — zum erſten Mal — allein geſehen haben — hol der Teufel alle neugierigen Weiber!"

Der Garderobediener Söllinger trat jetzt, ſich ein wenig in den Hüften wiegend, wie er gern zu thun pflegte, mit dem Mantel Lohengrin's näher, um ihm dieſen behutſam über die Schulter zu legen, wobei er, übrigens mehr zu ſich ſelber, ſagte: „Ja, ja, darin hat's Onkel Telramund ſchon beſſer, der todtgeſtochen —"

„Hören Sie, Söllinger," ſchnaubt Lohengrin wild herum, „ich habe es Ihnen ſchon einige Mal geſagt, daß ich mir Ihre ſchlechten Witze verbitte, der Teufel iſt Ihr Onkel, wie können Sie ſo reſpektlos von Künſtlern des königlichen Hoftheaters reden — ſchweigen Sie, ich weiß ganz genau, daß Sie das thun, aber mich, das muß ich mir ausbitten, laſſen Sie aus Ihrer Verwandtſchaft —" damit nahm er ſeinen Schild auf und klirrte um die nächſte Couliſſenecke.

„Schön — Onkel Lohengrin, ich werde mir's merken," murmelte Söllinger, indem er ihm mit trübem Blick nachſah. „Was das für ein Hochmuth iſt," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „habe ich doch ſchon vom Onkel Intendanten, ja, von der Tante Königin geſprochen und es hat mir und denen nichts geſchadet!"

Nun hatte Söllinger allerdings die Gewohnheit, von den meiſten Perſonen in dieſem Verwandtſchaftsgrade zu

ſprechen, was ihm Niemand beſonders übel nahm, ja, man bemerkte es kaum mehr oder wandte es auch auf ihn ſelbſt zurück, indem jüngere Künſtler häufig nach dem Onkel Söllinger riefen.

Noch ein bedeutſames, ziemlich lang andauerndes Achſelzucken widmete er jetzt dem entſchwundenen Ritter, worauf er aus dem Zwirnſtränglein, das er auf der Bühne ſtets um den Hals trug, einen Faden zog, dieſen einfädelte, um den Verſuch zu machen, am Mantel des Königs Heinrich, der ſich ſchon auf der Bühne befand, ungeſehen eine Treſſe, die ſich abgelöſt hatte, wieder anzunähen — er liebte dergleichen Kunſtſtücke.

Lohengrin war unterdeſſen zu Elſa von Brabant getreten, die bleich und kummervoll, die ſchönen Augen wie vom Weinen getrübt, den feinen Mund bleich geſchminkt, im weißen Gewande zwiſchen ihren Frauen ſtand, bereit, das Schrecklichſte über ſich ergehen zu laſſen. Sein Zorn war beim Anblick dieſer lieblichen Geſtalt, die ihm freundlich zulächelte, raſch verraucht, und nachdem er der liebenswürdigen Künſtlerin, dieſem reizenden Mädchen, mit ritterlichem Anſtande und ſehr bedächtig das kleine Händchen geküßt, ſagte er, ſeufzend die Augen aufſchlagend:

O, Elſa, nur ein Jahr an deiner Seite,
Hätt' ich als Zeuge unſeres Glücks erſehnt —

worauf er in ſchlichterer Proſa hinzuſetzte: „O, Trauer, neunmal Trauer über ſchwache Weiberherzen, die nicht im Stande ſind, mit einer ſolchen Frage wenigſtens bis zum andern Morgen zu warten, ich kann Ihnen verſichern, theure Adele, das geht mir jedesmal im Traume nach, o, es iſt hart, ſo den Becher ungekoſtet weiter geben zu müſſen!"

„Und als die Peitsche am Boden lag," fuhr der Baron fort, da rief unser Freund auf Englisch: ‚Herr, bitte recht sehr, zu bedenken, daß wir nicht in Indien und daß freie Beduinen keine Sclaven sind.'"

„Auf dieses Wort hin blickte sowohl der dicke wie der magere Gentleman den vermeintlichen Beduinen mit wahrem Erstaunen an. Denn sie hatten gewiß noch nie einen getroffen, der so fertig Englisch sprach."

„Und wovon wußtet ihr, von welcher Nation die beiden Fremden waren," fragte der Hausherr, „und woher sie kamen?"

„Ich hatte sie in Suez gesehen," erwiderte der Major, „bei einem ähnlichen Act der Gewaltthätigkeit, der aber keine Folgen hatte, da der Matrose, den jener dicke Herr mit seinem Pfeifenrohr über den Kopf schlug, ein Laskare war."

„Diese Begegnung hatte auch vor der Hand keine Folgen," fuhr der Baron fort. „Die beiden Engländer, welche wohl einsahen, daß sie hier den Kürzeren ziehen müßten, begaben sich in den Gasthof, freilich noch immer mit einigem Widerstreben; denn der Dicke ballte mehrere Mal seine Fäuste, als suche er einen würdigen Gegner zu einer Box-Partie.

„Der Major legte seine Beduinen-Tracht ab, ließ sich seinen zu langen Bart stutzen, und so dinirten wir ein paar Tag darauf seit längerer Zeit wieder zum ersten Male an der Table d'hôte des Gasthofes, wo das Erste, was uns in die Augen fiel, der dicke Gentleman war, der vor dem gedeckten Tische auf und ab spazierte. Bei unserem Eintritt stutzte er, sah den Major forschend an, und dann flog ein leichtes, ich möchte sagen, gutmüthiges Lächeln über seine dicken Züge, was mich veranlaßte, auf ihn zuzugehen, um von dem neulichen Vorfalle zu sprechen, indem ich ihm sagte, wir hätten

Wen führt ihr her? Was soll ich schau'n?
Mich faßt bei eurem Anblick Grau'n!

hörte man draußen König Heinrich den Vogler singen, welche Worte der Inspicient leise murmelnd wiederholt, so wie auch die Antwort der vier Edlen:

So will's der Schützer von Brabant:
Wer dieser ist, macht er bekannt —

worauf er, während draußen der Chor singt:

Seht, Elsa naht, die tugendreiche,
Wie ist ihr Antlitz trüb und bleiche —

eine freundliche Handbewegung gegen die junge schöne Künstlerin machte, ja, ein wenig seinen Hut lüpft, indem er zu Lohengrin sagt: „So — nun kommen Sie, dann hab ich nur noch den Schwan hinaus- und hineinzudirigiren und kann dann für heute wieder einmal sagen: Gute Nacht, Herrendienst — wünsche geruhsame —"

„Behüt Sie Gott, Burkhardt — gehen Sie nachher in den Rothen Ochsen?"

„Nein, in die Blaue Ente, dort ist das Bier besser."

„Vielleicht komm ich auch."

Lohengrin ist aufgetreten.

Diesem Augenblick sieht das Publikum im Hause mit großer Spannung, mit Trauer, ja, mit tiefem Schmerz entgegen; welche Gefühle zerreißen die Brust des unglücklichen Mannes, welche Seelenkraft gehört dazu, nach all dem Entsetzlichen, was er so eben erlebt, noch mit so festem Schritt, so ungebeugten Hauptes vor den König hinzutreten, um vor aller Welt klagend zu verkünden:

Daß zum Verrath an mir sich ließ bethören
Die Frau, die Gott mir angetraut —

wobei Elsa, die Hände ringend, schmerzlich zusammenzuckt — und wer von all den fühlenden weiblichen Herzen da drunten im Hause im Parterre und auf den Galerieen empfände nicht mit aufs lebhafteste diese fürchterliche Lage, dieses unbeschreibliche Herzeleid! —

So eben noch umrauscht von den wonnigen Klängen des Brautliedes, umflimmert von den Kerzen des hochzeitlichen Gefolges, im stillen, reichgeschmückten Brautgemache — kein Zeuge mehr da, als der verschwiegene Mond — und nun auf einmal durch eine unbesonnene Frage eine so fürchterliche Umwandlung — nein, es ist empörend von dieser Elsa, hatte sie doch so fest gelobt, diese Frage an ihn nicht zu stellen, dem geliebten Manne kein Mißtrauen zu bezeigen, sondern demüthig zu harren, bis er es selbst für nöthig erachtete, den Schleier zu lüften, der über seiner Herkunft lag, und nun kann sie nicht einmal so lange warten, bis der Vorhang gefallen ist! Deßhalb dürfen wir auch wohl versichern, daß sich bei dieser trostlosen Umwandlung das Mitgefühl der meisten weiblichen Herzen entschieden Lohengrin zuwendet, daß man mit dem größten Bedauern für ihn, der nun wieder bei frostigem Morgengrauen an den Ufern des kalten Flusses steht, fühlt, mit gleichem Beben den Schwan erwartend, der ihn auf ewig von dannen führt.

Was hilft mir jetzt ihr Schmerz und ihr Klagen —

Mir schwankt der Boden! Welche Nacht!
O Luft der Unglückselʼgen!

Was thuʼ ich mit ihrem verzweiflungsvollen Aufschrei:

Entsetzlich! Ha der Schwan, der Schwan!

„Was nützt mich überhaupt der Mantel, wenn er nicht gerollt ist?“ flüsterte eine tiefe Stimme auf den ersten Bänken des Parterres, ist aber doch von den Umsitzenden gehört worden und wird mit einigen verächtlichen Blicken bestraft.

Pfui, wie kann man so roh sein, und obendrein in einem Augenblicke, wo sich Augen mit Thränen füllen, wo man hier und da jenes trockene Schluchzen vernimmt, wo Taschentücher erscheinen und wo man das bekannte, krampfhafte Lächeln sieht!

„Mein Gatte, mein Gatte!“ schreit die zurückbleibende Elsa verzweifelnd auf, und der große Portalvorhang senkt sich langsam.

Es ist eigenthümlich, so oft wir auch schon nach Beendigung dieser Oper mit der Zuschauermenge das Schauspielhaus verließen, so haben wir doch stets die Frage erörtern hören: wie es denn überhaupt nur möglich sei, daß ein Weib so wenig Selbstüberwindung besitze, um einem Versprechen, nachdem es eben erst abgelegt, schon ungetreu zu werden? Man vergißt eben, daß in der Oper Alles kurz gefaßt und zusammengedrängt an uns vorübergeführt werden muß, wozu die Legende oder der Roman sich Jahre lang Zeit nehmen kann.

„Ei was!“ hören wir neben uns sagen, „es ist eben die weibliche Neugierde, die keine Schonung kennt und keine Folgen berechnet, und wenn heute Jemand in gleicher Lage wie Lohengrin etwas Zugedecktes auf den Tisch stellen und ihr strengstens verbieten würde, es anzuschauen, sie wird in der Nacht, wenn er schläft, aufstehen und das Schnupftüchlein vom Verbotenen lüpfen.“

„Woher weißt du das denn so genau, lieber Oheim?“

fragte eine angenehm klingende weibliche Stimme, „die gute Tante hat dir doch zu einer ſolchen Aeußerung gewiß nie eine Veranlaſſung gegeben!“

„Na, was das anbetrifft, ſo weiß ich doch nicht, ob ſie bei ähnlicher Veranlaſſung ſtandhaft geblieben wäre.“

„Ja, bei ähnlicher Veranlaſſung, man will doch wiſſen, wen man heirathet.“

„Zugeſtanden, aber bis zum Kaffee am andern Morgen hätte ſie wenigſtens warten können, auch wäre die Oper früher aus geweſen — beim Himmel, ſchon halb Elf, Kutſcher und Pferde haben lange warten müſſen!“

Damit drängte der, welcher das geſagt, ein ſchon etwas älterer, corpulenter Mann, der eine junge, elegant gekleidete Dame am Arme führte, heftiger durch die Menge, nachdem er einen Blick rückwärts werfend einigen Herren und Damen, die ihm ſo raſch als möglich folgten, zugerufen hatte: „Ihr wißt, wo die Wagen ſtehen — bei der zweiten Laterne!“

Dort verſammelte ſich auch gleich darauf ein artiges Häuflein, vier Herren und vier Damen, bei einem geſchloſſenen Landauer und einer halb offenen Caleſche, berathſchlagend, wie die Partieen am zweckmäßigſten in beide Equipagen zu vertheilen ſeien. Parweiſe wäre es wohl am beſten geweſen, beſonders da zwei Männer mit ihren Frauen dabei waren, dann ein Brautpaar, deren Hochzeit am andern Tage ſtattfinden ſollte, und der Eigenthümer beider Equipagen, der Commercienrath Möller mit ſeiner Schweſter, die ihm, dem Junggeſellen, das trotzdem große Hausweſen verwaltete; auch ſchien die junge und ſchöne Braut, die der Commercienrath, ihr Oheim, und man konnte wohl ſagen, zweiter Vater, vom Theater an den

Wagen geführt, dieſe Eintheilung auch nicht anders verſtehen zu wollen, denn ſie faßte ſogleich den Arm ihres Eduard, als ſei ſie Wochen lang von ihm getrennt geweſen und als wolle ſie ſich für die kurze Spanne Zeit vom Fallen des Vorhanges bis jetzt durch eine kleine Ewigkeit des engſten Zuſammengeſchloſſenſeins ſchadlos halten.

Doch ſagte der alte Herr lachend: „Halt, Kinder, und trennt euch nochmals für eine kurze Zeit, es iſt für alle Theile beſſer, wenn ihr Damen es euch in dem breiten Landauer bequem macht und mit den ſchnelleren Pferden vorausfahrt, Luiſe — ſo hieß ſeine Schweſter — iſt alsdann raſcher zu Hauſe und kann noch einen Feldherrnblick über die getroffenen Vorbereitungen werfen, damit das Souper des heutigen Polterabends glanzvoll vor ſich geht.“

„Ganz einverſtanden,“ flüſterte einer der verheiratheten Männer, der Ober-Regierungsrath Schwörer, hinter der vorgehaltenen Hand dem Commercienrath zu, während der Andere, Canzlei-Director Gänßlin, ſeiner Gewohnheit nach mit dem Kinn tief in die Halsbinde tauchte, um ſeine Gattin durch einen fragenden Blick, dem er zur ſcheinbaren Wahrung ſeiner Hausherrnrechte gern etwas Finſteres verlieh, um Beiſtimmung, reſpective um Erlaubniß zu bitten. Doch hatte es ſich Fräulein Luiſe ſchon auf dem Rückſitze des Landauers bequem gemacht und rief auf die weichen Kiſſen patſchend in lebhaftem Tone: „Kommt nur, es iſt am beſten ſo wie er's angeordnet, wir ſind auch unter uns weit ungenirter, ſteigen Sie ein, Frau Director, bitte — ſo, nun fehlt Niemand mehr als Hedwig — himmliſche Güte, da ſteht ſie im Schatten und nimmt einen Abſchied, als wenn es ſich um eine Reiſe

nach Amerika handelte! Komm, komm, oder wir laſſen dich im Stiche, und dann kann dich der Canzlei-Director auf den Schoß nehmen!"

„Ah, da müßte ich ſchon bitten!" meinte deſſen beſſere Hälfte.

„So leb denn wohl, Eduard!"

„Adieu, mein Herz!"

„Auf recht baldiges Wiederſehen!"

„Auf baldiges Wiederſehen!"

„Adieu, mein Engel!" — Dann noch die Pantomime einer Kußhand und die unruhig gewordenen Pferde zogen den Landauer in raſchem Trabe davon.

„So, das wäre beſorgt," meinte der Commercienrath, ſeine Hände aneinander ſtreichend, „und wie ſtehts mit euch, habt ihr noch irgend ein Bedürfniß, wollt einen Schluck Bier oder Wein trinken?"

„Das nicht — aber — ich will mir in der Reſtauration meine Cigarre anzünden."

„Ich auch!"

„Ich auch!"

„Gut, ich beſorge das hier bei meinen Wagenlaternen kommt aber bald wieder."

„Uff!" rief der Ober-Regierungsrath, welcher zuerſt zurückkehrte, „wenn man ſo einen ganzen Abend im Theater ſitzt, wird man vollſtändig krämpfig in den Füßen, ich habe eben gerade ein par heilgymnaſtiſche Bewegungen gemacht."

Dann kamen auch die Uebrigen, und bald darauf ſaßen alle Vier in der bequemen Caleſche, jeder mit einer angezündeten Cigarre zwiſchen den Lippen, deren erſte Züge nach langer Entbehrung ſo wonnig ſchmeckten, daß

Keiner Luſt hatte, eine Unterhaltung zu beginnen, die aber auch bei dem Raſſeln der Räder auf dem Pflaſter kaum verſtändlich geweſen wäre.

Wir aber wollen dieſen Augenblick der Ruhe benutzen, um dem geneigten Leſer pflichtgemäß mitzutheilen, daß der Commercienrath Möller vom Frühjahr bis zum Herbſt auf ſeinem ſchönen Landſitze, eine Stunde von der Hauptſtadt entfernt, wohnte, wo am andern Tage die ſchon erwähnte Hochzeit ſeiner Nichte und Pflegetochter Hedwig Möller, deren Vater, des Commercienraths Bruder, ſchon vor Jahren, ſo wie auch die Mutter geſtorben war, gefeiert werden ſollte. Der Bräutigam, ein tüchtiger Geſchäftsmann und Theilhaber des reichen Hauſes Möller und Compagnie, war beſtimmt, ſeinen Aufenthalt künftig in Wien zu nehmen, wo das Haus eine Commandite hatte. Hedwig, deren liebſter Aufenthalt ſtets der Landſitz ihres Oheims geweſen war, hatte dringend gebeten, dort ihre Vermählung feiern zu dürfen, was auch dem Commercienrath in ſo fern recht war, als er ſelbſt die großen Feſtlichkeiten mit weit ausgedehnten Einladungen nicht liebte. Er hatte deßhalb, um dieſe ſchicklicher Weiſe zu begrenzen, ein par genaue Freunde, den Canzlei-Director Gänßlin und den Ober-Regierungsrath Schwörer, ſchon früher um einen mehrtägigen Aufenthalt gebeten, wie es in dieſem Frühjahr ſchon öfter der Fall geweſen, und dieſer kleine Kreis ſollte dann für morgen durch einige Einladungen zum Diner paſſend vergrößert werden. Ja, es war Frühling! Die Erde ſtand in bräutlichem Schmuck und ſandte aus Gras, Laub und Blüthen entzückende Düfte. Heute Abend war dies ganz beſonders der Fall, da nach einem ſehr heißen Morgen ein wohlthätiger Strichregen Nach-

mittags die Luft gekühlt, den Staub gelöscht, jenen wundervollen Geruch hervorgerufen, der wie ein Dankgebet aus Blättern, Blüthen und Blumenkelchen aufsteigt. Das Gewölk am Himmel hatte sich wieder zertheilt, hier und und da blickten funkelnde Sterne von glänzenden Himmelsflächen herab, und drüben tief am Horizonte streckte sich der junge Mond behaglich auf ein weißes Wolkenbett und schien der glücklichen Braut sagen zu wollen: Warte nur, morgen siehst du mich unter ganz andern Verhältnissen wieder. — O, mein Eduard!

Dieser hatte nichts Aehnliches in Betreff des Mondes gedacht, da er an der anderen Seite des Wagens saß und ihn deßhalb nicht gesehen hatte, auch war sämmtlichen vier Herren der Anblick des immer wieder aufglimmenden Cigarrenfeuers weit interessanter — es denkt sich so manch Behagliches dabei.

Jetzt stieß der Commercienrath ein kurzes Lachen aus, wie er gern zu thun pflegte, ehe er etwas Heiteres sagte, und sprach alsdann: „Mit dem Rauchen wäre es auch nicht recht gegangen, wenn wir gemischt gefahren wären; ich bin allerdings für Damengesellschaften, doch gibt es auch Zeiten, wo man gern ganz allein unter sich ist; ich weiß zwar nicht, ob ihr meine Ansicht theilt — was meinst du, alter Gänßlin?"

„O ja, gewiß," erwiederte dieser, nachdem er einen Blick auf die Landstraße geworfen, wo indessen weit und breit kein Landauer mehr zu sehen war, „es sind nicht die schlechtesten Stunden unseres armen Erdenlebens, wenn nach mühsam errungenem Hausschlüssel man unter sich in behaglichem Tabaksdampfe sitzt und nur der hübschen Anna zu winken braucht, um eine frische Halbe zu bekommen."

„So, sie heißt Anna?“

„Die jetzige, ja, sie ist ein recht gesundes, sauberes Mädel, doch bitte ich mir aus, daß du nachher darüber keine schlechten Witze machst.“

„Und wie heißt denn die Deinige?“ wandte sich der Commercienrath lachend an Schwörer.

„Wer wird so unbedachtsam fragen,“ versetzte der Ober-Regierungsrath, wie aus Gewohnheit ängstlich um sich blickend, „auch kannst du versichert sein, daß es dem guten Gänßlin auch nur um die stillen, harmlosen Wirthshausstunden zu thun ist — und in denen liegt schon etwas unbeschreiblich Süßes.“

„Ja, wenn nur die Stunde des Nachhausegehens nicht jedesmal so verzweifelt rasch herankäme!“

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Wird der Lust ein End gemacht.

„Und wenn von diesen Frauen nur eine einzige den richtigen Begriff davon hätte, daß es doch ganz gleichgültig, ob man eine Stunde früher oder später nach Hause kommt.“

„Keine,“ sagte der Canzlei-Director mit seltener Entschiedenheit, „und —“

„Keine?“ fragte der Bräutigam und setzte so naiv hinzu: „es kommt dabei doch wohl viel auf die Erziehung an,“ — daß die beiden bewährten Kreuzträger laut hinauslachten und selbst Herr Möller mit einstimmte.

„Erziehung! — Darin hat sich was zu erziehen,“ meinte der Ober-Regierungsrath, „erziehe eine Hyäne und beschneide dem Tiger, der einmal Blut geleckt hat, gemüthlich seine Krallen, es ist möglich, daß sich Jemand dazu hergibt

und es ihm auch gelingt; bringe aber die beste Frau dazu, daß sie bei häufig eintretender Verspätung dem Nachhausekommenden ein gemüthliches Lächeln zeigt, und du hast mehr geleistet, als Dutzend Herculesse."

„Wahr — sehr wahr!"

„Ich möchte nur wissen, woher diese Antipathie gegen das Wirthshaus eigentlich stammt, eine Erbsünde wie ihre Neugierde kann es doch nicht sein, denn zu Eva's Zeiten gab es ja noch nichts dergleichen."

„Und ist so gänzlich unmotivirt."

„Was hat sie davon, wenn ich zu Hause bleibe und sie in der einen Ecke des Sophas schläft, während ich in der andern schnarche?"

„Bei Vielen ist es Mißgunst."

„Bei Manchen Eifersucht."

„Bei Vielen eine unbegreifliche Lust, uns die geringste Freude zu verderben; denn das wird mir Jeder zugestehen, daß man beim letzten Glase schon an den gewissen Gesichtsausdruck unter der Nachthaube denkt —"

„Und man mag noch so leise auftreten, die Thür noch so vorsichtig öffnen, wach werden sie immer."

„Wenn sie nicht schon vorher bei brennender Kerze im Bette sitzen: — Himmel, wie du mich erschreckt hast — ich glaubte, es wären Räuber eingebrochen — schon Mitternacht — nun, wie Gott will!"

„Das ist die erste Variation," lachte Schwörer, „und häufig hat es dabei sein Bewenden, besonders wenn du sogleich etwas Pikantes aus dem Wirthshaus zu erzählen weißt, zum Beispiel, daß die Verlobung der Tochter ihrer guten Freundin wieder auseinandergegangen ist, oder daß Madame Maier und Madame Müller sich nach einer

unendlich bedauert, daß einer unserer Diener ungebührlicher Weise mit ihm zusammengestoßen sei, und würden auch nicht verfehlt haben, ihm schon sogleich damals unsere Entschuldigungen zu machen; doch hätte er sich auf eine Art selbst Recht verschafft, die es uns leider unmöglich gemacht, uns mit freundlichen Worten darein zu mischen.

„Auf das hin lachte der alte Herr heiter hinaus, reichte mir die Hand und erwiderte: ‚Ich bin Ihnen in der That dankbar dafür, daß Sie einem alten, heftigen Manne so artig entgegen kommen. Meine außerordentliche Heftigkeit schafft mir nur zu oft ähnliche Auftritte auf den Hals. Von Jugend auf sehr reizbar, sind lange Jahre, in dem indischen Klima zugebracht, leider nicht im Stande, das Blut abzukühlen. Ich bin Sir Robert J. — wollen Sie mir freundlichst Ihren Namen sagen, um mich alsdann Ihrem Freunde vorzustellen?‘

„Ich nannte mich, führte ihn zu dem Major, der ihm auf halbem Wege entgegen kam und ihm lachend die Hand schüttelte.

„‚Wenn an meinem Betragen von neulich etwas verzeihlich ist,‘ sagte der alte Engländer lachend, ‚so ist es, daß ich Sie für einen wirklichen Beduinen hielt. Ihr ganzes Aeußeres war mehr als Verkleidung — es war die vollkommenste Natur.‘

„‚Da Sie mir das eingestehen,‘ antwortete der Major, ‚so werden Sie es ebenfalls verzeihlich finden, daß ich auch vollständig in der Rolle des Beduinen blieb und meine Leute in Schutz nahm.‘

„‚Sprechen wir nicht mehr davon!‘ versetzte Sir Robert. ‚Ich bin dem unangenehmen Vorfalle nur Dank schuldig, daß er mich so angenehme Bekanntschaften machen ließ. Wie ich zufällig gehört, werden Sie noch etwa vierzehn Tage hier bleiben, um über Alexandria und Malta nach dem Festlande zurückzukehren. Das trifft sich wirklich charmant, und wollen wir, wenn es Ihnen genehm ist, diese Tour recht angenehm und friedlich zusammen machen.‘

heftigen Scene wieder einmal die Freundſchaft aufgekündigt haben."

„Ja, ja, unter ſolchem Geplauder pflegen ſie bei guter Laune wieder einzuſchlafen," ſagte der Canzlei-Director, „es wirkt wie das harmoniſche Klingen der Regentropfen nach dem Gewitter — weit ſchlimmer dagegen ſind die kurzen Bemerkungen, ſcharf wie die erſten Blitze: — So, du biſt ſchon da — gewiß ſehr gut unterhalten — natürlich, zu Hauſe gibts keine Freuden — man muß ſie auswärts ſuchen — natürlich — nun — trei—be — es — nur — ſo — fort — ein Krachen der Bettſtelle zeigt dir an, daß ſie ſich gewaltſam herumgeworfen hat und du vielleicht Ruhe findeſt — vielleicht — aber weit gefehlt, denn eine abermalige viel ſtärkere Wendung bringt das Gewitter zum Ausbruch. A—a—a— o, junger Mann," wandte er ſich darauf an Eduard, „horchen Sie auf das, was erfahrene Männer ſagen, und auf das allenfallſige Präſervativmittel bei ähnlichem Unglück."

„Und das wäre?"

„Bei ähnlichen Veranlaſſungen nie eine Antwort zu geben, ſich vor dem Sturme zu beugen, den Wortregen geduldig über ſich niederplätſchern zu laſſen und mit Seelenruhe den Gedanken feſtzuhalten, daß auch das ſchlimmſte Wetter endlich vorüberzieht."

„O, ich hoffe auf Sonnenſchein — ſehr viel Sonnenſchein — Sonnenſchein fürs ganze Leben!" ſagte der glückliche Bräutigam, in dem ſüßen Gedanken an morgen ſchwelgend.

„Das haben wir Alle gethan," meinte Gänßlin in trockenem Ton, „und Jeder glaubte, die Seinige werde eine rühmliche Ausnahme machen; was waren das auch

anfänglich für Sammtpfötchen, o, ich weiß Beispiele, daß eine ihrem geliebten Alexander zuerst den Hausschlüssel an einem rothseidenen Bändchen über den Hals gehängt!"

„Doch ist es nicht der Hausschlüssel allein, der wie ein finsteres Fragezeichen in unser Familienleben hereinragt, es sind so verzweifelt viele Kleinigkeiten, denen man nicht ausweichen kann — kurz, die Ehe ist ein wahrer Eiertanz."

„Es ist gut, daß an mir nichts mehr zu verderben oder nichts mehr gut zu machen ist," lachte der Commercienrath, „und eben so, daß Eduard an all diese Klippen nicht glaubt. Und doch hätte er heute Abend in der Oper Gelegenheit gehabt, eine der schrecklichsten kennen zu lernen: die fürchterliche Wißbegierde der Weiber."

„Pah, es gibt auch neugierige Männer!" meinte der Bräutigam.

„Zugestanden," fuhr Herr Möller fort, „aber der Mann wird sich schließlich zufrieden geben, während die Frau in den Abgrund springt, wenn sie sich dadurch überzeugen kann, daß das weggeworfene Papier ein Liebesbrief war."

„Ja, im Roman oder in der Oper, während mir Niemand einreden soll, daß im wirklichen Leben eine Elsa von Brabant so gehandelt hätte."

„Nun, nicht so offenbar und rücksichtslos, wie es hier geschieht, auch nimmt sich Jeder gern in Acht, Veranlassung zu einem ähnlichen Examen zu geben," bemerkte der Ober-Regierungsrath; „wo aber einmal ein Verdacht aufgetaucht ist, sei es durch eigene Wahrnehmung, sei es durch die Bemerkung einer guten Freundin oder durch ein eigenes unvorsichtiges Wort, da stände ich bei der Besten für gar

nichts und bin überzeugt, ſie würde Daumſchrauben anſetzen, daß einem die Haare emporſtiegen."

„Was das anbetrifft," rief Eduard mit Eifer, „ſo möchte ich jede Wette eingehen, daß ſich Hedwig mit meinem einfachen Wort begnügt und keine weitere Frage an mich ſtellen würde, ſobald ich ihr beſtimmt erklärt hätte: Mein Herz, ich bin nicht im Stande, dir das zu ſagen."

„Schade, daß wir die Oper nicht fortſetzen können und es auf eine Probe ankommen laſſen!"

„O, ich unterwerfe mich gern dieſer Probe und bin überzeugt, daß ich nicht in den Fall käme, mich den Armen meines ſüßen Weibes zu entreißen und bei nüchternem Morgenlicht die Schelde hinaufzufahren!"

„Ja, darin liegt es eben, die Sache vermag bei unſeren Verhältniſſen nicht ſo offenkundig zu werden, und wenn Elſa-Hedwig bei der Probe nicht beſtände, ſchlöſſe ſie dir den Mund mit einem Kuß und wir erführen doch nichts Weiteres."

„Darauf hin könnteſt auch du es wohl wagen, Gänßlin; was meinſt du, das wäre wieder einmal eine ganz famoſe Aufregung und Auffriſchung?"

„Intereſſant wäre es jedenfalls, zu erfahren," rief lachend der Commercienrath, „welche von euren Damen ſich am beſten zu Madame Lohengrin qualificirte, wobei es aber am pikanteſten wäre, wenn jede derſelben darauf eine Wette gegen mich einging; begreiflich wird jede die Verdächtigung einer ſolchen Neugierde weit von der Hand weiſen — es wäre das ein rechter Polterabendſcherz."

„Aber Jeder muß auf Ehrenwort verſprechen, nie ein ſolches Einverſtändniß zu verrathen," ſagte Gänßlin in

etwas beſorgtem Tone, „denn wenn meine Bertha erführe, es ſei eine abgeredete Geſchichte geweſen, ihre Neugierde zu reizen, ſo — könnte das für mich recht unangenehme Folgen haben.“

„Natürlich geben wir darauf unſer Ehrenwort,“ entgegnete der Commercienrath, „aber welche Sicherheit habe ich als Wettender gegen euch oder vielmehr gegen eure Frauen, daß ihr mich morgen früh nicht im Stiche laßt und beim Anubis ſchwört, ſämmtliche Elſen hätten die Probe glänzend beſtanden? O, ich bin ſicher, man wird euch den Mund zu verſchließen ſuchen — ſei ehrlich, Gänßlin, wenn deine Bertha ſagt: unterſtehe dich und ſprich mir ein Wort darüber, ob du wohl ſchweigſt? He!“

„Haſt du noch nie 'nen Mann und Mannes Wort gekannt?“ declamirte Schwörer, der ſich auch in den Dichtern umgeſehen hatte.

„O doch, lieber Freund, doch halte ich es in dieſem Falle mit Mephiſto, und was man Schwarz auf Weiß beſitzt, kann man getroſt nach Hauſe tragen, das heißt, es fällt mir nicht ein, von euch etwas Schriftliches zu verlangen, da ich das doch ſchwerlich geltend machen könnte.“

„Nun, was willſt du denn?“

„Etwas ſehr Einfaches: weſſen Elſa unterliegt, der ſoll mir zur ſelben Stunde ein ſichtbares Zeichen geben, das er morgen früh beim Kaffee nicht abzuleugnen vermag.“

„Und worin könnte ein ſolches ſichtbares Zeichen beſtehen?“

„Ei, er tritt zum Beiſpiel an's Fenſter in gut geſpielter Entrüſtung, auch vielleicht in wirklicher, wenn er

ſich über die verlorene Wette ärgert, und wirft — nota bene ohne daß ſie es ſieht — irgend etwas zum Fenſter hinaus, ſei es ein Schnupftuch oder ſeine eigene Schlafmütze, und ſobald ich ihm beim Frühſtück dieſes Zeugniß der gehabten Scene vorzeige, kann er nicht anders, als Madame Lohengrin vor uns Allen anzuklagen."

„Na, was das anbelangt," meinte Schwörer, „ſo möchte ich doch mit dir wetten, denn wenn ich auch meine Frau nicht gerade von aller Neugierde freiſprechen will, ſo müßte doch etwas ganz Beſonderes kommen, um ſie aufzureizen."

„Dafür habt ihr als ehrliche Wettende zu ſorgen, ihr müßt verſprechen, ein Hölzchen zu werfen, wie man zu ſagen pflegt, wogegen ich beim Nachteſſen und ganz wider mein Intereſſe die Sprache abermals auf unſere heutige Oper bringe und dabei die Behauptung aufſtelle, daß Keine es beſſer wie jene arme Elſa gemacht haben würde."

„Na, was meinſt du, Schwörer?" ſprach heiter der Canzlei-Director. „Auf ſolche Art könnten wir allenfalls eine Wette mit dem guten Möller eingehen, der, wie ich merke, gern etwas an uns verlieren möchte."

„Gut, ich bin dabei."

„Wenn ich das Gleiche thun wollte, ſo müßte man es unbedingt Diebſtahl nennen," hörte man den glücklichen Bräutigam in weichem, ſchwärmeriſchem Tone ſagen, „denn meine Hedwig würde nicht den Muth haben, weiter zu fragen, wenn ich zu ihr ſpräche: Kind, das iſt mein Geheimniß und muß es bleiben."

„Bei dir, mein lieber Eduard, iſt die Sache allerdings ſchwieriger, doch nicht, weil wir der Auserwählten deines

Herzens ſo ohne Weiteres die Palme des Sieges zuerkennen können, ſondern weil wir auf deine Zurückkunft von der Hochzeitsreiſe warten müßten, um alsdann erſt zu erfahren, wie ſich dieſe Lohengrin-Scene bei euch im verſchwiegenen Gemach abgeſpielt hat."

„Warum das?" entgegnete der alſo Angeredete; „könnte ich doch meine Hedwig bei einem Spaziergange durch den Garten auf eine ſolche Probe ſtellen, ja, und ich möchte es wirklich thun, ſei es auch nur, um euch zu beweiſen, daß es noch liebliche weibliche Weſen gibt, die ſich demüthig unter den Wunſch des theuren Mannes beugen."

„Schön geſagt," pflichtete Schwörer bei, „und ich wäre dafür, daß er gleichfalls zur Wette zugelaſſen würde, ſei es bei dem abendlichen Spaziergange oder — am Fenſter, wenn rings umher die Nachtigallen ſchlagen."

„Ich bin fürs Fenſter," ſagte Gänßlin, „und auch ſein Zeichen, wenn er unterliegt, ſoll darin beſtehen, daß er irgend etwas, zum Beiſpiel eine Bandſchleife der Geliebten, auf die Terraſſe hinabwirft."

„Gut," bemerkte Möller, wobei er in ernſtem Tone hinzuſetzte: „aber verſprechen müßt ihr mir, das gewiſſe Hölzchen kräftig und auch geſchickt zu werfen, denn wenn du, Gänßlin, vielleicht finſter und gedankenvoll, eine Hand zuweilen an die Stirn legend, auch hier und da ſeufzend im Schlafzimmer auf- und abgehen wollteſt und auf ihre beſorgte Frage, ob du dir den Magen verdorben, zur Antwort geben: o nein, aber mich drückt ein Geheimniß, das ich bis jetzt in tiefer Bruſt verſchloß und das mir auch keine Gewalt der Erde entreißen ſoll, ſo würde ſie dich wahrſcheinlich auslachen und deinen Namen, edler Gralritter, nicht zu wiſſen verlangen."

„Ah, das verſteht ſich doch von ſelbſt, und es wird mir ſchon ein famoſer Gedanke kommen, über den wir morgen früh herzlich lachen wollen! — Mir ſcheint, Schwörer, du beſinnſt dich jetzt ſchon darüber.“

„J, Gott bewahre,“ erwiederte dieſer, der allerdings nachdenklich in die dunkle Landſchaft hinausgeblickt hatte, „ſondern wenn wir hier oben auf der Höhe angekommen ſind, ſo freue ich mich jedenfalls beim Rückblick auf die Stadt, herrlich am Tage, poetiſch ſchön wie jetzt bei Nacht, wo die unzähligen Lichtchen durch den Dunſt und Nebel flimmern.“

„Und ich freue mich, daß wir bald zu Hauſe ſind,“ bemerkte der Commercienrath ſich umſchauend, „dort drüben iſt ſchon die Eichengruppe mit der kleinen Capelle, und jetzt ſind wir, allerdings den Park eingerechnet, ſchon innerhalb der eigenen vier Pfähle.“

Wenn auch der Weg bis hieher ganz gut geweſen war, ſo rollte man doch jetzt auf ſo glattem Boden, daß man gar keine Bewegung der Räder und des Wagens mehr ſpürte, mächtige Bäume huſchten in gleichen Zwiſchenräumen beim Leuchten der Wagenlaternen ſcheinbar eilfertig rückwärts, dann zeigten ſich hellerleuchtete Fenſter, und als gleich darauf die Caleſche einen kleinen Bogen beſchrieben hatte, hielt ſie vor der Freitreppe an der breiten Terraſſe, wo die Damen ſtanden, mit den Taſchentüchern winkend und freundlich grüßend. Alle vier Herren eilten raſch die Stufen hinan, und als man oben in die weite Speiſehalle ſah, deren mächtige Flügelthüren offen ſtehend einen reichgedeckten und feſtlich geſchmückten Eßtiſch zeigten, überſtrahlt von hellem Lichterſchein, da mußten ſie alle geſtehen, daß es doch eine unbeſchreibliche Steigerung ſei,

nach einer Fahrt durch die dunkle Nacht so gastlich empfangen zu werden; selbst der Commercienrath rief aus: „Komme ich mir doch im eigenen Hause selbst wie ein wohlempfangener Fremdling vor; aber nun gleich zu Tische, Kinder, denn ich bin verzweifelt hungrig und durstig!“

„Meine süße Hedwig!“

„Wie lange habe ich dich nicht gesehen?“

„Hast du meiner auch gedacht?“

„O, wie oft, mein Herz!“

„Ich bei jedem Stern, den ich flimmern sah!“

„Süße Hedwig!“

„Mein — E—du—ard!“

„Aber wo bleibt denn unser Brautpaar,“ rief der Commercienrath in lautem Tone, nachdem sich alle gesetzt — „was ist das für eine Aufführung — he — Wirthschaft!“

Dann kamen sie hereingeschlichen, Hedwig ein wenig mit den Augen blinzelnd, aber Beide so heiter als möglich, und versicherten wie aus Einem Munde: die Sterne hätten gar so prächtig geflimmert und die Nachtigallen gar so wundervoll gesungen.

„So, nun setzt euch dort oben an den Tisch nebeneinander, und nun mag Christine, worauf sie im Namen meiner Schwester schon längst gelauert, ihren Dienst erfüllen.“

Christine war die schon ältere Kammerjungfer der Schwester des Commercienraths und brachte nun auf einem weißen Atlaskissen Schleier und Myrtenkranz, die sie, wie es am Polterabendfeste hier gebräuchlich war, auf das Haupt der Braut befestigte, worauf sie dem Bräutigam

ein kleines Sträußchen, um es ins Knopfloch zu ſtecken, übergab.

Der Ober-Regierungsrath, als großer Redner bekannt und geſchätzt, hatte ſich ſchon halb und halb zu einigen paſſenden Worten erhoben, doch winkte ihn Möller lächelnd zur Ruhe, wobei er ihm leiſe ſagte: „Wenn du mir jetzt die Frauenzimmer in Rührung bringſt, ſo ſchmeckt ihnen kein kleiner Biſſen mehr.“ Dann klatſchte er in die Hände und die Diener fingen augenblicklich zu ſerviren an.

Er hatte auch ganz Recht, der praktiſche Commercienrath, denn Rührung oder gar Thränen ſind einem leeren Magen durchaus nicht zuträglich und es bleibt dabei leicht eine elegiſche Stimmung zurück, wogegen das behagliche Gefühl einiger genoſſener vortrefflicher Speiſen und verſchiedener Gläſer anerkennenswerthen Weines in uns jenes angenehme weiche Wohlſein hervorruft, das uns ſelbſt langweilige Toaſte ertragen, Rührung bewältigen und Thränen ſiegreich niederkämpfen läßt.

„So, Kinder, nun bitte ich um Eins,“ ſagte Herr Möller, nachdem der Ober-Regierungsrath endlich losgelaſſen worden war und einen famoſen Toaſt auf das Brautpaar ausgebracht hatte, „ſo, nun wollen wir uns für heute Abend die weiteren Trinkſprüche erſparen; beruhige dich, Gänßlin, ich werde nicht noch beſonders auf das Wohlſein meiner werthen Gäſte, denen ich das Beſte und Schönſte wünſche, trinken, und du brauchſt deßhalb auch nicht zu antworten.“

„Ein ganz leichtes Achſelzucken der Frau Canzlei-Director unter einem ernſten Blick gegen ihren Mann zeigte deutlich, daß ſie nicht ganz damit zufrieden war, ihn nicht reden zu hören, hatte doch auch der Schwörer

geſprochen und ſich die Ober-Regierungsräthin wohlgefällig dabei bewegt wie eine Truthenne, die ganz zufällig ein dickes Gerſtenkorn gefunden. Dieſe Schwörer, noch eine hübſche und angenehme Frau, wie die Männer ſagten, bedeutend jünger als der Ober-Regierungsrath und ſelbſt nach dem Urtheil ihrer Bekanntinnen ſo übel nicht, abgeſehen davon, daß ihr Vater Metzgermeiſter geweſen war, was man ihr indeſſen aber auch in guten und echten Bürgerfamilien, wie zum Beiſpiel die von Gänßlin und Frau waren, durchaus nicht nachgetragen hätte, wenn die Schwörer nicht häufig in ſo ganz ungebildeter Art verſucht hätte, ſich ein Anſehen zu geben, wie eben jetzt, wo ſie nach dem Trinkſpruch ihres Mannes triumphirend um ſich blickte und vornehmthuend zu dem Bedienten geſagt hatte, da er ihr eine Schüſſel Forellen zum zweiten Mal anbot: „Merci, mon cher.“ Hätte die Canzlei-Director neben ihrem Manne geſeſſen, ſo würde ſie ihm unbedingt zugeflüſtert haben: „Du wirſt ſpäter dennoch reden!“ was aber ſo nicht möglich war, weßhalb ſich Gänßlin wohlgemuth in ſein Schickſal fand und, wie nun erſt von einem drückenden Alp befreit, munter ans Trinken ging.

Dafür waren aber auch gar zu köſtliche Sachen da: ein kühler, wundervoller Moſelwein, echter Ohligsberger, ein Rauenthaler, den der Commercienrath von einem guten Freund und Weinproducenten hatte, dazwiſchen zum Ausfüllen ein alter Bordeaux von guter Familie, und die bekannten Spitzgläſer zeigten an, daß auch die hier im Hauſe ſtets vortrefflich Frappirte nicht fehlen werde.

Auch allerlei kleine Ueberraſchungen und Unterhaltungen, wie vorhin mit dem Myrtenkranz und dem Schleier, gab es, wie eben jetzt, wo der Obergärtner auf

„In diesem Augenblicke trat sein Begleiter, der sehr blonde Engländer, mit zwei jungen Damen in den Saal.“

„Ei, ei, Baron!“ bemerkte der Diplomat, „ihr waret von den Engländern außerordentlich schnell eingenommen. Vorhin hatte der junge Gentleman rothes Haar, jetzt ist er auf einmal hellblond geworden.“

„Ich will euch nur gestehen, daß ihr recht habt. Das Haar war eigentlich roth. Aber unter Bekannten nimmt man das nicht so genau. Er kam also in das Zimmer, und die beiden jungen Damen wandten sich augenblicklich an den alten Herrn und nannten ihn Papa. Was für ein Glück war es, daß wir uns mit ihm ausgesöhnt hatten! Die beiden Mädchen waren — nun, ich kann es mit aller Bescheidenheit sagen — bildschön, gut erzogen, in jeder Hinsicht von den feinsten Manieren. Auch kannten sie eine ganze Menge Sprachen, Deutsch, Französisch, Indisch, von welch letzterem natürlicher Weise wir keinen Begriff hatten. Wir wurden vorgestellt und zu Gnaden aufgenommen — von den beiden Misses wenigstens. Der röthliche junge Mann, den man als Neffen präsentirte, schien sich dagegen über die neue Bekanntschaft nicht besonders zu freuen. Hatte er uns den Vorfall von neulich noch nicht vergessen, oder wollte er seinen liebenswürdigen Cousinen Alles sein — kurz, er benahm sich so förmlich und steif wie möglich. Mister B., englischer Offizier, in Indien stationirt, hatte einen Jahres-Urlaub, um seinen Oheim zu begleiten.

„Letzterer hatte bekanntlich in Indien ein Commando gehabt, sich einen tüchtigen Namen gemacht, ungeheure Reichthümer erworben und kehrte nun für immer nach seiner Insel zurück.

„Ich kann euch versichern, wir Beiden, der Major und ich, waren bei Tische die personificirte Liebenswürdigkeit und stiegen gleich

die Thürschwelle trat, sich in einem gewissen Gefühl von Schüchternheit nochmals die Nase mit der umgekehrten Hand wischte und dann, einen Gärtnerburschen zur Seite, vorkam, um der Braut ein zierliches, reizendes Bouquet zu überreichen, das, in Kranzform geordnet, als Mittelpunkt jene herrliche Blume zeigte, welche, bekannt unter dem Namen der Königin der Nacht, bei anbrechendem Abend ihren Kelch zu erschließen pflegt, um ihn, nachdem sie geheimnißvoll in den Stunden der Nacht süßen, fast betäubenden Duft um sich verbreitet, am Morgen wieder und für immer zu schließen.

Alles bewunderte die herrliche Blume und die zarte Aufmerksamkeit des Commercienraths, der lächelnd seinen Champagner schlürfte, nur die Canzlei-Directorin saß wie auf Kohlen und versuchte es vergeblich, ihren Mann durch Räuspern und gelindes Husten auf diese vortreffliche Gelegenheit aufmerksam zu machen, jetzt das Wort zu ergreifen; o, es lag so nahe und die Gelegenheit war so günstig — umsonst — Gänßlin erneuerte in Einem fort seine Bekanntschaft mit dem alten milden Bordeaux, und jetzt sprang auch schon dieser vorlaute Schwörer, sein gefülltes Champagnerglas erhebend, in die Höhe.

„Meine Damen und Herren, theure Freunde, werthe Anverwandte, obgleich alle Reden durch unseren verehrten Freund und liebenswürdigen Wirth verpönt worden sind — so — so — so — gibt es doch im Menschenleben Augenblicke, wo man einem Toaste näher ist als sonst und eine Frage frei hat an das Schicksal —"

„Bravo, Schwörer — famos!"

„Und diese Frage, verehrten Freunde, möchte ich mir jetzt zu thun erlauben, das heißt — eine Frage — aller-

dings nicht an das Schicksal, sondern an unseren hochverehrten Freund und liebenswürdigen Wirth."

„Dieser Schwörer ist ein ganz verfluchter Kerl!" flüsterte Gänßlin in anerkennendstem Tone, während seine Frau vor Zorn zu beben begann.

„Ja, an dich, theurer Freund," fuhr der Redner mit jenem Augenzwinkern fort, was nie verfehlt, einen großen Eindruck zu machen — „ja, an dich, der du diese Frage in so poetischer Weise schon beantwortet, ehe sie nur an dich gestellt wurde, wende ich mich nun, um dir in meinem so wie in aller Anwesenden Namen zu sagen, daß wir Frage und Antwort tief gerührt empfanden; betrachte unsere holde Braut, wie sie sich verschämt jenem geheimnißvollen, süß duftenden Blumenkelche zuwendet, und laß dir von Eduard, diesem Schalke, sagen, was er sich bei dem Liebesleben dieser Blüthe denkt — ja, meine Freunde, lassen Sie uns diese Symbolik des Herzens verstehen und leeren Sie mit mir Ihr Glas auf das Wohl eines vortrefflichen Mannes und lieben Freundes unter uns, dessen strenger Wille es ist, daß Namen nicht genannt werden — er lebe hoch — hoch — hoch!"

Alles erhob sich von den Sitzen und umdrängte den Commercienrath, dem sich gerade Hedwig in überströmendem Gefühl an die Brust geworfen, dessen Rechte kräftig und anhaltend von Eduard geschüttelt wurde, ungefähr in der Art eines Pumpenschwengels, auch mit gleicher Wirkung, denn aus den Augen des guten Möller tropften ein paar dicke Thränen.

Bei all diesem Jubel war es ein harter, fast gefährlicher Moment, als die Schwörer nun auch mit der Gänßlin anstieß, denn wenn letztere die Macht gehabt hätte, den

harmlosen Champagner in Nicotin zu verwandeln, wer weiß, was geschehen wäre. Alles in Allem gesagt, hätte die Schwörer nicht nöthig gehabt, ihrem Manne danach einen so herausfordernden Kuß aufzuschmatzen, ja, mit der Hand eine Pantomime über sein kahles Haupt zu machen, als stelle sie sich dort den Ehrenlorbeerkranz des Redners vor — diese — Metzgersmamsell!

„Das ist alles recht schön und gut, liebe Kinder," rief der Commercienrath, nachdem er Küsse erhalten, Hände geschüttelt und mit dem Glase überall angestoßen hatte, „aber dieser Schwörer ist ein hinterlistiger Verräther, und ich habe das Toastiren nur deßhalb untersagt, damit nicht immer so ein allgemeiner Aufstand entsteht — aber nun setzt euch auch rasch wieder — eins — zwei — wer bei drei noch steht, muß ein Extraglas trinken — drei — o, Gänßlin, das hast du absichtlich gethan!"

„Warum soll ich es leugnen, Bruder, dein Champagner ist wundervoll, doch verdient auch der — Bordeaux — ehrenvolle — Anerkennung."

Er sagte das pfiffig lächelnd mit etwas seitwärts geneigtem Kopf und aufgehobenem Zeigefinger.

„Warte — warte — bis später," hätte man es wie einen drohenden Geisterruf durch das Zimmer hallen hören, wenn der Commercienrath nicht in diesem Augenblick mit lautem Händeklatschen ausgerufen hätte: „Da kommt Tante Luise und bringt noch etwas für die Braut, aber es darf noch nicht sogleich gezeigt werden, sie muß es errathen, doch darf Eduard mithelfen."

Möllers gute alte Schwester hatte mit gerührtem Lächeln eine mäßige Pappschachtel vor die Braut hingestellt und sie dabei angenehm erregt angeblickt.

„Aber, liebe Tante Luiſe, wie kann man das errathen?“

„Denke an morgen, mein Kind.“

„Nein, an übermorgen früh!“ rief jovial der Commercienrath.

„Kaffeetaſſen,“ meinte Eduard.

„Nein, nein, das in der Schachtel kommt früher!“

„Am Ende gar ein Paar Pantoffel?“

„Nein, die kommen doch noch früher als das, was in der Schachtel iſt.“

„Aber, Tante Luiſe?“

„Ich weiß es!“ rief Eduard, dem Möller allerdings ein Zeichen gemacht hatte — „es iſt eine Morgenhaube.“

Dabei nickte Tante Luiſe freudig, warf den Deckel ab und zog ein allerliebſtes Morgenhäubchen hervor, eines jener phantaſtiſchen Gebilde, aus Tüll und Spitzen beſtehend, mit farbigen Bändern, die ſchönſte und gelungenſte Einrahmung für den hübſchen Kopf eines jungen Weibes am erſten Morgen ihres neuen Daſeins.

„Prächtig in der That, meine Freunde!“ rief der Ober-Regierungsrath, der ſich ſchon wieder in Rednerpoſitur geworfen hatte, „ſie wird damit heute ſchon ſymboliſch unter die Haube gebracht, und wenn ich bedenke — wenn ſie an jenem Morgen ſo entzückend fraulich ausſehen wird, ſo — überkommt mich eine Rührung — die — die —“

„Du doch nicht die Abſicht haben wirſt, auch uns mitzutheilen, deßhalb ſetze dich, alter Schwörer, und laß genug ſein des grauſamen Spiels. Heda, Jakob und Chriſtian,“ fuhr der alte Hausherr mit lauter Stimme fort, „die Gläſer aufgefüllt und ihr Alle ruhig ſitzen geblieben! So — und nun bitte ich mir jede Anſpielung

auf morgen und übermorgen aus, und wollen wir etwas Anderes aufs Tapet bringen — seid ihr doch Alle miteinander recht hartherzig," fuhr er nach einer kleinen Pause launig fort, „und denkt Niemand von euch mehr an den armen Lohengrin, der jetzt einsam die Schelde hinauffährt, aufs langsamste gezogen von einer Taube, und der wahrscheinlich keinen einzigen Blick zurückwirft nach der armen, verzweifelnden Elsa?"

„Nun, mit der habe ich eigentlich gar kein Mitleid," sagte die Frau Canzlei-Directorin in strengem Tone, „wer sich so wenig beherrschen kann wie die da, hat sein Schicksal redlich verdient."

„O Frau!" erlaubte sich der Canzlei-Director unter einem leichten Aufschluchzen zu sagen; doch richtete sie sich so plötzlich und nach Schlangenart gereizt ihn scharf anblickend empor, daß sie nicht nöthig gehabt hätte, ihm ein herrisches: „Es ist besser, wenn du schweigst!" zuzurufen, um ihn mit Einem Male verstummen zu machen; doch verbarg er seine Verlegenheit über diese brüske Zurechtweisung, indem er lächelnd sein Glas gegen die Ober-Regierungsräthin erhob, die denn auch so gütig war, eigentlich ohne jede Veranlassung, klingend mit ihm anzustoßen.

„Alles in Allem," bemerkte Herr Möller, der sich behaglich in seinen Stuhl zurückgelehnt hatte, „so kann man doch dieser armen Elsa von Brabant ihre Neugierde oder vielmehr Wißbegierde nicht gar so übel nehmen, denn es ist eine harte Zumuthung, einen fremden jungen Herrn bei sich aufzunehmen, dessen Namen man nicht einmal weiß."

„Was heutzutage auch schon durch die nützliche Einrichtung des Standesamts unmöglich gemacht wäre."

„So wie in Rückſicht des Anſtandes," meinte die Canzlei-Directorin in etwas verächtlichem Tone, „denn von Prinzeſſinnen abgeſehen, glaube ich, daß es ſelbſt in den niedrigen Ständen" — hier ſtreifte ein kaum bemerkbarer Blick die Ober-Regierungsräthin — „eine Perſon geben könnte, die ſich ſo weit vergäße."

„Von wegen der Neugierde?" fragte der Commercienrath, mit den Augen gegen Schwörer blinzelnd.

„Ach was, davon iſt ſchon gar nicht die Rede," ſagte wegwerfend die Frau Canzlei-Director; „es beliebt euch Herren der Schöpfung allerdings, ſtets von unſerer Neugierde zu ſprechen, achſelzuckend hervorzuheben, daß keine im Stande wäre, ſchweigend vor einem Geheimniß zu ſtehen, ohne den Verſuch zu machen, es durch jedes Mittel der Ueberredung zu ergründen."

„Schön umſchrieben," lachte der Hausherr; doch ſchüttelte ſelbſt unſer bedächtiger Schwörer ernſt ſein Haupt und warf der theuren Gattin einen Blick zu, der mir zu denken gab.

„Ich will nicht hoffen!" rief die Frau Ober-Regierungsrath in der gleichen guten Laune, mit der ſie überhaupt einen Scherz ertragen konnte.

„Natürlich habe ich kein eigenes Urtheil," fuhr der Hausherr fort, „wenn ich aber Alles das zuſammen nehme, was mir gute Freunde anvertraut haben, ſo fürchte ich, es gäbe viele Entzweiungen à la Lohengrin, wenn jeder junge Mann ein ähnliches Geheimniß mit in das verſchwiegene Brautgemach brächte."

„O, nicht nur dorthin," ſagte Gänßlin kopfnickend, „auch ſpäter könnte das noch recht gefährlich werden!"

„Ah, zum Beiſpiel von wegen der ſtillen Wirthshaus-

freuden und der angenehmen, hübſchen —“ bemerkte Möller mit offenbarer Indiscretion, die indeſſen, wie es ſchien, nicht bemerkt worden war, da der glückliche Bräutigam ſich mit überzeugten Worten für die Damen ausſprach und ſchließlich verſicherte, daß er von ſeiner geliebten Hedwig überzeugt ſei, ſie würde ihm in ähnlichem Falle keine Veranlaſſung zu ſo ſchmerzlicher Trennung geben.

„Laßt's gut ſein, Kinder,“ beſchwichtigte der Hausherr, indem er ſich ſpeciell an die Canzlei-Directorin wandte, welche die weit geöffneten ſcharfen Augen gegen ihren Gemahl gerichtet hatte, der wiederholt mit der Schwörer anſtieß — „laßt's gut ſein, und wer von euch überzeugt iſt, nie durch eine Scene à la Lohengrin mit der Gattin entzweit zu werden, der hebe ſeine männliche Rechte auf.“

„Pfui, Möller, das war wieder einmal recht perfid!“ rief die Ober-Regierungsräthin ſcheinbar unmuthig, als nach ziemlicher Pauſe nur die einzige erhobene Rechte des Bräutigams ſichtbar wurde, der aber, wie Gänßlin zu verſichern die Kühnheit hatte, noch ohne alle Erfahrung iſt und deßhalb nicht mitſtimmen dürfe.

„Verſuch' du es doch einmal, würdiger Ritter des heiligen Grals,“ höhnte Madame Gänßlin, „ob du mich auf eins deiner Geheimniſſe neugierig machen kannſt!“

„O Frau, weil du weißt, daß ich keine Geheimniſſe vor dir habe!“

„Gänßlin, Gänßlin!“ warf der Commercienrath mit aufgehobenem Zeigefinger ein, worauf er luſtig fortfuhr: „Aber nun iſt genug geſtritten um des Kaiſers Bart, und wenn die Damen erlauben, ſo zünden wir unſere Cigarren an.“

„Als Friedenspfeife, ein famoſer Gedanke.“

„Wer aber bei dem wunderbaren Abend noch ein bischen mit auf die Terraſſe hinaus will, den bitte ich, meiner theuren Schweſter zu folgen, die gern vor dem Schlafengehen ein wenig Aſtronomie treibt.“

„Ich gehe mit Ihnen, liebe Luiſe,“ ſagte Madame Gänßlin, indem ſie ihren Arm unter den der alten Dame ſchob, auch das Brautpaar folgte Hand in Hand, und von den Frauen blieb nur die Schwörer zurück — natürlich, dachte die Gänßlin, wo getrunken, geraucht und getollt wird, da findet ſich dieſe gewöhnliche Perſon am wohlſten, und wie ſie jetzt wieder lacht und mit ihren weißen Zähnen coquettirt und ſich ſo unanſtändig über die Stuhllehne beugt — ja, unanſtändig, wenn man ſo decolletirt iſt.

Unanſtändig oder decolletirt konnte man nun jedenfalls den Anzug der guten Ober-Regierungsräthin nicht nennen, und doch war es gerade kein Unglück, daß man bei der hübſchen, vollen Frau dort angenehme Rundungen entdeckte, wo ſich unter dem Halſe der Canzlei-Directorin die äußerſt flache Gegend wohlthätig zwiſchen Tüll und Spitzen verlor.

Aber daß ſie ſich gerade auf die Stuhllehne ihres Mannes, des ſo außerordentlich heiter erſcheinenden Gänßlin, beugte, der jetzt gerade mit einem recht unverſchämten Lächeln den Kopf gegen ſie wandte, das konnte nur einer ſolchen Coquette, einer ſolchen Metzgerstochter, einfallen, und auch er erſchien ſeiner Frau heute Abend ganz unbegreiflich mit ſeinem faden Grinſen gegen die Ober-Regierungsräthin, die ihm jetzt hinter der vorgehaltenen Hand — ja, das unterſtand ſie ſich zu thun — etwas zuflüſterte.

Faſt wäre die Canzlei-Directorin mit energiſchen Schritten wieder in das Eßzimmer zurückgekehrt, doch wurde ſie gerade von Tante Luiſe angerufen, um ſich einmal den wundervollen Sternenhimmel zu betrachten, auch das Plätſchern der Fontaine ſowie den Geſang der Nachtigallen zu hören; lauter Dinge, für die man indeſſen empfänglich geſtimmt ſein muß, um ſie mit Behagen genießen zu können, wogegen es wieder Augenblicke gibt, in welchen einem alle Nachtigallen und ſämmtliche Fontainen der Welt incluſive des ſchönſten Sternenhimmels vollkommen gleichgültig ſind.

Bei dem glücklichen Brautpaar war das Erſtere der Fall, weßhalb ſie auch, in all dem Schönen ſchwelgend, Arm in Arm an der Baluſtrade der Terraſſe ſtanden und ſich mit unterſchiedlichen Ach's und Oh's bald auf Dieſes, bald auf Jenes aufmerkſam machten; auch folgten ſie zuweilen dem Lauf dieſer Terraſſe, die ſich um das ganze Landhaus, das nur ein Stockwerk hatte, herumzog; unterhalb befanden ſich Küche und Alles, was zu dem Dienſt gehörte, oberhalb aber in einem zierlichen Manſardenſtock die Wohnungen der Dienſtboten, ſowie auch Fremdenzimmer, meiſtens für unbekannte ledige Gäſte, während die genaueren verheiratheten Freunde des Hauſes unten in dem ausgedehnten Stockwerk ſelbſt untergebracht wurden.

Die Terraſſe war der Stolz des Commercienraths, und auf ihr lebte man, wenn das Wetter nicht gar zu unfreundlich war, den größten Theil des Tages, was dadurch ermöglicht wurde, daß ſie ſich, wie wir eben ſchon bemerkten, um das ganze Haus herumzog; ſo konnte man ſich alſo nach Sonne, Wind, ja, nach leichten Strichregen richten, und gab es auch für normale Witterung einen

Kaffee-, Frühstück- und Dinerplatz, während es Abends überall gleichmäßig behaglich war, besonders da der Park mit seinem Ausblick auf leuchtende Teiche, mit seinem murmelnden Wasser und seinen flüsternden Bäumen auf allen Seiten den Rasenplatz begrenzte, in dessen Mitte das Landhaus stand.

Die Balustrade der Terrasse bestand aus wohlgeformten Steinen in einfacher, geschmackvoller Zeichnung und war gleichmäßig durch Piedestals, gleichfalls in Stein, unterbrochen, auf denen kunstvolle Vasen mit Marmorfiguren abwechselten. Für letztere besonders hatte Herr Möller eine große Schwäche, und wenn es auch nur Copieen nach Antiken waren, so hielt er doch darauf, daß sie sorgfältig gewählt und von Künstlerhand ausgeführt waren; begreiflicher Weise befand sich unter diesen Göttinnen manche in so paradiesischem Costüm, daß es Besucher gab, die ihre Augen abwandten oder niederschlugen, was aber den Commercienrath durchaus nicht hinderte, bei einem Rundgange auf diese oder jene besonders vollendet schöne Partie aufmerksam zu machen.

Das Brautpaar hielt auf seinem Spaziergange bei der Venus von Milo, diesem Inbegriff aller Schönheitsformen, an, nicht gerade, um diese zu betrachten, sondern weil sich ganz in der Nähe Hedwigs Zimmer befand, wo ihm das junge Mädchen, indem sie sich an die Brust des Geliebten schmiegte, flüsternd sagte: „Meine letzte Nacht dort, von dir träumend, während wir morgen um diese Zeit vereinigt sind."

„Welches Glück, welche Seligkeit!"

„Ah, und doch ist die Vorahnung dieses Glückes so süß, daß ich, in Gedanken wenigstens, dies Morgen noch

ſo bedeutend in der Gunſt des alten Herrn, daß er uns für den Nachmittag zu einer Spazierfahrt nach Schwyra einlud."

„Hattet ihr Abſichten auf die jungen Damen?" fragte der Diplomat.

„Das iſt eine Gewiſſensfrage und eigentlich unmöglich zu beantworten. Nur muß ich mit einiger Indiscretion geſtehen, daß der gute Major am Abend dieſes Tages ſchwor, ſein Herz ſei nie ſo erregt geweſen, und er wüßte nicht, was geſchehen könnte."

„Der gute Major!" antwortete dieſer lachend. „Sag doch lieber: der gute Baron! Standeſt du nicht nächtlicher Weile am Fenſter, ſchauteſt den Mond an und triebſt allen möglichen poetiſchen Unſinn?"

„Wenn wir alſo vielleicht Abſichten hatten," fuhr der Baron in ſeiner Erzählung fort, „ſo könnt ihr euch denken, liebe Freunde, daß wir uns ſehr in Acht nahmen, etwas dergleichen merken zu laſſen. Der alte Herr war — ein ſonderbarer Kauz. Was ſeine eigene Heftigkeit anbelangte, die er uns ſelbſt geſtanden, ſo überſchritt dieſelbe alles Maß des Erlaubten, ja, des Schicklichen. Ein Wort, eine Miene, die ihm mißfiel, konnte ihn plötzlich aus der heiterſten Laune zu einem wahren Ungeheuer machen. Dann färbte ſich ſein Teint dunkelroth, ſeine weißen Haare ſtarrten aus einander; der Neffe huſtete verlegen, und die beiden jungen Damen ſchauten zuſammenſchreckend und zitternd auf ihre Teller."

„Der erſte Auftritt der Art ging ſchon bei Tiſche los, als ihm der Kellner — er hatte Hochheimer verlangt — eine Flaſche recht guten Rüdesheimer brachte. Er koſtete einen Tropfen und ſagte mit ärgerlichem Tone: ‚Das iſt kein guter Hochheimer!' worauf der unglückliche Kellner antwortete, es ſei ſogar eine vorzügliche Qualität. Eine Sekunde nachher, und er hatte Glas und Qualität im Geſichte.

hinausſchieben möchte, um unter ſüßen Schauern daran denken zu können."

„Mein ſüßes Herz!"

„Mein Eduard!"

Jetzt wurde nebenan beim Eingang zum Speiſeſaal luſtig und laut geſprochen, Herr Möller und ſeine beiden Freunde hatten ihr Trinkgelage aufgehoben und waren, von der Ober-Regierungsräthin gefolgt, auf die Terraſſe getreten, um hier vor dem Schlafengehen noch verſchiedene Züge friſcher, kühler Nachtluft zu thun — „und dann zu Bett, Kinder!" rief der Hausherr, „denn morgen haben wir ein allerdings ſchönes, aber auch ermüdendes Tagewerk vor uns, wozu ſich Jeder, durch guten Schlaf geſtärkt, in fröhlicher Laune einfinden ſoll, alſo, felicissima notte — was ſagt denn der Barometer?" ſetzte er ins Haus gehend und ihn betrachtend hinzu; „tüchtig gefallen; ja, ja, es war zu ſchwül, nun, wenn auch heute Nacht ein Wetter kommt, ſo ſchadets nichts."

Man ließ ſich von dem Diener ſein Licht geben und zog dann in die Schlafgemächer, einzeln und paarweiſe, wie es ſich gerade ſchickte. Der Hausherr allein, ſo ſehr er auch zum Schlafengehen getrieben, ging noch in ſein Schreibcabinet, wo er eine friſche Cigarre anzündete, aus einer Flaſche Bordeaux ein Glas vollgoß und ſich in einen bequemen Lehnſtuhl ſetzte, um die Zeitungen zu leſen.

Bald war es ſtill im ganzen Hauſe, ja, ſo ſtill, daß man durch die geſchloſſenen Fenſter das Rauſchen der Fontaine und den Schlag der Nachtigallen gehört hätte, wenn nicht der junge Eduard — er wohnte oben im ſchönſten Zimmer des erwähnten Manſardenſtockes — noch eine muſikaliſche Anwandlung gefühlt und den Flügel

geöffnet hätte, um ſeinen Gefühlen durch ein bischen Phantaſiren Luft zu machen; doch kam er unwillkürlich, aber begreiflicher Weiſe in ein Thema hinein, das ihm verſchiedener Beziehungen halber recht nahe lag, intonirte den reizenden Brautmarſch aus Lohengrin und fuhr dann in richtiger Gedankenfolge fort:

„Das ſüße Lied verhallt; wir ſind allein,
Zum erſten Mal allein, ſeit wir uns ſah'n;
Nun ſollen wir der Welt entronnen ſein,
Kein Lauſcher darf des Herzens Grüßen nah'n. —
Elſa, mein Weib! Du ſüße, reine Braut!
Ob glücklich du, das ſei mir nun vertraut!"

„Ja, auch wir ſind nun allein, mein Schatz!" ſagte die Canzlei-Directorin vor dem Spiegel ſtehend, während ſie ihre Haube und mit derſelben ein par zierliche Löckchen vom Haupte nahm — „allerdings nicht zum erſten Mal allein, obgleich wir das auch erlebt, aber ſchon längſt vergeſſen haben."

„O, was das anbelangt," meinte er, indem er ſich etwas ſchüchtern auf der Dämmerſeite des Zimmers hielt, ungefähr ſo, wie der nachgiebigere Bär im gemeinſamen Käfig, wenn Madame ſich ſchlechter Laune zeigt, „ich gedenke dieſes Tages doch zuweilen."

„Natürlich, als den Anfang aller Widerwärtigkeiten!"

„Hab' ich das geſagt?"

„Nein, aber gedacht! — O, ich kenne dich — ich habe dich ſogleich erkannt — natürlich als es zu ſpät war, als ich in der Falle ſteckte und Alles hinter mir abgeſchnitten war!"

„Ich weiß in der That nicht," ſagte er mit einem allerdings etwas erzwungenen Lächeln, „was du heute,

wieder für abſonderliche Reden führſt; ſollte ich doch meinen, nach allem dem Schönen, was wir genoſſen und für morgen noch vor uns haben, gingeſt auch du ſanft und milde zu Bett."

„Selbſt du — haſt du eigentlich ſagen wollen — ſelbſt du, die ewig Händelſüchtige, o, ich weiß wohl, daß du an mir alles Schlimme ſiehſt, daß ich dir verhaßt bin — nun ja, was will ich dagegen machen, lege ich dir etwas in den Weg, verſuch' ich es wohl, dich wieder zu mir heranzuziehen, bin ich nicht ſo friedlich und harmlos wie möglich?"

„Friedlich und harmlos, daß ſich Gott erbarm!" ſeufzte er, und wenn er auch wohl an ſein dem Commercienrath gegebenes Verſprechen, zum bewußten Zwecke ein Hölzchen zu werfen, dachte, ſo ſchauderte er doch bei dem Gedanken, als er in der Gattin jetzt gelbliches Geſicht ſchaute, ihren ſcharfen Blick ſah, ſowie den eingekniffenen, faltenreichen Mund und das gewiſſe unheimliche Zucken der Achſel, mit dem ſie gern Reden einzuleiten pflegte. „O, wenn ich in der That Lohengrin wäre!"

„Biſt du nicht das Muſter eines Ehemanns, das heißt, ſo lange du zu Hauſe biſt und man dich ſieht, oder ſieht, was du treibſt! Auch außerhalb des Hauſes kannſt du von jeder Minute Rechenſchaft ablegen, und iſt all dein Thun klar und rein wie der Tag — ha, ha, ha, ha — natürlich, wer ſollte dich auch controliren?"

„O, wenn ich Lohengrin wäre und beim Morgengrauen auf den kühlen Fluß hinaus dürfte!"

„Wer ſollte es deiner armen Frau hinterbringen, was da draußen Alles geſchieht und abgemacht wird, eine Krähe hackt der andern kein Auge aus, und wenn

ſich ja einer einmal unbedachtſamer Weiſe verräth, ſo wird ihm ſogleich durch ein Zeichen Stillſchweigen auferlegt."

„Wie ſo — was willſt du damit ſagen?" fragte der Canzlei-Director aufathmend, da es ihm wie allen ähnlichen Kreuzträgern ſtets behaglicher war, wenn die Gattin in ſolchen Fällen vom Abſtracten zum Poſitiven überging — im Schein- und Wortgefecht iſt das Weib ſtets Meiſter, während auch der Mann wieder feſten Boden fühlt, ſo wie es ſich um Thatſachen handelt."

„Was das heißen ſoll — meinſt du, ich hätte es nicht verſtanden, als der Commercienrath von den heimlichen Wirthshausfreuden ſprach mit der — nun, mit der hübſchen Kellnerin, die ſich von euch alten Eſeln tätſcheln läßt und ſchön thun — o, wie dumm ſeid ihr obendrein dabei, als wenn ein ſolches Muſter nicht ihre ſüßen Augen an Jeden machte, der ihr etwas in die Hand drückt!"

„Unſinn — blöder Unſinn!" rief Herr Gänßlin entrüſtet thuend, indem er ſeinen Rock heftig auf das Sopha warf. „Blödſinn, über ſo etwas red' ich ſchon gar nicht mehr mit dir!"

„O, ich auch nicht, mein Schatz — ich habe ganz andere Dinge, nicht Dinge, die ich mir ſelbſt zuſammenſetzte oder hinterbringen laſſe, wie es immer heißt — nein, Herr Canzlei-Director, Dinge, die ich ſelbſt geſehen und über die ich mir eine Erklärung ausbitten möchte!"

Damit trat ſie hart vor ihn hin, fixirte ihn achſelzuckend ein par Sekunden lang ſcharf mit ihren grauen, etwas dunkel gewordenen Augen, und wir müſſen geſtehen, daß das Geſicht des guten Canzlei-Directors nicht mehr ganz ſo ruhig und harmlos wie noch vor wenigen Augen-

blicken erſchien. Es iſt auch ein ſolcher Angriff unter der Anklage, ſelbſt etwas geſehen zu haben, ſtets höchſt peinlich, und der reinſte, vorwurfsfreieſte Charakter überſchlägt raſch, ja, nicht ſelten verwirrt die Möglichkeit eines ſolchen Geſehenwordenſeins. Denn mag auch gerade nichts Compromittirendes zu Grunde liegen und iſt dem Reinen auch Alles rein, ſo könnte doch ein Mißverſtändniß oder eine falſche Anſicht unangenehme Folgen haben, vorausgeſetzt, daß Alles das wirklich geſehen worden wäre, was man oft in der edelſten Abſicht des Beruhigens oder Tröſtens gethan.

So, vielleicht noch ein bischen confuſer, dachte auch Herr Gänßlin bei dieſer plötzlichen Anklage, für die er aber trotz emſigſten Nachſuchens in den verſteckteſten Winkeln ſeines Gewiſſens keinen Grund finden konnte, weßhalb er auch ſchließlich das Beſte that, was man in ſolchem Falle thun kann, ſeine hemdärmeligen Arme über die Bruſt kreuzte und ſo ruhig als möglich ſagte: „So laß mich hören, was du geſehen haben willſt.“

„O, nicht als ob ich mir das Geringſte daraus machte — nicht ſo viel —“ hier knipſte ſie mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand ſehr dicht vor ſeiner Naſe — „es iſt mir nur des Anſtandes wegen!“

„Natürlich, nur um des Anſtandes willen!“

„Ja, Herr Canzlei-Director, und weil es mir nicht gleichgültig ſein kann, immer und überall verlacht zu werden —“

Er ſchüttelte unter einem ausdrucksvollen Achſelzucken langſam den Kopf.

„Und überall zurückſtehen muß, wie zum Beiſpiel heute Abend wieder.“

„Heute Abend wieder? Du ſiehſt mein Erſtaunen.“

„Ich huſte auf dein Erſtaunen; wer wußte heute Abend ſtets zu reden, ſich bemerkbar zu machen und dich in den Schatten zu ſtellen? Natürlich dein Freund Schwörer — wer ſaß triumphirend dabei und ſchaute mich, eine geborene Haubenſack, über die Achſel an — ſie, dieſe Gans, die nicht ſo viel Beſcheidenheit hat, um ſich in Geſellſchaften, wo ſie nur geduldet iſt, an ihre Herkunft — das Schlachthaus — zu erinnern!“

„A—a—a—ah ſo,“ ſagte der Canzlei-Director, deſſen ſelbſt ihm ſehr begreifliche Spannung ſich wohlthuend aufzulöſen begann, „dahin zielſt du eigentlich!“

„Ja, dahin ziele ich, mein Schatz, oder haſt du vielleicht noch etwas Anderes zu fürchten?“ rief ſie mit verſchärftem Blick. „Meinſt du, ich hätte es nicht geſehen, wie du beſtändig mit jener Perſon angeſtoßen, ihr zugenickt und zugeliſpelt, ja, als ich draußen auf der Terraſſe war, gerade ſo gethan, als wollteſt du ſie küſſen?“

„Bis auf den Verdacht eines Kuſſes muß ich alles Uebrige zugeſtehen,“ gab Herr Gänßlin nicht nur muthig, ſondern ſogar mit einem beginnenden Lächeln zur Antwort, „doch wirſt du geſehen haben, daß dieſes Entgegenkommen nicht meinerſeits geſchah, ſondern von der Ober-Regierungsräthin ausging.“

„Deſto ſchlimmer, wenn ſich eine verheirathete Frau nicht entblödet, ihr Netz nach Anderen, ja, ſogar nach Collegen ihres Mannes auszuwerfen — pfui Teufel! —“

„Daß von der Lächerlichkeit eines Netzauswerfens nach deiner Idee nicht die Rede iſt, dafür kann ich dir mein heiliges Ehrenwort geben,“ erwiederte der Canzlei-Director mit ſolch offenbarer Ruhe eines guten Gewiſſens, daß es

ſogar ſeiner Frau imponirte und ſie einen halben Schritt zurücktreten ließ. Ja, dieſe Ruhe ſeinerſeits war auch durchaus keine erkünſtelte, ſondern, ſich glücklich ſchätzend, an der Charybdis in Geſtalt eines kleinen intimen Händedruckes, deſſen er ſich neulich ſchuldig gemacht und den ſie ja erfahren haben konnte, glücklich vorübergekommen zu ſein, vermochte er es wohlgemuth, ſich mit der Scylla Schwörer abzugeben, ohne einen Strudel fürchten zu müſſen, ja, ſeine Kühnheit, allerdings noch etwas in Folge des vortrefflichen Champagners, ſteigerte ſich ſo, daß er den Augenblick gekommen erachtete, um ſeinem dem Commercienrath gegebenen Verſprechen gemäß das gewiſſe Hölzchen zu werfen.

„O ja," ſagte er beinahe ſchmunzelnd, „die gute Schwörer, eine ſo liebe Frau, die mir allerdings —"

„Höre, Gänßlin, ich muß mir nachdrücklich ausbitten, daß du dich nicht nochmals unterſtehſt, die Schwörer in meiner Gegenwart eine liebe Frau zu nennen — ſo eine Coquette — freilich verſteht ſie es auch, alten dummen Männern den Kopf zu verrücken, wenn ſie um euch herumſtreicht und ſcherwenzelt."

„Allerdings, das iſt nicht zu leugnen."

„Ei, allerdings, und das gefällt dir natürlicher Weiſe!"

„Und warum ſollte mir das nicht gefallen, beſonders da ihre Abſicht eine ganz andere war, als du vorausſetzteſt, es fiel ihr durchaus nicht ein, mir den Kopf zu verrücken."

„So, und was wollte ſie denn von dir?"

Daraufhin trat Herr Gänßlin einen Schritt zurück, hob ſeine beiden Arme mit auswärts gekehrten Handflächen

feierlich bis zur Bruſthöhe und ſprach in einem ſehr beſtimmten Tone: „Das kann ich dir nicht ſagen.“

„Natürlich, du willſt mir nicht ſagen, was dir dieſe unverſchämte Perſon zugeflüſtert.“

„Nein, ich kann und darf es dir nicht ſagen.“

„Um was ſie dich gebeten und was du ihr ſogleich zugeſtanden.“

„Im Gegentheil, gebeten hat ſie allerdings, aber ich war nicht im Stande, ihre Bitte zu erfüllen.“

„Sind das nicht ſchändliche Geheimniſſe — o, ich arme Frau!“

„Geheimniſſe allerdings,“ entgegnete der Canzlei-Director nicht ohne Würde, „aber doch keine ſchändlichen, es betrifft vielmehr ein Amtsgeheimniß.“

„Und das durfteſt du mit der Schwörer verhandeln,“ ſagte ſie, unter einem tiefen Seufzer ihre Hände faltend, „während deine arme Frau nicht wiſſen darf, worum es ſich handelt?“

„Auch die Schwörer durfte es nicht wiſſen, das Verſchweigen von Amtsgeheimniſſen iſt Ehrenſache.“

„Und doch wußte die Schwörer, daß ein Geheimniß vorhanden iſt; ſiehſt du wohl, wie falſch du gegen mich handelſt!“

„Ich habe ihr wahrlich von dem Geheimniß eben ſo wenig anvertraut, wie ich dir etwas davon anvertrauen darf.“

„Deiner eigenen Frau,“ ſagte Madame Gänßlin in weichem, kummervollem Tone, indem ſie ihre Hand auf ſeine Schulter legte, „und doch kennſt du meine Verſchwiegenheit.“

„Sollte man nicht glauben,“ ſagte er in heiter klin-

gendem Tone, „wir wiederholten hier die Scene aus Lohengrin?“

„Dummer Vergleich,“ entgegnete ſie unmuthig, „nach deinem Namen würde ich dich wahrhaftig nicht fragen, aber ich weiß es wohl,“ ſetzte ſie mit jenem Schmollen, das junge hübſche Weiber ſo reizend macht, bei älteren aber leicht den gegenſeitigen Eindruck hervorbringt, hinzu: „du willſt mich nur glauben machen, es ſei auf den ſchlechten Witz abgeſehen geweſen, meine Neugierde zu erregen — o nein, mein Lieber, ſo leicht laſſe ich mich nicht abweiſen —“

„So könnteſt du dich ja bei der Idee beruhigen, und werde ich gewiß weiter kein Wort darüber verlieren.“

„Ich will mich aber nicht beruhigen,“ fuhr ſie mit erneuter Heftigkeit fort, „ich will nicht in Einem fort hinter Anderen zurückgeſetzt ſein — und nun gar hinter dieſe Schwörer!“

„Ich habe der Schwörer nichts anvertraut.“

„Aber ſie wußte wenigſtens, daß ein Geheimniß beſteht.“

„Damit würdeſt du dich nicht begnügen.“

„Natürlich, ſie iſt nobler und anſtändiger, aber ich ſage dir, daß auch ich mich damit begnügen würde.“

„Ach, plage mich doch nicht ſo!“

„Nun, Albert, ſoll deine Frau nicht wiſſen, was andere Weiber wiſſen dürfen?“

Er hatte mit einer unmuthigen Bewegung ſeine Hände auf dem Rücken vereinigt und ging mit langen Schritten im Gemache hin und her, verfolgt von ihren Blicken, die zuweilen recht ſcharf und böſartig wurden, wobei ſich ihr Mund faltig zuſammenzog. Jetzt blieb er plötzlich vor

ihr ſtehen, indem er, ſie feſt anſchauend, ſagte: „Siehſt du, Bertha, ich gehe mit dir jede Wette ein, daß, wenn ich dir von dem Geheimniß im Allgemeinen rede, du mir nicht eher Ruhe laſſen wirſt, bis du auch die Einzelheiten weißt und du darauf jedenfalls eine ſchlafloſe Nacht haben wirſt."

„Wenn ich dir aber ſchwöre, nichts weiter zu fragen?"

„Schwöre nicht, ich würde ſicher in den Fall kommen, dich als Meineidige zu verklagen."

„Pfui, Albert — wie ſchändlich — natürlich, der Ober-Regierungsräthin wirſt du Alles auf ein einfaches Wort anvertraut haben!"

„Ich habe ihr gar nichts anvertraut."

„Da ſie ſchon wußte, worum es ſich handelte, und nur Beſtätigung brauchte."

„Sie wußte wenig genug."

„So laß mich dieſes Wenige wenigſtens wiſſen," bat ſie ſchmeichelnd.

„Herr Gott in deinem hohen Himmel," rief der Canzlei-Director mit zuſammengeſchlagenen Händen, „wie mögt ihr Weiber uns nur ſo quälen —"

„Sei gut, Albert, die Schwörer weiß es ja auch."

„Nun dann ins —! Geſtern kam vom königlichen Geheimen Cabinet die Ordens- und Beförderungsliſte zum Allerhöchſten Geburtstag an meinen Miniſter, und da die Ausfertigung der Ordensdiplome in mein Reſſort ſchlägt, ſo wollte ſie wiſſen —"

„Begreiflich," ſagte Madame Gänßlin in geſpannteſter Erwartung unter Blicken, die vor Neugierde ſprühten, „nun, wie ſteht's denn damit?"

Es erſchienen alle Anzeichen eines ſtarken Zornausbruches, und Sir Robert ſchaute herausfordernd ſeine beiden Töchter ſowie den Neffen an, ob ſich nicht vielleicht ein Opfer finden würde, das an der Stelle des davongeeilten Kellners zu ergreifen wäre. — Es trat eine peinliche Pauſe ein, bis der Major den kühnen, aber klugen Einfall hatte, dem Tiger in ſeiner derben, unerſchrockenen Manier direkt auf den Leib zu gehen. Er that prüfend einen Schluck, ſetzte das Glas nieder und ſagte: ‚Obgleich kein Hochheimer, iſt er doch in der That von vorzüglicher Qualität. — Ah, beſter Sir Robert, laſſen wir uns durch Kleinigkeiten nicht die gute Laune trüben. — Ein friſches Glas und angeſtoßen! — Auf glückliche Ankunft in England!‘

„Die beiden Miſſes und der Neffe ſaßen erſtarrt ob dieſer Keckheit. Einen Augenblick auch zuckte die Hand des alten Generals, und ihm ſchien die Wahl wehe zu thun zwiſchen einer Flaſche und einem Ragout-Deckel, um Eines davon in die Ecke des Saales zu befördern. Doch ſah ihn der Major ſo feſt und eigenthümlich lächelnd an, und hielt ihm ſeine Hand entgegen, dieſelbe Hand, die der alte Herr neulich hatte kennen gelernt, daß er ſich plötzlich eines Beſſeren beſann, hart den Athem von ſich blies und endlich ſagte: ‚Sie haben Recht, Herr Major. Warum uns über Kleinigkeiten ereifern! Mag der Teufel den Kellner holen!‘

„‚Er ſoll ihn holen!‘ antwortete unſer Freund, und die Sache war beigelegt. Die armen jungen Damen athmeten tief und freudig auf, und die älteſte, Miß Eleonore, hob ihre großen, dunkeln Augen langſam auf und ſchmetterte dem Major einen Blick zu, ich möchte lieber ſagen: eine Legion Blicke in eine Sekunde zuſammen gedrängt, einen Blick, in dem ſich Dankbarkeit, Achtung ſo ſtark ausdrückten, daß ich augenblicklich mit mir im Klaren war.“

„Und worüber warſt du im Klaren?“ fragte der Hausherr.

„Das ist eben mein Geheimniß, ein Amtsgeheimniß, und nicht für eine Million würde ich es verrathen, so sagte ich auch der Ober-Regierungsräthin, obgleich sie mich wahrlich recht schmeichelnd gebeten."

„Aber deiner Frau, guter Albert — deiner treuen Lebensgefährtin —"

„Nicht für eine Million — nicht für ganz Persien mit Astrachan!"

„Ach, du weißt wohl, daß ich dir nichts zu bieten habe, als meine treue Liebe," sagte sie mit zusammengehaltenen Händen und demüthiger Geberde, „ach, und du weißt selbst am besten, wie lange es schon ist, daß ich dich um etwas gebeten und daß du mir nichts zu Liebe gethan hast — was kann es dir auch in diesem Falle schaden — sind es doch nur noch vier Tage zu des Königs Geburtstag, wo es ja alle Welt erfährt!"

„Siehst du, Bertha, wie Recht ich hatte, und daß du mich plagen würdest, wie es die Schwörer wahrlich nicht gethan."

„Ich bin auch deine Frau und verschwiegen wie ein Grab."

„Na, was das anbelangt — auch ist es nicht deine Schwatzhaftigkeit, die ich fürchte, nein, wahrhaftig, Bertha, aber ich will dir nicht weh thun, ich will dir keine schlaflose Nacht verursachen, indem ich dir sage, was ich der Schwörer nicht gesagt habe."

„Um Gott, Albert, mir ahnet Fürchterliches!" rief sie mit weit aufgerissenen Augen, indem ihre Hand nach der Sophalehne suchte, um sich daran zu halten — „aber immerhin mag es das Schlimmste sein, mag es mich eine schlaflose Nacht kosten, ich will und muß es erfahren,

beſſer eine ſchreckliche Wahrheit, als eine ärger marternde Ungewißheit!"

„Wie ſingt doch Lohengrin," ſagte er, ſeine rechte Hand und den Blick zu der Decke des Zimmers erhebend:

„Halt' ein, dich ſo zu quälen!"

„Ach, laß mich doch jetzt mit deinem dummen Lohengrin zufrieden, hier handelt es ſich um wichtigere Dinge, ich will nur von Einem Namen wiſſen, ob er auf der Ordensliſte ſteht," fuhr ſie in höchſter Erregung fort — „alſo —"

„Plage mich nicht, du wirſt's bereuen!"

„Nichts kann mir Ruhe geben,
Dem Wahn mich nichts entreißt,
Als — gelt' es auch mein Leben! —
Zu wiſſen —"

„Elſa, was willſt du wagen?"

„Unſelig holder Mann,
Hör', was ich dich muß fragen:
Den Namen ſag' mir an!"

„Halt' ein!"

„Sag' mir den Namen!"

„Weh' dir!"

„Schwörer erhielt das Ritterkreuz des hohen Kronen-Ordens erſter Klaſſe."

„Alſo adelig geworden! Das iſt mein Tod! Frau von Schwörer!" Sie ſank zuſammengeknickt in das Sopha, drückte ihre Hände vor das Geſicht und verharrte ſo leiſe ſchluchzend in tiefem, verzweiflungsvollem Schweigen, während er an das Fenſter ging, es behutſam öffnete und dem gegebenen Verſprechen gemäß ein Paar Handſchuhe hinaus und auf die Terraſſe fallen ließ.

Draußen ging ein etwas ſcharfer Wind, gerade ſo, als wenn es irgendwo gewittert hätte — es mußte bei Tagesanbruch recht kühl auf der Schelde ſein.

Das gefühlvolle Klavierſpiel Eduards, ſein Anſtimmen des Duetts aus Lohengrin:

„Das ſüße Lied verhallt; wir ſind allein,
Zum erſten Mal allein, ſeit wir uns ſah'n —"

war auch in anderen Räumen des Landhauſes gehört worden, und der Ober-Regierungsrath Schwörer, während er gerade vor dem Spiegel ſtand und ſeine Halsbinde losknüpfte, meinte mit lächelnd geſpitzten Lippen: „Es iſt das doch eine charmante Muſik, ſehr erinnerungsreich, und wenn ich ſie auf mich einwirken laſſe, ſo iſt es mir gerade wieder zu Muth, wie damals im Rheiniſchen Hofe zu Mainz — allerdings mit einem kleinen Unterſchied — habe ich nicht Recht, Alte?"

Wenn man zu ſeiner Frau in ſolch liebevollem Tone, wie es eben Herr Schwörer that, „Alte" ſagt, ſo bedeutet dieſes Wort etwas ganz Entgegengeſetztes, wie es hier auch in der That der Fall war, denn wenn man ſich unter „Alte" begreiflicher Weiſe etwas Verhutzeltes, Eingetrocknetes vorſtellen mußte, wie zum Beiſpiel einen gedörrten Apfelſchnitz oder eine alte Pflaume, ſo konnte man die Ober-Regierungsräthin füglich mit einem anbeißenswerthen Borsdorfer Apfel vergleichen.

Bei ihm war es ſchon verdächtiger, vom Alter zu reden, beſonders in einem Augenblick wie der gegenwärtige, wo er heimlich in einer Ecke ein ganz klein wenig an ſeiner Haartour geändert und nun mit einer ſpitzigen Nachtmütze auf dem Kopfe wieder zum Vorſchein kam. Madame

Schwörer hatte ſich in ihren Morgenrock gehüllt, behaglich auf das Sopha geſetzt und ſchaute ihm heiter zu, wie er durch das Zimmer geiſterte — ſo war ihr Ausdruck, wenn er gewöhnlich vor dem Schlafengehen mit einer gewiſſen Unruhe umherlief, bald Dies, bald Jenes anſchauend, oder auch wohl hinter einen Vorhang oder um eine Sophaecke blickend.

„Das muß ich dir geſtehen, Emil," ſagte ſie nach einer Pauſe, ihre rundlichen Arme ſtreichelnd, „recht ſchön haſt du heute Abend geſprochen — recht ſchön, doch that es mir um den armen Gänßlin leid, daß er nicht mehr zu Worte kommen konnte."

„Pah, er macht ſich nichts daraus, es iſt ihm am wohlſten, wenn er bei einem guten Souper ſchweigen darf!"

„Aber die Canzlei-Directorin hat ſich recht geärgert, als er immer noch nicht ſprach, und ſaß wie auf Nadeln."

„Gut, wenn die Nadeln nur recht lang und ſpitz geweſen ſind."

„Pfui, Emil, ſie iſt nicht ſo ſchlimm, als man es macht!"

„Sie iſt eine böſe Sieben, und ich habe wohl ihre ſpöttiſchen Blicke bemerkt, als ich ſprach; eigentlich war ich froh, daß der gute Commercienrath ſpäter alle Toaſte verbot, denn ich habe bei ſolchen Gelegenheiten immer Angſt, daß ſich der gute Gänßlin blamirt — überhaupt, was iſt dieſer Möller für ein prächtiger Kerl, ſtets gut gelaunt und voller Humor!"

„Gewiß, er hat vortreffliche Eigenſchaften, und mit ihm würde eine Frau glücklich geworden ſein, ſchade, daß er nicht geheirathet hat!"

„Ja, recht ſchade drum — aber es war unmöglich."

„Wie ſo denn, unmöglich? Er, ein reicher Mann,

ein hübſcher und geſcheidter Mann, gänzlich unabhängig, hätte, wie ich unter uns zugeben will, für jeden Finger ein halbes Dutzend zur Auswahl haben können — warum denn unmöglich?"

„Habe ich denn geſagt unmöglich?"

„Gewiß!"

„So habe ich mich verſprochen, ich wollte ſagen, daß er nie Luſt gehabt, ſich zu verheirathen."

„O Emil, Emil!" ſagte ſie, indem ſie ihre hübſche, runde Hand erhob, ſie hin- und herbewegte und dabei ſo anmuthig lachte, daß man zwiſchen dem Grübchen auf ihren Wangen die weißen Zähne hervorblinken ſah. „O Emil, mir macht man nichts weis, wenn du ſagſt unmöglich, ſo haſt du nichts Anderes ſagen wollen; bleiben wir alſo dabei und betrachten uns das ein bischen genauer."

Er machte eine faſt unmuthige Bewegung, als er zur Antwort gab: „Was hat ſich dabei genauer zu betrachten, und wenn ich wirklich geſagt habe unmöglich, ſo war es ihm in der That auch unmöglich, zu heirathen."

„Wer zweifelt daran, lieber Mann, und warum machſt du über ein Wort ſo oder ſo ein ſolches Gerede? Nehmen wir alſo an, es lag für ihn eine Unmöglichkeit vor, zu heirathen, ein hübſcher Mann war er, auch jedenfalls einmal jung, hatte damals ſchon ein großes Vermögen, brauchte alſo nur unter den Töchtern des Landes zu wählen, und blieb ledig, weil es für ihn unmöglich war, zu heirathen — darüber möchte ich mir einen Vers machen können."

„So ſeid ihr Weiber nun einmal," ſagte der Ober-Regierungsrath, bald die eine, bald die andere Hand erhebend, wie er beim Sprechen gern zu thun pflegte. „Da wirft man euch, ohne etwas zu bedenken, ein Wort hin,

und nun klammert ihr euch daran feſt und ſucht was ganz Abſonderliches dahinter — ſiehſt du, meine Liebe," fuhr er im Zimmer auf- und abgehend fort, „ich glaube, daß ich eigentlich nicht „unmöglich" ſagen wollte, ſondern: er habe es für beſſer erachtet, nicht zu heirathen — übrigens iſt das ja ganz gleichgültig — ganz — gleich— gül—tig — und ſollte uns nicht hindern, endlich zu Bette zu gehen."

„Gewiß nicht, lieber Emil, und kann das ja auch ſogleich geſchehen," erwiederte ſie mit ſchelmiſchem Lächeln, „doch komm einmal her und ſetze dich hier neben mich — ganz dicht — ſo — brauchſt dich vor meinem Mouſſelinrock gar nicht zu geniren."

„Nun alſo?"

„Nun alſo, du biſt ſonſt ein lieber, guter Mann, ſchlägſt mir ſelten einen Wunſch ab, weißt aber auch, daß ich nie unvernünftig bitte, dagegen nicht nachlaſſe, wenn ich mir einmal etwas in den Kopf geſetzt habe."

„Ja, ja, Alte," gab er ſchmunzelnd zur Antwort, wobei er langſam mit der rechten Hand über ihr aufgelöſtes, dichtes, weiches Haar ſtrich, „aber hier kann doch ein Wort keine Wichtigkeit haben."

„Oh doch, weil ich mich für Möller intereſſire und deßhalb wiſſen möchte, weßhalb es für ihn eine Unmöglichkeit war, zu heirathen."

„Ja — muß ich denn das wiſſen?"

„Oh, du weißt es, Emil, du, ſein älteſter und vertrauteſter Freund!"

„Mir ſcheint, liebe Clara, wir ſpielen hier ein bischen Elſa von Brabant und Lohengrin, ſchau, wie man dich gefangen hat! Möller hatte Recht, da werfe ich nur ein unbedachtes Wort hin und ſchwups ſitzt mein Fiſchchen an der Angel."

„Lieber Freund, das iſt kein ſchöner Vergleich, und du wirſt mich nicht für ſo kindiſch halten, deinen Worten zu glauben; um mir zu entgehen, iſt dir der an ſich ſchon recht komiſche Vergleich mit Elſa und Lohengrin ſchon recht, die hätte füglich mit ihrer Neugierde bis zum andern Tage oder noch länger warten können."

„Aber Schatz," erwiederte er, „dir kann es doch noch viel gleichgültiger ſein, weßhalb es dem guten Möller unmöglich wurde, zu heirathen."

„Alſo du gibſt die Unmöglichkeit zu?"

„Warum nicht, ſonſt würde er ſich wahrſcheinlich eine Frau geſucht haben."

„Nun alſo?"

„Nun alſo!"

„Siehſt du, lieber Emil," fuhr ſie ſich ſchmeichelnd an ihn anſchmiegend fort, „dieſe Unmöglichkeit möchte ich gern kennen lernen, es iſt das auch gewiß für mich recht lehrreich."

„Nein, nein, durchaus nicht, dieſe Wiſſenſchaft kann dir gar nichts nützen — erſtens weiß ich nichts, und wenn ich zweitens etwas wüßte, ſo —"

„Würdeſt du es deiner Frau doch nicht ſagen — aber du hatteſt vorhin Recht," fuhr ſie nach einer Pauſe ſchmollend fort, während ſie vom Sopha aufſtand; „wir wollen zu Bette gehen, es iſt ſpät und ich bin ſo müde, daß mir ſogleich die Augen zufallen werden."

„Clara, ſei doch nicht kindiſch!"

„Das bin ich durchaus nicht, aber," ſetzte ſie mit einem allerliebſten, etwas kecken Lächeln hinzu, „bleibe du nur bei deiner Unmöglichkeit — ich werde es gerade ſo machen — ſchlafe wohl, guter Emil!"

„Sei doch kein ſolches Närrchen!“

„Schlafe recht gut und träume angenehm!“

„Weißt du, liebe Clara, ich habe dich viel zu lieb, um eine noch ſo kleine Differenz mit dir bis morgen früh anſtehen zu laſſen.“

„Gut, ſo gib du nach, wie es ſich für einen vernünftigen Mann einer jüngeren Frau gegenüber ſchickt.“

„So, ſo, du willſt als ſchmollendes Kind behandelt ſein — nun, damit du ſiehſt, wie ſehr mir an deiner Nachtruhe gelegen iſt —“

„So wirſt du mir ſagen, weßhalb ſich der Commercienrath nicht verheirathet hat.“

„Ja, unter Bedingungen.“

„Nun?“

„Erſtens geſtehſt du mir zu, daß du der armen Elſa von Brabant an Neugierde nichts mehr vorzuwerfen haſt, und zweitens mußt du mir erlauben, zu meiner Mittheilung den geeignetſten Zeitpunkt zu wählen.“

„Meinetwegen, ich gehe deine Bedingungen ein,“ ſagte Madame Schwörer lachend, indem ſie ihr Morgenkleid abſtreifte. „Ich will alſo neugierig geweſen ſein, will mich derweil niederlegen und geduldig warten, bis du es für gut findeſt, deine Mittheilung zu machen.“

„Thue das, mein Kind,“ gab er von heimlichem Lachen erſchüttert zur Antwort, „ich will nur vorher nach dem Wetter ſehen, was es uns morgen für einen Tag verſpricht.“ Er hatte ſein Taſchentuch zuſammengeballt in der Hand, und als er es langſam über die Fenſterbrüſtung auf die Terraſſe herabfallen ließ, ſagte er, in die Luft ſchnüffelnd, „es riecht ſtark nach Regen und es geht ein kühler Wind, ich möchte heute Nacht nicht auf der Schelde fahren.“

„Das brauchst du auch gar nicht, schließe das Fenster und komm! —“

„Ach, der arme Möller, das ist doch ein wahres Unglück! —“

Nachdem Eduard sein vortreffliches Clavierspiel beendigt und beinahe das ganze Duett zwischen Elsa und Lohengrin durchgemacht, hatte er sich so in die Situation hineingearbeitet, daß er es nicht vermochte, länger sitzen zu bleiben, sondern an das weit geöffnete Fenster trat, um in vollen Zügen die frische, würzige Nachtluft einzuathmen.

Und man hört nur wie verstohlen
Das Geflüster kluger Myrten
Und der Blumen Athemholen.

Ach, und dabei war es ihm, als höre auch er von unten herauf einen leichten Seufzer, und wenn er sich aus dem Fenster beugte und dabei stark den Hals vordrehte, so war es ihm möglich, den Schein des Lichtes aus ihrem Gemache zu sehen, wie er ein dichtes Rosengebüsch sanft bestrahlte!

Und Lichterschein aus ihrem Fenster auf duftigen Rosen schimmern zu sehen — und noch dazu am Vorabend der Hochzeit, das halte ein Anderer unbewegt aus!

Es war auch gar nicht so spät, drunten hörte er den Commercienrath husten, der wahrscheinlich noch in seinem Cabinette saß und las, und wenn er nach der andern Seite horchte, so meinte er Canzlei-Directors noch zusammen sprechen zu hören. Sogleich einschlafen konnte er doch nicht, und da es dicht neben seinem Zimmer eine Dienerschaftstreppe gab, die unmittelbar auf die Terrasse führte und Nachts nur von innen verriegelt wurde, so huschte er dort hinunter und befand sich bald im Freien. Dort vor ihm schimmerte das Rosengebüsch, und nach wenigen

Schritten ſtand er vor dem halbgeöffneten Fenſter, an dem ſeine Hedwig lehnte und in die Nacht hinausſchmachtete.

Auch erſchrak ſie nicht einmal beſonders, als er nun in den Lichtſchein trat, vielmehr ſtreckte ſie ihm beide Hände entgegen und ſagte: „Oh, ich wußte, daß du noch auf Flügeln des Geſanges herabkommen würdeſt, um mir gute Nacht zu ſagen, gewiß, mein Eduard, nach deinem wundervollen Spiel hätte ich ſonſt nicht einſchlafen können, ach, es klang ſo ſüß:

„— wir ſind allein,
Zum erſten Mal allein, ſeit wir uns ſah'n;
Nun ſollen wir der Welt entronnen ſein,
Kein Lauſcher darf des Herzens Grüßen nah'n."

„Warte nur noch ein klein Weilchen, mein ſüßes Herz, morgen ſind auch wir auf ewig vereint!"

„Ach ja, morgen," gab ſie mit einem Seufzer zur Antwort, „aber die kurze Spanne Zeit bis dahin iſt ſo lang — ſo lang — ſo unerträglich lang — und wenn ich bedenke, daß auch Elſa mit ihrem Lohengrin ſchon innig vereint war und ſich doch das dunkle Verhängniß zwiſchen ſie drängte, ſo möchte ich dich halten — ſo halten — feſt halten bis zum Morgen."

Da er in dieſem Augenblick ganz nahe zum Fenſter getreten war, ſo that Hedwig wie ſie geſagt, beugte ſich hinaus, umſchlang den Hals des Geliebten, drückte ihn feſt an ſich und verharrte in dieſer angenehmen Lage, wie ſie ſie in der Oper Margaretha zum Oeftern geſehen und ſich tief eingeprägt hatte — „ja, dich feſthalten immer und ewiglich, denn ‚kein Lauſcher darf des Herzens Grüßen nah'n' — aber ich verſtehe zwar nicht ganz genau, was der Dichter damit hat ſagen wollen, doch klingt es ſo geheimnißvoll und deßhalb ſo wunderſchön."

„Darüber, daß, wenn ich mich je einer der beiden jungen Damen mit ernſten Abſichten nähern würde, dies nicht Miß Ellen ſein ſollte.“

„Und er hielt ſeinen Entſchluß,“ warf der Major ein; worauf die drei Freunde herzlich lachten.

„Ich habe nur,“ fuhr der Baron fort, „dieſen kleinen Vorfall erzählt, um euch ein- für allemal mit der Heftigkeit des alten Herrn au fait zu ſetzen. Dergleichen Geſchichten kamen täglich, ja, zuweilen ſtündlich vor, und dann trat entweder der Major oder ich als eine Art von Sicherheits-Ventil für die Damen oder als Blitzableiter auf. Den zweiten Vorfall, den wir erlebten, nahm ich natürlicher Weiſe auf mich.“

„Der Baron wollte auch ſeinen Blick haben,“ verſetzte der Diplomat.

„Und er bekam ihn,“ bemerkte der Major.

„Nun gut, wir lebten ſo weit ſehr angenehm zuſammen, bis auf den Neffen. Der konnte es begreiflicher Weiſe nicht ertragen, daß wir uns bei dem alten General in Gunſt ſetzten, und dann hatte er auch eines Tages die unglückſelige Idee, bei einem Zornausbruche des Oheims unſere Rolle ſpielen zu wollen. Das lief aber für ihn ſo traurig ab, daß mich Miß Thereſe, die andere Tochter, augenblicklich holen ließ.“

„Miß Ellen hatte nach mir geſchickt,“ ſagte trocken der Major.

„Ich kam zuerſt und muß geſtehen, es koſtete einige Mühe, den armen Neffen aus dem Zimmer zu bringen. Denn der alte General umkreiſte ihn wüthend, wie der Löwe ſein Opfer, und wollte es ſelbſt mir anfänglich gar keinen Dank wiſſen, daß ich daſſelbe aus ſeinen Händen befreite.“

„Der Baron erzählt außerordentlich angenehm und verſtändlich,“ bemerkte hier der junge Diplomat. „Miß Thereſe ſchickte

„Meine liebe Hedwig!“

„Ach, wenn ich bedenke, daß des Schickſals rauhe Hand zwiſchen heute und morgen wie bei Elſa auch bei mir —“

„Lieb Herz, wozu dieſe düſtern Gedanken, du bringſt dich ohne allen Grund um deine Ruhe, haſt doch nicht nöthig, nach meinem Namen und meiner Herkunft zu fragen, das Alles liegt ja wie mein Herz offen vor dir da.“

„Offen vor dir da,“ wiederholte ſie träumeriſch, „ach, ich bin davon überzeugt, will davon überzeugt ſein, und nicht wahr, guter Eduard, jedes kleinſte Fältchen deines Herzens liegt offen vor mir da?“ Sie hatte bei dieſen Worten ihre Arme von ſeinem Halſe gelöſt, die Finger ineinander verſchlungen und ſchaute ihn nun mit einem erwartungsvollen Blicke an, den er aber nicht ganz verſtehen mochte, denn er antwortete in einfacher Kürze: „Gewiß, mein Herz,“ um dann in entzücktem Tone auszurufen: „Aber was ſehe ich, du haſt ja dein Morgenhäubchen aufgeſetzt, das dir Tante Luiſe heute Abend geſchenkt hat!“

„So, und das bemerkſt du jetzt erſt?“

„O, ich ſah nur auf dein lieb Geſicht, finde aber jetzt, daß dir das Häubchen entzückend ſteht — übermorgen,“ ſetzte er ſchmeichelnd hinzu, indem er ſie an ſich zu ziehen verſuchte, „werde ich dir es aufſetzen und die Bänder zubinden.“

„Ja, wenn es nur erſt glücklich übermorgen wäre,“ ſagte ſie, ihn ſanft von ſich drückend.

„Aber ſind deine Nerven erregt, Hedwig!“

„Erregt — ja — elektriſch geſtimmt, hellſehend geworden, ſo daß es mir gerade iſt, als ſehe ich doch in deinem Herzen eine ganz kleine, kleine Falte — warum blickſt du auf einmal ſo beſtürzt um dich?“

„Ich — beſtürzt? Durchaus nicht, es war mir nur, als hörte ich Schritte auf der Terraſſe.“

„Wenn auch, oh, das genirt uns nicht, es wird Onkel Möller ſein, der nochmals in den Garten ſchaut, ehe er zu Bette geht.“

„Von dem ich aber nicht gern geſehen ſein möchte, deßhalb: Gute Nacht, mein Herz!“

„Oh bleibe noch, Eduard — er kommt nicht bis hieher — horch — er ſchließt auch ſchon die Hausthür zu — nun können wir noch ganz ungeſtört ein Viertelſtündchen plaudern.“

„Aber du brauchſt deine Nachtruhe, gute Hedwig, du mußt morgen friſch und roſig ausſehen.“

„Das werde ich auch, daran ändert ein bischen mehr oder weniger Nachtruhe durchaus nichts — wenn man nur frohen Herzens und deßhalb glücklich iſt.“

„Das biſt du ja hoffentlich, mein Herz, kannſt es wenigſtens ſein.“

„Wer weiß,“ erwiederte ſie in elegiſchem Tone, „ſagte man mir doch, daß es keines Mannes Herz gebe, in dem nicht ein verſtecktes Kämmerchen ſei, zu dem wir niemals den Schlüſſel erhielten — iſt das wahr, mein Eduard?“

„Ei, wer hat nicht ſeine kleinen Geheimniſſe,“ gab er in jovialem Tone zur Antwort — „aber ich habe keines,“ ſetzte er die Hand auf's Herz legend hinzu, „von dem ich dir nicht Mittheilung machen werde!“

„Gewiß, Eduard?“

„Gewiß, Hedwig!“

„So mache mir die Mittheilung, ich bitte recht ſchön darum.“

„Oh, heute Abend geht das nicht gut an, mein Herz —

man pflegt das nach der Hochzeit zu thun — ja, am Morgen nach der Hochzeit, weißt du, wenn man so traulich beim Frühstück sitzt, du in deinem reizenden Morgenhäubchen, ich mit der Cigarre — wie schön wird das sein!"

„Gewiß — recht schön — aber ich kann dir nicht sagen, lieber Eduard, wie sehr es mich drückt, dein Geheimniß nicht heute schon zu erfahren."

„Es ist wahrlich nicht der Mühe werth!"

„Eduard, Eduard, deine Weigerung macht mich glauben, daß ich etwas Schreckliches zu hören bekomme, o, man hat mir Aehnliches erzählt; warum auch, wenn es nichts Schlimmes wäre, bis nach der Hochzeit warten — bitte, bitte, theile mir dein Geheimniß mit und ich werde fest und ruhig schlafen."

„Aber, Närrchen, sollte man nicht glauben, du wärest Elsa von Brabant und ich Lohengrin?"

„Pfui, welcher Vergleich — bin ich denn neugierig? O, gewiß nicht, ich möchte nur beruhigt sein, indem ich erfahre, daß dein Geheimniß mir keinen Kummer machen wird."

„Das wird es gewiß nicht, ich schwöre dir's, aber warten mußt du bis morgen!"

„Nun — dann — kann — ich — ja — war--ten," sagte sie mit jenem plötzlich abfallenden Tone der Stimme, der uns den tiefen Schmerz der Seele andeuten soll, und da sie zu gleicher Zeit unter einem kummervollen Verziehen des Mundes das Morgenhäubchen vom Kopfe nahm, so war an der Tiefe ihres Leides so wenig zu zweifeln, daß er schon im Begriff war, ihr ein aufklärendes Wort über das Geheimniß zu sagen, als die hohen Bäume des Parkes hinter ihm plötzlich und scheinbar ohne alle Veranlassung anfingen, murrend ihre Häupter zu schütteln.

„Schau, ein Gewitter, mein Kind, das hat dir so schwer auf den Nerven gelegen — nun, du wirst morgen darüber lachen!"

„O ja, ich werde morgen darüber lachen. — Gute Nacht!"

„So kalt, mein Herz!"

„Gute Nacht, Eduard!" damit schloß Hedwig den einen Fensterflügel. Sie hatte deßhalb das Morgenhäubchen neben sich gelegt und stieß nun plötzlich einen leisen Schrei aus, als ein scharfer Luftzug, der vorüberfauste, das leichte Gewebe entführte.

„Himmel, mein Häubchen!"

„Es kann nicht weit sein, ich werde danach sehen."

Doch so sehr er sich auch bemühte, es zu finden, ja, sich über die Terrasse schwang, um auch drunten nachzusuchen, so kehrte er doch, ohne etwas gefunden zu haben, zurück, auch verjagt von dem stärker werdenden Sturm und den ängstlichen Rufen Hedwigs, die bei dem Verluste ihres Morgenhäubchens auch an den möglichen Verlust ihres Bräutigams dachte — wälzte sich doch das Wetter mit wilder Kraft über die Baumwipfel dahin, deren gewaltsames Hin- und Herwogen man deutlich beim Leuchten der Blitze sah; auch hörte man schon fernhin rollenden Donner und das Klatschen schwerer Regentropfen.

„Ich danke dir, Eduard, laß es gut sein; wenn mir auch der Verlust des schönen Häubchens an sich schon unangenehm ist, so schmerzt er doch noch mehr als Vorzeichen eines vielleicht heranschreitenden Unglücks."

„Wer wird so abergläubisch sein, liebes Herz, auch darüber werden wir morgen lachen."

„O, es wäre nicht geschehen, wenn du mir dein Ge-

heimniß mitgetheilt hättest, aber jetzt ist es zu spät — zu spät. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Dann floh er vor dem herabprasselnden Regen dicht an den Mauern des Hauses bis zur Thür der kleinen Dienstttreppe und — prallte dort erschrocken zurück, da er sie fest verschlossen fand — da half kein Drücken, kein Drehen an der Klinke, von innen war der Riegel vorgeschoben, und das hatte Niemand anders gethan wie der Hausherr selbst, der allabendlich noch die Runde zu machen pflegte und dabei besonders sehr aufmerksam nachschaute, ob nicht irgendwo durch Nachlässigkeit der Dienstboten eine Thür unverschlossen geblieben wäre.

„Nun, das fehlte noch," knirschte Eduard, sich an die Mauer drückend, „daß ich die Nacht im Garten zubringen sollte, und bei diesem Wetter! Nein, das wäre Leichtsinn, Selbstmord, versuchen wir es noch bei den andern Thüren." Aber auch diese waren fest verschlossen, und obgleich er an der Hauptpforte schon einige Mal im Begriffe gewesen war, die Klingel zu ziehen, so zog er doch jedesmal mit einer Verwünschung die Hand zurück, da er bei sich dachte: „Was wird die Dienerschaft denken, was vielleicht der Commercienrath, wenn er erwacht, oder Schwörer oder die boshafte Gänßlin, wenn irgend eins erfährt, daß ich, den sie Alle im Bette glauben, noch draußen herumstreiche. Nein, lieber will ich Hedwig bitten, mich durch ihr Zimmer gehen zu lassen," und um diesen Gedanken auszuführen, klopfte er gleich darauf leise, leise an den Fensterladen ihres Zimmers.

„Um Gotteswillen, wer ist da?"

„Pst, ich bin's — Eduard — sie haben alle Thüren hinter mir verschlossen."

„Was iſt da zu thun?“

„Du mußt mich durch dein Zimmer laſſen, mein Herz — ich kann doch nicht hier draußen bleiben, es regnet wie in Strömen, und wenn ich an der Hausthür klingle, ſo gibt das ein unerträgliches Gerede.“

„Aber ſchickt ſich das, Eduard?“

„Nun, ich ſehe darin bei dieſen Umſtänden und ſolchem Hundewetter nichts Unſchickliches.“

„Nun, wie du meinſt,“ gab ſie zur Antwort, und während dann der Fenſterflügel klang, fuhr Hedwig unter einem leichten Seufzer fort: „Ach — ich dachte, du wäreſt noch einmal wiedergekommen, um mir dein Geheimniß anzuvertrauen — nicht wahr, Eduard, du thuſt es?“

„Aber laß mich wenigſtens erſt ins Zimmer.“

„Dann aber erfahre ich dein Geheimniß.“

„Wenn du es denn abſolut verlangſt und nicht bis morgen warten willſt, aber ich warne dich, Elſa — Hedwig wollt' ich ſagen, mache mir ſpäter keine Vorwürfe, ſonſt wäre es beſſer, du ließeſt mich hier draußen im Regen.“

„Nein, nein, komm nur!“

Damit ſchloß ſich Fenſter und Fenſterladen wieder und Eduard ging durch Hedwigs Zimmer in das ſeinige.

Wie es nach einem nächtlichen Gewitter oft zu geſchehen pflegt, ſo ſtrahlte auch der heutige Morgen in einer wundervollen Friſche und Klarheit, alle ſchweren Dünſte waren niedergeſchlagen, aller Staub gelöſcht und eben ſo wohl die noch feuchten Blätter der Bäume als Gras und Blumen hauchten köſtliche Wohlgerüche aus und ſelbſt die Natur ſchien ſich ſolchergeſtalt für das bevorſtehende Hochzeitsfeſt aufs beſte geſchmückt zu haben.

An einem ſolchen Hochzeitstage gibt es eigentlich nur

zwei ſchöne Augenblicke, Morgens, wenn man ungeſtört im Familien- und Freundeskreiſe beieinanderſitzend den Kaffee trinkt, und dann, wenn man nach einem ermüdenden Tagewerk mit kirchlichen und anderen Feierlichkeiten, nach einem großen Diner mit vielen Reden und viel Champagner, und ſpäter noch ſchmerzlichen Abſchiedsſcenen Abends endlich ſo glücklich iſt, ſich zur Ruhe begeben zu dürfen.

Zu dieſem erſten ſchönen Augenblick des heutigen Tages finden wir denn ſämmtliche Theilnehmer des geſtrigen Soupers an dieſem blendend ſchönen Morgen auf der Terraſſe beim Frühſtückstiſch, und zwar auf der weſtlichen Seite des Hauſes, wo man vor der ſchon recht warmen Sonne geſchützt war und wo jetzt die etwas ſpät erwachte Hedwig, am offenen Fenſter ihres Zimmers ſtehend, freundlich einen Guten Morgen bot.

„Ah, Langſchläferin," fiel der glückliche Bräutigam aufſpringend ein, „biſt du endlich ſichtbar geworden?"

„Und komme ſogleich," rief ſie verſchwindend, um aber bald darauf am Frühſtückstiſch zu erſcheinen.

„Wünſche allerſeits wohl geſchlafen zu haben!"

Jeder that ſo, als wenn er darüber nicht zu klagen hätte, doch lag ein leichter Schatten auf den Zügen der Canzlei-Directorin, ſie betrachtete zuweilen den Ober-Regierungsrath mit einem düſtern Geſichtsausdruck, wobei ihre Blicke an dem oberſten Knopfloch auf der linken Seite ſeines Rockes haften blieben, wogegen Madame Schwörers elegiſche Freundlichkeit ſich hauptſächlich mit dem guten Commercienrath beſchäftigte, dem ſie eigenhändig den Kaffee eingoß und die Zuckerdoſe darbot. Die Braut ſah nachdenklich und träumeriſch aus, was man an dem

heutigen Tage wohl begreiflich finden mochte, während Eduard häufig mit einem zuverſichtlichen Lächeln zu ihr herüberſchaute. Der Ober-Regierungsrath machte ein würdig-ernſtes Geſicht und ſchien nur auf eine Veranlaſſung zu warten, um den holden Freudentag mit einigen paſſenden Worten einzuleiten.

Dies ſchien der Commercienrath zu merken, denn er ſagte in heiterem Tone: „Nur heute Morgen keine ernſten Reden oder dergleichen, wir wollen den Tag fröhlich beginnen, um ihn hoffentlich ebenſo zu endigen. Apropos," fuhr er aufblickend fort, „geſtern, als Alles ſchlief, machte ich noch wie gewöhnlich meine Runde um das Haus —"

Hedwig warf einen ſchüchternen Blick auf Eduard und erröthete.

„Und wie ich an deinem Fenſter vorüberkam, Gänßlin, fand ich dort etwas auf dem Boden, ich glaube Handſchuhe, die dir gehören — da ſind ſie."

„Richtig, das ſind meine Handſchuhe."

„Und vor deinem Fenſter, Schwörer, fand ich eigenthümlicher Weiſe ein Schnupftuch — vielleicht das deinige?"

„Wahrhaftig, das iſt mein Schnupftuch."

Und dann ſahen die Drei ſich lächelnd gegenſeitig an, und da plötzlich der Commercienrath in ein lautes Lachen ausbrach, ſo konnten ſich auch die Anderen nicht halten und brüllten ordentlich vor Vergnügen, wobei übrigens Möller nicht nöthig gehabt hätte, durch ein lautes: „O Madame Lohengrin!" die betreffenden beiden Frauen noch beſonders aufmerkſam zu machen, denn ſie ſchauten ſo ſchon unangenehm überraſcht auf ihre Männer, die Gänßlin kniff erbleichend den faltigen Mund zuſammen, während die Schwörer tief erröthete und langſam mit dem Kopfe nickte.

Mochte nun Hedwig glauben, in den Beobachtungen des Commercienraths komme nun auch ſie an die Reihe, genug, ſie ſprang mit unbefangener Miene auf und rief: „Liebe Tante Luiſe, zu lange dürfen wir indeſſen beim Kaffeetiſch nicht ſitzen bleiben, denn es iſt ſchon neun Uhr und noch erſchrecklich viel zu thun!“ Damit eilte ſie ins Haus und Luiſe ſowie Madame Schwörer folgten, während Madame Gänßlin in den Garten hinabſtieg, um dort auf der Wieſe mit ihrer Lorgnette nach einem vierblättrigen Kleeblatt zu ſuchen.

Die Herren ſteckten ihre Cigarren an und dann ſagte der Commercienrath, lachend um ſich blickend: „Meine Wette wäre alſo glänzend gewonnen.“

„Gewiß,“ meinte Schwörer, „ich kann das nicht leugnen; ehrlich währt am längſten.“

„Ja, ja,“ pflichtete Gänßlin bei, „und was mich anbetrifft, wenn ich die Scene gänzlich zu Ende geſpielt hätte, ſo kutſchirte auch ich jetzt die Schelde aufwärts.“

„Und Eduard? — He, mein Sohn, du kamſt wohl nicht in den Fall, auf ähnliche Weiſe die Neugierde deiner Braut auf die Probe zu ſtellen, hinterließeſt wenigſtens kein ſichtbares Zeichen, kann man dir auch in dem Falle gratuliren?“

Verrathen war er alſo jedenfalls in keiner Weiſe und vermochte deßhalb auch nicht einzuſehen, weßhalb er ſich zu Geſtändniſſen herbeilaſſen ſollte. An ein zu hinterlaſſendes Zeichen, wie er geſtern allerdings verſprochen, hatte er nicht mehr gedacht, und auch jetzt keine Luſt, Hedwig nachträglich anzuklagen; deßhalb nahm er eine würdevolle Miene an und lächelte ſelbſtgefällig, während er ſich, die Hände umeinander reibend, lang auf ſeinem Seſſel ausſtreckend ſagte: „Alle Charaktere ſind nicht gleich und es

kann wahrlich ein Glück genannt werden, daß man in dieser schlimmen Zeit noch Frauenherzen findet, die stark genug sind, um eine allenfalls aufkeimende Neugierde à la Elsa von Brabant — siegreich zu — unter — sieg—reich — zu —"

Hätte er nur bei diesem auffallenden Stocken den Ausdruck seines Gesichtes und seine Blicke besser in der Gewalt gehabt, oder auch nur so gethan, als sei ihm, wie man zu sagen pflegt, etwas in den unrechten Hals gekommen — so aber zeigten seine Züge, während er behaglich ausgestreckt in die Höhe schaute, ein plötzliches Erschrecken mit obligatem Mundaufsperren, wobei seine Blicke an einem jedenfalls überraschenden Gegenstande hängen blieben — an einem Gegenstande, den auch die Anderen nun sogleich entdeckten und der zu einem wahrhaft erschütternden Lachen Veranlassung gab.

Da stand vor ihnen auf der Terrasse die schöne Venus von Milo in ihrer nackten Pracht leider ohne Arme, und hatte auf dem schönen Kopfe das Morgenhäubchen Hedwigs sitzen, allerdings etwas schief, wie es der Sturmwind von heute Nacht dort hinaufgeweht hatte, ein wahrhaftiges Phänomen, aber urkundlich bestätigt im Tagebuch des Commercienraths Möller.

Angenehmer Weise für den Bräutigam war es keine Zeit mehr zu ausführlichen Erklärungen, denn schon sah man durch den Park Equipagen mit Hochzeitsgästen heranahen. Man mußte sich daher vorläufig mit der erwähnten Thatsache begnügen, die dem Hausherrn während des ganzen Tages Stoff zu verschiedenen Neckereien bot und ihm später beim festlichen Mahle zu einem heiteren Trinkspruch auf „Madame Lohengrin" Veranlassung gab.

bayerische Staats-

nach ihm, Miß Ellen nach dem Major — wir wiſſen nun, woran wir ſind."

„Das iſt jetzt gar kein Geheimniß mehr," antwortete der Erzähler. „Damals war es freilich eines der gefährlichſten Art. Denn was ſeine beiden Töchter anbetraf, ſo verſtand Sir Robert nicht den geringſten Spaß, und ſelbſt der arme Neffe, der es eines Tages gewagt, ſich der ſchönen Couſine etwas zu vertraulich zu nähern, wäre um ein Haar nach Indien zurückgeſchickt worden. Trotzdem muß ich aber geſtehen, daß wir bald bemerkten, wir ſeien mit unſerer Liebenswürdigkeit und unſerer glücklichen Manier, den Papa zu behandeln, in der Gunſt der jungen Damen geſtiegen, natürlicher Weiſe, ſo weit eine gutgezogene Dame ſo etwas merken läßt. — Und fein erzogen waren ſie und dabei natürlich herzlich, — es thut mir wahrhaftig leid, daß ich durch die Situation verhindert bin, mich recht breit im Lobe von Miß Thereſe und Miß Ellen zu ergehen."

„Wir begreifen deinen Kummer," ſagte lächelnd der Hausherr. „Aber wir erklären feierlich, du wirſt nicht im Stande ſein, ein Bild der beiden Damen zu entwerfen, das nicht von ihrer liebenswürdigen Wirklichkeit tauſendfach übertroffen würde."

Der Baron verbeugte ſich dankend und ſchien weit beruhigter fortzufahren: „in Indien lernt man mit den Augen ſprechen und durch Zeichen ſich verſtändlich machen. Wir Beide lernten als eifrige Schüler und begriffen unſere Lehrerinnen bald. Glücklicher Weiſe aber begriff der Papa uns nicht. Denn obgleich auch er ſeine Zeichenſprache hatte und dieſelbe häufig genug anwandte, ſo war ſie doch ſehr verſchieden von der ſeiner Töchter, — handgreiflich derb, ein vollkommen anderes Alphabet. Der Neffe dagegen ſchien in Indien auch ſchon auf dem Felde manöverirt zu haben, auf welches wir uns gewagt, und obgleich wir uns ſo ſehr in Acht nahmen, wie möglich,

Erste Lieferung.

Prospekt.

„Der Roman meines Lebens" — so durfte Hackländer mit vollem Rechte die Selbstbiographie nennen, welche sich nach seinem vor Kurzem erfolgten Tode vorgefunden, deren Erscheinen seither mit der größten Spannung erwartet wurde und welche wir nunmehr dem deutschen Lesepublikum vorlegen können. — In der That ist das Leben Hackländer's so reich an Wechselfällen aller Art, an romanhaften Situationen, grellen Kontrasten, spannenden Verwicklungen und unerwarteten Lösungen, daß die Beschreibung desselben sich liest wie ein künstlerisch gearbeiteter Roman voll der überraschendsten Effekte. Mit der allen seinen Schilderungen eigenthümlichen Anschaulichkeit und Treue, mit seinem unversieglichen, herzerfreuenden Humor, der ihn selbst wo er Ernstes und Trübes zu berichten hat, nie ganz verläßt, schildert Hackländer uns seine merkwürdige Laufbahn: das enge Elternhaus, seine kindlichen Spiele und Schülerstreiche, seine Lehrjahre im Dienste Merkurs, sein Leben als Bombardier, und so fort unter zahlreichen inneren und äußeren Hemmnissen den raschen, glänzenden Weg von der Wachtstube bis zum höfischen Parket, vom armen Kaufmannscommis bis zum gefeiertsten Schriftsteller und Liebling der deutschen Lesewelt. Und dabei wechselt die Scene fortwährend wie in einem Roman: Er führt uns durch Deutschland, Belgien, Frankreich, Italien, Rußland, den Orient; idyllisches Stillleben wechselt mit Genrebildern aus dem kleinstädtischen Treiben, Hofintriguen und heiterer Künstlerwirthschaft; bald versetzt er uns in das Getümmel des Kriegs- und Lagerlebens, an die Seite Radetzky's oder des Prinzen von Preußen, jetzigen Kaisers von Deutschland, bald führt er uns mit seinem fürstlichen Gönner zur „Brautschau nach Palermo", zu den Hochzeitsfeierlichkeiten am Kaiserſitze an der Newa und entfaltet jetzt ländliche Feste unter dem blauen Himmel Siciliens, jetzt die zauberhafte Pracht einer Soirée in den Wintergärten des Czarenschlosses vor unseren Augen. Dabei lernen wir interessante Persönlichkeiten aller Art kennen: kleine Leute, für deren Freuden und Mühen er die gleiche liebevolle Aufmerksamkeit und Theilnahme zeigt, wie für das Leben der vom Schicksal Bevorzugten, dunkle Existenzen, Berühmtheiten der Literatur und Kunst, Diplomaten und Höflinge bis hinauf in die höchsten Regionen — und Alle schildert Hackländer mit der gleichen, bekannten Meisterschaft! — Kein Zweifel nach alledem, daß Hackländer seine wahrheitsgetreue Biographie einen „Roman" nennen durfte, und daß dieselbe das gebildete Lesepublikum aller Stände in der That nicht weniger spannen und unterhalten wird, als der effektvollste Roman.

Der **„Roman meines Lebens"** erscheint in ca. 12 Lieferungen, welche in rascher Folge ausgegeben werden.

Preis der Lieferung: 75 Pf.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Stuttgart, Dezember 1877.

Die Verlagshandlung:

Carl Krabbe.

In demſelben Verlage erſchienen in dritter Auflage:

F. W. Hackländer's Werke

in Klaſſikerformat.

Mit dem Stahlſtich-Portrait des Verfaſſers.

Vollſtändig in 60 Bänden oder 180 Lieferungen.

Preis broch. ℳ 72. = fl. 36. — k. W.

Inhalt:

I. Serie. 20 Bände oder 60 Lief. Preis 24 ℳ = fl. 12. — k. W.

Namenloſe Geſchichten. Roman. 3 Bände.
Soldatenleben im Frieden. } 2 Bände.
Wachtſtubenabenteuer. }
Kleinere Erzählungen und humoriſtiſche Skizzen. 1 Band.
Handel und Wandel. Meine Lehr- und Wanderjahre. 1 Band.
Reiſe in den Orient. 2 Bände.
Eugen Stillfried. Roman. 3 Bände.
Märchen. 1 Band.
Der Pilgerzug nach Mekka. Morgenländiſche Sagen und Erzählungen. 1 Band.
Luſtſpiele: Der geheime Agent. — Magnetiſche Kuren. 1 Band.
Europäiſches Sklavenleben. Roman. 5 Bände.

II. Serie. 14 Bände oder 42 Lief. Preis ℳ 16. 80 = fl. 8. 40 kr. k. W.

Der Augenblick des Glücks. 1 Band.
Ein Winter in Spanien. 3 Bände.
Erlebtes. 2 Bände.
Luſtſpiele: Zur Ruhe ſetzen. — Monſieur de Vlé. 1 Band.
Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. 2 Bände.
Der neue Don Quixote. 5 Bände.

III. Serie. 14 Bände oder 42 Lief. Preis ℳ 16. 80 = fl. 8. 40 kr. k. W.

Tag und Nacht. 2 Bände.
Der Tannhäuſer. 1 Band.
Krieg und Frieden. 2 Bände.
Tagebuchblätter. 1 Band.
Der Wechſel des Lebens. 2 Bände.
Luſtſpiele: Der verlorene Sohn. — Unverheirathete Ehefrau. 1 Band.
Die dunkle Stunde. 5 Bände.

IV. Serie. 12 Bände oder 36 Lief. Preis ℳ 14. 40 = fl. 7. 20 kr. k. W.

Fürſt und Kavalier. 1 Band.
Nahes und Fernes. 1 Band.
Neue Geſchichten. 1 Band.
Künſtlerroman. 5 Bände.
Zwölf Zettel. 1 Band.
Das Geheimniß der Stadt. 3 Bände.

Jede Serie wird einzeln in Bänden oder in Lieferungen ausgegeben.

Alle Buchhandlungen nehmen Beſtellungen an.

Der Roman meines Lebens.

Erſter Band.

Hernández

Der

Roman meines Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1878.

BIBLIOTHECA
REGIA
Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart

ſo begriff er doch ſeinerſeits hier und da einen beredten Blick und erlauſchte die Wahrheit eines Händedruckes, der gleichgültig ausſehen ſollte, aber nichts weniger als das war.

„Die vierzehn Tage, die wir noch in Kairo blieben, gingen indeſſen ziemlich glücklich vorüber. Wenn ich ſage „ziemlich," ſo will ich damit ausdrücken, daß wir vor Entdeckung ſicher blieben, dagegen aber trotz der ſehr großen Hitze einige ſehr kühle Tage bei unſern Damen verlebten."

„Aha!" lachte der Major, „wo ſie mit uns ſchmollten!"

„Allerdings!" fuhr der Baron fort. „Und daran war abermals der Vetter ſchuld. Als lernbegieriger Reiſender muß man Alles mitmachen, und ſo trugen wir auch kein Bedenken, eine Einladung zu einer Abendunterhaltung anzunehmen, wobei ſich arabiſche Tänzerinnen producirten. Der Major hatte dabei die Unklugheit, den blonden Gentleman mitzunehmen; und das Ende vom Liede war, daß dieſer den alten General am Morgen darauf durch eine Erzählung des Geſehenen zu erheitern ſuchte. Weiß der Teufel, ob eine der jungen Damen im Nebenzimmer gelauſcht — kurz und gut, wir hatten Schneewetter in Aegypten.

„War denn dieſe Abendunterhaltung ſo außerordentlich gefährlicher Art?" fragte wißbegierig der Geſandtſchafts-Secretär.

„Das gerade nicht. Es kamen nur einige Nationaltänze, die für europäiſche, namentlich für engliſche Begriffe nicht ganz in den Gränzen des Schicklichen und Erlaubten zu bleiben ſchienen, z. B. der Bienentanz."

„Ei der Tauſend!" ſagte der Hausherr. „Wir wollen wiſſen, was der Bienentanz iſt."

„Der Bienentanz iſt meiſtens das Finale einer ſolchen Abendunterhaltung. Als das Schönſte in den Augen der Orientalen wird

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel.

Des Knaben Freud' und Leid 1

Zweites Kapitel.

Der beginnende Kampf mit dem Leben 43

Drittes Kapitel.

Soldatenleben im Frieden 88

Viertes Kapitel.

Handel und Wandel 139

Fünftes Kapitel.

Künſtleriſche Verſuche 174

Sechſtes Kapitel.

Reiſe in den Orient und ihre Folgen 213

Siebentes Kapitel.

Um- und Aufſchwung 286

Achtes Kapitel.

Italieniſche Erinnerungen 316

Erſtes Kapitel.

Des Knaben Freud' und Leid.

Wenn ich an meine erſte Jugendzeit zurückdenke, was begreiflicherweiſe ſehr oft und gerne geſchieht, ſo ſtehen die Spielplätze derſelben, das Haus, in dem wir wohnten, die ſteile Straße, die daran vorüberführt, unſer kleiner Garten, der drüben an die Kirchhofmauer ſtößt, kurz Alles, Alles in den großartigſten Verhältniſſen vor meinem inneren Auge. Das heißt: dieß war der Fall, ehe ich nach langen, langen Jahren wieder dorthin kam, um mit Erſtaunen zu ſehen, daß eben jener Garten an der Kirchhofmauer, wo wir auf einem weiten Terrain Räuber und Gendarmen geſpielt, auch wohl als Trojaner und Griechen Kämpfe um das hehre Ilion geführt hatten, nicht mehr Raum bot als zu fünfzig mäßigen Schritten in der Länge und zu acht bis zehn in der Breite, — daß ich das Haus, welches wir einſt bewohnten, von einer

unbeſchreiblich ärmlichen Kleinheit fand, die Wohnzimmer, die mir in der Erinnerung als große Räume erſchienen, winzig zuſammen geſchrumpft, unſer Schlafzimmer kaum Raum bietend für zwei nicht allzugroße Betten, — Alles eng und winkelig mit niederen Decken, ſo daß man faſt mit der Hand ſie hätte erreichen können.

Die Spielplätze unſerer Jugend, die damals für unſere kleinen Beine und Gedanken wie eine weite Welt auseinander lagen, fand ich jetzt in ſehr verjüngtem Maßſtabe beiſammen, ſo daß, als ich kaum jene Thalſchlucht verlaſſen — nur eine unbedeutende Terrainfalte, auf deren Rand wir eine ſtolze Burg gebaut hatten — ich mit wenig Schritten auf jenen Wieſen war, die im Winter überſchwemmt wurden und wo wir eifrig Schlittſchuh liefen, um alsdann durch ein mäßiges Gebüſch — damals ſchien es mir ein ausgedehnter Wald — mit dem Umweg von einer Viertelſtunde nach der kleinen Stadt zurückzukehren, die das Glück hatte, daß ich in ihren Mauern geboren wurde — Burtſcheid bei Aachen.

Was allein von derſelben in meiner Erinnerung richtig feſtſtand und ſich auch in der Gegenwart durchaus nicht verändert zeigte, war die ungemein ſteile Hauptſtraße von oben mit dem Blick auf eine gegenüber ſich erhebende Anhöhe mit der hochemporragenden Sankt Johannes-Pfarrkirche, ein eigenthümlicher Bau aus rothen Backſteinen mit Kuppel im Zopfſtile umgebaut, ehemals zu einer uralten Benediktiner-Abtei

gehörig und deßhalb auch heute noch kurzweg die Abtei genannt — das Wahrzeichen der Stadt, von allen Seiten sichtbar. — Die Burtscheider Hauptstraße, wo sich einige Läden befanden, sowie die Häuser der Honoratioren und die evangelische Kirche, ist so steil, daß auf ihr nur Kohlenkarren unter Vorspann mehrerer Pferde mühsam den Pflasterweg erklimmen konnten, sich aber abwärts niemals wagten, weßhalb es denn auch damals ein außerordentliches, von Jedermann angestauntes Ereigniß war, als eines Tages ein Offizier auf einem leichten mit zwei Pferden bespannten Jagdwagen, allerdings sehr vorsichtig fahrend, die Straße herabkam.

Hier, auf ungefähr zwei Drittel der Höhe von unten gerechnet, steht neben dem Thorbogen, der zur evangelischen Kirche führt, anstoßend an das Pfarrhaus, das kleine auch von außen sehr unansehnliche Haus, wo ich am 1. November 1816 geboren wurde. Mein Vater war Lehrer der Simultanschule nicht nur für verschiedene Glaubensgenossen, sondern auch für Kinder beiderlei Geschlechts. Er hatte den Titel Oberlehrer, wurde auch wohl von freundlichen Leuten Herr Professor, ja Herr Schulinspektor genannt, weil er ein ähnliches Amt eine kurze Zeit versehen; er war ein großer und schöner Mann mit einem feinen und bleichen Gesichte, tiefschwarzem krausem Haar, glänzenden tiefdunkeln Augen, um das stets glattrasirte Gesicht einen bläulich schimmernden Bart, was uns Kindern von großem Interesse war. Leider

ſtarb mein Vater ſo früh, daß ich ihn nur nach den kindlichen Anſchauungen eines zwölfjährigen Knaben beurtheilen kann, doch erſchien er mir damals wie ein höheres Weſen, ja ich möchte ſagen, wie ein vornehmer Herr, der ſich nur zu ſeinem Vergnügen mit dem Unterrichten unartiger Knaben und Mädchen abgab. Er gieng immer ſchwarz gekleidet, meiſtens mit weißer Halsbinde, trug den Kopf ſtolz und aufrecht, erzählte vortrefflich, höchſt anſchaulich und humoriſtiſch, wobei ein feines Lächeln um ſeinen Mund ſpielte. Er hatte die alten Sprachen ſtudiert, ſprach auch ein gutes Franzöſiſch, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er im benachbarten Aachen, dem damals vielbeſuchten Badeort, ſowohl von Einheimiſchen der höheren Kaufmanns- und Beamtenkreiſe, als auch von ausgezeichneten Fremden geſucht und in Geſellſchaften gezogen wurde, zu denen er als Lehrer der kleinen Burtſcheider Schule eigentlich nicht gehörte. Auch bei zahlreichen aus Frankreich ausgewanderten Familien, mitunter des höchſten Adels, hatte er freundſchaftlichen Zutritt; dort ſpielte er mit einigen älteren Damen ſeine Parthie Whiſt, worin er Meiſter war, oder unterhielt durch ſeine anderen geſelligen Talente: durch die vortreffliche Art, in der er Anekdoten zu erzählen wußte, durch ſeinen Reichthum an Charaden und komiſchen Aufgaben aller Art, ſowie durch die Fertigkeit, mit der er hübſche Gelegenheits- und andere Gedichte machte. So war jeder ſeiner Abende beſetzt und wir wußten ganz

genau: heute Abend geht der Vater zur Gräfin A., zu Frau von B., zu Madame S.

Es könnte das allerdings ein eigenthümliches Licht auf unſer Familienleben werfen, allein meine arme Mutter war in dem jugendlichen Alter von dreiunddreißig Jahren, zwei Monate nach meiner Geburt geſtorben, wodurch unſer Haus meinem Vater zu einem freudloſen Aufenthaltsorte wurde, deſſen öde Räume durch zwei kleine Kinder, meine Schweſter und mich — eine ältere Schweſter war ſchon ſehr früh geſtorben — nicht ſo angenehm belebt wurden, um ihm Erſatz für die heißgeliebte Gattin zu gewähren. Auch vermochte er damals noch nichts für unſere Erziehung zu thun, meine Schweſter Julie war ein Jahr alt, und ich, wie geſagt, zwei Monate; das Hausweſen wurde in den erſten Jahren von einer Tante, der Schweſter meines Vaters, geführt, dann erhielten wir eine Haushälterin, und dieß iſt der Augenblick, von dem mir aus meiner früheſten Kinderzeit, ich war damals, glaube ich, vier Jahre alt, eine Erinnerung geblieben iſt.

Es war ein trüber Novembertag; ich weiß das, weil ich ſchon in der Nachmittagsſtunde nach Licht verlangte, um ſpielen zu können; mein Vater gieng wie etwas erwartend auf und ab, doch ſteht das nur wirr und unklar vor mir, während ich den nächſten Augenblick nie vergeſſen werde. Die Thüre öffnete ſich und die neue Haushälterin trat ein — hatte ein blatternarbiges, unſchönes Geſicht, trug einen ſcharlach-

rothen Ueberrock, wie das damals Mode war, und einen ſchwarzen Sammthut, von dem ſchwarze Straußenfedern nickten — ein ſchrecklicher Anblick für mich, weßhalb ich mich auch weinend in die Arme unſerer alten Magd flüchtete und anfangs nicht vermocht werden konnte, die neue Haushälterin auch nur anzuſehen. Doch gab ſich das ſchon am andern Tage, nachdem ſie ihre düſtere Tracht abgelegt hatte, wir wurden bald gute Freunde und ſie ward unter dem Titel „Tante Riedel“ in die Familie aufgenommen. Auch behandelte ſie uns gut und freundlich, lehrte und wehrte uns, füllte die Stelle einer Mutter, ſo gut es ihr möglich war, aus, und da ſie ſelbſt aus guter Familie, die Tochter eines Arztes war, ſo ſorgte ſie auch in der Richtung für unſere Erziehung, daß wir auch in unſerem Aeußern durchaus nicht abſtachen von den Kindern der Honoratioren Burtſcheids, die gleichfalls meinen Vater und ſomit auch uns in ihre ſonſt abgeſchloſſenen Kreiſe zogen.

Von meiner Mutter möchte ich gerne Etwas ſagen, aber ich weiß aus eigener Anſchauung nur nach einem guten Paſtellgemälde, daß ſie eine große ſchöne Frau war mit lockigem etwas röthlichem Haar, leuchtenden, hellblauen Augen, einer proportionirten Naſe und fein geſchnittenem Munde. Sie war die Tochter des Pfarrers Röhr aus Erkrath bei Düſſeldorf, die mittlere von fünf Schweſtern und hatte einen einzigen Bruder, meinen Oheim Röhr, der inſofern eine

Merkwürdigkeit der Familie war, als er ein sehr bewegtes Leben hinter sich hatte. Von außerordentlicher Körperlänge, war er, glaube ich, seinem Vater davongegangen und in die Garde des ersten Napoleon eingetreten, zum Offizier avancirt und, wie uns oft erzählt wurde, aus dem russischen Kriege in dem seidenen, allerdings zerfetzten Paletot einer an der Beresina erfrorenen vornehmen Dame, einer Vogelscheuche ähnlich, heimgekehrt. Er hatte das Kreuz der Ehrenlegion, für uns stets der Ausgangspunkt unzähliger Fragen, deren erste gewöhnlich dem Kopfe des großen Kaisers galt, welchen aber mein Oheim, wenn er gut gelaunt war, gewöhnlich als den König von Hasenfeld vorstellte. So hieß ein kleines Dorf in der Nähe der Festung Jülich, wo der ehemalige französische Gardeoffizier, damals noch ein sehr schöner Mann und dadurch erklärter Liebling der Damenwelt, als preußischer Kreissekretär lebte.

Meine Mutter soll von heiterem Temperament gewesen sein, eine unverwüstlich gute Laune besessen haben, aber, wie häufig bei dergleichen Charakteren, leicht zur Heftigkeit geneigt, sprudelnd und aufbrausend, und insofern zu meinem Vater ganz vortrefflich passend, als dessen gemüthlich heitere Laune gern alle Dinge in's Komische und Behagliche zog, dadurch manchem Unangenehmen die Spitze abbrach und sich bei ihm jede Erregung sogleich verwischte, um einer anderen Gemüthsstimmung Raum zu geben. In späteren Jahren seines Lebens,

wie ich mich ſeiner aus meinen Knabenjahren erinnere, war dieſe gemüthlich heitere Laune allerdings durch körperliche Leiden, namentlich Nervenſchmerzen getrübt, wozu noch Schlafloſigkeit kam, die ihn Morgens tief ermüdet und geiſtig gedrückt aufſtehen ließ, und ſehe ich ihn heute noch vor mir, wie er ſich alsdann zuſammengebeugt in ſeinen Stuhl ſetzte, den Kopf auf die Bruſt ſinken ließ, um mit zuſammengefalteten Händen vor ſich hinzuſchauen, bis er an ſein hartes Tagwerk in die Schule gehen mußte, und doch war er damals wenig über vierzig Jahre alt.

Er hatte den Tod meiner Mutter, die neben andern guten Eigenſchaften eine vortreffliche Haushälterin geweſen war — was bei den beſchränkten Verhältniſſen, in denen wir lebten, ſehr wichtig war — tief ſchmerzlich und nachhaltig empfunden und nie mehr zu dem Entſchluß kommen können, ſich zum zweiten Male zu verheirathen. Auch war die Wahl der Haushälterin inſofern eine gute, als ſie ſich unſeres kleinen Hausweſens redlich annahm, uns Kindern ſo gut als möglich die Mutter erſetzte und wenn ich auch nicht genau anzugeben vermag, ob ſie vielleicht die Abſicht hatte, ganz in die Stelle derſelben einzurücken, ſo weiß ich doch, daß mein Vater ihr gegenüber ſtets einen ſtrenggeſchiedenen Standpunkt einhielt, was ihm allerdings um ſo leichter wurde, als er ſich Abends ſelten und nur in Krankheitsfällen im Familienkreiſe befand. Doch liebten wir ihn deßhalb nicht minder herzlich und auf-

er zuletzt dargestellt. Ihr habt von diesen arabischen Tänzerinnen schon gehört? — Es sind junge Mädchen von ungefähr vierzehn bis achtzehn Jahren, von äußerst elastischem, schlankem und schönem Körperbau. Ihr Teint ist für Aegypten ziemlich hell, ungefähr wie der der Sicilianerinnen. Sie tragen weite, weiße oder blauseidene, mit Gold und Silber gestickte Beinkleider, welche aber im Gegensatze zu denen der anderen Orientalinnen unten nicht zusammen geschnürt sind, vielmehr frei um die sehr kleinen und zierlichen Füßchen flattern. Den Oberkörper bedeckt das bekannte, in unzählige Falten gelegte gelbe, seidene Hemd, über welches eine Art Weste oder Mieder kommt, das sehr tief ausgeschnitten und meistens von violetter Farbe ist, auf der Brust bis zu den Hüften herunter mit goldenen Troddeln und Quasten besetzt. Ein rothseidener Gürtel, sehr knapp und tief um die Hüften gelegt, verbindet Hemd und Mieder; als Oberkleid tragen sie ein Jäckchen von rother Seide mit Silberstickereien und weiten weißen Aermeln. Diese fallen über die Finger herab, ohne am Handgelenke befestigt zu sein, weshalb sie beim Aufheben der Hände herab flattern und sehr wohlgeformte Arme zeigen, an welchen goldene und silberne Spangen glänzen."

„Nach deiner Beschreibung," meinte der Diplomat, „kann ich es den beiden Damen nun gerade nicht übel nehmen, wenn sie diese Abendunterhaltung nicht für sehr passend hielten."

„Still! Hören wir weiter über den Bienentanz."

„Ah, die Sache ist an sich sehr einfach, sieht sich aber recht gut an. Eine Tänzerin beginnt den Tanz, dann folgen die anderen. Die Grundidee dieses eigenthümlichen Pas ist eine Biene, die summend ins Zimmer geflogen kommt und plötzlich sich in die Kleider einer der Tänzerinnen verkriecht. Sie erschrickt, wendet sich schlangenartig umher, um zu erfahren, wo das Thierchen verborgen ist. Jetzt entdeckt

richtig, ja waren um ſo glücklicher, wenn er doch einmal bei uns zu Hauſe blieb, obgleich es alsdann bei ſeiner, durch ſein Leiden bedingten, plötzlich jäh ausbrechenden Heftigkeit oftmals recht unangenehme Scenen gab. So erinnere ich mich, daß er mir eines Abends eine kleine Erzählung, die ihm gefallen hatte, zum Durchleſen gab, die ich alsdann nach der Art lebhafter Kinder in ganz kurzer Zeit raſch und gierig durchflogen hatte, um ihm alsdann das Buch dankend zurückzugeben.

„Wie?“ fuhr er auf, „du kannſt doch dieſe zwanzig Seiten nicht ſchon durchgeleſen haben?“

„Ich könnte dir Alles erzählen, was darin ſteht.“

„Unmöglich, du lügſt und haſt mit deinem gewöhnlichen Leichtſinn wieder die Hälfte überſchlagen.“

„Gewiß nicht, Vater!“

„Doch, doch,“ brauſte er heftig auf, wobei er die Zähne aufeinanderbiß, wie er im Zorne zu thun pflegte, und, um kurz zu ſein, ich wurde unſanft vor die Thüre geſetzt und mußte als Lügner ohne Nachteſſen zu Bette gehen, doppelt traurig für mich, da ich mich unſchuldig fühlte und die ganze hübſche Erzählung noch einmal an mir vorüberziehen ließ, als ich weinend im Bette lag.

Was ich von meinen Knabenjahren, den Beſchäftigungen und Spielen derſelben ſagen könnte, iſt nicht viel mehr, als was Tauſende in ähnlicher Lage erlebten. Bei beginnendem Frühling wurde der Kreiſel gedreht oder Stelzen gelaufen;

dann zu Oſtern tipple man buntgefärbte Eier an, wobei der Glückliche gewann, deſſen Ei unverſehrt blieb; dann gieng es an die fliegenden Drachen, und im Spätſommer wurde in verſchiedenen Knabenkreiſen mit der Armbruſt nach dem Vogel geſchoſſen, und war dieß eine Nachahmung der bedeutendſten Feſtlichkeit Burtſcheids.

Dieſelbe hieß kurzweg „der Vogelſchuß“ und beſtand darin, daß von der tiefliegenden ſogenannten Promenade in Burtſcheid, wo ſich heute noch der Trinkbrunnen mit heißem Waſſer befindet, nach einem hölzernen Vogel, von der Größe einer Krähe, aber bunt gefärbt, häufig vergoldet, mit pappdeckelnen Flügeln und königlicher Krone, geſchoſſen wurde. Die Stange, an welcher der Vogel befeſtigt war, ſtand auf einer Anhöhe und da ſie ſelbſt eine anſehnliche Länge hatte, ſo war das Ziel ſo weit vom Schützen entfernt, daß dieſer daſſelbe nur mittelſt jener alten kunſtvoll eingelegten Armbruſt, deren Bogen von Stahl, die kurzen Bolzen mit eckiger, eiſerner Spitze verſehen waren, erreichen konnte. Jede gute Familie beſaß einige dieſer Armbrüſte, auf die als Erbſtücke großer Werth gelegt wurde, und die ſonderbarer Weiſe beim Anlegen dadurch feſtgehalten wurden, daß der Schütze den Daumen der rechten Hand in das betreffende Naſenloch bohrte.

Hei! Was war das für ein luſtiges Leben an dieſen drei oder vier Tagen während des Vogelſchuſſes! Wenn ich

mich recht erinnere, hatten wir dabei jeden Nachmittag Schulfreiheit, was vielleicht auch, als in den Hundstagen, mit der ſchon damals üblichen Hitzvakanz zuſammenhieng. Da waren Buden mit Eßwaren, häufig auch mit Spielwaren angefüllt, da gab es Kuchen und Gebäck von allen Sorten, da ſah man ganze Batterien von Weinflaſchen aufgepflanzt, und während ſich die Familien der Schützengilde im nächſten Umkreis um den Schießplatz an kleinen Tiſchen befanden, zu denen zugelaſſen zu werden für uns Kinder als eine große Ehre galt, füllten Hunderte von Neugierigen den übrigen Platz der Promenade, gleichfalls eſſend und trinkend, und lagerten rings umher auf den ſanft anſteigenden Höhen unzählige Menſchen, die jedem Schuſſe mit Intereſſe folgten und oft in ein Jubelgeſchrei ausbrachen, wenn ein Stück des Vogels, der aus ſehr hartem Holze beſtand, durch den Bolzen weggeriſſen wurde.

Es gab verſchiedene Arten Vögel, die nach und nach aufgepflanzt wurden und war, wenn ich nicht irre, der erſte der ſogenannte Freßvogel, wo dem glücklichen Schützen ein Diner gegeben wurde — der zweite der Goldvogel, wo er die eingelegten Einſätze erhielt, und der letzte endlich der Königsvogel, wodurch er für das nächſte Jahr Schützenkönig wurde. Kam dieſer Königsvogel nun endlich herab, es wurde oft mehr als einen ganzen Tag darnach geſchoſſen, ſo entſtand allgemeines Jubel- und Beifallsgeſchrei: die Muſikbande fiel

mit lebhaftem Tuſch ein, man drückte dem Schützen die Hand und die Fahnen wurden vor ihm geſchwenkt, neigten ſich tief, während ihm die Inſignien ſeiner neuen Würde überreicht und umgehängt wurden. Dieſe beſtanden in ſilbernen Platten, von denen der jedesmalige Schützenkönig eine zu ſtiften verpflichtet war, und befanden ſich deſſen Name, ſowie die betreffende Jahreszahl darauf gravirt. Man kann ſich denken, daß dieſer Schmuck im Laufe der Jahre eine ſolche Ausdehnung gewann, daß er ſchon dem letzten Schützenkönig, deſſen ich mich erinnere, einem großen, wohlbeleibten Manne, faſt bis auf die Kniee reichte.

Daß wir Knaben nun ſo gut als möglich ſämmtliche Feierlichkeiten „des Vogelſchuſſes“ nachahmten, verſteht ſich von ſelbſt. Da wir keine Muſik hatten, zogen wir hinter einer Trommel durch die Stadt und unſer Schützenkönig trug mit nicht weniger Stolz, wie der ächte, kleine Schilder von Weißblech auf der Bruſt; zu einem Goldvogel ſchwangen wir uns allerdings nicht auf, aber beim Freßvogel wurde der betreffende mit einem Butterbrode regalirt — ein Weißbrödchen, das heute noch in Aachen und Burtſcheid den bezeichnenden Namen „Scheermul“, das iſt, ſcheer dich in's Maul, verſchwinde raſch, führt. Der Glückliche, der den Königsvogel ſchoß, wurde natürlicherweiſe König, ohne indeſſen dieſe Würde lange zu tragen, denn gewöhnlich trennten ſich unſere Vogelſchußgeſellſchaften bald nach genoſſenem Ver-

gnügen, um ſich im nächſten Jahre meiſtens wieder anders zuſammen zu ſetzen.

Daß die Umgebung der benachbarten, uralten Kaiſerſtadt Aachen mit ihren gewaltigen hiſtoriſchen Erinnerungen auf mich nicht ohne Einfluß blieb, iſt ſelbſtredend, doch faßte ich die großen Erinnerungen an den großen Kaiſer damals in ganz anderer Art auf als heute und wenn namentlich der herrliche Dom meine Blicke auf ſich zog, ſo intereſſirte mich doch am meiſten die gewaltige Marmorplatte mit der kurz gefaßten Inſchrift „Carolus magnus“, oder der Marmorſtuhl, auf welchem Kaiſer Karl in ſeinem erſten Grabe geſeſſen, ſowie die Legende, daß der Teufel, dem für ſeine Hilfe beim Dombau die erſte Seele, die hereinſpazieren würde, verſprochen war, durch Pfaffenliſt mit der Seele eines Wolfes, welcher, da Niemand die Kirche betreten wollte, hineingejagt wurde, fürlieb nehmen mußte. Man ſah und ſieht das heute noch Alles in ſo unläugbaren Wahrzeichen — das mit Eiſenſtangen zugenietete Loch, durch welches der Teufel in ſeiner Wuth den Wolf hinauswarf; dieſen ſelbſt rechts an der Thüre ſtehend mit heulend aufgeſperrtem Rachen, ein rundes Loch in der Bruſt, durch welches ihm die Seele entfuhr, letztere ſelbſt in Geſtalt eines rieſigen Tannenzapfens auf der andern Seite ſtehend.

Weiter aber intereſſirte mich das Standbild des Kaiſers auf dem Brunnen des Marktplatzes, des Kaiſers, welcher ſo ſtark geweſen war, daß er das ganze Münſter mit Kuppel

und Thurm auf der Hand tragen konnte, denn so war er dargeſtellt und es ſchien ihm dieſe Laſt gar keine Mühe zu machen. Auch noch andere Merkwürdigkeiten gab es für uns hier auf dem Aachener Markt, und ich will es ganz dem Urtheil der Leſer anheimſtellen, welche für mich die meiſte Anziehungskraft beſaß: ob das Standbild Kaiſer Karls oder in ſchlechtem Oel gebackene Weizenkuchen, die ſchmorend in der Pfanne lagen, nur drei Pfennige koſteten und einem den Magen gründlich verdarben.

Im Allgemeinen aber war Aachen für uns Burtſcheider Knaben immerhin ein ziemlich fernliegendes Terrain, wohin ich nur ſelten und noch ſeltener ohne Aufſicht kam, um auf eigene Fauſt herumflaniren zu können. Es wurden befreundete Familien beſucht, mit den Kindern derſelben geſpielt und dann Abends wieder unter Aufſicht nach Hauſe gegangen. Nur einmal erinnere ich mich, daß ich länger allein bleiben durfte, ja bis nach eingebrochener Dunkelheit, worauf ich mich ſchon im Voraus ganz ungemein freute, denn ich hatte mir aus Bindfaden, Pech und Colophonium eine Fackel angefertigt, welche mir der gefällige Zollwächter am Marſchierthor anzündete, die wundervoll qualmte und röthlich leuchtend mir den kurzen Weg nach Burtſcheid erhellte.

Auch eine militäriſche Bekanntſchaft hatte mein Vater, die uns Kindern, beſonders mir, der ich wie alle Knaben für das Soldatenleben ſchwärmte, manche angenehme Stunde

gewährte, Major von Sommnitz, ein kleiner, sehr lebhafter Mann mit einem ungeheuren Schnurrbarte, der eine Landwehrulanenseskadron kommandirte; seine Frau war eine auffallend schöne, hochgewachsene und sehr vornehme Dame, welche aber trotzdem die Kinder des einfachen Lehrers gern im Kreise der Ihrigen sah. Welchen Genuß gewährte es mir, dort in den Ställen umherzuschweifen, wirkliche Pistolen, wirkliche Säbel und ächte Lanzen anschauen, ja berühren zu dürfen, und welches Glück war es für mich, wenn mich die älteste Tochter Amalie, für die ich eine kleine Neigung fühlte, liebreich empfieng!

Unter den oben erwähnten Familien muß ich die für uns stets liebenswürdige und gastfreie des damals reichen Wollhändlers Schwendler hervorheben, dessen vortreffliche, geistreiche und hochgebildete Frau, eine geborne Ulmerin, wie eine Mutter für mich war. Liebreich und besorgt um mein Wohl, aber auch ernst und strafend bei unseren häufigen Unarten. Schwendlers hatten mehrere Knaben, der Aelteste war in meinen Jahren; und so war es nun für uns das größte Vergnügen, die Wollballen in dem weiten Magazin für Gebirge anzusehen, auf denen nach Herzenslust herumgeklettert wurde. Doch war dieß von Papa Schwendler strenge verboten und wenn wir ertappt wurden und es an's Strafen gieng, so erhielt ich davon, wie anderntheils von Kaffee und Butterbrod, mein wohlgemessenes Theil.

Mit einer andern Familie, die später nach Burtscheid zog,

waren wir noch enger befreundet, und kann ich wohl ſagen, daß der einzige Sohn derſelben, der ſpäter als Künſtler eine ebenſo glänzende, als leider kurze Rolle ſpielte, mein ganz beſonderer Freund und unzertrennlicher Spielgefährte war. Mein Vater nannte uns nach jenen beiden Pythagoreern aus Syrakus, Damon und Phintias, und war der kleine Alfred Rethel ſchon damals ein wunderbares Talent. Mit acht und neun Jahren, ehe er noch irgend welchen ernſtlichen Zeichenunterricht erhalten, warf er ſicher und gewandt Alles auf das Papier, was wir von ihm verlangten; Häuſer und Bäume, Menſchen und Thiere, Reitergefechte mit den ſchwierigſten Stellungen und Verkürzungen — Alles kam aus ſeinem Bleiſtift wie von ſelbſt hervor und gab in kürzeſter Zeit, während wir zuſahen, ein ſo gerundetes, durchdachtes und vortreffliches Ganzes, daß nicht nur wir Knaben entzückt darüber waren, ſondern daß ältere Leute und Kenner mit Staunen dieſe Kompoſitionen betrachteten. Wie glänzend ſich das erfüllte, was er ſo als Knabe verſprochen, brauche ich hier nicht weiter auszuführen. Die großartigen, herrlichen Fresken im Rathhausſaale zu Aachen ſprechen dafür und wie gewaltig Alfred Rethel nicht nur in ſeinen Entwürfen, ſondern auch als Maler war, haben uns die damaligen Väter der Stadt Aachen am deutlichſten dadurch vor Augen geführt, daß ſie mit den klaſſiſch ſtrengen und ſo wohlthuenden Farben des großen Meiſters nicht einverſtanden, im gleichen Saale, allerdings nach Rethel's

Entwürfen, von anderer Hand über die Hälfte der Bilder ausführen ließen, eine grelle Malerei, die nur zu oft und hart Rethel's geistreiche Kompositionen nicht zur Geltung kommen ließ. Uebrigens gebührt dem Maler Kehren, einem nicht unbedeutenden Künstler, das nicht genug anzuerkennende Verdienst, Rethel's Originalfresken erhalten zu haben, denn wie der damalige Sekretär des rheinischen Kunstvereins, Wiegmann, erzählt, hatte man Kehren aufgefordert, dieselben vernichten zu lassen und selbst auf's Neue zu malen, was er aber begreiflicherweise mit Entrüstung ablehnte. Längere Zeit hatte er auch an diesen ersten Bildern mit dem schon schwermüthig gewordenen Künstler zusammengearbeitet und ihn bei zuweilen auch abfälligen Urtheilen, die sie hinter ihrem Malerverschlag arbeitend mit anhörten, lachend und scherzend getröstet.

Man hat gesagt, Rethel's beginnendes Leiden, eine tiefe Schwermuth, die in vollständige Geisteszerrüttung übergieng, habe es ihm selbst wünschenswerth gemacht, die Fresken mit eigener Hand nicht ausführen zu dürfen, doch habe ich ihn zu jener Zeit in Aachen besucht, fand ihn traurig, verstimmt und niedergedrückt, sich bitter darüber beklagend, daß man statt voller Anerkennung nur seine Kompositionen gelten lasse, dagegen in seinen Farben die nöthige Kraft und Gluth vermisse; hier stehen wir also wieder vor einem räthselhaften Warum, und kann ich nun einmal nicht anders als trauernd

die Frage aufwerfen, ob damals eine volle und rückhaltsloſe Anerkennung, wie ſie heute jenen Meiſterwerken zu Theil wird, nicht vielleicht im Stande geweſen wäre, das Licht ſeines kurzen Lebens länger in geſundem Glanze zu erhalten. Alfred Rethel war ſtets ein ernſter und ſinniger Knabe, von nicht allzuſtarker Leibeskonſtitution, der an unſern tollen und wilden Spielen nicht allzuhäufigen Antheil nahm und ſich lieber mit Zeichnen beſchäftigte, ja ſchon als Knabe von elf oder zwölf Jahren mit Oelmalerei, wie ich mich aus jener Zeit eines Bildes erinnere, das allgemeine und gerechte Aufmerkſamkeit erregte. Es ſtellte einen Koſaken zu Pferde in voller Ausrüſtung dar, die Lanze in der Hand, wie er durch einen Wald voll blendender Sonnenſtreiflichter reitet. Rethel's Eltern waren aus Frankreich ausgewandert, ſeine Mutter eine ernſte würdige Dame, ſein Vater von ſprudelndem, lebhaftem Temperamente, für uns Kinder von unſchätzbarer Güte, da er gern unſere Spiele regelte, zuweilen nur angab und uns aus Pappendeckel und Silberpapier prachtvolle Harniſche und Helme machte, mit denen wir über Berg und Thal eingebildete Rieſen verfolgten, fabelhafte Drachen aufſuchten, häufig aber auch glorreiche Kämpfe gegen einander aufführten.

Ach, das war eine glückſelige Zeit, beſonders als dieſe Kämpfe, nachdem wir die Iliade geleſen, feſtere und greifbarere Geſtalt annahmen und wir uns als Griechen und Trojaner tüchtig die Rücken und Köpfe zerklopften! Der

ſie es unter ihrem Halſe. Hurtig wirft ſie ihr Jäckchen herunter, ſie hofft die Biene darin gefangen zu haben. — Aber umſonſt! Dieſelbe iſt weiter hinabgeſchlüpft. Jetzt folgt auch das Mieder in der gleichen Abſicht. — Abermals vergebens! — So unterſucht ſie weiter und damit iſt die ganze Geſchichte beendigt."

„Ich werde mich nächſtens nach Kairo verſetzen laſſen," ſagte der junge Diplomat nachdenkend.

„Wie ich euch alſo erzählt," fuhr der Baron fort, „ſo hatte der Neffe einiges über dieſen Bienentanz bei dem Onkel fallen laſſen. Der alte Sir hatte ſich unſäglich darüber ergötzt, und um unſere Stellung gegenüber ſeinen Töchtern unbewußter Weiſe noch viel ſchwieriger zu machen, neckte er uns täglich mit dieſem Vorfalle. So oft wir bei Tiſch waren, ſummte er wie eine Biene und verſicherte lachend, man könne ſich vor dieſen Inſekten gar nicht mehr ſicher ſtellen. Im Grunde bedauerte er ſehr, dieſe Phantaſie nicht auch mitgemacht zu haben.

„Endlich verließen wir Kairo und ſchifften uns in Boulak an Bord eines Nildampfbootes nach Alexandria ein. Es war das eine entzückende Fahrt, namentlich die Nächte prächtig und ſchön. Aus der erſtickenden Gluth der Straßen von Kairo ſchwammen wir jetzt auf dem kühlen Waſſer dahin; ein erfriſchender Nachtwind kam uns entgegen, mit Wohlgerüchen durchdrungen; wir hauchten ihn gierig ein. Unter uns hatten wir den breiten, majeſtätiſchen Spiegel des Nils, dieſe glatte, glänzende Waſſerfläche; über uns den ewig klaren Himmel, wie er namentlich Abends bei Sonnenuntergang in einer unbeſchreiblichen Gluth und Pracht ſtrahlte. Dazu die für uns Europäer ſo fremdartigen Ufer, die lichten Palmenwälder auf denſelben, und unter ihnen die ſo ſonderbar geformten ägyptiſchen Dörfer, ruhig wiederkäuende Kameele, nachdenkend in den Flußſpiegel niederſchauend,

fernhintreffende Speer und das kurze Schwert, natürlicherweiſe von Holz, ſpielten dabei eine Hauptrolle, und was unſere Rüſtung anbelangte, ſo verwechſelte ich das Wort „ehern“ mit „irden“ und erſchien eines Tages als Hektor oder Achill mit einem Steinguttopf aus der Küche auf dem Kopfe.

Rethels zogen dann auf ein Landgut in der Nähe von Burtſcheid, wo Vater Rethel die Direktion einer Salmiakfabrik übernommen hatte, wodurch unſer Spielplatz häufig eine grauenvolle Beimiſchung erhielt, denn in der Nähe jener Fabrik wurden arme alte Pferde getödtet, was eines Tages, als ich in der Dämmerung allein nach Burtſcheid zurückkehrte, meine Phantaſie in grauſenvoller Art erregte, denn es war mir, als höre ich das Pferd, das ich tödten geſehen, hinter mir drein galoppiren, ſchnaufend und ſchnaubend, ja als ich mich entſetzt umwandte, huſchte es wie ein dunkler Schatten die helle Chauſſee herab, eilfertig hinter mir drein, ſo daß ich in höchſter Angſt anfieng zu laufen und ſchweißtriefend nach Hauſe kam.

Zu freundlicheren Bildern übergehend, erwähne ich die allerdings ſpärlichen Beſuche in öffentlichen Gärten, wo ich zum erſtenmale einen Taſchenſpieler ſah, das damals berühmte Jannchen von Amſterdam, deſſen Kunſt auf mich einen um ſo größeren Eindruck machte, als das Jannchen mich plötzlich aus der Menge der Zuſchauer hervorzog, um

mir den zuviel genoſſenen Wein — in Wahrheit aber hatte ich nur Waſſer bekommen — aus der Stirn förmlich hervorſpritzen zu laſſen, was mich tüchtig erſchreckte.

In nächſter Nähe eines dieſer öffentlichen Gärten lag ein altes Jagdſchloß, wie man ſagt, aus der Kaiſerzeit, Ueberreſte von Mauerwerk mit einem ſchlanken Thurme, wahrſcheinlich aber aus jüngerer Zeit, Schönforſt genannt, welcher Name auf dichten Wald rings umher deutet, von dem aber ſchon damals keine Spur mehr zu ſehen war. Doch war uns das Herumklettern in dieſen Ruinen lieber, als drüben die Kaffeegeſellſchaft mit ihren Freuden, ja ſelbſt als ein Original damaliger Zeit, ein Herr von Schwanenfeld mit ſeiner Gattin Amalie, deren rothe Naſe ſtark an geiſtige Getränke erinnerte, und welches würdige und, wie er verſicherte, hochadelige Paar, ſein Leben dadurch friſtete, daß es kleine Luftballons, künſtlich hergeſtellte Drachen und ähnliche Ungeheuer an dünnen Schnürchen aufſteigen ließ, worauf dann Amalie von Schwanenfeld mit dem Teller einſammeln gieng. Ich habe dieſe Erinnerung aus der Jugend in einem Buche: der Wechſel des Lebens, benutzt.

Von anderen Schloßruinen, die man vielleicht mit mehr Recht als Schönforſt aus den Zeiten des großen Kaiſers herleitete, war die Frankenburg, dicht bei Burtſcheid gelegen, häufig das Ziel unſerer Spaziergänge und einer unſerer liebſten Spielplätze. Dort ſtand und ſteht heute

noch, unzweifelhaft von einem Jagdſchloſſe Karl's des Großen herrührend, ein alter mit Epheu umrankter Thurm, umgeben von neueren Schloßgebäuden, mitten in einem kleinen See, an den ſich eine der ſchönſten Sagen jener alten romantiſchen Zeit knüpft, welche erzählt, daß Karl der Große ſich nach dem Ableben ſeiner heißgeliebten Gattin Faſtreda von der Leiche erſt dann zu trennen vermochte, als der weiſe Erzbiſchof Turpin einen magiſchen Ring, den ſie unter der Zunge verborgen hatte, auffand und in jenen See verſenkte, worauf der ſchwermüthig gewordene Kaiſer nun an dieſe Stelle gebannt war und hier ein Schloß baute, von dem er, um ſeine Gattin trauernd, tagelang in die Tiefe des Waſſers blickte.

Dergleichen verſtanden und begriffen wir ſchon damals ganz genau und ließen uns gerne von den goldenen Fäden dieſer hier überall auftauchenden Sagen und Märchen umranken, das Alles nach unſerer Art weiter ſpinnend, und wenn auch das Ganze von einem Tag zum andern verblaßte, ſo blieb doch immer Etwas davon in der jugendlichen Phantaſie zurück. Wie oft zogen wir in Helm und Harniſch mit Schild und Wehr als tapfere Paladine nach der Frankenburg, um in der Umgegend unter den Augen eines ſelbſtgewählten Kaiſers die unglaublichſten Heldenthaten zu verrichten oder gingen wir ein anderes Mal etwas weiter, nach dem Wäldchen von Trimborn, wo eine uns befreundete

Familie auf ihrem Landgute wohnte, deſſen Garten mit Waſſerkünſten aller Art beſonders für mich, der ich mich ſchon als Kind gern mit ſolchen Dingen abgab, eine große Anziehungskraft äußerte. Im Wäldchen ſelbſt befand ſich ein römiſcher Legionſtein, der uns zu denken gab, und damit auch hier die für unſere Knabengemüther recht ſchaurige Seite nicht fehlte, ſtand in der Tiefe des Wäldchens unter flüſterndem Laubwerk ein rieſiger Hünenſarg, dem wir uns nur mit großer Vorſicht und nicht gerne allein näherten. Auch ſonſt war die Umgebung von Burtſcheid und Aachen wohl geeignet, ein jugendliches Gemüth für romantiſche und poetiſche Eindrücke empfänglich zu machen und den Sinn für das Intereſſante und Wunderbare zu ſchärfen; ringsum, wohin man blickte, ragten aus der Tiefe und von den Höhen die Ueberbleibſel von Jahrhunderten und redeten ſchon zu uns Knaben in gewaltiger Sprache. Dort vor uns das Münſter des großen Kaiſers, hier jene eben erwähnten Jagdſchlöſſer, an den Höhen aufwärts ziehend die mittelalterlichen Stadtmauern mit ihren gewaltigen Thoren, von denen einzelne wieder Träger großer Geſchichtsepochen waren, ſo das Pontthor mit dem großen Templerbent in der Nähe, wo die Tempelherren ihre Niederlaſſungen hatten, ihre Zweikämpfe und Turniere abhielten. So ſtellten wir uns das wenigſtens vor, und ich bin nie über den Templerbent gegangen, ohne in meiner Phantaſie jene ernſten und

gewaltigen Burgen entſtehen zu laſſen und Reiterſcharen der Tempelherren zu ſehen, wie ſie, über der Rüſtung den weißleinenen, mit rothem Kreuze gezierten Mantel, zum Kampfe gegen die Ungläubigen auszogen. Auch ſie boten uns Stoff zu unſeren Spielen, und ich erinnere mich noch ganz genau, welche Püffe und Schrammen es gab, als wir Jeruſalem den Sarazenen abnahmen.

Mächtige Wälder umgaben damals noch, allerdings im weiten Umkreiſe, einen großen Theil der Stadt, und daran knüpften ſich Räubergeſchichten à la Schinderhannes und Rinaldini. Sommers hatten wir dort unſere Tummelplätze, ſuchten Waldbeeren, und zogen mit ſelbſtgemachtem Bogen und langen Pfeilen häufig auf die Jagd, ohne natürlicherweiſe je eine Beute mit nach Hauſe zu bringen. Doch gab es damals neben der niedern Jagd noch Roth- und Hochwild, ſowie im Winter häufig genug Wölfe, die von der Eifel und dem hohen Venn herabkamen und Stoff zu höchſt intereſſanten Geſchichten boten. Auch in jenen Wäldern im Umkreiſe von Aachen fanden ſich alterthümliche Bauweſen, einſame Thürme, deren Treppen längſt verfallen waren, und wo nur noch Raubzeug niſtete; andere, die man durch Neu- und Anbauten zu Förſterwohnungen umgewandelt, häufig Orte, wo man Erfriſchungen haben konnte und wo uns ganz beſonders die an dem Scheunenthore mit ausgebreiteten Schwingen angenagelten Falken und Sperber

intereſſirten. Ein Ort, zugleich auch von hiſtoriſchem Intereſſe, der allerdings zu weit von Aachen im Walde lag, um häufig dorthin zu kommen, war die Emmaburg, die noch ziemlich erhaltenen Ruinen eines uralten Schloſſes, von dem die hübſche Sage erzählt, daß Karl der Große in einer ſchlafloſen Winternacht am Fenſter ſtehend, ſeinen Geheimſchreiber Eginhart über den Hof zu der Kaiſertochter Emma ſchleichen ſah, nicht ahnend, daß ein plötzlich gefallener Schnee die Spuren ſeines Fußes verrathen würde, worauf die erſchreckte Prinzeſſin den Geliebten auf ihren Armen wieder zurücktrug, ſo nur den Abdruck ihres eigenen Fußes zurücklaſſend. Vergebliche Liſt! Der Kaiſer ſelbſt hatte Alles mitangeſehen und Beide mußten vor ſeinem gewaltigen Zorne fliehen.

Wie hoch intereſſant war es, wenn wir auf unſeren Streifzügen an die große Römergaſſe kamen, die in langen Strecken durch den Wald über die Haide führte, deren an manchen Strecken noch wohlgefügte Steinplatten Räderſpuren zeigten, und wo wir uns ſo gerne lagerten, um uns vielleicht von einem älteren Kameraden erzählen zu laſſen, wie damals vom Süden her Tauſend und Tauſend ſtreitbare Männer zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde herangezogen kamen, um ſich drunten in Aachen, von den Römern Aquisgranum genannt, bei den warmen kräftigen Heilquellen niederzulaſſen. Wie gerne legten wir unſere Hände

auf die Steine, über welche die römiſchen Legionen gezogen, und konnten wir uns beim Rauſchen des Windes und dem Klange eines Hornes in der Ferne leicht überreden, ſie ſeien ſoeben erſt vorüber gezogen und die Sonnenblicke dort im Walde ſeien der Glanz ihrer Speere und Helmſpitzen — glückliche Jugend, glücklicher Kinderſinn, der uns dann kurze Schwerter anfertigen ließ, um triumphirend nach Hauſe zu ziehen.

Die heißen Quellen in Aachen, beſonders aber in Burtſcheid, wo ſie ſiedend und ſprudelnd zu Tage treten, regten unſere Phantaſie mächtig an und ließen uns gewaltige Feuerherde vermuthen, die drunten das Waſſer kochten und hinaufſandten, und hingen damit wohl die leichten Erdſtöße zuſammen, die zuweilen verſpürt wurden. Beinahe jedes Haus, beſonders unten in Burtſcheid, hatte ſeine dampfenden Quellen und auf der Straße befand ſich ein kleines offenes Baſſin, in welches man nur die Eier zu kochen brauchte, um ſie alsbald geſotten herausnehmen zu können.

Auch außerhalb des Städtchens ſprudelten dieſe warmen Waſſer zu Tage, bildeten kleine dampfende Seen oder floſſen in Röhren aus den Felſen, und eine dieſer letzteren wurde das „Pockenpützchen“ genannt, weil es ſich bei einer Blatternepidemie als ganz beſonders heilſam erwieſen hatte; hier hauſte ein origineller Bettler, der alte Grümmel, eine Merkwürdig-

keit der Stadt, gewissermaßen ein Einsiedler, der sich nie über hundert Schritte von dem Pockenpützchen entfernte und dem man gerne Lebensmittel und kleine Geldstücke brachte. Er trug einen Anzug aus unzähligen Flecken zusammengesetzt, Wäsche von der denkbar gröbsten Sorte, aber Alles, von der weißen Nachtmütze bis auf seine blauen Strümpfe in den blendenden Klumpen-Holzschuhen, von einer so appetitlichen Sauberkeit, daß er uns Kindern stets als Muster der Reinlichkeit vorgestellt wurde, weßhalb meine Schwester Julie als ein kleines Mädchen einstens sagte: „so werde ich den Grümmel zum Mann nehmen, um eine ordentliche Haushaltung zu bekommen"; übrigens hatte er schon eine Frau, gleichfalls ein Muster der Reinlichkeit, die, wie man sagte, ihren alten Grümmel Morgens anzog, frisirte, ja eigenhändig rasirte, ehe er auf den Bettel ging. Schade, daß ich von dem Ende dieses Paares und ob sich vielleicht in dem Strohsack ihres ärmlichen Bettes ein ersparter Schatz vorgefunden, wie sich ja Aehnliches schon oft begeben, Nichts erfahren habe.

So ausführlich, wie ich von den Vergnügungen und Spielen meiner Knabenzeit erzählt, würde ich auch gerne über meine Schulbildung und wissenschaftliche Erziehung berichten; doch ist darüber leider nicht viel Günstiges zu sagen. Als Sohn des Lehrers wurde ich allerdings strengstens zum Schulbesuche angehalten, sollte auch den übrigen Kindern ein Muster von Fleiß und Ordnung sein, will aber offen gestehen, daß

ich meinem Vater darin wenig Freude machte. Meine Handschrift war eine der schlechtesten, ich lebte auch mit der Orthographie stets auf sehr gespanntem Fuße und gehörte, was das Rechnen anbetraf, zu den mittelmäßigsten Schülern. Nur wenn es galt, Gedichte zu deklamiren oder selbst erfundene Geschichten zu erzählen, leistete ich Vorzügliches. Besonders liebte ich es, meine Kameraden im Predigertone zu erbauen, borgte mir dazu von der Haushälterin eine schwarze Schürze, machte mir Bäffchen von weißem Papier und bestieg, ein Gesangbuch unter dem Arm, gravitätisch einen Stuhl. — meine Kanzel. Einmal hörte mein Vater, ohne daß ich ihn sah, stillschweigend zu, und als nach geendigter Predigt die Haushälterin die Hände erhob und ausrief: „das Kind muß ein Pfarrer werden," lächelte er still vor sich hin und streichelte mir freundlich das Gesicht. Vielleicht lag es auch in seiner Absicht, mich Theologie studiren zu lassen, um der Tradition der Familie gerecht zu werden, aus der damals und auch heute noch zahlreiche Pfarrherren hervorgegangen sind. Mit den Jahren meines Vaters und dessen zunehmender Kränklichkeit steigerten sich auch die heftigen Ausbrüche seines Charakters, denen ich häufig in der Schule, oft um ein Beispiel zu statuiren, zum Opfer fiel. Denn Andere waren nicht besser, aber klüger als ich, ließen sich die Aufgaben von den Nachbarn einflüstern, rissen beschmutzte Blätter aus ihren Schreibheften einfach aus, warfen zerstampfte Federn und

Griffel unter die Bänke und behielten ihre Spielzeuge, Bindfaden und Kreisel, Hölzchen und Steinchen, Lakrizensaft oder sonstige Leckereien vorsichtig in der Tasche, während ich, nie gewarnt durch häufig erlebtes Unheil, alles das im Schubladenfach meines Pultes verwahrte. Es war gerade, als wenn mein Vater wüßte, wenn sich dort wieder viel angesammelt, und brauchte ich alsdann nur irgend eine Ursache zur Unzufriedenheit zu geben, so schritt er unter dem aufmerksamen Entsetzen sämmtlicher Schüler und Schülerinnen auf mich los, zog mich am Kragen von meinem Platze, dann die Schublade hervor und nun wurde die saubere Bescheerung systematisch vor mir ausgebreitet; was darauf folgte, wußten wir ganz genau, und wenn nach einer donnernden Strafpredigt stets dieselben Schlußworte kamen: „an dir ist Hopfen und Malz verloren," so schwebte ich auch schon unter der linken Hand meines Vaters, während seine Rechte mich mit einem dünnen spanischen Röhrchen auf's Kräftigste bearbeitete. Ach, und daß er alsdann, mich endlich loslassend, tief athmend vor mir stand, mit bleichen eingefallenen Wangen, fast unheimlich leuchtenden Augen, Schweißtropfen auf der Stirn, war für mich entsetzlicher, als die erstandene Strafe, und gelobte ich mir fest, künftig ordentlicher und vorsichtiger zu sein.

Auch in einer anderen Hinsicht betrübte mich die Züchtigung mehr, als der Schmerz der erhaltenen Schläge; denn, wie schon früher bemerkt, war auch das zarte Geschlecht im

ſchwere Büffel, welche die Hitze ins Waſſer getrieben, und von denen man nur den breiten Rücken und den rieſigen Kopf ſah, der ſich verwundert erhob und ein dumpfes Brüllen ertönen ließ, wenn wir vorüber rauſchten; dazu Hunderte phantaſtiſch weißgekleideter Menſchen, die ans Ufer liefen, wenn wir uns demſelben etwas näherten, um das ſeltſame Feuerſchiff und die ſich drehenden Waſſerräder anzuſchauen; dann die üppig grünenden Felder; alles das machte auf uns einen unbeſchreiblichen Eindruck, namentlich aber die Landſchaft ſelbſt in der Stille der Nacht. Man fühlte ſich in die Jugend zurück verſetzt, man träumte wieder wie damals nach dem Leſen der Tauſend und Einen Nacht. So aufgeregt, vor uns die Heimat, welcher wir entgegen eilten, an unſerer Seite ſchöne, liebenswürdige Weſen, deren Herzen wir gewonnen — es war wahrhaftig verzeihlich, wenn auch ſehr unklug, daß wir unſere Vorſicht bei Seite ließen und in Folge hiervon durch den alten General ertappt wurden."

„Wie weit dieſe Ertappung vor ſich ging, kann ich nicht genau ſagen. Hatte er geſehen, wie ich beim Scheine des Mondes Miß Thereſen feurig die Hand küßte, oder hatte er bemerkt, wie der Major mit Ellen ſehr vertraulich am Steuerruder ſaß? Wir hatten ihn nicht bemerkt, und er mußte das Verdeck betreten und wieder verlaſſen haben, ſchleichend und vorſichtig, wie er es vielleicht von den indiſchen Kriegen her gewohnt war. Auch bin ich überzeugt, daß uns der Vetter bei dieſer Veranlaſſung irgend einen Liebesdienſt erzeigt hatte. Dem ſei nun, wie ihm wolle, verrathen waren wir einmal und bemerkten das ſogleich am andern Morgen, wo uns der alte General erſchien wie Jemand, der ſich alle Gewalt anthat, um nicht wenigſtens den Verſuch zu machen, uns Beide in den Nil zu werfen. Was uns ſehr überraſchte, war, daß trotzdem keine heftige Erklärung folgte. Wir werden ſehen, daß Sir Robert als ein kluger General manövrirte.

gemeinſchaftlichen Schulzimmer vertreten, und daß eine von mir ganz beſonders geliebte Geſpielin wieder einmal meine Demüthigung mit angeſehen, that mir unausſprechlich weh, hatte ich ihr doch am ſelben Morgen noch die erſten Veilchen auf ihr Pult gelegt, war auch ganz beſonders hübſch und reinlich angezogen, worauf ich mir nicht wenig einbildete, und mußte nun daſitzen mit zerzauſtem Hemdkragen, thränenübergoſſenem Angeſicht, wobei es mir nur wenig Troſt gewährte, daß auch ihre ſchönen blauen, feucht gewordenen Augen mich mitleidig betrachteten.

Häufig verließ mein armer Vater nach einer ähnlichen Scene das Schulzimmer, nachdem er eine Aufgabe ertheilt, die dann der Unterlehrer, auch wohl einer der älteſten Knaben überwachen mußte, und dann kam nach Schluß der Schulſtunde für mich der furchtbar harte Augenblick, daß ich zu ihm gehen und ihn um Verzeihung bitten mußte, nicht als ob ich meine Unart nicht eingeſehen, ſondern er dauerte mich unſagbar tief, wenn ich ihn zuſammengeſunken, bleich in ſeinem Seſſel ſitzen ſah, und er alsdann, wie die übergroße Härte ſeiner Strafe einſehend, mir raſch und liebreich verzieh, ja mich an ſich zog, um ſeine kalten Wangen auf meinen Kopf zu legen.

Dabei war es nicht allein ſeine Kränklichkeit, ſowie auch vielleicht das ſchmerzliche Gefühl, in einer für ſeinen Bildungsgrad, ſeine Perſönlichkeit, ſein Wiſſen zu untergeordneten Stellung zu ſein, was ſeine Stimmung bedrückte, ſeine Laune

trübte und ihn zu heftigen Ausbrüchen des Unmuthes hinriß, ſondern vielmehr noch, was wir Kinder weder fühlten noch ahnten, das Bewußtſein, in ſeinen häuslichen Verhältniſſen derangirt und mit Schulden belaſtet zu ſein. Wie ſchmerzlich mag er oft den Gegenſatz zwiſchen den glänzenden Geſellſchaften, die er faſt täglich beſuchte, und unſeren beinahe ärmlichen Wohnungsräumen empfunden haben. Wir fühlten begreiflicherweiſe Nichts davon, waren nicht ſchlechter angezogen als die meiſten unſerer Geſpielen, und wenn auch keine Leckerbiſſen auf den Tiſch kamen, ſo haben wir doch niemals einen Mangel empfunden.

Wie hoch ſich die Einkünfte meines Vaters beliefen, habe ich niemals erfahren, denn was kümmert man ſich in der Jugend um ſolche Kleinigkeiten, die armen Eltern das Herz ſchwer machen und ſie jedem neuen Tage ſorgenvoll entgegen ſehen laſſen. Für uns war ja ein beſtändiges „Tiſchlein deck dich" vorhanden, und wenn wir auch Mittags nur ein geringes Stückchen Fleiſch hatten, Abends eben nur eine Suppe oder Kaffee und Butterbrod, ſo kümmerte uns das wenig. Der Gehalt meines Vaters als Lehrer eines ſo kleinen Ortes wie Burtſcheid war gewiß nur ſehr gering, und ſo viel ich mich erinnere, beſtand ein Theil deſſelben aus den Schulgeldern, von denen manche häufig ſehr langſam oder auch gar nicht eingiengen, und wurde es den Eltern armer Kinder gewiß zuweilen freiwillig erlaſſen. Bei Leb-

zeiten meiner Mutter hatten die Eltern nicht ohne Glück eine kleine Knabenpenſion geführt, was aber mit ihrem Tode aufhörte. Auch beſchäftigte ſich mein Vater mit literariſchen Arbeiten, gab jährlich ein Neujahrsbüchlein heraus, das von Mayer in Aachen verlegt wurde, dann verſchiedene Auflagen eines Leitfadens der Lautirmethode, die er, wenn nicht zuerſt in der Schule einführte, ſo doch vervollkommnete, und zuletzt ein Bändchen Denkübungen und Charaden, doch zweifle ich nach meinen ſpäteren Erfahrungen, ob die Buchhändler ihm, der keinen bekannten Schriftſtellernamen hatte, ein irgendwie nennenswerthes Honorar bewilligten.

Da ſchien auf einmal meinem Vater das Glück lächeln zu wollen. Einflußreiche Männer, die ihn kannten und ſchätzten, boten die Mittel, um ein ſchönes anſehnliches Haus oben in der Hauptſtraße von Burtſcheid kaufen zu können, ſowie daſelbſt noch einmal eine Erziehungsanſtalt für Knaben beſſerer Stände einzurichten.

Wir verließen das ärmliche Schulgebäude neben dem Pfarrhauſe ohne jeglichen Kummer und befanden uns außerordentlich wohl in den neuen, weiten und ſchönen Räumen. Obendrein hatten wir einen großen, ſchönen Garten, auch ſchien die Knabenpenſion anfänglich recht gut zu gehen, und fanden wir uns mit viel Behagen in den Genuß eines beſſeren Tiſches, überhaupt in viele Annehmlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens, die uns bisher unbekannt waren.

Früher hatten wir wenig oder gar keine Beſuche empfangen, außer von unſerem nächſten Verwandten, dem Oheim Röhr, von dem ich oben ſchon geſprochen, und dem Oheim Wirth aus Eupen, der gleichfalls eine Schweſter meiner Mutter zur Frau hatte. Das war ein dicker jovialer Mann mit kohlſchwarzem glattem Haar, etwas pockennarbig, ſtieß leicht mit der Zunge an, trug außerordentlich weite Beinkleider, war Wollhändler und galt für mehr als vermöglich. Nun änderte ſich das im neuen Hauſe. Eltern und Verwandte der Zöglinge kamen, um nach dieſen zu ſehen. Freunde und Bekannte tauchten auf, deren man ſich kaum noch erinnerte, kurz es war eben die alte Geſchichte mit dem ſcheinbar günſtigen Umſchwung von Fortuna's Rad wieder bemerkbar geworden. Auch fremde Badegäſte kamen, theils um unſeren ſchönen Garten zu ſehen, der eine prachtvolle Ausſicht über Aachen bot, anderntheils aber auch, weil ſie von den literariſchen Erfolgen! — meines armen guten Vaters gehört haben wollten, um das Handwerk zu grüßen. Nicht nur Dichter und Schriftſteller mit meiſt ſehr unbekannten Namen, ſondern auch Sänger und Schauſpieler, welch' Letztere, da ich einmal hatte in's Aachener Theater gehen dürfen, um Kotzebue's „Pagenſtreiche" zu ſehen, einen ganz unbeſchreiblichen Eindruck auf mich machten. So erinnere ich mich des damals bekannten Schauſpielers Paulmann, der eines Morgens bei uns im Garten frühſtückte und

mich „Heupferd“ nannte. Mit einem Sohn des Baſſiſten Meck hatten wir Knaben Verkehr, und die zu jener Zeit berühmte Sängerin Madame Eſchborn kam in unſer Haus. Mein Vater liebte es mit Künſtlern aller Art zu verkehren, traf ſie auch wohl häufig in Geſellſchaften, die er beſuchte, und hatte deßhalb bei großen Gelegenheiten Zutritt zu Proben oder erſten Vorſtellungen. Auch erinnere ich mich noch deutlich, wie er für die große Henriette Sontag ſchwärmte, die er als „Agathe“ im Freiſchütz gehört, und es bleibt mir unvergeßlich, daß ich ihn zu der Generalprobe des erſten niederrheiniſchen Muſikfeſtes begleiten durfte, wo mir aber das den größten Eindruck machte, daß neben mir ein ältlicher Herr ſtand, mit weißer Halsbinde, auf dem ſchwarzen Fracke einen glänzenden Ordensſtern — alſo gab es in der That ſolche hochbegnadigte Menſchen, die wirkliche Ordensſterne auf der Bruſt trugen, und kam das nicht nur in unſern Geſchichtenbüchern vor.

Auch eines wirklich gedruckt worden ſeienden Dichters erinnere ich mich, der eben deßwegen einen großen Eindruck auf mich machte — Reutert hieß er, ein kleines verwachſenes Männchen, Verfaſſer eines Gedichtes „Die Rheinfahrt“ — mit dem wir die Emmaburg beſuchten, und wurde auf dem ganzen Weg faſt nur über die unbeſchreiblichen Schönheiten jenes Gedichtes geſprochen.

Eines Wochentages befahl der Vater, daß man uns

ganz beſonders feſtlich anziehen ſollte, und wurden wir darauf in den Garten gewieſen, um uns an einer beſtimmten Stelle deſſelben mit irgend einem Spiele zu beſchäftigen; ich glaube, wir warfen eine Geldmünze ſo nahe als möglich an ein bezeichnetes Ziel. „Seid recht artig gegen einen Herrn, der nachher mit mir in den Garten kommt," ſagte der Vater, ehe er von uns wegging, „denn das iſt der König von Schweden" — ah, ein echter, lebendiger König! — wenn ich dabei auch nicht an eine Krone, Scepter und langen Hermelinmantel dachte, ſo doch an eine glänzende Erſcheinung mit Epauletten und Stern. Ich war deßhalb nicht wenig überraſcht, ſpäter einen Herrn in einfachem, dunklem Oberrocke herankommen zu ſehen, der freundlich nickend bei uns ſtehen blieb. Er war von hoher aufrechter Geſtalt, hatte ernſte Geſichtszüge, dunkle lebhafte Augen und eine ſcharf hervortretende, etwas gebogene Naſe — Guſtav Adolf der Vierte, der vertriebene König von Schweden, der damals als Oberſt Guſtavſon in Aachen lebte. Als er uns durch Kopfnicken gegrüßt, ſagte ich keck: „Guten Tag, Herr König," worauf er erwiederte: „Du mußt nicht ſagen Herr König, ſondern Herr Oberſt." Später kam er noch öfter in's Haus, ſo auch an einem Weihnachtsabend, wo er im Scherze einen Shawl umhieng und einen Damenhut aufſetzte, unter welchem das ſcharf geſchnittene Geſicht mit der weit vortretenden Naſe und den unruhig blickenden Augen ſeltſam abſtach.

Wie lang der Aufenthalt in dem großen Hauſe mit allen ſeinen Herrlichkeiten währte, weiß ich nicht genau anzugeben; behält man doch in der Jugend nur ernſte und heitere Thatſachen, bekümmert ſich aber wenig um Jahreszahl und Datum. Das Knabenpenſionat hatte nicht den gewünſchten Fortgang, es mangelte wohl an einer ſo ſparſamen und vortrefflichen Hausfrau, wie meine Mutter geweſen, und da ſich Burtſcheid in dieſem Zeitraume gerade nach der Höhe unſeres Gartens auszudehnen begann, ſo fand ſich ein vortheilhafter Verkauf, der die Schuldenlaſt meines Vaters wenn auch nicht gänzlich von ihm nahm, ſo doch verminderte, und wir zogen wieder in das alte Schulhaus hinab. Daß uns Kindern dieſer Tauſch beſonders unangenehm geweſen wäre, deſſen erinnere ich mich nicht, ja wir fanden uns mit Leichtigkeit in dem alten Gewinkel wieder zurecht und der kleine Garten an der Kirchhofmauer erſchien uns kaum geringer und kleiner als der, den wir droben verlaſſen.

Nicht ſo ſchien dieß bei meinem armen Vater der Fall zu ſein, denn er kümmerte ſich ſichtlich ab, häufiger als ſonſt erſchien der befreundete Arzt im Hauſe, zuweilen blieb der Vater bis zum Mittag im Bette, beſuchte aber trotzdem jeden Abend ſeine Geſellſchaften, wobei ihm einmal die Haushälterin, als er fortgieng, mit bekümmerter Miene ſagte: „Wenn Ihnen nur nächtlich auf dem weiten Wege von

Aachen nach Burtſcheid nicht einmal ein Unglück paſſirt und Sie ſich allein und ohne Hilfe befinden," worauf er lachend ſagte: „Im Gegentheil, die Bewegung thut mir gut, ich fühle mich nie friſcher als in den Augenblicken des Gehens, und iſt es nebenbei auch ein Mittel, um ſchlafen zu können."

Wenn ſich in mir, dem Knaben, zu jener Zeit irgend welche hervorragende Talente gezeigt hätten, ſo würde ich mir ſchon früher erlaubt haben, dergleichen zu erwähnen, doch war dieß nicht der Fall; auch zeigte ich nicht eine Spur von beſonderem Geſchick, nicht einmal für Sprache, ſo daß mein Vater auch in dieſer Richtung an meinen Fähigkeiten für jede ſolide Wiſſenſchaft zweifelte. Allerdings gab er mir ein paar Stunden im Lateiniſchen, doch ſei es, daß ich wirklich ſo dumm und tölpelhaft war, wie er verſicherte, oder raubte ihm dieſe häufig ausbrechende Heftigkeit jeden ruhigen Blick, genug, nach wenigen Lektionen endigten dieſe; vorderhand weil der Vater ſich kränker als je fühlte, nicht aber ohne daß ich wieder einmal meine Bekanntſchaft mit dem ſpaniſchen Röhrchen erneuert hätte. Nicht läugnen will ich aber, daß ich mich zu jener Zeit, zwiſchen meinem zehnten und zwölften Jahre, mit dichteriſchen Verſuchen beſchäftigte, welche allerdings gering genug waren. Ich reimte Gelegenheitsgedichte zuſammen, ja begann eine große Tragödie „Achill", die beim Streite des Peliden um Briſeis begann und mit den Worten anfieng:

„Gib ſie wieder, Agamemnon!
Sieh, ich gebe dir zum Lohn
Sechs Rinder und vier Böcke!“

Auch Theater wurde damals von uns Kindern geſpielt, und erinnere ich mich, wie mein Vater bei einem mehrtägigen leichten Unwohlſein uns im großen Schulzimmer eine allerdings ſehr beengte Bühne herrichten half, auf der wir, vor eingeladenen Nachbarskindern, ein kleines Luſtſpiel zum Beſten gaben. Eine befreundete Familie, Michels, beſaß ein hübſches Puppentheater, wo ich zum Erſtenmal das Puppenſpiel Fauſt aufführen ſah, was auf mich einen ſo großen Eindruck machte, daß jahrelang an einem eigenen kleinen Theater umgebaut und verbeſſert wurde, zu welchem Alfred Rethel bereitwillig Dekorationen malte und bei dem es uns erſt nach langen vergeblichen Verſuchen gelang, einen Mond hinter ziehenden Wolken darzuſtellen.

In der Karnevalszeit maskirten wir uns mit andern Kindern, häufig als Griechen oder Türken, im Wiederſchein des damaligen griechiſchen Befreiungskrieges; auch als Schweizer oder Tyroler, und war es Sitte, in befreundete Häuſer zu gehen, um dort für Obſt oder Zuckerwerk irgend welche paſſende Sprüchlein zu ſagen, die von meinem Vater bereitwilligſt gedichtet wurden.

Zu jener Zeit, vielleicht auch etwas früher, lebte bei uns ein Bruder meines Vaters als Hilfslehrer, ein ſehr

ſchöner und großer Mann, friſch und kräftig, das blühende Bild der Geſundheit, der eines Abends, als wir zuſammen beim Ofen ſtanden und uns erwärmten, über Kopfſchmerzen klagte und der Haushälterin ſagte: „Wenn ich einmal krank werde, ſo iſt es mit mir vorbei.“ Das beſchäftigte meine Phantaſie, und als ich ihn forſchend betrachtete, ſchien er mir blaß und bläſſer zu werden, es war, als ſchlöſſen ſich ſeine Augen und ſänken ein und indem ich dachte: was für ein langer Sarg müßte das ſein, um ihn hineinzulegen, und während ich darauf ſchaudernd meine Augen ſchloß, ſah ich das vor mir und gerade ſo, wie ich ihn kaum acht Tage ſpäter in Wirklichkeit erblickte. Er ſtarb an einem Nervenfieber, neben dem Zim[illegible] worin ich ſchlief, an einem Abende, als ich kaum zu Bette gegangen war, und wie ich am andern Morgen durch dieſes Zimmer gehen mußte, ſah ich ihn in Wirklichkeit auf dem Bette ausgeſtreckt liegen, gerade ſo wie er mir in meiner Phantaſie erſchienen. Dieß geſchah im November und wenige Jahre darauf im gleichen Monat erlebte ich einen andern für mich entſetzlichen Verluſt.

Meine Schweſter Julie war damals nicht zu Hauſe, ſondern befand ſich, gewiſſermaßen zu ihrer weiteren Ausbildung, bei jener befreundeten Familie Rethel, die von Burtſcheid nach Wetter an der Ruhr gezogen war, wo Vater Rethel in den Herkott'ſchen Eiſenwerken eine Stellung gefun-

Von Alexandria abreisen mußte er; ein großer Theil seines Gepäcks und seiner Dienerschaft befand sich bereits auf dem Schiffe; auch hatte er in Malta Geschäfte, weßhalb es ihm unmöglich war, über Triest oder Konstantinopel zu gehen.

„Er bezwang sich gegen uns auf eine unbegreifliche Weise. Den ersten Tag stolzierte er freilich beständig allein auf dem Verdeck umher, die Hände auf dem Rücken, ohne uns eines Blickes zu würdigen, und schnaubte dabei stärker als die Dampfmaschine. Aber schon Abends beim Diner fing er an aufzuthauen, trank sein Glas Wein mit uns, ja, er trieb seine Heuchelei so weit, daß er schon am andern Morgen die alte Summserei wegen des Bienentanzes wieder anfing. Er hatte offenbar seinen Entschluß gefaßt. Und daß derselbe nicht günstig für unsere Wünsche war, entnahmen wir daraus, daß die beiden Damen nur in seiner oder des Neffen Begleitung auf dem Verdeck erschienen. Endlich erreichten wir Adseh und bald danach auf dem Mahmudikanal Alexandria. Es war Freitag, das Dampfboot nach Europa ging am Sonntag früh ab.

„Der alte General," erzählte der Baron weiter, „forderte uns auf, mit ihm in demselben Gasthofe zu wohnen, was wir auf das Bereitwilligste thaten. Unterweges, vom Hafen in die Stadt, plauderten wir natürlicher Weise mit den jungen Damen; doch blieb uns Sir Robert immer zur Seite, und einmal, als ich ihn sehr plötzlich ansah, bemerkte ich, daß er ein Gesicht gegen mich machte, bei dem mir unwillkürlich ein Tiger einfiel, der seine gewisse Beute mit eingezogenen Krallen streichelt. Den Teufel auch! dachte ich; wir sind nicht in Indien! — Seine Töchter behandelte er ziemlich barsch und rauh, und auch sonst machte sich seine Heftigkeit wieder unerträglich breit. Dabei war es weder mir noch dem Major möglich, ihn durch ein lustiges Wort zu besänftigen. Wir hatten alle Gewalt über ihn

den hatte. Mein Vater war wie gewöhnlich bei eingebrochener Dunkelheit ausgegangen, Samstag Abends den 29. November 1829, und da weder ich, noch die Haushälterin ihn erwarten durften — er führte stets den Hausschlüssel bei sich — so begab sich Alles wie gewöhnlich zu Bette, ich um die ganze Nacht fest und ruhig zu schlafen, ohne von dem furchtbar Unheimlichen, was sich begeben hatte, geweckt zu werden. Als ich an dem folgenden Sonntag Morgen in die Wohnstube kam, bemerkte ich sogleich, daß etwas vorgefallen war; die Magd gieng mir schluchzend aus dem Wege und am Ofen stand die Haushälterin mit verweinten Augen bei einer mir unbekannten, schwarz, aber ärmlich gekleideten Frau. Letztere zuckte bei meinem Anblick die Achseln und schüttelte leicht den Kopf gegen Tante Riedel, doch sagte diese in Thränen ausbrechend: „Das arme Kind muß es ja doch erfahren — Wilhelm, dein Vater ist todt!“ —

Wie aufrichtig und herzlich hatte ich ihn geliebt! und trotzdem daß er häufig hart und heftig gegen mich war, hieng ich doch mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit an ihm! Gieng doch stets sein aufbrausendes Wesen in der kürzesten Zeit vorüber, ja im Umdrehen, wie man zu sagen pflegt, und wenn ich bei meinen vielen unartigen Streichen in Miene und Wort nur eine Spur von Reue zeigte, so war sein Zorn entwaffnet und er kam mir zur Versöhnung lieb-

reich auf halbem Wege entgegen. Ach und wenn er ſich wohl fühlte und gut gelaunt war, mit welcher Maſſe von ſprudelnden Einfällen erfreute er uns Kinder, welche hübſche Anekdoten wußte er zu erzählen, was für unterhaltende Spiele uns zu lehren! — — und nun war er todt — und obgleich erſt zwölf Jahre alt — wußte ich doch, was das für mich zu bedeuten hatte, eine zerſtörte Heimath! — das Verlaſſen des Vaterhauſes, ohne die Frage beantworten zu können, was ſoll nun aus mir werden?

Mein armer Vater war an jenem Abende nach Aachen gegangen, wo er bei einer Frau Löwenig, einer alten Dame, zur Whiſtpartie erwartet wurde; er pflegte häufig einen Umweg durch die Promenaden auf den ehemaligen Feſtungsgräben zu machen. Dort in der Nähe des Adalbertthores muß ihn ein Unwohlſein ergriffen haben, er ſetzte ſich auf eine Bank ohne Rücklehne und dort fand man ihn mitten in der Nacht rückwärts geſunken und todt.

Was ſoll ich von jenen ſchrecklichen Tagen ſagen, die wohl Jeder ſchon erlebt, wo Jedes flüſternd im Hauſe umherſchleicht, wo die halbgeſchloſſenen Läden Alles in trübe Dämmerung hüllen, wo fremde, ſchwarz gekleidete Leute, die man früher nie geſehen, Allerlei für uns ſo tief Schmerzendes, ja für das Kindergemüth Unheimliches treiben, wo ſchließlich gewiſſe dumpfe Schläge das Haus durchdröhnen und unſer Herz erzittern machen, wo ſogar der Duft von Blumen, die

die Kinder dem geliebten Lehrer brachten, einen ergreifenden unvergeßlichen Eindruck auf uns machten.

Dann kam noch ein ergreifenderer Augenblick, wo Freunde unſeres Vaters, die wir lange nicht mehr im Hauſe geſehen, im ſchwarzen Anzuge mit feierlichen Mienen erſchienen, mir allerdings freundlich zunickten, dann aber in Gruppen zuſammentretend, in Worten, die mir tief in die Seele ſchnitten, von den zerrütteten Verhältniſſen meines Vaters ſprachen. Meine Oheime Wirth und Röhr waren gekommen und ſchienen gleichfalls von dem, was ſie vorfanden, durchaus nicht erbaut zu ſein, ja den Letzteren, der überhaupt, wie ſchon erwähnt, einen ſehr heftigen Charakter hatte, belauſchte ich zufällig bei einer ſtarken Scene mit der Haushälterin, worin er ſie für Sachen verantwortlich machen wollte, die verſchwunden ſeien, und der mir ſpäter auf meine Frage, was nun mit der Tante Riedel geſchehen würde, barſch zur Antwort gab: „Was geht dich deine Quaſi-Tante an!“

Da unſer Haus dicht neben dem Kirchhof lag, ſo mußte der große Zug der Leidtragenden, von denen gewiß die Meiſten, darunter viele ſeiner ehemaligen Schüler mit Liebe und Verehrung dem Sarge folgten, um ſich entwickeln zu können, die ſteile Straße aufwärts ſteigen, oben am Thor wieder umdrehen und dann erſt in das Kirchhofthor einbiegen.

Es war in der Abenddämmerung an einem trüben

Dezembertage, den Nebel und ein feiner Regen noch unheimlicher machten, als ich weinend an dem Grabe meines Vaters ſtand, und heute noch ſo lebhaft wie damals empfinde ich den tiefen Schmerz, beſonders jenes Augenblickes, als der weiße Rand des ſchwarzen Sarges in der Tiefe verſchwand.

Zweites Kapitel.

Der beginnende Kampf mit dem Leben.

Welcher Art die Vermögensverhältniſſe meines Vaters beim Tode deſſelben geweſen ſind, habe ich niemals erfahren, jedenfalls aber recht trauriger Art, denn es wurde mir ſchon gleich anfangs nicht verhehlt, daß ich faſt nur auf die Mildthätigkeit meiner Verwandten angewieſen ſei; daß alſo von irgend welchen wiſſenſchaftlichen Studien nicht die Rede ſein könne. Ich ſollte bis zu meiner Konfirmation die Schule beſuchen, um dann als Lehrling in ein Kaufmannshaus einzutreten. Burtſcheid verließ ich noch an dem vorhin geſchilderten traurigen Dezemberabend, was mir eigentlich eine Wohlthat war; denn es wäre gar zu traurig geweſen, in dem verödeten Hauſe — die Haushälterin war ſogleich weggeſchickt worden — noch länger bleiben zu müſſen.

Mein Onkel Wirth nahm mich mit nach Eupen, wo er in einer der bedeutendſten Wollhandlungen Geſchäftsführer, Diſponent und, wie ich glaube, auch für irgend einen kleinen Procentſatz Theilhaber war. Wie ſchon früher erwähnt, galt er für den reichſten Mann in der Familie und lebte auf einem ziemlich großen Fuße. Seine Frau, die Schweſter meiner Mutter, ſoll derſelben im Aeußern etwas ähnlich geſehen haben, doch waren die Charaktere ſehr verſchieden; denn während meine Mutter lebhaft, energiſch, auch mitunter aufbrauſend war, ſo hatte meine Tante Karoline nur mit ihr gemein, gleichfalls eine vortreffliche Haushälterin zu ſein, wogegen ſie ſtill, äußerſt duldſam, häufig melancholiſch war und mitunter ſeufzend, die äußerſt ſolide und wohlhabende Einrichtung ihres Hausſtandes betrachtend, ſagen konnte: „Wer weiß, ob das Alles immer ſo ſein wird?“ Zu dieſen Aeußerungen hatte ſie wahrlich keine Urſache, denn damals war mein Oheim Wirth wohl noch ein wohlhabender Mann oder wußte wenigſtens alle Welt und auch ſeine Frau in dieſem Glauben zu erhalten.

Er war ein paſſionirter Raucher und vortrefflicher Weinkenner, in ſeinem Keller waren alle nur denkbaren Sorten in den beſten Jahrgängen vertreten und hielt er ſeine Flaſchenbatterien in muſterhafteſter Ordnung und wohl etikettirt; Alles war pünktlich, reinlich und überſichtlich gehalten; gleiche Sorgfalt widmete er ſeinem Geflügel, wobei die zahlreichen

Hühner nur aus weißen Exemplaren mit dunklen Kopfbüſchen und ſchwarzen mit weißen Kopfbüſchen beſtanden, die er in der Brut auf's ſtrengſte geſondert zu halten verſtand; dazu wurden die Eier markirt, auch mit Datum verſehen und in Stellagen luftfrei aufgeſtellt. Sobald mein Oheim gefrühſtückt hatte, wurde ihm ein Laib ſchwarzes Brod ſowie ein Gefäß mit Hafer gebracht, worauf er ſelbſt das Brod in ganz kleine Würfel ſchnitt, den Hafer darunter miſchte und dann ſelbſt zur täglichen Fütterung auf den Hühnerhof hinabgieng. Dazu rauchte er ſeine zweite Pfeife, die erſte kam ſogleich nach dem Aufſtehen, während er ſich anzog, und nachdem er nun Hut und Stock genommen, um auf ſein Comptoir zu gehen, das in einem andern Theil des kleinen Städtchens lag, zündete er eine dritte Pfeife, gewöhnlich mit ſehr langem Rohre, an, und ſehe ich ihn noch auf's Deutlichſte vor mir, den kleinen, dicken Mann, wie er gravitätiſch und würdevoll die Straße dahinſchritt. Was ſeinen Charakter als Familienvater und Geſchäftsmann anbelangte, ſo war ich natürlicherweiſe in meinen Jahren nicht im Stande, darüber zu urtheilen. Tante Karolinchen, wie wir ſie nannten, behandelte er auf's aufmerkſamſte und mit liebevoller Sorgfalt, überhäufte ſie mit kleinen Geſchenken, beſonders auch in ſchönen Kleiderſtoffen, die ſie aber meiſtens ſeufzend bei Seite legte, um ihrem alten Blumenkittel — ſo nannte er ein Hausgewand von buntem Kattunſtoff — getreu zu bleiben: denn äußerſt ſelten gieng

ſie in Geſellſchaften oder ſah ſolche bei ſich. Sie hatten einen einzigen Sohn, den die Mutter mit einer oft an's Komiſche grenzenden Zärtlichkeit behandelte. Das hat mir aber niemals wehe gethan, denn auch ich konnte mich in keiner Hinſicht beklagen, wurde allerdings wie der geſündere Sohn des Hauſes, der ſchon einen Puff mehr aushalten konnte, behandelt, während ihr Guſtav bruſtkrank ſein ſollte, was aber durchaus nicht der Fall war; auch hatte ich dadurch mehr Gelegenheit, mich mit andern wilden Burſchen herumtummeln zu können, wovon ich den ausgiebigſten Gebrauch machte.

Die kleine Stadt Eupen hatte bedeutende Tuchfabriken, Wollhandlungen, Türkiſchrothfärbereien und einen ſehr reichen Kaufmanns-Honoratiorenſtand, eine Handelsariſtokratie, die ſtreng auf abgeſonderte Kreiſe hielt, in denen mein Oheim — meine Tante hielt ſich fern davon — gern geſehen wurde. War er doch ein ganz bedeutender Geſchäftsmann und großer Wollkenner, dabei ein gemüthlicher Geſellſchafter, deſſen richtige Beurtheilung von Weinſorten immer Anerkennung fand. In ſeinem Club — ich glaube, er hieß das Caſino — ſpielte er auch deßhalb eine bedeutende Rolle und war ſtets Partner der vornehmſten Whiſt- und l'Hombrepartien; leider aber blieb ihm das Glück nicht günſtig, und da ich von meinem Eupener Aufenthalte, der faſt ein Jahr währte, über mich nichts Bemerkenswerthes zu erzählen weiß, ſo will ich nur in ganz

kurzen Worten über den Ruin und Verfall dieſer ſo ſolid ſcheinenden Familie Etwas ſagen. Wirth hatte für Rechnung ſeines Hauſes auf eigene Hand ſpekulirt, dabei große Summen verloren, die er nicht zu decken vermochte, wofür er dem Geſetz gegenüber verantwortlich und mehrere Jahre in Schuldhaft blieb. Alles, was er beſaß, wurde verkauft, um einen Theil jener Schulden zu decken, und die arme Tante Karolinchen zog auf ein kleines Dorf bei Jülich zu ihrer achtzigjährigen Mutter, wo ſie bis zu ihrem bald erfolgenden Tode blieb. Ihr Sohn Guſtav, von dem ich lange Jahre nichts hörte, tauchte endlich nach Jahren brieflich wieder auf, indem er mir aus Batavia ſchrieb, wo er als ein holländiſcher Ambtenaar lebte.

Was nun meinen Onkel Wirth ſelbſt anbelangt, ſo fand er mehrere kaufmänniſche Stellen, in denen er ſich aber nicht behaupten konnte oder wollte, reiſte eine Zeitlang für verſchiedene Weingeſchäfte, trieb dann auch ſelbſt einen kleinen Handel, ohne ſich aber je wieder emporhelfen zu können, und hatte ich dadurch in ſpäteren Jahren Gelegenheit, ihm für das, was er in meiner Kindheit an mir gethan, dankbar zu ſein; doch war er auf keine richtige Bahn mehr zu bringen, dabei aber nicht unglücklich, da ihn außer mir auch ſeine vielen ehemaligen Bekannten und Freunde bereitwilligſt unterſtützten und er bei einer Pfeife und einem guten Glaſe Wein ſeine beſſere Vergangenheit leicht vergaß; auch war ſein Tod

ſo ſanft und angenehm wie möglich. Er ſtarb zu Köln in einer Neujahrsnacht in ſeinem achtzigſten Lebensjahre, nachdem er froh und heiter aus einem Weinhauſe heimgekehrt war.

Warum ich damals nicht länger in ſeinem Hauſe blieb, weiß ich nicht, es kümmerte mich auch in meiner Sorgloſigkeit wenig, trotzdem ich aus den wohlgeordneten, ja glänzenden Verhältniſſen der Tante Karolinchen zu einer anderen Schweſter meiner Mutter, Tante Lottchen, einer Wittwe, kam, die in mehr als beſcheidenen Verhältniſſen zu Düſſeldorf lebte und wo ich bittere Erfahrungen jeder Art machen ſollte. Obwohl ich erſt vierzehn Jahre alt war, wurde ich weiter in keine Schule, ſondern nur in den Religionsunterricht geſchickt, um zur Konfirmation vorbereitet zu werden, was mir aber außerordentlich angenehm war, denn Düſſeldorf bot ja des Intereſſanten und Amüſanten ſo viel. Da war der Rhein mit ſeinem für mich ſo fremdartigen Leben, Schiffe aller Art, die dort vorüberfuhren oder ankerten, die erſten Dampfboote, die ich ſah, die Holländer-Barken, die aus- und einluden, das emſige Treiben der Laſtträger, die glücklichen Fiſcherbuben, die ſtunden-, ja tagelang in der langſam treibenden Fluth angelten, die Schiffbrücke mit dem beſtändigen Wechſel von Menſchen und Fahrzeugen der verſchiedenen Formen, die ich freilich nur ſelten betreten konnte, da mir die zwei Pfenninge Brückenzoll fehlten, und von welcher ich doch ſo gern den majeſtätiſchen Strom betrachtete, der bei den ſchönen Ritter-

verloren, und deß freute ſich der röthliche Gentleman aufs ſichtbarlichſte.

„Samstag früh erhielten wir eine Einladung zum Diner bei Sir Robert. Das Diner war auf vier Uhr beſtimmt, um ſechs Uhr mußten wir an Bord. ‚Meine Herren,‘ ſagte er, als die Suppe kam, mit ſtrahlendem Geſicht und triumphirender Miene, ‚noch einmal wollen wir ſo recht angenehm zu Mittag ſpeiſen. Morgen kommt vielleicht die Seekrankheit, wir haben vier Tage nach Malta.‘ — Das Diner war vortrefflich, die Weine ausgezeichnet, und zuletzt thaten wir noch einen Abſchiedstrunk aus dem Flaſchenkeller Sir Robert's, um von hier morgen Abſchied zu nehmen und frei der Heimat zuzuſteuern. Dann gingen wir auf unſere Zimmer und ließen unſer Gepäck abgehen.“

„Ich weiß nicht, mir war ganz ſonderbar zu Muthe. Ich hatte doch nur ſehr wenig Bordeaux und Champagner zu mir genommen, und doch ſtieg mir das Blut ſo in den Kopf; alles drehte ſich mit mir dergeſtalt herum, daß ich mich oftmals an einem Tiſche oder an einem Stuhle halten mußte. Der Major, der eine ungleich ſtärkere Konſtitution beſitzt, ſah furchtbar blaß aus und ſpürte eine ſonderbare Bewegung in der Gegend des Magens. Wir ſahen uns achſelzuckend an; aber es war keine Zeit zu verlieren, um lange darüber zu ſprechen, wir mußten an Bord.

„Obgleich wir uns vorgenommen hatten, bis ans Meer zu Fuß zu gehen, ſahen wir uns doch genöthigt, einen Wagen zu nehmen. Der alte General war ſchon voraus, und als wir an den Einſchiffungsplatz kamen, kletterte er gerade die Fallraffstreppe hinauf und verſchwand hinter der Bruſtwehr des hohen Schiffes. Wir ſtiegen ins Boot und fühlten uns im ſtärkſten Stadium der Seekrankheit. Als ich die ſteile Treppe hinan ſtieg, lief mir ein kalter Schweiß über das

burgen und maleriſchen Felſen droben vorbeigefloſſen war und nun nach dem merkwürdigen Holland trieb, wo das Land tiefer als die Kanäle lag, wo ſich reiche Städte mitten im Waſſer erheben und von wo es in die offene See ging, nach welcher ich ſtets eine unbeſchreibliche Sehnſucht hatte.

Auch das Militär, das ich hier zum erſten Mal in verſchiedenen Waffengattungen ſah, reizte meine Einbildungskraft außerordentlich. Die Infanterie mit ihren prachtvollen Muſikbanden, die Ulanen und Huſaren, vor allem aber die Artillerie mit ihren damals für mich ſo geheimnißvollen Geſchützen, Kanonen und vor allen Dingen Haubitzen und Mörſer, wo ich ſtundenlang dem Exerzieren zuſchauen konnte, ja wo ich mir unter den Unteroffizieren durch dieß ſtandhafte Zuſchauen Freunde erwarb, denen es Spaß machte, den ſchmächtigen Jungen, der ich war, mit dem ſchweren Wiſcher ſich abmühen zu ſehen, die auch wohl die Gewandtheit anerkannten, mit der ich über das hohe Rad die Lunte auf das Zündloch zu bringen wußte. Auch wurde mir zuweilen der erſehnte Eintritt in die Stallräume und Kaſernenzimmer geſtattet, wo man mich nicht ſelten mit einem Tropfen Schnaps und einem Stück Kommisbrod bewirthete.

Vor allem aber umſchlich ich mit ſcheuer Bewunderung und großer Sehnſucht das Thor des Akademiehofes und ſah dort mit ſtillem Neide die jungen Maler aus- und eingehen, glückſelige, ſorgloſe Menſchen, heiter und luſtig, meiſtens

ziemlich phantaſtiſch angezogen, in verſchnürten Röcken, wie ſie damals Mode waren, weiche Hüte auf den lang herabwallenden Haaren. Auch im Hauſe meiner Tante lebte ein angehender Künſtler, mit dem ich bald innige Freundſchaft ſchloß, der mich Allerlei zeichnen ließ und der ſo freundlich war, mir einiges Talent zuzuerkennen, was ich aber in Wahrheit nicht beſaß. Doch ließ es mir von da ab keine Ruhe mehr, ich wollte wenigſtens den Verſuch machen, in jene geheiligten Akademieräume einzudringen. Mein Freund, der Maler, lieh mir ein Zeichnenbrett, beklebte es mit einem Papier, gab mir Bleiſtift und Gummi elaſticum; langes blondes Haar hatte ich gleichfalls und da die alte Magd meiner Tante, die mich unter ihren beſondern Schutz genommen hatte, mein fadenſcheiniges dunkles Röckchen mit ein paar ſchwarzen Litzen beſetzt hatte, ſo konnte ich es ſchon wagen, eines Morgens in die Akademie zu gehen, und betrat ich, ohne viel zu fragen, den Saal einer Elementarklaſſe, wo ich mich beſcheiden in einer Ecke an einem Pulte niederließ und meine künſtleriſche Laufbahn damit begann, daß ich, allerdings recht mittelmäßig, ein Ohr und eine Naſe zeichnete. Es hinderte mich Niemand daran, ja, ein freundlicher alter Herr mit weißen Haaren, Profeſſor Wintergerſt, der unter den Schülern herumgieng, betrachtete meine Arbeit gleichfalls und korrigirte dieſelbe mit einigen Strichen.

Nachdem ich aber ein paar Tage nacheinander die Klaſſe

beſucht hatte, kam der Herr Profeſſor, ſetzte ſich neben mich auf die Bank und ſagte mir, allerdings wohlwollend und freundlich: „Wie er gehört, hätte ich meine Eintrittsformalitäten nicht erfüllt, und wenn ich wünſche dem Unterricht unentgeltlich beizuwohnen, ſo müſſe ich der Vorſchrift gemäß ein amtlich beglaubigtes Armuthszeugniß beibringen.“ Damit waren denn ſelbſtredend alle künſtleriſchen Beſtrebungen zu Ende; denn ebenſowenig wie meine Tante mir zu einem Armuthszeugniß behilflich geweſen wäre, würde ſie für mich den Unterricht bezahlt haben.

In welchen Verhältniſſen ich mich überhaupt in deren Hauſe befand, wußte ich nicht, habe es auch nie erfahren, und obgleich mein Vormund, der geſtrenge Oheim Röhr, mir, als ich von Eupen nach Düſſeldorf verſetzt wurde, inſofern einige Aufklärungen gab, als er mir ſagte, daß durch ſeine großen Bemühungen und durch die Freundlichkeit einiger Gläubiger meines Vaters etwas allerdings ſehr Geringes gerettet worden ſei, ſo ſetzte er doch gleich hinzu, es reiche dieß bei Weitem nicht, um mich zu irgend einem Lebensberuf vorzubereiten und habe ich ſelbſt das Beſcheidene, was ich bei meiner Tante Lottchen erhalte, zu mindeſtens drei Vierteln von ihrer Mildthätigkeit anzunehmen. In dieſen Worten lag allerdings der Sinn, daß etwas für mich bezahlt wurde, doch glaube ich ſelbſt, daß es ſehr wenig geweſen und nahm deßhalb auch dankbar und zufrieden mit dem Allerbeſcheidenſten

vorlieb. Ja, ich machte mich in der kleinen Haushaltung so nützlich als möglich, hütete die jüngeren Kinder, gieng zum Einkaufen mit auf den Markt, half den Hafer ausmeſſen, womit die Tante einen kleinen Handel betrieb, und beſorgte recht gerne andere Aufträge, die darin beſtanden, Mehl, Brod und Aehnliches, was vor den Thoren der damals noch mit Schlacht- und Mahlſteuer behafteten Stadt Düſſeldorf billiger zu bekommen war, einzukaufen. Da ich aber nicht wußte, daß man, um nicht mit dem Steuergeſetz in Berührung zu kommen, nur eine gewiſſe kleine Quantität auf einmal einbringen dürfe, ich aber eines Tags im Dienſteifer mehr als dieſe Quantität bei mir hatte und vielleicht zufällig beim Paſſiren der Zollſtelle angehalten wurde, ſo ward ich entdeckt und man hielt mich als frevelhaften Schmuggler feſt. Doch ſtellte es ſich heraus, daß der Zollaufſeher aus Burtſcheid und ein ehemaliger Schüler meines Vaters war, weßhalb ich mit der Ermahnung loskam, dieſen verbrecheriſchen Lebenswandel aufzugeben. Ach, ich hatte kaum einen ſchwachen Begriff von meinem Unrecht, ja vermochte daſſelbe nicht als ſolches aufzufaſſen, auch reizte mich der Lohn, der, wenn ich glücklich heimkam, in einem Extrabutterbrod beſtand, was damals für mich keine Kleinigkeit war. Man ſieht übrigens aus dieſem Beiſpiel, wie unſchuldig man in der Jugend auf Abwege gerathen kann, und ich will davon einen noch viel ſchlagenderen Beweis geben. Ein Schwager meiner Tante

beſaß ein paar Stunden von Düſſeldorf mitten im Walde eine Mühle, wo ich zuweilen für einige Tage auf Beſuch hindurfte, und war das für mich ein ganz außerordentliches Vergnügen. Da ich ſtets luſtig und guter Dinge war, mochte mich auch dort Jedermann gut leiden und wurde ich ebenſowohl von der Mutter des Hauſes, der alten verwittweten Müllerin, als auch von deren Töchtern — die jüngſte war ſechzehn Jahre alt — auf's ausgiebigſte verhätſchelt. Ich bekam ein gutes Zimmer mit vortrefflichem Bett, und wenn mir auch in den erſten Nächten das Geklapper der ſtets laufenden Waſſermühle etwas eigenthümlich vorkam, ſo gewöhnte ich mich doch bald ſo ſehr daran, daß ich in der Nacht erwachte, wenn das Räderwerk einmal ſtille geſtellt wurde. Unſere Mahlzeiten waren zahlreich und reichlich, ja die alte Nichte und mein junges Couſinchen ſteckten mir alle möglichen Leckerbiſſen zu; mit den Söhnen und Knechten durfte ich auf's Feld fahren, ja zuweilen im Sattel eines der Ackergäule heimkehren. Und dazu kam die herrliche Lage der Mühle auf einer Waldwieſe, die rings mit prachtvollen Bäumen umgeben war, der murmelnde forellenreiche Bach, der die Räder trieb und aus einem höher gelegenen Weiher kam, wo ſich häufig Wildenten ſehen ließen. Daß auf dieſe von meinen Vettern gepürſcht wurde, fand ich leicht begreiflich und konnte das von einem kleinen Badehäuschen aus geſchehen, welches dort im Grünen verſteckt war. Weniger

harmlos erſchienen mir ihre häufigen Jagdpartien, von denen ſie meiſtens mit Beute heimkehrten. Allerdings wurde das vor der Mutter und anfänglich auch vor mir geheim gehalten, doch als ich ein paar Mal auf der Mühle geweſen war und ſie mich zu dergleichen Heldenſtreichen geneigt und geſchickt fanden, durfte ich ſie, und zwar an einem ſchönen Sonntagmorgen zum erſten Male, begleiten. Noch vor Sonnenaufgang zogen wir aus, ſchlichen durch die Wälder und ſpähten, wo ſich Haſen hinter ſtarken Bäumen zum Schlafe eingethan hatten. Dort gaben wir, die vorausgiengen, den Nachfolgenden irgend ein Zeichen, worauf denn der arme Lampe im Lager erlegt wurde und es alsdann im ſchnellſten Laufe nach einem andern Revier des Waldes gieng. Die Gewehre, welche meine Vettern führten, waren zum Auseinandernehmen und während Schaft und Schloß vielleicht im Beſitz des Einen war oder ſich in einem hohlen Baume verborgen befand, diente der Lauf, mit Knopf und Zwinge verſehen, als harmloſer Spazierſtock. Das weite Jagdrevier gehörte einem Grafen H., und wenn wir damals einmal erwiſcht worden wären, ſo würde ich vielleicht nicht ſo glimpflich wie bei der unſchuldigen Schmuggelei davon gekommen ſein, ſondern wahrſcheinlich als jugendlicher Wilddieb meine Laufbahn begonnen haben.

Etwas von dieſer Waldidylle, in der ich mich ſo unbeſchreiblich glücklich befand, habe ich ſpäter in meinem Buche „Handel und Wandel“ benutzt und wer es dort durchlieſt,

mag mir glauben, daß es viel mehr Wahrheit als Dichtung enthält.

Aber nur allzubald giengen dieſe glanzvollen Tage meiner Jugend vorüber. Mit der Kunſt hatte ich ſchon längſt gebrochen, aber nicht ohne ein Meiſterwerk angefertigt zu haben, welches das unbändigſte Vergnügen aller erregte, die es ſahen. Mein eigenes Porträt nämlich, im Spiegel gemalt, an welchem das Merkwürdige und wirklich Bewunderungswerthe war, daß das grünlich blaſſe Geſicht mit dem melancholiſchen Ausdruck, den ich wahrſcheinlich nur im Eifer des Schaffens angenommen, mir wirklich etwas ähnlich ſah. Den oben erwähnten Teint anbelangend, ſo kann ich ihn für jene Zeit nicht ableugnen; ich war mager, bleich und hohläugig, ſo daß meine Großmutter, die verwittwete Frau Pfarrerin Röhr, damals ſchon eine Frau hoch in den Siebzigen, die ihre kleine Penſion bei der Tochter verzehrte, vielleicht auch dieſer damit aushalf, von mir kopfſchüttelnd und in ſalbungsvollem Tone zu ſagen pflegte: „Du biſt eben vollſtändig aus der Art geſchlagen.“ Die alte Frau liebte es, ſpruchweiſe, meiſtens mit Anklängen aus der Bibel zu reden, wobei ſie den Finger an die Naſe legte, mich mit ihren großen, etwas ſtarr gewordenen Augen betrachtete und etwa im Predigertone ſagen konnte: „Es ſteht allerdings in der Schrift geſchrieben: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen; aber du machſt eine unrühmliche Ausnahme davon; denn deine Mutter, meine Tochter

Luiſe, Gott habe ſie ſelig, war eine ſchöne und ſtattliche Frau; du dagegen haſt einen wahren Schattenkopf."

Häufig ſagte ſie mir auch: „Deine Rede ſei ja, ja! nein, nein! und was darüber iſt, iſt vom Uebel," oder: „Jung', Jung', beachte vor allen Dingen Römer dreizehn, Vers ſieben: Ehre dem Ehre gebührt! denn damit kannſt du durch die Welt kommen," und muß ich hier geſtehen, daß ich mich bei der Befolgung dieſes Rathes der guten, alten, geſtrengen Frau ſtets recht wohl befunden habe. Auch habe ich ihrer dankbarſt in „Handel und Wandel" gedacht und ſie geſchildert, wie ſie auf ihrem rothkarrirten Ruhkiſſen ſaß und aus einer kleinen goldenen Doſe, dem koſtbarſten Erbſtücke ihres verſtorbenen Eheherrn, ſchnupfte.

Meine Zeit wurde jetzt ſehr in Anſpruch genommen durch das Erlernen der Konfirmationsaufgaben, von deren mindeſtens hundert Fragen bei der öffentlichen Prüfung in der Kirche eine oder zwei — welche, wußte man begreiflicherweiſe nicht — korrekt beantwortet werden mußten. Auch erhielt ich verſchiedene Briefe von meinem Oheim, die nichts weniger als freundſchaftlich für mich lauteten; er habe erfahren, daß ich meine Zeit mit allerlei unnützen Dingen zerſplittere — als wenn ich irgend etwas Nützliches zu thun gehabt hätte — daß ich mich mit den Malern abgebe, gewiß ohne von ihnen etwas Gutes zu lernen, daß ich mich ſtundenlang auf den Exerzierplätzen umhertreibe und, ſo leichtſinnig

das auch ſei, könne es ihm doch als Fingerzeig des Schickſals dienen, denn von mir würde es wahrſcheinlich doch am Ende wie von ſo vielen andern unnützen Subjekten heißen: „Wer nicht dem Worte ſeiner Eltern und Lehrer folgen will, der muß dem Kalbfell folgen,“ doch wolle er dem Andenken meiner Mutter, ſeiner Schweſter zu lieb, es doch vorher noch auf andere Art verſuchen und habe er mir deßhalb nach unendlicher Mühe eine Stelle als Lehrling in einem Modewaarengeſchäft zu Elberfeld ermittelt, wo ich fünf Jahre unentgeltlich dienen, dafür aber Koſt und Logis im Hauſe erhalten ſolle.

So wenig erfreulich für mich dieſe Ausſichten waren — denn einmal fühlte ich für den ganzen Handelsſtand keine große Neigung, am wenigſten aber für jenen Zweig deſſelben, in welchem man mit Elle und Scheere hinter dem Ladentiſch ſtehen muß — ſo hatten ſich doch die an ſich ſchon trüben Verhältniſſe im Hauſe meiner Tante ſo unangenehm geſtaltet, daß mir jede Art von Veränderung willkommen ſein mußte. Obgleich ſchon im reiferen Alter ſtehend und ſeit vielen Jahren Wittwe, hatte ſie doch den unbegreiflichen Bewerbungen eines weit jüngeren, allerdings hübſchen Mannes nicht widerſtehen können und heirathete ihn auch, entgegen dem Rath und gegen die Bitten ihrer und ſeiner Mutter.

Mir und gewiß Jedermann war das förmlich unerklärlich, wenn man die ältere, verlebte Frau neben dem jungen, friſch ausſehenden Manne ſah! Dabei hatte er etwas gelernt,

war Kaufmann, allerdings ohne Geſchäft, ſchrieb eine ſchöne Handſchrift, ſeine Mutter hatte ſogar einiges Vermögen, und ſo wurden die großartigſten Pläne gemacht, die aber an einer anfänglich allerdings ſorgfältig verdeckten Klippe ſcheiterten. Mein neuer Verwandter war nämlich einer der furchtbarſten Gewohnheitsſäufer, die mir je vorgekommen ſind. Welche entſetzlichen Scenen mußte ich da erleben! Wie alle durch Trunk geſchwächte Menſchen konnte er nicht viel ertragen, trank aber, was er nur bekommen konnte, Wein, Bier, Schnaps, Alles durcheinander und nie werde ich die Verzweiflung ſeiner Frau vergeſſen, als ihr dieſe unheilbare Leidenſchaft in einem ekelhaften Augenblicke vollſtändig klar wurde. So kam unter Noth und allerlei Kümmerniſſen — auch wegen Beſchaffung meiner feierlichen Kleidung, die endlich aus einem aufbewahrten ſchwarzen Anzuge meines armen Vaters hergeſtellt wurde — der Tag meiner Konfirmation heran, bei welcher ich ganz leidlich beſtand und worauf ich alsdann, in die chriſtliche Gemeinde aufgenommen, meinen Weg durch das Leben ganz allein beginnen ſollte; ganz allein — ohne von irgend Jemand in die neue Laufbahn eingeführt und meinem Prinzipal vorgeſtellt zu werden; ohne genügende Ausrüſtung von Kleidern und Wäſche, ja, wie ich mir ſelber geſtehen mußte, auch ohne die nöthigen Vorkenntniſſe, um etwas Tüchtiges leiſten zu können. Und doch freute ich mich ganz unſäglich auf den Tag meiner

Geſicht, mein Haar klebte mir auf die Stirn. Dem Major war es ebenfalls hundeübel; nur befand er ſich immer einige Grade beſſer als ich. Unſere Bedienten, die uns droben erwarteten, erſchracken über unſeren Anblick; doch glaubten die guten Seelen, es ſei der erſte Anfall der Seekrankheit, und ſtauten uns ſo ſchnell wie möglich in die für uns bereit ſtehende Kajüte hinab. Da warfen wir uns auf die beiden Betten — der Major lag oben, ich unten. So elend wir waren, ſo tauſchten wir doch einige Bemerkungen über unſeren Zuſtand aus, und das Reſultat unſerer Betrachtungen, das wir uns, aber von der Unmöglichkeit deſſelben überzeugt, lachend mittheilen, war — Sir Robert habe uns auf die liebenswürdigſte Art von der Welt vergiftet, um uns ſo in den Himmel zu befördern, ſtatt in die Arme ſeiner Töchter.

„Mein Bedienter trat ein und meldete mit betrübtem Geſichte, der Kapitän verlange die beiden Herren zu ſehen, die auf der Liſte als Baron ſo und Major ſo verzeichnet wären. Ich ließ ihm zur Antwort geben, es ſei uns unmöglich, aufzuſtehen, wir hofften aber, morgen früh, von der Seefahrt erfriſcht, ihm unſere Aufwartung machen zu können.

„Gleich darauf kam der Kapitän ſelbſt herunter, hinter ihm ein kurzer dicker Gentleman mit einer grauen Perrücke und blauer Brille — der Schiffsarzt. Der Kapitän hatte mehrere Papiere in der Hand, las darin und ſagt: ‚Herr Major von S.‘

„Hier!“

„Herr Baron von A.“

„Hier!“

„Ich muß die beiden Herren dringend erſuchen, einen Augenblick aufzuſtehen und mir aufs Verdeck zu folgen.“

„Sie ſehen aber wohl, Herr Kapitän, daß dies unmöglich iſt,

Erlöſung aus dem Hausweſen der neu verheiratheten Tante, obgleich dieſes Hausweſen durch Zuſchüſſe meiner Großmutter und der Mutter des jungen Ehemannes einen etwas beſſern Anſtrich bekam. Er hatte ein Geſchäft gegründet, eine Eſſigfabrik, von welcher man ſich alles Mögliche verſprach, und deren Ertrag auch zu einem behaglichen Unterhalte ausreichend geweſen wäre, wenn er nicht neben den großen Fäſſern, worin er ſeinen Eſſig bereitete, gewiſſe kleine Fäßchen mit Wein und Spirituoſen allzu häufig und ungemiſcht für ſich ſelbſt in Anſpruch genommen hätte.

Da traf mich ganz unerwartet, es war im Herbſt, der harte Schlag, daß von meinem Prinzipal in Elberfeld die Nachricht einlief, mein Eintritt in ſein Geſchäft könne erſt im nächſten Frühjahr ſtattfinden. Ich war niedergeſchlagen, ja der Verzweiflung nahe, denn trotz Allem hatte ich mich in jugendlichem Leichtſinne ſchon den glänzendſten Hoffnungen hingegeben; meine Phantaſie, ſtets bereit Luftſchlöſſer zu bauen, verſprach mir ſchon das Loos des bekannten Dick Whittington, der, ein elternloſer Knabe, unter gleich ärmlichen Verhältniſſen, eine kleine Katze im Arm, ſeine Geburtsſtadt London verließ, von dem Läuten der Glocken von Highgate begleitet, die in ihren Klängen deutlich zu ihm ſprachen: „Zurückkehren wirſt du und Lord Mayor werden," — die höchſte ſtädtiſche Würde — die er auch in der That errang.

Und dazu das Gefühl, meinen Verwandten eine Laſt

zu ſein! — weßhalb ich denn auch mit Begierde die mir dargebotene Gelegenheit ergriff, um mich in dem neuen Geſchäfte meines Verwandten nützlich zu machen, wo ſich mir in den allerdings einfachen Büchern und der noch einfacheren Korreſpondenz zugleich ein Blick in kaufmänniſches Weſen eröffnete. So nahm ich denn das in kurzem wohlgemuth und heiter hin, ja ergriff den Vorſchlag, für das Geſchäft im Umkreiſe von Düſſeldorf kleine Fußreiſen zu machen. In meinem Konfirmationsanzuge ſah ich ſehr anſtändig aus und ſo ging ich denn eines Tages, die Eſſigmuſter in kleinen Fläſchchen bei mir tragend, auf die benachbarten Dörfer und ſtellte mich in den dortigen Spezereiläden als Reiſenden des Hauſes Rötger-Wille vor. Sei es aber nun, daß die Fabrikate weder gut noch preiswürdig waren, oder daß ich nicht die nöthige Ueberredungskunſt beſaß — kurz, ich machte ſchlechte Geſchäfte, und da ich daraus zu entnehmen glaubte, daß ich überhaupt zum Kaufmannsſtande keine Talente beſitze, ſo fühlte ich mich in meiner troſtloſen Lage unglücklicher als je.

Doch ging auch dieſe harte Zeit vorüber und als ich endlich im nächſten Frühling, meine Siebenſachen in ein kleines Bündel geſchnürt, einen halben Thaler in der Taſche, Düſſeldorf verließ, um den grünen Bergen zuzuwandern, hinter denen Elberfeld liegt, löſte es ſich von meinem Herzen wie ein beengender Reif, und mit der Lerche, welche trillernd den dampfenden Ackerfurchen entſtieg, jubelte ich froh und glücklich auf.

Halbwegs in dem kleinen Städtchen Mettmann ließ ich mir für ein Drittel meiner Baarſchaft Kaffee, Brod und Butter geben und ein ſüßeres Gefühl, wie ich hier, hungrig, durſtig und ermüdet, empfunden, als ich in der duftigen Fliederlaube ausruhend und genießend — zum erſten Male mein eigener Herr — ſaß, habe ich in meinem ſpäteren Leben ſelten wieder gehabt. Dann gieng es mit friſchen Kräften nach Elberfeld, in die Schwanenſtraße zu Karl Johann Saſſe, wo ich freundlich und wohlwollend aufgenommen wurde. Der Prinzipal, ein ſchon älterer, etwas verdrießlich ausſehender Mann, was er aber eigentlich nicht war, trug die Briſſe auf der alleräußerſten Naſenſpitze und meinte, mich über die Gläſer hinaus betrachtend, er hätte mich ſtärker und größer geglaubt, wogegen ſeine ziemlich ſtarke Frau einwarf: „Das würde ja mit jedem Tage beſſer werden, und die Hauptſache ſei, daß ich mich treu, fleißig und willig finden laſſe.“

Der älteſte Sohn, lang, hager mit eingefallenen Wangen, führte das Geſchäft; dann war eine Tochter da, von über zwanzig Jahren, ein zweiter erwachſener Sohn, der kränklich war, oder es wenigſtens ſein wollte und deßhalb von der Mutter auf's äußerſte verzärtelt wurde, und endlich der Jüngſte, heiter und aufgeweckt, der gerade im Begriff war, nach Lyon zu gehen, um dort die Seidenfabrikation zu erlernen. Später wurde ich im Laden dem Buchhalter, Herrn Teufel, ſowie der Gehilfin, einer hübſchen dicken Holländerin, vorgeſtellt.

Das Haus des Prinzipals war ſtreng katholiſch und trieb der älteſte Sohn ſeine Andachtsübungen oft ſo weit, daß er mitten in ſeinem Zimmer niederkniete, um mit aufgehobenen Händen zu beten. Daß ich der evangeliſchen Kirche angehörte, hatte übrigens durchaus nichts zu ſagen, und wüßte ich mich auch keiner einzigen Gelegenheit, ja nur eines Wortes zu erinnern, das mich in dieſer Beziehung beunruhigt hätte.

Ueberhaupt war die Familie im höchſten Grade anſtändig, verfuhr in jeder Beziehung nach den ſolideſten Grundſätzen und war deßhalb auch in der Stadt hoch geachtet. Auch kam man mir anfänglich freundlich und wohlwollend entgegen, und wenn ich an einer Aenderung dieſes Verhältniſſes nicht ganz ſchuldlos war, ſo lag doch der Hauptgrund darin, daß ich mich für den Handelsſtand überhaupt, namentlich aber für das Detailgeſchäft durchaus nicht zu intereſſiren vermochte, und daß es mir an den nöthigen Mitteln gebrach, im Aeußern ſo aufzutreten, wie es ein anſtändiges Haus von ſeinem Lehrling verlangen konnte.

Es war ein klarer Frühlingstag, als ich nach meinem eigentlich erſten freien und ungehinderten Spaziergang durch ein Stück der weiten Welt in das Geſchäft eintrat; von grünen Bäumen und Wieſen, Blumen und Blüthen — alles das umſpielt von glänzenden Sonnenſtrahlen — wurde ich in den düſtern Hof des Hauſes verſetzt, wo ich über den

Hintermauern der benachbarten Häuſer nur ein dürftiges Stückchen blauen Himmels ſah.

Es wurde gerade die jährliche Bilanz angefertigt, jedes Stück Seide, Merino, Kattun, jede Rolle Band nachgemeſſen, um ſo die Aktiva der Handlung feſtſtellen zu können, und da Jedes dabei beſchäftigt war, ſo mußte auch ich mithelfen, indem ich im Hofe Merino ausklopfte und dabei die erſten Handgriffe des Aufwickelns lernte. Später wurden mir die Lampen des Ladens zum Reinigen übergeben und da ich mich dabei nicht ungeſchickt anſtellte, auch das Schließen des Ladens leicht begriff, ſo meinte der älteſte Sohn, der zugleich Prokuriſt war, als wir bei dem gemeinſchaftlichen Nachteſſen ſaßen: „Wenn es ſo fortgienge, würden wir wohl in gutem Frieden mit einander auskommen.“

Was ich in den nächſten Wochen und Monaten von kaufmänniſchem Weſen und Treiben ſah und lernen ſollte, beſtand allerdings in den Anfangsgründen und wurde von mir leicht erfaßt, war aber im Grunde ganz proſaiſcher Art und völlig intereſſelos für mich: am frühen Morgen das Oeffnen des Laden, dann beim Dekoriren der Ladenfenſter durch alle möglichen Waarengattungen als Handlanger dienen, ſpäter nachſehen, ob die Stücke in den Fächern und Käſten hübſch geordnet waren, dann Briefe kopiren, die geſchriebenen zur Poſt bringen und dort die für das Haus eingelaufenen abholen. Das und Waarenpackete austragen, waren für mich

die Glanzpunkte des Tages, und gewährte es mir ein außerordentliches Vergnügen, im Posthofe den ankommenden Eilwagen zuzuschauen oder das Abschiednehmen der Passagiere zu betrachten, wobei dann ein Hauptgrund meines Interesses in der Sehnsucht lag, auch eines Tages dort zu einer weiten, weiten Reise in's Coupé steigen zu dürfen. Wie beneidete ich die Reisenden, die, sobald der Postillon geblasen, sich behaglich rauchend in ihre Ecke lehnten und von dem lustig trabenden Viergespann in die weite Welt hinausgezogen wurden.

Bei diesen Betrachtungen verspätete ich mich allerdings zuweilen und wenn Herr Karl, der älteste Sohn, dadurch auf seine Briefschaften warten mußte, so zog er wohl seine Augenbrauen hoch empor und meinte: das möchte nicht so bald wieder vorkommen. Zu Hause wurden Musterkarten aufgeklebt, wobei ich stets des Winkes der Ladengehilfin gewärtig sein mußte, um vermittelst der Leiter schwere Waarenpackete herabzulangen, und durfte ich dann wohl bescheiden in einer Ecke stehen bleiben, um zu erlernen, wie man mit den Kunden überhaupt umzugehen habe; doch hatte ich dazu nun einmal gar kein Geschick und mußte dem Buchhalter, Herrn Teufel, Recht geben, wenn er sagte: „Ich sei für die Kunden, was die Vogelscheuche für die Spatzen.“ Ueberhaupt war ich dem Herrn Teufel speziell zur kaufmännischen Erziehung übergeben worden und kann ich nicht sagen, daß

er mich allzustreng, schroff und ohne Nachsicht behandelt hätte. Im Anfang gieng bei mir Alles leidlich gut; ich war flink bei der Hand, wenn es auswärts Aufträge zu besorgen gab, und betrachtete es dabei als das höchste Glück, wenn mich diese Aufträge weit auf benachbarte Dörfer hinausführten und ich dazu die nöthigen Stunden Zeit, sowie einige Groschen erhielt, um mir dafür irgend eine Erfrischung kaufen zu können.

Neben dem Manufaktur- und Modewaarenladen betrieb die Firma L. J. Sasse eine Seidenfabrik, allerdings in nur sehr kleinen Verhältnissen, zu der auch ich zugelassen wurde, um hilfreiche Hand zu leisten, wenn auf der Wiegekammer den Webern Kette und Einschlag zugewogen oder die fertigen Seidenstücke vermittelst dünner Eisenschienen in's Stab- oder Metermaß gelegt wurden. Für alles das war ich sehr anstellig und gut zu brauchen, benahm mich auch dabei so fleißig und ordentlich als möglich, nur um dem Laden fern bleiben zu dürfen, wo die Beschäftigung mit Elle und Scheere, sowie das ewige Aufräumen der durcheinander geworfenen und zerrissenen Waarenstücke doch wahrlich keine Beschäftigung für einen jungen Mann war, welcher, wie ich, schon mit Künstlern und Militär Umgang gepflogen, auf die Jagd gegangen war und vierspännige Heuwägen höchstselbst nach Hause kutschirt hatte.

Auch liebte ich die Wiegekammer, weil sie mir Gelegen-

heit zu den oben erwähnten Exkurſionen gab, denn dieſe galten meiſtens ſaumſeligen Webern, um ſie zur raſcheren Lieferung anzutreiben, und ich war unbeſchreiblich glücklich, wenn ich alsdann die Stadt hinter mir hatte und oft im Winter bei tiefem Schnee und Eis über die Berge ſchritt. Wie konnte ich da lange Zeit zuſchauend an einem halbgefrorenen Bache ſtehen bleiben, die mit Schnee bedeckten Mooſe und kleinen Sträucher betrachten, wie ſie unter der weichen, weißen Decke ſo ganz eigenthümliche Formen annahmen! Dabei beſchäftigten mich ſtets die Märchen, die ich geleſen, und ich konnte mir einbilden, wenn ich jene Waldhalde hinaufſchritt, plötzlich vor dem wunderbarſten Feenſchloß zu ſtehen. Obgleich damals ſchon etwa fünfzehn Jahre alt, war ich doch noch kindiſch genug, um mich bei dieſen Ausflügen, ſobald ich mich gänzlich allein ſah, eines langen Stockes als Steckenpferdes zu bedienen, welches unterſchiedliche phantaſtiſche Namen bekam, bald ein Araber, bald ein Andaluſier war und mir freundlichſt zum Ritt in irgend ein fabelhaftes Land diente.

Auch auf dem Waarenmagazin, einem großen Gelaſſe im Hinterhauſe, machte ich mir gern zu ſchaffen, räumte auf, klopfte alte Stücke aus und ordnete mit Vorliebe Ladenhüter der älteſten Art. Was war auch hier für ſeltſames Zeug beieinander! Bunte Waaren und allerlei Dinge, die von fremden Nationen in weit entfernten Ländern erzählten. Teppich-

reſte aus Smyrna, Muſter von ſchwarzen Tuchſtoffen aus Flandern, oder von ſchönem, ſchwerem Atlas aus Genua, große Stangen ächten Fiſchbeins — damals kannte man das Surrogat aus Büffelhorn noch nicht — verblichene Straußenfedern, Schachteln voll jener phantaſtiſchen Blumen aus farbiger Leinwand, Federn und Klappergold gemacht, die, wie ich öfter in Aachen geſehen, von den Bauern bei Bittgängen und Prozeſſionen getragen wurden. Und bei dieſen Dingen aller Art dienten die Etiketten, die daran hiengen, zur Erklärung ſowie zur Steigerung meiner Phantaſie. Hier waren Schiffe mit vollen Segeln, welche gerade in der Bucht eines fernen Welttheils anlegten. Die Matroſen ſchwenkten ihre Hüte und ſchlanke Palmen und Brodfruchtbäume nickten über den Uferrand. Du lieber Gott, wer das einmal in Wirklichkeit anſehen könnte! Wie beneidete ich den Schiffsjungen, der auf dem Verdecke ſtand und das Maul vor Erſtaunen aufriß; kameelhaarene Zeuge zeigten lange Karawanenzüge, die durch ein unendliches Sandmeer zogen. Ach und dabei erinnerte ich mich jener angenehmen Stunden des Müßiggangs, wo ich dem Kameelführer mit ſeinem Thiere durch alle Straßen gefolgt, den kleinen roth angezogenen Affen bewundert und mich nach dem Lande geſehnt, wo dieſe Thiere wild umher ſpringen.

Bald aber kam Herr Karl hinter meine Schliche, daß ich auf dem Waarenmagazin nichts Anderes that, als träumend

alle die Herrlichkeiten zu betrachten, und unter abermaligem höherem Aufziehen seiner tiefschwarzen Augenbrauen wünschte er, mich nicht wieder so unthätig zu finden.

Bisher aber war Alles noch ziemlich leidlich gegangen, ja man hatte angefangen mich Rechnungen aus der Kladde in das große Ladenbuch eintragen zu lassen, auch hatte ich mich schon an Korrespondenzen versucht und dem Herrn Müller oder Meier anzeigen dürfen, daß seine Einsendung von hundert und einigen Thalern gleichlautend bei uns gebucht worden und wir mit hochachtungsvollem Gruße seine ganz ergebensten per Karl Johann Sasse & Sohn verblieben; doch konnten dergleichen Briefe vorläufig noch nicht abgeschickt werden, da Herr Karl meine Handschrift mit bedeutendem Kopfschütteln noch für allzu schülerhaft erklärte. Was meine Uebertragungen in's Ladenbuch betraf, so zeigten sich dabei einige unangenehme Differenzen, da ich hier einem Schuldner zu viel aufgebürdet, dort einen andern gar nicht erwähnt hatte, und dieß gab zum ersten Male Veranlassung zu ziemlich ernsten Erörterungen zwischen dem Herrn Karl und mir, wobei er schließlich meinte, daß das nicht so fortgehen könne und er, wenn seine Ermahnungen nichts fruchteten, meinen gestrengen Vormund und Oheim ersuchen müßte, mir einmal ernstlich das Gewissen zu schärfen.

Auch bei der Prinzipalin hatte ich es bei verschiedenen Gelegenheiten tüchtig verschüttet; die alte Dame hielt die Laden-

antwortete der Major; denn wir haben uns niedergelegt, weil wir uns unwohl fühlten."

„Gerade deßhalb muß ich um so mehr darauf bestehen, meine Herren, versetzte der Kapitän. Und der Doktor hob die Stirn empor und drückte seine Brille fester an die Augen."

„Ah! mein Herr, fuhr der Major heftiger fort, ich habe noch nie gehört, daß man Kranke nöthigt, aus ihren Betten aufzustehen! Gestattet Ihr Schiffs-Reglement, Passagiere so zu behandeln?"

„Passagiere nicht, entgegnete ruhig der Seeoffizier. Aber das Schiff ist noch im Hafen, und die Herren werden mir keine Karten vorzeigen können."

„Weil wir dieselben, mischte ich mich mit sehr schwacher Stimme in das Gespräch, wie es immer der Fall ist, hier an Bord zu nehmen beabsichtigten."

„Ich muß bitten! sagte dringender der Kapitän."

„Was soll das alles heißen? brauste der Major auf."

„Ereifern Sie sich nicht, meine Herren," versetzte hierauf begütigend der Doktor. „Der Herr Kapitän ist in seinem vollen Rechte. Das Schiffs-Reglement verbietet uns, Kranke an Bord des Schiffes zu nehmen. Sie werden sich freundlichst erinnern, setzte er stockend hinzu, daß im gegenwärtigen Augenblicke die Pest sehr stark in Alexandria grassirt."

„Das war allerdings wahr, und daran sollten wir uns freundlichst erinnern, verlangte das Ungethüm von einem Arzt.

„He! rief der Major zu mir herab.

„Hoho! antwortete ich ihm auf Deutsch, das sind verfluchte Geschichten!"

„Dann wandte ich mich an den Kapitän und sagte ihm:

ſchlüſſel in Gewahrſam und wurden mir dieſelben Morgens früh durch die Schlafzimmerthüre gereicht, wobei ſie aber, als im ausgeſprochenſten Negligée, begreiflicherweiſe nicht geſehen ſein wollte, und als ich eines Tages unten vergaß, ihr, wie gebräuchlich, „guten Morgen“ zu wünſchen und ſie mich darüber zur Rede ſtellte, ſo erwiederte ich gedankenlos: „O ich habe Sie ja heute Morgen ſchon geſehen.“ Dann klagte ſie häufig über Magendrücken und trank dagegen eine braunausſehende Flüſſigkeit aus einer nicht ganz medizinglasartig ausſehenden Flaſche, wobei ich ihr, zufällig vorüberkommend, ohne alles Arg guten Appetit wünſchte. Mit dem Prinzipal ſelbſt kam ich am beſten aus, weil er ſich um das Geſchäft eigentlich gar nicht bekümmerte und mir nur Aufträge gab, wenn ich privatim für ihn etwas zu holen hatte, was ich denn auch jedesmal äußerſt raſch und pünktlich beſorgte.

Im zweiten Jahr meiner Lehrzeit trat ein anderer junger Menſch unter weſentlich günſtigeren Verhältniſſen als ich in's Geſchäft, er hieß Weidemann, war älter, der Sohn vermöglicher Eltern aus Neuwied, die für ihn Koſt und Logis zahlten, weßhalb er nicht wie ich fünf, ſondern nur drei Jahre zu dienen hatte. Auch waren ſeine Vorkenntniſſe beſſer als die meinigen, er ſchrieb eine gute Handſchrift und da er Neigung zum Kaufmannsſtande hatte, auch pünktlicher und fleißiger war als ich, ſo hatte er mich bald überflügelt und dadurch meine Stellung unangenehmer gemacht. Doch lag

es nicht in seiner Absicht, mich zurückzusetzen, vielmehr war er ein guter Kamerad, der mich schonend auf meine Fehler aufmerksam machte, auch häufig dieselben zudecken half. Da er sich hauptsächlich dem Ladengeschäfte widmete — er wollte später ein ähnliches begründen —, während ich nach wie vor mehr die auswärtigen Aufträge besorgte, so hätte ich immerhin neben ihm bestehen können, wenn es ihm seine Vermögensverhältnisse nicht gestattet hätten, in Allem, auch was seinen Anzug betraf, so äußerst vortheilhaft gegen mich hervorzutreten. Als höchsten Staat trug ich noch immer meinen Konfirmationsrock und wenn ich denselben auch durch alle möglichen Kunstmittel — auffärben mit Tinte an gar zu abgeschabten Stellen oder Umwechseln der Knöpfe, indem ich die defekten an minder hervorragende Stellen setzte — ziemlich anständig erhielt, so war es dagegen mit meiner Wäsche äußerst schlecht bestellt, und ich mußte, da es mir auch am Gelde fehlte, sehr oft die damals noch gebräuchlichen Vorhemdchen selbst waschen, stärken und bügeln. Neben meinen schwarzen Beinkleidern hatte ich nur noch ein einziges anderes Paar von hellem Baumwollstoff, dem ich gleichfalls eigenhändig oftmals die nöthige Auffrischung zu geben versuchte, und ich erinnere mich wohl, dasselbe öfters, um das andere zu schonen, noch feucht angezogen zu haben, wobei es sich an einem recht kalten Morgen, spät im Oktober, ereignete, daß, als ich die Briefe auf der Post holte, ein junges, sehr wohl

angezogenes Herrchen achſelzuckend zu einem andern ſagte: „Der da muß innerlich gut eingeheizt haben!“

Wenn es nicht das glückliche Vorrecht der Jugend überhaupt und manches Charakters insbeſondere wäre, ſich über derartiges leicht hinwegzuſetzen, ſo hätte ich ſehr unglücklich ſein müſſen; beſonders da man auch im Hauſe des Prinzipals anfieng, meine gar vernachläßigte Toilette achſelzuckend zu betrachten, und ich glaube auch, daß Herr Karl meinem Oheim darüber ſchrieb; doch habe ich deſſen Antwort nie erfahren, da ein anderes, an ſich noch viel unangenehmeres Ereigniß dagegen ſo freundlich war, mich für den Augenblick wenigſtens aus den damaligen mißlichen Verhältniſſen herauszureißen.

Ich erkrankte nämlich und zwar an einem Hautausſchlage, den der Arzt des Hauſes nach damaligen Begriffen für anſteckend und nur durch eine Kur heilbar erklärte, die im Hauſe ſelbſt nicht vorgenommen werden könnte, weßhalb mir im bürgerlichen Spital ein Zimmer gemiethet und ich dorthin geſchickt wurde. Mit recht ſchwerem Herzen trat ich dieſen Gang an, ja ich erinnere mich, daß ich auf der Straße meine Lippen feſt zuſammenbiß, um nicht durch lautes Schluchzen Aufſehen zu erregen, fand aber recht bald meinen Gleichmuth wieder, beſonders, nachdem ich in das Krankenhaus, das ich mir trüb und abſcheulich vorgeſtellt, eingetreten und dort wohlwollend aufgenommen worden war. Es war

ein großes und neues Gebäude mit langen Korridoren und weiten Zimmern; in dem, wohin ich gebracht wurde, herrſchte eine behagliche Ofenwärme, die wir in unſerem unheizbaren Schlafzimmer häufig vermißt hatten; in jeder Ecke ſtand ein leeres Bett, von denen ich mir eines ausſuchen durfte; überhaupt blieb ich der einzige Bewohner der Stube, da es in dem neuerbauten Hauſe noch wenig Kranke gab. Von meinem Fenſter ſah ich auf die umliegenden Höhen, deren Wälder am Tage meiner Ankunft im Spital unter Sonnenſchein im farbigen Herbſtſchmucke glänzten; unten zog die hier ſchon durch die vielen Färbereien getrübte Wupper vorüber und ſah das ſchmutzige Waſſer am andern Tage durch dichten Nebel und Regen ſo trübſelig zu mir herauf, daß mich eine tiefe Traurigkeit hätte ergreifen müſſen, wenn nicht eine plötzliche Erleuchtung, von meinem Innern ausgehend, das ſtille, jetzt im trüben Lichte eines Regentages ſo melancholiſch erſcheinende Krankenhaus zu einem glänzenden Wunderpalaſte umgewandelt hätte.

Ich ſaß mit zuſammengefalteten Händen auf meinem Bette und ſchaute recht betrübt auf die grauen Kalkwände des weiten und öden Gemaches. Da kam mir auf einmal die Idee: Warum ſoll ich mir das, und ſei es auch nur zu meiner Unterhaltung, nicht anders vorſtellen und in meiner Phantaſie ſo umformen können, daß ein Gemach daraus entſtünde, wie ſolche, von denen ich ſchon in Märchenbüchern geleſen. Die

Wände farbenprächtig, die Decke vergoldet, ſtatt des kleinen Fenſters ein ſolches mit hohen Bogen und vor demſelben Palmen und andere fremdartige Bäume im Winde rauſchend. — Und dieſe Verwandlung vollzog ſich raſch, leicht und vollſtändig, ja, ich vermochte es, das Gemach mit Bewohnern zu bevölkern, mit einem alten Muſelmanne, der einen langen ſchneeweißen Bart hatte und über allerlei Schuldige und Unſchuldige zu Gericht ſaß, die beſte Art, zuletzt auch mich ſelbſtredend einzuführen, denn nachdem alles mögliche Volk, Kameeltreiber und Waſſerträger, Melonenverkäufer und entlaufene Sklaven abgeurtheilt waren, winkte mir der ehrwürdige Muſelmann vorzutreten und mich zu entſchuldigen, daß ich in den Garten des Emir So und So eingeſtiegen ſei und Pfirſiche genaſcht habe. — „Kannſt du das leugnen?“ — „Nein, erhabener Richter, aber die Noth trieb mich dazu, denn es hungerte mich.“ — „Wie kommſt du überhaupt in dieſer fremdländiſchen Kleidung zu uns? Erzähle mir deine Geſchichte.“ — Und dann begann ich von meiner Kindheit zu ſprechen, von dem, was ich Alles ſchon erlebt und erlitten, wie ich den Muth gefaßt, fremde Länder aufzuſuchen, mich einer Karawane angeſchloſſen, die von Räubern überfallen worden war, vor denen ich mich durch die Flucht gerettet, weiter und immer weiter gelaufen ſei, bis ich endlich hungrig und durſtig Pfirſiche im Garten des ſtolzen Emirs geraubt.

Dann gähnte der ehrwürdige Richter, Alle, die im Saale

waren, ſahen ſich an und gähnten gleichfalls und verſchwanden zu gleicher Zeit; meine Phantaſien löſten ſich in bunte glänzende Linien auf und von Allem blieb nichts übrig als die trübe Wirklichkeit, das graue Gemach mit dem kahlen Fenſter, von dem ein melancholiſcher Landregen herabtröpfelte. Trotz alledem aber fühlte ich mich tief bewegt und hoch erfreut; denn ich brauchte ja nur das, was ich mir eben ſelbſt erzählt, was ich vor mir geſehen, was ich gedichtet, niederzuſchreiben, um künftig in der allerſchönſten und allervornehmſten Geſellſchaft leben zu können und all das Unangenehme zu vergeſſen, das mich hiehergebracht, um ſelbſt hinter Mauern, doch frei in der Welt umherſchweifen zu können. Ich hatte ein Schreibheft mitgebracht, worin ich Concepte von Handlungsbriefen an eingebildete Firmen zur Uebung ſchrieb. Es enthielt grobes, ziemlich graues Papier und dahinein beſchloß ich mein erſtes jedenfalls unſterbliches Werk niederzuſchreiben.

Der Abend des langweiligen Regentages war bereits hereingebrochen, man hatte mir ein trüb brennendes Licht gebracht, das, nicht im Stande mein Zimmer zu erhellen, nur dazu diente, die in den Ecken lauernde Finſterniß zu zeigen. Zum Regen, der draußen immerfort niederrauſchte, hatte ſich ein ſturmartiger Wind geſellt, kurz es war eine ungemüthliche Nacht, wenig geeignet, um die Phantaſie für ſchlanke Palmen, ſanft plätſchernde Brunnen und goldenen

Sonnenſchein zu begeiſtern. Weit eher gelang es, ſich in ein altes Ritterſchloß zu verſetzen, wo die bangharrende Hausfrau auf das Toben des Forſtes lauſcht, den ihr treues Gemahl, zur ſelbigen Stunde nach Hauſe eilend, durchreitet. — Doch auch das paßte mir nicht. Ich hatte ſchon damals einen Widerwillen gegen dergleichen Ritter- und Räubergeſchichten und wenn es nicht das Morgenland ſein konnte, ſo beſchäftigte ſich meine Phantaſie am liebſten mit dem, was ich ſelbſt geſehen und erlebt.

Mein eigener Zuſtand im Krankenhauſe war indeſſen zu proſaiſch, um darüber zu ſchreiben. So verwandelte ich alſo daſſelbe in ein altes Kloſter, wo der Held der Geſchichte zu Gaſte war, wo er, Abends ankommend, in ein gleich ödes Gemach wie das meinige gebracht wurde und dort eine der furchtbarſten Geſpenſtergeſchichten erlebte, die je eine Haut gruſelig und Haare ſträuben gemacht haben. Und daran ſchrieb ich eifrig Tag um Tag. Den Gang dieſer Geſchichte habe ich allerdings vergeſſen, flocht aber, ſoviel ich mich erinnere, auch eine Liebesgeſchichte ein, deren Gegenſtand die Tochter des Kaſtellans war, und da Kaſtellanstöchter meiſtens geliebt und entführt werden, ſo geſchah das auch hier, wobei indeſſen ein äußerſt kunſtvoll gearbeitetes Gitter inſofern eine Vermittlungsrolle ſpielte, als es ſich nicht öffnen ließ, wodurch Er dieſſeits, Sie jenſeits — das heißt des Gitters — abgefaßt worden wären, wenn nicht das gütige Hausgeſpenſt, zur-

rechten Zeit erſcheinend, die Verfolger in die Flucht gejagt hätte.

Kurz, es muß eine ganz greuliche Geſchichte geweſen ſein und dabei recht lang; denn als das graue Schreibpapierheft zu Ende war, erhielt ich durch die Güte des Krankenwärters eine ziemliche Anzahl bläulicher Bogen, die gleichfalls nicht ausreichten, ſo daß das große Werk auf Blättern von röthlicher Farbe zu Ende gebracht wurde. Ich muß dieſer verſchiedenen Papierſorten ausdrücklich erwähnen, da die Bezeichnung derſelben das Einzige war, was von meinem Erſtlingswerke in die Oeffentlichkeit kam.

Ich hatte vier Wochen zur Vollendung deſſelben, ſowie zu meiner Kur gebraucht und betrat, mein Manuſkript anbelangend, das Haus meines Prinzipals mit großen Hoffnungen, nicht als ob ich beabſichtigt hätte, daſſelbe dem Herrn Karl vorzuleſen, ſondern ich baute die fabelhafteſten Luftſchlöſſer in der Hoffnung, gedruckt zu werden und durch die Vortrefflichkeit meines Werkes vielleicht einen Wohlthäter zu finden, der ſich meiner annähme, der eines Tages im Laden erſcheinen würde, um mich zu einer glänzenden Zukunft mit ſich fort zu nehmen. Von Honorar hatte ich natürlicherweiſe noch gar keine Ahnung, und wenn auch der große Wohlthäter nicht kam, ſo zitterte ich doch ſchon vor Freuden bei dem Gedanken, den Anfang meiner Novelle: „Es war an einem trüben Novembertage“ im Elberfelder Anzeiger

gedruckt zu leſen. Es war dieß ein Blatt, von einem Poſtſekretär mit dem wunderlichen Namen Krackrügge redigirt, was er indeſſen nicht ohne Geſchick that und wofür er Beleſenheit genug hatte, um jeder Nummer, ich glaube das Blatt erſchien zweimal wöchentlich, irgend ein Citat aus deutſchen Dichtern vorzuſetzen.

Daß ich mein Manuſkript in großer Bewegung verpackte und verſiegelte — es mußte dieß ja Alles heimlich geſchehen — wird man mir auf's Wort glauben, ebenſo, daß ich lange mit mir zu Rathe gieng, um es ſo unerkannt als möglich dem Redakteur zu übermitteln, und beſorgte ich endlich dieß Letztere, indem ich es: „An den Poſtſekretär Krackrügge" überſchrieben in den Briefſchalter ſteckte. Von Furcht und Hoffnung hin- und hergetrieben, nahm ich zagend jede neue Nummer in die Hand, um zitternd zu der Stelle zu gelangen, wo die ſchöne Literatur anfieng, und ich glaube, wenn ich vor den Augen meines Prinzipals zum erſten Male den Anfang meiner Novelle erblickt hätte,' die Kniee wären mir zuſammengeknickt; hatte ich doch eine Ahnung, als wiſſe er um meinen ſchriftſtelleriſchen Verſuch und komme daher ſein auffallend ernſtes, ja unfreundliches Weſen. Daß ich in der letzten Zeit hauptſächlich durch den eben geſchilderten Zuſtand ängſtlicher Erwartung ſeinem Unmuth durch Unaufmerkſamkeiten aller Art genügende Urſache gab, fiel mir nicht ein, und ſelbſt als der Buchhalter Teufel eines Tages, wie

er ſagte, freundſchaftliche Veranlaſſung nahm, mir in's Gewiſſen zu reden und ſeine Ueberzeugung ausſprach, daß der Prinzipal meinen gänzlichen Mangel an Fleiß und Ordnung, auch meine Schlemperei im Anzuge nicht lange mehr ſo hinnehmen würde, vermochte nicht mir die Augen zu öffnen; hatte ich doch nur eine Erwartung, eine Hoffnung und ein Beſtreben, nämlich die Nummer des Anzeigers ſobald als möglich zu erhalten. Endlich, ich werde den Augenblick nie vergeſſen, kam — nicht meine Novelle, ſondern unter dem Briefkaſten, den ich gleichfalls gierig durchſtöberte — die Anfrage: „Herr Einſender des dreifarbigen Manuſkripts, Ihr Name, Stand und Wohnort?“ Alſo war es wenigſtens in die Hände der Redaktion gelangt, alſo hatte man es des Durchleſens werth gefunden, konnte es aber nicht aufnehmen, bis ſich dem Herkommen gemäß der anonyme Verfaſſer genannt.

Darin lag nun für mich allerdings eine Schwierigkeit, denn nannte ich meinen Namen, und daß ich Lehrling im Modewaarengeſchäft von Karl Johann Saſſe ſei, ſo konnte das zu Erörterungen und Nachforſchungen führen, die mich auch dem Prinzipal verriethen. Deßhalb bat ich in einem anonymen Schreiben, mir durch den Briefkaſten eine Audienz bewilligen zu wollen, um jede gewünſchte Auskunft geben zu können; worauf ſchon die nächſte Nummer den betreffenden Einſender erſuchte, ſich dem Bildhauer Herrn Eduard Lieſe-

Beruhigen Sie ſich mein Herr, wir müſſen etwas Unverdauliches geſpeist haben. Vor zwei Stunden waren wir friſch und geſund."

„Die Peſt kommt ſehr geſchwind, mein lieber Herr, bemerkte der verwünſchte Doktor. Sie überfällt den geſundeſten Menſchen, vier Stunden nachher iſt er todt. — Damit nahm er eine Priſe, klopfte ruhig auf den Deckel und bemerkte gegen den Secoffizier: Ich will gerade nicht behaupten, daß ſich die Herren in dieſem Falle befinden, aber die Sache iſt verdächtig."

„Ich habe die Seekrankheit! ſchrie wüthend der Major, und will Ihnen das ſogleich beweiſen. — Dabei langte er nach einem unausſprechlichen Geſchirr.

„Der Kapitän zuckte mit den Achſeln und entgegnete: Die Seekrankheit bekommt Niemand bei ſpiegelglattem Meer und ohne die geringſte Bewegung des Schiffes. — Meine Herren, fügte er bittend hinzu, ſetzen Sie mich in keine unangenehme Lage. Ich bin überzeugt, die vollkommenſten Gentlemen vor mir zu haben, der eine Herr iſt ſogar Offizier; leſen Sie mein Reglement, es befiehlt mit kurzen und klaren Worten, Jeden, der auf den orientaliſchen Stationen erkrankt das Schiff betritt, ohne Anſehen der Perſon zurück zu weiſen. Wir haben hundert und zwanzig Paſſagiere an Bord, und ohne an die Gefahr Ihres Zuſtandes glauben zu wollen, kann ich mich doch der Gefahr nicht ausſetzen, die Peſt mit mir zu nehmen. Uebrigens ſteht es Ihnen frei, augenblicklich in Alexandria gegen mich Schritte zu thun. Ich werde doch um einer Laune willen nicht meine Stelle aufs Spiel ſetzen!"

„Dagegen ließ ſich nun freilig nichts erwidern, und, um mich kurz zu faſſen, wir mußten das Schiff verlaſſen. Man hißte uns ſammt unſeren Sachen in ein Boot, das noch zufällig da lag, und während wir abſtießen, brachten die Matroſen des Dampfbootes den

gang vorzuſtellen. Dieß gab mir neue Hoffnung, denn man ſchien mich nicht unbedingt abweiſen zu wollen. Wer aber Herr Lieſegang war, wußte ich damals noch nicht, und als ich endlich bei dem Buchhalter eine ſchüchterne Frage darnach wagte, erhielt ich die Antwort: „Der Bildhauer Lieſegang ſei ein Mann, der beſſer thun würde, ſich um ſein Geſchäft zu bekümmern, als Verſe zu machen und ſich mit Dichtern, Schriftſtellern und ähnlichem Volke abzugeben.“ Wenige Tage nachher, nachdem ich die Aufträge des Hauſes in raſender Eile beſorgt, dabei ein kleines Packet falſch abgegeben hatte, klopfte ich beſcheiden an ſeine Thüre. Er ſtand an einer Hobelbank und ſchnitzelte Möbelornamente aus hartem Holz. Ein ſchon älterer Mann, einfach aber ſauber angezogen, mit gutmüthigem, bleichem, glattraſirtem Geſichte, klugen und freundlichen Augen, fragte er nach meinem Begehr und war ſichtlich erſtaunt, als ich ihm ängſtlich und ſchüchtern ſagte, ich ſei der Einſender des gewiſſen dreifarbigen Manuſkriptes.

„Ei, ei,“ ſagte er, ſeine Inſtrumente niederlegend, „das hätte ich denn doch nicht erwartet, und wenn Sie, junger Menſch, das Ding, welches allerdings nicht zu brauchen iſt, in der That ſelbſt und ohne jede Hilfe geſchrieben haben, ſo lohnt es ſich ſchon der Mühe, daß ich es mit Ihnen durchgehe.“ Dann ließ er mich am Tiſche niederſitzen und es war mir ein ganz eigenthümliches Gefühl, als

er nun meine Arbeit vor mir niederlegte. Daß ſie unbrauchbar ſein ſollte, that mir anfänglich ſehr weh, als er ſie aber mit mir durchgieng, mir Widerſprüche, Unmögliches, ja Lächerliches klar bewies, mußte ich ihm Recht geben und nahm dann erregt und dankbar ſein Urtheil entgegen, daß mit meiner Geſpenſtergeſchichte allerdings nichts anzufangen ſei, daß ich aber Anderes und Beſſeres machen könne, worauf ich durch ſein Anerbieten hoch erfreut wurde, daß er mir eine nächſte Arbeit durchſehen und nöthigenfalls korrigiren wolle. Er erlaubte mir auch, ihn hie und da zu beſuchen, was ich von da ab auch fleißig that, und ſeinen Unterredungen und Belehrungen verdanke ich die erſten Geiſtesblitze, die erhellend in die finſtere Nacht meiner tiefen Unwiſſenheit drangen. Von den Alten kannte ich die Iliade und Odyſſee nur aus Bearbeitungen für Schüler, hatte von Schiller und Goethe kaum einen Begriff, kannte wohl Gellert's Fabeln, auch Einiges von Langbein und Bürger, wußte aber Dichtungen in gebundener Rede nie einen beſondern Geſchmack abzugewinnen, ſchwärmte dagegen für Märchen und dergleichen und hatte, was ſonſtige Proſa anbelangte, nur ein einziges Buch geleſen, das aber auf mich einen unbeſchreiblich tiefen Eindruck gemacht, den Band von Caſanova's Memoiren nämlich, worin er ſeine Flucht aus den Bleikammern von Venedig erzählt.

Dabei gieng Lieſegang in ſeinen Belehrungen ganz

vorſichtig zu Werke. Auch ermunterte er mich zu kleinen Stilübungen, wie er es nannte, und als ich eines Tages eine Skizze geſchrieben — ſie hieß „Angelika“ und ſchilderte das Wiederſehen eines jungen Mädchens und ihres Geliebten, der ſchwer verwundet auf dem Schlachtfelde lag und Troſt in einem goldenen Kreuzchen gefunden, das er von ihr erhalten — ſo vermittelte Lieſegang die Aufnahme dieſer Arbeit in dem Elberfelder Anzeiger, und ich vermag unmöglich die Seligkeit zu beſchreiben, mit der ich mich eines Tages wirklich gedruckt ſah — „Angelika, literariſcher Erſtling“, wozu der Redakteur allerdings etwas anzüglich ein Motto aus Goethe geſetzt hatte:

„Schöpft des Dichters reine Hand,
Waſſer wird ſich hellen.“

Wie es aber ſo in meinem Geiſte lebendiger und heller wurde, ſo ſenkten ſich in begreiflicher Wechſelwirkung um ſo tiefere Schatten auf mein kaufmänniſches Leben und Treiben, und daß Herr Karl Saſſe mit ſeinem Lehrling immer unzufriedener wurde, konnte ich ihm wahrhaftig nicht übel nehmen. Auch hatte mein Oheim und Vormund möglichſt taube Ohren, ſobald von Geldzuſchüſſen die Rede war, um an meinem äußeren Menſchen etwas zu verbeſſern; hatte auch mit dem Prinzipal eine erbitterte Korreſpondenz über die Koſten des Krankenhauſes geführt, und als er endlich doch dieſelben zahlen mußte, ſchrieb er mir in einem

derben Brief, daß jene Unkoſten durch erneuerte Sparſamkeit meinerſeits eingebracht werden müßten, und er durchaus nicht gewillt ſei, meiner Eitelkeit und meiner Luſt an ſchönen Kleidern Vorſchub zu leiſten. Du lieber Gott! Wenn ich eitel geweſen wäre und nicht vielleicht glücklicherweiſe eine ſo grenzenloſe Gleichgiltigkeit für das, was er ſchöne Kleider nannte, gehabt hätte, ſo würde ich mir in der Wupper irgend eine tiefe Stelle ausgeſucht haben; denn es gab eine Zeit, wo ich in meinem Aeußern ſo heruntergekommen war, daß mir Herr Karl eines Tages im Zorn erklärte, ich ſei für ſeine vornehmen Kunden abſchreckend und er könne eine ſolche Vogelſcheuche in ſeinem Laden nicht länger mehr dulden.

Dann wurde ich eines Tages auf ſein Privatzimmer gerufen und mußte dort einen langen Brief, den er an meinen Onkel und Vormund verfaßt, abſchreiben, worauf er alsdann ſeinen Namen darunter ſetzte. Dieſe Epiſtel war ein artiges, aber nicht unverdientes Sündenregiſter, meinen nun beinahe zweijährigen Aufenthalt im Hauſe betreffend. Doch ſagte er auch anderntheils meinem Vormund derbe Wahrheiten und bezeichnete es als unverantwortlich, mich ſo gänzlich hilflos und ohne alle Mittel in die Welt hinauszulaſſen, wobei er meine Garderobeſtücke aufzählte und zu dem Facit kam, daß, wenn ich mich einestheils nicht gründlich beſſere und er mich nicht anderntheils ſo zu ſtellen ver-

möge, daß ich in einem anſtändigen Hauſe anſtändig erſcheinen könne, ſo müſſe er, Karl Johann Saſſe, darauf dringen, daß über mich anderweitig verfügt würde.

Daß Unglück und Unannehmlichkeiten ſelten vereinzelt kommen, iſt eine alte Geſchichte, und ſo ergieng es auch meinem Onkel und Vormund; denn genau zu derſelben Zeit, als er den oben erwähnten Brief erhielt, hatte er ſich durch ſein aufbrauſendes, jähzorniges Weſen gegenüber ſeinem Vorgeſetzten, dem Landrath des Kreiſes, wo er Sekretär war, in eine Lage gebracht, daß er von der Regierung mit einer kleinen Penſion verabſchiedet wurde.

Dieß ſteigerte begreiflich ſeine Bereitwilligkeit mir zu helfen nicht, und da ich mich einmal in der Lage befand, Alles von ſeiner Mildthätigkeit annehmen zu müſſen, ſo mußte ich auch in Geduld ſeine Briefe hinnehmen, worin er mich zur größten Sparſamkeit ermahnte, als wenn ich überhaupt an irgend etwas hätte ſparen können. Auch mit meinem Prinzipale führte er eine erbitterte Korreſpondenz und machte dadurch mein Verhältniß zu demſelben noch ſchlimmer, ja er drohte mit einem Prozeſſe wegen jener Krankenhausunkoſten, und da er dagegen ſo gut wie gar Nichts that, um mein Aeußeres empfehlenswerther zu machen, ich auch nach und nach das bischen Luſt, das ich am Handelsſtande, zumal an dem mir aufgedrungenen Zweige deſſelben gehabt, völlig verloren hatte, und auch die

Geſchäfte des auswärtigen Departements — Briefe und Packete austragen, ſaumſelige Schuldner und Weber mahnen — nur noch widerwillig und unfreundlich beſorgte, ſo wurde mir eines ſchönen Tages angezeigt, daß man meine Dienſte weiter nicht gebrauchen könne, daß man meinen Vormund bereits davon benachrichtigt, daß ich aber bis zu deſſen weiteren Beſtimmungen im Hauſe bleiben könne.

Gerade in dieſen Tagen begab ſich Etwas, was auf meine Zukunft von großem Einfluſſe war. Ich hatte eines Morgens eben den Laden geöffnet, als wir ein Laufen und Rennen nicht nur der Straßenjungen, ſondern auch Erwachſener an der nächſten Straßenecke bemerkten und dorthin eilend das für Elberfeld ſeltene Schauſpiel eines Truppendurchmarſches ſahen. Infanterie mit dröhnender Muſik, dann eine reitende Batterie, die durch unſere enge Gaſſe zog, den Raum derſelben faſt ausfüllend, ſo daß wir uns ſchüchtern an die Mauern des Hauſes zurückzogen. Ah! wie das beſonders auf mich einwirkte, der ich mich ja ſchon nicht mehr als zu Ladentiſch und Elle gehörig betrachtete und der ich ſchon allerlei verrückte Pläne für die Zukunft gemacht hatte; wie mich das aufregte und begeiſterte! Die muthig ſchmetternde Muſik, das fröhliche Ausſehen der Reiter, welche das Geſchütz wie eine geheiligte Perſon umgaben, das dumpfe Dröhnen deſſelben auf dem Pflaſter, das Schütteln und Schnauben der Pferde, das Klirren der

Säbel und Bespannungsketten. Einer der Unteroffiziere erkannte unsere Ladengehilfin, die mit mir vor der Thüre stand; er warf sein Pferd aus der Reihe und sprengte kühn und stolz an uns heran, um dem hübschen Mädchen die Hand zu drücken; sie wechselten einige Worte und er jagte wieder vor sein Geschütz, daß das Pflaster Funken sprühte. Das Mädchen war den ganzen Tag stolz gehoben und wir, auch die Lehrlinge benachbarter Geschäfte hatten sich zu uns gesellt, standen dabei in „unseres Nichts durchbohrendem Gefühle".

Ich aber nicht ohne einen Schimmer von Hoffnung, der mich etwas kühner blicken, ja lächeln machte; denn da mein Oheim und Vormund schon einige Male zarte Anspielungen über unverbesserliche Subjekte gemacht, die schließlich vom Kalbfell, damit meinte er die Trommel, zum Gehorsam gebracht würden, so zweifelte ich nicht daran, seine Erlaubniß zu erhalten, beim Militär einzutreten, um später gleichfalls als solch' ein stolzer Reiter jungen Mädchen vom Pferde die Hand drücken zu dürfen und auf arme Ladenschwengels stolz hinabzublicken.

Dieser Gedanke beschäftigte derart meine Phantasie, daß ich die Unklugheit begieng, meinem Onkel einen äußerst dummen Brief zu schreiben, worin ich ihm meinen Widerwillen gegen den Handelsstand, dagegen die Ueberzeugung aussprach, es bei irgend einer Truppengattung bald zum

Offizier zu bringen und deßhalb um die Erlaubniß bat, in das Düsseldorfer Ulanenregiment eintreten zu dürfen. Ich hätte mich gerne für die Artillerie entschlossen, doch fürchtete ich meines Onkels Widerspruch bei der Schwere dieses Dienstes, die mit meiner immerhin noch schwächlichen Körperbeschaffenheit so sehr im Widerspruche stand und wozu auch, wie man mir gesagt hatte, bedeutende mathematische Vorkenntnisse erforderlich seien.

Die Antwort, die ich von meinem Oheim erhielt, war durchaus nicht für die Oeffentlichkeit geeignet und suchte ich mir eine stille Ecke aus, als ich mich veranlaßt sah, diese Epistel zum zweiten Male durchzulesen; welcher Spiegel meiner Vergehungen der verschiedensten Art seit dem Eintritte in das Haus von Karl Johann Sasse! — auch nicht die kleinste meiner Unthaten war vergessen worden. Welches Register von Ungehörigkeiten, Fehlern, ja Lastern, die an Verbrechen streiften — welches Ungeheuer war ich —! Daß mein Vormund schließlich versicherte, er werde seine Hand gänzlich von mir abziehen, konnte mich nach dem eben Gesagten nicht mehr überraschen. Auch fand er meine grenzenlose Nachlässigkeit nur noch übertroffen von meiner Dummheit, die darin gipfele, daß ich bei meiner fatalen Mittellosigkeit in ein Ulanenregiment eintreten wolle; „da ich aber nach Allem," so schloß er, „was man schon vergebens mit Dir versucht, daran zweifle, ob Du überhaupt zu einer

anſtändigen Carrière befähigt biſt, ſo halte auch ich es für das Richtige, Dich von der eiſernen Disziplin des Militärſtandes beugen zu laſſen. Gehe alſo nach Düſſeldorf, Deine Tante Karlhoff wird Dich für einige Zeit aufnehmen, die nöthigen Papiere werde ich einſchicken und dann verſuche, ob Du einen Batteriechef findeſt, der leichtſinnig genug iſt, Dich aufzunehmen, denn zu jeder anderen Waffe als zur Artillerie müßte ich meine Einwilligung verſagen, da Du möglicherweiſe, wenn Du endlich vernünftig und willig wirſt, dort noch etwas lernen kannſt; denke aber nach Alledem, was Du mich ſchon gekoſtet haſt, nicht daran, noch von mir weitere Unterſtützungen zu erhalten." Und darin hielt er Wort und ließ mich, ich war damals noch nicht ganz ſechzehn Jahre alt, den Verſuch machen, allein und ohne Hilfe durch die Welt zu kommen.

Drittes Kapitel.

Soldatenleben im Frieden.

Tante Karkhoff war gleichfalls eine Schweſter meiner verſtorbenen Mutter, und wenn ich derſelben bei meinem Düſſeldorfer Aufenthalte nicht gedacht, ſo geſchah das, weil ſie mit Tante Lottchen, bei der ich lebte, in ſehr ſchlechtem Einvernehmen ſtand. Familienzwiſtigkeiten der verſchiedenſten Art hatten ſich durch die Heirath der Letzteren zu einer wahren Feindſchaft geſteigert, ſo daß nicht nur aller Verkehr abgebrochen war, ſondern daß Unannehmlichkeiten, welche den einen Theil trafen, von dem andern beinahe wohlgefällig aufgenommen wurden, wie ich mich eines Tages erinnere, daß bei Tante Karkhoff für die Haushaltung ein Schwein geſchlachtet wurde, welches ſich als krank erwies, worauf zu meinem Erſtaunen meine alte Großmutter den Vers machte:

„Welch ſchrecklich Beginnen —
Das Schwein iſt voll Finnen!“

Anker an Bord. Keine Spur irgendwo von dem alten General, von ſeinen Töchtern, und ich für meine Perſon war auch viel zu elend, um in dem Augenblicke weiter darüber nachzudenken. Der Major aber kochte vor Wuth. Jetzt probirte der Dampfer ſeine Räder im Waſſer, drehte ſich langſam herum und fuhr davon. Als ich ihm betrübt nachblickte, glaubte ich aus einem der Sternfenſter etwas Weißes flattern zu ſehen, vielleicht Thereſens Schnupftuch oder vielleicht auch die weiße Nachtmütze des alten indiſchen Barbaren.

„Wir fuhren nach Hauſe, legten uns zu Bette und ließen einen Arzt kommen. Dieſer ließ uns ſehr viel warmen Chamillenthee trinken, und als darauf etwas Natürliches eintrat, meinte er, wir hätten vielleicht etwas Unverdauliches gegeſſen oder unvorſichtiger Weiſe — ein Brechmittel verſchluckt.

„Wir Beiden, nämlich der Major und ich, ſahen uns erſtaunt an, und Jeder ſuchte in dem Auge des Anderen deſſen Gedanken zu leſen. Wir waren darüber einig, daß uns Sir Robert einen ſchändlichen Streich geſpielt. Was ſollten wir machen? — darüber wüthen, toben? ihn bei dem Generalkonſul verklagen? — Wozu hätte das führen können? — Wir thaten das Geſcheidteſte, was wir thun konnten, wir dankten dem Doktor für ſeine Bemühungen und erklärten ihm, er habe vollkommen Recht, wir müßten aus lauter Unvorſichtigkeit ein Brechmittel verſchluckt haben, und dann fingen wir trotz unſeres Unglücks nach einigen Minuten an zu lachen, bis uns die Thränen in die Augen traten. So lange die Welt ſteht, hat ein Papa noch niemals ſo kräftig und zugleich erfolgreich gegen ſeine zukünftigen Schwiegerſöhne operirt. Er hat uns am Lande zurückgehalten und wenigſtens verſucht, uns lächerlich zu machen.

„Aber es iſt ſchon ſpät," unterbrach ſich ſelbſt der Baron, indem er ſeine Uhr herauszog. „Ich muß wahrhaftig noch irgendwo hin."

Auch trugen die verſchiedenartigen Vermögensverhältniſſe beider Schweſtern zu dem Zerwürfniſſe das ihrige bei. Tante Lottchen, die ſich kümmerlich durchbrachte, war nie vom Glücke begünſtigt worden, während die andere, oder vielmehr mein Oheim Karkhoff, einen bedeutenden Treffer in der Lotterie gemacht und dafür ein hübſches Haus an einem vortheilhaften Platz gebaut hatte, wo die Tante in beſſerer Lage gleichfalls ein Spezereigeſchäft betrieb. Auch vermiethete ſie Zimmer an Zöglinge der Malerakademie und hier war es auch, wo ich nach Jahren meinen Freund Rethel wiederſah. Er war bei ſeinem großen Talente raſch durch den Antikenſaal gewandert und malte ſoeben ſein erſtes Bild: „Sankt Bonifazius, der die heilige Eiche der Sachſen umhauen läßt“. So in glücklichen und ehrenvollen Verhältniſſen ſchwärmte er enthuſiaſtiſch, wie man es früher nie von ihm gewohnt war, für das herrliche Leben auf der Akademie, wo von den jungen Malern, gleichwie auf den Univerſitäten, eine Art von Kneipkomment eingeführt war, woſelbſt man ſich gerne phantaſtiſch anzog, bunte Mützen auf ſehr langen Haaren trug, ſauch große Hunde mit ſich führte und bei Wein und Bier Volkslieder ſang. Rethel und andere Maler, die bei meiner Tante wohnten, nahmen mich häufig zu dieſem Treiben mit und es fehlte nicht viel, daß ich abermals den Verſuch gemacht hätte, ob denn in mir gar nichts von einem Künſtler ſtecke; doch war ich verſtändig genug geworden, um die unüberwind-

lichen Schwierigkeiten zu fühlen, beſonders da ich an manchen meiner Bekannten ſah, wie ſauer ſie es ſich werden ließen, um etwas Tüchtiges und Bemerkenswerthes zu Stande zu bringen. So beſuchte ich damals häufig den jungen Andreas Achenbach, der, heute ein ſo bedeutender und berühmter Meiſter, damals vom Fenſter ſeines kleinen Stübchens aus das Innere des Akademiehofes malte und mir in den bitterſten Ausdrücken klagte, wie ſchwer ihm das würde und wie er überhaupt fürchte, kein Talent zur Malerei zu haben. Leſſing, Schrödter, Bendemann, Hildebrandt und Andere ſah ich gleichfalls mit Ehrfurcht und Staunen, ohne ihnen begreiflicherweiſe nahe zu kommen, und wenn ich den genialen Scheuren mehr als einmal grüßen durfte, ſo geſchah das nur, weil wir, da er von Aachen ſtammte, ſpezielle Landsleute waren. Häufig beſuchte ich Ateliers, um den Arbeitern zuſehen zu dürfen, oder betrat die Gallerie, um dort Bilder, nicht ohne Verſtändniß, zu betrachten. Auf mich übte damals ſchon Alles, was mit der Kunſt in irgend welcher Berührung ſtand, eine große Wirkung und wenn gleich weit entfernt, etwas leiſten zu können, hatte ich doch ein ganz geſundes Urtheil, das nichts Schlechtes und Mittelmäßiges gelten ließ. Leſſing malte ſeinen „Kloſterhof im Schnee“ und zeichnete kämpfende Ritter und durſtige Kreuzfahrer. Bendemann's „Juden an den Waſſern von Babylon“ machten eben ſolches Aufſehen wie „das trauernde Königspaar“ von Sohn und im kleinen

Genre: „Papa zur Kirche gehend“. Hildebrandt's „betrübte Lohgerber“, denen eine Haut weggeſchwommen, und was die Tüchtigen ſonſt angaben, wurde vom großen Haufen nicht ſelten bis zur Karrikatur nachgeahmt, und Kirchgänger und Kirchgängerinnen, Ritter und Kreuzfahrer, trauernde Juden und trauernde Königspaare, Mädchen mit dem Schwane, oder mit dem Regenſchirme, allein oder in Geſellſchaft lebend, bis zum Ueberdruſſe wiederholt.

Wie ich zu jener Zeit bei meinem Umgange mit den verſchiedenſten Künſtlern, bei meiner Schwärmerei für ihre Arbeiten, ja bei meinem Entſchluß, die militäriſche Laufbahn zu ergreifen, plötzlich darauf verfiel, mich mit Mechanik zu beſchäftigen, iſt mir heute noch unerklärlich und doch begann ich eines Tages das Schlagwerk einer Schwarzwälder Uhr, ohne je das Innere einer ſolchen geſehen zu haben, zu zeichnen, wie es nach meiner Idee ſein müſſe; und als ich es einem Uhrenmacher zeigte, war ich ſelbſt erſtaunt, von ihm zu hören, daß ich ziemlich das Richtige getroffen. Was war natürlicher, als daß ich hierauf einen nur ganz kleinen Schritt weiter gieng und mich mit dem Perpetuum mobile beſchäftigte, das ganz leicht durch den Magnet herzuſtellen ſei, der halbangezogen durch eine gelöſte Feder oder dergleichen zurückfahren ſollte, und damit das gleiche Spiel öfters wiederholend, die ewige Bewegung erfunden zu haben glaubte; daß ſich aber dabei meine Begriffe ebenſowohl wie meine Zeichnung

verwirrten, ist selbstredend und so kam ich denn zur Konstruktion einer Wassermühle, die mir plötzlich die Idee eingab, irgend einen Mühlenbauer aufzusuchen und ihn zu bitten, mich als Lehrling anzunehmen. Wo ein solcher zu finden sei, konnte ich lange nicht erfahren und wanderte dann, einer oberflächlichen Beschreibung folgend, in den Wald hinein, wenn ich nicht irre, der Düssel entgegen, um allerdings einige Holzhauerplätze, aber nicht das Gewünschte zu finden. Auch verwischte schon am nächsten Tage das militärische Gepränge, dem man täglich in Düsseldorf begegnete, meine Mühlenschwärmerei und ließ mich wieder sehnsuchtsvoll dem Tage entgegensehen, wo auch ich dem Vaterlande als Soldat meine Dienste weihen würde.

Die Aufnahme der Freiwilligen der Artillerie fand im Frühjahr statt und gewöhnlich zu einer Zeit, wo der Brigadekommandeur in Düsseldorf anwesend war, um die tauglichen Individuen theils selbst auszusuchen, theils ihre Einreihung in diese oder jene Abtheilung zu genehmigen. Damals hießen die heutigen Artillerieregimenter noch „Brigaden", bestanden aus drei Abtheilungen, deren jede von einem Major oder Oberstlieutenant kommandirt wurde, über welche Gesammtheit dann meistens ein Oberst den Befehl führte. Das war zu jener Zeit Herr Oberst von Tuchsen, über den schon damals eine Masse von Anekdoten zirkulirte.

Er hatte von der Pike auf gedient, war in den letzten

Kriegen avancirt und ein tüchtiger Soldat, aber seine Grobheit kannte keine Grenzen. Sein bloßer Anblick jagte den untergeordneten Offizieren und Gemeinen Schrecken ein, und wenn es hieß: der Oberst von Tuchsen ist in der Stadt! so sah man im Benehmen und Anzug des Militärs gewiß nicht das geringste Dienstwidrige. Er war sehr groß, breitgeschultert und besaß eine ungeheure Körperkraft; so hatte er einst, als vier Kanoniere auf einer schlammigen Wiese ihr Geschütz zum Aufprotzen nicht rasch genug herumdrehten, dieselben weggeschleudert und es, mit einer Hand den Protzring fassend, allein emporgehoben und herumgewendet. Sein rothes Gesicht sah beständig zornig drein, obgleich er es so böse nicht meinte; er war im Ganzen sehr gutmüthig, quälte die Soldaten nicht aus Laune, sondern forderte nur die größte Ordnung, genaues Richten und möglichste Schnelligkeit in den Bewegungen. Der größte Theil der Soldaten sah das Vernünftige dieser Forderungen ein und liebte ihn trotz der Unmasse von Donnerwettern, die seinem Munde entströmten. Während des Manövrirens diktirte er für die kleinsten Fehler dem drei, jenem acht und vierzehn Tage Arrest und auch auf sechs Wochen kam es ihm im Zorne nicht an. Wenn jedoch nach dem Exerzitium zum Appell geblasen wurde und sein Adjutant ihm die Liste der Strafen vorlas, die er am Morgen diktirt, so stieg er mit einem gewaltigen Fluche vom Pferde, lief unter den Kanonieren herum, die ermüdet um ihre Geschütze

lagerten, und wenn keine zu groben Fehler vorgekommen waren, ſchrie er mit ſeiner Donnerſtimme: „Na, ick will euch Millionenhunden noch eenmal eene vollkommene Amneſtie angedeihen laſſen.“

Vor dieſem geſtrengen und hochgewaltigen Herrn ſollte ich nun in Kurzem erſcheinen und will ich ſchon geſtehen, daß mich, eigentlich zum erſten Male in meinem Leben, ein recht bängliches Gefühl überſchlich, als ich nach dem Breidenbacher Hofe, dem Hotel, wo er wohnte, gieng. Herausgeputzt hatte ich mich möglichſt, trug eine hohe Halsbinde mit noch höherem Kragen; doch wenn ich auch ſauber genug ausſah, ſo erſchrak ich doch bei meinem Vorhaben über das blaſſe eingefallene Geſicht, ſowie die ſchmächtige Geſtalt, die mir aus dem Spiegel entgegenblickte. Es waren noch mehrere andere da, welche in die Brigade aufgenommen werden wollten und nach und nach vor dem Oberſten erſcheinen mußten. Endlich kam auch an mich die Reihe und mit hochklopfendem Herzen trat ich in das Zimmer, wo ſich ein paar Stabsoffiziere mit großen ſilbernen Epauletten, ſowie einige Batteriechefs und Adjutanten befanden.

Der Oberſt ſaß auf einer Tiſchecke und rauchte gewaltig. Er trug die ſogenannte Interimsuniform, auf dem Kopfe einen gewaltigen Hut mit weißen Federn; neben ſich hatte er eine große Maſſe Papier liegen, die er mit dem linken Beine feſthielt; er war bei guter Laune als ich hereintrat,

und wenn er lachte, ſo ſchüttelte ſich ſein ſchwerer Körper ſichtlich und ſein röthliches Geſicht wurde purpurfarbig. Als er mich betrachtete, ſagte er: „Wenn det ſo fort geht, meine Herren, ſo kann ich bald meine ganze Brigade aus lauter ſo Windbeuteln kompletiren.“ Dann ſagte er zu mir, nachdem er mich eine Zeit lang mit dem Kopfe nickend ſtumm angeſchaut hatte: „Ihre Papiere ſind allerdings in beſter Ordnung. Sie ſchreiben eine anſtändige Handſchrift, nur kann ich nicht leugnen, daß Sie zur Artillerie verdammt ſchwach ſind, auch haben Sie noch nicht das erforderliche Alter: ſechzehn Jahre!“ Ich entgegnete ihm freimüthig: „Herr Oberſt, das ſind zwei Fehler, welche ſich mit jedem Tage beſſern; ich habe Luſt und guten Willen und die werden, hoff' ich, meinen Mangel an Körperkraft in der erſten Zeit erſetzen.“ Er lachte und erwiederte: „Ja, aber ich fürchte nur, wenn ich Sie nicht mit Stricken an das Geſchütz feſtbinden laſſe, wird Sie der Wind umpuſten.“ Dann nahm er nochmals meine Papiere vor und blätterte darin, während ich ihn bat, gefälligſt einmal den Verſuch zu machen. „Nun,“ ſagte er endlich, „wir wollen es denn zuſammen probiren. Merken Sie ſich aber vor Allem drei Dinge, welche ich in meiner Brigade will gehandhabt wiſſen; det is erſtens Ordnung, zweetens Ordnung und drittens Ordnung; nur dieß kann den Dienſt aufrecht erhalten und begreift alles andere in ſich. Gehen Sie mit Gott zum Hauptmann Freyend und

ſagen Sie ihm, ſein Oberſt mache ihm ſein Kompliment und ſchicke ihm eine Kleinigkeit. Adje, Herr Artilleriſt!" Berauſcht von meinem Glücke machte ich eine Verbeugung und wandte mich nach der Thüre, aber der Oberſt rief mir nach: „Wenn ich ſpäter die Ehre habe, Sie wieder zu ſehen, möchte ich gerne die hohe Halsbinde und den Vatermörder vermiſſen."

Damit war ich der ſiebenpfündigen Fußbatterie zugetheilt, deren Quartier in der großen Kaſerne ich von meinen früheren Beſuchen her genau kannte und wohin ich mich direkt, nachdem ich angenommen, begab. Dort trat ich beim Feldwebel ein und lernte hier den Herrn Premierlieutenant Lachmann, den erſten Offizier der Batterie kennen, der wie alle erſten Offiziere der Batterie damals in gewöhnlichen Fällen den ganzen Dienſt leitete und nur beim Geſammtexerzieren ſein Kommando an den Kapitän abgab; faſt das gleiche Verhältniß, wie zwiſchen einem Kapitän zur See und ſeinem Lieutenant, wobei wir uns in dieſem ſpeziellen Falle ſehr wohl befanden, denn Premierlieutenant Lachmann war ein ruhiger, etwas trockener, unparteiiſcher Offizier von großem Pflichtgefühl und Dienſteifer, der aber nie in Pedanterie ausartete, und genügte ihm häufig der gute Wille für die That, beſonders wenn er bei uns jungen Leuten das ernſtliche Streben erkannte, vorwärts zu kommen. In ſeiner kurzen und präziſen Art zu reden nahm er mich gleich in's Verhör, hatte nach wenigen Fragen meine Verhältniſſe weg, und als ich beim

Appell dem Batteriechef, Hauptmann Freyend, vorgeſtellt wurde, that er das abſeits und ſagte in ſeiner offenen, etwas rückſichtsloſen Art: „Da haben ſie ſich wieder einmal beim Bezirkskommando mit allem Reſpekt zu ſagen übereilt, einen jungen Menſchen angenommen, allerdings von anſtändiger Familie, wie ich aus ſeinen Papieren erſehe, der auch vermögliche Verwandte in der Stadt hat, ſelbſt aber ganz mittellos iſt und noch nicht einmal ſechzehn Jahre alt, ſo daß er ſich die Kleidung ſelbſt anſchaffen, ſich auch ſelbſt verköſtigen müßte und obendrein keine Löhnung erhalten würde. Was thun? Entweder man ſchickt ihn zurück" — „O Herr Premierlieutenant," bat ich in kläglichem Tone — „oder der Herr Hauptmann müſſen befehlen, daß auch wir ein Auge zudrücken, und mich autoriſiren, ihm Beinkleider, Jacke und Uniform von der Kammer zu geben — altes Zeug iſt ja genügend da und aus der Menage könnte er auch miteſſen."

Nun traf es ſich gut, daß der Hauptmann Freyend nicht nur meinen Oheim, wenn auch ſehr oberflächlich, kannte, ſondern daß ich ihm auch glücklicherweiſe von anderer Seite beſtens empfohlen war, und dieß von einem alten würdigen Herrn, deſſen Frau mit dem Hauſe Karlhoff bekannt war, dem Herrn Oberſtlieutenant von Hymmen, einem in der preußiſchen Kriegsgeſchichte rühmlich bekannten Namen, der im Felde wohlverdiente Orden trug und dem in der Schlacht von Pirmaſens eine neidiſche Kartätſchenkugel den Weg zum

ferneren Avancement versperrte. Er war ein kleiner, sehr vornehm aussehender Herr, mit einem scharf markirten Gesichte, welchem die hochemporgezogenen Augenbraunen etwas sehr Gebietendes gaben. Er trug meistens einen grauen Ueberrock, graue Beinkleider mit breiten rothen Streifen, um den Hals den russischen St. Annenorden und in der Hand eine große goldene Tabaksdose, auf deren Deckel sein Familienwappen gravirt war. Auch seinem Andenken muß ich herzliche Worte der Dankbarkeit widmen, denn er nahm sich auf die liebenswürdigste Art des verlassenen jungen Menschen ebensowohl durch mündliche Empfehlung als guten Rath und auch durch die That an, indem ich sein Haus besuchen durfte und dort manche Tasse Kaffee, manch tüchtiges Butterbrod erhielt, ja auch hie und da zum Mittagessen eingeladen wurde.

Nachdem Hauptmann Freyend gnädigst bewilligt, was sein erster Offizier zu meinen Gunsten vorgeschlagen, wurde ich eingekleidet, ja, Premierlieutenant Lachmann, der mich unter seine besondere Protektion genommen, ließ mir Jacke und Uniform, was mir alles viel zu weit war, durch den Batterieschneider sogleich zurecht machen, so daß am andern Tage schon die unerhörteste Wandlung mit mir vorgegangen war. Ich hatte eine Kanonierjacke an, durfte einen Säbel umschnallen und zum ersten Mal als wirklicher Artillerist dem Appell beiwohnen. Auch wurde ich einer Korporalschaft in einer Stube zugewiesen, auf welcher sich noch mehrere Frei-

„Aber deine Geſchichte iſt noch nicht zu Ende?“ fragte der Diplomat. „Du haſt unſere Neugierde erregt, ohne ſie zu befriedigen.“

„Das iſt wahr,“ bemerkte der Graf. „Wenn du Geſchäfte haſt, will ich dich nicht abhalten, ſo leid es mir thut, deine Geſellſchaft heute Abend zu verlieren. Aber deine Geſchichte kann unmöglich ſchon beendigt ſein. Wir wollen erfahren, wie ihr von Alexandria weggekommen.“

„Nicht mehr als billig,“ entgegnete der Major, indem er aufſtand; „ich ſtehe morgen nach dem Diner zu Befehl.“

„Ich werde auch kommen,“ ſagte der Geſandtſchafts-Secretär. „Denn wenn man einen kranken Freund hat, ſo iſt es eine herrliche Gelegenheit, von irgend einer langweiligen Soirée wegzubleiben. — Und der Major wird ebenfalls erſcheinen?“

„Natürlich,“ erwiderte dieſer, indem er ſich in ſeinen Fauteuil zurücklehnte, während die anderen Beiden ihre Hüte nahmen. „Wenn es dir übrigens recht iſt,“ wandte er ſich an den Hausherrn, „ſo beendige ich erſt meine Cigarre vor deinem angenehm wärmenden Kamine. Meine Frau erwartet mich nicht ſo früh —“ dabei warf er einen forſchenden Blick auf den Grafen, der ihm mit einer freundlichen, ja, herzlichen Miene dankte und darauf die Klingel zog, worauf ein Diener erſchien, der den beiden anderen Herren die Thüre zum Vorzimmer öffnete, wo ſie ihre Paletots fanden.

„Alſo bis morgen!“ rief der Baron. „So gegen ſieben Uhr werde ich erſcheinen. — Gute Nacht!“

„Adieu, Baron!“ ſagten die beiden Herren, die zurück blieben.

Und damit wurde die Thüre des Vorzimmers wieder zugemacht.

willige befanden, erhielt dort ein Bett mit einem Strohſack, Strohkiſſen, ſowie einer wollenen Decke; am Fußende ſtand auf einem Täfelchen mit großen Buchſtaben zu leſen: „Hackländer, Kanonier“ und das machte mich überglücklich.

Ob mein eigener Leichtſinn oder der meines Vormundes größer war, gänzlich mittellos (ich hatte nicht fünf Groſchen in der Taſche, als ich beim Militär eintrat) eine neue Laufbahn zu beginnen oder mich beginnen zu laſſen, bleibe hier unerörtert, aber erwähnen will ich, daß mich nur mein unverwüſtlicher Humor, meine ſtets gute Laune, meine Genügſamkeit und ein glückliches Temperament, das mich keine Noth ſchwer empfinden ließ, ſo zu ſagen über dem Waſſer erhielt. Dazu war ich lernbegierig, fleißig in den Unterrichtsſtunden und in meiner Kleidung möglichſt ordentlich, lauter gute Eigenſchaften, die mich ſowohl bei meinen Vorgeſetzten als auch bei meinen Kameraden beliebt machten. Letztere theilten im wahren Sinne des Wortes ihr Brod redlich mit mir, denn auch davon erhielt ich, als noch nicht ſechzehn Jahre alt, keine Rationen zugetheilt. Wenn ich nicht irre, waren damals außer mir noch zehn Freiwillige bei der Batterie, die meiſten wie ich in der Hoffnung eingetreten, es bis zum Offizier zu bringen und doch konnte man uns Allen mit mathematiſcher Gewißheit vorausſagen, daß es keiner von uns bis zu den Epauletten bringen würde. Wohl gab es eine Brigadeſchule zur Vorbereitung auf die große Kriegsſchule in

Berlin, die ſich beim Regimentsſtabe in Münſter befand, wohin man kommandirt werden konnte, doch gehörten dazu tüchtige Vorkenntniſſe, wie ſie keiner von uns beſaß. Auch iſt von allen Freiwilligen der Batterie Niemand dorthin gelangt. Die meiſten wurden und blieben Unteroffiziere, ein paar wurden Feldwebel oder Wachtmeiſter, bis ſie nach neunjähriger Dienſtzeit eine niedere oder höhere Civilverſorgung erhielten.

Manche habe ich ſo in ſpäteren Jahren wieder geſehen, auf einem Zollbureau oder als Poſtkondukteure; doch iſt die Mehrzahl dieſer ehemaligen Stubengenoſſen meinem Geſichtskreiſe entſchwunden. Ueberhaupt ſchloß ich nur mit einem einzigen innige Freundſchaft, die auch bis heute fortgedauert hat, und war dieß ein origineller, liebenswürdiger Kamerad: Alexander Rieve aus Köln, der Sohn eines hohen Gerichtsbeamten, ein außerordentlich hübſcher junger Menſch voll Talent und Fähigkeit, der auch etwas gelernt hatte, und dem es trotzdem nicht beſſer als allen übrigen ergieng; im Dienſte aufmerkſam, Alles augenblicklich erfaſſend und auf's Beſte ausführend; dabei nach damaligem Ausdrucke propre bis zum Aeußerſten, war er dagegen zu allen möglichen Streichen aufgelegt, ſobald er die Kaſerne im Rücken hatte. Dann gab es nicht leicht ein verbotenes Kleidungsſtück, das er nicht ſo öffentlich als möglich zur Schau trug. Eine weiße Weſte unter der offenſtehenden Uniform, ſtreng verpönte hohe Kragen,

einen feinen Säbel, und als er ſpäter Bombardier geworden war, die Quaſte deſſelben ſowie die kleinen Litzen auf den Achſelklappen von weißer und ſchwarzer Seide, damit erſtere dem Fähnrichsportepée ähnlich ſehe. An Geld, das er auch für uns, ſeine Kameraden, bereitwillig ausgab, fehlte es ihm ſelten; er wußte uns auch bei Nacht ſtets zur Kaſerne hinaus- und wieder hereinzubringen, hatte aber bei dieſem Treiben das Unglück, häufig an ſeinem auffallend hellblonden, dichten krauſen Haar erkannt und angezeigt zu werden und hieß es meiſtens: ſo ein Weißkopf iſt auch mit dabei geweſen. Als letzterer habe ich ſeiner in meinem „Soldatenleben im Frieden" in dem Kapitel „Marſch- und Einquartierungsleiden" unter dem von ihm angenommenen Namen Graf Weiler gerne und freundlichſt gedacht. Später ließ er ſich zu einer anderen Batterie verſetzen, kam mir dann aus den Augen, und als ich ihn dann nach langen Jahren wiederſah, hatte er ein ziemlich bewegtes Leben hinter ſich, war Zollbeamter geweſen, dann Kaufmann geworden, was er heute noch iſt, und verkauft jetzt ganz vortreffliche Cigarren für ein Hamburger Haus.

Wir hatten zwei Feuerwerker bei der Batterie, jeder bemerkenswerth in ſeiner Art. Der eine, Wortmann, hatte Schulen beſucht, viel gelernt, war beleſen, geiſtreich und ein ausgezeichneter Erzähler, wobei er namentlich mit wenig Worten Charaktere zu ſchildern wußte, und von dem ich in dieſer

Richtung viel gelernt habe. Er ſpielte ſehr gut Guitarre, malte nicht ohne Talent Miniaturporträts auf Elfenbein, war aber bei dieſen Fähigkeiten nur ungern Soldat und diente nur ſo lange, bis er beim Zollweſen eine Anſtellung erhielt. Später wurde er Kaufmann, lebte in Lennep und habe ich noch häufig mit ihm korreſpondirt.

Der andere Feuerwerker, mein Exerziermeiſter Linke, war Soldat und nur Soldat vom Tſchakoknopf bis zum Sporenrad. Er würde ſich kein Dienſtvergehen haben zu Schulden kommen laſſen und hätte es ſein Leben gekoſtet, hatte aber doch eine ideale Seite, indem er einer der eifrigſten eines Geſangsquartetts war, an dem Wortmann, ich und ein Unteroffizier Ellendorf, deſſen ich ſpäter gedenken werde, Theil nahmen. Höchſt amüſant für uns jüngere Leute war häufig die Ausſprache des alten, biederen Feuerwerkers, der zum Beiſpiel in dem bekannten Liede von Reiſſiger unerſchütterlich ſtatt

„Der Roſſe Gewieher, der Hunde Gebell"

ſang:

„Der Roſe Gewieher, der Hunde Gebell".

Seine Frau war als erſte Marketenterin der Batterie eine wichtige Perſon, in deren Schuldbuche ich ſtark vertreten war. Das eben erwähnte Geſangsquartett gewährte uns manche Unterhaltung, beſonders wenn wir in lauen Sommernächten verſchiedenen Schönen Ständchen brachten, und wenn mich auch die Gretchen, Luiſchen und Amalien nicht im min-

beſten intereſſirten, ſo nahm ich doch gerne an einer Maibowle Theil, die dankbarſt den Sängern zuweilen geſpendet wurde.

In dem oben angeführten Buche, „Soldatenleben im Frieden“, das wohl vielen der Leſer auch dieſer Blätter bekannt iſt, habe ich in Wahrheit und Dichtung jenes Stückchen meines militäriſchen Lebens geſchildert und da ich nicht im Stande wäre, das anders und beſſer zu erzählen, ohne mich zu wiederholen, ſo will ich mich damit begnügen, hier nur Weniges von dem Wahren anzuführen, was dort durch Dichtung verdeckt worden iſt.

Premierlieutenant Lachmann hielt ſeine ſtarke Hand über mir, auch als Hauptmann Freyend durch tolle Jugendſtreiche, die wir nun einmal nicht laſſen konnten, mich und einige andere der Freiwilligen „ſtark auf dem Striche hatte“, wie man damals zu ſagen pflegte. Lachmann hatte mich dem beſten Exerziermeiſter, dem Feuerwerker Linke zugetheilt, gab mir Reitunterricht, lieh mir Bücher und verſchaffte mir unentgeltlich Unterricht in Mathematik und Sprachen bei einer in der Kaſerne lebenden, für uns ſehr geheimnißvollen Perſönlichkeit, dem Artillerieoffizier Sch., der ſich, wie es hieß, eines groben Disciplinarvergehens ſchuldig gemacht hatte und ſchon ſeit vielen Monaten in Unterſuchungshaft befand. Es war dieß der erſte regelmäßige, pünktliche und praktiſche Unterricht, den ich erhalten habe und dem ich mit dem größten Fleiße folgte, dem ich anwohnte, nicht um meine Zeit zu vertrödeln, ſondern

um wirklich etwas Tüchtiges zu lernen. Auch ſorgte Premierlieutenant Lachmann dafür, daß ich, kaum ſechzehn Jahre alt, zum Bombardierexamen zugelaſſen wurde und, da ich darin vortrefflich beſtand, zur Verwunderung Aller ſchon ein halbes Jahr nach meinem Dienſteintritt zu dieſer erſten Würde avancirte; dadurch hatte ich ein beſſeres Einkommen, war ein Vorgeſetzter geworden, allerdings in kleinſter Art, betrachtete aber meine neuen goldenen Treſſen an den Aermelaufſchlägen mit dem gleichen Stolze wie der General ſeine dicken Quaſtenepauletten. Doch war Lachmann dabei von einer mich ſchmerzenden Offenheit, indem er mir gerade herausſagte, daß ich ohne gründliche Vorbildung ſowie ohne Hoffnung auf eine Zulage niemals daran denken ſolle, Offizier zu werden. „Sie haben nur zwei Wege," meinte er, „entweder Sie dienen Ihre drei Jahre ab, um dann zu Ihrem Handelsſtande zurückzukehren, oder machen das Unteroffizier- und Feuerwerkerexamen und laſſen ſich dann zur Brigadeſchule kommandiren, wo Sie es in ein paar Jahren zum Oberfeuerwerker bringen können, um dann aber, falls nicht ein geſunder Krieg kommt, mit dem Kopfe an der Wand ſtehen zu bleiben — ich würde Ihnen rathen, die bürgerliche Carrière wieder zu ergreifen."

Damals predigte er aber mit ſeinen weiſen Lehren den taubſten Ohren. Schwärmte ich doch noch mit allem Jugendmuthe für das Soldatenleben, ja ich vermochte es, ihm intereſſante, höchſt poetiſche Seiten abzugewinnen — und das

war allerdings bei der Waffe, bei welcher ich eingetreten, bei der Artillerie, eine Möglichkeit. Schon das geheimnißvolle Geſchütz an ſich mit ſeinem Exerzitium und ſeiner komplizirten Ladung, beſonders bei den Mörſern und Haubitzen, die Ruhe, mit der es ſeinen metallenen Mund aufthat, um Kugeln und Kartätſchen gegen den Feind zu ſpeien, dann wieder im Gegenſatz dazu die Beweglichkeit ſeiner Glieder, wenn es mit ſechs Pferden beſpannt, gefolgt von ſeinen acht Reitern, über Berg und Thal, durch Dick und Dünn dahin raſſelte. Selbſt die Arbeiten im Laboratorium, das Anfertigen von Kartätſchen, Granaten, Shrapnels, war eine höchſt amüſante Arbeit; was lernte man nicht Alles dabei: vom Anfertigen der Schlagröhre bis zum Herſtellen der Fallſchirmraketen größten Kalibers. Bei allen dieſen Dingen war ich höchſt anſtellig und gewandt, ſo daß mich ſogar der Kapitän häufig belobte, der mir ſonſt ſtrengſtens auf die Finger ſah und dem es nach und nach ein Vergnügen machte, mich wegen Kleinigkeiten hart zu beſtrafen.

Arreſt, welches Wort von fürchterlichem Klang! Es ſpricht ſich ſo raſch gegen den armen Untergebenen aus, es wird ſo leicht über ihn verhängt, und doch ſind es ſtets mindeſtens vierundzwanzig Stunden, die wie durch einen ſchwarzen Strich aus unſerem Leben vertilgt ſind, die wir, oft hungernd und frierend, auf der harten Pritſche zugebracht haben; für kleine Vergehen eine harte Strafe, um ſo härter, da wir

meiſtens überzeugt ſind, ſie nicht verdient zu haben. Ich hatte mich in dieſer Richtung außerordentlich in Acht zu nehmen, ein Stäubchen auf meinem Rocke, eine matte Stelle, es brauchte nicht einmal ein Roſtfleck zu ſein, am Säbel, an den Sporen oder dergleichen, eine Miene, als wenn ich innerlich räſonnirt hätte, ein Vergehen beim Exerzieren, und ich konnte ſicher ſein eingeſteckt zu werden, was mir auch bei meiner Dienſtzeit in verſchiedenen Portionen über zwölf Mal geſchah.

Eine helle Lichtſeite dagegen war das Anfertigen von Faſchinen und Schanzkörben im friſchen grünen Wald; es geſchah dieß in Düſſeldorf am Fuße des Grafenberges und war für uns Alle, beſonders wenn Premierlieutenant Lachmann die Expedition leitete, ein fröhliches Feſt. Vor Tagesanbruch wurde ausgezogen, die Marketenterin mit ihrem kleinen Karren an der Spitze; dann erhielten wir das Revier zugetheilt, wo wir mit den Faſchinenmeſſern Zweige abhieben, die dann auf den Platz zuſammengeſchleppt wurden, und wo man auf Holzblöcken die langen Faſchinen zuſammenſchnürte. Dazwiſchen gab es herrliche Ruhepunkte, beſonders über die Mittagszeit, wo zuweilen ein Faß Bier erſchien und man ſich in den Schatten ſtreckte, luſtige Soldatenlieder ſang und wo das Ganze in ein heiteres Waldfeſt ausartete. Auch der Batteriebau, der meiſtens in der nächſten Nacht darauf folgte, hatte etwas Anregendes, Poetiſches für mich. Es wird an-

genommen, man arbeite angeſichts einer belagerten Feſtung in einer finſteren Nacht. Feuer und Licht, Sprechen, kurz jedes Geräuſch iſt ſtrengſtens verboten, um den Feind nicht aufmerkſam zu machen. Tiefgebückt, faſt auf dem Bauche kriechend, werden die Schießſcharten ausgeſteckt, dann fällt die Mannſchaft wie ein krabbelnder Ameiſenhaufen über das Terrain her, man hört Nichts, als ein dumpfes: „Hurtig, Leute, gräbt!“ und wie ſich der Graben vor der Batterie vertieft, hebt ſich die Bruſtwehr Zoll um Zoll in die Höhe. Heitere Stunden heute noch in der Erinnerung, wenn wir jungen Leute uns, endlich müde geworden, zur Marketenterin wegſtahlen oder in einem der großen Rollkörbe ausruhten. Dann kam der feierliche Augenblick, wo vor Tagesgrauen die Bettungen gelegt, das Belagerungsgeſchütz eingeführt und der überraſchte Feind, der allerdings nicht da war, durch einen Manöverſchuß aufgeſchreckt wurde.

Die glücklichſte Zeit indeſſen waren für uns die Schießübungen auf der Spellner Heide bei Weſel, wo wir bei Bauern im Quartier lagen, oft gut, oft herzlich ſchlecht verpflegt waren, wo aber meiſtens das einförmige Kaſernenleben aufgehört hatte und das Soldatenhandwerk ſchon mehr einen großartigen, ja kriegeriſchen Anſtrich bekam. Wurde doch hier mit wirklichen Kugeln auf wirkliche Schanzen und Scheiben geſchoſſen, die ganze Bataillone vorſtellten. Gab es doch nächtliche Feſtlichkeiten, wo Granaten und Bomben einen feurigen

Bogen in der Luft beſchrieben und mit glühenden Kugeln geſchoſſen wurde. Unvergeßliche Zeiten, wo wir mit ſo wenig zufrieden, ja glücklich waren, wo ein Glas Branntwein, ein Brod und ein Stückchen Wurſt für den ganzen Tag genügte, wo in den Quartieren kleine Verhältniſſe angeſponnen wurden, die aber bei uns Freiwilligen damals kaum weiter gediehen, als zu ſonntäglichen Spaziergängen durch den Wald, während man Blumen pflückte und Beeren ſuchte, um dann unter Austauſch des Vornamens von einander zu ſcheiden.

Beim Schluſſe des erſten derartigen Manövers, das ich mitmachte, wurde uns, bevor die Batterie abmarſchirte, mitgetheilt, daß wir nach Köln verſetzt ſeien und direkt dorthin abmarſchiren würden. Einigen meiner Kameraden war dieſe Veränderung erwünſcht, Anderen gleichgiltig, mir aber recht unangenehm, denn wenn ich auch in Düſſeldorf von Tante Karlhoff (mein Oheim war unterdeſſen geſtorben) keine irgend nennenswerthe Vortheile hatte, ſo hatte ich doch wenigſtens ein Haus, wo ich meine Abende zubringen konnte. Wirthshäuſer würde ich nicht beſucht haben, wenn mir auch das Geld nicht gefehlt hätte, denn gegen Bier und Wein hatte ich ſtets einen gewiſſen Abſcheu und trank nur an Manövertagen etwas anderes als Waſſer. Tante Karlhoff hatte vier Töchter, die alle älter waren als ich und von denen die beiden jüngſten als Schönheiten galten, was ich aber nicht einzuſehen vermochte und was wenigſtens gänzlich wirkungslos auf mich

Drittes Kapitel.

Worin wir Näheres über ein Duell erfahren, auch, daß der Kriegsminister ein Ziehen in der linken Seite fühlt und die Gräfin ein Geheimniß verbirgt.

Der Major saß in seinem Fauteuil, und der Graf spazierte einige Augenblicke in dem Salon auf und ab. Als er wieder an den Kamin trat, hob der Erstere den Kopf empor und sagte: „Es ist dir recht, daß ich dageblieben bin?"

„Vollkommen, lieber Freund!" antwortete der Hausherr mit einem einigermaßen trüben Lächeln. „Wir verstehen einander. Ich bin in der That froh, daß du dageblieben; obgleich ich vor den Anderen eigentlich keine Geheimnisse habe, so kann ich mich doch nur dir gegenüber recht frei und offen aussprechen."

„Dir fehlt etwas!" bemerkte der Major in einem Tone, der deutlich aussprach, er irre sich nicht.

„Ja," antwortete der Graf.

„Du bist nicht glücklich?"

„Das will ich eigentlich nicht behaupten. Nur fürchte ich, unglücklich zu werden."

„Ah, mein lieber Freund, du hast nur Befürchtungen? Die zu haben, ist eine schlimme Krankheit. Laß dich einmal von ihr

blieb. Eine ſpielte Guitarre, und da ich zum Notenſchreiben wie zu vielen anderen dergleichen Dingen Geſchick hatte, ſo kopirte ich Abends Lieder für ſie, wofür ich nach dem ſehr einfachen Nachteſſen noch eine gewiſſe Anzahl getrockneter Pflaumen erhielt, die ich mir am andern Morgen in der Kaſerne gut ſchmecken ließ. Auch that es mir leid, den guten Herrn Oberſtlieutenant von Hymmen verlaſſen zu müſſen, der gegenüber manchen Quälereien des Kapitäns immerhin eine Art Schutz für mich war. Hauptmann Freyend, der überhaupt ein launiger Herr war, hatte ſtets etwas an mir auszuſetzen, und wenn ich vielleicht auf einen brüsken und gänzlich unmotivirten Vorwurf vor Zorn erröthete, was ich nicht läugnen will, ſo konnte er zu mir, der ich wirklich nichts als den allerdünnſten Kaffee getrunken hatte, ſagen: „Herrrr! Sie ſcheinen wieder einmal ſtark gefrühſtückt zu haben," und dann bedurfte es nur eines entſchuldigenden Wortes oder eines Zuckens der Mundwinkel oder ſonſt einer Bewegung von meiner Seite, um mir einen Arreſt zuzuziehen: „Man ſetze dieſen widerſpenſtigen Bombardier augenblicklich auf Waſſer und Brod — Herrrr! Sie ſoll ſogleich das Donnerwetter regieren!"

Am letzten Tage der oben erwähnten Schießübungen hatte ich den Fuß verrenkt, konnte weder gehen noch reiten und fuhr mit andern Kranken auf einem Leiterwagen, ſo meinen Einzug in die heilige Stadt Köln haltend. Dort

wurden wir wegen nöthiger Baulichkeiten in der Dominikanerkaserne für einige Zeit einquartiert, ich mit andern auf dem sogenannten Thurnmarkt, einer der engſten Gaſſen am Rhein, einestheils von uralten Häuſern begrenzt, anderntheils von den großen Gaſthöfen erſten Ranges, deren Front dem Fluſſe zugekehrt war. Wir wohnten bei einem armen Schneider in einem dürftigen Stübchen, und als wir Nachts — es war an einem heißen Spätſommertage — zu Bette gehen wollten, fanden wir ſolche Schaaren anderer, hüpfender Einquartierung, daß wir deren älteres Recht reſpektirten und uns draußen auf den ſteinernen Haustreppen niederließen. Die Küchen der Gaſthöfe drüben ſtrömten ſüße Gerüche aus, die wir, hungrig wie wir waren, einathmeten und dabei mit Intereſſe das bewegte Leben am Eingange beobachteten. Omnibuſſe, hoch mit Gepäck beladen, vierſpännige elegante Reiſewagen, damals meiſtens Engländer mit Dienerſchaft vorn und hinten; dazu das Tönen der großen Glocke, das Herausſtürzen der Kellner, der tiefe Bückling des Wirths, dann feierliche Prozeſſion mit hocherhobenen Lichtern die Treppen hinan — ah — ah — wer dort einmal ſo einkehren könnte! Das ſchien mir damals ein ſehr thörichter Wunſch, der aber ſpäter doch in Erfüllung gegangen iſt.

Dann ſiedelten wir in die Dominikanerkaserne über, ein ehemaliges Kloſter mit hellen, freundlichen Räumen, und auch ich fühlte mich in Köln bald heimiſch. Mich intereſſirte die

alte ehrwürdige Stadt, mit ihren vielen Kirchen, mit der herrlichen Dommaſſe, welcher ich manche Stunde bei Tag im Innern, bei Nacht, beſonders wenn der Mond ſchien, ſie außen umkreiſend, gewidmet habe. Viele Bilder, viele Anſchauungen habe ich dabei geſammelt, die ich ſpäter in meinen Büchern verwerthete; auch dem alten Rathhauſe an ſeinem ſtillpoetiſchen Platze, auf den der mit den Löwen kämpfende Bürgermeiſter von Köln niederſieht, verdanke ich Aehnliches, und wer eine meiner erſten Geſchichten „Vier Könige" geleſen, wird darin Bekanntes von Köln wiederfinden.

Zu jener Zeit aber war meine Liebe zur Schriftſtellerei völlig verſchwunden und ich mußte über mich ſelbſt lächeln, wenn ich an meine Verſuche in Elberfeld dachte. Auch nicht im entfernteſten kam es mir in den Sinn, ſelbſt etwas zu ſchreiben oder von Büchern etwas Anderes in die Hand zu nehmen als den Artillerieleitfaden, Werke über Kriegskunſt, oder Mathematiſches, wovon mir jener Lieutenant Sch. in Düſſeldorf, der eines Tages ebenſo geheimnißvoll wie er dort gelebt, verſchwunden war, Einiges geſchenkt hatte.

Da ſaß ich einmal, müde vom Exerzieren, auf unſerer Stube, verzehrte ein Stück Brod mit Butter und ſtimmte in die Neckereien ein, die einem jungen Unteroffizier von uns galten, der ſich in der Bibliothek abonnirt und der, ſowie er eine Freiſtunde hatte, über jenen Büchern ſaß. „Lacht immerhin," ſagte er achſelzuckend, „und begnügt euch mit eurer

eigenen, ſchlechten Geſellſchaft, wogegen ſich mir die ganze Welt aufthut, wenn ich den Deckel eines ſolchen Werkes öffne. Ich leſe nicht nur, um mir die Zeit zu vertreiben, wie ihr wohl glaubt, ſondern lebe mit dem, was hier erzählt wird, und bin dann nicht mehr in eurer engen, dumpfigen Stube, ſondern draußen in der ſchönen weiten Welt."

So ungefähr, wenn auch mit andern Worten, ſuchte er uns zu belehren, worüber wir alle herzlich lachten; doch bat ich ihn ſchließlich, als er einen kleinen Dienſt verſehen mußte, mir einen Einblick in ſein Zauberbuch zu geſtatten. Es war „der Jude" von Spindler, und ich las den Titel und das erſte halbe Kapitel ſtehend, dann ließ ich mich am Tiſche nieder, und als ſich die andern Kameraden lachend und plaudernd gleichfalls dorthin ſetzten, zog ich mich in eine Ecke zwiſchen Bett und Fenſter zurück und las und las — nein, ich las nicht, ich verſchlang: der Zauber, von dem der Andere geſprochen, hatte auch mich ergriffen, die weite Welt hatte ſich mir aufgethan, ich darbte mit dem leichtſinnigen Junker von Hülshofen im „Rebſtock", ich wandelte durch die Straßen der alten Reichsſtadt, ich lebte mitten in dem düſteren Geheimniſſe der Judengaſſe.

Ja, ich war traurig, als ich nach einer Stunde das Buch wieder abgeben mußte, ſtatt es nacheinander zu Ende zu leſen, und freute mich kindiſch, dieß am andern Tage, wo ich auf die Wache kam, thun zu können. Wir hatten dieſen

Wachdienſt theils auf den Mauern und Wällen der Feſtung Köln, Wallreviſion, wie das hieß, oder auf den Außenwerken, den Forts, welche die Stadt in einem weiten Kreiſe umgaben. Auf einem derſelben hatte ich andern Tags die Wache, und werde ich den herrlichen Nachmittag nie vergeſſen, als ich mich, nachdem abgelöſt worden und die neuen Poſten aufgezogen waren, mit meinem Buche unter den ſchattigen Bäumen des Glacis ausſtreckte und las.

Es war ein wundervoller Herbſttag, die Birkenſtämme leuchteten wie Silber zwiſchen dem ſchon gefärbten Laube, und wenn ich träumeriſch meine Blicke über die Ebene vor mir ſchweifen ließ, ſo verſanken ſie unwillkürlich in den grüngoldenen Strom, der drüben langſam vorüberzog, und dabei fühlte ich mich glücklich, gleich darauf wieder weiterleſen zu können. Und nicht vorübergehend war dieſe Leidenſchaft, denn von da an verſchlang ich von Büchern, was mir nur in die Hände kam, Alles durcheinander, Novellen, Romane, auch Geſchichtliches, und beſonders hatten Biographieen für mich einen großen Reiz. Doch hatte ich merkwürdigerweiſe ganz vergeſſen, daß ich ſelbſt einſt ſchriftſtelleriſche Verſuche gemacht, dachte wenigſtens nicht daran, dieſelben zu erneuern.

Die Wallreviſionen, von denen ich oben ſprach und wozu nur Bombardiere verwendet wurden, waren die leichteſte Art von Wachdienſt und hatten bei gutem Wetter für uns etwas ſehr Anziehendes; man war ſein eigener Herr und luſtwandelte

mit einem großen Schlüſſelbunde zum Aufſperren der verſchiedenen Eingangsthüren, Kaſematten, Lunetten und Baſtionen, drang dort in finſtere, unheimliche Gewölbe ein, wo entflohene Kettengefangene verborgen ſein konnten, wie das ſchon vorgekommen war, prüfte anderswo die Feſtigkeit der Schlöſſer und hatte vor Allem darauf zu achten, daß die ſchweren Feſtungsgeſchütze nicht nur vorhanden waren, ſondern auch ſauber auf ihren Unterlagen ruhten, und daß die Kugel- und Bombenhaufen unverſehrt waren. Meiſtens aber, wie ich ehrlich geſtehen will, wurde dieſe Reviſion von uns ſehr oberflächlich beſorgt, wir begnügten uns mit einem flüchtigen Spaziergang und vertrauten einfach der Meldung des Abziehenden, daß Alles unverändert ſei. Dabei kam es einmal vor, daß ein langer Vierundzwanzigpfünder von einer morſch gewordenen Unterlage herabgeglitten war und wochenlang von uns als im Graſe liegend gemeldet wurde. So hatte auch ich ihn ungeſehen übernommen und trat nach Beendigung meiner Wallreviſion zur Abmeldung in das Bureau des Artillerieoffiziers vom Platze, Major Patzig, welchem Namen er auch alle Ehre machte. Namentlich ſah er uns Artilleriſten furchtbar auf die Finger, und wo er uns auf einem fahlen Pferde, wie er es nannte, ertappen konnte, ſo ſaßen wir ohne Gnade und ſelten unter drei Tagen feſt. Dabei hatte er einen durchdringenden ſcharfen Blick und war im Stande uns ſo einzuſchüchtern, daß ſonſt ganz tüchtige Leute ihren

Rapport herſtotterten, was er durchaus nicht leiden konnte. Letzteres war nun bei mir nicht der Fall und ich meldete mit der ſicherſten Stimme, daß der Wallrevidirende vom Eigelſteinerthor Alles unverändert gefunden.

„So, und Sie haben dort nirgendwo Leute bei der Arbeit bemerkt?“

„Nein, Herr Oberſtwachtmeiſter —“

„Vortrefflich, wie iſt denn der lange Vierundzwanzigpfünder wieder auf ſeine Unterlage gekommen?“

Da ſaß ich gut feſt und wie ich den Major Patzig, der für Humor nicht unempfänglich war, kannte, wußte ich wohl, daß mich nur eine unerhörte Frechheit retten konnte, weßhalb ich ganz gemüthlich weiter meldete: „Den langen Vierundzwanzigpfünder — er mochte gegen zwanzig Zentner wiegen — habe ich ſelbſt auf die Stellage gehoben.“ Einen Augenblick zuckte es verdächtig in ſeinem braunen Geſichte, die Augen blitzten und die Spitzen ſeines langen Schnurrbarts hoben ſich drohend in die Höhe, dann aber fieng er an zu lachen und indem er ſich auf dem Abſatz herumwandte, rief er mit einer Handbewegung gegen mich aus: „Machen Sie, daß Sie ſo raſch als möglich hinauskommen, denn bei einer zweiten derartigen Lüge muß ja das Haus über uns zuſammenſtürzen — fort, fort!“ Ob ich lief, was ich laufen konnte!

Dann kam der Winter und ich erlebte hier in Köln

zum erſten Male, was Faſching ſei. Allerdings beſaß ich keine Mittel, mich irgendwie anders an den Luſtbarkeiten deſſelben zu betheiligen, als daß ich mit Hunderten und Tauſenden durch die Straßen zog, die Vermummten anſchaute und mich an den Maskenſcherzen und Aufzügen ergötzte, und doch hätte ich ſo gerne einen jener lichterfüllten Säle beſucht, um mir das glänzende Maskengewühl in der Nähe anzuſchauen, und dazu kam ich eines Abends auf ganz unverhoffte Art. Es wurde noch ſpät von der Kommandantur ein Unteroffizier mit zwölf Mann zur Ergänzung der Feuerwache auf dem Gürzenich verlangt, und da außer mir Niemand zu Hauſe war, ich hatte mich wieder einmal in einen Spindler'ſchen Roman verbiſſen, ſo erhielt ich den Auftrag, die Mannſchaft dorthin zu führen. Es war das kein kleines Vergnügen, denn wenn ich auch in meiner Uniform keinen Zutritt in den koloſſalen Saal ſelbſt hatte, ſo konnte ich mich doch durch die Nebenſäle ſchleichen, um meine aufgeſtellten Poſten zu revidiren und mir dabei das Maskengewühl aus nächſter Nähe anſchauen, obendrein forderte mich ein Harlekin auf, eine Flaſche Wein mit ihm zu trinken, was wir gemüthlich in einer Ecke thaten, und hätte mir das faſt einen Arreſt zuwege gebracht, denn man hatte mich geſehen, wie ich in der Uniform mit einer Maske fraterniſirte.

Ueberhaupt gieng es bei ſolchen Kommandos, ja bei jeder Art von Wache, die wir zu thun hatten, ſtets haarſcharf

an Numero Sicher vorüber und wahrlich nicht ohne unſer Verſchulden; doch will ich darüber hier Nichts weiter erzählen, ſondern nur die Verſicherung geben, daß bei ähnlichen, oft in der That haarſträubenden Vorkommniſſen, wie ich ſie in den „Wachtſtubenabenteuern“ erzählt, viel mehr Wahrheit als Dichtung zu Grunde liegt.

Meine ſonſtigen Verhältniſſe anbelangend, muß ich hier nachholen, daß mein Oheim und Vormund, den ich während einiger Jahre nicht geſehen, und der, wie ich früher ſchon geſagt, penſionirt worden war, Jülich verlaſſen und nach Köln gezogen war, wo er auf dem alten Markt eine Eiſenhandlung etablirt hatte. Unterdeſſen Bombardier geworden, hatte ich als ſolcher meine Löhnung, war alſo ſelbſtſtändig und unabhängig von ihm, was wohl mit der Grund war, daß er mich, Vergangenes nicht weiter berührend, freundlich aufnahm und mich einlud mit ihm auszugehen und hie und da an dem Abendeſſen der Familie Theil zu nehmen, eine Einladung, die mir um ſo erwünſchter kam, da ich auch in Köln noch nicht erfahren, wie das Innere eines Wirthshauſes ausſah und da die vier Töchter meines Oheims Röhr den hübſchen Bombardier und Vetter wohl leiden konnten, und wir uns, wenn der geſtrenge Oheim abweſend war, gerne in jene Zeit der Jugend zurückverſetzten, wo wir ſo luſtig als möglich zuſammen geſpielt hatten. Mein Vormund, der lange Jahre Wittwer geweſen, hatte hier in Köln wieder

geheirathet, und da mich auch die junge Frau in ihren Schutz nahm, war ich faſt täglicher Gaſt im Hauſe.

Leider aber nicht lange, denn vom Bezirkskommando wurde verlangt, man ſolle tüchtige Bombardiere auffordern, das Unteroffizierexamen zu machen, und da auch mich Premierlieutenant Lachmann dazu vorſchlug, ſo konnte Hauptmann Freyend füglich nicht Nein ſagen. Ich machte das Examen glänzend mit, avancirte auch kurz darauf, wurde aber dann zu einer Feſtungsbatterie nach Jülich verſetzt. Wir lagen dort auf der Citadelle der damaligen kleinen ſtillen Feſtung und wer ſich für mein damaliges Leben intereſſirt, den bitte ich aus meiner Geſchichte „Feuerwerker Wortmann" Alles das auszuſcheiden, was ſich auf ein zärtliches Verhältniß des Helden jener Geſchichte bezieht und das Uebrige ſo ziemlich für Wahrheit anzunehmen. Angenehmerweiſe dauerte indeſſen mein Aufenthalt dorten nicht lange, da die ganze Batterie nach Köln verſetzt wurde, während Hauptmann Freyend ſowie auch mein Gönner Premierlieutenant Lachmann nach Weſel kamen.

Mein neuer Batteriechef war Hauptmann Heinz, ein eigenthümlicher Herr, der heutzutage wohl ſchwerlich dazu kommen würde, einen Zug, geſchweige denn eine Batterie zu kommandiren. Schon ziemlich bei Jahren, ſah er gerade ſo aus, als wenn er ſowohl auf dem Rücken als auf der Bruſt eine fatale Erhöhung gehabt hätte, und das Geſicht, welches tief

ergreifen, und du haſt bei den angenehmſten, beſten Verhältniſſen keine ruhige Stunde mehr. — Befürchtungen? — Ja, was kann der Menſch nicht alles befürchten! Du ſtehſt am Morgen geſund und munter auf, biſt aber unglücklich, weil du befürchteſt, im Laufe des Tages krank zu werden. Du beſteigſt ein junges, muthiges Pferd; aber deine Luſt an dem Thiere iſt plötzlich vorbei, denn du befürchteſt allerlei Unfälle, die dir begegnen können. Das ſind die gewöhnlichen und traurigen Arten von Befürchtungen der Menſchen, ohne daß man ſie Furcht nennen könnte; denn die muthigſten Männer haben dergleichen Zufälle. Woher kommen ſie? Von mehr oder minder angegriffenen Nerven, von einer ſchlafloſen Nacht oder dergleichen. — Nur keine Befürchtungen ohne haltbare Gründe dazu!"

„Ich habe dich ruhig ausreden laſſen," entgegnete der Graf, „ohne daß du mir den gleichen Dienſt vorhin erzeigteſt. Wenn ich ſagte, ich fürchte, unglücklich zu werden, ſo wollte ich hinzufügen: und ich habe hiefür meine Gründe."

„Ah, das iſt etwas Anderes! — Verzeihe mir, ich will dich ruhig anhören."

„Du ſiehſt, ich trage meinen Arm in der Schlinge," fuhr der Graf fort. „Ich hatte ein kleines Rencontre. Ich ſah mich veranlaßt, mit einem jungen Manne, den ich wenig kenne, ein Paar Kugeln zu wechſeln. Es war eine unbedeutende Geſchichte, und ich ſehe es wohl ein, daß ich vielleicht Unrecht hatte."

„Etwas zu befürchten," warf der Major ein.

„Ah, davon war keine Rede!" entgegnete der Graf und hob ſich ſtolz empor. „Wenigſtens nicht in deinem Sinne. Die Sache war einfach die: Ich erſchien mit meiner Frau in einer Soirée bei ***. Meine Frau betrat zuerſt den Salon, ich folgte ihr. Zwei Reihen junger Herren, wie das leider der Brauch iſt, ließen uns durch-

zwiſchen den Schultern ſteckte, trug ſtets den Ausdruck eines ganz außergewöhnlichen Erſtaunens. Er konnte mich ganz wohl leiden, war überhaupt ein wohlwollender Vorgeſetzter, der Fünfe gerade ſein ließ, wenn man ihm nur ſeine Ruhe gönnte, weßhalb wir aber ganz in die Hand ſeines hochadeligen erſten Offiziers gegeben waren, der bei der Garde gedient hatte und von dem wir zum erſten Male die unangenehmen Seiten preußiſchen Junkerthums kennen lernten. Glücklicherweiſe war die Stadt Köln groß genug, um außerhalb des Dienſtes ſelten mit einem Offizier der Batterie zuſammenzutreffen, und da ich pünktlich auf meinen Dienſt hielt, mich auch in der hohen Charge eines Unteroffiziers durch Eifer und „Propretät", ein Wort, das, wie geſagt, damals allzeitig gebraucht wurde, auszeichnete, ſo hatte ich ziemlich ruhige und ſtraffoſe Tage.

Mit uns lag noch eine zwölfpfündige Batterie in der Dominikanerkaſerne, die gleichfalls mit Freiwilligen geſegnet war, unter denen ich Freunde hatte, die mir auch heute noch lieb und werth ſind. So jener Unteroffizier Ellendorf, Guitarreſpieler und Sänger par excellence, der aber bald darauf den Dienſt verließ, dann lange Jahre für mich verſchwunden war und während dieſer Zeit eigenthümliche Schickſale erlebte. Er hatte ſich mit Eifer auf das Studium der Medizin geworfen, gieng dann nach Coſtarica, wo er mit Glück praktizirte, preußiſcher Konſul wurde, um ſpäter vermöglich und

mit Orden geſchmückt nach Deutſchland zurückzukehren, wo ich ihn häufig ſah und wir uns gern der damals verlebten Zeit erinnerten. Ein Anderer, Ladendorf, lebte ſpäter als geachteter Arzt in Berlin, und will ich hier noch eines Dritten aus unſerer eigenen Batterie erwähnen, Bombardier Compert, ein gutmüthiger Kamerad in jeder Beziehung, und bei uns angeſtaunt wegen ſeiner unbeſchreiblichen Bequemlichkeit. Auch ihn ſah ich ſpäter in Berlin wieder, wo er als Rentier und Hausbeſitzer lebte.

Bei meiner Rückkehr nach Köln wurde ich im Hauſe meines Vormundes wieder freundlichſt begrüßt, nahm aber Abends nicht mehr ſo häufig an der Familientafel Theil, weil unterdeſſen noch andere Verwandte nach Köln gekommen waren, bei denen es heiterer, ja gemüthlicher zugieng, als unter den Augen meines immer noch ſtrengen und leicht erregbaren Oheims. Ein gleichwie dieſer penſionirter Kreisſekretär Lachenwitz hatte bei der rheiniſchen Dampfſchifffahrtgeſellſchaft die Stelle eines Controleurs erhalten und ſeine Frau, eine geborene Hackländer, allerdings ſehr weitläufig mit uns verwandt, die durch Röhrs meine Anweſenheit erfahren, nahm ſich meiner auf's herzlichſte an und lud mich ein für allemal in ihr Haus, wo ſtets ein amüſantes, ja luſtiges Leben herrſchte. Vater Lachenwitz, ein geſcheidter Mann und tüchtiger Arbeiter, hielt es mit dem bekannten lutheriſchen Spruch und liebte, allerdings in Ehren, Wein,

Weib und Geſang. Stets befand ſich Abends ein guter Trunk, ſei es in der Flaſche, oder einer mächtigen Bowle auf dem Tiſch, dabei wurde geplaudert und gelacht, auch mit den blühend ſchönen Töchtern getanzt, von denen zwei ein ganz ausgeſprochenes Talent für Muſik und Geſang hatten und häufig uns und dem alten Herrn vorſingen mußten. Ich ſehe ihn noch heute mit verſchwommenen Aeuglein im Lehnſtuhl ſitzen, wenn die Jüngſte, das gefüllte Glas in der Hand, mit einer prachtvollen Stimme ſein Leiblied intonirte:

„Reich mir, o Knabe, den Becher,
Füll' ihn mit funkelndem Naß."

Ebenſo liebenswürdig als in jeder Beziehung hochachtbar übte dieſe Familie Gaſtfreundſchaft bis zur Uebertreibung. Gäſte ſaßen ſtets um den Tiſch und machte ich hier in raſcher Folge die angenehmſten Bekanntſchaften. Doch will ich von allen denen, die im Hauſe verkehrten, nur eines einzigen Weſens erwähnen, bei dem es mir wie in der bekannten Oper gieng:

„Ihr Blick, mir zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich!"

Magdalene G. — ihren Namen will ich nicht ausſchreiben, obgleich mich wahrlich keine Urſache, die ihr unangenehm ſein könnte, dazu zwingt — war ein junges Mädchen faſt in meinem Alter, die hochgewachſen und in jungfräulicher Fülle reifer und älter als ich erſchien. Ihr bleiches Geſicht war

nicht ſchön, aber klug und angenehm. Die großen dunkelblauen Augen, durch lange Wimpern etwas verſchleiert, die Lippen ſtark und friſch roth. Daneben war ihr Haar das prächtigſte, und auch ſpäter habe ich nie ſchöneres berührt. Ich will bei dieſen Worten nur gleich bemerken, daß es uns ausgelaſſenen jungen Leuten den größten Spaß machte, der guten, geduldigen Magdalene die Nadeln aus dem Haar zu ziehen, das dann goldig und gewellt dicht um ſie her bis über die Kniee herabfloß. Dann ſtrichen wir es ihr lachend glatt und halfen die gewaltigen Stränge wieder aufbinden.

Magdalenens Mutter, eine Wittwe ohne Vermögen, betrieb auf einem der Rheindampfer eine Reſtauration und nahm dieſe, ihr einziges Kind, gewöhnlich mit ſich, weßhalb von da an Ankunft und Abgang der „Stadt Mainz", ſo hieß jener Dampfer, für mich ein großes Ereigniß wurde, welches ich, ſo oft es mir mein Dienſt erlaubte, nicht verſäumte. Wenn das Schiff dann in Sicht kam, ſo ſchlug mein Herz gewaltig, wenn ich das hellblonde Haar erblickte und mich überredete, Magdalene vorn am Bugſpriet oder neben dem Radkaſten, wo ihre Cabine ſtand, habe nach mir ausgeſchaut. Darauf war ich einer der erſten an Bord, bewillkommte das junge Mädchen herzlich, wurde von ihr ebenfalls in gleicher Weiſe begrüßt und fühlte mich glücklich, wenn ich für ihre Mutter kleine Aufträge beſorgen konnte, beſonders wenn mir dieſe geſtatteten, Abends nochmals das Schiff zu beſuchen und

dann dort zu bleiben, bis mich die Mutter nach Hause schickte. Wie manche Stunde in lauen Sommernächten saß ich dort neben Magdalenen und ließ mir von ihr erzählen von den Schönheiten des Rheingaues, wo der Fluß zwischen steilen Felsen mit den Ruinen alter Ritterburgen gekrönt dahinfließt; auch nannte sie mir die Namen einzelner Schlösser und erzählte mir die wunderbarsten Sagen, in die stets eine Liebesgeschichte verflochten war. Von wie manchem herrlichen Märchen erfuhr ich hier zum ersten Male — vom Fels des Drachen, dem alljährlich eine Jungfrau geopfert wurde, von Nonnenwerth, Rolandseck und des Ritters treuer Liebe, von der Lorelei, die singend auf hohem Felsen saß, dabei ihr goldenes Haar kämmend, und als sie mir das erzählte, wußte ich, wer meine Lorelei war, und hätte für einen Blick der Liebe aus ihren tiefblauen Augen gerne mein Schifflein am Felsen zerschellen lassen. Ach, und wir tauschten ja unbewußt Blicke der Liebe aus, wenn wir Hand in Hand auf die dämmernden Fluthen des Rheines blickten oder den Musikklängen vom Ufer drüben lauschten, wo bei blitzendem Lichterscheine frohe Menschen saßen und den duftigen Maiwein aus grünen Kümpchen tranken.

Doch sind diesen Blicken der Liebe und Zärtlichkeit nie die erläuternden Worte gefolgt und wir auch nicht aus der reinen Unschuld unseres Verhältnisses aufgeschreckt worden; wir waren eben zwei Kinder mit noch ganz kindlichen Gefühlen,

und wenn ſie beim Abſchiednehmen meinen Mund recht lange auf ihren weichen, heißen Lippen duldete, ſo war dieß für mich ſelbſt in Gedanken die äußerſt mögliche Grenze der Vertraulichkeit, und wenn ich auch die Seligkeit eines ſolchen Augenblickes empfand, ſo dachte ich doch an nichts Weiteres, als daß ich ſie morgen wieder ſehen würde, oder daß ſie wieder für einige Tage verſchwände — meine ſüße Lorelei, deren Original ich mir nie anders denken konnte als in Magdalenens Wuchſe, mit ihrem Auge und mit ihrem Haar, deſſen wehenden goldenen Locken ich ſo lange nachſchaute, als der Dampfer in Sicht blieb. Sie war von ruhigem, ſinnigem Gemüth, praktiſch und verſtändig; ich erzählte ihr zuweilen aus meinem Leben, wie ſchlimm es mir ſchon ergangen und wie ich jetzt Alles daran ſetzen wolle, um Offizier zu werden und damit eine ehrenvolle Exiſtenz zu erreichen. Ehrenvoll allerdings, das gab ſie zu, aber eine Exiſtenz, die mich ſpäter befriedigen werde — daran zweifelte ſie kopfſchüttelnd und ſprach mir oft von dem glänzenden Elende mancher junger Leute, die ohne Unterſtützung das kümmerliche Leben verſchämter Hausarmen führen, ja, die noch weit ſchlimmer daran ſind, da ſie dem Schein zu liebe ſich die grauſamſten Opfer auferlegen müſſen. „Beſſer," meinte ſie, „wärſt du Kaufmann geblieben oder hätteſt ſonſt ein Geſchäft ergriffen, zu dem du Luſt und Fähigkeiten haſt." Dann machten wir Pläne, ob in der Adminiſtration von der Dampfſchifffahrt nichts für

mich zu erlangen ſei, ja ich ſprach darüber eines Tages mit meinem Vetter, dem Controleur Lachenwitz, und ſpielte auf eine Dampfſchifffkondukteurſtelle an, was er mir gegenüber als für leicht möglich zu erlangen erklärte, um dann hinter meinem Rücken über dieſen vermeſſenen Gedanken herzlich zu lachen.

Daß es aber auch wohl ſein könnte, daß ich es niemals zum Offizier bringen würde, betonte Magdalene zuweilen bei jenen Geſprächen, und wenn ich mir dieſe ihre Worte zu Hauſe in der Kaſerne in Geſellſchaft von einem Dutzend Kameraden im Bette liegend wiederholte, ſo gab es allerdings Augenblicke für mich, wo ich mich eines ſehr trüben Blickes in die Zukunft nicht erwehren konnte.

Vielleicht Feuerwerker werden, wenn das Glück günſtig war, ſelbſt Oberfeuerwerker, dann Jahre, Jahre lang bis zu einer dürftigen Civilanſtellung dienen, waren troſtloſe Ausſichten; doch hatte ich noch immer nicht Luſt und Liebe zu meinem Geſchütz verloren, und wenn wir beim Exerzieren über die Heide dahinjagten, war ich ſtolz darauf, der Führer meiner Haubitze und acht tapferer Artilleriſten zu ſein.

Zu jener Zeit ſah ich nach Jahren meinen Oheim Wirth wieder und zwar ehe ihn das Unheil betroffen, von dem ich früher erzählt habe, weßhalb er immer noch für einen vermöglichen Mann galt. Ihm gefiel der junge luſtige Unteroffizier trotz der groben Kommisuniform (zu einer feineren hatten meine Mittel bisher noch nicht gereicht), weßhalb ich

eine ſolche von ihm dankend als Geſchenk annahm. Jetzt gehörte die Welt mein und als ich funkelnd und ſtrahlend zum erſten Male wieder bei Lachenwitz erſchien, natürlicherweiſe nur begierig Magdalenen zu gefallen, ſchien gerade dieſe keine große Freude an mir zu haben, während die Andern mich jubelnd und händeklatſchend bewunderten und mir nicht oft genug ſagen konnten, welch prächtiger Offizier ich einſtens werden würde. Nur ſie ſagte Nichts dergleichen und als ich ſie Abends nach Hauſe bringen durfte — ihre Mutter war, wie das zuweilen vorkam, allein mit dem Dampfer den Rhein hinaufgefahren — erſchien ſie mir niedergeſchlagen, ja traurig, und als ich ſie, wie das ſonſt immer geſchah, eine Treppe hoch in ihr Zimmer begleiten wollte — ſie wohnte mit der Mutter bei einer Tante — ſo ſchüttelte ſie leicht den Kopf und ſagte: „Es iſt beſſer, wenn du jetzt nach Hauſe gehſt.“ — „Weßhalb denn, Lenchen? Es iſt ja noch nicht ſo ſpät.“ — „Nein, aber es ſchickt ſich nicht, daß wir Beide droben allein bei einander ſitzen. Meine Tante hat das ſchon lange der Mama geſagt; doch habe ich darüber gelacht und ſie auch, bis es ihr geſtern eine Nachbarin eindringlich wiederholte.“ — „Aber heute noch einmal zum letzten Male?“ — Darauf ſagte ſie nichts, gieng aber die Treppe vor mir hinauf und ich folgte ihr. Doch hatte ein Mißton unſer Verhältniß geſtört, wir ſaßen ziemlich ſtumm neben einander auf dem Sopha, allerdings Hand in Hand, ſeufzten aber

mehr als wir ſprachen, und als ich endlich, viel früher als ſonſt, gehen wollte, meinte ſie:

„Ich muß dir auch ſonſt noch etwas ſagen.“ —

„Und gleichfalls nichts Gutes, Lenchen?“ — —

„Mama meint und hat auch wohl Recht, das Hin- und Herfahren auf dem Rhein nütze mir eigentlich gar Nichts und deßhalb ſollte ich es einmal bei meiner Schweſter, die in Cleve verheirathet iſt, verſuchen.“ — „Was denn verſuchen?“ — „Nun, wie es mir dort gefällt.“ — „Ah ſo — darin hat ſie wohl Recht, aber für mich iſt das traurig.“ — „Für mich auch, doch komme ich ja bald wieder.“

So ungefähr lautete unſer Geſpräch, das, während ich Abſchied nehmend vor ihr ſtand, von uns Beiden mit leiſer, trauriger Stimme geführt wurde. Dann bot ſie mir ihre Lippen zum Kuß, ſchlang die Arme um meinen Hals, und als ſie darauf ihre Wangen an die meinigen legte, wurde mein Geſicht feucht von ihren Thränen.

Dann gieng ich die Treppe hinab — das allerletzte Mal — verſtört und nur eines Gedankens fähig, deſſen, daß ich ſie nicht wieder ſehen würde. Gegenüber ihrer Wohnung war das Mainzer Kaffeehaus, wohin ich mich begab und zu ihren Fenſtern aufſchaute, die noch lange erleuchtet blieben und wo ich in gleichmäßigen Pauſen einen Schatten kommen und verſchwinden ſah.

So endete unſer kindlich reines Verhältniß, deſſen Er-

innerung mich heute noch mit tiefer Wehmuth erfüllt und das wohl dieſe kurze Schilderung werth iſt. Vergeſſen habe ich die gute Magdalene nie, wie oft ſchwebte und ſchwebt mir heute noch ihre ſchöne Geſtalt vor Augen, ihr Geſicht mit dem milden, innig herzlichen Ausdrucke, und von ihr ſtammt auch wohl meine Vorliebe für blondes Haar, wie ich es ſo häufig in meinen Geſchichten angebracht.

Das war meine erſte Liebe und iſt auch in gewiſſer Beziehung meine einzige geblieben, wenn ich gleich in ſpäteren Zeiten noch verſchiedene Male leidenſchaftlich verliebt war.

Jahre waren vergangen, als ich ſie im Fluge noch einmal wiederſah, und wenn wir damals am gleichen Orte gelebt hätten, wer weiß, was geſchehen wäre. So aber ſah ich ſie nur wenige Augenblicke. Ihre Mutter war geſtorben, ſie begab ſich zu Verwandten nach Paris und lebt jetzt noch dort als — Oberin eines Kloſters.

paſſiren, und ich ärgerte mich ſchon darüber, daß ſie meine Frau ſo rückſichtslos begafften."

„Du hatteſt Unrecht. Wir haben es in unſerer Zeit gerade ſo gemacht."

„Einige hatten ſogar ihre Augengläſer eingeklemmt, was ich zu meiner Zeit niemals gethan. — Nun gut! Meine Frau ſchreitet voran, ich folge ihr; ich muß geſtehen, die jungen Leute verneigten ſich ehrfurchtsvoll; dabei bemerkte ich aber auf einmal, daß Einer meiner Frau auf eine ungemein verbindliche Art zuzulächeln ſchien."

„Du hatteſt dich geirrt!"

„Es iſt möglich. Aber damals fuhr es mir wie ein Stich durch das Herz; ich blickte den jungen Mann feſt an, ich haßte den faſt mir Unbekannten aus tiefſter Seele. Vielleicht war ich aufgeregt. Wir traten ein; ſpäter wurde getanzt; jener junge Mann von guter Familie ließ ſich meiner Frau vorſtellen und tanzte mit ihr eine Françaiſe. Später bittet er noch um einen Walzer, was ich meiner Frau verbiete."

„Daran thateſt du ſehr unrecht. Du verbieteſt deiner Frau etwas, was du nicht verbieten darfſt, und durch dieſes Verbot ſtellſt du ihr einen bis dahin gänzlich unbedeutenden Menſchen als etwas Wichtiges vor Augen. O, ich hätte dich für klüger gehalten!"

„Heute bin ich ganz deiner Anſicht. Aber, wie geſagt, an jenem Abende war ich aufgeregt, ich ärgerte mich. Jener Herr trat freilich augenblicklich zurück, aber — nun, er ſuchte mich ſpäter auf, um mich zur Rede zu ſtellen."

„Das finde ich begreiflich."

„Ich ebenfalls, hatte mir auch feſt vorgenommen, es mir ein paar freundliche Worte koſten zu laſſen; denn ich ſah ein, daß ich im Unrecht war. Aber du weißt, wie es bei ſolchen Gelegenheiten geht."

Viertes Kapitel.

Handel und Wandel.

Daß ich gleich am andern Tage nach dem Erzählten den Verſuch machte Magdalenen wieder zu ſehen, will ich durchaus nicht läugnen, doch war ſie ſchon am frühen Morgen nach Koblenz zu ihrer Mutter gereiſt, wo der Dampfer „Stadt Mainz“ einer Reparatur wegen mehrere Tage liegen bleiben mußte. Zu gleicher Zeit wurde ich von der Batterie abkommandirt, um mich mit zwanzig Kanonieren an den Vorarbeiten der alljährigen Schießübungen bei Weſel zu betheiligen. Erfreulicher Weiſe kamen wir in die Stadt ſelbſt zu liegen und hatte ich bei einem Holländer dorten ein recht angenehmes Quartier. Mein kinderloſer Wirth, ein über alle Beſchreibung gutmüthiger Mann, hatte eine ſchon ältere, ſehr dicke Frau, welche der traurigen Leidenſchaft fröhnte, ſich mindeſtens einmal im Tage, gewöhnlich Abends, ſchwer zu betrinken. Dann

fanden wir sie irgendwo auf dem Boden liegen und schafften sie, er bitterlich weinend, zu Bette. Sein einziger Trost bei diesem traurigen Verhältniß war ein kleiner Hund, Moritzchen genannt, der die merkwürdige Eigenschaft besaß, auf Befehl seines Herrn lachen zu können, das heißt, er zeigte grinsend seine Zähne.

Hier sah ich auch Rieve wieder, der draußen bei einer reitenden Batterie stehend, auch hier wie früher in Düsseldorf und Köln die Straße und vornehme Wirthshäuser unsicher machte und auch mich nicht selten in Ungelegenheiten und Strafe brachte. Unser guter, wenn gleich polternder Oberst von Tuchsen hatte mit Pension und dem Range eines Generalmajors der Infanterie den Abschied erhalten und soll sich dabei in den bittersten Ausdrücken darüber beschwert haben, daß er, ein alter Artillerist, noch gezwungen werde, mit dem rothen Kragen umherzulaufen; doch gab es damals in Preußen nur einen einzigen General der Artillerie, den Prinzen August von Preußen, Generalinspektor sämmtlicher Brigaden, der auch uns zuweilen inspizierte, und wobei es im Dienste und auch nachträglichen Strafen hoch hergieng. Unser neuer Oberst hieß Schlemmer und war ganz das Gegentheil des früheren. Den Klang seiner Stimme habe ich nie gehört, da er nur flüsternd mit den Offizieren sprach, auch scheute er jede unnöthige Bewegung, saß steif und regungslos auf seinem Pferde, hatte einen schwarzen Federbusch, glatt anliegendes schwarzes

Haar, einen ditto kleinen Schnurrbart, und wurde die ganze dunkle Erscheinung von den Kanonieren nur Schippenbauer oder auch schwarzer Peter genannt. Ueberhaupt waren sie mit dergleichen Benennungen sogleich bei der Hand und die meisten Offiziere und Unteroffiziere hatten ihren Spitz- oder Beinamen.

Der neue Brigadekommandeur, direkt von Berlin kommend, zog die Zügel der Disciplin so scharf als möglich an, was von den Offizieren und der Mannschaft, meistens Rheinländer und Westfalen, schwer empfunden wurde. Oberst von Tuchsen erließ, wie oben erzählt, meistens die Strafen, die er im Zorne während des Exerzierens diktirt hatte, wogegen von dem Arreste, den der neue Kommandeur verhängte, auch niemals eine Minute erlassen wurde. Von den Freiwilligen, mit denen ich eingetreten war, hatten viele schon die Brigade verlassen und andere nahmen ihren Abschied, da durch Allerhöchste Kabinetsordre die Schule in Münster aufgehoben worden und somit für uns Alle selbst die schwächste Aussicht erloschen war, Offizier zu werden.

Da hatte ich bei einem hitzigen Artilleriekampf, wo es galt, durch Gräben und Buschwerk einer anderen Batterie zuvorzukommen und wobei ich als Geschützführer allerdings höchst reglementswidrig die Kartätsche zum ersten Schuß unter dem Collet verborgen trug, das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen und mich nicht nur an der Hand schwer zu verletzen, sondern auch den Fuß zu verstauchen, so daß ich nur unter

den empfindlichſten Schmerzen dem Manöver bis zu Ende folgen konnte, dann aber ſogleich in's Lazareth gebracht werden mußte. Dort war ich eine lange, traurige Zeit, und wochenlang nachher, als die Batterien ſchon abgerückt waren, zog ich mit ſtreng beſtimmter Marſchroute und noch immer mühſam gehend nach Köln.

Ich habe meinen Aufenthalt in Weſel, die letzte Schießübung, welcher ich beiwohnte, ſowie die Zeit, die ich im Lazarethe verbrachte, in meinem „Soldatenleben im Frieden“ ausführlich beſchrieben, und wenn das Alles dort auch ein bischen dichteriſch ausgeſchmückt iſt, ſo läuft doch die Wahrheit wie ein dicker, ſehr rauher Faden hindurch und denke ich heute noch mit ſehr gemiſchten Gefühlen an dieſe traurige, wenn auch nicht intereſſeloſe Zeit. Unauslöſchlich ſteht beſonders in meinem Gedächtniß jener Theil der Spellner Heide, wo ich ſo viel Wechſelvolles erlebt und den ich nun, meiner Garniſonsſtadt zuwandernd, durchſchritt. Da lag die weite Fläche leer vor mir, verſchwunden war das bewegte Leben, das ſich noch vor wenig Wochen dort gezeigt. Von den Lagerplätzen und Bivouaks ſah man nichts mehr als ſchwarze Aſchenhaufen, die oft vereinzelt, oft in langen Linien dalagen. Die Schenken waren nicht mehr und man erblickte nur auf dem Boden einen viereckigen Platz, den die Bretterwände umgaben und der von den Füßen der Gäſte feſt zuſammen geſtampft war. Drüben hatten die Pulverſchuppen und Laboratorien-

häuser gestanden, hier war der Platz, wo wir in der Nacht Batterien gebaut, aber von all dem sah man nur schwache Spuren, nur weit hinten in der Heide ragte der Kugelfang empor, glänzend im ersten Lichte der Sonne und an die vielen heißen Stunden erinnernd, in welchen wir dort hinaufkletterten und die verschossenen Kugeln suchen mußten.

In Köln hatte sich Manches und nicht zum Guten verändert. Vetter Lachenwitz war gestorben, seine Familie weggezogen und von den heiteren Cousinen habe ich nur noch eine, die älteste, in späteren Jahren als die Gattin des berühmten Blumenmalers Prayer in Düsseldorf wieder gesehen. Der einzige Bruder, Sigmund, ein talentvoller Thiermaler, mit dem ich häufigen Verkehr hatte, starb noch jung, gleichfalls in Düsseldorf.

Kapitän Heinz war pensionirt worden und unser neuer Batteriechef, der gegen uns Freiwillige eingenommen und mißtrauisch war, ließ es uns gerne fühlen, daß ihm Unteroffiziere von gereiftem Alter weit lieber seien als wir jungen Leute, die wir, nach seinen Worten, ohne Diensteifer und lustig unsere Tage verlebten und uns wie der Vogel auf dem Baume betrachteten.

An dem letztern Bilde war in der That etwas Wahres und ich will gerne gestehen, daß ich in jener Zeit häufig Umschau hielt, um ein rettendes Land und einen angenehmen Hafen zu erblicken.

So kühn schon gleich anfangs die Idee gewesen war, bei den geringen Vorkenntnissen und den wenigen Mitteln, welche die Meisten besaßen, um Offizier zu werden, so hielt man das doch damals noch für eine Möglichkeit und die Vorgesetzten behandelten uns mitunter darnach. Jetzt aber war dieser goldene Traum längst verflattert und wer nicht vom Kadettenhause und der Kriegsschule aus zur Batterie kam, dessen Carrière war nach neunjähriger Dienstzeit mit der silbernen Schnalle geschlossen. Vor einem solchen Ende aber hatte ich einen wahren Abscheu, welcher durch Aeußerungen ehemaliger Kameraden, die nach dreißigjähriger Dienstzeit in der Zöllneruniform an den Thoren standen, unter ihnen auch der gute Feuerwerker Linke, noch vermehrt wurde.

Da that sich mir plötzlich und unverhofft, wie noch später häufig in meinem Leben, eine Aussicht auf, originell und überraschend, wie für ein ordentliches Lustspiel geschaffen. Der Held hat eben, trübe in die Zukunft blickend, seinen kleinen Monolog gehalten, sieht sich „gegenüber von gar Nichts" und ist schon im Begriffe, Hamlets berühmtes „Sein oder Nichtsein" zu variiren — da — neue Scene — ein Unbekannter mit wohlwollenden Mienen und freundlichem Aeußern tritt auf.

So ergieng es mir in der That, nur mit dem Unterschiede, daß ich den wohlwollenden Freund, Herrn Anthes aus Hamburg, eines Abends zufällig bei meinem Onkel Röhr

antraf, wo er zufällig meiner älteſten Couſine den Hof machte, und das mit den ernſteſten Abſichten, da er zufällig kurze Zeit vorher mit einem, wie man glaubte, wohlhabenden Kölner Kaufmann Herrn Hecking ein Tabak- und Cigarrengeſchäft errichtet hatte; dabei war es dieſer jungen Firma hauptſächlich darum zu thun, neben den älteren und berühmteren Konkurrenten, welche den Platz beherrſchten, recht bald bekannt zu werden, wozu eine Kundſchaft unter dem Militär allerdings viel beitragen konnte; weßhalb ich als geheimer Reiſender in der Uniform eines Artillerieunteroffiziers meinen Kameraden dieſen Tabak anbot, der dann auch, leider aber häufig auf Kredit, reißenden Abſatz fand, und war ich dadurch gewiſſermaßen wieder in die kaufmänniſche Carrière eingefädelt. Auch hatte ich vom Verkaufe einen beſcheidenen Nutzen und da ich mich dieſer Handelsverbindung wegen häufig in die Fabrik meines neuen Freundes begab, ſo fand ich, daß dieſer Handelszweig ſeine angenehmen und mir recht zuſagenden Seiten hatte. Es war doch dabei ein intereſſantes und abwechſelndes Treiben, ſo ganz anders als mit der Elle und Scheere zu hantieren: mit den mächtigen Ballen getrockneter Tabakblätter, die drunten am Rheine ausgeladen und auf Schleifen zu uns gebracht, dann auseinandergelegt und ſortirt, hierauf theils zu Rauchtabak verſchnitten, theils zu Cigarren verarbeitet wurden.

Letzteres intereſſirte mich in hohem Grade und ich begann

es zu lernen. Wie manche Stunde ſaß ich am Wickeltiſche, hatte ſtatt der Uniform ein leinenes Wamms an und da ich mir Mühe gab, ſo brachte ich ſchon nach drei bis vier Wochen die erſte ziemlich anſtändige Cigarre zuſammen, die ich mit einem ganz unbeſchreiblichen Behagen rauchte. Da ich mich bei dieſer Arbeit recht anſtellig bewies, auch Talent für das Sortiren des Tabaks, ja für alle Manipulationen der Fabrikation zeigte, ſo ſchlug mir Herr Hecking auf Empfehlung meines Freundes Anthes vor, als Commis mit einem allerdings ſehr beſcheidenen Gehalte, aber freiem Mittagstiſch, in ſein Geſchäft einzutreten, was ich mit Freuden annahm. Meine Entlaſſung aus dem Militär beſorgte Oheim Röhr, der als ehemaliger Verwaltungsbeamter und Juriſt neben ſeiner Eiſenhandlung ſich gerne mit verwickelten Prozeſſen abgab und dadurch, ſowie durch ſein würdevolles Auftreten als ehemaliger franzöſiſcher Gardegrenadieroffizier mit der Ehrenlegion Bekanntſchaften in den höchſten Civil- und Militärkreiſen hatte. Trotz der guten Ausſichten, die ich hatte, verließ ich die Kaſerne mit wehmüthigem Gefühle und als ich Uniform und Waffen abgab, betrachtete ich die Jahre meiner Dienſtzeit als verloren, was aber, wie ſich ſpäter zeigen wird, doch nicht der Fall war.

Von einem kleinen Vorſchuſſe, den ich von Hecking erhielt, ſchaffte ich mir einen beſcheidenen Civilanzug an, miethete ein kleines Zimmerchen und will das unendlich behagliche

Gefühl nicht verſchweigen, das mich bewegte, als ich mich zum erſten Male nach langen Jahren wieder als alleiniger Bewohner zwiſchen vier anſtändigen Wänden ſah; auch lernte ich bei Hecking ein geregeltes Hausweſen kennen; er hatte, da er Junggeſelle war, eine Haushälterin, die vortrefflich kochte, auch war ſein Keller gut beſetzt und als wieder einmal die Carnevalszeit erſchien, erhielt ich für gutes Verhalten eine kleine Zulage, beſuchte zum erſten Mal die große Geckenverſammlung, ſetzte die bunte Schellenkappe auf und ſang bei einer Flaſche geringſten Rheinweins all' die luſtigen Lieder mit, welche auf Vorſchlag des Carnevalspräſidenten von dem Orcheſter intonirt wurden. Zum Roſenmontage ſchlug Anthes vor, daß wir uns an dem großen Maskenzuge betheiligen, wozu uns Herr Hecking ſein Pferd und Tilbury lieh. Letzteres wurde mit einer gewaltigen Narrenkappe, die ich aus Pappendeckel und buntem Papier angefertigt hatte und mit unzähligen Glöckchen behieng, überſpannt. Hoch auf der Spitze ſtand ein rieſiger Hanswurſt, der auf einen Zug der betreffenden Schnur Arme und Füße bewegte, was außerordentliches Vergnügen beim Publikum verurſachte. Anthes hatte ſich als kölniſcher Bauer verkleidet und ich mich als Bäuerin, wozu ich Alles, was nöthig war, von der Haushälterin erhielt. So tollten wir den Tag hindurch mit durch die Straßen und Abends beſuchte ich den Gürzenichball, weniger um dort zu tanzen oder gar zu intriguiren, ſondern um von einem

ſtillen Platze aus das höchſt intereſſante Maskengewühl an mir vorüberziehen zu laſſen, damals noch unbewußt Studien für ſpätere unſterbliche Werke machend.

Wenn ich nicht irre, war es jener Ballabend, wo eine bekannte geſchloſſene Geſellſchaft „zum Hahnen", bei der ſich manche von den erſten Kölner Kaufleuten befanden, im Saale umher verdeckte Käfige hatten aufhängen laſſen, in welchen ſich Embleme jener Geſellſchaft, große ausgewachſene Hähne befanden, die nach Mitternacht auf einmal enthüllt wurden und nun ein langandauerndes Krähen begannen; auch ſonſt fiel allerlei Ergötzliches vor, die Luſt war berauſchend und allgemein, und als ich nach Hauſe zog, ſchloſſen ſich auch draußen bei der Morgendämmerung zahlreiche Hähne jenem Krähkonzerte an.

Was nun die Fabrikation und den Verkauf unſerer Waare anbelangte, bemerkte ich bald, obwohl man mir keinen vollen Einblick in die Geſchäfte geſtattete, daß nicht Alles auf's Wünſchenswertheſte gieng und Anthes geſtand mir auch auf meine Frage, daß Herr Hecking mit einem viel zu kleinen Kapital angefangen, auch nicht die richtige Arbeitskraft ſei, um die Fabrik emporzubringen und über Waſſer zu halten. Er war häufig abweſend, beſuchte ſeinen Club und ſeine Geſellſchaften, ritt und fuhr ſpazieren, und wenn Anthes auch im Stande war, das Geſchäftliche allein und ſomit beſſer zu führen, ſo konnte er doch nicht die fehlenden Fonds herbei-

„Namentlich bei heftigen, reizbaren Menſchen, wie du einer biſt," ſagte ernſt der Major.

„Ein Wort, ein Blick," fuhr der Graf fort, „vielleicht an ſich unbedeutend, fällt wie der Funke ins Pulver. Es flammt auf, und ehe man ſichs verſieht, hat man ſo ein kleines Duell auf dem Halſe."

„Beſter Ferdinand, du mußt deine Heftigkeit mäßigen, ſonſt fange ich in der That an zu befürchten, daß du in deiner Ehe noch unglücklich wirſt. Ich kenne deine Frau, als ob ſie meine Schweſter wäre. Du haſt eine unendlich glückliche Wahl getroffen. Bei ihr iſt Alles in der ſchönſten und glücklichſten Harmonie, ihr Aeußeres ſowie ihr Inneres, Kopf, Herz, Gedanken und Seele — ein zuſammen klingendes Ganzes. Nimm dich in Acht, mit einem rauhen, ja, nur mit einem harten Worte einen Mißton hinein zu bringen. — Lieber Freund," fuhr er heiterer fort, als er bemerkte, wie der Graf finſter in die glühenden Kohlen ſchaute, „man ſollte dich eine Zeit lang mit Sir Robert einſchließen; ich glaube, das könnte euch beide beſſern. — Aber weiter!"

„Ich erhielt einen leichten Streifſchuß in den Arm," antwortete der Graf. „Natürlicher Weiſe ſah ich bei kaltem Blute mein Unrecht ein und hätte um Alles in der Welt jenem jungen Menſchen kein Leides thun mögen, ſonſt . . ."

„Ach, ich weiß, du fehlſt nie ein Aß!"

„Das wußte mein Gegner auch, weßhalb er mich zu treffen verſuchte, und als dies mißlang und ich mein Piſtol ſenkte, ſagte er leiſe zu ſeinem Secundanten: ‚Jetzt iſt Alles vorbei!' — Wie geſagt, ich ſchonte ihn, und das mochte ihn am Ende noch verſtimmen, denn wir trennten uns kalt und förmlich."

Hier machte der Graf eine Pauſe und ſchritt einmal in dem Zimmer auf und ab. Als er darauf wieder zum Kamin trat, ſagte

ſchaffen. Es war traurig mit anzuſehen, wie darauf Alles nach und nach in's Stocken kam, wie uns zuerſt die beſten Arbeiter verließen, wie keine Tabaksballen mehr beigeführt wurden, wie ſich der Prinzipal immer ſeltener blicken ließ, endlich eines ſchönen Tages ganz weg blieb, auch die Haushälterin verſchwand, und wie dann das Geſchäft geſchloſſen wurde, worauf auch wir beide unſere Hüte nahmen und davon giengen. Mein Freund machte ſich übrigens nicht viel daraus; er hatte ſchon längſt daran gedacht und auch Schritte gethan, in ſeiner Vaterſtadt Hamburg ein eigenes Cigarrengeſchäft zu gründen, was er nun in's Werk ſetzte. Er heirathete alsdann meine Couſine und lebt heute noch in Hamburg als geachteter Mann und vielfacher Familienvater zufrieden im Kreiſe der Seinigen.

Mir war die nun plötzlich wieder errungene Freiheit minder behaglich, und ich erinnere mich wohl, daß ich ziemlich betrübt an den Ufern des Rheines ſpazierte und bewegt jener Zeit gedachte, wo ich der Ankunft und der Abfahrt des Dampfers „Stadt Mainz" beigewohnt hatte; und auch jetzt wie damals zog es mich gewaltig den Rhein aufwärts, weßhalb ich ſehnſuchtsvoll dem Treiben der Paſſagiere, die ſich nach Bonn und Koblenz einſchifften, zuſchaute.

Da wurde ich plötzlich vom Vordertheil eines Dampfers angerufen, und als ich aufblickte, ſah ich Ellendorf, der mir eifrig winkte, in Civilkleidung bei einem andern Herrn ſtehend.

„Haſt du nicht ein paar Tage Zeit?“ rief er, als ich näher gekommen war. — „Wozu?“ — „Um eine Partie an die Aar mitzumachen.“ — „Zeit wohl, zu Vergnügungsreiſen, aber“ — hier machte ich die gewiſſe Daumenbewegung. — „Das iſt Nebenſache, unſer ehemaliger Kamerad Manderfeld hat mich eingeladen zu ihm zu kommen und gebeten, irgend jemand Luſtigen mitzubringen; auch ſteht hier Lauffs, der ſich freut, deine Bekanntſchaft zu machen, den wir in Oberwinter gleichfalls einen Tag bekneipen wollen.“ Lauffs machte dazu eine recht einladende Pantomime, doch entgegnete ich achſelzuckend: „Ich kann doch nicht mit, wie ich hier gehe und ſtehe.“ — „Und warum nicht? Lauf in den nächſten Laden und kaufe dir eine Zahnbürſte, das Uebrige wird ſich alles finden.“

So ließ ich mich denn, wie man zu ſagen pflegt, an einem ſeidenen Faden heranziehen, und nachdem ich gethan, wie mir Ellendorf in Betreff des nothwendigſten Toiletteſtückes gerathen, gieng ich auf's Schiff, kaufte aber ſelbſt mein Billet, natürlicherweiſe dritter Klaſſe auf dem Verdeck, und dann kam es mir förmlich wie ein Märchen vor, daß ich, der vor einer halben Stunde noch an nichts weniger als an Reiſen gedacht, nun auf einmal die gute Stadt Köln an mir vorübergleiten und hinter uns zurückbleiben ſah.

Lauffs, der Sohn des Pfarrers von Oberwinter — er war bei unſerer Batterie vor meiner Zeit geweſen — empfieng

mich beſtens und wiederholte ſeine Einladung auf's freundlichſte, und Ellendorf, der ſich in einer ſtattlichen Civilkleidung befand, erzählte mir, daß er in ſeiner Heimath Weſtfalen Gelder flüſſig gemacht und nun im Begriffe ſei, ſich mediziniſcher Studien halber auf die Univerſität Marburg zu begeben. Vorher aber wollte er an der Ahr noch einmal angenehme Erinnerungen wachrufen.

So dampften wir, nicht ohne blinkenden Rheinwein im grünen Römer, aufwärts und ich will geſtehen, daß ich mich ganz glückſelig fühlte. War ich doch unverhofft zu einer Reiſe gekommen, nach der ich mich ſchon lange geſehnt, zu einer Tour in's Siebengebirge, ſollte Bonn ſehen, Godesberg und Drachenfels, die Wolkenburg, Rolandseck mit dem Fenſterbogen des getreuen Ritters, und Nonnenwerth:

„Wo das Kloſter aus der Mitte
Düſtrer Linden ſah —"

alles hochintereſſante Orte, die ich aus Gedichten, Erzählungen und Bildern kannte, ein für mich, der ich auch Spieß und Kramer geleſen, in mannigfacher Beziehung klaſſiſcher Boden.

Wir legten nun an der Univerſitätsſtadt Bonn an, wo ich zum erſten Mal lebendige Studenten mit ihren bunten Mützen, kurzen Sammtröcken, manche mit hohen Stiefeln, alle mit farbigen Bändern, ſah. Dann erſchienen vor uns ſchimmernd in Duft und Abendroth die maleriſchen Siebenberge, dann dampften wir, ich unbeſchreiblich glücklich, an der

steilen Wand des Drachenfelsens vorüber, wo ich mir gläubig die Höhle des Jungfrauen verschlingenden Ungeheuers zeigen ließ, sah nun wirklich Rolandseck auf dem Berge vor uns, mitten im Rhein das Kloster zwischen den grünen Bäumen, und als von dort die Abendglocke klang, saßen wir im Garten des stillen Pfarrhauses von Oberwinter, eifrigst mit einer Bowle duftigen Maitrankes beschäftigt.

Unvergeßlich schöner Abend! Unbeschreiblich herrliche Tage, wo wir das Siebengebirge durchstrichen und den Drachenfels bestiegen, die tief im Walde einsam herrlich gelegene Ruine des Klosters Haysterbach besuchten und eines Abends auf Nonnenwerth so ausgiebig die Klosterweine versuchten, daß uns die aufgehende Sonne sanft entschlummert unter einer Laube fand.

Ueber Remagen zogen wir hinauf an die Aar, um dort bei dem vortrefflichen Freunde Manderfeld in Bodenbach gleichfalls ein paar unvergeßliche Tage zu erleben, wobei ich einen Abend nicht vergessen kann, wo nach tüchtigem Zechen Ellendorf aufgefordert wurde, eines seiner Lieder preiszugeben und zur Erhöhung des Effekts mit seinem Stuhle auf einen trockenen Laub- und Strohhaufen plazirt wurde, der aber tückischerweise und so langsam nachgab, daß der Sänger nicht einmal merkte, wie er bei dem Liede:

„Es blinken drei freundliche Sterne
In's menschliche Leben hinein,"

langsam rückwärts sank, worauf er mit der Guitarre im Arm sanft entschlummerte.

Endlich mußten wir uns trennen; Ellendorf zog nach Marburg, Lauffs blieb in Oberwinter und ich gieng zu Fuß nach Bonn, von wo ich noch an demselben Tage per Dampfer nach Köln zurückkehren wollte. Da führte mir hier der Zufall, als ich am Rhein hinschlenderte, eine bekannte, sogar entfernt verwandte Familie entgegen — einen Herrn Weber mit Frau und Tochter — die ich schon früher in Elberfeld kennen gelernt, auch zuweilen besucht, und die mich dringend baten, einige Tage bei ihnen zu bleiben. Doch war meine Toilette, besonders meine Wäsche, dazu in einer unmöglichen Verfassung und man ließ mich endlich ziehen, nachdem ich das feste Versprechen gegeben hatte, morgen und dann für längere Zeit wieder zu kommen. Auch war inzwischen in Köln meine Zimmermiethe abgelaufen und da Anthes unterdessen nichts Passendes für mich gefunden hatte, so saß ich einmal wieder, um mit unserem Batteriechef zu reden, wie der Vogel auf dem Zweige, und hielt ich es für das Klügste, das Wenige, was ich besaß, in ein altes Köfferchen zusammenzupacken, um dann — irgend Etwas zu beginnen, worüber ich mir aber vorläufig auch nicht die geringste Rechenschaft zu geben vermochte. Man hatte mir allerdings angeboten, mich in der Tiefe einer Schreibstube zu versenken, auch einen Blick dahinein thun lassen; doch graute es mir davor und

es war wohl zu meinem Heile, daß ich im glücklichen Uebermuthe der Jugend auf irgend etwas Anderes hoffte, das, wie es im Märchen heißt:

„Daherkäme und mich mitnähme."

Vorderhand aber folgte ich der Einladung nach Bonn und wurde dort von meinen Verwandten auf's herzlichste aufgenommen, machte angenehme Bekanntschaften unter deren Freunden und Bekannten, auch in Studentenkreisen, und ward auch hier durch meinen frischen Humor und meine ewig heitere Laune in kurzer Zeit so beliebt, daß ich zahlreiche Einladungen erhielt, hier und dort zu jeder Zeit die Kneipen der Verbindungen zu besuchen, an Whistpartieen, von denen ich nicht die Spur verstand, Theil zu nehmen, Ausflüge aller Art, Landpartieen in's Siebengebirge und weiter mitzumachen, ja mich auch in Kollegien einschwärzen zu lassen, wobei ich mich denn heute noch mit großem Vergnügen einer Reihe von Vorlesungen erinnere, die von vielrenommirten Professoren gehalten wurden.

So verlebte ich dort eine bunte, ja zuweilen wild bewegte Zeit, die aber trotz alledem wahrlich für mich nicht verloren war, denn auch hier habe ich, ohne es zu wollen und zu wissen, im Hörsaale, in der Kneipe und auf dem Fechtboden Studien gemacht, die ich später in den Fall kam, in meinen Geschichten ausgiebig zu verwerthen. Nur wenige der jungen Leute, mit denen ich damals in Berührung kam, habe ich nachher flüchtig

wieder geſehen, und von denen, die mich alsdann noch intereſſirten, nur einen Einzigen, damals einen ſchönen jungen Mann, deſſen Schlafrock von blauem Sammt mir ſehr imponirte, den heutigen preußiſchen Geſandten am Münchener Hofe, Freiherr von Werthern, welcher im Sommer am Starnbergerſee zu leben pflegt.

Daß ich bei meinem Bonner Aufenthalte recht gedankenlos, ja leichtſinnig in den Tag hineinlebte, will ich durchaus nicht läugnen, wobei meine ohnedieß kleine Baarſchaft auf ein Geringes ſchwand, ohne daß es mir gelungen wäre, durch ſchriftliche Anerbietungen nach manchen Seiten hin irgend eine Stelle zu erhalten; doch tröſtete ich mich gerne damit, meiner einzigen Schweſter Julie, die ſich unterdeſſen in Crefeld gut verheirathet hatte, einen ſchon längſt verſprochenen Beſuch zu machen, wo es mir alsdann wohl nicht fehlen würde, in der bedeutenden Fabrikſtadt mit ihren vielen Sammet- und Seidenetabliſſements ein anſtändiges Unterkommen zu finden. Endlich kam der Tag, wo ich mich von Bonn, von meinen vielen Freunden und Freundinnen losreißen mußte und als ich den Dampfer betreten, ſandte ich den Siebenbergen, die ich ſo häufig in luſtiger Geſellſchaft durchſtreift, einen letzten, recht wehmüthigen Gruß; war es mir doch gerade zu Muthe, als hätte ich nun mit der Poeſie meines Lebens abgeſchloſſen, und wie ſich dann rheinabwärts die Ufer allmählig immer mehr abflachten, ſo auch meine

Hoffnungen, die, als ich endlich über Düſſeldorf und dann zwiſchen langen, langen Pappelalleen hindurch nach dem ſtillen Crefeld gieng, gleich Null ſtanden.

Mein Schwager Guſtav Büſchgens war Vorſteher einer der größten Seidefärbereien des damaligen Crefeld, jener des mächtigen und tonangebenden Hauſes von der Leyen. Dieſe hatten zu Anfang des Jahrhunderts in der Nähe von Crefeld ein allerdings ganz kleines Verſailles angelegt, wo die Familien der verſchiedenen Herren häufig ihren Sommeraufenthalt nahmen. Es war dieß ein großes Terrain mit einem prachtvoll herangewachſenen, nach und nach aber recht verwilderten Parke, was indeſſen der Poeſie deſſelben keinen Eintrag that; rings war er von tiefen Waſſergräben umzogen, ja in Schlangenlinien durchſchnitten, wodurch Gelegenheit gegeben war, zahlreiche Brücken und Brückchen, alle mit Geländern in reichſter Schmiedearbeit verſehen, herzuſtellen, die meiſtens zu irgend einer Phantaſie des Parkes führten, hier zu einem Rondell, aus mächtigen Bäumen beſtehend, in deſſen Mitte ſich ein Steintiſch mit Steinbänken befand, oder wo einſtens ein Spielplatz der Kinder geweſen, oder wo noch die Reſte einer Ruine oder irgend eines Tempelchens zu ſehen waren. Dort führten dieſe Brücken auf einzelnſtehende, im Zopfſtile gehaltene Häuschen, meiſtens aus rothen Backſteinen erbaut, manche noch ganz gut erhalten, andere aber ſchon ſo baufällig, daß der Eintritt verboten war. Das Ganze hieß Leyen-

thal und an der einen Seite des Parkes war in den ſolideren Gebäuden die Färberei ſowie die Wohnung meines Schwagers eingerichtet worden.

Freundlich von dieſem und meiner Schweſter aufgenommen, wurde ich in einem beſcheidenen Stübchen — die ganze Wohnung beſtand eigentlich nur aus ſolchen — untergebracht, und da es Hochſommer war, ſo nahm ich allſogleich auf meine Art von dem Parke Beſitz. Ein alter Nachen diente mir dazu, das Terrain ringsumher zu rekognoszirn, auch Entdeckungsreiſen in's Innere zu machen, hie und da wie ein ächter Seefahrer anzulegen und von einem noch unbekannten Winkel Beſitz zu nehmen und alsdann ſämmtliche Häuſer und Häuschen auf's gründlichſte zu unterſuchen.

Dabei vergiengen mir im raſchen Fluge Tage, Wochen, ja Monate, von denen ich, wie eben ſchon geſagt, die meiſte Zeit unter den hohen Bäumen verlebte und dort ſtundenlang ſitzend den Garten ſelbſt mit jenen Geſtalten bevölkerte, wie ich ſie in einem der baufälligen Häuſer auf einer alten Tapete gefunden. Herren in buntfarbigen Röcken mit Kniehoſen und ſeidenen Strümpfen, mit zierlichen Degen, den Hut unter dem Arme, mit Damen in leuchtenden, bauſchigen Toiletten, ſüß konverſirend, während kleine Kinder mit großen ſchlanken Windhunden ſpielten und ein dabei ſtehender, pausbäckiger kohlſchwarzer Mohr auf goldenem Teller Kannen, Gläſer und Taſſen trug. Abends dagegen, wenn aus dem feuchten Terrain

ringsumher dichte Nebel stiegen und geheimnißvoll die Baumgruppen umspannen, waren es Elfen und andere Geister, die meine Phantasie auf's lebhafteste beschäftigten und mich vollständige, oft recht unheimliche Geschichten ausdenken ließen, die mit den zerbrochenen Treppen, den beständig zugeschlossenen Thüren und Fenstern eines der eben erwähnten Häuser, welches vor Alter ganz schief stand, in Zusammenhang gebracht wurden. Freunde und Bekannte hatte ich so gut wie gar keine, war deßhalb auf mich selbst angewiesen, sowie auf die kleine Bibliothek meines Schwagers. Ich las Alles durch, was ich darin fand, manche Sache zwei-, dreimal, sowie die Historien von Weissflog, die mich ganz außerordentlich interessirten. Auch von Schiller, Goethe, Shakespeare wurde Vieles gelesen, leider häufig Alles durcheinander, und wenn ich dann meinen abendlichen Spaziergang machte, weit über den Park hinaus, wo am fernen Horizonte der holländischen Ebene die Sonne in phantastischer Gluth hinter Wolken untergegangen war, so erschienen mir auf dem goldigen Himmel in jenen Wolkengebilden die Gestalten der verschiedenen Könige, Helden und Geister, die in meinem Kopfe umherspukten, oder ich überließ mich auch wohl, auf dem Boden ausgestreckt, einer unaussprechlichen Sehnsucht nach unsagbar Schönem, das dort hinter dem Horizonte nur darauf warte, von mir erreicht und erfaßt zu werden.

Von den neuen Erzeugnissen der Literatur las ich nur

er: „Du haſt Recht, Major, du kennſt meine Frau. Du haſt ſie vorhin ſehr wahr geſchildert; und dieſe glückliche Ruhe ihrer Seele, dieſe wohlthuende Harmonie, dieſes klare, beſtändig ungetrübte Auge, ihre kindliche Heiterkeit bei ſo hohem Verſtande war mein Stolz, mein Glück."

„Es war dein Glück?" fragte aufmerkſam der Major, indem er ſeinen Freund ernſt anblickte.

„Ich bin jetzt fünf Monate verheirathet," verſetzte der Graf, ohne eine directe Antwort zu geben. „Vor vier Wochen war jene unangenehme, jene lächerliche Duellgeſchichte. Wenige Tage darauf fand ich meine Frau merklich verändert."

„Hat ſie jene Geſchichte erfahren?" fragte beſorgt der Major.

„Ich glaube nicht; denn mein Gegner, ſowie unſere Secundanten gaben ſich das feierliche Ehrenwort, nie darüber zu ſprechen."

„Auf welche Art veränderte ſich deine Frau?"

Der Graf zuckte die Achſeln. „Kann ich das ſo genau ſagen?" entgegnete er. „Man iſt nicht jeden Tag gleich geſtimmt, man iſt arglos, man beobachtet nicht immer. Aber eines Tages bemerkte ich, daß Marie nicht ſo heiter ſei wie gewöhnlich. Ihr Lächeln ſchien mir etwas Gezwungenes zu haben; ſie ſtarrte oft träumend vor ſich hin, ja, ſie blieb mir hier und da eine Antwort ſchuldig; dann fuhr ſie plötzlich empor, und wenn ſie mich anſchaute mit ihren großen dunkeln Augen, ſo bemerkte ich einen ſeltſamen Schimmer darin, eigentlich keine Thränen, aber etwas Nebelhaftes, etwas, das den früheren Glanz ihres Blickes löſchte. Auch war ſie gern allein; ſie vermied ſogar zuweilen meine Geſellſchaft, und wenn ich zuweilen beſorgt ihre Hand faßte und ſie herzlich fragte, ob ihr etwas fehle, ſo zuckten ihre Lippen, und eine tiefe Bläſſe flog über ihre Züge."

„Und dergleichen kam häufig vor?"

Rellſtab's 1812 und mit ſolchem Intereſſe, daß ich, um mir die glücklichen Gefühle des Autors nach Beendigung eines ſolchen Werkes richtig vorſtellen zu können, die letzte Seite auf ein Papier abſchrieb, als wenn ich ſelbſt dieſer glückliche Verfaſſer wäre.

Auch ſchien es mir eines Verſuches nicht unwerth, wieder einmal ſelbſt ein bischen zu ſchriftſtellern, wobei es mir übrigens nicht im entfernteſten einfiel, meine Militärerlebniſſe oder dergleichen niederzuſchreiben. Das kam mir viel zu proſaiſch und hausbacken vor, als daß es nur irgend eine Menſchenſeele hätte intereſſiren können, woran mir doch ſehr gelegen war. Denn ich beabſichtigte nicht nur zu meinem Vergnügen zu ſchreiben, ſondern ich wollte gedruckt und honorirt werden. Letzteres noch ganz beſonders deßwegen, um aus meiner recht abhängig und dadurch unbehaglich gewordenen Stellung im Hauſe meines Schwagers herauszukommen; meine Schweſter that für mich wohl Alles, was in ihren Kräften ſtand; aber bei ihrer jungen Haushaltung, die jährlich durch Zuwachs geſegnet wurde, und bei dem nicht übermäßigen Einkommen meines Schwagers vermochte ſie nicht viel mehr zu thun, als daß ich bei ihr lebte, nachdem ſich mein Schwager lange vergeblich bemüht, mir eine Stelle zu verſchaffen.

Indeſſen war es ein Glück für mich zu nennen, daß ich damals nicht auf den Einfall kam, jene Soldatengeſchichten

im Frieden zu ſchreiben, die ſpäter ſo großen Erfolg hatten. Wer weiß, ob ſie mir nur halb ſo gut gelungen und ob ſie nicht vielleicht ſpurlos verſchwunden wären, und ſelbſt wenn ſie ein gleiches Aufſehen erregt hätten, wäre ich wohl hiedurch an Crefeld gefeſſelt geblieben und wäre nicht gerade dadurch, daß ich ſie in Stuttgart ſchrieb, der entſcheidende Umſchwung in meinem Leben eingetreten.

So verfaßte ich denn natürlicherweiſe zuerſt ein großes Trauerſpiel in fünf Akten „Der Ring", frei nach Shakeſpeare, mit der ganz kleinen Anlehnung an des großen Britten Macbeth, daß bei mir gleichfalls drei Hexen, die den verhängnißvollen Ring weihen, das Stück eröffnen, ja wenn ich mich recht entſinne, ſo hatte eine derſelben ſogar die Frechheit, dieß mit den Worten zu thun:

„Wann kommen wir uns wieder entgegen,
In Wind, in Sonnenſchein oder Regen?"

worauf die zweite mit einem leichten Anklange an Goethe zur Antwort gab:

„Sobald die herrliche Walpurgisnacht
Mit allen Geiſtern neu erwacht."

Furchtbar ſchöner Gedanke! — und ſo gieng es durch das ganze Stück, in welchem bis über die Knöchel in Blut und Graus gewatet wurde, und wo, glaube ich, ſchließlich die Geiſter ſämmtlicher Erſchlagenen in dem Ringe, der ſich

zum glühenden Kreiſe ausgedehnt hatte, einen hölliſchen Rundtanz hielten.

Fertig iſt dieſes Werk allerdings geworden, es wurde aber dann von mir recht betrübt auf die Seite gelegt, da ich verſtändig genug war, um beim Durchleſen zu fühlen, daß Goethe und Shakeſpeare alles das einigermaßen beſſer geſagt hatten.

Dann erbat ich mir von meinem Schwager neues Papier, denn ſolches kaufen zu können, davon war bei mir ſchon längſt keine Rede mehr. Ich ſchnitt es in ein großes Oktav, ſtellte durch Bleiſtiftſtriche einen breiten Rand her, in den ich ſchreiben wollte, damit es wie eine gedruckte Seite ausſähe, was, wie ich dachte, für den betreffenden Buchhändler beſtechend ſein würde. Die Geſchichte, die ich nun wirklich ſchrieb, war ganz à la Weisflog und hatte ich mich in derſelben ſehr an dieſes Autors Epos, der Zwiebeln- und Mückenkönig, gewärmt. Es begann mit einem Familienleben allerkleinſter Zwerge, dieß aber ganz nach eigener Erfindung, welche unter großen Akanthusblättern wohnten, die ich irgendwo im Garten geſehen; Pilze dienten ihnen als Hüte oder Sonnenſchirme, und ſo viel ich mich entſinne, webten ſie einen Zaubergürtel, der den Beſitzer befähigte, von aller Welt geliebt zu werden.

Auch dieſes Werk wurde fertig geſchrieben, ſelbſt nach mehrmaligem Leſen nicht nur für einen koloſſalen Fortſchritt

gegenüber dem „Ringe“ gehalten, sondern für druckwürdig befunden und deßhalb unter meinem Namen an den Buchhändler Mayer nach Aachen gesandt.

Mit meinem Vater, der kleine Broschüren, sowie auch jenes Charadenbuch, dessen ich erwähnt, bei ihm verlegte, hatte ich ihn als Kind öfters besucht und da er mich häufig freundlich am Kopfe gepätschelt, so setzte ich als junger angehender Schriftsteller mein volles Vertrauen in ihn. Leider ohne den gewünschten Erfolg; denn mein Werk kam einige Wochen später als gänzlich unbrauchbar unfrankirt an mich zurück.

Doch hatte sich zu gleicher Zeit die Aussicht auf eine Stelle für mich eröffnet, weßhalb ich mir aus dieser Abweisung durchaus nichts machte, ja nun selbst meine Schreibereien als das, was sie auch in der That waren, als eine gänzlich unnütze Zeitverschwendung, ansah und meine sämmtlichen literarischen Versuche den Flammen opferte, mit dem festen Vorsatz, mich in meiner neuen Stellung nie mehr mit solchen Dingen zu beschäftigen.

Das Haus mit der Firma „Gebrüder Brüning“, in welches ich eintreten sollte — ein Kommissions- und Agenturgeschäft in roher Seide — wurde von zwei Brüdern in der Weise geführt, daß der eine die Geschäfte in Crefeld, der andere die in Elberfeld besorgte; und für den Letzteren war ich engagirt worden, mit freier Wohnung, Kost im Hause

und einem kleinen Vorschusse, um meine Toilette nothdürftig wiederherzustellen.

So gieng ich denn im Sommer 1836 abermals nach Crefeld; doch ist dieses Gehen nicht wörtlich zu verstehen, denn ich fuhr dieses Mal mit dem Postwagen, auch war meine Toilette ganz anständig, und so machte ich denn mit meinem offenen, frischen und heiteren Aeußern einen vortheilhaften Eindruck auf meinen neuen Prinzipal und dessen Frau. Es war ein kinderloses Paar und galt, sowie das Handlungshaus, dem der Prinzipal vorstand, für mehr als wohlhabend. Sie bewohnten ein schönes großes Haus, die Börsenhalle genannt, weil sich in demselben ein großer Saal befand, in dem an gewissen Tagen kaufmännische Geschäfte, besonders im Handel mit roher Seide abgemacht wurden, doch war die Börsenhalle zu gleicher Zeit eine geschlossene Gesellschaft mit Lese- und Billardzimmer, wo sich die Mitglieder täglich, am Samstag aber in zahlreicher Menge versammelten. Die Restauration, welche vortrefflich war, wurde unter Aufsicht der Frau vom Hause durch eine Haushälterin und eine Köchin besorgt; auch war neben der stets gut besetzten Speisekarte ein wohlversehener Weinkeller da und mithin auch für meine persönlichen Bedürfnisse auf's Beste gesorgt.

Da ich mich mit Eifer in die Geschäfte warf, besonders bemüht war, die Eigenthümlichkeit unserer Waare, der rohen

Seide, kennen zu lernen und ſie nach Feinheit des Fadens und ihren ſonſtigen Eigenſchaften abzuſchätzen, mich auch recht gerne im Leſezimmer der Börſenhalle nützlich machte, dort Zeitungen ſortirte und einheftete, auch einen Katalog der Bibliothek entwarf, ſo ſtand ich bald mit Prinzipal und Prinzipalin auf ganz vortrefflichem Fuße, und letztere, für die ich nach den oft langweiligen Stunden ihres früheren Alleinſeins ein unterhaltendes Element war, ſorgte für mich, wie es nur eine Mutter thun konnte, ſo daß ich mich faſt als Kind des Hauſes betrachten durfte.

Wie ich noch wenige Jahre zuvor durchaus keinen Begriff von Poeſie und Literatur hatte, ſo noch weniger von Politik und dem, was ſich überhaupt in der Welt begab; und ſo war auch in dieſer Richtung das Leſezimmer mit ſeinen Schätzen an Zeitungen, Broſchüren, Journalen und Büchern für mich eine Fundgrube, in der ich auf's eifrigſte nach Belehrung ſuchte. Stundenlang, an Sonn- und Feiertagen oft bis Abends, ſaß ich dort und las, und je mehr ich fühlte, wie unwiſſend ich noch ſei, um ſo mehr ſuchte ich mich, wenn auch leider oft ſehr oberflächlich und auf die primitivſte Art zu belehren, doch blieb bei meinem vortrefflichen Gedächtniß ſtets irgend Etwas hängen; auch war ich durchaus nicht ſchüchtern, mir durch unabläſſiges Fragen weiter zu helfen. Bis zu den Poeſien der neueſten Zeit war ich indeſſen noch lange nicht gedrungen, als eines

Sonntags Morgens ein anderer junger Kaufmann, mit dem ich Billard ſpielte, mich an die Glasthüre zog, die zum Leſezimmer führte und dort auf einen Herrn deutend ſagte: „Da ſitzt Freiligrath.“ — Ich ſchaute ihn fragend an. „Wie? Sie wiſſen nicht, wer Freiligrath iſt?“ Nun hatte ich allerdings dieſen kurioſen Namen im Morgenblatt geleſen, ohne aber den Verſen, unter welchen er ſtand, Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſchämte mich aber doch meiner Unwiſſenheit und fieng an noch eifriger zu ſtudieren und auch Gedichte zu leſen. Ach und mit welchem Genuſſe ich nun bald auch die Freiligrath'ſchen verſchlang, las und wieder las, vermag ich nicht zu beſchreiben!

Ehe ich ihn aber, vielleicht ein Jahr ſpäter, ſelbſt kennen lernte, hatte ich noch eine ſchwere und ſehr unangenehme Zeit zu durchleben; denn eines Morgens — ich hatte ſchon längſt bemerkt, daß mein Prinzipal mit ſehr Unangenehmem beſchäftigt war und daß deſſen Frau, ſonſt heiter und mittheilſam, gedrückt und traurig umherſchlich, oh, ich erinnere mich, als ob das erſt geſtern geſchehen wäre — reichte er mir über den Pult ein Schreiben, indem er mit gefurchter Stirne ſagte: „Leſen Sie es aufmerkſam durch.“ Unwillkürlich fiel mir Aehnliches ein, wie ich es bereits während meiner Lehrzeit erlebt hatte und wo es ſich um jene gewiſſe Epiſtel an meinen Vormund handelte; doch hatte ich dießmal wahrlich keine Gelegenheit gegeben, ſah

auch nach der ersten Zeile, daß ich mich geirrt; doch war das, was ich las, noch betrübender.

Mein Prinzipal schrieb an den Präsidenten der Handelskammer, daß er nach jahrelangem, mühseligem Kämpfen und Ringen augenblicklich außer Stande sei, seinen Verpflichtungen nachzukommen und er sich als insolvent erklären müsse.

Ein harter Schlag für die beiden alten Leute und begreiflicherweise auch für mich, der ich nun voraussichtlich wieder vom Zweige in die weite Welt hinauspfeifen konnte.

Doch sollte es für mich so schlimm nicht kommen; denn wenn auch das Fallissement ausbrach, wobei sich indessen, zur Ehre meines Prinzipals gesagt, Alles in musterhafter Ordnung befand und der Prozentsatz des Verlustes für die Gläubiger nur ein äußerst geringer war, der, wie ich glaube, später noch ganz gedeckt worden ist, so blieb ich doch vorläufig noch für Monate im Hause, um bei der Liquidation thätig zu sein, und erhielt dann durch Vermittlung meines Prinzipals eine Stelle in dem benachbarten Barmen und, wie es mir damals schien, mit einer Standeserhöhung, denn ich wurde Reisender für ein noch ganz junges Geschäft in Färberseife und italienischem Baumöl für Tuchfabriken.

Mein neuer Prinzipal, Herr Dahl, spekulirte bei zu erwerbenden Kundschaften der großen Tuchfabriken und Fär-

bereien in Aachen und Burtſcheid auf die dortigen Bekannten meines Vaters, um einen älteren und bedeutenderen Konkurrenten auszuſtechen. Das gelang mir anfangs recht gut und in manchen Häuſern, wo man ſich meiner aus den Knabenjahren her noch erinnerte, gab man mir deßhalb Aufträge, die aber ſelten zu Nachbeſtellungen führten, auch wohl, ehe ſie effektuirt werden konnten, wieder abgelehnt wurden. Auch will ich nicht verſchweigen, daß ich nach der zarten, liebenswürdigen, veilchenduftenden Seide, für die grobe Fabrikſeife und das ranzige Gallipoliöl keine Sympathie empfand; doch war der Hauptgrund meines abermaligen Geſchäftswechſels, daß mich Herr Brüning, der unterdeſſen Agenturen für rohe Seide wieder erhalten hatte, in ſein Haus zurückrief.

Uebrigens war mein Aufenthalt in Barmen für mich inſofern nicht ohne Nutzen geweſen, als ich dort mit Freiligrath bekannt und innig befreundet wurde und durch ihn eine Menge fähiger, talentvoller, junger Leute kennen lernte. Sie hatten ihren wöchentlichen, geſelligen Zuſammenkünften den Namen „Freiligrathverein“ gegeben und hier wurden dramatiſche Werke, beſonders von Goethe, Schiller und Shakeſpeare mit vertheilten Rollen geleſen.

Was mich betrifft, ſo hatte ich bis jetzt im Vorleſen nie etwas zu leiſten vermocht. Ich gieng, ſobald mich die Sache intereſſirte, zu energiſch, ja leidenſchaftlich in's Zeug

und überhaſtelte mich ſchließlich häufig ſo, daß ich nicht weiter konnte und ganz undeutlich wurde. Hier nun nahm ich mich zuſammen, um den meiſtens komiſchen Rollen, die mir zugetheilt wurden, vor ſolcher Geſellſchaft gerecht zu werden, und erinnere mich noch, daß ich zum Beiſpiel die Rolle des Hofmarſchalls Kalb in „Kabale und Liebe“ ſo las, daß die Andern vor Lachen nicht weiter konnten und ebenfalls galt mein „Falſtaff“ für eine ganz heitere Leiſtung, natürlich aber war der Maßſtab, den wir anlegten, ein beſcheidener, und würde irgend ein gewähltes Auditorium ſchwerlich durch uns befriedigt worden ſein. Nach der Vorleſung folgte ein luſtiges Mahl, das meiſtens bis ſpät in die Nacht dauerte. Von all den meiſt liebenswürdigen Freunden, aus denen jener Freiligrathverein beſtand, habe ich außer Freiligrath nach Jahren nur einen Einzigen, den mir am wenigſt ſympathiſchen, wiedergeſehen. Zwei Andere, ein Arzt, Doktor Rohl, und ein junger Kaufmann Zulauf wanderten in Folge getäuſchter Hoffnungen des achtunddreißiger Jahres nach Texas aus; ein dritter, Polizeikommiſſär Hutſteiner, der das für einen preußiſchen Beamten unverzeihliche Verbrechen begangen hatte, mit freiſinnigen jungen Leuten umzugehen, wurde in Folge davon von Barmen weggemaßregelt, verkümmerte und ſtarb früh, und ein vierter endlich, der Einzige unſeres Kreiſes, der kleine literariſche Erfolge aufzuweiſen hatte, Hermann Püttmann, Redakteur der Barmer

„Zuerſt ſeltener, dann häufiger," erwiderte der Graf mit einem tiefen Seufzer. „Marie iſt nicht mehr, wie ſie war; es iſt eine Umwandlung mit ihr vorgegangen, die ſie mir zu verbergen ſtrebt, die ich aber, trotz ihrer oft erkünſtelten Heiterkeit, entdeckte. O, mein Freund, das Auge der Liebe ſieht ſcharf! Und du weißt, wie ich meine Frau liebe! Du weißt, daß ſie mir Alles iſt — mein Denken, mein Fühlen! Ich bete ſie an!"

„Alſo eine Wirkung hätten wir entdeckt," entgegnete nachdenkend der Major, „aber keine Urſache."

„Keine, die ich zu denken wage!" entgegnete heftig der Graf. „Dieſe Umwandlung meiner Frau kam ſo leiſe und allmälig, daß ich mich oft frage: Irrſt du dich nicht? Iſt Marie vielleicht immer ſo geweſen, und du haſt es nicht bemerkt? Der Gedanke kann mich ſo beherrſchen, daß ich zuweilen meine Augen ſchließe und mir mit Gewalt ihr Bild zurückrufe, wie ich es immer vor mir geſehen: jung, heiter, blühend und glücklich. Wenn nun dieſes Bild in ſeinen glänzenden Farben ſo recht feſt vor mir ſteht und ich dann meine Augen öffne und mein geliebtes Weib anſchaue, wie ſie vor mir ruht in ihrem kleinen dunkeln Sammt-Fauteuil, die weißen Hände auf beide Lehnen geſtützt, tief in den Sitz geſchmiegt, als wolle ſie ſich vor der ganzen Welt verbergen, das ſonſt ſo glänzende Auge mit dem umflorten Blick weit hinaus ſtarrend und unter dem immer noch roſigen Teint eine krankhafte Bläſſe hervorlauſchend — ah, dann fahre ich erſchreckt empor und ſehe, daß ich mich nicht getäuſcht, daß Marie leidet!"

„Deine Frau iſt ſiebenzehn Jahre alt?" fragte der Major.

„Sie war ſiebenzehn an ihrem Hochzeitstage," antwortete Graf Ferdinand.

„Und haſt du ſie nie befragt, ob ihr etwas fehle, ob ſie Kummer habe?"

Zeitung, entwich, um Verfolgungen zu entgehen, in die Schweiz, durfte aber ſpäter nach Deutſchland zurückkehren, war eine Zeit lang Redakteur des Feuilletons der Kölniſchen Zeitung und wanderte ſpäter mit ſeiner Familie nach Auſtralien aus, wo er vor zwei Jahren als Herausgeber einer deutſchen Zeitung in Melbourne ſtarb.

Damals, wo die Cenſur in Preußen noch in ſo ſchöner Blüthe ſtand, daß ich ſogar eines Tages gewarnt wurde, weil ich auf einer kleinen lithographiſchen Handpreſſe meines Prinzipals, Herrn Brüning, Weinetiketten ohne polizeiliche Erlaubniß gedruckt, reizte es uns, den ſtrengen Preßverboten entgegenzuwirken, weßhalb wir ein fliegendes Blatt gründeten, die „diabolische Kneipzeitung“ mit dem Beiblatte „der Katzenjammer“, das vermittelſt Ueberdruck allerdings nur in wenigen Exemplaren abgezogen wurde; doch erſchienen nur vier bis ſechs Nummern, da der Drucker, ein uns freundlich geneigter Lithograph, faſt in einen böſen Konflikt mit der Behörde gerathen wäre.

Eines der Mitglieder unſeres Vereines war auch der Buchhändler Langewieſche in Barmen, bei dem Freiligrath wohnte, und übernahm Letzterer, wie bekannt, die Herausgabe des maleriſchen und romantiſchen Weſtfalen, in Verlag von Langewieſche, und zog eines Morgens nach der rothen Erde ab, von vielen ſeiner Bekannten und Freunden, worunter auch ich mich befand, bis nach Siegburg, dem Schloſſe

Wittekind's, begleitet. Dort feierten wir ein solennes Abschiedsfest und entließen den theuren Freund, dem es vergönnt war, frei in die Welt hinauszuziehen, mit den besten Glück- und Segenswünschen.

Doch hatte er sich eine Arbeit aufgeladen, die ihm, dem Poeten, nicht gelingen mochte, deren Last ihn drückte und die er nach kurzer Zeit auf die Schultern seines Freundes Levin Schücking warf; ein paar herrliche Gedichte hatte Freiligrath zur Einleitung geliefert und die Briefe, die er an Freunde auf dieser Reise in Westfalen schrieb, sind in ihrer Art außerordentlich schön, doch konnte es ihm nicht gelingen, das bisweilen so langweilige Feld der Prosa zu ackern und statt, wie es sein Verleger und auch wohl der Leser wünschte, gradlinige Furchen zu ziehen, spähte er nach poetischen Stoffen in Wald und Flur und entschlüpfte endlich dem ihm unbequemen Joche, indem er an den Rhein zog und sich in Unkel, wo ich ihn später wieder traf, niederließ.

Wenn auch, wie oben schon erzählt, mein Prinzipal Herr Brüning seine Geschäfte im kleinen Maßstabe wieder aufgenommen hatte, so war doch gerade deßhalb für mich keine dauernde und lohnende Beschäftigung mehr bei ihm zu finden, weßhalb ich mich nach einer anderen Stellung umsah, wobei es mir ein paar Mal begegnete, daß Prinzipale, die sonst an meiner Persönlichkeit oder dem, was ich leisten konnte, nichts auszusetzen hatten, Anstoß daran nahmen, daß ein

paar Geſchäfte, in denen ich thätig geweſen war, fallirt oder liquidirt hatten und das für ein böſes Omen anſehen wollten.

Aufrichtig geſagt war mir ſelbſt dadurch der Handelsſtand, für den ich nie eine große Vorliebe gehabt, ganz zuwider geworden; ich will auch geſtehen, daß mein Umgang mit den oben erwähnten jungen Leuten, unſere bisweiligen literariſchen Beſchäftigungen mich vollſtändig von Haupt- und Kaſſabuch abzogen. Freiligrath hatte mir beim Weggehen ein kleines Stehpult geſchenkt, worauf er ſelbſt häufig gearbeitet hatte und wer weiß, ob dieſes nicht mit Schuld daran war, daß ich mir eines Tages wieder Feder und Papier kaufte und eine kleine humoriſtiſche Skizze anfieng, die erſte, von der ich ſpäter Einiges brauchen konnte. Sie war aus dem kaufmänniſchen Reiſeleben, wo ein junger Mann ſich ſeinen Kunden vorſtellt: „Ich heiße Specht — mein Name iſt Specht — ich reiſe in Indigo — in blauem Indigo.“ Fertig iſt dieſe Skizze allerdings nie geworden, doch begann ich in Folge dieſer Arbeit kleine Entwürfe zu machen, ja flüchtige Erinnerungen aus meinem Soldatenleben im Frieden niederzuſchreiben, die einem meiner damaligen Freunde, dem Buchhändler Rudolph Neuburg, ſo gefielen, daß er, der übrigens ein äußerſt lebhafter, ja excentriſcher junger Mann war, mich hoch und theuer beſchwor, dem Handelsſtande vollſtändig Lebewohl zu ſagen und mich der Schriftſtellerei zuzuwenden.

Es war dieß allerdings ein leicht hingeworfener Rath, den ich aber, auch leichthin, zu befolgen beſchloß.

Vielleicht kann ich zu meiner Entſchuldigung ſagen, daß ich ſelbſt, allerdings noch ſehr im Unbewußten, etwas von dem ahnte, was in mir verſteckt lag, und wurde das gänzliche Loslaſſen meiner bisherigen Verhältniſſe für mich zum Heile:

Denn es riß mich unter gewaltigen gefährlichen Strömungen „nach oben".

Auch hatten ſich meine Verhältniſſe leider ſo geſtaltet, daß ich mit meinen zahlreichen Gläubigern nur durch einen Saldovortrag zu ihren Gunſten, auf dem Papiere natürlich, abzurechnen vermochte, wobei ich mir und ihnen allerdings feierlich gelobte, ſpäter ſämmtlichen Forderungen, ſoweit ich dazu im Stande ſein würde, gerecht zu werden, und darf ich hinzufügen, daß ich ihnen auch und nach nicht zu langer Zeit gerecht geworden bin.

Mein Freund Neuburg, der in der Buchhandlung von Langewieſche beſchäftigt war, hatte eine Stelle bei dem Buchhändler Paul Neff in Stuttgart erhalten, und was war natürlicher, als daß er mich dringend einlud, ihn dorthin, als an einen der bedeutendſten Sitze des deutſchen Buchhandels, zu begleiten. „Dort," ſagte er, „findeſt du Journale genug, die deine kleinen Arbeiten gerne aufnehmen werden, dort iſt überhaupt ein literariſches Leben, du kannſt nützliche Bekannt-

ſchaften machen, vielleicht ſogar Johann Georg Cotta kennen lernen, dort giebt es reiche Bibliotheken, ein vortreffliches Theater und eine reizende Gegend an den Ufern des Neckars, wo ſich äußerſt billig leben läßt und der Gulden ſo viel als hier der Thaler gilt."

„Abgemacht, wir reiſen zuſammen!" — und ſo fuhren wir an einem ausnahmsweiſe heiteren Apriltage aus Elberfeld nach Köln, beſtiegen dort Abends das aufwärts gehende Dampfboot und landeten früh gegen fünf Uhr in Unkel, wo wir Freiligrath beſuchen wollten. Es war ein heller, faſt heißer Morgen, das Siebengebirge erglühte herrlich im Strahle der aufgehenden Sonne, von drüben ſchaute der Rolandsbogen ernſt herüber, langſam und majeſtätiſch umſchloß der leuchtende Strom Inſel und Kloſter Nonnenwerth und ich ſchwelgte heiter, faſt glücklich in den Erinnerungen an vergangene Tage. Alles, was mich gedrückt, hatte ich hinter mir gelaſſen, ich athmete friſch und fröhlich auf und war im leichten Sinn der Jugend von dem ſeligen Gedanken erfüllt, einer beſſeren Zukunft entgegen zu gehen.

Wie wir durch den Fährmann, der uns vom Dampfer herübergebracht, erfahren hatten, wohnte Freiligrath dicht am Rhein in einem ſtattlichen Hauſe, durch einen Thorbogen von dem dazugehörigen Garten getrennt, und da es noch zu früh war, um den Freund in ſeiner Ruhe zu ſtören, ſo drangen wir in dieſen Garten, um dort in einer ſchon vollkommen

grünen Fliederlaube auf dem Tiſche ein großes Glas weißen Wein zu finden, in dem ſich ein Buſch Feldblumen befand, außerordentlich bezeichnend für ein luſtiges, poetiſches Rheinlandleben, wie es mir noch erinnerlich war.

Freiligrath empfieng uns herzlichſt und wir fanden dort einen jungen Studenten aus Bonn — Dralle — der, eine äußerſt leichtlebige Natur, ſpäter gleichfalls nach Stuttgart kam, dort „Viktor Hugo“ überſetzte, ſich nebenbei durch allerlei luſtige Streiche bekannt machte und endlich nach London gieng, wo er heute noch als ſolider Familienvater im Kreiſe der Seinigen lebt. Dralle lag im Wohnzimmer Freiligrath's auf einer Matratze am Boden, rings von Bücherhaufen umgeben, nicht etwa für ihn zum Studium, ſondern es war Freiligrath's Bibliothek, die dieſer gerade zu ordnen und aufzuſtellen im Begriffe war.

Auch wir fanden in gleicher Art Platz für einige Tage, die wir zu Fußpartien in die Umgegend benutzten, um Abends am Ufer des Rheines unter der oben erwähnten Fliederlaube eine luſtige Maitrankbowle zu trinken. Dann ſchlug die Trennungsſtunde, ein aufwärtsgehender Dampfer entführte uns dem lange nachſchauenden und nachwinkenden Freunde, und wir fuhren ſtromaufwärts bis Mannheim, von wo wir mit der Retourgelegenheit eines Lohnkutſchers über Karlsruhe nach Stuttgart reiſten. Auf der erſten Hälfte dieſes Weges leiſteten uns ein paar hübſche junge Mädchen Geſellſchaft,

die Töchter eines Försters vom badischen Schwarzwalde, was ich hier nur erwähne, weil ich vermuthe, mein guter Freund Rudolph habe unterwegs, ohne daß ich es gemerkt, ein kleines freundschaftliches Verhältniß mit einer derselben angeknüpft, denn nach langen, langen Jahren erhielt ich von einer unserer damaligen Reisebegleiterinnen eine Anfrage nach ihm, den aber damals schon die kühle Erde deckte.

Bemerkenswerther aber als diese Begegnung waren unsere Reisebegleiter bis Stuttgart, die sich in Karlsruhe am frühen Morgen zur Abfahrt vor dem kleinen Gasthofe zusammen fanden, zwei junge Leute, allerdings älter als wir, die den Rücksitz einnahmen, da wir schon vom vorhergehenden Tag im Besitze der Lohnkutsche gewesen waren. Der Eine, still und bescheiden, einfach gekleidet, sprach im badischen Dialekt, das heißt, er antwortete ziemlich kurz auf die an ihn gestellten Fragen, während der Andere, der mit einer gewissen schäbigen Eleganz gekleidet war, an den Füßen hohe Stiefel, auf dem Kopfe einen weichen Filzhut von gar seltsamer Form trug; sogleich nach der Abfahrt hatte er den Gesprächsfaden in die Hand genommen, sich nach dem Ziele und Zweck unserer Reise erkundigt, um hierauf mit ungemein geläufiger Zunge einen Abriß seines eigenen Lebens zu geben Er war Schauspieler, Künstler ersten Ranges, wie er sagte, Charakterdarsteller, und begab sich nach Stuttgart, wo unter Theodor Döring's Leitung ein königliches Sommertheater in Cannstatt

entſtehen ſollte, bei dem er Engagement zu finden hoffte. — „Dauerndes Engagement, ſpäter an der Hofbühne ſelbſt“ — ſetzte er mit erhobenem Kopfe hinzu, „ſobald man ſich erſt von dem überzeugt haben wird, was ich zu leiſten im Stande bin.“

Von dieſen Leiſtungen ließ er uns unterwegs beim Füttern der Menſchen und Pferde bereitwillig Einiges hören und ſehen, was bei mir, der ich das Theater überhaupt nur ein paar Mal in meinem Leben beſucht, von erſtaunlicher Wirkung war. Er deklamirte Wallenſtein's Monolog:

„Es giebt im Menſchenleben Augenblicke,“

mit rollenden Augen, wüthender Geberde und dröhnender Stimme, die aber am Schluſſe, wo man:

„Roß und Reiter niemals wiederſah!“

zu einem leiſen, kaum vernehmbaren Flüſtern herabſank. Dazu trug er über die Schulter ein kurzes Mäntelchen, blau mit rothem Futter, in das er ſich maleriſch zu drapiren verſtand, jetzt als Herzog von Friedland, wobei ihm ſein Stock als Schwert diente, und gleich darauf, indem er das ſcharlachene Futter auswärts wandte, eine rothe Hahnenfeder, die er in der Taſche hatte, auf den Hut ſteckte, als Mephiſto „mit langem, ſpitzem Degen, das Mäntelchen von ſtarrer Seide“.

So fuhren und giengen wir unſeres Weges, erſtaunt über die Vielſeitigkeit unſeres Reiſegefährten und überzeugt,

daß wir ſeinen Namen ſchon in den nächſten Tagen hinter einer glänzenden Rolle auf dem Hoftheaterzettel leſen würden; er, freundlich und herablaſſend, gab uns jungen Leuten, die wir in die Welt hinauszogen, um unſer Glück zu machen, kluge Verhaltungsregeln; hatten wir doch kein Geheimniß daraus gemacht, daß Neuburg Buchhändler ſei, ich mich der Schriftſtellerei widmen wolle und der Dritte, der ruhige, ſtille Gefährte nach Stuttgart gieng, um eine Stelle im Singchor der dortigen Oper zu erhalten — „ein hartes Stück Brod“ — hatte ihm der große Mime achſelzuckend zur Antwort gegeben, „doch genügend für beſcheidene Wünſche, ſowie für eine Bruſt, in welcher nicht der ungebändigte Muth ſeine Spannkraft übt.“ Leider aber giengen, wie ich vorausſchicken will, die Hoffnungen dieſes Künſtlers nicht in Erfüllung, er fand an der Stuttgarter Hofbühne keine Anſtellung, auch habe ich ihn nicht wieder geſehen, ja weiß mich nicht einmal mehr ſeines Namens zu erinnern, während ſein ſtiller beſcheidener Kollege ſogleich beim Singchor angeſtellt wurde, nicht nur in guten Verhältniſſen dauernd dort blieb, ſondern auch das Glück hatte, eine Tochter von europäiſchem Ruhme zu bekommen, die berühmte Klaviervirtuoſin Anna Mehlig.

Es war am Abend des 15. April 1840, als wir nach langer und langſamer Fahrt mit müden Gäulen in Stuttgart eintriumphirten und Neuburg und ich in dem heute

noch bestehenden Gasthofe „König von Württemberg", damals einem der ersten der Hauptstadt, an der Ecke der Kronprinz- und Langenstraße, abstiegen. Meine Baarschaft war äußerst gering, dagegen meine Erwartungen und Hoffnungen außerordentlich groß. Hatten mich doch die Erzählungen des großen Mimen, mit dem ich gereist, Einblicke in das Theaterleben, ja bis hinter die Coulissen thun lassen, die mich entzückten und bei denen sich mir ein neues Feld der Bestrebungen aufthat. Von wie vielen jungen Leuten hatte er erzählt, die von der Universität weg oder aus dem Kaufmannscomptoir ohne Vorbereitung frischweg zur Bühne gegangen waren und glänzend reussirt hatten. Ja er hatte Namen genannt, vielleicht wahre, vielleicht falsche, die ich alle bis auf einen vergessen, nämlich den des Stuttgarter Hofschauspielers Moritz, des allmächtigen Regisseurs, wie er versicherte, von dessen Vergangenheit und jetziger Stellung er die kühnsten und unglaublichsten Dinge erzählte. Seinen Reden nach wurde Moritz mindestens allwöchentlich einmal in das Kabinet das Königs berufen, um dort die privaten Wünsche seiner Majestät entgegen zu nehmen, und dann erzählte er uns flüsternd hinter der vorgehaltenen Hand, eine Dame, die dem Könige nahe gestanden, würde Moritz schon lange geheirathet haben, wenn es ihm möglich wäre, von seiner Frau, einer ungeheuer reichen böhmischen Gräfin, geschieden zu werden, natürlicherweise alles Thorheiten und

„O, wie oft! Sie ſchüttelt den Kopf und ſagt Nein. Ich habe ſie angefleht, mir zu ſagen, warum ſie nicht mehr ſo heiter und glücklich ſei, wie noch vor kurzer Zeit, und ſie antwortet mir ſcheinbar erſtaunt, ſie habe ſich durchaus nicht verändert. Aber ihr bleiches Geſicht in ſolchen Augenblicken widerſpricht ihrer Rede. Ich habe ſie gebeten mit den herzlichſten Worten, die ein Liebender vor der Geliebten ausſprechen kann. Ich habe ihr geſagt: Marie, verſchweige mir nichts! Fehlt dir etwas? Haſt du Kummer? obgleich ich mir nicht denken kann, wie das möglich iſt. Vertraue deinem beſten Freunde! — Umſonſt! ſie lächelte oft unter wirklichen Thränen und ſagte: Du irrſt dich, Ferdinand, mir fehlt nichts, ich bin ganz glücklich."

„Ganz glücklich, ſagte ſie?"

„Ja, oder ganz zufrieden. Doch endlich fing ich an, mich über dieſe Antworten ein wenig zu ärgern."

„Du wurdeſt heftig?"

„Wenigſtens dringender in meinen Fragen. Ich wollte ihre Antworten nicht gelten laſſen. Ich verſicherte ihr, ſie habe Unrecht, mir nicht zu vertrauen."

„Und darauf?"

„Ah, darauf!" rief der Graf heftig aus und ſchritt abermals durch das Zimmer; „darauf zog ſie ſich von mir zurück, verließ oft halbe Tage ihr Zimmer nicht, und wenn ſie endlich zum Vorſchein kam, ſo war es oft nur, um ihren Wagen zu verlangen und zu ihrer Mutter zu fahren."

„Zu ihrer Mutter zu fahren!" wiederholte ernſt der Major.

Bei den Worten blieb der Graf auf ſeinem Spaziergange plötzlich vor dem Freunde ſtehen, ſah ihn feſt an, preßte ſeine Hand

Uebertreibungen, deren einzig Wahres darin beſtand, daß Moritz, ein bedeutender Schauſpieler, auch bei dem Könige beliebt, im Hauſe jener Dame, der Fräulein v. Stubenrauch, befreundet, allerdings mit einer Baronin Sch., die aber in kleinen Verhältniſſen in Wien lebte, verheirathet war.

Mir rieth unſer Reiſebegleiter, mich der Theaterkritik zuzuwenden, dem leichteſten und einträglichſten Geſchäft, bei dem man ſich vornehmen müſſe, ohne Anſehen der Perſon und deren Leiſtungen, ſeien ſie gut oder ſchlecht, konſequent zu loben oder zu tadeln, dabei, um Aufſehen zu erregen, zuerſt einem anerkannten Künſtler tüchtig zu Leibe zu gehen, um ſcheinbar den Standpunkt der Unparteilichkeit und der unbeugſamen Kritik einzunehmen und dadurch das Andern geſpendete Lob um ſo wirkſamer zu machen. „Man wird Sie gut bezahlen," ſchloß er, „man wird Sie fürchten, man wird Ihnen von allen Seiten entgegenkommen, und ich kann Sie verſichern, ſolch ein Theaterkritiker, dem ſchöne Augen lächeln, der von den weichſten Händen geſtreichelt wird, hat ein ganz beneidenswerthes Loos!"

Glücklicherweiſe bin ich niemals in den Fall gekommen, von ſeinen Lehren Gebrauch zu machen. Alles, was dergleichen Kritiken und Reklamen anbelangt, war mir von jeher zuwider geweſen, und wie ich ſelbſt niemals Schritte gethan habe, mich loben zu laſſen, ſo widerſtand es mir, die Feder, Andere betreffend, dafür anzuſetzen und wenn ich ein-

mal genöthigt gewesen wäre, einem Freunde gefällig zu sein, hätte ich ihm viel lieber eine Novelle geschrieben. Auch habe ich kein Talent für dergleichen Besprechungen und wie ich auch das Gute stets empfand und empfinde, so war mir doch von jeher die Gabe versagt, dieses Genießen und Empfinden in die richtigen Worte zu kleiden; vielleicht aber hätte ich es auch darin durch Uebung zu etwas gebracht; doch wozu leeres Stroh dreschen oder auf dürrer Heide grasen, wenn einem die saftige Wiese des vollen Menschenlebens zu Gebote steht! So dachte ich damals schon, habe, dem Altmeister folgend, stets in's volle Menschenleben gegriffen und bin über Stoffe nie verlegen gewesen. Daß ich dabei und bei meiner geringen Schulbildung jede Art von Tendenz sorgfältig vermied, ja anfänglich sogar allen Fremdwörtern und bedenklichen Reflexionen aus dem Wege gieng, habe ich mir selbst nie zum Vorwurf gemacht und ist wohl gerade die natürliche unbefangene Art, mit der ich meine Anschauungen niederschrieb, hauptsächlich mit der Grund, daß dieselben, wie sie gegeben waren, auch aufgenommen wurden und meinen Schriften eine so weite Verbreitung verschafften. Nie nahm ich mir vor, strenge nach dieser oder jener Richtung hin zu wirken, und ehrlich will ich es aussprechen, daß ich keinen größeren Ehrgeiz hatte, als zur Unterhaltung meiner Leser beizutragen, und zufrieden war, diesen Zweck und dabei ein angenehmes, behagliches Leben zu erreichen. So wünschte

ich, daß man mich und meine Schriften beurtheilt und mit dem frohen Waldvogel vergleicht, der gleichfalls singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, der den Vergnügten heiterer werden läßt und dessen lustige Weisen selbst ein bedrücktes Gemüth auf Augenblicke umzustimmen vermögen.

Am Morgen nach unserer Ankunft stellte sich mein Freund Neuburg seinem Prinzipale vor und ich flanirte ohne Zweck und Ziel durch die Straßen Stuttgarts. Hier war vor Kurzem das Standbild Schiller's, von Thorwaldsen modellirt, enthüllt worden und man bewunderte damals noch ungetheilt die lebensvollen Formen des vortrefflichen Monuments, fand es auch nicht unpassend, daß der Dichter und Philosoph nachdenklich mit gesenktem Kopfe dasteht, statt sich aus dem Anblick des Himmels Begeisterung zu holen; während es später Mode wurde, den berühmten Bildhauer darob in Wort und Lied zu verunglimpfen und die Statue des großen Dichters als verunglückt darzustellen. Ich war und bin nicht dieser Ansicht und liebe heute noch diese erste Thorwaldsen-Schillerstatue, besonders nach so manchen späteren verunglückten Versuchen, dem großen Dichter und Denker die Nase zu erheben.

Zu gleicher Zeit war in Stuttgart das große Buchdruckerfest gefeiert worden und sah man noch Gruppen von Festgästen die Straße durchziehen. Das Alles gefiel mir außerordentlich wohl, dieß muntere Leben und Treiben überall, dazu heimelte

mich der Klang der ſchwäbiſchen Sprache an, beſonders aus dem Munde der friſchen jungen Mädchen, denen ich zahlreich begegnete, weiß mit dunklem Haar und dunklen Augen, die freundlich herſchauten, wenn man hinüberſah; ja, die dem ſtehenbleibenden Fremden unter freundlichem Lächeln die weißen Zähne zeigten. Bewundernd umkreiſte ich die gewaltigen Thürme des alten Schloſſes der Grafen und Herzoge von Württemberg, betrachtete dann das neue Schloß, hoch oben mit der goldenen Krone geſchmückt und fühlte mich eigenthümlich durch den Gedanken angeregt, daß unter demſelben ein wirklicher König wohne, den ich hoffentlich in den nächſten Tagen irgendwo zu ſehen bekäme. Neben der Reſidenz ſah ich ein anderes Gebäude mit hohem, eigenthümlich verziertem Giebel, das meine Aufmerkſamkeit feſſelte; ſeitwärts hatte es von korinthiſchen Säulen getragene Hallen, kunſtreiche freiliegende Treppen, über denen geharniſchte Steinfiguren zierlich geſchnitztes Gebälk trugen: das ehemals ſo berühmte Lusthaus württembergiſcher Herzoge, heute das königliche Hoftheater, das ich als ſolches mit ganz beſonderer Ehrfurcht betrachtete. Die angeklebten Zettel links und rechts von der Eingangsthüre beſagten, daß „Norma", eine Oper von Bellini, gegeben wurde und trotz meiner ſehr geringen Baarſchaft beſchloß ich Abends der Vorſtellung beizuwohnen.

Dann klang Militärmuſik von der benachbarten Königsſtraße herüber, zahlreiche Spaziergänger folgten derſelben und

der aufziehenden neuen Wache, erfüllten den Schloßplatz, wo auch ich mich der Menge anschloß und hier unseren Reisebegleiter Mehlig wiederfand, der freudig aus dem Hoftheatergebäude kam, wo er vor dem Hofkapellmeister Peter von Lindpaintner Probe gesungen und für den Singchor angenommen worden war. Er zeigte mir den damals schon berühmten Dirigenten der Oper und Komponisten, sowie einige andere Künstler, die eben das Hoftheatergebäude verließen, und machte mich dann mit erhobenen Augenbraunen auf einen anderen Herrn aufmerksam, der zu ihnen trat. Dieser war von mittlerer Größe, hatte ein glatt rasirtes, offenes und heiteres Gesicht, trug einen dunklen Gehrock, weite blaue Beinkleider, in deren Taschen er seine Hände versenkte, während er mit lauttönender kräftiger Stimme sprach — Regisseur Moritz, den ich hier schon aus Dankbarkeit so deutlich als möglich vorstellen muß, da er es war, der sich meiner schon in kurzem auf's freundlichste annahm und, wie ich im nächsten Kapitel erzählen werde, viel zum Aufschwunge meines Schicksals beitrug.

Fünftes Kapitel.

Künſtleriſche Verſuche.

Wie ſchon früher bemerkt, war ich äußerſt ſelten in's Theater gekommen und hatte noch niemals der wirklich guten Aufführung einer Oper beigewohnt. Was Wunder alſo, daß ich hier förmlich wie berauſcht der Introduktion des Orcheſters zu Norma lauſchte und mich ſeltſam erregt und bewegt fand durch die mächtigen Stimmen, die ich hier zum erſten Male hörte, durch die vortreffliche Scenirung, vor Allem aber durch die Seherin ſelber, eine hohe majeſtätiſche Figur, die in für mich ergreifender Art dem keuſchen Lichte des Mondes ihr Opfer darbrachte.

Ich hatte mir einen Parterreſitz gekauft, und da der Zuſchauerraum ziemlich beſetzt war, ſo nahm ich es dankbar an, daß ein junges hübſches Mädchen mir bereitwilligſt etwas Platz neben ſich einräumte. Auch zeigte ſie mir den König

und die Königin in ihrer Loge, was für mich vom höchsten Interesse war, nannte mir die Namen einiger Sänger und Sängerinnen, flüsterte überhaupt so lustig und ungenirt in mich, den Fremden hinein, daß ich mich über die allerliebste Schwäbin freute und schon in der ersten Scene beinahe laut gelacht hätte, als sie bei Verschwinden des Mondes im Druidenwalde sagte: „Schauen Sie doch, wie sich der Mond verschlupft." Sie war keine Stuttgarterin, sondern aus der Nähe von Heilbronn, nur zum Besuche in Stuttgart, und als sie acht Tage später wieder nach Hause gieng, trennten wir uns beinahe traurig, wie alte Bekannte, haben uns auch niemals wiedergesehen.

Diese kleine Bekanntschaft aber, zugleich mit dem gewaltigen Eindruck, den die Aufführung der Norma, sowie ein paar Tage später die der Griseldis auf mich machte, worin die Stubenrauch und Moritz auftraten und wo ich abermals neben dem hübschen Mädchen saß, hinterließ mir einen tiefen Eindruck und fachte die in jedem jugendlichen Gemüthe glimmende Begeisterung für das Theater bei mir so mächtig an, daß ich mich zu dem Wagniß entschloß, mein Glück auf jenen gefährlichen Brettern zu versuchen.

Allerdings war ich nach Stuttgart gekommen mit dem Entschluß, mich der Schriftstellerei zu widmen aber mein leicht empfänglicher Sinn und mein zu raschen Entschlüssen geneigtes Wesen ließen mich schnell zu der Aenderung einer

urſprünglichen Idee gelangen, welche eine ungleich raſchere und auch ſcheinbar glänzendere Carrière in Ausſicht ſtellte. Der Gedanke, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, eine große (vielleicht erſte) Rolle zu ſpielen, wollte mich nicht mehr verlaſſen und verfolgte mich am Tage auf meinen Wegen durch die Stadt und zur Nachtzeit in mein Zimmerchen und wollte in der Unterhaltung mit meinen Freunden nicht mehr von mir weichen. Ich prüfte in mancher Stunde in ſtiller Nachtzeit, oder Morgens frühe, meine geiſtigen wie phyſiſchen Kräfte und war mit dem Reſultate dieſer wahrſcheinlich ſehr nachſichtigen Prüfung außerordentlich zufrieden. Auch hatte ich nach einer erſten, kurzen Unterredung mit Moritz die Ueberzeugung gewonnen, daß ich in dieſem einen Freund und Gönner gefunden habe. Und darin täuſchte ich mich allerdings nicht.

Daß ich mein Glück beim Theater verſuchen wollte, ſtand alſo feſt; doch ſchwankte ich noch zwiſchen Oper und Schauſpiel, denn wenn es auch ſchon ein Genuß ſein mußte, als Räuber Moor vor die Lampen zu treten, ſo war doch die Rolle eines Don Juan oder bei tieferer Stimmlage eines Saraſtro nicht zu verachten. Auch entſchloß ich mich in Erinnerung an den zweiten Baß, den ich, wie früher erzählt, bei unſerem militäriſchen Quartett geſungen, zu dieſem Fache und ſtand eines ſchönen Morgens vor dem geſtrengen Kapellmeiſter von Lindpaintner, um meine Stimme unterſuchen zu

laſſen, wobei es mich einigermaßen verwirrte, daß der Regiſſeur Moritz mit der ihm eigenen raſchen Bewegung in's Zimmer trat und dem Kapellmeiſter zurief: „Laß dich nicht ſtören, ich werde warten, bis du mit dieſem jungen Menſchen fertig biſt!“ Das war nun allerdings ſehr ſchnell und ohne günſtiges Urtheil für mich geſchehen, denn Lindpaintner ſagte, nachdem ich ein Dutzend Takte geſungen: „Sonderbar, ich hätte geglaubt, aus dieſer breiten Bruſt müſſe ein armsdicker Ton herauskommen und ſo, wie es iſt, kann ich Ihnen nicht rathen, ſich zum Geſange auszubilden.“

Moritz, der mich forſchend betrachtet hatte, trat raſch näher und fragte: „Sie haben wohl große Luſt, zum Theater zu gehen — gut denn, ſo verſuchen Sie es beim Schauſpiele, Sie ſehen mir ziemlich intelligent und bildungsfähig aus. Was waren Sie früher; erzählen Sie mir das ſo kurz, aber auch ſo deutlich und verſtändlich als möglich.“

Ich nahm mich zuſammen, bezwang mein ſprödes Organ ſo viel als möglich und gab ihm mit heiterer Miene und ihn offen anſchauend einen Abriß meines Lebens, der ihm ebenſo wie meine Perſon zu gefallen ſchien; denn, als ich geendet, ſagte er kopfnickend: „Wer weiß, was aus Ihnen noch Alles werden kann, Sie ſcheinen mir wenigſtens eines Verſuches werth, ich werde mit dem Herrn Grafen — das war der Hoftheaterintendant Graf Leutrum von Ertringen — über Sie reden, auch dürfen Sie mich beſuchen.“

Damit verabſchiedete er mich durch eine Handbewegung und ich gieng hinweg, faſt taumelnd vor Glück, ohne übrigens zu wiſſen, was ich denn eigentlich geworden ſei, aber in dem Gedanken, ſchon ganz dem Verbande des königlich württembergiſchen Hoftheaters anzugehören.

Letzteres war indeſſen für mich von größter Wichtigkeit, denn dadurch ſowie auf die dringende Empfehlung des damals allmächtigen Regiſſeurs Moritz erhielt ich freien Eintritt in's Parterre und, was für die Folge noch wichtiger für mich war, ich durfte auf die Bühne gehen, um dort das höchſt intereſſante Leben hinter den Couliſſen gründlich kennen zu lernen. Wer ſich einiger meiner Schriften erinnert, in welchen Theaterverhältniſſe vorkommen, wird mir vielleicht das Zeugniß geben, dieſe Lehrzeit hinter den Couliſſen wohl benutzt zu haben.

Ach und wie glücklich fühlte ich mich allabendlich bei dem ſtets Neuen und Intereſſanten, das ich dort erlebte; die bald glänzend erhellte, bald dämmerige Bühne, in Wahrheit eine Welt für ſich, war hier auf der Rückſeite in ihrer ſcheinbaren Unordnung, bei dem haſtigen Treiben der Maſchiniſten und Zimmerleute, mit den großen und kleinen Künſtlern und Künſtlerinnen, mit dem luſtigen Völkchen, das coſtümirt und friſirt aus- und einſtrömte, ſo etwas ganz Anderes und Reizenderes, als wenn man im Zuſchauerraume ſitzend, Alles ſo glatt und ordentlich ſich abwickeln ſah. Dabei protegirte

krampfhaft in die Lehne des Fauteuils und ſagte mit tiefer Stimme: „Warum wiederholteſt du meine Worte, Major?“

„Ich dachte darüber nach,“ entgegnete dieſer erſtaunt. „Ich wiederholte ſie eigentlich ohne alle Urſache, ohne allen Grund. — Doch deine Frage, mein lieber Ferdinand?“

„Hat ihren guten Grund,“ erwiderte der Graf raſch und heftig.

Der Major ſtarrte fragend in die Höhe und richtete ſich halb empor.

„Wenn ſie ſagte, ſie fahre zu ihrer Mutter,“ antwortete der Graf mit zitternder Stimme, „ſo fuhr ſie auch zuweilen nicht dahin.“

„Ah, Ferdinand!“

„Wie ich dir ſage! Du kannſt dir denken, daß ich nicht den Spion meiner Frau mache, — nein, was ich weiß, erfuhr ich zufällig. Ihr kleiner Wagen wurde vorgeſtern Abends zu der Zeit, wo ſie mir geſagt, ſie fahre zu ihrer Mutter, in der Schloßſtraße geſehen.“

„In der Schloßſtraße?“

„Du weißt dagegen, ihre Mutter wohnt beim herzoglichen Palais.“

„In der Schloßſtraße!“ wiederholte nachdenkend der Major.

„Dort hielt er vor dem Hauſe Nr. 120.“

„Nr. 120. — Wer wohnt da?“

„Ich erfuhr das erſt durch den Adreß-Kalender; denn mit Schrecken erinnerte ich mich, daß dort Niemand aus der Geſellſchaft wohnt. Es iſt ein großes Haus, die Bel-Etage beſitzt der Doctor G., der Leibarzt des Königs.“

„Und dein Hausarzt!“ rief lachend der Major. „Nun, was iſt da weiter zu fragen?“

„Noch ſehr viel!“ entgegnete finſter der Graf. „Der alte Medicinalrath iſt freilich mein Hausarzt. Doch erinnere dich, daß er mich

mich Moritz, ohne mir indeſſen irgend eine Anleitung ſelbſt zu geben oder geben zu laſſen, aus lauter Wohlgefallen an meinem ſtets heiteren und aufgeräumten Weſen, ſtellte mich ſeinen Kollegen und Kolleginnen als einen äußerſt talentvollen jungen Mann vor, und ſo war ich auch bei allen dieſen bald ein gern geſehener Gaſt auf der Bühne. Döring gab mir ſeine Rolle zum Halten, in welche er hinaustretend noch krampfhaft geblickt hatte, nachdem er ſich vorher durch die Mittheilung einer äußerſt pikanten Anekdote zerſtreut, gab mir auch wohl ſein Heldenſchwert; Maurer, nachdem er ſich geräuſchvoll geſchnäuzt, blickte mich kopfnickend und mit durchdringendem Blicke an mit der Frage: „Wann werden Sie endlich einmal auftreten?“ Die Damen grüßten mich freundlich, plauderten auch wohl ein paar Worte mit mir und ſelbſt die hinter den Couliſſen ſtets ernſte Stubenrauch grüßte mich als Maria Stuart huldvoll und herablaſſend, als mich ihr Moritz, mit dem ſchnarrenden r—r—r—r ſeiner Stimme, als einen äußerrrſt ſtrrrebſamen jungen Mann vorſtellte. In beſondere Affektion hatte mich der damalige Garderobeverwalter Gnauth, Bruder des bedeutenden Komikers, genommen und erzählte mir gern Geſpenſtergeſchichten aus jener Zeit, in welcher er unter den ſchwarzen Huſaren gedient hatte. Auch ermahnte er mich, ja recht ſtille und beſcheiden zu bleiben, ſelbſt wenn ich es einmal zu Etwas gebracht hätte, „was ich bei Ihrem ſtillen, anſtändigen Weſen

ſchon glaube — denn ſähen Se," ſetzte er in ſeinem ſächſiſchen Dialekte hinzu, „bei allen Denen, die gleich ſo dreiſt und gewaltig anfangen, hat's gewöhnlich nie lange gedauert, ja wenn ſo Einer recht übermüthig auftritt und gleich ſo thut, als wenn er ſchon was Rechtes wäre, ſo ſage ich immer: Warte nur, warte nur, dich were mer ooch noch kurz kriegen — und das Theater hat ſe ooch Alle kurz gekriegt, darauf können Se ſech verlaſſen."

Ich erinnere mich dieſes Geſprächs deßhalb noch ſo lebhaft, weil es beim Beginne der Oper „Fra Diavolo" ſtattfand, als ich, nichts Böſes ahnend, zuſchauend hinter der erſten Couliſſe nicht einmal den Hoftheaterintendanten bemerkte, der plötzlich hinter mir ſtand und meine Schulter berührte. „He, junger Mann," ſagte er mit hochemporgezogenen Augenbraunen und in ſeiner kurzen, abgebrochenen Sprechweiſe, „Sie wollen nächſtens auftreten — Moritz hat mir's geſagt — und haben ſich noch gar nicht vor den Lampen verſucht — ſehr ſchlimm, ich muß ſorgen, daß es recht bald geſchieht — kommen Sie mit mir — kommen Sie."

Gerechter Gott! Er hatte doch nicht im Sinn, mich in einer Oper hinauszuſchicken; — überhaupt — bei dem Gedanken, vor das Publikum treten zu ſollen, fühlte ich eine kleine Schwäche in meinen Knieen, und doch war dem ſo: ich mußte ihm in die Garderobe folgen, er winkte dem Garderobeverwalter herbei und ſagte ihm mit hocherhobenem Kopfe:

„Dieſen jungen Mann augenblicklich als Diener Fra Diavolo's anziehen! Er ſoll ihm den Mantel hinaustragen, damit er ſich an die Lampen und das Publikum gewöhnt! Sapperment — es iſt traurig, daß ich auch noch an ſolche Kleinigkeiten denken muß."

Dann wurde ich koſtümirt, geſchminkt und mit dem Mantel des großen Räubers in die Couliſſe geſtellt; der Inſpizient gab mir zur Zeit einen kleinen Stoß und als ich herausſchritt, war es mir gerade zu Muthe, als ſchwanke der Boden unter meinen Füßen.

Moritz, dem ich am andern Tag dieſen Auftritt erzählte, lachte unbändig darüber und meinte dann aber, ernſt werdend: „Einen Verſuch mit Ihnen muß ich aber jedenfalls in nächſter Zeit machen, ſei es auch nur, um zu ſehen, wie ſich Ihre Figur ausnimmt und wie Ihr Organ, das ſich allerdings bedenklich weich anhört, von der Bühne herabklingt."

„Doch bitte ich dieſen Verſuch nur in einer Probe zu machen," bat ich ſchüchtern.

„Ei was Probe!" entgegnete er, „bei der Probe nimmt man ſich nie ſo zuſammen wie bei der Vorſtellung, ich werde ſchon wiſſen, wie weit ich es mit Ihnen wagen kann."

Moritz bewohnte damals ein Parterrelogis der Schloßſtraße und war dieſe Junggeſellenwohnung für mich, da ich nie etwas Aehnliches geſehen, von höchſter Eleganz; überall Fauteuils und andere weich gepolſterte Sitze und Liegegelegen-

heiten mit zierlich rothgeblümtem Zitz überzogen, Teppiche auf dem Boden, Bilder und Lithographieen an den Wänden, kleine Statuetten in den Ecken mit grünen Pflanzen umgeben, alles Holzwerk von weiß polirtem Ahorn!

Moritz war ein liebenswürdiger Geſellſchafter, ein amüſanter Erzähler, beſonders ſtark in den treffendſten Vergleichungen, von denen ich hier nur eine, die Theaterleitung überhaupt betreffend, anführen will. „Sehen Sie," ſagte er, „da giebt man mir ein Viergeſpann vortrefflicher edler Pferde in die Hand, um damit in raſchem, ungehindertem Laufe das vorgeſteckte Ziel zu erreichen, aber, ſagt man mir, du darfſt die Vorläufer durchaus nicht mit Ziehen beläſtigen, mußt das Sattelpferd ſchonen und ſollſt den Handgaul unter keiner Bedingung anſtrengen. Nun fahr zu, ſo raſch du kannſt."

Er war ein Lebemann, der oft ein paar leichte kleine Verhältniſſe zu gleicher Zeit unterhielt, hatte damals in Stuttgart einen äußerſt dummen Bedienten, den er „Viehkerlchen" nannte, und einen wachſamen, aber ſehr häßlichen Hund mit Namen „Puff".

Für mich waren die Beſuche bei ihm von großem Intereſſe; befanden wir uns allein, ſo mußte ich ihm häufig ſeine Rollen überhören und unter ſeinen Bekannten, die ich hier traf, lernte ich ſehr intereſſante Männer kennen, die er ſtets durch ein paar wohlwollende freundliche Worte für mich zu

intereſſiren wußte, ſo den Hofrath von Münch, Adolf Menzel, Auguſt Lewald, der damals die „Europa“ herausgab und mit dem ich lange Jahre in freundſchaftlichem Verkehre blieb.

Nach einer Vorſtellung der „Griſeldis“, worin er den Parzival und Fräulein von Stubenrauch die Griſeldis gab, fühlte ich mich ſo gewaltig und poetiſch angeregt, daß einige Verſe, die ich in Begeiſterung niederſchrieb, mir gelungen genug erſchienen, um ſie ihm vorzuleſen. Er nahm ſie nicht nur wohlwollend, ſondern auch erſtaunt, etwas Dichteriſches in mir zu entdecken, auf und warf dann leicht hin: „Daraus kann immerhin Etwas für Ihre Zukunft werden, wenn es was ja möglich iſt, mit dem Theater nicht gehen ſollte; jedenfalls wollen wir dieſes Gedicht verwerthen, ich werde es, dem Fräulein von Stubenrauch vorlegen und bin überzeugt, Sie wird mir erlauben, daß ich Sie in ihr Haus bringen darf.“

Davor bangte mir allerdings ein wenig, denn neben der großen Künſtlerin, die ich hoch verehrte, war die ſchöne ernſte Frau auch eine gar vornehme Dame und hatte ich bis jetzt den Salon einer ſolchen noch niemals betreten; auch konnte meine Geſellſchaftstoilette durchaus nicht auf Eleganz Anſpruch machen; doch gieng das beſſer, als ich gedacht, ſie empfieng mich freundlich, ja herzlich, lobte meine ſchwachen Verſe und lud mich ein paar Tage ſpäter zum Eſſen ein. So wurde ich, der unbekannte junge Menſch, mit der Freundin des Königs bekannt und hat ſie ein Anrecht auf meine

Dankbarkeit. In den langen Jahren unſeres Verkehrs, der bis zu ihrem Tode gedauert, habe ich ſie ſchätzen, ja verehren gelernt; ſie war wohlwollend und milde gegen Jedermann, hat im Stillen perſönlich ſowie durch Einwirkung viel Gutes gethan, ihre Stellung in keiner Weiſe mißbraucht, was wohl Niemand beſſer als ich in meinen ſpäteren Verhältniſſen zu beurtheilen vermag; verkehrte ich doch dadurch ebenſo häufig mit ihr als mit den höchſten Perſonen des Hofſtaates, und wenn dort über Protektionen ihrerſeits geſprochen wurde, ſo betrafen dieſe außer Theaterangelegenheiten, wo ſie allerdings allmächtig war, meiſtens nur eine untergeordnete Bedientenſtelle oder dergleichen, wodurch ſie irgend Jemand glücklich machte. Sie hat ſtets einen guten und beſänftigenden Einfluß ausgeübt und häufig ſelbſt in die höchſten Kreiſe hinauf vermittelnd eingewirkt, zum Guten geſprochen und ſo den tiefen Haß, mit dem man ſie und Alles, was mit ihr bekannt und befreundet war, verfolgte, gewiß nicht in ſolchem Maße verdient.

Auch für ſich ſelbſt hatte ſie es nie verſtanden, die Gunſt ihres Freundes, wie ſie es wohl vermocht hätte, auszubeuten, und wenn ſie auch mit dem, was ſie beſaß, bis an ihr Ende ſehr anſtändig leben konnte, ſo hat ſich doch das Gerücht von ihren großen Reichthümern ſpäter als eine Fabel und als böswillige Verläumdung herausgeſtellt und hätten dieſe Verläumdungen, unter denen ſie ihr Leben lang

zu leiden hatte, auch in Württemberg wo noch viel ſchlimmere ungerügt ſtattgefunden, billigerweiſe nicht aufkommen ſollen.

Doch habe ich während meines viele Jahre langen Aufenthaltes in der Hauptſtadt Württembergs die Bemerkung gemacht, daß ſich wenige Städte ſo durch kleinliche Klatſchſucht, Mißgunſt und Neid, vor Allem aber durch ein unbegrenztes Mißtrauen gegen Jeden auszeichneten, der nicht das Glück hat, an den Ufern des Neſenbaches geboren zu ſein. Allerdings habe ich wohlwollende, mir aufrichtig zugethane Menſchen dort kennen gelernt, die mich durch herzliche Freundſchaft für das viele Unangenehme entſchädigt, was ich den obengenannten Eigenſchaften, die aber in's Schwäbiſche überſetzt als derbe Biederkeit, ehrliche Gutmüthigkeit zu gelten pflegen, verdanke. Einheimiſch im wahren Sinne bin ich dort niemals geworden, ſondern ſtets ein Fremder geblieben, dem eben nicht weiter zu trauen iſt, als man ihn zu beobachten vermag. Dank für das Viele, was ich in Stuttgart gewirkt und geſchaffen, habe ich wenig erhalten, öffentlichen Dank oder Anerkennung gar keine, wogegen die Väter der Stadt oft gegen minder verdiente Männer nicht karg mit ihrem Ehrenbürgerrecht waren. Dagegen aber reden heute noch und werden noch lange, lange Jahre für mich reden die ſchönſten Anlagen und Gebäude, für deren Entſtehung ich gewirkt, ja, von denen ich wohl ſagen kann, daß ſie ohne mich vielleicht erſt nach langen Jahren zur Verſchönerung

Stuttgarts beigetragen hätten. Durch die Schloßplatzanlage und das Wasserwerk mit seinen herrlichen Fontänen, durch den Königsbau und die große Markthalle, die ich als Direktor der königlichen Bauten und Gärten geleitet, prägte sich der schwäbischen Hauptstadt eine großstädtische Physiognomie auf und ist der Anstoß, der dadurch zur Verschönerung der Stadt gegeben worden, wohl die Hauptursache gewesen, daß sich später der allgemeine Verschönerungsverein mit seiner nicht genug zu würdigenden Thätigkeit bildete. Auch die königliche Villa bei Berg, die ich gewissermaßen in's Leben rief, darf ich nicht unerwähnt lassen und muß dabei meines treuen Freundes, des Oberbaurathes von Leins gedenken, dieses trefflichen Mannes, der mit seiner kleinen Statur und den großartigen Conceptionen dem großen Florentiner Brunelleschi zu vergleichen; Leins, der die Schloßplatzanlagen mit ihren prachtvollen Brunnenschalen entwarf und ausführte, den Königsbau und die Villa bei Berg erbaute, aber dafür so wenig als ich das Ehrenbürgerrecht der Stadt erhalten hat, sondern vielfach angefeindet, durch ein Gebaren leiden mußte, das sich auf die kleinlichste, oft gehässigste Art breit machte und dem großen Künstler und Baumeister manche bittere Stunde bereitete.

Doch wo bin ich plötzlich hingerathen?

„Was ich besitze, sah' ich wie im Weiten,
Und was verschwand, war mir zu Wirklichkeiten —"

und muß ich mir in Wirklichkeit Gewalt anthun, um wieder

ſo objektiv fortzufahren, wie es dieſe Blätter verlangen und bedingen. —

Eduard Devrient kam zu einem Gaſtſpiel nach Stuttgart, das mit Hamlet ſchließen ſollte, und befand ich mich Nachmittags vorher bei Moritz, als der Theaterdiener eintrat und meldete: „Herr Sch., der den Fortinbras zu ſpielen hatte, ſei plötzlich erkrankt und müſſe die Rolle neu beſetzt werden.“ Es war dieß für Moritz, der ſich mit den Vorbereitungen zu einer kleinen Reiſe beſchäftigte, ein unangenehmer Zwiſchenfall, und daß er mir ſchon früher prophezeit, er werde mich eines Tages von heute auf morgen vor die Lampen ſchicken, das ſchien ihm jetzt plötzlich wieder einzufallen, er ſchickte den Theaterdiener mit den Worten: „Ich werde das ſelbſt arrangiren“ fort, und als wir allein waren, ſagte er mir kategoriſch: „Sie ſollen und müſſen den Fortinbras ſpielen — keine Einwendung! — ich werde das ſchon machen und verantworten, hoffentlich reüſſiren wir und haben dann Alles gewonnen!“

Wie mir zu Muthe war, brauche ich wohl nicht zu ſchildern, ich, der ich noch nie ein Wort auf der Bühne geſprochen, ſollte von oben bis unten geharniſcht, ein kriegeriſcher Held und Königsſohn ſtolz vor meinen Mannen einherſchreitend, mit wenig aber gewichtigen Worten die große Tragödie ſchließen, indem ich Wehe über die Gefallenen rufend, die däniſche Krone in Empfang nähme.

„Gehen Sie jetzt mit der ausgeſchriebenen Rolle“ —

der Theaterdiener hatte ſie dagelaſſen — „nach Hauſe, lernen die paar Worte ſogleich pünktlich auswendig und kommen Sie heute Abend zu mir, damit ich Sie überhöre.“

Dieß geſchah, auch hatte ich mir die Worte des norwegiſchen Prinzen auf's genaueſte eingeprägt, ſo daß ich die Rolle, wie jener berühmte Gedächtnißkünſtler, hätte rückwärts herſagen können, doch nahm Moritz, nachdem ich mein Auswendiggelerntes hergeſagt, den Bleiſtift und ſtrich kopfſchüttelnd den größten Theil meiner Partie. „Thut nichts,“ ſagte er dabei, „wenn Sie ſo wenig als möglich ſprechen, das Publikum iſt ohnedieß durch die Länge der Tragödie gelangweilt und froh, wenn der Vorhang fällt; morgen bei der Probe werde ich Ihnen das energiſche Herauskommen einſtudiren und dann wird's ſchon gehen.“

Aber es gieng ſo ſchlecht als möglich und Moritz, der bei der Hauptprobe ſelbſt die Geduld verlor, ſchrie mich an, ich ſolle für einen norwegiſchen Krieger und Königsſohn doch nicht ſo verteufelt kleine Schritte machen und nicht wie ein bleichſüchtiges Mädchen heraustrippeln! „Herrrrgott im Himmel!“ ſchrie er mit dem ſchnarrendſten R, das ihm möglich war. „Fortinbras war doch kein Berliner und hat gewiß nicht geſagt: Mein Glück empfang ich trauernd.“ Er ſtrich noch Einiges von der Rolle weg, indem er ſagte: „Behalten Sie nur wenigſtens den letzten Satz feſt im Kopfe und marſchiren Sie, wie ich Ihnen das jetzt nochmals vormachen

jede Woche ein paar Mal beſucht und daß Marie vollkommen geſund iſt. Auch nimmt der Doctor, wie bekannt, Abends nie Beſuche an. Da macht er zur beſtimmten Stunde ſein Spiel auf dem Caſino und iſt nur dort zu finden. — Alſo weiter!"

„Meinetwegen weiter! Was ſagt der Adreß-Kalender?"

Der Graf ſtützte den Kopf in die Hand, verbarg einen Augenblick ſein Geſicht und ſagte dann mit ſo leiſer Stimme, als wenn er zu ſich ſelbſt ſpräche: „In demſelben Hauſe, Schloßſtraße Nr. 120, wohnt jener junge Mann, mit dem ich das Duell gehabt."

„Ah, Ferdinand!" rief der Major aufſpringend. „Du biſt in der That unartig!"

„Habe ich etwas geſagt . . .?" fragte erſchrocken der Graf.

„Nein, du haſt nur laut gedacht. Aber es war ein ſchrecklicher Gedanke! Was kommt dich um Gotteswillen an? Ich beſchwöre dich bei unſerer Freundſchaft, glaube mir, du biſt auf dem beſten Wege, dich und deine arme Frau unglücklich zu machen. Ein ſolcher Gedanke iſt wie ein böſer Geiſt, der aufs gehorſamſte erſcheint, den aber keine Macht der Erde wieder zu bannen im Stande iſt. Wirf ihn weg! wirf ihn weg! Schau in das klare, unſchuldige Auge deiner Frau, küſſe ihre beiden Hände und bitte ſie in deinem Innern tauſend Mal um Verzeihung."

„Ich hatte Unrecht," antwortete der Graf nach einem längeren Stillſchweigen. „Aber was ich geſagt, ich dachte es wahrhaftig nicht. Gott ſoll mich in Gnaden bewahren! Du haſt Recht: es war ein böſer Geiſt, der über mich kam. Aber ich habe ihm mein Herz nicht geöffnet, gewiß nicht. Marie hat es gethan — wenn ich auch in Gottes Namen nichts Böſes glauben will, ſo iſt doch Eines wahr — ſie hat ein Geheimniß vor mir."

Hier entſtand eine längere Pauſe, während welcher jetzt der

will, in einem anſtändig weiten Bogen heraus.“ Dann befahl er noch dem Inſpizienten, im Falle je etwas Schlimmes vorkommen ſollte, den Portalvorhang ſogleich niederzulaſſen.

Ungewöhnlich raſch kam der Abend heran und ich, der ich mich ſtets mit einem angenehmen Gefühle auf die Bühne begeben, betrat dieſelbe, nachdem ich unten am Eingange meinen Namen auf dem Theaterzettel geleſen, heute — es war am 10. September 1840 — lange, lange vor Beginn des Stückes, ſcheu und verzagt, und fand, daß hier Alles einen ſehr ernſten Eindruck auf mich machte. Bei einem Trauerſpiel iſt es überhaupt hinter den Couliſſen durchaus nicht ſo behaglich, wie bei dem fröhlichen und luſtigen Leben einer Oper oder eines Ballets; Alles iſt ſtill, der Inſpizient und die andern Beamten gehen auf den Fußſpitzen umher, ſehen ſich bei dem kleinſten Geräuſch zornig um und jeden Augenblick heißt es „Sſſſt! — ſſſſt!“ — Die erſten Künſtler ſtehen hinter den Couliſſen und wagen kaum eine halblaute Bemerkung über den fremden Kollegen, der den Hamlet ſpielt, über ſein Koſtüm oder eine verfehlte Stellung. Ophelia, heute Fräulein von Stubenrauch, rauſchte nach jeder Scene in ihre Garderobe zurück; Döring — Polonius — war verſtimmt, denn der Gaſt hatte ihm durch ſein raſches Einfallen eine ſehr gute Bemerkung abgeſchnitten; das Gefolge des alten Königs und die norwegiſchen Krieger des Prinzen Fortinbras lungerten hinter der Bühne, die däniſchen Hofdamen

führten halblaute Haushaltungsgeſpräche und ſtrickten ſehr lange wollene Strümpfe; die Zimmerleute ſtrichen faul und verdroſſen einher, denn es gab nicht viel zu thun, keine ſchönen Dekorationen, und doch alle Augenblicke eine Verwandlung. Hinter der Scene iſt ein groſſer Raum, welchen die Helle der Gaslichter nicht erreicht und welcher im tiefen Halbdunkel liegt; dort ſpaziert in der ſchwarzen Rüſtung Maurer als Geiſt von Hamlets Vater auf und ab. Schon zu Anfang des Stückes ſtieß ich hier auf ihn, wie er — ein ſehr fettes und korpulentes Geſpenſt — mit ſchwerzn, dröhnenden Schritten auf- und abgieng. Da ich ganz am Schluſſe aufzutreten hatte, war ich begreiflicherweiſe noch nicht angekleidet und zog vor dem ſchwarzen eiſernen Manne verehrungsvollſt den Hut. Der Geiſt von Hamlets Vater blieb ſtehen, nahm eine ſtarke Priſe und fragte: „Sie treten, wie ich gehört habe, heute zum erſten Male auf?“

„Ihnen zu dienen, Herr Maurer! Ich mache heute meinen erſten theatraliſchen Verſuch.“

„So bewundere ich Sie,“ entgegnete der Geiſt, „daß Sie noch nicht coſtümirt ſind.“

„Ich habe geglaubt, ich habe noch vier Stunden Zeit und brauchte mich deßhalb mit dem Anziehen nicht zu beeilen.“

„Junger Mann,“ verſetzte das Geſpenſt, nachdem es ſich heftig geſchnäuzt, „Sie müſſen nicht vergeſſen, daß Sie,

wie gesagt, heute zum ersten Male auftreten, daß Sie von Kopf bis zu Füßen in einen Harnisch gesteckt werden, und so in Blech eingewickelt, bewegt man sich verflucht schlecht, das kann ich Sie versichern, man muß sich stundenlang daran gewöhnen."

Bei diesen Worten rasselte der Geist von Hamlets Vater bedeutend mit seiner Rüstung und gieng klirrenden Schrittes von dannen; ich aber beherzigte seinen Rath und gieng in die Garderobe, um mich von dem bei solchen Angelegenheiten anwesenden Flaschnermeister wappnen zu lassen. Man zog dem Prinzen Fortinbras gelbe Tricots an, einen blauen Leibrock mit kurzem Schoß, beschiente und bepanzerte denselben von unten bis oben, setzte ihm den Helm auf und gürtete ihm das lange Schwert um. Der Friseur ordnete meine Haare, klebte mir einen verwegenen Bart auf und der Garderobeverwalter Gnauth war Hochselbst so freundlich, meine Backen rosenroth zu färben. So stand ich endlich da, zusammengeschnallt und gepreßt — ein armes Opfer der Kunst — und nicht im Stande eine Bewegung zu machen, welche einer menschlichen ähnlich sah; die Arme konnte ich nicht an den Leib bringen, sondern mußte sie immer abgestreckt halten; die Knieschieben, welche etwas zu lang für mich waren, erlaubten mir nicht auf natürliche Art meine Beine zu biegen und so mußte ich, wenn ich gehen wollte, mit den Füßen eine Seitenbewegung machen, wie die Ma-

troſen zu thun pflegen und was man ſpreitſpurig zu nennen pflegt. Dabei raſſelte der Harniſch auf eine unerträgliche Art, und wo ich mich hinter den Couliſſen ſehen ließ, ſchrie der Inſpizient ſein: „Sſſſt! — ſſſſt!“ und die Schauſpieler welche gerade hinaustreten wollten, hießen mich ſo weit als möglich zurückweichen. Dieß Alles verurſachte mir ein begreifliches moraliſches und phyſiſches Unbehagen, wobei es mich nicht einmal aufzurichten vermochte, daß der Geiſt von Hamlets Vater ſich mit meinem Anzuge vollkommen einverſtanden erklärte und Moritz mir ein paar ermunternde Worte ſagte.

Der dritte Akt war vorbei und die zu langen Knieſcheiben hatten den armen Prinzen Fortinbras faſt wund gedrückt; der Inſpizient ſah mich beim Beginn des vierten Aktes ſcharf durch die Brille an und ſagte mir mit gleichgiltigem Tone, als wenn das gar nichts wäre: „Im nächſten Akt kommen Sie.“ Ja, im nächſten Akte, dachte ich und fühlte ein Fröſteln unter der kalten Rüſtung, im nächſten Akte! Ja, wenn dieß vielleicht erſt nach einem Monat geſchehen könnte! Aber nein, das wird in einer halben Stunde vor ſich gehen! Meine Zeit iſt um, der Zeiger geht unaufhaltſam vorwärts, meine Stunden, meine Minuten ſind gezählt, wie die eines zum Tode Verurtheilten. Es ergriff mich eine namenloſe Angſt. —

Der fünfte Akt begann und ich konnte mich von der

gewiſſen Idee einer vollkommenen Niederlage nicht los machen. Ich war überzeugt, dem todten Hamlet auf die Naſe zu treten oder ſonſt etwas Ungeheuerliches zu begehen, um mich vor dem ganzen Publikum lächerlich zu machen. Schon längſt hatte mich der Inſpizient in die betreffende Couliſſe beordert, hinter mir raſſeln meine Mannen, das Gefolge des Prinzen Fortinbras, das mit ihm eindringt in die däniſche Hofburg, wo ich wild und trotzig auftretend, die Krone in Empfang nehmen ſoll. Gerechter Gott! Ich, wild und trotzig! fuhr ich doch erſchreckt zuſammen, als mir der Inſpizient ſagte: „Aufgepaßt, jetzt kommen Sie ſogleich!“ Doch raffte ich allen meinen Muth zuſammen, wenn gleich meine Mundwinkel zuckten, mein ſtarres Auge ſchon beinahe jetzt nichts mehr ſah und ich, mich ſcheu umſchauend, bei mir überlegte, ob es nicht noch thunlich ſei, nach rückwärts zu entfliehen.

Hamlet lag ſterbend am Boden!! — — „Hinaus!!“ ſagte der Inſpizient, und da er zugleich mein Gefolge kommandirte: „Vorwärts“, ſo fühlte ich von hinten einen gelinden Druck und ſtolperte ein paar Schritte vorwärts. — Ich mußte eine Couliſſenſtange überſchreiten, die vor mir am Boden lag und über welche ich faſt ſtürzte, da ich ſie nicht ſah, fühlte auch zu gleicher Zeit, daß an der Rüſtung etwas geriſſen war und eine Knieſcheibe klaffte. Der Hof des Königs und die däniſchen Damen ſahen mich mit Entſetzen

an; dicht vor mir lag der todte Königssohn mit seiner Nase, wie absichtlich, um sich darauf treten zu lassen. Die Prosceniumslampen tanzten auf und ab, bildeten seltsame Schlangenlinien, das Publikum wogte vor mir wie ein stürmisches Meer und ich stotterte etwas Weniges von Niederlage und Mord, von einem Fest, das in diesen heiligen Hallen, wo man keine Rache kennt, vor sich gienge, dann drückte mir Jemand eine Krone in die Hand und wie hierauf der Portalvorhang langsam herunterſank, erwachte ich ebenso langsam aus einem entsetzlich drückenden Gefühle und erst, als ich die Prosceniumslampen nicht mehr sah, holte ich tief Athem, ließ die Krone fallen und fühlte mich wie erwacht aus einem wirren gespenstigen Traume. —

Herr Edmund Zoller, später mein Kollege bei der Redaktion von „Ueber Land und Meer", der dieß mit erlebt hatte, schilderte mir diesen großen Augenblick auf's Lebendigste.

Als ich am andern Tage schüchtern bei Moritz eintrat, empfieng er mich allerdings laut lachend, wurde aber bald sehr ernst und sagte mir achselzuckend: „Nach dem, was wir gestern erlebt, werden Sie selbst wohl nicht mehr an eine Spur von Talent zum Schauspiele glauben — allerdings trage ich an diesem gründlichen Durchfall die Hauptschuld — denn ich hätte Sie nicht herausgehen lassen sollen, wir haben va banque gespielt, Sie dabei freilich verloren, ich aber die

Ueberzeugung gewonnen, daß aus Ihnen niemals ein auch nur erträglicher Schauſpieler werden würde."

„Traurig für mich, denn —"

„Im Gegentheil," fiel er raſch ein, „Sie werden mir ſpäter für mein Experiment von geſtern und für meine heutige Aufrichtigkeit Dank wiſſen, denn, wenn ſchon bei jeder Kunſt die Mittelmäßigkeit etwas Erbärmliches iſt, ſo vor Allem bei unſerem Handwerk, doch wäre ich trotz alledem nicht ſo grauſam, Ihnen den Boden unter den Füßen wegzuziehen, wenn ich Ihnen nicht und mit voller Ueberzeugung etwas Anderes und Beſſeres anzurathen hätte."

Ich horchte hoch auf.

„Sie haben mir da neulich," fuhr er auf- und abgehend fort, „eine flüchtige Skizze über Ihr Militärleben mitgetheilt, ich gab ſie Lewald, der mir geſtern Abend nach der Vorſtellung auf's günſtigſte darüber ſprach und ſein Erſtaunen ausdrückte, daß Jemand, der dergleichen ſchreiben könne, es vorgezogen habe, einen ſo miſerablen Fortinbras zu ſpielen. Die militäriſche Skizze an ſich erklärte er allerdings noch nicht für druckreif, will Ihnen aber bei der „Europa" kleine Arbeiten geben und Ihnen dieſelben anſtändig honoriren. Gehen Sie ſogleich zu ihm hin und theilen Sie ihm mit, was ich Ihnen geſagt," bemerkte Moritz, indem er mich hinausbegleitete.

Wer war nun wieder glücklicher als ich; denn wenn

ich an ein nochmaliges Auftreten auf der Bühne dachte, ſo fühlte ich einen wahren Schauder, ſo viel hatte ich geſtern Abend durchgemacht.

Lewald wohnte damals im ſogenannten „Bazar" auf der Königsſtraße und lebte auf ziemlich großem Fuße. Ein Bedienter in Livrée empfieng mich und als ich endlich vor den „großen Handelsmann im Süden", wie ihn Moritz ſcherzhaft zu nennen pflegte, gelaſſen wurde, empfieng er mich herablaſſend, aber wohlwollend und freundlich. Lewald war in den beſten Jahren, hatte volles, dunkles Haar, einen gleichen Schnurrbart und aus einem zartgerötheten Geſichte leuchteten ſeine ſchönen geiſtvollen Augen, er trug einen ſeidenen Schlafrock von perſiſchem Muſter, ſprach einige gütige Worte zu mir, ſchützte, ſich empfehlend, dringende Geſchäfte vor und ließ dann ſeinen erſten Redaktionsgehilfen kommen, Cohn, den ich ſchon bei Moritz, der ihn „Cöhnchen" zu nennen pflegte, kennen gelernt. Cohn war derſelbe, der ſich durch Herausgabe des hannover'ſchen „Port Folio" bekannt gemacht hat und der ſpäter im Irrenhauſe ſtarb. Mir übertrug er Ueberſetzungen für die Europa, und eigenthümlich genug war meine erſte Arbeit eine Erzählung aus Miſter Humphrey's Wanduhr von dem Engländer Dickens, die ich aus dem Franzöſiſchen in's Deutſche übertragen mußte.

Mein Freund Neuburg, der unterdeſſen in ſeinem Buchhandel thätig geweſen war, hatte freundſchaftlichen und thät-

lichen Antheil an meinen bisherigen Schickſalen genommen, ja mir redlich auf ſpäteren Wiedererſatz von ſeiner Einnahme mitgetheilt, und ſo war es mir möglich geworden, mein Leben, zuweilen allerdings auf recht kümmerliche Art, zu friſten.

Man lebte damals in Stuttgart noch außerordentlich wohlfeil; ſo aßen wir bei einem braven Metzger in der Nähe der Hirſchſtraße um zwölf Kreuzer ſo gut zu Mittag, daß zum Abendbrode ein Glas Bier, Brod und Käſe genügte, was Alles zuſammen damals kaum ſechs Kreuzer koſtete.

Wir hatten anfänglich eine gemeinſchaftliche Wohnung am äußerſten Ende der Sophienſtraße, zogen aber nach vier Wochen mehr in den Mittelpunkt der Stadt; Neuburg zu einem Kollegen des gleichen buchhändleriſchen Geſchäftes, ich aber in das kleine Zimmer eines Hinterhauſes in der Friedrichsſtraße, deſſen Lage mich entzückte, da es auf drei Seiten von Gärten umgeben, jetzt im Monat Mai wie in einem Blüthenmeere lag. Prachtvoll war der Anblick von meinem Fenſter aus, wo ich ſtundenlang träumeriſch ſitzen, in das zarte Grün der Gräſer und Geſträuche ſchauen, mich am Duft der Blumen und Blüthen erfreuen und dem lieblichen Geſange der Vögel lauſchen konnte.

Heute noch überkommt mich eine Wehmuth, wie an ein vergangenes, unwiederbringlich verlorenes Glück, wenn ich an jenes ſo beſcheidene Stübchen denke, meine erſte, eigentliche, ſo recht behagliche Wohnung. Mehr als einmal habe

ich ſie auch in Schilderungen benutzt, wenn ich etwas recht Heimliches und Gemüthliches darſtellen wollte. Hier unter Blüthen und Vogelſang nahm ich die flüchtigen Skizzen aus meinem „Soldatenleben im Frieden“ wieder vor, ſtellte ſie zuſammen, änderte und feilte daran, fand aber jetzt eigentlich zum erſten Male, daß in meiner rechten Hand, von jenem Sturze mit dem Pferde her, einige Schwäche zurückgeblieben war, die mir ein längeres Schreiben peinlich, ja unmöglich machte. Auch hatte ich ſchon öfters gefunden, daß mir die beſten Gedanken und lebendigſten Bilder anflogen, wenn ich im Zimmer auf- und abgehend, mir gleichſam ſelbſt Etwas vorerzählte, weßhalb ich auf die bei meinen ſehr beſcheidenen Mitteln allerdings kühne Idee kam, es mit einem Schreiber zu verſuchen, dem ich hin- und hergehend diktiren wollte. Dazu fand ich einen der älteren Choriſten, der für das Theater Rollen abſchrieb, auch in ganz kleinen ſtummen Partien beſchäftigt war, wie zum Beiſpiel als Diener Dulcamara's im „Liebestrank“ in der Tracht eines Bajazzos hinten auf dem Wagen ſtand und die Zettel mit den Anpreiſungen der Wundermittel vertheilte. Er hieß Lindner, war ein ſtiller, braver und fleißiger Mann, und kann ich ſchon an dieſer Stelle ſagen, daß ich ihm, wie man ſpäter hören wird, zu ſeinem Glücke verholfen habe; denn heute iſt er Kanzleirath und der glückliche Beſitzer eines oder mehrerer Orden.

Major seinerseits kopfschüttelnd auf und ab ging und der Graf finster sinnend an dem Kamin stehen blieb.

Endlich trat der Major wieder zu Ferdinand, legte beide Hände auf seine Schultern und sagte mit tiefer Stimme: „Lieber Freund, du warst gezwungen, dich vier Wochen lang in diesen Zimmern einzuschließen. Du bist an Bewegung, an frische Luft gewohnt, und diese stille Lebensart, die du jetzt geführt hast, ist wahrhaftig an deinen Grillen schuld; du siehst Gespenster, die aber verschwinden werden, sobald du es nur ernstlich willst. Auf, wirf sie weg, die finsteren Gedanken! Sprich mit deiner Frau ehrlich und aufrichtig, aber um Gottes willen ohne alle Leidenschaft! Sie soll dir mittheilen, was ihr Herz drückt! bitte sie darum. Und wenn sie es auf das erste Mal nicht thut, so versuch's zum zweiten und zum dritten Male. O, diese jungen guten Herzen sind leicht verstimmt! Ein rauhes Wort schüchtert sie ein, ja, sogar oftmals eine Frage, die man geradezu thut. Erlausche deinen Vortheil; ich bin überzeugt, du wirst mir in wenigen Tagen sagen, das Ganze sei eine unbedeutende Kleinigkeit gewesen."

„Also das nimmst du doch auch an, daß Marie etwas vor mir verbirgt?" fragte traurig Graf Ferdinand.

„Du lieber Gott!" sagte der Major, „das ist wohl möglich; du wirst doch deiner Frau am Ende nicht übel nehmen, wenn sie einmal ein kleines Geheimniß vor dir hat? Das kommt bei uns auch vor."

„Aber wegen eines kleinen Geheimnisses, wie du es nennst, ändert man nicht sein ganzes Betragen. Man sieht deßhalb nicht krankhaft aus, man zieht sich nicht von seinem Manne zurück. O, unsere Angelegenheit hat einen tieferen Grund."

Der Major zuckte mit den Achseln und entgegnete: „Lassen wir

Damals freilich nahm er mein Ersuchen, für mich zu schreiben, mit bedenklichem Kopfschütteln auf und meinte: „ob dabei für mich und alsdann auch für ihn wohl etwas zu verdienen sei"; gewagt war es allerdings von mir, der ich selbst wenig besaß, einen Sekretär zu engagiren; doch vertraute ich meinem guten Stern; Lindner kam und ich diktirte ihm das erste Kapitel des Soldatenlebens im Frieden genau so, wie es heute in mindestens fünfzigtausend Exemplaren verbreitet ist. Dann wurde die Arbeit sauber abgeschrieben und mit Moritz überlegt, welches Journal dadurch glücklich gemacht werden sollte.

„Die ‚Europa'", meinte er kopfschüttelnd, „wird Ihnen nur ein kleines Honorar zahlen und Ihren Namen nicht so bekannt machen, als wenn es Ihnen zum Beispiel gelänge, beim ‚Morgenblatte' anzukommen."

„Ach ja, ‚Morgenblatt' und ‚Cotta'sche Buchhandlung!' Welche Aussichten müßten sich alsdann für mich eröffnen!"

„Doktor Hermann Hauff, der Redakteur des ‚Morgenblattes'", fuhr Moritz fort, „selbst ein vortrefflicher Schriftsteller und großer Gelehrter, gibt auf Empfehlungen gar nichts; ich kenne ihn wohl, will Ihnen auch eine Visitenkarte zur Einführung bei ihm geben, doch muß Ihre Arbeit für sein Blatt vollkommen brauchbar sein, wenn er sie annehmen soll, was ich, so gut mir dieselbe auch gefällt, doch nicht beurtheilen kann; er ist ganz außerordentlich wählerisch."

Daß ich nicht ohne Zagen zu ihm, dem berühmten Manne, einem Bruder des zu früh verstorbenen Wilhelm Hauff, gieng, wird man ebenso begreiflich finden, als daß ich der die Vorthüre öffnenden Frau des großen Gelehrten auf's schüchternste mein Anliegen vortrug, den Herrn Doktor sprechen zu dürfen; doch flößte mir die nicht unfreundliche Art, mit welcher mich dieselbe, nachdem sie mich scharf betrachtet, unter einem Aufwerfen des Kopfes an das Studierzimmer wies, wobei sie sagte: „Da klopfen Sie an und gehen hinein, er läuft gerade spazieren," einigen Muth ein.

Es war hier keine Eleganz in Teppichen und Nippsachen, wie bei Lewald, sondern ein sehr einfach möblirtes Zimmer, das ich betrat, Bücher über Bücher an drei Wänden, am Fenster ein Stehpult, und an dem Stehpult Doktor Hermann Hauff selbst, in einem ziemlich abgetragenen röthlichen Schlafrock, eine lange Pfeife rauchend, während er mit weiten Schritten hin- und hergieng, auch blieb er nur einen Augenblick stehen, als ich ihm die Karte von Moritz überreichte, die er kopfnickend hinnahm, worauf er mich durch eine Schulterbewegung ersuchte, an seinem Spaziergange Theil zu nehmen.

„Sie sind auch beim Theater?"

„Ich hatte allerdings die Absicht, Herr Doktor, finde aber, daß mir das Talent zum Schauspieler fehlt."

„Sehr gut, wenn man so etwas frühzeitig genug einsieht."

„Habe deßhalb auch verzichtet, und da ich schon früher schriftstellerische Versuche gemacht, so möchte ich mir erlauben, Ihnen eine Arbeit zu übergeben, die vielleicht" — hier blieb er stehen und sah mich mit seinen klaren Augen scharf an, während ein leichtes Lächeln um seinen Mund spielte —, „die vielleicht," wiederholte ich schüchtern, „die, wenn möglich — die, wenn sie Ihnen gefallen sollte, vielleicht Aufnahme finden könnte."

„Im ‚Morgenblatte', meinen Sie?" — fuhr er seinen Spaziergang wieder aufnehmend fort, wobei er seine Hände in den Taschen des Schlafrocks vergrub und etwas hin- und herwackelnd weiterschritt.

„Ja das kommt allerdings darauf an, ob ich sie brauchen kann. Legen Sie das Manuskript" — ich hatte dasselbe hervorgezogen — „nur dort auf meinen Schreibtisch."

„Ach, Herr Doktor, es wäre mein glühendster Wunsch und würde ich eine Aufnahme in's ‚Morgenblatt' als das größte Glück betrachten."

„Ich begreife das, und wenn Ihre Arbeit mir genügt, so will ich sehen, was zu machen ist."

„Darf ich mir vielleicht erlauben wieder vorzukommen?"

„Ja, Anfangs der nächsten Woche."

Die Tage bis dahin kamen mir wie ebenso viele Jahre vor, und noch banger als das Erstemal klopfte ich wieder an seine Thüre. Daß er mich kopfnickend anlächelte, [illegible] mir

ein freudiges Gefühl ein, und als er mir ſagte: „Ihre Arbeit iſt hübſch, recht hübſch, ja ſo gut, daß ich ſie für eine der nächſten Nummern des ‚Morgenblattes' beſtimmt habe," erfüllte mich dies mit einem Entzücken, das ich unmöglich zu ſchildern vermag. Gedruckt zu werden und gar im Cotta'ſchen „Morgenblatte", war eine Seligkeit, die mich förmlich verwirrte, weßhalb ich, nachdem er mich freundlich entlaſſen, in die Berge hinauslief, um dort, einſam durch den Wald ſtreichend, über mein Glück nachzudenken.

Daß dieſe meine erſte Arbeit „das Soldatenleben im Frieden" bei ſeinem Erſcheinen außerordentlich gefiel, ja gewiſſermaßen Aufſehen erregte, darf ich wohl ohne Ueberhebung ſagen. Es war etwas Neues, friſch Urſprüngliches und, die es laſen, verſicherten, es ſei ihnen gerade ſo, als erlebten ſie ſelbſt das Erzählte.

Moritz beglückwünſchte mich auf die herzlichſte Art und ſagte mir als, wie es ſchien, für ihn höchſte Anerkennung, daß der Leibarzt des Königs, Obermedizinalrath von Hardegg, ebenſo vortrefflicher Arzt als geiſtvoller Mann, der ſelten anderes als Wiſſenſchaftliches las, meine Erzählung ausnehmend belobt, ja ſich auf die Fortſetzung freue. Lewald war verſtimmt, daß ich die Europa nicht bevorzugt, blieb mir aber trotzdem freundlich gewogen.

Wohl aber mit am glücklichſten machte es mich, wenn ich im Leſezimmer des ſogenannten „obern Muſeums" die

Gäste meine Skizzen unter herzlichem Lachen lesen und Einer dem Andern dieselbe empfehlend reichen sah.

Rasch schrieb ich neue Kapitel, die ich dem guten und mir stets freundlich geneigten Doktor Hauff brachte, und eines Tages klang seine Frage: „Ob ich vielleicht Geld brauche“ wie Musik in meinen Ohren. Das erste durch meine schriftstellerischen Arbeiten verdiente Geld! — Anerkennung und Honorar! — War ich nicht auf dem besten Wege, etwas Rechtes zu werden?! —

Auf meine Bitte schrieb er mir eine Anweisung von fünfzig Gulden auf die Cotta'sche Kasse, mit der ich mich zum Geschäftsführer und Kassier Herrn Ludwig Roth begab und hier das Glück hatte, Herrn Johann Georg Cotta selbst kennen zu lernen.

Er trat zufällig aus seinem Schreibzimmer, eine mittelgroße etwas geschniegelt angezogene Gestalt, sich leicht in den Hüften wiegend, hatte ein wohlwollendes Gesicht mit klugen Augen, dunkles Haupthaar und einen etwas nach oben gedrehten schwarzen Schnurrbart, dessen Spitzen durch eine auffallende Bewegung des Mundes, wenn er sprach, eigenthümlich zuckten.

Herr Roth stellte mich ihm als den Verfasser des „Soldatenlebens im Frieden“ vor, worauf er beifällig mit dem Kopfe nickte und in einem etwas affektirt klingenden Tone sagte: „Freu' mich sehr! Eine hübsche Arbeit, die mir

von allen Seiten gelobt wird, fahren Sie ſo fort und ich werde Sie im Auge behalten; Herr Roth, wenn ich bitten darf —“

Damit war ich entlaſſen, ſehr zufrieden, den damals erſten Buchhändler Deutſchlands kennen gelernt zu haben; von da an ſah ich ihn häufig, trat ſpäter auch zu ihm in geſellſchaftliche Beziehungen und habe ihn ſtets ſich gleich bleibend, freundlich und wohlwollend für mich gefunden, was ich nicht von allen meinen ſpätern Verlegern rühmen kann. Mit Herrn Ludwig Roth, einem etwas derben und nicht immer angenehmen Geſchäftsmanne, der aber von da ab jahrelang meinen gefälligen Kaſſier machte, blieb ich bis zu deſſen Tode in freundſchaftlichſtem Verkehre, und habe ich es ihm nie vergeſſen, daß er mir auch bereitwillig hie und da kleine Vorſchüſſe gab. Nun traf es ſich aber — und das war wieder eine jener ſeltſamen Schickſalsfügungen, die für mich von ſo großer Bedeutung wurden — daß im Herbſt des Jahres 1840 ein Stallmeiſter des Königs, Freiherr von [illegible]ubenheim, eine Fahrt in's gelobte Land vorhatte, gewiſſermaßen ein Gelübde erfüllend, das er für die Verwirklichung eines Herzenswunſches gethan. Er liebte nämlich eine Nichte des regierenden Königs, Gräfin Marie von Württemberg, und wenn dieſe ſchöne und vornehme Dame auch ſeine Neigungen erwiederte, ſo ſtellten ſich doch begreiflicherweiſe dieſer Verbindung einige Schwierigkeiten, nicht ſeiner Per-

ſönlichkeit, wohl aber ſeiner Stellung, obgleich er zugleich königlicher Kammerherr war, entgegen. Dieſen vortrefflichen, liebenswürdigen und durch und durch edlen Charakter zu ſchildern, wie es ihm gebührt, wird mir um ſo leichter, da er in allen dieſen Eigenſchaften von Jedermann gekannt, geſchätzt und geliebt wurde. Man könnte ſagen: er war, wie der Kaiſer Maximilian, „der letzte Ritter", wenn man unter dieſem Worte ein hochpoetiſches, romantiſches Gefühl, ein Herz ohne Furcht und Tadel, unerſchütterlich in ſeiner Freundſchaft, ſtets zum Helfen bereit, milde gegen ſeine Untergebenen, empfänglich für alles Elend, freigebig gegen Arme, vornehm und ritterlich in ſeinem ganzen Weſen, kurz einen Edelmann vom reinſten Waſſer verſtehen will, auf den der Ausſpruch Shakeſpeare's anwendbar iſt:

„Nehmt Alles nur in Allem; ihr werdet nimmer ſeines Gleichen ſehen."

Taubenheim, von hoher, ſchlanker Geſtalt, angenehmen Geſichtszügen und ſeelenvollen Augen, Virtuoſe in allen körperlichen Uebungen, einer der vortrefflichſten Reiter, hochgebildet, mehrere fremde Sprachen gleich der deutſchen ſprechend und ſchreibend, war damals eine der bekannteſten und beliebteſten Perſönlichkeiten Stuttgarts. Von ſeiner Gewandtheit im Reiten, wenn er den König, der ihn liebte, begleitete, erzählte man ſich die außerordentlichſten Dinge, und ebenſo intereſſant war es, ihn heute bei großen Veranlaſſungen in

voller Uniform zu ſehen und morgen in entlegene Straßen und unſcheinbare Häuſer zu begleiten, um menſchliches Elend zu lindern. Häufig erblickte man dabei ſeinen Rappen irgendwo angebunden, ein Pferd von ſo eigenthümlicher Bauart, daß es ſchon dadurch von Jedermann gekannt war. Dieſes edle Thier mit dem tiefſten Senkrücken, den ich jemals geſehen, war trotz ſeines hohen Alters noch immer ausgezeichnet als Renner und Springer und erregte das Erſtaunen der Zuſchauer, wenn es zum Beiſpiel auf dem Rennplatze die mehrere Fuß hohe Barriere mit der größten Leichtigkeit nahm. Wenn der ſtattliche Reiter dort mit ihm erſchien, ſo lief ein Gemurmel des Beifalls durch die Reihen.

Den Freiherrn von Taubenheim lernte ich nun gleichfalls bei Moritz kennen und war entzückt von der Liebenswürdigkeit, mit der auch er von meinen kleinen literariſchen Erfolgen ſprach, und fühlte mich hochgeehrt, ſeiner Mutter, einer vortrefflichen, allverehrten Dame vorgeſtellt zu werden. Dort lernte ich auch ihre Schweſter Fräulein von Lewer kennen, eine geiſtvolle, hochgebildete Dame, und darf wohl ſagen, daß ich mit meiner einfachen Natürlichkeit und meinem heiteren Weſen auf Beide einen möglichſt günſtigen Eindruck machte. Hier tangirte ich auch ſchon die höchſte Geſellſchaft, indem ich eines Tages die Ehre hatte, eben jener Gräfin Marie von Württemberg vorgeſtellt zu werden.

In Stuttgart, wo man von jeher mehr als nöthig und

billig ſich um das Thun und Laſſen ſeines Nebenmenſchen bekümmert, ſprach man in allen Kreiſen von der bevorſtehenden Reiſe Taubenheim's nach dem Orient und auch bei Moritz wurde derſelben häufig erwähnt, doch erſchrak ich faſt, als Letzterer mir eines Tages in ſeiner raſchen Weiſe ſagte: „Wenn wir es möglich machen können, daß Taubenheim Sie auf ſeiner orientaliſchen Reiſe mitnimmt, ſo iſt Ihr Glück gemacht! Wenigſtens haben Sie einen tüchtigen Schritt dazu gethan!“

„Aber wie wäre das möglich?“

„Auf Taubenheim, wie auf ſeine Mutter und Tan' haben Sie einen ganz günſtigen Eindruck gemacht; Hardegg ſpricht überall lobend von Ihren Soldatengeſchichten, prophezeit Ihnen gute ſchriftſtelleriſche Erfolge, und ſo viel ich unſern verehrten Taubenheim kenne, wird es ihm durchaus nicht unangenehm ſein, die Erlebniſſe ſeiner Reiſe ſpäter gedruckt zu ſehen.“

Wenn ich auch das Richtige ſeiner Behauptungen einſehen mußte, ſo hatte ich doch nicht den Muth, auch nur in meinen kühnſten Träumen an das Gelingen zu denken, war daher auch auf's höchſte und freudigſte überraſcht, als mir Moritz wenige Tage nachher ſagte: „Was ich, aufrichtig geſagt, halb und halb im Scherze eingefädelt, ſcheint ſich realiſiren zu wollen. Herr v. Taubenheim, ohne gerade zuzuſagen, hat auch meine Idee nicht geradezu abgelehnt und mir

in Kurzem eine definitive Entſchließung verſprochen; Lewald war gerade zugegen und ſagte lächelnd: „Das wäre Etwas für mich, Aufſehen machend im deutſchen Buchhandel — ‚ein Flug in den Orient‘ von Auguſt Lewald.“

Aufrichtig geſagt, hatte ich mich jetzt ſchon ſo in die entzückende Idee, eine ſolche Reiſe machen zu dürfen und ſpäter ein Buch darüber zu ſchreiben, hineingelebt, daß ich auf einſamen Spaziergängen, die ich machte, ſchon begann, eine Vorrede zu entwerfen und dieſe auch niederſchrieb, überſchwenglich phantaſtiſch und deßhalb gänzlich unbrauchbar, wie ich mich noch vor kurzem, als ich dieſe Vorrede zufällig unter meinen Papieren fand, überzeugte, doch erleichterte ich damals durch die Abfaſſung derſelben gewiſſermaßen meine Seele, ich vermochte freier aufzuathmen und mein Glück, wenn es kommen wollte, ruhiger zu erwarten.

Ach und als es dann nun wirklich kam, bebte ich vor Freude und fühlte meine Augen naß werden; Taubenheim willigte ein, mich, den fremden, unbekannten, unbedeutenden jungen Menſchen mitzunehmen und half mir dabei in der zarteſten Weiſe; für die Reiſekoſten brauchte ich keinen Erſatz zu leiſten, ſollte mir aber ein kleines Kapital, fünfhundert Gulden, für meine ſonſtigen perſönlichen Bedürfniſſe verſchaffen und, da mir das in jener Zeit gänzlich unmöglich war, ſo ließ er mich dieſe Summe gegen ſpätere Heimzahlung unter ſeiner eigenen Bürgſchaft aufnehmen, half mir auch

die Sache heute Abends ruhen. Du biſt aufgeregt, gereizt, du ſiehſt unklar. Ich will mir das Alles überlegen; ich will das Für und Wider bedenken. Darf ich mit meiner Frau darüber ſprechen?"

„Warum nicht! Ich kenne ſie als im höchſten Grade discret."

„Frauen haben einen beſonderen Blick. Aber laß die Sache ganz gehen; verdoppele deine Aufmerkſamkeit womöglich gegen Marie, aber dringe nicht weiter in ſie. Du haſt ſie gefragt, ob ihr etwas fehle, ſie hat dies verneint — gut! Es wird alſo eine Grille ſein; ſie wird von ſelbſt wieder kommen. — Doch jetzt muß ich nach Hauſe, es iſt ſpät geworden; morgen nach dem Diner komme ich wieder. Der Baron ſoll uns ſeine Geſchichte zu Ende erzählen; wir müſſen dich vor allen Dingen aufheitern, wir müſſen die Geſpenſter zu verjagen ſuchen, von denen ich vorhin ſprach. — Gute Nacht, lieber Freund!"

„Gute Nacht, Major! — Bis morgen alſo!"

Der Graf blieb allein; er rückte einen Fauteuil vor den Kamin, ließ ſich auf denſelben nieder und ſtieß mit der Feuerzange die glühenden Kohlenſtücke durch einander. In tiefe Gedanken verſunken, blickte er den auffliegenden Funken zu, und ſeine Phantaſie verwandelte die aufzüngelnden Flammen in allerlei ſeltſame Geſtalten. Endlich fuhr er mit einem Seufzer empor, ſtrich ſich die dichten Haare von der Stirn und ſagte: „Wie lag mein Leben vor mir, ſo ſchön, ſo roſig beglänzt! — Es ſind jetzt vier Monate, wo ich mit ihr in dieſem Zimmer war, wo draußen Alles blühte und grünte, wo wir von dem kommenden Winter ſprachen und uns wie Kinder darauf freuten, hier zuſammen vor der lodernden Flamme zu ſitzen — wir Beiden zuſammen. Und jetzt bin ich hier allein, ah, ſo ganz allein! — — Ich will dem Major Recht geben, es ſoll vielleicht nur eine Grille ſein, — eine Grille in der erſten ſo glücklichen Zeit des Eheſtandes! —

auf die liebenswürdigſte Art, die Reiſeutenſilien vervollſtändigen, ſchenkte mir ein paar Terzerolen und erlaubte mir, ihn ſo oft ich wollte zu beſuchen, was für mich von großem Werth war; bei welcher Gelegenheit ich auch ſeine verehrte Mutter und Tante häufiger ſah und das Herz der erſteren ganz beſonders gewann, als ich eines Tages auf ihre Frage: „Nicht wahr, Sie werden meinem Sohn nützlich und angenehm ſein, wo es Ihnen möglich iſt?“ offen und ehrlich die Antwort gab: „Gewiß, Frau Baronin, und ich werde ihn mit Liebe begleiten.“

Cotta hatte mir ein ausnahmsweiſe gutes Honorar für meine Beiträge für „Morgenblatt“ und „Augsburger Allgemeine Zeitung“ bewilligt, Doktor Hermann Hauff gab mir ſeinen Segen und ermahnte mich beſonders, für ſein Morgenblatt zu ſchreiben, zu welchen Arbeiten ich mir ein Notizbuch mit weicher Lederdecke anſchaffte, um es in der Satteltaſche bei mir führen zu können, meinen Koffer ließ ich mit Riemen und Schnallen für Kameelritte herrichten — welches Entzücken ſchon allein dieſer Gedanke! und — Moritz vervollſtändigte meine Reiſegeräthe, indem er mir einen blau und roth gefütterten Schlafrock zum Geſchenk machte — „bunte Farben, wie ſie die Orientalen lieben!“ ſagte er lachend; aus ſeiner Theatergarderobe fügte er ein kurzes römiſches Schwert hinzu, welch letzteres ich ſpäter in der Wüſte gegen eine Feuerzange im eiſernen Etui, das zugleich

als Piſtolenladſtock gebraucht werden konnte und heute noch in meinem Beſitz iſt, vertauſchte.

So kam denn nach dem Cannſtatter Volksfeſt, wo ich von manchen Leuten als Begleiter Taubenheims mit großer Neugierde betrachtet wurde, der Tag unſerer Abreiſe heran.

Es war am Abend des letzten Septembers 1840, eines unfreundlichen regneriſchen Herbſttages, als ich von meinen Bekannten und Freunden Abſchied nahm, um meine Reiſe in den Orient anzutreten.

Von wichtigen Momenten meines Lebens erinnere ich mich gern kleiner Umſtände, die mir in den Augenblicken bemerkenswerth erſchienen. So wurde an demſelben Abend Calderon's „Leben ein Traum" gegeben. Mir kam mein eigenes Leben in dem letzten Jahre, beſonders der Augenblick meiner Abreiſe, ſo zauberhaft, faſt wie ein ſchöner Traum vor. Meinem Freunde Moritz ſagte ich in der Theatergarderobe ein herzliches Lebewohl in dem Augenblicke, wo er ſich aus dem ärmlichen Coſtüm des unglücklich Verſtoßenen in das glänzende des Königsſohnes warf. Lachend reichte er mir die Hände, dieſe Metamorphoſe auch mir prophezeiend. Und er hatte Recht. Wenn ich mich auch ſeit jenem dunklen, traurigen Herbſtabend nicht zum Glanze eines Königsſohnes erhob, ſo giengen mir doch ſchöne Tage auf, Tage, die gewiß mit den herrlichſten Edelſteinen wetteifern könnten.

Wollte ich nun hier in geordneter Weiſe fortfahren, meine Erlebniſſe zu erzählen, ſo hätte ich weiter nichts zu thun, als meine Reiſe in den Orient, wie ſie unter dem Titel „Daguerreotypen“ im Jahr 1842 hier in Stuttgart erſchien, wenn auch nur im Auszuge wiederzugeben, doch würde auch ſelbſt letzteres für die Vielen, welche das Buch bereits kennen, langweilig ſein, und da ich obendrein verſichern kann, daß meine orientaliſchen Fahrten ohne jeden dichteriſchen Schmuck, aber treu der Wahrheit gemäß geſchildert ſind, ſo genügt wohl die Hinweiſung darauf und wird vielleicht Mancher, der dieſe Lücke für ſich ausfüllen möchte, nach dem erwähnten Buche greifen.

Wie ſchon früher erzählt, hatte Cotta mich zu Beiträgen für ſeine Journale ermuntert und ſandte ich ihm auch von Wien aus Verſchiedenes für die Augsburger Allgemeine Zeitung, dann von Konſtantinopel etwas über unſeren höchſt intereſſanten Ritt mit dem Briefcourier, von Ruſtſchuk über den Balkan nach Adrianopel und Stambul, ſowie über unſeren Schiffbruch am Bord des Dampfers „Seri Pervas“, worin ich mit Fallmerayer, der damals in Konſtantinopel lebte, und dem Taubenheim unſere Schiffbruchgeſchichte erzählte, konkurrirte. Doch wurden alle dieſe Artikel wenig bemerkt, und erſt als ich von Beirut aus, wo wir bei monatelangem Aufenthalte und häufigen Excurſionen im Libanon Gelegenheit hatten, Land und Leute, beſonders die hoch-

interessanten Beduinenstämme, die kometenartig kamen und wieder verschwanden, kennen zu lernen und, als ich unsere Züge nach Baalbek, nach den Libanoncedern, nach Damaskus und Palmyra in den „Briefen aus Syrien" für das Cotta'sche Morgenblatt schilderte, wurde man aufmerksam auf mich und ich hatte die Freude, darüber sehr anerkennende Stimmen aus der Heimath zu vernehmen; ja Freiligrath fand sich später dadurch zu einem Gedichte „Im Hafen" angeregt, worin er, mich freundlich begrüßend, sagte:

„. . . . . Wir lasen Deine Lieder,
Wir sah'n Dich zieh'n im Bügel und zu Fuß!
Grüß' Gott daheim! Du bist im Lande wieder;
Die Hand, den Mund, da hast Du meinen Gruß!
Du hörst ihn gern: — nicht wahr, oft hast Du trübe
Dein flatternd Zelt am Abend Dir gebaut?
Hast nach der Heimath, hast nach Treu' und Liebe,
Nach Kuß und Handschlag grollend ausgeschaut?

Gewiß! Und mehr noch! In der Federn Dunkel
Und auf der Rast am Saum des Wüstenquells
Hast Du gedacht auch an mein rheinisch Unkel,
An Rolandseck und an den Drachenfels;
Hast Du gehört des Widerhalles Tosen,
Der aus der Lurlei felsigen Schluchten bricht;
Hat Dir geblitzt mit seinen blühenden Rosen
Der Kölner Dom, das ew'ge Steingedicht."

Sechstes Kapitel.

Reise in den Orient und ihre Folgen.

Welch' hohen und doppelten Genuß ich durch den wunderbaren Wechsel dieser Reisen selbst sowie dadurch hatte, daß ich das Erlebte, noch erregt vom lebendigsten Eindrucke, niederschrieb, vermag ich nicht mit Worten auszudrücken, ja es war so unsagbar traumhaft schön, daß ich mich, einsam am Meer sitzend, indem ich auf die Wellen hinausschaute oder auf den schneebedeckten Gipfel des Libanon, selbst mit der Frage überraschte: ist dieß Wahrheit oder nicht vielmehr ein schöner Traum, zusammengesponnen aus den märchenhaften Geschichten und den Liedern unseres Freundes Freiligrath, Lieder, die mein Reisegefährte nach Stuttgart, der gute Neuburg, so begeistert vorzutragen wußte? — und doch war alles Wahrheit, herrliche, prächtige Wahrheit, wie ich mit Entzücken bemerkte, wenn am felsigen Gestade von Beirut die Wellen donnernd

aufſchäumten, oder wenn mich im Gehöft unſeres kleinen Hauſes der arabiſche Hengſt, den ich in Damaskus geholt, luſtig anwieherte. Ja, es war alles die lautere, herrliche Wahrheit, ſo phantaſtiſch es auch erſchien, wenn dort ein paar ernſte Beduinen unter den hohen ſchlanken Palmen hielten und faſt unabſehbare Kameelzüge langſam vorüberkamen, um ihre fremdartigen Waaren zum Hafen zu bringen, ja, alles begab ſich ſo, wie ich es ſah, wie ich es mit Luſt wieder erzählte; und der arme junge Menſch, der vor wenig Monaten noch bekümmert in die Zukunft blickte, ſtand mit einem Male auf geebnetem Wege, um aufwärts zu ſteigen, hoch hinweg über ſeine kühnſten Hoffnungen.

Und ein liebenswürdiger, zuvorkommender und in jeder Beziehung guter und edler Reiſechef war und blieb Baron von Taubenheim für mich, er freute ſich über meine ſtets unverwüſtliche heitere Laune, lachte über meine luſtigen Einfälle und Lieder, rief mir häufig bei unſern ſcharfen und wilden Ritten, wenn ich dicht hinter ihm blieb, ein ermunterndes Bravo zu und ließ mich meiſtens in ſeinem Zimmer wohnen. Letzteres war mir um ſo angenehmer, als ſich unſere beiden anderen Reiſebegleiter enger zuſammenſchloſſen, wenn auch dadurch ein gemeinſchaftliches vergnügliches Reiſeleben durchaus nicht ausgeſchloſſen blieb.

Von dieſen Reiſebegleitern war der eine ein junger Maler, der jetzige Hofmaler Hofrath Friſch aus Darmſtadt, der andere

ein junger Mediziner, Sohn des Hofzahnarztes Bopp aus Stuttgart; der erstere machte im Auftrage und auf Kosten des Königs von Württemberg die Reise mit, er sollte für den König, der damals sein maurisches Schloß, die „Wilhelma" bei Cannstatt, baute, arabische Gebäude, besonders Zimmereinrichtungen, Geräthschaften, Waffen u. dgl. zeichnen und beabsichtigte für sich Studien für künftige Bilder zu sammeln, sowie auch die Herausgabe eines Werkes über unsere Reiseerlebnisse, von denen aber nur wenige Blätter erschienen sind. Er war ein angenehmer, lustiger Gesellschafter, ein vorzüglicher Reiter, und wenn er zuweilen übermüthig jubelnd, im vollen Galop an uns vorüberflog, konnte Taubenheim lachend sagen: „Frisch sieht wieder einmal aus, wie das verkörperte Bild des Leichtsinns." 'Bopp war ein ruhiger, ernster Schwabe, der sich ebensowenig an uns als an andere innig anschloß, dabei aber ein höchst anständiger Charakter. Er machte auf seine eigenen Kosten die Reise, trieb Naturwissenschaften, suchte Kranke in ihren Häusern oder in Spitälern auf, wobei es ihm selbst nicht an Muth fehlte, später in Jaffa el Arisch und Kairo Studien über die Pest zu machen, die damals ungewöhnlich stark in Syrien und Egypten auftrat. Leicht hätte er in den Fall kommen können, diese Studien an uns selbst zu machen, denn aus Jaffa, wo sich die sämmtliche Kavallerie der geschlagenen Armee Ibrahim Pascha's befand und wir in der Todtenkammer des Kapuzinerklosters

untergebracht wurden, mußten wir Nachts bei Sturm und Regen fliehen, um nicht in den Peſtcordon eingeſchloſſen zu werden, und waren wir und unſere Effekten Morgens bei Anbruch eines kühlen Tages ſo durchnäßt, daß ich, als einziges kaum noch nothdürftig, trockenes Kleidungsſtück den blauen Schlafrock, den mir Moritz verehrt hatte, anziehen mußte, wobei ich unter einem aufgeſpannten Regenſchirm, auf einem kleinen Eſel reitend, äußerſt komiſch ausgeſehen haben ſoll.

Unwillkürlich ſind dieſe Einzelheiten, die man beſſer und behaglicher in meiner orientaliſchen Reiſe nachleſen kann, der Feder entſchlüpft, da, während ich ſo jene Erinnerungen wachrufe, die ganze herrliche Zeit, die für mich in jeder Hinſicht von ſo außerordentlicher Wichtigkeit war, auf's lebendigſte vor mich tritt, ſo daß ich ihr gewaltſam enteilen muß, um nicht lang und langweilig zu werden. Baron Taubenheim hatte es übernommen, für die Geſtüte des Königs von Württemberg möglichſt edle und ſchöne arabiſche Pferde zu kaufen, fand aber erſt in Damaskus jenen werthvollen Hengſt, den ich ſpäter dort holte, nachdem er beim Sonnentempel von Baalbek eine ſchöne Stute erhandelt. Eigenthümlich war es, wie wenig wirklich werthvolle Pferde wir bis dahin und auch ſpäter ſahen, in Beirut nur ein einziges, aber unvergleichlich ſchönes, einen Grauſchimmelhengſt, dem Gouverneur Izzed Paſcha gehörig, das wundervollſte Bild

eines ächt arabiſchen Pferdes, aber unverkäuflich; denn als Taubenheim mehr im Scherze nach dem Preiſe fragte, ſtrich der Paſcha mit jenem nicht zu verkennenden Zungenſchnalzen ſeinen grauen Bart und meinte: Das Pferd ſei ihm nicht feil und wenn man ihm die Citadelle von Beirut mit Dukaten voll geſtrichen dafür böte.

So blieb es denn bei unſerem Hengſte und der Stute, welche letztere, gerade als wir den Zug durch die Wüſte antreten wollten, ein Fohlen warf, das wir in Decken gewickelt, auf dem Rücken eines Kameels mit uns nach Kairo führten, ſpäter zu Schiff nach Malta, wo wir, als der Peſt verdächtig, eine dreiundzwanzigtägige Quarantaine halten mußten, und dann nach Neapel, wo die Pferde ſpeziell meiner Aufſicht übergeben wurden, da Taubenheim mit den beiden andern Reiſebegleitern über Rom und Florenz nach der Heimath zurückkehren wollte, während ich mit dem Dampfer nach Genua und von dort nach Mailand gehen ſollte.

Um meine Dankbarkeit zu beweiſen, übernahm ich bereitwillig dieſe nicht ganz leichte Miſſion, deren Verantwortlichkeit nicht verkennend, und faſt hätte ich ſchon in der zweiten Nacht das Unglück gehabt, den Hengſt und das Fohlen zu verlieren, da erſterer bei dem ſtarken Schwanken des Schiffes plötzlich ganz unbändig wurde, wie toll um ſich ſchlug, bis er ausgleitend in ſeinem Kaſten zuſammenbrach und dort liegen blieb, während das Fohlen zu viel Klee gefreſſen hatte

und vielleicht einer Indigeſtion erlegen wäre, wenn es mir nicht gelungen wäre, ihm, unter Beihilfe eines würdigen italieniſchen Sängers, der als erſter Baſſiſt von San Carlo in Neapel nach der Mailänder Scala gieng und der als Vater einer zahlreichen Familie einige chirurgiſche Inſtrumente beſaß, von hinten Erleichterung zu verſchaffen.

Zur Wartung der Pferde begleitete mich ein Reitknecht, den Taubenheim in Beirut angenommen hatte, er hieß Nuding und erſchien dort eines Abends in unſerem Hauſe, faſt weinend vor Freude, ſchwäbiſche Landsleute anzutreffen; eigenthümliche Schickſale hatten ihn in der Welt umhergetrieben, ja faſt zu einer hiſtoriſchen Perſon gemacht, denn er war es, der im Dienſte Louis Napoleons bei der Boulogner Affaire jenen Adler in Pflege hatte, der dazu beſtimmt war, ſich auf den Hut des Uſurpators niederzulaſſen. Nach jenem mißlungenen Verſuche war Nuding nach England zurückgekehrt, dort von einem Kapitän für Indien engagirt worden und auf dem Wege über Beirut nach Egypten, wo er uns aufſuchte und an Taubenheim die dringendſte Bitte ſtellte, ihn wieder mit nach der Heimath zu nehmen, was denn auch geſchah. Mit der ſorgſamen Pflege der Pferde nach engliſcher Art vertraut, war er in dieſer Richtung brauchbar und erleichterte mir dadurch die lange Reiſe von Genua nach Stuttgart, während welcher ich abwechſelnd eines der Pferde ritt und Nuding mit dem andern und dem

Ein ſchöner Anfang! Und wenn es ſelbſt eine bloße Laune iſt, ſo verſpricht ſie mir ein ſchönes Leben für die Zukunft! Und es iſt mehr als eine Laune, ich fühle es, Marie hat ein Geheimniß vor mir!"

Ein Wagen rollte in den Hof. Der Graf lauſchte und ſtand haſtig auf. Er zog an der Klingel; der Bediente erſchien und meldete: „Die Frau Gräfin ſind ſoeben nach Hauſe zurückgekehrt."

Einen Augenblick war der Graf im Begriffe, ſich an die Treppe zu begeben, wie er es ſonſt wohl gethan. Doch blieb er plötzlich ſtehen und ſprach zu ſich ſelber: „Ah, ſie wird vielleicht hieher kommen!"

Aber die Gräfin kam nicht — ſtatt ihrer erſchien nach einer Viertelſtunde die Kammerfrau und ſagte, die Frau Gräfin ſei ermüdet und habe ſich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen.

Graf Ferdinand nickte ſtatt aller Antwort mit dem Kopfe, biß heftig die Zähne über einander und warf ſich abermals in den Fauteuil, wo er bis tief in die Nacht ſitzen blieb. —

Der Major war eifrig mit ſich ſelbſt redend nach Hauſe gegangen. Was er vorhin gehört, hatte ihn tief bewegt, weit mehr, als er es ſeinen Freund merken ließ. Er kannte die beiden jungen Leute ſo genau, er liebte ſie, wie ein älterer Bruder. Wie lebhaft erinnerte er ſich noch der Zeit, wo er der kleinen Gräfin Marie verſchiedene Bonbons zugeſteckt, die er von der königlichen Tafel für ſie mitgenommen — wie freudig klatſchte das kleine Mädchen in die Hände, wenn er ihr erzählte, dies und das von den glänzenden Papieren ſei von dem Teller Sr. Majeſtät! Auch den Grafen hatte er heranwachſen ſehen: derſelbe kam als blutjunger Offizier zu der Schwadron des Majors, und dieſer fühlte ſich mächtig hingezogen zu dem warmen und edeln Herzen voll Uebermuth und Jugendfeuer.

Fohlen ziemlich weit vorauszog. In Genua mußte ich raſten, theils um den Pferden Erholung zu gönnen, theils auch um nicht vor einem gewiſſen Zeitpunkte, der Rückkehr des Königs, der ſich auf Reiſen befand, in Stuttgart anzukommen.

Ich hatte am Hafen einen guten Stall, ſowie ein paar hübſche Zimmer mit der Ausſicht auf das Meer gefunden und verlebte hier, meine Tagebücher durchſehend und ordnend, auch weitere Skizzen für das Stuttgarter Morgenblatt ſchreibend, ein paar behagliche, unvergeßlich ſchöne Wochen. Frühling war es dem Kalender und meinem Herzen nach, und in Duft und Blüthen bräutlich geſchmückt erſchienen mir die prachtvollen Umgebungen Genua's. Der Ruf meiner ſchönen arabiſchen Pferde hatte ſich bald in der Stadt verbreitet und wir mußten gewiſſe Stunden des Tages beſtimmen, wo der Stall nach vorheriger Anfrage und Empfehlung irgend Jemandes beſucht werden durfte, was Nuding manche kleine Geſchenke eintrug; auch hatte dieſer Treffliche, der uns ja durch das heilige Land begleitet, einen kleinen Handel mit Jordanwaſſer, Erde vom Thal Joſaphat, Olivenzweigen vom Oelberg u. dgl. angelegt, wobei ich nicht ganz ſicher bin, ob er nicht ſein Waarenlager an Waſſer, Erde und Olivenzweigen häufig in Italien komplettirte.

Hie und da ritt ich den Cham, den Hengſt, nach dem prachtvollen Spaziergang Genua's, das Acqua sola, was aber immer mit einiger Gefahr für mich ſelbſt, ſowie für

die blendenden Hüte mancher schönen Genueserinnen verbunden war, denn bei seinem tollen, oft ganz unbändigen Wesen hatte er die üble Gewohnheit, meistens dann, den Schaum weit umherspritzend, zu wiehern, wenn die herbeieilenden Damen seinen galglatten Hals strichen und die sammtartige Haut an seinem Maule bewunderten; doch lachten sie über den fleckig gewordenen weiß und rosa Atlas, fanden auch seine sonstigen Extravaganzen allerliebst und meinten, wenn er sich einmal gar zu gewaltig gegen andere vorüberkommende Pferde wandte: „Ah, ah, comme il est étourdi!“ —

Endlich mußte es auch hier geschieden sein, ich brach meine Zelte und alles Uebrige ab, sattelte und ritt an einem wundervollen Frühlingsmorgen von dannen, brauchte sechs Tage bis Mailand, eine Wegstrecke, die man heute in eben so viel Stunden durchfährt; doch wenn auch jenes langsame Dahinziehen — es gieng zur Schonung der Pferde meistens im Schritt — an sich wenig Kurzweiliges bot, so habe ich doch die Schönheiten jener langgestreckten Thäler, mit ihren schäumenden Bergwassern, ihren malerischen Ortschaften, reichen Schlössern und Klöstern, alten Burgruinen, nie mehr so wie damals genossen und sie auf's Lebendigste und Angenehmste in meinem Gedächtnisse festgestellt.

In Pavia fand ich den ältesten Sohn aus dem Hotel Reichmann in Mailand, an das ich wegen Unterkunft meiner

Pferde geſchrieben, wurde von Signor Alfons, einem vortrefflichen lieben und guten Menſchen, mit dem ich von jener Zeit die herzlichſte Freundſchaft unterhalten, auf's Zuvorkommendſte empfangen, in ſein elterliches Haus, ſowie in ſeine eigene Familie eingeführt. Er hatte eine liebenswürdige Frau, eine Neapolitanerin, Donna Emilia, die unterdeſſen leider geſtorben iſt, ſowie zwei hübſche, damals kleine Mädchen, die aber ſchon längſt ihren eigenen Hausſtand gegründet haben, und welche dieſe Zeilen als freundlichen Gruß von mir nehmen mögen.

Auch in Mailand verlebte ich eine ſchöne unvergeßliche Zeit, hatte ich doch wieder ein gutes Stück meiner weiten und nicht immer gefahrloſen Reiſe hinter mir, war mit meinen Pflegebefohlenen vortrefflich untergebracht, fühlte mich geſund, froh und glücklich, brauchte nicht für den nächſten Tag zu ſorgen und hoffte auf mein gutes Glück, daß es mir gelingen werde, die Pferde eben ſo wohlausſehend nach Stuttgart zu bringen, ſie vielleicht dem Könige ſelbſt vorſtellen zu dürfen, und knüpfte daran allerlei kühne Träume à la Königin Golkonda. Dazu ſchien mir auch eine Bekanntſchaft ſehr dienlich, die ich hier auf ein Empfehlungsſchreiben Taubenheim's gemacht, und die mich auch jetzt ſchon in die angenehmſten Beziehungen zu einem ebenſo geiſtvollen, als liebenswürdigen Manne, dem Grafen Guſtav Neipperg brachte, deſſen älteſter Bruder Alfred eine Tochter des Königs Wilhelm

von Württemberg, Prinzessin Marie, vor kurzem geheirathet hatte und nun in Stuttgart lebte.

Welche Aussichten für meine lebhafte Phantasie, besonders da mich Graf Gustav in kurzer Zeit so liebgewann, daß ich ihn womöglich täglich besuchen mußte, wobei er es sich in der liebevollsten Weise angelegen sein ließ, meine noch recht mangelhaften Kenntnisse, besonders der französischen und englischen Literatur, zu vermehren. Ganz besonders schwärmte er für Lord Byron, hatte einen großen Theil von dessen Dichtungen vortrefflich übersetzt und las mir stundenlang aus den Gesängen des Childe Harold vor. Auch für Musik interessirte er sich auf's lebhafteste und protegirte unter anderem einen Italiener, der eine neue außerordentlich vereinfachte Kompositionslehre geschrieben hatte, die sich aber nicht bewährte. Bei dem Grafen Neipperg fand man ausgezeichnete Leute der verschiedensten Nationalitäten und lernte ich hier eines Tages den berühmten Phrenologen Castle kennen, der auch meinen Kopf betastete und darüber einen für mich recht schmeichelhaften Bericht machte; auch wohnte ich verschiedenen anderen phrenologischen Sitzungen an, wobei es rührend war, wie Graf Gustav Neipperg stundenlang unermüdlich den Sekretär seines Schützlings machte und dessen holperiges Französisch elegant und fließend niederschrieb.

Graf Neipperg war ein auffallend schöner Mann, Aristo-

kral vom reinſten Waſſer, mit lebhaften geiſtreichen Zügen, leuchtenden Augen und einem hellblonden ſo dicht und feſt gekräuſelten Haar, wie ich nie ähnliches geſehen; ſelbſt von einer alten und ſehr vornehmen Familie (die Herren von Neipperg kommen ſchon im elften Jahrhundert in Schweizerchroniken vor) verkehrte er in den erſten Mailänder Häuſern, war der Liebling der Damen, mit denen er, als Maltheſerritter und deßhalb zum Cölibat verurtheilt, um ſo freier und ungezwungener zu verkehren vermochte.

Leider war dieſem ausgezeichneten Manne, meinem hochverehrten und lieben Freunde, kein langes Leben beſchieden; wenige Jahre darauf, nachdem ich ihn in Mailand kennen gelernt, kam er zum Beſuch ſeines Bruders, des Grafen Alfred, nach Stuttgart; es war im Spätherbſt und, abgehärtet durch eine Waſſerkur in Prießnitz bei Gräfenberg, reiſte er in leichter Kleidung mit dünnen feinen Schuhen, wodurch er ſich wahrſcheinlich eine Erkältung zuzog, die in einen Typhus ausartete, dem er im ſchönſten Lebensalter erlag. Von ſeinen vielen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, Ueberſetzungen, Tagebüchern u. dgl. iſt bedauerlicherweiſe durch folgenden eigenthümlichen Umſtand nichts erhalten worden. Bei einem Geſpräche, das beide Brüder, wenige Tage vor Graf Guſtav's Erkrankung, am Kamine ſitzend, hielten, warf Letzterer den Wunſch hin, daß ſich einſtens nach ſeinem Tode ein guter Freund finden möge, der ſeine ſämmtliche ſchrift-

liche Hinterlassenschaft ungelesen verbrennen ließe — „wozu auch Sachen aufbewahren, Erinnerungen, Gedanken, Gefühle, von denen die meisten Anderen unverständlich sind und bleiben!“ — wenige Wochen später wurde er zu Grabe getragen und als nicht lange darauf auch mit Anderem sein schriftlicher Nachlaß von Mailand gesandt wurde, ließ ihn Graf Alfred, dem Wunsche des Bruders gemäß, sogleich verbrennen.

Wie schwer mir von solch liebenswürdigem Manne und hochverehrtem Freunde der Abschied wurde, als ich endlich Mailand und das gastliche Haus meines Freundes Alfons Reichmann verlassen mußte, vermag ich nicht zu schildern, der Letztere gab mir noch auf der ersten Tagereise zu Pferde das Geleite, und als wir am andern Morgen schieden, wäre ich gar zu gern mit ihm wieder nach dem schönen Mailand zurückgekehrt. Welch angenehme Tage hatte ich dort verlebt, welch süße Erinnerungen blieben mir nicht nur von da, sondern folgten mir lebendig bis zum Fuße der Alpen, mich aus dunklen Augen heiß begrüßend, als ich am Abend des andern Tages in Chiavenna einritt.

Dann traten die Alpen zwischen meine italienischen Erinnerungen und mich, und als ich auf der anderen Seite derselben ankam und die ersten dichten Tannenwälder wieder um mich rauschen hörte, den köstlichen heimischen Harzduft einsog, dem munter, ja oft wild und ungezogen dahinbrausenden jungen

ausſchauend, und Cham den Hengſt in ſo kecker Laune, daß er ſich, kaum den Stalldunſt empfindend, unter dröhnendem Gewieher auf die Hinterbeine erhob.

Das ſah auch der Stallmeiſter Baron von Hügel, ein vortrefflicher Reiter und Pferdekenner, als etwas ganz Außerordentliches an, da früher die meiſten arabiſchen Pferde ziemlich herabgekommen Stuttgart erreicht hatten. Doch bezeugte ich auch meinem Reitknechte Ruding mit großem Vergnügen, wie ſehr er ſich der Pflege und Wartung der Thiere angenommen, wie er ſie förmlich mit gutem Hafer und ſüßem Klee ausgeſtopft und welchen Fleiß er unter ſtetem, obligatem Pfeifen, wie es in England Mode war, auf das tägliche Putzen mit Strohwiſch, Striegel und Kartätſche verwandt. Ruding wurde auch ſogleich in dem königlichen Leibſtalle aufgenommen und blieb dort, gerne von ſeinen orientaliſchen Reiſen erzählend, gewiß auch noch immer Jordanwaſſer und heilige Erde verkaufend, bis an ſeinen vor wenigen Jahren erfolgten Tod.

Der König wurde in den nächſten Tagen von ſeiner Reiſe erwartet, „wo gewiß weiteres erfolgen werde", wie mir Baron Hügel in verbindlichem Tone ſagte, und dann begab ich mich in das Hotel zum König von England, um dort in einem guten Zimmer, mit der angenehmen Nummer 44 — ich habe die durch vier theilbaren Zahlen ſtets als von guter Vorbedeutung angeſehen — von meinen Strapazen auszu-

ruhen. Hier fand ich auch meine Reiseeffekten wieder, die ich in Mailand vorausgeschickt, meinen Koffer, sowie kleine Einkäufe von Waffen, Nargileh und Pfeifenrohren, Schärpen und Beduinenkopftücher, und freute mich wie ein Kind auf den Augenblick, wo ich in einer eigenen Wohnung alle diese Schätze, um mich her ausstellen und ausbreiten könne.

So war ich denn wieder in Stuttgart, und weil damals eine Reise in den Orient noch nicht zu den alltäglichen Dingen und zu den leichten und gewöhnlichen Touren wie heut zu Tage gehörte, so wurde ich nach Gebühr angestaunt und bewundert. Moritz empfieng mich auf's herzlichste und nie habe ich seine Worte vergessen, die er in den ersten Tagen lachend ausrief: „Was sind Sie für ein glücklicher Mensch, haben in Ihrer Jugend diese herrliche Reise gemacht, sind gesund und munter wieder gekommen, haben auch als Schriftsteller schöne Erfolge gehabt und finden sich hier sogleich von gierigen Buchhändlern umgeben, die bereit sind Alles, was Sie schreiben, zu drucken." Allerdings und höchst angenehmer Weise für mich, war an Letzterem etwas Wahres; denn Cotta, der große Freiherr, wie wir ihn nannten, empfieng mich mit einer wohlthuenden Beachtung; wies auch schmunzelnd auf das nebenliegende Kassenzimmer, wo ziemliche Gelder als Honorar für meine vortrefflichen Beiträge, wie er sich freundlich ausdrückte, für mich bereit lägen, und sprach die Hoffnung aus, mich als steten Mitarbeiter für seine Journale betrachten

zu können. Glückſelige Zeit! — unter welch' ganz anderen Gefühlen wandelte ich jetzt durch die Straßen Stuttgarts! Von allen Seiten erſuchte man mich für dieſe oder jene Zeitſchrift zu ſchreiben, und trat ich auch in jenen Tagen zum erſten Male mit Heinrich Laube in Verbindung, der damals die Zeitung für die elegante Welt redigirte und mir in ſeiner kurzen eigenthümlichen Weiſe ſchrieb: „Sie haben gewiß von Ihrer orientaliſchen Reiſe ein ſtrotzend volles Tagebuch mitgebracht, von dem ich mit Vergnügen etwas erwarte.“

Die Leipziger Modezeitung beeilte ſich ein Porträt „des geſchätzten Autors“ zu bringen und eines Tages ſtellte ſich mir ein ſchmächtiger junger Mann mit blaſſen ſanften Geſichtszügen als der ſeinen Verlag eben begonnen habende Buchhändler Adolf Krabbe vor und machte mir, ſowohl für die damalige Zeit, als auch für meinen immerhin noch nicht ſehr bekannten Namen glänzende Vorſchläge für die Herausgabe meiner orientaliſchen Reiſe. Auch erbot er ſich ſogleich ein Buch von mir zu drucken und zwar die „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden“, welche im Morgenblatte erſchienen waren und die zugleich mit der phantaſtiſchen Erzählung „Vier Könige“ ein artiges Bändchen gaben. Mein erſtes unſterbliches Werk erſchien im Jahre des Heils 1841. Adolf Krabbe blieb ſeitdem über dreißig Jahre nicht nur mein Verleger, ſondern auch bis zu ſeinem vor einem Jahre erfolgten Tode ſtets ein guter Berather und Freund, auch ſo

Aber er hatte ſchon damals ſeine Fehler: er war heftig und gleich gereizt, und das hatte ihm von dem Vorgeſetzten manchen Verweis, manche väterliche Ermahnung zugezogen. Während der Major ſeine weiten Reiſen machte, hatte er nie an die Heimat gedacht, ohne ſich der beiden jungen Leute lebhaft zu erinnern. Ja, als er faſt im Vaterlande zum erſten Male wieder einen Bekannten ſah, der die Verhältniſſe der Reſidenz genau kannte, war ſeine erſte Frage: „Was macht meine kleine Gräfin Marie?“ — „Sie iſt verheirathet.“ — „Ei der Tauſend, das Kind!“ — „Und Graf Ferdinand?“ — „Natürlicher Weiſe ebenfalls verheirathet, denn die Gräfin von E. iſt ſeine kleine Frau.“ — Darauf hatte ſich der Major vergnügt die Hände gerieben; denn wenn er der Vater von Beiden geweſen wäre er hätte für ſie keine beſſere Partie arrangiren können. — Und wie glücklich war das junge Paar, als er ſie nun zum erſten Male wieder ſah — zwei heitere, lebensfrohe Kinder! Die kleine Gräfin hatte bittend die Hand zu ihm empor geſtreckt und abermals um Bonbons gebeten. Und wie freudig überraſcht war ſie, als er ihr ein kleines Paket übergab mit einem koſtbaren indiſchen Shawl! Sogleich hatte ſie ihn anprobirt, hatte ſich vor den Spiegel geſtellt und ſich ſo herzlich, ſo kindlich, ſo aufrichtig gefreut!

„Ah,“ ſagte der Major, indem er an alles das dachte, „dummes Zeug! Was kann dieſes Kind, dieſe Frau von vier Monaten für ein Geheimniß vor ihrem Manne haben? — Aber ihn kenne ich. So gut und edel ſein Herz iſt, ſo aufbrauſend und heftig kann er ſein. Schon dieſe lächerliche Duellgeſchichte! Und wer weiß, wie er ſonſt ſchon das arme Kind gekränkt hat! Der Teufel auch! ich will ihm den Kopf ſchon zurecht ſetzen!“

Kurz nach jenem erſten Wiederſehen hatte der Major die Stadt abermals verlaſſen und war erſt vor einigen Tagen zurückgekehrt,

anhänglich und uneigennützig, wie es ein Verleger nur ſein kann, ja ſogar nicht ohne einen Anflug von Dankbarkeit, und ſelbſt anerkennend, daß er ſein hübſches Vermögen großen Theils durch meine Schriften erworben habe.

Unterdeſſen war der König Wilhelm zurückgekehrt, hatte ſich die angekommenen arabiſchen Pferde vorführen laſſen, dabei freudig ausgerufen: „die ſehen ja ſo vortrefflich aus, als wenn ſie von meinen Geſtüten hereinkämen," und Tags darauf erhielt ich ein Schreiben von dem damaligen Oberſtſtallmeiſter, Freiherr von Maucler, mit der Weiſung, ihn zu beſuchen, worauf er mir als Anerkennung Seiner Majeſtät einen ſchönen werthvollen Brillantring übergab und mir zugleich Tag und Stunde beſtimmte, um den perſönlichen Dank des Königs zu empfangen — eine Audienz bei Seiner Majeſtät! — ob mir ſchwindelte! — und ob ich nicht etwas verzagt meine Garderobe muſterte, die leider keinen ſchwarzen Frack aufwies, glücklicherweiſe aber ein ähnliches Kleidungsſtück, einen ſogenannten Reitrock von brauner Farbe, in dem ich mich gar nicht übel ausnahm. So auf's Beſte geſchmückt, auch mit tadelloſen Handſchuhen verſehen, begab ich mich pünktlich zu der angegebenen Stunde in das ſogenannte Fahnenzimmer der Reſidenz, wo mich ein königlicher Kammerdiener in hellblauem mit Silber geſticktem Rocke empfieng und, nachdem er einen prüfenden Blick auf die Uhr über der Thür geworfen, Seiner Majeſtät meldete.

Der König ſtand in Civilkleidern am Fenſter und wandte ſich, nachdem ich unter tiefen Bücklingen eingetreten, raſch und freundlich gegen mich, dankte in herzlichen Worten für die Sorgfalt, die ich ſeinen Pferden bewieſen und ſagte dann auf einen jungen Mann, der neben ihm ſtand, deutend: er habe ſchon durch ſeinen Schwiegerſohn, den Grafen Neipperg, mit Vergnügen erfahren, wie ſehr ſeine Pferde bei Kennern in Mailand gefallen. Auch ohne Nennung des Namens würde ich den Grafen Alfred an einer auffallenden Aehnlichkeit mit ſeinem Bruder Guſtav ſogleich erkannt haben; daſſelbe ſchöne, vornehme Geſicht, bei dieſem nur ernſter als bei jenem, dieſelben lichten klaren Augen, daſſelbe eigenthümlich blonde, krauſe Haar. Graf Alfred ſtand neben einem Seſſel, auf dem ſeine Gemahlin, Prinzeſſin Marie ſaß, und auch dieſe redete mich lieb und freundlich an, forſchte nach dem Befinden Taubenheim's, unſeres verehrten Reiſecheſs, und that einige Fragen in Betreff des heiligen Landes und Jeruſalems. Sie war eine liebliche, zarte Erſcheinung, mit guten ſeelenvollen Augen, die denen des Königs ſehr ähnlich ſahen, ſie war im höchſten Grade anmuthig, und wenn ſie mit ihrer zum Herzen dringenden Stimme ſprach, ſo ſpielte ein bezauberndes Lächeln um ihre feinen Lippen. Ihren Vater liebte ſie ſchwärmeriſch, und wenn ſie ihn, was häufig geſchah, anhaltend betrachtete, ſo erwärmte ſich ſichtbar der Ausdruck ihrer Züge. Sie war die älteſte Tochter des Königs

und ihre Verbindung mit dem ſchönen Grafen eine Neigungsheirath, die nur nach langen Kämpfen zu Stande kam, denn, wenn auch Graf Alfred Neipperg, Sohn des Grafen Adalbert Neipperg, Gemahls der Frau des erſten Napoleon, der Erzherzogin Marie Luiſe, Majoratsherr eines, wie ſchon früher bemerkt, ſehr vornehmen Hauſes war, ſo ſchien er doch einer königlichen Prinzeſſin nicht ebenbürtig. Die Liebe aber hatte alle dieſe Schwierigkeiten beſiegt, und Prinzeſſin Marie von Württemberg war Gräfin Neipperg geworden, ihr aber das Prädikat „Königliche Hoheit" geblieben. Nachdem ich, Seiner Majeſtät nochmals verbindlich dankend, auf's freundlichſte entlaſſen war, trat ich in das Fahnenzimmer zurück, wohin mir Graf Neipperg ſogleich nachfolgte, mir, von dem ihm ſein Bruder Guſtav ſo viel Liebes und Gutes geſchrieben, herzlichſt die Hand gab und mir ſagte: Ich ſolle ihn, ſo oft als ich wolle, beſuchen und ſei er ſtets zwiſchen drei und fünf Uhr zu Hauſe anzutreffen.

Daß ich das königliche Schloß unter einem ſehr glücklichen, ja gehobenen Gefühle verließ, wer möchte mir das übel nehmen? War doch kaum ein Jahr vergangen, ſeit ich, ein mittelloſer, gänzlich unbekannter junger Menſch, hier in Stuttgart angekommen war, nicht wiſſend, wie ſich meine Zukunft geſtalten würde, und nun dieſer plötzliche Umſchwung, das koſtbare Geſchenk des Königs in der Taſche, ſeinen freundlichen Dank im Herzen und das Bewußtſein, vielleicht eine

Schriftſtellerlaufbahn vor mir zu haben, die, wenn ſie mich auch nicht zum berühmten Manne machte, doch meine Zukunft bei beſcheidenen Anſprüchen ſicherte! —

Ich mußte lachen, als ich an dem Theatergebäude, wo ich noch vor Kurzem zu meinem Privatvergnügen im Chor mitgeſungen und als Fortinbras ſo glänzend durchgefallen war, vorüberſchritt. Die aufziehende Wachparade ſpielte gerade den Prieſterchor aus Norma, den ich zuletzt im Hafen von Marmariza an der kleinaſiatiſchen Küſte von der Muſikbande eines engliſchen Linienſchiffes ſpielen gehört, und deſſen Klänge mir meinen erſten Theaterbeſuch hier in Erinnerung brachten, wo mich das gute Nickele von Gundelsheim darauf aufmerkſam gemacht: „wie ſich der Mond verſchlupfe“ — — welcher Umſchwung des Glücksrades!

Vor allen Dingen ſuchte ich mir nun eine anſtändige Wohnung und fand ſie im Parterre eines Hauſes in der Kanzleiſtraße, wo ich mich behaglich, ja faſt elegant einrichtete; natürlich durfte ein breiter türkiſcher Divan als morgenländiſche Erinnerung nicht fehlen, ſowie ein großer Lehnſtuhl, einige Seſſel, alles mit ſchönem rothgeblümtem Zitz überzogen, dazu ein Schreibtiſch, kurz Alles, was zu einer Garçonwohnungseinrichtung gehört; dann ordnete ich meine Waffen und Pfeifen, verzierte die Wände nach Junggeſellengeſchmack, mit Lithographien von zweifelhaftem Werthe und noch zweifelhafteren meiſtens weiblichen Figuren, ſtellte dazu paſſende

Gipsstatuetten auf, die ich billig in Mailand gekauft, schaffte das nöthige Handwerkszeug, Papier, Federn und Tinte an und forschte nach meinem ehemaligen Schreiber Lindner, der auch so freundlich war, mir die Morgenstunden, die ihm der Theaterdienst frei ließ, zu widmen.

Ich begann damit, meine Tagebücher zu ordnen, um aus ihnen, sowie dem schon Gedruckten in der „Allgemeinen Zeitung" und dem „Morgenblatt" meine orientalische Reise zu schreiben.

Rasch erweiterte sich auch der Kreis meiner Bekannten, ich erhielt nicht nur Zutritt in guten bürgerlichen Familien, sondern war auch in adeligen Häusern gern gesehen, wo mich theils Taubenheim, der unterdessen gleichfalls zurückgekehrt war, einführte, sowie auch Moritz, dem ich unter anderem die Bekanntschaft des Grafen Alexander von Württemberg verdankte, der, eine poetisch angelegte, ritterliche, liebenswürdige Natur, vor Kurzem seine „Lieder des Sturms" herausgegeben hatte. Er wohnte Sommers auf seinem reizenden Landhause Serach bei Eßlingen, und dort, sowie Winters in seinem Hause in der Stadt, hatte ich Gelegenheit hochinteressante und berühmte Leute, Justinus Kerner, Lenau, Emma von Niendorf und Andere nicht nur kennen zu lernen, sondern auch mit Ihnen in bleibenden Verkehr zu treten.

Serach, das Landhaus des Grafen Alexander, damals noch ein anspruchsloser, aber behaglicher Bau auf der Höhe

des Berges, wundervoll einsam gelegen, hatte für mich etwas ungemein Anziehendes, und betrachtete ich es schon damals als das Höchstzuerreichende, so oder ähnlich einmal wohnen zu können, an weiten Fenstern zu sitzen, die auf irgend ein stilles Thal giengen, oder am Bergabhange unter breitästigen Buchen und Tannen zu lagern, vielleicht dabei das Murmeln einer Quelle zu hören und dem Weih zuzuschauen, wie er hoch in der Luft seine stillen Kreise zog. — —

In Serach war es außerordentlich gemüthlich, Wirth und Wirthin von einer wohlthuenden, ungezwungenen Freundlichkeit. Die nicht zu großen traulichen Zimmer, Waffen und Jagdgeräthschaften an den Wänden und in schmucklosen Rahmen die bekannten Kupferstiche Riedingers, hohe und niedere Jagd betreffend; draußen lagen die mächtigen Hunde des Grafen, oder begleiteten sie ihn in wilden Sprüngen, wenn er uns in Joppe und Jägerhut mit Gemsbart und Spielhahnfeder gegen Eßlingen entgegengeritten kam, dann zeigte er uns sein kleines Anwesen, die Verbesserungen, die er angebracht, neue Pflanzungen, und mit großem Stolze einen Felsblock, den er, mit sammt den Alpenrosen die auf ihm wuchsen, hatte kommen lassen; beim Mittagessen aber bereitete er einen vortrefflichen Salat, den er aus zwölf bis sechzehn Kräutern und Stauden selbst zusammen gesucht hatte.

Wie schmerzlich hat es mich in späteren Jahren oft berührt, wenn ich hier vorüberkommend das traulich einsame

Anweſen ſo verändert, vergrößert, erweitert, glänzend verſchönert und deßhalb in ſeiner Behaglichkeit zerſtört wiederſah; neben neuen großartigen Gebäuden wurde die ehemalige Wohnung des Grafen mit dem einfachen Giebel, an dem ein mächtiges Hirſchgeweih prangte, kaum noch bemerkt; breiter Weg und große Lichtungen hatten die ſchattige Einſamkeit vertrieben und ein neues und anderes Geſchlecht neues und anderes Leben hier hervorgerufen.

Und doch würde es mich noch trauriger ſtimmen, wenn ich das alte Serach wieder gefunden hätte, ohne eine alte wohlthuende, freundliche Erinnerung an die alten Bekannten und lieben Geſichter, den Hausherrn und die blendend ſchöne Hausfrau mit den lieblichen Kindern. Ach! und dies Familienleben hat das herbe Schickſal ſo grauſam zerſtört! Ich werde ſpäter erzählen, wie ich den Grafen Alexander nach vielen Leiden, Täuſchungen, ja Entbehrungen ſterbend in Florenz wiederſah; dann nach ſeinem Tode fielen die ſchon früher gelockerten Familienbande gänzlich auseinander; die Gräfin verheirathete ſich wieder, ebenſo die älteſte Tochter, die zweite gieng in's Kloſter und von den beiden Söhnen, talentvollen und ſchönen jungen Männern mit dem ſtolzen Namen Grafen von Württemberg, iſt der jüngere kürzlich unbemerkt geſtorben, während der ältere heute noch als Liederkomponiſt in Wien lebt.

Das ganze Leben des Grafen Alexander hätte Stoff zu einem düſteren Roman gegeben, ſein Ringen auf der Höhe

ſeiner geſellſchaftlichen Stellung zu bleiben, wozu doch die Mittel nirgends ausreichten, das Unglück, dem königlichen Hauſe nahe verwandt zu ſein und doch dieſer Verwandtſchaft nicht gerecht werden zu können, dazu manche Schatten, hervorgerufen durch den heiteren lebensluſtigen Sinn der weit jüngeren Gräfin.

Wie ſo Vieles, was ich in der Schule des Lebens kennen gelernt, ſo ſteht auch dieſes glänzende Elend eines mittelloſen aber vornehmen Hauſes noch deutlich vor mir und ich vergeſſe nie das peinliche Gefühl, das es uns, den Gäſten, ſpäter oft verurſachte, die Dienerſchaft mürriſch, ja widerwillig jeden Befehl ausführen zu ſehen.

Im Gaſthofe zum König von England, wo ich bei meiner Rückkehr abgeſtiegen war und Mittags, auch meiſtens Abends mit Moritz und andern Bekannten ſpeiſte, war ich dem wackeren Wirthe, Herrn Schwaderer, einem braven und jovialen Manne, ein ſo lieber und gern geſehener Gaſt, daß es mich ſpäter in Verlegenheit brachte, weil es unmöglich war, von ihm eine regelmäßige Rechnung zu bekommen und ich deßhalb eines ſchönen Tages vor einem tüchtig angeſchwollenen Conto ſtand; doch kümmerte uns das Beide äußerſt wenig und ich führe es nur zum Beweiſe an, wie leicht es ſchon damals in Stuttgart war, in Schulden zu gerathen, auch danke ich dem guten alten Herrn mit dem weißen borſtigen Haar noch heute für ſeine Zuvorkommenheit,

mit der er uns ſchmunzelnd die beſten Speiſen, die feinſten Weine anpries, wobei es ſeine ſtehende Redensart war: „laissez-moi faire“ und verdanke ich dem gaſtlichen Hauſe viele ſchöne und in mancher Hinſicht genußreiche Stunden. Was damals von ausgezeichneten Leuten nach Stuttgart kam, Schriftſteller, Dichter, Muſiker, dramatiſche Künſtler und Künſtlerinnen, wohnte im Könige von England oder vermehrte wenigſtens unſere tägliche und oftmals ſehr heitere Tafelrunde.

Hier lernte ich auch den ſchon damals bekannten Maler Gegenbauer kennen, berühmt geworden durch ſeine herrlichen Fresken aus der württembergiſchen Geſchichte, die er im königlichen Reſidenzſchloſſe geſchaffen hat; lange, lange Jahre bis zu ſeinem Tode bin ich mit ihm in möglichſt engem Verkehr geblieben und war er mir ſtets ein lieber und wohlwollender Freund; meiſtens ſpielten wir nach Tiſch alla morra um eine Taſſe Kaffee; auch machte mich hier Moritz gleich am erſten Tage mit einem blaſſen, jungen Manne bekannt, deſſen hellblondes ſorgſam gekräuſeltes Haar eine gut angelegte Stirne bedeckte und der, ohne hübſch zu ſein, intelligente Züge hatte. Es war ein neu engagirter Schauſpieler, ein angehender junger Liebhaber, Feodor Löwe, der hier erſt ſeine künſtleriſche Laufbahn beginnen ſollte.

Moritz, der, wie man bereits an mir geſehen hat, Luſt und Talent zum Protegiren hatte, auch nicht leicht nachließ,

wo er einmal seinen Hebel ansetzte, hatte sich vorgenommen, aus dem jungen Löwe einen guten Schauspieler und ein sehr brauchbares Mitglied des Stuttgarter Hoftheaters zu machen, welch' Letzteres ihm auch gelang; Löwe, gesellschaftlich und literarisch durch und durch gebildet, sehr fleißig, hatte einen ausgesprochen guten Geschmack für Costüm und Charaktermasken jeder Art, und war deßhalb trotz seiner Größe stets eine angenehme, meistens historisch richtige, häufig auch malerisch hübsche Erscheinung. Wie Moritz für ihn und er für Moritz sorgte, habe ich in meiner humoristischen Skizze: „In Scene setzen" benutzt und beschäftigte sich in der That die Sorge seines Regisseurs und Freundes auf's peinlichste damit, seinem Schützlinge möglichst gute Rollen zuzuwenden, ihn in Costümen dem Publikum auf's vortheilhafteste vorzuführen und — das war die Schattenseite dieser Art von Protektion — jede Vergleichung mit begabteren Künstlern fern zu halten. Löwe, der ein anerkennungswerthes poetisches Talent besaß und auch ein paar Gedichtsammlungen veröffentlicht hat, die des Guten und Schönen viel enthalten, hatte auch in Stuttgart seinen guten Weg gemacht, kam allmählig in den Besitz der Rollen eines ersten Charakterliebhabers, wurde Regisseur, heirathete eine Schwester der Fräulein von Stubenrauch und war bis zum Tode König Wilhelms eine durch diese Beziehungen mächtige Person bei dem königlichen Hoftheater. Neben guten Eigenschaften war

ohne daß es ihm bis jetzt möglich geweſen wäre, der Gräfin einen Beſuch zu machen. Er hatte ſich gefreut, ſie heute Abend begrüßen zu können.

Am anderen Morgen rief den Major ſein Dienſt in das Vorzimmer des Königs. Er dachte wieder an die Geſchichte von geſtern Abend und ſpazierte in dem weiten Gemache auf und ab. Er ließ alles, was er gehört, noch einmal an ſeinem Geiſte vorüber gehen — die Duell-Geſchichte, Schloßſtraße Nr. 120, wo jener junge Mann, aber auch der königliche Leibarzt wohnte. „Ich glaube, mir iſt Alles begreiflich," dachte er. „Wer weiß, ob man nicht vor der Gräfin allerlei über jenes Duell munkelt! Man kennt ja den liebenswürdigen Erfindungsgeiſt der jungen Leute hieſiger Stadt. Da hat man achſelzuckend von jener Begegnung geſprochen, hat die Urſache dazu vielleicht zurück verlegt in die Zeit, wo der Graf noch ledig war, irgend eine pikante Geſchichte daraus gemacht, eine frühere Verbindung zu Grunde genommen, und damit die junge Frau aufs Tiefſte verletzt. Ferdinand hatte, wie er ſelbſt geſtanden, das Duell verheimlicht, hatte angegeben, er ſei mit dem Pferde geſtürzt, und die kleine Frau — oh, entſchloſſen war ſie immer! — macht einen Beſuch bei ihrem Hausarzte, um die Wahrheit zu erfahren. So iſt es gegangen," ſprach der Major zu ſich ſelber, „es kann nicht anders ſein. Jene Zuflüſterungen haben ſie verſtimmt, daher kleine Scenen; ſie hat Näheres erfahren über die Verwundung ihres Mannes, daher ihr Beſuch bei dem Leibarzte."

In dieſem Augenblicke öffnete ein Kammerdiener leiſe die Flügelthüren, die aus dem Gang in das Vorzimmer führten. Der Major wandte ſich um und erkannte den alten Medicinalrath, der gekommen war, um ſeinen täglichen Beſuch bei der Majeſtät zu machen. „Er kommt mir wie gerufen," dachte der Offizier und ſchritt

er übrigens genug auf ſich ſelbſt bedacht, um Freunde, deren Stellung zweifelhaft geworden war, in gewiſſen Kreiſen zu verläugnen, wenigſtens im Umgang mit ihnen äußerſt vorſichtig zu ſein, wie ſelbſt Moritz und ich in ſpäteren Zeiten erfahren mußten.

Zu jener Zeit kam Thorwaldſen nach Stuttgart und wurde von König Wilhelm und von der Stadt mit großen Ehren empfangen und bewirthet; er wohnte im König von England, wo ihm ſtets eine königliche Hofequipage zur Verfügung ſtand und von wo er auch in einem Viererzuge zu weiteren Touren, zum Beiſpiel nach Hohenheim und über die königlichen Geſtüte abgeholt wurde. Auch veranſtaltete ihm der König ein großes Bankett in den Räumen des Cannſtatter Curſaales, zu welchem, obgleich Seine Majeſtät, gemäß damaliger Etikette, nicht daran Theil nahm, ſämmtliche Miniſter befohlen wurden, wobei die artige Geſchichte vorfiel, daß der Finanzminiſter von Herdegen beſorgt einen Kollegen fragte: „Aber was kann man denn eigentlich mit einem ſolchen Manne reden?“ Thorwaldſen, der kein Deutſch ſprach, ſoll damals einen ſchwunghaften Toaſt mit einem dreimaligen Neigen des Hauptes und dreimaligem merci beantwortet haben.

Am Tage darauf gab ihm die Stadt, ſowie die Kunſtſchuldirektion, ein Feſt auf der Silberburg, und wurde der Altmeiſter nach Beendigung deſſelben gegen Mitternacht unter fortwährendem Jubel zahlreich herbeigeſtrömter Zuſchauer mit

Fackelbegleitung junger Kunſtgenoſſen nach ſeiner Wohnung zurückbegleitet, ihm vorher aber noch vor dem Denkmale Schiller's eine großartige Ovation gebracht.

Ob er damals, wie früher ſchon in den zwanziger Jahren geſchehen, den gleichfalls hochberühmten Bildhauer Dannecker beſuchte, weiß ich nicht genau anzugeben, glaube es aber kaum, weil Dannecker zu dieſer Zeit ſchon 83 Jahre alt war und vollkommen zurückgezogen lebte. Auch hieß es, er ſei 'indiſch geworden, was aber, wie mir ſein Schüler, der gleichfalls rühmlichſt bekannt gewordene Bildhauer Profeſſor Wagner, verſicherte, durchaus nicht der Fall war und ſich wohl mit durch den Umſtand verbreitet hatte, daß Dannecker, der ſeine Wohnung nicht mehr verließ, dort mit einer eigenthümlichen Unruhe und Lebendigkeit unter den Abgüſſen ſeiner eigenen Meiſterwerke, ſowie der Antiken verkehrte, wie ich ſelbſt noch geſehen habe. Dort ſchritt er betrachtend, auch wohl an einem Glaſe mit Wein nippend, durch den Saal, der ſeine Sammlungen enthielt, ſowie durch die anſtoßenden Ateliers, Sommers in einer kurzen hellen Jacke, ein Sammetkäppchen auf dem weißen Haar. Häufig erſchien er auch, freudig geſtikulirend, am Fenſter ſeines im erſten Stock gelegenen Eßzimmers, wenn die Wachparade aufzog und ein befreundeter Offizier, Oberſt von Hayn, einen von Dannecker beſonders geliebten Marſch ſpielen ließ. Daß ihm ſeine berühmte Schillerbüſte ſchließlich weggenommen

werden mußte, weil er am Hinterkopfe gar zu rückſichtslos fortarbeitete, iſt allerdings wahr, doch hatte ſich der alte Herr in den Kopf geſetzt, daß wallende Locken für einen ſo ernſten Denker doch wohl nicht recht paſſend ſeien, weßhalb er ſie in ſchlichteres Haar umwandeln wollte.

Das Jahr 1841 war für Stuttgart überhaupt reich an großen Ereigniſſen und wurde am 27. September, dem Geburtstage König Wilhelms, das 25jährige Jubiläum einer ſegensreichen und für das Volk glücklichen Regierung in einer ganz außerordentlich glänzenden Weiſe unter Betheiligung von Deputationen des ganzen Landes gefeiert. Stuttgart war bis in ſeine entlegenſten Straßen verziert, wie ich es ſpäter nie mehr geſehen habe, und jedes einzelne Haus zeigte irgend einen Schmuck in Blumen, Früchten, Kränzen, Laubwerk, bunten Tüchern, Fahnen, Gemälden und Bildhauerarbeit, beſonders in Porträts, Büſten und Namenszügen des Königs. Den Mittelpunkt des Ganzen bildete die Enthüllung des Modells zur Feſtſäule, wie ſie ſpäter in Granit ausgeführt wurde, auf dem äußeren Schloßplatze, und daran anſchließend der Feſtzug des ganzen Württembergerlandes, Abordnungen, Deputationen, Repräſentationen aus alter und neuer Geſchichte, Kunſt und Gewerbe aus jedem Oberamte, aus jeder größeren und kleineren Stadt, zu Fuß, zu Pferd und auf geſchmückten Wagen, jeder Einzelne ächt und ſchön coſtümirt, jede Gruppe kunſtvoll und ſinnreich zuſammengeſtellt.

An dem Zuge ſelbſt mögen an 30,000 Menſchen Theil genommen haben und gegen 100,000 Nichteinheimiſche an dieſem Feſttage in Stuttgart geweſen ſein.

Von jeher hat es mir Vergnügen gemacht, Freunde bei mir zu ſehen und Bekannten einen vergnügten Abend zu bereiten, weßhalb ich auch, ſobald ich eingerichtet war, meine beſcheidenen Salons in der Kanzleiſtraße eröffnete und mindeſtens einmal in der Woche Gäſte empfieng, wo bei Thee und Butterbrod oder einem Glaſe Bier oder Wein geplaudert, geſcherzt und gelacht wurde. Hier fanden ſich nach und nach die eigenthümlichſten Elemente zuſammen und war es damals in Stuttgart wohl der einzige neutrale Grund, auf dem ſich die verſchiedenartigſten Geſellſchaftsſchichten begegneten. Kamen doch Schriftſteller, Muſiker, Dichter und Schauſpieler, auch wenn ſie ſich nur ein paar Tage in Stuttgart aufhielten, zu mir; Einer brachte den Andern, und da ich auch unter dem Adel und der Diplomatie Bekannte hatte, ſo ſah ich auch aus dieſen Kreiſen Manchen von altem und gutem Namen: die Fürſten von Hohenlohe, den Prinzen Napoleon, Graf Crouvelli, der als öſterreichiſcher Botſchafter in Rom ſtarb, Graf Ventivoglio, einen Nachkommen König Enzio's, ein Bild vollendeter männlicher Schönheit, Neipperg, Taubenheim; von der jüngeren Generation die Freiherren von Wimpfen, die aber ſpäter zu den Beſtandtheilen eines anderen Kreiſes gehörten, von dem ich ſeiner Zeit erzählen werde.

Wie viele von Allen denen, die zu jener Zeit auf dem breiten Divan ihren Tschibuk oder Nargileh rauchten, oder unter der gewissen roth leuchtenden Lampe ihren Thee tranken, sind indessen schon gestorben, andere verdorben, verschollen, überallhin zerstreut! Und wenn ich heute, wie zuweilen geschieht, an jener Parterrewohnung vorübergehe und dort ein einsames Licht brennen sehe, so kommt die Erinnerung an jene heiteren glücklichen Abende oft mit tiefer Wehmuth über mich, den unterdessen auch alt Gewordenen. Das sind noch dieselben Zimmer, die gleiche Hausthüre, zu der wir ein- und ausgiengen, Alles ist in dieser Straße unverändert geblieben und nur die Genossen jener Zeit sind so ganz, ganz anders geworden, wenn man sie nicht unterdessen in Ost und West zur Ruhe gelegt hat.

In jener Zeit lernte ich auch einen bedeutenden Künstler kennen, mit dem ich von damals bis heute in engster Freundschaft geblieben bin, den Maler Karl Müller, Sohn und Enkel der berühmten Kupferstecher, der nach jahrelangem Aufenthalt in Rom zur Heimath zurückkam und hier einige Bilder malte, die großes Aufsehen machten. Schüler von Ingres in Paris, zeichnete er wundervoll und seine Skizzen, auch aus der gegenwärtigen Zeit, sind von einer Feinheit und Eleganz, wie ich sie selten bei einem Künstler gesehen habe; dabei war er von gutem, treuem, liebenswürdigem Charakter, bis zur Aufopferung gefällig, kurz von den Menschen,

die uns im Leben begegnen, einer der Wenigen, von denen man ſagen konnte, daß ſie uns nie getäuſcht, daß wir in ihrem Weſen niemals eine auch nur zweifelhafte Falte entdeckt; ſelbſt ſeine Fehler, wenn man ſie ſo nennen will, ſeine leicht aufbrauſende Heftigkeit, waren für ſeine Freunde meiſtens ergötzlich, nie verletzend, ebenſo wie ſein oft komiſch ausgedrückter Kummer darüber, daß er Müller heiße, dieſes entſetzliche Schickſal für einen Künſtler, zwiſchen Hunderttauſenden von anderen Müllern unterzugehen. Und doch iſt er nichts weniger als untergegangen, und wenn von ſeinen zahlloſen und vortrefflichen Zeichnungen, ſchönen Entwürfen und Bildern nur ſein großes, berühmt gewordenes Gemälde, „das Oktoberfeſt in der Villa Borgheſe bei Rom“ auf dem Landſitz des Königs Karl von Württemberg bei Stuttgart, übrig geblieben wäre, ſo würde das den Namen des Meiſters Karl Müller für alle Zeiten unvergeſſen machen. Begreiflicherweiſe gehörte auch er damals zu unſerem heiteren Kreiſe, von welchem ich noch eine ergötzliche Karrikatur von ſeiner Hand bewahre, in welchem Genre er gleichfalls ausgezeichnet war.

Wenn ich bis jetzt das Haus meines verehrten Freundes, des Grafen Alfred Neipperg, noch nicht weiter erwähnte, ſo geſchah es, um mir das Beſte bis zuletzt aufzuheben. Wie ehrenvoll war ſein und der Prinzeſſin Marie Wohlwollen für mich, wie viel Schönes habe ich Beider Güte zu verdanken! Wurde ich doch gleich von Anfang an, Dank der Empfeh-

lung ſeines Bruders Guſtav, von dem Grafen Alfred nicht als fremdbleibender Beſucher, ſondern in gewiſſer Beziehung als Hausgenoſſe betrachtet; zu jeder Zeit wurde ich bei ihm vorgelaſſen, ſaß dann ſtundenlang mit ihm plaudernd und die vortrefflichſten Cigarren rauchend Winters an ſeinem hohen Kamin, in welchem mächtige Holzklötze loderten, und wenn gegen Abend die Zeit herankam, wo er zur königlichen Tafel ſeine Generalsuniform anzog, mußte ich meiſtens ſitzen bleiben und die Prinzeſſin erwarten, deren gewinnende, ſich ſtets gleich bleibende Freundlichkeit mich ihren hohen Rang vergeſſen ließ, und lernte ich dabei, was für meine ſpäteren Geſchichten von großem Nutzen war, wie natürlich, ungezwungen und ſelbſt in harmloſen Scherzen ſich auch die höchſten Perſonen, wenn ſie, wie hier voll Geiſt, voll tiefen Gefühls und warmen Herzens ſind, zu unterhalten vermögen.

Graf Alfred Neipperg war als Majoratsherr der Familie in den Beſitz ſchöner, in der Nähe von Heilbronn gelegener Güter getreten, die allerdings unter Verwaltung von Pächtern ziemlich heruntergekommen waren, und die er ſich nun bemühte durch zweckmäßige Bewirthſchaftung, Herſtellung der fehlenden oder verfallenen Gebäulichkeiten, beſonders aber durch Waldkulturen, auf weit ausgedehnten, dürftig bewachſenen Flächen in die Höhe zu bringen, was ihm auch vortrefflich gelang. Er beſaß dort bei dem Flecken Schweigern eine herrſchaftliche Wohnung, langgeſtreckte einſtöckige, allerdings reich,

elegant und dabei wohnlich eingerichtete Gebäude, begreiflicherweise das Schloß genannt, ohne diesen Namen zu rechtfertigen; prachtvoll aber war der Park, der dazu gehörte, besonders aber die Gartenanlagen, mit ausgedehnter Obst- und Blumenzucht, und war namentlich die Letztere eine ganz besondere Liebhaberei des Grafen, für welche er keine Kosten sparte, und zeigten seine Beete, Winters seine zahlreichen Glashäuser, das Schönste und Kostbarste an fremdländischen Pflanzen und Blumen; er hatte einen ausgezeichneten Gärtner, bei dem, wie ich hier vorausgehend erwähnen will, ich eines Tages die Bekanntschaft von Ludwig Pfau machte, der damals noch ein ganz junger unbekannter Mensch, Gehilfe in der Gärtnerei seines Vaters zu Heilbronn war.

Das Schloß hatte eine ganze Reihe von Gastzimmern, jedes auf's behaglichste eingerichtet, zwischen dem Billardsaal und der Bibliothek, also zwischen leiblichen und geistigen Unterhaltungsräumen liegend, wohin hauptsächlich während des Winters Freunde des Hauses eingeladen wurden, um an den großen Treibjagden Theil zu nehmen, deren Reviere von dem Grafen Alfred, der ein ausgezeichneter unermüdlicher Jäger war, auf's sorgfältigste gehegt, gepflegt und geschont wurden und die unter die Besten des damals vor dem Jahre 1848 so wildreichen Schwabenlands gehörten.

Seine Bibliothek vermehrte er mit fast allem guten Neuen, was im Buchhandel erschien, und führte über die

Tauſende von Bänden einen ganz eigenthümlich eingerichteten Katalog, der an Ausführlichkeit nichts, dagegen an raſcher Ueberſichtlichkeit Manches zu wünſchen übrig ließ.

So groß durchweg in Allem der Charakter des Grafen auch angelegt war, ſo hatte er doch eine ungemeine Vorliebe für das Schematiſiren, Syſtematiſiren und eine faſt kleinliche Sucht, alles ſtrengſtens nach Reih und Glied zu ordnen, und ſo eine allerdings in Manchem muſterhafte Ordnung herzuſtellen, die aber, was ſeine Pflanzen und Blumen anbetraf, häufig in's Komiſche gieng, wie denn genaue Freunde von ihm behaupteten, daß dieſe Blumen, Pflanzen und Bücher ihm erſt dann wirkliche Freude gewährten, nachdem er ſie ſauber mit eigener Hand katalogiſirt habe.

Wenn das aber Eigenthümlichkeit genannt werden konnte, vielleicht auch Schatten, ſowie ſeine raſch ausbrechende aber eben ſo raſch wieder verfliegende Heftigkeit, ſo verſchwanden dieſelben neben den vielen glänzenden und edeln Eigenſchaften ſeines Charakters; er war von nobler und durchaus hochherziger Geſinnung, ſtolz, aber nicht hochmüthig, ſparſam und doch wieder wohlwollend und freigebig, dabei allerdings unbeugſamen Willens, ſowohl zum Guten als zum Schlimmen, und muß ich, um gerecht zu ſein, unter Letzterem die oft ſchroffe Rückſichtsloſigkeit hervorheben, mit welcher er ſich gegenüber ſeiner hochgeborenen Gemahlin die vollkommenſte und unabhängigſte Freiheit des Handelns zu wahren ſuchte;

dagegen hielt er wieder strengstens auf die Würde des Hauses, duldete weder Nachlässigkeiten einerseits, noch Ueberschreitungen anderseits irgend welcher Art, selbst nicht von seinen ältesten und besten Freunden, war aber wiederum, was die Freundschaft selbst anbetraf, zuverlässig und unwandelbar, wie ich selbst erfahren habe.

Gleich in der ersten Zeit unseres Bekanntwerdens lud er mich ein, ihn nach Schweigern zu begleiten, und als ich dann mit ihm, dem Schwiegersohn des Königs, in seinem mit vier Postpferden bespannten Coupé, Bediente und Jäger hinten auf, dahin abfuhr und wir seine fast übergroßen Cigarren rauchten, mußte ich mir lachend gestehen, daß ich es doch in kurzer Zeit schon ziemlich weit gebracht habe. Von späteren ähnlichen Fahrten, die ich von da an häufig mit ihm machte, erinnere ich mich, wie ergötzlich, fast komisch, er nie etwas vergaß, was ihm einmal bemerkenswerth erschien, und wie er, wenn ich mich so ausdrücken darf, selbst seine Gedanken und Erinnerungen streng wie in einem Kataloge geordnet mit sich herumtrug. Bei irgend einem Triebe auf der Jagd war eine Rehgeis geschossen worden, für welches Vergehen er mich in Verdacht hatte. Bei dem Vorfall selbst aber fragte er nur ganz kurz: „Nicht wahr, Hack'" — so nannte er mich — „die Geis haben Sie geschossen?" was ich natürlicherweise auf's eifrigste verneinte; er sprach auch weiter nichts darüber, als bis wir das nächste Mal nach Schweigern

dem Leibarzt lächelnd entgegen. Der Doctor war ein kleiner, alter Herr mit weißen Haaren, durchdringenden Augen und ſehr lebhaften Bewegungen. Schon im Hereintreten rieb er ſich die Hände, ſagte: „Puh! puh! wie kalt!“ und ging auf den Thermometer zu, der an der Wand hing. „Zwölf Grad!“ rief er dann aus. „Man ſieht wohl, daß Sie den Dienſt haben, Major — großer Reiſender, abgehärtet unter allen Zonen. — Wie geht's? Wie geht's?“ fuhr er freundlich fort, indem er ihm die Hand reichte. „Aber was frage ich da? — Die feſteſte Geſundheit, das blühendſte Leben.“

„Unberufen,“ ſagte lachend der Major.

„Natürlich unberufen,“ entgegnete der Leibarzt. „Wenn ein Doctor über eine gute Geſundheit ſpricht, ſo verſteht ſich das von ſelbſt. Aber ich freue mich wirklich, beſter Major, wenn ich Sie ohne alle Fehler und Mängel ſo vor mir ſehe.“

„Fehler und Mängel vom mediciniſchen Standpunkte,“ erwiderte raſch der Major. „Sonſt habe ich auch die meinigen. Aber Gott ſei gedankt, ich fühle mich ziemlich geſund und habe deßhalb nur Einen Kummer, weil mir dies nämlich das Glück verſagt, Sie zuweilen bei mir zu ſehen.“

„O, unbeſorgt!“ lachte der Leibarzt. „Ew. Geſtrengen haben ſich in den Stand der heiligen Ehe begeben, und da werden in Ihrem Hauſe auch nächſtens die Flickereien anfangen. — Aber ich plaudere hier und habe ſo viel zu thun. Kann ich zu dem Herrn hinein?“

„Sie müſſen mir ſchon einen Augenblick Geſellſchaft leiſten, beſter Medicinalrath. Der Kriegsminiſter iſt Ihnen heute zuvorgekommen.“

„Puh!“ machte der Doctor. „Kann das lange dauern?“

„Ich glaube kaum, denn es ſind keine Paraden in Ausſicht, und wir leben ja in Frieden mit der ganzen Welt.“

fahrend den Ort Bietigheim, wo wir umgespannt hatten, verließen und nach einigem Fahren die Ruinen seines Stammschlosses Neipperg vor uns sahen, wo er mich plötzlich wieder fragte: „Nicht wahr, Hack', die Geis haben Sie damals doch geschossen?“ welche Frage er von da ab stets genau an derselben Stelle that, so daß ich endlich, sobald wir die Burg Neipperg vor uns sahen, schon an mich halten mußte, um nicht zu lachen, oder auch wohl vorkehrend sagte: „Die Geis habe ich gewiß nicht geschossen.“

Dieses Schweigern nun war mir natürlich schnell lieb geworden mit seinem Parke, seinen Gärten, Winters mit seinen etwas flachen, schneebedeckten Umgebungen, mit seinen herrlichen Jagden, bei denen ich allerdings gestehen muß, daß für mich, der ich nie ein passionirter Jäger gewesen bin, der dazu gehörige Apparat, das Hinausfahren in nebeliger Morgendämmerung, das Gebell der Hunde, das Aufstellen der Treiber und Jäger, besonders aber jene Stunden der Einsamkeit, wo ich an prachtvollem, sonnendurchglänztem Wintertag lauschend an irgend einer Waldecke stand, nicht zu vergessen auch den Frühstückstrieb — so hieß die Ruhestunde um die Mittagszeit, wo im Walde ein opulentes Frühstück mit den feinsten Weinen servirt wurde — für mich weit angenehmer und interessanter war, als das Erlegen des Wildes selber. Ja zuweilen drückte ich mich unter irgend einem Vorwand an dem frühen Aufstehen vorbei, um später gemächlich nachzukommen,

wobei ich mich eines ergötzlichen Vorfalls erinnere, als ich es wieder einmal so in Begleitung des Ministers Karl von Hügel that, der gleichfalls kein großer Nimrod war, und wir langsam dahinschlendernd endlich den Frühstücksplatz erreichten, um dort die übrige Gesellschaft zu erwarten, uns damit unterhielten, gegenseitig die Jagdhüte in die Höhe zu werfen, um darnach zu schießen. Fast aber hätte das Graf Alfred übel vermerkt, da er herbeieilend, um sich nach dem Schießen zu erkundigen, unsere Allotria bemerkte; von da ab wurde mein Aufstehen am Morgen insofern scharf kontrolirt, als er mich selbst weckte und alle Zwischenthüren offen stehen ließ, um beständig nach mir zu rufen.

Herrlich waren die Abende nach jenen Jagdpartien, wenn man so müde, durchfroren, häufig auch durchnäßt, oft nach stundenlanger Fahrt zurückkehrte und dann in ein sanft durchwärmtes Schlafzimmer kam, wo sich schon ein Diener befand, um sowohl beim Auskleiden als auch beim wieder Ankleiden behilflich zu sein; denn zum Diner um sechs Uhr wurde sorgfältig Toilette gemacht, schon dem hohen Range der Gäste zu lieb, aus welchen meistens diese Jagdgesellschaften bestanden, worunter Freunde des Hauses, Fürsten, Grafen und Barone, auch hervorragende Mitglieder des diplomatischen Corps waren. Und daß das Menu selber sowie die Ausführung zu diesem ausgezeichneten Kreise paßte, muß ich heute noch gerührt erwähnen, denn Monsieur Mocchi, der

Koch des Grafen Neipperg, der ihn bei ſolchen Gelegenheiten ſtets nach Schweigern begleitete, war in der vollſten Bedeutung des Wortes ein Künſtler, wie ſie leider heut zu Tage bei uns nicht mehr gefunden werden.

Alles das war für mich ein neues und fruchttragendes Kapitel im Lehrbuche meines Lebens, und wer meine „Namenloſen Geſchichten“ geleſen, wird ſich gewiß einer Schilderung jener Tage und Abende erinnern.

Häufig im Frühjahre und Sommer war ich auch mit dem Grafen wochenlang allein in Schweigern, wo wir ſeine umliegenden Güter, Schlöſſer und neugepflanzten Waldungen abritten, auch wohl im Schweiß unſeres Angeſichts der Rebhühnerjagd oblagen, dann wieder bei Regenwetter leſend und rauchend ſtundenlang zu Hauſe ſaßen, oder die Gewächshäuſer durchſtrichen, und in ſolchen Tagen der Einſamkeit kam mir einſtmals die Idee, die eigene romantiſche Liebes- und Heirathsgeſchichte des Grafen, umwoben von der oft melancholiſchen Stille des großen Parkes, zu einem Märchen zu geſtalten, was ich denn auch nach Stuttgart zurückgekehrt ſogleich that; ich vergeſſe nie den Augenblick, wie ich ihm bald darauf, als wir wieder zuſammen draußen waren, eine ſaubere Abſchrift meines Märchens „Schloß Schweigern“ übergab, wie er ſich augenblicklich auf einen Seſſel niederließ und meine Arbeit wohlgefällig lächelnd durchlas; ja ſie hatte ihm ganz außerordentlich gefallen und gefiel auch ſpäter meinem Ver-

leger Adolf Krabbe ſo wohl, daß ich mich daran machte, noch einige ähnliche Phantaſieen zu ſchreiben und ſie unter dem Titel Märchen, illuſtrirt von J. B. Zwecker, herauszugeben. Im Lauf der Jahre haben ſie manche Auflage erlebt, ſind wohl gelitten bei Alt und Jung, auch kürzlich noch mit neuen Bildern von Oſterdinger herausgekommen, und ließ ich ihnen ein Jahr nach ihrem Erſcheinen „den Pilgerzug nach Mekka", arabiſche Sagen und Märchen, folgen.

Auch die Prinzeſſin Marie, des Grafen Gemahlin, hielt ſich Sommers zuweilen in Schweigern auf, natürlich mit großem Train von Hofdamen, Kammerfrauen, zahlreicher Dienerſchaft und Equipagen; es ſtellten ſich dann auch Beſuche ein, oder es wurden Beſuche in der Nachbarſchaft gemacht, bei welcher Gelegenheit wir auch eines Tages nach Weinsberg fuhren, um Juſtinus Kerner zu beſuchen; ſein Augenleiden hatte damals ſchon angefangen und gab ihm Veranlaſſung, Mädchen und Frauen, beſonders wenn ſie hübſch waren, aus allernächſter Nähe zu betrachten, was häufig freundlich gewährt, oft aber auch lachend abgewehrt wurde. Kerner war damals ſchon ſehr wohlbeleibt, trug gewöhnlich einen langen ſchwarzen Rock, der Aehnlichkeit mit einem Talar oder einer Kutte hatte, redete Bekannte nie anders an, als: mein Lieber, mein Guter oder mein Beſter, und war meiſtens von einer ſtillen gemüthlichen Heiterkeit, voll von Schwänken und und guten Einfällen. Das kleine Haus am Fuß der Weiber-

treu, wo Kerner wohnte, hatte etwas sehr Poetisches, aber auch etwas Ernstes und Melancholisches; die kleinen, dunklen Zimmer, das seltsame Klagen der Aeolsharfen, die Abbildung des Hausgeistes, wie er zuweilen erschienen sei, das große Buch der Kleckfographien, auf einander geriebene Tintenkleckse, die dadurch mannigfaltige abenteuerliche Gestaltungen annahmen, die Handschrift des Zufalls oder geheimnißvoll wirkender Elementargeister hier ganz passend im Element der Tinte, welche Kleckse oft die seltsamsten Teufelsfiguren bildeten, und von denen ich es nicht verschwören möchte, ob ihnen nicht hie und da nachgeholfen wurde. Dann trat uns, dicht am Hause stehend, der aus den Bauernkriegen furchtbar berühmt gewordene Thurm der Grafen von Helfenstein entgegen, von welchem diese mit ihren Freunden in die Spieße der unten harrenden Bauern gestürzt wurden; oben auf diesem Thurm eine Terrasse mit einem Fernrohr, das Justinus Kerner Besuchern eigenhändig irgendwo hinzurichten pflegte und dann sie auf einen leuchtenden Punkt aufmerksam machend sagte: „Das ist das Kreuz auf dem Grabe der Seherin von Prevorst.“ Unten im Hofe stand ein alter Fensterladen mit einer buntbemalten Figur, welche die Geige spielte, von der Kerner schmunzelnd sagte: „Das ist der Lenau“; bekanntlich war der unglückliche Dichter ein Virtuos auf der Violine und häufig wochenlang als Gast Kerner's in Weinsberg.

Die Erhaltung der maleriſchen Ruinen der alten Burg Weibertreu hat man wohl dem Juſtinus Kerner allein zu verdanken; denn nicht nur wandte er von ſeinem mäßigen Einkommen viel darauf, ſondern wirkte und ſammelte auch ſonſt unermüdlich, und wenn man heute die reinlich gehaltenen Mauern und Trümmer ſieht, durch die ſauber gepflegten Wege wandelt oder auf dem moosbewachſenen Stein ſitzend ausruht, ſo erſcheint einem unwillkürlich die ehrwürdige Geſtalt des berühmten Dichters und vortrefflichen Arztes, von welch letzterem mir ſein Sohn Theobald einige hier oben vorgefallene ergötzliche Geſchichten erzählte. Auf dem Thurme wehte nämlich eine rothe Fahne, über deren Bedeutung ſich einer jener oft ſo umſtändlich fragenden Beſucher erkundigte, worauf ihm der Oberamtsarzt Doktor Juſtinus Kerner ernſthaft zur Antwort gab: „Ja ſehen Sie, mein Beſter, der Amtsbezirk iſt ſo groß, daß ich den Leuten unmöglich gute Rathſchläge in Betreff der Jahreszeit oder bei allenfalls ausgebrochenen Krankheiten perſönlich ertheilen kann, und ziehe ich denn hier verſchiedene Fahnen auf; roth bedeutet, daß geſchröpft oder zu Ader gelaſſen werden ſoll; grün: daß Brechweinſtein zu nehmen iſt, und gelb: daß man es mit Rhabarber verſuchen ſoll.“

Mit Bezug auf die Legende, daß die Weiber von Weinsberg ihre Männer, um ſie vom Tode zu erretten, als koſtbarſte Habe aus der belagerten Burg getragen, ſieht man

heute noch an einer Mauernische von der Hand des Dichters geschrieben:

„Getragen hat mein Weib mich nicht,
Aber ertragen;
Das war ein größeres Gewicht
Als ich mag sagen!“

Siebentes Kapitel.

Um- und Aufſchwung.

Meine Reiſe in den Orient war unter dem Titel „Daguerreotypen“ erſchienen und hatte der umſichtige Verleger, beſonders für Württemberg berechnet: „Reiſe des Baron von Taubenheim in den Orient,“ beigefügt und ſo den gefeierten Namen deſſelben meinem noch unbekannteren vorgeſetzt, was von guter Wirkung war, denn Krabbe verſicherte mich, das Buch gienge ganz ordentlich, und da man an dem, was ein nie zufriedenzuſtellender Verleger ſagt, ſtets hundert Prozent zu addiren oder zu ſubtrahiren hat, ſo mußte das Buch einen außergewöhnlichen Abſatz haben, wie das auch in der That der Fall war.

Unterdeſſen hatte ich meine Beziehungen zu Freunden und Bekannten beſtens aufrecht erhalten, blieb durch Moritz und Fräulein von Stubenrauch mit dem Hoftheater in an-

genehmer Verbindung, wozu noch kam, daß der Chef desſelben, Graf Leutrum, ſeinem ehemaligen Fortinbras, dem mittlerweile bekannt gewordenen Schriftſteller, der auch mitunter über die Kunſt ſchrieb, einen Sperrſitz verlieh, den ich auch redlich ausnützte. Auch wurde mir, als geweſenem Mitglied der Bühne, der Zutritt hinter die Couliſſen geſtattet, von welcher Erlaubniß ich nicht nur in den Zwiſchenakten Gebrauch machte, ſondern wo ich auch bei oft geſehenen Vorſtellungen ganze Abende zubrachte. Für mich eine höchſt intereſſante und lehrreiche Zeit, die ich mannigfach, ſpäter am bedeutendſten in meinem „Europäiſchen Sklavenleben“ verwerthete. Das Leben und Treiben hinter den Couliſſen iſt für ſich ſelber eine Welt im Kleinen und kann nur aus eigener gründlicher Anſchauung ſtudiert werden, und habe ich mich jahrelang mit beſonderer Vorliebe dieſem höchſt angenehmen Studium hingegeben, auch ſpäter dort einen Faden angeknüpft, der nach und nach zu einem feſten mich durch das Leben begleitenden Bande geworden iſt; allerdings iſt dort oben eine Welt der Täuſchungen und vieles, was uns in trügeriſcher Helle reizend coſtümirt glänzend umflittert, als gediegenes Gold uns wünſchenswerth erſcheint, ſtellt ſich bei nüchternem Tageslicht ganz anders dar.

Meinen guten Neuburg, mit dem ich nach Stuttgart gekommen, ſah ich häufig, bis er nach ein paar Jahren die Stadt verließ und nach Augsburg gieng, von wo ich noch

hie und da Briefe von ihm erhielt; dann aber hörte ich nichts mehr von ihm und erfuhr erſt ſpäter, daß er in ſeiner Vaterſtadt Göttingen geſtorben ſei.

In früheren Jahren hatte man im Hoftheater Maskenbälle veranſtaltet, die aber nach und nach aus Mangel an Theilnahme, wie es hieß, nicht mehr ſtattfanden, und meinte eines Tages Fräulein von Stubenrauch: „es wäre wohl wieder einmal eines neuen Verſuches, bei dem ſich auch der König einmal ſehr amüſiren würde, werth" — und ich, der ich ja ſo oft von dem Kölner Karneval erzählt, ſollte es unternehmen, ein paar maskirte Züge, Scenen und dergleichen zu arrangiren. Natürlich war ich gern dazu bereit, da ich mir Geſchicklichkeit und Phantaſie genug zutraute; es war allerdings mein erſter derartiger Verſuch, der aber ganz hübſch ausfiel und in dem wir eine allerdings bizarre Idee, die ich erdacht, ausführten, alle möglichen Thiere: Wolf, Schaf, Hund, Eſel, ferner Kanarienvögel, Gans, Taube u. ſ. w. mit täuſchend nachgemachten Köpfen und charakteriſtiſch coſtümirt, tanzten mit Blumen in weiß und goldenen Töpfen, was ein höchſt lebendiges, maleriſches, etwas tolles Durcheinander gab. Theilnehmer an dieſer Quadrille waren junge Leute aus den beſten Häuſern der Stadt; im Balletſaale wurde probirt, ja zuweilen auch zugeſehen, wie die hübſchen Tänzerinnen eine großartige Pantomime für denſelben Zweck einſtudirten, was natürlicherweiſe viel Gerede in der Stadt

„Aber die Uniformen, beſter Freund!“ ſagte wichtig der Leibarzt und faßte einen Knopf des Offiziers, den er ſanft hin und her drehte. „Wenn da drinnen irgend eine neue Litze vorgeſchlagen wird oder die Aenderung der Kopfbedeckung, ſo bin ich ein verlorener Mann; dann ſterben mir zwanzig Kranke, ehe ich wieder aus dem Schloſſe komme.“

„Seien Sie unbeſorgt, es geht heute nichts dergleichen vor.“

„Aber dem Kriegsminiſter fehlt immer etwas. Und wenn er mich hier erwiſcht, ſo muß ich ihm eine Audienz geben. — Sie ſind erſt vor ein paar Tagen zurückgekehrt? Haben Sie Ihre Bekannten wohl angetroffen?“

„O ja,“ antwortete der Major, „wohl und glücklich; das heißt alle diejenigen, die ſich nicht gerade unter Ihren Händen befinden.“

„Ich danke Ihnen,“ ſagte der Leibarzt. „Doch habe ich keinen Ihrer Freunde in der Arbeit.“

„Nur den Grafen B.,“ entgegnete der Major.

„Ah ſo, eine Kleinigkeit,“ antwortete der Leibarzt. „Ein Schrammſchuß!“

„Doctor! Doctor!“ rief der Major. „Seien Sie nicht indiscret! Man ſpricht im Vorzimmer des Königs nicht von einem Schrammſchuſſe, den Jemand im Duell erhalten. — Alſo ſehr unbedeutend?“

„Vollkommen; er kann in den nächſten Tagen wieder ausgehen.“

„Ich habe mich recht ſehr gefreut, dieſen lieben Freund wieder zu ſehen,“ ſprach der Major, indem er leicht Säbelkuppel und Schärpe herabzog. „Das iſt ein glückliches Paar!“

„Sehr glücklich!“ ſagte der Leibarzt.

„Iſt die junge Gräfin wohl? Ich habe ſie noch nicht wieder

gab, auch ließ ich die Requiſiten zu meiner Quadrille von Leuten in den fertig gewordenen Thierköpfen offen und ſichtbar in's Theater tragen, Coſtüme bei verſchiedenen Schneidern machen, die auch nicht verfehlten, darüber zu plaudern; ſo kam es, daß, weil ziemlich lange vorher der Abend beſtimmt war, an dem der Ball ſtattfinden ſollte, drei Tage vor demſelben ſchon eine ſolche Menge von Karten ausgegeben war, daß man mit dem Verkaufe einhalten mußte. Ich ſelbſt führte als ſtattlicher Haushahn mit entſprechendem Kopf auf ſtolz gebogenem Halſe und prachtvollem Schweife, ſonſt im Coſtüme eines geſpreizten eitlen Kavaliers, mit Sporen und langem ſpitzen Degen, den Hut unter dem Arm, die Quadrille an und eröffnete ſie durch ein äußerſt majeſtätiſches Krähen. Alle Welt amüſirte ſich köſtlich und der Erfolg des Balles, für den ich mich auch in dieſer Richtung verbürgt hatte, war geſichert, und indem man noch lange von dem wirklich ſchönen Feſte ſprach, wurde auch mein Name häufig lobend und mit Anerkennung genannt. Soviel ich mich erinnere, war es der letzte Maskenball, der im Hoftheatergebäude gegeben worden iſt und auf dem ich thätig war.

An Auber's Oper „Guſtav oder der Maskenball" dagegen betheiligte ich mich faſt bei jeder Aufführung, indem ich mich unter die Vermummten auf der Bühne miſchte, auch wohl Züge oder einzelne Scenen arrangirte; ſo fuhr ich einſtmals als Arlequino coſtümirt mit einem Schlitten, vor den

ſechs Schimmel geſpannt waren, allerdings nur traveſtirte Männer, über die Scene und warf dieſes Fahrzeug, in welchem ſich die ſchon genannten Grafen Crouvelli und Bentivoglio als Pantalon und Trufaldin befanden, dicht vor dem Souffleurkaſten, zum großen Ergötzen der Zuſchauer, um.

Damals gehörte auch zu unſerer Geſellſchaft im „König von England“ ein Apotheker Berg, älter als wir jungen Leute, ja ſelbſt als Moritz, der uns doch um manche Jahre voraus war. Papa Berg, wie er von uns Allen genannt wurde, war ein tüchtiger Chemiker, ſonſt ein ſtiller ernſter Mann, der aber, indem er bei uns ſitzend ruhig ſeine verſchiedenen Schoppen Wein trank, großes Gefallen an unſern luſtigen Schwänken und Anekdoten hatte; mich, der ich ihn zuweilen in ſeinem Hauſe beſuchte, mochte er ganz beſonders leiden und ſagte mir eines Tages, er habe die Idee gefaßt, Stuttgart mit Gas zu verſehen — damals gab es nur ölbrennende Straßenlaternen — und möchte zum Geburtstage des Königs am 27. September Seiner Majeſtät gerne eine Probe davon im Foyer des Hoftheaters veranſtalten, die ich vorſtellen und nöthigenfalls erklären ſollte.

Die Erlaubniß dazu hatte er von meinem hochverehrten Freunde Taubenheim erhalten, der nach der Penſionirung des früheren Hoftheaterchefs Grafen Leutrum die Führung der Intendanz zu ſeinem Poſten als erſter Stallmeiſter übernehmen mußte, bei welcher Gelegenheit Seine Majeſtät die

witzigen Worte sagte: „Der Pegasus hat meinen Intendanten abgeworfen, weßhalb ich die Zügel in die Hand meines besten Stallmeisters geben will."

Daß ich dem guten Papa Berg bei seiner Gasvorstellung recht gern nützlich sein wollte, verstand sich von selbst, hatte ich doch dabei die Aussicht, den König nochmals zu sehen, wahrscheinlich von ihm angeredet zu werden. Die Vorbereitungen für diese neue Art von Beleuchtung wurden auf dem Balkon vor dem Foyer getroffen, wobei auch ich nach besten Kräften und mit großem Interesse half; dünne Blechröhren wurden so versteckt als möglich im Innern des Saales angebracht, wo das Gas theils durch mit Epheuranken verzierte Wandarme leuchten sollte, theils in dem Kronleuchter in der Mitte, was alles natürlich recht provisorisch aussah; doch leuchtete unser Gas bei der Probe am Vorabend ziemlich weiß und klar, weßhalb ich denn am festlichen Abend in möglichst eleganter Toilette, doch nicht ohne einiges Herzklopfen der Vorstellung entgegensah. Die bestimmte Stunde schlug; rothe Lakaien öffneten die Flügelthüren, und als der König und die Königin, dem gesammten Hofstaate voraus, auf der Schwelle erschien, hörte ich sogleich an seinen freundlichen Worten: „Ah, wie hübsch!" daß ihm die blendende Helle gegenüber der früheren Kerzenbeleuchtung außerordentlich gefiel. Dann rauschte es heran und quoll herein, blendende Toiletten, gestickte Uniformen, blitzende Brillanten und wehende Federn,

Sterne und Orden durch alle Rubriken, und nachdem der König, mich sogleich wieder erkennend, äußerst wohlwollend mit mir sprach, sich auch in aller Kürze die Einrichtung erklären ließ, kassirte ich gleichfalls von vielen Andern eine ganze Summe von Anerkennungen für Papa Berg, der für solche Präsentationen selbst keine Neigung hatte und sich draußen auf dem Balkon versteckt hielt, ein. Folgen hatte übrigens diese Vorstellung für ihn nicht, doch war damit immerhin für die Gasbeleuchtung ein Anstoß gegeben worden, der König interessirte sich lebhaft dafür; doch dauerte es noch einige Jahre, bis das neue Licht durch eine Genfer Aktiengesellschaft der Residenz Stuttgart aufgieng. Der arme Berg erlebte das übrigens nicht mehr, da er nicht lange nach jener Vorstellung plötzlich am Schlage starb.

Ich aber war durch jene Vorstellung wieder günstig in die Erinnerung Seiner-Majestät zurückgerufen worden und erfuhr, daß er sich auch sonst freundlich über meine Arbeiten und Bestrebungen ausgesprochen habe.

Die königliche Familie bestand zu jener Zeit aus Seiner Majestät dem König Wilhelm, der Königin Pauline, einer geborenen Herzogin von Württemberg, Gemahlin dritter Ehe, deren Tochter, Prinzessin Katharine, dem Kronprinzen Karl und der jüngeren Prinzessin Auguste; aus der zweiten Ehe des Königs mit der ebenso geistvollen als liebenswürdigen, heute noch von den Württembergern hochverehrten Großfürstin

Katharine von Rußland, Wittwe des Herzogs von Oldenburg, lebten zwei Töchter, Sophie, die Königin der Niederlande, und Prinzessin Marie, meine erhabene Gönnerin; beide zeichneten sich, wie ich von letzterer schon erwähnt, durch die vortrefflichen Eigenschaften ihrer Mutter, Geist, Liebenswürdigkeit und herzliches Wesen aus, waren als älteste Kinder ganz besondere Lieblinge ihres Vaters und bildeten in ihrer Anhänglichkeit den einen Theil der Familie, der von dem andern durch einen Riß aus schon erwähnten und in manchen Beziehungen nicht zu rechtfertigenden Ursachen gewissermaßen getrennt war. Doch hatte auch die Hauptbetheiligte der andern Seite nichts gethan, um jenen Mißton der Familie zu mildern, mindestens um ihn weniger auffällig zu machen, ihn wohlwollend zuzudecken oder sogar ganz verschwinden zu lassen, und wenn vielleicht ein freundliches, sogar selbst mehr durch den Verstand als durch das Herz diktirtes Entgegenkommen Vieles ausgeglichen hätte, so wurde dagegen durch schroffes Auftreten und berechnende Kälte jener Riß stets vergrößert und endlich unheilbar gemacht; doch hat der König dabei auf's genaueste und korrekteste die Stellung seiner Gemahlin nach Außen zu wahren gewußt, lebte mit ihr vor den Augen der Welt wie im ungetrübtesten Einvernehmen, war fast täglich mit der Königin in seiner Theaterloge zu sehen, speiste stets mit derselben, häufig im engen Familienkreise, und trug auf's peinlichste Sorge, das Ansehen ihrer hohen Stellung zu bewahren.

Daß ich das Haus der Fräulein von Stubenrauch, wo der arme, unbekannte junge Mensch freundlich und herzlich aufgenommen worden war, wo ich manche angenehme, heitere Stunde verlebt, auch ferner und nach wie vor besuchte, verstand sich von selbst, und wäre das Gegentheil jedenfalls ein Beweis häßlicher Undankbarkeit gewesen; auch will ich nicht verhehlen, daß es mich wie so viele Andere lebhaft zu der interessanten Frau hinzog, die, eine vortreffliche Künstlerin, so angenehm in der Unterhaltung war, stets gütig, stets wohlwollend, und in deren Hause man sehr häufig einen Kreis liebenswürdiger, geistreicher, ja berühmter Männer und Frauen fand. Doch war ich damit bei der einen und sehr zahlreichen Hofpartei doppelt und dreifach angestrichen in's schwarze Register gekommen, und wenn man mir auch damals und später nie offen und gewaltsam entgegenzutreten vermochte, so hat man doch nach und nach auf's vorsichtigste Körnchen um Körnchen zusammengetragen, um mich stolpern und endlich fallen zu machen.

Zu jener Zeit kam der Kronprinz Karl, der in Tübingen studirt hatte, von einer Reise nach England zurück; er sollte nur bis zu einer weiteren Reise nach Italien in Stuttgart bleiben und trat hier zum ersten Male in die Welt; das war natürlich ein Ereigniß in der Stadt und bei Hofe, wo sich jeder, soweit es der Anstand zuließ, dem jungen Herrn zu nähern suchte, um sich schon im Voraus von der künftigen

Gnadensonne erwärmen, wenigstens bescheinen zu lassen, oder auch, um das Wesen des Thronerben, seine Gemüthsart, seine Tugenden und allenfallsigen Fehler kennen zu lernen.

Ueber alles das war noch sehr wenig in die Oeffentlichkeit gekommen. Kronprinz Karl, ein zarter, leicht erregbarer Knabe, hatte seine Spiele und ersten Lehrjahre zuerst bei Gouvernanten und einem schwäbischen Präceptor unter den Augen der Mutter verbracht, hatte dann als Erzieher einen Genfer Professor, Herrn Trempley, erhalten, dem später, als der Kronprinz heranwuchs, zwei Gouverneure, der Generalmajor Graf Sontheim und Hauptmann Hardegg beigegeben wurden. Letzterer, ein wissenschaftlich gebildeter Offizier, ersterer dagegen in keiner Eigenschaft des Verstandes ausgezeichnet, welche beide die sogenannte militärische Erziehung des Kronprinzen leiteten, zu welchem Zweck er einige Zeit in dem stillen Ludwigsburg zubrachte. Auch auf einer Reise nach Berlin hatten ihn diese Herren begleitet, wo der Kronprinz unter Anderem die Bekanntschaft Bettina's gemacht und von dieser überspannten Frau angezogen und äußerst zuvorkommend aufgenommen worden war. Wie weit nun die eben genannten Erzieher befähigt waren, ein so eigenthümliches Naturell wie das des jungen Prinzen zu bilden, vermag ich allerdings nicht zu beurtheilen, möchte aber behaupten, daß bei allem, was sein Lernen und seine Erziehung anbetraf, viel zu ernst, streng und pedantisch vorgegangen worden ist, weßhalb auch

der Prinz noch in späteren Jahren seine Erzieher, besonders den General Hardegg, nur als strenge Zuchtmeister bezeichnete, die es nicht verstanden, des eigenthümlichen, in sich gekehrten, zum Mißtrauen geneigten Knaben Zuneigung und Liebe zu gewinnen und ihn dadurch für alle Eindrücke der Außenwelt empfänglicher zu machen.

Allerdings lag diese strenge Erziehung im Willen des Königs, dem freilich eine ähnliche Erziehung, aber unter ganz anderen Bedingungen zu Theil geworden und zum Heile ausgeschlagen war. Der Kronprinz hatte mit Leichtigkeit Sprachen erlernt, trieb etwas Musik und schwärmte sehr dafür, las viel und das Verschiedenste durcheinander, besonders Dramatisches, wofür er sich gleichfalls interessirte. Körperliche Uebungen hatten wenig Reiz für ihn, er liebte es nicht mit eigenen Pferden selbst zu fahren, war ein mäßiger Reiter und bei der Jagd interessirten ihn mehr als das Erlegen des Wildes die dazu eingeladenen Personen, sowie Wald und Flur im Schneelicht und Sonnenschein; denn dafür hatte er warmes poetisches Gefühl, wie ich auch auf den späteren Reisen häufig wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Von Natur wohlwollend und freigebig, ja letzteres, da er den Werth des Geldes nicht kannte, oft in allzu großem Umfange, schloß er sich doch schwer an Jemanden an, wohl in Folge einer Schüchternheit, die es ihm auch unbehaglich machte, mit Fremden oder Unbekannten eine Conversation zu beginnen und

fließend fortzuführen, wie auch unter dem Drucke eines Mißtrauens, das sich häufig bei Personen zeigte, wo man es am allerwenigsten vermuthete und wo auch oft durchaus keine Ursachen zu entdecken waren. Während er seinen Freunden treu ergeben war, konnte sich diese Freundschaft doch manchmal aus geringfügigen Ursachen in's Gegentheil verkehren; doch bewies er auch anderseits ein felsenfestes Vertrauen, das schwer zu erschüttern war.

Der Kronprinz war von hoher wohl gewachsener Gestalt, sein Gesicht interessant und zugleich mit dem Ausdruck der Augen schneller Aenderungen fähig, wie ich sie selten bei Jemand wahrgenommen; jetzt offen, freundlich, ja herzlich blickend, konnten seine Züge ein anderes Mal finster, ja hart erscheinen.

Wie so häufig die Thronfolger, stand auch er mit dem Könige, seinem gestrengen Vater, auf keinem behaglichen oder freundschaftlichen Fuß, woran übrigens der König ein wohl gemessenes Theil der Schuld trug, da er den sich stets schüchtern Zurückziehenden nicht in liebevoller Weise ermunterte, ja das Naturell des Sohnes nicht verstand, der allerdings in der Jugend nicht die glänzenden Gaben und Eigenschaften des Vaters zeigte und weder Soldat noch leichtlebiger Kavalier war, und dem es vom Schicksal nicht bestimmt war, die Thronfolge von Vater auf Enkel in gerader Linie zu erhalten.

Bei der Sparſamkeit des Königs wurde für den Kronprinzen eine beſcheidene, aber anſtändige Wohnung im Parterre des königlichen Schloſſes eingerichtet; in der Armee bekleidete er damals mit einundzwanzig Jahren den Rang eines Rittmeiſters, hatte deßhalb auch noch keinen Adjutanten; und es war ihm nur ein Begleiter, gleichfalls Offizier, Graf Zeppelin, von der Feldjägerſchwadron, für die engliſche Reiſe zugetheilt worden. Er frühſtückte und ſpeiſte ſtets mit der königlichen Familie zuſammen, hatte einen Wagen des Marſtalls zu ſeiner Verfügung und ein paar Reitpferde, von denen er übrigens, zum Kummer ſeines Vaters, äußerſt mäßigen Gebrauch machte.

Der Kronprinz war damals mündig geworden; doch ſollte ein eigener Hofſtaat erſt nach Beendigung der in Ausſicht ſtehenden Reiſen eingerichtet werden und ſtand ſeinem ganzen Haus- und Rechnungsweſen ſein einziger Kammerdiener, Herr Zimmer, ein braver und geordneter, ſchon älterer Mann vor. Die bei der Mündigkeit zufallende Apanage wurde von einem Beamten der Oberhofkaſſe, Herrn Hofrath von Ehrenſpiel, verwaltet, einem ebenſo vertrauten als tüchtigen Rechnungsbeamten; doch fehlte jetzt ſchon eine nothwendige Mittelsperſon, theils um die Korreſpondenzen des Prinzen zu beſorgen, alle die vielen Anforderungen Hilfsbedürftiger zu erledigen, ſein jetzt größer werdendes Rechnungsweſen zu beſorgen, ihm durch Notizen und Anmerkungen die Durchſicht

geſehen, hätte aber in der Begierde, ſie einen Augenblick zu ſprechen neulich faſt eine Indiscretion begangen."

„Wie ſo das?" fragte der Doctor.

„Ich ſah die junge Gräfin vor ein paar Abenden bei Ihnen vorfahren," antwortete der Major im ruhigſten Tone von der Welt und mit dem unbefangenſten Blick auf das Geſicht des Arztes, obgleich dieſer Blick aufs ängſtlichſte jede Zuckung im Auge des Anderen zu erfaſſen trachtete.

Die Züge des Medicinalrathes blieben aber vollkommen ruhig und unbewegt, als er verwundert fragte: „Bei mir?"

„Bei Ihnen," entgegnete der Major. „Laſſen Sie ſehen, es mögen drei bis vier Tage ſein. Die Gräfin ſtieg aus und ging in Ihre Wohnung. Wahrhaftig, ich hätte mich faſt in dem Vorzimmer aufgeſtellt, ſo begierig war ich, die verehrte junge Dame einen Augenblick zu ſehen."

„Da haben Sie ſich geirrt," erwiderte völlig ruhig und unbefangen der Doctor. „Ich habe weder vor einigen Tagen noch überhaupt je das Glück gehabt, die Gräfin B. bei mir zu ſehen. Wozu das auch, da ich ſeit der Verwundung ihres Mannes faſt täglich ins Haus komme?"

„Dann habe ich mich wohl geirrt," ſagte der Major und that ſich allen Zwang an, um ſeine Stimme ihren gewöhnlichen Ton behalten zu laſſen.

„Das haben Sie in der That, Theuerſter!" lachte der Doctor. „Und an einem Abend wäre das geweſen, ſagen Sie? Die ganze Welt weiß, daß ich Abends nie zu Hauſe bin."

Der Major dankte Gott im Stillen, daß der Kammerdiener vom Dienſt in dieſem Augenblicke die Thüre zum Nebenzimmer

einer Menge von Zeitungen zu erleichtern und ihn auch mit dem, was auf dem Gebiete der Kunst und Literatur Neues erschien, auf dem Laufenden zu erhalten, kurz ein Sekretär „des commandements“ wie der gebräuchliche Ausdruck war, eine wichtige Stelle beim Thronfolger, für die man sich eben anschickte eine Wahl zu treffen.

Daß es genügende Bewerbungen darum gab, wird man ebenso begreiflich finden, als daß junge Leute aus den besten adeligen Häusern sich eine Ehre daraus gemacht hätten, diese Stelle anzunehmen.

Vielleicht wird man es komisch, kühn, anmaßend, jedenfalls aber als einen Beweis lebhafter Phantasie betrachten, daß ich jenen hohen Posten für mich als sehr passend erachtete, ja diesem Gedanken eines Tages Moritz gegenüber, allerdings mehr im Scherze, Worte verlieh. Doch wenn dieser auch sonst den kühnsten Plänen häufig noch etwas zuzusetzen pflegte, so meinte er doch in diesem Falle kopfschüttelnd, selbst für den unglaublichen Fall, daß der König für dieses Projekt gewonnen werden könnte, so sei doch auch die Königin bei dieser ersten Anstellung ihres Sohnes nicht ganz zu umgehen, und endlich drittens und schwerstens die volle Einwilligung des Kronprinzen selbst zu erwirken.

Dazu wußte nun Niemand Rath, auch gab es keine Personen, mit denen der Kronprinz besonders und eifrig verkehrte, und selbst seine Jugendgespielen sahen ihn nur selten

und, wie es hieß, nur in größeren Zwischenräumen; auch kannte ich von diesen nur die beiden Freiherren von Wimpffen, Wilhelm und Dagobert, liebenswürdige, gebildete junge Männer, beide Offiziere, von denen der älteste, Wilhelm, hie und da an meinen früher erwähnten Abendgesellschaften Theil genommen, und war gerade er die Handhabe, die das Rad meines Glückes auf's neue in Bewegung setzte.

Wenn ich im Vorwort dieser Blätter mit als Entschuldigung ihres Entstehens gesagt, daß die Geschichte meines Lebens romanhaft und vielleicht deßhalb interessant erscheine, Manches in derselben sich wie künstlich arrangirt oder mit dichterischer Freiheit behandelt darstelle, so wird man zugeben müssen, daß dieß besonders seit meiner Ankunft in Stuttgart der Fall war, als Baron von Taubenheim seine Reise in den Orient antrat, ich, durch meine ersten schriftstellerischen Arbeiten bekannt geworden, ihn begleiten durfte, in Folge davon das Glück hatte, die Pferde des Königs in gutem Zustande zurückzubringen und dadurch mit Seiner Majestät in einem Zeitpunkt in Berührung zu kommen, wo die wichtige Stelle eines Sekretärs des Kronprinzen besetzt werden sollte, mit dem in Verbindung zu treten mir durch einen jungen Freund gelang, dessen Bekanntschaft ich wenigstens nach dieser Richtung hin so absichtslos als nur möglich war gesucht hatte. Fehlte auch nur ein einziges Glied in dieser Glückskette, so gestaltete sich meine Zukunft jedenfalls ganz anders.

Daß ſich der Kronprinz mit ſeinen vertrauteſten Freunden hie und da bei kleinen heimlichen Trinkgelagen, die nicht im königlichen Schloſſe gehalten wurden, amüſire, erzählte man ſich unter der Hand, fand das auch von einem lebhaften jungen Herrn, der vor nicht allzu langer Zeit die Univerſität abſolvirt, ganz begreiflich, und viele von denen, die mit ernſter Miene und Achſelzucken darüber ſprachen, würden eine Einladung dazu freudig angenommen haben.

Dieſe wurde mir eines Tages im Auftrage des Kronprinzen zu Theil und ich angewieſen, mich Abends nach acht Uhr in einem kleinen Wirthshauſe in Zuffenhauſen, natürlich in gewöhnlicher Toilette, einzufinden. Da ich nur eine ſehr mittelmäßige Droſchke fand und es obendrein noch in Strömen regnete, ſo kam ich erſt um neun Uhr an und fand die Geſellſchaft, ſechs junge Leute von faſt gleichem Alter, ſchon in außerordentlich heiterer Laune um einen einfachen Holztiſch ſitzend, auf welchem eine große Bowle mit einem für ſolche Gelage höchſt unzweckmäßigen Getränke, einem warmen, ſehr ſtarken Punſch, ſtand. Ich wurde vorgeſtellt, mit freundlichen Worten und einem herzlichen Drucke der Hand willkommen geheißen, und da es unbehaglich iſt, einer ſchon ganz angeheiterten Geſellſchaft in ganz nüchternem Zuſtande anzuwohnen, ſo bemühte ich mich dieſen Fehler auf's ſchnellſte zu verbeſſern und fand man mich in Folge davon, auch weil ich mich natürlich und unbefangen wie immer gab, von angenehmer,

liebenswürdiger Ausgelassenheit und deßhalb würdig, auch künftig diesem Kreise anzugehören. Uebrigens ist es bei diesen Gesellschaften, so viel auch Gegentheiliges davon gefabelt wurde, stets so anständig, so harmlos, ohne alle und jede Ausschweifung zugegangen, daß selbst ein Oberhofprediger diesen Gelagen hätte beiwohnen können, und kann ich mit feierlichem Schwur versichern, daß außer dem Bacchus nie einer anderen Gottheit gehuldigt worden ist; es wurde geplaudert, Anekdoten erzählt, gelacht, auch mitunter gesungen, wozu der „junge Herr" selbst den Anstoß gab, da er es liebte, bei diesen Gelegenheiten in Recitativen an der Unterhaltung Theil zu nehmen.

Daß diese Gesellschaften eine Zeit lang in jenem kleinen Dorfe gehalten wurden, lag in dem unschuldigen Bestreben, der an sich harmlosen Sache einen geheimnißvollen Anstrich zu geben. Später kamen wir auf meine Veranlassung im Schlosse selbst, auch in meiner Wohnung zusammen und hatte ich auch bald so viel Einfluß erlangt, um das schädliche warme Punschgebräu abzuschaffen und an dessen Stelle eine kalte Bowle oder einen duftigen Maitrank treten zu lassen.

Wie Gleiches öfters in Romanen, lyrischen und dramatischen Dichtungen vorkommt, klagte auch der Kronprinz häufig, daß Fürsten keine wahren Freunde hätten, daß, wenn erst bei unseren heiteren Gesellschaften von Wein und Wort angeregt die Standesunterschiede so ziemlich verschwänden, so

ſtänden ſie doch am andern Morgen, bei klarem Bewußtſein, wieder ſo kalt und ſchroff zwiſchen uns und ihm, daß Keiner alsdann das freie Wort von heute und das unbeſchränkte Sichgehenlaſſen wagen würde. Ganz genau erinnere ich mich, daß, als er uns wieder einmal jenen Vorwurf machte und ich auf dem Boden behaglich ausruhend lag, er ſich ſpeziell an mich wendend hinzufügte: „Ja und ich ſage, daß Sie es zum Beiſpiel nicht wagen würden, morgen, wenn Sie nüchtern geworden ſind, ſo vor mir auf dem Boden zu liegen, und doch würde es mich freuen, wenn Sie es thun würden," worauf ich ihm lachend entgegnete: daß ſich morgen allerdings unſere beiderſeitige Lage geändert hätte, ich mich aber auch alsdann nicht geniren würde, ſeinem Wunſche Folge zu leiſten. Das hatte er nicht vergeſſen und als wir wenige Tage darauf nüchtern wie Karthäuſer in ſeinem Salon im Schloſſe bei ihm waren, ſagte er plötzlich: „Nun will ich doch ſehen, ob Sie auch beim klarſten Bewußtſein frei und ungenirt mit mir umgehen, wie es unter guten Bekannten ſein ſoll, und den Kronprinzen vergeſſen, indem Sie ſich dort ſo bequem als möglich auf den Teppich niederlegen."

War es nun die gänzlich ungezwungene Art, mit der ich das nun wirklich that und meine Heiterkeit dabei, was ihm gefiel, genug, er wandte ſich mit der Frage an die Andern: Ob ſie gleichfalls ſo wie unter guten Kameraden mit ihm umgehen würden? — worauf ihm einer die richtige Antwort

gab: „Ganz gewiß, doch lieber ohne den von mir gegebenen Beweis wiederholen zu müſſen“ — eine Wiederholung, die jedenfalls lächerlich geweſen wäre.

Von da an ſah ich ihn häufiger, er erzählte mir gern von ſeiner Reiſe in England und Schottland, klagte auch wohl über ſeine Umgebung, wobei er beſonders einer tiefen Mißſtimmung gegen den ihm beigegebenen Kavalier, den Grafen Zeppelin, nicht Herr werden konnte, und wenn er alsdann von der bevorſtehenden italieniſchen Reiſe, auf die er ſich freute, ſprach, konnte er leidenſchaftlich ausrufen: „Ihn täglich um mich ſehen zu müſſen, wird mir alles Schöne verderben.“

Graf Zeppelin hatte davon, wie ich wohl glaube, keine Ahnung, traf ſeine Vorbereitungen zu der neuen Reiſe und hatte ſich einen mehrwöchentlichen Urlaub geben laſſen, um ſeine Braut, eine geborene Planta, auf der Inſel Reichenau bei Conſtanz zu beſuchen; für ihn war indeſſen der Baron Karl von Berlichingen zur Dienſtleiſtung kommandirt worden. Eines Tages ſagte Baron Julius von Hügel, der ſich ſtets durch häufig ſcharfe, aber meiſtens außerordentlich zutreffende Bemerkungen auszeichnete, eben aus dieſer Veranlaſſung, allerdings ſcherzhaft, zu Zeppelin: „Nimm dich in Acht, dem Berlichingen iſt nicht über den Weg zu trauen; er wird dir bei dem Kronprinzen die Schuhe austreten.“

Faſt erſchrak ich, als mich Aeußerungen des Letzteren

mindeſtens den Wunſch erkennen ließen, Berlichingen ſtatt des Andern bei ſich zu behalten und würde er ſchon damals das kurz abgemacht haben, wenn er nicht überzeugt geweſen wäre, damit bei dem Könige, der unter anderen vielen vortrefflichen Eigenſchaften auch die hatte, nie Jemanden aus Laune oder Widerwillen zu entlaſſen, auf den entſchiedenſten Widerſpruch zu ſtoßen. Auch erlaubte ich mir beſcheidene Vorſtellungen darüber zu machen und ihm zu ſagen, daß ſolch ſchroffe Wechſel ohne denkbar triftige Gründe jedenfalls ein unangenehmes Gerede veranlaſſen müßten, was er endlich einzuſehen ſchien, dann aber heftig erregt in dem Gemache auf- und abgieng, die Hände in einander rieb, wie er bei ſolchen Veranlaſſungen wohl zu thun pflegte und endlich vor mir ſtehen bleibend ausrief: „So werde ich ihn denn wohl behalten müſſen, würde mich aber auf jene Reiſe nur alsdann wirklich freuen, wenn auch Sie mich begleiten könnten.“

Daß ich dadurch auf's höchſte und freudigſte überraſcht war, wer wird das bezweifeln! — ich dankte ihm mit gerührten Worten für ſeine gütigen Geſinnungen, ſetzte aber bedauernd hinzu, daß die Ausführung ſeines Wunſches wohl unmöglich ſein würde, da ich in meiner beſcheidenen Lebensſtellung ſchwerlich ſeiner Umgebung eingereiht werden könnte. „O doch,“ rief er darauf lebhaft aus, „das gienge ganz gut, wenn Sie mein Sekretär werden wollten!“ —

Hätten in dieſem Augenblicke ſämmtliche Glocken der

Stadt oder ein Chor von Engelsſtimmen deutlich meinen Namen geklungen und geſungen und Glück verkündendes: „Heil, Heil!“ beigefügt, ich würde nicht freudiger überraſcht worden ſein, als wie ich dieſe Worte aus dem Munde des Kronprinzen vernahm. Ich war ſprachlos vor tiefer Bewegung, weßhalb er, dieß bemerkend und ſelbſt gerührt geworden fortfuhr: „Ja, ich bin überzeugt, daß Sie mir gute und treue Dienſte leiſten würden, mir anhänglich ſein und offen und ehrlich mit mir reden werden, wie Sie es bisher ohne Furcht und ohne ängſtliche Erwägung gethan. Ich weiß wohl,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „daß wir dabei auf Widerſtand ſtoßen werden, denn Viele ſtrebten nach dieſer Stelle und Niemand wird es begreifen, wenn ich Sie, einen gänzlich Fremden, keiner hieſigen Familie Angehörenden dazu wähle; doch iſt mir gerade dieſe Unabhängigkeit erwünſcht und wird es auch meinem Vater ſein. Ueberzeugt bin ich, daß Sie zu mir halten werden und auch eine Mittelsperſon zwiſchen Geſellſchaftsſchichten, mit denen ich ſonſt ſchwer in Berührung komme, ſein werden. Am meiſten wird meine Mutter dagegen ſein, weil Sie das Haus in der Neckarſtraße beſuchen, was mir ganz gleichgiltig iſt, da ich überzeugt bin, ja da ich es weiß, daß von dorther kein irgendwie nachtheiliger Einfluß auf meinen Vater geübt wird.“

In dieſer Art wohlmeinend, mit tiefer Ueberlegung, ja hochherzig und die Verhältniſſe ſcharf und richtig beurtheilend,

ſprach er noch eine längere Zeit, fließend und gewandt, wie er es bei ähnlichen Veranlaſſungen gerne zu thun pflegte. Wie häufig auch ſpäter konnte er mir ſtundenlang ſein Innerſtes enthüllen, ſeine Wünſche, ſeine Gefühle, ſeine Beſtrebungen, ſeine Befürchtungen, irgend welchen Kummer unverhohlen vor mir offen legend, ohne ſich ſelbſt, häufig auch ohne Andere zu ſchonen. Für dieſe, mehrere Jahre hindurch oft ſtundenlang dauernden Unterredungen, wenn man das ſo nennen konnte, da meiſtens er ſprach und ich nur in wenigen kurzen, oft ſcharfen und mißbilligenden Worten meine Ueberzeugung frei und offen entgegenhielt, hatte ich mir das gewiß richtige Bild gemacht, als betrachte er mich wie eine Schreibtafel, der man ſeine geheimſten Gedanken anvertraut, um ſie durch einen Hauch des Mundes wieder auszulöſchen und ſo habe ich es ſtets gehalten, habe wiſſentlich ſein Vertrauen niemals mißbraucht, habe nur ſeine häufigen Klagen in meinem Herzen behalten, um ohne ſein Vorwiſſen Manches auszugleichen, manche ſeiner Wünſche zu erfüllen, manche peinliche Scene zu verhindern; auch darf ich es hierbei nicht verſchweigen, wie häufig ich allein für dieſe Zwecke das Haus in der Neckarſtraße beſuchte, wo man bereitwillig für alles Gute und Edle in dieſer Richtung eintrat.

Des Kronprinzen uneingeſchränktes Vertrauen habe ich jahrelang beſeſſen, ihm auch freundſchaftlich nahe geſtanden, bin aber nie ſein Günſtling geweſen. Ja, er, der leicht geneigt

war, mit jungen Männern seines Alters ein herzliches, wenn auch oft sehr kurz dauerndes Freundschaftsbündniß zu schließen, machte mich bei Anfängen solcher Verbindungen stets zu seinem Vertrauten, und habe ich ihm auch darin meine bestimmt ausgesprochene Meinung, meinen guten Rath, meine reifere Lebenserfahrung zur Verfügung gestellt.

Um nun wieder auf meine Anstellung zurückzukommen, so hielt es der Kronprinz für dringend nothwendig, vorläufig mit Niemand darüber zu reden, um alle Demonstrationen, alle Intriguen zu vermeiden, selbst mit dem König wollte er nur äußerst vorsichtig sprechen und auch ich sollte meine Schritte thun, damit das strengste Stillschweigen bewahrt würde.

So schieden wir, ich glückselig wie es ein Mensch nur sein konnte, in der gehobenen Stimmung kaum fühlend, daß ich den Weg vor mir betrat und erlebte auch in den nächsten Tagen nur eine Steigerung dieses Glückes, da ich sowohl von dem Prinzen als auch von anderer Seite her erfuhr, daß der König unsern Plan günstig aufgenommen und das strengste Stillschweigen darüber versprochen. Ich aber sollte mich in den noch bis zur italienischen Reise zur Verfügung stehenden Monaten — alles das eben Erzählte gieng im Frühjahr 1843 vor sich — so viel als möglich in Sprachen, besonders in der französischen, ausbilden und nebenbei auf der königlichen Hofkammer beschäftigt werden, um dort im Ad-

öffnete. Der Doctor wandte ſich lebhaft dahin, um am Kriegsminiſter vorbei zu ſchlüpfen, der eben heraustrat.

„Ah," ſprach Seine Excellenz, „mein lieber Doctor, Sie kommen mir ſehr erwünſcht. Ich fühle noch immer jenes unangenehme Ziehe in der ganzen linken Seite. Sie ſagen, es ſei kein Rheumatismus. Was kann es ſonſt ſein?"

Der Doctor warf dem Major einen verſchmitzten Blick zu, als wollte er ſagen: „Habe ich nicht Recht gehabt?" Dann biß er ſich auf die Lippen, umfaßte den Säbel des Kriegsminiſters, den er langſam in der Hand wog.

„Und Euer Excellenz fühlen dieſes Ziehen am ſtärkſten, wenn Sie angezogen ſind?"

„Natürlicher Weiſe. Im Schlafrock iſt mir beſſer."

„Der Säbel iſt offenbar zu ſchwer," verſetzte der Leibarzt mit wichtiger Stimme. „Wir ſollten den Verſuch machen, ob das Ziehen nicht daher kommt. Könnten Euer Excellenz nicht einmal eine Zeitlang den Säbel an der rechten Seite tragen?"

„Unſinn, lieber Doctor!" antwortete der Kriegsminiſter. „Hat man je gehört, daß Jemand den Säbel rechts trägt? Auch iſt der Schmerz weiter oben. Hier, wenn ich dahin drücke."

„So kann ich Euer Excellenz nur den Rath geben," ſprach achſelzuckend der Arzt, „einmal eine Zeitlang durchaus nicht dahin zu drücken, und Sie werden Ihr Uebel vergeſſen."

Damit eilte er davon; denn der Kammerdiener war mit leiſen Schritten näher getreten und hatte flüſternd geſagt: „Seine Majeſtät der König!"

„Es iſt ein eigener Mann, unſer Leibarzt," bemerkte Seine Excellenz dem Major, indem ſie abging. „Sehr geſchickt, hat aber

miniſtration und Rechnungsweſen einiges zu profitiren, womit eine gar komiſche Epiſode meines Lebens begann.

Die königliche Hofkammer mit ihren Domänenräthen und Reviſoren war unter dem Chefpräſidenten die Verwalterin des königlichen Vermögens, der Civilliſte und Domänen, eine ebenſo genau als ſtrenge und unerbittlich nur auf den Vortheil ihres Allerhöchſten Herrn ſchauende Stelle. Wer zum jeweiligen Präſidenten mit dem Titel Excellenz ernannt wurde, galt als die höchſte Vertrauensperſon im ganzen Lande und von dem, was dieſer Hofkammerpräſident dekretirte, war keine Appellation denkbar und möglich, und bin ich überzeugt, daß Seine Majeſtät ſelbſt, die übrigens auch vortrefflich zu rechnen verſtand, nicht immer ſeinen Willen gegen den ſeines Beamten durchzuſetzen vermochte; denn Zahlen entſcheiden und von Zahlen läßt ſich nichts wegdiſputiren oder wegbefehlen. Damals kannte ich noch nicht das große, graue, ſo nüchtern ausſehende Haus in der Friedrichsſtraße wo ſich die Bureau- und Sitzungsſäle der Hofkammer befanden und wo im zweiten Stock der Herr Präſident wohnte; doch gieng ich alsbald aus, das Gebäude zu betrachten und zwar um die erſte Nachmittagsſtunde, um die Herren Beamten eintreten zu ſehen und an ihren Phyſiognomieen den Maßſtab deſſen, was ich zu erwarten habe, vielleicht anlegen zu können — lauter ältere, ernſte und ſehr würdig ausſehende Männer, alle im ſchwarzen Rock mit hohen Halsbinden und ditto Cylinder, und wenn

auch gar einer derſelben noch entfernt von dem Hauſe mit einem Bekannten geplaudert und gelacht hatte, ſo legte ſich ſein Geſicht doch ſogleich in hofkämmerliche Falten, wenn er ſich dem grauen Hauſe näherte. Herr von Gärttner, der ſpätere Finanzminiſter, war damals Hofkammerpräſident, natürlich ausgezeichneter Beamter, äußerſt ſtreng und in ſeinem Weſen ſehr kurz angebunden, dabei als ſarkaſtiſch und als Jemand bekannt, der gegen ſeine Untergebenen äußerſt ſcharfe Bemerkungen liebte. Zu ihm gieng ich am andern Vormittage, wurde auch, als vom königlichen geheimen Kabinet bereits annoncirt, alsbald von dem ergrauten Kanzleidiener, der mich ſcheu von der Seite betrachtete, gemeldet, vorgelaſſen und nicht allzu unfreundlich empfangen.

„Was Sie eigentlich bei mir wollen oder ſollen," meinten ſeine Excellenz kopfſchüttelnd, „weiß und verſtehe ich eigentlich nicht, doch da es Seine Majeſtät befohlen, ſo habe ich dagegen nichts einzuwenden und Sie dem Herrn Kammerreviſor Honold zugewieſen, der ſehen wird, was man mit Ihnen anfangen kann und bitte ich nur zu bemerken, daß man hier die Kanzleiſtunden pünktlich einzuhalten pflegt und daß es" — hier erhob ſeine Excellenz die Stimme ein wenig — „auf der Hofkammer ſehr ruhig und friedlich hergeht." Dann nickte er mit dem Kopfe, ich machte meine ehrfurchtsvolle Verbeugung und ſuchte den Herrn Kammerreviſor Honold auf, der mich ernſt und gemeſſen, jedoch ganz artig empfieng und

mir den richtigen Rath gab: mich zuerſt verſchiedenen Herren, die auf den Kanzleien beſchäftigt waren, vorzuſtellen, ja er war freundlich genug dieß mit mir zu beſorgen und brachte mich zuerſt zu dem Kanzleidirektor, Herrn Hofrath Link, einem liebenswürdigen und außerhalb des Bureau's jovialen und heiteren Manne, dem ich während dieſer Lehrzeit zu unendlichem Danke verpflichtet wurde; er behielt mich gleich bei ſich, indem er mich zum Sitzen einlud und ſagte mir dann lachend: „Er habe meine Geſchichten geleſen und ſich ganz köſtlich dabei amüſirt," eine Anerkennung, die mir gerade hier außerordentlich wohl that. „Sie ſollen hier Rechnen lernen," fuhr er, ſich die Hände reibend, heiter fort, „zu welchem Zwecke weiß ich nicht, geht mich auch nichts an; na, man wird Ihnen keine zu ſchwierigen Aufgaben geben und Sie werden ſchon damit zurechtkommen, laſſen Sie ſich nur ziemlich pünktlich bei uns ſehen, beſonders des Vormittags und werde ich dagegen dafür ſorgen, daß Sie Nachmittags zuweilen beurlaubt werden; fangen Sie morgen oder übermorgen an, wie es Ihnen gerade paßt, und erzählen Sie mir dann, was man Ihnen zu thun gegeben."

So fieng ich denn ſchon am andern Tage an, auf der Hofkammer thätig zu ſein, zu welchem Zweck mir ein Tiſch und ein Stuhl angewieſen wurde, und dann brachte mir der Herr Hofkammerreviſor Honold einen Haufen kleiner viereckiger Zettel, deren Inhalt ich nachrechnen ſollte und die ich mit

ſolchem Erſtaunen betrachtete, daß ſelbſt über das ernſte Geſicht des Beamten etwas wie ein leichtes Lächeln flog.

Es waren Frühſtücksrechnungen der königlichen Familie, von den betreffenden Kammerdienern oder Kammerfrauen ausgeſtellt und der Empfang gegenüber dem Chef der Hofhaltung beſtätigt. So und ſo viel an Kaffee und Zucker, an Milch, Weißbrod und feinem Gebäck, an Butter und Eiern. Das mußte gehörig addirt, kontrolirt und nachgeſehen werden, ob ein Mehrbedarf durch die angeführten Umſtände gerechtfertigt erſchien; eine an ſich nicht ſchwierige Arbeit, nur etwas einförmig und langweilig, zu der mir übrigens ſo genügend Zeit gelaſſen wurde, daß ich es eine Woche ſpäter für keine Sünde hielt, dazwiſchen an meinen Wachtſtubenabenteuern, die ich während jener Zeit begonnen, weiter zu ſchreiben.

Wachtſtubenabenteuer auf der königlichen Hofkammer ſchreiben! — eigentlich eine fürchterlich vermeſſene Idee! —

Später erhielt ich auch wichtigere Arbeiten, durfte die Heu- und Haferrechnungen des Marſtalls, ja auch den Verbrauch in der königlichen Theatergarderobe nachrechnen, was letzteres jedenfalls unterhaltender war, auch bei den Artikeln Gazeröcke und Tricots meiner Phantaſie weiteren Spielraum gewährte, bin aber alles in allem überzeugt, daß meine Arbeiten inſofern nicht gewürdigt worden ſind, als ſie gewiß von einem eifrigeren Beamten nochmals nachgerechnet und kontrolirt wurden. Es war eben eine gnädige, von Seiner

Majeſtät erlaubte Spielerei, für mich aber von großem Werth, da es ſpäter heißen konnte, ich habe auf der Hofkammer gearbeitet und dort Einſichten in die Verrechnungen des königlichen Hofhaltes genommen.

So ſah das auch mein freundlicher unmittelbarer Chef, Herr Hofrath Link an, und nachdem er mich eines Tages ſeiner Frau und ſeinen liebenswürdigen Töchtern vorgeſtellt, gab er mir häufig kleine Aufträge, bald hierhin, bald dorthin, die mich aber ſchließlich ſtets nach dem angenehmen, befreundeten Haus in der Alleenſtraße führten. Ach, und in dieſem Hauſe bei lieben vortrefflichen Menſchen habe ich die angenehmſten Stunden meines Stuttgarter Lebens verbracht.

Im zweiten Stocke wohnte Hofrath Link mit ſeiner Familie, einer herzlich guten Frau, einem Sohn und mehreren Töchtern, von denen die älteſte damals ſechzehn Jahre alt, ein ebenſo liebenswürdiges als geiſtreiches Mädchen, leider ſchon den Keim einer Bruſtkrankheit, der ſie auch nach einigen Jahren erlag, in ſich tragend; dabei war ſie von ſo glücklich heiterem Temperamente, daß es Jeden mit Wehmuth erfüllen mußte, der ſich ihre bleichen ſchönen Züge und die faſt unheimlich ſtrahlende Gluth der wundervollen, großen ſchwarzen Augen zu deuten wußte. Man nahm mich mit ungeheuchelter Freude auf, ergötzte ſich an meinem unverwüſtlichen Humor und gab ſich ebenſo heiter und unbefangen, ſo daß wir häufig kindiſche Spiele trieben, unbegreiflich für einen auf der Hof-

kammer arbeitenden Beamten, dem ſo wichtige Geſchäfte, wie das Revidiren der königlichen Frühſtücksrechnungen aufgetragen waren, worüber begreiflicherweiſe gleichfalls herzlich gelacht wurde.

Hofkammerrath Link hatte zwei außerordentlich ſchöne Katzen, einen röthlichen Kater und eine blaugraue Kätzin, erſtere „das Füchsle“, dieſe „das blaue Weib“ genannt, denen zuweilen zur poſſirlichſten Heiterkeit, beſonders zur Unterhaltung der jüngeren Geſchwiſter, Baldrian gegeben wurde, und wenn ſie wie toll übereinanderſprangen und ſich auf dem Boden kugelten, ſo ſtanden wir dabei und lachten uns die Thränen aus den Augen. Doch gieng es auch häufig ernſthafter zu, wir beſchäftigten uns geſetzt und gemeſſen, plauderten über die Ereigniſſe des Tages, laſen auch Gedichte, oder eines der jungen Mädchen erfreute uns mit Klavierſpielen. Bei all dieſem Geſelligen und dieſen Spielen war aber faſt immer ein Bäschen der Hofräthin Link, Tochter der Madame Stirnbrand, die im erſten Stocke wohnte, zugegen, und wenn ſie nicht zufällig oben war, wenn ich kam, wurde ſie durch Klopfen auf den Fußboden oder durch lautes Rufen aufmerkſam gemacht und erſchien ſogleich, um an unſern Unterhaltungen Theil zu nehmen; ſie war aus erſter Ehe der Madame Stirnbrand mit einem Kaufmann Kutter aus Trieſt, hieß Karoline, wurde aber als einzige Tochter ihrer Mutter und als Liebling des ganzen Hauſes nur einfach das Kind oder das

„Kend", wie es im Schwäbiſchen lautete, genannt. Sie war damals kaum ſechzehn Jahre alt, das friſcheſte, blühendſte Bild üppigſter Geſundheit, ſie hatte faſt die gleichen ſchönen Augen wie ihre kränkelnde Couſine, dagegen aber durch einen bläulichen Schimmer gemildert; auf ihrem vollen Geſichte, beſonders um die ſtarken roſigen Lippen, ſpielte ſtets ein ſchalkhaftes Lächeln als ein Widerhall aus ihrem ſtets froh und glücklich geſtimmten Herzen; an Allem, was ihr Angenehmes begegnete, mußte ihre Umgebung Theil nehmen, ſowie ſie ſtets darauf bedacht war, durch irgend etwas zu beglücken, weßhalb ſie ſich meiſtens in einer freudig erregten Stimmung befand und ſomit alles in allem eine liebliche, höchſt ſympathiſche Erſcheinung bot.

Zwiſchen uns beiden hatte ſich eine Sympathie raſch und gegenſeitig entwickelt, und wenn ich kam, war es ſelbſtredend, daß das Kind auch ſogleich erſcheinen mußte, ja, nachdem ich kurze Zeit darauf auch in der Wohnung des erſten Stockes bei der ernſten Madame Stirnbrand in gehöriger Form eingeführt worden war, erſparte ich mir meiſtens die zweite Treppe und unſer oft lautes und kindiſches Treiben wurde im erſten Stock fortgeſetzt, bis die Bewohnerin deſſelben genug hatte, uns wieder hinauf oder in den Garten verwies, oder dem „Kend" eine Beſchäftigung gab, bei der es ſtill ſitzen mußte und ich ihm helfen oder wenigſtens zuſchauen konnte. Madame Stirnbrand ſowie ihre Schweſter waren

aus einer guten alten ſchwäbiſchen Familie, Töchter des Oberamtsarztes Doktor Hartmann in Göppingen, und erſtere, wie ſchon oben bemerkt, in zweiter Ehe mit dem Porträtmaler Herrn Stirnbrand verheirathet, einem fleißigen und braven Künſtler, damals beinahe dem einzigen ſeines Faches in Stuttgart, der ſich durch ſaubere Arbeiten und durch eine ſchätzenswerthe Aehnlichkeit ſeiner Bildniſſe auszeichnete. Stirnbrand hatte eine merkwürdige Jugend verlebt, wußte nicht, wer ſeine Eltern waren, noch aus welchem Land oder Ort er ſtammte. In früheſter Jugend war er von einem zufällig vorüberkommenden Manne den Händen einer Zigeunerin entriſſen worden, die gerade im Begriff geweſen, den nur mit einem Hemdchen bekleideten Knaben in's Waſſer zu werfen, dann aber ſchleunig entflohen war. Ein Brandflecken auf der Stirn war Urſache, daß man ihm den Namen Stirnbrand gab.

Das Haus, in welchem er in Stuttgart mit ſeiner ſchon aus früherer Ehe wohlhabenden Frau wohnte, hatte er ſelbſt gebaut und in demſelben ein hübſches, geräumiges Atelier eingerichtet, wo wir den „Künſtler", wie er im Hauſe nur genannt wurde, hie und da beſuchen durften, wobei wir uns an der oft merkwürdigen Aehnlichkeit bekannter Perſonen, beſonders der Familienangehörigen, erfreuten. Hier war auch ein lebensgroßes Porträt des Kindes in der Tracht einer Münchner Kellnerin mit Mieder und Riegelhäubchen zu ſehen, unter welchem das friſche, blühende Geſicht reizend erſchien.

Stirnbrand, ein ſtiller, freundlicher, ſtets harmoniſch und froh geſtimmter Mann von unverwüſtlichem Humor, war auch wegen ſeiner Talente, eine Geſellſchaft zu erheitern, bekannt und geliebt. Wie draſtiſch und komiſch ſtellte er mit einem Offiziersfederhute oder auch nur mit einem aus Papier nachgemachten Hute auf einem Stuhle reitend den Einzug der drei Monarchen in Paris vor; wie ergötzlich wußte er die Geſchichte vom Sohne der Wäſcherin zu erzählen, der ſich mit ſeinem weißen Höschen auf das friſch geſchriebene Epitaphium ſetzte und dann einen korrekten Abdruck der Grabſchrift mit ſich herumtrug. Wir krümmten uns oft vor Lachen, wenn er hinter einem Vorhange die Leiden jener alten Frau ſchilderte, die durch Applikation eines gewiſſen Inſtruments Linderung ſuchte, dann aber in quälender Unruhe verharren mußte, bis der Schreiner kam, um den defekt gewordenen gewiſſen Stuhl zuſammenzuflicken. Wie vortrefflich war ſein Schuſterbube, der einen Auftrag zu beſorgen hatte, aber nie über die Worte, die er zuletzt weinend wiederholte, hinauskam: „e Komplement vo meim Meiſter und meiner Meiſterin!“ —

Glückliche Stunden und Abende, die wir in dem heiteren, gaſtfreien Hauſe verbrachten, bei den liebenswürdigſten Wirthen und der ſtets auserleſenen Geſellſchaft, Künſtlern aller Art, Schauſpielern und Sängern. Wie viel angenehme und wichtige Bekanntſchaften habe ich hier angeknüpft, und dabei war man nicht pedantiſch noch zu wähleriſch, wie es damals und

auch heute noch die einseitige Stuttgarter Sitte vorschrieb und vorschreibt. Hier lernte ich Etzel, den später so berühmt gewordenen Ingenieur kennen, Karl Müller, von dem ich oben schon gesprochen, hier traf ich Dingelstedt, Geibel, Lenau, die Musiker Lindpaintner, Kücken, die Maler Rustige und Zwecker, welch' letzterer, ein Frankfurter, stets zu allen muthwilligen Streichen aufgelegt war, wie er denn eines Morgens, bei Tagesanbruch, von einer am Abend vorher stattgefundenen sehr zahlreichen Gesellschaft die bemerkenswerthesten oder ihm auffällig erscheinendsten Persönlichkeiten auf einem dem Hause gegenüber liegenden Bretterzaun mit Kohle in Lebensgröße karrikirt hatte. Allerdings standen damals in der Alleenstraße nur wenige Häuser auf einer Seite, auch war die Gegend still und abgelegen, trotzdem wurde „das Zweckerche", wie wir ihn nannten, von der guten Madame Stirnbrand, obgleich sie herzlich über die Karrikaturen gelacht, dieser Veröffentlichung wegen tüchtig abgekanzelt, nachdem die Dienstmädchen des Hauses mit Seife und Bürste die tolle Gesellschaft schon in aller Morgenfrühe hatten vertilgen müssen. Hier im Stirnbrandschen Hause verkehrte auch Taubenheim und seine Frau, die Prinzen von Hohenlohe, kurz, was sich vom Adel für jenen Kreis interessirte, der gern über die Alltäglichkeit des Lebens hinaustrat und geselligen Zusammenkünften einen künstlerischen Anstrich zu geben wußte. Ach und was ist heute von den damaligen Bewohnern jenes gastlichen Hauses übrig geblieben! —

einen großen Fehler; er hätte ein paar Jahre bei uns dienen müſſen — ihm fehlt die Subordination!"

Die Antwort des Leibarztes hatte in die Vermuthungen des Majors einen ſtarken Riß gemacht. Er ſchüttelte den Kopf, ſchritt lange hin und her und war im erſten Augenblicke — er konnte ſich das nicht verhehlen — einigermaßen betroffen. Doch bald faßte er ſich wieder, ließ noch einmal in ſeinem Gedächtniſſe alles Erzählte vorübergehen und ſagte zuletzt ziemlich beruhigt: „Ja, ja, ſo wird es ſein. Wer weiß, wer es ihm geſagt, daß man ſeinen Wagen an jenem Abend in der Schloßſtraße geſehen! Wer weiß, ob Jener überhaupt im Dunkeln die Equipage des Grafen ſo genau kennt! Da muß der Irrthum ſtecken."

Der Dienſt des Majors ging nach der königlichen Mittagstafel zu Ende. Darauf fuhr er nach Hauſe, zog ſich um und begab ſich zu ſeinem Freunde. Als er in den kleinen Salon trat, fand er Alle von geſtern ſchon verſammelt. Der Baron hatte es ſich vor dem hell lodernden Kamine bequem gemacht und ſchien ſchon irgend eine luſtige Geſchichte erzählt zu haben; denn der Diplomat lachte aus Leibeskräften, und ſelbſt über das Geſicht des Grafen Ferdinand flog ein heiteres Licht. Doch wurde er wieder ernſt, als er dem Major entgegen trat und ihm herzlich die Hand drückte.

„Nun?" fragte dieſer.

„Es iſt Alles beim Alten," entgegnete achſelzuckend der Graf. „Sie ſpeist abermals bei ihrer Mutter, hat mir aber verſprochen, früher nach Hauſe zu kommen."

„Nun gut, wir wollen ſehen!"

Nicht nur das gute Fräulein Link erlag dem unerbittlich fortſchreitenden Bruſtleiden, ſondern auch von der ganzen Familie lebt heute, außer Herrn und Frau Stirnbrand hochbetagt — nur noch ein Bruder und die jüngſte Schweſter! —

Und das gute, liebe Kind! — mein Liebling, meine Freundin, die mir mehr hätte werden können, wenn ich nicht damals ſchon in jugendlicher Leidenſchaft durch ein anderes Band gefeſſelt geweſen wäre, durch ein Band, das mich jedenfalls vor verſchiedenen ſonſtigen Thorheiten bewahrte und nach und nach zum unlösbaren Bande wurde! — — Sie, die mir trotz alledem ihr Leben lang die herzlichſte Anhänglichkeit bewahrte — heirathete mehrere Jahre ſpäter einen Rittmeiſter Grafen Normann und iſt ſchon längſt geſtorben! — — ein gar zu früher Tod des einzigen, heißgeliebten Kindes, den die achtzigjährige Mutter heute noch ebenſo tief ſchmerzlich als in der erſten Stunde empfindet, und wenn ich Madame Stirnbrand, wie zuweilen geſchieht, beſuche, ſo unterläßt die ſchwarzgekleidete tiefgebeugte Frau nie, mir mit thränenden Augen zu ſagen: „Ach, Sie wiſſen es doch nicht, wie gut Ihnen das Kind geweſen iſt.“ Vater Stirnbrand, der ſein Alter nicht genau weiß, aber von den Neunzigen nicht weit entfernt ſein muß, führt mich gern vor das Bild mit dem Riegelhäubchen und meint: „Nicht wahr, ich habe doch nie ein ähnlicheres Bild gemalt wie dieſes hier?“

Und wenn ich dann das Haus verlaſſe, die bekannten

Zimmer mit der großen Epheuwand, welche das Kind ſo emſig gepflegt, wenn ich den unvergeßlichen Ton der Thürglocke beim Schließen höre, die unveränderten Treppen hinabſteige, dann in den Garten ſchaue mit der kleinen Gipsfigur mitten im Grünen, ſo berühren mich auf's ſchmerzlichſte alle die ſtummen Zeugen jener damals ſo ſchönen, glücklichen Jugendzeit.

Doch wollen wir, wenigſtens in der Erinnerung, nun dahin zurückkehren, um weiter zu erzählen, wie mir in der oben geſchilderten Art meine Lehrzeit auf der königlichen Hofkammer raſch und angenehm verflog. Allerdings traf ich hie und da bei meinen häufigen Ausgängen mit dem geſtrengen Chef zuſammen, was mir, wenn er nicht beſonders gut gelaunt war, einen ernſten, ja finſtern Blick eintrug, wogegen er ſich auch zuweilen in ſarkaſtiſcher Weiſe nach meiner werthen Geſundheit erkundigte und es begreiflich fand, daß ich mir nach meinen anſtrengenden Kanzleiarbeiten die nöthige Bewegung und Erholung gönne.

So waren denn ein paar Monate verfloſſen, als er mich eines Tages auf ſein Arbeitszimmer kommen ließ und eine Unterredung ungefähr mit den Worten einleitete: „Sie haben nun eine Zeit lang Muße gehabt, um zuzuſchauen, wie man hier fleißig und pünktlich zu arbeiten verſteht, auch ſind die Herren mit Ihrer Aufmerkſamkeit und Ihrem guten Willen zufrieden, und da Herr Hofrath Link, der das Vergnügen

hat, Sie genauer als ich zu kennen, Sie beſtens empfiehlt, ſo will auch ich Ihnen gerne für Ihre Zukunft behülflich ſein, je nach Ihrem Wunſche, den ich mir anzugeben erſuche, um irgend welche Schritte für Sie zu thun."

Was ſollte ich ihm darauf für eine Antwort geben, da der Kronprinz, mit dem ich nach wie vor in gutem Verkehr ſtand, den Zeitpunkt, um weitere Schritte zu thun, noch immer nicht für gekommen erachtete. Auch bemerkte ich an der lauernden Miene ſeiner Excellenz, daß er mich wohl im Verdacht habe, etwas ganz beſonderes zu erſtreben, vielleicht war auch trotz alledem in meiner Angelegenheit Etwas ruchbar geworden. Doch that ich das möglich Klügſte, indem ich mich für ſein Wohlwollen bedankte, im Uebrigen aber vorgab, noch kein beſtimmtes Ziel in's Auge gefaßt zu haben. „Bei Hofe," fuhr er deßhalb fort, „wüßte ich wirklich nicht, wo Sie placirt werden könnten, zum Staatsdienſte mangelt es Ihnen an den nöthigen Vorkenntniſſen, und ſo bliebe denn nur eine Poſtſekretärsſtelle, zu welcher ich mich gerne für Sie verwenden will."

Bei meinem beſten Dank für ſeine Güte konnte ich doch unmöglich ein leichtes Lächeln verbergen, an dem er übrigens, gut gelaunt, wie er zufällig war, Theil nahm und mich hierauf mit den Worten verabſchiedete: „Sie ſehen doch wenigſtens meinen guten Willen, den ich Ihnen auch noch dadurch beweiſen will, daß ich Ihnen Ihre völlige Freiheit wieder

gebe; mehr bei uns zu lernen als bisher geschehen, ist nicht gut möglich und betrachte ich deßhalb Ihre Lehrzeit auf der Hofkammer als abgeschlossen — das heißt," fuhr er rascher fort, „wenn es nicht allenfalls Ihr dringender Wunsch ist, noch weiter zu addiren und revidiren."

Somit war ich denn entlassen, verabschiedete mich von den wohlwollenden Herren droben und suchte den Kronprinzen auf, um ihm die eben gehabte Unterredung mitzutheilen, worüber wir Beide auf's herzlichste lachten; doch schien es auch meinem hohen Gönner jetzt nothwendig geworden, von seiner Seite weitere Schritte zu thun, womit ich natürlicherweise sehr einverstanden war.

Seine Excellenz den Herrn Hofkammer-Präsidenten von Gärttner sah ich später zuweilen und konnte er dann wohl lächelnd sein Bedauern ausdrücken, daß ich nicht Postsekretär geworden sei. Als ich später im Schlosse wohnte, besuchte er mich hie und da, wobei er einmal meinen offenstehenden Weißzeugkasten musterte und mir seine Bewunderung über meine schöne und zahlreiche Wäsche aussprach.

„Ein Beweis, Excellenz," gab ich zur Antwort, „daß ich auf der Hofkammer Sparsamkeit und Ordnungsliebe gelernt," worauf er ein kurzes Lachen ausstieß und sich freundschaftlichst empfahl.

Da nun die Bombe, meine Anstellung betreffend, auf's beste vorbereitet, geladen und mit Zünder versehen war, so

bedurfte es nur eines Feuerfunkens, hier eines Wortes aus dem Munde des Königs, um ſie mit dem allergrößten Eclat platzen zu machen und die erſte Nachricht ſoll auch von der außerordentlichſten Wirkung in allen Hofkreiſen geweſen ſein. Sie wurde zuerſt mit ungläubigem Kopfſchütteln aufgenommen, dann unter mitleidigem Achſelzucken über die Allerhöchſte Verblendung oder unter gerechter Entrüſtung über das unmöglich Erſcheinende, einem jungen Menſchen von unbekannter Herkunft, einem Literaten, einem Ausländer dieſen wichtigen Poſten, der ihn in unmittelbare Berührung mit dem Thronerben brachte, anzuvertrauen. Ja, ſelbſt im königlichen Familienkreiſe ſoll es heftige Erſchütterungen gegeben haben, die aber alle an der Feſtigkeit des Königs ſowie an dem beſtimmt ausgeſprochenen Willen des Kronprinzen ſcheiterten. Doch gab man ſich anderſeits damit noch nicht zufrieden, man ſchwieg plötzlich im weiteſten Umfange der betreffenden Kreiſe über dieſe Angelegenheit, um Contreminen zu graben, die meine Anſtellung ſchließlich doch noch verhindern ſollten, und ſomit verzögerte es ſich bis in den Oktober 1843 hinein, ehe meine Anſtellung durch nachfolgendes Dekret beſtätigt wurde:

„Durch höchſte Entſchließung vom 12. Oktober haben Seine Königliche Majeſtät den von des Kronprinzen Königlicher Hoheit in Dienſt genommenen Literaten Hackländer von Elberfeld (!?) in Beziehung auf dieſes

Dienstverhältniß den Titel eines Sekretärs gnädigst verliehen, wovon der Sekretär Hackländer hiemit in Kenntniß gesetzt wird."

unterzeichnet auf den Befehl des Königs. Pellnagel.

Es war dieß der Chef des geheimen Kabinets, der damals noch den Titel Staatssekretär führte, ein kleiner, etwas wunderlicher Herr, der es liebte, französische Brocken in die Unterhaltung zu mischen und mir eines Tages sagte: „Ah ça, mon cher! man hätte Ihnen für Ihre Stellung wohl den Titel ‚Geheimer Sekretär' geben können, parbleu, ich konnte es aber nicht durchsetzen." Doch hatte gerade seine Excellenz die Ausfertigung meines Dekrets länger bei Seite geschoben, als gerade nothwendig war.

Aber nun hatte ich sie in Händen, schwarz auf weiß am 14. Oktober Nachmittags erhalten und habe ich das Papier mindestens ein Dutzend mal durchlesen und mich darauf sogleich beim Kronprinzen unter Bezeugung wärmsten Dankes gemeldet. Abends war ein Concert in dem damaligen sogenannten Redoutensaale, wo jetzt der Königsbau steht, in welchem der berühmte Virtuose Dreyschock spielte. Dorthin begab ich mich, machte Bekannten und Freunden gegenüber kein Hehl aus meiner erfolgten Anstellung und war darnach überzeugt, daß es am andern Tage die ganze Stadt wisse.

Von meiner glückseligen Gemüthsstimmung kann ich un-

möglich eine Schilderung entwerfen, ſchien doch nun meine Zukunft für alle Zeit geborgen, hatte ich doch eine ebenſo hohe als ehrenvolle Stellung erreicht, eine Stellung, in der ich Nützliches und Gutes zu wirken vermochte, und das zu thun hatte ich mir feſt vorgenommen und gelobt.

Dann aber begann eine Zeit emſigen Schaffens und tüchtiger Sorge, ich mußte ſogleich die Geſchäfte des Kronprinzen übernehmen, ſeine Correſpondenzen, Rechnungen, ſeine Kaſſe, und obgleich ſich in letzterer nur ein paar tauſend Gulden befanden, ſo erſchrak ich doch faſt über die Größe einer ſolchen Summe, die ich noch nie beiſammen geſehen hatte und ſchaffte ſie mir ſo bald als möglich vom Halſe, indem ich rückſtändige Rechnungen des Kronprinzen bezahlte. Meine erſte Beſchäftigung war übrigens, wie ich nicht verſchweigen will, die Beſtellung einer Viſitenkarte geweſen:

F. W. Hackländer,
Sekretär Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen Karl von Württemberg.

vermittelſt welcher ich alsdann meinen Beſuchen den allergrößten Nachdruck gab.

Auch das Franzöſiſche wurde mit doppeltem Eifer wieder vorgenommen und war Baron Taubenheim ſo freundlich, mit mir in eine für mich lehrreiche Correſpondenz zu treten, indem er mir meine Briefe verbeſſert und korrigirt zurückgab.

Neben dem mir ausgeſetzten Gehalte von jährlich acht-

hundert Gulden nebſt freier Wohnung ſowie nach damaligem württembergiſchem Gebrauch ſechs Meß Buchenholz, zwölf Scheffel Dinkel und ſechs Scheffel Roggen erhielt ich für die bevorſtehende italieniſche Reiſe, wie die andern Begleiter, Equipirungsgelder, die mir ſehr gut zu ſtatten kamen, da, wenn ich auch anſtändig gekleidet gieng, meine Garderobe nicht von der Art war, um im Gefolge ſeiner königlichen Hoheit zu reiſen und mit demſelben hohe und höchſte Kreiſe beſuchen zu können.

Die kleinen Geſellſchaften beim Kronprinzen oder in meiner Wohnung dauerten indeſſen fort und gab die bevorſtehende italieniſche Reiſe begreiflicherweiſe häufig und genügenden Stoff zur Unterhaltung. Wie ich mich darauf freute, vermag ich nicht zu ſagen; allerdings hatte ich ein Stück von Sizilien, Neapel, Genua und Mailand geſehen, ein wonnevolles Koſten dieſer herrlichen Städte in ſchönen Frühlingstagen, doch hatte alles, was ich genoſſen, nur meine Sehnſucht verſchärft, auch das übrige Wunderland Italien kennen zu lernen; und welch prachtvolle Gelegenheit bot ſich jetzt dafür! — im Gefolge eines lebensluſtigen, wohlwollenden und kunſtſinnigen jungen Fürſten, der mich in ſeiner Liebenswürdigkeit ſeinen hohen Rang wenn auch nicht vergeſſen ließ, ſo doch alles Beengende und unerquicklich Förmliche davon abzuſtreifen wußte und ſo den Umgang mit ihm zu einem äußerſt behaglichen zu machen verſtand.

Dazu kam noch die angenehme Art, in welcher diese Reise stattfinden sollte, mit eigenen Wagen und Bedienten, Extrapost und Vorausbestellung, so viel nur möglich war, Benutzung der besten Gasthöfe und dabei überall die schönste Gelegenheit, alles Interessante, Merkwürdige und Lehrreiche unter gediegener Leitung zu sehen, auch die gesellschaftlich besten Kreise besuchen zu können und somit nicht nur Land, sondern auch Leute kennen zu lernen. Da trotz alledem möglichst gespart werden sollte, so fand man neben dem vorausgehenden Fourgon, der sämmtliches Gepäck führte, einen Wagen für den Kronprinzen und den ihn begleitenden Reise-Chef, seine Excellenz den Oberststallmeister General von Maucler, einen dritten Wagen für das Gefolge, den Adjutanten, einen Arzt und mich, genügend. Doch war Baron Taubenheim, der diese Ausrüstungen zu treffen hatte, so freundlich, den für mich als Jüngsten bestimmten Rücksitz unserer Kalesche durch eine Polsterung für die Fahrten bei Tag und Nacht etwas bequemer machen zu lassen.

Da ließ mich der General von Maucler, der, beiläufig gesagt, ein naher Verwandter des zur Begleitung bestimmten schon früher erwähnten Grafen Zeppelin war, zu sich rufen und eröffnete mir allerdings in der wohlwollendsten und freundlichsten Weise: Er habe die Bestimmung getroffen, daß ich, begleitet vom Kammerdiener des Prinzen, in dem Fourgon vorausreisen solle. „Viel bequemer für Sie, als in der

Kalesche rückwärts zu fahren," setzte er hinzu. Doch machte mich diese Eröffnung einigermaßen stutzend, gab mir Stoff zur Ueberlegung und wenn ich erwiderte: „daß ich mich den Befehlen des Kronprinzen unbedingt fügen würde," so beschloß ich doch, bei einem erprobten und ruhig beobachtenden Freund auch Raths darüber zu holen, der aber mit mir darin vollkommen einig war, daß, wenn auch der junge Schriftsteller Hackländer sich Nichts daraus zu machen brauche, mit einem braven Manne, wie der Kammerdiener Zimmer war, gemeinschaftlich in einem Wagen zu fahren, dieß jedoch für den Sekretär des Kronprinzen eine ganz andere Sache sei und vergesse ich nie, wie jener Freund lachend ausrief:

„Klug ausgesonnen, Pater Lamormain! —
Wäre der Gedank' nicht so verwünscht gescheid,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen."

Gelang es, mich in den Fourgon zur Dienerschaft zu bringen, so war damit ein Vorgang geschaffen, der sich leicht weiter ausnützen ließ, um den „Literaten von unbekanntem Herkommen", den fremden, nicht einmal adeligen jungen Menschen auf den ihm gebührenden Standpunkt zurückzuschrauben. Daß ich aber mit meiner Meldung darüber an den Kronprinzen, die mir der Oberststallmeister gestattete, einen solchen Spektakel, ja, ein Unheil für den Betreffenden hervorrufen würde, hätte ich wahrlich nicht erwartet. Doch war der Kronprinz, wie ich bereits erzählt, auf's Aeußerste gegen

Viertes Kapitel.

Von den moraliſchen Folgen eines Brechmittels, ſowie ſehr Belehrendes über Theebereitung.

„Alſo ihr wollt meine Geſchichte zu Ende hören?“ ſagte der Baron.

„Welche Frage!“ entgegnete der Diplomat. „Abgeſehen von dem Intereſſe, das wir daran nehmen, ſo haſt du deine Geſchichte in einem Zeitpunkt unterbrochen, wo ihr euch in einer gar zu komiſchen Situation befandet.“

„Ah, mit einem Brechmittel im Magen! Zum Teufel auch! Ich glaube erzählt zu haben, daß wir bei der erſten Entdeckung dieſes ſeltſamen Giftes, welches uns Sir Robert aus ſeinem Flaſchenkeller eingeflößt, laut hinaus lachten. Nun, dieſe Heiterkeit dauerte indeſſen nicht lange. Denn als wir unſere Lage recht überlegt und beſprochen, kamen wir in ſolche Wuth über den alten General, daß es, unter uns geſagt, keine Verwünſchung gab, die wir ihm nicht über das Meer nachſandten. Hätten wir eine Hexe bei der Hand gehabt, wir würden ihm einen artigen Sturm gebraut haben. Zwei junge feurige Liebhaber — und das waren wir — ſo bei ihrer erſten innigen Liebe — und das war ſie ebenfalls — zu unterbrechen, erſchien uns mit Recht als eine Barbarei, für die man ſich nicht genug rächen

ſeinen bisherigen Kavalier, den Grafen Zeppelin, gereizt, und kaum hatte ich die Fourgongeſchichte berichtet — es war Abends kurz vor Beginn des Theaters — ſo ſprang er in einer Heftigkeit, wie ich ſie nie an ihm erlebt, auf und rief zornig: „Das iſt wieder eine abgeredete Geſchichte dieſer hochmüthigen Familie gegen Sie, auch um mich zu kränken; doch kommt ſie mir ſehr erwünſcht und werde ich ſogleich mit meinem Vater darüber reden.“ Dann nahm er haſtig ſeinen Hut und eilte an mir, der ich ſprachlos daſtand, vorüber, um ſich durch das Schloß und durch den bedeckten Theatergang in die Loge des Königs zu begeben. Da die Vorſtellung bereits begonnen hatte, mußte er bis zum Zwiſchenakte warten und bat dann ſeinen Vater um eine kurze Unterredung im Vorzimmer, bei der es, wie ich ſpäter erfuhr, ſehr laut und heftig zugegangen ſein ſoll. Der Kronprinz, von dem Standpunkte ausgehend, daß es auf eine Kränkung für mich und auch für ihn abgeſehen ſei, hatte den Grafen Zeppelin als muthmaßlichen Urheber bezeichnet und ſeinem Vater auf's beſtimmteſte erklärt, er ſei deßhalb nicht mehr im Stande, gemeinſchaftlich mit demſelben zu reiſen, bäte dringend, ihn entlaſſen und dafür den Karl von Berlichingen mitnehmen zu dürfen. Bedauerlicherweiſe für Graf Zeppelin mochte auch der König den Zuſammenhang für richtig halten oder dem ſo beſtimmt ausgeſprochenen Wunſche ſeines Sohnes nicht entgegentreten, genug, er ſagte achſelzuckend, wie er bei ſolchen

Gelegenheiten gerne zu thun pflegte: „Das sind Sachen deines eigenen Haushaltes, in denen ich dir nicht widerstreben will, sondern dir deinen freien Willen lassen muß."

Dieser schroffe Wechsel so kurz vor einer großen Reise, zu welcher der Betreffende schon alle Anstalten getroffen, mußte natürlicherweise großes Aufsehen erregen und meine an sich schon zahlreichen Feinde vermehren, gab man mir doch die Schuld, gegen den Grafen Zeppelin intriguirt zu haben, ein Vorwurf, der nicht ungerechter sein konnte, denn ich hatte damals mit demselben kaum ein Dutzend Worte gewechselt, als er mich in herzlicher Art zu meiner neuen Stellung beglückwünschte; aber seine eigene Stellung zum Kronprinzen war — aus welchen Gründen, wußte ich nicht, habe es auch nie genau erfahren — von der englischen Reise her schon so gespannt, daß es nur des Kleinsten bedurfte, um eine Verbindung jäh zu zerreißen, die freilich im andern Falle auf der ganzen Reise zu den unangenehmsten Scenen geführt haben würde.

Wie ich mir stets erlaubte, dem Kronprinzen unverhohlen meine Meinung zu sagen, so auch hier, indem ich ihm meine Ansicht nicht verschwieg, daß es wohl besser gewesen, jene Verbindung, wenn sie unmöglich geworden, gleich nach der Rückkehr von der englischen Reise zu lösen, als jetzt wegen einer Kleinigkeit den Vorwurf der Unbeständigkeit auf sich selbst zu laden; ja, ich habe mich bemüht, ihm jahrelang die

Sache wieder in Erinnerung zu bringen, den Grafen Zeppelin, gegen den er ſich häufig ausſprach, zu vertheidigen, ihn auch herzlich gebeten, das Verhältniß wieder in's Geleiſe zu bringen und glaube mit dazu beigetragen zu haben, daß er ihn ſpäter zum Hofmarſchall ſeines Hauſes wählte.

Dagegen muß ich auch anerkennen, daß mich unſer Reiſechef, General von Maucler, nie auch nur im geringſten die Entfernung ſeines Neffen entgelten ließ; er behandelte mich im Gegentheil ſtets wohlwollend und freundlich, unterſtützte und verbeſſerte meine Correſpondenzen in fremden Sprachen und machte mir das ſchwierige Amt eines Reiſekaſſenführers ſo leicht als möglich. Der General war überhaupt ein vornehmer, liebenswürdiger, alter Herr, vom gewinnendſten Weſen, den wir Alle liebten und verehrten, dem auch ich dienlich war, wo es in meinen Kräften ſtand und dem ich die leidige Fourgongeſchichte auch dadurch zu vergelten ſtrebte, daß ich, als er ſpäter in Neapel ſchwer erkrankte und noch ſchwach mit uns zurückkehrte, die weite Reiſe nach Stuttgart auf dem Bock der Kaleſche machte, um ihm und dem Arzte den ganzen innern Wagen zur Verfügung zu ſtellen.

Dieſer Arzt war Doktor Klein, Generalſtabsarzt der Armee, ein ſtets freundlich lächelnder Herr, zu dem ich übrigens nie in ein recht intimes Verhältniß gekommen bin; als ächter Schwabe mit dem ausgeſprochenſten ſchwäbiſchen Accent

vermochte auch er wohl zu dem „preußischen Ausländer" kein großes Vertrauen zu fassen.

Karl von Berlichingen hatte bei seiner hohen und breiten Gestalt etwas Unbeholfenes in seinen Bewegungen, so daß seine Freunde lachend von ihm sagten: er habe von der Natur zwei linke Füße erhalten. Höchst selten betheiligte er sich während der langen Fahrten an der Unterhaltung, pfiff aber, wenn er sich behaglich fühlte, die ersten Takte der „Fahnenwache", die gleiche Weise stets in einer anderen Tonart wiederholend. Dem Kronprinzen war er anfänglich durch seine Schweigsamkeit bequem, auch weil er sich nie einen Widerspruch erlaubte, sondern nur das that, was ihm befohlen war, wogegen es der weit lebhaftere und gebildetere Graf Zeppelin vielleicht durch allzu viel Gegentheiliges verdorben hatte, gleichwie Doktor Klein, der ebenfalls mit in England gewesen war.

So rückte der Tag der Abreise heran, zu welchem der Prinz Hugo Hohenlohe, Meister der „Glocke", noch eine solenne Abschiedsfeier in seiner Wohnung, die damals im Hause des Buchhändlers L. Hallberger war, veranstaltete, wozu außer Freunden und Bekannten des Kronprinzen, sämmtliche Glockenmitglieder eingeladen waren und wo es bei einem opulenten Menu, bei den feinsten Weinen, bei Reden und Toasten, an denen sich auch der Kronprinz betheiligte, hoch genug hergieng, was gegen drei Uhr, wo wir uns trennten,

am Besten von dieser frühen Morgenstunde, von der malerischen Anordnung der Tafel und den leeren Flaschenbatterien, sowie der ausgelassenen Laune sämmtlicher Betheiligten bezeugt wurde.

Der Kronprinz lud mich ein mit ihm nach Hause zu fahren; doch statt sich, als der Wagen hielt, durch das kleine Gärtchen im vollen Laufe, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, in sein Appartement zu begeben, forderte er mich noch, wie oft bei ähnlichen Gelegenheiten geschah, zu einem Spaziergange auf, um auf dem Asphalttrottoir der Planie hin und her gehend, mir in lebhaften Schilderungen seine Eindrücke des heutigen Abends zu wiederholen: Geistreiches und Gewöhnliches, Erfreuliches und Verletzendes, aber mit dem Schlußresultat, daß er sich bei den guten Leben Bekannten, die ihm, wie er wohl wisse, im Allgemeinen anhänglich und sehr zugethan seien, die Meisten auch ehrlich und ohne Falsch, so vortrefflich amüsirt habe, daß ihm eine Wiederholung große Freude machen würde.

„Leider aber unmöglich," erlaubte ich mir ihm zu entgegnen, „da Sie ja übermorgen früh Ihre Reise antreten."

Der Kronprinz ließ sich jedoch dadurch nicht beirren, und befahl mir, am nächsten Morgen so bald als möglich zum Prinzen Hugo zu gehen und ihn mit seinem Wunsche bekannt zu machen.

Damit entließ er mich und lief eilig in's Schloß. Auch

ich ſuchte mein Zimmer auf, befahl dem Diener, mich um halb acht Uhr zu wecken und als dieß geſchehen, erhob ich mich müde und verdrießlich, um meine Botſchaft auszurichten. Kaum wollte mich der Jäger des Prinzen Hohenlohe, obgleich ich im Auftrage des Kronprinzen kam, vor ſeinen Herrn laſſen, der mich ſchlaftrunken empfieng und der ſchon über meinen bei ſo früher Morgenſtunde zuerſt vorgebrachten Dank des Kronprinzen ſehr verwundert erſchien, ſich aber im höchſten Erſtaunen aufrichtend meine Botſchaft anhörte, um dann wieder auf ſein Lager zurückſinkend ſeinem Jäger den Befehl zu geben: Alles ſtehen und liegen zu laſſen, die Einladungen, wie geſtern, herum zu ſchicken, nur das Menu zu verändern und für friſchen Wein, beſonders viel gut gekühlten Champagner beſorgt zu ſein.

Wie ich übrigens dem Kronprinzen vorausgeſagt und wie es auch begreiflich iſt, war dieſe Wiederholung nur eine matte Copie des geſtrigen herrlichen Abends, beinahe jeder war übernächtig und müde, die herzlichen Wünſche und alles dergleichen auf die Reiſe bezügliche konnten doch unmöglich, ſelbſt nicht von ſo gewandten und geiſtreichen Rednern, wie Dingelſtedt, Taubenheim und Andre, wiederholt werden, auch waren zwei Uneingeweihte in den Perſonen des Baron von Berlichingen und des Doktor Klein anweſend, mit denen ich gegen Mitternacht, von dem Bankett weg abfahren ſollte und die ziemlich verblüfft in unſer Treiben ſchauten, weßhalb

ich sehr zufrieden war, als gegen Mitternacht unser Reisewagen gemeldet wurde und wir Erlaubniß erhielten, die Gesellschaft zu verlassen.

Glücklicherweise war es mir damals noch möglich im Reisewagen zu schlafen, weßhalb ich auch die schmerzliche Trennung von so Manchem weniger empfand, ja mit der Elastizität der Jugend trotz des trüben Novembermorgens, der endlich aufdämmerte, mich sogleich wieder behaglich in meine Verhältnisse fand. Da wir Extrapost fuhren, hatte ich unterwegs auf jeder Station mit den Posthaltern abzurechnen und die Postillone zu befriedigen, was nicht immer gelang, die aber so durch Wachen und Schlafen getheilte Zeit rascher vergehen machte.

Wir fuhren über Eßlingen, Göppingen nach Ulm, also eine Zeit lang den gleichen Weg, wie vor kaum einem Jahre, bei unserer orientalischen Reise, kamen dann über Illertissen Nachmittags nach Memmingen, wo der Kronprinz, der erst Morgens von Stuttgart wegfuhr, über Nacht blieb, während wir, nachdem wir gemeinschaftlich mit ihm, der sehr ermüdet ankam, zu Nacht gegessen, sogleich unsere Reise fortsetzten; gegen Mitternacht erreichten wir Kempten, wo ich später noch häufig des Nachts durchreiste, dabei stets den Posthalter, seinen Sekretär und was sonst um den Weg war, begreiflicherweise nur im Schlafröcke sah, weßhalb ich mir einen Einwohner von Kempten nur in solchem Gewande der Nacht vorzustellen

vermochte. Ueber Neſſelwang gieng es dann nach Reutte, wo der Kronprinz abermals ſchlief, und wo uns beim Nachteſſen ein Ragout von Gemſen vorgelegt wurde.

Am andern Tage fuhren wir bei Zirl und an der Martinswand vorüber, bei der uns der Poſtillon die durch ein Kreuz bezeichnete Stelle wies, wohin ſich Kaiſer Maximilian bei der Gemsjagd verſtiegen hatte und wo ihm vom Thal aus ſchon die erhobene Monſtranz, den letzten kirchlichen Troſt vermittelnd, gezeigt worden war, bis ihn jener kühne Jäger rettete.

Hinter Innsbruck ſah ich zum erſten Mal die erhabene Pracht der mit Schnee und Eis bedeckten Alpenwelt, die auf mich einen großen Eindruck machte; angenehm aber und äußerſt behaglich empfanden wir einige Stunden ſpäter den langſam eintretenden, aber immer merklicher werdenden Uebergang in ein milderes Klima, die ſchroffen Felswände, oben mit ihren leuchtenden Spitzen, unten mit den blendenden Schneehalden, blieben hinter uns, die ſchäumenden Bergwaſſer, die uns bisher übermüthig ſprudelnd begleitet, echte Gebirgsſöhne, wurden ruhig und manierlich und erſchienen wie gebändigt durch den Anblick der weiten und herrlichen Thäler bei Brixen und Bozen; hier ſahen wir ſchon immergrüne Eichen, hohe tiefdunkle Cypreſſen neben eigenartig gebauten Häuſern, die Weinreben, allerdings jetzt blätterlos, in Guirlanden von Maulbeerbaum zu Maulbeerbaum gezogen,

kurz eine ganz andere Scenerie, für uns um so freundlicher, als wir, die wir gestern noch tüchtig gefroren, heute unter dem warmen glänzenden Sonnenschein unseren Pelzfußsäcken entschlüpften und die Kalesche so weit als möglich öffneten. In Trient blieben wie der Kronprinz so auch wir über Nacht, was für mich um so bemerkenswerther ist, als er hier zum ersten Male meinen Dienst als Sekretär in Anspruch nahm, um ein Tagebuch zu beginnen, wie ich ihm dringend angerathen.

Ich hatte geglaubt, er würde seine Reiseeindrücke schildern, statt dessen aber griff er nach Stuttgart zurück und ließ die dort gebliebenen Bekannten und Freunde sowie auch seine Reisegesellschaft mit Geist und Geschick eine meistens sehr scharfe Revue passieren. Schließlich kam auch ich an die Reihe, doch wurde meine Neugierde über mich selbst nicht befriedigt, da er plötzlich auf andere Begebenheiten übergieng.

Leider blieb dieß Tagebuch bald wieder liegen, was ich heute noch, wenn ich den mir verbliebenen Anfang durchblättere, aufrichtig bedauern muß.

In Verona blieben wir einige Tage und ließ ich die alten und ältesten Bauwerke und Erinnerungen dieser hochinteressanten schönen Stadt mächtig auf mich einwirken, weßhalb mir auch das damals Gesehene und Angestaunte weit lebhafter geblieben ist, als wiederholtes Sehen bei späterem mehrmaligem weit längerem Aufenthalte. Unvergeßlich blieben mir die malerischen Grabmäler der Scaliger, ernst und in

ihrer tiefen Ruhe ungestört, mitten im lebendigen Straßentreiben stehend, ebenso das angebliche Haus der Capuletti, wo ich bei nächtlichem Vorüberschreiten sehr geneigt war, Flötenspiel und Geigenklang aus den hohen Fenstern ertönen zu hören oder Degengeklirr an der Pforte; ja selbst jenen marmornen Brunnentrog, der mit der unglücklichen Julie in Zusammenhang gebracht wird, habe ich damals tief ergriffen betrachtet und in wehmüthiger Stimmung von der benachbarten Wand einige Epheublätter abgebrochen und in einem Briefe nach Hause geschickt.

Eigenthümlicherweise machte damals das herrliche Amphitheater keinen so gewaltigen Eindruck auf mich, als da ich es später einmal mit einer festlichen Menge angefüllt sah und so erst recht seine Größe zu bewundern vermochte.

Begreiflich wird man es finden, daß ich zuweilen in diesen Blättern nicht umgehen kann Reiseeindrücke zu schildern, doch soll dieß nur so flüchtig als möglich geschehen, da es sich hier um keine umständliche Beschreibung des Geschehenen und Erlebten handelt, sondern nur zuweilen um einen richtigen Hintergrund, auf dem es mir leichter wird, die Bilder jener Reisetage faßlich und ersichtlich vorüberzuführen; auch ist ja schon so viel über das Wunderland Italien geschrieben worden, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes — zu welcher Kategorie meine eigenen Schilderungen gehören, will ich unentschieden lassen — daß es wahrhaftig kein dringendes Be-

kann. Und dann — o pfui! über das jämmerliche Mittel, das er angewandt hatte, um uns von dem Schiffe zu vertreiben! Ich war davon, sowie von dem Kummer, den mir die ganze Geschichte machte, ganz elend und kraftlos. Der Major dagegen, den sein Gleichmuth ebenfalls verlassen, malte mir mit wahrhaft höllischen Farben das Gesicht des indischen Ungeheuers, wenn er seinen beiden Töchtern die ganze Geschichte erzählte. Und dazu lachte wahrscheinlich der rothhaarige Neffe, und dann summte der alte General ohne Zweifel noch obendrein und vergegenwärtigte dadurch den jungen Damen das Abenteuer mit dem Bienentanz und ließ sie erkennen, wie väterlich er für sie dadurch gesorgt, daß er sie von zwei so unmoralischen Subjekten befreit. Ah, es war zum Teufelholen! Wir vergruben uns zeitig in unsere Betten, und nachdem wir sehr lange und sehr gut geschlafen, erwachten wir am anderen Tage frisch und gesund.

„Da saßen wir nun an der ägyptischen Küste fest, und das nächste Schiff über Malta ging erst in zehn Tagen. Freilich fuhr eines nach Triest früher ab; doch hatten wir uns einmal fest vorgenommen, die Spur des alten Generals zu verfolgen und ihm wo möglich seinen Streich mit Zinsen heimzugeben.

„Wer mit den Quarantaine-Verhältnissen auf Malta bekannt war, wie wir, der mußte wissen, wie vortrefflich Sir Robert manövrirt und gerechnet. Die Quarantaine-Zeit war dort auf dreiundzwanzig Tage festgesetzt; zehn Tage mußten wir in Alexandria warten: also wenn wir nach viertägiger Fahrt in Malta ankamen, hatte er schon zehn Tage abgesessen und war nach dreizehn weiteren Tagen frei."

„Aber dreizehn Tage mit den jungen Damen in demselben Hause ist schon eine schöne Zeit!" meinte Graf Ferdinand.

„Lieber Freund, das verstehst du nicht," fuhr der Erzähler fort.

dürfniß mehr ist, darüber noch weiter Papier und Tinte zu verschwenden. Doch will ich hier nicht unterlassen, jungen angehenden Schriftstellern den Rath zu geben, Reise- oder Länderbeschreibungen in Novellenform genießbarer zu machen, wie ich es häufig selbst schon gethan und wobei ich mich, da ich alsdann der Phantasie größeren Spielraum gewähren durfte, sehr wohl befunden habe.

Wir wohnten in Verona in dem Albergo due torre, einem alten, düsteren Palaste, ehemals der Familie gleichen Namens angehörend, hatten den ganzen ersten Stock in Beschlag genommen und erregten deßhalb mit unsern drei Wagen und zahlreicher Dienerschaft kein geringes Aufsehen, und obgleich der Kronprinz unter dem Namen eines Grafen Karl von Teck reiste, so mußte doch sein Inkognito gerade dieses Namens wegen, den der König in Italien gleichfalls zu benutzen pflegte, etwas durchsichtig sein, denn ich selbst hörte, als der Kronprinz die Treppen hinaufstieg, von sehr hübschen jungen Mädchen, die sich zum Zuschauen eingefunden, flüstern: „ciè un principe d'una casa regnante“ was ich hier nur erwähne, weil diese hübschen Freundinnen des Hauses, es waren Venezianerinnen, die zum Besuche da waren, später, als sich der Prinz ermüdet zurückgezogen hatte, auf die liebenswürdigste und naivste Art an unseren Unterhaltungen Theil nahmen, ja ein komisch klingendes Wort, das ich von einer derselben im Nebenzimmer gehört: „Smor-

zate il lume“ und einige Tage darauf zum Beſten gab, war in Rom Schuld daran, daß wir uns vor dem Papſt Gregor XVI. eines herzlichen Lachens nicht erwehren konnten, in das übrigens Seine Heiligkeit herzlich mit einſtimmte.

Venedig lag für jetzt noch nicht in unſerem Reiſeplan und ſollte auf dem Rückweg beſucht werden, weßhalb wir den Weg nach Guaſtalla und Parma über Mantua nahmen. Mich intereſſirte die in flacher ſumpfiger Gegend auf einer Inſel im Mincio liegende Feſtung nur, weil ich im Einfahren über lange dröhnende Holzbrücken an Andreas Hofer, der 1810 hier erſchoſſen wurde, dachte, und es ſummte mir das:

„Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer lag,“

noch lange nachher im Kopfe. Ueberhaupt waren es hiſtoriſche Erinnerungen, die ich mir beſonders im Betrachten der darauf bezüglichen Bilder und Denkmäler feſt in's Gedächtniß prägte, wie ich denn auch in Guaſtalla die Zeit des Umſpannens zur Beſichtigung der Broncestatue Ferdinand Gonzaga's auf der Piazza benützte.

In Parma reſidirte damals noch die Erzherzogin Marie Luiſe, Gemahlin Napoleon des Erſten, und blieben wir dort einen Tag, theils um die herrlichen Gemälde Correggio's und Anderer zu ſehen, ſowie auch um Ihre Kaiſerliche Majeſtät, wie die Herzogin immer noch genannt wurde, zu beſuchen.

Der Kronprinz mit Gefolge wurde auch sogleich zur Tafel geladen und die Zeit bis dahin benutzt, um alles Sehenswürdige zu betrachten. Zum Anzug war hofmäßige Civilkleidung gewünscht worden, zu welcher General Maucler für uns schwarzen Frack und Beinkleid, dazu Schuhe mit seidenen Strümpfen, weiße Halsbinde, den Degen an der Seite, sowie den Uniformshut unter dem Arm anordnete, was äußerst komisch aussah und meine Befangenheit, wie ich aufrichtig gestehen will, bedeutend vermehrte. Auch war die Art, wie wir von der reich galonirten Dienerschaft, von dem Hofmarschall, den Kammerherren und Kavalieren empfangen wurden, im allergrößten Stile; wir betraten einen großen Saal, in dessen einer Ecke sich die Damen und Herren der ehemaligen Kaiserin befanden, während wir in der andern Ecke aufgestellt wurden, worauf, als Ihre Majestät erschienen und sich dicht vor ihren Hofstaat stellte, der große Zwischenraum zuerst von dem Kronprinzen durchschritten wurde, der begreiflicherweise auf's Liebenswürdigste und Zuvorkommendste begrüßt an der Seite der Kaiserin blieb. Selten habe ich eine Dame von größerer Häßlichkeit gesehen; zu jener Zeit erst 54 Jahre alt, war ihre hohe Figur von einer unbeschreiblichen Magerkeit, die Züge schlaff und tief gefurcht, die großen etwas gerötheten Augen müde blickend, der fast zahnlose Mund durch die stark herabhängende habsburgerische Unterlippe noch mehr entstellt, kurz, keine Spur mehr jener lieblichen

österreichiſchen Prinzeſſin, von der Napoleon nach ſeinem Hochzeitstage zu einem Vertrauten ſagte: „Sie iſt reizend und friſch wie Roſen.“

Mich intereſſirte ſie ganz beſonders, auch als Gemahlin des Grafen Neipperg, mit dem ſie noch bei Lebzeiten Napoleons verheirathet wurde und vermochte ich das Loos dieſes auffallend ſchönen und vornehmen Mannes nicht beneidenswerth zu finden; doch hatte ſie noch einen Sohn von ihm, den heute noch lebenden öſterreichiſchen Feldzeugmeiſter Montenuove, und war damals in dritter oder vierter Ehe mit dem Grafen Pombel verheirathet.

Jene Betrachtungen anzuſtellen hatte ich genügend Zeit, ſo lange der Kronprinz und General Maucler mit ihr plauderten und bis der große Augenblick kam, wo wir Uebrigen auf dem äußerſt glatten Parketboden gegen ſie avanciren mußten, zu welchem Zweck Ihre Majeſtät jedem Einzelnen mit dem Finger winkte; und ich, der zuletzt kam, ſah ſchon den Augenblick vor mir, wo mir bei meinem erſten Debüt an einem fremden Hofe der Degen zwiſchen die Beine kommen und ich ausgleitend vor die Füße der hohen Dame gelangen würde; doch gieng Alles gut von ſtatten, ja ſie näherte ſich mir ſogar ein paar Schritte, worauf ſie mich betrachtend, ihre Hände übereinander legte und dann ſagte: „Nun, Sie haben ſich wohl die ſchönen Sachen von Parma recht angeſehen?“ dabei überflog ein leichtes Lächeln ihre

Züge und verſchönerte dieſelben ſoviel als möglich, worauf ich, mich tief verbeugend, erwiederte: „Gewiß, Majeſtät, ſoviel es die Zeit erlaubte, haben wir die unvergleichlichen Kunſtſchätze Ihrer Reſidenz angeſtaunt, vor Allem die Werke Correggio's."

„Ach ja, das iſt ſchon der Mühe werth; waren Sie auch im Kloſter S. Paolo?"

„Gewiß, Majeſtät."

„Was iſt Ihnen dabei aufgefallen?"

Ich beſann mich einen Augenblick, doch fiel mir glücklicherweiſe ſogleich ein, worauf ſie anſpielte und deßhalb ſagte: „Nun, die für eine geiſtliche Dame etwas eigenthümliche Deckenverzierung, nackte Amoretten eine Weintraubenguirlande tragend."

„Was mag ſich die Frau dabei gedacht haben, als ſie das malen ließ, warum gerade Amoretten und Weintrauben?"

„Vielleicht als peinigende Erinnerungen, wenn ſie aufwärts gen Himmel ſchaute, als moraliſche Geißelung."

„Ah, da haben Sie ganz Recht," gab ſie heiter zur Antwort, worauf ſie ſich raſch zur Seite wendend fortfuhr: „Und ſie wird vielleicht zu ſolchen Erinnerungen Urſache genug gehabt haben."

Dann gieng es zur Tafel, die wie die meiſten dergleichen ſteif und förmlich verlief, und wobei die ehemalige Kaiſerin

ſelbſt faſt gar nichts anrührte, ſondern mit übereinandergelegten Armen bemüht war, den Kronprinzen zu unterhalten, weßhalb auch dieſer faſt zu keinem guten Biſſen kam.

In Bologna blieben wir abermals, doch viel zu kurz für die vielen Sehenswürdigkeiten dieſer alten hochintereſſanten Stadt, und fieng hier ſchon eine Reiſequal an, die wir dem Doktor Klein verdankten, der in ſeinem „Förſter“ alles nur eben Bemerkenswerthe angeſtrichen hatte und uns auch nicht die unbedeutendſte Kapelle oder in Kirchen das verſteckteſte oft von Kerzen und Weihrauchdampf völlig ungenießbar gewordene Bild erließ, wodurch bei der Kürze der Zeit unſer Umherwandern oft eine wahre Hetzjagd wurde; mich intereſſirte hauptſächlich die alte Stadt ſelbſt, die Arkaden in allen Straßen, der Campo Santo, die ſchiefen Thürme, und in der Academia delle belle arti blieb mir nur die heilige Cäcilie Raphael's in lebhafter Erinnerung.

Da man von der Straße über den Apennin damals allerlei Räubergeſchichten erzählte, ſo blieben, als wir Abends von Bologna abfuhren, unſere drei Wagen dicht bei einander und wurden in Vertheidigungszuſtand verſetzt, indem wir unſere ſchweren doppelläufigen Reiſepiſtolen luden und leicht faßlich neben uns legten, auch waren keine Vorausbeſtellungen gemacht worden, weßhalb unſere Fahrt obendrein bei ſehr ſchlechtem Wege, langſam von ſtatten gieng. Unvergeßlich blieb mir dabei ein hübſches Bild dicht vor den Thoren der

Stadt, wo betende Frauen vor einem Muttergottesbilde lagen, deſſen milde Züge bei der finſtern Nacht nur durch eine trübe brennende Ampel erhellt wurden, ganz geeignet, uns droben lauernde Banditen vorzuſtellen, für deren Wohl die Heilige hier unten angefleht wurde.

Doch erreichten wir am andern Tage Florenz, ohne irgend welches Abenteuer erlebt zu haben und fanden im Hotel de l'Europe bei Herrn Schobinger den erſten Stock ſeines prachtvollen Hauſes für Seine Königliche Hoheit den Prinzen Karl von Württemberg nebſt hohem Gefolge in Bereitſchaft.

Achtes Kapitel.

Italieniſche Erinnerungen.

Florenz, damals noch Hauptſtadt des Großherzogthums Toskana, war in dieſem Jahre glänzender und zahlreicher beſucht als ſeit langer Zeit. Da es der Winter- und Hauptſaiſon der ſchönen Blumenſtadt zugieng, fand man ſchon zu Anfang des Herbſtes keine elegante Wohnung mehr; alles war an die vielen Fremden aus allen größeren Städten der Welt vermiethet, die aus alter Gewohnheit hieher kamen, um ſich noch einmal recht luſtig zu machen, ehe ſie nach dem Karneval die ernſte Faſtenzeit in Rom zubrachten. Es war damals etwas Eigenthümliches um die ſogenannte Saiſon von Florenz, die von Anfangs Oktober bis nach Neujahr dauerte.

Daß die Anweſenheit des Kronprinzen von Württemberg noch mehr zur Belebung dieſer Saiſon beitrug, verſtand ſich

ebenso gut von selbst, als daß er sogleich so zu sagen der Mittelpunkt der gesellschaftlichen Kreise wurde, die er aufsuchte; doch wurde wegen der oben erwähnten eigenthümlichen Mischung dieser Gesellschaft in der Auswahl mit möglichster Vorsicht verfahren, wogegen wieder Rücksicht auf die zwei befreundeten, ja verwandten Häuser genommen werden mußte, die nicht zu umgehen waren, obgleich eine allzu große Intimität mit denselben von dem Könige nicht gerade gewünscht wurde. Das eine war das Haus des einstigen Königs Jerome von Westfalen, Bruders Napoleon's I., der hier anscheinend in glänzenden Verhältnissen lebte, wogegen Eingeweihte ganz genau wußten, daß seine Freundin, die Marchese Barberini, in deren Palaste er auch wohnte, die Ausgaben für sein Hauswesen bestritt. König Jerome war durch seine Heirath mit der Prinzessin Katharine, Schwester des Königs von Württemberg, der Onkel des Kronprinzen geworden und konnte als solcher nicht wohl vermieden werden. Seine Tochter, die Prinzessin Mathilde, an einen vornehmen, ungeheuer reichen Russen, den toskanischen Fürsten Anatol Demidoff verheirathet, wohnte gleichfalls in Florenz und gerade in diesem Winter befand sich auch der Prinz Napoleon (Plon-Plon) dorten.

Gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes, ehe wir noch unsere Streifzüge nach Kapellen und Kirchen, Gallerieen und Museen, kurz nach Sehenswürdigkeiten aller Art

begannen, mußte der Prinz, wie alle übrigen Sterblichen, seine Besuche in jenen Häusern machen, wo er empfangen zu werden wünschte; doch wurde mir aufgetragen, seine Stelle dabei zu versehen und bestieg ich deßhalb eines Tages nach dem Frühstück die hochelegante, hermetisch verschlossene Equipage, den Kutscher auf dem Bocke und hinter mir zwei Diener in großer Livree, und begann, mit ein paar hundert Visitenkarten versehen, meine Rundfahrt genau nach der vorgeschriebenen Liste. Als angenehme Beigabe warf mir das sich stets in der Nähe des Hotels befindende, schöne und allen Fremden wohlbekannte Blumenmädchen ein riesiges Veilchenbouquet in den Wagen, was ich hier nur erwähne, um der bella Lucia zu gedenken, die, so oft ich ausgieng oder nach Hause kam, stets eine ganz besondere Blüthe für mich in Bereitschaft hatte; obgleich jung, reizend, freundlich gegen Jedermann, hielt sie sich doch stets sehr in anständigen Grenzen und hielt es äußerst schwer, mit ihr vertraut zu werden. So fuhr ich denn an den verschiedenen Palais und Wohnungen vor, alarmirte Portier und Dienerschaft, wurde begreiflicherweise nirgendwo angenommen, sondern ließ durch einen meiner Lakaien die betreffenden Karten überbringen, und damit war denn der Pfad zu Gegenbesuchen und Einladungen geebnet; für die ersteren wurde im Hotel Schobinger ein Buch angelegt, die anderen giengen an General Maucler, der sie dankend annahm oder bedauernd ablehnte.

„Da iſt von keinem Zuſammenleben die Rede; denn jede Geſellſchaft, die ankommt, erhält ihr eigenes Quartier, ihren eigenen Hüter. Man geht ſich dort aus dem Wege, und die beſten Freunde ſprechen nur über ein Gitter zuſammen. Nicht daß man glaubt angeſteckt zu werden, ſondern weil die Quarantaine-Regeln auf Malta ſo verflucht ſtreng ſind; wenn du nämlich zweiundzwanzig und einen halben Tag da biſt, und es kommt ein Fremder an, meinethalben ein Bekannter, dem du zufällig die Hand drückſt, ſo wirſt du ohne Gnade verurtheilt, nochmals dreiundzwanzig Tage abzuſitzen.“

„In dem Falle wird ſich Jeder in Acht nehmen, mit einer anderen Partei in Berührung zu treten,“ ſagte der Diplomat.

„Natürlicher Weiſe hütet man ſich ſo viel wie möglich. Doch ſind auch die Quarantaine-Wächter dazu aufgeſtellt, einen ſolchen Verkehr unmöglich zu machen. Mit ihren langen Stöcken folgen ſie euch auf Schritt und Tritt, beobachten euch mit der größten Sorgfalt, und haben das Recht, Gewalt zu brauchen, wenn es euch allenfalls einfiele, ihren Worten nicht zu folgen.“

„Und dieſe Quarantaine-Wächter,“ fragte der Hausherr, „treten nicht in Berührung mit ihren Pflegebefohlenen?“

„Gott bewahre! Wenn es euch aber an Bedienung mangelt, ſo könnt ihr von Malta herüber Leute bekommen, ſo viel ihr wollt. Nur werden die ebenfalls mit euch eingeſchloſſen und dürfen vor Eurer abgelaufenen Strafzeit ebenfalls nicht mehr mit der äußeren Welt in Verbindung treten. Was ſich euch genähert hat, wird als angeſteckt betrachtet.“

„Aber es gibt doch Sachen, durch die man unumgänglich mit der Außenwelt in Verbindung treten muß, und die auch nicht ſo ſtreng abgeſchieden werden können; z. B. eure Wäſche muß doch gemeinſchaftlich beſorgt werden.“

Trotzdem auch letzteres häufig genug vorkam, ſo blieb doch unſere Zeit, beſonders unſere Abende übermäßig beſetzt und es war wahrlich keine Kleinigkeit, den ganzen langen Tag, allerdings unter trefflicher Leitung, dem Geſchäfte des Kirchen- und Gallerienbeſuchens obzuliegen, um dann Abends gegen neun oder zehn Uhr in großer Toilette verſchiedene Geſellſchaften nach einander zu beſuchen, ſo daß man ſelten vor Nachts ein Uhr nach Hauſe zurückkam. Dabei war weder Berlichingen, noch Doktor Klein, noch ich ſo in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache bewandert, um ohne Weiteres an jedem Geſprächsthema Theil nehmen zu können, wozu noch kam, daß meine beiden Herren Kollegen, ſei es aus Bequemlichkeit, ſei es aus Schüchternheit, meiſtens ſich lieber an einer beſcheidenen Wand placirten, als daß ſie ſich in den Strudel der Unterhaltung ſtürzten, ein Beiſpiel, dem ich als der Jüngſte wenigſtens anfänglich zu folgen mich verpflichtet fühlte, bis mir ſpäter einmal ein Bekannter ſagte: es ſehe äußerſt komiſch aus, uns drei Schwaben in ſchwarzen Fräcken und weißen Halsbinden meiſtens nicht weit von der Thüre beiſammen ſtehen zu ſehen, worauf ich mich denn emanzipirte und mit wahrer Todesverachtung zwiſchen Marquiſen und Herzoginnen hineinſtürzte; dadurch habe ich allerdings viel von dieſem merkwürdigen Leben und Treiben kennen gelernt, was ich ſpäter in den florentiniſchen Nächten meiner Namenloſen Geſchichten, Dichtung und Wahrheit gemiſcht, verwerthete.

Es war das ein neuer und hochintereſſanter Abſchnitt im Buche meines Lebens; doch hat mich dieſe Lernzeit hier in Florenz ſowie auch ſpäter in Rom keine geringe Mühe gekoſtet. Meine Vorkenntniſſe in Kunſt und Geſchichte waren nicht der Art, um all das Schöne und Intereſſante ſogleich verſtehen und in mich aufnehmen zu können, weßhalb ich viele Stunden damit zubringen mußte, um mich ſo vorzubereiten, daß ich die großartigen Kunſtſchätze mit Nutzen anſchauen und begreifen konnte. Mit Naturſchönheiten, ja ſelbſt mit Architektur gieng es mir ſchon beſſer, doch war es auch bei letzterer für mich der höchſte Genuß, wenn ich es vermochte, mir die herrlichen Räume oder prachtvollen Plätze mit Geſtalten aus der Geſchichte zu beleben.

Für Letzteres war Fürſt Demidoff, der uns häufig bei unſern Exkurſionen, beſonders bei dem Beſuch der prachtvollen Villen um Florenz begleitete, der beſte und angenehmſte Führer, da er es vortrefflich verſtand, einen Palaſt, eine Kirche, einen Platz auf die oben angedeutete Art in Scene zu ſetzen; auch war er ein gediegener Kunſtkenner und Sammler, der in ſeinem Palaſte in der Stadt, beſonders auf ſeinem Landgute San Donato die herrlichſten Kunſtſchätze, ſowohl in Malerei, Sculptur, als auch in Möbeln, Broncen und alten reichen, merkwürdigen Waffen wahre Muſeen angelegt hatte; doch war dabei alles ſo zwanglos und ſcheinbar unwillkürlich aufgeſtellt, daß es nicht den oft langweiligen Eindruck einer

geordneten Sammlung machte, ſondern wie Schätze ausſah, mit denen der Beſitzer ſich umgeben, theils um ſie zu benutzen, theils auch nur, um ſich an ihrem Anblick zu erfreuen.

In San Donato ſah ich zu meiner Ueberraſchung Statuen und Bilder, die mir durch Zeichnungen oder Beſchreibungen bekannt waren, und die ich nicht gedacht hier zu finden und bewundern zu können, ſo unter letzteren die Hinrichtung Anna Boleyn's nach Delaroche; ein ergreifendes Bild von Gudin, eine weite, prachtvoll gemalte ſturmbewegte Seefläche, von keinem Horizont begrenzt, auf der, von den ſchäumenden Wellen getragen, ein zerſchellter Maſtbaum ſchwamm, den der nackte Arm eines eben Untergehenden mit der letzten Kraft umſchlungen hielt. Schönere und intereſſantere Waffen habe ich in einer Privatſammlung nie mehr vereinigt geſehen, und dabei ſtimmte die Zimmereinrichtung, das Ameublement ſo ſchön und geſchmackvoll zuſammen; ſo zum Beiſpiel im Waffenzimmer, wo die tiefvioletten Sammetfenſtervorhänge durch blanke Metallketten auseinander gehalten wurden und ſich eine Portière ſo geöffnet befand, daß ein Theil derſelben über die Stahlarmſchiene eines ganz gepanzerten Ritters hieng. Beſonders reich und koſtbar waren die kaukaſiſchen Waffen, von denen minder werthvolle als Trophäen im Treppenhauſe zuſammengeſtellt waren, wobei es wieder ſo hübſch erſchien, daß ſich ein Theil der Dienerſchaft unten in dem maleriſchen Coſtüm der Tſcherkeſſen befand.

Daß ich ſo großes Intereſſe für all dieſe Herrlichkeiten zeigte, gefiel dem Fürſten Demidoff, und er wurde nicht müde, meine vielen Fragen zu beantworten und mir Dieß und Jenes zu erklären; auch nahm er mich zuweilen mit nach dem Palazzo Pitti oder nach der Gallerie degli Uffizi, wo ihn ganz beſonders das Kabinet der koſtbaren Goldſchmiedearbeiten, vor allem die Kunſtwerke Benvenuto Cellini's beſchäftigten; dort machte er mich eines Tages auf einen merkwürdigen Ring der Katharina von Medici aufmerkſam und ließ mir, als ich denſelben ſehr bewunderte, ſpäter eine hübſche Zeichnung davon machen, die ich heute noch bewahre; auch ſchenkte er mir ſein Werk über den Kaukaſus und ſchrieb ein paar freundliche Worte hinein.

Demidoff war ein großer, hagerer Mann von bleicher, faſt gelblicher Geſichtsfarbe; er hatte ſchwarzes krauſes Haar, dunkle geiſtvolle Augen und war immer mit ausgeſuchter Eleganz gekleidet. Bei unſerem erſten Beſuche in ſeinem Hauſe in der Stadt ſollten wir der Prinzeſſin Mathilde, ſeiner Frau, vorgeſtellt werden. Sie beſchäftigte ſich gerade in einem der letzten Zimmer, in ihrem ſogenannten Atelier, mit Malen, in welcher Kunſt ſie mehr als Dilettantin war. Der Kronprinz mit Demidoff giengen zuerſt zu ihr und dann hörten wir ſie bei der Unterhaltung ſo friſch und herzlich lachen, daß es durch fünf große Zimmer ſchallte; auch kam ſie lachend zu uns heraus und begrüßte uns auf die freund-

lichſte Art. Sie war damals eine noch junge ſchöne Frau, von majeſtätiſcher Geſtalt, voll und rund mit friſchen angenehmen Geſichtszügen, ſchönen Augen, einem herrlichen Teint, und alles das noch verſchönert und wie geiſtig durchleuchtet durch ihre liebenswürdige Art zu reden und die beſtändige Heiterkeit, die wie ein Sonnenſtrahl auf ihrem Geſichte lag, ſelbſt ihr häufiges laut ſchallendes Lachen machte ſich bei ihr unverkennbar als Zeichen froher Laune allerliebſt und riß zu gleichem Frohſinn hin.

Das Haus Demidoff war von allen Kreiſen geſucht und gab zu jener Zeit die ſchönſten Feſte, häufig war das Diner, wenn wir nicht im kleinen Kreiſe dort ſpeiſten, von wahrhaft erſchreckender Länge, faſt ein doppeltes zu nennen, denn wenn ſich das reichliche Menu ſeinem Ende zu nähern ſchien, ſo konnte es plötzlich nach einem Punſch à la romaine einen neuen Aufſchwung nehmen, um dann noch lange Zeit zu dauern, was beſonders Baron Berlichingen komiſch ſeufzend empfand, da er alsdann noch länger genöthigt war, jedes Glas Wein, das er trank, durch ein Brodkügelchen zu marliren, wie er zu thun pflegte.

Ferner war mir von großem Intereſſe das Haus des Exkönigs Jerome oder vielmehr die Etage, die er im Palaſte ſeiner Freundin, der Marcheſa Barberini, bewohnte. Hier war man in Möbeln, Bildern, Statuetten von lauter napoleoniſchen Erinnerungen umgeben, ſah hohe Lehnſtühle mit

goldgestickten Bienen, Tabourets und Divans mit dem großen N und der Kaiserkrone; die Livree der übrigens nicht zahlreichen Dienerschaft zeigte ebenfalls einen Anflug an die Zeit des gewaltigen Bruders, und wenn man hier „Seiner Majestät" gemeldet worden war und von dem mittelgroßen Manne, dessen kluge Züge und sprechende Augen eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Bildnissen des großen Kaisers hatten, empfangen wurde, so fand man sich in dieser Umgebung wie in einem allerdings etwas verblaßten Zauberkreise. Sodann befanden sich auch unter der Gesellschaft viele ehemalige Größen, Grafen und Herzoge von so- und so, meistens prunkhafte, ja oft berühmte Namen, auch wohl von einem Kammerherrn oder Stallmeister begleitet, die ein ganzes Firmament von Sternen auf der Brust trugen, äußerst geschickt im l'Hombre- und Whistspielen waren und auch ein kleines jeu nicht verschmähten. Was die Damenwelt anbetraf, so war hier gleichfalls viel Abgeblaßtes in reichen und auch wohl in geschmackvollen Toiletten zu sehen, viele Brillanten, ob falsch oder ächt, wer möchte das bestimmen; doch sah man auch häufig unter diesem älteren Damenflor wunderbar frische Rosen, üppige sinnverwirrende Blüthen, die mit wollustathmendem Dufte leicht das Herz gefangen nehmen.

König Jerome war eben ein freundlicher Wirth für alle seine Gäste und wenn man ihn so in den Appartements herumgehen sah, den Kopf etwas gegen rechts geneigt, die

Fingerſpitzen in den Weſtentaſchen, ſo bemerkte man wohl an ſeinem ſchlau lauernden Blicke und einem gemüthlichen Lächeln um die Lippen, daß er ſich ebenſo ſehr an dem Behagen ſeiner Gäſte erfreue, als er auch ſtets bemüht war, einem zufällig vereinzelt Daſtehenden zu paſſender Unterhaltung zu verhelfen oder ihm Höchſtſelbſt etwas anzubieten.

So bezeichnete er mir eines Abends unter verſchiedenem Gefrorenen, das die Diener ſervirten, eines von dunkelbrauner Farbe, das ich vor ihm ſtehend verſuchen mußte, um mein Urtheil darüber abzugeben; es war von eigenthümlichem, allerdings pikantem, aber von dem Gewöhnlichen abweichendem Geſchmack, weßhalb ich mit fragendem Blick aufſchaute, worauf Seine Majeſtät ſchmunzelnd ſagte: „Es iſt das meine eigene Erfindung, aus Trüffeln bereitet und — ſehr geſund.“

Ein andermal blätterte ich ein Album durch, als er mit der Frage auf mich zutrat:

„Warum ſpielen Sie nicht?“

Ich bemerkte ihm, daß bei unſerer Ankunft alle Partien ſchon geordnet geweſen ſeien; in Wahrheit aber hatte ich keine Luſt unter der Chance ein paar Napoleons zu gewinnen, vielleicht das Dreifache zu verlieren.

„Wollen Sie mit einer Dame ſpielen?“

„Mit Vergnügen, Majeſtät.“

„So kommen Sie mit mir.“

Er eilte, ſeine Fingerſpitzen wieder in die Weſtentaſchen

ſteckend, mir voraus und führte mich ſo zu einer ſchon älteren Dame, die ſehr ſtark decolletirt, heute noch an Geſicht, Bruſt und Schultern Spuren einer ehemals gewiß blendenden Schönheit zeigte.

„Gräfin Orloff, Monſieur Hackländer wünſcht die Ehre zu haben, mit Ihnen eine Partie zu ſpielen.“

„Mit dem größten Vergnügen,“ gab die Dame zur Antwort, indem ſie ſich, ſehr raſch und gewandt für ihre Korpulenz, erhob und mir voranſchreitend in das Billardzimmer gieng, wohin uns Seine Majeſtät ſchmunzelnd folgte. Wir ſtellten uns für eine Carambolagepartie an und da die Gräfin Orloff hartnäckig darauf beſtand, daß ich anfangen ſollte, ſo hatte ich durch zwei zufällig gelungene Stöße das Glück, auf vier Points zu kommen, worauf ſie, den König Jerome lächelnd betrachtend, mit eben ſolcher Sicherheit als Eleganz zu ſpielen begann, wie ich früher oder ſpäter nie etwas Aehnliches geſehen; bei den ſchwierigſten Stellungen nahm ſie ſich kaum die Zeit, ein Deſſin zu überlegen. Augenblicklich flog auch ſchon die Kugel dahin, niemals eine Carambolage fehlend, wobei es ihr ganz gleichgiltig ſchien, ob ſie vor- oder rückwärts ſpielte, ob mit dem dicken Ende des Queue oder à pistolet. Genug, ich kam zu keinem weiteren Stoße mehr und die Sache wurde unter einem Lachterzett, zu dem Seine Majeſtät am lauteſten beitrug, in möglichſter Kürze zu Ende gebracht.

Gräfin Orloff, ehedem eine nicht unbedeutende franzöſiſche Schauſpielerin, war die Frau des ruſſiſchen Generals Grafen Orloff, der im Kriege ein Bein verloren hatte und dem man mit ſeinem Stelzfuße faſt in allen Salons von Florenz begegnete, ein Bruder des bekannten Orloff. König Jerome war übrigens freundlich genug, ſich bei mir wegen meiner ſchnellen Niederlage gewiſſermaßen zu entſchuldigen, indem er lachend ſagte: „Tröſten Sie ſich mit vielen anderen wackeren Leuten, die gleichfalls der verehrten Gräfin raſch unterlegen ſind," worauf ſie mit dem Fächer drohend heiter von dannen gieng. Kleine Scherze ähnlicher Art liebte er überhaupt, ſowie pikante Unterhaltungen und wenn man ihn ſo mit ſeinem ſchlauen Blick und höchſt zufriedener Miene umherblicken ſah, wenn er die Geſellſchaft ſo ſpät als möglich entließ, ſo hätte man erwarten können, von ſeinen, des ehemaligen Königs von Weſtfalen, Lippen abermals jene berüchtigten Worte zu vernehmen: „Morgen wieder luſtik."

Den Beinamen Plon-Plon, den man ſpäter ſpeziell ſeinem zweiten Sohn Napoleon beigelegt, gab er auch ſeinen andern Kindern, ja auch Fürſt Demidoff gebrauchte denſelben gegen ſeine Gemahlin, die Prinzeſſin Mathilde, und habe ich ſelbſt gehört, wie er eines Tages in dem ſchönen Garten der Familie Torregiano von dem dort befindlichen Thurme herab dieſelbe laut mit „Plon-Plon" anrief.

Daß zwiſchen all den Vergnügungen: Diners, Soireen,

Bällen und Landpartieen, die wir hier mitzumachen oder auszuſtehen hatten, nicht verſäumt wurde, die Kunſtſchätze von Florenz in Kirchen, Gallerien und Privathäuſern zu beſuchen, verſteht ſich von ſelbſt, und wenn ich auch dabei nur in den dringendſten Fällen fehlte, ſo machte ich mich doch, ſo oft es angieng, von jenen oben erwähnten Amüſements los, die mir durch ihre Gleichförmigkeit langweilig wurden, ſtudirte dafür lieber das öffentliche Leben in Trattorien und Kaffeehäuſern oder machte häufige Beſuche bei einer befreundeten angenehmen Familie, einem Signor Franzesky, deſſen Frau, aus Stuttgart gebürtig, ſpäter meine Schwägerin geworden iſt.

König Wilhelm, der zu jener Zeit durch den Bildhauer Hofer die heute im Stuttgarter Schloßgarten befindlichen koloſſalen Pferdegruppen in Carrara anfertigen ließ, hatte mich beauftragt, nach dem Fortgang dieſer Arbeit zu ſehen, weßhalb ich um einige Tage Urlaub bat, um mit Herrn Franzesky die berühmten Marmorbrüche zu beſuchen. Es war das eine ſchöne genußreiche Tour, die wir im offenen Wagen bei dem herrlichſten Wetter machten; wir ſahen den reizenden Badeort Lucca, das düſtre Maſſa mit ſeinem alten herzoglichen Schloſſe, und unbeſchreiblich viel Schönes, für mich Neues, bei der Fahrt durch dieſe wundervolle Landſchaft eigentlich zum erſten Mal Orangen und Citronen im Freien wachſend, gewaltige Camelienbüſche mit unzählig leuchtenden Blumen, Felder voll duftender Veilchen und, was mir be-

„Im Gegentheil," erwiderte der Baron, „darüber beſteht eine ganz eigenthümliche Verordnung, und wer dieſelbe kennt, ſieht ſich in Alexandria, oder wo er ſonſt herkommt, ſo gut wie möglich vor. Denn wenn ihr friſcher Wäſche bedürft, ſo macht euch der Intendant der Quarantaine-Anſtalt durchaus keine Schwierigkeit. Ihr braucht nur zu ſagen, wie viel ihr Wäſcherinnen verlangt, und die erſcheinen pünktlich, bleiben dann für die übrige Zeit eurer Quarantaine gleichfalls mit euch eingeſchloſſen."

„Ei, der Tauſend!" lachte der Diplomat. „Ich finde einigen Sinn in dieſer Einrichtung. Und wie ſind die Wäſcherinnen von Malta?"

„Wie ihr ſie verlangt, nach der Qualität eurer Wäſche."

„Ich danke dir, Baron," antwortete der Andere. „Ich habe mich bis jetzt vor einer Verſetzung nach dem Orient gewaltig gefürchtet. Aber du erzählſt ſo angenehm, ſo geiſtreich, daß man ſich ſogar mit der wirklich unangenehmen Quarantaine-Anſtalt befreunden könnte."

„Und dieſe Bedienten und Wäſcherinnen fürchten ſich nicht inficirt zu werden?"

„Was wollen ſie machen? Es ſind meiſtens arme Leute, die ihr Geld ſo gut wie möglich zu verdienen ſuchen. Uebrigens weiß man auch ſchon ſeit langen, langen Jahren von keinem Peſtfall auf Malta."

„Die zehn Tage," fuhr der Baron nach einer Pauſe fort, „gingen vorüber, wie Alles auf dieſer Welt. Das neue Schiff machte ſich zur Abfahrt bereit, und wir gingen an Bord, ſo roſig und geſundheitſtrahlend, wie nur möglich. Ich betrat abwechſelnd ſingend und pfeifend das Verdeck, um dem Schiffsarzt die beſte Meinung von unſeren körperlichen Zuſtänden zu geben. Uebrigens war die See in unangenehmer Bewegung. Das Schiff ſchwankte ſchon im Hafen ziemlich ſtark, und der Kapitän meinte lächelnd, er wolle das Diner

ſonders intereſſant war, Lorbeerbüſche mit ihren kirſchähnlichen dunkelrothen Früchten, dann tauchten die Berge um Carrara, von Ferne ſchon glänzend, weiß wie ungeheure Zuckermaſſen erſcheinend, vor uns auf; wir rollten durch die düſtern holperigen Straßen des Städtchens vor einen mittelmäßigen Gaſthof und verlebten Abends unter Künſtlern der verſchiedenſten Nationalitäten bei vortrefflichem Noſtrano einige höchſt vergnügte Stunden.

In den letzten Tagen unſeres Florentiner Aufenthaltes erlebte ich noch ein recht trauriges Wiederſehen. Der Kronprinz beſuchte nämlich, allerdings etwas ſpät, ſeinen ſchwer erkrankten Vetter, den Grafen Alexander von Württemberg, der einiger fataler häuslicher Geſchichten wegen bei dem König mißliebig geworden war, weßhalb auch ich es nicht wagen durfte, früher nach ihm zu ſehen, was ich in Erinnerung an das freundliche Serach bei Eßlingen ſo gern gethan hätte. Seine Geſundheit war ſchon ſeit Jahren tief erſchüttert und hatte er ſtets den Glauben, in Italien wieder zu geneſen, wogegen ihn, dort angekommen, eine unbezwingliche Sehnſucht wieder nach der Heimath zurücktrieb.

Wir fanden ihn in einer kleinen Wohnung, ziemlich entfernt von dem Mittelpunkt der Stadt; mit einer rothen Flanelljacke bekleidet, lag er abgezehrt in ſeinem Bette, die großen leuchtenden Augen fieberhaft glänzend, in ſteter unruhiger innerer Bewegung, die ſich auch in ſeinen Worten

ausdrückte, als er nach der ersten herzlichen Begrüßung sagte: Er könne die Stunde der Abreise nach Hause nicht erwarten, da er überzeugt sei, in der frischeren deutschen Luft recht bald wieder zu genesen; seine Frau, die anscheinend tief bewegt am Bette stand, blickte schmerzlich auf und zeigte ein leises Achselzucken, als der Kronprinz und auch Doktor Klein ihm tröstliche Worte sagte, und meinte, als sie uns hinausbegleitete, es sei wohl keine Hoffnung mehr vorhanden und sie würde glücklich sein, diese wohl letzte traurige Reise nach der Heimath zurückgelegt zu haben; kurz, sie geberdete sich so tief bewegt, wie Jemand, der mit der Welt abgeschlossen hat und nur noch der Pflege eines geliebten Mannes lebt, so daß ich gerade deßhalb ein Nachspiel dieses Krankenbesuches nicht verschweigen kann.

Am gleichen Abend nämlich war ein großes Ballfest beim Fürsten Corsini, in dessen herrlichem Palaste die ganze vornehme Gesellschaft von Florenz versammelt war; ich stand an einer Thüre des großen Saales neben dem Prinzen Napoleon und schaute dem Tanzen zu, als dieser aufschauend mich leise anstieß und dann sagte: „Dort drüben am andern Ende des Saales ist soeben eine Dame erschienen, die Ihnen auffallend winkt."

„Mir gewiß nicht — wer könnte das sein?"

„Gehen Sie nur hin," erwiederte er lachend „und lassen Sie die Gräfin nicht warten." Damit verschwand er und ich

bemerkte nun in der That unter der Thüre gegenüber eine Dame, die mir winkte.

Es war die Gräfin Alexander in reicher, hocheleganter Toilette, und als ich mich mit einer Verbeugung näherte, nahm sie meinen Arm und sagte leichthin: „Ich komme etwas spät, führen Sie mich zum Fürsten Corsini.“ Es war das für mich keine angenehme Kommission, da ich bei dem Kronprinzen sowie bei einer Menge von Herren und Damen vorüber mußte, die sie wohl kannten, aber von ihrem Erscheinen nicht gerade erbaut schienen; verursachte es doch auch mir ein unangenehmes Gefühl, wenn ich an den Besuch von heute Morgen und an die leidende Gestalt des Kranken dachte.

Nach Stuttgart zurückgebracht, lebte Graf Alexander von Württemberg nur noch wenige Monate, denn er starb am 7. Juli 1844 zu Wildbad in seinem 43. Lebensjahre.

Endlich war es Zeit von dem schönen Florenz zu scheiden und so fuhren wir denn kurz vor Weihnachten nach einem lang dauernden Abschiedsfeste bei Fürst Demidoff früh Morgens über Perugia gen Rom. Es war das bei Regenwetter besonders für mich eine ziemlich unangenehme Fahrt, da ich die Verrechnung der Wagen zu besorgen hatte und mich stets mit den Postillonen herumzanken mußte, die selbst das reichlichste Trinkgeld troppo poco per un principe d'una casa regnante fanden, und hatte ich kurz vor Peru-

gia, wo wir über Nacht blieben, in dieſer Hinſicht noch eine ganz ergötzliche Scene, da ich mir vorgenommen hatte, einmal zu ſehen, wie weit die italieniſche Unverſchämtheit eigentlich gehen würde. Zu der uralten Stadt hinauf führte damals noch eine ſehr ſteile und ſchlechte Straße, weßhalb vor unſere von drei Pferden gezogene Kaleſche noch ein paar ſtarke Ochſen geſpannt wurden; ich gieng zu Fuß neben her und wurde ſogleich von dem Poſtillon angeredet, der mich beglückwünſchte, daß wir endlich das Nachtquartier vor uns haben nach ſolch ſchlechter Straße und bei immerwährender Angſt vor den Briganten, wobei er begreiflicherweiſe um ein Extratrinkgeld bat, das ich ihm auch aus dem oben erwähnten Grunde auf's reichlichſte gab — poco signore, poco! Ich gab ihm noch etwas, das er gleichfalls nicht ohne Achſelzucken einſchob, worauf er mich dann auf die armen Ochſen aufmerkſam machte, die ohne beſondere Vergütung wohl heute Abend nichts zu freſſen bekommen würden — povere bestie! — und Menſch und Vieh will doch leben, damit hielt er auf's Neue und nicht ohne Erfolg die Hand hin, begann aber nach einigen Schritten abermals: „Haben Excellenz auch den braven Hund bemerkt, der die ganze Station mit uns gelaufen iſt, ein merkwürdiges Thier, und wenn er munter bellend voranſpringt, dann wiſſen die Pferde, daß ſie ihm folgen müſſen, auch ſpürt er jeden Strauch am Wege nach Briganten aus und dafür ſollte ich wohl etwas be-

kommen, um Brod für ihn zu kaufen.“ Auch dafür gab ich ihm etwas, begierig, ob er nun zufrieden ſein würde; doch lächelte er mich höchſt verſchmitzt an und meinte zu einem wirklich vergnügten Abend für ihn wären ein paar meiner vortrefflichen Cigarren durchaus nothwendig, und wer weiß, was er ſonſt noch alles verlangt hätte, wenn wir unterdeſſen nicht vor dem Thore von Perugia angekommen wären.

Wir blieben nur einen Tag in der uralten Etruskerſtadt, und wenn uns auch die beſten Führer, Wagen und alle ſonſtigen Hilfsmittel zur Verfügung ſtanden, ſo war es doch nur ein flüchtiges Jagen durch Kapellen und Gallerien nach Art der Engländer, wobei es kaum möglich war, ſich zu vergewiſſern, ob dieſes oder jenes Baudenkmal oder Bild wirklich noch vorhanden ſei.

Weit gemüthlicher erſchien es mir, bei der Weiterreiſe von unſerem Wagen aus Landſchaftsſtudien zu machen, und werde ich den tiefen Eindruck nie vergeſſen, den am andern Tag der Anblick des Traſimenerſees auf mich machte; lichtgrün lag der glatte Seeſpiegel da, ſanft geſchwungene Hügel, an deren Fuß helle Ortſchaften hervorleuchteten, umgeben ihn in weiter Ferne; drüben erheben ſich die ſchneebedeckten Höhenzüge des Apennin und über dem Ganzen ruht eine eintönige, faſt wehmüthige Stimmung; doch wirkt wohl auch unſere Phantaſie mit, wenn wir an das Schlachtfeld Hannibal's denken, als er hier die Römer unter ihrem Conſul

Flaminius vernichtete, den zauberhaften Ruf der Legionen brach und den Weg nach Rom offen legte. Ja, meine ohnedieß lebhafte Phantaſie war noch thätiger, und wenn ich träumend vor mich hinſchaute, vermochte ich es, die in dem Engpaß drüben bei den Hügeln Eingeſchloſſenen zu ſehen, ſowie die Schaaren verzweifelnder römiſcher Reiter, die in die Fluth gedrängt, maſſenhaft ihren Tod fanden.

Später habe ich noch öfters dieſen Weg gemacht und dabei ſtets eine merkwürdige Aehnlichkeit zwiſchen der Landſchaft, beſonders von Perugia bis Foligno, und den Hintergründen vieler Raphael'ſcher Bilder gefunden: die weiche ſanfte Form der Hügel, einzelſtehende Bäume und Sträucher, als wären ſie hier nach der Natur gemalt, die gleiche leuchtende, in's grünliche ſpielende Luftfläche mit ein paar weiß ſchimmernden Wölkchen. Oft ſah ich dieſen Hintergrund ſo fertig vor mir ſtehen, daß ich unwillkürlich ein Bild mit der heiligen Familie daraus formte.

Nachmittags zu guter Zeit kamen wir nach Terni, wo Souper und Nachtquartier beſtellt wurde, obgleich es im Reiſeplan lag, ſogleich nach erſterem wieder aufzubrechen, und geſchah dieß der Vorſicht halber, da der Weg über Narni und Otricoli damals zu den verrufenſten gehörte und es nicht unnöthig früh bekannt werden ſollte, daß der Kronprinz noch in der Nacht weiter fahren würde. Wir hatten einen herrlichen Abend und habe ich den wundervollen Waſſerfall bei

Terni, wohin wir ſogleich auf kleinen einſpännigen Wagen fuhren, nie prachtvoller glänzen ſehen. Es iſt unſtreitig der ſchönſte in Europa, bedeutender und maleriſcher ſelbſt als der berühmte Waſſerfall bei Schaffhauſen, wozu hier, die theils mit reizender Vegetation geſchmückte, theils wild zerklüftete Landſchaft das ihrige beiträgt. Eine ſchöne Straße führt das wilde Neratthal aufwärts, wo Burgen, Villen und Klöſter zwiſchen Wäldern von Maulbeer, Kaſtanien und Korkeichen verſteckt liegen, während ſich am Wege Rebenguirlanden von einem Baum zum andern ſchlingen. Schon von Weitem hört man das mächtige Brauſen des niederſtürzenden Waſſers und ſteht endlich, in Bewunderung verſunken, vor den ſteil abfallenden, wunderlich geformten Tuffwänden, über welche die Waſſermaſſen des Velino mit donnerähnlichem Getöſe in drei Abſätzen niederſtürzen.

Entzückt von dem wunderbaren Schauſpiel kamen wir bei anbrechender Nacht nach Terni zurück, wo uns im Hotel ein vortreffliches Souper mit ausgezeichnetem Orvieto erwartete, was unter großer Heiterkeit und mit Zuthat verſchiedener Flaſchen Monteſiascone bis zur ſchicklichen Zeit der Abfahrt in die Länge gezogen wurde.

Dann ertheilte ich dem mich erſtaunt mit offenem Munde anſtarrenden Wirth, der zugleich Poſthalter war, den Befehl zur raſchen Abreiſe und da ihm ſelbſtredend ſein Nachtquartier nebſt reichlichem Trinkgeld bezahlt wurde, ſo gieng

alles recht flink von ſtatten, und ließ ich kurz vor der gemeinſchaftlichen Abfahrt einen Reitenden vorausgehen, um auf der nächſten Station die nöthigen Pferde zu beſtellen. Es waren prächtige Kerls, dieſe Poſtillone hier, die ſelbſt beim dreiſpännigen Zug vom Sattel fahren; junge, hübſche, ſchlanke Burſche, mit der kurzen, verſchnürten, kleidſamen Jacke in enganliegenden Beinkleidern, aus deren Taſche ſtets der Griff des dolchartigen Meſſers hervorſchaut; ſie trugen den leicht zugeſpitzten Hut zuweilen mit Bändern umwickelt, auch wohl mit Blumen oder einem Madonnenbilde geſchmückt, das ſchwarze Haar in Zöpfen geflochten an den Schläfen niederhängend, kurz ſie waren coſtümirt, um mit der Zuthat eines Gewehrs über die Schulter die ſchönſten Räubergeſtalten abzugeben. Häufig ſtanden ſie auch mit dieſen inſofern in Verbindung, als ſie beim erſten Ruf den Wagen anhielten, um ihren Freunden das Geſchäft zu erleichtern; öfters geſchah es mir, daß wenn ich vor dem Einſteigen die Reiſepiſtolen abſichtlich genau unterſuchte, der Poſtillon ſchmunzelnd fragte: „per i ladri, signor?“ worauf ich ihm dann zur Antwort gab: „no caro mio, pel postiglione, che non fa il suo dovere“ — ein Beſcheid, der ihn veranlaßte, ſich laut lachend in den Sattel zu ſchwingen und im vollen Galop abzufahren.

Unſer Courier war unterdeſſen unter lautem Halloh fortgeritten, und fand ich auf der nächſten Station bei unſerer

Ankunft ſchon einige ſchlaftrunkene Vorbereitungen zur Weiterbeförderung, bei der zweiten aber, wo ich uns gleichfalls hatte anmelden laſſen, lag alles noch im tiefſten Schlafe, und ich fand nur unſern Courier, der ſchon vor einer halben Stunde hätte da ſein können, beſchäftigt, an der Thür des Poſthauſes Lärm zu machen, als wenn er eben erſt angekommen wäre, auch ſah ich nirgends ein Pferd, das er am Eingang des Orts bei einem Bekannten eingeſtellt haben wollte. Das war mir verdächtig, weßhalb ich, nachdem der nächſte Courier abgefertigt war, und wir unſere Fahrt fortgeſetzt hatten, behutſam den Schlag unſerer geſchloſſenen Kaleſche öffnete, mich auf den Tritt hinausſchwang, um dann hinter den Wagen blickend, meinen Poſtillon zu ſehen, der ſtatt uns voraus durch Dünn und Dick zu galopiren, bequem hinten auf dem Trittbrette ſaß. Vor der Station ſprang er dann hinunter und wußte wahrſcheinlich das Poſthaus auf Nebenwegen raſcher als wir zu erreichen; wenigſtens lag auch hier alles im tiefſten Schlafe, und als endlich der Stall geöffnet wurde und er mir die gleiche Lüge von ſeinem Pferde, das bei einem Bekannten eingeſtellt ſei, aufbinden wollte, packte ich ihn empört am Kragen, ſchüttelte ihn derb und warf ihn rückwärts in einen der Stände hinein, was mir aber beinahe ſchlecht bekommen wäre, denn der Kerl ſprang wüthend auf, zog ſein Meſſer und wollte auf mich eindringen, doch während ich ihm meine Piſtole entgegen-

hielt, wandte ich mich an seine Kameraden, die gleichfalls zu murren anfiengen und hielt ihnen in sehr schlechtem Italienisch eine sehr schöne Rede, worin ich es eines Römers unwürdig erklärte, solchergestalt einen Fremden zu betrügen — „was gewiß keiner von euch gethan hätte!" — schloß ich, überzeugt daß jeder dieser Hallunken es gerade so gemacht hätte.

Doch war der Courier von nun an flink voraus und die frischen Pferde standen meistens schon bereit, wenn wir ankamen.

In Civita Castellana blieben wir nochmals über Nacht und da wir am andern Morgen sehr frühe aufbrachen, so fuhren wir schon um Mittag in die Campagna di Roma hinab. Es war Winters, ich glaube am 23. Dezember, weßhalb alle Vegetation erstorben war, und obendrein verhüllte ein leichter Regen die Landschaft, was alles zusammen den melancholischen Eindruck dieser großartigen Wüste noch vermehrte; wie ein verschleierter Grabhügel starrte der einsame Soracte empor, undeutlich erschienen auf der andern Seite die schneebedeckten Höhenzüge der fernen Apenninen und die unendlich erscheinende Ebene vor uns zeigte sich unter dem grauen Himmel bei mangelndem Sonnenlichte gänzlich farblos, nur wie ein Gemisch von trübem Licht und tiefem Schatten.

Trotz alledem aber bestieg ich in Storta den Kutscherbock unserer Kalesche, um mit meinen Gedanken allein zu sein, sowie auch um die Kuppel der Peterskirche allmählig aus dem

um eine Stunde vorrücken laſſen, denn er fürchte, einmal draußen vor der Rhede würde ſämmtlichen Paſſagieren der Appetit vergehen. Und der Mann hatte furchtbar Recht. Kaum hatten wir das Ufer eine halbe Stunde verlaſſen, ſo fing das Schiff an ſich zu bäumen, ſich rechts und links zu wälzen, daß Niemand, der nicht Seemann war, auf ſeinen Beinen ſtehen konnte. Dazu hatten wir ſcharfen Wind, der uns von der Seite kam. Das Tauwerk pfiff, das Schiff krachte und ſtöhnte, daß es zum Erbarmen war. Und erſt die Paſſagiere! Ich will euch verſchonen mit der Erzählung des Elends und der Verwirrung, die etwa zweihundert Menſchen anzurichten im Stande ſind, wenn ſie von der Seekrankheit überfallen werden. Auch dem Major half ſeine eiſerne Conſtitution nichts, und das — du wirſt mir verzeihen lieber Freund — war eigentlich ein Troſt für mich. So dampften wir dahin, den langen lieben Tag hindurch, und die noch langweiligere Nacht immer elend, immer krank, und wenn Morgens der erſte fahle Tagesſchein zu dem kleinen Kajütenfenſter hereindrang, ſo hatten wir das Gleiche vor uns wie geſtern. Das dauerte dreimal vierundzwanzig Stunden, bis endlich am vierten Tage die See ein wenig ruhiger wurde, das Schiff nicht mehr ſo furchtbar nach allen Richtungen ſchwankte und die Paſſagiere anfingen, aufzuſtehen und herumzukriechen, etwa wie die Fliegen im Spätherbſt, wenn der Strahl der Mittagsſonne ſie etwas erwärmt hat.

„Der Major und ich hatten während der Zeit nicht viel zuſammen geſprochen. Jetzt aber verſuchte auch er es, aufzuſtehen. Er lag über mir, rutſchte von ſeinem Lager herab und ſetzte ſich neben mich. Er ſah jammervoll elend aus und war nur noch der Schatten des Majors. Wir kommen jetzt nach Malta, ſagte er, vielleicht finden wir dort unſeren guten Freund, Sir Robert, mit ſeinen beiden Töchtern.“

Nebel aufſteigen zu ſehen. „Ecco Roma, signor!“ rief endlich der Poſtillon ſich zu mir umwendend, und dann ſah ich es vor mir liegen, allerdings nur ein unbeſtimmter nebelhafter Streifen, am äußerſten Rande der ungeheuren, wellenförmigen Ebene, langſam wachſend und aufſchwellend, jetzt mit einem dunklen Punkt in der Mitte — die Peterskuppel; dann wurden die Häuſermaſſen erkennbar, zwiſchen ihnen Kirchen und Paläſte und, immer höher über ihnen emporragend, der gewaltige Sankt Peter in ſeiner erhabenen Majeſtät. Bei Ponte Molle fuhren wir über den gelben Tiber und waren eine halbe Stunde ſpäter innerhalb der Stadtmauer — in Rom! —

Das oft Gehörte, daß uns Rom bei dem erſten Anblick ſchon ſo bekannt vorkommt, uns faſt heimathlich anmuthet, erfuhr auch ich, nachdem wir kaum durch die Porta del Popolo eingefahren waren und ich auf dem Platze des gleichen Namens die ſtrahlenförmig einmündenden drei berühmten Straßen, Babuina, Corſo und Ripetta vor mir ſah. Doch trugen auch zu dieſem Eindrucke die oft geſehenen Abbildungen der drei Straßen bei, und entlockte es mir hier ein freudiges Lachen, als ich an eine Stuttgarter Theaterdekoration dachte, welche den Platz und die Straßen in menſchenleerſter Einſamkeit zeigte und ſtets in „Don Juan“ vorkam, während Leporello ſeine ominöſe Liſte vorträgt; auch der Monte Pincio, der ſich zu meiner Linken mit ſeinen prachtvollen

Wegen, breiten Treppen, dunklen Gebüschpartien und hochragenden Pinien zeigte, war mir aus Bildern bekannt genug, und freute ich mich sehr dieser angenehmen Nachbarschaft, als wir in den Hof des palastähnlichen Hotel Meloni, dicht am Fuß desselben gelegen, einfuhren.

Der Kronprinz bezog im ersten Stocke eine elegante Zimmerreihe und, da auch wir so behaglich als möglich untergebracht waren, schwebte ich bei der herrlichen Aussicht, Rom auf die angenehmste Art sehen und genießen zu können, in einem leicht begreiflichen Freudenrausche.

Herr von Kolb, der württembergische Konsul, empfieng uns am Thore des Gasthofes, ein gefälliger liebenswürdiger Mann, dem Rom durch langjährigen Aufenthalt zu einer zweiten Vaterstadt geworden war, traf auf's sorgfältigste und umständlichste alle Anstalten, um uns durch richtige Zeiteintheilung und Führung alles Sehenswürdige so nützlich als bequem erreichbar zu machen und, wenn er den Kronprinzen nicht selbst begleitete, so übergab er uns der umsichtigen Leitung eines lieben Freundes, des dänischen Konsuls Bravo, eines guten vortrefflichen Mannes, dem ich auch bei späteren Besuchen Roms stets zu großem Danke verpflichtet wurde. Beide sind unterdessen gestorben, doch wird ihr Andenken von all den Vielen, denen sie in gleicher liebenswürdiger Weise mit Rath und That an die Hand giengen, hoch und werth gehalten werden.

Im Hause des Herrn von Kolb, der, wie auch Bravo unverheirathet war, sah man allabendlich die behaglichsten Räume mit Spieltischen und einem einfachen Büffet ausgestattet, wo sich deutsche Reisende, die ihm vorgestellt und von ihm eingeladen waren, auf die angenehmste und ungezwungenste Art zusammen fanden. Häufig war Kolb nicht einmal anwesend, um die Gäste zu empfangen, erschien oft sehr spät, oft auch gar nicht, und da er sich auf diese Art selbst keinen Zwang anthat, so machte er auch für seine Eingeladenen Alles so zwanglos wie möglich.

In gleicher Weise wie in Florenz besorgte ich auch hier die zahlreichen Besuche des Prinzen und bedaure nur, die Liste derselben nicht aufbewahrt zu haben. Wie reich und interessant war sie an berühmten Namen aus den Kreisen der hohen und höchsten Geistlichkeit, der Künstler aller Art, der Fürsten und hohen Würdenträger der Kirche. Vielen hatte ich auch später die Ehre persönlich vorgestellt zu werden oder sie in ihren Ateliers kennen zu lernen, und erinnere ich mich noch deutlich der ehrwürdigen Gestalt des damaligen Kardinals und Staatssekretärs Lambruschini, sah auch Monsignore Antonelli und vergesse nie eines hochinteressanten Besuches bei Kardinal Mezzofanti, dem gewaltigen Sprachkundigen, der uns besonders dadurch in Erstaunen setzte, daß er nicht nur das Deutsche geläufig sprach, sondern auch die Eigenheiten des Nordens und Südens „eine jute Jabe" des

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20807 / 073

Berliners von dem „iſcht“ und „biſcht“ des Schwaben genau zu unterſcheiden wußte. Der Kardinal war von mittelgroßer, ſchmächtiger Geſtalt, mit feinen klugen Geſichtszügen, ruhig blickenden Augen und von ſehr freundlichem Weſen, er ſprach leiſe und beſcheiden und ließ ſich das, was er uns von ſeinen Sprachkenntniſſen preisgab, gewiſſermaßen abnöthigen.

Nur zu bald riefen die Viſitenkarten des Kronprinzen einen wahren Strom von Einladungen hervor; doch die eigenartige Zuſammenſetzung der damaligen römiſchen Geſellſchaft war die intereſſanteſte und maleriſchſte, die man ſich nur denken kann. Wir fuhren dann gewöhnlich aus, begleitet von Fackelträgern zu Pferde und eskortirt von päpſtlichen Dragonern. Am Fuß der ſchönen Marmortreppen, die mit Teppichen belegt waren, wurde der Kronprinz von dem Feſtgeber empfangen und hinauf zu den Damen des Hauſes begleitet, die ihm bis zur Thüre entgegengiengen. Wir kamen begreiflicherweiſe äußerſt beſcheiden hintendrein, und daß es uns hier in der fremden Geſellſchaft häufig wieder gelang „die Wände zu tapezieren“, machte mir durchaus keinen Kummer, denn es gab mir dieß die beſte Gelegenheit, von der Ferne meine Beobachtungen anzuſtellen; wie verwunderlich erſchienen mir würdige Kardinäle in ihren violettſeidenen Gewändern, auf dem Haupte das rothe Käppchen, oder Monſignoren, Abbaten und andere hohe Geiſtliche in ſchwarzen Talaren mit gleichen ſeidenen oder farbigen

Mäntelchen, bald dort am Spieltiſche ſitzend, bald hier mitten im glänzenden Getreibe des Balles, höchſt vertraulich mit einer der Damen plaudernd, auch wohl irgend eine blendend ſchöne Römerin am Arm, mit dem ſtolzen Gefühl eines Bevorzugten durch die Säle ſchreitend; dazu leuchtende Uniformen aus aller Herren Länder, mitunter auch ſolche, die in der Phantaſie des Betreffenden entſtanden und weder in irgend einer Armee noch in irgend einem Civildienſte gebräuchlich waren. Hier ſah ich auch zum erſten Male Römerinnen von wirklich berauſchender Schönheit, herrliche Köpfe mit jenen wundervollen, träumeriſch blickenden Augen, deren plötzliches Erwachen ſo gefährlich iſt, beſonders wenn dabei ein bedeutungsvolles Lächeln um die feinen, friſchen Lippen ſpielt. Man ſagt den Römerinnen nach, häufig ſei die herrlich geformte Büſte zu ſchwer für die ganze Geſtalt und wenn dieß auch in der That zuweilen der Fall iſt, ſo doch in keiner Weiſe ſtörend, ja eine ganz eigene, ich möchte ſagen, gediegene und behagliche Wirkung hervorbringend. Daß hier auf den Bällen und Feſten aller Art die äußerſt zahlreichen Fürſtinnen, Marquiſen und Gräfinnen, die reichen Fremden der verſchiedenſten Nationalitäten in den prachtvollſten Toiletten erſchienen, verſteht ſich von ſelbſt, doch war es auch bei dieſen Geſellſchaften, wie bei denen, aller anderer größerer und kleinerer Städte, eine glich der anderen, äußerlich wie innerlich, ſo daß ſie bald für die ruhigen und, ich möchte

ſagen, beinahe theilnahmloſen Beſchauer, worunter ich mich vor allen Dingen rechnen mußte, viel an dem anfänglichen Intereſſe verloren.

Ueberhaupt will ich hier geſtehen, daß all dergleichen rauſchende Vergnügungen, beſonders Ballfeſte, mir von jeher nur ſo lange amüſant erſchienen, als ich vom Anblick derſelben etwas lernen konnte, oder als ich das Getreibe ſelbſt für mich zu eigenthümlichen Bildern formte. Da ich in der Jugend keine Gelegenheit hatte, das Tanzen recht zu erlernen, ſo habe ich dieſe edle Kunſt auch nie mit Vorliebe betrieben, begnügte mich an der Unterhaltung, ſowie am Zuſchauen, wobei mir, wie vorhin ſchon bemerkt und ebenſo, wenn ich im Theater die Muſik einer bekannten Oper halb träumend auf mich einwirken ließ, häufig die gelungenſten Fortſetzungen einer Arbeit, mit der ich gerade beſchäftigt war, in den Sinn kamen, ja ſich ſchwierige Verwicklungen, über die ich lange vergeblich nachgedacht hatte, leicht und fließend auflöſten.

Da ich nun auch hier in Rom bei dieſen Bällen und Soireen bald für mich nichts Neues mehr fand, ſo zog ich mich ſachte zurück, wie ich auch in Florenz gethan, und wurde mir das um ſo leichter, als unſer ſparſamer Reiſechef, wenn ich zu Hauſe blieb, nur einen Wagen für nöthig fand, während ſonſt zwei dieſer in Rom ſo theuren Equipagen gebraucht werden mußten; auch der Kronprinz in ſeiner Güte ließ mir Abends gern meine Freiheit, welche ich dazu benutzte,

die kleineren Volkstheater zu beſuchen oder mich im Kaffee Greco mit den Künſtlern zu unterhalten, und mit ihnen die kleinen Trattorien zu beſuchen, wo am lodernden Herde häufig im gleichen Gemache irgend eine römiſche Speiſe zubereitet wurde, zu der wir aus ſtrohumflochtener Flaſche vortrefflichen italieniſchen Wein tranken.

Darüber mußte ich nun am andern Morgen bei meinem täglichen Rapport, der auch hier ſelten ausfiel, umſtändlichen Bericht erſtatten, was ich denn auch im Intereſſe jener Künſtler that und wobei ich dem Prinzen diejenigen bezeichnete, die in ihren Ateliers zu beſuchen wären. Dagegen erzählte er mir gern und ausführlich von ſeiner geſtrigen Soiree, ob er ſich amüſirt oder gelangweilt habe, und ließ es dabei an intereſſanten und oft ſehr wahren Schilderungen nicht fehlen. Gar zu gern würde er mich hie und da auf meinen Exkurſionen begleitet haben, doch mochte ich ihn der Verantwortung wegen nicht dazu ermuthigen und hatte auch unſerem etwas ängſtlichen Reiſechef in dieſer Richtung ein feſtes Verſprechen gegeben. Dagegen vermittelte ich es häufig, daß Künſtler oder empfohlene Fremde zur Tafel geladen wurden, bei der wir an dem vortrefflichen Bravo einen faſt täglichen Gaſt hatten, der uns neben ſeinem ſonſtigen angenehmen Weſen auch dadurch amüſirte, daß er dem ausgezeichneten Menu des Gaſthofes ſtets die vollſte Anerkennung zu Theil werden ließ.

So näherten ſich die belebten Tage des Karnevals und kurz vor der berühmten Woche wurde der Kronprinz zu einer Audienz bei dem Papſte Gregor XVI. eingeladen. Wir hielten unſere Auffahrt an der großen Treppe des Vatikans ſo pompös als thunlich, trugen mehr und minder glänzende Uniformen, wobei ich mir in meinem hellblauen mit Silber allzureich geſtickten Rock, weißen Kaſchemirbeinkleidern, mit dem bordirten zweiſpitzigen Hute, einer etwas weißen Straußenfeder und einem Degen ſehr ſtattlich vorkam. Vor dem Appartement Seiner Heiligkeit wurde der Kronprinz von ſehr beſchäftigt thuenden Geiſtlichen mit ehrerbietiger Kniebeugung, wozu ſie ihre Mützchen abnahmen, empfangen. Dann öffneten Palaſtdiener, dem Namen nach päpſtliche Reitknechte, in ihren maleriſchen Coſtümen, Leibrock von dunkelrothem Seidendamaſt mit lang herabhängenden aufgeſchlitzten Oberärmeln, worunter grauſeidene, enganliegende Aermel hervorſchauten, die ſchwervergoldeten Flügelthüren zu einem Vorſaale. Dieſer war ein hochgewölbtes weites Gemach, hatte nur ein einziges großes Fenſter und war dadurch, ſowie auch durch die dunkle Farbe der koſtbaren Gobelins an den Wänden von ſtrenger, faſt düſterer Wirkung, welche noch erhöht wurde, da ſich ſtatt beweglicher Sitzgelegenheiten und dergleichen nur einige langgeſtreckte Bänke ringsumher befanden. In einem hohen Kamin brannte ein helllohderndes Feuer und beleuchtete auf's maleriſchſte einige dort befindliche Monſignori und ſonſtige

hohe kirchliche Würdenträger mit ſchwarzen und farbigen Talaren, ſowie gepanzerte Schweizer-Hellebardiere an der andern Flügelthüre, durch welche wir nun in ein helleres unmittelbar vor dem Empfangsſaale Seiner Heiligkeit befindliches Gemach traten.

Hier waren Mönche verſchiedener Orden, an den hohen und weiten Fenſtern ſtanden plaudernd ein paar Kardinäle, und päpſtliche Kämmerer gleichfalls in geiſtlichen Gewändern führten den Kronprinzen mit ehrfurchtsvoller Verbeugung nach dem Hintergrunde des Saales, wo ſich drei Thüren befanden, eine mittlere große, und rechts und links je eine kleinere. Herr von Kolb, der uns bis hieher begleitet, hatte uns ſchon von dieſen drei Thüren erzählt, daß bei Audienzen die große mittlere nur für gekrönte katholiſche Häupter geöffnet werde, bei andern hohen Perſonen in gleicher Religion die rechts gelegene, bei uns armen Ketzern aber nur die der linken Seite. Und ſo war es auch; ich kann dagegen verſichern, daß der Empfang Seiner Heiligkeit, auch wenn wir durch die große Mittelthüre eingelaſſen worden wären, nicht freundlicher, ja herzlicher hätte ſein können; er gieng dem Kronprinzen und alſo auch uns raſch einige Schritte entgegen, reichte ihm beide Hände, und als wir ihm der Reihe nach vorgeſtellt wurden, gab er jedem von uns ſeine Rechte ſymboliſch zum Kuſſe, doch zog er ſie freundlich nickend bei dem Verſuche dazu ſogleich wieder an ſich und begann dann,

„Vielleicht? fragte ich erſchrocken. Denn ich muß geſtehen, daß der einzige Troſt in meinem dreitägigen Leiden der war, bald das Land zu betreten, wo Miß Thereſe weilte, und wo ich ſie, wenn auch nur aus der Entfernung, ſehen würde.“

„Kann der General nicht ſeine Reiſeroute geändert haben? meinte der Major. Der Dampfer, auf den er ſich eingeſchifft, blieb einen Tag in Malta liegen und ging alsdann über Gibraltar nach Liverpool. Auch wird den in England ankommenden Reiſenden dieſe Seereiſe als ganze Quarantaine angerechnet. Wir müſſen auf Alles denken.“

„Ich habe nur einen Gedanken, entgegnete ich mit ſchwacher Stimme: Miß Thereſen wieder zu ſehen.“

„Ich hoffe auch, daß mich Ellen freundlich begrüßen ſoll, und ich hoffe, daß ſie auf Malta ſind. Aber wir müſſen einen Plan machen und ihn feſthalten.“

„Welchen Plan und wozu?“

„Meinſt du vielleicht, erwiderte der Major, ich hätte Luſt, dem alten Indier einen Gefallen zu thun, um als ein lächerlicher Menſch vor ihn hinzutreten, der in Alexandria zurückbleiben mußte, weil man ihm ein Brechmittel eingegeben? Pfui Teufel! Du liebſt wie ich; davon bin ich überzeugt. Aber glaube mir, ridicul zu ſein, iſt in der Liebe das Schlimmſte, was einem begegnen kann. Wir ſollten lächerlich gemacht werden, und das von uns abzuwälzen, muß unſere eifrigſte Sorge ſein.“

„Aber die Sache iſt einmal geſchehen und läßt ſich nicht ändern.“

„Aber läugnen!“

„Pah! Glaube mir, der alte General hat unſerem jämmerlichen Aufzuge hinter irgend einem Kajütenfenſter wohlgefällig zugeſchaut.“

„Gleichviel; willſt du mich machen laſſen und nach meiner

während er mitten zwiſchen uns trat, auf die unbefangenſte und leutſeligſte Art eine Konverſation in italieniſcher Sprache mit allerlei ſcherzhaften Wendungen, über die er aber ſelbſt am herzlichſten lachte. Gregor XVI., damals ſchon über ſiebzig Jahre alt, war von kleiner, ſchmächtiger, faſt unbedeutender Geſtalt, wankte ein bischen hin und her, wenn er gieng, und trug den Kopf etwas vornüber geneigt,. ſeine Geſichtszüge waren angenehm und drückten Wohlwollen aus, wurden aber etwas entſtellt durch eine ſehr lange, vornen fleiſchige und geröthete Naſe, Symptome eines Leidens, an dem er ſchon ſeit Jahren erkrankt war und bei dem er von einem deutſchen Arzte, Doktor Ahlert, behandelt wurde; die Augen blickten ſanft und, wenn er erzählte, erglänzten ſie ſchalkhaft. Seine Heiligkeit trug ein weißes Gewand, das bis auf die rothſammtenen, mit einem goldenen Kreuz geſtickten Schuhe reichte, und die Mitte ſeines weißen Haares deckte ein gleichfalls rothes, kleines Käppchen.

Er erkundigte ſich, ob wir auch recht fleißig geweſen wären in Beſuchen der merkwürdigen Kirchen Roms, beſonders Sankt Peters, wo wir gewiß mit Intereſſe ein paar der kurz vorher ſtattgehabten Feierlichkeiten, eine große Meſſe von ihm ſelbſt celebrirt, ſowie die Einführung einiger Kardinäle, mit angeſehen hätten, wartete aber darauf, wie es hohe Perſonen häufig zu machen pflegen, ſelten eine genügende Antwort ab, ſondern ſagte ſelbſt: „Si, si, credo, credo,“

und begann dann händereibend vom Karneval als der größten Beluſtigung ſeiner guten Römer und Römerinnen zu erzählen, ſchilderte uns den Lauf der Barberi, das luſtige Getümmel auf dem Corſo, wobei höchſt ſelten ein Unglücksfall oder ſonſtiges Unangenehmes vorkäme, da ſeine Römer das artigſte und höflichſte Volk, beſonders gegen Fremde ſeien — „brave Leute“ — ſagte er — „mäßig ſelbſt in ihrer Luſt und folgſam der Obrigkeit; denn wenn am letzten Abend des Karnevals, dem Moccolettiabend, wo es mit den Tauſenden von brennenden Lichtchen allerdings etwas toll herzugehen pflegt, meine Dragoner endlich in den Corſo einreiten, um der Luſt ein Ende zu machen, ſo brauchen ſie nur hie und da in die Maſſen hineinzurufen: ‚Adesso, brava gente, è tempo di smorzare i lumi!‘ und die Lichter werden ausgelöſcht und alles zieht ruhig nach Hauſe.“

Dieſes smorzare i lumi, das der Papſt mit ganz beſonderer Heiterkeit betonte, brachte auch uns, wie ich ſchon früher erwähnt, zu einem herzlichen Lachen, in das Seine Heiligkeit, überzeugt, daß nur ſeine humoriſtiſche Erzählung daran ſchuld ſei, auf's kräftigſte und anhaltendſte mit einſtimmte.

Dann entließ er uns, indem er zuerſt jedem von uns die Hand reichte, und dann, ehe er weggieng, mit der Rechten, an der er den Fiſcherring trug, das Zeichen über uns machte. Dreißig Jahre ſpäter hatte ich die Ehre, hier

im Vatikan abermals bei einer Audienz zugelassen zu werden. Es war im Jahre 1874, wo uns Seine Heiligkeit, Pius IX., eine große Gesellschaft der verschiedensten Nationalitäten, hauptsächlich Deutsche, Engländer und Nordamerikaner, empfieng. Statt aber in den eigentlichen Thronsaal, wurden wir in die neben dem vorhin beschriebenen Vorsaal liegende sogenannte Blumengallerie geführt, ein langer, schmaler, hoher und durch eine ganze Reihe von Fenstern freundlich erhellter Raum, gegenüber dem Bogen Raphael's gelegen, und waren hier die Wände mit zarten blumigen Arabesken, durch welche zierliche Vögel schlüpfen, bedeckt. Es war uns angedeutet worden, beim Eintreten Seiner Heiligkeit niederzuknieen, und als nun die Flügelthüren aufgerissen wurden und ein vorauseilender päpstlicher Kämmerer mit lauter Stimme „sua santita" ankündigte, machten wir auch schleunigst alle Anstalten dazu, doch lief in diesem Augenblick ein höherer Geistlicher bei uns vorbei, um mit Wort und Pantomime anzudeuten, daß wir nicht niederknieen, sondern uns nur verbeugen sollten. Dann erschien der Papst, gleichfalls weiß gekleidet, wie sein Vorgänger, auch mit rothsammtenen Schuhen und dem rothen Käppchen; dicht hinter ihm wurde der große purpurrothe Hut mit goldener Verschnürung getragen und dann kam ein ansehnliches Gefolge von Kardinälen, geistlichen Würdenträgern aller Art, Mönche der verschiedenen Orden, Dienerschaft und Hellebardiere, die aber alle am Ende der

Gallerie ſtehen blieben, während der Papſt allein vorſchritt, an der einen Reihe hinauf, an der andern hinunter. Wie ehrfurchtgebietend und doch wieder wohlwollend und vertrauenerregend erſchien die noch immer impoſante Geſtalt des heiligen Vaters, das freundliche Lächeln um ſeine Lippen, der helle Blick der großen ſchönen glanzvollen Augen!

Trotz des Gebotes hatten ſich manche auf die Kniee geworfen, ja ein paar Damen rutſchten aus der Reihe hervor, um ihm den Fuß zu küſſen, während wir Uebrigen eine tiefe verehrungsvolle Verbeugung machten. Jedem reichte er die Hand mit dem Fiſcherringe, duldete auch einen Kuß, ſelbſt von den Lippen ſchöner Damen, und als er zu mir kam, ſchaute er mich einen Augenblick an, und ſagte in italieniſcher Sprache: „Auch Sie ſind Amerikaner?“ worauf ich ihm zur Antwort gab: „Nein, heiliger Vater, ich bin aus Württemberg.“

„Ah, aus Württemberg!“ rief er mit heiterem Lächeln und plötzlich franzöſiſch redend, „es iſt ein gutes Land, das Württemberg, und ich kenne auch Ihren König, der mich hier beſucht hat, woran ich mich gern erinnere.“

Dann ſchritt er kopfnickend weiter, um dann in die Mitte der zahlreich Verſammelten zu treten und, nachdem er wohlwollend und freundlich ringsum geſchaut, in hellem, kräftigem und angenehm klingendem Tone zu ſagen: „Maintenant je vous donne ma bénédiction générale.

Comme la plupart de vous sont protestants, je vois que vous avez apporté des chapelets pour faire plaisir à vos amis catholiques, je veux les bénir et je veux aussi vous donner ma bénédiction, afin que vous receviez la lumière, qu'il vous faut, pour reconnaître la vérité!" —

Jedenfalls war der heilige Vater an diesem Tage sehr gut gelaunt, oder hielt es für unerlaubt, uns als unschuldige Ketzer für die sogenannte Verfolgung der katholischen Kirche verantwortlich zu machen. Genug, er ertheilte uns den päpstlichen Segen, was, wie ich nicht verhehle, auch auf mich von ergreifender Wirkung war, sagte mit lauter Stimme „addio" und verließ mit seinem Gefolge die Blumengallerie. Daß wir ihm, sobald als es schicklich war, eilig folgten, sämmtliche Damen voraus, ist selbstredend, und erreichten wir auch jenen oben erwähnten Vorsaal früh genug, um seine Heiligkeit, die unterdessen in einem benachbarten Gemach eine weitere Audienz gehalten, nochmals an uns vorübergehen zu sehen; doch schritt ihm hier ein großer, finster blickender Monsignore voraus, der den Versammelten im Gegensatze zu der früheren Begegnung zuherrschte, niederzuknieen, was ich aber hier, so bereitwillig ich mich auch vorher dieser Ehrenbezeugung unterzogen hätte, durch rasches Zurücktreten vermied.

Papst Pius pflegt diese Audienzen und Ansprachen bei

ſeinen vormittäglichen Spaziergängen durch den Vatikan zu erledigen, indem ihm bald in dieſer, bald in jener Gallerie, oder in dieſem oder jenem Gemach Andächtige, Gläubige oder Neugierige vorgeſtellt werden, die er theils mit angenehmen Worten wie uns, theils mit ſcharfen Bemerkungen begrüßt. Wenn es auch nicht ſchwer hält, zu dieſen Audienzen zugelaſſen zu werden, ſo muß man doch irgend eine gute Empfehlung haben, wie wir zum Beiſpiel von dem verehrten liebenswürdigen Prior des öſterreichiſchen Kloſters dell' Anima.

Gleich nach Neujahr fängt in Italien die Karnevalsſtagione an, zu der die großen Theater, wenn möglich eine gute neue Oper oder ein paar ältere mit den beſtmöglichſten Kräften, neu und brillant in Scene geſetzt, bringen, die kleineren Bühnen Poſſen, Burlesken, Pantomimen mit den bekannten italieniſchen Maskenfiguren, Arlecchino, Colombine, Truffaldino und Anderem. Die Abendgeſellſchaften mehren ſich dergeſtalt, daß in dieſem Jahre zum Beiſpiel der Kronprinz, um allen Einladungen gerecht zu werden, oft drei bis vier Soireen in einer Nacht beſuchen mußte. Auch gab es ſchon maskirte Feſte, und zu einem derſelben, ich glaube beim Fürſten Torlonia, konnte der Kronprinz nicht umhin im Coſtüm zu erſcheinen, bei welcher Gelegenheit ich mit dem Maler L. Werner, bekannt durch ſeine wundervollen Aquarellen, in nähere Berührung kam, da er beauftragt wurde, dieſes Coſtüm aus dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts

zu entwerfen und anfertigen zu laſſen. Werner hatte eine auffallend ſchöne Römerin zur Frau, mit allen Vorzügen und Schwächen ihrer Landsmänninnen. Mit mäßiger Bildung verband ſie die Grandezza und das imponirende Weſen dieſer merkwürdigen Weiber, ſo daß man ſie, im Wagen ſich fächernd und aus den dunklen Augen ſtolz umherblickend, für eine Herzogin hätte halten können, welche Illuſion aber augenblicklich verſchwand, wenn man ſie reden, hauptſächlich aber mit Nachbarsfrauen oder auch mit dem guten Werner zanken hörte; ſie war luſtig, vergnügungsſüchtig und ſtets zu Allem aufgelegt, man munkelte übrigens auch zu jener Zeit ſchon von kleinen häuslichen Verdrießlichkeiten in Folge ihres wankelmüthigen Temperaments und wußte genau, daß ſie, wie ſo manche römiſche Frauen, einen Verehrer hatte, der unter dem Namen eines Hausfreundes aus- und einging; letzteres verheimlichte ſie auch durchaus nicht und habe ich ſie zu ihrem Mann oft in der naivſten Ruhe ſagen hören: „Don Giovanni war da," oder: „Don Giovanni kommt ſpäter, um mich zu einem Spaziergang auf den Pincio abzuholen."

Sie hatte ein ungemein liebliches Lächeln um die feinen Lippen, wenn ſie irgend einen Wunſch ausſprach, wozu dann die großen römiſchen Augen ſo komiſch demüthig zu blicken verſtanden, und dieß Geberdenſpiel wandte ſie auch eines Tages, als ich da war, gegen ihren Mann an, der aber auf

mich blickend ſagte: „Das iſt unmöglich.“ Da es ſich alſo offenbar um etwas handelte, wozu ich hätte helfen können, ſo ließ ich begreiflicherweiſe mit Fragen nicht nach, bis er mir achſelzuckend bemerkte: „Das iſt wieder ſo eine tolle Weiberidee; ſie möchte einmal mit Ihnen maskirt in einem der Wagen des Kronprinzen nächſte Woche beim Faſching auf den Corſo fahren.“

„Si signor, si signor!“ bekräftigte ſie mit einem ſo demüthig ausſehenden Geſichtsausdruck, daß ich ihr lachend ſagte, daß ſich ihre Bitte doch vielleicht erfüllen laſſe, wenn ich den Kronprinzen darum bitten würde, für den ja einer der ſchönſten Balkone im Corſo gemiethet ſei, weßhalb unſere Wagen öfter nur gebraucht würden, um dorthin zu fahren, auch würde es mir ein Vergnügen machen, ſie zu begleiten, ich wüßte aber nicht, auf welche Art ich mich maskiren ſollte. Leuchteten ſchon ihre Augen bei meinen erſten Worten auf, ſo war ſie mit einem Male die Geſchäftigkeit ſelbſt und bewies mir mit der ungemeinſten Zungenfertigkeit, daß es für mich ein Coſtüm gäbe, das mir bei meiner Geſtalt und jugendlichen Friſche und meinem feinen weißen Teint — ich bitte hier nicht zu vergeſſen, daß ich damals erſt vierundzwanzig Jahre zählte — ganz ausgezeichnet ſtehen würde, ein Coſtüm, wozu auch ſie einiges beitragen könne, ja ein Coſtüm, das ſie auch für ſich ſelber wählen würde, das einer — Traſteverinerin — „einer Minente“, wie es im Volks-

munde heißt — kurz, den Anzug eines römiſchen Mädchens der unteren Bürgerklaſſe.

Daß Werner und ich aus vollem Halſe lachten, iſt wohl begreiflich, doch ließ ſie ſich dadurch nicht abſchrecken, behauptete, ihre Idee ſei reizend, wir beide würden ganz wundervoll ausſehen und ſie wolle jede Wette verlieren, wenn mich irgend Jemand für einen Mann halten würde. „Das Wetter iſt ja warm, wie im Frühling," rief ſie fröhlich aus und ſetzte mit großer Entſchiedenheit hinzu: „Wir fahren decolletirt und mit entblößten Armen." Da ich zu jener Zeit ſehr geneigt war, irgend einen luſtigen oder gar tollen Streich mitzumachen, ſo wurde es ihr leicht mich zu überreden, und da auch endlich Werner, allerdings achſelzuckend, nichts mehr erwiedern konnte oder mochte, ſo verſprach ich denn, ich wolle den Prinzen bei einer günſtigen Gelegenheit um Erlaubniß bitten. Als ich fortgieng, ſagte ſie mir an der Treppe, ich ſolle jedenfalls morgen zu ihr kommen, um ein paar Coſtümſtücke, die ſie noch beſäße, anzuprobiren.

Daß mir der Kronprinz einen der Wagen zu dieſem Spaſſe bewilligen würde, davon war ich überzeugt und irrte auch darin nicht, nur verlangte er lachend zu wiſſen, in welcher Maske ich erſcheinen werde, was ich aber entſchieden ablehnen zu müſſen erklärte. Ich bat ihn, mir auch für ihn eine Ueberraſchung zu geſtatten. Er war überhaupt in

ſolchen und ähnlichen Dingen von außerordentlicher Güte und Liebenswürdigkeit, die ſogar dann häufig nicht verſchwand, wenn man Forderungen an ihn ſtellte, die jeder andere ſeines Ranges unfreundlich und ſogar barſch abgewieſen hätte.

So erlaubte er zum Beiſpiel trotzdem, daß er den Tabaksdampf haßte — er ſelbſt hat erſt viel ſpäter zu rauchen angefangen — nicht nur, daß wir nach dem Diner unſere Cigarren anzünden durften — Maucler, Klein und ich waren leidenſchaftliche Raucher — ſondern ich erinnere mich eines Falles, daß er ſchon zu einer Soiree gekleidet, im ſchwarzen Frack mit Stern und weißer Halsbinde, im Eßzimmer erſchien, deßhalb auch das Rauchen nicht erlauben wollte; doch ließ der Doktor in ſeiner ſchwäbiſchen Offenheit nicht nach und meinte: „Königliche Hoheit brauchen ja nur den Frack wieder auszuziehen“ — was er denn auch wirklich zu meinem allergrößten Erſtaunen und nicht einmal unfreundlich werdend that.

Ueberhaupt war der Kronprinz zu jener Zeit in ſo angenehmer und umgänglicher Stimmung, daß es eine Freude war, an allen Exkurſionen innerhalb und außerhalb der Stadt Theil zu nehmen, und waren dieſe, obgleich höchſt intereſſant und lehrreich, doch zuweilen in nicht geringem Grade ermüdend. Man denke ſich nur unſere Lebensweiſe: häufig wurde Morgens nach dem erſten Frühſtück oft ſchon

Vorschrift handeln, so wollen wir schon mit ihm fertig werden. Aber du mußt mir unbedingt folgen."

„Das that ich denn nun recht gern, denn ich habe unter den vortrefflichen und großen Eigenschaften unseres theuren Freundes namentlich seine Geistesgegenwart und Umsicht anerkannt.

„Das Wetter wurde Nachmittags immer besser; ich wollte auf das Verdeck gehen, doch der Major wünschte, daß ich im Bett bliebe und mich nicht unter den Passagieren sehen ließe. Er selbst stieg anscheinend mühsam die Treppen hinauf, hustete dumpf und hohl, ging gebückt umher und hielt sich das Sacktuch vor den Mund. Ich fing an zu begreifen, was er wollte, und legte mich matt in mein Bett, wie ein Sterbender. Glücklicher Weise für uns und die Komödie, die wir zu spielen beabsichtigten, ging von den übrigen Passagieren nicht ein einziger in Malta vom Schiff. Am anderen Morgen wurden die Bewegungen des Dampfers sanft und schaukelnd, die Ankerkette rasselte nieder, und er schien sich im Anblick der malerisch schönen Stadt kokett und wohlgefällig auf dem tiefgrünen Wasser zu wiegen. Leider konnten wir die prächtig emporsteigenden Festungswerke und die an die Felsen angeklebten Häuser von La Valette und St. Elmo nicht sehen, — ich wenigstens nicht, der ich in meinem Bette lag."

„Der Major ging hustend die Kajütentreppe hinauf und kehrte dann gebückt und schleichend mit dem Schiffsarzte zurück. Dieser war erstaunt, mich so regungslos auf meinem Bette ausgestreckt zu sehen, hütete sich aber wohl, meinen Puls anzufassen. Sie haben Recht, sagte er zu meinem Freunde, das können keine Nachwehen der Seekrankheit sein. Alles Andere auf dem Schiffe ist wieder gesund, sogar die zartesten Damen."

„Und Sie fühlen Schmerzen? wandte er sich an mich.

„Ungeheure! versicherte ich ächzend. — Der Major hatte mich

um neun Uhr ausgefahren, wobei der unerbittliche Doktor Klein mit der Liste der Sehenswürdigkeiten, die jeweilig an die Reihe kamen, bewaffnet war und uns häufig in der unbedeutendsten Kirche selbst dann das Betrachten eines oft geringen Bildes nicht erließ, wenn dazu Lichter angezündet werden mußten; bei weiteren Ausflügen wurde das zweite Frühstück im Wagen oder auch an irgend einem schönen Punkte eingenommen, wobei dann besonders an sonnig warmen Tagen der Kronprinz unter meiner Beihilfe gegen den gestrengen Reisechef konspirirte, indem wir die Kollation so in die Länge zogen, daß die Besichtigung einiger weiteren Kirchen unmöglich war und wir uns mit einer weit angenehmeren Spazierfahrt längs eines Theils der Stadtmauer begnügen mußten; so eines Tages beim Besuche der Grotte der Egeria, wo auch die vortrefflichen Freunde Kolb und Bravo mithalfen, indem der erstere herrliche Weine vorausgeschickt hatte, die, in dem frischen Wasser des Nymphenquells gekühlt, ganz ausgezeichnet schmeckten. Hier darf ich auch unserer entzückenden Fahrt nach Tivoli nicht vergessen, wo uns schließlich der gute Bravo auf den Ruinen durch einen aus Rom mitgenommenen Kartoffelsalat, eine damalige Leibspeise des Kronprinzen, überraschte. Uebrigens war uns das Wetter in jenem Winter so außerordentlich günstig, wie es selten Reisenden zu Theil wird und wie auch ich es mit solch ausdauernder Schönheit nie wieder erlebt habe; wahre

Frühlingstage folgten oft in langen Reihen und in solcher Lieblichkeit aufeinander, daß ich mich nicht erinnern kann, anders als bei Fahrten im offenen Wagen oder bei Nacht einen Ueberzieher gebraucht zu haben. Fast täglich hatten wir mindestens ein paar Stunden Sonnenschein und selbst wenn einmal Regenwetter eintrat, so hatte dieß keine Kälte im Gefolge und, sowie sich wieder der Himmel in tiefem Blau zeigte, erfreuten wir uns auch wieder an entzückend warmem Sonnenschein.

Dabei konnte allerdings in der Besichtigung von Rom und Umgegend, besonders bei all den Erleichterungen, die uns zu Theil wurden, das Möglichste geleistet werden; ich habe aber trotzdem häufig Morgens gezweifelt, ob die große Liste von Kirchen, Palästen, Gallerien und sonstigen Merkwürdigkeiten bis Abends bewältigt sein könne; was aber meistens doch durch unerhörte Ausdauer möglich gemacht wurde, aber nicht ohne uns, mit Ausnahme des Doktors, manch schweren Seufzer auszupressen; überhaupt war das kein genußreiches und lohnendes Sehen, und so oft ich an jene römische Zeit zurückdachte, so flimmerten mir Bauwerke, Bilder, Statuen bunt glitzernd, aber meistens unverständlich wie im Kaleidoskop vor meinen Augen und ich hätte gleich Fausts Schüler den bekannten Ausruf thun mögen. Fehlte es mir doch an der nöthigen Vorbereitung, war mir doch Kunstgeschichte und ähnliche Wissenschaften so fremd als mög-

lich, und wenn ich auch wohl die Namen der großen italieniſchen Meiſter kannte, ſo hatte ich doch von der Vortrefflichkeit ihrer Werke nur einen ſehr ſchwachen Begriff. Auch die liebenswürdige Art, mit der viele der Beſitzer von Villen und Gallerien den Kronprinzen ſelbſt empfiengen, um ihm die Honneurs bei Beſichtigung ihrer Schätze zu machen, ſtörte häufig im ruhigen Betrachten derſelben; denn oft kam man von Lieblingsbildern des Eigenthümers gar nicht mehr weg, oder ein anderes Mal kaum zum Betrachten des Kunſtwerkes, wegen deſſen man gekommen war, wie zum Beiſpiel, bei der berühmten Aurora Guido Reni's im Palaſte Rospigliosi, wo der Kronprinz von dem Fürſten mit ſeinen liebenswürdigen Damen auf den prachtvollen Gartenterraſſen unter blühenden und Früchte tragenden Orangenbäumen ſelbſt empfangen und überall umhergeführt und dann ſchließlich bei dem Frühſtück im großen Saale das herrliche Deckengemälde nur gelegentlich betrachtet wurde.

Ein andermal hatte Konſul Kolb für ein Frühſtück in der berühmten Villa Albani geſorgt, das an einem herrlichen Platze in dem wundervollen Garten ſervirt wurde und wobei die zahlreichen Kunſtſchätze ſo oberflächlich betrachtet wurden, daß, als ich in ſpäteren Jahren zu einer ernſtlichen Beſichtigung hieher kam, mir Alles, mit Ausnahme jenes Frühſtückplatzes, neu und wie nie geſehen erſchien; ebenſo iſt es mir auch mit der reizenden Villa Wolkonsky ergangen,

die gänzlich aus meinen Erinnerungen verwiſcht, erſt ſpäter auf mich einen unauslöſchlichen Eindruck machte. Gibt es doch auch wohl nicht leicht, dicht bei Rom, einen ſtilleren Landſitz, wo alles Ruhe und Frieden athmet. Quer durch die große Beſitzung zieht die maleriſche Ruine einer alten Waſſerleitung, wo jeder der epheuumrankten gewaltigen Bogen als die ſchönſte Einrahmung der dahinter liegenden Campagna, ſowie der fernliegenden tiefblauen Albanerberge dient; dazu die heimlichſten, ſchattigſten Plätzchen, ſtets ſo angelegt, um in träumeriſcher Verſunkenheit jene wunderbaren Ausſichten zu genießen, bald mit Marmorſitzen zwiſchen dichten Orangen- und Citronenbüſchen, bald noch heimlicher in einer kleinen Grotte, wobei das Plätſchern eines Springbrunnens unbeſchreiblich anmuthig wirkt!

Stets, ſo lang ich denken kann, haben mich Naturſchönheiten entzückt, und hat es mir ſchon in früherer Jugend Freude gemacht, irgend einen ſchönen Platz mit eingebildeten Grenzen zu umziehen und durch Bäume und Büſche mit den Umgebungen zu Gartenanlagen umzuſchaffen, dieſelben mit bequemen Wegen zu durchziehen und in der Phantaſie ein hübſches Haus zu erbauen, um es natürlicherweiſe ſelbſt zu bewohnen; Waſſer durfte nicht fehlen, wenn möglich ein klarer Bach, der ſich durch den Raſen ſchlängelte, mindeſtens aber ein hochaufſteigender Springbrunnen; habe ich doch das Alles als Knabe ſchon verwirklicht, indem ich auf einem

wenige Quadratſchuh enthaltenden Raum mit kleinen Steinchen, gelbem Sand, Raſenſtücken, eine ſolche Gartenanlage herſtellte, in der das Waſſer gleichfalls nie fehlen durfte; auch unter dem Weihnachtsbaum führte ich gelegentlich Aehnliches aus, wo an dem grau papierenen, mit Moos beklebten Felſen das Rad einer Mühle durch wirkliches Waſſer getrieben wurde, das ſich dann tiefer unten als feiner Strahl noch zu mäßiger Höhe erhob.

Auch auf dieſer meiner erſten italieniſchen Reiſe habe ich in Villen und Gartenanlagen gediegene Studien gemacht, auch den Kronprinzen dafür zu intereſſiren gewußt, und iſt mir vieles von dem, was ich hier geſehen, was ich in meinen Notizbüchern, wenn gleich flüchtig beſchrieben oder recht ſtümperhaft gezeichnet, ſpäter von großem Nutzen geweſen. Von jeher habe ich für das Leben auf dem Lande geſchwärmt und es mir als höchſtes Glück vorgeſtellt, ſelbſt etwas Aehnliches zu beſitzen, ja ein ſolches Landhaus Sommers und Winters bewohnen zu können, wo ich es mir alsdann als ganz beſonders behaglich vorſtellte, vom lodernden Kaminfeuer hinweg an ein hohes Bogenfenſter zu treten und auf die ſchneebedeckte Landſchaft zu ſchauen — glückſelige Phantaſieen, die auch ſpäter theilweiſe in Erfüllung gegangen ſind!

Nach dieſen häufig ſehr ermüdenden Fahrten und Gängen durch das alte und neue Rom oder von Ausflügen in die Umgebung kamen wir nie vor einbrechender Nacht zurück, um

uns dann bei dem ſtets vortrefflichen Diner, wenn ſolches zu Hauſe eingenommen wurde, wieder auf die angenehmſte Art zu erholen. Oft mußte aber dann gleich nach der Ankunft und ſehr eilig große Toilette gemacht werden, weil auswärts geſpeiſt wurde; ſonſt aber geſchah dieſes Umkleiden faſt jeden Abend nach dem Eſſen, meiſtens um zwei oder drei Soireen nacheinander zu beſuchen, wobei ein einmal ausnahmsweiſe ruhiger Abend wie eine feſtliche Gelegenheit gefeiert wurde.

Zuweilen hatten wir auch einen vollſtändigen Ruhetag, wenn ſich der Kronprinz zu ermüdet fühlte oder wenn das Wetter zu regneriſch und unfreundlich war, da wurden Briefe geſchrieben, auch wohl das Tagebuch vervollſtändigt, auch Beſuche gemacht, nach dem Sankt Peter gefahren, um dort in der majeſtätiſchen prächtigen Halle, wie in milder Frühlingsluft umherwandelnd, die ringsumher aufgehäuften Schätze zu bewundern.

Daß ich am Tage nach meinem Beſuch bei Werners dem Verſprechen gemäß dort wieder erſchien, iſt ſelbſtredend. Ich fand auch Signora Tereſina zu Hauſe und beſchäftigt in allerlei Kleidern und Coſtümſtücken umherzuwühlen, um Paſſendes für unſere Maskerade zu finden. Sie war nicht allein, ſondern es befand ſich eine Dame bei ihr, mit der, als ihrer beſten Freundin, ſie mich augenblicklich bekannt machte: „Signor Cavaliere H.“ — „Signora Nina,“ — eine

prachtvolle Figur, mit der ſchönen vollen Büſte der Römerinnen und wohl proportionirter Länge der ganzen üppigen Geſtalt; trotzdem hatte ſie Füßchen und Händchen, wie ein fünfzehnjähriges Mädchen und etwas ruhig Melancholiſches in den blendend ſchönen Zügen, die bleich, wie ich ſie ſelten geſehen, glattem antikem Marmor zu vergleichen waren, dazu friſche, volle Lippen, die herrlichſten Zähne und wunderbare tiefdunkle Augen unter ſcharf gezeichnet hochgewölbten Brauen. Sie ſprach wenig und hörte faſt nur dem luſtigen Geplauder ihrer ſtets heiteren Freundin zu, darin einen vollkommenen Gegenſatz bildend; nur wenn ich direkt eine Frage an ſie richtete, was ich zuweilen that, gab ſie flüchtig aufblickend eine beſcheidene Antwort, aber ich hatte gerade genug an dieſem flüchtigen Aufblicken, und fühlte ich mich ein paar Mal förmlich darunter zuſammenzucken, was indeſſen auch Signora Werner zu bemerken ſchien, denn ſie umſchlang dann mit einem Blick auf mich ihre Freundin, küßte ſie herzlich und nannte ſie ihre liebe, ſüße Nina, das beſte Herz auf dieſer Welt: „ma poveretta, ma poveretta.“ Dann gieng es an ein Aufſuchen der Coſtümſtücke und wurde mir Manches, ſogar Unausſprechliches anprobirt, aber ſtets als unbrauchbar verworfen, ſo auch ein Mieder der Signora ſelbſt, bei dem ſie aber ſo fröhlich lachend ausrief: „Unten zu eng und oben viel zu weit,“ daß ſelbſt das ernſte Geſicht der Anderen ein leichtes Lächeln zeigte. Kurz, alles war

unbrauchbar, wie ich auch nicht anders gedacht, und ich erklärte mich gerne bereit, Mieder, Rock und was ſonſt nothwendig ſei, machen zu laſſen, doch hatte die Werner einen guten Einfall, als ſie mir ſagte: „Wenden Sie ſich zuerſt an Ihre Wirthin, Madame Meloni, und wenn die von früheren Maskeraden noch etwas hat, ſo kann man es mit wenig Abänderungen paſſend machen," was allerdings richtig war, denn die Genannte war eine große und ſehr ſtarke Dame.

Während dieſes Geplauders erkundigte ich mich auch ſchüchtern, ob nicht auch Signora Nina Luſt habe, die Corſofahrt mitzumachen; doch ſchlug dieſe kopfſchüttelnd ihre Augen nieder und die Andere rief in bedauerndem Tone: „Ach wenn das nur möglich wäre! Ich habe ſie ſelbſt ſchon darum gebeten, ſehe aber gleichfalls ein, daß es nicht geht, daß es ganz unmöglich iſt."

„Die Signora hat vielleicht einen zu eiferſüchtigen Gemahl?"

„Oh, ſchlimmer als das, nach einem eiferſüchtigen Gemahl würde man nicht fragen."

Das erregte meine Neugierde und ich zauderte um ſo eher, wegzugehen, als Signora Nina ſich ſeufzend erhob, ihren ſchwarzen Schleier nahm und denſelben auf dem Kopfe befeſtigte. Ich vergaß zu ſagen, daß auch ſonſt mit Ausnahme einer glühend rothen Camelie, die ſie an der Bruſt trug, nichts Farbiges an ihrem ſchwarzen Anzuge zu ſehen war.

„So, du willſt ſchon gehen, poverina?“ ſagte die Andere, ſie abermals umarmend, „bleibe doch lieber da und laß uns noch etwas zuſammen lachen!“

„Nein, nein, ich muß in die Meſſe, du wirſt auch ohne mich lachen, du Glückliche!“ — dabei ſtreifte mich ein Blick ihres düſtern dunklen Auges.

Signora Tereſina, die das auch bemerkte, lachte laut und herzlich und, nachdem ich die kleine Hand der Weggehenden, die ſie mir darreichte, leicht gedrückt, ſchlang ſie den Arm um den Hals der Freundin und führte ſie zum Zimmer hinaus bis zur Treppe, wo ſie laut plaudernd und die Werner luſtig lachend eine Zeitlang ſtehen blieben. Als dieſe wieder in das Zimmer zurückkam, rief ſie im heiterſten Tone: „Denken Sie nur, die Nina glaubt, ich laſſe mir von Ihnen den Hof machen und hätte Don Giovanni verabſchiedet. Iſt das nicht komiſch, nur ſo etwas zu denken; nein, nein, wir Beide ſind gute Freunde und dabei bleibts, nicht wahr? Das habe ich ihr auch auf's beſtimmteſte geſagt und ſie hat's ſo freudig aufgenommen, daß ich mich ordentlich gewundert habe.“

„Wer iſt Signora Nina, was iſt es mit ihr, warum erſcheint ſie ſo traurig?“

„O, die poverina, es iſt eine Geſchichte, wie ſie hier oft paſſirt und wie ſie dem Teufel ſtets Gelegenheiten giebt ſich einzumiſchen, wenn ein Prieſter mit im Spiele iſt. Die

Nina hat vor ungefähr zehn Monaten, noch nicht siebzehn Jahre alt, geheirathet und war so unglücklich ihrem Beichtvater zu gefallen, der ihr auch nach der Hochzeit noch allzu oft geistlichen Trost spenden wollte und meistens dann, wenn der Mann ausgegangen war. Doch hat sie mir bei allem, was ihr heilig ist, zugeschworen, daß sie ihn auch nicht ein einziges Mal bei sich zu Hause allein gesehen, aber, was wollen Sie, ihr Mann ist eifersüchtig geworden, war unklug genug, an öffentlichem Orte gegen den Priester Drohungen auszustoßen, und als man diesen eines Nachts in einer der Seitengassen des Corso erstochen fand, mußte es der Mann der armen Nina gethan haben und er sitzt nun für zwanzig Jahre in Civitavecchia — o poverina, was nützt es ihr, daß sie von ihm geschieden wurde! Wissen es doch die Pfaffen zu verhindern, daß sich ihr ein anderer nähert, trotzdem sie aus guter Familie und wohlhabend ist; sie hoffen sie immer noch in einem Kloster unterzubringen, doch denke ich sie vor solchem Unglück an ihrem Herzen und ihrem schönen Leib zu bewahren."

Mich hatte diese romantische Geschichte auf's höchste interessirt und ich würde mich gern nach der Wohnung der Signora Nina erkundigt haben, wenn ich mich nicht vor der Einmischung der Andern gefürchtet hätte; doch schien die schlaue Römerin meine Gedanken zu errathen, denn sie sagte: „Wie gerne hätte Nina unsere Corsofahrt mitgemacht! Aber wenn

natürlicher Weiſe inſtruirt. — Ich bin nicht im Stande, ein Glied zu rühren; vom Aufſtehen iſt gar keine Rede."

„Aber was können wir für Sie thun? fragte haſtig der Doctor, der offenbar ängſtlich war, wir hätten vielleicht die Abſicht, an Bord des Schiffes zu bleiben.

„Der Major zuckte die Achſeln und ſagte: Unſer Beſtimmungsort iſt Malta, ich muß meinen armen Freund hier ausſchiffen. Aber da er nicht aufſtehen und gehen kann, ſo bleibt nichts übrig, als daß mir der Kapitän ein paar Matrazen überläßt, die ich natürlich bezahlen werde und auf denen ich den Kranken in das Boot hinablaſſe."

„Das wird offenbar keine Schwierigkeit haben, entgegnete eifrig der Doctor. Ich ſtehe für die Erlaubniß des Kapitäns; Sie haben wohl Ihre Bedienten bei der Hand? Bitte alſo, Ihren armen kranken Freund ſorgfältig auf die Matrazen ſchnüren zu laſſen, damit ihm beim Hinablaſſen kein Unfall begegnet."

„Das thaten wir denn alsbald, obgleich unſere Leute bei dieſem Vorfall große Augen machten. Ich wurde hinaufgeſchafft, und Jedermann, Paſſagiere und Matroſen, gingen uns ſorgfältig aus dem Wege. Nur die Leute, welche hierzu kommandirt wurden, faßten behutſam die vier Zipfel meiner Matraze, ſchoben ein Brett unter, hoben mich auf die Bruſtwehr hinauf und befeſtigten vier Ziehtaue an mein Lager. Ich muß geſtehen, daß ich einiger Maßen unruhig von der beträchtlichen Höhe in das Waſſer hinab blinzelte. Wenn die Kerle mich ungeſchickt behandelten, ſo hätte ich möglicher Weiſe in dem Hafen von Malta ertrinken können. Aber Alles ging vortrefflich von Statten. Der Kapitän ſprang auf das Hinterdeck, grüßte mich zum Abſchiede mit ſeinem Hut, machte ein Zeichen mit der Hand, worauf ſich eine gellende Pfeife vernehmen ließ und ich an meinen vier Tauen außerordentlich ſanft in das Boot hinabrollte.

jetzt ihr Beichtvater davon hörte, würde er dem armen Geſchöpfe die Abſolution verweigern — wie dumm, wie dumm, da ſie doch nichts begangen hat und ſo unglücklich iſt; doch hat ſie mir verſprochen, nach der Fahrt hieher zu kommen, Giovanni kommt gleichfalls und dann wollen wir recht vergnügt ſein."

So war denn ſchon ein artiges Karnevalsabenteuer eingefädelt, weßhalb ich denn mit doppeltem Intereſſe dem Beginn dieſer luſtigen Zeit entgegenſah. Konſul Kolb hatte dazu für uns die ſchönſten Vorbereitungen getroffen, einen geräumigen Balkon in der Nähe der Piazza Colonna für die ganze Karnevalszeit gemiethet, und als ich denſelben, ſowie das dahinterliegende behaglich möblirte Gemach inſpizirte, wurde mir in Signor Leppo der Mann vorgeſtellt, der gegen meine Quittungen die Lieferungen von Blumen und Confetti zu beſorgen hatte; auch für Drahtmasken und blechernen Wurfbecher war geſorgt und ſo konnten wir mit Ruhe der berühmten Woche des Karnevals entgegenſehen.

Damals, in den Vierziger Jahren, ſtanden die Vergnügungen deſſelben noch in ſchönſter Blüthe und ſollte er bei der ungewöhnlich großen Anzahl von Fremden und bei dem damals noch regeren Eifer der Römer und Römerinnen beſonders feſtlich begangen werden. Wie vieles hat ſich ſeitdem geändert und wie ganz anders fand ich vor wenigen Jahren das Leben und Treiben auf dem Corſo. Manches wie der

ſo hochintereſſante Lauf der Barberi war gänzlich abgeſchafft worden, hübſche Masken und Coſtüme namentlich ſchöner Frauen ſah man nur ausnahmsweiſe in eleganten Equipagen den Corſo befahren, — ſtatt derſelben aber zahlreiche dunkle Regenmäntel mit verhüllender Kapuze und Drahtmaske, um ſich vor den wirklich brutalen Angriffen der Fremden, beſonders der Amerikaner und Engländer zu ſchützen, welche die Confetti mit verletzender Wucht, oft ſogar auf das Trittbrett eines Wagen ſteigend, den darin befindlichen Damen in's Geſicht ſchleuderten.

Auch meine kleine Privatangelegenheit war auf's beſte vorbereitet, Maler Werner hatte mir alles zum Coſtüm Nöthige, wie: Mieder, bunte Röcke, eine dunkelblonde Perrücke, friſirt, wie es die Minenten trugen, beſorgt und die Unterkleider mit Strümpfen und Schuhen, kurz mit allem, was Knöpf- und Schnürbares dazu gehörte, war mir von unſerer liebenswürdigen Wirthin, Madame Meloni, zugeſagt, die auch verſprochen, mich unter Beihülfe ihrer allerliebſten Kammerjungfer Lucia, einer reizenden Albanerin, anziehen zu helfen.

Ueber das Leben in der römiſchen Karnevalswoche hier ſelbſt etwas zu ſagen, halte ich bei dem vielen Vortrefflichen, minder Guten, Unverſtändlichen, ja auch Langweiligen, was ſeit Goethe darüber geſchrieben worden iſt, für gänzlich unnöthig; iſt doch der Verlauf dieſer feſtlichen Woche, vom Einläuten auf dem Capitol und der Spazierfahrt der Senatoren

durch den Corſo, womit ſie die Luſtbarkeiten eröffnen, bis zum Moccolettiabend im allgemeinen ſtets gleichgeblieben, wenn auch mehr oder minder belebt, und ebenſo ſpielte ſich jeder einzelne Tag genau wie der andere ab, vom Erſcheinen der erſten Masken und erſten Wagen ſchon Vormittags bis zum allabendlichen Lauf der Barberi, weßhalb es eigentlich unbegreiflich iſt, wie ſich das Intereſſe an dieſer allgemeinen Tollheit ſo von Tag zu Tag zu ſteigern vermochte. Zuerſt blickt man allerdings förmlich geblendet in die lange Straße hinein, die mit ihren Teppichen vor faſt jedem Balkon und Fenſter, mit den alten gewirkten Tapeten der Gerüſte unten, wo Stühle vermiethet werden, mit dem Kranze ſchöner blumengeſchmückter Frauen, mit dem Gewühl der geputzten und maskirten Menge, wie ein Feſtſaal, wie eine ungeheure, reich ausgeſchmückte Gallerie erſcheint. Und wie prachtvoll lächelte dem dießjährigen Karneval der tiefblaue, ſonnig goldene Himmel, wie entzückend war die milde Frühlingsluft, die dem Dufte unzähliger Blumen ſo recht die natürliche Weihe gab!

Nur ſchüchtern bedienten auch wir uns anfänglich der Wurfſchaufeln, um Confetti auf irgend einen Angreifer zu ſchleudern, oder der Blumenſträuße, um ſie in einen der mit Damen beſetzten Wagen zu werfen; doch wächſt wohl bei keinem anderen Spiele ſo die Fertigkeit mit der Luſt, weßhalb auch ſchon in den erſten Nachmittagsſtunden unſer Balkon einer der gefürchtetſten, aber auch wieder einer der beliebteſten

war, denn wenn er ſich bei heftigen Angriffen ſogleich in eine weiße Confettimaſſe hüllte, ſo wurden dagegen hübſche Damen in ihren Wagen oder reizende Masken auf der Straße mit Blumen oder wirklichem Zuckerwerk überſchüttet, woran namentlich der Kronprinz eine große Freude hatte; doch trieb ich es wahrlich nicht minder lebhaft, ja ſtahl mich ſchon am erſten Tage zuweilen auf die Straße, um dann allerdings von den Freunden droben, ſobald ſie mich gewahrten, tüchtig zugedeckt zu werden, ehe es mir gelang, einen Schlupfwinkel zu finden, von dem ich auf weitere Abenteuer ausziehen konnte.

So in's Blaue hinein ſuchte ich dieſe allerdings nicht, ſondern hatte ſchon ein paar Mal eine jener Bettlerinnen oder ſchönen Büßerinnen bemerkt, die, im unſcheinbaren grauen Gewande, das prachtvolle Haar einfach um den Kopf gewunden, mit einer weißen Maske vor dem Geſichte, in tiefſter Demuth ſcheinbar um ein Almoſen betteln, indem ſie aufwärts blickend ihren Hut oder das irdene Töpfchen, das ſie an einem farbigen Bande tragen, empor halten — eine Vermummte, welche dieß Spiel häufig unter unſerem Balkon trieb, ja auch ſchon verſucht hatte, einen Blumenſtrauß hinauf zu werfen, wobei dann bei der Bewegung die jugendlichen Formen ihres Körpers unverkennbar waren. Mich an der nächſten Quergaſſe verſteckt haltend, hatte ich ihr ſchon ein paar Mal vergebens aufgelauert, — denn es ſchien gerade, als ob ſie das ahnte und

deßhalb alsdann nicht zum Vorſchein käme — und war es ſo ſchon tief Nachmittag geworden, ja einzelne Sonnenſtreifen glänzten nur noch auf den höchſten Theilen der Häuſer, wo ſich dann der Corſo, mit Abendnebel und Staub erfüllt, in jenem eigenthümlichen Dufte zeigt, in welchem das tolle Maskentreiben kurz vor Einbruch der Nacht und kurz vor dem Laufe der Barberi und ſomit vor dem Schluß der heutigen Luſt doppelt phantaſtiſch erſcheint.

Da ſah ich ſie plötzlich wieder, ſie gieng aufwärtsblickend an unſerem Balkon vorüber, ohne ſich aber ſonſt durch irgend etwas bemerkbar zu machen; ich folgte ihr raſch, da mich eine vielleicht thörichte Hoffnung trieb, in der Bettlerin eine Bekannte wieder zu finden.

Es war dieß um die Zeit, wo der Lauf der Barberi vom Platz del Popolo her beginnen ſollte, weßhalb die päpſtlichen Dragoner beſchäftigt waren, die Mitte des ohnehin ſchmalen Corſo's für die rennenden Pferde frei zu machen und frei zu halten, ein Augenblick des tollſten Getümmels, des unbeſchreiblichſten Zuſammendrängens, da jedes noch einen Platz zu gewinnen trachtete, um die vorbeirasenden Pferdchen zu ſehen — und in dieſem Durcheinander ſollte es möglich ſein, mit Erfolg einer Maske nachzulaufen, die ſich mit einer aalartigen Geſchmeidigkeit durch die dichten Menſchenmaſſen wand? Doch war mir das Glück günſtig, ich erreichte ſie und gerade in der gefährlichen Lage, da ſie, um eine Seiten-

gaſſe zu erreichen, durch eine ſchmale Oeffnung in der Wagenreihe ſchlüpfen wollte, die ſich aber ſo plötzlich vor ihr ſchloß, daß ſie wohl verletzt worden wäre, wenn ich ſie nicht, mit der Bitte um Entſchuldigung, haſtig zurückgezogen hätte, ja ohne Weiteres ihren Arm ergriffen, um ſie, eine neue Stauung der Wagenreihe benutzend, in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren die Barberi in blitzſchnellem Laufe, begleitet von einem unbeſchreiblichen Hallo der Menge, vorübergekommen und wer es je mit angeſehen hat, wie ſich alsdann mit einem Schlage, die bis dahin ſo ſtreng eingehaltene Ordnung der Wagen und Zuſchauermaſſen in das wildeſte Gedränge auflöſt, indem man ſich kaum vor den Pferden und den Tauſenden, allen Seitenſtraßen zudrängenden Menſchen zu retten vermag, wird es begreiflich finden, daß meine Vermummte, ſtatt auf's neue zu entfliehen, ſich bebend vor Angſt feſter an mich anſchloß. Ihre Geſichtszüge unter der weißen Maske, aus der nur ihre Augen leuchteten, zu erkennen, war unmöglich, doch redete ich mir wonnig ein, den Klang ihrer Stimme, als ſie mir mit leiſen Worten dankte, erkannt zu haben und ſagte ihr keck darauf bauend, nachdem wir eine ſtille Nebengaſſe erreicht: „Wie glücklich ſchätze ich mich, der ſchönen Signora Nina einen kleinen Dienſt erwieſen zu haben, der mich über alles freut."

„Per Dio," rief ſie in erſchrecktem Tone, indem ſie verſuchte, ihren Arm aus dem meinigen zu ziehen, „wie

wollen Sie mich erkannt haben, es wäre schrecklich, wenn man mich erkennen könnte."

„Seien Sie unbesorgt, von einem solchen Erkennen ist auch nicht die Rede, aber als ich vorhin Ihre Stimme hörte, war ich entzückt, daß mich meine Ahnung und Hoffnung nicht betrogen."

Darauf nahm sie hastig weiterschreitend meinen Arm auf's neue, schüttelte aber heftig mit dem Kopf, als ich sie bat, ihre Maske abzunehmen, und sagte leise: „Auch dürfen Sie nicht zu weit mit mir gehen, denn meine Freundin wird Ihnen schon gesagt haben, was für mich auf dem Spiele steht, wenn ich erkannt würde."

„Gewiß, und ich fühle die innigste Theilnahme für Sie, bitte aber um einen kleinen Umweg und dabei um die Güte, mich nur für eine Sekunde ihre schönen Züge sehen zu lassen."

Sie sagte nicht ja und nicht nein, sondern führte mich durch Gäßchen, die ich vorher nie gesehen und sichtbar kreuz und quer bis zu einem dunklen Thorgange, in welchem bei einer Biegung nach rechts ein mattes Licht vor dem Bilde irgend eines Märtyrers brannte, dort blieb sie stehen; während sie nochmals herzlich für meinen Schutz dankte, löste sie rasch ihre Maske und ich erkannte nicht nur mit Entzücken ihr schönes Gesicht, sondern fühlte mich wie berauscht, als sie ohne zu zögern, ohne Ziererei ihre frischen heißen Lippen den meinigen näherte.

Dann war ſie verſchwunden, und nachdem ich den dunklen Thorgang auf der Seite, von der wir gekommen, wieder verlaſſen, war ich nach einigem Umherirren in dem mir gänzlich unbekannten Stadtviertel ſehr glücklich einen Wagen zu finden, der mich aber ſo ſpät nach unſerem Hotel brachte, daß ſchon die ganze Geſellſchaft beim Diner ſaß und ich den heiterſten Anzüglichkeiten und luſtigſten Spottreden nicht entgieng, bei denen häufig die verhängnißvollen Worte „smorzare il lume!“ vorkamen.

Für meine Privatmaskerade mit Signora Werner traf es ſich außerordentlich gut, daß der Kronprinz zum dritten Tag des Faſchings ein Diner angenommen hatte, von welchem er mich freundlichſt dispenſirte, und daß er mir im Beiſein der Uebrigen einen der Wagen, ſowie auch die Benutzung des Balkons zur Verfügung ſtellte, „da wir Andern,“ wie er mit großer Güte hinzuſetzte, „doch morgen nicht dazu kommen, den Corſo zu beſuchen; es iſt auch angenehmer, meinte er, einen Tag vorübergehen zu laſſen, damit man das tolle Treiben wieder friſcher genießen kann.“ Ich benachrichtigte die Betreffende gleich davon, auch daß ich ſie Vormittags durch den Wagen würde abholen laſſen, um vom Hotel weg mit ihr auf den Corſo zu fahren; denn ſo hatte es der Kronprinz gewünſcht, der auch ſie im Coſtüm ſehen wollte, und begierig war, welche Maske ich, was ich ihm bis jetzt verſchwiegen, gewählt habe. Die Coſtümirung ſelbſt, unter

Beihilfe der Madame Meloni und der hübſchen Lucia, war an ſich ſchon höchſt ergötzlich; denn ſie behandelten mich unter lauter Lachen und Tollheiten, wie ein kleines Kind, dem man Schuhe und Strümpfe anziehen muß, und wenn auch Beide anfangs ein bischen ſchüchtern waren, ſo ſchien doch, ſobald ich den erſten Unterrock anhatte, jeder Unterſchied des Geſchlechts aufgehört zu haben, und ſie thaten unter Scherzen vollkommen ſo, als wenn ich ihresgleichen geweſen wäre. So kam es denn, daß ich, vortrefflich angezogen, ſo viel als möglich decolettirt mit nackten Armen aus ihren Händen hervorgieng und wirklich erſtaunen mußte, als mir aus dem Spiegel eine höchſt gelungene Minente von angenehmer Rundung entgegenblickte. Der vollſtändigen Täuſchung war nur mein kleiner Schnurrbart hinderlich, doch meinte Madame Meloni ganz richtig, man würde mich für eine Dame halten, die ſich, um nicht ſogleich erkannt zu werden, den Bart aufgeklebt habe; ſo war es auch in der That, und meine Begleiterin machte mich ſpäter im Corſo einigemal darauf aufmerkſam, wie über uns geſprochen und geſtritten wurde — es ſind zwei Frauen — nein, es iſt ein Mann dabei — gewiß nicht, nur hat ſich die eine ein bischen Bart aufgeklebt. Si signorina una donna con baffi.

Madame Werner kam im offenen Wagen, mich abholend, und als wir dann zuſammen wegfuhren, war ich ſehr begierig, den Eindruck meiner Maskerade auf den Kron-

prinzen zu ſehen, der lachend auf dem Balkon ſtand, bei meinem Anblick allerdings ein bischen ſtutzte, dann aber meiner Begleiterin ein hübſches Bouquet hinabwarf, das ſie dankend an ihre Lippen drückte.

Sobald das Leben auf dem Corſo heute recht begonnen hatte, muß ich ſchon geſtehen, daß wir Beide im wahren Sinne des Worts die Zielſcheibe allgemeiner Aufmerkſamkeit waren, bald mit Blumen und Zuckerwerk begrüßt, häufig aber auch mit ſchnöden Confetti zugedeckt wurden, wobei es aber unſern Angreifern ſehr ergötzlich ſchien, daß wir uns nichts gefallen ließen und beſonders ich mich ſo kräftig wehrte. Es waren höchſt angenehme Stunden, die der damaligen Corſofahrt, und ehe wir es uns verſahen, hoben ſich die Schatten immer höher und höher, ſo den herannahenden Abend verkündend.

„Wenn Ihnen nicht beſonders daran liegt," ſagte meine Begleiterin, „heute wieder die Barberi laufen zu ſehen, ſo würde ich Ihnen vorſchlagen, vor Sonnenuntergang noch einen Beſuch bei meiner Freundin Nina zu machen. Die Aermſte ſitzt jetzt wieder allein und traurig zu Hauſe und würde ſich ganz unbeſchreiblich freuen, auch Ihr ſchönes Coſtüm bewundern zu können; Gerede könnte es keines geben, da man Sie dort im Hauſe auch für eine wirkliche Frau halten wird."

Dazu war ich ſogleich bereit, denn ich hatte viel an die

„La Valette und St. Elmo ließen wir zu unserer Linken und steuerten quer durch den Hafen nach dem Fort Emanuel, wo sich die Quarantaine-Anstalt befand. Unterwegs saß der Major neben mir, tief gebückt, das Schnupftuch vor dem Munde, ließ aber trotzdem seine Augen sorgfältig auf den Wällen des vor uns liegenden Forts umherspazieren. Jetzt beugte er sich dicht zu mir herab und sagte mit leiser Stimme: Alles geht vortrefflich. Dort oben auf dem Walle steht Sir Robert und neben ihm der rothhaarige Neffe, mit einem unendlichen Tubus bewaffnet. Er hat unsere klägliche Ausschiffung mit angesehen, und so ist die Sache außerordentlich gut eingefädelt.“

„Die Sanitätsbehörde am Fuße der großen Treppe empfing uns mit ziemlich langen Gesichtern, die sich aber einigermaßen wieder aufheiterten, als der Major ein Papier übergab, welches er sich von dem Schiffsarzte verschafft hatte. Dieser schrieb nämlich seinen Quarantaine-Kollegen, er glaube nicht, daß der vorliegende Fall mit der Pest in Verbindung zu bringen sei. Man möge sich beruhigen; ihm scheine der Zustand der beiden Herren nach dem, was er von dem Einen vernommen, von einer seltsamen Vergiftung herzurühren; woher aber diese stamme, wüßten sich die beiden Kranken selbst nicht zu erinnern.

„Mit großem Vergnügen bemerkten wir Beiden, daß das Fernrohr des blonden Neffen alle unsere Bewegungen hartnäckig beobachtete. Sie befanden sich auf einem Außenwerke und hätten, um zu uns gelangen zu können, einen ziemlichen Umweg machen müssen, was uns sehr lieb war. So wurde ich denn in das schloßähnliche Gebäude hinaufgetragen, das im Fort Emanuel zur Quarantaine-Anstalt benutzt wird. Der Major ging tiefgebückt neben mir her und hustete, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. In Folge unseres zahlreichen Gepäckes und auch wohl aus Sorgfalt, weil wir krank

Aermſte gedacht, ja auch viel nach der hübſchen Bettlerin ausgeſchaut, auch ein paar Mal geglaubt, eine ganz ähnliche Maske zu erblicken, ja einen Veilchenſtrauß ſorgfältig bewahrt, den mir eine derſelben zugeworfen.

So verließen wir denn den Corſo bei Piazza Colonna und fuhren gegen den Platz Navona, in deſſen Nähe der Wagen in eine Seitengaſſe einbog und dann vor einem anſehnlichen Hauſe hielt. Es war dieß eines jener vielen palaſtähnlichen Gebäude Roms, deren urſprüngliche Beſitzer verarmt ihr Eigenthum verkauften oder ſelbſt genöthigt waren, in die einſt ſo ſtattlichen Räume Miethsleute aufzunehmen, deren Aeußeres häufig nicht im Einklange ſtand mit den breiten Marmortreppen und den hochgewölbten Gemächern. Auch hier ſchien dieß der Fall zu ſein, in der ehemaligen Portierloge hauſte ein alter Schuſter, allerdings den gleichen Dienſt verſehend, und ein Blick in den weiten Hofraum, wo ſich noch eine Blumenſchale, aber ohne ſprudelndes Waſſer befand, zeigte mir denſelben mit ſehr zweifelhafter Wäſche angefüllt. Wir ſtiegen raſch in den zweiten Stock des Hauſes, giengen dann kreuz und quer durch einige Korridore, wobei es ziemlich viel Mühe koſtete, ſich den Weg für eine ſpätere Gelegenheit zu merken, und dann klopfte meine Begleiterin an eine kleine Thüre, welche aber erſt auf die hier in Rom gebräuchliche Frage: „chi è?“ und die Antwort „amici“, und zwar von Signora Nina ſelbſt geöffnet wurde.

Die Aermſte war alſo in der That zu Hauſe, ſchien auch ihrem ſorgfältigen Anzuge, beſonders der Friſur ihres wundervollen Haares nach, heute nicht auf dem Corſo geweſen zu ſein, ja uns vielmehr erwartet zu haben; denn obgleich ſie uns mit herzlichſter Freude empfieng, ſchien doch ihre Ueberraſchung nicht allzugroß zu ſein, auch hatte ſie auf einem Tiſchchen Früchte bei feinem weißem Brode und einer ſtrohumflochtenen Flaſche ſtehen.

Wir ließen uns nieder, wobei, als ſich meine Begleiterin zufällig umwandte, mir Signora Nina, raſch ihren Zeigefinger auf den Mund legend, ein Zeichen des Schweigens über unſere Begegnung betreffend machte, welcher Beweis der Vertraulichkeit mich entzückte.

Dann erzählte die Werner in ihrer haſtigen aufgeregten Art, wie herrlich ſie ſich heute amüſirt habe, und wie ſie ſich auch auf das kleine Feſtino bei ſich freue. „Ich bin eigentlich gekommen, dich abzuholen," plauderte ſie, „denn, wenn es auch bei mir für die Gäſte noch zu frühe iſt, ſo kannſt du mir doch als liebe Freundin beim Ausſchmücken der Tafel helfen — willſt du?"

„Mit dem größten Vergnügen, meine Liebe."

„Doch fällt mir eben ein," fuhr die andere aufſpringend fort, „daß ich noch ein paar Sachen zu beſorgen habe, und wenn ich dazu den Wagen nehmen dürfte, wäre ich dem Signor Cavaliere außerordentlich dankbar — längſtens in

einer halben Stunde bin ich zurück.“ Daß ich ſie freudig bat, ſich des Wagens je länger je lieber zu bedienen, iſt wohl begreiflich; auch bot ich mich an, ſie die Treppen hinabzubegleiten, doch warf ſie, das ablehnend, raſch ihr Tuch um, und eilte davon, nicht ohne an der Thüre mit leiſer Stimme zurückzurufen: „Es iſt beſſer, Nina, du ſchiebſt den Riegel vor, damit dich keine neugierige Nachbarin in Verlegenheit bringt.“

„Meinſt du,“ gab die ſchöne Freundin zögernd zur Antwort, wobei ſie mich mit einem Blicke anſchaute, der zu innig und ſüß war, um ſie nicht zu der gemeinſchaftlichen Arbeit zur Thüre zu begleiten, um dann vereint mit ihr nach dem Sopha zurückzukehren. — —

Es war eben nur eine halbe Stunde und ich bin feſt überzeugt, daß Madame Werner viel früher zurückkam, denn kaum hatten wir uns Hand in Hand in ein herzliches Geſpräch vertieft, als jene zurückkommend ſchon wieder leiſe und beſcheiden an der Thüre pochte.

Nina entſchuldigte ſich, bei dem ſchon angebrochenen Abend kein Licht angezündet zu haben, doch hätten mir die ſpielenden Flammen des Kamins — ſie hatte ſich dieſen Luxus erlaubt — zu wohl gefallen, eine Idee, auf welche die Andere ſo herzlich vergnügt eingieng, daß ich faſt eiferſüchtig auf die Art geworden wäre, mit welcher ſie ihre Freundin an den Buſen drückte und ihr Mund, Stirn und Augen mit Küſſen bedeckte; dann verließen wir das Haus

und fuhren gemeinſchaftlich nach der Wohnung der Madame Werner, wo ich mich für ein paar Stunden verabſchiedete und nach Hauſe zurückkehrte, meine Maskerade abzulegen. Einer der Bedienten half mir dabei und ſagte, Lucia laſſe ſich entſchuldigen, ſie habe ihre Herrin zu einer Geſellſchaft begleiten müſſen, man ſolle nur Alles hübſch ordentlich in einen dafür vorhandenen Korb legen und ſie werde es heute Abend noch oder morgen früh ſelbſt aus dem Zimmer abholen.

Bei dem Feſtino gieng es halb auf römiſche, halb auf deutſche Art zu, das heißt, es wurde ebenſoviel gegeſſen als getrunken, auch geſcherzt und geſungen, doch beſchäftigten ſich Nina und ich zu viel miteinander, um uns lebhaft an der allgemeinen Unterhaltung betheiligen zu können; dann ſpät in der Nacht durfte ich ſie bis in die Nähe ihrer Wohnung begleiten, wo ſie zärtlichen Abſchied nehmend mir verſprach, morgen um die einundzwanzigſte Stunde, das war gegen vier Nachmittags unſerer Zeitrechnung, wieder als Bettlerin auf dem Corſo erſcheinen zu wollen.

An dieſem denkwürdigen Tage oder vielmehr in der Frühe des Morgens genoß ich die erſte Gardinenpredigt meines Lebens, denn als die hübſche Lucia kam, um den bewußten Korb zu holen, tadelte ſie meine Aufführung, um zwei Uhr Nachts noch nicht zu Hauſe geweſen zu ſein, und es koſtete mich einige Mühe, ſie zu verſöhnen. So ſind einmal die römiſchen Karnevalszeiten, wenn man Muße und Ausdauer

genug hat, ſich denſelben in vollem Maße hinzugeben, und da mir das bei meiner angenehmen geſellſchaftlichen Stellung und bei meinen vierundzwanzig Jahren möglich war, ſo machte ich den umfaſſendſten Gebrauch davon, unterließ auch nicht, dem gütigen Kronprinzen allerlei Intereſſantes davon zu erzählen, wobei er häufig lachend ſeine Stellung bedauerte, die ihn verhinderte, mich auch nur ein einziges Mal begleiten zu dürfen.

So kam zum Ende des Karnevals der berühmte Moccolettiabend mit ſeiner wundervollen Steigerung, den tauſend und tauſend Lichtchen an den Fenſtern, an den Brüſtungen der Balkons, auf der Straße an den Equipagen, in den Händen der Fahrenden. Wie hübſch war es zu ſehen, wenn ſie zuerſt vereinzelt wie Feuerfunken erſchienen, um dann raſch anſchwellend, Straße und Häuſer, dieſe bis in die höchſten Stockwerke mit Licht und Glanz zu erfüllen; jeder trägt ſein Moccolo oder Lichtſtümpchen, jedes ſucht die Flamme des ſeinigen zu erhalten und die des andern auszulöſchen, lange Rohrſtangen, oben mit Ruthenbündeln verſehen, fahren wie Beſen alles auslöſchend an den Fenſtern und Balkonen vorbei; von oben wallen plötzlich lange Tücher zum gleichen Zwecke herab; dazu iſt die bisher ſo ſtreng eingehaltene Fahrordnung gänzlich aufgelöſt, jeder Wagen fährt wie und wo er kann, wildes Gejohle und Geſchrei, zugleich mit der Wärme der Lichter und dem Dampf der immer wieder ausgeblaſenen Kerzen erfüllt und verdickt die Luft, ſo daß man endlich wie geblendet und

betäubt dasteht und recht zufrieden ist, wenn man nach Ave Maria die päpstlichen Dragoner in geschlossenen Reihen langsam den Corso heraufkommen sieht, um die Hunderte von Equipagen vor sich her in die nächst gelegenen Gassen zu treiben und der immer noch tobenden Menge den Schluß des Faschings ungefähr mit den Worten des freundlichen Papstes: „Adesso, brava gente, è tempo di smorzare i lumi!“ — zu verkünden.

Damit ist aber der Karneval nur für die öffentliche Straßenbelustigung auf dem Corso beendigt und hat die erregte Menge noch bis Mitternacht Zeit, theils auf Bällen, theils in Schauspielhäusern, Trattorien und Privatwohnungen sich bis Beginn der strengen Fastenzeit gütlich zu thun. Am belebtesten bleiben noch die Häuser am Corso, wo sich heitere Gesellschaften von den Balkonen in die glänzend erleuchteten Zimmer zu einem fröhlichen Festino zurückziehen, und dazu hatte auch unser Vermiether verführerische Anstalten getroffen, und zwar, wie er mir schon Mittags beim Abschluß unserer großen Rechnung erklärte, aus Dankgefühl gegen Sua Altezza, dem er sich erlaube, sein geringes Gemach zu einer Collazione anzubieten.

Davon konnte nun allerdings Sua Altezza, die zu einer großen Abschiedssoiree eingeladen war, keinen Gebrauch machen, weßhalb ich mich, um den guten Römer nicht zu kränken, zu opfern beschloß und dazu mit Erlaubniß des Kronprinzen

meine Geſellſchaft eingeladen, auch die italieniſchen Weinſorten durch gut gekühlten franzöſiſchen Champagner vermehrt hatte.

Es war ein heiterer, aber auch wieder recht trauriger Abend für mich, dießmal der letzte für mich in Rom, da ſchon alle Vorbereitungen getroffen waren, um morgen in der Frühe des Aſchermittwochs nach Neapel aufzubrechen, und war es wirklich gut, als uns nach ſtrengem Faſtengeſetz ſchon die Mitternachtſtunde auseinander trieb und mich zu einem letzten ſchmerzlichen Abſchiede von Nina zwang.

Zu Hauſe fand ich noch Vieles für die Abreiſe anzuordnen, Beſorgungen, Rechnungen aller Art, ſo daß ich mich erſt nach einigen Stunden etwas zur Ruhe niederlegen konnte, um vor dem Morgengrauen wieder aufzuſtehen, und ſtimmte es mich durchaus nicht heiterer, daß mir die ſtill vor ſich hin weinende Lucia meine Koffer packen half. Wie ſchwer es auch mir wurde, Rom zu verlaſſen, brauchte ich ihr nicht zu ſagen, doch nickte ſie mit dem Kopfe, als ſie mir zur Antwort gab: „Ich gehe ſchon viel leichter von hier!“ und als ich ſie verwundert anſchaute, fuhr ſie fort: „Ja, ich gehe nach Hauſe, nach Albano, und werde dort den Pietro, den ich eigentlich gar nicht mag, heirathen — denn es iſt beſſer ſo.“ Ich ließ ihr ein kleines Geſchmeide zurück, das ſie ſehr freute, und nahm dafür zur ſchmerzlichen Erinnerung ihre Thränen mit, die zwiſchen meine Sachen gefallen waren.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

F. W. Hackländer's
humoristische Schriften

in 6 Bänden.

Preis broch. 9 Mark, eleg. geb. 11 Mark.
Jeder Band ist auch einzeln à 1 Mark 50 Pfg. zu haben.

Inhalt:

Band I. Das Soldatenleben im Frieden. 8. Auflage.
„ II. Wachtstuben-Abenteuer. 1. Band. 5. Auflage.
„ III. „ „ 2. „ 4. „
„ IV. „ „ 3. „ 4. „
„ V. Humoristische Erzählungen. 4. Auflage.
„ VI. Bilder aus dem Leben. 4. Auflage.

Märchen

Von

F. W. Hackländer.

Mit sechs Farbendruckbildern nach Aquarellen von C. Offterdinger.

Dritte durchgesehene Auflage.

Elegant gebunden M. 6. —

Inhalt:

Schloß Schweigern. — Das Zwergennest. — Von der Prinzessin Morgana. — Das Gesicht im Mond. — Der Zauberkrug. — Weihnachtsmärchen.

Der Pilgerzug nach Mekka.

Morgenländische Sagen und Erzählungen

von

F. W. Hackländer.

Mit sechs Originalstahlstichen von Julius Schnorr.

Zweite durchgesehene Auflage.

Elegant gebunden M. 4. 50.

Im unterzeichneten Verlage erschienen in dritter Auflage:

F. W. Hackländer's Werke

in Klassikerformat.

Mit dem Stahlstich-Portrait des Verfassers.

Vollständig in 60 Bänden oder 180 Lieferungen.

Preis brosch. ℳ. 72. = fl. 36. — ö. W.

Inhalt:

I. Serie. 20 Bände oder 60 Lief. Preis 24 ℳ. = fl. 12. — ö. W.

Namenlose Geschichten. Roman. 3 Bände.
Soldatenleben im Frieden. } 2 Bände.
Wachtstubenabenteuer. }
Kleinere Erzählungen und humoristische Skizzen. 1 Band.
Handel und Wandel. Meine Lehr- und Wanderjahre. 1 Band.
Reise in den Orient. 2 Bände.
Eugen Stillfried. Roman. 3 Bände.
Märchen. 1 Band.
Der Pilgerzug nach Mekka. Morgenländische Sagen und Erzählungen. 1 Band.
Lustspiele: Der geheime Agent. — Magnetische Kuren. 1 Band.
Europäisches Sklavenleben. Roman. 5 Bände.

II. Serie. 14 Bände oder 42 Lief. Preis ℳ. 16. 80 = fl. 8. 40 kr. ö. W.

Der Augenblick des Glücks. 1 Band.
Ein Winter in Spanien. 3 Bände.
Eriebtes. 2 Bände.
Lustspiele: Zur Ruhe setzen. — Monsieur de Blé. 1 Band.
Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. 2 Bände.
Der neue Don Quixote. 5 Bände.

III. Serie. 14 Bände oder 42 Lief. Preis ℳ. 16. 80 = fl. 8. 40 kr. ö. W.

Tag und Nacht. 2 Bände.
Der Tannhäuser. 1 Band.
Krieg und Frieden. 2 Bände.
Tagebuchblätter. 1 Band.
Der Wechsel des Lebens. 2 Bände.
Lustspiele: Der verlorene Sohn. — Unverheirathete Eheleute. 1 Band.
Die dunkle Stunde. 5 Bände.

IV. Serie. 12 Bände oder 36 Lief. Preis ℳ. 14. 40 = fl. 7. 20 kr. ö. W.

Fürst und Kavalier. 1 Band.
Nahes und Fernes. 1 Band.
Neue Geschichten. 1 Band.
Künstlerroman. 5 Bände.
Zwölf Zettel. 1 Band.
Das Geheimniß der Stadt. 3 Bände.

Jede Serie wird einzeln in Bänden oder in Lieferungen ausgegeben.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Die Verlagsbuchhandlung:

Carl Krabbe in Stuttgart.

waren, erhielten wir ein ganz anständiges Quartier — drei Zimmer auf den Hof hinaus mit der Aussicht auf La Valette, St. Elmo und das Meer; zwei andere gingen auf eine kleine Bastion, einen niedlichen Kugelgarten, der uns zum Spazierengehen angewiesen war. Wir begaben uns sogleich in unsere Wohnung; ich wurde auf den Boden niedergelegt, der Major setzte sich in Ermanglung eines anderen Sitzes höchst erschöpft auf eine Fensterbrüstung. Die Zimmer waren groß, hoch und gut erhalten, aber ohne alles Ameublement, — ein Mangel, dem aber in dieser gut eingerichteten Anstalt sogleich abgeholfen wird. Kaum hatten wir uns nämlich niedergelassen, so erschien ein Intendant, Haushofmeister oder was er war, und übergab ein langes Papier, auf welchem alle Gegenstände verzeichnet waren, die man braucht, um eine leere Wohnung, wie die unsrige, zu möbliren. Diese Gegenstände waren nach verschiedenen Tarifen zusammengestellt, von einer einfachen, nothdürftigen Einrichtung an bis zum größten Comfort mit Teppichen, Kronleuchtern, Blumentischen, Fauteuils; man hatte also nur zu bestimmen, wie man wohnen wollte, d. h. wie viel man auszugeben beabsichtige; denn begreiflicher Weise liefert die Quarantaine-Anstalt nur die nackten Wände; alles Uebrige muß der Reisende auf seine Kosten anschaffen. Mit dem Frühstück und Diner ist es ebenfalls so. Man braucht nur einen Preis zu bestimmen und ist im Verhältniß zur Zahlung immer recht gut bedient. Natürlich ist englische Küche vorherrschend und dazu englisches Bier zu haben von sehr guter Qualität."

„Ich hatte einen mörderlichen Hunger; denn wenn man fast vier Tage seekrank war, so ist der Magen ziemlich ausgeleert. Was war aber zu thun? Wir mußten einmal die Kranken spielen, weßhalb der Major, nachdem er aus den vorgelegten Papieren eine anständige Zimmereinrichtung ausgelesen, einfache Fleischbrühe für uns Beide

Siebente und Achte Lieferung.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Die dunkle Stunde.

Von

F. W. Hackländer.

5 Bände. Geh. Mark 8. —, eleg. geb. Mark 12. —.

Der letzte Bombardier.

Von

F. W. Hackländer.

4 Bände. Geh. Mark 7. —, eleg. geb. Mark 10. —.

Künstlerroman.

Von

F. W. Hackländer.

5 Bände. Geh. Mark 8. —, eleg. geb. Mark 12. —.

Namenlose Geschichten.

Von

F. W. Hackländer.

Zweite Auflage.

3 Bände. Geh. Mark 5. —, eleg. geb. Mark 7. —

Europäisches Sklavenleben.

Roman von

F. W. Hackländer.

Vierte Auflage in vier Bänden. Preis broch. 10 Mark, eleg. geb. 12 Mark.

Hackländer's berühmtester Roman, sein „Europäisches Sklavenleben", liegt in vierter Auflage vor. Etwas über den Roman selbst noch zu sagen, wäre überflüssige Mühe, nachdem mit dieser Auflage die Gesammtziffer der in den verschiedenen Ausgaben gedruckten Exemplare auf 30,000 gestiegen ist, ein Erfolg, wie er in unserer deutschen Romanliteratur nur selten wieder vorkommen wird.

F. W. Hackländer:

Humoristische Schriften. 6 Bde. geh. M. 9. — geb. M. 11. —

Der letzte Bombardier. 4 Bde. geh. M. 7. — geb. M. 10. —

Rainszeichen. 4 Bde. geh. M. 7. — geb. M. 10. —

Eigne und fremde Welt. 2 Bde. geh. M. 3. — geb. M. 5. —

Geschichtenbuch. 3 Bde. geh. M. 7. 50. geb. M. 10. —

Residenzgeschichten. geh. M. 3. — geb. M. 4. —

Reisenovellen. geh. M. 3. — geb. M. 4. —

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Der Roman meines Lebens.

Zweiter Band.

Der
Roman meines Lebens.

Von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1878.

BIBLIOTHECA
REGIA

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Neuntes Kapitel.

Unſere Sturm- und Drangperiode 1

Zehntes Kapitel.

Der Brautſchau nach Palermo 70

Elftes Kapitel.

Vermählung des Kronprinzen 126

Zwölftes Kapitel.

Feſte in der Heimath und Ungnade 174

Dreizehntes Kapitel.

Soldatenleben im Kriege. I. 241

Vierzehntes Kapitel.

Soldatenleben im Kriege. II. 295

Schlußwort 335

befahl, dagegen ein sehr reichliches Diner für unsere Bedienten, die, wie er sagte, für das viertägige Fasten zu entschädigen seien.

„Unsere Wohnung war in weniger als einer Stunde vollkommen eingerichtet. Ich legte mich sogleich zu Bett, und der Major wickelte ein gelbes Foulard um seinen Kopf, welches ihm ein äußerst krankhaftes Ansehen gab, und kämmte seinen widerstrebenden kohlschwarzen Bart, daß er melancholisch herabhing. So gerüstet erwarteten wir die Besuche, die nothwendiger Weise bald erfolgen mußten.

„Zuerst kam der Quarantaine-Arzt und ließ sich unseren Zustand schildern. Der Major erzählte ihm eine seltsame Geschichte, wie wir uns, ohne eine Ursache angeben zu können, schon in Alexandria zum Sterben krank befunden hätten, wie man uns vom Schiffe zurückgewiesen, und wie ein französischer Arzt, der uns behandelt, erklärt habe, wir müßten durch einen unglücklichen Zufall vergiftet worden sein. Dieser vortreffliche Arzt, fuhr der Major fort, behandelte uns während zehn Tage mit der größten Sorgfalt und stellte uns so weit her, daß man uns an Bord des eben abfahrenden Schiffes aufnahm. Doch hat diese Seefahrt unser Uebel bedeutend verschlimmert. Mein Freund dort fühlt bedeutende Schmerzen und eine Erlahmung an allen Gliedern, und ich, der ich eine sehr starke Konstitution habe, leide auf der Brust und huste seit mehreren Tagen, daß es zum Erbarmen ist."

„Der Quarantaine-Arzt, sehr beruhigt, daß wir keine andere Krankheit nach Malta geschleppt, verordnete uns einige leichte Sachen, empfahl uns Ruhe und Diät und versprach, noch denselben Abend wieder zu kommen.

„Wir hatten absichtlich keine Fragen an ihn gestellt, wer noch außer uns in der Anstalt sei. Wir hatten uns vortrefflich benommen, wie zwei sehr kranke Menschen, die für nichts mehr Interesse

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Neuntes Kapitel.

Unſere Sturm- und Drangperiode.

Da bei unſerer Abfahrt von Rom ein ſehr trübes und nebeliges Wetter war, ſo kam der Tag aus dem Morgengrauen eigentlich gar nicht heraus und brachte beſonders für mich die troſtloſeſte Aſchermittwochsſtimmung, die ich jemals wieder erlebt. Dazu kam gleich zu Anfang die Fahrt durch den langen, öden Corſo, der mit ſeinen zertretenen, durchfeuchteten Confettimaſſen, ſeinen zerzauſten Blumenreſten, mit den melancholiſchen Spuren von Flittergold, mit den noch überall verſchloſſenen Balkonen und verhängten Fenſtern, den leeren Schaugerüſten an der Straße, wo noch hie und da Lichterſtumpen klebten, kurz, mit ſeinem ganzen übernächtigen Anblick bei der naßkalten Morgenluft etwas unausſprechlich Katzenjämmerliches hatte. Wir wickelten uns feſt in unſere Mäntel und ich ſchaute betrübt auf die Straße, wo hie und da einzelne tief verſchleierte Frauen vorbeihuſchten, um die

Frühmesse zu besuchen. Das erregte meine Aufmerksamkeit, denn ich dachte an Nina, und als wir bei S. Marcello vorüberfuhren, sah ich sie wirklich dort an der Kirchenthüre stehen und, nur mir verständlich, ein letztes Lebewohl winken! —

Draußen in der mit Dunst und Nebel erfüllten Campagna war es noch trostloser, und da meine beiden Begleiter, die, wie sie versicherten, außerordentlich gut geschlafen hatten, anfiengen, mit kleinen Anzüglichkeiten und Spöttereien unseres römischen Aufenthaltes zu gedenken, so drückte ich mich in meine Ecke, um anfänglich Schlummer zu heucheln, zuletzt aber in einen so soliden Schlaf zu verfallen, daß ich nur bei den Stationen aufwachte, um Pferde und Postillone zu bezahlen, und erst völlig munter wurde, als wir hinter Albano gegen die pontinischen Sümpfe hinabrollten. Auch hatte sich das Wetter etwas aufgeklärt, weßhalb wir auf der Höhe bei Velletri schon das tyrrhenische Meer in einem tiefblauen Streifen glänzen gesehen, und als wir auf den dunklen Sumpfboden der Niederung kamen, den aber eine prachtvolle, breite und meistens schnurgerade Chaussee durchschneidet, war die Sonne so freundlich, die ernste Scenerie etwas aufzuhellen, trübe Wasserlachen zu vergolden und uns Schaaren von Büffeln deutlich sehen zu lassen, die theils zwischen dem Schilfgrase weideten, theils in Wassertümpeln lagen, so daß nur ihre dicken unförmlichen Köpfe mit den boshaft leuchtenden Augen hervorblickten.

In Terracina, wo wir eine Weile rasteten, begrüßten wir, für mich als orientalische Erinnerung doppelt interessant, die erste hoch und frei wachsende Palme, dann gedachte ich des großen Räubers Fra Diavolo, dem ich, wie früher schon erzählt, einstens seinen Mantel nachtragen mußte, und ein paar Stunden später erreichten wir im Molo di Gaëta unser heutiges Nachtquartier, einem der reizendsten, im südlich üppigsten Pflanzenschmucke prangenden Orte dieser schönen Küste des lateinischen Meeres; hier waren Orangen- und Citronengebüsche endlich einmal zur vollen Wahrheit geworden, hier gab es Mitte Februar mindestens damals keinen Winter mehr, die herrlichste Frühlingszeit duftete in Veilchen und Blüthen aller Art und als ich spät Abends im wunderbarsten Mondschein noch durch die Gärten unseres Gasthofes spazierte, fühlte ich mich berauscht wie in einer Zaubernacht.

Leider war hier unseres Bleibens nur bis zum Morgen, da der Kronprinz schon in Neapel angekündigt und dort im Laufe des Tages erwartet wurde; auch er wäre lieber für einige Zeit hier im Molo di Gaëta geblieben, denn wenn auch die hochbelobten Umgebungen von Neapel reizten, gab es doch dort einen königlichen Hof, was immerhin zur Schattenseite des Reisens gehörte. Wie begreiflich zieht man sich nach ermüdender Fahrt gerne so bald als möglich in die Stille seines Zimmers zurück und verwünscht alles Ceremoniell, was uns zwingt, ergebenste Empfangsbegrüßungen höflichst zu

beantworten und ſich für unterthänigſte Fragen nach gutem Befinden und glücklicher Fahrt wenigſtens durch freundliche Mienen zu bedanken.

Wer die rieſige Hauptverkehrsader, die Strada Toledo mit ihrem unglaublichen Verkehr an Fahrzeugen aller Art, an Reitern zu Pferd und Eſel, an Fußgängern und Luſtwandelnden jeder Gattung kennt, wer es erlebt hat, wie ſich der Verkehr ſo zu ſtocken vermag, daß man nur mit der größten Mühe durchkommen kann, der mußte es als eine große Aufmerkſamkeit betrachten, daß der Kronprinz ſchon vor dem Thore der Hauptſtadt durch unſer Glockenmitglied, den hier lebenden Herrn W. Sick, empfangen wurde, der ihm eine leichte, elegante zweiſpännige Kaleſche zur Verfügung ſtellte, vermittelſt der er nicht nur den am Meer gelegenen Gaſthof in ungleich kürzerer Zeit als mit ſeinem ſchweren, vierſpännigen Reiſewagen erreichen konnte, ſondern auch zugleich einen Ueberblick über die Stadt und ihr Treiben erhielt.

Wir kamen eine gute halbe Stunde ſpäter an den Gaſthof Hôtel de Rome und verſäumten dabei glücklicherweiſe den feierlichen Empfang durch den Grafen von Syrakus, Bruder des Königs Ferdinand, der mit verſchiedenen Herren des Hofes und zugleich mit einigen Geſandten erſchienen war, um den Kronprinzen von Württemberg zu begrüßen. Ihn ſelbſt hatte dieſes Ceremoniell nervös aufgeregt, auch die Fahrt ermüdet und ſo fand ich ihn ausruhend, ja kaum dazu

gestimmt, das wundervolle Panorama, wie es sich von dem Altane vor seinem Zimmer dem entzückten Blicke darbot, zu betrachten. Dazu ist wohl das Hôtel de Rome am besten gelegen, da man beinahe von Capo di Monte an das gewaltige Landschaftsbild mit den weichen malerischen Höhenzügen des Vesuvs, mit den reizenden Gestaden bei Portici, Castellamare, Sorrent bis zum Cap Miseno, dann von Capri, Ischia bis zum Posilipp mit seinen zahllosen, prachtvollen Villen vor sich hat. Ich war glücklich, das Alles nach so kurzer Zeit und in so ganz unveränderter Lage wieder zu sehen. Sick, der die Wohnung für den Kronprinzen besorgt, hatte unter anderen freundlichen Empfangsfeierlichkeiten in einem der Salons eine Pyramide erbaut, bestehend aus allen Früchten und feinen Weinen des glückseligen Campaniens, einem riesigen Dessertaufsatz, den in kurzer Zeit zu plündern wir uns Alle zur angenehmsten Pflicht machten. Ueberhaupt war Sick, der schon seit vielen Jahren in Neapel wohnte, ein ebenso angenehmer Cicerone wie Kolb in Rom, und seine Kenntniß des Landes, sowie sein unermüdliches Bestreben, dem Prinzen das Interessante auf die bequemste Art zugänglich zu machen, konnte nicht dankbar genug anerkannt werden.

Auch hier in Neapel waren wir vom herrlichsten Frühlingswetter begünstigt; ich erinnere mich, selten anders als im leichten Rocke ausgegangen zu sein, und wenn wir häufig nach der Dämmerung noch im offenen Boote auf dem herrlichen

Golfe fuhren, ſo umſpielten uns laue Lüfte, wie in einer heimathlichen Sommernacht. Auf's angenehmſte entwickelt war auch ſchon die Vegetation und bei den Maſſen von friſchem, grünem Gemüſe, beſonders jener köſtlichen, kleinen Erbſen, konnte man kaum glauben, ſich noch im Wintermonate Februar zu befinden. Durch üppiges Grün, Blumen und Blüthen aller Art, durch den Glanz des Meeres und der durchſichtig feinen Luft, durch die unbeſchreiblichen Schönheiten der Bucht von Neapel mit ihren weichen Linien und ihrer ſtets wechſelnden farbenreichen Beleuchtung vergrößert ſich ſtets der Gegenſatz zu dem ernſten ruhigen Rom, an das man aber doch bei allem Glanze und aller blendenden Pracht hier ſtets wie an eine liebe vertraute Heimath zurückdenkt. Bei jedem meiner ſpäteren Aufenthalte in Neapel habe ich dieſen Kontraſt ſtets ſchärfer ausgeprägt gefunden, und wenn ich nach Rom zurückkehrte, das ſüße Bewußtſein gehabt, wie wenn man von einer ſonnighellen, lärmenden, mit allen Genüſſen ausgeſtatteten Landpartie ſpät Abends ermüdet zwiſchen ſeine traulichen vier Wände zurückkehrt.

In geſellſchaftlicher Beziehung hatten wir es hier ungleich ruhiger als in Florenz und Rom, auch war die eigentliche Saiſon, die mit dem Karneval zuſammenhängt, vorüber, und dann fühlte ſich auch der Kronprinz etwas angegriffen, ja ermüdet, ſo daß nur die nicht zu umgehenden Einladungen und ein paar allerdings ſehr glänzende Hoffeſte angenommen

wurden. Liegt doch auch der Hauptreiz Neapels in ſeiner herrlichen, hochintereſſanten Umgebung, und da das Alles in bequemſter Art auch für den Kronprinzen zugänglich gemacht werden konnte, ſo reihte ſich ein Ausflug an den andern, zwiſchen denen nur hie und da Gallerien und Kirchen und häufig das Muſeum Borbonico beſucht wurde. Wie entzückt war ich, in letzterem wieder von den griechiſchen Skulpturen und Statuen, von den reizenden eleganten Wandmalereien aus Pompeji, von den eben ſo zierlichen als nützlichen Hausgeräthen, welche die Erde zweitauſend Jahre getreu aufbewahrt und die nun hier oft gänzlich unverletzt an einander gereiht vor uns liegen, als ſeien ſie erſt geſtern im Gebrauch geweſen; ſehen wir darunter doch Dinge, wie wir ſie genau ſo heute noch benutzen, andere weit praktiſcher und in weit edlerer Einfachheit, wie zum Beiſpiel jene Zimmerglocke, eine kleine in der Mitte durchlöcherte Broncescheibe an einem Stricke aufgehängt, woran mit einem hölzernen Klöpfel geſchlagen wurde.

Nach dem öfteren Anblick dieſer Schätze genießt man erſt recht den der verſchütteten Stadt ſelber, wenn man die rei·end ausgemalten Zimmerchen in Gedanken mit den oft ſo üppigen Haushaltungsgeräthen kompletirt oder wenn man ſich Plätze und Forum wieder im Glanze der einſtigen Ausſtattung vorzuſtellen vermag, die mit Guirlanden bekränzten Götterbilder, die Bronce- und Marmorſtatuen, die Opferaltäre,

die Rauchpfannen auf kunſtreichen Füßen, die Vaſen voll duftender Blumen. Und wie leicht wird es hier der Phantaſie gemacht, in der Vergangenheit zu ſchwelgen! Erſcheinen doch die Häuſer, beſonders aber die Straßen genau ſo, wie ſie vor zweitauſend Jahren geweſen, das Pflaſter mit den ausgefahrenen Wagengeleiſen, die Uebergangsſteine, um bei Regenwetter trockenen Fußes über die Straße zu hüpfen, die einfache und ſo gut erhaltene Mühle, als ſei geſtern dort noch Getreide gemahlen worden, die eingemauerten Oelkrüge des Händlers, der Ofen des Bäckers mit ſeinem ſchwarzen Ruße und jenes hübſche Atrium mit ſeinen Wandmalereien, Bildſäulen, Brunnen und Marmorbaſſin! Alles verlockt uns zu dem Glauben, plötzlich Geſtalten in der Tunika und der Toga um jene Straßenecke biegen zu ſehen; erhöht wird dieſer Zauber noch durch den majeſtätiſchen Anblick des Veſuvs, der heute noch wie damals eine fein gezeichnete graue Rauchwolke oft in Geſtalt einer rieſigen Pinie auf dem tiefblauen Himmel zeigt.

Wie gewöhnlich beim Beſuch hoher Perſonen wurde auch für den Kronprinzen eine Ausgrabung veranſtaltet, doch nichts Bemerkenswerthes gefunden, wogegen es mir unter der Hand gelang, ein paar Kleinigkeiten zu erwerben, die mir viel Freude machten und die nebſt ähnlichen Raritäten von meiner orientaliſchen Reiſe, ſowie aus Florenz und Rom, mich veranlaßt haben, jahrelang und nicht ohne Erfolg, wie man

heute noch bei mir ſehen kann, der Jagd auf Alterthümer und dergleichen eifrigſt zu pflegen.

Ueberaus angenehm waren unſere Ausflüge nach Sorrent, von dort mit einem Segelboot nach Capri, wo vor allem die blaue Grotte einen großen Eindruck auf mich machte, dann der Beſuch des Veſuvs, den ich früher mit Taubenheim ſchon beſtiegen, auf deſſen Spitze wir aber dießmal noch Schnee fanden, vortrefflich geeignet, um die Champagnerflaſchen darin zu kühlen; überhaupt wurde auf ſolche Art ſtets das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, und ſo erinnere ich mich heute noch mit wahrem Entzücken unſerer Partieen auf der unnennbar ſchönen Poſilippſtraße nach Puzzuoli und Bajä mit ſeinen reizenden Umgebungen, ſowie eines Frühſtücks am Lago Fuſaro, zu welchem wir ſelbſt die Auſtern vom Grunde herauf fiſchen halfen, nachdem wir die nothwendigen Citronen friſch vom Baume gepflückt.

Doch hatte ich dabei ſchon öfters bemerkt, daß der Kronprinz, der ſonſt nach weit ermüdenderen Fahrten friſch und munter blieb und mit ſichtbarer Luſt und Intereſſe alle dieſe Naturſchönheiten auf ſich einwirken ließ, ſchon ſeit einiger Zeit theilnahmloſer, ja zuweilen abgeſpannt erſchien, auch hie und da über Mattigkeit klagte und es öfter vorzog, ausruhend in ſeinem Zimmer zu bleiben. Auch bei General Maucler zeigten ſich faſt gleichzeitig ähnliche Symptome von Unwohlſein und nachdem Beide ein paar Tage lang das Bett

haben, und überließen alles Andere dem Zufalle, feſt überzeugt, Sir Robert, der unſere klägliche Ankunft geſehen, werde ſich baldigſt nach uns erkundigen laſſen. Unſere Vermuthung war vollkommen richtig. Der Quarantaine-Arzt wurde, ſobald er uns verlaſſen, zu den Engländern geholt und berichtete da getreulich über unſeren Zuſtand, und die Folge davon war, daß unſer Quarantaine-Wächter nach einer kleinen halben Stunde eine Karte von dem alten General überbrachte, der uns zu ſprechen wünſchte.

„Nehmen wir ihn an? fragte ich.

„Allerdings, entgegnete der Major und machte ein Zeichen mit dem Kopfe, um den Beſuch eintreten zu laſſen.

„Der alte General trat ein und ſah einigermaßen beſtürzt aus, als er uns Beide erblickte. Hinter ihm ging ſein Quarantaine-Wächter mit einem großen Lehnſtuhl, den er in die Mitte des Zimmers ſetzte, und auf welchen ſich Sir Robert niederließ, entfernt genug von uns Beiden, ſo daß keine Berührung ſtattfinden konnte.

„Ei der Tauſend! ſagte der General nach einer Pauſe, wie ſchmerzlich iſt es mir, Sie, meine Herren, ſo wieder zu ſehen! — Bei dieſen Worten zitterte ſeine Stimme faſt unmerklich, und er fixirte den Major, dem er das Geſicht zuwandte, aufmerkſam mit ſeinem Blicke.

„Ich ſtieß einen tiefen Seufzer aus, der Major entgegnete mit ſehr dumpfer Stimme: So kann man überfallen werden, von dem Schickſal getroffen, ohne zu wiſſen, woher der Schlag kommt."

„Aber, meine Herren, fuhr Sir Robert fort, Sie erſchrecken mich in der That. Was iſt denn geſchehen?"

„Wir ſind vergiftet worden."

„Vergiftet?! rief der Engländer mit wahrem Entſetzen. Auf welche Art denn? — Durch Zufall? — Sie ſehen mich ganz begierig,

gehütet, vernahmen wir zu unſerer großen Beſtürzung die Befürchtungen unſeres Arztes, daß er die Krankheit für ein noch allerdings leicht auftretendes Schleimfieber anſehe, gegen welches eine raſche Luftveränderung auch von dem Arzte der öſterreichiſchen Geſandtſchaft dringend anempfohlen wurde. Da aber unter dieſen Verhältniſſen an die Rückreiſe nicht zu denken war, ſo wurde eine Ueberſiedelung von der unmittelbaren Nähe des Meeres hinweg nach einem etwas erhöhten Punkte der Umgegend vorgeſchlagen und zu dieſem Zwecke das leerſtehende Landhaus des Fürſten Ottajano bei S. Jorio, am Fuße des Veſuvs gelegen, gemiethet. Das große ſchloßähnliche Gebäude, welches ich mit Sick ſogleich in Augenſchein nahm, war allerdings vollſtändig möblirt bis auf die Kücheneinrichtung, die zugleich mit einem Koche beſchafft werden mußte, und für letzteren fand ſich in einem Franzoſen, Monſieur Heucleur, die geeignete Perſönlichkeit, den wir engagirten und mit einem ganzen Wagen voll Kaſſerolen, Bratpfannen und allem nöthigen Tafelgeſchirr hinaus ſandten. Heucleur war ein Künſtler in ſeinem Fach, der ſich auf ſeinen täglichen Menu's den Titel eines Officier de la bouche de son Altesse royale le prince royal de Wurttemberg beilegte und nur den kleinen Fehler hatte, daß er ſtets nach Beendigung des Diners total betrunken war und es ſich alsdann nicht nehmen ließ, den Kronprinzen, wenn er ausfuhr, oft mit einem ſo tiefen Bückling zu begrüßen, daß er bei ſeinen

ſchwankenden Verhältniſſen nicht ſelten hinter dem davonrollenden Wagen der Länge nach auf den Boden fiel.

Dieß Schloß des Fürſten Ottajano, welches wir mit beſagtem Koche, unſerer Dienerſchaft und zwei neapolitaniſchen Kutſchern allein bewohnten, war recht behaglich eingerichtet und ſeine Lage am Anfange eines großen Parkes mit prachtvollem Blick auf den unmittelbar dahinter aufſteigenden Veſuv, ſowie einer Fernſicht auf den Golf mit ſeinen leuchtenden Ufern würde unter anderen Verhältniſſen und zu anderer Jahreszeit der angenehmſte Landaufenthalt geweſen ſein; doch waren auch hier bei der immerhin noch winterlichen Saiſon die Landhäuſer ringsumher verlaſſen und die Abende langweilig und zuweilen recht kühl. Alle unſere freundſchaftlichen Verbindungen mit Neapel waren jäh abgebrochen worden, unſere Logen in den Theatern ſtanden allabendlich leer und, ſtatt mich in dem heiteren Straßenleben von Neapel zu vergnügen, hatte ich hier in dem ſtillen, einſamen und deßhalb auch melancholiſchen Parke Gelegenheit, über den raſchen Wechſel alles Irdiſchen nachzudenken. Glücklicherweiſe war bei dem Kronprinzen die befürchtete Krankheit nicht zum Ausbruch gekommen; doch befand er ſich ſo leidend und matt, daß die unbedingte Ruhe hier außen ihm außerordentlich wohl that und er ſeine Zimmer faſt nur verließ, um mit Herrn von Berlichingen eine Spazierfahrt zu machen. General Maucler aber war ſchwer erkrankt und es dauerte einige

Wochen, ehe unſer Arzt mit Sicherheit eine beginnende Geneſung konſtatiren konnte.

Auch hier bewies ſich Sick als getreuer Freund, ſorgte nicht nur auf's beſte für unſere Bedürfniſſe, ſondern kam auch jeden Samſtag heraus, wo er dann bis zum Montage blieb, wenn ihm nämlich drei ſcherzhaft aufgeſtellte Bedingungen erfüllt wurden; es mußte ihm Abends, wenn er im Bette lag, ein leichtes Souper ſervirt werden, er durfte Morgens ein vortreffliches engliſches Raſirmeſſer, das ich beſaß, benutzen, und ferner machte ich mich verbindlich, ihm bei Regenwetter hie und da vorzuleſen, während er behaglich auf einem Divan ausgeſtreckt lag. Was thut man nicht zur Belebung der Einſamkeit und zur Vertreibung der Langeweile! Doch war dieß nur ein einziger Tag zwiſchen zwei Abenden in der Woche. Sonſt herrſchte tiefe Stille in den Räumen des Schloſſes, wir ſchlichen alle auf den Zehen umher, und ſelbſt unſere einzige Unterhaltung, Spaziergänge in die allerdings reizende Umgebung, konnte nur ſpärlich genoſſen werden, da man nie lange ausbleiben durfte, weil der Kronprinz begreiflicherweiſe bald nach dieſem, bald nach jenem von uns verlangte.

Nur den Abend und die frühen Morgenſtunden hatte ich uneingeſchränkt für mich und benutzte die letzteren öfter zu weiteren Touren in die Ebene oder, indem ich den Veſuv bis zum Eremiten hinaufritt, um mit demſelben ein Glas

vortrefflichen Lacrymä Chriſti zu frühſtücken; ein paar Mal unternahm ich auch mit Berlichingen und Klein die vollſtändige Beſteigung bis zur Spitze des Kraters, der gerade wieder einmal angefangen hatte unruhig zu werden und nicht ſelten zwiſchen ſeinem dichten Rauche glühende Steine unter donnerähnlichem Getöſe auswarf. Eine unvergeßlich großartige Partie dieſer Art war ein abendlicher Beſuch, wo wir vor Sonnenuntergang hinaufſtiegen und droben bei den in Schnee gekühlten Flaſchen den Aufgang des vollen Mondes erwarteten, deſſen helles Licht Land und Meer, das leuchtende Waſſer des ſchönen Golfs, die Berge von Caſtellamare und Sorrent bis zum Cap Miſeno, die wie träumeriſch in der Fluth ruhenden Inſeln, dann die gewaltige Stadt mit ihren Tauſenden von Lichtern, kurz Alles, Alles mit unſagbar mildem Glanze übergoß. Beſonders großartig und wildprächtig war der Anblick des brodelnden Kraters, dem man der auffliegenden glühenden Steine und des betäubenden Schwefeldampfes wegen nur mit äußerſter Vorſicht nahen durfte, indem die Führer rechts und links unſere Arme ergriffen, um eine Ruhepauſe benutzend, im raſcheſten Laufe den Kraterrand zu erreichen. Dort blickte man in die Hölle hinab, die Lava leuchtete in allen möglichen Farben und die tief unten aufſteigende Gluth zeigte zwiſchen dem qualmenden Rauch rothe, grüne, blaue und gelbe Lichter, bis es mit einem Male war, als halte der dröhnende Berg plötzlich den

Athem an, das Zeichen für uns, raſch zurückzulaufen, denn nach wenigen Sekunden hauchte er Rauch und Feuer ſo gewaltig von ſich, daß die weichen, glühenden Lavakuchen hoch emporfliegend oft dicht in unſerer Nähe niederſtürzten — ſehr willkommen unſeren betriebſamen Führern, die dann mit Inſtrumenten wie große Waffeleiſen raſch zufuhren, um die weiche Maſſe zu preſſen und als Erinnerungsſtücke mit der Jahreszahl verſehen zu verkaufen.

In früheren Zeiten, ſo lange ich bei der Artillerie diente, hatte ich mich eine Zeitlang des Guitarreſpiels befleißigt, und da ſich ein ſolches Inſtrument im Schloſſe vorfand, ſo ſtellte ich es nothdürftig wieder her und zupfte zuweilen Abends einige klägliche Akkorde, ſehr zum Entzücken unſerer neapolitaniſchen Kutſcher, die ſich, fern von den Freuden der Hauptſtadt, gleichfalls gewaltig langweilten und dann ihre kurzen Pfeifen rauchend zuweilen mit melancholiſchem Gebrumme mein Spiel begleiteten. Einer derſelben, ein kurzer, runder und dicker Kerl mit verſchmitzten Augen, dem der Kronprinz dieſer rundlichen Formen wegen und auch, weil Naſe und Mund etwas rüſſelartig vortrat, treffend den Namen des „Meerſchweinchens" beigelegt hatte, redete mich eines Abends mit der Bemerkung an, daß es allerdings hier draußen ſehr ſchön ſei, daß er ſich auch glücklich fühle bei ſo gutem Verdienſt und angenehmer Behandlung, daß es aber doch traurig für einen Familienvater ſei, ſo gar nie die Seinigen

ſehen zu können, und knüpfte daran die Frage: ob ich nicht vielleicht Abends einmal etwas in Neapel zu thun hätte und ihm in dem Falle nicht die Freude machen wolle, daß er mich hinein und wieder herausführe.

Daran hatte ich bei dem weiten Weg — es gab damals noch keine Eiſenbahn — und bei der Befürchtung, ſeine Pferde zu ſehr zu ermüden, nicht gedacht; er aber ſchnippte luſtig mit den Fingern und meinte, den Thieren, die doch hier draußen ſo gut wie gar nichts zu thun hätten, wäre eine ſolche Bewegung ſehr zuträglich. Kurz, ſchon am nächſten Tage nach dem Diner bat ich um einen Urlaub nach Neapel, und die Sache gieng ganz glatt und behaglich ab, Meerſchweinchen fuhr mich auf der ebenen, größtentheils mit breiten Lavaplatten gepflaſterten Straße, die bei eingebrochener Dunkelheit nicht ſo belebt war wie ſonſt, in einer unglaublich kurzen Zeit nach der Stadt. Darin können überhaupt die dortigen Kutſcher das Außerordentlichſte leiſten, ſowohl im unbarmherzigen Antreiben ihrer Thiere, ſeien es Pferde, Maulthiere oder Eſel, ſowie auch im Beladen ihrer Fahrzeuge. Habe ich doch öfter ein ſogenanntes Corricolo, jenes einfache Fahrzeug auf zwei hohen Rädern, zwiſchen denen ſich ein Sitz für nur zwei Perſonen befindet, mit einem Pferde in der Gabel beſpannt, geſehen, das mit vierzehn bis ſechzehn Perſonen beladen war. Gewöhnlich nahm eine vollbuſige Bäuerin und irgend ein Mönch oder Pfaffe die beiden Sitzplätze ein, er die Zügel

haltend, während der Eigenthümer des Fahrzeuges mit der Peitsche bewaffnet hinter ihnen stand, an den sich nun in malerischem Durcheinander die übrigen Passagiere, aus den verschiedensten Ständen bestehend, anschlossen, theils thatsächlich, indem sie sich an seiner Schulter festhielten, oder indem sie sitzend und liegend den Raum anfüllten, ja zuweilen noch ihre Zuflucht zu dem unter dem Karren befindlichen Netze nahmen.

In Neapel besuchte ich irgend eines der kleineren Theater, soupirte etwas im Café de l'Europe, wo mich Meerschweinchen abholte, und dann gieng es, was die Pferde laufen konnten, wieder nach S. Jorio zurück, eine herrliche Fahrt, rechts das leuchtende Meer, vor mir in dunklen Umrissen der Vesuv, von Zeit zu Zeit Feuer aushauchend, was in der Finsterniß gerade so aussah, als würde droben eine Riesencigarre geraucht.

Den Kronprinzen unterhielt ich am andern Morgen von den Erlebnissen meiner Fahrt, etwas Wahrheit und Dichtung durcheinander mengend, und amüsirte ihn dadurch so, daß er selbst verlangte, ich solle recht bald wieder nach der Stadt fahren. Hier hatte ich schon früher verschiedene Häuser und Familien besucht, unter anderen die des Generalconsuls von Juß, des Schwiegervaters meines Freundes Alfons Reichmann in Mailand, wo sich mehrere Abende in der Woche stets eine heitere Gesellschaft zusammenfand. Herr von Juß

hatte außer Donna Emilia in Mailand noch zwei andere verheirathete Töchter, eine Gräfin und eine Herzogin, deren Männer ich aber nie gesehen habe, da sie stets allein in das elterliche Haus kamen, um den bald größeren, bald kleineren Kreis dort auf's angenehmste zu beleben. Es waren große, prachtvolle Gestalten, heiter und wohlwollend, die mich häufig wie ein Spielzeug betrachteten, sich nebenbei aber auch mit meiner Bildung beschäftigten, indem sie mir die Feinheiten des Ecarté und sonstiger angenehmer Dinge beibrachten — alles in allem eine liebenswürdige Familie, der ich, von meiner Einsamkeit von draußen hereinkommend, manche vergnügte Stunde verdanke. Berlichingen begleitete mich ein- oder zweimal in die Stadt und in's Theater; doch fand er die Fahrt zu anstrengend und gieng lieber frühzeitig zu Bette, wogegen ich mich stets auf den Heimweg freute, besonders um, wenn ich in meinen Mantel gewickelt in der Ecke des Wagens lag, dem periodisch aufleuchtenden Feuer des Vesuvs zuzuschauen.

Merkwürdigerweise fiel es mir, während unseres mehrwöchentlichen Aufenthaltes auf dem Schlosse Ottajano trotz der vielen Zeit und Langeweile, die ich hatte, niemals ein, Papier und Feder zu nehmen, um irgend etwas Schriftstellerisches zu arbeiten, ja es war mir gerade so, als hätte ich darin noch gar keine Versuche gemacht, und brachte es kaum hie und da zu den flüchtigsten tagebuchartigen Aufzeichnungen;

es war eben nichts da, was mich zum Arbeiten nöthigte. und wirkte dieß S. Jorio, zugleich mit meinen nächtlichen Fahrten nach Neapel, wie ein anderes Capua verderblich auf mich ein.

Endlich mit dem Besserwerden des Kronprinzen, sowie des Generals Maucler, schlug unsere Erlösungsstunde aus dem unfreiwilligen, winterlichen Landaufenthalte, zugleich aber auch die des Schlusses unserer Reise, indem wir von Stuttgart den Befehl erhielten, direkt über Genua, Mailand und den Splügen nach Hause zurückzukehren, damit sich der Kronprinz dort vollständig erhole. Schade drum! Sizilien hatte in Aussicht gestanden, sowie später von Mailand eine Reise über Venedig, Udine, Graz nach Wien, von dort ein Abstecher nach Pest und Ofen und dann erst zurück auf einem angenehmen Umwege über Carlsbad, Franzensbad und Nürnberg nach Stuttgart.

Auf der Seefahrt von Neapel bis Genua hatten wir vollkommene Meeresstille und glückliche Fahrt und fuhren am andern Morgen nach Mailand weiter, wo wir im Hotel meines Freundes Reichmann ein paar Tage zur Erholung unserer beiden noch immer Kranken blieben. Dann gieng es weiter, längs dem herrlichen für mich so erinnerungsreichen Comersee nach Chiavenna, und dort die prächtige Alpenstraße hinauf, für mich wieder, weil in anderen Verhältnissen, neu, interessant und im höchsten Grade genußreich. Der Kron-

prinz hatte den Herrn von Berlichingen in seinem Reisecoupé, in unserer Kalesche befand sich der noch immer weit kränkere General Maucler mit dem Arzte allein, denn, wie ich schon früher bemerkte, machte ich die ganze Tour von Genua nach Stuttgart, um dem Kranken möglichst bequeme Lage zu verschaffen, auf dem Bocke des Wagens, hatte dafür aber auch eine wunderbare Rundsicht, wahrhaft großartig, besonders hier in der Alpenregion, wo es mich, es war Mitte April, sehr interessirte, den nach und nach eintretenden Wetterwechsel zu beobachten, wie sich allmählig der noch in Chiavenna so klare tiefblaue Himmel nebelhaft umzog und verdüsterte, wie sich bald zwischen Steineichen und anderen immergrünen Pflanzen, kleine Schneeflecken zeigten, die bald größere Dimensionen annahmen, dann Eiszapfen an Quellen und Häusern bei bald so durchdringend eisigem Hauche aus Norden, daß ich, dem Postillon folgend, meinen wärmenden Mantel anzog und mich durch den aufgeschlagenen Kragen vor dichten Schneeschauern schützte, die uns nach weiterem Aufsteigen umsausten, um droben am Zollhause das Bild des tiefsten Winters zu finden. Eine mühsam geschaufelte Bahn, hohe Schneewände auf allen Seiten, worin das graue Zollgebäude mit seinem qualmenden Rauchfange fast versteckt lag, frierende Douaniers und Postillone und dazu der tröstliche Bescheid, wegen des großen Schneefalls auf der Schweizerseite, von hier nur noch im Schlitten weiter zu können.

etwas Näheres über dieſe ſchreckliche Geſchichte zu vernehmen. Dabei zog er ſein Taſchentuch heraus und wiſchte ſich einige Schweißtropfen von der Stirn."

„Wir ſind überzeugt von dem Antheil, den Euere Herrlichkeit an uns nimmt, antwortete der Major. Aber was können wir ſagen? Sie werden ſich erinnern, daß wir die Ehre hatten, in Alexandria vor Ihrer Abreiſe mit Ihnen zu diniren."

„Ganz recht; aber ich befand mich ſehr wohl darauf."

„Daß wir nach dieſem Diner mit Eurer Herrlichkeit einen Abſchiedstrunk nahmen, nicht von dem Weine des Wirthes, aus Ihrem Flaſchenkeller."

„Mein Gott, ja! ſprach immer ängſtlicher der General. Das war ein alter vortrefflicher ſpaniſcher Wein, der den Magen angenehm erwärmt und ſtärkt. Sollten Sie die ſchreckliche Idee haben, der hätte Ihnen ſchaden können?"

„Gewiß nicht, entgegnete ruhig der Major. Ich erzähle nur den Verlauf der Geſchichte. Wir gingen an Bord, als wir uns auf einmal ſehr übel befanden."

„Das habe ich von unſerem Kapitän erfahren, ſagte verwirrt der alte Herr und ſchaute dabei aufmerkſam zum Fenſter hinaus. Leider war ich in dem Augenblicke mit dem Unterbringen meines Gepäcks beſchäftigt, ſonſt hätte ich Ihnen mein Beileid bezeugt. Als ich heraufkam, waren Sie ſchon abgefahren. — Und damals fühlten Sie ſich ſchon recht unwohl?"

„Wir litten Beide die heftigſten Schmerzen mit Anwandlungen von Uebelkeit."

„Ah! machte der General.

„Wir kehrten nach Alexandria zurück, wir ließen einen Arzt kommen, dieſer zog noch einen zweiten zu Rathe, ſie unterſuchten

Welcher Unterſchied gegen geſtern noch, wo wir in Chiavenna bei wahrer Frühlingsluft zwiſchen Lorbeer und Citronen gewandelt, nun hier, wo in die dunſtig heiße Stube nur ſpärliches Licht durch die mit Eisblumen bedeckten Fenſter drang, dazu heulender Sturm um das Haus, bei dem die Poſtillone bedenklich mit den Achſeln zuckten, während ſie mir und der Dienerſchaft halfen, unſere Wagenkaſten von den Rädern zu nehmen und auf die kleinen einſpännigen Schlitten zu vertheilen, deren ich ſechzehn Stück gebrauchte, um alles verladen zu können. Es war ſchon ſpät am Nachmittag, als unſere Karawane ſich endlich in Bewegung ſetzte, zuerſt ein Führer mit vielen Gepäckliſten, dann der Kronprinz in ſeinem Coupé, General Maucler in unſerer Kaleſche, dann zwölf Schlitten mit den Rädern, Deichſeln, dem übrigen Gepäck und der Dienerſchaft, und zuletzt ich, um das Ganze vor mir zu haben und überwachen zu können.

Um uns bildeten die weiten Berghalden eine einzige weiße Schneefläche, aus der nur hie und da ſchroffe Felsmaſſen und Gruppen dunkler hoher Tannen hervorragten. Die Zickzacklinien der Straßen waren gänzlich verſchwunden, wurden auch bei dieſen Winterfahrten nicht benutzt, indem es möglichſt ſchnurgerade und oft ſo erſchreckend ſteil abwärts gieng, daß ſich die Pferde nicht ſelten auf's Hintertheil ſetzten, um rutſchend den Schlitten aufhalten zu können. So lange es Tag war, gieng das alles prächtig und ohne Unfall, und

Aufenthalt von ſtatten, nachdem man aber bei dem raſch hereinbrechenden Abend trotz des leuchtenden Schnees nur noch wenige Schritte vor ſich hinſehen und kaum noch die ſehr einfache Fahrbahn erkennen konnte, fiel bald hier, bald da ein Schlitten um, und mußten die Wagentheile und Gepäckſtücke mühſam zuſammen geleſen und wieder aufgeladen werden, auch war ich nicht mehr ganz ſicher, meine ſechzehn Schlitten beieinander zu haben, denn ein paar Mal waren welche der erwähnten Unfälle wegen zurückgeblieben, doch verſicherte mein alter Poſtillon, ich könne ganz ruhig ſein, denn die Pferde ſeien ſo an einander gewöhnt, daß keines zurückbleibe.

Es mochte neun Uhr geworden ſein, als wir unten im Dorfe Splügen, wo das Nachtquartier für den Kronprinzen brieflich beſtellt war, ankamen und wir mit großem Behagen gut erwärmte Zimmer und ein vortreffliches Souper fanden; doch hatte ich mich umſonſt darauf gefreut; denn als ich meine Schlitten abzählte, fehlte mir einer mit den Rädern vom Wagen des Kronprinzen. Vergebens erwarteten wir ihn faſt eine Stunde, während deſſen ich die übrigen Wagen zuſammenrichten ließ, und es blieb mir am Ende nichts übrig, als friſche Pferde einſpannen zu laſſen, um ſelbſt nach dem Verlorenen zu ſuchen, der, wie ich mich jetzt ganz genau erinnerte, ein ganz junger Burſche von vielleicht zwölf bis vierzehn Jahren war.

Langsam gieng es in dem tiefen Schnee und der dunklen Nacht aufwärts, und der Weg wollte um so mehr kein Ende nehmen, als wir jetzt den Zickzacklinien der Straße folgen mußten; es wurde elf Uhr, es wurde Mitternacht, wir waren nicht mehr weit vom Zollhause entfernt, als wir endlich seitwärts der Straße deutliches Rufen hörten und den jungen Burschen weinend bei dem umgestürzten Schlitten fanden, den er aufzurichten nicht die Kraft gehabt hatte; glücklicherweise war nichts verletzt und nachdem wir Pferde und Schlitten mühsam wieder auf die Fahrbahn gebracht, gieng es abermals lustig abwärts. Doch war es gegen zwei Uhr, als wir das Wirthshaus im Dorfe Splügen wieder erreichten, wo ich mich über die immer noch hellerleuchteten Fenster wunderte und, tief gerührt über die Theilnahme des Kronprinzen, erfuhr, daß er sich nicht eher zur Ruhe habe begeben wollen, als bis ich von meiner Bergpartie glücklich zurückgekehrt sei; auch erwartete mich noch ein vortrefflicher Punsch mit nicht zu verachtendem Imbiß und darauf ein so tiefer Schlaf, daß mir sechs Stunden wie ebenso viele Sekunden vergiengen.

Unsere weitere Reise nach Stuttgart bot nichts Bemerkenswerthes und war nur für mich insofern interessant, als ich einzelnes an Gegenden, Ortschaften, ja Wirthshäusern wiedersah, an denen ich noch vor Kurzem zu Pferde vorübergekommen war, ein immerhin angenehmer Unterschied, indem

ich das alles nun behaglich vom Bock der Kaleſche aus betrachtete.

Die Wohnung in der Kanzleiſtraße hatte ich begreiflicherweiſe aufgegeben und fand bei der Rückkehr zwei freundliche Zimmer für mich und eines für meinen Diener in den oberen Räumen des neuen Schloſſes, allerdings Manſardenzimmer, wie die meiſten hier oben, aber hoch und geräumig. Neben der großen Treppe führte eine kleine, etwas dunkle, unmittelbar zu den Gemächern des Kronprinzen im Parterreſtocke, wo dann auch ſogleich wieder meine oft ſtundenlang dauernden Morgenrapporte begannen, das heißt: ich hörte meiſtens ſchweigend zu, wenn der Kronprinz mir anfänglich ſeine Reiſeeindrücke ſchilderte, bald aber darauf zu ſprechen kam, wie er ſeine eigene hohe Familie und das Leben bei Hof und der ſogenannten Geſellſchaft wiedergefunden, dabei machte er artige Pläne für die Zukunft, wollte den König, ſeinen Vater, bitten, ihn auch in die Staatsgeſchäfte einführen zu laſſen, hatte zeitweiſe Luſt, mit dem praktiſchen Militärleben zu beginnen und ſchwärmte daneben für kleine Männergeſellſchaften, für Muſik und ein Liebhabertheater, womit die Abende ausgefüllt werden ſollten.

Da er nun bei unſerer Rückkehr ſeine eigene Haushaltung begonnen hatte, ſo gab es anfänglich für mich genug zu thun, um Manches einzurichten oder ſeinen Wünſchen anzupaſſen, auch gab es ſogleich eine weitläufige Korreſpondenz

und zahlreiche Verrechnungen, bei denen ich um ſo umſtändlicher zu Werke gehen mußte, als ich mir vorgenommen hatte, ihm alles vorzulegen und ihn über die unbedeutendſten Dinge ſelbſt entſcheiden zu laſſen. Er bekam dadurch einen Blick in ſein eigenes Rechnungsweſen und intereſſirte ſich auch dafür, beſonders bei den Geldbewilligungen über die zahlloſen Bittgeſuche, die oft von ganz amüſantem Inhalte waren. Im Allgemeinen hatte er, wie ſo viele junge vornehme Herren, durchaus kein Vergnügen, ja kaum ein Verſtändniß für geſchäftliche Abwicklungen, wenn ſie nicht irgend eine ſeiner Liebhabereien betrafen, langweilte ſich bei meinen Vorträgen und unterbrach mich häufig ohne jede Veranlaſſung meinerſeits, nur um mir irgend einen Vorfall zu erzählen, zuweilen aber, beſonders wo ſeine Unterſchrift nöthig war, war ich gezwungen, ihn feſt bei der Sache zu behalten und mußte, ſelbſt auf die Gefahr hin, ihm langweilig zu werden, ſtets wieder auf die Sache zurückkommen. Allerdings nahm er meine Rechnungsablagen ſelbſt in Empfang, doch halte ich zur ſchließlichen Erledigung das Geſpenſt der mir wohlbekannten Hofkammer vor Augen und habe es auch ſpäter ſattſam erfahren, welche haarſträubende Ausſtellungen ſie an der Form und dem Inhalte meiner Rechnungen zu machen verſucht.

Zu meinen vielen Schreibereien wurde mir ſtundenweiſe ein Hilfsarbeiter geſtattet, und da ich überzeugt war, meinem

ehemaligen Schreiber Lindner in jeder Hinsicht vertrauen zu können, so nahm ich ihn auf das kronprinzliche Bureau und begründete dadurch, wie ich es später für viele gethan, seine Zukunft. Bei seiner Anstellung will ich ehrlich gestehen, daß ich auch den Hintergedanken hatte, ihn in meinen Freistunden bei schriftstellerischen Arbeiten verwenden zu können; doch kam ich leider fast gar nicht dazu und habe während der Dauer von fünf Jahren nur einige Märchen geschrieben, um mühsam den ersten Band derselben, zu dem, wie früher erzählt, „Schloß Schweigern" schon vorhanden war, zu vervollständigen; auch auf Zureden Lewald's, der für sein Europa etwas von mir haben wollte, den ersten Theil der Wachtstubenabenteuer.

Das Soldatenleben im Frieden gieng vortrefflich, hatte schon eine neue Auflage erlebt und über meine Reise in den Orient rieb sich Verleger Krabbe im Geheimen freundlich schmunzelnd die Hände. Wenn er auch mir gegenüber oft über schlechte Zeiten und Mangel an Nachbestellungen klagte, und zu Vorschüssen, die mir anfänglich sehr erwünscht waren, nie besonders geneigt war, so bin ich ihm doch großen Dank schuldig, da er stets mit der gewissenhaftesten Treue unsere Abrechnungen besorgte und zu dem raschen Bekanntwerden meines Namens dadurch beitrug, daß er den Muth hatte, von meinen Schriften nach den ersten theuren Auflagen wohlfeilere Ausgaben, und diese in Lieferungen zu veranstalten,

die es auch dem Unbemittelten möglich machten, sich so nach und nach meine Bücher anzuschaffen.

Adolf Krabbe, der ein tüchtiger Buchhändler und Geschäftsmann war, hatte beinahe ohne alles Vermögen mit einem Associé, Julius Jenisch, einem wohlhabenden, jungen Manne angefangen, aber zuerst so wenig Glück gehabt, daß die Firma schon in der Zeit, als er mich gewann, auf schwachen Füßen stand, wobei ich mich noch des komischen Umstandes erinnere, daß, trotzdem mein erstes Buch „Vier Könige", dessen zweite Hälfte aus dem „Soldatenleben im Frieden" bestand, gleich anfangs sehr gut gegangen war, Herr Jenisch sichtbar erschrak, wenn ich auf das Comptoir kam, und mich flehentlich bat, den leichtsinnigen Krabbe, wie er sagte, nicht für etwas Neues „breit zu schlagen", sie hatten damals durch ein paar verfehlte Unternehmungen unter anderem „Spinoza" und „Dichter und Kaufmann" von Berthold Auerbach, Geld verloren und vom zweiten dieser Werke konnte Krabbe mit seiner dünnen Stimme, während er sich wie verzweifelt mit den Fingern in sein spärliches Haar fuhr, ausrufen: „Das Buch ist ein Weltwunder, denn es ist ein Exemplar mehr davon zurückgekommen, als ich ausgegeben habe — wollen Sie dieß merkwürdige Exemplar sehen — da ist es!" —

Was nun meinen Gehalt als Sekretär des Kronprinzen anbetraf, so war derselbe für die neuen glänzenden und da-

durch koſtſpieligen Verhältniſſe, in denen ich mich nun befand, ſehr gering, ſchien aber wahrſcheinlich der betreffenden maßgebenden Stelle für den ſo plötzlich empor gekommenen Fremden genügend zu ſein, und ſo betrachtete auch ich mein ſpärliches Einkommen gegenüber meinem früheren mühevolleren Verdienſt als ausreichend und unerſchöpflich. Nebenbei hatte ich ja freie Wohnung und Holz, ſowie die damals noch üblichen Naturalien; auch vollkommen freie Station bei den vielen Reiſen des Kronprinzen, und wenn man dazu nimmt, wie leicht es damals, wie heute noch, für Jemand von irgend welcher guten ächten oder auch ſchwindelhaften Stellung in Stuttgart möglich war, die umfaſſendſten Schulden zu machen, ſo brauche ich wohl kaum zu ſagen, daß ich, der ich ſtets gern hoch und flott und unbekümmert auf den Wogen des Lebens ſchwamm, meine Lage auch in pekuniärer Hinſicht als eine äußerſt glänzende betrachtete.

Daß ich für Handſchuhe und feine Cigarren, letztere für mich, ſowie für die vielen Bekannten und Fremden, die ich bei mir empfangen mußte, mehr als ein Drittel meines Einkommens ausgab, kümmerte mich wenig, und wenn ſich je einmal die Rechnungen dafür und für Aehnliches zu ſehr anhäuften, ſo wurde Krabbe trotz ſeines Weigerns doch öfters auf Rechnung zukünftiger unſterblicher Werke „breit geſchlagen“.

Mit Franz Dingelſtedt, der 1843 nach Stuttgart ge-

kommen und Bibliothekar und ſogenannter Vorleſer des Königs geworden war, obgleich Seine Majeſtät ihn nie in den Fall gebracht, dadurch den boshaften Vers von Heine:

„Er lieſt die Gedichte von Mathatath,
Ein Dolch iſt jede Zeile;
Der arme Tyrann, früh oder ſpat,
Stirbt er vor langer Weile! —“.

wahr zu machen, hatte ich mich bald und innig befreundet. Theilten wir doch in Stuttgart das gleiche Schickſal begünſtigter und unverantwortlich bevorzugter Ausländer, Leute, die nur Dichter und Schriftſteller waren, die man mit großem Mißtrauen betrachten und von denen man ſich ſo viel als möglich abſchließen mußte. Mehr als heute lebte man in Stuttgart damals noch in kleinen engbegrenzten Kreiſen, jede Rangklaſſe für ſich, und darf ich hier wohl ſagen, daß in meiner kleinen Geſchichte aus damaliger Zeit „Laternenunglück“ ſehr viel Wahres liegt.

Geſellſchaftliche Vereinigungen, wo ſich Künſtler und Männer der Wiſſenſchaft fanden, waren kaum vorhanden; Auguſt Lewald hatte allerdings einen Verſuch dazu gemacht, indem wir uns auf dem ehemaligen Poſtplatze im ruſſiſchen Hofe trafen; doch war dieſer Verſuch nicht lebensfähig, weßhalb Dingelſtedt und ich im Oktober 1843 die Gründung einer Geſellſchaft beſchloßen, die theils aus Künſtlern, Schriftſtellern und Gelehrten, anderntheils aus geſcheidten Leuten

jedes nur möglichen Standes bestehen sollte. Zu den ersten Berathungen zogen wir die Maler Karl Kurz, Müller und Rustige bei, und da die Sache lebhaften Anklang fand, auch Alles aus den oben genannten Kreisen es sich zur Ehre rechnete, dieser Gesellschaft beizutreten, so war sie baldigst constituirt und trat, ihre wöchentlichen Sitzungen im Café Marquardt haltend, in's Leben. Gegliedert und zusammengesetzt war sie wohl wie nie eine ähnliche; sie hieß „die Glocke", Protektor war der Kronprinz, der den Sitzungen fast regelmäßig anwohnte, als Glockenmeister fungirte der Prinz Hugo von Hohenlohe-Oehringen, die Beamten hießen: der Sprecher, Altgeselle, Hammer, Mantel, Seil und Schwengel, Strang und Junker, der Schatzmeister Klingelbeutel und so weiter, die übrigen Mitglieder Glockenzieher, unter denen neben Allem, was in Malerei, Dichtkunst, Architektur und sonst mit Auszeichnung genannt wurde, sich auch Graf Wilhelm von Württemberg, Graf Alfred Neipperg, Baron von Taubenheim, Obermedizinalrath von Hardegg, General von Rüpplin, Baron vom Holz, Graf Taube, Baron Hügel und Andere, Mitglieder der besten Häuser des Adels, die sich für Kunst und Wissenschaft interessirten, sowie hochgestellte Beamte befanden.

In den ersten Zeiten der Glocke waren Geibel und Liszt in Stuttgart, ersterer als launiger Stegreifredner gefeiert, letzterer noch ganz besonders als Komponist des Glockenbundesliedes, das mit den Worten begann:

uns, hielten eine förmliche Conſultation, deren Reſultat war, wir ſeien vergiftet worden."

„Vergiftet!"

„Vergiftet, Herr General; mit einem hölliſchen Gebräu — ich habe den Namen vergeſſen, — welches man im Orient anzufertigen pflegt, und das auch in Indien bekannt ſein ſoll. Man gibt es vorkommenden Falls dem unglücklichen Schlachtopfer in Kaffee, Wein oder dergleichen. Sie werden davon gehört haben."

„Der alte Engländer war ſehr blaß geworden; er athmete tief und ſchwer und ſchaute bald mich, bald den Major an. Letzterer fuhr fort: Dank ſei es der kräftigen Conſtitution, die wir Beide haben, und den vortrefflichen Mitteln, die uns jener junge Arzt gab! Sie haben uns gerettet, ſonſt wären wir jetzt die todteſten Menſchen."

„Die Sache iſt mir vollkommen unerklärlich! brachte mühſam der alte Herr hervor.

„Auch wir haben nicht den geringſten Verdacht, antwortete der Major. Vielleicht war es Ungeſchick, vielleicht ein Zufall — Gott mag es wiſſen, — was uns ſo weit gebracht. Denn das kann ich Eurer Herrlichkeit verſichern, wir ſind Beide noch recht elend."

„Ich ſehe es, ich ſehe es! entgegnete haſtig der General, indem er aufſtand. Gönnen Sie ſich Ruhe, meine Herren, und erlauben Sie mir, daß ich mich ſtündlich nach ihrem Befinden erkundigen laſſe. — Darauf machte er ein paar wankende Schritte gegen uns, und ich glaube, er hatte in dem wirklichen Schrecken, den wir ihm eingejagt, ſogar vergeſſen, daß er uns nicht berühren durfte. Denn er trat an mein Bett und wollte mir die Hand reichen. Doch ſprang ſein Wächter wie ein Blitz dazwiſchen und erinnerte ihn an das Quarantaine-Geſetz, worauf Sir Robert ſich beſinnend vor meiner ſchon ausgeſtreckten Hand zurück fuhr, als bäume ſich eine indiſche Natter vor

„Heil unſerer Glocke, heil,
Heil Hammer, Mantel, Seil,
Heil unſerer Glocke, heil!“

und ſtets zur Eröffnung der Arbeit geſungen wurde. Alle nöthigen Zeichen gab der Meiſter vermittelſt einer großen Glocke, die von der Decke hieng, und wurden dieſe Zeichen, wo es nöthig war, vermittelſt kleiner Glocken in der Hand jedes Mitgliedes (Glockenziehers) erwiedert. Der erſte Paragraph der Geſellſchaftsſatzungen hieß:

„Der Zweck der Geſellſchaft iſt: geſellige Unterhaltung und gegenſeitige Mittheilung literariſcher und artiſtiſcher Arbeiten.“

Für jede Sitzung wurde abwechſelnd von den Mitgliedern ein Protokoll geführt, was nach und nach eine intereſſante, launige und theilweiſe auch höchſt geiſtreiche Chronik bildete. Dazu hatte jeder das Recht und die Verpflichtung, durch Vortrag über Erlebtes, ſowie aus wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Gebieten zur Belehrung und Unterhaltung die ſogenannte Glockenſpeiſe beizutragen. Die Maler brachten Skizzen und Zeichnungen, häufig auch die damals ſo beliebten Karrikaturen, hauptſächlich Glockenmitglieder darſtellend, von denen ſich bald eine große Anzahl vortrefflich gelungener in den Mappen anſammelten, die heute noch theils im Beſitz des Bankdirektors von Sick, theils in dem meinigen ſind. Ungefähr ein Jahr nach dem Entſtehen der Geſellſchaft baute dieſelbe auf Aktien ein eigenes

Lokal im Hofe des Café Marquardt, beſtehend aus einem geräumigen Saale, deſſen gewölbte Decke nach Art alter Glockenſtuben konſtruirt war.

Daß über dieſe Geſellſchaft, in der ſich neben dem Kronprinzen und Mitgliedern des höchſten Adels des Landes junge, auch unbedeutendere, wenn nur ſtrebſame Künſtler befanden, gerade durch dieſe zwangloſe Zuſammenſetzung manche ſchiefe und böswillige Urtheile gefällt wurden, verſtand ſich bei der Stuttgarter Verläumdungsſucht ganz von ſelbſt, und wenn gewiſſe Kreiſe, für welche der Glockenſaal allerdings hermetiſch verſchloſſen war, über unſere Verſammlungen ſprachen, ſo geſchah das häufig mit aufgehobenen Händen und dem innigſten Bedauern, daß der Thronerbe in ſo ruchloſe Hände gefallen ſei. Und doch gieng es bei uns, wenn gleich oft recht luſtig, doch ſtets hochanſtändig und ſittlich zu, und alles, was von Orgien der Glocke damals gefabelt wurde, war blos lügenhafte Erfindung. Auch der Kronprinz lernte gerade in der Glocke ausgezeichnete Leute kennen, die ihm vielleicht ſonſt fremd geblieben wären, und hat es, wie ich weiß, nie bereut, dort Bekanntſchaften gemacht zu haben, denen die Hofkreiſe allerdings verſchloſſen waren.

Dingelſtedt lieferte längere Zeit noch eine beſondere Wochenchronik der Glocke, oft in ſehr lakoniſcher Kürze, wie zum Beiſpiel eines Abends, wo er mit ſeiner gewaltigen Stimme daraus deklamirte: „Liszt iſt angekommen!“ Geibel,

der den ganzen Winter durch Glockenzieher war, erfreute uns gern mit ſeinen neuen Gedichten, und Etzel, damals ſchon ein bedeutender Ingenieur, unterhielt uns von ſeinen Arbeiten, die ſich zu jener Zeit gerade ſehr intereſſant auf die Durchbohrung des Roſenſteins bezogen und oft ſchwierig ja gefährlich wurden, weil der Tunnel unter dem königlichen Landhauſe in unliebſame Berührungen mit den Fundamenten des Schloſſes zu kommen drohte. Verſchiedene Male machten wir dort alle mit einander praktiſche Studien, indem uns Etzel in tiefer Mitternacht hinausführte, um das Thun und Treiben ſeiner Arbeiter zu erklären.

Was mich anbelangte, ſo trat ich in der Glocke mit manchen mir bisher fremdgebliebenen Perſönlichkeiten von hoher Stellung in nähere Berührung, von denen mich verſchiedene liebgewannen, andere aber mindeſtens fanden, daß ich nicht ſo gefährlich ſei, wie man mich häufig darzuſtellen liebte.

Für die Vorſtellungen des königlichen Hoftheaters hatte ich durch Taubenheim, der neben ſeinem Amt als erſter Stallmeiſter des Königs immer noch die Leitung des Inſtituts unter ſich hatte, meinen Freiplatz in der erſten Reihe der Sperrſitze begreiflicherweiſe beſtätigt erhalten, wovon ich jahrelang den ausgiebigſten Gebrauch machte. Es vergieng wohl kein Abend, wo ich nicht mindeſtens eine viertel oder halbe Stunde im Theater war, und wo ich nicht einen Beſuch auf der Bühne machte, um dort mit meinen Bekannten und

Freunden, zu denen ich das ganze Perſonal, vom letzten Zimmermann bis zum hochgebietenden Intendanten rechnen durfte, zu verkehren. Dieſe Stunden hinter den Couliſſen haben damals mit zu meinen angenehmſten und lehrreichſten gehört, und wenn zu irgend welcher Beſchreibung praktiſch erworbene Kenntniſſe nothwendig ſind, ſo zu dem hochintereſſanten Theaterleben, wie es ſich hinter dem großen Vorhange abſpielt; es iſt das in der That eine wundervolle Welt für ſich, mit ganz eigenen Anſchauungen, Vorausſetzungen, Urſachen und Wirkungen.

Zu jener Zeit aber ſtand auch das Stuttgarter Hoftheater in vollſter künſtleriſcher Blüthe, im Höhenpunkte eines Glanzes, von dem heute kaum mehr die Spur eines matten Schimmers übrig geblieben iſt. Graf Leutrum, der Theaterchef vor Taubenheim, hatte weder die künſtleriſche Befähigung zu ſeinem Amte, noch war er dafür wiſſenſchaftlich genug gebildet, worüber man ſich artige Anekdoten erzählte, ſo unter Anderem, daß, als ihm der berühmte Seydelmann, damals Regiſſeur, meldete, Immermann ſei angekommen, er ihm in ſeiner heftigen Sprachweiſe zur Antwort gab: „Bedaure ſehr, bedaure ſehr, kann ihn nicht ſpielen laſſen, iſt unmöglich!“ — „Ich ſprach von Immermann, Herr Graf.“ — „Nun ja, ich habe Sie wohl verſtanden, kann ihn aber doch nicht ſpielen laſſen.“ Er hatte an den Schauſpieler Iermann gedacht. — Mir gab er eines Tages, in jener Zeit, als er mich als Fra Diavolo's Bedienten debütiren

ließ, nach langem vergeblichen Bitten ein Billet für das Cannstatter Theater, rief mir dann aber nach: „Hören Sie, ich mache eine Bedingung. Wenn es sehr voll wird, so versprechen Sie mir, daß Sie wieder hinaus gehen.“ — „Gewiß, Herr Graf.“

Uebrigens war Graf Leutrum ein wohlwollender und vornehm aussehender Herr, eine jener langen, dürren Hofgestalten, wie sie heute ganz verschwunden sind, sorgfältig angezogen, glatt rasirt und möglichst hoch frisirt; seine Augenbraunen pflegte er bei wichtigen Auseinandersetzungen hoch empor zu ziehen und das Kinn in die weiße Halsbinde zu verbergen; er stand aber hoch in der Achtung seiner Untergebenen, ja wußte sich deren Liebe und Verehrung zu erwerben, da er in jeder Hinsicht sein Institut hoch hielt und vertrat, nach besten Kräften für dasselbe sorgte, auch die Würde seiner Stellung mit in der Würdigkeit und Unbescholtenheit seiner Untergebenen suchte und deßhalb strengstens auf möglichst gute Sitten hielt.

Taubenheim trat diese wohlgeordneten Verhältnisse an und war das beste, was er sein konnte, nämlich der liebenswürdige Vermittler zwischen dem König und den Künstlern, dort die allerhöchsten Wünsche entgegennehmend, um sie hier, manche Klippe geschickt umschiffend, zur möglichst guten Ausführung zu bringen. Da er sich aber mit seinem wohlwollenden ritterlichen Charakter die Liebe und Verehrung seiner Untergebenen zu erwerben und auch zu erhalten wußte,

ſtets für jedes ein freundliches zuvorkommendes Wort hatte, ja ſelten im Stande war, eine Bitte rundweg abzuſchlagen, mindeſtens auf eine ſpätere Erfüllung hoffen ließ, ſo thaten die Künſtler auch ihrerſeits Alles, um einem ſo angenehmen Chef gefällig zu ſein.

Das Stuttgarter Hoftheater hatte damals ausgezeichnete Künſtler und vortreffliche Regiſſeure. Wer, der damals in Stuttgart lebte, erinnert ſich nicht der Damen vom Schauſpiel: Stubenrauch, Lange, Foſetta, von Piſtrich, Johanne Wittmann, Abweſer, und der vielen jugendlichen Anfängerinnen, die hier beginnend ſich ſpäter gute Namen erwarben; wer denkt nicht heute wehmüthig an jene Zeit der Eßlair, Seydelmann, Döring, Moritz, Maurer, Gnauth, Petzold und ſo vieler Anderer; wer erinnert ſich nicht mit Vergnügen des reichhaltigen Repertoires unter den Regiſſeuren: Seydelmann, Moritz, Lewald, Löwe, die bemüht waren, das neueſte Gute neu und gut vorzuführen, auch die Aufführung älterer Stücke mit Fleiß zu überwachen und keinerlei Nachläſſigkeiten in der Scenirung, in Spiel und Coſtüm hatten durchgehen laſſen. Mit welchem oft ergötzlichem Eifer wurde damals probirt, wobei ich mich erinnere, daß, als bei der Kirchhofſcene in „Hamlet“ die däniſchen Hofherren mit gar ſo wenig Energie die ſtreitenden Fürſten zu trennen verſuchten, Moritz dazwiſchen ſpringend ausrief: „Wie können Sie ſich dabei ſo ledern und theilnahmlos benehmen; ſpringen Sie doch hinzu, wie Sie

thun würden, wenn Sie dazu kämen, wenn der Kronprinz und der Prinz Friedrich ſo mit einander in Streit geriethen?“ oder ein ander Mal, als ein jugendlicher Liebhaber zur Schonung ſeines Beinkleides nicht völlig niederkniete und ihm der alte Lewald ſeinen Mantel mit den Worten zu Füßen warf: „Probiren Sie, wie es ſich gehört, ſo thut Lewald für die Kunſt und ſeinen König.“ Wenn man auch über dergleichen lachte, ſo wirkte doch ein ſolcher Eifer wohlthätig und weit beſſer, als barſches Weſen und unmotivirte Grobheit, wie ſie an manchem Hoftheater ſpäter eingeriſſen ſind und nur Gleichgiltigkeit zur Folge hatten.

Welch glänzender Reihe gelungener Aufführungen erinnere ich mich heute noch auf's lebhafteſte, wie freute man ſich damals auf dieſe oder jene Rolle, ja auf gewiſſe Künſtler, denen und ihren ſtets vortrefflichen Leiſtungen zu lieb man auch ein unbedeutenderes Stück mit Begeiſterung an ſich vorübergehen ließ! Wie würdig und vornehm in ihren Darſtellungen waren die Peché, die Stubenrauch, ſelbſt die Lange und Abweſer, ſpäter die Bröge und die Wilhelmi, wie warm empfindend Johanne Wittmann, wie elegant beſonders in Salonſtücken Moritz, auch Löwe und ſpäter Wentzel, wie vornehm Maurer, wie ergötzlich Frau Schmidt, Rohde, Gnauth, und Petzold! Auch die Oper unter Lindpaintner leiſtete Tüchtiges, das Stuttgarter Orcheſter, heute noch gut, war damals berühmt; und wenn man Namen aus jener Zeit nennt, wie die der

Balletmeiſter Horſchelt, St. Léon, und die erſten Tänzerinnen, wie Marie Taglioni, St. Romain, Lucik Grahn, ſo kann man ſich einen Begriff machen, wie das Ballet beſchaffen war.

Obgleich ſich nun der Kronprinz nach der Rückkehr von der italieniſchen Reiſe recht bald wieder erholt hatte, ſo fanden die Aerzte doch einen Landaufenthalt in reinerer Luft für ihn wünſchenswerth, weßhalb er, von Berlichingen begleitet, das Bad Gais im Schweizerkanton Appenzell beſuchte, dort einige Wochen blieb, um dann das Seebad in Oſtende zu gebrauchen. Von Gais aus gab er mir ſchriftlich einige Aufträge, allerdings in freundlicher Weiſe; doch da ich es ſtets verſtanden habe, zwiſchen den Zeilen zu leſen, ſo konnte mir eine Erkältung, ja etwas wie Mißſtimmung nicht entgehen; auch als er wieder heimgekehrt und ich wieder wie früher zum täglichen Rapport kam, fand ich ihn einſilbiger gegen mich und ſtatt des früheren vertraulichen Weſens eine etwas förmliche Höflichkeit. Was da vorgefallen war, vermochte ich nicht ſogleich zu ergründen, ich blieb aber in meinem Weſen vollkommen gleich und unbefangen. Dann reiſte er ebenfalls mit Berlichingen nach Oſtende, ohne mich, wie früher beſtimmt war, mitzunehmen; daß er an dem Umgange und den Unterhaltungen ſeines Adjutanten Geſchmack gefunden habe und mich gänzlich vergeſſen, vermochte ich nicht zu glauben, vielmehr daß irgend eine kleine Intrigue gegen mich eingefädelt worden ſei, wahrſcheinlich darauf berechnet, den bürgerlichen

Sekretär in ſeine Grenzen zurückzuweiſen, die ihm die Güte des Kronprinzen zu überſchreiten erlaubt hatte.

Da, mir ganz unerwartet, vielleicht vierzehn Tage vor ſeiner Rückkehr, beſchied er mich nach Brüſſel, ihn dort im Hôtel de Flandre zu erwarten, ein Befehl, der in Stuttgart ſo erſtaunte Geſichter hervorrief, daß ich daran wohl merken konnte, wie unerwartet dieſer Befehl gekommen ſei. In Brüſſel erhielt ich einen Brief Berlichingens, der mir anzeigte, der Kronprinz bleibe noch acht Tage länger in Oſtende, wolle mich aber nach Ablauf derſelben dort zur gemeinſchaftlichen Rückreiſe nach Stuttgart treffen.

Die ſchöne, ſehenswerthe Hauptſtadt Belgiens, ein Paris im Kleinen, hatte ich bald nach allen Richtungen durchſtreift, mich auch in den bedeutenden Bildergallerien umgeſchaut, vor Allem aber mit größtem Intereſſe das Atelier des damals viel von ſich reden machenden Malers Wiertz beſucht. Schon das Aeußere des Gebäudes erregte Aufmerkſamkeit, es befand ſich in einer Vorſtadt Brüſſels auf einer kleinen Anhöhe und war den Ruinen eines alten egyptiſchen Tempels nachgeahmt. Die meiſten der ſchwerfälligen Säulen trugen noch das weit vorſpringende Dach, andere aber lagen umgeſtürzt und zerbrochen am Boden, theils in dieſen hineingedrückt oder von Unkraut überwuchert, ringsumher befand ſich ein ziemlich großer, wie abſichtlich verwildert gehaltener Garten, in welchem für mich das Bemerkenswertheſte ein rundlicher, glatt ge-

ſchorener Raſenplatz war, den man zu einer Landkarte Belgiens eingerichtet hatte, die Landſtraßen mit gelbem Sande, Dörfer und Städte durch größere und kleinere Häuſergruppen bezeichnet, ja in der Hauptſtadt ſelbſt ſah man bedeutende Gebäude und Kirchen, ziemlich kenntlich bezeichnet, ein hübſcher und lehrreicher Spielplatz, da er groß genug war, um darin ſpazieren zu gehen.

Eine ſchmale Seitenthüre — die oſtenſible Breite und Höhe des Tempels ſchien nur gemalt zu ſein — führte in den innern Raum, der, obwohl er die Ausdehnung einer mäßigen Kirche hatte, eben nur Platz bot für die bekannten rieſigen Kompoſitionen Wiertz's. Da dieſelben dieſer Größe, auch der eigenthümlichen Sujets wegen von keiner Gallerie, geſchweige denn von einem Privatmanne angekauft werden konnten, ſo hatte ſie der belgiſche Staat in lobenswerther Munificenz ſammt dem Gebäude angekauft und gegen ein mäßiges Eintrittsgeld für den Beſucher eröffnet. Mit Staunen ſah ich hier dieſe Arbeiten in rieſenhaftem Maßſtabe, von denen ich ſchon einige aus Beſchreibungen und Nachbildungen kannte, all dieſe merkwürdigen, oft faſt ganz unmalbaren Dinge: den Fußtritt eines Gewaltigen dieſer Erde; drei Epochen nach dem Leben eines Hingerichteten; dann Schrecklichkeiten, wie den Kampf um die Leiche des Patroklus; einen Selbſtmörder in dem Augenblick, wie er die Piſtole gegen ſeine Stirne losdrückt; ein Weib, das ſich, ihren Säugling

ihm. Dieſer Händedruck hätte ihm aber auch unfehlbar zehn weitere Tage Quarantaine eingetragen. Er verließ uns ganz erſchüttert, und kaum war er fort, ſo ſchickten wir unſeren Quarantaine-Wächter hinaus, ſchloſſen alle Thüren und begaben uns in das äußerſte Vorzimmer, wo das Diner für unſere Bedienten ſervirt war, dem wir alle Gerechtigkeit angedeihen ließen."

„Ich muß doch geſtehen, Baron," ſagte hier der Diplomat, daß ihr ein Bischen zu arg Komödie geſpielt. Der alte Herr glaubte eurer Erzählung, wie ihr meint. Da muß er ja mit ſchrecklichen Gewiſſensbiſſen von euch gegangen ſein. Er hatte am Ende als Vater gehandelt, der ſeine Töchter von zwei ihm läſtigen Bewerbern zu befreien ſuchte. Die Strafe war offenbar zu hart für ein gelindes Brechmittel."

„Da haſt du vollkommen Unrecht," nahm der Major das Wort. „Wir klagten ihn freilich eines Mordverſuchs an; aber hatte er uns mit dem Brechmittel, ſeinen von uns geliebten Töchtern gegenüber, nicht moraliſch tödten wollen? Ich wiederhole es nochmals: Nichts läßt ſo leicht ſelbſt eine wahre Liebe verſchwinden, als die Lächerlichkeit. Kamen wir friſch und geſund nach Malta, ſo rieb er ſich die Hände, lachte uns freundlich an, ſummste vielleicht ein wenig und hatte wohl gar die Kühnheit, gelegentlich, wenn auch ſehr verblümt, ſeines Heilmittels zu gedenken. Wir konnten doch mit dem alten Herrn keine ernſtlichen Händel anfangen! Dabei wirſt du begreifen, daß unſer Lebensglück auf dem Spiele ſtand; denn ich muß geſtehen, mich hätte der Verluſt des Mädchens, das ich ſo innig liebte, wahrhaft unglücklich gemacht. Seine Handlung gegen uns war jedenfalls ſehr unüberlegt. Wir hatten Recht, ihn dafür zu beſtrafen, und es gelang uns vollkommen. Er rieb ſich nicht die Hände, er ſummste nicht und lachte noch viel weniger über uns. Er ging tief erſchüttert

auf dem Arm, vor verfolgenden Soldaten fliehend, zum Fenſter hinausſtürzt; in den Ecken des Raumes aber Wände von Papier, durch welche man vermittelſt eines kleinen Sehloches andere naive Furchtbarkeiten, die, wie alles Uebrige, genial, großartig und effektvoll gemalt, wahrhaft erſchreckend wirkten: ein lebendig begrabener Mönch, der ſich mühſam dem Sarg entwindet; eine Wahnſinnige, die ihr eigenes Kind zerſtückelt hat und in einem Keſſel kocht; die nackte, herrlich gemalte Geſtalt eines jungen Mädchens neben einem Skelette mit der Ueberſchrift: „La belle Rosine — Sonſt und Jetzt.“ Auch den Meiſter ſelbſt, eine etwas gebückte, hagere Geſtalt, mit eingefallenem Geſichte, dunklem Haar und Bart, ſah ich, beneidete ihn aber nicht um ſeine Wohnung bei all den Gräßlichkeiten ſeines Ateliers, und war dagegen froh, wieder frei und ungebunden in den Garten hinaustreten zu können, von dem man einen weiten Blick auf die ſchöne Stadt Brüſſel hatte.

Als ich Nachmittags bei einem der Eilwagenbureaus vorüberſchlenderte, ſah ich dort eine jener Diligencen ſtehen, die Paris mit Brüſſel in der, für jene Zeit, wo es noch keine Eiſenbahnen gab, ſehr kurzen Zeit von zwölf Stunden, glaube ich, verband; der Kondukteur unterſuchte gerade ſeinen Wagen, und da er mich zuvorkommend grüßte, ſo knüpfte ich ein Geſpräch mit ihm an, deſſen Endreſultat war, daß er mich in's Bureau begleitete, wo ich noch einen Eckplatz, aller-

dings hoch oben auf dem Wagen, im Coupé der Imperiale, erhielt. Ich gratulirte mir zu dem raſchen Entſchluß, ſtatt noch acht Tage hier zu bleiben, gleichſam im Fluge Paris zu ſehen. Abends um acht Uhr begann die allerdings anſtrengende Fahrt. Wir ſaßen zu Vieren dort in dem ziemlich engen Coupé, neben mir eine ältere Dame mit zwei jüngeren, von denen eine, glaube ich, eingeſchmuggelt war, wie ich aus ihrem Lachen und Scherzen, an denen auch der Brüſſeler Poſtillon Theil nahm, zu entnehmen glaubte; da auch ſonſt alles überfüllt war, ſo hieng der Kondukteur irgendwo ſeitwärts am Wagen und wir ſahen ihn nur flüchtig beim Pferdewechſeln. Die ganze Strecke zwiſchen beiden Hauptſtädten war gepflaſtert, und kann man ſich dabei von dem Stoßen und Raſſeln des ſchwerfälligen Wagens einen Begriff machen, doch war der Lärm noch größer, wenn man, was häufig geſchah, anderen Fuhrwerken ausweichen mußte und ſich dabei die betreffenden Räder tief in den weichen Boden drückten, dann aber das höchſt bemerkliche Ueberhängen des Wagens ſämmtlichen Damen Angſtgeſchrei auspreßte, wobei ſich meine Nachbarin meiſtens feſt an mich anklammerte; doch kamen wir glücklich nach Paris und erlebte ich nur das kleine Abenteuer, daß mir die ältere Dame beim Abſchiednehmen eine Viſitenkarte in die Hand drückte, von der ich aber keinen Gebrauch machte.

Und nun lebte ich die paar Tage in Paris in einem

wahren Taumel des Schauens und Bewunderns. Was war das Leben und Treiben all der großen Städte, die ich ſchon geſehen, Rom, Neapel, ſelbſt Conſtantinopel gegen dieß verwirrende Getümmel in den Straßen hier! Wie freundlich, leuchtend und elegant erſchien hier Alles, die Magazine mit ihren blendenden Auslagen, das Gewühl auf den Boulevards, das großartige Treiben an der Seine, die hübſchen Reſtaurationen, dann die verſchiedenen Theater, wo wunderbar natürlich geſpielt wurde, ſpät Abends bis weit nach Mitternacht, die höchſt behagliche Ruhezeit vor den hellerleuchteten Café's bei einem Gefrorenen oder einem riz au lait, der damals in der Mode war, den ſpäter ſo gebräuchlich gewordenen „Boc" — ein Glas Bier — kannte man zu jener Zeit noch nicht.

In Paris traf ich den Hofſchauſpieler Löwe aus Stuttgart auf der Hochzeitsreiſe begriffen, ſowie eine Bekannte aus München, die Hofſchauſpielerin Seebach, die, wie wir Alle von Paris ſchwärmend, das non plus ultra einer Kaffeemaſchine entdeckt hatte, die natürlicherweiſe von den Deutſchen nicht in ſolcher Vollkommenheit gemacht werden konnte, die aber, als ich ſie genau betrachtete, das Firmazeichen der bekannten Fabrik von Deſſner in Eßlingen trug, was uns lange Stoff zum Lachen gab.

Nur zu raſch waren die paar Tage verfloſſen, die ich bleiben konnte, und wenn ich auch Paris nicht gründlich

kennen gelernt, ſo hatte ich mir doch einen beſſeren Blick über die Weltſtadt verſchafft, als wenn ich monatelang aus Büchern über ſie ſtudirt hätte.

Bei meiner nächtlichen Rückfahrt nach Brüſſel gab uns in dem abermals überfüllten Eilwagen ein älterer Herr aus Valenciennes viel zu lachen, der in Paris eine große überreife Melone gekauft hatte, die er wie ſeinen Augapfel hütete, die aber, während er ſchlief, zwiſchen die Gepäckſtücke hinter uns gerieth und dort, einen penetranten Geruch verbreitend, zu ſeinem unbeſchreiblichen Jammer zerquetſcht wurde.

Zwei Tage ſpäter traf der Kronprinz von Oſtende ein und freute ſich offen und ohne Rückhalt, mich wieder zu ſehen, auch waren nicht nur alle oben erwähnten Schatten verſchwunden, es ſchien ihm leid zu ſein, daß ich ſeine Mißſtimmung empfunden hatte, und nach und nach erfuhr ich auch die Gründe derſelben, die ſich von der italieniſchen Reiſe herſchrieben und woran ich allerdings nicht ohne Schuld war. Man hatte meine häufig auch in Gegenwart des Kronprinzen ausbrechende Luſtigkeit, mein oft zwangloſes Benehmen, das ich aber ſtets in den Grenzen möglichſten Reſpektes gehalten, nicht für paſſend gefunden, man hatte ſeine Bemerkungen darüber gemacht, daß ich zum Beiſpiel, wenn wir im zweiten, gewöhnlich offenen Wagen durch die Campagna heimkehrten, dort luſtige Lieder ſang, auch daß ich mir einen weichen Filzhut, wie ihn die Maler trugen, gekauft, und vor allem war

es gelungen, meine berühmte Karnevalsgeſchichte in einem ſehr gehäſſigen Lichte darzuſtellen.

Doch hatte der Kronprinz in ſeinem Wohlwollen für mich, ſowohl bei ſich ſelbſt, als auch bei Anderen, meine Entſchuldigung übernommen, und indem er mir freundlich geſtand, ſich ſowohl in Gais als auch in Oſtende gründlich gelangweilt zu haben, machten wir nach der Rückreiſe nach Stuttgart die ſchönſten Pläne für kommende Winterver-gnügungen.

Der Kronprinz hatte ſich von jeher lebhaft für das Theater intereſſirt, fehlte bei keiner Vorſtellung, las, was von bemerkenswerthen deutſchen und franzöſiſchen Stücken erſchien, war auch ſo muſikaliſch, um Klavierauszüge von Singſpielen und Opern auf ſeinem Flügel ſpielen zu können und hatte, wie alle jungen Leute von lebhafter Phantaſie, den ſehnlich-ſten Wunſch, ſelbſt einmal — begreiflicherweiſe aber nur auf einer eigenen Privatbühne — auftreten zu können. Doch waren wir überzeugt, daß dazu die Erlaubniß des Königs nicht leicht zu erhalten ſei, und doch mußte dieſe, da der Kronprinz in der Reſidenz wohnte, vor allem Andern erwirkt werden; einer jener ſpäter noch häufig wiederkehrenden Fälle, wo ich gezwungen war, den geraden Weg zu verlaſſen, um ohne Vorwiſſen des Kronprinzen eine ſchon früher erwähnte Vermittlung zu ſuchen, deren Reſultat er allerdings ohne Rückhalt annahm. Auch gelang es mir, die nöthige Aller-

höchſte Einwilligung zu erhalten, ja die Erlaubniß, einen großen Salon im Parterreſtock des Schloſſes zu einer Theatereinrichtung benutzen zu dürfen.

Freiherr von Seckendorf war damals Oberſthofmeiſter und, wie in ſo vielen andern Fällen, unterſtützte er mich auch jetzt mit der bereitwilligſten, liebenswürdigſten Zuvorkommenheit; überhaupt habe ich ihn während der Dauer meiner Anſtellungszeit bei Hofe verehren und lieben gelernt und bewahre ihm heute noch viele Jahre nach ſeinem frühzeitigen Tode die dankbarſte Erinnerung: er war durch und durch ein Ehrenmann, vornehm ohne Stolz und Hochmuth, einer von denen, die, meine ſchwierige Stellung begreifend, mich wo ſie konnten unterſtützten. Er iſt mir auch ſpäter nach dem plötzlichen Wechſel meiner Verhältniſſe ein werther, wohlwollender Freund geblieben.

Da das kleine Liebhabertheater des Kronprinzen mit allen nur möglichen Feinheiten eingerichtet werden ſollte, ſo mußte, nachdem ein Podium gebaut war, auch Gas eingeführt werden, wozu eine neue Erlaubniß des Königs, der dieß bisher nicht geſtattet hatte, einzuholen war; doch kamen wir mit Baron Seckendorf's Hilfe auch über dieſe Klippe hinweg, einen hübſchen Portalvorhang verſchrieb ich aus Paris, und dann gewann ich in Maler Eberlin, ſpäter auch in Maler Herdtle und dem holländiſchen Landſchaftsmaler Braakmann junge Kräfte, um die nöthigen Dekorationen zu malen;

einer der Theatermaſchiniſten half mir, der ich ſelbſt mit Leib und Seele dabei war, das Theater einrichten, und bald waren wir damit ſo weit, um ſpielen zu können. Die Bühne ſelbſt nahm die eine Hälfte des großen Salons ein, die andere diente als Zuſchauerraum und hatte rückwärts eine ziemlich tiefe Niſche, wo erhöhte Sitze gebaut wurden, und deren Hintergrund Freund Müller, den ich früher ſchon erwähnt, mit einem hübſchen Bilde, ſchöne Italienerinnen vorſtellend, die oben von einer Loge zuſchauen, ſchmückte.

Daß aber mit kleinen beſcheidenen Luſtſpielen oder dergleichen angefangen werden ſollte, lag nicht in der Abſicht des Kronprinzen, ſondern es ſollte, wie man heute zu ſagen pflegt, mit einer That begonnen werden, mit etwas außerordentlich Großartigem, und dazu entwarf der Glockenbruder Dingelſtedt, damals Bibliothekar des Königs, ſeine berühmte Tragödie „Genoveva", nur für Männer berechnet, in der aber nicht nur Geſang und Tanz vorkam, ſondern auch neben der Hirſchkuh, die den kleinen Schmerzenreich ſäugte, verſchiedene reißende Thiere, ein Sonnenuntergang in der Wüſte und ſchließlich ein allgemeines großartiges Ballet; die Muſik dazu für ein Orcheſter mit Blas- und Streichinſtrumenten arrangirte der Militärkapellmeiſter Kühner, ein talentvoller und gefälliger Muſiker, der heute noch die Kurkapelle in Wildbad dirigirt, und dieſe Muſik war Potpourri aus verſchiedenen alten und neuen beliebten Opern. Donner-, Regen-

und Hagelmaſchinen wurden gleichfalls hergeſtellt, und als ich endlich mit meinem Sonnenuntergange, der mir viel Mühe machte, ziemlich im Reinen war, wurde mit den Proben begonnen, an die ſich ſtets ein äußerſt heiteres Souper reihte. Ueberhaupt waren dieſe Proben, wie bei allen ähnlichen Dilettantenvorſtellungen, das Angenehmſte an der ganzen Sache, weßhalb auch bei uns wochenlang Tag um Tag probirt wurde. Endlich war Alles, auch die ſchönen Coſtüme fertig, und nach einer ſehr luſtigen Generalprobe in denſelben kam der Tag der Aufführung. Rieſige Zettel verkündigten dem begreiflicherweiſe nur aus Männern beſtehenden Publikum, was es zu erwarten hatte, und dieſe Erwartung wurde auch nicht getäuſcht, wie der oft nicht endenwollende Beifallsſturm bewies, mit dem die tolle Komödie zu Ende geſpielt wurde. Auch mußte nach einiger Zeit auf allgemeines Verlangen die Aufführung wiederholt werden.

Daß von dieſen dramatiſchen Unterhaltungen beſonders bei Hofe, aber auch in der Stadt mit vielfachem ernſtlichem Kopfſchütteln Kenntniß genommen wurde, brauche ich eigentlich ebenſowenig zu ſagen, als daß mir, dem gefährlichen Verführer, die größte Schuld zugeſchrieben wurde; dazu kam noch, daß es in der Geſellſchaft Glocke, deren Sitzungen der Kronprinz als Protektor beinahe regelmäßig beſuchte, damals ſehr hoch und zuweilen ſehr laut hergieng, auch dieſe oft lärmenden Unterhaltungen nächtlicherweiſe oder vielmehr früh

am Morgen auf den Straßen fortgeſetzt wurden, wobei ich mich des ergötzlichen Vorfalls erinnere, daß Franz Liszt, der damals eine Zeit lang in Stuttgart war, uns von einer hohen Treppe an dem Hauſe von Cotta's Erben eine große Predigt hielt, der wir andächtig zuhörten. Auch wurden zuweilen größere Glockenverſammlungen im Saale des Hotels Marquardt gehalten, wo ſich einmal unrechterweiſe Zuſchauer eingeſchmuggelt hatten, die dann unſer an ſich harmloſes Treiben mit den bedenklichſten Zuſätzen weitererzählten, die manche Reden und Toaſte als gar zu verfänglich ſchilderten, und die mit Entſetzen davon ſprachen, daß Liszt eine improviſirte Etude mit den Händen begonnen, mit den Füßen fortgeſetzt und mit dem Allerwertheſten beſchloſſen hatte. Es war eben damals unſere Sturm- und Drangperiode und wer, dem ſelbſt ein friſches und heiteres Gemüth nicht fehlt, hätte es uns zu verübeln vermocht, daß wir junge Leute, damals auch nach Beendigung der Glockenſitzungen den Ausbruch unſerer frohen Luſt häufig noch und in ſehr lauter Weiſe im Freien fortſetzten. Schutzmänner von heut zu Tage, die einem oft recht harmloſen Singen ſo recht die herriſche Amtsgewalt entgegenſetzen, während ſie den wirklichen Uebelthäter ſachte vorbeiſchleichen laſſen, gab es damals noch nicht, und die gutmüthigen Nachtwächter drückten gern beide Augen zu. Doch beſchränkte ſich dieſes Ulken auf ganz ungefährliche Dinge. Höchſtens wurden Laternen ausgelöſcht, Schilder verhängt,

Thüren ausgehoben, Ständchen gebracht, die ſich indeſſen zuweilen zu einer Katzenmuſik zuſpitzten, und einmal mit grün angeſtrichenen Bänken, auf denen damals noch der ruhige Bürger Abends vor ſeinem Hauſe friſche Luft ſchöpfte, die Königsſtraße quer herüber verrammelt, ſo daß der Poſtillon des Morgens früh einfahrenden Eilwagens ziemliche Mühe hatte, die mit Stricken verbundene Barrikade zu trennen, und wenn man, ohne ſich einen Vergleich erlauben zu wollen, daran denkt, daß Karl Auguſt, der Großherzog von Weimar, und Goethe ſich zu ihrer Zeit geſtatteten, auf offenem Markte mit langen Peitſchen zu knallen, ſo hätte man auch uns die kleinen Vergnügungen nicht übel nehmen ſollen. Doch hatte ich ein paar Jahre früher, und in noch unſchuldigerer Weiſe, im Polizeiregiſter einen ſchwarzen Strich erhalten, weil Freiligrath, der während meiner orientaliſchen Reiſe in Stuttgart geweſen war, wegen ähnlicher nächtlicher Ruheſtörungen von der Polizei ergriffen, angegeben hatte, er ſei: „F. W. Hackländer, aus Burtſcheid bei Aachen gebürtig.“

Vom Kronprinzen wurde im Frühjahr 1845 die durch ſeine Krankheit in Italien unterbrochene Reiſe inſofern wieder aufgenommen, als jetzt die Höfe von Wien und Berlin beſucht werden ſollten; dazu wurde die Reiſegeſellſchaft ganz anders zuſammengeſetzt, und wir erhielten in der Perſon des ehemaligen württembergiſchen Geſandten in England, Baron Karl von Hügel, einen liebenswürdigen Reiſechef; Berlichingen

nach ſeiner Wohnung, ſchloß ſich mit ſeiner Familie ein und erzählte zitternd, was uns begegnet. Wir ſtanden da als Opfer einer hölliſchen Bosheit. Und der Papa kam jetzt erſt recht ſchlecht weg. Ellen, die überhaupt keinen Spaß verſtand, wollte augenblicklich zu uns herüberſtürzen und war, wie auch Thereſe, nur mit Gewalt zurück zu halten. Dann aber ging ein Verhör los, wie der alte Herr nie eines beſtanden. Die Mädchen wollten wiſſen, ob eine Verwechſelung bei dem Weine möglich geweſen ſei und ob der alte indiſche Kammerdiener, der ihn in Alexandria verlaſſen, vielleicht ein Gift, wie das genannte, beſeſſen. Sir Robert gab achſelzuckend zu, daß dies am Ende möglich ſei, und nun erfolgte, wie wir ſpäter vernahmen, ein ſolcher Ausbruch des Schmerzes, ja des Zornes bei den beiden jungen Damen, daß der rothhaarige Neffe ſchauderte und der alte General vollkommen wußte, woran er war. — So!“ unterbrach ſich der Major und ſagte zu ſeinem Freunde, dem Baron: „Jetzt nimm deine Geſchichte wieder auf und verzeihe, daß ich dich abgelöst.“

„Dafür bin ich dir ſehr verbunden,“ antwortete dieſer, „denn ich habe mich ganz trocken geſprochen. — Bekommen wir eine Taſſe Thee?“ wandte er ſich an den Hausherrn.

„Ganz gewiß,“ verſetzte Graf Ferdinand in einiger Verlegenheit, indem er auf die Uhr ſchaute, welche auf dem Kamine ſtand. „Ich hatte nur gehofft, meine Frau käme zeitig zurück — ſie ſpeist bei ihrer Mutter, — und wir würden den Thee gemeinſchaftlich nehmen.“

„Ah, das iſt etwas Anderes!“ rief eifrig der Baron. „Dann warten wir auf alle Fälle. Wie freue ich mich darauf, die kleine Gräfin zu ſehen! Ferdinand, du biſt ein ungeheuer glücklicher Menſch.“

„Du kannſt mit deinem Looſe ebenfalls zufrieden ſein,“ warf der Diplomat dazwiſchen. „Ihr ruht alle im ſchönſten Hafen, während

war allerdings Adjutant geblieben, doch gieng als Arzt der Obermedizinalrath von Hardegg, Leibarzt des Königs, mit, eben ſo ausgezeichnet in ſeiner Wiſſenſchaft, als angenehm im Umgange, ſowie hoch belehrend und geiſtreich in der Unterhaltung; meiner nahm er ſich auf's freundlichſte an und war mir auch ſpäter bis zu ſeinem leider allzu früh erfolgten Tode ein ſorglicher Hausarzt und freundlicher Berather; auch hatte ich zu dieſer Reiſe eine eigene Kaleſche erhalten, mit der ich, meinen Bedienten auf dem Bock, in der behaglichſten Weiſe vorausfuhr, um die nöthigen Beſtellungen zu machen. Wir fuhren über Ulm und Ingolſtadt, dann zu Schiff durch die maleriſchen Gegenden der oberen Donau nach Regensburg, beſuchten die eben fertig gewordene Walhalla und kamen dann zu Wagen über Linz nach Mölk, wo wir mit dem Kronprinzen einem höchſt intereſſanten und gediegenen Frühſtück in der großartigen Benediktinerabtei beiwohnten und wo ich zum erſten Mal die köſtlichſten öſterreichiſchen Weine verſuchte. Als ich von hier wieder vorausfuhr, war es bei St. Pölten, wo die Pferde, nachdem ſie meinen Wagen langſam einen ziemlich ſteilen Berg hinaufgezogen, oben etwas raſteten, daß ein älterer Mann in einfacher Joppe und Jägerhut mit Gemsbart und Spielhahnfeder dicht an den Schlag trat und den Hut lüpfend mich in ausgeſprochenſtem öſterreichiſchem Dialekt fragte: „Vielleicht können Sie mir ſagen, wenn ungefähr der Kronprinz von Württemberg hier durchkommen wird?“ Der

alte Mann hatte ein kluges, freundliches Geſicht und gutmüthige Augen; während er ſprach, ſenkte er den Kopf etwas auf die rechte Seite, und obgleich ſeine Kleidung einfach, aber höchſt anſtändig war, ſo wußte ich doch nicht, ob es nothwendig ſei, einem gänzlich Fremden darüber Auskunft zu geben, weßhalb ich ziemlich kurz ſagte: „Ich weiß nicht, ob der Kronprinz heute noch oder erſt in der Nacht nach St. Pölten kommt.“ — „Schauen's,“ gab er mir zur Antwort, „das thut mir ſehr leid, denn ich hätte den Kronprinzen gern bei Tage hier geſehen und begrüßt.“ — „So? — ja, ich bedaure auch!“ — Dann fuhr er fort: „Ich komme ſchwerlich in der Zeit nach Wien, um ihn dort zu ſehen, jedenfalls bitte ich ihm zu ſagen, daß ich mich hier nach ihm erkundigt habe — ich bin der Erzherzog Johann.“

Daß ich ſchleunigſt zu meinem Wagen hinausſprang, um Seiner Kaiſerlichen Hoheit nun beſſere Auskunft zu geben und um Entſchuldigung zu bitten, brauche ich kaum zu ſagen; doch klopfte er mich freundlich auf die Schulter und meinte lächelnd: „Sie haben ganz Recht gehabt und ich hätte mich gleich nennen ſollen.“

Dieß war meine erſte Begegnung mit dem ſpäteren deutſchen Reichsverweſer.

Am andern Tage, dicht vor Wien, wo alle unſere Wagen hinter einander fuhren, erwarteten uns Geſpanne des kaiſerlichen Marſtalls, die mit unſeren Poſtillonen wechſelten, eine ehrenvolle

Aufmerksamkeit für den Kronprinzen; die Kutscher und Vorreiter in hellgrauen, mit Silber besetzten, etwas altmodischen Röcken, breite Hüte mit der kaiserlichen Kokarde, schwarz-gelben Federbüschen auf den Köpfen, die Postillone mit hohen Stiefeln, von einer Schwere, ja Unförmlichkeit, wie ich bisher nichts Aehnliches gesehen.

So führten sie uns, angestaunt von der Bevölkerung, durch die lang gestreckten Vorstädte bis zur Kärntnerthorstraße, wo im Hotel zum „Erzherzog Karl" die Appartements für den Kronprinzen bereit waren, und so befand ich mich denn abermals in der mir schon auf meiner orientalischen Reise so lieb gewordenen Stadt, von der es damals mit vollem Rechte hieß:

„'s giebt nur a Kaiserstadt,
's giebt nur a Wien!"

Sechs vergnügte herrliche Wochen verlebten wir hier in einem wahren Strudel von Vergnügungen aller Art, von offiziellen Einladungen wußte ich mich häufig frei zu machen und gieng nur dorthin mit, wo es etwas Interessantes zu sehen gab, was ganz nach dem Sinne des Prinzen war. Er liebte es dann, am andern Morgen mir viele Einzelheiten von der gestern angenehm verlebten oder glücklich überstandenen Soiree zu erzählen. Zu seiner Begleitung war anfänglich der General Giulay bestimmt worden; doch da der Kronprinz in seinem Adjutanten Berlichingen nur einen Rittmeister mitgebracht, so stellte sich ihm hier in Wien der Oberst Graf

Franz Zichy zur Verfügung, ein heiterer, liebenswürdiger Cavalier, der, Wien und seine Gesellschaft auf's genaueste kennend, ein vortrefflicher Begleiter war. Auch als Schwager des damals noch allmächtigen Staatskanzlers Fürsten Metternich, dem auch wir die Ehre hatten vorgestellt zu werden, war seine Gesellschaft nicht ohne Nutzen. Ein guter Reiter, fuhr er auch ausgezeichnet, selbst vierspännig unter den schwierigsten Verhältnissen, wozu man damals in Wien wohl die Strecke vom Hotel Erzherzog Karl durch die Kärntnerstraße an St. Stephan vorbei und durch die Rothethurmstraße zum Praterstern rechnen konnte. Bei solchen Spazierfahrten unterwies er den Kronprinzen auf's artigste in der noblen Kunst des Kutschirens, gab ihm auch wohl die Zügel der vier schönen feurigen Schimmel in die Hand, wobei es dann aber nicht immer ohne einen gelinden Anprall mit entrüstetem Aufschrei irgend eines berührten Fiakers ablief, was aber Graf Zichy stets auf die heiterste Art zu vergleichen und zu entschuldigen wußte.

Durch alles das hatte ihn der Kronprinz recht lieb gewonnen und später, als mit der Zeit unserer Abreise die im Voraus bestimmten Geschenke überreicht wurden, hatte ich das Vergnügen, dem Grafen Zichy, der unpäßlich das Zimmer hütete, das eigentlich für den General Giulay bestimmt gewesene Großkreuz des Friedrichsordens zu überbringen. Darauf hatte er allerdings nicht gehofft und seine Freude war unbeschreiblich;

er ließ ſich ſogleich ſeine weiße Uniform an's Bett bringen, legte das breite blaue Band darüber und forderte entzückt mich auf, ihm beizupflichten, daß man doch nicht leicht etwas eleganteres ſehen könne. Leider hat der arme Zichy dieſe Freude, ſowie die vielen Glücksgüter, mit denen ihn das Schickſal bedacht, nicht lange genießen können; denn nach ein paar Jahren, als er auf dem Wege von Oedenburg nach Wien, in der Nähe von Neuſtadt vierſpännig durch die Leitha fuhr, ſprang der Deichſelbolzen heraus, die Pferde giengen durch und ſchleiften ihn, wobei er tödtlich verletzt wurde; und bald darauf ſtarb er.

Was nun meine Perſon anbelangt, ſo will ich aufrichtig geſtehen, daß ich mich ohne viel Beſinnen in das luſtige Wiener Leben geſtürzt habe. Nach meinem Morgenrapport nahm mich der Kronprinz ſelten den Tag über weiter in Anſpruch, und ſelbſt, wenn ich einmal zu ſpät zum Diner kam oder ganz wegblieb, ſo fand Baron Hügel, unſer freundlicher Reiſechef, häufig auch Graf Zichy eine triftige Entſchuldigung, mit der ſich der Kronprinz in ſeiner Güte lachend zufrieden gab. Obgleich auch in Wien viel des Intereſſanten und Sehenswerthen mit großem Fleiße aufgeſucht wurde, ſo doch nicht mit jener Pedanterie, wie damals in Italien, und ſorgte ſchon Graf Zichy dafür, daß dieß Beſichtigen von Gallerien und Aehnlichem auf die angenehmſte Art und nie bis zur Ermüdung betrieben wurde; zuweilen bei Ausſtellungen

ſahen wir auch den Kaiſer Ferdinand, und machte er dabei, beſonders was Bilder anbetraf, häufig freilich nur in ſeiner Phantaſie, die bedeutendſten Einkäufe; denn was ihm gefiel — und es gefiel ihm beinahe alles — betrachtete er längere Zeit mit ſeitwärts geneigtem Kopfe und ſagte dann weggehend: „Dös Bild können's mir auch kaufen," was aber oft nicht mehr als eine zuſtimmende tiefe Verbeugung des betreffenden Hofherrn zur Folge hatte. Vor einem Bilde der Schlacht von Wagram, auf dem ſich ein Fürſt Lichtenſtein in ausgezeichneter Stellung befand, meinte er kopfſchüttelnd: „Dös kann nicht der Fürſt Lichtenſtein ſein, der Fürſt iſt ein ganz alter Herr mit weißem Haar, den ich geſtern noch geſehen." — „Gewiß, Majeſtät, aber das Bild ſtellt die Schlacht von Wagram im Jahre 1809 vor." — „Meinetwegen," entgegnete er kopfſchüttelnd, „aber ich weiß, daß der Fürſt Lichtenſtein ein alter Mann mit weißem Haar iſt."

Damals war das Karlstheater in der Leopoldsvorſtadt reſtaurirt und neu- und glänzend hergerichtet worden, und Seine Majeſtät hatte eine Einladung zur Wiedereröffnung dieſer berühmten Räume allergnädigſt angenommen, wohin mit dem Hofſtaate auch wir ihn begleiten durften. Unten am Fuß der Treppe, die zur kaiſerlichen Loge führte, wurde der Kaiſer von Direktor Karl in geſchweiftem Frack, ſeidenen Kniehoſen und Strümpfen, den Hut unter dem Arm, mit einer kurzen feierlichen Anrede empfangen, worauf ihm der

Kaiſer zur Antwort gab: „Ja wiſſen's, lieber Karl, ich kämet ſchon häufig gern zu Ihnen, hab' aber eben kei' Zeit, weßhalb ich nicht kommen kann, ſo oft als ich wohl möcht', denn ich komme gern zu Ihnen in Ihr Theater," was er mit einigen Veränderungen bei jeder der tiefen Verbeugungen Karl's und während er die Treppe hinaufſtieg, in einem fort wiederholte.

Dann hob ſich der Vorhang und Direktor Karl trat auf die Bühne, um ſich tief gerührt für den Allerhöchſten, hohen und zahlreichen Beſuch auch eines verehrungswürdigen Publikums, das er von jeher geliebt und geſchätzt, zu bedanken; der erſte Theil ſeiner Rede drückte das in wohlgeſetzten, tief empfundenen Worten aus, worauf es aber gerade war, als dächte er mit Mephiſto:

„Ich bin des trocknen Tons nun ſatt!"

Denn er ergieng ſich alsdann in den eigenthümlichſten, oft ganz burlesken Redensarten und Wendungen zur größten Erheiterung des Publikums.

Dann folgte die Poſſe „Unverhofft" von Neſtroy und wurde von dem überfüllten Hauſe gut aufgenommen; doch ſtörte die Anweſenheit des Hofes inſofern, als die Aufmerkſamkeit ſtets zwiſchen der kaiſerlichen Loge und der Bühne getheilt war. Unter den Zuſchauern, auch im Parterre, war die Damenwelt in einem prachtvollen Blumenflor reizender Wienerinnen vertreten und, wie es wohl zu geſchehen pflegt, daß man ſich

unter ſo Vielen heraus immer und immer wieder von einem glänzenden Augenpaar angezogen fühlt, ſo ergieng es mir um ſo mehr, als dieſes Augenpaar einer wundervollen Blondine, einem vielleicht achtzehnjährigen Mädchen, mit einer Haarfarbe, für die ich von jeher ſehr empfänglich geweſen bin, angehörte.

Glücklicherweiſe fand dieſe Vorſtellung im Karlstheater in der erſten Zeit unſeres hieſigen Aufenthaltes ſtatt, und es gelang mir, die Bekanntſchaft jener jungen Dame zu machen, will aber darüber weiter hier nichts ſagen, dagegen verrathen, daß dieſe Begegnung mir unvergeßlich blieb und mir ſpäter mit viel Wahrheit und wenig Dichtung zu einer Epiſode in meinem „Europäiſchen Sklavenleben“ diente.

Mein Freund Moritz, der mich immer noch wie einen lieben Schützling behandelte, hatte mir verſchiedene Empfehlungsbriefe nach Wien, wo er längere Zeit gelebt, mitgegeben, die mir zu den angenehmſten, intereſſanteſten Bekanntſchaften verhalfen. So lernte ich Saphir kennen, der mich zu einer Soiree einlud, wo ſich eine Menge der literariſchen und dramatiſchen Berühmtheiten Wiens aus jener Zeit verſammelten, und wo ich mich mit meinem damals noch ſehr kleinen Schriftſtellernamen und in meiner Beſcheidenheit etwas verlegen als Mittelpunkt fand und faſt zaghaft Ehrenbezeugungen empfieng, die auch zum guten Theil meiner Stellung als Sekretär des Kronprinzen von Württemberg galten. Bei Hammer-Purgſtall, dem berühmten Geſchichtſchreiber des „Osmaniſchen Reiches“,

ſah ich auch zum erſten Mal Karl Gutzkow, war aber nicht ſehr erbaut von der hochmüthig ſcheinenden Art, wie er mit herabgeſenkten Augenlidern den jungen und allerdings noch unberühmten Kollegen empfieng und behandelte, während der alte Herr auf's liebenswürdigſte und aufmunterndſte über meine orientaliſche Reiſe ſprach.

Direktor Karl, der damals noch im Theater an der Wien wohnte, gab mir ein heiteres und höchſt amüſantes Diner, wo ich unter anderen Caſtelli, Scholz, den berühmten Komiker, und Neſtroy ſah, wo die Tafel auf einem niedrigen Billard und zwar ſo gedeckt war, daß auf der einen Seite die Herren, auf der andern die Damen ſaßen; „weil," wie mir Karl höchſt ergötzlich erklärte, „in ſeinem Hauſe ſtreng auf Trennung der Geſchlechter gehalten würde." Leider entſinne ich mich nicht mehr, welche Damen an der Tafel und der höchſt animirten Unterhaltung Theil nahmen und muß es auch bei dieſer Gelegenheit wieder einmal tief bedauern, erſt in ſpäteren Jahren und zwar zu einer Zeit ein regelmäßiges Tagebuch begonnen und Notizen aus früherer Zeit aufgeſchrieben zu haben, wo mein Gedächtniß nicht mehr im Stande war, manche intereſſante Perſönlichkeiten, die ich in meinem bewegten Leben kennen gelernt habe, vor der Vergeſſenheit zu bewahren.

Von Wien wurde ein Abſtecher nach Ofen und Peſt gemacht, um dort Seine Kaiſerliche Hoheit, Erzherzog Joſeph, den Palatin von Ungarn, zu begrüßen; er war der Oheim

des Kronprinzen, da seine Gemahlin eine Schwester der Königin Pauline war; wir machten die Reise auf der Donau, wurden bei unserer Ankunft in Pest mit allen möglichen Ehren empfangen und vom Ufer in kaiserlichen Equipagen nach dem Schlosse in Ofen geführt, wo Alles zu einem wahrhaft festlichen Empfang für uns bereit stand; es dunkelte schon als wir ankamen, weßhalb die ausgedehnten Appartements — der Obermedizinalrath Doktor von Hardegg und ich hatten allein einen großen Saal und jeder zwei Zimmer zur Verfügung — mit hunderten von Wachskerzen beleuchtet waren, in welchem Schimmer wir bis zur Abendtafel behaglich auf- und abspazierten. Wir blieben mehrere Tage in Ofen und lebten mit der erzherzoglichen Familie im engsten und vertrautesten Kreise; der Palatin selbst, damals schon weit über sechzig Jahre alt, war ein kleines hageres Männchen, mit einem schmalen Kopfe, der an der hohen Stirn und der herabhängenden Unterlippe stark ausgesprochen den bekannten habsburgischen Familienzug zeigte; er war sehr leutselig und freundlich, plauderte gern und viel in gewinnenden Worten und mit heiteren Mienen; meistens trug er eine Art von allerdings sehr einfachem ungarischem Costüm, schwarze anliegende Beinkleider, hohe Stiefel, einen sparsam verschnürten Rock, was ihn nicht besonders kleidete und wobei er es sehr liebte, seine Hände in die Taschen des Beinkleides zu versenken. Aus seiner dritten Ehe mit der Schwester der

ich wahrſcheinlich noch ſehr lange auf der See des Lebens umher getrieben werde."

Der Graf hatte nachdenkend geſchwiegen und ſah alsdann den Major verſtohlener Weiſe mit einem fragenden Blicke an.

„Nehmen wir immerhin unſeren Thee," ſagte dieſer mit ſeinem ruhigen Tone. „Wenn junge Damen ihre Eltern beſuchen, dauert's immer ein Bischen länger. Man kennt das. Und dann dauert mich auch der gute Baron. Er kann nun ſeine Geſchichte zu Ende erzählen, und die würde doch, ſchon ſehr weit vorgerückt, wie ſie iſt, kein Intereſſe für die Gräfin haben."

Der Major wußte wohl, was er that. Er hatte der Gräfin zwei Zeilen geſchrieben, worin er ſie bat, ihm nach ihrem Diner eine Viertelſtunde zu gönnen. Er war überzeugt, ſie würde ſich freuen, ihn wieder zu ſehen, und ihn augenblicklich nach ihren Zimmern bitten. Wartete man aber mit dem Thee auf ſie, ſo war ſie genöthigt, augenblicklich in den Salon herüber zu kommen, und die Unterredung, auf die er gehofft, war für ihn verloren.

Der Graf zog alſo die Klingel, gab ſeine Befehle, und einen Augenblick darauf war der Thee auf einem kleinen Tiſche vor dem Kamine ſervirt, mit jener Stille und Geräuſchloſigkeit, welche gut geleitete Häuſer weit angenehmer macht, als alle Pracht und Herrlichkeit, welche ſie zu entwickeln im Stande ſind.

„Man trinkt bei dir auch nur ſchwarzen Thee," ſagte der Geſandtſchafts-Secretär; „und da ich das weiß, ſo freue ich mich immer auf eine Taſſe. Man bekommt ſo oft mit grünem gemiſcht, und es iſt mir das unausſtehlich. Es koſtet mich ein paar Stunden Schlaf."

„Der Major muß unſeren Thee machen," verſetzte der Hausherr. „Es iſt eine ſchwere Kunſt, die Niemand ſo wie er verſteht."

„Meine Frau ausgenommen," ſprach wichtig der Baron. „Ich

Königin Pauline, einer Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg, hatte er zwei ſchöne liebenswürdige Töchter, von denen die ältere, Eliſabeth, den Erzherzog Ferdinand heirathete und die jüngere, Marie, damals erſt neun Jahre alt, heute Königin von Belgien iſt. Letztere hatte damals noch keinen männlichen Begleiter und mußte ſich mit Gouvernanten und Hofdamen begnügen, was ihr bei Spaziergängen, wo ein Kammerherr den Shawl ihrer Schweſter trug, verdrießlich ſein mochte; denn ſie behielt ihn ſelbſt auf dem Arm, um ihn dicht vor mir hergehend ſo lange nachſchleifen zu laſſen, daß ich mir ſchon erlauben mußte, um die Vergünſtigung zu bitten, Ihrer Kaiſerlichen Hoheit den Shawl tragen zu dürfen, was mir denn auch freundlichſt und gnädigſt bewilligt wurde.

Der Palatin hatte ein großes Gut in der Nähe von Peſt mit bedeutender Oekonomie und Muſterwirthſchaft, prachtvollem Viehſtand und einem hübſchen Schloſſe, wo wir nach Beſichtigung des Ganzen einen ſehr heiteren Abend verlebten, beſonders, nachdem unſer verehrter Reiſechef durch einen ſeltſamen Zufall an einem abgelegenen Orte eingeſperrt worden war, von wo er nach langem Klopfen und erſt faſt gegen Ende des Diners erlöſt wurde, was den guten Erzherzog ſehr in Beſorgniß gebracht, dann aber Stoff zu herzlichem Lachen lieferte.

Damals war auch Erzherzog Stephan, der älteſte Sohn

des Palatin, Statthalter von Böhmen, in Ofen zum Beſuche, ein geiſtreicher und liebenswürdiger Prinz, der mich durch große Freundlichkeit auszeichnete, manchmal mit mir nach Peſt fuhr, um mir dort irgend etwas Intereſſantes zu zeigen, worauf er dann ſpäter wohl, wenn wir zu Fuß nach Ofen zurückkehrten, häufig ſeinen Arm unter den meinigen ſchob. Sein Begleiter auf der Reiſe war ein ſtattlicher Offizier, kaum über dreißig Jahre alt, wenn ich nicht irre, Major bei den Ulanen; er hatte ein offenes kluges Geſicht, mit durchdringenden glänzenden Augen, ſprach in einem ſcharfen Tone, kurz, beſtimmt und ſtets zutreffend. Adjutant des Erzherzogs, war er zugleich deſſen Hofmarſchall und hieß Graf Grünne, derſelbe, der ſpäter eine ſo große Rolle geſpielt und mich nach Jahren bei heiteren und ernſten Gelegenheiten zum öftern in das kaiſerliche Hoflager rief.

Erzherzog Stephan war von hoher eleganter Geſtalt, hatte lebhafte Augen, offene geiſtreiche Züge, die im Kontraſt zu ſeinen ſchwarzen Haaren und ſeinem kräftigen Backenbart ſtets bleich erſchienen. Wie bekannt, wurde er nach dem Ableben ſeines Vaters Palatin von Ungarn, vermochte aber nicht der wilden Strömung des magyariſchen Aufſtandes kräftig genug zu widerſtehen, wurde aus ſeiner glänzenden Laufbahn verdrängt und ſtarb, unverſöhnt mit ſeinem kaiſerlichen Herrn, im Jahre 1867 zu Mentone.

Kurz vor unſerer Rückkehr nach Wien beſuchten wir bei

heißem Frühlingswetter und blendendem Sonnenſchein, deßhalb ohne weitere Vorſichtsmaßregeln in offenem Boote, die Damen in leichten Toiletten, die Inſel Alczut, die der Erzherzog mit hübſchen Gartenanlagen hatte ſchmücken laſſen, und waren gerade auf's eifrigſte mit einem vortrefflichen Frühſtück beſchäftigt, als ein ſchweres Gewitter ſo gänzlich unvorhergeſehen und mit ſo rapider Schnelligkeit, wie ich es nie erlebt habe, über unſern Häuptern ſtand, daß bei dem plötzlichen Donner, Blitz und ſtrömendem Regen an eine Rückkehr nicht zu denken war. Die Prinzeſſinnen mit ihren Damen wurden auf's nothdürftigſte in einer Bretterhütte untergebracht, während wir das ganze Ungeſtüm des Wetters über uns mußten ergehen laſſen, wozu der Erzherzog ſelbſt das ſchönſte Beiſpiel gab; ich vergeſſe nie die Geſtalt des alten Herrn, wie er mit der heiterſten Miene von der Welt, die Hände in ſeine Hoſentaſchen geſteckt, an einem Baumſtamme lehnte, während das Regenwaſſer reichlich an ihm hinabtroff. Bei der endlichen Rückfahrt halfen wir, um uns vor Erkältung zu ſchützen, den Ruderern.

Nach herzlichem Abſchiede, wobei es uns Allen war, als verließen wir nicht ein ſo hohes Haus, ſondern einen liebenswürdigen Freundeskreis, kamen wir glücklich wieder in Wien an, wo aber der Gedanke an die baldige Abreiſe von der lieben Kaiſerſtadt ſchon betrübende Schatten über heitere Tage warf, auch mußte viel in nothwendigen Beſuchen und dergleichen geleiſtet und Einkäufe aller Art gemacht werden, bei

denen die Erwerbung der vier ſchönen Schimmel des Grafen Zichy, von denen ich oben geſprochen, unſerem lieben, verehrten, aber etwas ſparſamen Reiſechef, dem Baron Karl von Hügel einen ſchweren Augenblick verurſachten.

Schon vor unſerer Tour nach Ungarn war des Kronprinzen Kammerdiener Zimmer an einem leichten Schleimfieber erkrankt, und wenn wir ihn auch wieder ziemlich hergeſtellt antrafen, ſo war er doch zu ſchwach, um die weitere Reiſe mit fortſetzen zu können und ſollte deßhalb in kleinen Tagreiſen direkt nach Stuttgart zurückkehren. Das konnte nun ſehr gut mit dem Transport der vier Schimmel und eines Wagens, den der Kronprinz gleichfalls gekauft hatte, vereinigt werden; doch war dazu noch eine weitere Begleitung nothwendig, die denn auch Graf Zichy in einem jungen Wiener Fiaker von außerordentlicher Geſchicklichkeit, der auch mich häufig gefahren, vorſchlug. Da aber Graf Zichy, um ſeine Schimmel ſo geſchont als möglich bei uns ankommen zu laſſen, dieſelben auf der langen Reiſe nicht anſpannen wollte, ſo ſchlug er mir den Ankauf zweier leichter ungariſcher Geſtütspferde vor, die wir zu einem beiſpiellos billigen Preiſe bei einem Pferdehändler geſehen, wobei er überzeugt war, daß ich dieſelben zu einem weit beſſeren Preiſe in Stuttgart wieder verkaufen könne. Der Kronprinz war damit vollkommen einverſtanden, unſer freundlicher Reiſechef ſtreckte mir die Ankaufsſumme von dreihundert Gulden vor, ich war ſo auf unverhoffte Art Pferde-

beſitzer geworden und die Karawane ſetzte ſich eine Woche nach unſerer Abreiſe in Bewegung. Der Fiaker Friedrich, der heute erſter Leibkutſcher des Königs iſt, beſorgte die vier Schimmel und Kammerdiener Zimmer kutſchirte den Wagen mit meinen beiden Fuchſen.

Auf unſerer weiteren Reiſe nach Berlin blieben wir ein paar Tage in Prag, wo wir im Palais des Statthalters am kleinen Ring — Erzherzog Stephan war unterdeſſen aus Ofen heimgekehrt — wohnten. Graf Grünne machte uns auf die liebenswürdigſte Art die Honneurs der Stadt und des Schloſſes, wobei ich mich noch erinnere, mit welch großem Intereſſe ich mich im Hinblick auf den künftigen Haushalt des Kronprinzen in alle ſo wohlgeordneten Details dieſes Departements hier einweihen ließ. Von den vielen Sehenswürdigkeiten der böhmiſchen Hauptſtadt erinnere ich mich noch ganz beſonders des Hradſchin mit ſeiner prachtvollen Lage hoch über der Stadt und der berühmten alten Landſtube, wo beim Fenſterſturz der kaiſerlichen Räthe Martiniz und Slawata die Leiden des dreißigjährigen Krieges begannen. Den Domſchatz zeigte uns ein Prieſter, der nicht lange vorher einem Attentat auf die hier aufgehäuften Koſtbarkeiten beinahe erlegen wäre, wovon er noch deutliche Spuren in einer tiefen, vernarbten Schädelwunde zeigte. Wallenſtein's Schlachtroß, geſattelt und gezäumt, unten im Wallenſtein'ſchen Palais, rief gerade hier nicht minder leb-

haſte Erinnerungen wach, als der heilige Nepomuk auf der Moldaubrücke, und mit wehmuthsvoller Poeſie ſah uns die alte Synagoge an, ſowie der ehemalige Judenkirchhof mit den flüſternden Blättern ſeiner dichten Hollundergebüſche, deren duftende Blüthen als mildernde Gegenſätze auf die ſtarren, eng zuſammen gerückten Grabſteine nickten, unter denen das erwählte Volk Gottes wohl noch weitere tauſend und tauſend Jahre dem Erſcheinen des Meſſias vergeblich entgegenharrt.

Von Dresden, wo wir nur wenige Tage verweilten und im Hôtel de Saxe wohnten, blieb mir lebhaft das Muſeum mit ſeinen herrlichen Kunſtſchätzen im Gedächtniß, die prachtvollen Gebäude des Zwingers mit dem grünen Gewölbe, die Brühl'ſche Terraſſe, ſowie ein Vorfall, der den Kronprinzen betraf und darin beſtand, daß als ich mich eines Tages allein im Eßzimmer befand, unſer Reiſechef eilig hereinkam und mir den ſtrengſten Befehl gab, einen Herrn, der ſogleich erſcheinen werde, nicht vor den Kronprinzen zu laſſen, ſondern dieſen als unwohl zu entſchuldigen. Kaum war Baron Hügel wieder verſchwunden, als ich draußen lautes, etwas rückſichtsloſes Reden hörte und dann einen ziemlich großen, vornehm ausſehenden Herrn eintreten ſah, der ſich mir ohne Weiteres mit der Anrede näherte: „Hier wohnt doch der Kronprinz von Württemberg; ſagen Sie ihm, daß ich ihn ſehen will.“ Auf meine Entgegnung, der Kronprinz ſei unwohl, machte er eine unmuthige Bewegung mit dem Kopfe, wehrte mich

pantomimiſch mit der Hand von ſich ab und ſagte brüsk: „Ach was unwohl, für mich, ſeinen Oheim, doch wohl nicht!“ Damit ſchritt er der nächſten Thüre zu und ich wollte mich ſchon, aber wahrſcheinlich ſehr vergeblich, zwiſchen ihn und die Thüre ſtellen, als dieſe geöffnet wurde und der Kronprinz ſelbſt, einen theuren Verwandten begrüßend, erſchien und mich erlöſte.

Es war Prinz Paul, der einzige Bruder des Königs Wilhelm von Württemberg; ſeit langen Jahren mit dieſem verfeindet, lebte er in Paris und ſollte jede Begegnung mit ihm möglichſt vermieden werden; hier aber wollte es das Schickſal anders; Onkel und Neffe unterhielten ſich geraume Zeit zuſammen und hatten, wie ich ſpäter vernahm, Gefallen an einander gefunden.

Ueber unſeren nun folgenden Berliner Aufenthalt weiß ich äußerſt wenig Intereſſantes, eigentlich gar nichts zu berichten; auch machte nach Wien, Prag und Dresden die Stadt ſelbſt mit ihren ſchnurgeraden, breiten, ſonnigen und ſtaubigen Straßen keinen beſonderen Eindruck auf mich, nicht einmal die berühmten Linden. Potsdam allein, die prachtvolle Oaſe, mit ihren herrlichen Gärten, ihrem reizenden Gemiſch von Laubmaſſen, Blumenbeeten, Raſenplätzen, Fontänen und leuchtenden Waſſerſpiegeln, mit den ſo lebendigen Erinnerungen an den großen König, ſteht unverwiſchbar feſt in meinem Gedächtniſſe. Auch hier, wie überall, ſahen wir raſch und gründlich, da uns königliche Equipagen durch die

weitläufigen Parke führten und jedes Schloß, jedes der vielen reizenden Landhäuser und jedes Cottage zu unserem Empfange geöffnet war. Der Begleiter des Kronprinzen war Generallieutenant von Stockhausen, ein schon älterer Herr von jener damals noch so steifen, ja schroffen preußischen Prägung. Als ich ihm vorgestellt wurde, zuckte es ernsthaft in seinem Gesichte, und er schien trotz meiner Sekretärsuniform immer noch den mißrathenen Artillerieunteroffizier, der eigentlich ein Landwehrdeserteur war, zu sehen, hob dann aber mit einem kaum merklichen Lächeln wie warnend einen Zeigefinger empor und sagte: „Recht hübsche Sachen, die Sie da geschrieben, aber doch ein wenig aus der Schule geschwatzt!" worauf ich mir erlaubte, Seiner Excellenz zu erwiedern: daß das doch eine weit hinter uns liegende Schule sei, die sich ja heute schon mit Lehrern und Zöglingen bedeutend verändert und verbessert habe.

Den König Friedrich Wilhelm IV. sah ich damals nur sehr flüchtig und vorübergehend, wogegen mich Prinz Wilhelm, der heutige deutsche Kaiser, zuweilen ansprach und mir schon damals scherzhaft sagte: „Ich weiß ganz genau, daß Sie Landwehrdeserteur sind und daß wir das Recht hätten, Ihnen die Sieben" — als Nummer der siebenten Artilleriebrigade, zu der ich gehört hatte, — „wieder aufnähen zu lassen," — eine mich hochehrende Bekanntschaft des liebenswürdigen Prinzen, die mir später von großem Nutzen wurde.

Mit dieſem Berliner Aufenthalt war unſere Reiſe, von der man ſagte, der Prinz ſei dabei auf die Brautſchau gegangen, obgleich eigentlich nichts dieſe Benennung gerechtfertigt hatte, beendigt. Wir kehrten Alle gern wieder nach Stuttgart zurück; nur bedauerte ich, mit zwei ſo liebenswürdigen und geſcheidten Männern, wie Baron Karl von Hügel, ſpäter Miniſter des Auswärtigen, und Obermedizinalrath von Hardegg nicht mehr in täglichem Verkehr zu bleiben; doch unterhielt ich mit ihnen ein freundſchaftliches Verhältniß bis zu deren Tode und bewahre von Baron Hügel noch ein lithographirtes Porträt, das er mir nach der Reiſe gab und in humoriſtiſcher Weiſe mit der Unterſchrift verſah:

„Ihr unangenehmer Reiſechef, und dennoch
aufrichtig ergebener Freund.“

Endlich gegen Mitte Juni nach Stuttgart zurückgekehrt, fanden wir König Wilhelm im Begriff, ſeine alljährliche Sommerreiſe anzutreten; lange Jahre hatte Seine Majeſtät die Seebäder in Livorno beſucht, gieng aber dießmal nach Meran und ſpäter an den Comerſee, wo er einen längeren Aufenthalt nahm. Ich erwähne dieß, weil dort die erſten Schritte gethan wurden, um ihn für eine Verbindung ſeines Sohnes mit der Großfürſtin Olga zu gewinnen, zu welchem Zweck Baron Meyendorf, der ruſſiſche Geſandte in Berlin, der damals Italien bereiſte, den König beſuchte, um ihn in ſehr diskreter Weiſe zu ſondiren; doch war er damals für

dieſe Heirath noch nicht zu gewinnen, ja warf die Idee ſcheinbar weit von ſich, doch blieb immerhin ein Keim zurück, der, wohl gehegt und gepflegt, ſich ſpäter entwickelte und ſeine Früchte getragen hat. Daß die Großfürſtin von außerordentlicher Schönheit, auch liebenswürdig, kunſtſinnig und verſtändig ſei, war allgemein bekannt, und das ſegensvolle Andenken, in dem die verſtorbene Königin Katharina von Württemberg, gleichfalls eine ruſſiſche Großfürſtin, noch in Aller Erinnerung lebte, war wohl geeignet, allgemein auch für dieſe Verbindung zu begeiſtern.

Doch war es, wie eben ſchon bemerkt, nicht ganz leicht, den König ſo lebhaft dafür zu intereſſiren, um ihn zu veranlaſſen, ſich weiteren Schritten zugänglicher zu bezeigen. Der Kronprinz ſelbſt dachte überhaupt damals noch nicht daran, ſich zu verheirathen; fühlte er ſich vorläufig doch ganz behaglich in den Kreiſen, die er ſich theils ſelbſt geſchaffen, oder in die er, um mit bedeutenden geiſtreichen Männern in feſter Verbindung zu bleiben, eingetreten war. Auch hatte er ein Werk begonnen, das ihn außerordentlich beſchäftigte und von dem ich im nächſten Kapitel etwas ausführlicher erzählen muß.

ſchließe mich der Anſicht unſeres diplomatiſchen Freundes an. Auch ich weiß wenig Häuſer, wo ich Thee nehmen mag. Es liegt mir ungeheuer viel an der Art, wie er gemacht wird."

„Und du haſt es doch ſchon ſo oft geſehen," erwiderte lachend der Major, indem er ſich an das ihm aufgedrungene Geſchäft machte. „Es kommt hier, wie bei Allem, auf gute Stoffe an. Ein ächter ſchwatzer Thee, ſiedendes Waſſer und zwei Tropfen concentrirten Rahmes."

„Ich war neulich in einer Geſellſchaft," bemerkte träumeriſch der Diplomat, „da warfen ſie Zimmt in den Thee."

„Brrrr!" machte der Baron. „Das war bei einer Kanzleiräthin. Aber dieſes Gebräu wurde wieder gut gemacht durch die kleine Hand, die es dir darreichte, und die ſchönen ſchwarzen Augen, die dich dabei anblickten."

„Laß mich dem Major bei ſeinem Geſchäfte zuſehen," ſagte der junge Mann ausweichend. „Er weiß die Portionen ſo ſicher zu nehmen. Und dann ſeht ihr, wie er den Thee vorher ſo ſorgfältig abſpült, ehe er die Kanne mit kochendem Waſſer füllt!

„Das iſt eine wahre Lauge, die ich zuerſt abgieße, die dem Magen wehe thut und die Nerven angreift," verſetzte der Major. „So! jetzt bin ich fertig. Ich hoffe, ihr ſollt zufrieden ſein."

Zehntes Kapitel.

Zur Brautſchau nach Palermo.

Außer den Hofkreiſen, wenigen Bekannten des Kronprinzen und den Mitgliedern der Geſellſchaft „Glocke“ wußte man ſehr wenig von der Perſon des Kronprinzen ſelbſt, ſowie von ſeinem Leben und Treiben; auch war, was von Letzterem, gewöhnlich ſehr entſtellt, in die Oeffentlichkeit kam, nicht von der Art, daß es ein gutgemeintes Intereſſe für ihn erweckt hätte; am Militärweſen hatte er keine Freude, ritt und fuhr ſelten aus, und auch ſeine Spaziergänge beſchränkten ſich auf einen kleinen Theil des Schloßgartens. Der König hatte ihm Sitz im geheimen Rath ertheilt, doch bezeigte er auch da kein großes Intereſſe für die freilich trockenen Geſchäfte; er blieb durch alles das unbekannt für die große Menge. Und doch hätte ich ihn derſelben gern näher gebracht, hätte gern ſeine Leutſeligkeit und Freundlichkeit im Umgange verwerthet, ſeine

Liebe für die Kunſt auch öffentlich Früchte tragen laſſen, kurz, ihn zu einer Schöpfung ermuntert, die ſeinen Namen bekannter werden ließ und die ihn den Leuten dadurch näher brachte, daß er genöthigt war, mit Manchen in perſönlichen Verkehr zu treten und daß er zum Verdienſt für die arbeitenden Klaſſen beitrug.

Seit unſerer Rückkehr aus Italien hatte er ſchon öfters die Idee ausgeſprochen, ſich auf einem der vielen ſchönen Punkte in der lieblichen Umgebung Stuttgarts ein Landhaus zu bauen, kein Schloß wie den Roſenſtein, auch keine unwohnlichen Räume wie die in ihrer Art allerdings unübertroffen daſtehende Schöpfung König Wilhelm's, die Wilhelma, in ihrer Originalität und der prächtigſten, korrekteſten Ausführung des edlen mauriſchen Geſchmacks heute noch das Sehenswertheſte in Stuttgarts Umgebung; nein, es ſollte ein hübſches Landhaus werden, in edlen Formen, mit bequemen Räumen, ſchöner Ausſicht, in einem freundlichen Parke gelegen, und nachdem dieß Programm feſtſtand, gieng ich auf die Suche nach einem geeigneten Platze. Lange vergeblich, bis mir eines Tages Prokurator Schott, der vortreffliche Mann und Volksfreund im edelſten Sinne des Wortes, mit dem wie mit ſeiner Familie ich in freundſchaftlichſtem Verkehr geblieben war, die Stelle zeigte, wo heute bei Berg die Villa des damaligen Kronprinzen ſteht.

Als ich auf Weinbergspfaden zum erſten Mal da hinauf

kam, war ich geblendet von der wundervollen Rundschau und am andern Tage beglückt von demselben mächtigen Eindruck, den der herrliche Punkt auch auf den Kronprinzen machte. Nun mußte die Erlaubniß des Königs direkt und auf Umwegen nachgesucht werden, was denn auch Beides so gut gelang, daß er sich nicht nur mit dem Projekte zur Erbauung eines Landhauses einverstanden erklärte, sondern auch für den Ankauf der Grundstücke und die ersten Arbeiten eine mäßige Summe aussetzte und mich dabei persönlich ermahnte, recht langsam zu bauen, damit das Interesse seines Sohnes an den Arbeiten selbst rege bleibe und damit er sich daran gewöhne, die Summen zu dergleichen Phantasieen nur aus seinen Ersparnissen zu nehmen. Von Ersparnissen bauen! Daran hatte eigentlich weder Herr noch Diener gedacht, wie denn überhaupt der finanzielle Punkt der schwächste des ganzen Unternehmens war und blieb. Wer aber, besonders von den vielen Tausenden Einheimischer und Fremder, die sich an dem stolz und herrlich dastehenden Bau, wie er heute in edler künstlerischer Vollendung auf seinem Hügel thront, schon erfreut haben, wird es mir verargen, daß ich damals mit leichtem Sinne begann und nicht vor der Verantwortung zurückschreckte, Schulden auf den Namen des Kronprinzen zu machen! Auch wäre der Bau ohne die Verheirathung desselben mit einer reichen russischen Prinzessin und nach den ersten Entwürfen des Architekten Leins in weit bescheideneren Verhältnissen

geblieben. Leins, der kurz vorher von Paris zurückgekehrt war, wo er fleißig ſtudirt und in bedeutenden Ateliers gearbeitet, hatte ſich hier ſchon durch Zeichnungen und Pläne, auch durch kleine praktiſche Ausführungen, die durch edle Verhältniſſe hoch über die mittelmäßigen Bauten des damaligen Stuttgarts emporragten, bemerkbar gemacht, war nebenbei auch Glockenbruder und von dem damals ſchon gewaltigen Etzel dem Kronprinzen perſönlich auf's dringendſte empfohlen worden. Er entwarf raſch einen Plan, der angenommen wurde, und als ich die nöthigen Grundſtücke zu einem für die damalige Zeit nicht billigen Preiſe erworben, begann eine rege Thätigkeit auf dem bisher ſo einſam gelegenen Hügel. Dadurch ſchon hatte ich einen Theil meines Zweckes erreicht, der Name des Kronprinzen war günſtig in Aller Munde, man freute ſich darüber, daß er gerade dieſen ſchönen Punkt erwählt, daß durch den Ankauf der Güter manchem unbemittelten Weingärtner geholfen worden war und daß der Bau des Landhauſes ſelbſt Handwerkern aller Art guten Verdienſt verſchaffen würde. Damals war ein ſolcher Bau noch ein Ereigniß; denn mit der Bauthätigkeit Stuttgarts war es ſo ſchlecht beſtellt, daß dem Könige vom Stadtſchultheißen Gutbrod in einem Bericht aus jener Zeit geſagt wurde, die Stadt fange trotz alledem wieder an ſich zu vergrößern, denn es ſeien bereits zwei Neubauten angemeldet!

Mit dem Beginn des Baues gieng noch etwas anderes,

was mich spezieller betraf, Hand in Hand; denn wenn der Kronprinz Pläne machte über die künftige Einrichtung seines Landhauses sowie die Schaffung eines schönen Parkes, so bedauerte er, nachdem kaum die ersten Spatenstiche zum Fundament geschehen, daß er nicht jetzt schon ein kleines Grundstück habe, wo er auf eigenem Grund und Boden seine Freunde und Bekannten auch im Freien bei sich sehen könne, wobei ihm besonders die artige Idee vorschwebte, der Glockengesellschaft heitere Herbstfeste veranstalten zu können. Ja, diesen Wunsch hielt er mit solcher Lebhaftigkeit fest, daß er mir gegen den Herbst 1845 den Befehl gab, nach einem solchen, nicht gerade an der Landstraße gelegenen Garten zu fahnden und ihn, wenn er mir passend erschiene, zu kaufen oder zu miethen.

Nun wußte ich allerdings einen solchen Garten, wo ich in angenehmer Gesellschaft manch heitere Stunde verlebt, herrlich auf der Höhe des Eßlingerberges gelegen, mit einem unvergleichlichen Blicke auf das Neckarthal; auch entsprach er insofern allen seinen Wünschen, als er seitwärts von dem wenig besuchten Weg nach Gablenberg, dort umgeben von Haide und geringen Weinbergen, wie eine schattige Oase lag. Er gehörte einem unbemittelten Photographen, der ihn trotz seiner wahrhaft poetischen Schönheit nicht zu verkaufen vermochte, weil vor Jahren dort ein Duell mit sehr unglücklichem Ausgange stattgefunden, wo bei regelloser Flucht der Betheiligten

die Leiche des Erſchoſſenen über Tag und Nacht liegen geblieben war. Ja, als ich ſelbſt, mit dieſem Vorgange bekannt, zum erſten Mal in dieſe ſtille Einſamkeit unter die mächtigen, dichten Schatten gebenden Bäume trat, deren Blätter im Lufthauche leiſe flüſterten, konnte ich mich eines eigenthümlichen Gefühles nicht erwehren; trug doch Alles hier, die verwahrloſten Wege und Beete, umgeſtürzte Steinſitze, zerbrochene Tiſche, wucherndes Unkraut, kurz Alles ſo ſehr die Spuren des Verfalls, daß man hätte glauben können, der Garten ſei ſeit jenem Vorfalle nie mehr betreten worden. Und doch ergriff mich gleich damals die wunderbare Schönheit dieſes einſamen Platzes, zugleich aber der unvergleichliche ſchöne Blick auf die ſanft geſchwungenen Berge jenſeits des Neckars und auf dunkle Tannenwälder, die ſich öſtlich an den Abhängen der Eßlingerberge zeigten. Von Stuttgart ſelbſt ſah und hörte man ſo wenig, daß man hätte glauben können, meilenweit von der Stadt entfernt zu ſein, und auch das vermehrte das Gefühl behaglichen Alleinſeins. Welche Luſt, hier ordnen und neu ſchaffen zu können; gern überließ ich mich, auf einer alten Steinbank ſitzend, ſolchen Phantaſieen und ſah ſchon ein Tusculum, wie es häufig in meinen wachen Träumen vorkam, um mich entſtehen, bis ich — in Wirklichkeit recht gedankenvoll — nach der Stadt zurückkehrte.

Schon am andern Tage erſchien der Beſitzer des Gartens, der von meinem Beſuche droben gehört hatte, bei mir

und bot denſelben zu einem ſogar für die damalige Zeit außerordentlich billigen Preiſe an, wollte ſich mit einem kleinen Angeld und kleinen Zielern begnügen, kurz, ſtellte mir ſo günſtige Bedingungen, daß ich mich nicht lange beſann und ſogleich einen bindenden Kaufvertrag aufſetzte. Als ich dem Kronprinzen dieß Reſultat meiner Nachforſchungen berichtete, meinte er lachend, ich ſolle den Garten als für mich gekauft betrachten und ihm das Angeld als erſte Jahresmiethe anrechnen.

So war ich denn Gartenbeſitzer geworden, was nicht lange verſchwiegen blieb, und da ich auch meine beiden Pferde noch hatte, ſo gab das in kurzer Zeit ein recht artiges Gerede in der guten Stadt Stuttgart, bei dem mein Name natürlicherweiſe nicht zum beſten wegkam. Und doch war die Sache mit dem Garten ſo unverfänglich, wie ich eben erzählt, und was die Pferde anbelangte, koſtete mich ihre Unterhaltung während der kurzen Zeit, als ich ſie beſaß, Sommer und Herbſt 1845 kaum mehr, als mich zu meinen Fahrten, zu Ausflügen, Landpartieen, ſowie beim begonnenen Villabau, wo ich oft zweimal täglich anweſend war, nur die Lohnkutſcher gekoſtet hätten. Doch gab es manche unter den biedern und gutmüthigen Schwaben, die ſich das nicht entgehen ließen, um mir tüchtig Eins anzuhängen, weßhalb mir ſelbſt Taubenheim den Rath gab, die Pferde ſo bald als möglich zu verkaufen, was aber ohnedieß in meiner Abſicht lag, und ſo

nahm ſie mir der Graf Salm-Hoogſtraten am Anfang des Winters zu einem guten Preiſe ab. Es waren gutmüthige, ſchnelle und elegante Pferde von ungewöhnlicher Ausdauer und ich freue mich heute noch, manchen jener guten Freunde damit ausgiebig geärgert zu haben, wie zum Beiſpiel, wenn ich Abends nach der Vorſtellung im Cannſtatter Theater allen bis auf die königlichen Wagen vorbei- und vorausfuhr.

Kurz nach unſerer Rückkehr von Berlin begann König Wilhelm das Hoftheater umzubauen, wobei die letzten Spuren jenes wundervollen Renaiſſancebaues, des alten herzoglichen Luſthauſes, weggeriſſen, eingemauert, kurz, zum Herzeleid wohl jedes kunſtſinnigen Bauverſtändigen, völlig verwiſcht und zerſtört wurden. Schon der erſte Einbau der Theaterräume unter König Friedrich hatte dem in Deutſchland einzig in ſeiner Art daſtehenden Prachtbau den größten Schaden gethan; doch wäre eine Herſtellung immerhin noch möglich geweſen; wer aber konnte und mochte dafür wirken? Der König war in ſolchen Dingen als ſehr eigenwillig bekannt und alles, was nicht arabiſchen Bauſtil betraf, ſelbſt die wundervollſten Gebilde der Renaiſſance, warf er unter dem gemeinſamen Namen „Zopf“ weit von ſich. Wenn ich damals ſchon, wie viele Jahre ſpäter, durch meine Stellung die Berechtigung und Pflicht gehabt hätte, mich um die königlichen Bauten zu bekümmern, ſo würde ich doch den Verſuch gemacht haben, für die Erhaltung jenes unerſetzlichen Kunſtwerkes zu wirken.

Wer nicht die herrlichen Zeichnungen des Architekten Beisbarth von dem ehemaligen Lusthaus kennt, oder wer nicht die damals noch vorhandenen, immerhin noch großartigen Reste sah, wird nicht im Stande sein, sich einen Begriff von der Schönheit des Gebäudes zu machen, das dem heutigen, sowohl von innen als außen geschmacklosen Theaterbau mit seinen unpraktischen Einrichtungen weichen mußte. Die Ostseite gegen den Schloßgarten zu, mit ihren frei aufsteigenden Treppen, ihren phantastischen Karyatiden, ritterlichen Figuren, viele mit Namen und Porträtähnlichkeit, mit ihren zahlreichen dorischen Säulen und wundervollen Kapitälen war noch ziemlich unversehrt erhalten; auch der imposante Giebel gegen den Schloßplatz zu zeigte noch seinen schön gegliederten Aufbau, mit dem Steinbildnisse des Baumeisters, der, Winkelmaß und Zirkel in Händen, sich oben aus einem Fenster beugte, während hoch auf dem Dache die sogenannte Wetterhexe wie noch heute mit dem rechten Arm nach dem kommenden Winde wies.

Als ich eines Tages bei dem neuen Theaterbau vorübergieng, wo gerade neue Fundamente, auch zu dem Uebergange vom Schloß in's Theatergebäude, gelegt wurden, sah ich zu meinem Schrecken, wie man im Begriffe war, dazu von jenen Säulen, Kapitälen, Treppenstufen, Balustraden, Konsolen, kurz von allem, was dort entfernt worden war, zu nehmen, und suchte sogleich den Kronprinzen auf, dem ich die Wichtigkeit

dieſes Materials für unſeren Villabau begreiflich machte, wobei ich ihn bat, ſich bei dem Könige zu verwenden, daß uns die alten Steine zugewieſen würden. Das that er auch, und da auch ich auf meinem bekannten Umwege kräftig zu wirken im Stande war, ſo ſagte mir der König ſchon am andern Tage lachend: „Nun ja, wenn Ihnen an dem alten Zeug gelegen iſt, ſo nehmen Sie es immerhin," worauf ich denn viele Wagen mit Säulen, Steinen und Trümmern beladen und zum Villabau führen ließ, wo ſie heute noch im Baue ſelbſt und zu Veranden zuſammengeſtellt, einen intereſſanten Schmuck des ſchönen Parkes ausmachen. Die oben erwähnten Ritterfiguren erhielt Graf Wilhelm von Württemberg und ſie ſind heute noch auf dem wegen ſeiner ſchönen Lage und aus Hauff's herrlicher Dichtung bekannten und berühmten Schlößchen Lichtenſtein auf der ſchwäbiſchen Alb zu ſehen.

Um das zahlreiche Opern- und Schauſpielperſonal, die Hofkapelle und das Ballet während der Zeit jenes Umbaues nicht müßig gehen zu laſſen, ſowie auch, um ſelbſt die Theatervorſtellungen nicht zu entbehren, ließ der König im weißen Saal des Schloſſes eine proviſoriſche Bühne einrichten, mit einem ziemlich großen Zuſchauerraum, zu welchem das Oberſthofmeiſteramt gratis die Billete vertheilte; doch mußte man in Geſellſchaftstoilette kommen und ſich, was Beifallsbezeugungen anbetraf, taktvoll benehmen. Taubenheim, Viceoberſtſtallmeiſter geworden, war endlich von der Leitung des Theaters

Fünftes Kapitel.

Der Baron erzählt von den vortrefflichen Einrichtungen einer Quarantaine-Anſtalt, wie man daſelbſt Whiſt ſpielt und berichtet von Kampf und Sieg.

Der Thee war in der That ausgezeichnet, und der Baron, nachdem er in die Taſſe nur eine Thräne Rahm geträufelt, ſchlürfte ſie aus, ſchob ſie auf den Tiſch, nahm eine neue Cigarre und fuhr in ſeiner Erzählung fort: „Natürlicher Weiſe hatte die mediciniſche Behandlung, welche uns der Quarantaine-Arzt angedeihen ließ, einen überraſchend ſchnellen und günſtigen Erfolg. Schon am zweiten Tage verſchwanden meine Schmerzen und huſtete der Major auffallend weniger. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Doctor hierüber außerordentlich vergnügt war, daß wir ihn durch die Verehrung, welche wir ihm bezeugten, unauflöslich an uns letteten, und daß es Niemanden gab, der eifriger und zuverſichtlicher über den hohen Grad unſerer Vergiftung ſprach, als dieſer vortreffliche Arzt. In wenigen Tagen verließen wir unſere Zimmer und begaben uns ſogleich nach dem vorhin erwähnten Kugelgarten; wir hofften auf das Glück, vielleicht die beiden jungen Damen ſehen zu können, hielten es aber auch für unſere Schuldigkeit, unſere Umgebung, unſer Gefängniß, die Mauern und Geräthe, die uns von der engliſchen Familie trennten, zu unterſuchen.

befreit und ein neuer Intendant, Baron von Gall, aus Oldenburg berufen worden, den ich zum erſten Mal bei einer der Aufführungen im weißen Saale ſah. Auch hatte Fräulein von Stubenrauch dieſe Zeit des Theaterumbaues benutzt, um nach ziemlich langem und künſtleriſch ſchönem Wirken gänzlich von der Bühne zurückzutreten; ich werde nie die Vorſtellung vergeſſen, in der ſie von dem ſich einmal ausnahmsweiſe recht erkenntlich zeigenden Publikum Abſchied nahm. Es war Griſeldis, in welcher Rolle ich ſie zum erſten Mal unter ganz anderen Verhältniſſen geſehen. Moritz hatte mich damals auf die Schönheiten ihrer Darſtellungen aufmerkſam gemacht und wußte des Lobes für die Kollegin, die er zu jener Zeit ſchwärmeriſch verehrte, nicht genug zu finden. Doch waren die freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Beiden währenddem erkaltet, ja, das Verhältniß hatte ſich feindſelig geſtaltet, woher es denn auch wohl kam, daß Parcival jene bekannten Worte: „Fahr hin, Griſeldis, deine Zeit iſt um!“ — mit einem ſo höhnenden Ausdruck rief, daß es mich förmlich durchſchauerte. Was die Urſachen jener Feindſchaft waren, vermag ich nur nach Vermuthungen anzugeben, glaube aber, daß Moritz, der kurz vorher und nicht ohne Zuthun ſeiner ehemaligen Freundin zum Oberregiſſeur des Hoftheaters ernannt worden, wohl den größten Theil der Schuld davon trug. Vortrefflicher Schauſpieler und liebenswürdiger Geſellſchafter, hatte er eine wild bewegte Vergangenheit hinter ſich und

Epiſoden aus ſeinem Prager und Wiener Schauſpielerleben, die er eben ſo lebendig als amüſant zu erzählen wußte, hätte man füglich den Memoiren Caſanova's anreihen können; in Wien hatte ſich Moritz, der mit ſeinem wirklichen Namen Mürremberg hieß, mit einer ſchon älteren Dame, Baronin Schlutizky, vermählt, ſich aber nach kurzer Zeit, ohne geſetzlich geſchieden zu ſein, wieder von ihr getrennt, und damals war auch jenes langjährige Freundſchaftsband zerriſſen worden. Damit aber, wenn gleich nicht in unmittelbarſtem Zuſammenhange, fieng Moritz's Stern an zu erbleichen, um, aber erſt nach langen Jahren, in Nacht und Grauen unterzugehen. Eine Allerhöchſte Ungnade hatte ihn tief getroffen, und wenn er ſich auch nach geſetzlich durchgeführter Scheidung mit einem jungen, liebenswürdigen Mädchen, Fräulein Röckel, einer Verwandten Richard Wagner's, verheirathete, ſo konnte er doch ebenſowenig dem Glück gebieten, ihm wie bisher treu zu bleiben, als ihn zu verjüngen und Vieles in ſeiner Vergangenheit ungeſchehen zu machen. Kaum ein Jahr nach ſeiner Verheirathung — er ſtand in einem Alter von ſechsundvierzig Jahren — vernahmen wir mit großer Trauer, Moritz ſei von einem Schlaganfall betroffen worden; doch war dieß nicht der Fall, vielmehr zeigte ſich die plötzlich eingetretene Lähmung ſeiner Füße leider bald genug als der Anfang eines Rückenmarkleidens, an dem er volle zwanzig Jahre unter unbeſchreiblichen Leiden bis zu ſeinem Tode hinſiechte. Da er

bald darauf Stuttgart verließ, ſo traf ich ihn nur im Fluge auf Reiſen wieder und ſtets, ſo oft ihn nicht gerade ſeine Schmerzen peinigten, voll Humor mit dem gleichfriſchen Organ wie früher; ſo erklärte er mir einſtmals ſeinen Zuſtand, indem er ſagte: „Stellen Sie ſich vor, mein ganzer Körper iſt wie ein einziger durch und durch hohler Zahn, der in beſtändigem ſcharfem Zugwinde ſteht.“ Zuletzt ſah ich ihn in Wien gegen Oſtern 1868, wo mir Laube von ihm ſagte: „Sie werden einen faſt todten Mann mit einem lebendig gebliebenen Kopfe finden,“ was auch auf's genaueſte ſeinen fürchterlichen Zuſtand charakteriſirte. Kurz vorher hatte Hofſchauſpieler Karl Grunert aus Stuttgart auf dem Burgtheater gaſtirt und nicht beſonders gefallen, und ebenvorher war in München die Frau des Grafen Chorinski, eine geborene Ruoff von Stuttgart, die früher am Hoftheater in unbedeutenden Rollen beſchäftigt geweſen war, von Julie Ebergeny ermordet worden, auf welche beiden Begebenheiten der unglückliche Moritz nach den erſten herzlichen Begrüßungen zu reden kam. Schon im Vorzimmer vernahm ich ſeine immer noch kräftige und laute Stimme mit dem ſchnarrenden R, als er mir zurief: „Wie frreut es mich, daß Sie mich beſuchen“ — ach, es war mir furchtbar, ihn ſo zu ſehen — erblindet, an Händen und Füßen vollſtändig gelähmt — „haben Sie es denn ſchon gehört,“ rief er darauf in möglichſt heiterem Tone, „daß dieſer Grunert das Unglaubliche möglich gemacht hat,

im Burgtheater vor leeren Bänken zu gaſtiren?“ Dann kam er auf die Chorinski'ſche Geſchichte und ſagte: „Vor langen Jahren habe ich ihn, er war damals noch ein Bube, auf einer Rheinreiſe geſehen und damals ſchon ein ſauberes Früchtlein an ihm erkannt.“ Auch die Ruoff kam nicht viel beſſer weg, er erinnerte ſich ihrer als eines kleinen dummen Mädels, das ſich in's Parterre des Theaters Eintritt zu verſchaffen ſuchte auf ſelbſt geſchriebene Anweiſungen: — „Ich, Herr Moritz, befehle, daß man der Ruoff ein Theaterbillet gebe.“

So unterhielt er uns wenige Wochen vor ſeinem Tode von vergangenen Zeiten, während wir, meine Frau und ich, tief betrübt an ſeinem Schmerzenslager ſaßen, ich lebhaft an meine erſte Stuttgarter Zeit denkend und mich auf's dankbarſte der vielen Güte und Freundlichkeit, die er mir damals bewieſen hatte, erinnernd. Seine Frau hatte ſich ſchon ſeit Jahren von ihm getrennt und eine ſchon erwachſene Tochter aus früherer Zeit liebevoll ſeine Pflege übernommen. Wenn er auch in manchem gefehlt, ſo hatte er nun auch furchtbar gelitten, was ſchon allein unſere Erinnerung an ihn klären müßte, wenn wir uns auch nicht vergegenwärtigen wollten, daß er ein warmes Herz für ſeine Freunde beſaß, daß er nie beſſer ſcheinen wollte, als er war, und daß ihm Heuchelei und Egoismus ferne blieben. —

Unterdeſſen war der Bau der kronprinzlichen Villa nach

beſten Kräften gefördert worden, ohne daß indeſſen gegen den Herbſt 1845 viel mehr zu ſehen geweſen wäre, als der Anfang des Sockelgemäuers. Wir hatten bis dahin ziemliche Terrainſchwierigkeiten zu überwinden gehabt, mußten von Berg eine neue Straße auf den Bauplatz bauen und ich nahm zu gleicher Zeit die Anlegung des Parkes in Angriff, für den mir Graf Neipperg, der große Gartenkundige, einen jungen Mann, Namens Neuner, empfohlen hatte, der denn auch in einigen Jahren dort oben Park und Gartenanlagen in's Leben rief, die heute noch die Bewunderung aller Fremden ſind, welche Stuttgart beſuchen. Da es auf der Höhe des Hügels an Waſſer fehlte, ſo mußte ſogleich am Fuße des Neckars ein Druckwerk erbaut und eine Waſſerkraft zum Treiben deſſelben gekauft werden, alles Dinge, die Mühe koſteten und nicht nur Zeit, ſondern auch Geld in Anſpruch nahmen, das ſeinerſeits wieder und oft recht mühſam beſchafft werden mußte. Doch will ich ehrlich geſtehen, daß trotz alledem jene Zeit des Wirkens und Schaffens heute noch im hellſten, glückſeligſten Lichte vor mir ſteht und ſpäter kaum durch die Luſt übertroffen wurde, mit der ich an die Bearbeitung meines eigenen kleinen Grundſtückes auf der Höhe des Eßlingerberges gieng. Faſt täglich Nachmittags, wenn meine vielfache Beſchäftigung beim Villabauweſen beendigt war, gieng ich durch die ſchöne Berghalde, in der das Dörfchen Gablenberg liegt, zu meinem Garten hinauf, Pläne machend, und ſaß dann droben im

Genuß der herrlichen Ausſicht auf einer alten Steinbank. Was konnte hier nicht alles geſchaffen werden, doch gehörte Zeit und Geld dazu. Letzteres fehlte mir ganz beſonders, weßhalb ich mich vorläufig mit Entwürfen begnügen mußte, aber auch das war mir eine Seligkeit; war doch der Platz ſo geeignet, um etwas Schönes daraus zu ſchaffen, und ich kam mir oft vor wie der Künſtler angeſichts ſeiner großen weißen Leinwand oder wie der Bildhauer, der daran iſt, ein gutes Stück Marmor in Angriff zu nehmen.

Etwas war hier oben allerdings ſchon geſchehen, da der Kronprinz, der es nicht erwarten konnte, ſeinen Glockenherbſt zu veranſtalten, befohlen hatte, die Wege und Plätze, die Gebüſchgruppen und dergleichen in einen ordentlichen und reinlichen Zuſtand zu verſetzen. Auch ein kleines Gartenhaus mußte gereinigt und etwas hergeſtellt werden, und als das Ganze ſolchergeſtalt präſentabel gemacht worden war, ergiengen die Einladungen zu jener großartigen Herbſtfeier, der ſich gewiß alle Betheiligten, die heute noch leben, mit Vergnügen erinnern werden. Begreiflicherweiſe waren nur Herren, wenige außer der Glockengeſellſchaft, eingeladen, doch Elemente genug vorhanden, um die Heiterkeit zur Luſt, die Luſt zur Ausgelaſſenheit zu ſteigern. An der Ausſicht gegen das Neckarthal war eine Batterie kleiner Geſchütze aufgefahren, die von dem Eigenthümer derſelben, dem Grafen Wilhelm von Württemberg, ſo wirkungsvoll kommandirt wurde, daß

der Donner majeſtätiſch durch's Neckarthal rollte, und daß ſchon bei der dritten Salve eine leichte Holzbaluſtrade zerſplittert in die Luft geſchleudert wurde. Ein rieſiger Korb auf raſch improviſirtem Unterſatz trug reife Trauben, aus großen Kannen wurde ſüßer Moſt kredenzt, zwiſchen dichten Gebüſchen ſpielte eine Muſikbande und mit dem Souper für ſpäter war der Küchenmeiſter des Kronprinzen, der würdige Steib, beſchäftigt. Nur ſehr wenige von den Eingeladenen waren „zu ihrem Bedauern" verhindert an dem Feſt Theil zu nehmen, unter ihnen Dingelſtedt, der aber dafür mit großer Porträtähnlichkeit in Lebensgröße und in voller Uniform gemalt dargeſtellt wurde, und dem ſtatt der Cigarre brennende Schwärmer zur allgemeinen Ergötzlichkeit in den Mund geſteckt wurden.

So lange es indeſſen noch Tag war, nahm die Luſt ihren ziemlich geregelten Verlauf; ſowie es aber einmal dunkel geworden, konnte man ſich kaum der hin- und herziſchenden Schwärmer, der krachenden Fröſche und der Feuerbälle aus direkt auf den Leib gehaltenen Leuchtkugelhülſen erwehren. Auch war ein großes Feuer angezündet worden, durch deſſen hochlodernde Flammen jeder ohne Ausnahme der Perſon und des Standes und inſofern mit Hinderniſſen ſpringen mußte, als ſich im Augenblick des Sprunges Schwärmer und Fröſche maſſenhaft unter ihm entzündeten. Für die Abbrennung eines geregelten Feuerwerkes, Raketen, Räder, Sonnen

und dergleichen, ſollte der dazu beſtellte Verfertiger ſorgen, doch mußte ſich ein unglücklicher Schwärmer dorthin verirrt haben, denn wie wir noch mit dem Feuerſprunge beſchäftigt waren, gieng drüben die ganze Geſchichte los, und man war kaum im Stande, ſich vor den Kanonenſchlägen und wie toll hin- und herſchießenden Raketen zu ſchützen, ſo daß ich mich ſehr erleichtert fühlte, als ich endlich zum Souper in dem kleinen Gartenhauſe mit der großen Geſellſchaftsglocke, die an einem Baume aufgehängt war, läuten durfte; doch ſollte es auch bei dem Souper nicht ganz ohne Unfall abgehen; denn als nach dem Champagner eine vortreffliche kalte Bowle ſervirt wurde, erhob ſich einer der beliebteſten Glockenbrüder, um nach einem wohlangeſetzten Toaſt auf den Kronprinzen-Protektor ſeine Piſtole in das rieſige Porzellangefäß abzuſchießen, ſo daß es in unzählige Stücke zerſprang und uns das ſüße Getränk und die Scherben um die Köpfe flogen. Damit durfte aber mitten in der Luft noch lange nicht aufgehört werden, ſondern nicht nur neues Getränke, ſondern auch neues Feuerwerk mußte ſchleunigſt herauf beordert werden, ſo daß wir erſt nach Mitternacht jubelnd und ſingend mit brennenden Fackeln nach der Stadt zurückkehrten.

Drunten vor der Stadt wurden die Fackeln unter dem Rufe: „Heil unſerer Glocke, heil!“ zuſammen geworfen, und ich begleitete den Kronprinzen nach Hauſe, das heißt, nachdem wir, wie häufig bei ähnlichen Gelegenheiten, wohl noch

eine Stunde lang auf dem Trottoir vor dem Schloſſe geluſtwandelt, wobei er von dem Feſte als einem äußerſt gelungenen ſprach.

Das war es auch in der That geweſen, uns allen unvergeßlich, beſonders weil es mit demſelben jene an ſich ſo harmloſen Zuſammenkünfte abſchloß, denen ſo viel und ſo ohne allen Grund Gehäſſiges, ja Boshaftes nachgeſagt wurde. Es war das Ende unſerer Sturm- und Drangperiode, da auch bald darauf an den Kronprinzen eine wichtige und ernſte Lebensentſcheidung in dem nun deutlicher werdenden Projekte ſeiner Verheirathung herantrat.

Am ruſſiſchen Kaiſerhofe war man trotz dem ſonſt ſo allmächtigen Czaren Nikolaus bis jetzt mit den Familienverbindungen nicht beſonders glücklich geweſen. Großfürſtin Maria, die älteſte Tochter, hatte des zärtlichen Vaters Einwilligung zu ihrer nicht ſtandesmäßigen Verheirathung mit dem Herzog von Leuchtenberg, einem ſchönen Offizier des Königs von Bayern, ſchließlich erlangt; Großfürſtin Alexandra, für die man auf den Palatinus von Ungarn, Erzherzog Stephan, gerechnet, mußte ſich mit einem Prinzen des darmſtädtiſchen Hofes begnügen, und ſo war es wohl begreiflich, daß Kaiſer Nikolaus für ſeine jüngſte und ſchönſte Tochter, die Großfürſtin Olga, ſorgfältig Umſchau hielt, um dieſe ſtandesgemäß zu verheirathen und deßhalb auf den Thronerben von Württemberg kam. Wer es wiederholt verſucht hatte,

König Wilhelm für die Partie zu gewinnen, weiß ich nicht genau anzugeben, wohl aber, daß Fürst Gortschakoff, der allgemein als glücklicher Vermittler gepriesen wurde, durchaus nicht im Stande war, auf den Kronprinzen oder auf den König unmittelbar einzuwirken. Letzterem mochte wohl bei den sich schon damals schwer gestaltenden Zeiten ein mächtiger Verbündeter, wie der Kaiser von Rußland, wünschenswerth sein, es hat sich auch diese Voraussicht bei dem Nikolsburger Frieden im Jahre 1866 glänzend bewährt, während es dem Kronprinzen schmeichelte, die schönste Kaiserstochter gewinnen zu können, und da neben diesem Ruf sie auch den der Güte, der Liebenswürdigkeit und eines verständigen, fein gebildeten Geistes hatte, so ermangelte auch ich nicht, bei den stundenlangen Reden, die mir der Kronprinz über diesen Gegenstand hielt, den Funken anzublasen und das Feuer zu schüren. Da wurde eines Morgens Fürst Gortschakoff, der russische Gesandte, von dem Generaladjutanten und Oberstkammerherrn des Königs, Freiherrn von Spitzemberg, zu einer vertraulichen Unterredung eingeladen. Die Sache wurde besprochen, beiderseitig für annehmbar gefunden und unter dem Rückhalt und der Voraussetzung gegenseitigen Gefallens abgeschlossen. Als Czar Nikolaus diese Meldung erhielt, soll er auf's angenehmste überrascht zu Orloff gesagt haben: „Ich habe bis jetzt immer noch an der Einwilligung des Königs von Württemberg gezweifelt."

„Der alte General hatte uns gegenüber ſeine Wohnung gut gewählt. Zu unſerem Kugelgarten mußten wir aus dem erſten Stock der Wohnung noch ein paar Treppen hinaufſteigen, denn er lag auf der Höhe des Walles, während Sir Robert aus dem Parterre der ſeinigen einige zwanzig Stufen hinab ſtieg, um auf den Grund des Grabens zu gelangen, wo ihm zu luſtwandeln vergönnt war. Ihr ſeht demnach, daß wir durch eine recht ſolide Mauer getrennt waren. Zwanzig Stufen für ihn abwärts, zehn für uns aufwärts bilden eine recht anſtändige Entfernung.“

„Uebrigens hatten wir ſchon das Glück, bei unſerem erſten Spaziergange die beiden jungen Damen ſehen zu können. Ja, ich muß geſtehen, daß ſie uns mit unverholenen Ausrufen der Freude empfingen. Doch war unſer Standpunkt, hoch oben, gar ſchlecht geeignet, um eine Unterredung zu führen. Das ſahen wir denn auch ein und begnügten uns mit den allergewöhnlichſten Fragen und Antworten. Auf einen Augenblick ſtieg auch Sir Robert in den Graben hinab und rieb ſich vergnügt die Hände, als er die Entfernung zwiſchen uns betrachtete. Hier brauchte er ſeine Töchter nicht zu bewachen; denn außer der hohen Mauer, die dieſes Geſchäft übernahm, befand ſich zum Ueberfluſſe auch noch der Quarantaine-Wächter da, der mit ſeinem langen Stock hinter den jungen Damen auf und ab ſpazierte.

„Es war uns vor allen Dingen darum zu thun, ein wenig näher zu den beiden Mädchen zu kommen, um ein wichtiges Geſpräch, deſſen wir für unſere Zukunft ſo ſehr bedurften, mit ihnen führen zu können. Ich nahm unſeren Wächter auf die Seite, zeigte ihm eine Guinee und bat ihn um Auskunft, wie es möglich ſei, in jenen Graben hinab zu ſteigen, um ein paar Worte mit den Damen zu plaudern. Der Wächter, ein kluger Malteſer, der die Sache augenblicklich durchſchaute, lächelte und meinte, er handle nicht gegen die

Die Kaiſerin von Rußland befand ſich damals mit ihrer Tochter zum Winteraufenthalt auf einem viel gerühmten, reizenden Landhauſe bei Palermo, wohin ſie Kaiſer Nikolaus begleitet hatte, der nun zurückkehrend in Venedig war, wo er den Kronprinzen von Württemberg zu ſehen wünſchte, ehe dieſer als Brautwerber nach Sizilien zöge, weßhalb in aller Haſt die umfaſſendſten Reiſevorbereitungen gemacht wurden.

Dießmaliger Reiſechef war, als dem Czaren bekannt und genehm, der oben erwähnte General von Spitzemberg, ein ſchon älterer Herr und eine höchſt eigenthümliche Perſönlichkeit. Von einer franzöſiſchen Familie abſtammend, hatte er trotz ſeines langjährigen Aufenthaltes in Württemberg die deutſche Sprache nur mangelhaft erlernt, lebte beſonders mit den Artikeln auf ſehr geſpanntem Fuße, weßhalb die kurzen und barſchen Sätze, mit denen er Jedermann anzureden beliebte, um ſo ſchärfer und verletzender klangen. Obgleich er dem Könige getreu ergeben und anhänglich war, hatte ſelbſt dieſer häufig von den Eigenwilligkeiten ſeines Generaladjutanten zu leiden; doch ſchien ihm dieſer in vorliegendem Falle, beſonders aus dem oben erwähnten Grunde, die geeignetſte Perſönlichkeit zum Begleiter des Kronprinzen zu ſein. Im Aeußern hatte General Spitzemberg etwas Vornehmes, ſparte auch nicht kleinlich, wo es galt mit Anſtand aufzutreten, und wenn er einmal, was übrigens ſelten genug vorkam, bei guter Laune war, ſo wußte er unterhaltend von ver-

gangenen Zeiten zu erzählen, beſonders von einem Aufenthalte in Warſchau, wo er häufig mit dem allmächtigen und gefürchteten Großfürſten Conſtantin zuſammen kam. Ich hatte bis dahin nur ſehr ſelten mit dem General von Spitzemberg zu thun gehabt, wußte aber, daß er mir nicht-beſonders geneigt war; denn als einmal die Rede auf das Villabauweſen kam, hatte er im Allgemeinen von den leichtſinnigen Rathgebern des Kronprinzen geſprochen und dann wörtlich hinzugefügt: „Auch die Sekretär des Kronprinz baut ſich ein Landhaus bei Gablenberg, was ſchon nächſtens an die zehntauſend Gulden koſten wird“ — ſo wurde ſchon damals meine unbedeutende Gartenwirthſchaft in's Maßloſeſte vergrößert. Da der General übrigens wegen ſeines rückſichtsloſen Weſens genügend bekannt war, ſo warnte mich für die bevorſtehende Reiſe ein wohlwollender hochſtehender Freund, indem er ſagte: „Thun Sie ſtrengſtens Ihre Pflicht, ja mehr als Ihre Pflicht, daß er Ihnen durchaus nichts anhaben kann, um, wenn er Ihnen alsdann, wie gewiß, mit Grobheiten kommt, im Rechte zu ſein und ihm eben ſo derb antworten zu können.“ Er fuhr mit dem Kronprinzen in einem Wagen, während mein verehrter Freund, Doktor von Hardegg, mit Berlichingen im zweiten, und ich, der mit einem Diener in einer leichten Kaleſche vorausgieng, hatte einen königlichen Courier in geſchmackvoller Uniform, der in eigenem Wagen die erſten vorläufigen Beſtellungen machen mußte, zu meiner Verfügung.

Als ich mich bei General Spitzemberg im Dezember als „fertig zur Reise“ meldete, bekam ich sogleich einen Vorgeschmack seiner Liebenswürdigkeit, indem er mir sagte: „Sie hat die Kronprinz schon ein paar Mal begleit', aber doch dabei nichts gelernt, wie ich gehört; denn es soll dabei sehr viel Unordnung gewesen sein, was natürlich ist bei so junge, leichtsinnige Leut'; doch darf das bei mir nicht vorkommen, und hoffe ich, daß Sie pünktlich Ihr Pflicht thut.“ Begreiflicherweise versprach ich das, um mir sein Wohlwollen zu erhalten, wäre aber fast noch vor der Abreise mit ihm eines besonderen Umstandes wegen in ernstliche Differenzen gekommen. Der Kronprinz hatte nämlich die Erlaubniß gegeben und auch der König zugestimmt, daß ich den Architekten Leins, der die italienischen Bauwerke noch nicht aus eigener Anschauung kannte, in meinem Wagen mit nach Venedig und Rom nehmen dürfe, um ihm so während der Winterzeit Studien zum Nutzen des Villabauwesens zu ermöglichen. Doch war Leins mit seinen Reisevorbereitungen nicht fertig geworden und hatte unter anderem, als ich Morgens um neun Uhr abfahren sollte, noch auf seinen Paß zu warten. Schon eine Viertelstunde später schickte der General zu mir, warum ich noch nicht fort sei, was sich von einer halben Stunde zur andern wiederholte, bis ich endlich gegen elf Uhr ohne Leins abfuhr, ihn aber dafür in Plochingen erwartete, wo er sehr spät Nachmittags eintraf; doch war dabei nichts

verloren, als daß wir in einer allerdings ſtrengen Winternacht die höchſt ungemüthliche ſchwäbiſche Alb paſſirten und in Ulm, ſtatt dort über Nacht zu bleiben, recht durchfroren ſogleich unſern Weg fortſetzen mußten. Es war überhaupt ein recht unbehagliches, ſtürmiſches Reiſewetter, wie ich es ſelten erlebt. Ich erinnere mich, daß wir auf einer hochgelegenen Poſtſtation Leins feſthalten mußten, damit ihn der Wind, der ſich in ſeinen dichten Mantel verfangen, nicht davon führte. Doch hatten wir ja Italien vor uns und waren guter Dinge, ich beſonders durch die Ausſicht, endlich auch Venedig, die trauernde Königin der Adria, zu ſchauen, Sizilien wieder zu ſehen und das ſchöne, viel gerühmte Palermo kennen zu lernen. Da der Kronprinz, um ſich nicht zu ſehr anzuſtrengen, langſam reiſte, ſo blieben auch wir in Innsbruck und zu Brixen im „Elephanten“ über Nacht, wo ich mich bemühte, meinen Reiſegefährten, der mir während der Fahrt am Tage die lehrreichſten Vorleſungen über Baukunde und dergleichen hielt, dafür zum Zeitvertreib in langweiligen Abendſtunden in die Feinheiten des Piquets einzuweihen, was mir aber durchaus nicht gelang. Sonſt aber war mir Leins nicht nur der angenehmſte Geſellſchafter, ſondern ließ mich auch die herrlichen Bauwerke Italiens unter Bemerkungen und Verſtändigungen ſehen, die mir Manches, was ich früher nur oberflächlich beſchaut, erſt zum klaren Verſtändniß brachten und dadurch unvergeßlich wurden. Es war ein etwas nebeliger

Sonntagsmorgen, als wir, Leins und ich, dem Kronprinzen um einen Tag voraus, von Meſtre, wo unſere Wagen, um ſie nicht ganz unnöthiger Weiſe über die Lagunen zu ſchaffen, eingeſtellt wurden, auf einem kleinen Boote über die weite, glatte, ſtille Waſſerfläche gen Venedig fuhren; hie und da huſchten wir im Nebel oft an unkenntlichen Gegenſtänden vorbei, an Pfahlgerüſten, an einſam mitten im Waſſer liegendem Mauerwerk, begegneten auch wohl vorüberkommenden Gondeln, im Dunſte kaum ſichtbar, wenn ſie ſchattenhaft unter dem eigenthümlich klingenden Anrufe an uns vorüberzogen; niemals aber werde ich den großartigen Augenblick vergeſſen, als mit einem Male vor uns aus der noch immer unſichtbaren Stadt vielſtimmige Glockentöne über das Waſſer hallten und es gerade ſo war, als klängen ſie vor uns aus der Tiefe der Meeresfluth hervor. Wie oft ich Venedig auch ſpäter wieder geſehen, an klaren und trüben Tagen, im Mondſcheine und bei Sonnenlicht, bleibt mir doch vor Allem jene erſte Einfahrt im Nebel unter dem melodiſchen Glockengeläute die unvergeßlichſte. Auch als wir ſchon im Kanal Grande angekommen, begierig waren, etwas von den viel gerühmten Paläſten zu ſehen, deren Anblick uns die wogenden Nebelſchleier verdeckten, ſo hüllten dieſelben wieder alles ſo phantaſtiſch ein, damit das Bild vervollſtändigend, das ich mir von der trauernden Meereskönigin gemacht.

Doch war ſie ſchon nach einer Stunde ſo freundlich,

ihre trüben Schleier abzuwerfen und sich in blendendem Sonnenlichte, bestens geschmückt zu zeigen, denn als wir von dem Balkon des Hôtel de l'Europe, unserer herrlich gelegenen Wohnung, hinausschauten, sahen wir vor uns die weiten Wasserflächen bis zur majestätischen Salute und dem fernliegenden Armenierkloster hell erglänzend, dann den wunderbaren Dogenpalast in aufleuchtender Pracht und sowohl die Schiffe im Hafen, als auch den hohen Campanile der Markuskirche und andere aufragende Thürme zu Ehren des Kaisers von Rußland, der gestern gekommen war, beflaggt.

Unser erster Spaziergang durch enge Gassen war nach dem Markusplatze, und vermag ich es nicht, den Eindruck zu schildern, der mich beim Anblick desselben beinahe überwältigte. Mit Tausenden geputzter Spaziergänger angefüllt, die besonders vor den Procuratien, vielleicht in der Hoffnung, den gewaltigen nordischen Kaiser zu sehen, hin und her wogten, erschien er heute ganz wie ein riesiger Festsaal, herrlich geschmückt durch die Kirche des heiligen Markus in ihrer bunten, arabischen Pracht, sowie vor ihr durch die bekannten drei Mastbäume, umwallt von den Flaggentüchern der ehemaligen drei Königreiche Cypern, Candia und Morea, und damit die Täuschung mit dem Festsaale vollkommen sei, ließen zwei österreichische Musikchöre abwechselnd ihre dröhnenden Klänge vernehmen.

In der Frühe des andern Morgens fuhr ich nach Mestre hinüber, um dort für den Empfang des Kronprinzen alles

auf's ſorgfältigſte vorzubereiten, — eine bequeme, elegante Gondel für ihn und den General, eine andere für Hardegg und Berlichingen, ein größeres Boot für Dienerſchaft und Gepäck, und dann hatte ich mich einer guten Remiſe zur Unterbringung ſämmtlicher Equipagen verſichert. — Endlich, es mochte Mittag geworden ſein — kamen die Wagen unter dem in ſolchen Fällen gebräuchlichen Halloh und Peitſchenknall der feſtlich geputzten Poſtillone, begleitet von zahlreichen Zuſchauern, und der Kronprinz, obgleich er müde erſchien, empfieng mich auf's freundlichſte und reichte mir die Hand, nachdem er ausgeſtiegen war. Für den Platz, wo er in ſein Boot ſteigen ſollte, hatte ich für Abſperrung der Zuſchauermaſſen geſorgt, auch bequeme Stufen herrichten laſſen und dachte nun auch von dem General, der äußerſt mürriſch drein ſchaute, ein anerkennendes Wort zu hören, aber weit gefehlt! Mochte er nun das große Boot für Dienerſchaft uud Gepäck nicht bemerkt haben, genug, er ſah mich ſcharf an und ſagte in ſeinem barſchen Tone: „Glaubt Sie denn, daß man Gepäck und Dienerſchaft auch in dieſe kleine Boot laden ſoll, und hab' Sie gar kein' Begriff, daß ſich das nicht ſchickt, aber ſo ſind dieſe leichtſinnige junge Menſch', die nix verſtehen und nix lern'!" worauf ich ihm eingedenk jenes wohlwollenden Freundes mit ſehr lauter Stimme zur Antwort gab: „Ew. Excellenz ſollten, bevor Sie gleich anfangen zu tadeln, gefälligſt Ihre Augen öffnen, um dort das große Boot für Dienerſchaft und Gepäck

zu ſehen, auch möchte ich um das Zutrauen gebeten haben, daß ich die mir vorgeworfene Ungeſchicklichkeit jedenfalls nicht begehen würde.“ Er ſah mich erſtaunt an, ſchwieg aber und ich bemerkte an einem leichten Lächeln des Kronprinzen zu meinem Vergnügen, daß ich das Richtige getroffen. Da er auch bei der Ankunft in Venedig die Wohnung des Kronprinzen, ſowie ſeine eigene in beſter Ordnung fand, ſo ließ er mich nicht nur einige Tage mit ſeinen Mäkeleien in Ruhe, ſondern ich mußte ihm ſogar Troſt zuſprechen, da er vor der erſten Zuſammenkunft der beiden hohen Herren eine gewaltige Angſt hatte — „weil,“ wie er ſagte, „die Kronprinz von die lange Fahrt ſo gar nervös geworden ſei,“ worauf ich ihm entgegnete, daß Kaiſer Nikolaus das gewiß ſehr begreiflich finden und ſicher alles thun würde, um den jungen Prinzen zu ermuthigen und freundſchaftlich heranzuziehen. So war es denn auch, und nach der erſten Zuſammenkunft erzählte mir der General freudeſtrahlend, wie herzlich der Empfang geweſen ſei und welch günſtigen Eindruck die Kronprinz gemacht. Daran hatte ich übrigens eben ſo wenig gezweifelt, als an der Allergnädigſten Erlaubniß des Czaren, zur Brautwerbung nach Palermo zu reiſen.

Meine Mußeſtunden benutzte ich eifrig dazu, mit Leins durch das herrliche Venedig zu ſtreifen und unter ſeiner Leitung nicht nur Vieles zu ſehen, ſondern auch gründlich kennen zu lernen; auch betrachteten wir Manches in Bezug

BAYERISCHE STAATS-

auf unſeren Villabau und ließ ich auf Leins' Angabe und nach ſeiner Auswahl Kartonabdrücke von den herrlichen Renaiſſancereliefs eines edlen Kunſtwerkes der kleinen Kirche dei Miracoli, die, ganz in weißem Marmor ausgeführt, wenig beſucht an einem kleinen Kanale liegt, machen. Manche davon ſind, gerade ſo ausgeführt, an der Villa zu ſehen; auch beſuchten wir fleißig den Ghetto, das Judenviertel, wo damals noch und zu beziehungsweiſe billigem Preiſe wahre Schätze in alterthümlichen Holzſchnitzereien, Waffen und kunſtvollen Broncen zu finden waren.

Für letztere hatte mir König Wilhelm Aufträge gegeben, und erwarb ich auch Vieles an Gefäßen, Schalen und großen Platten, theils mit Gold und Silber inkruſtirt, theils in jenen zierlichen mauriſchen Zeichnungen nur gravirt, wie ſie gegenwärtig noch zu den Sehenswürdigkeiten des Luſtſchloſſes Wilhelma gehören.

Bei der Weiterreiſe über Padua und Ferrara beſichtigten wir hier den Palaſt der Eſte mit den Erinnerungen an Arioſt und Taſſo und blieben darauf in Bologna über Nacht, wo Leins und ich eben noch Zeit fanden, der heiligen Cäcilie einen verehrungsvollen Beſuch abzuſtatten. Am andern Tage begegneten wir auf der Straße des Apennin einem eigenthümlich gebauten Fourgon, hinten mit einem langen Wagenkaſten, vorn mit einem ſchmalen Coupé, in dem ein ruſſiſcher Feldjäger ſaß. Es war dieß einer der kaiſerlichen Couriere,

die regelmäßig alle vier Wochen direkt von Petersburg nach Neapel und von dort zu Schiff nach Palermo giengen. Sie brachten der Kaiserin ſinnige Gaben ihrer hohen Familie, nützliche Haushaltungsgeſchenke, Briefſchaften und dergleichen; ſie brauchten über drei Wochen zu dieſem langen Wege und erhielten tauſend Dukaten für die Koſten der Hin- und Herreiſe.

Um Florenz, wo der Kronprinz wegen verwandtſchaftlicher und freundſchaftlicher Beziehungen wohl einen Aufenthalt hätte nehmen müſſen, zu vermeiden, fuhren wir über Forli, Rimini, Foligno und Terni nach Rom, wobei ich auch intereſſante Städte am Ufer des adriatiſchen Meeres, wenn gleich nur im Fluge, ſah; doch kam ich mit meinem leichten Wagen und guten Trinkgeldern ſtets eine genügende Strecke voraus, um hie und da, wo es beſonders Sehenswerthes gab, mit Leins einen kurzen Aufenthalt nehmen zu können. Noch lange Jahre nachher erinnerten wir uns dabei mit wahrer Aufregung der ſchönſten Italienerin, eines wundervollen Mädchens in Foſſombrome, die unter der Thüre ihres Hauſes, an dem wir dicht vorüberfuhren, ſtand, ſanft zurückgebogen, indem ſie den rechten Arm auf ihren Kopf gelegt hätte und unſern lauten Gruß herzlich lachend erwiederte.

Von Rom gieng es ſogleich über Terracina und Gaëta weiter und in Neapel trennte ich mich von meinem Freunde Leins, der alsdann ſeine Rückreiſe mit längerem Aufenthalt

Quarantaine-Vorſchrift, wenn er uns in dem Kugelgarten eine Fallthüre zeige, die auf eine Treppe gehe und in den unteren Graben führe. ‚Es verſteht ſich von ſelbſt,‘ ſetzte er hinzu, ‚daß Sie unten eine ſtarke verſchloſſene Gitterthüre finden werden und daß ich Sie bitte, nicht den Verſuch zu machen, durch irgend etwas mit den beiden Damen in Berührung zu treten. — Ich will meinen Kameraden da unten von Ihrer Abſicht in Kenntniß ſetzen, und wenn ... ich drückte ihm augenblicklich eine andere Guinee in die Hand ... ſo werden Sie im Graben, nur durch das Gitter getrennt, eine angenehme Converſation führen können.‘

„Geſagt, gethan! Der zweite Wächter hatte nichts dagegen zu erinnern; nur verlangte er auf die höflichſte Art von der Welt, er müſſe zunächſt am Gitter ſtehen, und man möchte keinen Verſuch machen, ſich eine Hand zu reichen oder dergleichen, da er eine Berührung unter keinen Umſtänden geſtatten könne.“

„Was wollen ſie denn immer mit ihrer Berührung?“ fragte der Diplomat. „Es hatte doch wahrſcheinlich Niemand in der Anſtalt die Peſt und konnte alſo Keiner fürchten, angeſteckt zu werden.“

„In Wirklichkeit nicht,“ entgegnete der Baron. „Aber die Quarantaine-Behörde, wie ich auch früher ſchon bemerkt habe, was ich nicht zu vergeſſen bitte, duldet, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, auch nicht die Möglichkeit einer moraliſchen Anſteckung und beſtimmt, daß, wo zwei Parteien mit einander in Berührung treten, die, welche am längſten da iſt, nach dieſer Berührung noch ſo lange bleiben muß, bis auch die andere ihre dreiundzwanzig Tage hinter ſich hat, nach deren Verlauf man annimmt, es könne ſich kein Peſtſtoff mehr äußern.“

„Richtig, richtig!“ ſagte der Diplomat.

„Sir Robert kannte dieſe Beſtimmung recht genau,“ fuhr der Erzähler fort, „und hatte, wie wir ſpäter erfuhren, ſeinem Wächter

in Rom und Florenz machte. Auch besuchte er von letzterer Stadt aus Carrara, um sich dort an Ort und Stelle bei einigen der bedeutendsten Marmorarbeiter nach den Preisen zum Zweck unseres Villabauwesens zu erkundigen; denn jetzt bei der bevorstehenden Verbindung mit dem reichen russischen Kaiserhause spannten wir' sachte unsere Projekte höher und höher und hätten ein Treppenhaus anders als von weißem carrarischen Marmor absolut unwürdig für die künftige Kronprinzessin gehalten, auch standen die Preise für Material und Arbeit damals so niedrig, daß Treppenstufen und die Säulen mit kunstvollen Kapitälen bei uns aus gewöhnlichem Stein nicht so billig hätten hergestellt werden können, wozu allerdings wieder die, aber immerhin mäßige, Wasserfracht kam, da alle Gegenstände zu Schiff über Rotterdam, Mannheim und Cannstatt bei Stuttgart geführt wurden.

In Neapel wurde auf dem Dampfer „Palermo" Salon und Schlafkabinen für die nächste Fahrt gemiethet, wobei mir der General mit ganz besonderer Liebenswürdigkeit anempfahl, ihm ja einen guten Schlafwinkel zu besorgen, da er stets von der Seekrankheit zu leiden hätte; doch hatte ich in dieser Hinsicht keine großen Befürchtungen, da das Wetter klar und die See beziehungsweise ruhig war.

Mich erfaßte ein eigenthümlich poetisches Gefühl, als wir aus dem herrlichen, tiefblauen Golfe glitten, hinter uns den mächtigen Vesuv lassend, dessen ewige Rauchwolke bei der

ſtillen, klaren Luft faſt unbeweglich über ihm ſtand, vorbei an den maleriſchen Geſtaden und den ſeltſam geformten Inſeln, begleitend die Meerfahrt des nordiſchen Königsſohnes, der hinaus zur glückſeligen Inſel zog, um dort die ſchöne Kaiſerstochter zu gewinnen. Auch, glaube ich, wäre Alles bei der nur leicht bewegten See auf's behaglichſte abgegangen, wenn der Kronprinz, der ſich gleichfalls ſehr tapfer hielt, nicht die Idee gehabt hätte, das Diner oben auf einem der Radkaſten ſerviren zu laſſen. Vergebens ſtellte ich ihm die dort größere Bewegung des Schiffes ſowie das unangenehm fühlbare Rütteln der Maſchine vor; er wandte dagegen die friſche Seeluft ein, die ihn dort angenehmer umſpiele, und nachdem ich einigermaßen beſorgt die nöthigen Befehle gegeben, unterließ ich es nicht, für den Fall der Noth nach den Schlafſtellen drunten zu ſehen, wo ſich ſchon einige von der Dienerſchaft bemühten, ihre Abrechnung mit dem Meere richtig zu ſtellen. Bei dem Diner ſchien während der erſten Gänge alles ganz vortrefflich zu gehen, wenn auch Berlichingen's Lächeln etwas Erkünſteltes hatte und ſeine Naſe auffallend ſpitz und bleich war, ſo hätte ich trotzdem einen ſo plötzlichen Ausbruch der Seekrankheit nicht erwartet; denn mit einem Male ſprang er auf, preßte, eine Entſchuldigung ſtotternd, ſeine Serviette an den Mund und ſtürzte davon, wobei ihm der alte General einen ſo bangen Blick nachſandte, daß ich durchaus nicht überraſcht war, ihn eine Viertelſtunde ſpäter gleichfalls folgen zu

ſehen. Er war wenige Minuten unten, als ich zu ihm gerufen wurde und ihn mit jammervoller Miene, gelblichem Teint und einer weißen Nachtmütze im Salon ſtehend fand, wo er mir kläglich zurief: „Denk' Sie ſich nur, da hat ſich die rückſichtsloſe Berliching in meine gute Bett gelegt und will nicht aufſtehen," — allerdings auch ein hartes Verlangen bei dem Jammer, in dem ſich der eben Genannte befand. Ich beſorgte dem General noch eine andere leer ſtehende Kabine, half ihm auch ſo gut als möglich und ſtieg dann wieder zu meinem Diner hinauf, doch kam mir auch der Kronprinz ſchon auf der Treppe entgegen, um ſich von ſeinem Kammerdiener ſchleunigſt zur Ruhe bringen zu laſſen.

Droben fand ich unſeren vortrefflichen Leibarzt, der ſich bis jetzt durch Alles das nicht hatte anfechten laſſen, und wer weiß, ob er nicht ſtandhaft geblieben wäre, wenn nicht der Kellner eine Art gebackener Goldfiſche in brauner Zwiebelſauce ſervirt hätte, die allerdings wie geſchunden ausſahen, was dem guten Hardegg einen ſolchen Ekel verurſachte, daß auch er ſich eilends entfernte, und nun ſaß ich allein hoch auf dem etwas ſtärker ſchaukelnden Schiffe vor ein paar gut gekühlten Champagnerflaſchen und wußte mir in dieſem Ueberfluß nicht anders zu helfen, als daß ich den Kapitän, einen wackeren italieniſchen Seemann, der, ſein Fernrohr unter dem Arm, auf der Radkaſtenbrücke hin- und hergieng, dazu einlud.

Nach und nach wichen die Höhenzüge Calabriens ſcheinbar

zurück und verschwanden endlich in Dunst und Abendnebel, während sich die leicht wogende See zuerst tiefblau, dann immer dunkler zu färben begann, um bei völlig eingetretener Finsterniß geheimnißvoll wieder aufzuleuchten.

Lange blieb ich auf dem Verdecke, allerdings mit kurzen Unterbrechungen, in denen ich nach den Kranken sah, um ihnen so viel als möglich zu helfen. Der Kapitän hatte mit mir von Stromboli gesprochen, daß der Vulkan dort seit einiger Zeit wieder feure, und ihn so zu sehen wurde mir auch vergönnt; fast grauenhaft war es in der finsteren Nacht, plötzlich Funken und Flammen donnernd aufsteigen und vom Schein wie glühend übergossen, nur auf einen kurzen Augenblick blitzartig den Krater erscheinen zu sehen.

Am andern Tage war es fast Mittag geworden, ehe mir der Kapitän die ersten dämmernden Umrisse Sizili ns, die ich für Wolkenbänke gehalten hatte, zeigte; dann erschien auch mir deutlich der wundervolle Halbkreis fein gezeichneter Höhen, in dem das herrliche Palermo, von grünen Gärten umgeben, wie in einer Fruchtschale liegt, die meilenbreite lachende Ebene mit Recht Conca d'oro, goldene Muschel, genannt, hier abgeschlossen durch Capo Zafferano mit seinen Felsenzacken, das sich wie eine gebieterische Grenzscheide lang in die blauen Fluthen hinausstreckt, während sich drüben der malerisch gezackte, vielgipfelige Monte Pellegrino erhebt, unvergeßlich in seiner breiten majestätischen Form mit den in

kühnem Schwung faſt ſteil in die See fallenden Felſenwänden.

Schon gegen Morgen erſchien die See beruhigter, und da auch das vorliegende Sizilien die Meerfluth abhielt, ſo hatten wir in Kurzem ſo glattes Waſſer mit geringſter Schiffbewegung, daß ſchon mit den erſten Sonnenſtrahlen das Geſpenſt der Seekrankheit wich und ſämmtliche Kranke auf dem Deck erſcheinen konnten, was mich ganz beſonders für den Kronprinzen freute; denn es wäre doch traurig geweſen, wenn er das Land ſeiner ſchönſten Hoffnungen unter den Nachwehen jenes Leidens betreten hätte. Irgend welcher Empfang dort war klugerweiſe abgelehnt worden, und ſo näherte man ſich denn froh und wohlgemuth, wie andere unabhängige Reiſende, allerdings mit hohen Erwartungen der berühmten Inſel und konnte das damals ausnahmsweiſe ſo intereſſante und großartige Hafenleben angenehmer auf ſich einwirken laſſen. War doch die Bucht mit zahlreichen größeren und kleineren jener zierlich geſchnäbelten ſizilianiſchen Barken angefüllt, die vom Lande kommend oder dahin gehend oder auch aus bloßer Neugierde getrieben, die ruſſiſchen Kriegsſchiffe und Dampfer umſchwärmten, welche finſter und dräuend aus dieſen Schaaren leichter, kleiner Fahrzeuge mit ihren Schloten und Maſten emporſtarrten.

Ueber alles Andere hervor ragte ein ruſſiſches dreideckiges Linienſchiff, das geſtern zur Begrüßung der Kaiſerin ange-

kommen war, unter dem dicht vorüberfahrend wir unſern Ankerplatz ſuchten; ſeine rieſigen Maſten waren beflaggt, luſtige Muſikklänge tönten vom Verdeck und an ſeinen Borden lehnten Matroſen und Soldaten mit breiten, ſtumpfen Geſichtern, deren Phyſiognomieen einen grellen Abſtich bildeten gegen die feinen, ſcharf ausgeſchnittenen, ausdrucksvollen Züge unſerer neugierig hinüberſchauenden Schiffsmannſchaft.

Der einzig wohlthuende Empfang, der uns zu Theil wurde, geſchah durch eine eigens für den Kronprinzen mit Gefolge beſtimmte große Barke, die uns ohne jene ſonſt läſtigen Zoll- und Paßviſitationen an's Land ſetzte, wo Wagen bereit ſtanden, um uns durch die lange, ſchnurgerade Hauptſtraße Palermo's, den Caſſero oder Toledo, bis an's ſüdliche Ende der Stadt zu führen, wo der Palaſt der Marcheſa Seſſa, gegenüber der prachtvollen Kathedrale, für den Kronprinzen gemiethet und eingerichtet worden war. Es war das einer jener alten ſizilianiſchen Paläſte mit hohen und weiten, aber verblichenen Prunkgemächern, mit wohnlichen Zimmern für den Kronprinzen, General Spitzemberg und Berlichingen, während dem Leibarzte von Hardegg und mir ein paar allerdings geräumige Gemächer zugewieſen wurden, die aber finſter waren, weil ihre Fenſter auf einen düſteren Hof giengen und aus denen uns beim Eintritt eine feuchte Kellerluft entgegendrang, weßhalb Hardegg ſogleich entſchied: „Hier bleiben wir Beide jedenfalls nicht, und wenn nichts

anderes für uns zu finden ist, so suchen wir uns selbst ein Quartier."

Hiezu hatten wir auch bis zum Diner genügende Zeit, spazierten den Cassero hinunter bis zum Meere, wo wir auch in dem schönen Gasthofe Trinacria im dritten Stock ein paar freundliche, sonnige Zimmer mit unbeschreiblich prachtvollem Ausblick auf das weite tiefblaue Meer und den farbig glühenden Monte Pellegrino fanden. Als Hardegg später diesen Quartierwechsel in seiner kurzen und bestimmten Art zur Sprache brachte, versuchte allerdings der General ein paar Einwendungen, doch ersuchte jener ihn ruhig, sich die für uns bestimmten Gelasse anzuschauen, dann werde er ihm Recht geben, daß jene Räume allenfalls für Skorpionen und nicht für Menschen wohnlich seien. Ich war glücklich über diese Veränderung; denn neben der Annehmlichkeit einer so herrlichen, sonnigen Wohnung brachte es mich auch dem liebenswürdigen, geistreichen Manne näher; wir benützten auch von da ab alle freie Zeit, um gemeinschaftlich die interessantesten Ausflüge zu machen.

Unvergeßlich wird mir gleich der erste Abend bleiben, da wir still träumend auf der Terrasse vor unsern Zimmern saßen, um bei einer vortrefflichen Cigarre all diese unsagbare Schönheit auf uns wirken zu lassen.

O Palermo, reizende Stadt! Mit deinem prächtigen Hafen, mit dem Monte Pellegrino, deinem Wahrzeichen und

dem rieſenhaften Leuchtthurme! Denn glänzt er nicht weit in die See hinaus, namentlich Abends und Morgens, in immer wechſelnden, brennenden Farben? Ja, bis zum ſpäten Abend, wo die violetten Schatten ſeiner Schluchten immer größer und bedeutender werden, langſam die Gluth ſeiner Lichter auslöſchen und ihn endlich mit einem mächtigen Schleier überziehen. O Monte Pellegrino, wie oft hieng mein Auge an deinen ſeltſamen zackigen Formen, wie oft verfolgte es den Weg, der dich in den eigenſinnigſten Wendungen erklimmt! — — und ruhig blickſt du auf Palermo, die prächtige, glänzende Stadt mit ihren gelben Kuppeln und ſtrahlenden Zinnen, rings umgeben von den zahlloſen Orangen- und Citronengärten, die mit ihrem tiefdunklen Laube einen Kreis um dich bilden und eingefaßt ſind von den flimmernden Bergen, braun und ernſt, wunderſam gegliedert, wie mit dem Meißel herrlich geformt, wie aus Bronce gegoſſen als würdigſte Umrahmung der Conca d'oro.

Tags darauf am Vormittage kam der große Augenblick, wo der Kronprinz, begreiflicherweiſe in ſehr erregter Stimmung, begleitet von General Spitzemberg, ſeinen erſten Beſuch bei der Kaiſerin machte, und als er nach dort im engſten Familienkreiſe eingenommenem Frühſtück zurückkehrte und mir beglückt ſeinen Eindruck ſchilderte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm aus tief bewegtem Herzen meinen Glückwunſch zu ſagen; auch der General ließ mich ſpäter zu ſich kommen; ich fand

ihn mild und weich geſtimmt, wie nie, und offenbar gerührt erzählte er mir von dem glücklichen Erfolg jener erſten Zuſammenkunft. „Die Kronprinz," ſagte er, „hat den günſtigſten Eindruck gemacht und was die Großfürſtin anbelangt, ſo war ſie von einer entzückenden Liebenswürdigkeit; auch die Kaiſerin hat ihn mit einem vertraulichen Entgegenkommen aufgenommen und ich darf nach Hauſe ſchreiben, daß die Sache ſo gut wie arrangirt iſt." Meine Frage, ob die Großfürſtin wirklich ſo ſchön ſei, beantwortete er zuerſt mit einem Blick des Erſtaunens und dann in etwas barſcherem Tone mit dem Ausruf: „Was ſchön! — wie mag Sie nur ſo frag', ſchöner als ich von Prinzeſſinnen und auch von andern Damen je etwas geſehen — o, ſchön, ſehr ſchön und ſo lieb und offen, daß es mir warm um's Herz geworden."

So enthuſiaſtiſch hatte ich den alten Herrn nie geſehen; doch als ich nach einigen Tagen ſelbſt ſo glücklich war, der Großfürſtin vorgeſtellt zu werden, mußte ich ihm nicht nur Recht geben, ſondern fühlte mich wahrhaft verwirrt vor dieſer blendenden und doch wieder ſo reizenden und anmuthigen Erſcheinung. Darüber Näheres und Weiteres zu ſagen, wäre unnöthig und überflüſſig; ich will aber hinzufügen, daß mich nicht nur ihre hohe, herrliche, weich gerundete Geſtalt ſowie die ächt griechiſche Schönheit ihres Geſichts entzückte, ſondern mehr noch die Anmuth ihrer Bewegungen, der Wohllaut ihrer Sprache und die gutmüthige, faſt vertrauliche Art,

mit der ſie auch mich empfieng und unbefangen mit mir plauderte.

Südlich von Palermo in der Gartenvorſtadt Olivuzzo lag die Villa der Fürſtin Butéra, wo die Kaiſerin von Rußland mit der Großfürſtin Olga und einem Theil ihres zahlreichen Gefolges wohnte, und unvergeßlich iſt mir der Eindruck des erſten Beſuches, den ich mit Doktor von Hardegg in Abweſenheit der hohen Gäſte dort machte. Wir hatten dadurch Muße genug, Wohnung und Garten behaglich anzuſchauen, und bei jedem Schritte ſteigerte ſich unſer Wohlbehagen, unſer Entzücken, denn hier war von keinem Palaſte mit großartigen Säulenreihen und weiten, hallenden Gemächern die Rede, ſondern ein anmuthiges, nicht allzu großes Landhaus empfieng uns; wir ſchritten durch bequem eingerichtete Zimmer, wir fanden ſchattige Veranden, reizende, lauſchige Winkel unter den duftigen Laubdächern ſüdlicher Gewächſe, kurz etwas feenhaft Liebliches mitten in einem Garten gelegen, deſſen Pracht nicht entzückender ſein konnte. Wie eine Märchenphantaſie umſtanden uns hier in ſolcher Ueppigkeit nie geſehene Pflanzen und Blumen, und nicht wie in einem Gewächshauſe, mit nothwendiger Raumerſparniß, kunſtvoll arrangirt, ſondern in Gruppen und herrlichen Anlagen frei, faſt wild wachſend und doch wieder wie kunſtſinnig zuſammengeſtellt. Die indiſche Miſpel und der Erdbeerbaum, dort der chineſiſche Bambus und die egyptiſche Papyrusſtaude, da wieder

oder vielmehr dem ſeiner Töchter eine ziemliche Belohnung verſprochen, wenn er ſeinen Dienſt recht ſtreng handhabe. Wir warteten alſo, bis der alte General ſich in ſein Zimmer eingeſchloſſen hatte, um Briefe zu ſchreiben oder zu ſchlafen, und dann ſtiegen wir die Treppe hinab in den unteren Graben. Unſere beiderſeitigen Wächter ſtanden zunächſt dem Gitter und machten zum Ueberfluß noch eine weitere Schranke mit ihren Stöcken. Doch war es ſchon ein Troſt, uns ſo in der Nähe ſprechen zu können. Ihr könnt euch ja denken, worüber wir redeten, und will ich deßhalb kein Wort weiter darüber verlieren. Nach wenigen Tagen war Sir Robert mit ſeiner Familie frei und verließ alsdann die Quarantaine und wahrſcheinlich auch Malta, und bekam auf dieſe Art wieder einen Vorſprung von zehn Tagen. Es wurde alſo ausgemacht, die jungen Damen ſollten ſo viel wie möglich in den Städten, durch welche ſie kämen, für uns Erkennungszeichen zurücklaſſen, um die Spur des alten Generals nicht zu verlieren. Dabei meinte aber Miß Ellen, es ſei die größte Vorſicht zu beobachten; denn wenn der Papa, der an ein eigentliches Verhältniß noch nicht glaube, erführe, ein ſolches beſtehe in der That, ſo wäre er in ſeiner Hartnäckigkeit im Stande, nach Indien zurück zu kehren.

„Leider muß ich geſtehen, daß wir nur dieſe einzige Unterredung an dem Gitter hatten. Traute der Quarantaine-Wächter der Geſchichte nicht, oder hatte uns der rothhaarige Vetter belauſcht — genug, die Fallthüre an unſerem Kugelgarten wurde noch an demſelben Abend mit einem äußerſt ſoliden Schloſſe verſehen, zu welchem unſer Wächter keinen Schlüſſel hatte. Auch waren wir demſelben, wie es ſchien, als ſehr gefährliche, unternehmende Leute in Betreff der Quarantaine-Regeln geſchildert worden; denn er verfolgte uns von da an bei unſeren Spaziergängen auf Schritt und Tritt, und als

der Pfefferſtrauch von den Molukken und die Magnolien mit anderen Blüthenbäumen aus den amerikaniſchen Urwäldern; dazwiſchen rieſige Aloeſtauden mit hohen Blüthenſtengeln und hochemporragende ſchlanke Palmen mit ihren goldgelben Früchten; ja, überall, wohin man ſchaute, eine unendliche Fülle der üppigſten Vegetation mit ſeltſam geſtalteten, farbenſtrahlenden Blumen, deren berauſchendes Duftmeer uns wie ein Hauch des Morgenlandes anwehte.

Doch lockte uns ein ſchattiges Plätzchen zum Sitzen; zierliche Fauteuils umſtanden einen Marmortiſch, auf dem ein Buch mit feinen Handſchuhen lag, wahrſcheinlich von der ſchönen Kaiſertochter, weßhalb ich gern einen davon mitgenommen hätte. Hier ſaß ſie gewiß häufig, denn es war ein wunderſamer Platz; zahlloſe unbekannte Wohlgerüche ſchwammen in der Luft, während das ſanfte Rauſchen eines Springbrunnens unſere Sinne einzuſchläfern drohte, vielleicht um uns empfänglicher zu machen für zauberhafte Stimmen, die uns Märchen erzählen wollten von dem ſchönſten Punkte der Erde und einem Liebesfrühling, der ohne Gleichen hätte ſein können.

Der Kaiſerin und der Großfürſtin wurden wir am andern Tage und, wie das ſo ruſſiſcher Brauch war, bei einem Feſte vorgeſtellt, das der Kommandant des Linienſchiffes Ihrer Majeſtät gab, und wo wir auch dann die ganze ruſſiſche Kolonie bei einander ſahen, ſchöne wohlgewachſene Männer

in ſchimmernden Uniformen mit zahlloſen Sternen und Ordensdekorationen, hübſche Damen im Gefolge der Kaiſerin, wichtigthuende Kammerherren und Dienerſchaft durch alle Rubriken bis zu den Seſſelträgern Ihrer Majeſtät, die in ihrem tſcherkeſſiſchen Coſtüme mit den ſchwarzen, ſpitzen Pelzmützen beim Volk das meiſte Aufſehen erregten.

Die Kaiſerin ruhte in einem Lehnſeſſel, als ich das Glück hatte, ihr vorgeſtellt zu werden, und ſprach mit leiſer Stimme, ſehr gütig und herablaſſend; ſie hatte ſchon von unſerem Villabauweſen gehört, was ſie zu freuen ſchien, und von dem ſie, ſobald es mir möglich ſei, Pläne zu ſehen wünſchte.

Dann wurden auf Deck von galonirten Dienern allerlei Früchte und Erfriſchungen herumgereicht, doch hatte man kaum Zeit etwas zu genießen, da die Kaiſerin alsbald das Zeichen zum Aufbruch gab. Sie wurde ſammt ihrem Lehnſeſſel auf eine kleine Eſtrade getragen, die in Flaſchenzügen an einer der großen Raaen hieng, um ſo in die anſehnliche Tiefe von mindeſtens drei Stockwerken auf das Deck ihres kleinen Dampfers niedergelaſſen zu werden; dazu hatte das Schiff reich geflaggt, alle Mannſchaft ſtand Hurrah rufend auf den Raaen, die Offiziere ſalutirten und von der Muſikbande wurde die Volkshymne geſpielt, wobei aber doch ſchließlich neben all' dieſer Pracht und Herrlichkeit den ſchönſten Anblick die Großfürſtin Olga bot, welche aufrecht neben ihrer Mutter ſtehend

mit der hocherhobenen rechten Hand eines der Taue faſſend und ſo in voller Geltung ihrer prachtvollen Geſtalt heiter lächelnd in die Tiefe fuhr.

Dergleichen kleine Feſte, beſonders Ausflüge in die Umgebung, liebte die Kaiſerin ganz beſonders, wodurch ſie ihr Gefolge, vor allem das Küchendepartement in beſtändiger Bewegung hielt; denn es machte ihr durchaus keine Schwierigkeit, vielleicht im Garten des arabiſchen Luſtſchloſſes Ziſa zu frühſtücken, ihr Diner in irgend einer Villa mit prachtvoller Ausſicht zu nehmen, in dem reizenden Kloſterhof von Monreale zu goutiren und bei ſtiller See auf einem der Dampfer den Thee zu trinken. Begreiflicherweiſe war der Kronprinz dabei ihr täglicher und lieber Begleiter, weßhalb wir viel freie Zeit hatten, die wir ausgiebig benutzten, beſonders um die herrlichen Bauwerke aus der Sarazenen- und Normannenzeit zu bewundern; vor allem zog es uns häufig zum alten königlichen Palaſte hin, in deſſen Nähe am Ende der Straße Caſſero der Kronprinz wohnte und wo wir die hochintereſſante Kirche mit ihren vielen, allerdings ſpäter aufgeſetzten Kuppeln beſtändig vor Augen hatten. Unvergeßlich bleibt mir die berühmte Capella Palatina, von König Roger in den Hof ſeines königlichen Palaſtes eingebaut.

Wer zum erſten Mal hineintritt, fühlt ſich ſeltſam und feierlich ergriffen; dunkler Goldglanz umwogt ihn, märchenhaft ſteigen die Säulen und Bogen aus dem Halbdunkel

empor, nur oben unter der Kuppel ſtrahlt goldene Helle. Auf den mit Marmor oder Goldgrund bedeckten Wänden ſehen wir die Moſaikfiguren bald im Dämmerdunkel verſchwinden, bald im Streiflicht der Sonnenſtrahlen hell hervorblitzen.

Im Dome zu Palermo, den ſchon die Araber aus der Hauptkirche der Stadt, die der Maria Aſſunta geweiht geweſen war, in eine Moſchee verwandelten und die Normannen dem chriſtlichen Kultus zurückgaben, zog es uns ſtets wieder zu den Särgen der Könige aus dem Geſchlechte der Normannen und der Hohenſtaufen, hochwichtige Denkmäler der Geſchichte Siziliens und zugleich unſeres deutſchen Vaterlandes. Die Sarkophage ſind maſſig aus dunkelrothem Porphyr gehauen und zeigen als einzige Verzierung liegende Löwen, auf denen ſie ruhen. Wen ergreift es nicht mächtig bei den Namen und Andenken Roger's I., Heinrich's VI. und vor allem Friedrich's II., des größten deutſchen Kaiſers, der mit Vorliebe hier weilte und nun an dieſer von uns ſo weit entfernten Küſte ruht.

Später iſt ſeine Grabesruhe durch unberufene Neugierde geſtört worden und man fand ihn, der Erzählung nach, im Geſichte wohl erhalten, in Prachtgewändern mit dem goldgeſtickten Adler, einen köſtlichen Smaragd am Finger; die Krone trug er auf dem Haupte, goldene Sporen an den Stiefeln; zur Seite lag ihm der Reichsapfel und das gewaltige Schwert.

Welch herrliche Stunden haben wir, Doktor von Hardegg und ich, in Monreale verlebt und ſo unſagbar Schönes genoſſen: die entzückende Ausſicht von dem hinter Palermo hochgelegenen Kloſter auf die Stadt und darüber hin auf die unendlich blaue Meeresweite, auf den Halbkreis der Gebirge in den wunderbar ſchönen Linien und Färbungen, zwiſchen denen der ungeheure Garten der Conca d'oro mit ſeinen ſchimmernden Schattirungen und der reichſten Vegetation ruht! Und nun erſt das Herrliche alles Herrlichen, der Dom zu Monreale — wie ein großer, weiter Feenpalaſt, in deſſen erhabenen Räumen, obgleich hier Alles von Gold und Silber glänzt, eine ſtille, unſichtbare, aber die Seele durchſchauernde Hoheit weht, ein Gefühl, das wohl mit aus dem für uns fremdartigen Anblick der Kirche entſpringt. Hier in der Nähe Afrika's ſcheint das Chriſtenthum unter aromatiſchen, ſchönen, bizarren Pflanzen, unter Palmen, Aloen und Agaven, im Farbenduft des leuchtenden Himmels eine andere, ſüdlichere und phantaſtiſchere Bildung angenommen zu haben. Die Pracht des mit köſtlichem Geſtein figurenreich ausgezierten Fußbodens, der Glanz der vergoldeten Gebälke, das farbige Tafelwerk des Daches, und überall an Wänden und Bogen Moſaiken und Arabesken auf Goldgrund; wer möchte das würdig und faßlich beſchreiben, ſelbſt wenn ihm auch größerer Raum zu Gebote ſtände als dieſe Blätter! Nur kurz noch will ich des köſtlichen Kreuzganges gedenken, deſſen zweihundert

Säulchen und Kapitälchen das Wunderſamſte ſind, was der menſchliche Geiſt nur auszudenken vermag; bald glatt und ſchlank aus weißem Marmor, bald zierlich in einander verſchlungen und verknotet, bald mit den reichſten farbigen Moſaiken bedeckt, bald geriffelt, wellenförmig oder in Spiralen gewunden, umgeben die vier Reihen von Säulchen und Bogen auf's zierlichſte in einander greifend ein großes Hofviereck und ihre kleinen Kapitäle bilden phantaſtiſche Gebilde aus Menſchengeſtalten oder aus der Thier-, Pflanzen- und Blumenwelt.

Beim Zurückreiten nach der Stadt hielten wir öfter an, da wir uns von der herrlichen Rundſchau vor uns kaum zu trennen vermochten, und ſpäter habe ich es als ein großes Glück empfunden, ein gutes Bildchen davon erwerben zu können, das mir heute noch auf's angenehmſte jene ſchönen Tage von Palermo in's Gedächtniß zurückruft.

Einen tiefen Schatten in all dieſe Luſt und auch in das Liebesglück des Kronprinzen warf die Nachricht von einer ſchweren Erkrankung König Wilhelm's, und hatte der alte General gute Luſt, ſchleunigſt zuſammen zu packen und nach Hauſe zurückzukehren. Nie vergeſſe ich, wie er Morgens früh die Treppen zu uns hinaufkeuchte, um als Beweis ſeiner rührenden Treue faſt weinend dem Doktor von Hardegg und mir den Brief aus Stuttgart vorzuleſen; doch kamen glücklicherweiſe bald beſſere Nachrichten und wir blieben.

Das Wetter war uns bis jetzt sehr günstig gewesen, so daß wir kaum Morgens und Abends bisweilen einen theilweise umflorten Himmel sahen, von Regen keine Spur, und dazu hatten wir stets die angenehmste Frühlingstemperatur, fünfzehn bis achtzehn Grad Reaumur mit lauen Nächten. Gleichsam ein Wetterprophet war uns dabei der vor unsern Fenstern liegende Monte Pellegrino; denn wenn er sich Abends mit wunderbarer Rosengluth umzog, so konnte man auf einen klaren prachtvollen Tag rechnen; schon längst hatte Herr von Hardegg und ich ihm einen Besuch zugedacht, den wir nun auch eines Morgens ausführten, indem wir bis an den Fuß des malerisch gezackten Berges fuhren und von da in einer starken Stunde, auf gut erhaltenen Wegen, seinen Gipfel erstiegen, wo sich in einer kühlen Grotte das Grab der heiligen Rosalie befindet; nicht im Hofe eines sittenlosen Klosters, wie uns die Legende von Robert dem Teufel erzählt, sondern mitten in einer öden Bergwildniß, zwischen bleichen Steinfeldern und kahlen Felsgipfeln erheben sich mächtige Steinmassen mit der Krypta, in der die Heilige ruht. Dunkel und ahnungsreich öffnet sie sich unter dem höchsten steinigen Berggipfel; riesenhafte Kaktusäste, die von außen hereingedrungen sind, klammern sich an die Decken des gewölbten Felsens, wie versteinerte Pflanzen erscheinend, unter denen bei einem Seitenaltar das zarte weiße Marmorbild jener jungen schönen Fürstentochter, die einst aus der Herrlichkeit des

Hoflebens flüchtete, um hier in der Einöde zu leben, in holder Natürlichkeit ſich zeigt, im Haar den vollen Roſenkranz; man glaubt ſie bei dem röthlichen Schimmer, der den zahlreichen Lampen entſtrahlt, lebend zu ſehen — die Heilige des Frühlingsfeſtes unter Blumen — von denen ſtets lebende aus den Händen der Andächtigen auf ſie niedergeſtreut werden.

Herr von Hardegg hatte ſeinen humoriſtiſchen Tag und ließ es ſich gefallen, daß ich mit ihm „Kaiſer von Rußland", der ja vor Kurzem hier geweſen war, ſpielte, indem ich bei Begegnenden ſtets mit augenſcheinlichſter Ehrfurcht meinen Hut in der Hand neben ihm herſchritt, was wir bis zur Natürlichkeit eines goldenen Almoſens trieben, das er einer armen bettelnden Familie verehrte, die er ſo veranlaßte, mit aufgehobenen Händen den Imperatore zu preiſen.

Vor der Porta nuova liegen zwei altarabiſche Schlöſſer, für welche mir König Wilhelm den Auftrag ertheilt hatte, von den noch vorhandenen bemerkenswerthen mauriſchen Verzierungen Zeichnungen nehmen zu laſſen; die Cuba und die Ziſa, beide als regelmäßige Vierecke von wohlgefügten Quadern in ſchönen Verhältniſſen gebaut. Die Cuba, an der Kranzſpitze mit einer unleſerlichen arabiſchen Inſchrift, iſt im Innern faſt ganz verwüſtet und zeigt nur in dem von einer Kuppel überwölbten Mittelraume noch Ueberreſte prächtiger Arabesken in Stuck; Boccaccio verlegte in dieſen herrlichen Palaſt die Scene ſeiner fünften Novelle „des ſechſten Tages"

und der Saal ſelbſt, phantaſiereich hergeſtellt mit ſeinen bunten Farben, Vergoldungen und Waſſerwerken, allerdings nur auf einem Bilde gemalt, iſt heute noch in der Wilhelma bei Stuttgart auf einer großen prachtvollen Aquarelle des Malers Werner, den ich bei unſerem römiſchen Aufenthalt erwähnt habe, zu ſehen.

Die Ziſa iſt beſſer erhalten, wurde theilweiſe von einer ſizilianiſchen Familie bewohnt und zeigte in den unteren Räumen noch die von zierlichen Säulen getragenen Bogen, ſowie Springbrunnen, von Moos und Schlingpflanzen ſchön umgrünt, deren Waſſer über Marmorſtufen herabplätſchert und einem Bächlein ähnlich durch die Vorhalle in's Freie fließt.

Unbeſchreiblich ſchön, großartig, ja hinreißend iſt der Blick von dem platten Dache dieſes Maurenſchloſſes auf das herrliche Rundgemälde von Palermo, ſeine Gartenebene, ſeine Küſten und Berge. Welch wunderbares, ſchwelgeriſches, aber auch wieder poetiſches Leben muß hier zur Zeit der Emire, der Normannen und des großen Kaiſers Friedrich geherrſcht haben unter dieſem ſeligen Himmel, in dieſen roſigen Nächten, in einer wahrhaft paradieſiſchen Natur, die bis an's Meer und an den Fuß der Berge ihre blüthen- und goldfruchtbedeckten Gärten rings verbreitet! —

Für uns war endlich allzu raſch die Zeit gekommen, aus allen dieſen Herrlichkeiten zu ſcheiden, und ich bin überzeugt, daß nicht nur der Kronprinz allein ſich mit ſchwerem

Herzen von ſeinem Liebesglücke losriß. Doch ſtand ſchon damals ein baldiges Wiederſehen, leider nicht in Palermo, in Ausſicht.

Ich hatte für mich zur Erinnerung an dieſe unbeſchreiblich ſchöne Zeit ein hübſches ſichtbares Andenken erworben, eine werthvolle, in Girgenti ausgegrabene griechiſche Vaſe, die ich in unſerem Gaſthofe billig kaufte und glücklich war, mit mir nehmen zu können.

Am 27. Januar ſchifften wir uns auf dem Ferdinando Secondo, von den ruſſiſchen Schiffen mit Flaggen und Muſik begrüßt, nach Neapel ein und machten dann bis Bologna den gleichen Weg, wie auf der Herreiſe, wobei wir im römiſchen Gebiet, in dem maleriſchen Otricoli, auf ſehr unangenehme Weiſe gezwungen wurden mehrere Stunden liegen zu bleiben. Unſere drei Wagen und zuletzt der Fourgon fuhren nämlich unter dem unvermeidlichen Knallen und Johlen der Poſtillone, dem Geſchrei der Kinderwelt und dem betäubenden Raſſeln auf dem holperigen Pflaſter der ſteilen gewundenen Straße ziemlich dicht hintereinander, und nur der Fourgon war noch um eine Ecke zurück, als ein kleiner hübſcher Knabe von ſechs bis acht Jahren, davon nichts ahnend, mitten in die Straße ſprang und augenblicklich und ſo unglücklich überfahren wurde, daß er von der jammernden Mutter leblos aufgehoben wurde. Obgleich nach dem Zeugniß aller Zuſchauenden, ja der Mutter ſelbſt, die Poſtillone keine Schuld traf, ſo wurde

ich ein paar Tage ſpäter ein Brieſchen an einen Stein band, um es in den unteren Graben zu werfen, ergriff er meine Hand und verſicherte mir alles Ernſtes, ſo leid es ihm thue, aber bei einem nochmaligen derartigen Verſuch ſehe er ſich genöthigt, uns gar nicht mehr auf den Spaziergang zu laſſen, ſondern denſelben zu verſchließen.

„Der Major machte Plane über Plane, und vor Allem ſetzte er großen Werth darauf, dem General ſo bald wie möglich einen Gegenbeſuch zu machen. Endlich erhielten wir ein Schreiben von dieſem, worin er ſagte, er erwarte uns am anderen Morgen um zehn Uhr. Wir verließen um die beſtimmte Zeit unſere Wohnung, ſchritten über den breiten Hof des Forts, dieſes Mal gefolgt von zwei Quarantaine-Wächtern — es hatte ſich ohne unſeren Wunſch noch ein anderer angeſchloſſen.

„Die Wohnung des Generals war ſehr elegant möblirt. Dicke Teppiche bedeckten die Treppen, auf welchen ein ſchmales Stück grauen Tuches lag — uns zu Ehren, wie der Quarantaine-Wächter verſicherte; denn daſſelbe werde, als von uns berührt, ſpäter zuſammengerollt und bei Seite gelegt, um dann für einen zweiten Fall nochmals zu dienen. Ich lachte herzlich über dieſe Vorſichtsmaßregel, der Major aber ſchüttelte ernſthaft den Kopf. Nun wurden wir in den Salon des Generals geführt, blieben aber bei unſerem Eintritt erſtaunt auf der Schwelle ſtehen. Das Zimmer war durch eine große, ſtarke Schranke in zwei Hälften getheilt; dieſſeits waren wir, jenſeits der General mit ſeiner Familie. Man ſtellte Lehnſtühle für uns hin, Sir Robert bat uns, Platz zu nehmen, und ließ ſich ebenfalls auf einen Fauteuil am Fenſter nieder; die beiden Damen ſaßen an einem Tiſchchen, und der rothhaarige Neffe lehnte an der Schranke, wo er alle unſere Bewegungen aufmerkſam verfolgte.

„‚Wir ſind erſtaunt, General,‘ ſagte der Major nach einer

doch vom Ortsvorſteher ein Protokoll aufgenommen, was uns ein paar Stunden in dem kleinen Orte feſthielt, den wir dann natürlich in einer recht traurigen Stimmung verließen, nachdem die arme Frau durch ein ſehr reiches Geſchenk, wenn auch nicht zufrieden geſtellt, ſo doch etwas milder geſtimmt worden war.

Ueber den Brenner, Innsbruck, München, Augsburg und Ulm kehrten wir Anfangs Februar nach Stuttgart zurück, wo es für mich außerordentlich viel zu thun gab. Das Villabauweſen war mit erweiterten Plänen eifrigſt wieder aufgenommen worden, und wurde zur Anlegung des Gartens durch Hofgärtner Neuner geſchritten; auch begann der Bau der großen Gärtnereien mit anſtoßenden Gewächshäuſern, und ſollte das Gebäude ſo eingerichtet werden, um dem kronprinzlichen Paare noch vor der Vollendung der Villa einen freilich ländlichen Aufenthalt zu bieten; doch war die Lage auch hier reizend und der Blick auf das Neckarthal von lieblicher Schönheit.

Weniger angenehm war der Einblick in meine Kaſſe, die ſich ſo leer befand, daß ich mit Bewilligung des Königs eine größere Anleihe machen mußte, der noch verſchiedene kleinere folgten. So war ich in die mißliche Lage eines Finanzmannes verſetzt, dem es mitunter ſchwer wird, die Zinſen der Staatsſchuld aufzutreiben, doch hatten wir ja die reiche ruſſiſche Heirath vor Augen, und war es ja ſelbſtredend, daß die Kronprinzeſſin, nach deren Wünſchen, beſon-

ders aber nach denen der Kaiſerin, manches verändert, verſchönert und vergrößert werden mußte, ihr gutes Theil zu den Herſtellungskoſten beitragen würde.

Auch war die Villa ihrem Zweck nach durchaus kein Luxusbau; denn unter den mancherlei Landſitzen des Königs befand ſich kein einziger zu einem Sommeraufenthalt für die junge Hofhaltung paſſend, ſelbſt wenn Seine Majeſtät, was immerhin zweifelhaft war, bereitwillig und für die Dauer eine ſeiner Beſitzungen abgetreten hätte.

Was meine eigene kleine Gartenerwerbung anbetraf, ſo blieb der ſtille einſame Raum vorläufig noch liegen, wie er war; nur hatte ich ein paar kleine glückliche Käufe mit anſtoßenden Weingärtnern gemacht, wodurch es mir möglich wurde bis an die nach Gablenberg führende Straße zu kommen und ſo die künftige Arrondirung des Ganzen vorzubereiten. Die Zahlungen in kleinen Zielen auf Jahre vertheilt, wie damals üblich, machten mir durchaus keine Sorge.

Anfangs April hatte die Kaiſerin von Rußland Palermo verlaſſen und war nach Florenz gegangen, wohin ſich nun auch der Kronprinz begab, um ſeine Braut zu überraſchen und dann mit ihr gemeinſchaftlich nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig nach Salzburg zu reiſen, wo der König und die Königin von Württemberg gleichfalls hinkommen wollten, um die künftige Schwiegertochter kennen zu lernen. Für mich, der ich im eigenen Wagen mit einem Bedienten

vorausreiſte, war dieſe Reiſe eine der angenehmſten, die ich gemacht habe. Schon im April hatten wir das herrlichſte Frühlingswetter, warmen Sonnenſchein, hie und da mit kurz andauernden feinen Strichregen, die den Staub legten und die Vegetation raſch entwickelten; wie wonnig dufteten die Nadelholzwaldungen des bayriſchen Oberlandes auf meinem Wege über Ulm, Memmingen, Kempten gen Innsbruck, wie prächtig leuchteten dort die ſtillen Seen, wie farbenreich ſtarrten die Berghäupter und Felszacken der gewaltigen Alpennatur. Von Reute machte ich einen kleinen Abſtecher nach Hohenſchwangau, dem romantiſch ſchönen Schloſſe des Königs von Bayern, that in völliger Freiheit überhaupt, was mir gutdünkte, blieb, wo es mir gefiel, da ich mit meinem leichten Wagen immer noch zeitig genug dem Kronprinzen vorauskam und mich wohl hütete, durch irgend welche Pflichtverſäumniß das Mißfallen des alten Générals, unſeres abermaligen Reiſechefs, zu erregen.

In Florenz, wo ich der Kaiſerin und der Großfürſtin Olga die ſchon erweiterten Pläne der Villa vorlegte und erklärte, blieben wir nur kurze Zeit, um dann gemeinſchaftlich nach Venedig aufzubrechen. Der Reiſechef oder im Range höchſte Begleiter der Kaiſerin, Baron Meyendorf, der ruſſiſche Geſandte am preußiſchen Hofe, ein angenehmer, geiſtreicher und kunſtverſtändiger Mann, mochte mich wohl leiden, nahm mich häufig auf Spaziergängen durch die Stadt mit ſich und

ſagte mir am Tage vor der Abreiſe: „Morgen Abend erwarte ich Sie in Bologna bei mir zum Thee und thut's auch nichts, wenn Sie viel ſpäter ankommen, was wohl der Fall ſein wird, da ich bei dieſer Unmaſſe von Wagen früher als die anderen aufbrechen will und auch raſcher fahren werde.“

Auch ich hatte meine leichte Kaleſche mit zwei Pferden beſpannt ſchon eine Stunde vor der beſtimmten Zeit beſtellt, und als ich auf die erſte Station kam, wo bei hundertachtzig Poſtpferde beiſammen waren und es wie in einem kleinen Kavallerielager ausſah, ſchrie mein Poſtillon, der begreiflicherweiſe was ganz Beſonderes wollte gefahren haben: „Il primo corriere de l'imperatrice“, was zur Folge hatte, daß mir ſogleich vier Pferde vorgeſtellt und ich in ſauſendem Galop davon geführt wurde, und ſo gieng es unter der gleichen Firma auf allen Stationen fort, weßhalb ich in unglaublich kurzer Zeit, ich glaube in acht Stunden nach Bologna kam. Von Baron Meyendorf war hier noch keine Spur zu ſehen, und er kam auch erſt drei Stunden nach mir an, etwas verdrießlich darüber, daß ihm irgend Jemand ſeine vier Pferde genommen und er mit zweien habe langſamer nachfahren müſſen, doch hütete ich mich wohl, mich als allerdings unfreiwilligen Uebelthäter zu bekennen.

In Venedig bekam ich von Stuttgart den Auftrag, ein gutes Daguerreotyp — Photographien gab es damals noch nicht — von der Kronprinzeſſin im Profil herſtellen zu laſſen,

um darnach einen Erinnerungsthaler ſchneiden und prägen zu können; ich fand dazu einen armen Deutſchen, dem ich dieſen guten Verdienſt wohl gönnte, und der auch weniger, als ein liſtiger Venetianer, im Stande war, die incognito und im einfachen Hauskleide erſcheinende Großfürſtin zu erkennen.

Das gab allerdings zu einer komiſchen Scene Veranlaſſung, da er der jungen Dame ungenirt den Kopf aufrichtete und ihr auch beim Beginn ſagte: „Jetzt müſſen Sie aber ganz ruhig halten, Mamſellchen, denn ſonſt wird's nix.“ Doch wurde es etwas Hübſches und ich bewahre das Daguerreotyp heute noch zur Erinnerung an jene ſchönen Tage.

Zur Zuſammenkunft in Salzburg traf ich einen Tag vor dem Kronprinzen und den ruſſiſchen Herrſchaften ein und fand dort ſchon im Hotel zum goldenen Schiff die Königin Pauline von Württemberg mit ihrer jüngſten Tochter, der damals neunzehnjährigen Prinzeſſin Auguſte.

Nachdem am folgenden Tage die Zuſammenkunft der hohen Herrſchaften allſeitig zur großen Zufriedenheit ſtattgefunden, traten wir die Heimreiſe an, während auch die Kaiſerin mit der Großfürſtin Olga und Gefolge über Berlin nach Petersburg zog. Doch war unſer kurzer Aufenthalt in Stuttgart ein fieberhaft erregter, da in den wenigen Wochen, bis zur Mitte Juni, nicht nur alle Vorbereitungen zur Hochzeitsreiſe, ſondern auch alle Vorkehrungen zum ununterbrochenen ja beſchleunigten Gang des Villabauweſens getroffen werden

mußten, wobei es für mich wahrlich keine Kleinigkeit war, die enormen Summen anzuſchaffen, welche für die Sommerzeit nöthig waren; für meine eigenen Angelegenheiten hatte ich wenig Zeit und ſo bat ich auch nur den Hofgärtner Neuner, hie und da nach meinem verwahrloſten Garten zu ſehen.

Elftes Kapitel.

Vermählung des Kronprinzen.

Am die Mitte Juni verließen wir Stuttgart abermals unter Leitung des Generals von Spitzemberg mit dem Leibarzte von Hardegg, Berlichingen- und dem Prinzen Hugo von Hohenlohe-Oehringen, der dem Kronprinzen als erster Adjutant beigegeben worden war. Auch dießmal hatte mich der alte General vor der Abreise scharf auf's Korn genommen und es für nöthig gefunden, mich während des Tages oft drei- bis viermal rufen zu lassen, um mir Sachen einzuschärfen, die sich meistens ganz von selbst verstanden, wodurch ich, endlich auch ärgerlich geworden, mit ihm während der Fahrt auf ziemlich gespanntem Fuße stand, was sich in der Nähe von Luckenwalde, wo die große brandenburgische Sandebene beginnt und die ersten preußischen Gendarmen zu sehen waren, fast zur vollständigen Ungnade von seiner Seite aus-

gebildet hätte, da mich der Prinz von Hohenlohe heimlich anwies, mir von seiner Excellenz die große Affaire von Jüterbogk erzählen zu lassen, was ich arglos versuchte, worauf ich aber bei kaum zu unterdrückender Heiterkeit der Andern die barsche Antwort erhielt: „Wenn Sie sich will über Kriegsgeschicht' unterricht', so steck' Sie die Nas' in das Buch, ich bin nicht dafür da." Es war nämlich in der Schlacht von Großbeeren bei Jüterbogk, wo er eine württembergische Brigade kommandirte und so total verlor, daß er nur von einem Adjutanten begleitet davon kam, um wie jener spanische General melden zu können:

„Das, großer König,
Ist Alles, was ich von der span'schen Jugend
Und der Armada wieder bringe."

Doch König Friedrich von Württemberg, minder gnädig als König Philipp von Spanien, schickte seine Offiziere auf den Asperg.

In Swinemünde fanden wir die russische Dampfkorvette Krosiaßtschy (der Drohende), die der Kaiser seinem künftigen Schwiegersohn entgegengeschickt hatte. Auf ihr schifften wir uns ein, um alsbald den Kampf mit den Wellen, die meisten auch mit der Seekrankheit zu beginnen; doch blieb ich auch hier wieder davon verschont und konnte mich dem interessanten Leben auf einem Kriegsfahrzeuge hingeben, sowie mit Vergnügen in der Hoffnung leben, nun auch etwas vom hohen

Norden kennen zu lernen. Das Schiff war zur Reise des hohen Gastes auf's eleganteste eingerichtet und mit einem Musikchor versehen, welches so oft spielte, als es Wind und Wasser zuließen.

Am zweiten Tage der Fahrt, am 26. Juni, bemerkte man gegen Mittag eine Menge Segel, welche von den Offizieren für ein russisches Geschwader erkannt wurden. Da man seine Bestimmung nicht kannte, so wurde mit der Flagge telegraphirt und nach mehreren Hin- und Herfragen angezeigt, daß sich der Kronprinz an Bord des „Drohenden" befinde, worauf das Geschwader antwortete, es sei zu einer Begrüßung aufgestellt. In einigen Stunden hatte man die Schiffe erreicht: es war die erste Division, bestehend aus 9 Linienschiffen von 100 bis 110 Kanonen unter dem Befehl des Admiral Lazaroff. Die herrlichen Schiffe waren vor uns in einer Linie wie in Schlachtordnung aufgestellt oder zogen vielmehr so mit vollen Segeln vor uns her, was einen überaus großartigen und schönen Anblick gewährte. So näherten wir uns, und es war, als schauten sich die Schiffe erwartungsvoll an; wenigstens die Mannschaft schaute erwartungsvoll an unsern großen Mast hinauf, von welchem sich jetzt mit einem Mal das württembergische Wappen entfaltete, worauf dasselbe von jedem der zehn Kriegsschiffe mit einundzwanzig Kanonenschüssen begrüßt wurde; es war ein Schauspiel, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen habe, und bot

während des heftigſten Feuerns ganz das Bild einer Seeſchlacht. Die großen Schiffe waren bald rings mit Rauchmaſſen umgeben, aus welchen nur noch die hohen Maſten emporſahen und durch welche das Feuer der Geſchütze wie helle Blitze zuckte.

Am 28. Juni näherten wir uns Reval und fanden vor dieſer Inſel eine Brigg aufgeſtellt, die als Anfang einer Schiffstelegraphenlinie die Ankunft des Kronprinzen augenblicklich gen Peterhof, wo ſich die kaiſerliche Familie befand, weiter meldete, nicht ohne die württembergiſche Flagge wieder mit einundzwanzig Schüſſen zu begrüßen.

Endlich am 28. Juni gegen vier Uhr Nachmittags erreichten wir Kronſtadt und wurden dort ebenfalls von allen im Hafen liegenden oder vorbeifahrenden Schiffen, ſowie von den Landbatterien mit einem betäubenden Kanonendonner empfangen. Auch bezeugten die großen Schiffe noch dem hohen Reiſenden ihre beſondere Ehrerbietung, indem die Offiziere auf dem Hinterdeck verſammelt waren und ſalutirten und die Matroſen ſich oben auf den Raaen aufgeſtellt hatten, wodurch ſo ein großer Maſt wie ein Weihnachtsbaum herausgeputzt erſcheint.

Bald erſchien ein kleines zierliches Dampfboot des Kaiſers und brachte den Generaladjutanten Baron Lieven und den Flügeladjutanten Fürſten Waſſiltſchikoff, die für die Dauer des Aufenthalts des Kronprinzen zu ihm beordert waren. Endlich eine Seemeile von Peterhof kam der Kaiſer ſelbſt mit dem

Pauſe, ‚daß Sie Ihr Zimmer, wahrſcheinlich uns zu Ehren, ſo außerordentlich merkwürdig möblirt haben. Sie zeigen uns da einen Argwohn, der im Stande wäre, uns tief zu kränken.‘

„‚Da haben Sie Unrecht!‘ erwiederte lachend der alte General. ‚Es ſind nur einfache Vorſichtsmaßregeln, die ich gebraucht. Sie wiſſen ganz genau, daß ich in ein paar Tagen meine goldene Freiheit wieder habe, während Sie noch weitere zehn Tage hier bleiben müſſen.‘

„‚Allerdings,‘ verſetzte ruhig der Major, ‚Dank jenem traurigen Vorfalle, der uns faſt für immer die Rückkehr nach der Heimat abgeſchnitten hätte! — Aber ich bitte Sie, General, wozu jene mannshohe Schranke, wenn Sie uns nicht im höchſten Grade mißtrauen?‘

„Der General lächelte in ſich hinein, ward aber plötzlich ſehr ernſt und entgegnete: ‚Die Jugend iſt ſchnell und unternehmend. Wir ſind das ſeiner Zeit auch geweſen, und es gibt Verhältniſſe, unter welchen man die ſonſt geachtetſten Männer für ſeine Feinde halten muß.‘

„‚Und zwiſchen uns exiſtiren ſolche Verhältniſſe?‘ fragte ſcheinbar erſtaunt der Major.

„‚Ich will es nicht läugnen,‘ antwortete Sir Robert mit einem unruhigen Seitenblick auf ſeine Töchter. ‚Laſſen Sie ſich durch dieſe Schranke nicht geniren,‘ fuhr er luſtiger fort; ‚obgleich in Wahrheit eine hohe Schranke zwiſchen uns beſteht, ſo können wir doch, wenn Sie wollen, eine recht harmloſe und vergnügte Converſation zuſammen führen; nicht nur heute, ſondern auch morgen iſt mir Ihr Beſuch ſehr angenehm, natürlich unter den gleichen Vorſichtsmaßregeln.‘

„‚Aber ich bitte Sie um Gottes willen, General,‘ ſagte ich, ‚was befürchten Sie denn eigentlich? Halten Sie uns für fähig, daß wir Ihnen gewaltſam eine Umarmung abzwingen, Sie ſo compromittirten und zu noch längerem Dableiben nöthigten?‘

Großfürsten Thronfolger und den beiden jungen Großfürsten Michael und Nicolai, sowie der Herzog von Leuchtenberg und Prinz Peter von Oldenburg auf einem andern Dampfboot, und es war hoch interessant, den Kaiser Nikolaus zu sehen, wie der schöne Mann mit der prachtvollen Gestalt ganz vorn am Bugspriet stand, mit der hocherhobenen Linken den Mast gefaßt hielt und unter dem freundlichen Winken seiner Rechten mit gewaltiger, volltönender Stimme hinüberrief: „Bon jour, mon garçon."

Für den Kronprinzen war es ein etwas peinlicher Augenblick; denn kaum von den Leiden der Seekrankheit erstanden, hatte er sich in die ungewohnte Uniform des ihm verliehenen russischen Regimentes der „Rischni-Nowgoroder Dragoner", eines der tapfersten und wildesten der ganzen Armee, beinahe tscherkessisch costümirt, kleiden müssen; doch gieng trotzdem Alles ganz vortrefflich, der Kaiser und die Prinzen begrüßten und umarmten ihn mit der liebevollsten Freundlichkeit und eine unzählige Menschenmenge am Ufer vom Peterhof, wo wir landeten, empfieng ihn mit lautem, herzlichem Jubel.

Wie ich es schon öfters hoch interessant gefunden habe, so zu Schiff ankommend, ohne langsamen Uebergang, mitten in das bewegte Leben eines ganz fremden Volkes zu fallen, so auch hier wieder; der durchaus charakteristische Anzug der Russen, die reiche und eigenthümliche Kleidung der Offiziere und Beamten, die Bespannung der meist offenen Wagen,

beſonders der Troikas mit ihren drei neben einander geſpannten Pferden und den glänzenden ſilberverzierten Geſchirren und über Alles ein leichter, aber für die Naſe durchaus nicht unangenehmer Duft von Juchten.

Peterhof, gegen dreißig Werſt von Petersburg entfernt, am Ufer des finniſchen Meerbuſens gelegen, iſt bekanntlich eine Schöpfung Peters des Großen, und zog er ſich hier zur Sommerfriſche in ein kleines, heute noch beſtehendes, nach ſchwediſcher Art gebautes Bauernhaus zurück. Es blieb ſeit jener Zeit ein Lieblingsaufenthalt der kaiſerlichen Familie, von der übrigens Niemand weder im großen Peterhofer Schloſſe noch im ſogenannten engliſchen Palais wohnte, ſondern in kleinen verſchiedenen Cottages, die zerſtreut auf den ſchönſten Punkten der herrlichen Anlagen lagen; faſt alle hatten eine Ausſicht auf das Meer und Kronſtadt. Die reizendſte und heimlichſte dieſer Cottages war die der Kaiſerin zu Alexandrin, wo auch der Kaiſer und die Großfürſtin Olga in ganz kleinen Räumlichkeiten wohnten. Große Pracht und Reichthum war an dieſes Cottage nicht verſchwendet; aber die Lage des Hauſes mitten im Gebüſch, die niedliche Bauart deſſelben, die geſchmackvoll und ſinnreich angeordnete Gruppirung von Statuetten, Vaſen, Blumenpartien, bildet hier das Schönſte, was ich in meinem Leben geſehen habe. Die Wohnung der Kaiſerin zu Olivuzzo war in demſelben Genre wie dieſes Cottage, und man hatte der hohen Fürſtin damit

wahrſcheinlich zu Palermo eine Erinnerung an ihren Lieblingsſitz geben wollen. Der Großfürſt Thronfolger bewohnte ganz in der Nähe ein kleines Landhaus, deſſen Gallerie von hohen Birkenſtämmen getragen wurde.

Aehnliche einzelſtehende Gebäude, aber mehr im Stile einfacher Häuſer, waren auch zur Aufnahme für die Fremden beſtimmt und in einem derſelben wurde der Kronprinz mit ſeinem Gefolge einquartiert. Unſere Zimmer waren einfach möblirt, aber mit allen nothwendigen Bequemlichkeiten, ſogar mit einer Badeeinrichtung verſehen. Wozu der dreifache Verſchluß der Fenſter, äußere und innere Läden, ſowie dichte grüne Vorhänge dienten, begriff ich anfänglich nicht, lernte das aber baldigſt bei der ſehr kurzen Nacht ſchätzen; gegen elf Uhr wurde es erſt dunkel, doch konnte man im Freien immer noch leſen, und bald nach ein Uhr kündete die Sonne ihr Erſcheinen bereits wieder an.

Hinter unſerer Wohnung befand ſich Dienerſchafts- und Küchengebäude, in welch letzterem die Herdflammen niemals erloſchen, ſondern Tag und Nacht gekocht wurde. Der ruſſiſche Hof hatte keine eigene Küchenverwaltung, ſondern Lieferanten, die das Couvert zu einem gewiſſen Preiſe, damals fünfundzwanzig Franks die Perſon, mit Vaiſſelle und Allem, was dazu gehörte, herzuſtellen hatten, ein enormer Preis, wogegen aber der Unternehmer auf alle Eventualitäten gerichtet ſein mußte, auch ſtets ſeine Fourgons bereit ſtehen hatte, da die

Kaiſerin häufig kurz vor dem Diner irgend ein ziemlich entferntes Schloß oder gar eine hübſche Waldpartie zum Serviren beſtimmte, auch einen ſolchen Befehl kurz vor dem Beginn widerrief oder abänderte, und weil Kaiſer Nikolaus bei einer gelungenen Parade nicht ſelten ein ganzes Offiziercorps am gleichen Tage zum Diner in's Peterhofer Schloß befahl. Uebrigens war die Küche ganz vortrefflich, und lernte ich hier das ſogenannte Voreſſen „Tertuska" ſchätzen, kleine pikante Delikateſſen, Caviar, Sardellen, Anchovis, die mit den verſchiedenartigſten Liqueuren und Schnäpſen vor jeder Mahlzeit herumgereicht wurden. Wir Eingeladenen hatten die Wahl, entweder an der großen Marſchallstafel im Peterhofer Schloſſe zu ſpeiſen oder jeder für ſich auf ſeinem Zimmer, zu welchem Zwecke die Getränke extra verabreicht wurden, und zwar täglich für die Perſon zwölf Flaſchen und zwar Bordeaux, Sauternes, Rheinwein, Champagner, engliſches Bier und Liqueur, was den Dienern zu gut kam, die es mit Ausnahme des Champagners tranken oder verkauften, denn von dieſem ließ ich, was wir nicht tranken, Scherzes halber in ein Gelaß zuſammenſtellen und hatte bald gegen hundert Flaſchen zuſammen, die alsdann der dem Kronprinzen beigegebene Fürſt Waſſiltſchikoff vorſchlug zu einem „Getrunk", wie er ſagte, für die Tſcherkeſſen im Lager bei Krasnoje-Selo, wo ſich das ganze Gardecorps befand, zu verwenden.

„Aber wie macht man ein ſolches ‚Getrunk'?"

„Man nimmt einige Dutzend Ananas."

„Woher?"

„Ei, man requirirt das eben, den Zucker gleichfalls, auch einen kleinen Fourgon zum Hinausschaffen des ‚Getrunkes' und für das Uebrige will ich sorgen."

So geschah es denn auch an einem Abend, wo wir alle nichts zu thun hatten; und das „Getrunk", in einem riesigen Feldkessel bereitet, war von großartiger Wirkung auf die Offiziere der wilden Bergvölker.

In gleichem Stile, wie Küche und Keller, war auch alles Uebrige in altasiatischer Pracht und Herrlichkeit; jeder von uns hatte eine Tag und Nacht bereitstehende Equipage mit Kutscher und russischem Hoflakaien, welche, wie auch unsere eigenen Leute, gleichfalls Diener hatten, die ihnen beim Anspannen, Putzen und Serviren halfen und die von noch untergeordneteren Leuten unterstützt wurden, so daß ich in den lauen Sommernächten häufig rings um unser Haus gelagert Schlafgänger aller Art antraf, die zu unserer Dienerschaft gehörten.

Neben den Hofequipagen befanden sich im Peterhof damals über 1700 Miethwagen, und die Zahl der reitenden Lakaien, die man mit großen Hutschachteln und Cartons hin- und hergalopiren sah, war überaus groß.

Häufig hatte ich für den Kronprinzen Aufträge in Petersburg zu besorgen, wohin ich dann in einem leichten Coupé,

vier Pferde neben einander gespannt, mit außerordentlicher Schnelligkeit fuhr. Am Thore wurde mein Stand und Name angegeben: Prinzke Secretar Würtembergscajo. Eines Tages hatte ich dreimal diese Tour gemacht, und als wir Abends ohne den Kronprinzen soupirten — in unserer Gesellschaft befand sich ein angenehmer und lieber Württemberger, Herr von Hochstetter, Stallmeister des Kaisers, ein junger schöner Mann und vortrefflicher Reiter, der aber wenige Jahre darauf starb — so sagte dieser lachend zu mir: „Heute sind 48 Pferde für Sie notirt worden," worüber Prinz Hohenlohe scherzhaft seine Glossen machte und mich, der ich doch im Dienste diese Pferde benutzt hatte, des Mißbrauchs der Gastfreundschaft anklagte. Gleich darauf aber fuhr er entrüstet auf, als ihn Hochstetter versicherte, für ihn, der Peterhof an diesem Tage gar nicht verlassen hatte, seien gleichfalls zwölf Pferde requirirt worden. Komisch erschien mir auch eines Nachts, als ich spät von Petersburg heimkehrte, das beleidigte Gesicht meines russischen Dieners, als ich bescheiden etwas kalte Küche wünschte und er mir fast barsch zur Antwort gab: „Oh, das giebt es nicht, aber man wird Euer Gnaden sogleich ein ganzes Souper serviren."

Generaladjutant Baron Lieven, der dem Kronprinzen zugetheilt war, ein ziemlich großer, sehr magerer Mann, mit schwarzem Haar und Bart, blassem, etwas gelblichem Teint, lebhaften Augen und feinen, geistreichen Zügen, hatte mich

unter ſeine ganz beſondere Protektion genommen, und wenn er Morgens vom Kronprinzen kam, ſo trat er meiſtens bei mir ein, um, auf der Tiſchecke ſitzend, ſeine Cigarrette zu rauchen. Auf's genaueſte bekannt mit allen Perſönlichkeiten des Hofes, erzählte er gern und höchſt intereſſant und hatte die Gewohnheit, ſeinen Antworten auf Fragen, die man an ihn that, oder auch ſonſt wohl ſeinen Bemerkungen das Wörtlein „Pfui" vorzuſetzen. So, als er mich eines Tages auf der Straße traf und nach meinen Gängen befragte und ich erwiederte: „Ich habe bei verſchiedenen Hofdamen nothwendige Beſuche gemacht." gab er mir zur Antwort: „Pfui, wer wird Hofdamen beſuchen!" Und ein andermal bei einem ſogenannten maskirten Ball im Peterhof, der aber nur darin beſtand, daß viele der Herren — alle waren in großer Uniform — einen kleinen ſchwarzen Domino trugen und daß mit dem Hut auf dem Kopfe getanzt wurde, wobei ich ſtaunend die mir fremden maleriſchen Coſtüme betrachtete. Neben Tſcherkeſſen, Koſaken ſah man orientaliſche Trachten, und zwiſchen den glänzenden Uniformen der ruſſiſchen Regimenter wandelten ernſt und ſtill armeniſche und gruſiniſche Fürſten in ihrer reichen und ſchönen Tracht; einer derſelben, mit Orden und Sternen bedeckt, fiel mir beſonders auf, weßhalb ich zu Baron Lieven ſagte: „Excellenz, das iſt gewiß ein ſehr vornehmer Herr," worauf er mir zur Antwort gab: „Der da — pfui, das iſt eine wilde Beſtie." Als wir uns

ſpäter zur Abreiſe rüſteten und General von Spitzemberg, ſtets in Sorge, ob ich, der ich zum Reiſemarſchall beſtimmt war, auch meine Schuldigkeit thun würde, mich oft im Tage einige Mal rufen ließ, um mir dieß und jenes einzuſchärfen, da begegnete ich nie dem Baron Lieven, ohne daß er mir ſchon von weitem zurief: „Pfui, der alte General hat Sie ſchon lange durch ſechs Feldjäger ſuchen laſſen.“

Neben unſerer Wohnung ſtand ein ähnliches, etwas größeres Haus, in welchem der Prinz von Preußen, unſer heutiger Kaiſer Wilhelm, der gleichfalls zu den Hochzeitsfeierlichkeiten gekommen war, mit ſeinem Gefolge wohnte. Ich war ihm ſchon in Berlin bekannt geworden und wurde auch hier von ihm in wahrhaft herzlicher Güte und Freundlichkeit empfangen; ja er geſtattete mir, mich bei ihm melden zu laſſen, wenn ich ihm irgend etwas zu ſagen hätte oder ihn überhaupt beſuchen wolle; eine außerordentliche Gnade, von der ich häufig Gebrauch gemacht habe, und genußreiche Stunden, welche auch heute noch zu meinen liebſten Erinnerungen gehören. Stets war er wohlwollend und gütig, theilte mir Intereſſantes mit, und war ich bei dieſen Beſuchen oft Zeuge der beluſtigendſten Scenen.

So einmal bei großen Feſtlichkeiten, die mehrere Tage nach einander auf den Newa-Inſeln bei Petersburg, beſonders auf Waſſili-Oſtrof und Jelagin, ſtattfanden, wo ich bei dem Prinzen war, der auf letzterer Inſel in einem kaiſerlichen Luſt-

ſchloſſe wohnte. Es öffnete ſich nämlich plötzlich die Thür und die beiden jungen Großfürſten, Michael und Nicolai, ſprangen in der Uniform gewöhnlicher Soldaten herein. Sie ſtürzten auf den Oheim, der ſich in großer Generalsuniform befand, los, küßten ihn, drückten ſeine Hände, ja verſuchten es, an ihm hinauf zu klettern und ließen mit ihren ſtürmiſchen Liebkoſungen nicht nach, obgleich ihnen der Prinz, allerdings lachend, ſchon ein paarmal zugerufen hatte: „Jetzt iſt's genug, jetzt laßt mich zufrieden oder ſeid wenigſtens ruhig!" Umſonſt, ſie umſprangen ihn in einem fort, bis er ſich auf einmal ſtramm aufrichtete und mit ernſter Stimme kommandirte: „Stille geſtanden — kehrt — marſch!" und dabei auf die Thüre des Zimmers wies, worauf ſie ſich im Paradeſchritt entfernten.

Ein andermal waren Einladungen zu einer großen Wolfs- und Bärenjagd ergangen, zu welcher die eingefangenen Thiere in der Nähe vom Peterhof in ſtarken Käfigen aufbewahrt wurden, wilde Beſtien, was die Wölfe anbetraf, die mit glühenden Augen und ſchäumendem Maule wie toll in ihren Käfigen herumſprangen, während der nicht allzugroße Bär auf den Hinterbeinen ſitzend dankbar aufwartete, wenn man ihm ein Stück Zucker gab, ja ſich Kopf und Pfoten mit ſolcher Gutmüthigkeit krauen ließ, daß wir alle überzeugt waren, ein vollkommen zahmes Thier vor uns zu haben. Am andern Tage fand die Jagd ſtatt, bei der auf jeden Wolf drei jener

ſchönen, großen, kräftigen, faſt weißen Hunde, Windſpielen ähnlich, losgelaſſen wurden, denen dann die Jäger zu Pferde folgen, bis der Wolf geſtellt wird und getödtet werden kann; dann wurde ſchließlich der Bär getrieben und von dem Prinzen von Preußen erlegt. Andern Tags beſuchte ich ihn und als er mir zurief: „Nun, Sie dürfen mir gratuliren, ich habe geſtern einen Bären geſchoſſen!“ — konnte ich mich nicht enthalten, ihm lachend zu ſagen: „Ja wohl, Königliche Hoheit, aber es war ein zahmes Wildpret, denn wir haben ihn mit Zucker gefüttert und ihm den Kopf gekratzt,“ worüber der Prinz, ſtatt empfindlich zu ſein, unter lautem herzlichem Lachen ſagte: „Eigentlich iſt es abſcheulich, mich einen zahmen Bären ſchießen zu laſſen; doch weiß man, daß ich auch mit einem echten, wilden fertig werden kann!“

Die Adjutanten und Begleiter des Prinzen, die mit ihm in dem benachbarten Hauſe wohnten, waren: der General Graf Königsmark, ein großer, ſchöner, vornehmer Herr mit den gewinnendſten Manieren, angenehm, ja behaglich im Umgange; Freiherr von Bergh, Hauptmann im Generalſtabe, ein eben ſo kenntnißreicher als liebenswürdiger Geſellſchafter, mit dem ich bis an ſeinen Tod in freundſchaftlichſtem Verkehr, im Briefwechſel und im Austauſch künſtleriſcher Objekte blieb, da er bedeutende Sammlungen in Aquarellen und Handzeichnungen beſaß, die er gern vermehrte und verbeſſerte; ferner der Rittmeiſter der Gardehuſaren von Witzleben, Sohn des

„‚Meiner Treu'!‘ entgegnete der Indier mit pfiffigem Lächeln, ‚es gibt in der That Verhältniſſe, unter welchen wir unternehmende Leute, wie Sie, zu Allem fähig halten.‘

„‚Alſo ſtehen wir uns auf dem Kriegsfuße einander gegenüber?‘ fragte der Major.

„‚Wenn Sie feindlich gegen mich geſinnt ſind, ja,‘ erwiederte Sir Robert.

„‚Sie hätten ſich alle dieſe unnützen Koſten ſparen können, Sir Robert,‘ verſetzte lächelnd der Major: ‚Sie brauchten uns Beiden nur das Wort abzuverlangen, das und das — enun, was Sie befürchten — nicht zu thun, und Sie hätten weder Schranken noch alles das gebraucht.‘

„‚Das iſt in der That wahr,‘ ſprach der Engländer. ‚Machen wir es alſo ſo, geben Sie mir Ihr Wort, und ...‘

„‚Halt, halt!‘ rief der Major. ‚Vertrauen um Vertrauen! Aber Sie hatten keines zu uns, deßhalb iſt es beſſer, es bleibt Alles, wie es iſt. Sie erklären uns den Quarantaine-Krieg — gut! wir nehmen ihn an.‘

„‚Recht gern!‘ entgegnete heiter der alte General. ‚Ich verſichere Ihnen, verehrteſter Major, ich brauche in dieſer verdammt langweiligen Anſtalt einige Aufregung. Aber nehmen Sie ſich in Acht. Jemand, der lange mit und gegen die Indier gekämpft, ſteckt voller Ränke und Pfiffe. Da Sie mir den Krieg anbieten, ſo errathe ich Ihre gefährliche Abſicht. Ich könnte mich einfach ſicher ſtellen, indem ich Ihnen mein Haus verſchlöſſe. Aber, wie geſagt, die Sache beluſtigt mich. Sie ſind heute Abend freundlichſt zum Souper eingeladen.‘

„Nach einer halben Stunde, die wir noch über allerhand gleichgültige Dinge verplauderten, wobei ſich Sir Robert lächelnd die Hände

ehemaligen Kriegsministers, von seinen Kameraden der lustige Job genannt, einer der amüsantesten, drolligsten Gesellschafter, stets zu guten und mittelguten Witzen aufgelegt, von unerschöpflicher Suada und den kühnsten Einfällen. Nebenbei durch vortreffliche Eigenschaften des Geistes und des Herzens bei Jedermann beliebt, hatte er bei seiner unverwüstlichen Laune eine gewisse Art von Freiheit, der man nichts übel nahm. So lud er eines Tages eine Menge Personen zu einem deutschen Bundestagssoupé ein, von dem mir Graf Königsmark sagte: „Nä, ich bin begierig, was da wieder herauskommen wird," und wobei Witzleben am Schluß eine große Rede hielt, in der er speziell für die anwesenden dänischen Offiziere auf den damals noch bestehenden Sundzoll zu reden kam und ihn als eine Unmöglichkeit, ja als eine nicht zu duldende Verhöhnung des mächtigen Deutschlands darstellte. Natürlich nahm jeder das lachend hin, doch wußte man schon am andern Tage überall von dieser Rede und der Prinz von Preußen sagte mir: „Ich höre, Witzleben hat wieder einmal politisirt."

Bei jenen Festen auf Wassili-Ostrof, von denen ich oben gesprochen, wo bei einer sogenannten Volkspromenade — naródnoje guliánie — eine ungeheure Menschenmasse meistens zu Wagen auf der Insel zusammengeströmt war, um Illumination und Feuerwerk zu bewundern, fuhr ich mit Witzleben in einem offenen Hofwagen nach Petersburg zurück. Er war

in voller Uniform, hatte aber eine Feldmütze aufgesetzt, weil sein Pelzkalpak mit dem hohen weißen Reiherbusche der Kopfbedeckung des Kaisers Nikolaus, die dieser als General-Hetman der Kosaken zu tragen pflegte, zum Verwechseln ähnlich sah, was schon zu unliebsamen Aeußerungen Veranlassung gegeben hatte. Plötzlich aber kamen wir in einen solchen Wagenknäuel hinein, sahen auch schon Fahrzeuge in die Chausseegräben rutschen, daß Witzleben meinte: „Hier kann nur geholfen werden, wenn wir ein bischen ‚Goßudar' spielen," worauf er sich so hoch als möglich emporrichtete, den Kalpak aufsetzte, den leichten Mantel, den er trug, auf der Brust zusammenzog und mit lauter Stimme „Paschol" rief, was besonders beim Erblicken des hohen weißen Reiherbusches von gewaltiger Wirkung war, und wie ein Lauffeuer schien die Nachricht vor uns herzufliegen: „der Kaiser kommt", worauf sich jeder beeilte Platz zu machen, so daß wir im vollen Lauf der Pferde wie durch ein Spalier dahinsausten. Aehnliche Furcht vor einer Begegnung mit dem Kaiser erfuhr ich auch eines Tages, als ich auf erlaubten Wegen im Park des Peterhofs spazieren fuhr, mein Kutscher aber plötzlich Kehrt machte und im vollen Galop der Pferde zurückjagte, nachdem er mit scheuem Blick auf einen kaum erkennbaren Punkt in der großen Waldallee deutend „Goßudar" gerufen hatte.

Später mußte Witzleben, um einem höheren Offizier — ich glaube, es war der General der Infanterie von Möllen-

dorf, der gleichfalls zu den Hochzeitsfeierlichkeiten kam — Platz zu machen, in das sogenannte englische Palais ziehen, wo in kurzer Zeit wieder höchst ergötzliche Geschichten von ihm ruchbar wurden. Dort wohnte im Parterreſtocke der Staatskanzler Neſſelrode, und in der ersten Etage Feldmarschall Paskewitsch, die ſich begreiflicherweiſe wenig um den preußiſchen Rittmeiſter kümmerten; doch frug dieſen eines Abends der Admiral Lütke, Gouverneur des Großfürſten Conſtantin: „Wie befinden Sie ſich in Ihrer neuen Wohnung, lieber Witzleben," worauf jener achſelzuckend zur Antwort gab: „Excellenz, die Wohnung an ſich wäre ſo übel nicht, doch habe ich ſelten dort eine ungeſtörte Nachtruhe."

„Ei — wie ſo denn?"

„Kaum will ich einſchlafen, ſo kommt entweder der Herr Staatskanzler zu mir an's Bett, um über ruſſiſche Verhältniſſe mit mir zu plaudern, oder der Feldmarſchall Paskewitsch, um meine Anſichten über Polen zu hören — allerdings ungeheuer ehrenvoll für mich, aber meine Nachtruhe iſt mir doch lieber."

Alles lachte, beſonders weil er dergleichen Geſchichten im tiefſten Ernſte vortrug.

Nun war ein paar Tage ſpäter irgend eine Feſtlichkeit im Peterhofer Schloß, allerdings ohne den Kaiſer, der bei dieſen kleineren Veranlaſſungen nicht immer oder nur kurz vor Beendigung derſelben zu erſcheinen pflegte. Die Kaiſerin ſaß

auf einem ſehr niederen Fauteuil, und wen ſie ſprechen wollte, dem winkte ſie entweder mit der Hand, oder ließ ſie den Betreffenden durch einen Kammerherrn holen, ſo auch Witzleben, nachdem ſie vorher dem Feldmarſchall Paskewitſch, der neben ihrem Stuhle ſtand, lächelnd etwas geſagt, worauf Ihre Majeſtät nach ſehr freundlichen Erkundigungen über das Befinden des Herbeigerufenen ſcheinbar ernſthaft ſagte: „Und was Ihre Nachtruhe anbelangt, lieber Witzleben, ſo habe ich es Neſſelrode und auch dem Feldmarſchall geſagt, daß man Sie künftig in Ruhe laſſen möge.“ Jeder Andere würde in großer Verlegenheit einige Worte geſtottert haben, wogegen Witzleben ſich tief verbeugend ſprach: „Ich danke Eurer Majeſtät unterthänigſt für dieſen neuen Beweis Allerhöchſter Huld und Gnade.“

Bei ähnlichen Gelegenheiten ließ auch mich die Kaiſerin zuweilen rufen, wobei man ſich tief zu ihr herabbeugen mußte, um ihre wegen Kränklichkeit häufig leiſe geliſpelten Worte zu verſtehen und oft auf ganz unerwartete Fragen gefaßt zu ſein. So verlangte ſie einmal von mir zu wiſſen, wie es komme, daß bei ſo manchem Dome und Münſter zwei Thürme projektirt ſeien, aber meiſtens nur einer ausgebaut, was ich mir erlaubte ihr dahin zu erklären, daß die Doppelthürme als für Dome erſten Ranges ſtets markirt worden wären, ſelbſt wenn es vorausſichtlich am Geld gefehlt, den zweiten auszubauen. Manchmal ließ ſie mich auch auf ihr Cottage Alexandrin

kommen, wo ich dann Gelegenheit hatte, das einfache und vertrauliche Zusammenleben der kaiserlichen Familie zu bewundern. Ich mußte Ihrer Majestät und der Großfürstin Olga, die hier im einfachsten Hauskleide war, die Pläne zur kronprinzlichen Villa vorlegen und auf's genaueste erklären, wobei die beiden hohen Damen mit Bleistiftstrichen kleine Aenderungen angaben; auch verlangte die Kaiserin, ich solle ihr ganz genau an der Wand ihres Zimmers die Höhe angeben, bis zu welcher die Mauern schon aus dem Boden gewachsen seien, denn sie befürchtete immer, der ganze Bau sei erst projektirt und würde noch lange Jahre bis zur Vollendung brauchen. Höchst eigenthümlich war der stets und schroff wechselnde Gesundheitszustand Ihrer Majestät; denn Mittags zum Beispiel konnte sie matt in ihrem Lehnstuhle ruhen, in Shawls eingehüllt und mit schwacher ersterbender Stimme sprechen, um Abends in großer Toilette, decolletirt, mit Brillanten bedeckt, munter in ihrer Theaterloge zu erscheinen.

Am 13. Juli unseres Stils fand die Vermählung des Kronprinzen mit der Großfürstin Olga in der reichgeschmückten Kapelle des Peterhof-Schlosses statt, für welch beschränkten Raum nur die Mitglieder der kaiserlichen Familie und die Nächsten des persönlichen Dienstes, wozu auch ich gehörte, zugelassen werden konnten; es war eine fast erdrückende Pracht, die von Gold und Silber strotzenden Wände der kleinen Kirche, die leuchtenden, oft mit Edelsteinen besetzten Rahmen um die

grell gemalten Köpfe ruſſiſcher Heiliger, die reichen Kirchengewänder, geſtickte Uniformen, Ordensſterne aller Art, leuchtende Damentoiletten, wehende Federn, Spitzen und Brillanten, Millionen im Werthe auf einen ganz kleinen Raum zuſammengedrängt. Mich dauerte dabei das Brautpaar, vor allem die ſchöne, heute recht bleiche Großfürſtin, bei der nach griechiſchem Ritus ſo langandauernden und ermüdenden kirchlichen Ceremonie; auch die beiden jüngſten Großfürſten hatten einen ſehr ſauren Poſten, denn ſie mußten ſchwere goldene Kronen über den Häuptern des Brautpaares ſchwebend erhalten, was der langen Schleppe der Braut wegen ſehr mühſam war, beſonders als ſchließlich der Oberprieſter-Archimandrit, die beiden Daumen des jungen Paares zuſammen nehmend, dieſes mehrmals um den Altar führte.

Um ſo einfacher, faſt ärmlich dagegen erſchien die gleich darauf folgende Trauung nach den Satzungen unſerer evangeliſchen Kirche, wozu an der langen Wand eines ſehr großen Saales ein kleines unbedeutendes Altärchen faſt verſchwand, vor welchem der Geiſtliche raſch und einfach ſeine Trauung verrichtete. Dann folgte ein großes Bankett, dem aber die kaiſerliche Familie nicht beiwohnte. Sie war verſchwunden, nachdem die Allerhöchſten Herrſchaften Cercle abgehalten, was für mich bemerkenswerth war, weil ich hier dem Kaiſer Nikolaus vorgeſtellt wurde und ſomit Gelegenheit hatte, dieſen impoſanten und außerordentlich ſchönen Mann,

eine majeſtätiſche Perſönlichkeit, wie ich nie eine geſehen, recht in der Nähe zu betrachten und reden zu hören; ſein Geſicht hatte die frappanteſte Aehnlichkeit mit dem ſeiner Tochter, der Großfürſtin Olga, dieſelbe ſchöne offene Stirn, dieſelbe edelgeformte griechiſche Naſe, auch die klaren Augen beider glichen ſich, nur mit dem Unterſchiede, daß während ich die der Großfürſtin nie ſonderlich glänzend erwärmt geſehen habe, dagegen die ihres Vaters in eiſiger Pracht leuchteten, ungefähr wie ein vom Mond beſchienenes Schneefeld, unter deſſen Glätte und Glanz ſich allerlei Unheimliches verbirgt.

Bei dieſer Unterredung geſchah das Ungeheuerliche, daß ich dem Kaiſer in der Befangenheit, die mich, wie ich nicht läugnen will, beherrſchte, auf ſeine in franzöſiſcher Sprache gethane Frage: „Wie lange ich im preußiſchen Militär gedient?“ eine deutſche Antwort gab, worauf er, was noch außerordentlicher war, die allerdings kurze Konverſation in deutſcher Sprache, die er vortrefflich redete, fortſetzte.

Daß ich trotzdem keinen üblen Eindruck auf ihn gemacht hatte, erfuhr ich durch den Kronprinzen wenige Tage ſpäter, und zwar bei einer Gelegenheit, deren unangenehme Veranlaſſung mir zu denken gab. Es war nämlich von gewiſſen Seiten in Stuttgart einem ſich gleichfalls nach Rußland begebenden Hochzeitsgaſt, dem ruſſiſchen Generaladjutanten Fürſten von Kupferzell, der heikle Auftrag gegeben worden, im Geſpräch mit Seiner Kaiſerlichen Majeſtät möglicherweiſe einem

Mißtrauen gegen mich Worte zu verleihen, was auch geſchehen war; — denn Kaiſer Nikolaus nahm eines Tages Veranlaſſung mit dem Kronprinzen darüber zu reden, wobei er ſich gerade nicht anerkennend über die Art und Weiſe ausſprach, Jemand ohne Darlegung von Thatſachen zu verdächtigen und ein paar wohlwollende Worte über meine Perſönlichkeit beifügte.

Bis zum Tage der Vermählung hatten wir in dem ſchönen Peterhof in einer wahrhaft idylliſchen Behaglichkeit gelebt, Spaziergänge und Fahrten in die Umgebung gemacht, Mittags der täglichen Parade, die unter vortrefflicher Militärmuſik ſtets ſtattfand, beigewohnt, zu der ſich auch häufig der Kaiſer in einem einfachen Charabank, ſelbſt kutſchirend, mit der Kaiſerin und dem Brautpaare einfand. Kleine Feſte, die ſtattfanden, waren bisher nur militäriſcher Art geweſen, wie unter anderen der Einzug der Kadetten in ihr Lager. Es war dieß eine vollſtändige Liliputarmee, wie ſie der Kaiſer nannte, an zweitauſend Kinder und junge Leute, von acht bis achtzehn Jahren, alle uniformirt und bewaffnet, theilweiſe auch beritten, wie: eine Schwadron Dragoner mit Lanzen — die Junkerſchule —, ein paar Züge kleiner Tſcherkeſſen, dann das Pagencorps, Artillerie mit kleinen Kanonen, und hierauf einige Bataillone Infanterie. Mitten zwiſchen den Uebrigen marſchirten die beiden kleinen Großfürſten Nicolai und Michael. Im Lager angekommen, wo ſie ihre Zelte mit Strohſäcken

und allem Nöthigen wie das übrige Militär hatten, zogen sie — nachdem sie vor dem Kaiser und dem Kronprinzen von Württemberg, umgeben von zahlreicher Suite, defilirt hatten — in ihre Zeltgassen und legten Waffen und Lederzeug ab. Mittlerweile waren die Kaiserin und die Großfürstinnen Marie und Olga, gefolgt von den Offizieren des Regiments Chevaliers-Garde, zu Wagen an dem Lager angekommen, worauf den Kadetten ein Zeichen gegeben wurde, die nun in vollem Laufe alle durcheinander, Dragoner, Artillerie, Tscherkessen und Infanterie, die Wagen umringten und von den höchsten Herrschaften begrüßt und angesprochen wurden; besonders der Kaiser lachte und scherzte mit den kleinen Soldaten, klopfte hier einem auf die Schulter, hob dort einen empor und stand unter ihnen wie ein Vater unter seinen Kindern; es war wirklich ein hübscher Anblick und ich bin fest überzeugt, daß von all diesen kleinen Männern, die später Offiziere wurden, und von denen der eine in den Süden, der andere in den Norden des ungeheuren Reiches kam und die vielleicht in langen, langen Jahren ihren Kaiser nicht wiedersahen, keiner die Herzlichkeit vergessen hat, mit der ihn die kaiserliche Familie gegrüßt, und mit der ihm der Kaiser die Hand gegeben.

Die großartigen Festlichkeiten im Peterhof begannen nach der Vermählung mit einer großen Wachparade, die der Kaiser, begleitet von seinem Schwiegersohne, von den Prinzen von Schweden und Holstein abhielt und bei welcher das am reich-

ſten uniformirte Regiment der ganzen Armee, die Garde à Cheval aufzog, und wo die junge Kronprinzeſſin von Würtemberg dieſer ſpeziellen Garde der Kaiſerin ſo zu ſagen gezeigt wurde, indem ſie in offener Kaleſche an den Reitern vorüberfuhr. Nach einem Empfang des diplomatiſchen Corps fand dann jener bal masqué ſtatt, von dem ich ſchon bei Erwähnung des General Lieven geſprochen. Um aber auch der Petersburger Geſellſchaft etwas zu bieten, wurde von Herren Alles, was hoffähig war, von den Beamten gewiſſe Kategorien und von der Garniſon ſämmtliche Offiziere in zahlreichen Gemächern verſammelt, um der Kronprinzeſſin ihre Huldigung darzubringen. Sie ſtand in der Mitte eines der größten Säle faſt ganz allein, da ſich der Hofſtaat etwas zurückgezogen hatte, und bot eine prachtvolle, ja herrliche Erſcheinung; ihr Kleid war von weißem Atlas, nur mit Brillanten garnirt, an ihren Schultern hieng ein rothſammtener goldgeſtickter Mantel, deſſen lange Schleppe von Pagen getragen worden war, und deſſen Ende nun kunſtvoll um die Füße der ſchönen Frau drapirt wurde; auf ihrem blonden Haar trug ſie ein Brillantdiadem, und das Ganze machte einen unvergeßlichen Eindruck.

Zu beneiden war indeſſen die arme Prinzeſſin bei dieſer Ceremonie nicht; nun begann das Defiliren der oben erwähnten Herrſchaften ohne und mit zuweilen recht ſtacheligem Bart, was über zwei Stunden dauerte, wobei die Kronprin-

rieb, auch zuweilen leiſe ſummſte, ſtanden wir auf und empfahlen uns, ſtellten uns aber Abends um acht Uhr zum Thee pünktlich wieder ein. Die Vorſichtsmaßregeln hatten ſich vermehrt. Es war in dem großen Salon eine zweite Schranke gezogen worden, ungefähr drei Fuß von der erſten entfernt, und an jedem Ende dieſes Zwiſchenraumes ſaß einer der Quarantaine-Wächter, aufmerkſam jede unſerer Bewegungen beobachtend.

„Auf unſerer Seite befand ſich ein Tiſch, gegenüber ein anderer. Wir wurden von unſerem Wächter mit einem beſonderen Service bedient, während der General aus dem ſeinigen trank. Ich muß geſtehen, mir begann dieſer gegenſeitige Belagerungszuſtand außerordentlich Spaß zu machen. Blicke, die hin und her gewechſelt wurden, konnte der alte General nicht verhindern, bemerkte ſie auch nicht einmal; Worte, die wir ſprachen, und welche für ihn gar keinen Sinn hatten, waren oft für uns Vier von der ſüßeſten Bedeutung.

„‚Seit geſtern fühle ich mich viel wohler und heiterer,‘ ſprach Sir Robert, nachdem er ſeinen Thee getrunken und ſich in den Fauteuil zurückgelegt. ‚Mein Blut rollt friſcher. Ich fürchtete immer, mein altes Kopfweh würde wieder erſcheinen, weil ich unthätig bin; aber mein Kopf iſt hell und rein. — Ellen,‘ ſagte er zu der jungen Dame, ‚du würdeſt mich außerordentlich verbinden, wenn du den Knäul deiner Stickwolle nicht ſo gefährlich bis ans Ende des Tiſches rollen ließeſt. Wenn er zufällig herabfiele und zur Gegenpartei gelangte, ſo würdeſt du dieſe ſchöne rothe Farbe verlieren.‘

„‚Oh! unbeſorgt, General!‘ verſetzte ich lachend, ‚wir würden uns das größte Vergnügen daraus machen, den Knäul zurück zu geben.‘

„‚Zum Teufel auch!‘ entgegnete der General, ‚nachdem Sie ihn berührt und für uns compromittirt! — Ueberhaupt, meine jungen

zeſſin dem Nahenden die rechte Hand entgegenſtreckte, die dann häufig ſehr langſam und bedächtig geküßt wurde, worauf ſie den Arm wieder erhob, um ihn für den nächſten abermals ſinken zu laſſen. Wie ich ſpäter gehört habe, fühlte ſie ſich auch ſchließlich einer Ohnmacht nahe und hatte ihre feine weiße Hand noch länger die gerötheten Spuren dieſer unzähligen Küſſe gezeigt.

Bei unſerem leider nur ſehr kurzen Aufenthalt in Petersburg ſelbſt thaten wir alles Mögliche, um mit den Sehenswürdigkeiten und reichen Kunſtſchätzen, beſonders in der Eremitage, fertig zu werden, auch Kirchen zu bewundern und die großen Exerzierhäuſer anzuſehen, wo in einem der letzteren das Preobraſchenskiſche Garde-Regiment vor dem Kronprinzen und den übrigen hohen Gäſten exerzierte und wo der preußiſche General von Möllendorf, damals ein ſchon alter Herr, faſt von Rührung übermannt wurde, als ſich bei den Handgriffen der außerordentlich großen und ſchönen Leute auch nicht die kleinſte Bewegung an den ſehr hohen Federbüſchen ihrer Tſchako's zeigte. Von dieſem im Dienſt und in Ehren ergrauten liebenswürdigen Herrn erzählte man ſich damals eine gute Anekdote, die das ehemalige preußiſche Militärſyſtem, wo das Aeußere alles galt, kennzeichnete. Bei einer Parade machte der ſeitwärts marſchirende, taktangebende Offizier ſeine Sache ſo vortrefflich, daß ihn der General ſpäter öffentlich mit den Worten belobte: „Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant,

Sie haben Ihre ſchwierige Aufgabe zu meiner Bewunderung gelöſt; Gott erhalte Ihnen dieſen Schritt!“ Als er aber ein paar lächelnde Mienen gewahrte, fügte er im höchſten Ernſt hinzu: „Meine Herren, lachen Sie nicht, ſolcher Schritt iſt eine Gabe des Höchſten!“ —

Wir wohnten im Winterpalais allerdings ziemlich hoch in dem unermeßlichen, zur Sommerszeit ſehr öden Gebäude; von der Dienerſchaft war das Meiſte auf den verſchiedenen Luſtſchlöſſern der kaiſerlichen Familie und nur die Portiers und Neger, welche in ihren reichen phantaſtiſchen Coſtümen Thürhüterdienſte thaten, waren geblieben und gaben den grauen Steinmaſſen eine etwas lebhafte Färbung. Ich bewohnte die Zimmer einer Hofdame der Kaiſerin, Gräfin Haake, die ſpäter von dem Prinzen Alexander von Heſſen, Bruder der Thronfolgerin, entführt und deſſen Gemahlin wurde.

Der Kronprinz und der Prinz von Preußen hatten Gemächer in den untern Räumen, wodurch es mir leicht gemacht wurde, letztere und auch die großen Empfangs- und Feſtappartements, ſowie den rieſigen Thronſaal häufig zu ſehen. Von dieſen ſagte mir der Prinz von Preußen, daß unter leicht- und abergläubiſchen Leuten ſchon längſt die Sage gehe, es laſſe ſich dort zu gewiſſen Zeiten der unglückliche Kaiſer Paul in prachtvollen Gewändern durch den weiten Raum ſchreitend oder auf dem Throne ſitzend ſehen, was er faſt einmal beinahe in die Lage gekommen ſei zu beſtätigen, denn:

„nach einem großen Hoffeſt, das bis tief in die Nacht gedauert," erzählte der Prinz. „gieng ich, um einen Umweg nach meiner Wohnung zu erſparen, durch den nur ſchwach vom Mondlicht erhellten Thronſaal, allerdings einem Diener folgend, der mir mit einer Girandole voranleuchtete, dieſelbe aber mitten im Saal unter einem lauten Aufſchrei fallen ließ und davon ſprang, während ich begreiflicherweiſe beſtürzt aufſchaute, um vor mir auf dem Throne eine Geſtalt ruhen zu ſehen, von der ich aber, raſch darauf losgehend, nur ein rothes, mit Gold beſetztes Gewand zu erkennen vermochte, weil dieſelbe im nächſten Augenblicke verſchwunden war. Am andern Morgen ſprach ich in vertraulicher Weiſe mit einem der Beamten darüber, der mir achſelzuckend Nachforſchungen verſprach, mir aber wenige Tage darauf berichtete, er habe herausgebracht, daß es ein Lakai geweſen ſei, der ſich ermüdet auf den Thron geſetzt und dort eingeſchlafen ſei."

Von allen Eindrücken, die ich, was Gebäulichkeiten anbelangt, in Petersburg empfangen, iſt keiner mir ſo unvergeßlich geblieben als der der Iſaakskathedrale, ſowohl im Innern mit den unermeßlichen Malachitſchätzen, worunter einige ganz maſſive Säulen aus dieſem edlen Stein beſtehen, als im Aeußern durch die rieſenhafte ganz vergoldete Kuppel, die, beſonders unter hellem Mondſchein geſehen, hoch über alle anderen Bauten, wie von weißen lodernden Flammen umſpielt, hervorragte.

Zu den Peterhofer Feſtlichkeiten gehörte auch die bei allen dergleichen Gelegenheiten wiederkehrende, wahrhaft zauberhafte Beleuchtung des Parkes, wozu an den Vorbereitungen ſchon ſeit mehreren Tagen gearbeitet wurde, denen wir aber, um uns nicht den Totaleindruck zu verderben, auf Allerhöchſten Wunſch fern bleiben mußten; endlich, ich glaube es war am 18. Juli, verkündigten gegen elf Uhr Abends aufſteigende Raketen den Anfang der Illumination. Für das Anzünden der Lampen wurden an viertauſend Matroſen von der bei Kronſtadt liegenden Flotte beſchäftigt, welche an den rieſenhaften Gerüſten wie an ihrem Takelwerk auf- und abkletterten und ihr Geſchäft mit Blitzesſchnelle vollführten. Für die kaiſerliche Familie, den Hofſtaat und die eingeladenen fremden Gäſte ſtanden kleine offene Wagen, ſogenannte „Linien“ bereit, auf welchen man durch die zauberhaft beleuchteten Gänge des weiten Parkes fuhr. Es iſt unmöglich, ſich von dieſer Illumination einen richtigen Begriff zu machen; bald fuhr man zwiſchen haushohen Arkaden, bald bei einer Tempelſtadt vorbei, alles zu dieſem Zweck aufgebaut und mit Lichtern beſät; bald ſah man neben ſich Treppen von rieſenhaften Dimenſionen, die aufwärts zu Schlöſſern führten, welche theils wirklich exiſtirten, theils à la Potemkin aus Brettern, Latten und Pappdeckeln gemacht waren und unter bengaliſchem Feuer einen vortrefflichen Eindruck machten. Den ſchönſten Anblick gewährte das kleine Haus Peters des Großen, das an einem kleinen See

liegt, der rings mit bunt leuchtenden Arkaden umgeben war, die ſich in der klaren Fluth wiederſpiegelten. Bei Waſſerfällen kam man vorbei, wo die Lichter unter dem Waſſer angebracht waren, wodurch daſſelbe wie eine herabſtürzende Feuermaſſe erſchien; auf vielen Plätzen des Parkes waren Muſikchöre aufgeſtellt, und obgleich gewiß an zehntauſend Zuſchauer im Park ſpazierten, gieng doch Alles in geräuſchloſer Stille und vollkommenem Anſtand vor ſich. Kein Gedränge, kein Streit, kein lautes Lachen, aber auch weiter keine Heiterkeit oder beſondere Demonſtrationen, ſehr ſchwaches Hochrufen, denn das liegt nicht in der Art des hieſigen Publikums.

Großartiger, wenigſtens ungleich geräuſchvoller, war eine große Schiffsrevue bei Kronſtadt, für mich eines der ſchönſten Schauſpiele, die ich in meinem Leben geſehen habe; wir fuhren in vielen Dampfbooten dorthin, und als man der Flotte, die auf der Rhede von Kronſtadt war, anſichtig wurde, ließ der Kaiſer die preußiſche Flagge aufziehen, welche von jedem der Kriegsſchiffe mit 21 Kanonenſchüſſen begrüßt wurde. Die Flotte war in drei Linien von Weſten nach Oſten aufgeſtellt. In der erſten lagen 18 Linienſchiffe von 110 bis 74 Kanonen, auf's genaueſte alignirt, wie ein Regiment Infanterie in ziemlich großen Intervallen; die zweite Linie beſtand aus achtzehn Dampf- und Segelfregatten und in der dritten Linie lagen zehn leichte Fahrzeuge, Schooner, Briggs und ſo weiter.

Bei Fort Alexander legte das kaiſerliche Dampfboot an und der Czar ſtieg mit ſeiner glänzenden Begleitung auf die Plattform des Werkes, worauf mir einer der Stabsoffiziere unſeres Bootes, der neben mir ſtand, ſagte: „Mir ſcheint, der Kaiſer will ſeinen hohen Gäſten ein prachtvolles Schauſpiel geben, und ſowie man dort oben die kaiſerliche Flagge aufzieht, geben Sie ringsumher nur Achtung.“ Dem war wirklich ſo, denn ein paar Sekunden ſpäter flatterte von der Flaggenſtange des Forts die gelbe Flagge des Kaiſers mit dem ſchwarzen Adler. Wir ſchauten erwartungsvoll um uns, wenige Augenblicke darauf donnerte und krachte es von allen Seiten. Alle Schiffe im Hafen von Kronſtadt, alle Feſtungswerke deſſelben, ſowie die ganze Flotte löſten ihre ſämmtlichen Kanonen. Es geſchahen an 4000 Schüſſe; in der Zeit von einer halben Viertelſtunde war das Meer mit einem ſo dichten Pulvernebel bedeckt, daß wir von unſerem Dampfboot aus kaum hundert Schritte deutlich vor uns ſehen konnten. — Nachdem der Kaiſer ſein Boot wieder beſtiegen hatte, begab man ſich zur Flotte und fuhr zuerſt an der Front der Linienſchiffe vorüber, wo die Mannſchaft eines jeden ihn mit einem dreimaligen Hurrah begrüßte.

Später ſollte, und zwar unter den unmittelbaren Befehlen des Kaiſers, manövrirt werden, was aber unterblieb, da eine herankommende holländiſche Segelbarke durch fehlerhaftes Manöver in den kaiſerlichen Raddampfer hineinfuhr —

eigentlich ſei das Umgekehrte der Fall geweſen, wie man ſich Abends verſtohlen zuflüſterte; doch wurde der Holländer mit Beſchlag belegt, das heißt zur Aburtheilung in den Hafen geſchleppt, um am andern Morgen, reich entſchädigt, wieder entlaſſen zu werden.

Bei dieſer Schiffsrevue kam auch der Fall vor, daß für ſämmtliche, vielleicht dreihundert Eingeladene ein dreifaches Diner bereitgehalten wurde. Es ſollte nämlich auf den Schiffen geſpeiſt werden; allein man kam jenes oben erwähnten Vorfalles wegen ſchon zu früh, um drei Uhr, nach Peterhof zurück, wo es denn in Jedes Belieben geſtellt wurde, entweder an der großen Tafel im Schloſſe oder auf ſeinem Zimmer zu ſpeiſen.

Der Kronprinz mit ſeiner jungen Gemahlin hatte gleich nach der Vermählung ein kleines, aber zierlich und geſchmackvoll eingerichtetes Appartement im Peterhofer Schloſſe bezogen, nahe den Zimmern, wo der Kaiſer täglich mit ſeinen Miniſtern arbeitete. Er hatte ſo ſeine geliebte Tochter ganz in der Nähe, was er denn auch häufig benutzte, um das junge Paar in ſeinem Hausſtande zu überraſchen.

Hier machte auch ich nun meine täglichen Rapporte, wo ich häufig das Glück hatte, die ſchöne Kronprinzeſſin zu ſehen, die oft bei meiner harmloſen Berichterſtattung nach ſcherzhaft eingeholter Erlaubniß zugegen blieb. Eines Tages fand ich dort auch Herrn Kollegienaſſeſſor Adelung, den neu

ernannten Sekretär der Kronprinzessin, meinen nunmehrigen Kollegen, der sich später nicht sehr kollegialisch gegen mich benahm. Als Erläuterung hiezu verweise ich auf den Dankwart in meinem Europäischen Sklavenleben.

In Peterhof befand sich damals der Kunstreiter-Cirkus Guerra, der allabendlich Vorstellungen, aber meistens vor so leerem Hause gab, daß er hätte schließen müssen, wenn ihn der Kaiser nicht, hauptsächlich der eingeladenen Fremden wegen, gehalten hätte. Auch sah es Seine Majestät gern, wenn wir die Vorstellungen besuchten, zu denen er sich selbst fast täglich, wenn auch oft nur für sehr kurze Zeit, begab. Sein Liebling war ein kleiner, kaum achtjähriger Clown, Namens Pacifico, ein schneidiger Bub, der auch schon ganz vortrefflich auf ungesatteltem Pferde war, und der, wenn er herausgerufen wurde, sich dicht vor der kaiserlichen Loge militärisch grüßend aufstellte, was von dem Czaren ganz ernsthaft erwiedert wurde, worauf er ihm eine große Düte voll Zuckerwerk über die Brüstung warf. Die Pferde des Cirkus waren mit wenig Ausnahmen mittelmäßig, auch unter den Künstlern wenig Besonderes, wogegen sich unter den Reiterinnen, bei denen weniger auf Kunst als auf gute Behandlung gesehen wurde, schöne Polinnen, Engländerinnen und Italienerinnen befanden. Häufig wurden diesen nach den Vorstellungen kleine Fêten veranstaltet, bei denen es zuweilen recht laut in der betreffenden Villa des sonst so nächtlich stillen Peterhofes

zugieng, und es mochte darüber manch Nachtheiliges aufwärts gedrungen sein — genug, es wurde eines Tags gewünscht, daß bei diesen Unterhaltungen junger Herren Niemand vom Major aufwärts zugegen sein möge.

Rings um den Peterhoferpark, besonders an der Straße nach der Residenz und am finnischen Meerbusen, befanden sich zahlreiche Villen, oft von weitem recht stattlich anzusehen, mit Thurm und crenelirter Mauer, was sich aber beim näheren Betrachten häufig als von Holz erbaut auswies, oft auch als Cottage hübsch im Grünen liegend, meistens aber und dieß besonders am Gestade des Meerbusens in Form gewöhnlicher Bauernhäuser, entweder Petersburger Familien angehörend, oder von diesen für die wenigen meistens sehr heißen Sommermonate gemiethet. Hier richtet man sich, kaum daß die Schneedecke verschwunden ist, so wohnlich als möglich durch die mitgebrachten Möbel und Betten ein, hat das unschätzbare Seebad umsonst und erquickt sich besonders in den warmen, milden Sommernächten an dem balsamischen Dufte des Tannen- und Birkenwaldes. Dazu herrscht in all diesen Datschen — so werden sämmtliche große und kleine Landhäuser benannt — eine unbegrenzte, herzliche Gastfreundschaft, bei welcher der Samowar stets auf dem Tische brodelt und wo auch guter Wein und etwas zum Imbiß niemals fehlt. Hat man nur erst auf einer Villa Eingang gefunden, was für jeden anständigen Menschen sehr leicht ist, und dort

Gesellschaft aus der Nachbarschaft getroffen, so sind einem zahlreiche Datschen geöffnet, wovon auch ich häufigen Gebrauch und wodurch ich manche angenehme Bekanntschaft gemacht habe. Unvergleichlich waren jene schönen Nächte am Gestade der leise wogenden Fluth. Bei kaum merklicher Abkühlung empfand man wohlthätig den leisen Lufthauch, der kaum die Flammen des Lichtes bewegte, und blickte gerne in die stete Dämmerung, die alles ringsumher erkennen ließ. Erscheint dann aber, oft schon gleich nach Mitternacht, die Morgenröthe wieder, so eilt man nach Hause, um nicht immer von dem ersten Sonnenstrahl als Nachtschwärmer ersten Ranges auf der Straße betroffen zu werden.

Häufig genug kam dieß dennoch vor, meistens sehr unbehaglich wirkend. So erinnere ich mich eines brillanten Nachtfestes auf Sergiewskoe, dem schönen Landsitze des Herzogs von Leuchtenberg, wo bei Illumination und Beleuchtung durch farbige Glaskugeln à la Mabille im Freien auf einer Estrade, die mit Segeltuch glatt bespannt war, getanzt wurde — und in seligem Vergessen fortgetanzt, bis der erste verrätherische Sonnenstrahl durch die Bäume hereinblitzte, ein blendendes Licht, vor welchem der Teint keiner der anwesenden Damen — und es waren überaus schöne Frauen und Mädchen darunter — Stand zu halten vermochte; alles stob auch wie beim ersten Hahnenschrei auseinander, und jedes eilte, die zerzausten Frisuren und fahlen Gesichter zu verhüllen.

Damen,' ſetzte er ganz leiſe gegen ſie hinzu, ‚ich muß mir ausbitten, daß ihr vollkommen neutral bleibt. Ich kann nicht zu gleicher Zeit Feinde von außen und Feinde im eigenen Lager beaufſichtigen.'

„‚Für das Letztere bin ich da,' meinte ruhig der blonde Neffe.

„‚Was meinen Sie, General,' ſagte ich nach einer Pauſe, ‚zu einer Partie Whiſt, die wir zuſammen ſpielen können? Natürlich unter den außerordentlichſten Vorſichtsmaßregeln.'

„‚Das wäre ſchwer zu machen,' meinte der Neffe.

„‚Aber gerade dieſe Schwierigkeit wäre pikant,' entgegnete ich.

„Der General lächelte und dachte nach.

„‚Natürlicher Weiſe,' fuhr ich fort, ‚muß Ihre Partei beſtändig geben. Einer von uns ſpielt mit dem Strohmann gegen Sie Beiden, oder wir Beiden gegen Sie und den Strohmann.'

„‚Das iſt originell!' verſetzte Sir Robert. ‚Aber die Idee gefällt mir. Nur müßte man ziemlich hoch ſpielen. Ich ſehne mich recht ſehr nach einem Whiſt.'

„‚Nur bedürfte es für jedes Spiel friſcher Karten,' warf der Neffe dazwiſchen.

„‚Allerdings,' entgegnete ich. ‚Denn Karten, die wir einmal berührt, dürfen nicht wieder in Ihre Hände kommen.'

„‚Nein, nein, es geht nicht,' miſchte ſich der Major, der bis jetzt geſchwiegen, ins Geſpräch. ‚Wir müßten doch unſere Karten ſelbſt in der Hand halten, und wenn ich eine zu Ihrem Trique werfe, ſo iſt ſie ja von mir berührt, und Sie dürfen ſie nicht aufheben.'

„‚Richtig,' erwiederte nachdenkend der General. ‚Das iſt recht ſchade.'

„Mir fiel ein Ausweg ein, mit dem ich, obgleich noch unbeſtimmt, eine weitere Idee verband. ‚Nehmen wir,' ſprach ich, ‚Ihre beiden Quarantaine-Wächter, die halten unſer Spiel, wir deuten mit

Dieſes Sergiewskoe iſt eine Schöpfung des Herzogs von Leuchtenberg, über welche, ſowie auch über die Peterhofer Villen der kaiſerlichen Familie mir deſſen Sekretär, Herr Muſard, intereſſante Einzelnheiten erzählte. Vor dem Frühjahr nämlich ſind dieſe hübſchen Gärten, die jetzt mit gewöhnlichen und ſeltenen Gewächſen prangten, durchaus kahl und zeigen höchſtens Gruppen von Tannen und weißſtämmigen Birken, die allein den harten Winter zu überdauern vermögen; nun kommt es auf die Jahreszeit und auf den Willen des Beſitzers, hier des Czaren an, wann Peterhof grünen und blühen ſoll; auf ſeinen Wink rühren ſich dann Hunderte geſchäftiger Hände, um aus den rieſigen Gewächshäuſern Pflanze um Pflanze, Strauch um Strauch, Baum um Baum in Töpfen und Kübeln herbeizubringen und aufzupflanzen. Für die Gärten von Sergiewskoe allein, ſagte mir Herr Muſard, würden 800,000 Stück Pflanzen verwendet.

Die dießjährigen, ſchon früher bei dem „Getrunk" erwähnten großen Manöver bei Krasnoje-Selo, woran das Gardecorps, ungefähr 60,000 Mann ſtark, Theil nahm, und denen wir zuweilen unter Führung des Stallmeiſters Hochſtetter zu Pferde anwohnten, ſchloßen gegen Ende Auguſt mit einer großen Parade, einem der größten und ſchönſten militäriſchen Schauſpiele, wie man es auch nur hier ſehen konnte, wo die an ſich einförmige Linie durch die verſchiedenſten europäiſchen und orientaliſchen Waffengattungen maleriſch

gegliedert wurde. In der Ebene, wo der Vorbeimarsch der Truppen stattfand, war ein hoher Erdhügel aufgeschüttet, sorgfältig geebnet und die abschüssigen Wände desselben mit Rasen bekleidet worden, so daß er wie natürlich entstanden aussah. oben befand sich unter einem farbigen Zeltdache die Kaiserin mit den Großfürstinnen und dem Gefolge, während sich vorn an der Spitze des Hügels neben einer hohen Flaggenstange, die er mit der Linken gefaßt hatte, der Kaiser allein befand, um mit weithin dröhnender Stimme jedem der vorbei marschirenden Truppentheile ein: „Choroscho" — ich bin zufrieden — zuzurufen, worauf die brausende Antwort erfolgte: „Radiastavatza", einer jener unübersetzbaren russischen Ausdrücke, der hier ungefähr besagen will: „Wir sind glücklich, für dich zu ermüden!" —

Auch in Zarskoje-Selo waren wir ein paar Tage, ich aber mit keiner rechten Ruhe mehr, da die Zeit der Abreise heranrückte, für welche ich auch in Petersburg sehr viel zu besorgen hatte. Geschäftliches für den Kronprinzen, sowie privatim oft recht schwere Abschiede von lieben Freunden, die ich dort erworben und bei denen ich manchen heiteren Abend verlebt hatte. Angenehmerweise führte mich die Eisenbahn von Zarskoje-Selo in wenig mehr als einer halben Stunde nach der Hauptstadt; es war dieß die erste Bahnlinie Rußlands, bei deren Eröffnung man sich die artige Geschichte erzählte, daß Kaiser Nikolaus mit seiner Troika auf der Landstraße

neben der Lokomotive gefahren sei und diese bis Petersburg natürlicherweise noch um ein paar Pferdekopflängen überholt habe.

Zarskoje-Selo mit seinem schönen Schlosse, seinen prächtigen Rasenflächen, schattigen Alleen, murmelnden Wassern und leuchtenden Seen ist, von heiteren Menschen belebt, gewiß ein herrlicher Sommeraufenthalt, erschien uns aber jetzt bei Abwesenheit des großen Hofes, sowie beim Herannahen des Herbstes, still, öde, ja traurig, so daß wir froh waren, wieder nach dem heimlichen Peterhof zu kommen. Doch fanden wir auch hier schon Anzeichen, daß der Sommer, der dieses Jahr überaus prächtig gewesen war, Abschied nehmen zu wollen schien, um ohne eigentlichen Herbst in den Winter überzugehen; der Wind kam von Norden, die See fieng an hoch zu gehen, schon fielen gelbe Blätter von den Bäumen, und auf der Straße von Petersburg begegnete ich schon ganzen Wagenzügen mit Hausrath beladen, denn schon viele von denen, die den Sommer auf dem Lande verbrachten, bezogen die Winterquartiere.

Beim Näherkommen unserer Abreise, sie war auf den 9. September festgesetzt, wuchs auch wieder die Unruhe des Generals von Spitzemberg, der, besonders zum großen Ergötzen des Generals von Lieven, wieder anfieng mich häufig durch Lakaien und reitende Diener aufsuchen zu lassen, um mir kummervolle Reden zu halten, die meistens darauf hin-

ausgiengen, daß ich sehr leichtsinnig sei und mir gar keine Sorge mache über die bevorstehende Reise nach Hause, für die ich als selbstständiger Reisemarschall bestellt worden war. „Wir gebrauch'," sagte er, „für die Kronprinz und Gemahlin mit Gefolge, sowie für die Großfürst Constantin, die in zahlreicher Begleitung mitgeht, sechzig bis achtzig Pferd' für jede Station, wo will Sie das, zum Beispiel im Altenburgisch, auf eine Post finden, da muß man vorher schreib' und darum kümmert Sie sich wohl gar nichts?"

Vergeblich war es, daß ich ihm schon öfter feierlich versichert, ich würde mich der Sache mit dem größten Eifer annehmen und sei überzeugt, mit dem ganzen Train glücklich durchzukommen; er fieng immer wieder von Neuem davon an, so auch eines Abends, als er mich aus einer heiteren Gesellschaft herbeirufen ließ und ich ihn mit unserem Gesandten, dem Fürsten Hohenlohe, beim Thee antraf und er mir schließlich jammernd sagte: „Ich weiß wohl, Sie mach' sich nichts aus meine Verlegenheit, aber ich will Sie hier vor Seiner Durchlaucht versichern, daß Sie in Altenburg" — welches er in dieser Richtung besonders auf dem Striche hatte — „nicht einmal die vier Pferd für die Kronprinz zusammen bringt." Das war mir denn doch zu bunt, und um endlich einmal Ruhe zu bekommen, sagte ich ihm in entschiedenstem Tone: „Ach was, Excellenz, darnach habe ich mich schon längst erkundigt und weiß sogar jetzt schon, daß

die vier Pferde, die für den Kronprinzen bestimmt sind, Peter, Hans, Claus und Jakob heißen!" Prinz Hohenlohe, der häufig ähnlichen Scenen zwischen dem General und mir beigewohnt, brach in lautes Lachen aus, in das endlich Seine Excellenz, gute Miene zum bösen Spiel machend, mit einfiel, und von da ab ließ er mich in Ruhe.

Uns allen that der endliche Abschied von Rußland, besonders vom Peterhof, wo wir beim herrlichsten Wetter eine Reihe von angenehmen Wochen verbracht, so viel Schönes erlebt und liebe Freunde erworben, recht leid. Unter diese durfte ich vor allem den General Lieven rechnen, der mir auf's herzlichste zugethan blieb, und der mir am Strande, angesichts der Schiffe und des weiblichen Gefolges der Kronprinzessin noch in seiner kaustischen Art sagte: „Etwas haben Sie in Rußland noch nicht kennen gelernt, vor dem ich Sie väterlich warnen muß, das sind — pfui — die meisten der Allerhöchsten Kammerfrauen. Sie werden mit ihnen zu thun kriegen, und da giebt es nur eins, streng nach jeder Richtung hin seine Pflicht gethan, Anweisungen kurz, bündig und pünktlich gegeben, und sich dann weiter den Teufel nicht um guten oder bösen Willen bekümmern."

Zwei Kriegsdampfer waren mit der Aussteuer der Kronprinzessin vorausgegangen, und wir folgten auf den Dampffregatten Kamtschatka und Krosiaßtschy, hatten ziemlich ruhige See und kamen den dritten Tag nach Swinemünde, wo ich

gleich Gelegenheit bekam, mich nach den Anweisungen des guten General Lieven zu richten, das heißt meine Schuldigkeit zu thun und mich um Weiteres nicht zu bekümmern. Theils durch unsere Gesandtschaft in Berlin, theils brieflich war alles so genau und pünktlich bestimmt worden, daß ich jedem schon auf dem Schiffe, zwischen Swinemünde und Stettin, schriftlich den Namen des Gasthofes, auch die Nummer seines Zimmers angeben konnte, ja sogar die Nummer des Wagens, um vom Hafen in die Stadt zu fahren, war vorgemerkt, so daß der betreffende Diener ihn nur zu rufen brauchte. Diese Karte überreichte ich auch der ersten Kammerfrau der Kronprinzessin, einer verwittweten Majorin Elkinsky, die mich aber keines Blickes würdigte und statt ihrem Diener die Karte zu übergeben, dieselbe einfach unter die Bank warf.

Alles verließ um so eiliger das Schiff, als es leise anfieng zu regnen, was mir schon dadurch unvergeßlich ist, weil es dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., der nach Stettin und an den Hafen gekommen war, um seine Nichte zu empfangen, zu einer jener raschen Antworten, für die er bekannt war, Veranlassung gab. Es fieng bereits an zu dunkeln, und Seine Majestät stand in grauem Militärmantel, die Feldmütze auf dem Haupte, am Ufer und sagte mit einemmal in die Höhe blickend: „Ich glaube, es regnet?“ worauf ein diensteifriger Kammerherr oder dergleichen bemerkte: „Zu Befehl, Euer Majestät.“ Der König aber gab rasch und

lachend zur Antwort: „Gott bewahre, ich befehle das durchaus nicht.“

In Berlin blieben wir nur einen Tag, und von dort gab es allerdings hie und da Schwierigkeiten in Betreff der vielen Postpferde, die wir nöthig hatten, sowie auch der Gasthöfe, von denen ich an kleineren Orten ein paarmal zwei völlig in Beschlag nehmen mußte, nur um die hohen Herrschaften, sowie die vielen Personen des Gefolges unterbringen zu können; zu meiner Unterstützung hatte man mir zwei russische Feldjäger beigegeben, von denen jeder seinen eigenen Wagen hatte, und die ich theils nach rechts und links zum Requiriren von Postpferden, sowie auch voraussandte, um in Gasthöfen vorläufig das Nöthige mit Beschlag zu belegen. Bisweilen, wenn diese Vorsichtsmaßregeln nicht nöthig waren, fuhr ich auch wohl tagelang mit einem dieser kaiserlichen Feldjäger, die alle Offiziersrang haben, einem angenehmen, gebildeten Kurländer, der mir viel Interessantes von seinen Fahrten durch das weite Rußland, zum Beispiel von Odessa nach Petersburg und besonders von den Strapazen im Winter erzählte. Eine solche Tour dauerte damals oft zehn bis zwölf Tage mit ununterbrochenem Fahren in einem offenen unbedeckten Schlitten oder Wagen ohne Federn und Rücklehne, in welchem der Courier nach vorn zusammengekrümmt saß. Bald durchnäßt, bald durchfroren, kam er oft in einer bemitleidenswerthen Verfassung vor dem Winterpalais in Petersburg an,

um dem Czaren wichtige Depeſchen perſönlich zu überbringen. So traf auch mein Erzähler eines Tags in einem Zuſtand ein, daß ihn die Bedienten vom Schlitten herabheben mußten, und nothdürftig aufgethaut trat er vor den Kaiſer, der die auf's ſorgfältigſte in Tuch und Leder eingenähte Depeſche entgegennahm, um dieſelbe, da ſie durch Feuchtigkeit beinahe unleſerlich geworden war, dem Feldjäger mit den Worten: „Geh' auf die Hauptwache!“ vor die Füße zu werfen.

„Hätte ich das ohne Weiteres gethan,“ fuhr er fort, „ſo würde ich wahrſcheinlich heute nicht mit Ihnen durch Deutſchland fahren, ſo aber ermannte ich mich und erwiederte militäriſch grüßend: ‚Zu Befehl, kaiſerliche Majeſtät; Gott iſt über uns Allen, und wenn er Schnee und Regen ſchickt, ſo muß Jeder das geduldig hinnehmen.‘ — Ein paar Sekunden lang blickte mich der Kaiſer ſtarr an, ehe er ſagte: ‚Du haſt Recht, Gott, dem wir alle unterthan ſind, wacht über uns — geh nach Hauſe!‘ Den andern Tag erhielt ich eine Extrabelohnung und wurde bald darauf wieder verſchickt, ein Beweis, daß der Kaiſer keinen Groll auf mich hatte.“ —

Selbſt im Altenburgiſchen, vor deſſen Extrapoſteinrichtungen der alte General Spitzemberg ſo großen Reſpekt hatte, gieng es ganz leidlich, und als ich ihn im herzoglichen Schloſſe, wo wir alle untergebracht wurden, erwartete, konnte ich mich nicht enthalten, ihm ſcherzhaft von ſeiner Aengſtlichkeit zu ſprechen, worauf er mir aber halb entrüſtet zur Antwort gab:

„Sie wird immer ein leichtſinniger junger Mann bleib' und ſollte lieber der Himmel dank', daß bis jetzt Alles ſo gut gegangen; aber wart' Sie nur, wart' Sie nur, ob Sie heut Nacht zwiſchen hier und Weimar die nöthige Pferd bekommt." Dieß veranlaßte mich, ihm ſpäter boshafterweiſe von einer der nächſten Stationen aus ein Telegramm, das Morgens gegen drei Uhr nach Altenburg kam, des Inhalts zu ſenden: daß es nirgendwo an Pferden fehle. Für mich war der kurze Aufenthalt in dem Schloſſe von Altenburg von hohem Intereſſe, ſei es auch nur als Schauplatz des ſächſiſchen Prinzenraubes, der auf mich als Knaben ſchon in Wort und Lied einen ſo mächtigen Eindruck gemacht, auch war die herzogliche Familie von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, und ſelbſt die Herzogin, eine Schweſter der Königin Pauline von Württemberg, war durchaus nicht ungnädig gegen mich. Als ich, den kronprinzlichen Herrſchaften voraus, zur Frühſtückszeit im Schloſſe ankam, wurde mir in den Zimmern der Herzogin Chokolade angeboten, die ich leichtſinnigerweiſe annahm, indem ich mich dadurch in die Verlegenheit brachte, zwiſchen den drei jungen ſchönen Prinzeſſinnen ſitzend, beſtändig die Serviette gebrauchen zu müſſen, da mir nach jedem Schlucke alle der Reihe nach wiederholt, obwohl auf die liebenswürdigſte Art, Fragen über meine Reiſe in den Orient, beſonders in's gelobte Land, thaten; eine dieſer Prinzeſſinnen iſt heute Königin von Hannover und die andere Gemahlin des Groß-

fürſten Conſtantin von Rußland. Auf Weimar, die durch Goethe und Schiller mit unſterblichem Rufe verherrlichte kleine Stadt an der Ilm, freute ich mich begreiflicherweiſe ganz beſonders, doch wie viel ich auch ſchon von der Einfachheit und den kleinen Verhältniſſen derſelben gehört und geleſen, ſo blieb doch das Städtchen, beſonders im Vergleich mit dem Glanze jener beider großen Namen, weit hinter meiner Erwartung zurück. Beim erſten Anblick erſcheint Weimar mehr wie ein Dorf, das an einen Park ſtößt, als wie eine Hauptſtadt mit großherzoglichem Hofe und Zugehör. Es iſt ſo ſtill, ſo beſcheiden und hat, obgleich von alterthümlicher Bauart, doch nichts von dem Maleriſchen, woran ſich das Auge an den meiſten alten deutſchen Städten entzückt. Die ſteinfarbigen, hellbraunen oder apfelgrünen Häuſer haben ſpitz zulaufende Dächer; aber man ſieht keine intereſſanten Giebel, keine Spiele architektoniſcher Phantaſie, kein Gemiſch verſchiedener Stilarten, wie ſie anderswo den Reiſenden feſſeln. Man lernt ſeine ſtillen, einfachen und freundlichen Fußwege lieben, als paſſenden Schauplatz für die einfachen Menſchen, welche ſich über die Scene bewegen; doch gab es dieſer Spaziergänger in der Stadt, beſonders während der Arbeitsſtunden, außer den Fremden noch ſehr wenige, und was allein dieſe hieſigen Plätze belebt mache, ſagte mir ein witziger Freund, ſeien die einheimiſchen Profeſſoren und Gelehrten, die ſich nach einer paſſenden Stelle für ihr ſpäter zu errichtendes Denkmal umſchauten.

einem Stöckchen auf eine beliebige Karte, ſie ſpielen ſie aus, nehmen unſeren Trique, und auf dieſe Art brauchen wir die Spiele nicht ſo häufig zu wechſeln: Alles bleibt in Ihren Händen.‘

„‚Das iſt wahr,‘ antwortete der General nach einer Pauſe.

„‚Verzeihen Sie mir,‘ ſagte dagegen der blonde Neffe, ‚aber wenn Ihre beiden Quarantaine-Wächter als Kartenhalter benutzt werden, ſo ſind unſere Feſtungswerke entblößt.‘

„‚Verflucht geſcheidt, mein Junge!‘ erwiederte Sir Robert lachend. ‚Dieſe Umſicht verſpricht für deine Zukunft. Holla hoh! Beinahe hätten wir uns fangen laſſen.‘

„Ich machte das ehrlichſte Geſicht von der Welt und verſicherte, ich habe an keinen Hinterhalt gedacht und die Barrièren dadurch nicht ihrer Vertheidiger berauben wollen.

„‚Gewiß nicht?‘ fragte lauernd der Neffe.

„‚Es iſt mir nicht eingefallen.‘

„‚Es wäre ſchade,‘ ſagte der General mit einem ſonderbaren Lächeln, ‚wenn an dieſem kleinen Hinderniß unſere amuſante Partie ſcheitern ſollte. Wir können das aufs Beſte arrangiren, daß uns die Herren ihr Ehrenwort geben, alle Feindſeligkeiten ſollen ruhen, ſo lange Whiſt geſpielt wird.‘

„Der Major hatte während dieſer etwas lebhaften Unterredung einige halblaute Worte mit Miß Ellen gewechſelt.

„‚Was meinſt du?‘ rief ich ihm zu. ‚Man verlangt unſer Ehrenwort, ſo lange das Spiel dauert, nichts Feindſeliges auszuüben.‘

„‚So lange das Spiel dauert,‘ ſprach nachſinnend der Major. ‚Und wann nehmen wir an, das Spiel ſei geendigt?‘

„‚Nun, ſobald wir unſere Karten niederlegen,‘ ſagte ich.

„‚Einen Augenblick Geduld!‘ verſetzte der Neffe. ‚Das könnte

Damals wurden noch in Weimar die Kühe mit Oſtentation aus- und eingetrieben, und in den Modewaarenläden fanden ſich rothgeſtreifte baumwollene Taſchentücher ſtark vertreten.

Daß uns dagegen die Stätten, wo Goethe und Schiller gewohnt, gearbeitet, gelebt und geſtorben, wie nationale Heiligthümer anmutheten und nur mit den Gefühlen höchſter Verehrung beſucht wurden, iſt ſelbſtredend; ſo Goethe's einfaches Gartenhaus mit der grünumrankten Wand, mit der einfachen Holzaltane, von wo er ſo oft in das mondbeſchienene Ilmthal geſchaut; Schiller's Haus, ſein Wohn- und Schlafzimmer, ſo rührend einfach, faſt ärmlich, mit ſeinem Bettgeſtelle aus Tannenholz, dem ſchlichten Arbeitstiſch und mit der humoriſtiſchen Beigabe des gewiſſen Champagnerpfropfens als Dintenfaßverſchluß.

Eigenthümlich enttäuſcht fand ich mich gegenüber manch begeiſterter Schilderung von Goethe's Haus am Frauenplan, ſelbſt von der Treppe, die, als wahrhaft prächtig geſchildert, für die übrigen Räume allerdings zu groß iſt, aber dennoch vor dem Beſchauer gewaltig zuſammenſchrumpft, wenn man ſich, wie verzeihlich, eine italieniſche Halle mit reicher architektoniſcher Verzierung mit Büſten und Bildſäulen gedacht hat. Hoch intereſſant ſind allerdings hier, ſowie in den Empfangzimmern, die vielfachen oft koſtbaren Schätze und Erinnerungen, die Goethe in Büſten, Statuen, Bildern, Kupferſtichen, Gem-

men, Broncestatuetten, Lampen und Vasen zu einem reichen Museum vereinigt hat; doch tritt man aus diesen Räumen, welche dem Besucher die Stellung Goethe's als Ministers und Kunstliebhabers vergegenwärtigen, mit einem wahrhaft erhebenden Gefühl höchster Verehrung in das Heiligthum des Hauses, sein Arbeitszimmer, seine Bibliothek und sein Schlafzimmer.

Durch ein Vorzimmer, wo in kleinen Schränken die mineralogischen Sammlungen standen, traten wir in das Arbeitszimmer, ein niedriges, enges, etwas dunkles Gemach mit nur zwei winzigen Fenstern und mit einer wahrhaft rührenden Einfachheit möblirt. Alles war darin noch so enthalten, wie es am Todestage des Dichters war. In der Mitte stand ein einfacher Tisch von schlichtem Eichenholz. Kein Lehnstuhl war da, kein Sopha, nichts, was auf Bequemlichkeit deutete, nur ein gewöhnlicher harter Stuhl und daneben der Korb, in welchen Goethe sein Taschentuch zu legen pflegte. An der Wand rechts war ein langer Tisch von Birnbaumholz und ein Bücherbrett mit Wörterbüchern und Handbüchern; da hieng auch ein Nadelkissen, ehrwürdig vor Alter, mit Visitenkarten und anderen Kleinigkeiten; da auch ein Medaillon von Napoleon mit der Umschrift: „Scilicet immenso superest ex nomine multum.“ Auf der Wand daneben wieder ein Bücherbrett mit einigen Werken von Dichtern. An der Wand links war ein langes Schreibpult von

weichem Holz, an dem er gewöhnlich schrieb. Darauf lagen die Originalmanuskripte des Götz und der römischen Elegien und eine Büste Napoleon's von milchweißem Glas stand da, welche, gegen das Licht gehalten, blau und feuerfarben schillerte und darum Goethen als ein Beleg zu seiner Farbenlehre werth war. Ein Bogen Papier mit Notizen aus der Tagesgeschichte war nahe der Thür angeheftet, und an der Thür selbst hiengen musikalische und geologische Schemata. Diese Thür an der linken Wand führte in das Schlafzimmer, wenn ein kleines Kabinet mit einem Fenster diesen Namen verdient. Ein einfaches Bett, ein Lehnstuhl davor und ein winziger Waschtisch mit einer kleinen weißen Schale und einem Schwamme war das ganze Mobiliar. Wer für den großen und guten Mann, der hier geruht und seinen letzten Schlaf geschlafen hat, nur einiges Gefühl hegt, dem treten bei diesem rührenden, einfachen Anblick die Thränen in die Augen und der Athem geht ihm schwerer.

Auf der andern Seite neben dem Arbeitszimmer war die Bibliothek, die freilich eher eine Rumpelkammer von Büchern genannt werden muß: die Bücher standen auf schlichten tannenen Brettern und nur kleine Stückchen Papier, mit den Aufschriften Philosophie, Geschichte, Poesie gaben ein gewisse Ordnung an.

Die berühmte Fürstengruft konnten wir baulicher Veränderungen wegen nicht besuchen, doch habe ich sie später, als

ich einmal länger in Weimar war, mit ehrfurchtsvollen Gefühlen betreten.

Ueber Würzburg und Heilbronn kehrten wir nach Stuttgart zurück, und ward ich in Ludwigsburg, wo Hofequipagen für die hohen Herrschaften und das Gefolge zum festlichen Einzug in die Hauptstadt bereit standen, meines Dienstes als Reisemarschall entbunden, wobei aber General Spitzemberg statt irgend eines anerkennenden Wortes über das, was ich geleistet, mit erhobener Nase zu mir sagte: „Dank Sie wie ich die liebe Herrgott, daß wir glücklich hier angekommen, und wenn Sie wieder einmal eine Reise zu führen hab', so nehm' Sie sich die Sache mehr an." Schon hatte ich eine Viertelswendung gemacht, um ihm einfach den Rücken zu kehren, als der Großfürst Constantin, der seine Worte gehört hatte, mir die Hand reichte und lachend sagte: „Beunruhigen Sie sich nicht darüber, was Seine Excellenz gesagt; es ist unter Ihrer Führung alles ganz vortrefflich gegangen, und ich weiß auch, daß der Kronprinz und meine Schwester sehr zufrieden sind."

Zwölftes Kapitel.

Feste in der Heimath und Ungnade.

Der festliche Einzug des kronprinzlichen Paares, dem ich mich aber entzog, indem ich verschiedener Geschäfte halber so rasch als möglich vorauseilte, fand am 23. September 1846 statt, und es war zu diesem Zwecke am Neckarthor eine schön verzierte Ehrenpforte errichtet, auf der hoch oben das Stuttgarter Stadtwappen, Banner und Inschriften angebracht waren. Das heiterste Herbstwetter begünstigte das Fest und zwanzig Minuten nach zwölf Uhr verkündigte ein Kanonenschuß, daß der Zug die Stuttgarter Markung erreicht habe. Die Glocken sämmtlicher Kirchen läuteten und dazwischen ertönte fortwährend der Donner der Kanonen. Die Sänger und Musiker der Gesellschaft Harmonie stimmten das:

„Heil unserm König, Heil!"

an, während der Zug vor dem Neckarthor ankam. Ihn eröffnete eine Abtheilung der Garde zu Pferd, dann folgte eine

Reihe von Wagen, in denen Damen und Herren vom Hofe und aus dem Gefolge der Kronprinzeſſin ſaßen, die berittenen Bürger von Stuttgart, alle gleich gekleidet mit ſchwarz und rother Schärpe, die Wagen der Königin Sophie der Niederlande, der Prinzeſſinnen Marie, Katharine und Auguſte und der Markgräfin von Baden; ſodann die Bürgergarde zu Pferd — die Stadtreiter —, der Wagen der Königin Pauline, ihr zur Rechten die hohe Neuvermählte, die Kronprinzeſſin Olga, und ſeiner Gemahlin zur Seite zu Pferd der Kronprinz Karl, ſodann der König Wilhelm, neben ihm der Großfürſt Conſtantin, ferner der Prinz Friedrich, gefolgt von einer glänzenden Suite. Nach einer Beglückwünſchungsrede des Stadtſchultheißen gieng der Zug weiter durch die Neckar-, Eßlinger- und Hauptſtätterſtraße und machte auf dem Wilhelmsplatz wieder Halt, wo der Königin und ihrer hohen Schwiegertochter von jungen gleich gekleideten Winzerinnen Trauben aus Stuttgarter Weinbergen geboten und von den beiden hohen Frauen freundlich angenommen wurden, während junge Weingärtner den Wagen mit Kränzen von friſchem Traubenlaub zierten. Nach dieſem Aufenthalt gieng der Zug bis zum Schloſſe, wo ſich der Stadtrath und Bürgerausſchuß, die ſtädtiſchen Beamten, die Geiſtlichkeit und die Bürger mit ihren Fahnen gegenüber dem Hauptportale aufgeſtellt hatten, rechts und links einer Tribüne, welche der Liederkranz und die Muſik einnahmen. Im Schloſſe wurden die hohen Neuvermählten von neunzig jungen Bürger-

mädchen begrüßt, die, weiß gekleidet, auf der Schulter die württembergiſche Kokarde, ſchwarz und roth mit goldenen Franſen hatten. Nach kurzer Zeit erſchienen die hohen Herrſchaften ſämmtlich auf dem Balkon und wurden von erneuertem Jubel begrüßt. Dazwiſchen ertönte Muſik und Geſang und noch lange, nachdem die hohen Herrſchaften ſich zurückgezogen hatten und bis in den ſpäten Abend hinein war der Schloßplatz ſowie die Straßen der Stadt von einer wogenden Menſchenmenge erfüllt.

Von den mancherlei Feſtlichkeiten, die zur Begrüßung des kronprinzlichen Paares nach und nach veranſtaltet wurden, war wohl das glänzendſte und gelungenſte die Wiederholung eines Carrouſels, das im Jahre 1845 zur Vermählung des Prinzen Friedrich mit der Prinzeſſin Katharine ſtattgefunden hatte, damals nur von Herren geritten, jetzt aber durch eine Damenquadrille verſchönert, die an Pracht Alles weit hinter ſich zurückließ. Dem Feſtſpiele lag die Idee zu Grunde, daß zur Zeit der Kreuzzüge ein Waffenſtillſtand den chriſtlichen Rittern und Sarazenen Gelegenheit zur freundlichen Begrüßung und zu ritterlichen Spielen gab.

„Dir entbietet, Fürſt der Wüſte, Seinen Gruß der fremde Graf;
Der vom Württemberger Lande, der dich oft im Kampfe traf.
Alſo lautet Seine Botſchaft: Ruhen laßt für kurze Zeit
Zwiſchen Uns und Unſern Mannen den entbrannten Glaubensſtreit!

In mein Lager zog der Friede, zog die Freude geſtern ein:
Holde Boten aus der Heimath kamen in geſchmückten Reih'n,
Herrn und Frauen, Mir zu künden, über Meinem Hauſe fern
Sei verheißend aufgeſtiegen ein erſehnter Liebes-Stern.

Schließen denn auch wir mitſammen kurzen Waffenſtillſtands Friſt,
Eine Feier auszurüſten, wo Du mitgeladen biſt.
Tritt mit Deines Stammes Beſten ungeſcheut in unſere Mitte,
Zu Turnier und Ritterſpiel ganz nach guter deutſcher Sitte."

So hieß es in dem von Dingelſtedt gedichteten Feſtprogramm, und als ſich am Abend der Aufführung, am 27. Oktober 1846, die ſchauluſtigen Eingeladenen auf den Gallerieen des großen Reithauſes in der Neckarſtraße drückten und drängten, ſah man auf den beiden kurzen Seiten des weiten Raumes hier das Lager der Abendländer, dort das der Morgenländer. Das der erſteren ſtellte eine mit einem Thor verſehene, wie aus rohen Steinen aufgeführte Bruſtwehr dar, hinter welcher man die unter Palmen aufgerichteten Zelte der Ritter und in weiter Ferne die Wüſte erblickte; der Lagerraum vor der Bruſtwehr wurde durch verfallene Mauern bezeichnet, auf denen die Aloe wuchs und die von Orangen- und Citronenbäumen beſchattet wurden. Neben einem Zelte in den altwürttembergiſchen Farben, gelb und ſchwarz, war eine Tribüne aufgerichtet für die Damen, welche

mitritten, für den Bannerherrn des Kronprinzen, den Turniermarſchall, ſowie die Kampfrichter, und dieſer gegenüber war eine andere, auf welcher ſich die Spielleute und Ritter zeigten.

Das Lager der Morgenländer befand ſich vor einem verfallenen mauriſchen Schloſſe, von dem einzig der Thorbogen unverſehrt ſtand, der, wie aus gelbem Stein gebaut, mit blau glacirten Ziegelverzierungen und zackigen Zinnen aus der übrigen Ruine hervorglänzte. Dieſelbe war mit Schlingpflanzen aller Art überwachſen und bedeckt, und ringsumher ſtanden große ſchlanke Palmen, Bananen mit den breiten üppigen Blättern und wilde, dunkelglühende Roſen neben dichten Orangenbäumen. In dieſem Lagerraum der Sarazenen befand ſich ein kleiner, mit Gebüſchen bewachſener Hügel, auf welchem die Muſik derſelben ſtand. Gegenüber war eine andere Erhöhung, die mit koſtbaren Teppichen belegt war und auf welcher der Fürſt des Morgenlandes, hier der Herzog Paul von Württemberg, in einem ſchönen ächten Coſtüm des Iman von Maskat ruhte. Zwiſchen dieſen beiden Hügeln war eine freiſtehende Palme, die ihre volle Blätterkrone bis zur Decke erhob.

Prachtvoll war der Anblick der beiden Züge, wie ſie, die Abendländer voran, unter rauſchender Muſik in den ſo herrlich geſchmückten Raum einritten, die Ritter mit ihren Damen und glänzendem Gefolge an Pagen und Knappen, das Leuchten der Helmzierden, der Wappen und Schildzeichen,

das Wehen der Fahnen und Federn, dann die Morgenländer in ihrer fabelhaften Pracht, gefolgt und umschwärmt von einer Schaar Beduinen, die ich anführte und mit deren Costümirung und Bewaffnung ich mir große Mühe gegeben hatte.

Das Fest war ein vollkommen gelungenes, und um es in seinen Bestandtheilen so viel als möglich für spätere Zeiten zu erhalten, stellte ich es nach korrekten Zeichnungen zusammen, die, in Paris lithographirt, in der Autenrieth'schen Kunsthandlung hier als ein hübsches Werk erschienen. Was die Abbildungen anbelangt, so bin ich am schlechtesten dabei weggekommen und rief die Kronprinzessin, als sie das Blatt erblickte, aus: „Mais, Hackländer a tout à fait l'air d'une vieille femme!"

Wie bei all den Produktionen liegt für die Betheiligten der Hauptspaß in den Proben, zu denen ich im Reithause bei den Quadrillen und Scheingefechten fast täglich für diesen oder jenen, der gerade fehlte, eintreten mußte, was mir übrigens großes Vergnügen machte; höchst amüsant waren auch die Zusammenkünfte Abends nach den letzten Proben in den Appartements des Kronprinzen, wo es hoch hergieng, und am meisten nach der Vorstellung selber, wo die sämmtlichen Mitwirkenden im Costüm zu einem großartigen Bankett eingeladen wurden.

Da die Kronprinzessin von unseren theatralischen Vorstellungen gehört hatte und begierig war, einer solchen beizu-

gefährlich werden. Unſere Gegner hätten jeden Augenblick das Recht, die Karten hinzuwerfen, ſo das Spiel zu beendigen und die Feindſeligkeiten zu beginnen. Nur wir dürfen das Zeichen zum Aufhören geben.‘

„‚Richtig!‘ ſagte der General. ‚Sobald ich und mein Neffe die Karten niederlegen, hört das Spiel auf, der Krieg beginnt.‘

„‚Meinetwegen!‘ antwortete ich.

„‚So ſoll es ſein,‘ verſicherte der Major.

„Nach dieſen Präliminarien, die von allen Seiten mit einem aufrichtigen und herzlichen Lachen begleitet wurden, begann nun dieſes ſeltſame Spiel. Die Quarantaine-Wächter rückten zuſammen zwiſchen den beiden Barrièren und ſetzten ſich vor den Tiſch, deren andere Seite der General als Strohmann inne hatte. Wir lehnten uns auf die Schranken und deuteten mit unſeren Stöcken die Karten an, die geſpielt werden ſollten. Doch war das Spiel nicht ſo recht amuſant. Man muß die Karten in der Hand haben. Es iſt wahrhaftig ſo, als wenn man zu Pferde ſitzt, und ein Anderer führt die Zügel, dem man zuweilen ſagt: jetzt rechts, jetzt links! Wenigſtens wurde aber ſehr hoch geſpielt und das, ſowie unſere ſeltſame Lage, hielt das Intereſſe gefeſſelt.

„Ich will euch nun nicht damit ermüden, euch die Einzelheiten des ſonderbaren Spiels zu erzählen. Wir, der Major und ich, hatten Unglück und verloren ziemlich, worüber ſich der alte General außerordentlich zu freuen ſchien. Auf unſer Wort bauend, bewegte ſich die ſämmtliche Geſellſchaft während des Whiſtſpiels in außergewöhnlicher Freiheit. Doch die jungen Damen lehnten ſich, um hier und da in die Karten zu ſehen, weit über die Schranke auf ihrer Seite herüber, und wir machten es auf unſerer Seite gerade ſo. Zuweilen kam mir das Geſicht von Miß Thereſe ſo nahe, daß mich der Hauch ihres

wohnen, ſo mußte, da die Genoveva für Damen durchaus nicht aufführbar war, Dingelſtedt ein neues dramatiſches Ungeheuer ſchreiben, das, weder Schau- noch Trauerſpiel noch Oper, von allen dieſen etwas hatte und wiederum von Kapellmeiſter Kühner mit einer aus allen damals beliebten Opern zuſammengeſetzten Muſik verſehen wurde.

Dieſes Stück hieß „Ritter Toggenburg“ und war die Geſchichte des unglücklich Liebenden auf's freieſte nach Schiller behandelt. In der erſten Scene erhielt er unter der bekannten Strophe:

„Ritter, treue Schweſterliebe
Widmet euch dies Herz;
Fordert keine andere Liebe,
Denn es macht mir Schmerz —“

den goldenen Korb ſichtbarlich, worauf er als Kreuzfahrer in's gelobte Land zieht, dort große Abenteuer erlebt, die zu wirkſamen Dekorationen und ſchönen orientaliſchen Coſtümen Veranlaſſung gaben, und zurückkehrend findet er die Geliebte nicht im Kloſter, ſondern in einer Mädchenpenſion, worauf denn eine glückliche Vereinigung folgt. Verſchiedene junge Damen aus den beſten Familien ſpielten dießmal mit, und als die Aufführung auf allgemeines Verlangen wiederholt werden ſollte, lud ſich auch, o Schrecken, Seine Majeſtät der König ſelber dazu ein.

Raſch wurde noch eine burleske Vorſcene eingeſchoben,

in der ſich beim Erheben des Vorhangs die Bühne in der größtmöglichſten Unordnung befand, wo die Proſpekte ſchief herunter hiengen, wo einige Akteurs wie rathlos vor Schrecken hin und her und aneinanderrannten und wo endlich Dingelſtedt mit einem ſehr gelungenen Prolog auftrat, in welchem er bei dem unerwartet hohen, aber Alles beglückenden Beſuche von dem freudigen Erſchrecken der Künſtler ſowie der Maſchiniſten ſprach, daß aber nun das Schauſpiel mit Aufbietung aller Kräfte vor ſich gehen ſolle; nur bäte er, die gut gemeinten Scherze und harmloſen Anſpielungen freundlich und gnädig aufnehmen zu wollen. Das geſchah denn auch in liebenswürdigſter Art von Seiten des Königs, der zuweilen herzlich lachte und nach dem Schluß ſogar die Bühne betrat, um ſich manches von der Einrichtung erklären zu laſſen.

Nach dieſer Aufführung aber wurden die großartigen Singſpiele zurückgelegt und dafür, was auch eigentlich richtiger war, kleinere ernſte Sachen, meiſtens aber Luſtſpiele aufgeführt, bei welchen Vorſtellungen auch der Kronprinz mitwirkte, während Baron Julius von Hügel, der überhaupt für Darſtellungen und Deklamation großes Talent zeigte, die Titelrolle vortrefflich darſtellte. „Der Schatz des Rhampſinit" von Platen und ein kleines franzöſiſches Luſtſpiel „Le capitaine Roque-finette", in welch letzterem Baron Hügel gleichfalls die Titelrolle hatte, wurden vorbereitet, kamen aber nicht mehr zur Aufführung. Zum erſten hatte ich ſchon Dekorationen

malen lassen und zwar versuchsweise von einem holländischen Landschaftsmaler Braakmann, der in das Fach der Dekorationsmalerei übergehen wollte und den ich nach diesen recht gelungenen Proben dem Könige dringend empfahl, der ihn auch für einige Zeit nach Paris zu seiner Ausbildung sandte und dann bei dem königlichen Hoftheater anstellte. Ich freute mich später oft, ihm zu einer guten Stellung verholfen zu haben.

Das Villabauwesen hatte im vergangenen Sommer recht gute Fortschritte gemacht, und war das Hauptgebäude bis zur Höhe des ersten Stockwerkes fortgeschritten, auch die Auffahrtsstraße von Berg hergestellt und ein Theil des Parkes durch den fleißigen Hofgärtner Neuner angelegt; ja im untern Theil neben der Orangerie grünte es bei unserer Zurückkunft schon ganz vergnüglich. Auch gefiel dieß der Kronprinzessin ganz außerordentlich, ebenso wohl die herrliche Lage der Villa als die künstlerische und zierliche Ausführung des Baues. Sie liebte es, den Platz zu besuchen, dort den Arbeiten zuzuschauen, vor allen Dingen aber auf den Mauern umherzuklettern, wobei ich oft die Ehre hatte, sie begleiten zu dürfen und ihr beim Auf- und Absteigen die Leiter zu halten; sie war dabei freundlich und vergnügt, unbefangen wie ein Kind, voll treffender Vergleichungen und Bemerkungen und heiterer Scherze; so fragte sie mich eines Tages, ehe sie nach Hause fuhr: „Können Sie auch noch etwas russisch?“

und als ich ihr bedauernd von nur wenigen Worten sprach, die mir geblieben, verlangte sie von diesen etwas zu hören, worauf ich zu ihrem Kutscher sagte: „Paschol da Moi", was sie herzlich lachen machte, indem sie ausrief: „Es ist eigentlich gar nicht schön, daß Sie mich auf diese Art nach Hause schicken."

Das vorhin erwähnte Orangeriegebäude im untern Theil des Parkes war schon im Laufe des Sommers soweit fertig geworden und so eingerichtet, daß vier bis fünf schöne Zimmer im ersten Stock schon im nächsten Jahre von dem kronprinzlichen Paare bewohnt werden konnten, worauf die Kronprinzessin ganz besonders drang, um beim Wiederanfang der guten Jahreszeit etwas Eigenes zum Landaufenthalte zu haben; doch stellte ihr König Wilhelm, der anfangs in herzlichem Einvernehmen mit der angenehmen und schönen Schwiegertochter stand, sein Schloß Friedrichshafen am Bodensee für die kommende Sommersaison zur Verfügung.

Auch an meinem kleinen Anwesen auf der Höhe des Eßlingerberges war insofern Einiges geschehen, als ein Weingärtner von Gablenberg Ankäufe kleiner Grundstücke, die ich nothwendig zur Arrondirung brauchte, für mich vorbereitet hatte, so daß ich nur die Verträge ausfertigen zu lassen und die Anzahlungen zu leisten brauchte, was mir nicht schwer wurde, da ich aus dem Verkauf der in Rußland erhaltenen Hochzeitsgeschenke die hübsche Summe von fünfzehnhundert

Gulden mit nach Hauſe gebracht hatte. Auch gelang es mir damals, einen allerdings ſchmalen Fußweg, der quer durch mein Anweſen führte, von wohl einem Dutzend daran betheiligter Beſitzer für fünfzig Gulden zu erwerben und war nun ſo Eigenthümer eines ziemlich großen Platzes geworden, der, auf allen vier Seiten von Wegen umgeben, die Höhenfläche des Berges einnahm, von dem man überall hin eine entzückende Ausſicht hatte. Auch für eine ſolide Umzäunung reichten die vorhandenen Geldmittel aus und ich ſchwelgte ſchon in ſeligem Vorgefühle eines einſtigen kleinen Landhauſes mit breiter Terraſſe gegen das Neckarthal, um dort in ſtiller Beſchaulichkeit meine Mußeſtunden hinbringen zu können und damit einen allerdings phantaſiereichen Wunſch erfüllt zu ſehen. Doch fehlte noch manches an dieſer Verwirklichung, und vermochte ich mit meinen beſchränkten Mitteln nur ſehr langſam und Schritt um Schritt vorzugehen. Aber auch darin lag ein unbeſchreibliches Vergnügen und es hat mich in damaliger Zeit weit glücklicher gemacht, eine einzige Gartenbank, einen einzigen Stuhl oder irgend einen alten Steintiſch anzuſchaffen und hinaufſchleppen zu laſſen, als ſpäter die Beſtellung auf ein ganzes Ameublement.

Vor Allem aber fehlte trinkbares Waſſer auf meiner Höhe; und ein Brunnen, der ſehr tief ſein mußte und deſſen Gelingen zweifelhaft war, ſollte ſo viel koſten, daß ich erſt im nächſten Frühjahr 1847, wo Adolf Krabbe eine neue Aus-

gabe meines Soldatenlebens im Frieden beſorgte, daran denken konnte; doch wurde wenigſtens mit großem Behagen der Platz dazu ausgeſucht, und während des Winters, wo die Arbeiten auf der Villa der unfertigen Glashäuſer wegen faſt gänzlich ruhten, entwarf mir Hofgärtner Neuner einen hübſchen Plan für die neuangekauften Theile meines Anweſens, ſteckte ihn aus und ließ von Taglöhnern von Gablenberg davon, was möglich war, herrichten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich dazu die ſpezielle Erlaubniß des Kronprinzen einholte, die er mir auch bereitwillig mit den Worten gab: „Es ſoll mich ſehr freuen, wenn Sie den ſchönen Platz, wo wir ſo vergnügt waren, hübſch anlegen laſſen.“ Als es im Frühjahr an's Auspflanzen gieng, bemühte ich mich, die Bäume und Geſträuche von ſolchen Gärtnereien zu beziehen, die bei den Villaanlagen nicht betheiligt waren, habe auch damals Vieles von des Grafen Neipperg's Gärtner Koch aus Schweigern erhalten, und bewahre heute noch, nach mehr als dreißig Jahren, die meiſten darauf bezüglichen Quittungen.

Weßhalb ich dieß anführe, wird in Kurzem klar werden, und will ich hier nur beifügen, daß ich in meiner Unbefangenheit, in meiner völligen Schuldloſigkeit, oder ſagen wir auch in meinem leichten Sinn, keine Ahnung davon hatte, daß mir aus dem Ankauf meines Gartens, der ja auf den Wunſch des Kronprinzen geſchehen war und aus dem, was darauf, wie ich erzählt habe, folgte, ein ſo großes Verbrechen

gemacht und daß Alles das zu einem Gewebe der niederträchtigsten Lügen benutzt wurde.

Aber es war damals noch in Stuttgart ein ganz unglaublich günstiger Boden für Verleumdungen der grassesten Art, — ganz verzeihlich gegen einen emporgekommenen Ausländer, den man allerdings damals nur mit einer Lieblingswaffe jener Zeit anzugreifen wagte, mit anonymen Briefen nämlich, die ich aber, wenn sie nicht gar zu häßliche Ausfälle gegen den Kronprinzen selbst enthielten, diesem stets zu unserer gemeinschaftlichen Belustigung mittheilte! Anfänge wie: „Ueberzeugt von Ihrer bodenlosen Schlechtigkeit," oder: „Wie lange noch, elender Hofspeichellecker," waren nicht selten und hoffte man im Verlauf zuweilen bei meiner Jugend doch noch auf Besserung, die am besten aus meiner schleunigen Entfernung zu erkennen sein werde, und unterzeichnete sich häufig: „Der gewisse wohlmeinende Freund."

Auch an ernsthaften Drohungen, natürlich stets in Schreiben ohne Unterschrift, sowohl gegen mich als auch gegen den Kronprinzen, dem man häufig die unglaublichsten Dinge vorwarf, ließ man es nicht fehlen, und war es gerade so, als werfe das kommende Jahr 1848 allerdings ohne jeden sicht- und denkbaren Zusammenhang jetzt schon einen düstern Schatten voraus; hier, in dem sonst so ruhigen Stuttgart, trat dieß besonders am 3. Mai 1847 in dem sogenannten Brodkrawall hervor, wobei das Volk das Haus des Bäckers Maier in der

Hauptſtätterſtraße, angeblich wegen Kornwuchers, zu ſtürmen begann. König Wilhelm, nur von einem Stallmeiſter begleitet, ritt ſogleich mitten unter die lärmenden Volksmaſſen; doch vermochte auch ſeine ſonſt ſo geliebte und verehrte Perſönlichkeit dießmal nichts auszurichten, das Militär mußte einſchreiten, wobei an der Ecke der Reihlen'ſchen Apotheke ein Mann erſchoſſen wurde. Sonſt verpuffte dieſe Geſchichte ohne weitere Folgen, und für Stuttgart ſpeziell gab die Verheirathung des Kronprinzen Hoffnung auf einigen Aufſchwung der darniederliegenden Gewerbe.

Sein Hausweſen mußte auf einen andern und großartigeren Fuß geſetzt werden, Dienerſchaft und Stall vermehrt und eine Repräſentation auch nach außen geſchaffen werden, für die ich in meiner Stellung und meinem Range nicht ausreichte und für welche Herr von Berlichingen nicht Takt genug hatte. Der Kronprinz wünſchte begreiflicherweiſe zu ſeinem Hofmarſchall einen der jüngeren Männer ſeines Umgangs, und fiel ſeine überaus glückliche Wahl auf den ſchon ein paarmal von mir erwähnten erſten Stallmeiſter und Kammerherrn des Königs, Baron Julius von Hügel, einen auffallend ſchönen Mann, der groß und ſtattlich, ein vortrefflicher Reiter und voll angenehmer geſellſchaftlicher Talente war. Er gebot zum Beiſpiel über einen ſo vorzüglichen deklamatoriſchen Vortrag, daß er in jener Zeit bei einem Wohlthätigkeitskonzerte, als er mit Dingelſtedt die große Scene aus „Taſſo" zwiſchen

dem Herzog und dem Dichter las, von begeiſtertem Beifall überſchüttet wurde. Liebenswürdig und behaglich im Umgange, wie er ſein konnte, verſtand es auch wieder Niemand ſo wie er, plötzlich in Miene und Wort eine ſchroffe Seite hervorzukehren, vollkommen gleichgiltig gegen irgend wen, ſobald er in ſeinem Rechte war, oder in ſeinem Rechte zu ſein glaubte. Eine bei Hof ſeltene Unabhängigkeit des Charakters, die ihn aber ſeinen Freunden um ſo werther machte, da dieſelbe durch richtigen Takt und herzliches Wohlwollen unterſtützt, für ſeine Freunde, auch gegenüber den höchſten Perſonen, rückſichtslos eintrat — ein Mann, auf deſſen Rath und Hilfe man ſicher bauen konnte, kurz Alles in Allem, wie beſonders geſchaffen zu jener Stellung, wo er neben der Leitung des kronprinzlichen Hofhaltes auch der Freund eines jungen Fürſten war, dem gerade Hügel's Lebenserfahrung, ſein gerader Sinn, ſein durchaus ehrenhafter Charakter, ja ſeine zuweilen hervortretende, ſtets ehrliche Derbheit, die ſicherſte Stütze ſein konnte, um ihn vor leidenſchaftlichen Abwegen zu bewahren.

Auch gieng es im Anfang ganz vortrefflich; Baron Hügel mit ſeinen großen Kenntniſſen und ſeinem ſoliden Geſchmack richtete die kronprinzliche Hofhaltung einfach, aber elegant ein, und beſonders war das Stalldepartement in Zuſammenſtellung der Geſpanne, in Geſchirren und Livreen Aufſehen erregend hergeſtellt.

Der Kronprinz blieb in ſeiner Parterrewohnung des

Schloſſes und das Appartement im Stocke über ihm bewohnte die Kronprinzeſſin, und hatte ich bei der Zimmereinrichtung hier Kleinigkeiten angebracht, die der Großfürſtin in Olivuzzo bei Palermo gefallen hatten, unter anderem ein hohes Spiegelglas, das ſich beim Drucke auf eine Feder als Thüre demaskirte und den Eintritt in ein anderes Zimmer geſtattete.

Für ſolche Aufmerkſamkeiten war ſie empfänglich und dankbar, wie ich mich überhaupt aus jener Zeit nur der freundlichſten Behandlung rühmen darf und ſich noch durch gar nichts auch nur im entfernteſten der Entſchluß kund gab, mich aus meiner Stellung zu entfernen. Man gieng eben vorſichtig zu Werke, und als die ganze Hofhaltung des Kronprinzen im Sommer 1847 zum Landaufenthalt nach Friedrichshafen zog, war es durchaus ſelbſtredend, daß ich gleichfalls mitgieng, und ſagte mir der Kronprinz einigemal und zwar in offener, herzlicher Weiſe, wie ſehr es ihn freue, daß mir auch die Kronprinzeſſin gut und freundlich geneigt ſei. In der That geſchah von ihr aus Alles, um mir dieſen guten Glauben zu erhalten, ſie ſprach ungezwungen, ja vertraulich mit mir, ſowohl über Geſchäftliches, als auch über ſonſtige tägliche Angelegenheiten, ich durfte ſie wie jeder Andere bei der Unterhaltung zwanglos anreden oder im Park auf Spaziergängen begleiten, ja ſie lud mich ein, mit ihr Schach zu ſpielen, und ich kann nur wiederholen, daß ſie bei all dieſen Veranlaſſungen nur liebenswürdig und gütig gegen mich geweſen iſt.

Mundes berührte. Das iſt nun eine gefährliche Probe für jeden Liebhaber; aber hier, gewaltſam getrennt durch die hindernden Schranken, durchzuckte es mich oft fieberhaft von oben bis unten. So lange jedoch das Spiel dauerte, gab der alte General auf dergleichen durchaus nicht Acht: er war überzeugt, daß wir unſer Verſprechen pünktlich halten würden."

„Ein Wort iſt heilig! ſagt Borgia," recitirte der Diplomat.

„Allerdings!" meinte der Baron. „Und ich hatte immer gehofft, der Major würde das ſeinige nicht verpfänden."

„Dann hätten wir keine Whiſtpartie gehabt," verſetzte dieſer.

„Nachdem wir vielleicht zwölf Rubber geſpielt," fuhr der Baron fort, „erklärte der General, daß er genug habe, hielt ſeine Karten feſt in der Hand und befahl den Quarantaine-Wächtern, auf ihre Poſten zu gehen. Nachdem der Raum zwiſchen den Barrièren auf ſolche Weiſe wieder klar war, die jungen Damen und wir uns etwas zurückgezogen hatten, rückte Sir Robert ſeinen Stuhl zurück und warf die Karten auf den Tiſch. Der Waffenſtillſtand war zu Ende, die Feindſeligkeiten konnten wieder beginnen. Wir brachen alle in ein homeriſches Gelächter aus; der General rieb ſich die Hände und verſicherte ironiſch, es thue ihm wahrhaftig leid, daß er nur noch wenige Spielabende habe; die Sache amuſire ihn außerordentlich.

„Mittlerweile war es ſpät geworden, wir empfahlen uns bis morgen und kehrten auf unſere Zimmer zurück.

„Der Major zündete ſich eine Cigarre an und ſchritt nachdenkend auf und ab. Er hatte einen Plan, das bemerkte ich an ihm und ließ ihn ungeſtört. Eine Viertelſtunde ſpäter ſchellte er einem Bedienten — es war Joſeph, den ihr alle kennt, ein gedienter Soldat.

„‚Was machen unſere Waffen?' fragte ihn der Major.

„‚Alles iſt in beſtem Stande, Euer Gnaden.'

Auch die Königin Pauline mit ihrer Tochter, Prinzeſſin Auguſte, kamen zum Landaufenthalte nach Friedrichshafen und ich ſtand zu Ihrer Majeſtät in dem eigenthümlichſten Verhältniß. Obwohl des Tages verſchiedene Male, zum erſten und zweiten Frühſtück, zum Diner und Souper, Abends auch häufig zu Spiel und Thee im gleichen Salon vereinigt, war ich doch eigentlich nicht für ſie da, und wenn ſie beim Cercle, dem ich mich aber, wenn es nur möglich war, entzog, mit meinem Nachbar oder Nachbarin ſprach, ſo wußte ſie mich durch irgend eine Geſprächs- oder Körperwendung zu umgehen, um gleich neben der Lücke, die durch mich dargeſtellt wurde, munter weiter zu plaudern.

Im Allgemeinen verlebten wir einen recht angenehmen Sommer in dem hübſchen Schloſſe Friedrichshafen mit ſeinem dicht am See gelegenen ſchönen Garten; früh Morgens badeten wir Herren gewöhnlich gemeinſchaftlich und Baron Hügel und ich ſetzten das bis in den September hinein, ein paar Tage bei nur acht bis zehn Grad Waſſerwärme, fort. Faſt täglich wurde irgend eine Partie zu Wagen nach den benachbarten Landorten oder mit dem Dampfboot nach dem badiſchen oder Schweizer-Ufer des See's gemacht.

Was in meinen Kräften lag, trug ich zur Unterhaltung der Geſellſchaft bei, und als einmal eine Reihe kalter Regentage eintrat, ſchlug ich eine improviſirte Komödie vor, was allgemeinen Anklang fand. Glücklicherweiſe fiel mir ſogleich

ein passender Stoff ein, den ich später in dem dramatischen Scherz „Monsieur de Blé“ weiter ausführte. Ich schrieb den ungefähren Gang der Handlung auf, auch was jede Scene enthalten und wie sie schließen sollte, und da ich es hier mit einem gewandten Personal zu thun hatte, von denen die meisten schon auf Liebhaberbühnen geglänzt, so gieng das Stückchen nach ein paar Proben recht gut zusammen. Baron Hügel spielte die Hauptrolle, den Monsieur de Blé, der ein Schwabe war und eigentlich Döbele hieß, Graf Zeppelin, der unterdessen als Kammerherr der Kronprinzessin wieder angestellt worden war, einen Kommissionär Hagenlocher, und von den Damenrollen war eine liebenswürdige Hofdame, Frau von Sturmfeder, ausgezeichnet.

Da der Kronprinz, der für diese theatralische Aufführung sogleich leidenschaftlich eingenommen war, aber einen ganzen Unterhaltungsabend daraus zu machen wünschte, so sollte noch vorher irgend ein Scherz arrangirt werden, zu welchem ich die bekannte Geschichte vorschlug: Ein Marionettenkasten wird dargestellt durch einen quer vor die Thür gespannten Teppich, die Puppen bestehen aus runden Kartoffeln, in die man ein paar Punkte und Schrammen als Gesichtszüge schneidet; diese Kartoffeln — sie müssen natürlich roh und mit der Schale versehen sein — werden unten ausgehölt, auf den Zeigfinger gesteckt, dann die Hand, sowie ein Theil des Oberarms mit einem weißen oder bunten Taschen-

tuch umwunden, und ſo wird oberhalb des Teppichs agirt, was, wenn es mit irgend welcher Geſchicklichkeit geſchieht, von äußerſt komiſcher Wirkung iſt; meiſtens wählt man eine höchſt tragiſche, ja blutige Handlung, wo ein unglückliches Liebespaar zu Grunde geht, indem Sie aus einem übergroßen Waſſerglaſe Gift trinkt, Er ein Tafelmeſſer an einer Seite der Scene aufſteckt, dann mit ſeinem Kartoffelkopf ſo lang hineinhackt, bis dieſer ſtecken bleibt, worauf er ſich dann ſelbſt das Haupt vom Rumpfe reißt.

So geſchah es auch hier bei der Probe, doch erſchien Alles das dem Hofmarſchall Baron Hügel, der gleichfalls mitwirken mußte, ſo wenig komiſch, ja förmlich albern, daß er auf's entſchiedenſte von dem Scherze abrieth, indem er überzeugt war, wir würden uns damit gründlich blamiren.

Es war aber auch keine Kleinigkeit, dergleichen vor einem ſolchen Publikum zu wagen; denn wenn wir auch gerade kein Parterre von Kaiſern und Königen vor uns hatten, ſo doch in der erſten Seſſelreihe eine regierende Königin, den Großfürſten-Thronfolger Alexander, der zum Beſuch ſeiner Schweſter gekommen war, den Kronprinzen und die Kronprinzeſſin, die Prinzeſſin Auguſte, ein paar Fürſten aus der Umgegend mit Gemahlinnen, durchlauchtigen Töchtern und dazu das ſtattliche Gefolge aller dieſer Herrſchaften, von denen ich nur noch den Fürſten Gortſchakoff, den heutigen ruſſiſchen Staatskanzler, nennen will.

Es war alſo wohl kein Wunder, daß der Held der Tragödie, wie er auftrat, mit etwas bebender Stimme ſprach; doch kaum war ſeine Geliebte erſchienen, in ein gelbſeidenes Foulard gehüllt, auf dem dunklen, pausbackigen Kartoffelgeſichte ein kokettes Hütchen, das aus einem bunten Baumblatte und einer Blüthe als Paradiesvogel beſtand, ſo erfreute unſer zagendes Herz ein ſo einſtimmiges Gelächter des Publikums, daß wir beruhigt aufathmeten, auch ſteigerte ſich die Heiterkeit von Scene zu Scene, und bei der Königin Pauline, die ich durch eine Spalte des Vorhangs ſah, ſtellten ſich von Zeit zu Zeit förmliche Anfälle von Lachkrampf ein. —

Für alle Fortſchritte des Villabauweſens intereſſirte ſich die Kronprinzeſſin ſehr, und mußte ich ihr darüber, ſo oft ich etwas Neues erfuhr, Bericht erſtatten. Da Orangerie und Gewächshäuſer fertig geworden waren, ſo mußte an Pflanzen für beide gedacht werden, weßhalb mich der Kronprinz nach Nervi bei Genua ſchickte, um die dortigen berühmten Pflanzungen junger Orangenſtämme anzuſehen und das Nöthige zu kaufen; auch ſollte ich den Gärtner Neuner mitnehmen, um mit ihm verſchiedene von der Kronprinzeſſin uns bezeichnete Anlagen in Genua, Mailand und anderwärts anzuſehen, auch wünſchte ſie Zeichnungen von einigen Interieurs genueſiſcher Paläſte, weßhalb ich einen unſerer damaligen talentvollſten Zeichner, Paul Wirth, gleichfalls mitnahm, auch um ihm, der von italieniſcher Architektur noch nichts geſehen, zum Stu-

dium derſelben zu verhelfen. Später hat er auf Angaben des Baumeiſter Leins weitaus den größten Theil der wundervollen Zeichnungen ſowohl für das Aeußere als für das farbenprächtige Innere der Villa bei Berg entworfen und letzteres auch theilweiſe mit ausgeführt. Leider war dieſes große Talent von keinem feſten Charakter unterſtützt, da ihn Wirthshausſchild und dahinter die Weinflaſche zu mächtig anzogen, und er ſo, allerdings erſt nach Jahren, nach und nach verkam und eines Morgens todt im Neckar bei Cannſtatt, wohin ihn abſichtslos ſein ſchwankender Fuß geführt, aufgefunden wurde. Schade um ihn, er war ein guter Menſch und ein großer Künſtler, und wer heute den Arabeskenreichthum auf der königlichen Villa bei Berg anſchaut, bewundert dabei das Werk ſeiner Hand und ſeines Geiſtes.

Auf dieſer Tour, die für mich übrigens kaum vierzehn Tage dauerte, traf ich in Mailand mit meinem Freunde, dem Maler Karl Müller zuſammen, der von Rom kam, um ſich nach Stuttgart zu begeben; da ich wußte, daß er dem Kronprinzen angenehm war, ſo überredete ich ihn, zuerſt mit mir nach Friedrichshafen zu gehen, auch um dort der Kronprinzeſſin vorgeſtellt zu werden; wir fuhren längs dem Lago Maggiore, ohne uns dabei gerade zu übereilen, beſuchten die borromäiſchen Inſeln, die für mich neu waren. Reizend iſt Iſola Madre, wogegen die Iſola Bella, von weitem einem Paſtetengehäuſe ähnlich, mir auch im näheren Betrachten wegen

der steifen Formen ihrer Terrassen, ja der ganzen Gartenanlage, keinen besonderen Eindruck machte. Um auch die Simplonstraße kennen zu lernen, fuhren wir über diesen unangenehmsten aller Alpenübergänge, ein Weg, der sich wie ein Faden stundenlang über die Bergabhänge herumwindet, auf der einen Seite verschiedene tausend Fuß Abgrund, auf der andern ebenso hohe steile Wände, so daß, wenn man bei einer Biegung rückwärts schauend ein Fuhrwerk folgen sieht, man erstaunt ist, daß es nicht der erste Windstoß in die Tiefe schleudert. Uns beide, meinen Freund Müller zumeist, versetzte diese Fahrt in eine gelinde Aufregung, die ich durch allerlei gute und schlechte Scherze zu mildern suchte, indem ich zum Beispiel einen vorher bestochenen Postillon oder den Kellner eines Posthauses nach seinem Namen fragte, um stets die verabredete Antwort zu erhalten: „Ich heiße Müller," was den ächten Müller stets zu einem Zornausbruche veranlaßte, bei welchem er ausrief: „Siehst du, dieser Kerl heißt auch wieder Müller! o, es ist ein Unglück, Müller zu heißen, besonders wenn man Künstler ist." Daran hatte er allerdings nicht ganz Unrecht, hat aber doch, wie ich schon früher bemerkt habe, seinen eigenen Künstlernamen Karl Müller sehr zu Ehren gebracht.

In Friedrichshafen wurde er von den Herrschaften auf's freundlichste empfangen, wohnte im Schlosse, nahm an Allem, auch an den Landpartieen Theil und erfreute dafür die Kron-

prinzeſſin mit reizenden Aquarellſkizzen von allerlei Vorfällen bei dieſen Ausflügen. Hier faßte ich auch die erſte Idee, den Tanzſaal der Villa mit zwei großen Oelbildern von ſeiner Hand zu ſchmücken, für die Müller eine Scene aus dem römiſchen Karneval und das Oktoberfeſt auf der Villa Borgheſe vorſchlug. Der Kronprinz gab dazu gern ſeine Einwilligung und Müller erhielt dadurch Gelegenheit, zwei Kunſtwerke zu ſchaffen, von denen das Oktoberfeſt durch das ſchöne Kunſtblatt von Alfons Matinet auch weiteren Kreiſen bekannt geworden iſt.

Gegen Ende Septembers kehrten die kronprinzlichen Herrſchaften mit der ganzen Hofhaltung nach Stuttgart zurück, und es war gut, daß ich mich wieder für den lebhafteren Fortgang des Villabauweſens perſönlich intereſſiren konnte; auch zeigte ſich das Herbſtwetter dem Fortgang der Arbeiten günſtig, und zu Allem hatte die Kronprinzeſſin, die an der Schöpfung ihres Gemahls warmen Antheil nahm, eine nicht unbedeutende Geldſumme zum raſcheren Betrieb beigeſteuert; doch begann ihr Sekretär, Herr von Adelung, bei dieſer Gelegenheit ſchon gegen mich zu agiren, indem er ſeine Herrin zu der Bedingung veranlaßte, dieſe Gelder unter die ſpezielle Controle des Hofmarſchalls Baron von Hügel zu ſtellen, mit welcher Bedingung ich übrigens vollkommen einverſtanden war. Ich wünſchte nichts ſehnlicher, als die ganze, immer drückender werdende finanzielle Laſt von einem Andern und Stärkern

mittragen zu lassen. Dazu aber wollte sich Baron Hügel, was ich auch begreiflich fand, nicht herbeilassen, und so sollte das Villabauwesen auch ferner speziell unter meiner Leitung und getrennt von der Hofhaltung bleiben. Doch bezeigte er mir andern Theils den Freundschaftsdienst, mich gegen Herrn von Adelung's Aeußerungen in Schutz zu nehmen.

Da der Staat dem jeweiligen Kronprinzen eine standesmäßige Wohnung herzurichten hatte, so war das kronprinzliche Palais, wie es heute zwischen dem Königsbau und dem Bazar steht, von Oberbaurath Gaab projektirt worden, wobei ihm übrigens das Maximilianspalais in der Ludwigsstraße von München vorgeschwebt haben mag, und man riß die dort stehenden Häuser, theils dem Staate, theils Privatleuten gehörend, ab; als ich eines Tages dazukam, bemerkte ich in dem Thorwege des Hauses, welches dem sogenannten Indigo-Müller gehört hatte, vier schöne steinerne Säulen im edelsten Renaissancestil, die offenbar von dem ersten Umbau des königlichen Lusthauses herrührend, hier zur Hälfte eingemauert standen. Mit dem Unternehmer des Abbruchs, für den diese vier Säulen nicht mehr als den Werth gewöhnlichen Steins hatten, wurde ich bald handelseinig, kaufte sie für vierundvierzig Gulden und ließ sie in meinen Garten hinaustransportiren, um sie später einmal zur Ausschmückung eines Landhauses zu benutzen; doch kam ich zu einem solchen, allerdings von bescheidener Art, rascher als ich mir selber gedacht; denn

da die Villa jetzt unter Dach gekommen war, so wurde das Bau- und Zeichnungsbureau in ein paar Räume des Hauptgebäudes verlegt und so die ehemalige Bauhütte entbehrlich. Was damit geschehen werde, frug der Kronprinz eines Tages, worauf Leins die Antwort gab: „Da das Holzwerk für den Bau nicht mehr verwendbar sei, wolle er es versteigern lassen, wenn sich kein Liebhaber für die Hütte als solche zeige," worauf ich bei der Werthlosigkeit des Gegenstandes lachend sagte: „Schade, daß ich sie nicht kaufen darf, es gäbe ein prachtvolles Landhaus für mich." — „So nehmen Sie sie unverkauft," erwiederte er gütig, „und soll es mich recht freuen, wenn Sie sie gebrauchen können."

So ist der wahrheitsgetreue Anfang meines später so berühmt gewordenen kleinen Landsitzes „Haidehaus", von dem so viel Unerhörtes gefabelt worden ist, wie er in meinen Besitz gekommen sei, und wie ich ihn mit kronprinzlichen Geldern gekauft und auf's prachtvollste eingerichtet habe.

Das Holz dieser Bauhütte ließ ich in meinen Garten hinauftransportiren, dort an geeigneter Stelle einen Keller graben und ausmauern und nachdem ein kleiner Steinsockel gelegt war, die Riegelwände mit dem Dachstuhl wieder aufrichten, was ein ganz stattliches Gebäude gab und mir schon während der Ausführung ein ganz unglaubliches Vergnügen machte. Stundenlang, besonders Abends, konnte ich da oben auf dem Punkt mit der herrlichen Aussicht sitzen und

Pläne machen, wie mein kleines Landhaus vergrößert und verſchönert werden konnte; ja während des Aufſchlagens der ehemaligen Bauhütte fügte ich am ſüdlichen Ende rechts und links je noch ein kleines Zimmer an, wodurch der Grundriß die Zeichnung eines T's bot und ich hüben und drüben eine Veranda erhielt, dießſeits aus einem Dache beſtehend, das auf weißen Birkenſtämmen, wie ich in Rußland geſehen, ruhte, und jenſeits gegen die Schlucht, in welcher das Dörflein Gablenberg liegt, hatte ich für den Villabau gänzlich unbrauchbare Säulenſtücke auf Steinſockel geſtellt, die ein leichtes Netzwerk von Latten trugen, über welches ſich ſpäter Jungfernreben und wilde Roſen ſchlingen ſollten, und hiezu wurden, um gar keine Zeit zu verlieren, ſchon in dieſem Herbſte Anpflanzungen gemacht.

Auch mit dem Graben meines Brunnens war ich glücklich geweſen, und wenn auch meine Bekannten darüber lachten, daß ich da oben Waſſer finden wollte, ſo ließ ich doch nicht nach, beſonders aufgemuntert durch einen benachbarten alten Weingärtner, der mir eines Tages ſagte: „So gut der Menſch auch im Kopfe Blut hat, eben ſo gut kann es auch auf der Höhe des Berges Waſſer geben.“ Und in der That fand ich vortreffliches, klares, trinkbares, allerdings erſt bei achtzig Fuß Tiefe, was den Werth meines Grundſtücks ſogleich bedeutend erhöhte, es wurden Holzteichel, ſowie ein einfaches Pumpwerk eingeſetzt, und nie vergeſſe ich die Seligkeit, mit

„‚Die Jagdflinten geputzt und eingepackt? — Und die Pulverhörner . . .?‘

„‚Haben wir bei uns aufgehängt. Sie sind noch fast ganz voll.‘

„‚Gut. — Du hast ja bei der Artillerie gedient?‘

„‚Ja wohl, Herr Major.‘

„‚Wirst du noch einen kleinen Kanonenschlag zu Stande bringen?‘

„Der ehemalige Soldat lächelte und sagte: ‚Das will ich meinen, Herr Major! Alle Arten von Feuerwerk. Wenn ich nur die Geräthschaften zur Anfertigung bekommen könnte!‘

„‚Aber zu dem Mordschlage braucht's dergleichen nicht.‘

„‚O nein, das macht man aus der Hand. Ein Bischen Pappendeckel, Bindfaden und Leim.‘

„‚Schön. Also mach heute Abend ein paar.‘

„‚Sollen sie recht krachen?‘

„‚So ziemlich. Aber es ist nur Spaß, wir wollen Jemanden erschrecken.‘

„Der Bediente wollte gehen.

„‚Apropos!‘ fuhr der Major fort; ‚wie ist's mit der Kiste, worin die ägyptische Mumie ist?‘

„‚Ja, Herr Major, der ist ein kleines Unglück widerfahren, wie ich mir schon erlaubte, Ihnen zu melden. Man hat die Kiste auf dem großen Dampfboote wahrscheinlich zu tief in den Raum hinabgelassen, da ist sie feucht geworden, und wenn man die Mumie jetzt nur anrührt, so fällte sie in Stücke aus einander.‘

„‚Hm!‘ machte der Major, ‚das ist mir unangenehm. Hole mir geschwind so ein kleines Stück.‘

„Joseph ging hinaus und kehrte bald darauf mit einem Stück Oberarm zurück. — Ihr habt alle schon dergleichen gesehen? Diese

der ich das erſte Glas kriſtallhellen Waſſers und ſo kalt, daß das Glas augenblicklich anlief, austrank, nachdem ich es ſelbſt heraufgepumpt hatte.

Daß dieſe und ähnliche Arbeiten in meinem Garten nicht verſchwiegen bleiben konnten, iſt ſelbſtredend; auch machte ich durchaus kein Hehl daraus, ja lachte dazu, wenn man mit weniger oder gar keinem Wohlwollen von meiner Villa ſprach, erinnere mich aber doch, wie tief verletzend ich es empfand, als, wie ſchon erwähnt, der alte General von Spitzemberg dem König Wilhelm ſagte: „Da legt ſich die Hackländer ein Landhaus an, was jetzt ſchon über zehntauſend Gulden koſtet“ — zehntauſend Gulden! — wo hätte ich dieſe Summe hernehmen müſſen, oder wo den Leichtſinn, ſie ſchuldig zu bleiben. Trotzdem aber konnte ich dieſe Aeußerung nicht ſo hingehen laſſen, und nahm in einer paſſenden Stunde Veranlaſſung, Seine Majeſtät darüber aufzuklären, indem ich ihm die Ankaufsakten meiner Grundſtücke mit den allerdings noch unbedeutenden Anzahlungen, ſowie die Summe meiner bisherigen Ausgaben vorlegte. Er behielt dieſe Papiere einige Tage, und als er ſie mir alsdann zurückgab, geſchah das mit einer wohlwollenden Aeußerung.

Ueberhaupt muß ich hier ſagen, daß König Wilhelm über zwanzig Jahre lang ſtets in einem freundlichen Verkehr mit mir geſtanden iſt, wenn ich mir dieſen Ausdruck erlauben darf, und daß Seine Majeſtät bis zu Ihrem Tode ſtets

gnädig und wohlwollend für mich gewesen ist; dabei war es eine Freude, ja ein wahres Glück, mit ihm reden zu können und sich von ihm belehren zu lassen, was er während der Unterhaltung oft in den kürzesten Worten, aber stets in klaren und bestimmten Gedanken that. Auch war seine Sprache stets deutlich und verständlich, wogegen seine Handschrift sehr schwer zu entziffern war. Anstatt der Vokale und der Buchstaben m und n pflegte er nur gerade Striche zu machen, für jeden Uneingeweihten sehr schwer zu lesen; doch da ich alle eigenhändigen Schriftstücke des Königs dem Kronprinzen übersetzen oder vorlesen mußte, erlangte ich nach und nach eine vollkommene Fertigkeit darin, besonders aber auch, weil die Hieroglyphen Seiner Majestät stets ganz genau dieselben blieben.

König Wilhelm war nicht groß, hatte eine offene Stirne, schöne kluge Augen und einen sehr wohlgeformten Mund und nur ein kleines Schnurrbärtchen. Viel Bartwerk, vor allen Dingen große Vollbärte konnte er nicht leiden und galten sie ihm als Attribut eines Demokraten; öfters, wenn ich damals bei ihm im Zimmer stand, konnte er an's Fenster eilen und hinausschauend sagen: „Da kommen auch wieder ein paar solcher Kerle, die statt zu arbeiten sich in den Volksversammlungen herumtreiben und mein Volk aufhetzen.“ Gekleidet war der König stets fein, selten streng nach der Mode; gerne trug er einen braunen, sogenannten Reitfrack, graue Beinkleider, einen Cylinder und feine graue Handschuhe, deren

Finger aber ſtets zu lang waren. Während er bei Militär- und Civilvorſtellungen, ſelbſtverſtändlich auch bei Paraden und dergleichen, meiſtens auch im Theater in Uniform war, ſah man ihn auf der Straße nur in Civilkleidern, und mochte er hier ſcheinbar noch ſo ſehr unter der Menge verſchwinden, wurde man doch auf ihn aufmerkſam, ja Fremde blieben ſtehen, um dem vornehmen alten Herrn nachzuſchauen.

Wenn er nicht ſprach, erſchienen ſeine Geſichtszüge ſehr ernſt, ja häufig im Theater verdrießlich, faſt düſter, während wieder beim aufmerkſamen Zuhorchen eine Kleinigkeit im Dialog, etwas Anſprechendes in der Muſik im Stande war, ſein Geſicht plötzlich heiter aufleuchten zu laſſen, ja, ihm ein kurzes, oft hörbares Lachen zu entlocken; auch markirte er häufig den Rhythmus der Muſik mit ſeiner Hand auf der Logenbrüſtung, aber mit einer unglaublichen Virtuoſität im Verfehlen des Taktes. Auch in der Unterhaltung verſtand er einen wohlangebrachten Scherz, konnte alsdann, wenn das Geſchäftliche erledigt war, ſehr heiter ſein und war ſtark in witzigen und oftmals ſehr pikanten Anſpielungen auf bekannte Perſönlichkeiten.

Häufig ließ er mich rufen, entweder durch Vermittlung des geheimen Kabinets, wo es alsdann Geſchäftliches in Betreff ſeines Sohnes zu verhandeln gab, ſo während des Villabaues, um mit mir den Zuſtand der kronprinzlichen Kaſſe zu beſprechen, für mich allerdings ein hartes Stück Arbeit, dem

ich mich aber mit größtmöglicher Wichtigkeit unterzog, indem ich sogar in meiner schönen, hellblauen, mit Silber gestickten Uniform erschien. Dann bedeutete mich Seine Majestät unter sehr ernster Miene, am andern Ende des Tisches Platz zu nehmen und begann dann seine sehr geschäftsmäßigen Fragen nach unseren momentanen Verdrießlichkeiten. Zu eigener, bedeutender Hilfe war er nicht bereit, doch erlaubte und erleichterte er sogar hie und da eine kleinere oder größere Anleihe, besonders wenn es mir gelang, ihn durch irgend eine Antwort auf seine Fragen lachen zu machen und vom eigentlichen Thema abzubringen. Dieß war durchaus nicht schwer und wenn er so in andere Regionen gerieth, vergaß er den Zweck meines Dortseins und entließ mich nach Ablauf der für mich bestimmten Zeit mit einer freundlichen Handbewegung und dieß war der geeignete Augenblick, um ihm rasch noch einmal in der betreffenden Angelegenheit eine Bitte vorzutragen, die er dann auch meistens im Abgehen genehmigte. Oft ließ er mich auch ganz privatim durch einen seiner Kammerdiener rufen, und dann hatte ich das Recht, durch ein kleines Kabinet neben seinem Schlafzimmer einzutreten und ihn dort zu erwarten. Häufig kam er dann, irgend eine Melodie vor sich hinsummend, nach Hause, während ich schon da war, sprach sogleich mit mir, wenn er es eilig hatte, oder bedeutete mir zu warten, bis er umgekleidet sei und das vom geheimen Kabinet Herübergekommene unterschrieben habe. Dieß

wurde ihm durch den Legationsrath Hummel vorgelegt, dem er raſch durch die Zimmer gehend zuweilen zurief: „Hummele, Hummele! — wo iſt Hummele?“ In dieſen Stunden ſprach er, ob ernſt oder heiter, ſtets mit einer gewinnenden Liebenswürdigkeit, oft unter Berührung der intimſten Verhältniſſe, häufig ſeinen Sohn betreffend, und zeigte alsdann eine Theilnahme und Herzensgüte, die er ein andermal wie abſichtlich hinter ſarkaſtiſchen, oft ſcharfen Bemerkungen verſtecken zu wollen ſchien.

Manchmal ertheilte er mir kleine Aufträge, meiſtens in Kunſtangelegenheiten, dieſes oder jenes Gemälde, auch wohl eine Bildhauerarbeit für ihn anzuſchauen, und bei meinen häufigen Reiſen mußte ich beſonders nach Allem fahnden, was in alten Broncen in mauriſchem Stile aufzutreiben war und ſo habe ich, hauptſächlich in Venedig, manch werthvolles Stück dieſer Art für die Wilhelma angekauft, wo Vieles davon heute noch zu ſehen iſt. Für dieſe arabiſche Ornamentik hatte der König einen feinen Geſchmack und richtigen Sinn, während ſich ſein Urtheil und ſein Kunſtgeſchmack in andern Dingen oft ganz abſonderlich zeigte. So hatte er für die ſteifen, nüchternen Möbelformen des Empire eine Liebhaberei, und die geiſtreichſte Renaiſſance ſowie das launenhafte Rococo verwarf er verächtlich unter dem gemeinſamen Begriffe Zopf; was er neben dem mauriſchen Bauſtil allenfalls noch gelten ließ, waren Formen antiker Säulenſtellungen, wie er

ſie an ſeinem Landhaus Roſenſtein und an dem ſpäteren Königsbau, dem Schloſſe gegenüber, aufführen ließ.

Was König Wilhelm in ſeiner langen, ſegensreichen Regierung vom Jahr 1816 an ſeinem Land und Volke geweſen iſt, wie er mit der umfaſſendſten Sachkenntniß, mit Ernſt und Strenge, wo es galt, ſonſt wohlwollend und milde für daſſelbe gewirkt und geſchafft, tritt heute wieder glänzender als je auch vor die Erinnerung aller Derer, die in den letzten Jahren ſeines Lebens, als der alte König, krank und müde geworden, nur noch mit Bitterkeit von der Welt, die er verachtete, ſprach und, ganz in ſich zurückgezogen, faſt zur Fabel geworden war, ſich raſch von ihm abgewandt und ſich eine ſchönere Zukunft prophezeit hatten. Die Verfaſſung, die König Wilhelm bei ſeinem Regierungsantritt ſogleich und freiwillig ſeinem Volke gab, wurde nicht wie ſo viele andere, oktroirt, ſondern durch gewählte Vertreter des Volkes gemeinſchaftlich mit den Räthen der Krone feſtgeſtellt und war für die damalige Zeit ſo freiſinnig, daß der neue Regent Württembergs, der Sohn König Friedrich's, als Demokrat verrufen wurde. Im Jahr 1814 hatte er tapfer für die Befreiung Deutſchlands mitgekämpft, hatte alsdann das gute Recht der Deutſchen auf Elſaß und Lothringen anerkannt und war dadurch ſo populär geworden, daß die ſeit den Carlsbader Beſchlüſſen verfolgte Burſchenſchaft die Hoffnung hegte, ihn einmal als deutſchen Kaiſer begrüßen zu können. Näher ſtand ihm damals

die Vergrößerung Württembergs durch das Großherzogthum Baden und es wäre damit bei seinem Muth und seiner Energie ein festeres Bollwerk gegen Frankreich geschaffen worden, was aber Talleyrand, die engherzige Politik Kaiser Alexander's, sowie auch England und vor allen Dingen Metternich zu verhindern wußten, um Deutschland nicht erstarken zu lassen. So in seiner Thatkraft und seinem edlen Streben auf Württemberg beschränkt, suchte er wenigstens hierin, von seiner trefflichen Gemahlin Katharine unterstützt, die Wunden, welche die schändliche Rheinbundspolitik und der Despotismus seines Vaters dem Lande geschlagen hatten, zu heilen und dessen Zukunft durch einen neu begründeten Rechtszustand im Verein mit der Volksvertretung zu sichern. Er schloß sich sogleich dem entstandenen Zollverein an und ließ die unvermeidliche Censur, welche mißliebige Aeußerungen in keinem Bundesstaate duldete, wenigstens in seinem Württemberg in schonender Weise üben. Seinem Ausspruche gemäß, daß er es für seine erste Regentenpflicht und stets für eine seiner wichtigsten und liebsten Aufgaben angesehen habe, die Grundlage aller Wohlfahrt, die Landwirthschaft zu fördern und zu pflegen, stiftete er, um tüchtige Land- und Forstwirthe zu bilden, die so berühmt gewordene Akademie Hohenheim und machte sie zu einer der ersten derartigen Anstalten Deutschlands, ja Europa's; seine eigenen Domänen und Meiereien waren mustergiltig nach jeder Richtung, und was er für die Pferdezucht

gethan, zeigt ſich heute noch an den vielen Spuren edlen arabiſchen Blutes, mit denen er die Landeszucht auffriſchte; doch war dieß zu einer ſpeziellen Liebhaberei des Königs geworden, bei der er anfangs die Schattenſeite überſah, eine für Zugpferde zu ſchwache und kleine Gattung zu ſchaffen; ſpäter aber ſah er es ſelbſt ein und verbeſſerte es durch Trakehnerzucht.

Was er nach jeder Richtung hin für den Volksunterricht gethan, zeigt ſich in dem Bildungsgrade des ſchwäbiſchen Volkes, wo der Prozentſatz derer, die keinen geregelten Unterricht genoſſen, ein verſchwindend kleiner iſt. Auch Kunſt und Wiſſenſchaft förderte er allſeitig und gab, was die erſtere anbelangt, gern den Rathſchlägen bewährter Männer Gehör, wenn es nicht gerade ſeine Privatanſchaffungen betraf, für die er allerdings zuweilen einen etwas decolletirten Geſchmack bewies. Doch hat er dagegen auch wieder, was Malerei anbelangt, wahrhaft Großes ſchaffen laſſen, wie zum Beiſpiel Gegenbauer's berühmte Fresken im königlichen Reſidenzſchloſſe, Scenen aus der älteren Geſchichte Württembergs. Eines dieſer Bilder ſtammt aus der Zeit, wo er im Frühjahr 1849 die Kammer der Abgeordneten ſowie auch ſeine eigenen Miniſter, die eine ſolche willkürliche Aenderung der Thronrede nicht erwartet, durch die bekannten Worte: „Einem Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht" verblüffte und ſtellt die Herzogin Henriette von Mömpelgard vor, wie dieſe tapfere

Dame hoch zu Roß den Ausfall der Hohenzollern zurückwies.

Ein paar Jahre später, nach wiederhergestelltem gutem Einvernehmen mit Preußen, besuchte König Friedrich Wilhelm IV. Stuttgart, und da es zufällig nicht anders gieng, als daß man ihn diese Zimmerreihe der Freskogemälde bewohnen ließ, so wurde das eben bemerkte Bild durch eine harmlose Draperie verdeckt, was aber den König von Preußen, der genau wußte, was dahinter steckte, zu der anscheinend unabsichtlichen Aeußerung gegen den Oberstlhofmeister von Uexküll veranlaßte: „Schade, daß man für diese Wand noch keinen passenden Gegenstand gefunden hat."

Damals wurde nach einem großen Diner auf der prachtvollen Wilhelma im Cannstatter königlichen Theater eine Festvorstellung gegeben und dazu eine kleine französische Operette „Der Deserteur" gewählt, wo in einer gewissen Scene der Chor jubelnd in die Worte ausbricht: „Es lebe der König, der König lebe hoch!" was dann durch eine Verbeugung gegen den Gast auf diesen zu deuten gewesen wäre. Doch kam der in solchen Dingen unglaublich gewandte und stets schlagfertige preußische Monarch seinem königlichen Bruder zuvor, indem er sich rasch erhob und zuerst die Verbeugung machte, was in der kleinen Prosceniumsloge, da nun auch König Wilhelm so schnell als möglich aufstand, etwas komisch aussah.

Bis jetzt glaube ich in diesen Blättern niemals erwähnt

zu haben, daß ich in meiner Jugend Klavierunterricht erhielt, konnte und kann auch nicht viel Rühmliches darüber ſagen, da ich bei mangelndem Talente und Fleiß darin nie über die Mittelmäßigkeit hinausgekommen bin; doch hatte ich bei merkwürdigem Taktgefühl ein feines Gehör für Muſik, konnte eine gehörte Melodie leicht nachſingen oder nachpfeifen, ja, erfand mir zu Liedern eigene Weiſen, von denen ich mich ſogar erinnere, ſchon als Knabe am Klavier welche aufgeſchrieben zu haben. Doch war dieſer Quell, wenn ich das ſo nennen darf, bei meinem vielbewegten Leben gänzlich verſiegt und erſt in Stuttgart, wo ich Gelegenheit hatte, vortreffliche Muſik ſowohl in Konzerten als im Theater zu hören und mit Muſikern häufig in Geſellſchaft kam, ſprudelte es in mir plötzlich wieder von allerlei luſtigen Liedern und Weiſen. Ich theilte davon einiges meinen Bekannten mit, die das ganz charmant fanden und mich aufforderten, darin fortzufahren — und wie befolgte ich dieſen Rath! — Ich ſchaffte mir ein Pianino an ſowie einen Lehrer für Contrapunkt und Harmonielehre, ſchrieb mir ſelbſt einen Operntext und fieng friſchweg an, denſelben zu componiren. Dieſer Operntext hieß „Soldatenleben" und zeigte im erſten Akte die Mannſchaft einer Batterie reitender Artillerie, die ſoeben auf einem Dorfe angekommen, dort cinquartiert und von der Bevölkerung, beſonders von dem weiblichen Theile derſelben herzlichſt begrüßt wird. Der Bürgermeiſter des Orts hatte eine hübſche Tochter,

Mumien ſind durchdrungen von harzigen Stoffen, daß ſie ſich auf dem Bruche glänzend ſchwarz zeigen, wie das ſchönſte Erdpech."

„Das muß vortrefflich brennen," meinte der Diplomat.

„Wie die beſte Fackel," entgegnete der Baron. „Und Joſeph hatte augenſcheinlich darüber auch ſchon Experimente angeſtellt, denn er lächelte verſchmitzt auf die gleiche Frage des Majors, der alsdann den Befehl gab, Kopf, Hände und Füße behutſam zu trocknen und in dünnes Papier einzuwickeln, den Reſt aber in einen Korb zu werfen, über den er befehlen werde.

„Sobald wir allein waren, konnte ich meine Verwunderung über die Anſtalten des Freundes nicht unterdrücken. ‚Gelten dieſe Anſtalten dem General?' fragte ich ihn lachend. ‚Willſt du ihn mit Pulver und Feuer angreifen?'

„‚Wir müſſen einen Schritt vorwärts thun,' entgegnete der Major. ‚Du biſt doch mit mir einverſtanden, daß wir den General nöthigen müſſen, noch ſo lange da zu bleiben, bis auch wir abreiſen? Mit Gewalt dürfen wir aber nichts unternehmen; er muß uns von ſelbſt in die Arme rennen, uns berühren und ſich ſo in den Augen der Quarantaine-Anſtalt compromittiren.'

„‚Das wird ſchwer halten,' meinte ich. ‚Und wann ſoll dieſer Coup ausgeführt werden?'

„‚Natürlich beim Whiſtſpiel.'

„‚Aber du vergiſſeſt, daß wir unſer Wort gegeben haben, während deſſelben alle Feindſeligkeiten einzuſtellen.'

„‚Bis Sir Robert die Karten niederwirft.'

„‚Und das wird er nicht eher thun, als bis ſeine beiden Schildwachen wieder auf ihrem Poſten ſind.'

„‚Wir wollen ſehen.'

„Nun ſetzte ich, wie immer, das unbedingteſte Vertrauen in

in die ſich ein junger Bombardier ſogleich verliebt, was er ihr in einem zärtlichen Duett zu verſtehen giebt, ſowie er ſie vor allen anderen Schönen hauptſächlich beim Tanze ſpäter auszeichnet. Eine Kloſterruine in der Nähe, die beſonders dem hochpoetiſchen Unteroffizier Doſe Anlaß zu Fragen giebt, veranlaßt des Bürgermeiſters Töchterlein, eine Romanze zu ſingen, in der ſie von einer geſpenſtigen Nonne erzählt, die häufig dort um Mitternacht ihr Weſen treibe, ja auch Beſchwörungen zugänglich und ſchon auf flehentliches Bitten erſchienen ſei. Genügend für Doſe, um im zweiten Akte eine Beſchwörung zu verſuchen. Doch haben die luſtigen, freiwilligen Bombardiere der Batterie das gemerkt und beſchloſſen, ihrem Vorgeſetzten als geſpenſtige Mönche zu erſcheinen; dieß geſchieht in dem vom Mond beleuchteten Kloſterhofe mit etwas Anklang an Robert den Teufel, ſie traveſtiren im Chor ſeine Beſchwörungsformeln, tanzen einen hölliſchen Reigen um ihn, kurz, machen einen ſolchen Spektakel in ſtiller Nacht, daß der Hauptmann der Batterie mit ein paar Unteroffizieren erſcheint und die ganze Geſellſchaft mit Doſe in ein noch ziemlich erhaltenes Gemach des Kloſters ſperrt. Hier finden ſie aber Gelegenheit ſich Wein zu verſchaffen, ſingen luſtige Lieder und wie es auf Mitternacht geht, beginnt der oben erwähnte junge Bombardier zum Entſetzen Doſe's die geſpenſtige Nonne zu beſchwören, ſie ſolle ihm erſcheinen und ihn hinnehmen mit Leib und Seele.

Es ſchlägt zwölf Uhr, die Mittelthür öffnet ſich — unter allgemeinem Entſetzen erſcheint dort die geſpenſtige Nonne — begreiflicherweiſe das raſch eroberte Bürgermeiſterstöchterlein, winkt den Verwegenen her zu ſich und verſchwindet mit ihm, worauf der Vorhang fällt. Im dritten Akt iſt der Morgen eben angebrochen, die entlaſſenen Arreſtanten kommen herbei, um dem Hauptmann die Schauergeſchichte zu erzählen; doch erſcheint auch der verloren Geglaubte, berichtet, das Geſpenſt ſei kein ſo unfreundliches geweſen, habe ihm nur ſein Herz geraubt und ſtellte es ſchließlich als ſeine Braut vor, die er nach glücklicher Rückkehr von dem bevorſtehenden Feldzuge heimzuführen gedenke.

Man ſieht, die Handlung war eine ſehr einfache und was die Muſik anbelangt, ſo verbietet mir die Beſcheidenheit mehr davon zu ſagen, als daß, wie mir Muſikkenner ſagen, ſchon ſchlechtere einem verehrungswürdigen Publikum vorgeführt worden ſei. Das Machwerk ſelbſt anbelangend, ſchrieb ich die Melodieen für Arien, Duette, Chöre und ſo weiter am Klaviere auf und wurden ſie alsdann von meinem Lehrer richtig geſtellt und von dieſem und einem andern Muſiker in Harmonie gebracht und inſtrumentirt. Erſterer hieß Schlooz. Er war Choriſt am Hoftheater und ein tüchtiger Muſiker, dem es nur an Energie fehlte, um ſelbſtſtändig etwas aus ſich zu machen. Für meine Arbeit hätte ich Niemand beſſer finden können, und ſo beendigten wir dieſelbe noch im Spätherbſt des Jahres 1847;

die Partitur wurde ſauber abgeſchrieben, das Libretto gedruckt und — man wird meine Kühnheit kaum für möglich halten — der Hoftheaterintendanz zur Aufführung eingereicht und, was noch ſtaunenswerther, auch von dieſer zur Aufführung aufgenommen. Doch will ich das gewiß nicht dem Werthe unſerer Arbeit zuſchreiben, vielmehr wollte ſowohl mein verehrter Freund, der Intendant Baron von Taubenheim, als auch der Hofkapellmeiſter von Lindpaintner mir, dem begünſtigten Sekretär des Kronprinzen, damit ein Vergnügen machen, kurz, die Stimmen wurden ausgeſchrieben und ſollten noch im Laufe des Winters einſtudirt werden. Doch verzögerte ſich die Aufführung, und im Anfang des Jahres 1848 ſandte mich der Kronprinz in Begleitung des Baumeiſters Leins nach Paris, um dort Paſſendes in Deckenverzierungen, Tapeten, Möbeln und Stoffen für die ſpätere Einrichtung der Villa anzuſehen, auch ſo viel als möglich in Muſtern und Modellen, die in Stuttgart nachgebildet werden könnten, zu kaufen, denn es ſollte in allen thunlichen Dingen die inländiſche Induſtrie bevorzugt werden. Da aber dieſelbe noch lange nicht auf der Höhe ihrer heutigen Entwickelung ſtand, ſo ſollten allerdings auch für Anderes, was in Stuttgart nicht beſchafft werden konnte, Beſtellungen gemacht werden — ein Recht, das man damals noch nicht gewohnt war, ſich durch den Volkswillen oder vielmehr durch den Volksübermuth ſtreitig machen zu laſſen.

In Paris — es war im Januar — herrſchte eine theils gedrückte, theils aufgeregte Stimmung, die ſelbſt Fremden wie uns Beiden, welche durchaus nicht in der Abſicht gekommen waren, uns um das politiſche Leben zu bekümmern, nicht entgehen konnte. Die Geſchäfte giengen ſchlecht, Gaſthöfe und Vergnügungsorte waren leer und nur in den Theatern zweiten und dritten Ranges gieng es, beſonders in den Zwiſchenakten, lebhaft, ja ſtürmiſch zu, man unterhielt ſich mit lauter Stimme im Parterre und auf den Gallerieen, zuweilen fielen auch Gefechte durch Umherwerfen von Orangenſchalen vor, es wurde gejohlt und gepfiffen, bis irgend eine kräftige Männerſtimme das damals berühmte Lied aus den Girondiſten, mit dem Refrain:

„Mourir pour la patrie,
c'est le sort le plus beau
le plus digne d'envie —“

begann und von Hunderten nachgebrüllt wurde. Faſt täglich ward irgendwo eines der ſogenannten Reformbankette angekündigt, wurde entweder von der Polizei geduldet oder verboten oder auseinandergeſprengt, worauf dann die Betreffenden unter Vortragung irgend einer, häufig rothen Fahne und unter Abſingung des oben erwähnten Liedes durch die Straßen zogen.

Für unſere Einkäufe und Beſtellungen war die flaue Stimmung nicht ungünſtig, da die Preiſe gedrückt waren und

es auch nicht ſchwer hielt, die mannigfaltigſten Dinge, neue Erfindungen oder bei uns noch Unbekanntes in einzelnen Stücken als Muſter zu erhalten; und ſo brachte ich eine ganze Sammlung verſchiedenartigſter Gegenſtände und in der Abſicht zuſammen, ſie durch Stuttgarter Handwerker nachbilden zu laſſen. Es waren dieß beſonders eiſerne Haus- und Gartenmöbel, Drahtgeflechte aller Art, Blumenbeeteinfaſſungen, Holzſchnitzereien, Zinkmodelle, ſowie die mannigfaltigſten Verzierungen in Steinpappe, die zu jener Zeit noch ſehr unbekannt bei uns waren. Da wir mit der Malle, der franzöſiſchen Briefpoſt, damals der ſchnellſten Beförderungsart, die außer dem Kondukteur nur drei Paſſagiere mitnahm, zurückkehren wollten, ſo hatten wir unſere Plätze, wie das nothwendig war, ſchon acht Tage vorher belegt, und mußten wir uns zur Abreiſe rüſten, trotzdem es in Paris täglich unheimlicher, aber auch täglich intereſſanter wurde; ja, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, es brodelte in der rieſigen Stadt, wie in einem kochenden Keſſel, der am Ueberlaufen iſt, und als wir am 23. Februar nach dem betreffenden Poſthofe fuhren, ſahen wir, daß ſchon da und dort Anfänge gemacht wurden das Pflaſter aufzureißen, ſo daß wir angeſichts der mit fünf ſchweren Normännerhengſten beſpannten Malle unſchlüſſig wurden, ob wir nicht unſer Fahrgeld verloren geben und dableiben ſollten, doch verſicherte uns der dritte Paſſagier, der mit uns eingeſtiegen war, ein Mitglied der Deputirtenkammer

und directeur des ponts et chaussées von Straßburg, daß die ganze Geſchichte nichts auf ſich habe, ſondern höchſtens eine kleine Emeute ſei, die Marſchall Bugeaud mit einem einzigen Bataillon niederſchlagen werde.

So fuhren wir alſo ab, hatten aber kaum Stuttgart erreicht, als der Telegraph ſchon hinter uns drein die Geſchichte der ganzen kleinen Emeute meldete, daß Marſchall Bugeaud nichts habe ausrichten können und dürfen, daß Louis Philipp mit ſeinem Regenſchirm nach England gegangen ſei und daß in Frankreich wieder einmal die Republik proklamirt worden.

Anfänglich war man dieſſeits des Rheins ſtarr und ſtumm vor Ueberraſchung und Erwartung, eine bange Stille vor dem Sturme, der ſich denn auch in nie geahnter Schnelligkeit alsbald durch drohende Windſtöße ankündigte und, allen deutſchen Ländern und Ländchen willkommen, Gelegenheit gab, dieſe neue franzöſiſche Mode ſo raſch als möglich nachzuäffen.

Auch in der ſchwäbiſchen Hauptſtadt begann man ſogleich, ſoviel als nur möglich Revolutiönchen zu ſpielen, Vereine in rother und rötherer Färbung ſchoſſen wie Pilze aus dem Boden, die geſinnungstüchtigen Blätter, vor allem der Beobachter und Eulenſpiegel, letzteres ein illuſtrirtes Blatt, das in ſeiner Frechheit ſogleich bis an die Grenzen des Möglichen gieng, munterte ſo unverblümt als möglich zur Zerbrechung des Sklavenjoches und zum Sturze der Tyrannei

auf und Viele heulten dieſe Worte nach, wahrlich ohne zu wiſſen, worin denn gerade hier bei uns Tyrannei und Sklavenjoch zu finden ſei. Es wurde eine Bürgerwehr errichtet, der ſich Niemand entziehen durfte und wobei es von komiſcher Wirkung war, ältere, oft wohlbeleibte und dadurch bequeme Herren in der heißen Sommerhitze als Schildwache zu ſehen; ſo vergeſſe ich nie den dicken Hofſchauſpieler Maurer, der gewöhnlich ſehr enge lakirte Stiefel zu tragen pflegte, wie er ſchwitzend auf den heißen Steinen vor der königlichen Bibliothek hin- und hertrippelte. Ich hatte mich bei der zu errichtenden Bürgerartillerie gemeldet, doch bedeutete mir ein guter Bekannter unter der Hand, einem reaktionären Höfling, wie mir, ſei jenes geſinnungstüchtige Corps verſchloſſen. So trat ich denn bei dem Schützenbataillon von Berg, in deſſen Nähe ich beim Bau der Villa ja täglich beſchäftigt war, ein und habe Joppe, Ranzen, Büchſe und Schlapphut ſo gut getragen wie jeder Andere. Alles zuſammen genommen begann mit dieſer Revolutionsſpielerei eine ſehr ungemüthliche Zeit. Menſchen, die man früher nicht beachtet, warfen ſich zu Volksführern auf, brüllten in den Wirthshäuſern über Dinge, die ſie gar nicht verſtanden [illegible]d je lauter ſie ſchrieen, je mehr wurden ſie angeſtaunt und auf den Schild erhoben. Ich habe verkommene Subjekte gekannt, denen Niemand einen halben Gulden geborgt hätte und die nun mit einem Male inſofern tonangebend wurden, als man ihnen feigerweiſe aus dem Wege

gieng oder ſich von ihnen überſchreien oder meiſtern ließ. Es war eben eine allgemeine Begriffsverwirrung, ein gewaltſames Aufrühren der unterſten Bodenſchichten, wobei Beſtandtheile zu Geſicht kamen, die man nur mit Grauen betrachten konnte. So erinnere ich mich jenes Abends im März 1848, wo das Bildniß des Königs von Preußen verbrannt und in den Feuerſee geſtürzt wurde; ich kam gerade aus der untern Stadt, wo aus den engen Straßen am Markt haufenweiſe bewaffnetes Geſindel auszog, und bei der Stiftskirche gieng ich hinter einigen fremden Kerls her, von denen einer, der nebſt klirrendem Schleppſäbel eine Muskete trug, laut die Worte hinausbrüllte: „So iſt es recht, das Volk muß frei werden!“ —

In dieſen wild bewegten Tagen hatten Dingelſtedt und ich die Kühnheit, ein konſervatives Blatt zu gründen und herauszugeben, „die Laterne“, das ſoviel als möglich jenem zuchtloſen Treiben der oben erwähnten und ähnlicher Blätter entgegenwirken ſollte, dieß auch gethan hat, ohne allerdings ein nennenswerthes Reſultat zu liefern. Wir hofften auf die Unterſtützung unſerer Geſinnungsgenoſſen, daß ſie ſich durch literariſche Beiträge oder zahlreiches Abonnement dafür intereſſiren ſollten; doch muß ich zur Schande jener Partei, die ſich die beſſere Klaſſe nannte, ja auch der Hof- und Adelspartei ausdrücklich erklären, daß ſie uns bei dieſem Unternehmen auf's ſchmachvollſte im Stiche ließen, indem ſie theils zu ſtumpfſinnig, theils zu feige waren, unſer Unternehmen

zu unterſtützen. Nicht nur, daß hauptſächlich Dingelſtedt und ich unſere Zeit bereitwillig opferten, daß wir auf's maßloſeſte angefeindet wurden, von Inſulten und Mißhandlungen bedroht waren, — wobei ich nur jener Nummer des Eulenſpiegels erwähnen will, wo mein langer Freund, an einem Laternenpfahl aufgeknüpft, mit der Unterſchrift erſchien:

„Dingelſtedt — Dingelhängt."

Nein, wir haben ſpäter noch für Druck, Papier und dergleichen tüchtig zu bezahlen gehabt.

Welche Maſſe von anonymen Briefen erhielt ich damals, die theils mich betrafen, theils Drohungen gegen den Kronprinzen enthielten, der auch ſo aufrichtig war, ähnliche Sendungen, die privatim an ihn gelangt waren, mir mitzutheilen, ja auch Aeußerungen ſelbſt hochgeſtellter Perſonen offen mit mir beſprach und es mich in ſeinem Benehmen nicht entgelten ließ, daß, wie wir Beide wußten, von den verſchiedenſten Seiten gegen mich gewühlt und intriguirt wurde.

Dazu kamen nun noch eines ſchönen Tages jene Pariſer Einkäufe, in große Kiſten verpackt, auf dem hieſigen Zollamte an und wie ein Lauffeuer verbreitete es ſich durch die Stadt, ich, der Ausländer, der verhaßte Preuße, habe ſämmtliches Mobiliar für die Villa in Paris beſtellt und das ſchöne Württemberger Geld gehe außer Landes, während der arme kleine Gewerbsmann darben müſſe.

Und dieſer kleine Gewerbsmann beſonders, wenn er, ſtatt zu Hauſe ſeine Geſchäfte ordentlich zu betreiben, Tags über im Wirthshaus ſaß und einen Schoppen um den andern trank, führte damals das große Wort in der Hauptſtadt Schwabens; kein Wunder alſo, daß die Mücke zum Elephanten gemacht wurde, daß es zu förmlichen Anklagen gegen mich kam, ja, daß man ſtrikte verlangte, ich ſolle zur Rechenſchaft gezogen werden.

Letzteres ließ ich mir auch recht gern gefallen, ſchlug vor, die ſämmtlichen Kiſten in einem Saal des Rathhauſes auspacken zu laſſen und die Gegenſtände dort aufzuſtellen. Herr Kommerzienrath Oſtertag und Herr Gemeinderath Geiger waren ſo freundlich dieß zu beſorgen, dann in den öffentlichen Blättern zur Beſichtigung dieſer Ausſtellung einzuladen, hinzufügend, daß die Beſichtigung den Gewerbetreibenden von großem Nutzen ſein würde, da ſie faſt nur Dinge enthalte, die in Stuttgart vortheilhaft nachgebildet werden könnten.

Letzteres iſt auch, nachdem ſich die revolutionären Sturmwogen wieder gelegt, geſchehen und haben verſchiedene induſtrielle Unternehmungen, die heute noch blühen, dadurch ihren Aufſchwung genommen. Mich nützte indeſſen jene Ausſtellung nicht viel; denn ich war und blieb der Verbrecher, der den ſauren Schweiß des armen Volkes — damals ein beliebter Ausdruck jener ſchwadronirenden Straßen- und Wirthshaushelden — im Ausland vergeudete. Hatte ich doch,

die kluge Taktik meines Freundes und ließ ihn machen, was er wollte. Hätte er mich zu etwas gebraucht, ſo würde er es mir ſchon geſagt haben. Aber der gute Major, der wohl wußte, daß ich zuweilen ſehr nervös ſein kann und nicht ſeine Kaltblütigkeit beſitze, wollte mir eine nöthige Aufregung erſparen und nahm deßhalb die ganze Sache auf ſich. So ſchrieb er den anderen Morgen einen Brief nach Malta an einen bekannten Oberoffizier der Garniſon und bat, ihm die Erlaubniß auswirken zu wollen, einem Freunde, dem engliſchen General, der mit ihm in Quarantaine ſei, zum Feſte von deſſen Geburtstag ein kleines Feuerwerk zu veranſtalten. Joſeph, ſowie mein Bedienter erhielten geheimnißvolle Befehle, und ich wurde dahin inſtruirt, am nächſten Abend unbefangen Whiſt zu ſpielen und nur bei der Hand zu ſein, um einen glücklichen Zufall, der ſich für uns aufthun würde, beſtens zu benutzen.

„Der andere Abend kam; wir gingen, wie geſtern, zum Whiſt. Zuerſt nahmen wir unſeren Thee. Sir Robert war von einer großen Heiterkeit. Auf der Treppe, wo auch dieſes Mal der graue Tuchſtreifen nicht fehlte, ſtanden ſchwer bepackte Koffer, die uns offenbar deßhalb ſo in die Augen geſtellt waren, damit wir uns ein wenig darüber ärgern ſollten.

„Unſer Thee war wie geſtern ſervirt; wir hatten einen beſonderen Tiſch und unſer eigenes Service.

„Jetzt muß ich noch erwähnen, daß der Salon, in welchem wir uns befanden, mit ſeinen Fenſtern auf eine kleine einſame Baſtion ging, auf welcher ungeheure Haufen von Stroh und Heu lagen. Auch ſtieß dieſe Baſtion nicht unmittelbar an das Haus, ſondern es war ein kleiner, aber tiefer Graben dazwiſchen. Von La Valette oder St. Elmo aus konnten dieſe Fenſter nicht geſehen werden. Dann hatte das Gemach — es war das letzte in der Reihe, die Sir Robert

ſo ſagten ſie, die wichtigſten Kiſten, in denen Möbel und Sonſtiges für das Villabauweſen befindlich war, zurückhalten laſſen, hatte ich doch Künſtler von Paris beſtellt, um die Zimmer ausmalen zu laſſen, und was des Unſinns mehr war, den ſie auf klebriger Bierbank verhandelten; kurz, auch das Villabauweſen, das doch ſchon ſo Vielen reichlichen Verdienſt gewährt hatte, wurde mit ſcheelem Blick betrachtet, und man fand, daß es beſſer geweſen wäre, das arme Volk direkt mit jenen Summen zu unterſtützen, die der Prachtbau gekoſtet habe und noch koſten würde. Dingelſtedt machte damals ein ſcherzhaftes Gedicht, in dem es vom Kronprinzen hieß:

„Er baut für ſeine Pflanzen
Dort einen Glaspalaſt,
Und nackte Kinder tanzen
Umher in Hungerhaſt."

Und von mir:

„Sie bleibt nicht aus, die Rache!
Herbei, ihr Leut', herbei;
Dort hängt er an dem Dache
Als Jud Süß Numero Zwei."

Man ſieht, der Humor war uns damals noch lange nicht ausgegangen, und wer unſer Journal, „die Laterne", heute noch durchſtöbern wollte, würde darin manches Ergötzliche finden.

So viel als möglich wurden die Arbeiten auf der Villa

fortgeſetzt, ja um den Leuten Verdienſt zu geben, hätte ich ſie gern eifriger als bisher betrieben, doch wollte bei dem Schwindel, der faſt jeden ergriffen hatte, beinahe Niemand mehr ausdauernd arbeiten und zogen es Maurer und Steinhauer, Handwerker, ſelbſt Bildhauer und andere Künſtler häufig vor, den Volksverſammlungen nachzulaufen, oder in der Kneipe das große Wort zu führen und ſich um die Verbeſſerung ſtaatlicher Einrichtungen zu bemühen.

„Doch wie ſollt' man die Knechte loben?
Kam doch das Aergerniß von oben!“

könnte ein anderer Kapuzinerprediger donnern; denn hätte man an jenem berüchtigten 18. März in Berlin ein beſſeres Beiſpiel gegeben und die braven Truppen nicht aus Berlin entfernt, nachdem ſie mit den Barrikadenhelden fertig geworden waren, hätte man dort nicht das königliche Haupt unter den Pöbel-, nicht Volkswillen gebeugt, ſo hätte man vielleicht Aehnliches in den übrigen deutſchen Landen nicht nachzuahmen verſucht.

Doch hatten auch wir, wie ſchon oben bemerkt, in kurzer Zeit eine ſtattlich ausſehende Bürgerwehr, die ſich beſſer dünkte, als jede Linientruppe, und deren anſtändige Elemente auch feſt entſchloſſen waren, Uebergriffen entgegen zu treten, was aber nicht hinderte, daß auch ſie gewiſſermaßen begeiſtert und berauſcht in den allgemeinen Jubel der Volkserhebung mit einſtimmten und das Feſt der Stuttgarter Fahnenweihe am

Bartholomäustage im Jahre des Heils 1848 auf der damals ſogenannten Seewieſe mitfeierten. Außer dem König, der ſich in Meran befand und, in Wahrheit geſagt, damals durch ſeine Abweſenheit glänzte, hatten ſich die Prinzen des Hauſes, ſowie die meiſten Damen der königlichen Familie, letztere zu Wagen, eingefunden und ritt der Kronprinz die Reihen ab und ließ dann die einzelnen Banner — nicht Bataillone! — vorbei defiliren.

Jeden Augenblick war irgend etwas anderes los, heute Wählerei, morgen Wühlerei, hier Bürgerverſammlung, dort Volksabſtimmung unter freiem Himmel, wo man fraterniſirend Arm in Arm nach Hauſe zog, der kleine Gewerbsmann mit dem reichen Bankier, der ſchlichte Weingärtner mit dem freiherrlichen Hofmann.

Was nun unter dieſen Verhältniſſen meine arme Oper anbetraf, ſo hatte man ſie allerdings einſtudirt, und wäre ſie vielleicht nach Neujahr gegeben worden, wenn ich in Stuttgart geweſen wäre; denn nach der Februarrevolution mit ihren ernſten Folgen ſchob man ſie ſtets weiter zurück, ſo daß die Aufführung erſt für den 4. Juni 1848 angeſetzt wurde. Leider gewann ich dadurch Zeit, in ſehr unüberlegter Weiſe noch einen komiſchen Bürgerwehrchor einzuſchieben, wo die betreffenden Biedermänner in Schlafmützen mit Miſtgabeln und Dreſchflegeln in ihrem Dienſteifer Erlaubniß begehren, die einquartierte Batterie bewachen zu dürfen.

Bei der Vorſtellung war ich verſteckt in der Loge des Intendanten anweſend, und zu gleicher Zeit mit mir befand ſich dort der noch ſehr jugendliche, aber doch ſchon bekannte Hans von Bülow, und daß ſich derſelbe Melodien in ſeine Brieftaſche notirte, gefiel mir ganz außerordentlich. Auch ſonſt gieng die Oper nicht ohne anſtändigen Beifall vorüber, und nur bei dem oben erwähnten Bürgerwehrchor vernahm man murrende Stimmen und gelindes Ziſchen, und war dieſe allerdings nicht ganz paſſende Anſpielung auch wohl mit Schuld daran, daß die Oper nur einmal gegeben wurde. Später kam ſie in Augsburg, aber auch ohne ſonderlichen Beifall, zur Aufführung; doch trachtete ich trotzdem noch eine Zeit lang nach muſikaliſchen Erfolgen, ſchrieb mir ein Libretto: „Der Student von Salamanka", komponirte auch ein paar Arien und Chöre; doch blieb es glücklicherweiſe dabei und ich wandte mich nutzbringenderen Arbeiten zu. Freunde und Bekannte haben viel über meine muſikaliſchen Beſtrebungen gelacht, und doch bin ich überzeugt, daß ich auch darin etwas Bedeutendes hätte leiſten können, wenn ich in der Jugend durch gründlichen Unterricht zu einem tüchtigen Muſiker gebildet worden wäre. Mit nichts zu vergleichen erſchien mir ſtets die Seligkeit eines Komponiſten, der, den Taktirſtock in der Hand, bei gedrängt vollem Hauſe, ſeine Werke — natürlich unter rauſchendem Beifall — einem kunſtſinnigen Publikum vorführen darf! —

Der König ließ mich in jenen bewegten Tagen öfters

rufen, theils um mir kleine Aufträge zu geben, auch Mittheilungen für ſeinen Sohn, den Kronprinzen, zu machen, oder um ſich über die Vorkommniſſe der ernſten Zeit zu unterhalten, das heißt: alsdann ſprach nur Seine Majeſtät und ich lauſchte aufmerkſam und ehrfurchtsvoll, lernte aber viel dabei und brachte etwas Klarheit in meine ſehr verworrenen Anſchauungen und politiſchen Begriffe. Offenherzig geſagt habe ich dafür nie Sinn und Talent gehabt, will geſtehen, daß wenigſtens bis zu jener Zeit der Lauf der Weltbegebenheiten mich ziemlich kalt und gleichgiltig ließ und ich mir förmlich Gewalt anthun mußte, um mindeſtens den Verſuch zu machen, bis auf den Grund einer der großen politiſchen Zeitfragen zu dringen; deßhalb habe ich auch nie einen politiſchen Artikel geſchrieben, auch in meinen Geſchichten Reflexionen und Spekulationen möglichſt vermieden und bin thunlichſt dem Spruch des Altmeiſters gefolgt:

„Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldener Baum."

Dieſen Baum des Lebens habe ich denn auch tüchtig geſchüttelt und mich gefreut, wenn die geſunden Früchte meinen Leſern gefielen, habe ſie dabei weder mit ſpitzfindigen Betrachtungen, noch mit langweiligen und verwirrten Philoſophien geplagt, ja habe ſogar Fremdwörter oder dunkle Ausdrücke, die mir anfänglich ſelbſt unverſtändlich waren, möglichſt vermieden, und indem ich auf dieſe Art, natürlich und unbefangen mit

meinem geneigten Leſer plauderte, hat man meine Schriften und mich ſelbſt lieb gewonnen, auch auf Tendenz habe ich nie gearbeitet, und wenn ich Geſchichten las, wo die Zeitfragen ſo recht an den Haaren herbeigezogen wurden, ſtets die Abſicht bemerkt und häufig das Buch weggeworfen. Wohl weiß ich, daß man im Gegenſatz hiezu meinen Schriften von verſchiedenen Seiten den ächten Gehalt, ja ſogar den ſittlichen Werth abgeſprochen; doch war mir ſtets und iſt mir auch heute noch ſolches Urtheil höchſt gleichgiltig; weiß ich doch, daß ſich an meinen Schriften Hunderte, Tauſende erfreut und ergötzt haben, erhielt ich doch in zahlloſen Zuſchriften herzlichſten Dank und die Verſicherung, trübe Stunden erheitert, ja zwiſchen Thränen der Trauer beglücktes Lächeln hervorgerufen, Leidende getröſtet, ſchwer Kranke erheitert zu haben. — Sei's darum, daß hochmüthige Kritiker und kunſtgeſchwollene Aeſthetiker den Verſuch gemacht haben, mich todtzuſchweigen oder verächtlich bei Seite zu ſchieben, vermag ich mich doch zu tröſten mit Schöpfungen der allweiſen Natur, die gleichfalls keine ſichtbaren tendenziöſen Früchte zeigen und doch das Menſchenherz durch ſüßen Duft erfreuen. —

Eines Tages kam ich gerade in Joppe, Schlapphut, mit Ranzen und Büchſe vom Exerzieren zurück, als mich, da ich gerade in's Schloß treten wollte, zwei athemloſe Bedienten von verſchiedenen Seiten einholten und mir den Befehl überbrachten, augenblicklich zum Könige zu kommen. — „Doch

nicht in diesem Anzuge?" — „Es ist befohlen worden, Sie augenblicklich, wo man Sie findet, zu Seiner Majestät zu bringen."

Was konnte ich anders thun, als achselzuckend folgen, legte aber im Fahnenzimmer meine Bewaffnung bis auf den Hirschfänger ab und vergesse nie des Königs hoch erstauntes Gesicht, als ich eintrat und er meiner ansichtig wurde.

„Pfui T . . . . . Hackländer, wie sehen Sie aus!" rief er mir entgegen, war aber sonst gut gelaunt, hatte auch nichts Unangenehmes mit mir zu bereden und brach deßhalb in ein herzliches Lachen aus. Was er mir für einen Befehl gab, weiß ich nicht mehr genau, jedenfalls war er nicht so dringend, als daß man mir nicht Zeit zum Umkleiden hätte lassen können; doch lief damals fast Alles, was zum Hofe gehörte, wie verscheuchte Hühner umher, und ein lautes Wort genügte, um sie ängstlich durcheinander laufen zu machen.

Ernst war die Zeit allerdings geworden; denn das Frankfurter Parlament hatte seine Thätigkeit begonnen und die Throne deutscher Fürsten fiengen unter erschütternden Stößen an zu beben. Wie tief schmerzlich der König von Württemberg die zersetzenden Wühlereien an seinen Grenzen, sowohl in Baden als hauptsächlich in Frankfurt, empfand, wo man den Bundesrath weggejagt hatte und auf die allerdings große Idee eines deutschen Kaiserthums losstrebte, braucht nicht erst gesagt zu werden, sowie, daß er mit einem Gefühl der Bitterkeit auf

ein Volk blickte, das er milde und freisinnig regiert, das er durch Dankbarkeit an ſich gefeſſelt glaubte, um nun ſchmerzlich zu erfahren, welche Anziehungskraft die rothe Fahne auch auf einen guten Theil ſeiner getreuen Schwaben ausübte, bei denen ſich republikaniſche Elemente zu regen begannen. Daß er ſich genöthigt geſehen, ſeine alten Miniſter, mit denen er lange Jahre verkehrt, zu entlaſſen und ein neues, ſogenanntes freiſinniges Miniſterium aus allerdings achtbaren Männern zuſammen zu ſtellen, hatte ihn ebenſo, wie die feindſelige Haltung der Kammer der Abgeordneten, vor Allem aber Symptome, daß er nicht mehr unbedingt und in jedem Falle auf ſeine Truppen rechnen konnte, tief erſchüttert, und als die Nationalverſammlung in Frankfurt am 28. Juni jenes Geſetz über die proviſoriſche Centralgewalt annahm, welches dem Reichsverweſer und ſeinen verantwortlichen Miniſtern die vollziehende Gewalt übertrug, die Entſcheidung über Krieg und Frieden und über Verträge mit auswärtigen Mächten, keimte ein Entſchluß in ihm, der mich auf's ſchmerzlichſte überraſchte, als er mir am 22. Juli darüber Mittheilung machte. Ich fand den König, der mich rufen ließ, in ſeinem Arbeitskabinet am Fenſter ſitzend, zuſammengeſunken in ſeinem einfachen Stuhl — einen Lehnſeſſel oder Fauteuil hatte er nicht — und träumeriſch in den Park hinausſchauend, ſo daß es wohl eine halbe Minute dauerte, bis er mich zu bemerken ſchien, worauf er mir winkte näher zu kommen und vor ihm Platz

zu nehmen. Dann nahm er von ſeinem Tiſchchen ein Papier, gab es mir und befahl es ihm vorzuleſen. Doch brachte mich das in keine geringe Verlegenheit; denn obgleich ich wohl im Stande war, ſeine eigenthümliche Handſchrift nach und nach zu entziffern, ſo doch nicht, ſie ihm prima vista vorzuleſen; doch begriff er mein Zaudern, nahm es auch nicht ungnädig, ſondern las, was ich hätte thun ſollen, mir den Entwurf ſeiner — — Abdankungsurkunde vor. „Geben Sie es meinem Sohn zum Durchſtudiren und zur Ueberlegung, und bringen Sie mir dann dieß Papier, von dem Niemand ſonſt eine Ahnung hat und haben ſoll, wieder zurück."

Unter dieſen und ähnlichen ernſten, wichtigen, häufig auch ſehr unangenehmen Geſchäften, die mich vom Könige zum Kronprinzen, von dieſem oft in die Neckarſtraße trieben, war mir mein kleiner Garten auf dem Eßlingerberg eine nicht zu beſchreibende Erholung. Wie oft arbeitete ich da oben mit Spaten und Haue pflanzte, jätete und goß, und machte Pläne für die Zukunft, dieß mein Eldorado betreffend, wenn ich am Abhange unter dem breitäſtigen uralten Nußbaum lag und träumend in das Neckarthal ſchaute, deſſen Berge mit den ſanften, ſchön geſchwungenen Linien zu jeder Tageszeit unter anderen und ſtets wechſelnden Lichteffekten glänzten. Maleriſch zogen die langgeſtreckten Wolkenſchatten über Berg und Thal; am Ufer des Neckars flog die Lokomotive mit weißer Dampffahne vorüber, gegen Oſten blickte ernſt das

Grabmal der Königin Katharina herüber, und unter mir ſah ich den Bauplatz der Villa und konnte mit einem guten Glaſe deutlich das Treiben der Arbeiter erkennen. Schöne unvergeßliche Stunden, die ich damals auf der mir ſo liebgewonnenen Höhe verbrachte, mich ergötzend an jedem Baum und Strauche, an der friſch umgegrabenen Erde, an jedem neuen Pflänzchen, das ſich zeigte, an einem Trunke klaren friſchen Waſſers, den ich ſelbſt aus dem tiefen Brunnen herauspumpte.

Von der Stadt ſah ich hier oben nicht die Spur und hätte, was das angenehme Gefühl der Einſamkeit vermehrte, glauben können, hundert Stunden von jeder menſchlichen Wohnung entfernt zu ſein. Ja, daß ich bei dieſen Zeiten, häufig von unten herauf Trommelſchlag hörte oder den Ton gequälter Signalhörner, erhöhte meine Behaglichkeit und ließ mich Stille und Schatten doppelt ſüß empfinden.

Mein Häuschen war unter Dach gebracht worden, auch vergipſt, theilweiſe tapeziert, und hatte ich begonnen, es mit höchſt einfachen Möbeln, die ich hie und da gekauft, einzurichten. Die Fenſter des einen ſechseckigen Anbaues, der zum Eßzimmer dienen ſollte, wurden mit Lithographien behängt, und von hier aus führte eine Thür unter die reizende Veranda, welche durch die beim Abbruch des Hoftheaters unbenützt gebliebenen Säulen gebildet wurde. Neben dem Eßzimmer und dem Anbau auf der anderen Seite befand ſich ein kleines Wohnzimmer, dann kam eine Miniaturküche und endlich mein

bewohnte — außer dem Eingange, zu welchem wir herein kamen, noch eine andere Thüre, die ſich zwiſchen den beiden Schranken befand und in die Nebenzimmer führte. Das ganze Gebäude, wie überhaupt alle im Fort, war mit Corridors und Treppen aus den maſſivſten Steinen gebaut, ja, ſogar die Scheidewände zwiſchen den Zimmern ebenfalls gemauert. So war das Schlachtfeld beſchaffen, auf welchem wir operiren wollten.

„Wir tranken friedlich unſeren Thee, und Sir Robert konnte es nicht unterlaſſen, in der Heiterkeit ſeines Herzens hier und da ganz leiſe vor ſich hin zu ſummſen.

„‚Es iſt wahrhaftig ſchade,‘ ſagte er, ‚daß wir ſo feindſelig getrennt hier bei einander ſitzen. Ich ſchäme mich ordentlich, daß ich Ihnen Ihren Thee ſo an einem abgeſonderten Tiſche ſerviren laſſen muß.‘

„‚So laſſen Sie die Barrière wegräumen,‘ entgegnete ich, ‚laſſen die Wächter abtreten, und wir können uns viel harm- und zwangloſer unterhalten.‘

„‚Mit Vergnügen,‘ meinte der General, ‚wenn Sie Ihr Ehrenwort, ſtatt nur für die Whiſt-Partie geltend, auf den ganzen Abend ausdehnen wollen.‘

„‚Nein, nein!‘ entgegnete lachend der Major. ‚Sie haben uns zu viel Mißtrauen bewieſen, das können wir unmöglich vergeſſen!‘

„‚Denken Sie nur,‘ fuhr der General fort, ‚was wir unſeren Wächtern für Arbeit verurſachen! Sehen Sie nur die Anſtalten, die ich habe machen laſſen müſſen! Die Leute haben mit uns doppelte Arbeit.‘

„‚O, was das betrifft,‘ verſetzte gleichgültig der Major, ‚ſo iſt unſer Scherz nur ein harmloſes Kriegsſpiel. Da haben die Leute in der Quarantaine mit ernſteren Sachen zu kämpfen.‘

Schreibkabinet, deſſen Ausſchmückung ich ſchon damals begann große Aufmerkſamkeit zu widmen.

Jener Landſchafter Braakmann, der völlig zur Dekorationsmalerei übergegangen war und in einem derartigen Pariſer Atelier gearbeitet hatte, aber durch die Revolution vertrieben wurde, befand ſich in Stuttgart ohne eigentliche Beſchäftigung; denn der König, verbittert und ergrimmt über ſeine undankbaren Stuttgarter, hatte die Auflöſung des königlichen Hoftheaters dekretirt, und wenn auch dieſe harte Maßregel, dank Taubenheim und auch des Fräuleins v. Stubenrauch raſtloſen Bemühungen, nicht vollſtändig ausgeführt wurde, ſo entließ man doch einen großen Theil des Perſonals und gab ſich den Anſchein, als ſollten die gewöhnlichen Theaterferien der Monate Juli und Auguſt vielleicht Jahrelang ausgedehnt werden. Dadurch war auch Braakmann ohne Beſchäftigung und häufig droben bei mir im Garten, wo er mir eines Tages den Vorſchlag machte eine Wand, in meinem Schreibzimmer zu übermalen. Das nahm ich dankbar an, wählte dazu eine Anſicht des mir liebgewordenen Palermo, richtete ſogleich eine Schlafſtelle für Braakmann ein und war nun, ſo oft es meine Zeit erlaubte, bei ihm, um mich an den Fortſchritten des Bildes, das, recht gelungen, heute noch dort an der Wand zu ſehen iſt, zu erfreuen, worauf wir dann meiſtens nach Gablenberg hinunterſtiegen, um dort ländlich einfach zu Mittag oder zu Nacht zu ſpeiſen. Braakmann

wurde ſpäter als Hofdekorationsmaler angeſtellt, heirathete eine Schweſter des Profeſſors Leibnitz aus Tübingen und iſt ſchon vor mehreren Jahren geſtorben — ach, wie vielen ſchwarzen Kreuzen begegnet man, wenn man, älter geworden, im Buche ſeiner Erinnerungen blättert — glücklich, wenn man letzteres noch zu thun vermag! —

Ich hatte nach und nach eine Anzahl alter Glasgemälde zuſammengekauft, womit ich den obern Theil der Fenſter meines Schreibzimmers ausſchmückte; die zu öffnenden Flügel hatten alterthümliche in Blei gefaßte Scheiben, wo ich die Zahl 1848 einſetzen ließ, nicht zum Angedenken an das Revolutionsjahr, ſondern weil ich mein Häuschen beendigt und zum erſten Male eine Zeitlang dort geſchlafen und ſtill und glücklich gelebt hatte. Waren doch die Sommermorgen hier oben auf friſcher, luftiger Höhe am ſchönſten, und wenn ich wieder in den Dunſt der Stadt, in den Lärm des Parteigetriebes hinabſteigen mußte, freute ich mich ſchon auf die Abendzeit, die mir erlaubte meine geliebte Höhe wieder zu erſteigen. Von all dem Aufregenden, was da unten die Leute durcheinander hetzte und verbitterte, merkte ich droben ſo gut wie gar nichts, und wenn auch hie und da ein frecher oder dummer Kerl vorüberkam und die Bemerkung über den Zaun rief: das Alles ſei vom ſauren Schweiße des armen Volkes hergeſtellt und müſſe zurückerſtattet werden, ſo machte ich mir doch gar nichts daraus, beſonders weil ich mit meinen

nächſten Nachbarn, den Gablenbergern, auf gutem Fuße ſtand. Dieſe braven Weingärtner, ſonſt nicht gerade als ſehr umgänglich bekannt, hatten mich lieb gewonnen, da ich gewiſſermaßen zu ihnen gehörte und ihnen, wo ich konnte, mit Rath und That an die Hand gieng.

Von meinem Brunnen mit dem herrlichſten Waſſer der ganzen Umgegend habe ich ſchon erzählt, doch war derſelbe ſehr tief und hatte ein Taglöhner ſtundenlang zu thun, um das nöthige Waſſer zum Gießen heraufzupumpen. Da machte ich die Bekanntſchaft eines Ingenieurs Namens Dollfuß, welcher bei der im Bau begriffenen Gasfabrik beſchäftigt war, und der, als er mich einmal droben beſuchte und das mühſame Waſſerpumpen mit den Händen ſah, mir als einfachſtes Mittel dagegen eine Windmühle anrieth. Schnell eingenommen von dieſer Idee ergriff ich ſie begierig, ließ mir von Dollfuß eine Zeichnung machen und mir darnach die Windmühlenflügel, genau in der Geſtalt wie die holländiſchen, von einem Zimmermann zurichten, das Pumpenwerk wurde auf die einfachſte Art daran gehängt und eines ſchönen Tages der Wind erwartet, der auch endlich ſo gefällig war, ſich einzuſtellen. Anfangs lief die Windmühle zum Entzücken, und ich war außer mir vor Freude, als ich den vollen Waſſerſtrahl ſah, der ſich in die Stande ergoß, plötzlich aber fieng es heftiger zu blaſen an, die Flügel ſauſten gewaltig, daß der Waſſerſtrahl hoch oben aus dem Teichel hinausſpritzte; dann —

wir hatten kaum Zeit auf die Seite zu ſpringen — drückte der Wind, da die Achſe zu kurz war, die Flügel gegen das Holzgerüſt, wo ſie krachend brachen und an unſeren Köpfen vorbeigeſchleudert wurden; damit war der erſte Akt dieſer Luſtbarkeit vorbei, ich aber, wie man ſpäter hören wird, durchaus noch nicht von meiner Windmühlenliebhaberei geheilt. Vorläufig wurden allerdings nur die Trümmer weggeräumt und das Handpumpenwerk wieder eingerichtet.

Das kronprinzliche Paar hatte unterdeſſen die ſchon im vorigen Sommer fertig gewordenen hübſchen Zimmer auf dem Orangeriegebäude bei der Villa inſoweit bezogen, daß ſie zuweilen dort oben über Nacht blieben und am Tage meiſtens die reine friſche Luft droben dem Dunſt und dem Lärmen der Stadt vorzogen. Hier hatte ich oft Gelegenheit, Zeichnungen und Stoffe für das künftige Ameublement der Villa vorzulegen, bei deren Wahl meiſtens die Kronprinzeſſin den Ausſchlag gab, wobei ſie mir häufig und lachend zurief: „Ich bitte mir aus, keine Parteilichkeit, ſagen Sie nur ganz ungenirt, daß Sie meiner Anſicht ſind," was allerdings aus dem Munde einer ſo ſchönen Frau gewiſſermaßen ein moraliſcher Zwang war, dem ich aber unbedingt nachgeben durfte, da ſie in dieſen Dingen durch ihren guten Blick und ihren feinen Geſchmack ſtets das Richtige traf. Auch bekümmerte ſich der Kronprinz in dieſer Zeit nicht viel mehr um die Einzelheiten des Villabauweſens, da er durch ſein Regierungs-

proviſorium ziemlich in Anſpruch genommen war und ſich den Wellen der bewegten Zeit mehr hingab, als wir erwartet hatten. Wenn ihm auch das ganze Treiben unſympathiſch ſein mußte, ſo imponirten ihm doch die neuen Miniſter mit ihren Reden und ihrem zwangloſen Benehmen, welches ſo weit gieng, daß ſie eines Tages, zum Diner auf den Roſenſtein eingeladen, in einem Omnibus, den ſie auf dem Fiakerſtand beſtiegen, dahin fuhren. Ebenſo fand er Gefallen an den kräftigen Geſtalten mancher Bürgerwehrmänner, unter denen man allerdings ſchöne, ausdrucksvolle Köpfe mit prächtigen Vollbärten ſah. Ferner wirkte auf Letzteren die oft ſehr ungenirte, an's Vertrauliche grenzende Art, mit der man ihn bei paſſenden Gelegenheiten anſprach, nicht ungünſtig, vorausgeſetzt, daß der Sprecher einer jener ſchönen wohlgeſtalteten Männer war, wogegen der Kronprinz gegen ein unſcheinbares oder gar häßliches Aeußere ſtets einen gewiſſen Widerwillen bezeigte. Nicht ungern empfieng er Deputationen oder ließ irgend ein Banner vor ſich paradiren, ſo eines Tages Schützen aus einem kleinen Orte der Umgegend. Schließlich wurde ihm der Kommandant und die Offiziere vorgeſtellt, wobei der Hofmarſchall Baron von Hügel, der in ſeiner Nähe war, ſich mit verächtlicher Miene abwandte, daß ihm der Kronprinz in etwas ſcharfem Tone ſagte: „Es iſt dieß der Kommandant und Major des Bataillons," worauf Hügel nicht minder ausdrucksvoll zur Antwort gab: „Oh ja, ich kenne ihn ganz genau, er war

ehemals königlicher Kutſcher und wurde wegen leichtſinniger Streiche entlaſſen."

Mich wunderte Rede und Gegenrede, namentlich der Ton, in welchem beides geſprochen wurde, obgleich ich ſchon verſchiedene Male zu bemerken geglaubt, daß ſich das höchſt freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen dem Kronprinzen und ſeinem Hofmarſchall zu lockern begann; ja, erſterer hatte mir bei meinen täglichen Rapporten ſchon verblümte Anſpielungen über ein beginnendes Zerwürfniß gemacht, was ich, die vollkommene Ehrenhaftigkeit Hügels, ſeinen ſtreng rechtlichen, ja bis zur Schroffheit graden und derben Charakter kennend, mit Schrecken vernahm und wobei ich der Anſicht des Kronprinzen, daß ihm Hügel nicht mit der ihm ſo nothwendigen, freundſchaftlichen Ergebenheit zugethan ſei, entgegen zu arbeiten ſtrebte. Was Hügel's Dienſt als Chef der Hofhaltung anbelangt, ſo war auch nicht die Spur eines Verſehens darin zu finden; Alles gieng ſeinen ſtreng geordneten vornehmen Weg, was auch die Kronprinzeſſin und der König, wie ich aus Aeußerungen beider entnahm, anerkannten, und doch mußte ich ſowie Alle, die es mit dem Kronprinzen gut meinten und Kenntniß von dieſen Verhältniſſen hatten, mit tiefem Schmerz ſehen, wie das Zerwürfniß aus unbekannten Urſachen immer größer wurde und wie es nur noch des gewiſſen kleinen Tropfens bedurfte, um das gefüllte Gefäß überlaufen zu machen. Dieſer Tropfen, das heißt der Grund zum voll-

ſtändigen Bruche, beſtand in einer geringfügigen Urſache, die nicht hieher gehört, in einem: Entweder — Oder! — von dem Hügel im Bewußtſein ſeines Rechts ſogleich das „Oder" annahm, worauf er, zu Hauſe angekommen, alsbald ſein Entlaſſungsgeſuch ſchrieb.

Daß ich durch Hügel's Weggang gewiſſermaßen einen Halt verloren hatte, wurde mir nur zu bald fühlbar; er war es, der mich bei Angriffen und Anklagen in Schutz nahm und der als Rechnungsbehörde beim Villabauweſen mir eine ſchwere Laſt abgenommen hatte, die nun, auf Berlichingen übergehend, eine Quelle von Unannehmlichkeiten aller Art für mich werden mußte. Auch hatte ich mich Hügel's wegen zu weit gegen den Kronprinzen vorgewagt, hatte ihn unklugerweiſe an den Grafen Zeppelin erinnert und nicht verſchwiegen, daß Hügel's Weggang in allen Kreiſen ein höchſt unangenehmes Aufſehen erregte. Genug, ich bemerkte in Bälde eine Aenderung ſeines Benehmens auch gegen mich und wenn er mich auch nach wie vor zum täglichen Rapporte kommen ließ, ſo war das, im Fall ich nichts Geſchäftliches hatte, eine bloße Formalität, die oft nur wenige Minuten dauerte.

Im Herbſt des Jahres 1848 reiſte die Kronprinzeſſin nach Rußland. Der Kronprinz, Berlichingen und ich, die wir ſpäter nach St. Petersburg folgen ſollten, begleiteten ſie bis Köln, wobei ich die Aufmerkſamkeit hatte, für ſie ein prachtvolles Bouquet aus Blumen von der Villa mitzunehmen

und ihr beim Beſteigen des Berliner Courierzuges zu überreichen, was ſie beſtens dankend annahm, worauf ſie heiter zu mir ſagte: „Förmlichen Abſchied wollen wir nicht nehmen, da ich ja auch Sie bald in Rußland wiederſehe.“ Allein damals war mein Schickſal ſchon entſchieden und meine Entlaſſung nur noch eine Frage der Zeit und des Zufalls.

So begann der dießmal unerquickliche Winter, geſellſchaftliche Vergnügungen gab es ſo gut wie gar nicht, öffentliche Luſtbarkeiten fanden auch nicht ſtatt, denn jeder ſcheute ſich, heiter zu erſcheinen, um nicht in den Verdacht zu kommen, als ſpotte man des ſogenannten darbenden Volkes, das indeſſen Verſammlungen im Freien und in Wirthshäuſern mit anerkennenswerther Ausdauer beſuchte. Obendrein fielen noch zuweilen häßliche Streiflichter von Wien und Frankfurt herüber, wo man hier Auerswald und Lichnowsky, dort Lamberg ſchmachvoll ermordet hatte, was letzteres unſerer „Laterne“ Anlaß zu einem Gedicht gab, deſſen erſter und letzter Vers hießen:

„Und noch ein Mord! Und wieder eine Woche,
Die rothgezeichnet im Kalender ſteht!
Ein Brandmal auf dem Antlitz der Epoche,
Das keine Fluth verwäſcht, kein Wind verweht!
Lamberg, Lichnowsky, Auerswald und Gagern,
Die Schatten ſtehen auf und wandern frei,
Und wenn wir einſt zum Siegsbankett uns lagern,
So ſitzen ſie, wie Banquo's Geiſt dabei!“

„Entzwei das Tischtuch zwischen uns, jenen
Nothzüchtigenden Freiern unserer Zeit,
Die mit des Pöbelwahnsinns wüsten Scenen
Des Weltgeists großes Drama frech entweiht!
Zeit ist's, für Herkules sich zu entscheiden,
Zu lange schon am Kreuzweg blieb er steh'n:
Auf! Laßt uns ehrlich wählen zwischen Beiden —
Geht linkwärts Ihr, uns lasset rechtswärts geh'n!"

So kam das Neujahr 1849 ohne Sang und Klang heran, von Wenigen freudig, von Vielen sorgenvoll begrüßt, und wenn ich auch nicht gerade zu den letzteren gehörte, so war ich doch nicht in angenehmer Erwartung der Dinge, die für mich kommen sollten und mußten.

Und ein kleiner Anlaß genügte, um die Katastrophe herbeizuführen. Berlichingen hatte provisorisch mit dem Hofmarschallamte auch die Verwaltung des Orangeriegebäudes sowie der Gärtnereien übernommen, weßhalb ein leichter Kaminbrand in dem ersteren, den ich auch früher wohl keiner Meldung werth gehalten hätte, jetzt von mir gänzlich unbeachtet blieb. Ferner war ein rekommandirtes Schreiben aus Rußland für den Kronprinzen von mir durch einen Lakaien sogleich auf die Villa gesandt worden, wo er sich gerade befand, hatte ihn aber nicht mehr angetroffen und kam erst ein paar Stunden später in seine Hände, zwei Sachen, die mir ungerechterweise zur Last gelegt wurden.

Von diesen Beschuldigungen hatte ich übrigens keine

Ahnung, als ich mich am 14. Januar, wie gewöhnlich, zu meinem Rapporte begab und auf der unteren Treppe vor den Gemächern des Kronprinzen Berlichingen begegnete, der von dort herkommend wenigstens noch so anständig war, mir im Vorbeigehen zu sagen: „Nehmen Sie sich zusammen, es sieht da drüben sehr schlimm für Sie aus."

Der Kronprinz empfieng mich in sichtbarer Verlegenheit, und statt daß er sich wie sonst, wenn ich mit ihm sprach, in eine Sophaecke setzte, gieng er erregt hin und her, rieb die Hände über einander und endlich, am Fenster stehen bleibend, drückte er mühsam die Worte heraus: „Ich habe Ursache, mit Ihnen unzufrieden zu sein." — „Ich wüßte nicht, aus welchem Grunde, Königliche Hoheit." — „Oh doch, Sie haben mir einen gefährlichen Brand auf der Villa nicht gemeldet und einen wichtigen, an mich adressirten Brief stundenlang bei sich behalten." — „Was die Villa betrifft, Königliche Hoheit, so stehen die fertigen Räumlichkeiten derselben wie die Orangerie, wo der ganz unbedeutende Kaminbrand war, unter dem Hofmarschallamt und nicht unter mir und mit dem gewissen Brief habe ich sogleich einen Lakaien an Sie abgesandt, der Eure Königliche Hoheit nicht mehr auf der Villa antraf."

„Möglich, aber auch in Ihrem Dienst sind Sie nicht mehr so korrekt wie sonst, und es hat sich Manches geändert." — „Gewiß, es hat sich Manches geändert, wie auch ich schon

„‚Wie ſo, Major? Wie meinen Sie das?‘

„‚Nun, Sie wiſſen ja ſelbſt, daß auf dem Fort Emanuel, für uns ein freiwilliges Gefängniß, alle Klaſſen der Menſchen vertreten ſind. Ich machte heute einen Spaziergang an das Meer hinunter und ging da hinten herum, dort hinter Ihren Fenſtern unterhalb der kleinen Baſtion vorbei.‘

„‚Aber ich hoffe doch, Ihr Wächter war dabei!‘ ſagte lächelnd der General.

„‚Er verließ mich nicht einen Augenblick. Er war mein Führer, er gab mir Erläuterungen. — Alſo dort hinten in der Baſtion iſt auch eine Quarantaine-Anſtalt. Aber da ſieht's natürlicher Weiſe ganz anders aus, als hier. Da befinden ſich ihrer fünfzig bis ſechszig Geſellen, wild ausſehende, verfluchte Burſche, die viel eher einer Räuberbande gleichen, als Matroſen. Sie haben ein Schiff von Aegypten gebracht mit getrockneten Häuten. Die machen ihren Wächtern zu ſchaffen! Zuerſt hat man ſie mit Gewalt in die Quarantaine bringen müſſen, und ſie waren nur zu bewegen, ihr Schiff nach dem Fort zu rudern, nachdem ſie geſehen, wie von dem engliſchen Wachtſchiffe ein paar anſtändig große Kanonen ſanft auf ſie gerichtet wurden. Und in der Baſtion dahinten ſind ſie jetzt vollkommen eingeſchloſſen; denn ein paar machten vor einigen Tagen den Verſuch, zu entweichen, was ihnen auch wahrſcheinlich gelungen wäre; denn dieſe Kerle, denen alle Mittel gelten, beabſichtigten, ſich unter dem Schutze einer Feuersbrunſt davon zu ſchleichen.‘

„‚Einer Feuersbrunſt?‘ fragten die jungen Damen erſchreckt.

„‚Sie werden dort vor den Fenſtern die Heu- und Strohmagazine bemerken,‘ fuhr der Major mit der größten Ruhe fort. ‚Die wollten ſie in Brand ſtecken und dann aus der Quarantaine entfliehen. Sie hätten vielleicht auch ein Bischen bei uns geplündert,

ſchmerzlich empfunden." — „Auch iſt man in der Stadt und im Lande mit Ihnen unzufrieden; wenigſtens muß ich viel Unangenehmes über Sie hören, was mir auch meine Stellung erſchwert, und Sie werden deßhalb ſelbſt einſehen, daß es beſſer iſt, wenn wir uns trennen."

Damit war es heraus und ich verbeugte mich ſchweigend, während er nun raſch auf mich zutrat und, mir die Hand reichend, ſagte: „Wir werden deßhalb doch Freunde bleiben und ich will für Ihre Zukunft ſorgen."

So war ich denn entlaſſen und wenn mich auch dieſer Schlag nicht unvorbereitet traf, ſo vermochte ich doch ein tiefes Weh kaum zu bekämpfen, als ich langſam die Treppen hinanſtieg, die zu meiner Wohnung im Schloſſe führten.

Dreizehntes Kapitel.

Soldatenleben im Kriege. I.

Es ergieng mir damals, wie es uns bei manchem Leid, bei manchem Unglück, das uns trifft, ergeht; ich fühlte anfänglich nicht die Tiefe und Schwere desſelben, gab mich auch vielleicht der Täuſchung hin, daß es dem Kronprinzen gar nicht möglich ſein werde, ohne meine Dienſte und ohne meine Geſellſchaft auszukommen, fand auch wohl eine Abwechslung und meine völlig wieder errungene Freiheit nicht ſo ganz unangenehm, oder es half mir auch mein leichter Sinn, das Herbe niederzukämpfen, kurz, ich befand mich ſchon nach einigen Stunden nicht mehr ſo unglücklich wie anfangs, ja ich gieng aus und machte Bekannten, denen ich begegnete, durchaus kein Hehl aus meiner Entlaſſung. Dann beſuchte ich Dingelſtedt, der meine Nachricht mit bedenklichem Kopfſchütteln aufnahm, unter dem Ausrufe: „Armer Kerl, das iſt ſehr ſchlimm!“

während ſeine gute Frau, die früher als Sängerin ſo berühmte Jenny Luzer, ihre Thränen nicht zurückhalten konnte.

Daß meine Entlaſſung in kurzer Zeit der ganzen Stadt bekannt war, wird man ebenſo begreiflich finden, als daß dem ſo raſch emporgekommenen Ausländer der Sturz aus ſchwindelnder Höhe vielſeitig gegönnt wurde. Auch im Schloſſe begegnete ich recht bald Geſichtern, die meinen Gruß kühl erwiederten oder mit einem gewiſſen Lächeln an mir vorübergiengen.

Der Kronprinz hatte ſein Wort gehalten und mir meinen Gehalt für Lebensdauer als Penſion gelaſſen; daß Berlichingen, der das vermittelt hatte, dabei zu meinen Gunſten geſprochen, bezweifle ich, da er gleich darauf eine an ſich unbedeutende Geſchichte ſehr zu meinen Ungunſten zu wenden verſuchte. Es war kurz vorher eine Kiſte Bordeaux angekommen, die ſich in der Hofhaltung nicht vorfand, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man vergeſſen hatte ſie abzuholen und ſie noch auf dem Zollamte lagerte. Ich führe dieß nur zum Beweis an, wie gern man von gewiſſen Seiten irgend etwas Greifbares gegen mich aufgefunden hätte, was mich auch ſpäter veranlaßte, Seine Majeſtät den König Wilhelm um Reviſion der kronprinzlichen Rechnungen durch die Hofkammer erſuchen zu laſſen. Dieß geſchah auch, und es gab allerdings ein paar Bogen Ausſtellungen, aber meiſtens wegen unbedeutender Kleinigkeiten, ſowie wegen Ankäufen, die ich für den Kron-

prinzen gemacht, ohne dafür einen schriftlichen Befehl beigebracht zu haben, wie zum Beispiel auf Reisen, und will ich dabei nur der Erwerbung jener vier Schimmel des Grafen Zichy in Wien erwähnen. Ueberhaupt beruhte unser ganzer geschäftlicher und sonstiger Verkehr auf einem unbedingten Vertrauen des Kronprinzen zu mir, das ich auch niemals und in keiner Weise mißbraucht habe. Oftmals unbehaglich war es für mich dabei, daß er mit Geldgeschäften, Rechnungen und dergleichen nur höchst ungern zu thun haben wollte; es war ihm das eben gleichgiltig, und wenn er je einmal eine Ausstellung machte, so betraf das vielleicht einen ganz kleinen Betrag, während er über größere Summen unbedenklich verfügte; dabei war er freigebig, gab gern und viel, und ich weiß mich keiner Gelegenheit zu erinnern, daß er mir jemals eine Bitte abgeschlagen, sei es um Unterstützung für Bedürftige, sei es zu einem Geschenk für einen seiner Bekannten, woran zu erinnern er mich beauftragt hatte und wobei er gewöhnlich mehr gab als ich verlangte. Wir hatten wöchentlich eine große Liste armer Familien oder Anstalten, die unterstützt wurden, worüber aber nie etwas in die Oeffentlichkeit kam; denn damals war es noch nicht wie heute Mode, dergleichen Geschenke in den Zeitungen angezeigt zu lesen, ganz entgegen dem Spruche, daß die Linke nicht wissen soll, was die Rechte thut.

Was das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Aus-

gaben anbetraf, ſo war daſſelbe allerdings durch den Bau der Villa verzweifelt alterirt worden und hatte ſich unſere Schuldenlaſt in bedenklicher Weiſe vermehrt; auch waren unſere Hoffnungen, von der Kronprinzeſſin große Zuſchüſſe zu dieſem Bauweſen zu erlangen, das nun gewiſſermaßen gemeinſchaftlich genannt werden konnte, weil bei der bevorſtehenden Vermählung die Ausführung ſtets koſtbarer und auch durch Wünſche von der ruſſiſchen Seite vertheuert wurde, nicht in Erfüllung gegangen und nur hie und da kleine Summen, wie ich früher ſchon erwähnte, bewilligt worden.

Das Rechnungsweſen führte mein Schreiber Lindner, natürlich unter meiner Aufſicht und Verantwortlichkeit, und hatte ſich, weil wir durch die oben erwähnten Zuſchüſſe häufig mit dem Sekretär der Kronprinzeſſin, Adelung, in Berührung kamen, das eigenthümliche Verhältniß herausgebildet, daß Lindner, der am Morgen bei mir beſchäftigt war, Nachmittags bei Adelung arbeitete. Freunde hatten mich ſchon öfter gewarnt, daß jener ſich ſo nach und nach einen vollkommenen Einblick in meine Geſchäfte verſchaffen könne; doch war ich erſtens zu ſehr von der Ehrenhaftigkeit Lindner's überzeugt und brauchte auch zweitens einen allenfallſigen Einblick ſelbſt von meinem mir nicht eben grünen Kollegen nicht zu ſcheuen — vielleicht eine etwas leichtſinnige Auffaſſung meinerſeits; doch habe ich mir nie Skrupel oder Vorwürfe darüber gemacht. Lindner, dem meine Entlaſſung ſehr zu Herzen gieng,

zeigte ſich äußerſt niedergeſchlagen, wohl auch, weil ihm ſeine Zukunft nicht geſichert erſchien, und gieng einige Tage, während ich die kronprinzlichen Rechnungs- und andere Papiere an Berlichingen übergab, wie verwirrt umher und ſetzte ſich dann mit einer Miene des Jammers an meinen leeren Schreibtiſch und mit der kleinlauten Frage, ob wir nun wieder mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beginnen ſollten. Doch hatte ich wahrlich noch keinen Sinn dafür, wußte aber ein anderes Geſchäft für ihn, nämlich das höchſt unangenehme, mir meine (eigenen) Rechnungen ordnen zu helfen. Daß ich in meinen perſönlichen Angelegenheiten ziemlich derangirt war, wußte ich wohl, hatte aber keine Ahnung von dem Abgrund, vor welchem ich ſtand. Mein in den erſten Jahren ſehr mäßiger Gehalt war auf Reiſen und zu Hauſe für laufende Ausgaben darauf gegangen, Anſchaffungen hatte ich meiſtens auf Kredit gemacht, der damals in Stuttgart Jemandem in meiner Stellung nicht nur in wahrhaft unverantwortlicher Weiſe gewährt, ſondern förmlich aufgedrungen wurde; von meinem Garten und den dazu gekommenen Grundſtücken war nur das Angeld und Zinſen bezahlt und ich nie an die Zielen gemahnt worden; kurz, nachdem Lindner, vor den ich eine ganze Schublade unbezahlter Rechnungen geſtürzt, ein paar Tage gearbeitet hatte, ſtellte es ſich heraus, daß ich, um von den dringendſten Rechnungen häufig ſogar nur Abſchlagszahlungen zu machen, über viertauſend Gulden gebraucht hätte; und wie dringlich

dieſe Rechnungen waren, ſtellte ſich baldigſt heraus, da ich, kaum daß meine Entlaſſung bekannt geworden war, mit energiſchen Mahnungen überſchwemmt wurde, meiſtens von ſolchen Leuten, die mich bisher mit Anerbietungen überhäuft hatten.

Dazu kam noch, daß von einer gewiſſen Seite her ſchon nach den erſten Tagen auf Berlichingen gewirkt wurde, um mich durch dieſen zu beſtimmen, meine Wohnung im Schloß zu verlaſſen; doch hatte auch König Wilhelm davon gehört, und ſo kam eines Tages der Oberſthofmeiſter von Seckendorf, ein höchſt ehrenwerther Charakter, der gleichmäßig vor und nach meiner Entlaſſung mich häufig nach dem Rapporte beſuchte, um bei mir ſeine Cigarre zu rauchen, in offizieller Eigenſchaft zu mir, um mir im Namen Seiner Majeſtät zu ſagen, daß ich meine Wohnung ſo lang behalten möge, als es mir beliebe, und daß der König Niemandem das Recht zuerkenne, in irgend welcher Art in ſeiner, des Königs Reſidenz, Verfügungen zu treffen. Das war außerordentlich gnädig und liebenswürdig; doch da auch mir der Aufenthalt im Schloſſe nur unangenehm ſein konnte, ſo ſuchte und fand ich zwei Zimmer im Hauſe des Buchhändlers L. Hallberger in der Königsſtraße, recht paſſend für mich, da Haus und Lage zu den eleganteſten Stuttgarts gehörte und ich doch meinen Feinden nicht das Vergnügen machen durfte, irgendwo in den dritten Stock einer Seitenſtraße zu ziehen.

Meine Bekannten und ſogenannten guten Freunde anbelangend, machte ich allerdings vereinzelt bittere Erfahrungen, doch nur bei ſehr ſchwachen Charakteren, während andere und klügere Leute bedenklich an die ſich raſch folgenden Entlaſſungen aus dem kronprinzlichen Dienſte, Graf Zeppelin, Baron Julius von Hügel, erinnerten und mich nicht verläugneten, auch da ſie ſahen, daß mich König Wilhelm mit unvermindertem Wohlwollen behandelte; ja, Seine Majeſtät ließ mich ebenſo häufig wie früher zu ſich kommen, und wenn er mir auf der Straße begegnete, blieb er oft ſtehen und plauderte mit mir.

Was nun Berlichingen anbelangt, ſo übernahm er nach meinem Fortgange ſämmtliche Geſchäfte des kronprinzlichen Hofhaltes, auch das Villabauweſen, und wußte es dahin zu bringen, daß er zum Hofmarſchall ernannt wurde, und nebenbei auch fortwährend die Adjutantendienſte ſo gut und ſchlecht wie ihm alles das möglich war, verſah; doch konnte ſich eine ſolche Perſönlichkeit, die dieſer Stellung in keiner Weiſe gewachſen wär, auf die Dauer nicht behaupten, und iſt der Schluß ſeiner Laufbahn recht charakteriſtiſch. Einige Jahre ſpäter war Großfürſt Conſtantin von Rußland zum Beſuch auf der Villa und es ſollte bei der Abreiſe ein Hofwagen zur Fahrt auf den Bahnhof für ihn beſtellt werden, wovon Berlichingen durch Adelung in Kenntniß geſetzt wurde. Jener aber, der einen direkten Befehl des Kronprinzen ambitionirte, hatte ſich weiter darum nicht bekümmert, woraus die pein-

lichen Augenblicke entſtanden, daß ſich der Abſchied — auch der König war zugegen — unangenehm in die Länge zog, weil die Equipage noch immer nicht erſcheinen wollte. Darüber, allerdings unter vier Augen, vor der Thüre vom Kronprinzen befragt, gab Berlichingen eine unpaſſende Antwort und wurde darüber zur Rede geſtellt. Er verließ ſogleich die Villa, um ſein Entlaſſungsgeſuch einzureichen, das ſelbſtverſtändlich augenblicklich angenommen wurde. Dann lebte er noch einige Jahre in Stuttgart, glücklich, wenn ſich ſein Reichthum vermehrte, und ſtarb frühzeitig, ohne, glaube ich, von einem liebenden Herzen betrauert zu werden.

Meine oben erwähnten, gänzlich zerrütteten Finanzen mußten mich faſt nothwendig in eine ganz verzweifelte Lage bringen; denn wohin ich auch in Gedanken meine Blicke richtete, ſo fand ich doch Niemand, der mir eine ausgiebige Hilfe hätte leiſten können. Mein Verleger Krabbe befand ſich damals ſelbſt in mißlichen Verhältniſſen, war, ſelbſt wenn er gewollt hätte, nicht im Stande, mir mit einigen tauſend Gulden baarem Gelde auszuhelfen, und von anderen Freunden und Bekannten wußte ich Niemand, an den ich mich mit Erfolg hätte wenden können, oder der gewagt hätte, das zu thun. Unter ſolchen Umſtänden ſaß ich einige Tage nach meiner Entlaſſung recht trübſelig beim Grafen Neipperg am Kaminfeuer und rauchte, vor mich hinträumend, eine Cigarre, als er mich plötzlich ohne jede Einleitung fragte: „Hack',

haben Sie Schulden?" und ich ihm ebenſo kurz zur Antwort gab: „Ja, und recht bedeutende!" — „Wie viel ungefähr?" — „Das kann ich nicht einmal ganz genau ſagen, brauche aber mindeſtens viertauſend Gulden, um meinen dringendſten Verpflichtungen gerecht zu werden; ich könnte mir aber," fuhr ich redſeliger fort, da ein Hoffnungsſtrahl vor mir aufblitzte, durch meine Arbeiten für Krabbe, der mich gut bezahlen wird, leicht weiterhelfen; auch beſteht ein Theil meiner Schulden aus Zielen und Zinſen für meinen erkauften Garten, der dagegen auch wieder einen gewiſſen Werth darſtellt."

„Nun, ich will Ihnen etwas ſagen," ſagte er nach einer Pauſe, „ich habe mit meiner Frau darüber geſprochen und wollen wir Ihnen ein unverzinsliches Anleihen von viertauſend Gulden machen, Sie müſſen mir aber vorher verſprechen, meinem Geſchäftsführer, dem Hofrath Ehrlenſpiel, Ihre ganze Lage ohne Rückhalt auseinander zu ſetzen; er ſoll dann Ihre Rechnungen revidiren und zahlen und ſehen, wie er Sie überhaupt wieder aus dieſen Unannehmlichkeiten herausbringt."

Wie hoch ich erfreut war, kann man ſich leicht denken, und wie warm ich dem guten Grafen Neipperg meinen Dank auszuſprechen verſuchte; doch brach er das mit kurzem Lachen raſch ab, indem er ſagte: „Wir ſchenken Ihnen ja gar nichts, Ehrlenſpiel wird ſich ſchon, was die Heimzahlungen anbelangt, mit Ihnen verſtändigen." Dieß war nun auch der Fall, und als ich dem umſichtigen Geſchäftsmanne — er war

wenn es ihnen möglich geweſen wäre. So viel muß ich bekennen, ich habe in meinem ganzen Leben keine wildere und unheimlichere Bande bei einander geſehen.‘

„‚Ich hoffe, ſie ſind vortrefflich eingeſchloſſen!‘ ſagte der General.

„‚Sie wiſſen,‘ entgegnete der Major achſelzuckend, ‚Fort Emanuel iſt eigentlich kein Gefängniß. Man thut, was man kann. Ich würde ihnen ein Piquet Soldaten beigegeben haben.‘

„‚Haben ſie Waffen?‘ fragte der blonde Neffe.

„‚Was man gefunden, nahm man ihnen ab. Was ſie aber vielleicht bei ſich verſteckt haben, weiß Niemand.‘

„‚Ich bin nur froh,‘ meinte Sir Robert, indem er ſich die Hände rieb, ‚daß meine Zeit bald vorbei iſt. Sollten Sie aber nach meiner Abreiſe zufälliger Weiſe mit jenen Kameraden ein kleines Scharmützel zu beſtehen haben, ſo bitte ich freundlich, es mich wiſſen zu laſſen.‘

„‚Dazu müſſen wir aber Ihre Adreſſe haben,‘ ſagte ich ruhig.

„‚Allerdings, mein lieber Baron,‘ entgegnete lachend der General. ‚Ich werde beim Abſchiede daran denken. Aber jetzt wollen wir unſere Whiſt-Partie aufnehmen, es wird ſonſt ſpät, und ich hätte wohl Luſt, Ihnen noch einige Points abzugewinnen.‘

„‚Das wird dieſen Abend unmöglich ſein,‘ verſetzte unerſchütterlich der Major. ‚Wir haben uns vorgenommen, Sie groß Schlemm zu machen.‘

„Damit wurden die Spieltiſche auf ihre Plätze von geſtern gerückt; die Quarantaine-Wächter nahmen auf unſerer Seite Platz, der Neffe gab die Karten, und ſowie der General ſein Spiel in die Hand nahm, ſagte er: ‚Alſo, meine Herren, auf die geſtrigen Bedingungen beginnt der Waffenſtillſtand.‘

„‚Natürlicher Weiſe,‘ verſetzte ich, ‚bis Eure Herrlichkeit die Karten niederlegen.‘“ — —

damals bei der Oberhofkaſſe angeſtellt und ein ebenſo genauer als erprobter Rechner — meine Verhältniſſe offen darlegte, fand er ſie allerdings bedenklich, aber nicht unheilbar und nahm ſich auch inſofern meiner beſtens an, als er übertriebene Forderungen, die auch hie und da vorkamen, ſowie Zinsanrechnungen reduzirte oder ſtrich und die Rechnung ſelbſt bezahlte. Dadurch wurde mein Kredit und mein Anſehen überhaupt nicht geſchädigt, ja, man nahm mich immer noch als im Wohlwollen ſelbſt des Kronprinzen ſtehend an, und die gemeine Verläumdung hütete ſich wenigſtens, gar zu offen und unverſchämt gegen mich aufzutreten. Wußte man doch ſchon insgeheim ganz genau, wie viel Tauſende von Gulden ich im Dienſte des Kronprinzen unrechtmäßig erworben und was ich mir ſonſt Alles zugeeignet hatte; geſchah es mir doch einmal, daß ich, allein in meinen Garten hinaufgehend, ziemlich dicht hinter einige junge Mädchen aus guten Ständen herankam, die bei lauter, lebhafter Unterhaltung meine Schritte überhört hatten und ſich von meinen Frevelthaten mittheilten, daß ich mir von Baumeiſter Leins auf Koſten des Kronprinzen habe ein Landhaus bauen und dazu ſchöne Säulen auf der Villa anfertigen laſſen; ſie waren im Begriff, ſich das ſelbſt anzuſchauen und erſchraken nicht wenig, als ich ihnen nun: „O Ihr Gänſe!“ zurief und mitten durch ſie ſchritt. Sie ſtoben augenblicklich nach allen Richtungen auseinander.

So war das Frühjahr 1849 herangekommen und in Deutschland schienen die hochgehenden Wogen der Revolution sich langsam wieder legen zu wollen, denn Preußen, im Einverständniß mit dem größten Theil der kleineren Staaten, erließ gegen Ende Februar eine Kollektiverklärung, welche, das Wesentliche der Reichsverfassung anerkennend, nur einzelne Abänderungen vorschlug, die theils den Zweck hatten, das Recht der Einzelstaaten stärker zu begrenzen, theils die Reichsgewalt zu verschärfen. Oesterreich hatte Anfangs März seine neue Verfassung oktroirt, was auch wohl auf den Antrag Welker's in der Nationalversammlung in Frankfurt einwirkte, die deutsche Reichsverfassung in Bausch und Bogen anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen. Selbstverständlich war es, daß die österreichische Regierung Alles thun und manches opfern mußte, um wenigstens den Kern ihrer Länder zu beruhigen und so freiere Hand zu haben für die auf's neue bevorstehenden Kämpfe in Italien.

Der alte zweiundachtzigjährige Feldmarschall Graf Radetzky stand allerdings wieder in Mailand, das er im vergangenen Sommer nach den siegreichen Gefechten und Schlachten bei Sommacampagna, Custozza, Volta, Cremona und andern wieder eingenommen hatte. Die österreichische Armee hatte sich durch diese Kämpfe in einem feindlich aufgeregten Lande mit unsterblichem Ruhme bedeckt, und man erzählte

begeistert von einzelnen Waffenthaten, wie man von den Paladinen Karls des Großen, von den Thaten der Griechen und Römer, von den Kämpfen der Kreuzfahrer gesprochen. Der Name des Feldmarschalls Radetzky war in aller Munde, und man erzählte von ihm die abenteuerlichsten Geschichten, und auch er hatte seine Paladine, die mit ihm Unglaubliches geleistet, von denen ich nur Heß und Schönhals anführen will. König Karl Albert von Sardinien hatte sich nach dem gänzlich mißglückten Feldzug von 1848 nach Alessandria zurückgezogen, wo er, wie man ganz genau wußte, rastlos bemüht war, seine Truppen zu verstärken und zu verbessern, um nach Kündigung des Waffenstillstandes auf's neue über die österreichische Armee herzufallen. Hiezu mehrten sich denn schon Ende Februar alle Anzeichen und aus jeder Nachricht von jenseits der Alpen erkannte man deutlich, daß jener Waffenstillstand nicht durch einen Frieden besiegelt werden würde. Mit dem gleichen regen Antheil wie im vergangenen Jahre schaute man auch jetzt wieder nach Mailand, wo der alte Heldenmarschall ruhig abwartend in der Villa Reale saß oder seine täglichen Promenaden durch den herrlichen Garten machte, den General Schönhals, als ob es sonst in der Welt nichts zu thun gebe, durch allerlei reizende Zuthaten verschönert hatte.

Mit welchem Enthusiasmus war im vergangenen Jahre ganz Deutschland, mit welch' hohem Interesse ganz Europa den oft fabelhaft klingenden Siegesnachrichten gefolgt, die von

jenſeits der Alpen zu uns herüberdrangen, zu einer Zeit, wo dieſſeits der Alpen Verrath und mancherlei Unſinn Triumphe feierten. Der edle Greis mit dem weißen Haar, in deſſen gefeiertem Namen die Hauptſtärke der ganzen Armee gleich einem Zauberworte lag, drang plötzlich, als man das öſterreichiſche Heer in der mißlichſten Lage glaubte, unaufhaltſam vor, ſchlug mit ſeinen braven Truppen den an Anzahl weit überlegenen Feind, nahm unbezwinglich geglaubte Städte, ſtürmte feſte Verſchanzungen auf ſchwindelnden Bergeshöhen und kam daher, ein flammender Komet auf dem ſchwarzen Nachthimmel des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, an dem alle Sterne zu verbleichen ſchienen. — Neuen Glanz verbreiteten für die, welche gläubig an ihm aufſchauten: Curtatone und Cuſtozza, Sommacampagna und Vicenza, als Zeichen einer wiederkehrenden beſſeren Zeit. So zog er durch die Porta Romana auf ſeinem Schimmel in ſeinem grauen Röcklein und dem kleinen Hut in Mailand ein und hinter ihm die ſiegende Armee, wohlgemuth und jubelnd, im Innern friſch und muthig, aber im Aeußern alle Spuren des Kampfes und der Strapazen an ſich tragend.

Es gab damals wenig Offiziere, die mehr hatten, als ſie gerade auf dem Leibe trugen. Das Schuhwerk der Soldaten war defekt, ihre Mäntel fadenſcheinig und durchlöchert. Aber Vater Radetzky, der Alles gut und weiſe eingerichtet hatte, wußte wohl, daß ſeine Soldaten zur Zeit der Winterquartiere

in den reichen, geſegneten Städten der Lombardei ſeien und Zeit finden würden, den äußeren Schein mit dem inneren Gehalte in Einklang zu bringen. Und ſo kam es auch, bald hatten die Soldaten wieder, was ſie brauchten, und ſtanden ſo zu ſagen Gewehr im Arm abwartend da, um mit ganz Europa, obgleich man anderwärts auch bei ſich im eigenen Hauſe genug zu thun hatte, aufmerkſam nach Aleſſandria zu blicken, wo König Karl Albert ſein Heer zuſammenzog und ſeine Freiſchaaren bildete.

Auch ich, obgleich ich mich, wie ſchon bemerkt, im Allgemeinen wenig um politiſche Ereigniſſe kümmerte, war doch den Siegen Radetzky's mit lebhafteſtem Intereſſe gefolgt, ja hatte, wie ſo viele Andere, eine ſchwärmeriſche Verehrung für den Helden gefaßt, den ich vor Jahren in Mailand bei einer Parade geſehen, und würde viel darum gegeben haben, wenn ſich die Gelegenheit geboten hätte, mich ihm nähern zu dürfen.

Da ſaß ich eines Abends im Hotel Marquardt, damals ſchon, wie heute noch, dem vornehmſten Gaſthof der Stadt, wo ich aus Oſtentation häufig mein Nachteſſen einzunehmen pflegte, und plauderte mit Baron Cotta über die Weltlage im Allgemeinen, ſowie über die bevorſtehenden Ereigniſſe in Italien, als dieſer mich plötzlich fragte: „Wüßten Sie mir denn Niemand, den ich bei dem dort in Ausſicht ſtehenden Feldzuge als Berichterſtatter für meine Allgemeine Zeitung auf den Kriegsſchauplatz ſenden könnte?“ und ich ihm raſch zur Ant-

wort gab: „O ja, ſchicken Sie mich, es würde mir das größte Vergnügen machen.“

„A—a—a—a Ihnen, der ein ſo vornehmer Herr geworden iſt,“ gab er lächelnd in ſeiner häufig übertriebenen verbindlichen Art zur Antwort, „würde ich mir nicht erlaubt haben es anzubieten.“ — „Ich bitte Sie — ich, ein in Ungnade gefallener Penſionär! Bieten Sie immerhin, aber recht viel, und ich bin überzeugt, daß wir einig werden.“

Das wurden wir denn auch am Morgen auf ſeinem Bureau, und wenn er mir auch außerordentlich hohe Honorarſätze für meine Arbeiten bewilligte, ſo umgieng er doch die für mich ſehr wichtige Frage eines Geldvorſchuſſes mit einer Gewandtheit, die dem beſten Diplomaten Ehre gemacht haben würde. Ich war damals auch in ähnlichen Dingen noch zu beſcheiden und fühlte mich zu ſehr geehrt, Berichterſtatter der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu ſein, um aus jenem Vorſchuß eine Kabinetsfrage zu machen. Dennoch wäre daran vielleicht Alles geſcheitert, wenn nicht König Wilhelm in außerordentlicher Güte für meine Reiſekoſten geſorgt hätte. Auch ließ er mich ſogleich rufen, ſprach mir ſeine Freude darüber aus, daß ich in's öſterreichiſche Hauptquartier gehen wolle, und beauftragte mich, ſeinen früheren Waffengefährten, den Feldmarſchall Radetzky, herzlichſt von ihm zu grüßen.

Meine Reiſevorbereitungen waren baldigſt getroffen, ich kündigte ſogleich meine monatweiſe gemiethete Wohnung,

ſchaffte, was ich an eigenem Mobiliar beſaß, in mein Gartenhaus hinauf und nahm von demſelben, ſowie von Allem, was dort zu keimen und zu ſproſſen begann, ziemlich wehmüthigen Abſchied und fuhr am 8. März Abends bei ſtarkem, anhaltendem Regen von Stuttgart über Ulm nach Lindau, wo mich beſonders durch die Schweiz und bei meinem Uebergang über den Splügen der Winter mit mächtigen Schnee- und Eismaſſen feſthalten zu wollen ſchien und dieß auch für einige Stunden that, da beim öſterreichiſchen Mauthhauſe erſt eine Schlittenbahn geſchleift werden mußte. Welch troſtloſer Aufenthalt iſt das hier, im ödeſten und traurigſten aller Felsthäler, beinahe zehn Monate ununterbrochenen Winter, meiſtens mit ſechs bis acht Fuß hohem Schnee; das Auge entdeckt, ſo weit es reicht, keinen grünen Halm und das Ohr vernimmt nur das einförmig tönende Klingeln der Maulthiere und Pferde, die in langen Reihen mit ihren Schlitten ankommen und abgehen. Als letzte große Haltſtation dagegen zum Wunderlande Italien iſt das Mauthhaus auf dem Splügen in ſeiner Oede und Traurigkeit ein intereſſanter Uebergangspunkt. Man hat die Höhe des Gebirges erreicht, der Blick ſchweift begierig vorwärts, den weißen und blauen ſeltſam geformten Spitzen der Alpen entlang, nach den herrlichen Thälern in der Tiefe. Die Gedanken, dieſe luſtigen Vorpoſten, ſchlüpfen ſchon durch Rebengelände, ja wiegen ſich mit einiger Phantaſie ſchon unter den laubduftigen Citronen- und Orangengärten,

während der schwerfällige Körper auf dem Schnee droben erst den Schlitten wieder besteigt.

Abends zehn Uhr waren wir in Chiavenna, wo uns Olivenbäume, ja schon einzelne Citronen- und Lorbeerbüsche begrüßten, fuhren um elf Uhr auf einer der schönsten Straßen der Welt längs dem im Mondscheine schimmernden Comersee, und als endlich der Tag graute, umgab mich die reiche, schöne Lombardei in ihrem ganzen Zauber, in saftigem Grün mit Blüthen und Nachtigallenschlag. Vor uns am Horizonte glänzte das erste Sonnenlicht auf die weiße Marmorkathedrale von Mailand, deren Anblick mich so lebhaft an frühere schöne Tage erinnerte, und wenige Stunden später befand ich mich in einem behaglichen Zimmer des Hotel Reichmann, wo ich mich erst durch einen sehr festen und sehr langen Schlaf von dem ununterbrochenen Eilwagenfahren, das vier Tage und vier Nächte gedauert hatte, erholen mußte, ehe ich daran denken konnte, Schritte zu thun, um im österreichischen Hauptquartier etwas für mich zu erreichen.

Dazu hatte ich nun durchaus keine Empfehlungsbriefe, hoffte aber auf die freundliche Vermittlung des Grafen Gustav Neipperg, der gleichfalls mit dem Heere wieder nach Mailand zurückgekehrt war, um hier allerdings seine Wohnung, das heißt nur die leeren Zimmer derselben, wiederzufinden. Bei Beginn der Revolution im März 1848 war er zum Feldmarschalllieutenant d'Aspre berufen worden, nahm Hut und

Säbel und verließ seine Wohnung, um vorläufig nicht mehr dahin zurückzukehren; nach dem Abzug der österreichischen Truppen wurde das Geniegebäude, in welchem sich dieselbe befand, vom Volke gestürmt und dort Alles zerstört, wobei Andenken aller Art, die Graf Gustav auf seinen großen Reisen gesammelt, Waffen, Gemälde, Kupferstiche und Manuskripte, verloren giengen.

Ich suchte den Grafen sogleich auf und fand ihn durch die Ereignisse des letzten Jahres zwar ernster geworden, doch für mich freundlich und liebenswürdig, wie immer. Er begleitete mich sogleich in's Hauptquartier des Feldmarschalls, um mich dort vorzustellen, wobei es sich ganz außerordentlich gut traf, daß Major Eberhardt, der Adjutant des Generalkommando's, in meiner Angelegenheit die bedeutendste Person, derselbe war, den ich im Jahr 1841, als er noch Oberlieutenant bei den Kaiserjägern war, kennen gelernt hatte, der sich auch heute noch freundlichst des Verfassers jener „unsterblichen Werke", wie er Soldatenleben und Wachtstubenabenteuer nannte, erinnerte, mich herzlichst aufnahm und Alles that, um meine Zwecke zu fördern.

Das Hauptquartier des Feldmarschalls Grafen Radetzky befand sich in dem kleinen Palais der Villa Reale in der Nähe des großen öffentlichen Gartens und der Porta Orientale, rings von Grün umgeben, still und heimlich in dem lärmenden Treiben der großen Stadt gelegen, jetzt aber den Mittel-

punkt eines eigenthümlich bewegten Lebens bildend. Es ſah hier wie in einem kleinen Heerlager aus; Offiziere aller Waffengattungen kamen und giengen, Ordonnanzen jagten hin und her, geſattelte Pferde ſtanden im Hofe, und auf den Treppen und Gängen hörte man nur das Klirren der ſchweren Kavalleriesäbel und den einförmigen Schritt der Schildwachen. Hoch intereſſant war für mich eine Schaar Rothmäntel, die dem Feldmarſchall vorauszureiten pflegten, und jetzt hier am Hofthore lagerten, wild ausſehende Geſellen, dieſe Sereſchaner mit ihren dunkelbraunen Geſichtern und blitzenden Augen, beinahe ganz orientaliſch gekleidet, mit rothen Jacken, blauen, bis an's Knie weiten Beinkleidern, im Gürtel die großen Piſtolen und den Yatagan, umhüllt mit einem ſcharlachfarbenen Burnus.

Major Eberhardt machte mich ſogleich mit dem Generaladjutanten des Feldmarſchalls, dem Oberſten Schlitter bekannt, der meinen Wunſch, im Fall eines Feldzugs mit dem Hauptquartier gehen zu dürfen, gleichfalls freundlich aufnahm, auch mit dem Feldmarſchall darüber zu reden verſprach, und ſo war ich beſtens inſtallirt.

„Dem Unſterblichen", wie ſie mich ſcherzhaft nannten, war auch der Zutritt in die Kanzleizimmer geſtattet, um nach Neuigkeiten zu fahnden, es wurde mir ein Platz zum Schreiben angewieſen, kurz ich war förmlich „in die Familie" aufgenommen, wie ſich der Feldmarſchall ſelbſt ſpäter auf's liebens-

In dieſem Augenblicke — der Baron war gerade im Begriff, ſeine ausgebrannte Cigarre wegzuwerfen, und Graf Ferdinand reichte ihm eine neue — rollte ein Wagen in den Hof. Der Hausherr wandte ſich lebhaft um, denn ein Bedienter trat ein und meldete, die Frau Gräfin ſei eben zurück gekommen und habe ſich in den kleinen Salon begeben. Sie hoffe die Herren ſpäter zu ſehen, laſſe aber dem Herrn Major ſagen, ſie ſei ſogleich für ihn zu ſprechen. Graf Ferdinand warf ſeinem Freunde einen fragenden Blick zu, den der Major mit der größten Ruhe aushielt, dem Bedienten ein bejahendes Zeichen machte und ſich alsdann erhob. „Ihr müßt euch nicht wundern, meine Freunde," ſprach er lachend, „daß mir das Glück einer geheimen Audienz zu Theil wird. Ich habe darum gebeten, wie ein älterer lange abweſender Bruder oder, wenn ihr wollt, wie ein ſorgſamer Vater. Denn das war ich der Gräfin Marie von jeher."

„Schon gut!" ſagte der Diplomat. „Du weißt dir immer einen Vorzug zu verſchaffen."

„Undankbarer!" lachte der Major. „Ich verlaſſe euch ja nur, damit der Baron im Stande iſt, ſeine Geſchichte, die ich ja kenne, ohne Unterbrechung zu Ende zu bringen. Bleibe du auch da, Ferdinand. Sobald ich ungefähr denke, daß die Whiſt-Partie in der Quarantaine-Anſtalt zu Ende ſein kann, führe ich die Gräfin hieher. — Seid ihr damit zufrieden?"

„Vollkommen," entgegnete der Geſandtſchafts-Secretär. Nur der Hausherr blieb etwas widerſtrebend am Kamin ſtehen.

„Kommen wir zu Ende!" fuhr der Baron fort. „Wir ſpielten alſo unſere Whiſt-Partie mit aller Ruhe und Gemüthlichkeit, der Major mit ſeiner unerſchütterlichen Kaltblütigkeit, ich — das muß ich allerdings geſtehen — leicht aufgeregt. Der alte General war in der beſten Laune, vollkommen unbeſorgt und heiter. Unter der

würdigſte ausdrückte, und verlebte ich auf dieſe Art heitere, genußreiche, glückliche Tage.

Mit welchen Gefühlen durchſchritt ich Morgens die lebhaft bewegten Straßen Mailands und den frühlingsduftenden öffentlichen Garten, um mich nach der Villa Reale zu begeben, wo in dieſer Zeit ein Theil der Weltgeſchichte deutlich fühlbar pulſirte. Und wie freundlich war ich in dieſem Kreis jüngerer und älterer, niederer und höherer Offiziere aufgenommen! Mit welchem Vertrauen wurden mir wichtige Mittheilungen gemacht, wie häufig ſagte mir Oberſt Schlitter irgend etwas Intereſſantes oder ließ mich Major Eberhardt ein vielleicht eben angekommenes Schriftſtück leſen, wobei aber dem „Unſterblichen“ ſtets bedeutet wurde, in wie weit er davon Gebrauch machen dürfe oder nicht, und habe ich wahrlich dieß Vertrauen nie mißbraucht. Auch in den Mußeſtunden war das Dienſtzimmer des Generalkommando-Adjutanten ein höchſt angenehmer Aufenthalt, wo ſich Bekannte zuſammenfanden, Offiziere aus der Stadt ſelbſt oder von Stationen draußen, die beim Hauptquartier etwas zu thun hatten; es gab hier einen heimlichen Wandſchrank, der uns manchen guten Steyrer, manchen Biſſen vortrefflicher Salami ſpendete, und meiſtens erfuhr man hier etwas Neues, war es auch nur eine pikante Anekdote oder Mittheilungen aus dem Geiſterreiche, worin ein vortrefflicher Freund und Gönner, General von Reiſchach, der tapfere Kommandeur des Regiments Prohaska, Außerordentliches leiſtete. Häufig

führte er ein Buch: „Der hölliſche Proteus“ bei ſich, in dem das Kapitel „vom ſchmatzenden Todten“ ganz beſonders anſprach, und wenn ſein leichter Wagen, der ſeiner eigenthümlichen Konſtruktion wegen die Feuerſpritze genannt wurde, draußen anfuhr, ſo verlängerten ſich häufig die Sitzungen und endigten nicht ſelten mit einem köſtlichen Haberſchnaps, den der General aus der Nachbarſchaft herzuzaubern wußte. Daß aber bei dergleichen Kurzweil in den Freiſtunden der Dienſt durchaus nicht verſäumt wurde, hat der Erfolg des Feldzugs glänzend bewieſen. Es galt hier eben noch etwas vom friedländiſchen Leben und leben laſſen, und hatte Hauptquartier und Armee überhaupt noch manches von dem ſo wohlthuenden und gemüthlichen Treiben eines Wallenſteiniſchen Lagers an ſich. Droben ſaß der gewaltige Kriegsheld, der es aber verſtand, mit ſeinen Offizieren und Soldaten wie ein Vater zu verkehren, und ein kameradſchaftliches Band verknüpfte General und Feldoberſten mit dem jüngſten Lieutenant und glich auf behagliche Art außerhalb des Dienſtes die ſtrengen Abſtufungen des Ranges aus.

Am andern Tage wurde ich dem Feldmarſchalllieutenant Heß, Chef des geſammten öſterreichiſchen Generalquartiermeiſterſtabs, ſowie dem erſten Generaladjutanten Feldmarſchalllieutenant Schönhals vorgeſtellt und von dieſen hochſtehenden Männern, deren Name ſo glänzend aus der Geſchichte dieſer italieniſchen Feldzüge hervorragt, freundlich, ja herzlich aufgenommen.

Bei Beginn des vorjährigen Feldzuges hatte Radetzky sich vom Kriegsminister „seinen Heß" zum Generalquartiermeister erbeten und bildete dieser kühne und große Stratege zugleich mit dem gewandten Schönhals als Generaladjutanten, der jene begeisternden Armeebefehle schrieb, und dem in seiner Waffe so hochbedeutenden Stwrtnik als Artilleriechef, ein leuchtendes Dreigestirn, auf's wärmste und dankbarste gewürdigt von dem Feldmarschall, der das auch in seiner Dienst- und Privatkorrespondenz offen bekannte; schrieb er doch später, kaum eine Stunde nach dem Sieg bei Novara, an die liebenswürdige Gemahlin seines General-Quartiermeisters: „Wir schlugen den Feind und wenn der Ruhm des Tages mir zugeschrieben wird, Heß hat ihn, nur ihm gebührt das ganze Verdienst."

Daß ich hierauf nicht ohne einiges Herzklopfen dem Major Eberhardt zum Feldmarschall selbst folgte, wird man wohl begreiflich finden. Er bewohnte den ersten Stock der Villa Reale, eine Reihe großer Säle und Zimmer, schön und geschmackvoll, jedoch ohne übertriebenen Luxus möblirt. Seine eigenen Sachen, seine Möbel, sein Silbergeschirr, Kristall und dergleichen hatte übrigens Graf Radetzky bei dem Rückzuge aus Mailand fast sämmtlich verloren; in einem Vorzimmer neben dem Billardsaal befanden sich zwei Sereschaner und einige Kavallerieordonnanzen; im Billardzimmer selbst Ordonnanzoffiziere, von denen täglich zwei den Dienst hatten. Major

Eberhardt legte dem Marſchall einige Papiere zur Unterſchrift vor und forderte mich dann auf einzutreten.

Der Marſchall ſtand an einem Fenſter und hatte ein Blatt der Allgemeinen Zeitung in der Hand. Seine Figur dürfte eher klein als groß genannt werden und erſchien vielleicht um ſo kleiner, da er etwas beleibt war. Sein Geſicht trug, mit Ausnahme der hellen, ſehr lieben und freundlichen Augen, Spuren ſeines hohen Alters. Dagegen waren ſeine Bewegungen, ſein Gang, ſeine Sprache, letztere aus einem tiefen, wohlklingenden Organ kommend, ganz wie die eines rüſtigen Fünfzigers.

Mit der ihm eigenen Freundlichkeit trat er mir beim Eintreten entgegen und reichte mir die Hand. „Freund Eberhardt," ſagte er, „hat mir Ihre Abſicht mitgetheilt, über uns und über den bevorſtehenden Feldzug der Allgemeinen Zeitung getreue Berichte einzuſenden, das ſoll mich recht ſehr freuen. Gelobt wollen wir nicht ſein, wo wir's nicht verdienen; aber meine braven Offiziere und Soldaten werden Ihnen ſchon Gelegenheit geben, manch Schönes und Großes zu ſehen."

Dann fügte er noch hinzu, daß die Allgemeine Zeitung manchmal über ihn und ſeine Handlungsweiſe ungetreue Berichte gebracht habe, ſetzte aber entſchuldigend hinzu: „Freilich muß man in der Nähe ſein, um die Wahrheit zu wiſſen, und damit Sie im Stande ſind, dieſelbe bei uns zu erfahren, ſo lade ich Sie mit Vergnügen ein, den Feldzug in meinem

Hauptquartier mitzumachen, Eberhardt ſoll das Nöthige für Sie beſorgen."

Dann kam er auf die deutſchen Verhältniſſe zu ſprechen und insbeſondere auf den König von Württemberg, den er als Regenten und Soldaten außerordentlich hochſchätzte. Ich habe dieſe Verehrung für den König bei allen älteren Offizieren der italieniſchen Armee gefunden, ſowie auch bei allen jüngeren, die ſich für Krieg und Weltgeſchichte lebhaft intereſſirten. Man war feſt überzeugt, daß, würde das Schickſal den König heute noch an die Spitze einer großen Armee ſtellen, er durch Energie und Tapferkeit das Ende ſeines Lebens mit den ſchönſten Lorbeeren ſchmücken würde, wie er als Kronprinz ſeine Laufbahn begonnen hatte.

„Der Herr iſt mein lieber Kriegskamerad," ſagte der Marſchall ſichtbar bewegt, als ich ihm einen freundlichen, herzlichen Gruß des Königs überbrachte und der jetzigen Wirren des Vaterlandes gedachte. „Wir waren zuſammen auf dem Schlachtfelde und das vergißt man nicht."

Der Marſchall ſprach auch über die Wühlereien unter dem Militär, fluchwürdige Wühlereien, um die Soldaten von einer und derſelben Nation ihrer Fahne und ihrem Dienſteid untreu zu machen, und wiederholte die Worte: „Untreue ſchlägt ſeinen eigenen Herrn." Ein wahres Wort, was namentlich ſpäter in Baden ſo vollkommen zur Wahrheit wurde. „Sie werden ſehen," ſagte er, „wir Soldaten ſind hier eine einzige

große Familie. Der Offizier kennt ſeine Leute, lebt mit ihnen ſo innig, als es thunlich iſt, ſorgt für ſeine Untergebenen und hat ſich ſo zu ſtellen gewußt, daß der Soldat vertrauensvoll zu ihm emporſieht. Sie werden aber auch ſehen, wie meine braven Offiziere in's Feuer gehen, immer dem Regimente voran, und das flößt dem Soldaten, in und außer dem Dienſt, Achtung ein. Verführungen durch ein paar elende Gläſer Wein können in meiner Armee nicht leicht vorkommen. Wo ſolche Verſuche gemacht würden, da ließe ich den Soldaten das doppelte Quantum geben, einen luſtigen Steyrer aufſpielen, und ich glaube, es bliebe mir keiner weg."

Das glaubte auch ich! Aber dieſer alte Herr hatte auch eine Perſönlichkeit, ſo wunderbar anziehend, wie ich ſelten etwas Aehnliches geſehen habe. Seine tiefe klangvolle Sprache, ſein treuherziger, etwas öſterreichiſcher Dialekt, dazu das Gute und Liebe in ſeinen Mienen, Alles dieß mußte ihm, in Verbindung mit dem Gedanken an die herrlichen und großen Thaten, die er vollbracht, jedes Herz gewinnen. Ich verließ den Marſchall mit dem Bewußtſein, einen der intereſſanteſten und ſchönſten Augenblicke erlebt zu haben. Die Sereſchaner draußen ſahen mich freundlich an und hielten mich wahrſcheinlich für etwas ganz Beſonderes, weil ihr Vater ſo lange mit mir geſprochen.

So war ich denn als Berichterſtatter für die Augsburger Allgemeine Zeitung im Hauptquartiere an- und aufgenommen

und hatte es wieder einmal ſo vortrefflich getroffen, daß am Tage nach meiner Ankunft in Mailand — es war am 12. März gegen zwei Uhr Mittags — ein piemonteſiſcher Major bei dem Feldmarſchall eintraf und eine Depeſche des Königs Karl Albert von Sardinien übergab, in welcher der Waffenſtillſtand gekündigt wurde. Man kann ſich keinen Begriff von der Freude machen, mit welcher der Feldmarſchall dieſe Botſchaft in Empfang nahm und ſie ſeinen Offizieren mittheilte. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich die Nachricht durch das ganze Haus bis zu den Soldaten, die ſich in ihrem Jubel geberdeten, als zögen ſie ſchon durch die Thore Turins ein. Auf den Straßen traten die Offiziere in Gruppen zuſammen oder riefen, mit der wichtigen Nachricht zu ihren Freunden und Bekannten eilend, einander zu: „Weißt du's ſchon! — Gott ſei Dank! — Er hat gekündigt.“ — Es war ein Enthuſiasmus, eine Freude wegen des bevorſtehenden Feldzugs, di nicht zu ſchildern iſt, und der Jubel wurde immer ſtärker, je mehr ſich der Inhalt der Depeſche verbreitete.

Bei dieſer allgemeinen freudigen Aufregung, die ſich durch mehrere Tage äußerte, wo nur ein Kamerad den andern traf, ja in Zwiſchenakten der Theatervorſtellungen durch rauſchende Vivats und Eljens auf den Feldmarſchall, wurde auch ich nicht vergeſſen, ſondern dem Chef der Stabsdragonerſchwadron, dem Major Grafen Forgatſch, zugewieſen, der mich durch einen kräftigen Fuchs beritten machte und mir

einen Stabsdragoner, Namens Weiler, mit dem ich in jeder Hinsicht außerordentlich zufrieden war, zur Ordonnanz gab. Da es eine mißliche Sache ist, einem Hauptquartier in „Civil“ zu folgen, so ließ ich mir einen Offizierspaletot von grauem Tuche machen, den der Schneider zufälligerweise mit dunkelblau besetzte, wodurch ich dem tapfern Regimente Giulay angehörte; hierzu nahm ich die kleine, zierliche Feldmütze der Offiziere, schwarz mit Gold, und ein verehrter Freund, Major Graf Ingelheim von Radetzky-Husaren, machte mir einen tüchtigen Säbel zum Geschenk; auch trug ich einen dunkelblauen, uniformartigen Rock mit dem rothen Band des russischen Sankt-Anna-Ordens, was letzteres ich hier nur erwähne, um eines komischen Vorfalles zu gedenken, wo ich, als wir einige Tage später in einem Meierhofe mehrere Stunden rasteten, von der zahlreich herbeieilenden hübschen weiblichen Bevölkerung so auf's ängstlichste gemieden wurde, daß, wo ich mich hinwandte, die Weiber und Mädchen mit einem lauten Aufschrei auseinanderstoben. Einer der jungen Ordonnanzoffiziere hatte ihnen nämlich gesagt, ich sei der Generalprofos der Armee und das blutrothe Band auf meiner Brust bezeichne mein schreckliches Amt.

Die nothwendigste Wäsche und ein paar unentbehrliche Kleidungsstücke wurden in den Mantelsack gepackt; Schreibzeug, Papier, eine Karte von Piemont fand Platz in einer kleinen Tasche, welche ich auf der rechten Seite trug, links

aber hatte ich eine ziemlich große Feldflasche mit Kirschwasser gefüllt, und somit war der Berichterstatter feldkriegsmäßig ausgerüstet.

Daß es mir einmal vergönnt sein werde, das im Ernste zu erleben, was mich und Andere schon als heiteres Waffenspiel so sehr ergötzte — einen Feldzug — das schauerliche Original für die leichte Kopie eines Manövers, hatte ich selbst in meinen kühnsten Phantasien nicht zu hoffen gewagt. Dennoch wurde mir, neben manchem anderem Guten, was ich vielleicht nicht verdiente, auch diese Vergünstigung vom Schicksal zu Theil. Ich bekenne es gern, das „Vielleicht", welches ich eben hervorhob, hat nie mein Gewissen gedrückt. Ich habe es vielmehr gern, recht gern Andern überlassen, das richtige Gegengewicht für das, was mir im Leben Schönes zu Theil wurde, durch ängstliche Abwägung aller Verhältnisse herzustellen und ich durfte mich dabei der tröstenden Ueberzeugung hingeben, daß diese Arbeit von meinen Freunden nicht ungethan blieb.

Eigenthümlicher, aber angenehmer Weise war ich damals der einzige Berichterstatter im Hauptquartier, während es schon im Jahre 1859 in Verona vor der Schlacht von Solferino verschiedene Kollegen gab und es im französischen Feldzug 1870 und 1871 bei allen Truppentheilen von Korrespondenten wimmelte. Als Zeichner waren die Brüder Franz und Eugen Adam im Hauptquartier des Feldmar-

ſchalls, damals ſchon bedeutende Künſtler, welche ſpäter ein großes Werk über die italieniſchen Feldzüge vom Jahre 1848 und 1849, zu welchem ich ihnen den Text ſchrieb, herausgaben. Wir ſahen uns häufig, hauptſächlich ſpäter bei der Belagerung von Venedig, und lebten in freundſchaftlichſtem Verkehr.

Am 17. März erhielt auch ich den Befehl zum Abmarſch auf den andern Morgen und ich muß geſtehen, daß ich in dieſer Nacht ſehr wenig ſchlief. Das Herz war mir zu voll und die Bruſt zu bewegt. Um drei Uhr begann auch ſchon wieder der militäriſche Lärm auf der Straße und es tobte und raſſelte in Einem fort. Ich ſtand endlich auf und begann mich zu wappnen. Es war noch finſtere Nacht, als ich das Haus mit klirrendem Säbel und Sporen und einem Mann verließ, der mir meinen Nachtſack trug, welchen ich zum Ueberfluß noch mitnahm. Major Eberhardt hatte mir für denſelben ein Plätzchen auf ſeinem Wagen verſprochen. An der erſten Straße vor dem Corſo der Porta Romana, welche nach der Poſt führt, mußte ich über eine Stunde warten, da mir mehrere Regimenter Infanterie und Grenadierbataillone entgegen kamen, deren feſte Reihen ich weder durchbrechen konnte noch wollte — ich ſah ſie gerne ſo luſtig und heiter vorüberziehen — ich wartete. Die Leute ſahen vergnügt und muthig aus und blickten zuverſichtlich auf den klaren Sternenhimmel, der einen ſchönen Tag verſprach.

Da der Morgen friſch war, ſo trat ich in das Kaffee-

Waffenſtillſtands-Flagge hatten ſich, wie geſtern, unſere feindſeligen Stellungen vollkommen gelockert; die beiden jungen Damen lehnten an den Barrièren, ſchauten in das Spiel, wir flüſterten zuweilen ein leiſes Wort zuſammen, ich war aber nicht ſo ganz bei der Sache.

„Der General bekam vortreffliche Karten. Er und ſein Neffe ſpielten gegen den Major, der den Strohmann hatte. Die Karten deſſelben waren aufgelegt, und Sir Robert bemerkte triumphirend: dieſes Mal müſſe er zugeben, daß es ſchlechte Karten ſeien. Es ſei auch nicht ein Stich in den Papieren des Feindes.

„‚Der Major hat Alles in der Hand,‘ bemerkte der rothhaarige Neffe. ‚Deſto ſchlimmer für uns.‘

„Bei dieſen Worten zwinkerte der General vergnügt mit den Augen, und ein Blick, den ich als Unparteiiſcher in ſeine Karten thun durfte, überzeugte mich, daß mein Freund groß Schlemm werden würde.“

„Aber es war unrecht, beim Whiſt zu ſprechen,“ meinte der Diplomat. „Ein Engländer verfällt ſelten in dieſen Fehler.“

„Das weiß ich ganz genau,“ entgegnete der Erzähler. „Doch wir hatten bei dieſer überhaupt ſeltſamen Whiſt-Partie den Anlaß dazu gegeben, indem wir anfingen, über die Karten zu ſprechen, um auch ſo die Erlaubniß zu erhalten, mit den Damen einige Worte zu reden. Wie ich übrigens vorausgeſehen, wurde der Major groß Schlemm, und während der Neffe notirte, gab der General, nicht ohne ein mächtiges Triumphgeſchrei, die Karten für den zweiten Robber.“

„Da fiel plötzlich ein Schuß in der Nähe der Fenſter. Der General blickte in die Höhe — ein zweiter Knall, ſehr nahe vor den Scheiben, folgte.

„‚He! was ſoll das bedeuten?‘ rief der alte Herr, indem er ſeine Karten auf den Tiſch warf.

haus zur Poſt ein und ließ mir einen erwärmenden Kaffee geben. Dort auf dem Bänkchen, in der halbdunkeln Stube, machte ich ernſte Betrachtungen, denn es war ein wichtiger, neuer Abſchnitt meines Lebens, dem ich entgegen gieng. Was konnte, was würde mir jene Zeit bringen? Gewiß des Intereſſanten und Schönen ſehr Vieles, doch auch vielleicht manches recht Unangenehme, antwortete eine innere Stimme auf jene Frage. Es iſt kein Kinderſpiel, dem du entgegen gehſt, und was Anderen widerfahren kann, kann auch dich treffen. Wenn ich gleich nicht das Glück hatte, den Kämpfenden anzugehören, welche um den blutigen Lorbeer warben, ſo ſtand doch der Vorſatz feſt in mir, alle Gefahren, wie ſie auch kommen konnten, mit denen zu theilen, die ſo freundlich waren, mir die Gelegenheit zu verſchaffen, ein ſo ernſtes und intereſſantes Drama, wie das eines Feldzuges, ſich vor meinen Blicken entwickeln zu ſehen.

In den Straßen dauerte das Durchziehen der Infanterie immer noch fort. Jeden Augenblick ſprang einer der Soldaten in das Haus, ſtürzte eine Taſſe heißen Kaffee's hinunter oder ließ ſich eine tüchtige Portion Liqueur in die Feldflaſche füllen. Endlich begann der Tag zu dämmern und ich begab mich hinaus zur Porta Orientale. An der Villa Reale, bei der ich vorbei kam, ſah ich alles in größter Bewegung. Reiſewagen ſtanden im Hof und die ſchweren Fourgons wurden emſig gepackt.

Vor der Porta Orientale liegt ein weitläufiges Viereck von Gebäuden, das ehemalige Choleraſpital. Dort waren die Stabsdragoner kaſernirt und auch ich fand hier mein Pferd; wir ritten alsdann gegen die Porta Orientale zu, um uns mit dem Hauptquartier zu vereinigen, welches von der Villa Reale her den großen Corſo herabzog. Der Feldmarſchall ſelbſt, die Generale Heß und Schönhals, ſowie mehrere andere namhafte Offiziere waren nicht in dem Zuge, ſondern fuhren ſpäter in ihren Reiſewagen zum heutigen Nachtquartier.

Nun folgten die ewig denkwürdigen fünf Tage, bis zur Schlacht von Novara, die nicht nur für alle Betheiligten, ſondern auch für das ganze aufhorchende und zuſchauende Europa eine wundervolle Erinnerung bleiben werden, dieſer kurze und glänzende Feldzug, über den ſchon ſo viel geſchrieben wurde und von dem auch ich in meinem Soldatenleben im Kriege erzählt habe. Ich habe dieß Buch mit großer Liebe und Verehrung für die Betheiligten verfaßt, und wer ſich für meine Schilderungen jener Zeit meines Lebens intereſſirt, mag ſie dort nachleſen, während ich hier nur Einiges von meinem perſönlichen Verkehr mit dem hochverehrten Feldmarſchall und deſſen Hauptquartier nachtragen will.

Ich kann wohl ſagen, daß ich von Allen fortwährend auf's freundlichſte behandelt wurde und daß man mich, wie Radetzky geſagt, mit zur Familie rechnete. Mit meinen Berichten, die ſtets ungefähr acht Tage ſpäter aus der Augs-

burger Allgemeinen Zeitung im Hauptquartier gelesen wurden, hatte ich nur einmal einen kleinen Anstand; als ich nämlich von den Ordonnanzoffizieren des Marschalls — es waren fast alles liebenswürdige, junge Leute, und sind mir, wie unter anderem Graf Schönfeld und der Oberst von Heitzinger, bis heute befreundet geblieben — erzählte und ihres Beinamens „Kibitze" erwähnte — so nannten sie sich nämlich scherzweise nach dem Vogel, der unermüdlich hin- und herfliegt, seinen Weg durch Röhricht und Moor, durch Sumpf und Gestrüpp sucht und dabei immer heiter und wohlgemuth ist, wie auch ein richtiger Ordonnanzoffizier sein soll — so wurde mir von gewisser Seite die an sich so harmlose Veröffentlichung dieses Namens verübelt, und war es unter anderen ein ungarischer Offizier mit sehr großem Selbstbewußtsein und äußerst schwerem Säbel, der sich ungnädig und mißliebig darüber äußerte. Doch kam dieß dem Feldmarschall zu Ohren und er bemerkte darüber eines Tages sehr laut und deutlich gegen General Schönhals, daß er in meinem Berichte durchaus nichts Verletzendes für seine jungen Herren finden könne, es sei denn, daß welche von ihnen sich schämten, auch öffentlich als die braven Kibitze des alten Radetzky genannt zu werden, und die möchten sich nicht geniren, dieß zu sagen. Damit war die Sache vollständig beigelegt, und wenn ich auch mit jenem Ungarn nie auf besonders freundlichen Fuß kam, so behandelten mich doch die andern wie einen guten Kameraden.

Es war eine große, mir ſtets unvergeßlich bleibende Zeit, dieſer kurze glorreiche Feldzug, der mit dem ſchönen Manöver begann, daß die ganze öſterreichiſch-italieniſche Armee am Morgen des 20. März Corps um Corps, Kolonne um Kolonne vor Pavia ankam, die Stadt durchzog, um mit dem Glockenſchlage Zwölf auf drei Brücken über den Ticino zu ziehen. Während vieler Stunden ſtand der Feldmarſchall an einem Fenſter der engen Hauptſtraße und ließ die Truppen vorbeidefiliren. Der Lärm war wahrhaft betäubend, das Schmettern und Klingen der Feldmuſik, das Dröhnen der Schritte von Menſchen und Pferden, das Raſſeln der Batterien, die in langen Reihen vorbeifuhren, das Jubelgeſchrei der Soldaten, als ſie den Marſchall am Fenſter erblickten, donnernde, tauſendſtimmige Vivats, Eljens, Evviva's und Zivio's — dieſe Grüße in allen Mundarten der öſterreichiſchen Monarchie — und dieß Alles in der engen Gaſſe, die mit Menſchen vollgepfropft war! Es wogte Welle um Welle mit lautem Rauſchen dahin! Dazu wehende Fahnen, glänzende Säbel und Bajonnette, herzliche Grüße an Kameraden, Abſchiede, vielleicht für ewig! — Grüß dich Gott! wie geht's? — Gut! — Leb' wohl! — Leb' wohl! — und die bekannten Geſichter verſchwanden in dem allgemeinen Getümmel — ein einziger Händedruck und der munter klingende Marſch mahnt an's Weiterſchreiten.

Und in dieſer Weiſe dauerte das Durchziehen der Truppen

bis Nachts gegen zwei Uhr, wo ich endlich so glücklich war, in einem Gasthof ein Sopha zu finden, auf dem ich mich für ein paar Stunden ausstrecken konnte.

Der Feldmarschall litt mich gern in seiner Nähe, sprach häufig mit mir und ließ sich kleine Dienste, die ich ihm leistete, gerne gefallen. So sorgte ich ihm bei jenen oft amüsanten Frühstücken, die um einen Holzblock, stehend oder auch wohl im Sattel gehalten wurden, für seinen Imbiß, meistens ein Stück Brod mit Schinken oder Käse und bediente ihn darauf aus der Weinflasche, nicht aber ohne alsdann auch an mich zu denken, wozu er mich durch ein eigenthümliches Blinzeln seines Auges aufzufordern wußte.

Bei einem dieser Frühstücke in Trumello, wo es besonders hoch hergieng — denn es war am 22. März nach dem siegreichen Gefechte bei Mortara und wir saßen um eine lange, aus Brettern zusammengesetzte Tafel im Hofe des Hauptquartiers bei vortrefflichem Rostrano, der bald hier, bald da zu einem leisen oder halblauten Trinkspruche Veranlassung gab — als Graf Pachtha, der Generalintendant der Armee und unermüdliche Ernährer derselben, die Frage aufwarf, warum sich der Feldmarschall, der vollständig glatt rasirt gieng, keinen Bart wachsen ließe? Doch meinte der alte Herr mit launigem Lächeln: „Meine grauen Stoppeln müssen sich wahrlich gut genug ausnehmen, laßt's mich aus mit euren Geschichten, ich habe nach dem Reglement so lange Jahre keinen Bart mehr

getragen und werde doch jetzt nicht wieder damit anfangen sollen!“ — „Aber,“ entgegnete ihm Schönhals, „die ganze Armee trägt jetzt Bärte und nur der Erste derselben, Euer Excellenz, nicht,“ — welche Worte Veranlassung gaben, den alten Herrn mit Bitten und lustigen Einfällen so lange zu drängen, bis er endlich lachend ausrief: „Jetzt paßt's mir auf, ich will euch was versprechen: wenn wir die Piemontesen in einer großen Schlacht tüchtig klopfen, so lasse ich meinen Schnurrbart wachsen.“ Ein allgemeiner Jubel folgte dieser Erklärung und das Frühstück wurde mit großer Heiterkeit beendigt.

Es war dieß am Vortag der Schlacht von Novara und ritten wir Abends noch nach Borgo Lavezzaro, wo das Hauptquartier die Nacht blieb; es war aber hier keine rechte Ruhe zu finden, kaum ein dürftiges Lager in dem überfüllten Orte, und die ganze Nacht zogen Truppen unter feinem kaltem Regen durch, bald Infanteriekolonnen unter Trommelschlag und Musik, bald klirrten die Hufe zahlloser Pferde auf dem Pflaster oder man hörte das dumpfe Dröhnen der Geschütze. Von unseren Truppen war das zweite Armeekorps unter Feldzeugmeister d'Aspre auf der Straße nach Novara schon weit vorgeschoben, das dritte und das Reservekorps folgten ihm, und das erste und vierte bewegte sich in paralleler Richtung gegen die Rückzugslinie des Feindes, wodurch die Absicht, ihn von der Straße nach Alessandria und Turin ab-

zuſchneiden und in die Gebirge hineinzuwerfen, ſpäter vollkommen erreicht wurde.

Am andern Morgen, dem 23. März, hatte ſich der Himmel ſeit unſerem Ausmarſch aus Mailand zum erſten Mal trübe überzogen und graue Wolkenſchleier blickten auf die Erde herab. Wir fanden uns ſchon frühzeitig im Hofe des Hauſes, wo der Feldmarſchall wohnte, ein, denn ferner Kanonendonner deutete auf irgend ein Engagement mit dem Feinde und gieng die erſte Anſicht dahin, daß der Feldzeugmeiſter d'Aſpre die Nachhut des Feindes beunruhige; wollte doch Niemand an das Glück glauben, daß wir hier ſchon mit der Hauptmacht König Alberts zu thun bekämen. „Hält uns bei Novara die piemonteſiſche Armee," ſagte General Heß, „ſo kann ihr nur Gott allein weiter helfen."

Wo und wie aber die Truppen engagirt waren, darüber wußte man eine Zeit lang nichts Gewiſſes, denn Feldzeugmeiſter d'Aſpre, der als ein tüchtiger, aber ſehr eigenthümlicher Herr geſchildert wurde, hatte noch gar keine Meldungen in's Hauptquartier geſchickt, obgleich der ſtärker werdende Kanonendonner ſchon recht deutlich und ernſthaft ſprach. „Man wird ſehen," flüſterte man ſich zu, „dieſer d'Aſpre wird mit ſeinem einzigen Korps die ganze piemonteſiſche Armee ſchlagen und für uns andere nichts übrig laſſen wollen." Auch der Marſchall fieng an ungeduldig zu werden, bis endlich die erſten genaueren Meldungen kamen, die denn anzeigten,

daß d'Aſpre, allerdings durch eigene Schuld, ſehr ernſthaft im Gefecht ſei und daß ihm Luft gemacht werden müſſe, worauf denn die Adjutanten und Kibitze ſich freudig erregt in die Sättel ſchwangen, um Befehle nach den verſchiedenen Seiten hinzubringen. Endlich verließen auch wir den Ort, um dem General Heß zu folgen, der mit ſeinen Offizieren ſchon vorausgeritten war, und ich mußte meinem ſchon etwas ältlichen Pferde tüchtig zuſprechen, um hinter dem Feldmarſchall und ſeiner Begleitung nicht zurückzubleiben.

Daß mich Alles dieß ſtark bewegte und erregte, will ich eben ſo wenig läugnen, als daß ſich dieſe Bewegung ſteigerte, je deutlicher der rollende Kanonendonner wurde, als ich auch das Knattern des kleinen Gewehrfeuers hörte und leichte, helle Pulverrauchwolken bald hier, bald da in der Ferne aufſteigen ſah. War es doch zum erſten Mal, daß ich mich dieſem großartigen, blutig ernſten Schauſpiel näherte. Und wenn ich auch nicht beſtimmt war mitzukämpfen, ſo doch mit zu empfinden, was die Tauſende und Tauſende vor mir bewegte. Und eine recht trübe, ſchauerliche Einleitung ſahen wir in Kurzem, als wir durch Nibiola, ein kleines Dorf, kaum eine halbe Stunde vom Kampfplatz entfernt, ritten, wo ein Hauptverbandplatz eingerichtet worden war; in der Geſchwindigkeit hatte man Betten und Stroh herbeigeſchafft, ſo viel nur möglich war, und da lagen nun die armen Menſchen mit zerriſſenen Gliedern, in ihr Schickſal ergeben;

die weniger schwer Verwundeten lehnten an den Mauern oder saßen auf dem Pflaster und hoben öfters die Hand empor, wenn der Feldmarschall vorbeiritt.

Wie man die Fahne grüßt, still und feierlich, so grüßte auch der Feldmarschall und Alle vom Hauptquartier die verwundeten Soldaten, wir Alle ritten mit unbedecktem Kopfe vorüber. Endlich erreichten wir die Gefechts- und Schußlinie, und der Feldmarschall, der immer weiter vorwärts wollte, konnte von Heß und Schönhals nur mit Mühe bewogen werden, auf einer kleinen Anhöhe, von der man das Terrain weithin übersehen konnte, zu halten. Durch einen Zufall, ohne daß ich mich gerade vorgedrängt hätte, kam ich in seine Nähe, worauf er mir freundlich zuwinkte und dann sein Fernglas sowie eine Landkarte zu halten gab, auf der ihm Heß etwas nachgewiesen hatte. Wie stolz ich darauf war, darüber wird Niemand im Zweifel sein. Was man übrigens vom Gange der Schlacht sah, erschien nicht viel anders als wie das Bild der schon erlebten großen Feldmanöver, nur daß das Donnern der Geschütze und das Krachen des Gewehrfeuers weit stärker, ja zuweilen wahrhaft betäubend klang; auch vernahm man nicht selten das Zischen einer Granate, ja, von den schweren sechzehnpfündigen Batterien der Piemontesen war hie und da eine Vollkugel unhöflich genug, in unsere Nähe zu kommen, eine Erdschramme aufzureißen oder einen Baum zu zerschmettern. Als das wieder einmal geschah,

trat mein Stabsdragoner Weiler zu mir, klopfte den Hals des Pferdes und ſagte: „Ja, ja, der kennt ſchon dieſe Geſchichten; bei Curtatone wurde ein Hauptmann von demſelben Gaul und von demſelben Sattel heruntergeſchoſſen und er hat ſich nicht gerührt," eine Bemerkung, die mich veranlaßte, abzuſitzen, um nicht eine gleiche unangenehme Erfahrung zu machen, und etwas rückwärts zu den braven Kibitzen zu gehen, die ſich da bei einem kleinen Frühſtück unterhielten; doch gerieth ich hier vom Regen in die Traufe und wurde ich ſogleich erſucht, bei der nächſten Meldung, die zu machen ſei, mit in die Feuerlinie hinauszureiten. „Auch das muß ein braver Zeitungskorreſpondent mit erlebt haben," meinte Einer, und der Andere ſagte: „Das wird Ihnen unvergeßlich bleiben," worauf ein Dritter hinzuſetzte: „Und das Anſehen, das man ſich dadurch giebt." Doch hätte es wahrhaftig aller dieſer Worte nicht bedurft. Oberſtlieutenant Eberhardt aber erinnerte auch jetzt wieder daran, wie der Feldmarſchall bei ähnlichen Beſtrebungen ſeiner jungen Ordonnanzoffiziere geſagt hatte: „Seid's geſcheid und laßt's mir den Hackländer da; bei euch allerdings trägt's ein Avancement oder einen Orden, wenn man euch ein bischen anſchießt, aber bei unſerem Freunde da wär's ein Unglück; auch hätten wir ja Niemand mehr, um Berichte zu ſchreiben. — Sie, Eberhardt, mache ich ganz beſonders dafür verantwortlich."

Nun aber drückte der eine Viertelſtunde nach jenem

„Wir alle wandten uns den Fenstern zu, die jetzt von einem hellen Pulverblitz erleuchtet wurden, dem ein ganz nahes und entsetzliches Krachen folgte.

„Jetzt warf auch der Neffe sein Spiel auf den Tisch und sprang an die Fenster. Ein neues Pulverleuchten folgte, stärker und andauernder als das erste, und mit Einem Male bemerkte man eine kleine tiefrothe Flamme, die vor den Scheiben aufflackerte und an den Fensterkreuzen zu lecken schien.

„‚Alle Teufel!‘ rief der General, indem er eines der Fenster aufriß, um hinauszuschauen.

„Doch hatte er kaum einen Flügel geöffnet, als ein solcher Qualm und Rauch herein drang, daß er im Augenblicke wieder schließen mußte. — ‚Was kann das sein?‘

„‚Vielleicht haben unsere Nachbarn in der Bastion das Heumagazin in Brand gesteckt,‘ sagte ich und sah den Major an, der ruhig sitzen blieb.

„Mittlerweile waren auch die Quarantaine-Wächter aufgesprungen und an das Fenster getreten, der Neffe aber in das Nebenzimmer geeilt, um dort zu den Fenstern hinaus nach den Flammen zu sehen. Ihm folgte eilig Sir Robert; die beiden jungen Damen drängten sich schüchtern an die Barrièren, blieben aber ziemlich ruhig, da sie bemerkten, daß der Major und ich auf unseren Plätzen verharrten.

„Der Erstere aber hatte nicht so bald bemerkt, daß das Feld ziemlich rein sei, denn die beiden Wächter steckten ihre Köpfe, so weit als möglich, aus dem wieder geöffneten Fenster hinaus, als er mir ein Zeichen machte, mich mit den beiden Mädchen etwas entfernt von ihm zu unterhalten. Dann stand er rasch von seinem Stuhle auf, drückte ihn unter der Barrière weg auf die Seite des Generals und zog dessen Fauteuil an sich, worauf er sich ruhig auf diesen niederließ.

kleinen Frühſtück pantomimiſch beide Augen zu, als General Heß in Begleitung von Offizieren, Adjutanten, Kibitzen und Stabsdragonern, zu einer größeren Rekognoszirung in die Schlachtlinie hinausritt, worauf ich mich ſachte bei Seite ſtahl, meinen Rothfuchs beſtieg und eifrigſt nach und mitgalopirte.

Ein eigenthümliches Gefühl iſt das, wenn man ſo an dem immer lauter werdenden Lärm um ſich her und an den ſich mehrenden blutigen Ereigniſſen rechts und links merkt, daß man jetzt im Schußrayon der Feldgeſchütze iſt und nicht mehr die Kugeln zu zählen vermag, die auf allen Seiten einſchlagen, hier unſchuldig weghüpfen, dort aber durch eine Infanteriekolonne eine entſetzliche Furche zieht, die ſich aber bald wieder ſchließt und ausgleicht; aber auch hier iſt es nur der erſte Augenblick, der uns nur ſchneller athmen läßt und peinlich zu überwinden iſt; bald denken wir mit jenem Grenadier „eine jede Kugel trifft ja nicht" und verſenken uns mit ungetheilter Aufmerkſamkeit in das hochintereſſante Schauſpiel rings umher. Nur ein paar Mal noch zuckte es auch in mir etwas lebhafter, als wir nämlich auf der Chauſſee mit einem Male in den Bereich des feindlichen Kleingewehrfeuers kamen, wo die Kugeln, da wir raſch abſchwenkten, hinter uns knatternd den Staub aufwühlten, wie ſchwere Regentropfen bei einem Gewitter, und dann wieder, als einer unſerer Stabsdragoner vom Pferde geſchoſſen wurde.

Doch war er nicht allzuſchwer am Bein verwundet und wir konnten ihn mitnehmen. So kamen wir glücklich ohne Verluſt wieder zurück, ſchienen aber doch einen von der Begleitung beklagen zu müſſen, denn mit uns lief das ledige Pferd eines italieniſchen Oberſten, der ſich im öſterreichiſchen Hauptquartier aufhielt, doch zeigte es ſich ſpäter, daß ihm ein Steigbügelriemen geriſſen und er nicht im Stande geweſen war, ſich im Sattel zu erhalten. Er war bei den Offizieren nichts weniger als beliebt, und als er ſpäter hinkend zurückkam, hatten es die Kibitze veranſtaltet, daß er ſein Pferd bei einem Huſaren einlöſen mußte, der es aus den feindlichen Reihen mitgebracht.

Gegen fünf Uhr Abends näherte ſich die Schlacht ihrem Ende; auf unſerer linken Seite erſchienen Reiter in weißen Mänteln, die Spitzen des herannahenden vierten Armeekorps. Daſſelbe ſtellte ſich à cheval der Straße gegen den Feind auf und von allen Seiten begann ein letzter, neuer, heftiger Angriff; noch einmal tobte fürchterlich der Kanonendonner, es war ein unerhörtes Krachen und der Boden dröhnte unter unzähligen Schlägen: plötzlich hörte nun zwar dieſes donnerähnliche Getöſe auf, doch begann das Kleingewehrfeuer noch einmal mit furchtbarer Heftigkeit, tauſende von Schüſſen knatterten durcheinander, dumpf wirbelten die Trommeln, bis endlich ein ungeſtümes nicht enden wollendes, weithin ſchallendes Hurrahgeſchrei dem Ohre die Stelle zeigte, wo der Feind

nach einem tüchtigen Bajonnetangriff vollſtändig geworfen wurde und ſo auf allen Seiten! — Der öſterreichiſche Adler hatte geſiegt.

Wohl grollten noch hie und da einige Kanonenſchüſſe durch die Dämmerung, wohl ſah man jetzt deutlicher als früher die großen Bogen der Raketen. Das war aber nur ein kleines Nachſpiel. Es begann dunkel zu werden, vom Himmel hiengen die Wolken ſchmutzig und grau wie lange Schleier herab auf die blutgetränkte Erde, leiſe und gleichförmig fiel der Regen hernieder und wuſch, die Pflichten weit entfernter Lieben übernehmend, manchem Todten mitleidig das wachsbleiche Antlitz. — — —

Unſere Wachtfeuer erhoben ſich dieſen Abend bis dicht vor Novara, das noch von feindlichen Truppen beſetzt war, welche in der armen Stadt fürchterlich hauſten; wildes Geſchrei erſchallte aus den Gaſſen, hie und da knallten Flintenſchüſſe und ſchauerlich entſtieg die Flamme brennender Häuſer gen Himmel und leuchtete weithin durch das Feld. Es war ſpät, als wir unſeren Rückzug antraten und wir erreichten die Landſtraße erſt, als es ſchon vollkommen finſter war. Einen Ritt nun wie dieſen werde ich in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen. Gegen das Gefährliche deſſelben war Alles Kinderſpiel, was ich bisher in dieſem Genre, ſelbſt in Syrien, im Libanon, geleiſtet hatte, das Hauptquartier bildete eine lange Linie, an deren Spitze der Marſchall ritt. Die

Straße war im wahren Sinne des Worts vollgepfropft und Artillerie, Packwagen ꝛc. ſtanden ſo in einander geſchachtelt, daß die ganze Maſſe ſich nur langſam vorwärts bewegen konnte. Und wir kamen dieſem Gewühl in finſterer Nacht entgegen und ſuchten einen Durchweg. Zwiſchen den Wagen war der Durchgang ſo eng, daß man rechts und links an den Knieen die Räder ſpürte; zwiſchen den Fuhrweſenspferden mußte man ſich ordentlich durchdrängen und man konnte froh ſein, wenn Roß und Mann zwiſchen dieſen Beſtien, die wegen ihrer Böswilligkeit bekannt ſind, ohne zerſchlagene Glieder herauskam.

Oft machten die Kolonnen auf einer Seite ein paar Fuß breit Platz, und dann führte unſer Weg über die Steinhaufen dicht an dem tiefen mit Waſſer angefüllten Chauſſeegraben vorbei, und einigemal über einen herabgeſtürzten Bagagewagen. Tragbahren und Karren mit Verwundeten fanden ſich mitten in dieſem Knäuel, und die tiefen Seufzer und das ſchmerzliche Geſtöhne in der dunkeln Nacht waren höchſt ergreifend.

Nach ungefähr zweiſtündigem Ritt (wir hatten am Tag für dieſelbe Strecke nicht drei Viertelſtunden gebraucht) erreichten wir Vespolate, einen kleinen Ort, welchem für heute Abend das Glück zu Theil wurde, den Sieger von Novara in ſeinen Mauern zu beherbergen. Man kann ſich denken, daß wir einen lebhaft erregten Abend hatten und am lodernden Kamin-

feuer die Ereigniſſe des verfloſſenen Tages immer und immer wieder beſprachen.

Für mich war nicht ohne Mühe in einer Ecke ein kleines Tiſchchen aufzutreiben, wo ich mitten in dem Lärm der Fröhlichen einen vorläufigen Schlachtbericht ſchrieb, den mir einer der Kibitze verſprach noch während der Nacht mit nach Novara zu nehmen, wohin er einen Ritt zu machen hatte.

Wenn auch ein Lager zu finden geweſen wäre, ich glaube, es hätte doch keiner von uns davon Gebrauch gemacht, denn die ganze Nacht gieng es im Radetzky'ſchen Hauptquartier ab und zu, wie in einem Bienenhauſe, Adjutanten und Ordonnanzoffiziere kamen mit Meldungen und Parlamentäre aus dem feindlichen Lager erſchienen, um wegen eines Waffenſtillſtandes anzufragen und alsdann den piemonteſiſchen General Coſſeto zum Abſchluß deſſelben anzumelden.

In dieſer denkwürdigen Schlacht war überhaupt viel, viel Intereſſantes geſchehen; König Karl Albert hatte ſich während der Schlacht dem heftigſten Feuer ausgeſetzt, ſich aber endlich überzeugt, daß jeder weitere Widerſtand vergeblich ſei und er einen Waffenſtillſtand erbitten und die härteſten Bedingungen unterzeichnen müſſe. Er erklärte daher ſein Tagewerk für beendet und ſprach ſeinen feſten Entſchluß aus, zu Gunſten ſeines Sohnes Viktor Emanuel, des Herzogs von Savoyen, abzudanken. Ein paar Stunden ſpäter hatte ſich ein einfacher Reiſewagen den öſterreichiſchen Vorpoſten genähert,

welche die Straße nach Aleſſandria beſetzt hielten, ein hoher, düſter ausſehender Mann war durch die ausſchwärmenden Huſaren zu dem kommandirenden Offizier dieſes Poſtens geführt worden und hatte, irgend einen Namen angebend, um freien Weg durch die öſterreichiſche Truppenlinie gebeten. Eine Antwort erwartend, die darüber von dem nächſten höher ſtehenden Offizier gegeben werden mußte, ließ er ſich am Wachtfeuer nieder und ſprach ruhig über den Verlauf der eben beendigten Schlacht, nahm auch eine Taſſe Kaffee an, und als hierauf die Erlaubniß zu ſeiner Weiterfahrt kam, entfernte er ſich kurz und gemeſſen grüßend und verſchwand im Dunkel der Nacht — — es war Karl Albert, geſtern noch König von Sardinien.

Das war am früheſten Morgen ſchon im Hauptquartier gemeldet worden, und da ſich zu gleicher Zeit das falſche Gerücht verbreitet hatte, der neue König Viktor Emanuel werde hieher nach Vespolate kommen, um mit dem Feldmarſchall über einen Waffenſtillſtand zu unterhandeln, ſo war nicht nur die ganze Einwohnerſchaft in Aufregung, ſondern auch Alles neben uns, was gerade nichts zu thun hatte, Soldaten wie Offiziere, bewegten ſich um das Gehöft, wo der Feldmarſchall wohnte, oder blickte erwartungsvoll nach der Straße von Novara. Nicht einmal das einfache Mittagsmahl wurde mit gehöriger Ruhe verzehrt; denn wenn wir auch bereits wußten, der König würde nicht hieher kommen, ſo ſtand uns doch

heute noch die hochintereſſante Zuſammenkunft mit demſelben in Vignale, einem kleinen Oertchen bei Novara, bevor. Endlich Mittags um ein Uhr ſtieg der Feldmarſchall Radetzky zu Pferde und ritt, von einer heute ausnahmsweiſe großen und glänzenden Suite begleitet, gegen Novara; voraus zogen die Sereſchaner mit ihren rothen Mänteln, dann kam ein Generaladjutant des Marſchalls, dann er ſelbſt und hinter ihm drein in bunter Schaar Offiziere faſt aller Waffengattungen, worauf ein Zug der Stabsdragoner den Schluß machte. Bald erreichten wir das Schlachtfeld vom geſtrigen Tage. Heute hell und glänzend von der Sonne beſtrahlt, zeigten ſich deutlich die ſchrecklichen Verwüſtungen, die namentlich die ſchweren ſechzehnpfündigen Batterien der Piemonteſen angerichtet. Fußdicke Bäume waren wie Halme geknickt, breite und tiefe Furchen hatten die Granaten in die aufkeimenden Saaten geriſſen, Wegſteine und maſſive Garteneinfaſſungen lagen zerſchmettert umher, jubelnde Lerchen, die rechts und links emporſtiegen, ſchienen den armen Gefallenen, die zerriſſen und blutend den ewigen Schlaf ſchliefen, von einer fröhlichen Auferſtehung zu ſingen.

Ein Schlachtfeld iſt ein entſetzlicher Anblick, namentlich aber am Tage nach der Schlacht, wo Alles kalt und ſtarr umherliegt, und wo man nicht zerſtreut iſt durch das Rollen des Geſchützes, den Hurrahruf der Angreifenden, das Ziſchen der Raketen und Pfeifen der Kugeln. — Vorbei! vorbei! —

Novara, das wir durchritten, war mit weißen Fahnen geziert und von vielen Balkonen winkten uns Frauen und Mädchen freundlich entgegen. Alle Straßen waren mit langen Linien öſterreichiſchen Militärs beſetzt und „evviva l'imperatore! evviva Radetzky!“ dröhnte mit der Feldmuſik kräftig in den engen Gaſſen. Bald darauf erreichten wir Vignale und nachdem der Feldmarſchall, umgeben von ſeinem zahlreichen und glänzenden Gefolge in der Mitte des Orts eine Zeit lang gewartet, kam der neue König von Sardinien in vollem Galop mit ſeinem Gefolge angeſprengt. Damals noch ein junger Mann, hatte der ſpätere Rè galantuomo etwas Keckes und Friſches in ſeiner äußeren Erſcheinung, was zu der flotten Art, wie er zu Pferde ſaß, und zu ſeiner mit Pelz beſetzten Huſarenuniform recht wohl paßte; unter ſeiner Feldmütze mit rother Einfaſſung, die er ſehr gegen das rechte Ohr geſetzt trug, rollte er ſeine Augen auf eine ſonderbare Art umher, uns alle ſcharf betrachtend, und ſtrich dann mit der rechten Hand ſeinen ungeheuren hellblonden Schnurr- und Knebelbart. Ich hielt zufällig neben dem Erzherzog Leopold, der mir lachend ſagte: „Mich, ſeinen Schwager, wird er wahrſcheinlich nicht erkennen wollen,“ was auch in der That der Fall zu ſein ſchien; denn als der König, nun grüßend, die Hand an ſeine Feldmütze legte, ſchaute er auch den Erzherzog an, ohne den Ausdruck ſeines Geſichtes irgendwie zu verändern. Dann ritt er mit dem Feldmarſchall und dem General

Heß in den Hof eines nahe liegenden Hauſes, wo nach kaum viertägigem Feldzuge über den Frieden unterhandelt wurde.

Es war ein großer hiſtoriſcher Moment. Die drei Männer ſtanden in der Mitte des Hofes zuſammen und in einem weiten Kreiſe um ſie herum Sereſchaner in ihren rothen reichverzierten Koſtümen. Einer meiner Bekannten, der liebenswürdige junge Graf Schönfeld von Reuß-Huſaren, der dem König entgegengeſchickt worden war, um ihm anzuzeigen, daß ihn der Feldmarſchall erwarte, erzählte mir, Seine Majeſtät ſei in vollem Galop aus einem Bauernhofe ihm entgegengeſprengt und habe unter Anderem geſagt: „Nun, in Mortara habt ihr mir ſechs Pferde genommen, wie ich in meinem Leben keine mehr bekomme; es iſt ein ſchwarzbrauner darunter; warnen Sie den, der ihn bekommt, er überſchlägt ſich gern.“ Eines dieſer Pferde, einen prachtvollen Rappen, ritt der Stallmeiſter des Feldmarſchalls im Gefolge, und als ihn der König bemerkte, gab der alte Herr ihn Seiner Majeſtät mit der größten Liebenswürdigkeit zurück.

Ueberhaupt war Graf Radetzky, der ſiegreiche General, bei dieſer Zuſammenkunft von einer faſt rührenden Ehrerbietung gegen den jungen König, in dieſem allerdings nur das monarchiſche Prinzip ehrend, für welches er ſtets gelebt und gekämpft hatte. Als der König vom Pferde geſtiegen war, beugte ſich der alte Marſchall tief vor ihm, was aber Viktor

Emanuel dadurch ausglich, daß er ſeine beiden Hände ergriff und herzlichſt ſchüttelte.

Die Unterhandlungen dauerten über eine Stunde, und es wurde ein vorläufiger Waffenſtillſtand abgeſchloſſen; wenigſtens ergieng, nachdem der König mit ſeinem Gefolge ſich im Galop entfernt, an alle Armeekorps der Befehl, nicht mehr vorzurücken, ſondern in ihren Stellungen zu verbleiben.

Obgleich die Straße nach Novara mit zahlreichen Kolonnen Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Wagen aller Art bedeckt war, ritten wir ſehr ſcharf nach der Stadt zurück, voran die Sereſchaner und Stabsdragoner mit ihren flatternden Mänteln. Am Himmel hatte ſich ein Gewitter zuſammengezogen, die Blitze leuchteten, die Wachtfeuer rechts und links qualmten und flammten hoch empor, die Soldaten ſchrieen jubelnd ihren Gruß, die Lunten der Artilleriſten glühten wie Leuchtkäfer durch die Nacht, die Pferde ſprangen auf und ſcheuten — es war ein wilder Ritt!

Oefters wurde ich, meiſtens durch General Schönhals, zum Feldmarſchall geſchickt, um dieſem etwas aus meinen Berichten vorzuleſen oder etwas mit ihm zu plaudern, wobei der General wohl zu ſagen pflegte: „Heitern Sie den alten Herrn ein bischen auf, er iſt nicht gut gelaunt.“ Zufällig, aus welchem Grunde weiß ich nicht, war dieß auch nach dem Tage von Vignale der Fall, und Schönhals, der mich auf meinem Zimmer ſchreibend fand, nahm mich mit, um dem Feldmar-

„In dieſem Augenblicke kamen der General und der Neffe aus dem Nebenzimmer zurück, indem Letzterer ſagte, er habe dort nichts Verdächtiges bemerkt. Auch fingen die Flammen vor den Fenſtern des Salons an kleiner zu werden und ſchwächer zu brennen. Plötzlich ſchien den General ein Gedanke zu erleuchten. Raſch wandte er ſich gegen uns und überſah mit einem Blicke das Schlachtfeld, ſchüttelte aber zweifelnd den Kopf, als er durchaus nichts Verdächtiges zu bemerken ſchien. Die beiden Damen lehnten an der Barrière, ich hielt mich in einer ziemlichen Entfernung von ihnen. Der Major hatte ſich, wie geſagt, ruhig wieder hingeſetzt.

„Kopfſchüttelnd winkte Sir Robert den Quarantaine-Wächtern, welche augenblicklich ihren Platz zwiſchen den Barrièren wieder einnahmen; dann ließ er ſich langſam auf ſeinen oder vielmehr des Majors Stuhl nieder.

„‚Nun?‘ fragte ich den Neffen, der an den Tiſch trat und uns verwundert anſchaute.

„Dieſer zuckte die Achſeln; doch der General drohte mit den Fingern, indem er ſagte: ‚Das war ein Attaque von Ihnen — faſt hätten wir uns überliſten laſſen! Sprechen Sie, Major, was hatte dieſe Geſchichte zu bedeuten?‘

„‚Es war ein Freudenfeuer, Sir Robert,‘ entgegnete dieſer und ſchaute den alten Herrn lächelnd an. ‚Sie wiſſen, daß man bei Siegen dergleichen aufflammen läßt.‘

„‚Von welchem Sieg ſprechen Sie?‘ verſetzte der General, indem eine tiefe Röthe auf ſeinem Geſichte erſchien.“

„‚Nun, natürlich von dem unſrigen!‘

„‚Sie hätten geſiegt? — Darf ich bitten, mir das zu erklären?‘

„‚Sehr gern. Wir ſiegten auf die einfachſte Weiſe der Welt.‘

„‚Das iſt gar nicht möglich!‘ entgegnete heftig der General. ‚Sie

ſchall den eben beendigten Bericht über die geſtrige Zuſammenkunft vorzuleſen. Es freute ihn und ich mußte mich zu General Heß auf's Sopha ſetzen, während er auf der Tiſchecke Platz nahm und Schönhals, wie er gern zu thun pflegte, im Zimmer auf- und abſchritt.

Kopfnickend und bald beſſer geſtimmt hörte der alte Herr zu und ſtreckte nur zuweilen die Hand gegen mich aus, wobei er ſagte: „Nur nicht ſo viel von mir reden, erzählen Sie lieber von den braven Offizieren und Soldaten, und von meinem Freund Heß da, der das Alles gemacht hat.“ Doch war er im Ganzen mit meiner Arbeit vollkommen zufrieden, nur als ich am Schluß von unſerem Marſche heimwärts las, „am Himmel hatte ſich ein Gewitter zuſammengezogen, die Blitze leuchteten, die Wachtfeuer rechts und links flammten und qualmten hoch empor, die Soldaten ſchrieen jubelnd ihren Gruß, die Lunten der Artilleriſten glühten wie Leuchtkäfer durch die Nacht, die Pferde ſprangen auf und ſcheuten, — es war ein wilder Ritt,“ — da ſchaute er mich mit erhobenem Zeigefinger und einem wahrhaft komiſch-ernſten Ausdruck an, indem er ſagte: „Hören Sie, Lieber, iſt das nicht zu viel geſagt; war es wirklich ein wilder Ritt?“

„Gewiß, Excellenz, man kann das nicht anders ſagen und werden Sie ſich erinnern, wie Euer Excellenz ſelbſt ein paarmal ſtark im Gedränge waren.“

„Hm,“ gab er zur Antwort, „man könnte aber glauben,

wir ſeien, wie junge Galopins, querfeldein geſprengt, — was meinen Sie, Heß?"

„Ah, Excellenz, es war ſchon ein recht wilder Ritt."

„Und Sie, Schönhals?"

„Ich denke auch ſo und war recht froh, als wir Alle heil und geſund wieder zu Hauſe waren."

„Nun denn," — entſchied der Feldmarſchall Graf Radetzky nach einer kleinen Pauſe in ſehr ernſthaftem Tone, „ſo wollen wir denn auch in Gottes Namen den Schluß gelten laſſen und ich kann Sie verſichern, mein lieber Freund Hackländer, daß Sie wieder ein recht hübſches Stück Arbeit gemacht haben," — dabei reichte er mir die Hand und wer möchte zweifeln, daß ich bewegt, ja gerührt war.

Doch gelang es mir nicht immer ſo leicht, ſeine trübe Laune zu brechen und ihn heiter und redſelig zu ſtimmen. Wie ich ſpäter in Mailand an einem trüben Regennachmittage wieder einmal zu ihm beordert wurde und ihn ſo finſter im Zimmer auf- und abgehend fand, daß ich es kaum wagte, ihn anzureden und mich an's Fenſter ſtellte, um in den Hof hinabzuſchauen, wo gerade eine Ordonnanz von den Huſaren im Begriffe war aufzuſitzen, um davon zu reiten.

„Iſt er fort?" fragte der Feldmarſchall endlich, mitten Zimmer ſtehen bleibend.

„Eine Ordonnanz reitet ſoeben zum Thore hinaus, Excellenz."

Dann trat er langſam an's Fenſter, blickte an den grauen Himmel empor und ſagte, das Zeichen des Kreuzes auf ſeiner Bruſt machend: „Jeſus, Maria und Joſeph.“

Feldmarſchalllieutenant Haynau kommandirte damals in Brescia und der alte Herr hatte ſoeben ein recht trauriges Aktenſtück unterſchreiben müſſen. Es dauerte auch ziemlich lange, bis ſich ſein gutes, gefühlvolles Herz wieder vollkommen beruhigt hatte und der tiefe Schatten auf ſeinen Zügen anfieng zu verſchwinden. Das gelang am beſten, wenn man ſich erlauben durfte, das Geſpräch auf längſt vergangene Jahre zu bringen, beſonders, wenn er ſich geneigt zeigte, aus ſeinen früheren Feldzügen zu erzählen; da ſtand Alles auf's klarſte vor ſeinem Gedächtniß und aus ſeinen Campagnen gegen die Türken, die er während der Jahre 1787—1791 als Oberlieutenant im zweiten Küraſſierregiment mitgemacht hatte, erinnerte er ſich der kleinſten Begebenheiten und beſchrieb auf Befragen gern die phantaſtiſchen Coſtüme und Bewaffnung der damaligen Reiterſchaaren.

In Novara, wo wir nach der Schlacht einquartiert wurden, wohnte ich in dem Albergo d'Italia, einem einfachen Gaſthofe, wo wir von dem Beſitzer freundlichſt empfangen und bewirthet wurden. Auch die Einwohner des kleinen Städtchens ließen es uns in keiner Weiſe empfinden, daß wir als Sieger eingezogen, und ſo erinnere auch ich mich heute noch mit Vergnügen, wie freundlich ich von der Familie eines

Sattlers, der mir an meinem Pferdezeug etwas ausbesserte, behandelt wurde und wie gern seine hübsche schwarzäugige Tochter, die übrigens erst sechzehn Jahre alt war, mich stets auf den andern Tag vertröstete, wo mein Sattelzeug gewiß fertig sein werde.

Unser Einzug in Mailand sollte zuerst ohne Gepränge stattfinden, weßhalb auch mein Pferd vorausgeschickt und mir ein Platz in einem Wagen angewiesen wurde; doch änderte sich das noch in der letzten Stunde, und als ich, wie das übrige Hauptquartier Morgens am 28. März zu Pferde steigen wollte, fehlte Weiler mit meinem Rothfuchs, was mir sehr unangenehm war, glücklicherweise aber war einer der Sereschaner erkrankt, dessen Pferd mir zugewiesen wurde und das ich nun wohlgemuth bestieg, um mich dem Gefolge anzuschließen. Aber oh weh! Dieß Pferd, gewohnt, stets bei seinen Kameraden an der Spitze des Zuges zu sein, war, sobald sich derselbe in Bewegung gesetzt, durch keine Kraftanstrengung zu halten, sondern gieng mit mir auf und davon durch das ganze Gefolge hindurch, bei dem Feldmarschall und seinem Generaladjutanten vorüber, bis es seinen gewohnten Platz erreichend wieder ruhig wurde, weßhalb ich in meinem grauen Offizierspaletot mitten zwischen den Rothmänteln in Mailand eintriumphirte. Nie vergesse ich das herzliche Lachen eines wohlwollenden Bekannten, des Herzogs Alexander von

Württemberg, als er mich an der Porta Vercelina in der ersten Reihe der Sereschaner einreiten sah.

Unvergeßlich großartig war übrigens der Einzug des sieggekrönten Feldmarschalls, besonders jener Augenblick, wo er, am Hauptportal des Domes haltend, Regiment um Regiment an sich vorüber ziehen ließ; die Feldmusiken spielten: „Gott erhalte unsern Kaiser!“ und die lauten herzlichen Vivats, Eljens und Evvivas der Truppen begrüßten den Feldherrn, die eroberten feindlichen Kanonen rasselten auf dem Pflaster, wobei es einen fast unheimlichen Kontrast bildete, die Tausende und Tausende von Einwohnern auf dem weiten Platz an den Fenstern und Balkonen zu sehen, wie sie ohne Bewegung in tiefer Stille dort standen, wie erstarrt darüber, daß die piemontesischen Siegesberichte falsch gewesen und daß die verhaßten Oesterreicher abermals als Sieger in ihre schöne Stadt einzogen.

Vierzehntes Kapitel.

Soldatenleben im Kriege. II.

Bei meinem guten Freunde Alfons Reichmann bezog ich wieder das behagliche Zimmer, das ich vor dem kurzen, aber unvergeßlich ſchönen Feldzuge bewohnt hatte, und wenn auch die Strapazen während deſſelben nicht allzu groß geweſen waren, ſo empfand ich es doch recht angenehm, nicht mehr bei jedem Trompetenſignal in's Freie eilen oder mich auf's genaueſte erkundigen zu müſſen, wann das Hauptquartier wieder aufbrechen werde. Ich ordnete die flüchtigen Notizen meiner Brieftaſche, ſchrieb auch ein paar ausführliche Artikel für die Augsburger Allgemeine Zeitung und hatte das Vergnügen, einen allerdings mit Bleiſtift geſchriebenen Zettel des verehrten Redakteurs derſelben, Doktor Kolb, zu erhalten, worin er mir in ſeiner bekannten Kürze ſchrieb: „Ihre Artikel ſind friſch, lebendig, köſtlich und werden ſtets von hundert

Zeitungen nachgedruckt." Größeres Lob konnte er mir nicht ſpenden und ich war ſehr erfreut darüber.

Im Hotel Reichmann wohnten mit mir verſchiedene öſterreichiſche Offiziere, alle aus guten, ja berühmten Familien, wie unter anderen zwei junge Fürſten Windiſchgrätz, Söhne des Feldmarſchalls, und wurde nach der Tafel gewöhnlich noch etwas gemeinſchaftlich getrunken, zuweilen auch, wenn das Wetter ſchlecht war und wir nicht in's Theater giengen, ein kleines Macao aufgelegt, woran ich mich aber nur ſehr beſcheiden betheiligte. So war ich ſchon mehrere Tage lang nicht in's Hauptquartier, in die Villa Reale, gegangen, als mir eines Morgens ein Stabsdragoner einen kurz gefaßten Befehl des Oberſtlieutenants Eberhardt brachte, mich um ein Uhr beim Diner des Feldmarſchalls einzufinden. Vorgeſchrieben war: Campagna-Uniform, was für uns Civiliſten ſo viel als gewöhnlicher Straßenanzug bedeutete; vorher aber hatte ich mich auf der Kanzlei des Generalkommando's zu melden.

Dort fand ich mich auch pünktlich ein, wurde aber von Eberhardt, auch von Oberſt Schlitter und anderen, die da waren, mit nicht geringen Vorwürfen empfangen, ob mir denn der Marſchall nicht ausdrücklich befohlen hätte, daß ich mich auch hier in Mailand als zur Familie gehörig zu betrachten habe, und ob es dabei nicht ſelbſtverſtändlich wäre, mich mindeſtens täglich zum Diner einzufinden.

„Beſcheiden, wie alle Unſterblichen!“ rief Eberhardt lachend und empfahl mir dringend an, droben wie ein gutes Kind ſogleich um Verzeihung zu bitten. Das that ich denn auch heiteren Muthes und wurde auch nach einer kurzen, liebenswürdigen Strafpredigt wieder zu Gnaden angenommen, mußte aber verſprechen, nur in den dringendſten Fällen bei der Mittagstafel zu fehlen. Hier waren gewöhnlich fünfzig bis ſechzig Offiziere verſammelt, wobei die liebenswürdige Baronin Heß, Gemahlin des Feldmarſchalllieutenants, als einzige Dame die Honneurs des Hauſes machte und von dem alten Herrn ſtets zu Tiſch geführt wurde. Bei dieſen Mittageſſen um ein Uhr gieng es immer ungezwungen, häufig recht heiter zu, und der Feldmarſchall hatte es gern, wenn man plauderte und ſich recht laut freute; ja häufig mußte ihm ein guter Einfall von Mund zu Mund berichtet werden, wobei er auf's herzlichſte mitlachen konnte. Im Eſſen war er ſehr mäßig und trank nur rothen Wein mit Waſſer gemiſcht; meiſtens gieng er um neun Uhr zu Bette, erwachte gegen drei bis vier Uhr Morgens, blieb gewöhnlich bis zum Tagesanbruch liegen, erhob ſich aber auch zuweilen, um bei Licht im Lehnſtuhl zu leſen.

So wieder feierlich in die Familie aufgenommen, gieng ich dort häufig zu Tiſch, ohne aber deßhalb meine Bekannten im Hotel Reichmann ganz zu vernachläſſigen, und als ich dort eines Tages bei der Tafel erſchien, bemerkte ich auf

meinem Couvert ein kleines Paketchen mit großen Dienstsiegeln in einem zierlichen Lorbeerkranze liegen, auch wurde mir, bevor ich mich setzte, in einer schönen Rede gratulirt und zwar zum württembergischen Militärverdienstorden, wie der Inhalt des Pakets auf der Adresse allerdings angegeben war. Begreiflicherweise wurde sogleich Champagner verlangt, nur in dem Falle nicht auf meine Kosten, wenn der Orden, wie ich ganz genau wußte und auch versicherte, für Jemand anders bestimmt sei. War ich doch meiner Sache sicher; denn wie sollte der mir allerdings sehr gnädig gesinnte König von Württemberg dazu kommen, mir, der ich nichts geleistet hatte, einen Militärverdienstorden zu verleihen. Doch wurde ich überstimmt und zuerst der Champagner größerer Ueberraschung wegen getrunken und dann erst das Paketchen geöffnet, worauf ich lachend das zu der Sendung gehörige Schreiben aus dem Kabinet des Königs las, worin ich beauftragt wurde, den beifolgenden Orden Seiner königlichen Hoheit dem Herzog Wilhelm von Württemberg zu übergeben.

Dieser junge Prinz, Sohn des Herzogs Eugen Erdmann von Württemberg, Vetter des Königs, befand sich seit Kurzem in der österreichischen Armee, hatte als Lieutenant im Regiment Giulay unter Oberst Benedek das Gefecht von Mortara, sowie die Schlacht von Novara mitgemacht, sich bei jeder Gelegenheit durch Energie und Tapferkeit ausgezeichnet,

war vor Novara durch einen Flintenſchuß gefährlich unterhalb des Knie's verwundet worden und lag im Hoſpital zu Pavia.

Noch am ſelben Nachmittage zeigte ich ſeiner Excellenz dem Feldmarſchall den erhaltenen Auftrag, worüber dieſer ſich aufrichtig freute, an und fuhr in der Frühe des anderen Morgens nach Pavia. Unbeſchreiblich war die Freude des jungen liebenswürdigen Prinzen über die erhaltene, wohlverdiente Auszeichnung; er breitete Orden, Etui und Dekret mit kindlicher Freude vor ſich auf der Bettdecke aus und dankte auch mir wiederholt auf's herzlichſte. Noch lange Jahre nachher hatte er an jener Verwundung zu leiden und wenn ich ihn wiederſah, was oft geſchah, erinnerte er mich ſtets an jene freudige Ueberraſchung, die ich ihm bereitet habe, und iſt mir bis heute ſo freundlich zugethan geblieben, daß er mich häufig beſucht, wenn er nach Stuttgart kommt; in ihm lernte ich damals wieder einen jener württembergiſchen Prinzen kennen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben und die, unbeirrt von äußeren Einflüſſen, nach eigenem Ermeſſen handeln und es unter ihrer Würde fühlen, durch getrübte Gläſer Anderer alles ſchwarz zu ſehen.

In nicht allzu langer Zeit hatte ich mein Feldzugsmaterial aufgearbeitet, und wenn auch der vollſtändige Friedensabſchluß zwiſchen Oeſterreich und Piemont noch nicht zu Stande gekommen war, ſo hatte man bei der vollſtändigen

wiſſen genau, daß wir Ihr Wort hatten, nicht die Feindſeligkeiten wieder zu beginnen . . .‘

„‚Bis Sie die Karten auf den Tiſch legten. Das haben Sie gethan — dort liegt Ihr Spiel. Es war bei allem dem meine Befürchtung, Sie möchten ſich das Freudenfeuer draußen mit den Karten in der Hand anſchauen. Dann war natürlich unſere ganze Liſt vereitelt.‘

„‚Weiter! weiter!‘

„‚Dadurch, daß Sie ſowie Ihr Herr Neffe in das Nebenzimmer eilten und die Quarantaine-Wächter zum Fenſter hinausſchauten, ließen Sie uns im unbeſchränkten Beſitze des Salons. Wir brauchten alſo einfach nur über die Schranke zu ſteigen, um Ihnen beim Herauskommen freundſchaftlich die Hand zu drücken. Doch da wir dies nicht thaten, ſo können Sie ſich einen Begriff machen von unſerer ehrlichen und offenen Handlungsweiſe.‘

„‚Und was iſt denn geſchehen, daß Sie ſich triumphirend den Sieg zuſchreiben?‘ fragte beſtürzt der alte Herr.“

„‚Etwas ſehr Einfaches,‘ entgegnete der Major. ‚Ich habe unſere beiden Fauteuils verwechſelt; Eure Herrlichkeit ſitzen auf dem meinigen und ſind deßhalb nach den Quarantaine-Regeln aufs höchſte compromittirt.‘

„Sir Robert ſchnellte von ſeinem Stuhl in die Höhe und ſah die Quarantaine-Wächter fragend an.

„Dieſe zuckten die Achſeln, und der ältere von ihnen ſagte: ‚Eure Herrlichkeit werden uns verzeihen, aber es iſt unſere Schuldigkeit, dieſen Vorfall ſogleich der Intendanz anzuzeigen.‘

„Der Neffe ballte die Fäuſte und knirſchte mit den Zähnen. Hätte er uns mit ſeinen Blicken vergiften können, ſo wären wir im nächſten Augenblicke ſchon todt geweſen. So aber begnügte er ſich,

Bayerische

Niederwerfung des Letzteren doch wieder die verbürgte Aussicht auf eine Reihe ruhiger Jahre.

Die Einwohner von Mailand freilich sahen schmerzvoll zu, wie sich die Oesterreicher in der fetten Lombardei abermals wohnlich einrichteten, und selbst wenn sie gen Venedig schauten, wo die stolze Königin der Adria noch ihr Banner gegen Oesterreich hoch hielt und durch die Fluthen des Meeres geschützt auf ihre Unüberwindlichkeit trotzte, so hatte der Feldmarschalllieutenant Haynau bis zum Ufer jener Fluthen so rasch und rücksichtslos mit der Revolution aufgeräumt, daß es selbst dem Hoffnungsvollsten bange wurde für diesen letzten Hort oberitalienischer Freiheit. Bergamo, Brescia, kurz alle jene bedeutenden Städte waren wieder genommen und so zu sagen beruhigt worden, das berühmte Festungsviereck unberührt geblieben und bei Mestre hatte man angefangen, durch Belagerung des starken Fortes Malghera sich Venedig zu nähern. Dorthin, wo Haynau befehligte, giengen häufig Offiziere des Hauptquartiers theils mit Depeschen, theils in eigenem Urlaub, und dorthin beschloß auch ich aufzubrechen, um ein anderes großartiges militärisches Schauspiel, die Belagerung einer Festung, mit anzusehen; dazu ertheilte mir Feldmarschall Radetzky gerne Urlaub, belobte meinen Entschluß mit freundlichen Worten und sagte, indem er mir die Hand reichte: „Kommen Sie aber ja bald wieder zu uns zurück!“ Vom Hauptquartier bekam ich einen Paß, von Oberstlieutenant

Eberhardt auch einen vertraulichen Brief an den gefürchteten Haynau, und da die Poſt jetzt lange im Voraus beſetzt war, ſo wurde ich einem Hauptmann der Grenadierkompagnie zugetheilt, der über Verona und Treviſo eine wichtige Depeſche nach Olmütz zu überbringen hatte.

In Brescia ſah ich die furchtbaren Zerſtörungen, die der Straßenkampf in einzelnen Stadttheilen hinterlaſſen. Oft bezeichneten nur noch große Schutt- und Trümmerhaufen den Ort, wo Häuſer geſtanden; andere Gebäude, deren ſchwarz gefärbte Mauern noch emporſtarrten, waren im Innern ganz ausgebrannt, und an den leeren Fenſteröffnungen ſah man, wo der ſchwarze Rauch hinausgeſchlagen hatte. Ein Café in der Nähe des Thors war bis auf den untern Stock zuſammengeſtürzt und dort hieng noch das halbverkohlte Schild mit der Aufſchrift „Café“. Die goldenen Buchſtaben waren weiß gebrannt. Dieſe Trümmerhaufen und verbrannten Häuſer zogen ſich von dem Thore bis zu dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe St. Euſemia, wo der Kampf am heftigſten gewüthet.

Es war uns leichter um's Herz, als wir dieſe traurigen Anblicke hinter uns hatten und durch die lachende, reizende Gegend dahin rollten. Der Frühling trat mit aller Kraft auf und ſein warmer Hauch ſprengte die Knoſpen der Bäume; ſo weit das Auge ſah, ſproßte ſaftiges Grün auf Feldern und Wieſen, an Bäumen und Rebgeländen. Raſch fuhren

wir abwärts und bald ſahen wir die violett gefärbten Bergformen, welche den Gardaſee einſchließen, und im nächſten Augenblick entdeckten wir zwiſchen den Hügeln vor uns den tiefblauen Waſſerſpiegel des herrlichen, mir bis jetzt unbekannten See's.

Der Anblick des Gardaſee's iſt durch die tiefblaue Farbe ſeines Waſſers und durch herrlich geformte Berge und Felſen, die ihn umgeben, einer der reizendſten See'n, die man ſehen kann. Schöne Inſeln liegen in demſelben, doch ſind ſie, wie überhaupt die Ufer des Gardaſee's, wenig bebaut, auch ſpärlich von Fremden beſucht, und deßhalb wenig bekannt. Es liegt dieß hauptſächlich wohl daran, daß dem Fremden die Transportmittel, Dampfboote, Eilwagen, nicht ſo häufig und bequem zu Gebote ſtehen, wie an dem Comerſee und Lago maggiore. Auch ſieht man hier wenig Landhäuſer und Villen; größere Städte, wie Lecco und Como, fehlen gänzlich. Die Partieen auf dem Gardaſee ſollen großartig und reizend ſein und ſehr der Mühe lohnen, ihnen einige Tage zu widmen. Man findet in den Städten Deſenzano und Riva gute Gaſthöfe, und die Preiſe für Fahrten auf dem Gardaſee ſind ſehr billig. Die Umgebungen des Gardaſee's ſind ernſter und großartiger, als die der andern italieniſchen See'n. Er iſt ein ächter Alpenſee; in heitern, klaren Tagen voll lieblicher und pittoresker Schönheit, aber leicht erregbar und bei Gewitter und Sturm ſehr gefährlich. Der Poſtillon

versicherte mich, daß seine Wellen oftmals bis auf die Straße von Desenzano herüberschlagen.

Unter welch ganz anderen Verhältnissen sah ich Verona wieder! Doch blieben wir nur ein paar Stunden, worauf ich mich von meinem freundlichen Reisegefährten, der von hier über Treviso gieng, trennte und allein nach Vicenza weiterfuhr. Der Kommandirende war hier Oberst Müllner, Chef von Voyneburg-Dragoner, der mich auf's zuvorkommendste empfieng und mir in seinem eigenen Wagen die merkwürdigsten Punkte des blutigen Kampfes besonders um die furchtbar befestigten Monti Bericci zeigte. Die italienischen Batterien lagen etagenförmig über einander und unterstützten das Kloster und die Kirche Madonna del Monte, welches, äußerst massiv erbaut, zu einer kleinen Festung umgeschaffen und, als ein Hauptschlüssel der ganzen Vertheidigung, mit den besten Truppen, mit Schweizern, besetzt war. Seitwärts dieses Klosters, wo sich die Berge etwas höher erheben, fiengen die Verschanzungen wieder an und erstreckten sich bis zu dem höchsten Gipfel, wo auf einer kegelförmigen, einzeln stehenden Spitze „zur schönen Aussicht" ein sehr festes Blockhaus aufgeführt war, welches in der Verlängerung des einzigen breiten Wegs, der über diese Höhen führt, so stand, daß man denselben vom Blockhaus aus sehr wirksam mit Kartätschen bestreichen konnte. Alle diese Verschanzungen waren außerordentlich fest und umfangreich und aus allem möglichen Material gebaut, eine

wahre Musterkarte von Batterien. Neben Schanzen von Faschinen und Erde war an einem steilen Abhang eine Sandsackbatterie erbaut, welche den untern Theil des eben erwähnten Weges Verderben drohend beherrschte. Doch wurden sie von den braven Truppen unter dem tapferen Marschall Radetzky an einem schönen Vormittage erstiegen, eine Batterie nach der andern im Sturmschritt genommen und die ganze Position erobert, ehe man sich dessen versah.

Wir fuhren bis auf die Spitze des Berges, wo eine prachtvolle Villa, die Casa Ramboldo, mit einer herrlichen Aussicht nach allen Seiten hin einsam und trauernd in einem jetzt stillen und melancholischen Garten liegt, umgeben von hohen Fichten und hohen Pinien. Das Haus war verlassen und nur von einem Aufseher bewohnt. Es hatte bei dem Kampfe, welcher hier begann, nicht so viel gelitten, als man wohl glauben könnte. In dem schönen Garten mit seinen Blumenbeeten, mit Teichen voll stillen Wassers, mit Brücken und feinen Kieswegen herrschte tiefe Stille. Kein seidenes Kleid rauschte zwischen den Laubgängen und kein menschlicher Laut störte die ländliche Ruhe. Der Wind rauschte durch die Pinien und hoch über uns stieß zuweilen ein Raubvogel einen kurzen, gellenden Schrei aus! — Auch die Berge vor uns lagen in tiefem Schweigen erstarrt nach all' dem Schrecklichen, das sie vor nicht langer Zeit erlebt, und dem Traurigen, was sie in ihrem Schooße bargen: — wir sahen an vielen

Orten große Gräber der hier gefallenen Krieger. Von hier aus ſoll des Morgens der Anblick der kämpfenden Armeen ein herrlicher geweſen ſein. Das Wiederhallen des Geſchützes in den Bergſchluchten, das Aufblitzen aus den Batterien, der Pulverdampf, der in den verſchiedenartigſten Formen über dem grünen Strauchwerk herdrang; das Hurrah der angreifenden Jäger, welche an den Abhängen vertheilt unaufhaltſam vordrangen, und dazu die weite Ausſicht auf das Thal, wo im Sonnenſchein die Bajonnette der öſterreichiſchen Truppen in langen Reihen blitzten und wo der ſchwarze Adler im gelben Feld munter flatterte; weiter hinaus gegen Venedig aber die ſchöne fruchtbare Ebene, wie im tiefſten Frieden mit wallenden Korn- und Reisfeldern, mit Rebgeländen und immer grünen Olivenbäumen reich bepflanzt.

Bei der Rückfahrt ſahen wir noch die ſtark zerſchoſſene Villa Rotonda, aus der Oberſt Baron von Reiſchach erſt nach ſchweren Kämpfen die tapferen Schweizertruppen vertreiben konnte; brachte auch ſpäter dieſem wohlwollenden Freunde, den ich unverhoffter Weiſe in der berühmten Reſtauration Alle tre Cerrefolli traf, einen Lorbeerzweig aus dem Garten mit, was ihn ſehr erfreute.

Vicenza iſt eine ſehr angenehme und hübſche Stadt, und überall ſtaunte ich die prächtigen Bauwerke Palladio's an, mit welchen dieſer große Architekt ſeine Vaterſtadt ſo herrlich geſchmückt hat; man ſieht hier, was gute Vorbilder vermögen;

denn auch die meiſten ſpäter entſtandenen Gebäude haben angenehme und edle Formen und zeigen die vortreffliche Schule des berühmten Baumeiſters. Die Straßen ſind gerade und reinlich, die öffentlichen Plätze groß und mit ſchönen Bauwerken umgeben, und dabei liegt Vicenza in einer fruchtbaren, waſſerreichen, herrlich angebauten Gegend an den Ufern des Bachiglione, der mit ſeinem klaren, ſchönen Waſſer bei den alten, mit Epheu bedeckten Stadtmauern vorbeifließt und dort zwiſchen den alten Gebäuden mit ſchönen Brücken und zerfallenen Mauern die maleriſchſten und ſchönſten Ausſichten bildet.

Die Gegend, in welcher Vicenza liegt, iſt der Garten von Venedig und verdient dieſen Namen mit Recht. Aber nicht bloß die Vegetation, auch die Menſchen ſind hier ſchön. Berühmt waren von jeher namentlich die Mädchen von Vicenza wegen ihrer Schönheit, doch vertraute mir mein Kellner mit einem tiefen Seufzer, daß ſeit der Zeit, wo die fremden Legionen unter Durando hier gehauſt, manche Schönheit verblüht und mit dem abziehenden Heere verſchwunden ſei.

Um von Vicenza nach Meſtre zu kommen, benutzte ich mit mehreren Offizieren einen Eiſenbahnzug, der einen großen Pulvertransport zu dem Belagerungsheer brachte. Wir fuhren ohne Aufenthalt durch Padua und bemerkten bald darauf am Horizont, daß wir uns einer belagerten Feſtung näherten. Hie und da ſtieg weißer Pulverdampf auf und ein dumpfer Schuß dröhnte von dem Fort Malghera herüber. Als wir

näher kamen, bemerkte man deutlich, daß ſie mit ſchweren ſechzigpfündigen Bomben nach Meſtre warfen. Bald ſah man eines der ſchweren Geſchoſſe zu unſerer Seite in den Boden hineinſchlagen und die Gewalt der platzenden Kugel warf die Erde hoch empor, bald zerſprang eine Bombe in der Luft und man hörte einen dumpfen Knall, und hoch über uns, an der Stelle, wo die Kugel zerſprungen, ſchwebte eine ſchwarze, kompakte Rauchwolke, die erſt nach einiger Zeit vom Winde langſam verweht wurde. Da die Eiſenbahnſtation von Meſtre den feindlichen Schüſſen zu ſehr ausgeſetzt war und die Kugeln oftmals weit darüber hinausſchlugen, ſo machte der Convoi dieſſeits deſſelben, bei dem letzten Telegraphenthurm vor Meſtre, Halt, wo wir dann ausſtiegen.

Meſtre hatte ſich ſehr verändert, ſeit ich früher im Gefolge des Kronprinzen hier geweſen war. Von den Einwohnern war faſt Niemand zurückgeblieben und aus den unverſchloſſenen Fenſtern blickten nur Offiziere und Soldaten heraus, auf den Straßen ſah man ebenfalls nur Militär in Trupps beiſammenſtehend, auch vorübermarſchirend oder kleine, häusliche Arbeiten verrichtend. Nur zwei bis drei Kramläden, ein paar Café's auf dem Marktplatz und der erſte Gaſthof der Stadt mußten auf Befehl des Kommandirenden, Baron Haynau, in vollkommen ſolidem Stand fortgeführt werden, auch fehlte es dort nie am Nöthigſten; doch ließen ſie ſich, beſonders der Wirth des Gaſthofs, dem eine Wache beigegeben war, damit

er mit seinem Personal nicht durchgehe, wie er schon einmal versucht hatte, Alles so hoch bezahlen, daß man hier weit theurer speiste, als in der besten Trattoria zu Mailand.

Schon längst hätte General Haynau gern diese enormen Preise ermäßigt; doch war dieß durch einen Befehl oder sonstigen Druck nicht möglich und mußte eine passende Gelegenheit erwartet werden, die sich denn auch alsbald zeigte. Man hatte den Wirth schon seit einiger Zeit in Verdacht, daß er durch farbige Zeichen und Nachts durch wechselnde Lichter mit dem belagerten Fort Malghera korrespondire, und wurde er auch eines Tages dabei ertappt, worauf ihm der Kommandirende die Wahl ließ, entweder standrechtlich behandelt, also wahrscheinlich erschossen zu werden, oder es sich gefallen zu lassen, daß die Preise seines Gasthofs durch eine Kommission anständig geregelt würden; natürlich wählte er das letztere und ließ sich bescheidene Preise gefallen, wobei er aber immerhin noch bestehen konnte. Dergleichen Vorfälle machten dem Kommandirenden ganz besonderes Vergnügen, und er würde eben so leicht ein blutiges Urtheil haben vollstrecken lassen, als er nun die Speisekarte lachend genehmigte. Es war überhaupt ein seltsames Gemisch von furchtbarem Ernst und drolligem Humor in ihm, ja letzterer konnte bei ernsten Gelegenheiten schwer verletzend hervortreten und etwas von den Gefühlen der Katze preisgeben, die mit der gefangenen Maus spielt. Anderentheils aber konnte er oft von Herzen warm

und gutmüthig erſcheinen, ſo daß man ihm auch nicht die kleinſte Härte hätte zutrauen mögen. Bekanntlich war Feldmarſchalllieutenant Haynau auffallend groß und ſehr hager, ſeine Geſichtszüge waren meiſtens ernſt, faſt ſtrenge und wurde dieſer Ausdruck noch durch den ſtarren Blick ſeiner glänzenden grauen Augen, in welchen es aber häufig humoriſtiſch aufblitzte, vermehrt; eigenthümlich erſchien ſein außerordentlich langer, grauer Schnurrbart, der auf der Oberlippe dünn beginnend ſich an den Enden fächerartig ausbreitete und ſeinem Kopfe etwas Wildes, Unheimliches gab. Er wohnte eine Viertelſtunde vor Meſtre auf der Straße gegen Udine in der Caſa Papadoppoli, dem Landhauſe eines venezianiſchen Bankiers; dort gab ich, da ich ihn nicht zu Hauſe antraf, mein Empfehlungsſchreiben ſeinem Generaladjutanten, Oberſtlieutenant von Schiller, der mich äußerſt freundlich empfieng, bis der Feldmarſchall zurückkehrte. Er las Eberhardts Brief, betrachtete mich ſehr genau, und ſagte gerade nicht unfreundlich: „Ich habe von Ihnen Günſtiges gehört und geleſen, und will geſtatten, daß Sie dableiben," dann entließ er mich mit kurzem Kopfnicken. Ich gieng dann nach Meſtre zurück, um mir ein anſtändiges Quartier zu verſchaffen, was übrigens in dem überfüllten Orte ſeine große Schwierigkeit hatte, fand aber trotzdem in kurzem ein geräumiges Zimmer mit ganz gutem Bett, Tiſch und ein paar Stühlen, von dem es mich nur wunderte, daß es bei dieſem Komfort leer geblieben war.

allerlei unverſtändliche Worte hervorzukollern und dann den Quarantaine-Wächter zu fragen: ‚Und was wird da geſchehen?‘

„‚O! nicht viel Beſonderes,‘ antwortete dieſer: ‚Sie haben nur dieſelbe Quarantaine-Zeit wie dieſe Herren auszuhalten.‘

„‚Dafür aber,‘ ſagte ich dem rothen Gentleman, ‚brauchen Sie künftig keine Barrièren mehr zwiſchen uns aufzurichten.‘

„Die Geſichtsfarbe des Generals ging indeſſen vom Purpurroth ins Violet über. Seine Augen ſchoſſen Blitze, ſein Bart ſträubte ſich unnatürlich aus einander. Wir erwarteten eine Eruption im großartigſten Maßſtabe. Dabei blickte er den Major wild an und ſchaute mit den Augen rings um ſich her nach einem greifbaren Gegenſtande.

„‚Nicht ſo, mein Freund General,‘ ſagte der Major ruhig, ‚werfen Sie keinen Zorn auf uns, ſehen Sie die Sache an, wie ſie iſt. Nicht wir haben Sie beſiegt, ſondern das Schickſal, das über uns alle waltet. Ueber uns alle, wiederhole ich. Sie verlieren zehn Tage an Ihrer Reiſe, uns iſt das Gleiche geſchehen. Ihnen aber war verſtattet, um dieſe zehn Tage zu kämpfen, mit offenen Augen, Stirn gegen Stirn. Wir jedoch wurden heimlich überfallen, man warf uns rücklings nieder, man griff uns mit Waffen an, denen wir nichts entgegen zu ſtellen hatten, mit Waffen, die man füglich ein ungeheures Verbrechen nennen könnte. Hätte ich indeß gewußt, General, daß der Verluſt dieſes kleinen Gefechtes Sie ſo außerordentlich angreifen würde, ſo hätten wir vielleicht darauf verzichtet. Aber Sie begannen die Feindſeligkeiten ſo luſtig und heiter, daß wir uns nicht denken konnten, eine Niederlage würde Sie im Ernſte kränken — Ihre Niederlage, unſer Sieg, der uns das Glück verſchafft, noch eine Zeit lang in Ihrer und Ihrer liebenswürdigen Fräulein Töchter Geſellſchaft zu verweilen.‘

„Dieſe ſo vollkommen ruhig geſprochenen Worte, namentlich

Unten befand ſich eine Wachtſtube, die ſtets mit einigen dreißig Mann Infanterie beſetzt war; und außerdem hatte mein Quartier noch andere Schattenſeiten, wie ich gleich am Abend und beſonders während der Nacht erfuhr — nicht, wie man wohl glauben möchte, eine anderweitige läſtige Einquartierung, die auch nicht ganz fehlte, ſondern, da das Haus in einer Linie mit dem belagerten Fort Malghera und dem bekannten Guelphenthurm lag, wo Haynau eine Beobachtungsſtation errichtet hatte, weßhalb die Schweizerkanoniere Stunde um Stunde dorthin ſchoſſen, ſo flogen die fünfzigpfündigen Bomben meiſt über meine Wohnung hinweg, auch wohl rechts und links einſchlagend und platzend, es war das ein recht unheimliches Gefühl, beſonders wenn man ſie bei der ſtilleren Nacht herankommen hörte, immer ſtärker und ſtärker ziſchend, wobei man dann recht zufrieden war, den dumpfen Knall zu vernehmen, wenn ſie irgendwo zerſprangen. Doch gewöhnt man ſich eben an alles, auch erfreute ich mich damals noch eines recht feſten Schlafes und hielt es deßhalb in der ſonſt nicht unbehaglichen Wohnung ziemlich lange aus.

Am andern Tage ſuchte ich den mir vom piemonteſiſchen Feldzuge her bekannten preußiſchen General von Williſen auf, der nach Meſtre gekommen war, um der Belagerung anzuwohnen, fand ihn gleich wohlwollend, wie damals, und habe in der belehrenden Geſellſchaft des liebenswürdigen Mannes und vortrefflichen Offiziers vieles gelernt.

Das Wetter war herrlich und beständig, ein prachtvoller Frühling, wie man ihn sich nur wünschen mochte, die Sonne glänzte Tag für Tag am tiefblauen Himmel, spiegelte sich im Wasser der Lagunen und warf ihren goldenen Schimmer auf die saftig grünen Reis- und Fruchtfelder rings umher, auch hatte das Leben und Treiben hier, wenn man sich erst einmal an die verödeten Straßen mit zerschossenen Häusern gewöhnt hatte, anfänglich wenig von dem Ernst einer Belagerung. Die Mannschaften giengen lachend und singend in leichten Linnenkitteln, die Filzmütze auf dem Kopf, mit Hacke und Schaufel zur Arbeit in die Laufgräben, als giengen sie zu einer anderen Feldarbeit; auch gab es damals noch wenig Unglück durch einschlagende Kugeln vom Fort Malghera, man gewöhnte sich bald an das stärkere Krachen in den Nachmittagsstunden, und wenn wir nach Tisch unsere Cigarren angezündet hatten, giengen wir häufig trotz des Verbotes „zum Schießen", das heißt an den großen Kanal, den eine mächtige Sandsack-Batterie schloß und wo sich die Soldaten, besonders die lustigen Jäger, häufig das Vergnügen machten, bekleidete Strohpuppen aufzustellen, nach denen dann von Malghera aus zu unserem großen Vergnügen wüthend geschossen wurde; zuweilen schlugen aber auch Kugeln in verdächtiger Nähe bei uns ein und bewahre ich heute noch eine davon zum Andenken auf.

Auf dem Marktplatz vor den Kaffeehäusern traf man

ſich morgens früh, es wurde dort auch Parole und Tagesbefehl ausgegeben und man merkte ſchon in der Frühe an dem mehr oder minder heftigen Schießen, wie die Artilleriſten in Malghera gelaunt waren. Gleich am Tage nach meiner Ankunft ſchlug ein Bombenſtück eine Ecke unſeres Kaffeetiſches ab. Der Kommandirende fuhr hier täglich in ſeinem Wagen an, um ſich auf die Höhe des Guelphenthurms zu begeben, wo er ſich unter der großen Glocke des Uhrwerks niederließ und um ihn herum alle höheren Offiziere, ſo die Erzherzöge Karl Ferdinand und Leopold, ſowie der Herzog Alexander von Württemberg, höchſt intereſſante Gruppen, die Maler Adam in ſeinem ſchon früher erwähnten großen Werke treu und wahr dargeſtellt hat.

Das Fort Malghera hatte man gerade vor ſich und überſah es vollkommen mit allen ſeinen Werken und Gräben. Die Venetianer waren fleißig geweſen und hatten nach den vorgefundenen öſterreichiſchen Zeichnungen das Fort fertig gebaut. Ernſt und ſtill lagen die Lagunen da und am Horizont mitten im Waſſer das alte Venedig, jetzt wo keine Gondel, kein Fahrzeug das Waſſer durchſchnitt, doppelt ernſt und trübe. Mit den Fernröhren konnte man alle Arbeiten der Belagerten genau beobachten; ſie hatten in Malghera einen großen Aufwand an dreifarbigen Fahnen gemacht, alle Werke waren damit beſteckt, was übrigens gar nicht von Vortheil war, denn man konnte hiedurch noch deutlicher die aus-

und einſpringenden Winkel erkennen. Man ſah, wie ſie an ihren Batterien arbeiteten, Kugelhaufen aufbauten und ihre Geſchütze bedienten. Namentlich auf den Werken gegen Meſtre und einer Lünette, die dem Thurm, auf welchem wir uns befanden, zugekehrt war, erblickte man ſie beſtändig in großer Thätigkeit. Viele hatten rothe Hoſen an, welche weit hinausglänzten. Sie hatten auf der genannten Lünette zwei ſchwere Mörſer aufgeſtellt, mit welchen ſie den Thurm beſtändig beſchoſſen. Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ſah man, wie ſie ihr Geſchütz fertig machten, wie ſie ſich bemühten die Richtung auf's Genaueſte zu nehmen und wie oft mehrere nach einander hinzutraten, dieſelbe zu unterſuchen und zu verbeſſern. Jetzt ſind ſie fertig, plötzlich quillt weißer dicker Dampf hervor, es kracht und im nächſten Augenblick ziſcht hoch in der Luft die Bombe. Viele aber zerplatzen, ehe ſie ſich abwärts neigen, andere aber kommen oft ſehr verdächtig und unangenehm in unſere Nähe. Vor dem Thurme ſchlugen ſie zuweilen in's Waſſer oder in die Häuſer, fuhren oft rechts und links bei uns vorbei, und einige Mal ſauſte eine Bombe über den Thurm und nicht gar hoch über unſere Köpfe weg. Glücklicherweiſe haben ſie das Gebäude ſelbſt, während der ganzen Belagerung, nicht ein einziges Mal getroffen, wodurch ein furchtbares Unglück hätte entſtehen können, denn die Plattform, ſowie die hölzernen Treppen wären unfehlbar zerſtört worden, und was an Perſonen, die

ſich oben befanden, nicht mit hinabgeſtürzt wäre, würde wohl ſeinen Tod oder ſchwere Verwundung in den Flammen gefunden haben, die durch die brennenden Kugeln in dem dürren Holzwerk jedenfalls entſtanden wären.

Ein paar Tage nachdem ich mich dem Feldmarſchalllieutenant vorgeſtellt, fuhr er eines Morgens wieder auf den Platz, ſtellte ſich aufrecht in ſeinen Wagen, rief laut meinen Namen, und als ich zu ihm eilte, ſagte er freundlich: „Da Niemand gewußt hat, wo Sie ſich einquartiert haben, ſo muß ich Sie hier zum Eſſen auf heute einladen, um fünf Uhr, natürlicherweiſe ſo wie Sie da ſind; auch weiß ich noch nicht," ſetzte er mit ſarkaſtiſchem Lächeln hinzu, „ob Sie Muth genug haben, mit da oben hinauf auf den Guelphenthurm zu gehen, ſollen aber beſtens willkommen ſein." Daß ich hierauf ſogleich die ſteilen hölzernen Treppen nachkletterte, verſtand ſich von ſelbſt.

Nach meinem erſten Beſuch auf dem Guelphenthurm, wo ich ebenſo unbefangen wie alle übrigen meine Cigarre, jenen wohlbekannten italieniſchen Rattenſchwanz, rauchte, wurde ich von General Haynau häufig zu Tiſch eingeladen, meiſtens mit dem General von Williſen, und holte mich derſelbe gewöhnlich zu einem gemeinſamen Spaziergang nach Papadoppoli ab. Recht viel verdanke ich dabei ſeiner Unterhaltung, ſpeziell über die Belagerung von Malghera und Venedig, anderentheils auch ſeinen intereſſanten Erinnerungen aus

früherer Zeit; auch gab er mir zuweilen ſcherzhafterweiſe Probleme auf, ſo zum Beiſpiel einmal eine ganz kurze und korrekte Ueberſetzung eines bekannten Ausſpruchs von Napoleon, den dieſer, wie ich glaube, den Zöglingen von St. Cyr gethan, mit dem ich aber ebenſo wenig wie er ſelbſt zu Stande kam. Oefter gieng ich auch mit dem General von Williſen in die Laufgräben und vergeſſe nie ſeine unbeſchreibliche Heiterkeit, als ich mich einmal, da eine ſchwere Bombe ziemlich dicht bei uns einſchlug, raſch auf den Boden niederwarf, um den auseinander fliegenden Stücken zu entgehen, wobei er behauptete, nie etwas komiſcheres geſehen zu haben. Ein anderes Mal war er aber in der That ernſthaft beſorgt um mich, ich war nämlich allerdings ſo vorſichtig als möglich an der Schanzverkleidung einer fertigen Batterie hinaufgeklettert, um nach Malghera hinüber zu ſchauen, als ich dort einen Schuß aufblitzen ſah und einer raſchen Eingebung folgend meine Hände losließ und in die Laufgräben zurückfiel, während faſt zu gleicher Zeit eine ſchwere Vollkugel auf dem Platze einſchlug, wo noch eine Sekunde vorher mein Kopf geweſen war, allerdings ein Zufall, aber der General eilte beſtürzt herzu, um zu ſehen, ob mich nicht die Kugel verletzt habe, was aber glücklicherweiſe nicht der Fall war.

In den erſten Tagen des Wonnemonats Mai war endlich eine Vorparallele mit ſechs Batterien fertig geworden, aus welchen man verſuchsweiſe Malghera beſchießen wollte,

wozu auch Feldmarschall Radetzky mit dem Handelsminister von Bruck von Mailand herüber kam, zugleich auch um einen letzten Versuch zu machen, Venedig zur freiwilligen Uebergabe zu bestimmen, indem er bei augenblicklicher Unterwerfung der Stadt und Uebergabe aller Forts und Schiffe Jedem freien Abzug bewilligte, sowie den Soldaten vom Feldwebel abwärts vollkommene Amnestie.

Für meine Korrespondenzen war es mir begreiflicherweise um den Wortlaut dieser Kapitulationsbedingungen zu thun, weßhalb ich, wie ich in ähnlichen Fällen häufig zu thun pflegte, zu Baron Haynau gieng und ihn darum bat. Er war jedoch schlecht gelaunt und schnaubte mich mit den Worten an: „Wie können Sie sich nur einbilden, diese Bedingungen, die noch nicht einmal in Venedig bekannt sind, jetzt schon für Ihre Zeitung zu erhalten," worin er im Grunde nicht Unrecht hatte, doch hatte ich ihn schon öfters durch eine kecke Bemerkung lachen gemacht und erwiederte jetzt: „Gut, so werde ich vier Kapitulationspunkte an die Zeitung schreiben, wie sie mir eben einfallen;" worauf er heftig den Kopf gegen mich wandte und ausrief: „Gut und ich werde Sie dagegen einstecken lassen, so lange es mir gefällt." Zu meinem Glücke wurden draußen Schritte laut und Feldmarschall Radetzky kam mit einigen seiner Offiziere; nicht als ob ich Angst gehabt hätte, Haynau würde mich in der That im Ernst fortgeschickt haben, sondern es war mir nur um die Punkte der

Kapitulation zu thun, weßhalb ich dem Feldmarſchall, der mich auf's freundlichſte begrüßte, in komiſcher Weiſe mein Leid klagte, was ſelbſt Haynau zu einem Lächeln zwang, obgleich er mir ziemlich unverblümt andeutete, ich ſolle ihn in Frieden laſſen und nicht wieder mit ſolchen Forderungen kommen.

Nach der Tafel erhielt ich aber doch meine vier Punkte und zwar ſchriftlich durch den Adjutanten Haynau's, wobei mir dieſer ſagte: „Feldmarſchall Radetzky ſelbſt hat gemeint, man dürfe Sie ſchon davon in Kenntniß ſetzen.“

Wie bekannt, hatte aber weder dieſe Aufforderung noch jene Beſchießung mit zu ſchwachen Mitteln irgend welchen günſtigen Erfolg, vielmehr feuerten ſie aus Malghera von da an faſt unausgeſetzt herüber, um die weiteren Belagerungsarbeiten zu ſtören und um auch endlich vielleicht einmal den Guelphenthurm zu treffen. Letzteres war nun allerdings nicht der Fall, wogegen die herüberfliegenden Kugeln für das Quartier, in dem auch ich wohnte, ſo beläſtigend wurden, daß man die Wache verlegte, und als eines Mittags zwiſchen zwölf und zwei Uhr, während ich ſchrieb, vier ſchwere Bomben, davon zwei im Garten meines Hauſes platzten, gieng ich zu General von Williſen, um ſeinen Rath einzuholen, den er mir in Folgendem gab: „Wie Sie wiſſen, wohne ich nicht weit von Ihnen und bekomme auch mein redlich Theil von jenen ſingenden Vögeln, darf aber in meiner Eigenſchaft nicht daran denken auszuziehen, was ich aber unbedingt heute noch thäte,

wenn ich in Ihrer Stellung hier wäre.“ Wie vergnügt packte ich nun meine Habseligkeiten zusammen; denn ich hatte mich wirklich vor spottenden Bemerkungen der Offiziere gefürchtet, und da in Mestre selbst nichts zu finden war, so suchte ich mir eine von den vielen leerstehenden Villen auf der Landstraße gegen Padua aus und fand dort auch bald ein reizendes Appartement von vier herrlich möblirten Zimmern mit vortrefflichem Bett, Sopha, Fauteuil, Bibliothek, kurz Allem, was man nur wünschen konnte, und in das mich der alte Hausmeister, der mit seiner Frau allein hier hauste, freundlichst aufnahm; ja als ich Abends bei einem schweren Gewitter ziemlich durchnäßt einzog, fand ich ein wärmendes Kaminfeuer und ein bescheidenes, aber genügendes Nachtessen. Wie fest schlief ich in dem guten breiten Bett, nicht mehr gestört durch das Zischen der Granaten, und wenn ich jetzt bisweilen einen Schuß dumpf herüberkrachen hörte, so verursachte mir das ein fast behagliches Gefühl.

Hier in dem angenehmen Hause mit dem dichten schattigen Parke hätte ich es monatelang aushalten können, wenn es nur Interessantes zu berichten gegeben hätte; doch waren die Belagerungsarbeiten gar so einförmig und wurden die Laufgräben, je mehr man sich dem Feinde näherte, immer unzugänglicher und der Zutritt für uns endlich ganz verboten. Baron Haynau wurde Feldzeugmeister und übernahm den Oberbefehl in Ungarn, wogegen Feldmarschallieutenant Graf Thurn

als Kommandirender vor Venedig eintraf, auch hatte sich das Wetter schlimm geändert, es regnete Wochen lang, wodurch sich das ohnedieß feuchte Erdreich in Schlamm verwandelte, und war dieses wohl mit Schuld daran, daß die Cholera, die bisher nur in einzelnen Fällen auftrat, zur Epidemie ausartete; sind doch hier bei 20,000 Menschen begraben worden, wovon nur ein kleiner Theil den feindlichen Kugeln erlag; das Alles zugleich mit beunruhigenden Nachrichten aus der deutschen Heimath, wo in Baden die Revolution ausgebrochen war, bestimmte mich, nach Hause zurückzukehren, weßhalb ich nach Mailand fuhr, um mich dort von dem hochverehrten Feldmarschall Radetzky und lieben Bekannten und Freunden zu verabschieden. Bis Treviso begleiteten mich General von Willisen und Maler Adam, und nahm ich dort von Beiden herzlichsten Abschied auf Wiedersehen. Maler Adam besucht mich noch von Zeit zu Zeit, und den verehrten General traf ich einige Jahre später als Oberststallmeister des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Berlin und fand ihn unverändert freundlich und wohlwollend für mich.

Als ich in Mailand von dem Feldmarschall Radetzky Abschied nahm — es war in der reizenden Abgeschiedenheit des schattigen Gartens der Villa Reale — reichte er mir die Hand, seine rechte Hand, die so lange und ruhmvoll den Säbel geführt, und ich bin so glücklich, sagen zu können, daß er mich ungern scheiden sah, denn er sprach ja zu

die Erwähnung des Vorfalls in Alexandria, verfehlten nicht, ihren Eindruck auf den General zu machen. Er bezwang sich mit aller Kraft; ja, einige Zeit darauf lächelte er sogar; aber dieses Lächeln sah recht unheimlich aus. Er bereitete sich auf einen letzten Stoß vor, der uns verwunden sollte und mußte.

„‚Wohlan!‘ sagte er nach längerem Stillschweigen, ‚Sie haben gesiegt, Sie haben mich gezwungen, noch fernere zehn Tag in ihrer so angenehmen Gesellschaft zu verleben. Aber verstehen Sie mich recht, auch nur mich ganz allein. Mein Neffe so wenig, wie meine beiden Töchter sind, hoffe ich, compromittirt; sie werden also in einigen Tagen allein abreisen, während ich bleibe.‘

„Ah!“ sagte laut lachend der Diplomat. „Daran hattet ihr Beiden wohl nicht gedacht!“

„Freilich hatten wir dies nicht vermuthet,“ antwortete der Baron. „Auch überraschte uns dieser Ausspruch für den Augenblick; doch hatten wir das Unsrige gethan, und wenn uns die beiden Damen wirklich liebten, so mochten sie auch versuchen, den Papa umzustimmen. Wir wollten das als einen Beweis ihrer Zuneigung ansehen.“

„Und ihr irrtet euch nicht,“ warf der Hausherr dazwischen, der schon verschiedene Merkzeichen der Unruhe von sich gegeben hatte und öfter als nothwendig nach der Thüre blickte.

Der Baron streckte sich in dem Fauteuil aus, wie Jemand, der anfängt, müde zu werden, und sagte: „Wir hatten uns nicht getäuscht. Natürlich verließen wir die Wohnung des Generals so bald als möglich; aber schon den anderen Tag rief mich der Major triumphirend ans Fenster und zeigte mir den General, der seine beiden Töchter am Arm, seinen gewöhnlichen Spaziergang machte.

„Den folgenden Tag wurden wir zum Diner eingeladen, und ehe noch unsere Quarantaine-Zeit vorüber war, hatten wir den hoch-

mir: „Kommen Sie recht bald wieder — Sie gehören zur Familie.“

Trotzdem mir, wie ſchon früher erzählt, die Fahrt über den Simplon durchaus nicht behagte, wählte ich doch dieſen Alpenübergang für die Heimkehr und beſchloß, über Genf, Bern und Baſel zu gehen, um von da aus bis Karlsruhe einen flüchtigen Blick in die revolutionären Wirren des unglücklichen Badens thun zu können. Es war herrliches Frühlingswetter, als ich an den Ufern des ſchönen Lago maggiore fuhr, ganz allein im Vetturin, und ſo Zeit und Muße genug hatte, in den Erinnerungen an die letzte Vergangenheit zu ſchwelgen. Auch ſonſt kam noch Manches hinzu, mir das Scheiden von dem ſchönen Italien zu erſchweren, und nur die Hoffnung, recht bald wieder dorthin zurückkehren zu können, ließ mich heiterer in die Zukunft blicken. Sah es doch bei uns zu Hauſe troſtlos genug aus, und wer konnte wiſſen, wie es bei der aufgelockerten Disziplin und dem Mangel an tüchtigen Führern auch in Württemberg enden werde. Schon in der Schweiz gab es erregtes und bewegtes Leben genug, und auf dem Wege von Brieg nach Sion wurde hinter mir im Wagen auf's heftigſte politiſirt. In Sion verſammelte ſich der große Rath, es war irgend eine wichtige Wahl im Gange, für welche auf den verſchiedenen Stationen immer neue Paſſagiere zu uns einſtiegen; es erſchienen viel ſchäbige Schlapphüte und viel wildes Bartwerk. Es wurde für die

franzöſiſche Republik geſchwärmt und von einzelnen der bezeichneten Individuen die badiſche Erhebung ſtark gelobt. Ich glaube, es war in Monthey, wo wir zu einem kleinen ſchlechten Frühſtück in einen großen, ziemlich leeren Saal getrieben wurden. Meine öſterreichiſche Feldmütze ſchien einigen der Paſſagiere durchaus nicht zu gefallen, und als ich mich mit andern gleichgeſinnten Paſſagieren ziemlich offenherzig über die badiſchen Zuſtände und die aufkeimende rothe Republik ausſprach, ſchlug eines der bärtigen und beſchlapphuteten ſchäbigen Individuen mit der Fauſt auf den Tiſch und rief aus: „va pour les rouges!“ eine Aeußerung, die übrigens mit mir einige der anweſenden Schweizer ſehr übel zu nehmen ſchienen, die den Frieden des Poſthauſes beinahe geſtört und um ein Haar das beſagte Individuum in unfreiwilliger Weiſe vor die Thüre geſetzt hätten.

Doch beruhigten ſich die erhitzten Gemüther wieder, wir krochen nach eingenommenem Kaffee auf unſere Plätze zurück, ich befand mich angenehmer Weiſe im Coupé, und ſo fuhren wir endlich weiter an einem der herrlichſten Maimorgen, erreichten nach einigen Stunden Villeneuve und den lieblichen Genfer See. Links tief im Waſſer ſah ich das alte Schloß Chillon, rechts ließen wir die bekannten, reizenden und durch ihre Bewohner berühmten Landhäuſer liegen, kamen gegen Elf noch nach Vevey und Abends fuhr ich, leider bei Regenwetter, auf dem Dampfboote nach Genf, wo ich einen Tag

blieb, worauf ich über Bern nach Basel fuhr. Es war ein prachtvoller Morgen, als ich die Schweiz verließ und mit ganz außerordentlichen Erwartungen das badische Ländchen betrat, das sich zum Vorkämpfer der deutschen Republik aufgeworfen hatte. Wie trostlos aber sah es schon auf dem Wege zur Eisenbahnstation Efringen aus, wo uns Soldaten der verschiedensten Truppentheile, Dragoner und Infanterie, begegneten, die alle sich der neuerrungenen Freiheit freuten, zu zwei und drei Arm in Arm dahin zogen, die Militärmützen schief auf's Ohr gesetzt, die neben badischen und deutschen Farben mächtige rothe Schleifen zeigten.

Wie mir, der soeben von der vortrefflichen österreichischen Armee kam, diese verwilderte Soldateska wohlthat, kann man sich denken. Ich glaubte, nicht nur seit den letzten Tagen hundert Stunden gemacht zu haben, sondern auch hundert Jahre vorwärts oder vielmehr rückwärts gekommen zu sein.

Obgleich es noch sehr frühe am Tage war, schienen doch die meisten der Herren Soldaten schon stark gefrühstückt zu haben, und wenn sie auch keinen Unfug begiengen, so machten sie doch mit ihren offenen Uniformen, ihrem nachlässig umgeworfenen Lederzeug, ihrer gänzlich unmilitärischen Haltung einen höchst unangenehmen Eindruck. Viele Dragoner kamen aus den Häusern am Weg; sie hatten den langen Reitermantel umgehängt und schleppten ihre Säbel gewaltig. Man los in ihren herausfordernden Mienen so recht das Bewußt-

ſein ihrer großen Wichtigkeit; ſie waren voll Errungenſchaften und geiſtigen Getränkes; ſo lange die Welt ſteht, iſt ein ſo ſchmählicher Abfall von der Fahne, wie der des badiſchen Militärs, noch nicht vorgekommen. Ich freute mich ſehr über das Verhalten einiger Eiſenbahnbeamten, die das unentgeltliche Spazierenfahren des Militärs durchaus nicht duldeten und ſie aus den Waggons wieſen, wenn ſie die Fahrt nicht bezahlen wollten.

Bald hinter Freiburg mehrten ſich die Soldaten aller Waffengattungen mit und ohne Gepäck. Jubelnd und ſingend kamen ſie daher, große rothe Bänder an Tſchako's und den Bajonnetten. Vorn im Zuge hatten ſie eine Klarinette, die mit ſchreienden Tönen, und zwar ſehr verſtimmt, luſtige Tanzweiſen ſpielte. Während des Fahrens, beim Raſſeln und Schnauben, hörte man nur einzelne klägliche Töne derſelben, wenn aber der Zug hielt, entfaltete ſich die Melodie in ihrer ganzen Herrlichkeit.

Die Regierungsbeamten, welche große Schärpen um den Leib geſchlungen hatten, bemühten ſich ebenfalls umſonſt, die Söhne des Vaterlandes zur Ordnung zu bringen, und alle ihre Anreden, reichlich geſpickt mit „Bürger" und „Freunde", hatten keine Wirkung. Die militäriſchen Brüder ſetzten ſich doch hoch hinauf auf die Wagen, und einer derſelben ließ den Zug eine Zeit lang anhalten, bis er ſeine Pfeife gefunden, die ihm zwiſchen die Räder gefallen war, und bei all dieſem

Lärm und Spektakel ſchrie die Klarinette lauter als je, und jubelte in den entſetzlichſten Klagetönen: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt“ u. ſ. w.

Zur Vermehrung des wüſten Lärms auf den Bahnhöfen befand ſich auf jedem derſelben eine Wache, die unter Gewehr, zuweilen auch unter die Senſe oder den Säbel trat, wenn der Zug ankam. Es mochten ganz ehrenwerthe Leute ſein, dieſe Wachmannſchaften, aber wie ſie daſtanden, in den großartigen badiſchen Bahnhöfen, neben der brauſenden Lokomotive, ihrer acht bis zehn in Blouſen und Jacken, Ueberröcken und Fräcken, mit allen nur erdenklichen Waffen, hatte ihr Anblick etwas traurig Komiſches.

Eigenthümlicherweiſe gab mein grauer Militärpaletot, meine öſterreichiſche Offiziersmütze und Säbel hier durchaus keinen unangenehmen Anſtoß, im Gegentheil, man ſchien mich für irgend Jemand zu nehmen, der gekommen ſei, um gleichfalls mit zu fraterniſiren, und häufig reichte mir irgend ein biederer Schlapphut ſeine Fauſt, um ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, mit mir zu verſtändigen. Unter einer preußiſchen Pickelhaube hätte ich allerdings die Fahrt damals nicht mitmachen mögen. So kam ich endlich unangefochten nach Karlsruhe und Durlach, und wer ſich für dieſe höchſt merkwürdige Fahrt beſonders intereſſirt, mag ſie im zweiten Theile meines Soldatenlebens im Kriege nachleſen, wo ich Alles getreu und der Wahrheit gemäß erzählt habe.

Da der Eilwagen, der von Durlach nach Stuttgart fuhr, bereits beſetzt war, ſo mußte ich meine Zuflucht zu einem der zahlreichen Omnibuſſe nehmen, welche — ein irdiſches Fegfeuer zur Qual der Reiſenden — den Weg nach der würtembergiſchen Reſidenz machten. Wir waren in dem Wagen eng zuſammengepfropft und als derſelbe nach langen Vorbereitungen endlich von drei ſchlechten Pferden in Bewegung geſetzt wurde, krachte er in allen Fugen, verſchob ſeine Ecken auf eine bedenkliche Art und wackelte langſam, man konnte ſagen kopfſchüttelnd aus der geſinnungstüchtigen Stadt Durlach auf die freie deutſche Chauſſee hinaus. Dieſe freie deutſche Chauſſee ſah aber auch ſtellenweiſe gar zu ſonderbar aus. Ueberall befanden ſich badiſche Volkswehren in kleinen Trupps mit Senſen, alten Musketen und dergleichen bewaffnet, und exerzirten nach Herzensluſt. Da nun Baden in dieſem Augenblicke ein freies deutſches Land war, ſo hatten ſich dieſe Volkswehren immer mitten auf dem Fahrweg der Chauſſee aufgeſtellt, obgleich rechts und links genug Platz geweſen wäre, und zwangen auf dieſe Art mit großer Genugthuung die ebenfalls freien badiſchen Omnibusführer, mit ihrem Gefährt eine ewige Schlangenlinie zu beſchreiben. Zuweilen ſtand dieſe Volkswehr auch in zwei bis drei Gliedern und alsdann fehlte an einem Hineinfallen in den deutſchen freien Chauſſeegraben unſererſeits außerordentlich wenig. Meine Reiſegeſellſchaft beſtand größtentheils aus Frauenzimmern, die alle nach Würt-

temberg reiſten, um der zu ſtark emporkeimenden badiſchen Freiheit zu entgehen; auch befand ſich ein Papagei in einem meſſingenen Käfig auf dem Wagen — es war eigentlich eine Papageiin, — und auf dieſelbe hatte all der Lärm, all das merkwürdige Getreibe in Baden einen ſolchen erſchrecklichen Eindruck gemacht, daß ſie ſich veranlaßt ſah, in der vergangenen Nacht ein Ei zu legen, was von einem derartigen Vogel, der ſich ſeit undenklichen Jahren in Einzelhaft befindet, doch jedenfalls von einer großen geiſtigen und körperlichen Erſchütterung Zeugniß ablegt.

Wie wohl that es mir endlich, die württembergiſchen Farben wieder zu erblicken, ſchwarz und roth ohne Gold, deſſen ich in den letzten Tagen ſo viel falſches geſehen. „In Vaihingen an der Enz werde bloß umgeſpannt," hatte der Omnibusführer in Durlach geſagt, doch dauerte dieſes Umſpannen anderthalb Stunden, welche Zeit mir aber durchaus nicht lang wurde, denn die nächtliche Ruhe in dem ſchlafenden Städtchen that mir nach dem wüſten Lärm des vergangenen Tages außerordentlich wohl, und das Murmeln der Röhrbrunnen, ſowie das Schlagen einer gefangenen Wachtel begrüßte mich in Friede verheißenden Tönen.

Endlich wurden die Pferde wieder eingeſpannt und wir fuhren weiter. Der Morgen dämmerte bereits, als wir durch Schwieberdingen kamen und der klare Himmel verſprach einen ſchönen Tag. Auf der Prag ſah ich die Sonne aufgehen,

und von da rollten wir langsam und schaukelnd zur Residenz hinab. Es mochte fünf Uhr sein, als wir in die Stadt fuhren. Die Fenster waren allenthalben noch geschlossen und auf den Straßen bemerkte man nur hie und da an den Brunnen ein frühzeitiges Dienstmädchen. Am Schloßplatz verließ ich den Omnibus und wunderte mich ungemein, als ich bei dem Theater und dem Schlosse vorbeigieng und bemerkte, daß dort allenthalben der Wachtdienst von der Bürgerwehr versehen wurde.

Obgleich sich die Bürgerwehr damals recht gut benommen hatte, mit großer Aufopferung alle Strapazen des Wachtdienstes ertragen, die Ruhe der Stadt bewahrt und, wo es nöthig war, selbst den Excessen der Soldaten gesteuert, so machten doch auf mich, der ich zuletzt noch die strammen Wachtposten der österreichischen Grenadiere vor dem Hause des Feldmarschall Radetzky gesehen, hier vor dem königlichen Schloß die Bürgerwehrmänner in ihren einfachen Röcken und Schlapphüten, sowie in der gleichgiltigen Art, das Gewehr zu handhaben, einen eigenthümlichen, nichts weniger als angenehmen Eindruck. Auch sonst erschien mir Stuttgart recht ungemüthlich, die Regierung hatte die Reichsverfassung anerkannt, die königliche Familie war nach Ludwigsburg übergesiedelt und dort auch das Militär zusammengezogen worden, um es dem demoralisirenden Fraternisiren zu entziehen, und in Lagern vereinigt, um die schlaff gewordenen Zügel der Disciplin wieder fest

anziehen zu können. Ich war wieder in meinem früher so behaglichen Gasthof, im König von England, eingekehrt, befand mich aber dort im Hauptquartier des sogenannten Landesausschusses, was auch nicht zur Erhöhung der Gemüthlichkeit beitrug; es war dieß eine Nachäffung des sogenannten regierenden Landesausschusses in Baden. Die bekannte Volksversammlung in Reutlingen hatte am 28. Mai getagt, und von den Beschlüssen, die dort gefaßt worden waren, versprach man sich rothe Pfingsten, worauf auch der obengenannte Landesausschuß hinzuwirken hatte; was sich dabei für Gestalten sehen ließen, ist unbeschreiblich: Heckerhüte in allen Farben mit rothen Federn, und darunter eine ganz unerhörte Menge von Bartwerk! Da saßen sie den ganzen Tag bei ihren Schoppen und ließen sich von den Neuangekommenen, die meistens mit Hirschfänger und Büchse erschienen, berichten, wie es draußen im Lande ausschaue, wie stark die Bürgerwehr dieses oder jenes Ortes morgen erscheinen werde, und welche Freischaaren schon den braven Badensern und Pfälzern zu Hilfe geeilt wären.

Dann fieng das Frankfurter Parlament an zu wandern und der übrig gebliebene Theil desselben kam, auf dringende Einladung der württembergischen Demokraten, nach Stuttgart, um dort ferner zu tagen. Vorläufer desselben war der berüchtigte Fickler, der mit Geld von Baden herübergeschickt worden war, um das württembergische Militär zu verführen,

doch betrieb er dieß Geſchäft nur ſehr wenige Tage, und ſeine Verhaftung war äußerſt komiſch. Er trat aus der Kammerſitzung in den Laden eines Kleiderhändlers, wo er ſich einen Sommerrock gekauft hatte, worauf er wieder in die Droſchke ſteigen wollte, in welcher er hergefahren war, als ein Polizeikommiſſär mit einem Polizeiſoldaten ebenfalls zu ihm in den Wagen ſtieg mit den Worten: „Mein Herr, ich fahre mit Ihnen!“ Der Polizeikommiſſär befahl dem Droſchkenführer, vor das Gebäude der Stadtdirektion zu fahren. Schnell war der Wagen um die Ecke gebogen, Fickler wurde in das Gebäude der Stadtdirektion geführt. Nach einem Aufenthalt von kaum vier Minuten wurde er in den Wagen zurückgebracht, begleitet von Oberpolizeikommiſſär Kegelen und einem Polizeiſoldaten, und im raſchen Lauf zum Königsthor hinausgefahren. Vor der Abfahrt, wie ſich bereits zahlreiche Gruppen um das Stadtdirektionsgebäude geſammelt hatten, rief Fickler noch aus dem Wagen: „Bürger, ſaget Seeger und Becher, daß Fickler ſoeben verhaftet worden ſei.“ Kegelen erwiderte hierauf: „Herr Seeger iſt Stadtdirektor.“ Fickler: „Gut, ſo ſaget es dem Abgeordneten Seeger.“ Die Droſchke fuhr Ludwigsburg zu, in deſſen Nähe bekanntlich Hohenasperg liegt. Auch in der unteren Königsſtraße rief Fickler noch einmal zu den Vorübergehenden aus dem Wagen: „Machet bekannt, daß Fickler verhaftet worden iſt.“

Zuweilen gab es auch ohne nennenswerthe Urſachen

blonden Neffen zur größtmöglichen Verzweiflung gebracht; denn Sir Robert nahm unsere Bewerbungen um seine beiden Töchter allergnädigst an.

„Damit bin ich zu Ende; wenn ihr noch einige Details wollt, so laßt euch solche von meiner Frau oder der Majorin geben. Erstere hat mich beauftragt, euch morgen zum Diner einzuladen. Du kommst auch, Ferdinand. Der Arzt hat mir versprochen, er werde dich ausgehen lassen."

„Ja, wenn man reist, erlebt man allerlei," meinte aufstehend der Diplomat. „Wo bleibt aber der Major? Dürfen wir nach ihm sehen? Was meinst du, Ferdinand? Oder ist es Zeit, daß wir uns zurückziehen?"

„Gewiß nicht!" sagte der Hausherr, wie aus tiefen Gedanken auffahrend. „Ich will den Major und meine Frau holen."

„Aber der Tabaksrauch hier in dem Salon!" sagte der Baron.

„O!" entgegnete Graf Ferdinand lächelnd, „hier ist neutraler Grund. Die Gräfin macht sich nichts daraus."

„Du bist sehr glücklich!" sprach der Gesandtschafts-Secretär, worauf der Graf das Zimmer verließ und die beiden Freunde allein zurückblieben.

Aufläufe in den Straßen, beſonders Abends, wo man dann bisweilen mitgieng, um eine Zeit lang dem unſinnigen Spektakel und Gejohle zuzuhören; doch verlief alles das ohne irgend welches Blutvergießen und wurde meiſtens als Wortgefecht in den Wirthshäuſern bis tief in die Nacht hinein fortgeſetzt.

Das Rumpfparlament hatte unterdeſſen Deutſchland mit fünf Herrſchern beſchenkt in Perſon von fünf Reichsregenten, die ſich durch Proklamation an das deutſche Volk und an die Truppen lächerlich machten, deren Treiben aber endlich doch nicht mehr geduldet werden konnte, weßhalb man am 18. Juni ihren Sitzungsſaal im Fritz'ſchen Reithauſe ſchloß, mit Kavallerie beſetzte und dann die Ankommenden unter Vortritt des Präſidenten Löwe, den leider zwei ehrwürdige Männer, Schott und Uhland, geleiteten, durch einen Regierungskommiſſär höflich erſuchte, zurückzugehen, was denn auch ohne Weiteres geſchah. Gewaltthaten gegen Parlamentsmitglieder, von denen damals ſo viel gefabelt wurde, kamen in keiner Weiſe vor, und nur, als Präſident Löwe eine Anſprache an das allerdings zahlreich herbeigeſtrömte Volk verſuchen wollte, wurde er durch Trommelwirbel daran verhindert.

Wolfgang Menzel, mit dem ich übrigens nie in perſönlichem Verkehr geſtanden, den ich nur hie und da bei unſerem gemeinſchaftlichen Verleger Adolf Krabbe geſehen habe, ſagt in ſeinen Denkwürdigkeiten über jene Regierungsmaßregeln:

„Wären wir nicht ſo verfahren, hätten wir uns in jene einfältige badiſche Revolution fortreißen laſſen, ſo würden unſere demoraliſirten Truppen und demokratiſchen Freiſchaaren eben ſo wenig wie die pfälziſch-badiſche Armee im Stande geweſen ſein, die Reichsexekution aufzuhalten, und wir wären in Unkoſten, Schimpf und Schande hineingeriſſen worden wie die Badener und Pfälzer. Um eine große Revolution durchzuführen und eines großen Reiches Einheit herzuſtellen, dazu gehören andere Männer und eine ganz andere Begeiſterung im Volk. Beſcheidene Helden wie 1813 und nicht feige Schwätzer, Freſſer und Säufer.“

Darin hatte er Recht; es herrſchte eine recht unerquickliche Wirthſchaft in der Stadt, wobei ich mich nur glücklich fühlte, wenn ich dem wüſten Geſchrei und Lärmen den Rücken kehren und meinen geliebten Garten beſuchen konnte, in dem ich nichts von der Reſidenz ſah, dagegen einen wundervollen Blick hatte auf die ſchönen Formen der Berge des Neckarthals, über welchem ſtets ein wonnevoller, nervenberuhigender Friede lag. Hier oben fand ich denn auch nach ſo langer Abweſenheit genug zu thun, und da mir aus meinen Korreſpondenzen für Cotta auch wieder Gelder eingiengen, ſo konnte ſchon Einiges auf nothwendige Dinge und Phantaſieen verwandt werden.

Zu den erſteren gehörte eine Zuſammenziehung der verſchiedenen kleinen Grundſtücke, die ich nach und nach

erworben hatte, und zu den letzteren muß ich Vorarbeiten und Zeichnungen rechnen, um die unglückliche Windmühle in besserer Gestalt wieder erstehen zu lassen. Auch im Hause gab es genug zu thun, was mir aber großes Vergnügen gewährte; da mußten noch verschiedene Zimmer tapezirt, vorhandene Möbel an ihre Plätze gebracht, andere nothwendige dazu gekauft, und mit meinen vielen, allerdings nicht sehr werthvollen Bildern und Lithographieen die Wände verziert werden. Wollte ich mich doch jetzt schon droben häuslich niederlassen und mich sogar verheirathen, was aber vorläufig noch unterblieb, weil mich Cotta — der große Brodherr, wie wir ihn nannten — ersuchte, unter sehr annehmbaren Bedingungen im Interesse der Allgemeinen Zeitung nach Baden und zwar in's Hauptquartier des Prinzen von Preußen zu gehen, der dort bei der Belagerung von Rastatt anwesend war. Die badische Wirthschaft hätte mich wenig gereizt; dagegen freute ich mich darauf, den liebenswürdigen Prinzen wieder zu sehen, und es war mir interessant, einen Vergleich zwischen meiner Aufnahme bei den Oesterreichern und der bei meinen Landsleuten und ehemaligen Kameraden anstellen zu können.

Am 11. Juli Abends fuhr ich nach Karlsruhe und den andern Tag mit der Eisenbahn gegen Rastatt weiter, wobei mir die auffallende Veränderung besonders auf den Bahnhöfen recht angenehm auffiel; hier war doch wieder Zucht und

Ordnung eingekehrt, vorüber die Zeit der Schlapphüte und des Bartwerks, kein brutaler Kerl, den die bunte Schärpe um den Leib als Regierungsbeamten kennzeichnen sollte, drängte sich mehr hervor oder griff hindernd in dem Dienste ein, um Züge länger halten zu lassen oder sonstigen Unfug zu treiben, und wenn man das und Aehnliches gesprächsweise hervorhob, so ballte Mancher, der vielleicht noch vor wenigen Wochen selbst mitgethan hatte, unter einem kräftigen Fluch gegen jene Lumpen die Faust. Daß man sich überhaupt in dem badischen Ländchen so rasch und rücksichtslos mit fortreißen lassen konnte, hatte gewiß Jeden gewundert, der sich erinnerte, wie man gerade hier so fest am Hergebrachten, Eigenthümlichen hielt und heute noch stets was Apartes haben muß, was immer eine Zeit lang auf's hartnäckigste vertheidigt wird; so die ehemaligen breiteren Schienengeleise, was im allgemeinen Eisenbahnverkehr wie eine chinesische Mauer wirkte, oder andere allerdings kleine Absonderlichkeiten, durch die sich Baden auszeichnet, wie, daß die Dienstmützen der Bahnhofinspektoren statt wie im ganzen übrigen Deutschland roth, hier amarantfarben sein müssen, und daß der Landesherr auf den Doppelkronen, die sich nebenbei noch durch eine hellere Goldfarbe auszeichnen, im Gegensatz zu seinen Herren Kollegen nach der andern Seite schaut. Wohlthuend war es mir auch, in den Bahnhöfen preußische, hessische und nassauische Soldaten gemüthlich rauchend beisammen sitzen zu sehen, doch wieder

einmal anständig vereinigt und wieder einem rechtmäßigen Kommando gehorchend.

Weiter als bis Muggensturm fuhr übrigens der Bahnzug nicht, denn hinter jenem kleinen Dörfchen, das dicht mit Militär besetzt war, fieng der Rayon an, wo die Bahnlinie durch Kugeln aus Rastatt bestrichen werden konnte, ein Schieß- und Privatvergnügen, das sich die Belagerten auch häufig machten, um den Damm zu zerstören und die Wärterhäuschen wegzuputzen. —

Hier endigt Hackländer's Testament an das Publikum. Der Tod hat dem „Roman seines Lebens" ein unerwartet schnelles Ende gemacht und hat auch diese seine Selbstbiographie jählings unterbrochen. Sie umfaßt die dreiunddreißig ersten Jahre seines Lebens, insofern jedenfalls ein Ganzes, als diese Periode bis zum Abschluß seiner ersten Anstellung am württembergischen Hofe führt. Was er uns noch von seiner Stellung und Betheiligung bei dem österreichisch-italienischen Feldzug von 1849 sowie von seinen Erlebnissen im badischen Freischaarenkriege erzählt, das können wir als einen interessanten Anhang zum Uebrigen betrachten. Daß es Hackländer nicht vergönnt war, auch die achtundzwanzig weiteren Lebensjahre zu beschreiben, das werden Viele mit uns auf's tiefste beklagen. Kein Anderer ist ja im Stande, in der einfachen und ungeschminkten Weise, keiner, mit der gleichen Unterhaltungsgabe, wie er, dieses Werk fortzusetzen, auch wenn es einer von denen unternehmen wollte, die ihm

am nächſten ſtanden und Alles, was ihn betraf, miterlebten. Es iſt übrigens nicht zu bezweifeln, daß dieſer Theil der Biographie, ſo wie er uns jetzt vorliegt, vor Allem, was Hackländer ſelbſt über ſein ſpäteres Leben noch hätte hinzufügen können, durch zwei wichtige Vorzüge hervorragen müßte. Einmal nämlich bringt jene frühere Lebensperiode den Reiz der Jugendlichkeit und der Schlag auf Schlag ſich verändernden merkwürdigen Scenerien mit ſich. Dann aber wäre der Verfaſſer ſelbſt ſicher nicht im Stande geweſen, die ſpäteren Ereigniſſe, die ſich mehr und mehr der Gegenwart nähern, mit der gleichen Objektivität zu behandeln und mit voller Unbefangenheit zu ſchildern.

Wir unſererſeits begnügen uns damit, den Rahmen zu bezeichnen, innerhalb deſſen ſich ſein ſpäteres Leben fortbewegte. Mit der ihm eigenen Verſatilität und Elaſtizität des Geiſtes wandte ſich Hackländer am Anfang der fünfziger Jahre wieder der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit zu. Vor Allem wurden die Berichte, welche er über den italieniſchen Krieg verfaßt hatte, zu einem Buche umgewandelt: den vielgeleſenen „Bildern aus dem Soldatenleben im Kriege“. Dann aber warf er ſich mit Energie auf das Abfaſſen jener leicht lesbaren und mit anziehender Laune gewürzten Erzählungen und Romane, die ihm in adeligen und bürgerlichen Kreiſen ein ungemein großes Publikum zuführten und in denen er Erlebtes und nicht Erlebtes wohl zu miſchen verſtand: Handel und

Wandel (1850), Namenloſe Geſchichten (1851), Eugen Stillfried (1852), Europäiſches Sklavenleben (1855). Und zugleich rührte ſich auch gewaltig in ihm der dramatiſche Trieb, von dem er uns, aus der früheren Zeit, in dieſem Buche ſelbſt öfters Proben giebt. Er wagte ſich an die Ausarbeitung eines größeren Luſtſpiels, das ſeinem Namen nun auch einen glänzenden Weg auf der Bühne eröffnen ſollte. „Der geheime Agent“ (1851), worin Hackländer einen originellen Gedanken geſchickt durchführte, fand Eingang auch auf den größten Bühnen Deutſchlands und Oeſterreichs und iſt heute noch nicht von dort verſchwunden. Auch mehrere ſeiner ſpäteren Luſtſpiele, wie namentlich: „Magnetiſche Kuren“ (1853) und „Zur Ruhe ſetzen“ (1857) ſchlugen ein und gaben Zeugniß dafür, wie gut er verſtand, was auf der Bühne wirkſam iſt.

Neben dieſer ſchriftſtelleriſchen Beſchäftigung war ihm, was ſich aus ſeiner früheren Lebensweiſe ſowie aus ſeinem unwiderſtehlichen Triebe, immer neue Anſchauungen in ſich aufzunehmen, leicht erklärt, auch das Reiſen zum förmlichen Bedürfniß geworden. Es würde eine lange Aufzählung geben, wenn man auch nur die bedeutenderen Punkte aller der kleineren und größeren Touren nennen wollte, die er in der zweiten Hälfte ſeines Lebens machte. Beſonders feſt haftete in ſeinem Gedächtniß die Reiſe nach Spanien, welche Hackländer im Winter 1853 auf 1854 mit dem Architekten Leins und mit dem Maler Horſchelt ausführte und auf die

er auch in ſeinen letzten Jahren noch ſtets mit ſichtbarem Vergnügen zu reden kam. Er hat dieſer Reiſe ein beſonderes Denkmal in ſeinem Werke „Ein Winter in Spanien“ (1855) geſetzt. Im Uebrigen ſei zunächſt nur noch ſeines Aufenthalts in Paris und London (bei der Weltausſtellung), beides im Jahre 1851 und einer Reiſe durch Ungarn 1857 Erwähnung gethan. Seine Berichte darüber, die in den geleſenſten Blättern ſtanden, ſammelte er ſpäter (1861) in den „Tagebuchblättern“.

Sein außerordentliches Talent für geſelliges Leben fand einen erwünſchten Spielraum in der von ihm und einigen ſeiner Freunde im Jahre 1850 zu Stuttgart gegründeten Künſtlergeſellſchaft „Bergwerk“. Die „Glocke“, von der uns Hackländer erzählt, war aus den Fugen gegangen und es war namentlich ein Theil der früheren Glockenbrüder ſelbſt, welcher zu der neuen Geſellſchaft den Grundſtein legte. In den erſten fünfzehn Jahren des Beſtandes war Hackländer Vorſtand dieſes Künſtlervereins, der nicht nur in Stuttgart ſelbſt faſt alle Künſtlergrößen auf kürzere oder längere Zeit an ſich zog, ſondern auch die meiſten berühmten Gäſte, welche die Schwabenhauptſtadt berührten, in ſeinen Kreis zog. Selten nur erlebte dieſe Geſellſchaft einen ihrer Feſttage, ohne daß Hackländer den Löwenantheil zu deſſen Gelingen beigetragen hätte, und auch, als an ſeine Stelle als „Bergmeiſter“ ſein Freund Leins getreten war, entzog er ſich keineswegs den Geſchäften

und den oft mühevollen Vorbereitungen für die öffentlichen Kundgebungen dieſer Geſellſchaft, und noch, als in den letzten Jahren das „Bergwerk“ ſein fünfundzwanzigjähriges Stiftungsfeſt und bald darauf ſeine tauſendſte „Schicht“ feierte, ſtand er in der vorderſten Linie, und ſeinen ſechzigſten Geburtstag, am 1. November 1876, wollte er am liebſten unter ſeinen Freunden im „Bergwerk“ gefeiert wiſſen.

In der Mitte der fünfziger Jahre hatte Hackländer mit Edmund Hoefer die Herausgabe der „Hausblätter“ begonnen, worin ſie kürzere Geſchichten — „ſittlich, aber nicht prüde, wahr, aber nicht niedrig, dem Erwachſenen und Erfahrenen eine intereſſante Unterhaltung und der Jugend eine geſunde, bildende, anregende Nahrung“ — geben wollten. Es iſt bekannt, wie ſich dieſe Art ſeiner Thätigkeit fortſetzte und wie ſein Name fort und fort an der Spitze vielgeleſener Unterhaltungsblätter ſtand, vor allem in der illuſtrirten Zeitung „Ueber Land und Meer“, ſodann in der Hallberger'ſchen „Romanbibliothek“, ſo wie in den „Sorgenloſen Stunden“, und wenn auch ſeine ſchriftſtelleriſche Mitwirkung hiebei häufig eine ſehr beſchränkte war, ſo beweiſt dieſe Art der Benützung ſeines Namens um ſo deutlicher, wie ſchwerwiegend dieſer Name vor allem in den buchhändleriſchen Kreiſen und folglich auch in der großen Leſewelt war.

Kleinere Geſchichten, wie ſie die „Hausblätter“ gaben, namentlich ſolche, die ſich an ſeine täglichen Lebenserfahrungen

Sechstes Kapitel.

Welches abermals von dem Geheimniß der Gräfin handelt, und worin ſchließlich der Erzähler den geneigten Leſer verläßt, indem er ihm ein Räthſel aufgibt.

Der Major war unterdeſſen durch das ihm wohlbekannte Haus gegangen, durch hohe, elegant möblirte Zimmer, in denen Kaminfeuer flackerten und Lichter brannten. Es war das ein Comfort, auf den der Graf ſehr viel hielt — Wärme und Licht, die ein Haus außerordentlich wohnlich machen. Der Major wußte genau den Salon, den er ſuchte, zu finden, und als er an die Thür deſſelben gelangte, öffnete ihm die Kammerfrau geräuſchlos und ließ ihn eintreten.

Dieſes Gemach war mehr ein kleines, zierliches Boudoir und mit außerordentlichem Geſchmack, mit großer Eleganz eingerichtet. Man ſah hier die ſchaffende Hand, die jedem Möbel, jedem Gemälde, jeder kleinen Bronze-Statuette ihren Platz anwies, die verſtändig in Auswahl der hier ſtehenden Pflanzen war, die ihre Blumentiſche aufs reizendſte ſelbſt arrangirte. Dicke Teppiche bedeckten den Boden, lange, ſchwere Vorhänge verbargen die kalten, dunkeln Fenſterſcheiben, und das ganze kleine Gemach war von einem ſüßen, aber unbeſtimmten Wohlgeruche durchweht.

Die Gräfin ſaß in einem kleinen, ſehr niedrigen Fauteuil in der

anſchloßen, ſammelte Hackländer damals in dem Buche „Erlebtes“ (1856) ſowie in „Krieg und Frieden“ (1859). Eben damals entſtand ein Roman aus dem Salon- und Hofleben „Der Augenblick des Glücks“ (1857) und der fünfbändige „Neue Don Quixote“ (1858), deſſen Inhalt allerdings weit abliegt von dem guten Ritter aus der Mancha.

Uebrigens hatte ſeine Energie in den letzten fünfziger und am Anfang der ſechziger Jahre neben dem literariſchen ein anderes großes Feld gefunden. König Wilhelm von Württemberg, der ihm, wie zur Genüge aus Hackländer's eigener Darſtellung hervorgeht, ein beſonderes Wohlwollen ſchenkte, hatte ſich auch nach der Entlaſſung im Jahre 1849 fortwährend für ihn intereſſirt, und da er ſein Talent zum Ueberwachen und Betreiben von Kunſtbauten namentlich vom Bau der Kronprinzlichen Villa her kannte und auf ſeine reiche Erfahrung in allen künſtleriſchen Gebieten mit Recht große Stücke hielt, ſo hatte er ihn im Jahr 1859 zu ſeinem Bau- und Gartendirektor gemacht. Die „Wilhelma“ war ſchon gebaut; der König hatte aber in ſeinem höchſten Alter noch den Plan gefaßt, die nächſte Umgebung des Reſidenzſchloſſes, die, gerade von der Front des Schloſſes aus betrachtet, abgeſehen von ein paar ſchönen Alleen und der Jubiläumsſäule, aus zwei öden Kiesplätzen, einem mißlungenen Theaterbau und dem mehr als einfachen Redoutenſaalgebäude beſtand, in würdiger Weiſe umzuformen. So ſtieg denn jetzt die große

Kolonnade des Königsbau's als ſchönes vis-à-vis des Schloſſes empor, es wurde der äußere Schloßplatz in einen wundervollen Garten verwandelt und namentlich durch die zwei herrlich ausgedachten und ausgearbeiteten Fontänen, welche die Jubiläumsſäule flankiren, zu einem ſymmetriſchen Ganzen gemacht; hiebei beſonders entwickelte Hackländer eine außerordentliche Thätigkeit. Der innere Schloßhof aber erhielt einen erfreulichen Mittelpunkt durch die Eberhardſtatue, welche jetzt in den Hof des alten Schloſſes verſetzt worden iſt.

Daß eine ſolche faſt fieberhafte Bauthätigkeit, die ſich in wenige Jahre zuſammendrängte, Millionen verſchlang, war natürlich; und daß man Hackländer, der bei der Ausführung großartiger Kunſtwerke ſich früher über die Koſten niemals beſonders ſchwere Gedanken gemacht hatte, nun großentheils für die übergroßen Ausgaben verantwortlich machte, ließ ſich ebenfalls leicht begreifen. Es mag dieß auch beſonders viel zu ſeinem jähen Sturz beigetragen haben, der unmittelbar nach dem Tode des Königs Wilhelm erfolgte und um ſo empfindlicher wirken mußte, weil ſich Hackländer eben damals (1864) wegen eines ſchweren Augenleidens, das ihn eines ſeiner Augen koſtete, in einer verhältnißmäßig hilfloſen Lage in Berlin befand.

Mancher Andere hätte wohl unter ſolchen Umſtänden das Feld vollſtändig geräumt und ſich anderswo angeſiedelt. Hackländer blieb, theils wohl, weil er in Stuttgart zwei an-

genehme Anſiedlungen hatte, theils auch, weil die Stadt als buchhändleriſcher Markt faſt unentbehrlich für ihn geworden war.

Jene Jugendphantaſien von einem lieblichen Daheim, in dem er theils träumend ſich in den Anblick einer paradieſiſchen Gegend verſenken, theils ruhig der Schöpfung neuer Erzählungen obliegen könnte, wurden mehr und mehr Wahrheit. Das „Haidehaus" wurde in eine köſtliche kleine Villa mit anmuthigen Anlagen umgeſchaffen, und in der Stadt ſelbſt, an einem ſehr ruhigen, ſcheinbar abgelegenen und doch vom Mittelpunkt der Stadt nicht weit entfernten Platze, erſtand ihm ein ſtattliches, ſehr bequemes Wohnhaus, welches aber für ſeine eigenen Verhältniſſe etwas zu großartig angelegt war, weßhalb er es ſpäter verkaufte, um ſich unmittelbar daneben in einer neu gebauten einfacheren, aber ganz nach ſeinen und ſeiner Familie Bedürfniſſen gebauten Wohnung niederzulaſſen. Auch das liebe Haidehaus wurde verkauft, aber nur, weil ein noch lieblicherer Sommerſitz bei Leoni am Starnbergerſee dafür gewonnen werden ſollte.

Und dieſe ſchönen Erdenwinkel behielt er nicht als einen Raub für ſich. Hackländer war ungemein gaſtfreundlich, und bei ſeinen höchſt ausgebreiteten, intereſſanten Bekanntſchaften iſt es nicht zu viel geſagt, daß die Gaſtfreundſchaft einen weſentlichen Theil ſeines Lebens ausfüllte. Faſt alle bedeutenden Künſtler, die ſich in Stuttgart ſehen ließen, lernten

in ihm den heiteren und angenehmen Wirth kennen, und wie Manchen öffnete ſich ſein Sommerhaus an dem bayriſchen See!

Unter Künſtlern war es ihm immer beſonders wohl. Dieſe Neigung ſpiegelt ſich in vielen ſeiner Romane, insbeſondere im „Tannhäuſer, eine Künſtlergeſchichte“ (1860) und im „Künſtlerroman“ (1866). Ueberhaupt fuhr er auch nach dem verhängnißvollen Jahr ſeiner zweiten Entlaſſung fort, mit ungeſchwächter und ungetrübter Phantaſie ein Jahr um's andere ſeine Erzählungen zu ſchreiben; und wenn er, wie er es liebte, ſich irgendwo eingefunden hatte, wo ſich eben ein Stück Weltgeſchichte abſpielte, wie z. B. bei der Pariſer Weltausſtellung von 1867 oder bei der feierlichen Eröffnung des Suezkanals, ſo finden wir die deutlichſten Spuren davon in ſeinen Schriften „Eigene und fremde Welt“ (1868), und „Das Ende der Gräfin Pataßky“ (1877).

Die großen Umwälzungen, welche durch die Jahre 1866 und 1870 vor ſich giengen, wirkten auf ihn nicht ſo begeiſternd wie auf die Mehrzahl der Romanſchriftſteller, hauptſächlich weil ihm die Trennung von dem ihm beſonders theuer gewordenen Oeſterreich ſchwer auf dem Herzen lag. Er wußte übrigens die Größe der deutſchen Erhebung und ihrer Führer wohl zu ſchätzen. —

Hackländer war kein klaſſiſcher Schriftſteller und machte auch nicht den Anſpruch, es zu ſein; aber er war und iſt ein

vielgeliebter Erzähler, dessen Frische und Unmittelbarkeit vielfach an die des Improvisators erinnert, dem man gerne Schwächen im Ausdruck und in der Komposition nachsieht. Hackländer war auch das nicht, was man einen Charakter nennt; aber er imponirte durch die Kraft, womit er ein Unternehmen festzuhalten und durchzusetzen vermochte und schneller als Andere die geeigneten Mittel für die ihm vorgesetzten Zwecke fand. Er wollte nicht besser, aber auch nicht schlechter erscheinen, als er war. In beiden Richtungen wird der „Roman seines Lebens" zu seiner Beurtheilung einen gewichtigen Beitrag liefern.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

P. P.

Vielfach ausgesprochenen Wünschen entsprechend sind zu Hackländer's „Roman meines Lebens"

zwei geschmackvolle

Einbanddecken

aus englischer Leinwand mit schwarzer und vergoldeter Pressung hergestellt worden.

Der Preis ist 1 Mark pro Decke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Verlagshandlung:

Carl Krabbe

in Stuttgart.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Das

Soldatenleben im Frieden.

Von

F. W. Hackländer.

Achte Auflage.

Preis geh. Mark 1. 50., eleg. geb. Mark 2. 40.

Wachtstubenabenteuer.

Von

F. W. Hackländer.

Fünfte Auflage.

3 Bände. Geh. Mark 4. 50., eleg. geb. Mark 6. —.

Krieg und Frieden.

Von

F. W. Hackländer.

2 Bände. Geh. Mark 5. —., eleg. geb. Mark 6. —.

Kaminecke und hatte einen Schirm von bunten Federn in der Hand, den sie zuweilen zwiſchen ſich und die lodernden Flammen hielt, mit dem ſie aber auch hier und da ihr Geſicht fächelte.

Daß die Gräfin nicht aufſtand und ihrem Freunde wie ſonſt entgegen ſprang, befremdete den Major einiger Maßen. Doch rief ſie ihm ein Willkommen zu, ſo herzlich wohl klingend wie früher, nur nicht ſo freudig.

Der Major ſetzte ſich ihr gegenüber, und da ſie in dieſem Augenblicke gerade ihr Geſicht fächelte, ſo war es ihm deßhalb unmöglich, ihre Züge zu betrachten. Aber die Stimme, mit der ſie auf ſein Befragen nach ihrem Befinden antwortete: O, ſehr gut, wie immer! zitterte ein klein wenig.

Hier hat ſich doch Einiges verändert, dachte der Major und ſprach von ſeiner Zurückkunft, von ſeinem neuen Hausweſen und von ſeiner Frau, die ſich ſehr darauf freue, die Gräfin häufig zu ſehen.

„Ich hoffe, wir werden gute Freundinnen," antwortete die junge Dame. „Es wäre mir ſo recht angenehm, Jemanden zu finden, eine junge Frau namentlich, mit der ich ſehr, ſehr bekannt würde."

„Ellen wird ſich darüber unendlich freuen," erwiderte der Major. „Doch Ihnen, beſte Gräfin, fehlt es wahrhaftig nicht an Bekannten, ja, ich möchte ſagen, Freundinnen."

„In Ihrem Sinne nicht," entgegnete ſie, „aber in meinem wohl. Ein junges Mädchen, das heirathet, tritt aus dem Kreiſe ihrer Bekannten in einen ganz neuen ein, wo ſie ſich ebenfalls fremd fühlt. Für meinen bisherigen Umgang, die jungen, lachenden Fräulein, bin ich auf einmal eine geſetzte Frau geworden; die wirklich geſetzten Frauen dagegen ſchauen mich noch immer an wie einen kleinen Eindringling, zählen mich noch immer zu der jungen luſtigen Welt, der ich bis jetzt angehörte."

„Aber, Gräfin, Sie gehören auch noch immer zu dieſer jungen, luſtigen Welt.“

„Ach nein!“ ſagte ſie, halb traurig lächelnd, während ſie ihren Fächer ſinken ließ und ſo den Major zum erſten Male den vollen Anblick ihrer Züge gönnte.

Sie hatte ſich wirklich verändert. Das mußte ſich der Major geſtehen, nachdem er einen langen Blick auf ſie geworfen. Ihr Geſicht, obgleich zierlich und voll wie immer, ſah ermattet aus. Ihre Züge waren bleich, und ihr Blick war ſchwimmend, als ſammelten ſich in Einem fort Thränen in ihren großen blauen Augen. Dabei zuckten zuweilen ihre Lippen, was ſie früher nie gethan.

Die Gräfin bemerkte den forſchenden Blick des Majors und ſagte: „Warum ſehen Sie mich ſo an, lieber Freund? Finden Sie mich verändert?“

„Ich kann es nicht läugnen — ein wenig.“

„Ha!“ entgegnete ſie, und eine plötzliche Röthe überflog ihr Geſicht; „wenn Sie es alſo gern läugnen möchten, ſo muß mein Ausſehen nicht vortheilhaft ſein.“

„Ich meine, Sie ſeien ein wenig blaß. Oder thut es der Schein der Lichter?“

„Ich glaube nicht,“ antwortete ſie, und der Federſchirm in ihrer Hand zitterte. „Ich meine wirklich, ich ſehe in der letzten Zeit etwas blaß aus.“

„Verzeihen Sie die Frage eines alten Freundes, Gräfin Marie,“ ſagte ernſt der Major: „Fehlt Ihnen etwas? Haben Sie einen kleinen Kummer?“

„Auch Sie fragen mich das?“ antwortete ſie vorwurfsvoll und hob ihren Fächer vor das Geſicht.

„Auch ich? — Und wer ſonſt?“

„Nun — Ferdinand!“

„Ah, Ferdinand? Richtig, ich erinnere mich, er ſprach mir davon, mein liebes Kind ſei ein wenig leidend. Aber er konnte mir keine Urſache angeben. Hat er Sie nicht oftmals ſelbſt gefragt?“

„O, ſehr oft! zu oft!“ entgegnete ſie unruhig. „Aber . . .“

„Aber?“

„Aber — ich ſagte ihm, was ich auch Ihnen ſagen muß: mir fehlt nichts, durchaus nichts. Ich bin glücklich, ganz glücklich, oh, ſo ſehr glücklich!“ Dabei füllten ſich ihre Augen mit Thränen.

„Verzeihen Sie, Marie!“ ſprach ernſt der Major, „Sie wiſſen, welchen Freund Sie an mir haben. Sie haben mich oft um Rath gefragt, und mein Rath war, glaube ich, nie ſchlecht für Sie. Nun denken Sie daran. Fragen Sie mich auch heute um Rath!“

„Oh!“ machte die junge Frau und hob ihren Fächer dicht vor das Geſicht.

Man wußte nicht, lächelte ſie hinter demſelben, oder floſſen ihre Thränen. Doch raſch faßte ſie ſich, warf ihren Fächer auf den Boden und reichte dem Major ihre beiden Hände, die er zutraulich und freundlich faßte.

„Nicht wahr, beſter Major,“ ſagte ſie, „Sie haben mich ſchon als kleines Kind gekannt. Sie wiſſen, wie ich Ihnen beſtändig zugethan war, wie ich nie ein Geheimniß vor Ihnen hatte. Glauben Sie denn, ich habe mich geändert, können Sie denken, wenn ich Sie um einen Rath zu fragen hätte, ich würde es nicht unaufgefordert thun?“

„Hm!“ machte der Major nach einer Pauſe, während er beruhigt in dieſes offene, ehrliche Auge ſah. „Ja, ich glaube es Ihnen, Gräfin. Ich danke Ihnen für dieſes Wort; und da Sie mir meine alten Rechte als Ihr Rathgeber wieder einräumen, ſo erlaube ich mir, Ihnen auch einen Rath zu geben.“

„Darauf bin ich begierig und ſchon im Voraus dankbar!“

„Eine goldene Regel, die namentlich in der Ehe von außerordentlicher Wichtigkeit iſt.“

„Nun?“

„Wenn Sie glücklich ſind, ſo müſſen Sie es auch zu ſein ſcheinen.“

„Und ſcheine ich nicht glücklich?“

„Nein, Gräfin.“

„Wer ſagt das?“

„Zuerſt ich,“ antwortete der Major, „als ich — in Ihr ſo liebes, freundliches Geſicht ſah; vorher aber ſchon ſprach mir Ferdinand darüber.“

„Ferdinand?“ rief die junge Frau mit ſchmerzlichem Ausdrucke.

„Ja, Ferdinand; und es hat ihn ſehr betrübt.“

Sie hatte ihre kleinen Hände vor ſich auf der Bruſt gefaltet und ſchaute dem Major forſchend und ängſtlich in die Augen. „Ferdinand hat mich bei Ihnen verklagt?“ fragte ſie mit zitternder Stimme.

„Gewiß nicht verklagt!“ antwortete der Major. „Aber Ferdinand, der kein Geheimniß vor mir hat, ſagte mir, Sie haben ſich gegen ihn verändert, Sie ſeien ſtiller geworden, gedankenvoll, ja, Sie vermieden ſeine Geſellſchaft, kurz, Sie hätten ein Geheimniß vor ihm.“

Die junge Frau war in ihren Fauteuil zurückgeſunken, drückte beide Hände vor ihr Geſicht und verharrte in dieſer Stellung mehrere Secunden.

„Sie können Ferdinand darüber keinen Vorwurf machen,“ fuhr der Major fort. „Sie wiſſen, Marie, wie unendlich er Sie liebt, wie Sie ihm Alles ſind.“

„Ja, er liebt mich!“ rief ſie freudig. „Aber liebe ich ihn denn minder?“

„Das glaube ich gewiß nicht,“ antwortete raſch der Major. „Aber wozu etwas Geheimnißvolles zwiſchen euch? Er klagt mir, Sie meiden ſeine Geſellſchaft, Sie fahren ſehr häufig zu Ihrer Mutter, Sie diniren dort und laſſen ihn allein, ihn, der Sie ſo ſehr liebt und der im Augenblicke krank iſt.“

„Ach, das iſt wahr!“ rief ſie mit kindlich bewegter Stimme. „Ach, das iſt nur zu gewiß wahr! Ich habe Unrecht gehabt!“

„Und ein Geheimniß vor ihm?“ fragte lächelnd der Major.

„Vielleicht!“ ſagte ſie ſtockend und roth werdend. „Aber es ſollte ihm kein Geheimniß bleiben — gewiß nicht!“ ſetzte ſie ſüß lächelnd hinzu. Dann ſprach ſie mit kaum vernehmbarer Stimme: „Und es wird ihn gewiß recht glücklich machen.“

Dem Major kam plötzlich ein Gedanke; er faßte an ſeine Stirn, er ſtrich mit der Hand über ſeinen langen Schnurrbart hinab, und wir müſſen geſtehen, daß er in dieſem Augenblicke dieſer jungen Frau gegenüber, einem wahren Kinde, ziemlich albern drein ſchaute. Ja, er beugte ſich zu dem flammenden Kaminfeuer hinab, er warf die Kohlen durch einander, um eine kleine Röthe zu verbergen. Dann veränderte er das Geſpräch gewaltſam, ohne aber, wie ein kluger Feldherr, der ſeines Feindes ſicher ſein will, das Terrain zu verlaſſen. „Wiſſen Sie auch,“ ſagte er nach einer Pauſe, „daß ich Sie ſchon vor einigen Tagen geſehen, flüchtig, wie ein Schatten?“

„Mich? — Und wo das?“ fragte erſtaunt die Gräfin.

„Schloßſtraße Nr. 120,“ entgegnete ſo unbefangen als möglich der Major. „Ihr Wagen hielt vor dem Hauſe Ihres Arztes.“

„Ah!“ machte die Gräfin überraſcht. Doch faßte ſie ſich ſchnell wieder und antwortete: „Ja, ich war da.“

„Ich konnte mir das denken," verſetzte ruhig der Major. „Hier ſehen Sie den Arzt freilich jeden Tag, aber nur in Gegenwart Ferdinand's. Sie aber wollten ihn allein ſprechen, um . . ."

„Um?" fragte erſchrocken und hoch erröthend die Gräfin, während ſie ihre Hand feſt in den weichen Sammt des Fauteuils drückte.

„Nun, um ihn zu fragen — ob die Verwundung Ferdinand's etwas Gefährliches habe."

„Richtig, Sie haben es errathen!" ſagte aufathmend die junge Dame. Sie reichte ihrem Freunde die Hand und ſetzte hinzu: „Ihnen entgeht nichts, Major."

„In der That nichts, liebe Gräfin."

In dieſem Augenblicke hörte man vor der Thüre eine kleine Bewegung.

Raſch erhob ſich der Major. „Es iſt Ferdinand," ſagte er. „Erlauben Sie mir, beſte Gräfin, daß ich mich bei Ihnen verabſchiede und ihm entgegen gehe. Wir hatten drüben auf Ihre Geſellſchaft gehofft; aber es iſt ſchon ſpät. Ich will mich mit meinen Freunden nach Hauſe begeben. Aber Eines verſprechen Sie mir, Ihrem beſten Freunde, Ihrem langjährigen Bekannten — Ihrem Erzieher, ſetze ich ſtolz hinzu: Haben Sie keine Geheimniſſe mehr vor Ihrem Manne!" Damit faßte er eine ihrer Hände und drückte einen freundlichen Kuß darauf.

„Gewiß nicht," erwiderte die Gräfin und ſetzte ſtockend hinzu: „Und wenn ich ja eines habe, ſo will ich es Ferdinand mittheilen."

Draußen vor der Thüre traf der Major ſeinen Freund, der im Begriffe war, in das Boudoir ſeiner Frau zu treten. Er zog ihn zurück in eine Fenſtervertiefung des Vorzimmers, ſah ihm lachend in die Augen und ſagte: „Thu mir den Gefallen und nenne mich einen Eſel!"

„Warum das?" fragte der Graf erſtaunt und mit ernſter Miene.

„Damit ich auch dir dieſe Benennung geben darf. Lieber Freund, wir waren Beide im Begriffe, uns vor unſeren Frauen lächerlich zu machen.“

„Ah!“ machte der Graf, immer mehr erſtaunt.

„Glücklicher Weiſe habe ich Ellen noch nichts von dem Geheimniſſe der Gräfin mitgetheilt. Geh hinein, ſie wird es dir anvertrauen.“

„Und hat ſie dir davon geſprochen?“

„Gott bewahre! Das iſt eine Sache, die den Ehemann zuerſt angeht.“

Das Geſicht des Grafen überflog eine plötzliche Röthe. Sein Auge glänzte, er drückte ſeinem Freunde die Hand und rief aus: „Verſtehe ich dich recht?“

„Vielleicht kann ich mich irren,“ entgegnete der Major, „was ich aber kaum glaube. Wenn ich mich aber nicht irre, ſo bitte ich mir aus, daß du meiner gedenkſt. Meine Vornamen ſind: „Maximilian Paul Julius Karl. Ich meine, hier hätteſt du eine ſchöne Auswahl.“ Damit eilte er lachend von dannen und ſuchte ſeine Freunde auf, um mit ihnen nach Hauſe zu gehen.

Der Graf ging bewegt in das Zimmer ſeiner Frau. Als er eine kurze Zeit lang mit der jungen Gräfin geſprochen, mußte er ſich geſtehen, daß es in dieſer Welt doch recht ſüße und liebenswürdige Geheimniſſe gäbe.

Reiſe-Abenteuer.

Erſtes Kapitel.

Vom Reiſen im Allgemeinen.

Reiſen — ich weiß nicht, hat das Wort für mich allein einen ſo lieblichen, wunderbaren Klang, oder geht es anderen Leuten auch ſo — reiſen. Wenn ich Abends am flackernden Kaminfeuer ſitze, im halbdunklen Zimmer und mir das Wort recht eindringlich und etwas ſehnſüchtig vorſpreche, ſo iſt es wahrhaftig eine Zauberformel. Ein langgezogener feiner Poſthornton klingt in mein Ohr, eine luſtige Fanfare, und — ich fliege durch die Nacht dahin. Vor uns ſitzt der Schwager auf ſeinem ſtarken Sattelpferde, er fliegt im Sitz hin und her, hüpft auf und ab, und der gelbe Federbuſch auf ſeinem Hut karrikirt alle ſeine Bewegungen. Bald erhalten die beiden Vorderpferde durch einen künſtlich angbrachten Hieb zu gleicher Zeit einen tüchtigen Merks. Jetzt drückt er dem Sattelgaul die Sporen ein, hebt den Peitſchenſtiel empor und ſtößt ihn dem Handgaul recht kräftig vor den Widerriſt. Hurrah! wie fliegen ſie dahin! Staub und kleine Steinchen wirbeln auf und verdecken die ohnehin düſter brennende Lampe. — Aber wohin? Ach, bei dem Gedanken falle ich aus meinen ſüßen Phantaſien wieder in die rauhe Wirklichkeit. Nur keine Frage: wohin? Immer zu! bald an den Ufern mächtiger Flüſſe vorüber, bald durch wild romantiſche Thäler hin, mächtige

Ruinen auf allen Spitzen, tief in den Schluchten zwiſchen finſteren Bäumen die hohen Mauern einſamer Klöſter. Es wird Abend und melodiſch klingen die Glocken empor, dazwiſchen Heerdengeläute, und die freundlichen Grüße heimkehrender Landleute ſchlagen an Ohr und Herz. Dort im Hintergrunde dampft die Stadt. Hie und da blitzen Lichter auf, dumpfes Getöſe ſchallt mir entgegen. — Aber jetzt halt! Denn wenn auch viel Poeſie darin liegt, Abends durch beleuchtete Straßen über das klirrende Pflaſter zu fahren, ſo kommt doch jetzt des ächt Proſaiſchen ſo viel, daß ich es gern entbehre. Es gibt für mich im Leben nichts Schrecklicheres, als das Tönen einer großen Wirthshausglocke und das Rennen einer ganzen Schaar Kellner, die Serviette auf dem rechten Arm, in der Linken das Licht, alle mit verzerrt freundlichen Geſichtern. Der erſte dieſes Haufens, mit der Feder hinter dem Ohr, bedauert unendlich, daß entweder gar kein Platz oder nur noch im vierten Stock ein Zimmer frei iſt.

Laſſen wir den Poſtwagen in Gottes Namen fahren. Dort vor uns liegt die große Stadt, aber ich mag nicht hinein. Viel lieber wünſche ich mir den Weg frei, ſetze mich auf einen Stein an der Landſtraße, mein Mädchen neben mir und denke nach und träume. Warm iſt die Luft, ſüß und duftig. Endlich ſtehe ich auf, laſſe die Stadt zu meiner Seite liegen und ſteige den Berg hinan, durch Olivenwälder und Citronengärten. Droben ſteht eine einſame Locanda, wo man mich gern aufnimmt. Ueber der Thüre ſchwankt ein Dach von leichten Latten, über welches ſich üppige Reben wiegen. Vater und Mutter ſind nicht daheim, aber die junge kräftige Tochter fürchtet ſich vor dem Fremden nicht. Sie weist ihn in's Zimmer hinein und ſetzt ſich ihm gegenüber; den Kopf mit den ſchwarzen Haaren und blitzenden Augen auf beide Hände geſtützt, lacht und ſcherzt ſie mit dem Fremden und iſt dabei ganz züchtig, zurückhaltend und voll Anſtand.

Unterdeſſen iſt mir die Pfeife ausgegangen, und wenn ein Raucher dieſe Zeilen lieſt, ſo wird er es für profan halten, mit ausgegangener Pfeife weiter träumen zu wollen.

Reiſen — o Gott! ja reiſen! — Aber wohin? Ich fühle mich eigentlich recht unglücklich, ſchon ſo viel in der Welt herumgekommen zu ſein. Die Zauberformel hat doch viel von ihrer Kraft verloren. Vor langen Jahren — es war am Rhein — da brauchte ich mich nur auf einen Haufen Stricke am Werft hinzuſetzen und den Dampfſchiffen zuzuſchauen. Und ich muß geſtehen, ich dehnte dieſes Zuſchauen nicht gerade zum Vortheil der Lectionen, die mir meine Lehrer aufgaben, ſtundenlang aus: meine Forſchungen ſollten gründlich ſein. Oft war ich ſchon da, wenn der Keſſel des Dampfboots den erſten knarrenden Laut von ſich gab, weil er von der ſanften Wärme des Feuers ſich nach allen Seiten auszudehnen begann. Jetzt entſteigt dem Schornſtein eine mächtige ſchwarze Rauchſäule, der Kapitän und der Steuermann kommen von der Stadt her und begeben ſich auf's Verdeck, das von den Schiffsjungen mit einer großen Menge Verſchwendung an Waſſer abgewaſchen wird. Der erſte überflüſſige Waſſerdampf ziſcht weiß aus der Maſchine empor und einer der Matroſen ſteht an der Glocke, das erſte Zeichen zur Abfahrt zu geben. Schon kommen einzelne Paſſagiere an. Dieſe erſten, die vor den Signalen anlangen, finden ſich meiſtens in großer Begleitung. Das Schiff geht zur Bequemlichkeit der Reiſenden erſt Nachmittags ab, man kommt gerade von der Tafel, und die ſechs bis ſieben guten Freunde, die den Abreiſenden begleiten, können ihren Kaffee ebenſo gut auf dem Schiff, als irgendwo anders trinken.

Dies waren aber nicht die Leute, an denen ich die Fäden meiner Phantaſie anzuknüpfen pflegte.

Der Kapitän auf dem Radkaſten gibt unterdeſſen ein Zeichen,

und der Matroſe vornen, nachdem er ſich die Naſe geputzt, faßt den Schwengel der Glocke und läßt die Töne raſch aufeinander weithin klingen. Zwiſchen dieſem erſten Zeichen und dem zweiten kommen wenig Paſſagiere. Der Kapitän geht auf dem Radkaſten ſpazieren, und die Maſchiniſten und Heizer ſtecken ihre berußten Köpfe aus den Lucken, um friſche Luft zu ſchöpfen. Hinter einem großen Haufen Fäſſer und Stricke verborgen, treiben die Schiffsjungen allerhand zarte Kurzweil, geben einander Kopfnüſſe oder zerren ſich auf dem Verdeck umher.

Und der Kapitän winkt wieder.

Der Matroſe vornen ſchneuzt ſich abermals und gibt das zweite Zeichen.

Nun beginnt es auf dem Werft lebendiger zu werden. Es kommt jene Klaſſe von Paſſagieren, die den richtigen Grundſatz, lieber eine Viertelſtunde zu früh als eine Minute zu ſpät zu kommen, übertreiben: junge Leute, die die erſte Reiſe in die Welt machen, einen kleinen Ausflug in's Gebirge, mit Gamaſchen, in den Händen große Stöcke, über die Schulter die grüne Botaniſirbüchſe, auf dem Kopfe eine brennend rothe oder blaue oder weiße Mütze, worunter das lange, hellblonde Haar. Auch viele alte Damen werden ſichtbar, mit altmodiſchen ſeidenen Hüten und langen hochrothen oder hellgelben Shawls, am Arm einen weitläuftigen Ridicüle und gefolgt von dem Kammermädchen, das den Mops trägt.

Das waren noch alle nicht meine Leute. Sie fahren vier oder fünf Stunden den Strom hinauf oder hinab, und da war ich ja auch ſchon. Ihnen kann ich nicht meine Träume und Wünſche mitgeben. Auch Engländer erſcheinen, — reiſende Engländer mit langweiligen Geſichtern, langen dürren Hälſen und weiten Staubmänteln. Die kommen ſchon weiter her, als alle die Anderen, und ihre Inſel, die ſie

eben verlaſſen, ſchwebt mir auch intereſſant genug vor, aber ſie ſind ſo theilnahmlos, ſo kalt, ſie ſperren die Mäuler ſo auf, was, wie mein Lehrer mir ſagte, ein Zeichen von Dummheit ſein ſollte. Dann hatte man mir ferner erzählt, ſie tränken den ganzen Tag Thee und äßen Gebackenes dazu. Letzteres hätte ich mir ſchon gefallen laſſen, aber das Erſtere — ich hatte in meinem Leben ein einziges Mal Thee getrunken, und damals war ich ſehr krank und ſah blaß und hager aus, wie die reiſenden Engländer. Nein, nein, ich ließ ſie vorüberziehen, ihnen mochte ich mich nicht anvertrauen.

Oft ſaß ich ſo am Werft und wartete Stunden lang vergebens, denn was ich liebte, und woran ich ſo gerne meine Reiſepläne und Träume knüpfte, das waren die großen, ſchweren Equipagen mit glänzenden Wappenſchildern und beſtaubten und beſchmutzten Rädern, die weit herkamen und wieder weit, weit in die Ferne gingen — Reiſekometen! Ach, ich erinnere mich ſehr gut, wie ich lange ein Steinchen bewahrt, das ich von dem Wagen eines ruſſiſchen Fürſten abgebröckelt, der direkt vom Ural kam, — einen Stein vom Ural! Doch ging nach dem Norden eigentlich nicht mein Streben; meine Phantaſie, mein Herz war dem Süden zugekehrt, dem Lande

Wo die Citronen blüh'n.

Italien! das Land mit ſeinen Orangengärten, mit ſeinen verfallenen Tempeln und Marmorpaläſten. Dafür ſchwärmte ich und das liebte ich. Dahin ſehnte mein Herz ſich ſehr. Ach, ich weiß es noch, wie ſehr es mich betrübte, als mein Lehrer, der ein ſehr praktiſcher Schulmann war, einen ſolchen Wunſch dahin berichtigte, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehen würde, als ich nach Italien kommen.

Italiener kamen von jeher wenig zu uns, und nur ein einziges Mal wurde mir bei meinem Aufenthalt auf dem Werft das Glück zu

Theil, eine reiche italieniſche Familie in ihrem Wagen zu ſehen und zu bewundern. Ach, wie beneidete ich ſie, daß ſie zurückkehren durfte in ihr ſchönes Land; ich beneidete die ſchöne junge Dame, die in dem Wagen ſaß und etwas traurig ausſah, ich beneidete ihr Kind, das aus dem Wagenſchlag ſchaute und einen ſehr ſchwarzen Lockenkopf hatte; ich beneidete den Wagen ſelbſt und vor allen Dingen die Bedienten, die hinten recht hoch ſaßen, und alſo von der Höhe der Alpen herab Italien zuerſt wieder ſehen konnten. Das Kind ſagte zu ſeiner Mutter: „madre mia," und dies madre mia hatte für mich einen ſo ſchönen Klang, daß ich es nie vergeſſen konnte. Die Mutter antwortete: „carissima mia," und auch das habe ich behalten und ſeitdem ſehr häufig angewandt. —

Jetzt gab der Kapitän das dritte Zeichen, und als ſich der Matroſe vornen zum dritten Mal geſchneuzt, läutete er nochmals mit aller Kraft und that dann drei einzelne Schläge, allen Zuſpätkommenden anzeigend, daß in Kurzem die Laufplanke weggenommen würde.

Hui! wie ſpringen ſie herbei, die die Abfahrtsſtunde verſäumt hatten! Einigen gelingt es, noch über das Gangport in's Schiff zu kommen. Jetzt wird auch dies fortgenommen, und das Schiff fluthet langſam in den Strom hinein. Noch ſind ein paar zurückgeblieben. Einem gelingt es, mit einem verzweifelten Sprung das Schiff zu erreichen, ein Anderer überlegt, zaudert, trippelt auf und ab, und bleibt jammernd am Ufer ſtehen. Ein trauriges Schickſal! tief mitempfunden von einem Dutzend Straßenjungen, die dem davoneilenden Schiffe und dem zurückbleibenden Paſſagier ein lautes Hurrah ſpenden.

Ach ja, reiſen möcht' ich — reiſen in alle Welt!

Zweites Kapitel.

Von verschiedenen Arten des Reisens, worunter vielleicht einige, die dem geneigten Leser bis jetzt noch nicht bekannt waren.

Wenn ich verspreche, auf den nachfolgenden Blättern dem Leser zu Nutz' und Frommen Bilder aus dem Reiseleben mitzutheilen, so bitte ich aber keine Reisebeschreibung zu erwarten. Ich weiß, die Zeit derselben ist fast vorüber. Jetzt, wo es fast Jedem gestattet ist, die halbe Welt auf Eisenbahnen und Dampfschiffen mit wenig Zeit und Geld zu durchfliegen, ist es erstaunlich schwer, einen Winkel aufzustöbern, von dem man noch etwas Neues und Interessantes berichten könnte, und die Zeit der Thümmel, auch wenn man ein Thümmel wäre, wo man von dem Schreibtisch aus die schönsten Reisen in entfernte Länder beschrieb, Reisen, die man nie gemacht, — — ist leider dahin. Deßhalb will ich einen kleinen Abriß, eine Geschichte des Reisens selbst zu geben versuchen, aber durchaus nicht in chronologischer Ordnung, und zum Beispiel mit deutlichem Nachweis, wo man anfing, vom Pferd auf den Esel zu kommen, um welche Zeit man sich der Sänfte bediente, und wann man sich in der Maschine auf Rädern, die man Equipagen nennt, fortzubewegen begann. Nein, gewiß nicht! vielmehr frei, fröhlich, ohne große Ordnung, ohne Zwang.

Da beim Reiſen das Fortkommen, das Sichfortbewegen von einem Ort zum andern ein nicht unweſentliches Haupterforderniß iſt, ſo verlohnt es ſich wohl der Mühe, zuerſt die verſchiedenen Arten dieſes Fortkommens in's Auge zu faſſen.

Ich hatte das Glück, ſeit meiner Kindheit wohl eine ſolche Menge Reiſearten kennen zu lernen, wie ſie vielleicht ſelten einem Sterblichen geboten wurden, namentlich geſchah meine erſte Reiſe, die ich vom elterlichen Hauſe aus begann, durch ein außerordentlich ſeltſames Transportmittel. Im benachbarten Heimathsdorfe unſerer Dienſtmagd, einer langgedienten, treuen Perſon, war nämlich Kirchweih, und ich erhielt die Erlaubniß, mit dorthin gehen zu dürfen. Natürlich verſprach der Bruder unſerer Magd, einen kleinen Wagen zu ſenden, um die Schweſter und mich zu transportiren. Aber vergeblich warteten wir am Tage unſerer projektirten Reiſe, ich natürlich in fieberhafter Ungeduld, — der erſehnte Wagen kam nicht. Endlich Nachmittags mußte ein Entſchluß gefaßt werden; das Dorf war vier Stunden von der Stadt, wo wir wohnten, entfernt, und wenn auch das Mädchen für ihre Perſon gerne zu Fuß dorthin gegangen wäre, ſo blieb doch die Frage, wie ich zu transportiren ſei, und endlich kam ſie auf eine ganz originelle Idee, welche mir denn auch zu den Freuden der Kirchweih verhalf, und mich jetzt in den Stand ſetzt, ein Reiſetransportmittel anzugeben, an welches bis jetzt vielleicht noch Niemand gedacht — den Schubkarren nämlich.

Sie verſchaffte ſich eine ſolche Maſchine, ſetzte einen Korb mit ihren Effekten oben hinauf, mich rittlings darüber, und ſo zogen wir — doch man kann das eigentlich nicht ſagen, da ich geſchoben wurde — oder wir gingen, was auch nicht ganz richtig iſt, kurz wir kamen glücklich zum Thore hinaus und auf die Kirchweih, wo ich mich, nebenbei geſagt, außerordentlich amüſirte, denn ich kehrte zurück mit

mehrfach zerriſſenen Hoſen, einer zerſchundenen Naſe und einem Auge in allen Farben des Regenbogens, einige Indigeſtionen, die nur vorübergehend waren, nicht mitgerechnet. Und trotz alledem kam ich mit einem großen Stolze heim, denn man hatte auf dem Dorf meine Equipage für etwas Seltenes, noch nie Dageweſenes erklärt, und die ausgelaſſene Schuljugend war mir jauchzend gefolgt und hatte, da ich, weil aus der Stadt kommend, in ihren Augen als etwas Vornehmes erſchien, auf dieſe Art ihre Huldigung dargebracht.

Trotzdem ich dieſe erſte Reiſe auf einem Schubkarren als etwas Außergewöhnliches auch für eine außergewöhnlich glückliche Vorbedeutung anſah, die mir lange und ſchöne Reiſen verhieß, und die mich auch ſpäter nicht getäuſcht, kam damals in meinen Reiſen lange nichts Außerordentliches mehr vor.

Ich ging zu Fuß, einen tüchtigen Stock in der Hand und einen kleinen Ranzen auf dem Rücken, mit einem Freunde meines Alters während der Ferienzeit Verwandte zu beſuchen. Wir fürchteten uns damals entſetzlich vor Räubern, und erzählten uns aus der Phantaſie die fürchterlichſten Geſchichten von Straßenraub und Mord, die irgendwo vielleicht einmal geſchehen waren, und als wir Abends in ein beſcheidenes Wirthshaus kamen, da hatten wir lange nicht den Muth, ein Zimmer zu verlangen, denn wir erwarteten in dem Falle, daß man alsdann ſogleich nach unſeren Päſſen fragen würde, um uns, da wir dergleichen Ehrlichkeitspapiere nicht beſaßen, ſchleunigſt als Vagabunden in's Gefängniß zu werfen. Es ging aber alles das beſſer, wie wir erwartet. Nachdem wir das wohlfeilſte Gericht der Speiſekarte, Pfannenkuchen mit Kartoffeln, verzehrt, und uns ſogar die ungeheure Verſchwendung eines Glaſes Weins erlaubt hatten, führte man uns in ein Zimmer mit einem Bette, wo wir bis zum anbrechenden Morgen ſanft und ruhig ſchliefen. Doch kann ich nicht

umhin, zu geſtehen, daß mich vor dem Auskleiden ein paar Dintenflecken auf dem Boden ſehr beunruhigten, die ich für ſchwarze Blutstropfen anſah, und analog denſelben das Haus, in welchem wir uns befanden, für eine Mörderhöhle.

Dieſe beſcheidenen Fußreiſen verwandelten ſich allmälig und ganz folgerecht in Fahrten auf dem Trittbrett einer zufällig vorüberraſſelnden Equipage, oder auf dem ſchwebenden Brett eines Leiterwagens, oder um den Preis von ſechs Pfennigen für einen Schnaps auf dem Bock eines vornehmen Hauderers. — Des Tages aber, wo ich als wirklicher und berechtigter Beſitzer in eine ſolche Lohnkutſche ſelbſt hineinſitzen durfte, erinnere ich mich heute noch mit Entzücken. Es war zugleich meine erſte größere Reiſe von Burtſcheid bei Aachen, wo ich einſt geboren, nach Düſſeldorf, — ich erkenne dieſen meinen Geburtsort hiemit öffentlich an, damit derſelbe nicht ſpäter in den Fall komme, ſich mit ſechs anderen Städten dieſer Ehre wegen herumzanken zu müſſen. Da lagen in der Phantaſie des Knaben in der Perſpektive dieſer Reiſe ſtundenlange unbekannte Länder, Städte und Dörfer, ein kleines Gebirge, vielleicht mit einigen Räubern, eine kleine Feſtung — Jülich — mit Soldaten und Kanonen, und endlich der Rhein. Ja der Rhein; das war das Ziel des Sehnens und Trachtens, der breite ſchöne Fluß mit ſeinen Schiffen und Brücken. Es war eine glückſelige Reiſe, und als ich Morgens früh um vier Uhr Sommers bei aufleuchtender Sonne in die Chaiſe gepackt wurde, und als der Vater Abends um eilf Uhr, als wir nach Düſſeldorf kamen, erklärte, er ſei wie gerädert, war ich tief betrübt, daß die ſchöne Fahrt ſchon zu Ende ſei.

Vom wirklichen und berechtigten Lohnkutſcher-Beiſitzer wurde ich geheimer Oberpoſtamts-Paſſagier; geheim inſofern, als ich für ein Drittel der Fahrtaxe als blinder Reiſender mitgenommen wurde,

und da wäre ich, zwiſchen zwei dicke Damen hineingepreßt, um ein Haar eines unnatürlichen Todes geſtorben. Ach! es war dies noch die roſige Jugendzeit der Poſtkutſchen. Conducteur und Poſtillon hatten noch menſchliche Gefühle, und wenn Letzterer ſich hie und da einen Schnaps einſchenken ließ, war der Erſtere menſchenfreundlich genug, bei irgend einem dichten Gebüſch halten zu laſſen, um einem beliebigen Paſſagier — friſche Luft zu gönnen. Das Innere dieſer Poſtkutſche war zu ſechs Perſonen berechnet, wir ſaßen aber unſerer zehn darin, mich eingerechnet, ferner ein Kanarienvogel, ein Affe und ein kleiner Hund.

Nachdem ich nun vom geheimen und blinden Paſſagier endlich auch hier ein wirklicher und berechtigter geworden war, blieb ich lange dieſem Transportmittel getreu, und bin daher aus jener Zeit nicht im Stande, eine neue Reiſeart aufzuzählen. Darauf folgten aber die Dampfſchiffe, deren ich ſchon Eingangs dieſer Blätter erwähnt. Anfänglich waren dies ebenfalls harmloſe, gemüthliche Weſen, die an einem Tage höchſtens von Köln nach Koblenz fuhren, mit engliſchem Kapitän, engliſchem Conducteur, engliſchen Heizern und Maſchiniſten, auf welchen Eſſen und Trinken außerordentlich ſchlecht war, auf welchen man ſich gar nicht heimiſch und zu Hauſe fühlte, und in welchen man immer vermuthete, der Dampf werde jetzt endlich die Quälereien ſatt bekommen und, plötzlich explodirend, Alles mit ſich in die Luft nehmen. Alte ehrwürdige Frauen warnten auch vor dieſen Fahrzeugen auf den Dampfbooten, indem ſie das Ganze für eine hölliſche Erfindung erklärten. Gott, wie iſt die Ehrfurcht verſchwunden, die man früher vor dieſer entſetzlichen dämoniſchen Kraft hatte! Heute ſieht man eine Dampfmaſchine, eine Lokomotive, und denkt eben nichts weiter, als daß es eine Dampfmaſchine oder eine Lokomotive iſt. Ja man hat den Dampf traurig herunterge-

bracht, indem man ihn unter Anderem zum Auskochen und Reinigen schmutziger Pfeifen und noch schmutzigerer Wäsche braucht.

Da verbreitete sich, wie eine Sage aus alter fabelhafter Zeit, wo die Menschen noch auf Wolken fuhren und auf Drachen ritten, das Gerücht, man fange an, die Erde mit eisernen Reifen zu beschlagen, um auf diesen Reifen ebenfalls mit Dampf in der unglaublichsten Geschwindigkeit nun auch zu Lande von Ort zu Ort zu gelangen. Ruhigere gesetztere Männer lächelten darüber und doch zeigte sich die Geschichte als wahr. Nürnberg und Fürth reichten sich zuerst die eisernen Hände, und ich erinnere mich noch ganz wohl, wie in der erstern industriellen Stadt gleich darauf kleine Ansichten von Eisenbahnen erschienen, dies neue Wunder sichtbarlich darstellend.

Bald sah man überall Eisenbahnen ausstecken, Berge durchwühlen, Thäler ausfüllen, Flüsse überbrücken, und die geduldige Chaussee, die sich so harmlos Berg auf und Berg ab schlängelte, sah gelb vor Neid und — Lehmwasser diese gefährliche Concurrenz. Da wurde auch zwischen Elberfeld und Düsseldorf ein Schienenweg projektirt und um Weihnachten irgend eines Jahrs war ein Stückchen derselben fertig und wurde mit Lokomotiven befahren. Natürlich setzte sich Alles in Bewegung, dies neue Wunder selbst zu erleben, und zu dem Ende fuhr man mit Omnibus, Postwagen und Hauderern ungefähr drei Stunden bei Regenwetter und Sturm durch Schmutz und Schneewasser, um jene Abfahrtstation, mitten im Walde gelegen, zu erreichen. Dort hatte man das Vergnügen, unter einer elenden Holzbaracke, in welche von allen Seiten Regen und Schnee hineinpfiff, einige Stunden auf die Abfahrt warten zu müssen, indem die Lokomotive bei unserer Ankunft eben im Begriffe war, den ersten Mund voll Kohlen und Wasser zu verspeisen. Es war ein trostloser Anblick, die frierenden Damen und Herren, die durchnäßten Röcke

und Mäntel, die zerſtörten Hüte und Coiſuren, die bleichen und rothen Geſichter, alle ſo begierig auf den endlichen Anfang des großen Vergnügens.

Von der Station, wo es gerade einen ſteilen Berg hinab ging, hatten wir einen ungemein komiſchen Anblick. Da lag eine Miethkutſche umgeworfen im Wege, und es war entſetzlich anzuſehen, wie ohne Aufhören die Paſſagiere paarweiſe, wie aus der Arche Noah, dem Wagen entkletterten. Zuletzt tauchte ein unendlich langer Menſch auf, aus dem oberen Kutſchenfenſter, und er war ſo groß, daß ihm daſſelbe nicht bis an das Kniee reichte, und er hielt, in dem Wagen ſtehend, eine donnernde Rede gegen den eben vorüberfahrenden Poſtwagen, indem er behauptete, dieſer ſei nicht gehörig ausgewichen, und habe ſo das Unglück herbeigeführt. Eine alte Frau, die mit den übrigen Paſſagieren rüſtig den Berg vollends zu Fuß hinab ging, klagte in einem fort und jammerte: „Ach Gott! wenn ich nur in meinem Leibe nichts zerbrochen habe!“ — Endlich war die Lokomotive eingeſpannt, Alles ſaß in die Waggons und erwartete mit Ungeduld das Zeichen der Abfahrt. Da erklärte plötzlich der Maſchiniſt, an der Lokomotive müſſe etwas nicht ganz richtig ſein und ſelbe ſei nochmals genau zu unterſuchen. Dieſe Unterſuchung dauerte wieder eine gute Stunde, und dann endlich fuhren wir ab, erfroren, hungrig, durchnäßt, ermüdet und gelangweilt. — Es war meine erſte Eiſenbahnfahrt.

Jetzt bediente ich mich lange Zeit wieder des ſoliden Poſtwagens als Transportmittel, ſaß bald im Coupée bei dem Conducteur, mit ihm Cigarren rauchend und plaudernd, oder auch zuweilen im Innern des Wagens, zwiſchen zwei dicken alten Damen eingepreßt, das Fegfeuer im Voraus abverdienend.

Auf einer größeren Reiſe, die ich ſpäter das Glück hatte, machen

zu können, und welche über die Grenzen der Civiliſation hinaus in die Wüſten des todten Meeres und von Gazza ging, mußte ich mich zu meinem Fortkommen noch einiger ſeltſamer Reiſemittel bedienen. Eine Tour zu Mauleſel iſt bei uns zu Land nicht ganz außergewöhnlich, gehört aber auch nicht zu den täglichen Ereigniſſen. Dagegen möchte es ſchwer ſein, eine Reiſe zu Kameel zu machen, es ſei denn, daß man ſich, um dieſe Seltenheit zu genießen, an einen Bärenführer wendete, die meiſtens ein ſolches Schiff der Wüſte mit ſich herumführen. Das Reiſen zu Kameel kommt aber, was Unannehmlichkeiten anbelangt, noch vor dem Reiſen in einer überſetzten Lohnkutſche. Man ſitzt mit weit geſpreizten Beinen auf dem breiten und hohen Rücken des Thiers, das heißt, man kann ſich glücklich ſchätzen, wenn man einmal ruhig droben ſitzt, ohne während des Aufſteigens einigemal herabgeworfen worden zu ſein, da das Kameel am Boden liegt, und nachdem der Reiter auf ſeinen Rücken geklettert, ſehr ſchnell und ruckweiſe in die Höhe ſpringt. Iſt man nun aber droben und hat ſich das Thier in Bewegung geſetzt, ſo erleidet man eine ſolche unangenehme, ſchaukelnde Bewegung, daß es Leute genug gibt, die davon ſchwindlicht, ja völlig ſeekrank werden. Jetzt hebt ſich das Kameel vornen, und man ſtarrt in den Himmel, jetzt hebt es ſich hinten, und man blickt über ſeinen Kopf hinaus in den Sand, jetzt hebt es ſich an der rechten Seite, und man rutſcht auf die linke, jetzt hebt es ſich auf der linken, und man rutſcht auf die rechte Seite. Und das geht den ganzen Tag ſo fort, abgemeſſen und gleichförmig, wie ein Uhrwerk, in dieſen vier höchſt unangenehmen Tempo's.

Ohne der kleinen Fuhrwerk-Variationen beſonders gedenken zu wollen, deren man ſich auf einer ſolchen orientaliſchen Reiſe oft bedienen muß, als da ſind: Eſelswagen, Ochſenkarren, muß ich dagegen unbedingt noch eines ſeltſamen Rittes erwähnen, den ich in der Nähe

der Pyramiden in Ghizet bei Kairo gemacht. Dies war nämlich ein Ritt zu — Neger. Um einen Arm des Nil zu paſſiren, auf dem ſich zufällig keine Barken befinden, ſtehen dort immer eine Anzahl für dieſen Dienſt verwendbarer armer Kreaturen, die um ein Geringes an Geld den Reiſenden auf ihre Schultern laden. Man ſchwingt ſich auf, man nimmt das Stück eines alten Shawls, das der Neger um den Hals geſchlungen hat, in die Hand, und fort geht es in einem kurzen Trabe — in den Nil hinein. Anfänglich reicht ihm das Waſſer bis an das Knie, ſteigt dann immer höher und zuletzt ſchwebt man nur noch über dem Waſſer, unter ſich den ſchwarzen Wollkopf des Negers, der, indem er auf die Tiefe der Fluth aufmerkſam macht, uns zuweilen das Geſicht zukehrt und uns mit den lebhaften blitzenden Augen und den fürchterlichen ſchneeweißen Zähnen auf's Freundſchaftlichſte angrinst.

Drittes Kapitel.

Von einem deutſchen Gaſthofe, incluſive ſeiner Leiden und Freuden.

Wenn man in früheren Zeiten vom Eilwagen geſtiegen war und ſeinen Effekten, die auf den rüſtigen Schultern eines Poſtſubalternbeamten ruhten, vorausſchlenderte, und ſo das Hotel erreichte, welches man zu beglücken gedacht, ſo ſah man vielleicht einen Kellner am Thore lehnen, die Naſe des Portiers aus ſeiner Loge hervorragen, und bemerkte den Lohnbedienten, der, nach herrſchaftlichen Wagen ausſpähend, an der Ecke ſtand. Aber alle drei bekümmerten ſich nicht ſonderlich viel um den mit Staub bedeckten, zu Fuß ankommenden Paſſagier. „Höchſtens etwas für den vierten Stock!“ dachte der Kellner; „kein Trinkgeld!“ ſeufzte der Portier, und der Lohnbediente klagte in ſeinem Herzen: „wenn der die Merkwürdigkeiten der Stadt anſchaut, ſo fragt er lieber an jeder Straßenecke zehnmal, ehe er mir etwas zu verdienen gibt!“

Und gemäß dieſer kühlen Anſichten war denn auch der Empfang des Gaſtes. Der Kellner, ohne ſeine Stellung am Thore zu verändern, beſah dich von oben bis unten, meinte: es ſei Alles zu ſehr überfüllt, und murmelte etwas von einem kleinen Zimmer im fünften Stock, hinten heraus, mit der Ausſicht auf die Brandmauer des Nachbars. — Du wünſchteſt ein Zimmer im zweiten oder dritten Stock, —

der Kellner lächelt mitleidig und zuckt die Achſel, die Naſe des Portier verſchwindet, indignirt: denn er ſelbſt iſt nicht im Stande zu begreifen, wie Jemand, der zu Fuß ankommt, und vorderhand noch gar kein Gepäck bei ſich hat, in den zweiten und dritten Stock verlangen kann. Du miethest alſo das Zimmer mit der Brandmaueraus ſicht, der Kellner zieht ſchläfrig die Glocke und überliefert dich einem Collegen, der vor dir die Treppen hinaufeilt. Im zweiten und dritten Stock ſiehſt du genug Zimmer leer ſtehen . . „Könnte ich nicht vielleicht hier ein Zimmer haben?“ — „Sind für ruſſiſche, engliſche, franzöſiſche Herrſchaften beſtimmt!“ Da iſt keine Gnade, du kommſt doch unter das Dach und der Poſtbeamte, der endlich nachkeucht, verlangt das Doppelte, da er ſo hoch ſteigen muß.

Das iſt nun heutzutage, Dank ſei es den Eiſenbahnen und Dampfſchiffen, ganz anders geworden. Der Standpunkt der Reiſenden iſt vollkommen verrückt worden, und demnach haben auch die Anſichten des Kellners, Portiers und Lohnbedienten eine Veränderung erlitten. Die vornehmſten Leute kommen zu Fuß von der Eiſenbahn, ohne Gepäck, und die Reiſe-Equipage des beſtaubten Mannes, der auf das Hotel zueilt, ſteht vielleicht noch draußen auf dem Waggon. Der Portier reißt an der großen Glocke, daß es durch alle Stockwerke ſchallt, der Oberkellner ſtürzt an ſein Bureau, die Feder hinterm Ohr, ſtreicht ſich durch das Haar und zupft die Halsbinde in die Höhe. Ihm folgt eine ganze Schaar vom zweiten, dritten und vierten, von Salon- und Zimmerkellnern. Es präſentirt ſich der Lohnbediente mit einem freundlichen Geſicht, der Hausknecht macht eine kühne Bewegung mit ſeiner Bürſte, aber Alle bleiben ehrfurchtsvoll hinter dem Oberkellner, der nun händereibend auf dich zutritt, dich ſüß anlächelt, oder auch wohl liſpelnd ſeine Freude ausdrückt, daß du das Hotel, in welchem du niemals warſt, abermals mit deiner Gegen-

wart beehrſt. Der Empfang iſt ſo herzlich, Alle ſehen aus, als haben ſie eigentlich nur auf dich gewartet, als ſei blos dir zu Ehren die Treppe mit Blumen garnirt und mit Teppichen belegt. Der Oberkellner ſagt: „die Dienerſchaft des Herrn — — kommt wohl nach?“ Er hat augenſcheinlich ſagen wollen: des Herrn Grafen oder des Herrn Baron, aber er ehrt dein Incognito. — „Ich habe keine Dienerſchaft, ich bin allein.“ — Der Oberkellner huſtet. Allein! und ſämmtliche Kellner räuſpern ſich gelinde. „Für den erſten Stock muß ich bedauern!“ ſagt er alsdann, „aber vielleicht ein hübſches Appartement im zweiten oder dritten?“ — „Mir iſt ein kleines beſcheidenes Zimmer im dritten Stock ſchon recht!“ — Der Oberkellner zupft abermals ſeine Halsbinde, aber mit einer ganz anderen Miene. „Ein kleines Zimmer im dritten!“ ſagt er alsdann, worauf der Portier plötzlich in ſeiner Loge verſchwindet und der Lohnbediente angelegentlich die Landkarten an den Wänden betrachtet, der Hausknecht pfeifend in den Hof geht, und die meiſten Kellner voll Abſcheu verſchwinden. Der Oberkellner allein, der Würde des Hauſes bewußt, ſteht groß und erhaben vor dir. „Nummer 124!“ bemerkt er würdevoll, und dieſe ſchwere Zahl klingt wie ein Verdammungsurtheil. „Werft das Scheuſal in die Wolfsſchlucht.“

Darauf macht er dir eine ſehr leichte Verbeugung, und der Zimmerkellner klettert mit dir von Stockwerk zu Stockwerk, bei Blumen und Teppichen und Bronze-Candelabern, Springbrunnen und lakirten Thüren vorbei, immer höher und höher. Zuerſt bleiben die Springbrunnen hinter dir, die Bronze-Candelaber verwandeln ſich in einfache Gaslichter, die Teppiche der Treppe in harmloſe Strohmatten, die Blumen endlich in ein melancholiſches halbverwelktes Bouquet an der Treppe des zweiten Stocks und auch die lakirten Thüren, die dir bis in den dritten Stock treu geblieben ſind, verſchwinden ebenfalls

in einer noch höheren Region. Du wandelſt über unendliche Corridors, zwei Treppen hinab, eine hinauf, du ſiehſt mehrere Thüren mit O bemalt, oder zur Abwechslung mit „ici.“ Du ſtehſt vor Nummer 124. — ein ſchlechtes, miſerables Zimmer, mit einem Bette für einen Zwerg eingerichtet, die alten wackeligen Stühle dagegen breit und hoch wie für eine Rieſenfamilie.

Aber warum in dieſem elenden Zimmer verweilen? Freilich wenn du als ſchüchterner Neuling in das Gaſthofleben trittſt, ſo folgſt du, ein wehrloſes Lamm, dem Zimmerkellner zur Schlachtbank auf Numero 124.; bleibſt du aber plötzlich auf der Treppe zum dritten Stock ſtehen, ſiehſt hier deinen Führer ernſt und würdevoll an und ſagſt ihm: „Lieber Freund, Sie ſind gewaltig im Irrthum, wenn Sie ſich einbilden, ich ſei in Ihren Gaſthof gekommen, um unter das Dach logirt zu werden. Ich bitte“ — dies „bitte“ ſpreche man ſehr ſcharf und beſtimmt aus — „um ein gutes Zimmer im zweiten Stock, oder im anderen Fall um den Befehl, meine Sachen drunten zu laſſen!“ ſo kannſt du verſichert ſein, daß er eilig hinab zum Oberkellner ſpringt, um dich, wenn wirklich kein Platz iſt, ziehen zu laſſen, oder auf ein anſtändiges Zimmer im zweiten Stock unterzubringen. Deine Fenſter, ſie gehen ſogar auf die Straße, dein Zimmer iſt nicht groß, aber der Boden iſt mit Teppichen belegt, Bett, Sopha und die übrigen Möbel ſind gut, und du fängſt ganz behaglich an, deine nun endlich nachgekommenen Sachen auszupacken, denn bald kommt die Zeit der table d'hôte, wo du anſtändig zu erſcheinen haſt, erſtens, weil alle Welt dort anſtändig erſcheint, und zweitens, da beſonders du, der ſich ein Zimmer im zweiten Stock gewaltſam errungen, der Zielpunkt ſämmtlicher Kellnerblicke ſein wirſt und du dir deßhalb keine Blöße geben darfſt. Tritt würdevoll aber höflich in den Saal, erſuche den Kellner freundlichſt, dich nicht in die Nähe

einer offenſtehenden Thüre zu placiren, da du an Rheuma leideſt, und doch nicht zu weit von den täglichen vornehmen Gäſten der table d'hôte entfernt, da du Bekannte unter ihnen zu finden hoffeſt. Aber um Alles in der Welt keine Vertraulichkeit mit dem Perſonal, ja nicht einmal mit dem Oberkellner! Erinnere dich ja nicht, denſelben ſchon anderswo geſehen zu haben, nimm fremd und förmlich deinen Platz ein, trink einige Tropfen des ſauren Tiſchweins, und bitte alsdann den Kellner, wenn er gerade in deine Nähe kommt, auf die freundlichſte Art und flüſternd um die Weinkarte. Rufe um Gottes-willen ja nicht laut darnach, überhaupt verhalte dich ſtill, ruhig, feierlich, auch mit deinen Nachbarn, und wenn du alsdann bemerkſt, daß die Kellner dich mit einer gewiſſen Hochachtung, ja Ehrfurcht anſehen, bedienen, ſo kannſt du dir ſchon am Ende der Tafel erlauben, einen derſelben höflichſt und im Geheimen um etwas Mundwaſſer zu bitten. Dieſes iſt ein Hauptcoup und gut ausgeführt, vollkommen im Stande, deinem ariſtokratiſchen Air die Krone aufzuſetzen.

Erſt Abends kommſt du nun endlich dazu, von deinem Zimmer förmlich Beſitz zu nehmen, dich in deinen vier Pfählen gehörig um-zuſehen. Du warſt den Tag über in der Stadt, Abends im Theater; du liegſt behaglich im Sopha, der Kellner hat deine beiden Stearin-lichter angezündet, Stearinlichter, in neuerer Zeit ein Surrogat für Bougis, mit Ausnahme auf der Rechnung, wo die Wachskerzen in ihrem alten Namen und Preiſe prangen.

Draußen auf den Treppen des Gaſthofs läuft es auf und ab, klirren Schlüſſel, klappern Teller, rufen die Kellner einander zu, und unten herauf läutet die große Glocke, hie und da fährt ein Wagen an und davon, kurz, es iſt ein immerwährender Spektakel. Auch zu beiden Seiten deines Zimmers lacht und flüſtert es — wer mögen deine Nachbarn ſein? — Es iſt eilf Uhr und ſie ſind ſchon vor dir

nach Hauſe gekommen, denn als du bei den langen Zimmerreihen vorbei kamſt, ſahſt du an jeder Thür irgend eine Art Fußbekleidung ſtehen, hier Stiefel, da Halbſchuhe, an jener Seite ſchwere Reiſeſchuhe, dort leichte Brodequins — wer mag nun neben dir wohnen? Du warſt leichtſinnig genug, an der andern Seite der Thüre die Schuhe, oder was ſonſt daſtand, nicht in's Auge zu faſſen. Iſt's eine Dame, iſt's ein Herr? — iſt's Beides? Aber was es auch ſein mag, Luſt zum Schlafengehen haben deine Nachbarn noch nicht, der Eine pfeift: „Als ich jüngſt die Normandie verlaſſen," der Andere ſpricht, wahrſcheinlich mit ſich ſelbſt, von der Stelle: „wo die letzten Häuſer ſtanden." Dazwiſchen aber kichert und lacht es und man müßte offenbar blödſinnig ſein, wenn man ſo mit ſich ſelbſt kichern und lachen wollte. Wenn man nur wüßte, ob das eine Dame wäre! Aber man kann in der That nichts deutlich hören, denn der links, offenbar ein Herr mit einer Baßſtimme, hört nicht auf, die Normandie zu verlaſſen. — Ein unerträglicher Narr! Du haſt leſen wollen, aber das geht nicht. Jetzt kichert es rechts wieder ſo fein und luſtig. — Wenn ich nur wüßte, ob das eine Dame wäre! Es könnte auch ein ganz junger Menſch ſein, der auf ſo weibiſche Art lacht. — Doch — was geht's dich eigentlich an? — Nun ja — freilich — gar nichts! — Das iſt ſchon richtig; und doch ſpazierſt du mit großen Schritten auf und ab und ſchielſt nach der Thüre rechts. Der Nachbar links hat endlich die Normandie glücklich hinter ſich und iſt plötzlich ganz ſtill geworden. Iſt er vielleicht ſchon zu Bett oder — beobachtet er dich vielleicht durch irgend ein geheimes Loch in der Thüre? — Dergleichen Löcher ſind auf beiden Seiten genug vorhanden, wie du vorhin entdeckteſt, große und kleine, mit Holz verſtopft und mit Papier. Auch haben die Schlüſſellöcher keine Klappen.

Behutſam näherſt du dich demſelben auf der linken Seite, doch

wie du dein Auge davor bringſt, fährſt du plötzlich zurück, denn auch von drüben iſt das Schlüſſelloch durch ein anderes Auge bedeckt, welches geſpenſterhaft in deines blickt. Indignirt über dieſen naſeweiſen Nachbar drehſt du einen Zipfel des Handtuchs in das Schlüſſelloch, und der da drüben macht es gerade ſo, unterſuchſt auch alle Löcher in dieſer Thüre und dein Nachbar thut das Gleiche. — Jetzt biſt du von der linken Seite ſicher und du kannſt beruhigt zur Unterſuchung ſchreiten, wer da drüben beſtändig ſo luſtig kichert. Eine paſſende Oeffnung iſt bald gefunden, du ſteigſt auf einen Stuhl und ſchauſt hindurch. Was Teufel! Das Weſen in dem Zimmer nebenan befindet ſich in jenem Zuſtande, wo es von ſeinen Kleidungsſtücken zu viel und zu wenig abgelegt hat, um mit Beſtimmtheit ſagen zu können, welchem Geſchlecht es angehört und iſt merkwürdiger Weiſe ſo intereſſant beſchäftigt, wie du ſelber. Ei, ei, dieſe Neugierde! —

Wenn ich nur wüßte, ob es eine Dame iſt!

Viertes Kapitel.

Was in einem Gasthof um die Geisterstunde geschieht.

Bei schlaflosen Nächten, deren es leider im Menschenleben so viele gibt, und deren im Gasthof wohl mehr als zu Haus auf deinen Theil kommen, denn du hast ein fremdes Bett, hast viel gegessen und viel geplaudert, dich amusirt, echauffirt, aufgeregt; also in solchen Nächten, wo du dich unmuthig von einer Seite auf die andere wälzest, wo du vergeblich nach dem Schlafe greifst, ihn, der neckisch um dich herumgaukelt, vergeblich zu erfassen strebst, hast du oft gehört, wie das Leben in dem weiten Hause allmälig abstirbt. Zuerst beruhigen sich die oberen Stockwerke, und die Stille der Nacht, bleiern und unwiderstehlich, sinkt langsam immer tiefer hinab, ertödtet das Gespräch im Speisezimmer, drückt den Kellnern die Augen zu, entwendet dem Koch sein großes Messer, löscht Gaslichter und Herdfeuer aus und läßt den Portier einnicken.

Alles ist stille um die Mitternachtsstunde, — — da hört der Schlaflose, wie es langsam Treppe auf und Treppe ab schleicht und schlürft über die Vorplätze und über die langen Corridors, wie es vor jeder Thür stehen bleibt — vielleicht ein unheimliches Gespenst — als überlege es, in welchem dieser Zimmer es den Schlafenden durch seine Erscheinung außer sich bringen solle; aber es tritt zu

keiner Thür hinein, es huſtet hohl und dumpf, es raſchelt auf dem Fußboden und entfernt ſich mit denſelben leiſen und geiſterhaften Schritten, mit denen es gekommen.

Das Geſpenſt aber, welches ſo um die Mitternachtsſtunde im Gaſthof herumſchleicht, iſt der Hausknecht oder ſein Subſtitut, der ſämmtliche Stiefel und Schuhe aller Stockwerke zuſammenſchleppt, um ſie morgen früh vor Tagesanbruch wieder gereinigt an ihren Platz zu ſtellen. Aber der elegante Hausknecht eines eleganten Hotels befaßt ſich mit dieſer niedrigen Arbeit nicht ſelbſt. Er hat ſeine Unterbeamten, welche dies Geſchäft verſehen, meiſtens arme alte Leute, die, wenn Alles ſchläft, huſtend daherſchleichen, das ſämmtliche Schuhwerk zuſammenzubringen. Ein alter Mann, eine Brille auf der Naſe, eine Zipfelmütze auf dem Kopf, ausſehend wie eine Erſcheinung, — und es iſt auch eine ſolche, da er erſt in der Mitternachtsſtunde ſichtbar wird und mit dem erſten Hahnenſchrei in den unterirdiſchen Räumen des Gaſthofs wieder verſchwindet — ein ſolcher hebt das Schuhwerk vom Boden auf, betrachtet durch die trübe Brille angelegentlichſt die Zimmernummer und malt dieſelbe mit Kreide auf die betreffenden Sohlen.

Unten in einem ſtillen Gemach wird das ſämmtliche Schuhwerk nun ſortirt und nach verſchiedenen Rangklaſſen eingetheilt. Plebejiſche, beſchmutzte Stiefel ſind für den Waſſerkübel beſtimmt und werden mit der Dreckbürſte bearbeitet. Anſtändigere Schuhe werden gleich mit der Glanzbürſte geſäubert, und das geht ſo aufwärts bis zu der feinen Zeugbürſte und dem Lackpinſel für das zierliche, liebenswürdige Geſchlecht der Brodequin's. Endlich ſtehen alle gereinigt auf einem großen Geſtelle einträchtig bei einander; der Hausknechtsſubſtitut zieht ſich nach beendigter Arbeit zurück, — es iſt die Mitternachtsſtunde.

Stille rings und tiefes Ruhen,
Plötzlich — horch! ein leiſes Flüſtern,
In den Stiefeln, in den Schuhen
Liſpelt es und rauſcht es lüſtern.

Es kracht und rauſcht auf dem Geſtelle, es knarrt und ſcharrt, es ſeufzt und murmelt, und nachdem ein langer, tiefer Ton durch die Stiefelreihen gezogen, ſind ſie wie vom drückenden Banne erlöst und im Stande, ſich ihre Gedanken und Gefühle mitzutheilen. Da werden Bekanntſchaften gemacht und erneuert, kleine Intriguen angefangen und fortgeſponnen, und man theilt die Erlebniſſe des vergangenen Tags einander mit.

„Wo waren Sie heute Mittag?“ fragt ein feiner Lackſtiefel einen ſchwerfälligen, groben Schuh, ein altes, geſetztes Weſen mit Runzeln und Falten, glänzend vor Wohlbehagen und Thran; und der Schuh antwortet mit einer rauhen, knarrenden Stimme: „Habe meine Fruchteinkäufe beſorgt, auch mir ein paar neue Schimmel angeſchaut, meine alten Pferde werden abgängig. — Aber wo habt Ihr Euch indeſſen herumgetrieben? — Was? — wieder einmal allen Mädels nachgelaufen und Euch im Theater allerhand dummes Zeug vorſchwätzen laſſen?“

Die Lackſtiefel glänzen vergnügt bei dem Ausfall des alten Landedelmanns, und wie ſie ſo daſtehen, ſo herausfordernd, ſo außerordentlich auswärts, ſo ſiegreich, verſteht man leicht das Schmunzeln, das in ihnen ertönt und das leichte Gekicher. „Haben uns ſuperbe amuſirt!“ ſagen ſie darauf und ſchielen nach ein paar feinen ſchwarzen Stiefelchen, die bei dieſem herausfordernden Blick ſtill und beſchämt vor ſich niederſehen.

Etwas weiter unten auf dem Geſtell klirrt ein feiner ſilberner Sporn ſo wehmüthig und leiſe und ſchmachtet aufwärts zu ein paar

zierlichen hellbraunen Brodequin's und ſagt mit einer Silberſtimme: „Grauſame Eleonore! warum zogſt du dich bei meiner Annäherung heute Abend immer ſo ſcheu zurück?“ und die Stiefelchen liſpeln: „Konnte ich anders, mein Hugo? Du haſt ja ſelbſt geſehen, daß der Whiſttiſch einen einzigen pöbelhaften und dicken Fuß in der Mitte hat, und daß mein Mann beſtändig etwas unter den Tiſch fallen ließ.“

Neben den hellbraunen Brodequin's ſtehen zwei Paar ehrenfeſte, ſolide Stiefel, ehrwürdige Gebäude bei Jahren, mit ſoliden, dicken Fundamenten. „Ich muß geſtehen,“ ſpricht das eine Paar zu dem andern, „ich hätte dieſem jungen Laffen von Offizier ſchon lange geſagt, wo er her wäre! — Was iſt das für eine Aufführung? Rennt dir oder vielmehr deiner Frau überall nach, führt ſie auf der Promenade am Arm, ſo daß du nebenher laufen kannſt, ein vollkommen lächerlicher Elephant.“

Wieder klirrte das Spörnlein: „Ach Eleonore, dein Mann iſt ein guter alter Mann, aber der Freund, den er bei ſich hat, iſt ein grober Eſel. Sollte man nicht glauben, er ſei dir zum Vormund geſetzt? Auf Ehre, ich werde nächſtens mit ihm anbinden.“

„Schlechte Zeiten!“ brummten unten ein paar Schuhe, zu denen Gamaſchen gehörten, „auf Ehre, Herr Bruder, ganz ſchlechte Zeiten, fürchterliche Concurrenz! Ich erinnere mich noch ganz gut — es mögen jetzt vielleicht zwanzig Jahre her ſein — da machte ich faſt allein in Cigarren, und wenn ich mich ſehen ließ, riß man die Ladenthüren auf und ſchrie: „Da iſt er endlich, nur herein! nur herein!“ — Jetzt aber ſchließt man die Ladenthüren zu und ſchreit mir entgegen: „Da iſt er ſchon wieder! hinaus! hinaus!“

Die anderen Gamaſchenſchuhe, die nebenan ſtanden, ein paar arme, geflickte Weſen, ſeufzten recht traurig und huſteten kläglich dazwiſchen. — „Ach,“ ſagten ſie zum Collegen, „Ihr erfreut Euch doch

einer guten Gesundheit und könnt mit Euren starken Sohlen herzhaft durch Dick und Dünn laufen. Aber seht mich an — wenn man so draußen in der Meßbude stehen muß, das greift die Gesundheit an, ich versicher' Euch, ich bin eine elende, gebrechliche Schuhkreatur, und mit mir thut's nicht lange mehr." Dabei seufzte das arme Wesen traurig auf und schaute betrübt nach ein paar Gummi-Elasticumüberschuhen, die nicht weit davon standen, und die sein ganzes geknicktes Leben noch eine Zeitlang hätten conserviren können. Aber die Gummi-Elasticumüberschuhe waren vornehme diplomatische, achteten nicht auf das geringe Volk nebenan und unterhielten sich auf's Angelegentlichste mit ein paar russischen Pelzstiefeln über den Ausgang der Pariser Friedens-Conferenzen.

Das untere Brett des Gestelles nahm das Bedientenschuhwerk und sonstiges dergleichen Volk ein. Doch gab es sehr anständige und nette Leute darunter, namentlich bei dem weiblichen Personal. Es ist traurig, wie wenig Bedacht zuweilen die Natur auf Rang und Stand nimmt, denn hier unten im Departement der Kammerjungfern gab es aristokratischere Stiefelchen, als droben bei der hohen Aristokratie selbst, und man konnte es den Schuhen der deutschen Baronin, die so viel Platz einnahmen wie ein paar Dragonerstiefel, durchaus nicht verübeln, daß sie so erbost mit den Fußspitzen über das Brett hinabsahen auf die Brodequin's ihrer Kammerjungfer, die einem zwölfjährigen Kinde anzugehören schienen.

Unter den Gummi-Elasticumüberschuhen unterhielten sich zwei Paar Bedientenstiefel, und ein Paar derselben roch entsetzlich stark nach Juchten, hatten auch einen röthlichen Glanz und waren stark geschmiert. Sie sagten: „Wenn ich so hinten auf meinem Bocke sitze und durch das weite Land fahre, so kommt es mir immer unheimlich vor, so oft ich unter einem Telegraphendraht dahin fahre. Ich meine immer, der Blitz, der da hin und herzuckt, könnte einmal eine falsche Richtung

nehmen und mir gelegentlich auf meinen Kopf fahren, deßhalb ducke ich mich auch bei einer ſolchen Gelegenheit ſoviel wie möglich."

„Jott noch!" entgegneten die andern Stiefel, „was ihr Ruſſen in der Bildung zurück ſeid! Das ſind ja keine Blitze, die an den Telegraphendraht dahinfliegen, ſondern rein nichts als Depeſchen."

„Ei," ſagte der Ruſſe, „das macht man uns nur weiß, das ſind ganz andere, geheimnißvolle Geſchichten! — was Depeſchen!"

„Nein, ich verſichere Sie, es ſind einfache Depeſchen! Die Diplomaten können ſie ja leſen."

„Ja, wer das glaubt!" ſagte der Ruſſe.

„Nun, auf Ehre, ich kann Sie verſichern, ich habe das hundertmal mit angeſehen. Wenn wir über die Landſtraße dahin fuhren und bei einem Telegraphendraht vorbeikamen, da juckte es meinen Herrn Baron immer im rechten Auge, und dann nahm er ein kleines Fernglas heraus, das er ſehr ſorgfältig zu verwahren pflegte, und beſchaute damit den Draht, und darauf ſah er immer ſehr geheimnißvoll und wichtig aus und wußte Alles, was in der Welt vorging, ganz genau."

„Schrecklich!" meinten die Juchtenſtiefel. „Und haben Sie nicht ein einziges Mal ſelbſt durch dies merkwürdige Glas geſehen?"

„O ja!" entgegneten die Andern, „zweimal in meinem Leben; das war *vor* den Pariſer Conferenzen, da fuhr ich mit dem Wagen allein voraus, und als ich auf einer weiten Ebene den Telegraphendraht ſah, richtete, ich das Glas dahin und ſah Barrière und Depeſchen in fürchterlicher Eile dahinfliegen."

„Und das andere Mal?" fragte der Ruſſe.

„Das war," entgegnete der Andere, „*nach* den Pariſer Conferenzen, da kamen ſie nicht ganz ſo eilig von dorther zurück."

So rauſchte und knarrte es auf dem Schuh- und Stiefelgeſtelle Nachts um die zwölfte Stunde, und ſonderbar genug hatten oben in

ihren Betten die Besitzer der verschiedenartigen Schuhwerke fast dieselben Gedanken und Träume.

Der Landedelmann lachte, daß er das Korn um ein paar Kreuzer wohlfeiler erhandelt, der junge Stutzer zählte die Herzen, die er heute erobert, der alte Ehemann träumte von einer Whistpartie, er ließ alle Augenblick die Karten unter den Tisch fallen, und so oft er mit dem Kopfe wieder auftauchte, bemerkte er, wie der junge Offizier die Hand auf sein Herz legte und freundlich lispelte: „Coeur ist à tout!“ Diese schrecklichen Träume ließen ihn in der Nacht oftmals erwachen, und dann machte er Licht und sah nach seiner Frau, die unruhig zu schlafen schien. — Der Cigarrenhändler aber kämpfte mit einem gewaltigen Alp, der sein reisendes Herz hart ängstigte. Er machte in Cigarren, und so oft er aus einem Laden vornen hinausgeworfen wurde, trieb ihn eine gespensterhafte Gewalt an, hinten wieder hinein zu treten. — Der arme Handelsmann aus der Meßbude hustete die ganze Nacht an Einem fort und trank zuweilen Kamillenthee. Er hatte nasse Füße bekommen, sich eine starke Erkältung geholt, und wenn er zuweilen in einen leichten Schlummer verfiel, so träumte er von ein paar neuen, schönen Gummigaloschen. Die beiden Diplomaten dagegen, der deutsche sowie der russische, hatten keine eigenen Träume, sondern beschäftigten sich merkwürdiger Weise mit dem, was ihre Kammerdiener vorhin besprachen. Der Deutsche bildete sich wirklich ein, er [illegible] was in der Welt sichtbar und unsichtbar vorgeht, und erzählte das seinem schlauen Collegen. Dieser hörte ihm pfiffig lächelnd zu, und der gute Deutsche in der Freude seines Herzens, Jemand hinter's Licht geführt zu haben, bemerkte nicht, wie ihm der Andere allerlei seltsame Marionetten vor sein trübes Glas hielt, und berichtete darauf froh und heiter als über etwas wirklich Geschehenes und Gesehenes nach Hause.

Fünftes Kapitel.

Von dem Innern einer Portier-Loge und was da Merkwürdiges vorkommen kann.

Es iſt ein Winkel in jedem ſoliden Gaſthof, nicht beſonders ſchön gelegen, ebenſowenig elegant möblirt, der aber nichts deſtoweniger unſere Beachtung ebenſo gut verdient, wie ein Appartement in dem erſten Stock, ja noch viel mehr, weil letzteres oft Monate lang öde und leer daliegt, der gedachte Winkel aber ſtets bewohnt und belebt iſt. Meiſtens befindet er ſich neben dem großen Thor des Gaſthofes, von welchem zu ihm eine Glasthür führt. Er iſt eigentlich ein Zimmer, doch wird eine Wand gewöhnlich durch ein unverhältnißmäßig großes Fenſter gebildet, welches die niedrige Decke kurzweg durchſchneidet, ſowie die andere Seite durch den Treppenwinkel. Das Ameublement dieſes Zimmers iſt nicht beſonders reich. Es beſteht aus einem kleinen Schreibpulte, auf welchem vorräthiges Papier liegt, damit die aus- und eingehenden Fremden ſich die nöthigen Notizen machen können, und vor welchem der einzige Stuhl dieſes Gemaches ſteht. An den Wänden, wenn ſo viel Platz da iſt, hängen alte vergilbte Wandkarten, Eilwagen-Courſe, Eiſenbahn-Tarife und Dampfboot-Tabellen. Auf dem Fenſtergeſims bemerkt man zuweilen, das heißt, hie und da in großen Gaſthöfen, eine Reihe von Reiſe-

handbüchern nach allen Ländern, in welchen man zum Gebrauche nachſchlagen kann. Doch wenn man eines dieſer Werke in die Hände nehmen will, findet man zu ſeiner großen Ueberraſchung, daß der untere Deckel des Buchs auf dem Fenſterbrette feſtgenagelt iſt und ſich daſſelbe wohl öffnen, aber nicht mitnehmen läßt.

Das nothwendigſte und bedeutendſte Geräth im Zimmer aber iſt das Bett des Portiers, welches ſich mit der kühnen Hoffnung ſchmeichelt, man ſehe es am Tage für eine rieſenhafte Kommode oder für einen harmloſen Kaſten an, denn ſo ſieht es aus, wenn es gemacht iſt. Aber es iſt merkwürdig, ein ſolches Bettgeſtell, mag man ihm eine Form geben, welche man will; es kann ſeinen Inhalt nicht verleugnen, mag es nun als Kaſten, als Kommode, als Schrank, als Sopha maskirt ſein, es kichert dir freundlich zu und ſagt: „Siehſt du nicht, daß ich eigentlich ein Bett bin?“ — Auch der Portier in ſeiner Loge thut das Uebermögliche, ſeinen Bettkaſten während des Tags in einen Sopha umzuwandeln: er breitet eine Decke darüber, legt die Kiſſen hinauf, ſetzt ſich mit guten Freunden auf dieſe Kiſſen, plaudernd und zeitungsleſend. — Umſonſt! das Bett läßt ſich nicht wegleugnen, es iſt da und bleibt da in ſeiner ganzen breiten Geſtalt, und zum Ueberfluß ſchaut nicht ſelten ein Zipfel des Leintuchs oder eine Ecke des Ueberbetts vorwitzig ins Zimmer hinein.

Neben der Glasthüre befindet ſich ein großes, ſchwarzes Brett mit Nummern bis zu 124, — wenn nämlich ſo viel Zimmer im Gaſthofe ſind — beſtimmt, die verſchiedenen Schlüſſel dieſer verſchiedenen Zimmer aufzunehmen. Dies Schlüſſelbrett in ſeinen mannigfachen Veränderungen zu ſtudiren, iſt nicht nur für den Portier außerordentlich wichtig, ja nothwendig, ſondern auch für einen Unbefangenen ſehr lehrreich. Der Portier wirft einen Blick auf die Tafel, und er ſieht, wenn neue Gäſte kommen, welche Zimmer noch frei ſind.

Es ist ein einfaches Thema, aber verwendbar zu den mannigfachsten Variationen. Im Winter ist das Schlüsselbrett gewöhnlich öde und leer, da sind nur einige wenige Nummern besetzt: alte Pensionäre, Stammgäste, Handlungsreisende der verschiedensten Branchen, fast Alles Bewohner des dritten, ja vierten Stockes; aber wenn draußen der Schnee geschmolzen ist, wenn die Schneeglöckchen verblüht, die Veilchen etwas Alltägliches geworden — wir meinen die wirklichen, nicht die Gelbveilchen in zarten Minneliedern, diese sind sogar im Dezember nicht mehr zu ertragen — wenn also draußen in der Natur Alles grünt und blüht, wenn der Storch klappernd wiederkehrt, so fängt es auf dem Schlüsselbrette ebenfalls an zu klappern. Die leeren Nägel füllen sich an und mit denselben die öden Gänge und Treppen des Gasthofs.

Der Portier, der den Winter über wie ein Murmelthier in seiner Höhle gesessen, dehnt sich und wird geschmeidig, und lebendige Kellner, die im Herbste urplötzlich verschwanden, erscheinen wieder in weißer Halsbinde und ewig lächelnden Gesichtern; arme Lohnbediente, die während des Winters unter Frost und Mangel verkümmerten, sprossen aus dem Boden, wie die Pilze, mit frohen Physiognomien, hoffnungsreichen Herzen und weiß gewaschenen Baumwollhandschuhen.

Und für all' dies Getreibe ist das Schlüsselbrett in der Portierloge das Zifferblatt einer richtig gehenden Uhr; je lebhafter der Verkehr in dem Hause ist, um so toller bewegen sich die Schlüssel, und nicht blos zeigt dieses Zifferblatt dem aufmerksamen Beschauer, ob alle Zimmer besetzt sind, und nicht blos liest er an Briefen und Karten, die dort hingesteckt werden, Namen und Charakter dieser Zimmerbewohner, o nicht blos das, sondern er ist bei einiger Beobachtungsgabe im Stande, von diesem Schlüsselbrett allerlei andere interessante Bemerkungen abzulesen.

Da ſind zwei entfernte Zimmer, Nummer 24 und 64, und die Bewohner dieſer beiden Zimmer, ein Herr und eine Dame, ſah man an zwei verſchiedenen Tagen von zwei verſchiedenen Seiten ankommen. Auch ſcheinen ſie ſich durchaus nicht zu kennen, denn man ſieht ſie weder bei der table d'hôte, noch bei ſonſtigen Veranlaſſungen auch nur das kleinſte Wort zuſammen wechſeln, und doch bemerkt der alte Portier, daß zwiſchen den beiden Schlüſſeln eine eigenthümliche Sympathie herrſcht. Kaum hängt Numero 24 an ſeinem Platz, — ein Zeichen, daß ſeine Beſitzerin ausgegangen — ſo erſcheint Numero 64 ebenfalls; verſchwindet Numero 64 vom Schlüſſelbrett, weil ſein Eigenthümer zurückgekehrt, ſo wird faſt in derſelben Minute auch Numero 24 unſichtbar. Das dauert eine Zeit lang ſo fort, bis eines Abends Numero 64 verſchwand, Numero 24 aber hängen blieb, obgleich der Zimmerkellner verſicherte, er habe die Dame von Numero 24 nach Hauſe kommen ſehen. Dieſer Schlüſſel machte dem Portier viel zu ſchaffen, denn er konnte lange nicht begreifen, weßhalb Numero 24 in dieſer iſolirten Stellung verharre, bis ihm endlich beim Auslöſchen ſämmtlicher Gaslichter im Hauſe, und nachdem er bemerkt, daß alle Lichter bis auf Numero 64 erloſchen ſeien, ein außerordentliches Licht aufſtieg, und er dadurch ins Klare kam, daß dieſe iſolirte Stellung eigentlich keine iſolirte Stellung war.

Ueberhaupt gibt das Schlüſſelbrett zu Nacht Stoff zu den ſchönſten Betrachtungen, da die Heerde der ruhigen Reiſenden und Staatsbürger heimgekehrt in die gaſthöfliche Hürde, und doch ſind die Schlüſſelreihen noch verdächtig gelichtet. Eilf bis zwölf Uhr — es fehlen noch auf allen Stockwerken verlorene Schafe. — Ein bis zwei Uhr — faſt alle Nägel ſind leer, nur hie und da befindet ſich noch ein Schlüſſel melancholiſch allein hängend und gibt Zeugniß von dem unſoliden Lebenswandel ſeines zeitweiligen Beſitzers. — Drei bis vier Uhr —

es ſind immer noch Schlüſſel da — fünf bis ſechs — der Portier hat eine unruhige Nacht gehabt, denn die übrig gebliebenen Schlüſſel haben ſich trauervolle Geſchichten erzählt. Endlich kommt der Tag; die ſoliden Leute verlaſſen Bett und Zimmer, das Schlüſſelbrett füllt ſich auffallend ſchnell, und der Portier bemerkt, daß jetzt erſt jene andern Schlüſſel langſam verſchwinden, zwiſchen ihren ſoliden Kameraden eine traurige moraliſche Lücke laſſend.

Es hat mir von jeher außerordentliches Vergnügen gemacht, mich Abends, wenn ich in meinen Gaſthof zurückkehrte und noch keine Neigung zum Schlafen verſpürte, mit meinem Portier in ein Geſpräch einzulaſſen, wo er mir die oben mitgetheilten Bemerkungen anvertraute. Da ſaßen wir bei einem Glaſe Punſch auf dem Bettkaſten einträchtig neben einander, er hatte ſein Glas auf die rechte Ecke geſtellt, ich das meine auf die linke, und dabei rauchten wir gute Cigarren. Doch gelang es mir ſelten, ihn zu Mittheilungen aus dem Gaſthofsleben zu bewegen: er verſtand ſeine Stellung vollkommen und war im höchſten Grade discret. Wenn ich in ihn drang, mir die Geſchichte dieſes oder jenes räthſelhaften Paſſagiers, der viel mit ihm verkehrt, anzuvertrauen, ſo ſchüttelte er ſeinen Kopf und meinte, das gienge nicht gut an. War er aber in ſolchen Stunden bei guter Laune, ſo gab er mir etwas Anderes zum Beſten. Er hatte ſeinen großen Stock mit dem ſilbernen Knopf zwiſchen die Beine geſtellt und ſah mich bei ſeinen Erzählungen immer pfiffig lächelnd von der Seite an, als wolle er ſagen: „Glaubſt du mir auch? nimmſt du auch Antheil an dem, was ich dir ſage?“ Oftmals waren dieſe Seitenblicke ſehr verzeihlich, denn ſeine Erzählungen, wie zum Beiſpiel die des folgenden Kapitels ſtreiften ſehr an's Unglaubliche, und doch verſicherte er hoch und theuer, ſie ſei vollkommen wahr, nicht das Geringſte daran erfunden.

Sechstes Kapitel.

Allein auf der Welt. Erzählung des alten Portiers.

„Da war in unſerer Familie ein ſonderbarer Kauz, ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, ein weitläufiger Vetter von mir — von dem alten Portier nämlich. Dieſer Mann war Aſſiſtent auf dem Haupt-Zoll-Amt und das Haupt-Zoll-Amt befand ſich in den Feſtungswerken in großen kaſſemattirten Räumen, worin ein kleiner, ſehr kaſſemattirter Raum das Bureau dieſes Mannes war.

Dieſer Zoll-Aſſiſtent und Vetter des Portiers hieß Herr Schnipfel, und die Natur hatte unter dieſem Namen etwas ſehr Bezeichnendes geſchaffen, denn der Zoll-Aſſiſtent ſah in der That aus, nicht wie ein Glied des Menſchengeſchlechts, ſondern wie ein Schnipfel deſſelben; ſeine Figur war lang und dürftig, ſein Geſicht blaß und mit kaum erkennbaren Zügen, ungefähr ſo, als ſei er einmal von Schnee geweſen und das Beſte an ihm weggeſchmolzen. Ebenſo ſchattenhaft wie ſein Aeußeres war ſein Gang, ſein Weſen, ſeine Sprache. Auf der Straße huſchte er nur ſo dahin, ohne den Blick vom Boden zu erheben, ohne einen Menſchen anzuſehen — von Begrüßen irgend Jemandens war natürlich keine Rede. Auch vermied er auf ſeinen Gängen nach dem Bureau und von da nach Hauſe, — andere hatte er nicht — das Sonnen- und Mondenlicht,

und wenn er einmal über eine Straße mußte, die hell beſchienen war, ſo fuhr er ſo geſpenſterhaft darüber her, daß man darauf hätte ſchwören mögen, es bewege ſich da nichts Körperhaftes, ſondern nur ein Schatten, der irgendwo verloren gegangen ſei.

Das Innere des Herrn Schnipſel war analog ſeinem Aeußeren, ebenſo troſtlos und unheimlich beſtellt; ſo menſchenſcheu er überhaupt war, ſo bösartig ließ er ſich an, wenn er mit Menſchen in irgend eine Berührung kam, und das geſchah auf ſeinem Bureau in der Kaſſematte ſehr häufig. Er hatte das Berechnen der Steuerſätze eingeführter fremder Waaren und ſo ſaß er den ganzen Tag in ſeinem kleinen feuchten Gewölbe, wie eine Spinne in ihrem Netz, auf unglückliche Fliegen lauernd. Dieſe Fliegen waren harmloſe Laden-Jünglinge, welche er auf alle Weiſe plagte und quälte, auch wohl bedeutend über das Ohr hieb, zum Nachtheil ihrer Prinzipale, aber nur zum Vortheil der Steuerkaſſe, denn der Herr Schnipſel war ein ehrlicher Mann.

Die Kaſſematte hatte zwei Oeffnungen, eine Thür, zu welcher er herein kam, und ein kleines Fenſter, zu welchem er hinausſchaute. Die Thür ſchloß er ſorgfältig hinter ſich ab und wälzte obendrein zur Vorſicht jedesmal einen großen Aktenſtoß davor. Dann ſetzte er ſeine Brille auf, zog den Kanzleirock an und ſtreifte die Schreibärmel darüber, die von anklebender Tinte entſetzlich geſteift waren. So gerüſtet öffnete er den Laden des kleinen Fenſters — ſeinen Anzug hatte er natürlicher Weiſe im Dunkeln beſorgt — ſchloß aber das Fenſter ſelbſt augenblicklich wieder, ſobald er davor eine ziemliche Anzahl Wartender erblickte. Nachdem er ſich eine Zeitlang die Hände gerieben, mehrere Federn geſpitzt, die Tinte umgerührt, Papier für ein ganzes Jahr zurecht gelegt, öffnete er langſam das Fenſter wieder und ließ ſich einen Zettel hereinreichen. Wehe aber dem Beſitzer des

Zettels, wenn das Geringſte an der Ausfertigung deſſelben fehlte, wenn die Signatur nicht bis auf Punkt und Komma übereinſtimmte, wenn zum Beiſpiel auf dem Frachtbrief eine lange magere Flaſche, auf der Waarenkiſte dagegen, die der Vorzeiger zu empfangen hatte, eine dickbauchige gemalt war! Da kam der Zettel wieder aus dem Fenſter heraus — „unrichtig!“ und da konnte der arme Handlungslehrling ſich ſtundenlang den Kopf zerbrechen, wo denn eigentlich der Fehler ſtecke.

Wenn ſich Neulinge in Geſchäften des Hauptzoll-Amts wohl die ſchüchterne Frage erlaubten, welcher Steuerſatz wohl auf ein neu einzuführendes Fabrikat anzuwenden ſei, ſo überflog ein düſteres Lächeln die ſchattenhaften Züge des Herrn Schnipſel — das war ein glücklicher Moment in ſeinem Geſchäftsleben. Eifrig blätterte er in ſeinem großen Buche, und wenn auch nur eine Möglichkeit vorhanden war, daß zum Beiſpiel das Fabrikat einen Schimmer von Seide beſaß, ſo rieth der Zoll-Aſſiſtent und alsdann ſogar freundlich, es als Seidewaare zu verzollen, wobei eine ungeheure Summe herauskam, und der junge Handlungsbefliſſene zu Haus die nachdrücklichſte und unvergeßlichſte Naſe erhielt. Wehe dann aber dieſem Unglücklichen, wenn er kurze Zeit nachher ſchweißtriefend, erhitzt und athemlos wieder vor der Kaſſematte erſchien, und um Aenderung des Steuerzettels nachſuchte! Bei ſolchen Gelegenheiten mußte meiſtentheils eine obere Zollbehörde einſchreiten, und es gelang faſt nur mit Gewalt und der Anwendung der vollen Amts-Autorität, den einmal ergriffenen Fang ſeinen Zähnen, reſpective ſeinen Büchern zu entreißen. Auch ſchloß er bei ſolchen Fällen gewöhnlich ſeine Fenſterläden mehrere Stunden lang und blieb dann in finſteren Betrachtungen allein daſitzen.

Ein ſolch' unbehagliches und unheimliches Leben führte der

Zoll-Aſſiſtent Schnipſel als ſolcher. Als gewöhnlicher Menſch machte er es ebenſo, ja ſeine Beſchäftigungen zu Haus waren jedenfalls noch einförmiger und nicht im Geringſten menſchenfreundlicher. In einer kleinen Straße des abgelegenſten Stadtviertels bewohnte er im dritten Stock hinten hinaus zwei ärmliche Zimmer. Man muß aber hieraus nicht den Schluß ziehen, als ob ſeine Vermögensumſtände gar ſo ſchlecht beſchaffen geweſen wären — im Gegentheil! Herr Schnipſel hatte ſich in früheren Zeiten einiges Vermögen erübrigt, und obendrein erzählte man ſich noch, er habe einſtmals in der Lotterie einen bedeutenden Treffer gezogen. Dem ſei nun wie ihm wolle; in ſeiner Wohnung ſah es nicht darnach aus, als ſei der Beſitzer derſelben ein Mann, welcher über Kapitalien gebieten könne.

Von ſeinen beiden Zimmern hielt er immer eins verſchloſſen; Morgens, wenn man im äußern Gemach den Kaffee hinſtellte, blieb er in ſeinem Schlafzimmer, wurde dies in Ordnung gebracht, ſo betrat er ſein Wohnzimmer, welches ſich von dem anderen nur dadurch unterſchied, daß ſich in jenem ein Bett befand. Beim Mittageſſen machte er es gerade ſo. In ein Koſthaus zu gehen, war ihm unmöglich, ich glaube, er wäre lieber verhungert, und aus dieſer Menſchenſcheu kam es denn, daß die Frau, welche ihn ſeit zehn Jahren bediente, mit Wahrheit behaupten konnte, ſie habe ihn während all' der Zeit nur ein einziges Mal geſehen und das war an dem erſten Tage, wo er mit ihr die nothwendigen Verabredungen traf. Sein Abendeſſen, das einfachſte von der Welt, denn es beſtand Jahr aus Jahr ein aus einem Weißbrod und einer Wurſt, verſchaffte er ſich ſelbſt, indem er bei einem Bäckerladen vorbei ging, durch das Fenſter nach ſeinem Brod langte, das Geld dafür hinwarf und alsdann ſo ſchnell davoneilte, als habe er geſtohlen. Ebenſo machte er es auch bei dem Metzger, und man war das ſeit einer Reihe von

Jahren ſchon ſo gewöhnt, daß man ihm ſeinen täglichen Bedarf jedesmal zurecht legte, und das Geld dafür, ohne nach ihm zu ſchauen, einſtrich.

Es iſt wohl überflüſſig zu ſagen, daß der Herr Schnipſel nie Jemand auf der ganzen weiten Welt einen Dienſt erwies. Arme Leute, die ihn um etwas anſprachen, pflegte er dagegen ruhig anzuhören; ja er ließ ſich mit ihnen nicht ſelten in ein längeres Geſpräch ein, worin die Bittenden in der Hoffnung auf eine größere Gabe ihm ihre ganzen Leidensgeſchichten auf's Umſtändlichſte mittheilten. Doch wenn der Bettler glaubte, jetzt werde der gutmüthige Herr ſeine Börſe ziehen, ſo drückte der Zoll-Aſſiſtent ſeinen Hut feſter in den Kopf, und ging nicht ſelten lachend, ja ſogar pfeifend davon.

Seinen Collegen machte er den beſtändigen Aufpaſſer und verrieth es pünktlich ſeinen Vorgeſetzten, wenn irgend Einer einmal einen Nachmittag fehlte, oder ſich ſonſt etwas zu Schulden kommen ließ. Dies war aber eigentlich eine Art Wiedervergeltung, die er dieſen ſeinen Collegen angedeihen ließ, denn da ſie ſeine Menſchenſcheu kannten, ſowie ſeine Unluſt, auch nur das Geringſte zu ſprechen, ſo machte es ihnen ein beſonderes Vergnügen, ihn anzureden, ihm eine Menge Leute auf den Hals zu ſchicken, ihm in den Weg zu treten, kurz ihn auf das Empfindlichſte zu kränken. Daher kam es denn auch, daß er jeden Abend mit größerem Haß ſeine Kaſſematte zuſchloß und mit Verwünſchungen auf den Lippen wie ein ſcheues Wild nach Hauſe lief, um ſich dort einzuriegeln, um endlich einſam und glücklich zu ſein.

Da ging er in ſeinem Stübchen auf und ab und horchte auf das verſchiedenartige Geräuſch auf der Straße, ärgerte ſich, wenn in der Nachbarſchaft eine helle Stimme ein fröhliches Lied ſang, lief heftiger auf und ab, wenn die Wagen auf der Straße raſſelten und

ballte ingrimmig die Fauſt, wenn Frühjahrs und Sommers das Jubeln und Jauchzen der Kinder zu ihm hinaufdrang. Wurde es aber ſpäter und erſtarb das Leben in der Nachbarſchaft, wurde es ſtiller und immer ſtiller im Hauſe und auf der Straße, dann athmete der Herr Schnipſel freier und beruhigter, dann lauſchte er wohl auf den Gang hinaus, ob ſich auf den Treppen und Gängen nichts mehr rege und kehrte darauf in ſein inneres Zimmer zurück. Hier beendigte er alsdann ſein Abendeſſen und ging dann nicht ſelten mit ſchleichendem Schritt nach ſeinem alten Koffer in der Ecke des Zimmers, eine kleine Kaſſette zu holen, die er vor ſich auf den Tiſch ſtellte.

Dieſe Kaſſette öffnete er mit einem kleinen Schlüſſel, ſchaute aber dabei ängſtlich in dem halbdunkeln Zimmer umher, ob ihm nicht zufällig Jemand über die Achſel ſchaue, und nahm dann alle Papiere heraus, die er vor ſich auf dem Tiſche ausbreitete. Werthvolle Papiere waren es, die aus dem Käſtchen hervorkamen: Staats-Obligationen, Sparkaſſen-Quittungen, Staats-Papiere, kurz, ein kleines Vermögen, das er hier vor Jedermanns Blicken ſorgfältig verſchloſſen hielt. Zuletzt aber nahm er ein kleines, vergilbtes Packetchen heraus, öffnete es behutſam und entwickelte aus demſelben ein Bildniß, das er recht in den Schein der flackernden Talgkerze ſtellte.

Es war das Portrait eines ſehr jungen Mädchens, vielleicht von fünfzehn, ſechszehn Jahren, ein liebes, rundes, friſches, lebensheiteres Geſichtchen; dicke ſchwarze Flechten faßten den Kopf ein, helle, luſtige Augen blickten ihn an, und unter der etwas emporgezogenen Oberlippe lachten ihm ſchneeweiße Zähne entgegen.

Um dies Bild herum gruppirte er ſämmtliche Papiere, und begann alsdann leiſe ſeinen Schatz zu überzählen. „Fünfhundert Thaler," ſagte er, „tauſend, zweitauſend, drei-, vier-, ſechs-, achttauſend Thaler — und das wäre Alles dein geweſen — Alles dein

und noch viel mehr dazu, denn ich wär' heute nicht mehr Zoll-Aſſiſtent, hätte mich emporgeſchwungen und wäre vielleicht Inſpektor geworden, ja am Ende Steuerrath — verdammt! — und was hätten wir für ein angenehmes Leben geführt! ha! ha! ha!" — dabei lachte er laut hinaus — „und jetzt iſt das Alles ganz anders geworden, habe es dir auch immer prophezeit — nun, wie der Teufel will, mir kann's ſchon recht ſein; aber nicht wahr," fuhr er fort und ballte ſeine Hand gegen das Portrait, „jetzt könnteſt du dieſes Geld nothwendig brauchen, o wie ſehr nothwendig, Madame! Die Hälfte, der zehnte Theil, ja der hundertſte Theil wäre im Stande, dich überglücklich zu machen, damit du deinen Kindern etwas Gutes kaufen, damit ſie ſich einmal ſatt eſſen könnten. — Aber hier ſoll Alles vermodern und Niemand ſoll es haben, und wenn ich einmal denke, daß es mit mir zu Ende geht, ſo werde ich es in den Fluß werfen, da wo er am tiefſten iſt."

Dieſe herrliche Abendunterhaltung, und genau faſt immer auf die gleiche Art, machte ſich der Zoll-Aſſiſtent wöchentlich ein paarmal, und nachdem dies geſchehen, legte er die Arme auf den Tiſch, den Kopf darauf und verſank in ſtundenlanges Dahinbrüten."

Da zog Jemand die Glocke an dem großen Thor des Gaſthofs und der alte Portier wurde für einige Augenblicke in ſeiner Erzählung unterbrochen.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen: Allein auf der Welt.

„Der Zoll-Assistent, Herr Schnipsel, hatte einst nicht so ganz allein in der Welt gestanden: er hatte nämlich einen Vater gehabt und zwei Mütter, d. h. eine rechte Mutter und eine Stiefmutter. Der Ersteren, vor langen, langen Jahren verstorben, war die Stiefmutter gefolgt, nach einem längeren Wittwenstand des seligen Herrn Schnipsel. Warum dieser Ehrenmann sich eigentlich so spät wieder verheirathete, bin ich nicht im Stande anzugeben," sagte der Portier, „ich weiß wirklich keinen Grund hiefür, denn sein Sohn, der Held meiner Geschichte, war damals schon sechszehn Jahre alt; auch brachte die Stiefmutter ein kleines Töchterchen von vier Jahren mit in die Ehe; mir scheint aber, die Vorsehung hatte diese Heirath eben dieses Mädchens wegen eingerichtet, denn einige Jahre nachher starb der alte Herr Schnipsel, ihm folgte kurz darauf seine zweite Frau und so blieb das Töchterchen der Obhut des jungen Herrn Schnipsel anvertraut, der sich ihrer auch auf's Väterlichste und Brüderlichste annahm. Das Bildniß aber, was der Zoll-Assistent in seinen Mußestunden vor sich auf dem Tische aufstellte, war das Portrait eben dieser Stiefschwester, nachdem sie zu einem hübschen sechszehnjährigen Mädchen herangewachsen war.

Der Zoll-Assistent hatte, wie schon gesagt, etwas weniges Vermögen von seinem Vater, war bald bei der Steuerpartie angestellt worden, und war solchergestalt im Stande, für die Erziehung jenes Mädchens, das ihm mit jedem Tage lieber wurde, auf's Beste

zu ſorgen. Die kleine Roſine wurde ein allerliebſtes Mädchen und wuchs heiter und fröhlich auf. Herr Schnipfel, ihr Stiefbruder, ließ ſie in Allem unterrichten, was ihm nützlich erſchien, und lehrte ſie ſogar in den Freiſtunden ſelbſt Einiges, was ihm ſelbſt ſehr wichtig war, aber für ein junges Mädchen nie von großem Nutzen ſein konnte. Er brachte ihr z. B. einige Anfangsgründe im Lateiniſchen bei und bemühte ſich, ihr einen Begriff zu geben von der verwickelten und höchſt complicirten Zoll-Einrichtung des Staates.

In dieſen Privatlehrſtunden dagegen lernte Herr Schnipfel etwas kennen, was ihm noch von viel wenigerem Nutzen war, als ihr das Latein und das Zollweſen — die Liebe nämlich, und als er darauf an einem ſchönen Morgen bemerkte, er fühle für ſeine Schweſter Roſine mehr als brüderliche Zuneigung, ſo machte er einen verzweiflungsvollen Spaziergang und hielt ſich für ein entſetzliches Ungeheuer. Auch bekämpfte er kräftigſt und mit beſtem Erfolg dieſe Liebe, was ihm um ſo leichter war, da Roſine nicht im Geringſten etwas davon zu verſtehen ſchien. Aber er bewachte jetzt das Mädchen wie ſeinen Augapfel, er hütete ihre Blicke, ja wo möglich ihre Gedanken, wie der Greif die verzauberten Schätze. Er träumte von einem immerwährenden Zuſammenleben, von einem freundlichen Wandel durch das Dieſſeits und von einem endlich geläuterten Wiederſehen in dem Jenſeits. Wenn dagegen entfernte Verwandte von der Zukunft ſeiner Stiefſchweſter ſprachen, von einer guten Heirath, die man für ſie ſuchen müſſe, ſo pflichtete er dieſer Anſicht ſeufzend bei und war edelmüthig genug, ſein ganzes Ererbtes und Erſpartes für einen ſolchen Fall zu einer Mitgift Roſinens zu beſtimmen.

Da kam das Schickſal in Geſtalt eines jungen Handlungsbefliſſenen, welcher Roſinen zuerſt auf der Straße, dann bei einer Verwandten, dann oft zufällig in der Kirche, ſpäter nicht mehr zufällig in der Kirche, kurz an vielen Orten ſah, ohne daß der gute Schnipfel

die geringſte Ahnung davon hatte. Als er einige Zeit darauf durch einen guten Freund von dieſer Angelegenheit unterrichtet wurde, gerieth er zum erſten Mal in ſeinem Leben in einen unbändigen Zorn, verbot dieſes Verhältniß auf das Beſtimmteſte und ſchloß ſeine Schweſter in ihrem Zimmer ein, um daſſelbe mit einem Male abzubrechen. Doch war dies nicht ſo leicht wieder zu löſen und die beiden Liebenden blieben durch obwaltende Umſtände feſt an einander gekettet.

Der Zoll-Aſſiſtent wurde von einer alten Tante hievon unterrichtet mit dem Bemerken, daß man Alles anwenden müſſe, um eine Heirath zwiſchen den beiden jungen Leuten zu Stande zu bringen. Die alte Tante meinte, das Geld des Herrn Schnipſel ſei das beſte Mittel zu dieſem Zweck, dieſer aber mit gebrochenem Herzen dachte anders, verſchaffte ſich irgendwo eine alte roſtige Piſtole, lud ſie mit überflüſſigem Pulver und Blei, und machte ſo bewaffnet dem jungen Kaufmann einen freundſchaftlichen Beſuch. Er ſchwur dabei den gräßlichſten Eid, ihn — ſei es heute oder morgen — todtzuſchieſſen, im Fall er nicht geſonnen ſei, ſeine Stiefſchweſter augenblicklich zu heirathen, und der unglückliche Liebhaber fand ſich durch dieſe Gründe und auch, weil er das Mädchen wirklich liebte, bewogen, in die Verbindung zu willigen. Die Hochzeit ging vor ſich, von der alten Tante beſorgt, der Zoll-Aſſiſtent aber weder mit auf's Rathhaus, noch in die Kirche, noch ſagte er ſeiner heißgeliebten Stiefſchweſter ein Wort zum Abſchied; unter Thränen verließ ſie ſeine Wohnung und er blieb allein zurück, ganz allein.

Lange ſpielte er an dem Abend mit der alten roſtigen Piſtole, doch legte er ſie nach langem Kampfe ſtill bei Seite, packte ſeine Staatspapiere und das Portrait Roſinens in jenes Käſtchen, und begann von jenem Augenblick das Menſchengeſchlecht im Allgemeinen auf's Nachdrücklichſte zu haſſen.

So vergingen einige Jahre. Umſonſt gab ſich die alte Tante,

bevor ſie ſtarb, alle Mühe, eine Ausſöhnung zwiſchen den Beiden zu Stande zu bringen, umſonſt verſuchte Roſine daſſelbe: Herr Schnipfel war unbeugſam und behauptete, er habe auf der ganzen weiten Welt keinen Bekannten und Verwandten als ſich ſelbſt.

Dem jungen Paar ging es unterdeſſen nicht nach Wunſch, ihre Ehe wurde freilich mit zwei Kindern beglückt, aber ſonſt mit wenig Erfreulichem. Das Einkommen des Mannes war zu gering, um ſeine Familie anſtändig zu ernähren, er fiel zuerſt in Schulden, dann in eine ſchwere Krankheit, und als er in Folge derſelben ſtarb, beſaß die Frau mit ihren beiden Kindern nur das, was ſie auf dem Leibe trug.

Das war eine freudige Nachricht für das verhärtete Gemüth des Zoll-Aſſiſtenten, an dieſem Tage hörte man ihn ſeit längerer Zeit zum Erſtenmal wieder ein luſtiges Lied pfeifen. Roſine aber nahm ſich zuſammen, arbeitete Tag und Nacht, und unterhielt ſich und ihre Kinder durch hartes Schaffen, wenn auch armſelig, doch ehrlich. Häufig machte ſie Verſuche zu einer Ausſöhnung mit Herrn Schnipfel, aber nicht in der Abſicht, um etwas von ihm zu verlangen, ſondern nur, um ihn ſeinem troſtloſen und menſchenſcheuen Weſen zu entreißen. Er war ordentlich zum Stadtgeſpräch geworden. Doch dauerte auch das nicht lange, man vergaß ihn endlich, wie man Alles vergißt, und das war ihm ſehr lieb. Sein früheres freundliches Bureau auf dem Hauptzollamte hatte er verlaſſen, und um Verſetzung nach ſeiner halbdunklen Kaſſematte gebeten, einem höchſt unangenehmen Aufenthalt, den die Angeſtellten als eine Art Fegefeuer betrachteten, durch das ſie hindurch mußten, um zu etwas Beſſerem zu gelangen.

Da kam einmal wieder im Laufe des Jahrs jener Abend heran, dem tauſend Herzen mit Freuden entgegenſehen, jener Abend voll Luſt und Vergnügen, voll Tannengeruch und Lichterglanz — der Weihnachtsabend, einer der traurigſten für Herrn Schnipfel, denn wenn er an dieſem Abend durch die Straßen nach Hauſe ſchlich, ſo

ſah er überall die Fenſter beleuchtet, hörte jubilirende Kinderſtimmen und wußte, daß ſich jetzt auch der Aermſte auf's Herzlichſte freute. An ſolchen Abenden arbeitete er länger, als gewöhnlich in ſeiner Kaſſematte und ſuchte die finſterſten und entlegenſten Gaſſen auf, um zu ſeinem Hauſe zu gelangen. Aber auch hier bei den Wohnungen der Armuth ſchimmerte ihm durch niedrige Fenſter, durch zerbrochene Laden das heilige Chriſtfeſt entgegen. — Ach, wie war auch er früher an ſolchen Abenden glücklich geweſen, wie hatte er ihre Wünſche belauſcht, die kleinſten Anſpielungen erfaßt, um eine Gabe zu finden, die ihr Freude mache!

Jetzt kam er an ſein entlegenes Haus, auch da vernahm er aus allen Stockwerken Töne des Jubels, der Freude.

Er eilte die Treppen hinauf und als er ſeine Thür erreichte, ſah er auf einem Stuhle vor derſelben ein kleines Laternchen ſtehen und beim Scheine deſſelben drei Tannenbäume auf dem Boden, ein größerer, zwei kleinere. An allen dreien waren Lichtchen aufgeſteckt und vergoldete Nüſſe angehängt, aber die Lichtchen waren herabgebrannt und man ſah nichts mehr, als die Tropfen des Wachſes, die wie ſchwere Thränen an den Zweigen hiengen — wirkliche Thränen waren auf die Zweige gefloſſen und vielleicht da erſtarrt. — Es ſah in der That aus, als weinten die Bäumchen ſelbſt zu ihm empor, und ſtreckten ihre Zweige wie ebenſoviele Aermchen flehend in die Höhe, als wollten ſie ſagen: „Nimm uns freundlich auf!"

Herr Schnipfel aber beachtete dieſe rührende Bitte nicht, er öffnete ſeine Thür und da ihm die drei Tannenbäume im Wege ſtanden, ſo ſtieß er ſie mit dem Fuße rechts und links von ſich ab, daß die Nüſſe auf dem Boden klapperten und die Zweige wehmüthig rauſchten. — Gott ſei Dank, jetzt war er zwiſchen ſeinen vier Wänden, und da ſah man nichts von Weihnachtsfreude: hier war es ſtill und betrübt wie immer, und dieſe Stille that dem Zoll-Aſſiſtenten ſo wohl.

Er hatte zum Erſtenmal wieder am heutigen Tage eine behagliche Stunde; er zündete ſein Feuer an, verzehrte ſein mitgebrachtes Abendeſſen und verſank in tiefes Nachſinnen. Stunde um Stunde verann, der Lärm auf den Straßen und in den Häuſern hörte auf, die Lichter wurden ausgelöſcht und endlich kam die Mitternachtsſtunde, und als die klingenden Glockenzungen ſie laut und tönend anſagten, traf jeder Schlag ſein Herz, wie ein Keulenſtreich, denn nun begann von dem Hauptthurme der Stadt, dicht bei ſeiner Wohnung, jene ſanfte erhebende Muſik, die er ſchon vor langen, langen Jahren, in ſchönen frohen Zeiten ſo oft gehört, jener Pſalm, der jubilirend die Geburt des heiligen Chriſt verkündet. Wenn er als Kind jene feierlichen Klänge in der ſtillen Nacht gehört, ſo hatte er andächtig ſeine Händchen gefaltet, indem er geglaubt, es ſeien die himmliſchen Heerſchaaren ſelbſt, welche über die Erde dahinſchwebten, um der Menſchheit jenes freudige Ereigniß ſingend und klingend zu verkünden. Später hatte ſich die kleine Roſine auf den Sang eben dieſer Engel innig gefreut, und in der Chriſtnacht, nachdem ſie auf dem alten Lehnſtuhle eingeſchlummert, die dunklen großen Augen ſchlaftrunken geöffnet, wenn die himmliſchen Klänge erſchallten. — Jetzt war er allein, ganz allein: es blickte kein freundliches Auge blinzelnd zu ihm auf, auf dem Tiſche lag kein weißes Tuch mit freundlichen Gaben, die ihm die Liebe geſpendet, es ſtand da kein Chriſtbaum mit herabgebrannten Lichtern, mit glitzernden Nüſſen, mit rauſchendem Golde. Er war allein, o ſo allein, ganz allein in der Mitternachtsſtunde — ach, und daß er allein war, ſo ganz allein — war ſeine größte Luſt. —

Die Muſik draußen hatte geendigt, da — nein, es war keine Täuſchung — glaubte er draußen auf dem Gange vor ſeiner Zimmerthür ein leiſes Klingen und Singen zu vernehmen. Er horchte auf, unwillig, verdrießlich und wollte ſchon hinausfahren, um ſich zu erkundigen, wer ſich erlaube, vor ſeiner Wohnung einen ſo dummen

unzeitigen Scherz zu machen. Doch hielten ihn die Töne, die er vernahm, unwillkürlich auf seinem Lehnstuhle gefesselt — es war ein Lied, das dort erklang, von seinen Kinderstimmen gesungen, wie ein leises Echo vom Thurme und jetzt — ging das mit rechten Dingen zu? — öffnete sich langsam seine Stubenthür, und er sah nicht nur jene drei Tannenbäume, die er so unbarmherzig bei Seite gestoßen, nein zehnmal so viel, hundertmal so viel, den langen Corridor und die Treppe bedeckt mit hunderten von Tannenbäumen, alle mit unzähligen Lichtern besteckt, und von den Zweigen derselben tönte jenes geheimnißvolle Lied. — Entsetzlich, was konnte das sein? — Die Bäume schoben sich langsam vorwärts und immer weiter vorwärts und füllten jetzt das ganze Zimmer aus, und umgaben seinen Lehnstuhl und ihn, der auf demselben saß, und ehe er es sich versah, ehe er recht etwas denken konnte, war er ringsum von den Tannenbäumen umgeben, und es war ihm, als sitze er in einem weiten unabsehbaren Tannenwald, gebildet aus lauter glänzenden und glitzernden Weihnachtsbäumen. Der Gesang in den Zweigen dauerte noch eine Zeitlang fort, dann erstarb er allmälig, und man vernahm zuletzt nichts mehr, als das Rauschen des Goldes und der Nadeln. — Fernhin im Walde aber bemerkte nun der Zoll-Assistent einen lichten Punkt, der sich immer mehr zu vergrößern schien, und nach und nach die Gestalt eines holdseligen Kindes annahm, und obgleich dieses Kind, als es nun anfing zu sprechen, mit leise klingender Stimme sprach, so vernahm er doch jedes Wort, als werde es ihm mit Posaunen in die Ohren gerufen.

„Du bist allein, so ganz allein," sagte das Kind, „an diesem Abend, wo die übrige Menschheit vergnügt bei einander ist, und sich eines an der Lust des andern erfreut."

„Das ist wahr," entgegnete Herr Schnipsel, „ich bin ganz allein, und es ist so mein Wille und mein Vergnügen; ich habe diese Zimmer für mich gemiethet und es soll mich Niemand darin stören,

und ich begreife eigentlich nicht, wer dieſer ganzen Weihnachtsbeſcheerung das Recht gibt, ſich hier einzudringen."

„Du haſt uns gerufen," ſagte das Kind; „als du vorhin jener nächtlichen Muſik zulauſchteſt, gelang es einigen Tönen derſelben, in die Tiefe deines Herzens zu dringen und da ein Sehnen zu erwecken nach der Luſt längſt vergangener Tage."

„Nicht, daß ich wüßte!" antwortete Herr Schnipfel „und wenn mein Herz wirklich einen Augenblick ſchwach geweſen wäre, ſo fühle ich, daß es jetzt wieder erſtarkt und feſt verſchloſſen iſt."

„Du haſt an vergangene Tage gedacht," fuhr das Kind fort, „und haſt mit tiefem Schmerze geſehen, wie einſam und allein du hier biſt, wie verlaſſen von aller Welt."

„Mit meinem beſten Willen."

„Ich bin das heilige Chriſtfeſt," ſagte das Kind „das umherzieht mit einem freundlichen Gefolge, um namentlich die zu beglücken, deren Herz mit Kummer und Schmerz erfüllt iſt."

„Mein Herz iſt wirklich in dieſem Augenblicke mit Schmerz erfüllt," ſagte hohnlachend der Zoll-Aſſiſtent, „denn ich ſehe, daß es mir nicht einmal bei verſchloſſenen Thüren gelingt, allein zu bleiben, laßt mich ungeſchoren und geht zu denen hin, die euch rufen, ich verlange nichts vom Chriſtfeſt, denn was ich von ihm verlange, kannſt du mir doch nicht bewilligen."

„Alſo haſt du einen Wunſch?" fragte das Kind mit froher Stimme, „o wenn dein Herz zu wünſchen anfängt, ſo wird es auch wieder die ſchweren Feſſeln brechen, mit denen es ſich freiwillig umgeben. Nenn' mir deinen Wunſch, ich werde gewiß im Stande ſein, ihn zu erfüllen."

Da rieb ſich der Zoll-Aſſiſtent vergnügt die Hände und lächelte zum Erſtenmal in dem Jahre. „Nun denn," ſagte er, „wenn du in der That mächtig biſt und im Stande, mir jeden Wunſch, auch den kühnſten, zu erfüllen, ſo will ich dir ihn nennen."

„Laß' hören!" ſagte das Kind mit trauriger Stimme.

„So laß' mich denn," ſagte der Zoll-Aſſiſtent, „allein ſein, nicht blos für heute Abend und in dieſem Zimmer, nein, auch für morgen, für das nächſte Jahr, für mein ganzes übriges Leben, und nicht blos allein ſein in dieſem Zimmer, in dieſem Hauſe, nein, auch draußen auf der Straße, in dieſer Stadt, ja laß' mich allein ſein auf der ganzen Welt!"

Ich kann nicht behaupten, ob dieſer Wunſch des Herrn Schnipſel ſein vollkommener Ernſt war, oder ob er ihn blos ausſprach, um einer ihm läſtigen Geſellſchaft los zu werden, aber kaum hatte er ihn ausgeſprochen, ſo verlöſchte an den Weihnachts-Bäumen um ihn her ein Licht nach dem anderen, und es blieb zuletzt keine Helle mehr übrig, als der Schein, der von dem Kinde ausging, und der ſah blutig aus, wie die untergehende Sonne, verſchwand auch wie dieſe nach und nach, und als es ſo in ſeinem Zimmer vollkommen dunkel geworden war, — denn auch die Talgkerze des Herrn Schnipſel war herabgebrannt, vernahm er von weither eine leiſe, ſchmerzerfüllte Stimme, die ihm deutlich ſagte: „dein Wunſch iſt erfüllt, ſei allein auf der Welt!"

Das Feuer in dem Ofen war ausgebrannt und es fröſtelte den Zoll-Aſſiſtenten, doch wußte er nicht recht, ob in Folge der Kälte, die um ihn herrſchte, oder in Folge jener Worte, die ihn ſeltſam erſchüttert. Er trat an's Fenſter und ſah in die Nacht hinaus: da war Alles todt und ſtill. „Das iſt ja immer ſo um dieſe Zeit," ſagte er zu ſich ſelber, — ein merkwürdiger Traum! — Und wenn es am Ende kein Traum wäre!" ſetzte er hinzu und rieb ſich die Hände, „ſo glaube ich, es müßte außerordentlich vergnügt ſein, keinen Spektakel der Menſchen zu vernehmen, nie mehr all' die lachenden Geſichter zu ſehen, überhaupt — allein auf der Welt zu ſein."

Mit dieſen Worten ging er zufrieden zu Bette, wie Jemand, der ein gutes Tagewerk vollbracht."

Achtes Kapitel.

Fortsetzung des sechsten und siebenten: Allein auf der Welt.

Nachdem der Portier während der Erzählung des vorigen Kapitels mehreremal das große Thor geöffnet und fast alle Schlüssel bis auf einige wenige übrig gebliebene abgegeben, fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Als nun nach diesem höchst sonderbaren Weihnachts-Abend der Zoll-Assistent, Herr Schnipsel, aus einem tiefen und gesunden Schlafe erwacht, und auf seine Uhr sah, erschrack er fast, als er bemerkte, daß es schon sehr spät geworden sei. Der Lärm im Hause, das Geräusch auf der Straße, das Läuten der Glocken hatten ihn, namentlich an Sonn- und Feiertagen sonst ziemlich frühzeitig erweckt. Heute hatte er aber nichts von allem dem vernommen: eine wohlthuende Stille lag über dem Hause, man hätte eine Maus husten gehört. Während sich Herr Schnipsel anzog, bedachte er bei sich, wie angenehm es sei, daß sich die Menschheit, namentlich an hohen Festtagen einer solchen exemplarischen Stille befleißige.

Das Feuer in dem Ofen brannte, im äußern Zimmer stand sein Frühstück auf dem Tisch. Da Herr Schnipsel von seinem Zimmer hinten heraus keine bedeutende Aussicht hatte, namentlich aber vom Verkehr der Menschen wenig sah, so wunderte er sich auch nicht weiter,

als er an's Fenſter trat und in den Häuſern, welche er vor ſich ſah und auf den engen Gaſſen, in welche er von oben hineinblickte, nicht das geringſte Leben entdeckte. Nur als er ſich vor der Zimmerthür ſeine Stiefel holte, die, wie immer, blank geputzt dort ſtanden, wunderte er ſich, daß er in dem weiten Gebäude nicht den geringſten Lärm vernahm. Da klapperte es nicht in den Küchen und Zimmern, da erſchollen keine luſtigen Kinderſtimmen: Alles war todtenſtill. Kopfſchüttelnd ging der Zoll-Aſſiſtent in ſein Zimmer zurück, ſetzte ſich nachdenkend in ſeinen Stuhl, und begann ſeine Stiefel anzuziehen.

Er hatte ſo gut und feſt geſchlafen, daß es lange dauerte, bis er ſich des geſtrigen Traumgeſichts erinnerte, und als ihm endlich daſſelbe klar vor die Seele trat, und er ſeine Worte abermals hörte: ſei allein auf der Welt! — er hatte gerade den linken Stiefel bei beiden Struppen erfaßt, und zog heftig daran, — da hörte er mitten im Ziehen auf, hielt das Bein eine Zeitlang wagrecht in die Höhe und verſank in tiefes Nachſinnen.

Ein leiſes Fröſteln überflog ſeinen Körper und er bildete ſich ein, das ſei ein Freudenſchauer, in der Hoffnung, daß das Geſicht, das er gehabt, wirklich wahr ſei, und er — allein auf der Welt.

Gegen ſeine Gewohnheit ging er heute früher aus, und blieb auf der Treppe ebenfalls ſehr gegen ſeine Gewohnheit einigemal ſtehen, um zu horchen, ob ſich in den verſchiedenen Stockwerken nichts rege. Aber er hörte nicht das Geringſte. Jetzt trat er vor die Hausthüre und das ſonderbare Fröſteln überfuhr ihn noch ſtärker, als er die lange Straße hinabſah und dieſelbe, ſonſt ſo belebt an Sonn- und Feiertagen, ganz todt und leer vor ſich liegen ſah. „Merkwürdig!“ ſagte er, und blickte an den Häuſern empor, — was er ſeit langen, langen Jahren nicht mehr gethan; aber auch da bemerkte er kein lebendes Weſen, er rieb ſich die Hände und ſuchte die Sache außerordent-

lich angenehm zu finden, ja er wandelte anfänglich mit einem wirklichen Wohlbehagen durch die leeren Gassen, über die öden Plätze; aber diese Freude dauerte nicht lange. Er blieb hier kopfschüttelnd stehen, er sah da bekümmert eine große, sonst so volkreiche Straße hinab, und schüttelte den Kopf über die verschlossenen Hausthüren, über die entsetzliche Oede, die ihn rings umgab. Sein leiser schleichender Tritt hallte in den Straßen wieder, als marschire ein Regiment neben ihm, und wenn er sich räusperte — und das that er sehr häufig an diesem Morgen — so schien sich eine Legion unsichtbarer Zoll-Assistenten rings umher ebenfalls zu räuspern.

Stunde um Stunde verrann, er hatte die ganze Stadt durchlaufen, es ließ sich kein lebendes Wesen sehen. Der Abend kam, und die Nacht sank herab in dieser furchtbaren Stille, so entsetzlich gespensterhaft; der Zoll-Assistent ging nach Hause, setzte sich auf sein Bett, rieb sich die Stirn, zog sich an seiner Nase und bemühte sich vergeblich, aus seinem bösen Traume zu erwachen. Endlich legte er sich zu Bett und schlief mit der frohen Hoffnung ein, ihm träume nur, wenn er morgen früh erwache, werde es schon wieder anders sein. — Aber es war nicht anders: dieselbe Stille umgab ihn, als er bei anbrechendem Morgen die Augen wieder öffnete.

„Allein auf der Welt!“ sagte er schaudernd zu sich selber, und er hielt das Frösteln, was ihn jetzt überfiel, nicht mehr für einen Freudenschauer, vielmehr überrieselte ihn tiefer Schrecken und sein Haar sträubte sich, als er abermals in die todten, menschenleeren Straßen hinaustrat.

Er eilte an den Fluß; da lagen die Schiffe und schaukelten sich auf dem stillen Wasser, aber keine Hand regte sich wie sonst, die bunten Wimpel aufzuziehen, und die lange Brücke, früher überfüllt mit Menschen, schwankte öde auf dem Wasser und knarrte nicht unter dem

Fußtritte von Tauſenden. Auch nach ſeinem Bureau eilte der Zoll-Aſſiſtent: da war Niemand, keine Seele, weder in Schreibſtuben, noch in dem weitläufigen Magazine.

„Allein auf der Welt!“ So klang die Stimme des Kindes in ſeinem Innern, und er eilte vor die Stadt hinaus in einen kleinen Wald, um ſich dort an dem Anblick kleiner frierender Vögel zu freuen, die durch die entlaubten Zweige huſchten. Das waren doch wenigſtens lebende Weſen; aber auch hier war Alles erſtorben, hier im Walde und auf dem Felde, er hörte nichts, wie das Rauſchen des Windes, und das klang ihm in die Ohren wie jene Worte: „Allein auf der Welt!“

Lange ſaß er auf einem Stein am Thore und blickte die Landſtraße hinab, und wenn er auch oftmals glaubte, in der Ferne einen Fußgänger, einen Wagen, einen Reiter zu ſehen, ſo war dies doch immer Täuſchung, und er — allein auf der Welt.

Abermals kam die Nacht — die Feiertage waren längſt vergangen, und der Zoll-Aſſiſtent eilte verzweifelnd durch die Straßen, ein lebendiges Weſen zu ſuchen. O wie viele Jahre ſeines Lebens hätte er für den Anblick irgend eines Menſchen gegeben! Er drang in die Häuſer ein und fand Niemand. Oft blieb er auf der Straße ſtehen und glaubte neben ſich oder vor ſich aus einem Gebäude heraus ein Geräuſch zu vernehmen, und wenn er angſtvoll hinlauſchte, und ſeine Hand auf die Bruſt drückte, damit ſein Herz nicht ſo gewaltſam ſchlage, ſo hörte er bald mit tiefem Grauſen, daß er ſich getäuſcht habe und daß er — allein auf der Welt ſei. Wäre nur außer ihm noch ein einziges menſchliches Weſen da geweſen, mit dem er hätte ſprechen können, es befragen um dieſe fürchterliche Veränderung, bei ihm Troſt ſuchen, in ſein lebendes Auge zu ſchauen. — Aber Niemand, Niemand!

Wenn er in ſeinem Zimmer war und bei ſeinem Spiegel vorüber ging, ſo erſchrack er vor ſeinem eigenen Anblick, er kam ſich ſelbſt wie ein Geſpenſt vor, — er eilte in die Kirche, er warf ſich vor dem Altar auf die kalten Steine, er betete lange und inbrünſtig, und geſtand, wie ſehr er gefehlt, daß er ſich von Seinesgleichen abgewandt, daß er die ganze Welt gehaßt. Er bat nur noch um kurze Zeit, die ihm vergönnt ſein möge, unter den Menſchen herumzuwandeln, um ſeine Fehler wieder gut zu machen — umſonſt! Die weiten Räume der Kirche blieben leer und hallten Nichts wieder, als ſein Gebet der Verzweiflung. Die heiligen Bilder an den Wänden blickten ſtarr auf ihn herab, und die todten Augen mit ihrem durchbohrenden Blick jagten ihn wieder auf die Straße hinaus. Er ſuchte den Friedhof auf, und da war ihm noch am Wohlſten. Hier fühlte er wenigſtens die Oede und Einſamkeit, die ihn umgab, denn hier war es immer ſtill und feierlich geweſen, auch waren ja Menſchen auf dem Kirchhof, freilich nur todte, und tief unter der Erde, aber ſie waren doch da, und nicht nur fremde und unbekannte, nein, auch die Seinigen ſchliefen hier unter kleinen Kreuzen, ſein Vater und ſeine Mutter, und auf dieſen Gräbern ſaß er ſtundenlang und ſprach mit ihnen und glaubte hie und da ihre Antworten zu vernehmen. Auch war es ihm ein Troſt, die vielen Monumente und Steine zu ſehen, und die Namen zu leſen Aller, die hier wohnten.

An dem erſten der Tage, wo er ſich allein auf der Welt befand, hatte er nicht an dies ſchreckliche Schickſal geglaubt, dann war er verzweifelt und jetzt ergoß ſich eine fürchterliche Ruhe über ſein zerſtörtes Gemüth. Als er Abends wieder auf ſeinem Zimmer ſaß, ſtellte er abermals das Bild ſeiner Schweſter vor ſich hin und betrachtete es lange und innig, aber nicht mit Gedanken des Haſſes, nein, mit thränendem Blick, mit den herzlichſten und beſten Wünſchen. „Könnte

ich dich noch einmal sehen!" sagte er, „dich und die armen Kinder, und könnte ich dir sagen, wie elend mich mein Haß gemacht hat, könnte ich nur einmal in dein liebes, freundliches Auge sehen, deine warme Hand drücken und dann — sterben!" — Ja — sterben! — daran hatte er bis jetzt noch nicht gedacht. Das war das Ende seiner Qual, darin lag seine Erlösung.

Er steckte das Bildchen in seine Tasche, stürzte aus dem Hause, dem Flusse zu, der im Dunkel der Nacht mit seinen flüsternden Wellen so schauerlich und farblos dahin rauschte. Rettung! Rettung! jubelte es laut in ihm, und er sprang von der Brücke hinab in den tiefen Strom, und als er unterſank und allmälig die Besinnung verlor, dachte er nichts, als: „Gott verzeih' mir die schwere Sünde, aber jetzt bin ich doch nicht mehr — allein auf der Welt!"

„Das ist ja eine höchst schauerliche und sonderbare Geschichte," sagte ich zu dem alten Portier, der mich bei den letzten Worten des eben Erzählten forschend ansah, und eine große Kunstpause machte. „Aber wie wollen Sie die Wahrhaftigkeit derselben beweisen? denn ohne Beweis kann ich sie nicht wiedererzählen, ich darf mein bischen Credit als Erzähler nicht so leichtsinnig auf's Spiel setzen."

„Hören Sie zu Ende," sagte der Portier, nachdem er den Rest seines Punsches ruhig ausgetrunken.

„Ah, wenn da noch ein Ende kommt, so bin ich beruhigt!"

— Sei es auch du, geliebter Leser!

„Nachdem also der Zoll-Assistent Herr Schnipsel," so fuhr der Portier fort, „untergesunken war, und, wie er nie anders glaubte, eines sehr traurigen Todes verstorben, erwachte er plötzlich und riß seine Augen weit auf."

„Trotz des Wassers?"

„Ja, Wasser hatte er genug in den Augen, aber keins des

Fluſſes, ſondern das ſeiner Thränen, die ſtromweiſe über ſeine Backen herabliefen. Auch faltete er die Hände, nachdem er erwacht war, denn die Sonne ſchien freundlich in ſein Zimmer, und an ſein Ohr, das ſo lange nichts gehört, das ſo lange die ſchauerlichſte Stille umgeben, ſchlugen die tiefen Klänge ſämmtlicher Glocken der Stadt, allen Einwohnern verkündend, daß der erſte Morgen des heiligen Chriſttages angebrochen. Zitternd vor Erwartung entſprang der Herr Schnipfel ſeinem Bette, und eilte, wie er war, vor ſeine Zimmerthür, um in das Haus hinabzulauſchen; da — o wer beſchreibt ſeine Seligkeit! — klapperten in den verſchiedenen Stockwerken die Taſſen, raſſelten die Kaffeemühlen und jubilirten die Kinder, die ſich nun bei Tageslicht betrachteten, was ihnen der heilige Chriſt am Abend vorher beſcheert.

Der Zoll-Aſſiſtent hatte einen fürchterlichen Traum gehabt, und in Folge deſſen nahm er die drei Tannenbäumchen, die er geſtern Abend mit dem Fuße von ſich geſtoßen, freudig zu ſich in's Zimmer, ſtellte ſie behutſam auf den Tiſch, und auf die Wachsthränen herab träufelten ſeine eigenen wirklichen, und in Folge dieſes Traumes zog er ſich haſtig an, und eilte auf die Straße hinab, und ſah Menſchen, viele Menſchen und Geſichter, freundliche Geſichter. Aber das freundlichſte all' dieſer Geſichter war ſein eigenes. Wie erſtaunten die Hausleute, als Herr Schnipfel ihnen mit ſtrahlendem Geſicht ein vergnügtes und gutes Chriſtfeſt wünſchte, wie erſtaunten Bekannte, die ihn auf der Straße ſahen, auf die er zueilte und ihnen herzlich die Hand drückte, und wie erſtaunte erſt der benachbarte Ladenbeſitzer, als der Herr Schnipfel in ſein Zimmer ſtürzte, und ihn um Gotteswillen bat, ihn in das verſchloſſene Gewölbe hinabzuführen, und ihm am heiligen Chriſtmorgen einige Sachen zu verkaufen! — Am Meiſten aber erſtaunte ſeine arme Schweſter, als ſich plötzlich ihre Thür öffnete und

Herr Schnipſel hereintrat, bepackt mit einem ganzen Magazin Nürnberger Spielwaaren, und als er, außer Athem gelaufen, ſie kaum um Verzeihung bitten konnte, und ihr ſchluchzend und weinend ſagte: „Von nun an trennen wir uns nicht mehr, deine Kinder ſind auch die meinigen.“

Und ſo geſchah es. — Die ganze Stadt zerbrach ſich den Kopf über dieſe Umwandlung des Zoll-Aſſiſtenten. Die kleine Kaſematte im Hauptzollamt, ſonſt der Schrecken aller Handlungs-Lehrlinge, war fortan ein wahrer Platz der Erholung für dieſelben. Niemand war fortan ſo freundlich und artig, wie der Zoll-Aſſiſtent, Herr Schnipſel. Niemand fertigte die jungen Leute ſo ſchnell wie er ab und Niemand wußte ſo außerordentlich ſchöne Späße zu machen, wie er.

Der Metzger und der Bäcker allein ſchüttelten ihre Köpfe und begriffen lange nicht, weßhalb Weißbrod und Wurſt ſo unberührt liegen blieben; aber Herr Schnipſel bedurfte ihrer nicht mehr, denn er war der Welt wiedergegeben, ſpeiſte im Kreiſe der Seinigen zu Nacht, ſuchte luſtige Geſellſchaft auf, ſo viel wie möglich, und freute ſich herzlich an dem Glücke und der Zufriedenheit ſeiner Nebenmenſchen, denn er hatte erfahren, was es heißt — allein auf der Welt zu ſein.“

Ein Schicksal.

Es ist eigenthümlich, daß ein hohes und weites Gemach mit braunen Holzwänden, mit einer ähnlichen Decke und dunkel eingelegtem Fußboden, mit einem hohen Steinkamine recht heimlich und angenehm sein kann an einem trüben, rauhen Herbstabend, wo die Sonne schlafen gegangen, ohne daß es ihr, der dichten Wolkenmassen wegen, möglich war, von der Erde mit einem freundlichen Gruß Abschied zu nehmen. Es ist eigenthümlich, aber wahr, daß so ein alterthümliches, finsteres Gemach uns wohnlicher erscheint, wenn draußen um die Ecken des Hauses der kalte Wind saust, während im Kamin ein paar tüchtige Holzblöcke lustig knatternd brennen, als wenn eine warme Sonne glänzend auf Berg und Thal scheint, hie und da einen goldenen Strahl in das düstere Gemach sendet, so den Contrast von Schatten und Licht um so schärfer zeigt, und wenn der Kamin traurig verlassen da liegt, eine leergebrannte Stätte, wo man vielleicht noch Ueberreste von Kohlen und Asche aus dem vergangenen Herbste findet.

Um den geneigten Leser in eine passende Stimmung zu versetzen, nehmen wir also an, es ist ein trüber Spätherbsttag mit bewölktem Himmel; um die Ecken des Hauses fegt der Wind, und wenn wir uns an eines der großen Fenster stellen, um hinauszuschauen, so blicken wir in die Straßen der Stadt, wir sehen, daß das Pflaster mit Schnee bedeckt ist, ebenso die Dächer der Häuser; wir bemerken

ferner, daß die Leute eilfertig dahin ſchreiten und ſich bemühen, recht bald aus der kalten Luft in das warme Zimmer zu gelangen. Die Equipagen machen es ebenſo, und wenn wir ſehen, wie die zitternden Wagenlaternen ſo ängſtlich eilfertig ihren rothen Schein auf den weißen Schnee werfen und der warmen Remiſe zuſtreben, ſo begreifen wir vollkommen, warum ſich die Gasflamme in ihrem gläſernen Gehäuſe ſo mißmuthig ſchüttelt: ſie muß allein zurückbleiben in der kalten Nacht, ohne das Glück zu haben, anderen freundlichen und lebenden Weſen leuchten zu dürfen, als ſolchen, die ſich von ihr wegſehnen. Es iſt das einmal ihr Schickſal; ſie ſeufzt eine Weile, flackert betrübt hin und her und brennt dann in ſtiller Reſignation wieder ruhig in die Höhe.

Blicken wir in das Gemach ſelbſt hinein, von deſſen Fenſtern wir eben hinausſahen, ſo bemerken wir, daß es weit und hoch iſt, daß die untere Hälfte der Wände aus faſt ſchwarzem Eichenholz und die obere aus einer dunkelblauen Seidentapete beſteht. Hiezu paßt die Decke vollkommen: ſie iſt ſchwer, geſchnitzt, in Quadrate eingetheilt, deren Mittelpunkt eine Höhlung bildend ſich hoch emporzieht, während an den Rändern ſeltſam geformte Zapfen tief herabhängen; noch tiefer aber als dieſe hängt ein ſchwerer Kronleuchter mit aufgeſteckten Kerzen, welche indeſſen nicht brennen. Gleichförmig mit Wänden und Decke iſt auch die ganze Zimmereinrichtung; in der Mitte ſteht ein maſſiver Tiſch, über den eine violettſammetne Decke herabhängt und mit ihren ſchweren Franſen den Boden berührt; die Stühle ſind breit, mit hohen geſchnitzten Rückenlehnen, gepolſterten Armen, ebenfalls mit violettem Sammet überzogen; alle Geräthſchaften ſtehen aber ſo willkürlich durcheinander, daß man glauben könnte, es mache ſich hier Jemand das ſonderbare Vergnügen, ſie beſtändig von ihrem Platze zu ſchieben. Eine gleich auffallende Unordnung herrſcht auch bei den vielerlei Gegenſtänden auf Tiſchen, Stühlen, Bänken, ſowie auf dem dicken

Teppich des Bodens; da liegen und ſtehen überall umher zerſtreut Bücher, Sophakiſſen, Cigarren-Etuis, Bronzeſtatuetten, namentlich prachtvoll ausgeführte Thiergruppen, ſeltſame Krüge; aber alles das iſt, wie bemerkt, nur ſo hingeworfen. An einem Tabourette lehnt eine prachtvoll eingelegte ſpaniſche Laute, während nicht weit davon die neun Kegel eines Kegelſpiels durcheinanderliegen, von den Kugeln aber, die dazu gehören, ruht eine behaglich in einem neumodiſchen, mit ſchwerem Seidenzeug überzogenen Fauteuil und die andere auf dem Rand eines koſtbaren venetianiſchen Glaspokals, wo ſie ſo unbeholfen und ſchwer ausſieht, daß man jeden Augenblick glaubt, ſie müſſe den feinen Kryſtall zerdrücken. Auch alte Waffen befinden ſich in einer Ecke des Zimmers: ein ſchöner Bruſtharniſch, ein paar Mailänder Helme, große Stoßdegen, Schwerter und Streitkolben; doch wollen wir dem Leſer nicht verheimlichen, daß alle dieſe Waffen und Rüſtwerkzeuge künſtliche Erzeugniſſe aus Steinpappe ſind, und daß ein Knabe von ſechs Jahren die ſcheinbar ſchwerſte Streitaxt mit Leichtigkeit handhaben könnte. Nicht weit von dem Tiſche in der Mitte befindet ſich ein anderer kleinerer Tiſch, er iſt mit einem weißen Tuch bedeckt, und aus unordentlich durcheinander ſtehenden Tellern und Gläſern mit den Reſten von Speiſen und Getränken, ſowie aus den darüber hingeworfenen Servietten ſehen wir, daß dort vor kurzer Zeit Jemand vom Souper aufgeſtanden iſt. Auffallend iſt es, daß wir auf dieſem Tiſche weder Meſſer noch Gabeln ſehen, ſondern nur elfenbeinerne Löffel von verſchiedener Größe.

Dieſes Gemach iſt erhellt von mehreren Carcellampen, die da und dort ſtehen, ſowie von einem tüchtigen Feuer, welches im Kamin brennt. Vor dieſem Kamine zeigt ſich ein großer geſchnitzter Lehnſtuhl, und in demſelben ſitzt ein Mann von ungefähr vierzig Jahren mit einem runden, fetten Geſichte, in dem ſich lebhafte Augen

befinden, und das faſt immer von einem angenehm ſein ſollenden, aber in der That widerwärtigen Lächeln erhellt iſt. Der Mann hat es ſich bequem gemacht; ſeine Füße ſtecken in Pantoffeln, welche behaglich auf einer vorſpringenden Stange des Kaminroſtes ruhen. Auf dem Schooße dieſes Mannes liegt eine Serviette ausgebreitet, und während er mit der linken Hand einiges Backwerk verſpeist, hält die Rechte einen zierlichen Glaskelch, den er jetzt langſam emporhebt, worauf ein anderer Mann in der einfachen Livree eines vornehmen Hauſes, der neben ihm ſteht, das Glas mit rothem Wein füllt, das jener dann gegen die Kaminflamme hält, zum Munde führt und langſam ausſchlürft.

„Und Ihr mögt ſagen, was Ihr wollt, François, der Bordeaux, den wir ſeit zwei Tagen bekommen, iſt nicht mehr der gleiche wie früher; es hat dem Hausmeiſter wieder einmal beliebt, zu wechſeln. Aber ich mag das nicht, und wenn ich das dem Doctor ſage, ſo kann das dem da drunten eine gewaltige Naſe einbringen.“ Der Bediente betrachtete aufmerkſam die Etikette der Flaſche, roch einmal in dieſe hinein und zuckte die Achſeln. „Ihr ſeid noch zu neu im Hauſe, François,“ fuhr der Andere fort, „um darüber ein Urtheil abgeben zu können, wer aber wie ich nun ſchon anderthalb Jahre lang dieſes ſaure Brod eſſen muß, der kennt ſich leider aus.“

Nach dieſen letzten Worten ſteckte er ein großes Stück Kuchen in ſeinen Mund und ſpülte daſſelbe mit einem friſch eingeſchenkten Glaſe Wein hinunter. „Die ganze Wirthſchaft da drunten,“ fing er nach einer Pauſe wieder an, während er ſich behaglich den Leib ſtrich, „taugt den Teufel nicht, Hausmeiſter, Kammerdiener, Kutſcher und Koch — will ſich doch all das Geſindel in mein ſaures Amt miſchen; verlaſſe ich einmal einen Augenblick das Zimmer und komme zurück, ſo finde ich dieſen oder jenen neugierig hereinlugen oder gar in Unter-

redungen mit dem Herrn. — Du lieber Gott!“ ſetzte er ſcheinheilig hinzu, während er gen Himmel blickte, „wenn ich Unterredungen ſage, ſo meine ich Worte, die man an ihn hinſpricht, und worauf er leider Gottes keine zuſammenhängende Antwort geben kann. Deßhalb habe ich auch Euren Vorgänger entfernt und ich hoffe, François, Ihr werdet Dankbarkeitsgefühl genug haben, oder wenigſtens auf Euren Vortheil bedacht ſein, um ſo feſt als möglich an mich zu halten.“

Der Bediente verbeugte ſich ehrerbietig und neigte dabei den Kopf ſo tief gegen den Andern herab, als wollte er die Füße oder wenigſtens die Hände küſſen, dann ſagte er: „Was das Feſthalten anbelangt, Herr Krämer, ſo werden Sie von mir überzeugt ſein, daß, wo ich einmal im Dienſt bin, ich auch treu diene.“ Damit legte er die Hand auf ſein Herz und blickte mit einer ehrlich ſein ſollenden Miene an die Zimmerdecke. Dieſes Geſicht ſchien aber nicht zum Ehrlichausſehen geſchaffen zu ſein, es war vielmehr eine wahre Gauner-Phyſiognomie, aber kein ehrlicher Spitzbubenkopf mit trotzigem Mund oder zuſammengekniffenen Lippen und böſen, ſtechenden Augen, ſondern dies Geſicht hier war ſo nichtsſagend und ſchlecht, ſchlaff und feige, daß ein Menſchenkenner augenblicklich wußte, er habe es mit einem Subjecte zu thun, welches vielleicht vor offenem Raub und Einbruch zurückſchaudere, dagegen zu feigem Betrug, zu Fälſchung und Schwindeleien aller Art ſtets bereit ſei. Das Geſicht des Bedienten war lang, ſchmal und bleich, und das einzige Beſondere in demſelben waren ſo hochgewölbte Augenbrauen, daß es ſchien, François betrachte alle Dinge umher ſtets mit der größten Verwunderung.

Herr Krämer ſchüttelte ruhig die Krumen von der Serviette auf ſeinem Schooß und reichte dann dieſelbe François, welcher ſie in ehrerbietiger Haltung zuſammenfaltete und dann liſpelnd ſagte: „Wäre es vielleicht unbeſcheiden von mir, wenn ich den Herrn Krämer um

einige Aufſchlüſſe über das erſuchte, was ich ſeit acht Tagen hier vor mir ſehe und nicht recht begreife? Vielleicht könnte es für meinen Dienſt nicht ſchaden, wenn ich erführe — was ich erfahren ſoll," ſetzte er mit geſenktem Kopfe hinzu. — „Gewiß," erwiderte der Andere, „ich habe ſchon daran gedacht. — Was macht der Herr?" François warf einen Blick in den Spiegel, der ſich über dem Kamin befand, und da dies uns ebenfalls nicht verwehrt iſt, ſo bemerken wir, daß dieſer Spiegel aus mehreren Stücken beſteht und kreisförmig auswärts gebogen ſo aufgeſtellt iſt, daß man von demſelben nicht nur das ganze Zimmer überſehen konnte, ſondern auch noch ein Nebenkabinet, eigentlich einen Alkoven, deſſen Oeffnung gerade ſo breit als das Kabinet iſt.

„Er ſitzt im andern Zimmer am Fenſter an ſeinem gewöhnlichen Platze," ſagte der Bediente nach einer Pauſe; „er ſtützt den Kopf auf die Hand und ſchaut in die Nacht hinaus." — „Gut," entgegnete Herr Krämer, „du weißt, François, daß der Beſitzer dieſes Hauſes, der alte Baron von Breda, vor einem Jahre ſtarb." — „Aus Kummer," ſeufzte François. — „Allerdings aus Kummer," bemerkte der Andere, „und dazu hatte er Urſache genug. Es iſt keine Kleinigkeit, das zu erleben, was über den alten Herrn ſo plötzlich hereinbrach. Wie ſtand er in der Welt! Aus einem der beſten Häuſer des Landes, reich, angeſehen bei Vornehm und Gering, hatte er einen einzigen Sohn, ſeinen Stolz, ſeine Freude, einen der prächtigſten und lebensluſtigſten Cavaliere, die je zu Pferde ſtiegen, und dem alten Herrn ſchien ja alles nach Wunſch zu gehen. Wie oft hat ſo ein Vater von allerlei verliebten und anderen Launen ſeines Sohnes zu leiden, muß hie und da mit Geld nachhelfen oder alles Mögliche thun, um irgend eine Mesalliance zu verhindern. Derartige Geſchichten kamen eben hier nicht vor; alles wickelte ſich ab, wie ein gut geſponnenes Garn; daß der junge Herr der Tochter eines befreundeten Hauſes,

der liebenswürdigen Gräfin Eliſe von Heeren, den Hof machte, wußte der alte Baron und rieb ſich ſchmunzelnd darüber die Hände. Nur Eins war ihm nicht ganz recht: die kleine Gräfin — ſchön, ſag' ich Euch, François, wie Ihr nie was geſehen — hatte einen einzigen Fehler, der eigentlich für ein Mädchen kein Fehler iſt, — ſie war noch zu jung, erſt vierzehn Jahre alt, als der Baron ſie kennen lernte. Und wer ſeine Liebe zu ihr, ſowie ſeinen leidenſchaftlichen Charakter kannte, der begriff leicht, daß er nach zwei Jahren des Wartens überdrüſſig war und, da Eliſe jetzt Sechszehn geworden, hartnäckig auf die endliche Verbindung drang." —

Obgleich François immer ſehr erſtaunt ausſah, nickte er jetzt doch auch noch beipflichtend mit dem Kopfe.

„Umſonſt baten die Eltern der Braut, namentlich die Mutter, um Aufſchub von wenigſtens noch einem Jahre, die beiden alten Herren hatten längere Unterredungen mit einander, nahmen auch in Folge davon den jungen Herrn ernſtlich vor, deſſen ganze, aber einigermaßen heftige Antwort war: „wenn Eliſe noch warten will, ſo liebt ſie mich nicht und dann — kann auch ich warten." — Seht Ihr, François, darauf hin hätte ich alles gut ſein laſſen; Gott! ſo ein junges Mädchen ſtirbt nicht am Heirathen. Aber nein, da hatten ſie keine Ruhe, namentlich die Gräfin Mutter, ſie meinte, ihr würde es gelingen, den jungen Herrn nachgiebig zu machen. Ja, gehorſamer Diener! was ſie erreichten, war, daß ſich bei ihm die fixe Idee feſtſetzte, Eliſe liebe ihn nicht mehr, und als deren Mutter nun auch das Mädchen ſelbſt beſtimmte, mit ihrem Verlobten darüber zu ſprechen, hätte es bald einen Eclat gegeben; er rannte wie wahnſinnig nach Hauſe, ſie ſtürzte der Gräfin weinend in die Arme, und da war nichts Andres zu machen, als den Hochzeitstag ſo bald wie möglich zu beſtimmen."

„Man hätte Eines oder das Andere auf Reiſen ſchicken ſollen,“ meinte François. Herr Krämer zuckte mit den Achſeln, ließ ſich ein neues Glas Wein eingießen, um ſeine vom mühſamen leiſen Sprechen trocken gewordene Kehle anzufeuchten, und ſagte dann nach einer Pauſe: „Unſereins ſieht freilich oft ſchärfer als die da droben, aber ſie glauben's nicht; wäre ich nicht damals noch ganz fremd im Hauſe geweſen, hätte ich mir ſchon ein vernünftiges Wort erlaubt. — Nun der Hochzeitstag kam heran, — doch ehe ich von demſelben ſpreche, muß ich noch des andern jungen Herrn im Hauſe erwähnen“.

„Ah, des Neffen von Herrn Eugen, des Herrn Paul!“ — Herr Krämer nickte mit dem Kopfe, dann fuhr er fort: „Geſchwiſterkind des alten Herrn Baron, und nun, da es Gott ſo gewollt, muthmaßlicher Erbe des ganzen ungeheuren Vermögens.“ — „Ein braver Herr!“ ſagte François begeiſtert. — „Ein vollkommener Cavalier, freigebig, und weiß ſeine Leute nach Verdienſt zu behandeln.“ — Der Bediente neigte demüthig ſeinen Kopf, der Andere ſchaute mit vielſagendem Blicke in die Höhe und bemerkte ruhig, aber ausdrucksvoll: „jetzt unſer Herr! — Jugend hat nicht Tugend,“ fuhr er nach einer Pauſe in leichtem gefälligem Tone fort. „Herr Baron Paul war allerdings weniger lebhaft und wild, als der junge gnädige Herr, aber er iſt auch um mehrere Jahre älter, hat ſein Leben genoſſen und, wie er ſagt, die Weiber kennen gelernt. Wir Beide, François, wollen es ihm nicht übel nehmen, daß er ſich den Wunſch der Gräfin Heeren auf ſeine Art auslegte. Er zuckte die Achſeln darüber und lachte ſo vor ſich hin; wenn ich mich unterſtehen dürfte, über einen Angehörigen unſeres Hauſes meine offenherzige Meinung zu äußern, ſo würde ich ſagen, er hätte das allenfalls bleiben laſſen können, aber du mein Gott! man ſagt etwas und meint es nicht ſo böſe. — Genug, der Hochzeitstag kam heran. Seht Ihr, lieber

François, ich, der ich zum Haushofmeiſter für das junge Paar angenommen war und ſchon ſeit einem halben Jahre mich damit beſchäftigte, alles in den gehörigen Stand zu ſetzen, ich hätte mir nicht träumen laſſen, jetzt mein gegenwärtiges Amt verſehen zu müſſen. Die Stelle eines Haushofmeiſters iſt ein ſchöner, angenehmer Poſten, man kann ſich überall umthun, man lebt frei und behaglich, kann ohne Scheu von der Gabe Gottes eſſen und trinken, allen möglichen Leuten gefällig ſein und darum auch wieder auf die Gefälligkeit Anderer rechnen. Ach, es iſt traurig, hier nun den ganzen Tag eingeſperrt zu ſein! Freilich bin ich nicht ſchlecht geſtellt, Ihr könnt das an Euch abmeſſen, lieber François, aber die Freiheit! die Freiheit!"

François legte ſein Mitgefühl für den unmittelbaren Vorgeſetzten dadurch an den Tag, daß er ſeine Unterlippe betrübt herunterhängen ließ; weil aber die Augenbrauen trotz ſeiner Anſtrengung nicht aufhörten, höchſt erſtaunt auszuſehen, ſo bekam dadurch der Kopf, etwas ungemein Komiſches. „Was nicht iſt, kann noch werden," meinte er nach einer Weile. „So können die Sachen hier doch nicht fortgehen, und wenn der Herr Baron Paul," ſetzte er flüſternd hinzu „das Haus antritt, ſo kann es Ihnen nicht fehlen."

Herr Krämer antwortete mit einem tiefen Seufzer, und nachdem er vorſichtig in den Spiegel geſchaut und ſich überzeugt, daß der junge Herr im Nebenzimmer noch immer in derſelben Stellung verharre, fuhr er in der Erzählung fort und ſagte: „Alle dieſe Reden von der Aufſchiebung der Hochzeit hatten auf das Gemüth der jungen Gräfin ſehr nachtheilig eingewirkt; ich kann Euch das nicht ſo erklären, aber ich hörte ſpäter den Doctor mit dem alten Baron darüber reden, und der ſagte was von ahnungsvollem Bangen, was ein junges Mädchenherz bewege, von Gemüthsbewegung und gewaltigem Nervenreiz, kurz von einem Zuſtande, den man durchaus nicht ſteigern dürfe, um

nicht die nachtheiligſten und ſchrecklichſten Folgen zu erleben. Am beſtimmten Tage nun fuhr unſer Herr mit dem Baron Paul, der ſein Brautführer war, zu Heerens. Wie war er ſo vergnügt, als ich ihm beim Anziehen half, ja vergnügt, aber doch ſchrecklich aufgeregt. „Siehſt du," ſagte er zu mir, „wie meine Hand zittert, und doch halte ich nur ein Glas Waſſer, — dieſe Hand, die ſonſt nicht die geringſte Bewegung machte, wenn ich den ſchwerſten Säbel minutenlang in ihr ausgeſtreckt hielt. Das thut die Freude." — So kam er nun bei ſeiner Braut an, oder vielmehr im Hauſe derſelben, aber ſtatt lachender, freudiger Geſichter, wie ſie einen Bräutigam empfangen ſollen, bemerkte er zerſtörte Mienen, ängſtliches Hin- und Herlaufen; ſtatt zu Eliſen führte man ihn in ein Zimmer des Parterreſtocks, wo der alte Graf Heeren mit dem Hausarzte erſchien. — Daß ich den Jammer mit wenig Worten ſage: die junge Gräfin hatte während des Ankleidens einen Anfall gehabt, ſie war zuſammengeſchaudert, als man ihr Schleier und Kranz brachte, ſie hatte geweint und gefleht, ſie nicht zum Tode zu ſchmücken, dann war ſie ohnmächtig geworden, und jetzt lag ſie ſtill brütend in einem Fauteuil und fuhr jeden Augenblick erſchreckt in die Höhe, indem ſie fürchtete, ihn, den ſie ſo ſehr geliebt, kommen zu hören. Er durfte ſie nicht einmal ſehen und fuhr in ſchrecklicher Bewegung nach Hauſe. Der Herr Baron Paul, obgleich er ihn zu tröſten verſuchte, war doch anfänglich ſehr karg mit ſeinen Antworten auf die ſtürmiſchen Fragen ſeines Vetters; dieſer wollte des Andern Vermuthungen hören über den furchtbaren Vorfall, und je verſchloſſener derſelbe blieb, deſto mehr drang der junge Herr in ihn. Was ſie eigentlich zuſammen geſprochen, das hat nie Jemand erfahren; ſo ein heftiger, aufgeregter junger Mann wie der Baron war wohl im Stande, den ruhigeren Vetter ſo lange zu quälen, bis er vielleicht ſeiner Anſicht, ſeiner

Befürchtung, ſeiner fixen Idee, Eliſe liebe ihn nicht mehr, beitrat. Was weiß ich, genug, ein Wort gab das andere; laß dich zehn- und hundertmal von einem Exaltirten fragen: warum liebt mich dieſes Mädchen nicht mehr? ſo wirſt du ihm auch zur Antwort geben: vielleicht hat ſie dich nie ſo recht von Herzen gemocht, vielleicht zieht ſie einen Andern vor, — der Blitzſtrahl in ein Pulverfaß. Was half alles Vernunftpredigen! Der junge Baron hatte nur einen Gedanken: wer? wer? wer? Und wenn man eifrig ſucht, ſo findet man. — Wohl hatte vielleicht der Baron Paul," ſetzte Herr Krämer nach einer kleinen Pauſe mit kaum vernehmlicher Stimme hinzu, „mit ſuchen helfen, wer weiß das? Vor dem alten Herrn wurden dieſe Sachen natürlicherweiſe heimlich betrieben, genug, an einem ſchönen Abend brachte Baron Paul unſeren jungen Herrn ſchwer verwundet nach Hauſe. Mit einem Herrn von W. hatte er ſich auf Säbel geſchlagen, hatte ſeinen Gegner tief in die Bruſt gehauen, ſelbſt aber einen Hieb in den Kopf erhalten, an dem er Monate lang zu Bette lag. Die Wunde heilte endlich zu, als aber der unglückliche junge Herr zum erſtenmal wieder aufſtand, war er in dem Zuſtande, in dem er ſich jetzt befindet. — Doch ruhig, er ſteht auf." — „Und Gräfin Eliſe," flüſterte François, „was ward mit ihr?"

„B—s—s—st!" machte Herr Krämer, wobei ſein Geſicht plötzlich einen ganz andern, ſehr ernſten Ausdruck annahm, während er ſich in ſeinem Lehnſtuhle grade ſetzte und, wie es ſchien, unbefangen vor ſich hin blickte. Ein aufmerkſamer Beobachter aber hätte deutlich ſehen können, daß dieſes unbefangene Weſen erkünſtelt war, daß er vielmehr häufig forſchende Blicke vor ſich in den Spiegel warf und daß er mit ungetheilter Aufmerkſamkeit auf ein kleines Geräuſch im Nebenzimmer, ſowie auf ſich langſam nähernde Fußtritte lauſchte.

Unter der Thüre des Nebenkabinets oder Alkovens, von dem

wir vorhin sprachen, ward die Gestalt eines jungen Mannes sichtbar, der gegen das Kamin zuschritt. Er mochte ungefähr vier oder sechsundzwanzig Jahre haben, war hoch und schlank gewachsen, und wenn er etwas vorn übergebeugt ging, so mochte das wohl daher kommen, weil er den Kopf tief herabsinken ließ, ihn nur scheinbar mit der linken Hand unterstützend, welche er an die Stirne gelegt hatte. Zwischen seinen weißen Fingern drängte sich sein lockiges blondes Haar hervor, welche seine hohe edle Stirne umgab. Sein Gesicht im Ganzen war angenehm, ohne schön zu sein, es mußte früher einen unbeschreiblich gutmüthigen Ausdruck gehabt haben; jetzt aber gaben ihm die zusammengekniffenen Lippen und ein seltsamer Glanz in den hellbraunen Augen, sowie ein unsteter Blick etwas Abstoßendes, ja Unheimliches. Nachdem er einige Schritte in das Zimmer hineingethan, ließ er die linke Hand herabsinken, richtete den Kopf hastig in die Höhe und blickte um sich, anfänglich mit aufmerksamem Gesichtsausdrucke, dann zuckten seine Lippen wie ungeduldig, und wenige Minuten nachher flog eine tiefe Trauer über seine Züge.

Mittlerweile war er vor den Kamin getreten, hatte sich neben den Stuhl gestellt, in welchem Herr Krämer saß, und sagte mit einer tiefklingenden Stimme: „Es ist schon so lange dunkel da draußen auf den Straßen, daß ich's endlich genug habe. Es könnte wieder Tag werden, — o ja, Tag werden, — ich liebe die Nacht nicht. — Ah!“ fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er den Bedienten mit zusammengezogenen Augenbrauen angesehen, „wie kann es auch Tag sein, wo solche Figuren sind! Ich habe ja schon oft gesagt, daß du ein Kind der Finsterniß bist. Nun, du hast das Recht dazu; aber du hast kein Recht, dich hier einzudrängen und ein Stück Dunkelheit hereinzuschleppen in meine hellen Zimmer. — Hebe dich weg, Ver—“. Ehe er aber dieses Wort aussprach, drückte er beide

Hände mit einem ſchneidenden Seufzer an die Stirne und ſagte, als er ſie nach einer Weile wieder herabſinken ließ: „Doch wozu dich wegſchicken, Kamerad? Sind wir doch alle verdammt, der Eine ein bischen mehr, der Andere ein bischen weniger; ich vielleicht am wenigſten, dann kommſt du meinetwegen. Wer aber die Qual der Verdammniß am verdienteſten trägt, das iſt da unſer Freund, der vor dem Kamine ſitzt, — der behaglich ſitzt," ſprach er nach einer Weile, wobei ſeine Augen anfingen zu blitzen und der Ton der Stimme immer heftiger wurde, „der da ſitzt, wenn ich ſtehe. Erhebe dich, Hallunke, ich, dein Herr, ſtehe vor dir!"

Obgleich Herr Krämer mitleidig und höhniſch lächelte, beeilte er ſich doch, dem erhaltenen Befehle auf das Schnellſte zu willfahren, dann aber, als er den ſchweren Seſſel zwiſchen ſich und den unglücklichen jungen Mann gebracht, veränderte er auf einmal ſeine Phyſiognomie, ſeine Augen blickten ſtarr vor ſich hin, wie um den Gegenſtand, den ſie erfaßt, zu bannen. Dabei kniff er die Lippen auf einander und ſtreckte den Hals ſo weit als möglich vor. „Alſo ſo weit wären wir wieder!" rief er nach einer Pauſe, „das iſt der Dank für meine Mühe, daß man mir nicht einmal einen Augenblick Ruhe am Kamine gönnt! Habe ich darum Ihren Kopfſchmerz aufhören laſſen und ſo viele ſchöne Lichter angezündet? Ah! das Ding kann ſich ändern," ſetzte er grob und pöbelhaft hinzu; „bin *ich* vielleicht *Ihr* Narr, oder ſind —". Glücklicherweiſe ſprach er dieſen furchtbaren Satz nicht aus. „Jetzt iſt mir ſchon alles einerlei. Allons, François, löſchen wir die Lichter aus, der Herr Baron lieben die Dunkelheit."

Es war ſchmerzhaft anzuſehen, wie der unglückliche junge Mann in dieſem Augenblick ſich zu einem Lächeln zwang, zu einem Lächeln ſo voll furchtbaren Schmerzes, daß ihm unwillkürlich während deſſelben zwei Thränen über die Wangen hinabrollten; aber das Lächeln ſiegte

und als nun gerade von der Glut im Kamine einer der Holzblöcke auseinanderborſt und unzählige Funken herumſprühten, wurde das Lachen ſehr laut, natürlich und herzlich, und die Augen des jungen Mannes folgten mit offenbarem Wohlbehagen dem Feuerregen, der übrigens nur eine Sekunde währte.

„Wie viel Uhr iſt es?“ fragte Herr Krämer ruhig den Bedienten. „Mir ſcheint, es iſt ſchon ſpät.“ — „O nein, es iſt noch ſehr früh!“ rief haſtig der junge Mann, „für mich noch ſehr früh; ich will noch nicht ſchlafen, ich kann noch nicht ſchlafen. Oh Gerard,“ wandte er ſich an den Hüter, „wenn du einmal ſo furchtbare Träume hätteſt, wie ich, dann gingſt du gar nicht mehr zu Bette.“ — „Und was thäte ich dann?“ ſprach der Andere. — „Du bliebſt am Fenſter ſitzen und ſchauteſt in die Nacht hinaus lange, lange, lange, und betrachteteſt dir den dunklen Himmel und die ſchwarzen Wolken, bis es allmälig heller würde und immer heller und der helle Tag anbräche. Denn wenn du ruhig abwarteſt, Gerard, ſo kommt doch der Tag zuletzt immer wieder, und darauf habe ich meine Hoffnung gebaut. — Einen Stuhl!“ — Dieſe letzten Worte galten dem Bedienten, der ſich auch beeilte, einen Fauteuil aus der Ecke herbeizuholen, in den ſich der junge Baron niederließ. Er ſtützte den Kopf in die Hand und blickte eine Zeit lang düſter in die Glut des Kaminfeuers, lächelte dann eigenthümlich und ſagte: „Glaube mir, Gerard, ich habe in meinem Kopf viele gute Gedanken, das fühle ich wohl; aber verflucht! ich weiß ſie nie auszuſprechen. Iſt mir doch gerade, als habe ich hinter meiner Stirne ein eiſernes Gitterwerk, einen Käfig, ein Gedankengefängniß, und darin toben ſie oft wild durcheinander und ringen nach Freiheit, daß es mir ſchwindlig und angſt wird. In ſolchen Augenblicken drücke ich meine beiden Hände an den Kopf, um die toll durcheinanderſpringenden Ideen zu beruhigen. — Gibt es

kein Mittel, Gerard, dieſes Gitter aufzuſprengen? Du ſollteſt ſehen, was für prachtvolle Gedanken dann zum Vorſchein kommen. — Gibt es kein Mittel?“ fragte er nach einer längeren Pauſe abermals.

„Nein, es gibt keins,“ erwiderte der Hüter ziemlich barſch, und als der junge Mann bei dieſer Antwort den Kopf tief in ſeine Hände verbarg, ſagte jener flüſternd zu dem Bedienten: „Gott ſei Dank, daß das eiſerne Gitter da iſt; wenn wir all dieſe Gedanken hören ſollten, das wäre um ſelbſt närriſch zu werden.“ Dabei bemerkte er übrigens nicht, wie ſchon bei den erſten Worten, die er ausſprach, der junge Mann einen Blick herüberwarf, einen Blick, der ſchrecklich war, und wie er darauf die Zähne zuſammenbiß; doch lehnte er ſich im nächſten Augenblick ruhig in den Fauteuil zurück, faltete die Hände und ſagte mit weicher Stimme: „Lies mir etwas vor.“ — „Es iſt ſchon ſo ſpät,“ verſetzte Herr Krämer mürriſch. — „Lies mir vor!“ wiederholte heftig der Kranke. — „Auch habe ich Bruſtſchmerzen,“ fuhr der Hüter fort; „François, bring das große Bilderbuch her.“

„Und ich will kein Bilderbuch!“ rief nun der junge Mann mit ausbrechendem Zorn. „Verflucht ſei dein Bilderbuch, deine Hunde und Affen, ſelbſt Hund und Affe! — Das Buch! ich will das Buch! Du weißt ſchon, was ich meine, und kennſt auch, was ich will, daß du mir vorleſen ſollſt. Ja, ſchaue mich nur mit deinen giftigen Augen an und winke deinem Henkersknecht.“ — „François!“ ſagte der Hüter mit einer unangenehmen Kälte, „löſche die Lichter aus, es iſt kein gut Wetter heute Abend.“ — „Ja, löſche die Lichter aus!“ ſchrie der unglückliche Kranke, indem er mit den Zähnen knirſchte; „aber wenn es auch finſter iſt, will ich dich doch treffen; ich ſehe dich auch in der Nacht.“ Und bei dieſen Worten griff er mit ſicherer Hand in den Kamin, ergriff eine kleine Schürſtange von polirtem Eiſen, die an der Seite lehnte, und ſchwang ſie drohend gegen Gerard.

Dieſer aber, dem dergleichen Auftritte ſchon zuweilen begegnet ſein mußten, und dem nichts der Art unerwartet kam, ergriff ruhig eine andere Stange, die an ſeiner Seite lehnte und ſagte: „Nur zu: das wird ein artiges Duell geben, eine Quart auf die Bruſt hieher und eine Prim in den Kopf dahin.“ Bei dieſen letzten Worten fuhr er ſich mit dem Nagel des Daumens über die Hirnſchaale, genau an derſelben Stelle, wo der Baron Breda damals jenen fürchterlichen Hieb erhalten. Und als ob er ſo eben erſt den Schlag bekommen, ſank der unglückliche junge Mann in den Stuhl zurück, ließ die Stange fallen und fuhr mit beiden Händen an ſeine Stirne.

Herr Krämer blickte triumphirend lächelnd zu François auf, der jetzt ſeine Augbrauen noch höher emporzog und in Wahrheit ein Bild des Erſtaunens abgab. „Da wir nun wieder Freunde ſind,“ fuhr der Hüter nach einem längeren Stillſchweigen und mit einem fatalen Lächeln fort, „ſo ſoll auch François das Buch holen, dort auf dem Tiſche das kleine rothe.“ Der Bediente that wie ihm befohlen, Herr Krämer öffnete es, ſuchte eine Weile und las dann:

„Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein.“

„Ja, ſie war wie eine Blume!“ ſeufzte der Unglückliche, „ſo ſchön, ſo hold und auch gewiß ſo rein. Ich habe ſie lange angeſchaut — und ſehe ſie noch vor mir,“ ſagte er träumeriſch; „ich kann jedoch ihr Bild nicht mehr erkennen. Aber wenn ich nur daran denke, fließt Wehmuth in mein Herz.“

„Mir iſt, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen ſollt',

las Herr Krämer weiter.

Betend, daß Gott dich erhalte
So ſchön, ſo rein, ſo hold.

„So das iſt's," ſchloß der Wärter.

Betend, daß Gott dich erhalte
So ſchön, ſo rein, ſo hold,"

wiederholte der Unglückliche mit leiſer, vor Wehmuth zitternder Stimme, wobei er ſeine Hände aufhob, als wollte er ſie ſanft Jemand auf das Haupt legen. Dann ſtand er auf, warf einen vielſagenden Blick auf ſeinen Hüter und fing darauf an, im Hintergrunde des Zimmers mit großen Schritten auf und ab zu gehen.

„So, das gilt für den Abendſegen," ſagte Herr Krämer jetzt wie zu ſich ſelbſt, indem er ſeiner Stimme, die ohnehin beim Vorleſen nicht viel Schwung bewieſen hatte, zum allergewöhnlichſten Geſprächston herabſtimmte, und als er bemerkte, daß der Kranke haſtig hin und her ging, fuhr er fort: „Das kann er zehnmal des Tags hören und iſt hernach ruhig wie ein Lamm." — „Und er meint ſeine Braut damit?" fragte der Bediente flüſternd. „Aber was ſagte er vorhin? er könne ſich kein Bild von ihr machen? das iſt in der That ſonderbar." — „Eigentlich nicht ſo ſonderbar, als Ihr glaubt, François," meinte wichtig Herr Krämer. „Die Aerzte und Gelehrten ſagen: jeder Theil des Gehirns von Thier und Menſchen habe eine beſtimmte und abſonderliche Funktion; man hat darüber an Tauben Verſuche angeſtellt, das Gehirn eines ſolchen Geſchöpfes z. B. an irgend einer gewiſſen Stelle verletzt, und es ging nun beſtändig rückwärts, an einer andern ſtürzte es unaufhaltſam vorwärts, bei einem dritten und vierten drehte es ſich in Einem fort rechts oder links herum. Das ſoll bei einem Menſchen nun gerade ſo ſein, und der Hieb dort," ſagte er ſo leiſe, daß es nur für den Bedienten verſtändlich war, „muß gewiſſermaßen, wie ſie es nennen, einen Theil des Gedächtniſſes getroffen haben, denn wenn ſich der Herr auch gewiſſer Sachen, die früher vorfielen, außerordentlich gut erinnert, ſo hat

er dagegen alle Perſonen ſeiner früheren Bekanntſchaft total vergeſſen; ſogar den alten Herrn erkannte er nicht wieder, ebenſo wenig mich, den er doch früher täglich geſehen. Und was nun ſeine Braut anbelangt, ſo hat er wohl eine Ahnung von der ganzen Geſchichte und blättert oft dort in dem großen Buche, wo die ſchönen Mädchenköpfe abgezeichnet ſind; da kann er ſtundenlang überlegen und ſuchen, ohne zu finden, denn das ſieht man an der Trauer und dem Unmuthe, mit dem er das Buch jedesmal von ſich wegwirft."

„Alſo weiß er, daß er eine Braut gehabt und ſie verloren?" — „Gewiß, aber gerade, daß er fort und fort nachgrübelt und ihr Bild wieder zu finden ſucht, wird ſeiner Geneſung, wenn überhaupt eine möglich wäre, ſehr hinderlich ſein." — „Und die junge Gräfin?" fragte flüſternd der Bediente, „hat ſich ihr Zuſtand geändert, oder iſt ſie ſchwermüthig geblieben?" — „Wir wiſſen nicht viel von ihr," entgegnete Herr Krämer nach einer Pauſe. „Die Aerzte riethen ihr Luftveränderung, ſie machte mit ihren Eltern eine Reiſe nach Südfrankreich und Italien, und ich weiß in der That nicht, ob ſie zurückgekehrt iſt." — „Alſo ſind die beiden Häuſer durch die Geſchichte ein wenig auseinander gekommen?" — „Schon vor dem Tode unſeres alten Herrn; und doch, ſeit Herr Baron Paul die Sachen verwaltet, hat es ſich wieder gut gemacht. Nur als vor einem halben Jahre die Aerzte zu einer Zuſammenkunft der beiden jungen Leute riethen, welche vielleicht auf das Gemüth des Kranken heilſam einwirken könnte —" — „So widerſetzte ſich der Herr Baron Paul dieſer Zuſammenkunft?" fragte François mit einem ſeltſamen Lächeln; „ich verſtehe." — „So, Ihr verſteht?" erwiederte der Andere mit einem kurzen und raſchen Kopfnicken. „Nun, das freut mich, und da Ihr nicht ganz ohne Verſtand ſeid, ſo werdet Ihr auch hoffentlich einſehen, wie die Geſchäfte hier geführt ſein wollen."

„Aber eins begreife ich nicht," meinte der Bediente, „warum Ihr mit dem Kranken hier in der Stadt und dem Hause bleibt? Da gibt es doch stille und ruhige Aufbewahrungsorte, wo man glücklicherweise nicht so viel Umstände zu machen braucht." Herr Krämer schüttelte verächtlich mit dem Kopfe, dann deutete er achselzuckend auf seine Stirne und sagte hierauf: „Es ist ein Unglück, wenn man nicht weiter sieht, als Einem die Nase gewachsen ist. Meint Ihr vielleicht, man stecke den einzigen Herrn eines großen Namens und ungeheuren Vermögens nur so mir nichts, dir nichts in irgend eine Anstalt hinein? Das will zart behandelt sein. Das ist ein Grund; der andere aber ist der, daß unser Kranker in eine wahre Wuth geräth, wenn er nur aus irgend etwas zu merken glaubt, man wolle ihn aus der Stadt entfernen."

„Also hat er sehr lichte Momente?" fragte der Bediente. — „Viel zu viel, um ein Narr zu sein, und zu wenig, um vernünftig leben zu können. Ich sage Euch, François, es gibt Tage, wo wir Beide so ruhige Conversation führen und wo er so gescheidt fragt und antwortet, daß ein Dritter, der uns zuhörte, wahrhaftig kaum im Stande wäre, zu sagen, wer von uns Beiden der Gescheidteste ist. — Jetzt aber geht hinaus, ich habe schon ein paarmal bemerkt, daß er unwillige Blicke herüberschießt; mir scheint, er will allein sein, vielleicht schlafen. Du grundgütiger Herrgott!" setzte er mit einem scheinheiligen Seufzer hinzu, „dann wäre dieses mühsame Tagewerk auch wieder vorüber! Ist noch ein Tropfen in der Flasche?" Statt aller Antwort füllte der Bediente den dargereichten Kelch nochmals, schlug dann den Pfropfen mit der Handfläche in die leere Flasche und entfernte sich mit leisem Schritt.

Der Baron Breda stand am Fenster und hatte die Stirne an die kalten Scheiben gedrückt, nun wandte er sich mit einemmale rasch

herum. „Wiſſen Sie was, Gerard," ſagte er mit lauter Stimme, „ich habe das Leben hier in dem Zimmer ſatt und will hinaus. Teufel auch! ein junger Mann von meinem Alter braucht nicht gehütet zu werden wie ein kleines Kind, und keinen Wärter wie Sie ſind." Statt aller Antwort zuckte Herr Krämer mit den Achſeln und blickte lächelnd vor ſich hin in die Kaminglut. Der junge Mann ſchaute ihn ein paar Sekunden mit weit geöffneten Augen an, dann ſeufzte er ſchmerzlich auf, legte die Hand an die Stirne und ballte ſie gleich darauf wie im heftigen Zorn. Doch ging das wieder vorüber, wie es gekommen, worauf ſich der Kranke abermals ein paar Schritte dem Kamin näherte und dann mit ſanfter, ſchmeichelnder Stimme ſagte: „Lieber Gerard, wir kennen uns doch ſchon ziemlich lange, ich glaube ſeit jenem unglücklichen Tage, wo ich zu Bette liegen mußte. Ganz richtig, mir wird es ſo ſchwer, eine Erinnerung feſtzuhalten," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher er ſeine Augen mit der Hand bedeckt hatte. „Sie ſagten mir öfters, Sie ſeien mein ganz ergebener Diener."

„Allerdings habe ich das oft geſagt und meine es auch ehrlich; Ihnen fehlt auch nichts, ich bin ja beſorgt für Sie, wie man es nur ſein kann." — „O ja, zu viel," murmelte der junge Mann, „aber — was wollte ich doch ſagen? das Gitter, das verfluchte Gitter! es läßt meine Gedanken nicht hinaus. O, ich habe ſchöne Gedanken, Gerard, gute Gedanken, und auch für Sie." — Bei dieſen Worten war er ganz nahe an den Lehnſtuhl getreten, an welchem der Hüter ſaß, der vollkommen gleichgültig ſchien und auch nicht eine Miene machte, den Kopf herumzudrehen. Dagegen blickte er aufmerkſam in das Spiegelglas vor ſich, auf welche Art er die geringſte Bewegung des Kranken zu überwachen im Stande war. — „Gerard," fuhr dieſer fort, „ich bin der Herr dieſes Hauſes, laßt dieſes elende Spiel

aufhören. Warum bewacht man mich? Warum läßt man mich nicht frei ziehen? Wiſſen Sie was, Gerard," ſetzte er flüſternd hinzu, „wir wollen zuſammen fliehen in die weite Welt hinaus; Sie machen mich frei, ich mache Sie reich. — O hinaus! hinaus! immer weiter! durch Thäler über Berge, daß ich den weißen, garſtigen Schnee nicht mehr ſehe. Denken Sie, Gerard, welches Entzücken, welch' Vergnügen, wenn des weißen kalten Schnees immer weniger wird, wenn ſich dazwiſchen grüne Streifen zeigen, liebe grüne Streifen, unendlich farbige Blumen, weiße Glocken und blaue Veilchen, und davon machen wir einen Kranz und ziehen damit immer weiter und weiter hinaus, bis wir ſie wieder finden, die Blume aller Blumen, ſo ſchön, ſo hold, ſo rein!" — Dieſe Worte hatte er wie in ſteigender Angſt geſprochen und dabei ſeinen Kopf tief herabgeſenkt, um beſſer in das unbewegliche Geſicht ſeines Hüters blicken zu können, ob vielleicht aus demſelben eine kleine Hoffnung zu ſchöpfen ſei. — „Willſt du, Gerard?"

Doch hatte ſich in der Phyſiognomie des Herrn Krämer durchaus nicht das Mindeſte verändert; höchſtens ſchien er gelangweilt, eine Sache abermals hören zu müſſen, die nach ſeinen Begriffen vollkommen kindiſch, ja verrückt war; er ſchien auch gar keine Luſt zu haben, ſich in Erörterungen einzulaſſen, ſondern erwiderte einfach: „Es iſt wahrhaftig ſchon ſpät, wir müſſen die Lichter auslöſchen, alle Welt geht zu Bette, und das wollen wir auch thun." — Das Geſicht des jungen Mannes zeigte in dieſem Augenblicke einen verzweifelten Kampf, eine Stufenleiter von der höchſten beſeligendſten Hoffnung zur tiefſten ſchmerzlichſten Enttäuſchung. — „Nein, nein!" ſagte er zähneknirſchend, „nur Licht! Licht! — Ich will nicht ſchlafen, Gerard!" rief er darauf laut, indem er an das Fenſter eilte und den Vorhang zurückriß. „Siehſt du wohl, daß nicht alle Welt ſchläft;

dort fahren ſie herum mit ſchnellen Pferden und glänzenden Livreen. Glückliche, frohe Menſchen!" Die heftige Aufregung, welche in dem Tone der Stimme des Kranken lag, bewogen Herrn Krämer, langſam aufzuſtehen und ſich ebenfalls dem Fenſter zu nähern. „Bah!" ſagte er, „wie kann man wieder ſo aufgeregt ſein! Es iſt wahrhaftig beſſer, wenn wir ruhig zu Bette gehen. Denken Sie an was Anderes! man muß das alles vergeſſen."

„O wie kann ich ſie vergeſſen!" ſprach der junge Mann leiſe zu ſich ſelber, „ſie vergeſſen, da ſie einmal mein war! Nie! — nie! — nie!" Nach dieſen Worten blickte er eine Weile ſtarr zum Fenſter hinaus, wobei ſeine Züge ſich augenſcheinlich beruhigten, dann blitzte ſein Auge eigenthümlich, und momentan ſchien es, als zucke ein ſeltſames Lächeln um ſeinen Mund. Nachdem er noch eine Zeitlang die heiße Stirne an die kalten Scheiben gedrückt, wandte er ſich ruhig um und trat zum Tiſche, wo die ſchwere Kegelkugel auf dem venetianiſchen Glaſe lag. Er nahm ſie leicht in die Hand und rollte ſie mit ſo großer Kraft über den Teppich weg nach den Kegeln, daß ſie an der Wand hoch emporfuhr. Herr Krämer ſchüttelte den Kopf und bat, das Spiel jetzt zu unterlaſſen, da es bereits neun Uhr ſei und zu ſpät, um jetzt noch Derartiges zu treiben. „Ich will aber noch nicht ſchlafen!" entgegnete der Kranke, „meinetwegen will ich die Kugeln liegen laſſen, aber dann eine andere Unterhaltung haben."

Der Hüter, welcher zufrieden war, daß der Paroxismus von vorhin ſo glücklich und leicht ſich gelegt hatte, mochte nun auch nicht darauf beſtehen, den Kranken in's Bett zu bringen, und ſagte: „Nun, mir ſoll es auf eine Stunde weiter nicht ankommen; ich will Sie ſogar noch eine Zeit lang unterhalten, wenn Sie gut und ruhig ſein wollen. Wünſchen Sie etwas zu ſpielen?" — Der junge Mann, der hoch aufgerichtet im Zimmer ſtand und jede Miene ſeines Hüters

aufmerkſam betrachtete, fragte mit einem lauernden Blicke: „Wo iſt das Schachbrett?“ — „Dort auf dem Nebentiſche,“ entgegnete Herr Krämer. — Der Kranke zuckte mißmuthig mit den Achſeln. „Ach nein,“ ſagte er, „warum mit den Schachfiguren ſpielen? Das ſind arme Gefangene wie ich, ſie können nur ihre vorgeſchriebenen Schritte thun und dürfen nicht rechts noch links; das ekelt mich an. Wo ſind meine Federbälle? Das fliegt, wohin es Luſt hat.“ — „Ah!“ meinte der Hüter, „wie kann man Ball ſchlagen bei Licht! Warten Sie bis morgen früh!“ — „Wo ſind meine Federbälle?“ fragte der junge Mann mit demſelben eigenthümlich lauernden Blicke wie vorhin. — „Dort in dem Wandſchranke, glaube ich.“ — „So will ich damit ſpielen!“ Bei dieſen Worten preßte der Kranke die Lippen heftig aufeinander.

Herr Krämer, der es vorzog, lieber eine halbe Stunde Ball zu ſchlagen, als eine ganze unruhige Nacht durchmachen zu müſſen, wie das ſchon bei ähnlichen Veranlaſſungen vorgekommen war, ging nach der Ecke des Zimmers, wo ſich der bezeichnete Wandſchrank befand. Derſelbe war ſehr tief und in einem Winkel angebracht, den die Mauern des Nebenzimmers, mit dem dieſes Gemach verbunden war, bildeten; verſchloſſen war er durch eine Thüre mit einem kunſtvoll gearbeiteten feſten Schloß. Der Hüter öffnete denſelben und bückte ſich brummend nieder, um Bälle und Raquette herauszulangen.

Der Baron ſtand in der Mitte des Zimmers und hatte die rechte Hand auf den großen Tiſch geſtützt, während er die Nägel ſeiner linken aufmerkſam zu betrachten ſchien; — ſchien ſagen wir, denn in Wahrheit verfolgten ſeine Blicke mit größter Aufmerkſamkeit die Bewegungen ſeines Wärters. Kaum hatte ſich derſelbe niedergebückt und befand ſich mit dem Oberkörper in dem Wandſchrank, als der junge Mann mit einem einzigen Sprunge hinter ihm war, ihn mit

Rieſenkraft in den dunklen Raum warf, die Thüre zuſtieß und den Schlüſſel umdrehte. Das alles war das Werk einer Sekunde und der Ueberfall ſo plötzlich und unerwartet gekommen, daß Herr Krämer während demſelben nicht einmal einen Schrei ausſtieß. Nachdem die ſchwere Thüre aber einmal verſchloſſen, war ſein Rufen ſelbſt in dem Gemache nur dumpf zu vernehmen.

Einen Augenblick blieb der junge Mann wie überraſcht vor der Thüre ſtehen, dann lächelte er eigenthümlich und ſagte zu ſich ſelber: „Ruhig, ruhig — ruhig," während er, wie um ſeine Gedanken feſtzuhalten, beide Hände feſt an den Kopf drückte. Indem fing der eingeſchloſſene Wächter an zu rufen und zu poltern; man vernahm deutlich ſeine grobe Stimme: „Was ſoll das heißen? — Wollen Sie augenblicklich öffnen? — Nehmen Sie ſich in acht, das ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen! Auf meine Ehre ſchwöre ich Ihnen! vier Wochen lang ſollen Sie nicht Sonne und Mond ſehen, auch nicht den geringſten Lichtſtrahl."

Kopfnickend horchte der Baron auf die Stimme ſeines Feindes, und ſtatt aller Antwort drehte er den Schlüſſel in dem Schloſſe nochmals herum, zog ihn dann ab und warf ihn in die Kaminglut; dann beſann er ſich einen Augenblick und verſchloß darauf auch die Thüre, die auf den Korridor führte und zu welcher François hinausgegangen war. Nun fühlte er ſich frei und ſagte ſich das zehnmal nach einander mit tiefen Athemzügen. „Frei! frei! frei?" jubelte er aus voller Bruſt; dann begann er zu überlegen, wie die gewonnene Freiheit am beſten zu benutzen ſei, und um darüber nachdenken zu können, ſetzte er ſich in den Lehnſtuhl ſeines Wärters am Kamin und blickte in die glühenden Kohlen, wobei aber ſeine Geſichtszüge auf eine erſchreckende Art beſtändig wechſelten. Jetzt ſchien er zufrieden mit dem, was er gethan, gleich darauf ſchaute er überraſcht um ſich und ſchien

erſchrocken, ſich ſo allein im Zimmer zu ſehen; dann verſank er wieder in tiefes Nachſinnen. Am räthlichſten erſchien es ihm nach einer Weile, Stühle und Tiſche zuſammenzutragen und ein Feuer darunter zu machen, um in dem Tumulte, der dann nothwendig entſtehen müſſe, das Haus zu verlaſſen. Gleich darauf wollte er das Fenſter öffnen und auf die Straße hinaus um Hülfe rufen, doch verwarf er das kopfſchüttelnd und lauſchte dann wieder aufmerkſam nach dem Wandſchranke hin, wo der eingeſperrte Hüter ſchon längſt angefangen hatte, gelinde Saiten aufzuziehen und freundliche Worte zu geben. Dazwiſchen hörte man ihn aber wieder fluchen und toben und mit aller Kraft auf den Fußboden klopfen, indem er dadurch Jemand zu ſeiner Hülfe herbeizuziehen hoffte.

Der junge Mann ſchien unterdeſſen einen andern und beſſern Entſchluß gefaßt zu haben, und die Idee hiezu war ihm offenbar beim Anblick des Schlüſſelbundes gekommen, den Herr Krämer auf dem Tiſche, wo er ſoupirt hatte, liegen gelaſſen; er nahm ihn zu ſich und ging zu einer Thür neben dem Eingang zu dem erwähnten Schlafkabinet. Nachdem er mehrere Schlüſſel probirt, fand er endlich den richtigen, öffnete und ging, nachdem er ſich ein Licht angezündet, in das anſtoßende Zimmer. Die kleine Flamme der Kerze drohte vom Luftzuge zu verlöſchen, als der junge Mann in das Nebenzimmer trat, weßhalb er einen Augenblick ſtehen blieb, um die Flamme mit der Hand zu ſchützen. Auch Erinnerungen, die mächtig auf ihn einſtürmten, ſchienen ihn auf der Schwelle zu feſſeln; er blickte um ſich, und nach und nach, als das Licht heller brannte und die ruhig aufſteigende Flamme mehr und mehr leuchtete, ſchien es auch in ihm klarer zu werden; aber zu gleicher Zeit lagerte wieder ein Zug tiefen Schmerzes über ſeine Züge, er erkannte das Zimmer wieder, wo er ſich befand; es war ja ſein eigenes, ganz in demſelben Zuſtande ge-

blieben, in welchem er es vor anderthalb Jahren verlaſſen. Da waren all die ihm wohlbekannten Geräthſchaften, und es war ihm zu Muthe, als kehre er von einer langen Reiſe zurück und trete nun zum erſtenmal wieder bei ſich ein.

Doch leuchtete die einzige Kerze zu ſchwach, weßhalb er zurück in das große Gemach ging und dort ein paar Carcelllampen holte, nicht ohne nach dem Wandſchranke hinzulauſchen, wo er aber nichts vernahm als ein ſchwaches Geſeufze. Er trat zurück in ſein Zimmer und überließ ſich der Freude des Wiederfindens. Von einem Tiſche eilte er an den anderen, betrachtete und befühlte alle Gegenſtände, die um ihn herumſtanden. Ach! und es wollte ihm faſt das Herz zerreißen, wenn er irgend etwas fand, woran ſich eine ſüße Erinnerung knüpfte, und er fand viel dergleichen: Bücher, die er ihr zum Leſen geſchickt und die ſie ihm zurückgeſandt, kleine, zierliche Sachen, die ſie ihm bei verſchiedenen Gelegenheiten zum Geſchenk gemacht; und vor allem das Koſtbarſte, was er gierig empornahm und an ſeine Lippen riß, waren verwelkte, vertrocknete Blumen in einem Glaſe. Etwas aber ſuchte er vergebens: ihr Bild. Dort an der Wand, wo es ſonſt hing, hier auf dem Schreibtiſche, wo eine kleine Kopie davon geſtanden, war nichts mehr davon zu ſehen. — Obgleich die Gedanken in ſeinem Kopfe heftig tobten und wütheten und an dem eiſernen Gitter rüttelten, ſo daß es ihm war, als ſtröme über ihn hinweg ein brauſender Waſſerfall, deſſen Getöſe er nur zuweilen zu dämpfen vermochte, wenn er den Kopf recht feſt mit beiden Händen drückte, ſo fühlte er doch, wie beim Anblick all der bekannten Gegenſtände auch ihr Bild langſam bei ihm auftauchte und wie ſo nach und nach einzelne Züge deſſelben wie leuchtende Blitze durch die Nacht zuckten, welche ſein Gedächtniß umgab. Umſonſt aber verſuchte er dieſe einzelnen Züge feſtzuhalten, um ein Ganzes daraus zu formen; er brachte

es trotz der unſäglichſten Mühe nicht zu Stande, und da er das fühlte, faltete er ſeine Hände und hob ſie wie flehend in die Höhe.

Ein lautes Klopfen an die äußere Thüre des Nebenzimmers, dem der Hüter im Wandſchranke mit doppelten Schlägen und Rufen antwortete, ließ ihn zuſammenfahren und brachte ihn aus ſüßen und ſchrecklichen Träumen in die Wirklichkeit zurück; er blickte raſch um ſich her und als er auf einem Nebentiſche ein kleines Käſtchen bemerkte, nahm er dieſes zu ſich und ging damit in das äußere Zimmer zurück. Dort ſtellte er es auf den Tiſch, und da er keinen Schlüſſel fand, um es zu öffnen, ſo drückte er das Ende eines elfenbeinernen Lineals ſo kräftig in den Spalt unter dem Deckel, daß das ſchwache Schloß nachgab und das Käſtchen aufflog. In demſelben befanden ſich zwei Doppelpiſtolen der feinſten engliſchen Arbeit; der junge Mann lächelte eigenthümlich, als er ſie betrachtete; dann horchte er einen Augenblick auf das Geräuſch an der äußern Thüre, an der noch zuweilen geklopft wurde, und wo ſich alsdann ein paar Stimmen vernehmen ließen, die zuſammen ſprachen, worauf er vorſichtig, aber eilig die Schußwaffen herausnahm, ſie mit einem guten Schuſſe lud, dann auf jeden Lauf eine Zündkapſel ſetzte und hierauf die beiden kleinen Piſtolen vor ſich auf den Tiſch legte. Nachdem dies gethan, ſchien der Kranke einen Augenblick zu überlegen und ſchritt dann gegen die äußere Thüre, an welcher wiederholt geklopft wurde und vor welcher er immer noch ſprechen hörte, ohne etwas verſtehen zu können. „Wer iſt draußen?“ fragte der Baron nach einer kleinen Pauſe, wobei er ſeine Hände an den Drücker und den Riegel der Thüre lehnte. „François!“ erklang es von draußen; „er will herein.“ — „François wird hereinkommen, wenn es mir gut dünkt.“ — „Oho!“ hörte man die Stimme des Bedienten. Und dann rief er lauter: „Ich bin's ja, Herr Krämer, machen Sie doch auf!“

Einen Augenblick ſchaute der junge Mann im Zimmer umher, nach der Thüre des Wandſchranks, vor allem aber nach dem Tiſche, wo die Piſtolen lagen, dann zog er den Riegel zurück, öffnete die Thüre und ging rückwärts gegen den Tiſch, wo er ſtehen blieb und die rechte Hand aufſtützte, ſo daß er die Schießwaffen leicht erreichen konnte. François trat haſtig ein und blickte nach Herr Krämer umher; als er ihn nicht ſah, blieb er erſtaunt an der Thüre ſtehen, und dieſes Erſtaunen wuchs, als ihm der Baron den Befehl gab, näher zu kommen und die Thüre zu ſchließen; ehe er aber dieſem Befehl Folge leiſtete, winkte er einem andern Mann, der draußen ſtand, und erſt als dieſer, ebenfalls in der Livree des Hauſes, in das Gemach getreten war, drückte er die Thüre hinter ſich zu.

„Du wunderſt dich, mich hier allein zu finden," ſagte der junge Mann mit einem durchdringenden Blick auf den Bedienten, der ſich ſcheu und ſchüchtern umſah und nicht begreifen konnte, wo Herr Krämer eigentlich bleibe. Plötzlich aber ſchlug dieſer heftig an die Thüre ſeines Gefängniſſes und man hörte ſeine Stimme kaum vernehmlich hervordringen: „François, öffne die Thüre des Wandſchrankes, öffne geſchwind, oder es geſchieht ein großes Unglück."

„So öffne denn," ſagte der Kranke. Und als ſich der Bediente haſtig dem Wandkaſten näherte, ergriff er eine der Piſtolen und ließ die Batterie knacken. Bei dieſem Tone wandte ſich der Bediente plötzlich um, und als er ſah, wie der junge Herr langſam die Piſtole erhob, bedeckte ſich ſein Geſicht mit einer erſchreckenden Bläſſe, die Knie ſchienen ihm ihren Dienſt verſagen zu wollen, und er hielt ſich an der Wand, um nicht umzufallen. Der andere Bediente, der mit eingetreten war, machte große Augen, in denen ſich übrigens weniger Schrecken als vielmehr ein freudiges Erſtaunen zeigte; auch machte er gar keine Miene, ſich zum Schutz ſeines Kameraden zwiſchen

Beide werfen zu wollen, ſo verzweiflungsvoll auch François zu ihm herüberblickte.

„Du ſiehſt, ich bin wieder der Herr," ſagte nun der junge Mann. Dann wandte er ſich an den Andern mit den Worten: „Dein Geſicht erinnere ich mich noch nicht geſehen zu haben. Was willſt du?"

Der Angeredete war ein älterer Mann von gutem Aeußern; ſein Kopf hatte eine Vertrauen erregende Phyſiognomie, und als er entgegnete: „O Euer Gnaden ſollten mich kennen! ich bin ſchon lange Jahre im Hauſe," klang das ſo herzlich, daß es dem Kranken in der That vorkam, als habe er dieſe Stimme ſchon früher gehört, und daß er ſich, obwohl vergeblich abmühte, in ſeinem umflorten Gedächtniß die Geſichtszüge dieſes Mannes hervorzurufen. Als ihm dies nicht gelang, ſchüttelte er mit dem Kopfe und erwiderte: „Nun gut, wenn du ſchon lange in dieſem Hauſe biſt, ſo wirſt du auch wiſſen, daß ich der Herr deſſelben bin, was dieſer da und der Andere vollkommen vergeſſen haben. Denn, ſollteſt du es glauben? ſie haben mich hier eingeſperrt, ſie haben das Licht von mir abgehalten und mich lange Tage in ſchrecklicher Finſterniß gelaſſen, blos weil ich ihnen geſagt, ich wolle hinaus in's Freie, und ich wüßte wohl, was ſie mit mir vorhätten. Das Gitter in meinem Kopfe habe ich ja nie geläugnet; es hält meine ſchönſten Gedanken feſt, und — und — und —." Dies hatte er mit ſehr trauriger Miene geſprochen, dann aber wurde ſeine Stimme heftiger, und zornig fuhr er fort: „Jetzt bin ich aber frei und will frei ſein. Es ſoll mich nichts hier zurückhalten, ich will hinaus." — „Aber wohin wollen Sie, gnädiger Herr," ſagte ſchüchtern der ältere Diener. „Es iſt ſchon ziemlich ſpät, auch dunkle Nacht draußen."

„Wo ich hin will?" fragte der junge Mann erſtaunt. „Zu ihr! ſie ſehen und ihr ſagen, daß ich nicht der bin, für welchen man

mich ausgibt. O ich denke recht klar, und wenn ich an meinen Kopf faſſe, ſo iſt mir's gerade, als fange das Gitter an ein wenig nachzugeben und als ſchlüpfe hie und da ein prächtiger Gedanke hindurch. — Laß doch einmal ſehen! Draußen liegt der Schnee, es iſt kalt, alſo Winter; ich höre einen Wagen nach dem andern vorbeifahren; in dem Wagen ſitzen Menſchen, lebende Weſen, grade ſolche wie ich, die ſich freuen wollen, grade wie ich. Und wo jene Wagen hinfahren, da wird man auch mir die Thüre öffnen, mir — dem Baron Hugo von Breda," ſetzte er ſtolz und hochaufgerichtet hinzu.

François hatte ſich durch Zeichen mit dem andern Bedienten in's Vernehmen ſetzen wollen; doch ſchien dieſer geneigt, ſeinem Herrn beizuſtehen, ſei es auch nur aus Haß gegen François und Herrn Krämer, die von dem ganzen Hauſe verabſcheut wurden.

„Aber gnädiger Herr," erlaubte ſich François, dem ein vortrefflicher Gedanke gekommen zu ſein ſchien, mit unterthäniger Stimme zu ſagen, „wir ſollten die Sache ruhig überlegen, namentlich aber den Herrn Baron Paul von Ihrem Wunſch in Kenntniß ſetzen laſſen, der gewiß nichts dagegen einzuwenden haben wird."

„Ah, mein Vetter Paul!" rief der Kranke mit einem ſchrecklichen Lachen, „er, der mir alles Entſetzliche zugefügt, der mir von ihr geſprochen und der mich veranlaßt zu thun, was ich gethan; der mich hier eingeſperrt und gefangen gehalten! — Ah, beim Teufel, laßt ihn kommen! Ich habe Kugeln genug in meinen Piſtolen. — Aber dir," wandte er ſich heftig gegen François, „dir befehle ich, kein Wort mehr zu ſagen. Bei der nächſten Silbe, die ungefragt aus deinem Munde kommt, liegſt du zu meinen Füßen. Glaube mir, meine Hand zittert nicht mehr." Damit hob er langſam die Piſtole in die Höhe und zielte in der That feſt und ſicher auf den Bedienten, der faſt zuſammenknickte und in der Angſt ſein Geſicht abwandte. —

„Bah! mit dem ſchlechten Kerl,“ fuhr der Baron fort und ließ die Hand mit der Piſtole wieder ſinken. „Sprechen wir von Geſchäften,“ wandte er ſich an den andern Bedienten. „Du wirſt mir die Wahrheit ſagen. Wohin fahren jene Wagen? — Nun?“ — „Zum Herrn Grafen Heeren,“ erwiderte der Gefragte nach einer kleinen Pauſe; „es iſt dort ein Ballfeſt.“

„Ein Ballfeſt?“ rief ſchmerzlich der junge Mann. „Ein Ballfeſt bei ihr und ich bin nicht eingeladen? Und ich ſoll hier bleiben in dunkler Nacht bei verſchloſſenen Fenſtern, bei dieſen beiden Elenden, die mir ſo lange vorgeſagt haben, ich ſei wie ein kleines hülfloſes Kind, daß ich es faſt ſelbſt geglaubt. — Aber es iſt noch Zeit, alles das wieder gut zu machen. Fort! gehen wir auf den Ball. Ich will dort als Teufel oder Tod erſcheinen und alle zur Rechenſchaft ziehen, welche jenes Gitter geſchmiedet, das meine Gedanken zurückhält.“

François ſchien ſich von der Ausführung dieſes Entſchluſſes ebenſo ſehr zu fürchten, wie vorhin vor den Kugeln; er rang ſeine Hände flehend gegen den andern Bedienten, ja ſeine Rechte griff ſogar nach dem Schloß des Wandſchrankes, glitt aber kraftlos herab, als er fand, daß dort der Schlüſſel abgezogen war.

„Ich habe mich ſo lange nicht mehr angekleidet,“ ſprach der Kranke nachdenkend, „daß ich vergaß, was dazu gehört. Du,“ — wandte er ſich an den ältern Bedienten, „der du mich ſchon ſeit vielen Jahren kennſt, wirſt mir helfen. — Komm! — Doch halt! Wir können dieſen nicht allein laſſen.“ Damit zeigte er auf François. „Das iſt ein gefährlicher Narr, ſage ich dir; er wäre im Stande, uns das Haus über dem Kopf anzuzünden, daß wir verbrennen müßten und nicht hinaus könnten. Er ſoll vorangehen, du, riegle die äußere Thüre und dann vorwärts! O ich habe meine Zimmer wieder erkannt.“

Nachdem François noch einen verzweiflungsvollen Blick auf den geschlossenen Wandschrank geworfen, ging er wankend voran, machte aber sehr kleine Schritte, wozu ihn der Baron freundlichst ermahnt, indem er ihm gesagt: „Nimm dich in acht, daß du für meine Absichten nicht zu schnell gehst; es könnte dein Unglück sein."

So durchschritten sie das anstoßende Zimmer und wieder schaute der junge Mann an die Wand und auf den Tisch, wo ehedem ihre Bilder waren, und schüttelte darauf betrübt mit dem Kopfe, während er leise vor sich hin sagte: „Was ich fürchte, ist, daß ich sie nicht wieder erkenne. Denn wenn ich meinen armen Kopf noch so sehr anstrenge, so kann ich doch ihr ganzes Bild nicht mehr zusammenbringen vor meiner Seele. Wie Blitze sehe ich wohl hie und da ihre süßen dunkeln Augen, umflort und fast verdeckt von den langen Wimpern, — die lieben Augen, nicht hell und glänzend wie andere, aber mit träumerischem Blick, der zu Herzen dringt, wie eine weiche Musik, wie ein süßes, süßes Lied. — Auch ihr Mund lächelt mir zuweilen, die feinen Lippen, die sie so komisch trotzig aufwerfen konnte; ja komisch und trotzig, ein süßer Zorn, wenn sie mir sagte: „Ach, du bist kalt, du hast mir heute ja erst hundertmal gesagt, daß du mich liebest wie nie ein Mädchen geliebt worden sei. — Ja," fuhr er fort und drückte die Hand an die Stirne, „wenn ich Auge und Mund nicht mehr zusammenfände! Das ganze liebe Gesicht nicht wieder erkennen könnte! O Gott im Himmel! dann wäre es doch wahr, was jene Beiden oft zusammengeflüstert. — Ich sei — — ah, gräßlich!"

So durchschritten die Drei einige Zimmer, François mit ängstlicher Genauigkeit, in derselben Entfernung voraus bleibend, der ältere Diener neben seinem unglücklichen jungen Herrn, den er zuweilen kopfschüttelnd betrachtete, und dessen Auge sich sogar mit Thränen füllte, wenn er die halblauten Selbstgespräche hörte, die jener

von Zeit zu Zeit hielt. Das Schlafzimmer war ebenfalls geblieben, wie er es damals verlaſſen. Dort ſtand ſein Bett, vor demſelben das Fell eines Bären, den er einſtens geſchoſſen; an der Wand gegenüber hingen alte prächtige Waffen, deren falſche Kopien wir im erſten Gemache bemerkt. Auch hier blickte der unglückliche junge Mann eifrig nach Bildern von ihr, deren er damals eine große Menge beſeſſen; aber auch hier war keines derſelben mehr zu finden.

In kurzer Zeit war die Toilette beendigt, und François, der ebenfalls mithalf, hatte Zeit gefunden, ſeinem Kameraden zuzuflüſtern: „Aber wo ſoll das hinaus? Das muß ja nothwendiger Weiſe ein furchtbares Unglück geben. Der Herr Baron Paul werden auch bei Graf Heeren ſein oder doch hinkommen; er hat ſeinen Wagen auf zehn Uhr befohlen, es geſchieht ja dort etwas Wichtiges. Der Andere zuckte mit den Achſeln und meinte, man könne nicht wiſſen, was geſchehe, er habe nicht Luſt, ſich gegen die Gewalt oder gegen den Befehl ſeines Herrn aufzulehnen.

„So," meinte dieſer, als alles beendigt war und er ſich nun im Spiegel beſchaute, „jetzt ſind wir fertig; aber wenn ich fürchten muß, daß ich ſie nicht wieder kenne, ſo bin ich ebenſo überzeugt, daß auch ſie nicht wiſſen wird, wer der bleiche Mann iſt, der vor ſie hintritt. — Und meine Augen! — Wie ich mich ſelbſt ſo ſeltſam anſtarre. O mir kommt der ſchreckliche Gedanke, daß man meine Augen vertauſcht hat, und daß man mir ſtatt der meinigen die eines Verrückten gegeben. — Das wäre ungeheuer komiſch." Dabei zwang er ſich zu lächeln, lachte aber ſo furchtbar und verſtört, daß François zuſammenſchrak und der Andere mit der Handfläche über ſeine Augen fuhr.

In derſelben Art, wie ſie in das Schlafzimmer gegangen, ſchritten ſie auch in den großen Salon zurück, und der Kranke vergaß nicht, jede Thüre hinter ſich abzuſchließen und die Schlüſſel zu ſich zu ſtecken.

Dann öffnete er die äußere Thüre, die auf Korridor und Treppe führte und horchte in das ſtille Haus hinab. Nach einiger Zeit ſchlug eine Uhr im Hauſe die zehnte Stunde, dann hörte man den Klang der andern aus verſchiedenen Zimmern; gleich darauf wurde eine Thüre geöffnet und eine Stimme rief: „Der Wagen des Herrn Baron ſoll vorfahren!“ — „Meinen Mantel!“ befahl nun der Kranke mit Heftigkeit. Der ältere Bediente gab ihm denſelben um und trat auf eine drohende Miene des jungen Mannes in das Zimmer zurück. Die Thüre zu demſelben verſchloß der Letztere ebenfalls und dann glitt er lautlos die Treppe hinab, nicht ohne ſeine Piſtole, die er unter dem Mantel in der rechten Hand hielt.

Die breite Steintreppe mündete auf ein rundes Veſtibül, rechts befand ſich die Loge des Portiers, geradeaus die Hausthüre. Vor derſelben fuhr in dieſem Augenblick ein Wagen vor, ein Lakai, der auf der Außentreppe gewartet, öffnete den Schlag, als er den Baron die Treppe herabkommen ſah. Dieſer hatte das rechte Mantelende ſo um die linke Schulter geworfen, daß ſein Geſicht faſt ganz verdeckt war. Er ſchritt leicht über den Vorplatz und ſprang, ohne ſich umzuſehen, in das niedere Coupé. „Du weißt wohl, wohin?“ fragte er, „zu Graf Heeren.“ — „So iſt es dem Kutſcher befohlen,“ erwiderte der Bediente, indem er die Wagenthüre ſchloß. Doch wiederholte er den Befehl noch einmal: „zu Graf Heeren! — fort!“ Die Pferde zogen an.

Doch hatten ſie erſt wenige Schritte gethan, als der Wagen plötzlich hielt, der Schlag an der rechten Seite geöffnet wurde und ein junger Herr hereinſprang, der ſich mit dem Ausrufe: „Aber zum Teufel! Paul, das heiße ich die Pünktlichkeit zu weit treiben!“ in die weichen Kiſſen warf. „Die Glocken von den Kirchenuhren brummen noch vom Schlage der zehnten Stunde; du hätteſt mich um ein Haar

sitzen lassen. Nun, daß es dir pressirt, begreife ich." — „Ja, mir pressirt's," erwiderte der Andere mit leiser Stimme. — „Uff! bin ich deinem Wagen nachgelaufen; und das sag' ich dir, wenn ich die Idee von einem Spritzer an meinen Stiefeln habe, so verklage ich dich vor der ganzen Gesellschaft bei deiner Braut —" — „Bei meiner Braut?" entgegnete der Baron, und der Ton seiner Stimme mußte etwas Erstaunen oder Ueberraschung zeigen, denn der Andere lachte laut hinaus und rief lustig: „Das ist in der That schön! Du willst wohl auch gegen mich den Geheimnißvollen spielen! Und doch hast du eigentlich recht: heute Abend soll ja erst einem kleinen Kreise deine Verlobung mit der Gräfin Elise proklamirt werden."

„A—a—ah!" machte der Kranke, und es war gut, daß die Räder auf dem Pflaster rasselten, sonst hätte der Andere unfehlbar hören müssen, mit welch' fürchterlichem Zähneknirschen das Ah! begleitet war. Dabei preßte er beide Hände an die Schläfe und drückte den Kopf noch tiefer in die Ecke des Wagens, als er es bisher gethan. Der Andere, welcher glaubte, das Uebermaß von Glück mache seinen Freund einsilbig, blickte zum Wagenschlag hinaus, und erst, als sie ein paar Minuten, ohne zu sprechen, fortgefahren waren, sagte er: „Apropos, wie geht es dem armen Hugo? Schlimmer als je, wie ich höre." — „O nein," erwiderte der Gefragte, „es geht ihm besser; ich glaube, er ist auf dem Wege, daß es ihm sogar ganz gut gehen kann." — „Aber du sprachst doch gestern ganz anders, du sagtest, er tobe und es sei lebensgefährlich, sich ihm zu nahen." — „Nicht für alle, nur für Einzelne," versetzte der Kranke mit dumpfer Stimme, wobei er seine Pistole in die Höhe hob.

Mochten nun die langsam gesprochenen Worte oder der Ton der Stimme dem Andern endlich auffallen, genug, er wandte den Kopf herum und suchte seinem vermeintlichen Freunde in's Gesicht

zu sehen; doch lehnte dieser zu tief in der Wagenecke, hatte sich auch zu fest mit dem Mantel drappirt, als daß es bei der herrschenden Dunkelheit möglich gewesen wäre, etwas von seinem Gesichte zu erkennen. Was aber der Andere sah, als der Wagen bei einer Straßenlaterne vorbeifuhr, war das Leuchten eines der Pistolenläufe. Seine Nachbarschaft kam ihm verdächtig vor, und er überlegte einen Augenblick, ob er nicht den Kutscher halten lassen solle. Doch wozu konnte das nützen? Als umsichtiger Mann dachte er: ist da Jemand neben dir, der Uebles vor hat, so wäre es unklug, eine Katastrophe zu beschleunigen; seien wir auf unserer Hut; wir sind bald am Ziele und da wird sich zeigen, was zu machen ist. Glücklicher Weise für ihn mußte der Wagen so anfahren, daß er selbst zuerst hinausstürzen konnte; das Beste war auf jeden Fall, ruhig und unbefangen fortzusprechen. Das that er auch, sprach über das Wetter und den bedeckten Himmel, sang zuweilen ein paar Takte dazwischen oder pfiff eine Melodie. Dabei unterließ er nicht, zuweilen einen Blick auf seinen Nachbar zu werfen.

„Jetzt sind wir da!" rief er endlich. Und bei diesem Worte warf der Baron Hugo seinen Mantel von der Schulter und beugte sich vor, um auf die Straße zu sehen. — Nichts hätte übrigens den jungen Mann neben ihm so erschrecken können, als das bleiche Gesicht des Verrückten, das er nun augenblicklich erkannte, des Tobsüchtigen, von dem man ihm gesagt, daß es lebensgefährlich sei, sich ihm zu nähern. — Eben dieser Tobsüchtige saß nun neben ihm und hatte, als ob das zum Anzug gehöre, eine artige Pistole mit zwei Läufen in der Hand. Unangenehme Situation! Da mußte plötzlich ein Entschluß gefaßt werden, und der kam auch zur rechten Zeit. Der Wagen hielt, er öffnete den Schlag, sprang hinaus und als der Kranke folgen wollte, rief er ihm zu: „Wart einen Augenblick, Paul,

der Eſel von Kutſcher hat das Haus verfehlt, er muß noch zwei Schritte fahren; ich werde es ihm ſagen.“ Mit dieſen Worten drückte er den Schlag zu, ſprang zum Kutſcher und flüſterte ihm in die Ohren: „Wenn dir das Glück deines Herrn und dein Dienſt etwas werth ſind, George, ſo fahre, was die Pferde laufen können, nach Hauſe, du haſt ſtatt des Barons Paul den Baron Hugo im Wagen.“ — „Alle Teufel!“ entgegnete der Kutſcher, warf einen ſchüchternen Blick hinter ſich und hieb hierauf ſeinen Pferden eins über, die, an eine ſo ſchlechte Behandlung nicht gewöhnt, mit einem tüchtigen Satze das leichte Coupé vorwärts riſſen und dann im vollen Galopp durch die dunklen Straßen dahinjagten. —

„Die zwei Schritte ſind lang,“ dachte der Unglückliche im Wagen, da dieſer ſo dahinſchoß; als ſich aber nach einigen Minuten deſſen Geſchwindigkeit nicht verminderte, ſondern vermehrte, als er erſtaunt ſah, wie Häuſer, Laternen, Bäume und Querſtraßen eilfertig vorüberhuſchten, da ſchüttelte er zuerſt mit dem Kopfe, biß ſich die Lippen blutig und rief endlich dem Kutſcher zu: „halt! halt!“ Doch dachte dieſer nicht daran, dem Befehle Folge zu leiſten; bald rechts, bald links ſauſte der Wagen um die Ecken und wilde, finſtere Gedanken fingen an, in dem Kopfe des Kranken aufzuſteigen. Er hatte von einer Braut gehört, und dann hatte man auch ihren Namen genannt. „Eliſe — Eliſe!“ Zwiſchen dem Rollen und Raſſeln der Räder glaubte er eine klagende Stimme zu hören, die ihm nachrief, aber ſie verſchwand in dem Lärmen, den die Räder auf dem Pflaſter machten. War jener klagende Ruf hinter oder vor ihm erſchallt? Ja, ja, gewiß vor ihm; dort ſchleppte man ſie mit Gewalt davon und ſie rief um Hülfe. So dachte er und blickte wild um ſich. Dann aber war es ihm, als verdichte ſich das Gitter in ſeinem Kopfe zu einer undurchdringlichen Wand, und dann raſten und tobten

seine Gedanken wie wilde Wasser an einem hohen Wehr, und sie tobten fort und überflutheten sein Gehirn, bis er einige Sekunden gar nichts mehr denken konnte und sich dann wieder besinnen mußte, wo er eigentlich sei und wohin der Wagen mit ihm fahre.

Jetzt glaubte er dagegen, es sei Herr Krämer, sein Hüter, der hinter im dreinjage, dann aber dachte er, der Teufel in eigener Person sitze auf dem Bocke und fahre mit ihm der ewigen Finsterniß zu. Bei dem ersteren Gedanken wollte er die Pferde antreiben mit Zuruf und Zungenschlag, bei dem andern aber stemmte er die Füße gegen die Wagenwand vor sich, als könne er das Coupé zurückhalten. Da sprang bei dem wilden Fahren die nur schlecht eingeklinkte Thüre auf, und dem unglücklichen jungen Manne war es, als haben sich ihm draußen hülfreiche Arme geöffnet und als winkten ihm unzählige Hände zu, hinauszuspringen und sich zu retten. Noch einmal rief er dem Kutscher „halt!" zu, und als dieser statt aller Antwort wieder auf die Pferde hieb, warf sich der Kranke aus dem Wagen und schmetterte begreiflicherweise mit einem furchtbaren Schlage auf das Straßenpflaster nieder. —

Wenige Schritte davon hielt der Wagen; — an dem elterlichen Hause lag der einzige und rechtmäßige Erbe desselben lang ausgestreckt, in der krampfhaft zusammengepreßten Rechten noch die Pistole haltend.

Als die Bedienten mit Lichtern herbeieilten und ihn aufrichteten, hob sich seine Brust mühsam athmend, das Blut rieselte aus seinem Munde, und unter einem tiefen Seufzer schloß er die halbgebrochenen Augen. —

— — — — — — — — — —

Das hohe Gemach mit den Holzwänden und der Holzdecke haben wir zu Anfang dieser Geschichte bei Abend gesehen und zur Winterzeit; es war damals recht heimlich, im Kamin prasselte ein lustiges

Feuer und hellſtrahlende Lampen warfen ihren freundlichen Schein rings umher. Beobachten wir es nun ein halbes Jahr ſpäter, da es unterdeſſen Frühling geworden, Frühling, die ſchöne Jahreszeit, wo am wolkenloſen Himmel eine warme, glühende Sonne ſtrahlt, ein Meer von Licht rings ausgießend und Blumen und Blätter in der ganzen vielfarbigen Pracht zeigend, wie ſie unter ihrem heißen Kuße entſtanden. Mit dem Stolz einer glücklichen Mutter that die Sonne ſchon ein Uebriges und zeigte ihre ſchönen Kinder auf Berg und Thal, aufgeputzt mit Gold und Edelſteinen.

Bei ſo viel Pracht und Glanz draußen erſcheint ein tiefes Gemach mit braunen Holzwänden traurig, faſt unheimlich. Auch belebt der Kamin den dunklen Raum nicht durch ein freundliches Leuchten und Glänzen; er ſtarrt ſchwarz und verdrießlich und zeigt nur Aſchenhaufen und halbverbrannte Papiere. Herr Krämer, der Hüter, ſaß am heutigen Tage nicht vor ihm, ſondern in einer Ecke am Fenſter, aber mit derſelben Beſchäftigung, in der wir damals die Ehre hatten, ſeine Bekanntſchaft zu machen; er trank Rothwein, hielt aber vorher das Glas gegen das Tageslicht, ſtatt wie damals gegen die Flammen des Kamins. Auch François befand ſich wieder im Zimmer und räumte den Tiſch ab, gerade wie damals. — Auch noch eine dritte Perſon werden wir endlich gewahr, nachdem wir uns ſorgfältig umgeſchaut, denn dieſe dritte Perſon ſitzt etwas verborgen. Wir würden ſie nicht wieder erkennen, wenn wir ſie in anderer Umgebung ſähen.

Es iſt ein junger Mann, der aber in den ſechs Monaten um doppelt ſo viel Jahre älter geworden iſt; auch hat er kein blondes, lockiges Haar mehr, ſondern daſſelbe iſt glatt abgeſchnitten und wird obendrein durch lange ſchwarze Pflaſter verdeckt, die in Streifen über ſeinen Kopf laufen, — der arme Baron Hugo von Breda. — Aber er iſt ſtärker geworden, viel ſtärker, und ſeine Wangen ſind durchaus

nicht mehr eingefallen. Auch ſein Auge hat ſich verändert, es blickt nicht mehr zornig oder traurig, es iſt gleichförmig, ruhig, ja lächelnd, ebenſo das ganze Geſicht, — die Ruhe eines Kirchhofes oder eines prachtvollen Saatfeldes, das der Hagelſchlag vernichtet und auf welches, nachdem das ſchwere Wetter vorüber, jetzt gemüthlich die Abendſonne lacht. Herr Krämer braucht nicht mehr in ſeinen Spiegel zu ſchauen, um ſeinen Anvertrauten zu überwachen, er braucht auch den Wandſchrank nicht mehr zu ſcheuen und kann alle Thüren offen ſtehen laſſen; er braucht in dem rothen Buche nicht mehr zu leſen: „Du biſt wie eine Blume ſo ſchön, ſo hold, ſo rein," auch nicht mehr Kegel zu ſchieben oder die nachgemachten Waffen hie und da anders aufzuhängen, — alle dieſe Gegenſtände ſind aus dem Zimmer verſchwunden. Der Unglückliche hat nur noch ein paar Wünſche, die leicht zu befriedigen ſind: je mehr Lichter am Abend brennen, deſto lieber iſt es ihm, nebenbei beſchaut er auch gerne große Bilderbücher und liebt es, die Blätter herauszureißen und auf dem Boden umherzuſtreuen. Er ſcheint dies ohne Abſicht zu thun, doch war Herr Krämer auch ſchon auf die Idee gekommen, als ſuche er vielleicht etwas, das er nicht finden könne.

An dem Tage, von dem wir gerade reden, war übrigens viel Lärmen im Hauſe; Koffer waren gepackt worden und Vormittags ging ein ſchwerer Fourgon mit vier Pferden vom Hauſe weg. Ueber dieſes Lärmen und dieſes Laufen im Hauſe ſprach Herr Krämer und François, und der Letztere ſagte: „Die Trauung war ſehr glänzend; natürlich, wenn ſich ſo zwei Häuſer verbinden, da fehlt der Spektakel nicht." — „Und wann reiſen ſie?" fragte Herr Krämer. — „Heute Abend um ſechs Uhr." — „Von dort oder von hier?" — „Von hier," ſagte der Bediente; „ſie ſind vor einer halben Stunde gekommen, und der Baron Paul zeigte der Baronin die Appartements." — „Hm! hm!" machte Herr Krämer.

Wie an jedem Tage wurde es auch heute ſechs Uhr und dann hörte man drunten eine Equipage vorfahren; es war ein ſchwerer Reiſewagen mit vier Pferden beſpannt, man konnte das von den Fenſtern des dunklen Gemachs aus deutlich ſehen, und alle Drei, die im Zimmer waren, ſahen es auch, und alle Drei freuten ſich darüber. Vor der Thüre erſchien der Haushofmeiſter und der Kutſcher, der Reitknecht und die Bedienten, ſogar der Koch und der Küchenjunge und machten tiefe Verbeugungen, als nun zwei Perſonen aus dem Hauſe traten, eine Dame und ein Herr. Die Dame trug ein ſchwarzſeidenes Reiſekleid, war ſchlank und fein gebaut; das ſah man, als ihr beim Einſteigen der Shawl von den Schultern herabrutſchte. — Blickte ſie in dieſem Augenblicke an dem Hauſe in die Höhe oder that ſie es nicht? Ganz genau können wir es nicht ſagen, aber wir glauben, daß ſie es that. Das war dieſelbe Dame, von der der Unglückliche droben geſagt, ſie habe ſo ſüße dunkle Augen, umflort und faſt verdeckt von den langen Wimpern; — liebe Augen, nicht hell und glänzend wie andere, aber mit träumeriſchem Blicke, der zu Herzen dringt, wie eine weiche Muſik, wie ein ſüßes, ſüßes Lied. — Als ſie im Wagen ſaß, ſtieg auch der Herr Baron Paul von Breda ein, dann wurde der Schlag geſchloſſen, die Bedienten hintenauf winkten ihren zurückbleibenden Kameraden; die Poſtillone, feſttäglich aufgeputzt, hieben auf die Pferde, und bald war der Reiſewagen um die nächſte Ecke verſchwunden.

Der Herr Baron Hugo von Breda, der oben am Fenſter ſtand und lächelnd zuſchaute, ſchien ſich über dieſe Abwechslung in ſeiner einförmigen Ausſicht gefreut zu haben, wenigſtens ſchaute er dem Wagen vergnügt nach und nickte mit dem Kopfe. „Wie lange dauert die Reiſe?“ fragte François Herr Krämer. — „Vier Monate; ſie gehen nach Frankreich und Italien.“ — „Und wenn ſie zurückkommen,“

ſagte kopfſchüttelnd der Lakai, „ſo wird unſeres Bleibens hier auch nicht lange mehr ſein.“ — „Nun, was Euch anbetrifft,“ entgegnete Herr Krämer, „Ihr werdet Dienſte im Hauſe thun, wie alle Uebrigen; ich aber werde den da begleiten.“ Damit zeigte er auf den unglücklichen jungen Mann, „und mich dann vorderhand mit meiner wohlverdienten Penſion zur Ruhe ſetzen.“

„Und weiß man ſchon, wohin es geht?“ meinte François. — „O ja, die Anſtalt iſt ſchon beſtimmt. Was meinſt du,“ wandte er ſich lächelnd an den Kranken, „haſt du auch Luſt, bald zu reiſen, in einem ſchönen Wagen mit vier Pferden?“ Der arme junge Mann nickte ſonderbar lächelnd mit dem Kopfe. „Er hat ſeine Fahrt von damals rein vergeſſen,“ ſagte François. — „Nun ja, wenn du recht brav biſt,“ fuhr Herr Krämer fort, „ſo reiſen wir nächſtens nach einem ſchönen großen Hauſe mit hohen Mauern und einem feſten Thor; da gibt es auch Lichter und Bilderbücher für die, welche folgſam ſind; für ſolche aber, die Lärmen machen, hat man auch andere Sachen dort.“

„Lichter und Bilderbücher,“ wiederholte der Kranke freundlich lächelnd. Und darauf ſetzte er ſich ruhig auf ſeinen Stuhl und ſtarrte ſo lange zum Fenſter hinaus, bis die Sonne untergegangen war.

Gefährliche Blumensträuße.

Wer die Freuden des Herbſtes recht genießen will, der muß ſich im Monat Oktober einige Zeit in einer Stadt aufhalten, die von Weinbergen umgeben iſt. Kann er ſich zu ſeinem Beſuch ein vortreffliches Jahr auswählen, ſo iſt das um ſo beſſer, denn nur wenn der Trauben viele ſind, wenn die Sonne ſie recht gezeitigt und gebraten hat, ſtrahlt alles in beſonderer Luſt und Freude und iſt das Feſt des „Herbſtes“ ein wahres Volksfeſt. Iſt alsdann doch ſchon der Kreuzer in der Hand des Schulknaben eine ganz genügende Summe, um ſich ein paar gute Weintrauben anzuſchaffen, und ſieht man den vergnügt lächelnden Geſichtern derſelben wohl an, daß die Beeren weich, der Saft ſüß iſt. Das gewöhnliche Getreibe auf den Straßen hat ſich um dieſe Zeit noch durch eine Menge einſpänniger Karren vermehrt, auf denen ein großes Faß ruht, welches von einem gewöhnlichen Arbeitspferde, meiſtens in ſchwerfälligem Trabe, zu den Thoren herein durch die Straßen geführt wird. Das Faß iſt von dem überfließenden Moſt roſig gefärbt, ebenſo das Geſicht des Fuhrmanns, der überhaupt vor Wonne und jungem Wein ſtrahlt, und nun den Vorüberwandelnden zunickt, die dem neuen Bacchus lachend nachblicken, der mit geſpreizten Beinen vor ſeinem Faſſe ſteht. Alle Höhen, welche die Stadt umgeben, ſind belebt; Spaziergänger klettern aufwärts, neben ihnen Weingärtner mit den ſchweren Bütten auf dem Rücken, um die Trauben zuſammen zu tragen. Hier auf einem Kreuzwege ſind große Fäſſer aufgeſtellt, bis zum Rande mit den glänzenden, farbigen

Beeren angefüllt, auf denen ein paar Buben luſtig herumtreten, um ſie zu zerquetſchen und den Saft zu befreien. Dieſe kleinen Arbeiter werden beneidet von den Stadtkindern, die vorübergehen, denn, denken ſie, jene brauchen ſich nur zu bücken, und können eſſen ſo viel ſie wollen.

Zwiſchen den grünen und gelben Blättern der Weinſtöcke hervor jauchzt und jodelt es, auch Schüſſe knallen, denn man ſchießt mit Schlüſſelbüchſen, mit Piſtolen und kleinen Kanonen. Dazu macht der Himmel ein recht freundliches Geſicht und ſpannt ſich glänzend blau und klar über die vergnügte Menſchheit aus. Goldener Sonnenſchein liegt über Berg und Thal, die Fernen ſind tiefblau und doch ſo herrlich klar, in den näher liegenden Wieſen und Wäldern zeichnet ſich ſcharf jede Biegung des Terrains, ſowie einzelne Gebüſchgruppen, ja hie und da erkennt man jeden Baum an der eigenthümlichen Färbung, die er angenommen; dieſer ſcheint röthlich, jener gelblich, andere Blätter ſind noch friſch und grün wie in den erſten Tagen ihrer glücklichen Jugend.

Ja, die Sonne iſt lieb und freundlich; wie glänzen in ihrem Strahle dort die ſchönen Augen und die weißen Zähne, wenn der liebliche Mund ſich ſchelmiſch lachend öffnet, wie färbt ſie das ganze Geſichtchen ſo reizend, das, halb unter dem Rebenlaub verſteckt, durch einzelne Streiflichter der Sonne ſo prächtig beleuchtet wird. Aber auch ernſtere Dinge beſcheint ſie. Die weiße Weſte des Herrn Stadtdirectors und die röthliche Naſe des Obertribunalraths, nicht zu vergeſſen die bunten flatternden Bänder von deren Ehegattinnen und die forſchenden Blicke junger, beutelluſtiger Aſſeſſoren und Offiziere, die ſo gern unter das Rebenlaub ſchauen, weniger auf die Trauben, als auf die hübſchen Augen, von denen wir vorhin ſprachen. Zu ihrem Privatvergnügen kokettirt die Sonne noch mit dem funkelnden Wein,

ihren lieben Kindern früherer Jahre in Gläsern und Flaschen, vergißt aber dabei nicht, auch einen Blick dem Säuglinge von diesem Jahre zu schenken, der noch unbeholfen und ungelenkig ist wie alle Neugeborenen.

Die gleiche Lust herrscht aber in guten Jahren um diese Zeit überall; mag das Besitzthum groß oder klein sein, man veranstaltet seinen Freunden einen Herbst, ja, wer nur ein Kartoffelland sein eigen nennt, mit einer Laube von wildem Wein oder Feuerbohnen überrankt, der bittet einige Bekannte zusammen und sollte er auch den nöthigen Korb voll Trauben beim benachbarten Weingärtner kaufen müssen. Und hier amüsirt man sich vielleicht ebensogut wie dort bei dem reichen Baumeister, der seine achtzig Eimer jedes Jahr macht und den Eingeladenen nur vortrefflichen 1846er vorsetzt; ja, an diesen Tagen ist die Lust gleich groß hier unter dem Bretterdache wie dort im schönen Garten des Landhauses oder wie auf den Terrassen jener Villa, die nicht weit von den Thoren der Stadt auf einem kleinen Hügel liegt. An all den Orten wird der Herbst gefeiert, und sobald es anfängt dunkel zu werden, erreicht die Lust ihren Gipfel. Da ziſchen Schwärmer und werden übertönt von dem Knallen der Frösche, die wieder überschrieen werden von lustigen Mädchenstimmen, welche um Hülfe rufen, weil irgend ein brennendes Ungethüm in ihrer Nähe loskracht. Zuweilen sieht dann die ganze weite Fläche rings um uns aus wie der Garten eines Zauberers, auf dessen Geheiß feurige Blumen überall empor sprossen, rothe, blaue, gelbe und grüne Leuchtsterne, dazwischen flimmert rothglühendes oder weißglänzendes Blätterwerk, und über alles hinaus erheben sich feurige Raketenblumen, hoch in die Höhe wachsend, oben den Stengel zierlich neigend, um alsdann vor den erstaunten Augen einen Blüthenbüschel in den glühendsten Farben zu entfalten. So

sproßt und leuchtet es auf allen Punkten, hier spärlich, dort reicher; auf diesem Punkte sind kleine Schwärmer und Frösche vorherrschend und eine einzelne Rakete ein Ereigniß, dort steigen diese massenhaft auf und werden überboten von Kanonenschlägen und überstrahlt von gewaltigen Sonnen.

In letzterer Beziehung zeichnet sich die Villa aus, von der wir vorhin sprachen. Zu ihr gehören zahlreiche Weinberge und ein weitläufiger Park; letzterer stößt an das Wohnhaus, und auf dem freien Platze, in welchem das zierliche Gebäude liegt, prasselt und kracht eine solche Menge von Feuerwerk empor, daß alles, was sich auf den umliegenden Höhen befindet, mehr dorthin schaut, als auf die eigenen mageren Schwärmer und Frösche.

Die kleine Villa gehört einem liebenswürdigen jungen Mann, dem Baron von C., seit einem Vierteljahr glücklicher Gatte; er hatte zur Feier des Herbstes einige befreundete Familien zum Diner eingeladen, und nach Beendigung desselben wurde das Feuerwerk abgebrannt, dessen wir eben erwähnten. Hier waren die Gäste denn auch mehr Zuschauer als Theilnehmer. Doch hat auch dies manch Angenehmes, ja noch mehr als das, wenn man sich in liebenswürdiger Gesellschaft befindet, wenn man aus einem halbdunkeln Raume zuschauend bei dem aufflammenden Lichte mehr nach den Augen der Nachbarin, als nach der emporzischenden Rakete blickt, und wenn man bemerkt, daß sich eben diese Augen im gleichen Momente auch nach uns richten. Das ist ein süßes und liebes Spiel und wiederholt sich, so oft aufs Neue die Flammen drunten aufzucken. Vielleicht stützen wir uns auch ganz harmlos auf die Brüstung der Terrasse und berühren dabei eine kleine Hand, die dort ebenfalls ruht. — Ah! superb! außerordentlich schön! ruft aber in diesem Augenblick der Kreis der Zuschauer, wir zucken zurück, ja wir klatschen, um

ganz unbefangen zu ſcheinen, begeiſtert in die Hände, mit klopfendem Herzen, außer uns vor Entzücken — natürlicher Weiſe nur der bunten Flammen wegen. So haben wir denn zwei Feuerwerke, und wenn draußen die Raketen erlöſchen, ſo erfüllt ſich unſer Herz mit einem anderen, weit gefährlicheren Feuer.

So fühlten denn auch auf der Terraſſe der benannten Villa zwei junge Leute, die ſich gewiß ganz zufällig dort zuſammen gefunden. Er war ein ſchöner junger Mann von vielleicht dreißig Jahren, ein genauer Freund des Hausherrn, war Maler, hatte einen berühmten Namen, ein großes Einkommen, und wenn er in Geſellſchaft ging, ſo konnte er ſeine gewählte Toilette dadurch vervollſtändigen, daß er ſich ein Band von irgend einer beliebigen Farbe ins Knopfloch ſteckte; dagegen war er, wenn auch von anſtändiger, doch von ſehr einfacher Geburt; kein Wörtchen „von" hatte ihm die Thüren zu der — Geſellſchaft geöffnet, die es ſich jetzt zur Ehre macht, ihn zu empfangen, und hatte ihn leider dieſer Geſellſchaft, wenn er auch die Meiſten derſelben an innerem Gehalt weit überragte, doch nicht ebenbürtig gemacht. Wir ſprachen das leider nur für den vorliegenden Fall aus, in Betreff der beiden Arten von Feuerwerk, mit welchem er ſich heute Abend beſchäftigte; denn ſie, die neben ihm ſtand und die Berührung ſeiner Hand ſo gern duldete, gehörte eben dieſer — Geſellſchaft an. Sie war ein zwanzigjähriges, reizendes und geiſtreiches Mädchen, aber — leider die Tochter eines alten Generals, der noch obendrein Baron von W. hieß. Wenn man die beiden jungen Leute bei einander ſtehen ſah, ſo war man verſucht Bravo! zu rufen über das prächtige Doppelwerk, welches die Natur hier geſchaffen, und Unbefangene von Geſchmack und Einſicht mußten unwillkürlich ausrufen: welch ſchönes Paar! Beide hatten ſich früher wohl gekannt, ſich, auch wohl allerlei Schönes denkend, betrachtet;

daß sie sich aber näher kennen lernten und aufs Innigste liebten, daran war die Unvorsichtigkeit des alten Generals Schuld, der ein lebensgroßes Porträt seiner Tochter befohlen. Der Maler hatte sich Anfangs gegen diesen Auftrag gesträubt und dringende Arbeiten vorgeschützt — vergebens! Doch ließ er sich endlich zwingen nachzugeben, das Gemälde wurde ein Meisterwerk, aber das Original nahm er so tief in sein Herz auf, daß er sich nicht mehr davon los machen konnte. Eugen, der Maler, hatte es seinem Freunde, dem Baron von C., öfter gesagt, daß die junge Dame oft stundenlang, wenn gleich im elterlichen Hause, mit ihm allein sei, worauf dieser lachend erwiderte: „Das ist ein schlimmes Compliment für deine Liebenswürdigkeit; der General hält dich für gänzlich ungefährlich, und dafür würde ich mich an ihm rächen."

„Und dann" hatte der Maler gefragt.

„Nun, und dann? sieht man weiter."

Am heutigen Tage hatte sich übrigens die ganze intimere Mittheilung zwischen den Beiden auf das beschränkt, dessen wir soeben erwähnten, einen innigen Blick, einen leichten Druck der Hand, — so unendlich viel — und doch so wenig. Vergebens hatte Baron von C. es eingerichtet, daß Eugen die junge Dame zu Tisch führen durfte und nach der Tafel in den Garten; hatte ihm auch in den Glashäusern bald hier bald dort allerlei seltene oder unbedeutende Blumen gezeigt. Vergeblich, Julie von W. war wie die Bienenkönigin: wohin sie sich wendete, folgte ihr ein ganzer Schwarm. Und doch hätte ihr Eugen so gern eine Frage gestellt, er war bekümmert, denn er hatte in ihrem sonst so klaren und freundlichen Auge einen Schatten bemerkt, er hatte in unbedeutenden Worten, die sie an ihn gerichtet, einen Kummer entdeckt, der auf ihrem Herzen lastete. Das Feuerwerk war unterdessen beendigt, und nachdem der Raum um das

Schloß einen Augenblick dunkel gelegen, ward er plötzlich wieder erhellt, diesmal von der rothen Gluth der Fackeln, welche die Dienerschaft am Portal aufsteckte, um den Weg für die anfahrenden Equipagen zu erhellen. Auch das Zimmer und die Terrasse, wo sich die Gesellschaft befand, wurden plötzlich erleuchtet, doch nicht so schnell, daß es Eugen nicht noch gelungen wäre, durch eine schnelle Wendung eine alte Hofdame zwischen sich und Julie zu bringen.

Der Vater General, der sich zum Gehen eines Stockes bediente, hinkte herbei, um seiner Tochter zu sagen, daß ihr Wagen vorgefahren sei. Mit Ausnahme einiger weniger Herren, worunter auch Eugen, die noch dablieben, um bei der liebenswürdigen Wirthin des Hauses eine Tasse Thee zu nehmen, empfahlen sich die Uebrigen, und plaudernd und lachend rauschte es über die breiten Corridors nach der Treppe des Hauses hin. Auch hier war der Hausherr wieder für seinen Freund thätig. Denn unter dem Vorwand, dem alten General das Gehen zu erleichtern, nahm er ihn unter dem Arme und machte in seiner liebenswürdigen Sorgfalt unendlich kleine Schritte, so daß Julie, von Eugen geführt, schon fast auf der untersten Stufe war, ehe der Papa noch die oberste erreicht hatte.

Das Treppenhaus war auch der Glanzpunkt der kleinen Villa; von Marmor waren Stufen und Wände, letztere mit weißen Säulen gekrönt, die leicht den kühnen Bogen der Wölbung trugen. Dort oben hatte Eugen für seinen Freund ein reizendes Bild gemalt, ein Bild, das ohne Uebertreibung den Werth der Villa bedeutend vergrößerte. Auf der untersten Stufe der Treppe befanden sich auf passenden Piedestalen zwei Knaben aus Bronze in Lebensgröße, welche aufrecht Füllhörner hielten, aus denen Lichter-Bouquete flammten. Julie war schon auf der zweiten Stufe; sie hatte ihre kleine feine Hand auf den Arm eines der Knaben gelegt, während Eugen tiefer vor ihr

ſtand, beide aber angelegentlich das Deckengemälde, ſein Werk, betrachteten und darüber zu ſprechen ſchienen; in Wahrheit aber beſchäftigte ſie nicht die Schaar der Götter dort oben, und wenn auch der Maler die Hand erhoben hatte, und bald auf dieſe, bald auf jene Geſtalt deutete, auch ſein Geſicht lächelnd und ruhig erſchien, ſo drangen doch die Worte, die er ſprach, haſtig zwiſchen den Lippen hervor.

„Julie, es iſt etwas geſchehen, was Sie bekümmert. Ich habe das im Verlaufe des Nachmittags wohl bemerkt, und es hat mir den ſonſt ſo herrlichen Tag verdorben.“

Sie nickte mit dem Kopfe, wobei ſie aufwärts blickte, als habe ſie ſeine Erklärung, die Figuren betreffend, wohl verſtanden.

„Was iſt es denn, Julie? Muß es ein Geheimniß für mich bleiben?“

„O nein, gewiß nicht,“ entgegnete ſie, „wenn ich es nur ſelbſt genau wüßte; Papa hat während dem Hieherfahren einige Worte zu mir geſprochen, die mich aufs Tiefſte erſchreckten.“

„Um des Himmels willen, Julie, was ſagte er?“

„Er ſprach von meiner Zukunft, daß es Zeit ſei, daran zu denken, daß eine Verbindung, die er projectirt, mir gewiß paſſend und annehmbar erſcheinen würde.“

„O Gott, das habe ich ſchon lange erwartet,“ murmelte er durch die zuſammengepreßten Zähne.

„Sie meinen die Pferde des Sonnengottes,“ ſagte ſie plötzlich ſehr laut, während ſie lächelnd den Kopf ſchüttelte und mit der rechten Hand emporzeigte; „und man macht Ihnen einen Vorwurf, daß Sie die arabiſche Race anzeigen? O, das iſt in der That komiſch. Apollo hat ſich ja gewiß zu ſeiner Zeit des ſchnellſten, feurigſten Geſpanns bedient. Und das ſind Eigenſchaften, die man den Arabern nicht abſprechen kann.“

„Nicht schlecht geurtheilt, Julie," hörte man jetzt die tiefe Stimme des Generals, der nun dicht hinter dem Paare stand. „Doch habe ich nie gehört, daß man unserem Künstler darüber einen Vorwurf gemacht. Scharfe Kritiker fanden dagegen das Gesicht der Liebesgöttin etwas zu nachdenkend, ja traurig; die Göttin der Liebe soll heiter und glücklich sein."

„Ganz recht, Papa," erwiderte Julie, „das wollte ich auch soeben anführen, denn man sagt, ihre Macht sei groß, nichts könne derselben widerstehen." Dies sprach das junge Mädchen mit einem innigen Blick auf Eugen, der sich mit der Hand über die Augen fuhr und wie aus einem tiefen Traum erwachte. So schnell als möglich fuhren die Wagen vor, doch da der des Generals nicht der erste in der Reihe war, so mußte die Gruppe noch einen Augenblick an der Treppe stehen bleiben, und gerade als seine Equipage vorfahren wollte, zeigte sich unerwartet ein neues Hinderniß, ein Reiter nämlich, der im Jagdgalopp über den Hof daher kam und die Rampe hinaufritt, vor dem Treppenhause anhielt, und vom Pferde stieg. Draußen, wo es ziemlich dunkel war, sah man nur seine lange Gestalt, die sich eilig der Treppe näherte und nun, als sie in den Lichterschein trat, vom General erkannt zu werden schien, denn dieser machte sich plötzlich vom Arme des Hausherrn los und rief freudig aus: „Bester Graf, welch angenehme Ueberraschung!"

Der also Angeredete, der ziemlich steif und förmlich näher trat, hatte ein langes, dünnes Gesicht, das zu der mageren Gestalt vollkommen paßte; auch die Stirne war hoch und schmal, ja, so hoch, daß wenn man das sorgfältig behandelte Haar ansah, man auf die Vermuthung kommen konnte, dasselbe habe einstens weiter hinabgereicht. Der Graf schaute im Kreise umher, machte eine leichte Neigung

mit dem Kopfe und reichte dem General die Hand, welcher dieser herzlich schüttelte.

„In der That eine liebenswürdige Ueberraschung," wiederholte der General, „Sie erfuhren wohl in der Stadt, daß wir hier außen seien."

„Allerdings," erwiderte lächelnd der Fremde, „und ich säumte nicht, mich so schnell wie möglich hieher zu begeben, will aber Ihre Rückfahrt, welche Sie soeben anzutreten im Begriffe sind, nicht um eine Sekunde verzögern."

„Meiner Tochter werden Sie sich noch erinnern," sagte der General mit einer Handbewegung gegen Julie, welche sich erröthend verneigte und die Augen niederschlug, da sie bemerkte, wie die Blicke des Grafen fest auf ihr hafteten. Dieser hatte sich dem jungen Mädchen mit einer tiefen Verbeugung genähert und versetzte: „Wenn ich mich auch noch lebendig jener Zeit erinnere, wo ich das Glück hatte, Fräulein Julie zu sehen, so muß ich doch eingestehen, daß ich Sie unter andern Verhältnissen nicht wieder erkannt hätte."

„Erlauben Sie, bester Graf, daß ich Sie dem Herrn dieser gastfreien Villa, dem Baron von C. vorstelle."

„Mir scheint," entgegnete der Fremde lächelnd, „ich erneuere da auch eine Bekanntschaft aus früherer Zeit."

„So ist es, Herr Graf," entgegnete der Baron, „wenn ich nicht irre, trafen wir in Italien zusammen."

„Ja, ganz recht, in Neapel."

„Und an den Wasserfällen von Terni?"

„Ah! das ist wahr, Sie haben ein vortreffliches Gedächtniß."

„Ich behalte manches," erwiderte lächelnd der Hausherr. Und während sich der General seinen Paletot umgeben ließ, näherte sich der Graf der jungen Dame, wobei der Hausherr nach seinem Freunde

ſchaute, der während des kurzen Geſprächs von vorhin unſichtbar geworden war. Doch hatte Eugen die Treppe nicht verlaſſen, ſich nur hinter die bronzenen Lichthalter zurückgezogen, und indem er den rechten Arm auf einen der Träger ſtützte, hatte er die Stirn auf die Hand gelegt und blickte nachdenkend zu Boden.

„Eugen!“ ſprach leiſe der Baron, und als Jener aufblickte, zeigte er ein bleiches, verſtörtes Geſicht.

„War denn nicht vorhin unſer Maler da?“ rief laut der General, „da hätte ich bald was vergeſſen, wo iſt Herr Eugen?“

Der Maler trat vor, der alte Herr hinkte ihm haſtig entgegen, faßte ſeinen Rockknopf und zog ihn ein paar Schritte abſeits. „Lieber Freund, Sie müſſen mir einen großen Gefallen thun.“

„Mit Vergnügen, Herr General.“

„Sagen Sie das nicht, denn mein Verlangen iſt Künſtlern Ihres Ranges gerade nicht angenehm. Aber verzeihen Sie, ich kann mich nur an Sie wenden. Es betrifft das Bild, welches Sie von meiner Tochter gemalt haben; ich brauche davon eine Copie, eine kleine, zierliche Copie.“

„Eine zierliche Copie, Excellenz; ich verſtehe.“

„Nicht wahr, Sie verſtehen mich, Sie ſind ein verſtändiger junger Mann; ich verſichere Sie, ich ſetze ein unbegrenztes Zutrauen in Sie. Es muß eine Copie ſein in einem kleinen hübſchen Format, die man — Jemand zum Geſchenk machen kann.“

„Einem Bräutigam zum Beiſpiel, Herr General,“ ſagte der Maler mit leiſer, tonloſer Stimme.

„Parbleu! Sie haben Recht,“ erwiderte lachend der General, ſetzte aber hinzu, indem er den Zeigefinger aufhob: „Das bleibt aber vor der Hand ganz unter uns.“

Der Maler verbeugte ſich, dann verſetzte er nach einer kleinen

Pause: „Und wann wünschen Sie, Herr General, daß ich die Copie anfange?“

„Anfangen? Wenn Sie mich lieb haben, längstens morgen, und beendigen so schnell wie möglich.“

„Ah! es ist eilig,“ sprach der Maler, indem er sich die Lippen fast blutig biß.

„Recht eilig, also ich verlasse mich auf Sie.“

Unterdessen hatte der vorhin Angekommene mit Julie und dem Hausherrn ebenfalls einige Worte gewechselt, glücklicher Weise aber sprachen sie über die reizende Besitzung, auf welcher man sich gerade befand, und so war es der jungen Dame erlaubt, bei Erwähnung des Treppenhauses auch mit großem Interesse die Bronzefiguren zu betrachten, neben welchen Eugen und der General standen. Wie hatten sich die Züge des jungen Mannes, die während des Feuerwerks noch so glücklich und heiter strahlten, jetzt verändert! Wie zuckten seine Lippen, wie suchten seine Augen ihre Blicke, nachdem der General dem Maler die Hand geschüttelt und sich von ihm entfernte. Wie hastig griff Eugen nach dem bronzenen Arm des Knaben, es schien, er müsse etwas suchen, um sich daran zu halten.

„Allons, Kinder!“ rief der General. „Wir haben unseren liebenswürdigen Wirth jetzt lange genug zwischen Thüre und Treppe in der kühlen Nachtluft hingestellt, machen wir, daß wir nach Hause kommen. Und Sie, Graf, Sie fahren doch mit uns?“

„Wie könnte ich ohne gegründete Ursache eine solche Einladung ausschlagen!“ entgegnete dieser. „Doch verzeihen mir Excellenz, ich muß es doch thun, denn ich habe mich warm geritten und gestehe, daß ich mich in Ihrem offenen Wagen vor der kalten Nacht fürchte.“

„Und nicht mit Unrecht,“ sagte der General. „Daran dachte ich wahrhaftig nicht.“

„In der Eile noch zeitig hieher zu kommen," fuhr der Andere lächelnd fort, „vergaß ich durch den Reitknecht meinen Ueberzieher mitnehmen zu lassen, bedaure das aber jetzt aufs Schmerzlichste."

„Aber ich bitte Sie, bester Graf!" rief eifrig der Hausherr, „dem ist ja augenblicklich abzuhelfen; darf ich Ihnen einen Paletot von mir anbieten? Ich hoffe, Sie werden mir das nicht abschlagen, haben wir uns doch auch schon früher kleine Dienste geleistet."

In diesem Augenblicke eilte auch schon einer der Bedienten, welche hinter den Herrschaften auf der Treppe warteten, die Stufen hinan. „Du wirst meinen weiten dicken Paletot vor meinem Zimmer finden!" rief ihm der Hausherr nach; „ich habe ihn dort auf den Tisch gelegt." Dann setzte er lächelnd gegen den Anderen gewendet hinzu: „Ich muß schon das weiteste Kleidungsstück geben, das ich habe, um die fehlende Länge zu ersetzen."

Der Paletot, der augenblicklich gebracht wurde, erwies sich übrigens als zur Genüge passend, der Graf wickelte sich hinein, Julie verabschiedete sich von dem liebenswürdigen Wirthe, nicht ohne die herzlichen Worte, mit welchen sie dies that, durch einen innigen Blick anderswohin zu dirigiren. Die Pferde zogen an, der Wagen rollte dahin.

Der Baron von C. trat zu seinem Freunde hin, der noch immer wie in tiefem Traume dastand, faßte seinen Arm und sagte mit weicher Stimme: „Komm, Eugen, gehen wir hinauf. Sei ruhig, mein Freund; glaube mir, ich verstehe deinen Schmerz. Ah! das ist eine schreckliche Lage." Darauf stiegen Beide schweigend die Treppen hinauf, und als sie oben auf das Vestibul kamen, schritt der Maler einem großen Fenster zu, welches eine weite Aussicht gewährte. Da lag vor ihnen in der Dunkelheit die Stadt mit einem weißen Nebelschleier bedeckt, durch welchen die Lichter von den Straßen und aus den

Häusern hervorblitzten und sich ausnahmen wie glänzende Stickereien. Hie und da leuchtete und blitzte es noch auf den Höhen, man sah bald nah, bald fern sprühende Schwärmer und hoch aufsteigende Raketen. Ringsum herrschte noch Lust und Freude, nur ein Herz, welches vorhin alles das noch so warm und glücklich mitempfunden, fühlte sich jetzt kalt und elend. Eugen lehnte die brennende Stirn an die kühlen Scheiben, der Baron stand neben ihm und legte die Hand sanft auf seine Schulter. „Sei ruhig, Eugen," sagte er. „Wohl begreife ich, wie schwer dein empfängliches Gemüth von dem Schlag getroffen wurde. Aber wenn er auch unerwartet kam, so mußtest du doch darauf vorbereitet sein. Wie oft sprachen wir darüber, wie oft sagtest du selbst dies Ende deinem stillen Glücke voraus."

„O ja, das that ich," entgegnete der Andere mit zitternder Stimme, „aber jetzt, wo sich so plötzlich die fürchterliche Kluft vor meinen Füßen öffnet, jetzt ist mir, als könne ich das Unglück nicht ertragen. O meine Julie!" fuhr er schmerzlich fort, indem er sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte, „so habe ich dich also verloren! O mein süßes Mädchen, so hat man dich also von mir weggerissen ohne Gnade und Barmherzigkeit! Nicht wahr?" wandte er sich hastig an seinen Freund, „das ist auch deine Ansicht? Alles ist für mich verloren."

„Ich glaube, ja, mein armer Eugen," erwiderte sanft der Baron von C. „Nimm es auf wie ein Mann; gestehe mir zu, daß du selbst an einem guten Erfolg gezweifelt. Erinnere dich, wie oft wir dir sagten, Elise und ich, in Gottes Namen einen versuchenden Schritt zu thun, obgleich," setzte er beruhigend bei, als er sah, daß der Andere sich heftig gegen ihn umwandte, „wir gewiß an ein Gelingen nimmermehr glaubten."

„Und ich ebensowenig," murmelte Eugen. „Hätte ich denn im

anderen Falle jenen Schritt nicht schon längst gethan? Und doch redete ich mir selbst Hoffnungen ein. O es war für mich so süß zu hoffen, ich fühlte wohl, was ich leiden würde, sobald ich die traurige Gewißheit meines Unglücks hätte. Und jetzt habe ich sie, und jetzt leide ich — furchtbar."

Abermals lehnte er sich gegen das Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Und wieder faßte der Baron seinen Arm, ihn sanft emporziehend. „Laß' uns nicht hier stehen bleiben, Eugen," bat er mit bewegter Stimme. „Komm, gehen wir zu meiner Frau, sie erwartet uns."

„Aber sie ist nicht allein," sprach Eugen. „Sieh mein Gesicht an; wie kann ich mich so vor Menschen blicken lassen! Auch wäre es wohlthuend für mich, allein sein zu können."

„Im Gegentheil, Eugen," erwiderte der Baron, „ich kenne das; zwinge dich, für eine Stunde an unserer Unterhaltung Theil zu nehmen. Glaube mir, es ist besser für dich, du wirst doch nachher lange genug allein sein."

„Ja, sehr allein!" entgegnete der Andere mit einem tiefen Seufzer.

„Auch werden dich ein paar gute Freunde, die du in meinem Zimmer findest, nicht geniren. Aber nimm dich zusammen; weißt du, lieber Freund," setzte er flüsternd hinzu, „man soll dich ruhig sehen, man soll nicht sagen, du seiest wie ein Unglücklicher davon gerannt; man soll nicht über dich spotten."

„Und wer weiß denn schon bei dir um die für mich fürchterliche Geschichte?"

„Komische Frage! der Vicomte, der droben ist, war auf der Treppe, als der Graf unten vom Pferde stieg. So ein Diplomat ist neugierig; er war es ja auch, der schon unlängst eine Anspielung

fallen ließ über eine projectirte Heirath im Hauſe des Generals. Wir lachten darüber."

„Und du ſagteſt mir nichts davon?"

„Ich verſichere dich, wir lachten darüber."

„Und doch hatte er recht," ſprach Eugen mit tiefem Schmerze.

„So ſcheint es; aber der kleine Vicomte hatte nun gewiß nichts Eiligeres zu thun, als meiner Frau die Ankunft des Bräutigams mit großem Geräuſch zu verkünden, und daran würde er ohne Zweifel von ſeinen pikanten Bemerkungen reihen, wenn du, von dem man weiß, daß er noch eine Stunde dableiben wollte, plötzlich verſchwunden wäreſt."

Eugen biß die Zähne feſt auf einander.

„Alſo komm und ſei verſtändig."

„Vielleicht auch luſtig?" fragte der Andere bitter, „geſprächig mit der Hölle im Herzen? doch ſei es darum. Was ich heute nicht thue, müßte ich morgen doch thun. Und darin haſt du recht: einen lauernden Blick oder das leiſeſte Wort des Spottes — bei Gott! ich ertrüg' es nicht." Damit raffte er ſich auf, und Beide ſchritten durch das Veſtibul nach dem Zimmer der Hausfrau, einem kleinen heimlichen Salon, welcher durch dicke Teppiche, die den Boden bedeckten, durch zugezogene Vorhänge von ſchwerem Seidenzeuge und durch ein flackerndes Feuer in dem zierlichen Kamin von polirtem Eiſen einen ſo angenehmen Gegenſatz zu der kalten Nacht bildete, daß Jeden, der von draußen hineintrat, ſchon auf der Schwelle ein behagliches Gefühl überſchlich.

Die Baronin von C., eine junge, ſchöne und heitere Frau, ſaß auf einem Divan, der ſich in der Ecke des Zimmers befand. Vor ſich hatte ſie einen Lichtſchirm und war ſo gedeckt vor den grellen Flammen des Kaminfeuers, an welchem drei Herren ſaßen, von

denen der Eine, eine kleine bewegliche Figur, etwas Komisches erzählt haben mußte, denn die Baronin lachte so herzlich, daß man beide Reihen ihrer schönen weißen Zähne sah. „Hören Sie auf, Vicomte!“ rief sie lustig, „man kennt Ihre Uebertreibungen. Dort kommt George, der wird uns die nackte Wahrheit sagen.“

„Wenn er das thut, gnädige Frau,“ rief der Vicomte, „so werden Sie erfahren, daß ich mit keiner Sylbe übertrieben.“

„Von Allem, was sich drunten zugetragen, sollt ihr einen genauen Bericht haben,“ sagte der Hausherr, „ich bin das ja meiner Frau schuldig.“ Damit ging er zu ihr hin, küßte sie auf die Stirn und sagte ihr leise: „Laß Eugen neben dir Platz nehmen.“ Sie sah einen Augenblick fragend in das Gesicht ihres Mannes, dann aber preßte sie die Lippen auf einander und ein leichter Schatten überflog ihre vorher so heiteren Züge. Sie hob hastig ihre Rechte und reichte sie dem Maler, der sich darauf niederbeugte und die kleine Hand küßte.

Der Hausherr hatte sich in diesem Augenblicke zu den anderen Herrn an das Kamin gestellt. Der Handkuß des Malers mußte übrigens von etwas Außerordentlichem begleitet gewesen sein, denn die Baronin blickte fast erschrocken auf die seltsam glänzenden Augen des jungen Mannes, dann sagte sie heiter und lustig, wobei aber ihre Stimme kaum merklich bebte: „Also endlich lassen Sie sich auch in meiner Nähe sehen? den ganzen Nachmittag sind Sie nur so herum geschwärmt, bald hier, bald dort, und haben mich total vernachlässigt. Zur Strafe dafür nehme ich Sie jetzt für mich in Beschlag.“ Sie zog ihn sanft auf einen kleinen Fauteuil nieder, der neben dem Divan stand.

„Das ist eine schöne Strafe,“ meinte lachend der Vicomte, „und hätte ich das früher gewußt, so würde auch ich mich den ganzen

Nachmittag fern gehalten haben, um Abends so angenehm bestraft zu werden."

„O was das anbelangt," lachte die schöne Frau, „so kann man bei mir auf verschiedene Art Buße thun. Sie hätte ich vielleicht doch an den Kamin verwiesen, Sie lieben es, in die Flammen zu schauen, aber die kostbaren Augen unseres Freundes hier muß ich schonen. Deßhalb," wandte sie sich an Eugen, „bekommen Sie auch die Hälfte meines Lichtschirmes — so — jetzt wird Ihnen die Gluth des Feuers nicht wehe thun." Damit hatte sie den kleinen Schirm, der vor ihr stand, so gedreht, daß der Schatten, den derselbe warf, zum größten Theile auf das Gesicht des Malers fiel.

„Ja, diese Künstler werden doch auf jede Art bevorzugt," meinte der Vicomte. Und das Gleiche mochte auch Eugen fühlen, denn er heftete auf die Baronin einen Blick mit dem Ausdruck der innigsten Dankbarkeit.

„Aber jetzt will ich von dir hören, George, was sich drunten zugetragen. Hat uns doch der Vicomte Sachen erzählt, die ganz außerordentlich sind."

„Ich wette, er hat falsch gesehen," meinte einer der anderen beiden Herren, ein Rittmeister von B., der wenig sprach und von dem man fast sicher sein konnte, daß unter dem Wenigen, was er sagte, fast jedesmal die Proposition zu einer Wette war. — „Zehn gegen fünf," fuhr er fort, „der Vicomte hat componirt." Dieser streckte sich bei der Behauptung des Rittmeisters so lang wie möglich, erhob feierlich seine Hand und sagte mit der Ruhe eines guten Gewissens: „Eine solche Wette wäre wenig besser als Diebstahl. Hören wir den Hausherrn, und dann urtheilt."

„Nun so Außerordentliches hat sich nicht zugetragen," versetzte lachend der Baron, indem er sich in einen Fauteuil niederließ. „Als

wir den General die Treppen hinab begleiteten — Eugen war bei mir —"

„Und führte die ſchöne Julie, wette ich," warf der Rittmeiſter dazwiſchen.

„Eben als ſie drunten in den Wagen ſteigen wollten," fuhr der Hausherr fort, „erſchien ein Reiter."

„Ein langer Reiter, Graf Rieden, der Mann mit dem Blumenſtrauß," ſagte der Vicomte.

„Den der General aufs Freundlichſte empfing, wobei er von großer Freude und Ueberraſchung ſprach. Auch ich erneuerte eine alte Bekanntſchaft. Erinnerſt du dich noch, Julius, an den Waſſerfall von Terni?" wandte er ſich an den dritten der Herren, der ſchweigend in die Flamme des Kamins ſchaute und jetzt mit dem Kopfe nickte. „Da ſah ich dieſen Graf Rieden und erinnerte mich ſeiner ſogleich. Nachdem drunten die erſten Begrüßungen vorbei waren, nöthigte der General den eben Angekommenen in ſeinen Wagen, um ihn nach der Stadt zurückzubringen. Der Graf war zu Pferde gekommen, und da er ſcharf geritten und erhitzt war, ſo bot ich ihm meinen Paletot an, den er auch annahm. Das iſt die ganze Geſchichte."

„Ja, das Gerippe der Geſchichte. Aber ich habe ungeheuer viel mehr geſehen."

„Wenigſtens viel mehr erzählt," ſagte lachend die Baronin.

„Nein, nein," erwiderte der Andere, „keine Uebertreibung, nur die Wahrheit. Schon vor einigen Tagen erfuhr ich vom .... ſchen Geſandten, Graf Rieden werde hieher kommen, und man ſpreche von einer Verbindung zwiſchen ihm und der Tochter des General von W. Ob die ſchöne Julie dabei dem Zuge ihres Herzens folgt, iſt eine andere Frage, die ich nicht entſcheiden kann. Daß ſie aber beim Anblick des Grafen, von deſſen bevorſtehender Ankunft ſie unterrichtet

war, kein entzücktes Geſicht machte, das kann ich beſchwören. Ja ich verſichere nochmals, ich habe nie den heiteren Ausdruck eines ſo lieben, freundlichen Geſichts wie das der kleinen Baronin ſich ſo plötzlich in Schrecken verwandeln ſehen. Sie ſchauderte ordentlich zurück, und wandte ihre Augen flehend unſerem lieben Wirthe zu, als wolle ſie bei ihm Hülfe ſuchen."

„Par exemple!" rief lachend der Baron von C. „Vicomte! Vicomte! wiſſen Sie wohl, daß Sie damit ſehr viel geſagt haben?"

„Aber da ich es in Ihrer Gegenwart und in der der Baronin ſage, hat es weiter keine Bedeutung, das werden Sie zugeben. Und nun, habe ich vorhin zu viel geſprochen, als ich behauptete, der Bräutigam ſei angelangt, der Bräutigam ſei nichts weniger als liebenswürdig und angenehm, und die ſchöne Julie ſei förmlich vor ihm zurückgeſchaudert? Weiß der liebe Gott," fuhr er luſtig fort, „weßhalb ich in den Ruf gekommen bin, als übertreibe ich gern. Und es hilft der armen kleinen Julie nichts, ſie wird den Grafen doch heirathen müſſen."

„Ich wette nein," ſprach der Rittmeiſter mit großer Ruhe.

Worauf Alles lachte und Julius ſich veranlaßt ſah, den Kopf ſeinem Nachbar zuzuwenden und ihm zu ſagen: „Ich wollte doch wahrhaftig, es fände ſich Jemand, der dich und deine Wetten einmal beim Wort nähme."

„Ich ſtehe zu Befehl für Jeden, der Luſt hat; alles Ernſtes, eine gleiche Wette: der Graf wird die Baronin nicht heirathen."

„Und weßhalb?" fragte der Hausherr.

„Das weiß er ebenſo wenig als wir Andere; Gründe hat er nie. Er will nur wie gewöhnlich eine Wette vorſchlagen."

„Die ich annehme," rief Eugen vom Eckdivan herüber. „Aber gleich gegen gleich hat zu viel Chancen für mich," ſetzte er mit ſeltſam

klingender Stimme hinzu, „weßhalb ich Ihnen vorſchlage, lieber Rittmeiſter: Zehn gegen Eins, der Graf wird die Baronin heirathen.“

„Wenn Sie wollen, verlange ich es nicht beſſer,“ erwiderte der Rittmeiſter lachend. „Alſo zehn Louisd'or gegen hundert, wenn es Ihnen ſo recht iſt. Heirathet der Graf, ſo zahle ich ſie, und umgekehrt erhalte ich die hundert Louisd'or.“

„Abgemacht!“

„Womit du für heute Abend befriedigt ſein wirſt,“ ſagte Julius. „Glaube mir, Eugen, die zehn Louisd'or ſind dir ſicher. Es iſt eigenthümlich,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „wie ein Name, der uns mit einemmal aufs Neue wieder anklingt, ſo lebendige Erinnerungen längſtvergangener Zeiten wach rufen kann — Graf Rieden. Iſt mirs doch gerade, als ſtände ich wieder vor dem alten Poſthauſe in Terni, wo die lange Geſtalt dieſes Herrn vor mich hintrat und ſeinen Namen nannte, — Graf Rieden, der ſich ein Vergnügen daraus machen würde, uns zu den Waſſerfällen zu begleiten.“

„Ja, das waren ſchöne Zeiten,“ ſeufzte der Vicomte; „ſo was kommt nur einmal im Leben.“

„Ich wette, Sie waren damals verliebt,“ ſprach der Rittmeiſter.

„Dagegen kann er nie wetten,“ bemerkte lachend der Hausherr, „denn der glückliche Vicomte fällt von einer Roſenkette in die andere.“

„Aber damals,“ ſagte Julius.

„Ja damals,“ ſeufzte der Vicomte.

„Das müſſen ja fürchterliche Erinnerungen ſein,“ miſchte ſich die Baronin ins Geſpräch, „und jetzt begreife ich vollkommen, daß Sie der Anblick des Grafen Rieden ſo erſchüttert hat und Sie ihn mit gebrochenem Herzen in Verbindung brachten.“

„Es war eine komiſche Zeit,“ meinte Julius nachdenkend.

„Ich habe doch auch ſchon viel über jene Reiſe gehört,“ ſagte

die Baronin, „aber an etwas besonders Merkwürdiges erinnere ich mich nicht; George, George, du scheinst mir von deinen Erlebnissen viel verschwiegen zu haben!“

„Aber was Terni anbelangt, gewiß mit Unrecht, gnädige Frau,“ sprach Julius; „da war er liebenswürdiger Freund und mehr nicht.“

„Nun, wie war denn die Geschichte?“ warf die junge Frau hin. „Der Haupthelb derselben soll erzählen.“

„Das ist der Graf Rieden,“ sagte lachend der Vicomte, „und der ist Gott sei Dank zu weit entfernt, um uns unterhalten zu können. Ihm aber folgt Julius im Range, und er soll uns mit seiner bekannten Schärfe den Tag von Terni und was darauf folgte vor die Augen führen.“

„Wofür wir außerordentlich dankbar sein werden,“ sagte die Baronin. — „Ehe aber unser freundlicher Erzähler beginnt, bitte ich eine Tasse Thee anzunehmen, er muß im Augenblicke kommen.“ Sie zog an einer Klingelschnur, die neben ihrem Platze hing, und wenige Minuten nachher stellte der Kammerdiener das Theeservice vor der Dame des Hauses auf. Die Baronin besaß eine eigene Fertigkeit, das duftende Getränk zu bereiten, und es war nebenbei ein wahres Vergnügen, sie so zierlich und elegant ihre schwere silberne Batterie bedienen zu sehen. Jeder empfing die volle Tasse aus ihren Händen, der Eine oder der Andere ließ sich auch eine zweite geben, dann wurden die leeren auf einen nebenstehenden Marmortisch geschoben und hierauf alles von der Dienerschaft wieder geräuschlos abgeräumt.

„So,“ sagte die schöne Frau, „jetzt bin ich bereit zum Zuhören.“

„Und ich zum Erzählen, aber unter einer Bedingung,“ entgegnete Julius. „Nehmen Sie den Vicomte von meiner Seite, ihm zucken schon die Mundwinkel, und ich bin fest überzeugt, er wird mich jeden Augenblick mit irgend einer Bemerkung unterbrechen, oder

wenn das nicht ist, wenigstens so merkwürdige Gesichter schneiden, daß ich meinen Faden nicht ruhig abwickeln kann."

„Pfui Vicomte! seien Sie artig!" rief die Baronin. Doch erwiderte dieser: „Nein, nein, ich will unartig sein und in Folge davon Buße thun. Eugen dort neben Ihnen hat sich auffallend gebessert, er soll seinen Platz einem ärgeren Sünder überlassen."

„Gott soll mich bewahren," antwortete die Baronin, „daß ich es versuchen sollte, Sie zu bekehren. Alles, was ich leisten kann, ist der Versuch, Sie unter Aufsicht zu nehmen, und zu dem Ende will ich mich ebenfalls ans Kamin setzen. Kommen Sie, Eugen." Damit waren Alle einverstanden, man rückte zusammen, die Baronin setzte sich in eine Kaminecke, der Maler stellte sich in die andere und zwar so, daß der vorspringende schwere Spiegelrahmen einen leichten Schatten auf sein Gesicht warf; doch hatte er sich gefaßt, und wenn er auch etwas bleich aussah, so las man doch in seinen Zügen nichts von dem tiefen Weh, das in seinem Herzen wühlte.

„Also wir sind in Terni," sagte die Baronin.

„So ist es, gnädige Frau, und wir kamen dorthin am frühen Morgen, und zwar in zwei Wagen. George und ich zusammen in unserer Calesche, der Vicomte dort in der seinigen. Terni ist ein kleines ächt italienisches Nest; es liegt tief im Thale der wild strömenden Nera, bekanntlich an der Straße von Perugia nach Rom, und würde wohl nie genannt werden, wenn sich nicht in seiner Nähe die wunderbaren Wasserfälle befänden, vielleicht die schönsten und malerischsten in Europa. Da ist Eugen, der muß mir das bezeugen."

„Sie sind in der That wunderbar und herrlich," sagte dieser.

„Der Ort selbst ist finster und schmutzig," fuhr der Erzähler fort, „hat aber interessante Häuser. Ich weiß nicht, wie die Italiener es machen, aber fast jedes ihrer Gebäude gäbe ein kleines

Bild. Die altersgrauen Mauern mit dem unregelmäßig angebrachten Fenstern, das flache Dach mit einer Brustwehr, die hier hoch, dort niedrig ist, und auf die eigensinnigste Art verziert, vorn durch eine Reihe halbzerbrochener Blumentöpfe mit Aloën und kleinen Granatbäumen, rechts mit flatternder Wäsche, und auf den anderen Seiten durch die überragenden Zweige eines mächtigen Lorbeerbaums, dessen saftiges Grün auf der Schmutzfarbe des ganzen Gebäudes so unendlich wohl thut. Am hübschesten aber machen sich an diesen Häusern die zahlreichen Veranden, die so willkürlich kunstlos angebracht sind und wohl nur dadurch einen so malerischen Effekt erreichen; ein paar roh aufgemauerte Pfeiler, darüber einige Stangen, eine colossale Weinrebe am Hause, die weit und breit ihre Zweige ausstreckt und mit einer Fülle von breiten Blättern das Ganze zudeckt: das ist überall so einfach und schön, daß wir es mit aller Kunst nicht zu erreichen vermögen."

„So war auch der Gasthof in Terni, vor welchem wir abstiegen. Unsere beiden Caleschen hatten kaum Platz im Hofe, denn dort befand sich das Coupé des Grafen Rieden, sowie ein colossaler Reisewagen, schwer bepackt, mit hohem, verdecktem Hintersitz; wo an letzterem irgend noch ein Platz war, sah man große, mit Leder überzogene Schachteln aufgeschnallt. Diese Equipage mußte doch offenbar mehr als eine Dame beherbergen, das merkte man ihrem Aeußeren wohl an."

Der Vicomte schnitt eine Grimasse, wagte es aber nicht, den Erzähler zu unterbrechen.

„Man gab uns Zimmer, einen ungeheuren Saal zum Speisen, die Wände von dunklem Holzwerk mit alten Vergoldungen und einem so nachgedunkelten Deckengemälde, daß George, der damals die Bilderliebhaberei hatte, nicht unterscheiden konnte, ob das eine Landschaft

oder eine Historie behandle. Wir frühstückten und verlangten Führer zu den Wasserfällen, sowie Pferde, um hinauf zu reiten. Der Wirth rieb sich die Hände, und versicherte, es thue ihm unendlich leid, aber mit Pferden könne er uns nicht dienen. Drei Damen, die vor einer Stunde mit ihrer Dienerschaft hinauf seien, hätten seinen Stall ausgeleert, und was er uns anschaffen könne, seien zwei kleine Wagen, jeder mit einem, übrigens sehr soliden Maulthier bespannt, die aber nicht zum Reiten tauglich seien. Was war zu machen? Bekanntlich hat der Gastwirth und Postmeister von Terni das Recht, alle Reisenden nach den Wasserfällen zu befördern."

„Ja," unterbrach der Vicomte lachend den Erzähler, „er hat das vom römischen Governo theuer genug erkauft, bringt aber seine Auslagen mit hundert Prozent wieder von den Fremden ein."

„Wir ließen die Wagen vorfahren, und sie hatten das Aussehen von alten russischen Drotschken und stießen bedeutend, weßhalb denn auch unser Vicomte mit dem Grafen den seinigen nach kurzer Zeit verließ, um mit dem Führer einen näheren Weg auf den Berg zu machen. Es drängte ihn gewaltig vorwärts."

„Ich wette, er wollte baldigst die Damen sehen," lachte der Rittmeister.

„Darauf wette ich ebenfalls," sagte lustig der Vicomte, „und Sie hätten es, glaube ich, gerade so gemacht."

„O nein," entgegnete der Andere ruhig, „ich wäre in einem ähnlichen Falle nicht gelaufen; ich hätte das Maulthier ausgespannt und mich hinaufgeschwungen, was gilt die Wette?"

„Und der gute Graf, der mich mit seiner Gesellschaft beehrte?" fragte der Vicomte. „Ich danke für einen Ritt à la demi Haimonskinder."

„Der Vicomte ging also mit dem Grafen zu Fuß und unsere

ſoliden Maulthiere kletterten ſo langſam aufwärts, daß wir die Beiden bald aus dem Geſicht verloren. Wir befanden uns übrigens vortrefflich, — denkſt du daran, George?"

„Allerdings," erwiderte dieſer, „es war eine herrliche Umgebung."

„Zuerſt kamen wir durch dichte Olivenwälder," fuhr der Erzähler fort, „es war gerade Ernte, an der faſt die ganze Bevölkerung von Terni Theil nahm, Männer, Weiber, Kinder ſah man plaudernd und lachend unter den Bäumen, man hätte glauben können, ſie feierten ein Volksfeſt. Um die Stämme herum lagen am Boden große Tücher, um die reifen Oliven aufzunehmen, die man herabſchüttelte und mit langen Stangen herabſchlug. Dazu erſcholl rings umher lautes Gelächter, und wenn die Männer mit Schlagen oder Schütteln einen Augenblick ruhten, ſo ſtellte ſich alsbald das junge Volk in Gruppen und tanzte zu den Klängen einer ſchnarrenden Guitarre, die alsdann zum Vorſchein kam. Bald aber ſtieg der Weg aufwärts und die üppige Vegetation, welche, von der Fluth der Nera und der Waſſerfälle hervorgerufen, dies Thal wie keins ſonſt in Italien auszeichnet, blieb hinter uns. Wie iſt das Thal ſo prächtig, wie entwickeln ſich ſeine Schönheiten, je mehr man aufwärts ſteigt! Terni liegt in einem Wald von Orangen, und in den Schluchten der felſigen Gründe, wo dieſer edle Baum nicht fortkommt, breiten mächtige Steineichen ihre immergrünen Blätter aus. Und wie phantaſtiſch iſt das Flußbett, das ſich die Nera gebahnt, wie rauſcht und ſchäumt das hellgrüne, klare Waſſer daher, mit dieſer Farbe an den heimathlichen Rhein erinnernd. Wie glitzert es im Sonnenſchein, wie liebend beugen ſich Schlingpflanzen, ſelbſt die Zweige mächtiger Bäume nieder auf ſeinen kryſtallnen Spiegel!"

„Ei, ei," ſagte lächelnd der Hausherr, „deine lebhafte Beſchreibung

des ſchönen Thales ſcheint mir nicht allein aus der Erinnerung an die Fluthen der Nera, an Orangen und Steineichen herzuſtammen. Für dich war gewiß alles das noch eigenthümlicher belebt."

Der Erzähler ließ ſich auf keine Antwort ein, ſondern fuhr fort: „Der gute und breite Weg, auf dem wir fuhren, wand ſich an der nackten gelben Felswand in die Höhe, und bald hörten wir das Rauſchen und Toben des Falles und erreichten endlich das Plateau, über welches der Velino gegen die Schlucht ſtrömt, in der dreizehnhundert Fuß tiefer die Nera fließt. Prächtig iſt von hier der Anblick der Gebirgsgegend rings umher. Erinnerſt du dich wohl daran, George, wie öde und einſam uns die Zacken der Felsgebirge erſchienen und wie die gewaltige Natur gleichſam ohne alles Leben war? Ich werde nie den Augenblick vergeſſen, als wir die Höhe erreicht hatten und über die breiten Felſenplatten durch Brombeergeſtrüpp gegen den Fluß hinkamen. Und wie überraſcht es ſo ſeltſam, hier, wo man glaubt, daß nur die Natur geſchafft und gewirkt, großartige Spuren von Menſchenhänden zu erblicken, welche den wilden Waſſern ihren Weg bahnten. Man findet hier ſtaunend ein Römerwerk, wahrlich nicht geringer als die coloſſalen Bauten in Rom oder die Waſſerleitungen in der Campagna. Der Vicomte wird uns genau ſagen können, welcher alte Römer ſich hier verewigt."

„Ich will euch meine Schulweisheit nicht vorenthalten," entgegnete dieſer. „Es war Manius Curius Dentatus, Samniums Beſieger, derſelbe Mann, welcher, wie die Geſchichte erzählt, gerade Rüben zu ſeinem Mittagsmahl in der Aſche briet, als meine ſamnitiſchen Collegen ihn mit ſchwerem Golde vergeblich verſuchten."

„Ich wette," ſagte der Rittmeiſter, „daß der Vicomte heute zufällig im Converſationslexikon geleſen."

Worauf der Andere achſelzuckend erwiderte: „Ihr vom Säbel

begreift freilich nicht, daß man noch Einiges aus der Schule gerettet. Aber weiter, Julius."

„Ehe Sie fortfahren, verzeihen Sie mir eine Frage," sagte die Baronin. „Aus welchem Grunde half man denn dem Fluſſe nach und ließ ihn nicht in die Schlucht hinabſtürzen, wie und wo er gerade wollte?"

„So ganz zuverläſſig kann ich das nicht angeben, gnädige Frau," entgegnete der Erzähler, „aber den alten römiſchen Republikaner trieben gewiß triſtige Gründe zu der coloſſalen Arbeit. Einige behaupten, der Fluß hätte ſich, ehe er über die Felſen herabſtürzt, nach und nach einen tiefen See gewühlt und darauf Miene gemacht umzukehren und den Sprung in das Nerathal zu vermeiden. Andere meinen, der Fluß habe durch Anſetzung von Kalkſtein im Verlauf der Zeit das natürliche Felſenwehr, über das er in die Nera ſtürzt, ſelbſt erhöht, auf dieſe Art ſein Waſſer geſtaut und den ebengedachten See gebildet. Genug, der Römer brach durch die Felſen einen breiten und tiefen Kanal über eine Meile lang bis an den Rand des Thales, und zwang nun den Fluß, da hinabzuſtürzen."

„Es iſt ein wunderherrlicher Anblick, die Waſſermaſſe zu ſehen, wie ſie weit ausgebreitet über die Hochebene daher kommt, ſchäumend und ſtrudelnd an unzähligen Steinen anprallt und endlich den Anfang jenes Kanals erreicht. Hier iſt es, als ſtutzten die Wellen einen Augenblick, wie die gewaltige ſteinerne Feſſel ahnend, die ihrem freien Laufe nun angelegt wird. Dumpf grollend und murmelnd drängt ſich das Waſſer zuſammen und ſtürzt mit einer raſenden Schnelle über den ebenen Boden und zwiſchen den glatten Wänden des Felſenkanals dahin. Man ſieht keine Bewegung mehr in der Waſſermaſſe, kein Tanzen und Spielen einzelner Wellen: wie eine feſte, geſchloſſene Maſſe von grünlichem Kryſtall mit ganz glatter Oberfläche rauſcht

der Strom dem Abgrunde zu. Es ergreift uns ein eigenthümliches Bangen, ein Schwindel, wenn wir hart am Rande stehend irgend etwas in das Wasser werfen und zuschauen, wie selbst ein schwererer Körper pfeilgeschwind viele Schritte fortgerissen wird, ehe er zu Boden sinken kann."

„Einen hübschen Anblick gewährten Schlingpflanzen und Sträucher, die an den Rändern des Kanals wuchsen und ihre Blätter und Zweige auf das Wasser niedersenkten. Die waren in einer ewig zitternden, ich möchte sagen, aufschreckenden Bewegung, denn sobald ein Blatt den Spiegel des Flusses berührte, wurde es hastig wieder emporgeschnellt, um gleich darauf abermals niederzusinken. Wenn man übrigens hier am Kanal steht, so sieht man natürlicher Weise vom Velinofalle nichts als eine glänzende, glatte, abgerundete Wasserfläche, die hinter dem Felsenkamm verschwindet, und einige Wasserstaubwolken, die aus der grünen Schlucht langsam aufsteigen und im Sonnenlichte wie glänzende, leuchtende Schleiermassen ausschauen."

„Dafür aber sahen wir etwas Anderes da oben," meinte der Hausherr, indem er den Vicomte lachend anblickte.

„Unsere beiden vorausgeeilten Gefährten nämlich," fuhr Julius fort; „sie standen am Kanale, statt aber in Betrachtung der Wassermasse versunken, fanden wir sie im Gespräche mit drei Damen, den Besitzerinnen des colossalen Reisewagens drunten."

„Daran war der Graf Rieden schuld," sagte der Vicomte; „schon unterwegs hatte er mir erzählt, wenn er sich nicht sehr irre, so habe er die Equipage — er wollte das Wappen wieder erkannt haben — bereits auf der See zwischen Genua und Neapel gesehen. Es seien Engländerinnen, sagte er, eine interessante, noch sehr hübsche Mutter mit zwei reizenden Töchtern. Das zur Erklärung; jetzt kannst du fortfahren, Julius."

„Nein, nein,“ erwiderte dieſer, „in dem Departement biſt du beſſer zu Haus. Ihr kamt, ihr ſahet und ſiegtet, nicht wahr?“

„Kalter Spötter, das weißt du beſſer. Nun denn, der Graf hatte ſich nicht geirrt, angenehmer Weiſe war er den Damen bereits vorgeſtellt worden und konnte uns den gleichen Dienſt erzeigen.“

„Uns?“ fragte die Baronin mit komiſchem Ernſte.

„Nun ja, wir wurden alle aufgeführt,“ verſetzte lachend der Vicomte. „Aber was George anbelangt, meine Gnädige, ſo beſchäftigte ihn das blitzende Waſſer mehr als die glänzenden Augen der ſchönen Engländerinnen.“

„Wie wir im Verlauf der Geſchichte erfahren werden,“ ſchaltete Baron von C. ein.

„Wir wurden alſo bekannt,“ erzählte Julius weiter, „Graf Rieden erwies der Lady alle Aufmerkſamkeiten, und wir hatten das Glück, die beiden Miſſes geleiten zu dürfen. Ich ſage: das Glück, denn die Schönheiten einer herrlichen Natur laſſen ſich nur dann recht genießen, wenn man ſich an der Seite eines geiſtreichen und ſchönen weiblichen Weſens befindet. Und beide Eigenſchaften beſaßen die Damen, dabei waren ſie heiter und luſtig, ſie empfanden alles Schöne, das ſie umgab, und ihre friſchen Lippen ſtrömten über zum Lobe deſſelben.“

„Und wie angenehm klettertet ihr den Berg auf der Seite der Waſſerfälle hinab, je enger der Weg und je ſteiler er war, um ſo delicidſer fandet ihr ihn.“

„Natürlich,“ ſagte der Erzähler; „die Damen hatten ſich in unſeren Schutz begeben und waren dankbar für die Sorgfalt, mit der wir ſie die gefährlichen Stellen hinabgeleiteten.“

„Ihr hattet übrigens keine Augen für die Schönheiten dieſes Weges,“ bemerkte der Hausherr, „aber mir ſteht das heute noch

lebendig vor der Seele. Die Felsen, droben so nackt und kahl, waren hier, wo die Wasser hinabstürzten, mit dem frischesten, saftigsten Grün bedeckt; ich habe nie schöneres Moos, prächtigere Farrenkräuter gesehen. Und die herrlichsten Steineichen, zwischen welchen sich der schmale Fußweg hinabschlängelte, und die oben angehaucht waren von dem Dunste des Wassers, und wo sie dem Falle nahe standen, leicht erzitterten und prächtig glänzten; dazu der herrliche Tag, den wir hatten, ein klarer Himmel, der sich dunkelblau über die grüne Schlucht ausspannte, die glühende Sonne in einem Streiflicht hereinfallend, wo sie die niederstäubende, gewaltige Wassermasse berührte und den weißen, silberglänzenden Schaum mit allen Farben des Regenbogens aufs Brillanteste durchwirkte."

„Ach, Georg," sprach träumerisch die schöne Frau, „wie gerne hätte ich das mit dir genossen."

„Und dann wäre ich in der That glücklicher gewesen, als meine beiden Freunde," entgegnete der Baron mit strahlendem Blick. Worauf der Erzähler mit leiser Stimme sagte: „Vollkommen zugestanden!" und der Vicomte das Gleiche mit einem tiefen Seufzer ausdrückte.

Der Baron hatte einen Moment seine Augen mit der Hand bedeckt, dann redete er: „Wenn man einmal angefangen, den Schleier der Vergangenheit von einem Tage, wie der eben erzählte, wegzuziehen, so treten nach und nach wieder tausend Kleinigkeiten lebendig vor unsere Seele, seltsam geformte Bäume, die wir betrachteten, kleine gebrechliche Brücken oder große Felsblöcke, vermittelst welcher wir die Abläufer des Wasserfalls überschritten, ja ein einzelner mächtiger Steinblock mit dickem Moos, von dem wir ein Stück abrissen. Und dann erinnert ihr euch selbst wohl noch der vielen bildschönen Kinder, die ärmlich gekleidet vor und neben uns hersprangen, die uns bald einen glänzenden Kiesel, bald eine seltene Blume anboten

und den Weg hie und da mit Zweigen und Reiſern zugedeckt hatten, welche ſie bei unſerem Näherkommen eilig wegräumten, um dafür ein paar Kupfermünzen zu erhalten. Ah, die Erinnerung iſt ſchön!“

„Erſt wenn man im Grunde der Schlucht ankommt,“ fuhr er nach einer Pauſe ruhiger fort, „genießt man den Anblick des ganzen majeſtätiſchen Waſſerfalles. Neben dem Hauptfalle, der wie ein breites, ſilbernes Band zwiſchen dem dunklen Grün herabſtäubt, befinden ſich noch andere Waſſerſtreifen, die das Ganze dadurch noch lebendiger machen, daß ſie ein paarmal an die Felsblöcke prallen, wo ſie große Schaummaſſen nach allen Seiten hinausſpritzen. Tief unten treffen aber ſämmtliche Waſſer mit donnerähnlichem Getöſe grollend und murmelnd zuſammen, wo denn auch der Waſſerdunſt über tauſend Fuß hoch gen Himmel ſteigt. So oft Freunde aus Italien kommen, die Terni beſuchten, erkundige ich mich jedesmal, ob an dieſem wunderbaren Punkte auch noch die kleine Hütte ſteht, in einer engen Felsſpalte mit dem Dach von alten morſchen Stangen, welches die Natur mit Jelängerjelieber- und Brombeergeſträuch zugedeckt. Wie ruht man hier ſo behaglich aus; der Körper iſt angenehm ermüdet, das Herz, weit geöffnet, ſo empfänglich und ſchlägt ſchneller als gewöhnlich, nicht wahr?“

„Das in Parantheſe,“ warf der Vicomte dazwiſchen, „denn es gehört eigentlich nicht zur Geſchichte.“

„Bald mußten wir indeſſen an die Heimkehr denken. Der Sonnenſchein hatte uns längſt verlaſſen, und Waſſerſtaub und Nebel, welche vor einer Stunde noch Alles mit Licht und Glanz erfüllt, färbten nun die Felſen und Schluchten mit bläulichen, dunklen Tinten. Durch eine herrliche Kaſtanienallee bei einem alten Schloſſe vorbei, welches auf einem ſchwarzen, rings von der Nera umflutheten Felſen ſtand, kamen wir nach Terni zurück, wo wir mit den drei Damen

gemeinschaftlich dinirten. Dann wurde über die Abreise berathschlagt, welche noch am selben Abend stattfinden sollte, da es uns Alle drängte, am nächsten Tage Rom zu erreichen. Die Gegend um Terni, namentlich der Weg nach Narni und Otricoli, war uns schon in Perugia als wieder einmal unsicher geschildert worden. Den Damen hatte man recht Angst gemacht, und unser Wirth in Terni, dessen Meinung wir ebenfalls hören wollten, war klug genug, bedeutsam die Achseln zu zucken und ein sehr bedenkliches Gesicht zu machen. Natürlicher Weise wäre es ihm viel lieber gewesen, wenn wir in seinem Gasthof übernachtet hätten, weßhalb er uns auch die Nachtfahrt abrieth und meinte, es sei auf jeden Fall sicherer, die vorhin genannten Räubernester Narni und Otricoli bei Tage zu passiren. Doch ließen wir uns nicht so leicht einschüchtern und da wir den Damen für alle Fälle unseren Schutz versprachen, so entschlossen sich diese ebenfalls, Terni noch heute zu verlassen. Graf Rieden entwarf einen Feldzugsplan, der nicht ohne Geschick war."

„Namentlich für euch," sagte Baron von C. lachend. „Und du mußt mir gestehen, Julius, daß ich mit Vergnügen die mir zugedachte Rolle annahm?"

„Das ist nicht zu läugnen, und du wirst dich erinnern, wie warm wir dir beim Abschied die Hand drückten."

„Also Ihr trenntet euch?" fragte die Baronin.

„Nur für wenige Stunden," antwortete der Erzähler; „George ging mit seinem Bedienten als Avantgarde voraus, und der Reisewagen der Damen, sowie die Calesche des Vicomte und des Grafen bildeten das Hauptcorps. Zum Schutze der Damen blieben wir drei bei ihnen, indem abwechselnd Einer im Wagen selbst Platz nahm, während die beiden Anderen hinten auf den Bedientensitz kletterten.

In der Caleſche des Vicomte folgte ſämmtliche Dienerſchaft. So fuhren wir gegen zehn Uhr ab und —"

„Halt, halt!" rief der Baron, „ich kann die höchſt merkwürdige Fahrt, welche ich in jener Nacht machte, nicht ſo vorübergehen laſſen, ohne ihrer mit ein paar Worten zu gedenken. Um halb neun ſandte ich eine Staffette voraus, welche aber, um kein Aufſehen zu erregen, nur die drei Pferde für meinen Wagen beſtellen ſollte. Ich, der um eine halbe Stunde ſpäter folgte, war dann wieder der Andern Courier und Reiſemarſchall. Mit vielem Halloh und Peitſchengeknall ritt dann auch der Poſtillon, den ich vorausſchickte, durch die ſchon ſtillen Straßen von Terni; ich folgte wie geſagt eine halbe Stunde ſpäter. Es war eine klare Nacht mit hellem Mondſchein; oft wenn ich den Gipfel eines höheren Berges erreicht hatte, ſah ich die weißbeglänzte Straße meilenweit vor mir. Meine Staffette mußte gut geritten ſein, ich entdeckte nirgend eine Spur von ihr. Vor Mitternacht erreichte ich Narni. Alles lag hier im tiefſten Schlaf; das einzige Geräuſch, welches man hörte, war das Murmeln eines Springbrunnens, und nirgends ſah man ein Licht, ſelbſt nicht einmal am Poſthofe, vor deſſen Thüre übrigens mein Poſtillon ſtand und mit einem Stein auf dieſelbe loshämmerte. Nach meiner Rechnung hätte er ſchon faſt eine Stunde dort ſein können, und es war mir unbegreiflich, warum es ihm nicht gelungen war, in all der Zeit ſeine Kameraden zu erwecken. Endlich erſchien oben im Hauſe ein Licht, welches jetzt im erſten Stocke und dann an der Hausthüre ſichtbar wurde, eine ſchlaftrunkene Stimme fragte, was wir wollten. „Corpo di bacco!" rief mein Kerl, „ſchon faſt ſeit einer Stunde ſtehe ich hier und klopfe, Pferde wollen wir." — „Ah! du biſt's, Giuſeppe!" entgegnete der drinnen und riegelte die Hausthüre auf. Mein Vorreiter hatte mich gar nichts genützt, denn es dauerte eine halbe Stunde, ehe man

frische Pferde für mich eingespannt. Doch hatte ich vor allen Dingen eine neue Staffette abgeschickt, und derselben eingeschärft, daß ich bei meiner Ankunft auf der nächsten Station die Pferde aufgeschirrt zu finden hoffe. Er versprach es hoch und theuer und galoppirte mit demselben Spektakel wie der erste davon. Ich machte meine Bestellungen für euch und folgte ihm. In Otricoli dieselbe Geschichte; kein Mensch im Posthause wach, geschweige denn ein Pferd bereit. Das war mir verdächtig. Ich ersuche meinen Vorreiter, mir doch sein warm gerittenes Pferd zu zeigen. ‚Ja,‘ sagte er, ‚das habe ich im andern Theil des Orts eingestellt. Schweißtriefend, wie es war, mochte ich es nicht hier in der kalten Nacht stehen lassen. Bin ich doch fast schon eine halbe Stunde hier, und Sie sehen selbst, die Spitzbuben im Hause wollen gar nicht aufwachen.‘ Gut. Ich that, als glaube ich ihm vollkommen, und schickte abermals eine Staffette voraus, beschloß aber, jetzt der räthselhaften Geschichte mit meinen Postillons auf den Grund zu sehen. Ich warf mich in den Wagen, wir fuhren davon. Meine Calesche hatte ein Halbdeck, hinten mit einem Fenster, durch welches ich nach halbstündiger Fahrt vorsichtig hinausschaute; meine Vermuthungen hatten sich bestätigt und meine Staffetten mich auf die frechste Art von der Welt betrogen. Diese Kerle waren nämlich nur jedesmal bis vor die Station geritten, hatten dort ihr Pferd einem Kameraden gegeben, der es zurückführte, während sie ihren Weg auf weit bequemere Art fortsetzten, nämlich hinten auf meinem aufgeschraubten Koffer, den sie heimlich bestiegen, sobald mein Wagen bei ihnen vorbeirollte. Den Augenblick hatten sie aber im Chausseegraben versteckt abgewartet.“

„Verfluchte Kerle!“ rief der Vicomte. „Und du sprangst wohl heraus, um ihn tüchtig abzustrafen?“

„Im Gegentheil,“ fuhr der Baron fort, „wozu hätte mich das

genützt? ich fuhr ruhig weiter bis zur nächsten Station. Vor dem Orte war der Bursche natürlich herabgesprungen und hatte auf einem näheren Wege das Posthaus vor mir erreicht; wie ihr wißt, liegen die Nester dort meistens auf der Spitze eines Berges, den die Pferde nur im langsamsten Schritt ersteigen; gewöhnlich muß man noch Ochsenvorspann nehmen, und dabei hatte mein Gauner genügend Zeit, mir vorzukommen. Am Poststall wiederholte sich die nämliche Geschichte der früheren Stationen, meine Staffette polterte mit aller Macht gegen die Thüre, was er seiner Behauptung nach schon über eine halbe Stunde gethan. Endlich wird geöffnet, ich laß ihn ruhig in den Stall gehen, um seine Bestellung auszurichten. Ihr wißt, mein damaliger Bedienter war ein baumstarker Mensch, auf den ich mich schon verlassen konnte. Ich fürchtete mich auch nicht, und so waren wir wohl im Stande, es mit einem halben Dutzend dieser lumpigen Italiener aufzunehmen, denn so viel waren ihrer mindestens herbeigeeilt, sobald die Nachricht im Posthof erscholl, es komme eine große Herrschaft, welche viele Pferde brauche. Mein Bedienter nahm eine unserer doppelläufigen Reisepistolen in den Arm und so traten wir Beide in den Stall, wo die wild aussehenden Kerle in den tollsten Costümen mit vielem Geschrei ihre Pferde aufschirrten. Meine Staffette lehnte an einem Ständerpfosten, freundlich grinsend, als ich näher trat, und seine rechte Hand zuckte vor, als wolle er sein Trinkgeld in Empfang nehmen. ‚Du bist wohl gut geritten?‘ fragte ich ihn. — ‚Per Dio, Signor, das will ich glauben,‘ entgegnete er mir. ‚Und das ist eine ganz verfluchte Straße, immer Berg auf und ab, man riskirt bei jedem Schritt seinen Hals. Glaubt mir, ich habe ein gutes Trinkgeld verdient.‘ — ‚Und wo ist dein Pferd?‘ — ‚Mein Pferd? Dort hinten in der Ecke stehts. Aber um der Mutter Gottes willen gehen Sie nicht nah zu ihm hin, es schlägt

und beißt.' — Die Frechheit war mir denn doch zu viel, der Zorn übermannte mich, ich faßte den schlanken Römer bei seiner Halsbinde, schüttelte ihn tüchtig durch, und während ich ihm eine ziemliche Maulschelle gab, flog er in das Stroh des Ständers. Natürlicher Weise kam der ganze Stall in Aufruhr, von allen Lippen erschallten maledetto's, die wild aussehenden Kerle zogen die Messer aus ihren Hosentaschen und drangen auf mich ein. Ich kann euch versichern, es waren die ausgeprägtesten Räuberphysiognomien, deren sich kein Bild von Horace Vernet hätte zu schämen brauchen; zwischen den halb geöffneten Lippen glänzten die weißen Zähne hervor, die großen Augen blitzten mir wild entgegen, kurz sämmtliche gelben Gesichter mit den kohlschwarzen Haaren und den beiden langen Locken, die meistens an den Schläfen des römischen Postillons herabhängen, schauten mich blutgierig, ja teuflisch an, ihr hättet für mein Leben keinen Kreuzer bezahlt. Mein vortrefflicher Schabel mit seiner merkwürdigen Gelassenheit ließ unterdessen ruhig die Hähne seiner Doppelpistole knacken und richtete sie bedächtig über meine Schulter nach dem tollen Haufen, aus dem hervor einer der Wildesten schrie: ‚Ein Römer läßt sich nicht ungerächt schlagen, das fordert Blut.' — ‚Halt!' rief ich ihnen entgegen, ‚da habt ihr vollkommen recht, aber der da' — ich wies auf meine Staffette — ‚ist kein Römer, das ist ein Birbante, Gott weiß aus welcher Provinz; ein ächter Römer betrügt keinen Fremden. Und der da hat mich auf doppelte Art betrogen, um meine Zeit und um mein Geld.' Und nun erzählte ich ihnen mit kurzen Worten, wie ich ihn als Staffette gedungen, ihm ein sehr gutes Trinkgeld versprochen, wie er aber, anstatt zu reiten, hinten auf meinem eigenen Wagen gefahren. Ich versichere euch, meine kleine Rede war des Antonius würdig, und als ich mit der Frage schloß: ‚kann das ein Römer sein?' hatte ich sämmtliche Postillons für mich gestimmt, sie steckten

ihre Messer ein, und Jeder von ihnen, der mir wahrscheinlich ohne diesen Auftritt den gleichen Streich gespielt hätte, schwor hoch und theuer, das sei eine ganz niederträchtige Handlung und ich habe volles Recht gehabt. So war denn der Friede wieder hergestellt, ich schickte abermals einen Postillon voraus, und als ich ihm kurze Zeit darauf folgend nach vielleicht zwei Stunden die andere Station erreichte, stand dort bereits der Postmeister unter der Thüre, meine Pferde waren herausgezogen und die neue Staffette befand sich schon im Sattel."

„Vortrefflich!" rief der Vicomte, „dem schuftigen Römer geschah sein Recht."

„Ich wette, der Kerl hat sich auf keinen Wagen mehr gesetzt," sagte der Rittmeister.

„Bald darauf," fuhr der Hausherr fort, „brach der Tag an, für mich ein unvergeßlicher Morgen, denn ich sah zum erstenmal die herrliche Campagna sich vor mir ausdehnen, diese gewaltige Einöde so stumm und doch so beredt, so eintönig und doch wieder so mannigfaltig und prächtig gefärbt. Glücklich wer sie zum erstenmale so erschaut wie ich, wenn der erste Strahl der Sonne über sie dahinblitzt, und wenn sich aus dem tiefen, dunstigen Blau, das sie noch so eben bedeckte, langsam die glühenden Farben entwickeln, die ihr eigen sind und die man sonst nirgends erblickt. Rechts auf der Höhe bemerken wir vielleicht einen riesenhaften Trümmerhaufen, aus dem ein einziger Pfeiler hervorragt, doch:

Auch dieser, schon geborsten,
kann stürzen über Nacht, —

wie der Dichter sagt; aber der Anblick dieser Stätte wird gemildert durch eine Ziegenheerde, die mit ihren Glocken klingelnd das magere Grün zwischen den Steinen emsig heraussucht. Der Hirt in seinem

weißen Schafpelze schaut lange, lange dem Wagen nach und hat dabei gewiß ganz seltsame Gedanken von manchen Freuden dieser Welt, die für ihn unerreichbar bleiben. Links von uns reiht sich ein Hügel an den anderen, und getäuscht durch die verschiedenen Farben vom dunkelsten Violett bis zum hellsten Gelb glaubt man ein wogendes Feld zu sehen. Und doch ist alles unbeweglich und still, weit, weit hinaus ohne eine menschliche Wohnung, und was man hier von Werken der Menschenhand sieht: die majestätischen und ernsten Bogen einer zertrümmerten Wasserleitung oder ein verfallenes Bassin, von riesenhaften Quadern eingefaßt, dessen Wasserspiegel in der aufgehenden Sonne leuchtet und strahlt, vermehrt noch die tiefe Oede und Melancholie."

„So," unterbrach sich der Erzähler mit einer gefälligen Handbewegung gegen Julius, „jetzt habe ich euch glücklich die bewußte Nacht durchgebracht, von der ihr uns doch wahrscheinlich keine interessanten Daten zu berichten wissen werdet, und hoffe ich nun von dir ein öffentliches Lob zu erhalten über meine vortrefflichen Arrangements."

„Die waren in der That über alles Lob erhaben," entgegnete der Andere. „Wir fanden während der Nacht überall unsere Pferde in Bereitschaft und kamen sehr rasch von der Stelle."

„Außerordentlich rasch," seufzte der Vicomte.

„Und dann das vortrefflich arrangirte Frühstück krönte deine Verdienste als Reisemarschall. Du wirst übrigens zugestehen, daß wir dich bei unserer Ankunft dankbarst umarmten."

„Ja, ja, ihr waret Alle außerordentlich erfreut und glückselig," sagte der Baron mit einem leichten, seltsamen Lächeln, „und ich muß gestehen, unsre Fahrt nach Rom an dem damaligen Tage gehört zu meinen angenehmsten Reiseerinnerungen."

„Ja, wenn die Reise nur länger gedauert hätte," bemerkte nachdenkend der Vicomte. „Allen Scherz bei Seite! die drei Damen waren ebenso liebenswürdig wie schön, ebenso fein gebildet wie angenehm in der Unterhaltung."

„Wer will das läugnen?" erwiderte der Hausherr.

„Ich gewiß nicht," sprach bedächtig Julius, „und weiß Gott was geschehen wäre ohne die Geschichte mit den Blumensträußen."

„Ah! die gefährlichen Blumensträuße," seufzte der Vicomte.

Und darauf trat einen Augenblick tiefe Stille ein. Julius und der Vicomte waren in der That sehr nachdenkend geworden, der Baron konnte sich eines abermaligen Lächelns nicht erwehren, und selbst über das Gesicht Eugens leuchtete es wie die Erinnerung an eine komische Begebenheit.

„Ah, meine Herren," sagte die Baronin nach einer Pause, „wenn auch Ihre Schilderungen von Terni und der Campagna nicht so ganz übel waren, so finde ich es doch mir gegenüber unverantwortlich, daß Sie die drei Damen, deren ferneres Schicksal mich interessiren muß, so ohne Umstände vor den Thoren Roms sitzen lassen. Auch wünschte ich die Geschichte der Blumensträuße zu erfahren, wenn — damit wandte sie sich an ihren Mann — „die Geschichte erzählbar und meine Forderung nicht indiscret ist."

„Das letztere gewiß nicht," erwiderte Julius, und der Hausherr setzte hinzu: „Es ist ein recht hübscher Nachtrag zu der Reise von Terni, die Jedermann hören kann."

„Der Vicomte mag das erzählen," sprach Julius entschieden, indem er sich in seinen Fauteuil zurücklehnte und vor sich hin in die glühenden Kohlen schaute.

„Und warum soll ich das erzählen?"

„Weil dabei ein bischen Ausſchmückung nichts ſchadet, da die einfache Thatſache weniger intereſſiren könnte.“

„Nun denn, Vicomte,“ rief die junge Frau, „ſeien Sie liebenswürdig!“

„Meinetwegen, es iſt eine alte Geſchichte, doch —“

„Ohne Citate, Vicomte!“ ſagte Julius.

„Auch das,“ fuhr Jener fort.

„Wir kamen alſo nach Rom, leider waren unſere Quartiere im Voraus beſtellt, leider, denn die Damen wählten einen anderen Gaſthof. Wir erhielten übrigens die Erlaubniß, ſie beſuchen zu dürfen und machten davon einen umfaſſenden Gebrauch. Graf Rieden war uns dabei unbezahlbar, denn er machte der Lady aufs Beſtimmteſte ſeine Cour, und er war der Erſte, der von einer Verbindung mit ihr als einer ganz paſſenden Partie ſprach.“

„Sie war ungeheuer reich,“ ſchaltete Julius ein. „Grade wie die Tochter unſeres Generals, die ſchöne Julie,“ fuhr boshaft der Vicomte fort, wobei Eugen einen leichten Seufzer nicht unterdrücken konnte. — „Ob die Damen unſere Bewerbungen günſtig aufnahmen, bin ich nicht im Stande zu ſagen; Keiner hatte noch eine direkte Annäherung gewagt, aber Jeder bereitete im Stillen einen heftigen Sturm vor auf das Herz ſeiner Auserwählten.“

„Der Blumenſtrauß,“ ſagte der Baron.

„Ja, es iſt ſonderbar, wie wahr das Sprüchwort iſt, daß ſich die ſchönen Geiſter finden. Eigentlich fanden ſich jedoch nur Graf Rieden und Julius, ich war Nachahmer. Will ich doch Zeit meines Lebens den Augenblick nicht vergeſſen, als ich an meinem Fenſter ſtehend den Bedienten des Grafen über den Hof kommen ſah, einen wunderbaren Blumenſtrauß in der Hand, gleich darauf den von Julius mit einem nicht minder ſchönen Bouquet. Aha, dachte ich,

für die Lady und für Miß Eveline! in der That, eine hübſche, kleine Aufmerkſamkeit, bei der es Miß Eliſabeth höchlich übel nehmen würde, wenn du zurückbliebeſt. Ich klingelte dem Lohnbedienten. ‚In wie viel Minuten,‘ rief ich ihm zu, ‚kann ich den prachtvollſten Blumenſtrauß haben, der aufzutreiben iſt? Für jede Minute weniger als die angegebene Zeit zahle ich einen Paolo.‘ Das wirkte ungemein; der pfiffige Italiener verlangte eine Viertelſtunde, verdiente ſich aber acht Paolo, denn ſchon nach einer halben Viertelſtunde hielt ich mein Bouquet in der Hand. Es war ſehr ſchön und der Platz in der Mitte zwiſchen einer rothen und weißen Camelie ſchien mir außerordentlich paſſend, um ein Zettelchen anzubringen, auf dem ich im beſten Engliſch, welches ich vermochte, Miß Eliſabeth von den Flammen meines Herzens in Kenntniß ſetzte. Mich zu unterzeichnen hielt ich für unpoetiſch und überflüſſig, denn ich fügte meine Karte bei, die der Lohnbediente zu gleicher Zeit übergeben ſollte.“

Julius nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Der Lohnbediente kannte Miß Eliſabeth. Zum Ueberfluſſe gab ich ihm noch eine Perſonenbeſchreibung, deren ſich kein deutſcher Polizeibeamter zu ſchämen gebraucht hätte. Ich fügte noch als beſonderes Kennzeichen hinzu, daß ſie die ſchönſte der drei Damen ſei und wahrſcheinlich in Verwirrung gerathen und lächeln würde, wenn er Bouquet und Karte übergäbe. So inſtruirt entließ ich ihn, indem ich ihm große Strafe oder große Belohnung in Ausſicht ſtellte, ich ſah ihn die Straßen dahineilen und blieb zurück in ſpannender Erwartung. Erſt nach Verlauf einer Stunde kam er wieder. ‚Nun?‘ rief ich ihm entgegen. — ‚Richtig beſorgt, Euer Gnaden,‘ antwortete er. — ‚Und was ſagte die Dame?‘ — ‚Sie hat freundlich gelacht.‘ — ‚Gelacht, Unglückſeliger! Laut gelacht oder nur ſanft gelächelt? Beſinne dich darauf.‘ Er konnte ſich aber nicht darauf beſinnen, oder

verstand vielmehr nicht den großen Unterschied zwischen Lachen und Lächeln. Ich war verstimmt und kam so in schlechter Laune zum Diner. Hier fand ich denn nun, daß Julius und der Graf nicht besser aufgelegt seien. Aha! dachte ich, für die ist auch vielleicht gelacht statt gelächelt worden. ‚Gehen wir ins Theater?‘ — ‚Ich mag nicht.‘ — ‚Auf den Ball zum Herzog Torlonia?‘ — ‚Das ist ennuyant.‘ — ‚Bitten wir um eine Tasse Thee bei der Lady?‘ fragte ich endlich schüchtern. — ‚Ich nicht.‘ — ‚Ich auch nicht,‘ riefen beide aufs Bestimmteste. Jetzt war ich sicher, daß man auch für sie gelacht und nicht gelächelt hatte.“

„Nun, an Uebertreibungen läßest du's nicht fehlen,“ sagte Julius. „Ich bitte dich, Vicomte, komm einmal zum Abschluß.“

„Bis dahin verging noch eine qualvolle Nacht,“ entgegnete dieser lustig. „Mir träumte von Teufeln, die lächelten, und von Engeln, die lachten. Wir trafen uns am anderen Morgen wie gewöhnlich beim Frühstück und zum Dessert brachte der Lohnbediente einen ziemlichen Korb von Seiten der Lady.“

„Es war eine Schachtel,“ sagte Julius ernst.

„Meinetwegen. In der Schachtel waren drei kleine Körbe.“

„Schachteln!“ wiederholte Julius.

„Du sollst recht haben, aber mir kamen sie gleich Körben vor. Auf jeder stand die Adresse von einem von uns, und wir nahmen schweigend die ominösen Geschenke in Empfang. Ehe wir aber die Schachteln öffneten, lächelten wir zuerst alle drei wie ertappte Schulbuben, und dann als die Deckel abgehoben waren, brachen wir in ein gemeinsames Lachen aus. Ich erhielt den Blumenstrauß des Grafen Rieden, den dieser an die Lady adressirt und den der Lohnbediente mit meiner Karte abgegeben hatte. Elisabeth sandte dem Grafen das Bouquet von Julius, und Eveline verehrte diesem das

meinige. War je eine solche Confusion erhört worden? Daß wir uns gewaltig ärgerten, wird uns Niemand übel nehmen, die Sache hatte sich in der That unangenehm entwickelt, und wem verdankten wir die ganze Bescheerung? — Der Unachtsamkeit unserer Bedienten."

„Aber das ist köstlich, Vicomte," rief heiter die Baronin. „Verzeihen Sie mir, daß ich nicht lächle, ich muß gegen allen Anstand laut lachen. Aber wie die Verwechslung eigentlich geschah, begreife ich immer noch nicht recht."

„Es war das Schicksal roh und kalt," sprach der Vicomte, „das Schicksal in Gestalt unserer Bedienten und eines Weinhauses. Die Gesandten unseres Freundes Julius und des Grafen glaubten sich zu ihrer Botschaft durch ein Glas guten Orvietos stärken zu müssen, und da der Lohnbediente der gleichen Ansicht war, fand sich das liederliche Kleeblatt in einer Locanda zusammen. Daß es hier diesen Herren sehr überflüssig erschien, die drei Blumensträuße von drei verschiedenen Personen überbringen zu lassen, begreife ich vollkommen; Einer übernahm die Commission allein und machte sich kein Gewissen daraus, Bouquets und Karten zu verwechseln. Ich hätte an dem Tage einen Mord begehen können."

„Laß es gut sein, Vicomte," bemerkte Julius achselzuckend. „Du hast dich bald getröstet."

„Nicht früher als du," fuhr der Andere fort, „und ich muß gestehen, dem Grafen Rieden ging die Geschichte am längsten nach. Indessen vergaß ich zu sagen, daß die zurückgeschickten Blumensträuße von einem Handschreiben der Lady begleitet waren, worin sie uns im Augenblick ihrer Abreise aufs Verbindlichste dankte für alle ihr bewiesenen Aufmerksamkeiten; was die Bouquets anbelange, so müsse sie dieselben zurückschicken, da sie vielleicht verwechselt worden seien, — das „vielleicht" ärgerte mich am meisten, — und

sie unmöglich im Stande sei, die eigentliche Bestimmung derselben zu errathen."

„Das war boshaft," sagte die Baronin.

„So dachte ich auch," erwiderte der Vicomte. „Daß sie wirklich abgereist waren, erfuhren wir durch den Grafen, der wahrscheinlich dem Reisewagen lange nachgeblickt hatte, als derselbe durch die Porta del popolo gegen Florenz fuhr."

Damit endigte der Vicomte, Julius zuckte die Achseln, der Rittmeister lachte nachträglich und die Baronin lächelte still in sich hinein. Eugen allein schien dem Erzähler nur bis zu dem Punkte mit völliger Aufmerksamkeit gefolgt zu sein, wo er des kleinen Briefchens erwähnte, das er zwischen die Blumen geschoben. — — — — Da veränderte sich plötzlich der Gesichtsausdruck des Malers; er preßte die Lippen auf einander, bedeckte seine Augen mit der Hand und fuhr darauf mit derselben an die linke Seite seines Frackes, wo er zu untersuchen schien, ob sich in der Brusttasche desselben noch ein Gegenstand befände, dessen er sich erinnerte. Das Resultat seiner Nachforschungen mußte aber kein günstiges gewesen sein, denn er zuckte zusammen, richtete sich hoch auf, sein Gesicht nahm einen nachdenkenden Ausdruck an, worauf er leicht mit dem Kopfe schüttelte, sich unbemerkt aus der Kaminecke entfernte und geräuschlos das Zimmer verließ, gerade im Augenblicke, als der Rittmeister heftig lachte. „Ich wette," rief dieser nach einer Pause, „die Geschichte hat den Damen doch am Ende leid gethan. Zehn gegen Eins möchte ich wetten, denn abgesehen von Graf Rieden waret ihr beide doch ganz famose Partien. Uebrigens ist mit solchen Blumensträußen nicht zu spassen, das kann ich euch versichern, und bei der Verheirathung eines genauen Freundes von mir spielt auch ein solcher eine große Rolle. Mein Freund war der einzige Sohn seiner Mutter, einer

Wittwe, ein reicher Gutsbesitzer. Eine andere Wittwe hatte eine Tochter, aber gar kein Vermögen. Die Tochter war, versichere ich euch, merkwürdig schön. Na, ich kann nicht mehr sagen, als daß ich selbst 'mal in sie verliebt war."

„Das ist ein Beweis," meinte Julius, indem er aufstand.

„Nun gut, beide Wittwen waren befreundet, und mein kleiner Gutsbesitzer hatte schon lange sein Auge auf das Mädchen geworfen, aber nicht den Muth, sich ihr zu nähern. Ihre Mutter hätte begreiflicher Weise die Partie gar zu gern gesehen. Da zeigt sich auf einmal ein schon etwas ältlicher Kanzleirath, der das schöne Mädchen heimzuführen gedenkt. Gut. Die pfiffige Mutter rechnet: du willst doch vorher noch einmal zu deiner Freundin hinausfahren, ihr die Sache mittheilen, vielleicht daß das Veranlassung zu einer Erklärung gibt. Ich wette aber Hundert gegen Eins, daß keine Erklärung erfolgt wäre, wenn sich nicht ein Blumenstrauß ins Spiel gemischt hätte. Mutter und Tochter fahren nämlich auf der Eisenbahn, und als sie aussteigen wollen, bemerkt letztere ein prachtvolles, ganz frisches Bouquet, das im Gedränge liegen geblieben war. Der befragte Conducteur zuckte die Achseln und sagte, sie sollten es nur mitnehmen. Das geschieht, sie kommen auf dem Gute an, und mein kleiner Gutsbesitzer, der sie im Hofe empfängt, schielt so bedeutsam nach dem Blumenbouquet, daß man es ihm anbieten muß. Während die Mama die Gäste ebenfalls begrüßt und unterhält, eilt mein junger Tectosage mit dem Blumenstrauß auf sein Zimmer, und da er irgendwo gelesen haben muß, daß so ein Ding oft merkwürdige Sachen verbirgt, so reißt er die Blüthen aus einander und findet einen Papierstreifen, auf dem deutlich geschrieben steht: Hast du es denn nicht schon lange gemerkt, wie sehr ich dich liebe und wie unglücklich es mich macht, daß ich mich von dir trennen soll? — Das

war in Verſen geſagt, aber die habe ich vergeſſen. Gut. Mein kleiner Freund geht nach den Zimmern ſeiner Mutter, läßt ſie herausrufen und ſagt ihr, er wolle die Auguſte heirathen und ſonſt keine. Was war da zu machen? Mama ſagt: in Gottes Namen, und ſo ſind ſie denn jetzt ein glückliches Paar, und das alles durch einen Blumenſtrauß. — Ich wette, das iſt keine ſchlechte Geſchichte."

Die Baronin als freundliche Wirthin hatte der Erzählung mit Aufmerkſamkeit gelauſcht. Der Hausherr ſchien ſie ſchon gehört zu haben, auch mochte ihn das Verſchwinden Eugens beſchäftigen, genug, er ſah einigermaßen zerſtreut aus, lehnte ſich weit in ſeinen Fauteuil zurück und blickte nach der Thüre. Julius, der gewöhnlich auf ſeine Nebenmenſchen nur ſo viel Rückſicht nahm, als ihm gerade beliebte, hatte ſich ſchon erhoben, als der Rittmeiſter anfing zu erzählen und war ans Fenſter getreten, vor welchem er ſtehen blieb und in die Nacht hinaus ſchaute, während er einen der Vorhänge auf die Seite drückte: „Wenn mich nicht alles trügt," ſagte er nach einer Pauſe, „ſo kommt dort noch ein Wagen. Oder haben Sie ſich vielleicht eine Drotſchke herausbeſtellt, Vicomte?" wandte er ſich an dieſen, welcher neben der Baronin ſaß und eifrig mit derſelben über die erwähnte Heirath ſprach.

„Ich nicht," antwortete der Vicomte kurz, „ich gehe wie abgeredet mit euch zu Fuß."

„Es iſt ein niederes Coupé," fuhr der am Fenſter fort, „ich erkenne das an der Stellung der Laternen; jetzt biegt der Wagen von der Landſtraße ab, er kommt hieher. Sieh doch, George, wer kann das ſein?"

Der Hausherr trat nun ebenfalls ans Fenſter, während denn auch ſchon die Anderen im Zimmer das dumpfe Rollen eines Wagens hörten, welcher die Rampe hinauffuhr und vor dem Treppenhauſe

still hielt. In gleichem Augenblicke trat Eugen ziemlich aufgeregt in das Zimmer, schritt eilig zu dem Hausherrn hin und wollte ihn abseits ziehen, indem er hastig sagte: „Du George, ich bitte dich dringend, höre nur zwei Worte."

„Gleich, gleich, lieber Freund," erwiderte der Baron, wobei er sich jedoch, ohne den Maler anzuhören, der Thüre näherte, durch welche der Kammerdiener eintrat. Dabei hielt er Eugens Hand fest, wie um ihm anzuzeigen, daß er in der nächsten Sekunde ganz für ihn sei.

„Seine Excellenz, der Herr General von W. sind soeben angefahren und kommen schon die Treppen herauf," meldete der Kammerdiener.

„Das habe ich mir gedacht!" rief erschreckt der Maler. „Nur einen Augenblick, George."

„Gleich, gleich," versetzte der Baron. „Seine Excellenz ist mir sehr willkommen, ich werde ihm entgegen eilen."

„Aber George, es ist wichtig, daß du mich hörst."

„Aber lieber Eugen, im Augenblick; ich muß doch dem alten Herrn entgegen gehen. Da ist er schon."

„Ja, da ist er schon," wiederholte der Maler, stützte sich mit der Hand auf den Tisch und obgleich auch seine Züge ruhig schienen, sah man doch, wie er schwer und mühsam athmete.

Der alte General trat in das Zimmer, und der Ausdruck seines Gesichtes war so ganz anders als vor einer Stunde, wo er das Haus verlassen. Jetzt hatte er die Augenbrauen finster zusammen gezogen, die Lippen auf einander gepreßt, und die Verbeugung, welche er den Anwesenden machte, war steif und förmlich. An der Thüre blieb er übrigens stehen, wandte sich zu seinem Bedienten, der ihm folgte, und nahm demselben einen Paletot ab, den er nun über seinen eigenen

Arm hing und darauf langsam vorwärts schritt. „Sie waren so gütig, Herr Baron," sagte er mit ernster Stimme, „meinem — dem Grafen Rieden wollt' ich sagen, — einen Paletot zu leihen, den ich mir erlaube Ihnen selbst zurückzubringen."

„Aber, Excellenz," erwiderte der Hausherr mit einer tiefen Verbeugung, „Sie bringen mich wahrhaftig in Verlegenheit."

„Das könnte möglich sein," meinte ruhig der General.

„O George, wenn du mich nur einen Augenblick angehört hättest!" flüsterte der Maler.

Seine Excellenz schaute indessen ernst im Kreise umher, und sagte dann noch förmlicher als früher: „Herr Baron von C., ich würde Sie dringend um ein paar Worte unter vier Augen ersuchen."

Alle Anwesenden waren aufs Höchste überrascht, ja erstaunt. Die Baronin hatte sich bei diesem Vorgange einigermaßen verlegen erhoben und stand neben ihrem Fauteuil; der Vicomte schaute mit großen Augen darein, und selbst Julius hatte sich erwartungsvoll umgewandt.

„Euere Excellenz werden mir verzeihen," sprach befremdet der Hausherr, „ich bin natürlicher Weise ganz zu Ihren Befehlen, doch wenn das, was ich hören soll, nicht ein Geheimniß Euerer Excellenz betrifft, so würde ich vorziehen, es hier vor meinen Freunden anzuhören."

„Wie Sie wünschen," entgegnete kalt der General. „Doch würden Sie mir vielleicht Dank wissen, wenn ich einer unangenehmen Sache nicht gerade vor Madame und diesen Herren erwähnte."

„Nach diesen mir unbegreiflichen Worten," versetzte lächelnd der Baron, „muß ich ganz besonders auf Oeffentlichkeit bestehen. Darf ich Euerer Excellenz einen Fauteuil anbieten und Sie geziemend ersuchen, mir zu sagen, wovon die Rede ist?"

Der General machte, was das erstere anbelangte, eine abwehrende Handbewegung, dann sagte er ziemlich ruhig, aber ernst: „Wie schon bemerkt, hatten Sie die Freundlichkeit, dem Grafen Rieden einen Paletot anzubieten, den er dankbar annahm und mit mir nach der Stadt zurückfuhr."

„Ganz richtig," bemerkte der Baron.

„Zu Hause," fuhr der General fort, „übergab ich dem Grafen einige Briefe, die für ihn angekommen waren und die er erbrach, flüchtig durchlas und in die Tasche eben dieses Paletots steckte. Er begab sich in sein Hotel, um eine Viertelstunde nachher in größter Aufregung wieder zu mir zu kommen. In größter Aufregung, und er hatte Ursache dazu; ich weiß nicht, ob die Frau Baronin oder einer der anwesenden Herren etwas darüber hörten, daß eine Verbindung zwischen dem Grafen Rieden und meiner Tochter projectirt sei? O doch, es muß so sein, denn ich erinnere mich, daß Herr Eugen mich sogleich zu verstehen schien, als ich ihn um ein kleines Porträt meiner Tochter bat."

„Ich, Herr General?" sprach der Maler aufs Höchste bestürzt und mit bleicherem Gesicht, als selbst in jenem Augenblicke drunten an der Treppe. „Ach, ja, ich erinnere mich, aber Euere Excellenz erklärten sich so deutlich, daß ich — die Sache nicht mißverstehen konnte."

„Das ist auch höchst gleichgültig, ich gestehe das Faktum ein, und Sie können sich deßhalb meinen Schrecken, meinen Schmerz denken, als er mir den verhängnißvollen Paletot zurückbringt, — den Ihrigen, Herr Baron von C. — als er mir erzählt, er habe arglos seine Briefschaften aus der Tasche nehmen wollen und — zu — gleicher Zeit — etwas Anderes — gefunden."

Der Hausherr zuckte die Achseln mit dem Ausdrucke des größten

Erstaunens, während die Baronin näher trat und erschreckt ausrief: „Um Gotteswillen, was soll denn das, George? O Herr General, halten Sie ein!“

„Ich bitte dagegen, fahren Sie fort,“ sagte ruhig der Baron.

Der Maler wollte vortreten, doch hielt ihn Julius am Arme fest, indem er ihm trocken zuflüsterte: „Misch dich nicht in Sachen, die dich durchaus nichts angehen.“

„Hier sind die Briefe des Grafen,“ fuhr der General fort, indem er Papiere aus der Brusttasche zog, „und zwischen denselben befand sich ein kleiner Blumenstrauß.“

„Teufel, ein Blumenstrauß!“ brach der Vicomte aus.

„Ja, ein Blumenstrauß,“ sprach der General mit erhöhter Stimme, „und in demselben versteckt ein Briefchen, ein Schreiben meiner — Tochter Julie — an Sie, Herr Baron.“

„O George!“ rief die junge Frau mit einem Ausdruck des Schmerzes und des Vorwurfes, indem sie sich an ihren Mann wandte. Dieser stand einen Augenblick ruhig, ja lächelnd, dann zog er die Klingel, die neben dem Divan hing, wobei ihn alle erstaunt anblickten, und als der Kammerdiener herein trat, sagte er: „Friedrich soll kommen.“ Der Bediente erschien augenblicklich. „Du hast vorhin einen Paletot von mir herunter geholt; wo fandest du ihn?“

„Wo der Herr Baron mir gesagt, vor dem Zimmer auf dem Tisch.“

„Sonst lag keiner da?“

„O ja, Herr Baron, noch mehrere.“

„Darf ich Euere Excellenz nun bitten, mir den Paletot übergeben zu wollen? Schau ihn an, Friedrich, aber diesmal genauer, das muß ich mir ausbitten; ist das mein Paletot?“

Der Bediente nahm das Kleidungsstück in die Hand, beschaute

es von allen Seiten, und er hätte nicht nöthig gehabt, eine Antwort zu geben, ſein Geſicht ſagte genug, ſowie auch das Kopfſchütteln des Kammerdieners, welcher die Garderobe ſeines Herrn genauer zu kennen ſchien. Der Baron machte eine Handbewegung, worauf die Diener ſich zurückzogen, dann ſprach er ruhig: „Sie ſehen wohl, Excellenz, daß hier eine Verwechslung vorgegangen.“

„Allerdings,“ erwiderte dieſer aufs Höchſte beſtürzt, „aber Einem muß doch dieſer unangenehme Paletot gehören.“ Er blickte fragend im Kreiſe umher, während der Vicomte der Baronin zuflüſterte: „Wenn ich mich dazu bekenne, ſo käme ich vielleicht unverhofft zu einer ſchönen Braut. Was meinen Sie, gnädige Frau?“ Dieſe aber winkte ihm abwehrend mit der Hand und ſchaute athemlos auf Eugen, der langſam vortrat und nach einer Pauſe ruhig ſagte: „Ich kann und will Euerer Excellenz nicht verſchweigen, daß der Paletot mir gehört.“

Der General trat einen Schritt zurück. „Und Blumenſtrauß und Brief?“ fragte er im Tone höchſten Erſtaunens.

„Gleichfalls, Excellenz.“

„Und damit die Liebe Ihrer Tochter, Herr General,“ meinte Julius ſehr trocken, „und wenn man die Sache bei Licht beſieht, ſo —“

„Und das Licht, bei dem wir ſie betrachten,“ fiel ihm der General heftig ins Wort, „iſt ſo ſcharf, daß mich die Augen beißen. Verzeihen Sie, Baron, meinen Ueberfall, und vor allen Dingen Sie, gnädige Frau; weiter habe ich hier nichts zu ſagen, und wünſche allerſeits eine geruhſame Nacht.“ Damit wandte er ſich zornig um und hinkte zum Zimmer hinaus.

Der Baron eilte ihm nach, Eugen wollte ebenfalls folgen; doch hielt ihn Julius am Arme feſt und ſagte mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe: „Bleib da, unbeſonnener Kerl, du machſt ſchöne Geſchichten.“

„Laß mich, laß mich!“ rief der Maler haſtig, „ich muß ihn zu beſänftigen ſuchen, ſonſt fällt all' ſein Zorn auf die arme Julie.“

„Bah!“ erwiderte der Andere, „ſie hat auch ihr Theil verdient. Aber bleib nur, bleib; wie ich den General kenne, iſt das jedenfalls beſſer. Vor allen Dingen aber ſage, iſt Juliens Liebe für dich ſo groß, daß ſie dem Papa gegenüber feſt bleiben wird?“

„O mein Gott ja, ich glaube und hoffe es,“ antwortete Eugen, während die Baronin leicht mit dem Kopfe nickte.

„Dann wird ſie mit ihm fertig,“ fuhr Julius mit unerſchütterlicher Ruhe fort, „und wenn du einen Brautführer brauchſt, ſo ſtehe ich zu Befehl.“

„Hat aber dieſer Graf Rieden mit ſeinen Blumenſträußen Unglück!“ rief lachend der Vicomte.

„Apropos,“ wandte ſich der Rittmeiſter an Eugen, der im tiefen Nachdenken daſtand, „ich wette Hundert gegen Eins, daß ich meine Wette mit Ihnen gewonnen; Baronin Julie wird den Grafen nicht heirathen, hundert Louisd'or, das iſt keine Kleinigkeit. Aber, beſter Freund, Sie werden ſo gefällig ſein und mir die Art der Zahlung überlaſſen, und Sie würden mich glücklich machen, wenn dies in Leinwand und Farben geſchähe; ſo ein hübſches Porträt von mir, wiſſen Sie zu Pferde vor der Schwadron, auf irgend einen beliebigen Feind einhauend.“

„Ja, ja,“ meinte Julius trocken, „an einem Schlachttage, der kein Datum hat; thu' ihm den Gefallen. Ich bin überzeugt, er bietet dir eine Wette an, du werdeſt niemals ein ſchöneres Bild malen.“

„Und die Veranlaſſung dazu!“ lachte der Rittmeiſter, „es iſt das Pendant zu meiner Geſchichte. Ja, es gibt gefährliche Blumenſträuße.“

„Himmliſch iſt das allerdings," ſagte der Vicomte, indem er ſich die Hände rieb. „Wenn ich es nur bald irgendwo erzählen kann."

„Nach einer gewiſſen Hochzeit bekommſt du die Erlaubniß dazu," ſprach Julius.

Und um den geneigten Leſer nicht länger zu ermüden, wollen wir nur noch ſagen, daß der General, welcher ſeine Tochter zärtlich liebte und den jungen Künſtler achtete, mehrere Tage vergeblich getobt und gemurrt, und daß in Folge hiervon Eugen von dem großen Bilde keine kleine Copie zu machen brauchte, indem Papa mit komiſchem Zorn ausgerufen: „Die Mühe mit Leinwand und Farben kann er ſich jetzt ſparen!" und daß endlich der Vicomte nach einem halben Jahre wirklich die Erlaubniß erhielt, und nun überall und zwar mit vielen Ausſchmückungen die Geſchichte auch dieſes gefährlichen Blumenſtraußes erzählte.

Uebrigens wünſchen wir ähnliche gefährliche Blumenſträuße allen unſern geneigten, liebenswürdigen Leſerinnen.

Familien-Concert.

Herr Regierungsrath Zwicker mit Frau gibt sich die Ehre, den Herrn Hofrath Claremann mit Frau Gemahlin, Herrn Sohn und Fräulein Töchtern auf eine Tasse Thee und zu musikalischer Unterhaltung für Dienstag den 4. März, Abends 7 Uhr, ganz ergebenst einzuladen.

U. A. w. g.

Wenn du, geneigter Leser, eine solche Karte empfängst, zierlich gedruckt, sauber beschrieben, so denkst du nicht daran, welche Mühe, welcher Kummer, wie harte Tage und schlaflose Nächte unter dem Spiegel dieser glatten Linien verborgen liegen. Warst du nicht selbst schon Unternehmer von Familien-Concerten und Hausbällen, so hast du keinen Begriff davon, wie viel saure Arbeit vorhergehen mußte, ehe diese Einladungskarten zum Austragen bereit da liegen. Du übersiehst dein Haus, du rechnest nach, wie viele deiner Bekannten du unterzubringen vermagst, wenn du dein Appartement vergrößert hast durch Ausräumen der Schlafzimmer und durch Herrichtung des Hausflures, der vermittelst eines Teppichs und ein paar Wandleuchter zu einem comfortablen Entrée umgeschaffen wird. Ich glaube, es gibt eine mäßige Berechnung, wie viel Platz ein Mensch haben

muß, um ohne Schaden für seine Gesundheit eine Zeit lang athmen zu können; wenn ich nicht irre, gibt es für Sklaven- und Auswandererschiffe darüber eine Verordnung. Leider nicht für Familien-Concerte und Hausbälle! Ist man doch da Augenzeuge von Erscheinungen, die an's Fabelhafte streifen. Und wolltest du am andern Tag nach einem Familien-Concerte Jemanden in den Appartements herumführen und ihm sagen: hier zwischen der Tischecke und dem Ofen stand stundenlang ein Mensch, dort hinter der Sophalehne ein anderer, in der engen Thüre aber, die du dort siehst, sechs neben einander, von sieben bis neun, und noch obendrein auf ihren Zehenspitzen, dabei huthaltend, schweißrieselnd und applaudirend, — er würde dich mit einem Blicke beschenken, wie man ihn einem verächtlichen Lügner zollt.

Doch sehen wir weiter. Das Appartement kann also so und so viele Personen fassen, dazu schlägt man noch zwanzig Procent für Abmeldungen wegen plötzlichen Unwohlseins und ferner zehn vom Hundert weiter, was man in der Verpackungssprache „Einstreusel" nennt, junge Supernumeräre, Kanzlei-Assistenten, ganz neue Lieutenants und angehende Aerzte ohne Praxis. Das ist jung, schmiegsam, vor allen Dingen aber für die bejahrten Töchter ehrbarer Familien hoffnungsvoll, wird geduldet, zwischen sich versteckt und findet schon sein Plätzchen. Wo? ist freilich eine andere Frage. Auch ich war einmal jung und wurde gern gelitten und befand mich in ähnlichem Falle als Mittelstück zwischen einer starken Directorstochter und einer wohlbeleibten Wittwe, — ich als dünne Fleischschnitte, das Ganze einem ungeheuren Sandwich vergleichbar, einem riesenhaften Butterbrode mit Schinken.

Ist die Frage des Wieviel? glücklich erledigt, so kommt die wichtigere des Wer? zur Berathung und zu diesem Zwecke hat auch

Herr Regierungsrath Zwicker eine Liste der ganzen Freundschaft angefertigt, die nun schon vierzehn Tage vor dem Feste einem kleinen Familienrathe vorgelegt wurde. Dieser Familienrath bestand aus Madame Zwicker, einer ziemlich corpulenten Frau mit freundlichem Gesichte, etwas stark röthlichem Teint und hellblonden Haaren, sowie aus den beiden Fräulein Zwicker, resignirten, zuweilen seufzenden Wesen von ungefähr achtundzwanzig bis dreißig Jahren, die es von dem großen Schiller ziemlich absurd fanden, daß er einstens gesungen:

O daß sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der ersten Liebe!

Denn Amalie meinte: „was ist eine erste Liebe? — ein Unding, ein Probirstein, um zu erfahren, ob das eigene Herz auch ächtes achtzehnkarätiges Gold ist.“ — „Ein Wahnsinn,“ sagte dabei Laura, die Jüngere, „die ersten ungenießbaren Schößlinge eines Spargelfeldes, das Durchblättern von Titeln und Vorreden eines jungen Romans.“

Ausgeschlossen von diesem Familienrathe war der junge Herr Zwicker, Kanzlei-Assistent und Mitglied der Liedertafel. Er hatte bei einer ähnlichen Gelegenheit zu extravagante Ideen an den Tag gelegt und gemeint, das Schöne sei und bleibe schön, auch wenn es in der allerletzten Rangklasse erscheine.

Der Regierungsrath, ein kleiner, sehr lebhafter Mann mit einer sehr hohen Stirne, die sich von Jahr zu Jahr vergrößerte, auf welche er sich aber etwas einbildete, schritt im Zimmer auf und ab, las die betreffenden Namen vor, und wo weder Frau und Töchter etwas zu erinnern hatten, fügte er einen dicken Bleistiftstrich hinzu. „Herr Director von W.“ Die Regierungsräthin machte eine zustimmende, tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung. — „Mit zwei Töchtern.“ —

Ebenso. „Und seiner schönen Nichte.“ — „Die könnte man weglassen,“ meinte Amalie entschieden, während Laura, boshaft lächelnd, auf ihre Kaffeetasse sah. — „Wo denkst du hin!“ entgegnete der Regierungsrath; „es wäre eine Unhöflichkeit gegen den Herrn Director, und dann —“ setzte er schüchtern hinzu. — „Und dann?“ fragte Amalie, etwas gereizt. — „Nun ja, und dann —“ fuhr der Vater fort, indem er wie zur eigenen Ermuthigung mit seinem Papier in der Luft herumfuchtelte, „dann muß man auch Rücksicht nehmen. Du weißt, daß der Herr Referendär von Stramer von jeher die Zierde unserer Concerte war. Er singt göttlich.“ — „O nur zu wahr!“ seufzte Amalie still in sich hinein. — „Und,“ fuhr der Papa fort, „warum soll man den jungen Leuten nicht ein unschuldiges Vergnügen gönnen? Seine Stimme ist unbedingt schöner, sein Vortrag feuriger, sowie er der schönen Clara gegenüber singt.“ Amalie warf einen kleinen Blick gen Himmel, dann einen zweiten auf ihr Butterbrod, und als Mama ernst und bedächtig mit dem Kopfe genickt, wurde die schöne Nichte des Directors von W. mit einem Striche versehen.

Eine Menge Namen, die nun folgten, wurden stillschweigend gutgeheißen; man merkte es bei diesen auch der Stimme und dem Gesichte des Regierungsraths an, daß er vor jedem Widerspruch sicher sei. Dies war nicht der Fall, als er nun fortfuhr und mit etwas schüchterner Stimme und ohne aufzublicken, las: „Herr Doctor A. mit zwei Töchtern.“ — „Niemals!“ sagte entschieden die Regierungsräthin; Amalie zuckte verächtlich mit den Achseln und Laura lächelte höhnisch. „Ich will keine Mädchen einladen,“ fuhr Madame Zwicker nach einer Pause fort, „die es beständig darauf anlegen, sich vor meine Töchter zu drängen, sie zu verdunkeln.“ — „Zu verdunkeln ist nicht das wahre Wort, Mama,“ sprach geringschätzend die ältere Tochter. „Ich würde sagen: die sich bemühen, immer aufdringlich

und naſeweis zu ſein." — „Aber es ſind doch eure Freundinnen," meinte der Papa. — „Junge Affen ſind es!" ſagte entrüſtet die Regierungsräthin; „kaum aus der Schule, die ſich ein Anſehen geben wollen, indem ſie mit älteren und geſetzten Mädchen umgehen." — „Kaum aus der Schule?" lachte krampfhaft Laura. — „Aeltere und geſetztere Mädchen?" meinte Amalie. „Was man ſich von dir nicht alles muß ſagen laſſen, Mama. Aber mir iſt es gleichgültig, ladet ſie nur ein. Wo denkt Papa überhaupt an etwas, was uns Vergnügen macht. Iſt's nicht wahr, Laura? Auf der ganzen Liſte bis jetzt keine zwanzig junge Herren." Der Regierungsrath ſah fragend in die Höhe, und Mama ſagte: „Das kommt noch." Dann fuhr ſie fort: „Nein, Eduard, den Doctor und ſeine Töchter laß fort; ich verſichere dich, ſie haben ein aufdringliches Weſen. Ich ſehe das auf den Muſeumsbällen; ſprechen meine Töchter mit ein paar jungen Herren, gleich ſind die A.'s da. Und dann iſt es nicht wegzudisputiren, daß ſie, Gott weiß, auf welche Art, ausſpioniren, was Amalie oder Laura anzieht. Neulich kamen unſere beiden Mädchen in gelben Baregekleidern; was ſehen meine Augen, als die A.'s ankommen? Ebenfalls gelbe Baregekleider und hochroth aufgeputzt. Ach, ich ſage dir, das hat mich tief empört. Ich hatte gelb gewählt, weil es etwas hervorſticht; blau, weiß, roth iſt ordinär; es fragt ſich ſo gut auf ſo 'nem Ball: wer ſind die in Gelb? — Regierungsrath Zwickers u. ſ. w. Nein, nein, die A.'s läßt du mir fort, darauf beſtehe ich feſt."

Hienach erhält der Doctor A. mit ſeinen Töchtern keinen Strich und der Regierungsrath las weiter, lauter an ſich unbedeutende Namen, aber wohlgefällig klingend in den Ohren der beiden Töchter. Papa holte hier das Verſäumte nach und der Lieutenants, Supernumeräre, Referendäre, Candidaten und Aſſiſtenten durch alle Rubriken war kein Ende. Zuletzt kam das eigene Kanzlei-Perſonal, und

dabei horchte Laura mit ungetheilter Aufmerksamkeit. Doch es schien ihr wie der Prinzessin im Taucher zu gehen: wenn auch alle Wasser heraufrauschten, alle möglichen Namen genannt wurden, der des Jünglings, den sie meinte, wurde nicht genannt. Nur nahm sie ihr Schicksal mit weniger Resignation hin, denn als der Vater geendigt, warf sie den Kopf in die Höhe, zuckte unmuthig zusammen und blickte dann auf Amalie, worauf sich diese beeilte, dem Zorne ihrer Schwester Worte zu geben. „Aber Papa," sagte die ältere Tochter, „hast du absichtlich den Herrn Volontär Schmelzing vergessen? Ist er doch ein anständiger junger Mann von sehr guter Familie und hat sich bestens bei uns vorstellen lassen." Der Regierungsrath schüttelte mit ernstem Stirnrunzeln sein Haupt und bemerkte: „Nicht vergessen, absichtlich weggelassen, sehr absichtlich. Dieser Herr Schmelzing ist ein leichtsinniger junger Mensch, wird nie eine Carriere machen, und bemüht sich nicht einmal, durch Achtung gegen seine Vorgesetzten, sowie durch Fleiß sein früheres Betragen vergessen zu machen. Erhält auf der Universität das consilium abeundi und treibt bei uns seine Wirthschaft fort, so daß, wenn ich unparteiisch und gerecht sein dürfte, ich ihn von meiner Kanzlei schon lange nach Haus geschickt hätte." — „Aber Protectionen!" sagte Mama wichtig. — „Ja leider Protectionen," wiederholte der Regierungsrath, „Protectionen von oben herab, und auch in meiner Familie. Aber hier bin ich Herr und will keine Schmelzings bei meinen Soiréen." Dies sagte er so entschieden und schlug dabei so bestimmt mit der Papierrolle auf seine Frackschöße, daß Mutter und Töchter wohl einsahen, es sei in diesem Augenblicke nicht möglich, zu Gunsten Schmelzings zu operiren. Doch waren noch mehrere Tage bis zur Soirée, und wir bitten den geneigten Leser nicht erstaunt zu sein, wenn eine der ersten Personen, die ihm beim Familien-Concerte

aufstoßen, der Herr Schmelzing ist. **Manus manum lavat**, und nach diesem sehr richtigen Satze erhielt Lauras Protegé seine Einladung zu gleicher Zeit mit dem Herrn Doctor A. und seinen beiden Töchtern.

Nachdem die Einladungsliste auf die eben bezeichnete Art berathen und festgestellt war, rollte Papa Zwicker sie zusammen und übergab sie seiner ältesten Tochter Amalie zur Ausfertigung. Danach legte er die Hände auf dem Rücken zusammen und schritt nachdenkend mehreremale im Zimmer auf und ab; eigentlich tänzelte oder hüpfte der Regierungsrath, denn er liebte in allem die schnelle Gangart. — „Apropos," sagte er nach einer Pause, während er vor Laura stehen blieb, „am Concertprogramme wird doch hoffentlich nichts mehr geändert? Sei so gut und lies es mir noch einmal vor, es macht mir immer Vergnügen, wenn ich so eine fertige Arbeit betrachte, deren Zusammenstellung viel Mühe gekostet und die nun glatt und fertig vor uns liegt. — Habt ihr euch zu zwei Abtheilungen mit einer Pause entschlossen? — „Natürlich," entgegnete Madame Zwicker würdevoll. „Man kann doch die Sachen nicht so in einem fort herunter leiern. Ich habe noch nie ein Concert gehört ohne zwei Abtheilungen, und dann ist eine Zwischenpause so nöthig; man muß doch eine kleine Conversation machen lassen, man muß doch ein paar kleine Erfrischungen herumreichen." Bei diesen Worten blickte die Regierungsräthin auf ihre Kaffeetasse und dachte an Himbeerwasser und Mandelmilch. Der Regierungsrath sah an die Decke des Zimmers empor und vergegenwärtigte sich den Augenblick, wo in der Pause der Departementschef zu ihm treten, ihm herablassend die Hand drücken und zu ihm sprechen würde: „Ihre Arrangements sind vortrefflich, mein lieber Zwicker; man ist nirgends so comfortable wie bei Ihnen." Amalie starrte in die Einladungsliste hinein, wobei sie an Herrn Strammer dachte; Laura trommelte mit den Fingern auf

dem Tisch den Mendelsohn'schen Hochzeitsmarsch aus dem Sommernachtstraum. Jede Note widmete sie Schmelzing, und so war die ganze Familie glücklich.

„Wir haben also," sagte Vater Zwicker nach einer Pause, „zur Introduction die Sonate pathetique von Beethoven, drei famose Theile, welche Herr Schwicheler außerordentlich schön ausführen wird. Dann folgt Prumes Melancholie, und ich bin fest überzeugt, daß die ersten Geiger der Hofkapelle sich ein Muster an dem jungen Sternbach nehmen können. Darauf Fräulein Windel, der kleine Rekrut von Kücken. — Es gefällt mir eigentlich," unterbrach der Regierungsrath seinen Vortrag, „daß Fräulein Windel, die sonst auf die großen Arien versessen ist, Kückens kleines reizendes Lied gewählt hat. Sie fängt an, bescheiden zu werden und das freut mich." Bei diesen Worten lächelte Madame Zwicker ironisch und ihre beiden Töchter lachten laut und höhnisch hinaus. „Bescheiden?" meinte Laura achselzuckend. „Das ist der Beweggrund nicht, Gott, wer weiß nicht, wie auffallend sie mit dem Lieutenant von W. schmachtet. Dem zu Ehren singt sie das Soldatenlied." — „Bah," sagte der Regierungsrath einigermaßen verdutzt, „wär's möglich? Ja, wie kann unsereins auf solche Schwänke kommen! Aber das Lied ist schön, ich habe nichts dagegen einzuwenden. — Weiter! Phantasie von Böhm für Flöte und Pianoforte — Fräulein Laura Zwicker — Herr Wölfel. — Kind, die Phantasie ist schwer, ich hoffe, daß du sie außerordentlich einstudirt hast. Damit schließt die erste Abtheilung, wir haben eine halbe Stunde Pause, und alsdann Herr Strammer seine zwei Sachen hinter einander. Wenn das ihm nur nicht zu viel wird!" — „O nein," versetzte eifrig Amalie. — „Ja, mein Kind, die Cavatine aus Guido und Ginevra, das ist fatiquant — das bringt ein Pferd um, wie sie mit dem Kunstaus-

druck sagen." — „Dafür ist auch die andere Nummer leicht und tändelnd," bemerkte Amalie, wobei sie träumerisch auf ihren Teller niedersah. — „Ach, wenn du wärst mein eigen!" sang Laura halblaut und blickte die Schwester mit einem schalkhaften Lächeln an. — „Ganz richtig," meinte Vater Zwicker, „Ach, wenn du wärst mein eigen, Wie lieb sollt'st du mir sein! — Worte von der Gräfin Hahn-Hahn, ehe sie ins Kloster ging, wunderbar komponirt von Kücken. Darnach Schluß des Ganzen, Liszts große Polonaise von Fräulein Laura Zwicker."

Nach diesen Worten rieb sich der Regierungsrath vergnügt die Hände und hiermit war das Geschäft vorderhand bereinigt; der Vater ging auf seine Kanzlei, Mama besah die Schätze ihrer Speisekammer, Laura probirte ihre Sonate und Amalie setzte sich an den Schreibtisch, um nach der vorliegenden Liste die Einladungskarten auszufertigen.

So sind nun diese entstanden, vielgeliebter und geneigter Leser, und wenn dich der glatte Druck mit der zierlichen Handschrift — Amalie schrieb schön — so klar und freundlich anblickt, so kommt dir alles das so unverfänglich und wohlmeinend vor. Es ist, wie so mancher Händedruck, begleitet von einem freundlichen, herzlichen Worte, wobei doch Geber und Empfänger zu gleicher Zeit dachten: „Hol' dich der Teufel!" Auch ohne gerade die beiden Fräulein A. oder Herr Schmelzing zu sein, kannst du überzeugt sein, daß es Debatten gekostet und viel unangenehmes Hin- und Herreden, ehe dein Name aus der Wahlurne zum Concert hervorgegangen; du hast manches Achselzucken gekostet, manchen Seufzer. Aber gleichviel! Wie der Festgeber die Einladungskarte absendet, so nimmt sie häufig der Empfänger in die Hand: ebenfalls mit Achselzucken, mit einem gelinden Seufzer. Gott, ein Familien-Concert! Das wird langweilig. Der Abend könnte besser benützt werden. — U. A. w. g. — „Und

Abends wird getanzt," überſetzt ſich das ein junges Mädchen, die ſich zur erſten Soirée rüſtet, vielleicht auch: „Und Abends wird geſungen," während ein alter, ergrauter Kämpfer in der Arena familienconcertlicher Freuden nachdenkend murmelt: „Um Ausdauer wird gebeten."

So iſt denn der große Abend gekommen; Regierungsrath Zwickers wohnen im erſten Stock, die Treppe iſt mit einer Spiegellampe taghell beleuchtet, oben ſind die Glasthüren entfernt und im Gange ſtehen rechts und links in Kübeln zwei Oleander, auf einer Seite die Küchenthüre verdeckend und zu gleicher Zeit ein mäßiges Spalier bildend, welches die Ankömmlinge in den Salon weiſt. Dieſer iſt vortrefflich erhellt und ſanft erwärmt. Rechts und links ſind die Thüren in die anſtoßenden Zimmer ausgehoben, und wenn ein Unkundiger die fünf geöffneten Piecen durchwandelt, alle zum Empfang der Gäſte hergerichtet, ſo muß er eine große Meinung haben von den Appartements des Regierungsraths. Denn natürlich iſt alles feſttäglich, nirgendwo Betten und gewöhnliche Haushaltungsgeräthe; die Räumlichkeiten dazu, denkt man, werden hinter der letzten Thüre anfangen, und dort noch eine Enfilade von wenigſtens vier weitern Zimmern ſein. Aber nur die Freunde des Hauſes wiſſen, daß dort das Ganze mit einer kleinen Kammer abſchließt, die aber am heutigen Abend wie ein vollgepfropftes Möbel-Magazin ausſieht. Dort iſt eine förmliche Wagenburg von Betten und Möbeln dritten Ranges, eine Wagenburg, die nur eine kleine Ecke frei läßt, in welcher ſich auf dieſe Art eng umſchloſſen die beiden jüngſten Sprößlinge der Zwicker'ſchen Familie befinden. Dieſe erſchienen, nachdem das eheliche Glück der Familie eine längere Zeit pauſirt, — zwei Buben von vier bis ſechs Jahren, verwegene Geſellen, zu allen möglichen tollen Streichen aufgelegt. Nicht einmal durch die aufgethürmte

Wagenburg sind sie zu bändigen, denn diese wurde von dem älteren schon einmal erklettert, worauf er, an der anderen Seite hinabrutschend, eine Waschschüssel und ein paar Gläser mit herunterriß, was einen erschrecklichen Lärmen verursachte. Dies geschah glücklicherweise vor Anfang der Soirée und veranlaßte den Vater Zwicker zu einer ernsten Rede, welche Belohnung und Strafe verhieß, — sehr viel Kuchen nämlich oder sehr viel Prügel.

Endlich kommen die Gäste, zu Fuß oder zu Droschke; die letzteren werden von der Regierungsräthin freundlicher begrüßt. Zuerst füllt sich der Salon, dann fließt die Masse der Eingeladenen in die angrenzenden Zimmer, und so immer weiter, bis endlich der ganze Boden bedeckt ist. Man freut sich, einander zu sehen, man stellt vor und wird vorgestellt, man lacht und plaudert; junge, angehende Kanzleibeamte, nachdem sie so glücklich waren, einen freundlichen Gruß, ja vielleicht einen Händedruck ihrer Vorgesetzten zu erhalten, drücken krampfhaft den Hut auf den eingezogenen Bauch und tapeziren Ecken und Wände. — Der Thermometer zeigt achtzehn Grad. — Selbstbewußte Damen der höheren Beamtenklasse, sowie anerkannte Schönheiten halten die Mitte der verschiedenen Zimmer und stehen da wie Felsen im brandenden Meer, empfangen Huldigungen und theilen gnädige Blicke aus. Junge Damen von versprechender Zukunft, die aber noch nicht alt genug sind, um selbständig auftreten zu können, umgeben diese Felsen der Gesellschaft wie frisches Moos oder saftige Pflanzen die altersgrauen Steine und vor sie hin wirft die ab- und zuströmende Flut unterschiedliche Seethiere dieses Gesellschaftsmeeres, Krabben und Seekrebse in Gestalt von schwarzen, ernsthaften Assessoren und Referendären mit seltsamen Frackschößen und Brillen auf der Nase; Sterne in Form von dicken Kanzleiräthen mit dem Verdienstkreuz auf der Brust; schillernde, bewegliche und zappelnde

Molusken, dargestellt durch bunte, gelenke Lieutenants, und als ordinäres Muschel- und Schneckenwerk Kaufleute, Maler, Bildhauer, Schriftsteller und dergleichen Gesindel. — Der Thermometer hat sich unterdessen beeilt, auf vierundzwanzig Grad zu steigen, und das Lächeln der Regierungsräthin Zwicker, welches bei achtzehn Graden bald majestätisch, bald gnädig oder schalkhaft war, fängt an krampfhaft zu werden, wobei sie schwer athmet und ihre röthliche Gesichtsfarbe stark ins Bläuliche schimmert.

Der Regierungsrath steht noch immer an der Thüre, noch fehlt der Departementschef, und ihn nicht am Eingang zu empfangen, wäre mehr als Majestätsverbrechen. Endlich kommt er und nachdem er sich an der Thüre die Brillengläser abgewischt, die ihm von der furchtbaren Hitze sogleich anliefen, schreitet er an der Seite seines Untergebenen durch die Zimmer, begrüßt Madame Zwicker, winkt und nickt nach allen Seiten und ist so freundlich, das Appartement außerordentlich charmant zu finden. Nach ihm erscheinen durch die Thüre des Nebenzimmers, die aber sogleich wieder verschlossen wird, zwei Dienstmädchen, Thee und Backwerk tragend: die Magd des Regierungsraths und Hofraths Rike, von ihrer Herrschaft der Regierungsräthin freundschaftlichst geliehen. So oft die Rike in die Nähe der Hofräthin kommt, ermangelt diese nicht, ihr nach Verhalten einen strafenden oder billigenden Blick zuzuwerfen. In diesem Gewühl eine Tasse Thee oder etwas Backwerk zu erhalten, ist schon nicht so schwierig, als das Erlangte in Ruhe und Frieden zu verzehren. Bald wird man angeredet und muß eine Mandelschnitte, ohne sie noch geschmeckt zu haben, hinunterwirken; bald wird man gestoßen, und in der Angst der Nachbarin das Kleid zu begießen, schüttet man sich selbst die halbe Tasse auf die eigene weiße Weste, und ist für den ganzen Abend ruinirt.

In diesem wichtigen Zeitpunkte sind jene die Glücklichen, die an den Wänden stehend, einen rückenfreien Platz erobert haben. Leicht kann man den Hut irgendwo unterbringen und steht nun da, in der Hand die Tasse, deren Rand hoch mit Backwerk belegt ist, im beruhigenden Gefühle der Sicherheit. — Unterdessen scheint der Alkohol im Thermometerglase seinem Gefängniß entwischen zu wollen und steigt auf dreißig Grad. Eigentlich braucht man ihn gar nicht mehr zu betrachten, um die vergnügliche Hitze des Appartements, namentlich des Mittelsalons, zu ermessen; rothe und blaue Gesichter, thränende Augen, lang herabfallende Locken, schwitzende Stirnen und halb unterdrückte Seufzer sprechen deutlich genug. Ja durch alle fünf Sinne kann man die in den Zimmern herrschenden dreißig Grade erkennen.

Obgleich die Gesellschaft obenhin betrachtet ein unabsehbares Gewirre zu bilden scheint, so gehört doch keine große Beobachtungsgabe dazu, um zu erkennen, daß sich alles wieder vergnügt oder verstimmt, jedenfalls aber zu besondern Zwecken in verschiedenen Gruppen zusammenfindet. Was sich liebt oder durch andere Beweggründe zu einander hingezogen wird, weiß sich zu finden und hie und da verstohlen zu plaudern; was sich haßt, weiß sich zu ärgern, indem es sich auf gewisse Art bald den besten Platz im Saale streitig macht, jetzt zu viele Trabanten um sich zu versammeln sucht, um mit diesen über den geringfügigsten Gegenstand ein lautes, für den andern Theil verletzendes Gelächter erschallen zu lassen und sich dann wieder gegenseitig und auffallender Weise den Rücken zukehrt, und, als sei in der Nachbarschaft plötzlich was Schreckliches bemerkt worden, rasch davonrauscht. Wofür man sich interessirt, das läßt man nicht aus den Augen. So folgte Madame Zwicker ihren beiden Dienstmädchen beständig mit den Augen, wobei sie bald erröthete, bald erbleichte, wenn irgend eine Ungeschicklichkeit vorfiel. Dabei aber eilte die geplagte

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20748 / 014

Frau häufig an das Ende des ganzen Appartements, ſcheinbar, um mit ihren Gäſten freundliche Worte zu wechſeln, in Wahrheit aber, um an der Thüre des Nebenzimmers zu lauſchen, ob von dort kein Getöſe oder Siegesgeſchrei zu hören ſei, wenn nämlich ihre beiden Sprößlinge vielleicht abermals die Wagenburg erklettert hätten. — Gott ſei Dank! alles war dort ruhig. Die beiden Buben hatten nämlich ein anderes Amuſement entdeckt, eine gefüllte Waſchſchüſſel, und darin ließen ſie kleine Schiffe von Papier ſchwimmen.

Vater Zwicker folgte dem Departementschef, wo das nur eben thunlich war, Amalie ließ die beiden Fräulein A., ſowie den Herrn Strammer nicht aus den Augen, was ihr aber zu ihrem großen Schmerze ſehr leicht gemacht wurde, denn dieſer junge Herr war immer in der Nähe der Töchter des Doctors zu finden und folgte denſelben ſchwenzelnd von Zimmer zu Zimmer. Einen würdigen Gegenſatz zu ihm bildete der Herr Volontär Schmelzing; er ſtand in einer Ecke des Salons zwiſchen einem Tiſche und einem Sopha, mit dem Rücken an eine kleine Etagère gelehnt, auf der ſich Porzellan figuren befanden, aß viel Backwerk, welches neben ihm auf dem Tiſche ſtand; ſeine Blicke aber eilten dabei beſtändig durch den ganzen Saal. Glückliche Laura! du haſt alle Urſache anzunehmen, daß du es biſt, die von den grauen, aber glänzenden Sternen aufgeſucht wird.

Nach vielen verzweifelten Anſtrengungen iſt es dem Regierungsrath, deſſen Frau, den beiden Töchtern und dem halberwachſenen Sohne, der ſich bisher unbeachtet unter der Menge umhergetrieben, endlich gelungen, die Maſſen der Gäſte ſo lange aus dem mittleren Salon zu entfernen, bis man dort für die Damen einige Reihen Stühle geſtellt, bis man das Piano in die Mitte des Zimmers gerollt und durch Oeffnung eines Fenſterflügels einige friſche Luft hereingelaſſen. Zu letzterem war es aber auch die höchſte Zeit, denn der

Thermometer drohte, einen Selbſtmord zu begehen, die Stimmung des Klaviers war faſt um einen halben Ton gewichen und Herr Sternbach, der die Melancholie geigen ſollte, meinte, das ſei bei einer ſolchen tropiſchen Hitze, um ſelbſt melancholiſch zu werden.

Als die Vorbereitungen ſo weit gediehen waren, räuſperte ſich Herr Regierungsrath Zwicker laut, lange und auffallend. Die jüngern Beamten ſeiner Kanzlei verſtanden dies Zeichen und forderten durch zahlreiche Bst! zur Stille auf. Bald legte ſich auch Gemurmel und Geräuſch im Salon, dann ebenfalls im anſtoßenden Zimmer und nach einer kleinen Viertelſtunde trat Herr Schwicheler vor, ein hoch aufgeſchoſſener, bleicher, junger Menſch mit lang herabwallendem, blondem Haar und ſehr nichtsſagenden blauen Augen. Er ſtrich das Haar aus dem Geſicht, öffnete lächelnd ſeinen großen Mund, was er beſſer unterlaſſen hätte, dann zog er die Handſchuhe aus, warf ſie nachläſſig von ſich und ſank mehr auf den Stuhl, als er ſich darauf hinſetzte; auch knickte er hiebei ſo auffallend zuſammen, daß man hätte glauben können, es wandle ihn plötzlich eine Schwäche an, ſchnellte aber gleich darauf wieder in die Höhe, hob die Hände und fing an, auf das unglückliche Piano loszuhämmern, daß es zitterte, klagte und in allen Fugen krachte.

So ging der erſte Satz des Allegro vorüber, und beim Andante ſchien Herr Schwicheler etwas weniger ergrimmt. Er neigte ſein Haupt, und wenn man ſeine Finger ſo matt über die Taſten hinſchleichen ſah, ſo hätte man meinen können, es gehe mit dem Mann zu Ende und in der nächſten Sekunde werde er mit einem unheimlich pfeifenden Tone ein für allemal aufhören. Aber leider hörte er nicht auf, wurde vielmehr beim dritten und letzten Satze, dem Rondo, gelenkig wie ein Froſch im Waſſer, der in großer Behaglichkeit mit allen Vieren zappelt. Dabei hüpfte Herr Schwicheler munter auf

ſeinem Sitze hin und her, ſeine Füße hüpften für ſich allein, ſeine Finger ebenfalls, ja ſeine Naſe ſchien zu hüpfen und ſein langes blondes Haar. — Endlich hatte er ausgehüpft und das Publikum ausgelitten. Beethoven iſt ein großer Meiſter, aber ſeine Sonate pathetique ſtehend hören zu müſſen bei einigen dreißig Graden Hitze, eingekeilt in einen Menſchenhaufen, das iſt ſogar für ein klaſſiſches Gemüth zu viel. Das Publikum ſchien ſichtlich befriedigt, aber drei Viertheile deſſelben gewiß wegen endlichem Aufhören dieſer Marter; alles applaudirte dem Spieler und beglückwünſchte ſich ſelbſt.

Nummer Zwei trat vor: Herr Sternbach, ein ſtrammer, unterſetzter, junger Herr, der ſchon im Nebenzimmer, wo er nochmals geſtimmt hatte, die Geige zwiſchen Kinn und Halsbinde feſtklemmte, den Bogen hoch erhob und ſo gerüſtet vortrat in die Schranken, wie ein biderber Ritter der alten Zeit mit Schild und Lanze. Den rechten Fuß feſt vorgeſetzt, riß er ſeine Melancholie herunter, daß es eine Freude und ein Vergnügen war. Da er ſelbſt durchaus nicht melancholiſch ausſah und es auch in der That nicht war, ſo ſchien er zu denken: warte Melancholie, wir wollen dir zeigen, wo du her biſt! Er faßte ſeine Aufgabe ironiſch auf, ging der Melancholie im Allgemeinen zu Leibe und riß das Publikum zu Beifall und Heiterkeit hin.

Fräulein Windel, die nun folgte, ließ dem denkenden Virtuoſen kaum Zeit, gehörig abzutreten; ſie ſchien den kleinen Rekruten in allen Gliedern zu fühlen und gab das Lied keck und unverzagt von ſich. Jeder Vers war für das allgemeine Publikum, der Refrain aber jedesmal für *ihn*, der hinter dem Ofen hervorſah und die Nuancen, welche ſie hineinlegte, wohl zu verſtehen ſchien. Als Fräulein Windel unter einem wahren Beifallsſturm geendigt, küßte ihr Lieutenant von W. zärtlich die Hand und ſagte: „Unter Ihrer Fahne einzutreten, mein Fräulein, wäre das höchſte Glück *meines* Lebens.“

„Bs—s—st! — Bs—s—st!“ riefen nun die Kanzleibeamten Vater Zwickers, und Herr Wölfel, von dem nicht viel mehr zu ſagen iſt, als daß er ein kleiner Mann war mit einer großen Flöte und ſich in einem ſchwarzen Frack befand, führte Fräulein Laura an's Klavier, die ſehr ſchüchtern that und nur dann und wann aufzuleben ſchien, wenn ſie einen Blick gethan in jene Ecke, wo ſich die Porzellanfiguren-Etagère befand. Die Phantaſie ſäuſelte los und machte bei den Zuhörern den Effekt, als wollte ſich Klavier und Flöte überbieten, welches von dieſen beiden Inſtrumenten am langweiligſten ſein könne. Die ganze Nummer wirkte nervenberuhigend; einige älteren Damen ließen, wie um die Muſik beſſer genießen zu können, ihre müden Häupter niederſinken, und ein alter Domänenrath hätte ſich faſt durch einen lauten Schnarcher verrathen, wenn ſein Sohn, der neben ihm ſtand, denſelben nicht noch zur rechten Zeit durch einen kräftigen Huſten verdeckt hätte.

Pauſe mit Komplimenten und Erfriſchungen. Es floſſen Ströme von Mandelmilch und Himbeerwaſſer; Stühle wurden gerückt, die Damen erhoben ſich fächernd und mit gelähmtem Geiſt und Körper; junge, lebenskräftige Mädchen ſandten einen ergebungsvollen Blick gen Himmel, und der Menſchenkenner konnte auf manchen gefurchten männlichen Stirnen die erſten Anfänge von Selbſtmordgedanken leſen.

Aber glücklich, wer nur unter den allgemeinen Freuden des Familien-Concerts zu leiden hatte; glücklich, wer nicht noch daneben einen nagenden Schmerz im Buſen trug, wie die unglückliche Amalie, welche ſich von jenem Ungeheuer, Strammer genannt, nicht nur total vernachläſſigt ſah, ſondern es ſogar mit anſehen mußte, daß er der jüngeren Fräulein A. auf Schritt und Tritt nachging. Strammer, ſonſt ein taktvoller junger Mann, dem die ſtille Neigung der Regierungsrathstochter für ihn nicht entgangen war und der es mit

einem Hauſe nicht verderben mochte, wo man im Familienkreiſe gut zu Mittag ſpeiſte, bemühte ſich heute in der That gar zu auffallend um Fräulein A. Dieſem ſeltſamen Benehmen lag eine triſtige Urſache zu Grunde, und zwar in der Geſtalt eines jungen, unternehmenden Kavallerie-Lieutenants, welcher ſich der Fräulein A. gleichfalls auffallend näherte, und dem dieſes hübſche, aber leichtſinnige junge Mädchen den unglücklichen Herrn Strammer opferte. Wer ruhiger Beobachter war, ſah zwiſchen dieſen betreffenden Perſonen ein kleines Rennen mit Hinderniſſen. Wo ſich der Kavallerie-Lieutenant befand, dahin wurde auch Fräulein A. durch ſeine bezaubernden Blicke gezogen; dieſer folgte Herr Strammer, glühend vor Eiferſucht, und wo es galt, in ihre Nähe zu kommen, da gab es für ihn kein Hinderniß, weder eine dicke Kanzleiräthin, noch die unermüdliche Zunge einer dürren Hofräthin: er ſetzte kühn über alles hinweg, um die Ungetreue beobachten zu können. Gekränkt im tiefſten Herzen folgte ihm die unglückliche Amalie, und in dem Zimmer, wo er ſich befand, da wußte ſie, nicht fern von ihm, irgend ein Geſpräch anzuknüpfen, ſo unbedeutend, ſo nichtsſagend, daß es ihr vollkommen Zeit ließ, den ſchlechtdenkenden Strammer zu überwachen.

Da die Regierungsräthin Zwicker nie eine Soirée ohne Souper gab, ſo war auch heute eins vorbereitet, ſollte aber erſt am Schluſſe des Concertes eingenommen werden. Doch hatte der fühlende Vater Zwicker im letzten Zimmer ſchon während der Pauſe einige Weinflaſchen aufſtellen laſſen und ſeinen Bekannten einen Wink gegeben, ſich dort für die zweite Abtheilung zu ſtärken. Viele machten von dieſer Freundlichkeit einen mäßigen Gebrauch, wie das denn auch ſelbſtredend war, nahmen ein Glas und entfernten ſich wieder. Dabei aber können wir unmöglich verſchweigen, daß der Herr Volontär Schmelzing dieſes Weinzimmer häufiger als jeder andere betrat und

ſich auch dort viel länger aufhielt als nothwendig geweſen. Um aber dem Gange unſerer Geſchichte nicht vorzugreifen, müſſen wir ſagen, daß er zu Anfang der zweiten Abtheilung wieder an der Porzellan-Etagère lehnte, daß Amalie zitterte, als ſie ſehen mußte, wie der treuloſe Strammer nur Blicke für Fräulein A. hatte, welche vor ihm auf einem der erſten Stühle ſaß, nicht weit von dem entſetzlichen Kavallerie-Lieutenant, der ein fades und ſchmachtendes Geſicht machte. So erſchien es nämlich dem unglücklichen Sänger. Alles hatte die früheren Plätze wieder eingenommen, ſelbſt die Regierungsräthin, nachdem ſie am Nebenzimmer gelauſcht und dort von ihren beiden Sprößlingen kein unanſtändiges Geräuſch vernommen. Die beiden Kinder ſpielten nach wie vor mit ihrer Waſchſchüſſel, die ſie durch Hinzuthun von weiterer Flüſſigkeit bis an den Rand gefüllt.

„Bs—s—s—t! Bs—s—s—st!“ riefen die Kanzleibeamten und als Herr Strammer neben das Piano hintrat, war es wieder ziemlich ſtill im Salon und den angrenzenden Zimmern geworden; aber es war größtentheils nicht mehr die Stille eines aufmerkſamen und erwartungsvollen Publikums, es war die Stille der Ermattung, der Verzweiflung.

Herr Strammer ſtand alſo da, die linke Hand auf die Hüfte geſtützt, mit der rechten das Notenblatt zierlich zum Munde führend, und dann machte er den Verſuch, der ſchönen Fräulein A. durch Zeichen an den Tag zu legen, daß er nur für ſie allein lebe, athme, ſinge! — Leider aber ſchien Amalie Zwicker dieſe Zeichen beſſer zu verſtehen, als diejenige, der ſie galten. Jetzt ſchlug der begleitende Muſiker die erſten Töne an und Herr Strammer begann. Es iſt eigenthümlich, daß bei dieſem Geſange das Auge größere Unterhaltung hatte, als das Ohr. Es war in der That höchſt ergötzlich, anzuſehen, wie der Sänger ſein Notenblatt bald tief herabſenkte, bald hoch gegen

das Herz erhob, dabei blickte er schmachtend gegen die Decke des Zimmers, öffnete und schloß die Augen, machte einen seltsam melancholischen Mund, und da dieser Mund, sowie das ganze Gesicht sehr breit war, die Stirne aber höchst niedrig, so sah der Kopf des Herrn Strammer dem eines Frosches nicht unähnlich, der seine Serenade in die dunstige Nachtluft hinaussingt; nur waren beide in der Farbe sehr verschieden, denn die unseres Sängers spielte schon nach den ersten Takten in's Röthliche und ging bei einem hohen Tone, der ausgehalten werden mußte, so entsetzlich in's Bläuliche, daß man jeden Augenblick einen Schlagfluß befürchten konnte. Von dem Gesange selbst ist wenig zu sagen; es war, als habe Herr Strammer einen eisernen Ring um den Hals, der sich bei jeder Anstrengung noch mehr verengte und jeden Ton einzeln zerdrückte und erstickte. Endlich waren seine Leiden zu Ende, man applaudirte und er trat ab. Dem Programm nach hätte er gleich darauf Rückens Lied singen sollen, doch hatte sich noch ein vielversprechender Baritonist gemeldet, eine viereckige Gestalt, mit einer gewaltigen Brust, mit der er kokettirte, und langem, strassem Haare, das er trotzig mit seinen fünf Fingern von der Stirne wegwarf. Er brüllte — den Mönch von Meyerbeer, und es war ein Glück, daß er sich hören ließ, denn seine gellende und krächzende Stimme erweckte die halb Eingenickten und schon Schlummernden in allen Zimmern.

Abermals Herr Strammer, — diesmal war sein Auftreten schmachtender, hingebender, auch zuversichtlicher. „Ach, wenn du wärst mein eigen," lag seiner Stimme vortrefflich, und er hatte es bei sich zu Hause so lange einstudirt, bis es die Nachbarn überdrüssig waren und sein Hausherr ihm mit Aufkündigung gedroht. Jeder fühlende Leser wird begreifen, was es sagen will, vor einem geliebten Gegenstande singen zu dürfen:

„Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein!"

In dieſe wenigen Worte und Töne kann man eine ganze Liebesgeſchichte legen, und wenn ein weibliches Herz hierdurch nicht gerührt wird, ſo iſt es gar nicht zu rühren.

Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein,
Wie wollt ich tief im Herzen
Nur hegen dich allein. —

So ſang Herr Strammer, und bei der letzten Strophe — „Nur hegen dich allein" — blickte er gegen die Zimmerdecke, um gleich darauf alle Glut ſeiner Blicke, ja ſeine ganze Seele auf den geliebten Gegenſtand ausſtrömen zu laſſen, der kaum vier Schritte vor ihm ſaß.

Und alle Wonn' und alles Glück
Mir ſchöpfen nur aus deinem Blick.

Leider aber ſchien der unglückliche Sänger weder Wonne noch Glück in dieſem Augenblick aus dem Blick der Geliebten zu ſchöpfen. Fräulein A. hatte bei der Stelle

„Wie wollt ich tief im Herzen
Nur hegen dich allein,"

ihren Blumenſtrauß fallen laſſen und der unternehmende Kavallerieoffizier war mit einem zierlichen Schleifer auf den Blumenſtrauß losgeſtürzt, hatte ihn ergriffen und indem er ihn der Fräulein A. zurückgab, den Augenblick benützt, um hinter den Stuhl derſelben zu manövriren. Er gab den Blumenſtrauß, ſie nahm ihn lächelnd an, und als der unglückliche Strammer ſang:

Und alle Wonn' und alles Glück
Mir ſchöpfen nur aus deinem Blick,

hob Fräulein A. ihr Köpfchen in die Höhe, der Kavallerieoffizier ſenkte

sein Haupt herab, und der leise gelispelte Dank drang dem Sänger wie ein Dolchstoß in's Herz und zog ihm den eisernen Ring, von dem wir vorhin zu sprechen die Ehre hatten, so fest zusammen, daß, als er wieder ansetzte

Ach, wenn du wärst mein eigen,

seine Kehle gar keinen Ton mehr von sich gab, sondern er nur gurgelte und quackste, was auf Amalie Zwicker, deren gebrochenes Herz alles wohl verstanden, einen so fürchterlichen Eindruck machte, daß sie mit einem lauten Aufschrei in ihren Stuhl zurückfiel.

Herr Strammer hatte indessen seine Haltung gänzlich verloren. Er versuchte es noch einmal wieder anzufangen, aber er brachte keinen Ton aus der trockenen Kehle hervor, worauf er den besten Ausweg ergriff, sein Notenblatt sinken ließ, schnell sein Schnupftuch hervorholte, und indem er Nasenbluten affektirte, nicht ohne einen wahrhaft entsetzlichen Blick auf den Kavallerieoffizier davonstürzte.

Nasenbluten ist nichts Gefährliches, vielmehr nur eine Erleichterung, und die schien sich der ganzen Zuhörerschaft in diesem Augenblicke mitzutheilen, denn alle hofften, nach diesem Zwischenfalle würde das Concert zu Ende sein und ihnen die Polonaise geschenkt werden. — Vergebliche Hoffnung! — Fräulein Laura Zwicker, die ihre Schwester mit einem sanften Ellenbogenstoß wieder zu sich selbst gebracht hatte, schritt erbarmungslos auf das Piano zu, der Flötist Herr Wölfel legte die Noten auf und blieb zum Umwenden an ihrer Seite. Glücklicherweise hatte das Abstürzen des Herrn Strammer einige Aufregung, einiges Stuhlrücken verursacht, und dieses Geräusch den Herrn Volontär Schmelzing aus seinem Halbschlummer erweckt, in den er, gelehnt an die Porzellan-Etagère, versunken war. Jetzt blickte er auf, sah Laura am Klavier sitzen und hatte die Geistesgegenwart, nicht nur freundlich zu lächeln, sondern seine Hände zu

erheben und pantomimisch im Voraus zu applaudiren. Daß jetzt ringsumher tiefe Stille herrschte, dafür sorgten die Kanzleibeamten des Regierungsraths Zwicker. Laura spielte nicht übel, und Liszts Polonaise begann, würdig des schönen Werkes; aber ein tückischer Dämon schien sich nun einmal vorgenommen zu haben, das Familien-Concert zu keinem glänzenden Ende gelangen zu lassen. Schmelzing, das Ungeheuer, war nach den ersten Takten wieder sanft entschlummert. Laura, die häufig auf ihn blickte, mochte vielleicht sein geschlossenes Auge für ein inniges Genießen der Musik halten, denn daß sein Kopf keine auffallende Bewegung machen konnte, dafür sorgte die Porzellan-Etagère, an welche er sich festlehnte.

Eine Stelle der Polonaise, wo die Finger sanft über die Tasten hingleiteten, piano pianissimo, hatte Laura meisterhaft vorgetragen und die Zuhörer fühlten sich wirklich erfrischt davon, — da, mit einemmale vernahm man einen tiefen, schnarrenden Ton, es war gerade, als wenn eine Säge von kräftiger Hand geführt, sich bemüht, durch ein astvolles, hartes Holz zu dringen. Entsetzlich, dieser Ton wiederholte sich zwei- und dreimal. Laura, die erschrocken aufblickte, fühlte, noch ehe sie sah, wer der Urheber dieser Unterbrechung sei. Ihr Auge irrte umsonst durch die Noten, ihre Hand zitterte, vergeblich taktirte Herr Wölfel mit Fuß und Hand, die unglückliche Spielerin war aus ihrer Bahn geworfen, wie Jammerrufe klang noch der Anschlag einzelner Tasten hie und da, dann warf Laura einen scheuen Blick rings umher auf die Versammlung, und als sie bemerkte, wie die Umsitzenden bald sie, bald den Herrn Schmelzing anstarrten, nicht nur mit Erstaunen und Schrecken, sondern verschiedene auch mit höhnischem Lächeln, da preßte sie ihr Taschentuch vor die Augen und fing an zu weinen.

Hätte nur in diesem Augenblicke der Kavallerieoffizier, der sich

dicht neben Herrn Schmelzing befand, denſelben nicht auf ſo unſanfte Art erweckt! Doch vielleicht in der guten Abſicht, dies nicht auf auffallende Art zu thun, indem er ihn z. B. am Arm rüttelte, ſtieß er ihn mit dem Fuße an, aber leider ſo kräftig, daß Herr Schmelzing ausrutſchte, niederſtürzte und indem er ſich an der ſchwachen Etagère zu halten verſuchte, dieſe ſammt den Porzellanfiguren auf den Boden niederſchmetterte. Nachdem der Unglückliche bei dem erſten Verſuche, ſich wieder aufzurichten, noch einen Fenſtervorhang herabriß, auch mehreren Damen auf die Füße trat, dabei eine furchtbare Verwirrung anrichtete, in welcher er ſich ohne augenblicklich einen Ausweg finden zu können, wie ein Kreiſel umherdrehte, fand er endlich mit Beihülfe des Kavallerieoffiziers die Thüre, ſtürzte in das hinterſte Zimmer, dort wo es zur Schlafſtube hineinging, in welcher ſich die beiden kleinen Zwicker befanden. — Zerknirſcht und beſchämt, auch etwas betäubt von dem Falle, den er gethan, lehnte er ſich mit dem Kopfe an die Thüre, und ſeine Gedanken beſchäftigten ſich eifrig damit, wie ſein Paletot und Hut zu erlangen ſei und wie es möglich zu machen, daß er nicht mehr in die Kanzleiſtube und vor das Angeſicht des Regierungsraths Zwicker zu treten brauche. —

So fand ihn nach wenigen Minuten der Regierungsrath Zwicker, der ihm gefolgt. War deſſen Geſicht ſchon vorher vom Zorne geröthet, ſo wurde daſſelbe bei der Stellung, in der er Herrn Schmelzing traf, und die allerdings auch auf einen andern Zuſtand, als den der Verzweiflung gedeutet werden konnte, jetzt dunkelblau; ſeine Hände ballten ſich ein wenig, und wer weiß, was geſchehen wäre, hätte es Herr Zwicker nicht vortrefflich verſtanden, ſich zu bemeiſtern. So zuckte er einfach mit den Achſeln und ſagte ruhig und groß: „Herr, verlaſſen Sie mein Haus, Sie ſind unverbeſſerlich und in einem unzurechnungsfähigen Zuſtand.“

Daß die Polonaiſe nicht zu Ende geſpielt wurde, brauchen wir dem geneigten Leſer wohl nicht zu ſagen. Wenigen der Zuhörer war dies übrigens ein Kummer, denn das Familien-Concert hatte bis nach elf Uhr gedauert. Madame Zwicker, eine Frau von Takt und Einſicht, ließ übrigens die Verwirrung im Salon nicht überhand nehmen, vielmehr öffnete ſie im entſcheidenden Momente die Thüre des Zimmers neben der Küche, die am Anfang des Concerts geſchloſſen worden, und bald ging der angenehme Ruf von Mund zu Mund: Wenn es gefällig wäre — zum Souper. Mit wahrem Heroismus vermochte ſie einſtweilen zu überhören, daß von fern Lärm und Geſchrei der beiden kleinen eingeſperrten Buben zu ihren mütterlichen Ohren herüber klang. Nach längerem Spielen mit ihrer Waſchſchüſſel ſollte der See, den dieſelbe vorſtellte, in bewegtem Zuſtande dargeſtellt werden; dieſe Bewegung wurde aber zu heftig ausgeführt, die Schüſſel fiel um, und das Waſſer übergoß die Spieler und floß unter der Thüre durch in das letzte Geſellſchaftszimmer. Erſt nachdem die Ordnung am Tiſch hergeſtellt, ſchlüpfte Madame Zwicker hinaus, um die Urſache des Lärms zu erkunden. Dann aber überließ ſie einer in der Küche helfenden Frau das Waſſer aufzutrocknen und die kleinen Unholde zu beruhigen, und nahm in ruhiger Größe ihren Platz am Tiſche ein.

Die meiſten Gerichte des Soupers waren gut zubereitet, und da nichts ſo geeignet iſt, eine augenblickliche Aufregung und Verſtimmung zu beſchwichtigen, wie ein gutes Eſſen, ſo fanden ſchon nach der erſten Schüſſel die meiſten, daß Abtheilung I. des Concertes glänzend geweſen, daß die Störung der Abtheilung II. höchſt bedauerlich ſei, daß man ſich aber im Allgemeinen vortrefflich amuſirt habe. An verſchiedenen Torten und Punſch zum Schluſſe fehlte es auch nicht, und ſo trennte man ſich denn um Mitternacht ziemlich heiter und zu-

frieden, wobei ein alter Kanzleirath meinte, man müſſe alles Angenehme in dieſer elenden Welt mühſam erkaufen, aber wenn ſpäter noch ein gutes Souper folge, könne man ſich die Qualen einer muſikaliſchen Unterhaltung ſchon gefallen laſſen.

Vier Perſonen aus der Geſellſchaft aber waren und blieben während des größten Theiles der darauf folgenden Nacht mißgeſtimmt und unglücklich. Davon fanden ſich Herr Strammer und Herr Schmelzing noch im Kaffeehauſe zuſammen, aßen und tranken viel, ſprachen wenig, und als ſie nach Hauſe gingen, begegneten ſie dem Doctor A. und ſeinen beiden Töchtern, deren eine von dem glücklichen Kavallerie-Lieutenant geführt wurde. Vielleicht war es ein Glück, daß Herr Strammer in dieſem Augenblick keine Waffen bei ſich führte; wohl dachte er einige Augenblicke an Selbſtmord, verwarf ihn aber hohnlachend und zähneknirſchend als ein feiges Vergnügen. — Später noch gingen Amalie und Laura zu Bette; letztere ſang dabei halblaut und klagend jene Stelle der Polonaiſe vor ſich hin, jene ſchreckliche Stelle, bei welcher der Schnarcher des Herrn Schmelzing ihr Spiel und ihr Herz zerriſſen. Amalie öffnete aber noch einen Fenſterflügel, blickte in die Nacht hinaus, das Auge von Weinen getrübt, und liſpelte ſtill vor ſich hin:

„Ach wenn — Trotz alle dem, was geſchehen! — du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein!" — —

Erlebtes.

II.

Erlebtes.

Kleinere Erzählungen

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1856.

Gedruckt bei A. Fr. Hering & Comp.

Inhalt.

Seite

Zwei Nächte 1

Im Bivouak 51

Die erſte Wache 69

Venedig 87

Zwei Nächte.

Die erſte Nacht.

1844.

In dem Hôtel Reichmann zu Mailand unter den geöffneten Thüren des Speiſeſaals, welche in den kleinen zierlichen Garten hinausführen, ſaß eine Geſellſchaft junger Offiziere — es waren ihrer ſechs — gerade die Zahl, welche für ein kleines feines Diner die richtige iſt, und hatten dies angenehme und wichtige Geſchäft ſo eben beendigt. Der reich ſervirte Tiſch prangte in jener maleriſchen Unordnung des Silbers und Kryſtalls, zerſtörter Frucht-Pyramiden, entkorkter Champagnerflaſchen in Eiskübeln, jener Unordnung, über welche das befriedigte Auge ſo gern hinſchweift, den duftigen Kaffee vor ſich und die wohlriechende Havannah im Munde.

Es war ein Nachmittag im Mai, die warme Sonne hatte ſich aus dem engen Gärtchen emporgehoben, einer erfriſchenden Kühle Platz machend, die durch Saalthüren und Corridore aus dem hoch umbauten Hofe hineinſtrömte. Der goldene Schein des ſcheidenden Lichtes zeichnete an den Mauern und Häuſern, welche den Garten umgaben, in dunklen Schatten die zackigen Giebel der benachbarten Gebäude, küßte wollüſtig die Spitzen einiger hochſtämmigen Lorbeer- und Granatbäume und ſchien ungern dies trauliche Plätzchen zu verlaſſen; doch Zoll um Zoll erhob ſich der helle Schein rings umher,

gefolgt von Tauſenden von Inſekten, welche ſich ſummend auf dem ſcheidenden Strahl der Abendſonne emporſchwangen und dem kühlen, dunklen Schatten entflohen.

Die lebhafte Converſation während des Diners war jetzt bei Kaffee und Cigarren verſtummt, und jeder der ſechs jungen Leute wiegte ſich ſo bequem wie möglich auf ſeinem Stuhle und alle blickten der ſcheidenden Sonne gedankenvoll nach.

Es war eine kurze behagliche Sieſta, ein angenehmes Ausruhen von der gehabten Anſtrengung und dazu läutete vom Dome her die große Glocke und viele kleine der benachbarten Kirchen accompagnirten melodiſch den tiefen Ton.

Die ſechs jungen Offiziere waren von vier verſchiedenen Regimentern: zwei davon von einem ungariſchen Huſaren-Regiment mit der blauen knappen Atilla waren die Gaſtgeber, und die anderen, ein Dragoner in weiß mit blau, ein Chevaurleger in dunkelgrün und roth und ein Infanterieoffizier in ganz weißer Uniform die Eingeladenen. Wem aber das Feſt eigentlich galt, war ein dritter Huſaren-Offizier, der heute Abend im Begriff war, eine Reiſe über Florenz, Rom, an den entzückenden Meerbuſen von Neapel zu machen, der junge Graf S., einer der liebenswürdigſten und eleganteſten Offiziere ſeines Regiments, ein guter Kamerad, tüchtiger Reiter, von unerſchöpflich guter Laune, jeden Augenblick bereit, tauſend luſtige Einfälle Preis zu geben, und durch dieſe guten Eigenſchaften l'enfant gaté des ganzen Regiments.

„Wenn ich mißgünſtig wäre," ſagte einer der Huſaren, „ſo würde ich dich ungeheuer beneiden, Alfons, im Beſitz eines zweimonatlichen Urlaubs, die gepackte Caleſche vor dem Hauſe, gute Wechſel in der Brieftaſche und nun nach dieſem wirklich famoſen Diner ſich einzuſchwingen und beſchauend und verdauend bei dem

herrlichen Frühlingsabend dahin zu rollen — es ist ein beneidenswerthes Loos."

„Allerdings!" lachte Graf S., indem er ein gefülltes Glas Champagner so hoch emporhielt, daß der letzte Sonnen-Reflex es vergoldete, „allerdings, aber ihr hättet ja mit von der Partie sein können, es war das ja eigentlich seit längerer Zeit schon abgesprochen."

„Ja wohl, ja wohl!" seufzte der Andere, „aber: Was ist das Leben ohn' Liebesglanz?" —

„Und dieser Liebesglanz," meinte der dritte Husar, „hat deine Wechsel vollkommen aufgezehrt."

„Unsere Wechsel, wolltest du sagen!" entgegnete der Andere, „denn dir, lieber Bruder, ist es nicht besser gegangen; aber gibt es denn auch ein liebenswürdigeres, kleineres, tolleres Geschöpf als Julietta? und so graziös, und eine so große Künstlerin? Ach, daß sie nicht Prima Ballerina ist, daran ist bei Gott nur ihre Bescheidenheit Schuld. Und wie mich das kleine Ding liebt! Kam sie nicht, als von der gemeinschaftlichen Reise die Rede war, ungeschminkt auf die Bühne, bleich wie der personificirte Jammer, so daß sogar der alte Oberst, der ihr so lange vergeblich nachgestiegen, zu mir sagte: Aber können Sie bei dem Anblick ans Reisen denken?"

„Und du dachtest auch ferner nicht mehr daran," sagte der Dragoneroffizier lachend und ließ eine blaue Wolke kerzengerade in die Höhe steigen; „du opfertest fort und fort auf dem Altar deiner Göttin, bis —"

„Du ihr die famose Reise geopfert hattest," unterbrach ihn Graf S., worauf im Gespräch eine kleine Pause eintrat, während welcher die Kaffeetassen und Sporen klirrten, wenn Einer trank oder die Füße in eine andere Lage brachte.

„Die Zeiten sind aber auch gar zu langweilig," sprach nach

einiger Zeit der Infanterieoffizier, „ein ewiges Friedens- und Garnisonsleben, Rekruten exerciren und mit der Wache aufziehen. Man ist wahrhaftig gezwungen, sich eine andere Unterhaltung zu verschaffen, wenn man nicht geistig zu Grunde gehen will. Ich habe nun einmal für Tänzerinnen keine Leidenschaft, und kein Geld, und muß mich schon mit einer anderen Dame behelfen, die weniger kostbar und doch auch belohnend ist — die Wissenschaft."

„Du willst zum Generalstab," sagte der Dragoner und legte seine Beine auf einen Stuhl, der vor ihm stand; „hast Recht, steigst dann zu Pferd, wie unsereins und bist," fuhr er seufzend fort, „bei einer einstigen vielleichtigen Schlacht, mit an den interessantesten Punkten, ein selbständiger Mensch, brauchst nicht in der staubigen Colonne zu marschiren."

„Ja zu Pferd, zu Pferd," meinte der Chevauxleger, der bis jetzt schweigend geraucht, „wenn ich das noch erlebe, eine tüchtige Schlacht — im Blut, Schweiß und Staub, vor meinem Zuge hineinzustürzen in die feindliche Kavallerie, um einen Leopoldi oder gar ein Theresienkreuz herauszuhauen — Gott, wenn ich das noch erlebe!"

„Dazu ist leider wenig Aussicht vorhanden," seufzte der Anbeter der Tänzerin, „ein Feldzug könnte mich auch arrangiren, das bricht alle Verbindungen ab, wie man sich in den Sattel schwingt und ausmarschirt, ist man ein freier, unabhängiger Mensch."

„Aber der Kummer der kleinen Julietta?" lachte Graf S.; „sie wird sich nicht mehr schminken wollen, und in Folge davon ihren Contract verlieren."

Der Andere zuckte die Achseln und sagte seufzend: „Und doch wollte ich, es gäbe einen Feldzug."

„Wozu aber durchaus keine Aussicht vorhanden ist," meinte

der Infanterieoffizier. „Der politiſche Himmel iſt klar und ohne Wolken, wie der des herrlichen Neapel, dem du entgegenziehſt.“

„Das wär' ſchon recht,“ ſagte der Chevauxleger, „dann hätten wir einige Hoffnung, denn am neapolitaniſchen Horizont hängt immer eine tüchtige drohende Wolke, die des Veſuvs nämlich, und da kann es alle Tage losgehen.“

„Ja, auf dieſe Art,“ verſetzte der Infanterieoffizier lächelnd, „iſt mein Vergleich freilich nicht ganz richtig.“

„Grüß' mir den Veſuv,“ ſagte der andere Huſarenoffizier, „und nimm dir Lacrimae von Reſina mit, der des Eremiten iſt gar zu ſchlecht.“

„Krieg, Krieg!“ phantaſirte der Dragoner, „eine tüchtige Schlacht, ein Königreich, wenn ich eins hätte, für eine Schlacht!“

„So was kommt plötzlich,“ ſagte Graf S., „gebt nur Acht, an einem ſchönen Morgen hat man ſich irgendwo bei den Haaren, wie ſollt' es mich freuen, wenn eine ſolche Nachricht mich ſchon nach wenigen Tagen von meiner Reiſe zurückrieſe; doch Freunde, es wird ſpät, ihr wiſst, ich habe einen langen Weg zu machen, und möchte gar zu gern bei guter Zeit in Bologna ſein.“

„Welchen Weg wirſt du dahin nehmen?“ fragte der Infanterieoffizier.

„Nun natürlicher Weiſe über Lodi und Piazenza,“ antwortete der Graf, indem er langſam aufſtand und nach ſeiner Feldmütze und dem Säbel langte, der neben ihm an einem Tiſchchen lehnte.

„So muß es denn geſchieden ſein,“ ſprach der Dragoneroffizier, indem er ſeinen Pallaſch ebenfalls umſchnallte; und die Andern folgten ſeinem Beiſpiele. Stühle wurden gerückt, Säbel klirrten und die ſechs Freunde begaben ſich aus dem Speiſeſaal in den Hof des Hôtels, wo die leichte Reiſecaleſche des Grafen S.

bepackt und eingespannt bereits seiner harrte. Sein Husar stand daneben, mit dem Mantel über dem Arm und der Postillon ordnete die Zügel des Sattelgaules, um sich augenblicklich aufschwingen zu können.

Der Abschied war kurz und herzlich, nachdem der Graf seine Calesche bestiegen hatte.

„Leb' wohl, Alfons! — glückliche Reise! — Auf gutes und gesundes Wiedersehen!" — „Danke schön! — Haltet euch Alle in der Ordnung und sollte irgend etwas vorfallen, so schreibt mir bald! — Grüße mir Julietta, edler Romeo, und du, mach' dein Examen glänzend, daß du die grünen Federn auf dem Hut hast, wenn ich zurückschaue. — Avanti — T'schau — grüß Gott!"

Der Postillon, wie alle italienischen, hatte wartend den linken Fuß in den Bügel gesetzt, gab mit dem Knie dem Sattelgaul einen Stoß, dem Handgaul einen Hieb mit der Peitsche und schwang sich in den Sattel, während die Pferde wie toll zum Thore hinausstürmten; — ein ächter Renommist bog er im Galopp in den Corso der Porta Romana links ab, glücklich, daß die Leute auf der Straße seine Verwegenheit anstaunten, und gleichgültig ob der Anfang der Reise bei dieser Gelegenheit schon durch ein zerschmettertes Rad unterbrochen würde. Doch lief Alles gut ab. Die fünf Freunde standen noch am Thor und winkten herzlich zum Abschied, um sich alsdann nach allen Theilen der Stadt zu zerstreuen, der eine auf den Domplatz, der andere auf den Corso, jener nach Haus, dieser in die Scala.

Unterdessen hatte der Graf die Porta Romana hinter sich und lehnte sich behaglich in die Ecke des Wagens. Der Husar, der auf dem Bocke saß, hatte ihm den Mantel um die Füße geschlungen und legte jetzt den brennenden Schwamm auf die Meerschaumpfeife. Wie schmeckte der ungarische Tabak so gut, wie war die Luft so würzig

und angenehm! mit welchem Entzücken dachte der Reiſende an Rom und Neapel und geſtand ſich, daß er einer der glücklichſten, beneidenswertheſten Sterblichen ſei.

So rollte der Wagen auf der ſchönen breiten Chauſſee dahin. Um die Fahrt ganz angenehm zu machen, hatte es den Tag vorher etwas geregnet, weßhalb unter den Hufen der Pferde und den davon eilenden Rädern kein Staub aufflog. Der mailändiſche Poſtillon, der auf der Station in Lodi mit einem ſehr guten Trinkgeld entlaſſen worden war, hatte den Grafen ſeinem Nachfolger beſtens recommandirt und die Pferde griffen aus, daß es eine Freude war. Der Roſſelenker klatſchte mit ſeiner Peitſche, rauchte lange Rattenſchwänze und verſuchte es jeden Augenblick, mit dem Huſaren auf dem Bock eine Converſation anzuknüpfen. Doch war dieſer, ein Ungar, der italieniſchen Sprache kaum mächtig genug, um einige wenige Lebensbedürfniſſe zu verlangen, oder um den Poſtillon unter Verheißung eines bonne mane zum ſchnelleren Fahren anzutreiben, was er denn auch nicht unterließ.

Equipagen waren ſie bisher keiner auf der Straße begegnet, aber häufig an langen Zügen leerer Wagen mit Maulthieren beſpannt, die von Mailand zurück kamen, vorbeigeeilt, ſie weit hinter ſich laſſend. Die Eigenthümer lagen faul auf die leeren Säcke geſtreckt, wahrſcheinlich den heutigen Gewinnſt berechnend, und erhoben kaum den Kopf, um der vorüberraſſelnden Equipage nachzuſehen. Die Maulthiere, zu drei und vier vor einander geſpannt, waren nun ſchon neugieriger und bogen mit ihrem klingenden Geſchirr häufig von der Mitte des Weges auf die Poſtpferde ein, um ſie ſchnuffelnd zu begrüßen, welche Freundſchaftsbezeugung aber meiſtens durch einen Peitſchenhieb des Poſtillons erwidert wurde, worauf die Maulthiere ihren Kopf plötzlich zur Seite wandten, die Glocken

an denſelben ſtärker klingelten und der Karren einen gelinden Stoß erlitt, der Fuhrmann fluchte, und der Poſtillon, ſich umſehend, lachte.

„Avanti! avanti!“ ſchrie der Huſar auf dem Bocke und weiter und weiter rollte der Wagen. Die Bäume an den Wegen ſchienen vorbei zu fliegen, einzelne Häuſer ſah man vor ſich, dann an der Seite, dann blieben ſie weit zurück. In den Reisfeldern rauſchte es geheimnißvoll, die ſcharfen Blätter an dem ſchlanken Stengel ſchliff der Abendwind gegen einander, daß es eigenthümlich flüſterte, und dazwiſchen ſummten und ſurrten Tauſende von Inſekten, die ſich auf dem jungen Reis wiegten, oder den naſſen Grund, aus welchem er emporwuchs, umſchwärmten.

Als der Reiſende Lodi paſſirt hatte, ſenkte ſich der Abend auf die Erde, thauig und friſch, er umfing Häuſer und Felder und die brennende Erde, liebeglühend, litt geduldig den ſüßen befruchtenden Kuß des heimlich Geliebten, der ſich ſchweigend an ihren Buſen ſchmiegte, als ſich das ſtrenge wachſame Sonnenauge geſchloſſen; und heute feierten die beiden Liebenden eine herrliche duftige Brautnacht, aus vielen, vielen Kirchlein und Kapellen läuteten die Glocken das Ave Maria, im Graſe glänzte der Nachtthau wie Tauſende von Brillanten und warf zurück das zitternde ſchimmernde Licht unzähliger Sterne. Dazu dufteten die Blumen und das friſche Heu auf den Feldern; ein wollüſtiger Hauch ging durch die ganze Natur und Niemand fühlte das beſſer, als die zahlreichen Nachtigallen in den Gebüſchen am Wege, welche die entzückendſten zarteſten Brautlieder ſangen.

Um dieſen herrlichen Geſang zu hören, muß man in einer warmen Frühlingsnacht durch die geſegneten Fluren der Lombardei fahren. Die Felder, mit Bächen durchſchnitten, die Straße mit

Waſſer eingefaßt, über welches ſich friſches Geſträuch wiegt, iſt der Lieblingsaufenthalt dieſer kleinen gefiederten Sänger.

Der Graf lehnte in ſeiner Wagenecke und ſein offenes empfängliches Gemüth erfaßte all' das Schöne, was er ſah und hörte. Ein ſolches Nachtigallen-Concert, wie heute Abend, hatte auch er nie vernommen; dazu flog der Wagen auf der geraden flachen Chauſſee im wahren Sinn des Wortes. Der Poſtillon von Lodi hatte ein paar kräftige Schimmel eingeſpannt und meinte lachend, als er ſich in den Sattel ſchwang, „er müſſe ſchon für die nächſte Station ein Uebriges thun; dort," fuhr er fort, „in Caſal Puſterlengo gibt es gewöhnlich einen längeren Aufenthalt, und wenn zufällig vor uns ſchon eine Extrapoſt da war, ſo muß der Herr lange warten, der Poſthalter dort hat wenig Pferde." Obgleich die Ausſicht, auf einer einſamen Station mitten in der Nacht längere Zeit warten zu müſſen, gerade nicht ſehr angenehm war, ſo hielt der Graf dieſe ausgeſprochene Befürchtung für leeres Geſchwätz des Poſtillons, und ermahnte ihn, ſeine Schuldigkeit zu thun, das Uebrige werde ſich finden. Dieſe ſeine Schuldigkeit that denn auch der Poſtillon von Lodi auf eine wirklich überraſchende Art, und obgleich der Graf S., der die Trinkgelder nie zu ſparen pflegte, auf allen Stationen außerordentlich gut geführt wurde, ſo hatte er doch ein ſolches Dahinraſen noch nicht erlebt. Kaum ſaß der Poſtillon im Sattel, ſo trieb er die Pferde mit lautem Hurrah! und Peitſchenſchlag zu vollem Galopp an. Wie ein finſterer Geiſt hing er auf den weißen Pferden, ſein ſchwarzer Mantel flatterte um ihn, ſein langes Haar flog zurück und die leichte Caleſche beſchrieb auf der Landſtraße immerfort eine Schlangenlinie; bald rechts, bald links flog der Hinterwagen, der Huſar auf dem Bock hielt ſich erſtaunt an der Seitenlehne, und Häuſer, Bäume, Brückengeländer und Wegſteine ſchienen eilfertig und entſetzt

vorbei zu huſchen. In weniger als einer Stunde hatten ſie die Station zurückgelegt und vor ihnen durch die Nacht erglänzte ein einſames Licht aus dem erſten Hauſe von Caſal Puſterlengo.

Das Poſthaus lag jenſeits des Dorfes an einer Anhöhe, welche mit Maulbeerbäumen und Reben bedeckt, ſich dicht an die hintere Seite des kleinen Wohnhauſes ſchmiegte. Die Poſthalterei ſelbſt und die Stallgebäude lagen etwas abſeits und obgleich der Poſtillon von Lodi, während er durch den ſtillen Ort fuhr, ein Uebermögliches gethan mit Peitſchenknallen und lauten Hallohs, ſo ſah man doch, nachdem die Caleſche ſchon eine ziemliche Zeit vor den Stallungen hielt, auch nicht das geringſte Zeichen von Leben in denſelben. Erſt nachdem der Poſtillon und der Huſar, jener mit der Peitſche, dieſer mit dem Säbel, die Stallthüre eine Zeitlang angelegentlich bearbeitet hatten, bemerkte man, daß in einer Dachkammer Feuer angeſchlagen wurde. Bald darauf wurde ein Kopf mit zerzausten Haaren oben ſichtbar und nachdem ſich der Hinauslugende überzeugt, da unten halte eine Extrapoſt, polterte er die Treppen herunter, öffnete die Stallthüre und kratzte ſich verlegen in dem ſchwarzen Haarwald, als der Graf ſo ſchnell wie möglich friſche Pferde verlangte.

„Gott ſoll mir gnädig ſein und die Madonna!“ ſagte der Stallknecht, „aber Euer Gnaden werden wahrhaftig eine Zeitlang warten müſſen. Seit drei Stunden iſt die Poſt von hier weg, die Poſt mit einer Beichaiſe und die Pferde können in einer halben Stunde zurückkommen.

„Und ſonſt habt Ihr nichts im Stalle?“ fragte der Graf ärgerlich, während der Poſtillon von Lodi verſchmitzt lachend ein Zeichen machte, welches ausdrücken ſollte: „Habe ich es Euch nicht geſagt?“ —

„Wo ſind denn Eure Extrapoſtpferde? Ihr müßt doch nach dem Reglement deren wenigſtens vier haben.“

„Haben auch vier,“ entgegnete der Stallknecht; „ſind aber leider vor einer Stunde mit einem engliſchen Reiſewagen fortgefahren.“

„Das iſt ja aber ganz verflucht!“ ſagte heftig der junge Offizier; „wenn ich dir aber ein gutes Trinkgeld gebe, ich glaube, daß du mir alsdann Pferde anſchaffen wirſt, nicht wahr, Spitzbube?“

„Unmöglich!“ antwortete der Stallieri, „glauben Euer Gnaden ja nicht, daß wir böſen Willen haben, aber die Poſthalterei iſt unbedeutend, es kommen wenig Poſten durch und der Poſtmeiſter . . .“

„Wo iſt der Poſtmeiſter? ich will ihn ſprechen!“

„Iſt nach Lodi geritten, Euer Gnaden, ich bin ... ganz allein zu Hauſe,“ ſetzte er ſtockend hinzu.

Da war nichts zu machen, als in Ruhe zu warten, bis die Pferde der kaiſerlichen Poſt zurückkommen würden. Wenn nur die Poſt mitten im Dorf geweſen wäre, da hätte man vielleicht in dem Caffé eine alte Zeitung und etwas Kaffee gefunden, aber hier in den einſamen Gebäuden, die ſo ſchwarz und ohne Leben in der Nacht dalagen! Es war in der That langweilig. Der Poſtillon von Lodi zog ſeine Pferde in den Stall, worauf er ſowie der Huſar und der Stallieri ſich plaudernd auf eine Bank vor dem Stallgebäude niederließen.

Selbſt die herrliche Nacht vermochte nicht die Ungeduld des Reiſenden über dies unangenehme Warten zu beſchwichtigen. Vergeblich ſchlugen die Nachtigallen ſchmelzender als den ganzen Abend in den dichten Gebüſchen, welche Poſthalterei und Wohnhaus umgaben, vergeblich funkelten die Sterne ſo freundlich und beruhigend von dem dunklen Himmel, vergeblich athmete die ganze Natur eine

ſo wohlthuende Stille, ſummten Inſekten aller Art behaglich und glückſelig in den Freuden ihres kurzen Sommerdaſeins, der junge Reiſende war ungeduldig und verſtimmt, gelangweilt und hätte in dieſem Augenblicke viel um eine Converſation mit irgend Jemand gegeben, den er ſonſt gewiß nicht beachtet. Schon mehrere Mal hatte er die Stallgebäude umſchritten, und näherte ſich jetzt dem einſamen Wohnhauſe, indem er die dahinter liegende Anhöhe erſtieg, in der Hoffnung, vielleicht das Flußbeet des Po zu erblicken oder ſonſt etwas, was ihn momentan unterhalten würde.

Da lag die lange weite Ebene vor ihm, vom Sternenlicht ſanft beglänzt, hie und da mit hellen Linien durchzogen, Waſſergräben und kleine Seen, die hervorleuchteten zwiſchen den dunklen Farben des dichten Rebengewindes und der Maulbeerculturen. Auch glaubte er das Rauſchen des Fluſſes zu vernehmen, und einige Mal den entfernten Klang eines Poſthorns auf der Straße, doch war es das Seufzen und Flüſtern des Nachtwindes in dem Waſſerröhricht, das ihn getäuſcht. Mißmuthig wandte er ſich um, um zur Chauſſee und zum Stallgebäude niederzuſteigen und bemerkte, als er auf dieſe Art die hintere Seite des einſamen Wohnhauſes vor ſich ſah, ein kleines erleuchtetes Fenſter und die Lichtſtrahlen, die von demſelben in die Nacht hinaus drangen, glänzten auf dem dichten Rebenlaub an dem Hauſe und zeigten üppige Schlinggewächſe, die die Mauern deſſelben umſpannen in einer wahrhaft maleriſchen Weiſe.

Der junge Offizier, erfreut von dem Gedanken, vielleicht doch Jemand zu finden, mit dem er die Zeit des Wartens verplaudern könnte, näherte ſich dem Hauſe ſo weit, bis es ihm möglich war, in das offen ſtehende Fenſter hinein zu ſchauen. Dann blieb er überraſcht ſtehen. Er ſah in ein Zimmer, in welchem auf einem alten Stuhl mit hoher Lehne ein junges und, wie er zu bemerken glaubte,

ſehr ſchönes Mädchen ſaß, welches auf ſeinen Knieen ein kleines Kind wiegte, das es mit allerhand Schmeichelworten und Bruchſtücken von Liedern einzuſchläfern verſuchte. Es trieb den jungen Offizier, näher zu gehen; um aber die Kleine da unten durch das Raſſeln des Geſträuchs nicht plötzlich zu erſchrecken, erhob er ſeine Stimme und ſang den Anfang einer bekannten italieniſchen Arie ſo ſanft und leiſe als möglich.

Schnell brach das Mädchen in ihrem Lied ab, deckte mit der Hand den Schein der neben ihr ſtehenden Lampe und ſtarrte in das Dunkel hinaus, um den Sänger, der jetzt raſchelnd durch das Gras und Geſträuch näher ſchritt, zu entdecken. Zu ihren Füßen lag wahrſcheinlich ein großer Hund, denn man vernahm in demſelben Augenblicke ein paar tiefe knurrende Töne, ein kurz abgebrochenes Gebell; doch ſchien ihm das Mädchen zu wehren, ſie beugte ſich unerſchrocken etwas aus dem Fenſter und rief hinaus: „Wer iſt da?“

„Es iſt ein Fremder,“ gab der junge Offizier zur Antwort, „der ſo eben mit Extrapoſt hier ankam, und auf friſche Pferde warten muß. Es war mir,“ ſetzte er galant hinzu, indem er näher trat, „wirklich recht unangenehm, hier ein paar Stunden bleiben zu müſſen; doch wenn die Signora mir erlaubt, eine Weile mit ihr zu plaudern, ſo danke ich dem Zufall, der mich hier feſthielt.“

Während der Graf ſo parlamentirte, ging er als tapferer und umſichtiger Soldat Schritt vor Schritt vorwärts und zeigte ſich bei den letzten Worten dicht am Fenſter in dem hellen Lichtſchein. Das war aber auch, um dem Mädchen allen Schrecken zu nehmen, das beſte aller Mittel, denn ein Blick in dieſes ſchöne, offene, jugendlichfriſche Geſicht, dem der kleine blonde Huſarenbart ſo wohl ſtand, zeigte der jungen Italienerin, mit wem ſie es zu thun habe, und ehe ſie noch die Huſarenuniform erkennen konnte, ſagte ſie lachend:

„Aha! der Herr iſt ein öſterreichiſcher Offizier.“

Wie war jetzt die ſtille Nacht dem jungen Reiſenden wieder ſo intereſſant geworden, und erſt das Wohnhaus, das er vorhin ingrimmig angeſchaut! Gab es aber auch etwas Reizenderes, als der Anblick, den er hier vor ſich hatte? War es das Plötzliche und Unerwartete der Erſcheinung, war es der dunkle Rahmen der Nacht, der das Mädchen ſo wunderbar hervorhob, genug, er geſtand ſich, nie etwas Schöneres geſehen zu haben. Da lehnte die Kleine an ihrem hohen Stuhl, nothdürftig bekleidet, ein rother Rock umſpannte ihren ſchlanken Leib, die nackten Füße drückten ſich tief in das ſchwarze zottige Fell des großen Hundes, den wir vorhin erwähnten und der fragend aufblickte, als wolle er ſagen: „Befiehlſt du, daß ich hinausſpringe, und den Fremden ein bischen an der Kehle faſſe?“ Auch ſchien ſie ihren Wächter vollkommen zu verſtehen, denn ſie drückte ihm mit dem einen Fuße den erhobenen Kopf ſanft nieder, worauf er die Augen ſchloß und mit dem Schweif wedelte.

Das Alles konnte der Reiſende vor dem Fenſter freilich nicht ſehen, ſenkte auch ſeine Blicke nicht dort hinab, ſondern heftete ſie feſt auf den ſchönen Kopf des Mädchens, auf ihren ſchlanken Hals und die weißen Schultern, welche zwiſchen den aufgelöſten Flechten des ſchwarzen Haares hervorglänzten. Das Bübchen in ihrem Schoos, welches überhaupt keine große Neigung zum Schlafen zu verſpüren ſchien, wachte bei dem Anblick des Fremden wieder hell auf und blickte ſo treuherzig, ja freundlich mit den großen glänzenden Augen auf die goldverzierte Feldmütze und die Schnüre des Attila.

„Alſo der Herr hat keine Pferde bekommen können,“ ſagte das Mädchen, „und muß deßhalb warten, bis die von der kaiſerlichen Poſt zurückkommen. Ja es kommt dies leider oft vor, mein Vater hat nicht viele Pferde und will auch keine weiter anſchaffen, da das

Geschäft überhaupt so wenig einträgt, denn es ist hier eine kleine Zwischenstation, Lodi und Piazenza nehmen uns das Beste weg, wir hatten auch früher, als die Mutter noch lebte, ein kleines Wirthshaus, aber das hat Alles jetzt aufgehört; Vater sagt, er wolle nichts mehr vergrößern, das könne einmal der kleine Cecco hier in meinem Schooß thun, oder," setzte sie lachend hinzu, „der Schwiegersohn."

„Der Schwiegersohn?" fragte der Offizier, „wer ist denn der Schwiegersohn?"

„Nun," lachte das Mädchen fröhlich auf, „wer wird der Schwiegersohn sein? Der Mann der Teresina!"

„Und wer ist die Teresina?"

„Die Teresina bin ich," sagte sie lustig, schlug aber die Augen nieder, als sie sah, wie die brennenden Blicke des jungen Offiziers auf ihr hafteten. „Ja," fuhr sie nachlässiger und mit leiserer Stimme fort, „der Cecco," dabei fuhr sie dem Bübchen durch die schwarzen Locken, „oder der Schwiegersohn," dabei hob sie den Kopf kokett in die Höhe, „soll, wenn er mag, die Wirthschaft wieder anfangen und die Posthalterei vergrößern."

„So, so," sagte der Graf lächelnd, „der Schwiegersohn? — So bist du also schon verheirathet?"

„Wer? — Ich?" lachte das Mädchen, „Madonna, das ist zum Lachen, geht mir weg, ich geheirathet? Ehe man heirathet, muß man zuerst Jemand lieben, herzlich lieben, so ungefähr, wie ich das Bübchen liebe; aber mit Liebe lieben, und das habe ich noch nicht gethan."

„Hat dir denn noch nie Jemand gefallen, Teresina? Ich meine, so recht gefallen, um ihn mit Liebe lieben zu können?" fragte der junge Mann.

„Nein, Herr!" entgegnete das Mädchen und lehnte den Arm

auf die Fensterbrüstung, wodurch dem Bübchen die Aussicht auf Feldmütze und Schnüre verdeckt wurde, weßhalb es laut aufschrie, auch nicht eher beruhigt werden konnte, bis ihm die Feldmütze förmlich zum Spielzeug überantwortet wurde, zu welchem Ende der Offizier gezwungen war, sich ins Fenster hineinzulehnen. Ihr Arm aber blieb auf der Fensterbrüstung und der Kopf neigte sich vor, und ebenso die weißen Schultern und der Oberleib.

„Wen meinen Sie denn eigentlich," fuhr der Graf S. fort, „den sich der Vater zum Schwiegersohn aussuchen wird, etwa einen aus Pusterlengo oder einen jungen Kaufherrn aus Lodi?"

„Nein, nein!" sagte das Mädchen plötzlich ernst werdend, „eher den Sohn des Posthalters aus Piazenza, der ist schon mehrere Male ohne allen Grund da gewesen und er scheint dem Vater nicht übel zu gefallen; mir aber ganz und gar nicht," setzte sie ganz leise hinzu.

„Ist er nicht schön, nicht jung? fragte der Offizier lächelnd, und die Kleine antwortete leise und sich scheu umsehend:

„Nein, gewiß nicht! aber er ist bösartig und falsch und den könnte ich nicht lieben und wenn ich ihn heirathen müßte, so wär' mein ganzes junges Leben verdorben, denn sie sagen, es sei schrecklich, heirathen zu müssen, ohne geliebt zu haben."

„Da wäre es also noch viel besser oder wenigstens viel schöner geliebt zu haben ohne zu heirathen," sagte der Offizier.

„Schöner vielleicht," entgegnete das Mädchen, und hob die Augen empor, um ihn anzusehen, „schöner vielleicht wohl, aber nicht besser."

Jetzt trat in diesem seltsamen Gespräche eine Pause ein, in welcher die Nachtigallen stärker und freudiger schmetterten und in welcher der junge Offizier die Höhe der Fensterbrüstung maß und bei sich überlegte, ob es nicht möglich sei, dort ohne viel Geräusch hinein

zu voltigiren. Doch schien die Italienerin seine Absicht zu errathen, denn sie deutete mit der Hand auf das Stallgebäude und sagte: „Macht kein Geräusch, der alte Pietro hört Alles. Es ist eigentlich nicht recht, daß ich mit Euch so lang am offenen Fenster plaudere, aber ich weiß nicht," fuhr sie fort und blickte ihn mit ihren glänzenden Augen voll an, „ich plauder' wahrhaftig gern mit Euch."

„Lieber als mit dem Posthaltersſohn von Piazenza?"

„Viel lieber."

„Dann würdet Ihr mich vielleicht auch lieber heirathen oder lieben?" sagte der Offizier und legte seine Hand auf ihren feinen weißen Arm.

„Das Erste geht nicht," sagte das Mädchen lächelnd, „weil Ihr ein Cavalier seid, und das Andere, wenn es ohne das Erste ginge, geht doch nicht, weil Ihr ja Morgen früh schon so viele, viele Miglien von hier entfernt seid."

„Wenn ich aber dabliebe?"

„Wie könnt Ihr dableiben? sagt so etwas nicht, was Euch kein Ernst ist, und hier könntet Ihr auf keinen Fall bleiben," setzte sie stockend hinzu, „der Vater, der in zwei Stunden zurück sein kann, würde Euch nach Lodi oder Piazenza weisen." Bei diesen Worten zog sie ihren Arm zurück, bis ihre warme Hand in der des Offiziers lag. Dann gab sie nach, als er dieselbe festhielt.

Ihr war es seltsam zu Muthe. Es geschah, was schon oft geschehen ist, daß zwei junge unverdorbene Wesen mit heißem Blut, die sich zuvor nie sahen, sich plötzlich in einem Gefühl der Liebe zu einander befinden, daß ein Blick, ein leichtes Gespräch zwei Herzen fesselte, von denen vor einer Stunde noch keins gewußt, daß in der weiten Welt das andere schlage.

Durch den Körper des jungen achtzehnjährigen Offiziers strömte

es glühend und entzückend, und auch das Mädchen ließ ihm ihre zitternde Hand, die er heftig an seine Lippen drückte. Auch die Nacht mochte daran Schuld sein, die stille, heilige, trauliche Nacht, der Duft der Blumen und vor Allem auch die Liebeslieder der Nachtigallen. — O diese Nachtigallen! — —

„Wie glücklich bin ich," sagte der Offizier, „daß ich hieher kam, daß ich hier warten muß und daß ich dich sah, Teresina."

„Mir ist es auch lieb," entgegnete das Mädchen, „ach so lieb, ich weiß nicht wie? Nur möcht' ich viel lieber weinen, als lachen." Dabei legte sie den Kopf vorwärts auf ihren Arm und ihre Stirne auf seine Hand und er beugte sich zu ihr nieder und drückte einen Kuß auf ihren schlanken Hals. Die drei jungen Leute waren in diesem Augenblick so glücklich, der junge Reisende, das junge Mädchen und der Bambino in ihrem Schoos; denn letzterem war es nach einigen verzweifelten Anstrengungen endlich glücklich gelungen, die schwarzgelbe Schnur von der Feldmütze herunterzureißen, eine That, die er mit vergnügtem Lachen ankündigte. Doch war dieser Freudenausbruch nicht im Stande, die beiden Liebenden aufzustören. Er wandte sanft ihren Kopf auf die Seite und drückte einen glühenden Kuß auf die brennende Stirn — da tönte durch die Nacht der lustige Klang eines Posthorns. — —

Es ist etwas Eigenthümliches um solch einen Ton, wenn Alles ringsum in tiefer Stille begraben liegt.

Das Mädchen fuhr in die Höhe und horchte. „Der Vater!" rief sie erschreckt, „oder die Pferde von der kaiserlichen Post. Adieu, mein Lieber, mein Liebster! Man darf uns hier nicht beisammen sehen." Sie legte das Bübchen neben den großen Hund auf den Boden, erhob sich eilfertig und schlang, während sie sich mit dem Oberkörper zum Fenster hinausbeugte, ihre beiden Arme um den

Hals des Offiziers. „Verzeiht mir, was ich thue," sagte sie mit leiser Stimme, „verzeih' es mir die Madonna, aber es ist gewiß nichts Unrechtes, ich sehe Euch ja in diesem Leben gewiß nicht wieder, ich darf, ich kann, ich will dich nicht wiedersehen! denn wenn ich dich morgen wieder sähe, so wäre ich tief, ach so sehr unglücklich! ich müßte mich schämen, aber so, da wir uns hier zum ersten Mal sehen, und uns gleich wieder verlieren, darf ich sagen, daß ich dich unendlich liebe, und darf dich küssen, so — und noch einmal — und zum letztenmal. — Madonna hilf! Jetzt fort! um Gotteswillen fort!"

Der Offizier fühlte drei heftige innige Küsse auf seinem Munde, dann drückte das Mädchen ihn sanft von sich ab, schloß eilfertig die Fensterflügel und löschte das Licht aus. —

Das Posthorn tönte näher und näher, man vernahm Pferdegetrappel auf der Chaussee und dann das Schnauben und Schütteln der Thiere, die vor dem Stallgebäude hielten. Neben dem Wohnhause wurde jetzt eine dunkle Gestalt sichtbar — es war der Husar, der seinen Herrn suchte. Gedankenvoll folgte Graf S. seinem Diener, nicht ohne oftmals stehen zu bleiben und die Hand vor die Stirn zu pressen, wobei er dachte, ob das nicht vielleicht Alles ein Traum gewesen sei. Aber nein, die drei Küsse hatte er in Wirklichkeit erhalten, so innig, so glühend, so heiß! Die drei Küsse konnte er nicht vergessen, und nicht das Bild des Mädchens.

Wenn später durch die lange Reise das kleine Abenteuer in seiner Erinnerung an zu bleichen fing, so brauchte er sich blos dieser drei Küsse zu erinnern und es fuhr brennend durch seinen Körper und er gedachte jener Nacht und des Posthauses und er glaubte

wieder vor dem Fenſter zu ſtehen, aus dem jetzt kein Lichtſtrahl mehr drang, von wo er nicht das geringſte Geräuſch mehr hörte.

— — — — — — — — — —

„Euer Gnaden," ſagte der Huſar, als ſie das Stallgebäude erreichten, wo die eben angekommenen Pferde abgerieben, gefüttert und wieder eingeſpannt wurden, „Euer Gnaden haben, ſcheint mir, die Feldmütze im Wagen liegen laſſen oder verloren."

Der junge Offizier lächelte und ſagte, er habe vor der Station im Wagen geſchlafen, „und da muß ſie mir vom Kopf herunter gefallen ſein, gib mir eine andere."

So ſehr auch der Graf daran dachte in Piazenza liegen zu bleiben, um vielleicht von da aus das Abenteuer der heutigen Nacht weiter verfolgen zu können, ſo brachte ihn doch der ſtrenge Blick des Mädchens, als ſie ihm ſagte: ſie müſſe ſich ſchämen, wenn ſie ihn morgen wieder ſehe, von dieſem Gedanken ab und er entſchloß ſich, obgleich widerſtrebend, ſeine Reiſe fortzuſetzen. Ja einige Mal war er im Begriffe nach Lodi oder Mailand zurückzukehren, und das Terrain genau zu recognosciren, doch fühlte er für das Mädchen eben ſo viel Achtung als Liebe, und war vernünftig genug, alle Folgen zu überlegen, und ſich mit den drei Küſſen zu begnügen, die das gute, unſchuldige Geſchöpf ihm ſo liebevoll gegeben.

Der Poſtillon von Lodi ermahnte ſeinen neuen Collegen, etwas von der verlorenen Zeit wieder einzubringen. Der junge Offizier warf ſich in ſeinen Wagen, der Huſar nahm ſeinen Platz auf dem Bocke wieder ein und die Pferde liefen auf der dunklen Chauſſee dahin, ſo gut ſie konnten. Der neue Poſtillon blies auf ſeinem Horne und es war derſelbe Ton und daſſelbe Liedchen, das der Graf vor einer halben Stunde am Fenſter drüben gehört. Ob auch ſie die Töne wieder vernahm, zitternd auf ihrem Lager, vielleicht die Kiſſen

mit ihren Thränen benetzend? — Ja, ſie vernahm ſie gewiß heute Nacht, und morgen wieder, an dem offenen Fenſter wie heute ſitzend, und blickte gewiß ſehnſüchtig nach dem Hügel hinauf, von dem er nicht wieder herniederſtieg, und ſie ſah daſſelbe alle Tage, immer in derſelben Umgebung und das Bübchen ſpielte gewiß noch wochenlang mit der Feldmütze und der Vater brachte wieder und immer wieder den Poſthalterſohn von Piazenza ins Haus.

Das war Alles erſchrecklich quälend für ihr Herz; viel beſſer und angenehmer hatte es der junge Offizier. Als der Tag anbrach, war er in Bologna, dann ſah er Florenz, kam nach Rom und Neapel, ſpäter nach Paris; aber in allen Zerſtreuungen der großen Welt, in der herrlichſten Natur, bei den glänzendſten Feſten vergaß er nicht das einſame Poſthaus und die arme Tereſina.

Die zweite Nacht.

1848.

Die ſtillen Fluthen der Adda, nicht beunruhigt durch Dampfboote oder viele Handelsſchiffe, dafür aber der Aufenthalt zahlreicher Fiſche, dies klare, freundliche Waſſer, das bald im tiefen Sand, bald zwiſchen Felſen, bald zwiſchen grün bewachſenen, mit Geſträuch beſetzten Ufern durch die lombardiſche Ebene fließt, ſah am erſten Auguſt ein wunderbares und prachtvolles Schauſpiel an ſeinen einſamen Ufern ſich entfalten.

Es war bei Formigara, wo der ſieggekrönte Heldenmarſchall, Vater Radetzky an dieſem Tage eine Brücke ſchlagen ließ, um das erſte und zweite Armeekorps über den Fluß zu werfen, dem fliehenden Feinde nach, deſſen Colonnen von paniſchem Schrecken ergriffen, den ſiegestrunkenen Oeſtreichern nirgends mehr Stand halten wollten. Kaum beſetzten die piemonteſiſchen Generale eine Poſition, kaum hatten ſie ihre ſtarken Batterien gegen den nachſetzenden Feind gewandt, ſo brachte der Anblick dieſes Feindes die größte Verwirrung in die Reihen der Italiener. Truppen, die ſich früher tapfer und gut geſchlagen, wandten ſich beim Anblick der weißen Linien und wichen vor den Fängen des Adlers, der ihnen unaufhaltſam nachſetzte. Kavallerie verließ ihre Stellungen, Artillerie raſſelte davon, Infanterie-

Colonnen lösten sich auf, ja es kam bei einzelnen Compagnien der Fall vor, daß Soldaten, welche querfeldein liefen, sich vor ihren Offizieren, die ihnen nachsetzten, auf den Boden warfen und erklärten, sich lieber hier von den eigenen Pferden zertreten zu lassen, als wieder gegen den Feind zu marschiren.

Die sanft ansteigenden Ufer der Adda boten an diesem Punkte eines der reichsten, lebendigsten militärischen Bilder, die man nur sehen konnte. Alles war bedeckt mit Soldaten der verschiedensten Waffengattungen und die Sonne, welche zuweilen heiß durch das zerrissene Gewölk schien, schimmerte auf den unzähligen Waffen, auf den Geschützröhren und auf dem Gold und Silber der Uniformen. Es wogte und summte vergnügt durcheinander, die Artillerie stand neben ihren Wagen und Geschützen, Husaren, Dragoner, Uhlanen hatten die Pferde am Zügel und große Massen Infanterie lagerten hie und da auf dem weißen Sande, theilweise mit abgelegtem Tornister und mit zusammengestellten Gewehren.

Dazwischen zogen lange Züge Brückengeräthe dem Ufer zu und Ordonnanzen aller Waffengattungen bahnten sich mühsam ihren Weg durch das fröhliche Getümmel, Befehle nach dem Flusse bringend, wo die Pontoniere in voller Thätigkeit waren. Mit wunderbarer Schnelligkeit wurden die Pontons abgeladen, in das Wasser geschoben, geankert und verbunden. Man sah die Brücken zusehends wachsen und sich in den Fluß hinausdehnen, jedes neu befestigte Ponton wurde mit lautem Hurrah begrüßt, das sich rückwärts fortpflanzte den Uferrand hinauf und von den lagernden Truppen freudig vernommen und begrüßt wurde.

Woher aber diese ungemeine Geschäftigkeit kam, und weßhalb die Pontoniere auf dem Flusse so übermäßig arbeiteten, war deutlich zu sehen, wenn man den Blicken der ruhenden Soldaten folgte, die

weniger an der Geſchäftigkeit auf der Adda hingen, als an einem Hügel auf der Höhe des Uferrandes. Dort ſah man Offiziere aller Regimenter, von dorther kamen die Ordonnanzen, welche Befehle an das Ufer brachten, und dorthin gingen die Meldungen von den Offizieren des Genie-Corps drunten, ſowie von den Commandeuren der nachrückenden Truppen. Die Offiziere auf dem Hügel, meiſtens beritten, umgaben in einem großen Halbkreis einen kleinen Mann in der grauen Feldmarſchalls-Uniform, welcher den rechten Arm in die Seite geſtemmt hatte, während die Linke Säbel und Federhut hielt. Der kleine Mann, der vom Pferde abgeſtiegen war, blickte mit herrlichem, freundlichem Auge auf das Gewühl am Ufer und auf der Brücke, bald einem Offizier einige Worte ſagend, bald mit der Hand den Soldaten winkend, die jeden Blick des klaren, treuen Auges mit lautem Hurrah, Evviva und Eljen begrüßten. Der kleine Mann aber mit dem ſchneeweißen Haar und dem lieben Blick war Vater Radetzky, der die Piemonteſen von Poſition zu Poſition verjagt und jetzt in die Ebene der Lombardei zurückkam, gewaltig und ſtrafend, und bei deſſen Annäherung Mailand zitterte, daß es ihn in einer fürchterlichen Nacht dieſes Jahres ſchwach geſehen.

Die Offiziere in der Suite des Feldmarſchalls gruppirten ſich auf verſchiedene Art; einige blickten mit Fernröhren über den Fluß hinüber, andere lehnten an ihren Pferden und unterhielten ſich von den vergangenen Tagen, und dem Willkommen, das man ihnen in Mailand bereiten werde.

Es mochte vier Uhr Nachmittags geworden ſein, da war die Brücke beendigt, und ein Hurrah, lauter und freudiger als alle früheren, verkündigte es den Truppen. Der Feldmarſchall beſtieg ſein Pferd, Alles erhob ſich aus ſeiner Ruhe. Züge, Compagnien, Bataillone ordneten ſich ſchnell, die Ordonnanzen ſprengten nach allen

Richtungen, und jeder Truppenkörper, sowie er den Befehl erhielt, setzte sich nach der Brücke zu in Bewegung. Es war ein großartiger, feierlicher Moment; alle Regimentsmusiken spielten die Nationalhymne, und das Ufer, bis jetzt ein Chaos von Farben und Uniformen, begann lange, geregelte Linien zu zeigen; Infanterie, Kavallerie und Artillerie, die sich nach und nach langsam in Bewegung setzten.

Es war ein bunter phantastischer Knäuel, eine wirre Masse aller Farben: Eisen, Bronze, Gold und Silber, die sich jetzt geordnet abwickelte, in einem langen Faden die Brücke bedeckte und weit über das jenseitige Ufer der Adda hinaus sich ins Land hinein ergoß; singend und klingend, rasselnd, murmelnd, rauschend, kurz ein Getöse, daß man es weithin hörte. Endlich wurde der Knäuel diesseits kleiner und einfarbiger, und löste sich zuletzt in eine unabsehbare Reihe von Wagen auf, die jetzt auch über die Brücke rollten. Ihnen folgten der Feldmarschall mit seinem Hauptquartier und es blieben auf dem diesseitigen Ufer nur einige Bataillone zurück, welche die Nachhut bildeten, einige Schwadronen Kavallerie und etwas Artillerie.

Am Ufer, ganz in der Nähe dieser zurückbleibenden Truppen erhob sich ein kleines Haus, die Wohnung des Fährmanns, der mit diesem Geschäft eine kleine Wirthschaft verband. Um den Fluthen der Adda zu entgehen, die zuweilen stark anschwillt, war das Häuschen auf einer Terrasse erbaut, sehr klein und einfach: eine Wohnstube für den Wirth, eine Schenkstube nach der Terrasse und dem Flusse offen, und diese Terasse bedeckt mit einer Veranda aus Bäumen und Lattenstücken bestehend, die wie alle dergleichen in Italien, um so malerischer aussah, je leichtsinniger und willkürlicher man in der Errichtung derselben verfahren. Dichtes Rebenlaub bedeckte die Veranda, alles Holzwerk umrankend, und die geschlängelten Spitzen der Rebe

hingen an den äußersten Holzstücken herab und wiegten sich, in der Luft schwebend, leicht hin und her.

Unter diesem schönen natürlichen Dache saßen an einem grob-gezimmerten Tische zwei junge Offiziere auf derben Strohstühlen und schenkten sich abwechselnd aus der mit Stroh umwundenen Foglietta die Gläser voll. Ihre Pferde befanden sich unter Obhut von Soldaten am Fuß der Terrasse, die mit malerischen Kriegsbildern umgeben war. Hier saß ein Husar auf den Stufen der Treppe, mehrere Rosse am Zügel, dort schnallte ein Dragoner an seinem Sattel herum, während ein Chevauxleger, beide Arme auf den Rücken seines Pferdes gelehnt, mit der einen Hand ein Glas hielt, enthaltend einen Rest Wein, den er dem Kameraden reservirte. Auf der andern Seite gingen Infanterie- und Kavallerieoffiziere auf und ab und tauschten ihre Meinungen aus, ob sie heute noch ihren vorausgegangenen Kameraden folgen oder hier einen Bivouak beziehen würden. Infanteristen saßen am Boden, das Gewehr auf den Knieen, und zwischen ihnen Grenadiere, die schwere Bärenmütze neben sich, dort eine Gruppe von Jägern auf dem Bauch ausgestreckt, den Kopf auf den Arm gestützt, die Büchse neben sich. Ein Tambour, der wahrscheinlich von den letzten Affairen träumte und auf einem alten Fasse saß, schlug pianissimo einen Marsch zum Angriff. Nicht weit von dem kleinen Hause befanden sich Gruppen gefangener Piemontesen, von Grenadieren bewacht, die Soldaten lagen ermüdet am Boden, die Offiziere standen in Gruppen und blickten finster dem dahinziehenden Heere nach. Dies ganze lebendige Bild wurde vervollständigt durch zahlreiche Viehherden, die den Bataillonen nachgetrieben wurden und durch schwere Karren mit Ochsen bespannt, auf welchen Weinfässer lagen. Die Pferde der Kavallerie schüttelten sich und schnaubten, von dem andern Flußufer drüben schallte zuweilen leiser Trommelschlag

und einzelne Klänge der Feldmuſik herüber. Zuweilen hörte man rückwärts ein Hornſignal, ein luſtiges Soldatenlied und lautes Lachen, und dann und wann tiefes, kräftiges Gebrüll aus den Viehheerden.

Die Offiziere, die unter der Veranda ſaßen, waren zwei junge Männer, ein Rittmeiſter von den Huſaren, ein Oberlieutenant von den Chevauxlegers. Letzterer war eben im Begriff, eine kleine lederne Taſche aufzuſchnallen, die er am Sattel zu tragen pflegte, und worin er ſeine Cigarren aufbewahrte. Die Kleidung der Beiden war mit Staub bedeckt, ſie trugen ſchwere Säbel, die Cartouche und Tſchako, Helm und Handſchuhe lagen neben ihnen auf dem Tiſche.

„So weit wären wir alſo," ſagte der Huſar und ließ einen zufriedenen Blick über den Fluß ſchweifen, „an der Schwelle unſeres Hauſes glücklich angekommen und ich bin feſt überzeugt, daß der alte Herr noch heute Abend kräftig anklopfen wird."

„Wie ich höre," verſetzte der Chevauxleger, indem er ſich ſeine Cigarre anbrannte, „wird ſich Karl Albert nach Mailand zurückziehen und es ſollte mich wahrhaftig ungeheuer freuen, wenn es da noch zu einem ſoliden Schlage käme."

„Pah!" meinte der Huſarenoffizier, „die ſchlagen ſich nimmer, was wird's da unten geben? Ein paar Geſchützaufſtellungen, Proklamationen, einige wüthende Volks-Demonſtrationen, voila-tout. Ich bin feſt überzeugt, in zwei bis drei Tagen marſchiren wir über den Domplatz, ich freue mich ſchon auf die Geſichter, wenn da die Bande ſpielt: „Gott erhalte unſern Kaiſer."

„Das iſt alles ſchön und gut," ſeufzte der andere Offizier, „aber wenn ſie nur in unſern Quartieren zu Mailand nicht ſo jammervoll gehaust hätten; ach, meine ſchönen Waffen, das iſt Alles verloren, und mein ganzes Silbergeſchirr."

„Nun, was das Letztere anbelangt," lachte der Huſar, „das wird noch zu erſetzen ſein; aber mir iſt's nur leid um das Bild der kleinen Julietta, das über meinem Divan hing. Wenn ſie nur das Original nicht erwiſcht haben, ich fürchte ſehr, es iſt den armen Geſchöpfen für ihre Anhänglichkeit an die öſtreichiſche Monarchie ſchlecht genug gegangen."

„Ich glaube nicht," warf der andere Offizier leicht hin, „die Meiſten ſollen ſich in den fürchterlichen fünf Tagen gerettet haben; mir erzählte das ein Kamerad von den Jägern, ſie ſeien in einem langen Zuge ausgewandert, Wagen von allen Kalibern, heulende Mädels und Koffer und Schachteln die Menge."

Hier wurde das Geſpräch unterbrochen durch einen lauten Anruf vom Fuß der Terraſſe. Die Beiden ſprangen von ihren Stühlen auf und bemerkten einen jungen Offizier mit niederem Hut und grünen Federn, der ſich zu Pferd durch die Soldatengruppen langſam dem Hauſe näherte.

„Grüß dich Gott, Generalſtäbler!" rief der Huſar, nachdem er den Anreitenden erkannt; „woher des Weges? Du willſt zum Hauptquartier? Na, komm' einen Augenblick herauf und mach' hier eine Haltſtation."

Der Generalſtabsoffizier ſchwang ſich vom Pferde, gab die Zügel einem Dragoner, der unten ſtand und ſtieg die Treppen hinauf.

„Wir haben uns lange nicht geſehen," rief er luſtig, „ich glaub' ſeit Verona nicht. Wie ſchaut's, was treibt ihr?"

„Wir warten hier geduldig," entgegnete der Chevauxlegeroffizier, „bis wir den verdammten Fluß paſſiren dürfen. — Haſt du vielleicht einen Befehl deßhalb mitgebracht, Generalſtäbler?"

„Etwas der Art wohl," lachte dieſer, „aber von Paſſiren iſt für heute keine Rede. Ihr werdet hier wahrſcheinlich ruhig liegen

bleiben; eine herrliche Nacht wird's geben, euer Wein iſt auch nicht ſchlecht, wie ich merke, und ſo könnt ihr's ſchon aushalten."

„Verdammt!" murrte der Huſar, „ſeit vier Tagen ſind wir beſtändig rückwärts und bekommen nicht einen feindlichen Pferdeſchweif zu ſehen; vom Einhauen iſt ſchon ſeit langer Zeit keine Rede mehr."

„Die da vorn," ſagte der vom Generalſtab lachend, „haben es auch nicht beſſer, Pferdeſchweife ſehen wir freilich, auch Kanonenmündungen genug, aber alles das in der allerweiteſten Entfernung."

„Und bleiben wir wirklich heute hier?" fragte der Chevauxleger.

„Wahrſcheinlich, doch erwarte ich noch einen Ordonnanzoffizier aus dem Hauptquartier. Kommt dort nicht etwas über die Brücke?" Bei dieſen Worten richtete der Offizier vom Generalſtab ſein Fernrohr auf den Fluß und fuhr dann fort: „Richtig, es iſt ein Huſarenoffizier, der wird einen Befehl bringen, und wenn mich nicht alles täuſcht, iſt es unſer lieber Graf S. Seht, wie er ſeinen Gaul zurückhält, um ordonnanzmäßig im Schritt über die Brücke zu kommen. Ja, ja, er iſt's! Jetzt hat er das Ufer erreicht, und läßt den Hügel herauf das Pferd ausziehen."

Der alſo Angemeldete — es war wirklich Graf S. — flog den Uferrand hinauf und jagte an das Haus hin. „T'ſchau!" rief er freudig, als er die drei auf der Terraſſe ſtehen ſah, „grüß' euch Gott, freut mich ſehr, euch zu ſehen. Wo ſind' ich den Feldmarſchall-Lieutenant? — Gleich hoff' ich zu euch zu kommen, hebt mir ein Glas Wein auf."

„Reite nur ein paar tauſend Schritte rechts hinüber," antwortete der Huſarenoffizier, nachdem er die Grüße herzlich und freundlich erwidert, „da wirſt du auf der Anhöhe einen Bauernhof finden, dort iſt er, wenn er nicht ſchon nach San Baſano hineingeritten iſt. Sieh' aber zu, daß du dich nicht lange aufzuhalten

brauchſt; — müſſen wir hier bleiben?“ rief er dem Davonreitenden nach, und dieſer winkte ein Ja und war bald zwiſchen dem hügeligen Terrain verſchwunden.

Die drei ſetzten ſich an den Tiſch, ließen eine neue Foglietta kommen und theilten ſich ihre kleinen und großen Erreigniſſe mit. Es dauerte nicht eine Viertelſtunde, da kam Graf S. wieder daher geſprengt, hielt an dem Hauſe, ſprang behende vom Pferde und eilig die Treppe hinauf.

„Na, grüß' euch Gott nochmals!“ rief er luſtig, ſeine beiden Hände ausſtreckend, die von den Andern herzlich erfaßt und gedrückt wurden.

„Jetzt habe ich erſt einen Augenblick Zeit, mich zu freuen, daß ich euch wiederſehe, nur kurze Zeit leider, denn ich muß bald in's Hauptquartier zurück. — Wie iſt's euch ergangen? — Keine Verwundung? Heil und geſund?“

„Alles wieder in Ordnung!“ lachte der andere Huſarenoffizier, „ich habe bei Curtatone einen kleinen Streifſchuß erhalten, aber nichts von Bedeutung, war bald wieder zuſammengeflickt; — und du? — dich hat man ja eine Ewigkeit nicht mehr geſehen. Weißt du noch, wo wir zuletzt und recht vergnügt beiſammen waren?“

„Ob ich's weiß?“ entgegnete Graf S., „das war zu Mailand bei dem Abſchiedsdiner, das ihr mir gegeben, als ich nach Rom und Neapel ging. S'iſt merkwürdig,“ ſetzte er hinzu, „da ſind wir jetzt wieder hier beiſammen, beinahe all' die nämlichen Leute und mitten im Kriege, den wir damals ſo ſehnlich gewünſcht.“

„Ja, wahrhaftig!“ ſagte der Chevauxleger und erhob ſein Glas, „es fehlen nur zwei, unſer armer M. von eurem Regiment, der jetzt zu Mantua liegt, und unſer luſtiger Dragoner.“

„Letzterer,“ bemerkte der Generalſtabsoffizier, „iſt Galoppin bei

d'Aſpre. Aber wie geht's dem armen M.? — Iſt er ſchwer verwundet?"

„Er hat einen Stich in die Seite," ſagte der Huſarenrittmeiſter, „aber ſie hoffen ihn durchzubringen; trinken wir auf ſein Wohl." Alle erhoben die Gläſer und tranken mit herzlichem Wunſch auf die baldige Geneſung des verwundeten Kameraden.

„Damals und jetzt!" ſprach Graf S., indem er ſich ein anderes Glas eingoß, „ſeitdem ſind nur vier Jahre verſtrichen und hat ſich Manches geändert, Manches zugetragen. Damals hatte ich eine ſchöne Zeit vor mir, eine herrliche, angenehme Zeit. Obgleich euer Wein hier nicht ſchlecht und die Salami zu genießen iſt, ſo wäre mir doch ein Diner wie damals lieber. Wir haben in den letzten Tagen ſehr wenig gehabt. Und damals meine bequeme Caleſche vor der Thür, eine ruhige Nacht, angenehm dahingeſtreckt zu durchfahren und heute der Sattel meines müden Pferdes, und die Ausſicht, während der Nacht mehrmals herausgetrommelt zu werden, denn was in der letzten Zeit für Depeſchen verſandt worden ſind, habt ihr gar keine Idee, und immer des Nachts. Es iſt gerade, als ſei es zum Beſten der Ordonnanzoffiziere ſo eingerichtet, daß die Anfragen ans Hauptquartier immer in der Dämmerung kommen und während der Nacht beantwortet werden."

„Und doch habt ihr's bei dem Hauptquartier am Beſten," ſagte der andere Huſarenoffizier lachend, „wo ihr einfallt, findet ſich immer etwas, oder vielmehr, ihr fallt nur da ein, wo ſich etwas findet, und dann bekommt ihr doch meiſtens ein Obdach, könnt euch im Trockenen ausſtrecken und euch behaglich niederlegen, ſei's auch nur auf Stroh oder Heu."

„Allerdings," entgegnete der Ordonnanzoffizier, „ſind aber dafür auch, wie ſchon bemerkt, faſt Tag und Nacht im angeſtreng-

testen Dienst. Melde ich mich nachher im Hauptquartier, so heißt's unfehlbar: Sie haben den zweiten oder dritten Ritt heute Nacht; dann kann irgend eine Zufälligkeit kommen, die meine Vordermänner wegrust, und ich habe vielleicht einen nächtlichen Spazierritt von sechs bis acht Stunden. Aber," setzte er lustig lachend hinzu und hob sein Glas gegen die Sonne, „um Alles in der Welt möchte ich nicht vertauschen jenen Abend mit heute und gebe nur der Herr der Schlachten, daß diese angenehme Zeit noch lange fortdauern möge!"

„Wozu indeß wenig Hoffnung ist," sagte der Generalstäbler, „die Komödie ist aus oder wird morgen, übermorgen ausgespielt, Mailand ist eine brillante Schlußdekoration, dann fällt hinter Karl Albert und seinem Heere der Vorhang."

„Aber theuerste Freunde," bemerkte jetzt Graf S., „es muß geschieden sein; ich muß in's Hauptquartier und möchte mich beeilen, denn ich sehe dort am Horizont verdächtige schwarze Wolken aufsteigen."

„Verdammt!" sagten die beiden Cavallerieoffiziere, welche die Aussicht hatten, die Nacht über im Freien zu bleiben und schauten den finsteren Wolken zu, welche sich am Horizont drohend emporwälzten; „das wird eine nasse Nacht werden."

„Und vielleicht eine blutige," sagte der Generalstäbler; „General Bara hat sich mit einigen Truppen nach Pizzeghettone geworfen, er wird die kleine Festung gegen einen Handstreich sicher stellen wollen, um sein Fuhrwesen glücklich durch das dortige Defilée zu bringen. Kommt aber unsere Vorhut, die fortmarschirt, noch frühzeitig genug hin, so kann es einen ziemlichen Kampf geben."

„Ei was!" sagte unmuthig der Rittmeister, „Regen und Blut ist ein großer Unterschied; ich würde mir nichts daraus machen, mich die ganze Nacht herumzuhauen, aber hier zu liegen und sich so lang-

ſam durchnäſſen zu laſſen, das hole der Teufel. Nun, wie Gott und Vater Radetzky will."

„Amen!" ſprach der Generalſtabsoffizier und ſetzte ſeinen Federhut auf; „aber jetzt wollen wir reiten, es iſt mir immer, als hörte ich gegen Pizzeghettone zu Kanonendonner, es ſollte mich auch gar nicht wundern, wenn die Piemonteſen dort irgendwo eine ſchöne Maſſe Geſchütz aufführten, um das rechte Addaufer zu decken."

„Ich glaube, was dahinten rollt, iſt himmliſcher Donner," ſagte der Chevauxleger und blickte nachdenklich an den Himmel, deſſen vorhin noch ſo klare blaue Farbe in außerordentlicher Geſchwindigkeit mit leichten grauen, einem Gewitter vorausjagenden Wolken bedeckt wurde.

„Adieu! — lebt wohl! — Auf glückliches Wiederſehen in Mailand! — Tſchau!"

Graf S. und der Offizier vom Generalſtab ſchwangen ſich auf ihre Pferde und ritten in ſcharfem Trabe der Brücke zu, dann im Schritt über die knarrenden Pontons und auf dem rechten Ufer des Fluſſes trennten ſie ſich, denn der Generalſtäbler eilte zum erſten Armeekorps, der Huſarenoffizier aber nach Formigara, wo der Feldmarſchall Radetzky ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte.

Vier Jahre waren vergangen, ſeit der junge Huſarenoffizier nicht mehr in dieſe Gegend gekommen war. Nachdem er ſeine große Tour nach Rom, Neapel, Paris und Wien beendigt, war er dorten als Oberlieutenant zu einem andern Huſarenregiment verſetzt worden und da verblieben, bis in der Lombardei der Krieg ausbrach, worauf er ſich zur Armee nach Italien meldete, und als guter Offizier und gewandter Reiter gern zum Ordonnanzoffizier ernannt wurde.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als er Formigara, ein kleines Dörfchen, erreichte. Auf der Straße bewegten ſich dichte

Colonnen Artillerie und Fuhrwerk und ließen ihn nur im Schritt vorwärts kommen. In der Nähe des Orts mehrte ſich das militäriſche Getümmel. Auf den Feldern rechts und links lagerte Infanterie und Kavallerie; Holz wurde herbeigeſchleppt und hie und da ſtieg dichter Dampf auf von den Lagerfeuern, die man im Begriff war, anzuzünden. Auf der Straße in Formigara drängte und wogte es durcheinander. Dort hielten lange Reihen Ochſenkarren mit Weinfäſſern beladen, und in großen hölzernen Kannen wurden die Portionen für die Soldaten ausgetheilt.

Das Haus, in welchem der Feldmarſchall wohnte, ein kleines unſcheinbares Gebäude, bot ganz ein bewegtes Bild des Hauptquartiers. An allen Fenſtern lehnten Offiziere in den verſchiedenſten Uniformen, im Hofe ſtanden Equipagen und Packwagen, an deren Deichſeln abgeſattelte Pferde befeſtigt waren. Unter dem Thorbogen hielten Ordonnanzen und die jungen Offiziere des Hauptquartiers, welche wohlgemuth dem Lärm und dem Jubel der vorbeiziehenden ſiegestrunkenen Soldatenhaufen zuſchauten.

In dieſes Gewühl hinein lenkte Graf S. ſein Pferd und wurde von den Kameraden freundlich bewillkommt. Er mußte erzählen, wie es drüben ausſchaue, und überbrachte Grüße von Bekannten und Freunden, die man lange nicht geſehen.

„Dein Schimmel wird müde ſein," ſagte ein junger Uhlanenoffizier lachend, und der Graf entgegnete luſtig:

„Wie ſein Herr. Ich bin jetzt heute ſchon vierzehn Stunden im Sattel geweſen; habt ihr irgendwo ein Obdach, wo man ſich ein wenig ausſtrecken kann?"

„Obdach genug," antwortete der Andere, „auch ſogar ein ſchönes breites Bett. Aber du freuſt mich, wenn du jetzt ſchon an's Ausruhen denkſt, da droben ſchreiben ſie, daß die Federn davon flie-

gen; Major E. ſiegelt eine Depeſche um die andere. Ich und F. und M., wir haben ſchon unſere Beſtimmung, und der nächſte Befehl, der hinaus muß, iſt für dich. Geh' nur gleich drüben in das Haus neben der Kirche, du wirſt da deinen Burſchen mit den Pferden finden."

Der Graf zuckte lachend die Achſeln, nahm einen tüchtigen Zug aus einer dargebotenen Feldflaſche und zog ſeinen müden Schimmel dem bezeichneten Hauſe zu. Dort fand er richtig ſeine übrigen Pferde, befahl, daß man ihm ſeinen Rappen, ein ſtarkes Pferd von engliſcher Abkunft, fertig mache und kehrte darauf in's Hauptquartier zurück, um für den Dienſt bereit zu ſein. Hier fand er denn auch ſchon beide Kameraden eben im Begriff, zu Pferde zu ſteigen, um in den dunkelnden Abend hinauszureiten. Der Eine ging zurück über die Adda, der Andere zum erſten Armeekorps gegen Maleo.

„Jetzt ſind wir beide allein noch übrig," ſagte der junge M., ein luſtiger Dragoneroffizier, „ich habe ein ſchweres Paket an d'Aſpre zu überbringen und mich ſoll der Teufel holen, wenn ich nur eine Idee davon habe, wo ich ihn eigentlich finden ſolle. Das Nachreiten iſt überhaupt nicht meine Paſſion, man rennt da zwiſchen Wagen und Geſchütz hinein, wenn man auf der Straße bleibt, und fällt in ſchmutzige Waſſergräben, wenn man querfeldein galoppirt. Aber was hilft's? geritten muß ſein, dort wackelt ſchon eine Ordonnanz die Treppen herunter und bringt meine Depeſche. Addio Caro, bis morgen zum Kaffee oder zum Mittageſſen, der Teufel weiß wo?" Mit dieſen Worten warf der Dragoneroffizier die goldene Schärpe über die Schulter, zog die Quaſten auf der rechten Seite herab und ſchwang ſich auf ſeinen Braunen. Das Pferd war friſch und muthig, der Reiter ebenſo, und nach einem Händedruck, ein paar Courbetten auf dem Pflaſter, daß die Funken ſprühten, verſchwand er in der

Nacht. Noch eine Zeit lang ſah man ſeinen weißen Waffenrock glänzen, dann verlor er ſich in der allgemeinen Finſterniß.

Graf S. ging in das Haus hinauf, ſuchte und fand ein paar bekannte Offiziere, mit denen er ein äußerſt frugales Souper verzehrte, eine Cigarre rauchte und ſich darauf ermüdet wie er war, mit Atila und Säbel auf einen Strohſack warf, den er im Vorzimmer fand, wo er baldigſt in einen tiefen Schlaf fiel.

Er hatte ſo einige Stunden ruhig geſchlafen, da wurde er erweckt und ſah den Major E. vor ſich ſtehen, der es unendlich bedauerte, gezwungen zu ſein, ihn aus dem Schlafe wecken zu müſſen. „Es iſt Niemand da, Theuerſter," ſagte der Major, „und obgleich ich weiß, wie ſtark Sie ſchon im Dienſt waren, ſo kann ich doch nicht umhin, Sie wieder in die Nacht hinaus zu ſchicken."

Augenblicklich war der junge Huſarenoffizier munter und auf den Beinen, rückte Säbel und Cartouche zurecht, und vernahm den Befehl, vorſichtig gegen Pizzeghettone zu reiten, um im Fall die Oeſterreicher dort ſchon eingerückt ſeien, dem General S. einen wichtigen Befehl zu überbringen. Der Major als freundlicher und guter Kamerad gab dem jungen Ordonnanzoffizier die Hälfte eines ſtarken ſchwarzen Kaffee's, den er für ſich ſelber hatte machen laſſen, dann erhielt dieſer ſeine Depeſchen und eilte die Treppen hinunter in das andere Haus zu ſeinen Pferden. Der Rappe war im Augenblick fertig gemacht, Graf S. warf ſeinen weißen Mantel über, beſtieg das Pferd und ritt langſam zum Dorfe hinaus.

Das Wetter hatte ſich unangenehm verändert. Ringsum herrſchte eine Finſterniß, daß man im wahren Sinne des Wortes keine Hand vor den Augen ſehen konnte; am Himmel glänzte nicht ein Stern und es fegte zuweilen jener ſcharfe trockene Wind, das ſchwere Athmen eines heftigen Gewitters, bevor es ſeinen Mund öffnet, um Feuer

und Verwüſtung auszuſpeien. Die Lagerfeuer auf den Feldern waren kaum zu erhalten und die geſtörte Flamme flackerte ängſtlich hin und her. Die Pferde in den Bivouaks ſchüttelten ſich und ſtreckten die geöffneten Nüſtern in die Luft hinauf. Man bemerkte faſt keinen Soldaten, der ſich hingeſtreckt hatte, um zu ſchlafen, faſt alle waren munter, ſaßen in den Gräben oder ſtanden auf der Chauſſee in Gruppen an den ſchwarzen Nachthimmel deutend, der zuweilen am Horizonte durch einen jähen Blitz erhellt wurde.

Wo Graf S. bei einem Trupp Offiziere vorbei kam, da wurde er mit freundlichem Wort begrüßt, nicht ohne daß man hinzuſetzte: „Geben's Achtung, wir werden was Gehöriges abkriegen.“ Bald ließ der junge Ordonnanzoffizier die Lagerplätze und Bivouaks hinter ſich und ritt auf der einſamen Straße dahin. Seine Gedanken überſprangen einen Zeitraum von vier Jahren, und er gedachte jener Nacht, wo er von Mailand ausfuhr faſt denſelben Weg, jener Nacht voll Blumenduft, Nachtigallenlied und Liebeszauber, die von der heutigen ſo himmelweit verſchieden war. Auch jenes Mädchens gedachte er, und der drei Küſſe, und wenn er auch ſeit jener Zeit manche warme Lippen berührt, ſo konnte er doch jene heiße, ſüße Stunde nicht vergeſſen. Heute aber hörte er nicht Nachtigallenlied, wohl aber das Heulen des Windes, das Rollen des Donners, der über ſeinem Haupte immer näher und näher tönte. Bäume und Büſche an der Straße bogen ſich tief vor dem Grimme des Sturmes und ſein Rappe ſchauerte zuſammen vor den heftigen Blitzen, die ſich zwiſchen den ſchwarzen Wolken kreuzten.

Jetzt begegnete er einer Kavalleriepatrouille, die ihm entgegen kam, und der Führer derſelben, ein alter Wachtmeiſter, meldete, daß, ſoviel er am Fluß bemerkt habe, die Piemonteſen ſo eben im Begriff ſeien, Pizzeghettone zu verlaſſen, und daß ſich der Offizier nicht zu

ſehr zu beeilen brauche, um mit der öſtercichiſchen Vorhut dort einzutreffen.

Es mochte ein Uhr in der Nacht ſein, und das Unwetter fing an, ſehr heftig zu werden. Der Wind war ſo ſtark, daß ſich der Rappe kaum in ſeiner Richtung erhalten konnte. Heulend umſauste er den Reiter, warf ihm Sand und Steine in's Geſicht, und riß ſtarke Aeſte von den Bäumen, die er rechts und links neben dem Pferde niederſchmetterte. Der Regen ſtrömte herab, Hagelkörner in außerordentlicher Dicke ſchlugen mit fürchterlicher Gewalt auf Roß und Reiter, ſo daß das geängſtigte Thier von dem kräftigen Offizier kaum in Ruhe erhalten werden konnte. Es war ein fürchterlicher, unheimlicher Ritt.

Eine Stunde mochte der Gewitterſturm ſo mit ungeminderter Heftigkeit gedauert haben, als der Regen und das Sauſen des Windes etwas nachließ und ſich auf Augenblicke in leichtes Wehen verwandelte.

In ſolchen Momenten kam es dem Reiter vor, als vernehme er vor ſich das Raſſeln von Fuhrwerken und kaum hörbar, das Getümmel von Infanterie- und Kavalleriecolonnen, die in ziemlicher Entfernung vor ihm vorüberzogen. Der Wind führte dieſe Klänge bald ſchwächer bald ſtärker an ſein Ohr; er hielt ſein Pferd an und beugte ſich vor, um ſich möglicher Weiſe zu orientiren, ob da vor ihm Freund oder Feind zöge, und zu überlegen, ob er zur Seite oder vorwärts reiten ſolle. Etwas zur linken Hand mußte Pizzeghettone liegen, von dort aus gegen rechts zu zog das Getöſe, das er vernahm. Alſo konnten es nur die Piemonteſen ſein, welche ſo eben die Feſtung verließen. Er wandte ſein Pferd etwas links, und begann nach der Richtung hin zu reiten, wo er die Stadt und den Fluß vermuthete, er mußte ſich

nah bei letzterem befinden, doch es war so dunkel, daß die Fluth nicht leuchtete. — —

Auf einmal prallte der Rapp zurück und der entsetzte Reiter zog die Zügel fest an und griff willenlos nach dem Säbel an seiner Seite. — — Vor ihm spaltete sich die dunkle Nacht, es war als berste die Erde bis tief in ihre Eingeweide, bis zu dem ungeheuren Feuerpfuhl, der sich dort befinden soll, eine fürchterliche Lohe schlug aus dem Boden; rothe und gelbe Flammen, die in Myriaden von glühenden Funken ausliefen und den ganzen Himmel mit einer feurigen Lohe bezogen — es war eine Pulverexplosion von entsetzlichem, einige Sekunden andauerndem Krachen begleitet. — Nur einen Augenblick dauerte dieses furchtbare Feuer, aber im Scheine desselben sah der junge Offizier, daß er vielleicht eine Viertelstunde von der Festung entfernt war und bemerkte nach dem ersten Moment der Ueberraschung, daß man dort die Brücke über die Adda gesprengt habe. — Bald war Alles gegen den furchtbaren Schein von so eben wieder in tiefe Nacht versunken, und die Flammen, die jetzt noch an dem zersprengten Werk leckten, waren wie kleine unbedeutende Lichter dagegen. Die Erde hatte gezittert ob dem furchtbaren Krachen und der Rappe bäumte sich hoch auf und strengte sich an, rechts oder links in's Feld hinaus zu fliehen, um dem schrecklichen Phantom vor seinen Augen zu entgehen.

Nachdem der Reiter sein Pferd beruhigt und eine kurze Weile überlegt, was zu thun sei, entschloß er sich, näher an die Festung zu reiten. Daß die Piemontesen dieselbe verlassen, dessen war er jetzt gewiß, denn es waren ihre Colonnen, die er vorhin gehört und sie hatten die Brücke gesprengt, um den Oestereichern den Uebergang zu verwehren. Doch horch! — Was vernahm er jetzt durch die Nacht? — Ein befreundetes Signal, das lustige Klingen eines Jägerhorns.

Aha! dachte er freudig, die Unſrigen ſind hart dabei, da kann ſich Ende und Anfang noch zuſammen verbeißen! Doch ging letztere Vermuthung und guter Wunſch nicht in Erfüllung. Die Piemonteſen hatten Pizzeghettone verlaſſen, hatten bei ihrem Abmarſch die Brücke und einen Pulverthurm in die Luft geſprengt, welche Exploſion entſetzliches Unheil verurſachte und ſehr vielen von den eigenen Leuten das Leben koſtete. Ueberhaupt war der heutige Tag und die Nacht für die Feinde unheilvoll geweſen und der furchtbare Gewitterſturm, der den Grafen S. im Felde überraſchte, hatte ſchwer unter den piemonteſiſchen Marſchkolonnen gehaust und Menſchen und Pferde waren von umgeriſſenen Bäumen und ſogar von Hagelkörnern nach Angabe ihres eigenen Generals Bara erſchlagen worden.

Nachdem Graf S. in Pizzeghettone ſeine Depeſche glücklich abgegeben und ſich einen Augenblick unter den Gräueln der Verwüſtung umgeſchaut, verließ er die Stadt wieder und ſetzte über die Adda, um nach Caſal Puſterlengo zu gelangen, wo er das Hauptquartier des vierten Armeekorps zu finden hoffte. Durchnäßt wie er war, und ergriffen von oll' dem Schrecklichen, das er geſchaut, ritt er ſeine einſame Straße, ſich eingeſtehend, daß der Krieg etwas Schreckliches ſei. Neben ihm rauſchte der Fluß und da das Sauſen des Windes gänzlich aufgehört hatte, ſo hörte er vor und neben ſich nichts als das Murmeln des Waſſers oder das Schnauben ſeines Roſſes, das bei jedem Schritte in den aufgeweichten Boden einſank. Sein durchnäßter Mantel hing ſchwer an ſeinem Körper und von ſeinem Haar und Bart rollten dichte Waſſertropfen herab. Es regnete immerfort, nicht mehr heftig, wie bei Anfang des Gewitters, aber fein und durchdringlich.

So mochte er eine Stunde fortgeritten ſein, als er vor ſich Pferdegetrappel hörte und eine Uhlanenpatrouille einholte, von

welcher er erfuhr, daß ſich das vierte Armeecorps in Caſal Puſterlengo befinde. „Wenn Sie etwas ſcharf reiten," ſagte ihm der Führer der Patrouille, „ſo werden Sie in Kurzem auf eine Schwadron Chevauxlegers ſtoßen, welche die Nachhut bildet." Der Rappe flog gehorſam dem Schenkeldruck davon und bald erblickte der junge Ordonnanzoffizier vor ſich eine Maſſe Kavallerie, ſah matt leuchtende Helme und weiße Mäntel durch das Dunkel der Nacht ſchimmern. In Kurzem hatte er die Schwadron erreicht und fand ſeinen Freund, den er Nachmittags unter der Veranda an der Adda gelaſſen. Beim Anblick deſſelben, durchnäßt, beſchmutzt, den Mantel ſchwer herabhängend, das Pferd mit eingezogenem Schweife gehend, konnte er ſich eine Idee machen, wie er ſelbſt ausſehen müſſe. Die Leute ritten ſtill und mißmuthig ihres Weges, denn keiner von ihnen hatte einen trockenen Faden am Leibe.

Der Chevauxlegeroffizier bemühte ſich, eine ſehr durchfeuchtete Cigarre brennend zu erhalten. „Verdammtes Wetter!" rief er dem Ordonnanzoffizier zu, „wir haben eine brillante Nacht gehabt. Hat bei euch drüben auch der Gewitterſturm ſo gehaust?" Jetzt ritten auch die anderen Offiziere der Schwadron, nachdem ſie einen Kameraden bemerkt, der nicht zu ihnen gehörte, heran und erkundigten ſich, wie es in Pizzeghettone und Formigara ausſchaue.

„Habt ihr auch bemerkt," ſagte der Rittmeiſter, „wie die Brücke in die Luft flog? Ein merkwürdig ſchöner Anblick, und hat's nicht gekracht, als wenn zehntauſend Geſchütze gelöst würden. Gratulire den armen Teufeln, die da um den Weg waren."

„Es ſieht ſchauerlich da drinnen aus," entgegnete Graf S., „doch glaube ich nicht, daß einem der Unſeren etwas paſſirt iſt. Aber von ihren eigenen Leuten haben ſie genug mit in die Luft hinauf geſprengt. Doch nehmt mir's nicht übel, ihr reitet mir zu

langſam, ich will ſehen, daß ich durchkomme. Ich verſichere euch, an meinen Steigbügeln läuft ſo viel Waſſer herunter, um ein Pferd zu ſchwemmen."

„Meinſt du vielleicht wir ſeien trockner?" ſagte lachend der Chevauxlegeroffizier: „aber du haſt Recht, reit' nur zu und mach' uns in Puſterlengo ein ordentliches Quartier. Addio!"

Wir wollen nur geſtehen, daß eine ſüße, angenehme Erinnerung den jungen Offizier nach dem benannten Orte hinzog. „Ei!" dachte er, „das Kriegsſpiel wirft dich dort hinein, in denſelben Ort, den du freiwillig nicht aufgeſucht hätteſt; vielleicht ſogar in ihr Haus, unter ihr ſchützendes Dach." Und nun malte er ſich mitten in dem herabrieſelnden Regen ein angenehmes behagliches Bild aus, wie er vor das Poſthaus in Puſterlengo reiten, abſitzen, eintreten wolle, und zu dem erſtaunten Mädchen ſagen: „Siehſt du, Tereſina, da bin ich wieder, nach vier Jahre langer Abweſenheit und ich hätte dich auch heute nicht wieder geſehen, denn du hatteſt es mir verboten; doch bin ich hieher befehligt, wir leben im Kriege und im Kriege kann man es nicht ſo genau nehmen." Dann wird ſie lachen, dachte er ferner, und da ſchon in ihrem Hauſe viele Offiziere wohnen, wegen den Stallungen vielleicht ſogar das Hauptquartier dort liegt, ſo wird ſie für den Bekannten ſo ein kleines hübſches Hinterſtübchen aufſchließen, das in den Garten hinausgeht, und ihn da heimlicher Weiſe einquartieren. Wie mag die Kleine heute ausſchauen! etwas ſtärker, vielleicht der Blick des Auges etwas ſchmachtender und wenn ſie lacht, zeigt ſie ihre ſchönen weißen Zähne noch mehr als damals.

Unter dieſen Gedanken war er ſcharf zugeritten, hatte Fuhrwerk und Artillerie paſſirt und war mit Mühe unverletzt zwiſchen den Rädern durchgekommen. Verdroſſen lenkten die Gemeinen vom Fuhrweſen ihre Pferde, die Corporale und Offiziere, in ihre Mäntel

gewickelt, ſchauten ſich kaum um nach dem vorbeireitenden Huſaren; man hörte kein Wort, kein Lachen, nichts als das Schnauben der Pferde und das Klirren der Aufhaltketten.

Der Graf S. mußte ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſeinem Roſſe widmen, um zwiſchen den bösartigen Fuhrweſenspferden ungeſchlagen und zwiſchen den Rädern ungequetſcht durchzukommen. Jetzt paſſirte er einen langen Brückentrain, derſelbe, der heute an der Adda gebraucht worden war, und dann kam Infanterie in langen und dichten Colonnen. Aber Alles ſchlich trübſelig unter dem dichten Regen weiter und die Bataillone nahmen faſt die ganze Straße ein, ſo daß es hier noch ſchwerer war, durchzukommen. Endlich erreichte er die Tête der Colonne, wechſelte mit den Offizieren, die vorne ritten, ein paar Worte und hatte jetzt wieder ein Stück freie Straße vor ſich.

Im Oſten begann das ſchmutzig graue Gewölk eine kleine lichtere Färbung anzunehmen, und ganz tief am Horizont wand ſich mühſam ein kleiner gelber Streifen in die Höhe. Puſterlengo konnte nicht weit mehr entfernt ſein und der junge Offizier, der, neben einem guten Feuer, um ſeine Kleider zu trocknen, auch von einem angenehmen ſchwarzen Kaffee träumte, freute ſich der Morgenluft, die ihn froſtig anblies, und dachte bei ſich ſelber: „Der Cecco muß auch herangewachſen ſein, ich will doch ſehen, ob der kleine Schlingel meine Feldmütze nicht in tauſend Stücke zerriſſen hat. Es wäre doch außerordentlich komiſch, wenn ich ſie nach vier Jahren wiederfände.“ — Ein luſtiger Zungenſchlag und der Rappe trabte durch den unergründlichen Schmutz weiter. Doch dauerte das ſchnelle Reiten nicht lange, bald wimmelte es wieder von Geſtalten auf der Straße und bei der nebelhaften Dämmerung des anbrechenden Morgens bemerkte er ein Bataillon Jäger, die ebenfalls des Weges zogen. Selbſt dieſe

ſonſt ſo luſtigen Burſche hatte die ſcheußliche Nacht einigermaßen herabgeſtimmt, und wenn man hier auch ſchon mehr ſprechen hörte, als bei den Infanterie- und Kavalleriecolonnen, ſo bezog ſich doch Alles, was geſagt wurde, auf eifrige Wünſche nach einem bald erſcheinenden trockenen Morgen und nach einem guten Feuer.

An der Spitze des Bataillons bemerkte der Huſarenoffizier eine Patrouille Uhlanen, zwiſchen denen ein Mann zu Fuß ging, in der Tracht der wohlhabenden Bauern der Umgegend, deſſen Hände auf dem Rücken zuſammengeſchnürt waren. Doch war ſeine Kleidung zerriſſen und mit Schmutz bedeckt, er hatte keine Kopfbedeckung, ſein ſchwarzes Haar hing über die Stirne und er ging in dem tiefen Schmutz anſcheinend gleichmüthig dahin, den Blick auf den Boden geſenkt.

Graf S. wollte vorbeireiten, doch hörte er neben ſich ein lautes lachendes Halt! und als er aufblickte, bemerkte er zur Seite einen Offizier zu Pferde, den er erſt dann erkannte, nachdem ſich derſelbe aus dem großen grauen Mantel herausgeſchält, und den Hut mit den grünen Federn etwas in die Höhe gerückt hatte. Es war der Generalſtäbler.

„Grüß' dich Gott!“ rief er luſtig dem Huſarenoffizier zu, „nicht wahr, da finden wir uns bei einem ſchönen Wetter abermals zuſammen? Und ich habe mir obendrein einen wahnſinnigen Schnupfen geholt. Haſt du nicht zufällig ein trockenes Taſchentuch bei dir? das meinige iſt durch und durch naß.“

„Vielleicht kann ich dir helfen,“ entgegnete der Huſar; „wenn meine undurchdringliche Taſche am Sattel ihren Dienſt gethan hat, ſo bekommſt du nicht nur ein trockenes Schnupftuch, ſondern noch obendrein eine ordentliche Cigarre.“

„Huſaren ſind gar wackere Truppen!“ ſang der Generalſtäbler; „und dafür ſollſt du auch einen Schluck ächten Kirſchwaſſers bekommen.“

Die undurchdringliche Taſche hatte ihren Namen gerechtfertigt und Cigarren, Schnupftuch und Kirſchwaſſer wurden ausgetauſcht.

„Wo reiteſt denn du eigentlich hin?“ fragte der Generalſtabsoffizier. „Du biſt doch nicht ſeit geſtern Abend auf dem Pferde?“

„Beinahe ſo,“ entgegnete der Andere, „ich habe nur den Schimmel mit dem Rappen vertauſcht und eine Stunde geſchlafen, aber beruhige dich, dafür auch das ganze Unwetter von heute Nacht ausgehalten.“

Die beiden Offiziere blieben einen Augenblick halten, um ſich ihre Cigarren anzuzünden, während welcher Zeit die Uhlanen mit dem Gefangenen vorbeizogen.

„Wen habt ihr da?“ fragte der Huſarenoffizier.

„Es iſt ein Spion,“ entgegnete der Andere, „ein verfluchter Kerl, der uns genug zu ſchaffen gemacht hätte, wenn die Piemonteſen mehr Luſt zum Schlagen gehabt. Er wird nach Caſal Puſterlengo ins Hauptquartier gebracht.“

„Und hat man Verdächtiges bei ihm gefunden?“

„Mehr als genug, um ihn zu erſchießen. Es ſoll ein wohlhabender Menſch ſein, der es nicht wegen Lohn gethan, ſondern aus Haß gegen uns. Geſtern fand man einen Poſtillon, einen treuen Kerl, der mit Depeſchen verſchickt war, erſchoſſen in der Nähe des Fluſſes und während der Nacht wurde der da aufgegriffen und trug einen Theil jener Depeſchen bei ſich.“

Der Huſarenoffizier zuckte mitleidig die Achſeln, und blickte den

Gefangenen einen Augenblick an. Es ist immer traurig, einen Menschen zum Tode führen zu sehen, selbst wenn es ein Spion ist; und den da konnte Niemand retten. Es war vor Aufbruch der Colonne über ihn abgeurtheilt worden. Man führte ihn nun nach Casal Pusterlengo, wo er wohnte, um die Ortsbehörde über ihn zu vernehmen. Vielleicht war es ja doch noch möglich, etwas zu seinen Gunsten zu erfahren.

Bald hatten die beiden Offiziere die Colonnen hinter sich gelassen und näherten sich dem Dorfe. Der gelbe Streifen am Horizont hatte sich mitlerweile vergrößert und die grauen Wolken, die bisher nur eine Masse bildeten, trennten sich nun von einander, das Tageslicht drang durch die einzelnen Schichten und breitete sich über den ganzen Himmel aus; aber es war ein graues trübes Licht, ein unangenehmer Morgen, die Wolken hingen tief herab und schwebten schwerfällig über die weite Ebene dahin. Die Bäume und Gesträuche an der Straße beugten sich unter dem scharfen Morgenwind und sprühten das angesammelte Regenwasser auf die Erde. Die Wassergräben rechts und links am Wege waren angeschwollen und bis an die Ränder gefüllt mit einer braunen lehmigten Brühe. Die Halme der Reisfelder erschienen umgeweht und vor Wind und Kälte zu zittern.

Die Offiziere lachten, als sie sich gegenseitig anblickten und nun bemerkten, wie der Ritt der vergangenen Nacht ihre Uniformen zugerichtet. Die Pferde waren bis an den Sattel mit Koth bespritzt, die weißen Mäntel hatten eine breite braune Bordüre und Stiefel, Sporen, Säbel waren mit dickem Straßenschmutze bedeckt.

In der Nähe des Orts erreichten sie eine neue Colonne, alle Straßen waren mit Militär bedeckt, das Hauptquartier befand sich in einem großen Gebäude im Städtchen selbst und dahin lenkten die

beiden Reiter ihre Pferde, ſtiegen ab und traten in das Haus. Es dauerte ungefähr eine Stunde, bis der Ordonnanzoffizier abgefertigt war und ſein Pferd wieder beſteigen konnte, worauf er augenblicklich davon ritt, um dem Poſthaus draußen einen Beſuch zu machen.

Der Regen hatte aufgehört, ganze Reihen Infanterie ſtanden in den Straßen und die Einwohner brachten den ermüdeten und durchnäßten Soldaten an Speiſe und Trank, was ſie beſaßen. Wurden doch die öſterreichiſchen Soldaten auf dem Wege nach Mailand faſt allenthalben als „unſere Befreier“ begrüßt, eine Aeußerung, die freilich eben ſo ſehr der Sehnſucht nach dem Aufhören der Kriegsdrangſale, als der Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus beizumeſſen war.

Jetzt lag das Poſtgebäude vor den Blicken des jungen Offiziers, hier der Stall, dort das Wohnhaus. Vor erſterem befanden ſich ein Trupp Chevauxlegers, welche beſchäftigt waren, ihre Pferde in die warmen Räume zu ziehen. Einzelne Poſtillone halfen ihnen dabei und einer hielt dem Huſarenoffizier ſein Pferd, worauf er abſtieg, und nach der Familie des Poſthalters fragte.

Der Poſtillon blickte ſich ſchüchtern nach dem Hauſe um und zuckte die Achſeln. „Da iſt das Haus, ſagte er, „die Thür ſteht offen. Geht hinein, Herr, ich weiß nicht, ob Ihr Jemand findet. Doch iſt Platz genug da, um Euren naſſen Mantel aufzuhängen. Ich will nur das Pferd beſorgen, dann komme ich nach und mache Ihnen ein Feuer.“

„Iſt denn Niemand in dem Hauſe? Niemand von der Familie des Poſthalters?“ fragte der Offizier dringend und dieſelbe Antwort war: „Ich weiß nicht, Herr, geht nur hinein.“

Kopfſchüttelnd ging der Offizier dem Hauſe zu. Da lag auf der Schwelle der große zottige Hund, deſſen er ſich wohl noch erinnerte; das Thier ſah ihn an, und wedelte mit dem Schweiſe, als er

über die Schwelle durch die geöffnete Hausthüre trat. Dann folgte er ihm langsam. Der Offizier schritt durch den Hausgang und es zog ihn zu dem Zimmer am Ende des Gebäudes hin, vor dessen Fenster er damals in der Nacht gestanden. Er öffnete die Thür und trat hinein. Das Fenster nach der kleinen Anhöhe stand offen, und wie damals wiegte sich das Rebenlaub vor demselben, doch nicht vom milden Glanz des Mondes bestrahlt, sondern von dem grauen Licht eines nebeligten Morgens, und von den feuchten Blättern rieselten schwere Regentropfen herab. In dem Zimmer befanden sich zwei Kinder, eines von ungefähr sechs Jahren, welches beschäftigt war, verglimmende Kohlen auf dem Heerde anzublasen. Das andere von vielleicht zwei Jahren saß daneben auf dem Boden in einem dünnen Kleidchen und hatte die kleinen Hände unter dasselbe gesteckt, um sie zu erwärmen. Das größere Kind war ein Knabe, das kleinere schien ein Mädchen zu sein — ihr Mädchen. Es waren ganz ihre Züge, ganz ihre großen glänzenden Augen. „Teresina," sagte der junge Offizier, und das Kind am Boden drehte den Kopf herum und schaute ihn lächelnd an.

Die Sachen, die im Zimmer umher standen, sahen nicht ärmlich aus, doch lag Alles in großer Unordnung durcheinander. Es durchschauerte den jungen Offizier, er wußte selbst nicht weßhalb. Der Knabe, — es mußte der Cecco sein, den das Mädchen damals auf dem Schooße hatte, — versicherte ihn keck und ohne Furcht, das Feuer werde im Augenblick brennen. Schon wollte sich Graf S. zurückziehen, um den alten Postillon, der ihm das Pferd abgenommen, um Auskunft zu bitten, als dieser mit einem Arm voll Reisig hereintrat.

„Ist denn Niemand im Hause?" fragte Graf S., „als diese Kinder? Wo ist denn der Posthalter? Und —"

Der Postillon warf das Holz auf den Kamin, zuckte abermals mit den Achseln und fragte: „Waren Sie schon früher in dem Hause?“

„Vor ungefähr vier Jahren.“

„Ja so.“

„Damals sah ich — ich war nur einen Augenblick hier, während des Umspannens in der Nacht — damals sah ich zufällig ein sehr schönes Mädchen hier.“

„Die Teresina!“ sagte ernst der Postillon,“ dort am Boden sitzt ihr Kind.“

„Und sie?“

„Nun sie — ist glücklicher Weise vor einem Jahr gestorben. Er hat's ihr gar zu schlecht gemacht.“

„Wer? — Ihr Vater?“

„O nein, der starb schon früher, — ihr Mann, unser jetziger Herr.“ Bei diesen Worten schauerte er zusammen.

„So, so! der Posthaltersohn aus Piazenza?“ forschte der Offizier mit gepreßter Stimme weiter.

„Sie haben ihn gekannt, Herr?“

„Das nicht, aber von ihm gehört,“ entgegnete der Graf.

„Das glaub' ich,“ sagte der alte Postillon finster, „der hat sein Schicksal verdient. Ein so braves Weib, ein so gutes und schönes Weib! Der Vater hat sie gezwungen, ihn zu heirathen, den aus Piazenza, er war immer ein böser Kerl, und doch hat sie an ihm gehangen, treu und ehrlich, aber ihm geschieht sein Recht, es ist hart für die armen Kinder; aber ihm geschieht sein Recht.“

„Aber was geschieht ihm denn, oder was ist ihm geschehen?“ fragte der Offizier und stützte sich auf das Kamingesims, denn ihm ahnte etwas Schreckliches.

„Nun, er hat es so lang getrieben, bis sie ihn endlich gekriegt," entgegnete der Postillon mit leiser Stimme, „so eben haben sie ihn als überwiesenen Spion eingebracht. Sie müssen das wissen, Herr, denn Sie ritten ja vor ihm ins Dorf, und dem kann Niemand mehr helfen, nicht einmal der Feldmarschall selbst, wenn er hier wäre."

„Ja so, ja so!" sagte der Offizier ganz leise und blickte auf das kleine Mädchen am Boden, das herangerutscht war und nach seinem Säbel griff, um damit zu spielen.

Er wandte tief erschüttert einen Augenblick das Gesicht ab, holte seine Börse heraus, die voll Gold war, und legte sie in die Hand des alten Postillons. „Ihr scheint mir ein braver Mann," sagte er, „bewahrt das dem Kinde auf und gebt es ihm später." Dann hob er das kleine Mädchen zu sich in die Höhe, drückte drei innige Küsse auf den warmen lieblichen Mund des Kindes und ging schweigend zur Thür hinaus.

„Jetzt wird das Feuer gleich brennen," rief der Cecco, „Ihr könnt Euch wärmen, Herr Offizier!"

Doch dieser hatte schon eilenden Schrittes das Haus hinter sich, zog sein Pferd aus dem Stalle, schwang sich auf und warf einen letzten Blick auf das Postgebäude. — — — — Da hörte er zu seiner Linken draußen von den Feldern her einen kurzen Trommelwirbel und einige Flintenschüsse. Er ließ dem Rappen die Zügel, drückte ihm hastig die Sporen ein und jagte hinaus auf die Straße, die gegen Lodi führt.

Im Bivouak.

Wenn der geneigte Leſer behaglich in ſeinem Lehnſtuhle ſitzt und in der Zeitung lieſt von glänzenden Paraden und Manövern großer Truppenkörper, wie das alles im hellen Sonnenſchein vor ſich gegangen, wie die Fahnen wehten, die Waffen blitzten, wie Compagnien und Schwadronen ſo exact abſchwenkten und unter dem Klange der ſchmetternden Militärmuſik bei dem Obercommandirenden vorbeimaſchirten, daß es eine wahre Freude war, und ein altes Soldatenherz bei dieſem Anblick hätte Thränen der Rührung vergießen mögen, ſo bedauert er recht ſehr, nicht auch mit dabei geweſen zu ſein; namentlich thut es ihm oftmals leid, die großen Manöver nicht mit angeſehen zu haben, Feldzug und Schlacht im Kleinen, wo man Alles ſo ganz natürlich vor Augen hat: Artilleriegefechte, Infanterieangriffe und das wunderſchöne Einhauen der Kavallerie, wenn ſie dahin jagt mit ihren ſchnaubenden Pferden, vor oder hinter ſich eine unendliche Staubwolke, aus welcher hervor Helme glänzen und Säbel blitzen, — Alles wie in der wirklichen Schlacht, nur mit dem höchſt angenehmen Unterſchiede, daß hier keine Kugeln pfeifen, kein Blut fließt und keine Gebliebenen zurückgebracht werden. — Auch die ſanfteren Freuden der Manövertage möchte er gerne mitgenießen, die Einquartierung bei reichen Bauern oder auf adeligen Schlöſſern, denn er ſtellt ſich das Alles höchſt romantiſch vor, wie ihm der Hauswirth unter der Thüre entgegen kommt, die abgezogene Mütze in der Hand,

um ſich freundlichſt zu erkundigen, ob er die Karpfen lieber in brauner Sauce oder gebacken möge, und wo dabei auf dem erſten Treppenabſatz die ſittſame und ſehr ſchöne Tochter ſteht, mit züchtigen, verſchämten Wangen, einen großen Becher haltend, angefüllt mit irgend welchem 1846er Ausbruch. Und erſt die Bivouaks! Da denkt der Zeitungsleſer: mag man ſagen, was man will, ſo ein Soldatenleben iſt ein ungeheuer angenehmes Geſchäft; das luſtige Umherſchwärmen, wo man all' das Schöne ſieht und genießt, deſſen wir eben gedacht, und dabei nicht nothwendig hat, jeden Abend in das langweilige Bett zu kriechen. — Glückſelige Menſchen, die Soldaten! Da ſattelt er ſein Pferd ab unter Gottes freiem Himmel, legt ſich ins friſche Gras oder duftige Moos, hat über ſich den Mond und ſo viel tauſend Millionen Sterne, die alle freundlich auf ihn herabblinzeln, die angenehme Nachtluft fächelt ſeine erhitzten Wangen und endlich entſchlummert er ſanft, träumend von der Heimath und ihren Schätzen, während er vernimmt, wie aus der Entfernung irgend ein Kamerad auf der Guitarre ſpielt:

Steh ich in finſt'rer Mitternacht
So einſam auf der fernen Wacht.

— — So träumt der Zeitungsleſer auf ſeinem Lehnſtuhle, trinkt dazu ſeinen Kaffee und ſieht behaglich durch's Fenſter, wie draußen der Wind die herbſtlichen, gelb und roth gefärbten Blätter von den Bäumen ſchüttelt und in weiten und engen Kreiſen auf den Boden niederwirbelt. Darauf denkt er noch einmal an ſeine Lecture und ſeufzt gelinde, daß er leider zu weit entfernt vom Schauplatze der Manöver wohnt, und daß er ſelbſt nie Soldat geweſen, um all' die Marſch-, Einquartierungs- und Bivouaksfreuden mitgenießen zu können. — Er trommelt mit den Fingern auf dem Tiſche, wie er es auf der Wachtparade gehört, — tum — tum — tumtum — tumtum

— bidibidibum — bidibidibum — tumtum. — Und dann nickt er ein und hält ruhig ſein Mittagsſchläfchen, welches heute ausnahmsweiſe ſo lange dauert, bis die Sonne ſich ſtark abwärts zum Horizonte neigt.

Im gleichen Augenblicke iſt einer der Manövertage beendigt, und die Truppen, vom langen Feuern, vielen Marſchiren und Reiten ermüdet und abgeſpannt, treten bataillons- oder ſchwadronsweiſe zuſammen, um die Nacht auf freiem Felde zu bivouakiren. Rings um den Manöverplatz liegen ſtattliche Dörfer mit großen Häuſern, aus deren Schornſteinen ſich blauer Rauch leicht emporkräuſelt. Dahin blickt Infanteriſt und Reiter mit einem ſtillen Seufzer, wenn er in einer ſehr verzeihlichen Ideenverbindung an das Feuer denkt, welches dieſen Rauch hervorbringt, ſowie an die vielen guten Sachen, die auf eben dieſem Feuer jetzt ſchmoren und ſieden mögen, und er befühlt wehmüthig den grauleinenen Beutel an ſeiner Seite, worin ſich vielleicht ein Stück hartes Brod befindet oder der Zipfel einer Wurſt, die traurigen Ueberbleibſel des Frühſtücks von heute Morgen.

Ueber die Hochebene, wo das Armeecorps campiren wird, ſtreift ein kühler, herbſtlicher Wind, der unangenehm durch Mantel und Collet dringt, und der ſelbſt die Pferde froſtig berührt, denn ſie ſchaudern leiſe unter dem Sattel und den Geſchirren, ziehen melancholiſch ihre Schweife ein und laſſen die Köpfe hängen. Wer nicht gerade auf Vorpoſten kommt, ſattelt ab oder ſchirrt aus; Pflöcke werden in den Boden geſchlagen, die Fouragierleinen herumgezogen, die Pferde daran gebunden, man hängt ihnen die Futterbeutel um, die Infanterie legt ihre Torniſter ab, die Artillerie ſpannt die Geſchütze aus, und wer von der Mannſchaft nicht mit einem der vielen Dienſte, die es im Bivouak gibt, bedacht wurde, ſucht ſeine Kameraden auf, und dann liegen ſie in Gruppen bei einander, meiſtens

bäuchlings auf der kalten Erde, ſtützen den Kopf auf die Ellenbogen und ſprechen von zu Hauſe, von der angenehmen Kaſerne mit ihren warmen Zimmern und guten Betten, und machen es nun, nur auf umgekehrte Art, gerade ſo wie unſer Zeitungsleſer. Auf der dämmerigen Haide träumt man ſo gern von einer angenehmen Wohnung, von einem behaglichen Lehnſtuhl, von einem guten Kaffee mit Cigarre oder Pfeife.

Der Himmel hat ſich unterdeſſen dicht bezogen und der ſtärker werdende Wind finſtere Wolken zuſammengeweht; rings iſt es dunkel und trübe, nur dort, wo die Sonne unterging, bemerkt man einen ſchwefelgelben Streifen, der aber ſchläfrig genug ausſieht und eben im Begriffe zu ſtehen ſcheint, der Erde verdrießlich gute Nacht zu ſagen, indem er ſich langſam eine graue Wolkenſchlafmütze über die Ohren zieht. Dazu pfeift der Wind in allen möglichen Tonarten, und einzelne ſchwere Regentropfen klatſchen in die aufwärts ſchauenden Geſichter.

Wenn ſich ein Bivouak nicht zu dicht vor dem Feinde befindet, ſo iſt es wohl erlaubt, Feuer anzuzünden, vorausgeſetzt, daß man Brennmaterial hat, und der Wind nicht zu heftig über die Haide fegt. Von beiden, Holz und Wind, war aber hier zu wenig und zu viel vorhanden, weßhalb man nur hie und da ſchwache Verſuche eines Feuers ſah, über welches aber alſobald der ſtarke Luftzug mit kalter Hand ſtrich, als wollte er ſagen: macht euch keine vergebliche Mühe, wobei er die glühenden Kohlen weit über das Feld dahinjagte.

In dieſer Nacht war eigentlich nur ein einziges reſpektables Feuer ſichtbar, und das brannte etwas weiter draußen vor dem Bivouak bei den Vorpoſten, das heißt, beim Commandeur eines Theiles derſelben, einem Infanterielieutenant, zu dem ſich aber und eben dieſes behaglichen Feuers wegen einige Kameraden von der Kavallerie und Artillerie zu Gaſt eingefunden hatten, die nun hier in einem wirklich

beneidenswerthen Winkel beiſammen ſaßen. — Hätte den der Zeitungsleſer geſehen, ſo würde er ſich augenblicklich bei irgend einem Infanterieregimente anwerben laſſen.

Die Vorpoſten ſtanden gegen den eingebildeten Feind in einem ziemlich weiten Kreiſe um das Bivouak dort hinten, wo ſich das Terrain zu einigen Hügeln erhebt, um dahinter ziemlich ſchroff gegen ein tiefes Thal und einen Fluß abzufallen. Bei der zweifelhaften Helle der Nacht ſah man ſie dort droben ſtehen, das Gewehr im Arm, ſo gut wie möglich abgekehrt vom Winde, die Schultern hoch emporgezogen, fröſtelnd und ſeufzend und ſich faſt gegen die ſtarke Luftſtrömung anſtemmend, die oftmals that, als wolle ſie die da oben hinabblaſen.

Das Feuer, von dem wir vorhin ſprachen, befand ſich natürlicher Weiſe dieſſeits der Vorpoſten, und hatte es der commandirende Lieutenant in einem außerordentlich ſchönen und angenehmen Sandbruche anzünden laſſen; die Wände dieſes Sandbruches ſchützten vollkommen vor dem Wind, oben auf der Höhe deſſelben wuchs einiges überhängendes Geſträuch, welches die Regentropfen abhielt, und dadurch war es hier unten ſo behaglich, wie in in einem Salon. Von der Kälte ſpürte man nichts, in den Feldflaſchen und Brodbeuteln fand ſich auch noch Einiges vor, und ſo ſaßen hier die Offiziere bei einander, freuten ſich ihres Lebens, rauchten, plauderten über dies und das, oder betrachteten die ſteile, gelblichweiße Sandwand, hinter der ſie ſaßen, und auf welcher der Schein des Feuers allerlei ſeltſame Figuren zeichnete.

„Man mag ſagen, was man will," meinte ein Offizier von den Huſaren, „man kann es hier unſerem Kameraden von der Infanterie nicht abſprechen, daß er ſeinen Lagerplatz mit großer Gewandtheit und vielem Glücke aufgeſucht und gefunden."

„Dafür iſt er auch berühmt," ſagte ein anderer von der Infanterie, „nämlich gute Lagerplätze zu finden, oder in einem Dorfe die beſten Häuſer."

„Das heißt wohl die beſten Stuben, die beſte Verpflegung und die ſchönſten Mädchen. Ja, darin hat er ein ausſchweifendes Glück."

Der alſo Belobte lächelte freundlich in ſich hinein und ſtrich ſeinen Schnurrbart, ehe er entgegnete: „Ich kann mir das nicht als Verdienſt anrechnen, ich möchte es eher ein gewiſſes Ahnungsvermögen nennen, wenn ihr wollt, einen gewiſſen Inſtinkt, der mich immer zu einem gutbeſetzten Heerde und ein paar friſchen rothen Wangen führt."

„Es kommt auch viel darauf an, in welchem Theile des Landes man iſt," ſprach ein Artillerieoffizier; „hier herum hat es ſich leicht, gute Quartiere zu finden, aber kommt einmal da hinten an den Rhein, in den E.'ſchen Wald. Soll mich der Teufel holen, da lernt man den Herrn erkennen; Morgens eine Zwiebelſuppe, Mittags Kartoffel mit ſaurer Milch und Abends waſchen ſie die Ofenplatte ab, und machen, da ſie keine Pfannen haben, auf derſelben eine Art von Kuchen, daß Einem die Haare zu Berge ſtehen. — Brrr!"

Der Infanterieoffizier lächelte ſo pfiffig in ſich hinein, daß ihn der Huſar nothwendig fragen mußte, ob dem wirklich ſo ſei, und ob er es dort nicht ganz anders gefunden.

Worauf Jener die Augenbrauen in die Höhe zog und mit der Zunge ſchnalzte, als wollte er ſagen: das waren mir ſelige Tage.

„Nein, nein," fuhr der Artillerieoffizier fort, „vor der Gegend habe ich allen Reſpekt; wir ſind ſchon ſeit mehreren Jahren dort geweſen, aber es wird immer ſchlechter."

„Das iſt in der Nähe von B.?" fragte ein Dragoneroffizier,

der bis jetzt aufmerksam zugelauscht, und aus einer kurzen Meerschaumpfeife rauchte und gedankenvoll in das Feuer blickte.

„Richtig — in der Nähe von B.; wir hielten uns begreiflicher Weise mit unseren Geschützen meistens in der Ebene auf; aber in dem Gebirge und den Wald hinauf soll es noch viel schlechter sein."

„Dicht bei B.," sprach lächelnd der Dragoner, „liegt ein altes Kloster."

„Ganz recht," erwiederte der Artillerist, „ein Nonnenkloster, aber es ist verlassen. Die Güter werden von einem Bauern verwaltet, der in einem Theile des weitläufigen Gebäudes wohnt.

„So ist's," versetzte der Andere. „Ich passirte einmal mit der halben Schwadron durch und gerade in diesem ehemaligen Nonnenkloster wurden wir einquartiert. — Es war ein schöner Herbsttag, und das abgefallene Laub, die gelben, braunen und rothen Blätter zierten recht hübsch den melancholischen, verwilderten Klostergarten; es war das eigentlich ein poetischer Winkel mit seinen verwahrlosten Wegen, herabgestürzten Figuren und den auf den Boden niederhängenden Zweigen sehr großer Trauerweiden, unter denen sich kleine bemooste Ruhebänke befanden."

„Ich kenne ihn," entgegnete der Artillerist, „lag oft in der Nähe, und ging dann häufig um das Kloster herum spazieren; es ist ein altes, melancholisches Gebäude."

„Mir passirte dort einmal was Sonderbares, „sprach lächelnd der Dragoneroffizier, „eigentlich an sich ganz unbedeutend — etwas wie eine Gespenstergeschichte."

„Ah! das müssen wir hören!" rief der Hauptmann von der Infanterie. „So was lasse ich mir gern am Wachtfeuer erzählen; in der freien Natur höre ich es lieber, als zu Hause in den stillen vier Wänden. — Ist die Geschichte sehr gruselich?"

„Ganz und gar nicht, auch iſt der Schluß ſehr verſöhnend.“

„Halt einen Augenblick!“ rief der wachthabende Offizier, wobei er die Hand über die Augen hielt, „dort ſehe ich etwas auf uns zukommen, gewiß eine Meldung von den Vorpoſten; wir wollen das eher abfertigen, damit wir die Geſpenſtergeſchichte ruhig genießen können. — Hieher! — was ſoll's?“

Der Angerufene, ein Infanteriſt mit Ober- und Untergewehr und übergehängtem Mantel, trat nun in den Lichtkreis des Feuers, und ſein Anblick rief auf den Geſichtern ſämmtlicher Offiziere ein leichtes Lächeln hervor. Er mußte irgendwo in eine Lehmgrube gefallen ſein, denn Mantel, Hoſe, Lederzeug und das halbe Geſicht hatten einen gelblichen Ueberzug; dazu hatte der Burſche ſeinen Helm ungebührlich weit auf dem Hinterkopfe hängen; was ſeinem beſtürzten Geſichte einen noch troſtloſeren Ausdruck gab. — Er meldete, daß die feindliche Vorpoſtenkavallerie dicht an die dieſſeitige Poſtenkette geplänkelt, ſich aber bald darauf wieder zurückgezogen hätte.

„Donnerwetter!“ ſprach einigermaßen entrüſtet der wachthabende Offizier, „Kerl, du ſiehſt ja aus wie eine Vogelſcheuche. — Haſt du die feindlichen Vorpoſten geſehen?“

„Zu Befehl, ja, Herr Lieutenant.“

„Und haben ſie dich auch geſehen?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Siehſt du, das iſt ſehr gut, darauf kannſt du dir was einbilden. Da ſind ſie unfehlbar vor dir davon gelaufen, denn wenn ſie einen ſolchen Schmierfink geſehen, wie du biſt, da haben ſie geglaubt, hier bei uns ſeien keine Soldaten, ſondern lauter Waldteufel.“

„Der Herr Lieutenant werden verzeihen, aber ich bin nur in der Dunkelheit ein Bischen in den Dreck gefallen.“

„Schön, ſchön, das kann dir Niemand verbieten; aber melde

dem Unteroffizier, er ſoll dich eine Stunde lang auf die Höhe ſtellen; weißt du, zur Abwehr für die feindlichen Vorpoſten, und damit der Schmutz an dir vom Winde wieder trocken wird. — Abmarſchirt! — Verzeihen Sie," wandte er ſich hierauf an die Kameraden, „dieſe Unterbrechung; jetzt werden wir eben eine Zeitlang ungeſtört ſein."

„Alſo die Geſpenſtergeſchichte," ſagte der Artillerieoffizier.

„Ihr ſtellt euch eigentlich mehr vor als es iſt," lächelte der Dragoner. „Es iſt nichts mehr als das Zuſammentreffen eigenthümlicher Umſtände. — Wir wurden alſo in das alte Kloſter einquartiert; mir hatte man das Zimmer der Aebtiſſin angewieſen, ein großes, faſt leeres und ſehr kahles Gemach, mit weiß getünchten Wänden, an der Decke ſchwere Stukaturarbeiten, die ein ganz ſchwarz gewordenes Bild einrahmten. Das ganze Ameublement beſtand aus einem ſehr geringen Bette und zwei Stühlen, der eine neben dieſem meinem Lager, der andere auf der gegenüber liegenden Seite des Zimmers zunächſt der Thüre."

„Wir hatten einen ſtarken Marſch gemacht, ich war müde, langweilig war es zum Sterben in dem Neſt, kurz, ich legte mich frühzeitig zu Bett und entſchlief baldigſt. So mochte ich einige Stunden gelegen ſein, als ich erwachte, ſei es an einem Traume, einem Geräuſche, das wußte ich ſelbſt nicht, — kurz, ich fühle, daß mich der Schlaf gänzlich verlaſſen, ich reibe meine Augen und ſchaue an die Decke empor. Vor dem einzigen, aber ſehr großen Fenſter des Zimmers ſtand ein dichtbelaubter Baum, durch deſſen Zweige gedämpft das Mondlicht herein fiel, aber nur eine ſehr zweifelhafte Helle gab. — Schon bin ich im Begriff, mich wieder auf die Seite zu werfen, und abermals einzuſchlafen, als meine Blicke zufällig auf den am Abend vorher ganz leeren Stuhl fallen, der, wie ich auch ſagte, an der Thür ſtand. — — — — Was ſehe ich? der Stuhl iſt nicht mehr

leer, ſondern auf ihm ſitzt eine Geſtalt, die mich unverwandt zu betrachten ſcheint."

„Ah!" machten die Offiziere.

„Eine Geſtalt," fuhr der Erzähler fort, „und als ich ſchärfer hinblicke, erkenne ich deutlich die Figur einer Nonne, ein fahles Geſicht unter dem vorſpringenden dunklen Kopftuche, weiß bekleidete Arme, deren Hände ſie gefaltet auf dem Schooße hält, unten ein weites dunkles Gewand, das bis auf den Boden niederfällt. — — — — Daß ich in meinem Bette mich haſtig emporrichtete, könnt ihr mir glauben; auch will ich geſtehen, daß ich nach meinem Säbel griff, der neben mir an dem Bette lehnte. — Dann rief ich die ſeltſame Erſcheinung vor mir mit lauter Stimme an. — Halt! wer da? — Keine Antwort; nichts regte ſich an ihr. — Nochmals: halt! — wer da? Regungslos wie vorher, und ſtarrt mich an. — — — — Jetzt ſpringe ich einigermaßen beunruhigt aus dem Bett, ſtürze auf die Geſtalt los und —"

„Sie verſchwindet!" rief erwartungsvoll der Artillerieoffizier.

„Im Gegentheil! ſie bleibt ruhig ſitzen und läßt mich dicht herankommen."

„Es war die geſpenſtige Aebtiſſin?" fragte der Hauptmann nach einem tiefen Athemzuge.

„Nein, die war es nicht," fuhr der Dragoneroffizier nach einer Pauſe fort, „ſondern es war — mein Sattelzeug, das mein Burſche, während ich ſchlief, dort aufgeſchichtet hatte."

„Ah! das endet zu proſaiſch!" rief der Huſar.

„Ich gebe das zu," ſagte der Erzähler, „aber die Ueberraſchung hatte ich weg, und das Ding war ſo täuſchend, daß, als ich es nun in der Nähe beſehen und wieder mehrere Schritte zurücktrat, ich darauf geſchworen hätte, es ſei die Geſtalt einer Nonne. — Auf dem

Stuhle lag mein Sattel, darüber hing der Mantel auf den Boden hinab, das war das dunkle faltige Gewand, das weiße Lederzeug der Cartouche, die darüber hing, bildete die beiden Arme, der Helm das fahle Gesicht, und meine Satteldecke das schwarze Kopftuch. — Ich versichere euch, das Ding stellte sich so natürlich dar, daß ich es nicht unterlassen konnte, die Gestalt zu derangiren, indem ich die einzelnen Stücke auf den Boden legte. Ich hätte wahrhaftig nicht mehr einschlafen können."

„Die Geschichte ist gut," sprach der Hauptmann von der Infanterie, „und ich höre dergleichen gern, aber es muß vor allen Dingen ein vernünftiger Ausgang dabei sein. Wenn man so im Zweifel bleibt, ob so eine Sache natürlich oder unnatürlich ist, das mag ich nun gar nicht leiden."

„Und für letztere Sachen ist das Kloster bei B. eigentlich wie gemacht," meinte nach einer längeren Pause der wachthabende Lieutenant; „die langen finsteren Gänge, die öden Zimmer, der verwilderte Garten, — ich bin immer gern ohne Aufenthalt daran vorbei marschirt, meinen Bergen zu, dem E.'schen Walde, von dem der Herr Kamerad von der Artillerie wahrhaftig unverdienter Weise nichts Gutes gesprochen."

„Nehmen Sie mir nicht übel," erwiederte dieser, „die Quartiere da sind scheußlich."

„Im Thale, — drunten, Herr Kamerad, wo Sie mit ihren schweren Geschützen bleiben; aber droben auf den Bergen, da gibt es, wie der unsterbliche Schiller sagt, Freiheit und — mitunter recht gute Quartiere. — Aber," setzte er pfiffig lächelnd hinzu, „man muß sie zu finden wissen."

„Und das ist, wie gesagt, seine Force," sprach lächelnd der Hauptmann von der Infanterie.

„Ja, ich habe Glück darin," entgegnete der Andere. „Doch, da fällt mir eben eine Geſchichte ein, die mir einſtmals da droben paſſirte, eine Geſchichte, wie man glaubt, daß ſie nur in Italien oder Spanien vorkommen könnte."

„Alſo am Ende gar eine Räubergeſchichte!"

„Etwas dergleichen, und wenn es euch nicht langweilt, ſo will mich darauf beſinnen."

„Erzählen — erzählen!"

„Nun gut. — Unſer Regiment kam alſo da herum ins Quartier; ein paar Bataillone in die Ebene, auch das Kloſter erhielt ſeinen Theil; wir Füſiliere mußten in die Berge hinaufklettern. Die erſte und zweite Compagnie blieb weiter unten an den Abhängen, die unſrige ſtieg immer höher. Endlich erreichten auch wir die einzelnen Häuſer, wo wir einquartirt wurden; es waren das mitunter ſchauerliche Spelunken. Begreiflicher Weiſe hatte ich meine Erkundigungen eingezogen, und man ſagte mir, noch weiter da droben, ziemlich weit im Walde, wohne ein wohlhabender Holzhändler, bei dem es recht ordentlich wäre; er wurde zwar als ein etwas verdrießlicher Herr geſchildert, der neben dem Holzhandel auch gern ein Bischen Wilddieberei treibe. Da war alſo ein guter Rehziemer zu finden, und eine recht hübſche Tochter ſollte er auch haben. — Alſo dahin dirigirte ich mich mit meinem Burſchen; wir kommen an, und wurden von Herr und Madame mit ziemlich ſaurem Geſicht empfangen. Das Haus war ſo — ſo, und ich erhielt eines der beſten Zimmer, was auch nicht viel ſagen wollte; doch war das Bett gut, und ſogar mit großen Vorhängen von dunklem Kattun umgeben, die bis oben an die Decke reichten. Es war das Gaſtgemach und wurde ſonſt nicht benutzt. Das Nachteſſen war leidlich, obgleich es mit dem Rehziemer nichts war, wogegen die Tochter des Holzhändlers meine Erwartungen vollkommen übertraf. Denkt euch ein hübſches, friſches und munteres Ding, das gern lachte und

noch nicht so blasirt war, daß sie an den Aufmerksamkeiten eines Infanterieoffiziers keinen Geschmack mehr gefunden hätte. — Donnerwetter! ich machte ihr die Cour nach allen Regeln, was ihr auch zu gefallen schien, nicht aber so der Mutter und dem Vater, denn der Letztere erklärte mir am andern Tage, ich möchte das gefälligst unterwegs lassen, sein Mädel gehöre nicht mit zum Quartiere."

„Aber da gingt ihr erst recht dahinter," sagte lächend der Husar.

„Ob!" fuhr der Erzähler fort, „aber ich hatte kein rechtes Glück; so oft ich dem Mädchen ein paar süße Worte zuflüsterte, führte der Teufel immer die Mutter oder gar den alten Holzhändler hinzu. Ja, am Abend des zweiten Tages, als ich ihr nach gelindem Sträuben den ersten Kuß applicirte, tritt der Papa dazwischen, führt sie am Arme hinweg, hält ihr im Nebenzimmer eine eindringliche Strafpredigt und sagte am Schluß: — das vernahm ich nämlich — und was den Lieutenant anbetrifft, mit dem will ich schon fertig werden, der soll mir keinen Versuch mehr machen, die Mädels auf dem E.'schen Walde zu küssen."

„Nun war der Holzhändler ein großer, hagerer Mann, kräftig und muskulös, hatte ein eingefallenes finsteres Gesicht, schwarzes, struppiges Haar, kurz eine wahre Banditenphysiognomie, der man alles Mögliche zutrauen konnte. In der rechten Hosentasche trug er in einer Scheide beständig ein langes, breites und scharf geschliffenes Messer, mit dem er sein Brod zu schneiden pflegte. — Madame dagegen war ein kleines breites Weibsbild, auf deren verwitterten Zügen beständig ein unangenehmes Lächeln lag."

„Ueber die Drohung des Holzhändlers lachte ich natürlicher Weise und ging heiter und guter Dinge zu Bette. Mein Bursche schlief in einem seitwärts stehenden Schuppen, welcher an dem Abende von dem Holzhändler eigenhändig zugeschlossen wurde, worüber ich mir indessen weiter keine Gedanken machte.

„Ich ging alſo zu Bett und ſchlief in kurzer Zeit ein. Mochte auch gerade wie unſer Kamerad von den Dragonern drunten im Kloſter einige Stunden geſchlafen haben, als ich erwachte, aber nicht an einem Traume, ſondern an einem Geräuſche, welches ich deutlich vernahm. Aufmerkſam lauſchte ich, ohne mich zu rühren, und ſah zu meiner großen Ueberraſchung wie meine Stubenthür äußerſt behutſam geöffnet wurde, worauf zuerſt die Frau des Holzhändlers ins Zimmer ſchlich und dann dieſer ſelbſt leiſe folgte. Sie trug eine kleine Blendlaterne, aber ſo, daß der Schein auf ihr Geſicht fiel, ich dagegen vollkommen im Schatten blieb. War ihr lächelndes Geſicht ſchon bei Tag unangenehm, ſo ſah es jetzt in der That abſchreckend aus; dabei glänzten ihre Augen, ihre Unterlippe hatte ſie vorgeſchoben und man ſah ihre gelben Zähne. Er hatte den Mund zuſammengekniffen, die Augen weit aufgeriſſen, und ſein ſchwarzes Haar flog wild um den Kopf, kurz, ich verſichere euch, die Beiden ſahen aus, wie ein paar Leute die gerade im Begriff ſind, ein fürchterliches Verbrechen zu begehen.“

„Was ſollte ich thun? Ich lag entkleidet in meinem Bette, mein Degen lehnte in der Ecke an der Thür, alſo war ich gänzlich wehrlos. — Schließe die Augen, dachte ich, vielleicht wenn ſie dich ſo ruhig ſchlafen ſehen, ſo ändern ſie ihren blutigen Vorſatz. Denn ich muß geſtehen, ſo etwas ſchwebte mir vor. Was konnte es mir auch nützen, wenn ich in dieſem Augenblicke aufſprang? — Ich lag alſo ruhig und beobachtete.“

„Als ſie nun näher ſchlichen, bemerkte ich, daß der Mann ein großes Meſſer offen in der Hand trug, das Weib drehte ein klein wenig ihre Laterne, ſo daß der Lichtſchein auf mich fiel; dann ſagte ſie: er ſchläft. — Und du meinſt nicht, daß er aufwachen wird? fragte der Holzhändler mit weit vorgeſtrecktem Halſe. — Gewiß nicht, entgegnete ſie, und ſetzte mit einem wahrhaft teufliſchen Lächeln hinzu: Schneide nur geſchwind und tief, dann iſt die Sache ſogleich abgemacht.“

„Es geht dir um den Hals, dachte ich nun alles Ernſtes, denn ſie ſchlichen leiſe auf den Strümpfen näher. — Jetzt ſtanden ſie dicht vor meinem Bette; das Weib hielt ſich noch etwas zurück und er trat ſo dicht an mich heran, daß mich die Jacke, die er trug, faſt berührte. Ich will eingeſtehen, daß mir in dieſem Augenblicke zu Muthe war, als hätte ich einen ſehr ſtarken Camillenthee getrunken; er beugte ſich über mich hin, ſtreckte ſich lang aus und hob ſein Meſſer. Zu gleicher Zeit blickte er auf mich nieder, und der Unmenſch ſagte mit einem fürchterlichen Lächeln: es wäre wirklich komiſch, wenn er jetzt erwachen würde."

„Na, nehmen Sie mir nicht übel, Herr Kamerad," meinte der Artillerieoffizier; „da wäre der Teufel ruhig liegen geblieben. Ich wäre ſchon früher ans Fenſter gelaufen und hätte Lärmen gemacht; daß man Sie nicht ermordet hat, ſehen wir, aber man rückt den Leuten doch auch nicht ſo nächtlicher Weiſe mit blankem Meſſer auf den Leib."

„Mein Hilferuf würde mir gar nichts genützt haben," entgegnete der Erzähler, — „wir wohnten da oben ganz allein. Doch können Sie ſich denken, daß ich mich auf einen verzweifelten Kampf in der nächſten Minute gefaßt machte. Zu wohlfeil ſollte er mein Leben nicht haben."

„Das Weib hob alſo ihre Laterne und ſagte flüſternd: So mach' doch vorwärts! ſchneide tief und geſchwind. — Der entſcheidende Moment war gekommen; der Holzhändler ſtreckte ſich noch länger aus als vorher, öffnete ſeine linke Fauſt, um mich ergreifen zu können, und hob die rechte mit dem Meſſer noch höher. — Ich hätte bald darauf ein todter Mann ſein können; doch beſchloß es der Himmel anders, denn gerade als ich dachte: nun wird er zuſtoßen oder dir deinen Hals abſchneiden, langte er oben hin zwiſchen die Kattunvorhänge des Bettes und trennte von einem anſehnlichen Stück Speck, das dort hing, ein großes Stück herunter. Daß ich tief aufathmete, könnt ihr mir auf Ehre glauben, und zwar ſo tief, daß der Holzhändler und ſein Weib

erſchrocken auf mich blickten und darauf eilig aber leiſe das Zimmer wieder verließen."

„Ah!" ſagte der Hauptmann von der Infanterie, „den Ausgang hätte ich mir doch ein Bischen ſchärfer gewünſcht, vielleicht etwas Kampf oder eine rührende Rede Ihrerſeits. — Aber nur ein Stück Speck!"

„Es iſt das wenigſtens kein trockenes Ende," verſetzte lachend der Erzähler; „ich konnte die Geſchichte lange nicht vergeſſen, und kam, was die Holzhändlerstochter anbelangt, nicht mehr ins rechte Courmachen hinein. — — Aber was iſt das?" unterbrach er ſich plötzlich, indem er aufſprang, „wird dort nicht geſchoſſen?"

„Ja wohl, ja wohl!" rief der Hauptmann von der Infanterie. „Die Vorpoſten müſſen irgendwo an einander gerathen ſein, oder allarmirt der General von B. unſern Bivouak. Der Herr hat bei Tag und Nacht keine Ruhe."

„Ihr Herren an die Pferde!" ſagte der Dragoneroffizier, indem er eilfertig ſeine Meerſchaumpfeife einſteckte. Ich höre unſern Trompeter, der den Verſuch macht, ob er einen Ton herausbringen könne. — Gute Nacht!"

„Eigentlich guten Morgen," rief der wachhabende Offizier. Und dann ſprang er haſtig die Anhöhe hinauf, wo die Vorpoſten ſtanden.

Wenige Augenblicke nachher war das lodernde Feuer verlaſſen und die Flammen zuckten ungewiß hin und her, nur noch den Sandſteinfelſen beleuchtend; bald aber, da Niemand mehr Holz nachlegte, wurden ſie ſchwächer und immer ſchwächer, ſanken zuletzt in ſich zuſammen, und das Feuer bildete kurze Zeit nachher nur noch einen kleinen Haufen langſam verglimmender Kohlen.

Die erſte Wache.

Die erſte Wache.

Eine etwas unheimliche Geſchichte, denn ſie handelt von Selbſtmördern und Geſpenſtern.

Als ich dazumal zur Batterie kam — es iſt ſchon eine geraume Zeit her und ich war noch ein blutjunger Burſche, hatte Empfehlungen von meinem Alten ſelig an den Kapitän, die Beiden ſtanden in mir unbekannten Beziehungen zu einander — da wurde ich recht gut aufgenommen, lernte auch bald das Exerciren, und als ich damit fertig war, commandirte mich der Hauptmann, da ich eine ſaubere Hand ſchrieb, zum Feldwebel und darauf wurde ich Batterieſchreiber und hatte das beſte Leben von der Welt.

In jener Zeit war auch die ganze Brigade mobil, und die zwölfpfündige Batterie, der ich die Ehre hatte anzugehören, lag mit ihren vielen beſpannten Fahrzeugen, mit ihren Granat-, Kartätſchen- und Kugel-Wagen, mit Bagagekarren und Feldſchmide in acht Dörfern und Höfen zerſtreut und der Stab, d. h. der Kapitän, der erſte Lieutenant, Feldwebel, Doktor, Kurſchmid und ich hatten unſer Quartier in einem bedeutenden Bauernhofe, ganz in der Nähe der eben erwähnten acht Orte.

Es war das für mich ein ungeheuer angenehmes Leben, und des Morgens früh, wenn die Anderen in Hitze und Staub zum Exerciren hinaus mußten, trank ich meinen Kaffee im Garten und ging darauf wohlgemuth in die Schreibſtube — ein angenehmes, ſchattiges Plätzchen. Ach! an dies Zimmer denke ich noch mit Vergnügen. Es hatte kleine Fenſter, vor denſelben befand ſich dichtes Rebenlaub, das nur hie und da einen zitternden Sonnenſtrahl herein ließ. Mitten im Zimmer ſaß der Feldwebel und ich, und ich müßte lügen, wenn ich ſagen wollte, wir hätten uns zu Tode gearbeitet. Namentlich aber der Feldwebel. Das war ein ſehr dicker Mann, und wenn es ſo recht heiß war, ſo hielt er ſich am liebſten in der Ecke des alten Lederſophas auf, das in der Schreibſtube ſtand. Da blies er die Hitze von ſich, wedelte mit ſeinem Taſchentuche und verſicherte, im Sommer ſei es ihm abſolut unmöglich viel zu thun.

Unſer Batterie-Chef war der Hauptmann H — Gott hab' ihn ſelig, er iſt jetzt todt — ein großer, magerer Mann mit einem langen, blonden Schnurrbart, deſſen Enden horizontal von ſeinem Geſichte abſtanden und ihm ein böſes, martialiſches Anſehen gaben. Aber er war die gute Stunde ſelbſt, viel zu ſanft für dieſe Welt. Fluchen konnte er gar nicht, und das war ſein Unglück, denn wie ſoll man mit den Kerls von einer zwölfpfündigen Batterie fertig werden, ohne jeden Tag ein paar Dutzend Millionentauſend Schock Donnerwetter loszulaſſen? Doch bei uns wurde das Gleichgewicht durch den erſten Lieutenant hergeſtellt; denn was der Hauptmann in dieſem Punkt zu wenig that, das that dieſer zu viel. Und ein ſtrenges Regiment war unbedingt nothwendig. Denn wenn man damals den Leuten nicht die Fauſt auf's Auge hielt, ſo waren ſie aus Rand und Band. Und wie ſollte man ſie beſtrafen? Ein ſolides Arreſtlokal gab's gar nicht,

in einem der Dörfer war freilich ſo ein Ding, aber es gehörte einem Bäcker, der zugleich eine Wirthſchaft hatte, und da wurde von den Arreſtanten mehr getrunken, als vor Gott zu verantworten war.

Der erſte Lieutenant, den die ganze Batterie wie das Feuer fürchtete, hatte ſich nun ſeine eigenen Strafen erfunden. Hie und da ließ er Einen an das Geſchützrad binden, die Arme rückwärts über die Felgen, und das war bei ſo einer Hitze ein artiges Vergnügen. Auch beſtellte er wohl Einen, der ſich beſonders ſchlecht aufgeführt hatte, zum Rapport in den Stall, und dann ſchloß er die Thüren zu, ſchnallte ſeinen Steigbügelriemen los und was dann weiter geſchah, davon ſprach kein Menſch, weder der Eine noch der Andere; aber die wildeſten Kerls hatten vor dem erſten Lieutenant einen donnermäßigen Reſpekt.

Der Bauer, dem der Hof gehörte wo wir lagen, hatte eine ſehr ſchöne Nichte. Man konnte nichts Lieberes ſehen als das Mädel; doch als wir erſt ein paar Tage im Haus waren, da packte ſie ihre Sachen zuſammen, und ihr Oheim, welcher der Soldatenwirthſchaft nicht traute, wollte ſie zu einem Anverwandten ſchicken, einem Geiſtlichen, der gerade eine Haushälterin brauchte. Doch redete der erſte Lieutenant ein vernünftiges Wort mit dem Alten, und wir Alle, die wir das muntere Ding wohl leiden konnten, verſprachen uns fein ſäuberlich aufzuführen. Und darauf blieb ſie da. Aber es wäre beſſer geweſen, wenn ſie den Hof verlaſſen hätte!

Da war bei der Batterie der Kurſchmid, ein junger, hübſcher Burſche, er hatte auch was gelernt und wollte ſich ſpäter irgendwo als Thierarzt niederlaſſen. Der hatte ein ernſthaftes Auge auf das Mädel geworfen, wovon ich jedoch damals keine Ahnung hatte; denn auch ich machte mich natürlicher Weiſe daran, ihr in allen Ehren die

Cour zu ſchneiden. Und dazu hatte ich die allerbeſte Gelegenheit. Der Feldwebel bekümmerte ſich im Allgemeinen um die Weiber gar nicht, und wenn ich recht fleißig für ihn ſchrieb, ſo hatte er auch wieder nichts dagegen, wenn ich manche Stunde zum Fenſter hinauslauerte, und mich mit der kleinen Roſa herumneckte. Da ſaß ſie meiſtens unter dem Rebenlaub und beſorgte die Gemüſe für die Küche. Ach! wie konnte man ſo allerliebſt mit ihr necken! Ich warf ſie mit Papierkugeln und ſie mich mit Erbſen, und das trieben wir ſo lange, bis zufälliger Weiſe einmal eins dieſer Geſchoſſe den Feldwebel an ſeine dicke Naſe traf. Dann mußten wir für eine Zeit lang aufhören. Ich muß geſtehen, ich fing an, mich in das Mädchen auf das Heftigſte zu verlieben und hatte die ſolideſten Abſichten. Roſa hatte Vermögen, ihr gehörte ein kleines Bauerngut in der Nähe, das der Onkel für ſie bewirthſchaftete und von dem ſich wohl leben ließ. Was mich allein genirte, das war der Kurſchmid, denn ſo oft er keinen Dienſt hatte, machte er ſich an das Mädchen oder unterhielt ſich mit dem Alten. Das fiel mir nach und nach auf, und ich hatte mir ſchon feſt vorgenommen, mit ihm einmal darüber zu ſprechen, denn entweder er oder ich mußte das Mädel aufgeben; das war doch natürlich. Ich konnte dabei gerade nicht behaupten, daß ſie mich beſonders bevorzugte, aber ſie bewies mir auch keine Abneigung, wie ſie es dem erſten Lieutenant that, der ſich auch mit ihr zu ſchaffen machte mehr als gerade nöthig war. Vor dem hatte ſie eine wahre Todesangſt, und wenn er auf ſeinem Rappen wie toll in den Hof ſprengte, was er gar zu gern that, um ſie zu erſchrecken, da lief ſie mit einem lauten Schrei davon und ſah ſich ganz ſchüchtern und ängſtlich nach ihm um.

Da kam ich eines Tages dazu, wie der Kurſchmid mit Roſa eine heftige Unterredung hatte. Aha! dachte ich mir, jetzt wird ſie

ihm ſchon ſagen, wo er her iſt, und ich bin Hahn im Korbe! Ich ſchlich mich ſachte auf die Seite, und als ich hinter einem dicken Baum ein Bischen vor nach den Beiden ſah, ſo hatte er die Hände gefaltet und ſprach heftig in ſie hinein. Bald blickte er gen Himmel und biß krampfhaft die Lippen aufeinander, bald ſchaute er ihr in die Augen, und endlich faßte er ihre beiden Hände, und ich hörte deutlich wie er ſagte: „Roſa, das wär' mein gewiſſer Tod!" Sie aber hatte den Blick zu Boden geſchlagen, und wenn ich mich nicht täuſchte, ſo fielen ein paar Thränen auf ihr Halstuch.

Von der Stunde an ſchlich der Kurſchmid wie eine Katze Tag und Nacht im Hofe umher. Abends, wenn Alles zu Bett ging, war er noch auf, und die erſten Leute, die Morgens um vier Uhr in den Stall gingen, ſahen ihn ſchon wieder, wie er um die Ecke des Gehöftes herumkam. Dabei war er, ſonſt ſo luſtig und aufgeräumt, jetzt finſter und mürriſch, gab keinem ein gutes Wort, und wenn er bei Jemand vorbeikam, ſo knirſchte er mit den Zähnen und ballte die Fauſt.

Er dauerte mich. Offenbar hatte ihn das Mädchen wegen meiner abgewieſen; ſie hatte ihm geſtanden, daß ſie mich über Alles liebe, und das war er nicht im Stande zu ertragen. Offen und ehrlich, wie ich immer geweſen, ſuchte ich ihn deßhalb eines Abends auf; ich wollte wahrhaftig ſo großmüthig ſein und auf das Mädchen verzichten, wenn er wirklich gute Abſichten auf ſie habe. — Bei mir iſt die Sache zweifelhaft, dachte ich, du biſt noch ein junger Burſche, kannſt nicht ſobald heirathen. Er aber nimmt nächſtens ſeinen Abſchied, läßt ſich irgendwo als Thierarzt nieder und kann eine Frau brauchen. Ich will edel ſein.

Das war ich denn auch. Ich zog ihn alſo bei Seite und ſagte

ihm ungefähr, was ich gedacht. Da ſah er mich mit großen Augen an und lachte mir ſchrecklich ins Geſicht. „Ei," ſagte er, „alſo auch du liebſt das Mädel? und glaubſt, ich gräme mich, weil ſie dich vorzieht? Nimm mir nicht übel, aber ihr Schreiber ſeid doch ein ganz eigenthümliches Volk. Was nicht auf eurem Papier ſteht, das ſeht ihr nicht. Gott im Himmel! Du liebſt die Roſa und kannſt heiter und vergnügt ſein bei all' den ſchrecklichen Geſchichten?"

„Was für Geſchichten?" rief ich erſchreckt.

Da faßte er mich bei der Hand und preßte ſie mir zuſammen, daß ich vor Schmerz laut aufſchrie, und ſagte mit tiefer, tonloſer Stimme: „Vor meinem Fenſter ſteht ein Baum, und auf dem Baum ſitzt zuweilen ein Vogel und ſingt allerlei Schelmenlieder. Neulich erzählte er mir von einem Mädchen, das einen Liebſten habe, der es gut mit ihr meine, und einen anderen, der ſie betrügen wolle. — — — — Und ſie ließ ſich betrügen. — — — — Schreiber, du haſt aber nichts davon gemerkt, denn es iſt bis jetzt kein Rapport darüber auf die Kanzlei gekommen."

„Ah!" ſagte ich, und ſah ihn groß an, denn ich dachte nicht anders, als er ſei ein Bischen verrückt geworden.

„Weißt du was," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich laß' mich verſetzen und mach' eine große Reiſe. Ich kann das hier nicht aushalten. Aber ich will dir was ſagen: Weißt du, wo das Schlafzimmer der Roſa iſt?"

Ich wußte es zufällig.

„Nun gut; dem gegenüber iſt unſer Heuboden. Nun laß' dir einmal die Mühe nicht verdrießen, und klettere ein paar Abende nach einander dort hinauf."

Damit ging er fort und an ſeine Geſchäfte. Gott im Himmel!

wie waren mir ſeine Worte auf's Herz gefallen! An dem Tage war ich nicht im Stande, eine ordentliche Zeile zu ſchreiben, und einen Bericht an das Abtheilungs-Commando überſchrieb ich: „einem verehrlichen Heuboden" und erhielt dafür eine unendliche Naſe.

Da kam ich einen Tag ſpäter als ſonſt in den Hof hinunter. Ich hatte die Roſa geſtern nicht geſehen, und ich war erfreut darüber, denn wenn ich das liebe, friſche, junge Mädchen ſah und mir einen Sinn in die Worte des Kurſchmids brachte, dann überlief mich ein Schauder von oben bis unten. Aber mit wem konnte ſie eigentlich ſo böſe Geſchichten treiben? Das war mir am unerklärlichſten.

Alſo wie ich in den Hof hinunter kam, ſtanden die Kanoniere der Haubitze, welche bei uns lag, auf dem Hofe beiſammen und ſprachen eifrig mit einander. Der Geſchützführer und die Bombardiere gingen daneben auf und ab, und der Erſtere ſagte: „Das kann eine böſe Geſchichte werden; ſo zwanzig Jahre Feſtung oder dergleichen, wenn er nicht gar am Ende erſchoſſen wird." Da entgegnete einer der Bombardiere: „Es iſt aber noch die Frage, ob der Lieutenant es anzeigt."

Ich wollte eben auf ſie zutreten, um mich zu erkundigen, worüber ſie eigentlich ſprächen, als der Kurſchmid hinter mir die Treppe herabkam, die Unteroffiziere grüßte und gleichgültig an den Himmel hinauf ſah. Er hatte, wahrſcheinlich weil es ein Sonntag war, ſeine beſte Uniform angezogen, den Säbel umgeſchnallt und die Feldmütze auf dem Kopfe.

„Iſt denn hier was geſchehen?" fragte ich ihn. „Die da drüben ſagen von irgend einem Verbrechen, das begangen worden ſei."

„So, die ſprechen davon?" entgegnete er mir ruhig. „Ja, in der Welt geſchehen allerhand Sachen. Wer kann es ändern?"

Damit nahm er ſeinen Säbel unter den Arm, grüßte mich freundlich und ſchritt zum Hofe hinaus.

Es war, wie geſagt, an einem Sonntag, der Bauer mit ſeiner Familie in der Kirche, der Hauptmann ebenfalls. Endlich kamen ſie zurück, mit ihnen Roſa, friſch und geſund, aber etwas bleich. Ich hatte ſchon gefürchtet, er habe dem Mädel ein Leides gethan, denn er war ſehr zornig auf ſie und von heftiger Gemüthsart.

Gleich darauf ging der erſte Lieutenant zum Hauptmann, und dann kam die Ordonnanz und fragte nach dem Kurſchmid. Er war vielleicht in das nächſte Dorf gegangen, wo kranke Pferde waren.

Sonntags war der Hof gewöhnlich ſehr ſtill, heute Nachmittag aber ausnahmsweiſe wie ausgeſtorben. Außer der Stallwache war von den Kanonieren Niemand da; die Bedienungsmannſchaften hatte man nach einem der Dörfer beurlaubt, wo Kirchweihs war. Nur die Offiziere waren zurückgeblieben und Roſa, welche wie gewöhnlich unter einem Lindenbaum vor der Schreibſtube ſaß. Sie hatte die Hände gefaltet und ſchaute ſtarr vor ſich hin und ſchrack bei dem leiſeſten Geräuſch zuſammen. Oft richtete ſie ihre mit Thränen gefüllten Augen in die Höhe und blickte angelegentlich nach dem Eingang des Hofes, als ob da Jemand kommen ſollte.

Wie hatte ſich das Mädchen ſeit ein paar Tagen verändert! Mir that es in der Seele weh, und ich ging hinaus, um mit ihr zu ſprechen. Vielleicht ſchloß ſie mir ihr Herz auf und nahm einen guten Rath von mir an. Ich ſetzte mich neben ſie hin, ſprach ſie an; aber ſie gab mir nur ſpärliche Antworten. Ihre Bruſt hob ſich ſchwer athmend, und wenn ſie oftmals in die Höhe fuhr, ſo wiſchte ſie mit der Hand über die Stirne, auf welcher Schweißtropfen ſtanden, oder ſtrich ihr Haar heftig aus dem Geſicht. Sie ſchien auf's Höchſte

beunruhigt, irgend etwas ihr Herz zu drücken. Es war ein heißer Tag geweſen; wir ſaßen im Schatten, aber um uns herum brannten noch die Strahlen der untergehenden Sonne. Zahlloſe Mücken ſummten in den Blüthen der Linde.

Da kam ein kleiner Bauernjunge athemlos zum offenen Eingang des Hofes hereingelaufen, und als er mich ſah, ſtürzte er auf mich zu, ſchnappte nach Luft und ſchluckte heftig. — „Da! da!“ rief er endlich, „geht hinaus — draußen auf dem Kirchhof — hinter dem Thor — da liegt der Schmid eurer Batterie — er hat ſich erſchoſſen!“ — — — —

Das Mädchen neben mir war zitternd aufgeſprungen, und als der Bube ſo geſprochen, ſchauderte ſie zuſammen und ſank mit einem leiſen Schrei nieder. Ich fing ſie in meinen Armen auf.

Weiß nicht, wie es kam, aber es dauerte eine Zeit lang, bis ſie ſich wieder erholte, und als ich ſie darauf aus meinem Arm laſſen und an einen Baum lehnen wollte, blickte ich an den Fenſtern in die Höhe, ob nicht Jemand da ſei, den ich zur Hülfe herbeirufen könnte. Richtig! da lag auch Jemand im Fenſter und blickte hohnlachend auf uns herab. Es war der erſte Lieutenant, und der rief mir zu: „Ei, ei, das iſt 'ne allerliebſte Gruppe! Der Herr Batterieſchreiber machen ſeine Cour recht öffentlich.“

Kaum hatte er aber dieſe Worte geſprochen, ſo ſprang Roſa mit einem lauten Schrei empor, ſtreckte ihre Hände wie beſchwörend oder drohend in die Höhe und ſtürzte ins Haus.

„Was hat denn das Mädchen?“ rief der Lieutenant.

„O, ſie iſt ein wenig alterirt!“ entgegnete ich ihm. „Draußen auf dem Kirchhof liegt der Kurſchmid erſchoſſen; er hat es ſelbſt gethan.“

„Der Teufel!“ rief der Offizier beſtürzt. — — „Unbegreiflich!“

„Vielleicht auch begreiflich!“ entgegnete ich ihm lauter, als gerade nothwendig war. Und auf das hin fuhr er mit dem Kopf zurück und kam eiligſt zu mir herab in den Hof. Er hatte den Säbel unter den Arm genommen, den Schnurrbart hoch hinaufgewichst, und biß die Lippen aufeinander, was er immer that, wenn er ſchlecht gelaunt war. Er ſah ziemlich blaß aus und fragte mich mit einer ſehr unangenehmen Höflichkeit: „Darf ich Sie vielleicht fragen, Herr Schreiber, was Sie in einer Sache, die mir unbegreiflich iſt, ſehr begreiflich finden? He?“

Was ſollte ich darauf antworten? Ich zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Wer iſt von der Mannſchaft zu Hauſe?“ fragte er.

„Niemand als die zwei Offiziersburſchen und ich.“

„Das ſind drei,“ ſagte er zu ſich ſelber; „wir müſſen einen Poſten dort aufſtellen, bis das Gericht Zeit findet, die Legal-Inſpektion vorzunehmen. — In dem Fall,“ ſagte er laut und ſonderbar lächelnd, „werden Sie es begreiflich finden, daß ich Sie zu dieſem Wachdienſt mit heranziehe.“

Was half alles Zornigwerden oder innerlich Raiſonniren? Ich konnte nichts machen. Er gab darauf ſeine Befehle; im Stalle war unſere Wachtſtube, und von da aus mußten wir den Poſten bei dem Erſchoſſenen beziehen. Mir gab der erſte Lieutenant aus beſonderer Rückſicht, wie er ſagte, Numero zwei, d. h. da es jetzt neun Uhr war, wo die erſte Nummer aufzog, mußte ich von Elf bis Eins, alſo während der Mitternachtsſtunde, auf dem Kirchhofe Wache ſtehen. — — Schöne Commiſſion Das!

Es war eine laue Sommernacht, der Himmel leicht mit Wolken überlaufen, die hie und da einen Stern durchblitzen ließen, aber das Licht des vollen Mondes dämpften und dadurch der ganzen Natur einen ungewiſſen Schimmer gaben. In der Ferne an den Bergen wetterleuchtete es, und ringsumher hörte man die Stimmen unzähliger lebender Weſen, die ſich nach dem heißen Tage der kühlen Nachtluft freuten. Leuchtkäfer flogen umher in hellen blauen Funken unter dem dunkeln Laub der Gebüſche glänzend. Nachtſchmetterlinge ſummten mit ſchwerem Flug vorüber, und hie und da machte eine Fledermaus ihre ſeltſamen Bewegungen in der Luft.

Wir gingen dahin, der Kamerad, der mich aufführte, und ich, bei der kleinen Kirche vorbei, und ich muß geſtehen, je näher wir dem Friedhofe kamen, deſto kleinere Schritte machten wir beide. Ich hatte von jeher mit todten Leuten nie gern etwas zu thun gehabt. Und nun hier einen guten Freund, mit dem ich heute noch geſprochen, und der ſich nun ſelbſt das Leben genommen! — Es hatte ſchon eine gute Weile elf Uhr geſchlagen, und am Thore des Kirchhofs kam uns die Schildwache entgegen, indem ſie uns zurief: „Nun, ihr bleibt lange genug aus!“

„Wo iſt der — Poſten?“ fragte ich ihn, und mein Herz ſchlug ſchneller und ſtärker.

„Am anderen Ende!“ entgegnete er. „Kommt, ich führe euch auf.“

Und darauf gingen wir bei dem ungewiſſen Schein des Mondes zuerſt auf einem breiteren Weg, und dann bogen wir links ab und ſtolperten über die Grabhügel, Baumſtämme und umgeſtürzte Steine. Die Kreuze von Holz, die hier ſtanden, weiß angeſtrichen, erſchienen ſo eigenthümlich hell glänzend, und blickten wie verwundert auf uns

drei, die wir an dieſer Stätte des Friedens in Wehr und Waffen mit gezogenen Säbeln wandelten. Endlich kamen wir an Ort und Stelle. Ich hatte ſchon lange dorthin geſpäht, ſah aber nichts, als einen großen, weißen, viereckigen Flecken auf der Erde. — — Dort lag er — man hatte eine wollene Decke über ihn geworfen. —

„So," ſagte mein Kamerad, den ich ablöste, „jetzt bin ich froh, daß das vorbei iſt; denn bis ich wieder aufziehe, kommt der Tag. — Brrrr! — Ich wünſch' Euch gute Wache!"

„'s iſt doch nichts Neues hier auf Poſten?" fragte ich ihn ziemlich ängſtlich.

„Neues nichts, was gut zu melden wäre," entgegnete er achſelzuckend.

Und damit gingen die Beiden fort und ließen mich allein.

Es war gut, daß ſie ihn zugedeckt hatten, denn den Anblick des Kameraden hätte ich nicht ertragen. So ſah man doch nichts, als die wollene Decke, in deren Mitte freilich eine unheimliche Erhöhung. Es wurde mir ſehr warm unter meinem Czako, und das Lederzeug drückte mich ungemein. Nachdem ich einen Augenblick ſtehen geblieben war, entfernte ich mich haſtig von dem Todten ſo weit wie möglich, und ging dann in einem außerordentlich weiten Bogen um ihn herum, konnte aber kein Auge von der unangenehmen Stelle wegwenden.

Ich will nur geſtehen, daß ich damals ein junger Menſch von ſehr aufgeregter Phantaſie war. Ich hatte viele merkwürdige Geſchichten geleſen, und konnte mir leicht aus den einfachſten Dingen die ſonderbarſten Bilder machen. So auch heute Abend. Daß der arme Kurſchmid todt war, wußte ich ganz genau, aber wie ich ſo im weiten Bogen um ihn herum ſchritt, unabläſſig auf die Decke ſtarrend,

da kam es mir vor, als zucke es unter derſelben und bewege ſich etwas hin und her. Auch glaubte ich hie und da ein leiſes Geräuſch zu vernehmen. Mein Haar ſträubte ſich empor, der Schweiß floß mir von der Stirne, und es trieb mich eine unſichtbare Macht, die Kreiſe um ihn immer kleiner und kleiner zu machen. Endlich berührte mein Fuß die Decke. Ich beugte mich nieder, hob ſie empor und blickte auf ſein zerſchoſſenes Haupt. — — Ach! ein ſchrecklicher Anblick! Der konnte nicht mehr leben und ſich bewegen! Ich floh entſetzt zurück und umſchritt ihn abermals im weiteſten Kreiſe. Doch es erging mir mehrmals, wie ich ſo eben erzählt. Immer glaubte ich, er bewege ſich, und immer zwang ich mich ſelbſt, zu ihm hinzugehen, die Decke aufzuheben und ihm ins Geſicht zu ſchauen, das eigentlich kein Geſicht mehr war. —

Die Zeit ſchlich mir unendlich langſam vorüber; jede Viertelſtunde däuchte mir eine Ewigkeit. Mein größter Troſt war, hie und da einen Hund zu hören, der anſchlug, oder den Geſang des Nachtwächters im benachbarten Dorfe. Ich hätte gar zu gerne meinen Poſten auf einen Augenblick verlaſſen, um am anderen Ende des Kirchhofes ſpazieren zu gehen; aber ich fürchtete mich dann wieder hieher zu kommen. So lange ich den Todten mit meinem Blicke bannte, konnte da nichts geſchehen; aber wenn ich fortging und wiederkam, da konnte er ſich langſam aufgerichtet haben und ſich nach der Schildwache umſchauen. — Solch' närriſche Gedanken hatte ich in jener Nacht!

Aber meine Kreiſe machte ich immer weiter und weiter, und zuletzt ſetzte ich mich auf einen Grabſtein, ſehr entfernt von ihm und zwang mich zu ruhigerem Nachdenken.

In Betreff des Mädchens ſchien mir Manches klar zu werden,

und es war mir ein wahrer Troſt, daß er auf mich nicht eiferſüchtig geweſen. O, die Weiber! die Weiber! Ich bekam von da an einen wahren Abſcheu vor ihnen. Der Unglückliche da vor mir mußte in Betreff der Roſa ſaubere Erfahrungen gemacht haben. Er war gewiß auf den Heuboden geſtiegen, von wo man in ihr Schlafzimmer ſehen konnte. —

Doch was war das? Nein! Jetzt war es keine Täuſchung mehr, wenn ich glaubte die Decke bewege ſich. Sie wurde emporgehoben; ich ſah das ganz deutlich. Schaudernd ſprang ich empor, faßte meinen Säbel feſter in die Hand und zwang mich gerade auszugeben. Es war richtig. Wo er mit dem Kopfe lag, bewegte ſich etwas Weißes, und dann verſchwand es wieder. Es war gerade, als wedle Jemand hie und da mit dem Taſchentuch. Gott der Gerechte! der brauchte ſich ja keinen Schweiß mehr abzutrocknen! — Wie mir zu Muthe war, könnt ihr euch denken! Ich eilte tiefathmend und hochklopfenden Herzens an meinen Poſten zurück. Jetzt hatte ich ihn erreicht. — Alles rundum ſtill; die Decke lag da ausgebreitet wie vorhin; es bewegte ſich nichts. Und doch hatte ich's vorhin ſo deutlich geſehen.

Ich war nicht im Stande, dieſen Platz zu verlaſſen. Wie feſtgebannt, konnte ich nur meine Augen bewegen, und meine Blicke irrten über ihn hinweg bis ans Ende des Kirchhofs. — Da erſchien es wieder, dicht an der Mauer. Da flatterte eine weiße Geſtalt vom Boden auf und war im nächſten Augenblicke wieder verſchwunden. Mit dem Muthe der Verzweiflung ſtürze ich darauf zu, mir gleichviel, ob es ein Geiſt ſei, oder vielleicht ein Menſch, der mich necken wollte. Sein Untergang war beſchloſſen: todt mußte es ſein! Doch noch einmal hefteten ſich meine Füße am Boden feſt, als ich in die Nähe der räthſelhaften Erſcheinung gekommen. Ich ſah vor mir ein offenes

Grab, und es rieſelte mir eiskalt den Rücken hinunter. In demſelben flatterte etwas Weißes, Geſpenſterhaftes auf und nieder. — „Halt! Wer da?“ ſchrie ich ſo laut wie möglich, ſchwang meinen Säbel hoch, ſprang in großen Sätzen nahe hinzu, und da ſah ich —“

„Ein offenes, friſch gemachtes Grab und in demſelben — — eine weiße Gans, die hineingefallen war, und ſich nun vergeblich bemühte, da hinauszuflattern.“ — —

Aber mich hat niemals der Anblick einer Gans, ſelbſt der beſtgebratenen nicht, die doch eine gute Gabe Gottes iſt, wieder ſo glücklich gemacht, als in dem Augenblicke dies harmloſe Geſchöpf, und ich faßte von der Zeit an eine wahre Neigung zu allen Vögeln dieſes Geſchlechts. Ich half ihr aus dem Loche heraus und ſetzte ſie neben mich hin. Sie war dankbar und lief nicht davon. Wir thaten die Wache gemeinſchaftlich; die Zeit verging mir da auch viel ſchneller, und bald ſchlug es ein Uhr, wo ich abgelöst wurde. Dann zogen wir nach Hauſe, und die Gans zog mit uns.

Der Kurſchmid ward am andern Tage begraben, und trotzdem er ein Selbſtmörder war, gab ihm doch die ganze Batterie das Geleite. Nur der erſte Lieutenant fehlte. Daß er aber nicht mit hinaus gegangen, und auch vielleicht ſonſt noch manches Andere, nahm ihm unſer guter Hauptmann ſo übel, daß er zum erſten Mal eine heftige Unterredung mit ſeinem erſten Lieutenant hatte, wovon die Folge war, daß ſich der Letztere bald nachher zu einer anderen Batterie verſetzen ließ. Was nun die Geſchichte mit Roſa anbelangte, ſo ſprach von der Batterie damals Keiner gern darüber, und der dicke Feldwebel pflegte zu ſagen, das ginge ſo mit im Cantonnirungsleben, und die Mädels ſollten geſcheidter ſein. Sie war verdorben und iſt bald nachher auch geſtorben. Kurze Zeit darauf verließen wir die Höfe und

kamen nach G. in Garniſon, ein Jahr nachher aber ging ich in Urlaub und konnte es nicht unterlaſſen, über unſere ehemalige Cantonnirung zu gehen und den Kirchhof zu beſuchen. Juſt an der Stelle, wo er damals gelegen, war nun ihr Grab, ein kleines, weißes Kreuz, darauf ſtand: Roſa F., geboren den ...., geſtorben den .... Sie war nur achtzehn Jahre alt geworden, und das iſt doch ſehr wenig für ein Mädchen, ſo ſchön, ſo friſch, ſo blühend.

Ich habe ſie nie vergeſſen können, meine erſte Wache. —

Venedig.

I.

Zwei junge Offiziere, Friedrich von S. vom Genie-Corps und Graf C. von der Infanterie, hatten vor dem Posthause in Mestre ihren Wagen, der sie von Treviso hereingebracht, verlassen und blickten mit Interesse auf das lebhafte Gewühl in der Hauptstraße des kleinen Städtchens, während der Bediente, den sie mitgenommen, beschäftigt war, das Gepäck abzuladen, das nun von hier aus, ebenso wie die Reisenden, den Weg nach der alten Lagunenstadt zu Wasser machen mußte.

Hier in Mestre herrschte das lebhafteste Marktgewühl, das bei jedem Schritte zunahm, je mehr man sich dem großen Kanal näherte, der in die Lagunen hinausführt. Hier lagen Tausende von kleinen glatten Fahrzeugen, die mit Gemüse und Früchten aller Art beladen wurden, dazwischen größere Marktschiffe für die schwereren und solideren Bedürfnisse der Stadt, und hie und da neben diesen grauen und braunen Booten, welche durch das frische Grün der Kräuter und Gemüse angenehm verziert wurden, sah man eine der kleinen, schwarzen Gondeln, welche vielleicht Jemand von Venedig hieher gebracht oder die im Begriffe war, Reisende dorthin zu bringen.

Nachdem der Bediente der beiden Offiziere den Wagen abgeladen und ihn in einer der Remisen untergebracht hatte, welche man in Mestre zu diesem Zweck findet, lud er Koffer und Mantelsäcke auf die Schultern eines kräftigen Lastträgers und folgte seinen Herren,

die unterdeſſen langſam dem großen Kanale zugegangen waren. Bald hatten ſie eine größere Gondel mit vier Rudern gefunden, und nachdem ſich dieſelbe mit vieler Mühe durch die zahlreichen Marktſchiffe an's Ufer gearbeitet — wobei es nicht ohne eine Menge von Schimpfwörtern abging — ſprangen die beiden Offiziere hinein, der Diener mit dem Gepäck folgte, und das ſchwere Schiffchen ſetzte ſich in Bewegung, die Mitte des Kanals zu gewinnen. Anfangs ging die Fahrt ſehr langſam und die Gondoliere hatten genug zu thun, um ſich eine Bahn zu machen durch die beladenen Schiffe, die mit ihnen hinabfuhren oder die ihnen entgegen kamen. Hiezu brauchten ſie bald ihre Ruder, bald artige Worte, bald ein kräftiges Maledetto! je nachdem die Hinderniſſe waren, die ſie zu bewältigen hatten. Bald aber ließen ſie die ſchwarzen Fahrzeuge hinter ſich und konnten ihre Ruder eintauchen, um mit einem kräftigen Schlag hierhin und dorthin, rechts oder links auszuweichen, ſowie die Gondel in eine ſchnellere Bewegung zu bringen.

Die Ufer des großen Kanals von Meſtre ſind mit friſchem Grün bewachſen; das Waſſer ſelbſt hat eine friſchere Farbe, als das der Lagunen. Bei jedem Ruderſchlage nahm die Geſchwindigkeit des kleinen Bootes zu; die beiden Offiziere ſtanden aufrecht in demſelben und ſahen mit Vergnügen, wie ſie ſo pfeilgeſchwinde dahinflogen der weiten Waſſerfläche zu, die nun anfing, ſich vor ihrem erſtaunten Auge auszubreiten. Bald verſchwand das Ufer des Kanals auf der einen Seite, dann das Land auf der anderen, doch hier nur kurze Zeit, denn kaum glaubten ſie die Lagunen erreicht zu haben und bald die Thürme der prächtigen Venetia zu erblicken, ſo erhoben ſich links wieder höhere Ufer, die aber bald eine regelmäßige, bekannte Geſtalt annahmen und von dem Genie-Offizier augenblicklich für die Werke des Forts Malghera erkannt wurden.

„Siehſt du," rief er dem Freunde zu, „der feſteſte Punkt Venedigs — ſein erſtes und ſtärkſtes Vorwerk! Ich kenne es nur aus Plänen, aber wir wollen nicht verſäumen, während unſerer Anweſenheit hier die kleine Feſtung in Augenſchein zu nehmen. Das wird auch für dich intereſſant ſein."

„Allerdings," ſagte der Infanterie-Offizier; ſetzte aber lachend hinzu: „Doch habe ich wahrhaftig an einer kurzen Bekanntſchaft mit dieſem Orte genug, und ich denke eben bei mir, daß es fürchterlich langweilig ſein muß, da oben in Garniſon zu ſein. Das wäre ein wahres Amphibien-Leben!"

„Was willſt du!" entgegnete achſelzuckend der Andere. „Dienſt iſt Dienſt, und wenn ich morgen hieher commandirt werde, ſo gehe ich eben guten Muthes hin und ſuche mir den Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen."

„Aber Prag iſt doch angenehmer," meinte der Infanterie-Offizier.

„In Friedenszeiten, ja," entgegnete Friedrich von S. „Aber wenn ich mir irgendwo einen Platz ausſuchen ſollte, um in Kriegszeiten zu operiren, da muß ich ſagen, ich würde Venedig mit ſeinen Werken wählen. Hier könnte man prächtig eine Belagerung aushalten; ich wüßte mir kein größeres Glück, als hier in einem dieſer Forts zu liegen, dieſelben famos ausgerüſtet, und nun zu einer Armee von meinetwegen vierzigtauſend Mann zu ſagen: Jetzt kommt an!"

„Du haſt Recht," ſagte der Andere und blickte ernſt auf die hohen und feſten Wälle, unter denen ſie jetzt dicht vorüber fuhren. „Aber jetzt denke dir, die Sache wäre umgekehrt, und du ſollteſt als Ingenieur-Offizier da draußen auf dem Lagunenrande als Belagerer einen Angriff auf dieſe Forts leiten; mit dem ſumpfigſten Terrain von der Welt und dem Fieber kämpfend. Das wäre doch eine unangenehme Aufgabe."

„Allerdings," entgegnete der Ingenieur-Offizier. „Aber ſiehſt du da oben den kaiſerlichen Adler flattern? Wo der iſt, bin ich auch, und deßhalb könnte ich hier wohl Vertheidiger ſein, aber nie Belagerer."

„Deine Annahme ſcheint ganz richtig zu ſein," ſagte der junge Italiener, indem er die Arme übereinander ſchlug „aber in dieſer Welt iſt Alles möglich."

„Tſchau!" rief Friedrich von S. luſtig und winkte mit der Hand in die Höhe, denn droben auf dem vorſpringenden Winkel des Fortes ſtand neben der Schildwache, deren Gewehr in der Morgenſonne funkelte, ein kaiſerlicher Offizier und grüßte freundlich die beiden ihm fremden Kameraden, die da unten vorbeifuhren.

Jetzt ließ die Gondel Malghera hinter ſich, und die weite Lagunenfläche lag vor den Reiſenden ausgebreitet.

„Ah! das iſt ſchön! das iſt prächtig!" rief der Genie-Offizier, der dieſen impoſanten Anblick zum Erſtenmale in ſeinem Leben hatte. Er war nie in Italien, nie in Venedig geweſen, und wenn er auch die merkwürdige Lage der Inſelſtadt aus Bildern, Beſchreibungen und Plänen genau kannte und ſich auch ein Bild davon gemacht hatte, ſo übertraf doch das, was er hier ſah, alle ſeine Erwartungen.

Die Beiden hatten aber auch heute Morgen einen außerordentlich ſchönen Moment getroffen. Ueber Venedig lagen dichte Morgennebel und entzogen die Stadt gänzlich den Blicken der Ankommenden. Man hätte glauben können, man fahre mit der kleinen ſchwankenden Gondel in das offene Meer hinaus, und die Nebel hatten ſo genau die Farbe des Lagunenwaſſers, daß man dachte, eine unabſehbare Fläche vor ſich zu haben. Und wenn auch das Auge nichts ſah von der gewaltigen Stadt, ſo hörte das Ohr die tiefen melodiſchen Klänge unzähliger Glocken, deren Schall aus unſichtbaren Kirchen zu kommen ſchien und über die Waſſerfläche dahin zitterte.

Es war wie in der Sage von der verſunkenen Stadt, wo man aus der Tiefe des Waſſers die Glocken klingen hört und das Geſumme einer großen Menſchenmenge vernimmt, ohne etwas zu ſehen.

„Biſt du nun zufrieden, daß wir nicht die Eiſenbahn benutzten?“ ſagte der Italiener. „Wir wären freilich geſchwinder nach Venedig gekommen, aber die Fahrt iſt hier doch ſchöner.“

„Wunderbar poetiſch!“ erwiderte ergriffen der junge Deutſche und blickte aufmerkſam dorthin, wo die Glocken immerfort erklangen, in tiefen und hohen Tönen, langſam und geſchwind, verſchiedenartig durcheinander, je nach dem Geläute der einzelnen Kirchen.

„Hörſt du die Glocke von S. Marco? Man erkennt ſie ganz deutlich, die tiefen, ſchweren Töne. — Eins — zwei — drei — vier!“ rief der Italiener und ſein Auge glänzte, ſein Angeſicht ſtrahlte vor Vergnügen. — — „Ich mag die Eiſenbahn gar nicht,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu. „Warum die Königin des Meeres mit einer ſteinernen Kette an das Feſtland anſchmieden? — Jetzt iſt ſie das nicht mehr, was ſie war. Ihre Poeſie iſt dahin; es war ſo ſchön, daß man ihr nur auf dem Elemente nahen konnte, deſſen Herrſcherin ſie war.“

„Aber für den Verkehr iſt es von großem Nutzen,“ bemerkte Friedrich von S.

„Und hat es ihrer Stärke als Feſtung nicht geſchadet?“ fragte der Italiener.

„Ich glaube nicht,“ ſagte der Genie-Offizier, indem er prüfend um ſich blickte. „Man würde freilich einige Bogen abſprengen müſſen; aber den Theil, welchen man ſtehen ließe, könnte man mit einer ungeheuren Batterie krönen, und um dieſe zu ſtürmen, brauchte man ſehr brave Truppen. Es wäre das faſt unmöglich.“

Jetzt traten aus dem Nebel vor ihnen einzelne dunkle Partieen

zu Tage, welche nach kurzer Zeit die Gestalt von Häusermassen, von Kuppeln und Kirchen annahmen. Noch eine Viertelstunde und sie erreichten die ersten Gebäude der diesseitigen Vorstadt Venedigs. Die Gondel schoß in einen engen Kanal hinein, rechts und links mit hohen Gebäuden besetzt, die aber ein ärmliches Aussehen hatten. Auch bemerkte man auf der rechten Seite dieses Kanals noch einen Weg, von welchem man in die verschiedenen Hausthüren gelangen konnte.

Obgleich diese Stadtviertel sehr belebt sind, so haben sie doch ein trostloses, trauriges Ansehen. Die hohen Mauern mit kleinen Fenstern sind von dunkler, schmutziger Farbe, Thüren und Läden sind meistens zerbrochen oder hängen schief in ihren verrosteten Angeln; die Treppen vor den Häusern oder die Brücken über den Kanal haben ein zerbröckeltes, verwittertes Aussehen; rechts und links über unsern Köpfen hängt Wäsche zum Trocknen, und man kann von Glück sagen, wenn man hier glücklich durchkommt, ohne von einem Fenster herab beschüttet zu werden. Denn in den Kanal wirft man Alles, was man aus den Häusern entfernen will. An seinen Ufern spielen halbnackte schmierige Kinder; und damit die Nasen nicht besser daran sind, als das Auge, so genießt man hier in den Vorstadt-Kanälen eines seltsamen, unaussprechlichen Parfüms, welches theils von dem faulen Lagunen-Wasser herkommt, theils von den Ueberbleibseln von Fischen und von Meerfrüchten aller Art, die man zu beiden Seiten in großen Haufen liegen sieht.

Wenn man aber diese Vorstädte hinter sich hat, wenn man endlich einbiegt in den Canal grande, vor und neben sich die prächtigen Marmorpaläste, die unmittelbar aus dem Wasser emporsteigen mit ihren hohen zierlichen Bogenfenstern, mit der mannigfaltigen Krönung ihres Daches, mit ihren breiten Treppen, die aus der weit geöffneten Thorhalle ins Wasser hinabführen, und vor welchen, der

Herrſchaft harrend, zierliche Gondeln ſich an leichter Kette wiegen, wenn man nun vor den prächtigen Rialto kommt und unter ſeinen weiten Bogen von Marmor-Quadern dahinſchießt, da ſpricht man zu ſich ſelber: Ja, Venedig iſt einzig, es iſt in ſeiner Art die prächtigſte und poetiſchſte Stadt der ganzen Welt!

So dachte auch der deutſche Offizier, als er ſtumm vor Erſtaunen bei dieſen Herrlichkeiten vorüber fuhr. Der Italiener ſchien einige Zoll gewachſen zu ſein; er ſtand aufrecht und ſtolz da, und ihn entzückten die lebhaften Blicke ſeines Freundes, mit denen er bald hier und bald dort etwas Neues und Schöneres anſtaunte. — Venedig war ſeine Vaterſtadt, und wenn er auch ſeit längeren Jahren nicht hier geweſen war, da ihn des Kaiſers Dienſt fern gehalten, ſo erkannte er jetzt doch wieder jeden Palaſt, jede Ecke, jede Biegung des Kanals, und an allen dieſen Stellen tauchte für ihn eine angenehme, aber auch hie und da eine bittere Erfahrung auf. Manchmal fuhr er mit der Hand über die Augen, dann warf er den Kopf in die Höhe, als wollte er ſagen: Bah! das iſt nicht anders! Dann zeigte er wieder lebhaft auf das hohe Fenſter irgend eines Palaſtes, ohne dem Freunde auf deſſen Fragen mehr zur Antwort zu geben, als: „Dort wohnen Freunde von mir; du wirſt ſie ſchon kennen lernen.“

„Sieh' dieſen kleinen zierlichen Palaſt!“ rief auf einmal der Genieoffizier. „Kann man etwas Liebenswürdigeres ſehen als dieſe Fenſterreihe, ſo leicht und zierlich durchbrochen!“

„Die Cadoro,“ entgegnete der Italiener. „Das glaube ich wohl, einer der ſchönſten und berühmteſten Paläſte, Taglioni hat ihn gekauft und will ihn, wie man ſagt, wieder herſtellen laſſen. — Dort liegt auch die große Poſt. Hier könnten wir den großen Kanal verlaſſen, um durch kleinere Kanäle ſchneller zu unſerem Gaſthof zu

gelangen. Doch habe ich den Gondolieren gesagt, sie sollen geradeaus fahren. Es wird dir ja einerlei sein."

„Es ist mir sogar angenehmer," sagte Friedrich von S., „und ich danke dir. Laß sie ein Bischen langsamer fahren; ich will den ersten Eindruck, den ich heute von dieser merkwürdigen Stadt erhalte, so fest wie möglich in mich aufnehmen. Diese Stunde wird mir ewig unvergeßlich sein."

Und so fuhren sie langsam dahin auf dem großen Kanal, während der Italiener seinem Freunde die Namen berühmter Geschlechter nannte, die hier gewohnt. Bei vielen aber setzte er hinzu: „Diese Familie ist ausgestorben, dies Gebäude ist nicht mehr bewohnt."

Und das konnte man denn auch bei näherem Beschauen manchem dieser alten Paläste wohl ansehen, und leider meistens den größten und stattlichsten. Die lagen da finster und öde; an vielen waren die Fenster verschlossen, an anderen die Scheiben zertrümmert, die Thorflügel fest zugemacht, an den Treppen plätscherte melancholisch das Wasser; hier lag kein buntfarbiger Teppich, hier wiegte sich keine Gondel auf dem Kanal.

„Das Haus des tapfern Mohren!" sprach lachend der junge Italiener. „Othello's Palast. So sagen wenigstens die Ciceroni; und da ich heute der Deinige bin, so spreche ich ihnen nach."

„Wenn es auch nicht wahr ist," entgegnete ebenfalls lachend der deutsche Offizier, „so freut es mich doch. In dem Punkt bin ich leichtgläubig wie ein Kind und bin es gerne."

Es war einer der kleineren Paläste im großen Kanal, welchen Graf C. vorhin bezeichnet; doch war er ausnahmsweise sehr gut erhalten, hatte freundliche Jalousien, die, um die Sonne abzuhalten, hinausgestellt waren, und unten in der Vorhalle sah man grüne Orangen- und Lorbeerbäume in zierlichen Kübeln. Ein Bedienter

Bedienter in Livree ſchien einem Gondolier Aufträge zu geben, der in Folge derſelben einen buntfarbigen Teppich auf die Treppe warf und das kleine Fahrzeug ganz nahe hinan trieb.

„So oft ich hier vorbei fahre," meinte Friedrich von S., „will ich mich lebhaft des unglücklichen Eiferſüchtigen erinnern."

„Wir werden dies Haus öfter beſuchen, hoffe ich," entgegnete der Italiener. „Es wohnt hier einer meiner Bekannten, ja ein Verwandter."

„Charmant!" rief der Baron; „ich hoffe, daß eines deiner Verwandten muſikaliſch iſt, und uns einmal an einem ſchönen Abende irgend etwas aus meiner Lieblings-Oper vorſpielt."

Bei dieſen Worten hatten ſie das Ende des großen Kanals erreicht und fuhren San Georigio maggiore entgegen, dem faſt gegenüber der Gaſthof lag, hôtel de l'Europe, wo von S. abſteigen wollte.

Im Vorüberfahren zeigte der junge Italiener ſeinem Freunde noch den Palaſt der Foscari, ein großes, majeſtätiſches Gebäude, gänzlich unbewohnt. Bald darauf bogen die Gondoliere aus der Mitte des großen Kanals an das linke Ufer deſſelben und hielten vor der Treppe eines großen Hauſes ſtill.

„Hier wirſt du wohnen," ſagte Graf C. und bot dem Freunde die Hand, der aus dem leichten Fahrzeuge ſprang und ſein Gepäck herausnehmen ließ. „Zieh' dich um und bleibe zu Hauſe, ich will meine Freunde jetzt überraſchen, und in einer Stunde komme ich, dich abzuholen."

Die beiden Offiziere hätten zu keiner für ſie angenehmeren Zeit nach Venedig kommen können. Es war im Herbſt des Jahrs 1847, und da ſich um dieſe Zeit einige hohe Perſonen in der Inſelſtadt auf-

hielten, ſo ſchmückte ſich die ſtolze Venetia ſo gut als möglich, um im beſten Glanze zu erſcheinen.

Graf C. war, wie ſchon geſagt, Venetianer, ein Italiener mit Leib und Seele, doch das wollte zu damaliger Zeit noch nichts Beſonderes ſagen. Er führte ſeinen jungen Freund in die angeſehenſten Häuſer, er ſtellte ihn den ſchönſten Frauen und Mädchen vor, und wir müſſen eingeſtehen, daß das angenehme Aeußere des jungen lebhaften Deutſchen, verbunden mit ſeinem klaren, geſunden Verſtande, überall einen ſehr angenehmen Eindruck hervorbrachte. Wie ſo viele Offiziere der öſtreichiſchen Armee ſprach er das Italieniſche vortrefflich, und dieſe ſeine Kenntniß der Landesſprache verſchaffte ihm manches intereſſante Geſpräch und gab ihm hie und da das Vertrauen einer Dame, die mit ihm, dem anſtändigen Fremden, gerne und lange über pikante Verhältniſſe der Vaterſtadt ſprach.

Wenn er das große Theater Fenice beſuchte, ſo gab es da eine Menge Logen, in welchen er gern geſehen war, wo er im Zwiſchenakt ein- und ausgehen durfte, und wo ihm die Damen mit Vergnügen verſtatteten, ſich neben ſie in die Ecke auf einen kleinen Stuhl zu ſetzen, um halbverdeckt von dem rothen ſammtenen Vorhang zwanglos und angenehm zu plaudern. Er hatte große Reiſen gemacht, Aſien und Afrika geſehen, und da er aus Shakſpeare's unſterblichem Werke wußte, wie gern die ſchönen Venetianerinnen ſich vorerzählen laſſen von entfernten Ländern, von fremden Sitten und Gebräuchen, ſo that er wie der edle Mohrenfeldherr, ohne daß es ihm jedoch gelingen mochte, irgend eine Brabantio für ſich zu gewinnen.

Es war dies aber ſeine eigene Schuld, denn er ſuchte ſelten ſein Glück lange auf einer Stelle. Man ſah ihn bald dieſen, bald jenen Palaſt beſuchen, auf dem Markusplatz bald mit dieſer, bald mit jener Dame ſprechen, im Theater von Loge zu Loge eilen. Hier

aber hielt er ſich meiſtens auf einer Seite auf, und wir wollen dem geneigten Leſer eingeſtehen, daß dieſe Einſeitigkeit ihren guten Grund hatte.

Auf der rechten Seite des Hauſes war die Loge der Marcheſa v. C., einer der reichſten und vornehmſten venetianiſchen Familien, und in dieſer Loge war zuweilen ein Gegenſtand, der den jungen Offizier auf eine unerklärliche Weiſe feſſelte. Es war dieß die einzige Tochter der ebengenannten Familie, die junge Marcheſa v. C., welche hier in Begleitung ihrer Geſellſchafterin zuweilen erſchien. Wir müſſen aber dem jungen deutſchen Offizier Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn wir ſagen, daß er nicht der Einzige war, der begierig hinüber ſchaute, bis drüben der Vorhang auf die Seite geſchoben wurde und die junge Dame erſchien.

Es war aber auch der Mühe werth ſie zu ſehen, und wenn ſie eintrat, richteten ſelbſt die anderen Damen ihre Lorgnetten hinüber, und die Schönheit des jungen Mädchens war ſo anerkannt, daß man ſie zugab und nicht einmal Miene machte, als habe man irgend etwas daran auszuſetzen. Hie und da konnte vielleicht Eine ſagen: „Ja, wenn ſie nur nicht das ſonderbare Haar hätte.“ Dies Haar war freilich auffallend, denn es war von der angenehmſten blonden Farbe und dazu von einer Dicke und Fülle, wie man ein Haar überhaupt nur in Venedig ſehen kann. Dabei aber hatte die junge Marcheſa das lieblichſte Geſicht von der ſtrengſten Schönheit und eine prächtige, volle, elaſtiſche Geſtalt. „Ah!“ ſagten die jungen Männer, die ſie zum Erſtenmal ſahen, und wenn auch hinter dieſem Ah! kein weiteres Lob kam, ſo war der Ton deſſelben doch ſo bezeichnend, daß andere Damen, die dies Wort gehört, ſich leicht anſchauten und die Achſeln zuckten.

Obgleich die junge Marcheſa ebenſo liebenswürdig als ſchön

war, ſo war ſie doch in der Geſellſchaft nicht beliebt. Und daran waren wiederum ihre Haare ſchuld, nicht die Farbe derſelben an ſich — denn die Blondinen wären ja im alten Venedig beſonders geſchätzt — ſondern die Abſtammung, durch welche ſie dieſe blonden Haare erhalten. Man fing damals ſchon ſtark an, in Italien Sympathien und Antipathien zu zeigen. Die Mutter der jungen Marcheſa war eine Deutſche geweſen, die Tochter eines großen Hauſes, und das begannen die italieniſchen Damen ihr jetzt gewaltig übel zu nehmen. Sie liebte ihre Vaterſtadt Venedig, aber ſie haßte deßhalb die Deutſchen nicht, vielmehr hegte ſie im Gegenſatz zu ihrer Geſellſchaft Sympathien für dieſelben und fand ſich dadurch ſehr bald alleinſtehend. Sie machte mit den übrigen Damen nie gemeinſchaftliche Sache, und mochte ſich nicht zu Demonſtrationen herbeilaſſen, die ſie für unpaſſend und unrecht hielt. So ſah man ſie z. B. nicht wie ſo viele Uebrigen mit einer weißen Camelie im Haar, an welcher ein rothes Band befeſtigt war, das bis auf die Bruſt herabflatterte und dort, ſich um einen grünen Strauß ſchlingend, die italieniſchen Nationalfarben: weiß, grün, roth, darſtellte.

Die Marcheſa von C. wohnte in jenem Hauſe, das der Italiener ſeinem Freunde bei der Fahrt durch den Canal grande als den Palaſt Othello's gezeigt. Graf C. war Verwandter des Hauſes und hatte als ſolcher nicht ermangelt, ſeinen Freund dort einzuführen.

Friedrich von S. war beim erſten Anblick der jungen Marcheſa von einem noch nie empfundenen Gefühl durchſchauert und fand ſich durch das kalte Benehmen derſelben gegen ihn ſchmerzlich zurückgeſtoßen. Die junge Dame war artig und freundlich, aber dabei ſehr zurückhaltend, ganz gegen die Gewohnheit der meiſten venetianiſchen Damen, bei denen er, wie ſchon geſagt, als zur guten Geſellſchaft gehörend, herzlich und freundlich aufgenommen wurde. Es war

ſonderbar: was ihm hier beſonders zu nützen ſchien, die genaue Bekanntſchaft mit dem italieniſchen Freunde, ſchien ihm bei der Marcheſa abſonderlich zu ſchaden. Denn als ihn der Graf C. eingeführt, hatte er ihn ſeiner Couſine als einen ſeiner beſten und zuverläſſigſten Freunde vorgeſtellt, und wir können nicht läugnen, daß hierauf der erſte Blick der jungen Dame, den ſie auf den deutſchen Offizier warf, ein Blick des Mißtrauens war.

Demungeachtet machte er aber in dieſem Hauſe häufig Beſuche und ſuchte ſich auch ſonſt ſo viel als möglich der jungen Marcheſa zu nähern. Wenn er ſich dabei auch geſtehen mußte, in ihrer Gunſt keine Fortſchritte zu machen, ſo bemerkte er dagegen recht gut, daß zuweilen ihre Blicke lange auf ihm hafteten, und daß ſie ihn, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, zuweilen mit unverkennbarem Intereſſe betrachtete.

Mit den Offizieren der Garniſon, von denen Friedrich von S. Niemand genauer kannte, pflegte er wenig Umgang. Von ſeinem italieniſchen Freunde faſt nur zu Italienern gebracht, lebte er beſtändig in dieſer Geſellſchaft, weßhalb ſich ſeine deutſchen Kameraden, wenn er ihnen zufällig einmal im Kaffeehauſe begegnete, zuerſt kaum merklich, dann aber auffallend von ihm zurückzogen. Er war aber zu arglos und unbefangen, um hier etwas Beſonderes zu finden, und wenn er mit dem Grafen C. darüber ſprach, ſo zuckte dieſer die Achſeln und ſagte: „Was willſt du, mein Lieber? du wirſt dieſen Herren nur angenehm ſein, wenn du gänzlich unſere Geſellſchaft meideſt. Leider iſt es ſchon ſo weit gekommen — — doch iſt das erſt der Anfang des Endes.“ —

Wir haben ſchon geſagt, daß Venedig um dieſe Zeit einen feſtlichen, heiteren Charakter angenommen hatte und daß man zu Ehren verſchiedener Fremden die höchſten Feſtlichkeiten veranſtaltete, unter

anderem eine Regatta, bei welcher der große Kanal bedeckt war mit Tausenden von Gondeln, welche heute ihre allgemeine schwarze Farbe unter bunten Teppichen, unter goldgestickten Tüchern verbargen.

Es war ein herrlicher Anblick, und die Paläste nahmen Theil an dem allgemeinen bewegten glänzenden Leben. Aus allen Fenstern flatterten Stoffe in den verschiedensten Farben; die Balkone und Terrassen waren mit Tausenden von Menschen bedeckt, welche laut jubelnd dem großartigen Schauspiele zuschauten. Venedig schien mit einem Zauberschlag in die alte, äußerlich so glänzende Zeit zurückversetzt zu sein. Die Tausende der kleinen zierlichen Schiffchen auf dem grünen Wasser waren festlich geschmückt, je nach dem Reichthume und dem Range der Besitzer. Es war wie ein heiteres Maskenfest; der Canal grande mit seinen unzähligen bunten Farben, in dem Schimmer gold- und silbergestickter Stoffe, dazwischen das glänzende von der Sonne beschienene Wasser, sah aus wie eine riesenhafte, lebendige Blumenkette, die sich in zierlicher Schlangenlinie zwischen die alten grauen Paläste gewunden. Und wenn man dieses allgemeinen großartigen Anblicks genug hatte, und sich in eine Gondel warf, um dem Strom zu folgen oder ihn zu kreuzen, so sah man an den Einzelheiten so viel Schönes und Blendendes, daß man nicht wußte, wohin die Blicke wenden.

Friedrich von S.-hatte mit Mühe ein kleines Fahrzeug erhalten und fuhr, in demselben aufrecht stehend, dahin, das glänzende Schauspiel so viel als möglich in sich aufnehmend. Hier erschienen Gondeln des Volkes, die Wettruderer, mit ungeheurer Anstrengung ihr Boot dahintreibend und in festlich hellen Anzügen. Zu beiden Seiten ihres Fahrwassers hatten herrschaftliche Gondeln eine Gasse gebildet, und in den Atlaskissen der kleinen Schiffchen lehnten die schönsten Frauen und Mädchen in dem phantastischsten Anzuge,

während die Gondelführer bei ihrem Ruder ſtanden, kräftige ſchlankgewachſene junge Leute in dem maleriſchen Coſtüm der alten Zeit.

Der Gondolier, der den jungen Offizier führte, hatte ſich hinter dieſe glänzende Reihe gedrängt, den Befehlen ſeines Herrn folgend, der mit ſeinem ſcharfen Auge unter Tauſenden der Fahrzeuge heraus dasjenige der Marcheſa von C. gefunden, welches ſoeben die Freitreppe ihres Palaſtes verlaſſen zu haben ſchien und gewandt durch die dichten Reihen ſchlüpfte.

Die Marcheſa ſaß in einer kleinen, reichverzierten und vergoldeten Gondel; prächtige perſiſche Teppiche hingen über den Bord derſelben und ſchwammen im Waſſer nach. Neben einer älteren Geſellſchafterin lehnte die junge Marcheſa in die ſchwarzen atlaſſenen Kiſſen, und war, wo ſie ſich zeigte, wie immer der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit.

Heute aber galt derſelbe ebenſoſehr ihrer Gondel, als der Perſon des jungen Mädchens ſelbſt. Faſt alle Fahrzeuge der Venetianer nämlich hatten im Arrangement von Teppichen und Blumen irgendwo die italieniſchen Farben. Die Gondel der Marcheſa von C. hingegen trug am Stern die bekannten, damals aber nicht beliebten Landesfarben, ſchwarz und gelb. Mancher ſchaute verwundert drein, als das kleine Fahrzeug vorüberſchwamm; hier hörte man ein leiſes Maledetto, dort ein höhniſches Lachen, oft auch dagegen ein halb unterdrücktes Evviva.

Die junge Dame ließ ſich alles dies nicht anfechten. Sie lag nachläſſig in ihre Kiſſen gedrückt und grüßte rechts und links mit dem Anſtande und der Miene einer Königin. Sie war ſich der Flagge wohl bewußt, die ihr Fahrzeug führte, und die erſtaunten, ja zornigen Blicke vieler Damen ihrer Bekanntſchaft ſchienen ſie wahrhaft zu erfreuen. Sie übte eine Art Wiedervergeltung, denn da

ſie die Farben liebte, unter welchen Venedig wieder anfing, aufzublühen, da es die Farben ihrer lieben verſtorbenen Mutter waren, ſo hatte ſie es oft tief gekränkt, wenn ſie im Salon ihres Vaters mit anſehen mußte, wie die italieniſche Tricolore mit Oſtentation getragen wurde und wie man ihre Farben, die ſie auch bei ſich nie verläugnete, mit einer Miene der Verachtung angeſchaut.

Friedrich von S., entzückt von dem Anblick der jungen Dame, verſuchte umſonſt mit ſeinem einzigen Ruderer der pfeilſchnell dahinfahrenden Gondel zu folgen und hätte ſie auch nie erreicht, wenn ſein gutes Glück nicht gewollt hätte, daß in der Gegend des Rialto eine dichte Reihe offener Boote, mit Offizieren beſetzt, derſelben einen Aufenthalt verurſacht hätte. Mehrere ſeiner Kameraden ſchienen die Marcheſa zu kennen und grüßten ſie um ſo freundlicher, als ſie bemerkten, daß ihre Gondel die kaiſerlichen Farben führte.

Hiebei gelang es ihm, näher zu kommen, und ſein Gondolier drückte das leichte Fahrzeug ſo ſcharf und plötzlich neben die Gondel der Marcheſa, daß das leichte Schiffchen heftig zu ſchwanken anfing und der junge Offizier faſt über Bord gefallen wäre, wenn er ſich nicht noch zur rechten Zeit an der Flaggenſtange der andern Gondel gehalten hätte.

Die Marcheſa, durch die heftige Bewegung aufmerkſam gemacht, ſchaute ſich um, und Herr von S., der ſie auf's Ehrerbietigſte grüßte, bat zu gleicher Zeit um Verzeihung, daß er genöthigt geweſen ſei, bei ihr ſein Gleichgewicht wieder zu finden.

„Ah!“ entgegnete die junge Dame mit ernſtem, aber einigermaßen ſpöttiſchem Ton, „Sie halten ſich an der Flagge Ihres Kaiſers? Daran thun Sie ſehr wohl, und ich bin dem Zufall wirklich dankbar, daß die von mir ſo geliebten Farben Ihnen das Gleichgewicht wieder gaben.“

Damit ließ sie grüßend ihren Fächer sinken und ihre Gondoliere, ärgerlich über den gehabten Aufenthalt, trieben die Gondel unter den Rialto, daß das Wasser mit gewaltigen Bogen rauschend emporspritzte.

Wenn der junge Offizier gefolgt wäre, so hätte sein leichtes Fahrzeug unfehlbar an den Marmorquadern der Brücke zerschellen müssen. — Und er wäre dem schönen Mädchen so gern gefolgt! Ihre Worte klangen so bedeutungsvoll und doch so räthselhaft. Er hätte sie gerne um eine Aufklärung gebeten, um dadurch noch einige Augenblicke länger in ihrer Gesellschaft bleiben zu können.

Jetzt fuhr er auch unter dem Rialto dahin und ihm folgte eine zweirudrige Gondel mit jungen, eleganten Leuten besetzt, die eifrig zusammen sprachen.

„Hast du sie gesehen," sagte der Eine, „die schöne Marchesa?"

„Mit der deutschen Flagge!" sprach ein Anderer.

„Daß sie verdammt seie!" fuhr der Erste fort.

„Wer?" fragte ein Anderer lachend. „Die Flagge oder die Marchesa?"

„Meinetwegen beide!" antwortete der, welcher zuerst gesprochen. „Sie ist doch einmal eine Venetianerin, und der Name ihres Vaters hat einen guten Klang beim Volke."

„Ein schlauer Fuchs, der alte Marchese," sagte ein Anderer. „Laßt ihn nur machen, er weiß wohl, warum er der Tochter erlaubt, schwarzgelb zu führen. Es bessert seine Reputation bei der Regierung und das kann er brauchen."

„Ach was erlauben?" rief der Erste ärgerlich. „Die läßt sich was erlauben oder verbieten! Sie thut was sie will. Ah! das ist ein hartnäckiges Weib!"

„Aber ſchön!" ſprach ſeufzend einer der jungen Männer, der bis jetzt geſchwiegen.

Damit ſchoß die Gondel vorbei und man hörte weiter nichts mehr, als das Plätſchern der Ruder im Waſſer.

Friedrich von S., der ſeine Gondel langſam wenden ließ, nahm ſich vor, ſeinem italieniſchen Freund die eben gehörte Unterredung mitzutheilen und ihn um Auskunft zu bitten über das Dunkel, was für ihn hierin, ſowie in den Worten der jungen Marcheſa lag. Aber er vergaß dieſen Vorſatz im Laufe des Tags und als es Nacht geworden, war der Markusplatz ſo feenhaft ſchön und hatte er ſo viel zu thun, um den Ort auf demſelben zu finden, wo ſich die junge Marcheſa vielleicht aufhalten könnte, daß er nicht im Stande war, ſich hier loszureißen und ſeinen Freund aufzuſuchen.

Man muß den Markusplatz an einem ſolchen Abend geſehen haben, um ſich zu geſtehen, daß es in der ganzen Welt nichts Feenhafteres und Schöneres gibt. Wer kennt nicht dieſen weiten prächtigen Platz aus Bildern und Erzählungen, mit dem weißen, glatten Marmorboden, eingefaßt von herrlichen Paläſten, beherrſcht von der prächtigen Markuskirche, dieſem phantaſtiſchen, ſeltſamen Bauwerk mit ſeinen orientaliſchen Formen, den bunten Farben des Marmors, aus welchem es gebaut iſt, den Tauſenden von ſpitzigen Zacken und Thürmchen, mit ſeinem ernſten Portal, auf welchem die vier berühmten broncenen Roſſe nach vier Seiten auszuſchreiten ſcheinen, dies Bauwerk ohne beſtimmte Form und doch von wunderbarer Symmetrie, überragt von der weiten, prächtigen vergoldeten Kuppel!

So liegt der Markusplatz da, und wenn, wie an dem heutigen feſtlichen Abend, die Nacht hereinbricht, ſo gleicht er einem rieſenhaften Ballſaale, über den als Decke der dunkle italieniſche Nachthimmel mit Tauſenden von flimmernden Sternen geſpannt iſt. An

drei Seiten des Platzes sind broncene Armleuchter, auf denen unzählige Gasflammen brennen. Dazu kommen eine Menge ungeheurer Kandelaber, die bei Festlichkeiten wie heute auf dem Steinboden festgeschraubt sind und die oben unzählige Arme ausstrecken, auf welchen überall Bouquete von weißem Lichte glänzen und rings herum eine fabelhafte Helle verbreiten.

Tausende von Menschen bedecken diesen Platz und ziehen lachend und plaudernd auf und ab. Die Seitengänge der Procurazie sind zu Logen eingerichtet; hier sitzt die schöne Damenwelt Venedigs; Blumen duften, Augen glänzen. Auch hier wird gelacht und geplaudert, gescherzt und geliebt, und hier und dort verläßt eine Dame, die des Sitzens müde ist, auf den Arm ihres Cavaliers gestützt, ihren Platz, um sich unter die wogende Menge zu mischen, die ab- und zuströmt.

Zu beiden Seiten sind Militärmusiken aufgestellt, welche abwechselnd lustig aufspielen, und die prächtigen Klänge, von den Steinmauern ringsum zurückgeworfen, dröhnen über den Platz hin, Sinne und Herz betäubend. Da senkt sich manches Auge, das so eben noch schmachtend emporgeblickt; tiefer Athem schwellt die Brust, Blicke finden sich und Herzen; die dahinwandelnden Paare schließen sich fester aneinander, und wir finden es begreiflich, daß jener junge Mann, der sich hinabbückt zu dem Blumenstrauß seiner Dame, sein Ziel verfehlt und statt jener eben aufgeblühten Rose die frischen Lippen seiner Begleiterin verstohlener Weise küßt, welche in diesem Augenblick das Blumenbouquet als Fächer benützt.

In solchen Momenten ist es traurig, wenn man, wie unser junger Freund, Friedrich von S., auf dem Platze des heil. Markus allein hin und her wandelt; doppelt traurig aber, wenn man, wie er, sucht und nicht findet. Wie oft war er an den Bogengängen

auf- und abgewandelt und hatte bis zur Grenze der Indiscretion hineingeſchaut und die lachenden und plaudernden Damen gemuſtert. — Vergebens!

Endlich wandte er ſich von dem glänzenden Platze ab und trat auf die Piazetta, welche weniger, ja faſt gar nicht beleuchtet, ohne Glanz und Schimmer, ohne hin und her wandelnde Menſchenmaſſen, ohne rauſchende Muſik und doch ſo unendlich poetiſch da lag.

Wie ein Mährchen aus-tauſend und einer Nacht, phantaſtiſch, reich, übernatürlich erhebt ſich links der Dogenpalaſt.

Und wenn man da zurückblickte auf den hellen, belebten Markusplatz, ſo drängte ſich wieder lebhaft das Bild eines großen Ballfeſtes auf. Hier war man in einem ſtillen Nebengemach, wohin ſich einige Wenige zurückzogen, die ſich drüben im Gewühl nicht heimiſch fühlten, oder die mit ihren Gedanken oder mit lieben Bildern, welche dieſelben beſchäftigten, allein ſein wollten.

Dem jungen Offizier erging es ſo; er wandelte auf den breiten Steinplatten bis an das Ufer der Lagunen, deren ſtille Fluthen ſich weit hinaus dehnten, die man für das Meer ſelbſt halten konnte, da man im ungewiſſen Schein des Mondes die Formen des Lido kaum zu unterſcheiden im Stande war.

Es befanden ſich außer ihm wenig Spaziergänger da, Damen gar keine, wie es ſchien, und jede Gondel, die an der breiten Treppe anlegte, ſandte ihren Inhalt nach dem Markusplatz, wo die rauſchende Muſik immer fort ſpielte, deren Klänge, ſanft gedämpft, hieher auf die Piazetta drangen.

Friedrich ging den Säulen zu, wo eine Menge der kleinen Fahrzeuge zuſammen lagen. Er wollte von hier mittelſt eines Umweges zu Waſſer nach ſeinem Hôtel zurückkehren. Doch kaum war er ein paar Stufen hinab geſtiegen, ſo ſah er dicht vor ſich eine

herrſchaftliche Gondel, die Sitze mit reichen Teppichen bedeckt, die augenſcheinlich eben anlegte, um Jemand aufzunehmen. Es kamen auch wirklich zwei Damen hinter ihm die Treppen herab, und als er ſich umwandte und einen Schritt zurücktrat, um ihnen Platz zu machen, erkannte er mit freudigem Erſchrecken die Marcheſa von C., welche jetzt, ohne ihn zu erkennen, an ſeine Seite trat.

Das Mädchen hatte ihre Mantille zurückgeworfen; ihre blitzenden Augen ſchweiften über die helle Waſſerfläche, dann hinauf zu dem Monde, und als der ſilberne Schein in ihr großes, glänzendes Auge fiel, als ſich ihr Mund leicht öffnete, um die kühle, friſche Meerluft einzuathmen und als ſich dabei ihre Bruſt hob und ſenkte, war das Mädchen unbeſchreiblich ſchön.

Der Offizier konnte bei dieſem Anblick einen Ausbruch der Ueberraſchung nicht unterdrücken, und als ſich die Marcheſa darauf raſch umwandte, trat er auf ſie zu und bot ihr freundlich einen guten Abend.

Die Dame war ſichtlich überraſcht, ihn hier wieder zu ſehen, und einen Augenblick flog ein Lächeln über ihre Züge. Doch nur eine Sekunde. Dann ward das Geſicht wieder ernſt und kalt wie früher.

„Ah!“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „heute iſt der Tag unſerer Begegnung. Ich hätte nicht gedacht, Sie heute Abend hier noch zu ſehen.“

„Auch ich hatte dies Glück nicht erwartet,“ antwortete Friedrich von S., „obgleich ich wohl darauf gehofft.“

Die Marcheſa wandte ihm ihren Blick zu und ſah ihn eine Sekunde lang feſt an.

„Ich war wie alle Welt auf dem Markusplatz,“ fuhr der Offizier fort, „und muß Ihnen geſtehen, daß ich mich dort in dem

glänzenden Damenkreis vielfach umgeſchaut. — Nach Ihnen, Marcheſa," ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu. „Ich glaubte mit Recht annehmen zu können, daß Sie an einem ſolch' feſtlichen Abend dort nicht fehlen würden."

„Mich freuen dieſe Feſte wenig," ſagte das junge Mädchen ernſt, „und Venedig iſt mir unheimlich in dieſer Aufregung. Aber," ſetzte ſie ruhig und kalt hinzu, „Sie werden das nicht verſtehen, ich vielleicht ſelbſt nicht, aber mein Gefühl ſchaudert zurück vor dieſem falſchen Glanz, dieſem augenblicklichen Schimmer, dem nur zu bald die finſterſte Nacht folgt. — Gewiß, Herr von S.," ſprach ſie nach einer Pauſe, „ich komme mir oft vor wie eine Seherin, und möchte meine warnende Stimme erheben, aber ſie verhallt ungehört."

„Ja eine Seherin," wiederholte der junge Mann, ganz in den Anblick des herrlichen Mädchens verſunken, „ſchön wie Kaſſandra."

„Wenigſtens wie dieſe Troja's Fall prophezeiend," entgegnete die Marcheſa, indem ſie leicht den Kopf neigte und ihre rechte Hand ein klein wenig erhob.

Doch wußte man nicht, wollte ſie damit grüßen, oder wollte ſie dieſelbe dem jungen Offizier für eine Sekunde darreichen.

Friedrich von S. nahm das Letztere an und beugte ſich raſch hernieder, um einen etwas zu innigen Kuß auf die kleinen Finger zu drücken.

Die Marcheſa zog ihre Hand ſchnell zurück; doch als ſie in ihre Gondel ſtieg, ſagte ſie ihr felicita notte mit nicht unfreundlichem Tone.

Das Fahrzeug ſchoß dahin, und wo es die Fluthen durchſchnitt, blieb ein leuchtender Streifen in dem Waſſer zurück, zuerſt deutlich; dann aber zitterte er langſam auseinander, wurde unklar, löste ſich in einzelne ſilberne Punkte auf und verſchwand endlich in dem allgemeinen Leuchten der Fluth.

Friedrich von S. blieb lange unter der Säule ſtehen, auf welcher der Löwe des heiligen Markus thront, und blickte dem Fahrzeuge nach, wie es bei Santa Lucia vorbei in den großen Kanal einbog.

Heute fühlte er zum Erſtenmal klar und deutlich, daß er dies herrliche Mädchen liebe, und daß dort die kleine Gondel das ganze Glück ſeines Lebens barg.

Venedigs Merkwürdigkeiten ſahen die beiden jungen Leute gemeinſchaftlich, das heißt, der Italiener machte ſeinem deutſchen Freunde den liebenswürdigen Ciceroni und erklärte ihm die Wunder der alten Republick auf eine lehrreiche und doch unterhaltende Art.

Sie beſuchten den Dogenpalaſt mit ſeinen prächtigen großen Säulen, gingen die Rieſentreppe hinauf an das berüchtigte und furchtbare Maul des Löwen, jenes öffentlichen Anklägers, aus dem das ſchreckliche Gericht der Drei ſeine geheimnißvollen Notizen nahm, die dann ſo oft zum Verderben wurden für einzelne Perſonen und ganze Familien. Sie ſahen den Platz, auf welchem Marino Falieri enthauptet wurde, ſie ſtiegen hinab zu den feuchten dunklen Gefängniſſen, den Brunnen, mit den kleinen, ſtark vergitterten Fenſtern, den einzigen Luftlöchern der armen Gefangenen, zu welchen aber zugleich mit dem Tageslichte die Fluthen der Lagunen und auf ihnen allerlei unheimliche Thiere in die Kerker drangen. Sie gingen hinauf in die Bleikammern, dicht unter das von der Sonne glühend erhitzte Dach des Palaſtes, wo Caſanova geſeſſen, der uns ſeinen Aufenthalt umſtändlich und ſchrecklich erzählt. Sie betraten die heimlichen Gerichtszimmer, aus denen ſo Wenige von denen, welche damals hieher geführt wurden, ungehindert und frei zurückkehrten. Sie ſahen das

berüchtigte Gemach, in welchem faſt nur Todesurtheile ausgeſprochen wurden, und dann führte ſie der Schließer durch mehrere kleine Zimmer vor eine gut verwahrte eiſerne Thüre, hinter welcher der Boden eines ſchmalen Ganges, den ſie nun betraten, gewölbt erſchien. Unter ſich hörten ſie das dumpfe Rauſchen der Lagunen, links blickten ſie in einen finſteren Kanal, rechts durch eine ſchmale Oeffnung auf das weit hinaus glänzende Meer; — ſie waren auf der Seufzerbrücke, und dies war der letzte Blick in das Leben, der den unglücklichen Schlachtopfern, welche früher dieſen Weg wandelten, vergönnt war; ſowie ſich jene Thüre am anderen Ende des ſchmalen Ganges öffnete und hinter ihnen ſchloß, waren ſie lebendig — todt. Starke Arme ergriffen den Verurtheilten; er wurde in dem finſteren Gebäude drüben erdroſſelt, und Abends ſah man ein ſeltſam gebautes Fahrzeug gegen den Lido hinausrudern. Vermummte ſaßen darin, und alle Gondeln, die dieſer Barke begegneten, wichen ſcheu auf die Seite. Denn dieſe führte den Leichnam irgend eines Mannes, der vor wenig Stunden noch gelebt, der vor wenig Tagen vielleicht glücklich, froh, reich und angeſehen geweſen war.

Der junge Italiener erzählte ſeinem Freunde, als er ihn durch Venedig führte, von der Macht und dem Reichthum der ehemaligen Republik, und er that das mit ſo friſchen, lebendigen, glühenden Farben, daß ihn der deutſche Offizier oftmals befremdet anſchaute. Auch zeigte er ihm ein kleines rothes Häuschen auf einem Nebengebäude des Dogenpalaſtes — das Gefängniß Silvio Pellico's, und ſprach mit einer Begeiſterung von dieſem Mann, die Friedrich von S. mit ſeinem argloſen Gemüthe nicht begreifen konnte. Auch das Arſenal beſuchten ſie häufig, und wenn Graf C. mit den übrigen Offizieren der Garniſon faſt gar nicht verkehrte, ſo ſchien er dagegen hier deſto beſſere Freunde zu haben.

So bereitwillig und freundlich der Italiener während des Tages bei seinem Begleiter war, so wenig schien er Lust zu haben ihm seine Abendstunden zu widmen. Da zog er sich meistens zurück, und wenn ihm Friedrich von S. dies und das proponirte, so wußte er immer einen Vorwand, um einen solchen Vorschlag abzulehnen und allein zu sein. Anfänglich hatte sich der deutsche Offizier darüber gewundert; bald aber wurde es ihm klar, daß Graf C. irgend ein Liebesabenteuer verfolgen müsse, wobei ihm seine Gesellschaft hinderlich sei. Er hatte ein paarmal scherzhafte Anspielungen in dieser Richtung gemacht, und da der Italiener lächelnd darauf einzugehen schien, so war Friedrich von S. discret genug, nicht mehr darauf zurückzukommen und ihm seine Abende vollkommen frei zu lassen.

Da befand er sich eines Abends allein in einem Kaffeehause; er setzte sich an einen Tisch, rauchte seine Cigarre und nahm einige Journale in die Hand, um sie durchzulesen. Neben ihm saß eine Gesellschaft junger Leute, von denen er ein paar schon glaubte irgendwo gesehen zu haben. Als nun einer derselben anfieng zu sprechen und lachend etwas erzählte, mußte er sich unwillkürlich umwenden, denn jetzt erinnerte er sich deutlich, auch diese Stimme schon gehört zu haben. Wann und wo aber dies geschehen sei, wollte ihm nicht klar werden. Auch war es ihm vollkommen gleichgültig, denn das Gespräch, welches die jungen Leute führten, interessirte ihn anfänglich nicht im Geringsten. Endlich aber hörte er mehremal den Namen des Grafen C. nennen, weßhalb er sich nicht enthalten konnte, wenn auch mit einigem Widerstreben und anfänglich willenlos, zu hören, was dort gesprochen wurde.

„Es ist gewiß," sagte einer der jungen Leute, „er wird in dem Hause angesehen, als sei er schon der Schwiegersohn. Beim Himmel! Graf C. hat ein unverdientes Glück!"

„Aber die Marcheſa?“ ſagte ein Anderer. „Iſt ſie auch mit der Wahl einverſtanden? Ich glaube, wenn ſie nein ſagt, ſo bringt ſie weder der Papa noch die ganze Familie zu dieſer Heirath.“

„Ach!“ rief ein Dritter, „die blonde Schöne wird auch endlich einmal weich werden; ſie hat ſich lange genug koſtbar gemacht gegen die ganze Männerwelt Venedigs. Es iſt wahrhaftig Zeit, daß ihre Stunde kommt.“

„Und Graf C.,“ nahm der Erſte wieder das Wort, „iſt ein angenehmer Cavalier, von ächtem italieniſchen Blut und ſeinem Vaterlande ſehr zugethan.“

„Das wäre vielleicht die geringſte Empfehlung bei der jungen Marcheſa,“ lachte ein Anderer; „denn obgleich geborene Venetianerin, iſt ſie doch mit Leib und Seele den — — Deutſchen zugethan.“

Das Beiwort, was der Italiener den Deutſchen gab, konnte Friedrich von S. nicht verſtehen. In dem Augenblicke, wo er es ausſprechen wollte, ſtieß ihn ein Anderer mit einem Blick auf den nebenſitzenden Fremden heftig an den Arm.

Der deutſche Offizier, dem das Blut in den Kopf geſtiegen war, und dem es ſehr unangenehm vorkam, daß der Italiener jenes Prädikat verſchluckte, ſtand langſam von ſeinem Tiſche auf, faltete ſeine Zeitung zuſammen und trat ruhig an den Tiſch der vier Herren, um ſich an einer dort befindlichen Lampe ſeine Cigarre anzuzünden, während dem er nicht umhin konnte, ſich jeden der jungen Leute etwas ſcharf anzuſehen. Doch erwiderte keiner dieſen Blick. Sie ſchauten ſich ziemlich unbefangen an und Einer ſummte zwiſchen den Zähnen: o casta diva!

Friedrich von S. verließ das Kaffeehaus; doch hatte ihn das eben Gehörte gewaltig aufgeregt. War er denn bis jetzt blind geweſen oder ſo unſchuldig wie ein neugeborenes Kind, daß er nicht begriffen

hatte, weßhalb Graf C. ihn ſo ſelten zu ſeinen Verwandten mitnahm und weßhalb er Abends beſtändig allein ausging? Alſo er liebte ſeine Couſine und wurde wahrſcheinlich wieder geliebt.

Der Offizier preßte die Hand auf ſein Herz, welches ein heftiger ſtechender Schmerz durchfuhr. Seine Liebe zu jenem ſchönen Mädchen war bis zu dieſem Augenblick ruhig, leidenſchaftslos geweſen; jetzt trat die Eiferſucht hinzu, und er fühlte, wie ſein Blut plötzlich erregt war, wie ſeine Pulſe heftig klopften. Auch mußte er ſich dabei geſtehen, daß ihn ſein Freund nichts weniger als freundſchaftlich behandelte. Friedrich hatte dem Grafen C. nicht verhehlt, wie ſehr ihn die Marcheſa intereſſire, ja er hatte ihm eingeſtanden, daß er ſich zuſammen nehmen müſſe, um ſich nicht auf's Heftigſte in das ſchöne Mädchen zu verlieben. — „Und hoffnungslos," hatte er hinzugeſetzt, „ohne alle und jede Ausſicht, denn ich bin weder Graf noch Baron; ich habe nichts als meinen Degen, und das iſt ſehr wenig, um es gegen die Schönheit der Marcheſa, gegen den Reichthum und Namen ihres Hauſes in die Wagſchale zu legen."

Dazu hatte der Italiener fein gelächelt, leicht die Achſeln gezuckt und ihm geantwortet: „Ein unternehmender Offizier, ein tapferer Mann kann Alles erreichen. Wer weiß, es kommt wohl noch die Zeit, wo man dir gern die Hand der einzigen Tochter des Marcheſe von C. bewilligt. — Ah!" ſetzte er hinzu, „dein Geſchmack iſt nicht ſchlecht; Emilie iſt ſchön, und wie geſagt, dem Kühnen winkt das Glück."

Jetzt erſchien es auch dem jungen Offizier nicht mehr räthſelhaft, daß ihn ſein Begleiter Abends beſtändig allein ließ. „Das war es alſo?" ſprach er zu ſich ſelber und biß die Zähne über einander. „Deßhalb mußte ich mich Abends allein herumtreiben, deßhalb wollte il Signor Conte Abends nichts von meiner Geſellſchaft? Und während ich mich müßig an dem Ufer der Slavonier herumtrieb oder

auf der Piazetta promenirte, oder, Gott weiß zum wie vielſten Male einſam und allein zu den Armeniern hinausfuhr, ſchleicht er zu ihr! — O, der Gedanke könnte mich raſend machen! — Und Beide lachen vielleicht über mich. Aber nein! nein! Sie ſcheint zum Lachen nicht ſehr aufgelegt. — Aber gleichviel, hintergangen bin ich."

Er wollte nach Hauſe, er wollte dem Italiener die ganze Geſchichte vorhalten. Doch als er durch mehrere der engen Gäßchen ſeinem Hôtel zugeeilt war, als er ein paar Dutzend Brücken überklettert hatte, ward er ruhiger und dachte: „Was kann ich ihm ſagen? Sein erſtes Wort wird ſein: beweiſe mir, was du ſprichſt. Und dann ſtehe ich da, wie ein ertappter Schulbube. Geben wir ruhig zu Werk; vielleicht ſpielt uns der Zufall etwas in die Hände, was wir brauchen können."

Damit ging er langſam dem Hôtel de l'Europe zu, und als er ins Haus trat, fragte er den Kellner, ob der Graf C. dageweſen ſei.

„Ja," war die Antwort, „der Herr Graf haben dieſe Karte zurückgelaſſen und mir aufgetragen, Ihnen zu ſagen, er wolle Sie morgen Früh zu einer kleinen Fahrt nach Meſtre abholen."

„Für heute Abend gab er kein Rendezvous?"

„Nicht das geringſte."

„Wie immer!" dachte Friedrich. Dann ging er einen Augenblick auf ſein Zimmer hinauf, ſah nach Briefen, und änderte ganz ohne Abſicht ſeine Kleidung. Ohne jedoch genau zu wiſſen, weßhalb zog er einen dunkeln Sommerpaletot an, nahm ſtatt des hellen Florentiner Strohhutes einen ſchwarzen und verließ das Hotel wieder. Er hatte ſchon die Hand nach ſeinen Reiſepiſtolen ausgeſtreckt um eine davon beizuſtecken, als er den Kopf lachend in die Höhe warf und zu ſich ſelber ſprach: „Zum Henker! Sollte ich doch glauben, ich wolle einem Nebenbuhler auflauern."

Damit ſchlenderte er durch die enge Gaſſe fort, welche von der Hinterſeite des Gaſthofes nach dem Markusplatz führt. Es fing an, dunkel zu werden; die zahlreichen Läden waren bereits erleuchtet, ein helles Lichtmeer ſtrömte von dem großen Platze herüber, und jene kleine Straße war hauptſächlich ihrer Enge und der vielen geöffneten Gewölbe wegen grell beſchienen. Nur wo es hinausging nach einem Kanal oder einer Brücke, da wurde es dunkler und ſtiller, und wenn man ſo zur Zeit der einbrechenden Nacht an den Kanälen vorbeiging, ſo erſchien das dunkle Waſſer mit ſeinem leiſen Geplätſcher an den Steinmauern der Häuſer recht melancholiſch, recht trübſelig.

Mit einem leichten Scheine lag hie und da noch das Licht des ſcheidenden Tages auf der dunkelnden Fluth, namentlich auf den Waſſerſtraßen in der Nähe des großen Kanals. Einzelne ſchwarze Gondeln ſchoſſen eilfertig vorüber und ließen an den Ecken den bekannten weithin hörbaren Warnungsruf erſchallen, um ein Fahrzeug, das ihnen entgegen kam, zu benachrichtigen und zum Ausweichen zu veranlaſſen, Es iſt erſtaunlich, mit welcher Sicherheit die Gondoliere dies zu thun verſtehen, und unbegreiflich, daß ſie bei dem ſcharfen Fahren um die Ecken nicht aufeinander ſtoßen. Dies kommt aber ſelten, oder faſt nie vor. Sowie von drüben der Ruf beantwortet wird, was augenblicklich geſchieht, ſo ſenkt der Gondolier ſein Ruder flach neben das Fahrzeug ins Waſſer, und die Gondel beſchreibt rauſchend einen kleinen Bogen, um den Begegnenden durchzulaſſen. Die beiden Boote ſchwanken einen Augenblick, die Gondoliere rufen einander irgend ein vertrauliches Wort zu, vielleicht wird hinter den Scheiben des kleinen ſchwarzen Gondelhäuschens der Kopf einer Dame ſichtbar, im nächſten Augenblick aber ſind die beiden Schiffchen ſchon weit auseinander; dieſes fährt rechts, jenes links, und bald iſt der Kanal wieder öde und ſtill wie zuvor.

Unſer junger Offizier wandte, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, dem Markusplatz den Rücken und ging träumend durch enge Straßen, über finſtere Brücken hinweg, und hielt ſich hie und da eine Zeit lang an den Plätzen auf, wo viele Gondoliere anlegten oder abfuhren. So ſchlenderte er fort und kam in die Nähe der kleinen berühmten Kapelle dei miraculi, jenem intereſſanten ſchönen Bauwerk von weißem Marmor, das von innen und von außen mit den herrlichſten Sculpturen bedeckt iſt. Die kleine Kirche liegt abſeits von dem Leben der Stadt, und namentlich Abends iſt es hier ſehr öde und ſtill. Es fiel dem einſamen Spaziergänger auf, daß die Gondeln, welche hier lagen — es mochten drei oder vier ſein — ſich auf der andern Seite des Kanals befanden, und daß die Gondoliere in denſelben irgend etwas zu erwarten ſchienen. Kaum nämlich ließ ſich Jemand am dieſſeitigen Ufer ſehen, ſo verließ eins der Fahrzeuge das jenſeitige und fuhr in die Mitte des Kanals, als erwarte es ein Zeichen. Wenn aber nichts der Art erfolgte, ſo kehrte die Gondel wieder an ihren Platz zurück.

Dies Manöver hatte Friedrich von S. ſchon einigemal bemerkt und es fieng an ihn zu intereſſiren. Er hatte ſich auf die kleine Marmortreppe geſetzt, welche neben der Kirche zum Kanal führte und ſaß hier zufällig ſo verdeckt in dem tiefen Schatten des Bauwerkes, daß ihn weder die Gondelführer drüben, noch eines der Vorübergehenden zu bemerken ſchien.

So ſaß er vielleicht eine Viertelſtunde lang, und war eben im Begriff eine Cigarre hervorzuziehen und ſie anzuzünden, als er einen Mann über den Platz von der Kirche daherkommen ſah, deſſen Anzug, Haltung und Gang ihm bekannt vorkam. Unwillkürlich zog Friedrich von S. ſich in eine Vertiefung der Mauer zurück, denn als

der Andere noch einige Schritte gegen ihn gemacht hatte, erkannte er deutlich seinen italienischen Kameraden, den Grafen C.

Dieser trat dicht an das Ufer des Kanals; eine der Gondeln von drüben machte es wie früher, und als hierauf der Graf zweimal leise hustete, legte sich das Fahrzeug augenblicklich dicht vor die Treppe, auf welcher er nun hinabstieg und dabei so nah an dem deutschen Offizier vorüber kam, daß er ihn mit der Hand hätte erreichen können.

Der Gondolier, der wie immer in seinem Boote aufrecht stand, hielt den Schnabel des Fahrzeuges noch eine halbe Elle entfernt und schien auf Etwas zu warten.

„Italia!" sagte der Angekommene leise aber deutlich.

Und auf dies Wort hin legte sich das Fahrzeug dicht an, der Graf sprang hinein und die Gondel schoß durch den dunklen Kanal dahin.

„Ei, ei," dachte Friedrich von S., „so komme ich zufällig auf die geheimen Gänge meines Freundes, und hätte jetzt die beste Gelegenheit zu erfahren, wie er seine Abende zubringt. — Wenn ich ihm folgte, um zu sehen, wohin er sich wendet! Im ersten Augenblicke verwarf er den Gedanken wieder, denn er hielt es für Unrecht, auf diese Weise die Gänge seines Freundes zu belauschen. Dann aber trat ihm plötzlich das Bild der schönen Marchesa vor Augen; seine Eifersucht gegen den glücklichen Nebenbuhler flammte hoch auf, und nach einigem Ueberlegen hielt er es nicht für so Unrecht, Demjenigen nachzuspüren, der sich sein Freund nannte, und ihn doch so wenig freundschaftlich behandelte.

Rasch war sein Entschluß gefaßt. Er ging leise um die kleine Kirche herum; da war aber nirgends eine Gondel als die, welche auf der andern Seite des Kanals warteten, und die, wie schon gesagt,

dort einen beſtimmten Zweck zu haben ſchienen. Er hatte deutlich gehört, welches Wort der Italiener zu dem Gondolier geſagt. Obgleich er das Geheimnißvolle in dieſem Unternehmen nicht recht begriff, und in ſeiner Sorgloſigkeit nicht weiter darüber nachdachte, ſo beſchloß er doch, es gerade ſo zu machen, wie ſein Freund, um ihm, wenn das Manöver gelang, am andern Morgen die ganze Geſchichte zu erzählen und auf dieſe Art vielleicht zu erfahren, was er eigentlich zu wiſſen wünſchte. „Vielleicht," dachte er auch, „thue ich ihm Unrecht, und er iſt nicht nach jenem Palaſte gefahren, und dieſe Gondeln gehören irgend einer Verbrüderung junger leichtſinniger Leute, die auf ſo geheimnißvolle Art zu einem Rendezvous fahren. — Wir wollen ſehen!"

Dicht an der Kirche hin ging er auf die andere Seite des kleinen Platzes und nachdem er dort eine kurze Weile gewartet, trat er mit feſten, hörbaren Schritten auf den Platz zurück, dicht an das Ufer des Kanals. Augenblicklich verließ eine der Gondeln die andere Seite und fuhr langſam gegen ihn hin. Er huſtete zweimal, und Alles ging vortrefflich. Das Fahrzeug legte ſich feſt an die Treppe; darauf ſagte er leiſe: Italia, der Gondolier reichte ihm die Hand zum Einſteigen, und nachdem er ſich in die ſchwellenden Kiſſen geworfen, fuhr die Gondel mit großer Schnelligkeit davon.

Jetzt erſt, als er auf dieſe Art in eine unbekannte Strömung gerathen war, die ihn unaufhaltſam mit ſich fortriß, dachte er daran, daß er ſich vielleicht in eine Geſchichte eingelaſſen, die, wenn auch nicht gefährlich, doch am Ende einen unangenehmen Ausgang haben könne. Doch einigermaßen leichtſinnig, ohne viel Ueberlegung wie er war, dabei aber von großem perſönlichem Muth, ſuchte er ſich lachend zu überreden, die Sache ſei ein köſtlicher Spaß und werde ihm am Ende recht zu lachen geben.

Die Gondel machte einen ziemlich langen Weg. Wenn er auch zu den Fenstern hinausspähte, um zu erfahren, wohin er eigentlich geführt werde, so kannte er doch Venedig zu wenig, um sich in den kleinen Kanälen, in die man bald rechts bald links einbog, wiederfinden zu können.

„Was thun," sprach er nach einiger Zeit zu sich selber, „wenn nun die Gondel hält? Nun, das Beste ist, wenn ich zu dem Palast des Marchese geführt werde, dort auszusteigen und mir den Anschein eines harmlosen Besuchers zu geben. Es ist dazu noch früh genug; komme ich aber irgendwo anders hin, so werde ich da wohl Jemand finden, der mich zurechtweist."

Jetzt hielt die Gondel. Friedrich von S. stand von seinem Sitze auf, der Gondolier reichte ihm die Hand, er ging eine Treppe hinauf, das Fahrzeug kehrte augenblicklich um und der junge Offizier stand vor einer kleinen, erleuchteten Pforte, hinter der eine Treppe aufwärts führte. Doch so aufmerksam er sich auch ringsum schaute und die hohen Mauern betrachtete und den Kanal hinter sich, auf welchem er gekommen, so fand er doch bald, daß er hier in seinem ganzen Leben nicht gewesen, und daß er keine Ahnung davon habe, wo er sich eigentlich befinde.

Der Platz vor der Pforte, wo er war, führte auf keine Straße; auch sah er weder eine Brücke noch eine Gondel und somit war ihm der Rückzug abgeschnitten. Jetzt begann ihm doch sein Abenteuer seltsam vorzukommen, und er wußte nicht was er machen sollte. Wohin führte jene Treppe? — Wen fand er da oben? — „Auf alle Fälle ist Graf C. oben," sagte er zu sich selber, „und wenn sich da junge Leute zu irgend einer Tollheit versammeln, so ist er genöthigt, dich, da du einmal da bist, vorzustellen. Also vorwärts!" Er schritt langsam die Treppe hinauf, war aber noch nicht weit gekommen, als

er vernahm, wie unten im Kanal abermals eine Gondel anlegte und dann Schritte auf dem Steinpflaster erklangen, und jetzt hinter ihm Jemand die Treppe herauf stieg.

Dieß war ein großer stattlicher Herr mit schwarzem Barte, den er sich nicht erinnerte, schon irgendwo gesehen zu haben. Offenbar aber war es ein Italiener, denn er bot ihm in venetianischer Mundart einen guten Abend, wobei er ihn forschend ansah. Friedrich von S. war in Verlegenheit, was er ihm antworten solle, und doch schien der strenge Blick des Fremden irgend etwas der Art zu verlangen und sich nicht mit der gewöhnlichen Antwort auf einen guten Abend begnügen zu wollen.

Glücklicher Weise dachte der junge Deutsche an jenes Wort, das er vorhin dem Gondolier gesagt, und versuchte daselbe auch hier wieder, indem er fest und bestimmt entgegnete: „Italia;" denn er hatte nicht Lust, sich mit dem unbekannten Manne in irgend andere Explikationen einzulassen. Dieser schien auch zufrieden gestellt, denn er nickte mit dem Kopfe, antwortete aber zur höchsten Ueberraschung des jungen Offiziers: „Si Signor, Italia liberata."

Dies Wort schlug wie ein Blitz in das Herz des Deutschen, und er begann zu ahnen, daß er im Begriff sei, in ein fürchterliches Geheimniß einzudringen, daß er vor einem Schleier stehe, den zu lüften für ihn in mancher Hinsicht von unberechenbaren Folgen sein könnte. Trotzdem aber jedes weitere Vorschreiten für ihn persönlich von großer Gefahr begleitet sein konnte, so wäre er doch jetzt um nichts in der Welt zurückgewichen, ja er schätzte sich glücklich, sich, wenn auch anfänglich unbesonnen, in dieses Unternehmen eingelassen zu haben.

Der eben angekommene Fremde ließ ihm übrigens nicht viel

Zeit zum Ueberlegen. Er faßte ihn unter dem Arm und Beide ſtiegen die Treppen hinan.

Oben kamen ſie auf einen Vorplatz mit mehreren Thüren. Der Italiener mit dem ſchwarzen Bart ſchien hier zu Haus zu ſein, denn er ſchritt auf eine derſelben zu und öffnete ſie. Sie befanden ſich in einem Vorzimmer, wo mehrere Leute von ziemlich zweifelhaftem Ausſehen Bediente vorzuſtellen ſchienen, welche den Beiden Hut und Stock abnahmen. An den Wänden ſaßen Andere, Laſtträger und Gondoliere, theils mit rothen Fiſchermützen auf dem Kopfe, theils mit braunen, breitkrämpigen ſ. g. Ernani-Hüten.

Aus einem Nebenzimmer, dem ſich nun der Fremde näherte, hörte man das Gemurmel vieler Stimmen.

„Ich bitte um Ihren Namen," ſagte der Italiener zu dem deutſchen Offizier, als ſie vor jener Thüre angekommen waren.

Friedrich von S. zauderte und trat einen Schritt zurück.

„Wenn Sie Ihren Namen nicht nennen wollen," fuhr der Italiener fort, „ſo bitte ich um den des Mitgliedes, welches Sie eingeführt, welches — für Sie hier garantirt," ſetzte er lächelnd hinzu.

Nach einigem Ueberlegen antwortete Herr von S.: „Ich glaube hier Niemand zu kennen, als den Grafen von C., der ſich wahrſcheinlich hier befindet. Ich möchte mich an ihn wenden und ihm ein paar Worte ſagen, ehe ich in die Verſammlung eintrete."

„Graf C. iſt ein Name von gutem Klang unter uns," ſagte der Mann mit dem ſchwarzen Bart.

Und dies Wort über den Kameraden, welches Friedrich von S. hörte, ſchnitt ihm ſchmerzlich in die Seele, machte ihn erſtarren. „Nein, nein!" ſprach er zu ſich ſelber, „ich muß mich irren; hier kann nichts geſchehen, was gegen Recht und Pflicht ginge. Ich habe

ihn immer als einen ehrlichen Mann gekannt. — Wohlan! treten wir näher."

Die Flügelthüren wurden geöffnet und Friedrich ſtand auf der Schwelle eines großen Saales, deſſen Fenſter mit dunklen Sammtvorhängen dicht verhängt waren, und ſah eine Verſammlung vor ſich von vielleicht fünfzig bis ſechszig Männern, alle ſehr anſtändig gekleidet, die theils zu zwei und drei auf und abſpazierten, theils in Gruppen beiſammen ſtanden oder im eifrigen Geſpräch begriffen an einem langen Tiſche ſaßen.

Wohl ſchlug dem jungen Offizier das Herz ſtärker als er ſah, wie ſich mehrere der ihm gänzlich fremden Herren bei ſeinem Eintreten nach ihm umwandten und ihn aufmerkſam betrachteten.

„Graf von C.!" rief der Italiener, der mit ihm gekommen, und es war ein Zufall, daß der Gerufene ſich gerade in der Nähe der Thüre befand.

Er wandte ſich haſtig um und trat aus einer Gruppe Sprechender hervor.

Es iſt unmöglich, ſeine Ueberraſchung, ſeinen Schreck zu beſchreiben, mit dem er nun ſo plötzlich dem Kameraden und Freunde gegenüber ſtand. Er holte tief Athem und brachte nur mühſam „Ah!" hervor.

Der Venetianer, der mit dem deutſchen Offizier gekommen, ſah erſtaunt in die plötzlich erbleichenden Geſichtszüge des Grafen von C. Er ahnte, daß ſich hier Unangenehmes entwickeln würde und blieb in der Nähe. Auch mehrere der Herren, mit denen Graf C. ſo eben geſprochen, wandten ſich um und machten einen Schritt gegen die Thüre.

Graf von C. hatte ſich im nächſten Augenblicke wieder ſo viel gefaßt, um ſeinen Freund anſcheinend mit ruhiger, aber doch mit

vor Zorn zitternder Stimme fragen zu können: „Was treibt dich denn hieher? Warum drängſt du dich in die Verſammlung?“

„Von einer ſolchen Verſammlung hatte ich durchaus keine Ahnung,“ entgegnete Friedrich von S. „Aber ich bin nicht im Stande, hier deine Fragen zu beantworten. Du biſt überraſcht und erſchreckt, ich bin es nicht minder. Laß uns kein Aufſehen machen; ich will mich zurückziehen.“

„Wenn das möglich iſt!“ verſetzte Graf von C. finſter und warf einen forſchenden Blick umher. „Unglückſeliger! was ſoll dies Spioniren?“

Der Deutſche trat einen Schritt zurück und entgegnete mit leiſer, aber ſehr feſter Stimme: „Für dies Wort und manches andere will ich mir morgen eine Erklärung ausbitten. Jetzt aber möchte ich mich entfernen, denn es ſcheint mir keine große Ehre darin zu liegen, länger in dieſer Verſammlung zu bleiben.“

Damit wollte er zur Thüre hinausgehen; doch trat ihm der Venetianer, mit dem er die Treppen hinaufgegangen war, in den Weg.

„Halt!“ ſagte dieſer. „So entſchlüpft man nicht. So geduldig laſſen wir keinen Verrath geſchehen.“

Im Saale war unterdeſſen allgemeine Bewegung entſtanden. Die Leute um den Tiſch waren aufgeſtanden, die Gruppen hatten ſich gelöst und bildeten eine allgemeine. Todtenſtille herrſchte plötzlich in dem Saal; alle Geſichter wandten ſich der Thüre zu.

Friedrich von S., der umherblickte, erkannte den Marcheſe von C., der ſich vordrängte, ſowie mehrere andere Herren, die er ſchon hie und da in Geſellſchaft geſehen.

Der Marcheſe, der über dieſe Verſammlung eine Art Obergewalt oder Präſidentſchaft zu führen ſchien, war derjenige, welcher in dieſer allgemeinen Beſtürzung, die leicht zu einem unangenehmen

Tumulte hätte führen können, am Erſten ſich wieder faßte; und er that dies mit vieler Geiſtesgegenwart, indem er ſich laut lachend vordrängte, dem jungen Offizier die Hand reichte, während er den Umſtehenden mit ſehr lauter Stimme zurief: „Thun Sie doch gerade, meine Herren, als ſei ein Fremder, ein Bekannter von uns, wie der Herr von S., etwas ungern Geſehenes, etwas das uns überraſchen müßte! — Herr von S. iſt mir ſehr willkommen. Behalten Sie Ihre Plätze, meine Herren, ich bitte! — Sie ſehen hier," wandte er ſich wieder, aber mit einer ſehr erzwungenen Heiterkeit, an den fremden Offizier, „eine Geſellſchaft von Männern, die ſich einer zwangloſen Unterhaltung hingeben. — Auch wird ſpäter geſpielt," ſetzte er leiſe hinzu. „Erlauben Sie, daß ich Sie mit einigen dieſer Herren bekannt mache. Ich ſetze nämlich voraus, daß Sie uns für ein paar Stunden Ihre angenehme Geſellſchaft ſchenken werden."

Herr von S. wußte im erſten Augenblicke nicht, was er hierauf antworten ſollte.

Nachdem der Marcheſe alſo geſprochen, nahm die Phyſiognomie der Geſellſchaft plötzlich einen anderen Charakter an. Man zog ſich von der Thüre zurück, und gruppirte ſich wieder, man ſetzte ſich um den Tiſch. Doch hätte ein aufmerkſamer Beobachter wohl ſehen können, daß wenn auch alle die Herren ihr Geſpräch von vorhin wieder aufzunehmen ſchienen, doch die meiſten derſelben allem, was an der Thüre vorging, ein aufmerkſames Ohr liehen, und daß mancher Blick ſich verſtohlen dorthin richtete.

Graf C., der ſich vorhin zu einem unbedachtſamen Worte hatte hinreißen laſſen, näherte ſich jetzt ebenfalls lächelnd ſeinem Freund und bot ihm die Hand dar.

Friedrich von S. aber verbeugte ſich förmlich und ſagte darauf zum Marcheſe: „Verzeihen Sie, daß ich mich zufällig in eine Ge-

ſellſchaft drängte, zu der ich keine Einladung erhalten. Ich fühle das Voreilige meines Betragens und beſtrafe mich ſelbſt, indem ich mich augenblicklich aus dieſer ſehr ehrenwerthen Geſellſchaft zurückziehe."

Das Lächeln auf dem Geſichte des Marcheſe verwandelte ſich in ein unangenehmes Grinſen.

Graf C. biß die Zähne aufeinander, und ſeine Hände öffneten und ſchloſſen ſich krampfhaft.

Der Venetianer mit dem ſchwarzen Bart hielt ſich dicht an der Thür.

„Ich bitte alſo nochmals um Entſchuldigung, Herr Marcheſe," ſprach der junge Offizier, „daß ich Ihre Unterhaltung durch meinen Eintritt geſtört. Sie werden mir erlauben, daß ich mich zurückziehe."

Der Marcheſe machte eine tiefe Verbeugung und öffnete die Thüre.

Graf C. wollte ſeinem Freunde folgen, doch warf ihm dieſer einen ſolch' bezeichnenden Blick zu, daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Friedrich von S. zog ſich in das Vorzimmer zurück. Der Venetianer, der mit ihm gekommen, folgte.

„Sie werden in dieſer Stunde," ſagte er, „drunten keine Gondel finden. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die meinige anbiete, die an der Haupttreppe des Palaſtes hält."

Ein Wink ſeines Auges rief zwei der Gondoliere herbei, die in dieſem Vorzimmer ſaßen, und denen er einige Worte zuflüſterte. Als er ſo mit ihnen ſprach, verſchwand das Lächeln auf ſeinen Zügen und Haß und Wuth blitzte aus ſeinen Augen. „Un tradditore!" wiederholte er mehrmals mit ſehr leiſer, aber eindringlicher Stimme; und der eine der beiden Männer, die er aufgerufen, winkte zuſtimmend mit dem Kopfe.

Friedrich von S. hatte das Vorzimmer verlaſſen und war dort

über einen Corridor gegangen, von dem er glaubte, er müſſe zu jener Treppe führen, auf welcher er heraufgekommen. Am Ende dieſes Ganges öffnete er eine Thüre, ſah aber gleich, daß er fehlgegangen ſei und ſich in einem anderen Theile des Palaſtes befand. - Er war auf einem großen Veſtibul in einer ziemlich hohen, von Säulen getragenen Halle, durch einige Lampen erhellt, mit Orangen und Blumen beſetzt, an deren anderem Ende ſich eine große Treppe befand, die abwärts in den unteren Stock des Hauſes, wahrſcheinlich auf einen der Kanäle, führte.

Schon wollte er umwenden, als jene Thüre, durch welche er eben gekommen, haſtig geöffnet wurde, und eine ältliche Frau heraustrat, die ihn ſtillſchweigend am Arm faßte und ſo ſchnell als möglich mit ſich fortzog. Dann öffnete ſie eine andere Thüre, ſchob den überraſchten jungen Mann dort hinein, und ſchloß, ohne ein Wort zu ſagen, hinter ihm zu. Dabei hatte ſie ihm zugeflüſtert: „Folgen Sie mir, oder Sie ſind verloren!“

Kaum war er auf dieſe Art aus dem Veſtibul entführt worden, als er draußen auf dem Marmorboden feſte Schritte vernahm. Dann hörte er, wie eine tiefe Stimme fragte: „Iſt ſoeben Jemand die Treppen hinabgegangen?“ worauf die Stimme der Frau, die ihn hieher geführt, erwiederte: „Ich meine, es ſei ein junger Mann da hinabgeſtiegen. Ihr waret ja dicht hinter ihm und müßt ihn wohl ſelbſt geſehen haben.“ — Ein leiſer, eigenthümlicher Pfiff erſcholl, unten plätſcherten mehrere Ruder im Waſſer, und die Männer, die eben geſprochen, eilten die Treppe hinab.

Friedrich von S. befand ſich in einem hohen, ſehr mäßig erleuchteten Gemache und blickte erſtaunt um ſich. Alles, was ihm heute Abend begegnet, ſchien ihm wie ein Traum zu ſein. Was war der Zweck jener Verſammlung? — Es war offenbar kein guter. —

Was hatte man mit ihm vor? Wer hatte ihn so offenbar beschützt? — Denn daß man ihn gegen eine ihm drohende Gefahr in Schutz genommen, fühlte er vollkommen. Sein feines Ohr hatte wohl das Wort: tradditore vernommen, und er war schon so viel mit den Verhältnissen des Landes bekannt, daß er begriff, was auf dies Wort folgen konnte. Unbeschreiblich schmerzte es ihn, seinen Freund, den Grafen C., in dieser Versammlung gefunden zu haben. Das hätte er nicht gedacht, und manche Bemerkungen seiner hiesigen Kameraden fingen ihm auf einmal an verständlich zu werden. Doch hatte er nicht lange Zeit zu diesen Betrachtungen, denn am anderen Ende des Gemachs, in dem er sich befand, erschien dieselbe Frau wieder, die ihn hieher geführt und winkte ihm, näher zu treten. Er folgte ihr durch mehrere Zimmer; endlich öffnete sie die Thüre eines Kabinets und gab ihm ein Zeichen einzutreten.

Es entfuhr ihm ein Ausruf der Freude, denn er stand vor der Marchesa von C.

Sie war ernst wie gewöhnlich; doch blickte sie ihn aus ihren dunkeln Augen theilnehmend, ja freundlich an. Sie stand neben einem kleinen Fauteuil, von dem sie sich eben erhoben, und stützte ihre weiße Hand auf den dunkeln Sammt.

„Sie hier, Signora?“ rief der junge Mann überrascht. „Wodurch wird mir das Glück, Sie in diesem Palaste zu sehen?“

„Ich möchte mir eigentlich erlauben zu fragen, was Sie in diesen Palast geführt?“ entgegnete die Dame lächelnd.

„Das ist eine eigenthümliche Geschichte; aber wenn ich mich auch voreilig in eine Gesellschaft drängte, die mir, Gott sei Dank! gänzlich fremd ist, so ist es doch nicht meine Schuld, daß ich mich hier vor Ihnen befinde.“

„Das weiß ich; meine Kammerfrau führte Sie hieher.“

„Soll ich Ihnen dafür danken, Donna Emilia?"

„Ich glaube, Sie hätten alle Urſache dazu," verſetzte die Marcheſa. „Doch ich will Ihnen dieſe Räthſel löſen. Aber beantworten Sie mir vorher aufrichtig einige Fragen. — Sie kamen zu gleicher Zeit mit dem Grafen C. nach Italien?"

„So iſt es."

„Hatten Sie andere Zwecke, als Venedig kennen zu lernen?"

„Gewiß nicht."

„Oder theilte er Ihnen — — die Geſchäfte mit, welche ihn hieher riefen?"

„Nicht das Geringſte."

„Er ſprach mit Ihnen nie über die politiſchen Verhältniſſe dieſes Landes?"

„Das kann ich nicht läugnen; er ſprach zuweilen darüber. Doch wichen in manchen Punkten unſere Anſichten ſo von einander ab, daß ich ihn bat, dergleichen Geſpräche künftig zu unterlaſſen."

Die junge Dame athmete tief auf und ihre Züge erheiterten ſich augenſcheinlich. Lebhafter fuhr ſie fort: „Und Graf C. ſprach Ihnen nie von dieſen Verſammlungen, forderte Sie nie auf, daran Theil zu nehmen?"

„Niemals, Signora. Es war der ſonderbarſte Zufall, der mich hieher geführt."

Darauf erzählte Friedrich von S. mit wenigen Worten ſein ganzes Abenteuer von heute Abend, ja, konnte es nicht unterlaſſen, die Marcheſa merken zu laſſen, daß nur die Furcht, in dem Grafen von C. den Nebenbuhler entdecken zu können, ihn bewogen, demſelben zu folgen.

Sie ging einen Augenblick nach dem Fenſter, hob den Vorhang in die Höhe und blickte in die Nacht hinaus. Dann wandte ſie ſich

wieder raſch um. „Was Sie mir vorhin ſagten," ſprach ſie lebhaft, „iſt gewiß ſo?"

„Iſt gewiß ſo!"

„Sie können mir frei in's Auge ſehen, Sie können mir die Hand reichen?"

„Und mein Ehrenwort darauf geben als Mann und Offizier," erwiederte er entzückt und drückte ihre Hand an ſeine Lippen.

Sie entzog ſie ihm nicht ſo gleich wieder.

„Thereſa, meine Kammerfrau," fuhr die Marcheſa fort, „befand ſich zufällig im andern Theile des Palaſtes. Sie vernahm einige Worte, die ſie zittern machte für Sie. Sie wurde Ihre Beſchützerin, da ſie wohl wußte, es wäre mir unangenehm, wenn Ihnen ein Leides geſchähe."

Das ſagte ſie mit ganz leiſer Stimme.

„O Signora, wie danke ich Ihnen für dieſes Wort!" rief Friedrich mit bewegter Stimme. „Wie preiſe ich die Gefahr, den Zufall, der mich verderben wollte und doch ſo glücklich gemacht!"

„Reden Sie nicht von Glück!" ſagte ernſt die Marcheſa und zog ſanft ihre Hand zurück. „Ich habe Ihnen geſagt, was ich vielleicht nicht ſagen ſollte; laſſen Sie es genug ſein. Blicken Sie ernſt und ſorgenvoll in die Zukunft, aber nicht hoffend. Glauben Sie mir: es ziehen ſchwere Wolken über unſer Haupt, furchtbare Wetter, und ehe der Himmel wieder klar und rein wird, iſt manches Lebensglück zertrümmert, wird manche Blüthe zerſchlagen ſein, ohne Früchte gebracht zu haben. — O warum mußten wir uns hier in dieſer Zeit finden!" ſetzte ſie ſchmerzlich hinzu, „für eine Sekunde finden, nur für einen kleinen, kleinen Augenblick!" —

„Und warum nicht länger?" rief der junge Offizier ſtürmiſch. „O Signora Emilia! glauben Sie, ich ſei im Stande, ſo ruhig ſtehen

zu bleiben, da Ihre Worte mir eine ſo glückliche Zukunft öffnen?“ Damit faßte er abermals ihre Hand, und ſein blitzendes Auge überflog glühend die Geſtalt des ſchönen Mädchens.

„Meine Worte,“ antwortete ſie ernſt, faſt traurig, „haben Ihnen gar keine Zukunft eröffnet. Es iſt Alles dahin, Alles verloren. Hören Sie meine Worte und befolgen Sie dieſelben genau. Sie müſſen Venedig morgen verlaſſen!“

„Ah!“ rief der junge Mann und trat einen Schritt zurück. „Und das befehlen Sie mir?“

„Ich wünſche es,“ ſagte ſie ſchmerzlich lächelnd. „Ich bitte Sie darum.“

„Und Sie ſollte ich nicht mehr ſehen dürfen?

Sie ſchüttelte den Kopf und wiederholte ſeine Worte: „Nicht mehr ſehen dürfen.“

„Ich kann nicht von hier!“ ſagte er heftig. „So ſchnell kann ich Venedig nicht verlaſſen, wollte ich auch Ihrem Befehl Folge leiſten. Meine Liebe hält mich zurück und meine Ehre.“

Eine dunkle Röthe überflog bei dieſen Worten das ſchöne Antlitz der Marcheſa. „Ihre Ehre?“ ſagte ſie darauf mit feſter Stimme. „Gerade ihre Ehre zwingt Sie, von hier abzureiſen. Sie ſtanden hier in Verbindungen, die — nehmen Sie mir es nicht übel — ein falſches Licht auf Sie warfen.“

„Ich weiß es und muß es der Welt und meinen Kameraden beweiſen, daß ich vielleicht — unbeſonnen gehandelt. Graf C. hat mich heute Abend auf's Tiefſte beleidigt: er muß mir dafür Rede ſtehen.“

„Er wird ſich entſchuldigen,“ ſagte die Marcheſa achſelzuckend. „Er hat Wichtigeres zu thun, als eines Wortes wegen in dieſem Moment ſein Leben zu wagen.“

„So muß ich wenigſtens den Verſuch machen.“

„Und verlaſſen dann Venedig, ſo ſchnell Sie können,“ antwortete die Marcheſa. — „Leben Sie wohl!“

„Und ich ſoll Sie nicht wieder ſehen?“ rief der junge Mann. „Niemals, Emilie?“

„Gott weiß es!“ entgegnete das ſchöne Mädchen, und ein leichter Schauder flog über ihren Körper.

„O verabſchieden Sie mich nicht ſo kalt! O ſagen Sie mir nur ein einziges Wort, das ich mir tauſendmal wiederholen kann, wenn ich fern von Ihnen bin, ein Wort des Troſtes, ein Zauberwort, das mir in den Stürmen, die, wie Sie ſagen, kommen werden, eine freundliche Zukunft vormalt, glückliche Tage; ein Stern, zu dem ich aufblicken kann in finſterer Nacht!“

Das Mädchen verdeckte ihr Geſicht eine kleine Weile mit der Hand, dann faßte ſie ſeine Rechte, umſpannte ſie mit ihren beiden kleinen Händen, und er fühlte einen leichten Druck, der ihn glückſelig machte. Dann aber richtete ſie ſich ſtolz empor, hob das dunkle, glänzende Auge gen Himmel und ſagte mit feſter Stimme: „Wohlan denn, ich will ihnen dieß Wort nennen. Bewahren Sie es wohl, es iſt ein Talisman, der einzige, der Ihnen Glück bringen kann: — Treue gegen Ihren Kaiſer, gegen Ihr Vaterland, und Treue gegen die Dame, die Sie lieben.“ —

Damit winkte ſie ihm zum Abſchiede, wandte ſich um und eilte in's Nebenzimmer.

An der anderen Thüre erſchien jetzt die Kammerfrau wieder und erſuchte den jungen Mann ihr zu folgen. Sie führte ihn über das Veſtibul durch einen kleinen finſteren Gang, ſtieg alsdann mit ihm eine Treppe hinab und öffnete dort eine Thüre, die auf den Kanal führte.

Hier war eine Gondel, die augenblicklich dicht anlegte. Fried-

rich ſtieg hinein, dankte ſeiner Begleiterin, die ſich ſtumm entfernte, und war eine Viertelſtunde ſpäter in ſeinem Gaſthofe.

Am anderen Morgen ſtand er ſehr früh auf und wollte den Grafen C. aufſuchen, als ihm dieſer gemeldet wurde. Die Unterredung der beiden jungen Leute war kurz, aber peinlich. Der Italiener verſuchte umſonſt, ſeinen Worten von geſtern Abend eine andere Deutung zu geben. Friedrich von S. beſtand auf einer eclatanten Genugthuung, umſomehr, wie er ſagte, als er den Kameraden geſtern in einer Poſition überraſcht, die, gelinde geſagt, zweifelhaft war.

Ein hämiſches Lächeln fuhr bei dieſen Worten über die Züge des Italieners. „Wenn unſere Kameradſchaft", ſagte er kalt, „nicht ſchon durch den geſtrigen an ſich unbedeutenden Vorfall gelöst wäre, ſo würde ſie es dadurch ſein, daß ich meinen Abſchied erbeten und erhalten habe. Ich bin nicht mehr in kaiſerlichen Dienſten; ich bleibe hier in Venedig."

Friedrich verbeugte ſich ſtumm und erwiderte, ſo falle es ihm um ſo leichter, ſeine Pflicht zu thun und ſeine vorgeſetzte Behörde von dem in Kenntniß zu ſetzen, was er geſtern Abend erfahren.

Der Italiener lachte.

„Es iſt das freilich nicht viel," fuhr Friedrich fort, „aber vielleicht ein Fingerzeig, der nicht ohne Nutzen iſt. — Im Uebrigen ſtehe ich im Laufe des Tages zu Befehl."

Graf C. ſchied mit einer ſtummen Verbeugung, indem er verſprach, einen Secundanten zu ſchicken.

Dieſer erſchien auch eine Stunde ſpäter, und die Inſel Murano wurde als Ort des Duells ausgemacht.

Der junge Deutſche machte einem Vorgeſetzten die Mittheilung von dem geſtrigen Vorfalle; doch befremdete es ihn, daß dieſe Nachricht ziemlich kühl aufgenommen wurde. Dann ging er auf das

Offiziers-Kaffeehaus, um einen Bekannten zu finden, der ihm heute Nachmittag freundlich beiſtehen würde. Auffallend wichen die Kameraden zur Seite, und er war endlich genöthigt, ſich an einen ihm faſt gänzlich fremden Offizier zu wenden, der ihn achſelzuckend anhörte. Doch als Friedrich von S. den Namen des Grafen von C. als den ſeines Gegners nannte, wurde Jener freundlicher und ſagte: „Ah! das iſt etwas Anderes; ich ſtehe mit Vergnügen zu Dienſten.“

Das Rencontre fand auch zur beſtimmten Zeit ſtatt; es wurden vier Kugeln gewechſelt, und der Italiener erhielt von dem Deutſchen einen Schuß in den linken Arm. Darauf trennte man ſich ohne eine eigentliche Verſöhnung.

Der Secundant des Herrn v. S., dem er Einiges über den geſtrigen Vorfall mitgetheilt, ſchüttelte ihm beim Abſchiede freundlich die Hand und ſagte: „Verlaſſen Sie ſich auf mich; ich will den Kameraden dieſe Geſchichte mittheilen. Nehmen Sie mir nicht übel, man hat oft die Achſeln über Sie gezuckt und nicht ganz mit Unrecht. Der Schein war gegen Sie. Aber es iſt das hier ein ſonderbares Terrain und Sie haben es nicht gekannt. Sollten Sie etwas in Venedig wünſchen, ſo wenden Sie ſich an mich, wenn ich noch da bin! Tſchau! auf Wiederſehen! Adieu!“

Die beiden Gondeln flogen auseinander, die eine nach Venedig zurück, Friedrich von S. mit einem deutſchen Bedienten, den er angenommen, und ſeinem Gepäck nach Meſtre, wo er ſeinen Wagen hatte.

Er lehnte nachdenkend an dem kleinen Gondelhäuschen und dachte lebhaft an jenen Morgen vor einigen Wochen, wo er mit dem Freunde ſo luſtig und heiter der Inſelſtadt entgegen gefahren war. Was hatte er in dieſer kurzen Zeit nicht Alles erfahren, erlebt? — Einen Freund verloren und dagegen ſie gefunden, jenes herrliche

Mädchen, welche er nie im Stande war zu vergeſſen, und nach deren Beſitz zu ringen die Aufgabe ſeines Lebens ſein ſollte.

Jetzt fuhr er abermals bei Malghera vorüber; er grüßte die Schildwache, die wie an jenem Morgen wieder oben ſtand; er warf noch einen ſehnſüchtigen Blick rückwärts nach Venedig, deſſen Häuſer und Paläſte er noch deutlich ſehen konnte, die ganze prächtige Stadt weit geſtreckt, wie ſie dalag in den ſonnbeglänzten Fluthen. Dann ſchoß die Gondel in den breiten Kanal; noch eine Viertelſtunde und er landete in Meſtre.

Hier war irgend ein Feſt, ein Jahrmarkt oder dergleichen. Unzählige Gondeln, flache Boote und buntbemalte Marktſchiffe ſchaukelten ſich auf dem Kanale. Die Straßen waren voll Menſchen, ſchöne, ſchwarzäugige Mädchen in ihrer maleriſchen Tracht, die niederen Standes mit unbedecktem Kopfe, einen goldenen Pfeil zierlich in dem dichten ſchwarzen Haar tragend, die der höheren Stände mit ſchwarzen oder weißen Schleiern um das Haupt. Alles aber ſchien heiter und luſtiger Dinge. Die Burſchen aus der Umgegend, ein kräftiger, ſchöner Menſchenſchlag, mit ihren Sammtjacken und ſpitzen Hüten, um welche farbige Bänder gewickelt waren, ſtolzierten umher in einem ſeligen Nichtsthun, die Hände zwiſchen die Leibbinde geſteckt, die Pfeife im Munde. Auf dem Marktplatz ſchallte luſtige Muſik; vor einem großen Café ſaßen bunte Reihen Einwohner aus Meſtre, Landleute aus der Umgegend, auch Venetianer, Händler, Kaufleute, und dazwiſchen in Gruppen zahlreiche Gondoliere, die rothe Mütze auf dem Kopf, die Cigarre im Munde, und ſchenkten einander fleißig ein aus der ſtrohumwickelten Flaſche.

Friedrich v. S. ließ ſeinen Wagen mit Poſtpferden beſpannen und in kurzer Zeit rollte er durch das kleine Städtchen. Luſtig blies der Poſtillon, die Räder raſſelten auf dem Pflaſter, Kinder jubelten

und ſchrieen hinten drein; auf dem Marktplatze machte die dichtgedrängte Menge Platz, um die Caleſche durchzulaſſen, welche der italieniſche Poſtknecht, wie es dieſe Leute in den Straßen einer Stadt immer zu machen pflegen, im vollen Galopp dahin führte.

Bald ließen ſie Meſtre hinter ſich liegen und fuhren auf der breiten, ſchönen Straße nach Treviſo, bei zahlloſen Villen vorbei, die rechts und links etwas abſeits von der Straße liegen, und deren weiße Gebäude aus dem dunklen Laub der Cypreſſen und Orangen ſo freundlich hervorblickten. Links brauste die Eiſenbahn nach Vicenza durch das flache, geſegnete Land, das ſich hier, ein wahrer Garten bedeckt mit Obſt und Frucht, ausbreitet. Rechts warf unſer Reiſender noch einen letzten Blick auf die ſtillen Lagunen und ſein Auge haftete auf Venedig, das dalag im Glanz der untergehenden Sonne, ein prächtiges Bild, dem jungen Manne wie ein glänzender Traum, aus dem er ſeufzend erwacht.

II.

Wer im Frühjahr 1849 zufällig nach Meſtre gekommen wäre, ohne zu wiſſen, welch' großartiges Trauerſpiel hier am Rande der Lagunen gerade in ſeinem letzten Act aufgeführt werde, hätte in der That nicht gewußt, was er von der ſo gänzlich veränderten Geſtalt des kleinen Städtchens zu halten habe. Ja, wer auch mit den gewaltigen Ereigniſſen bekannt war, die ſich hier in Italien begaben, wer denſelben aufmerkſam gefolgt war und kam nun plötzlich hieher, der mußte ſchmerzlich erſtaunt um ſich ſchauen, wenn er bemerkte, wie ſich Alles in und um das Städtchen verändert.

Die breite neue Straße, die von Treviſo hieher führte, war freilich noch dieſelbe, und wenn man mit dem Eilwagen nach Meſtre abreiste, ſo ſchien eine Zeit lang Alles beim Alten zu ſein. Die Felder blühten in üppiger Pracht; die Maulbeerbäume hatten ihre Blätterkronen aufgeſetzt; die Rebe ſchlang ſich darüber hin mit ihrem hellen Grün; auch bemerkte man wohl hie und da eine Viehheerde oder auch einen Bauern, der auf ſeinem Ochſenkarren auf das Feld fuhr. Wenn man aber über die Hälfte des Weges hinaus war, ſo hörte man auf einmal den dumpfen Knall eines ſchweren Geſchützes, jetzt wieder einen, dann mehrere hintereinander, und der kundige Poſtconducteur, der ſeine Naſe zum Wagenfenſter hinausſtreckte, machte einen ängſtlichen Fremden, der mit ihm fuhr, zuweilen auf

eine feſte Rauchmaſſe hoch in der Luft, in Form einer großen Kugel, aufmerkſam, welche lange zuſammen hielt und die der Wind erſt nach und nach verwehte.

„Das war eine ſchwere Bombe," ſagt der Conducteur, „die zu frühe in der Luft zerplatzte."

„Und die herabfallenden Stücke können uns nicht treffen?" fragt der ängſtliche Reiſende.

„Jetzt ſind wir noch zu weit," entgegnet beruhigend der Andere; „aber wenn wir näher kommen, werden wir ſie artig ſauſen hören."

„Gott ſteh' uns in Gnaden bei! —"

Der Poſtwagen fuhr nun weiter, was die Pferde laufen konnten. Endlich ſahen die Reiſenden rechts und links die zahlreichen Landhäuſer liegen, in welchen der venetianiſche Adel ſonſt die warme Jahreszeit zuzubringen pflegte. Jetzt aber war's in den von Meſtre entfernteren öde und leer. Da hielt auf dem breiten Sandwege keine Equipage, da ſah man zwiſchen dem dunkeln Laub der Orangen und Granaten kein hellfarbig Seidenkleid durchſchimmern; die Gitterthore waren verſchloſſen, die Fenſterladen ebenfalls; Alles war unheimlich öde und ſonderbar ſtill.

Aber wenn man näher und näher nach Meſtre kam, wenn die ſchweren Schüſſe, die man in raſcher Reihenfolge hörte, nicht mehr dumpf knallten, ſondern heftig krachten, wenn die platzenden Bomben, wie es der Conducteur vorhin verſprochen, artig über den Wagen dahin ſausten, wenn man die Stadt endlich vor ſich ſah, dann wurden auch die Landhäuſer rechts und links auf eine ſeltſame Weiſe belebter. Die Gitterthore waren geöffnet; neben der Schildwache, die ruhig auf und ab ſpazierte, ſaßen Soldaten im blauen Mantel und der Holzmütze und verrichteten allerlei häusliche Beſchäftigungen;

auf den breiten Sandwegen gingen ebenfalls Soldaten, an den Fenſtern lehnten nicht minder welche, und wenn man etwas durch die Orangen- und Granatbüſche flattern ſah, ſo war dies vielleicht weiß angeſtrichenes Lederzeug oder militäriſche Wäſche, die hier zum Trocknen aufgehängt war.

Die durch den ſchweren Belagerungsdienſt ſehr geplagten öſterreichiſchen Soldaten hatten ſich bei ihren venetianiſchen Freunden ſo gemüthlich als möglich eingerichtet, und die zierlichen Gärten, die gewölbten Zimmer waren ihnen nach des Tages Laſt und Hitze wohl zu gönnen.

Auch die breite Landſtraße fing hier an recht belebt zu werden. Aus den Feldern zu beiden Seiten bog Infanterie in Zügen und Compagnieen, aber nur mit der Mütze und ohne Waffen, auf die Straße ein. Sie kamen von den Belagerungsarbeiten, hatten Faſchinen und Schanzkörbe angefertigt, überhaupt Material zum Batterieenbau, das nun von den Offizieren, die dorthin ſprengten im dunkeln Waffenrock, grüne Federn auf dem Hute, in Augenſchein genommen und verzeichnet wurde. Generalſtabsoffiziere und Ordonnanzen ritten hin und her, und aus einem rechts am Wege ſtehenden Landhauſe der Villa Papadopoli kam eine Schaar Reiter hervorgeſprengt, darunter ein paar Generale, denen Adjutanten folgten; und voraus ritt ein langer hagerer Mann mit ernſtem Geſichte, hellen klugen Augen, deſſen grauer Bart im Winde flatterte.

„Haynau!“ ſagte der Conducteur, und die Paſſagiere im Wagen verrenkten faſt die Hälſe, um den berühmten General zu ſehen.—

Wie aber hatte ſich jetzt die Stadt verändert! Von den Einwohnern keine Spur! Wohin man blickte — Soldaten und wieder Soldaten. Hier ſaßen ſie reihenweiſe unter großen Bäumen, die erſt von der Arbeit Gekommenen, und ruhten, ihre Pfeife rauchend,

aus. Dort im Hofe putzten Andere ihre Säbel und Gewehre, die von der langen Unthätigkeit ein bischen roſtig geworden waren; denn hier braucht der Soldat nur Spaten und Schaufel. An einem Waſſerbecken, wo vordem eine Schaar Verkäuferinnen ihre Gemüſe friſch gehalten und geputzt, wuſchen jetzt Artilleriſten ihre Geſchirrſachen, Wiſcher und Anſetzkolben. Aber dabei war hier Alles luſtig und guter Dinge; Jeder amüſirte ſich auf ſeine Art. Hier unter einem Haufen Grenzer ſang Einer ein melancholiſches Lied aus der Heimath, und da blitzten die ſchwarzen Augen und die dunklen Geſichter grinsten vor Wehmuth und verzeihlichem Heimweh. Ein Böhme hatte — Gott weiß wo? — eine Violine erobert und ſpielte luſtige Weiſen, zu welchen Ungarn mit luſtigem Huſſa! umherſprangen.

Und wie war nun der Marktplatz um dieſe Zeit luſtig und belebt! Hier hatten die Offiziere, die gerade nicht im Dienſt waren, ihr Hauptquartier; und es war unter dem Krachen der Geſchütze, unter dem Brauſen der Kugeln eine kleine treffende Copie von Wallenſteins Lager. Aus wie viel Waffenarten und Nationalitäten beſtand nicht ſchon das Belagerungsheer! Und dazu die Menge von Genieoffizieren, Adjutanten, Ordonnanzen und Generalſtäblern, die in ihren dunklen Waffenröcken und in ihrem ruhigen Weſen ernſt und geſetzt abſtachen gegen die Kameraden der anderen Theile der Armee: Huſaren, Dragoner, Chevauxlegers, Küraſſire, die erſt geſtern hieher gekommen waren, um das großartige Schauſpiel mit anzuſehen.

Wer nicht gerade im Dienſt war, der befand ſich auf dem Marktplatz, rauchend, Kaffee trinkend und ſpielend. Es war hier wie ein Luſtlager, und wenn nicht das Krachen der Geſchütze geweſen wäre, oder wenn ein unhöfliches Bombenſtück nicht zuweilen aus hoher Luft auf das Pflaſter niedergeſchlagen oder auch wohl durch das Schatten

ſpendende Vordach des Kaffeehauſes gedrungen wäre, hätte man glauben können, einem friedlichen Manöver beizuwohnen.

Aber Meſtre hatte ſeine Schattenſeite, ſeine Straßen, in denen es recht unheimlich, ja traurig ausſah; das waren die, wenn man ſich vom Markte hinweg nach dem großen Kanale wandte, die Seite der Stadt, welche zunächſt gegen Malghera liegt. Hier waren die Häuſer ſchon längſt verlaſſen, und die tapferen Jäger, welche in denſelben ihr Quartier hatten, wurden gezwungen, ſich Schritt für Schritt zurückzuziehen. Die Italiener in Malghera machten ſich ein Vergnügen daraus, die kaiſerliche Munition, die ſie nichts gekoſtet, ganz unnöthig und mit der größten Verſchwendung auf die kaiſerlichen Truppen und auf ihre eigene unglückliche Stadt Meſtre zu verſchießen. Es verging während manchen Tages kaum eine Viertelſtunde, wo nicht ein Schuß herüberkrachte und eine ſchwere Kugel in das Mauerwerk einſchlug. Manche der Gebäude hier waren nur noch Schutthaufen, zerſchmettert und zerriſſen. Mehrere Straßen waren dem Militär verboten worden; ſie lagen öde und leer, die Fenſterläden hingen herab, die Balkone waren zertrümmert, und wenn irgend ein wißbegieriger Offizier ſich langſam vorſchlich, um hinter einem der letzten Häuſer nach dem belagerten Fort hinüberzuſchauen, ſo tönte ſein Schritt dumpf und hohl. Am troſtloſeſten ſah es am großen Kanale ſelbſt aus, an jener Stelle, wo zu Anfang unſerer Geſchichte jene beiden Offiziere ihren Wagen verlaſſen, um in einer Gondel nach Venedig zu fahren. — Damals und jetzt, welch ein Unterſchied! Von den vielen Menſchen, die damals hier verkehrten, die lachend und plaudernd ihre Geſchäfte betrieben, nicht Einer mehr! Verſchwunden waren die Boote, die Marktſchiffe, die Gondeln; auf dem Kanal wiegte ſich kein Fahrzeug mehr, bedeckt mit friſchem Grün, keines mehr mit Körben voll buntfarbiger, duftender Blumen. Die

ganze Waſſerfläche lag einſam ernſt und ſtill; und den Landungsplatz, von wo früher zahlreiche Zuſchauer auf das Marktgewühl herabblickten, ſperrte eine Batterie, deren Geſchütze gegen Malghera drohten.

Wenn man über den Marktplatz in Meſtre ging, bei der alten Kirche vorbei, und wandte ſich an dem einzigen Gaſthofe rechts, ſo kam man bald in das Stadtviertel, wo ſich nur Häuſer auf einer Seite der Straße mit großen Zwiſchenräumen befanden. Hier hinaus ging der Weg nach Vicenza, der aber ſeit der Eröffnung der Eiſenbahn natürlicher Weiſe an Wichtigkeit verloren. Ehe man aber dieſe Landſtraße erreichte, kam man an einen freien Platz, auf dem, noch in der Stadt ſelbſt, eine Art Landhaus lag. Es war das eines jener Bauweſen aus dem vorigen Jahrhundert, aus rothen Ziegelſteinen erbaut, oben mit einem Manſardenſtock, die mittleren Etagen mit reich verſchnörkelten Fenſtern, unten eine breite Steintreppe, an deren Geländer der Baumeiſter den Verſuch gemacht zu haben ſchien, wie weit es Geduld und Geſchmackloſigkeit zu bringen im Stande ſeien. Das Haus hatte einen Hof, mit Einfaſſungen analog dem Treppengeländer, einem Gitterwerk, das auch hier erſt nach hunderttauſend unnöthigen Drehungen und Wendungen an der Hauptöffnung zuſammenkam, wo das Thor aus zwei paar kleinen Engeln gebildet wurde, die ſo furchtbar verſchwollen und ſchlagflüſſig ausſahen, daß ein gewiſſenhafter Arzt gleich in Verſuchung gekommen wäre, ihnen mit Entſetzen den Puls zu fühlen.

Vor dieſem Hauſe nun ſtand eine Gruppe von Offizieren, und hatten neben ſich eine Karte aufgelegt, mit deren Hülfe ſie über die verſchiedenen Operationen gegen Malghera ſprachen. Es waren zwei Generalſtäbler und zwei Genieoffiziere. Einer der Erſteren, ein ſchon

etwas ältlicher Herr mit Brille, hatte im Eifer des Geſprächs einem der Engel ſeinen Federhut aufgeſetzt, was äußerſt komiſch ausſah. Ein junger Huſarenoffizier lehnte ſeitwärts an dem eiſernen Gitter und war beſchäftigt, einen hartnäckig zugloſen Rattenſchwanz in Brand zu bringen.

„Vederemo," ſagte der jüngere Generalſtabsoffizier, indem er die Karte zuſammen faltete, „mit der errichteten Parallele und unſern paar Batterieen mit weniger Munition werden wir nicht viel ausrichten."

„Die Werke von Malghera können wir freilich nicht damit demontiren," bemerkte ihm der Offizier vom Geniecorps. „Aber der moraliſche Eindruck, wenn ſie nun auf einmal auch unſererſeits mit Projectilen aller Art bedient werden, kann nicht gering ſein, und ich glaube, man hofft viel davon."

„Bah!" ſprach der Major, „Niemand, der die Italiener genau kennt. Wenn man ihnen im freien Felde den Ernſt zeigt, à la bonheur, das macht ſie ſtutzig; aber hinter Wall und Mauer da ſchießen ſie wie die beſten Truppen. Und welch' herrliche Munition haben wir ihnen angefertigt und hinterlaſſen! Der Gedanke koſtet mich noch mein Leben. — Bei zweihundert der neueſten, ſchönſten, bravſten Geſchütze, kaiſerlich Metall, haben ſie da drin, und wir müſſen hier vor unſerer eigenen Feſtung liegen, und wenn wir einen etwas tiefen Laufgraben anlegen, haben wir alle Gefahr zu verſaufen."

„Je mehr Schwierigkeiten, deſto mehr Ruhm," meinte der andere Genieoffizier, ein junger Hauptmann mit ernſtem, geſetztem Weſen. „Die Sache muß gelingen!"

„Damit hat's freilich keine Noth," entgegnete der Major. „Was wäre mit ſolch einer braven Armee unmöglich? Kann man beſſer arbeiten, als die Leute thun, unverdroſſen, immer luſtig und

guter Dinge? ſcheeren ſich den Teufel um Kugeln und Bomben, wenn ja Einige hingelegt werden, ſo wird aufgeräumt und die Uebrigen drohen gegen die rebelliſche Schaar und rufen: „Es lebe der Kaiſer!“

„Nur zieht es ſich lange hinaus,“ ſagte der Lieutenant vom Geniecorps. „Nächſtens fängt es an, ſehr heiß zu werden und dann haben wir die Fieber auf dem Hals.“

„Deßhalb nur tüchtig fortgearbeitet!“ nahm der Major wieder das Wort, indem er mit dem Finger auf die Karte zeigte. „Gebt nur Achtung, von hier aus wird eine zweite Parallele etablirt mit einer artigen Menge von Geſchützen. Munition dazu iſt genugſam verſchrieben.“

Damit ſteckte er die Karte in die Bruſttaſche.

„Wann fängt dein Dienſt in den Laufgräben an?“ fragte der Ingenieurhauptmann ſeinen Kameraden.

„Um neun Uhr marſchiren wir von der Paduaner Straße ab,“ entgegnete dieſer.

„Alſo auf Wiederſehen heute Abend!“

„Tſchau!“

Damit trennten ſich die vier Offiziere; die vom Generalſtab gingen ins Haus zurück, der Hauptmann vom Geniecorps nahm ſeinen Kameraden, den Huſarenoffizier, unter dem Arm und Beide ſchlenderten nach Meſtre hinein. Doch betraten ſie nicht die Hauptſtraße, ſondern wandten ſich rechts, gingen eine Strecke weit auf der breiten Chauſſee, die nach Padua führt, und bogen dann links in das Feld ab, wo die Laufgräben anfingen.

„Ehe wir zu den Batterieen vorgehen,“ ſagte der Ingenieurhauptmann — der Leſer wird wohl errathen haben, daß es Friedrich von S. war, den wir hier in Meſtre wieder finden — „muß ich

dir ein kleines, heimliches, aber trauliches Plätzchen zeigen; ich bin überzeugt, daß es auch dir gefallen wird — unſern Begräbnißplatz. Siehſt du dort, wo man die Kultur geſchont hat, da liegen die Armen ſo viel hundert Stunden von der Heimath im Schatten des Maulbeerbaumes und des Rebenlaubs. Du mußt geſtehen, daß dies Plätzchen eher einem Garten ähnlich iſt als einem Kirchhof."

„Wahrhaftig, es hat nichts Abſchreckendes," beſtätigte der Huſarenoffizier, „und wer einmal beſtimmt iſt, hier zu bleiben, der kann es ſich ſchon gefallen laſſen, da begraben zu werden."

„Bei den Kameraden," ſprach ernſt Friedrich von S. „Und du ſiehſt, wie rührend ſchön ſie für die Ausſchmückung ihrer Gräber geſorgt haben."

Dem war auch in der That ſo. Unter dem Laubdache im grünen Graſe, das den Boden hier bedeckt, waren die Gräber der Gefallenen recht ſorgſam aufgeſchaufelt und hatten Kreuze, einfach zuſammengebunden von Baumäſten, andere mit Kränzen verziert, oder ſogar mit kleinen Heiligenbildern. Und ſo lagen die Todten in Ruhe und Frieden neben einander, in ihrem Grabe fort und fort militäriſch begrüßt, denn von Malghera herüber krachte Schuß auf Schuß.

„Die drüben feiern nicht," ſagte lächelnd der Genieoffizier; „und hier iſt noch Platz genug. Wenn du lange genug hier bleibſt, ſo kannſt du auch vielleicht mir noch einen Beſuch hier abſtatten. Nächſtens wird es drüben ſcharf hergehen, und ich habe eine Ahnung, als wenn die für mich gegoſſene Kugel in Malghera bereit läge."

„Ah! wie kann man ſo ſprechen!" rief lachend der Huſarenoffizier; „namentlich du, der in dieſem und dem vorigen Jahre ſo gleichgültig, ſo unerſchrocken ins Feuer ging, was dir übrigens, unter uns geſagt, vortrefflich vergolten wurde. Denn haſt du nicht die beſte Ausſicht, nächſtens Major zu werden? und das iſt doch in

den wenigen Jahren eine ungeheure Carriere. Wir armen Reiter ſind ſchlecht weggekommen. — Nun! denken wir nicht daran."

Damit gingen die Beiden durch die Laufgräben nach den Batterieen der erſten Parallele, die faſt beendigt war. Von dort aus ſah man Malghera deutlich vor ſich liegen, ſah jedes der Werke mit einer dreifarbigen Fahne geziert und bemerkte, wie die Beſatzung mit ihren rothen Hoſen hin und her lief. Munition ſparten ſie niemals; faſt jeden Augenblick blitzte ein Schuß auf und es ſauste eine Vollkugel, bald das Parapet der Tranchée ſtreifend, bald hinter derſelben einen armen Maulbeerbaum umreißend.

„Dort liegt Venedig," ſagte Friedrich von S. und zeigte rechts von Malghera nach der abgeſprengten Lagunenbrücke. „Ich hätte in meinem ganzen Leben nicht gedacht, daß wir uns hier mit unſerer eigenen Feſtung beſchäftigen müßten. — Und wir ſind noch lange nicht darin!" ſetzte er ſeufzend hinzu.

„Apropos!" redete der Huſar nach einer Pauſe, „du haſt mir damals in der Nacht vor Mailand die merkwürdige Geſchichte erzählt, die dir in Venedig paſſirt. Haſt du nichts weiter erfahren? Iſt die Dame noch in der Stadt oder hat ſie ſich, wie ſo viele Andere, geflüchtet?"

Friedrich von S. ſchüttelte den Kopf und verſetzte: „Direct weiß ich faſt gar nichts von ihr. Als ich nach Deutſchland zurückgekehrt war, ſchrieb ich ihr ein paar Mal, erhielt auch die freundlichſten Antworten; doch warnten mich meine Vorgeſetzten vor dieſer Correſpondenz, und mit Recht. Du weißt, wie ſich bald darauf die Zeiten geſtalteten, und ſeit die dreifarbige Fahne in Venedig weht, habe ich nur erfahren, daß ſie noch in der Stadt iſt."

„Alſo nicht abgereist?"

„Sie wollte ihren Vater nicht verlaſſen, und da das Unglück

nun einmal über ihre Vaterſtadt hereingebrochen, ſo that ſie und thut wahrſcheinlich alles Mögliche, um die Noth all der unglücklichen Menſchen, die ſo muthwillig ins Verderben mit hineingeriſſen wurden, zu lindern. Die letzten Nachrichten von ihr erhielt ich merkwürdiger Weiſe durch einen Deſerteur, einen Deutſchen, bei einer der vielen Fremdenlegionen angeworben, der von Val-Tojado zu uns nach Capo-Sile deſertirte. Es war das ein merkwürdiger Burſche, er kam auf einem Nachen allein und hatte ſein Hemd als weiße Fahne an einer Ruderſtange befeſtigt. Er hatte ſich häufig in den venetianiſchen Spitälern umher getrieben, und machte im Allgemeinen eine ſchlechte Schilderung von ihren Anſtalten und verſicherte unter Anderm, die Kranken hätten an Leib und Seele zu Grund geben müſſen, wenn ſich nicht von den vornehmen Damen der Stadt ihrer angenommen. Unter dieſen ſei beſonders eine geweſen, welche namentlich die Deutſchen aufgeſucht, ſich auch in ihrer Sprache nach ihren Leiden erkundigt und welche Allen ein hülfreicher Engel geweſen ſei. Natürlicher Weiſe dachte ich an die Marcheſa, er beſchrieb mir die Dame ſo genau wie möglich, und als er von ihrer hohen Figur, ihrem ernſten und doch freundlichen Weſen, ihrem blonden Haare ſprach, da wußte ich ſicher, daß es Donna Emilia geweſen ſei, und hätte den Mann beneiden können, der im venetianiſchen Spital geweſen, der Wohlthaten von ihrer Hand empfangen. — — Mein Herz iſt zerriſſen," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich kann ihrer, die ſo gut, ſo unſchuldig auf feindlicher Seite ſteht, nur mit der innigſten Liebe gedenken. — Gott weiß, wie das enden wird!"

„Vielleicht beſſer als du denkſt," entgegnete der Huſar. „Was kann die Marcheſa dafür, daß ihr Vater ein Venetianer iſt und ſich in einem Taumel mit fortreißen ließ? Jeder von uns weiß doch,

wie sie gesinnt war. Die Fahne mit den kaiserlichen Farben an ihrer Gondel hat man ihr nicht vergessen; und die Geschichte ist bekannt genug."

„Es ist gut von dir," versetzte der Andere, „daß du mir freudige Hoffnung machen willst. Mag der Himmel wissen, wie es ihr dort drüben in der belagerten Stadt gehen wird. Wie es aber hier mit mir endigen wird, darüber habe ich ziemliche Gewißheit. — Jetzt aber komm nach Mestre zurück, wir haben hier schon lange genug auf dem äußersten Punkt gesessen und den Italienern unsere Uniformen gezeigt; ich sehe da oben ein paar, die mit Fernröhren scharf herüber blicken; Anderes wird sogleich folgen. Im Dienst des Kaisers soll man mich meinetwegen zusammenschießen, aber durch Vorwitz will ich nicht eine einzige Kugel herbeilocken, die unsere braven Arbeiter belästigen könnte. Komm herab!"

„Noch einen Augenblick!" sagte lachend der Husar. „Da auf dem Fort Rizzardi blitzt es stark auf; das wird uns gelten."

Und so war es auch. Denn kaum hatte er diese Worte gesprochen, so streifte eine 24pfündige Kugel nicht einen Schritt von ihm die Brustwehr und warf einen Haufen Sand und Steine über ihn her, die der junge Offizier nun lachend von sich abschüttelte und darauf in den Graben hinabsprang. Noch ein paar Schüsse wurden drüben gethan, eigentlich Bombenwürfe; man hörte das Sausen der Kugeln hoch in der Luft, das immer stärker wurde und dann in verdächtige Nähe kam, mit einem Schlag auf den Boden und einem lauten Krachen endigte. Die Stücke des platzenden Geschosses sausten pfeifend nach allen Seiten, bohrten sich tief in den weichen Sand oder zerschmetterten auch wohl ein paar Bretter, hinter denen die Arbeiter Schutz gesucht.

Der Husarenoffizier verabschiedete sich auf dem Marktplatze

von ſeinem Freunde, und da er erſt heute Morgen von Mailand gekommen war, ſtieg er zu Pferde, um ſein Quartier aufzuſuchen, welches außerhalb der Stadt in einer der zahlreichen Villen war. Er mußte weit hinaus über Caſa Papadopoli, dann zeigte ihm ein Bauer auf Befragen einen Feldweg, der links von der Straße abführte und ihn endlich in eine hohe, dichte Allee brachte, die in einen Park mündete, der mit einem hohen eiſernen Gitterthor verſchloſſen war. Hier war aber weder eine Glocke noch ſonſt etwas, um Einlaß verlangen zu können. Wenn auch rechts und links keine Mauer war, ſo zeigte ſich doch dafür, ſo weit man ſehen konnte, ein über ſechs Schuh breiter und tiefer Waſſergraben, der augenſcheinlich das ganze Gut umgab. Der Huſarenoffizier ſah kopfſchüttelnd das verſchloſſene Thor und war ſchon im Begriff wieder umzukehren, indem er dachte, er ſei fehlgeritten, als ein Mann, der hinter ihm quer durch die Allee ſchritt, ihm ſagte, die Villa ſei dieſelbe, welche er ſuche.

„Aber zum Teufel! wo iſt die Villa?“ fragte der Reiter. „Man ſieht ja weder Haus noch ſonſt etwas. Wie kann man ſich den Bewohnern verſtändlich machen, und warum iſt das Thor verſchloſſen?“

Der Fremde zuckte die Achſeln und erwiderte: „Ja, Herr, die drinnen haben Furcht! 's beſte wäre, Sie ritten da drüben in's Dorf und ſchickten einen Knaben herüber, der Sie ankündigte.“

„Wie ſoll der dann hineinkommen?“

„Links vom Thor befindet ſich eine Planke über den Graben im dichteſten Gebüſch. Ich weiß den Platz nicht, aber die aus der Umgegend werden ihn ſchon finden.“

Damit wandte ſich der Mann um und eilte über das Feld davon.

Der Offizier ritt an das Thor zurück, wandte ſich dann links und verfolgte eine Zeit lang den Waſſergraben. Richtig! es ſchien

derſelbe um das ganze Gut herum zu laufen. Meiſtens befand ſich an den beiden Ufern dichtes Gebüſch; nur hie und da war eine kleine Lichtung. Bei einer der letztern wandte der Huſar entſchloſſen ſein Pferd und indem er dachte: ich muß wohl ſchon auf Reiterart da hinein, ließ das edle Thier zum Sprung anſetzen und flog mit ihm leicht und gewandt über das abgeſperrte Terrain. An dem Graben rechts wieder hinaufreitend, kam er bald an das Gitterthor und auf einen breiten Kiesweg, der in das Innere des Gartens führte. Rings war Alles ſtill; der Reiter befand ſich im dichten Schatten der hochſtämmigen Bäume, die rechts und links ſtanden. Jetzt bog der Weg etwas rechts ab, worauf der Huſar vor ſich auf einem kleinen Raſenplatze die Villa, ſein Quartier, liegen ſah. Anfänglich glaubte er hier ebenfalls Alles abgeſchloſſen wie das äußere Thor zu finden und ließ ein kräftiges Halloh ertönen. Raſch wurde indeß jetzt die Thüre geöffnet und ein alter Mann, der heraustrat, war offenbar erſtaunt, ja erſchreckt, vor ſich einen wohlbewaffneten Reiter zu ſehen.

„Hier iſt doch die Villa —?“ rief der Huſarenoffizier.

„Allerdings!“ entgegnete der alte Mann. „Doch wenn ich mir erlauben darf zu fragen, auf welchem Wege kommen Sie hieher in den Garten?“

„Geradeaus, nach Huſarenart!“ lachte der Offizier, „da das Thor verſchloſſen war und man mir auf mein Rufen keine Antwort gab, ſo mußte ich mich ſchon bequemen, über den Waſſergraben zu ſetzen.“

„Ein braves Pferd,“ ſagte hierauf der alte Mann, indem er näher trat, den Zügel ergriff und das Thier ſanft auf den Hals klopfte.

„Sie haben doch Platz für mich?“ fragte der Offizier.

„Die ganze Villa ſteht zu Ihrem Befehl,“ verſetzte der alte

Mann. „Es ſind noch ein paar Bediente da, die ich Ihnen zur Verfügung ſtelle, im Falle Sie nicht Ihre eigene Dienerſchaft erwarten."

„Später kommt mein Burſche mit wenigem Gepäck," antwortete der Huſar. „Geben Sie ihm ein Plätzchen in meiner Nähe."

„Sie wollen ſelbſt wählen," entgegnete der Andere; und da unterdeſſen ein Bedienter aus dem Hauſe gekommen war, ſo übergab er dieſem das Pferd und öffnete die Thüre, um den ungebetenen Gaſt eintreten zu laſſen.

Das Wohnhaus, ein mittelgroßes, ſehr elegantes Caſino mit flachem Dache, maſſiv von Stein erbaut, mit zahlreichen Statuen und Bildhauereien verziert, ſchien in der That ganz leer zu ſtehen. Hohl klang der Schritt auf den Gängen und Treppen, und im erſten Stocke mußte der Alte jetzt die Fenſterläden öffnen, um Luft und Licht in die dunkeln Zimmer zu laſſen.

Der junge Offizier wählte ſich beſcheidener Weiſe ein kleines, aber zierliches Schlafzimmer mit einem Kabinet daneben. Er hatte von hier eine Ausſicht in den breiten, ſchönen Park und mußte ſich geſtehen, daß der Beſitzer oder der Erbauer ein Mann von Geſchmack ſei und es wohl verſtand, ſich gegen das hieſige Klima zu waffnen. Hier war doch Schatten, Kühle, friſches Waſſer im Gegenſatz zu vielen anderen Landhäuſern um Meſtre, die, wie abſichtlich, faſt ganz ohne Bäume ſind; und auf welche die Sonne nach beſtem Ermeſſen den ganzen Tag hinbrennen kann. Es war unendlich ruhig und ſtille hier; man hätte glauben können, entfernt von jeder großen Stadt mitten in der Einſamkeit zu leben; nur zuweilen hörte man einen dumpfen Schlag — ein Schuß von den Wällen Malghera's.

Der Huſarenoffizier richtete ſich ſo gut wie möglich ein, und als ſpäter ſein Burſche mit dem Gepäck kam, er ſich umgezogen hatte

und in den dichten Laubgängen des Parks ſeine Cigarre rauchte, mußte er ſich eingeſtehen, daß es auf ſolche Art höchſt bequem und amüſant ſei, einer Belagerung beizuwohnen.

Die Beſchießung des Forts Malghera in der Mittagsſtunde des vierten Mai aus fünf Batterien der Vorparallele hatte, obgleich ſie den eingeſchloſſenen Feind auf's Höchſte überraſchte, nicht die gewünſchte Wirkung. Obgleich die öſterreichiſche Artillerie außerordentlich brav geſchoſſen und das Innere des Forts ſchon von Kugeln ziemlich durchfurcht war, die platzenden Bomben tiefe Löcher in den Boden geriſſen, obgleich die Ketten der eiſernen Zugbrücke zertrümmert und das Wachthaus am Thore ſowie ein Kaffeehaus im inneren Platze durch hereinſtürzende Bomben zerſchmettert waren, ſo hatte doch die Beſchießung den äußeren Werken wenig Schaden gethan. In Malghera, das außerordentlich mit Geſchützen und Munition ausgerüſtet war, kommandirte ein tüchtiger Offizier, und ſo kam es denn, daß die Beſchießung auf's Vollſtändigſte erwidert wurde, und zwar ſo, daß auf einen Schuß aus den Batterieen vielleicht ſechs aus dem Fort kamen. Die Belagerungsarbeiten, ſo gut ſie auch gefertigt waren, wurden von Kugeln durchfurcht, die Batterieen mit feindlichem Eiſen überſchüttet. Man war nicht mehr im Stande, die Schüſſe zu zählen, man wußte es nicht mehr, krachte es hier oder krachte es dort. In Rauch und Staub gehüllt, ſtanden die braven Oeſterreicher bei ihren wenigen Stücken und horchten verwundert auf den Höllenlärm, der nach ihren erſten Schüſſen von drüben losbrach. Das Pfeifen der Kugeln, das Ziſchen und Krachen der Bomben war unbeſchreiblich und ohne Aufhören; fort und fort flogen die feindlichen Kugeln in unglaublicher Anzahl herüber — ein

Hagelwetter der bäßlichſten Art. In demſelben ſah man die Artilleriſten arbeiten, ruhig und ſicher, wie auf dem Exerzirplatz, und wenn auch mancher gute Kamerad dahinſank, wenn auch manches brave Geſchütz von den feindlichen Kugeln auseinandergeſchlagen wurde: es rückten immer neue Kräfte zum Erſatz an, bis der Abend kam, wo die Batterien faſt ganz demontirt waren, und wo auch der Feind nach und nach ſein Feuer einſtellte.

Man kann ſich leicht denken, daß während dieſer Zeit Alles in Meſtre in der geſpannteſten Erwartung war. Wem es ſein Rang oder ſeine Stellung erlaubte, ſtieg auf den alten Guelfenthurm hinauf, wo man das majeſtätiſche Schauſpiel am beſten ſah. Da hatte man die ganze Geſchichte wie eine Karte vor ſich ausgebreitet; man ſah die ſchwachen öſterreichiſchen Batterieen, wie ihre Kanoniere alles Mögliche thaten, um dem ſo weit überlegenen Feinde in Malghera einigermaßen kräftig und gut antworten zu können. Bis in die tiefe Nacht hinein dauerte das Schießen, und als es nach und nach dunkelte, war der Anblick des gegenſeitigen Geſchützfeuers unbeſchreiblich ſchön. Die Bomben, deren Flug man am Tage mit den Augen nicht folgen konnte, zeigten nun deutlich in ziſchendem, ſpritzendem Feuer den großen Bogen, den ſie beſchrieben. Während ſie dahinflogen, ſtäubten ſie große Funkenkreiſe um ſich her, und wenn ſie platzten, ſo flog es wie ein ſtarker Blitz empor, dem ein dumpfer Knall folgte. Schöner noch war der dichtere Feuerſtreifen der mächtigen Raketen, die ſie auch zuweilen aus dem Fort herausſchoſſen, mehr zu ihrer Unterhaltung, als daß ſie damit auf die weite Entfernung großen Schaden gethan hätten.

Auf der Plattform des erwähnten Thurmes ſaßen mehrere Offiziere bei einander und ſahen dem großartigen Schauſpiele zu. Unſer bekannter junger Huſarenoffizier hatte ſich neben ſeinem

Freunde, dem Hauptmann vom Geniecorps, auf die Bruſtwehr gelehnt, und ſagte nach einer Pauſe: „Aber es iſt doch in der That unverantwortlich, wie das Volk da drüben — Gott möge ſie verdammen! — mit kaiſerlicher Munition umgeht. Es iſt, als hätten ſie ſich vorgenommen, jeden Tag ein gewiſſes Quantum zu ruiniren.“

„Mich dauern nur die ſchönen Raketen!“ entgegnete ein Artillerieoffizier mit tiefer Stimme, der nebenan auf dem Ziegeldach des Thurmes ſaß. „Eine ſo mühſam erzeugte Munition, von deren Anfertigung die Kerle drüben gar keinen Begriff haben. Und wenn ganz Venedig zuſammen hilft, ſo bringen ſie doch keines dieſer Geſchoſſe zuweg, das nur auf anſtändige Manier hundert Schritte weit geht.“

„Sie können ſie nicht einmal ordentlich abbrennen,“ meinte ein Anderer. „Wenn ich ſie mit unſern lieben Raketen wirthſchaften ſehe, ſo iſt es mir gerade, als wenn Schulbuben ein edles Pferd maltraitiren. Zuerſt gehts eine Zeit lang geduldig, dann aber ſchlägt's hinten und vornen aus. — Schaut's mal dahin! Kommt wohl eine einzige heraus, die einen ordentlichen Bogen macht? — Alles durcheinander wie Kraut und Rüben. Pfui Teufel!“

„Sie haben ſich ihre Finger ſchon garſtig damit verbrannt,“ ſagte Friedrich von S. „Uns hat neulich ein Ueberläufer davon erzählt; wie viele ſind ihnen ſchon geplatzt, wie viele ſchon auf die Seite gegangen oder ſogar rückwärts in die eigene Bedienungsmannſchaft hinein!“

„Wohl bekomm's!“ brummte der erſte Artillerieoffizier und blies ſeine Cigarre zu einer ſtarken Glut an.

Einige Augenblicke ſah man keine Raketen mehr fliegen; auch hatte das Schießen einigermaßen nachgelaſſen; nur vom Fort Rizzardi krachte noch zuweilen ein Schuß herüber, ein tölpelhafter, wilder

Knall aus den dort befindlichen Paixhans. Die gewaltige Pulverladung erhellte auf einen Augenblick die Schießſcharte, hinter der ſie ſtanden, ſo deutlich, daß man faſt das ganze Gewühl um die Kanone ſehen konnte. Gleich darauf aber verſchlang die tiefe ſchwarze Nacht Alles wieder. Drüben, über das Fort hinaus, leuchteten die Lagunen im ungewiſſen Scheine; am Himmel jagten finſtere Wolken, und von Venedig herüber ſah man hie und da den Schein eines Lichtes. In den Batterien ſowohl als in dem Fort ſchienen ſie müde geworden zu ſein. Die Schüſſe wurden immer ſeltener und hörten bald ganz auf.

Die Offiziere auf dem Thurme, welche nun nicht mehr durch den Blitz und den Flug der Raketen unterhalten wurden, die ſie bisher von ihren Plätzen an der Brüſtung deutlich ſahen, ſtellten ſich nun plaudernd an dieſelbe und überließen ſich ihren Betrachtungen, was der morgige Tag wohl bringen könnte.

„Hat Einer von euch ſehr gute Augen?“ fragte nach einiger Zeit Friedrich von S., der eine längere Weile angelegentlich nach dem Fort hinunter geblickt hatte, „d. h. ſolche Augen, die auch bei Nacht etwas taugen?

„Katzenaugen!“ bemerkte einer der Artillerieoffiziere lachend. „Hier iſt ja unſer Kamerad von der Flotte! Ihr müßt ja bei Tag und Nacht gleich gut ſehen. Tritt 'mal ein Bischen da vor. — Was willſt du mit deinen Nachtaugen?“ wandte er ſich an den Genieoffizier, der noch immer ſehr angeſtrengt hinabblickte.

„Zufällig habe ich hier ein Nachtglas bei mir,“ ſagte der junge Offizier von der Marine, der nun eintrat. „Wohin ſoll man lugen?“

„Schaut da hinunter,“ antwortete Hauptmann von S. „Dort ſieht man, — freilich ſehr undeutlich — die Formen Rizzardi's.

Jetzt fahrt ein Bischen mehr links auf uns zu und setzt euer Nachtglas an."

Der Seeoffizier that, wie ihm geheißen. — „Ja, ja," sprach er nach einigen Augenblicken, „auf der Leeseite des Forts scheinen sie ein paar kleine Fahrzeuge auszusetzen."

„Bah!" da ist ja kein Wasser!" sagte der Artillerieoffizier.

„In's Genießbare übersetzt," erklärte Hauptmann von S. lächelnd, „will unser Kamerad sagen, er sehe dort etwas sich bewegen."

„So ist es," bestätigte dieser. „Jetzt sehe ich es deutlicher."

„Ich habe mir es gedacht," bemerkte der Ingenieuroffizier und nahm ebenfalls das Glas. „Sie fallen wieder zum Zeitvertreib ein wenig aus. Nun, sie werden bei uns schon wachsam sein."

Eine Zeitlang blieb drunten Alles ruhig; vielleicht eine starke Viertelstunde lang. Dann aber sah man auf dem Terrain zwischen Batterieen und Fort, ziemlich nah bei den ersteren, ein paar Gewehrschüsse schnell hintereinander aufblitzen; hierauf bemerkte man auf einem andern Punkte dasselbe, und ein paar Sekunden nachher ward auf der ganzen Linie lebhaft gefeuert. Die Laufgrabenwache blieb keine Erwiderung schuldig, und so blitzte und knatterte es eine Zeit lang lustig durcheinander. Namentlich von den Batterieen aus wurde so lebhaft und anhaltend gefeuert, daß sich die Angreifer bald zurückziehen mußten. Jetzt knallten auch von den Batterieen ein paar schwere Schüsse dazwischen, welche die vom Fort nicht beantworten konnten, da sie sonst Gefahr liefen, ihre eigenen Leute zu beschädigen.

„Wenn die Unsrigen nur nicht hitzig sind!" sagte der ältere Artillerieoffizier. „Man sieht klar, was die Welschen wieder im Sinn haben. Unsere Leute sollen ihnen den Gefallen thun und sie verfolgen, und wenn sie sie unter die Kanonen des Forts gelockt haben, dann soll man den Spektakel erleben, der drüben losgeht."

Mehr und mehr ſchienen ſich die Angreifer nach der Feſtung zurückzuziehen. Doch ſchien die Laufgrabenwache nicht die Abſicht zu haben, hinter ihren Erdaufwürfen hervorzukommen. Und das zu ihrem guten Glücke. Jetzt ſchwieg das beiderſeitige Feuer einen Augenblick; die Offiziere droben waren begierig, was jetzt kommen würde. Plötzlich ſtieg von dem Fort eine ſchwere Rakete gerade in die Höhe.

„Jetzt ſchießen ſie ſogar in die Luft!“ rief ein Infanterie-Offizier.

„Diesmal nicht,“ entgegnete einer der Artilleriſten. „Gebt nur Achtung!“ — Der Feuerſtreif der Rakete, nachdem er eine ziemliche Höhe erreicht hatte, neigte ſich anmuthig nach vornen, entzündete darauf mit einem leichten Blitz die Ladung, die er trug, und in die dunkle Nacht hinaus quoll ein hellgelbes, glänzendes Licht, größer und größer werdend, das endlich wie eine leuchtende Kugel langſam in der Luft ſchwebte. Es war eine Leuchtrakete, eine Art Geſchoße, welche, ſobald ſie auf einer gewiſſen Höhe angekommen ſind, durch das Herunterſinken über ſich einen Fallſchirm ausbreiten, der ſie in den Lüften erhält und nur unmerklich niederſinken läßt. Eine ſolche Feuerkugel gewährt einen unbeſchreiblich ſchönen Anblick und erleuchtet das Terrain auf eine weite Strecke wie der hellſte Mondſchein. Im gegenwärtigen Augenblicke brauchten es die Angreifer, die ſich nun unter die Mauern der Feſtung zurückgezogen hatten, um ihren Artilleriſten die nöthige Beleuchtung zum Zielen ihrer Geſchütze auf einen verfolgenden Feind zu geben. Obgleich nun diesmal glücklicher Weiſe kein ſolcher da war, ſo ließen ſich doch die Italiener ihr Vergnügen nicht nehmen, und da nun einmal geladen war, ſo mußte auch losgeſchoſſen werden. Ein prächtiges Schauſpiel für die Augen! Ein paar Sekunden

nachher waren die Feſtungswerke wieder in Feuer und Rauch eingehüllt; Bomben ſchwirrten durch die Luft, Raketen ſausten nach allen Richtungen, und hie und da ſtieg noch eine der ebenerwähnten Leuchtkugeln auf, als wollten ſie ſich von ihrer Höhe umſchauen, ob die zahlloſen Schüſſe auch einige Wirkung verurſachten.

„Nun werden ſie wieder fort machen bis an den hellen Morgen," brummte der Artillerieoffizier, und Friedrich von S. meinte lachend, indem er ſeine Uhr herauszog und bei der Glut der Cigarre auf das Zifferblatt ſah: „Jetzt iſt es angenehm, wer wie ich hinaus in die Laufgräben muß; da hat man doch wenigſtens Licht genug, um nicht über einen Schanzkorb oder dergleichen zu ſtolpern. Nun behüt' euch Gott; es iſt Mitternacht, ich habe draußen zu thun."

„Ich begleite dich!" rief der Huſarenoffizier. „Ich möchte mir gar zu gerne die nächtlichen Arbeiten draußen anſchauen."

„Laß es heute nur bleiben," ſagte ernſt der Ingenieur. „Dabei kannſt du nichts lernen, höchſtens aber mit einem Bombenſtück zuſammentreffen. Und wenn ſie dir einen Arm entzwei ſchießen, ſo haſt du keine Ehre davon, und man wird morgen früh höchſtens achſelzuckend ſagen: Warum iſt er hingegangen! — Behüt' dich Gott! Reite nach deiner Villa und ſorge mir morgen früh für ein kleines Frühſtück. Wenn ich abgelöst bin, beſuche ich dich. — Addio! — Addio! — Auf Wiederſehen!"

Wer um dieſelbe Zeit nach Venedig kam, ſah in der Lagunenſtadt noch größere, noch traurigere Veränderungen als in Meſtre. Wenn letztere Stadt auch hart mitgenommen war, wenn man auch dort keine anderen Bewohner mehr ſah, als Militär, ſo gab doch das Treiben des Letzteren in ſeiner regelmäßigen Zeit-

eintheilung, in ſeiner Pünktlichkeit und Ordnung ein behagliches Gefühl von Ruhe und Sicherheit, wie das immer bei dem großen Körper der Fall iſt, der dem Wort eines Einzigen gehorcht. — Das war in der Inſelſtadt unter den zuſammengelaufenen Schaaren mit ihren tauſend verſchiedenen Meinungen, mit ihren verſchiedenen Beweggründen, die ſich alle zu gleicher Zeit geltend machen wollten, und ſich auch vielleicht geltend machten, ſchon ganz anders. Ja, wie hatte ſich Venedig geändert! Wo war die, wenn gleich melancholiſche, doch wohlthuende, Ruhe ihrer Kanäle und Straßen geblieben? — Eine Behaglichkeit des Alters, welche uns in der allerdings gebrechlichen und zerfallenden Stadt ſo wunderbar anſprach. Wie ſaß vordem die alte Venetia ſo lebensmüde und doch prächtig auf ihrem Seſſel mitten im Meere, umſpielt von ſpäteren Generationen, die, wenn ſie auch vielleicht nicht im Stande waren, ihr zu neuer Jugendkraft zu verhelfen, ſich doch bemühten, ihre Geſchmeide wohlgeordnet zu erhalten, und die die alten prächtigen Gewänder ſorgfältig zuſammenzogen, damit man die Blößen darunter nicht ſehen konnte, und welche dafür ſorgten, daß ſie ruhig und anſtändig fortträumen konnte von alter Pracht und Herrlichkeit. — — Da kam jene Zeit, wo die alte kraftloſe Venetia in der Hitze des Fiebers von ihrem Stuhl emporſprang und in matter Hand das Schwert ſchwang, nicht um Andere zu verwunden, ſondern ihren eigenen Leib tödtlich zu verletzen. — —

Ja! fieberhaft erzitterte das Leben in den Straßen und Kanälen Venedigs. Malghera war, wie bekannt, am 26. Mai geräumt worden und dem Feinde, der nun viel näher gerückt war, wollte man, wenn er auch durch die Lagunen vordrang, jeden Schritt in der Stadt ſtreitig machen; deßhalb hatte man Brücken zerſtört, in den Kanälen, den eigentlichen Straßen Venedigs, Barrikaden erbaut, in-

dem man alte Schiffe hinein verſenkte und die Ufer durch Balken und Steinhaufen verrammelte; alte Paläſte an beſonders wichtigen Punkten hatte man zu kleinen Feſtungen umzuwandeln verſucht, kurz Alles gethan, um einen Feind, der thöricht genug geweſen wäre, ſtürmend in dieſe Stadt zu dringen, auf's Kräftigſte zu empfangen. Die Stadt war überfüllt mit Menſchen; neben der zahlreichen Bevölkerung Venedigs hatten ſich Tauſende flüchtig vom platten Land hineingeworfen, waren römiſche und toskaniſche Soldaten und Freiwillige aus allen Theilen Italiens in großer Anzahl hier zuſammengetroffen, um dies letzte Bollwerk der Freiheit zu halten, die Meiſten aber aus dem weniger ſchönen Beweggrund, um ein wildes zügelloſes Leben noch länger fortſetzen zu können. Da waren die verſchiedenſten Nationen, die verſchiedenſten Truppenkörper unter ſtolzen herausfordernden Namen, welche aber oft allein das Beſte an ihnen waren; da beſtand aus Unteroffizieren eingeſchmolzener Kompagnieen, aus Gefreiten, Sergeanten und allen möglichen Chargirten eine Unteroffiziercompagnie, die eine Bildungsſchule hätte ſein ſollen für Offiziere und tüchtige Kriegsleute, aber wenn dieſe Compagnie ſchon in ihrem Aeußeren ſeltſam genug ausſah, der Einzelne gekleidet in die Uniform des früheren Regimentes, verſehen mit den verſchiedenſten Waffen, auf dem Kopfe Czako, Mütze und Helm, ſo war ihr Inneres noch ſchlechter beſtellt. Es war dies ein undisciplinirtes wildes Corps, das ſich gegen die Offiziere empörte und nur mit bewaffneter Macht zur Ordnung gebracht werden konnte. — Dreißig bis vierzig Deſerteure und Gefangene hatte man zu einer ungariſchen Legion vereinigt, hatte ihnen rothe enge Hoſen, verſchnürte grüne Röcke und eine ungariſche Mütze gegeben, und ſie ſollten einen Stamm bilden, der ſich durch zahlreichen Uebertritt der Ungarn, auf den man ſich Hoffnung machte, zu einem impoſanten Ganzen ver-

größern ſollte. Aber der Stamm war faul und nicht im Stande Blätter zu treiben. Dieſe ſogenannte Legion — berichtet ein Schweizer Offizier — erreichte kaum die Stärke einer halben Compagnie, und mußte, um auf dieſer Zahl zu bleiben, viele Nichtungarn in ihre Reihen aufnehmen, ja ſogar darüber froh ſein, irgend ein aus Furcht vor Stockprügeln entlaufenes Kroätlein als Zuwachs zu erhalten. — Die ſogenannte ungariſche Legion in Venedig, von der man ſich, ihrem pompöſen Namen nach zu urtheilen, auswärts ſicher eine übertriebene Vorſtellung gemacht hat, reducirte ſich auf 56 Mann, größtentheils Gefangene und Deſerteurs. Alle venetianiſchen Truppen machten das Kreuz vor ihrer Bekanntſchaft; denn ſie waren als die ſchmutzigſten und langfingerigſten anrüchig und gaben bei jedem Anlaß Beweiſe ihrer Kunſtfertigkeit in letzterer Beziehung. — Eine Truppe von äußerlich vortheilhaftem Anſehen war das Studentenkorps, das ſich, wenn auch muthig, doch durch keine militäriſche Tugend auszeichnete. Aus dem ſchönen Princip, ihre Offiziere ſelbſt zu wählen, folgte auch der Umſtand, daß Keiner dieſen Offizieren, den Geſchöpfen ihrer Wahl, auch den geringſten Gehorſam erwies. Dieſe Studenten führten, ſo lange es ging, ein burſchikoſes, vergnügliches Leben, trugen meiſtens Civilkleider, intriguirten gegen einander, zankten ſich beſtändig und zeigten in ihrer Compagnie im Kleinen, was Venedig im Großen war. — Auch befand ſich in der Stadt eine Dalmatiercompagnie, von der noch Schlechteres zu ſagen iſt, als von den ebengenannten. Dieſelbe zettelte in Malghera nach dem erſten Bombardement eine Meuterei an und mußte entwaffnet nach Venedig zurückgebracht werden. Unter den übrigen Truppen, welche Venedig überſchwemmten: Neapolitaner, Römer, Toskaner waren indeß recht brave und tüchtige Elemente, nur fehlte es ihnen an einem Oberbefehl, einem kräftigen Zuſammenhalten. Das Volk

regierte, und wer heute in deſſen Gunſt ſtand und auf dem Markusplatz mit der höchſten Gewalt bekleidet wurde, wurde morgen vielleicht mit Verbannung und mit Tod beſtraft.

So lange Venedig eine durch nichts gehinderte Verbindung mit der offenen See hatte, fehlte es wenigſtens nicht an Lebensmitteln, und man lebte ziemlich herrlich und in Freuden; ſobald ſich aber die ſardiniſche Flotte zurückziehen mußte und das öſtereichiſche Geſchwader die Blokade der Stadt aufnehmen konnte, machte ſich bald an allen Lebensmitteln ein bedeutender Mangel fühlbar. Rindfleiſch war nur zu hohen Preiſen zu kaufen, der Wein ſtieg um das Doppelte des gewöhnlichen Preiſes, und Oel und Butter waren ſo theuer, daß der Kardinalpatriarch geſtattete, die Speiſen am Faſttage mit Rinds- und Schweinefett zu bereiten. Die Mühlen, welche der Stadt das Mehl lieferten, konnten, da ſie vom Feſtlande nicht mehr unterſtützt wurden, den Bedarf für die große Menſchenmenge ferner nicht hervorbringen, und eine Folge davon war, daß das Volk in großen Haufen an den Bäckerläden warten mußte, bis jeder Einzelne den ſehr klein zugemeſſenen Bedarf für den Tag erhalten konnte.

Natürlicher Weiſe war in jenen Tagen von einer regelmäßigen Beſchäftigung der Volksklaſſen, von Arbeiten und dergleichen nicht mehr die Rede. Der größte Theil der Einwohner verließ Morgens früh die Häuſer und ſchwärmte auf den Straßen und Plätzen umher, um irgend etwas Neues zu erfahren und auf unvorhergeſehene Art ſeinen Unterhalt für den Tag zu erlangen, um dem Batterienbau auf der großen Brücke zuzuſchauen, um auf die Schüſſe von Malghera zu horchen, ſchließlich aber, um ſich auf den Markusplatz zu begeben und hier durch irgend einen unvernünftigen Tumult den Präſidenten der Republik zu vermögen, daß er ans Fenſter trete und einige Worte zu ihnen ſpreche. Auf dieſe Art war der prächtige Platz die Schau-

bühne eines regen Lebens und gewiß mannigfaltiger, ja auch intereſſanter, belebt als in den vergangenen ruhigen Zeiten.

Da ſtand, wie damals, der ehrwürdige Dom von San Marco und ſchaute verwundert in dies ſonderbare Getümmel; von der Piazzetta her blickte die Ecke des phantaſtiſchen Dogenpalaſtes und die Procurazien nahmen, wie immer ernſt und finſter, die Hauptſeite des Platzes ein. Aber unter ihren Bogengängen war nicht mehr der Verſammlungsplatz der vornehmen Bürgerklaſſen Venedigs; hier ſah man keine bunten Seidengewänder, keine ſchönen ſchwarzen Haare und glänzenden Augen, ſondern eine mißfarbige lärmende Volksmenge trieb ſich hier wie auf dem ganzen Platze umher. Es war in Venedig ſo ganz anders geworden; fieberhaft drängte ſich Alles hin und her, laut verhandelten die Gruppen die Ereigniſſe des Tages, ein trübſeliges Gemiſch, verwahrlost auch im Aeußern; und die Soldaten verſchiedener Regimenter in ihren ebenſo verſchiedenen Uniformen, in meiſtens nachläſſiger Kleidung und Haltung, trugen eben auch nicht dazu bei, dem Ganzen einen freundlicheren Anſtrich zu geben. Doch waren auch die beſſeren Stände Venedigs zahlreich vertreten, hier theilnehmend an der allgemeinen Bewegung, mit den Arbeitern ſprechend, ſie ermahnend und anfeuernd, dort aber, und gewiß nicht ehrenhafter, als müßige Zuſchauer im zierlichen ſchwarzen Frack mit lackirten Stiefelchen und hellen Handſchuhen, die zur allgemeinen Unordnung vielleicht nächtlicher Weile mithalfen, aber wenn es galt öffentlich zuſammenzuhalten, in der Ferne geringſchätzend ſtehen blieben, um den ſchlechten Geruch rings umher mit dem Duft einer guten Cigarre zu verbeſſern.

Wenn die Menge ſo auf den Markusplatz und hinaus zur Eiſenbahnbrücke gezogen war, ſo lagen die meiſten Straßen und Kanäle ziemlich leer und einſam; ſogar der Kanal Grande machte

hievon keine Ausnahme. Vor einem der kleineren Paläſte, der unſerem Leſer bekannt iſt, ſchaukelten ſich ein paar einfache ſchwarze Gondeln und entfernten ſich zuweilen einen Augenblick von der Treppe, woran ſie lagen, wenn nämlich einer der Gondoliere, des längeren Wartens müde einen leichten Schlag mit dem Ruder auf das Waſſer that. Dieſe Gondoliere, ſehr anſtändig in dunkelfarbige Livreen gekleidet, gehörten zu dem Hauſe, vor dem ſie ſich gerade befanden; es waren ein älterer und ein jüngerer Mann.

„Cospetto!“ ſagte der Letztere, „das Warten hier auf dem einſamen Kanal fängt mir an langweilig zu werden. Lägen wir noch an der Piazzetta, da könnte ſich doch wenigſtens einer von uns bequem hinſchleichen und den Spektakel auf dem großen Platze anſehen.“

„O,“ verſetzte der andere Gondolier, „was das anbelangt, ſo iſt mir hier der ſtille Platz, wo ich ſo wenig von dem nichtswürdigen Lärmen höre, recht behaglich. Du wirſt auch noch genug bekommen. Die Madonna ſoll uns helfen! Was iſt das für ein Leben geworden!“

„Auf das Leben würde ich gerade nicht ſchimpfen,“ antwortete lächelnd der Jüngere. „Wenig zu thun, viel Zerſtreuung, evviva und Muſik den ganzen Tag, und Feuerwerk umſonſt.“

„Möchte es auf deinem Kopfe brennen!“ knurrte der Andere. „Daß dir das Leben hier gefällt, begreife ich vollkommen. Du biſt aus Ferrara; was geht dich überhaupt Venedig an? Die Herrſchaft iſt reich, der Tiſch wohl beſtellt, unſeren Lohn bekommen wir in klingendem Silbergeld: das gefällt dir freilich. Ich aber, ein alter Venetianer, einen großen Familienanhang hinter mir, könnte dir ſagen, was es heißt, alle dieſe Tollheiten mitmachen zu müſſen, die

ſchmierige Suppe auseſſen zu helfen, die unſereins nicht mit ein-brocken half."

„Zugeſtanden," ſagte der jüngere Gondolier, indem er die Naſe hoch emporbob und ſich ſo zierlich als möglich auf ſein Ruder ſtützte, „du haſt vielleicht in dieſen Widerwärtigkeiten etwas mehr durchzumachen, weil du ein Venetianer und mit großer Familie verſehen biſt; aber am Ende, wenn Alles vorbei iſt, fällt dir durch eben dieſe zahlreichen Verwandten auch eine größere Portion von Belohnung zu als mir, dem Einzelnen."

„Belohnung?" fragte der Aeltere und zuckte verächtlich mit den Achſeln. „Was verſtehſt du darunter?"

„Die Freiheit!" entgegnete der Andere und hob die rechte Hand empor, wie wir es bei den Volksrednern zuweilen ſehen.

Einen Augenblick ſchwieg der alte Diener; dann erfaßte er ſein Ruder mit beiden Händen und hob es einige Zoll aus dem Waſſer. „Höre mich!" ſagte er alsdann mit einer Stimme, die vor Zorn zitterte, „laß mich dies Wort aus deinem Munde noch ein einziges Mal hören, und — ich ſchwöre dir's bei meinem Schutzpatron — ich werde mir auch meine Freiheit nehmen, und die iſt, dich zu Boden zu ſchlagen, daß du das Aufſtehen vergeſſen ſollſt. Freiheit? — Du Hallunke! Du haſt Venedig nicht gekannt vor ſo und ſo viel Jahren, altersſchwach und müde, und haſt nicht geſehen, wie es wieder anfing, unter eurer ſ. g. Knechtſchaft aufzuwachen, und Miene machte, wieder in Blüthe zu kommen. Du weißt freilich nichts von den verſchütteten Kanälen, von zertrümmerten Ufern und Brücken, von zerfallenden Häuſern, von allem dem, was hergeſtellt wurde, um aus Venedig wieder eine Stadt zu machen, in der Menſchen wohnen mögen. Ich aber weiß es, daß es geſchah unter der ſchwarzgelben Fahne, die Gott ſchützen möge, und weiß auch, was in der armen

Stadt vorgegangen, ſeit die dreifarbige Flagge, die Fahne der Freiheit, wie ihr's nennt, über uns flattert. In dem einen Jahre ſind wir um fünfzig Jahre zurückgegangen."

„Das iſt nur ein Uebergang," meinte der Andere, nachdem er ſich aus der Nähe ſeines Kameraden zurückgezogen; „kleine Leiden, um die ſich der Patriot nicht bekümmert."

„Du biſt ein Patriot!" entgegnete der Erſte mit flammendem Auge. „So geh' denn hin und laß dich auf dem Markusplatz einſchreiben, laß dir Waffen geben und diene deinem italieniſchen Vaterlande."

„Das Letztere thue ich auch," ſagte der jüngere der Gondoliere; „ich diene eifrig meinem Herrn, dem hochangeſehenen Grafen C., und wenn ihn meine Ruderſchnelle in den Regierungspalaſt oder auf die Lagunenbrücke bringt, wo er das Glück hat, gegen unſere Unterdrücker zu kommandiren, ſo habe ich auch das Meine beſſer als mancher Andere gethan, der mit ſeiner Gondel die ruhigſten Kanäle aufſucht, wenn er ein lautes evviva Manin! hört."

„Ah il Signor Conte!" ſprach höhniſch der Andere. „Das iſt freilich dein Schutz und Hort. Ihr kamt an Einem Tage in dieſen Palaſt, was aber beſſer nicht geſchehen wäre."

„Auch in anderer Hinſicht," fuhr der Jüngere fort, ohne eine Antwort zu geben, „betheilige ich mich an dem Wohl des Staates, wo ich kann. Papiermünze der Moneta del comune nehme ich, wenn ich muß, und wenn du in der Zeitung über den offerte alla patria nachleſen willſt, da wirſt da finden, daß ich vor acht Tagen vier Lire geſpendet."

In dieſem Augenblicke ſprang ein anderer Bedienter die Marmortreppe des Palaſtes herab und warf einen Damenmantel in eine der Gondeln. Ihm folgte auf dem Fuße die Herrin des Hauſes,

Signora Emilia und der Graf C., letzterer in der Uniform, welche man der venetianiſchen Artillerie gegeben. Das ſchöne Geſicht der jungen Dame ſah ernſt und bleich aus und außerdem zuckte in ihren Augen ein finſterer Blick, vielleicht in Folge einer eben gehabten Unterredung. Sie preßte ihre Lippen heftig auf einander, während ſie wie nachdenkend auf die unterſte Stufe der Treppe trat. Sonſt war ihre Haltung wie immer: ernſt, ſtolz, ja majeſtätiſch.

Beide Gondeln hatten ſich eilfertig genähert, und der alte Mann trieb die ſeinige mit ſolcher Kraft und Gewandtheit der andern voraus, daß ſein Kamerad, der nicht die Höflichkeit zu haben ſchien, das Fahrzeug der Dame verlaſſen zu wollen, ſtark ſchwankte und faſt in den Kanal gefallen wäre.

„Ihr ſeid ſehr ungeſchickt, Antonio!“ rief Graf C. „Wenn es nicht vielleicht böſer Wille war; mein Gondolier wäre faſt über Bord gefallen. Was braucht ihr ſo hart anzufahren?“

„Das Hartanfahren thut's nicht, Herr Graf, das ſind wir gewohnt,“ erwiderte ruhig der alte Mann. „Der da iſt kein rechter und ehrlicher Gondolier; er ſteht auf ſchlechten Füßen.“

Der Graf zuckte die Achſeln und wandte ſich an ſeine Begleiterin, indem er ſagte: „Was iſt da zu machen? Wäre er von meinen Leuten, ſo würde ich dafür Sorge tragen, daß er mit ſeinem vorlauten Maul unter irgend eine brave Truppe geſteckt würde, die ihm Stillſchweigen und Gehorſam auflegte. Aber er ſteht in Eurem unmittelbaren Dienſt, und die, welche dies Vorrecht haben, können thun und ſagen, was ihnen beliebt.“

Ein finſterer Zug flog bei dieſen Worten über das Geſicht der ſchönen Dame; ſie winkte mit der Hand gegen das Waſſer — ein Zeichen, auf welches ſich der alte Gondolier ehrfurchtsvoll von der

Treppe zurückzog, nicht ohne daß er dabei wieder hart an das andere Boot anſtieß.

„Was wollt Ihr, Graf!“ gab die Marcheſa froſtig lächelnd zur Antwort. „Eure Leute machen es ja ebenſo. Das hier iſt ein unglückſeliges getheiltes Haus.“ Dabei hob ſie die kleine, weiße Hand empor, um auf den Himmel oder den Palaſt hinter ihr zu zeigen.

„Ihr habt Recht,“ entgegnete der junge Venetianer. „Das Haus iſt leider getheilt und geſpalten. Aber wer iſt daran ſchuld? Wer iſt es, der eins der edelſten Häuſer dieſer Stadt in das Gerede bringt, als halte es mit den Feinden des Vaterlandes? Wer iſt es, der unſere patriotiſchen Bemühungen zu Schanden macht? Wer ſorgt dafür, daß man achſelzuckend mit Fingern auf uns zeigt und hinter unſerm Rücken traditore murmelt?“

„Ich doch nicht?“ rief das Mädchen und warf ihren Kopf wie ein Blitz herum. „Jedermann weiß freilich, wie ich geſinnt bin; aber Jedermann weiß auch,“ ſetzte ſie ſeufzend hinzu, „daß, als ich meine Partie ergreifen mußte, es mich da hielt, wo mein Vater lebt, wenn auch,“ ſagte ſie für ſich und legte die Hand an ihre Stirne, „Herz und Gedanken anderswo ſind. — — Was wollt Ihr, Graf!“ fuhr ſie darauf heftiger fort. „Da ich einmal hier blieb und alſo unter der dreifarbigen Fahne leben mußte, habe ich nicht für das Wohl eurer — Sache, für das Wohl dieſes armen Volks ebenſo viel, ja mehr gethan, als jede andere Dame meines Standes?“

„Die Spitäler, worin die deutſchen Soldaten liegen,“ entgegnete der Venetianer ſpöttiſch lächelnd mit einer tiefen Verbeugung, „nennen Euch ihre Vorſehung. — Aber,“ ſetzte er raſch hinzu, „wozu dieſe Streitigkeiten, Donna Emilia? das heißt, wozu dieſelben immer und ewig fortſetzen? Ich muß zu meiner Batterie. Laßt

uns in gutem Einvernehmen ſcheiden; heute Abend ſtehe ich weiter zu Befehl." —

Nach einer kleinen Pauſe, während welcher die Marcheſa im Begriff ſchien, noch Einiges zu antworten, ſich aber anders beſann, zuckte ſie leicht mit den Achſeln und befahl darauf ihrem Gondolier, heran zu kommen. Sie ſchien ihren Groll vergeſſen zu haben; denn ſie winkte dem Grafen leicht mit der Hand und ſagte lächelnd: „Ihr könnt mich ja begleiten, Vetter; ſetzt mich auf der Piazetta ab, das macht Euch keinen großen Umweg."

„Ei, ei!" verſetzte der junge Venetianer und ein Schatten flog über ſein ohnehin finſteres Geſicht. „Ihr ſcheint Schlimmes mit mir im Sinn zu haben, Signora. Am Ende verlangt Ihr noch, daß ich Euch über den Markusplatz führen ſoll."

„Ich hoffe, daß Ihr Euch eine große Ehre daraus machen würdet."

„Ja und nein, ſchöne Couſine. Sich mit der Marcheſa von C. öffentlich zu zeigen, müßte für jeden Kavalier die größte Auszeichnung ſein; aber mit einer Dame über den Markusplatz zu gehen, die anerkannter Weiſe die ſchwarzgelbe Flagge protegirt, könnte zu unangenehmen Erörterungen führen. — Apropos! bald hätte ich es vergeſſen: man hat mir von mehreren Deſerteuren erzählt, die kurze Zeit, ehe ſie verſchwanden, in der Nähe unſeres Palaſtes geſehen wurden. Wißt Ihr vielleicht etwas davon, Signora?"

Die Marcheſa zuckte verächtlich mit den Achſeln und wandte ſich ihrer Gondel zu. In dieſem Augenblicke eilte ihre Kammerfrau, die oben an der Treppe gewartet, bei der Herrin vorbei, reichte ihr die Hand zum Einſteigen und ließ ſich darauf, dem Ehrenplatze der Gondel gegenüber, auf einer der kleinen Bänke nieder.

Antonio ſetzte ſein Ruder ein und die Barke glitt wie ein Vogel

in die Mitte des Waſſers, wandte ſich darauf leicht und zierlich und ſchoß pfeilgeſchwind den Kanal Grande hinab.

Die Kammerfrau, die mehr eine Vertraute der jungen Marcheſa war, legte ſanft den Mantel um die Füße ihrer Gebieterin und ſeufte tief auf. Die junge Dame war aber zu ſehr mit ihren Gedanken beſchäftigt, um augenblicklich hierauf zu achten. Da aber dieſer Seufzer mehrmal wiederholt wurde, ſo hob ſie endlich ihr Auge von dem Waſſer empor und blickte in das ihrer Dienerin.

„Ach, Signora," ſagte nun die Kammerfrau, welche durch dieſen Blick eine Erlaubniß zum Sprechen erhalten zu haben ſchien, „ach, Signora, es geht immer ſchlimmer hier in der unglückſeligen Stadt und wird immer trauriger im Palaſt des Herrn Marcheſe. — — Der Herr Graf ſcheint es darauf abgeſehen zu haben, Eure Dienerſchaft Tag und Nacht zu quälen."

„Was iſt wieder geſchehen, Thereſe?" fragte ruhig die Dame.

„Als ich vorhin auf der Treppe ſtand," antwortete die Kammerfrau, „mußte ich, ohne zu lauſchen, die letzten Worte des Herrn Grafen hören."

„Welche?" fragte zerſtreut die Marcheſa.

„Wo er von einigen Deſerteuren ſprach, die um den Palaſt herumſchlichen."

„Und was geht das dich an?"

„Ach, Signora, er hat uns deßhalb ſcharf examinirt, ſchon ſeit mehreren Tagen, und läßt nun den Palaſt unaufhörlich bewachen."

„Meinetwegen," antwortete die Herrin; „mir iſt es gleichgültig."

„Aber," — entgegnete nach einer Pauſe ſtockend die Dienerin, — „ach, Signora, mir iſt es nicht gleichgültig."

„Wie? Thereſe, was ſoll das heißen? Iſt etwa Wahres daran?“

„Leider, Signora!“

„Und du wußteſt darum?“

Die Kammerfrau nickte ſchüchtern mit dem Kopfe und blickte zu gleicher Zeit ihre Herrin forſchend an, um ſich zu überzeugen, ob ſie es wagen dürfe, weiter zu ſprechen.

„Thereſe,“ ſagte die Marcheſa nach einem kleinen Stillſchweigen, „du haſt Unrecht, das ſind gefährliche Spiele.“

„Darf ich ſprechen, Signora? — In dem großen Spitale, wohin ich Euch zuweilen begleitete, fand ich ein paar arme Deutſche, die durch ſeltſame Schickſale hieher gekommen waren und die es nun bitter bereuten, gegen ihre eigenen Kameraden gekämpft zu haben und noch fortwährend kämpfen zu müſſen. Sie thaten ganz verzweifelt und beſchworen mich, ihnen zur Flucht behülflich zu ſein. Es fehlten ihnen Kleider und Geld — ich verſchaffte ihnen Beides.“

„Thereſe!“ —

„Ich konnte nicht anders, gnädigſte Herrin, und ich hatte einen guten Zweck dabei.“

„Ich will nicht hoffen, Thereſe!“

„Doch, doch! ich darf nichts läugnen. Antonio und ich wir halfen ihnen fort, und damit ſie drüben irgend eine Anſprache hätten, ſagte ich ihnen den Namen eines jungen Offiziers, und dabei mußten ſie mir verſprechen —“

„Um Gotteswillen!“ rief die Marcheſa, „was haſt du gethan?“ —

„Ich ließ mir nur von ihnen verſprechen,“ fuhr die Kammerfrau fort, „mir, wenn ſie glücklich ankämen, durch ein unverfängliches

Schreiben ſagen zu laſſen, ob Jemand, den ſie geſucht, draußen in Meſtre ſei.“

Hier machte die kluge Dienerin eine Pauſe, und betrachtete nachdenkend ihre Herrin.

Eine plötzliche Röthe deckte das ſchöne Geſicht der Marcheſa; ſie lehnte den Kopf auf die Hand und es dauerte längere Zeit, bis ſie wieder aufblickte. Dann aber ſagte ſie mit ſehr leiſer Stimme: „Nun — und dann?“

„Dann,“ wiederholte freudig die Vertraute, „erhielt ich heute Morgen dieſen Zettel.“

„Von wem?“ fragte raſch die Marcheſa.

„Von dem alten Verwalter eurer Villa zwiſchen Meſtre und Treviſo. Er ſchreibt: Bis vor wenigen Tagen war das Caſino unbewohnt; wir hatten keinerlei Einquartierung. Es lag ihnen zu weit von Meſtre entfernt. Jetzt aber haben wir einen Huſarenoffizier, der ſich übrigens ſehr ſtill und ruhig verhält.“

„Einen Huſarenoffizier?“ fragte die Marcheſa mit dem Tone der Enttäuſchung.

„Der ſich ſtill und ruhig verhält,“ las die Kammerfrau weiter. „Beſuche empfängt er wenige; nur ein Offizier des Geniecorps, Hauptmann Friedrich von S., kommt häufig auf die Villa.“

„Ah!“ rief die junge Dame und erröthete abermals.

„Das iſt ein ganz unverfänglicher Brief, den hätte Jedermann leſen können.“

„Mit Ausnahme des Grafen,“ ſagte leiſe die Marcheſa.

„Natürlicher Weiſe,“ erwiederte lachend die Kammerfrau, „ihn habe ich auch nicht zu meinem Vertrauten gemacht; und was die Deſerteure anbelangt —“

„So erſcheinen hoffentlich keine mehr," ſagte ernſt die junge Dame.

„Nein, gewiß nicht!" entgegnete lachend Thereſe, „der Graf läßt das Palais umſonſt bewachen."

Jetzt war die Gondel in der Nähe der Piazzetta angekommen, und Antonio warf einen fragenden Blick auf ſeine Herrin. Dieſe winkte ihm mit der Hand, an den beiden Säulen anzulegen. Ehe aber der alte, ſchlaue Gondolier dies that, konnte er ſich nicht enthalten zu ſagen: „Signora werden verzeihen, aber der Markusplatz wimmelt von Menſchen, auch höre ich Muſik. Es ſcheint, man hält dort eine Parade ab."

„Was kümmert's mich!" bemerkte die junge Dame. „Ich werde doch wohl die Freiheit haben, meinen Weg zu nehmen, wohin es mir gefällt."

„Nur möchten Euer Gnaden mir die Bemerkung erlauben," fuhr der Gondelführer fort, „daß das Volk nicht in der beſten Stimmung iſt. Die Räumung von Malghera hat ſie kopfſcheu gemacht; man hört nichts als tradimento und traditore, und wenn euch zufällig ein Feind des Hauſes erkennt — und wir haben deren genug — ſo wäre vielleicht Mancher keck genug, meiner verehrten Herrin Unangenehmes zu ſagen."

„In dieſer freien Stadt?" fragte die Marcheſa mit verächtlichem Lächeln. „Ich will es darauf hin wagen. — Ans Ufer!" Die junge Dame kannte keine Furcht, doch zog ſie ihren Schleier dichter um das Geſicht, aber nur aus dem Grunde, weil es in dieſen Tagen bei den Damen ſo der Brauch war. Dann ſtieg ſie mit feſten Schritten die Treppe hinauf.

Antonio blickte raſch um ſich her, winkte haſtig einem Gondelführer, der ſich nicht weit von ihm befand, ſagte ihm zwei Worte

und verließ darauf ebenfalls die Gondel, um ſeiner Herrin nachzueilen.

Auf dem Markusplatze herrſchte heute eine abſonderliche Bewegung; man hätte ſie einen kleinen Tumult nennen können. Das ganze weite Viereck war mit einer unermeßlichen Volksmenge bedeckt, die ab und zu, bis weit in die Piazzetta hinein flutete. Man hörte unverſtändliches Geſchrei, Pfeifen, Lachen, Singen, zuweilen auch verſtand man ein paar Worte, die eine beſonders kräftige Lunge von ſich gab. Dazwiſchen tönte das Raſſeln der Trommeln und die Klänge der Militärmuſik. Der Präſident hielt eine Parade ab. An der Procurazia vorbei ſtand das Militär, und dann in einem rechten Winkel vor der Markuskirche bis hinter den berühmten drei Maſten, von welchen rieſenhaft die dreifarbigen Fahnen herabwallten. Die Parade war beendigt und der Präſident hatte den Venetianern geſagt, weßhalb es nothwendig geweſen ſei, das gänzlich demontirte Fort Malghera zu räumen. Er hatte dabei auf die Ausdauer der Mannſchaft hingewieſen und den guten Venetianern erklärt, mit dem Verluſte der kleinen Feſtung ſei nichts verloren, ſondern gewonnen. Er habe die ungeheuren Streitkräfte der glorreichen Republik kennen gelernt und ſei überzeugt, Land- und Seemilizen verzagen nicht bei der Räumung von Malghera. Nur entſchloſſener und muthiger würden ſie ſich unter einander verbinden zur Abwehr des Feindes. „Fahret darum fort," ſchloß er ſeine Rede, „ausdauernd zu ſein, vertraut auf Maria, die Jungfrau, und wir werden ſiegen!"

Doch waren alle dieſe ſchönen Worte, ja die Aufſtellung der allerdings ziemlich anſehnlichen Streitkräfte nicht im Stande geweſen, die beunruhigten Herzen des venetianiſchen Volkes zufrieden zu ſtellen. Wenn auch von einem Theil des Platzes ein brauſendes

evviva Manin! herüber flog, ſo hörte man doch auch auf anderen Stellen das laute Murmeln des Unwillens und die ſo beliebten Worte: tradimento und traditore. Dies galt nun freilich nicht dem Präſidenten, ſondern den in Wahrheit tapfern Vertheidigern von Malghera, Offizieren und Soldaten, die ſich draußen im Fort verſtümmeln und todtſchießen ließen, um dafür von dieſen müßigen Pflaſtertretern, die mit heiler Haut in Sicherheit in den Straßen Venedigs umher ſpazierten, auf ſolch ächt volksthümliche Weiſe belohnt zu werden. An dieſem Tage beſonders ſchien das gute Volk der Inſelſtadt durchaus nicht zu Scherzen aufgelegt, und der alte Antonio, der hinter den beiden Frauen bis an das Portal von St. Marko gelangt war, drückte an die Thüre, um in der Kirche ein Aſyl zu finden, da er in dieſem Augenblick, von den Maſſen gedrängt, weder vor- noch rückwärts konnte. Doch war die Kirche verſchloſſen.

„Hm!“ ſagte ein wild ausſehender Kerl, doch ſchien ſeine Wildheit halb und halb Maske zu ſein, der, die Hände in den Hoſen, an einer der Säulen lehnte, zu einem andern: „laßt ſie immer ſprechen, daß es nothwendig geweſen ſei, da unten die Feſtung zu verlaſſen. Wir wiſſen das beſſer; ich habe einen braven Kameraden, der mit drinnen war; faſt gar nichts haben die Deutſchen zerſchoſſen, faſt alle Kugeln ſind über die Feſtung hinaus geflogen; und doch mußten unſere Tapferen abziehen.“

„Und weßhalb mußten ſie abziehen?“ fragten ein paar andere Männer, die hinzu traten.

Der Erſtere zog ſein häßliches Geſicht zu einem wilden Grinſen, ſpuckte wild vor ſich hin und ſagte: „Was wollt ihr! — tradimento!“

„Ja, ja!“ riefen Andere. „Die Offiziere haben uns verrathen.“

„Ein doppelter Verrath!“ fuhr der Erſte fort.

„Und weßhalb haben ſie uns verrathen?

„Um den Oeſterreichern das Fort zu übergeben.“

„Ja, aber weßhalb?“

„Das will ich euch ſagen. Ich hab's von meinem braven Kameraden. Weil die Oeſterreicher ausgehungert ſind, und weil das Fort voll Lebensmittel ſteckt. Alles tauſendweiſe; Fäſſer mit Mehl, Reis, Oel, Wein — eine Vorrathskammer, wovon ganz Venedig hätte acht Tage eſſen können.

„Ha, traditore!“

Und traditore! riefen die Nächſten und die weiter Stehenden ſagten das ihnen ſo geläufige Wort ebenfalls und bald ſchallte abermals der wilde Ruf: tradimento! traditore! über den weiten Platz dahin.

Das waren aber nur allgemeine Vermuthungen, die jener würdige Mann vorhin ausgeſprochen und die er ſich nun bemühte, in eine engere und greifbarere Form zu gießen.

„Glaubt nicht,“ fuhr er fort, „daß die armen Soldaten und auch alle Offiziere zu den Verräthern gehören. Und im Grunde, was können die armen Teufel draußen thun, als gehorchen! Von woher kommen dieſe Befehle? wo ſteckt der Verrath? — Hier in Venedig — Tradimento in Venetia!“

„Tradimento in Venetia!“ ſcholl es abermals über den Platz dahin, und einzelne Stimmen hörte man kreiſchen: „fori Manin!“

Das war dem Präſidenten der Republik nichts Neues, alſo herausgerufen zu werden und dem Volke auf die unvernünftigſten Fragen eine genügende Antwort zu ertheilen. Doch hatte er ihnen heute ſchon in ähnlichem Sinne viel zu Gefallen gethan und ließ ſie deßhalb vor der Hand ſchreien, was ſie wollten und mochten.

War aber der Präſident hartnäckig, ſo war es das Volk noch mehr.

„Von hier kommt der Verrath," ſprach der Kerl am Portale von St. Marko. „Wie geſagt, wenn ſie hier befehlen, müſſen ſie draußen gehorchen — eine ganze Vorrathskammer haben die Oeſterreicher genommen, ein ganzes unermeßliches Proviantmagazin."

„Wer ſorgt für unſere Lebensmittel?" rief eine kreiſchende Stimme aus dem Haufen. „Wofür haben wir eine Verproviantirungscommiſſion? — Warum ſchützt ſie uns nicht?"

„Da ſteckt's eben!" ſagte der Sprecher kalt berechnend, indem er ſeine rothe Mütze ruhig über das rechte Ohr ſchob. „Wer iſt die Verproviantirungscommiſſion? Vornehme Herren, die nichts von unſerer Noth wiſſen, die in ihren Paläſten kein Brod eſſen, weil ſie Fleiſch genug haben, die kein Oel brauchen, weil ſie ſüße Butter kaufen können. Gerade die Verproviantirungscommiſſion hat uns verrathen."

Und abermals ſchallte es über den Platz dahin: „Verrath! Verrath! die Verproviantirungscommiſſion hat uns verrathen!" Und dazwiſchen hörte man jetzt aus Tauſenden von Stimmen den rauhen Ruf: „Manin! fori Manin!"

Antonio befand ſich ganz in der Nähe des Sprechers mit der rothen Mütze. Er hatte ſich vorgedrängt, um die beiden Frauen einigermaßen hinter ſich zu verbergen. Er ſtand Schulter an Schulter mit dem Manne, der die rothe Mütze auf dem Kopfe hatte.

Der Ruf: „fori Manin!" dauerte indeſſen immer noch fort, ja er verſtärkte ſich von Minute zu Minute. Und der Präſident der Republik ſah ſich endlich genöthigt, an das Fenſter zu treten und gebot mit der Hand Stillſchweigen.

„Was wollt ihr?" rief er.

„Tradimento!“ ſchallte es ihm entgegen. „Wir ſind verrathen, Manin!“

„Wieder dieſelbe Geſchichte! wer hat euch verrathen?“

„Nieder mit der Verproviantirungscommiſſion!“ rief der Kerl mit der rothen Mütze und ſein Anhang. Und „nieder mit der Verproviantirungscommiſſion!“ erſchallten tauſend Stimmen.

Der Präſident winkte verächtlich mit der Hand und erwiederte nach einer kleinen Pauſe: „Was wollt ihr? Immer daſſelbe Geſchrei! die Commiſſion beſteht aus ehrenwerthen Männern, die ihr gewählt habt und die ich kenne. Geht nach Hauſe!“

„Einen Namen!“ flüſterte der Kerl mit der rothen Mütze. „Ihr müßt einen Namen nennen. Nennt den Marcheſe von C. Er hat es immer mit den Oeſterreichern gehalten. — Nennt ihn! nennt ihn! Es iſt das ein reiches Haus! Vielleicht ſetzen wir eine kleine Plünderung durch.“ Und gehorſam dieſer Anweiſung ſchrieen zuerſt zehn, dann zwanzig, dann hundert volle Kehlen: „Der Marcheſe von C. iſt ein Verräther! Er hält es mit dem Feinde, er hat Malghera verrathen!“

Dieſe Behauptung war nun an ſich ſo ungeheuer lächerlich, daß ſich der Präſident von ſeinem Fenſter verachtungsvoll abwandte. Der Marcheſe von C., in Wahrheit einer der eifrigſten Patrioten, hatte ſich der traurigen Sache Venedigs auf's Eifrigſte angenommen, hatte einen Theil ſeines Vermögens geopfert und ſollte nun für ſeine Anſtrengungen auf dieſe Art belohnt werden. Tauſende auf dem Markusplatz, die den Marcheſe bis jetzt für ſehr treugeſinnt hielten, waren nun auf einmal überzeugt, daß er ein Verräther ſei und ſchrieen das laut in die Luft hinauf. Sein Haus, ſein Leben ſchwebte einen Augenblick in Gefahr. Glücklicher Weiſe war das Militär noch auf dem Platze aufgeſtellt und im Nothfall bereit und im Stande, den

frechen Pöbel zu Paaren zu treiben. Eine ſchnellere Juſtiz aber ereilte den Mann mit der rothen Mütze; denn kaum hatte Antonio den Namen ſeines Herrn vernommen, ſo fiel er, alle Klugheit vergeſſend, über ſeinen Nebenmann, faßte ſeinen Hals, und der kräftige, wenn auch alte Gondelführer ſchnürte ihm die Kehle wie mit eiſernen Schrauben zuſammen. Natürlich wurden die Beiden augenblicklich von einander geriſſen, getrennt, aber der ganze Haufen, der ſich nun plötzlich umwandte, bemerkte nun an dem Portal die beiden Frauen, welche von Einigen augenblicklich erkannt wurden.

„Ah, Signora!“ rief eine Stimme aus dem Gewühl. „Hier will man hören, was das gute Volk unter ſich ausmacht.“

„Seht ihr wohl, Kameraden,“ ſagte ein Anderer, „ſind wir irgendwo vor Spähern ſicher?“

„Die Marcheſa von C.,“ rief der Kerl mit der rothen Mütze; „unter der glorreichen Fahne von Italien! — Die Dame iſt blaß,“ fuhr er fort, „und das begreift ſich wohl; denn ſie war bis jetzt gewohnt, ſchwarz und gelb neben ſich flattern zu ſehen.“

„Wie bei der letzten Reggata!“ kreiſchte eine Weiberſtimme; „Giuſeppe, das wirſt du nicht vergeſſen haben.“

„Wir wiſſen es Alle,“ riefen mehrere Stimmen. „Aber den Verrath wollen wir beſtrafen!“ ſetzten Andere hinzu.

Und das Gewühl und Geſchrei, das ſich einen Augenblick vorher gegen die Mitte des Platzes concentrirt hatte, wandte ſich nun nach dem Portal der Markuskirche.

Manin an ſeinem Fenſter hatte einige kräftige Worte geſprochen, von denen man aber nur verſtand: „adesso andate via tutti.“ Und darauf ſchwenkte das Militär, um ſich in ſeine Quartiere zurück zu begeben. Das Volk machte überall Platz, bis auf jene an der

Markuskirche, wo Hunderte im Begriff waren, auf die beiden Frauen und den Gondelführer einzustürzen.

Zum Glück hatte eine Compagnie Schweizer, brav und disciplinirt, die beste der ganzen venetianischen Besatzung, in der Nähe der drei Mastbäume gestanden, und als sie nun abschwenkte und wegmarschirte, kam sie dicht bei dem Portale der Kirche vorbei und fegte für einen Augenblick die Menschenmasse dort weg.

Antonio sprang auf einen der Offiziere zu und sagte mit wenigen Worten, was sich hier begeben. Die Marchesa war bleich wie der Tod und ließ sich willenlos von dem braven Offizier zwischen zwei der abmarschirenden Sektionen führen. Therese aber hatte ihren Schleier zurückgeschlagen, da sie unter den abmarschirenden Schweizern einige bekannte Gesichter gesehen.

„Ei," sagte einer der Soldaten, „das ist die vornehme Dame, die so häufig in's große Spital kam."

„Und so gut und freundlich war," setzte ein Anderer hinzu. „Was wollen die Welschen von ihr?"

„Weiß nicht," entgegnete der Erste. „Aber laßt die Galgengesichter nur heran kommen. Dort sehe ich so ein paar Gauner, die sich offenbar mit schlechten Absichten zwischen die Colonne drängen wollen. — Zurück Ihr Schufte!"

In der That war auch die ganze Rotte, der Kerl mit der rothen Mütze voran, den Damen und den Schweizern gefolgt, und zuweilen drängte sich Einer mit drohender Miene zwischen die Glieder der marschirenden Mannschaft, was aber den Volkshelden immer sehr schlimm bekam, denn der betreffende Soldat nahm kaltblütig sein Gewehr und stieß mit dem Kolben die Vordringenden unsanft von sich.

So ging's über die Piazzetta hinweg, und am Ufer der Lagunen

warteten ein paar große Barken auf die Schweizercompagnie, um sie nach dem Fort St. Pietro in Volta überzuschiffen.

Antonio, der genau erkannte, was hier zu thun war, verließ die Reihen der Soldaten, sprang in seine Gondel und legte sie dicht neben den eben erwähnten großen Barken an die Steintreppe, worauf die Marchesa mit ihrer Dienerin das Fahrzeug bestieg. Der alte Gondolier stellte sich fest an sein Ruder, und nachdem die junge Dame dem freundlichen Offizier dankend zum Abschied gewinkt, flog die Gondel mit der Schnelligkeit eines Windhauches über dem Wasserspiegel dahin, verließ aber aus Vorsicht bald den großen Kanal, und rauschte durch ein Labyrinth von kleinen Wasserstraßen dem Palaste zu, an dessen hinterer Seite, die der Leser bereits kennt, sich das Fahrzeug anlegte, worauf die Marchesa ihren Gemächern zueilte.

Obgleich es damals in Venedig nichts Neues war, daß Männer, die sich der sogenannten guten Sache auf's Eifrigste annahmen, die Vermögen, Gesundheit, ja Leben dafür opferten, durch einige elende Schreier auf dem Markusplatz verunglimpft und mit dem Namen traditore beehrt wurden, obgleich das, wie gesagt, häufig vorkam, und man sich deßhalb am Ende nicht mehr viel daraus machte, so konnte doch der stolze Marchese von C. die Mißhandlung, die heute seinem Namen widerfahren war, nicht verschmerzen. Er saß finster brütend in seinem Zimmer und ließ vor seinem Geiste alles das vorübergehen, was er für diese undankbare Stadt gethan, und bedachte dann zähneknirschend, was ihm heute widerfahren. Der Marchese war, wie wir wissen, einer der Ersten gewesen, welche vermittelst geheimer Verbindungen die Gesetze verhöhnt, und durch unabläßige Bemühungen im Sinne der sogenannten Freiheitspartei den gesetzlichen Boden so aufgelockert, daß das im italienischen Grunde

ſo ſchwach fundamentirte Staatsgebäude beim erſten Windſtoß von außen zuſammenbrechen mußte. Er hatte das alles, wie er glaubte, in beſter Abſicht gethan; aber wenn ihm ſchon im Laufe des letzten Jahres viele Zweifel aufſtießen, und er auch manchmal kopfſchüttelnd an das Ende dieſer Komödie dachte, ſo war doch die Frucht, die er bei dem endlichen Gelingen zu brechen hoffte, ſich nämlich wie mancher ſeiner Vorfahren einſtens Oberhaupt, ſei es Präſident oder Doge, dieſer Stadt nennen zu hören, zu verlockend für ihn, um nicht Alles an die Ausführung dieſes Planes zu ſetzen. Sein Name war in der neuen Republik genannt; er ſtand bis jetzt groß und mächtig da. — Und das alles hatte ſich heute mit einem Schlage geändert. Er war nach des Volkes Ausſpruch ein Verräther; er war ausgeſtoßen aus den Reihen derer, für die er ſo viel gethan, ſo viel geopfert.

Der Marcheſe war übrigens ein Mann von raſchen Entſchlüſſen und als ſich ſeine Tochter im Laufe des Abends bei ihm einfand und ſich Beide über den ſchrecklichen Vorfall auf dem Markusplatze beſprachen, als ſich Emilie tröſtend an ſeine Bruſt lehnte, ſchloß er ſeit langer Zeit wieder zum erſten Male ſein Kind in die Arme, küßte ſie innig auf die hohe, weiße Stirn und ſagte: „O meine Tochter, es iſt möglich, daß ich ſehr geirrt; ich glaube es zu fühlen, wenn ich auch jetzt noch nicht davon überzeugt bin. Aber dir werde ich es nie vergeſſen, daß du, obgleich anderer Anſicht, für mich ſo Vieles und Schmerzliches gelitten.“ — —

Es war dies übrigens im Allgemeinen heute ein Unglückstag für Venedig; denn an demſelben Abend gegen zehn Uhr erſchütterte ein furchtbares Krachen die Stadt, und die Einwohner zitterten in ihren Häuſern und glaubten, der Feind habe irgendwo unſichtbar eine Batterie aufgeführt und überſchütte ſie mit Bomben und Kugeln. Obgleich Letzteres nun nicht der Fall war, ſo hatte doch ein großes

Unglück Venedig betroffen. Die große Pulverfabrik alle Grazie flog mit einer bedeutenden Menge vorräthigen Pulvers in die Luft; das Volk erfüllte abermals den Platz von St. Marko mit seinem Geschrei um Rache an eingebildeten Verräthern.

Wem es vergönnt war, der Belagerung einer Stadt auf eine so bequeme Art beizuwohnen, wie unserem jungen Husarenoffizier, von dem wir früher gesprochen, der mußte dieses für die Theilnehmer so beschwerliche Schauspiel für irgend eine angenehme Vergnügungspartie ansehen. Er ritt freilich des Morgens, so oft es voraussichtlich in Mestre oder der Umgegend Etwas gab, nach dem Städtchen, verweilte dort einen guten Theil des Tages in den Laufgräben, unbekümmert wegen den hin- und hersliegenden Kugeln, auch wohl selbst den Säbel ziehend und in der Dämmerung mit der Tranchéewache hinaus stürzend, um einen Ausfall abzuschlagen. Doch waren dies die Lichtseiten des Aufenthaltes. Wenn sich dagegen die Nacht hernieder senkte, von der Erde böse Nebel aufstiegen, welche mehr Opfer hinrafften als die feindlichen Kugeln, dann hatte er nichts zu thun, als auf dem Marktplatze im allgemeinen Kaffeehause von den Freunden Abschied zu nehmen, sich eine Cigarre anzuzünden und aufs Pferd zu schwingen, das ihn dann in raschem Trabe nach Hause brachte.

Diese nächtlichen Ritte hatten für den jungen Offizier etwas außerordentlich Angenehmes, etwas Schönes, Poetisches, — die finstere Nacht, in die er hinaustrabte, das Leuchten und Krachen der Geschütze auf seiner rechten Seite von Malghera, San Giuliano, Campaldo, St. Secundo und anderen Batterien und, dies alles übertönend, zuweilen der Donner eines heftigen Gewitters, das über

ſeinem Haupte dahinrollte, wohl auch einen tüchtigen Regen niederſendend, der ihm es alsdann auch um ſo lieber machte, wenn er endlich das jetzt ihm offenſtehende Thor der Villa L. erreicht hatte.

Der alte Verwalter, der anfänglich kalt und zurückhaltend gegen ihn geweſen war, ſchien ihn plötzlich lieb gewonnen zu haben und bot ihm alle möglichen Bequemlichkeiten an. Obgleich der junge Offizier ſeine Wohnung von zwei Zimmern für groß genug erachtete, ſo fand er doch jetzt jeden Abend, wenn er heimkehrte, die Flügelthüren der anſtoßenden Gemächer eröffnet und mehrere derſelben erleuchtet, ohne daß er ſich je auch nur flüchtig in denſelben umgeſehen hätte. Da er meiſtens in der Stadt ſpeiſte, ſein Frühſtück aber ihm von ſeinem Burſchen zubereitet wurde, ſo war er nie in den Fall gekommen, zu unterſuchen, ob ſich in der prächtigen Villa L. auch eine Küche der ganzen reichen Einrichtung gemäß befinde.

Eines Tags, kurz nach der Einnahme von Malghera, kam er nach Hauſe zurück und ihn begleitete ſein Freund, Hauptmann von S., der in der vergangenen Nacht ſtark beſchäftigt geweſen war und nun ein paar Stunden mit ſeinem Kameraden verplaudern wollte. Die Beiden ritten im ſcharfen Trabe durch den Park und ſprangen vor dem Portal von ihren Pferden. Die Sonne war noch nicht untergegangen und beleuchtete prächtig durch eine Lichtung des Parks das elegante Caſino. Wie ſchon geſagt, war der Huſarenoffizier ſchon ſeit längerer Zeit nicht vor Einbruch der Nacht nach Hauſe gekommen und blieb deßhalb überraſcht ſtehen von der ſchönen Färbung zwiſchen den mächtigen Bäumen und von der Glut, die auf dem ſchönen Gebäude ruhte.

„Ah!“ ſagte er; „es iſt doch ein prächtiger Aufenthalt, dieſe Villa L., und es wäre nicht ſo übel, ſie in Ruhe und Frieden zu genießen. Spazieren wir ein wenig in dem Park umher.“ Er legte

ſeinen Arm in den ſeines Freundes und Beide gingen unter den Bäumen dahin.

Der Park, wenn auch nicht ſehr groß, war ſchön und geſchmackvoll angelegt. Da die flache Gegend ringsum keine großartige Ausſicht bot, ſo hatte man Alles gethan, um in dieſen dichten Laubgängen den Wandelnden vergeſſen zu machen, daß es überhaupt eine Außenwelt gebe. Der Park lag da wie in ſich gekehrt, ſinnend, ſtill träumend. Mit großer Kunſt hatte man der Abendſonne den Eintritt verſchafft, ohne dadurch den Blick zu veranlaſſen, daß er über die Grenzen des Gartens hinaus ſchweife. Die Sonne kam wie ein gern geſehener Gaſt hier gleichſam auf Beſuch und nahm wenig mehr für ſich in Anſpruch, als daß ſie hier eine Raſenfläche vergoldete, dort roſig leuchtend über den Spiegel eines kleinen Sees hinzitterte, und ſich zuletzt, ehe ſie Abſchied nahm, wie neugierig, in den großen Spiegelſcheiben des Caſinos betrachtete.

Nach einem kleinen Spaziergange gingen die beiden Freunde in die Zimmer hinauf. Der Huſarenoffizier legte Säbel und Mütze ab, und Friedrich von S. warf ſich in einen Fauteuil, der in der Nähe des Fenſters ſtand, wo ihm noch ein Blick vergönnt war zu dem Abendhimmel hinauf, der ſich mit ſanfter Röthe über den grünen Baumkronen ſpannte.

„Wieder ein Tag vorüber," ſagte der Huſar. „Jetzt geht es ziemlich leidlich mit der Geſchwindigkeit der Zeit, denn man ſieht doch wie und wo. Seit Malghera wieder unſer iſt, habe ich die gegründete Hoffnung, daß wir bald über die Lagunen hinüber kommen."

„Und dann?" fragte der Andere.

„Nun! und dann —" verſetzte der Huſar — „Was willſt du? — Das gibt einen großen Moment, wenn der alte Herr, den Gott ſegnen möge, in die eroberte Stadt einzieht, wir hinten drein,

wenn auch leider zu Fuß, Alles in größter Aufregung, Alles evviva! ſchreiend, und die ſchwarzgelbe Fahne wieder hoch flatternd. Cospetto! Darauf freue ich mich wie ein Kind."

„Du haſt gut lachen," ſprach ernſt der Genieoffizier, „dir iſt die ganze Geſchichte hier wie ein Kelch voll brauſenden Champagners; du trinkſt den Schaum davon und flatterſt weiter. Aber wir — du ein einfacher Zuſchauer, eilſt davon, wenn der Vorhang gefallen; aber wir Anderen —"

„Nun," unterbrach ihn lachend der Erſte, „von Allen, die ſehnſüchtig nach Venedig blicken, wird doch dir das Herz am meiſten ſchlagen, wenn es dir endlich vergönnt iſt, in die feindliche Stadt einzuziehen. Du eroberſt zweifach."

„Erſtens werde ich mit den Croaten dort nicht einziehen," ſagte finſter Friedrich von S. „Wenn ſie drüben das kaiſerliche Banner entfalten, liege ich vielleicht ſechs Fuß tief. Ich habe ſo meine Ahnungen."

„Aber deine Ahnungen ſind falſch," gab der Huſar lachend zur Antwort. „Weißt du noch, wie du mir an jenem Abend an den Laufgräben ſagteſt, deine Kugel liege in Malghera bereit. Nun, beſter Freund, haſt du da Recht oder Unrecht gehabt?"

„Ich will es nicht läugnen," entgegnete der Ingenieur, „daß ich mich geirrt. Aber glaube mir, Eugen, mich trifft's doch noch bei dieſer Belagerung. — Aber gleichviel! Werde ich doch all' dieſer Gedanken los und komme auch nicht mehr in Verſuchung, mir in beſonders heiteren Momenten glückliche Träume zu machen, die ſich doch nie erfüllen können."

„Ich kenne deine Geſchichte," antwortete der Huſarenoffizier, „und wenn ich mit dir darüber ſpreche, ſo weißt du, ich meine es ehrlich. Zum Teufel! deine Ausſichten ſind gar nicht ſchlecht, vor-

ausgeſetzt nämlich, daß du richtig gefühlt, und daß du der jungen ſchönen und reichen Venetianerin nicht gleichgültig biſt." —

„Und ihrem Vater —"

„Ah! der wird den feſten Willen der einzigen Tochter nicht ſo lieblos durchkreuzen."

„Du ſcheinſt aber vergeſſen zu haben," bemerkte Friedrich von S. nach einer Pauſe, „daß der Marcheſe von C. unter den Namen drüben ſein wird, die nie und nimmer in eine Amneſtie eingeſchloſſen werden können, der vielleicht nach England, in die Schweiz geht und gewiß nicht unterlaſſen wird, fort und fort gegen uns zu conſpiriren. Geſetzt nun, alle anderen Hinderniſſe wären weggeräumt, hielteſt du es dann für thunlich, daß ein kaiſerlicher Offizier die Tochter eines ſolchen Mannes heirathet?"

„So lange er kaiſerlicher Offizier iſt," verſetzte nachdenkend der Huſar, „hat die Sache allerdings ihre Schwierigkeiten. Aber es gibt doch Verhältniſſe, unter denen man den Dienſt verlaſſen kann, vorausgeſetzt, nach ein paar beendigten Feldzügen, wo man ſich ſtets ſo tapfer benommen, und bei vielen Affairen ſo ausgezeichnet wie du."

„Ich danke dir für die gute Meinung," antwortete Friedrich von S. „Aber du ſprichſt, wie ich vielleicht in deiner Stellung auch ſprechen würde, als der Sohn eines großen und reichen Hauſes, der alles Andere ſeinem Glück zum Opfer bringen kann. — Nein, nein! lieber Freund," ſetzte er düſter hinzu, „ich kenne die Sachlage beſſer und bin auch alt genug, um mich keiner kindiſchen Phantaſie hinzugeben. Ich verſichere dich, jener unglückſelige Augenblick in Venedig war entſcheidend für mein ganzes Leben. Ich liebe das Mädchen; ich weiß wohl, daß meine Kameraden mich für ernſt, ja kalt, vielleicht ſogar für berechnend halten. Aber ich liebe ſie, wie man das Leben liebt, und wie man in dieſem Leben nur einmal liebt. Für mich

gibt es nur zwei Wege: — ihren Beſitz oder den Tod. Und da ich zu dem erſteren nicht gelangen kann, ſo ſoll mir der zweite willkommen ſein. Ich ſage das nicht als Phraſe, nur zu dir, meinem vertrauteſten Freunde."

„Aber nimm mir nicht übel," entgegnete der Huſarenoffizier nach einem längeren Stillſchweigen, „die Marcheſa von C. verdient ſchon einige Anſtrengungen. Und doch, beim Lichte beſehen, wäre es auch ſelbſt für die ſtolze Venetianerin nicht ſo übel, wenn ſie einwilligte, ſich Majorin von S. zu nennen. Und die Auszeichnung erhältſt du in den nächſten Tagen."

Einen Augenblick ſah Friedrich von S. träumeriſch an den dunklen Himmel empor, an dem ſchon einige Sterne glänzten. Ihm erſchienen die Worte des Freundes angenehm, ja des Nachdenkens werth. Aber auch nur eine Sekunde. Dann fuhr ein melancholiſches Lächeln über ſeine Züge; er ſtrich mit der Hand über ſein Geſicht und ſagte: „Du haſt nur vergeſſen, lieber Freund, daß ich damals durch jene Vorfälle im Hauſe des Marcheſe von C. in eine unangenehme, vielleicht anfänglich für Manchen zweideutige Stellung gerieth. Du wirſt dich erinnern, daß es mich einige Mühe und unangenehme Augenblicke koſtete, um gewiſſe wohlmeinende Kameraden zu überzeugen, auf welch' unſchuldige Weiſe ich in jenen finſteren Kreis trat. Du kennſt meine Erklärung und die meines würdigen Chefs, der ſich meiner in der Angelegenheit wie ein Vater annahm. — Du weißt, wie ich meinen Dienſt gethan — und doch," fuhr er heftig fort, „muß ich heute noch zuweilen verdeckte Worte hören, die mich tief verletzen müſſen, wenn ſie auch zu leicht hingeworfen ſind, als daß ich ſie aufgreifen könnte. Jetzt aber denke dir, die Marcheſa von C. würde, wie du vorhin vorſchlugſt, Majorin S. — Nein, nein! es iſt nicht daran zu denken!"

In dieſem Augenblick öffnete der alte Verwalter leiſe die Flügelthüre des anſtoßenden Gemachs und meldete, daß ein Souper ſervirt ſei. Ueberraſcht blickte ihn der Huſarenoffizier an und beantwortete den fragenden Blick des Freundes mit einem leichten Achſelzucken. „Ei, mein werther Herr," wandte er ſich darauf an den alten Mann, „ich weiß weder etwas von einem Wunſch meinerſeits, noch von einer Einladung, die ich erhalten."

Der Verwalter verbeugte ſich und entgegnete: „Da Euer Gnaden heute ſo frühe zurückkehrten, ſo dachte ich, ein kleines Souper würde Ihnen nicht unerwünſcht ſein. Ueberhaupt," ſetzte er lächelnd hinzu, „nehmen Sie die Gaſtfreundſchaft dieſes Hauſes ſo wenig in Anſpruch, daß ich ſchon lange auf eine Gelegenheit wartete, ſie Ihnen aufzudringen."

„Nun meinetwegen!" rief lachend der Huſarenoffizier. „Es wäre wahrhaftig unhöflich, eine ſo freundliche Einladung auszuſchlagen. — Nicht wahr, Friedrich, wir nehmen das Souper an?"

„Gewiß, mit Vergnügen," entgegnete dieſer, der froh war, daß das Geſpräch von vorhin unterbrochen wurde.

Beide erhoben ſich darauf und folgten dem alten Manne, der die Thüren weit öffnete und ihnen voranſchritt.

An das Zimmer, aus welchem die beiden Offiziere kamen, ſtieß eine Bibliothek; dieſer folgte ein Billardzimmer, ein kleiner Muſikſaal, dann ein einfaches, aber ſehr elegantes Speiſezimmer. Alles war aufs Reichſte beleuchtet, und Friedrich von S., der ſich hierüber verwundert ausſprach, erhielt von dem Verwalter lächelnd zur Antwort, man wiſſe auf dem Landhauſe ſeiner Herrſchaft werthe Gäſte zu ehren, die Zimmer ſeien jeden Abend auf dieſe Art erhellt; aber ihr Gaſt habe bis jetzt noch keinen Fuß hinein geſetzt.

„Das iſt wahr," ſagte lachend der Huſarenoffizier. „Wer

hätte aber auch denken können, daß Sie wegen meiner unbedeutenden Person eine solche Verschwendung an Wachskerzen treiben würden!"

Uebrigens war das aufgetragene Mahl der ganzen fürstlichen Einrichtung der Villa gemäß, und die beiden Freunde gestanden sich, seit ihrer Anwesenheit vor Venedig, ja seit sie Wien verlassen, nicht mehr so vortrefflich soupirt zu haben. Das Eßzimmer bildete eine Ecke des Hauses, und der Thüre gegenüber, zu welcher sie hereingekommen, fing eine andere Reihe von Zimmern an. Von diesen war nur ein einziges Kabinet beleuchtet, welches nämlich an das Gemach stieß, wo sich die Beiden befanden. Der alte Verwalter hatte mit Hülfe eines Bedienten selbst servirt, und alles das ging mit einer Ruhe, mit einer Geräuschlosigkeit von statten, wie man sie in vornehmen Häusern findet, und die so außerordentlich wohlthuend ist. Zum Dank für die freundliche Bewirthung hielt sich der Husarenoffizier für verpflichtet, ein Gespräch mit dem Haushofmeister anzuknüpfen, und that das, indem er sagte: „Dies ist wohl das gewöhnliche Speisezimmer der Familie L.?"

„Es ist das Gemach für die kleinen Familiendiners," gab der alte Mann lächelnd zur Antwort.

„Existiren noch viele Mitglieder dieser alten Familie?" forschte der Offizier weiter.

„Welcher Familie?" fragte der Haushofmeister.

„Nun, der Familie L.!"

„Die ist längst ausgestorben."

„Und bei wem sind wir alsdann zu Gast?" fragte überrascht Friedrich von S.

„Bei dem jetzigen Besitzer vermittelst dessen gehorsamem Diener," sagte der alte Mann.

„Und welcher Familie ſind wir demnach dieſe Gaſtfreundſchaft ſchuldig?“

Der Haushofmeiſter ſchien dieſe Frage überhört zu haben, denn er nahm im ſelben Augenblicke die ſilbernen richauds von der Tafel und übergab ſie einem Diener, der ſie hinaustrug.

„Ja Euer Gnaden,“ ſagte er darauf, „der große Speiſeſaal iſt unten. Dies iſt das Zimmer für die kleineren Diners. Es liegt, wie Sie bemerkt haben, am Ende der Zimmerreihe, auf deren anderen Seite Euer Gnaden Schlafzimmer iſt. Von dort bis hier geht die Wohnung des Herrn, und ſteht durch eben dieſes Gemach mit der anderen Zimmerreihe in Verbindung, welche in guten Zeiten,“ ſetzte er ſeufzend hinzu, „von unſerer gnädigſten Herrin bewohnt wird.“

Friedrich von S. hatte gedankenvoll mit ſeinem ſilbernen Deſſertmeſſer geſpielt; jetzt fielen ſeine Augen zufällig auf das Heft deſſelben und ſein Herz ſchlug ſchneller, er war aufs Höchſte überraſcht, als er auf demſelben eine Grafenkrone und die Chiffre C. gravirt ſah. Ah! dachte er im nächſten Augenblicke, das Zuſammentreffen wäre zu ſeltſam. Wie viele Familien gibt es, deren Namen mit C. anfängt?

„Ja, drüben ſind die Zimmer unſerer Herrin,“ fuhr der alte Mann fort. „Wenn es Euer Gnaden vielleicht intereſſirt,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „ſo bitte ich mir einen Augenblick zu folgen; hier in dem Nebenkabinet iſt das Portrait der jungen Marcheſa.“

Wir brauchen wohl nicht zu ſagen, daß Friedrich von S., auf's Höchſte geſpannt, von ſeinem Stuhle emporſprang und daß auch der Huſarenoffizier eilig dem alten Manne folgte, der die ſchweren Damaſtvorhänge des ebenfalls ſehr hell erleuchteten Nebenkabinets auf die Seite ſchob. Das können wir aber nicht verſchweigen, daß der Erſtere, nachdem er einen Schritt in die Thüre gethan, wie erſtarrt ſtehen blieb und halblaut ausrief: „Sie iſt's!“ während ſich der

Andere mit einem Ausruf der Bewunderung einem lebensgroßen Bilde gegenüber ſtellte — dem Portrait der jungen Marcheſa von C., welches ſo prächtig gemalt und ſo glücklich aufgefaßt war, daß man hätte glauben können, die gebietende Geſtalt erwarte nur eine tiefe Verbeugung der eingetretenen Fremden, um ihnen darauf mit ihrem ernſten und doch ſo ſüßen Lächeln entgegenzutreten.

Nach einer längeren Pauſe, während welcher beide Freunde das ſchöne Bild gleicher Weiſe faſt mit den Augen verſchlungen, wenn auch mit ſehr ungleichen Gefühlen, faßte ſich Friedrich von S. zuerſt und ſagte zu dem alten Manne, der ehrerbietigſt hinter ihnen ſtand: „So gehört alſo dieſe Villa dem Marcheſe von C.?“ bei welchen Worten der Huſarenoffizier einen lächelnden Blick auf ſeinen Freund warf und darauf verwundert ſprach: „Wenn der Maler nicht geſchmeichelt, ſo iſt die Marcheſa das ſchönſte Mädchen, das ich in meinem ganzen Leben geſehen.“

„Der Maler hat kaum ſeine Schuldigkeit gethan,“ bemerkte der Haushofmeiſter mit einer Verbeugung. „Und doch konnte er das Schönſte an unſerer gnädigſten Herrin nicht darſtellen: ihr edles Gemüth, ihr gutes Herz. Zwei Sachen, Euer Gnaden, die wir, die Dienerſchaft, beſonders zu ſchätzen wiſſen.“

„Laßt uns hier weggehen,“ ſagte endlich der Hauptmann und drückte ſeinem Freunde feſt die Hand. „Es taugt mir wahrhaftig nicht, wenn ich das Bild lange anſehe.“

„Und ich,“ entgegnete dieſer, „möchte mich gerne ein paar Stunden davor feſtſetzen, wenn mir ein ſolches Unternehmen nicht auch etwas — — zu gefährlich erſchiene. Kehren wir zu unſeren Cigarren zurück!“

Friedrich von S. warf noch einen letzten ſchnellen Blick auf das Bild; dann wandte er ſich raſch um und ſie gingen in's

Nebenzimmer. Doch war ihre Unterhaltung gestört: der Hauptmann saß finster und schweigend da; seine Gedanken schweiften offenbar über das Wasser hinüber nach Venedig. Der junge Husar blickte in seinem Fauteuil ausgestreckt zuweilen lächelnd an die Decke und ließ kunstreiche Dampfkreise emporsteigen, deren Lauf er aufmerksam zu folgen schien, bis sie vergingen.

„Es ist eigentlich Schade," redete er nach einem längeren Stillschweigen; „aber der Anblick jenes Bildes hat uns Beiden nicht wohlgethan."

„Nein, wahrhaftig nicht," gab Friedrich von S. zur Antwort. „Als ich heute Nachmittag auf San Giuliano war und unter den Arbeitern stand, die emsig und furchtlos an dem Batteriebau beschäftigt waren und darüber lachten, wenn eine feindliche Kugel ihnen den Schanzkorb zwischen den Händen fortriß und uns mit Sand und Steinen bewarf, da hatte ich mich darauf gefreut, im Gegensatz zu dem wilden Getümmel mit dir ein paar Stunden wie im tiefen Frieden verplaudern zu können. Ich fühlte eine angenehme Ruhe in meinem Herzen; ich konnte Venedig ruhig überschauen, ohne daß ich, wie sonst immer, einen herben Schmerz empfand. Jetzt ist das alles wieder dahin, meine Nerven sind aufgeregt, mein Herz schlägt gewaltig; die Stille um dies kleine Schloß saust mir in den Ohren; ich möchte ausrufen: Luft! Luft!"

„Wenn du dich nach etwas Spektakel sehnst," versetzte der Husar, „so laß uns auf den Balkon da drüben gehen. Oeffne dir ein Fenster und wir werden augenblicklich unsere Lieblingsmusik hören. Bumm! — bumm! — Bumm! — bumm!

„Spotte nicht über mich, Eugen," sagte der Andere sanft. „Es ist mir in der That recht traurig und unheimlich zu Muthe. Wenn du mir es nicht übel nimmst, so reite ich jetzt nach der Stadt zurück."

„Gewiß nicht!“ entgegnete der Andere, „man muß seinen Freunden die persönliche Freiheit nicht verkümmern. Wenn du allein sein willst, so bleibe ich hier. Gibst du aber mir die Erlaubniß, dich zu begleiten, so erzeigst du mir einen großen Gefallen.“

„Wie kannst du nur fragen?“ sagte der Hauptmann. „Wenn du dich dem Bette noch auf einige Stunden entziehen willst und mit mir hinausreitest, so bin ich dir dankbar dafür. Aber du wirst meine Gefühle begreifen; ich bin bewegt, unruhig. Erinnerungen und Gedanken quälen mich auf's Neue, ich möchte sie gerne verscheuchen.“

„Kein Wort weiter!“ antwortete der Husar. „Reiten wir.“

Bald saßen Beide zu Pferde und trabten gen Mestre. Die Lieblingsmusik, von welcher der Husarenoffizier vorhin gesprochen, ließ sich heute Abend deutlicher als gewöhnlich vernehmen. Auf allen Seiten krachte und blitzte es, und namentlich in der Nähe der Lagunenbrücke sah man oft weite Strecken in rothe Glut gehüllt. Aus den Villen, wo die beiden Reiter vorbeikamen, sah man ebenfalls hie und da Reiter auftauchen und rasch gen Mestre eilen.

„Die scheinen's heute wieder ernstlich zu betreiben!“ rief der Husar einem Ordonnanzoffizier zu, der aus Casa Papadopoli heraus sprengte. „Ist Seine Excellenz zu Hause?“

„Nein, er ist draußen bei der Lagunenbrücke,“ entgegnete der Gefragte. „Sie sind heute Nacht auf ihren Inseln wieder ganz des Teufels. Sie müssen wahrscheinlich erfahren haben, daß die drei schönen Batterieen auf San Giuliano fast beendigt sind. Von San Secundo feuern sie ohne Unterlaß herüber; auch bemerken die vorgeschobenen Posten, daß sich ihnen eine Menge ihrer Schaluppen langsam nähern.“

„Ah! da ist ja mein Werk in Gefahr!“ rief lebhaft der In-

genieur. „Auf alle Fälle müſſen wir ein Bischen nachſehen.“ Und ſie trieben die Pferde raſcher an und erreichten bald Meſtre.

Auf dem Marktplatz war heute Abend ein regeres Leben als gewöhnlich. Vor dem Café befanden ſich eine Menge Offiziere aller Grade, um die Tiſche herumſitzend oder in Gruppen ſtehend, und zuſammenplaudernd; Ordonnanzen kamen und gingen; auch Mannſchaften, die von der Arbeit zurückkehrten, und die Offiziere, welche ſie führten, wurden umringt und ausgefragt.

„Du, was gibt's draußen?“

„Nicht viel Neues. Aber ſie ſcheinen was vorzuhaben heute Nacht.“

„Habt ihr Verluſte?“

„Wir unbedeutend, aber die von San Giuliano mehr.“

Die beiden Freunde, nachdem ſie hin und her gefragt und geantwortet, und ihre Pferde zurückgelaſſen, eilten dem Erddamme zu, an welchen die Lagunenbrücke ſtößt und fanden dort eine Menge Oberoffiziere und Generale verſammelt, die Meiſten ſtanden oben auf dem Damme und ſchauten angelegentlich in die Nacht hinaus. Doch war es nur geübten Augen möglich, in der großen Dunkelheit etwas zu erkennen, und auch dieſen nur, nachdem ſie ſich durch den Blitz eines Schuſſes orientirt. San Secundo und die feindlichen Brückenbatterieen feuerten einzelne Schüſſe nach San Giuliano herüber und es war eigenthümlich ſchön anzuſehen, wie das trübe Waſſer der Lagunen für einen Augenblick erhellt wurde oder wie einer der rieſenhaften Brückenpfeiler plötzlich, aber nur für einen Augenblick, hell und glänzend aus der dichten Finſterniß hervor trat.

„San Secundo fürchte ich nicht beſonders,“ ſagte eine helle Stimme aus dem Haufen der Offiziere; „ſie überſchießen bei Nacht

häufig. Aber ich habe gute Nachrichten, daß sie mit ihren Schaluppen irgend einen Angriff machen wollen; es wird ihnen aber nichts helfen, da wir vortrefflich gedeckt sind, aber es kostet wieder Menschenleben, das ist das Entsetzliche bei der Sache."

„Sollen wir nicht einige Leuchtraketen von San Giuliano aufsteigen lassen?" fragte eine andere Stimme.

„Wir geben ihnen nur ein besseres Ziel," antwortete der erste Sprecher. „Ich habe drüben scharf auslugen lassen und erwarte jeden Augenblick Berichte."

Wirklich kam auch einige Minuten später eine Ordonnanz hastig daher gelaufen und drang durch den Kreis der Offiziere.

„Nun, wie steht's drüben? — Haben wir viel Verluste?"

„Bis jetzt nicht, Excellenz," entgegnete der Offizier; „nur ein sehr bedauerlicher Fall, Lieutenant T. vom Geniecorps, der auf der oberen Batterie war, ist von einer Vollkugel schwer verwundet."

„Ah, das ist hart! Herr Oberst, wir müssen Jemand anders hinschicken. — Ist vielleicht Jemand von den betreffenden Herren in der Nähe!"

Friedrich von S. trat rasch vor.

„Ah! mein wackerer Hauptmann S.," fuhr der Sprecher von vorhin fort. „Sie haben ja das Werk kaum vor ein paar Stunden verlassen."

„Aber ich freue mich sogleich dahin zurückkehren zu können," antwortete der Hauptmann.

„Es ist mir sehr lieb," sagte eine dritte Stimme, „daß gerade Sie kommen. Hauptmann von S. hat den Bau von Anfang an geleitet. Eilen Sie hinauf, lieber Freund, und treiben Sie die Leute so gut wie möglich an. Es ist nicht viel mehr zu thun, ja die Artillerie muß sogar einen Theil der Bettungen schon gelegt haben."

„Schön, ſchön!“ ſagte der erſte Sprecher. „Dann können wir ſie mit Tagesanbruch artig heimſchicken.“

Hauptmann von S. trat raſch zum Kreiſe der Offiziere zurück, eilte den Damm hinab, und ſuchte ſo gut wie möglich den unſicheren und ſchwer zu treffenden Weg nach ſeinem gefährlichen Beſtimmungsort zu finden. Doch war er noch nicht weit gekommen, als er Jemand hinter ſich drein ſtolpern hörte und die Stimme ſeines Freundes vernahm, der ihn leiſe bat, doch nicht gar zu ſchnell zu laufen.

„Ja, was willſt denn du?“ fragte erſtaunt der Hauptmann.

„Nun, dich begleiten,“ erwiderte der Andere. „Das kann eine luſtige Nacht werden.“

„Thu' mir den Gefallen und bleibe zurück,“ ſagte der Hauptmann. „Ich gehe gern und bereitwillig da hinauf, es iſt mein Dienſt. Aber von dir wäre es tollkühn, dich in ſo gefährliche Sachen zu miſchen, wo du am Ende nur im Wege biſt und nichts nützen kannſt.“

„Den Teufel auch,“ entgegnete lachend der Huſar. „Mir ſcheint, es kommen da Sachen vor, wo ich recht gut nützen kann. Ich habe ſo was munkeln hören, als könnten die Lateiner mit ihren Schaluppen einen Angriff wagen; und wenn das der Fall iſt, da kann's zu einem artigen Handgemenge führen, und da gehöre ich in erſter Linie hin. — Du,“ ſetzte der junge Mann bittend hinzu, „ſei doch nicht kindiſch oder beſſer geſagt neidiſch, gönn' Unſereinem auch eine kleine Arbeit! Ich kann dich auf Ehre verſichern, ich ſchäme mich ordentlich, wie ein rechter Müßiggänger von der Ferne zuzuſchauen, während ſo manche brave Kameraden blutend davon getragen werden. Wir kämpfen hier alle für den Kaiſer, und wenn ich für den Ruhm unſerer Waffen etwas beitragen kann, ſo iſt das meine verdammte Schuldigkeit. Erinnere dich doch an Mai-

land, wo so viele meiner Kameraden mit der Infanterie gegen die Barrikaden gingen. Kann ich euch zu Pferd nichts nützen, so will ich es einmal zu Land oder meinetwegen auch zu Wasser versuchen. — Komm!"

„Du bist ein prächtiger Kerl," antwortete lachend der Hauptmann. „So geh' denn mit! Aber wenn dir — was ich nicht hoffen will — irgend ein Unglück zustößt, so wird man mich dafür ansehen."

„Du hast mir nichts zu befehlen!" sagte lachend der Husarenoffizier. „Ich gehöre nicht zu deinem Corps."

„Und doch bin ich dein Vorgesetzter und im Nothfall auch so viel älter, daß du mir schon deßhalb gehorchen solltest. — Aber jetzt vorwärts, schweig' still und schau' auf deine Füße."

Dieser letzte Befehl war sehr nothwendig; denn wenn es heutzutage im hellen Sonnenschein mit ziemlichen Schwierigkeiten verknüpft wäre, vom Eisenbahndamm querfeldein an jene Stelle zu gelangen, wo eine Brücke nach San Giuliano hinüberführte, so war dies in der jetzigen Verfassung des Bodens, durchschnitten mit Gräben, voll Löcher, welche die einschlagenden Kugeln gerissen, ein wahrhaft verzweifeltes Unternehmen. Dabei kamen die beiden Freunde, jemehr sie sich der Insel näherten, um so mehr auch in den Schußbereich des feindlichen Feuers. Jetzt waren sie an der Stelle angelangt, wo ein kleiner schwanker Steg von dem festen Lande nach San Giuliano hinüberführte. Hier blieb der Hauptmann einen Augenblick stehen und versuchte es nochmals, seinen Freund zu bewegen, daß er umkehre. „Sowie wir einen Schritt auf diese Bretter setzen," sagte er, „sind wir dem Feuer der Brückenbatterieen und dem von San Secundo schonungslos ausgesetzt. Ich weiß, wo wir sind; es ist der Steg, den unsere Soldaten den Weg des Todes oder auch die Todtenbrücke benennen. Du hast mich jetzt höchst angenehm

bis hieher begleitet, es wäre jetzt weit beſſer, wenn du nach Hauſe zurückkehrteſt."

„Vorwärts! vorwärts!" entgegnete der Huſarenoffizier. „Was ſollen wir uns hier plaudernd zum Ziele der Kugeln machen? die Sache iſt abgemacht: ich gehe mit dir."

Friedrich von S. zuckte die Achſeln und ging raſch voran. Die Bretter unter ihren Füßen ſchwankten, aber ſie achteten nicht darauf; vielmehr waren ihre Blicke auf den Boden gerichtet, um, ſo viel es die Dunkelheit zuließ, nicht in die Löcher hineinzuſtürzen, die ſich zahlreich vorfanden, wo die hereinſchlagenden feindlichen Kugeln die Planken zerriſſen hatten.

Die Brücke verdiente heute Abend ihren Namen mit Recht; und es war als das größte Wunder anzuſehen, daß die beiden Freunde nicht bei jedem Schritte niedergeſchmettert wurden. Hegten vielleicht die Italiener die Vermuthung, man werde heute Abend Verſtärkungen nach San Giuliano ziehen und wollten ſie dies verhindern — genug, ſie unterhielten auf dieſem Punkt ein wahrhaft empörendes Feuer, und tückiſcher Weiſe waren es meiſtens Vollkugeln, die ſie herüberſandten. Den Flug der Bomben und Granaten würde man deutlich geſehen haben und ſchon bei Weitem mit leichtem Herzen bemerkt, daß ſie zu hoch oder zu niedrig gehen würden. Auch war bei der ſchmalen Brücke für die Hohlgeſchoſſe weniger Wahrſcheinlichkeit des Treffens. Um ſo zudringlicher und unheimlicher flogen dagegen die Vollkugeln vor, hinter und über den Freunden vorbei, und machten ihre Gegenwart nur durch ein heiſeres Pfeifen bemerkbar, durch ein Klatſchen ins Waſſer oder durch eine ſtarke Bewegung des Steges, wenn eine derſelben einen der Hauptpfeiler auch nur leicht geſtreift.

„ſ—ſ—ſ—t!" ſagte der Huſarenoffizier, „die war mir recht

nah. Ueberhaupt ſind wir hier gerade wie Spatzen auf einem Futterbrett. Es iſt wahrhaftig ein Wunder, daß uns keine dieſer unſichtbaren Kugeln getroffen."

„Jetzt ruhig," ermahnte der Hauptmann. „Wir haben die Inſel erreicht. Ich muß mich mit der Wache verſtändigen, ſonſt hätten wir auch noch von dort etwas zu befürchten."

Letzteres war bald geſchehen, und die beiden Offiziere ſprangen an's Ufer. Hier befand ſich alles in einer geheimnißvollen aber ſehr rührigen Thätigkeit. Man hatte drei Batterieen gebaut, die einander überragten. In die unteren wurden ſoeben die Geſchütze eingebracht; die obere war auch faſt vollendet. Zur letzteren begaben ſich die Freunde, und Friedrich von S. meldete ſich bei dem kommandirenden Major von der Artillerie und ſuchte zugleich ſeinen Kameraden auf, den verwundeten Genieoffizier, den er ablöſen ſollte. Derſelbe war ſchwer getroffen; man hatte ihn hinter einer Deckung niedergelegt, und ein Wundarzt war im Begriff, ihn ſo gut wie möglich zu verbinden.

„Es iſt das eine unheimliche Nacht," ſagte der Artillerieoffizier, der einen Augenblick zu den Kameraden trat. „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Hauptmann von S., daß Sie glücklich über die Brücke gekommen ſind. Es iſt das ein wahres Wunder. Ich fürchte noch immer, ſie ſchießen uns den miſerablen Steg zuſammen, und das wäre ſehr unangenehm."

„Erwartet ihr noch Verſtärkungen aus Meſtre?" fragte der Ingenieurhauptmann.

„Gott bewahre! Ich glaube, wir haben genug da."

„Und meinen Sie, die drüben werden einen ſtärkeren Angriff wagen?"

„Zuverläſſig!" antwortete der Artillerieoffizier. „Sie haben

dort links an den Lagunen verſchiedene Kriegsſchaluppen aufgeſtellt. Wir erwarten von Sekunde zu Sekunde, daß ſie anfangen uns zu bedienen."

Die Leute in der Batterie nebenan arbeiteten mit der angeſtrengteſten Thätigkeit. Obgleich ſich dort ein ſcheinbar verwickelter Knäul von Menſchen umhertrieb, ging doch Alles mit der größten Umſicht und Ordnung vor ſich. Man vernahm kein Wort, keinen Laut; nur das Wegſchaufeln der Erde wurde gehört, das Knirſchen eines Schanzkorbes, der feſtgeſtellt wurde, und der dumpfe Schlag der Hämmer, mit welchen die Pflöcke eingetrieben wurden. Plötzlich aber vernahm man zwiſchen den emſig arbeitenden Männern einen leichten Aufſchrei, der aber bald unterdrückt war durch das Zuſammenklirren eiſerner Geräthſchaften.

„Was gib'ts da?" rief der Artilleriemajor, der herbei eilte.

„Ein Vierundzwanzigpfänder hat eben zwiſchen die Leute hereingeſchlagen," rapportirte einer der Unteroffiziere.

„Todte?" —

„Zwei."

„Verwundete?" —

„Vier."

„Schafft ſie gleich nach rückwärts," befahl der Major. „Ich will ein paar Aerzte ſenden."

Das war eine von den kleinen traurigen Unterbrechungen, wie ſie leider ſo häufig vorkamen. Doch machten ſich die braven Soldaten nicht viel daraus. Einen Augenblick ſtutzten wohl die Umſtehenden und ſchauderten auch wohl leiſe zuſammen, daß der Tod ſo hart bei ihnen vorbei geſtreift, dann aber faßten ſie ſtillſchweigend die gefallenen Kameraden auf, trugen ſie zurück und gingen wieder wohlgemuth an ihre gefährliche Arbeit.

Alles was heute Nacht zum Batteriebau und zur Wache gehörte, befand sich in fieberhafter Aufregung. Die Ahnung, daß der Feind etwas vorhabe, hatte sich auch unter den Soldaten verbreitet, und Jeder untersuchte ohne Befehl sein Gewehr auf's Genaueste und drückte an das Bajonnet, ob es auch recht fest sitze.

Es mochte Mitternacht vorüber sein, als das Feuer von den Brückenbatterieen und von San Secondo mit einem Male aufhörte. Die Nacht trat einen Augenblick in ihr Recht ein und es lag eine plötzliche Stille auf der weiten Wasserfläche, die aber im Gegensatz zu dem ungeheuren Spektakel von vorhin überraschend und unheimlich war.

„Das ist eine Windstille vor dem Sturm," sagte flüsternd der Artillerieoffizier und eilte nach den unteren Batterieen.

„Ich glaube auch so," bemerkte Friedrich von S. zu seinem Freunde. „Wenn mich nicht Alles trügt, so sehe ich dunkle Körper auf dem Wasser daher schwimmen. Siehst du, dort und dort!"

„Ja, ja," antwortete der Husarenoffizier, „da schleichen sie heran. Am Ende gibts ein kleines Seegefecht."

Jetzt tauchten hinter ihnen aus dem Dunkel ein paar Infanterieoffiziere hervor, und einer derselben, ein älterer Stabsoffizier, theilte die Bemerkung der beiden Freunde und pflichtete ihnen bei. „Wir können nichts thun," sprach er, „als uns ruhig verhalten, bis sie zu einem ernstlichen Angriff schreiten; denn ehe sie den Versuch machen, einen Fuß auf die Insel zu setzen, werden sie uns mit einem schönen Kartätschenhagel begrüßen. Meine Leute stehen bereit."

Damit trat er leise zurück.

„Weißt du was?" sagte der Husarenoffizier, „ich schließe mich der Infanterie an. Vielleicht finde ich später ein überflüssiges Gewehr

und bis dahin ſoll mein Säbel herhalten.“ Er drückte dem Freunde nochmals die Hand und verſchwand in der Nacht.

Friedrich von S. blieb allein auf der faſt fertigen Bruſtwehr der Batterie und ſchaute angelegentlich in das Dunkel hinaus. Es lag ein tiefer Friede auf der Erde und dem Waſſer; die Luft war ruhig, und wenn nicht dichte Gewitterwolken den Himmel bedeckt hätten, würde man mit Hülfe des Sternenlichtes weit um ſich her geſchaut haben. Dort lag Venedig; man erkannte die Stadt an dem Glanze einer Menge von Lichtern, die hie und da vertheilt waren. Die Leute in dieſem Stadtviertel, die in der Nähe der Eiſenbahn wohnten, waren in letzterer Zeit auf ihrer Hut; denn ſeit der Einnahme Malghera's hatte man öſterreichiſcher Seits auf der Lagunenbrücke Mörſerbatterieen errichtet, welche ihre Geſchoſſe zuweilen bis in die erſten Häuſer der Stadt trieben.

Die dunkeln Körper auf dem Waſſer ſchwammen jetzt immer näher, und bald erkannte man kleine leuchtende Punkte auf denſelben. Das Feuer von San Secondo ſchwieg noch immer, und Tauſende von Augen blickten jetzt angeſtrengt in die Nacht hinaus.

Da mit einem Male ſchlug auf dem Waſſer eine feurige Lohe, weithin die trüben Fluten erhellend, empor. Ein erſchütterndes Krachen folgte und Vollkugeln, Granaten und Kartätſchen ſausten und ziſchten aus den großen Schaluppen gegen San Giuliano. Im gleichen Augenblick nahmen die Brückenbatterieen und die von San Secondo ihr Feuer mit der größten Heftigkeit wieder auf. Es ſchien, als gäben ſie nur ganze Lagen; denn es war nicht mehr der Knall eines einzelnen Schuſſes zu erkennen, ſondern ein wilder Donner brüllte fort und fort herüber.

Im erſten Augenblick drückten ſich die Arbeiter hinter die Bruſtwehren. Die Wirkung der Kugeln war fürchterlich. Wie Strohbunde

riſſen die ſtärkſten Faſchinen auseinander, flogen ſchon gefüllte und feſtgeſtellte Schanzkörbe nach allen Richtungen. Auch lautes Jammergeſchrei tönte durch die Nacht, einzelne Rufe, entſetzliches Stöhnen.

Friedrich von S. war ein paar Sekunden überraſcht ſtehen geblieben, da die einſchlagenden Kugeln das Erdreich unter ſeinen Füßen auseinander riſſen, und als er hinter ſich augenblickliche Beſtürzung und Verwirrung vernahm, ſprang er über die Batterie hinab, um durch freundliche Worte und ſtrenge Befehle die ſo plötzlich unterbrochene Arbeit wieder herzuſtellen.

„Angefaßt Leute!“ ſagte er mit leiſer Stimme. „Bleibt an eurem Poſten. — Hieher vier Mann mit einem Schanzkorb! — Dieſe Scharte hat am meiſten gelitten.“ Und damit legte er ebenfalls Hand an, und während die braven Soldaten dieſem Befehle pünktlich Folge leiſteten, ſtellte er ſich auf den gefährlichſten Platz und half ihnen den angerichteten Schaden wieder gut machen. — „Laßt nicht nach!“ ſprach er dazwiſchen. „Wir müſſen die Batterie in ein paar Stunden fertig haben. — Ihr da unten bei den Bettungen, tummelt euch. Vorwärts! vorwärts! Denkt nur an das Vergnügen, ihr Leute, wenn wir ihnen aus dieſen drei prächtigen Batterieen mit Zinſen heimzahlen, was ſie uns heute Nacht geliehen.“

Unterdeſſen ſetzten Batterieen und Schaluppen ihr verheerendes Feuer ununterbrochen fort. Letztere warfen ganze Maſſen Kartätſchen an das flache Ufer der Inſel. Jetzt konnte man auch deutlich die Körper der Schiffe erkennen und neben ihnen große flache Boote voll Soldaten. Da ſie wußten, daß die dieſſeitigen Batterieen noch nicht fertig waren, ſo hatten ſie augenſcheinlich vor, die Inſel direct anzugreifen und die Bauten zu zerſtören. Auch vermutheten ſie ohne Zweifel wenig Mannſchaft auf der Inſel, und hatten, um das Her-

anziehen von Verſtärkungen zu erſchweren, ſchon am Nachmittag und Abend jenes furchtbare Feuer auf die Brücke der Todten unterhalten.

Der auf San Giuliano kommandirende umſichtige Major der Infanterie unterſtützte dieſen Glauben dadurch, indem er hie und da einzelne Musketenſchüſſe abfeuern ließ, wie um ihnen zu ſagen: wir vertheidigen uns, ſo gut wir können.

Hiedurch getäuſcht ſah man bald eine Anzahl der großen flachen Boote an's Ufer rudern, um ihre Mannſchaft an der Inſel auszuſetzen.

Friedrich von S., deſſen Aufmerkſamkeit zwiſchen dem Bau der Batterie und dem Manöver des Feindes getheilt war, ſprang abermals auf die Bruſtwehr und blickte angelegentlich nach einer Raketenbatterie, die nicht weit von ihm aufgeſtellt war und nun plötzlich ihr Feuer begann.

Ruhig und kaltblütig wie immer ſchoſſen die öſterreichiſchen Artilleriſten; und an dem Geſchrei und der Verwirrung, welche nun in den Booten und unter der Mannſchaft entſtand, die ſchon am Ufer war, hörte man deutlich, daß keine der Kugeln fehlging. Wie feurige Schlangen ſchoſſen die Raketen dem Waſſer zu, Tod und Verderben da bringend, wo ſie einſchlugen. Jetzt ſetzte ſich auch die Infanterie in Bewegung und warf ſich mit lautem Hurrah! den Eingedrungenen entgegen.

Natürlich ſtellten in dieſem Augenblick ſowohl die Schaluppen wie die Raketenbatterieen ihr Feuer ein, um die eigenen Leute nicht niederzuſchmettern, und es entſpann ſich drunten am Ufer ein ſtilles, aber furchtbares und blutiges Handgemenge. Bajonnet focht gegen Bajonnet und ſuchte die feindliche Bruſt zu durchbohren; Säbel kreuzten ſich und die Aexte und Beile, mit denen die Arbeiter aus den Batterieen herbeiliefen, warfen die Gegner mit ſchweren Wunden

zu Boden. Nur zuweilen erhellte der Blitz einer Muskete oder einer Piſtole das furchtbare Chaos, und bei dieſem unſichern Lichte erſah man denn bald, daß die Venetianer dem Waſſer zu flüchteten und ihre Boote zu erreichen ſuchten. Viele aber wurden unterwegs noch niedergemacht, und Viele kamen in dem Waſſer um, in welches ſie ſprangen, um ihr Leben zu retten. Auch die Raketenbatterie nahm ihr Feuer wieder auf und ſandte den abziehenden Booten Kugeln und Granaten nach.

Bald aber hatten die Fahrzeuge ſich hinter den Schaluppen geborgen und nun war es auch für die Oeſterreicher Zeit, ſich ſo gut wie möglich zu decken; denn das Kartätſchenfeuer von den Schiffen begann im gleichen Augenblick mit neuer Wuth.

Der junge Huſarenoffizier hatte ſich wacker gehalten, und obgleich er einen leichten Bajonnetſtich in den Arm erhielt, eilte er doch ſo ſchnell wie möglich nach den oberen Batterieen, um ſeinem Freunde die Einzelnheiten des Kampfes zu erzählen. Friedrich von S. hatte mit den Mannſchaften auf's Angeſtrengteſte gearbeitet. Doch hatten die Batterieen von drüben ihre Wuth wo möglich verdoppelt und unter den Arbeitern übel gehaust. Mehrere Offiziere waren verwundet und der Ingenieurhauptmann leitete nun den Bau allein. Da ſein Leben für das ſeiner Untergebenen ſo nothwendig war, denn es bedurfte ermunternder Worte und des beſten Beiſpiels, um ſie an der Arbeit zu erhalten, ſo hatte er ſich von dem gefährlichen Punkt auf der Bruſtwehr herab begeben und ſtand in einer der Schießſcharten, um in der Nähe die Arbeiten zu überwachen. Die Schäden hatte man ziemlich wieder ausgebeſſert, und die Bettungen wurden geſtreckt.

Der Huſarenoffizier ſchlich ſich zwiſchen den Arbeitern daher und ſtand nun unter ſeinem Freunde in dem hinteren Graben.

„Wie ein Kind freue ich mich auf den Moment, wo ihr fertig seid," rief er diesem zu, „denn es ist unerträglich, sich so überschütten zu lassen, ohne antworten zu können."

„Da du das einsiehst," entgegnete der Hauptmann, „so begib dich von dieser Stelle hinweg. Es ist wahrhaftig hier nicht geheuer. Du hast dich da unten wahrscheinlich gut genug gewehrt, und es war das ein Vergnügen. Aber hier oben als Zielscheibe zu stehen, ist für dich wenigstens unnöthig."

„Immer Predigten!" sagte lachend der Andere. „Nun ich glaube, wir haben heute Glück, denn ihr müßt hier oben eine schöne Masse Eisen gehört haben. — Und immer noch hören," fuhr er leiser fort, denn in dem Augenblicke, wo er dieses sprach, trafen wieder einige der schweren Kugeln recht unglücklich in die Batterie, warfen Holz und Erde umher und rissen manchen braven Soldaten zu Boden. — „Nun ja, ich will dir folgen!" fuhr der junge Mann fort. „Ich begebe mich wieder zur Infanterie. Aber wenn ihr anfangt zu schießen, sollst du von mir drei ungeheure Hurrahs hören."

Der Ingenieuroffizier, der im Schatten der Schießscharte stand, gab keine Antwort.

„Bis nachher also!" sprach der Andere. „Reich mir deine Hand und haltet euch brav."

Aber Friedrich von S. reichte ihm keine Hand zur Begrüßung und als ihm der Husarenoffizier, einigermaßen unruhig über dies Stillschweigen, die seinige reichte und ihn sanft am Aermel zupfte, glitt Friedrich von S. langsam an der Schartenwand hinab, sank zuerst auf die Knie und fiel dann auf das Gesicht.

„Gerechter Gott!" schrie der Husar und sprang aus dem Graben hervor. „Kommt her ein paar Leute!" rief er den Arbeitern zu, „Euer Offizier ist erschossen!"

Das war ein Opfer mehr heute Nacht, und wenn auch die Kameraden den daliegenden jungen Offizier, nachdem er hinter die Verschanzungen gebracht war, mit tiefem Schmerz betrachteten, so war doch der Augenblick zu wichtig, als daß man sich viel mit Klagen und langen Auseinandersetzungen abgegeben hätte. Der Wundarzt, der den Gefallenen untersuchte, erklärte den rechten Arm für zerschmettert, überhaupt die Verwundung für tödtlich, weil die Brust stark erschüttert sei.

Der Husarenoffizier ließ sich ein paar Mann mit einer Tragbahre geben und trat tief erschüttert den Rückweg nach Mestre über die Brücke der Todten an, über diesen gefährlichen Steg, den er mit dem lebenden unverletzten Freunde noch vor wenig Stunden so glücklich zurückgelegt hatte. Als sie die Stadt erreichten, und schweigend durch die stillen, verödeten Straßen zogen, waren die Batterieen auf San Giuliano fertig geworden, und als der Husarenoffizier seinen Freund, der noch schwer athmete, in das Spital ablieferte, dachte draußen auf den Batterieen schon Niemand mehr an ihn, der dort gefallen, denn der große Augenblick war gekommen, die Geschütze wurden eingeführt, gerichtet und eröffneten mit anbrechendem Morgen ein furchtbares Feuer. In kurzer Zeit waren ein paar Schaluppen in den Grund gebohrt, andere schwer beschädigt, eine Batterie auf der Lagunenbrücke fast gänzlich demontirt, und die Venetianer erkannten mit Schrecken, daß die Belagerer ihnen einen guten Schritt näher gerückt seien.

Der heftige Geschützkampf, der längere Zeit in den Brücken-Batterieen um San Secondo und San Giuliano gewüthet, hatte dem großen Theil der in Sicherheit zuschauenden Venetianer ein gar willkommenes und prächtiges Schauspiel gegeben. Die meisten Kugeln

kamen nicht über die Lagunen hinaus, selten eine bis zur Eisenbahnstation. Und wenn auch hie und da einige Bomben etwas verdächtig nahe flogen, so platzten dieselben doch meistens in der Luft, da man die Zünder für die weite Entfernung nicht einrichten konnte. Dies alles, zugleich mit der Thatsache, daß, nachdem die drei Batterieen in San Giuliano gebaut waren und nachdem jener nächtliche Angriff abgeschlagen wurde, die österreichischen Geschütze zu feiern schienen, wiegte das sorglose Volk der Stadt wieder in vollkommene Sicherheit. Der Glaube an die Unannehmbarkeit der alten Venetia begründete sich abermals fest in ihnen, und sie gingen mit leichtem Herzen daran, ihre Hauptbatterie St. Antonio, auf der Mitte der Lagunenbrücke gelegen, auszubessern und zu verstärken. Da nach den Vorgängen ihre Furcht vor einem wirksamen Bombardement fast gänzlich verschwunden war und sie nur einen Frontangriff erwarteten, der allein auf der Eisenbahnbrücke stattfinden konnte, so sprengten sie immer mehr Bogen ab und bauten bei St. Antonio eine zweite Batterie, um, im Fall selbst die erstere genommen würde, sich hinter die zweite zurückziehen zu können.

In der Stadt selbst begannen übrigens zwei andere Feinde aufzutreten, denen man nichts entgegenzusetzen hatte: Krankheit und Hunger; und in Folge dieser beiden Erscheinungen war das Elend, was sich anfing auf den Straßen Venedigs zur Schau zu stellen, wahrhaft entsetzlich und hätte die starrsten Herzen wohl zum Nachdenken bringen können. Ganze Schaaren von Bettlern ließen sich auf den öffentlichen Plätzen sehen, und wenn sie so in Lumpen gehüllt, mit eingefallenen Augen und hohlen Wangen den besser Gekleideten um eine Gabe ansprachen, so klang diese Bitte mehr wie ein Recht, das sie zu fordern hätten; und das per l'amor de Dio! konnte füglich übersetzt werden: Wenn du mir heute nichts gibst, so werde

ich mir morgen was nehmen. Noch jammervoller war die Anhäufung des hungrigen Volkes der mittleren Stände vor den Brod- und Spezereiläden. Ein Bericht sagt darüber: „Gewöhnlich reichte der Vorrath nicht für Alle aus, und die Letzten mußten dann leer abziehen. Darum warteten Viele schon lange vor der bestimmten Stunde, um, wenn der Laden aufgehe, die Ersten zu sein. Es war herzzerreißend anzusehen, wie diese armen Weiber, denen man Hunger und Elend auf allen Gesichtszügen ablesen konnte, sich drückten und drängten, um für ihr mühsam erworbenes, oder gar zusammengebetteltes Geld das tägliche Brod zu erhalten. Manchmal kam es zu eigentlichem Handgemenge, und es ist Thatsache, daß mehrere Personen bei diesen Hungerscenen zu Tode gedrückt worden sind. In der Folge wurden an diesen Orten Gensdarmen aufgestellt, welche zwar allerdings eine gewisse Ordnung handhabten, die fernerem Unglücke vorbot, nicht aber die Noth selbst und den äußerst schmerzhaften Eindruck, den dieselbe hervorbrachte, mildern konnte."

Bei all' der fortwährend größer werdenden Noth und dem Elend, was immer mehr zu Tage trat, gab der Markusplatz fast zu allen Stunden des Tages noch immer das Bild eines regen, ja oft heiteren Treibens. Hier versammelte sich nach wie vor der wohlhabende Theil der Bevölkerung, um sich von dem, was draußen vorging, die Einzelheiten erzählen zu lassen und zu debattiren, Forderungen an die Regierung zu stellen, kurz alles Mögliche zu thun, um Jenen, welche mit der Leitung der Angelegenheiten betraut waren, ihr Amt zu erschweren und das Leben so sauer wie möglich zu machen. Militär aller Waffen und Grade trieb sich ebenfalls hier umher, und gewährte in ihren bunten Uniformen, rothen Hosen, ihren verschiedenen Waffen dem gaffenden Volke eine angenehme Abwechslung.

Doch waren dergleichen ruhige Scenen auf dem ehrwürdigen

Platze faſt zur Seltenheit geworden. Mißtrauen gegen die Regierung, das früher oft von Einzelnen künſtlich angefacht wurde, hatte ſich jetzt der großen Mehrzahl bemächtigt. Dazu kam, daß Krankheiten aller Art täglich bösartiger und verheerender auftraten, und daß es der wohlhabenderen Klaſſe der Bürger ſogar an den nothwendigſten Lebensmitteln zu fehlen begann. Fleiſch und Fiſche mangelten faſt gänzlich, und der größere Theil der Einwohner war auf Polenta und Gemüſe beſchränkt. Vielleicht, daß durch dieſe Umſtände ſich bei Manchen, die anfingen, den wahren Stand der Dinge zu erkennen, die Ueberzeugung aufdrang, das Trauerſpiel in Venedig nähere ſich ſeinem Ende, und je bälder eine Unterwerfung ſtattfände, deſto beſſer ſei es. Doch hatte lange Niemand den Muth, auch nur mit ſeinem vertrauteſten Freunde von einer Capitulation zu ſprechen, und die Furcht, als Verräther zu gelten und der Volksjuſtiz zum Opfer zu fallen, ſchreckte Jeden von einem derartigen Verſuche ab. Da wagte es endlich der Erzbiſchof und Cardinal-Patriarch von Venedig in dieſer Sache einen entſcheidenden Schritt zu thun; er berief insgeheim eine Anzahl Männer der gemäßigten Partei, und bei einer Zuſammenkunft im Palaſt des Marcheſe von C. wurde der Beſchluß gefaßt, die Regierung zu bitten, ſie möge Unterhandlungen anbahnen, um ſo den unerträglich werdenden Leiden des armen Volkes ein Ziel zu ſetzen. Doch trat in Folge dieſer Verſammlung das Wort: „Verrath," welches die Venetianer ſo oft als Geſpenſt erſchreckt, nun wirklich zu Tage, und ein Document, worin jene Männer ihre Wünſche niedergelegt und mit ihrer Unterſchrift bezeichnet, kam in die Hände des Volkes. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich dieſe Nachricht über die Gaſſen und Kanäle Venedigs, und der Markusplatz wurde, wie ſchon ſo oft, der Schauplatz eines fürchterlichen Tumultes. Selbſt das Anſehen des Präſidenten war im erſten

Augenblick nicht im Stande, die aufgeregte Volkswuth zu beſchwichtigen. „Morte al patriarcha!“ dröhnte es über den Platz hin, und ein aufgeregter Haufe, dem ſich eine große Anzahl Soldaten anſchloß, ſtürmte den Palaſt des Erzbiſchofs. Mobilien, Bücher, Gemälde, Koſtbarkeiten aller Art wurden in den Kanal geworfen, und nachdem man hier ſo viel wie möglich verwüſtet, zog die Menſchenmaſſe, die ſich immer mehr vergrößerte, auch nach anderen Paläſten von Solchem ab, welche ſich durch ihre Unterſchrift vor dem Volke compromittirt. Man hatte die Namen derſelben ſorgfältig aufgeſchrieben, und ein Kerl mit einer rothen Mütze, der dies Papier in den Händen hielt, ermunterte das Volk durch heftiges Geſchrei, jetzt auch nach dem Palaſte des Marcheſe von C. zu ziehen.

„Der Herr Marcheſe ſteht oben an!“ rief er mit gellender Stimme. „Denkt an Malghera und die Verproviantirungs-Commiſſion! Denkt an Madamigella sua filia, die uns mit ihrer ſchwarzgelben Fahne genug geärgert! — Auf! zum Palaſte des Marcheſe!“

Gehorſam dieſem Rufe ſetzte ſich der wilde Haufe in Bewegung; ein Theil warf ſich in bereit ſtehende Barken, ein anderer Theil eilte durch die engen Gaſſen nach dem bezeichneten Palaſte und kam auch bald dort in dichten Schwärmen an, alle Ausgänge vorn und hinten beſetzend.

Doch hatte die Regierung, obgleich ſie nicht im Stande geweſen, die Erſtürmung des erzbiſchöflichen Palaſtes zu verhindern, bereits ihre Maßregeln getroffen, um den weiter beabſichtigten Zerſtörungen Einhalt zu thun; und als die Aufrührer bei der Wohnung des Marcheſe von C. anlangten, fanden ſie, daß dieſelbe von einer Gensdarmerie-Abtheilung beſetzt war, welche trotz verſuchten Fraterniſirens ſehr geneigt ſchien, alles feindſelige Andringen mit guten Kugeln zu beantworten. Dagegen konnte ſie nicht verhindern, daß der Palaſt

von den Kanälen, den nebenan liegenden Häuſern und den Straßenwinkeln her auf's Heftigſte mit Steinen beworfen wurde, ſo daß bald an dem ganzen prächtigen Gebäude keine Fenſterſcheibe mehr ganz war, ſo weit man dieſelbe mit einem geſchickten Wurfe erreichen konnte. Auch Schüſſe fielen hie und da, und Kugeln zertrümmerten einzelne Steinverzierungen an den Fenſtern oder zerſchlitzten die ſchweren Damaſtvorhänge.

Der Marcheſe hatte ſich mit ſeiner Tochter in jenes Zimmer zurückgezogen, wo damals die Verſammlungen ſtattgefunden, und hier, wo er und ſeine Freunde die erſten Hebel angeſetzt, um eine feſtgefügte Wehr auseinander zu brechen, hier fand er nur noch den einzigen Schlupfwinkel, wo er vor Steinen und Kugeln ſicher war, vor den Waffen jener Haufen, für deren Wohl er jene Dämme gebrochen zu haben glaubte, die aber nur daher flutend ihn vor allen Andern mit Vernichtung ja Tod bedrohten.

Er ſtand an einem kleinen ſchmalen Fenſter, durch welches er einen Theil des wilden Volksſchwarmes ſehen konnte, ohne daß es dieſem gelungen wäre, ihn zu entdecken. Emilie hatte ihre Arme um ſeinen Hals geſchlungen, ihr Kopf ruhte an ſeiner Bruſt; doch wenn ſie auch zuweilen bei einem beſonders wilden Toben draußen einen Augenblick nicht erſchreckt, ſondern ergrimmt in die Höhe fuhr, ſo lag doch im Allgemeinen etwas auf ihren ſonſt ſo ernſten Zügen, das anzudeuten ſchien: es iſt gut, daß es ſo gekommen.

Der Marcheſe knitterte in der einen Fauſt, die er oft drohend gegen das Fenſter emporhielt, ein Papier zuſammen. Oefter aber beugte er ſich auf das Geſicht ſeiner Tochter herab, küßte ſie auch wohl auf die Stirne und ſagte dann mit leiſer Stimme: „Mein armes, armes Kind, ich fühle jetzt wohl, was du Alles um mich in dieſer Stadt gelitten.“ Dann raffte er ſich aber wieder ſtolz empor,

ſein Auge blitzte, während er auf die Straße ſchaute, und er biß ſich heftig in die Lippen, ehe er ſagte: „Und doch war ich verblendet genug, mich mit dieſem Volke unter den Trümmern der Stadt begraben zu wollen, der Letzte zu ſein, der die dreifarbige Fahne geſchwungen — das wäre ein ſchönes Ende geweſen. Aber jetzt iſt mein feſter Wille dahin, meine Kraft gebrochen. Die da draußen, für welche ich ſo viel gelitten, haben ſelbſt die Liebe zu ihnen und ihrer Sache aus meinem Herzen geriſſen. Mögen ſie verdammt ſein und möge es ihnen ergehen, wie ſie es verdienen!“

„Mein Vater!“ bat ſchmeichelnd die junge Marcheſa. „Vergeſſen Sie die Undankbaren. Denken Sie an ſich; überlegen wir, was zu thun iſt!“

„Dies Papier,“ fuhr der Marcheſe fort und hob die Hand abermals in die Höhe, „kam mir durch den Offizier der Gensdarmerie vom Präſidenten zu. Es enthält,“ ſagte er bitter lachend, „Einiges ſehr Beiſtimmendes zu unſerem Documente; er bittet mich aber als Freund und befiehlt mir als Chef der Regierung, um meiner eigenen Sicherheit wegen die Stadt zu verlaſſen. — Was ſoll ich thun?

„Ihm folgen!“ verſetzte energiſch das Mädchen. „Ihm unbedingt folgen! Er hat nie etwas Beſſeres befohlen.“

„So ſei es darum!“ entgegnete der Marcheſe nach einer längeren Pauſe. „Ich werde noch heute Nacht Venedig verlaſſen.“

„Sie wollten ſagen, mein Vater, wir werden Venedig verlaſſen.“

„Allerdings, mein Kind; aber wir können nicht zuſammen gehen. Ich habe meine triftigen Gründe dafür. Ich werde verſuchen, durch Porto di Lido Burano zu erreichen und zwiſchen den Inſelgruppen bei Torcetto auf das feſte Land zu gelangen. Du weißt,“

ſetzte er bitter lächelnd hinzu, „ich bin verbannt — geächtet, hier wie dort, und ich werde eine ſchlimme Fahrt haben, ehe ich in Sicherheit bin. Dem kann ich dich nicht ausſetzen.“

„Und was ſoll ich thun?“ fragte die junge Marcheſa.

„Du wirſt am beſten thun, mit deiner Kammerfrau und einigen vertrauten Dienern nach Fuſina zu gehen. Dort findeſt du leicht einen Wagen, der dich nach Meſtre und auf unſere Villa bringt, wo du Nachrichten von mir erwarteſt.“

Eine leichte Röthe überfuhr das Geſicht der Tochter; doch ſchlang ſie ihre Arme einen Augenblick feſter um den Vater. „Ich werde thun, wie Sie befehlen.“

Der Marcheſe drückte ſein Kind ſchweigend an ſich, machte ihre Hände ſanft von ſeinem Halſe los und küßte ſie auf die Stirne. Als er darauf wieder ſein Geſicht von dem ihrigen entfernte, ſah ſie, daß ein paar Thränen in ſeinen Augen glänzten; er fuhr mit der Rechten darüber hin und legte ſie alsdann wie ſegnend auf das Haupt der Tochter. „Ja, mein Kind, möge uns der Himmel nach dieſer dunkeln Zeit noch freudige, helle Tage ſchenken! Ich wünſche das nur für dich, Emilie, und wenn ich beſtimmt bin, ſolches Glück mit zu erleben, ſo ſoll es mein Beſtreben ſein, dir deinen kindlichen Gehorſam, all' deine innige Liebe zu vergelten.“

Damit wandte er ſich ab und verließ das Gemach.

Nachdem der Volkshaufen draußen noch eine Zeit lang gelärmt und geſchrieen und darauf einſah, daß zum Schutze des Palaſtes zu gute Maßregeln getroffen ſeien, verlief er ſich allmälig, um anderswo ähnliche aber ebenſo vergebliche Verſuche zu machen.

Der Marcheſe traf ſeine Anſtalten zur Abreiſe; er wählte ſich eine Gondel mit einem einzigen vertrauten Diener, für ſeine Tochter dagegen, die eine weitere Waſſerfahrt zu machen hatte, auch die

Stadt nicht ohne einige Vorbereitungen verlaſſen konnte, beſtimmte er ein größeres, halb bedecktes Boot, theilte demſelben vier ebenfalls erprobte Ruderer zu; der alte Antonio ſollte das Steuer führen. Der Palaſt ſelbſt blieb unter Aufſicht des Kammerdieners des Marcheſe.

Wir haben ſchon früher bemerkt, daß die öſterreichiſchen Batterieen ſeit einiger Zeit höchſt ſelten gefeuert, daß die Venetianer es ebenſo gemacht und daß deßhalb eine unbegreifliche Ruhe auf den Lagunen und den Vorwerken herrſchte. Das Volk in ſeiner Sorgloſigkeit, auch durch falſche Berichte irre geleitet, gab ſich ſchon der Hoffnung hin, als haben ſich die Großmächte ihrer Sache angenommen und werde demnächſt die ganze Belagerung aufgehoben werden. Venedig befand ſich in Ruhe und Sicherheit wie lange nicht; Nachmittags ſtrömte zu dieſer Zeit eine große Menſchenmenge nach dem Giardino publico, um einem anderen Schauſpiel beizuwohnen. Es waren dies jene vielbeſprochenen Luftballons, welche die Belagerer von ihren Schiffen aufſteigen ließen und die den Zweck hatten, über der Stadt angekommen, eine gefüllte Bombe fallen zu laſſen. Doch war dieſe Erfindung, an ſich gewiß nicht unbeachtenswerth, noch zu ſehr in ihrer Kindheit, um ein günſtiges Reſultat zu geben. Die Bomben erreichten ſelten die Stadt, platzten in der Luft oder fielen brennend in die Kanäle. Wie geſagt, die Venetianer hatten dadurch eine Unterhaltung weiter und kehrten höchſt zufrieden über die geſicherte Lage der Inſelſtadt aus den öffentlichen Gärten zurück, füllten den Markusplatz und die Schauſpielhäuſer zahlreicher als je und begaben ſich Abends beruhigt in ihre Wohnungen.

An der hinteren Seite des Palaſtes des Marcheſe von C. lag an einem dieſer Abende — wir glauben es war am 29. Juli — eine Gondel neben einem größern Fahrzeug. Die Gondel wurde von einem Manne beſtiegen, der in einen dunkeln Mantel gehüllt war,

und ſetzte ſich darauf nach dem Kanal von St. Marko in Bewegung. Das andere Fahrzeug wurde mit mehreren ſchweren Koffern beladen, worauf die vier Ruderer ſich an ihre Plätze ſetzten, und der alte Antonio, nachdem er die Marcheſa von C. und ihre Kammerfrau in das Boot begleitet, ſich an das Steuerruder begab.

„Jetzt vorwärts!“ ſprach der Gondolier mit leiſer Stimme, und die Barke wandte ſich ſchwerfällig um, glitt aus dem kleinen in den großen Kanal und bewegte ſich langſam vorwärts.

Es war eine finſtere, regneriſche Nacht, alles befand ſich in den Häuſern, keine Gondel begegnete dem großen Boote, Venedig lag in tiefem Schlafe. Da auf einmal krachte es dumpf von San Giuliano herüber. Wie ein ferner Donner rollte es über die Lagunen hin, ſo daß die vier Ruderer zuſammen fuhren und kräftiger in das Waſſer ſchlugen.

„Cospetto!“ ſagte der alte Gondolier. „Jetzt fangen ſie wieder an. Das wird einen ſchönen Spektakel geben! Für uns aber iſt es immer noch beſſer, denn wir laufen dann weniger Gefahr, angehalten zu werden. — Doch was iſt das?“

Ein ſonderbares Sauſen ließ ſich in der Luft vernehmen und eine ſchwere Kugel klatſchte hinter ihnen in den Kanal, daß das Waſſer hoch emporſpritzte. Dann ſauste es abermals, jetzt rechts, jetzt links, und ſie hörten das Krachen von Dächern, das Klirren von Fenſterſcheiben, das dumpfe Getöne zuſammenbrechender Balken, und dabei wurde der Kanonendonner immer heftiger. Jetzt antworteten auch die Brückenbatterieen und blieben den Belagerern keinen Schuß ſchuldig. Wie lachten die italieniſchen Artilleriſten draußen auf St. Antonio und San Secondo über die vermeintliche Ungeſchicklichkeit der Oeſterreicher. Alle Geſchoſſe, Granaten und

Vollkugeln sausten hoch über ihre Köpfe hinweg, aber — Venedig war verloren.

Zitternd saßen die vier Ruderer auf ihren Bänken und es bedurfte manches kräftigen Wortes Antonio's, um sie zu vermögen, ruhig vorwärts zu arbeiten. Jeden Augenblick ließ Einer oder der Andere das Ruder fallen, bekreuzte sich und sagte: „Gott sei uns gnädig!"

„Was kann das alles bedeuten?" sagte die Marchesa zu dem Steuermann.

„Das mag die Madonna wissen," erwiderte dieser. „Die Kugeln fliegen ja über uns hinweg, sie müssen fast den Markusplatz und das Arsenal erreichen. Ah! das ist eine schauerliche Nacht! Gott soll uns helfen!"

„Was ist das, was jetzt über uns hinflog? Es war mir, als habe ich einen falben Schein in der Luft gesehen."

„Eine Bombe macht einen größeren Spektakel," entgegnete der Gondolier, indem er zuschaute. „Ja, bei Gott! das war eine glühende Kugel. Seht Signora, dort ist sie eingeschlagen; das Haus brennt."

Und es war nicht die einzige Feuersbrunst, welche heute Abend in der unglücklichen Stadt ausbrach. Bald sah man hier, bald da die Flammen hervorbrechen. Dabei belebten und erleuchteten sich wie durch einen Zauberschlag Häuser und Straßen. Händeringend verließen Weiber und Kinder ihre Häuser, deren Dächer über ihnen herabgeschmettert wurden. Nirgendwo schien mehr Schutz und Sicherheit. Die Menge flüchtete sich unter die Vorhallen der Kirchen oder in den Giardino publico. Aber auch dorthin drangen einzelne Kugeln, auch von dort wurden die Entsetzten wieder vertrieben.

Das Fahrzeug der Marchesa ruderte unterdessen durch den Kanal der Giudecca, wo es einigermaßen geschützt war, bis es an der Spitze der Batterie San Marte in die offenen Lagunen kam. Hier aber gerieth es in die Schußlinie der feindlichen Batterieen, und immer zahlreicher schlugen Kugeln und Bomben vor und hinter demselben in das Wasser. Man hatte hier einen schrecklich schönen Anblick. Die Lagunenbrücke in Nacht gehüllt, wurde von Zeit zu Zeit durch das Blitzen der Geschütze tagbell erleuchtet; sprühende Bomben, glühende Kugeln und Granaten zischten feuersprühend hin und her. Betäubend rollte der Kanonendonner, und man sah auf Augenblicke, wie der Pulverrauch gleich einem dichten, weißen Nebel die Brücke und die Forts umhüllte. Die vier Ruderer hatten schon mehrmals Zeichen der größten Unzufriedenheit gegeben, und es gelang nur den kräftigsten Zureden des alten Gondoliers, sie zu vermögen weiter zu fahren. Und dabei mußten sie mit aller Anstrengung arbeiten, um das Boot vorwärts zu bringen, denn ein scharfer Nachtwind bewegte die Wellen und trieb sie gegen Norden dem festen Lande zu. Bis jetzt hatte ihnen keine der umherfliegenden Kugeln irgend einen Schaden zugefügt, auch war ihnen noch keine sehr nahe gekommen. Plötzlich aber fuhr eine schwere Bombe, einen weiten Feuerkreis ausspritzend, von rechts herüber und so dicht bei den vorderen Ruderern vorbei, warf sie in das Boot zurück, daß man hätte glauben können, die Kugel habe sie niedergeschlagen. Doch war dem nicht so; die Bombe klatschte hinter ihnen in's Wasser, doch folgte das Boot im gleichen Augenblicke dem Steuerruderer nicht mehr, und als Antonio emporsprang und vor sich hin schaute, sah er, daß alle vier Fährleute, von Todesangst getrieben, mit ihren Rudern in's Wasser gesprungen waren, um schwimmend das nahe Ufer zu erreichen.

Das war ein fürchterlicher Augenblick, und selbst dem alten festen Mann begann eine Sekunde lang der Muth zu sinken. Der Südwind faßte das ruderlose Boot mit voller Gewalt und trieb es auf den bewegten Wellen der Lagunenbrücke und den Batterieen zu. Noch eine kleine Weile und es mußte einen der Pfeiler erreichen, vielleicht auch umschlagen, wenn es nicht vorher schon von einer feindlichen Kugel getroffen wurde. Rechts neben ihnen lag die Batterie St. Antonio, und wenn ein Pulverblitz die Werke desselben erhellte, so sah man deutlich das Gewühl der dunklen Gestalten an ihren Geschützen.

Die junge Marchesa allein hatte ihre volle Geistesgegenwart behalten. Sie stand aufrecht in dem Boot und blickte, wenn auch erregt, doch furchtlos, auf das wunderbar prächtige Schauspiel vor ihren Augen. Ja, sie dachte daran, daß droben auf der Brücke ihr Verwandter, der Graf C., ein Commando hatte und sie schauderte einen Augenblick, wenn vor ihrem Geiste lebhaft, wie nie die Bilder des vergangenen Jahrs vorüberflogen, eines Jahrs, welches so viel Leiden und Unglück gebracht, welches ihr Haus verödet hatte, welches die letzten Glieder ihrer alten Familie so schonungslos auseinanderriß, welches den jungen Mann da droben seinen ehemaligen Waffenbrüdern gegenüberstellte und Tod und Verderben senden ließ in jene Reihen, denen er so lange angehört.

Im gegenwärtigen Augenblicke aber beschuldigte die Marchesa ihren Verwandten unrechtmäßiger Weise. Denn während sie unten auf dem schaukelnden Boote bei der Brücke vorüberfuhr, trugen ihn oben vier Männer nach der Stadt zurück. Eine Kugel hatte seine Laufbahn zerrissen. Unter den jetzigen Verhältnissen war es wohl ein Glück für ihn, daß er so schnell geendigt.

Antonio war unterdessen an die vordere Seite des Boots ge-

eilt, hatte zwei vorräthige Ruder ergriffen und ſeine junge Herrin gebeten, das Steuerruder in die Hand zu nehmen. Die Marcheſa die in früheren ſchönen Tagen oftmals ihr kleines Boot geſteuert, folgte unerſchrocken, raſch und pünktlich ſeinen Vorſchriften, und ſo gelang es den faſt übermenſchlichen Anſtrengungen des treuen Dieners, das Boot langſam in die Lagunen hinauszubringen. Es war aber auch die höchſte Zeit, denn ſchon waren ſie bei einigen abgeſprengten Pfeilern vorbei getrieben worden und hatten ſich ſchon Stellen genähert, wo ſie deutlich ſahen, wie die feindlichen Arbeiter ihre Werke ausbeſſerten. Ja, ſie waren ſchon ein paarmal angerufen worden, und da ſie natürlicher Weiſe keine Antwort gaben, hatte man ihnen ein paar Musketenkugeln nachgeſchickt.

Endlich kamen ſie in ziemliche Entfernung von der Brücke und erreichten Fuſina mit Tagesanbruch.

Wenige Tage nach dieſen Vorfällen unterwarf ſich die Bevölkerung Venedigs den bekannten ſo milden Bedingungen des Feldmarſchalls Radetzky. So lange ſich die Venetianer in ihren Lagunen ſicher gewußt, ſo lange ſelbſt die von den Batterieen heimkehrenden Kämpfer in ihren Häuſern vor den Kugeln des Feindes ſicher waren, und ſo lange die Geſchoſſe nicht in die Stadt ſelbſt drangen, und ſo phyſiſch und moraliſch niederſchlagend auf das Volk wirkten, ſo lange gab es, trotz Hunger und Seuchen, immer noch eine exaltirte Partei, die nichts von Capitulation wiſſen wollten, und die ſich verſchwor, lieber in und mit der Stadt zu Grunde zu gehen, als von den Thürmen wieder die ſchwarzgelbe Fahne flattern zu ſehen.

So kam Ende Juli heran und jene Cataſtrophe, die wir vorhin zu ſchildern verſucht, wo nämlich der öſterreichiſche Artilleriemajor

Trnka auf dem Fort San Giuliano zwei schwere Batterieen errichten ließ, in denen die Vierundzwanzigpfünder und Paixhans auf Balkenschleifen gelegt waren und so gerichtet werden konnten, daß sie in einer Erhöhung von 45 Grad mit 9 Pfd. Pulver Ladung Granaten und glühende Kugeln bis zu 3000 Klafter zu treiben im Stande waren. — Da verlor die Bevölkerung Venedigs mit einem Male den Glauben an die Unüberwindlichkeit ihrer Stadt. Die Granaten und glühenden Kugeln stürzten beinahe senkrecht auf die belebtesten Stadttheile hinab, zertrümmerten die Dächer, füllten die engen Straßen mit Steinen und Schutt, zündeten an vielen Orten und brachten Schrecken unter alles Volk. Als nun einmal die bis dahin so gefürchtete Partei nachgab und sich zu einer Capitulation herbei ließ, da vergrößerte sich die Masse derer, welche für Unterwerfung waren, mit jeder Stunde, mit jeder Minute, jeder Sekunde. Wenn früher das Volk diejenigen mit dem Namen „traditore" belegt hatte, welche irgend etwas von Uebergabe verlauten ließen, so galt das jetzt als der größte Verrath, wenn Jemand sich weigerte, die Sache der Uebergabe aufs schleunigste zu betreiben. Und so kam denn der denkwürdige 31. August herbei, wo die österreichische Armee, nachdem sie in den vorhergehenden Tagen vom 25sten an die verschiedenen Inseln und Forts besetzt hatte, nun endlich — Vater Radetzky an der Spitze — in die besiegte Venetia einzog. Mit welcher Freude wurden von dem größten Theil der Einwohner die bekannten Fahnen wieder begrüßt. Tausende, welche im März 1848 in unerfahrenem Sinn wider Oesterreich geschrieen und getobt hatten, ergossen sich nun beim Anblick der kaiserlichen Feldzeichen in aufrichtigem Jubel und gelobten aus voller Ueberzeugung ewige Treue dem milden Herrscherhause.

Was die österreichische Armee vor Venedig gelitten und erduldet, darüber schweigt die Geschichte; aber um so lauter redeten die Be-

gräbnißplätze bei Mestre. Hatten doch die braven Truppen neben dem Feinde und dessen Geschossen zumeist mit der Ungunst des Terrains und des Klima's zu kämpfen. Wie am Anfang Wasser und Schlamm die Beharrlichkeit der Belagerer auf harte Proben gestellt hatten, so waren es seit dem Juni die stechende Sonnenhitze und der tiefe glühend heiße Sand der Ufer, welche die Beschwerlichkeiten der Arbeit erhöhten und den Krankenstand mehrten. Klein war die Zahl der getödteten und verwundeten Soldaten im Verhältniß zu denen, welche den bösartigen Sumpffiebern erlagen oder wenigstens die traurige Aussicht hatten, an den Folgen dieses Uebels Zeit Lebens zu kränkeln.

Als nun Venedig eingenommen war, da verwandelte sich auch der Anblick von Mestre, wenn auch nicht mit Einem Male, doch in für die Verhältnisse kurzer Zeit.

Der Soldat schirrt ab, der Bauer spannt ein. —

Die geflohenen Einwohner kehrten massenhaft zurück, die Batterie am Eingang des Kanals verschwand, das Wasser füllte sich wieder mit Barken und Gondeln und auf der Höhe des Guelfenthurms, von dem zahlreiche Offiziere der verschiedensten Waffen so oft auf Malghera hinüber geschaut, war es wieder einsam und stille geworden.

Doch wenn auch die kleine Stadt nicht mehr einem Feldlager glich, wenn man auch dem Soldatenrock und der Holzmütze selten in den Straßen begegnete, so waren doch in den Villen um Mestre noch eine große Anzahl Kranker zurückgeblieben, welche jetzt bei größerer Ruhe und besserer Pflege langsam genaßen. Aber nicht Allen wurde dies Glück zu Theil, und der kleine Begräbnißplatz unfern der Lagunen zeigte noch häufig frisch aufgeworfene Grabhügel.

Als bei jenem nächtlichen Ueberfall auf San Giuliano der

Hauptmann von S. gefallen war, hatte ihn sein treuer Freund, der Husarenoffizier, nach Mestre zurückgebracht und rasch einen Arzt gefunden, der sich des Verwundeten annahm. Doch hatte dieser, nachdem er den Verwundeten sorgfältig untersucht, mit den Achseln gezuckt. „Wir wollen uns da keine Illusionen machen," sagte er zu Eugen v. W., „erstens ist der rechte Arm unwiderbringlich verloren, zweitens aber und schlimmstens ist die Brust nicht unbedeutend verletzt. Auch sehen Sie selbst, wie wir hier mit Kranken überfüllt sind. Es ist für Ihren Freund allerdings sehr wenig Hoffnung vorhanden, und nur bei der größten Ruhe, bei der sorgfältigsten Pflege wäre es eine Möglichkeit, daß die glücklicher Weise überaus kräftige Constitution des Hauptmanns sein Leben erhalten könnte. Aber wie gesagt: wir sind hier zu überfüllt."

Diese Worte gaben dem Husarenoffizier einen kleinen Hoffnungsstrahl, und sein Entschluß war augenblicklich gefaßt. Aufs Bereitwilligste erhielt er die Erlaubniß, den Freund in sein Quartier nach jener Villa transportiren zu lassen, was dann auch mit der größten Umsicht und Sorgfalt geschah. Der alte Verwalter nahm sich des Verwundeten aufs Beste, ja Liebevollste an; er ließ einen geschickten Arzt von Treviso kommen, der auf dem Schlosse wohnen mußte; und nachdem auf diese Art alles Mögliche zur Rettung des Freundes geschehen, reiste Eugen v. W., dessen Urlaub abgelaufen war, mit schwerem Herzen nach Wien.

Hatte das kleine Casino des Marquis v. C. schon während des Lärms der Belagerung ziemlich still und ruhig in seinem dichten grünen Parke gelegen, so war es jetzt, nachdem man von Malghera und Mestre her keine Schüsse mehr krachen hörte, und nachdem kein Hufschlag weiter auf den Sandwegen knirschte, als sei

das Haus von allen lebenden Weſen verlaſſen. Und doch hatte es im Gegentheil jetzt noch einmal ſo viel Bewohner als damals, wo Eugen von W. auf Huſarenart über den Waſſergraben des Parkes geſetzt hatte. Wer aber für dieſe Todtenſtille in und um die Villa aufs Eifrigſte ſorgte, war der Verwalter des Schloſſes, der, ſo freundlich und gutmüthig er ſonſt war, doch keinen Spaß verſtand, wenn ſich Jemand von der Dienerſchaft beifallen ließ, auch nur den geringſten Lärmen zu machen. Er konnte förmliche Wuthanfälle haben, wenn Jemand in den Gängen laut ſprach oder wenn irgend eine Thüre nicht ganz leiſe zugemacht wurde. Ja, er würde die unſchuldigen Vögel in den Bäumen vertilgt haben, wenn er nicht an das Knallen des Gewehrs gedacht hätte oder eine Windbüchſe bei der Hand gehabt.

Wem alle dieſe Sorgfalt und Liebe galt, brauchen wir dem geneigten Leſer wohl nicht zu ſagen und ebenſowenig, daß ein höherer Befehl im Schloſſe waltete und auf den Verwalter eingewirkt hätte, wenn das nöthig geweſen wäre.

Friedrich von S. lag aber auch in den erſten Tagen nach ſeiner Verwundung ſo hoffnungslos darnieder, daß der Arzt aus Treviſo bedenklich den Kopf geſchüttelt und erklärt hatte, wenn an dem Leben des deutſchen Offiziers ſo außerordentlich viel gelegen ſei, ſo möge er es doch nicht wagen, die Behandlung des Kranken allein zu leiten. Auf dies hin hatte der Verwalter im Stillen ganz unbändig geflucht, und dann alle Schritte gethan, um den deutſchen Oberarzt des Lazarethes von Meſtre zu vermögen, jeden Tag einmal nach dem Kranken zu ſehen, und hatte, um ihm das möglich zu machen, die Equipage des Hauſes zur Verfügung geſtellt.

So kam es denn, daß ſich ſchon nach einer Woche die kräftige Conſtitution des jungen Offiziers zu regen anfing, und im

Verein mit der sorgfältigen Pflege die angegriffene Brust Zeichen der Besserung gab. Was den Arm anbelangt, so war die Amputation über dem Ellbogen glücklich von Statten gegangen und die Wunde, rasch in der Heilung begriffen, gab zu keinen großen Besorgnissen Veranlassung.

Als der Kranke von dem eingetretenen heftigen Wundfieber überfallen wurde, erging er sich in wilden Phantasieen und beschäftigte sich gewöhnlich mit dem Sturm auf San Giuliano. So bald aber die Wuth des Fiebers nachließ, das Blut nicht mehr so heftig durch die Adern raste und sich die Brust langsamer hob und senkte, dann konnte er sagen: „So, das wäre glücklich überstanden. Auf zu Pferde, Eugen, und nach Hause.“ Kurze Zeit darauf lächelte er auch wohl im Schlafe und aus seinen kurz abgebrochenen Worten konnte man vernehmen, daß er jetzt glaube, er habe die Villa des Marchese von C. erreicht, und daß er an jenen Abend dachte, wo der Verwalter nach dem kleinen Souper das Bild der Marchesa gezeigt. Da schien er in dessen Anblick versunken und sagte: „O wie es ähnlich ist, o wie schön und lieb! — Doch er hatte Recht, der Maler hatte seine Schuldigkeit gethan, aber das Schönste hat er nicht darstellen können, — ihr edles Gemüth, ihr gutes Herz.“

Wenn er so gesprochen, versank er in einen sanften festen Schlaf, und wenn darauf der Arzt von Treviso, der nicht von seinem Lager wich, flüsternd sagte: „Jetzt wird er nicht sobald erwachen,“ so schwebte eine edle Mädchengestalt leicht und geräuschlos vor das Bett des Kranken, beugte sich über ihn herab, um auf seine Athemzüge zu lauschen, und legte auch wohl ihre kleinen Finger leicht und behutsam auf die Hand des jungen Offiziers.

Aus einer schweren Krankheit zu genesen, ist unter allen Um-

ſtänden ein köſtliches Gefühl. Glückſelig aber der, auf welchen zugleich mit der Geneſung Glück und Liebe ihre reichſten Gaben ausſchütten. Der gute Doktor von Treviſo hatte ſich lange geſträubt, mit dem Kranken, wie er es nannte, vernünftig zu reden, d. h. ihm über vielerlei Fragen, vor allen Dingen nach der Marcheſa, nach der Armee, nach ſeinem Freunde Eugen und dergleichen mehr Antwort zu ertheilen. Endlich aber mußte er nachgeben, und ihn für ſtark genug erklären, um einen guten Stoß des Glückes aushalten zu können. Dieſer beſtand in Briefen von ſeiner Familie und in einem Schreiben des Generalkommando's, welches ihm ſein Avancement zum Major anzeigte, ſowie das von ſeinem Kaiſer für ſein tapferes Verhalten bei dem Sturm auf San Giuliano gnädigſt verliehene Ritterkreuz der eiſernen Krone, einhändigte. Dies war aber Alles nichts gegen den Augenblick, wo er an einem ſchönen Septembermorgen am Fenſter ſtehend einen Beſuch empfangen durfte, auf den man ihn vorbereitet, welchem er aber trotzdem mit Freude, mit Entzücken aber auch mit Bangen entgegenſah.

Dieſen Augenblick zu ſchildern halten wir indeſſen für ebenſo unnöthig als auch mit voller Wahrheit unmöglich. Die Folge dieſes Augenblickes aber war unbegreiflich raſche und gänzliche Wiederherſtellung.

Darauf hin hatte der alte Verwalter den Leuten erklärt, das ſtrenge Mandat wegen der gänzlichen Stille höre nun auf, und um die Leute einigermaßen zu entſchädigen, wolle er ihnen ſogar geſtatten, ſich ein paar Stunden lang in lärmenden Gratulationen und Evvivarufen ergehen zu dürfen. Das geſchah denn auch in vollem Maße und Villa und Park waren wie verwandelt. Daß dieſe Gratulationen und Evviva nicht allein der Wiederherſtellung des Majors gelten, iſt wohl ſelbſtredend, und wer noch an dem

vollkommenen Glücke desſelben hätte zweifeln wollen, der mußte ſich wohl überzeugen laſſen, als vielleicht vierzehn Tage ſpäter der von des Kaiſers Majeſtät amneſtirte Marcheſe von C. und am ſelben Tage auch Eugen von W. eintraf, welch letzterer als Zeuge bei der Hochzeit des jungen Paars fungiren ſollte.

„Du biſt eigentlich ein ganz merkwürdiger Kerl," ſagte der Huſarenoffizier zu ſeinem Freunde, als ſie ſich vor der Trauung allein in des letzteren Zimmer befanden. „Gehſt da her und verlierſt eine Hand, um zwei viel ſchönere wieder zu bekommen. Läßſt dich halb todt ſchießen, um wieder aufzuerſtehen zu einem neuen und ſeligern Leben. O du Egoiſt!"

Die Marcheſa hatte ſich von den in Venedig ausgeſtandenen Leiden wieder vollkommen erholt und war ſchöner als je. Nur ſah ſie während der Trauung, die in der Kapelle des kleinen Schloſſes ſtattfand, etwas blaß aus. Auch traten ihr leichte Thränen in die Augen, aber Thränen der Freude und des Entzückens, als ihr der Bräutigam bei der feierlichen Handlung ſtatt der fehlenden rechten Hand die linke darreichte und dabei ſprach: „Sie iſt dem Herzen näher."

Darauf nahm Alles ſeinen gewöhnlichen Verlauf. Ein kleines Diner vereinigte die glücklichen Menſchen nochmals für eine Stunde, dann fuhr der Reiſewagen vor, der das junge Paar durch Verona, Mailand nach Nizza bringen ſollte, wo ſie den Spätherbſt zuzubringen gedachten. Eugen von W. gab ihnen zu Pferde das Geleite bis vor Meſtre, und als er einen herzlichen Abſchied von ihnen genommen, von Friedrich auf Soldatenart: „Tſchau! auf Wiederſehen!" kehrte er langſam zurück durch die Gaſſen von Meſtre und betrachtete ſich nachdenklich die vielen Orte, die ihm bald heitere, bald traurige Epiſoden aus der Belagerung ins Gedächtniß

zurückriefen. Hier auf dem Marktplatz hatte er so oft mit den Bekannten zusammen gesessen, rauchend und Kaffee trinkend. Dort war der alte Guelphenthurm, und es war ihm immer, als müßte Haynau dort oben erscheinen, und seinen langen grauen Bart im Winde flattern lassen. Links fing der Kanal an, der in die Lagunen führte, und wo sich jetzt wieder zahlreiche Barken drängten. Rechts war der einzige Gasthof des Orts, wo sich während der Belagerung der größte Theil der Offiziere zu ihrem einfachen Diner einfand, in welchem sie mehr als einmal durch eine einschlagende Kugel gestört worden waren. — Oh! es waren doch schöne Zeiten, dachte der Husarenoffizier, als er langsam auf der Straße von Treviso Mestre verließ. Er warf noch einen langen Blick dorthin, wo Vicenza lag, welches sein Freund jetzt erreicht haben konnte, und während er sein Pferd in einen kurzen Galopp versetzte, rief er aus: „Dir, du Glücklicher, wird Venedig vor Allen unvergeßlich sein!“

Bei **Adolph Krabbe** in Stuttgart sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ein Winter in Spanien.

Von

F. W. Hackländer.

2 Bände gr. 8. (52 Bogen.) Eleg. geh. 2 Thlr. 12 Sgr. oder 4 fl. 12 kr. rhein.

In diesem mit Ungeduld erwarteten Buche bietet der beliebte Verfasser seinen Lesern eine Schilderung seiner Kreuz- und Querzüge durch Spanien, dieses zwar schon oft beschriebene, aber immer noch nicht genug bekannte, romantische und an Contrasten mehr als irgend ein anderes reiche Land. Der gemüthliche Humor, Hackländers treuer Begleiter auf Reisen sowohl als in der Gesellschaft, hat ihn auch hier nicht verlassen und ist selbst mitten unter den wunderlichsten Abenteuern und ermüdenden Strapazen stets geschäftig, dem Verfasser seine gute Laune und damit auch die Gunst seiner verehrten Leser sich zu erhalten.

Inhalt des ersten Bandes:

Nach Italien. — Von Mailand nach Florenz. — Florenz. — Nach Carrara. — Marseille. — Von Marseille nach Barcelona. — Ein Stiergefecht. — Ein Besuch auf dem Montserrat. — Von Barcelona nach Valencia. — Valencia. — Ein Ritt durch die Mancha.

Inhalt des zweiten Bandes:

Madrid. — Escorial. — Aranjuez. — Toledo. — Ein Ritt nach Andalusien. — Jaen. — Granada. — Nach Cordova. — Sevilla. — Gibraltar. — Ein Stückchen Afrika.

Bayerische

Hackländer

P. o. germ.

.533 $\frac{3}{7}$

Der Augenblick des Glücks.

I.

Der

Augenblick des Glücks

von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1857.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp. in Stuttgart.

Ihre Majestät

Elisabeth

Kaiserin von Oesterreich

empfange

in gewohnter Huld und Gnade

mit diesem Buche

den Ausdruck ehrfurchtsvollster Ergebenheit

des Verfassers.

Eurer Kaiſerlichen Majeſtät

Huld und Gnade, welche über den Bewohnern des ſchönen Oeſterreichs ſegensvoll walten und Aller Herzen in Einer Liebe und Verehrung ſchlagen laſſen, haben mir geſtattet, Eurer Kaiſerlichen Majeſtät mit dieſen Blättern

ein Zeichen der reinſten Verehrung und unbegrenzten Dankbarkeit zu Füßen legen zu dürfen.

Nicht der Hoffnung gebe ich mich hin, in dieſem Buch etwas geſchaffen zu haben, welches würdig ſei, meine unterthänigſte Bitte zu rechtfertigen, daſſelbe Eurer Kaiſerlichen Majeſtät in Ehrfurcht widmen zu dürfen. Der Titel des Buchs — „der Augenblick des Glücks“ — vereint

mit der unauslöschlichen Erinnerung an das Glück und die Gnade, die in jüngster Vergangenheit auch mir in der Nähe Eurer Kaiserlichen Majestät zu Theil wurden, schien mir vielmehr eine Weisung zu sein, grade dieses Buch Eurer Kaiserlichen Majestät unterthänigst zu Füßen zu legen und damit in Ehrfurcht auszusprechen, was Tausende und aber Tausende denken und fühlen — „daß jeder Augenblick,

der das Glück gewährt, sich Eurer Kaiserlichen Majestät nahen zu dürfen, ein wahrer Augenblick des Glücks ist."

In tiefster Verehrung und unbegrenzter Dankbarkeit

Eurer Kaiserlichen Majestät

allerunterthänigster,

F. W. Hackländer.

Inhalt.

		Seite
I. Kapitel.	Beginnt langweilig	1
II. „	Ein kleiner Papierſtreifen	23
III. „	Diner bei Hofe	42
IV. „	Amour offenséo	64
V. „	Im Kabinet des Regenten	84
VI. „	Im Kabinet des Kammerdieners . . .	103
VII. „	Ein Augenblick des Glücks	118
VIII. „	Ein photographiſches Atelier	138
IX. „	Chantons, buvons, traloralera . . .	162
X. „	Ein Diner und zwei Freunde . . .	200
XI. „	Leuchtkäfer	227

Der Augenblick des Glücks.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erſtes Kapitel

beginnt langweilig.

Hat der geneigte und vielgeliebte Leſer ſchon früher erfahren, was Langeweile iſt? Es ſollte uns freuen, wenn dem ſo wäre, aber außerordentlich ſchmerzen, wenn er die Bekanntſchaft dieſes fünften Elements, wie jemand die Langeweile genannt, erſt durch uns machen ſollte. Wenn aber auch der geneigte Leſer weiß, was Langeweile iſt, ſo hat er ſich doch vielleicht noch nie die Mühe gegeben, dieſelbe gründlich zu ſtudiren und in ihren Einzelnheiten kennen zu lernen. O es gibt unendlich viele Abarten von Langeweile! So haben wir die gewöhnliche hausbackene Langeweile, bei der man alt und dick werden kann; wir haben eine ſtille und ſinnige Langeweile nach großen Diners zum Beiſpiel, die uns wohlthut und angenehm zur Sieſta hinüberführt, — wir haben eine ungeduldige Langeweile, wenn wir zwiſchen vier kahlen Brandmauern auf jemanden warten müſſen — wir haben eine beängſtigende

Langeweile, wenn uns das Krankenzimmer nicht losläßt, wenn draußen alles blüht und duftet, und wenn wir, wie der Bär in ſeinem Käfig, täglich vierhundertmal den Teppich von rechts nach links, und dann wieder von links nach rechts mit unſeren Schritten meſſen; — wir haben eine tödtliche Langeweile, eine ingrimmige, die mit den gefährlichſten Symptomen auftritt und ſich vom krampfhaften Händeballen bis zu allerlei Schrecklichem ſteigern kann, die furchtbare Langeweile nämlich, die uns eine dicke, gemüthliche, bekannte Dame verurſacht, welcher wir auf der Straße begegnen, die uns aufhält, und mit ihrem fetten, ſtrahlenden Geſichte anlächelt, gerade an der Ecke, wo wenige Schritte vor uns die unbekannte Dame verſchwand, der wir durch die halbe Stadt folgten. — Da ſtehen wir, angefeſſelt voll Kummer und Wuth. — Es gibt eine ſanfte Langeweile, wenn du in der Ecke des Wagens lehnſt, halb ſchlummernd in den weichen Kiſſen, eine Langeweile, die mit leichten Fäden hinübergreift in das Reich der Träume, eine ſüße Langeweile, eine Langeweile, welche ſo geneigt iſt, dir ſchöne Bilder längſt entſchwundener Tage lebendig vor die Seele zu zaubern. — Es gibt eine einfache, zweifache, dreifache und vielfache Langeweile. Du kannſt dich mit einem Dutzend langweiliger Geſellen auf's Gründlichſte langweilen. Du kannſt dich zu Dreien langweilen, aber außerordentlich kannſt du dich zu Zweien langweilen, und eine ſolche Langeweile zu Zweien kann unter Umſtänden die

schrecklichste werden. — Jemand, der es wissen konnte, hat mir gesagt, es sei das Schrecklichste, wenn ein verliebtes Paar schon vor der Hochzeit anfange, sich gegenseitig zu langweilen; wenn er vom Wetter spricht, und sie das gewisse spitze Maul macht, wobei sich die Nase bedeutend aufbläht und wodurch man das Gähnen zu verbergen sucht.

Wenn wir uns aber auch erlaubt haben, die vorliegende Geschichte mit Langeweile oder langweilig zu beginnen, so sei es doch fern von uns, gleich das erste Kapitel gerade mit der schrecklichsten Species dieser langsam tödtenden Macht, einem langweiligen Liebespaare — ein solches mag vielleicht später wohl noch vorkommen, — anzufangen. Da sich aber ein Erzähler der Wahrheit befleißigen soll, und da er die traurige Nothwendigkeit einsieht, daß die Geschichte, die er schreiben will, der Situation gemäß langweilig anfangen muß, so kann er nichts thun, als mit traurigem Herzen eben langweilig zu beginnen.

Ja, geneigter Leser, es ist das sehr traurig für einen gewissenhaften Erzähler, denn du hast keine Idee davon, wie wohl es einem Schriftstellergemüth thut, wenn er selbst so — mit gezogenem Säbel, auf courbettirendem Roß, mit flatternder Feder und spritzender Dinte sein Geschäft vor das Publikum führen und sagen kann: Hier sind wir beide, die Geschichte und ich!

„Es war," so könnten wir alsdann vielleicht anfangen, „an einem trüben Sommerabend, der Himmel, der eine

helle Nacht verſprach, hatte ſich mit grauen Schleiern überzogen; es wetterleuchtete nicht nur fern am Horizonte, ſondern auch auf dem Geſichte des jungen Freiherrn Kalb von Kalbsfell, der u. ſ. w. u. ſ. w." — Stand er nun am Fenſter ſeines Schloſſes oder lehnte er an einer dicken Buche, wir wiſſen, daß es auf ſeinem Geſichte ebenfalls wetterleuchtete, und daß ſeine ſchöne Phyſiognomie der Beweglichkeit fähig und auch im Stande war, fremde Eindrücke wiederzuſpiegeln.

Wohlthuend iſt es auch, wenn es uns erlaubt iſt, ſagen zu dürfen: „Dem Morgen entgegen, der ſich roſig ausbreitete über Berg und Thal, rollte ein eleganter Reiſewagen, und der junge, ſchöne, blondgelockte Mann in demſelben blies die Wolken ſeiner ächten Havanna mit einem unendlichen Behagen vor ſich hin, die grauen kräuſelnden Wolken, die höher und höher aufſteigend jetzt vom erſten Strahl der Sonne getroffen und vergoldet wurden."

„Kreuz Tauſend Schock Millionen Donnerwetter!" rief der Lieutenant von Sperberbach, als er Morgens in der Frühe erwachte und zu ſeinem großen Schrecken entdeckte, daß er den Ausmarſch des Regiments verſchlafen. — Das iſt auch ein ſchöner Anfang.

Nicht minder:

„Mama," ſprach Louiſe.

„Mein Kind?" meinte die Mutter.

„Ich ſah ihn wieder nicht im Theater."

Die Mutter unterdrückte einen leichten Seufzer.

„Auch nicht auf der Promenade.“

„Du haſt nicht recht geſehen.“

„Die Blicke der Liebe ſind ſcharf, Mama.“

„Gott weiß es, mein armes Kind.“

„Auch ritt er nicht vorbei.“

„Gute Louiſe!“

„O, meine Mutter!“

Dann ſeufzten Beide aus tiefem Herzen und das Zimmer wäre mit einer unheimlichen Stille erfüllt geweſen, hätten ſich nicht in dieſem Augenblicke vor dem Hauſe die Töne einer Straßenorgel vernehmen laſſen, kräftig laut und feierlich:

Noch iſt Polen nicht verloren. — — — —

Ein zweifacher Troſt für das wunde Gemüth von Mutter und Tochter.“

— — Das alles, wenigſtens etwas Aehnliches, geneigter Leſer, hätten wir zu Anfang dieſer wahrhaftigen Geſchichte auch ſagen können. Aber es ſei ferne von uns, dich auf ſolche Art beſtechen zu wollen und unpaſſend zu beginnen.

Wir führen dich der Wahrheit gemäß in ein großes, elegantes Gemach, man könnte es einen kleinen Saal nennen, reich dekorirt, reich möblirt. Die Wände ſind mit hellen glänzenden Seidentapeten bedeckt, und zeigen ſchwere, trotzige

goldene Bilderrahmen mit prachtvollen Landſchaften, Schlacht- und Seeſtücken. Die Lambriſen ſind von feinen eingelegten Holzarten und laufen rings umher bis zu einem rieſenhaften Marmorkamin, in dem aber kein Feuer brannte, und über welchem ein ungeheurer Spiegel ſich bis hoch an den vergoldeten Fries erſtreckt, der unter dem Plafond dahinläuft. Dieſer Plafond iſt reich gemalt und in ſeiner Mitte hängt ein ſchwerer Broncelüſtre mit unzähligen aufgeſteckten Wachskerzen; der parquetirte Fußboden iſt ſpiegelblank und das Ameublement, wie wir ſchon vorhin bemerkten, wenn auch reich, doch ſehr einfach: es beſteht aus einem Dutzend Stühlen, welche an den Wänden umherſtehen, und einem großen Tiſche in der Mitte des Gemachs. — Richtig, dort in den beiden Fenſtervertiefungen, welche die dicken Mauern des Schloſſes bilden, ſtehen noch zwei Fauteuils, und vor einem derſelben ein kleines Tiſchchen mit Papier und Schreibzeug.

Wir ſind im Schloſſe des Regenten im Parterreſtockwerke; die Fenſter unſeres Gemaches gehen auf einen umſchloſſenen Hof, und die Ruhe und Stille, welche dort, ſowie in den hohen Corridors und auf den breiten Treppen herrſcht, lagert beängſtigend vor Thür und Fenſter; ſie läßt ſich nur ungern ſtören und unterbrechen, und wenn man von fernher Tritte eines menſchlichen Fußes vernimmt oder jemanden huſten hört, ſo grollt die Stille darüber und äfft dieſe Töne mit lautem Echo nach.

In dem weiten Gemache befinden ſich zwei junge Män-

ner, von denen der Eine, ein Ordonnanzoffizier aus dem Leibdragonerregiment des Regenten, mit festgehaltenem Säbel an den Fenstern auf und ab spaziert, während der Andere im goldgestickten Frack der Kammerherren dasselbe auf der Seite des Kamines thut. Beide sind vielleicht wenig über zwanzig Jahre alt, und wenn sich der Eine so gut wie der Andere entsetzlich zu langweilen scheint, so äußert sich das doch bei jedem auf verschiedene Art.

Der Kammerherr von Wenden, ein Mann von mittlerer Größe mit Anlage zur Beleibtheit, hatte blondes Haar, das er glatt an den Kopf gestrichen trug, und welches so zum sorgfältig glatt rasirten Kinn und Wange sehr gut paßte, ja, seinem Kopfe mit der spitzen Nase, dem feinen zusammengezogenen Munde und den lebhaften Augen etwas Schlaues, fast Lauerndes gab, welches aber durch ein wirklich liebenswürdiges Lächeln gemildert wurde, das sein Gesicht, mit außerordentlich feinem und weißem Teint, häufig erhellte. Er spazierte in dem Gemache auf und ab, den Hut unter dem Arm, die Hände auf dem Rücken vereinigt. Dabei ging er aber vollkommen ruhig und gleichmäßig, ja mit fast behaglichen, tänzelnden Schritten, ohne alle Zeichen von Ungeduld, als habe er sich zur Aufgabe gemacht, das Zimmer in jeder Viertelstunde so und so oft zu durchschreiten.

Der Andere, Ordonnanzoffizier Herr von Fernow, war größer als sein Gefährte, dabei schlank, und wenn er ebenfalls auf und ab schritt, so that er dies mit allen mög-

lichen Zeichen der Ungeduld. Er hatte ein ausdrucksvolles Geſicht, deſſen Farbe faſt zu dunkel geweſen, wenn nicht das ſchwarze glänzende Haar ſo vortrefflich dazu gepaßt hätte. Die Augen waren keck und lebhaft, und den Schnurrbart trug er wohl deshalb ſo außerordentlich ſtark empor gedreht, um ſeinen kleinen Mund zu zeigen, ſo wie die ſchneeweißen wohlgeformten Zähne.

Wie wir ſchon bemerkt, ging er ebenfalls, und zwar an der Seite der Fenſter, auf und ab; doch war das kein gleichförmiges Dahinſchreiten. Jetzt that er ein paar haſtige Schritte, dann wandte er ſein Geſicht, einen Augenblick ſtehen bleibend, nach dem Hofe zu, betrachtete hierauf ſeinen Gefährten, warf den Kopf heftig von einer auf die andere Seite, biß ſich zuweilen auf die Lippen, und ſtrich den Schnurrbart in die Höhe, zuweilen ſummte oder pfiff er auch leiſe die Melodie irgend eines beliebigen Liedes, aber immer nur ein paar Takte, die mit einem laut ausgeſtoßenen A-a-a-ah! ſchloſſen, und an welche gewöhnlich die Bemerkung angehängt war: „So ein Sonntag Nachmittag hier in dem verwünſchten Schloſſe iſt doch von einer bodenloſen Langeweile!“

Der Kammerherr lächelte dazu ſanft in ſich hinein und ſagte vielleicht: „Ja, ja, ich habe auch ſchon Amuſanteres erlebt.“

„Wenn ich nur dein Temperament hätte,“ fuhr Herr von Fernow nach einer Pauſe fort, wobei er ſo plötzlich ſtehen

blieb, daß die Scheide ſeines Säbels mit den Schnallen ſeines Ledergehänges zuſammenklirrte, „wahrhaftig ich wüßte nicht, was ich an ſolchen Dienſttagen, wie der heutige, darum gäbe.“

„Auch an andern könnte dir ein bischen mehr Ruhe nicht ſchaden,“ meinte Herr von Wenden; „du biſt ein guter Kerl, aber das kocht und ſiedet und ſprudelt immer, und um in meinem Küchengleichniß fortzufahren, läuft es zuweilen über, nicht gerade zur Annehmlichkeit deiner Umgebung.“

„A-a-a-ah!“ machte der Ordonnanzoffizier, und dabei dehnte er ſich wie einer, der eben aus dem Schlafe erwacht.

„Du mußt dir angewöhnen,“ fuhr der Kammerherr fort, „über die Langeweile Herr zu werden, du biſt nun einmal bei Hof, und wenn du hier auf dieſem glatten Boden was werden willſt, ſo darf man dir keine Langeweile anmerken, und wenn du einmal vier Wochen lang wie heute im Dienſt wäreſt, eine Beſchäftigung, die allerdings ihre langweiligen Seiten hat . . .“

„So lehre mich die Langeweile verjagen!“ rief der Andere ungeduldig; „entweder verſtehſt du in der That dieſe Kunſt, oder du biſt ein ausgemachter Heuchler; denn ſchon ſeit faſt einer Stunde läufſt du jetzt auf und ab, auf dem Geſicht inneres Vergnügen, ja mit einem Wohlbehagen, das mich zur Verzweiflung bringen kann. — — Gibt es in der That etwas Langweiligeres, als der heutige Sonntag-

Nachmittag? Liegt das Schloß nicht ſo ſtill, wie ein ausgeſtorbenes Kloſter? Dort in dem verfluchten Hofe läßt ſich keine Menſchenſeele ſehen, ja, ich verſichere dich, die Katzen fürchten vor Langeweile zu krepiren, deshalb bleiben ſie auf ihren Dächern und keine wagt ſich herunter. — — Sage mir, womit verbringſt du deine Zeit?"

„Ich denke über dies oder jenes nach," antwortete der Kammerherr; „und dabei verliere ich mich in Reflexionen und Kombinationen, daß mir die Zeit ſo ziemlich leidlich vergeht."

Der Adjutant hatte in ſeinem Spaziergange innegehalten und ſich mit allen Zeichen der Ungeduld in einen der Fauteuils geworfen, und beſchäftigte ſich, indem er mit den Fingern auf den vor ihm liegenden Papieren trommelte.

„So theile mir denn um's Himmelswillen etwas von deinen Gedanken mit," rief er nach einer Weile; „wenn ſie nämlich für mich genießbar ſind. Wahrhaftig du biſt beneidenswerth um das Talent, dich ſo allein unterhalten zu können."

„Und dabei profitire ich; denn in ſolchen Stunden faſſe ich oftmals die beſten Entſchlüſſe, und wenn ich gerade dergleichen nicht vorhabe, ſo unterhalte ich mich mit meinen Phantaſien, baue Luftſchlöſſer und berathſchlage mit mir ſelbſt, was, wenn dieſer oder jener Fall eintreten würde, wohl am beſten zu thun ſei."

„Ja, das muß wahr ſein," ſagte der Andere mit

einem tiefen Seufzer. „Du biſt ein umſichtiger Menſch, du wirſt es weit bringen. Nun, eins mußt du mir verſprechen: wenn du einmal Miniſter des Hauſes biſt, ſo laß mir irgend einen lumpigen Orden zukommen; denn wenn ich keinen Freund habe, der ſich meiner ſpeciell annimmt, ſo komme ich doch nicht zu einer Auszeichnung. Ich habe eben kein Glück."

Der Kammerherr lächelte ſtill in ſich hinein, ſtreichelte ſanft ſeine Naſe und blies alsdann ein Stäubchen fort, das ſich auf der Goldſtickerei ſeines Aermelaufſchlages angeſetzt hatte. Darauf ſagte er:

„Kein Glück haben, das iſt ſo eine Redensart, die man hundertfältig und meiſtens mit großem Unrecht ausſpricht."

„Nun, du willſt doch nicht ſagen, daß ich vom Glück begünſtigt bin, ich, Fernow, deſſen Vater vor wenigen Jahren noch allmächtiger Miniſter an dieſem Hofe war?"

„Fernow," fuhr der Kammerherr kopfnickend fort, „ein Cavalier in der ſchönen Bedeutung des Wortes, jung — liebenswürdig — ohne dir Komplimente machen zu wollen," ſetzte er lächelnd mit einem Seitenblick hinzu; „denn du kannſt auch unausſtehlich ſein. — Dabei ein tüchtiger Offizier —."

„Meinetwegen alles das!" rief der Andere ungeduldig dazwiſchen; „der jetzt ſchon eine halbe Ewigkeit dient und es kaum zum Ordonnanzoffizier gebracht hat, wäh-

rend jüngere Kameraden ſchon längſt wirkliche Adjutanten ſind. Hol' der Teufel ein ſolches Glück!"

„Wenn du nicht gleich immer oben hinaus wärſt," entgegnete Herr von Wenden mit großer Ruhe, „ſo würde ich dir mit außerordentlichem Vergnügen meine Theorien von der Geſtaltung des Glückes mittheilen, aber ich fürchte, dir iſt das langweilig."

„Wenn das iſt," ſagte Herr von Fernow, „ſo wirkt es vielleicht homöopathiſch, und wir ſchlagen die Langeweile mit der Langeweile."

„Ich danke für die gütige Bemerkung."

„Ohne Rancune; ich bitte dich, laß mich deine Anſichten hören."

Der Kammerherr war in der Nähe des Kamins ſtehen geblieben, hatte ſeinen Hut auf das Geſims deſſelben gelegt und ſich mit dem Rücken daran gelehnt.

„Du ſagteſt vorhin," begann er: „„Ich habe kein Glück,"" „und, wie ſchon bemerkt, iſt das eine Aeußerung, die man hundertfältig hört, die aber vollkommen unrichtig iſt. So gut es allerdings bevorzugte Menſchen gibt, denen das Glück ſo zu ſagen im Schlafe kommt . . ."

„Ja, denen die gebratenen Tauben ins Maul fliegen."

„Ganz richtig, die ſelbſt, wenn ſie ſtürzen, wie die Katze immer auf ihre Füße fallen und, ausgleitend, die Treppe hinaufrollen; ebenſo gibt es auch ſolche, die das

Schickſal beſtändig gegen den Strich zu kämmen ſcheint, die ſich alles mühſam erringen müſſen, denen nichts gelingt ohne große Mühe und Arbeit, kurz, die, wie du zu ſagen beliebſt, kein Glück haben."

„Ich kenne einen ſolchen," ſagte Fernow finſter, „und das wirſt du mir zugeben. Kommt einmal eine Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, ſo bin ich verhindert, dabei zu ſein. Iſt irgendwo in einem Regiment ein gutes Avancement, ſo kannſt du hundert gegen eins wetten, daß es nicht das meinige iſt. Haben wir Beſuch von fürſtlichen Perſonen, ſo kann ich nicht dazu kommandirt werden, weil ich gerade Dienſt beim Allergnädigſten habe. Eben ſo iſt es mit Reiſen an fremde Höfe; ich weiß wohl, man hat nichts gegen mich, aber das Schickſal will, daß ich immer übergangen werde. Andere bekommen Orden und ſehen die Welt, ich bekomme gar nichts und darf mir dagegen die Wände des Stallhofes dort, und meiſtens dann betrachten, wenn irgendwo ſonſt draußen was Angenehmes los iſt. Heute iſt der Hof nach Eſchenburg, und ich hatte mich darauf gefreut, ich verſichere dir, ich hätte auf meinem Rappen gar nicht ſchlecht ausgeſehen, — ach! und es hätte mich gerade jetzt glücklich gemacht, gut auszuſehen!" fuhr er mit einem Seufzer fort. „Was geſchieht? Seine Hoheit, der Regent, findet es angemeſſen, daß ihn die verjährte Wunde ſchmerzt, und ich — muß, hol' mich der Teufel zu Hauſe bleiben."

„Und ich?" fragte lächelnd der Kammerherr.

„Allerdings, du auch. Aber dir macht es kein Vergnügen, mit irgend einer alten Hofdame im Wagen zu ſitzen. O! ich ſage dir," fuhr er ergrimmt fort, „wenn ich daran denke, daß ich jetzt durchs duftige Grün reiten könnte, vielleicht an ihrer Seite, denn auch für die junge Herzogin und ihre Damen ſind Pferde hinausbeſtellt, ſo möchte ich gradezu des Teufels werden!"

Bei dieſen Worten ſprang er in die Höhe und eilte ſporenklirrend und ſäbelraſſelnd mit heftigen Schritten auf und ab, daß es in dem weiten Gemach auf allen Seiten widerhallte. Nachdem er ſo einigemale bei dem Kammerherrn, der ihm lächelnd zuſchaute, vorbeigerast war, blieb er wieder plötzlich vor ihm ſtehen, ſtreckte ihm beide Hände entgegen und ſagte mit einem bittern Lächeln:

„Und dann willſt du mir noch verbieten, daß ich von mir als von jemandem ſpreche, der gar kein Glück hat?"

„Allerdings," entgegnete der Andere hartnäckig, „von dir und von jedem andern glaube ich das Gegentheil. Das Glück iſt da; es umſchwebt jeden Menſchen..."

„Wo, wo?" rief Herr von Fernow mit komiſchem Zorne; „ich will Tag und Nacht mit beiden Händen um mich faſſen, um es endlich einmal zu ergreifen."

„Das wäre vielleicht ſo ein Mittel," meinte lächelnd Herr von Wenden; „aber glaube mir, meine Theorie iſt richtig; das Glück umſchwebt, umtanzt, umgaukelt uns, den Einen freilich mehr, den Andern weniger, und wenn ich dir

von deiner Bemerkung, indem du von Leuten ſprachſt, die kein Glück haben, etwas zugeben will, ſo iſt es das, daß leider die meiſten Menſchen ſo unglücklich ſind, den rechten Augenblick zu verpaſſen, wo ſie zulangen müßten."

„Nun, das kommt am Ende auf Eins heraus," ſagte kopfſchüttelnd der Ordonnanzoffizier, worauf er, nach einem Blicke in den Spiegel, einige Verſchönerungsverſuche bei ſich anſtellte, den Schnurrbart in die Höhe drehte und ſeiner ohnedies langen und ſchlanken Taille noch dadurch nachhalf, daß er Schärpe und Säbelkuppel, ſo viel als irgend möglich war, auf die Hüften hinabdrückte.

An dem Kammerherrn war unfehlbar ein Profeſſor zu Grunde gegangen, denn er lehnte, um ſeine Theorie weiter auszuführen, ſo behaglich am Kamine, wie jener am Katheder, und blickte ſo aufmerkſam in das faſt leere Gemach hinein, als habe er ein Auditorium von vielleicht hundert Perſonen vor ſich. Auch hob er ſeine Hände empor und legte den Zeigefinger der rechten bedeutſam an den Daumen der linken, um die Beweisgründe für ſeine Theorie vermittelſt der fünf Finger numeriren zu können.

„Alſo, wir waren beim Zugreifen," ſagte er.

„Nur nicht blöde! Das iſt allerdings bei Hofe eine wichtige Regel."

„Die Zeit, wo uns Fortuna lächelt, und ſie lächelt jedem Menſchen, würde ich mir alſo erlauben, den Augenblick des Glückes zu nennen; denn leider verweilt es ge-

wöhnlich nicht lange bei uns, es huſcht rechts, links, oben, unten bei uns vorbei. Deshalb im richtigen Moment zugreifen!"

„Ja, zugreifen!" wiederholte lachend der Ordonnanzoffizier, indem er mit der Rechten in der Luft eine Bewegung machte, als wollte er eine Fliege fangen. „Fang' einer die unſichtbare Göttin!"

„Allerdings will es das Mißgeſchick," fuhr der docirende Kammerherr ruhig fort, „daß man, um in meinem Vortrage zu Punkt zwei zu kommen, daneben tappt;" — bei dieſen Worten hatten ſich beide Zeigefinger ſeiner Hände vereinigt — „und es iſt wahrhaftig oft gerade, als ob es Menſchen gäbe, die ein Talent dazu hätten, dem Glück auf die geſchickteſte Art auszuweichen. Es erſcheint dir links..."

„Und ich wende mich rechts," ſagte Herr von Fernow.

„Richtig. Es erſcheint dir rechts..."

„Und ich greife nach links, o, wir kennen das!"

„Vollkommen richtig. — Es ſtellt ſich dir gerade in den Weg, und, weiß der liebe Himmel, in demſelben Augenblick fällt es dir ein, dich umzudrehen, zurückzutreten, und ſo dem Glücke, das mit ausgebreiteten Armen auf deinem Pfade ſteht, den Rücken zuzuwenden. Ja, es legt ſich dir vor die Füße; aber, anſtatt es aufzuheben, wähnſt du vor dir einen tiefen Graben zu ſehen und ſchreiteſt mit einem ungeheuren Schritte darüber hinweg."

„Das iſt leider Gottes nicht ganz unrichtig!“ rief der Andere; „doch iſt deine Theorie offenbar darauf eingerichtet, die Leute verrückt zu machen. Geh' mir mit deinem Philoſophiren; es iſt mir ein viel behaglicheres Gefühl zu wiſſen: Ich habe einmal kein Glück, als zu glauben, es gaukle um mich her, unſichtbar, unerreichbar, wobei ich mir jeden Augenblick den Vorwurf machen muß: Hätteſt du ſtatt rechts — links gegriffen, hätteſt du dies gethan oder jenes unterlaſſen, ſo würdeſt du jetzt das Glück in deiner Hand haben. Ah! Das iſt ein unerträglicher Gedanke und könnte einen Menſchen wirbelig machen.“

Der Kammerherr war eben im Begriff mit dem Zeigefinger der Rechten auf den Mittelfinger der Linken überzugehen, als ſich eine der Flügelthüren geräuſchlos, faſt geſpenſterhaft, von ſelbſt zu öffnen ſchien, ſo daß ſich erſt, als beide Flügel weit offen ſtanden, der dienſtthuende Kammerdiener zeigte, ein großer, gutgewachſener Mann, auf dem Geſicht ein ewiges Lächeln, mit ſanft geſpitztem Munde, und Augen, die, ſo lange er ſich im Dienſte befand, in Glück und Freude zu ſchwimmen ſchienen. Er blickte nach der Uhr, welche über der Thür angebracht war, und ſagte unter einem ſanften Lächeln:

„Seine Hoheit, der Regent, machen ſo eben einen kleinen Gang in den Park, werden auch vor der Tafel nicht zurückkehren, was ich mir hiermit erlaube anzuzeigen, und die ganz gehorſame Bemerkung hinzuzufügen, daß es vielleicht für die Herrſchaften

angenehmer wäre, jetzt ſchon in den Speiſeſaal zu treten, als hier im Hinterzimmer vergeblich zu warten."

Indem er das ſagte, machte er eine demüthige, lang andauernde, tiefe Verbeugung, wobei er ſich ſchüchtern die Hände rieb, damit eine ſcheinbare Verlegenheit affectirend.

„Das iſt ein guter Rath, Herr Kindermann," ſprach der Ordonnanzoffizier, indem er ſeinen Federhut ergriff; „vom Speiſeſaal hat man doch eine Ausſicht auf den Schloßplatz, man ſieht Sonne und Menſchen, grüne Bäume und die fernen Berge, an denen Eſchenburg liegt."

Das letztere ſagte er leiſe und mit einem gelinden Seufzer.

„Es iſt doch fabelhaft" lachte der Kammerherr, „wie dich ein einigermaßen ernſtes Geſpräch ennuyirt! Und ich verſichere dir, du hätteſt etwas aus meinem Vortrage lernen können."

„Das will ich auch noch thun, gewiß und wahrhaftig," ſagte der Ordonnanzoffizier; „aber jetzt komm' aus dieſem ſtillen, trübſeligen Zimmer in den Speiſeſaal, da werde ich viel empfänglicher ſein für die tiefen Gedanken, die du mir ſo großmüthig preisgibſt."

Lächelnd, aber doch achſelzuckend nahm der Kammerherr ſeinen Hut von dem Kamingeſims, und der Kammerdiener Kindermann, der zuerſt verſtohlen eine Priſe genommen und ſich dann, wie ſelbſt erſchrocken über dies große Vergehen, eilfertig die Naſe gewiſcht, ging mit ſehr erhobenem

Kopfe auf die Ausgangsthür zu, öffnete dieselbe weit und machte eine tiefe Verbeugung, als die Herren in das Vestibule hinaustraten.

Hier saß auf einem Banquet in der Ecke ein einsamer Lakai, der, niedergedrückt von Stille und Langeweile, sanft entschlummert war, jetzt aber, beim Hören der herannahenden Schritte, so eilfertig aufsprang und ein so grinsendes Gesicht machte, als habe er sich auf's Lebhafteste mit den interessantesten Dingen der Welt unterhalten, und als sei es ihm gar nicht eingefallen, das Auge zum Schlaf zu schließen. Als ihn aber die beiden Herren hinter sich gelassen hatten, gähnte er stark, dehnte und reckte sich, und brummte mißmuthig in sich hinein:

„Nicht einen Augenblick Ruhe hat man in dem Schloß!"

Darauf sank er wieder auf das Banquet zurück und setzte unter tiefen, schnarchenden Tönen seine Betrachtungen von vorhin fort.

Am Ende des Vestibules trafen die beiden Herren auf einen einzelnen Cavalleriepoſten, der ebenfalls schläfrig auf- und abspazierte und nicht einmal mit der gewöhnlichen Energie seinen Säbel anzog.

Es lag aber auch eine wahrhaft drückende Ruhe auf dem Schlosse; die Stille und die Langeweile tönten ordentlich. In den weiten Gängen und auf den breiten Treppen entdeckte man selten ein lebendes Wesen, und wo sich in weiter Entfernung vielleicht ein Diener, eine Katze, oder vor den Fenstern ein

Vogel blicken ließ, da ruhte der erſtere jedenfalls mit aufgeſtütztem Kopf an der Fenſterbank, die Katze lag ſchlafend in einem kleinen Fleckchen Sonnenſchein, und der ſonſt ſo muntere Vogel ſaß draußen auf dem zackigen Geſims ſtill, faſt unbeweglich, mit geſenktem Kopfe, als finde ſelbſt er es hier unerträglich langweilig. Die einzige Spur von Leben ließ hie und da die Katze bemerken, denn zuweilen öffnete ſie träge ihr blinzelndes Auge und ſchmachtete, vielleicht mit unterſchiedlichen Gedanken an eine fette Beute, nach dem Vogel hin. Wenn aber auch beide nicht durch die Glasſcheibe getrennt geweſen wären, hätte die Katze wahrſcheinlich doch nicht ihre Sieſta unterbrochen, um einen Sprung nach der ſicheren Beute zu thun. Sie dehnte ſich ſchnurrend und ſchien dann wieder in feſten Schlaf zu fallen.

Wenn auch die Teppichſtreifen in den Corridors den Klang der Schritte der Beiden dämpften, ſo tönten doch der klirrende Säbel des Einen und das gelinde Huſten des Andern ſo laut und nachhaltig, daß es in der That erſchreckend war. Aus dieſem Corridor traten ſie in weite Säle, wo von den Wänden aus ſchweren Goldrahmen nachgedunkelte, faſt ſchwarze Landſchaften herabblickten, wo in den Ecken uralte, ernſthafte Vaſen ſtanden, und wo es ebenfalls ſo ſtill und feierlich war, daß das Lächeln einer marmornen Venus in dieſer Umgebung völlig unnatürlich erſchien.

Endlich erreichten die Beiden Gänge und Zimmer auf der weſtlichen Seite des Schloſſes gelegen, wo es ſchon ungleich

freundlicher und behaglicher aussah; hier drang zu den grossen Fenstern die Nachmittagssonne herein, vergoldete und belebte Alles und munterte selbst den schweren Staub in den Zimmern zur Lustigkeit auf; denn, wo ein dünner Sonnenstrahl schief zu einer Oeffnung hereinfiel, da tanzten Millionen von Staubatomen vergnügt durch einander. Hier hingen auch in einer langen Gallerie die Ahnen des Herrscherhauses, und die glänzenden Streiflichter machten sich ein Vergnügen daraus, die alten, ernsten Herren auf eigenthümliche Art zu karrikiren. Dort brannte ein heller Fleck auf den dunkeln Wangen des Kriegsmanns, hier war ein Gesicht zur Hälfte scharf beleuchtet und schien dadurch auf einer Seite zu lächeln. Dort sah man nur einen glänzenden Kopf, wie in dunklem Beiwerk schwebend, und in einer Ecke gegenüber bemerkte man einen hellen, funkelnden Harnisch. Das Haupt aber lag so im Schatten, daß der alte, ehrwürdige Fürst völlig kopflos erschien.

Die beiden dienstthuenden Herren näherten sich jetzt der Thür des Speisesaals, welche sich, trotz ihrer geräuschlosen Schritte, und wie von selbst ihnen öffnete. Doch muß der geneigte Leser nicht an Zauberei glauben; wie anderswo überall, befinden sich auch hier in den Thüren Schlüssellöcher, welche von den betreffenden Lakaien aufs Emsigste benutzt werden, um die Annäherung irgend einer wichtigen Person zu erspähen. Es ist das namentlich in bedeutsamen Augenblicken wie ein gut eingerichteter Telegraphendienst; an beiden Seiten des betreffenden

Saales wird mit Thürſpalt und Schlüſſelloch gearbeitet; ein leiſer, bezeichnender Huſten, oder irgend eine Handbewegung unterrichtet die im Saale Befindlichen von der Ankunft dieſer und jener Perſon, und wenn dieſe nun ſelbſt durch die weitgeöffnete Thür eintritt, ſo ſtehen ein gut geſchulter Kammerdiener und brauchbare Lakaien ſcheinbar unbefangen, und wie von den Ankommenden völlig überraſcht, in den verſchiedenen Ecken.

Zweites Kapitel.

Ein kleiner Papierſtreifen.

Der Speiſeſaal, ein großes, einfach nur mit Gold und Weiß dekorirtes Gemach, lag an dem großen Platze, der ſich vor dem Schloſſe ausbreitete, und von ſeinen hohen Fenſtern hatte man, da das Schloß auf einer kleinen Anhöhe lag, eine weite Ausſicht auf die Stadt, ſowie auf die Gegend rings umher bis zu den maleriſch geformten Bergen, die den Horizont begrenzten. Herr von Fernow trat ſogleich an eines der Fenſter und ſchmachtete, wie ſich der Kammerherr auszudrücken beliebte, nach dem Gebirgszuge hin, ohne vor der Hand dem regen Treiben auf dem Schloßplatz und in den angrenzenden Straßen, dem Gewühle von Menſchen und Equipagen irgend eine Aufmerkſamkeit zu widmen. Im Saale waren Tafeldecker, Kammerdiener und Lakaien beſchäftigt, der reichen Tafel die letzte Vollendung zu geben. Der große vergoldete Aufſatz, der bei bedeutenden Diners erſchien, wurde mit friſchen Blumenbouquets bedeckt, und als das geſchehen war, bot die Tafel mit ihren

Maſſen funkelnden Silbers und glänzenden Kryſtallbatterien, auf den ſchneeweißen Damaſt geſtellt, einen wahrhaft reichen und erfreulichen Anblick dar.

Herr von Wenden war zu dem Ordonnanzoffizier getreten und ſagte ihm: „Mir iſt das Durcheinanderlaufen der Dienerſchaft, überhaupt die Zurüſtung zur Tafel unangenehm; und da du, theuerſter junger Mann, auch Cavallerieoffizier, die Berge vom Nebenſaale aus ebenſo gut betrachten kannſt, ſo laß uns dorthin, mein Geliebter, ziehn. Es iſt da in der That behaglicher, und auch unſer Platz, wenn ſich ſpäter der Hof verſammelt.“

„Ich weiß wohl,“ entgegnete lächelnd der Ordonnanzoffizier, „weßhalb dir um den Saal da nebenan zu thun iſt; du willſt mir wahrſcheinlich deine Theorie vom Augenblicke des Glücks noch näher entwickeln. Wenn ich nicht irre, ſo wurden wir am dritten Punkt unterbrochen.“

Der Kammerherr zog ſcheinbar ernſthaft ſeine Augenbrauen in die Höhe, ſpitzte den Mund und erwiederte:

„Du biſt in der That ein undankbares Geſchöpf; ſei doch empfänglich für gute Lehren. Dank' es mir, wenn ich dir die Augen öffne.“

„Damit ich mich, wenn ich deinem Rathe folge, wie eine Wetterfahne bald rechts, bald links drehe, bald hierher, bald dorthin greife, um das Glück zu erhaſchen?“ ſagte Herr von Fernow; „aber meinetwegen komm', du haſt Recht, wir befinden uns da nebenan viel behaglicher.“

Damit ſchob er ſeinen Arm unter den des Kammerherrn, und Beide wandten ſich zum Weggehen. Bei dieſer Bewegung glitten ein paar der Lakaien wie auf Schlittſchuhen gegen die großen Flügelthüren des Nebenzimmers; dieſe öffneten ſich geräuſchlos vor ihnen und ſchloſſen ſich ebenſo wieder. Das Gemach in welchem ſie ſich nun befanden, war in der That ein reicher und herrlicher Salon; die Wände waren mit grauem Seidenzeug bezogen, auf welchem Meiſterwerke der Malerei hingen; in den zwei Ecken gegenüber dem Fenſter ſtanden zwiſchen grünen Pflanzen und duftenden Blüthen kleine herrliche Marmorſtatuen, und vor dem Kamine aus weißem carrariſchen Marmor befand ſich eine Art kleiner nidlicher ſpaniſcher Wand, das Geſtell von Paliſander und die Felder ebenfalls aus ſchwerem grünen Seudenzeuge, auf welche Flächen eine kunſtreiche Hand zierliche Arabesken geſtickt hatte. Auf dem Boden breitete ſich ein dicker Smyrnateppich aus, in den der Fuß des darauf Wandelnden ordentlich einſank. — Das Ameublement beſtand ebenfalls aus dem gleichen Holz wie die ſpaniſche Wand, und hier ſah man Tiſche, Etagèren mit koſtbar eingebundenen Büchern und Albums, Seſſel und Fauteuils der verſchiedenſten Größe und Geſtalt. In Allem aber, was ſich hier befand, herrſchte ein ſo feiner und zarter Geſchmack, ein ſo ſinniges Arrangement, daß unverkennbar der Geiſt und die Hand einer Dame hier thätig ſein mußten.

Und ſo war es auch. Dieſes Gemach verband den Speiſeſaal mit dem Appartement der Prinzeſſin Eliſe, der Schwägerin

des kürzlich verſtorbenen regierenden Herzogs. Die verwittwete Herzogin bewohnte den ſüdlichen Flügel des Schloſſes, und im Parterreſtocke, wo unſere Geſchichte beginnt, waren die Gemächer des Regenten, der, ein Onkel des verſtorbenen Herzogs, im jetzigen Augenblicke das Haupt der Familie und der Herrſcher des Landes war. Wir ſagen: im jetzigen Augenblicke; denn die verwittwete Herzogin befand ſich in intereſſanten Umſtänden und die wichtige Frage war, ob die arme, unglückliche Frau einem Prinzen oder einer Prinzeſſin das Leben geben würde; im erſten Fall war ein rechtmäßiger Thronerbe da, im andern dagegen wurde der Regent dem ſaliſchen Geſetz zufolge, regierender Herzog des Landes.

Daß unter dieſen Verhältniſſen der Hof in zwei große Parteien geſpalten war, ja, daß dieſe erbittert und feindlich einander gegenüber ſtanden, brauchen wir eigentlich eben ſo wenig zu ſagen, als mit welch' namenloſer Spannung Land und Hof der Niederkunft der verwittweten Herzogin entgegen ſah.

Während der Ordonnanzoffizier an's Fenſter trat, um jetzt auch dem Gewühl auf dem Schloßplatz einen Blick zu ſchenken, blieb der Kammerherr an der geſchloſſenen Thür ſtehen, ſtemmte beide Arme in die Seiten und ſagte, bedeutſam mit dem Kopfe nickend:

„So oft ich dieſes Zimmer in der jetzigen ſchweren Zeit betrete, ſehe ich immer Ihre Durchlaucht, die Prinzeſſin Eliſe vor mir, wie ſie auf- und abwandelt und in ihrem kleinen, aber

ſehr geſcheuten Kopfe Plane und Entwürfe ausbrütet. Es iſt ein Jammer, daß ſie eine Dame und kein Mann iſt, ich ſage dir, Felix, das iſt Jammerſchade. An ihr hätten wir einen ganz prachtvollen Herzog."

„Ja, ja, das wär dir ſchon erwünſcht," entgegnete der Ordonnanzoffizier, „und dann brauchteſt du nicht mehr lange nach dem Glück zu greifen. Die Prinzeſſin will dir außerordentlich wohl."

„Nicht außerordentlich; — doch kennt ſie meine Anhänglichkeit."

„Das iſt auch eine von den böſen Geſchichten an dieſem Hofe. Man weiß in der That nicht, zu wem man halten ſoll. Iſt man dort zu freundlich, macht man ſich hier mißliebig, oder umgekehrt. Weißt du auch," fuhr Herr von Fernow fort, indem er ſich raſch herumwandte, „was ich davon habe, daß ich als Ordonnanzoffizier im Vorzimmer Seiner Hoheit ſtehen darf?"

„Nun, was wirſt du davon haben?"

„Davon habe ich, daß mich Ihre Durchlaucht, die Prinzeſſin Eliſe, nicht allzu freundlich behandelt. — Nun, das wechſelt, und ließe ſich am Ende noch ertragen; aber glaubſt du wohl, Eduard, daß das auch auf mein Verhältniß zur —" der Kammerherr ſah fragend und mit einem eigenthümlichen Lächeln in die Höhe. — „Nun ja, Verhältniß ſollte ich eigentlich nicht ſagen; ich meine, daß dieſe Ungnade auf meine Liebe zu Fräulein von Ripperda bedeutend influirt. — Schüttle nicht deinen

blonden Kopf; — alle Teufel! ich weiß, was ich fühle und ſehe. — Nicht wahr, der Oberſtjägermeiſter wurde eigens zur Partie nach Eſchenburg eingeladen, obgleich er nichts dabei verloren hätte. Ich habe eigentlich nicht nöthig es dir zu ſagen, umſichtiger Kammerherr. Wenn man einen armen Ordonnanzoffizier protegiren will, ſo braucht man nur nach dem Frühſtück ungefähr ſo zu ſprechen: Sie werden doch auch mit uns reiten? — Hätte das die Prinzeſſin Eliſe geſagt, ſo wäre ich vor den Regenten hingetreten und hätte ihm zu verſtehen gegeben, ich ſei zur Partie befohlen worden."

„Daran iſt was Wahres; doch warſt du vielleicht gegen die Prinzeſſin nicht liebenswürdig genug; oder haſt dem Oberſtjägermeiſter boudirt, oder gar zu ſüße Augen gegen Fräulein von Ripperda gemacht. Das war vielleicht ein Augenblick des Glücks, den du verſäumt."

„Hol' dich der Teufel mit deinen Augenblicken des Glücks!" entgegnete unmuthig der Offizier, „wenn es ſo ſchwer iſt, daſſelbe zu faſſen — ſo werde ich es niemals erlangen," ſetzte er ſeufzend hinzu.

Der Kammerherr wackelte mit dem Kopfe hin und her, wie eine indiſche Pagode. „Hm, hm," machte er; „ja, ja, freilich, freilich. Ich ſage dir, Felix, in den merkwürdigen Verhältniſſen, in denen wir uns grade befinden, könnte das Glück wohl geneigt ſein, ſich dieſem oder jenem völlig zudringlich zu nähern. Man muß nur klug ſein und keine Fehltritte thun."

„Was die Klugheit anbelangt, — da ſteh' ich dir allerdings nach."

„O, du verſtehſt ja auch deinen Vortheil."

„Nicht beſonders. Soll ich dir wiederholen, was ich meinem Stande, meinen Jahren nach ſein könnte, und was ich bin?"

Der Andere zuckte mit den Achſeln.

„Allerdings," ſagte er nach einer Pauſe; „aber warum," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „biſt du nicht ſchon längſt meinem Winke gefolgt und haſt deine volle Ergebenheit der Herzogin zu Füßen gelegt?"

„Vor allen Dingen bin ich Soldat und Offizier," antwortete Herr von Fernow verdrießlich, „und als ſolcher kann ich nur Einen Herrn anerkennen."

„Gott bewahre uns auch vor zweien!"

„Seine Hoheit, den Regenten, meinen Fürſten und General. — Wenn du aber deßhalb glaubſt," fuhr der Offizier fort, indem er auf etwas verächtliche Art den Kopf zurückwarf, „ich miſche mich aus dieſem Grunde in eure Intriguen, und ſei zu dieſem Zwecke bereit, für eine oder die andere Partei zu arbeiten, ſo irrſt du dich ganz gewaltig. Ich thue meinen Dienſt und laſſe an mich kommen, was kommt."

„Wenn ich als Freund zu dir ſprechen darf, ſo wählſt du auf dieſe Art die gefährlichſte Stellung. Das Getreibe an einem Hofe gleicht einem Mühlwerke. Willſt du nicht zerrieben werden, ſo mußt du ſelbſt mitreiben. Um über den Parteien

zu stehen, dazu sind wir zu undedeutend; der Platz zwischen den Parteien ist, wie gesagt, zu gefährlich; also müssen wir uns selbst für eine Partei entscheiden."

„In deinen Worten liegt ein Körnchen Wahrheit; aber wozu soll ich mich entscheiden? Wie ich dir schon gesagt, bin ich der Offizier des Regenten, und was die allerdings mächtige Partei der Prinzessin anbelangt, so —".

„Bietet sie dir nichts Lockendes?" fragte der Kammerherr mit einem lauernden Blicke.

„O davon schweige mir!" rief heftig der junge Offizier, „um sie zu gewinnen, könnte ich mich am allerwenigsten dazu entschließen, ein Parteimann zu werden. Wenn auch die Liebe gern im Verborgenen wächst und blüht, so haßt sie doch alle Winkelzüge, nach meiner Ansicht nämlich. Ich werde nun noch eine kurze Zeit geduldig abwarten und dann schon erfahren, wie die Freundlichkeit, mit der Fräulein von Ripperda meine kleinen Bewerbungen aufnahm, gemeint war. Spricht ihr Herz nicht für mich, nun gut, was kann ich thun? — Ich muß vergessen. — — Etwas Anderes wär' es freilich", setzte er lebhafter hinzu; „wenn man von Seiten Ihrer Durchlaucht, wie ich fast fürchte, gegen mich in dieser Angelegenheit zu wirken beschlösse. — Ist man mir sonst nicht gnädig gesinnt, was thut's? Ich diene so lang ich kann, und — gehe dann auf meine Güter."

„Auf deine Güter?" fragte der Kammerherr mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Kennst du denn nicht mein Landhaus auf Bergeshöh' mit den fruchtbaren Ländereien und prachtvollen Waldungen, die ich rings umher, so weit das Auge reicht — übersehen kann? — Will man aber, um ernstlich zu reden, Gott weiß zu welchem Zwecke, das junge Mädchen bestimmen oder überreden, sich von mir abzuwenden, — dann freilich — dann . . ."

„Dann wärst du vielleicht doch im Stande, dich einer Partei anzuschließen," sagte der Kammerherr, und wenn auch in diesem Augenblicke das uns bekannte freundliche Lächeln seine Lippen umspielte, so warfen doch seine Augen einen so lauernden Blick herüber, der jedem andern, welcher minder unbefangen gewesen als der junge Offizier, aufgefallen wäre.

„In dem Falle freilich," entgegnete fest und bestimmt Herr von Fernow. „Ich sehe dein Lächeln und weiß, was es sagen will. Aber glaube mir, theuerster Kammerherr, habe ich einmal Partei ergriffen, so halte ich fest dazu, siege mit ihr oder gehe mit ihr zu Grunde."

Nach diesen Worten warf er den Säbel in den Arm und ging einmal im Zimmer auf und ab. Als er wieder zu seinem Gefährten kam, faßte er leicht dessen Arm, nöthigte ihn so, den Spaziergang mit ihm zu wiederholen und sagte während des Auf- und Abschreitens in seinem gewöhnlichen freundlichen Tone:

„Siehst du, es taugt nicht einmal, über Parteiangelegenheiten zu reden. Da hätte bald unser Gespräch eine unverhoffte,

ernſte Wendung genommen. Laß mich lieber noch einiges hören von deinen Anſichten über das Glück, das iſt amuſanter und man lernt vielleicht etwas dabei."

Während Beide ſo dahinſchritten, kamen ſie an einem kleinen Tiſchchen vorbei, das mitten im Zimmer ſtand und auf welchem ſich in einer reichen Vaſe ein überaus prachtvolles Bouquet von friſchen, lebenden Blumen zeigte. So oft ſie bei dem Tiſchchen vorüberkamen, neigte ſich Herr von Fernow darüber hin, um etwas von dem köſtlichen Duſte einzuathmen.

„Was hilft es mir, wenn ich dir auch meine Theorien vom Augenblicke des Glücks wiederhole? Du biſt ein Ungläubiger, dem in dieſem Punkte nicht zu helfen iſt."

„Möchte mich aber gar zu gern belehren laſſen", entgegnete Herr von Fernow lachend; „ich verſichere dich, Eduard, du haſt einen mächtigen Drang in mir erweckt, das umherſchwebende Glück zu erhaſchen. Ich werde jetzt raſtlos um mich ſchauen und ſelbſt im allergewöhnlichſten Gedränge meine zehn Finger immer zum unverhofften Händedruck parat halten, ich werde den Worten alter Staasräthe und noch älterer Hofdamen lauſchen, ich werde Gräfinnen aus dem vorigen Jahrhundert zum Tanz auffordern, ich werde — —"

„Du wirſt über mich ſpotten," ſagte der Kammerherr mit ſeinem unvergleichlichen Lächeln, „und doch habe ich Recht. Thue, wie du geſagt; ein würdiger Staatsrath, dem du vielleicht durch deine liebenswürdige Unterhaltung eine Viertelſtunde tödtlicher Langeweile verjagſt, kann dich als einen der gebildetſten

und geiſtreichſten Cavaliere dem Kriegsminiſter empfehlen; eine alte Gräfin, der du in ihren vorgerückten Jahren noch das Vergnügen eines Walzers verſchaffſt, kann mit dem Regenten, Gott weiß wie, zuſammenhängen und ihm eines Tages ſagen, es ſei eine wahre Schande, daß man dich noch nicht zum Major habe avanciren laſſen. — In der That, was du im Scherz ſagteſt, glaube ich im Ernſt. Die Hauptſache iſt: nur den richtigen Augenblick nicht verpaßt, und du haſt das Glück in deiner Hand. Es naht uns oft in gar ſonderbaren Verkleidungen; ich habe einen Freund, der viel auf meine Theorien hielt und der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, das Glück zu erfaſſen. Eines Tages ſieht er vor irgend einer Kirche eine alte, ſchäbige Landkutſche in ſtrömendem Regen ſtehen, und bemerkt eine kleine Damenhand, die ſich unter dem Leder hervor vergeblich bemüht, den Schlag zu öffnen. Er eilt hinzu, reißt die Wagenthür auf, eine junge Dame ſteigt aus, er begleitet ſie unter ſeinem Regenſchirm bis in die Kirche und nachher wieder an ihre alte Kaleſche. Siehſt du, Felix, in dem Augenblick, da er den Schlag öffnete, hatte er das Glück erfaßt. Das Mädchen war eine immenſe reiche Erbin und iſt jetzt ſeine Frau."

„Das iſt allerdings ein ſchönes und lehrreiches Beiſpiel."

„O, ich weiß noch viel intereſſantere, wahrhaft erſchreckende. In dem königlichen Schloſſe zu C. ſtand gegen das Ende eines Balles ein junger Kammerjunker, der ſehr viel getanzt hatte und müde war, ausruhend in einer Fenſtervertiefung. Er wäre gern nach Hauſe gefahren, eigene Equipage hatte er keine, und

ich kann dir auch wohl gestehen, daß es ihn einigermaßen in Verlegenheit gebracht hätte, sich eine Voiture de remise anzuschaffen, ja es wäre ihm das im damaligen Augenblicke fast unmöglich gewesen. Da die Fensternische, in der er stand, sehr tief, auch Niemand von Bedeutung in der Nähe war, so öffnete er behutsam eine bewegliche Scheibe in dem großen Fensterflügel und streckte die Hand hinaus, um sich zu überzeugen, ob es noch regne. Allerdings fühlte er auch schwere Tropfen auf seine Hand fallen, als er aber diese eben wieder hereinziehen wollte, fühlte er noch etwas ganz anderes; ein Stückchen kalten Metalls berührte seine Finger und als er diese schloß, hielt er einen Schlüssel, an den mit einem kleinen seidenen Bande ein Papier gebunden war. — Wie gefällt dir das?"

Bei diesen Worten blieb der Kammerherr stehen, schmunzelte vergnügt und stieß mit dem ausgestreckten Zeigefinger den jungen Offizier leicht auf die Brust.

„Nicht so übel," sagte dieser.

„Was du in dem Falle gethan hättest, weiß ich nicht," fuhr Herr von Wenden fort; „der Kammerjunker, der ein entschlossener junger Mann war, bedachte sich nur eine Sekunde, zog den Schlüssel sachte an sich, lös'te die Schnur und bemerkte noch, wie diese alsdann langsam in die Höhe gezogen wurde."

„Ein Augenblick des Glückes!" meinte lachend der Ordonnanzoffizier.

„Ein colossaler Augenblick! Was auf dem Papier, das

den Schlüſſel umgab, eigentlich ſtand, hat man nicht recht erfahren; genug der Kammerjunker wurde in kurzer Zeit Kammerherr, kam in die diplomatiſche Carriere, heirathete nicht lange darauf eine vornehme, wenn auch etwas ältere Dame und iſt jetzt Gott weiß wo, Geſandter. Verſtehſt du die Moral meiner Geſchichte?"

„O, ich verſtehe die Moral vollkommen und werde jetzt nach Beendigung jedes Hofballs, oder wo es nur ſonſt paſſend erſcheint, meine Hand zu irgend einem Fenſter hinausſtrecken."

Er hatte das mit einem leichten Anflug von Ironie geſagt, den der Andere wohl verſtand, und als ſie gerade bei dem kleinen Tiſchchen waren, auf dem der koſtbare Blumenſtrauß ſtand, blieb der Kammerherr ſtehen, ſchüttelte leicht den Kopf und ſagte:

„Trotz aller meiner ſchönen Lehren biſt du unverbeſſerlich."

„Nein, nein, in der That!" antwortete der Ordonnanzoffizier, „du thuſt mir Unrecht. Ich fange an, deinen Theorieen zu glauben. Nur haſt du mir ja früher ſchon zugegeben, daß Glück dazu gehört, das Glück zu erfaſſen. Ich glaube, ich könnte meine Hände ausſtrecken nach den Wagenthüren aller ſchäbigen Landkutſchen, zum Fenſter hinaus, ſo oft ich wollte, mir würde nichts in die Hand fallen."

„Bis der richtige Augenblick des Glücks erſcheint," entgegnete der Kammerherr mit aufgehobener Hand. „Iſt der aber gekommen, ſo genügt dem Glück der allerunſchuldigſte Gegen-

ſtand, um dir, wenn auch verborgen, entgegenzutreten. Ich geſtehe dir, es liegt was Aengſtliches, etwas geiſterhaft Unheimliches in dem Glauben an meine Theorie; aber ich halte ihn feſt und unerſchütterlich und hege die vollkommenſte Ueberzeugung, daß ich, wenn einmal der richtige Augenblick gekommen iſt, das Glück erfaſſen werde, ſei es bei einer alten Landkutſche, ſei es, daß ich meine Hand zum Fenſter hinausſtrecke, ſei es, indem ich mit meinen Fingern, wie ich jetzt thue, in dieſes Blumenbouquet faſſe. — — Wie geſagt, iſt der rechte Moment gekommen, ſo iſt dort mein Glück verborgen, und — — — — ich — halte — es." — — — —

Der Ordonnanzoffizier hatte ſeinen Gefährten lächelnd angeſchaut, als dieſer in einer wahren Extaſe den eben erwähnten Satz ſprach bis zu den letzten Worten. Als er aber das: „Ich halte es" mit ſo plötzlich verändertem Tone ſagte, langſam, kaum vernehmlich, da konnte Fernow nicht umhin, jenem verwundert in das Geſicht zu blicken, denn die ohnedies blaſſen Wangen des Kammerherrn wurden faſt erſchreckend bleich, als er die Hand in das Blumenbouquet hineindrückte, und darauf flammte eine tiefe Röthe bis zu ſeinen Augen empor.

„Zum Teufel, was gibt es denn?" fragte bei dieſem Anblick Herr von Fernow. „Haſt du dich beim Ausüben deiner Theorie an einem Dorn geritzt, oder was iſt geſchehen?"

Herr von Wenden hatte unterdeſſen die Hand aus dem Bouquet wieder hervorgezogen und ſagte, indem er mühſam

lächelte: „Wer weiß, ob ich nicht im Stande bin, dieſe meine Theorie an mir ſelbſt zu beweiſen!“

„So haſt du das Glück erfaßt?“ rief lachend der Offizier.

„Wer weiß? Vor der Hand nur ein kleines Papier, ſorgfältig zuſammengerollt, und nicht ohne Abſicht am Stiele einer Roſe verborgen.“

„Bah! ein Papier! Ich fürchte, du wirſt mir deinen Beweis ſchuldig bleiben. Das iſt wahrſcheinlich ganz abſichtslos da hineingekommen.“

„Bei Hofe geſchieht dergleichen nie abſichtslos,“ entgegnete der Kammerherr, indem er ſich bemühte, den Streifen aufzuwickeln. „Sehen wir erſt, ob etwas darauf geſchrieben iſt.“

„Natürlich. Das iſt die Hauptſache.“ — „Nun?“

„— — — — Keine Silbe.“ — „Das iſt ein ſchönes Glück.“

Das Papier, ein kleiner kaum fingerlanger und ebenſo breiter Streifen, war in der That unbeſchrieben. Herr von Fernow und vielleicht mancher Andere hätte ihn für eine Phantaſie des Gärtners gehalten und unbeachtet auf die Seite geworfen; der umſichtige Kammerherr aber gab das vermeintliche Glück nicht ſo leicht aus der Hand. Er drehte den Papierſtreifen nach allen Seiten, betrachtete ſeine Ränder, ob ſich dort nicht vielleicht Einſchnitte befänden, die etwas zu bedeuten hätten, und als ſich gar nichts dergleichen zeigte, hielt er ihn zum letzten Verſuch ausgeſpannt gegen das Tageslicht.

„Nun, du findeſt nichts?“ fragte der Ordonnanzoffizier, und da er in dieſem Augenblick an dem Fenſter ſtand, ſo betrachtete er von ſeiner Seite den kleinen Papierſtreifen ebenſo genau. Hätte er ſeine Augen nicht ſo feſt darauf gerichtet gehabt, ſo würde er vielleicht bemerkt haben, wie über die Züge ſeines Gefährten etwas wie ein helles Licht fuhr, etwas, wie ein Blitz, wie ein freudiger Glanz, das aber ebenſo ſchnell verſchwand, wie es gekommen und nur eine, wenn auch affectirte Gleichgültigkeit auf den Zügen zurückließ.

„Wie geſagt, nicht die Spur,“ ſagte der Kammerherr nach einem augenblicklichen Stillſchweigen; „es iſt in der That möglich, daß ich mich geirrt habe.“

„In dem Papier?“

„Ich glaube wahrhaftig, du hatteſt Recht. Irgend eine Spielerei des Gärtners.“

Darauf nahm er das Papier leicht zwiſchen die Finger und rollte es ſorgfältiger wieder zuſammen als — die Spielerei eines Gärtnerburſchen vielleicht verdient hätte. Das mochte auch der Ordonnanzoffizier denken; doch hielt er es mit einem Male für beſſer, er wußte ſelbſt nicht warum, dieſem Gedanken keine Worte zu leihen, ſondern warf nur leicht hin:

„Und willſt du es wieder an ſeinem früheren Platz zwiſchen die Blumen verbergen?“

„Warum nicht?“ ſagte der Kammerherr mit einem leichten Achſelzucken; „entweder iſt es, wie ſchon geſagt, die Spielerei irgend eines Gärtnerburſchen oder es iſt vielleicht

auch ein unſchuldiges Zeichen für jemand anders, das uns durchaus nichts angeht. Man muß Niemandem ſeine Freude verderben."

„Ja, man muß Niemandem ſeine Freude verderben," wiederholte Herr von Fernow, und dabei ſah er lächelnd und anſcheinend ganz gleichgültig zu, wie der Kammerherr aufs Sorgfältigſte das zuſamengerollte Papier wieder an den früheren Platz brachte.

Mochte nun der Ordonnanzoffizier ſeinen Freund als einen ſchlauen, berechnenden und verſchwiegenen Menſchen kennen, oder hatte er doch etwas von dem leuchtenden Blick bemerkt, der den Augen des Kammerherrn entſtrahlte, als dieſer den Papierſtreifen gegen das Licht hielt, oder, was auch wahrſcheinlich iſt, war ihm die Sorgfalt, mit welcher Herr von Wenden das — ganz gewöhnliche Stückchen Papier wieder an ſeinen Platz brachte, verdächtig vorgekommen: genug, er ſtützte ſich mit der Hand auf das Tiſchchen, ſein Geſicht nahm einen ernſten, nachdenkenden Ausdruck an, aber nur eine Sekunde lang, — dann ſang er zwei Takte eines bekannten Liedes leiſe vor ſich hin, ſtrich den ſchwarzen Bart leicht zu beiden Seiten hinaus und ſagte mit einem ſcheinbar freundlichen, aber ſehr forſchenden Blick auf ſeinen Gefährten:

„Du biſt gewöhnlich ein ſo umſichtiger Menſch, Eduard; aber entweder du verſchweigſt mir deine Gedanken oder du haſt in der That nicht daran gedacht, daß das Papierchen doch vielleicht etwas bedeuten könnte, was zu erfahren, wenn es auch

kein großes Glück für uns wäre, uns doch einen guten Spaß machen könnte."

Der Kammerherr zog seine Augenbrauen in die Höhe und neigte, wie abwehrend seinen Kopf auf die rechte Seite, wie Jemand, der einen Vorschlag unbedingt verwerfen will.

„Nein, nein," meinte er alsdann; „wenn irgendwo ein Spaß damit bezweckt ist, was geht das uns an? Man muß Niemandem seine Freude verderben. Auch," setzte er nach einer Pause hinzu, „möchte ich in der That wissen, wie wir erfahren sollten, wer mit dem Papierstreifen gemeint ist?"

Dies letztere sprach er mit einem seltsam lauernden Blicke.

Herr von Fernow hatte diesen wohl bemerkt; doch mochte es in seiner Absicht liegen, ganz unverhohlen seine Gedanken auszusprechen, denn er entgegnete, ohne irgend welche Bewegung auf seinem offenen und ehrlichen Gesichte:

„Nun, wenn dir das nicht einfällt, so laß dir dein Lehrgeld zurückbezahlen, welches dich deine Carrière bei Hof gekostet."

„Ich weiß in der That nicht" — sprach der Kammerherr; doch ging sein lauernder Blick in einen fast ängstlichen über.

„Nun, so einfach, wie mir je im Leben etwas vorgekommen! Dort in dem Blumenbouquet steckt das fragliche Papierchen, welches, wie du gesagt, weder Schrift, noch Zeichen enthält."

„Weder Schrift, noch Zeichen."

„Gut. Aber es kann an und für ſich ein Zeichen ſein, ein Zeichen, das Einer dort verſteckt hat, damit ein Anderer es finde. Wenn der es aber finden will, muß er es ſuchen. Alſo haben wir Beide nichts Einfacheres zu thun, als Achtung zu geben, wer ſich mit dem Blumenbouquet auf eine auffallende Art beſchäftigt, — enſin, wer das Papierchen an ſich nimmt.“

„Bei Gott! da haſt du Recht!“ rief der Kammerherr mit erkünſteltem Erſtaunen; doch biß er ſich gleich darauf in die Lippen, und es war ihm offenbar unangenehm, daß der Andere einen Gedanken ausſprach, den er ſchon lange gefaßt.

In dieſem Augenblicke trat der dienſtthuende Kammerherr aus den innern Gemächern der Herzogin und meldete dem Herrn von Wenden, daß die Wagen Ihrer Hoheit ſo eben an der hintern Seite des Schloſſes angefahren ſeien. Dieſer zog ſeine Uhr hervor und warf einen Blick darauf.

„Halb ſechs,“ ſagte er; „eine halbe Stunde Toilette; wir werden um ſechs Uhr ſpeiſen.“

Drittes Kapitel.

Diner bei Hofe.

Das herzogliche Schloß, welches noch vor Kurzem wie träumend in der feierlichen Stille eines Sonntags-Nachmittags dalag, hatte ſich ſeit der Anfahrt der Wagen der Prinzeſſin, die von Eſchenburg zurückkehrten, außerordentlich belebt. Mit ihrem Eintritt und dem ihres zahlreichen Gefolges ſchien die ſchläfrige Langeweile, welche bisher in den Corridoren und Sälen herrſchte, mit einem Male verſchwunden. Die Lakaien in den Vorzimmern ſaßen nicht mehr träumend auf den Banquets, ſondern gingen mit erhobenem Kopfe aufmerkſam umher, ſtrichen ſich ihre Haarfriſuren zurecht, zupften an ihren weißen Halsbinden und waren ganz andere Menſchen geworden. Der Vogel vor dem Fenſter war davongeflogen, die ſchlummernde Katze hatte das Weite geſucht, und der Dragoner im Veſtibule vor den Zimmern Seiner Hoheit ſchritt ſo energiſch auf und ab, daß Säbel und Sporen klirrten. Im vordern Schloßhofe fuhr ein Wagen nach dem andern an, auf den Treppen hörte man leiſe Schritte,

auch klirrende Sporen, einen respectvollen Husten und das halbunterdrückte Lachen verschiedener Hoffräulein. Neben dem Salon, in welchem sich der bemerkenswerthe Blumenstrauß befand, war von dem Kammerdiener geräuschlos noch ein weiteres Gemach, gegen das Appartement der Herzogin zu, geöffnet worden, und diese beiden Zimmer füllten sich nach und nach mit denen, welche heute das außerordentliche Glück hatten, zur Tafel geladen zu sein.

Da sah man zahlreiche und schöne Damen, deren weißer Teint noch besonders hervorgehoben wurde durch die schwarzen Kleider, welche die Trauer um den verstorbenen Herzog vorschrieb; wenige der Jüngsten hatten es gewagt in ihrem Haar oder an ihrem Schmucke freundlichere Nuancen anzubringen und die einfachen Trauerkleider irgendwie auszuschmücken. Was aber die älteren Damen anbetraf oder die Angehörigen des Hofes, so sah man an ihnen nur Schwarz und Weiß: ja, einige alte Hofdamen, die in den langen Jahren ihrer Dienstzeit schon manche Trauer mitgemacht hatten und in diesem, sowie in vielen andern Fällen mehr zu thun pflegten als der strengste Obersthofmeister vorschreiben konnte, ließen nicht die Spur von Glanz und Weiß sehen, selbst ihre Augen hatten eine melancholisch gelbe Farbe, ihre Wimpern waren beständig niedergeschlagen, der Mund fest verschlossen, und sie trugen deßhalb kein Taschentuch, weil eines von schwarzer Farbe leider noch nie dagewesen war. — Mit vieler Indiscretion versicherten dagegen ein paar naseweise Kammerjunker, die alte Obersthofmeisterin

bediene ſich bei dergleichen Veranlaſſungen ſogar eines Trauercorſetts. — Bei den Herren ſah man die allgemeine Trauer nur an den ſchwarzen Handſchuhen und einem leichten Flor um den Arm, denn der ſchwarze Frack erleidet ja keine Veränderung und iſt beſtändig eher ein Gewand der Trauer als der Freude zu nennen. Wohlthuend waren die zahlreichen glänzenden Uniformen zwiſchen den vielen ſchwarzgekleideten Herren und Damen.

Wenige Minuten vor ſechs Uhr öffnete ſich die Thür, welche zu den inneren Gemächern der Prinzeſſin führte, und als dieſe heraustrat, hinter ihr Se. Hoheit der Regent, verſtummten die flüſternd geführten Geſpräche und man hörte nichts, als das Rauſchen der Damenkleider bei der allgemeinen tiefen Verbeugung, die nun erfolgte, ſowie das leichte Klirren der Sporen, wenn ſich die Abſätze der Offiziere vorſchriftsmäßig zuſammenfanden.

Die Prinzeſſin Eliſe war eine ganz eigenthümliche Erſcheinung. Bei einer Prinzeſſin iſt das Alter nicht gut zu verſchweigen; der offiziell indiscrete gothaiſche genealogiſche Kalender ſorgt ſchon dafür, daß uns die Geburtstage ſämmtlicher höchſten und allerhöchſten Damen nicht verborgen bleiben; er entdeckt uns alſo auch, daß die Prinzeſſin Eliſe ſechsundzwanzig Jahre alt war. Ihre Geſtalt mußte man klein nennen. Sie war zierlich gewachſen, hatte eine tadelloſe Taille und eine reizende Art, ihren Kopf auf den Schultern zu tragen. Dieſer Kopf beſaß volle blonde Haare, die leicht und graziös

coiffirt waren und zeigte ein Geſicht, von dem man im erſten Augenblicke nicht wußte, fühlte man ſich von ihm angezogen oder abgeſtoßen. Die Prinzeſſin war keine Schönheit; ſie hatte nicht einmal regelmäßige Züge, aber die Augen glänzten voll Geiſt, und unter der kleinen faſt ſtumpfen Naſe ſah man einen Mund, der wie zum Lachen erſchaffen ſchien, und wenn er lachte, kleine, aber blendend weiße Zähne zeigte.

Hatte man ſich aber an das Geſicht der Prinzeſſin einmal gewöhnt, ſo fand man es anziehend und reizend, namentlich durch die Zartheit der einzelnen Partien, beſonders aber durch die Fülle von Geiſt und — Bosheit, die aus den dunkelblauen Augen leuchtete. Und dieſer Ausdruck der Bosheit, — wohlverſtanden im guten Sinne, man könnte alſo ſagen, der Schelmerei — verrieth das Innere der Dame. Dabei hinkte ſie ein wenig, und grade dieſer Fehler war es, der ihrer ganzen Figur etwas außerordentlich Pikantes verlieh; denn ſie wußte das durch ein eigenthümliches Hin- und Herwiegen ihres kleinen Körpers ſo geſchickt zu verbergen, ſie wandte ſich im Geſpräch ſo raſch bald rechts bald links, und dabei ſchoſſen ihre Augen ſo durchdringende Strahlen nach allen Seiten, daß man von der ganzen Erſcheinung überraſcht, ja geblendet war.

Im Vertrauen ſagten ſich die älteren Herren des Hofes, daß die Prinzeſſin ein lebhafter, allerliebſter, kleiner Kobold ſei; daß niemand ſo leidenſchaftlich und mit ſo vielem Geſchick intriguire, wie ſie, und daß es ihre größte Luſt ſei,

Land und Leute, um uns eines gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, hintereinander zu bringen. Jüngere Männer, die vielleicht zu tief in dies glänzende Auge geblickt, oder die sich von dem Geist der Prinzessin mächtig angezogen fühlten, versicherten seufzend, sie sei, wie der kleine boshafte Gott Amor, der seine Pfeile nach allen Richtungen hin verschieße, um sich hernach über das Uebel, das er angerichtet, lustig zu machen.

Dabei war sie frei von jeder Ziererei, und trotz des Fehlers an ihrem Fuß verstand es keine der übrigen Damen, sich so ungezwungen und elegant, wie sie, in dem größten Salon zu bewegen. Für Alles, was in ihrer Anwesenheit geschah oder gesprochen wurde, schien sie sich wenig zu interessiren, und doch entging nichts ihrer Aufmerksamkeit, wobei sie es aber verstand, den ernstesten Gesprächen eine scherzhafte Wendung zu geben und so die Unbefangenen glauben zu machen, sie sei gar nicht im Stande, sich für wichtige Dinge ernstlich zu interessiren. Aber, wie eben gesagt, nur die Unbefangenen waren dieser Ansicht. Wer den Hof genauer kannte, wußte, daß die Prinzessin Elise, so lange ihr Schwager, der verstorbene Herzog lebte, das eigentliche Haupt der Regierung war. Daher hatte sie es auch bitter empfunden, als nun der Onkel des hochseligen Herrn, dem Familienstatut gemäß, die Zügel der Regierung ergriff, und kräftig seinen geraden Weg ging, ohne sich durch die Intriguen der Prinzessin beirren zu lassen. Schlau, wie sie

war, hatte sie auch augenblicklich ihre ganze Handlungsweise geändert, stellte sich mit dem Regenten scheinbar auf einen sehr guten Fuß, knüpfte aber unter der Hand nach allen Richtungen ihre geheimen Fäden an, um sich eine mächtige Partei des Hofes geneigt und dienstbar zu erhalten. Wohl niemand sah der Entbindung ihrer Schwester mit so peinlicher Spannung entgegen, wie sie. Ward dieser ein Sohn, ein Thronerbe geschenkt, so hieß es nur ruhig eine Reihe von Jahren abwarten, um dann aufs Neue die Zügel der Regierung zu ergreifen, was der Prinzessin um so leichter wurde, als die verwittwete Herzogin, obgleich die ältere Schwester, eine ruhige, stille und lenkbare Frau war.

Obgleich es die Prinzessin liebte mit den geistreichen, sowie auch mit den elegantesten Männern des Hofes im fortwährenden scherzhaften kleinen Kriege zu leben, einem Kriege, der aber für beide Theile leicht gefährlich werden konnte; obgleich sie sich in jeder Beziehung mit der größten Freiheit bewegte und, von Hause aus ungeheuer reich, so zu sagen ihre eigene Hofhaltung hatte, obgleich sie viel in selbstgewählten Kreisen lebte und sich ihre kleinen Gesellschaften und Partien ganz nach Gutdünken und mit größter Freiheit zusammenstellte, so wußte doch die schlimmste aller schlimmen Zungen bei Hof in der angedeuteten Richtung über das Leben der Prinzessin nicht das geringste Nachtheilige auszusagen.

Hinter der Prinzessin trat der Regent in den Saal,

ein großer, eher ſtarker als ſchlanker Mann, zwiſchen vierzig und fünfzig Jahre alt, mit einem offenen, Zutrauen erweckenden Geſichte, dem die gewölbte Stirn mit den dunkeln Augenbrauen, darunter der lebhafte Blick des Auges, vor Allem aber ein gewiſſer, nicht unliebenswürdiger Zug um den Mund einen ſtarken Ausdruck von Entſchloſſenheit und Kraft gaben. Hätte ſich das ehemals dunkle Haar nicht hie und da mit einem leichten, grauen Schimmer bedeckt, ſo würde man den Regenten für jünger gehalten haben als er in der That war. Er ſprach ſehr bedächtig und mit Nachdruck, und ebenſo waren alle ſeine Bewegungen, letztere übrigens mehr aus Zwang und Angewöhnung, was daher kam, daß ihn — er hatte längere Zeit in fremden Kriegsdienſten geſtanden — der Stich eines Lanzenreiters ziemlich ſchwer an der Hüfte verwundet hatte, wovon, wenn auch keine Lähmung, doch ſo viel zurückgeblieben war, daß der Regent ſich langſam wenden, überhaupt vorſichtig bewegen mußte, um keine Schmerzen zu empfinden.

Unter den Damen der Prinzeſſin befand ſich ein noch ziemlich junges Mädchen, ebenfalls ſchwarz gekleidet, welches ihre Gebieterin in Allem, was das Aeußere anbelangte, ſo total überragte, daß man nicht begriff, wie Ihre Durchlaucht ſich gerade dieſes zur beſtändigen Begleiterin und zur Vertrauten erwählt habe, — Fräulein Helene von Ripperda. Sie war in der That auffallend ſchön und dabei von einer wohlthuenden Schönheit. Ihre Augen ſprachen verſtändig,

ja geiſtreich, und wenn ſie auch zuweilen Blicke hinausſenden konnte, die Zeugniß gaben von der Wärme ihres Herzens, ſo glänzten doch meiſtens ihre Augen ruhig und angenehm. Ihr Teint war trotz der dunkeln Haare von einer außerordentlichen Friſche und Weiße, und was vielleicht ein überaus ſtrenger Beurtheiler an dieſem Geſichte hätte tadeln können, waren etwas ſtarke Lippen, die aber dabei von den edelſten Formen in roſiger Friſche der Jugend blühten. Der Wuchs dieſes Mädchens war das Schönſte, was man ſehen konnte, und ſelbſt von den andern Damen ſo anerkannt, daß ſie bei allen Vergleichungen eine Ausnahme war. Wie oft konnte man in vertrauten Geſprächen hören, wenn von einer Taille, einer Büſte, von einem Arme die Rede war: — Ja freilich, Helene, ſie darf man da nicht nennen; ſie macht freilich eine Ausnahme.

Nachdem ſich das knixende und verbeugende Heer der Hofleute endlich beruhigt hatte, um in dem allgemeinen Sturm und Drang ſeine tiefe Ergebenheit an den Tag zu legen, vielleicht auch eine einzelne alte Hofdame, ſich vom Blick Ihrer Durchlaucht getroffen glaubend, nochmals ehrerbietig in ſich zuſammenſank, oder aus der Ferne die ganz unterthänige Verbeugung eines längſt vergeſſenen Kammerherrn wetterleuchtete, während der Regent langſam im Kreiſe umherging, dieſem eine Artigkeit ſagte, jenem ein minder freundliches Wort, hier ein äußerſt gnädiges Kopfnicken hatte, vielleicht ſogar eine wohlwollende Handbewegung, dort da-

gegen einen tiefen Bückling mit sehr steifem und förmlichen Kopfnicken beantwortete, gleich daneben wieder ganz herablassend, ganz leutselig, ganz gesprächig war, und wenige Schritte davon einen ängstlich und erwartungsvoll sich vordrängenden Großen oder Kleinen des Hofes um keinen Preis zu sehen schien, ihn wie wesenlose Luft behandelte, durch die man unbekümmert dahinschreitet, — während so der Regent, ohne große Mühe, Vergnügte und Traurige, Entzückte und Unglückliche machte, mit Einem Worte seinen Cercle hielt, ließ sich die Prinzessin Elise mit einer etwas affectirten Müdigkeit auf einen kleinen Fauteuil nieder, der in der Nähe eines der Fenster stand, und rief Fräulein von Ripperda zu sich. Diese beugte sich auf ihre Gebieterin herab und stützte dabei ihre Rechte auf den Fauteuil, worauf die Prinzessin unter dem Ausdruck unverkennbaren Wohlwollens mit ihrer Hand über den schönen vollen Arm des jungen Mädchens herunterfuhr, und diese dann auf den Fingern ihrer Hofdame ruhen ließ. Zu gleicher Zeit neigte sie den Kopf sehr stark rückwärts und winkte mit den Augen einem Herrn in schwarzem Fracke, der hinter dem Regenten eingetreten war.

Dieser Herr war wenige Jahre jünger als Seine Hoheit, sah aber ungleich älter aus und hatte in seinen Bewegungen etwas forcirt Gelenkiges, eine Manier sich zu bewegen, durch welche sich Manche bemühen, eine beginnende Hinfälligkeit des Körpers zu verdecken. Sein Gesicht war

geiſtreich und nicht unſchön, doch lag ein gewiſſer Ausdruck der Abſpannung um Augen und Mund, und dabei ſpielte um den letzteren ein meiſtens höchſt fatales Lächeln, ein Lächeln, von dem man ſagen konnte, wie jener alte Oberſt zu ſeinen Reitern: wenn ich lache, ſo lacht der Teufel aus mir!

Der Gerufene — es war der Oberſtjägermeiſter, Baron Rigoll — wand ſich, indem er die freundlichſten Blicke an ſeine Umgebung ſpendete und ſie auf dieſe Art bat, gefälligſt Platz zu machen, wie ein Aal durch die Gruppen der Hofherren, Offiziere und Damen und glitſchte mit einem wahren Schlittſchuhſchritt neben den Fauteuil Ihrer Durchlaucht, der Prinzeſſin. Das junge Mädchen, welches an der anderen Seite ſtand, hob in dieſem Augenblick ihren Kopf in die Höhe und während ſie ſcheinbar gleichgültig zum Fenſter hinausblickte, that ſie einen tiefen Athemzug. Ein ſehr aufmerkſamer Beobachter mußte in dieſem Augenblicke bemerken, daß eine ganz leichte Röthe auf ihren Wangen erſchien, daß ſie die vollen Lippen zuſammenpreßte und daß ſie eine Sekunde lang ſeltſam mit ihren Augen zwinkerte; und dieſer ſehr aufmerkſame Beobachter, der das in der That bemerkte, ſtand nicht weit von dem ſchönen Fräulein, durch den ſchweren Vorhang des Fenſters geſchützt, aber ſo aufgeſtellt, daß ihm nicht das Geringſte von der Gruppe um den Fauteuil entging.

„Es war doch heute eine ſuperbe Partie," ſagte die

Prinzessin; „in der That reizend und erfrischend; und für die kleinen Ueberraschungen in Ihrem Departement, dem Walde, bin ich Ihnen zu ganz besonderem Danke verpflichtet."

Der Oberstjägermeister verbeugte sich tief und als er den Kopf wieder erhob, warf er einen Blick auf Helene von Ripperda, welche von der Prinzessin durch einen leichten Druck auf die Hand vermocht worden war, den Kopf herumzuwenden.

„Daß Eure Durchlaucht mit dem heutigen Tage zufrieden war," sprach der Baron Rigoll, „ist eine Gnade, welche mich ganz glücklich macht. Ja, Eure Durchlaucht," fuhr er im erregteren Tone fort; „es war ein entzückender Tag, und wenn ich hoffen darf, für mich von den herrlichsten und glücklichsten Folgen."

Aus den Augen der Prinzessin leuchtete die unverkennbarste Bosheit, als sie bei diesen Worten zuerst einen Blick auf das herrliche junge Mädchen warf und dann die in Ehrfurcht gekrümmte Gestalt des Sprechers betrachtete.

„Fräulein Helene," fuhr dieser fort, hielt aber unter seinem fatalen Lächeln inne, als ihn ein fester Blick aus den großen Augen der jungen Dame traf. Doch nahm Ihre Durchlaucht seine Rede auf und sagte mit leisem, aber bestimmtem Tone, wozu indessen ihr liebenswürdiges Lächeln nicht ganz gut paßte: „Helene weiß, wie sehr ich mich mit ihrem Glücke beschäftige. Sie weiß, daß ich wie eine

Schweſter für ihre Zukunft beſorgt bin und weiß ebenſo, wie umſichtig und prüfend ich zu handeln pflege."

„Gewiß, Eure Durchlaucht," erwiderte das junge Mädchen und beugte ſich abermals und ſo tief auf die Prinzeſſin herab, daß weder der Oberſtjägermeiſter noch der Beobachter hinter dem Vorhange in dieſem Augenblicke ihr Geſicht zu ſehen im Stande war.

Herr von Fernow war übrigens bei dem Cercle, den der Regent hielt, ſowie bei der kleinen Scene am Fauteuil der Prinzeſſin aus uns bekannten Gründen nicht der einzige ſcharfe Beobachter, wogegen er der Einzige war, der die Miene des Baron Rigoll verſtanden, ſowie die Worte der Herzogin gehört. Er mußte alle ſeine Ruhe zuſammennehmen; er mußte ſich zehnmal in's Gedächtniß zurückrufen, wo er ſich befände und daß vielleicht manches Augenpaar, welches früher von ſeinen Bewerbungen um Helene etwas geſehen, jetzt ebenſo aufmerkſam auf ihm ruhe, wie ſeine Blicke auf der Gruppe an dem kleinen Fauteuil.

Obgleich Herr von Wenden anſcheinend auf die unbefangenſte Art von der Welt bald mit dieſem, bald mit jenem ſprach, ſich auch ſoviel als thunlich zwiſchen den Herren und Damen bewegte, ſo hingen doch ſeine Blicke faſt beſtändig an dem großen Blumenſtrauße, den er in Gedanken raſtlos umkreiſte, wie die Biene, die ſo eben zu dem offenen Fenſter hereingeſummt war.

Schon oft hatte ſich dieſer oder jener, namentlich aber

viele Damen, dem Bouquet genähert, und wenn jemand ſich etwas auffallend tief darauf hin beugte, ſo ſchlug dem Kammerherrn das Herz ſchneller, meiſtens aber alsdann mit dem Gefühl des Unmuthes; denn es waren bis jetzt lauter unbedeutende Leute geweſen, welche den geheimnißvollen Blumenſtrauß bewundert. Einmal freilich war der Regent, der nahe an dem Tiſchchen ſtand, mit der Hand über die Blumen hinweg gefahren, als wolle er ſich etwas von ihrem ſüßen Duſte zufächeln; — der Regent, — nein, der hatte nichts mit dem Papierſtreifen zu thun; ſein Geſicht war in dieſem Augenblicke ſo ruhig wie immer und er ging ohne alle Bewegung von dem Tiſche hinweg nach der Fenſterniſche, um da ein paar Worte mit einigen älteren Herren zu ſprechen.

Die Prinzeſſin warf einen Blick auf die Uhr über dem Kamin und ſagte zum Oberſtjägermeiſter, der eben im Begriff war, ſich ehrerbietig zurückzuziehen:

„Gleich Sechs, wenn ich nicht irre. O, es iſt mir angenehm, daß es zum Diner geht; ich habe von unſerm Ausfluge einen ganz tüchtigen Appetit mitgebracht.“

Ehe aber Baron Rigoll im Stande war, hierauf etwas zu erwidern, was übrigens die Prinzeſſin auch gar nicht zu erwarten ſchien, warf ſie den Kopf auf die andere Seite und ſagte zu Fräulein von Ripperda:

„Sehen Sie, Helene, dort das wunderbare Bouquet auf dem kleinen Tiſchchen? Wirklich allerliebſt arrangirt. Wunderſchöne Blumen!“

„In der That, Eure Durchlaucht, wunderbar ſchön,“ antwortete das junge Mädchen. — „Magnifique!“ meinte der Oberſtjägermeiſter. — Und „deliciös! köſtlich! ſüperb!“ erſchallte es aus dem Munde eines halben Dutzend Damen, welche ſich durch die ziemlich laut geſprochenen Worte der Prinzeſſin berechtigt glaubten, ſich etwas davon zu nutze zu machen und ihre Ergebenheit dadurch zu bezeugen, daß ſie ebenfalls ihren Enthuſiasmus für das Blumenbouquet durch einen Ausruf an den Tag legten. Auch drängten ſich mehrere vor, um die bewunderten Blumen in der Nähe zu ſehen, ſie nochmals ganz außerordentlich prächtig zu finden, wozu ſich auch einige Herren mit fortreißen ließen, um ſo der Prinzeſſin im wahren Sinne des Wortes — durch die Blumen zu huldigen.

Herr von Wenden war in Verzweiflung. Man umdrängte den kleinen Tiſch ſo gewaltig, daß es gar nicht zu verwundern geweſen wäre, wenn ſich in dieſem Augenblicke ein paar Finger des Papierſtreifens unbemerkt bemächtigt hätten. Er erhob ſich auf den Zehen, ging ſelbſt einige Schritte näher, konnte aber nicht von dieſer Seite an das Tiſchchen gelangen, da ihm der Regent im Wege ſtand, den zu umgehen gegen allen Anſtand geweſen wäre.

„Ja, es iſt ſehr ſchön arrangirt,“ wiederholte die Prinzeſſin nach einer kleinen Pauſe, wobei ſie ihren Fächer aufrauſchen ließ und leicht gegen ſich fächelte. — „O, meine liebe Helene,“ fuhr ſie dann in ſehr nachläſſigem Tone fort;

„ſeien Sie ſo freundlich und ſchauen in dem Bouquet nach, ob ſie nicht eine Theeroſe finden. Ich liebe den Geruch der Theeroſen außerordentlich.“

„Eine Theeroſe!“ ſprach der Kammerherr zu ſich ſelber mit angehaltenem Athem.

Fräulein von Ripperda war zu dem Tiſchchen getreten; ihre feinen Finger ſuchten behutſam zwiſchen den Blumen; dann wandte ſie ihren Kopf gegen den kleinen Fauteuil und ſagte: „Ja, Euer Durchlaucht, hier in der Mitte ſteckt eine ſehr ſchöne Theeroſe; ſoll ich ſie herausziehen?“

„Wenn es ohne Schaden für das ſchöne Bouquet geſchehen kann,“ entgegnete die Prinzeſſin, anſcheinend mit der größten Theilnahmloſigkeit und wobei ſie ein animirtes Geſpräch mit dem Oberſtjägermeiſter, das ſie ſo eben begonnen, unterbrach.

Daß ihr leiſer Wunſch Befehl war, verſteht ſich von ſelbſt, und wenn auch das ganze Bouquet darüber zu Grunde gegangen wäre, ſo würde doch jeder der Anweſenden die Roſe mit einem wahren Enthuſiasmus hervorgezogen und überbracht haben.

Helenens zarte Hand that übrigens den andern Blumen keinen Schaden; als ſie die Roſe hervorzog, hatte ſie dem Fauteuil der Prinzeſſin den Rücken zugekehrt und ehe ſie ſich wieder herumwandte, fuhren ihre leuchtenden Blicke eine Sekunde über den Kreis der Herren, die ſowohl das Bouquet als die Roſe und das ſchöne Mädchen mit außerordentlichem Intereſſe betrachteten.

Herr von Fernow, der noch immer halbverdeckt hinter dem Fenstervorhange stand, hätte viel darum gegeben, mit seinen Augen den Blicken Helenens begegnen zu dürfen. Er hätte es gewiß gefühlt, wenn diese Blicke auch nur den tausendsten Theil einer Sekunde bei ihm verweilt hätten. — Ah! diese süßen, heißen Blicke! Wie sich der Versinkende an einen Strohhalm anklammert, so war es ihm ein Trost, sich sagen zu können: Hätte Helene dich gesehen, vielleicht würde sie dir durch ein Zucken in ihren Augenwimpern gesagt haben, daß ihr die Scene so eben am Fauteuil schrecklich gewesen.

Unterdessen hatte Fräulein von Ripperda der Prinzessin die Rose überbracht, welche ziemlich gleichgültig daran roch und zu dem Oberstjägermeister gewendet sprach: „Wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist das Amour offensée."

Der gewandte Hofmann verbeugte sich mit einem augenscheinlichen Entzücken und sagte: „Euer Durchlaucht haben auch in der Botanik einen sichern Blick, der Sie nie täuscht; es ist in der That Amour offensée. Nicht wahr, eine schöne Rose, Fräulein von Ripperda?" wandte er sich an die junge Dame.

„Amour offensée!" sagte auch diese; doch flogen ihre Blicke über die Rose hinweg, abermals durch das Zimmer.

„Amour offensée!" murmelten die zunächst stehenden Hofdamen entzückt; „Amour offensée!" pflanzte sich von Mund zu Mund fort; sämmtliche Kammerherren sprachen es aus mit dem Ausdruck des unverkennbarsten Erstaunens über

die Kenntniſſe der Herzogin. — „Amour offensée!“ ſagten ein paar alte, dürre Staatsräthe in vierſtöckigen weißen Halsbinden, und — „Amour offensée!“ wiederholte ſchmerzlich der junge Ordonnanzoffizier mit einem tiefen Seufzer. —

— Amour offensée. — —

Es war ein Glück, daß in dieſem Augenblick die Uhr über dem Kamin hell und vernehmlich ſechsmal anſchlug; ſonſt wäre wahrſcheinlich die Amour offensée zu einem allgemeinen Geſprächsthema geworden von ſehr gefährlichen Folgen.

— Sechs Uhr. — Die Flügelthüren öffneten ſich ſchneller als gewöhnlich, und der erſte Kammerdiener des Regenten machte gegen Seine Königliche Hoheit eine tiefe Verbeugung, worauf dieſer eine freundliche Handbewegung gegen die Prinzeſſin machte, die ſich auch alſobald erhob und gefolgt von ihren Damen dem Speiſeſaal zuſchritt. Dabei blieb ſie aber wohl ein dutzendmal, wenn auch nur auf einen ganz kurzen Moment, ſtehen, ſchaute nach Dieſem und Jenem, fragte Dies und Das, und wandte ſich dabei ſo geſchickt um ſich ſelbſt, daß der aufmerkſamſte Beobachter kaum des Fehlers an ihrem Fuße gewahr worden wäre. Der Regent, ſcheinbar in angelegentlichem Geſpräch mit dem Miniſter des Hauſes, ließ faſt die ganze Geſellſchaft vorangehen, ehe auch er in den Speiſeſaal trat. An der Thüre ſtand, ihn erwartend, noch immer Herr Kindermann, der erſte Kammerdiener, den Herzog mit einer tiefen Verbeu-

gung vorüberlaſſend. Während aber der Regent durch die Thüre ſchritt, ſagte er zu ſeinem getreuen Diener zwei Worte, die dieſer durch ein ganz leichtes Kopfnicken beantwortete.

Das Hofdiner nahm ſeinen Anfang und Verlauf wie alle dergleichen Vergnügungen. Wenn auch die Menue vortrefflich war, ſo ſtillten doch die meiſten den kleinen Hunger, den man zu Hofe mitzubringen pflegt, größtentheils durch die Ehre, an der herzoglichen Tafel ſpeiſen zu dürfen. Einen allzu großen Appetit zur Hoftafel mitzubringen iſt unanſtändig und gefährlich, letzteres, da man nicht weiß, welche Tiſchnachbarn oder Nachbarinnen man hat. Wirft Einen das Schickſal zwiſchen zwei gerade nicht eßluſtige, aber ſehr redſelige Damen, ſo thut man am beſten, die meiſten Schüſſeln vorübergehen zu laſſen; denn was nützt es, das Beſte auf dem Teller zu haben, wenn man nur faſt verſtohlener Weiſe dazu kommen kann, einen Biſſen zu genießen? Du biſt grade im Begriff, die erſte Gabel zum Munde zu führen, als deine Nachbarin zur Linken eine zarte Wißbegierde an den Tag legt und zu erfahren wünſcht, ob du geſtern im Theater geweſen.

„Allerdings, gnädige Frau.“

„Ein delicióſes Stück! — Wie ich mich amüſirt habe!“

Natürlicher Weiſe findeſt du durch eine ſtumme Neigung des Kopfes das Stück eben ſo delicids und haſt dich eben ſo vortrefflich amüſirt; denn würdeſt du wagen zu widerſprechen, ſo käme die Gabel mit einem ſehr ſchönen

Biſſen nimmermehr an ihren Beſtimmungsort. Leider findet ſich die Nachbarin zur Rechten veranlaßt, anderer Meinung zu ſein.

„Wie, ma chère Baronne!“ ruft ſie aus und dabei lehnt ſie ſich ſo ſtark vorn über, um ihre Nachbarin beſſer zu ſehen, daß, wenn ich jetzt meinen rechten Arm gebrauchen wollte, es gerade ausſähe, als wollte ich ihr die Ausſicht verſperren. Hand, Gabel und Biſſen bleiben alſo auf halbem Wege ſtehen. — „Ich finde das Stück ein Horreur, Sie werden mir verzeihen, ma chère Baronne, ich bitte Sie!“ Damit wendet ſie ſich zu mir: „Wollen Sie eine Aufführung, wie die des jungen Grafen, — ſein Vater iſt allerdings nur ein Banquier — ſelbſt in der Komödie rechtfertigen? — Wollen Sie das? — Können Sie das?“ —

„O Gott! ich möchte wohl, aber ich kann ja nicht.“

„Er verläßt am Tage der Verlobung ſeine Braut, ein Mädchen von ſehr guter Familie, um mit einer früheren Liaiſon davon zu gehen!“

„Aber er hat doch einige Gründe dafür gehabt“ wage ich zu ſagen. — Ich weiß wohl, ich habe mit dieſer Bemerkung Oel ins Feuer gegoſſen, will aber nur die jetzt aufpraſſelnde Entgegnung benutzen, um endlich meine lang gehegte und gewiß verzeihliche Abſicht zu erreichen; aber ich habe falſch gerechnet. Während meine Nachbarin mir allerdings in eifriger Rede die Horreurs des Stücks auseinanderſetzt, hat ſie die Bosheit, ihre rechte Hand auf meinen

rechten Arm zu legen: „Enfin,“ ſagt ſie endlich; „ich begreife nicht, wie unſere ſonſt ſo umſichtige Intendanz ſolche Stücke nur aufführen laſſen mag.“

Die umſichtige Intendanz ſitzt uns gerade gegenüber und da ſie an dergleichen Reden gewöhnt iſt, ſo lächelt ſie ſtill vergnügt in ſich hinein; ja, der gute Bordeaux, den ſie ſo eben getrunken, hat ihr Herz milde geſtimmt und während ſie die Selbſtverleugnung ſo weit treibt, das Stück in einigen Theilen allerdings ein wenig ſtark zu finden, verſichert ſie dagegen, daß der Dindon aux truffes, mit dem ſie ſich gerade beſchäftigt, entſchieden die feinſte Schüſſel ſei.

Nun weiß aber der geneigte Leſer hoffentlich aus Erfahrung, daß ein Dindon aux truffes warm geſpeiſ't werden muß, und ebenſo gut, daß ein Biſſen, der fünf Minuten lang zwiſchen Himmel und Erde ſchwebt, erkaltet. Da die Hand meiner Nachbarin von meinem Arme nicht weichen will, ſo mache ich es, wie irgend ein Held in einer beliebigen Schlacht, deſſen rechter Arm ſo eben gelähmt wurde: auch ich nehme ruhig meine Waffe in die linke Hand; doch kaum glaube ich, ſie glücklich zum Munde führen zu können, als meine Nachbarin zur Linken, die in höchſter Indignation ſtille geſchwiegen, und es vielleicht auch unter ihrer Würde hält, das angegriffene Schauſpiel zu entſchuldigen, jetzt mit affectirter Gleichgültigkeit ihr Glas vor mich hinſchiebt und um ein wenig Waſſer bittet.

Wäre ich in dieſem Augenblick ein Araber der Wüſte,

ſo würde ich vielleicht ſprechen: „Verflucht ſei das Ei, aus welchem dieſer Dindon geſchlüpft, verflucht das naſeweiſe Schwein, das dieſe Trüffeln aus dem Grunde gewühlt, verflucht der Autor, der das fragliche Stück geſchrieben und vor allen Dingen verflucht ſeien — —.“ Da ich aber ein glattraſirtes Kinn habe, eine weiße Halsbinde trage und auf geſellſchaftliche Bildung Anſpruch mache, auch in dieſem Augenblicke höre, wie rings umher die Teller gewechſelt werden, ſo lege ich ſeufzend meine Gabel nieder,

ſtill mich freuend, bis es wieder
Morgen würde ſein.

Ebenſo unangenehm, ja noch gefährlicher iſt es, bei dergleichen Diners in der Nähe hoher und höchſter Herrſchaften placirt zu werden. Alsdann haſt du das Schickſal des jungen Naſchers, der überraſcht zu werden fürchtet. Du wirfſt deinen unglücklichen Biſſen nur verſtohlen in den Mund, du wagſt nicht zu kauen, du ſchlingſt nur, wie ein Kettenhund, oder wie eine Kropfgans; du ſetzeſt dich der Gefahr aus, an einem Knochenſplitter zu Grunde zu gehen, nur um den Augenblick nicht zu verpaſſen, wo dich ein allerhöchſter Blick trifft, oder wo du ſo glücklich ſein mußt, eine allerhöchſte Frage umgehend zu beantworten.

Aus dieſen angeführten Gründen iſt es nun in der That beſſer, zu einem ſolchen Diner nicht hungrig zu gehen. Die Qualen des Tantalus zu erdulden, iſt nicht angenehm;

ein hungriger Menſch, der ſo mit anſehen muß, wie er auf unverantwortliche und leichtſinnige Art um die ſüßen Freuden der Tafel gebracht wird, — ein ſolcher Unglücklicher könnte vielleicht einmal grob werden, und ein grober Gaſt an einer Hoftafel wäre etwas ſo außerordentlich Schreckliches, von dem noch zehn Kammerherrengenerationen ſchaudernd ſprechen würden, als von etwas, „was der Menſch begehren ſollte, nimmer zu ſchauen.“

Als gut geſchulte Hofmänner hatten denn auch ſowohl Herr von Fernow, als Herr von Wenden ihren Appetit durch ein ſpätes und ſolides Frühſtück gedämpft, heute wohl unnöthiger Weiſe; denn Beider Hunger, und wenn er auch noch ſo ſtark geweſen wäre, würde von der Aufmerkſamkeit abſorbirt worden ſein, mit welcher der Kammerherr die Prinzeſſin Eliſe, der Ordonnanzoffizier aber Fräulein von Ripperda betrachtete.

Die Prinzeſſin hatte die Roſe neben ſich auf den Tiſch gelegt, doch ſah das ſcharfe Auge des Herrn von Wenden wohl, daß der Papierſtreifen von dem Zweige verſchwunden war. Was dieſer Papierſtreifen enthielt, konnte ſie füglich noch nicht geleſen haben; ſie hatte noch keine Gelegenheit gehabt, ihn, wie der Kammerherr gethan, gegen das Licht zu halten; denn nur ſo konnte man die paar Worte herausfinden, die mit einer feinen Nadel in das Papier geriſſen waren.

Viertes Kapitel.

Amour offensée.

Hinter dem Stuhle Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise stand der erste Kammerdiener des Regenten, Herr Kindermann, der neben andern bedeutenden Gaben auch die besaß, seine Augen aufs Allerseltsamste bewegen zu können; während er nämlich mit dem einen weder den Regenten noch die Prinzessin außer Sicht ließ, bemerkte er mit dem andern genau, was an der ganzen Tafel vorging. So war es denn auch von diesem würdigen Beamten nicht unbemerkt geblieben, daß sowohl Herr von Fernow als Herr von Wenden fast jede Schüssel unberührt vorübergehen ließen; ebenso, daß der Letztere wahrhaft auffallend und in gespannter Erwartung nach Ihrer Durchlaucht hinblickte, ferner, daß der junge Ordonnanzoffizier mit zusammengebissenen Lippen und finsterem Blick dasaß, zuweilen wie aus tiefen Träumereien erwachend Fräulein von Ripperda anstarrte oder nichts

weniger als freundſchaftlich nach dem Oberſtjägermeiſter hin überſah.

Herr Kindermann trug faſt immer ein gleichmäßiges und liebevolles Lächeln zur Schau; es mochte Tag oder Nacht ſein, Sommer oder Winter, es mochte regnen oder ſchneien: er lächelte; und ſein Geſicht hatte ſich ſo daran gewöhnt, daß es ihm bei traurigen Veranlaſſungen die größte Mühe machte, die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen und die Unterlippe vorſchriftsmäßig herabhängen zu laſſen. Jetzt ſtrich er ſich ſanft durch ſein ſtark ergrautes Haar und lächelte; jetzt zupfte er leicht an ſeiner Halsbinde und lächelte. Mit ſanftem Lächeln bot er der Prinzeſſin einen Teller friſch aufgeſchnittener Ananas und dann präſentirte er ebenſo gleichmüthig lächelnd Ihrer Durchlaucht das verlangte Glas Waſſer. Wir glauben gewiß annehmen zu können, daß Herr Kindermann auch lächelnd in den Armen des Schlafes lag, und daß, wenn ihn einſt deſſen ernſterer Bruder abrufen wird, Herr Kindermann mit dem freundlichſten Lächeln dieſe Welt verlaſſen werde.

Nach einiger Zeit kam der große Moment, wo der Regent gelinde huſtend zu Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin hinüberſah, wie ſie leicht mit dem Kopfe nickte und ſich darauf erhob, bei welcher Veranlaſſung Herr Kindermann lächelnd den Seſſel entfernte. Ein paar Sekunden hierauf hörte man nichts als Stuhlrücken, Räuspern, Huſten, dazwiſchen ein halblautes Wort, Säbel- und Sporengeklirr.

Die Prinzeſſin begab ſich in das Zimmer zurück, wo der koloſſale Blumenſtrauß ſtand, und in welchem, gleich wie im Nebenſaale, der Kaffee ſervirt wurde. Jetzt, nach der Tafel, wurde kein ſo förmlicher Cercle gehalten, wie vorher, ſondern die Gruppen vertheilten ſich zwang- und harmlos. Junge Kammerherren und Offiziere ſuchten ſich den Hofdamen zu nähern, man hörte ſogar mitunter ein lautes Wort und ein leiſes Lachen, ja, man ſah alte Excellenzen — von den wenigen Auserwählten, die bei der Hoftafel das Privilegium haben, wenig zu ſprechen und viel zu eſſen, — irgend einer langjährigen Damenbekanntſchaft ſchmunzelnd die Cour machen.

Solch eine alte Excellenz macht ihre Cour auf ganz eigenthümliche Weiſe. Der ſehr ſteife und hohe Uniformskragen hindert ſie, den Kopf nach rechts oder links zu drehen, weshalb ſie nur ihren Augen geſtattet, dieſe Bewegungen zu machen; ebenſo iſt es ihr aus dem angeführten Grunde unmöglich, das Haupt zu ſenken, wenn ſie mit irgend einer Dame ſprechen will, wodurch denn ein ganz ſeltſames, man könnte ſagen, faunenartiges Schielen nach unten entſteht. Dazu kommt noch ein ſehr geſättigtes Lächeln um ihren Mund, und alles das zuſammen gibt öfters den Worten ſolch einer alten Excellenz eine ganz andere Deutung, als ſie wohl ſelbſt beabſichtigte, hinein zu legen.

„Wünſche wohl geſpeiſt zu haben, meine Gnädige. — Ein ganz charmantes Diner!“

„Außerordentlich gut, Excellenz. Ich habe mich vortrefflich unterhalten."

„Ja, unterhalten, vortrefflich; aber abgesehen davon, man speist in der That ganz deliciös."

„Und Excellenz lieben ein gutes Diner."

„Ich leugne das nicht, gnädige Frau; man wird alt, und alles das, was uns sonst Freude machte, schrumpft zusammen, ich möchte sagen, vereinigt sich im Gedanken an ein gutes Diner. — In früheren Zeiten, meine Gnädige, da war es anders..."

„Ja, in früheren Zeiten, da war es anders!" seufzt die sehr alte Hofdame und hat ein Recht dazu, einen tiefen Seufzer auszustoßen, denn sie, die früher mit einem einzigen Athemzuge sämmtliche Offiziere eines Cavallerie-Regiments in Aufregung zu setzen vermochte, kann jetzt [illegible] einmal mehr die Brüsseler Spitzen ihres Kleides in Bewegung bringen.

„Ganz anders," meint die Excellenz und schielt bedeutend. „Ja, dazumal, als wir noch auf dem großen Maskenball anno 94 die Gavotte zusammentanzten. — —!"

„O, Excellenz, nichts von dem Balle!" entgegnet die Hofdame, indem sie ihren Fächer ausbreitet, um hinter den reifrödigen Damen auf demselben, mit auffallend niedrigem Mieder und sonst noch allerlei, Schutz zu suchen.

„Da zeigen Sie mir gerade Ihr Portrait von dazumal," sagt die boshafte Excellenz, indem sie mit ihrem dürren

Finger auf eine der Figuren weist, die auf dem Fächer abgebildet sind. — Ah! vergangene Zeiten! Der Abend und seine Folgen waren schön!"

Der Fächer rauscht zusammen, und indem sich die alte Dame scheinbar erzürnt wegwendet, erhält die Excellenz mit jenem einen leisen Klaps auf den schlotterigen Aermel, begleitet von einem Blicke, welcher hätte zünden können, wenn unter dem alten Hofkleide überhaupt noch etwas Zündbares gewesen wäre.

Die Prinzessin hatte sich einen Augenblick in ihre Appartements zurückgezogen und während dieser Zeit wahrscheinlich den kleinen Zettel gelesen, den sie bei der Amour offensée gefunden. Herr von Wenden hatte sie mit den Augen verfolgt, bis die Thür sich hinter ihr schloß, und als sie wieder heraustrat, war er bemüht, den ersten ihrer Blicke aufzufangen, um zu sehen, ob etwas darin zu lesen sei. Das Gesicht der Prinzessin aber war wie vorher heiter und ihre Augen glänzten mit ihrem gewöhnlichen schelmischen Ausdruck. Sie trat zu dem Regenten, der in einer Fenstervertiefung stand, legte schmeichelnd ihre kleine Hand auf seinen Arm, und dabei war es unverkennbar, daß der Herzog mit außerordentlichem Wohlwollen und sehr freundlich auf die niedliche Cousine herabsah. Sie trug ihm lebhaft ein Anliegen vor, er aber schien dagegen verschiedene Einwendungen zu machen; zuweilen schüttelte er leicht den Kopf, zog erstaunt die Augenbrauen in die Höhe, erhob auch mit-

unter wie warnend und drohend den Zeigefinger. Dabei aber lachte die Prinzessin laut und fröhlich; alles, was er sagte, schien sie mit Scherzreden zu beantworten, und als sie endlich auf recht komische und unwiderstehliche Art zu schmollen anfing, lachte er seinerseits herzlich, und man hörte ihn deutlich sagen:

„Was will ich machen? Das ist eigentlich dein Departement. Ich an deiner Stelle würde nicht so rasch zu Werke gehen."

Während dieser Unterredung und vorher schon hatte sich der junge Ordonnanzoffizier dem Fräulein von Ripperda genähert, aber gegen seine sonstige Gewohnheit, mit großer Aengstlichkeit. Aufs Tiefste bewegt von dem, was er bei der Tafel gesehen und gehört, hätte er das junge Mädchen so unendlich viel zu fragen gehabt, aber lauter Sachen, die sich hier nicht erörtern ließen. Sein Herz hätte überfließen mögen von leidenschaftlichen, ja bittern Worten, er hätte ihr so viel zu sagen gehabt, daß er ihr nichts zu sagen wußte.

Ihr schien es übrigens nicht besser zu gehen. Sie, die sich sonst so gern mit ihm unterhalten hatte, die den lebhaften, geistreichen und eleganten Offizier beständig dadurch auszeichnete, daß sie ihm gern erlaubte, in ihrer Nähe zu weilen, daß sie bei allgemeinen Spazierritten seine Gesellschaft zu lieben schien, daß sie häufiger mit ihm, als mit anderen tanzte, ja, daß sie ihm zuweilen einen sinnenden Blick nachsandte, wenn er sie nach einem etwas animirten

Geſpräch ſo froh, ſo heiter, ja offenbar glücklich verließ, — ſie trat ihm heute nicht nur nicht entgegen, ſondern ſchien ihn zu meiden und ſuchte eine ältere Kollegin in angelegentlichem Geſpräch zurückzuhalten, als ſich Herr von Fernow näherte.

So ſtanden Beide einander gegenüber, und während Fräulein von Ripperda zum erſtenmal fand, daß ihr Blumenbouquet wahrhaft betäubend duftete, ſchien ihn die ſonſt nicht zu enge Säbelkuppel zu drücken, und Beide holten ganz ſchwer und mühſam Athem.

„Sie machten heute eine hübſche Partie, mein gnädiges Fräulein," ſagte er nach einer Pauſe; „ich habe alle beneidet, die den ſchönen Herbſttag im Freien zubringen konnten."

„Ah! Sie waren nicht dabei," erwiderte das Fräulein, und daß ihre Worte halb wie eine Frage klangen, verletzte ihn tiefer, als alles Uebrige.

Mit ihrem Glücke beſchäftigt, hat ſie es nicht einmal geſehen, daß du nicht dabei warſt! dachte er und verbeugte ſich trübe lächelnd, indem er ſagte: „Mich hielt mein Dienſt hier zurück; doch — jetzt bedaure ich es nicht mehr, zurückgeblieben zu ſein."

„Aber es hätte auch für Sie ein ſchöner Nachmittag ſein können," ſagte ſie und ſchlug die Augen nieder, gewiß nur, um ihr Armband zu betrachten.

„Für mich nicht; — aber für Sie war er ſchön."

„Wer weiß?“

„O! ſehr ſchön und folgenreich.“

Bei dieſen Worten zuckte ein ſchmerzlicher Schatten über ihr Geſicht, und ſie blickte ihm feſt in die Augen während ſie ihre vollen Lippen zuſammenpreßte.

„Ja, ſchön und folgenreich,“ wiederholte er; „und hätte es da für mich ein Glück ſein können, in Ihrer Nähe ſein zu dürfen?“

Das ſagte er mit leiſer, aber heftig erregter Stimme; er war ſo bewegt, ſo außer ſich, daß er vielleicht noch Anderes geſprochen hätte. — Anderes, was, von fremden Ohren gehört, vielleicht mit allerlei merkwürdigen Verzierungen weiter erzählt worden wäre. Und ſo war es denn gut, daß dies Geſpräch plötzlich abgebrochen wurde. Die Prinzeſſin trat nämlich, ſich leicht hin und her wiegend, einen Schritt vor die Fenſterniſche und rief Helene mit lauter Stimme zu ſich.

Der junge Offizier drückte ſeine Hand feſt auf's Herz und machte eine tiefe Verbeugung, als das ſchöne Mädchen von ihm ſchied. Seine Augen folgten ihr aber und ſo bemerkte er denn, daß die Herzogin einige leiſe Worte zu Helenen ſprach, und daß dieſe ſie darauf flehentlich um etwas zu bitten ſchien. Doch ſchüttelte Ihre Durchlaucht heiter den Kopf und ſagte ziemlich laut:

„Es iſt ſonderbar, daß man euch junge Mädchen zu Allem zwingen muß, ſelbſt zu eurem Glück.“

„Aber ich beſchwöre Eure Durchlaucht!“ entgegnete Fräulein von Ripperda mit leiſer Stimme; „nur heute nicht, nur jetzt nicht!“

Doch war alles das vergeblich. Der Regent war auf einen Wink ſeiner Couſine näher getreten, und als die kleine Prinzeſſin Fräulein von Ripperda feſt bei der Hand ergriff und ſie einen Schritt vor, gegen den Herzog, führte, verbeugte ſich Seine Hoheit leicht und anmuthig und ſagte mit einer tiefen, klangvollen Stimme:

„Ich gratulire von Herzen, mein Fräulein. Sie hätten keine beſſere Wahl treffen können.“ Dann wandte er ſich zur Seite, reichte dem Oberſtjägermeiſter, der entzückt und händereibend näher trat, die Hand und ſetzte hinzu: „In der That, Baron Rigoll, dieſe Verbindung freut mich außerordentlich und ich hoffe, Sie werden glücklich ſein.“

Wenn ein Funke in einen lockeren Strohhaufen fällt, ſo kann die Flamme ſich nicht ſchneller verbreiten und nicht geſchwinder emporlodern, als ſich bei Hofe, bei ſolcher Veranlaſſung die Gratulation, von Allerhöchſtem Munde proclamirt, durch beide Säle fortpflanzte und verbreitete.

— „Man gratulirt!“ rief dicht in der Nähe eine alte Hofdame, der man in ihrem ganzen Leben nie gratulirt hatte, faſt mit einem lauten Aufſchrei.

„Man gratulirt!“ ſagte eine alte Excellenz, und —

„Man gratulirt!“ tönte es von allen Seiten.

„Wem denn, um Gottes Willen?“

„Fräulein von Ripperda.“

„Ganz unerhört! — und — ? —“

„Nun, mit Seiner Excellenz dem Herrn Oberſtjägermeiſter. Das war doch vorauszuſehen;“ ſagte Jemand, der ſich gern das Anſehen gab, als ſei ſeinem Scharfblick noch nie etwas entgangen.

Daß es hierauf ein unglaubliches Gedränge um die Fenſterniſche gab, kann man ſich leicht denken. Wer möchte gern der Letzte ſein, um zu einer Verlobung zu gratuliren, die ſo offenbar von den allerhöchſten Herrſchaften gutgeheißen und protegirt wurde! Es war rings im Kreiſe ein Lächeln, ein Sprechen, ein Trippeln und Scharren, daß man kaum die einzelnen Ausrufungen der uneigennützigſten Freude, als: Superb! — Deliciös! — Wunderbar paſſend! — Ganz außerordentlich ſchön! — u. ſ. w., vernehmen konnte. — Nur Helene von Ripperda, eine der Hauptperſonen dieſes luſtigen Drama's, äußerte ihre Freude auf eigenthümliche Art. Ihr Geſicht war mit einer furchtbaren Bläſſe bedeckt, ihre Lippen bebten und ihre Augen ſtarrten über den gratulirenden Haufen hinaus, wie weit, weit in unabſehbare Fernen.

Die Prinzeſſin ſchien das von dem jungen Mädchen begreiflich zu finden; denn ſie lachte mit den Umſtehenden, blickte wie entzückt auf das Geſicht ihrer lieben Freundin und wußte in deren Namen faſt alle Gratulationen mit einigen paſſenden Worten zu erwidern.

Der Einzige, der die tiefe Bläſſe des jungen Mädchens zu verſtehen ſchien und ſie mit inniger Theilnahme betrachtete, war übrigens Se. königl. Hoheit, der Regent. Er wußte vielleicht, was in ihrem Herzen vorging; er berechnete vielleicht oder ſah es in ihren ſeltſamen Blicken, daß die Kraft deſſelben nicht lange mehr anhalten würde. In ſeiner wirklich chevalereſken Manier näherte er ſich dem Fräulein und bot ihr ſeinen Arm, indem er nicht ohne einen leiſen Anflug von Ironie ſagte:

„Man freut ſich zu ſehr über Ihr Glück. Ich muß wahrhaftig in's Mittel treten, um Sie vor den Gratulationen zu retten, die im Stande ſind, Sie zu erdrücken.“

Es war ein Blick inniger Dankbarkeit, mit dem das arme Mädchen ihre Hand auf den Arm des Regenten legte; dann machte ſie rings umher eine graziöſe Verbeugung und athmete tief auf, als der Herzog ſie in das Nebenzimmer geleitete bis zur Thür, welche in die Gemächer der Prinzeſſin führte, und ſie dort freundlich entließ.

Herr von Wenden war Einer von den Wenigen, die ſich bei der allgemeinen Gratulation begnügt hatten, von ihrem Platze aus ein freundlich grinſendes Geſicht zu zeigen; dabei hatte er ſich aber bemüht, ſich der Prinzeſſin, ſo ſehr es ihm möglich war, zu nähern, und er hatte hinter den Fenſtervorhängen ſo gut manövrirt, daß er nun Ihrer Durchlaucht, als dieſe, um den fortwährenden Gratulationen zu entgehen, ſich abermals gegen das Fenſter wandte, ganz nahe gegenüber ſtand.

Da er Einer von den Gerngeſehenen war, auch die Prinzeſſin ſeinen in der That ſcharfen Verſtand anerkannte, ſo zeigte ſie in ihren Mienen, daß es ihr nicht unlieb war, gerade ihn hier zu treffen. Sie ſchmiegte ſich in die Ecke der tiefen Fenſterniſche und winkte dem Kammerherrn mit den Augen, ihr zu folgen. Es ſprang ein recht boshafter Blitz aus ihren Blicken, als ſie mit einer bezeichnenden Bewegung nach den innern Zimmern zu ſagte:

„Was meinen Sie wohl? Wie viel Procent unſerer Gratulanten haben anders geſprochen, als ihre Herzen dachten?“

„Recht viele, Euer Durchlaucht,“ erwiderte der Kammerherr, „und auch ich muß mich ihnen anſchließen. Auch ich gratulire, aber ich gratulire nur dem Baron Rigoll, der ſein Glück in ſo gute Hände legte.“

„Ah was!“ verſetzte die Prinzeſſin, indem ſie die Oberlippe höhniſch aufwarf; „an deſſen Glück habe ich wahrhaftig wenig gedacht.“

„Alſo an das des Fräuleins von Ripperda?“ entgegnete der Kammerherr mit einer eigenthümlichen Betonung.

„Finden Sie die Partie nicht vortrefflich?“

„So vortrefflich, das Ganze ſo gelungen, daß ich mich glücklich ſchätzen würde, wenn Eure Durchlaucht einmal die Gnade haben wollten, auch mein Glück in Allerhöchſt Ihre Hand zu nehmen.“

Die Prinzeſſin warf dem Sprecher einen forſchenden

Blick zu, doch nur eine Sekunde lang; dann ſchaute ſie durch die Scheiben ins Freie und entgegnete:

„Scherz bei Seite: Baron Rigoll verdient, daß man ſich für ihn intereſſirt. Er iſt mir außerordentlich attachirt.“

„Wenn das die Eigenſchaft iſt, die dazu gehört, um von Eurer Durchlaucht protegirt zu werden,“ antwortete Herr von Wenden mit einer tiefen Verbeugung, aber in ſehr beſtimmtem Tone, „ſo würde ich mich gewiß dazu eignen, dieſes Glück zu genießen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Aeußerung,“ ſagte huldvoll, aber etwas zerſtreut die Prinzeſſin. „Leider befinden wir uns in Verhältniſſen, wo man der zuverläſſigen Leute bedarf.“ Als ſie das geſagt, richtete ſich der Kammerherr in die Höhe und dabei beugte er ſich vorne über, um das was er jetzt ſagte, recht nahe vor den Ohren der Prinzeſſin hören zu laſſen.

„Sollten Euer Durchlaucht“ ſprach er „je in den Fall kommen meine unterthänigſten und ganz ergebenen Dienſte benutzen zu wollen, ſo könnte das in einem Augenblick ſein, wo Sie möglicher Weiſe zu ſich ſelber ſprechen würden: „„Noch einen ganz zuverläſſigen Mann, der Zutritt hat.““ Dieſe Worte aber, die der Kammerherr mit entſchiedener Betonung ſprach, waren dieſelben, die durch feine Nadelſtiche ausgedrückt, auf dem zuſammengerollten Papierſtreifen geſtanden.

Bei Anhörung derſelben zuckte die Prinzeſſin einen

Augenblick zusammen, doch faßte sie sich augenblicklich wieder, warf einen schnellen Blick in dem Salon umher und sagte alsdann zu dem Kammerherrn mit jenem verbindlichen, aber doch gleichgültigen Lächeln, mit jenem Lächeln, das man bei Hofe so genau kennt, womit starke Seelen ebensowohl die Worte: Glauben Sie in der That, daß es morgen regnen wird? oder auch: Lassen Sie sich vor meinen Augen nicht mehr sehen, Sie sind ein Nichtswürdiger! zu begleiten pflegen, mit diesem selben Lächeln, wobei sie wie zerstreut an die Decke blickte und eine leichte Neigung mit dem Kopfe machte, sagte die Prinzessin zu dem Kammerherrn:

„Ich werde Sie um neun Uhr bei mir empfangen."

Die anscheinend sehr unbedeutende Unterhaltung schien von Wenigen im Salon eigentlich bemerkt, von Niemandem gewürdigt worden zu sein; nur der Regent hatte einen Augenblick vorher, ehe Herr von Wenden sich zurückzog, einen Blick auf die Wanduhr über dem Kamin und dann auf die Prinzessin geworfen, wahrscheinlich weil es ihm Zeit dünkte den Cercle abzubrechen und sich zurückzuziehen.

Daß Herr von Fernow, der unbeweglich neben der Eingangsthür stand, wenn auch äußerlich sehr aufrecht und ruhig, innerlich aber zusammengeschmettert von dem was zwischen Helene und dem Baron Rigoll vorgefallen, ebenfalls die Prinzessin, sowie auch seinen Freund nicht aus den Augen ließ, ist begreiflich, wenn wir hinzufügen, daß

er ja ebenfalls geſehen, wie ſich Ihre Durchlaucht zugleich mit der Amour offensée jenes geheimnißvolle Papierſtreifchen geben ließ, und weil er bemerkt, wie eifrig der Kammerherr geſucht hatte, ſich der Prinzeſſin nähern zu dürfen. Als dieſer nun von der eben gehabten Unterredung zurücktrat und dem Freunde darauf ſein Geſicht zuwandte, war dieſes ſo ſtrahlend und von Freude beglänzt, daß es ſelbſt ihm, dem gewandten Hofmanne nicht im Augenblick möglich war, die Spuren dieſer Freude und dieſes Glückes allſogleich vollſtändig zu verwiſchen, und es blieb davon noch ſo viel um den lächelnden Mund und die glückſeligen Augen liegen, daß der Ordonnanzoffizier fragen konnte:

„Mir ſcheint, du haſt mit deiner Unterhaltung reuſſirt.“

„Reuſſirt?“ erwiderte der Andere mit affectirtem Erſtaunen; „ich wüßte nicht in was! Daß es mich freut, wenn Ihre Durchlaucht, eine der geiſtreichſten und liebenswürdigſten Damen der ganzen Welt, mit mir gnädig ſpricht, wirſt du, denke ich, vollkommen begreiflich finden.“

„Ich würde allerdings,“ entgegnete Herr von Fernow, „nur an eine gnädige Unterhaltung denken; doch will mir deine Theorie nicht aus dem Kopfe; ich weiß nicht weßhalb; aber ich fange an, an dieſelbe zu glauben und möchte faſt überzeugt ſein, daß das heutige Diner nicht nur für dich ein Augenblick des Glückes war, ſondern daß du denſelben auch richtig erfaßt haſt.“

„Du kannſt dein Spotten nicht laſſen,“ verſetzte der

Kammerherr, „wirſt aber vielleicht doch noch finden, daß meine Theorie eine ganz richtige iſt.“

Es war aber noch eine dritte Perſon vorhanden, welche das Geſpräch zwiſchen der Prinzeſſin und dem Kammerherrn nicht nur mit angeſehen, ſondern vielleicht auch belauſcht hatte. Dies war der dienſtthuende Kammerdiener des Regenten, Herr Kindermann, mit dem ewigen Lächeln. Die Prinzeſſin ſtand in der Fenſterniſche, zunächſt der Thür, welche Herr Kindermann, als die Herrſchaften den Speiſeſaal verlaſſen, ſanft lächelnd hinter ihnen zudrückte, — ſchloß, könnten wir nicht ſagen, denn er ließ eine unbedeutende Spalte offen, für Auge und Ohr brauchbar, welche er denn auch, angenehm lächelnd, abwechſelnd mit dieſen beiden Sinneswerkzeugen benützte. Darauf richtete er ſich ſchmunzelnd in die Höhe, fuhr lächelnd durch's Haar, zupfte lächelnd an ſeiner Halsbinde und öffnete ein paar Augenblicke ſpäter beide Flügelthüren.

Ihre Durchlaucht hatte nämlich dem verſammelten Hofſtaate das bekannte Entlaſſungscompliment gemacht; dann verbeugte man ſich ringsumher, krümmte den Rücken in alle Winkel, man knixte durch alle Grade, Säbel und Sporen klirrten abermals wie beim Empfang, die ſeidenen Kleider rauſchten und die Geſellſchaft ſtob nach allen Richtungen auseinander. Viele der Herren und Damen behielten ihr angenehmes ſtereotypes Lächeln bei bis auf die Treppe des Schloſſes; da aber zogen ſich manche Augen-

brauen zuſammen, mancher Hut wurde verdrießlich aufgeſetzt, mancher Säbel etwas heftig in den linken Arm genommen, und der Befehl mancher Dame an ihren Bedienten, während ſie in ihren Wagen ſtieg: — „Nach Hauſe!“ war von einem tiefen mißmuthigen Seufzer begleitet.

Fünftes Kapitel.

Im Kabinet des Regenten.

Der Dienſt des Ordonnanzoffiziers war nach der Tafel für heute beendigt. Morgen kam ein anderer Glücklicher, der im Vorzimmer auf und ab ſpazieren ging, der Bekannte mit einem freundlichen Gruße empfing und Fremde mit einer gemeſſenen Verbeugung entließ.

Da Herr von Fernow in dem Vorzimmer ein kleines Buch liegen gelaſſen hatte, ſo ſchritt er vom Speiſeſaal aus abermals durch den langen Corridor nach jenem Zimmer. Das Schloß lag jetzt ebenſo ſtill wie in den Nachmittagsſtunden, machte aber trotzdem nicht denſelben ſchläfrigen und langweiligen Eindruck. Auf den Treppen und Gängen brannten Lampen und ihr Schein zeichnete überall oft ſeltſame Licht- und Schattenbilder. Der einfache Dragonerpoſten im Veſtibule war für die Nacht zu einem Doppelpoſten geworden und die Lakaien, die ſich ebenfalls hier befanden, ſaßen nicht mehr ſchläfrig auf den Banquets,

ſondern unterhielten ſich leiſe plaudernd und waren offenbar in beſſerer Laune als heute Nachmittag; denn die Zeit ihres täglichen Dienſtes war bald verfloſſen und dann kam auch für ſie die Stunde, wo ſie zu Hauſe in ihrer beſcheidenen Wohnung den goldbetreßten Rock ablegen durften, wo ſie den Ihrigen von den ermüdenden Herrlichkeiten des Hofes erzählen und mit Vergnügen zuſchauen konnten, wie luſtige Kinder ihre ſämmtlichen Taſchen unterſuchten und ſo glücklich waren, ein Stückchen eroberten Kuchen zu finden.

Das Adjutantenzimmer war erleuchtet und ſelbſt hier fand es der Ordonnanzoffizier nicht mehr ſo langweilig als an dem vergangenen Sonntag-Nachmittage, wo draußen der helle Sonnenſchein blitzte und hier tiefe Schatten lagen. Jetzt war das ja umgekehrt. Die flackernden Lampen erhellten freundlich das weite Gemach, ſtrahlten in den Spiegeln wieder und glänzten auf die Goldrahmen und auf die blanke Spitze der Leibdragonerſtandarte, die hier aufgeſtellt war. Draußen in dem Hofe dagegen brütete die finſtere Nacht; doch war ſelbſt jener nicht ſo einförmig wie heute Nachmittag im hellen Tageslicht. Man ſah Stallleute mit Laternen bei geöffneten Remiſen mit den Wagen beſchäftigt, die bei der heutigen Spazierfahrt gedient.

Herr von Fernow warf ſich in den kleinen Fauteuil am Fenſter und blickte mit finſtern Gedanken auf das Treiben dorten. — Auch ihr Wagen war gewiß dabei. Vielleicht war ſie an der Seite des Oberſtjägermeiſters nieder-

geſeſſen, vielleicht hatte er während des Fahrens ihre Hand berührt, wenigſtens ihr Kleid, ihren Mantel ſtreifen dürfen, und wenn Fernow das dachte, ſo knirſchte er mit den Zähnen und ballte die Fauſt, um gleich darauf ſchrecklich über ſich ſelbſt zu lachen.

„Er hat ja das Recht, ihre Hand zu berühren,“ ſprach er bebend zu ſich ſelber; „er hat ja das Recht künftig beſtändig in ihrer Nähe zu ſein; er hat ja alles Recht über ſie, ſie wird ja in Kurzem ſein Weib ſein, — die Seinige, ganz die Seinige! Und ich wäre ſo namenlos glücklich geweſen, wenn ich nur zuweilen einmal ſtill und vergnügt hätte in ihrer Nähe ſein dürfen, den Blick ihres Auges ſehen und vielleicht — in Augenblicken des Glücks,“ — das ſagte er in Erinnerung an das heutige Geſpräch mit grimmigem Lachen — „ihre Hand hätte berühren dürfen. — Verfluchtes Schickſal, das dem Einen Alles, Alles gibt, um dem Andern Alles, Alles zu nehmen.“

Er barg ſeinen Kopf in beiden Händen und brauchte ſich nicht zu ſchämen, daß er plötzlich ſo unendlich weich geſtimmt wurde, wie ihm dies ſeit ſeinen Knabenjahren nicht mehr begegnete. Er war ja allein in dem weiten Gemach, und wenn die ſpiegelnden Lichtſtrahlen auch auf einen ſonderbaren Glanz in ſeinen Augen fielen, ſo verriethen ſie nichts davon; ihnen war es ja gleichgültig, ob ſie einem Glücklichen oder einem Traurigen leuchteten. Dazu pickte die Uhr einförmig, und draußen hörte man die beiden

Dragoner langſam auf- und abſchreiten, alles Sachen, die den jungen Offizier in immer tieferes Nachdenken wiegten. Bei dem, was er verloren, war es begreiflich, daß er mit einem bitteren Gefühl an die Theorie ſeines Freundes dachte, an einen Augenblick des Glücks, welchen nach derſelben Jeder in ſeinem Leben einmal habe, den aber nur wenige Auserwählte zu erfaſſen vermögen. — — —

„Es iſt das eigentlich ein gräßlicher Gedanke," ſprach er zu ſich ſelber, indem er haſtig von dem Fauteuil aufſprang; „zu denken, das Glück umſchwebe Einen, man brauche die Hand nur darnach auszuſtrecken, aber man wiſſe weder den Augenblick, wo es uns nahe iſt, noch nach welcher Seite wir faſſen müſſen, um es zu erlangen. Wenn ich mir," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ein Sprichwort aus der Kinderzeit vergegenwärtige, daß auf Regen Sonnenſchein folge, und daran glauben würde, ſo müßte ja der Augenblick des Glückes nahe ſein, wenn man vom tiefſten Unglück berührt würde. — — Unglücklicher als ich heute geworden bin, kann ich wohl nimmer werden. Warum ſollte mir nicht vielleicht in dieſem Augenblick das Glück die Gunſt erzeigen, mir nahe zu treten? Aber wo es erfaſſen? — wo? wo?" —

Bei dieſen Worten war er heftig auf- und abgegangen und hatte die letzteren lauter geſprochen, als gerade nothwendig war; er erſchrack auch faſt über den Ton der eigenen Stimme, als die Wände des weiten Gemachs von

ſeinem Wo widerhallten. Er hätte lächeln können über ſich ſelber und ſeine Träume zerrannen ſo in Luft, daß er ſich erinnerte, er habe hier durchaus nichts mehr zu thun, als ſein Buch zu nehmen und dann nach Hauſe zu gehen. — — Da hörte er mit einemmale im Nebenzimmer den Klang einer Glocke, die ziemlich ſtark angeſchlagen wurde. Ihm war dieſer Ton wohl bekannt, er kam aus dem Kabinet des Regenten.

Der Ordonnanzoffizier eilte gegen die Thür des Veſtibules, um dort einen der Lakaien oder Kammerdiener zu rufen. Als er aber ſchon die Hand auf den Drücker gelegt hatte, blieb er plötzlich ſtehen und es war, als ſpräche eine Stimme in ihm: Das iſt der Augenblick des Glücks! — Obgleich er dieſen Gedanken abweiſen wollte, ſo trat er doch wieder in das Zimmer zurück, überlegte ein paar Sekunden und wenn er auch gleich darauf hinaus in das Veſtibule zu gehen im Begriff war, ſo zog es ihn doch nach der anderen Thür, die er faſt willenlos öffnete, und trat in ein Gemach, welches zu den Zimmern Seiner Hoheit führte.

„Vorwärts!“ ſprach er lächelnd zu ſich; „was kann ein überflüſſiger Dienſteifer ſchaden? Du haſt den Ruf der Glocke gehört, es iſt Niemand in der Nähe; alſo vorwärts!“

Wenige Augenblicke nachher öffnete er die nächſte Thür und ſtand in dem Kabinet des Regenten. Es war das ein

kleines, freundliches Gemach, dicke Teppiche bedeckten den Boden, im Kamin loderte des noch kühlen Frühlingsabends wegen ein behagliches Feuer und vor diesem stand ein kleiner Tisch, bestrahlt von einer starken Carcellampe, die an Broncekетten von der Decke herabhing und an diesen auf und ab geschoben werden konnte. Diese Lampe war bedeckt mit einem weiten grünen Schirme, welcher das ganze Licht auf den Tisch niederwarf und das übrige Zimmer in einer sanften Dämmerung ließ. Diese war auch wohl Schuld daran, daß der Regent, der auf einem Sessel neben dem Tische saß, den Eintretenden nicht sogleich erkannte und in dem Glauben, es sei Herr Kindermann, ohne aufzublicken sagte:

„Sehen Sie nach, ob Graf Schuler im Schlosse ist; ich möchte ihn einen Augenblick sprechen."

Graf Schuler aber war der erste Adjutant des Regenten.

Als der Ordonnanzoffizier sich umwandte, um diesem Befehle Folge zu leisten und als dabei sein Säbel leise klirrte, blickte der Regent in die Höhe und sagte rasch: „Ah! Sie sind es, Sie waren noch im Vorzimmer?"

„Zu befehlen, Euer Hoheit," erwiderte Herr von Fernow; „ich suchte draußen etwas, das ich vergessen, vernahm, daß Jemand gerufen wurde, und da keiner von der Dienerschaft in der Nähe war, erlaubte ich mir, einzutreten."

„So, so," ſagte der Herzog und dabei faßte er den Fuß der Lampe und ſchob ſie ſo hoch empor, daß das volle Licht auf den jungen Offizier fiel. Dieſer ſtand ruhig erwartend an der Thür und blickte mit ſeinen klaren, ehrlichen Augen nach dem Regenten hin.

„So, so," wiederholte dieſer und ſchien dabei über etwas nachzudenken, wobei er mit den Fingern auf dem Tiſch trommelte. — — — — „Ich wollte meinen erſten Adjutanten rufen laſſen," ſprach er nach einer Pauſe, indem er lächelnd aufblickte, „und nun erſcheint ungerufen mein letzter."

„Ordonnanzoffizier, Euer Hoheit," ſagte Herr von Fernow nicht ohne Abſicht.

„Ganz richtig, Ordonnanzoffizier;" entgegnete der Regent freundlich; „aber was nicht iſt, kann werden. — Es iſt vielleicht auch ſo gut," ſetzte er nach einem abermaligen Nachdenken hinzu.

„Ich würde mich außerordentlich glücklich ſchätzen, von Eurer Hoheit zu einem Dienſte befohlen zu werden."

Der Regent hatte ſich bei dieſen Worten des jungen Offiziers von ſeinem Stuhle erhoben und, indem er um einen Schritt näher trat, wobei er ſich mit einem Arm auf den Kamin ſtützte, ſagte er:

„Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit; aber es gibt Dienſte, die man eigentlich nicht befehlen will."

„Wenn Euer Hoheit mir die Anleitung zu einem solchen Dienste geben wollten, so stehe ich mit meinem Leben dafür ein, daß derselbe aufs Pünktlichste ausgeführt werden soll.“

Der Regent betrachtete den jungen Mann, der mit so festem und bestimmten Tone zu ihm sprach, mit augenscheinlichem Wohlgefallen, wobei seine Blicke von dem schönen, ruhigen Gesichte leicht über dessen ganze kräftige Gestalt hinabglitten.

„Wie kommt es,“ sprach er nach einer Pause, „daß Sie noch nicht unter die wirklichen Adjutanten eingereiht wurden? Sie sind Rittmeister im Gardedragoner-Regiment, und wie ich mich beständig gehört zu haben erinnere, von musterhafter Aufführung im Dienste. Sie ziehen es wahrscheinlich vor, im Regimente fort zu dienen? — — Nicht?“

„Ich würde mich glücklich schätzen, beständig um die Person Eurer Hoheit sein zu dürfen.“

„So? — das begreife ich nicht recht. Weiß der Kriegsminister darum?“

„Er kennt meinen Wunsch ganz genau, Euer Hoheit.“

„Warum schlug er Sie alsdann nicht zu einem meiner Adjutanten vor?“

Der junge Ordonnanzoffizier lächelte bei dieser Frage eigenthümlich; dann sagte er mit seiner gewöhnlichen Offenheit: „Eure Hoheit werden mir verzeihen, wenn ich diese

Frage einfach mit der Bemerkung beantworte, daß ich Fernow heiße."

„Richtig," nickte der Regent; „ha! wahrlich! Ja, jetzt beſinne ich mich, Ihr Vater ſtand mit dem Kriegsminiſter nicht auf dem allerbeſten Fuße."

„Auf dem allerſchlechteſten, Eure Hoheit."

„So iſt's. — — Wer kann allen dieſen Fäden folgen? Es iſt aber doch ein Glück, wenn man zuweilen hineingreift."

„Eure Hoheit haben die Macht, dies zu thun," ſagte Herr von Fernow ſehr ernſt; „wir Andern aber müſſen geduldig zuſehen, wenn auch unſer Lebensglück unter ſo manchen Fäden, die angeknüpft werden, leidet."

Als das der junge Ordonnanzoffizier ſagte, richtete ſich der Regent aus ſeiner ruhigen Stellung am Kamin in die Höhe und blickte dem Sprecher forſchend in die Augen: „Das klingt ja ganz elegiſch! Ei, ei! jetzt beſinne ich mich auf mancherlei. Sie haben heute einen ſchlechten Tag gehabt."

„Ja, Eure Hoheit," entgegnete Herr von Fernow mit großer Offenheit.

„Man ſprach mir von Ihrer Leidenſchaft für die ſchöne Ripperda. Ja, mein lieber Fernow, das ſind Fäden, um bei unſerer Anſpielung zu bleiben, die ich nicht angeknüpft habe und in welche hineinzufahren meine Hand nicht mächtig genug iſt."

„Leider, Eure Hoheit!“

„Da hätten Sie ſich mit der Prinzeſſin beſſer ſtellen ſollen,“ fuhr der Regent lächelnd fort; doch wurde er gleich darauf ſehr ernſt und ſagte: „Verzeihen Sie mir meine Heiterkeit; ich will Ihnen damit gewiß nicht wehe thun. Glauben Sie mir, ich fühle vollkommen, wie hart und ſchmerzlich der Vorfall heute nach der Tafel für Sie geweſen iſt.“

Dabei reichte der Regent dem jungen Offizier die Hand, der ſie tief gerührt ergriff und faſt an ſeine Lippen geführt hätte; doch hinderte dies der Fürſt durch eine raſche Bewegung, die er gegen den Kamin machte, um auf die Standuhr zu ſehen.

„Schon halb acht!“ rief er aus; darauf ſchüttelte er mit dem Kopfe, legte die Hände auf den Rücken, ging bis an's Ende des Gemachs, und als er wieder zurückgekehrt war, trat er dicht vor den jungen Offizier hin, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte nach einem langen und feſten Blick: „Wir wollen den Grafen Schuler nicht incommodiren; vielleicht können Sie mir einen Dienſt erzeigen?“

„Ich werde mich glücklich ſchätzen.“

„Es iſt kein Dienſt gewöhnlicher Art,“ fuhr der Regent ernſt, faſt finſter fort; „wenn Sie wollen, ein delicater Dienſt, und indem ich Ihnen denſelben übertrage, beweiſe ich Ihnen kein gewöhnliches Vertrauen.“

„Euer Hoheit beweisen es gewiß keinem Unwürdigen."

Nach diesen Worten wandte sich der Regent um, ging mehrmals in dem kleinen Gemache auf und ab und nahm dann seine erste Stellung am Kamine wieder ein.

„Ich brauche Ihnen," sprach er, „als einem jungen Mann, der mit offenem Ohr und offenem Auge an unserm Hofe erscheint, wohl keine Andeutungen zu geben über die Spaltungen an demselben seit dem Tode meines Bruders. — — Sollte ich Ihnen die erst geben müssen," setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „dann freilich würde es Ihnen schwer werden, mir im vorliegenden Falle zu dienen."

„Euer Hoheit werden mir die Bemerkung verzeihen, daß ich diese Spaltungen sehr genau kenne, da ich ja selbst schwer und schmerzlich darunter zu leiden habe."

„Sie wissen," sagte der Regent, „daß der so plötzliche und unerwartete Tod meines Neffen den Thron erledigte, daß er starb, ohne seinen Nachfolger gesehen zu haben. Nach dem Hausgesetz übernahm ich die Regentschaft und werde sie bis nach erfolgter Niederkunft der verwittweten Herzogin behalten. Gewährt der Himmel dem Lande einen Prinzen, so würde ich nach dem Familienstatut die Regentschaft bis zur Großjährigkeit des neuen Herrschers führen, erhalten wir aber eine Prinzessin, so fällt der Thron nach dem Familienstatut, das die Cognaten ausschließt, an

den nächſten Agnaten des verſtorbenen Herzogs, und der bin ich — ſein Onkel.“

Der junge Ordonnanzoffizier machte eine tiefe Verbeugung.

„Wie wir uns Alle in den Willen des Schickſals fügen müſſen, ſo würde das meine arme Nichte, die verwittwete Herzogin, in jedem Falle mit voller Ergebung thun und würde ihrem Kinde die gleich zärtliche Mutter ſein, ſei es ein Prinz, ſei es eine Prinzeſſin. Es wird ſie vielleicht vorübergehend betrüben, daß die Krone dieſes Landes nicht bei ihren directen Nachkommen bleibt; aber ſie wird ſich darin zu fügen wiſſen und die Vorſehung nicht anklagen, die es ſo gewollt.“

Nachdem der Regent ſo geſprochen, machte er abermals einen raſchen Gang durch das Zimmer, ſtellte ſich hierauf näher zu dem jungen Mann und ſchaute ihn feſt an, während er das Folgende ſprach:

„Die Prinzeſſin Eliſe dagegen denkt anders. — Sie möchte ſelbſt gern eine Art kleine Vorſehung ſein und dem Schickſal nachhelfen, wo es nicht galant genug wäre, einer ſchönen Dame das zu erfüllen, was dieſe ſich in den Kopf geſetzt hat. — Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen.“

„Ich glaube, Euer Hoheit zu verſtehen.“

„Nun gut. — Wenn ich jetzt fortrede, junger Mann,“ ſagte der Fürſt plötzlich mit einem kalten, faſt drohenden Tone, „ſo beweiſe ich Ihnen ein Vertrauen, deſſen Mißs

brauch von den bedenklichſten Folgen ſein könnte, nicht ſowohl für mich, als — für Sie. — Es gibt Menſchen mit dem beſten Willen," fuhr er gleich darauf in leichtem Tone und mit einer gefälligen Handbewegung fort, als er ſah, daß ihm Herr von Fernow etwas antworten wollte; „Menſchen, die mit dem beſten Willen doch nicht im Stande ſind, — ein Geheimniß zu bewahren. Wenn Sie zu dieſen gehören, mein lieber Fernow, ſo beendigen wir die Unterredung, und ich bitte, mir den Grafen Schuler zu rufen."

„Wenn ich es aber vorzöge, ſelbſt zu bleiben, Euer Hoheit?" entgegnete der junge Mann, indem er eine leichte Verbeugung machte und dabei die rechte Hand wie betheuernd auf die Bruſt legte. Zugleich aber ſchaute er dem Regenten ſo offen und ehrlich und mit ſo feſtem Blick in das Geſicht, daß dieſer mit einem lächelnden Kopfnicken antwortete:

„So nehmen Sie meine Worte von vorhin als eine leichte Verwarnung, die ſich ein älterer Mann einem jüngeren gegenüber wohl erlauben darf. — Hören Sie mich: Wie ich Ihnen ſchon andeutete und wie Sie auch ſelbſt wohl wiſſen, iſt die Prinzeſſin Eliſe eine andere Natur, als ihre Schweſter. Mit unſchätzbaren Eigenſchaften des Geiſtes und auch des Herzens verbindet ſie eine Luſt zur Intrigue, die mich ſchon bittere Augenblicke gekoſtet hat. Statt einer Sache, die man nicht voraus berechnen kann, ihren Lauf zu laſſen, intereſſirt ſie ſich ſchon bei'm Anfange

ſo lebhaft für das Ende, damit dies nämlich ſein möge, wie ſie es wünſcht, daß ſie alle möglichen Mittel aufbietet, ſelbſt das Schickſal in die Bahnen zu lenken, die ſie demſelben in ihrer Laune vorzeichnen möchte. Man könnte ſagen: die Laune eines Weibes! und achſelzuckend vorübergehen; aber die Combinationen der Prinzeſſin, wenn auch auf falſchem Wege, ſind dabei ſo geiſtreich, daß man ſie überwachen muß, um irgend ein Unglück oder wenigſtens eine unſägliche Confuſion zu vermeiden. Sie kommt mir zuweilen vor, wie einer jener alten Alchymiſten, die mit großen Kenntniſſen ausgerüſtet, Alles daran ſetzen, den Stein der Weiſen zu ſuchen, den ſie freilich nie fanden, dagegen aber etwas anderes, irgend ein Fluidum oder ein Pulver zuſammenſtellten, deſſen verheerende Wirkungen ihnen unbekannt waren und wodurch ſie eben ihr eigenes Haus über ihren eigenen Köpfen zuſammenſtürzten. — Die Prinzeſſin kann den Gedanken nicht ertragen, daß die verwittwete Herzogin dem Lande möglicher Weiſe eine Prinzeſſin ſchenken könnte. — Ich begreife wohl, daß ſie einen Thronfolger wünſcht, indem ſie alsdann der Hoffnung lebt, bei der künftigen Regentſchaft ein bedeutendes Wort mitſprechen zu dürfen." Das ſagte der Herzog mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln.

„Wir andern Menſchenkinder," fuhr er fort, „müſſen uns unter den Willen des Schickſals beugen, ein unruhiger Geiſt, wie der der Prinzeſſin aber glaubt, wie ich Ihnen

ſchon vorher andeutete, daß es Mittel und Wege gebe, ſelbſt das unabänderliche Geſchick ihrem Willen unterthan zu machen. Sie hat ſich vorgenommen, es ſoll ein Prinz zur Welt kommen, und ſie wäre im Stande, ſich mit Leuten einzulaſſen, die ihr begreiflich machten, man könnte ihren Willen auch in dieſem Punkte durchſetzen. — Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen."

„Ich fürchte faſt, Euer Hoheit," antwortete Herr von Fernow.

„Gott ſoll mich bewahren," fuhr der Herzog mit großem Ernſte fort, „daß ich die Prinzeſſin, die bei ihrem klaren Verſtand ein ſehr edles Herz hat, für fähig hielte, je was derartiges gegen ihre eigene Familie zu unternehmen, aber leider liebt ſie nun einmal, mit dem Feuer zu ſpielen; und wenn man ihr eine Intrigue zeigt, deren Gelingen faſt unmöglich iſt, ſo ſpornt ſie das gerade an, die erſten einleitenden Fäden zu knüpfen, um ſich ſelbſt und Andern ſagen zu können: „„Seht ihr, ſo könnte es gehen."" Sie wird aber gleich darauf das ganze Gewebe zerreißen mit dem Zuſatze: „„Aber ich will nicht."" — Es iſt das ihre Manie. — Glauben Sie mir, lieber Fernow," ſagte der Regent zutraulicher, „daß aus demſelben Grunde die Verbindung der ſchönen Ripperda mit dem Baron Rigoll angebahnt worden iſt. Hätte man ihr nicht geſagt: Das iſt ja unmöglich, eine ſolche Verbindung kann nie zu Stande

kommen, es iſt völlig widerſinnig, das Fräulein jung, unabhängig, reich und ſchön —"

„Ja, ſehr ſchön," ſeufzte der Offizier.

„Der Oberſtjägermeiſter von Allem das Gegentheil; liegt darin Verſtand? Ich finde keinen."

„Das weiß Gott."

„Hätte ſich nicht alle Welt dagegen erklärt, ſo würde ſich die Prinzeſſin dieſer fatalen Sache nicht mit ihrer unwiderſtehlichen Leidenſchaft angenommen haben. — Ja, recht fatal," ſetzte er in ſehr gütigem Tone hinzu; „und mir jetzt doppelt unangenehm, da ich einen kleinen Blick in Ihr Herz gethan, mein lieber Fernow. Ob da noch etwas zu machen iſt, darüber kann ich nicht urtheilen; da ich nicht weiß, wie genau Sie die junge Dame kennen. Rechnen Sie aber in jedem Verhältniſſe auf meine Hülfe, ſoweit ich helfen kann."

Der junge Offizier wollte mit beredten Worten ſeinen Dank ausſprechen; doch unterbrach ihn der Regent ſchon bei dem erſten Satze, indem er fortfuhr:

„Kommen wir zu Ende. Daß es viele dergleichen Sachen gibt, wo ich die Herzogin nicht contrecarriren kann und mag, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Sie ſoll meinetwegen die einleitenden Schritte zu einem Verſuche thun, dieſes Schloß mit Allem was drinnen iſt, mitten in die Stadt zu verſetzen, und ich will ruhig zuſchauen und dabei lächeln; dagegen iſt es meine Pflicht, Fäden zu zerreißen,

welche die Prinzessin unbesonnen zum Gelingen einer Sache anknüpft, an deren Ausgang sie selbst nicht glaubt, ein Ausgang, der sie selbst erschrecken, ja empören würde, wo- sie sich aber von gewissenlosen Menschen rathen läßt, die nur bezwecken, sie zu compromittiren."

„Wenn ich mir erlauben darf, zu fragen," sprach Herr von Fernow; „so wissen Euer Hoheit um die ange- knüpften Fäden?"

„Vollkommen."

„Und kennen die Rathgeber?"

„Gewiß. — Baron Rigoll ist einer von denen, für die es, wenn man ihren Worten glauben will, keine Schwie- rigkeiten gibt. Und dem etwas in den Weg zu legen," setzte der Regent lächelnd hinzu, „würde Ihnen wohl gerade nicht unangenehm sein. Bei alledem gehört es mit zu der Art, wie die Prinzessin ihre Geschäfte besorgt, daß sie ihre sogenannten guten Freunde, die mit ihr an demselben Werke arbeiten, von einander fern zu halten weiß, so daß der Eine nie klar sehen kann, was der Andere neben ihm thut. Einer ihrer schlimmsten Rathgeber ist Jemand, der weder im Schlosse wohnt, noch Zutritt in demselben hat, den die Prinzessin nie oder höchst selten sieht, und der seine Bot- schaften auf die eigenthümlichste Weise in ihre Appartements einzuschmuggeln versteht. — Auch darin findet die Prin- zessin einen eigenen Reiz, ein Zeichen zu erspähen, irgend öffentlich eine Botschaft zu vernehmen, worin sich ein Satz

befindet, der für ſie eine ganz andere Bedeutung hat. — Du lieber Gott! ich habe ihr ſelber oft den Gefallen erzeigt und in der Art mit ihr correſpondirt. — Doch das iſt vorbei."

Die letzten Worte ſprach der Regent in faſt trübem Tone, während er ſich mit der Hand über die Augen ſtrich.

Herr von Fernow hatte dieſe Bewegung kaum bemerkt, denn als der Regent von den geheimnißvollen Botſchaften ſprach, die von außen in das Schloß gelangten, fiel ihm mit einem Male die Geſchichte mit dem Bouquet vor der Tafel ein.

„Früher," fuhr der Regent fort, „habe ich mich wie geſagt, wenig um dergleichen geheimnißvolle Winke oder Worte bekümmert; der vorliegende Fall dagegen bedingt das anders, und ich muß wiſſen, was hin und her correſpondirt wird. — Heute vor der Tafel —"

„Ah!" ſtieß der junge Offizier in ſo ausdrucksvollem Tone hervor, daß ihn der Regent fragend anſah und ihn, als er ehrerbietig ſchweigen wollte, durch eine Handbewegung zum Sprechen aufforderte.

„Heute vor der Tafel," fuhr demgemäß Herr von Fernow fort, „ſahen wir im Vorzimmer Ihrer Durchlaucht ein prachtvolles Blumenbouquet."

„Wir?" fragte der Regent.

„Baron Wenden und ich. Wir waren beide im Dienſt."

„Ganz richtig, Baron Wenden.“

„Wir führten ein eigenthümliches Geſpräch und im Verlauf deſſelben faßte Wenden mit der Hand in das Blumenbouquet, und war überraſcht, in demſelben verborgen einen Papierſtreifen zu finden.“

„Er war wirklich überraſcht?“

„Gewiß, Euer Hoheit. Er hatte keine Ahnung davon.“

„Es iſt möglich. Fahren Sie fort. Unſere Bemerkungen treffen ſich.“

„Wenden entrollte den kleinen Papierſtreifen und verſicherte mir, er ſähe keine Zeichen daran. Ich glaubte ihm, doch als er hierauf das Papier gegen das Licht hielt, ſah ich, wie ſeine Geſichtszüge für einen Augenblick höchſt überraſcht erſchienen.“

„Natürlich. Das Papier war durchſtochen und dieſe Stiche hatten eine Bedeutung. — Weiter? Ich will doch hören, was Sie ferner geſehen,“

„Nach der Tafel,“ fuhr der junge Mann in einem trüben Töne fort, „wurde jene Verlobung verkündigt. . .“

„Und das benahm Ihnen alle Luſt zu weiteren Nachforſchungen?“ ſagte der lächelnd der Regent.

„Es war beinahe ſo, ich geſtehe es Eurer Hoheit.“

„Nun, dann will ich Ihnen den Verlauf erzählen, Baron Wenden wandte ſich an die Prinzeſſin; — es iſt das ein junger Mann, der ſchnell ſeinen Weg machen möchte, — er verſicherte ſie ſeiner unbedingten Ergebenheit, und die

Prinzessin befahl ihm, er solle sich heute Abend um neun Uhr in ihrem Kabinet einfinden."

„Aber, Eure Hoheit," entgegnete erstaunt der junge Offizier, „standen weiter von jener Fensternische entfernt, als ich; und ich vernahm nicht das mindeste von dem sehr leise geführten Gespräch."

„Das ist wohl möglich," antwortete der Regent; „aber Sie können mir glauben, daß es sich so verhält und Sie werden Gelegenheit haben, sich selbst davon zu überzeugen. Es ist mir nämlich Alles daran gelegen, daß die Unterredung dieses Abends nicht stattfinde; ich will nicht, daß die Prinzessin ihre, gelinde gesagt, komischen Anschläge und augenblicklichen Eingebungen noch anderen Ohren preisgebe, sich weiter compromittire. Der Dienst, den Sie mir leisten können, besteht also in Folgendem: Sie begeben sich um halb neun zu Kindermann, der wird Sie in einen Saal führen, den der Baron auf seinem Wege zu passiren hat. Dort halten Sie ihn im Gespräche auf; begreiflicher Weise wird er sehr eilig sein und Ihnen nicht Rede stehen wollen. Da Sie ihn aber genau kennen, so gelingt es Ihnen vielleicht, ihn hinwegzuführen; meinetwegen können Sie ja etwas davon fallen lassen, Sie hätten aus guter Hand erfahren, ich, der Regent sehe es nicht gern, wenn das Schloß um die angegebene Stunde, ohne daß irgend eine Gesellschaft befohlen sei, auf geheimnißvolle Art besucht werde. Vielleicht komme ich sonstwie Ihrer Unterredung zu Hülfe;

nützt aber das alles nichts, so sind Sie in Ihrem Dienst, Sie verhaften den Baron Wenden mit der größten Ruhe und bringen ihn nach Hause; auf alle Fälle hat er Ihnen dort sein Ehrenwort zu geben, daß er so lange in seiner Wohnung bleibt, bis es mir beliebt, anders zu verfügen. Morgen werden Sie mir über das Ganze Bericht erstatten. Sollte sich dagegen etwas Außergewöhnliches ereignen, so bin ich schon heute Abend für Sie zu sprechen."

Herr von Fernow verbeugte sich ehrerbietig vor dem Regenten, dankte ihm in einigen Worten für sein Zutrauen, und als sich der Fürst darauf mit einem freundlichen Kopfnicken und einer leichten Handbewegung verabschiedet, verließ er das Kabinet, ging durch den Vorsaal bei den Dragonern im Vestibule vorbei, ließ sich von den Bedienten erstaunt anschauen, die nicht begreifen konnten, was er um diese Zeit hier zu machen habe, und trat dann an der Nebentreppe in's Freie.

Draußen war es indessen sehr dunkel geworden, obgleich sich der Himmel klar und schön wie am vergangenen Tage auch jetzt noch über der Erde wölbte, mit Myriaden von Sternen, die in vielerlei Farben funkelten und blitzten und durch die eigenthümliche Stellung zu einander jene Figuren zeigten, die wir Sternbilder nennen.

Der Ordonnanzoffizier ging durch das Schloß und trat auf die große Terrasse vor dem Hauptportal, wo er die nächtliche Stadt mit ihrem Duft und Nebel, mit ihren

langen, jetzt weiß leuchtenden Straßenlinien, mit ihren blitzenden Lichtern hie und da, mit Wagengeraſſel, entfernter Muſik, mit ihrem unaufhörlichen Summen und Sauſen vor ſich liegen ſah. Er hatte ſeinen Mantel umgenommen, eine Cigarre angezündet und wenn er, den ſüßen Dampf einziehend, auf dieſelbe blickte, und den kleinen leuchtenden Punkt immer größer werden ſah, ſo war er im Stande, ſeine Gedanken zu concentriren und eigenthümlichen Träumereien nachzuhängen. Was hatte er am heutigen Tage Alles erfahren! Wie war ſein Herz verwundet worden! Wie hatte er zum erſtenmale ſo wild und ſtürmiſch gefühlt, daß er jenes herrliche Mädchen liebe, innig liebe, ja, mit aller Kraft ſeiner Seele liebe, — — hoffnungslos liebe! Und darauf der Abend! Das, was ihm im Kabinet des Regenten begegnet war! Hatte er nicht vielleicht das Glück ergriffen, als er jenem Ruf der Klingel folgte? O ja, es mußte ſo ſein, die Theorie des Baron Wenden war richtig, es gab einen Augenblick des Glücks, dann aber auch, da es kein Licht ohne Schatten gibt, ebenſo gut einen Augenblick des Unglücks.

Sechstes Kapitel.

Im Cabinet des Kammerdieners.

Träumereien und Cigarre waren zu Ende, als die Schloßuhr acht ſchlug und eine Menge geſchwätziger Glocken in der Stadt dieſes wichtige Ereigniß lautklingend und fröhlich verkündeten, als erzählten ſie eine große Merkwürdigkeit.

Der junge Ordonnanzoffizier ſchritt nach der hintern Seite des Schloſſes zu, mit einem tiefen Seufzer an den Himmel blickend, wobei er den Namen „Helene" mehrmals und innig ausſprach. Daß in dieſem Augenblick ein blitzender Stern über einen Theil der dunkeln Wölbung droben niederfuhr, nahm er als eine gute Vorbedeutung; denn man ſagt ja, die Sternſchnuppe verheiße die Erfüllung eines Wunſches, an den man beim Erblicken derſelben dachte; was aber Herr von Fernow dachte, als er gen Himmel blickend den Namen Helene ausſprach, brauchen wir weder unſern geneigten Leſern und noch viel weniger unſern geneigten Leſerinnen zu erklären.

Der gewöhnliche Aufenthaltsort des ersten Kammerdieners Kindermann war ein kleines Zimmer in der Nähe des herzoglichen Kabinets, und dahin begab sich gemäß dem erhaltenen Befehle der Ordonnanzoffizier und klopfte leise an die Thür. Innen rief man: Herein! und dieses Herein klang so angenehm und freundlich, daß man in diesem Herein ordentlich das lächelnde Gesicht des Herrn Kindermann sah.

Der würdige alte Herr befand sich auch in dem kleinen Gemache, lächelte dem Eintretenden freundlich entgegen, und machte beim Anblick des Offiziers mit solcher Umständlichkeit seine Anstalten, um aus dem bequemen Lehnstuhle aufzustehen, daß Herr von Fernow nichts Eiligeres zu thun hatte, als den alten Herrn zu bitten, ja ihm zu befehlen, sitzen zu bleiben.

„In der That, man wird müde," sagte Herr Kindermann, und dabei dämpfte er sein Lächeln ein wenig, um es gleich darauf wieder um so heller aufstrahlen zu lassen, als er hinzusetzte: „daher thut es einem alten Manne nach vollbrachtem Tagewerk so wohl, in stiller Beschaulichkeit ein wenig ausruhen zu können. Wenn ich aber sitzen bleiben soll, gnädiger Herr, so müssen Sie mir die außerordentliche Ehre erzeigen, sich ebenfalls am Kaminfeuer ein wenig niederzulassen; im andern Falle zwingen Sie mich aufzustehen, meinen Frack anzuziehen und in der mir zukommenden Haltung neben Ihnen aufrecht zu verharren."

Herr Kindermann hatte nämlich ſein Dienſtkleid ausgezogen und ſteckte mit der weißen Halsbinde, mit dem lächelnden Geſichte, den wohlfriſirten Haaren und untadelhaften Schuhen und Strümpfen in einer feinen weißen Piquéjacke, die aber augenſcheinlich zu lang und zu weit für ihn war, was wohl daher kommen mochte, daß die Perſönlichkeit des Regenten größer und breiter war, als die ſeines Kammerdieners. Auch ſaß Herr Kindermann nicht trocken vor dem hell lodernden und ſanft wärmenden Kamine. Auf dem Geſimſe deſſelben ſtand eine zierliche kleine ſilberne Punſchbowle, aus welcher es ganz allerliebſt duftete.

Da der Ordonnanzoffizier einmal ſaß, ſo mußte er ſich aus dem Getränke der Bowle ein kleines Glas auffüllen laſſen, woran er auch zur großen Zufriedenheit des Kammerdieners nippte. — Dieſer ſah auf die Uhr und ſagte:

„Wir haben vollkommen Zeit; noch eine gute halbe Stunde, und auch dann werden Sie in dem großen Saale dort oben noch lange genug warten müſſen. So iſt es denn doch offenbar beſſer, wir warten hier unten, als da oben. Zu lange dürfen wir uns dagegen auch nicht aufhalten, denn man weiß nie, was paſſiren kann. Unter uns geſagt, Herr von Fernow, mich freut es außerordentlich, daß Sie gerade im Vorzimmer waren und zufällig in's Kabinet Seiner Hoheit traten. Das ſind Augenblicke, die zu viel Gutem führen können.“

„Augenblicke des Glücks,“ ſagte lachend der Offizier.

„Gewiß, Augenblicke des Glücks," fuhr Herr Kindermann wohlgefällig lächelnd fort; „aber in der That es freut mich gerade für Sie. Ich habe den Papa sehr wohl gekannt; Seine Excellenz waren ein charmanter und liebenswürdiger Herr, und umgänglich, Herr von Fernow, sehr umgänglich. Ich kann Sie versichern, Seine Excellenz traten nie in dies kleine Vorzimmer, ohne zu mir zu sprechen: Herr Kindermann, wie geht's Ihnen? oder: Herr Kindermann, wie haben wir geschlafen? Und ich versichere Sie, das Wir war ein Act der Vertraulichkeit, den ich wohl zu würdigen verstand. Unter dem Wir meinte Ihr Papa auch noch was anderes. Ebenso, wenn er fragte: Herr Kindermann, was haben wir heute für Wetter? Damit meinte er nicht, ob es draußen regnete oder ob die Sonne schien, sondern er wollte wissen, ob sonstwo der Himmel klar oder stürmisch sei. Und dabei kann ich Sie versichern, daß ich Seiner Excellenz in diesem Punkte immer die besten Andeutungen gab. Gewiß, Seiner Excellenz, Ihrem Herrn Papa, habe ich nie falsch berichtet."

„Und sonst kam es Ihnen nicht darauf an, Herr Kindermann, vielleicht hie und da ein falscher Wetterprophet zu sein?"

Herr Kindermann hatte sein Glas ergriffen, schielte, ehe er es zum Munde führte, mit einem unaussprechlichen Lächeln nach dem Lichte hin, nahm einen tüchtigen Zug und antwortete:

„Es gibt ein altes Sprichwort: Wie man in den Wald hineinſchreit, ſo hallt es heraus; und ich kann Sie verſichern, Herr von Fernow, es gibt an jedem Hofe unbedachtſame Leute, die einen Kammerdiener des regierenden Herrn nur wie ein Ding betrachten, wie eine Sache, gut genug, um anzumelden und die Thür zu öffnen. Und das iſt doch eine ſehr unrichtige Auffaſſung unſerer Stellung."

„Allerdings eine unverantwortliche Auffaſſung."

„Freilich ſitze ich weder im Staatsrathe, noch habe ich Stimme im Miniſterium," fuhr Herr Kindermann leiſe ſchmunzelnd fort; „dagegen aber," ſetzte er mit großem Selbſtgefühl hinzu, während er leicht ſeine weiße Halsbinde ſtrich: „dagegen bin ich es, der Seine Hoheit in unbewachten Augenblicken ſieht, der Höchſtdemſelben die Halsbinde knüpft, ihm den Säbel umſchnallt, und der ihm vor allen Dingen Parfum auf das Sacktuch träufelt. — Sie ſehen mich erſtaunt an, Herr von Fernow; aber ich bin gegen Sie ungeheuer offenherzig, ſchon dem Andenken an den Papa zu Liebe; und ich verſichere Sie, die drei ſoeben genannten Verrichtungen, namentlich die letztere, ſind für mich von der größten Wichtigkeit. Verſtehen wir uns recht. Es iſt da irgend Etwas los, worüber ich gar zu gern die Meinung Seiner Hoheit hören möchte. Nun iſt es mir aber um Alles in der Welt nicht erlaubt, den Herrn geradezu anzureden. Ich knüpfe alſo die Halsbinde ein wenig feſter, als gewöhnlich; Seine Hoheit ſagt vielleicht gar nichts

darauf, ſondern macht mir ein Zeichen, ſie lockerer zu knüpfen. Das iſt alsdann ſchlimm. Seine Hoheit bemerkt aber auch vielleicht: „„Kindermann, wir ſind heute aber auch verdammt ungeſchickt.““ Das iſt ſchon ermuthigender, und ich ſeufze dagegen und ſpreche: Ja, es iſt wahr, Ew. Hoheit, wir ſind zuweilen recht ungeſchickt. — Iſt das heraus, ſo wette ich Zehn gegen Eins, der Herzog fängt an zu lachen und ſagt z. B.: „„Nun, Kindermann, das Wir bitte ich mir aus““ — Sehen Sie, Herr von Fernow, dann habe ich gewonnen Spiel. Es iſt dann gerade ſo, als wenn man eine Mühle aufzieht. Zuerſt dreht ſich das Rad widerſtrebend, iſt es aber einmal im Gange, ſo können Sie mir glauben, daß Kindermann ſein Korn zu mahlen verſteht, wie irgend ein Anderer.“

„Das iſt wirklich ganz erſtaunlich,“ ſagte lachend der Ordonnanzoffizier; „und ich werde mir von Ihren Andeutungen Einiges zu Nutze machen.“

Herr Kindermann hatte abermals einen tüchtigen Schluck ſeines vortrefflichen Ananaspunſches zu ſich genommen und fuhr dann fort:

„Oftmals aber nützt mir weder Halsbinde noch Säbel. Was den letzteren anbelangt, ſo wähle ich nämlich in gewiſſen Fällen einen, der Seiner Hoheit nicht convenirt. Heißt es nun kurz und barſch: Einen andern! ſo wird ganz einfach das Taſchentuch mit Esbouquet beträufelt. Seine Hoheit ziehen nämlich Eau de Cologne vor. Das iſt jedoch

mein letztes verzweifeltes Mittel und wird in der That nur bei großen Angelegenheiten angewandt. Sie wissen selbst, Herr von Fernow, daß nichts so sehr die Erinnerung an Etwas auf's Lebhafteste zurückruft, als der Duft irgend einer Pflanze, eines Parfums. Wir haben das ja alle erfahren. Riechen wir im Frühjahr das erste Heu, so überfällt uns ordentlich wehmüthig der Gedanke an die Jugendzeit, wo wir die Schule schwänzten, um im Freien herumzulaufen. — Nun überkommt aber den Regenten eine ganz eigenthümliche Erinnerung, — das Nähere gehört nicht hieher — wenn Höchstdieselben Esbouquet riechen. Das stimmt Seine Hoheit weich und macht ihn nachdenklich; ja er kann sich dabei so in seine Phantasien vertiefen, daß ich nur etwas laut zu husten brauche, um gefragt zu werden: „Was haben Sie gesagt, Kindermann?“ Und wenn man gefragt wird, so darf man antworten. — Aber Sie trinken gar nicht von diesem wirklich kostbaren Punsche, Herr v. Fernow! Thun Sie das ja! Die Nachtluft ist kühl, und droben in den Sälen ist es um diese Zeit gar nicht behaglich.“

Bei diesen aufmunternden Worten hatte der Kammerdiener sein Glas zwischen beide Hände genommen, drehte es hin und her und erfreute sich sanft lächelnd an den kleinen Ringeln, die sich in der goldgelben Flüssigkeit zeigten; auch roch er daran, ehe er abermals trank.

„Es freut mich in der That, Herr Kindermann,“ unterbrach der Ordonnanzoffizier die Stille, „daß Sie sich

meines Vaters auf ſo angenehme Art erinnern, es geht nicht allen Leuten ſo."

„Weiß wohl, weiß wohl," entgegnete der Kammerdiener; „Sie müßten lange Major ſein und Adjutant, und deshalb iſt es gerade gut, daß Sie heute Abend Seine Hoheit im Vertrauen geſprochen. Wir werden ſchon darauf zurückkommen. — Apropos," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort: „etwas Anderes in Ihren Angelegenheiten hätte ich mir nicht ſo ſtillſchweigend gefallen laſſen."

„Und das iſt?" fragte eifrig und aufmerkſam der Andere; denn er ahnte ſchon, was kommen würde.

„Nun, die Verlobung, die wir heute gefeiert haben. Ah! das iſt ja ein Scandal, und ich werde mich der Sache ganz beſonders annehmen."

„Wenn das was helfen könnte, würde ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet ſein."

„Was helfen könnte? — Es iſt freilich ſchon ſpät! der Karren iſt ſchon ziemlich verfahren."

„Und Ihre wichtige Hülfe vielleicht ſchon unnütz; denn wer kann wiſſen, ob das Fräulein nicht mit der Partie einverſtanden iſt?"

„Den Teufel auch! das kann ich wiſſen," rief Herr Kindermann, und es hatte faſt den Anſchein, als wolle ſein Geſicht für einen Augenblick ernſt werden; doch überwand er dieſe Abnormität, und ſeine Augen ſtrahlten fort und fort in ihrem angenehmen Lächeln, während er ſagte:

„Das Fräulein iſt untröſtlich, und es hat ſchon ganz abſonderliche Scenen gegeben. Da hätten Sie energiſcher auftreten oder ſich dem alten Kindermann anvertrauen ſollen; der hat ſchon manchen guten Rath gegeben, das kann ich Sie verſichern.“

„Davon bin ich feſt überzeugt,“ erwiderte Herr von Fernow; „und wenn ich noch jetzt und recht dringend darum bäte?“

Der Kammerdiener ſchüttelte ſeinen Kopf und gab nach einer Pauſe zur Antwort:

„Vorderhand muß man den Faden laufen laſſen, aber die Augen offen behalten, und wo ſich Etwas zeigt, was uns nützen kann, nicht blöde ſein und zugreifen. Wenn Sie mich Ihres Vertrauens werth halten,“ — dabei wurde das Lächeln des Herrn Kindermann feierlicher, und er hob ſeine Naſe ſehr hoch in die Höhe; — „ſo haben Sie die Freundlichkeit, mich auf dem Laufenden zu erhalten über das, was Sie in Ihrer Angelegenheit hören und ſehen.“

„Das will ich mit dem größten Vergnügen thun und bin entzückt,“ ſagte der junge Mann nicht ohne einen Anflug von Schmeichelei, „die für mich ſehr wichtige Sache in ſo guten Händen zu wiſſen. Nehmen Sie im Voraus meinen beſten Dank, und ſeien Sie von meiner beſtändigen Erkenntlichkeit überzeugt.“

Indem er das ſagte, hatte er einen Blick auf die Uhr geworfen und ſich erhoben, als er bemerkte, daß der Zeiger

auf halb neun wies. Herr Kindermann folgte ruhig und bedachtſam ſeinem Beiſpiele, und nachdem er mit einer wahrhaften Feierlichkeit den letzten Reſt des Punſches vertilgt, entgegnete er:

„Wie ich Ihnen ſchon früher bemerkt, Herr von Fernow, bin ich es dem Andenken Ihres Vaters ſchuldig, für Sie mein Möglichſtes zu thun. Ich kann Sie verſichern, Kindermann vergißt nie eine freundliche Behandlung. Jetzt will ich aber ein bischen Toilette machen, und dann gehen wir.“

Zu dieſem Zweck zog ſich der Kammerdiener hinter einen grauen Vorhang zurück, wo ſein Bett ſtand, und als er wieder zum Vorſchein kam, war er ſtatt der weißen Piquéjacke mit einem ſo langen grauen Rocke bekleidet, daß man von ſeinen weißen Strümpfen nicht das Geringſte mehr ſah und nur die Spitzen der Schuhe hervorblickten.

Darauf gingen Beide miteinander fort.

Statt aber den gewöhnlichen Weg über die Stiegen und die breiten Corridors zu nehmen, gingen ſie hinter dem Appartement des Regenten durch eine Thüre, die Herr Kindermann öffnete und ſorgfältig wieder verſchloß, dann eine Wendeltreppe hinauf und kamen oben in einen ſchmalen Gang, der durch das ganze Schloß lief, dabei weder Fenſter noch ſonſtige Oeffnungen hatte und durch Lampen erhellt wurde, die unaufhörlich Tag und Nacht brannten. Dieſem Gange folgten ſie eine weite Strecke, dann öffnete der Kammerdiener auf der rechten Seite abermals eine

kleine Thür und Beide betraten einen Durchgang, durch welchen sie in den uns wohlbekannten großen Saal gelangten, wo die Familienbilder an den Wänden hingen und der unmittelbar neben dem Speisesaal sich befand. Dieser weite Bildersaal lag still, fast unheimlich da, denn obgleich auf zwei Consolen vor den gewaltigen Spiegeln am untern und oberen Ende Carcellampen brannten, so waren diese doch nicht im Stande, die tiefe Dunkelheit in dem Saale gänzlich zu verdrängen; wenn sie auch an den beiden Enden eine kleine Helle um sich verbreiteten, so blieb doch in der Mitte des Saales eine solche Dämmerung, daß Jemand, der sich dort befand, von Weitem unkennbar war und nur wie ein Schatten aussah.

Herr Kindermann führte den Ordonnanzoffizier zu einer der Fensternischen, welche tief in die Mauern gehend und mit schweren breiten Vorhängen garnirt, noch dunkler waren. „Hier ist Ihr Platz," sagte er, „und da ich die Sache genau überlegt habe, so ist es besser, wenn Sie die Verhaftung des Barons als das letzte und äußerste Mittel betrachten."

Der Ordonnanzoffizier blickte den Sprecher mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an, was aber dieser begreiflicher Weise nicht bemerken konnte; doch sprach Herr von Fernow lachend: „Mir scheint, Herr Kindermann, Sie haben heute Abend sehr stark Esbouquet aufgeträufelt."

„Das war nicht nöthig," entgegnete der Andere mit

dem ruhigsten Tone von der Welt; „da mich Seine königliche Hoheit bei dieser Angelegenheit brauchen, so hat es Höchstderselben beliebt, mich von der Sachlage in Kenntniß zu setzen."

„Was ich begreiflich finde," versetzte schnell einlenkend der Ordonnanzoffizier.

„Dort links ist der Speisesaal, wie Sie wissen," erklärte Herr Kindermann; „und der Baron wird von rechts kommen. — Glauben Sie mir," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „Sie haben Ihr Glück in der Hand. Es ist eine delicate Sache und je feiner Sie sie behandeln, desto dankbarer wird Seine Hoheit sein. Wie ich Ihnen schon zu bemerken mir erlaubte, ich mag die Verhaftungen nicht. Warten Sie damit so lange als möglich, und gerathen Sie in eine Verlegenheit, so bin vielleicht ich im Stande, Ihnen daraus zu helfen. — Jetzt halten Sie gute Wache, Sie haben noch volle zwanzig Minuten und damit genugsam Zeit zur Ueberlegung." Bei diesen Worten machte er eine Verbeugung, glitt dann wie ein Schatten in die Dunkelheit zurück und verschwand auch geräuschlos wie ein solcher.

Den im Saale Harrenden bewegten seltsame Gedanken, als er jetzt in dem Halbdunkel auf und ab schritt. Es kam ihm gerade vor, als wenn er sich vor dem Feinde befände und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch hören müsse, das auch in weiter Ferne vernehm-

bar würde. Er hatte ſeinen Säbel feſt an ſich gedrückt und machte ſo langſame Schritte, daß ihm zwiſchen jeder derſelben faſt eine Secunde Zeit blieb und er ſo, während des Auf- und Abwandelns, jedes Nahen des Erwarteten hören konnte.

Was war in der Zeit, ſeit er heute vor der Tafel dieſen Saal betreten, bis jetzt nicht Alles von ihm erlebt worden! Oft glaubte er, in dieſen wenigen Stunden ſeien Monate verfloſſen, traurige Monate, in denen er ſich allmälig an den Verluſt Helenens gewöhnt hatte. Waren es vielleicht die Worte des Regenten, er möge auch in dieſer Sache auf ihn rechnen, welche ihm neue Hoffnung gaben, oder glaubte er ſonſt an ein glückliches Ohngefähr, das den Baron Rigoll von ſeinem Ziele zurückwerfen würde, oder hatte er ſich beruhigt und als ein vernünftiger Menſch ſich geſagt: „Wie kannſt du von Fräulein von Ripperda verlangen, daß ſie warten wird, bis es dir einmal beliebt, dich anders auszuſprechen, als durch kleine Aufmerkſamkeiten und allenfalls durch ſüße Augen — und wenn du dich ausgeſprochen hätteſt, wer weiß, welche Antwort dir das ſtolze Mädchen gegeben? — O Gott, ja," ſeufzte er, „wie ſchön und wie ſtolz!" Es war ein Glück, daß er ſo innig und viel an Helene dachte, denn ſo blieb ihm nur wenig Zeit übrig für die bittern Empfindungen, die in der That in ihm aufſtiegen, wenn er ſich entſann, daß er im Begriffe ſei, einen guten Freund, wie Baron Wenden, ſo

mir nichts dir nichts in Haft zu nehmen. — Verfluchter Auftrag! — Und ſo grauſam des armen Wenden Theorie vom Augenblick des Glücks und Unglücks zur Wahrheit zu machen!

Herr von Fernow befand ſich unter dieſen Gedanken und unter dem Eindruck der Situation in einer größern Aufregung als er ſelbſt wußte. Zuweilen ſeufzte er tief auf und fühlte dann wohl, wie ſein Herz lauter und ſchneller als gewöhnlich ſchlug. Jetzt drückte ihn ſeine Schärpe, jetzt genirte ihn der Helm, jetzt machte er ein paar ſchnellere Schritte, um gleich darauf horchend ſtehen zu bleiben.

Die Schloßuhr ſchlug drei Viertel auf Neun.

Halt! jetzt hörte er etwas. Ja, er täuſchte ſich nicht; es waren Schritte, die ſich näherten, — er lauſchte aufmerkſamer. Aber dieſe Schritte klangen nicht von da, woher er den Baron erwartete, ſondern ſie ſchienen vom Speiſeſaal zu kommen. Vielleicht Jemand, dachte er, der drüben noch zu thun hatte, und ſich nun nach Hauſe oder in ſein Zimmer begibt. Treten wir einen Augenblick in die Fenſterniſche hinter den Vorhang! — Ehe aber der junge Offizier dies ausführte, blickte er zuerſt ſcharf nach der Thür des Speiſeſaals, um ſich zu vergewiſſern, wer von dorther erſcheine. Jetzt öffnete ſich ein Flügel der Thür langſam, es erſchien ein Lakai, der ein Licht trug, und hinter ihm eine Dame, die in den großen Saal trat.

„Jetzt danke ich Ihnen," ſagte dieſe, und obgleich ſie

dieſe Worte im gewöhnlichen leiſen Tone ſprach, ſo hallte ſie doch in dem weiten Saale wieder.

Herr von Fernow bebte zuſammen, als er den Ton dieſer Stimme vernahm.

„Ich finde meinen Weg ganz gut allein," fuhr die Dame fort, und dann ging ſie mit ziemlich raſchen Schritten vorwärts. Der Lakai hob ſeinen Leuchter einen Augenblick in die Höhe und das Licht blitzte ſeltſam durch die Dunkelheit. Dann zog er ſich durch den Speiſeſaal zurück und machte die Thür hinter ſich zu.

„Sie iſt es!" ſprach Herr von Fernow zu ſich ſelber; „einen Entſchluß! Einen ſchnellen Entſchluß! Halte ich mich verſteckt, oder trete ich hervor? Selbſt auf die Gefahr hin, das Fräulein zu erſchrecken! — Ja, ich trete vor, der Augenblick iſt günſtig, — vielleicht abermals ein Augenblick des Glücks!" —

Siebentes Kapitel.

Ein Augenblick des Glücks.

Damit trat Herr von Fernow vor, ſein Säbel klirrte auf dem Fußboden und die junge Dame blieb wenige Schritte von ihm entfernt, ſichtlich erſtaunt, ja erſchreckt, ſtehen. Sie machte ſogar eine kleine Bewegung, um zurückzutreten, doch traf in dieſem Augenblick der Ton der Stimme des jungen Offiziers ihr Ohr, der ihr ſagte:

„Fürchten Sie nichts, mein Fräulein, es iſt ein Bekannter, der vor Ihnen ſteht, — Fernow.“

„Faſt hätten Sie mich erſchreckt, Herr von Fernow,“ gab das Fräulein mit etwas unſicherer Stimme zur Antwort; „freilich ſind wir auf befreundetem Grunde, aber dieſe weiten Säle haben doch bei Abends etwas Unheimliches!“

Bei dieſen Worten nahm ſie ihren Gang wieder auf und hatte mit wenigen Schritten den Ort erreicht, wo der junge Offizier ſtand. Sie wandte ihren Kopf etwas gegen

ihn, neigte ihn leicht und ſagte: „Guten Abend, Herr von Fernow,“ als ſie vorübergehen wollte.

Abends iſt das Herz empfänglicher für ein inn[illegible] Wort, namentlich nach einer kleinen Emotion. Der junge Offizier holte in dieſem Augenblick mühſam Athem. Die Hand, die auf ſeinem Säbelgriffe lag, bebte faſt; er redete ſich ein, geſehen zu haben, daß Helene langſam gegen ihn zu kam und daß ſie zögerte, vorüberzugehen; er glaubte, ihre Bewegung mit dem Kopfe gegen ihn ſei herzlicher geweſen, als ſonſt; er meinte, ihre Stimme habe gezittert, als ſie ſprach: „Guten Abend, Herr von Fernow.“ — —

„Mein Fräulein,“ ſagte er und trat einen Schritt vor. „Herr von Fernow,“ entgegnete ſie; und dabei hemmte ſie ihre Schritte, ja, ſie blieb ſtehen und wandte ſich gegen ihn.

„Es iſt kühn von mir,“ brachte er mühſam, mit faſt tonloſer Stimme hervor, „daß ich wage, Ihren Weg zu unterbrechen und Sie anzureden, und obendrein anzureden in einem Augenblick, wo ich mich in großer Aufregung befinde. Ja, mein Fräulein, — — ſeien Sie gnädig, ſeien Sie gütig gegen mich und verzeihen Sie es dieſer Aufregung, daß ich mich unterſtehe, mit Ihnen zwei Worte zu ſprechen.“

Er hatte das mit ſo bewegter, faſt zitternder Stimme geſprochen, daß das junge Mädchen offenbar daraus entnehmen mußte, er befinde ſich in einer ganz beſonderen

Gemüthsſtimmung, und wahrſcheinlich eben deswegen geneigt war, ihm freundlicher als ſonſt vielleicht geſchehen wäre, zu antworten. „Ich ſehe gerade kein Unglück darin," ſagte ſie, „daß Sie zwei Worte mit mir reden wollen. Freilich," fuhr ſie fort, indem ſie um ſich ſchaute, „iſt der Augenblick nicht ganz gut gewählt."

„Aber wenn man keine Wahl hat," entgegnete er haſtig, „ſo nimmt man, was der Augenblick bietet."

„Sie haben hier auf mich gewartet?" fragte ſie.

„Nein, mein Fräulein, um ehrlich mit Ihnen zu reden. Ich würde das nicht gewagt haben. Mein Dienſt hält mich noch im Schloſſe, in dieſem Saale. Da ſah ich Sie kommen, und hielt es für die höchſte Gunſt des Glücks, wenn Sie mir wenige Minuten gönnen wollten."

Als er dies ſagte, mit leiſer, wehmüthiger Stimme, klangen ſeine Worte ſo weich und ſchmerzlich in dem Herzen des jungen Mädchens wieder, daß ſie unwillkürlich ihre Lippen auf einander preßte und ein paar Secunden vorübergehen ließ, ehe ſie antwortete: „Sie wollen dadurch gut machen, was Sie während des ganzen Tages verſäumt. Sie hatten ſich von unſerer Landpartie zurückgezogen — —"

„Ich war im Dienſt, mein Fräulein," ſagte er.

„Und nach der Tafel," fuhr ſie zögernd fort, „waren Sie der Einzige, den ich nicht in meiner Nähe ſah."

„Aber ich habe Sie geſehen, Fräulein Helene," entgegnete er raſch, faſt heftig, „und dankte Gott, daß ich

weit genug entfernt ſtand, um mich Ihnen nicht nähern zu müſſen."

„Sie mißgönnten mir mein Glück," ſagte ſie mit einem Tone, der Jedem hätte auffallen müſſen, einem Tone, der dem jungen Mann in das Herz ſchnitt.

„Ich würde Ihnen kein Glück der Erde mißgönnen, nicht das größte; aber ja, Sie haben Recht, ich mißgönne Ihnen ein Glück, das mich — ſo unſäglich unglücklich macht."

„Alſo ſind unſere Begriffe von Glück ſo ſehr verſchieden?"

„Verſchieden und doch ganz dieſelben, wenn ich den Empfindungen meines Herzens glauben darf. Aber die Ihrigen, Fräulein Helene, ſind freilich ganz anders."

„Ja, meine Begriffe von Glück ſind ganz anders, Herr von Fernow," ſagte die junge Dame mit leiſer Stimme, „ganz anders als das Glück, das ſich mir darbietet."

„So würden Sie alſo unglücklich ſein?" fragte er haſtiger.

„Und wenn dem ſo wäre? Sehen Sie für mich eine Möglichkeit, glücklich zu werden? — — Doch wozu dieſes ſeltſame Geſpräch?" ſetzte ſie raſch hinzu, „dieſe qualvollen Reden, die mich nicht erfreuen und auch Sie nicht glücklich machen können."

„Und doch, Fräulein Helene, bei Gott im Himmel, Ihre letzten Worte haben mich glücklicher gemacht, als ich

es nach dieſem furchtbaren Abend zu hoffen wagte. O! erſchrecken Sie nicht über meine Reden, Helene; es iſt vielleicht der Augenblick meines Glücks, den ich ergreife und feſthalte, während ich ſo ſpreche." Dabei hatte er ihre Hand erfaßt, führte dieſelbe an ſeinen Mund und drückte ſeine Lippen darauf.

„Um Gotteswillen, Herr von Fernow, keine Thorheiten!" ſagte ängſtlich das junge Mädchen, doch machte ſie nur einen ſchwachen Verſuch, ihm ihre Hand zu entziehen.

„Helene, laſſen Sie mich meinetwegen Thorheiten begehen, wenn es mir dadurch gelingt, meinem Glücke näher zu kommen. Ja, Helene, ich kann und will es nicht ertragen, daß jene Verbindung geſchloſſen wird."

„Und Sie wollen das hindern?" fragte ſie bewegt.

„Sie und ich, wenn Sie mir vertrauen."

„Und worauf ſoll ſich mein Vertrauen gründen?"

„Auf meine grenzenloſe Liebe zu Ihnen. Ja, Helene, ich liebe Sie unſäglich, ich liebe Sie, wie nur Jemand auf dieſer Erde ein Mädchen lieben kann, — ja, und ich fühle an dem Beben Ihrer Hand, daß auch Sie mir gut ſind. Wenn es ſo iſt, Helene, ſo ſprechen Sie ein einziges Wort; wenn Ihr Herz ſchneller ſchlägt bei dem Gedanken, daß ich Sie liebe, ſo laſſen Sie mich's durch ein Wort errathen. Wer will uns auseinander reißen, wer will uns trennen, wenn wir Beide mit unſerer Liebe einig ſind?" —

Obgleich er dies mit gedämpfter Stimme ſprach, ſo

Sie ruhig," ſagte der junge Offizier mit eindringlicher Stimme; „Sie können nicht mehr entfliehen; dort kommt Jemand und iſt in dieſem Saale, ehe Sie die andere Thür erreicht haben. Man würde Ihre Geſtalt erkennen, man würde Sie verfolgen, man würde Nachforſchungen anſtellen und Alles wäre verloren, wenn die Welt ſchon jetzt etwas von unſerm Glück erführe."

„Aber hier?" fragte das geängſtigte Mädchen bebend, „man wird mich erkennen, mein Name, mein Ruf iſt verloren."

„Muth, Helene, Muth!"

„O, Muth habe ich," entgegnete Fräulein von Ripperda, und als ſie den erſten Eindruck der Ueberraſchung niedergekämpft, richtete ſie ſich ſtolz empor, ſchaute mit ihren glänzenden Augen nach dem Eingang des Saales und antwortete dem jungen Offizier: „Ich gebe mich ganz in Ihre Hände, thun Sie, was Ihnen gut dünkt."

In dieſem Augenblicke wurden beide Flügelthüren auf der rechten Seite des Saals geöffnet und zwei Herren traten ein, ihnen voraus ein Lakai mit Lichtern. Dieſe beiden Herren, in eifrigem Geſpräch begriffen, waren Baron Wenden und der Oberſtjägermeiſter, Baron Rigoll.

Herr von Fernow hatte die Hand des jungen Mädchens ergriffen, hatte ſie dicht an das Fenſter geführt und flüſterte, nachdem er einen leichten Kuß auf ihre Stirn gedrückt:

„Bleiben Sie ruhig stehen. Sollte man auch durch die Vorhänge die Umrisse Ihrer Gestalt sehen, man wird Ihre Person nicht erkennen, noch viel weniger eine unbescheidene Frage wagen, dafür stehe ich.“

Nachdem er dies gesagt, trat er aus der Nische in den Saal, und befand sich nun so nahe bei dem voranschreitenden Lakai, daß dieser in der hervortretenden Gestalt einen Offizier erkannte, den Leuchter hoch emporhielt und darauf sich umblickend stehen blieb.

„Vorwärts! was gibt's denn da?“ rief der Oberstjägermeister dem Bedienten zu.

Statt aller Antwort ging der Lakai auf die Seite und streckte den Leuchter vor.

„Ei der tausend, Fernow!“ sagte der Baron Wenden in einem sehr trockenen Tone; „was treibst du dich um diese Zeit wie ein Gespenst in den finstern Sälen des Schlosses umher?“

„Dieselbe Frage könnte ich an dich thun, mein lieber Wenden.“

„Nicht ganz mit dem gleichen Rechte; denn wie du siehst, sind wir zu Zweien, und die Gespenster und Nachtwandler pflegen selten paarweise zu erscheinen.“

„Und wenn ich nun an dich gedacht hätte, mein lieber Freund,“ erwiderte Herr von Fernow mit einem eigenthümlichen Lächeln, „wenn ich mich mit dir beschäftigt, während ich hier auf- und abspazierte?“

„Du ſiehſt, daß Seine Excellenz mir die Ehre erweist, mich zu begleiten. Alſo, mon chèr, gute Nacht!"

Herr von Fernow machte indeß durchaus keine Bewegung die beiden Herren vorüber und ihres Weges gehen zu laſſen.

„Es thäte mir in der That leid, wenn ich Seine Excellenz aufhalten ſollte; es liegt das durchaus nicht in meiner Abſicht. Aber Scherz bei Seite, ich habe in der That etwas Wichtiges mit dir zu ſprechen, lieber Wenden, und würde es als eine große Gefälligkeit erkennen, wenn du mir eine kleine Viertelſtunde dazu bewilligen wollteſt. Seine Excellenz" — damit wandte er ſich an den Oberſtjägermeiſter — „wird gewiß nichts dagegen zu erinnern haben und dich mir einen Augenblick überlaſſen."

Baron Rigoll hatte ſchon einigemale Zeichen der Ungeduld von ſich gegeben; er war heftiger Natur, auch als ziemlich rückſichtslos bekannt, und ſo war es von ihm noch außerordentlich höflich, als er ſagte: „Aber, Herr von Fernow, Sie müßten doch begreifen, daß Baron Wenden und ich nicht hier zum Zeitvertreib ſpazieren gehen. Wir ſind in der That beſchäftigt. Welcher Art unſer Geſchäft, iſt Ihnen vielleicht gleichgültig, aber es gibt Beſchäftigungen, wo ein Cavalier zu delicat iſt, den Weg eines anderen zu kreuzen. Und Sie ſind als ſehr delikat bekannt, Herr von Fernow."

„Indem ich Eurer Excellenz für das Compliment er-

gebenſt danke," ſprach der Offizier, „liefere ich den Beweis, daß es mir nicht unrechtmäßig geſpendet wurde, und ich verſichere Eurer Excellenz, daß es mir nicht einfällt, Ihren Pfad zu kreuzen, daß ich aber mit meinem Freunde Wenden ein paar Worte ſprechen muß."

„Nun, ich werde die Höflichkeit gegen Sie auf's Aeußerſte treiben," entgegnete der Oberſtjägermeiſter mit eiſigem Tone, „ich werde ein paar Schritte vorausgehen, damit Sie Zeit finden, Ihrem Freunde die ſo nothwendigen Worte zu ſagen."

Der Offizier machte eine tiefe Verbeugung und ließ Seine Excellenz vorübergehen. Dann ſagte er zu dem Andern mit leiſer, aber eindringlicher Stimme: „Bei unſerer alten Freundſchaft, Wenden, thue mir einen Gefallen, — erzeige mir einen Dienſt, um den ich dich dringend bitte. Verlaſſe das Schloß mit mir und begleite mich in meine Wohnung, ich habe dir etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen."

Der Kammerherr ſah ſeinen Freund mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens an; „Fernow, ich glaube, du biſt — — ſehr aufgeregt."

„Ja, ich bin ſehr aufgeregt."

„Lieber Freund, das begreife ich; aber das iſt eine Sache, an der nichts zu ändern iſt. Ich weiß aus der beſten Quelle, daß du dir keine Vorwürfe zu machen brauchſt, du habeſt etwas verſäumt; wahrhaftig nicht. Ich ſage dir, Fräulein von Ripperda iſt enchantirt von dem

Oberſtjägermeiſter; ſie ſchließt dieſe Verbindung ganz mit freiem Willen. Keine Spur von Ueberredung! Das iſt freilich nicht angenehm für dich; doch kommſt du mit dieſem Gedanken leichter über deinen Schmerz hinweg. Morgen, wenn du willſt, ſtehe ich ganz zu deinen Dienſten. — du ſiehſt, Seine Excellenz wartet auf mich."

Der Ordonnanzoffizier ſah wohl, daß der Kammerherr mit guten Worten nicht zurück zu halten war. Doch zögerte er, von dem letzten Gewaltmittel Gebrauch zu machen. Eine Pauſe des Schweigens trat ein. Da raſchelte etwas hinter dem Fenſtervorhange. Die dort Verſteckte hatte eine Bewegung gemacht, eines ihrer ſchweren Armbänder hatte ſich gelöst. Es rutſchte mit einem eigenthümlichen Geräuſche an dem glatten Stoff ihres Kleides herab. Der Verſuch des Fräuleins, das Entfallende zu erhaſchen, verrieth ſich deutlich. „Was war das?" fragte überraſcht der Baron Wenden. „Ja, was war das?" wiederholte ſcheinbar ebenſo überraſcht der Offizier.

„O Felix! o Felix!" lachte ihm der Kammerherr luſtig neckend zu. — „Du biſt ein unverbeſſerlicher Sünder und doch dabei ſo unſchuldig wie ein neugebornes Kind. Das muß Baron Rigoll erfahren."

„Ich bitte dringend, halte Ruhe."

„Nein! Indiscret kann ich nicht ſein, da ich nichts weiß. Aber die Geſchichte muß heraus." Damit eilte er, von Fernow gefolgt, gegen den Oberſtjägermeiſter, und rief

lachend: „Sehen Euer Excellenz dieſen verſchmitzten Geſellen. Er hält Jemand hier verſteckt! Und nicht ſchlecht, es war ein ſeidenes Kleid, das rauſchte.“

„Ein ſeidenes Kleid!“ ſprach freundlich grinſend der Oberſtjägermeiſter. „Aber Baron, jetzt kommen Sie, es iſt die höchſte Zeit.“

Der junge Offizier befand ſich in der peinlichſten Situation. Es mußte ein Entſchluß gefaßt und zur Verhaftung des Kammerherrn geſchritten werden. Herr von Fernow nahm ſeinen Säbel feſt in die Linke, drückte den Helm auf dem Kopfe zurecht und wollte vortreten, die ſo bekannte unangenehme Beſchwörungsformel auszuſprechen, als ſich gerade vor den drei Herren die Flügelthüren des Speiſeſaals öffneten, und hinter einem hochgehaltenen zweiarmigen Leuchter das ewig lächelnde Geſicht des Herrn Kindermann ſichtbar wurde, der, als er hier die eigenthümliche Geſellſchaft beiſammen fand, vergnügt mit den Augen zwinkerte und ſeinen Mund ſpitzte wie ein Karpfen. Dem Ordonnanzoffizier war dieſe Erſcheinung wahrhaft tröſtlich, er trat einen Schritt zurück, um ihn vorbei zu laſſen, Herr Kindermann grüßte auf's Verbindlichſte Seine Excellenz, den Kammerherrn, ſowie auch den Herrn von Fernow, jeden einzeln nach den verſchiedenen Abſtufungen je nach ihrem Range, dann ſagte er, als er eben durch die Gruppe dahinglitt, mit einem leiſe liſpelnden Tone: „Seine Hoheit haben ſich zum Thee bei Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin

Eliſe anſagen laſſen. Seine Hoheit werden um neun Uhr dort ſein."

Damit wendete er ſich erhobenen Hauptes links gegen die kleine Thür, welche auf die geheimen Gänge und Treppen führte, und verſchwand dort.

„Verflucht!" ſprach der Oberſtjägermeiſter mehr zu ſich ſelber, als zu einem der Anderen. — „Das iſt ſehr unangenehm," wandte ſich der Kammerherr mit leiſer Stimme gegen Baron Rigoll. „Was thun wir?" — „Fahren wir nach Hauſe, das iſt offenbar das Klügſte." — „Zu mir?" fragte Baron Wenden. — „Ich habe nichts Anderes vor," verſetzte der Oberſtjägermeiſter.

„Und du, Fernow?"

„Wenn ein Platz für mich bleibt, ſo begleite ich dich."

„So wollen wir gehen, wenn es Eurer Excellenz gefällig iſt."

Was ſollte der Ordonnanzoffizier thun? Blieb er zurück, um das Fräulein aus ihrem Verſteck durch den Saal zu geleiten, ſo war er von der bekannten Wißbegierde des Oberſtjägermeiſters überzeugt, derſelbe werde ſich irgendwo placiren, um die Unbekannte zu belauſchen. Den Baron Rigoll durfte er alſo nicht aus den Augen verlieren, wenn er auch dem Kammerherrn nicht auf Befehl des Regenten hätte folgen müſſen. Wie ſchlug ihm jedoch das Herz vor Beſorgniß und wieder vor Entzücken, als ſie ſich der mittleren Fenſterniſche näherten! Wie eilte er, vorbei zu kommen,

als der Baron Wenden zum Oberſtjägermeiſter kicherte und leiſe ſagte: „Hier war es. O, ich täuſche mich nicht leicht in ſo etwas.“

Endlich hatten ſie indeſſen das Ende des Saales erreicht, und als ſich die Thür hinter ihnen ſchloß, athmete der junge Offizier lange und tief auf. Seine Gedanken blieben hinter ihm, und ungeſehen von den Andern drückte er ſeine rechte Hand auf ſein heftig ſchlagendes Herz. Unten vor dem Hauptportale wartete der Wagen der Excellenz. Die drei behalfen ſich ſo gut wie möglich in dem Coupé und erreichten nach einer kurzen Fahrt die Wohnung des Baron Wenden, ein elegantes Garçon-Appartement mit allen dazu gehörigen erdenklichen Bequemlichkeiten und Thorheiten, mit Bildern, Waffen, Statuetten, Fauteuils, Seſſeln und den phantaſiereichſten Ruheplätzen, mit blühenden Blumen und verblichenen Stickereien. — Eine Partie Whiſt ward in Vorſchlag gebracht.

Das Spiel begann, und da es von drei guten Spielern geſpielt wurde, ſo war es ein vollkommenes Whiſt. Man hörte nur das Fallen der Karten und das Anſagen der Trics und Honneurs, mit der einzigen Unterbrechung daß man eine Taſſe Thee nahm oder eine Cigarre anbrannte. Baron Rigoll wollte eben ſeinen Platz gegenüber dem Strohmann nehmen, als der Kammerdiener des Hausherrn eintrat und eine Viſitenkarte überbrachte, die eben draußen ein Herr für Seine Excellenz abgegeben. Der

Oberſtjägermeiſter warf einen Blick auf dieſelbe und ſchien überraſcht, faſt erſchreckt. Er erhob ſich augenblicklich von ſeinem Stuhle und fragte; „Wo iſt der Fremde?“ — „Er wartet draußen im Vorzimmer,“ antwortete der Bediente.

Seine Excellenz reichte dem Kammerherrn die Karte mit einem vielſagenden Blicke über den Tiſch und ſprach: „Sie werden mir erlauben, daß ich den Herrn bei Ihnen empfange. Ein genauer Bekannter von mir, Graf Hohenberg,“ fügte er gegen den Offizier gewendet hinzu. Nach dieſen Worten war er hinausgeeilt und kehrte gleich darauf mit dem Angemeldeten zurück, worauf die gewöhnliche Vorſtellung ſtattfand.

Der Angekommene war ein Mann vielleicht an den Vierzigen, mit einem klugen, aber etwas verlebten Geſicht. Seine Figur war ſchlank und elegant; er trug einen militairiſchen Schnurrbart, und ſeine Haltung erſchien entſchloſſen und aufrecht. Er grüßte ungezwungen, bat um Entſchuldigung, daß er die Herren ſtöre und ſetzte hinzu, er bedaure das um ſo mehr, da er ſich nur erlaubt habe, die Wohnung des Baron Wenden aufzuſuchen, um den Oberſtjägermeiſter von hier zu entführen.

Baron Rigoll, der gewöhnlich keine großen Umſtände machte, hielt ſich dem Fremden gegenüber außerordentlich verbindlich, faſt ehrerbietig. Auch er entſchuldigte ſich flüchtig und entfernte ſich alsdann mit dem Grafen.

Herr von Fernow war nicht betrübt darüber, daß das Spiel aufhörte, er lehnte ſich in ſeinen Fauteuil zurück, blies die Rauchwolken ſeiner Havanna vor ſich in die Höhe und überlegte, ob er jetzt ſeinen unangenehmen Auftrag auf Umwegen mittheilen oder mit der Thür ins Haus fallen ſolle. Der Kammerherr blickte in tiefe Gedanken verſunken in die Lichter auf dem Tiſch. — „Kannteſt du den Herrn, der eben da war?“ fragte endlich der Offizier. — „Ich habe von ihm gehört,“ verſetzte Wenden. — „Woher?“ — „Ich glaube aus S.“ — „Und wird länger bleiben?“ — „Je nach Umſtänden.“

„Haſt du noch Luſt,“ ſagte Herr von Fernow nach einem kurzen Stillſchweigen, „mich über eine nicht unwichtige Sache anzuhören?“

„Eigentlich bin ich müde,“ verſetzte der Kammerherr gähnend.

„Nach der Tafel hatte ich eine zufällige Audienz beim Regenten.“

„Wie ging das zu?“ fragte der Kammerherr, und nachdem ihm der Offizier die Veranlaſſung erzählt hatte, auf welche er das Kabinet betreten: „Was wollte er?“

„Davon ſpäter. Zunächſt plauderte er mit mir, fragte mich um meine Verhältniſſe, und ich erlaubte mir, ihn darüber aufzuklären, weßhalb ich im Avancement zurück und noch nicht unter die wirklichen Adjutanten eingereiht ſei.“

„Und das nahm er freundlich auf?“ — „Auf's Freundlichſte.“

„Siehst du, der Augenblick des Glücks!“

„Das habe ich mir auch gedacht. Dann aber kam die Rede auf — dich.“

„Alle Teufel! auf mich?“ versetzte der Kammerherr, vom wohlwollenden und gefälligen Zuhören schnell zur gespanntesten Aufmerksamkeit übergehend. — „Auf mich? Da bin ich doch begierig.“ —

„Ich war es ebenfalls, mein lieber Wenden. Aber nimm mirs nicht übel, ich wollte lieber, er hätte nicht von dir gesprochen.“

„Du bringst mich in eine schöne Aufregung!“ rief erschrocken der Kammerherr. „Treib' mit so was keine Späße! Sei ehrlich und sage die Wahrheit. Sprach er nur so im Allgemeinen über mich oder ging er in Details ein?“

„Ziemlich in Details.“

„Sei verständig, Fernow,“ fuhr der Baron wirklich beunruhigt fort, indem er mit der Hand über seine Stirne strich: „Du bist doch kein Kind und weißt, daß aller Scherz seine Grenzen hat. Nun, ich will es dir verzeihen, wenn du einen schlechten Witz gemacht hast.“

„Ich habe aber keinen schlechten Witz gemacht.“

„Dann sprich in Gottes Namen,“ bat kleinlaut der Kammerherr, wobei er in stiller Resignation in seinen Fauteuil zurücksank und die Cigarre neben sich auf den Spieltisch legte.

„Seine königliche Hoheit gab mir einen Auftrag an dich.“

„Den du mir als Freund ausrichten ſollſt?“

„Nicht ſo ganz. Vielmehr als Ordonnanzoffizier.“

„O—o—oh! Das könnte mich völlig überraſchen. Aber ſprich nur, ſprich, ich bin auf Alles gefaßt, obgleich ich keine Ahnung habe, was Seine Hoheit an mir auszuſetzen belieben.“

„Denke an den kleinen Papierſtreifen.“

„Nun?“ rief der Baron, indem er emporfuhr und ſeinen Freund wie athemlos anſtarrte.

„An deine Unterredung mit der Prinzeſſin Eliſe. — Seine Hoheit ſcheint das mißliebig bemerkt zu haben; aus welchem Grunde? davon habe ich freilich keine Idee; du weißt das vielleicht beſſer als ich.“

„Ich weiß gar nichts!“ rief heftig der Kammerherr. „Aber nun deinen Auftrag! Deinen Auftrag!“

„Es wird mir ſchwer, ihn auszurichten. Seine Hoheit, obgleich nicht ungnädig für dich geſinnt, läßt dich erſuchen, ein paar Tage zu Hauſe zu bleiben — du kannſt ein Unwohlſein vorſchützen — und nicht eher wieder im Schloſſe zu erſcheinen, bis der Regent dich dazu auffordert.“

„Eine Ungnade! Eine Ungnade!“ jammerte aufſpringend der Kammerherr. „Wer hat mir das gethan?“ Und verſchwunden auf einmal war die claſſiſche Ruhe, die er ſo gerne zur Schau trug; verſchwunden das ſüße und gleichförmige Lächeln ſeines Mundes, ja, ſein ganzes Geſicht,

das ſonſt wie der Spiegel eines ſtillen aber tiefen Waſſers ausſah, arbeitete jetzt nach allen Richtungen; die Wogen ſeiner Gedanken ſchienen über ihre Ufer ſchlagen zu wollen.

„Alterire dich nicht ſo entſetzlich," ſprach begütigend der Ordonnanzoffizier, indem er ebenfalls aufſtand. „Das iſt für einen oder zwei Tage. Du kennſt meine Freundſchaft für dich. Ich glaube, daß ich mir ſelbſt erlauben darf, den Regenten morgen, übermorgen an dich zu erinnern."

„So hoch ſtehſt du in Gunſt?" fragte Baron Wenden.

„Es wäre möglich," entgegnete Herr von Fernow.

„In der That, dann haſt du gut zugegriffen," rief Baron Wenden in grade nicht freundſchaftlichem Tone. „Aber thu mir die Liebe und laß mich jetzt allein. Ich bin zu aufgeregt, zu außer mir, ſelbſt für deine Geſellſchaft."

„Ein Philoſoph wie du!" ſagte der Andere. „Was kümmert dich eine vorüberziehende Wolke am Hofhimmel! Hat ſich doch deine Theorie glänzend bewährt."

„Zum Teufel mit meiner Theorie! Sie hat mich ins Geſicht geſchlagen, dieſe Theorie. Ich glaubte den Augenblick des Glückes zu erfaſſen — es war der Augenblick des Unglücks. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht denn. Ich werde morgen nach dir ſehen!" Damit trennten ſich die Freunde, und während der Eine

von finsteren Gedanken bewegt, hastig im Zimmer auf und ab schritt, trat der Andere glücklich, selig vor das Haus, und als er an den klaren Nachthimmel hinaufblickte, dachte er an den leisen Druck ihrer Hand, der lauter zu seinem Herzen gesprochen, als tausend Worte es vermocht, und sprach mit einem innigen, herzlichen Gedanken an sie: „Das war der Augenblick des Glücks!“

Achtes Kapitel.

Ein photographisches Atelier.

Wenn ich mir erlaube, dem geneigten Leser zu sagen, daß ein Bild aus Licht und Schatten besteht, sowie, daß unser Leben aus Contrasten zusammengesetzt ist, so wird er um so eher und bereitwilliger glauben, als ich ihm hiermit keine neue Wahrheit verkündige, er dasselbe vielmehr täglich und stündlich schon selbst erfahren hat. Daß sich die Contraste berühren, und ebenso gut wie vom Erhabenen zum Lächerlichen, so auch von Glanz, Pracht und Herrlichkeit zu Armuth und Elend oft nur ein kleiner Schritt ist, das haben wir ebenfalls Alle sattsam erfahren, und wird mir nun ferner auch der geneigte Leser auf's Wort glauben, wenn ich ihm versichere, daß das Haus mit der Wohnung des Baron Wenden, so elegant und vornehm es sich auch von der Vorderseite präsentirte, doch hinten an eine finstere, stille Gasse stieß, welche es gleichsam vom Verkehr wohlhabender und vornehmer Leute förmlich absperrte. Ja, dieses

Haus mit einer trotzigen unverſchämten Breite und Höhe nahm der armen Gaſſe einen guten Theil der ſo nothwendigen Lebensbedingungen: Luft, Licht und Sonne. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß ſich die alten Häuſer mit ihren hohen Giebeln kummervoll vorwärts geneigt hatten, als wollten ſie ſo viel wie möglich in die Straße hineinragen, um an dem bischen Sonnenlicht, das in gewiſſen Stunden faſt wie ſpottend an den grauen Mauern dahinfuhr, nach beſten Kräften Theil zu nehmen.

Wollten wir den verſchiedenen Wohnungen in dieſer Gaſſe einen Beſuch machen, ſo würden wir ſo viel Stoff finden, daß die Bearbeitung deſſelben am Ende langweilig werden könnte; auch würde es ſich nicht mit dem Titel unſerer wahrhaftigen Geſchichte vereinigen laſſen, in den meiſten dieſer Häuſer zu verweilen; denn da würden wir von Augenblicken des Glücks ſehr wenig erfahren, wohl aber von Stunden, langen Jahren, ja ganzen Menſchenaltern des Unglücks.

Eines dieſer alten Häuſer aber, das größte in ſeiner Art, das ſtattlichſte gehört in den Bereich dieſer Geſchichte, und muß ſich der geneigte Leſer ſchon unſerer Leitung anvertrauen, um mit uns fünf der ziemlich dunkeln, holperigen und ächzenden Treppen hinaufzuklettern. Warum wir gerade im obern Stockwerk anfangen, wollen wir nicht verſchweigen. Wir befinden uns hier oben im untern Theil des Dachgiebels, der nach Norden zeigt, haben, was den

unteren Etagen völlig abgeht, eine ziemliche Aussicht auf die umherliegende Stadt, d. h. auf einige Tausend Dachseiten und doppelt und dreifach so viele Schornsteine. Da es Vormittags gegen zehn Uhr ist, so sind die zahlreichen Kinder, die das Haus beherbergt, in der Schule oder sonstwo bei der Arbeit beschäftigt, weßhalb das große Haus ziemlich ruhig daliegt. Unten feilt freilich ein Schlosser, im ersten Stock klopfen Schuhmacher, wir hören auch im zweiten Stock eine scheltende Weiberstimme, aber alles das verhallt in dem großen Bau, und wenn wir noch eine Treppe höher steigen in den vierten Stock, so vernehmen wir wenig mehr von der Feile, dem lederklopfenden Hammer und dem scheltenden Weibe. Dagegen klingt eine helle und frische Mädchenstimme an unser Ohr, und wenn sie singt:

Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein,
Hangen und bangen in schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend, — zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt,

so sagt uns die ungekünstelte, herzliche Art, mit der sie ihr Lied vorträgt, daß ihr Herz weiß, was sie singt, daß ihr Herz zuweilen schneller schlägt, und daß sie glücklich in ihrer Liebe ist. An der Thür, hinter welcher die Mädchenstimme ertönt, lesen wir auf einem Stück Papier, das dort angeklebt ist: „Wittwe Weiher besorgt alle Arten Strohflechterei."

Die Stimme klingt ſo friſch und jugendlich, daß wir gern hineintreten möchten, uns einen Strohhut zu beſtellen oder ein Cigarren-Etui zu kaufen; doch treibt uns der Gang dieſer wahrhaftigen Geſchichte noch eine Treppe höher hinauf, und wenn wir nun in dem fünften Stock angelangt ſind, ſtehen wir vor einer andern Thür mit der Aufſchrift: „Photographiſche Anſtalt von Heinrich Böhler.“

Hier, wie im Palaſte des Fürſten, haben wir die Macht, ungehindert und ungeſehen einzutreten. Wir kommen in ein geräumiges Zimmer, deſſen ſchiefe Decke an der einen Seite anzeigt, daß ſie in das Dach hineinragt. Vor uns haben wir ein großes Fenſter, an deſſen Einfaſſung und Scheiben wir deutlich erſehen, daß daſſelbe erſt in jüngſter Zeit zum Gebrauche des photographiſchen Apparats eingeſetzt wurde. Die andern Fenſter im Hauſe mit ihren kleinen ſtaubigen Glasſcheiben haben ſich auch bedeutend über den unverſchämten Eindringling geärgert, denn je heller und goldener der letzte Strahl der Abendſonne dieſen in ſeiner Höhe vergoldet, um ſo mürriſcher und unzufriedener blicken alle andern Fenſteröffnungen alsdann auf die dämmerige Straße.

Das Gemach hat weiße Kalkwände und iſt ſehr beſcheiden möblirt. Gegenüber dem großen Fenſter ſteht der Ofen, neben dieſem ein breiter tannener Tiſch, und ein paar eben ſolche Stühle, ſowie ein ähnlicher Kaſten vollenden die Einrichtung. Neben dem Fenſter befindet ſich

dagegen eine kleine Ecke eleganter, fast reicher Ausstattung. Da ist ein erhöhter Fußboden mit einem Stückchen Teppich von spanischen Wänden umgeben, die mit alten seidenen Vorhängen malerisch drapirt sind. Auch sehen wir hier einen geschnitzten Eichenholzstuhl, ein rundes Tischchen mit gedrehtem Fuß und auf demselben eine große Vase mit Blumen. Vor dieser Ecke steht der photographische Apparat auf einem Stativ, jetzt bedeckt mit einem dunkeln Tuche, welches das geheimnißvolle Glasauge verhüllt, mit dem die gespensterhafte Maschine ihr Opfer anstiert, um es alsdann in erschreckender und oft auch in erschrecklicher Aehnlichkeit wieder zu geben. Ja, sie ist verhüllt wie in der Menagerie der Käfig des Basilisken oder die große Schlange mit den bezaubernden Augen; denn dem photographischen Apparat ist vielleicht eben so wenig zu trauen, und wenn er unbedeckt dastände, wer bürgt dafür, daß ihm nicht auf einmal einfiele, Gegenstände aus dem Zimmer oder der Nachbarschaft in sich aufzunehmen und auf seine Weise zu bearbeiten, die sich nicht immer für die Oeffentlichkeit eignen. An den Wänden hingen, theils in Rahmen, theils mit kleinen Nägeln aufgeheftet, photographische Arbeiten, von denen einige sehr gelungen genannt werden konnten; andere aber, namentlich solche, wo sich mehrere Personen auf einem Blatte befanden, waren in den Stellungen verfehlt, und es zeigten die Figuren, wie bei vielen Arbeiten der Art, das seltsame Bemühen sich so unnatürlich wie immer

möglich zu halten und ſo krampfhaft auszuſehen, ſo ſchmerzlich zu lächeln und den Beſchauer ſo ſtier anzublicken, daß man nicht umhin kann, an plötzlich ausbrechenden Wahnſinn, an Schlagflüſſe oder dergleichen zu denken.

Künſtleriſch ſchön aufgefaßt war dagegen das Portrait eines jungen Mädchens, welches ſelbſt von der geſpenſterhaften Maſchine mit Liebe wieder gegeben worden zu ſein ſchien. Dies Blatt mehrmals vervielfältigt, war ohne alle Retouche und gab trotzdem ein ſehr liebliches Bild, das von einer wunderbaren Aehnlichkeit ſein mußte. Das junge Mädchen, obgleich im einfachen Hauskleide, zeigte eine prachtvolle Geſtalt; ſie hatte den Kopf etwas erhoben und ſchien mit ihren hellen klaren Augen in die Höhe zu blicken. Es war als lauſchte ſie etwas Angenehmem, ſo war der Ausdruck ihres Geſichts und das drückten die leicht geöffneten feinen Lippen aus. Ihr rundes Geſicht war umgeben von reichem, kunſtlos und doch ungemein kokett aufgeſteckten Haar. Sie ließ die zuſammen gelegten Hände herabhängen und hielt zwiſchen den Fingern etwas, das wie ein Bouquet ausſchaute; bei näherem Betrachten aber ſah man, daß es eine kunſtreich gearbeitete Strohſchleife war. Einmal befand ſich dieſes Portrait an der Wand in einem ſchönen aus Holz geſchnitzten Rahmen; und wo dieſer am Nagel hing, da bemerkte man einen Strauß vertrockneter Feld- und Waldblumen mit zierlichen Gräſern, die ſo über das Portrait hereinnickten, daß man glauben konnte, die klaren

Augen des Mädchens blickten nach ihnen, und wenn man sich dieser Phantasie hingab, so konnte man auch den zufriedenen glücklichen Ausdruck ihres Gesichtes verstehen, in dem die Erinnerung einer glückseligen Stunde lag.

Im Zimmer befinden sich drei Personen, an dem Tannentisch sitzt eine alte, einfach, aber reinlich gekleidete Frau mit einem guten Gesichte, auf dem sich Zufriedenheit und Wohlwollen abspiegeln. Man sieht ihr an, daß sie gern lacht und daß die kleinste Veranlassung im Stande ist, sie in eine heitere Stimmung zu versetzen. Der Besitzer der photographischen Anstalt, Herr Heinrich Böhler, befindet sich ebenfalls an dem Tische, und daß er der Sohn seiner Mutter ist, sehen wir an der außerordentlichen Aehnlichkeit zwischen Beiden.

Er ist ein kräftig gewachsener schlanker junger Mann von vielleicht sechsundzwanzig Jahren, mit einem hübschen offenen und ehrlichen Gesichte, hellblondem, lockigem Haar, auf welches er etwas zu halten scheint, denn es ist sorgfältig gescheitelt, und die überall natürlich emporsteigenden krausen Locken sind mit Sorgfalt um Stirn und Schläfe geordnet.

Die dritte Person sitzt an einem besonderen Tische in der Nähe des Fensters, ebenfalls ein junger Mann von gleichem Alter wie der Photograph, aber von der Natur sehr stiefmütterlich behandelt. Sein Gesicht ist gelb und hager, von schwarzen gerade herabhängenden Haaren beschattet, seine Figur klein und dürftig, und was bei anderen

gerade gewachsenen Menschen wie eine gewölbte Brust aussieht, erscheint bei ihm als Höcker, der so weit vortritt und so hoch hinaufragt, daß er fast sein spitzes Kinn darauf stützen könnte. Obendrein ist seine linke Schulter höher als seine rechte, und da er diesen Mangel durch eine gezwungene Haltung zu verdecken sucht, so gibt ihm das etwas Geziertes, welches widernatürlicher erscheint, selbst als sein krüppelhafter Körperbau. Der kleine Mann ist Maler, retouchirt die Photographieen, wo es verlangt wird, und malt den jungen Damen auf den Daguerreotypen rothe, schwindsüchtige Backen. Da er den Kopf selbst bei der Arbeit immer etwas auf die linke Seite geneigt trägt, so mag es wohl daher kommen, daß er sich angewöhnt hat, mit seinen Augen Alles von unten herauf zu betrachten, wodurch sein Gesicht einen lauernden Ausdruck erhielt. Leider aber sind wir gezwungen hinzuzusetzen, daß dieses lauernde, unstäte Aufblicken in seinem Charakter begründet und anfänglich wohl aus dem Mißtrauen entstanden war, das ihn gegen alle gerade gewachsenen und von der Natur besser behandelten Menschen erfüllte. Vielleicht hatte er auch als Kind von Lust, Glück und Liebe geträumt; vielleicht hatte er sich sogar später, seiner verkümmerten Gestalt noch nicht recht bewußt oder im verzweifelten Wagniß einem geliebten Wesen genähert und war durch ein sonderbares Lächeln aus allen seinen Himmeln gestürzt worden, tief hinab in die Finsterniß eines zerstörten Gemüthes, wo

ihm alsdann Zähneknirschen und krampfhaftes Zusammenballen der Hände Linderung und Labsal war. Letzteres, das krampfhafte Schließen der Hände, hatte er beibehalten, und wenn er sprach, so zuckten seine Finger auf und zu und er hob sie meistens gegen sein Gesicht, als sollten sie ihn in seinen Reden unterstützen. Vielleicht war es auch Eitelkeit, daß er so that, denn die Natur, die ihm sonst alles versagt, hatte ihm eine wunderschöne, feingeformte weiße Hand verliehen. — Herr Krimpf, der kleine Maler, saß da und zeichnete; die alte Frau Böhler strickte an ihrem Strumpfe, und der Photograph hatte eine Glastafel vor sich, in den Putzrahmen eingespant, die er mit einem feinen Tuch polirte und zuweilen anhauchte, um zu sehen, wo irgend noch ein fettiges Theilchen sitzen geblieben war. Wir müssen hierbei erwähnen, daß Herr Böhler die Lappen, womit er das Glas putzte, auf eine eigenthümliche Art hielt, was daher kam, weil er sich durch einen unglücklichen Zufall den Zeige- und Mittelfinger vor nicht langer Zeit schwer verletzt hatte.

„Heute scheint wieder einmal Niemand zu kommen," sagte er, indem er die alte Frau anblickte; „doch will ich nicht darüber klagen, denn wenn es bei uns wie im Bäckerladen ginge, so würde ich ja am Ende noch ein reicher Mann werden, und daran denke ich doch wahrhaftig nicht."

„Es ist noch früh," sprach Frau Böhler, „die Leute

kommen ja meiſtens um die Mittagsſtunde, da ſoll das Licht am beſten ſein, wie du immer ſagſt."

Herr Krimpf am Fenſter wandte ſeinen Kopf noch mehr auf die linke Seite, als wolle er ſeine Arbeit auch in einiger Entfernung betrachten; dann ließ er ſich nach einer kleinen Weile vernehmen: „Die Concurrenz thut's, die große Concurrenz. Auf dem Marktplatz, in der Finken- ſowie in der Roſenſtraße haben ſich ſeit einigen Tagen neue Photographen niedergelaſſen. Der am Markt hat ein prachtvolles Atelier gebaut, ganz von Glas und Eiſen."

„O, wir haben hier oben auch ein gutes Licht," warf der Andere hin; „ganz Norden und keine Mauern hinter uns, die Reflex geben."

„Dazu," fuhr Herr Krimpf fort, „hat der am Markt einen eleganten Salon eingerichtet, wo Damen und Herren warten können, auch einen gewandten Bildhauer engagirt, der die ſchönſten Stellungen angibt."

„Nun, einen Salon haben wir freilich nicht," entgegnete der Photograph, „und was den Bildhauer anbelangt, ſo glaube ich, daß ſich Eure Stellungen damit meſſen können. Ihr müßt doch geſtehen, Krimpf, daß wir in der letzten Zeit ganz famos gelungene Sachen gemacht haben."

„Sehr ſchöne Sachen," bekräftigte die alte Frau, und damit nahm ſie die Nadel, welche ſie gerade abgeſtrickt hatte, in die rechte Hand und zeigte auf das Portrait des

jungen Mädchens. „Gibt es wohl was Beſſeres bei allen Photographen, als das Bild der Roſa?“

Herr Böhler hielt, als die Mutter ſo ſprach, mit dem Reiben auf der Glasſcheibe inne und blickte ebenfalls freundlich lächelnd zu dem Bilde des jungen Mädchens empor. „Ja, das iſt ſehr gelungen,“ ſprach er halblaut.

Herr Krimpf hatte ebenfalls herübergeſchielt, und ein Lächeln, von dem man nicht wußte, bedeutete es Schmerz oder Freude, zuckte um ſeinen breiten Mund, zu dem ſich die Finger erhoben. „Das iſt in der That ſehr gelungen,“ ſagte auch er, „und wenn man das öffentlich ausſtellen könnte, ſo wäre das Portrait allein im Stande, uns eine Menge Kundſchaft herbeizuziehen.“

„Nein, nein, das würde ich nie zugeben,“ fiel ihm der Photograph eifrig in's Wort, „ſelbſt wenn ſich Roſa dazu entſchließen könnte.“

„O, ſeid ganz unbeſorgt,“ warf der Andere ſchnell ein, während er ſich auf ſeine Malerei niederbückte, „die wird ſich nie dazu entſchließen, ſelbſt wenn es den größten Vortheil brächte. Was bekümmert ſich das hochmüthige Mädchen um Eure Kundſchaft, um Euer Fortkommen.“

Frau Böhler hatte bei dieſen Worten den Kopf geſchüttelt, und zum erſten Mal nahm ihr Geſicht einen ernſten Ausdruck an. „Krimpf, Krimpf,“ ſagte ſie alsdann, „das iſt ein Punkt, wo Ihr immer bösartig werdet, und wovon Ihr doch wahrhaftig nichts verſteht.“

„Sieht man nicht auch Prinzeſſinnen und Gräfinnen an den Schaufenſtern ausgeſtellt?“

„Daß ſich eine vornehme Dame nichts daraus macht, von der Menge angegafft zu werden, begreife ich vollkommen. Wenn ſie im Theater und im Concert mit ihren Spitzen und Brillanten ſitzen, ſo müſſen ſie es auch leiden, daß Tauſende von Augen ſie ſo lange anſchauen, als es ihnen beliebt. Aber mit einem jungen beſcheidenen Mädchen, die von der ganzen Welt nichts will, iſt das doch was ganz Anderes. Nehmt mir's nicht übel, Krimpf, wenn Ihr eine Schweſter hättet —“

„Oder eine Geliebte,“ ſagte giftig der Maler.

„So möchtet Ihr es auch nicht haben,“ fuhr Frau Böhler fort, ohne auf dieſe Worte zu achten, „daß ſie Jedermann anſtarrte und fragte: wer iſt denn das Mädchen? Wie heißt ſie? Was thut ſie? Wo wohnt ſie?“

„Nun, was das anbelangt,“ entgegnete der Maler nach einem kleinen Stillſchweigen, „ſo ſtellt Mamſell Roſa ihr Licht auch nicht gerade unter den Scheffel und läßt ſich gehörig auf der Straße ſehen.“

„Ja, wenn ſie ausgehen muß oder mit ihrer Mutter im Schloßgarten ſpaziert,“ bemerkte der Photograph in etwas gereiztem Tone und rieb ſeine Glasſcheibe heftiger als nothwendig geweſen wäre.

„Der Effect iſt derſelbe,“ fuhr Herr Krimpf hartnäckig fort. „Ich bin ihr ſchon oft begegnet und habe häufig ge-

hört, wie der oder jener Lieutenant oder ſonſt ein junger Herumtreiber fragte: Wer iſt denn das ſchöne Mädchen? Wie heißt ſie? Was thut ſie? Wo wohnt ſie?"

„Und wenn Einer wirklich auch ſo was gefragt hat;" erwiderte der Photograph ärgerlich, „ſo hat doch Roſa gewiß niemals Anlaß dazu gegeben. Könnt Ihr das anders ſagen?" fuhr er nach einer Pauſe fort, da der Maler ſich achſelzuckend über ſeine Arbeit niederbeugte; „hat ſie je einen von Euern Herumtreibern angeſehen oder durch ihr Betragen herausgefordert, daß er ſich nach ihr umſchaue und frage: Wer iſt ſie? Wo wohnt ſie?"

Herr Krimpf betrachtete die Arbeit, die vor ihm lag, ſo angelegentlich, als habe er in der ganzen Welt für ſonſt gar nichts Sinn. Er nahm auf's Gleichmüthigſte einen anderen Pinſel und ſuchte lange nach einem ſchönen Blau, um das Kleid der Dame, die er eben retouchirte, zu laſiren, und erſt als er fand, daß die geſuchte Farbe paſſend war, nickte er befriedigt mit dem Kopfe und warf dann leicht hin.

„Ich muß ſelbſt geſtehen, daß Mamſell Roſa auf der Straße in der That Keinem eine Veranlaſſung gibt, ſich um ſie zu bekümmern oder ihr nachzugehen."

Hätte er das „auf der Straße" nicht ſo hoch betont! Aber er that es und ſo ſtark, daß ſelbſt die alte Frau ihren Kopf ſchüttelte und ihr Sohn nicht unterlaſſen konnte zu entgegnen: „Krimpf, Ihr habt ſo ausdrucksvoll geſagt, Roſa

gebe auf der Straße keine Veranlaſſung, daß man ihr nachſehe und ſich um ſie bekümmere, ſie betrage ſich auf der Straße nicht auffallend! Alſo vielleicht ſonſtwo, wenn auch gerade nicht auf der Straße?"

Herr Krimpf zuckte abermals mit den Achſeln, ſpitzte ſeinen Mund und hielt den Nagel des Daumens ſeiner rechten Hand gegen das Licht, um eine gemiſchte Farbe zu betrachten, die er darauf geſetzt hatte, während er ſagte: „Seht, lieber Böhler, das iſt das alte Kapitel. Da brauch' ich nur ein unſchuldiges Wort zu ſagen, daran klammert Ihr Euch, ſetzt mir ſo zu ſagen die Piſtole auf die Bruſt, und wenn ich mir dann erlaube, irgend eine Bemerkung fallen zu laſſen, ſo heißt es, ich ſuche Streit und Unfrieden."

Die alte Frau winkte ihrem Sohne mit den Augen, das Geſpräch fallen zu laſſen, doch ſchien dieſer es nicht bemerken zu wollen, und man ſah deutlich, daß er ſich in einer großen Aufregung befand, der er ſich vergeblich bemühte, Herr zu werden. Sein Auge glänzte, und eine flammende Röthe lag auf ſeinem Geſichte, während er die Lippen heftig zuſammenpreßte.

„Ich wollte nämlich ſagen," fuhr Herr Krimpf gleichmüthig fort —

„O, ſagt lieber gar nichts," unterbrach ihn raſch die alte Frau. „Kann es Euch denn eine Freude machen meinen Sohn mit Sachen zu alteriren, von denen Ihr ſelbſt

am Beſten wißt, daß ſie nur in Eurem Kopfe entſtanden ſind?"

Es war ein eigenthümliches, faſt ſüßes Lächeln, mit dem der Maler jetzt zu der alten Frau hinüberſah. Es war ein Lächeln, welches ſagen zu wollen ſchien: Gute, argloſe Seele, wie bedaure ich dich aus dem Grunde meines ehrlichen Herzens! Dann zuckte ſeine rechte Hand nach dem Munde empor, und ſeine Finger berührten dieſen leicht, als wollte er ſich ſelbſt Stillſchweigen auferlegen, worauf der Pinſel auf dem Papier wieder gleichförmig ſeine Linien beſchrieb.

„Nein, nein, er ſoll reden!" ſagte beſtimmt der Photograph; „aber er ſoll mit geraden Worten reden. Krimpf, ich halte große Stücke auf Euch; nur in dieſem Einen Punkte geht Ihr nicht ehrlich mit mir um. Ich weiß wohl, was Ihr wollt. Ihr könnt mir keine Thatſachen berichten. Ihr habt nur böſe Bemerkungen gegen das Mädchen, und doch könnt Ihr mir glauben, Krimpf, daß ich Euch in der That ſogar dankbar wäre, — wenn —". Das Letzte ſagte er mit unſicherer, gepreßter Stimme, wie Jemand, der ſich vor ſeinen eigenen Worten ſcheut; auch war er nicht im Stande, den Satz zu vollenden.

„Laß dir doch keine Grillen in den Kopf ſetzen," ſprach die alte Frau; „du weißt ja, was er dir ſagen will. Gott der Gerechte! Und wenn ſie hie und da auch einmal einen Blick hinüberwirft nach dem Fenſter des großen

Hauſes, was thut ſo ein Blick? Habe ich in meiner Jugend doch auch meine Augen nicht immer zugeſchloſſen, und bin doch eine brave Hausfrau geworden, das kann ich mir wohl nachſagen. — Ach was, ſo ein Blick!"

„Es liegt ein großer Unterſchied in der Art, wie man Blicke ſendet," meinte Herr Krimpf.

„So wollt Ihr alſo ſagen, daß Roſa da hinüber Blicke ſendet, wie ſie ſich für ein junges Mädchen nicht ziemen?" fragte Herr Böhler.

„Wie es ſich für ein junges Mädchen nicht ziemt, will ich grade nicht ſagen, aber," ſetzte er langſam und bedächtig hinzu, „wie es ſich vielleicht für ein junges Mädchen nicht ziemt, die ſchon einen Liebſten, ſo zu ſagen, einen Bräutigam hat, und wie es ſich für ein junges Mädchen aus unſerem Stande einem Manne jenes Standes gegenüber gewiß nicht paßt."

„Krimpf," rief jetzt heftig der Photograph, „entweder, oder! Laßt Eure ſchlimme Reden oder ſagt mir gerade heraus, was Ihr denkt und wißt."

„Bosheiten, nichts als Bosheiten," flüſterte leiſe die alte Frau.

„Nun?" fuhr ihr Sohn gegen den Maler los, da dieſer ſchwieg.

„O, das iſt ſehr einfach," antwortete Krimpf, „und ich ſage nie etwas, wozu ich nicht meine Gründe habe. — Es gibt gewiſſe Stunden im Tage," fuhr er in ſo gleich-

gültigem Tone fort, als begönne er eine Geſchichte: Es war einmal ein König, der hatte eine ſchöne Tochter, — „es gibt gewiſſe Stunden, wo Mamſell Roſa ihr Fenſter öffnet und ſich an demſelben ſehen läßt. — Wißt Ihr, das Fenſter iſt gerade unter uns, alſo kann es Euch nicht gelten. Da an's Fenſter ſtellt ſie ſich, doch ehe ſie ſich hinſtellt, ſingt ſie vorher, und ſie hat eine ſchöne Stimme und kann ſehr laut ſingen. Habt Ihr ſie vorhin ſingen hören?" fragte er mit ſeinem fatalen, lauernden Lächeln.

„Ja, ich habe ſie gehört," ſagte der Andere mit faſt tonloſer Stimme.

„Nun alſo," ſprach Herr Krimpf mit dem ruhigſten Tone von der Welt weiter, „dann wette ich hundert gegen eins, daß ſie ſich jetzt am Fenſter etwas zu ſchaffen macht."

„Und wenn dem ſo wäre," miſchte ſich die alte Frau gereizt in's Geſpräch, „wollt Ihr dem jungen Mädchen verbieten an's Fenſter zu treten und friſche Luft zu ſchöpfen?"

„Ich? Ganz und gar nicht. Ich will ihr überhaupt nichts verbieten. O, wenn Ihr nur einmal begreifen wolltet, wie ehrlich ich es mit Euch meine. Nicht wahr, wo ich hier ſitze, bin ich nicht im Stande in die Nachbarſchaft zu ſehen? Das werdet Ihr mir zugeben. Was ich alſo jetzt ſagen will, kann ich nicht vorher geſehen haben. Unſerem Hauſe gegenüber liegt, wie Ihr wißt, das große Palais, das mit ſeiner Pracht und Herrlichkeit unſere arme dunkle

Gaſſe ſo zu ſagen abſperrt und uns verhindern will, mit der vornehmen Welt, die dort wohnt, in gar zu nahe Berührung zu kommen. Aber dieſe vornehme Welt," fuhr er boshaft fort, „kommt doch zuweilen gern mit uns in Berührung. Alſo im erſten Stock drüben iſt ein Fenſter, grade dem der Frau Wittwe Weiher gegenüber; der Geſang iſt verſtummt, Roſa ſteht am dieſſeitigen Fenſter und am jenſeitigen befindet ſich, oder meine Ahnung müßte mich trügen, ein junger Herr, wahrſcheinlich im rothſeidenen Schlafrock, da es noch früh iſt. Er blickt angeblich in unſere ſchlechte Gaſſe, vielleicht vermittelſt ſeines Opernglaſes, vielleicht auch nur ſo, und treibt allerlei kleine Thorheiten. Er legt die Finger an den Mund oder drückt ein Blumenbouquet, das er neben ſich hat, an die Lippen, fächelt ſich vielleicht auch mit ſeinem Schnupftuche Kühlung zu — —"

Schon bei den erſten Worten, die Herr Krimpf ſprach, wollte ſich der Photograph haſtig erheben, doch legte ihm die alte Frau ihre Hand auf den Arm und ihr Blick bat ihn, ruhig zu bleiben. Als aber der Maler in ſeiner boshaften Art alle die Einzelnheiten berichtete, da ließ es den Andern nicht länger auf ſeinem Stuhle, er ſprang in die Höhe, holte tief und heftig Athem und trat an eine Stelle des Zimmers, wo er das gegenüberliegende Haus ins Auge faſſen konnte.

Herr Krimpf blickte nicht einmal zu ihm empor, vielmehr malte er ruhig an ſeinem Bilde und ſagte nach einer Pauſe: „Hab' ich Recht oder Unrecht?"

Auch Frau Böhler war hinter ihren Sohn getreten, und das ſonſt ſo wohlwollende Geſicht der alten Frau hatte ſich finſter überzogen. Daß Jemand drüben am Fenſter war, darin hatte der Maler allerdings Recht; und wenn der geneigte Leſer mit uns hinüberſchauen will, ſo bemerkt er einen der Fenſterflügel im erſten Stock geöffnet; an demſelben ſteht ein Fauteuil, und auf dieſem ruht ein junger Mann in rothem Schlafrock, der den Arm auf die Brüſtung geſtützt hat, den Kopf in die Hand gelegt, und zwar ſo, daß der Zeigefinger derſelben an ſeinen Lippen ruht. Der junge Mann am Fenſter hat ſein blondes Haar glatt an den Kopf geſtrichen, Kinn und Wangen ſind ſorgfältig raſirt, den feinen Mund hat er lächelnd zuſammen gezogen, und die lebhaften Augen fixiren ſich ſcharf auf einen Punkt ihm gegenüber. Der junge Mann im Schlafrock iſt unſer Bekannter, der Kammerherr von Wenden, der ſich in ſeinem Hausarreſt außerordentlich langweilt und ſehr vergnügt zu ſein ſcheint, in der Nachbarſchaft ein vorübergehendes Amuſement gefunden zu haben.

Der Photograph fuhr mit der Hand heftig in ſein lockiges Haar und preßte ſie dann an ſeine Stirn; — der junge Mann gegenüber lächelte freundlich herüber, nickte auch leicht mit dem Kopfe, und jetzt kam auch das Blumenbouquet zum Vorſchein, von dem der Maler geſprochen. — „Nun?“ fragte dieſer abermals. „Habe ich Recht oder Unrecht?“

„Seht, Krimpf," ſprach jetzt die alte Frau mit erzürntem Tone, „ich kann nicht begreifen, wie es Euch ein Vergnügen machen kann, meinen Sohn mit ſo lächerlichen Sachen zu quälen. Was kümmert es die arme Roſa, wenn da drüben wirklich ein junger Mann am Fenſter ſteht und ſeine Thorheiten treibt? Sie wird nicht nach ihm ſchauen, wird in ihrer Küche beſchäftigt ſein oder mit ihrer Strohflechterei. Wie könnt Ihr Euch einbilden, daß ſie jetzt gerade auch am Fenſter unter uns ſtehe? Kennt Ihr die alte Weiber ſo ſchlecht? Die hat Augen wie ein Falke, und Roſa würde ſchön ankommen."

„Daß die alte Weiber Augen wie ein Falke hat, daran habe ich noch nie gezweifelt," verſetzte der Maler mit einem geringſchätzenden Seitenblick; „doch nicht für ihre Tochter. Da iſt ſie, um in Eurem Gleichniß fortzufahren, blind wie eine Eule, ſonſt müßte ſie die Geſchichte ſchon lange gemerkt haben. Schon lange!"

„Nein, das iſt nicht möglich," knirſchte der junge Photograph. „Roſa kann nicht am Fenſter ſein und da hinüber ſehen, das kann und wird ſie mir nicht anthun. Es iſt eine Schande, daß ich nur einen ſolchen Gedanken hatte. Von Euch finde ich es begreiflich, Krimpf," ſetzte er in faſt verächtlichem Tone hinzu.

„Dieſe Bemerkung kann mich gar nicht anfechten, ich bin meiner Sache gewiß," flüſterte der brave Krimpf vor ſich hin.

„Und ich will mich überzeugen," ſagte entſchloſſen Herr Böhler. „Das Fenſter der Schlafkammer iſt offen. Wenn ich mich vorbeuge, kann ich hinabſchauen, und ich will es denn in Gottes Namen für dieſes Mal thun, um den Krimpf zum Stillſchweigen zu bringen. Bleibt hier, Mutter," fuhr er fort, als er, ſich umwendend, ſah, daß ihn die alte Frau begleiten wollte.

„Aber ich ſollte eigentlich mitgehen," meinte der Maler, und dabei lächelte er auf ganz eigenthümliche Art und kniff die Augen ſo zuſammen, daß nur noch ein paar Blitze herausſchoſſen; „ich ſollte eigentlich mitgehen, ſonſt iſt die Partie vollkommen ungleich."

Der Andere war aber ſchon in das Nebenzimmer getreten und hatte ſich mit klopfendem Herzen dem Fenſter genähert. Er wußte nicht wie es kam, daß er nur mühſam Athem ſchöpfen konnte, und daß das Blut wie im Fieber durch ſeinen Körper raſte. — Jetzt ſtand er am Fenſter. Ehe er aber hinabblickte, faßte er mit der Hand krampfhaft die Brüſtung.

O, warum mußte der Maler Recht haben! Warum ſtand Roſa jetzt gewiß und wahrhaftig am Fenſter! Warum lehnte ſie ſich heraus, daß er [illegible] Haar ſah, ihren Hals, ja die ſchlanke Taille und ihre kleine Hand, mit der ſie leicht das Fenſterkreuz gefaßt hielt und ſo auf dem erhobenen Arme ihren Kopf ruhen ließ. Er hätte hinausſchreien können; er hätte wie ein Kind weinen

mögen, denn er war zu fest überzeugt gewesen, daß Krimpf verleumdet habe. Kein Zweifel, es war Rosa selbst! Wenn er auch nur ihre Fingerspitzen gesehen hätte oder eine einzige Flechte ihres Haares, so hätte er gefühlt, daß sie es sei. Es ward ihm dunkel vor den Augen, und als er jetzt seine Lippen fest aneinander preßte, so schwellte ihm der Athem so heftig die Brust, daß sie zu zerspringen drohte. Also doch! Er blickte auf das Mädchen hinab, und es war ihm, als müsse er sie mit seinen Gedanken in das Zimmer zurückziehen können. Dann sah er neben ihr vorbei in die schwindelnde Tiefe, und es flimmerte seltsam vor seinen Blicken. Er wollte Rosa! rufen, aber er that es nicht. Er blickte auf das gegenüberliegende Haus und sah, wie sich der junge Mann am Fenster unverwandt herüberblickend langsam erhob, wie er dabei die Hand leicht an seine Lippen legte, ja, wie er herüberwinkte. Ach und wie ward dem Späher, als der nun sehen mußte, wie Rosa ebenfalls ihre Stellung änderte, wie sie die Hand und den Arm, auf denen so eben ihr Kopf geruht, langsam herabsinken ließ, und wie sie, ehe sie das that, leicht mit ihren weißen Fingern über das schwarze Haar herabfuhr. — Dann verschwand sie vom Fenster. Er aber oben preßte seine beiden Hände gewaltig gegen die Brust und blickte an den blauen Himmel empor, der ihm mit einem Male stockdunkel erschien und an dem Blitze hin und her fuhren, Blitze aus heiterer Luft, von denen er nicht wußte, woher sie kamen. Er mußte in das

Wohnzimmer zurück, das fühlte er wohl, aber er mußte lange mit ſich kämpfen, ehe ſein Athem wieder ruhiger ging, ehe ſeine Augen den ſonderbar entſetzlichen Ausdruck verloren hatten, ehe ſein Gang wieder gleichmäßig geworden, nicht mehr ſo ſchwankend war, als da er vom Fenſter wegtrat. Ja, er verſuchte zu lächeln, und es gelang ihm, als er nun wieder vor die Beiden im Nebenzimmer trat, wo ihn die alte Frau beſtürzt anblickte; denn, wie ſie ihm ſpäter ſagte, habe er zum Erſchrecken blaß ausgeſehen.

Herr Krimpf hob ebenfalls den Kopf in die Höhe, und auch er lächelte, als er in die entſtellten Züge des Photographen blickte. Darauf zuckten ſeine Finger wie vergnügt nach ſeinem Kinn und als er ſagte: „Nun?“ lag in dieſem einzigen Worte ein Hohn, ein Triumph, der unausſprechlich war.

„Nun?“ fragte auch die alte Frau.

„Die Roſa war nicht am Fenſter,“ entgegnete der Andere ſo gelaſſen als es ihm möglich war. Dabei blickte er beſorgt auf den Maler, der aber ſeinen Kopf ſo tief über das Papier gebeugt hatte, daß man ſein eigenthümliches Grinſen nicht ſehen konnte. — „Nein, ſie war nicht am Fenſter,“ wiederholte er nach einer Pauſe und einem tiefen Athemzuge.

Ein paar Sekunden lang war es nun auch ſo ſtill in dem Zimmer, daß das Picken der Schwarzwälder Uhr ein faſt unerträgliches Geräuſch machte. Dann ſagte Herr Krimpf: „Nun, wenn ſie nicht am Fenſter war, ſo iſt es mir lieb

und ich will recht gern Unrecht gehabt haben. Denn wäre ſie am Fenſter geweſen," ſetzte er mit ſcharfer Betonung hinzu, indem er den Kopf erhob, „ſo hätte ich Recht behalten, und man müßte dann die Roſa für ein unverantwortlich leichtſinniges Mädchen halten, für ein Mädchen, das nicht werth iſt, daß ein braver Mann, wie Ihr, ſie liebt. — Darin ſtimmt Ihr mir bei, nicht wahr, Böhler?"

„Ja — darin," entgegnete der Photograph in einem Tone, dem man deutlich anhörte, wie mühſam und ſchmerzhaft er hervorgebracht war. — Hierauf ſchien er aber nicht geneigt, ſich noch in weitere Erörterungen einzulaſſen, ſondern ging abermals in das Nebenzimmer, nicht um dort wiederholte Fenſterbeobachtungen zu machen, vielmehr ſetzte er ſich ſo entfernt wie möglich von demſelben in eine Ecke der Kammer, barg das Geſicht in beiden Händen und blieb unbeweglich.

Neuntes Kapitel.

Chantons, buvons, traleralera.

Herr Krimpf hatte eine Zeitlang emſig fortgemalt und ſchien auch mit ſeiner Arbeit vollkommen zufrieden zu ſein. Er betrachtete die Photographie, die er retouchirte, bald von dieſer, bald von jener Seite, und während er ſo den Kopf bald rechts, bald links wandte, ſummte er in ſich hinein eine luſtige Melodie, was ſelten genug vorkam. Bald jedoch ſchien er mit ſeiner Arbeit für jetzt aufhören zu wollen, betrachtete das Portrait ein paarmal aus der Entfernung, legte es alsdann zwiſchen Fließpapier und fing an ſeinen Pinſel mit großem Geräuſche in einem vor ihm ſtehenden Waſſerglaſe auszuſpülen.

Die alte Frau hatte ſich mit ihrem Strickſtrumpf wieder an den Tiſch geſetzt, doch zeigte ihr Geſicht lange nicht mehr den heiteren, wohlwollenden Ausdruck wie früher, bald blickte ſie beſorgt nach der Kammerthüre, dann einigermaßen entrüſtet auf den Maler, der ſeine Farben zuſammengelegt

hatte, einen beſſeren Rock anzog, der in der Ecke hing, und ſich zum Weggehen anſchickte. „Es ſcheint dieſen Vormittag Niemand kommen zu wollen," ſagte er, „und da will ich einen kleinen Ausgang beſorgen. Gegen zwölf Uhr bin ich wieder da, wenn man mich vielleicht doch noch brauchen ſollte." Bei dieſen Worten hatte er den Rock bis unter das Kinn zugeknöpft und trat an das Fenſter, um einen Blick in die Nachbarſchaft zu werfen.

„Ja, ja," murmelte er vor ſich, aber doch ſo laut, daß es die Frau deutlich verſtehen mußte, „dieſe vornehmen Herren! Es iſt mir begreiflich, daß ihnen ſo allerhand verfluchte Geſchichten durch den Kopf gehen, da ſie doch auf der Herrgottswelt den ganzen Tag ſo gut wie gar nichts zu thun haben. Möchte das auch 'mal mitmachen."

Hiebei verſuchte er, ſeinen Halskragen aufzurichten, was ihm aber nur an der einen Seite gelang; an der anderen drückte ihn der herabhängende Kopf hartnäckig wieder gegen die Schulter. „Aber das könnt Ihr mir glauben, Frau Böhler," fuhr er nach einer Pauſe fort, „es iſt mir gerade, als hätte mir Jemand was geſchenkt, daß die Roſa nicht am Fenſter war. Es wäre auf meine Ehre arg geweſen; denn der da drüben iſt ein verrufener Patron, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen, und wenn der einmal anbändelt, dann hört er nicht wieder auf, bis er die Schleife feſt zugezogen hat. Jetzt behüt' Euch Gott, Frau Böhler, ich komme bald wieder." — Er hatte ſeinen Hut aufgeſetzt

und warf einen Blick in den Spiegel, so verstohlen und scheu, daß man wohl merkte, er fürchtete dort etwas sehr Unangenehmes zu erblicken. Dann lief er mit einer wahrhaft komischen Behendigkeit zur Thür hinaus.

Als er fort war, ließ die alte Frau ihre Hände mit dem Strickzeug in den Schooß sinken, schüttelte den Kopf und sagte in einem betrübten Tone: „Wie der Heinrich verstört aussah! Vielleicht war sie wirklich am Fenster, vielleicht hat der Krimpf Recht, aber das wäre doch gar zu entsetzlich! Nein, nein, so ist die Rosa nicht. Und wenn sie wirklich am Fenster war, bah! so hätte das noch nichts zu bedeuten. So ein junges Mädchen ist ein wenig vorwitzig und naseweis, aber schlimm ist die Rosa nicht, gewiß nicht; davon muß auch der Heinrich überzeugt sein."

Hastig warf sie ihr Strickzeug auf den Tisch und eilte in das Nebenzimmer, als wollte sie ihren Sohn fragen, ob er denn wirklich etwas Schlimmes von Rosa glauben könne, selbst wenn sie am Fenster gewesen wäre. — Der Photograph saß noch immer in seiner Ecke. Die Hände hielt er freilich nicht mehr vor das Gesicht, sondern gefaltet auf seinen Knieen; doch blickte er so starr durch das Fenster an den Himmel empor, daß die Mutter bei seinem Anblick ordentlich erschrack und es kaum wagte, leicht mit den Fingern seine Schulter zu berühren.

Er fuhr wie aus tiefen Träumereien empor, und als er die alte Frau neben sich stehen sah, sagte er mit erzwun-

genem Lächeln: „Ich bin doch recht thöricht, da ſitze ich hier in tiefen Gedanken, als wenn Gott weiß was geſchehen wäre, und es iſt doch im Grunde gar nichts.“

„Nein, es iſt gewiß nichts, Heinrich, wahrhaftig nichts,“ entgegnete die alte Frau, „das kannſt du mir glauben. Mach dir doch keine ſo trüben Gedanken.“

Er ſah mit einem unendlich troſtloſen Blick zu ſeiner Mutter empor, dann ſagte er: „Aber ſie war am Fenſter.“

„Ich hab' es dir angeſehen.“

„Dann hat es mir der Krimpf gewiß auch angeſehen, und was er zu mir ſprach, war aus lauter Bosheit.“

„Du weißt doch,“ antwortete kopfſchüttelnd die alte Frau, „wie der immer gereizt iſt und wie es ihm ein Vergnügen macht, andere Menſchen mit ſeinen ſchwarzen Gedanken zu quälen.“

„Aber ſie war am Fenſter.“

„Nun ja, laß ſie. Man muß ihr das auf eine gute Art ſagen. Ich verſichere dich Heinrich, ich bin deinem Vater immer eine brave und getreue Frau geweſen, aber als ich noch ein junges Blut war —“

„Da haſt du auch ſo am Fenſter geſtanden?“ fragte haſtig der junge Mann und ſchaute zu der Mutter empor, als hoffe er Troſt in ihren Blicken zu finden.

„Warum denn nicht?“ fuhr dieſe mit ihrem tröſtenden Lächeln fort. „Ich weiß mich noch wie heute zu erinnern, es war während der Kriegszeit, da mußten wir armen

Mädchen überhaupt viel ausſtehen; Tag und Nacht keine Ruhe vor dem wilden Gezeug; nun, damals war ich achtzehn Jahre alt und ſo übel auch gerade nicht. Sie gafften mich an, wie es die jungen Leute von jeher gethan haben und auch nicht laſſen werden, ſo lange die Welt ſteht und ſo lange es noch junge Mädchen gibt. — Uns gegenüber lag ein ſehr hübſcher franzöſiſcher Kapitain im Quartier. Das war ein Tollkopf, welcher der ganzen Nachbarſchaft Beſuche machte. Bei uns kam er aber nicht weiter, als bis an die Küchenthür."

„Siehſt du, Mutter, das war ſehr brav von dir."

„Das Lob verdien' ich nicht — ich hätte gern mal mit ihm geplaudert. Aber um wieder auf mein Kapitel zu kommen, ſo ſtand ich auch zuweilen am Fenſter und hörte zu, wenn er ſeine luſtigen Lieder ſang. Da war eins, das ſchloß immer mit den Worten: Chantons, buvons, traleralera, und das hatte ich mir leider gemerkt. Leider, ſag' ich, denn eines Tags, als wir am Eſſen ſaßen, ſpielte die Muſik dies Lied gerade unter unſern Fenſtern vorbei, und ich — ich werde das all' mein Lebtage nicht vergeſſen, wir hatten gerade Klöße und ich einen auf dem Löffel, mit dem ich eben zum Munde fahren wollte — ſinge ſo, ohne viel zu denken, die Melodie mit: Chantons, buvons, traleralera. Aber das Traleralera war noch nicht von mir ausgeſungen, ſo erhielt ich von meiner Mutter eine ſo ungeheure Maulſchelle, daß ich nicht wußte, wie mir geſchah. Der Löffel

und Alles lag am Boden, und ich ſelber duckte mich in Erwartung einer zweiten Ohrfeige. So böſ' hatte ich die Mutter in meinem ganzen Leben nicht geſehen, als ſie nun ausrief: warte du, ich will dich betraleraleraen."

„O die Großmutter war eine rechtſchaffene Frau," ſeufzte der Photograph, worauf Frau Böhler entgegnete: „Laß das nur gut ſein, die alte Weiher iſt auch nicht links. Aber jetzt komm mit hinüber; laß dein Grübeln, das kann wahrhaftig zu nichts führen. Man muß mit der Roſa reden."

„Nein, das darf man nicht thun," ſprach faſt erſchrocken der junge Mann, indem er aufſprang; „das darf um Gotteswillen nicht geſchehen. Iſt an der Sache wirklich etwas Unrechtes, und man warnt ſie, ſo wird ſie's verheimlichen, und dann wird es noch viel ſchlimmer. Nein, nein, Mutter, ich will erſt die vollſtändigen Beweiſe und dann nach Umſtänden handeln." — Die alte Frau ſah ihren Sohn fragend an. — „Dann will ich zu ihrem Herzen ſprechen, und wenn es, wie ich zu Gott hoffe, nur eine kindiſche Eitelkeit iſt, die ſie antreibt, die Blicke jenes — Herrn zu erwiedern, ſo werde ich ihr vorſtellen, was daraus entſtehen kann, und hoffe ſie zu überzeugen. Kann ich das Letztere aber nicht, Mutter, ſo habe ich am Ende nicht viel verloren."

Damit waren Beide in das Wohnzimmer zurückgegangen; der Photograph legte das geputzte Glas bei Seite und machte ſich mit den Schalen zu ſchaffen, worin er ſeine Silber-

und Natronbäder hatte. Draußen ſchien die Sonne ſo prachtvoll, und das Licht war ſo glänzend, daß es ordentlich ſchade war; daß gerade in dieſem günſtigen Augenblicke ſo gar keine Menſchenſeele kommen wollte, um ſich photographiren zu laſſen. Das meinte auch Frau Böhler, und der Sohn pflichtete ihr achſelzuckend bei.

„Ich weiß nicht wie es kommt," ſagte er, „daß es bei mir nie einen rechten Zug nehmen will. Ich will gerade nicht klagen und eben ſo wenig meine Werke ſelbſt loben; aber bei den Arbeiten, die ich mache, könnte ich doch ſchon ein Bischen mehr zu thun haben. — Ich habe eben kein Glück."

Frau Böhler hob den Kopf in die Höhe, und als ſie bemerkte, wie ihr Sohn bei dieſen Worten die beiden verſtümmelten Finger ſeiner rechten Hand anſah, ſo ſchwieg ſie ſeufzend ſtill.

„Gewiß und wahrhaftig kein Glück," fuhr er fort. „Wie ſauer habe ich es mir werden laſſen, mit welcher Liebe habe ich gearbeitet, ehe ich's in der Holzſchneidekunſt zu etwas gebracht, und da ich eben anfing hübſche Arbeiten zu machen, paſſirt mir das Unglück, woran ich mein ganzes Leben werde leiden müſſen. Darauf fange ich an zu photographiren, mache auch ordentliche und hübſche Portraits, werde von meinen Bekannten empfohlen; aber was hilft mir das Alles! Pfuſcher haben den Zulauf, bei mir will nichts recht in den Zug kommen. Ich habe keine Protection, oder beſſer geſagt, kein Glück."

„Es ist nicht zu leugnen," entgegnete Frau Böhler, „daß du bisher mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hattest."

„Mit vielem, vielem Unglück!"

„Aber das kann sich mit einem Male ändern, und ich habe es schon oft erlebt, daß Leute, die lange vom Schicksal verfolgt wurden, auf einmal an einen Punkt kamen, wo eben das Schicksal wie müde und matt von ihnen abließ."

„Darauf habe ich lange gehofft," sagte bitter der junge Mann, „immer geglaubt, auch für mich müsse endlich einmal so ein Augenblick des Glückes eintreten; und daß meine Wünsche nicht unbescheiden sind, das weißt du am besten, Mutter. Wie zufrieden war ich mit meiner Arbeit, ja, trotz des langsamen Ganges der Geschäfte, ich könnte wohl sagen fast glücklich, ja — ja, fast glücklich, bis vor einer halben Stunde, wo Alles mit mir zusammenbrach." — Die alte Frau blickte kopfschüttelnd in die Höhe, ohne eine Antwort zu geben.

„Und es ist so traurig," fuhr der Photograph fort, „daß in der Welt eine Widerwärtigkeit, ein Unglück das andere nach sich zieht." — — Er hatte bei diesen Worten einen Abdruck der Photographie jenes schönen jungen Mädchens, von dem wir vorhin sprachen, aus der Schale genommen und lange betrachtet. „Wie kann ich es der Rosa eigentlich übel nehmen, daß es ihr langweilig wird zu warten, bis mir einmal das Glück so lächelt, daß ich auch sie glücklich machen kann. — Habe ich eigentlich das Recht, von

ihr zu verlangen, daß ſie warten und immer warten ſoll? Und wie lange wird das Warten dauern! O glaube mir, Mutter, wir Beide können alt werden, ehe für mich der Augenblick des Glücks eintritt!"

„Wie kannſt du ſo verzagt ſprechen!" entgegnete die alte Frau; „das hab' ich noch nie von dir gehört. Du, ſonſt immer voll der ſchönſten Hoffnungen, du, der alle Widerwärtigkeiten, — ja, ich muß dir das Kompliment machen — mit einer ſtaunenswerthen Kraft und Geduld aushielteſt; der mir in jeder Beziehung eine ſo feſte Stütze war, zu dem ich wahrhaft beruhigt aufſah und von dem ich mir oft ſagte: Heinrich iſt ja da, dein Sohn! In ſeiner Hand muß noch Alles gut und ſchön werden."

„So haſt du freilich gedacht, und ich dachte faſt ebenſo von mir ſelbſt. Haſt du auch bis jetzt je geſehen, daß ich den Muth ſinken ließ; haben mich die Widerwärtigkeiten die uns betroffen, im Geringſten gebeugt? Aber das von vorhin," ſetzte er leiſe hinzu, „das hat mich in's Herz getroffen. Und wenn das Herz verletzt wird, ſo iſt auch der Muth dahin."

Die alte Frau wiegte unmuthig mit dem Kopfe hin und her, während ſie ſagte; „Schlag dir doch dieſe Grillen aus dem Sinn. Du wirſt ſehen, das klärt ſich Alles zum Guten auf, und ebenſo, was dein Geſchäft anbelangt. Iſt doch aller Anfang ſchwer. Aber ich habe ein ahnungsvolles Gemüth, dein Schickſal wendet ſich einmal plötzlich."

„Ja, nachdem ich ſo viel Herzeleid durchgemacht,"

ſprach düſter der Photograph, „daß mich das Glück nicht mehr freut, wenn es endlich bei mir einkehrt.“

„Ach was — ich weiß noch, wie deine Großmutter ſelig, die es auch nicht leiden konnte, wenn man immer von Unglück ſprach, und von Leuten, die ſtets vom Unglück verfolgt würden, — wie deine Großmutter zu ſagen pflegte. Glück hat jeder Menſch, ſagte ſie, nur muß er es zu faſſen wiſſen. Aber freilich gibt es Menſchen, die, wenn das Glück an ihre Thür klopft, nicht einmal „Herein!“ rufen.“

In dieſem Augenblick klopfte es leiſe und beſcheiden an die Thür des photographiſchen Ateliers.

Dieſes Klopfen kam ſo apropos, daß ſowohl die alte Frau wie ihr Sohn ſich betroffen anblickten und keines das eben erwähnte Wort ausſprach, ſo daß draußen zum zweiten Male geklopft wurde. Jetzt rief jedoch der Photograph: „Herein!“ Die Thür öffnete ſich und auf der Schwelle erſchien ein herrſchaftlicher Lakai in einfacher, aber eleganter Livree, der den Kopf zur Thür hereinſteckte und mit leiſer Stimme fragte: „Hier wohnt doch der Photograph, deſſen Name unten an der Hausthür ſteht?“

„Allerdings, der Photograph Heinrich Böhler.“

„Und iſt zu Hauſe?“ — „Ich bin es ſelber.“

„Ah!“ verſetzte der Lakai und zuckte mit ſeinem Kopfe, wie zu einer leichten Begrüßung, vorwärts, wobei er die Schultern, dieſer Bewegung anpaſſend, in die Höhe hob.

„So habe ich denn zu fragen, ob Sie Zeit hätten, augenblicklich ein Portrait zu machen.“

„Vollkommen Zeit und sehr gutes Licht,“ entgegnete der Photograph, wobei er einen Blick auf seine Mutter warf, die in tiefen Gedanken da saß und wahrscheinlich an seine Großmutter dachte, an den Augenblick des Glücks, an das Klopfen und Hereinrufen.

„So werden wir sogleich kommen,“ sagte der Lakai, langte mit zwei Fingern an seinen Hut und verschwand geräuschlos, aber eilig die Treppen hinab.

Während der junge Mann sich daran machte, ein paar seiner größten Glasplatten zu präpariren, rückte Frau Böhler ihre Haube zurecht und wischte mit der Schürze eilig über den tannenen Tisch, sowie über die Stühle an den Wänden, obgleich dort nirgends ein Stäubchen sichtbar war. „Ich weiß, du lachst mich immer aus, wenn ich von Ahnungen spreche,“ redete sie dabei. „Aber diesmal hab' ich recht. Es ist was ganz Apartes, vielleicht Jemand vom Hof. O du mein lieber Gott, wenn es dir heute nur recht gelingt!“

Jetzt hörte man Schritte auf der Treppe, dann wurde die Thüre geöffnet und der Lakai erschien, indem er dieselbe, außen stehen bleibend, soweit wie möglich zurückwarf und dann mit einer tiefen Verbeugung zwei Herren vorbeigehen ließ, die nun in das Zimmer traten.

Der erste, vielleicht ein Mann an den Vierzigen, hatte eine hohe, schlanke und elegante Figur; er trug einen dun-

keln Paletot, im Knopfloch ein rothes Bändchen, lederfarbene, untadelhafte Handschuhe, und seine Haltung war entschlossen und aufrecht, wie die eines Militärs. Sein Gesicht mit klugen Augen war interessant; man hätte es schön nennen können, wenn in den Zügen nicht ein matter, ja verlebter Ausdruck vorgeherrscht hätte. Er nahm seinen Hut ab, grüßte herablassend die alte Frau und den jungen Mann, welch' Letzterer eine tiefe Verbeugung machte, und sagte dann zu dem Anderen, der ihm folgte:

„Baron, das ging hoch hinauf."

„Nicht ohne Ursache, gnädiger Herr," versetzte dieser mit leiser Stimme; „der Mann hier soll gute Arbeiten machen, ohne daß er gerade einen besonders großen Zulauf hat."

Der, welcher also sprach, hatte ein ganz anderes Wesen als der, welcher zuerst eingetreten war, war viel kleiner und sah ungleich älter aus. Er war fast in das Zimmer herein getänzelt und bewies sich in allen seinen Bewegungen außerordentlich gelenkig; doch hatten diese Bewegungen etwas Forcirtes, und es war, als wende er sich bald rechts und bald links, um eine gewisse Steifheit und Hinfälligkeit seines Körpers zu verdecken. Sein Gesicht hatte einen ungemein klugen Ausdruck, dabei aber ein fatales Lächeln, ein Lächeln, bei dem man sich unwillkürlich sagen mußte es sei nicht ehrlich gemeint.

Aber es wäre unrecht von uns, dem wahrhaftigen Er-

zähler, gehandelt, wenn wir mit dem geneigten Leſer Verſteckens ſpielen wollten. Daher wollen wir es ſeiner Verſchwiegenheit anvertrauen, wenn er es nicht vielleicht ſchon errathen hat, daß der zuletzt Eingetretene Baron Rigoll war. Was jedoch den Andern anbelangte, den wir nur auf einen Augenblick in der Wohnung des Baron Wenden geſehen, ſo ſind wir mit dem beſten Willen ſelbſt nicht im Stande, etwas Näheres über dieſen Herrn anzugeben.

„Wir wünſchen alſo ein Portrait," ſagte der Baron, nachdem er in der Geſchwindigkeit an der einen Wand des Zimmers heruntergefahren war und die dort aufgeſtellten Photographien betrachtet hatte; „ein Portrait, gut, aber ſehr einfach. — Ah!" unterbrach er ſich ſelber, „iſt das ein ſchöner Kopf!" Er ſtand gerade an dem Bildniß jenes jungen Mädchens, über welches die verdorrten Feldblumen herabhingen. „In der That ſuperbe, magnifik! Wollen Eure — — wollen Sie, gnädiger Herr, ſich das nicht einen Augenblick betrachten? Ein ganz wunderbares Geſchöpf! — Das exiſtirt doch irgendwo?" wandte er ſich fragend an den Photographen.

„O ja, es exiſtirt," erwiderte dieſer mit einer tiefen Neigung des Kopfes.

„Das iſt wirklich ein ſchönes Mädchen," ſprach der andere Herr, „und gut ausgeführt. Eine hübſche nette Arbeit. Ich glaube, wir ſind an die rechte Quelle gekommen."

„Das glaub' ich auch," entgegnete Baron Rigoll mit

ſeinem ſeltſamen Lächeln; „und es ſollte mich freuen, wenn wir reuſſiren.“

„So wollen wir denn ſogleich beginnen,“ meinte der Andere, indem er ſich an den jungen Mann wandte.

Dieſer hatte ſchon den Stuhl zwiſchen den ſpaniſchen Wänden zurecht gerückt, und bat den großen ſchlanken Herrn, Platz zu nehmen; ehe ſich derſelbe aber ſetzte, wünſchte er, daß man alles Beiwerk, Tiſch, Vaſe, Blumen und Vorhänge weglaſſe, indem er wiederholte, es ſolle ein ganz einfaches Portrait werden.

Die Haltung, welche der Fremde hierauf von ſelbſt annahm, war ſo gut gewählt und paſſend, daß weder der Photograph, noch Herr Krimpf es hätte beſſer arrangiren können.

Nun wurde die geſpenſterhafte Maſchine von dem dunkeln Tuche befreit und geſtellt. Der Photograph ſchaute einen Augenblick hinein, richtete das Objectiv, dann ſchob er die Caſette mit dem präparirten Glaſe ein, bat den Fremden, ruhig zu ſitzen und nahm den Deckel von dem Glaſe.

Eine Sekundenuhr hatte ſich der gute Herr Böhler noch nicht anſchaffen können, deßhalb zählte er von Eins bis Zwölf, wie er es bis jetzt gewohnt war, gleichförmig vor ſich hin, und ebenſo that die alte Frau, welche in der größten Spannung in der Ecke des Zimmers ſtand. Dabei können wir nicht verſchweigen, daß dieſe, in ihrem

ahnungsvollen Gemüthe den Augenblick für außerordentlich wichtig ansehend, kleine Gebetsätze mit einfließen ließ, wobei sie, da es noch keine besonderen Heiligen für die Photographen gibt, verschiedene, die ihr gerade einfielen, bestens ersuchte, das gegenwärtige Portrait ihrem Sohn zu Nutz und Frommen gelingen zu lassen. Das Licht war günstig, der fremde Herr saß wie eine Mauer, und nach Verlauf der zwölften Secunde machte Herr Böhler eine tiefe Verbeugung, wobei er mit der Hand den Schließdeckel des Glases gegen den Sitzenden schwenkte, was bei den Photographen ungefähr ebenso viel sagen will, wie bei den Soldaten das bekannte: Rührt euch!

Hierauf begab sich der Photograph mit der geschlossenen Kapsel in die dunkle Kammer, um das Portrait hervorzurufen und zu fixiren. Es schien außerordentlich gelungen, und nachdem die Glasplatte mit Wasser abgespült war, brachte er sie den beiden Herren zur Ansicht. Allerdings war das Portrait scharf und gut gekommen, nur wunderte sich der fremde Herr, ja er erschrak fast einigermaßen darüber, daß er auf dem negativen Bilde natürlicher Weise mit schneeweißem Haar, eben solchem Bart, dagegen mit fast schwarzem Gesicht, einem sehr bejahrten Mohren nicht unähnlich, erschienen.

„Unser photographischer Freund dorten," sagte er, nachdem er sein Portrait eine Zeit lang betrachtet, „erklärt das Bild für gelungen; also ist das Licht vollkommen

günſtig, weshalb Sie ſich jetzt ebenfalls hinſetzen müſſen, beſter Baron; ich verlange das als einen Beweis der Freundſchaft, und werde Ihr Bild gern mit mir nehmen."

„Es wäre mir wahrhaftig im Schlafe nicht eingefallen," entgegnete der Andere, „mich photographiren zu laſſen; aber nach der ſchmeichelhaften Aufforderung von Ihnen, gnädiger Herr, kann ich nicht umhin, mich preiszugeben. Eigentlich ſcheue ich die ganze Photographie; es iſt etwas Unheimliches dabei, und ich kann es mir nicht anders denken, als daß ſich doch etwas von dem Darzuſtellenden ſelber auf der Glastafel niederſchlägt."

„Natürlicher Weiſe, ich habe es auch nie anders angeſehen," ſprach der ſchlanke Herr, „und eben deshalb wird Ihr Portrait, von dem wir einen doppelten Abdruck machen werden, an gewiſſen Orten außerordentlich willkommen ſein." Inzwiſchen hatte ſich Baron Rigoll auf den verhängnißvollen Stuhl geſetzt; nahm aber nicht die leichte und graziöſe Stellung an, wie ſein Vorgänger. Der Photograph mußte länger nachrichten, ihm Arme und Hände zurecht rücken, namentlich aber ſeinen Blick fixiren, damit derſelbe nicht gar zu geſchraubt und unnatürlich käme. — Uebrigens gingen die zwölf Sekunden ebenfalls ohne Anſtand vorüber, das Bild wurde hervorgerufen und genügend befunden.

„Gott ſei Dank!" ſagte der Baron, als er von ſeinem

Sitze aufſprang, „das wäre geſchehen. Jetzt ſind wir wohl fertig?“ wandte er ſich an den Photographen.

Dieſer machte ſeine tiefe Verbeugung, dann fragte er, wie viele Abdrücke er herrichten ſolle. — Der große ſchlanke Herr warf dem Andern einen bedeutſamen Blick zu, worauf ſich Baron Rigoll beſtrebte eine ernſte und würdevolle Haltung anzunehmen. Auch ließ er von ſeinem beweglichen Weſen ab und ſtellte ſich dicht vor den Photographen hin.

„Wer wir ſind, wird Sie nicht intereſſiren, aber ich bitte Sie auch dringend,“ — ſprach er in ſcharfem Tone, — „jedwede Nachforſchung darnach zu unterlaſſen. Von jedem der beiden Portraits werden zwei Abdrücke gemacht, dann wird die Glastafel vernichtet. Haben Sie mich verſtanden? — Wohl. — Dieſe Abdrücke werde ich holen laſſen, Vielleicht übermorgen, wenn Sie alsdann fertig ſind.“

Herr Böhler machte ein Zeichen der Zuſtimmung.

„Alſo übermorgen bitte ich ſie demſelben Bedienten, der vorhin da war, wohl verpackt und verſiegelt zu übergeben, ihm auch den Preis zu beſtimmen und ſich darin durchaus nicht zu geniren. Befolgen Sie unſere Wünſche pünktlich, ſo wird es Ihr Schaden nicht ſein, und werden wir in einiger Zeit Veranlaſſung finden, Ihrer Arbeiten, wenn ſie es verdienen, lobend zu erwähnen und Ihnen ſo vielleicht eine gute Kundſchaft zuzuwenden. — Noch Eins, ehe wir gehen. Eine Dame meiner Bekanntſchaft iſt geneigt

ſich bei Ihnen photographiren zu laſſen, nur wünſcht ſie eine Ihrer Arbeiten zu ſehen. Könnten Sie mir wohl zu dieſem Zweck einen Abdruck des Bildniſſes jenes jungen Mädchens dort überlaſſen? Ich erlaube mir Ihnen zu bemerken," fuhr der Baron fort, als er ſah, daß ihn der junge Mann mißtrauiſch anſchaute, ohne eine Antwort zu geben, „daß damit in keiner Weiſe Mißbrauch getrieben werden ſoll; ja, ich glaube Ihnen verſprechen zu können, daß das Original des Bildes es nie erfahren wird, daß dieſe Photographie irgendwo gezeigt worden iſt; denn die Dame, bei der dies geſchehen ſoll," ſetzte er lächelnd hinzu, „bewegt ſich in einer ganz anderen Schicht der Geſellſchaft."

Dieſe Forderung kam Herrn Böhler ſehr ungelegen. Es widerſtrebte ihm, einen Abdruck von dem Bilde Roſa's aus der Hand zu geben, namentlich an Leute, von denen er nicht wußte, wer ſie waren und was ſie möglicher Weiſe für Abſichten mit der Photographie haben konnten. Daß Eiferſucht dabei im Spiele war, verſtand ſich von ſelbſt. — Ahnte vielleicht der Baron den Grund der ſchweigenden Weigerung? Wohl möglich, denn er lächelte gegen den Photographen auf eine verbindliche Art, wobei aber jener uns bekannte ſcheue, faſt falſche Zug wieder um ſeine Lippen erſchien; dann war er klug genug ſich mit der freundlichſten Miene gegen die alte Frau umzuwenden, wie um deren Hülfe nachzuſuchen, die ihm auch bereitwilligſt zu Theil wurde.

„Ich kann gar nicht begreifen, Heinrich," ſagte Frau Böhler, „warum du dem Herrn eine dieſer Photographien verweigerſt. Du kannſt das gegen Roſa wohl verantworten und wenn du es nicht willſt, ſo nehme ich's auf mich. Sei kein Kind," ſetzte ſie leiſe hinzu, „auf ſolche Art machſt du dir keine Kundſchaft."

Der Photograph ging noch unentſchloſſen, nach der Ecke des Zimmers, wo ſich die große Mappe befand, in der er ſeine fertigen Arbeiten aufzubewahren pflegte. Als er dabei an dem Fenſter vorüberkam und einen Blick hinauswarf auf das gegenüberliegende Haus, wo noch immer das Fenſter geöffnet war und wo noch immer der kleine Fauteuil ſtand, da durchzuckte es ihn auf's Neue ſchmerzlich. Er preßte die Lippen auf einander, ballte ſeine rechte Hand krampfhaft zuſammen und war nun mit einem Male entſchloſſen, das Bild herzugeben. Während er die Mappe öffnete, um einen Abdruck hervorzunehmen, hatte Baron Rigoll ſeine Brieftaſche herausgezogen und eine Zehnthalernote auf den Tiſch gelegt. Der Photograph hatte es nicht bemerkt, wohl aber Frau Böhler, die ſich mit einem tiefen Knix dafür bedankte.

Die Photographie wurde eingerollt, dem Fremden übergeben, und darauf verließen beide Herren in derſelben Art wie ſie gekommen, das Zimmer. Als ſich die Thür hinter ihnen ſchloß, drückte der junge Mann beide Hände vor das Geſicht. Er hätte weinen können, denn es war ihm gerade

zu Muth, als hätte er mit dem Bilde Rosa's ein Stück von seinem Herzen hinweggegeben.

Frau Böhler trat leise auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Sei nicht wie ein Kind, Heinrich; denke daran, was ich dir vorhin gesagt, und sei meiner Ansicht, daß vielleicht in deinem Leben eine Aenderung eingetreten ist. Ich weiß nicht, mir kommt der Besuch dieser beiden Herren so bedeutungsvoll vor, und ich möchte darauf schwören, daß derselbe große Folgen hat."

„Ich fürchte auch, er hat große Folgen," sprach der Photograph, „und da ich das glaube, so mache ich mir jetzt die bittersten Vorwürfe, das Bild Rosas weggegeben zu haben. Ach, ich that es nur, weil ich an das dachte, was ich heute Morgen gesehen. Jetzt aber, wo ich ihr ebenfalls ein Unrecht zugefügt, möchte ich hinab zu ihr, möchte ihr Alles sagen und sie um Verzeihung bitten."

Die alte Frau dachte einen Augenblick nach, dann schüttelte sie mit dem Kopfe und entgegnete: „Das ist nun einmal dein weiches Gemüth. Wenn es dir zur Beruhigung dient, zu Rosa hinabzugehen und ihr zu sagen, du habest dich, um vielleicht eine gute Kundschaft zu erhalten, veranlaßt gesehen, ihr Portrait Jemandem zum Anschauen zu geben, so ist das Mädchen klug genug, dir es nicht übel zu nehmen."

„Ich wollte, sie wäre nicht klug genug und nähme

es mir übel," ſeufzte der junge Mann. „Doch wie das Schickſal will!"

„Das Schickſal will dir wohl, davon bin ich überzeugt," ſagte eifrig die Mutter. „Der kleine Herr mit den lebhaften Bewegungen und den freundlichen Mienen wird dich empfehlen, wo er kann. Auch der Andere vielleicht, doch waren ſeine Worte ſo feierlich und abgemeſſen. Er ſchien ſich ſo um nichts anzunehmen. Daß aber Beide vornehme und reiche Herren ſind, darauf kannſt du dich verlaſſen. — Du haſt noch gar nicht einmal geſehen, was man dir für das Portrait Roſa's zurückgelaſſen. Da ſieh, zehn Thaler."

Der junge Mann erſchrak faſt, als ihm die Mutter die Banknote hinhielt. Es war ihm ſchmerzlich, ja es berührte ihn faſt unheimlich, daß er ihr Bild verkauft haben ſolle. Daran hatte er nicht gedacht; er war der Anſicht geweſen, der Fremde habe es umſonſt von ihm angenommen, er werde es wahrſcheinlich ſogar zurückſchicken. Er ſchob die Zehnthalernote von ſich, worauf die alte Frau ſie in ihrem Schrank verſchloß.

„So werde ich denn einen Augenblick zu Roſa hinuntergehen," ſprach der Photograph nach einem Stillſchweigen, während deſſen er in tiefen Gedanken zum Fenſter hinausgeſchaut hatte. Er wandte ſich gegen die Thür, blieb aber auf der Schwelle ſtehen.

„Mir iſt nur lieb," ſprach er dort, „daß der Krimpf nicht da war. Meinſt du nicht auch, Mutter?"

„Im Gegentheil, ich wollte, er wäre da geweſen; der kennt die halbe Stadt und hätte uns vielleicht auf der Stelle ſagen können, wen du eigentlich die Ehre gehabt, zu photographiren."

Die Thür ſchloß ſich und die alte Frau ſetzte ſich wieder an ihren Tiſch; doch ließ ſie das Strickzeug in ihrem Schooße ruhen und baute die herrlichſten Luftſchlöſſer. Sie zog in eine Hauptſtraße, ſie wußte ſchon, in welches Haus. Hinten erhob ſich ein fabelhaftes Atelier aus Glas und Eiſen, und vornehme Damen und Herren drängten ſich zu der Ehre, von Herrn Böhler photographirt zu werden, ſelbſt Gräfinnen und Prinzeſſinnen; ja eines Tages fuhr eine vergoldete Equipage vor, — die Thüre wurde aufgeriſſen — der Regent Allerhöchſtſelbſt. Gott, der Gerechte! Frau Böhler, von ihren eigenen Träumereien erſchreckt, wäre faſt von dem Stuhl in die Höhe geſprungen, ja ſie fuhr mit der Hand an ihre Schürzbänder, um dies für einen Empfang ſo unpaſſende Kleidungsſtück zu beſeitigen.

Indeſſen ſtieg der Sohn langſam Stufe um Stufe die Treppe hinab, leiſe, bedächtig, faſt ſchleichend. Früher war er in zwei Sprüngen unten geweſen, hatte geräuſchvoll die Thüre geöffnet und ſich gefreut, wenn Roſa zuweilen erſchrocken auffuhr. Glücklich, ſie nur zu ſehen, hatte er ſodann ihr liebes Geſicht betrachtet, als ſei es ihm fremd

geworden, und es war ihm nie in die Gedanken gekommen, Acht darauf zu geben, ob und wo sie saß oder stand. Heute war das leider ganz anders. Er dachte an das gegenüberliegende Haus und sein Athem ging schwer, sein Herz schlug heftiger, wenn er fürchtete, daß sie vielleicht wieder am Fenster stehen würde, ja, daß sie in dem Augenblick, da er in's Zimmer träte, wieder mit der Hand über ihr schönes schwarzes Haar fahren könne.

Jetzt war er unten angelangt, drückte leicht die Thüre auf und trat in das Zimmer. — Sie stand nicht am Fenster, sie saß an ihrem gewöhnlichen Platze, an der rechten Seite des Gemachs, wo sie immer saß, vor ihrem Arbeitstischchen, das mit den feinen Strohhalmen bedeckt war, woraus sie ihre kunstreichen Sachen flocht. Früher war es ihm nie eingefallen, darüber nachzudenken, warum sie immer gerade auf dieser Stelle sitze, und er hatte durchaus nichts besonderes darin gesehen. Heute aber fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn: Wer weiß, ob sie nicht von ihrem Stuhle in das gegenüberliegende Fenster blickt? Früher war er unbefangen auf sie zugeeilt, hatte ihr die Hand gegeben und, fröhlich plaudernd, ihren Arbeiten zugesehen. Heute blieb er schüchtern an der Thüre stehen und wagte nicht, sich ihr zu nähern, aus Furcht, zu schnell zu erfahren, daß sein Verdacht gegründet sei. Dabei schlug ihm das Herz so heftig, als sei er selbst im Begriff etwas Unrechtes zu begehen.

Das junge Mädchen, das Original der Photographie, war in der That ein frisches, reizendes Geschöpf. Eine Fülle von Lebenslust lachte aus ihren klaren braunen Augen, und die feinen rothen Lippen schienen nie etwas anderes gekannt zu haben als Scherz und fröhliche Worte. Dabei war ihr Wuchs der untadelhafteste, den man sehen konnte. Während die schlanke, unerkünstelte Taille so fein war, wie sie nur die Natur in ganz gut gelaunten Augenblicken hervorbringt, gingen ihre Schultern so prachtvoll breit auseinander, und war ihre Brust so wunderbar gewölbt, daß man befürchten mußte, sie sprenge bei jedem Athemzuge das dünne Kleidchen. Rosa war vollkommen von dem kleinen Fuße an bis zur klein geformten Hand, und dabei waren alle ihre Bewegungen so unbewußt leicht und graziös, daß jede Stellung, die sie annahm, selbst dem ungenügsamsten Künstler zum schönsten Modell hätte dienen können.

An das Alles hatte der junge Mann schon so oft mit Entzücken gedacht und sich glücklich gepriesen, wenn sie so vor ihm stand, den Kopf etwas erhoben, die Lippen sanft geöffnet, mit den herabgesenkten langen Augenwimpern ihre glänzenden schelmischen Blicke dämpfend, oder wenn sie irgend eine Bewegung machte, einen Fuß vorsetzte, den Oberkörper zurückbog und sich mit dem Arme aufstützte. Das war Alles, als ob es das schönste Werk eines großen Bildhauers gewesen. Und dies herrliche Mädchen war sein!

Er war der Glückliche, den sie liebte! — O Gott, wenn nur nicht das gegenüberliegende Haus mit seinem verhängnißvollen Fenster gewesen wäre!

Daß die alte Frau Weiher diese schöne Tochter hatte, war ein merkwürdiges Spiel der Natur; denn man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken, und wenn man auch mit der größten Schmeichelei ihre sechzig Jahre in achtzehn verwandelt hätte, so konnte doch die regste Phantasie nichts ersinnen, was ihr eine Aehnlichkeit mit der Tochter gegeben hätte. Frau Weiher war ein kleines mageres Weiblein mit einer sehr hervorstehenden Nase und den eckigsten Bewegungen.

So lange Zeit als wir brauchten um diese Schilderung von Mutter und Tochter niederzuschreiben, blieb der Photograph freilich nicht an der Thüre stehen, aber doch lange genug, daß ihm Rosa mit vollem Recht zurufen konnte: „Aber Heinrich, dir muß was passirt sein! Was Gutes oder was Schlimmes? Ich fürchte fast das Letztere, denn sonst wärst du wie sonst ins Zimmer hereingeflogen, und wir wüßten bereits, was dir auf dem Herzen liegt."

Sie hatte bei diesen Worten ihre Hände mit der Arbeit in den Schooß sinken lassen und sich in ihren Stuhl zurückgelehnt. Konnte sie das gegenüberliegende Fenster sehen oder nicht? Diese Frage stieg dem jungen Mann auf, und trieb sein Blut siedendheiß empor. Wenn sie das Fenster sehen konnte, war es entsetzlich; denn während sie so mit

ihm ſprach, blickte ſie ihn nur ein einziges Mal flüchtig an, dann ſchweiften ihre Augen hinüber, und ſie ſah faſt gedankenvoll aus.

Früher hatte er nie daran gedacht, ihre ſüßen Augen auf ſolche Weiſe zu beobachten. Er hätte jedoch Gott weiß was darum gegeben, jetzt hinter ihrem Stuhle zu ſtehen. Wie ein vorſichtiger General wollte er ſuchen, langſam dorthin zu manöveriren, und er hätte doch, wie ſonſt mit ein paar Schritten an ihre Seite treten dürfen. So befangen iſt der Menſch in gewiſſen dummen Augenblicken!

„Ja, es muß ihm was paſſirt ſein," meinte jetzt auch Frau Weiher mit ihrer ſchnarrenden Stimme, „nun, Heinrich, werden wir es erfahren, oder iſt es ein Geheimniß?"

„O, es iſt ein Geheimniß," ſagte das Mädchen mit einem lieblichen Lächeln, und dabei blickte ſie abermals dorthin, wo vielleicht das verfluchte Fenſter zu ſehen war.

„So was Beſonderes iſt mir nicht widerfahren," ſprach der Photograph mit einem tiefen Athemzuge. „Es waren nur eben ein paar Herren droben, die ihre Portraits machen ließen. Sie thaten geheimnißvoll, verſchwiegen ihre Namen, und die Mutter meinte, es ſei was recht Vornehmes geweſen."

„Ei," ſprach Roſa, „und wie ſahen die Herren ungefähr aus?"

Bei dieſer Frage kam es dem jungen Manne vor, als

erröthe ſie ein klein wenig. Daß ſie wieder nach dem Fenſter blickte, das war nicht zu leugnen.

Er entwarf nun eine genaue Schilderung der beiden Fremden, und als er das gethan, fuhr er ernſter fort: „Etwas Anderes iſt noch dabei, was ich dir mittheilen muß, Roſa, da es eigentlich dich betrifft.“

Jetzt rötheten ſich in der That die friſchen Wangen des jungen Mädchens, ſie warf noch einen ſchnellen Blick an das Fenſter hin, dann nahm ſie ihre Arbeit eifrig wieder auf, während ſie ſagte:

„Was mich betrifft? Das finde ich doch ſonderbar. Was gehen mich denn die vornehmen Herren an?“

„In der That hoffe ich, daß ſie dich nichts angehen,“ erwiderte etwas unbedachtſam der junge Mann. „Es iſt auch in der That nichts ſo beſonders Auffallendes. Der Eine der Herren ſah dein Portrait und wünſchte einen Abdruck davon, um ihn einer Dame zeigen zu können, die Luſt habe ſich bei mir photographiren zu laſſen.“ Während er das in größter Spannung ſagte, hatte er ſich mit kleinen Schritten ihrem Tiſche genähert und hoffte aus tiefſtem Herzen, ſie würde ſich verdrießlich und erzürnt zu ihm wenden, ſie würde ihm ſagen, das gefalle ihr durchaus nicht, ſie verbitte ſich das für die Zukunft, ſie habe nicht Luſt ſich von fremden Menſchen angaffen zu laſſen. O Gott! wie lieb wäre es ihm geweſen, wenn ſie darüber einen kleinen Zank mit ihm angefangen hätte. Aber ſie fing

keinen Zank mit ihm an. Sie that gar nicht einmal überraſcht, ja, gerechter Himmel! ſie lächelte ſtill in ſich hinein und entgegnete mit dem ruhigſten Tone von der Welt: „Hoffentlich gefällt mein Bild der fremden Dame, und bringt — dir eine gute Kundſchaft.“

„Aber ich habe es höchſt ungern weggegeben,“ ſagte er zitternd vor Aufregung, „und wenn die fremden Herren, ja ſogar die Mutter, mich nicht ſo geplagt hätten, würde ich es nimmermehr gethan haben.“

„Das begreif' ich nicht,“ erwiderte das junge Mädchen, „du haſt es ja mehrmals.“

„Ich möcht' es aber allein haben,“ fuhr er mit tonloſer Stimme fort, und es war ihm gerade, als müſſe er an dem Satze erſticken; denn er ſtand jetzt hinter dem Stuhle Roſa's und blickte deutlich in das weit offenſtehende Fenſter gegenüber mit dem verfluchten Fauteuil! Dahin alſo zielten ihre Blicke. Dorthin ſchaute ſie ſogar in Momenten, wo ſie mit ihm ſprach. Das war entſetzlich! Herr Heinrich Böhler war ein ruhiger und behaglicher Menſch, aber auch einem ſolchen können Sachen vorkommen, wo ſich ſein ganzes Naturell verkehrt. Er aber bezwang ſich, wenn auch mühſam, und blieb anſcheinend ruhig hinter ihrem Stuhle. Daß er todtenbleich war, ſah weder das junge Mädchen, noch die Mutter, die mit dem Kochofen zu thun hatte, worin das beſcheidene Mittageſſen der kleinen Familie dampfte.

„Willſt du vielleicht heute miteſſen?“ fragte Roſa nach einer kleinen Pauſe.

„Ich danke dir, ich habe keinen ſonderlichen Appetit,“ antwortete der Photograph.

„Mir ſcheint in der That,“ fuhr das junge Mädchen freundlich fort, indem ſie ihren Kopf zurückbog, um den Mann anzuſehen, „es hat dich verſtimmt, daß du mein Portrait weggegeben. Sei doch nicht ſo kindiſch. Wenn es mich auch einestheils freut, daß dir die Photographie ſo koſtbar iſt, ſo könnte es mich doch faſt verdrießen, daß du etwas darin findeſt, ſie Jemandem gegeben zu haben.“

Als ſie das geſagt und ihren Kopf wieder gewandte, bemerkte er, ſeitwärts hinlauſchend, wie ihre Augen eine Sekunde an dem gegenüberliegenden Fenſter hafteten, ehe ſie wieder auf die Arbeit niederſanken.

„Wir haben heute Ihr Leibgericht, Heinrich, eine ſehr gute Klößeſuppe. Sie iſt in der That vortrefflich, und ich rathe Ihnen mitzuhalten.“

Bei dem Worte Klößeſuppe dachte der Photograph an ſeine ſelige Großmama, und ihm fiel die Erzählung von dem Chantons, buvons, traieraiera mit allen Folgen ein. Frau Wittwe Weiher führte auch eine recht gewandte Hand, und er hatte Roſa in früheren Zeiten oft bedauert, wenn eins ihrer kleinen Ohren mit den dürren Fingern der Mama in Berührung gekommen war. Jetzt aber hatte er

im Innersten der Seele den frevelhaften Wunsch, diese zehn Finger möchten als das Schwert des Damokles über dem Haupte Rosa's schweben, eigentlich nicht um dreinzuschlagen, sondern nur um ihr die schönen Augen zuzuhalten, jedesmal, so oft sie einen so schlimmen Gebrauch davon machen wolle.

— — Doch sah er recht? An dem bewußten Fenster erschien ein Herr, und wenn ihn nicht Alles trog, einer von den beiden, die er vorhin photographirt. Es war der kleine, lebhafte Herr, eben jener, dem er das Bildniß Rosa's gegeben. Und dieses Bildniß! Rollte er es nicht so eben auseinander, ja beim Teufel, das that er, und zeigte es einem Andern, und dieser Andere war niemand als die impertinente Gestalt, die vorhin im rothen Schlafrock in dem Fauteuil gelegen. Hol' euch beide der — — Und Rosa? Sie knüpfte eifrig an ihrer Strohmasche. Ha! er mußte sehen, wie ihre Mienen waren, wenn sie hinüberblickte, deshalb trat er leise wieder einen Schritt seitwärts. — Endlich schaute sie auf, und daß sie erschrak, daran konnte niemand zweifeln, der sie anblickte. Sie ließ die Hände mit der Arbeit in den Schooß fallen und ihr Gesicht überzog sich mit einer tiefen Röthe. Ihr Erschrecken war aber auch begreiflich, denn der im rothen Schlafrock drüben hatte die Photographie erfaßt, und betrachtete, nein, verschlang sie mit seinen Blicken und all' den lächerlichen Zeichen eines höchst affectirten Enthusiasmus!

In dieſem Augenblicke war es ſehr natürlich und verſtand ſich von ſelbſt, daß der Photograph die Frage that: „Was haſt du denn, Roſa? Warum erſchrickſt du ſo mit einem Male? Ach!“ fuhr er mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens fort, einem Erſtaunen, das übrigens ebenſo affectirt war, wie drüben der Enthuſiasmus, „was iſt denn da drüben ſo Sonderbares?“

„Ich, erſchrocken?“ ſagte das junge Mädchen mühſam lächelnd, „ja da kann man wohl erſchrecken, wenn man ſich in den Finger ſticht, wie ich ſo eben. — Aber du ſiehſt ſeltſam aus. Was bedeuten deine Blicke? Und was willſt du mit deinem „Dadrüben“?“

Heftig verſetzte er: „Das iſt doch ſo klar wie der Tag.“

„Was?“ fragte ſie trotzig.

„Siehſt Du dort drüben ein Fenſter das offen ſteht?“ — „Welches?“ — „Welches! Das iſt ſchön gefragt. Nun das, wo ſich jetzt die beiden Herrn befinden. Die ſiehſt du doch? Oder ſoll ich dir vielleicht auch noch ſagen, welche Herren?“

Sie zuckte mit den Achſeln, wie junge Mädchen das zu thun pflegen, ſobald ſie Unrecht haben, und wodurch ſie das Gefühl gekränkter Unſchuld ausdrücken wollen.

„Du brauchſt dich wahrhaftig nicht in den Finger geſtochen zu haben, um zu erſchrecken,“ fuhr Herr Böhler in ſehr beſtimmtem Tone fort, „obendrein, wenn ich dir ſage, daß der Kleine der beiden Herren dem Andern grade dein Portrait zeigt.“

Obgleich Frau Weiher eifrig mit ihrer Klöſeſuppe beſchäftigt war, ſo wurde ſie doch aufmerkſam bei dem lauten Geſpräch der Beiden und fragte: „Was gibt's denn?“

„Ich begreife den Heinrich wahrhaftig nicht,“ erwiderte Roſa beleidigt. „Denk' dir nur, er macht mir Augen und führt Reden, die ich gar nicht verſtehe.“

„Die ſie nicht verſtehen will,“ verſetzte der Photograph, „die ihr aber wohl noch verſtändlich werden ſollen, und recht verſtändlich, fürchte ich. Blicken Sie ſelbſt hinab,“ fuhr er gegen Frau Weiher gewendet fort, „dem einen der Herren hab' ich vorhin das Bild Roſa's abtreten müſſen, und nun bringt er es dem Andern, der da gegenüber wohnt. Iſt das nicht, um ſich die Haare auszureißen?“

„Das finde ich nicht,“ entgegnete die alte Frau in ſehr ruhigem Tone, „das hat nichts auf ſich. Der da drüben iſt oft genug am Fenſter; er kann ſich Roſa in Perſon genau genug anſehen. Was wird er ſich groß für ihre Photographie intereſſiren?“

„So, Frau Weiher, Sie finden nichts darin? Ich aber ſehr viel. Sie wiſſen, wie ich mit Roſa ſtehe, und ſo kann es mir nicht gleichgültig ſein, wenn ihr Portrait und noch weniger, wenn ſie ſelber von fremden Herren angegafft wird.“

„Daran iſt noch Niemand geſtorben,“ ſagte die alte Frau gleichgültig, und ſchickte ſich an, mit dem Rührlöffel ihre Klöſeſuppe zu verſuchen. „Wie kann man ſich nur mit ſolchen Kleinigkeiten abgeben?“

„Er will mich nur ärgern," bemerkte das junge Mädchen, indem sie ihren Kopf erzürnt empor warf. „Was sind das für Anklagen! Am Ende werde ich dich noch um Erlaubniß zu fragen haben, ob ich zum Fenster hinaussehen darf oder nicht."

Der Photograph strich sich mit der Hand über die heiße Stirn. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn er nichts gesagt hätte. Vielleicht war es wirklich zufällig geschehen, daß sie vorhin am Fenster stand, und er bildete sich nur ein, sie habe ein Zeichen hinübergegeben. Vielleicht hatte sie sich wirklich in den Finger gestochen, vielleicht wußte sie in der That nichts von dem gegenüberliegenden Fenster. Unmöglich! So blind war er auch nicht. Und wenn er Recht hatte, wenn sie sich schuldig fühlte, und es dann wagte, so mit ihm zu sprechen, so war es ihm wohl zu verzeihen, wenn in ihm die Vermuthung aufstieg, alles, alles verloren zu haben. Aber das hätte er nicht ertragen. Nein, das konnte er nicht ertragen. Er liebte sie leidenschaftlich. Sie war sein Alles. Sie füllte sein ganzes Denken aus. Er konnte sich nicht die Stadt, worin er lebte, nicht die Spaziergänge, wo er sie gesehen, nicht die Kirche, die er Sonntags besuchte, nicht das Haus, wo er wohnte, ohne Rosa denken. Wie sie nicht mehr sein war, so war die ganze Welt öde, ausgestorben und leer für ihn. O Gott!

Drüben hatten sich die Herren vom Fenster zurückgezogen, das heißt, sie spazierten im Zimmer auf und ab,

und so oft der im rothen Schlafrock dabei zum Vorschein kam, warf er einen Blick herüber. Freilich schaute Rosa gerade jetzt nicht zum Fenster hinaus, sie hatte sich abgewandt und schien eifrig mit ihrer Stroharbeit beschäftigt.

„Nein," sagte die alte Weiber zu dem jungen Manne, „Streit müssen Sie wegen so etwas mit meiner Tochter nicht anfangen, das ist ja complet lächerlich: sie hängt so sehr an Ihnen, daß es eigentlich gar zu arg ist. Das wissen Sie auch."

„Nein, das weiß er nicht oder er will es nicht wissen," fiel Rosa ein.

„Streit anfangen ist nicht gut," fuhr die Mutter fort, „gerade dadurch kommt man auf andere Gedanken. Wenn es wirklich wahr wäre, daß Rosa hie und da zum Fenster hinausschaute, und daß sie dabei zufällig Jemand sähe — wäre denn das so eine schlimme Geschichte?"

„Nein, das wäre in der That keine so schlimme Geschichte," erwiderte traurig der junge Mann, dem die sehr richtige Idee kam, es wäre klüger gewesen, die Sache mit Rosa allein zu verhandeln. „Nur jetzt hätte ich es sollen bleiben lassen," sprach er zu sich selber, „begreiflicherweise hilft die Mutter ihrer Tochter und läßt nun Aeußerungen fallen, die diese nur bestärken müssen!" — O er fühlte sich recht unglücklich!

Unterdessen war es Mittag geworden, die Kirchthurmuhren thaten ihre zwölf Schläge, und gleich darauf hörte

man entfernt die Militärmuſik, mit welcher die Wachparade aufzog. Sie ſpielte einen luſtigen Marſch, und da ſie näher und näher kam, ſo hörte man mit jedem Augenblick die heitern Klänge deutlicher und immer deutlicher. Nicht ohne Abſicht und mit einem bittern Blick auf Herrn Böhler warf das junge Mädchen heftig ihre Arbeit auf den Tiſch, ſtrich ſich ihr Haar zurecht, und trat — an's Fenſter. Ja ſie trat an's Fenſter und es war ihm gerade, als faſſe irgend etwas ſein Herz und drücke es ohne Erbarmen zuſammen. Sie trat an's Fenſter, und in demſelben Augenblick erſchien auch das Gegenüber an dem ſeinigen, natürlich nur in der gleichen Abſicht wie Roſa, um die Militärmuſik beſſer hören zu können. Schon wollte ſich der junge Mann entfernen, als ihm einfiel noch einen Verſuch zu machen, der ihm zu einer Ueberzeugung verhelfen ſollte. Er näherte ſich Roſa: „Laß es gut ſein, ſchreibe es meiner innigen Liebe zu, wenn ich ein bischen ſonderbar geweſen bin," dabei legte er ſanft ſeine Hand um ihre Schulter. Das hatte ſie früher oft und gern gelitten, ja ſie hatte in ſolchen lieben Augenblicken ihren Kopf ſo auf die Seite geneigt, daß ihre Wange ſeine Hand berührte. — Heute aber trat ſie bei der erſten Bewegung dazu von ihm weg, und nachdem ſie raſch einen verlegenen Blick auf ihr Gegenüber geworfen, ſagte ſie: „Laß! — am offenen Fenſter!"

„So! — am offenen Fenſter!" wiederholte er zurück-

weichend mit leiſer Stimme mehrmals und häufiger als er es vielleicht ſelbſt wußte, ſo daß die alte Weiber von ihrem Kochofen her darauf erwiderte: „Ja, Roſa hat Recht. Man muß ſich am offenen Fenſter doch ein bischen geniren. Es iſt von wegen der Nachbarſchaft.“

„Richtig von wegen der Nachbarſchaft,“ beſtätigte der unglückliche Photograph und ging dabei, ohne umzublicken zur Thür hinaus. Auf der Treppe ſprach er zu ſich ſelber, mit jeder Stufe abwechſelnd: — am offenen Fenſter! und von wegen der Nachbarſchaft! Als er jedes ſechsmal wiederholt, hatte er ſeine Stubenthür erreicht.

Roſa war noch einen Augenblick am Fenſter ſtehen geblieben, doch hatte ſie mehr in's Zimmer hineingehorcht, als nach dem Fenſter gegenüber geblickt, ſo ſehr ſich auch das Gegenüber Mühe gab, die Aufmerkſamkeit des jungen Mädchens auf ſich zu ziehen. Sie hörte, wie Heinrich ganz ſtill die Thür ſchloß, ſie hörte, wie er langſam die Treppe hinauf ging, wie er oben in ſeinem Zimmer ankam, und dann war es ihr gerade, als vernähme ſie durch die dünne Decke einen Schrei des Schmerzes. Vielleicht konnte ſie ſich auch getäuſcht haben, und der Schrei tönte aus ihrem eigenen Herzen herauf. Aber etwas tief Schmerzliches war dabei, das fühlte ſie an ihrer heftig klopfenden Bruſt, das fühlte ſie an ihren bebenden Lippen, das fühlte ſie an ihren zuckenden Augenlidern, an den heißen Thränen, die in ſchweren Tropfen über ihre Wangen herabrollten.

Aber ſie hatte ja eine Mutter, um ſie zu tröſten, und das that Frau Wittwe Weiber auch, nachdem ſie ihre Suppe vom Feuer geſetzt und den Rührlöffel weggelegt. „Was ſind das für Sachen," meinte dieſe. „So wirſt du dich nicht behandeln laſſen, hoff' ich. Glaubt der Herr Böhler, bei ihm allein wäre Heil und Glück dieſer Welt? Ein Mädchen wie du, kann ſich umſchauen nach einer Partie und braucht nicht auf einen Photographen zu warten, der nichts zu thun hat. Sei ruhig, Roſa, es iſt noch nicht aller Tage Abend, und es hat gar nichts auf ſich, wenn du dich hie und da und ſogar häufig am Fenſter ſehen läſſeſt. Das Glück kann dort eben ſo gut hereinkommen, wie zur Thür, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob es nicht für dich ein Glück zu nennen wäre, wenn der da oben von dir abließe. Warum ſoll auch Unſereins nicht das Recht haben, höher hinaus zu wollen?" fuhr ſie fort, als Roſa keine Antwort gab, ſondern ſich ruhig an ihr Tiſchchen ſetzte, jetzt vom Fenſter abgewendet. „Da drüben, der Herr Baron von Wenden iſt ein junger Mann, unverheirathet, reich, und es wäre doch wahrhaftig nicht das erſte Mal, daß ein armes, aber ſo ſchönes Mädchen wie du, eine gnädige Frau geworden."

Kurze Zeit darauf ſpeisten beide Familien ihr beſcheidenes Mittagsbrod, und bei beiden gab es traurige Geſichter. Während unten Frau Wittwe Weiher in ihren Verſuchen fortfuhr, die Tochter für ihre Anſichten zu gewinnen,

bemühte ſich oben Herr Krimpf, ſeinen Compagnon aufzuheitern, doch wollte dies Beiden nicht gelingen. Das junge Mädchen war tief betrübt, ohne ſelbſt genau zu wiſſen, warum. Der Photograph aber, in tiefe Gedanken verſunken, dachte an offene Fenſter und an genirende Nachbarſchaften. Nur einmal änderte ſich der Gang ſeiner Ideen, als er nämlich hörte, wie die Militärmuſik wieder von dannen zog. Da ging ihm die Erzählung der Mutter wieder durch den Sinn, er dachte an ſeine vortreffliche und energiſche Großmama, und in ihm erklang immer und immer fort der Refrain jenes franzöſiſchen Liedes: **Chantons, buvons, traleralera.**

Zehntes Kapitel.

Ein Diner und zwei Freunde.

Der Zimmerarreſt des Kammerherrn von Wenden hatte ſchon ein paar Tage gedauert. Eigentlich war es kein Arreſt zu nennen, wenigſtens konnte er von der Welt nicht ſo genannt werden, denn Se. Hoheit der Regent, taktvoll wie immer, hatte am Tag nach jenem denkwürdigen Abend bei der Tafel ſehr laut und deutlich geſagt: „Wie ich höre, iſt Baron Wenden erkrankt. Doch hat mir der Leibarzt geſagt, das Unwohlſein ſei nicht von Bedeutung und ein paar Tage ſorgfältiger Pflege und Ruhe könnten da ſchon viel ausrichten.“ Dieſem Ausſpruche gemäß, war alſo der arme Wenden leidend und keiner vom ganzen Hofe hätte den Muth gehabt, über die Angelegenheit in einer anderen Richtung zu ſprechen. Ebenfalls nach dieſem Ausſpruch Seiner Hoheit fuhr der Leibarzt pünktlich gegen zehn Uhr am Hauſe des Baron Wenden vor, trat zu ihm in's Zimmer, fühlte ſeinen Puls, verſchrieb ihm eine Limonade oder

Brauſepulver und ging lächelnd wieder fort, nicht ohne einen leiſe gemurmelten Segenswunſch des vermeintlichen Kranken, der aber ungefähr lautete, als wenn ein geſunder Menſch ſagt: Hol' euch alle miteinander der Teufel!

Daß täglich zwiſchen zwei und drei Uhr einer der Lakaien vom Dienſte ſich bei dem Bedienten des Kammerherrn einfand, um ſich im Allerhöchſten Auftrage nach deſſen Befinden zu erkundigen, verſtand ſich von ſelbſt, und, auf dieſen Rapport geſtützt, unterließ der Regent nie, den Freunden des Kammerherrn die troſtreichen Worte zu ſagen, die Beſſerung mache beſtändige, wenn auch langſame Fortſchritte.

Daß ſich der Kammerherr zu Hauſe bedeutend langweilte, brauchen wir eigentlich dem geneigten Leſer nicht zu ſagen. Seine ganze Philoſophie hatte ihn verlaſſen, und er ſchritt in ſeinem Zimmer ingrimmig auf und ab, wie der gefangene Bär in der Menagerie. Er kam ſich vor wie ein gefeſſelter Adler, obgleich er in Wahrheit mit dem weißen glatten Geſichte, den anliegenden Haaren, dem rothen zugeſpitzten Munde, den großen, etwas hervorſtehenden Augen und dem watſchelnden Gange ſeiner ziemlich corpulenten Figur viel mehr Aehnlichkeit mit einem gefangenen Gänſerich hatte. Am erſten Tage ſeines unfreiwilligen Zuhauſebleibens lag er den ganzen Tag auf ſeinem Ruhebette, hatte die Vorhänge herabgelaſſen und las: „Der letzte Tag eines Verurtheilten“ von Victor Hugo. Dann hatte er Briefe geſchrieben an Freunde und Verwandte, an die er ſeit langen

Jahren nicht gedacht. Dazwiſchen aber, und das war ſeine Hauptbeſchäftigung, vertiefte er ſich in Grübeleien und dachte und dachte, bis ihm der Kopf brannte, über die Urſache ſeines Zimmerarreſtes. So unangenehm ihm dieſer an und für ſich war, ſo gab es doch Momente, wo er ſich vor den Spiegel ſtellte, die rechte Hand unter ſeinem rothen Schlafrock auf der Bruſt verbarg und ſich ſelbſt mit einem triumphirenden Lächeln anſchaute. „Man fürchtet dich," ſprach er zu ſich ſelber, „du haſt dem Regenten imponirt, und daß dies geſchehen, iſt ſchon einige Tage Zimmerarreſt werth. Wir werden uns revanchiren."

Daß das Leſen des kleinen Zettels und ſeine Unterredung mit der Prinzeſſin mit ſeinem Arreſte in Verbindung ſtand, war wohl möglich. Aber wie konnte der Regent ſo plötzlich davon erfahren haben? Sollte vielleicht Fernow? . . . Bah! Fernow, ein guter Kerl, weder gemacht, eine Intrigue zu ſpinnen noch zu entdecken! Auch hatte derſelbe ja gar keine Ahnung davon, daß überhaupt etwas auf dem Papierſtreifen zu leſen war. Ja, dieſer Papierſtreifen, auch er hatte dem guten Kammerherrn ſchon manche Stunde des Nachdenkens gekoſtet. Was ſollten die Worte: „noch einen ganz zuverläſſigen Mann, der Zutritt hat," eigentlich bedeuten? Er war da in ein Netz hineingerathen, das ſich um ſeine Füße gelegt hatte, und ihn ſelbſt, der doch damit etwas Tüchtiges zu fangen gehofft, beinahe zu Falle gebracht hätte. Daß es ſich um die Aus-

führung irgend eines Planes handle, zu dem noch ein zuverläſſiger Mann geſucht würde, der Zutritt bei Hofe habe, war ſo klar, daß es jedes Kind begreifen konnte. Damit aber ſtand der Baron an der Grenze ſeines Wiſſens. Daß ihm die Prinzeſſin an jenem Abend bei der bewilligten Audienz Confidenzen gemacht haben würde, daran war nicht zu zweifeln. Aber warum, — ſie mußte doch von ſeinem Zimmerarreſt durch den Baron Rigoll erfahren haben! — aber warum ſprach ſie nichts über die bewußte Angelegenheit? Warum war Rigoll ſtumm wie ein Grab und ſpielte den Unbefangenen in einer wahrhaft beleidigenden Weiſe?

O, der Augenblick des Glücks, dem er ſo nahe geweſen, er war ihm unter den Händen entſchlüpft, und wenn er träumeriſch aufwärts blickte, ſo ſah er es trügeriſch in alle Weiten hinausflattern, ſchillernd, glänzend, ſtrahlend: Aemter, Orden, Würden! — — — —

Wenn er ſo in finſtern, faſt verzweifelten Gedanken auf und ab ſchritt, wollte ihn der Glaube an ſeine Theorie vom Augenblick des Glücks verlaſſen; und doch hatte ſich dieſelbe an Fernow glänzend erwieſen. Hatte dieſer Kerl in den wenigen Tagen ſeit jenem verfluchten Abend nicht ein ganz unverſchämtes Glück gehabt? War er nicht inzwiſchen Major und wirklicher Adjutant des Regenten geworden? Ja, man flüſterte ſich mit ernſtem Kopfſchütteln zu, er ſei der allmächtige Vertraute und Günſtling des Fürſten, der Regent habe ihm ſein Herz ge-

ſchenkt, „er nenne ihn ſeinen Sohn, er führe ſeine Siegel und ſeine Alba ſeien nicht mehr.“

So viel war gewiß, daß der gewaltige Herr Kindermann den neuen Major mit unbegreiflicher Zuvorkommenheit behandelte. Er hatte nicht nur ſein freundlichſtes Lächeln, ſondern auch immer irgend ein geheimnißvolles Wort für ihn. Wodurch Fernow ſo plötzlich in Gunſt geſtiegen, das konnte ſich bei Hofe Niemand erklären. Die einen glaubten, der Regent habe ſich erinnert, welch' ein verdienſtvoller Mann ſein Vater, der ſelige Miniſter geweſen; gutmüthige Leute, denen die Ehre und der gute Name ihrer Nebenmenſchen heilig war, ſpitzten ihr breites Maul, zogen die Augenbrauen hoch empor und bemühten ſich, ſchlau auszuſehen, wenn ſie flüſternd ſagten: „Es war uns ſchon lange nicht unbekannt, wie angeſehen der junge Fernow in allerhöchſten Kreiſen iſt, ein ſchöner junger Mann, vortrefflicher Reiter, immenſer Tänzer — hm! hm!“ Alternde Hofdamen, die anfingen, ſich mit Schmerz daran zu erinnern, daß die Heirath die eigentliche und richtige Beſtimmung des Mädchens iſt und daß weder Soiréen noch Bälle das Herz auf die Dauer zu erwärmen vermögen, die, ſelbſt vom reinſten Adel, mit mindeſtens ſechszehn todten Ahnen hinter ſich, darauf verzichten mußten, dieſe ehrwürdige Kette um ein Glied zu vermehren, die es für eine Mesalliance anſahen, wenn der Baron ein Fräulein von, oder der Graf eine Baronin heirathete, ſie waren der Quelle von der Gunſt des

Herrn von Fernow am nächſten gekommen. Wer war Herr von Fernow? Sein Urgroßvater hieß noch ſchlechtweg Monſieur Fernow, und ſelbſt der Vater des ſeligen Miniſters, der doch in den Freiherrnſtand erhoben worden war, hatte ein Mädchen geheirathet, deren Adel ſehr zweifelhaft, wenigſtens ſehr jung war. Wird es der Enkel beſſer machen? Im Gegentheil. Ach! jetzt wußten ſie ganz genau, woher dieſes plötzliche Avancement. Herr Kindermann hatte eine einzige Tochter, die ſollte aus dem Vorzimmer in den Salon verpflanzt werden.

Daß bei dieſer Idee ein krampfhaftes Lachen die Herzen mehrerer Hofdamen erſchütterte, iſt ſelbſtredend, und daß ſich gegen dies Ereigniß wenigſtens ein Dutzend Todfeindinnen zu inniger Freundſchaft, zu Schutz und Trutz verbanden, können wir der Wahrheit gemäß verſichern.

Ueber alle dieſe Sachen, Reden und Vermuthungen hatten den Kammerherrn ſeine Freunde begreiflicherweiſe au fait gehalten; und daß er darin etwas zum Nachdenken hatte, zerſtreute hie und da ſeine Langeweile. Gleich darauf aber kam dieſelbe wieder rieſengroß, erdrückend, und er eilte alsdann durch ſeine Zimmer, die Hände auf den Rücken gelegt, tief ſeufzend, faſt der Verzweiflung nahe.

In einem dieſer Momente war er an das Fenſter ſeines hinteren Zimmers getreten und hatte melancholiſch in die finſtere Gaſſe hinausgeſchaut, die ſich hier ſeinen Blicken öffnete. Früher hatte er öfters am gegenüberliegenden Hauſe

ein frisches Mädchengesicht bemerkt, das häufig am Fenster lag und verstohlen zu ihm herabblickte, wenn er einige auffallende Bewegungen gemacht. In der Langeweile greift man nach Allem, und so beschloß denn auch der Kammerherr von Wenden, jenes Haus und Fenster in förmlichen Belagerungszustand zu versetzen. Rosa war dieser Mühe schon werth, das mußte er sich am ersten Morgen gestehen, als er die äußerste Parallele eröffnet und eine Demontirbatterie aufgeführt hatte, bestehend aus einem kolossalen Opernglas, vermittelst dessen er die Nachbarin auf zwei Schritte heranzog. Ei der Tausend! wo hatte er bis jetzt seine Augen gehabt? War das ein prächtiges Geschöpf! Und gelehrig, bildsam. Dies Kompliment glaubte er ihr schon nach einigen Stunden machen zu müssen. Wenn sie auch anfänglich nur flüchtig und schüchtern herüberschaute, so gewöhnte sie sich doch bald an seine Blicke; ja, sie konnte lächeln, wenn er in einer melancholischen Attitude am Fenster stand, sie konnte lachen und ihren Kopf aufwerfen, wenn er einen Veilchenstrauß, von welchen Blumen er während seines Zimmerarrestes eine unglaubliche Anzahl consumirte, schmachtend an die Lippen brachte. Wie sie hieß und wer sie war, wußte er am Abend des ersten Tages; am Morgen des zweiten schenkte er seinen sämmtlichen Bekannten kleine zierliche Cigarrenetuis aus Stroh geflochten, so daß einige auf die Vermuthung kamen, er habe vielleicht einen alten Florentiner Onkel beerbt, der ein Lager in Stroharbeiten gehalten.

Wenn er auf die vorhin erwähnte Art wohl zufrieden war mit seinen Vorarbeiten zur Belagerung der schönen Rosa, so hatte er dagegen in der That einige Furcht, ihr zu tief in die braunen Augen zu sehen. Der Kammerherr von Wenden hatte ein empfindsames Herz, er glaubte, daß es nichts Lächerlicheres in der Welt gäbe, als eine unerwiderte Liebe, und hatte sich nach seinen Erfahrungen zuweilen sagen müssen, daß diese schönen Bürgermädchen mitunter den Teufel im Leibe haben. Ein merkwürdiges Zusammentreffen war es, daß ihm am vierten Tage seines Arrestes Baron Rigoll bei einem Besuche die wunderbare Photographie der schönen Nachbarin zeigte. Er fühlte mit Schrecken, daß er fast eifersüchtig geworden wäre. Doch als ihm die Excellenz hoch und theuer versicherte, sie habe das Portrait in der unschuldigsten Absicht erworben, um es einer Dame vorzulegen, da hatte er sich beruhigt. Daß er aber in der That unruhig gewesen, das wollte ihm durchaus nicht gefallen, besonders da er an einem eigentlich seltsamen Umstande deutlich sah, welchen Eindruck er auf das Herz des jungen Mädchens gemacht. Er stand am Fenster, oder vielmehr er lehnte malerisch hingegossen an einem Flügel desselben. Es war um die Mittagsstunde, und er betrachtete nicht nur die Photographie, sondern er verglich sie Punkt um Punkt mit dem schönen Original, das ebenfalls drüben sichtbar war. Dann gab er sie dem Baron zurück mit der deutlich ausgedrückten Pantomime: Nimm hin einen großen Theil meines Herzens.

„Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein!"

Dazu warf er einen in Wahrheit zerſchmetternden Blick auf das unglückliche junge Mädchen. Und ſiehe da, ſie fühlte in der That innig mit ihm, ſie zuckte zuſammen, ſie wandte den Kopf in's Zimmer, nur in der Abſicht, um ſich zu vergewiſſern, daß Niemand ihre Emotion ſähe, dann — der Kammerherr hatte ſein Opernglas angeſetzt — füllten ſich ihre Augen mit Thränen, ja ſie trat weinend in's Zimmer zurück — ein göttliches Geſchöpf! — Das war aber eben der Moment, wo Herr Heinrich Böhler ſich ſchmerzlich verletzt in ſein höheres Stockwerk zurückzog.

An dem gleichen denkwürdigen Tage hatte der Kammerherr von Wenden einige ſeiner Bekannten zu einem Diner, ausdrücklich auf Krankenſuppe, Gerſtenſchleim und Apfelcompot, eingeladen. Gegen halb fünf Uhr hatte er eine gewählte Toilette gemacht, ſich in ſeinen Fauteuil an dem bewußten Fenſter geſetzt, um vermittelſt weißer Halsbinde und Ordensband eine neue Demontirbatterie gegen die ſchöne Nachbarin zu eröffnen. Der liebenswürdige Feind ließ ſich übrigens nicht häufig ſehen, nur einmal kam Roſa an's Fenſter, dagegen aber, als er in dieſem Augenblicke, wie betheuernd ſeine Hand auf's Herz legte, ſchien ſie tief ergriffen zu ſein, ſeufzte ſichtlich und verſchwand nach einem langen Blicke.

Der Kammerdiener meldete den Major Fernow, weß-

halb ſich Baron Wenden in ſeinen kleinen Salon zurückbegab, um ihn freundlich zu empfangen. Fernow kam ihm lächelnd entgegen und reichte ihm die Hand, indem er ſagte: „Es geht dir gut, nicht wahr? Seine Hoheit, mit dem ich die Ehre hatte, ausreiten zu dürfen, ſagte mir ausdrücklich, du müßteſt auf deine Wiederherſtellung Bedacht nehmen, damit du nächſter Tage wieder ausgehen könneſt.“

Das ſagte er wirklich?“ erwiderte der Kammerherr. „Nun, ich bin in der That Seiner Hoheit für die fortgeſetzten Aufmerkſamkeiten um mich den größten Dank ſchuldig. Das wirſt du ihm ſagen, und bitte ich dich, da du doch einmal das Allerhöchſte Ohr haſt, hinzuzufügen, ich werde alles Mögliche thun, um mich künftig vor dergleichen kleinen Krankheiten zu bewahren.“

„Soll ich ihm das wirklich ſagen?“

„Du wirſt mich ſehr damit verbjnden, lieber Freund. Doch da fällt mir eben ein, daß ich vielleicht zu viel verſpreche. Weiß ich denn den Grund meiner Krankheit? — Weißt du ihn etwa?“

Der Major zuckte mit den Achſeln.

„Der Teufel wird ihn wahrſcheinlich wiſſen, — ich habe keine Ahnung davon,“ fuhr der Kammerherr fort, indem er verdrießlich an ſeiner weißen Halsbinde zupfte, „und das iſt gerade das Schlimme, daß ich keine Idee

davon habe, vor was ich mich in Acht nehmen muß, um für die Zukunft vor einer ſolchen — Schulkrankheit bewahrt zu bleiben. — Ja du magſt lächeln, wie du willſt, das Ganze iſt eine verdrießliche Geſchichte, und, Spaß bei Seite, ſei ſo gut und gib mir einen Anhaltspunkt, gib mir eine Idee, was ich thun und laſſen ſoll, um künftig in den Augen des Regenten nicht wieder unwohl zu erſcheinen."

„Du, ein Philoſoph, ein Denker!" entgegnete luſtig Herr von Fernow. „Wie kann ich, der nur ſo mit der ganzen Heerde läuft, dir einen Rath geben!"

Der Kammerherr warf unruhig den Kopf auf die rechte Seite, dann ſprach er: „Sei ein bischen ehrlich, Fernow. Ich verſichere dich, meine Krankheit iſt mir räthſelhaft. Wenn ich im gewöhnlichen Leben weiß, daß ich weder Auſtern noch Trüffeln vertragen kann, ſo eſſe ich nicht das Eine, nicht das Andere. Wenn mir der Champagner Beſchwerden macht, ſo trinke ich keinen, wenn mir die Zugluft ſchadet, ſo ziehe ich mich warm an — aber was ich thun ſoll, um in den Augen des Regenten nicht krank zu werden, davon habe ich, auf meine Ehre, keinen Begriff."

Herr von Fernow ſtrich ſeinen ſchwarzen Bart und blickte, ohne zu antworten, an die Decke empor.

„Nochmals, Fernow, ſei ehrlich," fuhr Herr von Wenden fort, „ſage, was du mir ſagen kannſt. Du weißt

daß ich wohl im Stande bin, Andeutungen, wenn sie auch mit wenigen Worten gegeben sind, zu verstehen."

„Was ich kann, will ich gern thun," antwortete der Major. „Laß uns einmal sehen, was könnte vielleicht auf deinen Fall passen?"

Er legte die Hand an die Stirn und schien in tiefes Nachdenken zu versinken. „Ja, ja, das wäre möglich," sagte er nach einer Pause. „Weißt du, lieber Wenden, es gibt Leute, die den Geruch von Blumen nicht ertragen können, — denen er die Nerven angreift."

„Ah, ich verstehe; — also doch! Namentlich sind mir vielleicht solche Blumen gefährlich, in denen Papierstreifen verborgen sind. Meinst du nicht auch?"

„Ob irgend ein Papierstreifen etwas dazu beiträgt, wage ich in der That nicht zu entscheiden. Aber du wirst mich verstehen."

— „O, vollkommen!"

„Vielleicht gibt es auch noch andere Dinge, die deiner Gesundheit nicht zuträglich sind." — —

„So, noch andere Dinge?"

„Ich meine nur so. Ich selbst, der ich recht gesund bin, habe doch zuweilen erfahren, daß die weiten Säle des Schlosses, besonders spät des Abends, eine feuchte, widrige Luft enthalten, die Einem, der dazu geeignet ist, die Lunge angreifen kann."

„Und da werden vor Allem die Säle sehr gefährlich

ſein," ergriff der überraſchte Kammerherr die Andeutung, „die zum Appartement Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin Eliſe führen."

„Ob die gerade mehr oder minder Krankheitsſtoff zu gewiſſen Stunden enthalten, wage ich nicht zu entſcheiden; genug —"

„Der Beweis iſt geliefert," fiel ihm der Kammerherr unmuthig in's Wort. — „Fernow, Fernow, du biſt in den wenigen Tagen ein ganz geriebener Patron geworden!"

„Das wird dich doch nicht wundern," verſetzte der Major, „nachdem ein Denker, wie du, ſich die Mühe gab, mir einen langen Sonntag Nachmittag ſeine koſtbaren Theorien auseinander zu ſetzen."

Der Kammerdiener meldete Seine Excellenz, den Oberſt-Jägermeiſter, Herrn Baron von Rigoll, und dieſe Excellenz hüpfte freundlich durch das Vorzimmer, blieb aber unter der Eingangsthür zum Salon in einer affektirten Haltung ſtehen. Das heißt, Rigoll heuchelte den Ausdruck der Beſtürzung und Beſorgniß. Er warf den Oberkörper zurück und breitete beide Arme aus, indem er rief: „Iſt das Ernſt oder Scherz, beſter Freund? Sie haben mich auf Krankenſuppe eingeladen, auf Gerſtenſchleim, was weiß ich; auf Apfelcompot, Horreur! Ich hoffe nicht, daß es Ihnen Ernſt damit war, ſonſt müßte ich in der That bedauern, hiehergekommen zu ſein. Ich habe Ihretwegen ſehr frühzeitig

Fräulein von Nipperda, meine Braut verlaſſen, — Teufel auch! In einem ſolchen Falle muß man wiſſen warum!"

„Beruhigen Sich Euer Excellenz nur," lachte der Kammerherr, offenbar geſchmeichelt durch den gnädigen Spaß. „Wenn ich auch bitten muß, mit der Küche eines Kranken Nachſicht zu haben, ſo wird ſich doch wohl auch noch etwas für einen geſunden Appetit finden."

Seine Excellenz hatte ein kleines Paketchen in der Hand; es ſah ungefähr aus wie ein Buch in groß Octav, welches er dem Kammerdiener übergab und auf's Sorgfältigſte anempfahl. Dann erſt ſchien er den Major zu bemerken, der, die Hände mit dem Hut auf dem Rücken, mit geſpreizten Beinen, ſeinem eigenthümlichen Weſen zuſchaute. „Ah, Herr von Fernow," ſagte Baron Rigoll, und das bekannte unangenehme Lächeln wetterleuchtete auf ſeinem Geſicht.

„Ich hatte ſchon die Ehre, Euer Excellenz mein Compliment zu machen," entgegnete der Major, „und erlaube mir nun, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

„Vortrefflich, danke ſchön. Außerordentlich gut. Es muß mir ja ausgezeichnet gehen. Darüber wird keiner der Herren im Zweifel ſein."

„Wenigſtens ſind Euer Excellenz beneidenswerth," entgegnete Herr von Fernow mit der größten Ruhe von der Welt.

Der Kammerdiener meldete noch drei Freunde des

Hausherrn und ebenfalls genaue Bekannte der Anwesenden. Man trat ein, man reichte sich die Hände, man stülpte die Hüte auf irgend ein Fauteuil oder einen Divan, man fand das Aussehen des Kammerherrn für einen Kranken unbegreiflich gut, man sprach über das Wetter, man erzählte von einem Ritt, von einer Soirée, man warf einen verstohlenen Blick in den Spiegel, man war zufrieden mit sich selber, und als nun der Kammerdiener eintrat und mit leiser Stimme ankündigte, daß servirt sei, ging man in's Speisezimmer, setzte sich um den vortrefflich arrangirten Tisch und das Diner nahm seinen Anfang, verlief zwischen Lachen und Scherzen, unter vortrefflichen Schüsseln, ausgezeichnetem Sauterne, Bordeaux und Rheinwein, und endete, wie gewöhnlich mit einem Frucht-Aufsatz von Gefrorenem, mit Champagner und Tokayer.

Obgleich das Frühjahr schon angebrochen war, konnte man doch Abends im Zimmer noch ein leichtes Feuer ertragen, und die ganze Tischgesellschaft fand es außerordentlich comfortabel, als sie der Kammerherr in sein kleines Arbeitslokal führte, wo ein Kaminfeuer loderte, um welches sechs niedrige kleine Fauteuils standen, die so leicht auf ihren Rollfüßen liefen, daß sie der geringsten Bewegung nach rechts oder links nachgaben und so die Conversation außerordentlich erleichterten.

Der behagliche Aufenthalt, das muntere Gespräch, welches sich bei dem Dufte des Kaffees und dem Rauch

der Cigarren entwickelte, hielt die Gesellschaft länger als sonst beisammen. Zu vorgerückter Stunde erst trennten sich die Gäste, mit Ausnahme der Excellenz von ihrem Wirthe.

Als der Kammerherr aus dem Vorzimmer, wohin er seine Freunde begleitet, zurückkehrte, fand er den Oberstjägermeister mit einem Buch in der Hand an dem Tische stehend; wenn er aber auch dieses aufgeschlagen vor sich hielt, so sah er doch nicht hinein, vielmehr starrten seine Blicke, wie in tiefen Gedanken, weit darüber hinaus. Auch war von seinem Gesichte der Ausdruck der heitern, sarkastischen Laune, den er während des Diners und auch nachher so sorgfältig bewahrt, gänzlich verschwunden; auf seiner Stirn lag eine Wolke trüber Sorge, er hatte die Lippen zusammengekniffen und das fast unvertilgbare Lächeln seiner Mundwinkel sah trotzig und höhnend aus.

Er warf das Buch auf den Tisch, als er die Schritte des Zurückkommenden hörte, wandte sich gegen den Kammerherrn und sagte: „So wären wir endlich allein.“ Dann setzte er in einem beinahe heftigen Tone hinzu: „Baron, ich bewundre Sie. Mit Ihrer Gewandtheit kann es Ihnen nicht fehlen eine große Carrière zu machen.“

Herr von Wenden sah ihn einigermaßen erstaunt an und so war auch der Ton seiner Stimme, als er entgegnete; „Ich begreife in der That Euer Excellenz nicht besonders. Sie sind so freundlich von meiner Gewandtheit zu sprechen, — ich bitte Sie um Gotteswillen, sehen Sie

denn nicht, wohin mich meine Gewandtheit gebracht? Zu einem Arreſtanten auf Ehrenwort."

„Das iſt ja gerade, was Sie klug gemacht!" rief der Oberſtjägermeiſter, indem er heftig auf und abging, „Sie haben ſich von der Sirene nicht verlocken laſſen. Sie warf Ihnen die goldene Angel hin; Sie haben nur ein bischen darnach geſchnappt, aber das Schickſal in Geſtalt Ihres Freundes Fernow hat Sie vor dem Anbeißen bewahrt."

„Ich verſtehe Euer Excellenz in der That nicht."

„Es iſt aber nicht ſchwer, mich zu verſtehen. Wie ſchon bemerkt, — Sie waren klug genug, ſich hier in die Einſamkeit zurückzuziehen, und ſind ſo dem Netze entgangen, welches man im Begriff ſtand, über Sie zu werfen. Ich dagegen zapple darin wie eine gefangene Fliege." Seine Excellenz machte in der That bei dieſer Bemerkung ähnliche krankhafte Bewegungen, wie man ſie wohl bei einem gefangenen unglücklichen Geſchöpf der eben erwähnten Art ſieht.

„Darf ich Sie wohl bitten, mir durch Ihren Kammerdiener das Paketchen herbringen zu laſſen, das ich ihm vorhin übergeben?" ſagte die Excellenz und fuhr alsdann fort, nachdem Herr von Wenden achſelzuckend die Klingel gezogen und ihn mit unverkennbarem Erſtaunen, faſt mit Schrecken anſtarrte: „Glauben Sie mir, lieber Freund, drüben im Schloſſe ſind alle zehntauſend Teufel los."

Der Kammerherr deutete pantomimiſch an, indem er

die Augen weit aufriß und ſeine Hände von ſich abſtreckte: Sie ſehen meine Ueberraſchung.

„Ich verſichere Sie, lieber Wenden, es war der klügſte Streich Ihres Lebens, ſich in Zimmerarreſt ſetzen zu laſſen. Hätte ich das vor acht Tagen nur auch gethan! O über die intriguanten Weiber! Sie wiſſen, weßhalb ich an die Prinzeſſin gefeſſelt bin. Meine Verlobung mit Fräulein von Ripperda iſt ausgeſprochen, ich intereſſire mich lebhaft für das ſchöne Mädchen; es wird mich auch glücklich machen, ſie zu heirathen, und ich will und kann nicht anders. Denn wenn ich ſelbſt jetzt zurückträte, ſo würde ſich doch die ganze Welt hohnlachend über den ſchönen Korb freuen, den der ältere Baron Rigoll von dem jüngeren Fräulein von Ripperda erhalten.“ Hiebei ſandte er einen Blick in den Spiegel, und da er mit ſeinen Betrachtungen nicht ſehr zufrieden zu ſein ſchien, ſo warf er ſich unmuthig in einen Fauteuil. Der Kammerdiener hatte unterdeſſen das bewußte Paketchen gebracht, Seine Excellenz riß haſtig Papier und Bindfaden ab und reichte von zwei Portraits, die darin waren, eines dem Kammerherrn, ohne es anzuſehen.

„Eine Photographie von Ihnen? Vortrefflich gemacht!“ ſagte Herr von Wenden. — „Ah! ich gab Ihnen das falſche!“ rief der Oberſtjägermeiſter. „Nehmen Sie dies da. Kennen Sie die Perſon?“

Der Kammerherr betrachtete lange und aufmerkſam das Bildniß. Dann bedeckte er die Augen mit der Hand

und dachte nach. „Geſehen habe ich dieſen Kopf," ſprach er nach einer Pauſe, „aber ich weiß nicht, ob die Perſon ſelber, oder ebenfalls nur ein Bildniß von ihr."

„Vielleicht beides; erinnern Sie ſich."

Herr von Wenden ſah den Oberſtjägermeiſter mit einem eigenthümlichen Blick an, doch bemerkte man wohl an ſeinen Augen, daß er in ſeinem Gedächtniſſe wühlte. „Ja, ja," ſprach er alsdann, „das Geſicht iſt mir bekannt. Ich meine, ich hätte es kürzlich geſehen."

Seine Excellenz nickte mit dem Kopfe.

„Wenn ich aber dieſem Kopfe in meinen Gedanken ein Tuch gebe, wie es die Beduinen auf ihren Ritten in der Wüſte zu tragen pflegen, und mir ſtatt des Paletots einen Burnus denke — — — — Alle Teufel! ja, ich hab's." Bei dieſen Worten eilte er an ſeinen Bücherſchrank, öffnete ihn haſtig, zog ein ſehr elegant gebundenes Buch hervor und hielt das Portrait in demſelben dem Oberſtjägermeiſter vor die Augen. — Dieſer nickte abermals und ſehr verdrießlich mit dem Kopfe.

„Herzog Alfred von D . .", rief der Kammerherr im Tone der höchſten Ueberraſchung, „und er iſt hier in der Reſidenz, ich ſah ihn kürzlich in — wo war es doch — in irgend einer Geſellſchaft."

„O, in der beſten von der Welt. Der Herzog war — hier in dieſem Zimmer, auf demſelben Fauteuil, wo ich jetzt zu ſitzen die Ehre habe."

„Graf Hohenberg?“ — „Graf Hohenberg.“ — Einen Augenblick ſahen ſich die Beiden forſchend an. Ihre Gedanken konnten ſich unmöglich vereinigen. Auf dem Geſichte des Kammerherrn bemerkte man deutlich, daß er in Vermuthungen umhertappe, in den Blicken der Excellenz dagegen lag eine unheimliche Ruhe, die verrieth, er wiſſe vollkommen, um was es ſich handle, und er ſchweige vielleicht nur aus Schonung, um den Andern nicht zu plötzlich zu erſchrecken.

„Aber um Gotteswillen, Excellenz, was hat es zu bedeuten, daß ſich der Herzog ſo incognito bei uns aufhält? Denn daß man bei Hofe von ſeiner Anweſenheit nichts weiß, liegt auf flacher Hand. — Sie lächeln ſo ſonderbar. Wüßte man doch etwas davon, und hätte Urſache, es zu verheimlichen?“

„Daß Perſonen vom Hofe um dieſes in der That gefährliche Geheimniß wiſſen, beweiſen wir Beide. Wir gehören ja auch zum Hof.“

„Ich muß recht ſehr bitten, Excellenz. Ich erfahre ſo eben die erſten Andeutungen darüber.“

„Weil Sie ſich ſchlauer Weiſe auf die Krankenliſte ſetzen ließen.“

„Das alſo hängt mit jenem Papierſtreifen zuſammen?“ fragte der Kammerherr in höchſter Spannung. — „So iſt es.“ — „Alſo, um da zu irgend etwas mitzuhelfen, irgend

welche Inſtructionen zu empfangen, ſollte ich an jenem verhängnißvollen Abend die bewußte Audienz haben?"

„Die Sie durch Ihren Freund, Herrn von Fernow, vereiteln ließen. O, Sie haben das ſchlau angefangen, bewundernswürdig fein."

„Aber ich verſichere, daß es mir ein wahres Glück wäre, der durchlauchtigen Prinzeſſin Eliſe mich und meine Dienſte unbedingt und unbeſchränkt anbieten zu können."

„Und das ſagen Sie mir?" rief der Oberſtjägermeiſter, „mir, den Sie in dieſem Augenblick faſt darüber in Verzweiflung ſehen, daß ich mich, verzeihen Sie mir den Ausdruck, der Prinzeſſin mit Leib und Seele übergeben habe?" Er war bei dieſen Worten in die Höhe geſprungen und griff mit ſeinen Fingern zwiſchen die Halsbinde, wie Jemand, dem es zu warm wird.

Obgleich ſich der Kammerherr bemühte, ein recht geſcheidtes Geſicht zu machen, ſo mußte er ſich doch geſtehen, daß es der Situation angemeſſener geweſen wäre, recht dumm auszuſehen; denn er verſtand durchaus nichts von den Verlegenheiten des Oberſtjägermeiſters, wenn ſich auch unzählige Vermuthungen in ſeinem Kopfe kreuzten.

Seine Excellenz hatte ſich wie ermattet in den Fauteuil zurückgelehnt; ſie faltete ihre Finger zuſammen und ließ die Daumen beider Hände um einander herumſpazieren. „Da ich feſt auf Sie vertraue," ſagte Rigoll nach einer Pauſe, „und da ich eine Hülfe vielleicht nothwendig brauche, ſo will ich

Ihnen die ganze Geſchichte mittheilen. Aber, lieber Wenden, es iſt eine Sache, die, auf unrechte Art am unrechten Orte hinterbracht, ganz eigenthümliche Folgen haben kann."

„Für Sie, Excellenz?" — „Ja. Eigentlich für jeden, der damit zu thun hat."

„Da könnte ſich alſo meine Krankheit ins Unendliche verlängern, ja, am Ende gar zu einem chroniſchen Uebel werden."

„Machen Sie keinen Scherz. Gerade Ihre ſo außerordentlich à propos eingetretene Krankheit überzeugt mich, mit welcher Gewandtheit Sie unſere Sache behandeln werden. Wenn man ſich in die Intriguen einer Dame, wie die Prinzeſſin Eliſe, einläßt, ſo ſpielt man va banque."

„Spielen wir," ſagte entſchloſſen der Kammerherr. „Wie ich an Euer Excellenz geſehen habe, iſt Ihn[illegible] ſchon vor Beendigung des Spiels ein wunderbarer Treff[illegible] zugefallen. Vielleicht bin auch ich ſo glücklich."

Der Oberſtjägermeiſter unterdrückte einen leichten Seufzer. „Daß der Herzog alſo hier iſt, wiſſen Sie. Ich habe ihn früher ſehr gut gekannt, daher ſuchte man auch gerade mich aus zu der höchſt gefährlichen Commiſſion."

„Und was will er?" fragte faſt ungeduldig der Kammerherr.

„Was er will? Nun, nichts mehr und nichts weniger, als — die Prinzeſſin Eliſe heirathen."

„Donner und Wetter!" ſagte Herr von Wenden, und trat einen Schritt zurück.

„Und das habe ich einfädeln müſſen," fuhr die Excellenz fort, indem ſie ſich leicht mit der Hand über die Stirn ſtrich. „Habe die nothwendigen Correſpondenzen beſorgt und habe den Herzog eingeladen, hierher zu kommen."

„Und das Alles hinter dem Rücken Seiner Hoheit des Regenten?" fragte der Ältere in einem ſonderbar gedehnten Tone.

„Dieſe Frage, mon chèr," antwortete ungeduldig der Oberſtjägermeiſter, „beweiſt mir, wie wenig Sie die Prinzeſſin kennen. Hat es ihr jemals Spaß gemacht, irgend eine Sache gerade und offen zu betreiben? Ich wüßte mich der Art nichts zu erinnern, und ſie ſelbſt vielleicht auch nicht. — Stellen Sie ſich nun in meine Lage. Der Herzog, dem die Idee, die Prinzeſſin im Geheimen kennen zu lernen, recht ſchön und romantiſch vorkam, iſt hier, die heilloſe Angelegenheit aber will nicht den kleinſten Schritt vorwärts thun."

„Und aus welchem Grunde nicht?"

„Beſter Wenden, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie fragen wie ein unſchuldiges Kind, aber nicht, wie ein Kammerherr, der ſchon ſo und ſo viele Jahre an dieſem Hofe gelebt. Warum? — Weil die Prinzeſſin nun einmal die Idee hat, die Sache nicht vorwärts zu treiben, ſondern ſie auf's Langſamſte oder vielmehr gar nicht gehen zu laſſen."

„Und ſieht ſie den Herzog häufig?"

„Ihn häufig ſehen? Sie hat ihn noch gar nicht geſehen, ſeit er hier iſt. Sie will ſein Portrait, er ſoll das ihrige haben, und dann wird ſie ſich vielleicht entſchließen, ihm auf Gott weiß welche verzwickte und geheimnißvolle Art zu begegnen. Da haben Sie die Geſchichte meiner Leiden. Zwiſchen dieſen beiden Feuern ſitze ich, und kann es mir da ein vernünftiger Menſch übel nehmen, wenn ich mich zuweilen in einer völligen Verzweiflung befinde? — Aber das habe ich mir feierlich gelobt," fuhr er fort, indem er abermals aufſtand, „geht dieſe Sache nur einmal glücklich vorüber, ſo weiß ich, was ich thue. Dann heirathe ich in aller Stille, reiſe auf längere Zeit fort und ſehe zu, wie ſich die Sachen hier abwickeln."

„O Euer Excellenz haben eine beneidenswerthe Zukunft," ſprach der Kammerherr träumeriſch.

„Aber ehe ich dazu gelange, noch einen entſetzlichen Abgrund dicht vor meinen Füßen. Vielleicht einen jähen Sturz."

„Zu dem Euer Excellenz mich einzuladen die Freundlichkeit haben," antwortete lachend Herr von Wenden.

„Es iſt 'was Wahres in Ihren Worten," ſagte der Oberſtjägermeiſter nach einer Pauſe, während welcher er ſich mit übereinander geſchlagenen Armen in's Fenſter geſtellt hatte. „Aber bei'm Teufel! nein, zwei Leute wie wir ſtürzen nicht ſo leicht. Ich wette, wir bauen uns die ſchönſte Brücke nach Gott weiß welchem glücklichen Gefilde."

„Eine Brücke des Glücks," erwiderte nachdenkend der

Kammerherr; „wenn nur der rechte Augenblick nicht verpaßt iſt! — Und wünſcht die Prinzeſſin," ſetzte er nach einem momentanen Stillſchweigen hinzu, „daß ich um die Geſchichte wiſſen ſoll?"

„Wer kann daran zweifeln?" verſetzte die Excellenz nicht ohne eine kleine Verwirrung. „Sie ſtehen in ihrer Gunſt, die Prinzeſſin hätte Ihnen an jenem Abend Alles anvertraut; — kann ich auf Sie rechnen?"

Der Kammerherr hatte einen Gang durch das Zimmer gemacht, er kämpfte mit ſich ſelber. Er kannte den Oberſtjägermeiſter, und weil er ihn kannte, kam ihm die ganze Sache verdächtig vor. Zu einer Angelegenheit, bei der etwas zu gewinnen war, hätte die Excellenz nicht wohl einen Zweiten eingeladen; auch erinnerte er ſich jenes Abends, als er dem Baron Rigoll im Schloſſe begegnete und es ſich fand, daß ſie den gleichen Weg zu den Gemächern der Prinzeſſin hatten, wie ihm der Oberſtjägermeiſter in der erſten Ueberraſchung ein nichts weniger als freundliches Geſicht machte. — Daß aber Herr von Wenden jetzt mit einer Antwort zögerte, ſchien dem Baron Rigoll durchaus nicht zu gefallen. Er wandte ſich unmuthig gegen ihn und ſagte in einem etwas ſcharfen Tone:

„Ei, beſter Baron, wie nehme ich Ihr Stillſchweigen? Sie ließen mich mein Geheimniß ruhig erzählen, und jetzt da Sie es wiſſen, zögern Sie auf eine für mich faſt beängſtigende Art."

„Sie ſollen ſich in mir nicht verrechnet haben," antwortete Herr von Wenden entſchloſſen. „Sagen Sie der Prinzeſſin in Gottes Namen, ich ſei ganz zu ihren Dienſten, und laſſen Sie mich wiſſen, was ich thun ſoll."

Der Oberſtjägermeiſter ſchien freier aufzuathmen. Er reichte dem Andern die Hand und erwiderte: „Ich danke Ihnen herzlich und werde Ihre Bereitwilligkeit beſtens anzubringen wiſſen. Jetzt werden Sie aber vor allen Dingen geſund, laſſen Sie ſich morgen bei der Prinzeſſin melden; ſie wird von unſerer Angelegenheit beginnen, und dann tragen Sie mit ihrer ganzen Ueberredungskunſt dazu bei, daß ſie uns endlich einmal eine vernünftige Antwort gibt, die wir dem Herzog mittheilen können."

„Daran ſoll's nicht fehlen. Sobald ich ausgehen kann," ſetzte er mit Beziehung hinzu, „und mich die Prinzeſſin annimmt, werde ich mein Mögliches thun."

„Gott ſei Dank, ich ſehe endlich ein wenig Licht in dieſer Finſterniß," ſagte der Oberſtjägermeiſter nach einem tiefen Athemzuge. „Seien Sie zufrieden, daß Sie jetzt ruhig in Ihrer Wohnung bleiben können. Ich habe noch eine Verhandlung mit dem Herzoge und fürchte, ich bekomme pikante Redensarten zu hören. Alſo auf Wiederſehen morgen," — er reichte ihm die Hand, „zu Schutz und Trutz!"

„Und auf gutes Gelingen," antwortete Herr von Wenden, und darauf trennten ſie ſich.

Der Oberſtjägermeiſter warf ſich in ſeinen Wagen, und als er nach Hauſe rollte, dachte er begreiflicher Weiſe an die eben gehabte Unterredung und ſprach zu ſich ſelbſt: „Helf' was helfen mag! Ich glaube einen guten Blitzableiter gefunden zu haben.“

Der Kammerherr droben blickte durch das Fenſter auf die Straße, und als er die Equipage Seiner Excellenz um die Ecke verſchwinden ſah, rieb er ſich die Hände und meinte: „Ich glaube, dieſe Mittheilung könnte in der That im Stande ſein, mein Unwohlſein plötzlich aufhören zu machen. Fort mit dieſen Intriguen! Sie ſind mir ſchlecht bekommen. Ich werde nach Befund der Umſtände bei dem Regenten ſchriftlich um eine Audienz nachſuchen.“

Elftes Kapitel.

Leuchtkäfer.

Als der Major von Fernow das Haus ſeines Gaſtfreundes verließ, fand er, daß es ein angenehmer Abend ſei. Daß es ein wenig kühl war, achtete er nicht; erwärmten ihn doch die freundlichen Bilder und Gedanken, die ihn zahllos umſchwebten und deren Mittelpunkt immer ſie war. Wie fühlte er ſich ſo glücklich, mit dem geliebten Mädchen ein Geheimniß zu haben, ein ſo entzückendes Geheimniß! Geſehen hatte er ſie ſelten ſeit jenem Abend, ſich mit ihr unterhalten ſo gut wie gar nicht, es müßte denn eine Unterhaltung zu nennen ſein, wenn er ſie nach der Tafel fragte: „Sie beſuchen heute die Oper?“ und ſie antwortete: „Ich glaube wohl, daß ich dort ſein werde.“ Dagegen aber war ein ſo vollſtändiger Telegraphen- und Zeichendienſt zwiſchen Beiden eingerichtet, daß die längſten Depeſchen mit Leichtigkeit aufgegeben und ebenſo verſtanden wurden. Die Liebe iſt darin entſetzlich erfinderiſch, entſetzlich für alle armen

Hüter, mögen ſie nun Ehemänner, Eltern, Vormünder oder wie immer heißen. Hat doch zwiſchen zweien, die einander verſtehen, Alles ſeine Bedeutung! Ob ſie den Fächer in die rechte oder linke Hand nimmt, ob ſie über ihre Stirn ſtreift, oder über ihr Haar, ob ſie den Kopf auf den rechten oder linken Arm ſtützt, ob ſie gegen ihre Nachbarin lächelt oder ernſt mit ihr ſpricht. Und bei ihm iſt es ganz der gleiche Fall. Ein Hervorziehen des Sacktuchs, ein, zwei oder dreimal ſchnell nach einander; ein Augenblick mit aufgeſtütztem Arm, wie in tiefes Nachdenken verſunken, dann ein plötzliches Auffahren, das Betrachten der Uhr, das Ausziehen eines Handſchuhs oder beider, — wer kann alle dieſe Zeichen einer Sprache nennen, die ſo verſchiedenartig iſt, von Jedem und Jeder neu erfunden, und mit ſo außerordentlicher Leichtigkeit erlernt wird. Es geſchieht das unbewußt, wir möchten ſagen inſtinktartig, und das junge Mädchen, welches einmal beginnt, mit ihrem Gegenüber zu telegraphiren, hat, ehe es das ſelbſt weiß, ein ganzes Alphabet bei einander und wird durch keinen Ausdruck in Verlegenheit gebracht.

Wie ſich ſein Schickſal in Betreff des Fräuleins von Ripperda entwickeln würde, daran hatte Fernow eigentlich noch gar nicht gedacht. Er war in gewiſſen Beziehungen eine von den glücklichen Naturen, welche im Stande ſind, ſich mit einer entzückenden Gegenwart zu unterhalten, und die es vermögen, die finſter blickende Zukunft vollſtändig

zu ignoriren. Was hätte ihm aber auch ſein Nachgrübeln helfen können? Wie die Sachen ſtanden, konnte ihm nur etwas ganz Unverhofftes den Pfad ebnen, nur ein Wunder zum glücklichen Ziele führen. Und darauf hoffte er im Namen der Liebe und Treue.

So ſchritt er durch die Straßen bei dem herzoglichen Schloſſe vorüber und trat in die Gärten, welche daſſelbe von einer Seite umgaben. — Hier hatte der Frühling Bäume und Sträucher mit dem erſten ſaftigen Grün aufgeputzt und die Blätter waren noch ſo wenig entwickelt, daß ſich gerade dadurch die einzelnen Partieen auf's Zierlichſte nuancirten. Ein mächtiges Bauwerk ſtand am Rande des Parkabhanges, von dem man eine entzückende Ausſicht über die Anlagen ringsumher hatte. Es war ein ehemaliges Baſtion, zu den Befeſtigungen des früheren Schloſſes gehörig, das man ſtehen ließ, gerade wegen der wunderbaren Ausſicht, die man von der Plattform derſelben genoß. Man ging von den oberen Gärten gerade hinauf und wenn man an den Rand dieſes Bollwerks trat, ſo erblickte man in der Tiefe die unteren Partien des ſchönen Parks. Oben ſtanden rieſenhafte Kaſtanien, deren breite Kronen einen Schattengang um den Platz bildeten, während die dicken Stämme die Landſchaft ſtellenweiſe einrahmten, und dieſelbe noch maleriſcher erſcheinen ließen.

Obgleich die Sonne nicht mehr am Himmel ſtand, ſo

war es doch noch so hell, daß man eine gute Strecke der Umgebung deutlich überblicken konnte. Die feine glänzende Sichel des jungen Mondes schwebte im Osten über einer fast schwarzen Föhrenpartie und glitzerte anmuthig zwischen den fein gezackten Zweigen und Nadeln hindurch, gerade wie das Diadem der Nachtkönigin, die langsam herniederschwebt, um in dem aufdampfenden Abendnebel den Spielen ihres lustigen Hofstaates zuzuschauen.

Als der Major die Terrasse betrat, glaubte er hier allein zu sein, wenigstens bemerkte er Niemand, und erst als er dicht vor der Brüstung stand, erblickte er in seiner Nähe einen Mann, der auf derselben saß und den er bis jetzt nicht bemerkte, da ihn einer der dicken Kastanienbäume verdeckt. — Da es nichts Seltenes war, hier Jemand anzutreffen, so bekümmerte sich auch Herr von Fernow nicht weiter darum, sondern lehnte sich an einen der Bäume und blickte auf die schattenhaften Buschpartieen zu seinen Füßen. Sein Nachbar auf der Brüstung schien mit Interesse den Mond betrachtet zu haben, doch wandte er sein Gesicht dem neuen Ankömmlinge zu und begrüßte ihn durch höfliches Abnehmen des Hutes, sowie durch den freundlichen Wunsch eines guten Abends.

Herr von Fernow dankte und warf einen Blick auf den Dasitzenden. Es war ein anständig gekleideter, junger Mann, mit hübschen, einnehmenden Gesichtszügen; er hatte den rechten Arm um das eiserne Geländer geschlungen, womit

die Brüſtung erhöht war, und da er ſeinerſeits nun ebenfalls den Andern betrachtete, ſo trafen ſich ihre Blicke und es war nichts Auffallendes darin, daß der junge Mann ſagte: „Es iſt dies ein ſchöner Abend — vielleicht ein Vorbote des kommenden Frühlings.“

„In der That, ein angenehmer Abend,“ entgegnete der Major, und damit wäre die Unterhaltung wahrſcheinlich abgebrochen geweſen, wenn nicht der Fremde geſehen hätte, daß der Andere ſeine ausgegangene Cigarre muſterte und eben im Begriff war, dieſelbe über die Brüſtung hinabzuwerfen.

„Wünſchen Sie vielleicht Feuer?“ fragte er, und als der Major, durch die freundliche Bereitwilligkeit einigermaßen überraſcht, darum bat, holte der Andere ein kleines Etui hervor und zündete ein Streichhölzchen an, deſſen Flämmchen ſich bei dem ruhigen Abend kaum bewegte. Herr von Fernow warf das Hölzchen, nachdem er es benutzt, brennend über die Brüſtung, und der Andere blickte ihm ſich herabbeugend nach.

„Es kam glimmend da unten an,“ ſagte er, „es ſah aus wie ein Leuchtkäfer, und ich habe eine ungemeine Vorliebe für die Leuchtkäfer.“

Dieſe Bemerkung machte den Major lächeln und er intereſſirte ſich für den gefälligen jungen Mann, der eine Vorliebe für Leuchtkäfer hatte. Auch ihm rief die Erinnerung an dieſelben die Stunde eines warmen Mai-

abends ins Gedächtniß, wo man nach der Tafel in den Gärten von Eſchenburg promenirte, und er ganz zufällig an der Seite des Fräuleins von Ripperda einen kleinen Leuchtkäfer erblickte, den Beide zu gleicher Zeit aus dem Graſe aufheben wollten, wobei es denn kam, daß Helenens kühles duftiges Haar ſeine heiße Wange ſtreifte, und das iſt eine der gefährlichſten Berührungen, die es im Menſchenleben gibt. Ihm war es, wie ein elektriſcher Funken ins Herz gefallen; es hatte ihn ſo eigenthümlich berührt, daß er nachher häufige, aber vergebliche Verſuche machte, wieder zu einer ähnlichen Berührung zu kommen. Leider fanden ſich nicht ſo bald wieder Leuchtkäfer, und wenn er ſpäter einen ſah, ſo war das ſchöne Fräulein nicht in ſeiner Nähe.

War es die Aeußerung des jungen Mannes über die Leuchtkäfer oder die Gefälligkeit deſſelben, ihm Feuer zu geben, was den Major veranlaßte, dem Fremden eine Cigarre anzubieten, genug, er that es, und der Andere nahm ſie zögernd an. Dabei war er von ſeinem Sitze aufgeſtanden und hatte mit ſeinem Hut reſpectvoll gedankt.

Wenige Zeit darauf brannten beide Cigarren und Herr von Fernow, dem es nicht unerwünſcht war, ſeine mannigfaltigen Gedanken für den Augenblick verabſchieden zu können, und ein wenig über gleichgültige Dinge zu plaudern, ſetzte ſich auf die Brüſtung an die Seite ſeines neuen Bekannten.

Nun iſt es nicht leicht mit einem gänzlich fremden Menſchen ein Geſpräch anzuknüpfen, welches nicht ſchon den Keim des Todes in ſich trägt, ehe es zum Leben gelangt. Verſuchsweiſe ſagte deßhalb Herr von Fernow: „Alſo Sie intereſſiren ſich für die Leuchtkäfer? Lieben vielleicht im Allgemeinen die kleine Thierwelt? Und ſind wohl, was man einen Inſektenſammler nennt?“

„Nein, davor graut mir,“ antwortete der Andere. „Ich könnte um Alles in der Welt ſo ein unſchuldiges Geſchöpf nicht mit der Nadel durchſtoßen, wie ſie es zu machen pflegen. Und dann hätte ja auch ein aufgeſpießter Leuchtkäfer durchaus keinen Sinn. Wenn er todt iſt, hat er Licht und Glanz verloren, und das iſt eigentlich recht traurig.“

„Ja, das iſt allerdings recht traurig,“ pflichtete der Major bei, um das Geſpräch nicht einſchlafen zu laſſen. Aus demſelben Grunde fragte er auch: „Weßhalb lieben Sie alſo die Leuchtkäfer? Ich hoffe nicht, daß ich mit meiner Frage unbeſcheiden bin.“

Auf dem Geſichte des Andern zeigte ſich ein trübes Lächeln und er ſchwieg einen Augenblick, ehe er antwortete. „Wenn ich Ihnen das erzähle,“ ſagte er, „ſo werden Sie lachen; und es iſt auch vielleicht ſchon oft vorgekommen.“

„Erzählen Sie, ich werde nicht lachen; wenn es aber in der That lächerlich wäre, und ich müßte alsdann lachen, ſo würden Sie es mir wohl auch nicht übel nehmen.“

„O gewiß nicht. — Kennen Sie den Königsgarten?“

„O ja, ich kenne ihn.“

„Aber Sie waren noch nie dort, wenn er ſchön beleuchtet iſt und Abends die Muſik ſpielt, kurz, bei einer italieniſchen Nacht? Das iſt langweilig für die vornehmen Herren.“

„Ich bin kein vornehmer Herr.“

„Laſſen wir das meinetwegen gut ſein. Ihre Cigarre iſt vortrefflich. Nun alſo, in den Königsgarten ging ich früher häufig, ich hatte ſo meine Intereſſen dabei.“

„Ah! ich verſtehe.“

„Natürlich, man iſt jung, man ſucht, man findet. Genug, ich hatte denn auch gefunden, ein ſehr ſchönes, junges und liebenswürdiges Mädchen. Es kommt das ſehr häufig in der Welt vor, es wird Ihnen auch ſchon paſſirt ſein, und ich erzähle es Ihnen nur, weil es mit den Leuchtkäfern zuſammenhängt. Alſo wir hatten uns gefunden, wie man ſich ſo findet. Wiſſen Sie, eigentlich noch ganz ohne Abſicht und Zweck. Wie ſie gern nach mir ſah und lieber mit mir tanzte, als mit jedem Andern, ſo war es auch bei mir der Fall. Weiter nichts. Da ſpazieren wir eines Abends vom Tiſche ihrer und meiner Familie hinweg, ich führe ſie durch den dunkeln Garten, und da ſehen wir auf einmal auf dem Boden zwiſchen dem Graſe einen Leuchtkäfer glühen. — Wir bücken uns beide zu gleicher Zeit, um ihn zu fangen, und da ſtreift ſie mit ihrem kühlen

Haar an mein heißes Geſicht. Es war das erſte Mal, daß wir uns ſo nahe kamen und es machte auf mich einen unbeſchreiblichen Eindruck. Von da an war ich eine Zeit lang ſehr glücklich. Sehen Sie," fuhr er nach einer Pauſe fort, als ſein Nachbar ſchwieg; „das iſt die ganze Geſchichte von den Leuchtkäfern. Und ſollten Sie das jetzt lächerlich finden, ſo mache ich mir am Ende nichts daraus, wenn Sie darüber lachen."

Daß der Major dieſe Geſchichte nicht lächerlich fand, brauchen wir dem geneigten Leſer nicht zu ſagen. Im Gegentheil, ſie hatte ihn ſo außerordentlich überraſcht, daß er ein faſt gleiches Intereſſe für den Erzähler faßte. Es war ihm ſeltſam, ſo zufällig mit Jemand zuſammengetroffen zu ſein, der etwas Aehnliches erlebt, wie er, und das Gleiche dabei gefühlt. Jetzt hätte er aber auch gern erfahren, wie ſich eine Liebe, gleich der ſeinigen beim Anblick eines Leuchtkäfers entſtanden, weiter entwickelt, und um einen Verſuch zu machen, das Geſpräch über dieſes Thema fortzuführen, ſagte er: „Nun begreif ich freilich, weßhalb Sie ſich für die Leuchtkäfer intereſſiren, und verſtehe auch vollkommen, daß es Ihnen ein höchſt angenehmes Gefühl macht, wenn Sie einen ſolchen glänzenden Punkt erblicken."

„In der That, das hat mir lange ein großes Vergnügen gemacht," fuhr der Andere mit leiſer Stimme fort, „doch jetzt — —; aber das kann Sie in der That nicht intereſſiren!"

„Für ein paar einander gänzlich Fremde ſind wir da auf ein ſeltſames Thema gerathen," ſagte Herr von Fernow; „glauben Sie aber nicht," fuhr er in zutraulichem Tone fort, „daß ich unbeſcheidener Weiſe Ihre Verhältniſſe erforſchen will oder daß ich mir von Ihnen geben laſſe, ohne dafür etwas zurückzuerſtatten."

Es war etwas in dem ganzen Benehmen des jungen Mannes, ja in dem Tone der Stimme, ſowie in der äußerſt anſtändigen Art, mit der er erzählte, was den Major zu ihm hinzog. „Wie ſchon bemerkt" fuhr der letztere fort „es iſt keine müßige Neugierde, die mich zu der Frage getrieben hat, denn auch mir iſt etwas ganz ähnliches paſſirt, ich habe die genauere Bekanntſchaft eines ſehr liebenswürdigen Mädchens auf gleiche Art gemacht."

„Aber da waren die Verhältniſſe und ihre Folgen ganz anders, das kann ich mir denken. Sie, mein Herr, gehören zu den Bevorzugten dieſer Erde, Ihrer Liebe ſtellte ſich nichts entgegen, Rang und namentlich Vermögen ließen alle Schwierigkeiten verſchwinden, und wenn Sie jetzt nicht ſchon zum erſehnten, ſchönen Ziele gekommen ſind, ſo wird das doch in Kurzem geſchehen."

„O, ich wollte, Sie hätten wahr prophezeit!" ſagte Herr von Fernow; „wie wollte ich dieſer Stunde eingedenk ſein und den glücklichen Propheten gewiß nicht vergeſſen."

Das ſprach er ſehr leiſe, faſt wie zu ſich ſelber, und

der Andere ſchien auch in der That dieſe Worte nicht gehört, oder nicht verſtanden zu haben, denn er fuhr fort:

„Das iſt Ihr glückliches Loos; während mich der Druck der Verhältniſſe lange nicht aufkommen ließ, und da dies endlich zu geſchehen ſcheint, andre Verhältniſſe mich wieder tief zu Boden drücken. Ja, Reichthum und Rang, ich habe bisher nie daran gedacht, Andere darum zu beneiden; aber jetzt ſehe ich doch wohl ein, wie viel leichter man mit ihrer Hülfe zu dem kommt, was wir Menſchen Glück, ja Seligkeit nennen.“ Er hatte bei dieſen Worten ſeinen Arm auf das eiſerne Geländer geſtützt, den Kopf auf die Hand gelegt und blickte in das weiße, glitzernde Stückchen Mond, welches langſam zwiſchen den dunkeln Föhren niederſank. Nachdem er die letzten Worte geſprochen, ſeufzte er tief und ſchmerzlich auf.

Unten im Park begann eine Nachtigall wie ſchüchtern ihr Liebeslied, und erſt als die Sängerin gefühlt, daß Baum und Gras, Quell und Blüthe in tiefer, feierlicher Stille aufhorchten, ſchlug ſie ſtärker und immer ſtärker, ſchmelzender und immer ſchmelzender und jubelte endlich unter Lachen und Schluchzen ihr Lied hinaus, ihr Lied ohne Worte, aber deutlich wie kein anderes redend von Liebesleid und Liebesluſt, von Liebesſchmerz und von der Liebe höchſter Seligkeit.

Solch ein Lied dringt ans Herz, und wenn man das in ſtiller Nacht hört, ſo möchte man hinausjubeln ſein Glück und hinausſchreien ſein Leid an irgend einen Stern

bin, an des Mondes bleiche Scheibe, an die duftende Blüthe, wie viel lieber an ein Menſchenherz, das denkt und fühlt wie wir.

Bewegt von dieſen Klängen ſagte denn auch Herr von Fernow zu dem unbekannten Nachbar, mit dem er faſt willenlos Geheimniſſe tauſchte:

„Was Sie da reden von Rang und Vermögen, durch die Glück und Seligkeit zu erkaufen wären, iſt ebenſo unrichtig, als wenn Sie glauben, meiner Liebe habe es genützt, daß ich wohl etwas von dieſen Gütern beſitze. — — Vielleicht iſt es Ihnen tröſtlich zu vernehmen, daß ich mich der Dame, die ich liebte, lange Zeit kaum nähern durfte, und daß dieſelbe jetzt — die Braut eines Andern iſt.“

„O!“ rief der junge Mann und fuhr aus ſeiner Stellung empor, „ſo ſind Sie alſo auch unglücklich? Das trifft ſich eigenthümlich.“

„In der That ſeltſam,“ entgegnete Herr von Fernow, und mußte lächeln über dieſes Zuſammentreffen. Es entſtand in dem Geſpräch eine kleine Pauſe. Der junge Mann lehnte ſich über die Brüſtung und ſchaute in die Tiefe hinab, wo man jetzt nur noch ſchwarze Schatten und kaum ſichtbar das Leuchten eines Waſſerſpiegels bemerkte.

„Wie lieb iſt es mir,“ ſagte er endlich, „daß ich hier war, als Sie, mein Herr, kamen. Mein Herz war ſo voll, o ſo voll, daß es eine Wohlthat für mich iſt, zu Jemand ſprechen zu können, von dem ich überzeugt bin, daß

er mich verſteht. Ich habe wohl Verwandte, Freunde, aber die begreifen meine Verhältniſſe nicht, ihnen iſt es vielleicht lächerlich, was mein Innerſtes zerreißt. Sie aber müſſen mich verſtehen; denn ich bin überzeugt, Sie kennen das, was man die hohe Welt nennt. Sie ſind jung, vornehm, reich. Sie können mir Troſt und Rath geben — nicht wahr, Sie ſind jung, vornehm und reich?"

Während er das ſagte, hatte er ſeine Hände zuſammen gelegt, und war dem Andern näher gerückt, nur mit einer leichten Bewegung, aus welcher man aber fühlen konnte, wie ſehr es dem Sprecher darum zu thun war, daß ſeine Rede an das Herz des andern dringe. Ebenſo innig und anſchmiegend war der Ton ſeiner Stimme.

„Nach den gewöhnlichen Begriffen," beantwortete Herr von Fernow die Frage ſeines ſeltſamen Nachbars, „habe ich allerdings von den Eigenſchaften, die Sie eben nannten, und wenn mich dieſelben befähigen, Ihnen einen Rath zu geben, ſo bin ich gern dazu bereit. Laſſen Sie mich hören."

„Von dieſen Eigenſchaften," ſprach der Andere nach einer Pauſe, „habe ich nur eine einzige. Ich bin jung. Aber ich beſaß Muth und Kraft, um mir eine Laufbahn zu ſchaffen. Ich bin Künſtler, war ein geſchickter und geſuchter Holzſchneider, und kann das ſagen, da ich voraus ſchickte: Ich war es. Ein Unglücksfall lähmte mir die Finger der rechten Hand, ich mußte mich nach einer anderen Beſchäftigung umſehen und wählte die Photographie.

Aller Anfang iſt ſchwer, und wenn ich auch nicht viel zu thun hatte, ſo wurden doch meine Bilder gelobt, und ich konnte hoffen, nach und nach bekannt zu werden. Das iſt eigentlich Nebenſache," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort; „Nebenſache in der Angelegenheit, in welcher ich Ihren Rath zu hören wünſchte; und doch gehört es wieder dazu, denn ich ernährte mit meinen photographiſchen Arbeiten nicht nur meine alte Mutter, ſondern hoffte auch —"

„Ah! ich verſtehe," ſagte Herr von Fernow, der ſehr aufmerkſam zuhörte, „das Mädchen, welches Sie liebten, hoffte ſehnlich auf Vergrößerung Ihrer Kundſchaft."

„Ich glaube, daß ſie darauf hoffte," fuhr der Andere mit ſchmerzlicher Selbſtüberwindung fort „bis — nun ja," rief er faſt heftig, „bis ſie ſich eines Andern beſann, und glauben mochte, ſie ſei zu gut und ſchön, um die Frau eines armen Photographen zu werden!"

„So knüpfte ſie ein anderes Verhältniß an?"

„Ja," — antwortete der junge Mann nach einer Pauſe, während welcher er mit ſich ſelbſt zu kämpfen ſchien, ob er weiter ſprechen ſolle; „ja ſie iſt wenigſtens im Begriff eines anzuknüpfen, und das möchte ich hindern, wenn es irgend in meiner Macht ſtände."

Herr von Fernow ſah ſich in einer eigenthümlichen Lage. Er hatte es mit einem Verliebten, einem Eiferſüchtigen zu thun, und wußte wohl, wie ſchwer es bei ſolchen

iſt, die richtige Anſicht von der betreffenden Sache zu erhalten. Daß der junge Mann unendlich litt, daß es ihm ein Troſt war, ſich Jemand anvertrauen zu können, das erkannte er daraus, daß er mit ihm, dem Fremden, über dieſe Angelegenheit ſprach. Es war wie eine Beichte, nach deren Ablegung er ſein Gemüth erleichtert fühlen mußte.

Wie ſchon bemerkt, hatte der junge Mann zögernd des Verhältniſſes erwähnt. Als dies aber einmal geſchehen war, und als ihn der Andere mit ſanften Worten aufforderte ohne Rückhalt zu ſprechen, wenn ihm dies einen Troſt gewähre, ſo erzählte ihm der Photograph ſeine ganze Liebes- und Leidensgeſchichte, wie glücklich er geweſen ſei in ſeiner Liebe bis plötzlich ſein Gehülfe, Herr Krimpf, ihn auf gewiſſe Vorgänge am Fenſter aufmerkſam gemacht und wie er die Anklage beſtätigt gefunden.

„Und wer iſt Herr Krimpf?“ fragte der Major.

Die Schilderung, die der Photograph auf dieſe Frage von dem Weſen ſeines Gehülfen entwarf, war ſo lebendig und treffend, daß der andere ihn vor ſich zu ſehen glaubte und daß der Zuhörer, trotz der Bemühungen des Erzählers, den guten Eigenſchaften des Herrn Krimpf Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, doch auf ganz eigenthümliche Vermuthungen gerieth. „Und wiſſen Sie, wer der Herr im gegenüberliegenden Fenſter iſt?“ fragte Herr von Fernow.

„Ein Kammerherr Sr. Hoheit des Regenten, ein Herr Baron von Wenden,“ antwortete der Photograph.

„Alle Teufel!“ entfuhr es dem Major, indem er von ſeinem Sitze faſt in die Höhe geſprungen wäre. Obgleich er ſitzen blieb, ſo entging doch die Bewegung, die er machte und der Ausruf des Erſtaunens dem Andern nicht.

„Sie kennen ihn?“ fragte er beſorgt. „Sie kennen ihn vielleicht ſehr genau, und am Ende that ich Unrecht, darüber zu ſprechen.“

„Und wenn es mein Bruder wäre,“ entgegnete ernſt Herr von Fernow, „ſo würde ich, nachdem Sie mir Ihr Geheimniß anvertraut, auf Ihrer Seite ſtehen. Aber ſeien Sie unbeſorgt, ich kenne Herrn von Wenden gut, ich kenne ihn ſogar recht genau, und bin daher wohl im Stande, Ihnen einen Rath zu ertheilen. Nur muß ich in dieſem Falle bitten, ohne Rückſicht zu ſprechen, und mir auch nicht die kleinſten Umſtände zu verſchweigen, die in den letzten Tagen vorgefallen ſind.“

Das that der Photograph, aber was er zuerſt erzählte, drehte ſich immer um denſelben Punkt, daß ſie am Fenſter ſtand und hinüberblickte, daß er das Gleiche that, und Zeichen gab. Als aber der Erzähler darauf zu dem gelungenen Portrait kam, das er von dem Mädchen gemacht, und daran knüpfend der beiden Herren erwähnte, die auf ſo geheimnißvolle Art bei ihm erſchienen ſeien, da wurde die Aufmerkſamkeit des Majors, welche dieſem bis jetzt die Theilnahme für den jungen Mann eingeflößt, auf einmal ganz anderer Art. Er ſchaute vorſichtig umher, und beugte

sich dann gegen seinen Nachbar, um kein Wort von der leisen Schilderung zu verlieren, welche dieser ihm von den beiden Herren entwarf. Die kleine, lebendige Figur mit dem forcirt jugendlichen Wesen, mit dem ewigen, seltsamen Lächeln, mit dem wunderlichen Gange und der zuckenden Bewegung der Hände war sofort entdeckt: Baron Rigoll, wie er leibte und lebte. Die fernere Erzählung des Photographen, daß er später die beiden Herren an dem gegenüber liegenden Fenster bemerkt, machte die Entdeckung zur Gewißheit. Aber wer konnte der andere Herr sein? Der Regent, nach der ehrerbietigen Art, wie er von dem Baron Rigoll behandelt ward? Unmöglich jedoch! Was sollte dieser davon haben, sich im Geheimen photographiren zu lassen? Das hatte keinen Sinn. Wer also konnte es sein? Das Einfachste war auf alle Fälle, den Photographen nach Hause zu begleiten, und sich eine Copie der beiden Köpfe zeigen zu lassen. Er nahm sich vor ihm später diesen Vorschlag zu machen, doch theils getrieben von der wirklichen Theilnahme, welche er für den jungen Mann gefaßt, theils auch, um das große Interesse nicht zu verrathen, das er an den beiden geheimnißvollen Herren nahm, überlegte er einen Augenblick, was in der Sache zu thun sei. Baron Wenden war nicht ungefährlich; doch da ihm in allen Dingen Entschlossenheit und Energie fehlte, und er, statt sein Ziel durch ein gerades Darauflosgehen zu erringen, es liebte, seine Fäden langsam zu ziehen, wie die Spinne sein Opfer nach

und nach zu umgarnen, es zu ermatten, bis es zu fernerem Widerstand unfähig in seine Netze fiel, so wurde der Kammerherr, wenn es einmal nöthig war einen kecken Schritt zu thun, leicht plump und täppisch. Darauf baute Herr von Fernow seinen Plan.

„Es ist eine delikate Sache," sprach er nach längerem Nachsinnen, „und für einen Dritten schwer zu rathen. Sind oder waren Sie wenigstens von der Liebe des Mädchens zu Ihnen überzeugt?"

„Ob ich es war!" antwortete der junge Mann. „Wie sie mir, so war ich ihr Alles. Sie hatte keinen andern Gedanken als für mich und ihr Glück."

„Und das Mädchen lebt bei ihrer Mutter?" — „Leider, leider!" — „Dies Leider! beweist mir, daß ich richtig vermuthe. Das Mädchen ist schön, die Mutter eitel; es schmeichelt ihr, wenn sich ein vornehmer Herr, wie sie es nennt, um ihre Tochter bewirbt."

„So ist es," seufzte der Photograph.

„Die Mutter protegirt die Geschichte mit dem Gegenüber, — ja die Sache ist nicht ohne Bedeutung."

„O, sie ist sehr schmerzlich. Ich kann es nicht ertragen und werde darüber zu Grunde gehen."

„Geduld," antwortete Herr von Fernow mit ermunterndem Ausdruck, „man geht nicht sogleich zu Grunde, wenn man den Kopf oben und die Augen offen behält. Wir müssen sehen, wie zu helfen ist."

„Wenn es ein guter Augenblick gewesen wäre, daß ich Sie hier getroffen!" sagte der Andere im herzlichsten Tone.

„Vielleicht ein Augenblick des Glücks für uns Beide," verſetzte lächelnd der Major, indem er an die geheimnißvollen Photographien dachte. „Armer Wenden," ſprach er zu ſich ſelber; „ich fürchte, dir nochmals in die Quere zu kommen; es war unprophetiſch von dir, mir deine Theorien ſo zuverſichtlich auseinander zu ſetzen — doch zur Sache." Er wandte ſich abermals an ſeinen Nachbar. „Vor allen Dingen muß ich wiſſen, von welchem Charakter das junge Mädchen iſt. Verzeihen Sie mir die peinliche Frage: Halten Sie ſie in der That für fähig, ſich in ein Verhältniß einzulaſſen, das durch Zeit und Umſtände gefährlich werden könnte?"

„Wenn ich das zugäbe," entgegnete der junge Mann, „ſo müßte ich ja der Anſicht ſein, ſie liebe mich nicht mehr, und das kann und will ich nicht. Ich will und muß vieles von der Schuld, die ſie vielleicht hat, auf die Einflüſterungen ihrer Mutter werfen. Sie wiſſen wohl ſelbſt, was eine tägliche Umgebung vermag. Die Eitelkeit, von einem vornehmen jungen Manne beachtet zu werden, mag auch das Ihrige dazu beigetragen haben. Roſa berechnete in ihrer Unſchuld nicht, was unter ſolchen Verhältniſſen ein Blick des Auges, ein Zeichen zu bedeuten hat. — Aber vielleicht hat ſie jetzt ſchon den Abgrund zu ihren Füßen erkannt, und iſt ſchaudernd davor zurück gewichen."

„Das iſt möglich," ſagte Herr von Fernow in ruhigem Tone, „und dann wäre es am Ende unnöthig, Ihnen in Ihrer Angelegenheit zu rathen."

„Dennoch fürchte ich wieder, es iſt nicht unnöthig!"

rief der Andere. „Den ganzen Tag werfe ich das Für und Wider in meinem Kopfe herum.“

„So beantworten Sie mir eine andere Frage. Hat das junge Mädchen einen energiſchen, feſten Charakter? Iſt ihr Gemüth weich, hingebend, oder ſtolz und zurückſtoßend?“

„O eher das letztere, und das hat mich ſo unſäglich zu ihr hingezogen.“ — „Sie iſt noch ſehr jung?“ — „Zwei und zwanzig Jahre.“ — „Sie iſt alſo heiter, offen, lebhaft, keiner von jenen ſtillen Charakteren, die nur um Alles in der Welt den Schein meiden mögen, die beſtändig die Augen niederſchlagen, ſo bald ſie ſich bemerkt ſehen, die dagegen feſt zu blicken wiſſen, ſo bald ſie ſich unbeobachtet glauben?“

„Ob ſie heiter und offen und ehrlich iſt! Aber etwas heftig, wenn man ſie reizt, und ſie kann leicht gereizt ſein.“

„Wohlan denn, ſo ſeien Sie klug und ſehen Sie vor der Hand nicht was am dieſſeitigen oder jenſeitigen Fenſter vorfällt. Bekümmern Sie ſich gar nicht darum, ob der drüben irgend welche Schritte thut. Das zu erfahren ſei meine Sache.“

„O ich danke Ihnen.“

„Keinen Dank, bis wir zu einem guten Ende gekommen ſind. — Wie geſagt, halten Sie ſich ganz ruhig. Sollte Gefahr vorhanden ſein, ſo werde ich Sie zu benachrichtigen wiſſen. — Alſo Ihr Atelier iſt vis-à-vis dem Hinterhauſe?“

„Heinrich Böhler im 4ten Stock, Pfahlgaſſe No. 4.“

„Ich werde mir's merken, und Ihnen vielleicht morgen einen Beſuch machen. Sollte ich das Zimmer verfehlen

und ein Stockwerk tiefer anfangen, wo — Sie verstehen mich — so darf Sie das nicht wundern. Ich habe vielleicht meine Gründe dabei. — Apropos," setzte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu, „wenn ich Sie besuche, könnten Sie mir einen Gefallen thun. Es wäre mir interessant, die Portraits jener beiden Herren zu sehen, die sich vor einigen Tagen, wie Sie mir erzählten, bei Ihnen photographiren ließen."

„Was das anbelangt," sagte fast erschrocken der Photograph, „so bin ich in der That trostlos, Ihnen nicht dienen zu können. Sie werden mir beipflichten, daß ich Alles aufbieten muß, um den Wünschen meiner Kundschaft entgegen zu kommen. Nun hab' ich aber den beiden Herren nicht nur versprechen müssen, keine weiteren Copien von den Bildern zu machen, sondern auch die Glasplatten nach dem ersten guten Abzug augenblicklich abzuschleifen. Ich bin in der That unglücklich, Ihnen den kleinen Dienst nicht leisten zu können. Aber da ich mein Wort gab, muß ich's halten."

Daß der Andere ärgerlich mit dem Fuße auftrat, und eine sehr unmuthige Geberde machte, konnte der junge Mann nicht sehen, da es völlig dunkel geworden war; auch zuckte Herr von Fernow ein paar Mal verdrießlich mit den Achseln, worauf er jedoch gelassen sagte: „Allerdings, sein Wort muß man halten. Auch ändert das nichts in unserer Angelegenheit. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt, ich werde es nicht mißbrauchen. Hier nehmen Sie meine Karte, damit Sie auf alle Fälle wissen, mit wem Sie es zu thun gehabt."

Der Photograph ſtreckte ſeine Rechte darnach aus und als er mit der Karte zugleich den Finger des Unbekannten berührte, griff er mit beiden Händen darnach und drückte ſie herzlich und innig, indem er ſagte: „Wie danke ich Ihnen für die Freundlichkeit, die Sie mir erzeigt. Ich weiß nicht, wie es kam, aber es war ein unerklärliches Gefühl, welches mich antrieb, mit Ihnen zu ſprechen, als Sie auf die Terraſſe traten. Sie hatten für mich ſo viel Zutrauen Erweckendes und es war gerade, als ſpräche es in mir: Das iſt ein Mann, der dir zu rathen und zu helfen vermag. Wahrhaftig," fuhr er mit Wärme fort, „wenn unſer Geſpräch ſich nicht auf ſo überraſchende Art von ſelbſt dahin gewandt hätte, ich wäre im Stande geweſen, mich Ihnen geradezu zu entdecken."

„Ich danke Ihnen für die gute Meinung," verſetzte der Major, „und glaube Ihnen verſichern zu können, daß Sie an keinen Unrechten gekommen ſind. Aber gehen wir, es iſt Nacht geworden."

Und ſo war es in der That. Die Nachtigall war längſt verſtummt, der Mond war zwiſchen den ſchwarzen Föhren verſchwunden, der Himmel ſtrahlte nicht mehr im Widerglanz der untergehenden Sonne, ſondern hatte ein tiefes glänzendes Blau angenommen, auf dem mit jeder Sekunde mehr und mehr plötzlich aufleuchtender Sterne hervorſprangen. Die Nacht ſank nieder und in ihrem Gefolge tiefes, feierliches Schweigen, nur von den Schritten der beiden Dahinwandelnden unterbrochen.

Der Augenblick des Glücks.

II.

Der

Augenblick des Glücks

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1857.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp. in Stuttgart.

Inhalt.

		Seite
XII. Kapitel.	Ein freundſchaftliches Souper	1
XIII. „	Wiederum im Kabinet des Regenten .	39
XIV. „	Eine goldene Brücke	69
XV. „	Keine Roſe ohne Dornen	101
XVI. „	Roſa	151
XVII. „	Augenblicke des Glücks	183
XVIII. „	Beſchließt vielleicht langweilig	218

Der Augenblick des Glücks.

Zwölftes Kapitel.

Ein freundschaftliches Souper.

Am Hauptgitter, welches den Park von der Straße trennte, wendete sich der Photograph mit nochmaligem Danke links der Stadt zu, während der Andere auf das Schloßgebäude zuschritt, und durch eine kleine, ihm bekannte offene Thür in das Innere trat. Es mochte acht Uhr sein, Corridors und Treppen waren hell beleuchtet, die Posten schritten gleichförmig auf und ab, und Herr von Fernow begegnete, während er durch das Gebäude schritt, keinem Bekannten. Nur hie und da glitt ein Bedienter eilfertig vorüber, die Zubereitungen zum Thee oder Souper für irgend eine Hofdame tragend.

Aus dem Hauptportal trat der Major auf die große mit Orangenbäumen besetzte Terrasse, von wo aus man die ganze Stadt übersehen konnte, und von wo aus man auch rückwärts blickend, die Zimmer der Prinzessin Elise sah und über denselben die Fenster, welche zur Wohnung des Fräu-

leins von Ripperda gehörten. Letztere waren matt, die ersteren hell beleuchtet. Herr von Fernow wandte sich mit einem langen, innigen Blick den letzteren zu und dachte seufzend: — „Wer da einen Vorwand hätte, um mich nur auf einen Augenblick eintreten lassen zu dürfen, nur einen Augenblick, nur um sie zu sehen, wie sie vielleicht in irgend einem Fauteuil ruht, den Kopf verstohlen auf die Hand stützt und an dies und das denkt, — O, an dies und das! Wer ist wohl so glücklich, das Dies und Das zu sein?" — Es war Furcht vor zu großem Glück, daß er also dachte, und in dem andern Augenblick, als er wohl fühlte, daß sein Herz heftiger schlug, wagte er sich zu gestehen, daß er wohl selbst das Dies und Das wäre, und daß ein Mädchen wie Helene, nachdem sie ihm einmal gestanden, sie liebe ihn ein wenig, warm und innig an ihn denke. — Ja, er war glücklich; denn wie mußte der geliebt sein, dem dies stolze energische Mädchen, wenn auch noch so flüchtig die Hand gedrückt. Und das hatte sie gethan. Ja, an jenem Abend und gestern abermals, als er sie in den Wagen gehoben. Auf das hin kam Fernow die eigene Hand wie geweiht vor, und er betrachtete sie lange und aufmerksam und küßte die Stelle, wo ihre Finger geruht. Zu gleicher Zeit hob er die also geküßte Hand empor und winkte damit ein Mal, zwei Mal, drei Mal zu den erleuchteten Fenstern. Ob sie das fühlte? Wir glauben fast; denn wir glauben an die Kraft jener allgewaltigen Liebe, die in

einem geheimnisvollen Rapport steht mit ihrem Gegenstande, die es fühlt, ohne es zu sehen, wenn das Auge des Geliebten auf ihr ruht oder wenn er in der gleichen Sekunde, wie sie, mit glühenden, hingebenden Gedanken sich in den Anblick der glänzenden Mondscheibe versenkt, oder in das Flimmern irgend eines Sternes, den beide bei einer andern Gelegenheit gefunden, als sie neben einander standen, sich leise mit der Hand berührend, so leicht und leise, daß die Finger selbst es nicht merkten, und nur das Herz in lauten Schlägen davon sprach.

Dergleichen für Manchen wenig verständliche Gedanken beschäftigten den jungen Offizier, als er hinter einer Reihe der mächtigen Orangenbäume, häufig rückwärts blickend, der breiten Rampe zuschritt, die auf die Straße hinabführte. Mit einem Male blieb er stehen, denn er vernahm vorsichtige Schritte und leises Sprechen. Er wußte nicht warum er stehen blieb, er hatte durchaus nicht die Absicht zu lauschen, ihm kam nur der Gedanke, es sei besser von den Heraufsteigenden hier unter ihren Fenstern nicht gesehen zu werden. Sie tauchten indessen am Rande der Terrasse auf: ein großer Mann in Livrée, ein kleiner in gewöhnlicher Kleidung.

„Vielleicht ist die Sache von gar keinem Belang," sagte der in Livrée mit gedämpfter Stimme, doch klang jedes Wort durch die Stille der Nacht vernehmlich an das Ohr des Offiziers; „aber ich bin dankbar für Eure Aufmerk-

ſamkeit. Die Livrée, die der Bediente anhatte, war alſo keine Hoflivrée?"

„Nein," ſprach der Andere, „es war Grün mit Gold."

„Hm, hm! Grün mit Gold," wiederholte der Erſtere. „Und die Beiden thaten geheimnißvoll?"

„Sehr, ſonſt wäre es uns am Ende gar nicht aufgefallen. Wenn man keine Abſicht dabei hat, ſo beſtehlt man nicht ſo beſtimmt, daß von einer Photographie nur Ein Abzug gemacht und die Glasplatte alsdann vernichtet werden ſoll."

„Was iſt das?" dachte der Major und ſchenkte jetzt dem Geſpräch der Beiden ſeine geſpannte Aufmerkſamkeit.

„Den Einen der Herren," fuhr der kleine Mann fort, „habe ich öfter geſehen. Es iſt ein Herr bei Hofe; der Andere aber muß ein Fremder ſein. Ich kenne ihn nicht."

„Aber warum bringt Ihr die Geſchichte erſt heute?"

„Weil ich erſt geſtern Zeit fand, die beiden Bilder mit der Maſchine nochmals zu copiren. Er hatte ja ſelbſt die Glasplatten abgeſchliffen; aber wenn Ihr glaubt," ſetzte er in gleichgültigem Tone hinzu, als der Andere ſchwieg, „die Sache habe keine Bedeutung, ſo laſſen wir's bleiben."

„Ich glaube kaum, daß ſie viel nützen wird, denn ich habe eine Ahnung, was es ſein kann. Wißt Ihr lieber Freund, wir draußen im Vorzimmer ſehen mehr, als man weiß und ich glaube Euch ſagen zu können, daß der Kammerdiener Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin die erſten Ab-

züge der beiden Portraits, die Ihr da habt, heute Morgen in Händen hatte."

„Nur die allein?" fragte lauernd der Andere.

„Nein, es war auch noch ein Drittes dabei, das eines schönen jungen Mädchen."

„So ist es dasselbe!" rief der kleine Mann fast unmuthig. „Nun ich habe meine Schuldigkeit gethan."

„Das habt Ihr auch, lieber Freund;" entgegnete der Lakai im Tone eines Beschützers, „und der Herr Kammerdiener wird Euch dankbar dafür sein. Es ist für uns nothwendig, Alles zu erfahren, was auf den Hof Bezügliches draußen in der Stadt vorgeht. Ich will jetzt hinauf und es melden, bleibt unterdessen hier, bis ich zurückkomme."

„Aber laßt mich nicht zu lange warten."

„Unbesorgt, sollte ich im Augenblick nicht selbst abkommen können, so schicke ich Euch Jemand, dem Ihr die Dinger ohne Weiteres übergeben könnt."

Damit entfernte sich der Lakai und der Andere blieb an der Rampe stehen. Wer anders konnte der Wartende sein, als Böhlers Gehülfe, sagte sich der Major. Wie hatte ihn der Photograph doch genannt? Herr Krimpf glaubte er, und wenn er seine scharfen Augen anstrengte, um jene Figur zu betrachten, die sich dort auf dem Rande der Terrasse ziemlich deutlich abzeichnete, so war gar kein Zweifel, die zusammengekrümmte kleine Gestalt war genau dieselbe, die ihm der Photograph beschrieben hatte.

Die eiligen Schritte des Lakaien waren unter dem Hauptportale verklungen. Hier mußte ein Entschluß gefaßt werden. „Ist es Recht von mir," fragte sich der Offizier, „wenn ich den Versuch mache, die Photographien in meine Hand zu bekommen? Ja, nachdem die Art des Versuchs wäre. Mit Bestechung oder meinetwegen mit Gewalt? Aber, wenn ich mich als den darstellte, der sie abholen soll! — Die Rolle eines Bedienten übernehmen? Pfui Teufel, das wäre ordinair! Eine Art von Betrug begeben? — Doch nein, es könnte vielleicht nicht so angesehen werden. Wenn ich jenem die Photographien abnehme, so bin ich am Ende im Rechte, denn Krampf besitzt sie widerrechtlich nach der eignen Aussage. Ueberhaupt gelten in dem Kriege hier alle Mittel, — nur nicht die gemeinen, nein. Aber geschehen muß etwas. Was geht vor? was ist's, was Lakai und Kammerdiener der Prinzessin bei Nacht und Nebel verhandeln? — Es ist die Gegenpartei, es ist meine Schuldigkeit, der des Regenten die Stange zu halten. Vielleicht machen wir eine wichtige Entdeckung, vielleicht ist dies abermals — ein Augenblick des Glücks."

Als der junge Offizier sein Selbstgespräch beendigt hatte, vernahm er wieder sich nahende Schritte und gleich darauf kehrte der Lakai zurück. Jetzt galt es. Entweder Herr Krimpf übergab die Photographien, dann mußte man dem Lakaien in's Schloß folgen und sie ihm mit Güte oder Gewalt abdringen. Doch war dies ein mißliches Un-

ternehmen, vielleicht war die Sache von gar keiner Wichtigkeit, und dann konnte man in einen üblen Conflict mit der Prinzessin gerathen. — Achtung! Vielleicht ist das Glück günstig.

Der Lakai hatte jetzt den Rand der Rampe erreicht, wo ihm der Andere sogleich entgegenkam. „Nun, wie ist's," fragte dieser.

„Gerade so, wie ich gedacht," antwortete der Lakai; „es sind dieselben Photographien, die wir bereits kennen. Die Sache hat nichts auf sich; da sie aber verschwiegen werden muß, so ist es am besten, die Photographien zu vernichten."

„Da habe ich mich also umsonst geplagt," entgegnete mürrisch Herr Krimpf.

„Umsonst nicht," sagte der Andere, „man thut bei Hofe nie etwas umsonst. Ich werde Euch morgen aufsuchen, und da wollen wir die Sache arrangiren, daß Ihr zufrieden sein werdet."

„Morgen also," hörte man den kleinen Mann sagen, und der Ton, mit dem er das sprach, klang gerade wie der Ausdruck einer gescheiterten Hoffnung.

„Gewiß!" betheuerte der Lakai, „und was die Photographien anbelangt — —"

„So werde ich sie vernichten, darauf könnt Ihr Euch verlassen."

„Wäre es nicht beſſer, wenn das hier gleich auf der Stelle geſchähe?“ mahnte der Lakai.

„Daß man morgen früh die Stücke davon fände!“ verſetzte Krimpf. „Nein, nein, ich will das anderwärts beſorgen. Nur vergeßt mich morgen nicht.“

„Keinenfalls!“ verſetzte der Lakai, und man wünſchte ſich „gute Nacht.“

Der Lakai ging in's Schloß zurück, und Herr von Jernow mußte warten, bis er unter dem Hauptportal verſchwunden ſein würde, ſo gern er auch ſogleich dem Andern nachgeeilt wäre. Er mußte noch dazu ziemlich lange warten, denn der verfluchte Lakai ſchien ein Liebhaber von Orangenblüthen zu ſein. Er zupfte ein paar ſehr hübſche ab, und dies gerade an dem Baume, hinter welchem der Offizier ſtand. Freilich hatte dieſer dabei den Vortheil, das Geſicht des Andern genau zu ſehen, was auch nichts ſchaden konnte, um ihn in irgend einem Falle wieder zu erkennen. Es war das ein dummes, aufgeblaſenes Geſicht, und als der Lakai ſo ſeinen dicken Kopf mit der langen Naſe und den großen Ohren zwiſchen die ſüßduftenden Blüthen ſteckte, gab er ein Bild wie der Eſel, der Roſen frißt. So befand er ſich ein paar Sekunden lang in ſehr gefährlicher Nähe der zuckenden Finger des jungen Majors. — Es iſt eigentlich ein Troſt zu nennen, daß der Menſch nie weiß, wie nahe ihn Gutes oder Böſes umſchwebt.

Endlich war der Lakai im Schlosse verschwunden und Herr von Fernow eilte an den Rand der Terrasse. — Die Rampe, die auf den Schloßhof führte, war lang, ebenso dieser selbst. Niemand dort zu sehen. Von dem großen Platze liefen vier Straßen aus. Mit seinem scharfen, geübten Blicke hatte der Major die Mündungen derselben überschaut. Der Eingang zu dreien derselben war leer, in der vierten, gerade unter der Gaslampe schob sich eine Gestalt dahin, — eine kleine Gestalt, ja, er war es.

In wenigen Sätzen sprang Herr von Fernow die Rampe hinab. Wer ihn über den Schloßplatz hätte laufen sehen, müßte irgend ein großes Unglück vermuthet haben, das im Schlosse geschehen wäre. Jetzt erreichte er die Straße, in welcher der muthmaßliche Herr Krampf verschwunden war. Ein Blick hinein ließ sie ihm in ihrer bedeutenden Länge als ganz leer erscheinen. Doch nein, dort bewegte sich etwas auf dem Trottoir. Herr von Fernow hätte selbst lächeln mögen über die außerordentliche Anstrengung, die er machte, um vorwärts zu kommen, und dabei hatte er sich noch in Acht zu nehmen vor den Leuten, die sich der Nachtluft an den offenen Fenstern ihrer Häuser erfreuten.

Ja, es war die kleine verwahrloste Gestalt, die er auf der Terrasse gesehen, es war Herr Krimpf, der glücklicherweise nicht sehr eilig nur noch wenige Häuserlängen entfernt vor ihm herging.

Daß Herr von Fernow scharf nach ihm blickte, kann man sich leicht denken. Er fürchtete bei jeder auffallenden Bewegung, die der kleine Mann mit den Armen machte, und dergleichen Bewegungen kamen häufig vor, jetzt werde er in seine Tasche greifen, die Photographien hervorziehen und sie zerreißen. In dem Falle aber war der Offizier entschlossen, so säuberlich als möglich über ihn herzufallen, ihm die Blätter abzunehmen und ihn darauf fürstlich zu belohnen.

Aber Herr Krimpf zog die Blätter nicht aus der Tasche. Wohl schlenkerte er mit seinen Armen hin und her, wohl hob er sie zuweilen zuckend gegen sein Gesicht, aber dabei blieb es vorderhand. Noch eine Zeitlang ging er gerade aus, zuweilen einen Augenblick vor einem Laden stehen bleibend, zuweilen sogar sich halb umwendend, als wolle er einen andern Weg einschlagen. — Jetzt bog er rechts in eine Seitengasse und der Offizier beeilte sich ihm nachzukommen, damit er ihm nicht in irgend ein Haus entschlüpfe. —

Doch war diese Befürchtung unnöthig. Herr Krimpf schien weder die Absicht zu haben, einen Besuch zu machen, noch überhaupt sehr eilig zu sein. Denn jetzt in der schmalen Gasse angekommen, schlenderte er dahin, wie Jemand, der seine Zeit auf irgend eine Weise tödten will. Ja, er blieb hie und da so plötzlich und lange vor einer beleuchteten Boutique stehen, daß der Andere alles anwenden

mußte, um durch sein Zurückbleiben kein Aufsehen zu erregen. Endlich aber hielt es der Major an der Zeit einen Entschluß zu fassen. Herr Krimpf konnte noch stundenlang so fort promeniren wollen, und das wäre denn doch gar zu langweilig gewesen.

Schon vorher hatte der Major einiges an seiner Toilette geändert, das heißt, er hatte den leichten Paletot, den er über dem Frack trug, so unordentlich als möglich zugeknöpft, seine Handschuhe ausgezogen, und die Frisur seines elegant gerollten Haares durch ein hastiges Durchfahren mit der Hand soviel als möglich verdorben.

Als nun der kleine Mann vor einem Victualienhändler, der beim Glanze einiger Gaslichter seine Waaren recht appetitlich ausgelegt hatte, stehen blieb und angelegentlich, wenn auch mit etwas düstern Blicken, die saftigen Schinken, die Würste in allen Formen, Farben und Größen, sowie den zierlichen Schweinskopf betrachtete, auf dem eine angenehme, häusliche Scene auf's Schönste mit allerlei Fett incrustirt war, schien es dem Andern der günstige Moment für die Ausführung seines Plans zu sein. Er trat so dicht an Herrn Krimpf heran, daß dieser sich nothwendig umwenden mußte, und als er dies that, lüftete der Major den Hut und sagte mit angenehmer Stimme:

„Sie verzeihen wohl die Frage, ist vielleicht mit diesem Laden eine Restauration verbunden, in der man einen guten Nachtimbiß zu sich nehmen kann?"

Herr Krimpf blickte einigermaßen mürrisch auf den Frager, dann zeigte er mit der Hand auf das transparente Schild über der Hausthür, auf dem deutlich das Wort Restauration zu lesen war.

„Verzeihen Sie, das habe ich nicht gesehen," sprach der Andere verbindlich; „sonst hätte ich Sie durch meine unnöthige Frage nicht aufgehalten."

„O, aufgehalten haben Sie mich gerade nicht," antwortete der kleine Mann, „meine Beschäftigungen in dieser Stunde sind nicht groß, ich spaziere so zu meinem Vergnügen herum."

„Das stellt mich in der That zufrieden," sagte der Andere, „und so will ich denn versuchen, was Küche und Keller in der Restauration vermögen." Herr Krimpf machte ein Gesicht, als verspüre er große Lust zu einem ähnlichen Versuche.

„Ich will doch geschwind sehen, welche Zeit es ist," sagte der Major. Damit knüpfte er seinen Paletot auf, zog die Uhr hervor, und fuhr fort: „Acht Uhr! noch gar nicht spät." Da er hiebei that, als brauche er zum Aufknüpfen des Paletots und zum Hervorziehen der Uhr beide Hände, so erschien es ganz natürlich, daß er seinen seinen Spazierstock auf die Brüstung des hellerleuchteten Ladens legte. Daß er ihn vergaß, nachdem er die Uhr wieder eingeschoben, hatte auch gerade nichts Auffallendes und konnte Jedermann passiren.

„Nochmals herzlichen Dank," sagte er alsdann und eilte so schnell er konnte, in das Haus hinein.

Wir können nicht verschweigen, daß Herr Krimpf in diesem Augenblick seufzend an seine Tasche griff und mit bewegten Lippen die Herrlichkeiten überschaute, die hier vor ihm aufgestapelt lagen. Er war in der That nicht mit Geld versehen, hatte auf den Lakaien gehofft, und dann die Absicht gehabt, hier in der ihm wohlbekannten Restauration ein gutes Souper zu machen.

„Der Teufel hole alle diese Commissionen!" brummte er vor sich hin. „Hätte ich nicht gedacht, man wolle mich ordentlich belohnen, so wäre ich zu Frau Böhler gegangen und da hätte es mir an etwas Bescheidenem zum Nachtessen nicht gefehlt. 'S ist doch ein wahres Sprichwort, daß ein Sperling in der Hand besser ist, als eine Taube auf dem Dache."

Indem er diese Worte sprach, zuckte er verdrießlich mit den Händen nach seinem Gesichte, so daß es von Weitem aussah, als übe er, beim Anblick der Delicatessen in dem Laden die Bewegung von Messer und Gabel. Jetzt wollte er sich mit einem letzten Blick auf den prächtigen Schinken entfernen und hatte sich schon halb abgewandt, da bemerkte er etwas Glänzendes auf der Fensterbank, griff hin und hielt den kleinen Spazierstock empor, den der Fremde dorthin gelegt.

Nun war Herr Krimpf in gewisser Beziehung ein

ehrliches Gemüth, weshalb er sich beeilte, den kleinen Stock in das Haus zu tragen, um ihn dem Eigenthümer einhändigen zu lassen. Dieser schien aber seinen Verlust im Augenblick bemerkt zu haben, — er hatte, im Vertrauen gesagt, Herrn Krimpf durch die Glasthür belauscht, — und kam ihm schon auf der Thürschwelle entgegen.

„Sie haben etwas liegen lassen," sagte der kleine Mann.

„Tausend Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Es wäre mir fatal gewesen, den Stock zu verlieren, nicht seines Werthes halber, sondern weil ich ihn von einer theuren Hand geschenkt erhielt. Sie verstehen mich wohl, wodurch so etwas unbezahlbar wird."

„Es ist nicht der Rede werth dafür zu danken," meinte Herr Krimpf, „und mir nur angenehm, daß er nicht von einem Vorübergehenden mitgenommen wurde."

Der Andere schien den wieder erhaltenen Stock mit Entzücken zu betrachten. „Es liegt in der That für mich ein solcher Werth darin, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen dankbar sein soll. Ja, Sie müssen mir erlauben, Ihnen dafür erkenntlich zu sein."

Herr Krimpf machte eine Bewegung, wie Jemand, der im Begriff ist, mit einigem Befremden ein Geschenk auszuschlagen. „O, ich bitte mich nicht mißzuverstehen," sagte der Fremde im verbindlichsten Tone. „Meine Erkenntlichkeit sollte darin bestehen, Sie zu ersuchen, ein Glas Wein

von mir annehmen zu wollen. Es trinkt sich überhaupt allein sehr schlecht, und ich muß gestehen, daß mir Wein nur in Gesellschaft mundet."

Gegen diese höfliche Einladung war nichts einzuwenden. Herr Krimpf brachte freilich anstandshalber noch einige Einwendungen vor, einige Aber — Ich bitte — Es könnte zudringlich erscheinen — doch ließ er sich bereitwillig am Arme nehmen und folgte darauf seinem freundlichen Wirthe in ein kleines Stübchen hinter dem allgemeinen Wirthszimmer, welches ganz dazu gemacht schien, um ein gutes Glas Wein in stiller Beschaulichkeit darin genießen zu können. — Beide nahmen Platz, der Fremde schob Herrn Krimpf die Speisekarte hin, und bat es sich als eine besondere Vergünstigung aus, daß er sich ganz nach seinem Belieben ein Nachtessen aussuchen möchte.

Da das Gaslicht in dem kleinen Stübchen sehr hell brannte, so fanden die beiden so unvermuthet Zusammengetroffenen vollkommen Gelegenheit sich gegenseitig zu betrachten. Während der Andere die Speisekarte studirte, musterte Herr von Fernow sein Opfer, indem er sich behaglich in seinen Stuhl zurücklehnte und mit einer gewissen Befriedigung ausruhte. Hatte er doch vor der Hand erreicht, was er wollte. Sein Gegenüber, mit den vielleicht kostbaren Blättern in der Tasche, konnte ihm nun nicht mehr entwischen, und im Gefühl des Besitzes lächelte er in sich

hinein, wenn er an die Jagd über die Rampe, den Schloßplatz und die Straßen dachte.

Wenn wir sagen, Herr Krimpf studirte die Speisekarte, so müssen wir dem vorsichtigen und etwas mißtrauischen Charakter dieses Herrn Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem wir sagen, daß er dies nur mit dem rechten Auge that, daß aber das linke, auf seine uns schon bekannte Art von unten herauf lauernd, wobei ihm die Haltung des Kopfes nach der linken Seite sehr zu Statten kam, sein Gegenüber zuweilen beschaute. — Als er dies zum ersten Male bei dem vollen Glanz des Gaslichtes gethan, blinzelten seine beiden Augen und die eine Hand, die er frei hatte, zuckte auffallend gegen sein Gesicht. Wenn das Aeußere des Herrn Krimpf auch von der Natur verwahrlost war, so hatte dagegen sein Geist eine außerordentliche Schärfe und Lebhaftigkeit, und unterstützt von einem ebenso scharfen Blicke ward es ihm leicht, einmal empfangene Eindrücke festzuhalten. Da er Maler war, so hatte er namentlich für Figuren und Physiognomien ein außerordentliches Gedächtniß, und dies täuschte ihn nicht, als er bei sich dachte, er habe den Mann, der ihm gegenüber saß, schon gesehen, wenn auch in anderer Kleidung und Umgebung. So Herr Krimpf, während er anscheinend gelassen auf der Speisekarte las: Suppe, Beefsteaks, Cotelettes und dergleichen. Er war aber noch nicht bis zum Dessert gekommen, so war er bereits sicher, daß er es mit einem

Offizier zu thun habe, mit einem vornehmen Offizier, den er vor Kurzem bei einer großen Parade in der Nähe des Regenten gesehen.

Herr Krimpf dachte gern, dachte schlau und verständig, und da seine Gedanken stets mit Mißtrauen gegen seine Mitmenschen gespickt waren, so fing er an nachzusinnen, ob die Begegnung mit seinem Gegenüber so ganz zufällig sei, ob dessen Frage nach einer Restauration, da doch das Schild' an dem Hause dieses Wort so deutlich zeigte, daß Einem fast die Augen weh thaten, nicht ein Vorwand war, mit ihm zu sprechen; selbst das Hinlegen des Spazierstockes war vielleicht nicht unabsichtlich geschehen, und wenn er alles das zusammenhielt, wenn er überlegte, daß jener Offizier mit dem Hofe in genauer Berührung stand und daß er selbst eben in einer geheimen Mission dort gewesen, so schien es ihm nicht unmöglich, daß er zu irgend einem ihm bis jetzt noch unbekannten Zweck hieher in die Restauration gebracht ward. Herr Krimpf lächelte still und vergnügt in sich hinein, als er diese Betrachtungen anstellte. Er war sich eines klugen Verstandes, einer guten Zunge bewußt, Waffen, mit deren Hülfe er es mit Jedem aufnehmen zu können glaubte.

Herr von Fernow hatte ebenfalls das Gesicht des kleinen Mannes studirt und fand die Schilderung, die ihm Herr Böhler entworfen, vortrefflich. Man konnte nicht leicht

etwas Abſtoßenderes und Unangenehmeres ſehen. Dabei entging ihm das Lauern der Blicke nicht, das faſt höhniſche Lächeln um den Mund. Gewiß, daß er es mit einem ſchlauen Gegner zu thun hatte.

Jetzt war die Speiſekarte ſtudirt. Herr Krimpf hatte beſcheidene Wünſche, und der Andere hütete ſich wohl, ihm zu viel aufdringen zu wollen. Da ſie aber natürlicher Weiſe gemeinſchaftlich tranken, ſo ließ Herr von Fernow nicht ohne Abſicht einen guten Bordeaux kommen, mit deſſen Hülfe er hoffte, die Zunge ſeines Gaſtes zu löſen.

Herr Krimpf trank recht gern Wein, namentlich guten Wein, und wenn er auch anfänglich nur an dem Glaſe nippte, und mit der purpurnen Finſterniß in demſelben liebäugelte, ſo war doch der Duft des vortrefflichen La Roſe zu verführeriſch, als daß es lange dauerte, bis er ſein Glas ausgeſchlürft hatte, das ihm bereitwillig wieder gefüllt wurde. Bei dem Geſchäfte des Austrinkens überlegte er und ſagte zu ſich ſelber: „Wenn der Herr da drüben wirklich etwas mit dir vor hat, ſo muß er wiſſen, wer du biſt, was du treibſt, und wenn er darauf anſpielt, ſo haben wir uns doppelt in Acht zu nehmen.“

„Es iſt eigenthümlich,“ ſprach der Offizier nach einer Pauſe, wobei er ſich in den Stuhl zurücklehnte und aufmerkſam die Gasflamme über dem Tiſche betrachtete, „wie zwei gänzlich fremde Leute durch Zufälligkeiten zuſam-

mengeführt werden können. Und doch sind Sie mir nicht ganz fremd. Ich erinnere mich, Sie schon irgendwo gesehen zu haben; vielleicht ist es Ihnen mit mir gerade so ergangen."

„Kann mich wahrhaftig nicht erinnern," entgegnete Herr Krimpf mit der größten Unbefangenheit. „Ich muß wirklich nie das Glück gehabt haben, den Herrn — verzeihen Sie mir, aber ich habe nicht die Ehre, Ihren Namen zu kennen."

„Thut nichts zur Sache. Indessen heiße ich Müller, Kaufmann Müller; — Reisender, bin ziemlich fremd hier in der Stadt." — Richtig, dachte der kleine Mann, der will mich aus irgend einem Grunde einseifen.

„Darf ich nun auch meinerseits wissen, mit wem ich das Vergnügen habe?" fragte Herr von Fernow nach einer Pause.

„Ist eigentlich nicht der Mühe werth, Herr Müller; aber wenn Sie mir erlauben, so heiße ich Franz Joseph Maier, ein unbedeutender Lithograph!" — Der Major kniff die Lippen zusammen. „Krimpf verheimlicht seinen Namen," sprach er zu sich selbst. — „Habe fast gar keine Bekanntschaften," fuhr der Andere fort, „komme wenig aus dem Hause. Hätte ich aber jemals das Glück gehabt, Herrn Müller zu sehen, so würde ich einen — verzeihen Sie mir — in der That so interessanten Kopf schon als Künstler nie vergessen haben."

Eigentlich hätte Herr von Fernow ſich für dieſes Compliment bedanken müſſen, er war auch im Begriffe, es zu thun, um nicht aus der Rolle zu fallen; doch begleitete Herr Krimpf ſeine letzte Rede mit einem ſo ſonderbaren Lächeln und ſeine Augen blitzten über das Glas ſo verrätheriſch herüber, daß der Major auf die Idee kam, der kleine Buckelige kenne ihn am Ende ganz genau.

Es war gut, daß in dieſem Augenblicke das Nachteſſen gebracht wurde. Herr Krimpf ließ ſich nicht nöthigen, griff tapfer zu und trank auch mehr von dem Bordeaux, als er ſich im Anfang vorgenommen haben mochte. Nachdem das kleine Souper zu Ende war, bot der fremde Herr ſeinem Gaſte eine Cigarre an, welche Franz Joſeph Maier mit außerordentlichem Danke annahm. Er hatte eine große Schwäche für gute Cigarren, und wir müſſen leider geſtehen, daß er einen unverhältnißmäßigen Theil ſeines Einkommens in Rauch aufgehen ließ. Vorſichtig, wie er war, ſah er genau auf das hin, was der Major aus ſeiner Cigarrendoſe hervorzog, betrachtete ſich die Art, wie er das that, die Hände, ferner das einfache elegante Etui und dann prüfend die Cigarre ſelbſt, ehe er ſie anzündete. Kaum hatte er den erſten Zug gethan und den Dampf, langſam genießend, wieder ausgeſtoßen, ſo ſagte er: „Herr Müller rauchen ein vortreffliches Kraut.“ Seine geheimen Gedanken bei dieſen Worten aber waren: Ich habe mich nicht geirrt, das iſt weder Herr Müller, noch

ein reiſender Kaufmann, das iſt jener Offizier vom Gefolge des Regenten.

Der Major hatte ſein Glas ausgetrunken und ſchenkte ſich und ſeinem Vis-à-vis ein. „Alſo Sie ſind Lithograph?“ ſagte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, „liefern auch Portraits? Das trifft ſich gut. Ich habe einen kleinen Auftrag in dieſer Richtung, und wenn Sie mir Ihre Adreſſe geben wollen, ſo werde ich mir erlauben, Sie morgen zu beſuchen.“

„Eine Viſitenkarte beſitze ich nicht,“ ſprach lächelnd Herr Krimpf, „kann aber meine Adreſſe auf ein Stückchen Papier ſchreiben. Der Speiſezettel iſt überflüſſig groß, einen Bleiſtift hab' ich bei der Hand; das iſt gleich geſchehen.“ Er riß ein Stück Papier herunter, ſchrieb einige Worte darauf und übergab den Zettel. Herr von Fernow las: „Maier, Lithograph, Roſengaſſe Nro. 86.“

„Sie haben in Ihrem Geſchäft viel zu thun?“ fragte Fernow nach einer kleinen Pauſe.

„O ja,“ erwiderte Herr Krimpf, „ſo ziemlich, bald wenig, bald viel. Man ſchlägt ſich durch und lebt von einem Tag zum andern, ſo gut es gehen mag.“

„Und hatten Sie Luſt zu Ihrem Geſchäft, haben Sie es aus Liebhaberei ergriffen?“

„Wie Sie mich da ſehen,“ ſprach Herr Krimpf, und ein Schatten flog über ſeine Züge, „ſo mußte ich ein Geſchäft ergreifen, dem mein ſchwacher krüppelhafter Körper

nicht im Wege ſtand. O, ich hätte wohl einen anderen Beruf gewählt. Ich würde auch lieber fein gekleidet gehen, wie Sie, Herr Müller, in der Welt herumreiſen, überhaupt lieber ein reicher, vornehmer Herr ſein."

Nachdem er das geſagt, ſtürzte er ein Glas Bordeaux hinunter und ſeine Augen flammten.

„Sie haben nicht Unrecht; in manchen Beziehungen mag mein Leben angenehm ſein," antwortete der Major, „doch verſichere ich Sie, ich halte es durchaus nicht für ein übles Loos, ein Künſtler zu ſein, ſchöne Frauengeſtalten abzubilden, ihnen während des Arbeitens in die Augen zu blicken und nachher," — fügte er lächelnd hinzu.

„Und nachher," wiederholte Herr Krimpf und ſeine weißen Hände zuckten mißmuthig gegen ſein Geſicht, „und nachher — wenn man die fertige Arbeit überreicht, in den Blicken leſen zu müſſen: Es iſt eigenthümlich, was der verwachſene Menſch für wohlgeſtaltete Sachen macht. Ja, Herr — — Müller," fuhr er aufgeregt fort, „wenn ich wäre wie Sie, ein ſchlanker, ſchöner Mann, wohlgefällig den Weibern, dann wäre es auch für mich eine Luſt, Künſtler zu ſein. Dann ſäße ich gern vor ihnen und blickte ihnen in die blitzenden Augen, dann würde vielleicht auch ich triumphirend ſagen: Und nachher —." Bei dieſen Worten zuckte er mit der rechten Hand empor, ſeine Finger wühlten in dem ſpärlichen ſtruppigen Haar, der

Glanz seiner Augen erlosch, und indem er die dünnen Lippen auf einander biß, versank er in tiefe Träumereien.

Der Major blickte ihn forschend an, dann erhob er sein Glas und sagte: „Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen, ohne es zu wollen, wehe gethan. Jedem lächelt das Leben auf die eine oder die andere Art. Jeder hat einen Augenblick, wo ihn das Glück umschwebt, wo er nur zuzulangen braucht. Freilich sind die Glücksgüter verschieden, aber auch Ihnen schlägt gewiß einmal eine gute Stunde. Trinken wir darauf!"

Die Beiden leerten ihre Gläser, und als Herr Krimpf darauf in die Höhe blickte, brannte ein düsteres Feuer in seinen kleinen Augen, seine sonst so kalten Wangen waren heftig geröthet, und er sagte: „Ich danke Ihnen für den Trost, Herr Müller, aber was sind Glücksgüter? — Güter, die uns glücklich machen. Glauben Sie mir, es liegt mir verflucht wenig an Geld und Reichthum, ich habe nur eins, wonach ich strebe, und das" — setzte er mit fast tonloser Stimme hinzu, — „werde ich nie erreichen."

Herr von Fernow befand sich mit einem Male auf der Höhe der Situation. Was der kleine häßliche Maler für das höchste Glück des Lebens hielt, das war nicht schwer zu errathen: Die Gunst eines reizenden Mädchens, welche ihm dieses begreiflicher Weise verweigerte. Und welches Mädchen? Fernow begann klarer und immer klarer zu sehen. Hatte der Photograph ihm nicht gesagt, woher die

Anklage gegen Rosa gekommen? Er irrte sich nicht, Herr Krimpf selbst liebte jenes Mädchen, und es war die wüthende Eifersucht, die ihn antrieb, sie anzuklagen, vielleicht zu verderben — und nachher — ja, so mußte es sein.

Herr Krimpf hatte sich einen Augenblick von seinen Gefühlen fortreißen lassen. Der Major war auf der rechten Fährte: Krimpf liebte Rosa. Aber dieser Ausdruck ist nicht der richtige, — er dachte an sie mit einer wilden glühenden Leidenschaft, er hätte um ihre Gunst Alles hingegeben, — es wäre ihm eine Seligkeit gewesen, nach einem kurzen glücklichen Augenblicke den Tod zu finden, aus ihren Armen hinweg, der ewigen Verdammniß zu verfallen. Darum allein hing er sich an den Photographen, deshalb ließ er sich von dem Kammerdiener der Prinzessin zu allen möglichen Diensten gebrauchen. So unbedeutend diese waren, so glaubte er sich doch dadurch dereinst an die Macht und den Glanz des Hofes klammern zu können, hoffend, ein glückliches Ungefähr, vielleicht ein Wunder, reiße ihn in eine andere Bahn hinein, in eine Bahn, die es ihm möglich mache, vor jenes Mädchen hinzutreten, freilich derselbe kleine krüppelhafte, häßliche Mensch, aber nicht mehr der arme Maler, sondern Jemand, der sich durch die Kraft seines Geistes emporgebracht, und der es werth ist, daß man zu ihm aufblickt.

Als die Flut seiner wilden Phantasie vorüber war

und die Ebbe der Ueberlegung eintrat, fielen seine Blicke wieder auf den fremden Mann ihm gegenüber, der leicht mit den Fingern das Glas gefaßt hatte, ruhig an die Decke blickend rauchte und sich um die ganze Welt nicht zu kümmern schien. Die Uhr der Gaststube pickte vernehmlich und Herr Krimpf dachte, vielleicht habe er sich doch geirrt, und das Zusammentreffen mit seinem freundlichen Wirthe sei ein zufälliges. Dann aber kam es ihm wieder in den Sinn, daß bei Hofe zwei Parteien seien, die des Regenten, und die andere der Prinzessin Elise. — Der letztern diente er, zur ersteren gehörte vielleicht sein Gegenüber. Konnte nicht sein Besuch am Schlosse bemerkt worden sein? Als Krimpf an seine Portraits dachte, faßte er mit der Hand an seine Brusttasche, worin er die Blätter aufbewahrt hatte, eine Bewegung, die dem Major nicht entging.

Dieser hatte indessen Zeit zur Ueberlegung gehabt. Obschon es nicht so leicht schien, den Gegner zu überrumpeln, so beschloß er, ihm doch, wenn auch nur mit einem Scheinangriffe, geradezu auf den Leib zu gehen. Er drehte mit der Hand seinen langen schwarzen Schnurrbart und sah den kleinen Maler so herausfordernd und lächelnd an, daß dieser ebenfalls nicht umhin konnte, ihn mit einem langen, freundlichen Blick zu betrachten. Da schlug das Lächeln des Majors in Lachen über und er sagte mit außerordentlicher Lustigkeit: „Wir spielen da eine hübsche Komödie zusammen. Stoßen wir an und trinken wir unser

Glas auf — Ehrlichkeit und Wahrheit, mein lieber Herr — Krimpf.

Der kleine Maler ſchrak auf, als habe ihn etwas geſtochen. Er war in der That überraſcht. Denn er, der ſich eingebildet, ſo ſicher im Schatten ſeiner Niedrigkeit zu ſtehen, während auf den Andern das volle Licht fiel, erkannte, daß gerade das Gegentheil der Fall war.

„Haben wir alſo weiter keine Geheimniſſe vor einander," ſagte Herr von Fernow auf's Freundlichſte. „Sie ſind der Mitarbeiter des Photographen Heinrich Böhler, Maler Krimpf, aber wenn ich Offenheit von Ihnen verlange, ſo muß ich auch dieſelbe für Sie haben. So wenig alſo, wie Sie Herr Maier, heiße ich Müller. Ich bin Major Fernow, Adjutant des Regenten. Bleiben Sie auf Ihrem Platze und ohne Complimente. Für heute bin ich Herr Müller, deſſen Spazierſtock Sie retteten."

„Ganz zufällig rettete, wie er ganz zufällig auf die Fenſterbank gerathen war," ſagte Herr Krimpf, und ein außergewöhnlicher Zug von Schlauheit flog über ſeine Züge.

„Und dieſem Zufalle verdanke ich das Glück Ihrer angenehmen Geſellſchaft. Trinken wir darauf ein Glas."

Dies geſchah, und als Herr Krimpf ſein Glas niederſetzte, war es intereſſant zu ſehen, wie ihm das Vergnügen, ſeinen Gegner endlich zu kennen, aus dem Geſichte ſtrahlte. Dahinter aber blickte aus ſeinen Zügen die Er-

wartung der Dinge, die jetzt kommen sollten, und zugleich sah man an seinen fest zusammengekniffenen Lippen, so wie an dem zufriedenen Lächeln seiner Augen, daß er mehr als je entschlossen sei, sich in keiner Weise fangen zu lassen. „Da ich also die Ehre habe, von Ihnen, gnädiger Herr, gekannt zu sein," sprach er nach einer Pause, „so bitte ich mir zu sagen, womit ich dienen kann; und das soll nach besten Kräften geschehen."

„Sie sind ein verständiger Mann, Herr Krimpf," versetzte der Andere, „und da Sie nun einmal darauf zu beharren scheinen, ich hätte meinen Stock absichtlich liegen lassen, so will ich Ihnen zugeben, daß es mir allerdings um Ihre Gesellschaft zu thun war! Ich will Ihnen ferner gestehen, daß ich mit Ihnen eine Angelegenheit besprechen möchte, bei der mir Ihre Hülfe von großem Nutzen sein kann." — Endlich! dachte der kleine Maler. — „Dabei muß ich aber hinzufügen," fuhr der Vorige fort, „daß die Angelegenheit nicht die meinige ist, daß ich im Auftrag eines Dritten handle, daß ich aber bevollmächtigt bin, Ihre Hülfe in jeder Hinsicht glänzend zu belohnen."

Herr Krimpf machte eine tiefe Neigung mit dem Haupte zum Zeichen, daß er vollkommen verstanden habe; während er aber zu gleicher Zeit nochmals mit der Hand leicht über die Brusttasche fuhr und dabei fühlte, wie die Blätter knitterten, blickte er einigermaßen besorgt im Zimmer umher, worin sich die Beiden ganz allein befanden.

„Sie arbeiten also," fing der Major wieder an, nachdem er dem Andern vollkommen Zeit zur Ueberlegung gelassen, „in der Pfahlgasse, in einem Hause mit vier Stockwerken?"

„Bei meinem Freunde Heinrich Böhler, der ein photographisches Atelier hat."

„Das Geschäft des letzteren," entgegnete der Major mit großer Gleichgültigkeit, „ist mir vollkommen einerlei, überhaupt hängt das, was ich von Ihnen wünsche, nicht im Geringsten mit Ihrer Kunst zusammen. Sie wohnen in einem Hause, in dem sich noch viele andere Leute befinden."

„O ja, viele Haushaltungen," antwortete Herr Krimpf, der wieder anfing irr zu werden, da sein Gegner ganz von der Fährte, an die er gedacht, abzuweichen schien.

„Nun also," sprach der Major, „unsere Angelegenheit betrifft eine Sache, bei der ich mich gänzlich ihrer Discretion überlassen will und muß; doch glaube ich mich nicht in Ihnen zu täuschen. Sie wohnen, wie schon gesagt, im vierten Stock, — unter Ihnen im dritten sind die Zimmer einer Wittwe, die eine einzige und sehr schöne Tochter hat."

„Ah!" preßte der kleine Maler hervor, und diesmal war sein Erstaunen so wahr und ungekünstelt, daß es dem Andern nothwendig auffallen mußte. „Sie sind überrascht, daß ich das weiß," fuhr Fernow fort, „aber das geht ganz

einfach zu. Die Gasse, in welcher Ihr Haus steht, ist durch ein großes Gebäude geschlossen."

„In dessen erstem Stock," — fiel ihm Herr Krimpf mit großer Spannung in die Rede, „in dessen ersten Stock — ein Freund von Ihnen wohnt — Herr Baron von Wenden."

„Ich höre, Sie kennen den Namen, scheinen mir also von der Sache zu wissen."

„O Ja, ich glaube viel davon zu wissen," entgegnete der kleine Maler, indem er mühsam Athen holte, „sehr viel, unendlich viel." Dabei knirschte er mit den Zähnen.

„Es ist die Frage, ob wir, das heißt, mein Freund, sich auf Sie verlassen könnte. Ich will damit sagen, ob Sie uns in dieser Angelegenheit behülflich sein wollen. Sie scheinen mir ein Mann von Charakter, von Fähigkeit, auch bin ich überzeugt, daß Sie, wenn Sie nicht geneigt sind, meinen armen Freund zu unterstützen, dies Gespräch als gar nicht stattgefunden betrachten werden. Bitte, überlegen Sie sich das genau."

Während hierauf der Major von seinem Wein nippte, goß Herr Krimpf ein volles Glas hinunter und überlegte wirklich lange und eifrig. Ja, ihm war dieser Vorschlag erwünscht, er wollte in dieser Angelegenheit helfen, er wollte das Mädchen compromittiren, ja, es kam ihm nicht darauf an, sie zu verderben; denn je tiefer sie hinabsank,

deſto näher kam ſie ihm, der ja auch unten im Schlamme des Lebens watete. Freilich ballte er unter dem Tiſche die Hände, um gleich darauf zuckend damit nach dem Munde zu fahren, bei dem Gedanken, daß ein Anderer, ein Fremder, ein vornehmer Herr, ſich dem wunderbaren Mädchen nähern ſollte, ſie zu ſeinem Spielzeug zu machen. Bei dieſer Vorſtellung ſchien ſein Blut ſiedend zu werden und es verfinſterte momentan ſeinen Blick, während er mühſam Athem holte. — Indeſſen, war für ſeine Leidenſchaft etwas zu hoffen, ſo konnte es nur auf dieſem Wege ſein. Was kümmerte es ihn, ob ein Anderer ihre Liebe beſaß, wenn er nur dereinſt ſeine zuckenden Finger um ihre ſchlanke Taille legen durfte! — Der Wein machte ihm vollends heiß. Die Beiden waren ſchon an der dritten Flaſche, und Herr von Fernow hatte mit der größten Vorſicht getrunken.

„Was meinen Sie, Herr Krimpf? Es iſt mir recht, daß Sie ſo ſorgfältig überlegen, denn vergeſſen Sie nicht, ſo glänzend die Belohnung ſein wird, die ich Ihnen für gute Dienſte verſpreche, ſo würde es mir in der That leid für Sie thun, wenn Sie verſuchten, ein falſches Spiel mit uns zu treiben.“

„Was ich verſpreche, halte ich,“ ſagte der Maler mit dumpfer Stimme, und nachdem er ein paar Sekunden lang die Augen mit ſeiner rechten Hand bedeckt, fuhr er ent-

ſchloſſen fort: „Befehlen Sie über mich, ich bin der Ihrige; was ſoll ich thun?“

„Vorderhand nicht viel; Sie werden meine Wohnung am Kaſtellplatze leicht erfragen können, dort bitte ich Sie, mich morgen um die Mittagsſtunde zu beſuchen. Sie werden einen Brief erhalten, den Sie dem jungen Mädchen in die Hände ſpielen. Es kann Ihnen das nicht ſchwer werden, da Sie, wie ich mir denken kann, Zutritt bei ihr haben.“ Herr Krimpf nickte düſter mit dem Kopfe. „Begreiflicher Weiſe darf das junge Mädchen nicht wiſſen, daß der Brief durch Ihre Hände gegangen iſt. Sie haben das geſchickt einzurichten, daß ſie ihn findet, ohne zu vermuthen, wer ihn überbracht. — Die Antwort haben Sie dann ebenfalls an mich zu beſorgen.“

„Und glauben Sie, daß ſie antworten wird?“ fragte Herr Krimpf ſehr leiſe.

„Wir hoffen es. Sie wird gebeten, dieſe Antwort an einen beſtimmten Ort zu legen, dieſer Ort wird Ihnen mitgetheilt, und Sie haben dann nichts weiter zu thun, als das Schreiben wegzunehmen und mir zu überbringen.“

„Nein, das iſt in der That nicht viel,“ entgegnete der Andere mit einem Lachen, das entſetzlich klang. Und es war auch in Wahrheit nichts, als die einfache Abgabe eines Briefes. Aber an dem Inhalte dieſes Briefes hing das Lebensglück eines armen unſchuldigen Mädchens, hing

die Ruhe und Verzweiflung ſeines Freundes, an deſſen Tiſche er ſaß, der ſein Brot mit ihm theilte.

„Das wollen Sie alſo mit beſtem Willen für uns thun?“ fragte der Major.

„Ich will es,“ entgegnete Herr Krimpf, und zuckte mit der rechten Hand über den Tiſch hin, ſie dem Major darreichend, der ſie mit einigem Widerſtreben ergriff.

Die kleine feine Hand des Malers war kalt und doch feucht von Schweiß. — —

„So wären wir mit unſerem Geſchäft zu Ende,“ ſprach nun der Major mit einer erzwungenen Leichtigkeit, denn ihm grauste vor ſeinem Gegenüber, das es ſo leicht zu nehmen ſchien, Freunde und Hausgenoſſen zu verrathen. „Trinken wir noch ein Glas, nehmen wir noch eine Cigarre.“

Beides that Herr Krimpf; ja, er ſchien jetzt mit dem Bordeaux das Andenken an die eben erlebte Viertelſtunde hinabgeſchwemmt zu haben; ſeine Augen verloren ihren düſtern Ausdruck und er blickte faſt luſtig im Zimmer umher; ſeine Finger umſpannten zuckend das Glas, welches augenblicklich wieder gefüllt worden war, ja ſeine gute Laune ſchien ſo weit wiedergekehrt zu ſein, daß er leiſe etwas vor ſich hinſummte, und zwar einen Refrain, den er in den letzten Tagen ſehr häufig von Herrn Heinrich Böhler vernommen: „Chantons, buvons, traleralera.“

Der Major hatte ſich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt,

wobei er den Rauch ſeiner Cigarre in zierlichen Ringeln von ſich blies. Er ſchien ſich ganz behaglich zu fühlen, und nur Jemand, der ganz genau auf ihn Achtung gegeben hätte, würde bemerkt haben, daß ſich zuweilen ſeine Augen forſchend nach der Zimmeruhr richteten, deren Zeiger langſam, aber unaufhaltſam fortrückte. Jetzt dehnte er ſich gähnend und ſagte: „So ſo, Sie ſind Photograph, und ſollen ſehr ſchöne Arbeiten liefern. Ich habe das von einem Freunde gehört, deſſen Portrait Sie vor einigen Tagen gemacht.“

„Von einem Ihrer Freunde, gnädiger Herr?“ fragte zweifelnd der kleine Maler; doch ſogleich ſchien er ſich zu beſinnen und ſagte: „Ach! die beiden Herren.“

„Ja, es waren zwei meiner Bekannten. Sie hatten eine Ueberraſchung vor und dieſe iſt vollkommen gelungen. Wir haben viele Freude daran gehabt; — eigentlich war es eine Wette — und eben deshalb befahlen ſie auch zu ſchweigen und augenblicklich die Glasplatten zu vernichten.“

„Das geſchah auch,“ verſetzte der kleine Maler, deſſen Blicke etwas ſtier geworden waren, indem er ſich mit der Hand auf die Bruſttaſche patſchte.

„Was mir leid thut,“ ſprach der Major, nachdem er getrunken und den langen Schnurrbart ſorgfältig abgetrocknet, „ich hätte gerne eine Copie gehabt, namentlich war

eines der Portraits, das meines beſten Freundes, des Oberſtjägermeiſters Baron Rigoll, ausgezeichnet gerathen. In der That ausgezeichnet."

„Ja, der eine der Herren waren Seine Excellenz," ſagte Herr Krimpf, indem er langſam ſeinen Rock aufknöpfte, „aber der Andere?" fügte er lauernd hinzu.

„Der Andere war ein Vetter des vorhin erwähnten Baron Wenden, der Ihnen gegenüber wohnt. Wie geſagt, es iſt mir leid, daß die Gläſer vernichtet wurden, ich hätte eine Copie theuer bezahlt. Aber da es nicht ſein kann — müſſen wir eine andere Gelegenheit erwarten."

Obgleich der Major dies Alles mit einer wahrhaft bewundernswürdigen Gleichgültigkeit ſagte, ſo hätte doch der überaus ſchlaue kleine Maler bei ganz unbefangenen Sinnen etwas Künſtliches und Geſuchtes darin bemerkt. Dank dem La Roſe aber lächelte Herr Krimpf häufig, ohne alle Urſache, freute ſich über den wunderbaren Abend, den er verlebt, und fing an eine außerordentliche Dankbarkeit, ja Hochachtung für ſein Gegenüber zu fühlen, welches ihm dagegen wieder ſo imponirte, daß es nur eines Blickes aus den dunkeln, blitzenden Augen bedurfte, um einen etwas zu lauten Geſang im Munde des Malers plötzlich verſtummen zu machen. „Ein ſehr liebenswürdiger Herr," murmelte er halblaut, „könnte ihm am Ende wohl die lumpigen Photographien an den Kopf werfen. Der Kammerdiener iſt ein geiziger Schuft und der Lakai ſtiehlt

mir wieder, was der Kammerdiener bezahlt. Was braucht man sich eigentlich mit dem Pack gemein zu machen, wenn einem die Herrschaft selbst freundlich entgegen kommt. Und die Herrrr — schaft hat Rrrr — echt — ein Künstlerrr ist auch kein Hund. — Und es hat Jemand einmal gesagt: Es soll der Künstlerrr mit dem König gehen, warum denn nicht auch mit so einem lumpigen Adjutanten des Rrrregenten. Aber das ist ein ganz immenser Kerrrl! Und wenn es ihm Spaß macht, so soll er die beiden Eselsköpfe haben. — Ja, die Eselsköpfe und den Lakaien und Kammerdienerrr dazu, — — morrrrrrgen, hat der Hund gesagt: „Buvons, chantons, tralealera!" Und er wiederholte den Refrain viel zu oft und zu laut: „Juho! ho!"

Der Major hatte zu viel von dem Selbstgespräch seines Gastes verstanden, als daß er ihn in seiner ausbrechenden Lustigkeit hätte stören mögen; ja er stieß mit ihm an und zwang sich, in den Refrain einzustimmen

„Ja, Herrrr Offizier, Sie sind so liebenswürdig, daß ich Ihnen eine ganz miserrrable Gefälligkeit erzeigen will. Wenn es Ihnen Spaß macht, die Köpfe Ihrer Freunde zu haben, so kann dem Manne geholfen werden. Krimpf ist nicht so dumm, als er aussieht. Hier sind noch zwei ganz verfluchte Copien." Damit hatte er das Papier aus der Tasche herausgezogen, und da sich seine zuckenden Finger eine Zeit lang vergeblich bemühten, die Siegel ordentlich zu lösen, so zerriß er das Papier so heftig

in mehrere Fetzen, daß er die Photographien auf den Boden des Zimmers ſchleuderte. „Das warrrr geſchickt," ſagte er, indem er den Blättern mit ſtieren Blicken nachſchaute. — „Da liegen die Eſelsköpfe. Laſſen wir ſie liegen, Herrrr General, es iſt auf Ehre nicht der Mühe werth. — Hſh! Hſh!"

„Ja, da haben Sie Recht," entgegnete Herr von Fernow; „es iſt nicht der Mühe werth, — laſſen wir ſie, wo ſie ſind."

„Gut geſagt, — Hſh! Hſh! wo ſie ſind, Hſh! Da können ſie ihren Rauſch ausſchlafen, Hſh! Hol' ſie der Teufel! Hſh! Hſh!"

„Was das Rauſchausſchlafen anbelangt, mein lieber Herr Krimpf," ſagte nun der Major mit einem feſten Blick auf ſein vis-à-vis, „ſo meine ich, es wäre auch für uns jetzt Zeit, daß wir unſere Betten aufſuchten."

„Doch — nicht — um — unſeren — Rrrrrauſch auszu — ſchlafen, Hſh?" erwiderte Herr Krimpf mit immer ſchwererer Zunge: „ſo weit — ſind wirrrr — noch lange nicht."

„Das iſt bei Ihnen möglich, aber ich ſpüre den Wein und bin ſchläfrig."

Es war etwas wie Verachtung in dem Blicke, mit dem der kleine ſchwächliche Maler, der ſich nur mühſam von ſeinem Stuhle erhob, den kräftigen Offizier anſah. „Nun ja," ſagte er nach einer Pauſe, „wenn Sie meinen,

Hsp! — daß es genug ist — so wollen wir denn gehen, Hsp! doch — habe ich — noch eine Bitte an Sie."

Bei diesen Worten hob er den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe, während er sich mit der linken an der Tischplatte festhielt; — „wenn Sie wieder Spazierstöcke — verlieren, so lassen Sie mich's ganz ergebenst wissen; ich bin dann immer Ihr gehorsamer Diener, um sie aufzuheben, Hsp!"

Mit ziemlich ordentlichen Schritten ging er darauf nach dem Nebentische, wo sein Hut lag, und Herr von Fernow hatte nur Angst, er möge auf die Photographien treten, die am Boden lagen; doch schwankte er bei ihnen vorüber, machte seinem freundlichen Wirthe ein steifes Compliment und schoß dann mit einer wunderbaren Schnelligkeit zur Thür hinaus.

Der Major, besorgt um ihn, wollte doch sehen, wie er sich auf der Straße benehmen würde, und ging ihm nach bis zur Hausthür. Herr Krimpf war zur Rechten davongeeilt. Wenn er auch die ganze Breite des Trottoirs in Anspruch nahm, so schob er sich doch ziemlich schnell von hinnen und war offenbar in der besten Laune; denn man hörte ihn die Straße hinab mit lauter Stimme singen:

„Chantons, buvons, traleralera!"

Herr von Fernow kehrte in das Zimmer zurück, raffte die Photographien vom Boden auf und betrachtete sie. Ja, die eine stellte den Baron Rigoll vor. Mit noch größerer

Aufmerksamkeit aber betrachtete er den sehr distinguirten Kopf des andern Bildes. Wo hatte er dies Gesicht gesehen? Richtig, jetzt fiel es ihm plötzlich ein. Es war der Herr, der an jenem Abend zu Baron Wenden kam, der ihm als Graf Hohenberg vorgestellt wurde, gegen den Baron Rigoll sich mit so ausgezeichneter Artigkeit benahm. Das war ihm damals schon aufgefallen, — da lag ein Geheimniß verborgen. Ja, was er hier in seinen Händen hielt, mußte wichtig sein und es war gewiß der Mühe werth gewesen, ein paar Stunden an die Erlangung dieser Blätter zu wenden. „Ich weiß nicht, eine unbestimmte Ahnung sagt mir, meine Anstrengungen seien in der That nicht verschleudert worden. Es ist zehn Uhr, suchen wir Herrn Kindermann zu sprechen. Wenn das Sprichwort wahr ist, daß man das Eisen schmieden soll, so lange es warm ist, so muß man dagegen auch nicht säumen, das Glück wenn es einmal erscheint festzuhalten."

Er bezahlte seine Rechnung, wobei der Kellner auf eine eigenthümliche Art lächelnd das Geld einstrich. Dann trat der Major auf die Straße, rief einen schläfrig vorüberfahrenden Fiaker an, warf sich in den Wagen und befahl: „nach dem Schlosse!"

Dreizehntes Kapitel.

Wiederum im Kabinet des Regenten.

An demselben Abend war einer der dienstthuenden Lakaien Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise zu einem der dienstthuenden Lakaien Seiner Hoheit des Regenten hinabgestiegen. — Dieses Hinabsteigen ist wörtlich zu nehmen, denn sonst herrschte das umgekehrte Verhältniß und die dienstthuenden Lakaien des Regenten sahen auf die dienstthuenden Lakaien der Prinzessin mit einer souverainen Verachtung hinab, und nahmen in jeder Beziehung den Vortritt, welches bei gemeinschaftlichen Diners so weit ging, daß die Lakaien Ihrer Durchlaucht stets die Sauce zu präsentiren hatten, nachdem die dienstthuenden Lakaien Seiner Hoheit des Regenten mit dem Braten vorangeschritten waren. Einer der Lakaien der Prinzessin war also hinabgestiegen und hatte dem dienstthuenden Lakaien Sr. Hoheit, welcher in seinem Stuhle sitzen blieb, während der andere vor ihm stand, also gemeldet: „Der Herr Kammerdiener

Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin laſſen dem Herrn Kammerdiener Seiner Hoheit des Regenten ein gehorſames Compliment machen, und da die Herrſchaften bei Ihrer Hoheit der verwittweten Frau Herzogin ſein werden, ſo laſſen der Herr Kammerdiener anfragen, ob es dem Herrn Kammerdiener angenehm wäre, wenn erſterer den letzteren Herrn auf ein Stündchen beſuche. Er habe ſich eine kleine Erdbeerbowle angeſetzt und möchte ſich erlauben, dieſelbe gleichfalls bei dem Beſuch erſcheinen zu laſſen." Darauf hatte Herr Kindermann den Beſuch huldreich acceptirt, und die beiden würdigen alten Herren, ſaßen nun in dem uns wohl bekannten Kabinet vor dem Kamin.

Der Kammerdiener der Prinzeſſin, Herr Steppler, war faſt von gleichem Alter, wie Herr Kindermann, doch wie dieſen ein ewiges freundliches Lächeln ſchmückte und verjüngte, ſo herrſchte auf den Zügen des Andern beſtändig ein finſterer Ernſt; dabei ging er ziemlich gebückt, huſtete faſt bei jedem Worte, meiſtens aus ſchlechter Angewohnheit und weil er es bei vorkommenden Fällen für zweckdienlich gehalten hatte, eine Bruſtkrankheit zu affektiren. Er war ein altes Möbel bei Hofe, und hatte ſchon bei der Mutter des höchſtſeligen Herrn gedient, die eine wunderliche Dame war, und über welche ſich die beiden Veteranen gerade unterhielten.

„Ja," ſagte Herr Steppler, „ſo etwas kommt doch heut zu Tage nicht mehr vor, daß man für den Schooßhund ein eigenes Schlafzimmer hält, eine Bonne zur Auf-

wartung und daß der Kammerdiener der Herrſchaft ſelbſt, ich dazumal, allabendlich bei dem alten Mopſe die ſilberne Nachtlampe anzünden mußte. Und das Thier hatte Verſtand, wie ein Menſch, denn wenn das Licht nicht brannte oder ausging, ſo bellte es ſo lange, bis Jemand kam."

„Es iſt ganz erſtaunlich," erwiderte Herr Kindermann mit einem ſüßen Lächeln; „und doch wenn Sie mirs nicht übel nehmen, beſter Freund, ſo waren die Zeiten für den Regierenden damals viel beſſer. Erinnern Sie ſich noch der Tante des höchſtſeligen Herrn, die ſich nie im Geringſten in irgend eine Angelegenheit miſchte, die harmloſeſte Dame der ganzen Welt, die ruhig lebte, und ruhig leben ließ." —

„Ja wohl, ja wohl, die zufrieden war, wenn ſie vier Stunden des Tages ſpazieren fahren konnte, die Pferde im langſamſten Schritt, wie vor einem Leichenwagen, und die ſich zur Unterhaltung jeden Tag ein kleines Körbchen mit Weidenruthen auf's Zimmer bringen ließ, die ſie geduldig eine nach der andern auf dem Tiſch zerklopfte — —"

„Gelt, alter Freund," ſagte Herr Kindermann, indem er ſein Glas empor hob und pfiffig lächelnd durch die goldgelbe Flüſſigkeit nach ſeinem Collegen hinſchielte, „das waren andere Zeiten. Ich möchte wohl mal ſehen, wenn wir Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin Eliſe ein Körbchen Weidenruthen auf's Zimmer ſetzten, ob ſie ſie auch auf dem Tiſche zerklopfte."

„Davor ſoll uns Gott bewahren — das hieße den Teufel an die Wand malen.“

„Ja, ſie iſt eine abſonderlich merkwürdige Dame,“ meinte Herr Kindermann, und that einen guten Schluck des angenehmen Getränkes. Nachdem er dies geſagt und ſich die Lippen abgeleckt, lehnte er ſich in ſeinen weichen Seſſel zurück und betrachtete mit einem außerordentlich pfiffigen Blick den Herrn Steppler, der tief nachſinnend eine große Erdbeere anſtarrte, die in ſeinem Glaſe ſchwamm. „Lieber Freund,“ ſagte er alsdann nach einer kleinen Weile, „was ich Ihnen ſchon erſt bemerkt, muß ich hier wiederholen. Es iſt Pflicht und Schuldigkeit eines guten Dieners, auf die Herrſchaft nach beſten Kräften einzuwirken. Wenn man geſcheidt iſt, gelingt dies auch und man kann ſie gewiſſermaßen ziehen, daß es eine Freude iſt.“

„Ja, da hat ſich was zu ziehen“, brummte Herr Steppler. „Das iſt wie ein Aal, wie ein Kreiſel; das dreht ſich zehnmal, ehe ich nur einmal weiß, wo rechts oder links iſt.“

„Zugeſtanden, daß es ſchwierig iſt, mit der hohen Dame droben umzugehen, aber im Vertrauen geſagt, Ihr waret zu nachgiebig. Ihr hättet in vielen Sachen nicht mithelfen ſollen; ja, Ihr hättet manches hintertreiben können. — Den Teufel auch,“ fuhr Herr Kindermann nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, und nachdem er im Spiegel ſein freundliches Geſicht beſchaut, „man muß zu Zeiten

auch etwas zu hindern verstehen. Wissen Sie, ich spreche als Freund zu Ihnen, lieber Steppler, aber ihr macht da oben doch ganz sonderbare Geschichten. Wie kann man zum Beispiel nun eine solche Heirath protegiren, wie die der alten Excellenz mit dem jungen schönen Fräulein?"

„Wie kann man so 'was hindern, frag' ich Sie."

„Man kann viel dagegen thun, mein lieber Steppler. Man läßt hie und da ein Wort fallen, man meldet zu spät oder gar nicht, man bedauert, daß die Herrschaft verhindert ist, Jemand anzunehmen — aber dazu gehört mehr als ein gewöhnlicher Muth. Ich sage Ihnen, das ist ein Mißgriff, der nicht hätte passiren sollen."

Obgleich Herr Steppler ziemlich gebückt saß, so daß er seinen Collegen nicht ansehen konnte, so merkte man doch, wie er, ohne den Kopf zu bewegen, die Augen erhob, und aus den Winkeln derselben nach Herrn Kinderman hinüberschielte. „Habt ihr etwas dagegen gethan?" fragte er alsdann.

„O, lieber Freund," entgegnete Herr Kindermann mit dem Ausdruck großen Selbstbewußtseins, „wenn eine Sache einmal so verfahren ist, da kommt der beste Kutscher nicht mehr heraus, und doch — — aber wie gesagt," unterbrach er sich selbst, „das war nur so eine Idee von mir, und es ist eigentlich unklug, überhaupt noch über dergleichen zu sprechen, denn ich weiß doch, daß Sie mir nicht um die Ecke trauen, mein lieber Steppler."

Der Andere blickte abermals verſtohlen in die Höhe, ohne etwas zu entgegnen.

„Ich verſichere Sie, es iſt Schade," fuhr Herr Kindermann nach einer Pauſe fort, „daß wir nicht beſſer zuſammenhalten. Ich ſage Ihnen, wir könnten hier das Steuer führen, daß es eine Freude wäre, ich mit meiner Lebhaftigkeit, wenn Sie mir erlauben, Sie mit Ihrer unbezahlbaren Ruhe. Kommt her, alter Steppler, ſtoßen wir zuſammen an; den Teufel auch, das ſollte doch endlich einmal aufhören, daß die Herrſchaften, mit Reſpekt zu ſagen, wie Hund und Katze zuſammen leben. Haben Sie denn einen Begriff davon, wie es Ihre Durchlaucht da oben vermag ſo hämiſch gegen uns zu handeln, gegen einen Herrn, wie der Regent iſt? Gott erhalte ihn hundert Jahre, den ritterlichen Herrn, den ſchönen Mann, mit Eigenſchaften, daß ihn die ganze Welt liebt und achtet. Aber gerade die, an deren Achtung ihm beſonders gelegen iſt — — ja, Steppler, ſchauen Sie mich nur an, — an deren Achtung ihm beſonders viel gelegen iſt, bereitet ihm mit ihren Launen alles mögliche Herzeleid. Darin iſt doch weder Sinn noch Verſtand."

„Das iſt gegenſeitig, Kindermann, gewiß gegenſeitig."

„Nein, ihr macht es zu arg. Es muß da droben wieder etwas im Spiele ſein; ich kann Sie verſichern, Steppler, der Herr iſt in den letzten Tagen ſehr ſchlecht gelaunt, und ich glaube, man kann ſich vor ihm in Acht

nehmen. Er ist nun einmal der Herr, und wenn wir selbst, was sich in den nächsten Tagen entscheiden soll, einen Thronerben erhalten, so wird doch die Regentschaft achtzehn Jahre dauern, eine Zeit, deren Ende wir beide schwerlich erleben werden."

„Was wollen Sie damit sagen, Kindermann?" fragte der Andere, nachdem er eine Zeit lang nachgedacht.

„Nun, ich will damit sagen, daß der Herr die Macht noch lange behält, seinen Freunden wohl zu thun und seinen Feinden auf unangenehme Art zu vergelten.

„Aber ihr thut uns sehr unrecht," sprach nun Herr Steppler, wobei zum erstenmale ein Lächeln über seine düstern Züge flog, „wenn ihr glaubt, wir oben haßten den Herrn, im Gegentheile, kann ich Sie versichern. Freilich bemüht man sich zuweilen seine Plane zu vereiteln, ihm entgegenzuwirken, aber, ich bin auch ein alter Practicus, Kindermann, das geschieht nicht nach einem kalten, berechneten System, sondern das ist die Aufwallung des Augenblicks, ist wie ein kindischer Trotz — verzeihen Sie mir das Wort — eine fast fieberhafte unerklärliche Neigung, Nein zu sagen, wenn der Herr Ja sagt."

Herr Kindermann blickte in sein Glas und antwortete nicht.

„Von wirklicher Feindschaft kann da keine Rede sein und von Haß noch viel weniger. Wenn man Jemand haßt, verstehen Sie mich wohl, ohne Nebengedanken haßt, so nennt

man seinen Namen nicht, so blickt man nicht nach ihm, so ist man froh, wenn man weder etwas von ihm zu hören noch zu sehen bekommt; und hauptsächlich, wenn man Jemand wirklich haßt, so verschließt man das in sich und zeigt seine Feindseligkeit nicht aller Welt."

„Da ist schon was Wahres d'ran," meinte nachdenkend Herr Kindermann, „es wäre wirklich schade, wenn zwei Herrschaften, wie der Regent und die Prinzessin, ihr Leben so verbringen sollten. Haben Sie nie gedacht, Steppler," sagte er nach einer längeren Pause, welche er dadurch ausgefüllt, daß er den Rest der Erdbeerbowle nachdenklich mit dem großen goldenen Löffel umgerührt, „— ist es Ihnen nie eingefallen, daß die Beiden ein prächtiges Paar abgeben würden?"

„Wer hätte nicht schon daran gedacht!" entgegnete der Andere, „und das ist ein vortrefflicher Gedanke. Dann gäbe es doch einmal endlich Ruhe im Schloß! Man könnte seine Tage in stiller Beschaulichkeit beschließen, wenn die verdrießlichen Geschichten hier einmal aufhörten. Aber, wie kommen Sie auf die Idee?"

„Sie haben mich darauf gebracht," erwiderte Herr Kindermann mit großer Wichtigkeit. „Freilich habe ich schon manchmal über das Benehmen der Prinzessin so meine Betrachtungen angestellt, und dann bestätigt das, was Sie mir eben sagten von der fieberhaften Heftigkeit, mit der Ihre Dame zuweilen meinem Herrn opponirt, meine Mei-

nung; ebenſo, daß ſie häufig von ihm ſpricht, nach ihm blickt, ſich mit ihm beſchäftigt."

„Das habe ich doch nicht geſagt?" fragte erſchrocken Herr Steppler.

„Ja, Steppler, Sie haben das geſagt, und Ihr guter Geiſt ſprach aus Ihnen. Sehen Sie, das iſt eine großartige Idee, mit der ich mich lange getragen und die gelingen muß, wenn zwei Männer wie wir ſie in die Hand nehmen. Sie werden Ihre Stellung ſo gut wie ich begreifen. Anmelden und den Tiſch und die Garderobe beſorgen, kann Jeder; aber kräftig in's Leben eingreifen, dazu gehören höhere Hände, und ich glaube, die haben wir, nicht wahr?"

„Ja, ich glaube ſo," antwortete Herr Steppler. Doch kannte er ſich einer feſten Hand nur im bildlichen Sinne rühmen, in der Wirklichkeit dagegen zitterte das Glas in ſeiner Rechten einigermaßen, wenn er es zum Munde führte. „Freilich erſchreckt mich dieſe Idee, Kindermann, aber wenn ich mich an Ihren Gedanken gewöhne, ſo finde ich in der That nichts ſo abſonderlich Befremdendes darin. Seine Hoheit der Regent aber?"

„Das ſei meine Sorge," entgegnete Herr Kindermann, „glauben Sie mir, er intereſſirt ſich mehr für die Prinzeſſin als ſich die ganze Welt träumen läßt."

„Wirklich?" warf der Andere mit einem faſt heiteren Tone dazwiſchen.

„Gewiß, ich merke das aus Vielem heraus. Wie

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20749 / 015

oft ſteht Seine Hoheit entfernt von der Prinzeſſin, iſt anſcheinend in eifrigem Geſpräch mit Anderen begriffen, und findet doch Zeit genug, jeden Augenblick nach ihr hinüberzuſchauen, alle ihre Bewegungen zu beobachten."

„In der That, das iſt mir auch ſchon ſo vorgekommen," gab Herr Steppler zur Antwort und wiegte dabei ſeinen Kopf auf und nieder, wie Jemand, der einem angenehmen Gedanken nachhängt.

„Wäre es für uns nicht in jeder Hinſicht das Beſte, wenn da was zu Stande gebracht werden könnte?" meinte Herr Kindermann. „Ich ſetze den Fall, daß wir uns Beide in unſeren Meinungen nicht irren. Wie dankbar müßten ſolche Bemühungen überdies von den höchſten Herrſchaften aufgenommen werden! Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß man nicht ſucht die kleinen Streitigkeiten zu vergrößern, die hier und da vorkommen, oder gar neue zu erfinden, und in dem Punkte müſſen Sie ſogar etwas Uebriges thun, Meiſter Steppler."

„Du lieber Gott, unſereins handelt nur nach Befehlen, das kann ich Sie verſichern," entgegnete der Andere. „Wir wagen es wahrhaftig nie, eine eigene Meinung zu haben, noch viel weniger dieſelbe durchzuſetzen. Ja, wir ſind nicht Herr Kindermann," ſetzte er mit einem pfiffig ſein ſollenden Lächeln hinzu.

Der Kammerdiener Seiner Hoheit, offenbar geſchmeichelt durch dieſe Aeußerung, machte ein ſpitzes Maul, wobei er

ſich verſtohlen im Spiegel betrachtete. „Man thut wahrhaftig nur ſeine Schuldigkeit," ſagte er alsdann, „und wenn Einem zufällig einmal etwas gelingt, ſo meinen die Leute, man habe Gott weiß welche Macht."

Daß in dieſem Augenblick der dienſtthuende Lakai der Prinzeſſin ziemlich ohne Umſtände eintrat, mußte ſeine Urſache haben, und ſo war es auch in der That. Er meldete aus reſpectvoller Entfernung mit flüſternder Stimme, daß die Prinzeſſin in Begleitung Seiner Hoheit ſo eben aus den Appartements der verwittweten Frau Herzogin komme und daß ſich die höchſten Herrſchaften vorausſichtlich nach ihren Gemächern verfügen würden. Herr Steppler erhob ſich raſch von ſeinem Stuhle, ſchlürfte ſein Glas haſtig aus und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, als ihm Herr Kindermann nochmals einſchenken wollte. Dann reichten ſich die beiden würdigen Männer die Hände und der ausdrucksvolle Blick eines Jeden ſagte dem Andern, daß das Geſpräch von vorhin nicht vergeſſen ſei. In Gegenwart des Lakaien etwas hinzuzufügen, wäre nicht räthlich geweſen. Schon, daß ſich die beiden mächtigen Kammerdiener die Hände reichten, wurde einer vertrauten Kammerjungfer erzählt, die es denſelben Abend noch zu den Ohren Ihrer Durchlaucht brachte, welche die Annäherung der beiden bisher ſehr feindlichen Parteien wichtig genug fand, um einen Augenblick darüber nachzudenken. Ja, wenn wir unſerer Geſchichte vorgreifen dürften, ſo würden wir hinzu-

fügen, daß die Prinzeſſin ſehr bald an ihren Schreibtiſch eilte, nachdem ſie die vertrauliche Mittheilung von dem Einverſtändniß der beiden Kammerdiener erhalten. „Gut," hatte Ihre Durchlaucht darauf erwidert, „es iſt am Ende gleichgültig — mich überraſcht man nicht." Aber dann hatte ſie einen Brief geſiegelt, adreſſirt und befohlen, ihn ſogleich zu dem Kammerherrn Baron Wenden zu bringen. Es war zehn Uhr des Abends und die Prinzeſſin erwartete eine Entgegnung auf ihre Zeilen.

Herr Kindermann war, dem Rufe der Glocke folgend, kaum in die Appartements des Regenten getreten, als ſich Herr von Fernow in dem Zimmer des Kammerdieners einfand. Da ſich Seine Hoheit noch nicht zur Ruhe begab, ſich vielmehr zum Leſen niedergeſetzt hatte, ſo kehrte Herr Kindermann in wenigen Augenblicken zurück und war offenbar etwas erſtaunt, den Adjutanten zu ſo ſpäter Stunde und in Civilkleidung anzutreffen.

„Verzeihen Sie, lieber Herr Kindermann," ſagte der Major, indem er raſch auf den Eintretenden zuging, „daß ich ſtöre. Aber Sie waren vor einiger Zeit ſo freundlich, mir zu ſagen, ich ſolle mich bei vorkommenden, mir wichtig erſcheinenden Umſtänden vertrauensvoll an Sie wenden. Ein ſolcher Augenblick iſt nun gekommen, wo ich Ihres Rathes, vielleicht auch Ihrer Hülfe bedarf." Der Kammerdiener, offenbar geſchmeichelt durch die freundliche Anrede des jungen Mannes, zeigte ein in der That angenehmes

Lächeln und bat den Adjutanten, Platz zu nehmen. „Wenn Sie mir erlauben," sagte dieser, „so ziehe ich vor, stehen zu bleiben. Ich habe eine Bitte an Sie und diese besteht darin, mir offenherzig zu sagen, ob es Ihnen möglich ist, mich noch bei Seiner Hoheit zu melden."

Der Kammerherr ließ einen bedenklichen Blick auf die Standuhr fallen und sein Gesicht bemühte sich, sehr ernsthaft auszusehen.

„Es ist nach zehn Uhr," bemerkte er, „und müßten wir eine dringende Ursache haben, Seine Hoheit, die mir nicht besonders gut gelaunt scheinen, bei'm Lesen zu unterbrechen. Auch sieht der Herr, wie Sie selbst wissen, lieber Herr von Fernow, den schwarzen Frack nicht gern an seinen Adjutanten, sobald sie ihm eine Meldung oder dergleichen zu machen haben. Daß ich für Sie thun werde, was ich kann, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern. — Ohne unbescheiden fragen zu wollen," setzte er nach einer Pause mit einem schlauen Lächeln hinzu, „ist die Sache sehr dringend?"

„Das ist es ja gerade, was ich selbst nicht weiß," erwiderte Herr von Fernow; „denn sonst könnte ich mich ja geradezu melden lassen. Sie wissen, wie sehr ich überzeugt bin, daß Alles, was die Angelegenheiten Seiner Hoheit betrifft, in Ihren Händen vortrefflich aufgehoben ist. Daher nehme ich auch gar keinen Anstand, Ihnen mitzutheilen, was mich hierher führt. Ich kam vorhin in den

Beſitz dieſer beiden Photographien," damit zog er die Blätter heraus, „und gewiſſe ſonderbare Umſtände laſſen mich vermuthen, daß es Seiner Hoheit erwünſcht ſein werde, von dem Daſein dieſer beiden Portraits, namentlich von dem einen, Kenntniß zu erhalten. Was meinen Sie, lieber Herr Kindermann?"

Der Kammerdiener hatte die beiden Blätter ergriffen und trat an die Lampe über dem Kamin, um ſie zu betrachten. — „Baron Rigoll," ſagte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen und ſchaute freundlich lächelnd auf den Adjutanten.

„Ich bitte das andere zu betrachten," verſetzte Herr von Fernow.

„Richtig, das andere," entgegnete der Kammerdiener und ſchob das Portrait des Oberſtjägermeiſters auf die Seite. Er beſchaute das zweite Blatt längere Zeit, zuckte mit den Achſeln und das Lächeln verſchwand von ſeinen Zügen. Er wurde ſogar ſehr ernſt, was, wie wir wiſſen, bei Herrn Kindermann nicht leicht vorkam. „Das iſt freilich wichtiger," ſagte er nach einer Pauſe, „Herzog Alfred von D. Alle Wetter, Herr von Fernow, wie kommen Sie zu dem Portrait?"

„Auf eine etwas umſtändliche Art, die ich mir morgen das Vergnügen machen werde, Ihnen genau mitzutheilen." Bei dieſen Worten machte der Adjutant eine ver-

bindliche Handbewegung, blickte aber zugleich auf die Standuhr über dem Kamin.

„Verstehe," erwiderte Herr Kindermann geschmeidig. „Wenn etwas geschehen soll, muß es gleich geschehen. Sie geradezu einzuführen, scheint mir nicht passend. Ich muß manövriren."

„Wollen Sie dem Herrn Eau de Cologne aufgießen oder den Säbel klappern lassen?" meinte scherzend der Major.

„Alles hat seine Zeit. — Lassen Sie mich nur machen, Herr von Fernow, und glauben Sie mir, es war ein glücklicher Augenblick, der Sie in den Besitz dieses Portraits brachte. Glücklich für Sie, wenn auch nicht für Andere," setzte Kindermann hinzu, indem er kopfschüttelnd abging. —

Der Kammerdiener machte ein siegreich lächelndes Gesicht, als er wieder eintrat. „Ich habe für Sie gewirkt, wie ich in den schönen Tagen that, wo Ihr Herr Vater, Gott hab' ihn selig, auf dieser selben Stelle an den unbedeutenden Kindermann manch freundliches Wort spendete. Gehen Sie getrost zu Sr. Hoheit."

„Sprachen Sie davon, was mich hieher geführt?" fragte Herr von Fernow.

Der Kammerdiener erhob seinen Kopf mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Würde, als er hierauf entgegnete: „Kindermann sollte in einem solchen Falle voreilig sein? Der Mittheilung eines Mannes, dem er wohl will,

dadurch die Spitze abbrechen? O nein, das thut man nur in Fällen, wo es nöthig erscheint, Jemandem die Freude zu verderben. Vorkommen mag dergleichen freilich. Nein, ich meldete Seiner Hoheit, Sie hätten sich auf eine auffallende Art im Vorzimmer blicken lassen, es scheine mir, Sie hätten etwas auf dem Herzen, ohne gerade den Muth zu haben, eine Audienz zu verlangen. — Vor allen Dingen," setzte er mit leiser Stimme, aber in sehr vertraulichem Tone hinzu, „habe ich Seine Hoheit den Regenten neugierig gemacht."

„Ob mir das helfen wird, mag Gott wissen," antwortete Herr von Fernow im Abgehen; „vor Allem aber meinen herzlichsten Dank."

Herr Kindermann blieb einen Augenblick nachdenklich in der Mitte des Zimmers stehen, nahm bedächtig eine Prise aus der großen goldenen Dose und sprach dann zu sich selber: „das ist ein junges, dankbares Gemüth; er ist es werth, daß wir ihn protegiren."

Im Kabinet des Regenten war es fast wie an jenem Abend, an welchem wir den Leser zum erstenmal dorthin führten. Im Kamin spielte ein leichtes Feuer, die schwere Bronzelampe war tief auf den Tisch hinabgezogen, wie damals auch mit dem grünen Schirme bedeckt, nur schritt der Regent langsam im Zimmer auf und nieder, den Eintretenden erwartend.

Der junge Mann machte an der Thür eine tiefe Verbeugung, der Anrede Seiner Hoheit harrend.

„Ei, ei, mein bester Fernow," sagte der Fürst, „ich erfahre so eben durch Kindermann, daß Sie sich wie ein Gespenst nächtlicher Weile in meinem Vorzimmer sehen lassen. Den Himmel auch, was machen Sie um die Stunde im Schlosse? Wenn das der Oberstjägermeister erfährt, so wird er seine Heirath so beschleunigen, daß Ihre besten Freunde nichts für Sie thun können."

„Dürfte ich mir nach diesem gnädigen Empfange schmeicheln, daß Eure Hoheit selbst einigen Antheil an mir nehmen, so darf ich mir vielleicht erlauben, der Wahrheit gemäß zu sagen, daß ich in diesem Augenblicke nicht im Schlosse bin, um Seiner Excellenz Anlaß zum Mißvergnügen zu geben. Es ist wahr, ich hielt mich im Vorzimmer auf, hoffend auf das Glück, das mir jetzt zu Theil geworden, — Eure Hoheit noch heute Abend sehen zu dürfen."

„In der That, Sie machen mich neugierig, lieber Fernow, aber ehe Sie mir mittheilen, was Sie hierher führt, erlauben Sie mir, meine Lampe aufsteigen zu lassen. Es ist ein unbehagliches Gefühl, so im Halbdunkel zusammen zu sprechen, für Sie wie für mich. — So." Er hatte bei diesen Worten die Carcellampe vermittelst des Gegengewichts ihrer Ketten an die Decke gehoben, wodurch das kleine Kabinet mit einem Male hell beleuchtet erschien, dann lehnte er sich gegen das Gesims des Kamins, blickte den

jungen Mann wohlwollend an, und forderte ihn mit einer gefälligen Handbewegung zum Sprechen auf.

Nachdem Herr von Fernow um Entschuldigung gebeten, daß er ein wenig weit ausholen müsse, erzählte er von seinem abendlichen Spaziergang im Parke, von seinem Zusamentreffen mit dem Photographen und wie er durch diesen von jenen beiden Herren erfahren, die vor einigen Tagen auf so geheimnißvolle Art ihre Portraits machen ließen, und wie er aus der näheren Beschreibung ersehen, daß der Eine Baron Rigell gewesen. Nachdem der Fürst von Anfang an dieser Erzählung des jungen Mannes mit einigem Interesse gefolgt war, ohne gerade viel Spannung zu verrathen, so richtete er sich bei der Erwähnung des Oberstjägermeisters in die Höhe, schlug die Arme übereinander und lauschte begieriger jedem Worte seines Adjutanten. Dieser berichtete hierauf in möglichster Kürze von seinem Aufenthalt auf der Schloßterrasse, von der Erscheinung des Herrn Krimpf, wie er denselben verfolgt und wie es ihm endlich gelungen, jene Blätter zu erhalten.

Mit steigendem Interesse hatte der Regent zugehört und zuweilen den Erzähler mit einem aufmunternden Zuruf unterbrochen. Als nun der Major in seine Brusttasche griff und die beiden Blätter hervorholte, trat ihm der Regent rasch entgegen und nahm sie aus seiner Hand. Das Bild des Oberstjägermeisters warf er hastig bei Seite, als er jedoch das andere gegen das Licht hielt, entdeckte Herr

von Fernow eine außerordentliche Umwandlung auf dem ſonſt ſo ruhigen Geſichte des Regenten. Die Züge waren ſtarr und bleich geworden, als er die Photographie angeblickt, er biß die Lippen feſt aufeinander und faßte mit der linken Hand nach dem Tiſche, freilich nicht, um ſich daran zu halten, wohl aber um die Decke auf demſelben in der geballten Fauſt zuſammenzudrücken.

„Dieſe Photographien wurden alſo vor wenigen Tagen hier in der Stadt gemacht?“ fragte der Regent mit bewegter Stimme.

„Vor vier Tagen.“

„Und nicht etwa nach Bildern,“ fuhr er fort, „ſondern beide nach den lebendigen Originalen?“

„Beide, Eure Hoheit,“ entgegnete ruhig der Adjutant. „Ich ſah ſelbſt den andern Herrn.“

„Wo ſahen Sie ihn? Wo? Warum machten Sie mir keine Meldung darüber?“

„Weil ich ihn nicht kannte, und er mir einfach als Graf Hohenberg vorgeſtellt wurde.“

„Graf Hohenberg? Das iſt ein Incognito zur Unzeit, kein ritterliches! Und wo ſahen Sie ihn? „forſchte der Regent mit ſteigender Heftigkeit.

„Im Hauſe des Baron Wenden, wo er Seine Excellenz den Herrn Oberſtjägermeiſter ſuchte.“

„Ah dieſe Rigoll und Wenden!“ rief der Regent nicht nur zornig aufgeregt, ſondern es lag zugleich etwas tief

Schmerzliches im Blicke ſeiner Augen, ja ſelbſt im Tone der Stimme. Es war ein Moment, wo der ſonſt ſo ruhige und feſte Mann vergaß, daß er nicht allein in ſeinem Kabinet war. Doch eine Sekunde genügte, um ihn an die Gegenwart des Andern zu erinnern. Er legte einen Augenblick die Hand an die Stirn, fuhr ſich über das Geſicht herab, und ſagte nach einem faſt mühſamen Athemzuge: „Sie ſind erſtaunt, mein lieber Fernow, daß das Portrait einen ſo tiefen Eindruck auf mich macht. Vielleicht wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen das erklären kann, denn ich vertraue Ihnen, wie Wenigen. Vielleicht, —“ wiederholte er mit einem bittern Lächeln. „Um Ihnen aber einen Beweis zu geben, wie ſehr ich Ihnen vertraue und da ich es für nöthig halte, Sie au fait zu ſetzen, will ich mich bemühen, Ihnen mit wenigen Worten zu ſagen, in welchem Zuſammenhange dieſer Mann da mit mir, das heißt mit unſerer Familie ſteht. Es iſt der Herzog Alfred von D.,“ ſagte er und fügte, die Photographien nochmals betrachtend, hinzu: „Er hat ſich alt gemacht, der Herzog, recht alt.“ Dann warf der Regent einen Blick in den Spiegel und fuhr fort: „Der Herzog projektirte ſchon vor einigen Jahren eine Verbindung mit meiner Couſine, der Prinzeſſin Eliſe. Das war alſo noch zu Lebzeiten des ſeligen Herzogs. Die Prinzeſſin ſchlug die Partie aus und — — bereute ihre Weigerung ſpäter, wie ſie mir nachher, — freilich in Momenten des Zorns und der Aufregung

— wiederholt versicherte." — Auch diesen Satz sprach der Regent wieder, wie mit sich selbst redend. „Darauf machte der Herzog seine großen Reisen und jetzt, da er zurückgekehrt ist, scheint er, oder — — Jemand anders, diese Verbindung knüpfen zu wollen — ja Jemand anders," fuhr er heftiger fort, „nicht aus Liebe, das glaube und hoffe ich nicht, aber aus Trotz und Widerspruchsgeist, unterstützt von den Rathschlägen des Herrn Wenden, Rigoll und Consorten. Ich werde aber Gelegenheit finden, ein Wort mit ihnen zu reden."

Damit schleuderte der Fürst die Photographie auf den Tisch und schritt im Kabinet auf und ab, bis er plötzlich vor dem Adjutanten stehen blieb, ihm die Hand auf die Schulter legte, und mit einem so weichen Tone sagte, wie der junge Mann ihn nie von ihm gehört:

„Mein lieber Fernow, man sagt, ich sei kalt, verschlossen, ernsthaft, ja finster. Es ist wahr, es ist so meine Art, doch glauben Sie mir, ich kann auch fühlen, tief und schmerzlich fühlen." Er wandte sich rasch um, stellte sich wieder an den Kamin, und lehnte seinen Kopf leicht gegen die Wand.

Es herrschte einen Augenblick eine so tiefe Stille in dem Kabinet, daß man auf's Deutlichste nicht nur den klingenden Schlag der Standuhr vernahm, sondern daß der Adjutant auch das leichte Rauschen eines Vorhangs im Nebenzimmer zu hören glaubte. Es war in dem Zimmer, welches an das des Herrn Kindermann stieß.

„Wenn die Prinzessin sich verheirathen will," fuhr der Herzog nach einigen Sekunden fort, „wenn sie sich, wie gesagt, vermählen will und die Partie ist passend, wie die mit dem Herzog Alfred, warum denn diese heimlichen Wege? Warum mir, dem Regenten, dem Chef des Hauses nicht geradezu sagen: das sind meine Ansichten, meine Wünsche. Bei Gott, wenn es denn einmal sein muß, so hätte ich die Annäherung doch viel ehrenhafter, ja anständiger herbeigeführt, als diese Herren Wenden und Rigoll; was meinen Sie, Fernow?"

Der junge Mann hatte einen tiefen Blick in das Innere des Herzogs gethan und es war ihm klar geworden, was sich der Regent vielleicht selbst nur ungern eingestehen mochte: der Fürst liebte die Prinzessin; nicht wie ein junger Mensch, wie er selbst liebte, leidenschaftlich sprudelnd, aber herzlich und innig, und das feste Gemüth des Fürsten verschloß diese Regung vor aller Welt, seine Liebe allein fühlend, die Leiden derselben allein tragend. Der Adjutant war in Träumereien versunken über die seltsamen Geschicke des Menschen und fuhr fast zusammen, als ihm der Regent jene Frage vorlegte. Glücklicherweise hatte er die Worte, welche der Frage vorausgingen, verstanden und er antwortete: „darüber kann kein Zweifel herrschen. Doch wenn mir Eure Hoheit eine ganz ergebene Bemerkung erlauben, so hatten Sie vor einiger Zeit die Gnade, mir etwas über den Charakter Ihrer Durchlaucht mitzutheilen, was

mir auf den vorliegenden Fall außerordentlich passend erscheint."

„Lassen Sie hören," sprach aufmerksam der Regent.

„Eure Hoheit sagten damals, daß die Prinzessin mit seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens, die wir ja Alle an der hohen Dame kennen und verehren, eine außerordentliche Lust zur Intrigue verbinde, daß es ihr nicht möglich sei, einer Sache, für die sie sich interessire, ihren gewöhnlichen Lauf zu lassen, daß es Ihrer Durchlaucht das größte Vergnügen mache, Minen und Gegenminen springen zu lassen, um zu irgend einem Resultat zu kommen, das sie vielleicht auf geradem Wege leichter erreichen könne."

„Und ich bestätige meine Worte von damals," antwortete der Regent, „ich sprach so eben noch das Gleiche aus. Aber er verletzt mich tief, dieser Mangel an Vertrauen, ja, er thut mir unendlich weh' und ich will mich nicht schämen, das vor Ihnen zu gestehen. — Wir sind ja einmal Vertraute geworden, bester Fernow," fuhr er mit einem schmerzlichen Lächeln fort, „was ich meines Theils nicht bereue, da ich überzeugt bin, mich in Ihnen nicht geirrt zu haben."

Damit trat er einen Schritt gegen den jungen Mann und reichte ihm seine Rechte, die jener mit beiden Händen ergriff und ehrerbietig an seine Lippen führen wollte; doch entzog sie ihm der Regent auf eine sanfte Art.

Er strich sich leicht über die Stirn, trat zum Tische,

warf das aufgeſchlagene Buch zu und ſagte: „Für Ihre Nachricht danke ich Ihnen herzlich. Ich hatte eine Ahnung von dieſer Angelegenheit, wußte aber in der That nicht, daß dieſelbe ſchon ſo weit gediehen ſei. Wollen Sie mir noch einen ferneren Dienſt leiſten, ſo werden Sie mich außerordentlich verbinden.“

„Es macht mich glücklich, wenn Eure Hoheit über mich befehlen wollen,“ entgegnete der junge Offizier mit herzlichem Tone.

Der Regent blickte auf die Uhr über dem Kamin.

„Es iſt beinahe elf Uhr, Sie kennen Baron Wenden gut genug, um ihm, falls er noch nicht zu Bette iſt, einen Beſuch machen zu können?“

„O ja, Euer Hoheit, ich kann das ſchon wagen.“

„Gehen Sie alſo zu ihm, ſuchen Sie ihn heute noch zu ſprechen, und ſagen Sie ihm, ich wiſſe um die geheime Angelegenheit, ich ſei ſehr ungehalten und geben Sie ihm den freundſchaftlichen Rath, — begreiflicher Weiſe habe ich Sie nicht geſchickt, Sie kommen ganz aus eigenem Antriebe — Sie geben ihm alſo den guten Rath, Ihnen zu entdecken, wie die Sache überhaupt ſteht. Sagen Sie ihm, dies ſei Ihrer Anſicht nach das beſte Mittel, ſeine Krankheit nicht nur augenblicklich aufhören zu machen, ſondern auch allenfallſige kleine Wünſche erfüllt zu ſehen. — Die Sache iſt mir wichtig, lieber Fernow,“ ſetzte der Regent in faſt liebreichem Tone hinzu, „denken Sie nicht, Sie handeln

für den Regenten, denken Sie, es sei für einen Ihrer guten Freunde, dem Sie nach bestem Willen einen Liebesdienst erzeigen möchten."

„Hoffentlich soll Euer Hoheit mit mir zufrieden sein; ich darf mir wohl erlauben, morgen mit dem frühesten meinen Rapport abzustatten?"

„So früh, als Sie wollen, Fernow," antwortete der Regent mit einer freundlichen Handbewegung.

Als der junge Mann das Zimmer verlassen hatte, schaute der Regent einen Augenblick starr vor sich hin, dann drückte er die rechte Hand auf das Herz und that mit fest zusammen gebissenen Zähnen einen tiefen Athemzug.

„Also doch!" sprach er zu sich selber, „sie hat mich wirklich überlistet! Aber zu welchem Zweck? Das möchte ich wissen. Zu welchem Zwecke? Will sie Herzogin von D. werden? Bah! ich kann und will nicht daran glauben. Und doch — und doch! Diese ganze Intrigue sähe ihr ähnlich, — wenn — ja wenn — sie dieselbe nicht so außerordentlich geheim gehalten hätte. Fernow ist ehrlich. Er hängt an mir und ist keines ihrer Werkzeuge. — Und doch wäre ich unaussprechlich glücklich, wenn er zum Verräther an mir geworden wäre, wenn er auf den Wunsch der Prinzessin mir diese Mittheilung gemacht hätte, wenn sie mich einen drohenden Verlust ahnen lassen wollte, um mich zu einem entscheidenden Schritt zu drängen. — — Aber nein, nein, es ist nicht so. Ich fürchte, ich habe zu lange ge-

zaudert, ein verlorenes Spiel in der Hand. Da Fernow treu iſt, iſt die Prinzeſſin in Wahrheit falſch gegen mich. Sie will ſich von mir losreißen, ſie will Herzogin von D. werden. — Wir wollen ſehen."

Herr von Fernow hatte draußen im Vorzimmer Mühe, ſich ſo ſchnell, als es nothwendig war, von Herrn Kindermann zu verabſchieden. Der alte Herr ſaß wie geknickt in ſeinem Lehnſtuhle und machte kaum einen ſchwachen Verſuch aufzuſtehen. Er hatte natürlicher Weiſe ſehr wenig von der Unterredung im Kabinet verloren und ihm, der, wie wir es wiſſen, für eine Verbindung des Regenten mit der Prinzeſſin Eliſe ſchwärmte, war das, was er erfahren, ſo überraſchend gekommen, daß es ihn ganz niedergeſchmettert hatte, und er beim Eintritt des Adjutanten nicht einmal im Stande war, ein ganz gewöhnliches Lächeln auf ſeine Züge zu zaubern. Er hätte gar zu gern ſeinem Kummer durch ein Geſpräch Luft gemacht, doch legte Herr von Fernow den Finger auf den Mund und ſagte nichts als: „Ein dringender Auftrag, Herr Kindermann, morgen das Nähere."

Dann verließ er eilig das Kabinet des Kammerdieners und trat durch das Vorzimmer in die jetzt ſchon öden Gänge des Schloſſes. Man hörte hier nichts mehr als das taktmäßige Auf- und Abſchreiten der Schildwachen und nur dann und wann von weither ſchallend das Zuſchlagen einer Thür.

Jetzt war der junge Mann an eine große Treppe gekommen, wo er hinter einem der dicken Pfeiler stehen blieb, denn droben hörte man Thüren öffnen und sah den Glanz von Lichtern, mit denen ein paar Lakaien eilfertig auf den Gang hinausſprangen. Jetzt wurden auch Schritte vernehmbar, der Tritt eines Mannes und das Rauſchen eines ſeidenen Kleides.

„Mir ſcheint," ſprach der Adjutant zu ſich ſelber, „ich bin heute einmal dazu verdammt, im Schloſſe zu lauſchen. Ein unangenehmes Geſchäft — man erfährt da ſelten was Gutes. Eigentlich ſehe ich nicht ein, warum ich hier verborgen ſtehen bleiben ſoll. Was kümmert mich, wer da von den Gemächern der Prinzeſſin kommt. — Vorwärts."

Und doch ging er nicht vorwärts. Denn der Klang der Stimme, die jetzt auf der Treppe laut wurde, hielt ihn gewaltſam hinter dem Pfeiler feſt. Es war Seine Excellenz der Oberſtjägermeiſter, der in ſeinem ſcharfen Tone ſagte: „Sie werden nicht ſo grauſam ſein, mein Fräulein, um mir zu verbieten, daß ich Sie in meinem Wagen bis an Ihre Wohnung begleiten darf. Ich habe ja das Glück, Ihnen ſo nahe zu ſtehen, daß ſelbſt die Oberhofmeiſterin Ihrer Durchlaucht, die doch im Punkte des Anſtandes faſt unmöglich zu befriedigen iſt, nichts dagegen einzuwenden hatte, wie Sie droben vernahmen."

So ſprach er, und was er ſagte, fiel wie gewaltige Schläge auf das Herz des armen Fernow. Jetzt wußte er,

wer neben dem verhaßten Nebenbuhler die Treppen hinabstieg. O wäre der hundert Meilen von diesem Platze entfernt gewesen! Wie ein Kind nach blendendem Blitz entsetzt auf den heftigen Donnerschlag wartet, so lauschte er angstvoll auf ihre Gegenrede.

Ja sie war es. Es war Helene von Ripperda, die aus ihren Dienstzimmern im Schloß in ihre Stadtwohnung zurückkehren wollte. Und wenn sie dem Oberstjägermeister auch zur Antwort gab: „Ich will Sie wahrhaftig nicht bemühen, mein Wagen steht ja ebenfalls bereit," wenn sie ihm auch mit diesen Worten seine Bitte verweigern zu wollen schien, so war doch der Klang der Stimme so freundlich, daß der arme Lauscher darob seine Hände zusammenballte. — O, seine Leiden waren noch nicht zu Ende. „Diesmal lasse ich mich nicht abweisen, mein schönes Fräulein," sagte die Excellenz lustig, „ich muß Sie sonst bei Ihrer Durchlaucht und sogar bei der Oberhofmeisterin verklagen. Schicken Sie Ihren Wagen weg. Ich erbitte es mir als eine Gunst, — ja, als eine Gnade, Sie in meiner Equipage begleiten zu dürfen."

„Das dank' ihm der Teufel, daß das eine Gunst ist," dachte ingrimmig Herr von Fernow, indem er mit den Zähnen knirschte. „Wenn ich mich sehen ließe? — Doch nein. Was brauche ich zu ihrer Hülfe zu erscheinen, o, dies stolze Mädchen ist selbstständig genug, ihren Willen durchzusetzen. Sie ist nur nachgiebig, wo es ihr gefällt. Fahr' hin!"

Der Klang der Schritte und das Rauschen der sei-

denen Robe verloren ſich nach dem Hauptportale zu. Herr von Fernow eilte unwillkürlich nach. Er wußte, daß er die Beiden nicht mehr erreichen konnte, er wollte ſich nur das unausſprechliche Vergnügen machen, die beiden traulich Beiſammenſitzenden davonfahren zu ſehen.

Jetzt fuhr ein Wagen vor, man hörte den Tritt herabſchlagen, dann die Stimme Seiner Excellenz, welche dem Kutſcher die Wohnung des Fräuleins von Ripperda angab, und die Equipage rollte davon. Der arme Adjutant ſtand in dieſem Augenblicke unter dem Hauptportal. Was hätte er um die Stelle des Oberſtjägermeiſters gegeben! Neben ihr im engen Wagen ruhen zu dürfen, ein freundliches Wort mit ihr plaudernd, vielleicht ſanft ihre Hand berührend — o Gott, daß Träumereien, und namentlich Träumereien eines Unglücklichen ſo extravagant ſind!

Ein zweiter Wagen hielt noch bei der Anfahrt, der Wagen der ſchönen Hofdame. Der Kutſcher wollte gerade ſeine Pferde wenden, um leer in die königlichen Stallungen zurückzukehren, als ihm Herr von Fernow zurief zu halten. Auf den Thürmen ſchlug es eilf Uhr, es war eine gute Strecke bis zur Wohnung des Baron Wenden. Warum ſollte er ſich nicht erlauben, einen leeren herzoglichen Wagen zu benutzen! Und — woran er wohl dachte, und was ihm einen ſüßen Schmerz bereitete — ihren Wagen!

Der Lakai, der neben dem Coupé ſtand, öffnete dem Adjutanten bereitwillig den Schlag, dieſer nannte die Woh-

nung des Baron Wenden und warf ſich auf das Kiſſen der linken Seite. Helene pflegte in der rechten Ecke zu ſitzen. An ſie denkend, legte er ſeine Hand auf das Polſter, wo ihr Kopf gewöhnlich ruhte, und als er hierauf ſanft über die ſchwere Seide hinabfuhr, erfaßten ſeine Finger mit unausſprechlichem Vergnügen ein feines Battiſttuch, welches ſie im Wagen gelaſſen. Daß er es an ſeine Lippen drückte und es dann, ein glücklicher Dieb, ſorgfältig in ſeine Bruſttaſche ſteckte, brauchten wir dem geneigten Leſer eigentlich gar nicht zu ſagen, doch war dieſer koſtbare Fund nicht im Stande, ſeine ſchmerzliche Stimmung zu verſcheuchen, vielmehr dachte er immer und immer wieder an den vorausrollenden Wagen, und wenn er zornig ſagte: „Warum konnte ich nicht früher das Schloß verlaſſen?“ ſo ſeufzte er in Uebereinſtimmung mit dieſem Gedanken gleich darauf aus vollem Herzen: „Das war kein Augenblick des Glücks!“

Vierzehntes Kapitel.

Eine goldene Brücke.

Auf die Gefahr hin, dem geneigten Leſer den Anfang des erſten Kapitels zu wiederholen, müſſen wir ihn doch, dem Lauf unſerer wahrhaftigen Geſchichte gemäß, am heutigen Abend nochmals zur Wohnung des Kammerherrn Baron von Wenden zurückführen, obgleich wir dieſelbe nach dem Diner, und zwar erſt vor wenigen Stunden verlaſſen. Nachdem ſich auch der Oberſtjägermeiſter von ihm verabſchiedet, hatten Reflexionen über ſeine Krankheitszuſtände abgewechſelt mit Plänen für die Zukunft, und nebendem hatte der Dienſt am Fenſter eine nicht unbeträchtliche Zeit in Anſpruch genommen. Doch ſchien der Baron in letzterer Angelegenheit keinen beſonderen Schritt vorwärts machen zu können. Denn wenn ſich auch das Mädchen zuweilen blicken ließ, ſogar flüchtig herniederſchaute, ſo hielt ſich Roſa höchſtens ſekundenlang auf, von irgend einer Bewegung mit der Hand war gar keine Rede, ſie ſah ernſt,

ja, was noch ſchlimmer war, höchſt gleichgültig aus, und alles dies gab dem Kammerherrn Stoff genug zum Nachdenken. Was die beiden erſt erwähnten Angelegenheiten betraf, ſo glaubte er den richtigen Weg gefunden zu haben. Das kühlere Betragen ſeiner ſchönen Nachbarin dagegen konnte er ſich unmöglich erklären. Sollte ſie vielleicht Aufmerkſamkeiten anderer Art, ſollte ſie eine Annäherung erwarten und darum des Schmachtens aus der Ferne überdrüſſig ſein? Seine Eitelkeit wollte ſo weit nicht gehen. Und doch warum ſollte das unmöglich ſein! Warum ſollte ihm ſeine ſchöne Nachbarin nicht in Wahrheit ihre ganze Liebe zugewendet haben? — Ja, und wenn das der Fall war, — und daß dieſer Fall in der That denkbar war, das glaubte Herr von Wenden im Spiegel zu leſen, in welchen er in dieſem Augenblicke einen mörderiſchen Blick warf, — ſo konnte er es ſeiner Nachbarin nicht verübeln, wenn ſie von ihrem Gegenüber endlich einen anderen Beweis der Zuneigung verlangte, als das ewige Anblicken, als das beſtändige Zeichenmachen mit Hand, Schnupftuch und Blumenbouquets. Dieſer Gedanke war dem Kammerherrn ſo ſchmeichelhaft, daß er ihm mit Vergnügen nachhing, ja, daß er nach einiger Ueberlegung entzückt von dem Benehmen des jungen Mädchens war. Daß er morgen am Tag Schritte thun wollte, um ſie nicht länger harren zu laſſen, verſprach er ſich freilich, war aber noch nicht recht mit ſich darüber im Reinen, auf welche Weiſe er eine Begegnung

bewerkſtelligen ſollte. Ein Anderer hätte ſich vielleicht darüber nicht viel Kopfbrechens gemacht, aber Herr von Wenden hatte einestheils in dieſem Punkte etwas ſehr Kindliches und anderntheils hatten ihn ſchon traurige Erfahrungen auf dieſem Felde der Diplomatie ſo vorſichtig als ſchüchtern gemacht.

Daß er bei dieſen Betrachtungen ſehnlichſt auf das Aufhören ſeines höchſten Orts befohlenen Unwohlſeins harrte, verſteht ſich von ſelbſt. Noch nie hatte er ſeine ſämmtlichen Zimmer mit ſolcher Ungeduld durchſchritten, wie am heutigen Abend. Wie lang wurden ihm die Stunden nach Beendigung ſeines Diners bis neun Uhr. Glücklicherweiſe wurde ihm alsdann ſein Thee ſervirt, neben der ſprudelnden Maſchine ſchichtete ihm ſein Kammerdiener die mit der Abendpoſt eingelaufenen Zeitungen und Briefe auf, und mit Durchleſung derſelben verfloſſen eine bis anderthalb Stunden unendlich viel ſchneller, als wenn er im Zimmer auf- und abſpazierend die Zeit todttrat.

Da erſchien der Kammerdiener geräuſchlos wie ein Schatten im Zimmer, glitt vor den Fauteuil des Barons und präſentirte ihm auf ſilbernem Teller ein kleines Briefchen, welches ſo eben draußen abgegeben worden war. Der Hoflakai, ſagte er, warte auf Antwort.

Wenn man gelangweilt iſt, ſo iſt die Ankunft jedes Briefes erwünſcht; ein Schreiben aber, das ein Hoflakai bringt, der obendrein auf Antwort wartet, gehört zu den

intereſſanteſten Erlebniſſen eines Kammerherrenlebens. Daß der Baron haſtig das Schreiben ergriff, verſteht ſich von ſelbſt, ebenſo, daß er mit Vergnügen die Aufſchrift von einer feinen Damenhand ſah, und nicht minder, als er auf dem Siegel das herzogliche Wappen erkannte.

Der Kammerdiener zog ſich einige Schritte zurück, der Baron rückte die Lampe näher und erbrach in der größten Ehrfurcht das Siegel. Daß der Brief von der Prinzeſſin Eliſe kam, hatte er an' Schrift und Petſchaft erkannt, daß er einen freundlichen Dank enthalte für ſeine Bereitwilligkeit ihr unbedingt ſeine Dienſte widmen zu wollen, ahnte er; öffnete aber trotzdem in einiger Aufregung das zierlich zuſammengelegte Blatt. „Mein lieber Kammerherr von Wenden," ſchrieb die Prinzeſſin; — die Anrede war gut und viel verſprechend, und der Brief ſelbſt mußte ſeinem Inhalte nach dieſe Aufſchrift wahrhaftig rechtfertigen, ja er mußte intereſſant und pikant ſein; denn das ſpiegelte ſich deutlich in dem ſeltſamen Geſichtsausdruck, mit dem der Kammerherr das Blatt anſtarrte. Auf ſeinem Geſichte war Ueberraſchung, ja einiges Erſchrecken deutlich zu leſen. Er durchlief das Schreiben einmal, zweimal, er las es zum dritten Mal. Er ſchüttelte mit dem Kopfe, er fuhr mit der Hand über Stirn und Augen und las dann zum vierten Male, um ſich zu überzeugen, daß er ſich nicht geirrt. — Nein, hier war kein Irrthum möglich; da ſtanden die Worte in den ihm wohlbekannten ſcharfen und ausdrucks-

vollen Schriftzügen der Prinzessin, klar und bestimmt, ohne eine andere Deutung zuzulassen, als ihren Willen, den sie aufs Klarste ausdrückte.

Die Prinzessin schrieb folgendermaßen; „Mein lieber Kammerherr von Wenden! Durch Baron Rigoll erfuhr ich so eben Ihre freundliche Bereitwilligkeit, mir Ihre Dienste ohne Rückhalt widmen zu wollen. Leider aber sind Sie durch ein ähnliches Anerbieten vor wenigen Tagen in unangenehmen Conflikt mit dem Regenten gekommen, was mir indessen Ihre heute ausgesprochene Bereitwilligkeit nur um so schätzenswerther macht. Hören Sie meinen Wunsch, für dessen pünktliche Erfüllung ich Ihnen aufs Dankbarste verpflichtet sein werde. Durch Baron Rigoll erfuhren Sie den Aufenthalt des Herzogs Alfred von D., sowie dessen Absichten auf meine Hand. Die Unterhandlungen sind so weit gediehen, daß ich nur ein einfaches Ja zu sagen brauche, um sie zum Abschluß zu bringen. — Daß sich der Herzog im strengsten Incognito hier aufhält, liegt in dem Benehmen des Regenten, der sich gegen die projektirte Heirath schon vor einiger Zeit ungünstig auszusprechen beliebte. Ob sich dessen Ansichten geändert, möchte ich auf indirektem Wege erfahren. Deßhalb wünsche ich, daß Sie dem Regenten, ihm selbst oder noch besser einem seiner Vertrauten die Mittheilung über alles das machen, was Sie in dieser Angelegenheit den Herzog und mich betreffend heute von Baron Rigoll erfuhren, mit Einem Worte, und um es

Ihnen vollkommen deutlich zu erklären, Sie ſollen mein Geheimniß dem Herzog verrathen."

„Wenn ich Sie zu gleicher Zeit erſuche, dieſes Schreiben, nachdem Sie es geleſen, dem Ueberbringer wohlverſiegelt an mich zurückzugeben, ſo bitte ich darin kein Zeichen des Mißtrauens zu ſehen, ſondern mein Begehren den eigenthümlichen Verhältniſſen zuzuſchreiben, in denen wir uns, vor allen aber ich mich hier befinde, und Sie werden dadurch meinen vollkommen gerechtfertigten weiteren Wunſch verſtehen, daß meine Zeilen auf's Allerſtrengſte unter uns bleiben. In dieſem Falle können Sie auf meine unbegrenzte Dankbarkeit rechnen; im andern aber, den ich indeſſen bei Ihnen nicht vorausſetze, müßte ich Sie desavouiren und, ſo leid es mir auch vielleicht thun würde, als erbitterte Feindin verfolgen. Eliſe."

Dem Kammerherrn war nach viermaligem Leſen dieſes Briefes zu Muthe, als befinde er ſich in einem ſchweren Traum, aus dem zu erwachen ihm faſt unmöglich würde. Er griff an ſeine Stirn, er ſah im Zimmer umher, betrachtete Aufſchrift und Siegel, aber das blieb unverändert, und wie ſchon vorhin bemerkt, war der Brief ſo klar abgefaßt, daß er keiner Mißdeutung unterlag.

„Das iſt eine ſchöne Commiſſion," ſeufzte Herr von Wenden nach längerem Nachdenken. „Teufel auch! warum erſieht ſie gerade mich dazu? Wie werde ich Seiner Excellenz gegenüber beſtehen! — O, o, gehe Einer vom geraden

Wege ab, laſſe ſich in Intriguen ein, namentlich in Intriguen, die von Weibern eingefädelt und durchgeführt werden, ſo hat ihn der Teufel nicht nur bei einem Haar, ſondern beim ganzen Schopfe.“ Er war mißmuthig von ſeinem Fauteuil in die Höhe geſprungen und ſchritt aufgeregt durch das Zimmer. Vor allen Dingen durfte er die Prinzeſſin nicht auf Rückſendung des gefährlichen Billets warten laſſen; das war in dem Ganzen die ungefährlichſte Forderung, und daß ſie ein Recht dazu hatte, ſah er wohl ein. „Ein Recht?“ ſprach er trübe lächelnd zu ſich ſelber, „ein Recht, das ſich die Großen dieſer Erde nehmen, um ſelbſt im Schatten ſtehen zu bleiben, um uns nach Gutdünken an das Licht ſtellen zu können. Sei es darum. Vielleicht bin ich diesmal der Ausübung meiner Theorie näher, als damals bei dem Blumenbouquet; vielleicht iſt dies ein Augenblick des Glücks.“ —

Raſch trat er zum Tiſche, ſteckte das Billet in ein Couvert, ſiegelte es ſorgfältig, ſchrieb die Adreſſe an Ihre Durchlaucht und befahl, als vorſichtiger Mann, den Bedienten eintreten zu laſſen.

Es war der ihm und auch uns, geneigte Leſer, wohlbekannte Kammerlakai der Prinzeſſin.

„Wer gab Ihnen den Brief an mich?“

„Ihre Durchlaucht ſelbſt.“

„Um welche Zeit?“

„Es ſchlug gerade zehn Uhr.“

„Gut, wir haben ein Viertel auf Elf, um halb Elf muß meine Antwort in den Händen Ihrer Durchlaucht ſein.“

„Ich habe Befehl, ſie ſelbſt zu übergeben,“ entgegnete der Bediente mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

„Gut — ich danke Ihnen.“

Herr von Wenden entließ ihn mit einer Handbewegung, und der Kammerlakai zog ſich, von dem Kammerdiener begleitet, zurück. Der Baron begann wieder von ſeinen Gedanken getrieben haſtig im Zimmer auf- und abzugehen.

„Wenn ich mir die Sache genau überlege,“ ſprach er nach einer Pauſe, „erweist mir die Prinzeſſin mit dieſem Auftrage eine ganz beſondere Gunſt. Es ſind das zwei Fliegen mit einem Schlage. Die Dankbarkeit Ihrer Durchlaucht und die Erkenntlichkeit des Regenten, indem man ihn von einem eigentlich gefährlichen Unternehmen in Kenntniß ſetzt, das ohne ſein Vorwiſſen betrieben wird. Wahrhaftig es iſt mir gerade, als ſei ich dem Augenblick des Glücks nahe und brauche diesmal nur zuzugreifen. — Die Prinzeſſin ſchrieb, ſie dem Regenten ſelbſt zu verrathen, noch beſſer aber einem ſeiner Vertrauten. Mit dem Letzteren bin ich mehr einverſtanden. Den Teufel auch, es iſt kein kleines Unternehmen, eine Prinzeſſin des Hauſes ſo geradezu zu verrathen und anzuklagen! Da gibt es Kreuz- und Querfragen, da will man Quellen und Be-

weiſe, ich kenne das, und dann hat Seine Hoheit der Regent eine ſo eigenthümliche Art bei ſolchen Veranlaſſungen ſeinen großen Bart zu ſtreichen, und die Leute anzuſehen, eine Art, die gerade nicht encouragirend iſt. Spreche ich aber mit einem Dritten, ſo kann der am Ende hinzufügen, was er will, was geht das mich an, ich brauche nicht für jedes ſeiner Worte einzuſtehen." — Er hielt in ſeinem Spaziergange ein, warf ſich in den Fauteuil und trank den Reſt ſeines kalt gewordenen Thees. — „Nur der Baron Rigoll macht mir einige Sorge," fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, „Seine Excellenz ſind heftiger Natur. Sie könnten einen Verſuch machen, mich ſehr hart anzulaſſen, und den Verrath gegen die Prinzeſſin als auch gegen ihn ſelbſt begangen darzuſtellen. Aber ich kann mich auf nichts berufen. Das iſt wahr, — ich darf Seiner Excellenz gegenüber nicht einmal von dem Befehle Ihrer Durchlaucht ſprechen. O! o, die Sache iſt in der That verwickelter, als ich gedacht. — Und an wen ſoll ich mich wenden? Wer iſt ein Vertrauter des Regenten, der mir zugleich ſo befreundet iſt, daß ich unumwunden mit ihm reden kann, daß er meine Lage einſieht, und ehrlich für mich handeln wird? —" Er beugte den Kopf in die Hand und blickte eine Zeit lang düſter vor ſich nieder.

„Wie läßt doch," fuhr er nach einer Pauſe fort, „der unübertreffliche Schiller bei einer ähnlichen verwickelten Angelegenheit den hochſeligen König Philipp ſprechen? —

Ich habe wahrhaftig meinen ganzen Schiller vergeſſen. Doch nein," er ſagt: „Jetzt gib mir einen Menſchen gute Vorſicht — du haſt mir viel gegeben. Schenke mir Jetzt einen Menſchen —

In dieſem Augenblicke hörte man das dumpfe Rollen eines Wagens auf dem Pflaſter, der drunten vor dem Hauſe des Kammerherrn anhielt. Der Kammerdiener, der im Nebenzimmer am Fenſter geſtanden, meldete durch eine Spalte der Thür, es ſei ein Hofwagen angefahren, und fragte an, ob der Herr Baron für irgend jemand zu Hauſe ſei.

„Wenn es einer von meinen genauen Bekannten iſt," entgegnete dieſer, „ſo ſag' ihm, ich habe mich ſchon zurückgezogen, du wollteſt aber ſehen, ob ich noch nicht zu Bette ſei."

Die Thüre ſchloß ſich und der Kammerherr im Fauteuil zurückgelehnt, lauſchte aufmerkſam. Jetzt ſprang Jemand eilig die Treppen hinauf, und gleich darauf hörte er eine Stimme im Vorzimmer: „Ei zum Henker, mein lieber Henri, wenn man ſo ſpät kommt, hofft man ſeine Freunde auch zu Hauſe zu finden. Sagen Sie dem Baron, wenn er auch ſchon zu Bette gegangen ſei, ſo würde ich mir doch erlauben, mich einen Augenblick zu ihm zu ſetzen, es ſei ja nicht das erſtemal."

„Es iſt Fernow," ſagte Herr von Wenden, indem er eine Klingel in Bewegung ſetzte, die vor ihm auf dem Tiſche neben den Zeitungen ſtand. Der Kammerdiener er-

ſchien augenblicklich, und ließ als ein gewandter Mann ſogleich die Thür offen, als er vernahm, wie ihm ſein Herr mit lauter Stimme entgegen rief: „Wenn ich mich nicht irre, iſt Major Fernow draußen. Ich laſſe ihn recht ſehr bitten, bei mir einzutreten.“ — „Fernow,“ ſprach er zu ſich ſelber, „ſollte er's am Ende ſein, dem ich meine Sache an's Herz legen könnte —? Ich glaube, ja. Wenn er auch feſt zu dem Regenten hält, iſt er doch ein ehrlicher Kerl, und man kann ſich auf ihn verlaſſen.“

Der Major erſchien auf der Schwelle und ſagte zu dem Kammerdiener, der draußen blieb: „Bitte, ſagen Sie drunten, daß der Wagen nicht zu warten braucht. Ich gehe zu Fuß nach Hauſe.“ Dann trat er in's Zimmer und rief heiter, faſt luſtig: „Du ſiehſt, lieber Wenden, wie ſehr ich dich in Affection genommen. Nachdem ich noch vor wenigen Stunden vortrefflich bei dir geſpeist, zieht es mich jetzt ſchon wieder zu dir hin. Nennſt du das nicht Freundſchaft?“

Der Andere hatte ſich erhoben, und indem er dem Eintretenden entgegenging, ſagte er ebenfalls recht freundlich: „Es iſt in der That ſchön von dir, daß du einen armen Kranken noch ſo ſpät beſuchſt. Was aber die pure Freundſchaft anbelangt, ſo hoffe ich im Laufe einer Viertelſtunde zu erfahren, ob du wirklich ohne Nebenabſichten zu mir gekommen biſt.“

„Ach!“ rief der Major, wobei er ein ernſtes Geſicht

zu machen verſuchte, das aber in der That komiſch ausſah, „du ſollteſt mich beſſer kennen. — Uneigennützig bis zum Exceß!“

„Setzen wir uns, ſetzen wir uns,“ entgegnete der Kammerherr mit einer Handbewegung und einer Miene, die deutlich ſagte: „Laſſen wir das gut ſein.“

Obgleich Herr von Fernow dieſer Einladung augenblicklich Folge leiſtete und es ſich in einer weichen chaise longue ſo bequem als möglich machte, ſo hatte er doch die Miene und den Ton der Stimme ſeines Freundes vollkommen verſtanden und wiederholte:

„Nein, ich bin nicht eigennützig, — dieſe Tugend mußt du an mir loben. Ich opfere mich im Nothfall für meine Freunde.“

„Ja, ja,“ erwiderte der Andere in gedehntem Tone, wobei er ſich langſam in ſeinen Fauteuil niederließ; „du warſt früher ein guter Kerl.“

„Früher?“

„Nun, du wirſt dir doch wohl nicht einbilden, daß du im hellen Glanz der allerhöchſten Gnadenſonne derſelbe geblieben biſt?“ meinte der Kammerherr, „deshalb ſei ehrlich, was führt dich in ſo ſpäter Abendſtunde zu mir?“

„Die Begierde, dich zu ſehen.“

„Ah, Redensart!“

„Ich ſage dir, du biſt unendlich mißtrauiſch geworden.“

„Und wenn dem ſo wäre, habe ich nicht Urſache dazu? Sitze ich nicht hier jetzt ſchon faſt acht Tage, im unangenehmſten Zimmerarreſt und keiner meiner Freunde wirft ſich für mich in's Feuer, um mich daraus zu erlöſen?“ Das ſagte er beinahe mißmuthig.

„Davon ſpäter,“ erwiderte Herr von Fernow, „vorderhand bin ich wirklich noch hier, um in dieſem bequemen Lehnſtuhle eine halbe Stunde ausruhen zu können und, wenn du nichts dagegen haſt, dazu eine Cigarre zu rauchen.“

„Das hätteſt du Alles zu Hauſe haben können,“ entgegnete der Kammerherr, indem er langſam den Fuß der Lampe ergriff und dieſelbe faſt unmerklich ſo zu rücken begann, daß er in den Schatten des grünen Schirmes zu ſitzen kam, während auf den Andern das volle Licht viel.

Der Adjutant lächelte in ſich hinein über dieſes Manöver, das er vollkommen begriff, und zündete ſich eine Cigarre an, worauf er erwiderte: „Allerdings hätte ich alles das zu Hauſe auch haben können, aber ohne deine Unterhaltung. Weißt du, daß es ſchon ziemlich lange her iſt, daß wir nicht mehr zuſammen ſprachen, ſo was man eigentlich zuſammen ſprechen nennt?“

„O ja, ich weiß es,“ ſeufzte Herr von Wenden.

„Seit jenem Tage nicht mehr, als wir zuſammen

Dienſt im Schloſſe hatten, wo du ſo freundlich warſt, mir deine wirklich pikanten Theorien vom Augenblicke des Glückes auseinanderzuſetzen."

„Und womit ich den Teufel an die Wand malte," ſagte Herr von Wenden. „Der vermeintliche Augenblick des Glücks wurde mir zum Augenblick des Unglücks. Meinſt du nicht auch ſo?" ſetzte er lauernd hinzu.

Der Adjutant hatte ſeine beiden Hände unter den Kopf gelegt und blickte an die Decke des Zimmers, wobei er behaglich ſeine Cigarre rauchte. Auf die Frage des Freundes zuckte er mit den Achſeln und entgegnete:

„Wer weiß? — Ich kann nicht ganz deiner Anſicht ſein. Daß für dich damals ein Augenblick des Glücks nahe war, davon bin ich feſt überzeugt, und glaube ebenſo ſicher, daß der Augenblick unbedeutenden Unglücks, der gleich darauf eintrat, dich vielleicht vor größerem Unglück bewahrte."

„Darin liegt etwas Wahres," antwortete Herr von Wenden nach einem Moment des Nachdenkens, „aber wie ich ſchon vorhin ſagte," fügte er ſanft lächelnd hinzu, „du haſt dich in den acht Tagen außerordentlich gemacht. Ich ſehe, du biſt im Begriff mir ganz neue Seiten meiner Theorie zu entwickeln. Nur zu!"

„Was kein Verſtand des Verſtändigen ſieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

„Hol' der Teufel dein kindliches Gemüth! Aber jetzt Scherz bei Seite. Wenn du auch nicht mit der Sprache herauswillſt, was du eigentlich ſo ſpät bei mir ſuchſt, ſo unterhalte mich armen Gefangenen wenigſtens mit der Erzählung deſſen, was du von ſieben Uhr bis jetzt getrieben. — Denn du haſt doch heute Abend etwas getrieben?“ ſetzte er hinzu, indem er ihn ſeltſam aus den Augenwinkeln anblitzte.

„Ich habe allerdings getrieben und bin getrieben worden,“ entgegnete Herr von Fernow mit einem leichten Zucken ſeines Mundes, „aber deine Forderung iſt außerordentlich klug, ganz diplomatiſch. Sage mir, mit wem du umgehſt, ſo will ich dir ſagen, wer du biſt.“

„Allerdings.“

„Oder ſage mir, wo du warſt, ſo will ich erkennen, was du getrieben.“

„Auch richtig. Aber wenn es Geheimniſſe ſind, ſo bin ich nicht ſo indiscret, deren Mittheilung zu verlangen.“

„Geheimniſſe habe ich keine, am allerwenigſten vor dir, und wenn es dich unterhalten kann, ſo ſollſt du auch den Punkt erfahren, womit ich mich heute Abend beſchäftigt, oder was ich, um dein Wort zu gebrauchen, getrieben. Vorher aber wirſt du mir erlauben, daß ich mich in eine ganz bequeme Lage bringe, denn ich bin äußerſt müde.“

Bei dieſen Worten zog er einen Stuhl zu ſich hin, legte die Füße darauf und ſtreckte ſich ſo aus, daß er in der That in ſeinem Bette nicht hätte bequemer liegen können. Der Kammerherr ſah ihm lächelnd zu und lehnte ſich ebenfalls ſo weit als möglich in ſeinen Fauteuil zurück, was er jedoch hauptſächlich in der Abſicht that, ganz in den Schatten zu kommen.

„Alſo," begann der Adjutant, — „du weißt ich fange gern meine Reden mit Alſo an."

„Ich weiß das, ich weiß das," ſagte ungeduldig der Kammerherr.

„In Erinnerung an ein ſchönes und liebenswürdiges Mädchen, das es ebenſo machte."

„Meinetwegen."

„Alſo ich verließ dich nach deinem famoſen Diner und machte, meine Cigarre rauchend, einen Spaziergang. Ich ging in den Schloßgarten und auf die Terraſſe, die dir wohl bekannt iſt, und fand dort einen jungen Mann, mit welchem ich mich über Leuchtkäfer unterhielt."

„So, über Leuchtkäfer?"

„Ja, auch noch über andere Sachen. Dann ſpazierte ich nach der Stadt zurück, ging durch das Schloß und erfreute mich auf der großen Terraſſe an dem Duft der Orangen."

„Das war ein harmloſes Vergnügen. Nebenbei haſt du wohl an den Fenſtern des Schloſſes hinaufgeblickt?"

„Das that ich auch, was mich aber hauptsächlich interessirte, war eine Unterredung von zwei Personen, die ich dort ganz zufällig hörte.“

„Wer waren die Personen?“ fragte aufmerksam der Kammerherr.

„Vorderhand müssen sie unbekannt bleiben,“ fuhr der Major fort; „vielleicht entwickelt sich ihr Charakter im Laufe meiner Erzählung.“

„Du sahst sie also im Lauf des heutigen Abends wieder?“

„Ja, ich folgte dem Einen durch mehrere Straßen, schloß mich ihm an und soupirte freundschaftlich mit ihm.“

„Also Jemand aus der Gesellschaft?“

„Das weniger, es war ein Künstler, und da ich von jeher die Kunst protegirte, so nahm ich mich des jungen Mannes recht innig an, und wir tauschten Ideen und sonst noch allerlei mit einander.“

„Das hätt' ich hören mögen,“ meinte Herr von Wenden mit einem fast verächtlichen Zucken der Mundwinkel.

„Gerade für dich,“ sagte Herr von Fernow, der sich stellte, als nehme er die Antwort seines Freundes für vollkommen ernst, „wäre das sehr interessant gewesen; der junge Künstler nämlich sprach auch von dir.“

„So, so? Ich habe ihn vielleicht irgendwo einmal protegirt,“ warf der Kammerherr leicht hin.

Jetzt war die Reihe an dem Adjutanten, auf eine ſonderbare Art zu lächeln, was er denn auch nicht unterließ, indem er fortfuhr: „Diesmal irrſt du dich, lieber Wenden, der junge Mann iſt vielmehr im Begriff, dich zu protegiren.“

„Du biſt ſehr ſpaßhaft aufgelegt.“

„Im Gegentheil, aber du biſt ein verfluchter Kerl.“

„He?“

„Deine Intriguen bei Hofe laſſen dir noch vollkommen Zeit, dich um deine Nachbarſchaft zu bekümmern,“ fuhr der Adjutant nach einer Pauſe fort, während welcher er mit der größten Ruhe die Aſche von ſeiner Cigarre ſtieß; „du ſetzſt Herzen in Brand, du machſt Unglückliche, du ſchmachteſt und läßeſt ſchmachten.“

So überraſchend es auch für den Kammerherrn war, zu erfahren, daß Herr von Fernow um ſeine Fenſterbeobachtungen wußte, ſo ſchmeichelte es ihm doch wieder, für einen Unwiderſtehlichen gehalten zu werden. Er ſpitzte den Mund auf die uns bekannte wohlgefällige Art, und um dieſen Ausdruck des Behagens ſehen zu laſſen, tauchte er auf einen Augenblick aus ſeinem Schatten hervor.

„Ich ſehe, daß mein Berichterſtatter Recht hat,“ ſagte der Major; „Wenden, Wenden, das ſoll ein außerordentlich ſchönes und reizendes Mädchen ſein!“

„Ja, ſie iſt ſchön,“ verſetzte der Kammerherr mit weicher Stimme, und als er dabei die Augen ſchmachtend

gegen das Fenſter verdrehte, ſah er aus, wie ein vollendeter Geck.

„Aber du haſt noch wenig Fortſchritte gemacht?“ fragte anſcheinend gleichgültig der junge Offizier.

„Es iſt unendlich ſchwer ihr beizukommen,“ erwiderte der Kammerherr mit einem leichten Seufzer; „und dann weißt du auch ſo gut wie ich, daß ich krank bin, mein Zimmer nicht verlaſſen darf,“

„Aber vorderhand brieflich —.“

„Du haſt gut reden,“ entgegnete lebhaft Herr von Wenden. „Soll ich das Mädchen durch einen von meinen Eſeln compromittiren? Ach! ich liebe das nicht. Du kennſt mich in dem Punkte beſſer.“

„Mein Bekannter, mit dem ich ſoupirt,“ ſagte Herr von Fernow, wie ohne Abſicht, „wohnt in dem gleichen Hauſe mit dem Mädchen, hat ſogar Zutritt in ihre Wohnung.“

„Ein Liebhaber?“ fragte faſt eiferſüchtig der Andere.

„Im Gegentheil, lieber Wenden; ein junger, verſtändiger Mann, der es vollkommen begreiflich findet, daß ein hübſches Mädchen, wie jenes iſt, an einem jungen Mann, wie du biſt, verzeih' mir die verdeckte Schmeichelei, Wohlgefallen findet. Ein junger Mann, der in der Welt etwas geſehen hat und —“

„Und?“ wiederholte Herr von Wenden ſehr aufmerkſam.

„Und der für mich Alles unternehmen würde. Doch davon ſpäter. Vorderhand muß ich dir weiter referiren. Nach den Ideen tauſchten wir reellere Dinge mit einander aus, Dinge, in deren Beſitz der junge Mann zufällig gerathen!“

„Werden für mich gleichgültig ſein,“ meinte der Kammerherr, der mit ſeinen Gedanken offenbar bei ſeiner ſchönen Nachbarin war.

Der Adjutant hatte unterdeſſen ruhig ſeine Cigarre auf den Tiſch gelegt, ſeinen ſchwarzen Frack geöffnet und zog aus der Bruſttaſche ein viereckiges Papier hervor, das er behutſam öffnete. Um dies aber zu können, da der Tiſch voller Zeitungen und Papiere lag, mußte er dieſe bei Seite ſchieben und verrückte dabei die Lampe, gewiß ohne Abſicht, aber ſo, daß nun er im Schatten ſaß und auf den Andern das volle Licht fiel. Der Kammerherr hatte dem Oeffnen des Papiers zugeſehen, wie Jemand, dem eine Sache vollkommen gleichgültig iſt. Als der Major aber äußerſt langſam das Umhüllungspapier entfernt hatte, und der Andere eine Photographie erblickte, da war die Wirkung des Anblicks dieſer Photographie auf ihn wahrhaft überraſchend, faſt erſchreckend. Seine ſüßen Augen, die er in Gedanken an die kleine vorhabende Schwärmerei machte, verwandelten ſich mit Einemmale und blickten ſo ſtarr auf das Blatt, als ſähen ſie ein Geſpenſt. Dabei ſtützte er die Hände auf den Tiſch und erhob ſich ſchnell aus ſeinem

Fauteuil, ohne ſeine Augen von dem Portrait des Grafen Hohenberg wegzubringen — „Fernow?“ rief er nach einer drückenden Pauſe, „woher haſt du dies Blatt, was ſoll das bedeuten?“

So gut auch der Major das plötzliche Erſchrecken ſeines Freundes bemerkt, ſo that er doch gerade, als beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit dem Wiederanzünden ſeiner Cigarre, und erſt als er den lauten Ausruf des Andern vernahm, blickte er ihn wie erſtaunt an und antwortete lebhaft:

„Was brauchſt du zu erſchrecken? Iſt das nicht das Portrait eines Herrn, den ich bei dir geſehen? Des — — Grafen Hohenberg?“

Wenden ſah, daß er ſich einigermaßen verrathen und ſuchte dies wieder gut zu machen, indem er mit affectirter Gleichgültigkeit auf das Blatt blickte. Auch ſagte er mit etwas verlegener Stimme: „Du haſt Recht, es iſt Graf Hohenberg. Aber was du ſo eben von meinem Erſchrecken ſagteſt, dazu ſehe ich eigentlich keinen Grund. Ich kenne dieſen Herrn wohl ebenſo wenig, wie du ſelbſt und intereſſire mich durchaus nicht für ihn.“

Er hatte bei dieſen Worten das Blatt wirklich in die Hand genommen, doch zuckten ſeine Finger, ſo erregt war er, und er konnte ſich nicht enthalten, über das Papier hinüber einen flüchtigen Blick auf ſeinen Freund zu werfen.

„Es wäre in der That beſſer," ſagte dieſer, „wenn du mir offenherzig geſtändeſt, daß dieſer Herr ſowohl für dich, wie für mich und auch noch für eine dritte hohe Perſon intereſſant, außerordentlich intereſſant iſt. Du wirſt im Verlauf meines Referats derſelben Anſicht werden."

„So biſt du noch nicht zu Ende?" fragte der Kammerherr faſt ängſtlich.

„O nein, jetzt kommt das Beſte; und das ſoll dir zugleich einen Beweis geben, wie offenherzig ich gegen dich bin. Nach unſerem Souper, nachdem ich dieſe Photographie erhalten, begab ich mich zu Seiner Hoheit, dem Regenten."

„Ah!" rief wirklich erſchrocken der Andere, „und er ließ dich vor in ſpäter Nacht? — Fernow, du haſt den Augenblick des Glücks wohl zu benutzen verſtanden."

„Ich glaube ſo," entgegnete dieſer, und ſetzte mit Beziehung hinzu: „Für mich und meine Freunde. — Ich war alſo beim Regenten," ſagte er in leichterem Tone.

„Und der Regent?" fragte faſt athemlos der Kammerherr.

„Der Regent war beim Anblick dieſer Photographie augenſcheinlich überraſcht. Doch du weißt ſo gut, wie ich, er läßt ſich von ſeinen Ueberraſchungen nicht bemeiſtern, faßte ſich auch augenblicklich wieder, dankte mir für meine Nachricht, und ſprach: „Geben Sie ſogleich zu Baron Wenden, das iſt ein Mann, dem etwas an unſerer Gunſt ge-

legen iſt, und der Ihnen in dieſer Sache Aufklärungen geben kann und wird. — Verſtehſt du das?"

Der Kammerherr war bei dieſer Rede ſeines Freundes in ſeinen Fauteuil zurückgefallen, aber bei den letzten Worten mit allen Zeichen der Ueberraſchung und des Schreckens wieder in die Höhe geſchnellt.

„Fernow!" rief er mit zitternder Stimme, „du biſt mein Freund. Sei ehrlich und wahr gegen mich. Bin ich verloren oder bin ich es nicht?"

„Du? — verloren?" entgegnete der Adjutant verwundert, „glaubſt du denn, daß ich mich herbeiließe, dich auf ſo etwas vorzubereiten? Und daß meine Vorbereitungen darin beſtünden, von deinen Liebſchaften zu ſprechen? O Wenden, du kennſt mich ſehr ſchlecht. Vom Verlorenſein iſt gar nicht die Rede. Im Gegentheil, ich glaube dir faſt mit Beſtimmtheit verſichern zu können, daß du berechtigt biſt, dieſen Moment einen Augenblick des Glücks zu nennen, — wenn —"

„Wenn! Ah! ich verſtehe dieſes Wenn, und Gott ſei gedankt, wenn ich es recht verſtehe. Wenn Seine Hoheit die außerordentliche Gnade hat, dem gänzlich mit Netzen umgebenen Wilde einen ehrenden Rückzug zu gewähren, dem geſchlagenen Feind eine goldene Brücke zu bauen —"

„Dieſe Brücke," ſprach jetzt ſehr ernſt der Adjutant, „wird in der That ſehr golden ſein, wenn ihre Pfeiler Wahrheit und Aufrichtigkeit heißen."

Trotz der gewiſſermaßen peinlichen Situation, in welcher ſich Herr von Wenden befand, zuckte es doch, wie ein Gefühl des Triumphes durch ſein Herz, da er an den Brief der Prinzeſſin dachte, und bei ſich überlegte, daß die Aufklärungen, die er im Begriff war, dem Regenten für das Verſprechen ſeiner Gunſt zu verkaufen, ſchon durch die nicht zu verachtende Dankbarkeit der Prinzeſſin im Voraus bezahlt waren, — alſo in der That zwei Fliegen mit einem Schlage.

Der Kammerherr warf ſich in die Bruſt, und ſein Geſicht nahm einen halb wehmüthigen Ausdruck an, als er, die linke Hand auf den Tiſch geſtützt, nach einiger Ueberlegung ſagte:

„So will ich mich denn ohne Rückhalt der Gnade Seiner Hoheit anvertrauen, und das wirſt du nicht vergeſſen, lieber Fernow, bei dem Regenten hervorzuheben. Ich bitte dich, ihm zu ſagen, daß ich aus freiem Willen, ohne Furcht vor dem Zorne einer andern hohen Perſon — der nicht ausbleiben wird," — ſetzte er mit einem Seufzer der Falſchheit hinzu, — „alles ſagen will, was ich weiß."

Nun erzählte er in der That, was er von der Anweſenheit des Herzogs Alfred von T. durch den Baron Rigoll erfahren, und ſagte eher zu viel, als zu wenig. Denn er ſchmückte aus, wo es ihm nothwendig erſchien, und wenn ſich der Adjutant am Schluß ein Reſumé dieſes Berichtes machte, ſo ſtand der Kammerherr Baron Wenden wahrhaftig

in der Glorie eines treuen Dieners des Regenten da, der mit seinem ganzen Einfluß bei der Prinzessin darnach gestrebt, diese nicht gern gesehene Verbindung zu hindern. Als er geendigt, machte er mit beiden Händen eine Bewegung, als wollte er sagen: „Nun bin ich fertig, nicht nur mit dieser, meiner Erzählung, sondern auch für diese Welt. Ich habe mich in die Hände meiner Feinde gegeben, da steh' ich, ein entlaubter Stamm, der keine Blätter mehr treiben wird, wenn Seiner Hoheit Gnadensonne nicht wieder wohlthätig auf ihn wirkt."

Herr von Fernow hatte bei der Erzählung seines Freundes nicht im Geringsten ein erstauntes Gefühl gezeigt. Wenn ihm auch Manches neu war, so hatte er doch den Hauptfaden schon durch die Worte des Regenten erhalten. Nur eins wünschte er noch aus dem Munde des Kammerherrn zu erfahren, weshalb er sprach: „Setze deiner Aufrichtigkeit die Krone auf, lieber Freund, und sage mir, ob Baron Rigoll der Hauptagent bei Eurer Verheirathungskomödie gewesen."

„Diese Frage könnte mich fast beleidigen," entgegnete Herr von Wenden mit einem empfindlichen Blick. „Wo ich handle, pflege ich ziemlich selbstständig zu handeln. Daß Seine Excellenz allerdings seine Dienste der Prinzessin ebenfalls mit Wärme gewidmet, findest du begreiflich."

„Gewiß sehr begreiflich," versetzte Herr von Fernow

nicht ohne Bitterkeit, „für einen so großen Lohn kann man schon etwas riskiren.“

„Aber unsere Dienstgeschäfte sind hiemit zu Ende. Lieber Wenden, du hast das Vertrauen, welches der Regent in dich setzte, glänzend gerechtfertigt. Du wirst aber erstaunen, wenn ich dir sage, daß derselbe bereits von der ganzen Geschichte unterrichtet war, und nur wissen wollte, wie weit du in deinem, verzeih' mir den Ausdruck, blinden Eifer gehen würdest, der Prinzessin hinter seinem Rücken zu dienen.“

„Nicht weiter, als ein Mann von Ehre gehen darf, um den Wünschen einer hohen Dame gerecht zu werden und doch nicht gegen den Gehorsam zu verstoßen, den er seinem Landesherrn schuldig ist.“

Das sagte Herr von Wenden mit außerordentlicher Wichtigkeit und nahm dabei die Attitude eines Volksredners an. Er schob die rechte Hand unter seinen seidenen Schlafrock auf die Brust, aber nur einen Augenblick; dann zog er sie wieder hervor und fuhr mit einer gefälligen Bewegung fort: „Von diesen meinen vollkommen guten Gesinnungen gegen den Regenten werde ich mir erlauben dich Schwarz auf Weiß zu überzeugen. Sieh hieher.“

Damit ging er an den Schreibtisch und nahm ein Blatt Papier, das er dem Adjutanten hin hielt. Es war das Concept eines Schreibens an den Regenten, worin er denselben zur Mittheilung eines wichtigen Geheimnisses

um eine Audienz bat. Herr von Fernow durchflog das Papier und blickte faſt zweifelnd zu dem Kammerherrn empor.

„In der That,“ ſagte er alsdann, „dieſe Zeilen kann man auf eine freundſchaftliche Art für dich benutzen und ich werde es thun. Vor der Hand aber,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „erlaube mir, dir beſtens zu gratuliren, daß deine Geſundheit ſo plötzlich wieder hergeſtellt iſt. Seine Hoheit wünſcht morgen früh beim Rapport von dir ſelbſt zu erfahren, ob dein Leiden ein bedeutendes geweſen oder nicht.“

Dem Kammerherrn entfuhr faſt ein leichter Seufzer, als er vernahm, daß ſein Zimmerarreſt nun aufgehört habe. Nicht als ob ihm dies unangenehm geweſen wäre, aber er ſah aus der Art und Weiſe ſeines heutigen Geſprächs mit Fernow, wie ſehr dieſer beim Herzog in Gunſt ſtehen mußte, und fühlte dabei neidiſch, wie richtig ſeine Theorie vom Augenblick des Glücks geweſen.

Als Beide damals vor dem großen Blumenſtrauß geſtanden, da hatte Beide das Glück umſchwebt; und es lächelte dem, der es richtig erfaßte. Und dies war Fernow geweſen. Hätte er ſelbſt in jenem Augenblick ſich ſtatt links zur Prinzeſſin, nach rechts zum Herzog gewandt, ſo war die ganze Sache umgekehrt, und er hatte vielleicht einen Geſandtſchaftspoſten in der Taſche. Ja, das Glück iſt launenhaft: es hilft nicht, nur den rechten Augenblick zu begreifen, man muß ihn auch auf richtige Art ergreifen.

„Es ſcheint mir, deine Geneſung macht dir kein beſonderes Vergnügen," ſagte Herr von Fernow, als er bemerkte, wie der Kammerherr in tiefen Gedanken verſunken, vor ihm ſtand. — „Den Teufel auch, ich glaube faſt, die Liebe zu deiner kleinen Nachbarin iſt dir tief in's Herz gegangen, und es thut dir leid, keinen Vorwand mehr zu haben, um den ganzen Tag am Fenſter zu ſtehen."

„Meinſt du in der That?" fragte Herr von Wenden; doch war es ihm nicht unlieb, daß ſein Freund der Anſicht war, der Zimmerarreſt habe ihn in der That nicht ſo geſchmerzt, als dies in Wirklichkeit der Fall war. Auch hatte es der eitle Kammerherr von jeher geliebt, für einen unerbittlichen Eroberer zu gelten, obgleich ſeine Eroberungen ſelten Eroberungen zu nennen waren. Er machte einen vergnüglich geſpitzten Mund, ſtrich mit der linken Hand über das glatte Haar und lächelte zu dem andern Fenſter hinüber, wobei er einen leichten Seufzer affectirte. „Du haſt wahrhaftig nicht ganz Unrecht," meinte er, „und wenn du das ſchöne Mädchen kennteſt, ſo würdeſt du begreifen, daß es ſich um ſie wohl einer außerordentlichen Mühe verlohnt."

„So gib dir außerordentliche Mühe," entgegnete Herr von Fernow, indem er ſeine Uhr herauszog und alsdann lebhaft ausrief: „Was? faſt Mitternacht! — Von morgen an," fuhr er in gewöhnlichem Tone fort, „haſt du vollkommen Zeit und kannſt eine weitere Parallele vorſchieben, um deine ſchöne Feſtung einzunehmen. Wenn ich dir dabei

dienen kann, so weißt du, ich thue für einen Freund Alles. — Apropos, sagte ich dir schon, daß jener junge Mann, mit dem ich soupirt, in der Wohnung deiner Angebeteten Zutritt hat?"

„Allerdings sprachst du davon."

„Und auch, daß er sich mir verpflichtet fühlt, und mit Vergnügen bereit sei, mir und in diesem Fall auch dir zu dienen?"

„Ich glaubte, du sagtest so, und dann?"

„Und dann? — Das ist doch eine curiose Frage für einen Kammerherrn in den Zwanzigen, der sich doch auch schon in der Welt umgesehen."

„Du meinst also," sagte zweifelnd Herr von Wenden, „ich soll —"

„Ihr schreiben. Das ist doch ganz natürlich. Wenige Worte, aber fest."

„Daß ich sie liebe?"

„Andeutend, ja, aber nicht zu extravagant; du bittest vielmehr ganz bescheiden, sie besuchen zu dürfen. Du schreibst in der Art, daß wenn deine Zeilen der Mutter in die Hände fallen, sie sagen muß, das ist ein bescheidener, anständiger junger Herr und wenn der unser Haus besucht, so wird das meiner Tochter keinen Schaden bringen."

„Du hast Routine in solchen Billets?" fragte lauernd Herr von Wenden.

„Im Gegentheil," entgegnete Herr von Fernow; „über-

haupt weißt du mit der Feder beſſer umzugehen als ich. Mir ſcheint aber faſt, du fürchteſt dich durch dein Schreiben zu compromittiren. Wenn du das glaubſt, ſo laſſen wir die Sache fallen. Ich habe dir nur meine Bereitwilligkeit zeigen wollen."

Damit ſtand er auf und nahm ſeinen Paletot, den er bei der Ankunft auf ein Sopha geworfen.

„Und glaubſt du, daß dein junger Mann ſicher iſt?"

„Er wird es ſicher übergeben, daran zweifle ich nicht."

„Und wann?"

„Morgen, wenn es dir genehm iſt."

Das ſagte Herr von Fernow, wie gelangweilt, in einem faſt ſchläfrigen Tone, wobei er gewaltig gähnte.

„Dann werde ich zwei Zeilen ſchreiben."

„Wie du willſt."

Der Kammerherr ſetzte ſich an den Schreibtiſch, kaute einen Augenblick an der Fahne ſeiner Feder, und als dieſelbe nun haſtig über das Papier zu fliegen begann, zündete ſich der Major zum Nachhauſegehen eine neue Cigarre an und knöpfte Paletot und Handſchuhe zu.

„So," ſprach Herr von Wenden, „kurz und gut. Soll ich es dir vorleſen?"

Der Major nickte mit dem Kopfe und ſtellte ſich neben den Schreibtiſch.

„Verehrtes Fräulein! Seit längerer Zeit bin ich ſo glücklich, Sie an Ihrem Fenſter zu ſehen, würde aber

beneidenswerth sein, wenn es mir erlaubt wäre, Ihnen ein freundliches Wort sagen zu dürfen. Sind Sie so gut wie schön, so darf auf eine Antwort hoffen Ihr ganz ergebenster Verehrer."

„Und weiter?" fragte lachend der Major.

„Weiter nichts!" antwortete verwundert der Kammerherr.

„Keine Unterschrift?"

„Meinst du vielleicht, ich sollte irgend einen Buchstaben hinsetzen?"

„Du gefällst mir mit deinen anonymen Liebesbriefen. In solchen Fällen, wie der vorliegende, tritt man nicht im Geheimen auf, sondern sehr öffentlich und unterschreibt mit seinem ganzen Namen."

„O, du spaßest!"

„Nicht im Geringsten. Aber du besitzest eine gewaltige Einbildungskraft! Da soll ein anständiges Mädchen, — denn für das halte ich sie nach deinen Beschreibungen — auf einen Wisch antworten, der keine Unterschrift hat! Nein, nein! Entweder laß die ganze Geschichte fallen oder gib deinen ganzen Namen: Baron Eduard von Wenden."

„Das ist am Ende compromittirend," sagte der Kammerherr; „doch wenn du meinst," fuhr er fort, als er sah, wie der Offizier ungeduldig die Achseln zuckte, „soll es mir auch darauf nicht ankommen."

Er unterschrieb mit einem raschen Federzuge.

„Jetzt hoffe ich, bist du zufrieden: Baron Eduard von

Wenden. — „„Es iſt mein ehrlicher Name, es iſt meine ganze Zukunft, die ich in Ihre Hände lege.““ —

„Dein Citat iſt falſch, lieber Freund,“ ſagte der Major, indem er das Billet, nachdem es verſiegelt war, einſteckte. „Ich bin nicht der Secretair Wurm, du aber noch viel weniger die unſchuldige Louiſe. — Nun, behüt dich Gott. Morgen ſehen wir uns wieder.“

„Ja, bei Philippi!“ entgegnete der Kammerherr mit Pathos. Er begleitete den Freund an die Thür und fragte beim Weggehen deſſelben faſt ſchüchtern: „Und bekomme ich auf mein Billet eine Antwort?“

„Hoffentlich ja, und zu gleicher Zeit eine Einladung,“ verſetzte Fernow lachend, „zu einem Augenblick des Glücks.“

Fünfzehntes Kapitel.

Keine Roſe ohne Dornen.

Die Appartements Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin Eliſe ſtießen, wie wir bereits in einem frühern Kapitel erfahren, an den großen Empfangs-, Tanz- und Speiſeſaal des Schloſſes und waren nur durch ein kleines Entrée, ſowie durch ein paar Vorzimmer von letzterem getrennt. Eigentlich wäre dies die Wohnung der regierenden Herzogin geweſen, doch hatte es der hochſelige Herr vorgezogen, den rückwärts gelegenen ſtilleren Schloßflügel zu bewohnen und ſo die Prinzeſſin in einem Rechte belaſſen, das ſie ſich ſelbſt angemaßt. Wenn man alles genau betrachtete, ſo war ſie, was das innere Leben und Treiben des Hofes anbelangte, die eigentliche Herrſcherin. Mit wenigen Ausnahmen ließ ihr der Regent das Vergnügen, die Einladungen zu den Diners zu beſtimmen, und ſelbſt wenn ſolche Ausnahmen eintraten, wußte ſie immer auf eine feine Art die einen

oder andern ihrer Lieblinge, die vielleicht vergessen worden waren, noch nachträglich befehlen zu lassen.

Da der Regent ihren klaren und scharfen Verstand anerkannte, auch ihr Urtheil hochschätzte, so gab er nicht selten große Audienzen an fremde Gesandten und dergleichen in ihren Zimmern und konnte alsdann vielleicht lächelnd zuschauen, wie sie durch ihre pikanten Fragen oder ihre gewandten Bewegungen in jeder Beziehung den Vortritt nahm und er selbst wie die zweite Person neben ihr erschien. Die Herzogin, welche in früheren Zeiten fast den ganzen Tag bei der Prinzessin zubrachte, verließ jetzt ihre Appartements nicht mehr, und daher kam es, daß die der Prinzessin im gegenwärtigen Augenblicke weniger lebhaft als sonst waren, weil diese jetzt meistens im andern Schloßflügel bei ihrer Schwester war. Wenn man die Gemächer durchschritt, welche die Prinzessin bewohnte, so begriff man wohl, daß Jeder gerne darin verweilte. Hier war jedes Zimmer, jedes Kabinet auf's Vortrefflichste benutzt und dabei mit einem Kunstsinne, einem Geschmack arrangirt, der die Einrichtung ebenso fern von Ueberladung, wie von ungebührlicher Einfachheit hielt.

Die Herzogin liebte ihre Schwester außerordentlich, und der regierende Herr hatte ein verhätscheltes Kind aus ihr gemacht. Wo sich nur ein Kunstwerk, sei es ein Bild, sei es eine kleine Statue, sei es eine reiche Broncearbeit, für die Zimmer einer Dame passend zeigte, da wurde das-

selbe für die Prinzessin Elise bestimmt, und die Herzogin trat ihr dergleichen Spielereien, wie sie es nannte, um so bereitwilliger ab, da ihr Sinn das Einfache liebte und deshalb ihre Zimmer auch so bescheiden möblirt waren, wie man sie kaum bei einem wohlhabenden Privatmanne findet.

Das Vorzimmer der Prinzessin neben dem Speisesaal kennen wir bereits. Ueber demselben befand sich ein ähnliches, das an einen Salon stieß, wo Ihre Durchlaucht die kleineren Gesellschaften zu versammeln pflegte. Vergoldete Möbel waren hier freilich nicht zu finden; dagegen waren Sessel und Fauteuils von Palisanderholz, alle reich geschnitzt, und nach Zeichnungen von guten Künstlern angefertigt. In den Ecken befanden sich Blumenpartien und kleine Marmorstatuetten und an den Wänden Bilder. Dieser Salon hatte ein einziges großes Fenster, aus einer einzigen riesenhaften Scheibe bestehend, welche durch einen sinnreichen Mechanismus vermittelst des leichten Druckes auf eine Feder in den Boden versank. Vor diesem Fenster befand sich eine Altane, mit einem weißen Marmorbrunnen, der seine klaren Strahlen hoch hinauf sprühte, und diese Altane selbst war durch Schlingpflanzen, die sich zwischen Orangen- und Citronenbäumen empor wanden, zu einer prachtvollen Laube umgewandelt, die an warmen Tagen einen entzückenden Aufenthalt bot.

An diesen Salon stieß ein kleines Speisezimmer, dessen Wände mit geschliffenem Eichenholze bedeckt waren, worin

die Unterscheidungen und Abtheilungen der Felder aus ciselirter Bronce bestanden. Aus demselben Metall befand sich auch ein prachtvoller Lustre über dem einzigen runden Tische, der Platz für acht Personen bot. Eine größere Anzahl lud die Prinzessin nie zu ihren kleinen Diners. Die Thüre war ebenfalls aus Eichenholz auf's Zierlichste geschnitzt, ebenso wie das Buffet, auf dem sich seltene Majoliken und alte reiche Krystallgefäße befanden. Die beiden Fenster dieses Zimmers hatten Vorhänge von dunkel violettem Sammt, welche Stoffe man auch auf den Sesseln und Stühlen sah. Die langen Felder auf der Wand waren decorirt mit in Bronce ausgeführten Wildpret- und Geflügelgruppen, seltenen Kunstwerken, die Thiere und Vögel in einer frappanten Natürlichkeit, welche der regierende Herzog zur Ausschmückung des Speisezimmers der Prinzessin von einem bedeutenden Künstler hatte anfertigen lassen.

Neben diesem Speisezimmer war das Frühstückzimmer der Prinzessin, woselbst sie auch die Damen empfing, welche sie ihres besondern Vertrauens und ihrer Freundschaft würdigte. Hier bestanden die Tapeten aus hellblauem Seidenstoffe und das ganze Ameublement aus Rosenholz. Es war dies ein heiteres, lachendes Zimmer, mit einem großen Bogenfenster, welches eine prachtvolle Aussicht auf die um das Schloß liegende Stadt gewährte. Hohe Epheuwände trennten die beiden Ecken im Hintergrunde dieses Gemachs

und bildeten so zwei reizende Winkel, wohin sich die Prinzessin gerne zum Lesen zurückzog. Deshalb befand sich auch neben diesem Zimmer in einem kleinen Gemach die ausgewählte Bibliothek Ihrer Durchlaucht, reich an guten Ausgaben der bedeutendsten Schriftsteller und Dichter, besonders aber an prachtvollen Kupferwerken aller Nationen. Neben dieser Bibliothek war dann die Ecke des Schloßflügels, den die Prinzessin bewohnte, und hier war ihr Boudoir, wo sie nur ihre genausten Bekannten sah und von wo es alsdann in jene Theile ihrer Appartements ging, in Gemächer, über welche wir nur von den Kammerfrauen einige Details erhalten könnten, wenn es für unsere wahrhaftige Geschichte von Interesse wäre. Da folgten sich Toilettenzimmer, Schlafzimmer, Badekabinet, Garderobe, Zimmer der Kammerfrauen, und das Ganze beschloß ein Vorzimmer, in welchem sich die Dame vom Dienst aufzuhalten pflegte, wenn die Prinzessin deren Gesellschaft gerade nicht wünschte.

Das Boudoir nun in der Ecke des Schlosses, welches zugleich Schreibkabinet war, hatte die Prinzessin auf's Zierlichste und Geschmackvollste eingerichtet. Die Wände waren mit rosa und weißgestreiftem Seidenzeug bezogen, und aus den Lambris von edlem Holze traten an jeder derselben einfach edel geschnittene Consolen hervor, die abwechselnd eine schöne kleine Marmorstatue oder eine prächtige Vase trugen. Ein Schmuck dieses Zimmers waren die

beiden Fenster in gothischem Stile, welche aus alten, ausgewählten Glasmalereien bestanden. Vor denselben befanden sich kleine Ruheplätze, welche so construirt waren, daß man sie als Sophas benutzen konnte, wo zwei Personen nebeneinander saßen, und die sich wieder durch eine leichte Handbewegung so wenden ließen, daß sie zwei einander gegenüberstehende Fauteuils bildeten. Die Thüre zur Bibliothek war mit einem vortrefflich erhaltenen alten Gobelin bedeckt, und den Ausgang in die inneren geheimen Zimmer bildete ein riesenhafter Spiegel, der vom Fußboden bis an die Decke ging und sich durch den Druck auf eine Feder leicht herumwandte. Er öffnete sich ebenso geräuschlos, wie er sich wieder schloß. Die Etagères in diesem Zimmer, sowie auch der Schreibtisch waren mit den ausgesuchtesten kleinen Kunstwerken in Metall und Porzellan bedeckt, und hier, wo die Prinzessin, wie gesagt, selten Jemand den Eintritt gewährte, befanden sich auf den Divans, den Stühlen und Fauteuils Bücher, halbgeöffnete Mappen mit den seltensten Handzeichnungen und Aquarelle, oft in malerischer Unordnung.

Am frühen Morgen des Tages nach der Unterredung mit Herrn von Fernow, nachdem der Adjutant seinen Rapport abgestattet, hatte der Regent die Prinzessin um eine Unterredung bitten lassen; und nach geschehener Anfrage, nachdem auch die gehörige Zeit verflossen, meldete Herr Kindermann, es würde Ihre Durchlaucht außerordentlich

freuen, Seine Hoheit um zehn Uhr zu sehen, bevor sich Ihre Durchlaucht zu der Frau Herzogin begäben. Herr Kindermann hatte das sehr langsam und mit einem Lächeln gemeldet, das für diejenigen, welche diesen würdigen Mann genauer kannten, etwas Forcirtes hatte. Herr Kindermann befand sich in einer gespannten Aufregung. Der Mund des Regenten war verschlossen wie das Grab; glücklicherweise befahl er die Uniform des Leibdragonerregiments, und da hoffte der Kammerdiener schon durch das bekannte Manöver mit dem Säbel zu einer ganz unterthänigen Bemerkung, respektive Frage zugelassen zu werden. Bevor aber noch Herr Kindermann dem Garderobediener die nöthigen Befehle in Betreff der Uniform geben konnte, hatte der Regent schon sich eines Andern besonnen und wünschte einen einfachen bürgerlichen Anzug. Dieser an sich geringfügige Umstand gab dem Herrn Kindermann neuen Stoff zum Nachdenken, und in dieses Nachdenken mischte sich ein gewisser Schmerz, da Seine Hoheit auf die nothwendigen Fragen nur mit Kopfnicken, höchstens mit Ja und Nein antwortete. Schlug das Es-Bouquet-Mittel fehl, so war nichts mehr zu hoffen. Und auch dieses schlug fehl; denn als der Regent den Duft desselben empfunden, stimmte er ihn nicht weich, wie Herr Kindermann sonst zu bemerken pflegte, machte ihn auch nicht nachdenkend, sondern er fuhr hastig mit der Hand über die Stirn, nickte mit dem

Kopfe und ſagte laut und vernehmlich: „Gut, wir wollen ſehen.“

Obgleich ſich der Kammerdiener als letzten Verſuch den Anſchein gab, als habe der Regent mit ihm geſprochen, und ſich augenblicklich nach den Befehlen Seiner Hoheit erkundigte, ſo war doch auch damit nichts gewonnen. Der Regent ſagte: „Ich danke, es iſt nichts, lieber Kindermann.“ Das „lieber Kindermann“ ſtimmte den alten Herrn faſt wehmüthig und er dachte bei ſich: „Was nützt mir das „lieber Kindermann“, wenn er gerade thut als ſei ich der letzte Schloßknecht und ſo eben erſt in Dienſt getreten. Es wäre doch nicht das erſte Mal, daß er ein Wort fallen ließe über ein wichtiges Vorhaben. Hat er mich doch ſchon bei anderen Veranlaſſungen gefragt: Es iſt uns doch heute Morgen keine Spinne begegnet? oder: Was halten wir vom heutigen Tage, Kindermann? Iſt er gut oder ſchlecht? Können wir etwas unternehmen oder laſſen wir es lieber bleiben?“

Unterdeſſen war nichts zu machen. Der Kammerdiener hatte ſeine Schuldigkeit gethan und mußte dem Herrn von Fernow, auf den er noch ſeine letzte Hoffnung ſetzte, das Uebrige überlaſſen, denn der Major war im Vorzimmer, und als der Regent wenige Minuten vor zehn Uhr hindurchſchritt, hörte ihn Herr Kindermann ſagen: „Begleiten Sie mich hinauf, Fernow, und bleiben Sie in der Nähe.“ Dabei ſtiegen Beide die Treppen hinauf, und ehe

sie noch den ersten Stock des Schlosses erreicht hatten, hörten sie Herrn Steppler, der droben wartete, ehrerbietigst husten. Der Kammerdiener Ihrer Durchlaucht meldete dem Regenten ganz unterthänigst, daß Ihre Durchlaucht sich in ihrem Boudoir befinde und sehr erfreut sei, dort den Besuch Seiner Hoheit zu empfangen.

Warum der Regent bei diesen Worten eigenthümlich, fast schmerzlich lächelte, und warum er einen langen Blick in einen der großen Spiegel des Vorzimmers that, wissen wir nicht ganz genau anzugeben. Er durchschritt leicht und elegant den Salon, Speise- und Frühstückzimmer, die Bibliothek, und wer ihn so dahin gehen sah, aufrechten Hauptes, in der festen militairischen Haltung, den großen Schnurrbart leicht nach oben gedreht, mußte von ihm sagen: „Das ist ein vornehmer und schöner Herr.“

Pünktlich, wie er als Militair gewohnt, ließ er die Glocke in dem Bibliothekzimmer Zehn ausschlagen, dann schob er den Gobelin auf die Seite und trat in das Boudoir. Hatte ihn die Prinzessin noch nicht erwartet, oder vorher noch eine Meldung befohlen, genug, sie wandte sich überrascht, fast erschrocken bei seinem Eintritt von ihrem Schreibtisch, vor welchem sie stand, ab und drückte den Deckel eines Etuis, welches sie in der Hand hielt, so hastig zu, daß es laut knackte. Dies entging dem Regenten nicht, und wenn er nicht vollkommen Herr seiner selbst gewesen wäre, so hätte wohl eine leichte Wolke seine Stirn getrübt;

ſo aber ging er unbefangen und heiter lächelnd auf die Prinzeſſin zu, welche ihm entgegen kam. Auch nahm er ihre dargebotene Hand und ſchüttelte ſie freundlich, wie er gewöhnlich zu thun pflegte.

Die Prinzeſſin ſah reizend aus und ſchien in der beſten Laune zu ſein. Ihr reiches blondes Haar war ſcheinbar ohne beſondere Wahl um den Kopf aufgeſteckt, doch rahmte es denſelben ſo pikant ein, daß man wohl bemerken konnte, dieſe Einfachheit ſei nicht ohne Abſicht. Dazu trug ſie ein weißes Morgenkleid ohne alle Verzierung, ſehr lang herabfallend und ſo anliegend, daß man ihre feine zierliche Geſtalt auf's Deutlichſte ſah.

„Es iſt ſchon lange her, mein lieber Vetter," ſagte ſie, nicht ohne einen Anflug von Ironie, „daß ich nicht mehr in den Fall gekommen bin, Ihnen eine kleine Privataudienz bewilligen zu können."

„Was daher kommt," fiel der Regent ihr lächelnd in's Wort, „weil ich es gern zu meinem Studium mache, die Neigungen der Leute, die mir werth ſind, zu erforſchen."

Die Fürſtin wehrte mit den Händen auf eine komiſche Art von ſich ab und ſagte, während ſie den Mund ein klein wenig aufwarf:

„Schon wieder Krieg! Ich merke es ſchon. Euer Hoheit kommen nur immer in feindſeliger Abſicht zu mir, und da ich das genau weiß," ſetzte ſie ſcheinbar ſehr ernſt

hinzu, „so muß ich meinen theuersten Vetter bitten, niederzusitzen, damit ich nicht gar zu sehr im Nachtheil bin; — eine arme, kleine Figur, wie ich! — Sehen Sie, wie ich den Kopf erheben muß, um an Ihnen hinauf zu blicken. Das ist keine Gleichheit der Waffen!“

Mit diesen Worten war sie auf ihre eigenthümliche Art halb tänzelnd, halb schleifend ganz nahe vor den Regenten getreten, und als sie nun in nächster Nähe ihm von unten herauf in die Augen sah und dabei den kleinen Mund so schelmisch geöffnet hatte, daß man ihre feinen Zähne sah, während sie die Augen eine Sekunde nachher etwas affectirt schläfrig schloß, sagte der Regent mit einem für sie unerklärlichen Seufzer: „Ja, ja, es ist besser, meine theuerste Elise, wenn wir uns niedersetzen.“

„Schön,“ entgegnete sie lebhaft, „und dort auf dem Ruheplatz am Fenster, auf dem Divan nach meiner Erfindung. Ich bilde mir was auf diese Construktion ein.“

Sie schoß nach dem bezeichneten Sopha hin, und während sie die Hand auf die verborgene Feder legte, fuhr sie fort: „Aber Sie kennen die Maschinerie?“

„O, ich kenne sie vollkommen,“ sagte der Regent, der ihr langsam gefolgt war. „Es ist eine verkörperte Laune unserer liebenswürdigen Prinzessin.“

„O weh, o weh!“ rief sie mit komischem Ernste aus, „Euer Hoheit sind galant gegen mich; da habe ich wahrscheinlich etwas begangen, und werde eine gelinde Strafpredigt

erhalten. Wenn dem in der That so ist," fuhr sie fort, und dabei blitzte eine kleine Bosheit in ihrem Auge, „so ist es besser, ich drücke hier auf die Feder."

Sie that so und das Sopha theilte sich in der Mitte und bildete zwei einander gegenüberstehende Fauteuils.

„Sie wollen mich also nicht an Ihrer Seite?" fragte lachend der Regent.

„Das Gesicht Eurer Hoheit ist mir in der That zu ernst zu einer mir sonst so angenehmen Nachbarschaft. Auch können Sie mich besser ansehen, wenn ich Ihnen gegenübersitze, das heißt einfach, um zu erfahren, ob die Strafpredigt, die ich erhalten soll, auch ihren Eindruck auf meinen Leichtsinn nicht verfehlt."

„Sie erwarten also eine Strafpredigt?" meinte der Regent, nachdem er sich vis-à-vis der jungen Dame niedergelassen. „Also haben Sie ein böses Gewissen?"

„Das hat man Ihnen gegenüber nur zu leicht, verehrtester Herr und Vetter," versetzte die Prinzessin. „Aber Scherz bei Seite, diesmal glaube ich, daß ich Allem, was da kommen mag, mit der größten Ruhe entgegensehen kann."

Sie hatte sich bei diesen Worten in den Fauteuil zurückgelehnt, und als sie hierauf ihr Gegenüber mit einem festen Blick ansah, so hätte jeder Andere diesen Blick für einen Blick der vollkommensten Unschuld gehalten. Nicht so der Regent. Er wußte wohl, was das seltsame Feuer

zu bedeuten hatte, welches in ihrem Blick glänzte, und warum ihre Lippen faſt unmerklich zuckten, aber doch zuckten. Er kannte die Leidenſchaft der Prinzeſſin mit ſcharfen Waffen zu fechten, und wußte wohl, wie ſchwer ſie aus der Faſſung zu bringen war. Sie hatte mit ihrer Rechten über die Schulter hinweg eine der ſchweren ſeidenen Quaſten genommen, welche an langen Schnüren befeſtigt waren und zum Zuziehen des Vorhanges dienten, und gebrauchte dieſe wie einen Fächer, indem ſie dieſelbe jetzt anhaltend im Kreiſe drehte, ſich ſo Kühlung zufächelnd, und ſie dann vor das Geſicht hielt, wobei im letzteren Falle ihre Augen recht ſchelmiſch, ja faſt boshaft, durch die glänzenden violetten Fäden durchblickten.

„Wir werden in den nächſten Tagen ein Ereigniß bei Hofe haben," ſprach der Regent mit Beziehung auf die verwittwete Herzogin nach einer Pauſe; „ich glaube, in ganz naher Zeit. Darnach, wenige Wochen ſpäter, wird ſich, wie wir beide genau wiſſen, die Herzogin nach Eſchenburg zurückziehen."

„Ich glaube, das Letztere iſt eine ausgemachte Sache," erwiderte die Prinzeſſin aufmerkſam; „und wenn ich nicht irre, ſind für dieſen Fall ſchon alle Arrangements vorgeſehen." — Sie ließ die Quaſte vor ihrem Geſichte herabhängen, dieſelbe dann einen Kreis beſchreiben und zwiſchen den umherfliegenden Fäden warf ſie einen ſcharfen Blick auf den Regenten.

„Allerdings sind alle Arrangements getroffen," wiederholte dieser; „doch scheinen wir Alle vergessen zu haben, daß das Schloß von Eschenburg sehr klein ist und kaum Platz für die Herzogin und für Sie, Prinzessin, bieten wird."

„Für mich?" fragte sie; „es fällt mir nicht ein, nach Eschenburg hinauszugehen."

„So haben sich Ihre Ansichten geändert?"

„Ja, es ändert sich Manches," erwiderte die Prinzessin mit sehr leiser Stimme.

„Sagten Sie mir damals nicht selbst, es würde Ihre höchste Lust sein, in der Nähe des künftigen kleinen Thronerben zu verweilen?"

„Oder in der Nähe einer kleinen Prinzessin. Richtig, ich sagte so."

„Und jetzt?"

„Jetzt habe ich bei mir überlegt, oder ich habe mir vielmehr in's Gedächtniß zurückgerufen, wie oft Sie mir gesagt, Sie hielten es für besser, wenn ich meine Schwester mehr ihren eigenen Weg gehen ließe. Ich habe gefunden, daß Sie damals Recht hatten, und will jetzt darin, wie auch noch in manchem Andern, strenge Ihren Rath befolgen."

Als die Prinzessin dies sagte, war der Ton ihrer Stimme auffallend ernster geworden, und sie ließ die Quaste so gerade vor ihrem Gesichte herabhängen, daß

man von dem Ausdruck ihrer Augen durchaus nichts sehen konnte.

„Nehmen wir uns in Acht!“ dachte der Regent, „sie spielt nicht ohne Absicht mit mir Versteckens! Sie beschattet ihr Gesicht, ich sitze im Lichte; und wir müssen ebenfalls Vorsichtsmaßregeln anwenden.“ Indem er sich, dies denkend, so viel als thunlich war, in seinem Fauteuil zurücklehnte, stützte er den Arm auf die Lehne desselben und legte den Kopf in die Hand.

„Und der zu erwartende Thronerbe soll Ihrer Sorgfalt entbehren?“ fragte er dann mit Beziehung.

„Ob Thronerbe, ob Prinzessin,“ entgegnete Ihre Durchlaucht, „ich bin überzeugt, daß Ihre Bestimmungen die besten und nützlichsten sein werden.“

„Seit wann schenken Sie mir dies Vertrauen?“

„Ich habe nie anders über Sie gedacht, nur bin ich vielleicht zuweilen mißverstanden worden.“

„Ei, Prinzessin!“ nahm der Regent nach einem augenblicklichen Stillschweigen das Wort, „verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich anfange, an Ihnen irre zu werden. Sie, eine Liebhaberin des kleinen Krieges, der schon seit längerer Zeit zwischen uns besteht, wollen sich aus Ihren sicheren Positionen zurückziehen und mir das Schlachtfeld allein überlassen? Wie verstehe ich das?“

„Es ist der richtige Ausdruck,“ erwiderte die Prinzessin

faſt ernſt, „wenn Sie wie eben bemerken, ich hätte die Abſicht, mich aus meinen ſichern Poſitionen zurückzuziehen und Ihnen das Feld hier zu überlaſſen. — Wahrhaftig es iſt ſo. Ich kämpfte, wenn Sie wollen, aus Laune und um gar nichts.“

„Ah!“ machte der Regent, indem er ſich aufrichtete. „Sollte ich Sie verſtehen, Prinzeſſin? Sie kämpften bisher aus Laune, um gar nichts, Sie wollten ſich wirklich zurückziehen und mir ohne alle Urſache gewonnenes Spiel geben?“ Er ſagte dies lächelnd, doch war ſein Lächeln ein ſchmerzliches zu nennen und, als er gleich darauf leiſe hinzuſetzte: „Ah! in der That, ich verſtehe; ich gewinne, um zu verlieren!“ da fuhr er, beinahe heftig, mit der Hand über die Augen, wodurch ihm ein blitzähnlicher Blick der Prinzeſſin entging, den ſie hinter der Quaſte auf ihn ſchleuderte. — Nach dieſem Blick, der bedeutungsvoll war, ſpielte ein zufriedenes Lächeln um ihre Lippen.

„Er hat bereits von der Sache gehört,“ dachte ſie bei ſich, „wir wollen weiter manövriren, aber unſere Angriffsweiſe ändern.“

„Sie will mich überraſchen,“ ſprach der Regent zu ſich ſelber. „Vielleicht weiß ſie, daß ich etwas erfahren, und es liegt in ihrem Charakter, mir nicht den Triumph zu gönnen, überhaupt ohne ihren Willen etwas erfahren zu haben.“

„Prinzeſſin," ſagte er hierauf, und obgleich er bei dieſem Worte lächelte, hob er doch bedeutungsvoll die Hand in die Höhe; „Prinzeſſin, gewöhnlich zieht man ſich nach einer verlorenen Schlacht zurück; ſollten Sie eine Niederlage erlitten haben?"

Er betrachtete ſie in dieſem Augenblick mit einem ſo feſten, ruhigen Blick, daß ſie nicht im Stande war, denſelben auszuhalten, ſondern das Geſicht den gemalten Fenſterſcheiben zuwandte, wobei ſie wie trotzig die Lippen aufwarf.

„Doch Scherz bei Seite," nahm er wieder das Wort, „ich bin eigentlich hierher gekommen, um mit Ihnen über eine Sache zu reden, die —"

„Eine Sache, die mich angeht?" fragte die Prinzeſſin im Tone der Ueberraſchung, „und die ſo intereſſant iſt, daß ich deshalb das Glück habe, Eure Hoheit bei mir zu ſehen? O, auf eine ſolche Sache bin ich ſehr begierig. Etwas Aehnliches iſt lange nicht zwiſchen uns vorgekommen."

„Es iſt allerdings eine Sache, die Sie intereſſirt, mich aber auch."

„Die Sie intereſſirt, als meinen Freund?" fragte ſchelmiſch lachend die Prinzeſſin. „Dafür darf ich Sie doch halten? Als meinen Verwandten? Oder als Chef des Hauſes?"

„Als Verwandten, als Ihren Freund, und vor Allem

als Chef des Hauses;" gab der Regent zur Antwort. Dabei erinnerte er ſich, wie er am geſtrigen Abend gelitten, als ihm Herr von Fernow das Portrait gebracht, und dieſe Erinnerung warf einen ſo finſtern Schatten über ſeine Züge, daß die Prinzeſſin, die dies bemerkte und die Urſache wohl kannte, ſich veranlaßt ſah, etwas wie Schrecken beim Anblick dieſer plötzlichen Veränderung zu affectiren.

„Der Ausdruck Ihres Geſichts," ſagte ſie, indem ſie wie beſtürzt ihre Quaſte in den Schooß fallen ließ, „könnte mich in der That auf die Vermuthung bringen, als handle es ſich um was abſonderlich Ernſtes; doch bin ich daran gewöhnt," ſetzte ſie mit einer graziöſen Kopfbewegung hinzu, „daß der Chef des Hauſes auch aus geringfügigen Urſachen ſehr ernſt ſein kann, und ich tröſte mich nur durch das Daſein der beiden andern obengenannten Perſonen, meines Verwandten und Freundes, die dem geſtrengen Herrn mildernd zur Seite ſtehen werden."

„Allerdings," antwortete der Regent, „haben die beiden Obengenannten ſchon manch' Freundliches für Sie geſprochen, beſte Nichte, und den Regenten beſänftigt, der — doch wozu in die weitere Vergangenheit zurückgreifen, da die nächſte Zukunft in der That ernſt und faſt drohend vor uns liegt?"

„Eure Hoheit könnten mir in der That Angſt machen," fiel die Prinzeſſin mit einem erzwungenen Lächeln ein; „doch

will ich mein Haupt in Demuth neigen und mit zusammengelegten Händen mein Schicksal erwarten."

Sie führte dies pantomimisch aus und saß in diesem Augenblick da wie ein armes Opfer, welches einen schweren Streich erwartet; doch merkte der Regent wohl, wie sie unter den Augenwimpern zu ihm emporblinzelte und wie etwas wie ein Ausdruck der Zufriedenheit um ihre zusammengepreßten Lippen spielte.

„Wahrhaftig, Prinzessin," fuhr der Regent kopfschüttelnd fort; „es wäre das erste Mal, daß Sie Ihr Schicksal ruhig erwarten, und wenn ich denken könnte, Ihre Reue wäre aufrichtig, so würde ich nicht strenge, sondern nur betrübt mit Ihnen reden."

„Spricht der Regent oder mein Freund?" fragte die Prinzessin in einem so komisch-demüthigen Ton der Stimme, daß Seine Hoheit sich zusammen nehmen mußte, um ernst zu bleiben. Er dachte aber an den gestrigen Abend, an das Spiel hinter seinem Rücken, an die Photographie, und das Alles machte es ihm möglich, nicht nur eine ernste Miene beizubehalten, sondern sogar finster auszuschauen, trotzdem, daß die Prinzessin ihre schönen lebhaften Augen wie flehend zu ihm erhob, sie aber bei diesem Anblick mit einem tiefen Seufzer niederschlug. Es entstand eine kleine Pause, während welcher die Prinzessin wieder anfing, wie verlegen mit ihrer Quaste zu spielen und dieselbe als Fächer vor dem Gesichte hin- und herzubewegen, während der

Regent, dergleichen verschmähend, sich aufrichtete und fest auf die junge Dame blickte „Sie werden sich erinnern," sagte er alsdann, „daß man vor ein paar Jahren eine Verbindung zwischen Ihnen und dem Herzog Alfred von D. projectirte."

Ihre Durchlaucht stieß einen leichten Schrei der Ueberraschung aus, der so natürlich klang, daß der Regent vollkommen dadurch getäuscht wurde.

„Eine Verbindung," fuhr er fort, „die Ihnen, meine theure Nichte, nicht convenirte und die auf Ihren besonderen Wunsch abgebrochen wurde."

Die Prinzessin hatte in diesem Augenblicke schweres Spiel. Sollte sie sich das Ansehen einer gekränkten Verletzten geben, oder sollte sie durchblicken lassen, sie ahne, was jetzt kommen werde? Nach einer peinlich langen Kunstpause entschied sie sich für das Letztere und hielt es nun der Situation für gemäß, ein klein wenig zusammenzufahren, ja den leichten Ausdruck: „O mein Gott!" hören zu lassen.

„Eine Verbindung, die Sie ausschlugen," wiederholte sehr ernst der Regent. „Ich bitte hierauf bei meiner weiteren Rede genau zu achten. Hätte man es Eurer Durchlaucht damals verweigert, eine Verbindung mit dem bezeichneten, uns sehr befreundeten Hause von D. einzugehen, hätte man vielleicht eine Neigung zerrissen, und wären wir es gewesen, die jene Verbindung für nicht passend und

inconvenabel erklärt hätten, so fände ich es jetzt begreiflich, daß Sie, Prinzessin, selbst hinter meinem Rücken Schritte thun würden, um ein Band wieder herzustellen, an das Ihr Herz mit Liebe denkt."

„— — Euer Hoheit!" stammelte die Prinzessin, und als sie nun aufblickte und in das ernste, schmerzerfüllte Auge ihres Verwandten schaute, fiel es ihr nicht schwer, ihre Rolle der Bestürzung fortzuspielen, denn sie sah in den sonst so ruhigen, jetzt heftig bewegten Zügen des Regenten, wie sehr ihm die Sache, von der er sprach, zu Herzen ging.

„Wenn Sie mir etwas entgegnen können, Prinzessin," sprach er mit tiefklingendem Ton der Stimme, „was meine eben ausgesprochene Behauptung zu widerlegen im Stande ist, so wäre ich Ihnen dankbar dafür. — — Aber Sie können das nicht," setzte er bewegt hinzu, „wahrhaftig, Elise, Sie können das nicht. Sie haben kein Wort der Entschuldigung für — Ihr Benehmen. Sie können dem Regenten, dem Chef des Hauses, keine triftigen Gründe angeben, als höchstens — verzeihen Sie mir das Wort — eine wirkliche Neigung zu jenem Herrn, den Sie ja kaum kennen."

Die Prinzessin hatte ihre Hände gefaltet, und als sie nun leise den Kopf schüttelte, senkte sie ihn tief auf die Brust hinab.

Der Regent hatte die letzten Worte mit steigender

Erregtheit, fast heftig gesprochen, ja er war sogar aufgestanden und hatte das Kabinet einmal durchschritten, doch sah er das Kopfschütteln der Prinzessin und dies ließ ihn tief aufathmen.

„Wenn es keine Neigung ist," fuhr er milder fort, „so ist es denn Ihr unglückseliger Hang zur Intrigue, der Sie veranlaßt, Prinzessin Elise, sich mit diesen Rigoll und Wenden einzulassen, — der Ihnen erlaubt, Unterhandlungen einzuleiten, so daß — der Herzog Alfred von D. jetzt, freilich sehr incognito hier in der Stadt weilt." Die Prinzessin ließ ihre Quaste los und drückte beide Hände vor das Gesicht. Der leidenschaftliche Ton, in dem der Regent sprach, hatte sie erschreckt, obgleich sie darauf vorbereitet war, und doch ihr Herz freudig berührt.

Der Regent hatte abermals einen Gang durch das Kabinet gethan. Jetzt blieb er neben dem Fauteuil stehen, in welchem die Prinzessin saß, und als er bemerkte, wie sie ihre Augen mit beiden Händen bedeckte, nahm er ihre Rechte, um sie sanft von dem Gesicht zu entfernen.

„O Elise," sagte er mit weicher Stimme, „Sie hätten das nicht thun sollen, nicht so hinter meinem Rücken handeln; Sie wissen, wie gern, ja freudig, ich stets Ihre Wünsche erfüllte — freudig erfüllte, selbst einen Ihrer Wünsche," setzte er leiser hinzu, „der mir in manchen Beziehungen weh gethan haben würde."

Als er das sagte, blickte sie zu ihm auf und es war

ein Blick, diesmal nicht schalkhaft, nicht herausfordernd, wie gewöhnlich, sondern es war vielmehr ein tiefer inniger Blick, wie er aus dem Herzen eines Weibes kommt, wenn ihre Brust von einem süßen Gefühle geschwellt wird.

„Doch, das ist nun vorbei," sprach er nach einer Pause und sich abwendend. „Glauben Sie mir, Elise, ich bin auch nicht gekommen, Ihnen über Ihr Benehmen Vorwürfe zu machen, wozu der Regent vielleicht ein Recht hätte, sondern ich will einfach und ruhig mit Ihnen überlegen, wie der Wunsch Ihres Herzens auf würdevolle Art, wie sich's für unser Haus geziemt, zu realisiren ist."

Es lag nicht in dem Charakter der Prinzessin, daß ein tiefer, inniger Blick ihres Auges lange anhielt, selbst wenn auch das Gefühl, das ihn hervorgerufen, fortdauerte. Jetzt schon blickte wieder aus ihrem Antlitz eine kleine Schalkhaftigkeit, und obgleich sie sich nicht enthalten konnte, ihre Hand sanft auf den Arm des Regenten zu legen, so sagte sie doch mit einem Anflug ihrer neckischen Laune: „Verzeihen Sie mir, ich fühle in der That mein Unrecht und dies um so mehr, da mich Ihre edelmüthigen Gesinnungen beinahe niederdrücken, — Ihre Sorge für mein Wohl — Eurer Hoheit Entschluß, meine Wünsche zu erfüllen, selbst wenn die Erfüllung Ihnen in manchen Beziehungen weh thun würde."

„So reden Sie, Prinzessin, was soll ich thun?" fragte düster der Regent.

„Viel und wenig," entgegnete faſt heiter die Prinzeſſin und fuhr fort, indem ſie ihr Geſicht ſchmeichelnd zum Regenten erhob, „— das thun, was Sie ſchon ſo oft für mich gethan. Meine — vielleicht unbeſonnenen Schritte wieder gut machen."

„So will ich alſo," antwortete der Regent nach einer längeren Ueberlegung, „den Hofmarſchall zu Seiner Durchlaucht dem Herzog Alfred ſenden, ihm anzeigen laſſen, daß ich ſeine Anweſenheit erfahren, und mich ſo zurückhaltend als möglich nach ſeinen Wünſchen erkundigen. Fällt ſeine Antwort befriedigend aus, woran ich nicht zweifle, ſo werde ich ihm gegenüber — es ſogar recht zart finden, daß er ſich vorher — von der Neigung Eurer Durchlaucht für ihn überzeugte, ehe er öffentliche Schritte that."

„Hat er ſich überzeugt?" fragte ſchüchtern die Prinzeſſin, wobei ſie trotz ihrer Keckheit nicht aufzublicken wagte, — „hat er ſich wirklich überzeugt?"

„Nach den Schritten, die er gethan," ſagte der Regent, indem er ſich bemühte, ſehr feſt und ruhig zu ſprechen, „muß dies doch wohl der Fall ſein. Ja, ich bin der feſten Anſicht, der Herzog iſt ſicher, daß Sie, Prinzeſſin, mit einem mehr als gewöhnlichen Intereſſe von ſeiner Anweſenheit wiſſen."

„Glauben das Euer Hoheit in der That?" fragte, nun alles Ernſtes erſchrocken, die Prinzeſſin.

„Daran iſt nicht zu zweifeln. Verzeihen Sie mir, Eliſe,"

ſetzte er bitter hinzu, „wenn man einmal ſo weit gegangen iſt, Portraits auszutauſchen —"

„Nicht auszutauſchen" — ſagte die junge Dame in beſtimmtem Tone.

„Möglich," fuhr der Regent achſelzuckend fort, „im vorliegenden Fall iſt es ſogar genug, wenn der eine Theil das Portrait des andern empfängt — behält — bei ſich aufbewahrt — mit Intereſſe betrachtet." —

Er hatte das mit ſteigendem Tone der Stimme geſprochen, und ſie hatte dieſe Steigerung mit einem eigenthümlichen Lächeln und einem ſo entſchiedenen Kopfſchütteln beantwortet, daß ſich der Regent veranlaßt ſah, bewegt auszurufen:

„Aber Eliſe, Sie können ſich jetzt noch nicht enſchließen, ehrlich mit mir zu reden, und Sie ſehen mich doch bereit, allen Ihren Wünſchen nachzukommen?"

„Gerade, weil ich ehrlich mit Ihnen reden will, muß ich mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß Ihre Vorwürfe nicht begründet ſind. Sie ſprechen von einem Portrait, das ich empfangen. — Möglich, ich laſſe mir mancherlei Zeichnungen und Photographieen vorlegen."

„Ja, — Photographieen."

„Aber, daß ich das, wovon Sie eben ſprachen, behalten, aufbewahrt, mit Intereſſe betrachtet, davon weiß ich kein Wort."

Der Regent zuckte mit den Achſeln und während er mit

der rechten Hand eine Bewegung der Ungeduld machte, warf er einen bezeichnenden Blick nach dem Schreibtisch hinüber, wo das Etui lag, welches die Prinzessin bei seinem Eintritt so hastig zugedrückt.

Sie folgte seinen Augen, und da sie dies that, fuhr ein freundliches Lächeln über ihre Züge. Sie erhob sich leicht und gewandt von dem Fauteuil, streckte ihre Hand aus und sagte mit so weichem Ton der Stimme, wie man es selten an ihr bemerkte: „Dort liegt das, worauf Ihre Rede zielt. Meinetwegen denn, sehen Sie nach, was es ist."

„O ich habe es zur Genüge gesehen," entgegnete finster der Herzog, „aber ich bitte dringend, Elise, wir wollen nicht von unserem Gesprächthema abschweifen. Theilen Sie mir Ihre Wünsche mit, und so wahr ich Ihnen immer ein ehrlicher und treuer Freund war, so wiederhole ich Ihnen: ich werde auch jetzt Alles für Sie thun, was in meinen Kräften steht."

Bei den letzten Worten, die der Regent innig sprach, hatte sie ihr Gesicht von ihm ab gegen das Fenster gewendet, und es war vielleicht der Wiederschein des rothen Glases in den bemalten Scheiben, welcher eine tiefe Röthe auf ihren Zügen aufflammen ließ. — Vielleicht! doch hatten sich diese auch seltsam verändert; von Schalkhaftigkeit, Behagen an der Situation war keine Spur mehr auf ihnen zu lesen, ja die Augen hatten ihren muntern Glanz verloren,

ſie preßte die Lippen heftig auf einander, wie Jemand, der einen ſchweren Kampf kämpft, und ein tiefer Seufzer ſtahl ſich aus ihrer Bruſt empor. — — — Sie ließ den Regenten ziemlich lange warten, ehe ſie ihm eine Antwort gab, und dieſe Antwort beſtand darin, daß ſie ihre Hand erhob, abermals nach dem Schreibtiſch hinzeigte, und mit kaum vernehmlicher Stimme hinzuſetzte:

„So betrachten Sie doch das Portrait, das ich einſtens erhalten, aufbewahrt, das ich," ſetzte ſie ſtockend hinzu, „in Wahrheit häufig mit Intereſſe beſchaue."

Der Regent, der das Geſicht der Prinzeſſin nicht ſehen konnte, aber an dem Ton ihrer Stimme wohl merkte, daß Eigenthümliches in ihrem Herzen vorgehe, trat an den Schreibtiſch und nahm das Etui in die Hand. Ehe er es aber öffnete, blickte er noch einmal auf die junge Dame, die ihm jetzt ihren Kopf zugewandt hatte, und war erſtaunt, das auf ihrem Geſichte zu leſen, was wir eben berichtet. Ja, eine tiefe Erregung, eine wahre Herzensangſt ſprach ſich in ihren Zügen aus. Jetzt, wo er den Finger auf die Feder des Etuis drückte, ſtreckte ſie ihm wie flehend beide Hände entgegen, und aus ihren ſonſt ſo klaren, lebhaften Augen, die jetzt umdüſtert erſchienen, traf ihn ein ſo ungewohnter Blick, ſo tief und innig, daß er ſein Herz erbeben fühlte.

„Ach, Eliſe, Sie bereuen Ihre Erlaubniß!"

„Nein, nein!" rief ſie; doch es war, als könne ſie

nicht mit anſehen, was der Regent in der nächſten Sekunde ſchauen mußte; denn, indem ſie auf den Fauteuil zurückſank, preßte ſie ihr glühendes Geſicht in die weichen Kiſſen.

Es durchzuckte ihn ſo ſonderbar, als er nun fühlte, wie die Feder dem Drucke ſeines Fingers nachgab. Das Etui öffnete ſich — und er erblickte nicht jene ihm verhaßt gewordene Photographie, ſondern — — ſein eigenes Portrait, von dem er nicht wußte, wie es in Beſitz der Prinzeſſin gekommen.

— — — — — — — — — — —

Während das und noch einiges Andere, was unſere Leſer, namentlich unſere Leſerinnen ſich gewiß denken können, in dem Boudoir der Prinzeſſin vor ſich ging, ſpazierte Herr von Fernow eine kleine Weile in dem großen Audienzſaale auf und ab. Seit jenem denkwürdigen Abend hatte er eine außerordentliche Vorliebe für dieſen an ſich ſehr öden Saal gefaßt. Er betrachtete gerne die alten verblichenen Bilder an den Wänden, noch lieber aber die Fenſterniſchen, vermittelſt welcher jene ihr Licht erhielten. Ja beſonders für eine gewiſſe Fenſterniſche ſchien er eine wahre Leidenſchaft gefaßt zu haben, denn er betrachtete ſie minutenlang, träumend und in tiefe Gedanken verſunken. Er hob den ſchweren Vorhang, der an der Seite herabhing, in die Höhe, nicht um auf den Schloßplatz zu blicken, ſondern nur um ſich — die Malereien an der Wand zu

betrachten. Dann trat er wieder zurück, nahm ſeinen Säbel unter den Arm und machte einige Schritte in den Saal hinein. Das große Gemach war ſo entſetzlich leer, und ſo leiſe er auch auftrat, ſo hallten doch ſeine Schritte unangenehm wieder. — Mußte er denn gerade in jenem Saale auf- und abſpazieren, hatte ihm das der Regent befohlen? — Gott bewahre! Seine Hoheit, als ſie in die Zimmer der Prinzeſſin traten, hatten nur geſagt: Bleiben Sie in der Nähe. — In welcher Nähe? — Natürlich in der Nähe der Appartements der Prinzeſſin. Die Appartements der Prinzeſſin aber beſtanden, wie er genau wußte, aus der ganzen Reihe der von uns im Anfang dieſes Kapitels ſo ſchön und ausführlich beſchriebenen Zimmer. Der Mittelpunkt dieſer Zimmer war der große Salon der Prinzeſſin, wo ſie ſich wahrſcheinlich jetzt mit dem Regenten befand, und von dort mußte alſo auch Weite oder Nähe berechnet werden. Wenn er aber hier in dem öden Audienzſaal ſpazieren ging, ſo befand er ſich ebenſo weit von der Perſon des Regenten, als wenn er ſich an's andere Ende der Appartements begab, wo die Dame du jour ihr Empfangszimmer hatte. Das war außerordentlich klar, und ſowie ſich der Major dieſen Gedanken in der That recht klar gemacht hatte, befand er ſich auch ſchon auf dem Corridor, der hinter den großen Sälen lag, und ging wohlgemuth nach der andern Seite des Schloſſes, nur in der

einzigen Abſicht, die Befehle des Regenten zu erfüllen und in deſſen Nähe zu bleiben.

In kurzer Zeit hatte er das Ende dieſes Corridors erreicht und als er dort einen Lakaien gelangweilt am Fenſter lehnen ſah, mußte er unwillkürlich lächeln, denn es war derſelbe Lakai, der ihm neulich ſein breites Geſicht zwiſchen den Orangeblüthen gezeigt hatte. Natürlich verſchwand aus der Haltung deſſelben alle Langeweile, als er den Adjutanten Seiner Hoheit auf ſich zukommen ſah. Er ſtellte ſich mit etwas gekrümmten Rücken in Poſitur, nahm ein ſüßes Lächeln an, indem er den Mund ſpitzte, und rieb ſich die Hände, ehe der Major ganz nahe war.

„Wer von den Damen iſt im Vorzimmer Ihrer Durchlaucht?“ fragte dieſer mit einem ſo gleichgültigen Geſichte, als ſei es ihm vollkommen einerlei, den Namen der alten Oberſthofmeiſterin zu hören.

„Fräulein von Ripperda,“ ſagte der Lakai.

Der Adjutant nahm eine verdießliche Miene an und fragte ſcheinbar überraſcht:

„Nicht Ihre Excellenz?“

„Nein, das gnädige Fräulein.“

Herr von Fernow war ſchon im Begriffe wieder fortzugehen, doch ſprach er nach einer kleinen Ueberlegung: „Nun wohl denn, melden Sie mich dem gnädigen Fräulein.“ Der Lakai verſchwand hinter dem ſchweren Thürvorhange, als ſei er von einem ſanften Zephir weggeblaſen worden;

ebenso glitt er auch gleich darauf wieder zurück, rieb sich abermals die Hände und sagte mit einer tiefen Neigung des Kopfes:

„Es wird dem gnädigen Fräulein ein Vergnügen sein, den Herrn Major zu empfangen.“

Der Major trat, nicht ohne einige Befangenheit, in's Zimmer und folgte alsdann durch dasselbe dem Lakaien, der neben ihm herfäuselte, der gegenüberliegenden Thüre zu, die er langsam öffnete und hinter dem Eingetretenen wieder schloß.

Helene von Ripperda hatte sich von einem kleinen Lehnsessel, der am Fenster stand, erhoben und während sie sich mit der Rechten auf die Lehne desselben stützte, hielt sie in der Linken ein Buch, in dem sie so eben gelesen. Das junge Mädchen sah etwas überrascht, doch nicht unfreundlich aus.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ sagte Herr von Fernow, indem er sich mit einer tiefen Verbeugung näherte, „daß ich mir erlaubt habe, Ihnen einen Besuch zu machen.“

„Sie haben einen Auftrag an mich?“ fragte die junge Hofdame mit einem beinahe ernsten Gesicht.

„Nicht so ganz, mein Fräulein. Wenn ich Sie aber im Geringsten störe, oder Sie sonst Gründe haben, mich nicht zu empfangen, so werde ich mich augenblicklich zurückziehen. Was einen Auftrag anbelangt, so habe ich leider keinen;

bin aber doch, wenn Sie wollen, auf Befehl Seiner Hoheit da."

„Wie verstehe ich das, Herr von Fernow?"

„Seine Hoheit," antwortete der junge Offizier, indem er in dienstlicher Haltung und fast im Meldeton sprach, „befahlen mir, Ihm zu folgen, als Sie sich so eben zu Ihrer Durchlaucht, der Prinzessin Elise, begaben. Hochdieselben betraten darauf die Appartements und sagten im Weggehen: Bleiben Sie in der Nähe."

Ein fast unmerkliches Lächeln glitt über die Züge des schönen Mädchens.

„Ja, in der Nähe sollte ich bleiben," fuhr Herr von Fernow mit sehr ernstem Gesichte fort, „und da ich mir überlegt, daß der Audienzsaal, wo ich vorhin einen Augenblick war, — der Audienzsaal, mein gnädiges Fräulein," setzte er mit Betonung hinzu, — „noch etwas weiter von den Gemächern der Prinzessin entfernt ist, als diese Zimmer, so erlaubte ich mir ganz gehorsamst, Ihnen meine Aufwartung zu machen, um — das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden."

„Wenn dem so ist," entgegnete Fräulein von Ripperda mit einer graziösen Neigung des Kopfes, „wenn Sie also im Dienste sind, so muß ich mich denn schon entschließen, Sie für eine kleine Weile da zu behalten."

„Muß? — für eine kleine Weile?" — versetzte der junge Offizier mit einem leichten Seufzer; „wenn Ihnen

diese Freundlichkeit für mich nur nicht zu außerordentliche Mühe macht!"

Bei diesen Worten blickte er nach einem Sitze und manöverirte auf eine Handbewegung Helenens mit einem naheſtehenden Fauteuil so geschickt, daß er denselben ohne viel Aufsehen gar sehr in die Nähe der jungen Dame zu bringen wußte. Beide setzten sich, und Fräulein von Ripperda legte das Buch, in dem sie gelesen, neben sich auf den Tisch.

„Ich unterbrach Sie in Ihrer Lektüre, mein Fräulein?"

„Ich durchblätterte da eine Gedichtsammlung, die man der Prinzessin heute Morgen zugesandt."

„Etwas Neues?"

„Eine neue Ausgabe. Wenn es Sie interessirt, blicken Sie hinein."

„Ah, ich kenne das," sagte der junge Offizier nach einer kleinen Pause, während welcher er ein paar Blätter umgewandt. „Es sind außerordentlich schöne Sachen, ich schwärme dafür."

„Mein Leben liegt im Abendroth,
Dein's tritt erst ein in den sonnigen Tag;
Mein Herz ist starr, mein Herz ist todt,
Dein's hebt erst an den lustigsten Schlag;
Du schaust nach Deinem Glücke
In goldne Fernen weit,

Ich blicke ſchon zurücke
In alte Zeit."

las er darauf und ließ das Buch ſinken, um nach Helenen hinüberzublicken, die den Kopf in die Hand gelegt hatte und zum Fenſter hinausſah.

„Ja, es iſt das ſehr ſchön," meinte auch ſie, „hübſche Idee, reizende Phantaſie."

„Reizend und traurig, wie man will: reizend für einen Glücklichen, traurig für Jemand, der nicht das Recht hat, ſo zu denken und zu ſprechen."

Helene wandte ihm ihr Geſicht zu, ſie blickte ihn mit den klaren glänzenden Augen an und ſagte mit einem Anflug von Wehmuth in der Stimme:

„Herr von Fernow, erzählen Sie mir lieber etwas aus der Stadt. Es iſt eigenthümlich," fügte ſie nach einem augenblicklichen Stillſchweigen hinzu, „daß man Ihnen immer die Geſprächsthemas aufgeben muß."

„O, das iſt wahr," verſetzte er raſch; „ich bin Ihnen gegenüber ſo geiſtesarm, ſo beiſpiellos arm, — ja, Helene," fuhr er mit leiſerer Stimme fort, „von einer Armuth, die Sie erſchrecken müßte, wenn es mir vergönnt wäre, Sie dieſelbe in ihrem ganzen Umfange kennen zu lehren."

„Und ich habe ja nichts, um Sie reich und glücklich zu machen."

„Nichts, Helene?" rief Herr von Fernow leidenſchaftlich; „o, Sie haben Alles. Sie brauchen nur Ihre Hand

zu öffnen, um Segen, Reichthum und Glück auf mich niederſtrömen zu laſſen. Aber Sie ſind hartherzig. Sprechen wir alſo lieber von der Stadt."

„Ja, ſprechen wir von der Stadt," wiederholte ſie leiſe und drückte ihre ſchwellenden Lippen aufeinander, um einen leichten Seufzer niederzukämpfen.

„O, in der Stadt iſt es ſehr ſchön," ſagte er mit erzwungener Luſtigkeit, „herrliches warmes Wetter, worüber ſich alle Menſchen freuen. Man geht ſpazieren, man reitet ſpazieren, man unterhält ſich über dies und das, wiſſen Sie, mein gnädiges Fräulein, über lauter Alltäglichkeiten, die eigentlich nicht der Mühe werth ſind, vor Ihnen wiederholt zu werden."

„Sahen Sie Herrn von Wenden?"

„Herrn von Wenden und auch Baron Rigoll," ſagte der Major mit einer Verbeugung. „Doch von Letzterem kann ich Ihnen wohl nichts Neues mittheilen, Sie ſehen ihn häufiger, als ich."

Es war ein trübes Lächeln, mit dem ſie zur Antwort gab: „O ja, ich muß ihn häufig ſehen."

„Häufig, ja ſehr häufig!" ſprach zornig der junge Mann. „O, Helene, iſt das zu ertragen? Fühlen Sie, was ich leide?"

Sie nickte mit dem Kopfe und blickte ihn ruhig an.

„Alſo doch, Sie fühlen es!" fuhr er heftig fort. „Nun, bei Gott, das iſt für mich ſchon ein Troſt, eine Erleichte-

rung. Aber Sie fühlen nicht, wie ich, was es heißt, so von ferne stehen zu müssen, wenn er sich Ihnen nähern darf, wenn er berechtigt ist, Ihren Arm in den seinigen zu legen, o berechtigt, wo ich glücklich, selig wäre, wenn ich nur Ihre Hand berühren dürfte! Sie fühlen nicht, Helene, was ich leide, wenn ich Abends zu den erleuchteten Fenstern der Prinzessin aufblicken muß, wo ich weiß, daß auch Sie sind und er, — ja, aufblicken muß, fast verzweifelnd. Denn ich habe Phantasie, Helene, und kann es mir wohl ausmalen, wie er an Ihrer Seite sitzt, wie er das Recht hat, in Ihr liebes Auge zu blicken, verstohlen mit Ihnen zu plaudern, während die andern Damen aus Gefälligkeit gegen das glückliche Paar um so lauter reden!"

„Sie sind zu hart gegen mich, Herr von Fernow," sagte das junge Mädchen, wobei sie ihren Kopf so heftig in ihre Hand drückte, daß sich die weißen Finger tief in ihr volles schwarzes Haar vergruben.

„Ja, das thun sie Alle und finden die Vertraulichkeit begreiflich," fuhr der junge Offizier mit flammendem Blicke fort, „und wenn ich drunten stehe, in der stillen Nacht, so fühle ich, daß es so ist, — und ich fühle nicht nur, ich sah auch."

„Was sahen Sie?" fragte Helene, indem sie sich hastig aufrichtete.

„O, am gestrigen Abend war ich zufälliger Zeuge, daß Baron Rigoll Sie in seinem Wagen nach Hause brachte."

„Ich mußte ſo; Ihre Durchlaucht und die Oberſthofmeiſterin nöthigten mich dazu.“

„Ich weiß, daß Sie genöthigt wurden, — aber daß man Sie nöthigen durfte, das iſt es, was mich ſo grenzenlos unglücklich macht! — Glauben Sie aber ja nicht, daß ich abſichtlich in Ihren Weg getreten. Ich kam vom Dienſt bei Seiner Hoheit, und Sie können ſich bei mir bedanken, mein Fräulein, daß ich mich des Wagens bediente, der Sie hätte nach Hauſe führen ſollen,“ fuhr er fort. Helene blickte ihn fragend an. — „In dem Wagen fand ich ein Taſchentuch, das Sie dort liegen ließen und das ich bei mir trage, um es Ihnen auf Ihren Befehl wieder zurückzugeben.“

Indem er dies ſagte, hatte er die Hand auf ſein Herz gelegt und ſah mit einem forſchenden und bittenden Blick nach dem jungen Mädchen hinüber. — „Befehlen Sie, daß ich es Ihnen wiedergebe?“

„Aber Sie martern mich, Fernow!“ rief Helene lebhaft aus, „Sie martern mich ſchrecklich!“

„Ich erwarte ja nur Ihre Befehle,“ verſetzte er dringend, „nur Ihre Befehle, Helene, ja, Ihre Befehle, ob ich überhaupt glücklich ſein oder entſetzlich elend werden ſoll. Befehlen Sie alſo!“ — Das Alles ſprach er mit der jähen Haſt der Leidenſchaft. „Befehlen Sie mir, vor den Baron Rigoll zu treten — o nein! nicht befehlen! Gewähren Sie es mir als die höchſte Gnade, die Sie mir gewähren kön-

nen, ihm zu ſagen, daß ich Sie liebe und daß auch Sie mir nicht abgeneigt ſind. Laſſen Sie mich dann zur Prinzeſſin gehen, ich will ſie fragen, warum ſie zwei Herzen aus einander reißen will, die ſich lieben! Ja, Helene, die ſich lieben, ich ſpreche es aus, ich fühle es, ich ſehe es in Ihrem feuchten Blick, ich weiß es aus Ihren eigenen Worten, aus Ihren lieben, entzückenden Worten, die Sie mir an jenem Abende ſagten."

Sie gab ihm keine Antwort, als er ſo heftig zu ihr ſprach, ſie hatte ihre Hände vor das Geſicht gepreßt und das leichte Zucken ihres Körpers, welches ihm anzeigte, daß ſie weinte, war nicht im Stande, ihn ruhiger zu ſtimmen.

„Was Ihnen Baron Rigoll bieten kann, kann ich Ihnen freilich nicht bieten, — ſeinen Stand, ſeinen Reichthum! Aber dagegen etwas Koſtbareres: ein Herz voll Liebe, Helene. — Doch, o mein Gott! ich weiß ja wohl, daß ich da Sachen zu Ihnen ſpreche, die Sie eben ſo gut ſelbſt wiſſen."

Sie nickte abermals mit dem Kopfe, dann erwiderte ſie, indem ſie beide Hände von ſich abſtreckte, in einem Tone der Troſtloſigkeit, der über alle Beſchreibung ſchmerzlich war:

— „Ob ich alles das weiß, was Sie mir ſagen! — Ob ich es weiß? — Ja, Fernow, es iſt ein Abgrund zu

meinen Füßen, vor dem ich zurückschaudere, und in den ich doch stürzen muß."

„Und wer zwingt Sie dazu?" rief der junge Mann heftig aus.

„Das Gefühl der Dankbarkeit gegen die Prinzessin, meine Liebe zu ihr, mein Versprechen."

„Ein Versprechen, das man Ihnen abgezwungen? — O so weit zu gehen, zwingt uns weder Liebe noch Dankbarkeit! Es ist eine Laune der Prinzessin, sie hat den Baron Rigoll zu Gott weiß welchem Zwecke gebraucht, und um ihn an sich zu ketten, sollen Sie das Opfer werden! — Nimmermehr, Helene, Sie sollen sich keiner vorübergehenden Laune opfern. — Nein! nein! Und kann ich auch nicht glücklich mit Ihnen sein, — — mit Dir, o meine Helene, mit Dir; die ich über Alles in dieser Welt liebe, so will ich doch das Band zerreißen, an welchem man dich, du mein herrliches Mädchen, gefangen hält, und du sollst wenigstens frei, wenn auch nicht glücklich sein!"

Er hatte sich bei diesen Worten mit einer raschen Bewegung vor Helene nieder geworfen, ihre beiden Hände ergriffen, und als er dieselben leidenschaftlich an seine Lippen preßte und mit heißen, innigen Küssen bedeckte, war es so gekommen, daß ihr Haupt niedersank und ihr Haar aufgelöst auf seine Stirne fiel.

„Ja, ja," wiederholte er mit dem Tone des tiefsten Schmerzes, „wenn auch nicht glücklich, doch frei!"

„Und warum nicht Beides?“ fragte eine leiſe Stimme hinter ihnen, eine Stimme, deren Ton Beide erſchreckte, eine Stimme, die ſie augenblicklich erkannten, deren Klang aber in dieſem heiligen Augenblicke nicht im Stande war, beide Liebenden gewaltſam zu trennen. Herr von Fernow erhob ſich vielmehr langſam, und wie er ſich erhob, legte er ſeinen Arm um den ſchlanken Leib des jungen Mädchens, drückte es, wie beſchützend, an ſich und blickte dabei herausfordernd um ſich her, als wollte er ſagen: „Welche Macht der Erde iſt im Stande, uns jetzt zu trennen?“

Auch Helene ſchien ſo zu denken, denn ſie widerſtrebte nicht, als ſein Arm ſie umfing; vielmehr glitten ihre Finger an dieſem Arm hinunter, bis ſie in ſeine Hand fielen und ſich dort mit den ſeinigen vereinigten. Wohl blickte ſie im erſten Augenblicke zu Boden, wohl flog eine tiefe Röthe über ihre vorhin ſo bleichen Züge, doch blickte auch ſie in der nächſten Sekunde empor in das Auge der Prinzeſſin, die lächelnd neben ihnen ſtand und auf's Anmuthigſte, faſt neckend wiederholte: „Und warum nicht Beides, meine Kinder?“

Fernow wußte nicht, wie ihm geſchah. Ja, die Prinzeſſin mußte dieſe Worte ehrlich meinen. In ſolchen Augenblicken zu ſpotten, wäre ja ruchlos geweſen. Und aus dem Blick ihres Auges leuchtete auch nichts wie Spott hervor, es lag vielmehr etwas wie Glück, wie Freude, ja Seligkeit in dem feuchten Glanze deſſelben. Sie meinte

es ehrlich mit den Beiden. Näherte ſie ſich doch mit leiſen Schritten denſelben, legte ihre Hand ſanft auf die Schulter des jungen Mädchens und küßte ſie auf die Stirn, als dieſe das glühende, thränengenetzte Geſicht zu ihr erhob.

„Träume ich denn?“ ſagte Helene nach einer ſüßen Pauſe. „Träume ich, Euer Durchlaucht? Und werde ich zu neuem Leide erwachen?“

„Nein, nein, es iſt kein Traum, mein Kind,“ erwiderte die Prinzeſſin. „Du haſt mir ſelbſt einmal geſagt, daß es Augenblicke im Menſchenleben gibt, wo das Glück mit einem Male auf uns niederfällt.“

„Gewiß, Euer Durchlaucht!“ rief der junge Offizier entzückt, „es gibt ſolche Augenblicke des Glücks.“

„Für Euch Beide, die ich gerne habe, eben jetzt,“ antwortete die Fürſtin. Dann ſetzte ſie mit leiſer Stimme, zu Helenen allein gewendet, hinzu: „für mich vor wenigen Minuten.“

Obgleich ihr Fräulein von Ripperda fragend in das Geſicht blickte, ſo mußte ſie doch den Sinn der eben geſprochenen Worte verſtehen; denn ſie faltete ihre Hände, drückte ſie auf ihre heftig athmende Bruſt und ſprach:

„Wie mich das froh macht!“

Es gibt Augenblicke des Glücks, die ſo unverhofft kommen, und ſo bedeutend ſind, daß wir ſie ohne weitere Frage in unſer Herz aufnehmen, daß wir nicht wagen, eine Bemerkung über das Erlebte zu machen, aus Furcht,

ein ſolcher Augenblick des Glücks möchte dahin flattern, wie ein ſchöner Traum. So war's dem jungen Offizier zu Muth, und als er nun ſah, wie die Prinzeſſin bei Helenen ſeine Stelle einnahm, das heißt, wie ſie ihren Arm um den Hals des jungen Mädchens legte, und ihr Haupt auf deren Bruſt niederſinken ließ, da ſagte er denn mit flehender Stimme:

„Euer Durchlaucht, in Ihren Händen liegt das Geſchick zweier Herzen, die ſelig ſind, ihr Glück durch Sie zu empfangen, und die ewig für Sie ſchlagen werden in Zuneigung und Ehrerbietung!" Damit zog er ſich leiſe zur Thüre zurück, und als er durch das Vorzimmer ſchritt, jubelte es in ihm laut und freudig: „Das war der rechte Augenblick des Glücks!" Auch beging er in dieſem Augenblicke des Glücks noch eine kleine Thorheit. Er riß das Taſchentuch Helenens, welches er unter der Uniform auf der Bruſt trug, hervor und bedeckte es mit unzähligen, leidenſchaftlichen Küſſen.

Als die Thür des Vorzimmers hinter ihm in's Schloß fiel und er auf dem Corridor dahinging, war ihm zu Muth, als hätte er Flügel und ſchwebe nur ſo dahin auf dem Fußboden. Wie aber in der Welt dafür geſorgt iſt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, ſo harrt unſer gewöhnlich auch eine kleine Abkühlung, wenn wir uns im höchſten Stadium der Freude und des Glücks befinden. Dieſe Abkühlung des Herrn von Fernow im gegenwärtigen

Momente erſchien in der Perſon des händereibenden Lakaien, der ſich ihm ſüßlächelnd näherte und mit liſpelnder Stimme meldete: „Seine Excellenz, der Oberſtjägermeiſter, Herr Baron von Rigoll, bäten den Herrn Adjutanten auf zwei Worte in den Audienzſaal.“ Dorthin ging denn auch der junge Offizier und ſchritt gar nicht ſo zögernd und ängſtlich, wie vor einer halben Stunde. Was kümmerten ihn jetzt alle Rigoll's der ganzen Welt! Ja, er hoffte ſogar, Seine Excellenz möchten die Gnade haben, ſich ſpeziell um ihn zu bekümmern und er war in der Verfaſſung, dem Baron, wenn ihn dieſer mit bekannten Fragen beehren würde, vollkommene Aufklärung zu geben und nichts vorzuenthalten. — —

Der Oberſtjägermeiſter ſtand in dem Audienzſaal in der uns wohlbekannten Fenſterniſche. Er wandte ſich beim Eintritt des Herrn von Fernow um, und wenn auch um ſeine zuſammengekniffenen Lippen das ewige lauernde Lächeln ſpielte, ſo blickten doch ſeine Augen etwas zu ſtarr, um freundlich auszuſchauen, und dazu ſpielte ſeine Geſichtsfarbe noch ſtärker, als gewöhnlich, in's Gelbliche.

„Euer Excellenz haben mich befohlen?“ ſagte der Adjutant, indem er ſich dem Baron raſch genähert, der ihm nur wenige Schritte entgegenkam und ihm antwortete:

„Von Befehlen kann keine Rede ſein, Herr Major. Ich habe Sie nur um zwei Worte gebeten.“ Der Oberſtjägermeiſter blickte einen Augenblick durch's Fenſter, dann

aber drehte er ſich mit einer haſtigen, zuckenden Bewegung wieder gegen den jungen Mann und ſagte mit einem unangenehm verzerrten Geſichte und einem ſchneidenden Tone:

„Herr von Fernow — Sie erlauben," unterbrach er ſich ſelbſt, „daß ich Ihren Titel weglaſſe, — da auch ich bitte, den Oberſtjägermeiſter bei Seite zu ſetzen und ſich für einige Augenblicke nur mit dem Baron Rigoll zu beſchäftigen. — Herr von Fernow, Sie haben ſich in den letzten Tagen ein Vergnügen daraus gemacht, ſich etwas ſehr auffallend mit meinem Thun und Laſſen zu beſchäftigen. Sie haben Leute, die ich in meinem Intereſſe gebrauchte, für ſich zu gewinnen gewußt, Sie haben ſich in den Beſitz meiner kleinen Geheimniſſe geſetzt und haben das, was Sie auf Umwegen erfahren, getreulich Seiner Hoheit, dem Regenten rapportirt."

„Herr Baron!" rief der junge Offizier, indem er einen Schritt zurücktrat, — „Sie führen eine eigenthümliche Sprache!"

Obgleich er auf eine Scene mit dem Oberſtjägermeiſter gefaßt war, ſo fiel ihn derſelbe doch ſo ohne alle Vorbereitung an, daß er unwillkürlich nach der Hand ſeines Gegners blickte, ob derſelbe im nächſten Moment nicht ein Paar Piſtolen aus der Rocktaſche ziehen würde.

„Wenn Ihnen das Wort „rapportirt" nicht gefällt," fuhr Jener mit einem malitiöſen Aufwerfen ſeiner Lippen

fort, ſo ſagen wir lieber, Sie haben meine Geheimniſſe dem Regenten verkauft.“

Herr von Fernow blickte im Saale umher, zuckte die Achſeln und ſchwieg.

Ich bin nicht der Mann,“ ſprach Herr von Rigoll mit zitterndem Munde weiter, wobei ſeine Augen ſonderbar zwinkerten, „der es ungeſtraft hingehen läßt, wenn junge Leute, die anfangen ſich zu fühlen, meine Wege durchkreuzen, um das, was ich mühſam vorbereitet, mit ungeſchickter Hand auseinanderzuziehen und unüberlegt zu Boden zu treten.“

Herr von Fernow lächelte ſpitz, als er dem Oberſtjägermeiſter die Worte erwiderte: „Herr Baron von Rigoll, es thut einem jungen Manne, der eben anfängt ſich zu fühlen, in der That außerordentlich weh, einem älteren Herrn, wie Euer Excellenz, der nicht nur den Ton bei Hofe, ſondern auch den Ton der gewöhnlichen allgemeinen Schicklichkeit genau kennen ſollte, ſagen zu müſſen, daß Ausdrücke, wie die, deren Sie ſich ſoeben bedienten, unter Männern von Ehre nicht gebräuchlich ſind, und daß es, nebenbei geſagt, verzeihen Sie mir das Wort, ſehr wenig überlegt iſt, ſie in dieſen Räumen hören zu laſſen. Was ich gethan, habe ich zu verantworten. Finden Sie ſich durch mein Benehmen irgendwie gekränkt, ſo werde ich, um Ihnen, der ſo hoch im Range ſteht, den gebührenden Vortritt zu laſſen, bis heute um zwei Uhr auf Ihre weiteren Wünſche warten.

Sollten Sie aber dieſe Wünſche bis zu der angegebenen Zeit nicht auf's Deutlichſte ausgedrückt haben, ſo werde ich mir nach zwei Uhr erlauben, einen meiner Freunde zu Eurer Excellenz zu ſchicken."

Der Major hatte dies in dem ruhigſten, aber beſtimmteſten Tone geſagt und nur dann ſeine Stimme erhoben, wenn der Oberſtjägermeiſter, deſſen Geſichtsfarbe anfing in's Grünliche überzugehen, unter heftig zuckenden Bewegungen der Hände und Füße Miene machte, ihm in's Wort zu fallen.

„Das iſt's, was ich gewollt!" ſprudelte er jetzt hervor; „Sie oder ich; und das iſt es ja auch, wornach Sie trachten. Ah, Herr von Fernow, ich bin freilich der ältere Herr und Sie der jüngere Mann, der gewandt iſt im Ausholen von Geheimniſſen; auch gewandt im Wegnehmen eines Taſchentuches, welches die Damen in ihrem Wagen liegen laſſen, ja dieſes Taſchentuches," fuhr er mit ſchäumendem Munde fort, indem er auf das Tuch des Fräuleins von Ripperda wies, welches der Major zu verbergen vergeſſen hatte. „Doch ſollen Sie nicht glauben, daß mich kleinliche Eiferſucht treibt, oder daß ich Ihnen das Feld räume, auch wenn hundert Schnupftücher meiner Braut in Ihren Händen ſind. Es iſt ungeheuer leicht, ein wehrloſes Mädchen zu compromittiren."

Dies letzte Wort durchzuckte den jungen Offizier, als hätte ihn ein Blitzſtrahl getroffen. Er biß ſich die Lippen

faſt blutig, zog den Athem mühſam an ſich und that einen raſchen Schritt vorwärts gegen den Mann, der es wagte, an einem Ort, wie der, wo ſie ſich befanden, ihn ſo grauſam zu beleidigen. — Glücklicherweiſe aber war es der Oberſtjägermeiſter, der ihn durch eine haſtige Bewegung rückwärts eben ſo ſchnell wieder calmirte, als er den flammenden Zorn des Majors erregt hatte. Ja, Seine Excellenz trat faſt hinter die Fenſtervorhänge, ſtreckte die rechte Hand von ſich und rief erſchreckt aus:

„Ich bin wehrlos und Sie bewaffnet. Vergeſſen Sie aber nicht, daß wir im Schloſſe ſind!“

Wie geſagt, dieſe heftige Bewegung des Oberſtjägermeiſters ließ allen Zorn des jungen Mannes plötzlich verſchwinden, ſeine Muskeln ſpannten ſich ab, und indem er in einem verächtlichen Tone ſagte: „In der That, ich werde es nicht vergeſſen, wo wir ſind, und wen ich vor mir habe!“ wandte er ſich ohne Verbeugung, ohne Gruß um und verließ mit raſchen Schritten den Audienzſaal. Trotz alledem aber pochte ihm das Herz doch gewaltig, als er über den Corridor ging und die Treppen hinabſtieg, die zur Wohnung des Regenten führten. Es war gut, daß der Weg, den er zu machen hatte, ziemlich lang war und daß er ſich deshalb ſo weit beruhigen konnte, um ganz gefaßt in das Zimmer des Herrn Kindermann einzutreten. Mit einem aufgeregten verſtimmten Weſen hätte der junge Offizier auch durchaus nicht in die Nähe des alten Kammer-

dieners gepaßt; denn dieſer ſaß in der roſenfarbigſten Laune in ſeinem Lehnſtuhle und ſprang beim Anblick des Adjutanten mit einer gar poſſirlichen Tanzbewegung in die Höhe.

„Herr von Fernow," ſagte er, indem er freudig die Hände zuſammenſchlug, „ich glaube, wir haben heute einen ganz vortrefflichen Tag. Ich habe etwas erlebt, was ſeit langen Jahren nicht mehr geſchehen iſt. Seine Hoheit haben mich vorhin an dieſem meinem rechten Ohrläppchen gezupft und dazu geſagt: „„Kindermann, wenn wir nicht ſo ein altes ſchwatzhaftes Weib wären, ſo ſollten wir erfahren, daß wir heute einen Augenblick des Glücks gehabt haben."" Nun wiſſen Sie, Herr von Fernow, der Regent das ſagen und ich meine Schleuſen aufziehen, das war eine Sache des Handumdrehens. Vor Ihnen habe ich keine Geheimniſſe. Sie gehören von jetzt ab zum innern Haushalte; wiſſen Sie alſo" —

Der Ton der Klingel aus dem Kabinet des Regenten unterbrach den redſeligen Kammerdiener. Er hüpfte hinter die Vorhänge, und als er wieder zurückkam, machte er eine bezeichnende Handbewegung nach der Thüre des Kabinets, wobei er flüſternd ſagte:

„Morgen mehr. Ich habe ein paar Ausgänge zu machen. Seine Hoheit iſt ſo vortrefflich gelaunt, daß, wenn Sie ſich heute eine Gnade ausbitten, er Ihnen nichts abſchlagen wird."

In der That ſaß auch Seine Hoheit in ſehr froher

Stimmung, die auf seinem Gesichte wiederstrahlte, vor seinem Schreibtische. Beim Eintritt des Offiziers streckte er ihm die Hand entgegen, was er bisher nie gethan, und sagte verbindlich:

„Ich danke Ihnen, lieber Fernow, für Ihre guten und getreuen Dienste. Ich denke eifrig an eine Belohnung für Sie und werde suchen, die Hindernisse, welche sich noch entgegenstellen, auf die Seite zu räumen. — Wenn Sie nach Hause fahren, so thun Sie mir die Liebe, und passiren bei Wenden. Ich will ihn vor der Tafel sprechen. — Apropos, erinnern Sie sich noch des Abends neulich, als Sie ungerufen in mein Kabinet kamen. Ich glaube, das war für uns zwei eine gute Begegnung."

„Für mich wenigstens war es ein Augenblick des Glücks," sprach der junge Mann mit einer ehrerbietigen Verbeugung, „denn das Vertrauen, welches mir Eure Hoheit bewiesen, hat mich zum glücklichsten Menschen gemacht."

„Zum glücklichsten vielleicht noch nicht," entgegnete lächelnd der Regent; „aber was nicht ist, kann noch werden. Wenn Sie es nur in Ihrer wichtigsten Angelegenheit mit einem andern Charakter, als mit dem des Baron Rigoll, zu thun hätten! — Doch hoffen Sie auf die Zukunft, wir wollen sehen."

Der Regent wandte sich nach einer freundlichen Handbewegung wieder zum Schreiben um, und der junge Offizier verließ das Kabinet und gleich darauf das Schloß. Als er

an einer Nebenthüre in ſeinen Wagen ſtieg, fuhr eben die Equipage Seiner Excellenz des Oberſtjägermeiſters davon.

„Kein Licht ohne Schatten,“ ſprach der Major achſelzuckend zu ſich ſelber; „keine Roſe ohne Dornen; aber was auch kommen mag, für heute ſoll mir nichts die Erinnerung trüben, an den da oben genoſſenen wunderbaren Augenblick des Glücks.“

Sechzehntes Kapitel.

Rosa.

Herr Krimpf bewohnte eine Dachstube, die ziemlich einfach möblirt war. Dieselbe lag in stiller Einsamkeit im vierten Stock des uns wohlbekannten Hauses in der Pfahlgasse, weshalb der Bewohner von Besuchen nicht sehr gestört wurde; ja, die beinahe einzigen lebenden Wesen, die sich hier oben sehen ließen, war der Vater einer gegenüber wohnenden Sperlingsfamilie oder ein paar Katzen aus der Nachbarschaft. Diese Stille und Ruhe neben dem etwas starken Bordeaux, den der kleine Maler an jenem Abend zu sich genommen, war denn auch wohl Schuld daran, daß er am darauf folgenden Morgen länger als gewöhnlich schlief. Herr Krimpf war sonst, namentlich während des Sommers und Herbstes, sehr frühzeitig auf und liebte es, die ersten Strahlen der aufsteigenden Sonne zu begrüßen. Daß er dies aber, wie unzählige andere Menschen, mit freudigen Gefühlen that, können wir grade nicht behaupten;

vielmehr blickte er mürriſch auf die ſchattenerfüllten Straßen, und wenn ſich droben am Kirchthurmdach das erſte Sonnengold zeigte, ſo zuckte er mißmuthig mit den Achſeln und konnte ſagen: „Das heißt nun gelebt! des Morgens zieh' ich mich an, des Abends zieh' ich mich aus. Wenn nur einmal was Anſtändiges dazwiſchen fahren wollte! So eine tüchtige Revolution oder ein ordentliches Erdbeben!“

Als Herr Krimpf an dem Morgen nach jenem denkwürdigen Souper erwachte, erſtaunte er, da er die Sonne bereits in ſeinem Zimmer ſah, dann zuckte er mit den Händen nach ſeinem Geſichte, faßte ſeine Naſe und indem er ſie bedächtig abwärts zog, haſchte er in ſeinem Kopfe nach hin und wider blitzenden Erinnerungen; doch mußte er einen tüchtigen Anlauf nehmen, das heißt er mußte ſich in Gedanken auf die Terraſſe des Schloſſes verſetzen, dann die Straßen wandeln, die er geſtern durchgangen, endlich vor der Reſtauration ſtehen bleiben; ja, er mußte ſich den kleinen Spazierſtock mit dem goldenen Knopfe vor ſein inneres Auge rufen, ehe es ihm möglich wurde, eine Art von Syſtem in die Erlebniſſe des geſtrigen Abends zu bringen. Daß er mit einem fremden Herrn ſoupirt, wurde ihm bald wieder klar, auch daß er gut gegeſſen und viel Wein getrunken. Dann aber kam eine ſchleierhafte, traumartige Zeit; jetzt noch, in der Erinnerung, brannten die Lichter trübe, und es war ihm, als ſei die Stube voller Staub geweſen.

Herr Krimpf erhob sich von seinem Bette in die Höhe und war augenscheinlich nicht ganz zufrieden mit den bei sich selber angestellten Nachforschungen. Etwas war noch vorgefallen, das wußte er. Er mußte mehrmals rückwärts gehen; er mußte so zu sagen wieder mit dem ersten Glase Bordeaux beginnen. Ah! jetzt fing er an, einen Faden in die Hand zu bekommen. Der Andere, der Offizier, hatte gewußt, wer er sei, daß er Krimpf heiße. Ja, so war's. Der kleine Maler mußte selbst lächeln, als er fühlte, wie der Nebel in seinem Kopfe zu weichen anfing, und als der gestrige Abend immer klarer vor ihn trat. Er bildete sich überhaupt gern etwas auf seine geistigen Fähigkeiten, namentlich auf sein Gedächtniß ein, und dies Gedächtniß war in der That für Sachen, die Herr Krimpf behalten wollte, nicht schlecht. — Der Offizier hatte also gewußt, daß er in der Pfahlgasse wohne, und dann hatte er von der Rosa gesprochen. — Richtig, die Rosa! — An diese sollte er einen Brief besorgen, den der Andere ihm gegeben. — — Den er ihm gegeben? Nein, nein, er hatte ihm nichts gegeben. — Den er ihm erst geben wollte, und zu dem Zweck sollte er, der Maler, den Offizier besuchen. — Aber wo? — — Teufel! das hatte er vergessen, und das war recht ungeschickt. So viel erinnerte er sich wohl noch, daß dessen Wohnung auf einem der Plätze der Stadt gelegen war. Aber weiter. „Es fällt mir schon noch ein," dachte er. „Damit jedoch war unsere Unterredung noch nicht zu Ende,"

ſprach er nach einer Pauſe zu ſich ſelber, während welcher er ſich heftig die Stirn gerieben hatte. „Iſt es mir doch grade, als ſeien wir in Streit zuſammen gerathen, der junge Offizier und ich. Geſchimpft und geflucht wenigſtens hab' ich. — Dann meine ich auch, ich hätte etwas, das mir ziemlich wichtig geweſen, auf den Boden geworfen. Hollah! ſo wird es ſein. Alle Donnerwetter!"

Bei dieſen letzten Worten ſprang Herr Krimpf mit einem einzigen Satze aus dem Bette und ſtürzte mit einer außerordentlichen Haſt auf ſeinen Rock zu, deſſen Taſchen er in aller Geſchwindigkeit unterſuchte. — Darin war nichts zu finden, und er wußte doch, daß er die beiden Photographien bei ſich gehabt. Es ſah komiſch aus, wie der kleine Maler jetzt die Hand mit ſeinem Rock herabhängen ließ, mit einem ziemlich nüchternen, ja troſtloſen Blick an den glänzenden Morgenhimmel hinaufſah und ſich am Kopfe kratzte. — „Ja, die Photographien habe ich weggegeben!" ſagte er endlich, „und der Henker mag wiſſen, in welchen Händen ſie ſich nun befinden. Krimpf, das iſt ein ſchlimmes Stück Arbeit! Aber mich ſoll der Teufel lothweiſe holen, wenn ich mich nicht auf die Adreſſe beſinnen will, welche mir der Offizier gegeben. — Ein Platz in der Stadt war es. Habe ich denn nichts dabei gedacht, als er mir ihn nannte? — Es iſt ein gutes Mittel, ſich bei einem Namen etwas zu denken, wenn man ihn wiederfinden will. — Richtig, an Waſſer hab' ich gedacht. An ſprudelndes

Waſſer! — Ich hab's, ich hab's — an eine Fontaine! Ah! der Kaſtellplatz! Donnerwetter! — Nun aber die Nummer! Bei der Nummer hab' ich auch etwas angeſchaut. Hm! Hm! Was habe ich doch angeſchaut? Das Fenſter mit acht Scheiben? Numero acht? Nein, das war's nicht! Die drei Flaſchen auf dem Tiſche? Auch nicht. Und doch hab' ich an was gedacht. — Nein, kein Ueberlegen hilft. Aber auf dem Kaſtellplatze will ich mich ſchon zu ihm fragen. Beſtellt hat er mich, und da ich nicht weiß, zu welcher Stunde, ſo will ich halt den Morgen hingehen und warten, bis er nach Haus kommt!"

Nachdem Herr Krimpf dies bei ſich überlegt, ſchmunzelte er vergnügt in ſich hinein, wenn er an das vortreffliche Souper dachte, welches er geſtern Abend eingenommen, und an den guten Wein, der ihm gar keine Kopfſchmerzen verurſacht. Er ſtäubte ſeine Stiefel proviſoriſch mit einer Kleiderbürſte ab, ſchlenkerte die Hoſen hin und her, um ſie von dem Staub zu befreien, und nachdem er beides angezogen, machte er mit einer Hand voll Waſſer ſeine übrige Toilette, zog Weſte und Rock an und begab ſich in das Atelier hinab.

Frau Böhler hatte ihm ſeinen Kaffee aufgehoben, der Photograph aber war ausgegangen, um eine fertig gewordene Arbeit dem Beſteller zu überbringen. Da zwiſchen der alten Frau und dem kleinen Maler nie ein beſonders gutes Einverſtändniß geherrſcht, ſo war es nicht auffallend,

daß Beide außer dem herkömmlichen guten Morgen nichts weiter mit einander redeten. Frau Böhler ging in ihre Küche, und da keine dringende Arbeit vorhanden war, nahm Herr Krimpf seinen Hut, um etwas frische Luft zu schöpfen. Er stieg langsam die Treppen hinab, und nachdem er einen Augenblick überlegt, klopfte er an die Thür von der Wohnung der Frau Wittwe Weiber. Auf ein lautes „Herein!" der alten Frau öffnete Herr Krimpf, und ein einziger Blick in das geräumige Zimmer belehrte ihn, daß Rosa ausgegangen sei. Ihre Mutter saß am Tische neben dem Ofen und schälte Kartoffeln.

Der kleine Maler nickte ihr freundlich mit dem Kopfe zu und dann ließ er sich faul und nachlässig, wie Jemand, der außerordentlich viel Zeit übrig hat, auf einen Stuhl, der alten Frau gegenüber, nieder. „Immer fleißig?" fragte er alsdann gähnend.

„Man muß wohl!" meinte Madame Weiber. „Wer nichts schafft, hat nichts zu essen, oder es muß Einem so gut gehen, wie Euch."

„Daß sich Gott erbarm'," entgegnete Herr Krimpf, und seine weißen Finger zuckten nach seinem Haar. „Uns gut gehen! Davon hab' ich lange nichts mehr gemerkt. Ihr habt doch was, wenn Ihr arbeitet, wir aber da oben — na, na, man muß sein Geschäft nicht verachten."

„So, so? Es geht wieder einmal gar nicht?" fragte neugierig die alte Frau, wobei sie Kartoffeln und Messer

in den Schooß fallen ließ. „Ja, ich hab' es immer gesagt, die Künstlerschaft, 's ist doch nichts dahinter. Und nun gar das Photographiren, da warten zu müssen, wie die Spinne in ihrem Netz, bis einmal eine unglückliche Fliege sich hinein verirrt!"

„Es ist ein trauriges Geschäft," erwiderte Herr Krimpf mit sehr ernster Miene. „Ich werde es auch nächstens aufstecken und mich wieder vollständig der Malerei zuwenden. Die vielen Auslagen bei dem Photographiren! Und macht man wirklich was Hübsches, so meinen die Leute, sie müßten es geschenkt haben."

Frau Weiher nickte mit dem Kopfe, indem sie emsig wieder anfing, ihre Kartoffeln zu schälen.

„Das habe ich der Rosa schon tausendmal gesagt," sprach sie nach einer kleinen Weile. „Da ist vorn und hinten nichts; da heißt es immer: Warten und Warten. Ja, und bei dem Warten wird man alt, und was hat so ein armes Mädchen, wenn einmal die erste Jugendfrische vorüber ist?"

„Aussicht auf ihren Bräutigam, unsern Herrn Böhler!" lachte boshaft der kleine Maler.

„Aussicht auf gar nichts," fuhr die Frau fort; „und damit verschlägt sich das Mädchen andere ordentliche Partien."

„Ja, ja, es ist eigentlich sonderbar," meinte nachdenklich Herr Krimpf. „Die meisten Freundinnen Rosa's haben sich schon verheirathet. Da ist die Anna Korn und die

Chriſtiane Ringel, und wie ich geſtern hörte, ſoll es auch jetzt mit der Emma Schwertel losgehen."

„Mit ihrem Lieutenant?" fragte überraſcht die alte Frau.

„Mit ihrem Lieutenant, der darneben ein reicher Baron iſt," bekräftigte der kleine Maier, wobei er ſchlau nach der Frau hinüberblinzelte, um zu ſehen, welchen Eindruck dieſe Nachricht auf ſie mache.

Die Mutter Roſas ſaß kopfſchüttelnd da, und da ſie gedankenvoll zum Fenſter hinausblickte, ſo hatten die Kartoffeln wieder einen Augenblick Ruhe.

„Die Emma Schwertel!" ſprach ſie achſelzuckend. „Kann die ſich wohl mit meiner Tochter meſſen? Und hat gar keine Familie, die ſich ſehen laſſen darf! Der alte Weiher aber war Amtsdiener und mein Bruder iſt Stadtrath. Und der Lieutenant hat wirklich ehrliche Abſichten?"

„Sie wird Baronin," behauptete Herr Krimpf mit beſtimmtem Tone; dann erhob er ſich langſam und ſetzte hinzu: „Aber das muß man auch der alten Schwertel nachſagen, einen Geiſt hat die Frau und immer die Hand feſt darauf gehalten! Dann iſt die Emma ſelbſt ein verſtändiges Mädchen."

„Nun, was das anbelangt, ſo wollen wir lieber ſagen ſie hat mehr Glück als Verſtand; denn mit einem Lieutenant anbandeln, das führt gewöhnlich zu etwas Anderem als zur Baronin. Wenn die Roſa hätte Lieutenants haben wollen, ſo würde das Haus hier wie eine Kaſerne ausſehen.

Aber nichts für ungut, Krimpf," fuhr die Frau fort, indem ſie außerordentlich dicke Schalen von ihren Kartoffeln herunter ſchnitt. „Ihr könnt es droben wieder erzählen oder nicht: ich werde nächſtens einmal ein vernünftiges Wort mit Herrn Böhler ſprechen. Die Geſchichte fängt an mir langweilig zu werden. Und darin muß es klar werden. So eine ewige Brautſchaft iſt das Hinderlichſte, was einem Mädchen paſſiren kann."

„Wo iſt denn die Roſa?" fragte Herr Krimpf ſüß lächelnd.

„Sie trägt einige Arbeiten in die Handlung. Ich verſichere Euch, das Mädchen iſt ſo fleißig und geſchickt, daß ſie ganz gut von dem leben könnte, was ſie verdient. — Ja, ja, die Sache muß klar werden."

Damit erhob ſie ſich ebenfalls, ſchüttete die Kartoffeln in eine Schüſſel und trat einen Augenblick ans Fenſter, um nach dem gegenüberliegenden Hauſe zu ſchauen. Dort war wie gewöhnlich in letzter Zeit das eine Fenſter offen; an demſelben ſtand der kleine Fauteuil, und auf dem Geſimſe lag der unvermeidliche Blumenſtrauß.

Herr Krimpf blickte auch hinüber und lächelte ſtill in ſich hinein.

„Der wär' mir auch lieber," ſagte er hierauf, „als der Emma Schwertel ihr Lieutenant."

„Habt Ihr was über den da gehört, Krimpf?" fragte die Frau.

„O ja, gehört Manches; und was ich gehört, muß wahr ſein, denn ich habe es von einem ſeiner guten Freunde. Der Herr da drüben hat ſich ſo in die Roſa verliebt, daß ihm Alles daran gelegen iſt, das Mädchen einmal ſprechen zu können.“

„Sprechen?“ fragte mißtrauiſch die alte Frau.

„Nun ja, hier in ihrer Wohnung. Daran wird doch wohl nichts Schlimmes ſein?“

„Krimpf, Krimpf! Das ſind gefährliche Sachen! Denkt nur an unſere Nachbarſchaft und an da oben!“

„Es fällt mir auch nicht ein, Euch dazu zu rathen. Ich ſage nur, was ich gehört. Gott ſoll mich bewahren, daß ich mich in ſo etwas hineinmiſche. Aber ſo viel muß ich hinzuſetzen, der da drüben ſoll ein ſehr geordneter Herr und außerordentlich reich ſein.“

Die alte Frau ſann einen Augenblick nach, dann ſagte ſie wie zu ſich ſelber:

„Im Grunde kann ich Niemand verbieten, in unſere Wohnung zu kommen, wenn er irgend etwas kaufen oder beſtellen will.“

Herr Krimpf war ebenfalls nachdenklich geworden und wiederholte ebenſo mit leiſerer Stimme als zuvor:

„Ja, das kann man freilich Niemand verbieten! Und dann iſt die Roſa ja ein geſcheites Mädchen und weiß ſchon, was ſie zu thun und zu laſſen hat. — So, jetzt hab' ich Euch guten Morgen geſagt, grüßt mir Eure Tochter

freundlich, und wenn ich Euch einen guten Rath geben darf, so glaubt mir, es ist besser, wenn Ihr von dem da drüben nichts zu ihr sagt."

Herr Krimpf hätte eigentlich nicht nöthig gehabt der Mutter diesen Rath zu geben, denn sie war ohnehin entschlossen, ihrer Tochter die gute Partie der Emma Schwertel vor Augen zu halten und sie zur Klugheit zu ermahnen.

Der Maler ging seiner Wege und war bald auf dem Kastellplatz. Es wurde ihm leicht in einem dortigen Laden die nöthige Erkundigung einzuziehen, und so erfuhr er denn, daß der Major von Fernow, Adjutant des Regenten, im ersten Stock desselben Hauses wohne, sowie weiter, daß dieser Herr gewöhnlich Mittags um zwölf Uhr nach Hause komme. Herr Krimpf verfehlte nicht, sich um diese Stunde einzustellen und sich melden zu lassen.

Herr von Fernow empfing seinen Gast von gestern Abend mit freundlichem Lächeln, und indem er es ihm leicht machte, über die kleinen Verlegenheiten hinwegzukommen, welche jenem die Erinnerung an seinen unzurechnungsfähigen Zustand verursachte, gab er ihm mit einigen Worten der Anerkennung die beiden Photographien zurück, die, wie der geneigte Leser bereits weiß, vollkommen ausgedient und ihren Zweck erfüllt hatten.

Was die andere Sache anbelangte, so verfehlte der Major nicht dem kleinen Maler die Zeilen des Kammerherrn zu übergeben, indem er ihm strenges Stillschweigen anem-

pfahl und ſich wo möglich im Laufe des Nachmittags eine Antwort erbat.

Herr Krimpf wandte das Schreiben nach allen Seiten, und während ſeine rechte Hand nach der Stirne emporzuckte, erlaubte er ſich die Bemerkung, er wolle allerdings die Zeilen übergeben, doch ſei eine ſchriftliche Antwort nicht nöthig, ſchwerlich würde ſich auch das Mädchen zu einer ſolchen entſchließen. Der Freund des Herrn Major könne ja ohne allen Anſtand in das Haus kommen, um irgend eine Beſtellung oder einen Ankauf zu machen, und alsdann ſehen, ob ihm das Glück günſtig ſei. Hierzu ſei zwiſchen fünf und ſechs Uhr Nachmittags die beſte Stunde.

Dieſen Vorſchlag fand Herr von Fernow in mehreren Beziehungen paſſend, und indem er ſagte: „So kann die Beſtimmung zwiſchen fünf und ſechs Uhr als Antwort gelten," empfahl er dem kleinen Maler dringend, das Billet auf alle Fälle zu übergeben und entließ ihn alsdann mit einem glänzenden Geſchenk, welches anzunehmen ſich übrigens Herr Krimpf mit Mund und Hand, das heißt mit der rechten Hand, weigerte, während die linke es langſam in ſeine Rocktaſche ſchob. Dann ging er nach Hauſe zurück, und während er der Pfahlgaſſe zuſchlenderte, überlegte er, ob es in der That räthlich ſei, das Briefchen an ſeine Adreſſe zu befördern.

„Eigentlich iſt es unnöthig," ſprach er bei ſich ſelber. „Hat der Herr da drüben das Verlangen, ſein Abenteuer

mit Rosa zu bestehen, so mag in der That die Bemerkung, daß zwischen fünf und sechs Uhr die passendste Zeit ist, als Antwort gelten, und er kann thun, was ihm beliebt. Warum soll ich eigentlich die Castanien aus dem Feuer holen? Weist sie den Brief zurück, so hat sie auch keine Verpflichtung, vor meinem Freund und Collegen Böhler zu schweigen, und dann könnte ich doch mit demselben in sehr unangenehme Erörterungen gerathen. Besser, wir behalten den Brief als Muster, wie vornehme Leute dergleichen Sachen schreiben."

Mit diesen löblichen Vorsätzen stieg Herr Krimpf langsam die Treppen hinauf und kam gerade zur rechten Zeit, um an dem bescheidenen Mittagsmahl der Familie Theil zu nehmen. Der Photograph war nicht froh gestimmt, und selbst Frau Böhler, die sonst alles in rosenfarbener Laune anzusehen pflegte, war etwas mißvergnügt. Unangenehmes war eigentlich nichts vorgefallen; nur hatte sich der Augenblick des Glücks, als jene beiden Herren damals in dem Atelier erschienen, noch nicht als solcher bewährt, denn es waren weder Nachbestellungen noch neue Kunden gekommen, und die gespensterhafte Maschine blieb fast den ganzen Tag mit ihrem Tuche verhüllt.

Daß dem Herrn Krimpf sein Mittagessen ausnahmsweise gut geschmeckt habe, wollen wir gerade auch nicht behaupten. Er fühlte doch, wie schlecht er an seinem Freund und Collegen gehandelt, und jetzt, wo die Sache eingeleitet

war, konnte er ſich hie und da eines lauten Herzklopfens nicht erwehren. Es war ein Glück, daß er nie Jemandem frei in die Augen ſchaute, ſondern immer nur von der Seite blinzelte; denn heute wäre ihm das erſtere, beſonders, als Heinrich Böhler freundſchaftlich wie immer ſein Brod mit ihm theilte, doch unmöglich geweſen.

Nach dem Mittageſſen begab ſich der Photograph in eine Kunſthandlung, für die er mehrere Bilder angefertigt hatte, und der kleine Maler nahm eine Arbeit vor, die ihm aber heute nicht beſonders von der Hand gehen wollte. Er konnte weder einen ordentlichen Strich machen noch die rechte Farbenmiſchung treffen. Auch horchte er immer auf die Uhr des benachbarten Kirchthurmes, und wenn es ein Viertel weiter ſchlug, ſo war es ihm gerade, als ſchlage der Hammer auf ſein eigenes Herz. Neben dem Bewußtſein des Unrechts, das er ſeinem Freunde zugefügt, und ebenſo dem Mädchen, das ihm nie etwas zu Leide gethan, begann auch eine wilde Eiferſucht in ſeiner Bruſt aufzuſteigen. Herr Krimpf hatte Phantaſie, und er fing an ſich die Scene, die ſich ja um fünf Uhr möglicherweiſe ereignen konnte, mit ſo wilden Farben auszumalen, daß er mühſam nach Athem ſchnappen mußte und daß er fühlte, wie ſein Haar auf der Stirne feſtklebte. Hatte er doch die Stunde zwiſchen fünf und ſechs Uhr teufliſch gut gewählt! Da war Roſa faſt immer allein zu Hauſe, denn um dieſe Zeit pflegte die alte Weiber ihre Nachbarinnen zu beſuchen. —

Teufel! warum raste heute die Zeit ſo außergewöhnlich ſchnell dahin! — Kaum war zwei Uhr vorüber und ſchon ſchlug es Drei! Ja, im Uhrwerk mußte das Räderleben ebenſo heftig pulſiren, wie das Herz des kleinen Malers ſchlug. — Schon Vier, dann halb Fünf, und da er angeſtrengt in den untern Stock hinablauſchte, hörte er jetzt, wie die alte Frau Weiher ausging, um ihre Beſuche in der Nachbarſchaft zu machen. — Ah! es war entſetzlich heiß im vierten Stock! Auf der Treppe mußte es gewiß ein wenig kühler ſein.

Roſa ſaß in ihrem Zimmer und war ſtill und fleißig mit ihrer Stroharbeit beſchäftigt. Wenn das Band, welches ſie flocht, hätte reden können, ſo würde die ſpätere Beſitzerin deſſelben von allerlei ſeltſamen Gedanken, die aus ihm heraustönten, überraſcht worden ſein; denn während Roſa die feinen Strohhalme kunſtreich durcheinanderſchob und befeſtigte, dachte und träumte ſie unabläſſig, bald leiſe, bald laut, letzteres aber meiſtens in ſolchen Augenblicken, wenn ſie die Hände mit der Arbeit in den Schooß ſinken ließ, das liebe, friſche Geſichtchen emporhob und mit den guten klaren Augen an das Stückchen Himmel emporblickte, das von einem melancholiſchen Dachladen und von einem finſtern Schornſtein eingerahmt, gerade dadurch recht heiter und blau herniederblickte. Es war eigenthümlich, daß wenn ſie die Augen niederſinken ließ, ſie faſt ängſtlich vermied, nach dem gegenüberliegenden Fenſter zu blicken, und dann

doch wieder verſtohlen hinüber ſah. Auch fühlte ſie ihr Herz heftiger ſchlagen, wenn ſie dort zuweilen eine bekannte Geſtalt gewahr wurde, die ſich heute Nachmittag häufiger als ſonſt ſehen ließ und auf eine faſt komiſche Art einen Blumenſtrauß handhabte. Nicht um eine Million wäre ſie an's Fenſter gegangen. Sie hatte letzteres Anfangs ganz unbewußt und unſchuldig gethan; es war ihr wie eine kindiſche Spielerei vorgekommen, der ſie in ihrer Phantaſie gar keine Folgen gegeben; und ſo wäre es auch geblieben, wenn der Photograph ſie bei der neulichen Unterredung nicht aufmerkſam gemacht und ſie dadurch zu ihrem eigenen tiefen Erſchrecken über eine Spielerei aufgeklärt hätte, die ſie in der That nicht für der Rede werth gehalten und die doch nicht ſo ganz unſchuldig war, wie ſie anfänglich ſelbſt geglaubt.

Ja, ſie war häufiger an's Fenſter getreten als ſie früher gethan und als gerade nothwendig geweſen. Sie hatte anfänglich aus Neugierde hinübergeblickt, wenn er hergeſchaut, und als er drüben auffallende Zeichen machte, da hatte ſie zuerſt noch einmal ſehen wollen, ob ihr dieſe Zeichen wirklich galten, und darum fuhr ſie mit der Hand über ihr dunkles Haar, als jener den Blumenſtrauß vor ſeine Lippen brachte. Doch war ſie über ihr eigenes Thun erſchrocken und daß ſie eine derartige Zeichenſprache ſo bald ohne Lehrmeiſter gelernt. Verſtand ſie doch vollkommen, wenn er drüben geſtern das Zeichen des Schreibens ge-

macht, denn es war klar, daß er damit anzeigen wollte, er werde sich in den nächsten Tagen erlauben, einige Zeilen an sie zu richten. Was er aber heute Nachmittag damit sagen wollte, daß er seinen Blumenstrauß in verschiedenen Pausen fünfmal an die Lippen gebracht, das wußte sie nicht. — War es ihr doch auch gleichgültig, denn mehr noch als die vorwurfsvollen Worte Heinrich Böhlers hatten sie ein paar Reden ihrer Mutter zurückgeschreckt, als diese noch heute Morgen von einem unverhofften Glücke sprach, das oft einem armen und schönen Mädchen widerfahren könne, und sie hierauf sehr weitschweifig von Rosa's Freundin, der Emma Schwertel erzählte, die nun doch ihren Lieutenant heirathen werde, welcher noch obendrein Baron sei. „Ja," hatte sie hinzugesetzt, „der Herr Kammerherr Baron von Wenden ist sehr reich und so unabhängig, daß er nach keinem Menschen nichts zu fragen hat." Rosa überlief es bei diesen Worten unheimlich, denn sie liebte ihren Verlobten innig, sie würde ihn in der That nicht verlassen haben, und wenn zehn Barone, zehn Wenden gekommen wären. Selbst daß sie lange warten mußte, bis er sich ein ordentliches Einkommen gesichert, selbst das hatte ihre Liebe stark gemacht, denn sie wußte, welche Mühe er sich gab, und welch Unglück ihn jedesmal betroffen, wenn er am Ziele seiner Wünsche angekommen zu sein schien. — Das konnte aber nicht immer so fortgehen; auch sie hoffte auf einen endlichen Augenblick des Glücks.

Da klopfte es leiſe an die Stubenthür, und da das nichts Außergewöhnliches war, ſo rief Roſa ein herzhaftes „Herein!“ Wie ward ihr aber zu Muth, als ſich nun die Thür öffnete und ihr Gegenüber, mit dem ſie ſich ſoeben beſchäftigt, Herr von Wenden, in das Zimmer trat. Es war ihr, als ſähe ſie ein Geſpenſt, denn wenn ſie auch thöricht genug geweſen war, aus einer Entfernung von guten hundert Schuhen nach dem, der jetzt vor ihr ſtand, hinüberzulächeln, ſo war es ihr doch immer zu Muth geweſen, als ſei das da drüben nur eine Phantaſie, nur ein Bild, eine Art von Puppe, ein Automat, der wohl einen Blumenſtrauß hin und her bewegen könne, aber der weder die Macht noch die Luſt habe, in ihre Nähe zu kommen. Die Gaſſe, welche ihr Haus von dem ſeinigen trennte, war ihr immer als ein Abgrund erſchienen, der nicht zu überſchreiten ſei, über den weder Weg noch Steg führe. Unter dem Schutze dieſes Abgrundes war ſie an's Fenſter getreten, unter ſeinem Schutze hatte ſie gelächelt, wenn der drüben gar zu poſſirliche Bewegungen machte. Und das Weſen ſtand jetzt vor ihr auf zwei Schuh Entfernung, ſehr körperhaft, zierlich gekleidet, freundlich lächelnd und dem armen Mädchen einen ſolchen Schreck einjagend, daß ſie unwillkürlich mit beiden Händen an ihr Herz fuhr.

„Es überraſcht Sie, mein ſchönes Fräulein,“ ſagte der Kammerherr von Wenden, „daß ich ſo außerordentlich pünktlich bin. Es hat draußen eben erſt fünf Uhr geſchlagen

und schon stehe ich vor Ihnen, glücklich, entzückt, daß die schöne Rosa mir gestattet, sie auf ein paar kleine süße Augenblicke zu besuchen."

Wenn er auch für sie verständlicher gesprochen hätte, so würde ihm das junge Mädchen doch im ersten Momente keine rechte Antwort haben geben können, denn sie zitterte heftig, was ihr nie geschehen war, und konnte nichts thun, als einen Schritt zurücktreten, da der Andere zwei auf sie zu machte.

„Das ist eine allerliebste kleine Wohnung," fuhr dieser fort, der es für nothwendig hielt, vertraulich und herablassend zu sprechen; „charmant, und da steht Ihr Arbeitstisch mit den wirklich wunderbaren Arbeiten, die Sie hervorbringen, — reizende kleine Arbeiten. Und das Alles machen Ihre kleinen niedlichen Hände? In der That niedliche Hände. Erlauben Sie —"

Bei diesen Worten nahm er ihre Rechte und wollte sie an seine Lippen führen. Doch blieb dieser Vorsatz unausgeführt. Rosa entzog ihm hastig ihre Hand und hatte jetzt so viel Fassung gewonnen, um fragen zu können, was ihr eigentlich die Ehre seines Besuches verschaffe.

Herr von Wenden stutzte fast bei dieser Frage, doch nahm er sie für verzeihliche mädchenhafte Schüchternheit, und da er die kleine Hand im nächsten Augenblick nicht wieder ergreifen konnte, so ging er durch das Zimmer nach dem Fenster, um, wie er sagte, mit außerordentlicher Be-

friedigung nach ſeiner Wohnung und nach dem Fenſter hinüber zu blicken, an welchem er ſchon ſo glücklich geweſen.

Des jungen Mädchens hatte ſich eine unerklärliche Angſt bemächtigt; ſie warf ihre Arbeit auf den Tiſch und eilte zur Thür, um nach ihrer Mutter zu ſehen, oder um droben bei der Frau Böhler Schutz und Hülfe zu ſuchen. Doch lächelte ſie ſelbſt im nächſten Augenblick über ihre thörichte Furcht und trat ruhig an den Tiſch zurück, um zu erwarten, was ihr ſeltſamer Beſuch beginnen werde.

Herr von Wenden ſchien die Ausſicht von hier nach ſeiner Wohnung vortrefflich gefunden zu haben. Nur mochte er vielleicht bedauern, ſich nicht ſelbſt dort erblicken zu können, und um dieſem Mangel einigermaßen abzuhelfen, warf er einen Blick in den an der Wand hängenden Spiegel und war von dem, was er dort ſah, nicht unbefriedigt.

Wenn wir ſagen wollten, der Kammerherr habe ſich bei dieſem erſten Beſuche vollkommen ſicher und behaglich gefühlt, ſo würden wir die Unwahrheit reden. Im Gegentheil, als er ſah, wie ſich Roſa ſo ſchüchtern hinter ihren Tiſch zurückzog und ihm ſo gut wie gar keine Antwort gab, fühlte er in ſich alle Symptome der Verlegenheit. Er huſtete häufiger als nothwendig war, er brauchte die Worte: köſtlich! charmant! ſuperbe! ohne allen Zuſammenhang und zupfte ungebührlich oft an ſeiner Halsbinde. Dieſe unbehagliche Stimmung wurde nicht vermindert, als er ſah, wie der flammende Blick des jungen Mädchens allen ſeinen Bewegungen

folgte, wie sie die Lippen fest auf einander preßte, die Hand auf den Tisch stützte, und, aus ihrer schüchternen Haltung wie erwachend, den Kopf mit einem trotzigen Ausdrucke erhob.

Er näherte sich dem Tische und bat um Erlaubniß, einen Augenblick sitzen, an ihrer Seite sitzen zu dürfen, nahm darauf einen Stuhl und ließ sich nieder.

Rosa hatte sich soweit gefaßt, um ihm im ruhigen Tone bemerken zu können, daß es sie außerordentlich wundere, ihn hier in ihrer Wohnung zu sehen, ohne zu wissen, womit sie ihm dienen könne.

Diese wiederholte Frage klang dem Kammerherrn fast komisch. Ohne aber vorderhand des Briefes zu erwähnen, den er geschrieben, und der Erlaubniß, die sie ihm gegeben, hielt er es für passend, ihr in gutgewählten Ausdrücken die Augenblicke vorüberzuführen, wo er sie am Fenster gesehen, wo er von ihrem Anblick bezaubert worden sei, und wo es ihn so hoch beglückt habe, als er aus einigen leisen Zeichen zu erkennen geglaubt, daß auch sie sich hie und da nicht ohne Absicht gezeigt. Rosa erschrack aufs Neue, als er bemerkte, daß er jede ihrer Mienen beobachtet und jede oft unwillkürliche Bewegung zu seinen Gunsten ausgelegt. Sie fühlte, wie Unrecht sie gethan, sich überhaupt am Fenster zu zeigen, aber da sie sich nichts Böses bewußt war, so blickte sie ihm fest in das Auge und begnügte sich, statt aller Antwort, bedeutsam mit dem Kopfe zu schütteln.

„Gewiß, schöne Rosa," fuhr Herr von Wenden wär-

mer fort, „ich fürchtete ſchon, der mächtige Eindruck, den Sie auf mein Herz hervorgebracht, würde mich zum unglücklichſten aller Menſchen machen. Denn ehrlich geſtanden, die Liebe, welche ich für Sie fühle, iſt nicht gewöhnlicher Art. Ja, es iſt eine Leidenſchaft, die ich nicht im Stande bin, niederzukämpfen und die mich elend gemacht haben würde, ohne Ihr entzückendes liebevolles Entgegenkommen."

„Durch mein Entgegenkommen?" fragte das Mädchen, indem ſie einen Schritt zurücktrat. „Wenn Sie das für ein freundliches Entgegenkommen halten, daß ich mich von der Arbeit ermüdet zuweilen am Fenſter ſehen ließ, auch vielleicht nicht immer mit finſtern Mienen, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß mich dieſe Ihre Anſicht erſchreckt und daß ich in der That nicht begreifen kann, wie Sie es darauf hin wagen können, mir die Worte zu ſagen, welche ich eben gehört."

„Dies Terrain will Schritt für Schritt erobert ſein," dachte Herr von Wenden. „Die ſchöne Feſtung zeigt trotzig ihre Flagge, um dem Feind nicht zu verrathen, wie unter der Beſatzung bereits Meuterei ausgebrochen iſt. Thun wir ihr den Gefallen, plänkeln wir ein wenig vorwärts, und dann mit einem tüchtigen Sturm das Hauptwerk genommen. — Warum ſchöne Roſa," fuhr er laut fort, „wollen Sie die Freundlichkeit läugnen, die Sie für mich gehabt? wollen das kein Entgegenkommen nennen, was mich ſo außerordentlich entzückt, was mein Herz in lichte Flammen geſetzt?" Er hatte bei dieſen Worten mit ſeinem Stuhle

ſo geſchickt manövrirt, daß er an Roſa's Seite gekommen war, und ihr zugleich den Ausweg verſperrt, da ſie hinter ſich die Wand, rechts einen Schrank und vor ſich den Tiſch hatte. — „Als ich Sie zum erſten Male ſah," ſprach der verliebte Kammerherr mit ſüßem Lächeln und ſchmachtendem Blicke weiter, „da war ich betroffen von Ihrer wunderbaren Schönheit, aber dadurch fühlte ich mich auch hoffnungslos. Auf Ehre, ſchöne Roſa, ganz hoffnungslos! Und bei dieſem an ſich troſtloſen Gefühle kann ich Sie verſichern, daß mich der erſte Blick Ihrer ſüßen Augen, das erſte freundliche Lächeln traf, wie der erquickende Thau eine — nun ja, wie der erquickende Thau eine — halbverwelkte Blume. Sie blühte wieder auf in heißer Liebe. Und das iſt Ihr Werk, ſchöne Roſa."

Herr von Wenden hatte geſprochen mit ſanftem Augenaufſchlag, ſchmachtend und liſpelnd, wie ein vollendeter Geck. Als er ſah, wie das Mädchen bei ſeinen Worten die linke Hand zuſammenballte und auf ihr Herz drückte, da machte er es gerade ſo, ohne zu denken, daß ganz andere Gefühle ihre Seele regierten. Ja, ſie hatte für den Mann drüben, ſo lange der vermeintliche tiefe Abgrund ſie trennte, ein an ſich unſchuldiges Intereſſe genommen. O Gott ja, ſie hatte hinüber geblickt, ſie hatte lächelnd am Fenſter geſtanden, und ſie hatte wie manches junge Mädchen in gleichem Falle nicht daran gedacht, daß man dem böſen Geiſt keinen Zoll breit Raum geben ſoll, um Fuß darauf zu faſſen, daß

wer heute den kleinen Finger bietet, morgen in den Fall kommen kann, die ganze Hand geben zu müſſen. Und nach dieſer ganzen Hand angelte Herr von Wenden ſeit einigen Augenblicken mit großer Ausdauer.

Wenn ſich auch ihr Gefühl dagegen empörte, als ſie die Berührung ſeiner kalten Finger auf ihrem lebenswarmen Arme fühlte, ſo konnte ſie doch keinen Schritt zurück, und ſie wußte nicht, ſollte ſie einen lauten Aufſchrei thun oder ſollte ſie, den Angreifer bei Seite ſchleudernd, ſich gewaltſam Bahn neben dem Tiſche vorbei machen. Das überlegte ſie in der erſten Sekunde; in der zweiten aber dachte ſie an das Haus, in dem ſie ſich befand, wo jedes laute Wort rechts, links, oben und unten gehört wurde, und als ſie daran dachte, hielt ſie es für rathſam, ſich noch nicht zum Aeußerſten zu entſchließen.

Ja, ſie lächelte ſogar, aber es war ein kaltes, trauriges Lächeln, und während ſie lächelte, biß ſie die Zähne auf einander. „Jetzt bitte ich aber — Herr Baron," ſagte das junge Mädchen, während ſie immer zwiſchen ein paar Worten den Athem an ſich zog, „jetzt bitte ich aber — dieſe Unterredung — zu enden. — Gewiß, Herr Baron. — Was Sie mein — Entgegenkommen nennen, darin haben Sie ſich vollkommen geirrt. — Wenn ich zuweilen — am Fenſter war, ſo geſchah das — wie ich ſchon bemerkte — ganz ohne alle Abſicht. — Und wenn ich — Ihnen ſage, — daß es ohne Abſicht geſchah," ſetzte ſie

finſter hinzu, „ſo wäre es beſſer, — Sie würden mir glauben.“

„Und der Brief?“ lachte Herr von Wenden. Und während er bei dieſen Worten leicht an ihrem vollen Arm herunter fuhr, blitzten ſeine Augen auf eine ſeltſame Art.

„Ich weiß nichts von einem Brief,“ ſprach feſt und beſtimmt das Mädchen.

„O, wie kann man ſo läugnen!“ fuhr der Kammerherr im freundlichſten Tone fort. „Der Brief den Sie erhalten, und die Erlaubniß, Sie zu beſuchen, die Sie mir darauf gaben!“

„Das iſt nicht wahr!“ rief Roſa entrüſtet. „Das iſt eine Lüge, eine Schändlichkeit! Ich weiß weder von einem Briefe, noch viel weniger von einer Antwort. — O mein Gott, womit habe ich das verdient! — Durch nichts, durch gar nichts!“ rief ſie heftiger, „und ich will, daß man mich in Ruhe läßt.“ Sie machte bei dieſen Worten eine gewaltſame Bewegung, ihre Hand zu befreien, da aber der Kammerherr, dies vorherſehend, auf ſeiner Hut war, und ſie feſter hielt, ſo brachte ihre Bewegung die entgegengeſetzte Wirkung hervor. Statt ſich und ihre Hand zu befreien, verlor ſie für eine Sekunde das Gleichgewicht, wodurch es dem Kammerherrn gelang, ſeinen andern Arm um ihre Taille zu legen und ſie für einen Augenblick an ſich zu drücken.

Freilich nur für den erſten Augenblick, denn im andern

ſchnellte ſie empor wie eine Stahlfeder, wie ein Aal im Waſſer, und während ſie dabei zwiſchen den verächtlich aufgeworfenen Lippen ihre weißen Zähne ſehen ließ, blitzte aus ihren Augen ein unheimliches Feuer.

Ein Anderer als der Kammerherr von Wenden wäre vielleicht auch ſo weit gegangen und hätte dann Angeſichts dieſer Symptome an einen verſtändigen Rückzug gedacht, bei ſich überlegend, daß kein Baum auf den erſten Hieb fällt und daß Rom nicht in Einem Tage erbaut worden iſt. Wie geſagt, ein Anderer hätte ſich, nachdem er gefunden, wie ſtark die Feſtung ſei, aus der Angriffslinie zurückgezogen, um mit Geduld und Ausdauer eine neue Parallele gegen den Feind zu eröffnen. Ein Anderer. Aber daß Herr von Wenden kein anderer als er ſelbſt war, das wußte ſein Freund, der Major, ganz genau und hatte darauf ſeinen Plan gebaut.

Der Kammerherr athmete mühſam, als das junge kräftige Mädchen von ihm wegſchnellte und ſich dabei zwiſchen dem Stuhl und dem Tiſche gewaltſam einen Durchgang bahnte. Seine Blicke brannten faſt fieberhaft, und wenn er auch lächelte, ſo war dies Lächeln doch ein ſehr künſtliches und gemachtes. Mit einer recht faden Bewegung ſchwang er ſich von ſeinem Sitz in die Höhe und tänzelte dem Mädchen durch das Zimmer nach, das anfänglich vor ihm floh, dann aber mit einem Male mitten in der Stube ſtehen blieb, die rechte Hand in ihre Seite ſetzte, den Kopf mit einer

gewaltſamen Bewegung in die Höhe warf und eine der Stellungen einnahm, die, edel, imponirend und ſchön, das Entzücken jedes Malers und Bildhauers geweſen wären.

Herr von Wenden ſchwebte auf ſie zu, täppiſch wie eine dicke, verliebte Fliege, prallte aber faſt zurück vor dem ſtarren und ſeltſamen Blick des Mädchens. „Nein, nein,“ rief er aber gleich darauf, wie um ſich ſelbſt Muth zu machen, „nein, nein, ſchöne Nachbarin, ſo entkommſt du mir nicht. Es gibt Augenblicke des Glückes, und wer die nicht erfaßt, iſt ein Thor.“ Als er das ſagte und von Neuem das ruhig daſtehende Mädchen mit den Händen berührte, verwandelte ſich das trotzige Ausſehen ihres Geſichts in eine tiefe Wehmuth. Sie biß heftig auf ihre Lippen, in dieſem Augenblick nicht um ein zorniges Gefühl, ſondern nur um die Thränen zu unterdrücken, welche trotz der gewaltſamen Anſtrengungen, die ſie machte, in ihre Augen ſtiegen und dort glänzten und zitterten.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte ſie mit einer tief ſchmerzlichen Stimme. „Was wollen Sie von einem armen Mädchen, das es bereut, — o, mein Gott, wie bereut! — wenn es Ihnen Veranlaſſung zu dem Glauben gab, es nähme das geringſte Intereſſe an Ihnen? Was wollen Sie hier in dieſer armen Wohnung, die kein Aufenthalt für Sie iſt, wo Sie kein Glück finden können und wohin Sie nur Unglück zu bringen vermögen?“

„O, ich weiß ſchon ein Glück, welches ich hier zu

finden hoffe!" unterbrach ſie raſch Herr von Wenden, indem er zudringlicher wurde. „Ein Glück, ſchöne Roſa, das auch Ihnen nicht wie ein Unglück vorkommen ſoll." Indem er das ſagte, trachtete er darnach, ſeinen Arm abermals um ihren Leib zu legen, ſie an ſich zu ziehen, während ſeine Lippen ſich ihrem Geſichte näherten. Doch war es nur ein Augenblick, daß er alſo trachtete, und kein Augenblick des Glücks. Denn das junge Mädchen, welches eine Sekunde mit entſetzt aufgeriſſenen Augen um ſich ſchaute, ſtieß ihn gleich darauf ſo heftig von ſich, daß er mit einem außerordentlich überraſchten Geſicht zurücktaumelte, wobei er ſich nicht enthalten konnte, auszurufen: „Aber, mein Fräulein, was ſoll denn das bedeuten?"

„Das ſoll bedeuten, Herr Baron von Wenden," antwortete plötzlich die Stimme eines Mannes hinter ſeinem Rücken, „daß es für einen ſo geſcheidten Herrn ſehr unklug iſt, ſich Unarten gegen ein armes wehrloſes Mädchen zu erlauben, ſie in ihrem Zimmer zu überraſchen, wenn man zufällig erfahren, daß ihre Mutter ausgegangen iſt."

Nachdem Roſa ſo eben mit dem plötzlichen Auflodern eines wilden, ihr ſelbſt unbegreiflichen Zornes den Kammerherrn von ſich geſtoßen, hatte ſie die Hände vor ihre Augen gedrückt, und es war ihr gerade, als wanke ſie hin und her und müſſe im nächſten Augenblicke zuſammenſtürzen. Da traf auch ſie die Stimme, die wir ſo eben vernommen, und ſchlug tröſtend und rettend an ihr Herz. Sie ſtreckte

ihre Hände leidenschaftlich von sich ab, und indem sie sich an die Brust des unvermuthet Eingetretenen warf, rief sie aus: „O, Heinrich, schütze mich, rette mich!“

„Beides will ich, meine liebe, liebe Rosa,“ sprach sanft Herr Böhler, und während er sie mit dem rechten Arm umschlang, wandte er sich mit einer Bewegung der linken Hand gegen Herrn von Wenden, indem er sagte: „Sie sehen, Herr Baron, daß für Sie hier weiter nichts zu suchen ist.“

Der Kammerherr machte ein äußerst seltsames Gesicht. Es hatte in erhöhter Potenz denselben Ausdruck, wie wenn man in frühester Jugend auf's Allerunvermutheste bei einem sehr schlimmen Streich überrascht wird. Es war das Gefühl eines ertappten Schulbuben, das ihn überschlich und das auf seinem Gesichte sich zeigte in ziemlich verwirrten Blicken, in einer langen Nase und einer albern herabhängenden Unterlippe. Herr von Wenden sah in diesem Augenblicke weder schön noch liebenswürdig aus. Rosa, die schüchtern nach ihm hinschaute, drückte darauf ihr Gesicht fast schaudernd wieder an die Brust des Photographen und war gründlich und auf immer geheilt von allen Fensterbeobachtungen und von allen Versuchen des Telegraphirens, die so unschuldig aussehen und doch so gefährlich werden können.

Herr von Wenden verschwand „und schnell war seine Spur verloren.“

Wir wollen nicht behaupten, daß ſich Roſa, als ſie mit Herrn Böhler allein war, nicht ein klein wenig geſchämt hätte; ſie mochte ihren Kopf nicht aufheben, und der Photograph brauchte bedeutende Anſtrengungen, ehe er ſo weit kam, in ihre Augen blicken zu können. Warum brauchte er ihr aber auch das Geſchäft des Kopfaufrichtens ſchwerer zu machen als gerade nothwendig war! Warum brauchte er ſie auf die Stirn zu küſſen, als ſich dieſe langſam erhob! Warum ſpäter auf die geſchloſſenen Augen und dann auf die leicht zuckenden Lippen — warum? Wir ſind eigentlich nicht im Stande, hierüber eine genügende Antwort zu geben, und können dem verehrlichen Leſer nur bemerken, daß er es vielleicht gerade ſo gemacht haben würde in einem ähnlichen Augenblicke des Glücks.

Herr Krimpf hatte von dem Moment an, wo er auf die Treppe gegangen war, um kühlere Luft zu athmen, die Qualen eines Verdammten durchgemacht; er hatte geſehen, wie der Herr von drüben leiſe die Treppen heraufſchlich, er hörte ihn anklopfen, er hörte Roſa „Herein!“ rufen, und als ſich die Thüre hinter dem Beſuch geſchloſſen, hoffte er angſterfüllt mit klopfendem Herzen auf einen lauten Aufſchrei des Mädchens und dann auf das plötzliche Wiedererſcheinen des unwillkommenen Beſuches draußen vor der Thür. Aber der Baron erſchien ſo bald nicht wieder. Da hatten ſeine Hände bald das Geländer krampfhaft erfaßt, bald hatten ſie wild nach ſeinem Kopfe, nach ſeinen

Haaren gezuckt, da hatte er gefühlt, wie es hier außen auf der Treppe unendlich viel heißer sei als drinnen im Zimmer, denn der Schweiß rann ihm von der Stirn herab. Auch klappten seine Zähne zusammen, und wenn er zu lachen versuchte, so klang das gerade, als wenn ein anderer Mensch mit den Zähnen knirscht. Herr Krimpf verwünschte sich selber, weil er die Hand zu Dem geboten, was geschehen; ja er verwünschte sich und schlug sich jetzt heftig vor die Stirn, um gleich darauf wieder angstvoll in das Haus hinabzulauschen. Dabei wäre es fast possierlich anzusehen gewesen, wie er jetzt langsam Stufe um Stufe die Treppe hinabschlich, um vielleicht an der Zimmerthüre lauschen zu können, und wie er gleich darauf, tief unten im Hause ein Geräusch vernehmend, angstvoll wie ein gejagter Affe und mit der Behendigkeit dieses Thieres aufwärts floh. Da vernahm er bekannte Tritte, da sah er Herrn Böhler die Treppe heraufsteigen und vor dem Zimmer Rosa's stehen bleiben; da bemerkte er, wie derselbe sich lauschend niederbeugte, was er sonst nie gethan, da sah er ihn die Thüre leise öffnen und eintreten. Und als er das sah, biß er sich heftig in den Daumen seiner rechten Hand und murmelte mit gepreßter Stimme: „Die Würfel sind gefallen; ist das für mich ein Augenblick des Glücks oder ein Augenblick des Unglücks?"

Ehe wir dieses Kapitel schließen, müssen wir noch eine kleine Weile in das Zimmer der Frau Wittwe Weiher zu-

rückkehren, wo Roſa noch immer vor dem Photographen ſtand, ihre beiden Hände auf ſeine Schultern gelegt hatte und ihm mit herzlicher Liebe in die Augen blickend ſagte: „O wie danke ich Gott, daß du gekommen biſt, Heinrich.“

„Und ich bin glücklich, daß ich gelauſcht habe,“ antwortete Herr Böhler. „Ja, ich muß dir nur geſtehen, daß ich gelauſcht habe, meine gute Roſa, daß ich zu unſerm beiderſeitigen Glücke gelauſcht habe. Und nun iſt Alles gut und ich will nicht mehr kindiſch ſein und mich ärgern, wenn du auch des Tages hundertmal dort am Fenſter ſtehſt.“

„Und es ſoll dir leicht werden, dich nicht zu ärgern,“ verſetzte ſie mit leichtem Erröthen, „denn du wirſt mich ſo bald nicht mehr dort am Fenſter ſtehen ſehen.“

„Roſa, liebſt du mich wirklich noch eben ſo ſehr wie damals, als wir den kleinen Leuchtkäfer fanden?“

„O mehr, weit mehr, mein guter, guter Heinrich!“

Welcher Augenblick des Glücks!

Siebzehntes Kapitel.

Augenblicke des Glücks.

Wenn bei Hofe eine wohlgeordnete, ruhig vorbereitete Festlichkeit stattfindet, — wir verstehen darunter irgend ein herkömmliches Diner oder einen Ball, wie er im Winter zwei bis drei Mal vorkommt, oder eine Gallavorstellung im Theater, letztere meistens dadurch sehr merkwürdig, daß die Festoper, welche mit großer Mühe und noch größeren Kosten zu irgend einem wichtigen Tage einstudirt wurde, nicht gegeben werden kann, da Frau Kalbskopp-Broschni-Bracellettacco ausnahmsweise heiser geworden ist — kurz, wenn bei Hofe etwas Großes vorfällt, zu dem man im Stande war, mit aller Gemächlichkeit seine Vorbereitungen zu treffen, wo man weiß, neben wem man bei der Tafel placirt wird, wer uns in der Festoper gegenüber sitzt, welche Robe und wie viele falsche Brillanten unsere gute Freundin, die Baronin N., tragen wird, — an einem solchen Tage gleicht das Schloß in der Residenz einem Bienenstock bei

ſchönem warmem Sommerwetter, wo Alles in geordnetem Fluge zugeht, wo keine übermäßige Eile ſtattfindet, wo ein gefüllter Wagen nach dem andern kommt, um nach wenigen Augenblicken leer wieder abzuziehen; gerade wie bei den Bienen, nur daß hier der Inhalt der Wagen, der im Schloſſe zurückbleibt, ſich nicht immer als ſüßer Honig darſtellt, ſondern oft viel mehr Aehnlichkeit mit Gift und Galle hat.

Dieſes ordnungsmäßige Ab- und Zuſchwärmen der Equipagen hat an ſolchen Tagen etwas Nervenberuhigendes, etwas Gemüthliches, denn eine ähnliche Stimmung drückt ſich im geſammelten Trabe der Pferde aus, ja wir möchten ſagen, in dem anſtändigen Schaukeln der Wagen, vor Allem aber in der ſichern, geſetzten Haltung von Kutſcher und Bedienten. Der erſtere, vorne auf dem Bocke, der etwas vornehm nachläſſig zur Seite ſitzt, hat ſeine Uhr im Kopfe, und da er weiß, daß er nicht eine Sekunde zu ſpät an dem Perron anfahren wird, ſo gibt dies ſeiner Miene etwas Beſtimmtes, Ruhiges, ſeinem Lächeln einen ſichern, angenehmen Ausdruck. Der Lakai auf dem Trittbrette hängt an den Quaſten mit einem Geſichte, worauf ſich deutlich abſpiegelt, daß er mit ſich zufrieden iſt, er folgt, ſich graziös ſchaukelnd, jeder Bewegung des Wagens, er hat gar keine Eile, und wenn er um ſich ſchaut und ſich vielleicht in dieſem Moment ſein Blick um etwas Weniges verfinſtert, ſo iſt das nur, weil er ſieht, wie ſein College vom Handels-

oder Kriegsminiſterium eine neue blitzende Treſſe oder irgend eine unpaſſende Stickerei uſurpirt hat.

Die Herrſchaften in den Equipagen haben ganz das beruhigte, wir möchten faſt ſagen langweilige Anſehen ihrer Dienerſchaft. Die Freuden, denen ſie entgegenfahren, ſind ihnen ſo bekannt, ſo gewöhnlich, und ebenſo gut wie ihnen bekannt iſt, daß nach der Suppe irgend ein Fiſch ſervirt werden wird, ebenſo genau wiſſen ſie auch, welche Frage Dieſer oder Jene an ſie richten wird und was ſie wahrſcheinlicher Weiſe antworten werden.

Und nicht nur die Gäſte erſcheinen ſo im Schloſſe mit gemeſſenen ruhigen Bewegungen, ſchreiten langſam durch die Gänge und ſteigen, ohne ſich zu übereilen, die Treppen hinauf, — nein, dies Gefühl des Gewöhnlichen und Alltäglichen drückt ſich auch in der kalten, abgemeſſenen Art aus, mit welcher die Portiers ſalutiren, oder wie die Lakaien die Thüren öffnen, oder wie ſich die dienſtthuenden Kammerherren händereibend und ſüß lächelnd in den innerſten Gemächern breit machen.

Ganz anders aber geſtaltet ſich dagegen das Leben vor und im Schloſſe, wenn ein plötzlich eingetretenes wichtiges Ereigniß faſt mit der Schnelligkeit des Telegraphen den oberſten Hofchargen, den Würdenträgern, den Excellenzen, den Hof- und Ehrendamen gemeldet wird, und ihre ſchleunige unvorherzuſehende Anweſenheit in der Reſidenz verlangt. Da paßt der Vergleich mit dem Leben und Treiben

des ruhigen Bienenvolkes am klaren, warmen Sommertage nicht mehr; und wollte man doch daran festhalten, so müßte man dem haſtigen, wilden Ein- und Ausſchwärmen zufolge die Vermuthung aufſtellen, im Stocke ſelbſt ſei eine Revolution ausgebrochen, oder ein plötzlich drohendes Unwetter treibe Alles in wilder Haſt einher. Da fällt manch' böſes Wort, da drohen Püffe und Stöße, drunten im Stall, bis die Pferde angeſchirrt ſind, droben im Ankleidezimmer, bis die Herrſchaft in würdige Verfaſſung geſetzt iſt, um ſich bei Hofe ſehen zu laſſen; da kann es vorkommen, daß die Livree des Kutſchers ſchief zugeknöpft iſt, wenn er ſich auf den Bock ſchwingt, da kann es geſchehen, daß die Kammerjungfer der Excellenz zu einem meergrünen Kleide in der Eile eine blaue Schleife aufgeſteckt hat. Wehe ihr! Da kann das Gräßliche paſſiren, daß der Lakai hinten auf dem Wagen einen Strumpf verkehrt anzieht, oder ſogar die Achſelſchnüre der neuen Gallalivree vergißt. — Aber da iſt keine Zeit zum Umwechſeln und Aendern, der Wagen raſſelt vor das Haus, Fächer und Handſchuhe werden hinein geboten, oft auch ein vergeſſenes Ordensband oder der Degen. Man hat kaum Zeit, das gewöhnliche Geſicht für die großen Feierlichkeiten zu machen: etwas offizielle Angſt mit Ueberraſchung; man denkt dies und das, man combinirt und möchte dem Wagen, der ſehr langſam zu gehen ſcheint, nachhelfen.

Der Kutſcher auf dem Bock ſitzt weder ſchief noch nach-

läſſig, er hält die Zügel feſt und ſtramm, wartet er doch nicht einmal, bis der Lakai ruft: Nach dem Schloſſe! ſondern kaum hört er, wie der Wagenſchlag zufällt, als auch ſchon ein energiſcher Zungenſchlag die Pferde dahinſchießen läßt. Er lenkt ſie finſter und dabei nach allen Seiten umſchauend, ob nicht eine andere herrſchaftliche Equipage aus irgend einer Seitenſtraße herausraſſeln wird, um den thörichten Verſuch zu machen, ihm den Vorrang abzulaufen. Dabei wirft er zuweilen einen Blick auf die Thurmuhr, bei der er vorüberfährt und ſpart auch einen leichten Peitſchenhieb nicht, um den Trab der beiden Pferde zu beſchleunigen.

Der Lakai hinten auf ſchaukelt heute nicht, leicht, bequem und graziös an den Riemen hängend; er hat ſich auf die Fußſpitzen erhoben, und wenn man ſo ſieht, wie er beinahe krampfhaft den Hals vorſtreckt, und über dem Dache des Coupé weg ſtarr nach dem Schloſſe blickt, wohin ſich eine unzählige Menge wild gewordener Equipagen begibt, und wenn man dabei bemerkt, wie er zu gleicher Zeit mit den Armen rudert, ſo könnte man glauben, er wolle durch dieſe Bewegung den Lauf des Wagens beſchleunigen. Die Rampe hinauf geht es in einem kurzen Galopp, oben aber muß man einen Augenblick halten, weil ſchon eine ziemliche Wagenreihe daſteht, die langweilig File macht, und Schritt für Schritt vorrückt, bis jede Equipage ſich ihres koſtbaren Inhalts entledigt hat. Die Wagenthüren fliegen zu, daß einem die Schlöſſer leid thun, nachdem die Lakaien

Mäntel und Shawls ſo haſtig von den Sitzen geriſſen, daß man ſich wundert, wie nur eine Spitze oder ein Sammetbeſatz ganz bleiben kann.

Es iſt aber auch keine Kleinigkeit, welche den geſammten Hofſtaat ſo plötzlich in Alarm bringt und nach dem Schloſſe ſprengt. Die lang erwartete Stunde Ihrer Hoheit der Frau Herzogin iſt endlich gekommen, die Aerzte haben ſich um ſechs Uhr in der Frühe verſammelt, die oberſten Hof-Chargen ſind ſeit acht Uhr vollſtändig bei einander, ſprechend und flüſternd, und machen unendlich lange Geſichter. Alle ſpazieren auf den Zehen paarweiſe im Zimmer auf und ab, den Federhut vor den Bauch gedrückt, mit hoch emporgezogenen Augbrauen, und ſo oft einer der dienſtthuenden Kammerherren eilfertig durch das Vorzimmer ſtolpert, — bei wichtigen Veranlaſſungen pflegen die Kammerherren im übermäßigen Dienſteifer zu ſtolpern — ſo drücken die Excellenzen den Federhut feſter an den Leib und es iſt ihnen ſelbſt äußerſt ſeltſam zu Muth.

Das ganze Schloß befindet ſich in einer ſehr erklärlichen Aufregung; der Chef der Küche macht ein äußerſt wichtiges Geſicht, denn an ſeinem Wirken hängt in der nächſten Zeit das Wohl des Staates. Er iſt ein übermäßig wohlbeleibter Mann, welche Naturgabe einen ſehr vorwitzigen Küchenjungen im Zuſammenhange mit dem außergewöhnlichen Leben und Treiben zu einer ſehr unpaſſenden Bemerkung Veranlaſſung gab; in Folge derſelben brachte der

Oberloch eine tüchtige Ohrfeige zur Welt, welche dem kleinen, weiß gekleideten Spötter keinen ſchlechten Schmerz verurſachte. - Die Portiers ziehen ſehr wichtig, aber geräuſchlos ihre Stöcke an; alle Lakaien, ſelbſt im entgegengeſetzten Flügel von dem, welchen die Herzogin bewohnt, halten die Hand vor den Mund, wenn ſie ſprechen, die Kammerdiener du jour haben Mienen à deux mains, ebenſo zum Lachen wie zum Weinen geneigt.

Unterdeſſen rauſcht es die Treppen hinauf in Sammet und Seide, man begrüßt ſich mit kurzen Worten, man eilt bei einander vorbei, um frühzeitig in den Empfangſaal zu kommen, wo ſich der Hofmarſchall, ſowie die Oberſthofmeiſterin Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin Eliſe befindet, um die Herren und Damen vom Hofe zu empfangen, Beide ſteif und förmlich, ernſt, faſt trübe, wie der Sonnabend vor Oſtern, mit einer Rückerinnerung an die vergangene ſtille Zeit und einem Vorgefühl der luſtigen heitern Tage, die beginnen werden mit dem Klang der Glocken.

Begreiflicher Weiſe bilden ſich hier oben im großen Saale die verſchiedenartigſten Gruppen; alte Excellenzen erinnern ſich noch ganz genau des Tages, wo der nun ſchon höchſtſelige Herzog das Licht der Welt erblickte; es war das an einem Sonntagmorgen geweſen, es regnete unaufhörlich, bei den Freudenſchüſſen wollten die Kanonen nicht losgehen, und die Amme des allerhöchſten Kindes hatte die Unvorſichtigkeit begangen, daſſelbe dem durchlauch-

tigſten Vater in ſchwarzen Schuhen zu präſentiren, d. h. ſie, die Amme, hatte ſchwarze Schuhe, was den kleinen Prinzen anbelangte, ſo waren ſeine charmanten herzoglichen Füßchen in goldgeſtickte Windeln eingeſchlagen. — „Ach! dieſe Windeln!“ ſeufzte eine bejahrte Hofdame, „ich erinnere mich ganz genau, wie meine ſelige Mutter an einer derſelben geſtickt.“

„O das iſt ja durchaus unmöglich,“ ſchmeichelte die alte Excellenz, obgleich man wohl wußte, daß die Hofdame ſelbſt, was Zeit und Alter anbelangt, ganz gut eine der Windeln hätte ſticken können.

Aehnliche Windelgeſpräche und was darum und daran hängt, wurden von den jüngeren Hofdamen und Ehrenfräulein nur geführt, wenn ſich kein männlicher Lauſcher in der Nähe befand, ſo bald ſich irgend ein Kammerherr oder ſonſt etwas der Art näherte, ging das Geſpräch ohne einen gehörigen Uebergang auf's Wetter über, auf das Theater, oder auf ſonſt einen unſchuldigen und geringfügigen Gegenſtand.

Neben dieſen einzelnen Gruppen, die im ganzen Saale zerſtreut waren, bemerkte ein kundiges Auge auch noch zwei ſtreng geſchiedene Hauptlager: die Partei des Regenten und die Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin. Die nächſte Stunde mußte für dieſe beiden Parteien eine wichtige Entſcheidung bringen; die eine Wagſchale ſank, die andere ſtieg hoch empor. — Die Herzogin werde ſicher eine Prinzeſſin haben,

hatten alte kundige Damen versichert, die in ähnlichen Angelegenheiten Routine genug hatten, um durch allerlei kleine Umstände eine solche Ansicht begründen zu können. „Ja, eine Tochter — gewiß eine Prinzessin!“ hörte man vielfach im Saale flüstern, und das gab denen von der Partei der Prinzessin jedesmal einen Stich ins Herz. In dem Falle hatten sie nichts zu hoffen, Alles zu verlieren; in dem Falle hörte die Regentschaft auf, und der Regent trat in die Rechte und Titel des regierenden Herzogs des Landes. Daß er alsdann Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise den freundlichen Rath ertheilen würde, mit der verwittweten Frau Herzogin Eschenburg zu bewohnen, daran zweifelten die Anhänger des Regenten durchaus nicht; sie hofften es, während die von der Partei der Prinzessin leise flüsternd eine solche Möglichkeit als Befürchtung aussprachen.

Es war für einen unparteiischen Beobachter ganz amusant, die Haltung dieser beiden Lager zu sehen; die Siegeshoffnung der einen drückte sich durch freudige Mienen aus, durch halblautes Lachen, durch sehr excentrische Bewegungen mit den Fächern; die andere Partei lachte nicht, sondern sie lächelte nur, doch hatte dieses Lächeln etwas Forcirtes, fast Unheimliches, und wenn man draußen Schritte hörte, so wandten sich von dieser Seite des Saales mehrere Dutzend Augen sehr erwartungsvoll nach der Eingangsthür. Wir können dabei nicht verschweigen, daß einige schwache

Seelen von der Partei Ihrer Durchlaucht ins andere Lager hinüber ſchlichen, um dort, als ſei gar nichts vorgefallen, ein harmloſes Geſpräch anzuknüpfen; doch las ſolch' ein Unglücklicher in den halbgeſchloſſenen Augen oder dem eigenthümlichen Lächeln irgend einer alten Excellenz oder in dem raſchen Fächerzuklappen einer entrüſteten Hofdame das verhängnißvolle „Zu ſpät!" und verſtand genau, was es heißen ſollte, wenn in ſeiner Nachbarſchaft, ſcheinbar ohne Beziehung auf ihn, irgend Jemand ſagte: **Ah! c'est trop fort!**

Freilich gab es unter dem Hofſtaat einige Privilegirte, die entweder dem Treiben beider Parteien fern geblieben waren, oder die man bei der einen oder bei der andern ſo hoch in Gunſt ſtehend glaubte, daß Niemand es wagte, ſo bevorzugte Perſonen mit einem ſchiefen Blicke anzuſehen, ſondern daß Alle für dieſe ein angenehmes Wort, ein freundliches Lächeln hatten.

Hierzu gehörte auch Major von Fernow, der, ſchon früh im Schloſſe anweſend, mit dem Hofmarſchall und der Oberſthofmeiſterin ſo zu ſagen die Honneurs gemacht hatte. Während Alles in geſpannter Erwartung harrte, trieb er ſich ſcheinbar zweck- und planlos zwiſchen den plaudernden Gruppen beider Parteien umher, doch wenn er auch hie und da eine Converſation anknüpfte, ſo bemerkten ſeine genauen Bekannten wohl, daß er zerſtreut ſei und für Antworten, die man ihm gab, nur ein halbes Ohr habe. Auch machte er ſich viel an der Seite der Fenſter, von wo er

den Schloßplatz überſehen konnte, zu ſchaffen und blickte zuweilen mit geſpannter Aufmerkſamkeit dort hinab. Endlich ſchien das zu kommen, was er erwartete. Es fuhr ein Wagen die Rampe hinauf und hielt unter dem Hauptportal. Herr von Fernow dirigirte ſich gegen die Eingangsthür des Saales, und als hier gleich darauf Baron von Wenden eintrat, faßte der Major deſſen Arm und ging ſo langſam als möglich, um kein Aufſehen zu erregen, zwiſchen den Umherſtehenden durch bis nach einer der Fenſterniſchen, wo er den Freund in die hinterſte Ecke zog und ungeduldig ſagte: „Nun, was bringſt du? Du biſt lange genug ausgeblieben.“

„Möglich, daß es dir lange vorgekommen iſt,“ verſetzte der Kammerherr, „für mich war es auch kein kurzweiliges Geſchäft, aber ich habe gethan, was eine menſchliche Zunge und acht Pferdebeine zu thun im Stande ſind. Puh!“ damit blies er wie echauffirt von ſich und fächelte mit ſeinem Uniformshute ſich einige Kühlung zu.

„Du haſt ihn alſo nicht getroffen?“

„O ja, ich traf ihn, aber erſt nach mehrmaligem Hin- und Herfahren. Zu Hauſe hieß es, er ſei vor einer Viertelſtunde weggefahren, nach Warrens Hôtel, wo Graf Hochberg wohnte. Ich eilte dorthin, was die Pferde laufen konnten. Vor dem Hauſe ſtand der Reiſewagen des Grafen, die Bedienten packten emſig auf, antworteten mir aber auf meine Frage, beide Herren, der Graf, ſowie Se. Excellenz

ſeien vor einer Viertelſtunde nach des Letzteren Wohnung zurückgefahren. — Wer weiß, wo ſie ſich unterwegs aufgehalten. Nun gut, ich fahre dorthin zurück. — Niemand da, verſichert mich der Kammerdiener des Barons, wobei er die Achſeln bis an die Ohren emporzieht. Du kennſt nun mein unverwüſtliches Phlegma bei ſolchen Angelegenheiten. Ich ſage alſo dem Kammerdiener: gut, wenn Niemand da iſt, ſo werde ich mir erlauben zu warten bis Jemand kommt. Man führt mich in den Salon und ich ſetze mich in einen Fauteuil und ſtelle Betrachtungen an über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen."

„Gewiß ſehr ſchöne Betrachtungen!" entgegnete der Major ungeduldig, „die du mir ſpäter hoffentlich nicht vorenthalten wirſt. Aber ſpäter, ſpäter!"

„Wenn wir wieder zuſammen Dienſt im Vorzimmer haben," lachte der Kammerherr. „O du Narr des Glücks! — Da ſitz' ich alſo eine Weile, und um zu zeigen, daß ich durchaus keine Eile habe, richte ich mich ſo häuslich wie möglich ein; ich nehme eine Zeitung und fange ſorgfältig bei den telegraphiſchen Depeſchen an."

„Weiter! Weiter!"

„Den Teufel auch! Treib' mich nicht ſo. Was ich dir hier nur in der Kürze erzähle, hat mich wahrhaftig viel länger aufgehalten."

„Das glaube ich dir gern," erwiderte der Major,

unmuthig den Kopf ſchüttelnd, „und ich will dir heute Abend ſtill halten, ſechs Stunden meinetwegen. Aber bedenke doch, daß ich wiſſen muß, woran ich bin und daß wir jeden Augenblick unterbrochen werden können.“

„Bah! Sind wir wirklich ſchon ſo nahe dabei?“

„Da ſchau hinüber an den alten Schloßflügel,“ antwortete Herr von Fernow. „Siehſt du dort am offenen Fenſter den Grafen Schuler, bemerkſt du wohl, wie der Hofchirurg jeden Augenblick rapportirt? Ich glaube wahrhaftig, er ſchickt ſich an, ein Zeichen zu geben.“

„Nun, und was für ein Zeichen?“

„Das hängt von der nächſten Viertelſtunde ab. Haben wir eine Prinzeſſin, ſo ſchwingt er ein weißes Tuch, haben wir einen Prinzen ein rothes. Hinter dem Schloßplatz erheben ſich ſodann augenblicklich Raketen und ein paar Sekunden darauf verkünden die Batterien vor dem Thore der Reſidenz dieſen Augenblick des Glücks. — Alſo bitt' ich dich — beeile deinen Bericht.“

„Meinetwegen. Nachdem ich alſo eine gute Weile gewartet und — notabene! — keinen Wagen anfahren gehört, meldet der Kammerdiener, Se. Excellenz ſeien zurück. Se. Excellenz erſchienen auch gleich darauf im Salon, ſahen aber ſehr ermüdet und abgeſpannt aus.“

„Nun?“ fragte eifrig der Major. „Und warum hat er geſtern nicht zu mir geſchickt, wie er verſprochen?“

„Er hätte geſchickt," entgegnete der Kammerherr mit einem höhniſchen Lächeln, „du ſeiſt nicht zu finden geweſen."

„Eine infame Lüge!" rief ſo heftig der Major, daß ſich ein paar naheſtehende Hofdamen erſtaunt umwandten und Herr von Wenden ſeinem Freunde ein Zeichen des Schweigens machte.

„Das muß mich empören," fuhr dieſer fort. „Ich war bis nach vier Uhr zu Haus und habe darauf ſchriftlich hinterlaſſen, wo ich bis zu meiner Zurückkunft zu finden ſei. — Doch was ereifere ich mich! Und warum war er nicht zu finden, als ich ihm nach zwei Uhr Botſchaft ſchickte?"

„Da du gefehlt habeſt," antwortete der Kammerherr achſelzuckend, „ſo habe auch er ſich nicht für verpflichtet gehalten, zu Hauſe zu bleiben."

„Gut, gut! Und dann ſprachſt du?"

„Wie Cicero," entgegnete der Kammerherr mit entſchiedenem Tone und erhobenem Kopfe. „Eigentlich nicht wie Cicero, ſondern ich faßte mich ſehr kurz und richtete ihm in gedrängten Worten meine Botſchaft aus."

„Und er nahm Alles an?"

„Alles."

„Heute Abend?"

„Um fünf Uhr hinter dem Park."

„Gott sei Dank," erwiderte rasch der Major, „so werden wir diese Angelegenheit abmachen. Wenn es dir recht ist, speisen wir um drei Uhr, und bis dahin hast du vollkommen Zeit, Alles vorzubereiten."

„Versteht sich von selbst," sagte Herr von Wenden, „nur könnte der Fall eintreten, daß mich der Regent zu irgend etwas befiehlt. Du weißt," setzte er wichtig thuend hinzu, „meine Ungnade scheint vorüber, die Sonne leuchtet mir wieder. — Aber ich bin vergeßlich," unterbrach er sich selbst im rascheren Tone. „Nachdem ich deine Angelegenheit mit dem Baron Rigoll besorgt, übergab er mir dies Schreiben an den Regenten. Du weißt, ich habe ein immens richtiges Vorgefühl. Das Schreiben enthält Wichtiges. Auch bat mich Se. Excellenz um alter Freundschaft willen, es Sr. Hoheit so bald als möglich zu übergeben."

„Das ist eigenthümlich. Und sahst du den Grafen Hohenberg?"

Der Kammerherr schüttelte mit dem Kopfe. Dann sagte er: „Er war vermuthlich im Nebenzimmer, ließ sich aber nicht sehen."

„Und Baron Rigoll sprach nichts von der verfehlten Angelegenheit?"

„Nur ein paar Worte. Er bemerkte mir in seinem scharfen unangenehmen Tone und ungefähr in diesen Worten: Es ist bei Hofe das sonderbare Gerücht verbreitet worden,

als ſei Se. Durchlaucht, der Herzog Alfred von D. incognito in der Stadt. — Ich kann Sie verſichern, Herr Baron von Wenden, daß daran kein wahres Wort iſt."

„Avis au lecteur!"

„Allerdings. Und ich gab ihm mit einer tiefen Verbeugung zur Antwort: „Wenn mich Ew. Excellenz das verſichern, ſo muß ich es natürlicher Weiſe glauben." — Aber mein Lächeln, mit dem ich dieſen Satz begleitete, ſagte ihm genug.

„Ich fürchte," ſprach Herr von Fernow nachdenklich, „der Augenblick, in dem Baron Rigoll anfing, dieſe Angelegenheit zu betreiben, war für ihn kein Augenblick des Glücks."

„Ganz meine Anſicht," entgegnete der Kammerherr und ſetzte hinzu, indem er ſeinen Freund mit einem ſehr pfiffigen Geſichtsausdruck anſchaute: „Vielleicht war das für Andere ein Augenblick des Glücks."

„Das iſt nun einmal ſo in der Welt," meinte der Major und wandte ſich vom Fenſter ab, um auf das Gewühl des Hofſtaates im Saale zu blicken. „Die Wagſchalen des Glücks ſteigen auf und ab, und wenn eine Partei hinunter muß, ſteigt die andere vielleicht hinauf."

„Wenn nur wir bei der letzteren ſind," verſetzte lachend der Kammerherr. — — In dieſem Augenblicke hörte man ziemlich entfernt etwas wie das Ziſchen einer Rakete,

einer zweiten, einer dritten, und gleich darauf vernahm man einen dumpfen Kanonenschuß. — Wenn vom heiteren Himmel herab unzählige Blitze gefahren wären oder brennender Schwefel, flammendes Pech, oder wenn die Decke des Saales plötzlich gewankt hätte: die Aufregung unter dem Hofstaat hätte nicht größer sein können. Junge kräftige Ehrenfräulein erbleichten und erröthteten, und ältere Hofdamen hätten es vielleicht gerade so gemacht, wenn die Schminke dabei nicht ein kleines Hinderniß gewesen wäre. Doch wandten sich diese mit angehaltenem Athem dem Fenster zu; nervenstarke Naturen affectirten ein gleichgültiges Lächeln, während schwächliche Constitutionen eine Stuhllehne oder eine Tischecke suchten.

Bumm! — bumm! — bumm! — ging es draußen.

Schon bei dem ersten Schuße war alle Conversation mit einem Male abgebrochen; man hörte selbst nicht einmal das geringste Flüstern mehr, kein Zuklappen der Fächer, und wo zufälliger Weise bei einer unvorsichtigen Bewegung der schwere Seidenstoff des Kleides irgend einer Dame rauschte, da sah man ringsumher ein paar Dutzend unwilliger Augen, welche Ruhe geboten. — Kammerherren, die seit längerer Zeit alles Gefühl verlernt hatten, die selbst einem ungnädigen Blicke gegenüber so viel kaltes Blut behielten, um den Kopf sehr aufrecht zu tragen, den Hut mit Ostentation an der Seite zu halten und furchtlos in der dritten Position zu verharren, selbst dergleichen eiserne

Naturen fühlten eine gelinde Emotion. — Alte ergraute Generale, die ohne Herzklopfen im stärksten Geschützfeuer ausgehalten, und denen das wildeste Krachen rings umher gleichgültig war, fühlten jetzt jeden Schuß in ihren Nerven nachklingen. —

Bumm! — bumm! — bumm!

Bumm! — bumm! — bumm!

Schon der sechszehnte Schuß. Beim fünfundzwanzigsten war der entscheidende Moment. Wurde es nach diesem draußen stille, so hatte die Partei des Regenten alle Ursache, den Kopf hoch zu erheben, so war die der Prinzessin niedergeschmettert, vernichtet, gar nicht mehr vorhanden, — fertig.

Die Pause zwischen dem fünfundzwanzigsten und sechsundzwanzigsten Schusse mußte allen Anwesenden eine Ewigkeit dauern, sie war im Stande Ohnmachten hervorzubringen.

Man konnte beinahe die Herzen unter den Uniformen und unter den Roben der Damen schlagen hören. Fast athemlos standen die Gruppen da, mit weit aufgerissenen Augen, bleich und roth, um die Lippen ein bezeichnendes, krampfhaftes Lächeln. Manche Dame fühlte, daß sie doch etwas zu fest geschnürt sei; manche Excellenz fuhr sich mit der kalten Hand über die feuchte Stirn.

Bumm! — bumm! — bumm! — bumm! — bumm! — bumm!

Der fünfundzwanzigſte! Die Spannung hatte einen verzweiflungsvollen Grad erreicht. Es drohten Convulſionen und Ohnmachten. Noch eine Sekunde und die Würfel waren gefallen.

„Bumm! — Der ſechsundzwanzigſte Schuß! — — — — — Die Herzogin hatte einen Prinzen geboren, dem Lande war ein Thronerbe geſchenkt. — — — —

War es keine Täuſchung, war nicht eins der Geſchütze unvorſichtiger Weiſe losgegangen? Hatte ſich der commandirende Artillerieoffizier nicht verzählt? — Nein! nein! jubelte die Partei der Prinzeſſin, er hat ſich nicht verzählt; horch! das Glück verheißende Schießen dauert fort:

Bumm! — bumm! — bumm!

Wer mag jetzt noch zählen? Weder Die, welche in der Geburt eines Prinzen ihr Heil erblickten, noch die Andern, welche mit langen Geſichtern drein ſchauten. Als es aber gewiß war, daß ein Prinz geboren ſei, denn die Kanonen erzählten das fort und fort der aufhorchenden Reſidenz, da fing auch die Converſation in dem Saale lebhafter als je wieder an. Wohl hatte man bei dem ſechsundzwanzigſten Schuß ein paar gelinde Aufſchreie vernommen, hatte auch einige Damen wanken, und vor dem Umfallen nur durch die bereitwillig geöffneten Arme nebenſtehender Herren bewahrt geſehen; doch verſchwanden dieſe Zeichen getäuſchter Hoffnung in dem lauten Jubel der Gratulationen, mit der

namentlich die Partei der Prinzessin sich gegenseitig überschüttete. Auch das andere Lager machte gute Miene zum bösen Spiel; hielt doch der Regent nach wie vor das Scepter in seiner Hand und waren achtzehn Jahre bis zur Großjährigkeit des Neugeborenen eine lange Zeit. Freilich hatte sich die verwittwete Herzogin und somit auch deren Schwester, die Prinzessin Elise, zu neuerer und größerer Wichtigkeit erhoben, und da Ihre Durchlaucht bekannt dafür war, einen Schein von Recht, den sie hatte, in das vollgültigste Recht zu verwandeln, so konnte ihre Partei immerhin die Köpfe aufrichten und mit einem etwas übermüthigen Lächeln ins andere Lager hinüber blicken.

Schon lange hatten die Kanonen draußen geschwiegen, und noch immer nicht kam aus den Gemächern der Herzogin eine offizielle Bestätigung der Geburt des Thronerben. Aeltere Staatsdamen und ergrauete Kammerherren fingen an leicht die Köpfe zu schütteln und prophezeiten den zunächst Stehenden irgend etwas Unvorhergesehenes, etwas Mißliches, das drüben vorgefallen. Und in der That, sie mochten Recht haben. Einzelne Neugierige, die sich an der Thür befanden und verstohlen in die angrenzenden Zimmer lauschten, erzählten ebenfalls flüsternd von einem seltsamen Rennen und Laufen der Bedienten, und Einer wollte den alten Kindermann gesehen haben, wie er in dem geheimen Corridor verschwunden war, der zu dem Appartement des Regenten führte, aber nicht den ewig lächelnden Kindermann,

wie ihn der ganze Hof kannte, sondern Kindermann mit einem ernsten, fast melancholischen Gesichtsausdruck.

So wie heute war die Erwartung des Hofstaates noch nie auf die Folter gespannt worden; man fing in ganz vertrauten Kreisen an, dies sonderbar, ja absurd zu finden; man hatte wenigstens so viel Rücksicht ansprechen zu können geglaubt, um irgend einen Bericht zu erhalten, eine Botschaft von dem, was auf dem andren Flügel vorgefallen war; man begann die Köpfe zu schütteln, bedeutsam die Schultern in die Höhe zu ziehen, und die Conversation war nahe daran, aus allgemeiner Aufregung wieder vollkommen einzuschlafen, als man bemerkte, wie die Kammerherren du jour an der Hauptthüre des Saals mit einem Male Mienen machten, welche deutlich etwas Außergewöhnliches anzeigten. Sie erhoben ihre Köpfe, rückten verstohlen die weiße Halsbinde in die Höhe und wandten sich mit einer halben Wendung gegen die Thür. Ihr außerordentlich feines Gehör hatte draußen Schritte vernommen. Jetzt legten sie ihre Hände an die nicht ganz geschlossenen Thürflügel, jetzt flogen diese auf, und im zweiten der anstoßenden Säle bemerkte man den Regenten, wie er kam, — endlich, endlich! Zu seiner linken Seite ging die Prinzessin Elise, hinter Beiden die Staats- und Hofdamen, dann folgten der erste Adjutant Sr. Hoheit, die obersten Hofchargen, die Minister und ein paar Kammerherren.

Im Empfangsaale vernahm man ringsum das gewisse

Räuspern, mit welchem man sich auf etwas ganz Außerordentliches vorbereitet. Die Herren zogen ihre Uniformsfräcke hinab, die Damen warfen einen prüfenden Blick auf ihre Toiletten, und als nun der Regent im Saale erschien, wehte eine einzige Verbeugung, rauschte ein einziger tiefer Knix durch den weiten Saal. Es lag etwas Düsteres im Blicke des Herzogs, welches Alle deutlich bemerkten, bei denen er vorüberschritt, um am Ende des Saals ein paar Stufen auf die Estrade zu steigen, wo unter roth sammtnem Baldachin ein vergoldeter Sessel stand.

Für die Partei der Prinzessin wäre die düstere Miene des Regenten ein gutes Vorzeichen weiter gewesen, wenn man nicht auf dem Gesichte Ihrer Durchlaucht ebenfalls einen tiefen Ernst bemerkt hätte. Ja, kundige Blicke wollten in den Augen derselben Spuren von Thränen bemerken.

Der Regent führte die Prinzessin an der Hand die Stufen hinauf und als er sie auf dem Sessel niedersitzen ließ, hörte man ein ganz leises Murmeln der Verwunderung. Er selbst stand aufrecht auf der obersten Stufe, hatte die Hand auf die Rückenlehne des vergoldeten Stuhles gelegt und sprach mit lauter und fester Stimme, nachdem er einen Blick auf die Versammlung geworfen: „Der von uns Allen, die wir hier versammelt sind, sowie von dem ganzen Lande längst ersehnte und erwartete Augenblick ist eingetreten. Leider aber ist es kein Augenblick des Glücks gewesen. Der Himmel, der unsere Geschicke lenkt, der uns

nach seiner weisen Einsicht Freuden und Leiden gibt, hat es für gut befunden, Beides zu gleicher Zeit auf uns herabzusenden. Unsere erhabene Nichte, die verwittwete Herzogin dieses Landes genoß nur eine kurze Zeit des Glückes, einen Erben des Thrones in ihre Arme zu schließen. Gott hat es gewollt, daß die Stunde der Geburt des Prinzen zugleich die Stunde seines Todes war."

Als der Regent so sprach, barg die Prinzessin ihr Gesicht ein paar Augenblicke in beide Hände, und in der Versammlung, welche in der größten Spannung diesen Worten gelauscht, herrschte ein tiefes Schweigen.

Nach einer kleinen Pause fuhr Se. Hoheit fort: „Durch diesen traurigen Fall ward nach der Verfassung des Landes und den Familienstatuten Unseres Hauses der Thron erledigt und die Herzogskrone ging nach denselben Gesetzen auf den nächststehenden männlichen Anverwandten des höchstseligen Herzogs, also auf mich über. — — Weder Ihnen, die Unserem Hause bisher in Liebe und Treue zugethan waren, noch den übrigen Unterthanen des Landes bin ich ein Unbekannter, ein Fremder. Meine Art zu handeln und zu wirken wird die gleiche bleiben, und wie ich Jedem ein gnädiger und gerechter Herr sein werde, so erwarte ich auch, daß die Anhänglichkeit, die Liebe und Treue, die man bisher dem Regenten bewiesen, nun auf den regierenden Herzog übertragen werde."

Es ist unmöglich, die Bewegung zu schildern, welche

nach dieſer Rede in der Verſammlung entſtanden, eine Bewegung, die ſich weniger durch Worte als durch Mienen und Geberden kund gab. Wo waren die hochfliegenden Hoffnungen geblieben, mit welchen die Partei der Prinzeſſin die Geburt eines Thronerben begrüßt hatte! Mit dem Tode des kleinen Prinzen hörte dieſe Partei auf zu ſein; ſie hatte nichts mehr zu hoffen, vielleicht Alles zu fürchten. Ein tiefes Schweigen herrſchte auf dieſer Seite des Saales, und die Blicke, mit denen man ſich anſah, ſprachen beredter als tauſend Ausrufungen. Auch die Anhänger des Regenten, obgleich ſie ſtolz und freudig um ſich blickten, waren doch von dem eben Gehörten, von ihrem Glücke ſo überraſcht und berauſcht, daß kein lauter Ausruf über ihre Lippen kam; man lächelte einander nur verſtohlen zu, man drückte ſich im Geheimen die Hände. Und dann ſchaute wieder Alles erwartungsvoll zum Herzog empor, der ſich einen Augenblick zur Prinzeſſin niedergebeugt und ihre rechte Hand ergriffen hatte, die er langſam an ſeine Lippen drückte. Darauf richtete er ſich wieder empor und ein leiſes, kaum bemerkliches Lächeln flog über ſeine Züge, als er abermals die faſt athemlos daſtehende Verſammlung überblickte. — „In dieſem für mich ſo feierlichen Moment,“ ſprach er, „wo mir der Himmel ſo viel gegeben, kann ich nicht umhin, Sie, meine Lieben und Getreuen, von einem größeren Glücke zu benachrichtigen, das mir zu Theil geworden. — Unſere durchlauchtige Nichte, die Prinzeſſin

Elise, hat eingewilligt, mir ihre Hand zu reichen, und indem ich diese theure Hand hiermit ergreife, nenne ich die Prinzessin öffentlich meine liebe Braut und empfehle meine zukünftige Gemahlin gleich mir nochmals Ihrer Treue und Liebe."

Dies war nun ein Augenblick des Glücks, ungefähr jenem vergleichbar, wenn die feindlichen Brüder von Messina endlich einander in den Armen liegen und die beiden getrennten Chöre, hingerissen von diesem frohen Ereigniß, auf einander zustürzen, sich die Hände reichen, und mit leuchtenden Blicken und innigen Worten geloben, daß fernerhin alle Feindschaft aufhören werde, kein Groll, kein Haß mehr bestehen soll. Man schien absichtlich seine eifrigsten Widersacher aufzusuchen, man reichte seine Hände den bis zu dieser Stunde erbittertsten Gegnern. Es kamen unglaubliche Umarmungen vor, man sah mehr als Ein Paar feindlicher Brüder sich die liebenswürdigsten Dinge sagen, ja man sah Thränen in Augen und Lächeln auf Lippen, wo diese beiden Artikel seit langen Jahren ganz außer Cours gekommen waren. — Aber all' die Ausrufungen, das Entzücken, die frohen Begrüßungen, das freudige Lachen, welche eine Partei für die andere hatte, vereinigten sich im nächsten Augenblicke gegen das glückliche Paar auf der Estrade, und als nun ein alter General, den Moment erfassend, ein Hoch auf den Herzog und die Herzogin ausbrachte, einigte sich Alles in diesem Spruch, und die Wände des

Saals hallten wieder von dem ſtürmiſchen Rufen, die draußen auf dem Platze und in den Straßen ein gewaltiges Echo fanden.

Der größte Theil der Bevölkerung war, angezogen durch die Kanonenſchüſſe, auf den Platz vor dem Schloſſe geeilt; wie ein Lauffeuer hatte ſich nicht nur die Nachricht von der Geburt des armen kleinen Prinzen, ſondern auch von deſſen Tode unter der Menge verbreitet, — ein Tod, der nun den allgemein verehrten Regenten zum Herzog machte. Tauſende von Stimmen verlangten ihn zu ſehen, und als er, dieſem donnernden Wunſche folgend, hinaustrat auf den großen Balkon des Schloſſes, zerriß ein unendlicher Jubelruf die Luft, in welchen ſich der Kanonendonner und das Läuten der Glocken miſchte.

Daß Freude und Leid in dieſem Leben ſich ſo oft berühren! — Die Thränen der verwittweten Herzogin floſſen auf die kalte bleiche Stirn ihres neugebornen Kindes, das nach wenigen Athemzügen und nach einem einzigen ſchmerzlichen Blick ſchon die Erde und ſeine Mutter verließ. Wohl hörte dieſe Kanonendonner und Glockengeläute; doch erregte es in ihr kein verbittertes Gefühl, im Gegentheil freute ſie ſich des Glückes ihrer Schweſter. Sie ließ ſich ein Blatt Papier reichen und ſchrieb darauf mit zitternder Hand: „Meine heißeſten und innigſten Wünſche, für das Wohl des Herzogs und das Glück meiner geliebten Schweſter.“

Ihr Kammerherr überbrachte dieſe Zeilen, und es war

die rührendste Huldigung, welche die beiden Glücklichen am heutigen Tage erhielten.

Die Angehörigen des Hofes, nachdem sie mit vollkommen angepaßten Mienen gratulirt, condolirt und wieder gratulirt, hatten das Schloß verlassen, und der Herzog befand sich mit der Prinzessin in deren Salon und in Gesellschaft des Fräulein von Ripperda, welche Ihre Durchlaucht jetzt herzlich in die Arme schloß, den Kopf auf deren Schultern legte und nun im Uebermaße des Glücks laut weinte.

Die Einzigen, die sich noch im Vorzimmer befanden, waren Major von Fernow und der Kammerherr von Wenden, welch' Letzterer seinem dem Baron Rigoll gegebenen Versprechen gemäß das Schreiben desselben in die Hände des Regenten legen wollte. „Du bist ja im Dienst," sagte er zu seinem Freunde, „und kannst dir schon erlauben, mich zu melden."

„Nicht gern," entgegnete dieser; „es ist das ein delicater Augenblick, und ich muß mich am allermeisten in Acht nehmen, etwas zu thun, was nur einen Schein von Indiscretion an sich hätte. Wahrhaftig, lieber Wenden, in diesem Falle muß ich mich selbst vorher melden lassen, allein ich will dann recht gern für dich das Gleiche thun."

Daß der gute Major begierig eine passende Gelegenheit suchte, in den Salon eintreten zu dürfen, wo sich ja

auch Helene befand, brauchen wir dem geneigten Leſer eigentlich nicht zu ſagen. Es war ihm darum Alles daran gelegen, Jemand zu finden, dem er mit Anſtand eine Meldung übertragen konnte. Ja, er hätte ſich am Ende mit einem ganz gewöhnlichen Lakaien begnügt, wenn nicht in dieſem Augenblicke Herr Kindermann vom Corridor in den Saal getreten wäre, in der Abſicht, ſich zum Regenten zu begeben.

Der alte Herr hatte ſeine vorige melancholiſche Miene abgeſtreift und ſein Geſicht ſtrahlte von einem außerordentlichen Vergnügen; ja, ſein Lächeln gab einen ſolchen Glanz von ſich, daß ſich ein gleiches auf dem Geſichte des Majors entzündete, der dem würdigen Kammerdiener freundlich die Hand reichte und ihm darauf ſagte, daß er ſo wie Herr von Wenden Seine Hoheit einen Moment ſprechen müßten, und ihn bäten, die Meldung zu übernehmen. Da Herr Kindermann ſeinem Schützling, wie er den Adjutanten nannte, außerordentlich wohl wollte, auch wohl wußte, daß er in demſelben dem Herrn keine unangenehme Perſönlichkeit melde, ſo entgegnete er mit einer tiefen Verbeugung: er ſchätze ſich glücklich, dem Herrn Major dienen zu können, und verſchwand darauf mit einem wohlwollenden Blick im Salon der Prinzeſſin.

Die tiefe Verbeugung des Herrn Kindermann, ſowie überhaupt das unterwürfige Weſen, welches er ſoeben dem Adjutanten Sr. Hoheit bezeigt, wurde durch die Anweſen-

heit des Herrn von Wenden hervorgerufen. Denn wenn wir auch wissen, daß der Major und der Kammerdiener im Kabinete des Letzteren viel unbefangener, ja freundschaftlicher mit einander sprachen, so war doch Herr Kindermann viel zu sehr ein Mann von Welt, um nicht vor den Augen eben dieser Welt auf's allerdeutlichste den Rangunterschied zwischen dem Adjutanten Sr. Hoheit und sich, dem Kammerdiener, zu zeigen.

Jetzt erschien der alte Herr wieder in der Thür des Kabinets, verbeugte sich abermals tief und sagte mit einer bezeichnenden Handbewegung nach dem Salon: „Herr Major von Fernow!" — Als sich der Gerufene eilig näherte, und dicht bei dem Kammerdiener war, fuhr dieser mit einem leichten Seufzer flüsternd fort: „Ach, Herr Major, ich wünschte, daß Ihr hochseliger Herr Papa noch lebte!"

„Und warum, Freund Kindermann?"

„Der Regent — — ich wollte sagen des Herrn Herzogs Hoheit" verbesserte sich der Kammerdiener, „ist Ihnen sehr wohl geneigt. Wenn mich nicht Alles trügt, müssen Sie eine außerordentliche Carriere machen."

„Dieser Glaube kommt aus Ihrer Freundschaft für mich, lieber Herr Kindermann. Doch freut es mich in der That, wenn Sie die Idee haben, daß ich zu was Gutem ausersehen sei."

„In wenigen Jahren Excellenz," sprach Herr Kinder-

mann mit einer so wichtigen Miene, daß sie fast komisch aussah, während der Adjutant in den Salon trat.

Nach einigen Augenblicken erschien Fernow wieder, winkte dem Kammerherrn und ließ ihn eintreten, während er selbst draußen bei dem Kammerdiener blieb.

Herr Kindermann hatte verstohlen eine Prise genommen, dann sanft auf die Halsbinde geklopft, um jedes Stäubchen zu entfernen, worauf er sich die Hände rieb und mild lächelnd sagte: „Wer hätte das Alles vor drei Tagen gedacht! Was hat sich hier auf einmal verändert!"

„So viel," entgegnete Herr von Fernow, „daß man es kaum fassen kann. So sehr mich auch die wichtigen Veränderungen bei Hof erfreuen, so bin ich doch Egoist genug, um vor Allem daran zu denken, wie sich meine Stellung in kurzer Zeit umgewandelt hat. Denken Sie noch an jenen Abend, als ich im Vorzimmer war, und da Sie zufällig abwesend waren, dem Rufe der Klingel folgte und in das Kabinet des Regenten trat?" —

„Ob ich mich daran erinnere!" versetzte Herr Kindermann, indem er sanft mit dem Kopfe nickte. „Mancher an Ihrer Stelle, Sie selbst vielleicht zu andern Zeiten hätten gedacht: was geht das mich an? Sie wären ruhig ihrer Wege gegangen und hätten einen Augenblick verpaßt, an dem vielleicht Ihr ganzes künftiges Schicksal hängt."

„Ja, — ein wichtiger Moment," sprach nachdenkend der Adjutant. — „Mein Freund Wenden würde sagen: —" —

„Das war ein Augenblick des Glücks," rief Herr von Wenden in der That, als er im gleichen Momente hastig und freudestrahlend aus dem Salon der Prinzessin trat. „Ah! das hat wohlgethan. Ich versichere dich, Fernow, Seine Hoheit ist von einer Gnade, einer Güte, einer Milde, — und die Prinzessin ein wahrer Engel, liebenswürdig wie immer, und dabei sanft wie nie," setzte er mit leiserer Stimme hinzu, fuhr aber gleich darauf in lauterem Tone fort, als er bemerkte, wie ihn der Adjutant lächelnd und fragend anblickte, wobei er sich übrigens ein klein wenig in die Brust warf: „Seine Hoheit der Herzog haben sich freundlich erinnert, mit welch musterhafter Geduld ich meine Krankheit ertragen. Und Ihre Durchlaucht die Prinzessin haben nicht vergessen, wie bereitwillig ich jeder Zeit war, in ihrem Dienste zu wirken. — Ich bin zum Legationsrath ernannt und werde noch heute nach dem Hofe von B. abreisen, auf meine Anzeigen eine einfache Condolation und eine doppelte Gratulation in Empfang nehmen."

„Nun, da können dir zwei Orden nicht fehlen," meinte lachend Herr von Fernow, indem er dem Freunde die Hand schüttelte. „Daß du meine besten Glückwünsche hast, brauche ich dir nicht zu sagen."

„Auch ich erlaube mir, dem Herrn Legationsrath geziemend zu gratuliren," sagte Herr Kindermann mit einer ehrwürdigen Verbeugung, mit einem steifen Lächeln, welches sich aber in freundliches Schmunzeln verwandelte, als der

Kammerherr im Uebermaße des Glücks ſeine Hand ergriff, und ſie freundlich drückte. Hierauf zog ſich der alte Herr zurück, und als er ſich nach einer gemeſſenen Verbeugung umwandte und durch den Saal dahin ſchritt, blickte ihm der Major von Fernow nach und ſprach zu ſeinem Freunde: „Das iſt bei all ſeinen Eigenheiten ein braver Mann, und es iſt ein Glück, daß ein wohlwollender Charakter wie er, in der Nähe des Fürſten weilt. Alſo du reiſeſt heute Abend? Nun, hoffentlich nicht eher, bis unſere Geſchichte beendigt iſt.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt. — Doch ſtill, die Thüre öffnet ſich.“

Es war der Herzog ſelbſt, der unter den Portieren erſchien und nach dem Major von Fernow rief. Dieſer wußte nicht, warum ihm das Herz heftiger ſchlug, als er in den Salon trat.

Die Prinzeſſin ruhte in einem kleinen Fauteuil, und als der junge Offizier herein trat, blickte ſie nach ihm hin mit dem gewiſſen ſchalkhaften Lächeln, worin ſo oft eine ganz kleine, kleine Bosheit ſichtbar war. Diesmal aber war Güte und Freundlichkeit vorherrſchend, und ſie winkte verbindlich mit der Hand, als Herr von Fernow mit einer Verbeugung vor den Herzog trat. Neben dem Fauteuil der Prinzeſſin ſtand Helene von Ripperda, und blickte angelegentlich zum Fenſter hinaus.

„Das ist mein geheimer Bundesgenosse," sagte der Herzog zu den Damen, indem er auf den Major wies, der fast verlegen ein paar unzusammenhängende bescheidene Worte sprach, wie das bei solchen Gelegenheiten wohl vorkommen kann. „Nein, nein," fuhr Seine Hoheit fort, „die Wahrheit muß ich sagen, Fernow hat mir aufrichtig und treu gedient."

„Und mich verrathen!" lachte die Prinzessin, „Fernow, das werde ich Ihnen nie vergeben."

„Allerdings, Ew. Durchlaucht, es war ein kleiner Verrath, ich gestehe es, aber kein Mißbrauch des Vertrauens, denn man schenkte mir jener Seits kein Vertrauen. Und da mein Verrath für Alle so segensreiche Folgen gehabt hat, so wird er mir gewiß verziehen werden."

„Gewiß, lieber Fernow," sprach heiter der Herzog, „und ich habe Sie gerufen, um Ihnen vor allem Andern meinen Dank auszusprechen. — Apropos!" fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während er einen Brief, den er in der Hand hielt, geöffnet und wieder zusammengelegt hatte, „da hat mir Wenden ein Schreiben des Baron Rigoll übergeben. Nehmen Sie es, sehen Sie es durch, ich muß mit Ihnen darüber sprechen." Er reichte ihm das Papier, ehe es aber der Major ansehen konnte, machte der Herzog plötzlich eine Handbewegung gegen Fräulein von Ripperda und setzte mit lauter Stimme hinzu: „Halten Sie

einen Augenblick inne, Fernow. Fragen Sie vorher unſere ſchöne Helene, ob und wann ſie wünſcht Oberſtjägermeiſterin zu werden."

Der arme Major erſchrack faſt, als er den Regenten ſo reden hörte; er warf einen Blick auf Fräulein von Ripperda, die aber ihre Stellung durchaus nicht veränderte und etwas außerordentlich Intereſſantes auf dem Schloßplatze zu betrachten ſchien.

„Nun, wenn Sie nicht fragen wollen," fuhr Se. Hoheit lachend fort, „ſo leſen Sie das Schreiben des Baron Rigoll."

Herr von Fernow öffnete das Papier mit einer immer wachſenden Spannung. Er durchflog den Inhalt, und als er ihn überſehen, tanzten die Worte faſt vor ſeinen Augen herum. Nachdem er ſich einen Augenblick geſammelt, ſtürzte er auf den Regenten zu, ergriff deſſen Hand und drückte ſie trotz allem Widerſtreben an ſeine Lippen. Er war außer ſich; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gaukelten in glänzenden Bildern vor ſeiner entzückten Seele; er vergaß ſich ſoweit, daß er ſich ſtürmiſch Helene näherte, die zuſammenſchreckte bei dem Ton ſeiner Stimme, als er ihr die Frage that, die ihm der Herzog befohlen.

Um den geneigten Leſer nicht im Ungewiſſen zu laſſen, was den jungen Offizier ſo außer ſich brachte, wollen wir nicht verſchweigen, daß das Schreiben Sr. Excellenz des

Oberſtjägermeiſter, Baron von Rigoll, ein Entlaſſungsgeſuch enthielt, und daß der Herzog auf den Rand geſchrieben hatte:. „Angenommen, und wird das Oberſtjägermeiſter-Amt proviſoriſch dem Major von Fernow übertragen.“ — —

Welch ſüße Augenblicke des Glücks!

Achtzehntes Kapitel

beschließt vielleicht langweilig.

Wir könnten nun, theurer und geneigter Leser, noch viel merkwürdige und vielleicht auch interessante Dinge erzählen, von unerhörten Festlichkeiten, die bei Hofe vor sich gingen, von glänzenden Vermählungen, von Feuerwerken und Illuminationen. Doch sei es ferne von uns, deine Geduld mit Sachen zu ermüden, die in der jetzigen so sehr bewegten Zeit zu den Alltäglichkeiten gehören. Da wir von Vermählungen in der Mehrzahl sprechen, so ist selbstredend auch die des Herrn von Fernow mit Fräulein von Ripperda darunter begriffen, wodurch die Befürchtung, als habe das Duell des Majors mit dem Baron Rigoll ein blutiges Resultat geliefert, in sich selbst zerfällt. Indem wir dieses Duell, welches wirklich stattfand, nicht erzählen, entgeht uns allerdings der Vorwurf einer pikanten Schilderung: wir hätten der Wahrheit gemäß sagen können, daß gegen sieben Uhr an dem bezeichneten Abend Baron Rigoll an der Seite

des Grafen Hohenberg wohlbehalten die Reſidenz verließ, und hätten dadurch den geneigten Leſer in Schrecken verſetzen können, als ſei Herr von Fernow vielleicht gefährlich verwundet zurückgeblieben. Da es uns aber nie darum zu thun war, das Intereſſe auf unnatürliche oder künſtliche Art zu erregen, ſo ſagen wir nur der Wahrheit gemäß, daß als ein paar Kugeln ohne Erfolg gewechſelt waren, Baron Rigoll unter vollſtändiger Zurücknahme ſeiner beleidigenden Ausdrücke die Hand zur Verſöhnung bot.

Es war ein ſchöner prachtvoller Frühlingsabend, als der proviſoriſche Chef des Oberſtjägermeiſteramtes mit dem nunmehrigen Legationsrath von Wenden nach dem ſtattgehabten Rencontre zur Stadt zurückritt. Nicht nur Bäume, Sträucher und Blumen, ſondern auch Erde und Luft duftteten ordentlich vor Wonne unter ſo klarem ſchönem Himmel leben, ruhen und weben zu können. Vor dem Thore der Reſidenz fanden die beiden Reiter eine Equipage, den Reiſewagen des Barons, der für alle möglichen Fälle dorthin beordert war; glücklicher Weiſe aber hatte er keine Verwundeten aufzunehmen, weshalb dann nur der Baron Wenden, bei dem kleinen Wirthshauſe angekommen, wo der Wagen hielt, fröhlich aus dem Sattel ſprang, ſeinem Freunde die Hand reichte, der ihm herzlich dankte, und ſich dann von ſeinem Bedienten den warmen Mantel umgeben ließ, ehe er in den Wagen ſtieg.

„Wenn wir Alles vom richtigen Standpunkte betrachten,“

ſprach hierauf Herr von Wenden lachend zum Schlage heraus, „ſo bin ich doch eigentlich an deinem ganzen Glück Schuld, und wenn einiges Dankbarkeitsgefühl in dir wohnt, ſo haſt du nichts Schleunigeres zu thun als für Kinder und Kindeskinder jene Scene malen zu laſſen, wo ich dir — es iſt noch nicht ſo lange her — meine Theorie vom Augenblick des Glücks auseinanderſetzte.“

„Ja, ja,“ rief Major Fernow fröhlich, „und als Pendant der andere Augenblick des Glücks, wo ich beinahe in die Nothwendigkeit verſetzt worden wäre, dich im großen Audienzſaale des Schloſſes zu verhaften — alles Augenblicke des Glücks.“

„Nun, es hat beſſer geendet, als ich gehofft; wenn meine Miſſion vollkommen reuſſirt,“ ſetzte er mit großer Wichtigkeit hinzu, „und —“

„die Copien einiger der Sterne, die dort eben am Abendhimmel ſichtbar werden, auf deinem Fracke glänzen, ſo wirſt du mir zurückkommend ſagen: das Gefühl von einer ſchweren Krankheit zu geneſen, iſt ein außerordentlich angenehmes.“

„Aber eine ſolche Krankheit ſelbſt!“ ſeufzte der Kammerherr, während ſein Poſtillon in den Sattel kletterte, „die kann oftmals traurige Folgen haben.“

„Du erſchreckſt mich!“ rief Herr von Fernow in einigermaßen ironiſchem Tone und mit einem faſt ſpöttiſchen Lächeln, denn er wußte, was kommen würde. „Sollteſt du wirklich —“

„Ich nicht, aber ich befürchte, jenes arme junge Mädchen hat in ihrer Zuneigung für mich die Sache ernſthafter genommen, als mir lieb iſt.“

„Darüber kannſt du dich vollkommen beruhigen,“ entgegnete der Major, indem er ſich Mühe gab, nicht laut hinauszulachen. „Aus der allerbeſten Quelle weiß ich, daß ſie ſich über deinen Verluſt vollkommen getröſtet und im Begriff ſteht, ſich mit einer älteren Liebe zu verheirathen. Ich kann dich auch verſichern, daß ich mich der jungen Leute annehmen und alles Mögliche zu ihrem ferneren Fortkommen thun werde.“

Dieſes Verſprechen ſchien dem neuen Legationsrath eine Centnerlaſt vom Herzen zu nehmen, und es war in der That komiſch anzuſehen, wie er mit einer affektirten Rührung ſeine beiden Hände zum Wagenſchlag hinausſtreckte, um die Rechte des Freundes nochmals zu drücken.

„Nun aber mache, daß du fortkommſt!“ rief dieſer, „du ſollteſt ſchon um ſieben Uhr abreiſen, ich will deine Freundſchaft für mich nicht mißbrauchen. — Leb wohl!“

„Leb wohl, lieber Fernow! und denke mein bei deinem nächſten Augenblicke des Glücks.“

Dahin rollte der Wagen, der Major blickte ihm ein paar Minuten lang nach, dann wandte er ſein Pferd, nicht um nach der Stadt zurückzukehren, ſondern um in einem animirten Jagdgalopp die Straße nach Eſchenburg zu verfolgen.

Was mochte er dort ſuchen? — Ah! gewiß jene Equi-

pagen, die ihm nach einer kleinen halben Stunde entgegen rollten. Er ließ den Wagen des Regenten, worin dieser mit der Prinzessin Elise saß, ehrfurchtsvoll vorbei passiren und zwang sein unruhig gewordenes Pferd alsdann dicht an den Schlag der nachfolgenden Kalesche hinan, aus dem sich ihm eine kleine Hand entgegenstreckte, die mit raschem ängstlichem Druck seine Finger umspannte.

„So ist es wahr?" fragte Helene von Ripperda mit zitternder Stimme, „Sie haben sich geschlagen? Sind Sie verwundet?"

„Weder das Eine noch das Andere," entgegnete lachend Herr von Fernow. „Se. Excellenz der Oberstjägermeister, Baron von Rigoll und ich, wir trennten uns unter einigen Freudenschüssen, welche die vortreffliche Wirkung hatten, daß wir ohne Groll von einander schieden, und daß künftig Keiner mehr den Andern um seine Augenblicke des Glücks beneiden wird. — Und an Augenblicken des Glücks," setzte er mit sanfter Stimme hinzu, indem er sich gegen die Kalesche hinab beugte, „soll es uns doch wahrlich nicht fehlen. Nicht wahr, meine geliebte Helene?"

Sie antwortete nicht, aber er fühlte den leichten Druck ihrer Finger, mit denen sie seine Hand umschlossen hielt.

Und so zogen die beiden glücklichen Menschen dahin am würzigen Frühlingsabend unter Sterngeflimmer, Blüthenschnee und Nachtigallenschlag. Waren das nicht schon wieder Augenblicke des Glücks?

Ja, Herr von Fernow war glücklich und gedachte gern derer, die es minder waren; deßhalb vergaß er auch ſpäter nicht jenes Mannes, den er Abends auf der Terraſſe des Schloßgartens gefunden, und mit welchem er ſich über Leuchtkäfer unterhalten. Er verſchaffte dem wackern Künſtler die gute Stelle eines Aufſehers des herzoglichen Kupferſtichkabinets, und als dies Heinrich Böhler ſeiner Mutter mittheilte, und Beide hierauf zur Wittwe Weiher hinabſtiegen, um ſie von dieſem Glück in Kenntniß zu ſetzen, da machte Frau Weiher dem ehemaligen Photographen zum erſten Mal einen tiefen Knix. Roſa aber warf ſich an die Bruſt ihres Bräutigams und ſagte ihm unter vielen andern Dingen: „Weißt du noch, Heinrich, wie du an jenem Abend mit kummervollem Herzen in den Schloßgarten liefeſt und jenen Herrn trafſt, von dem du mir ſagteſt, er ſei ſo freundlich für dich geweſen, und dem wir jetzt Alles verdanken?“

„Ja, das war ein ſegensreicher Augenblick,“ fuhr das junge Mädchen fort, indem ſie innig und herzlich in die Augen des Mannes ſchaute, den ſie liebte. „Es war jener Augenblick, von dem wir nimmer geglaubt, daß er auch uns einmal erſcheinen werde, und von dem deine Mutter doch oftmals geſagt, daß er wenigſtens einmal in jedem Menſchenleben einträte, der Augenblick des Glücks.“

Was nun Herrn Krimpf anbelangte, ſo hatte ihm Heinrich Böhler den ganzen Photographen-Apparat überlaſſen, und der kleine Maler half ſich damit fort, wenn

auch auf eine etwas ſeltſame Art. Er fand nämlich einen Kunſthändler, für den er eine Gallerie von Abnormitäten und Häßlichkeiten des menſchlichen Geſchlechts zuſammenſtellte, eine in ihrer Art ergötzliche Sammlung, worin das Portrait des Künſtlers ſelbſt in den ſchauerlichſten Verzerrungen häufig genug vorkam. Doch wurde Herr Krimpf ſehr menſchenſcheu, ließ ſich ſelten vor der Welt ſehen, und wenn dies geſchah, blickte er Allen, mit denen er zuſammenkam, mit einem Ausdrucke des Haſſes und Mißtrauens in die Augen; nur wenn er allein war, konnte er ſich einer ſeltſamen Luſtigkeit hingeben, und da hörte man ihn wohl ſtundenlang den Refrain eines unbekannten Liedes ſingen: „Chantons, buvons, traleralera.“

So ſind wir denn, theurer und geneigter Leſer, am Schluſſe unſerer Geſchichte angekommen, und wenn wir uns hiermit von dir verabſchieden, ſo thun wir es in der Hoffnung, daß du in derſelben irgend etwas gefunden, was dich erfreut und dein Intereſſe erregt. Dürfen wir in dieſer Vorausſetzung glauben, daß die Ueberſchrift des erſten Kapitels nicht wie der gewiſſe rothe Faden durch unſere ganze Arbeit läuft, ſo iſt uns das eine ſüße Belohnung, und wir wollen dir dann die Verſicherung geben, daß wir den Augenblick, wo wir zur vorliegenden Erzählung die Feder angeſetzt, für einen guten Augenblick erklären, für — —

einen Augenblick des Glücks.

Zur Ruhe ſetzen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Perſonen.

Der Commerzienrath.
Der Kanzleirath.
Der Hofrath.
Die Commerzienräthin, } Schweſtern.
Die Kanzleiräthin, }
Die Hofräthin, }
Eduard, Neffe des Commerzienraths.
Guſtav, Sohn des Kanzleiraths.
Amalie, Tochter des Kanzleiraths.
Pächter.
Anna, deſſen Tochter.
Jakob, Bedienter des Commerzienraths.
Ein Schreiner.
Ein Schloſſer.
Ein Buchbinder.
Der Gärtner } auf dem Gute des Commerzienraths.
Der Oberknecht }
Der Kutſcher }
Der Ochſenknecht }

Erſter Aufzug.

Decoration: Ein ziemlich eleganter Salon, Thüren im Fond und zu beiden Seiten. Links iſt ein Fenſter.*

Erſte Scene.

Pächter. Bedienter. (Letzterer wie eben vom Wagen geſtiegen, einen Nachtſack in der Hand.)

Pächter (erſtaunt).

Er will ſich zur Ruhe ſetzen?

Bedienter.

Hab' es Euch ſchon geſagt.

Pächter.

Der Commerzienrath? Das iſt mir unbegreiflich.

Bedienter.

Das glaub' ich. Haben es Viele nicht begriffen.

Pächter.

Das Landleben hat ſein Schönes.

Bedienter.

Hol' es der Teufel!

---

* Rechts und links vom Zuſchauer.

Pächter.

Ich ſag' Euch, hier oben die Ruhe und den Frieden! . .

Bedienter.

Ruhe und Frieden! Die Worte hab' ich den ganzen Weg über hören müſſen. Vor lauter Frieden könnte ich mit Jedermann Händel anfangen.

Pächter.

Aber das ganze große Geſchäft in der Stadt!

Bedienter (mürriſch).

Leitet unſer Neffe, der junge Herr Eduard.

Pächter.

Verſteht's?

Bedienter (achſelzuckend).

Hat eigentlich Oekonomie ſtudirt, aber ſie in keiner Weiſe praktiſch betrieben.

Pächter.

Und was hat denn die Frau Räthin zu dem Entſchluß geſagt, ſich aus der Stadt zurückzuziehen?

Bedienter (die Hände zuſammenſchlagend).

Ja, daß die es zugegeben, wird mir all mein Lebtag ein Räthſel bleiben. Aber jetzt will ich mich in meine Einſamkeit zurückziehen. Wo habt Ihr mich hin logirt?

Pächter.

Ah vortrefflich; da gleich im Hinterhauſe. — Ausſicht in's Freie, (lachend) ſtill und ruhig.

Bedienter.

Hol Euch der Teufel! Dort, wo die breite Miſtpfütze iſt? Ich ſage Euch, das iſt gefährlich, denn ich werde an Selbſtmordgedanken leiden.

Pächter (lachend).

Unbeſorgt. Der Ein- und Ausgang iſt von der andern

Seite. Anna soll Euch hinzeigen. (Zum Fenster hinausrufend): Anna!

Bedienter.

Ist das die kleine Anna, die damals in der Stadt war?

Pächter.

Ja, aber keine kleine Anna mehr. Ich sage Euch, das Mädchen ist die Seele der ganzen Wirthschaft. Hab' ich an dem Kind Freude erlebt!

Bedienter.

Ich mochte sie auch gerne leiden. Als sie noch drunten im Institut war, aß sie doch alle Sonntage bei uns zu Mittag und war mit dem Herrn Eduard wie Bruder und Schwester. Da wird's bald an einem Schwiegersohn nicht fehlen.

Pächter.

Man ist darin vorsichtig, Freund Jakob.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Anna.

Pächter.

Sieh' da, mein Kind, da ist der Jakob; Du wirst Dich seiner wohl noch erinnern.

Anna.

Wie werd' ich den Jakob vergessen haben! (reicht ihm lachend die Hand.) Meinen Freund und Beschützer. Brachte er mich doch Sonntag Abends, wenn ich von Commerzienraths kam, nach Hause, und wenn es auf der Straße schmutzig war, so trug er mich.

Bedienter.

Ja wohl, ja wohl. Und mußt' den Eduard mit Gewalt zurückhalten, der mitlaufen wollte.

Anna.

Herr Eduard iſt wohl auf? Und auch die Frau Räthin?

Bedienter.

Alles iſt wohl und kommen in den nächſten Tagen hierher.

Anna.

Auch Herr Eduard?

Bedienter.

Ja wohl, Fräulein Anna. Und weun Sie verſchwiegen ſind, will ich Ihnen noch mehr anvertrauen. Es kommt wahrſcheinlich auf einige Tage Beſuch mit, einige Verwandte der Frau Räthin — eine Ueberraſchung für den Herrn. (Zum Pächter): Von wegen der Stille und Ruhe.

Anna.

Und mich laſſen die Handwerksleute im Stich!

Pächter.

Du haſt wohl einen Augenblick Zeit, mein Kind, dem Jakob ſein Zimmer zu zeigen?

Anna.

Recht gerne. — Allons, Jakob! So ändert ſich Alles in der Welt; jetzt mache ich die Führerin.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Der Commerzienrath.

Commerzienrath.

Ah! mein lieber Freund! endlich finde ich einen Augenblick Zeit, mit Ihnen zu ſprechen. — Aber was ſeh ich! Gewiß die kleine Anna? Ah! mein Compliment! mein ganz gehorſames Compliment! Iſt das Mädchen groß geworden! (für ſich): Und ſehr hübſch. (laut): Wie mich alles Das erfriſcht! Komm näher, liebe Anna, Du wirſt Dich doch vor mir nicht ſcheuen.

Anna.

Gewiß nicht, Herr Commerzienrath. Hier auf dem Lande geniren wir uns nicht ſo, wie in der Stadt.

Commerzienrath (träumeriſch).

Hier auf dem Lande genirt man ſich nicht? Wie das allerliebſt klingt! Und wie hübſch ſie iſt! ſo friſch, ſo — —

Anna.

Ich hätte mich ſchon bei Ihnen gemeldet, aber ich hatte ſo viel zu thun. — Zu Hauſe iſt Alles wohl, wie ich gehört?

Commerzienrath.

Alles wohl.

Anna.

Herr Eduard?

Commerzienrath.

Vollkommen. (ſehr freundlich.) Und auch bei Euch hier geht alles auf's Vortrefflichſte? .. Man braucht da nicht zu fragen, wenn man Deine heitern Augen ſieht. Liebe Anna, ich habe das vertrauliche Du beibehalten.

Anna.

Das freut mich ſehr; — alſo Alles wohl. Die Frau Räthin?

Commerzienrath (plötzlich ernſt und feierlich.)

Ja ſo, meine Frau! O ja, befindet ſich auch wohl, ſehr wohl, außerordentlich wohl. Jakob, Du ſahſt ſie eine Stunde ſpäter als ich, da ich eines Geſchäftes halber vorausfuhr. Nicht wahr, ſie befand ſich wohl.

Bedienter.

O ja, Herr Commerzienrath. Nur war die Frau Schweſter bei ihr, und da hatten ſie geweint.

Commerzienrath.

Wie gewöhnlich! Nur diesmal über die Abreiſe und Trennung. Nun ja, das kommt ſo in der Welt vor. (zu Anna): Du wollteſt uns verlaſſen, mein Kind?

Anna.

Ich wollte Jakob ſein Zimmer zeigen.

Commerzienrath.

Thu das, thu das. Komme aber ſpäter wieder, ich habe Dir einige wichtige Aufträge meiner Frau mitzutheilen, ſehr wichtige Aufträge, ſie betreffen das Haus- und Küchen-Departement. (mit einer gefälligen Handbewegung.) Alſo bis ſpäter.

(Anna und Jakob ab.)

Vierte Scene.

Commerzienrath. Pächter.

Commerzienrath ſetzt ſich in einen Lehnſtuhl).

Da wären wir alſo! hoch auf dem Berge über dem Hauch der Grüfte, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual. Es hat einen harten Kampf gekoſtet, mein lieber Freund, bis es ſo weit kam. Aber jetzt bin ich glücklich, hier zu ſein. (Er ſpringt auf und öffnet die Fenſter.) Ah! dieſe friſche angenehme Luft! (Er rümpft etwas die Naſe und ſchnüffelt.) Und doch nicht ſo ganz friſche Luft, wie ich mir gedacht. Wie kommt das?

Pächter.

Die angrenzenden Felder ſind geſtern Nacht etwas ſtark gedüngt worden, und der Wind kommt gerade daher.

Commerzienrath (fächelt ſich mit ſeinem Sacktuch).

Ah! ländlich, ländlich! — Seele der Landwirthſchaft! Der Dünger. (Er faßt an ſeine Stirne, für ſich): Seele der Landwirthſchaft — wer ſprach mir doch heute darüber? Aber gleichviel, ein ſchöner Ausdruck: Seele der Landwirthſchaft. (laut): Aber ſchließen wir doch lieber das Fenſter, es kommt etwas zu viel Seele herein. Auch habe ich ja mit Ihnen zu reden. (Er ſetzt ſich wieder in den Stuhl und nimmt eine Priſe.) Sie wiſſen, mein lieber Freund, daß ich ſtark gearbeitet, mein Handlungshaus,

das Haus M. war klein, als ich es übernahm, ich habe es groß gemacht, und unſere Firma iſt geachtet, ſo weit die deutſche Zunge reicht und noch weiter. Sie wiſſen ſodann, daß ich mich nebenbei nie zurückzog, wenn es galt, meinen Mitbürgern eine Laſt tragen zu helfen; ich ſorgte für ihr Wohl, für ihr Vergnügen. Ein ſpäteres dankbares Geſchlecht wird noch reden von den Straßen-Correktionen, die ich projektirt und manchmal auch durchgeſetzt, von der zweckmäßigen Uniform, die ich den Polizeibeamten und Stadtdienern verlieh, von den Bällen und Landparthien, die ich arrangirte.

Pächter.

Das iſt wahr, Herr Commerzienrath. Und dafür haben Sie auch den Dank der Regierung und Ihrer Mitbürger.

Commerzienrath (mit einem ſchnellen Blick auf ſeinen Rock).

Den Dank der Regierung und meiner Mitbürger? — Vorübergehend wie Seifenblaſen! Was ich eingeführt, Straßen und Uniformen, wird verändert werden. Im Vorplatz der höheren Bürgergeſellſchaft hängt freilich mein Bildniß — auf meine Koſten gemalt. Wenn freilich heute noch der große Cotillon am Stiftungstag und Weihnachtsfeſt da vorüber führt, ſo ſagen Tänzer und Tänzerinnen: Wie er ſo ähnlich iſt, der gute Commerzienrath! Aber, mein lieber Freund, in nur fünf Jahren, da fragt ein undankbarer Nachwuchs ſpöttiſch: wer war das? Der Commerzienrath Meiſel? — Doch gleichviel; ich that, was ich that, der guten Sache wegen und habe auf Lohn ja nie gerechnet. (Er ſteckt den Zeigefinger unter das Knopfloch.)

Pächter.

Aber in Ihren Jahren, Herr Commerzienrath!

Commerzienrath.

Die ewige Unruhe macht vor den Jahren alt. Der Lärm der Stadt, die ewigen Beſuche, Wohlthätigkeitsbälle, Zweckeſſen, — ich ſage Ihnen, ein Stadtrath ißt ſaures Brod. Meine Nerven ſind überſpannt, aufgeregt, ich will Ruhe haben.

(Es fällt draußen ein Schuß. Der Commerzienrath ſchreckt zuſammen.) Ich muß Ruhe haben, (es fällt noch ein Schuß, der Commerzienrath blickt erſchreckt um ſich) ſehr — viel — Ruhe.

(Lärmende Stimmen vor dem Fenſter.)

Der iſt gefallen! gut getroffen! famos! ein prächtiger Kerl!

Commerzienrath.

Aber was iſt das für ein Geſchrei?

Pächter (nach der Thüre im Hintergrund gehend).

Sie werden einen Habicht geſchoſſen haben. Richtig, es iſt ſo. (hinausrufend): Na, laßt Euren Lärmen! —

Commerzienrath (ihn bedenklich anſehend).

Aber das kommt doch nicht jeden Tag vor, daß Habichte geſchoſſen werden und die draußen ſo laut ſich darüber freuen?

Pächter.

O nein! nur hie und da treffen die Burſche einen. Aber knallen thun ſie genug, es ſind halt junge Leute.

Commerzienrath.

Ja, es ſind junge Leute. Werden aber auch noch genug kriegen am Lärmen dieſer Welt ... ſich auch einmal ſehnen nach Stille und Ruhe, die ich hier zu finden hoffe. (Man hört einen Peitſchenknall.) Ja, Stille und Ruhe, damit der Friede der Natur ſich unſeren Herzen mittheilt. (Abermaliges Peitſchenknallen, worüber der Commerzienrath auf einen Augenblick ein verdrießliches Geſicht macht.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Anna.

Anna (in der Mittelthüre).

(Hinausſprechend): Der Vater wird gleich kommen. Andreas ſoll das Hofthor aufmachen. Nur langſam, nur langſam! (Dazwiſchen hört man Peitſchenknallen und Rufen der Fuhrleute.)

Gebt Achtung, oder ihr werdet anſtreifen. Der Rappe muß beſſer anziehen, das könnt ihr doch wohl ſehen. So!

Commerzienrath (freundlich).

Das iſt ein prächtiges Mädchen. Ja, das Landleben ſtärkt die Nerven und erhält friſch und natürlich.

Anna (hinausrufend).

Der Vater kommt gleich, wartet einen Augenblick.

Commerzienrath (zum Pächter).

Man verlangt nach Ihnen. Nur keine Rückſicht auf mich.

Pächter.

Nun, wenn Sie es erlauben, Herr Commerzienrath, ſo will ich nach den Leuten ſehen.

Anna.

Ich bin gleich wieder da, Herr Commerzienrath; ich muß nur dem Vater noch zwei Worte ſagen. (Sie hängt ſich an des Pächters Arm.)

Sechste Scene.

Der Commerzienrath (allein).

Commerzienrath.

Ich fühle mich ſo wohl, ſo munter, keine Correſpondenzen mehr, keine Preiscourante, keine Courszettel, — Natur — nur Natur! Und wie das kleine Mädchen ſo unbefangen und liebenswürdig iſt! — Eine ſehr angenehme Zuthat zum Landleben, das. (Er ſieht auf ſeine Uhr.) Aha! es iſt ſechs; die Zeit vor dem Poſtſchluß. Welche unangenehme Emſigkeit da auf dem Comptoir herrſchte, wie die Federn auf dem Papier liefen! Und dann dieſe Maſſen von Anfragen, dieſe Menge von Befehlen, die ich geben mußte, und die alsdann brieflich in alle Welt gingen. Das Klingeln des Geldes und nebenbei der unausſtehliche Spektakel auf der Straße, Kindergeſchrei, Wagengeraſſel,

Hämmern und Klopfen in der Nachbarſchaft. (Man fängt in dem Nebenzimmer an, einen Nagel mit Heftigkeit einzuſchlagen. Sich umſehend und in demſelben Tone, aber langſam wiederholend): Klopfen — in der Nachbarſchaft — es ſcheint, man darf hier den Teufel nicht an die Wand malen. (Links wird geſägt.) Eh! das iſt zu viel! Was Teufel iſt in dem Hauſe los! Sehen wir nach. (Er öffnet die Thüre rechts.) Was geſchieht da, mein Freund? Wer hat Sie angeſtellt, hier einen ſo hölliſchen Lärm zu machen.

Siebente Scene.

Der Vorige. Der Schreiner.

Schreiner.

Ich bin der Schreiner, Euer Gnaden, Herr Rath, und bitte um Verzeihung, wenn ich läſtig bin. Fräulein Anna hat mich beſtellt.

Commerzienrath.

Im Gegentheil, mein lieber Freund (für ſich). Ich muß die Herzen des Volks gewinnen. (laut.) Ich ſchätze den Handwerker, ich verehre die kleinen Gewerbe; Handwerk hat einen goldenen Boden, und was wären wir ohne eure Hülfe?

Schreiner.

Das iſt zu viel Ehre, Euer Gnaden, Herr Rath. Freilich thun wir die Arbeit, aber erſt, wenn's Geld von oben herab auf uns kommt, ſonſt liegt Säge und Hammer bald roſtig im Winkel.

Commerzienrath.

Aber Arbeit iſt die Urkraft; das Geld hilft nur ein wenig nach; aber, wie ſchon bemerkt, ich ſchätze den Arbeiter und werde Jedem, der ſich an mich wendet, gerne mit Rath und That zu Hülfe eilen. Die Stadt habe ich verlaſſen, um das ſtille Glück, die Ruhe des Landlebens zu genießen. (Es klopft rechts am Thürſchloſſe.) Aber wer iſt denn da beſchäftigt? Ich glaube, das ganze Gebäude wird reparirt.

Achte Scene.

Die Vorigen. Der Schloſſer.

Schloſſer (öffnet die Thüre und lüpft ſeine Mütze).

Am Schloſſe iſt die Feder geſprungen; iſt aber gleich vorüber.

Commerzienrath (für ſich).

So, können wir auch dort in der Geſchwindigkeit eine Bekanntſchaft machen. (laut.) Sie ſind auch aus dem Dorfe drunten, mein lieber Freund?

Schloſſer.

Ja wohl, der Schloſſer. Halte mich beſtens empfohlen.

Schreiner.

Der Herr Commerzienrath will uns mit Rath und That an die Hand gehen. Ein gelehrter Herr, und weiß, wie's in der Welt zugeht.

Schloſſer.

Ja ſo, da ſprich nur.

Commerzienrath.

Laßt hören, meine lieben Leute; es ſoll mich glücklich machen, wenn euch mein Rath nützen kann.

Schreiner.

Wir haben da drunten eine Wahl, Herr Commerzienrath. Der alte Schultheiß iſt abgängig geworden, und nun müſſen wir einen neuen haben. Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer.

Ja — a.

Commerzienrath.

Allerdings, Obrigkeit muß ſein. Da müßt ihr euch nur zuſammenthun und einen Mann wählen, der das allgemeine Vertrauen beſitzt, und der auch Kraft und Geſchick genug hat, die

Geſchäfte des Dorfes zu leiten. Ein vermögender Mann wäre nicht unrecht.

Schreiner.

Das haben wir auch ſchon gedacht, und den Müller Weber vorgeſchlagen; der hat alle Eigenſchaften, die der Herr Commerzienrath ſo eben erwähnte, und ein tüchtiges Mundwerk obendrein.

Commerzienrath.

Das kann gar nichts ſchaden.

Schreiner.

Spricht eben ſo gut, wie der Herr Pfarrer; nur begreiflicherweiſe auf andere Art. Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer.

Ja — a — a.

Commerzienrath.

Nun, wenn eure Partei darüber einig iſt, ſo hat die Sache gar keinen Anſtand.

Schreiner.

Ja, aber die andere Partei.

Commerzienrath.

Ah! es gibt alſo eine Gegenpartei?

Schreiner.

Allerdings, Herr Commerzienrath. Und was für eine Partei! Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer.

Ja, das iſt aber Lumpenpack.

Schreiner.

Sehen Sie, Herr Commerzienrath, wir, die etwas haben, ſei es nun ein Haus oder einiges Feld, wir ſind, wie geſagt, für den Müller, der wird die Sache ſchon in Ordnung halten und dem leichtſinnigen Volke, das nicht arbeiten will, den Daumen auf's Auge ſetzen. Dagegen wehren ſich die, ſo gut ſie

können, gehen aber mit der Wahrheit nicht heraus. Was können sie an dem Müller ausſetzen? Ein bischen barſch iſt er freilich, und wenn er auch jeden Sonntag in die Kirche geht, ſo hat er doch nicht den ganzen Tag das Gebetbuch in der Hand, wie die Erſten von der andern Partei; beſucht auch Abends die Betſtunde nicht, denn er ſagt: wer ſein Tagewerk brav und tüchtig durchgearbeitet hat, dem nimmt unſer Herrgott nicht übel, wenn er auch in's Wirthshaus geht und ſeinen Schoppen trinkt, und das öffentlich thut und ſich vor Niemand genirt; die Andern thun's auch, aber verſtohlen. Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer
(nickt).

Commerzienrath (etwas ungeduldig).

Ja, lieben Leute; wenn dem in der That ſo iſt, ſo möchte ich auch für den Müller rathen. Aber, wie ihr wißt, ich habe durchaus nichts in euere Wahl zu reden.

Schreiner.

Es iſt uns eine große Ehre, wenn der Herr Commerzienrath einſehen, daß der Müller Weber für uns der paſſende Mann iſt, und wenn Sie uns rathen, daß wir ihn wählen ſollen. Wenn wir das drunten ſagen, das fällt ſchon in's Gewicht. Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer.

Ja wohl, ſchwer.

Commerzienrath.

Lieben Leute, ihr müßt mich nicht mißverſtehen; ich kann mich nicht für und nicht gegen den Müller entſcheiden, denn ich kenne ihn ja nicht. Da ihr beide mir aber ein paar rechtliche Männer zu ſein ſcheint, ſo glaube ich auch wohl, daß euer Kandidat Weber für das Wohl des Dorfes paſſend ſein wird.

Schreiner.

Ja, ſo meinen wir auch, und es freut uns, daß der Herr Commerzienrath ebenfalls der Anſicht iſt.

Commerzienrath.

Wir wollen uns da nicht über Worte ſtreiten, ich hoffe aber, daß ihr mich verſteht. Ich ſpreche nur von eurer Anſicht, nicht von der meinigen.

Schreiner.

Ja, ja, wir ſind vollkommen der gleichen Anſicht, Herr Commerzienrath, und wollen den Müller ſchon durchbringen. Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer.

Ja wohl.

Schreiner.

Danken auch beſtens dafür, Herr Commerzienrath, daß Sie ſo freundlich waren, uns zu verſtehen. Ihre Meinung wird durchſchlagen, darauf können Sie Sich verlaſſen.

Commerzienrath (für ſich).

In Gottes Namen denn! ich muß ihnen das Feld räumen, ſonſt habe ich am Ende den Müller vorgeſchlagen. Gibt's denn überall Wahlumtriebe? (laut): Nun adieu, liebey Leute, auf Wiederſehen! ich habe noch einiges zu thun.

Schreiner.

Adieu, Herr Commerzienrath, und danken beſtens für Ihren Rath.

Schloſſer.

Beſtens.

(Beide gehen zuſammenſprechend links ab; der Commerzienrath achſelzuckend rechts.)

Neunte Scene.

Bedienter Jakob. Der Buchbinder.

Buchbinder (ſich wichtig umſchauend).

Gelobt ſei Gott. Die Luft iſt rein.

Bedienter (hinter ihm eintretend, barſch.)

Ich habe keinen üblen Geruch bemerkt.

Buchbinder.

Bildlich geſprochen, beſter Herr Kammerdiener. Es thut einem guten Gemüth nicht wohl, wenn es da eintreten ſoll, wo ſo eben die Leichtfertigen und Gottloſen gewandelt.

Bedienter (ihn von der Seite anſehend.)

So? Und wer verlangt denn, daß Sie hier wandeln ſollen?

Buchbinder.

Ich bin der Buchbinder aus dem Dorfe drunten, auch Beſitzer einer Leihbibliothek für gute Chriſten.

Bedienter.

Unſere Bücher ſind alle eingebunden.

Buchbinder.

Die Mamſell hat mich heraufkommen laſſen; es ſind ein Paar Tapeten verdorben und dafür ſoll ich andere aufziehen.

Bedienter.

So? Das Geſchäft treiben Sie auch? (für ſich): Das iſt ein widerwärtiger Kerl!

Buchbinder.

Darf ich Ihnen auch meine Leihbibliothek empfehlen? Du lieber Gott! es kommen in der Stille des Landlebens ſo beſchauliche Stunden, die man gerne ausfüllen möchte und weiß doch nicht, womit. Darf ich Ihnen vielleicht eine kleine Probe meiner Bibliothek geben? (Er zieht eine kleine Broſchüre aus der Taſche und gibt ſie dem Bedienten.)

Bedienter (lieſt):

Schatzkäſtlein für arme Sünder. Pfui Teufel! nehmen Sie Ihre Geſchichte wieder; ich bin kein armer Sünder. Behalten Sie nur Ihr Schatzkäſtlein; Sie ſehen mir aus, als wenn Sie ſelbſt ein wohlgefülltes brauchen könnten.

Buchbinder (für ſich).

Es fällt kein Baum auf den erſten Hieb. (laut.) Sie werden gewiß noch Muſe finden, meinen ergebenen Dienſt in Anſpruch zu nehmen; — und uneigennützige Dienſte, Anerbietungen, die ohne Hinterhalt aus gutem Herzen kommen. — Und doch nicht wieder ohne Hinterhalt.

Bedienter.

Ja, das kann ich mir denken. Adieu!

Buchbinder (ihn zurückhaltend).

Gewiß aus reinem, glücklichem Herzen. Was glauben Sie denn? Hat es doch einen großen Jubel bei uns gegeben, als wir erfuhren, der Herr Commerzienrath werden ſelbſt das Schloß beziehen. Das iſt ein Glück für uns. Ein Herr, reich, in Amt und Würden, flieht die eiteln Vergnügungen der großen Stadt und zieht ſich hier in ſtille Beſchaulichkeit zurück. Was muß das für ein Mann ſein?

Bedienter (grinſend).

In ſtille Beſchaulichkeit! Allerdings, ja wohl; will Ruhe und Frieden finden, Kreuzſpinne. Wenn er aber auch die Beſchaulichkeit und den Frieden liebt, ſo doch nur auf ſeine Art und nicht auf die eurige, Schatzkäſtlein für arme Sünder. Wenn ich Ihnen einen guten Rath geben ſoll, ſo geht dem Herrn mit euren Traktätlein aus dem Wege. Ueberhaupt, guter Freund, räumt hier in dem Zimmer das Feld; mir ſcheint, es ſind hier keine Tapeten heruntergeriſſen, das wird wohl da drüben ſein. Gott befohlen!

Buchbinder (ſchleicht hinweg).

Ueber den wird auch noch die Erkenntniß hereinbrechen, aber nicht wie das Säuſeln des ſüßen Weſtwindes, ſondern in Donner und Blitz, wie ein ſchweres Gewitter!

ab.

Zehnte Scene.

Der Bediente. Anna (durch die Mittelthüre, mit Briefen in der Hand).

Bedienter (laut).

Heuchler! Ah! um Vergebung, Fräulein Anna. Aber nehmen Sie's mir nicht übel, in Ihrem Schloſſe fliegen merkwürdige Vögel aus und ein.

Anna (lachend).

Wo denn, Jakob?

Bedienter.

Nun, haben Sie nicht die Nachteule geſehen, die eben hinausgeſchwirrt?

Anna (luſtig).

Unſer Freund, der Buchbinder! Das iſt allerdings ein ſonderbarer Kauz, ſehr fromm.

Bedienter.

Fromm?

Anna.

Ja, auf ſeine Art; aber da plaudern wir und denken nicht an unſere Geſchäfte. So eben kommt der Poſtbote, hier ſind vier Schreiben für den Herrn Commerzienrath; die hätte er ſich auch ſelbſt mitbringen können, meine ich.

Bedienter (nimmt die Briefe).

Briefe aus der Stadt! Das iſt was für ſeine Ruhe und ſeinen Frieden. Briefe — Briefe (nachdenkend.) Alle Hagel! hab' ich denn etwas vergeſſen? Richtig, ja, ſehen Sie, Fräulein Anna, man wird alt, und als ich Sie ſah, habe ich in der Freude meines Herzens nicht mehr daran gedacht, daß ich auch für Sie ein Schreiben in der Taſche habe.

Anna.

Für mich?

Bedienter.

Ja, ja, da iſt es. Der Herr Eduard hat mir's gegeben und dringend empfohlen.

Anna.

Eduard?

Bedienter.

Und dringend empfohlen.

Anna (den Brief öffnend und leſend).

Was er nur will? (ſie blickt über den Brief weg, Jakob an.) Aufträge, nur Aufträge für den Empfang der Tante.

Bedienter.

Ja, der Empfang muß aber auch ſchön werden.

Anna.

Wir wollen unſer Mögliches thun. Doch ſagen Sie mir, Jakob, was macht Herr Eduard? Immer noch luſtig und vergnügt?

Bedienter.

Ja wohl, aber jetzt muß er ſich zuſammennehmen. Hat ihm doch der Herr Commerzienrath das ganze Geſchäft übertragen. Freilich iſt der alte Buchhalter da, aber da heißt's doch: aufpaſſen. Ich ſage Ihnen, der hat ein Glück, ſo in die Wolle hineinſitzen!

Anna.

Da wird er ſich auch bald verheirathen?

Bedienter.

Es iſt noch nichts los. Der hat noch keine Luſt, ſich ſo recht feſtzuſetzen.

Anna.

So, Jakob?

Bedienter.

Es macht ihm überhaupt nicht viel Spaß, das ganze Geſchäft. Das iſt keine Natur für Comptoir und Schreibtiſch. Reiten, Fahren, mit dem Gewehr ſo durch Feld und Wald zu ſtreifen, das iſt ſeine Paſſion.

Anna.

So? Er liebt die Stadt nicht?

Bedienter.

Und macht kein Hehl daraus. Was ſagte er mir, als ich abfuhr? Jakob, du biſt ein glückſeliger Kerl, darfſt da hinaus in die ſchönen Berge.

Anna.

So, ſo?

Bedienter.

Und dann gab er mir den Brief und ſetzte hinzu: Gib den der Anna und grüß' ſie zehntauſendmal von mir.

Anna (lachend).

Gerade zehntauſendmal?

Bedienter.

Auch vielleicht einigemal weiter. Ich glaube es wohl, denn leiden mag er Sie, Fräulein Anna. Und das find' ich auch begreiflich.

Anna.

Danke für's Compliment.

Bedienter.

Möchte auch den ſehen, der Sie nicht leiden mag, möcht' ihn kennen lernen, namentlich wenn ich gerade ſchlechter Laune wäre. Aber da haben Sie die Briefe für den Herrn wieder, geben Sie ſie ihm nur ſelbſt, ich will unterdeſſen da nebenan nach unſerem Buchbinder, der Nachteule ſehen. Ich glaube, der Kerl reißt mehr Tapeten ab, als er auflegt.

ab.

Elfte Scene.

Anna (allein).

(Den Brief nochmals durchleſend.) Eduard ſollte nicht ſo dummes Zeug an mich ſchreiben. Ich freue mich in der That auch, ihn wieder zu ſehen und mag ihn wohl leiden; aber ſo zu thun, als würde ihm ein großes Glück zu Theil, daß er hier ein paar Tage zubringen darf, das kann ich doch nicht recht begreifen. — Kann ich nicht? (den Kopf aufwerfend.) Will ich nicht! — Aber er iſt gut, der Eduard, ich glaube daß Jakob Recht hat, und er nicht recht in die Stadt paßt. Hat er doch ſo eine Liebe zu Feld und Wald, daß ich mir wohl denken kann, es wird ihm unheimlich in dem dunkeln Hauſe zwiſchen den ſtaubigen Büchern. (Sie blickt wieder in den Brief.) Mit ſeinen närriſchen Verſen: aber es klingt hübſch:

Leiſe zieht durch mein Gemüth,
Liebliches Geläute —
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling hinaus in's Weite,
Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Veilchen ſprießen,
Wenn du eine Roſe ſchauſt,
Sag' ich laß' ſie grüßen.

(Nachdenkend und lächelnd.) Eine Roſe läßt er grüßen. — Wo iſt aber die Roſe? — ah! was weiß ich! — was geht's mich überhaupt an! (Sie verbirgt ihren Brief und klopft an die Thüre rechts.)

Zwölfte Scene.

Vorige. Der Commerzienrath.

Commerzienrath (heraustretend).

Ah! Du biſt es, mein Kind?

Anna.

Ja, und bringe Ihnen Briefe, die ſo eben kamen.

Commerzienrath.

Briefe? (verdrießlich.) Briefe aus der Stadt! habe ich doch hinterlaſſen, man ſolle mir nur in den dringendſten Fällen ſchreiben, und da ſind ſogar zwei auf einmal von Eduard.

Anna.

Vielleicht hat er etwas Dringendes.

Commerzienrath.

Oh! was wird er haben? (Er ſetzt ſich nieder.) Setz' Dich zu mir, liebe Anna; es freut mich wahrhaftig, wenn ich Dich in meiner Nähe habe, wenn ich Dein gutes Geſicht ſehe, ſo blühend und friſch, wie eine Roſe. (Er erbricht einen Brief.)

Anna (halb leiſe).

Wenn du eine Roſe ſchauſt;
Sag' ich laß' ſie grüßen.

Commerzienrath (aufblickend).

Was, liebe Anna?

Anna.

O nichts, Herr Commerzienrath; ich ſprach ein Lied vor mich hin.

Commerzienrath.

Du biſt muſikaliſch und ſingſt auch?

Anna.

Was man ſo in's Haus braucht.

Commerzienrath.

Richtig von Eduard! Unnöthige Schreiberei; Anfragen, die der Buchhalter eben ſo gut hätte beantworten können; (lieſt halblaut): Zwei Schiffe in Rotterdam ſignaliſirt, vielleicht mit dem Telegraphen Befehl dorthin zu geben, zu 84 zu kaufen, da im Augenblick ſtarke Nachfrage nach Waizen iſt. — Natürlicher Weiſe ſoll er kaufen. — Reis angezogen, Kaffee flau. — Wird ſich auch bald nicht wieder erholen, kommt immer mehr herunter.

Anna.

Iſt Jemand krank, Herr Commerzienrath?

Commerzienrath.

O nein, liebes Kind. — Indigo gedrückt. Da iſt etwas für Dich, Eduard läßt Dich beſtens grüßen.

Anna.

Danke.

Commerzienrath (hat zwei andere Briefe erbrochen).

Abermals von Eduard. Wechſelgeſchichten und Geldgeſchäfte. Er ſoll mich in Frieden laſſen. Fünf und ein halb prozentige. — Die Sachen ſtehen ſchlecht. — Metalliques, Renten, Konſols. — Das iſt eine allgemeine Niederlage. Am beſten halten ſich die neuen Eiſenbahnpapiere. — Läßt Dich abermals grüßen.

Anna.

Wer, Herr Commerzienrath? Die Eiſenbahn-Compagnie?

Commerzienrath.

Nein, Eduard.

Anna.

Danke ſchön. (halb laut): Sag, ich laß ſie grüßen.

Commerzienrath

(hat den Brief erbrochen, ſchmunzelnd).

Das hab' ich mir halb und halb gedacht. Es mußte ſo kommen, und daß es ſo kam, freut mich.

Anna.

Eine angenehme Nachricht?

Commerzienrath.

Nicht unangenehm. Mein Entſchluß, mich auf mein Landhaus zurückzuziehen, ſoll einiges Aufſehen erregt haben. Seine Durchlaucht ſollen ſich allerhöchſt ſelbſt nach den Gründen erkundigt haben, die mich zu dem auffallenden Schritte bewogen. — Gründe, du lieber Gott! Wichtige Gründe habe ich ja keine, — nur Ruhe will ich haben, anderen bedeutenderen Leuten das Feld räumen! Wird man mich vermiſſen? O nein!

Anna.

Das glaube ich doch, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath.

Das glaubt Dein gutes Herz. Und wenn man mich vermißte, wenn man fühlte, daß ich fehle, als Leiter eines der erſten Handlungshäuſer der Stadt, im Rathe der Gemeinde, als der, welcher es war, der für das Vergnügen der höheren Bürgerklaſſe aufopfernd ſorgte, — ſei es drum! ich will mich vermiſſen laſſen und habe auf ſolche Art das ſüße Bewußtſein, nicht ſo gar ſchnell vergeſſen zu werden.

Anna.

Man wird an Sie denken, Herr Commerzienrath, gerne an Sie denken. Ich kann es mir ſo gut vorſtellen, wenn Sie z. B. längere Zeit hier geweſen wären und dann nach der Stadt zurückkehrten —

Commerzienrath.

Da würdeſt doch Du an mich denken, gute Anna, gewiß, ich glaube Dir, mein Kind, und das macht mich ganz glücklich. Was nützt aller Prunk der Welt, großer Reichthum, Glanz — Orden? viele Bekanntſchaften? — Der Freunde gibt es doch nur wenige. Mit dieſem allem kann man nicht glücklich ſein. **(Er hat einen Gang durch's Zimmer gemacht und ſtellt ſich an Anna's Stuhl, die zu ihm aufblickt.)** Du haſt ein glückliches Gefühl, mein

Kind; ſo etwas Gutes, Wohlthuendes, Friedenerregendes, — ſo etwas — oh! (Er bläst von ſich und geht wieder ein paar Schritte auf und ab.)

Anna
(hat unbefangen mit ihrem Schlüſſelbunde geſpielt).

Es freut mich in der That, daß Sie mir gut ſind, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath (der wieder hinter ihren Stuhl tritt).

Ich kann zuweilen finſtere Launen haben, ſehr finſtere Launen, wo ich an manches Unrecht denke, das mir geſchehen; und die werden ſchwinden, wenn ich Dein (er huſtet) klares Auge ſehe, und wenn ich bedenke, daß Du muſikaliſch biſt, daß dieſe kleinen Fingerchen mir meine Lieblingslieder ſpielen werden, ſo — oh! —

(Er macht wieder einen Gang durch's Zimmer.)

Anna.

Ich will mir ein Vergnügen daraus machen, Alles vorzuſpielen, was ich kann.

Commerzienrath
(wieder hinter dem Stuhle ihre Hand nehmend, die ſie ihm unbefangen läßt).

Mit Deinen kleinen lieben Fingerchen. (Während dem Folgenden will er ihre Hand küſſen, kämpft ſichtlich mit ſich ſelber, wagt es aber nicht.)

Anna.

Lieben Sie Lieder ohne Worte.

Commerzienrath.

O ja.

Anna.

Phantaſien?

Commerzienrath.

Phantaſiren iſt mein Höchſtes!

Anna.

Ich ſpiele auch gerne Walzer und Polka.

Commerzienrath.

Dafür ſchwärme ich.

Anna.

Liebt die Frau Commerzienräthin auch Muſik?

Commerzienrath (der im Begriff war, ihr die Hand zu küſſen).

O nein, die liebt gar nichts. (Er geht wieder durch's Zimmer.)

Anna (ſteht ſingend auf).

Aber es iſt ein wahres Glück für unſere muſikaliſchen Unterhaltungen, daß das neue Inſtrument mitgekommen iſt; unſer altes hätt's nimmer gethan. Da habe ich Sie auch fragen wollen, Herr Commerzienrath, in welches Zimmer ſoll man es ſtellen?

Commerzienrath (der lächelnd und galant näher kommt).

In welches Zimmer, meine liebe Anna? Nun, in das Deinige, das verſteht ſich von ſelbſt. Ich ſpiele nicht (huſtend), meine Frau noch viel weniger, alſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß das Inſtrument zur Künſtlerin —

Anna.

O nein, das verſteht ſich nicht von ſelbſt, Herr Commerzienrath; in mein Zimmer würde das prachtvolle Inſtrument nicht paſſen.

Commerzienrath (zurückhaltend).

Iſt — es — vielleicht — zu klein, Dein Zimmer? Du wohnſt doch im Hauptgebäude?

Anna.

Im dritten Stock. Zu klein wäre es nicht; ein ſehr geräumiges Zimmer, mit einer prachtvollen Ausſicht.

Commerzienrath (ihr näher kommend).

Wie ich die Ausſicht liebe! — Und da das Zimmer geräumig iſt, ſo kommt der Flügel zu Dir hinauf, und wir ſteigen auch hinauf, wenn wir ſchwärmeriſch ſind —

Anna (luſtig, indem ſie davonſpringt).

Das wäre zu hoch, Herr Commerzienrath; das Inſtrument

muß hier rechts hinein, in's Arbeitszimmer der Frau Räthin, oder hier links neben dem Speiſezimmer.

Commerzienrath (ſehr gefaßt).

Hm — hm —! ja, Du haſt Recht. Dann aber lieber neben das Speiſezimmer; meine Frau iſt nicht muſikaliſch, ihr gefällt nur der Choral, den ſie Morgens vom Thurme blaſen. Nach dem Eſſen machſt Du Muſik: wir ſitzen ſo traulich beiſammen. —

Anna (lachend).

Und haben einander ſo lieb.

Commerzienrath.

Du biſt eine Schelmin, man ſieht's Deinen Augen an, — gefährliche Augen. — Haſt Du auch ſchon Jemand zu tief in's Herz geſehen?

Anna.

Ich? O nein, hier gibt's gar keine Herzen.

Commerzienrath (huſtend).

Ueber das Kapitel müſſen wir ausführlicher ſprechen.

Anna.

Aber ſpäter, Herr Commerzienrath, ich habe jetzt noch ſo außerordentlich viel zu thun. (Sie will hinwegſpringen.)

Commerzienrath (etwas geckenhaft).

Nein, nein; man muß die Gelegenheit benützen. Jetzt auf der Stelle mußt Du mir beichten; zu einem alten Herrn, wie ich, kannſt Du ſchon ein Vertrauen faſſen.

Anna (entſchlüpft ihm nach der Mittelthüre).

Vertrauen habe ich wohl, aber es fehlt mir die nöthige Zeit. (im Abgehen): Da kommt ja der Vater, der Sie gewiß aufſucht.

Commerzienrath

(der ihr nachgehüpft iſt, plötzlich ernſt und würdig).

Ah! unſer Pächter!

Dreizehnte Scene.

Der Vorige. Nachher der Pächter.

Commerzienrath (an der Mittelthür, ihr nachſehend).

Ein vortreffliches, herrliches Mädchen! Wie luſtig und munter ſie auf ihren Vater zuhüpft, ihre Hand auf ſeine Schulter legt! Ah! ſo eine kindliche Liebe iſt doch etwas Schönes und Rührendes. Und liebe ich ſie nicht auch? herzlich? — mit den Gefühlen eines Vaters? (huſtend). Ja, allerdings nur mit den Gefühlen eines Vaters. (Zum Pächter, der hereintritt): Ich habe ein wahrhaftes, herzliches Vergnügen an der Anna. Immer gleich heiter, gleich liebenswürdig, und dabei ſo rührig und anſtellig; das gibt einmal eine ganze Hausfrau.

Pächter.

Iſt's ſchon, Herr Commerzienrath. Was das Mädchen weiß davon, braucht ſich die Aelteſte nicht zu ſchämen. Und hält das Haus in Ordnung mit einer ſo feſten Hand, davon haben Sie gar keine Idee.

Commerzienrath.

Nun, ich ſehe es ja. Iſt faſt an allen Ecken zugleich und kommandirt und ſchafft; es wird Ihnen auch einmal arg ſein, ſie zu verlieren.

Pächter.

Durch eine Heirath, meinen Sie? Ja, allerdings; aber was kann da ein Vater machen? Wenn das Mädchen einmal einen jungen Mann findet, der ihr gefällt und der auch ſonſt nicht unrecht iſt, ſo muß ich ſie in Gottes Namen ziehen laſſen.

Commerzienrath (nachdenkend).

Ja, da müſſen wir ſie in Gottes Namen ziehen laſſen. — Aber ungern.

Pächter.

Und da muß ſich der Vater freuen, ſein Kind gut verſorgt zu ſehen.

Commerzienrath.

Aber Anna iſt noch jung. (Lauernd.) Und wie ſieht's mit ihrem kleinen Herzchen aus?

Pächter (lachend).

O! das denkt nur an ihre Wirthſchaft.

Commerzienrath.

Und noch keine Anträge?

Pächter.

O das wohl ſchon mancherlei. Aber Anna konnte ſich noch nicht recht entſchließen.

Commerzienrath.

So, doch ſchon Anträge? — Und anſtändige Partien? Ei! das wäre! (Mit einem verdrießlichen Geſicht.) Das freut mich ganz außerordentlich!

Pächter.

Ja, noch vor Kurzem hat ein wohlhabender und ganz geordneter Mann drunten aus dem Dorfe um ſie angehalten.

Commerzienrath.

Ein älterer Mann ſchon, ſo in unſern Jahren?

Pächter.

O nein! ſo ganz das paſſende Alter zu dem Mädchen, der einzige Sohn des Müllers aus dem Dorfe.

Commerzienrath.

Der Müller? ſieh da! Alſo der Sohn des alten Müller, den ſie drunten zum Schultheißen machen wollen. Ein heftiger Mann, wie ich mir ſagen ließ, eine unangenehme Perſönlichkeit, ein barſcher Kerl! Da ſehen Sie ſich vor! Er ſoll der Führer der einen Partei im Dorfe ſein.

Pächter.

Aber einer Partei, zu der die angesehensten, vermöglichsten nd ruhigsten Einwohner gehören.

Commerzienrath (mit Eifer).

Aber gottlos, bester Freund, recht sehr gottlos! Gehen nicht n die Kirche und suchen eine andere Partei zu unterdrücken, ie sich angelegen sein läßt, dem Herrn auf die würdigste Art u dienen.

Pächter.

Der Herr Commerzienrath sind gewiß nicht recht berichtet. Allerdings gibt es da unten auch eine Partei von sogenannten Frommen, — Heuchlern möchte ich fast sagen.

Commerzienrath.

So hart muß man Niemand anklagen. Es ist schwer, da eine richtige Grenzlinie zu ziehen. Doch muß ich gestehen, daß mir diese ruhigen stillen Leute lieber sind als eine tolle Partei, der alle Mittel recht sind, ihre Projekte durchzuführen. (Erkünstelt lachend.) Aber was geht das mich eigentlich an! Was habe ich mich darum zu bekümmern!

Pächter (für sich).

Da muß Jemand gegen den Müller gearbeitet haben. Reden wir von etwas anderem. (Laut): Ich kam eigentlich her, um Sie um Erlaubniß zu bitten, die Leute des Guts vorstellen zu dürfen. Sie freuen sich sehr darauf, den Herrn Rath zu sehen.

Commerzienrath (auf und ab gehend).

Stellen Sie sie vor, stellen Sie sie vor! Ich werde Alles empfangen.

Pächter ab.

Vierzehnte Scene.

Der Vorige. Später der Buchbinder und die Leute des Schloſſes.

Commerzienrath.

Ich glaube, ich war auf dem beſten Wege, mich zu ärgern. Das wäre ein ſchöner Anfang des Landlebens. (Nachdenklich.) Die kleine Anna und der junge Müller! —

(Während dieſer Zeit kam der Buchbinder links aus dem Kabinet und ſchlich dem Commerzienrath nach.)

Buchbinder (ſehr leiſe).

Ihr ganz gehorſamſter — —

Commerzienrath.

Dieſer alte und junge Müller! . .

Buchbinder.

Und ergebenſter Diener, Herr Commerzienrath!

Commerzienrath (laut und heftig).

Hol' Sie der Teufel!

Buchbinder (erſchrocken zurückfahrend).

Bitte vielfach um Entſchuldigung, wenn ich den Herrn Rath geſtört.

Commerzienrath.

Wer ſind Sie?

Buchbinder.

Der Buchbinder aus dem Dorfe, zu Gnaden zu halten. Mamſell Anna ließen mich rufen, ganz unterthänigſt einige Tapeten aufzufriſchen.

Commerzienrath (milder).

Ah! Wenn Sie Fräulein Anna rufen ließ, ſo iſt das etwas anderes. — —

Buchbinder.

Mamſell Anna — —

Commerzienrath (ihn unterbrechend).

Sie wohnen drunten im Dorfe?

Buchbinder.

Dem Herrn Commerzienrath zu dienen.

Commerzienrath.

Es iſt ein wohlhabendes Dorf?

Buchbinder.

O ja, hat aber auch viele arme und ſehr würdige Leute.

Commerzienrath.

Das kann ich mir denken. Aber die Wohlhabenden ſind überwiegend?

Buchbinder (ſeufzend, mit einem Blick gen Himmel).

O ja.

Commerzienrath (nach einigem Beſinnen).

Was iſt der Müller Weber für ein Mann? Sie machen ja eine ſeltſame Grimaſſe! Doch ein braver Mann? Und wohlhabend?

Buchbinder.

Das letztere, ja. Was das erſtere anbelangt, ſo will ich nicht darüber urtheilen, kann aber mit Stolz ſagen, daß ich weder mit dem alten noch dem jungen Müller in irgend welche Berührung komme.

Commerzienrath (nachdenkend für ſich).

Und das iſt doch ganz gewiß ein ganz unparteiiſcher Mann. (laut): Dank Ihnen, mein Freund. Laſſen Sie mich jetzt, ich habe zu thun. Morgen, übermorgen vielleicht, — in den nächſten Tagen finden Sie ſich bei mir ein, es wird gewiß nothwendig ſein, die Bibliothek in Ordnung zu bringen.

(Buchbinder zieht ſich rückwärts bis an die Mittelthüre und will hinaus; da er aber den Pächter mit den Leuten bemerkt, der ihm entgegentritt, wendet er ſich raſch und ſchleicht nach links ab.)

Fünfzehnte Scene.

Commerzienrath. Nachher der Pächter und die Leute des Guts.

Commerzienrath.

Verbannen wir alſo dieſe ſtörenden Gedanken! Dort kommt der Pächter mit den Leuten, — mit meinen Leuten, — wenn man will, mit meinen Unterthanen. Ich werde Cercle halten. — Seit zehn Jahren war ich in der Stadt bei feierlichen Gelegenheiten ein ganz unterthäniges Mitglied eines ſolchen Cercle, und wenn ich mich recht erinnere, wurde ich von Seiner Durchlaucht zehnmal gefragt, ob ich glaube, daß endlich dieſes Jahr der Waizen gedeihen werde. Es iſt nicht leicht, Cercle zu halten. Wenn der Gouverneur bei uns durch kam, da fragte er beim Cercle jedesmal, ob der Waizen gerathen ſei, und wir lächelten. Jedem etwas Angenehmes und Paſſendes zu ſagen, iſt ſchwer; es macht eine kleine Emotion.

Pächter.

Das ſind die Leute, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath (huſtend).

Ja ſo. — Richtig! Freue mich außerordentlich. Das ſind alſo ſämmtliche Beamte des Gutes und Schloſſes? — Freue mich ſehr, lieben Leute, euch hier um mich verſammelt zu ſehen, freue mich wirklich und um ſo mehr, da ich mich entſchloſſen habe, längere Zeit unter euch zu verweilen.

(Die Leute machen Kratzfüße und ſteife Verbeugungen.)

In der That, freue mich recht ſehr, und um ſo mehr freue ich mich, da ich von meinem Pächter erfahren, daß ihr alle ſehr brave und gute Leute ſeid (huſtend), ſehr brav und gut, außerordentlich gut und brav, treu und anhänglich. Denn ſeht, meine lieben Leute, man muß treu und anhänglich ſein, ja, ſehr anhänglich, damit — damit — auch die Gutsherrſchaft wieder mit wahrer Liebe für euch zu ſorgen im Stande iſt. (Zum Pächter): Das alſo ſind ſämmtliche Leute?

Pächter.

Ja wohl, Herr Commerzienrath. Das da iſt der Oberknecht.

Commerzienrath.

Ah ſo! der Oberknecht. Richtig! Freue mich ſehr. (buſtet.) Glaubſt Du, daß der Waizen dieſes Jahr gedeihen wird?

(Oberknecht grinst lachend und ſchweigt.)

Pächter.

Ob Du meinſt, daß wir ein gutes Jahr kriegen?

Oberknecht.

Ja freilich, wenn's nicht zu trocken und nicht zu naß iſt.

Commerzienrath.

So?

Pächter.

Der Gärtner.

Commerzienrath.

Freue mich außerordentlich! Liebe ſehr die Gärtnerei und Blumenzucht und halte vor allen Dingen darauf, das Neue anzuſchaffen, was uns aus fremden Ländern gebracht wird. Haben wir ſchon die Victoria Regia?

Gärtner.

Vorderhand nicht, Herr Commerzienrath; werde aber um einen Ableger aus der Stadt ſchreiben.

Commerzienrath (verbindlich).

Bitte darum; ſoll mich recht ſehr freuen.

Pächter.

Der Kutſcher.

Commerzienrath.

Ah! der Kutſcher! Du wirſt jetzt mehr zu thun bekommen, denn ich freue mich darauf, kleine Ausflüge in die Gegend zu machen. Was machen die Pferde, die ich gekauft und hergeſchickt?

Kutſcher.

Nichts für ungut, Herr Commerzienrath; das ſind ein paar Schindmähren.

Commerzienrath (erſtaunt).

Schindmähren! Man hat mich doch verſichert, es ſei ächtes arabiſches Blut.

Kutſcher.

Schindmähren! ſage ich, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath.

Genug davon für heute. Wir wollen das nächſtens ſelbſt unterſuchen.

Pächter.

Der Ochſenknecht.

Commerzienrath.

Ein ſehr nothwendiger Beamter des Hofes. Aber ein unangenehmes Geſchäft, mein Freund? das Vieh kann ſehr widerſpenſtig ſein, nicht wahr?

Ochſenknecht.

Es ſind halt Ochſen, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath.

Sehr gut! Sehr gut! Ja, es iſt ſchwer, mit Ochſen umzugehen.

Ochſenknecht.

Ja, Herr Commerzienrath.

Pächter (auf Mehrere zeigend).

Pferd- und Ackerknechte.

Commerzienrath (kopfnickend).

Ach, freue mich ſehr! Nun, meine lieben Leute, es hat mich in der That gefreut, euch ſo wohl und munter zu ſehen; ich hoffe auch, wir werden gut mit einander auskommen. Thue Jeder das Seinige und auch ich werde gerne das Meinige thun. (Zum Pächter): Die Leute wohnen alle auf dem Schloſſe?

Pächter.

Alle — in den Nebengebäuden.

Commerzienrath.

Das iſt mir ſehr lieb; kommen alſo mit dem Dorfe nicht viel in Berührung. Im Dorfe da drunten ſoll Manches nicht ſein, wie es ſein ſollte; wie ich höre, zanken ſie ſich jetzt um eine Schultheißenwahl, — zwei eraltirte Parteien. (Mit Pathos): Aber Erbitterung in einer Gemeinde führt zu unangenehmen Händeln, zu Tyrannei. Ja, meine Herren, überall gibt es Menſchen, die zum Streit aufgelegt ſind, die darauf aus ſind, ihren friedlichen und duldſamen Mitbürger zu tyranniſiren. Und Tyrannei, meine Herrn, macht das ſanfteſte Gemüth zuletzt wild und unnachgiebig. — Es iſt deshalb unſere Pflicht, mit allen Kräften zu wirken, daß Tyrannei nicht unter uns aufkommt; wir müſſen dem Schwachen und Unterdrückten beiſtehen. Ja, verehrte Kollegen, — meine Herrn, wollte ich ſagen! — ſtehen wir mit Rath und That der unterdrückten Partei bei! Und eine ſolche unterdrückte Partei gibt es auch drunten im Dorfe. Obgleich es mich eigentlich durchaus nichts angeht, wen eure Freunde und Bekannten zum Schultheißen wählen, ſo wäre es mir doch gerade nicht angenehm, wenn ein gewaltthätiger Mann, wie z. B. der Müller, mit der oberſten Gewalt bekleidet würde. Frömmigkeit iſt eine ſchöne Tugend, iſt, was uns Noth thut, denn wir mögen denken, was wir wollen, (mit erhobener Stimme,) ſo viel iſt und bleibt wahr: ohne Hülfe von Oben gibt es kein Gelingen. (Er macht eine gefällige Handbewegung und eine Verbeugung.)

Oberknecht.

Sollen wir jetzt Vivat hoch! ſchreien?

Kutſcher.

Nein, es macht ſich hier nicht recht. Der Herr hat gar zu ernſt geſprochen. Es käme jetzt unmanierlich heraus.

(Mit linkiſchen Verbeugungen Alle ab.)

Sechszehnte Scene.

Commerzienrath. Der Pächter.

Commerzienrath (ſetzt ſich in einen Stuhl).

So, das wäre vorüber! Oeffnen Sie ein wenig ein Fenſter, damit die erquickende Abendluft hereindringen kann. Ein Abend auf dem Lande! Welch ſüßes, wohlthuendes Gefühl! Auch die Natur bereitet ſich zum Schlafe vor. (Die Glocke klingt aus dem Thale herauf.) Ah! wie das melodiſch klingt! — Friede ſei ihr erſt Geläute! Nun, ein unruhiges Tagwerk ſo zu beſchließen, fern von allem wüſten Lärmen, das iſt das Glück, wie ich es mir geträumt! — — Ruhe und Friede überall. (Vor dem Fenſter erſchallt mit Einem Male ein Tuſch von einer ziemlich barbariſchen Muſik. Ein Stimme ruft: Es lebe unſer Gutsherr! Hoch! antworten andere.)

Commerzienrath (aufſpringend).

Gott im Himmel! was iſt denn das?

Pächter.

Es ſind die Leute des Guts, die ſich auf ihre Art freuen, daß der Herr Rath angekommen.

Commerzienrath (ärgerlich).

Das iſt ja aber ein wüſter Lärmen! Wird es lange dauern?

Pächter (achſelzuckend).

Nachher wird getanzt. Man muß ihnen nun einmal die Freude laſſen.

(Dazwiſchen knallen auch Flintenſchüſſe).

Commerzienrath.

Und da knallen ſie wieder wahrſcheinlich nach einem ſo unglückſeligen Habicht.

Pächter.

Das ſind Freudenſchüſſe, Herr Commerzienrath!

(Schüſſe in der Ferne.)

Da kommen auch die Burſche des Dorfes herauf; es wird freilich ein bischen luſtig hergehen.

Commerzienrath.

Und meine Nachtruhe! (ergrimmt). Und da zieht am Ende der junge Müller auch mit herauf?

Pächter.

Wohl möglich.

Commerzienrath (heftig).

Und meine Ruhe und mein Frieden!

Pächter.

Soll ich es ihnen verbieten?

Commerzienrath.

Nein, nein. Das würde böses Blut machen. — Wie Gott will!

Pächter (ſchließt das Fenſter).

So, nun hört man den Lärmen weniger.

(Muſik, Schießen und Geſang dauert fort.)

Commerzienrath (nachdenklich).

Und Abends wird getanzt! Auch der junge Müller findet ſich ein! — und Anna! Bin ich deshalb aus der Stadt hieher gekommen? — Iſt das die Ruhe des Landlebens?

(Neuer Tuſch, neues Vivatrufen.)

(Der Vorhang fällt; die Muſik des Orcheſters fällt in einer ſehr luſtigen, wie höhnenden Weiſe ein.)

Zweiter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſte Scene.

Eduard. Der Bediente.

Eduard (blickt vorſichtig aus der Thüre links).

Schon acht Uhr und noch Niemand auf! Das iſt mir eine ſaubere Landwirthſchaft! Na! der geſtrige Spektakel wird Manchem in den Gliedern liegen. Mir auch; wenn man Abends ſechs Stunden geritten iſt und wohnt in der Nacht höchſt incognito einem ländlichen Balle bei, da kann man ſchon genug kriegen. Wir wollen doch Jemand herbeiklingeln. (Er zieht die Klingel.)

(Bedienter durch die Mitte.)

Nah, da kommt endlich einmal das alte Geſicht! Aber ſage mir, Jakob, was ſoll denn das hier heißen? Noch Niemand auf?

Bedienter.

Das macht das Tanzvergnügen, welches wir geſtern Abend ausgeſtanden.

Eduard.

Aber der Herr Commerzienrath haben doch nicht mitgetanzt?

Bedienter.

Ih! Gott bewahre! Aber um dem Lärm zu entgehen, hat er noch einen nächtlichen Spaziergang gemacht, und muß auch erſt ſpät zu Bette gegangen ſein. Wir wollen einmal nach ihm ſehen.

Eduard.

Vorher aber will ich mich zurückziehen. — Da haſt Du den Brief, der — Du verſtehſt mich — heute Nacht gekommen iſt, und worin ich Dir anzeige, daß ich dieſen Morgen hier eintreffen werde, um meiner Tante Quartier zu machen, und den Onkel zu überraſchen. — Iſt Fräulein Anna ſchon auf?

Bedienter.

O ja, ſchon längſt; ſie ſpaziert im Garten (zeigt auf die Mittelthür) da am Hauſe.

Eduard.

Da wollen wir ſie einen Augenblick belauſchen. (Für ſich.) Iſt das ein liebenswürdiges Geſchöpf!

Bedienter.

Laſſen Sie Ihr Belauſchen jetzt ſein, der Herr kann jeden Augenblick herauskommen.

Eduard.

Aber daß Du mir reinen Mund hältſt, alter Brummbär! Es braucht Niemand zu erfahren, daß ich (er macht eine Tanzbewegung.) haſt Du mich verſtanden?

Bedienter.

Ich denke, Sie ſollten mich kennen.

Eduard.

Und trage den Brief glaubwürdig vor.

Bedienter.

Nun ja. (Für ſich, boshaft lachend). Ich freue mich nur über die Ruhe und den Frieden, der jetzt hier losgehen wird.

(Zum Commerzienrath rechts ab.)

Eduard (ſchleicht an die Mittelthür).

Aber einen einzigen Blick muß ich in den Garten thun. (Er hebt den Vorhang auf und blickt hinaus.) Nichts als Bäume und Blumen, viele Roſen, nur ſie nicht. (Horcht in's Zimmer hinein.) Doch ſtill! da kommt was.

(Er ſpringt links ab und drückt die Thüre zu.)

Zweite Scene.

Bedienter. Nachher der Commerzienrath.

Bedienter (mit einem Arm voll Kleider).

Er ſchläft noch. Nun ja, der geſtrige Tag mit all' ſeiner Ruhe wird ihn angegriffen haben.

Commerzienrath (von innen heftig rufend).

Jakob! — Jakob! Halt! wo willſt Du hin? Halt doch! (In großer Bewegung hervorſtürzend.) Warſt Du in meinem Vorzimmer?

Bedienter.

Wie jeden Morgen, Herr Commerzienrath. Ich habe nur die Kleider geholt, die Sie geſtern getragen.

Commerzienrath (ſehr aufgebracht).

Ja, ja, das iſt es ja eben. Meine Kleider, gib her.

Bedienter (ſieht ihn erſtaunt an).

Ich will ſie ausputzen, Herr Commerzienrath.

Commerzienrath.

Ausputzen! o ja — o nein! wollt' ich ſagen. Gib her, gib her! Ich will das ſelbſt beſorgen.

Bedienter.

O — oh! Herr Commerzienrath!

Commerzienrath (gezwungen lachend).

Mein lieber Jakob, je weniger Bedürfniſſe ein Menſch

hat, um ſo unabhängiger iſt er; auch habe ich einige Papiere in meinem Rocke, die ich herausnehmen möchte, Briefſchaften, Wechſel . . .

Bedienter.

Nun, die kann ich ja auch herausnehmen. Habe das ja alle Tage beſorgt.

Commerzienrath (ihm Rock, Hoſe und Bürſte entreißend).

Nein! ſag ich, nein! Laß mich allein! — fort! — Ich werde klingeln, wenn ich Dich brauche.

Bedienter.

Nun meinetwegen.

(Geht kopfſchüttelnd ab.)

Dritte Scene.

Commerzienrath allein.

Commerzienrath

(die Kleider in einer Hand, die Bürſte in der andern, ſchreitet haſtig auf und ab, bleibt zuweilen ſtehen, ſeufzt, will an ſeine Stirne faſſen; da er das aber mit der Kleiderbürſte thut, ſo fährt er erſchrocken zurück und ſetzt ſeinen Spaziergang wieder fort).

Unerhört, ſo lange die Welt ſteht! Ich, ein Commerzienrath, geweſener Vater der Stadt und Vorſtand des höheren Muſeums, ich einen — — oh! es könnte ein Traum ſein! — Aber nein! das kann ich nicht geträumt haben. Man träumt von einem zerbrochenen Genick; man träumt von einem zwei Schuh tiefen Degenſtich; aber ein vernünftiger Menſch hat noch niemals geträumt, daß er — — einen — Gott! ich kann den Namen nicht ausſprechen! — erhalten. Ach! entwürdigendes Gefühl! — Und ich habe einen erhalten! — Aber Ruhe, Faſſung! Hier kann mich Niemand belauſchen. — Schließen wir zum Ueberfluß ſämmtliche Thüren. (An der Mittelthür): O Gott!

es iſt mir gerade, als ſollte ich mein Todesurtheil leſen. (Schleicht an die linke Thür, die er weit öffnet und dann ſchließt.) Es hat mich kein Schlaf erquickt! (An die rechte Thür gehend.) Ich bin moraliſch und phyſiſch zuſammengetreten! Und nun Muth und Faſſung! ſehen wir meine verkörperte Schande! (Er rückt einen Stuhl in die Mitte, und nach einem lebhaften innern Kampfe breitet er, ohne hinzublicken, den Rock über die Stuhllehne. Auf dem linken Schooße iſt mit grauer Erde deutlich ein Fußtritt abgezeichnet. Commerzienrath ſetzt ſich auf einen Stuhl auf der linken Seite und hält die Hand vor die Augen.) Es muß ſein! — Muth! (Er blickt hin.) Ja, einen Fußtritt! — O Gott! (mit Wuth.) Ein Angriff der gemeinſten Art! Und in dunkler Nacht meuchelmörderiſch! Von hinten! Aber das iſt ja die Art und Weiſe derartiger ſchimpflicher Beleidigungen; ich habe noch nie von einem Fußtritt von vorn gehört. (Nach einer Pauſe, traurig.) Es iſt kein allzu großer Fuß geweſen, der das gethan. O Gott! es war ein Linker! Keine Spur von Nägeln, ein glatter, gut gemachter Stiefel! — Es muß ſein, wählen wir in unſerem Schmerz, meſſen wir für alle Fälle das Corpus delicti, um für unſere Rache einen Anhaltspunkt zu haben. (Er hat aus der Taſche des Fracks eine Brieftaſche genommen, aus dieſer ein kleines zuſammengelegtes Maaß, und mißt die Spur; in ſeine Brieftaſche ſchreibend): Neun Zoll, ſechs Linien. — Es ſchwimmt mir vor den Augen. Aber nun fort mit dem Zeichen ſelbſt, verwiſchen wir jede Spur. (Er bürſtet heftig.) — Doch jetzt will ich öffnen, um keinen Verdacht zu erregen.

(Er ſchleicht an die Mittelthüre, zieht die Klingel und öffnet.)

Verwiſcht bis auf die letzte Spur, Gott ſei Dank!

(Nach rechts ab.)

Vierte Scene.

Bedienter. Nachher Eduard.

Bedienter.

Was ſoll denn das alles bedeuten? Der Herr ſah ſo verſtört aus, als habe er Geiſter geſehen, iſt auch ſo unruhig und treibt ſonderbare Geſchichten. Dem ſcheint die Landluft nicht beſonders anzuſchlagen.

(Es klopft links.)

Nur herein!

Eduard (von außen).

Ja, wenn man nur herein könnte.

Bedienter (kopfſchüttelnd).

Wer hat denn da geſchloſſen? (Er öffnet die Thür.)

Eduard (eilig).

Haſt Du meinen Brief abgegeben?

Bedienter.

War mir nicht möglich; der Herr hatte den Morgen eine ganz komiſche Laune.

Eduard.

Aber ich kann doch nicht ewig da eingeſchloſſen bleiben. Auch kommt die Tante gegen Mittag.

Bedienter.

So früh ſchon? Das wird eine angenehme Ueberraſchung geben!

Eduard.

Allerdings. Und ein Paar Verwandte haben es ſich in den Kopf geſetzt, die Tante hieher zu begleiten.

Bedienter.

Am Ende die Frau Hofräthin?

Eduard.

Natürlich. Tante Hofräthin läßt ſich eine ſolche Gelegenheit nicht entgehen. Obendrein iſt es morgen Feiertag.

Bedienter.

Und am Ende kommt der Hofrath auch?

Eduard (luſtig).

Verſteht ſich. Und Vetter Kanzleirath.

Bedienter.

Gerechter Himmel! Am Ende auch Fräulein Amalie und Herr Guſtav?

Eduard.

Rathen kannſt Du. Alle kommen; (lachend) eine Ueberraſchung für den Onkel.

Bedienter (ebenfalls lachend).

Stille des Landlebens, keine Zerſtreuungen, keine Beſuche. Na, er wird ſich freuen.

Eduard (lachend).

Wenn Du willſt, ſo kannſt Du ihn darauf vorbereiten. Es hat Dir das Alles geträumt.

Bedienter.

Ich werde mich hüten. Urlaub will ich für heute nehmen und hinab in's Dorf gehen. Wenn ich dann zurückkomme, laß' ich mich ſelbſt überraſchen.

Eduard

(der ſchon mehrmals an die Mittelthüre gegangen iſt).

Wie Du willſt. Aber jetzt übergib den Brief.

Bedienter.

Das wird ein Vergnügen werden.

(Nach rechts ab.)

Fünfte Scene.

Eduard. Nachher Anna.

Eduard (an der Mittelthür).

Vorhin war ſie immer da. Was das Mädchen für einen unruhigen Geiſt hat! Doch da kömmt ſie über den Hof. Sie geht zu ihren Rehen hin. Selbſt eines; wie heißt es doch in dem Gedichte? Leicht ſchreitend wie ein Reh! Und die ſchönen glänzenden Augen! (Ernſt): Eduard, du wäreſt beſſer in der Stadt geblieben, du, ſo gut wie verlobt. Ei was! ich gehöre auf's Land. Iſt mir doch hier zu Muthe, als ſpringe mir bei jedem Athemzuge ein Reif, der mein Herz zuſammenſchnürt! Taucht doch beim Anblick von Feld und Wald meine ganze herrliche Jugendzeit in mir auf! Pfui Bücher und Comptoir! Ein Pferd! ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd! — — Und das liebe Geſchöpf! Und wie die Rehe zutraulich mit ihr ſind, die armen gefangenen Thiere! Ich wäre auch ſo zutraulich, wenn ſie mich füttern wollte. (Ruft hinaus): Anna! Anna!

Anna (von Außen).

Ach Herr Eduard! endlich ausgeſchlafen?

Eduard.

Ausgeſchlafen ſchon lange. Aber laſſen Sie einen Augenblick Ihre gefangenen Rehe; ich bin ja auch ein Gefangener. Seien Sie barmherzig und kommen Sie einen Augenblick näher.

Anna (lachend näher kommend).

Wer ſind Sie eigentlich? Für uns unbekannt und namenlos. Sie haben noch gar kein Recht, da zu ſein.

Eduard.

Leider Gottes. Aber Sie haben wohl ein Recht, mich grauſam zu verſpotten.

Anna (lachend).

Wie kann ich etwas verſpotten, das gar nicht exiſtirt!

Ihrem Schreiben nach kommen Sie ja erſt in einer halben Stunde.

Eduard.

Geben Sie mir Ihre Hand.

Anna.

Nein, nein! wenn Sie angekommen ſind und ſich ſehr artig aufführen.

Eduard.

Dann geben Sie mir Ihre Hand?

Anna.

Dann heiß' ich Sie vielleicht willkommen.

Eduard.

Nur das? O das ſollen Sie erfahren. Seit einem Jahre habe ich Sie nicht geſehen; der Onkel weiß ganz genau, wie gern ich Sie immer gehabt, und um das recht offenkundig zu machen, ſtürze ich auf Sie zu. So (er thut es); und faſſe Ihre Hände.

Anna.

Ach! laſſen Sie Ihre Kindereien!

Eduard (luſtig).

Ich ziehe Sie in's Zimmer herein, ich kann mich in meiner Herzensfreude nicht faſſen und — — küſſe ſie recht innig.

(Er thut es.)

Sechste Scene.

Vorige. Commerzienrath.

(Commerzienrath erſcheint unter der Thür.)

Anna.

Aber wiſſen Sie, daß das abſcheulich iſt! daß ich mich nicht ſo behandeln laſſe! Pfui, Herr Eduard!

Commerzienrath.

Allerdings legſt Du Deine Freude ein bischen ſehr lebhaft an den Tag.

Eduard (für ſich).

Oh! mein Onkel!

Anna (für ſich).

Der Herr Commerzienrath!

Commerzienrath.

Etwas ſehr lebhaft. Und ich muß geſtehen, es freut mich außerordentlich, daß Dich Anna zurückgewieſen. Ueberhaupt, lieber Freund, Du läßt in der Stadt Geſchäft Geſchäft ſein, fällſt mir da in's Haus, und — und —

Anna.

Erlauben Sie mir, Herr Commerzienrath, daß ich Ihnen guten Morgen wünſchen darf. Sie haben doch die erſte Nacht bei uns gut geſchlafen?

Commerzienrath.

Danke, mein liebes Kind. O ja, ſo, ſo, nicht ganz ſchlecht, aber auch nicht ſo vortrefflich, wie ich gewünſcht. Der etwas arge Lärm geſtern Abend . . .

Eduard (wie erſtaunt).

Lärm? hier auf dem Lande?

Anna (für ſich).

Der Heuchler! Aber warte!

Commerzienrath.

Du kommſt ſo eben an?

Eduard.

Ja, lieber Onkel. Und mit den beſten Grüßen von der Tante.

Commerzienrath.

Biſt Du mit einem Wagen gekommen? Ich hörte doch keinen anfahren.

Anna.

Ich auch nicht, und bin doch ſchon mehrere Stunden im Hofe.

Eduard.

Nein, lieber Onkel, ich kam zu Pferde.

Anna.

Zu Pferde? Wo haben Sie es eingeſtellt? O, man muß für das Thier ſorgen.

Eduard.

Nun, wo werde ich es eingeſtellt haben? Natürlicher Weiſe im Stalle.

Anna.

In unſerm Stalle? (Schüttelt mit dem Kopfe.) Ich begreife nicht, daß man mir nichts davon geſagt.

Eduard (leiſe zu ihr):

O wie boshaft!

Anna.

Gerade wie Sie.

Commerzienrath.

Nun, daß Du einmal da biſt, hat ſeine Richtigkeit, und man wird es bald genug merken.

Anna.

Wenn Sie erlauben, will ich doch meine Befehle geben für das müde, gewiß warm gerittene Pferd, mit dem Sie ſo eben gekommen.

Eduard (ſie an die Mittelthüre begleitend, laut):

Dafür werde ich Ihnen ſehr dankbar ſein. (Leiſe): Sie böſes Mädchen.

(Anna ab.)

Siebente Scene.

Der Commerzienrath. Eduard.

Eduard (zurückkommend).

Anna iſt noch größer und recht hübſch geworden. Wie habe ich mich gefreut, ſie wieder zu ſehen.

Commerzienrath.

Du hätteſt ſchon Deine Freude etwas weniger ſtürmiſch an den Tag legen können. Wir ſind hier auf dem Lande und lieben Ruhe und Stille. Wir haſſen allen überflüſſigen Spektakel. Und das gute Mädchen ebenfalls. Ein ſtilles Gemüth, was an Deinem bekannten ausgelaſſenen Weſen ſehr wenig Geſchmack finden wird.

Eduard (für ſich):

Ich hoffe das Gegentheil. (Laut): Alſo vor allen Dingen die beſten Grüße von der Tante.

Commerzienrath

(ſich zum Frühſtückstiſch ſetzend, den Jakob, von links kommend, beſorgt hat, trocken):

Ich danke recht ſchön. — Haſt Du ſchon gefrühſtückt?

Eduard.

Nein, lieber Onkel. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich aſſiſtiren.

Commerzienrath (mit dem Kopfe nickend, nach einer Pauſe):

Iſt geſtern drunten fleißig gepackt worden?

Eduard.

Schon Alles im Reinen, fix und fertig. Die Tante hat Ihren Wunſch zu Herzen genommen.

Commerzienrath.

O! was meine Wünſche anbelangt, die ſind nie außerordentlich ſtark berückſichtigt worden; ich habe wegen meines

Entſchluſſes auf das Land zu ziehen, unendliche Widerſprüche zu bekämpfen gehabt.

Eduard.

Aber am Ende doch bekämpft!

Commerzienrath (ſeufzend).

Nur niedergedrückt. Die werden ſich wieder erheben mit doppelten Köpfen, wie die ſelige Hydra.

(Eduard hat während des Frühſtücks ſeinen Fuß vorgeſetzt, den der Commerzienrath aufmerkſam betrachtet, und ſich dann mit einem finſtern Blick über den Rockſchooß ſtreicht. Er nimmt ſich eine neue Taſſe Kaffee.)

Commerzienrath (für ſich):

Seit jenem gräßlichen Attentat habe ich eine wahre Wuth, anderer Leute Stiefel zu betrachten und kalkulire immer in Gedanken, ob Länge und Breite zutrifft. (Greift an ſeinen Rockſchooß; laut): Alſo Du biſt ſo eben angekommen?

Eduard.

Ja, lieber Onkel, ja — a — a, vor ungefähr einer halben Stunde.

Commerzienrath.

Und geritten?

Eduard.

Bis nach Meerfeld den Rappen und hierher meinen Braunen.

Commerzienrath.

Da mußt Du ſehr trockenen Weg gehabt haben. Geſtern war es ziemlich naß und kothig.

Eduard (in einiger Verlegenheit).

O ja, es war ziemlich trocken.

Commerzienrath.

Muß ſo ſein, denn man ſieht an Deinen Stiefeln keine Spritzer. (Wie in Gedanken): Das iſt doch Dein rechter Fuß:

Eduard (lachend).

Ja, lieber Onkel, aber ich habe auch einen linken.

Commerzienrath.

Ja natürlich, Du haſt auch einen linken.

Eduard.

Wie Jedermann.

Commerzienrath (küſſet).

Ja wohl, wie Jedermann. (Faßt an ſeinen Rockſchooß.)

Eduard.

Haben Sie einen Schmerz an der Seite, lieber Onkel?

Commerzienrath.

Warum die Frage?

Eduard.

Nun, Sie faſſen immer mit der Hand an Ihre linke Seite. Ein kleiner Rheumatismus oder vom Stoßen des Wagens?

Commerzienrath.

Allerdings, ich fühle dort etwas; ich glaube vom Stoßen des Wagens. Alſo Du biſt geritten?

Eduard.

Ja wohl.

Commerzienrath.

Und Deine Tante befindet ſich wohl?

Eduard.

Vortrefflich.

Commerzienrath (ſich erhebend).

Danke recht ſehr. Was meinſt Du, mein Junge, ſie kommt doch wohl allein?

Eduard (achſelzuckend).

Ich denke mir ſo.

Commerzienrath.

Weißt Du, ich habe immer gefürchtet, meine theure Schwägerin, Tante Hofrath, werde uns das unausſprechliche Vergnügen machen, ſie hieher zu begleiten. Und das wäre ſchrecklich, Eduard.

Eduard.

Ja, es wäre recht unangenehm.

Commerzienrath.

Jetzt schon Besuche! Und solche Besuche! Du kannst meinetwegen ein Paar Tage bableiben, (mit dem Finger drohend) vorausgesetzt, junger Herr, daß Du mir die Anna unberücksichtigt läßt. Die findet doch keinen Geschmack an Deinen Windbeuteleien, liebt den stillen Frieden des Landes, ist ein gesetztes Mädchen und vor allen Dingen, — unter uns gesagt, — so was von einer Verlobung. Na, Du verstehst mich! (Für sich): Das wird ihn abschrecken.

Eduard (erschreckt).

Anna verlobt! O ja, ich habe Sie vollkommen verstanden.

Commerzienrath.

Du selbst bist ja auch im ähnlichen Falle, weißt ganz genau, wie Deine Tante für die Verbindung mit ihrer Nichte schwärmt. Und Amalie ist keine schlechte Partie.

(Eduard zuckt mit den Achseln.)

Gebildet, liebenswürdig, spricht drei fremde Sprachen, musikalisch und liebt Dich auf eine wahrhaft rührende Weise.

Eduard (für sich).

Wenn das mich nur rühren könnte! (Laut): Ja, ihre Anhänglichkeit an meine Person ist so groß, daß sie nicht nur wissen möchte, was ich den ganzen Tag thue, sondern sogar, was ich denke.

Commerzienrath.

Ganz der Charakter meiner Frau. Das muß in der Familie liegen.

Eduard.

Also Anna ist verlobt? Und darf man den Glücklichen kennen?

Commerzienrath.

Vorderhand noch großes Geheimniß; eine gegenſeitige innige Liebe.

Eduard.

Ach! ſie iſt glücklich! — glücklicher als ich! — (Seufzend.) Zu einer glücklichen Ehe gehört eine gegenſeitige innige Liebe; deßhalb, lieber Onkel, können Sie überzeugt ſein, daß mich die Arrangements der Tante mit Amalien noch zum unglücklichſten Menſchen machen werden. . . Wahrhaftig, ich kann mit Amalien nicht glücklich ſein!

Commerzienrath (ärgerlich).

Jetzt wirft er mir wieder das Haus zur Thüre hinaus! Soll ich denn nie Ruhe und Frieden haben? Du weißt, unter welchen Bedingungen meine Frau in den Wunſch einwilligte, auf das Land zu gehen.

Eduard.

Ja, ich weiß.

Commerzienrath.

Eine Bedingung, um welche Dich tauſend junge Leute Deines Alters beneiden. Chef eines der erſten Handlungshäuſer und Bräutigam — —

Eduard (einfallend).

Aber mein Herz — —

Commerzienrath (fragend).

Hm?

Eduard.

Fühlt ſich nicht zu Amalien hingezogen.

Commerzienrath (ungeduldig).

Mein lieber Freund, Du fängſt an mich zu langweilen. Meinſt Du denn, mein Herz habe ſich ſeiner Zeit ſo ganz entſetzlich zu Deiner Tante hingezogen gefühlt? Der Familienrath fand die Partie angemeſſen, wir Beide ſagten Ja, und die Sache iſt wider Erwarten nicht ſo ganz ſchlecht gegangen.

Eduard.

Die Tante hat aber auch ganz vortreffliche Eigenſchaften.

Commerzienrath.

Kann mich nicht beſinnen.

Eduard.

Nun, die Tante widerſpricht nie und iſt ſehr ſanftmüthig.

Commerzienrath.

Wohl wahr, aber was ſie nicht ſpricht, das zeigt ſie auf ihrem Geſichte oder pantomimiſch. Und dabei mußt Du nicht vergeſſen, daß ſie einen trefflichen Dollmetſcher ihrer Gedanken hat; Gott! eine Perſon, die uns das Unglaubliche begreiflich zu machen verſteht.

Eduard.

Die Tante Hofrath.

Commerzienrath.

Meine gute Schwägerin, ja wohl. (Zu Eduard, der verdrießlich ſchweigt): Aber was kann man in Deiner Angelegenheit vorderhand machen? Du wirſt nicht wollen, daß mir durch Deine Grillen gleich die erſte Zeit meines Landaufenthaltes verbittert wird. Es iſt ohnehin hier nicht alles voll Ruhe und Frieden, wie es wohl den Anſchein hat. (Düſter.) Offenherzig geſtanden (er faßt an ſeinen Rockſchooß) habe ich in der kurzen Zeit meines Hierſeins ſchon recht ſchmerzliche Erfahrungen gemacht. (Er legt Eduard die Hand auf die Schulter.) Laſſen wir nun dies Geſpräch für jetzt abbrechen, kommt Zeit kommt Rath. Du weißt ja wohl, daß ich für meine Perſon auf dieſe Heirath nicht verſeſſen bin. Aber Madame, Madame! (Im gewöhnlichen Tone): Apropos, wo hat man Dich einlogirt?

Eduard.

Da drüben links.

Commerzienrath.

Nun, mach' Dir's bequem, gehe ſpazieren, reite ſpazieren,

thu', was Du willſt; ich habe mit meinen Pächtern zu thun, und ziehe mich auf mein Zimmer zurück.

Eduard.

Das will ich auch thun. (Für ſich): Wo mag nur Anna ſein? (Laut): Bis nachher, lieber Onkel! (Ab.)

Commerzienrath
(nimmt die Papiere auf dem Tiſch zuſammen).

A revoir, mon chér!

Achte Scene.

Der Vorige. Anna. Nachher Eduard.

Anna
(kommt mit einem Korbe Blumen).

Stört es Sie, Herr Commerzienrath, wenn ich hier meine Blumen zuſammenbinde? Ich muß nothwendiger Weiſe einige Bouquets machen. Darf ich?

Commerzienrath.

Gewiß; wenn auch für mich etwas abfällt. So ein paar hübſche Roſen; ich liebe die Roſen leidenſchaftlich.

Anna.

Es iſt eigenthümlich. Jedermann liebt dieſe ſchöne Blume.
Wenn du eine Roſe ſchauſt,
Sag' ich laſſ' ſie grüßen.

Commerzienrath.

Meine Ankunft hat Dir viel Geſchäft gemacht, gutes Kind. Geſtern Abend biſt Du wohl ſpät zur Ruhe gekommen?

Anna.

Ich? O nein. Eine Zeitlang mußte ich nachſehen, daß es

den Leuten, die nun einmal recht vergnügt ſein wollten, an nichts fehle.

Commerzienrath.

Und nicht getanzt?

Anna.

Ich? Mit wem denn? Doch nicht mit unſern Knechten?

Commerzienrath.

Gott bewahre mich vor einem ſolchen Gedanken! Aber im Dorfe drunten ſoll's ganz hübſche junge Leute haben.

Anna.

Wenig. Nur ein Paar.

Commerzienrath (für ſich).

Da iſt Einer genug.

Anna (bindet einen Strauß, ohne aufzuſehen).

Schade, daß Eduard nicht ſchon da war, den hätte das auch amuſirt. Und er tanzt gewiß recht gern und gut.

Commerzienrath.

Ja, er hat gerne getanzt, aber jetzt — —

Anna.

Nun, er iſt doch nicht ſchon zu alt dazu?

Commerzienrath

Nein, das nicht, aber Geſchäftsmann, will ſein Haus gründen, ſich bald verheirathen, Familienvater werden —

Anna.

O weh! da hab ich mich geſtochen! — So, — er — wird ſich bald verheirathen.

Commerzienrath.

Wir wünſchen es ſehr, namentlich meine Frau, (ihr näher rückend). Iſt das Bouquet für mich?

Anna.

Das nicht. Ich mache für Sie ein anderes. Ei, ei, der Herr Eduard.

Commerzienrath.

Aber eine Roſe muß ich haben.

Anna (zerſtreut).

Alſo heirathen? — Die Schönſte gewiß.

Commerzienrath (zart).

Wenn Du mir die Schönſte beſtimmſt, ſo werde ich glücklich ſein. — So iſt's recht, auch ein Penſée dazwiſchen.

Anna.

Kenne ich die Braut des Herrn Eduard?

Commerzienrath.

O ja, Du haſt ſie häufig geſehen. — Jetzt iſt mein Sträußchen fertig, nicht wahr? — Allerliebſt klein und zierlich. Nun aber habe ich noch eine Bitte: Du mußt es mir auch in's Knopfloch ſtecken. Da ſoll es an meinem Herzen verwelken.

Anna (zerſtreut, für ſich).

S'iſt doch nicht recht von ihm.

Commerzienrath.

Ach! Du knickſt ja die ſchönſte Roſe ab. Dafür muß ich Dich auf Deine Fingerchen ſchlagen.

Anna (wie vorhin).

Mir ſo zu ſchreiben! (Stützt den Kopf auf die Hand.)

Commerzienrath.

Aber, liebes Kind, ich habe es ja nicht böſe gemeint. Es war nur Scherz.

Anna

Nur Scherz?

Commerzienrath.

Daß ich Dich auf Deine Fingerchen ſchlug. Biſt Du mir böſe darüber.

Anna.

O nein! Das hat mir nicht wehe gethan. (Für ſich): Wie kann ich auch ſo kindiſch ſein.

Commerzienrath.

Alſo mein Bouquet iſt fertig? Jetzt wird's angeſteckt. (Er ſteht auf und beugt ſich ziemlich ſteif nieder, während Anna ihm das Bouquet anſteckt, hält er ſeinen Arm um ſie, ohne daß ſie es aber bemerkt, und küßt ſie leicht auf die Stirne.)

(Eduard ſchaut durch die Mittelthüre.)

Danke, mein liebes Kind; das Bouquet werde ich ewig aufbewahren.

(Sehr vergnügt nach rechts ab.)

Neunte Scene.

Anna. Nachher Eduard.

Anna.

(Sie ſtützt den Kopf auf die Hand. Nach einer kleinen Pauſe).

Ach! warum denke ich darüber nach! Er ſchreibt einen Brief an mich, unüberlegt, luſtig, den ich für reiflich bedacht und ernſtlich nehme. Das iſt ja meine Schuld. Er kommt bei Nacht und Nebel an, ohne Wiſſen ſeines Onkels. Warum bilde ich mir ein, das ſei vielleicht mir zu Liebe geſchehen? — Ich bin ſehr thöricht. Er freut ſich wie ein Kind, mich zu ſehen; er ſagt mir das ſehr, ſehr viele Male, und küßt mir verſtohlen die Hände, (mit einem Seufzer) das hätte er bleiben laſſen können. (Sich aufrichtend, nach einer kleinen Pauſe). Wir ſind doch recht, recht thöricht, wir Mädchen. Ein guter Glaube iſt ſchön, aber man muß nicht zu viel davon haben, und nicht für Jedermann. — Ach! (Sie nimmt ihre Blumen wieder auf.)

Eduard.

Ei! ſchön Annchen als Kranzwinderin! Für welchen Glücklichen ſind dieſe ſchönen Blumen beſtimmt?

Anna.

O, ich denke nicht daran, Glückliche zu machen, ich will nur das Haus für liebe Gäſte freundlich ſchmücken.

Eduard (mit Beziehung).

So? Sie wollen mit Ihren Blumen Niemand glücklich machen? Sie ſollten doch von den übrig gebliebenen Roſen die ſchönſte zurückbehalten.

Anna.

Und zu welchem Zwecke?

Eduard.

Nun, wie ich ſchon vorhin ſagte, um noch Jemand glücklich zu machen.

Anna.

Dann hätte ich alſo ſchon Jemand glücklich gemacht? (Unbefangen.) Daß ich nicht wüßte.

Eduard (für ſich).

Sie kommt nicht in Verlegenheit. (Laut): Wir ſtreiten da um Worte.

Anna (lachend).

Nein, um Blumen.

Eduard (ebenfalls lachend).

Meinetwegen, — um Roſen, um dornenvolle Roſen. Und in dem Streite muß ich verlieren, ſchöne Roſe; denn als ſolche ſind Ihnen die Dornen angeboren.

Anna.

Ein boshaftes Compliment. (Aufblickend.) Sie ſind übel gelaunt, Herr Eduard.

Eduard.

Ja, ich haſſe die Welt.

Anna.

Seit einer halben Stunde?

Eduard.

O, in einer halben Stunde kann man Unangenehmes genug erfahren. — Gewiß, Anna, als ich geſtern Abend hieher ritt, eilte, raſte, da war ich ſo von Freude erfüllt, als ich die

Thürme des Schloſſes wieder ſah, daß ich dachte, ich ſei nie ſo glücklich geweſen. Wie malte ich mir die Zeit aus, wo wir als Kinder ſo vergnügt ſpielten, wie unendlich freute ich mich, Sie wieder zu ſehen!

Anna.

Ich freute mich auch darauf, Herr Eduard.

Eduard.

Ja, es ſchien faſt ſo, aber — —

Anna.

Es ſchien? — aber? — Ich für meine Perſon blieb mir vollkommen gleich; ich habe von geſtern auf heute nicht die Welt haſſen gelernt.

Eduard.

Auch keine Urſache dazu gehabt.

Anna.

Wer weiß? Vielleicht. Zum Haß habe ich wohl nicht Urſache; aber auch meine Stimmung kann ſich von geſtern auf heute ändern. — Die Tage folgen ſich —

Eduard (einfallend).

Aber ſie gleichen ſich nicht; oder ſie gleichen ſich vielleicht nach dem andern Sprichwort: Heute mir, morgen dir.

Anna.

Das verſtehe ich nicht.

Eduard.

Geſtern war ich der Glückliche, der von Ihnen ein paar Roſen bekam, Roſen, die Sie ſelbſt getragen, die bei Ihnen ſein durften und deßhalb für mich ſo unendlich koſtbar waren.

Anna.

Nun?

Eduard.

Und heute, — ſo eben — doch was geht's mich an? (Bitter.) Sie haben das Recht Blumenſträuße zu winden, auch

wem Sie wollen in's Knopfloch zu ſtecken, ſich auch meinetwegen auf die Stirne küſſen zu laſſen. Was geht das mich an? Sie dürfen alles das thun, und haben ſich höchſtens darnach zu fragen, ob — Ihr — Bräutigam nichts dagegen einzuwenden hat.

Anna

O Herr Eduard, das iſt nicht ſchön von Ihnen.

Eduard.

Ich weiß wohl; es iſt ſogar unſinnig von mir, und Sie werden recht herzlich darüber lachen.

Anna.

Nein, ich werde nicht lachen. — Das hätte ich nimmer gedacht.

Eduard.

Daß ich zu ſo ganz ungelegener Zeit aus meinem Zimmer trat. Dafür bitte ich auch recht um Entſchuldigung, mein Fräulein. Ich dachte aber, auf dem Lande iſt Alles offen und unverfänglich. — Künftig aber werde ich die Zimmer, wo Sie ſind, nicht mehr unangemeldet betreten.

Anna.

Wenn ich nur lachen dürfte, Herr Eduard.

Eduard.

Wenn Sie lachen könnten, mein Fräulein Anna.

Anna (ſchmerzlich die Blumen wegwerfend).

Ja, Sie haben Recht; ich kann es nicht. Nein! ich kann und will nicht lachen über die Reden, die ich von Ihnen gehört. Aber auch kein Wort mehr darüber verlieren will ich. Ich hätte Sie nicht für ſo böſe und abſcheulich gehalten, ich habe den ſtädtiſchen Ton vergeſſen.

Eduard.

Und ich den ländlichen. Mir ſcheint, wir wechſeln die Rollen.

Anna.

Ja, das wollen wir, Herr Eduard; das wollen wir. (Sie ſpringt auf und will fort eilen.)

Eduard.

Nehmen Sie doch wenigſtens Ihre fertigen Bouquets mit, Fräulein Anna. Es gibt doch noch Gelegenheit genug, ſie zu brauchen.

Anna.

Ich danke recht ſehr, ich ſchenke ſie Ihnen.

Eduard.

Für mich?

Anna.

O nein, für Ihre Braut, die heute Nachmittag kommen ſoll.

Eduard.

Für meine Braut? Ah! Sie wiſſen ſchon?

Anna (mit unterdrückter Stimme).

Ja, ich weiß, ich weiß.

Eduard (lachend).

Vortrefflich! So wiſſen wir alſo beide, was wir wiſſen ſollen, und da gerade zwei Bouquets da ſind, ſo können wir uns auf's Allerbeſte helfen: eines für meine Braut, das andere (ihr einen Strauß förmlich anbietend) für Ihren Bräutigam.

Anna.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerkſamkeit. Seien Sie verſichert, Herr Eduard, wir armen Landleute wiſſen die große Gnade vollkommen zu ſchätzen.

(Sie eilt hinaus.)

Zehnte Scene.

Eduard. Dann Bedienter.

Eduard.

Verdammt! — — iſt das ein Trotzkopf! Ach! wenn ſie nur nicht ſo liebenswürdig und ſchön wäre! (Heftig). Aber hol' der Teufel dieſe Landpartbie! Ich laſſe ſatteln und reite nach Hauſe.

Bedienter.

Fräulein Anna hat ihren Korb zurückgelaſſen. Aha! da auf dem Tiſche! (Räumt die Blumen zuſammen).

Eduard (für ſich).

Soll ich das Bouquet behalten? Ja, wenn ſie es mir gegeben hätte. (Zu Jakob). Da haſt Du noch andere Blumen, welche das Fräulein vergeſſen hat. (Er wirft das Bouquet heftig in den Korb).

Bedienter.

Na, na, Herr Eduard, Sie ruiniren ja Alles. So geht man nicht mit Roſen um.

Eduard.

Ja, ja, Du haſt vielleicht Recht. Ich weiß noch nicht, wie man mit Roſen umgeht, daran iſt etwas Wahres.

Bedienter.

Das will ſanft behandelt ſein. Iſt eine einmal geknickt, da hilft keine Pflege und kein Gärtner mehr.

Eduard.

Sehr wahr, Jakob, Du biſt ein tiefer Denker.

Bedienter.

Darauf habe ich noch keine Anſprüche gemacht. Aber, um von was Geſcheidtem zu reden, Ihren Braunen muß man recht verpflegen, den haben Sie nicht ſchlecht angeſtrengt geſtern Nacht.

Eduard.

Ach! nicht übermäßig. Fehlt ihm etwas?

Bedienter.

Er will nicht recht freſſen, lahmt auch ein bischen am linken Hinterfuß. Sagen Sie einmal, Herr Eduard, wenn Sie abſolut geſtern Abend hier ankommen wollten, warum ſind Sie nicht lieber gleich mit uns gefahren? he? (Mit einem pfiffigen Geſicht.) Oder hatten Sie Urſache, allein ankommen zu wollen, und bei Nacht?

Eduard.

Ganz und gar nicht. Nachdem in der Stadt die Poſt beſorgt war, kam mir die Idee, noch heraus zu reiten, und mit meinem Onkel den Abend zu verbringen.

Bedienter.

Und da geriethen Sie gleich in den Garten. Wenn Sie nun der Herr geſehen hätte?

Eduard.

War er denn auch im Garten?

Bedienter.

Kann wohl ſein.

Eduard.

Ach! Er hat mich nicht geſehen; ich habe mich wohl in Acht genommen, an das Licht zu gehen, ſehe auch in der Dunkelheit wie eine Eule. Wenn man ſich, wie ich, lange Zeit in tiefer Nacht in den Wäldern umhertrieb, die Büchſe im Arm, nach allen Seiten ausſpähend, da ſieht man ſchon, was man für eine Nachbarſchaft hat. Apropos, da trieb ſich immer ein Kerl in der Nähe der Laube herum, wo Fräulein Anna ſaß und die Frau des Schullehrers, ließ um alle Welt ſein Geſicht nicht ſehen. Haſt Du ihn nicht bemerkt?

Bedienter.

Ich meine, doch.

Eduard (lachend).

Das iſt eine köſtliche Geſchichte, gib Achtung. — — Nicht wahr, die kleine Anna ſoll einen Bräutigam haben?

Bedienter.

Man ſpricht davon, der Sohn des Müllers.

Eduard.

Alſo doch! (Für ſich): Nun, was geht's mich an? (Laut): Das war jener Kerl, der, wie das böſe Gewiſſen um die Laube herumſtrich. O! ich gäbe hundert Thaler um die Gewißheit. Erinnerſt Du Dich, daß unter den Bauernburſchen gegen Mitternacht ein kleiner Streit ausbrach?

Bedienter.

Das iſt gewöhnlich ſo; ſonſt iſt die Freude nicht vollſtändig. Natürlich waren Sie auch mitten drin?

Eduard.

Das verſteht ſich. Ich theile Leid und Freud mit meinen Bekannten. O! ſo eine kleine Rauferei iſt gar nicht übel. Aber eigentlich miſchte ich mich nur hinein, um Ruhe zu ſtiften. Anna mit den andern Damen war von ihrem Vater in's Haus geleitet worden; und da ſah ich wieder denſelben Kerl, der ihnen nachſchlich dem Hauſe zu. So wie aber dort an der Thüre Licht erſchien, wandte er um, nach dem Garten zurück. Die Streitenden kamen ihm entgegen, ich natürlicher Weiſe mitten drin — als Ruheſtifter. Plötzlich aber opponirt mir Einer und meint, was mich die ganze Geſchichte eigentlich angehe? Ich war natürlich im ſtrengſten Incognito. Nun, die Frage klang ein bischen unverſchämt, und da der Burſche zu gleicher Zeit an meine Bruſt faßte, ſo —

Bedienter.

Wiſchten Sie ihm eins aus.

Eduard.

Aber tüchtig; er ſtieß nach mir mit ſeinem Stock und ſprang davon, ich ihm nach und rannte wenige Schritte von

dem Kampfplatze an jenen Herumſchleicher, weißt Du, den jungen Müller . . .

Bedienter
(nickt mit dem Kopfe).

Eduard.

Der mir gerade in den Weg hüpfte. Aufgeregt, wie ich war, und in meiner Verfolgung gehindert, ſtoß ich mit dem Fuß nach ihm, ſo daß er mit ſeinen beiden Händen an ſeinen Rockſchooß faßt . . .

Bedienter.

Und er hat ſich gar nicht zur Wehre geſetzt?

Eduard.

Nicht im Geringſten. Nachdem er ſeinen Fußtritt einkaſſirt, floh er mit einer Behendigkeit hinweg, die wahrhaft komiſch war.

Bedienter.

Ja, das iſt aber auch komiſch, ſehr komiſch, ha! ha! ha! Das Geſicht hätte ich ſehen mögen.

Eduard.

Dazu war es zu dunkel. (Lachend.) Aber mich hat die Geſchichte ungeheuer amuſirt.

Bedienter.

Das kann ich mir denken. Wenn man aber ſo unverhofft zu einem Fußtritt kommt.

Elfte Scene.

Vorige. Commerzienrath (von rechts).

Commerzienrath.

Ihr Beiden ſeid von einer ungeheuren Luſtigkeit. Was iſt denn da ſo Lächerliches vorgefallen.

Bedienter.

O, nichts Beſonders, Herr Commerzienrath, nur . . .

Eduard (macht ihm ein Zeichen zu ſchweigen).

Jakob mit einem Blumenkorb, lieber Onkel. Vollkommen Anakreon! Und hat mir eben ein Lied vorgeſungen, was er ſchon ſeit geſtern profitirte.

Bedienter (für ſich).

Kann der lügen.

Eduard.

Ja, geh' nur mit Deinen Blumen.

(Jakob nach der Mittelthür; dreht ſich dort lachend gegen Eduard um, und macht die Pantomime eines Fußtritts. Ab.)

Zwölfte Scene.

Commerzienrath. Eduard.

Commerzienrath.

Das ſind ja Anna's Roſen.

Eduard.

Ja, ſie hat hier ihre Sträuße gemacht; doch als ich ankam, iſt ſie fortgegangen.

Commerzienrath

Und that recht.

Eduard.

Wohl möglich. Aber ich hätte ſie nicht genirt; ich bin gerade auch im Begriff, einen Gang durch den Park nach dem Dorf hinab zu machen.

Commerzienrath.

Thu' das, Eduard. Ich weiß nicht, ich habe ſo ein eigenthümliches Vorgefühl; es iſt mir, als käme Deine Tante noch

vor dem Abend. Wenn Du nichts Beſſeres zu thun weißt, ſo ſchaue ein wenig auf die Landſtraße, und komme zurück, wenn Du einen Wagen bemerkſt. Ich habe dann noch vollkommen Zeit, meiner Frau die paſſende Strecke entgegen zu gehen.

Eduard.

Mit dem größten Vergnügen, mein lieber Onkel. (Für ſich). Werde mich ſchon hüten, die Geſellſchaft anzumelden.

(Ab.)

Dreizehnte Scene.

Commerzienrath (allein).

Commerzienrath.

Weiß ich doch gar nicht, wie mir zu Muthe iſt. Bin auf's Land gegangen, um meine Nerven zu ſtärken, und es iſt mir gerade, als würden ſie mit jedem Augenblicke ſchwächer und ſchwächer. — Wie die Beiden hier vorhin lachten, da habe ich unwillkürlich hinter mich geſchaut, und es iſt mir gerade, als ſei der Flecken hier unverwiſchbar, als käme er an jedem Rocke ſchauerlich wieder zum Vorſchein, neun Zoll lang und zwei Zoll breit. — O Gott! und und, und — ich muß es mir geſtehn! Das Andere, was mich martert und quält, was mich ruhelos umherwandern läßt, — der Gedanke an Anna, — das iſt nicht zu ertragen. Ich liebe das gute Kind. Aber wenn mir meine Vernunft ſagt: wie meine Tochter, ſo gellen tauſend teufliſche Stimmen in mir: Nein, nein, nein! Sie irren ſich, Herr Commerzienrath, das iſt eine andere Liebe, das wird eine Leidenſchaft! — Ich! eine Leidenſchaft! Ach! und das ſchlägt mich nieder! (Er ſinkt in einen Stuhl.) O, ihr Mund, ihre Augen, und der Kuß auf die Stirne, das jagt mir im Kopfe herum. (Sich aufrichtend). Aber Commerzienrath, Stadtrath, einſtens ſogar Kirchenälteſter, Du biſt ein alter Narr! (Wieder zuſammenſinkend.) O! nur Ruhe, Ruhe, Ruhe!

Vierzehnte Scene.

Voriger. Anna. Später Bedienter.

Anna (eilig durch die Mittelthür).

Die Frau Commerzienräthin! So eben fährt ihr Wagen in den Hof.

Commerzienrath.

Gerechter Himmel! Meine Frau! Jetzt ſchon!

Anna (zur Thür hinausſehend).

Geſchwind, Herr Commerzienrath. Sie halten am Parkthor, und ſteigen ſchon aus.

Bedienter (eilig).

Beſuch, Herr Commerzienrath, Beſuch!

Commerzienrath (in großer Spannung).

Meine Frau und Beſuch!!! — Ich will wiſſen, wer der Beſuch iſt, ich will wiſſen, wer mich ungeladen hier überfällt! bin ich deßhalb auf's Land gegangen, um Beſuche aushalten zu müſſen?

Bedienter.

Es iſt ja nur die Familie, Herr Commerzienrath! Die Frau Hofräthin —

Commerzienrath.

O Gott! die Familie!

Bedienter.

Und der Herr Kanzleirath, die Frau Kanzleiräthin mit Fräulein Amalie und Herrn Guſtav. Wie das Alles ſo vergnügt ausſteigt.

Anna.

Dort kommen ſie ſchon.

Commerzienrath

(ſchmerzlich bewegt; hat ſich endlich geſammelt, ſteckt das Roſenbouquet in ſeine Rocktaſche, fährt nochmals über den Rockſchooß, verſucht dann zu lächeln und geht mit erhobenem Kopfe durch die Mittelthüre ab.)

Wie Gott will!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Dieſelbe Dekoration.

Erſte Scene.

Eduard. Commerzienrath. Commerzienräthin. Hofrath. Hofräthin. Kanzleirath. Guſtav. Anna.

Eduard

(vorſichtig, aber eilig durch die Mittelthüre und nach links).

O je! o je! Tante Commerzienrath ſieht aus, wie ein verſchloſſener Geldſchrank mit einem künſtlichen, aber ſehr feſten Schloſſe! dagegen Tante Hofrath wie ein ſtrömender Mühlbach. (Zurückblickend.) Aber fort, fort! ſie kommen!

Commerzienrath.

(Seine Frau führend. Er hat ein Paar Shawls auf dem Arm, einen Hut in der Hand, ſowie ein Paar Nachtſäcke und Regenſchirme. Hinter ihm die Hofräthin, die mit ihrem Glaſe Alles betrachtet, dann der Kanzleirath und deſſen Sohn mit Anna.)

Es freut mich in der That recht ſehr, daß Du noch vor Abend gekommen biſt, — recht ſehr.

Commerzienräthin.

So?

Commerzienrath.

Natürlicher Weiſe. Abends iſt's in den Bergen nicht gut fahren.

Commerzienräthin.

Am Tage auch nicht.

Commerzienrath.

Allerdings, am Tage auch nicht. Aber man ſieht dann dazu und iſt belohnt durch die prächtige Ausſicht. Nicht wahr?

Commerzienräthin (gelangweilt).

Es war zu viel Sonnenſchein.

Hofräthin.

Die Ausſicht iſt ſchön. Nicht wahr, Emilie, das haſt Du auch gedacht? Wirklich prachtvoll! Und wie man weit im Thale die Stadt vor ſich liegen ſieht; ich glaube, mit einem etwas guten Glaſe könnte man alle Häuſer erkennen. Wie genau ſieht man den Thurm ſchon mit bloßen Augen! — Aber der Weg, lieber Schwager, der Weg iſt horibel! Das haſt Du auch gedacht, nicht wahr, Emilie?

Commerzienräthin.

Ja ſehr.

Hofräthin.

Das rüttelt und ſtößt! 's iſt ein Stück Arbeit, und wenn man ſpricht, kann man ſein eigenes Wort nicht verſtehen.

Commerzienrath.

Aber Andere verſtehen es um ſo beſſer.

Hofräthin.

Ja, der Weg ſollte hergeſtellt werden; man müßte die Gemeinde dazu anhalten.

Hofrath (ſpricht ſehr langſam).

Die Gemeinde kann nicht zur Correction des Weges angehalten werden, da es eine Staatsſtraße iſt.

Hofräthin.

Du mußt mir doch beſtändig widerſprechen! — Man verſucht es eben und geht von Pontius zu Pilatus, am Ende bis vor die Kammer.

Kanzleirath (lachend).

Ja, und wenn Jemand im Stande wäre, es durchzuſetzen, dann iſt es unſere verehrte Schwägerin. Du haſt Deinen Lebenszweck verfehlt.

Hofrath.

Einigermaßen.

Kanzleirath.

Du hätteſt Advokat werden ſollen, oder Abgeordneter.

Hofräthin.

O es nützt in jedem Stande, wenn man ſeine Rede zu führen verſteht. Nicht wahr, Emilie?

Commerzienrath (zu ſeiner Frau).

Soll ich Dir nicht Dein Zimmer zeigen und ſehen, wie wir die Andern unterbringen? So ein unverhoffter, zahlreicher Beſuch —

Commerzienräthin (melancholiſch).

Iſt es Dir unlieb, daß ſie mitgekommen ſind?

Commerzienrath.

Ganz und gar nicht. Unſer Hausmeiſter, Fräulein Anna, wird ſchon Rath ſchaffen.

Kanzleirath (galant).

Ja, Fräulein Anna; Aller Augen ruhen auf Ihnen.

Anna.

O, es wird an Platz nicht fehlen. Rechts iſt die Wohnung des Herrn Kanzleiraths und der Frau Kanzleiräthin, und auch noch ein Zimmer mit Kabinet für die Frau Hofräthin.

Hofrath.

Aber ich?

Hofräthin.

Nun, Du bleibſt bei mir, das verſteht ſich von ſelbſt. Mach' doch nicht immer ſo viele Umſtände.

Kanzleirath (lachend).

Ja, Du machſt zu viele Umſtände, Schwager, und ſprichſt zu viel. Das mußt Du Dir abgewöhnen.

Hofräthin (zum Kanzleirath).

Was das viele Sprechen anbelangt, da könnteſt Du ſelbſt ein Uebriges thun.

Commerzienrath.

Alſo wir rechts und ihr links.

Commerzienräthin.

Wo iſt denn Eduard?

Hofräthin.

Nun, wo wird er ſein? Amalie iſt am Fuße des Berges ausgeſtiegen; die werden ſich ſchon gefunden haben.

Anna (für ſich).

Ja, ſie werden ſich gefunden haben.

Kanzleirath (zu Anna, Guſtav vorſtellend).

Und wo wohnt mein Sprößling? — ein ſolider Schlafgänger.

Anna.

Im zweiten Stock iſt ein Salon mit Schlafzimmer für die beiden jungen Herren.

Kanzleirath.

Vortreffliche Haushofmeiſterin, die Anna.

Guſtav

(hat ſchon lange verſucht, ſich Anna zu nähern, ohne dazu gelangen zu können).

Major domus bei den Alten, — eine ſehr wichtige Stelle im Haushalte, genoßen das Vertrauen von Jedermann.

Kanzleirath.

Accurat wie Anna. Wir vertrauen ihr auf's Vollkommenſte. (Er küßt ihr galant die Hand).

Hofrath (der ſich ebenfalls nähert).

Man fühlt ſich heimiſch in Ihrer Nähe. (Will ihr ebenfalls die Hand küſſen.)

Hofräthin (ſtreng).

Laßt mir das Kind in Ruhe. Anna iſt ſo gut, einen Augenblick mit uns zu gehen.

Anna.

Mit Vergnügen. Darf ich bitten. (Sie öffnet die Thüre rechts.)

Hofräthin.

Wir wollen einen Augenblick ausruhen.

Hofrath (ſchüchtern).

Ich brauche wohl nicht auszuruhen?

Hofräthin.

Kann Dir auch nichts ſchaden. Gott! man iſt nicht mehr jung, wenn man auch noch ſehr gerne ſo thut.

(Die beiden Damen rechts ab.)

Kanzleirath.

Ach was, bleib' nur da, Schwager. Setz' Dich in einen Stuhl und ſtreck' Dich aus.

Commerzienrath.

O liebe Anna, ich darf Dich wohl bitten, die Sachen mit hinein zu nehmen; das und das und das. (Er reicht ihr die verſchiedenen Sachen und ſucht dabei ihre Hand zu erfaſſen.)

(Anna ab.)

Zweite Scene.

Die Vorigen ohne die drei Damen.

Kanzleirath.

So, jetzt iſt die Luft rein. Wie habe ich mich gefreut, Dich hier zu überraſchen!

Guſtav (faſt mit denſelben Geſten).

Ja, wir haben uns ſehr gefreut.

Commerzienrath.

Euer Beſuch iſt mir wirklich ein außerordentlich groſſes Vergnügen.

Hofrath.

Unterbricht höchſt angenehm den ſtillen Frieden des Landlebens.

Commerzienrath (ſeufzend).

Ja wohl.

Kanzleirath (reißt ein Fenſter auf).

Und die göttliche Luft hier oben (einathmend). Ach!

Guſtav.

Wirklich göttlich.

Kanzleirath.

Wie ſagt doch Schiller? Auf den Bergen wohnt die Freiheit! Der Hauch der Lüfte dringt nicht hinauf in die reinen Grüfte.

Hofrath (ſeufzend).

Die Welt iſt vollkommen überall.

Commerzienrath.

Ja wohl, wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Kanzleirath.

Ja wohl, ganz recht. Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual. — Aber wo bleibt denn eigentlich meine Frau?

Guſtav.

Mama iſt mit Amalie zurückgeblieben. Papa, finden Sie nicht, daß das hier eine merkwürdig ſchöne Gegend wäre zum Schlupfwinkel für eine Räuberbande?

Hofrath.

Es gibt keine mehr.

Kanzleirath.

Nein, junger blutdürſtiger Kriminaliſt, es gibt keine Räuberbanden mehr.

(Anna iſt eingetreten.)

Dritte Scene.

Die Vorigen. Anna. Nachher Eduard.

Kanzleirath (Anna entgegentänzelnd).

Nur Räuberinnen, die uns Herz und Ruhe ſtehlen.

Commerzienrath.

Wohin, liebe Anna?

Anna.

Es ſind noch einige Sachen in dem Wagen zurückgeblieben, die ich holen will.

Kanzleirath (galant).

Könnten wir das nicht vielleicht beſorgen?

Guſtav.

Wenn ich mir erlauben dürfte, mein Fräulein —

Hofrath.

Auch ich mache mir ein Vergnügen daraus.

Anna.

Nein, nein, es ſind Toilettengegenſtände, das will von kundiger Hand angefaßt werden.

Guſtav.

Aber zu Ihrer Hülfe darf ich mitgehen?

Anna

Meinetwegen, wenn es Ihnen Vergnügen macht.

Kanzleirath (lachend).

Aber erzähle dem Mädchen unterwegs keine Mordgeſchichten, ſei weniger Kriminaliſt, als Menſch.

(Die Beiden ab durch die Mittelthür.)

Ein ſuperbes Mädchen, Commerzienrath.

Hofrath.

Sehr hübſch.

Kanzleirath (zum Hofrath).

Nicht wahr, ſo eine Pächterin möchteſt Du auch im Hauſe haben?

Hofrath.

Gott ſoll mich bewahren!

Kanzleirath.

Aber es iſt doch was Angenehmes, wenn man von Jugend und Schönheit umgeben iſt.

Commerzienrath.

Ja, es hat ſeine angenehmen Seiten.

Hofrath.

Aber auch ſeine unangenehme.

(Anna eifrig mit Guſtav ſprechend, ohne Eduard, der an der andern Seite geht, bemerken zu wollen.)

Anna.

Ihre Geſchichte intereſſirt mich ſehr. Und das iſt hier in der Gegend paſſirt?

Guſtav (wichtig).

Eingefangen und verurtheilt.

Anna.

Nachher erzählen Sie mir das Ende.

Kanzleirath.

Gott! er erzählt wieder eine Mordgeſchichte. (Zu Eduard): Bon jour, Eduard!

Hofrath.

Sieh' da, Eduard!

Commerzienrath.

Ja, wo kommſt denn Du her? Haſt Du Amalien nicht getroffen und die Tante Kanzleirath? Ich bin feſt überzeugt, Amalie wartet auf Dich.

Eduard
(verdrießlich, nachdem er den Beiden die Hand gereicht).
Aber was wird ſie auf mich warten, beſter Onkel?

Kanzleirath.
Ja, ja, man wartet auf Dich da unten im Grünen.

Eduard (ſeufzend).
So will ich ſie ſuchen. Ich will mir nur einen Strohhut nehmen.

Anna (von rechts).
So, jetzt bin ich bereit.
(Eduard zögert an der Thüre links.)
Wenn es Ihnen recht iſt, Herr Guſtav, ſo zeige ich Ihnen den Park, und da können Sie mir Ihre Geſchichte zu Ende erzählen.

Kanzleirath.
Um den Park zu ſehen, gehe ich auch mit. Aber die Geſchichte kannſt Du ja für Dich behalten. Sie verlieren nichts davon, Fräulein Anna, eine endigt wie die andere, alle mit Galgen und Rad.

Hofrath.
Ich möchte auch mit gehen. Was macht denn meine Frau?

Anna.
Die Frau Hofräthin ruht ein wenig aus.

Kanzleirath.
Nun, wenn ſie ausruht, dann kannſt Du Dir auch Ruhe gönnen.
(Commerzienrath geht verdrießlich ſchweigend auf und ab.)

Eduard (an der Thüre).
Ich bin gar nicht mehr für ſie in der Welt.
(Heftig ab.)

Kanzleirath, Hofrath und Guſtav
(faſt zu gleicher Zeit zu Anna)
Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?

Anna (lachend).

Danke herzlich. Alle, das wäre zu viel.

Kanzleirath (der die andern weggedrückt hat).

Ich bin der Sieger. Gehen wir!

(Alle ab, bis auf den Commerzienrath.)

Vierte Scene.

Commerzienrath (allein).

Commerzienrath (ärgerlich).

Der Kanzleirath ist doch ein rechter Geck! Wie kann man seinem Sohne nur ein solches Beispiel geben! (Sieht durch die Mittelthür und geht dann auf und ab.) So unangenehm mir dieser Besuch auch ist, so zerstreut er doch meine finstern Gedanken, und das ist bei Allem, was mir widerfahren, schon etwas werth. Möchte auch lieber nochmals meinen Park sehen, als hier auf eine Deputation warten, die mir der Pächter angekündigt. Deputation! Sie sollen mich in Frieden lassen, ich will nichts von ihren Schultheißen, nichts vom alten und jungen Müller; es war unklug, mich in ihre Streitigkeit zu mischen — pah! Die Anna ist ein zu kluges Mädchen, als daß sie eine solche Heirath wünschen könnte.

Fünfte Scene.

Commerzienrath. Pächter. Schlosser. Schreiner und einige Bauern (erscheinen an der Mittelthür).

Commerzienrath.

Ah! Da sind Sie schon! Nur herein. — Wie ich von unserem Pächter vernommen, kommt ihr, meine guten Leute, in der Absicht —

Schreiner.

Wiſſen der Herr Commerzienrath, von wegen des abgängig gewordenen Schultheißen.

Commerzienrath,

(der aufmerkſam ihre Füße betrachtet, zerſtreut).

Ja, ja, ich weiß. (Für ſich). Sind ehrliche Leute, recht plumpe Füße, keiner unter eilf Zoll.

Schreiner.

Der Herr Commerzienrath ſchienen nicht abgeneigt, ſich für den alten Müller zu intereſſiren.

Commerzienrath.

Soweit das thunlich war. Aber ſagt mir ſelbſt, was kann ich dafür thun?

Schreiner.

Ja, das haben wir endlich auch gedacht. Sie konnten nichts dafür thun, aber halten's zu Gnaden, Herr Commerzienrath, dagegen gethan haben Sie ſchon etwas.

Commerzienrath.

Ah! Daß ich nicht wüßte.

Schloſſer.

So recht! nur drauf!

Schreiner.

Der Herr Commerzienrath haben von unſerer Partei geſprochen, wie man das grade nicht gern hört; der Herr Commerzienrath haben, mit Verlaub, geſagt (zu den Andern), was ſeien wir doch?

Schloſſer.

Unruhige Köpfe.

Schreiner.

Ja, und händelſüchtige Menſchen. Das ſind wir aber ganz und gar nicht. Wir wollen nur das Rechte, und wir wollen nur den Herrn Commerzienrath gebeten haben, uns erſt kennen zu lernen, und dann erſt, mit Verlaub, zu urtheilen.

Commerzienrath.

Ihr ſeht mich erſtaunt, meine Leute, überraſcht. Ihr kommt da in mein Haus, um mir — wie ſoll ich ſagen? — um mir unangenehme Dinge zu ſagen, — Grobheiten, — — wozu dieſe Umſchweife? Sagt lieber grade heraus, was wollt Ihr eigentlich?

Schreiner.

Es iſt uns nicht darum zu thun, daß der Herr Commerzienrath gerade für unſere Partei was thun ſoll.

Schloſſer.

Aber auch nicht für die andern.

(Die Bauern machen beiſtimmende Zeichen.)

Commerzienrath.

Was geht mich die andere Partei an?

Schreiner.

Ja, aber der Schlimmſte der andern Partei, der Buchbinder, hat drunten erzählt, Sie hätten ſo außerordentlich freundlich mit ihm geſprochen, und geſagt, Sie wollten Alles für ihn und ſeine Partei thun. Aber nehmen Sie ſich vor dem Buchbinder in Acht, Herr Commerzienrath, das iſt ein ganz geringer Kerl.

Schloſſer.

Ein Lumpenkerl!

Commerzienrath (ſehr gelangweilt).

Ich will aber nichts von euren Geſchichten, ich bin hieher gekommen, um ſtill und ruhig zu leben. Jetzt ſoll ich mich in eure Streitigkeiten verwickeln laſſen!

Schreiner.

Ja, Herr Commerzienrath. Gegen die Worte können wir nicht an, aber, ein für allemal: der Buchbinder iſt ein ſchlechter Kerl, der es nicht verdient, daß man ſich ſeiner annimmt, der verdient —

Schloſſer.

Daß man ihm Fußtritte gibt.

Commerzienrath.

Man muß nicht ſo heftig urtheilen. Man muß keinem Menſchen Fußtritte wünſchen. Bei Gott nicht! Ein Fußtritt iſt das Entwürdigendſte, was einem Menſchen angethan werden kann. Ihr ſeid da ſehr leicht bei der Hand mit Fußtritten.

Schreiner (begütigend).

O, man ſagt das nur ſo.

Commerzienrath (heftig).

Nein, man ſagt das nicht nur ſo, man führt es auch zuweilen aus. Es gibt darüber ſchreckliche Geſchichten. Kurz und gut, ich kann und will mich nicht in euere Angelegenheiten miſchen. Laßt mich zufrieden.

Schreiner.

Das wollen wir, Herr Commerzienrath. Aber wir bitten nur ganz gehorſamſt, Sie möchten nicht für den Buchbinder ſein.

Commerzienrath.

Was geht mich der Buchbinder an? Ich kann euch übrigens verſichern, der Buchbinder hat mich noch nicht ſo beläſtigt, wie ihr.

Schreiner.

Ja, Mann gegen Mann ehrlich ſprechen, das riskirt er nicht. Nicht wahr, Bernhard?

Schloſſer.

Nein, aber herumſchleichen thut er.

Schreiner.

Ja, herumſchleichen, heucheln und ſchmeicheln. Hat er ſich doch geſtern Nacht hier oben beſtändig bei Ihren Leuten herumgetrieben, Herr Commerzienrath, mit ihnen getrunken und geſchwätzt. Und alles das, um uns Schaden zu thun.

Commerzienrath.

Was geht das mich an? Ich habe ihn nicht eingeladen. Aber nochmals, laßt mich in Frieden, bleibt mir vom Leibe

mit euren Wahlangelegenheiten. Wo ich ſonſt helfen kann, da ſoll es gerne geſchehen. Adieu!

(Nach rechts ab.)

Sechste Scene.

Vorige ohne Commerzienrath.

Schreiner.

Da iſt nichts zu machen, Bernhard.

Schloſſer (mit einer Handbewegung).

Müſſen halt zuſammenhalten.

Schreiner.

Es iſt doch eigentlich die Gutsherrſchaft und ſollte nicht Partei für ſo ſchlechtes Volk nehmen. Aber der Müller wird doch Schultheiß.

Schloſſer.

Das wird er.

Schreiner.

Und iſt ein braver Mann.

Die Bauern.

Ja, gewiß.

Schreiner.

Wir laſſen uns nicht unterdrücken.

Schloſſer.

Nein! und der Müller ſoll leben!

Schreiner.

Ja, er ſoll leben!

Alle.

Hoch! hoch! und abermals hoch!

(Die Bauern von der Mittelthür nach rechts.)

Siebente Scene.

Kanzleirath. Hofrath. Guſtav und Anna (kommen von links). Nachher Commerzienrath.

Kanzleirath (den Bauern nachſehend, luſtig).

Das iſt ganz famos. Eine Deputation der Bauern! Laſſen den Commerzienrath leben! Da müſſen wir einſtimmen, Freunde, das iſt unſere Schuldigkeit. Er lebe hoch!

Die Andern (einſtimmend).

Er lebe hoch! Hoch! hoch! und abermals hoch!

(Bauern ab.)

Commerzienrath (heftig aus der Thüre rechts).

Was iſt denn das für ein verwünſchtes Geſchrei, Kanzleirath? Man glaubt ja, das Haus brenne.

Kanzleirath.

Wir laſſen Dich ja leben, Bruder; zugleich mit der Bauerndeputation. Wir machen uns populär. Man muß ſich an's Volk halten.

Hofrath.

Ruft meine Frau noch?

Commerzienrath.

Was weiß ich? Ich habe ſie nicht geſehen.

Guſtav (mit Anna vorkommend).

Auf dem Richtplatz geſchah noch etwas ganz Merkwürdiges. Das Fallbeil wollte nicht herunterfallen.

Anna.

Das iſt ja erſchrecklich. Und da blieb es in der Luft ſchweben?

Guſtav.

Nein, man ſchmierte es wieder friſch ein.

Anna (lachend).

Danke ſehr für die ſchöne Geſchichte. Jetzt will ich aber ſehen, was die Frau Commerzienräthin macht.

(Rechts ab.)

Achte Scene.

Vorige ohne Anna.

Commerzienrath (aufgeregt umhergehend).

Dieſer Buchbinder! Dieſer Schleicher!

Kanzleirath (zum Hofrath).

Machen wir eine Parthie Piquet? Oder machſt Du einen Whiſt mit uns, Commerzienrath?

Commerzienrath.

Danke, ich bin nicht aufgelegt. (Für ſich). Die Kerle werden mir einen Skandal im Dorfe machen, und wenn ich hinabgehe, bekomme ich die ſchönſte Katzenmuſik.

Hofrath (zum Kanzleirath).

Spielen wir Piquet!

(Setzen ſich nieder).

Kanzleirath.

Ja. Der Park iſt charmant. Und wie uns Anna ſo liebenswürdig herumführte!

Hofrath.

Sehr liebenswürdig. — Ich habe die Vorhand.

Kanzleirath.

Was Teufels! bei Anna?

Hofrath (ſich ſcheu umſehend).

Schlechte Späſſe!

Guſtav.

(zum Commerzienrath, der ein Buch genommen hat, aber zerſtreut darüber wegſieht).

Wir haben einen wichtigen Fall, der Sie vielleicht auch intereſſirt.

Commerzienrath (herumgehend).

Leicht möglich, leicht möglich! (Für ſich). Ich hätte den Leuten ein freundliches Wort ſagen ſollen.

Guſtav.

Grobe Widerſetzung gegen eine Standesperſon.

Commerzienrath (zerſtreut).

Das iſt ja außerordentlich ſchön. (Für ſich.) Ja, ich hatte Unrecht, denn ich muß ſagen, dieſer Buchbinder, der Führer der andern Partei, gefällt mir ganz und gar nicht. Was hat der Kerl in meinem Garten umherzuſchleichen?

Guſtav.

Es handelt ſich um einen Fußtritt.

Commerzienrath.

Um was handelt es ſich, Herr? um einen —

Guſtav.

Nun, um einen Fußtritt, den der Eine ertheilt —

Commerzienrath.

Wo und Wer? O mein Gott! — Der Buchbinder?

Guſtav.

Nein, es war kein Buchbinder.

Commerzienrath.

Ja, es war ein Buchbinder, wenigſtens die Perſon, die im Garten umherſchlich. Sprachen Sie nicht von einem Fußtritt?

Guſtav (erſtaunt).

Ja, aber von einem Fußtritt, der vor ungefähr vier Wochen in der Gerichtskanzlei zu M. ertheilt wurde.

Commerzienrath.

Ah ſo! von einem älteren Fußtritt. Verzeihen Sie, ich bin ein wenig zerſtreut; die neuen Einrichtungen, der erſte Tag auf dem Lande. — Aber die Geſchichte war recht ſchön.

Kanzleirath.

Hat er Dir etwas Blutgieriges erzählt? (zählend.) Fünf Blatt iſt fünf, Quart-Major iſt neun, und vierzehn Damen dreiundzwanzig. Wie gefällt Dir das, Hofrath?

Hofrath.

Dein gewöhnliches Glück. Ich bekomme gar keine Karten.

Kanzleirath.

Haſt zu viel Glück in der Liebe.

Hofrath.

Daß ſich Gott erbarm!

Commerzienrath.

Ich will einen Gang in's Freie thun, friſche Luft ſchöpfen, und die ſchöne Natur anſchauen; das wird meine Nerven beruhigen. (Zu den Spielern.) Macht nur ruhig fort, ich bin gleich wieder da.

Guſtav (an der Mittelthür).

Da kommt Amalie und Mama.

Neunte Scene.

Vorige. Kanzleiräthin. Amalie.

Commerzienrath (nach der Mittelthür gehend).

Freut mich ſehr, daß ihr endlich kommt. Aber habt ihr Eduard nicht geſehen? Er iſt ſchon vor längerer Zeit fort, euch zu ſuchen.

Amalie (ironiſch lächelnd).

Uns zu ſuchen? Wir haben ſchon lange am Fuß des Berges gewartet, ruhend auf der breiten Straße, wo die vielen Fußwege münden. O, es war wunderbar ſchön da unten, ſo himmliſch ruhig. Gewiß, wir haben Eduard nicht vermißt.

Kanzleiräthin.

Nein, vermißt haben wir ihn gerade nicht. Aber ich hätte mich doch gefreut, wenn er da geweſen wäre. Der Weg iſt ein wenig ſteil, Eduard hätte uns gewiß ſeinen Arm gegeben.

Commerzienrath.

Er würde ſich das größte Vergnügen daraus gemacht haben. Wir wollen Anna rufen, daß ſie euch in euer Zimmer führt.

Guſtav.

Soll ich vielleicht Fräulein Anna rufen?

Kanzleirath.

Oder ich?

Kanzleiräthin.

Und ihr Beide ſpielt ſchon wieder?

Hofrath.

Oder ich?

Kanzleirath.

Glück im Spiel, kein Glück in der Liebe. Nicht wahr, Frau?

Commerzienrath.

Sehr dankbar!

(Rechts ab.)

Zehnte Scene.

Vorige ohne Commerzienrath.

Kanzleiräthin.

Ei! ei!

Amalie.

Wer iſt Anna? Ach ja, ich erinnere mich, die kleine Pächterstochter, das friſche und geſunde Mädchen. Ich habe ſie ſeit drei Jahren nicht geſehen. Iſt ſie gewachſen?

Kanzleirath.

Das will ich meinen.

Amalie.

Und hat ſich gemacht?

Kanzleirath.

Sehr hübſch geworden.

Guſtav.

Außerordentlich liebenswürdig.

Hofrath.

Ein wahrer Engel.

Kanzleirāthin (lachend).

Nun, wenn das der Hofrath ſagt, dann muß was Wahres daran ſein.

Guſtav.

Ihr ſeid lange ausgeblieben.

Amalie (ſchwärmeriſch).

Ach! es war ſo ſchön da unten am Bache. Die friſchen, grünen Wieſen, das murmelnde Waſſer, die kleinen Zweige, die darüber nickten, — ich hätte noch ſtundenlang träumen können.

Kanzleirāthin.

Nun, geträumt haſt du genug, Amalie. Und Deine Träumereien waren ſchuld, daß wir uns in die Gärten des Dorfes verirrten.

Amalie.

Auf Gras und Blumen ruh' ich gern, wenn eine Flöte tönt von fern und liebe es, ſchmalen, unbekannten Wegen zu folgen, gern erwartend, wo ſie mich hinführen.

Kanzleirāthin (lachend).

Dein Weg hat uns ſchön geführt, zwiſchen lauter Düngerhaufen hinein und Kuhſtälle.

Kanzleirath (laut und fröhlich).

Matſch! da ſind vierzig Points, Hofrath.

Amalie (zuſammenſchreckend).

Wenn Papa ſpielt, iſt er wahrhaft unerträglich.

Kanzleirāthin.

Wir müſſen dem Manne etwas geben, der uns hieher begleitet. Er ſpaziert im Garten umher. (Zu ihrem Sohn). Guſtav, rufe ihn herein.

(Guſtav durch die Mitte ab.)

Kanzleirath.

Wen ſoll Guſtav rufen?

Kanzleirāthin.

Einen Mann, der uns von dem Dorfe hieher brachte.

Amalie.

Und der uns drunten beſchützte.

Hofrath.

So, er beſchützte euch?

Amalie.

Allerdings; denn wir verfehlten den Weg, und ein großer böſer Hund fiel uns an. — Da kam jener Mann und verſcheuchte den Hund.

Kanzleirath.

Nun, wenn er ſich ſo leicht verſcheuchen ließ, da war die Heldenthat eben nicht groß. Guſtav ſoll ihm eine Kleinigkeit geben.

Kanzleirāthin.

So leicht war er nicht zu verſcheuchen; es war ein großer, böſer Hund. Und er mußte den Fuß nehmen, um ihn fortzujagen.

Eilfte Scene.

Vorige. Commerzienrath (von rechts). Nachher Guſtav und Buchbinder.

Hofrath.

Alſo, er gab ihm einen Fußtritt.

Kanzleirath (die Karten miſchend).

In dieſem Falle könnte man ſagen: einen Hundstritt.

Commerzienrath.

Wer — gab den Fußtritt?

(Guſtav und der Buchbinder durch die Mitte, letzterer ſich ganz unterwürfig ſträubend.)

Amalie.

Dieſer brave Mann da.

Commerzienrath.

Alſo doch der Buchbinder! (Laut und heftig.) Aber ich mag es nicht leiden, wenn man auf meinem Grund und Boden Fußtritte austheilt.

Kanzleirath.

Wenn man von einem Hund angefallen wird? Du biſt recht komiſch.

Commerzienrath (für ſich).

Ja, ich bin thöricht, ich bin ein Narr. (Er ſtreicht mit der Hand über den Rockſchooß.) Es war alſo ein Hund?

Buchbinder (vorkommend).

Ja, halten zu Gnaden, Herr Commerzienrath, es war des alten Müllers ſein böſer Hund. Er hält immer ſo böſe Hunde, um die Vorübergehenden zu erſchrecken.

Commerzienrath (abwärts blickend, düſter, für ſich).

Dieſer Fuß hat nur neun Zoll, darauf möchte ich ſchwören. Und der Buchbinder war es, der ſich geſtern Abend in meinem Garten umhertrieb.

Buchbinder.

S' iſt ein ſehr böſer Hund, Herr Commerzienrath; ich mußte befürchten, er werde die Damen beißen. Und da ſtieß ich ihn ſo mit dem Fuße fort.

Commerzienrath.

Ah! (Für ſich.) Er hat die Gewohnheit, ſeine Tritte mit dem linken Fuß zu verſetzen.

Kanzleiräthin (leiſe zum Commerzienrath).

Man muß ihm etwas geben.

Commerzienrath (laut und heftig).

Ja, etwas geben, etwas —

(Alles ſteht erſtaunt auf.)

O Gott! ich vergeſſe mich.

Buchbinder.

Keine Belohnung, Herr Commerzienrath. O! wenn Sie

dieſen kleinen unbedeutenden Vorfall als einen Fingerzeig von oben betrachten und ſich bewogen finden wollten, das freundliche Auge Ihres Einfluſſes auf unſere arme, unterdrückte Partei zu lenken, vielleicht durch Rath und That bei der Schultheißenwahl. —

Commerzienrath.

(der heftige Zeichen der Ungeduld gibt, ausbrechend).

Nein! nein! und tauſendmal nein! Soll mich der Teufel holen, wenn ich mich um eure Geſchichten bekümmere. Und namentlich um Ihre Partei, Herr=r=r! Die heuchleriſche, ſchleichende Partei, deren Führer Sie ſind! . .

Amalie.

Um Gotteswillen, was iſt denn, Onkel?

Buchbinder.

Das verdienen wir wahrhaftig nicht.

Commerzienrath.

Nicht verdienen? Herumſchleicher ſeid ihr, hinterliſtiges Volk, das nicht den Muth hat, Mann gegen Mann aufzutreten, einem frei in's Auge zu ſehen, das nur ſo von rückwärts geſchlichen kommt. (Tief aufathmend und an ſeinen Rockſchooß faſſend.) Sehr von rückwärts! Aber gehen Sie mir aus den Augen, Herr! — Ich kann das nächtliche Herumſchleichen in meinem Garten nicht leiden! — Verſtehen Sie mich? Nehmen Sie ſich in Acht und thun Sie mit Ihrer Partei gegen mich, was Sie wollen! Daß Sie den Damen geholfen, dafür ſollen Sie belohnt werden. Adieu!

Buchbinder.

Wir werden es nicht vergeſſen, Herr Commerzienrath, wie gnädig Sie ſich über uns ausgeſprochen. (Sehr heuchleriſch.) Was kann uns die Ungunſt der Menſchen ſchaden? Der Himmel wird uns helfen.

(Er ſchleicht ab.)

Zwölfte Scene.

Vorige ohne den Buchbinder.

Commerzienrath.

Adieu! adieu! (Heftig auf- und abgehend.)

Kanzleirath.

Den haſt du abgekanzelt, Herr Bruder.

Hofrath.

Er wird ſeine Urſachen haben. Das war ein widerwärtiges Geſicht.

Guſtav.

Papa, erinnern Sie ſich, er ſieht genau wie jener Kerl aus, der die falſchen Kaſſenſcheine machte.

Kanzleirāthin (zu Amalien).

Ich bin ganz erſtaunt, Amalie. Verſtehſt Du das?

Amalie.

Nein, nein, Mama, o Gott! nein. Das hat mich in der tiefſten Seele erſchüttert. Wie kann man ſo roh, ſo herzlos ſein!

Kanzleirāthin.

Wer weiß, was der Schwager für Gründe hatte.

Amalie.

Gründe zu ſolchem Benehmen? Gewiß nicht, Mama. O, es iſt die Härte ſeines Charakters, die ich lang geahnt, eine Härte, eine Grauſamkeit, welche in der Familie liegt. Auch Eduard —

Kanzleirāthin.

Laß das jetzt. (Zum Commerzienrath.) Wo ſind denn meine Schweſtern?

Commerzienrath.

Sie machen einen Spaziergang in's Dorf hinab. Anna hat es geſagt. Ich glaube, die Hofräthin will eine Bekannte

aufſuchen, die Frau des Pfarrers oder des Schullehrers. Bis ſie wieder kommen, zeige ich euch die neuen Wirthſchaftsgebäude. Nicht, Hofrath?

Hofrath.

Ja, wir ſind fertig. Was habe ich zu bezahlen?

Kanzleirath.

O nicht viel.

(Sie rechnen.)

Amalie.

Wenn Sie erlauben, ziehe ich mich einen Augenblick in mein Zimmer zurück. Wo werden wir wohnen?

Commerzienrath (auf links zeigend).

Dort, mein Kind. Anna hat es ſo beſtimmt.

(Er geht zum Spieltiſch.)

Amalie (ſeltſam lächelnd).

Verſtehſt Du das, Mama? — Anna hat es ſo beſtimmt. Und Anna hat auch geſagt, daß die Tante Hofrath ins Dorf gegangen iſt.

Kanzleiräthin.

Nun, Anna iſt die Wirthſchafterin.

Amalie.

Anna ſcheint hier zu kommandiren. Aber mein Gott, mir iſt das ja entſetzlich gleichgültig.

(Sie geht mit erhobenem Kopfe ab.)

Kanzleiräthin (ihr nachſehend).

Sie hat ihren unangenehmen Tag. Aber Eduard hätte ſchon da ſein können. Will's der Hofräthin ſagen, ſie ſolle ihm den Text leſen.

Kanzleirath.

Du gehſt doch mit in den Garten, Frau?

Guſtav.

Geht Anna nicht auch mit?

Kanzleirath.

Ja, Anna ſollten wir mitnehmen.

Kanzleirāthin (pikirt).

Mir ſcheint, ihr könnt Alle ohne Anna nicht leben. Ich bin begierig, ſie wieder zu ſehen.

Commerzienrath.

Sie iſt recht hübſch geworden. Aber ſie hat drinnen zu thun.

Kanzleirāthin.

Gott ſei Dank!

(Alle gehen, nur der Commerzienrath geht noch vorn auf und ab.)

Commerzienrath.

Der Schleicher! Ja hab' eine Galle auf den Buchbinder —

Kanzleirāthin.

Nun, Herr Schwager, kommen Sie nicht?

Commerzienrath.

Ja ſo, ja —

(Als er gehn will, tritt Anna von rechts ein, und räumt den Spieltiſch auf. Er bleibt wieder ſtehen.)

Das Mädchen iſt meine einzige Erquickung —

Kanzleirāthin.

Aber lieber Schwager!

Commerzienrath.

Ja freilich — (geht; Eduard tritt ein.) Du kannſt auch mit ſpazieren gehn. Du ſollſt dich auch amüſiren, wie wir.

Eduard.

Ich werd' mir Mühe geben.

Kanzleirath und Hofrath (ſchon außen).

Lieber Schwager!

Kanzleirāthin (zugleich).

Er iſt ganz wunderlich!

Commerzienrath (Eduard und Anna betrachtend).

Der Junge wird doch nicht hier bleiben wollen!

Kanzleirāthin.

Aber lieber Schwager.

Commerzienrath.

Ich komme ſchon, Du Buchbinder!

Kanzleiräthin.

Wir?

Commerzienrath (ſich im Gehen immer nach den jungen Leuten umſehend.)

Entſchuldigen Sie, Frau Schwägerin.

(Ab mit ihr.)

Dreizehnte Scene.

Anna.

Anna,

(von rechts, geht auf den Spieltiſch zu, um die Karten aufzuräumen.)

Der Herr Commerzienrath hat Recht, wenn er mit wahrem Schrecken von Beſuchen ſpricht. — Aber freilich ſind nicht alle Beſuche unangenehm. (Seufzend.) Aber ſie können es werden. Was Herr Eduard eigentlich gewollt hat, daß er mich geſtern ſo neckte, ja, ich kann es mir ſelbſt geſtehen, mich ſo tief verletzte. Ah! vielleicht, mit mir auf geſpanntem Fuße leben, um ſeiner Braut nicht zu mißfallen, die vorhin mitgekommen. (Sich umſchauend.) Mir hat Amalie nie gefallen. Nun, das iſt ſeine Sache. Aber deßhalb hätte Herr Eduard keinen Streit anfangen ſollen, denn er wird ſich doch wohl hoffentlich nicht einbilden, daß ich mir ein Vergnügen daraus mache, gegen ihn beſonders freundlich zu ſein. Welche Einbildung! Aber all' dieſe jungen Herren bilden ſich gewaltig viel ein. Nun, meinetwegen! (Aergerlich.) Ach, dieſe Karten wollen auch gar nicht zuſammenpaſſen! (Blickt auf und ſieht Eduard durch den Garten kommen.) Da kommt er! iſt er!

Vierzehnte Scene.

Anna. Eduard.

Eduard (an der Mittelthür).

Da iſt ſie!

(Er nimmt ſeinen Strohhut ab, fächelt ſich damit und will, gleichgültig ſcheinend, nach ſeinem Zimmer gehen.)

Ah! Fräulein Anna!

Anna.

Ihre Dienerin, Herr Eduard.

Eduard.

Hm, hm! Sie ſpielen wohl Karten?

Anna.

Mit mir ſelbſt! Da weiß ich meine Zeit beſſer zu benützen.

Eduard.

Natürlicher Weiſe. Sie haben ſo außerordentlich viel zu thun.

Anna (einfallend).

Daß ich keinen Augenblick Zeit habe und mich ganz gehorſamſt empfehle.

Eduard (für ſich).

Kein Wort bleibt Einem der Trotzkopf ſchuldig. (Laut.) Ebenfalls ganz gehorſamſt. (Er geht nach links. Die Thüre iſt verſchloſſen.) Verſchloſſen? (Für ſich) Gut, da muß ich ſie fragen. (Laut.) Mein Zimmer iſt ja verſchloſſen. — Hat Jemand mein Zimmer abſichtlich geſchloſſen?

(Pauſe.)

Ich erlaubte mir, zu fragen, warum mein Zimmer abgeſchloſſen iſt, Fräulein Anna?

Anna.

Ah! Sie ſprechen mit mir?

Eduard.

Natürlich, es iſt ja ſonſt Niemand im Zimmer.

Anna.

Ich dachte, Sie hätten mit sich selbst gesprochen.

Eduard.

Das thu' ich niemals.

Anna.

Darf ich bitten: was fragten Sie mich, Herr Eduard?

Eduard.

Warum mein Zimmer verschlossen sei?

Anna.

Ihr Zimmer? — Sie wohnen nicht mehr da. Herr Kanzleirath, Frau Kanzleirath und Ihre Fräulein Braut sind dort eingezogen.

Eduard.

Richtig, meine Braut. Und die haben sich dort eingeschlossen?

Anna.

Das glaub' ich nicht. Alles ist ausgegangen. Warum sie den Schlüssel eigentlich abgezogen, begreife ich nicht.

Eduard.

Man muß hier im Hause vorsichtig sein, daß man nicht überrascht oder überrascht wird.

Anna.

Das war früher nie der Fall. — Haben Sie noch etwas zu befehlen?

Eduard.

Nur die Frage werde ich mir noch erlauben, welches Zimmer mir zur Wohnung angewiesen wurde?

Anna.

Eine Wohnung im zweiten Stock.

Eduard.

Danke schön.

(Anna will durch die Mittelthüre ab.)

Eduard (nach einigem Kampfe).

Und Tante Kanzleirath iſt zurück.

Anna.

Ja wohl, mit Ihrer Fräulein Braut.

Eduard.

Mit meiner Braut? Schön.

Anna.

Sie haben nichts mehr zu fragen?

Eduard.

Nein. (Für ſich). Trotzkopf! (Nach einer Pauſe). Anna!

Anna.

Herr Eduard!

Eduard (erbittert).

Hat Ihnen vielleicht Ihr Herr Bräutigam verboten, mit mir zu ſprechen?

Anna.

O nein, ich ſpreche ja mit Ihnen.

Eduard.

Das nenne ich nicht ſprechen, das nenne ich nicht ſich unterhalten; Sie beantworten mir nur meine Fragen.

Anna.

Aus Frage und Antwort beſteht aber gewöhnlich eine Unterhaltung.

Eduard.

Ja, wenn Sie das eine Unterhaltung nennen, dann habe ich freilich nichts mehr zu ſagen.

Anna.

Eine Unterhaltung iſt es immer, ob ſie gerade unterhaltend iſt, das iſt eine andere Frage.

Eduard (ſchnell einfallend).

Worauf ich Ihnen die Antwort geben will: nein, nein und tauſendmal nein!

Anna (lächelnd).

Sie ſind ſchlecht aufgelegt, Herr Eduard. Und das begreife ich nicht.

Eduard.

Und Sie ſcheinen gut aufgelegt, und das begreife ich vollkommen. Du lieber Gott! Sie ſind glücklich. Jedermann ſucht Sie auf, Jedermann liebt Sie, man reißt ſich um Ihre Rosenbouquets, Sie haben einen Bräutigam, den Sie innig lieben. Habe ich nicht recht? ſind Sie nicht glücklich?

Anna.

Unſere Verhältniſſe ſind faſt die gleichen, namentlich was den Haupt- und Schlußſatz anbelangt. Auch Sie haben eine Braut, die Sie innig lieben.

Eduard.

Nein, gewiß nicht, Anna. Zweimal gefehlt. Erſtens habe ich noch keine Braut, und zweitens liebe ich die nicht innig, die man mir aufdringen will.

Anna.

Nun, wenn Sie Ihre Fehler bekennen, ſo will ich Ihnen auch die meinigen nicht verſchweigen. Bei mir ebenfalls gefehlt, im Bräutigam und in der Liebe.

Eduard.

Sie hätten keinen Bräutigam, Anna?

Anna.

Ich weiß wenigſtens nichts davon.

Eduard.

Wie mich das glücklich macht!

Anna.

Ich danke Ihnen. Das iſt eigentlich kein Beweis von Theilnahme an meinem Schickſal.

Eduard.

Ich meine nur den Bräutigam, von dem mein Onkel ſprach, Ihren Verlobten. — Sie ſind gewiß nicht verlobt?

Anna.

Nein, ich würde es nicht läugnen, wenn es wahr wäre. (Treuherzig). Aber Herr Eduard, wozu dies Geſpräch? Es freut mich die Theilnahme, die Sie an mir zu nehmen ſcheinen und freut mich um ſo mehr, weil Sie vorhin, aufrichtig geſprochen, etwas unartig gegen mich waren.

Eduard.

Ja, das war ich. Aber ich bedaure es von Herzen; ich war ſchlecht aufgelegt.

Anna (lächelnd).

Sie haßten die Welt?

Eduard.

Ach, mein Gott, ja! Ich fühlte mich ſo frei und glücklich als ich hier ankam, dem beengenden Leben der Stadt entſchlüpft. Auch Sie waren ſo lieb und freundlich gegen mich, daß ich hoffte. — Nein, ich hoffte noch nicht, ich glaubte erſt und fing an zu lieben.

Anna.

Das ging aber ſehr ſchnell.

Eduard.

Es war vielmehr kein Anfang, ſondern eine Fortſetzung. Gewiß, meine liebe Anna. So wie ich Sie hier wieder fand, ſah ich Sie ſchon ſeit langen Jahren vor mir. Und doch haben Sie ſich verändert. Sie ſind böſer geworden, dafür aber auch ſchöner und liebenswürdiger.

Anna.

Nicht ſo ſprechen, Herr Eduard. Wenn ich nun Ihren Worten glaubte?

Eduard.

O glauben Sie an meine Worte und mich.

Anna (ſchüttelt mit dem Kopfe).

Es war hier bei uns ſo ſtill und friedlich.

Eduard (auf ihr Herz deutend).

Dort?

Anna.

Ja.

Eduard.

Und jetzt iſt es das nicht mehr?

Anna.

Nicht ganz.

Eduard

(hat ihre beiden Hände ergriffen und küßt ſie auf die Stirne).

Anna, meine gute Anna, wie danke ich Ihnen für dieſes Wort! — Hören Sie mich.

Anna (ſich losreißend).

Nein, ich will und darf nichts mehr hören.

Fünfzehnte Scene.

Eduard. Amalie.

(Amalie, mit einem Buch in der Hand, iſt einen Augenblick vorher eingetreten.)

Eduard (Anna nachrufend).

Anna! Anna! wie kann man ſo glücklich ſein! (Er wendet ſich um und erblickt Amalie. Seufzend für ſich): Und ſo unglücklich! (Laut). Du hier, Amalie? (für ſich): Gerechter Himmel! (Laut): Ich glaubte Dich im Garten bei den Andern.

Amalie.

Wie Du ſiehſt, las ich. Ein reizendes Gedicht:
Vorüber iſt die Roſenzeit,
Und Lilien ſtehn im Felde.

Eduard.

Sehr wahr. (Für ſich). Jetzt werde ich wieder einmal bei

langſamem Feuer verbrannt! (Laut). Allerdings, die Roſenzeit iſt vorüber.

Amalie.

Und Lilien ſtehn im Felde.

Eduard (für ſich).

Geknickte Lilien. Aber meinetwegen ſoll es zu einer Explication kommen. Ich war es nicht, der dies Verhältniß gewünſcht und angeknüpft. (Laut). Ich ging euch entgegen und ſuchte euch drunten, aber ihr müßt einen andern Weg genommen haben.

Amalie.

Allerdings. Unſere Wege ſind nicht die gleichen.

Eduard.

Es ſcheint faſt ſo. Wo iſt die Tante?

Amalie.

Sie wird im Garten ſein.

Eduard.

Ich wollte euch gerade aufſuchen.

Amalie.

Du nahmſt Dir Zeit dazu. O! ich finde das begreiflich.

Eduard.

Wie findeſt Du es begreiflich? (Für ſich). Wenn ich nur wüßte, was ich ſagen ſoll! (Laut). Was findeſt Du begreiflich.

Amalie.

Glaube mir, Eduard, ſehr begreiflich.

Eduard (für ſich).

Ein ſcheußliches Gefühl, mit dem ich hier ſtehe. (Laut). Höre, Amalie, vielleicht haſt Du bemerkt, — nun ja, es kann Dir nicht entgangen ſein — unſere Neigungen und Anſichten gingen nicht gerade immer harmoniſch zuſammen. (Für ſich). Wenn mir nur Jemand zu Hülfe käme! (Laut). Du biſt ruhig, ſehr ernſt, außerordentlich verſtändig; ich dagegen (für ſich):

wenn nur wenigſtens ein tüchtiges Gewitter käme! (Laut). — Ich dagegen bin, wenn Du willſt, etwas heiter, ſogar luſtig, zuweilen unüberlegt, — und Du ſiehſt es, da kann es vorkommen, daß (für ſich) — wenn ſie nur ein Wort ſagen wollte!

Amalie (nickt ſteif mit dem Kopfe).

Sprich nur.

Eduard.

Aber Du mußt nicht glauben, Amalie, daß ich Deine vortrefflichen Eigenſchaften nicht auf's Umfaſſendſte anerkenne, ja auf's Allerumfaſſendſte. (Für ſich). Gott ſei Dank, ich höre Stimmen im Garten. (Zerſtreut). Ja ſehr umfaſſend erkenne ich ſie an, (ſich umſchauend) Deine vortrefflichen Eigenſchaften. Aber, wie ſchon bemerkt, Du biſt zu ernſt, zu wenig zu Scherz aufgelegt, und in der Welt geht es nun einmal nicht anders, man muß hie und da einen Spaß verſtehen lernen.

Sechszehnte Scene.

Vorige Hofräthin.

Hofräthin (noch von Außen mit lauter Stimme).

Das geht über den Spaß, lieber Schwager. Ich muß ſagen, das hätte ich nicht erwartet; deßhalb ſind wir nicht auf's Land gefahren, das kann ich Dich verſichern.

Amalie.

Vorüber iſt die Roſenzeit,
Und Lilien ſtehn im Felde.

Eduard (aufgeregt).

Meinetwegen auch, wenn Du mir keine andere Antwort geben willſt. Laß denn die Roſenzeit vorüber ſein, die Lilie iſt auch eine ſchöne Blume.

Siebenzehnte Scene.

Vorige. Commerzienrath. Commerzienräthin. Kanzleirath. Kanzleiräthin. Guſtav und Anna.

Commerzienrath.

Ich finde es, wie ſchon geſagt, unbegreiflich. Aber was kann ich dafür? Ich habe den Leuten da unten nichts zu Leide gethan.

Hofräthin.

So haben wir ihnen vielleicht etwas zu Leid gethan, Hofrath? Soll mir auch nicht wieder paſſiren, dafür ſtehe ich. (Zu ihrem Manne, der ſie fragend anſieht). Schweig' nur ſtill, ich will von Dir keinen Troſt hören.

(Commerzienrath zuckt höchſt ärgerlich die Achſeln.)

Emilie denkt gerade wie ich; es hat die arme Frau ſehr angegriffen. Nicht wahr, Emilie?

Commerzienräthin.

Ja, es hat mich ſehr angegriffen. (Zum Commerzienrath). Das hätteſt Du uns nicht anthun ſollen.

Commerzienrath.

Ja, um's Himmels willen! was habe ich euch denn angethan? Ich weiß ja von gar nichts, bin unſchuldiger als ein neugeborenes Kind.

Kanzleirath.

So ſprecht einmal. Ihr thut ja gerade, als ſeiet ihr von Räubern überfallen worden.

Hofräthin.

Schlimmer als das, viel ſchlimmer. Aber morgen früh fahre ich nach der Stadt zurück. (Zur Commerzienräthin). Die arme Frau! Wenn ich Dich nur mitnehmen könnte!

Commerzienräthin.

Ja, ich bin recht unglücklich.

Commerzienrath (gereizt).

Werden wir endlich erfahren, worin das Unglück beſteht?

Hofrath (ſchüchtern).

Aber ſage doch —

Hofräthin.

Schweig' ſtill! unterbrich mich nicht immer! Wir gehen alſo in's Dorf hinab, Emilie und ich, wir grüßen freundlich nach allen Seiten, man dankt uns kaum, ja, die Buben lachen hinter uns drein. — Lachen hinter meinem Rücken! Iſt mir ſchon ſo was vorgekommen? Nein, nein, ſo wahr ich lebe! Hie und da ſchlägt man vor uns die Fenſter zu, als wir vorübergehen. Wir kommen zu Pfarrers; ſie läßt ſich verleugnen. Er konnte uns nicht entgehen, ich ſah ihn im Schlafrock am Fenſter und ſagte ſehr laut zu der Magd: Aber der Herr Pfarrer ſind zu Haus, wie ich bemerkt. Da kam er denn auch endlich zum Vorſchein, und nach langem Hin- und Herreden erfuhren wir Alles.

Commerzienräthin (mit einem Blick zum Himmel).

Alles!

Commerzienrath.

Und was habt ihr denn erfahren? Ich verſichere euch, daß ich wie auf Kohlen ſtehe.

Hofräthin.

Das glaube ich wohl, Herr Schwager, denn, nehmen Sie mir's nicht übel, ich finde es unverantwortlich, ſo auf — ſeltſame Art mit dem ganzen Dorf Streit anzufangen.

(Commerzienrath will ſprechen.)

Ja, Streit angefangen! Die Leute vor den Kopf geſtoßen, und uns dadurch eine Behandlung zugezogen, die ich in meinem ganzen Leben nicht vergeſſen will.

Commerzienrath (zu ſeiner Frau).

Aber, Emilie.

Hofräthin.

Emilie denkt gerade wie ich. Und die ganze Welt muß ſo denken, und Jedermann muß mir Recht geben. Nicht wahr, Kanzleirath? Ich ſage Dir, gelacht hat man über uns! uns die Fenſter vor der Naſe zugeſchlagen! Und was dieſe Frau Pfarrerin anbelangt, läßt ſich die vor uns verleugnen — eine ſolche Gans! Gott verzeih mir die Sünde. Doch die Frau hat eigentlich Recht, mit ſtreitſüchtigen Menſchen, mit Jemand, der Händel ſucht, läßt ſich nicht gut leben.

Commerzienrath (heftig).

Aber ich bin nicht händelſüchtig, ich ſuche keinen Streit; ich bin hieher auf's Land gegangen, um Ruhe und Frieden zu finden. (Immer heftiger). Ja, Ruhe und Frieden! Kann ich dafür, daß die verfluchten Bauern da unten mich in ihre Schultheißenwahl hineinhetzen wollen? Ich will nichts von ihrem Schultheißen; ich habe an unſerem Schultheißen in der Stadt genug gehabt. Frieden will ich, Frieden und Ruhe, ja, Frau Schwägerin, ſehr viel Frieden, und den ſcheinen Sie nicht Luſt zu haben, mir zu gönnen.

Kanzleirath (beſänftigend).

Du hätteſt vielleicht mit den Bauern ein bischen freundlicher ſprechen können; den Buchbinder z. B. haſt Du recht hart angelaſſen.

Commerzienrath.

O Gott ja, den Buchbinder. Den Kerl hätte ich mit Luſt erwürgen können.

Hofrath.

Der Schwager iſt ſehr aufgeregt.

Hofräthin.

Das wundert Dich wohl? Er hat Urſache, aufgeregt zu ſein. Wenn man Beſuche empfängt, muß man auch auf dieſe Beſuche Rückſicht nehmen. Nicht wahr, Emilie?

Commerzienräthin.

Ja, er hat keine Rückſichten, keine, keine.

Hofräthin.

Arme Frau, ich weiß, was Du denkſt.

Commerzienrath (heftiger).

Denkt meinetwegen, was ihr wollt. Ja, Frau Schwägerin, um von Beſuchen zu reden, gegen die man rückſichtsvoll ſein ſoll, ſo werden Sie mir nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen ſage, daß mir dieſe Beſuche zwar ſehr angenehm ſind, ich ſie eigentlich aber nicht her gebeten habe.

Kanzleirath.

Ah! Commerzienrath!

Hofrath.

Ei! ei!

Commerzienräthin.

Mann! wie kann man ſo hart ſein!

Hofräthin (triumphirend).

Das iſt mir nichts Neues; dieſer Groll gegen uns ſteckt immer in ihm.

Commerzienrath.

Ja, Frau Schwägerin, das gilt aber nur von ſolchen Beſuchen, die ſich ein Vergnügen daraus machen, mir meine Ruhe und meinen Frieden zu rauben. Was hatten Sie im Dorfe drunten zu thun? Mit der Frau Pfarrerin eine Kaffeegeſellſchaft zu verabreden? Ich brauche keine Kaffeegeſellſchaften.

Hofräthin (mit erhobenem Kopfe).

Ich danke, Herr Schwager.

(Rechts ab.)

Kanzleirath (zu ſeiner Frau).

Gehen wir ein wenig in den Garten, der Commerzienrath iſt aufgeregt. Das wird ſich wieder geben.

Kanzleiräthin.

Komm, Amalie.

Amalie,
(die ſehr theilnahmlos neben dem Commerzienrath ſtand, zuweilen lächelte und dann ſeufzte, mit ſchwacher Stimme).

Mir wird übel.

Commerzienrath,
(der gezwungen iſt, ſie aufzuheben, mit einem Blick zum Himmel).

Großer Gott! warum habe ich mich zur Ruhe geſetzt.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Dieſelbe Dekoration.

Erſte Scene.

Commerzienräthin. Hofräthin. Kanzleiräthin und Amalie.

(Letztere ſitzt in einem Fauteuil, mit einem Buch in der Hand, ſcheinbar theilnahmlos an dem Geſpräch. Sie trinken Kaffe und ſtricken.)

Kanzleiräthin.

Da mögt ihr ſagen, was ihr wollt, ſo habe ich den Commerzienrath nie geſehen, ſo erſchrecklich heftig und böſe.

Commerzienräthin.

O doch! o doch!

Hofräthin (zur Kanzleiräthin).

Was willſt Du auch geſehen haben? Du biſt nicht ſeine Frau. Da frage dies arme Weib. Man kann Launen haben, Launen haben ſie alle.

Kanzleiräthin.

Das iſt nur zu wahr.

Amalie.

Ja, alle.

Hofräthin.

Launen, ja nun; wir haben am Ende auch unſere Launen. Wenn wir unter uns ſind, können wir das ſchon machen.

Natürlich ſprechen wir ja ganz im Vertrauen; es wird doch Keine ſo ſchlecht ſein, dem Manne gegenüber eine Laune zuzugeſtehen.

Kanzleiräthin (zur Hofräthin).

Soll ich Dir noch eine Taſſe eingießen?

Hofräthin.

Ich bitte darum, das Sprechen trocknet den Mund aus. So — danke! Nein, Emilie, Dein Mann hat ſich unverantwortlich benommen. — Noch ein Bischen Rahm, Kanzleiräthin. — Unverantwortlich! Geſetzt auch, der Mann hätte ſeine Urſachen, etwas aufgeregt zu ſein — du lieber Gott! dazu haben ſie immer Urſachen, wenn man ſie fragt. —

Kanzleiräthin.

Ja, und in der Aufregung haben wir unſere böſen Stunden.

Hofräthin.

Nur in der Aufregung? Die böſen Stunden bei einer armen verheiratheten Frau hören gar nicht auf.

Kanzleiräthin.

Und Du kannſt Dich eigentlich noch am wenigſten beklagen.

Hofräthin.

Am wenigſten? Nun, das muß ich mir ausbitten! Was an meinem Manne etwa gut iſt, das macht die Erziehung, die ich ihm gegeben. Ich war glücklicher Weiſe kein junges Gänschen mehr, als ich heirathete, und hatte bei euch des Jammers genug geſehen.

Commerzienräthin.

O Gott, ja.

Hofräthin.

Du haſt Deinen Mann ſchlecht erzogen; Dein Loos geht mir zu Herzen, das kannſt Du mir glauben, Emilie. Alſo, was wollt' ich doch ſagen? Nun ja, der Hofrath wollte auch ſein früheres Leben fortſetzen, Nachmittags in's Kaffeehaus gehen, Abends in ſeinen Club oder ſogar in's Wirthshaus,

prätendirte auch einen Hausſchlüſſel. — Ah! Das ließ ich mir einen ganzen Tag gefallen, dann aber trat ich auf, und ſagte ihm ziemlich ſanft: Lieber Freund, das Leben kann nicht ſo fortgeführt werden; Du haſt das Glück gehabt, eine brave Frau zu bekommen, und all' die Geſchichten von früher, die müſſen jetzt aufhören. Was Kaffeehaus? Bei mir bekommſt du auch einen guten Kaffee, halb Kaffee, halb Cichorien, und nicht ſo erhitzend, wie das Zeug, das du für theures Geld kaufen mußt. Das wird ſo fort gehalten und iſt geſund. Und nun gar des Abends! Meinſt du, ich hätte dich geheirathet — ſo ſprach ich — um allein zu Haus zu ſitzen? J Gott bewahre! Der Mann gehört zur Frau. Und wenn wir ausgehen wollen, ſo gehen wir zu Commerzienraths oder zu Kanzleiraths oder zu Nachbar Regierungsraths. Willſt du dir aber zu Haus eine Zerſtreuung machen, ſo kannſt du mir mein Garn abwickeln helfen. Das iſt ein angenehmer Zeitvertreib und zugleich eine kleine Bewegung. — So richtete ich mir meine Hausordnung ein, und dabei blieb's.

Kanzleiräthin.

Du haſt einen andern Charakter als wir.

Commerzienräthin.

Das weiß Gott!

Kanzleiräthin.

Ich habe es auch verſucht, aber es wollte nicht gehen, und da ließ ich ihn machen.

Hofräthin.

Sie ließ ihn machen! Ja, ihr verdient ſolche Männer.

Kanzleiräthin.

Nun, weißt Du, Eliſe, zuweilen muß man ihn gehen laſſen.

Hofräthin.

O ja, zuweilen. Aber man muß keine Gewohnheit daraus werden laſſen. Zuerſt gewöhnen ſie ſich daran, nur alle vier-

zehn Tage auszugehen, dann alle acht Tage, und dann in der Woche ein Paar Mal. Und in was für Geſellſchaft! Ich weiß, was Du denkſt, Emilie! Freilich bei ihresgleichen, aber was treiben ſie da im Wirthshaus? Einer lernt von dem Andern nichts Gutes, und über uns, die wir zu Hauſe einſam ſitzen, wird losgezogen.

Kanzleiräthin.

Ich habe es nicht durchſetzen können. Und jetzt laſſe ich es laufen, wie Gott will.

Hofräthin.

Leider! leider! Ich glaube, Dein Mann geht die Woche über ſogar dreimal Abends aus. Oh! das iſt eine ſchlechte Wirthſchaft! Kann Dein Sohn da was Gutes lernen!

Kanzleiräthin.

Das iſt gerade mein Kummer. Der iſt keinen Abend zu Haus. Und wenn ſie einmal Beide recht ſpät kommen, da heißt es, Einer habe auf den Andern warten müſſen.

Hofräthin.

Vater und Sohn! Das iſt eine grauenhafte Wirthſchaft!

Kanzleiräthin.

Mit Gewalt konnte ich nie was ausrichten.

Hofräthin.

Leider! wir wiſſen das ſchon. Und Du wollteſt ihn durch Sanftmuth bezwingen! Gott! einen Mann durch Sanftmuth zwingen! Du bliebſt Abends geduldig auf und warteteſt auf ihn. O! ich weiß das noch wie heute. Und wenn er ſogar um eilf Uhr nach Haus kam, ſo ſagteſt Du kein Wort. Ja, ſo muß man nicht handeln! Du haſt Dir Dein jammervolles Schickſal ſelbſt bereitet. Was Sanftmuth! Ernſt und Strenge, ſag' ich Dir. Feſt die Hand drauf und immer die Augen offen haben. Ich weiß, was Du denkſt, Emilie! Ich verſichere euch, das ganze Geſchlecht taugt nichts. Ich bin nur froh, daß ich keine Kinder habe.

Commerzienräthin.

Ich auch.

Kanzleiräthin.

Aber es gibt doch noch ordentliche unter ihnen.

Hofräthin.

Selten, ſehr ſelten. Aber ich möchte wiſſen, was wir drei Schweſtern gerade verſchuldet haben, um mit ſolchen Männern geſtraft zu werden.

Commerzienräthin.

Ja, es iſt ſehr traurig.

Kanzleiräthin

Auch ich fühle mich zuweilen recht unglücklich.

Hofräthin (zu Amalien).

Du kannſt Dir ein Beiſpiel an uns nehmen. Wenn Du abſolut heirathen willſt, ſo iſt es Dein Schade; ich würde nicht mehr heirathen, wenn ich noch ledig wäre, nicht um zehn Männer.

Commerzienräthin.

Ich auch nicht.

Hofräthin.

Und gar den! Der iſt ſeines Onkels würdig. Ein leichtſinniger, junger Menſch, und verdorben, ſchrecklich verdorben! Hat er nicht ſogar ein paar Mal verſucht, meinen Mann Abends zum Ausgehen zu bewegen! Ich habe ihm aber heimgeleuchtet.

Amalie.

Die Tante hat Recht, gewiß Mama, wir paſſen nicht zuſammen. Es wäre mein Unglück. Und was ſeine Grundſätze anbelangt —

Hofräthin.

Er hat gar keine, behaupte ich.

Kanzleiräthin.

Aber die ganze Familie ſieht eure Verbindung gern. Eduard iſt eine gute Parthie.

Amalie.

Und er liebt mich nicht, wie man ſich lieben ſoll.

Hofräthin.

Das wäre am Ende Nebenſache, das findet ſich.

Kanzleiräthin (den Kopf ſchüttelnd).

Ich weiß nicht, man ſollte das nicht ſo von der Hand weiſen. Die guten Parthien ſind ſelten.

Amalie.

Aber lieber gar keinen Mann als mit der Ausſicht, unglücklich zu werden.

Kanzleiräthin.

Er iſt aber doch zuvorkommend gegen Dich.

Amalie.

Nein, Mama, ich bin recht verſtimmt.

Kanzleiräthin.

Nun, er war doch bis jetzt ſehr aufmerkſam.

(Amalie ſeufzt und ſchüttelt den Kopf.)

Das kannſt Du aber nicht leugnen. So ſprich doch!

Amalie (halb für ſich)

Vorüber iſt die Roſenzeit,
Und Lilien ſtehn im Felde.

Hofräthin.

Das verſteh' ich nicht. Aber ſoviel begreif ich, das Mädchen hat was auf dem Herzen.

Amalie (affectirt).

Ich! O nein, Tante, gewiß nicht.

Hofräthin.

Mir macht man nichts weiß. Da iſt was paſſirt. Wir ſind unter uns, ſprich, Amalie.

Amalie.

O! was ſoll ich ſagen. (Nach einigem Kampfe). Eduard liebt mich nicht, (Hofräthin zuckt die Achſeln.) ſondern eine Andere.

Hofräthin.

Eine Andere, wenn er Dich lieben könnte? Eine Andere, als die Tochter meiner Schweſter! Ah! Das muß ich mir ausbitten!

Kanzleiräthin.

Aber, Amalie, was ſprichſt Du für Sachen?

Amalie.

Und es iſt ſo, Mama, es iſt ſo, da ihr mich nun doch einmal zum Sprechen zwingt. Er liebt die Tochter des Pächters — Anna, ich habe es gehört und geſehen.

Hofräthin (entrüſtet).

Geſehen? Das will ich nicht hoffen. In einem Hauſe, wo ich bin, geſehen!

Kanzleiräthin.

Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll.

Commerzienräthin.

O Gott!

Hofräthin.

Was Du denkſt, Emilie, weiß ich. Habt ihr ſchon ſo was erlebt? Mit einem — — Bauernmädchen — viel mehr iſt ſie nicht — eine Liebſchaft anfangen, in einem Hauſe, wo wir ſind; in einem Augenblick, wo man ihm Hoffnung macht, in eine Familie aufgenommen zu werden, wie die unſrige iſt. **(Triumphirend).** Hab' ich nicht Recht gehabt? Taugt wohl ein Einziger etwas?

Commerzienräthin.

Keiner.

Kanzleiräthin.

Bei Gott! keiner!

Amalie.

Keiner!

Kanzleiräthin.

Aber Du mußt uns erzählen, was Du gehört und geſehen. Das können wir verlangen.

Amalie.

Das erlaß' mir, Mama. Ich allein weiß, was ich gehört und geſehen. — Unter Anderem hat er ſie auf die Stirn geküßt.

Hofräthin.

Unter Anderem! empörend!

Kanzleiräthin.

Dieſe Anna!

Hofräthin.

Ein Muſter! ein leichtſinniges Muſter!

Kanzleiräthin.

Heute Morgen, als ihr im Dorfe waret, da habe ich meinen Ohren nicht trauen wollen, Anna hier und Anna da; Anna befiehlt und Anna richtet ein.

Amalie.

Ja, das iſt wahr.

Kanzleiräthin.

Und Anna mußte mit in den Garten, und den Herren die Gewächshäuſer und Blumen zeigen.

Hofräthin (mit erhobener Stimme).

Welchen Herren?

Kanzleiräthin.

Nun, allen. Meinſt Du, Dein Mann wäre nicht auch dabei geweſen?

Hofräthin.

Der Hofrath? O Du ſpaßeſt! Und wo war ich dazumal?

Amalie.

Sie waren mit der Tante Commerzienrath in's Dorf gegangen.

Hofräthin.

Kann man ſo einen Mann wohl einen Augenblick allein laſſen?

Commerzienräthin.

Und mein Mann?

Kanzleiräthin.

Thut mir leid, Emilie, der war der Schlimmſte. Dann kam aber gleich der meinige.

Hofräthin (aufſtehend).

Deshalb alſo wollen ſie alle auf's Land!

Kanzleiräthin.

Ja, und wenn ſonſt eine Parthie gemacht werden ſoll, da ſind ſie nicht dazu zu bringen.

Commerzienräthin.

Wir ſind recht unglücklich.

Kanzleiräthin.

Das ſind wir.

Hofräthin.

Geduld! ich höre ſie kommen. Laßt euch nichts merken, gebt nur auf mich Achtung und geht in mein Geſpräch ein. Paßt aber auf, was ſie für Geſichter machen.

Zweite Scene.

Vorige. Kanzleirath. Hofrath. Später Commerzienrath.

Kanzleirath (luſtig vorkommend).

Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen und haben einander ſo lieb! Ja, alter Hofrath, Du fühlſt Dich heute auch wohler, als in Deiner ſtaubigen Kanzlei.

Hofrath.

Ich bin außerordentlich vergnügt.

Hofräthin

Er iſt vergnügt.

Hofrath (zu ſeiner Frau).

Wir haben einen ſchönen Spaziergang gemacht, mein Kind.

Hofräthin.

So, mein Schatz?

Kanzleirath.

Ja wohl, Anna hat uns die Baumgärten gezeigt. Das Mädchen wird noch Obergärtner werden.

(Die Damen huſten.)

Kanzleiräthin.

Bei Dir vielleicht?

Hofräthin

(macht ihr ein Zeichen mit den Augen).

So, mit Anna waret ihr? Kommt ſie gleich hieher, oder iſt ſie noch draußen geblieben?

Hofrath.

Nein, ſie blieb draußen; an der großen Linde wartet ſie auf ihren Vater.

Hofräthin.

Das weißt Du ſo genau?

Hofrath.

Soll ich das vielleicht nicht wiſſen, mein Kind?

Hofräthin.

O warum nicht, mein Schatz? Du biſt ein gelehrter Mann, mußt viel wiſſen.

Kanzleirath (für ſich).

Was die Alle für ſaure Geſichter machen! (Laut). Aber laßt uns jetzt Frieden halten, Kinder, nicht wahr? Unſereins freut ſich, ein paar Tage auf dem Lande zubringen zu können, wir wollen die Geſchichte von vorhin vergeſſen. Der Commerzienrath iſt ſo ein guter Kerl, wenn er auch ein bischen heftig war, er hat wohl ſeine Gründe dazu gehabt.

Hofräthin (leiſe zur Commerzienräthin).

Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus.

Kanzleirath.

Nun, Frau, laßt uns munter ſein.

Kanzleiräthin.

O ich bin recht luſtig.

Hofräthin.

Nachher wollen wir auch luſtig ſein; aber jetzt haben wir etwas Ernſtes zu verhandeln.

Hofrath.

Wir wollen es vergeſſen. Sei verſöhnlich, mein Kind.

Hofräthin (ſtreng).

Chriſtian, Du wirſt mir antworten, wenn ich Dich frage. An die Geſchichte wegen des Schwagers denke ich nicht mehr. Es iſt etwas Anderes, was ich mit euch verhandeln möchte, und betrifft — die Anna.

(Die Damen ſchauen ſich um.)

Kanzleirath (den Hofrath anſchauend).

Ei der Teufel! was haſt Du mit der Anna?

Hofrath.

So? Die Anna?

Hofräthin.

Ja, die Anna. Gerade herausgeſagt, das iſt ein leichtſinniges Mädchen. Mamſell Anna hat von geſtern auf heute mit Herrn Eduard eine Liebſchaft angefangen.

Kanzleirath.

Ah! Das iſt unmöglich. Das muß ich mir aber ausbitten, das kann nicht ſo angehen, Eduard iſt ſo gut als verlobt mit unſerer Tochter.

Amalie (verächtlich).

Er war es, Papa, ich habe verzichtet.

Kanzleirath.

Daß er Anna den Hof macht, möchte ich am Ende glauben, aber das Mädchen gibt ſich dazu nicht her. Das iſt ein ſehr braves und geſetztes Mädchen.

Hofräthin (mit erhobener Stimme).

Die ſich ſo ohne Umſtände auf die Stirne küſſen läßt. — — Ja, er hat ſie auf die Stirne geküßt.

Commerzienrath.

(der durch die Mittelthüre eingetreten, in großer Verlegenheit).

Von wem iſt denn da die Rede, wenn man fragen darf?

Commerzienräthin.

Von Anna.

Commerzienrath.

Von Anna? (Gezwungen lächelnd). Und wenn es ſo wäre? Darin ſehe ich noch immer kein großes Verbrechen.

Commerzienräthin.

O Gott!

Hofräthin.

Herr Schwager, Sie entwickeln ganz eigenthümliche Grundſätze.

Commerzienrath.

Meine Grundſätze habe ich ſelbſt zu verantworten, Frau Schwägerin, wie überhaupt Alles, was ich thue.

Kanzleirath (leiſe zu ihm).

Laß' den gereizten Thon, es iſt beſſer.

Commerzienrath.

Und wenn wirklich, wen — n — n — in der That! — — wenn — ich Anna — wirklich — auf die Stirne geküßt — —

Hofräthin (erſtaunt).

Sie?

Commerzienräthin.

O Gott!

Kanzleirath (leiſe).

Man ſpricht ja nicht von Dir!

Commerzienrath (huſtend, für ſich).

Ja ſo. (Laut): Ja, ich wiederhole es, wenn irgend Jemand

das Mädchen auf die Stirn geküßt, z. B. ich, oder der Kanzleirath —

Kanzleirāthin.

Immer beſſer!

Commerzienrath.

Oder der Hofrath —

Hofrāthin.

Warte, mein Schatz!

Hofrath.

Ich muß recht ſehr bitten.

Commerzienrath.

Wäre denn da ſo Uebles dabei? Wir ſind drei geſetzte Männer, und Anna iſt noch ſo gut wie ein Kind; wäre es, wie geſagt, der Mühe werth, über einen ſolchen Erguß väterlicher Zärtlichkeit ſolches Aufheben zu machen?

Kanzleirath.

Du haſt nicht Unrecht, Schwager. Allerdings, ſo ein Erguß väterlicher Zärtlichkeit hätte eigentlich nichts auf ſich.

(Minnespiel der Damen.)

Commerzienrath (achſelzuckend).

So ein einfacher Kuß auf die Stirne.

Kanzleirath.

Aber es handelt ſich um Eduard, den man doch faſt verlobt mit meiner Tochter angeſehen hat.

Commerzienrath (beſtürzt).

Eduard! Was muß ich hören! Alſo doch! Eduard hätte Anna auf die Stirn geküßt! Wann? wo? zu welchem Zweck? Das iſt freilich etwas ganz anderes. Aber nein, Anna kann das nicht geduldet haben, Anna — — —

Hofrāthin (einfallend).

Iſt ein Muſter, ein leichtſinniges Muſter!

(Commerzienrath geht heftig auf und ab.)

Amalie.

Ich habe es ja geſehen. Und die Anna hat es ſich gern gefallen laſſen. Zuerſt ließ ſie ihm beide Hände —

Commerzienrath
(einen Augenblick anhaltend, mit einem Seufzer).

Mir auch.

Amalie.

Dann ließ ſie ſich von Eduard recht gern auf die Stirne küſſen.

Kanzleirath.

Als Verlobter, als Bräutigam möchte ich ſagen, ſolche Geſchichten anfangen! Begreifſt Du überhaupt, Commerzienrath, wie ein Verlobter oder ein Ehemann ſo einem jungen Mädchen nachdrücklich den Hof machen kann? — — ſie auf die Stirne küſſen! — — Begreifſt Du das?

Hofräthin (zu den Damen).

Es wird's Keiner begreifen wollen.

Commerzienrath.

In der That, es iſt etwas Unerklärliches daran.

Kanzleirath.

Ganz abnorm.

Hofrath.

Ja, unbegreiflich.

Kanzleirath.

Da muß was geſchehen. Amalie war ſo eigentlich nie recht mit der Parthie einverſtanden.

Amalie.

Nein, gewiß nicht. Pfui! — Braucht man überhaupt zu heirathen? Es iſt in vielen Fällen gewiß beſſer, wenn man ledig bleibt.

Hofräthin (mit einem Blick auf ihren Mann).

Sehr richtig, mein Kind.

Commerzienräthin.

Ja, wer Alles vorausſehen könnte!

Kanzleirath (zum Commerzienrath).

Aber Du haſt zu entſcheiden. Willſt Du vielleicht einen Onkel aus der Komödie ſpielen, ſo läß't Du ſie kommen, legſt ihre Hände in einander und ſprichſt Amen.

Hofräthin.

Ich verbitte mir ſolche Späſſe.

Commerzienrath (für ſich).

O Landleben! Landleben!

Kanzleiräthin (lacht krampfhaft).

Eine Heirath mit der Tochter eines Bauern!

Hofräthin.

Mit einem Mädchen, deren Mutter eine Kleidermacherin war!

Kanzleiräthin.

Und die Großmutter eine Gemüſefrau!

Kanzleirath.

Und der Großvater, — ich hab' ihn noch wohl gekannt, — ein harmloſer Schuſter!

Amalie (verächtlich).

Nur die Mägde ließen bei ihm arbeiten!

Commerzienrath (heftig).

Kann man mit euch überlegen? Kann man mit euch vernünftig ſprechen? Wer projectirt denn eine Heirath! Ich am allerwenigſten, ich — —

Amalie (ſchnell).

Gott! ſie kommen!

Commerzienrath (ängſtlich).

Wer denn?

Amalie.

Nun, Eduard und Anna, aus dem Garten mit Guſtav.

Hofräthin.

Ruhig, die müſſen nicht merken, daß wir uns mit ihnen beſchäftigt. (Laut). Alſo, unſer Streit iſt zu Ende, Commerzienrath; ich verzeihe Ihnen Ihre Launen; kein Wort mehr darüber. Wir ſind ja auf's Land gekommen, um uns zu amuſiren, und wir wollen vergnügt ſein, nicht wahr, Schwager?

Commerzienrath.

Ja, wir wollen vergnügt ſein.

Hofrath.

Recht vergnügt.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Eduard und Guſtav, der Anna führt.

Guſtav.

So war es, Fräulein Anna, und der Thäter iſt ſpurlos verſchwunden.

Eduard.

Gott ſei gelobt und 'gedankt! ich wollte, der Kerl wär' ſchon vor einer halben Stunde durchgegangen.

Anna.

Danke, Herr Guſtav, für Ihre ſchöne Geſchichte.

(Die Damen ſtricken emſig; die Hofräthin mit erhobenem Kopfe.)

Jetzt muß ich aber zu den Damen. Guten Tag, Frau Kanzleirath, guten Tag, Fräulein Amalie! — Ich freue mich herzlich, Sie endlich bei uns zu ſehen. — Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen? — Frau Kanzleirath ſind immer wohl geweſen — und Fräulein Amalie auch? — Wir wollen recht vergnügt von der Stadt plaudern.

(Anna fängt dieſe Rede mit großer Herzlichkeit an; da ſie aber die eliſamen ſpöttiſchen Mienen der Damen ſieht, ſo wird ſie immer ernſter

und befangener und wirft bei der letzten Rede einen Blick auf den Commerzienrath, der zum Himmel blickt, und auf Eduard, der den Kopf ſchüttelt und die Achſeln zuckt.)

Kanzleirāthin.

Es geht mir ordentlich, Mamſell Anna.

Amalie.

Danke für Ihre gütige Nachfrage; aber mir iſt gar nicht wohl. — Gewiß, Mama, mein Kopfweh kommt wieder, ſo daß ich es kaum aushalten kann.

(Sie ſchließt ihr Buch und ſteht auf.)

Kanzleirāthin,

(ebenfalls aufſtehend und ihren Strickſtrumpf zuſammenwickelnd).

Die Fahrt hat Dich angeſtrengt, Du mußt Dich ein bischen niederlegen.

Guſtav.

Aber nicht zu lange, Mama. Anna, Eduard und ich, wir haben eine ganze Menge Papierlampen gefunden und illuminiren nachher den Garten. Drunten im Wirthshaus ſind auch Muſikanten angekommen, die ſpielen auf; wir halten dann italieniſche Nacht. Nicht wahr, Eduard?

Eduard.

Ja wohl, wir halten italieniſche Nacht.

Hofrāthin.

Italieniſche Nacht! (Mit Beziehung). Es wird auch zu kühl werden.

Anna (zur Kanzleirāthin).

Darf ich Sie in Ihre Zimmer begleiten?

Kanzleirāthin.

Ich danke. Wir finden uns ſchon zurecht.

Amalie (mit ſtolzem Kopfnicken).

Ich danke, Mamſell Anna.

(Beide nach links ab.)

Vierte Scene.

Vorige, ohne Kanzleiräthin und Amalie.

Anna
(nach einer kleinen Pause zum Commerzienrath).

Sie werden nichts dagegen haben, Herr Commerzienrath, daß ich die farbigen Lampen aufhängen lasse. Die beiden Herren haben es gewünscht.

Commerzienrath.

Gewiß nicht. (Für sich). Wie kann man gegen das Mädchen ein Gesicht machen!

Anna
(indem sie bei den Herren vorbeigeht, um zu den Damen zu kommen).

Erinnern Sie sich noch, Herr Kanzleirath, der letzten italienischen Nacht in der Stadt? Sie waren so freundlich, mich mitzunehmen. Ach! das war so schön!

Kanzleirath.

Ja, ich glaube, daß ich mich vielleicht erinnere.

Anna.

Es war deliciös! Die vielen farbigen Lampen in der finstern Nacht zwischen den dunklen Gebüschen.

(Minnespiel der Damen)

Kanzleirath.

Ja, es wird sehr schön gewesen sein.

Anna.

Und der Herr Hofrath waren damals so freundlich, mich zu schaukeln.

Hofrath.

Ich?

Anna.

Ja, ich war so kindisch und bat Sie darum.

(Hofräthin ſchaut einen Augenblick um. Anna will ſich auf einen Stuhl neben die Commerzienräthin ſetzen; da dieſe aber mit einem Blick auf ihre Schweſter etwas auffallend zurückweicht, ſo bleibt ſie ſtehen und ſtützt ſich auf die Lehne.)

Haben Sie dieſen Sommer ſchon einige italieniſche Nächte gehabt?

Commerzienräthin.

Ich weiß nicht genau. Waren ſchon welche, Eliſe?

Hofräthin.

Darum bekümmere ich mich nicht.

Eduard (ärgerlich vortretend).

O ja, es waren ſchon welche, Anna, recht glänzend, aber für mich nicht ſo hübſch wie damals; denn ich erinnere mich noch ganz genau, wie vergnügt wir Beide an jenem Abend waren, von dem Sie vorhin ſprachen.

Anna.

Ja, es war eine ſchöne Zeit.

Eduard.

Onkel Kanzleirath ſpielte mit uns Nachlaufen, und der Onkel Hofrath — o ich erinnere mich deſſen, wie heute — ſang: Aennchen von Tharau iſt's, die mir gefällt.

Hofrath.

So?

(Hofräthin huſtet.)

Commerzienräthin.

Ich glaube, wir wollen auf unſere Zimmer gehen.

Hofräthin.

Müde bin ich zwar nicht, aber gehen wir hinein. Komm, Hofrath!

(Beide nach rechts ab.)

Amalie (aus der Thür links).

Papa, Du möchteſt einen Augenblick zur Mama kommen; auch Guſtav.

Kanzleirath.

Sogleich! ſogleich! gehen wir!

Guſtav.

Gehen wir.

(Er geht hinter ſeinem Vater mit den gleichen Bewegungen.)

(Beide nach links ab.)

Fünfte Scene.

Commerzienrath. Eduard und Anna.

Eduard.

Aber Onkel, was ſoll denn das bedeuten?

Commerzienrath (achſelzuckend).

Ja, was ſoll das bedeuten?

Anna.

Ich bin ſo erſchrocken, Herr Commerzienrath. Wem habe ich denn etwas zu Leid gethan?

Eduard.

Ja, was iſt denn Schreckliches vorgefallen?

Commerzienrath.

Bei Dir iſt freilich nie etwas ſchrecklich.

Eduard.

Sagen Sie grade heraus, lieber Onkel, um was handelt es ſich?

Commerzienrath.

Du weißt, ich habe Dich gebeten, Dich um Anna nicht beſonders zu bekümmern; ich ſagte Dir, Anna ſei verlobt.

Eduard.

Und Anna ſagte, ſie ſei vollkommen frei.

Commerzienrath (ſchmerzlich).

So weit ſeid ihr ſchon? O mein Gott! (Aergerlich). Aber daß Du nicht frei biſt, wirſt Du doch genau wiſſen? Und doch haſt Du Dich Anna genähert, auffallend freundlich mit ihr geſprochen.

Eduard.

Iſt denn das ein Unrecht, lieber Onkel? Das thaten Sie ja auch.

Commerzienrath (verlegen).

Ich? Allerdings habe ich das gethan, aber aus andern Beweggründen, — Du aber (nach einer Bewegung Anna's), ja, ich kann's nicht verſchweigen, Du nahmſt ihre Hände, und — und — (für ſich) wie kann ich ihm das eigentlich verwerfen? (Laut), und — haſt ſie auf die Stirn geküßt.

Eduard.

Ich leugne es nicht.

Commerzienrath.

Alſo iſt es wahr, Anna? Wie mich das ſchmerzt!

Eduard.

Liegt denn darin ein ſo großes Verbrechen? (Mit Beziehung). Gewiß, lieber Onkel, Sie haben Anna auch ſchon einmal auf die Stirn geküßt.

Commerzienrath.

Ich! (Verlegen.) Daß ich nicht wüßte! (Nach einem Blick auf Anna, die ihn lächelnd anſieht). Und wenn es geſchehen wäre, ſo geſchah das aus ganz andern Gründen, — ein väterlicher Kuß auf die Stirne.

Anna (herzlich).

So habe ich es auch aufgenommen. Ich weiß, wie gut Sie für mich geſinnt waren.

Commerzienrath (für ſich, ſchmerzlich).

Ja, ſo hat ſie es aufgenommen. (Laut). Aber Du mit Deinem wilden Weſen, mit Deiner Unbeſonnenheit, willſt Du

Dich vielleicht ausreden, Dein Kuß ſei auch verwandtſchaftlich gemeint geweſen? Vielleicht brüderlich? was?

Eduard.

Das will ich ganz und gar nicht behaupten. Im Gegentheil. Ich liebe Anna, und . . .

Commerzienrath (abweſend).

Ja, ja, es iſt ſchon gut. (Für ſich). Dieſer Kerl ſteckt voll Liebeserklärungen! (Laut). Du weißt jetzt, was Du wiſſen ſollſt; und wenn ich noch hinzufüge, daß Du heute Abend nach der Stadt zurückzufahren haſt, ſo wirſt Du wohl begreifen, daß es jetzt nothwendig iſt, einen unſerer Wagen auf acht Uhr zu beſtellen. Jetzt laß uns allein!

Anna (bittend).

Herr Commerzienrath!

Eduard.

Iſt dies ihr letztes Wort, Onkel? So ſoll ich alſo den Vorurtheilen der Familie zum Opfer fallen?

Commerzienrath.

Du ſiehſt gerade aus, wie ein Opfer. O, Anna, glaube nur nichts von den ſchönen Worten dieſes leichtſinnigen jungen Menſchen. Heute ſo, morgen ſo. Leider muß ich es ſagen, aber es iſt wahr: in ein paar Tagen hat er die ganze Geſchichte, alle ſeine Verſprechungen vergeſſen.

Eduard.

Glaube das nicht, Anna. (Zum Commerzienrath). Sie haben das Recht, mich nach der Stadt zurückzuſchicken; aber ich glaube nicht, daß Sie das Recht haben, meine Gefühle für Anna zu verdächtigen. Ohne viele Worte zu machen: ich gehe, aber ich kehre bald zurück.

Commerzienrath.

Das wollen wir doch ſehen! — Anna, bleib noch einen Augenblick. (Eduard ab durch die Mitte.)

Sechste Scene.

Commerzienrath. Anna.

Commerzienrath.

Ich hätte geſtern nicht geglaubt, Anna, daß wir heute ſo zuſammenſprechen würden. Du warſt ſo lieb, ſo herzlich.

Anna.

Weil ich mich freute, als Sie kamen. Ach! ich hatte mir ſo feſt vorgenommen und es ſo ſchön ausgemalt, wie ich Sie pflegen wollte.

Commerzienrath.

Mein gutes Kind!

Anna.

Gewiß, und Sie hätten mich liebgewonnen.

Commerzienrath.

O ja — a — a.

Anna.

Wie eine Tochter, wie eine Enkelin.

Commerzienrath.

Das wäre ein ſehr angenehmes Verhältniß geworden.

Anna.

Und jetzt iſt alles das zu Ende, und ich bin recht unglücklich.

Commerzienrath
(fährt mit der Hand über das Geſicht).

O ja, es iſt Alles zu Ende und ich weiß nicht, ob ich darüber unglücklich oder glücklich geworden bin. Es hat ſein Gutes, Anna, wenn man in den Verhältniſſen, die uns umgeben, klar ſieht. O Gott! und ich ſehe jetzt ſo klar, daß mir die Augen weh thun.

Anna.

Es iſt für mich recht traurig, von den Damen ſo behandelt

zu werden, wie es vorhin geſchah. Oh! mit welcher Liebe ich allen entgegen gekommen bin!

Commerzienrath.

O ja, Allen. (Für ſich). Auch Eduard.

Anna.

Wie ich mich gefreut, Alle bei uns zu ſehen! Und nun ſtößt man mich zurück, nun behandelt man mich wie — wie ich es gewiß nicht verdiene.

Commerzienrath.

Das wird ſich wieder ändern, mein Kind.

Anna.

Nein, es wird ſich nicht mehr ändern. Glauben Sie mir: ich ſehe recht klar, und fühle, wie ſehr, ſehr unglücklich ich bin. Was Herrn Eduard betrifft, ſo habe ich vielleicht Unrecht gehabt, auf ſeine Worte zu hören; doch — werden Sie mir das verzeihen? (Schmerzlich). Gewiß, ich leide am meiſten darunter.

Commerzienrath.

Mein armes Kind! (Er faßt ihre Hand und küßt ſie auf die Stirne.)

(In dieſem Augenblick hat die Hofräthin die Thüre rechts leiſe geöffnet, ſie aber ſogleich wieder geſchloſſen.)

Doch, geh' jetzt, liebe Anna. Ich mußte ſo mit Dir ſprechen, wie ich gethan. Leider bin ich nicht Herr aller Verhältniſſe, aber halte mich nicht für hart oder grauſam!

(Anna durch die Mitte ab.)

Siebente Scene.

Commerzienrath (allein).

Commerzienrath.

Eduard muß fort, heute noch. (Pauſe.) Es hat mich doch eigenthümlich berührt, als mir Anna ſagte, ſie wolle mich pflegen, wie eine Tochter, eine Enkelin. Und doch hat ſie Recht. Und daß ſie Recht hat, macht es mir unerträglich, ſie in der nächſten Zeit zu ſehen. Das iſt eine Ruhe! Ich muß alſo auch fort. O! ich bin recht unglücklich über den verwünſchten Gedanken, mich hieher zur Ruhe ſetzen zu wollen. Das nennt man ſich zur Ruhe ſetzen! Habe ich doch hier in dem einen Tag größere Unruhe, größere Leiden erduldet, als vorher in einer langen Reihe von Jahren. Hier Ruhe und Frieden finden! Mich hier behaglich fühlen! O! mir iſt jetzt ſchon das Landleben ebenſo verhaßt, als ich es vor Kurzem geliebt. Nein, ich kann es nicht aushalten! Die Erinnerungen an Alles, was mir widerfahren, ſind zu ſchrecklich. Was würde aber die Stadt, was würde ſogar der allerhöchſte Hof, was würden meine ehemaligen Kollegen vom Rathe von mir denken, wenn ich ſchon nach wenigen Tagen zurückkehrte! Und doch werde ich es thun! Und wenn ich ſage, ich werde es thun, ſo iſt es ebenſo gut, als ſei es geſchehen.

(Durch die Mitte ab.)

Achte Scene.

Hofräthin. Nachher die Kanzleiräthin.

Hofräthin

(kommt aus der Thüre rechts und geht nach der Thüre links, die ſie halb öffnet, dem Commerzienrath nachſehend).

Ja, geh' nur hin, Heuchler! Dich will ich doch noch vor der ganzen Geſellſchaft an's Licht ziehen. Sind das Geſchichten in dem Hauſe! — Biſt Du zu haben, Kanzleiräthin?

Kanzleiräthin.

Ich komme ſchon. Amalie hat ſich ein wenig niedergelegt.

Hofräthin.

Ich ſage Dir, Kanzleiräthin, die Anna hat Allen die Köpfe verrückt. Sprach mir doch ſogar der Hofrath über die Geſchichte. Und was meinſt Du wohl, was er ſagte? — Das Mädchen ſei eigentlich viel zu gut für Eduard, und man müſſe ſich mit allen Kräften einer Heirath widerſetzen.

Kanzleiräthin.

Merkwürdig! Daſſelbe meint auch der Kanzleirath. Verſtehſt Du das?

Hofräthin (entſchieden).

Ich! — ich verſtehe das vollkommen. Alle miteinander taugen nichts.

Kanzleiräthin.

Iſt der Hofrath noch drüben bei Emilie?

Hofräthin.

Nein, er iſt von der andern Seite in den Garten gegangen. Guſtav hat ihm gerufen. Ich glaube, er ſoll ihm helfen, die Lampen aufzuhängen, das mag er meinetwegen thun.

Kanzleiräthin.

Der Kanzleirath iſt auch hinaus. Ich habe es ihm ſtreng

unterſagt, mit Anna zu ſprechen. Aber er wird's doch nicht bleiben laſſen.

Hofräthin.

Das macht die ſchlechte Erziehung. Da fängt die Muſik an!

(Entfernte Muſik im Garten.)

Mir iſt's heute Abend ganz wie Muſik und Illumination! Wahrhaftig!

Kanzleiräthin.

Was haſt Du vor? Gehſt Du nicht mit hinaus? Hier wird es ſchon recht dunkel.

Hofräthin.

Geh Du nur voraus, ich folge gleich nach. Aber ich ſage Dir, halte Deine Augen offen.

(Kanzleiräthin durch die Mitte ab.)

Neunte Scene.

Hofräthin. Nachher Bedienter, Anna und Eduard.

Hofräthin.

Sie hat keine Umſicht, die gute Frau, und iſt gar nicht argwöhniſch. Es iſt ein Unglück, wenn man nicht argwöhniſch iſt; Mißtrauen bringt uns auf die beſten Gedanken. Mag ſie nur in den Garten gehen, da wird Keines mit dem Andern auffallend ſprechen; aber hier iſt das Terrain, das beobachtet ſein will. Und hier gehe ich nicht vom Platze. Es wird hier ſo dunkel, daß man nicht die Hand vor den Augen ſieht. Darauf rechne ich. Das lockt an, und ich will ſie ſchon in der Dunkelheit zeichnen, daß man ſie bei Licht wieder erkennen ſoll.

Bedienter (an der Mittelthür).

Hier iſt wohl Niemand? Sind Sie nicht da, Herr Eduard?

(Anna draußen.)

Ah! Fräulein Anna, Sie ſind es? Im Salon iſt es ganz dunkel; ſoll ich Licht bringen?

Anna.

Später, Jakob, ſpäter; es iſt ja Alles im Garten.

Hofräthin (für ſich).

Du irrſt, nicht Alles. Aha! ſie kommt ſchon.

Anna

(bleibt an der Thür ſtehen und blickt in den Garten hinaus.)

Wie kann ich mich freuen! Ich bin recht, recht unglücklich. Er hat mich gebeten, zwei Worte mit ihm zu ſprechen, und ich habe es ihm zugeſagt. Wenn er nur bald käme!

Hofräthin.

Sie erwartet den Schwager Commerzienrath. Das haben ſie vorhin ausgemacht. Vielleicht auch den Kanzleirath! Oh! die iſt zu Allem fähig! Aber mag es ſein, wer es will, der zu dem Rendezvous kommt; ich will ihn kenntlich machen. (Sie zieht ein Stückchen Papier hervor und ſteckt eine Stecknadel hinein.)

Eduard (außen, leiſe).

Anna, biſt Du's?

Hofräthin.

Ah! aufgepaßt!

(Sie ſchleicht nach hinten.)

Anna.

Nur auf Ihren dringenden Wunſch . . .

Eduard.

Gehen wir in den Salon.

Anna.

Es iſt beſſer, wir bleiben hier.

Eduard

(ſtellt ſich mit dem Rücken gegen die Wand auf der rechten Seite. Ehe die Hofräthin ihn erreicht, hört er das Geräuſch ihrer Fußtritte, leiſe).

Wir ſind nicht allein im Zimmer, gehen wir in den Garten.

(Anna geht voraus. Ehe Eduard aber die Thür verläßt, hat ihm die Hofräthin das Papier angeheftet.)

Hofräthin.

Geh' nur in den Garten, ich will Dich ſchon wieder erkennen.

(Nach rechts ab.)

(Muſik im Garten. Man ſieht in der Entfernung ein paar farbige Lampen aufſtellen.)

Zehnte Scene.

Bedienter (allein).

(Kommt durch die Mitte mit Lichtern.)

Das iſt da draußen ein mageres Vergnügen. Die Herrſchaften ſchleichen hierhin und dahin, als wenn ſie glaubten, überall Geſpenſtern zu begegnen. Ueberhaupt mag der Henker wiſſen, was in das Haus hineingefahren iſt. Verdrießliche Geſichter zu ſehen, bin ich freilich ſeit langen Jahren ſchon gewöhnt, aber ſo wie heute — brrr! Wie kann man ſich das Leben ſo ſauer machen! Haben doch Alles, was ein Menſchenherz begehrt und ſind doch nicht zufrieden. Das Einzige', was mich dabei freut, iſt, daß mein Herr, der Commerzienrath, hier auf dem Lande keine Ruhe und keinen Frieden gefunden zu haben ſcheint. — Geb' Gott, daß es ſo iſt, und daß wir Hoffnung haben, wieder bald nach der Stadt zurückzukehren; das iſt hier ein langweiliges Leben. Der Herr Eduard iſt noch der Klügſte, der kommt, amuſirt ſich einen Tag und geht dann wieder nach Hauſe.

Elfte Scene.

Voriger. Eduard.

Eduard (durch die Mitte).

Haſt Du den Wagen anſpannen laſſen?

Bedienter.

Noch nicht. Sie befahlen ihn erſt um neun Uhr. Ach! Herr Eduard, wenn ich nur mit Ihnen zurückgehen könnte!

Eduard.

Ach, Herr Jakob, wenn ich nur bei Dir bleiben dürfte!

Bedienter.

Spaß.

Eduard.

Ernſt.

Bedienter.

Alſo gefällt es Ihnen wirklich da?

Eduard.

Unbeſchreiblich.

Bedienter.

O ſagen Sie das nicht dem Herrn Commerzienrath! ſonſt glaubt er immer mehr, das Landleben ſei amuſant.

Eduard (ſeufzend).

O! es iſt göttlich hier!

Bedienter.

Unbegreiflich! Nun, wie Gott will! (Im Abgehen). Was haben Sie denn da für einen Zettel am Rock?

Eduard.

In der That! da hat ſich Jemand das Vergnügen bereitet, mich kenntlich zu machen. Ah! das war vorhin hier im Zimmer (für ſich), als ich an der Thür mit Anna ſprach. Man will mich wieder erkennen.

Bedienter.

Soll ich es wegnehmen?

Eduard (denkt einen Augenblick nach).

Nein, nein, laß ihn nur ſtecken. Man muß Niemand ſeine Freude verderben. (Betrachtet das Papier, für ſich). Das iſt Tante Hofrath. (Lachend). Ich kenne ihre Neigungen. Nun, wir wollen machen, daß ſie ungewiß bleibt. Haſt Du ein Paar Stecknadeln?

Bedienter.

Immer. Hier ſind ſie.

Eduard.

Danke, danke.

(Raſch ab.)

Bedienter (folgt ihm kopfſchüttelnd).

Wie Gott will!

Zwölfte Scene.

Hofräthin. Kanzleiräthin (von rechts). **Nachher Hofrath.**

Kanzleiräthin.

Alſo hier im Salon?

Hofräthin.

Hier im Salon. Dort an der Thür.

Kanzleiräthin.

Aber wer denn?

Hofräthin.

Ja, wie konnte ich ihn kennen? Es war ſtockfinſter.

Kanzleiräthin.

Und ſie ſprachen mit einander?

Hofräthin.

Verſteht ſich. Aber begreiflicher Weiſe ſo leiſe, daß ich

weder ein Wort verſtehen, noch den Klang der Stimme erkennen konnte.

Kanzleiräthin.

Hätte es mein Mann ſein können?

Hofräthin.

Da iſt nichts unmöglich. Aber Geduld, wir werden das ſehen.

Kanzleiräthin.

Haſt Du ihn durch etwas kenntlich gemacht?

Hofräthin.

Ich habe ihm ein Papier angeheftet.

Kanzleiräthin.

Und er hat nichts bemerkt! Ach! Du verſtehſt das! (Sie ſetzt ſich auf die rechte Seite, für ſich). Wenn es der Kanzleirath wäre! Ich hätte keine Ruhe mehr vor meiner Schweſter!

Hofräthin (ſetzt ſich auf die linke Seite).

Nun Achtung gegeben, aber Dich mit keiner Miene verrathen! (Für ſich). Das Geſicht meiner Schweſter will ich ſehen, wenn es der Kanzleirath iſt!

Kanzleiräthin.

Es kommt Jemand. Geben wir Achtung!

Hofräthin.

Diesmal nicht nöthig, es iſt nur mein Mann.

Hofrath (Mitte).

So, die italieniſche Nacht hätten wir genoſſen! Man muß den jungen Leuten ein Vergnügen laſſen. (Zu ſeiner Frau). Ah! mein Kind, Du warſt nicht draußen?

Hofräthin.

Ich hatte Wichtigeres zu thun.

Hofrath (zur Kanzleiräthin).

Und Frau Schwägerin ſah ich auch nur einen Augenblick. Recht ſchade! die Muſik war nicht übel, ſpielten mit Gefühl.

Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollſt du mir ſein!

(Bei den letzten Worten hat er ſich gegen die Kanzleiräthin gewendet, ſo daß die Hofräthin das Papier erblickt, welches ihm Eduard draußen an den Rock befeſtigt.)

Hofräthin
(nach einem Kampf des heftigſten Zorns und der Ueberraſchung, für ſich).
Großer Gott! ſeh' ich recht! — Das Ungeheuer!

Hofrath.
Guſtav hat ſich hervorgethan.

(Hofräthin will auf ihn zuſtürzen, beſinnt ſich aber.)

Kanzleiräthin.
So, er hat mitgeholfen?

Hofräthin (für ſich).
Wenn das meine Schweſter ſieht, ſo iſt meine Erziehung für Lebenszeit blamirt. Faſſen wir uns! Gott! wenn er ſich nur nicht herumdreht!

Hofrath.
Mitgeholfen? ſagen Sie. Guſtav war die Seele des Ganzen. (Er will ſich zu ſeiner Frau herumdrehen.) Schade, daß Du nichts davon geſehen haſt.

(Die Kanzleiräthin hat den Kopf auf den Arm geſtützt. Hofräthin hat ſeinen Rockſchooß gefaßt, und hält ihn mit einem Ruck in der vorigen Stellung.)

Hofräthin.
O, ich habe genug geſehen. (Für ſich, da ſie das Papier weggeriſſen hat.) Gott ſei Dank! ich hab's. (Laut, indem ſie ſeinen Arm ergreift.) Lieber Schatz, ich habe etwas mit Dir zu reden. Würdeſt Du vielleicht ſo gut ſein, einen Augenblick auf unſer Zimmer zu kommen? Die Kanzleiräthin wird uns entſchuldigen.

Kanzleiräthin,
(da ſich der Hofrath umwendet).
Der Hofrath iſt's nicht. Wie iſt Eliſe ſo glücklich!

Hofrath (erſchrocken).

Was haſt Du denn, mein Kind? Du machſt ja ein paar Augen — —

Hofräthin.

Durchaus gar nichts. Ich bin außerordentlich heiter und wohl gelaunt. — — Ich komme gleich wieder.

(Hofräthin und Hofrath links ab.)

Dreizehnte Scene.

Kanzleiräthin. Commerzienräthin. Nachher Kanzleirath und Guſtav.

Commerzienräthin (ſetzt ſich auf die linke Seite).

Ich bin recht müde.

Kanzleiräthin.

Hat Dir Eliſe geſagt? — —

Commerzienräthin.

Wegen des angeſteckten Zettels? O mein Gott, ja. Aber das ſind gefährliche Sachen!

Kanzleiräthin.

Ja, ich alterire mich jetzt ſchon.

Kanzleirath

(mit ſeinem Sohne Guſtav durch die Mitte.)

Ein ſuperber Abend! ein gottvoller Abend (mit einer Verbeugung). Guten Abend, meine Damen!

Guſtav (mit der gleichen Verbeugung).

Schönen, guten Abend.

Kanzleirath.

Wahrhaft ſuperb draußen. Mondſchein und Sterngeflimmer. Wie heißt's doch in dem famoſen Gedicht? — Stern der dämmernden Nacht, ſchön funkelſt du im Oſten! —

Kanzleirāthin.

Wie mir das Herz ſchlägt! Er könnte es ja geweſen ſein!

Guſtav.

Schön funkelſt Du im Weſten, heißt's, Papa. Es iſt ja der Abendſtern, die Venus.

Kanzleirath.

Weſten oder Oſten! Mir gleichviel, wenn ich vergnügt bin! Ich ſage Ihnen, Schwägerin, Sie ſind um Ihren Aufenthalt zu beneiden! Aber wir haben es ſchon ausgemacht, der Hofrath und ich: nächſtens habe ich Gerichtsferien und da wird vier Wochen auf's Land gegangen, natürlich mit Ihrer gnädigen Erlaubniß.

(Er wendet ſich mit einer zierlichen Verbeugung zur Commerzienräthin.)

Commerzienräthin.

Es wird uns freuen.

Kanzleirāthin (für ſich).

Gerechter Gott! er iſt's. Wenn das die Hofräthin erfährt oder Emilie! Nein! ich kann das nicht auf uns kommen laſſen! (Sie hat einen Knäuel Garn aus dem Körbchen genommen, und läßt es dem Kanzleirath zwiſchen die Füße rollen. Er will ſich bücken, um es aufzuheben. Kanzleiräthin aufſpringend). Was willſt Du? (Sie faßt ihn an dem Rock.)

Kanzleirath.

Nur galant ſein. Ich war es immer und will es auch bleiben.

Kanzleirāthin.

Steh' doch nur ſtille! Du verwirrſt ja mein Garn. Ich bitte Dich, ſteh ruhig.

Kanzleirath.

Wenn Du es befiehlſt, wie ein Fels im Meer.

Kanzleirāthin (für ſich).

Ein ſchöner Fels! Gott ſei Dank! ich hab's. (Sie hat das Papier, welches der Zuſchauer geſehen haben muß, weggenommen.)

Commerzienräthin (zu Guſtav).

Und Du haſt Dich heute amuſirt?

Guſtav.

Außerordentlich, liebe Tante. Ich verſichere Sie, ich könnte hier ganz glücklich ſein.

Commerzienräthin.

Ich nicht, mein Kind.

Kanzleirath

(zu ſeiner Frau, die den Kopf auf den Arm ſtützt).

Haſt Du vielleicht Kopfſchmerzen, mein Kind? In dem Falle mußt Du Eau de Cologne auf die Stirn thun. Ich werde es Dir hineinblaſen, ein famoſes Mittel!

Kanzleiräthin.

Ich danke recht ſehr.

Kanzleirath.

Wie Du willſt, liebe Frau. Oder haſt Du Luſt, noch einen Gang durch den Garten zu machen? Ich kann mich kaum von der friſchen Luft trennen. (Er geht gegen die Mittelthür.)

Vierzehnte Scene.

Vorige. Hofräthin (von rechts). **Nachher Eduard.**

Guſtav.

In der That, gottvoll friſche Luft! Ich will doch nach Anna ſehen.

(Ab durch die Mitte.)

Commerzienräthin (leiſe zur Hofräthin).

Der Kanzleirath iſt da. Er war's nicht.

Hofräthin.

Nein, er war's nicht. (Für ſich) Wer hätte das gedacht?

(Sie geht hinüber zur Kanzleiräthin.)

(Eduard kommt mit dem Kanzleirath, affektirt traurig durch die Mittelthür.)

Kanzleirath (zur Hofräthin).

Iſt der Hofrath auf ſeinem Zimmer?

Hofräthin.

Ja, er hat ſich zurückgezogen.

Kanzleirath.

So will ich ihn holen.

(Links ab.)

Eduard

(geht, zu Boden blickend, durch das Zimmer, und ſetzt ſich ſeufzend an den Tiſch zur Commerzienräthin).

Guten Abend, liebe Tante. Sie ſind verſtimmt?

Commerzienräthin.

Ich habe alle Urſache dazu.

Eduard.

O Gott! ich weiß es. Wie mich das ſchmerzt!

Commerzienräthin.

Du warſt recht unbeſonnen.

Eduard (ſeufzend).

Ich war es, und jetzt bin ich recht unglücklich.

Commerzienräthin.

Ich auch.

(Beide ſeufzen.)

Hofräthin (auf der andern Seite).

Alſo die drei Schwäger haben ausgemacht, ſie wollen eine Heirath zwiſchen Eduard und Anna nie zugeben.

Kanzleiräthin.

Und Du biſt wohl ganz ihrer Anſicht?

Hofräthin.

Ich war ſehr der Anſicht.

Kanzleiräthin.

Mein Mann und der Deinige haben ſich verabredet, in den nächſten Gerichtsferien vier Wochen hier zuzubringen.

Hofräthin.

Es iſt über alle Beſchreibung.

Eduard.

Tante, Sie waren immer gut gegen mich. Ich muß mich Ihnen anvertrauen.

Commerzienräthin (zerſtreut).

Ja, aber jetzt nicht. Dort kommt Dein Onkel.

Fünfzehnte Scene.

Vorige. Commerzienrath.

Commerzienrath

(noch vor der Thür, in den Garten hinausſprechend).

So, nun ſorgt mir dafür, daß alle Lichter gehörig ausgelöſcht werden. Eine Feuersbrunſt iſt etwas Schreckliches. Ah! meine Damen. (Für ſich). Wieder verdrießliche Geſichter! (Da er ſich gegen die Hofräthin und Kanzleiräthin wendet, ſo ſieht die Commerzienräthin das Papier an ſeinem Rock.)

Commerzienräthin (ſehr aufgeregt.)

Er war's! Ich unglückliche Frau!

Eduard.

Was iſt denn, liebe Tante?

Commerzienräthin.

Eduard, Du mußt mir helfen.

Eduard.

Befehlen Sie über mich, liebe Tante.

Commerzienräthin.

Siehſt Du das Papier am Rock Deines Onkels?

Eduard.

Ja wohl.

Commerzienräthin.

Schnell! Nimm es ihm weg, ehe es Jemand ſieht. Gott! wenn die Hofräthin dahinter käme! Ich hätte keine ruhige Minute mehr! Aber ſchnell, Eduard!

Eduard.

Gewiß, liebe Tante. (Er ſteht auf und tritt zum Commerzienrath.)

Commerzienräthin.

Ich will mit meinen Schweſtern ſprechen.

Eduard

(zum Commerzienrath, der, in finſtern Gedanken verſunken, eine Priſe genommen).

Lieber Onkel, bleiben Sie einen Augenblick ruhig ſtehen.

Commerzienrath,

(indem er ſich umdrehen will).

Was iſt denn?

Eduard.

Sprechen Sie nicht laut, und drehen Sie ſich vor allen Dingen nicht herum. Sie haben ein verdächtiges Zeichen an Ihrem Rock.

Commerzienrath (will hin langen).

Gerechter Gott! iſt das wieder zum Vorſchein gekommen? — Auf dem linken Rockſchooße?

Eduard.

Ja. (Hält ihm den Arm feſt.) Machen Sie keine auffallende Bewegungen. So, ich habe es beſeitigt.

Commerzienrath

(zieht Eduard geheimnißvoll ganz nach vornen rechts).

Es iſt etwas Geſpenſterhaftes dabei. Ich habe dies Zeichen heute Morgen ſchon einmal vertilgt. Sah man es deutlich?

Eduard.

Sehr deutlich.

Commerzienrath.

Gräßlich! Der ganze — (Er ſchluckt.) Ich kann es kaum ausſprechen; Eduard, Du wirſt verſchwiegen ſein.

Eduard.

Wie das Grab.

Commerzienrath.

Alſo der ganze — Fußtritt, den ich geſtern Abend erhalten?

Eduard.

Welche Entdeckung! (Zögernd.) Ja wohl, der ganze, lieber Onkel.

Commerzienrath.

Den ich ſchon einmal abgewiſcht. — Neun Zoll lang und zwei Zoll breit.

Eduard.

Wenn mich mein Augenmaß nicht täuſcht, war das Zeichen von dieſer Größe.

Commerzienrath (düſter).

Ein feiner Fuß!

Eduard (an ſich herabſehend).

Ein ziemlich feiner Fuß, das iſt nicht zu leugnen.

Commerzienrath.

Aber unter uns, Eduard, keine Menſchenſeele darf das ahnen!

Eduard.

Darauf gebe ich feierlich mein Ehrenwort.

Commerzienrath (geheimnißvoll).

Unter uns, — es war jener Schleicher, der Buchbinder.

Eduard (erſtaunt).

Der Buchbinder!

Commerzienrath.

Der Buchbinder. (Den Finger aufhebend.) Aber beim Anubis.

Bedienter (von rechts).

Herr Commerzienrath, die Poſt iſt angekommen! ich habe die Briefe und Zeitungen auf Ihr Zimmer gelegt.

Commerzienrath.

Danke ſchön. Sie werden einen Augenblick entſchuldigen, meine Damen.

Kanzleiräthin.

Wenn etwas für uns dabei iſt, ſo bringſt Du es uns, nicht wahr?

(Commerzienrath nach rechts ab.)

Sechszehnte Scene.

Eduard. Commerzienräthin. Kanzleiräthin. Hofräthin.

(Eduard geht neben dem Tiſch, wo die Damen ſitzen, auffallend düſter, zuweilen ſeufzend, auf und ab.)

Kanzleiräthin.

Eliſe, Du haſt Dich geirrt.

Commerzienräthin.

Ja, Du haſt Dich getäuſcht.

Hofräthin.

Ich bin getäuſcht worden.

(Alle drei ſeufzen tief nach einander.)

Hofräthin (zu Eduard).

Warum ſeufzeſt Du denn ſo erſchrecklich?

Eduard.

Ich habe alle Urſache dazu. Soll ich mich vielleicht zwingen, luſtig zu ſein? Wir ſind nicht in der Komödie.

Commerzienräthin.

Er hat was auf dem Herzen.

Kanzleiräthin.

Nun ja, wegen des Mädchens. Wir haben alle keine Urſache, darüber froh zu ſein.

Commerzienräthin.

Nein, gewiß nicht.

Hofräthin.

Das weiß Gott.

Eduard (zieht heftig ſeine Uhr; affektirt).

Gott ſei Dank! es iſt neun Uhr. Gute Nacht, Tante Commerzienrath, Tante Kanzleirath und Tante Hofrath. Mein Pferd iſt geſattelt, ich werde augenblicklich wegreiten.

Commerzienräthin.

In der Nacht? wo denkſt Du hin?

Eduard.

Es iſt der Wunſch meines Onkels, und ſeit Kurzem auch mein eigener.

Hofräthin.

Warum ſeit Kurzem, wenn ich fragen darf?

Eduard (feierlich).

Weil ich ſeit ungefähr einer Stunde ſchreckliche Entdeckungen gemacht habe. Adieu! auf Wiederſehen! Ich muß fort, ehe Anna kommt.

Kanzleiräthin (weich).

Das iſt ein Unglück; er dauert mich doch.

Hofräthin.

Und was haſt Du für ſchreckliche Entdeckungen gemacht?

Eduard.

O, darüber laſſen Sie mich ſchweigen. Ich habe die Erinnerung daran in mein Herz zurückgekämpft; aber wenn ſie wieder lebendig in mir würde, könnte vielleicht der Fall eintreten, daß ich weder Rückſicht noch Schonung kennen würde gegen einen Verräther.

Commerzienräthin.

Um des Himmels Willen! Wir haben doch keinen Verräther unter uns?

Eduard.

Hier unter uns freilich nicht; aber um uns her, rechts, links, hinter uns gibt es Verräther die Menge.

Hofräthin.

Das iſt mir zu hoch. Wenn Du nicht ruhig und vernünftig ſprechen willſt, ſo können wir Dich nicht verſtehen.

Eduard (feierlich).

O Tante Hofrath, danken Sie Gott, daß Sie mich nicht verſtehen. — Und doch! Warum ſoll ich alles Weh, was mich bewegt, in meinem Buſen verſchließen? Warum ſoll ich eine Mördergrube aus meinem Herzen machen? Darf ich doch auf Ihr Mitgefühl rechnen; iſt ja ſelbſt mein Schmerz theilweiſe der Ihrige, leiden Sie doch auch bei meinen Leiden! — Ja, Tante Hofrath, ich habe das Mädchen geliebt! —

Kanzleiräthin.

Anna.

Eduard.

Ja, Anna. — Und wie geliebt! Hielt ich mich doch von ihrer Gegenliebe überzeugt. Glaubte ich doch, in dieſem ſchönen Körper wohne auch eine ſchöne Seele! Aber nein, ſie hat mich verrathen! Hier in dieſem Saal hat ſie mich verrathen!

Hofräthin (für ſich).

Um Gotteswillen! er meint den Hofrath.

Eduard.

Dort an jener Thür hat ſie mich verrathen. — Während ſie mir Liebe heuchelte, hatte ſie ein Rendezvous mit einem Andern.

(Er zieht ein Sacktuch hervor und drückt es an die Augen.)

(Die drei Damen huſten abwechſelnd.)

Commerzienräthin (für ſich).

Mit dem Commerzienrath!

Kanzleiräthin (für ſich).

Mit meinem Mann!

Eduard.

Ich kenne den Schuldigen.

(Hofräthin huſtet verlegen.)

Commerzienräthin.

Er kennt ihn!

Eduard.

Und wenn ich auch jetzt nicht dahin treten will und fürchterliche Musterung halten, so wird doch bald die schwarze Stunde schlagen, und ich will Rache nehmen für ein verlorenes Lebensglück.

Hofräthin.

Vetter Eduard, Du kennst mich als eine umsichtige Frau. Ich prüfe alles genau und dann urtheile ich. — Du hast Dich geirrt —

Eduard.

Ich, Tante! ha ha ha. (Er lacht krampfhaft.) Ich weiß, was ich gesehen, und — will den Verräther schon bestrafen. (Er geht mit heftigen Schritten auf und ab.)

Commerzienräthin.

Gott! Das könnte ein schöner Skandal werden!

Hofräthin (nach einigem Nachdenken).

Nehmen wir schnell unsere Parthie! — Er soll Anna heirathen.

Kanzleiräthin.

Aber wenn er sich weigert? wenn er Spektakel macht?

Hofräthin.

Er wird nicht! Ich werde ihm zwei Worte sagen.

Commerzienräthin.

Aber wird mein Mann einwilligen?

Hofräthin.

So Gott will, ja. (Sie steht auf und geht etwas rückwärts nach der andern Seite.)

Eduard (schmerzlich bewegt).

Tante! was befehlen Sie?

Hofräthin.

Ich hätte Dich für klüger gehalten.

Eduard.

Ich mich auch.

Hofräthin.

Was die Zuſammenkunft hier im Zimmer anbelangt, ſo iſt etwas daran, aber nichts Schlimmes, Gott ſoll uns bewahren! Habe ich Dir je eine Lüge geſagt?

Eduard.

Daß ich nicht wüßte, Tante.

Hofräthin.

So höre und glaube. Mein Mann ſprach vorhin mit Anna.

Kanzleiräthin.

Eliſe iſt groß!

Commerzienräthin.

Eine edle Seele!

Eduard.

Onkel Hofrath?

Hofräthin (nach einer Pauſe).

Um dem guten Mädchen zu ſagen, daß wir Alle nichts gegen eine Verbindung zwiſchen euch Beiden einwenden wollen —

Eduard.

O! wenn das wahr wäre? Iſt es ſo, Tante Kanzleirath?

Hofräthin.

Still, man kommt. Ich muß einen Augenblick den Schwager ſprechen.

Siebenzehnte Scene.

Vorige. Hofrath und Kanzleirath (von links). **Anna und Guſtav** (von hinten). **Hinter ihnen der Pächter mit einer großen Bowle.**

Hofrath,

(ängſtlich zu ſeiner Frau, die nach links abgeht).

Ich habe wirklich noch heftiges Kopfweh. Werden mir die Lichter nichts ſchaden?

Hofräthin.

Hier wird Dir nichts mehr ſchaden, mein Schatz.

Kanzleirath (der an der Thür ſtehen bleibt).

Was ſehe ich! O ſüßer Ton vom Ufer der Garonne! Eine rieſige Bowle! Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön!

Guſtav.

Eine Erdbeerbowle, die Anna ſo liebenswürdig war, für uns anzuſetzen.

Kanzleirath.

Anna iſt ein Engel, und wenn wir Beide nochmals auf die Welt kommen, ſo ſchwöre ich — —

Kanzleiräthin.

Schwöre lieber nicht. (Freundlich). Guten Abend, liebe Anna.

Commerzienräthin

(reicht Anna, die ſich ſchüchtern nähert, ihre Hand).

Biſt Du da, mein Kind?

Anna.

Wie mich Ihre Freundlichkeit glücklich macht!

Kanzleirath.

Verdient, ſehr verdient, wir ſind ſtolz auf Sie! Wir haben Sie erzogen.

Eduard (der bei ihr vorbeigeht, leiſe).
Und ſie gehört vollkommen zur Familie.

Anna (für ſich).
Großer Gott! habe ich recht gehört?

Achtzehnte Scene.

Vorige. Commerzienrath. Hofräthin. Bedienter (mit einem Etui in der Hand).

Commerzienrath.
(ſehr feierlich und gerührt. Er iſt im ſchwarzen Frack, hat einen großen Orden im Knopfloch, ein Papier in der Hand und ſtellt ſich ruhig hin).

Kanzleirath.
Alle Teufel! Seh' ich recht, Commerzienrath? Täuſcht das Licht des Monds mich nicht?

Hofräthin.
Es iſt ſo, Seine Durchlaucht hat endlich das Verdienſt unſeres Hauſes anerkannt.

Commerzienrath (erhaben).
Ich habe den Orden — dritter Klaſſe mit der Krone.

Commerzienräthin.
Wer? Du, Chriſtian? O mein Gott!

Guſtav.
Mit der Krone! Das Sprichwort wird wahr: dem Verdienſte ſeine Krone.

Commerzienrath.
Sprechen wir nicht von Verdienſten, obgleich davon in dieſem Papier allergnädigſt die Rede iſt. Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan.

Kanzleirath.

Und da der Schwager ſich von den Geſchäften zurückzog, da merkten Hof und Stadt, was ſie an ihm verloren.

Commerzienrath (gerührt).

Wenn das wahr wäre, wenn man mich wirklich vermißte, ſo müßte das ein Sporn für mich ſein, wieder in jenen Kreis zurückzukehren, in welchem ich, wie ihr zu ſagen ſo freundlich waret, einiges Gute gethan, ein paar Glückliche gemacht.

Commerzienräthin (aufſtehend).

Und durch dieſen Entſchluß hätteſt Du noch eine Glückliche weiter gemacht. Gewiß, ich kann auf dem Lande nicht leben.

Bedienter.

Der Herr Commerzienrath auch nicht! Er gehört in die Stadt — mit ſeiner Ruhe. Man ſieht's ja! (Pantomimiſch den Orden bezeichnend.)

Commerzienrath.

Hansnarr! Muß ich nicht zurückkehren? Morgen ſchon, um mich für die allerhöchſte Gnade zu bedanken? (Betrachtet Anna ſeufzend). Auch mir iſt das Landleben verhaßt geworden.

Eduard.

Lieber Onkel, da Sie mich einmal zum Stellvertreter ernannt haben, ſo könnte ich hier Ihren Platz beſſer ausfüllen, als in der Stadt.

Commerzienrath.

Ich habe ſchmerzliche Dinge gehört. Anna, mein Kind; Du willſt Dich alſo wirklich dem wilden Menſchen anvertrauen? O mein Gott!

Hofräthin.

Eduard hat Oekonomie ſtudirt; er wird das große Gut vortrefflich verwalten.

Commerzienräthin.

Hier wohnen.

Kanzleirāthin (für ſich).

Und wenig Zeit haben, mit ſeiner Frau nach der Stadt zu kommen.

Commerzienrath.

Und Anna?

(Anna reicht Eduard die Hand, der ſie an ſeine Bruſt zieht. Commerzienrath wendet ſich ſchmerzlich ab, und greift an ſeinen Orden.)

Kanzleirath.

Das ſind ja aber Ereigniſſe, die Einen vollkommen darniederſchlagen. Orden und Hochzeit!

Guſtav (mit einem ſauren Geſichte).

Ja, das iſt ſehr erfreulich.

Kanzleirath (zum Pächter).

Und was ſagt der Vater dazu? Teufel! man verheirathet Ihre Tochter, ohne Sie nur beſonders darum gefragt zu haben.

Pächter.

Man hat ſchon gefragt, Herr Kanzleirath. Ich gebe mit tauſend Freuden meine Einwilligung.

Commerzienrath.

Sollen wir nicht Amalie in Kenntniß ſetzen?

Kanzleirāthin.

Nein, nein, laßt ſie ruhen. Sie ſchläft —

Kanzleirath (einfallend).

Und träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland

Guſtav (mit den gleichen Bewegungen).

Einſam und ſchweigend trauert
An brennender Felſenwand.

Eduard,

(der von den drei Damen Glückwünſche empfangen hat, darauf zum Commerzienrath).

Wie danke ich Ihnen, mein guter Onkel! — Und was Ihr Geheimniß anbelangt —

Commerzienrath.

Stille davon, Du wirſt es bewahren! (Vortretend.) Die Gnade meines Fürſten (er faßt an den Orden) legt ſich wie ein lindernder Balſam auf die ſchmerzliche Wunde (er faßt an den Rockſchooß), die ich empfing, als ich die Ruhe und den Frieden des Landlebens ſuchte. Aber eben dieſe Gnade ruft mich zurück in den Kreis, den ich verlaſſen, und dabei fühle ich: Es war noch zu früh, mich zur Ruhe ſetzen zu wollen.

Alle.

Noch ein Geheimniß?

Commerzienrath.

Wie man ſich zur Ruhe ſetzt. (Sich am linken Schooß ſtreichend.) Ich hab's noch nicht löſen können.

Ende.

Bei **Adolph Krabbe** in Stuttgart sind vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. W. Hackländer's Werke

in Classiker-Format.

Erste Gesammt-Ausgabe.

20 Bände oder 60 Lieferungen.

Preis der Lieferung 4 Sgr. oder 12 kr.

Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich.

Der Inhalt ist folgender:

Band	I.	Namenlose Geschichten. 1. Band.
„	II.	„ „ 2. Band.
„	III.	„ „ 3. Band.
„	IV.	Soldatenleben. — Wachtstubenabenteuer. 1. Theil.
„	V.	Wachtstubenabenteuer. 2. 3. Theil.
„	VI.	Kleinere Erzählungen und humoristische Skizzen.
„	VII.	Handel und Wandel. 1. 2. Theil.
„	VIII.	Reise in den Orient. 1. Band.
„	IX.	„ „ „ „ 2. Band.
„	X.	Eugen Stillfried. 1. Band.
„	XI.	„ „ 2. Band.
„	XII.	„ „ 3. Band.
„	XIII.	Märchen.
„	XIV.	Pilgerzug nach Mekka.
„	XV.	Theater: Geheimer Agent, Magnetische Kuren, Schuldig.
„	XVI.	Europäisches Sclavenleben. 1. Band.
„	XVII.	„ „ 2. Band.
„	XVIII.	„ „ 3. Band.
„	XIX.	„ „ 4. Band.
„	XX.	„ „ 5. Band.

Diese Ausgabe schließt sich im Format der neuen „Volksbibliothek deutscher Classiker" an und ist entweder in 20 Bänden oder 60 Lieferungen zu beziehen. Das gelungene Portrait des Verfassers ist der 14ten Lieferung oder dem 6ten Bande gratis beigegeben. **Einzelne Romane und Lieferungen werden nicht abgegeben.**

Edmund Hoefer:
Bewegtes Leben.

Elegant geheftet. 1 Rthlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein.

Inhalt: Erzählungen eines alten Fidlers: I. Vom wilden Hans. II. Was man vordem erleben konnte. — Der Onkel Stephan. — Aus einer Familie. — Die hellen Fenster. — Der wilde Heide.

Aus dem Volk.

Elegant geheftet 1 Thlr. 22½ Sgr. oder 3 fl. Rhein.

Inhalt: Erzählungen eines alten Tambours: I. Anno Zweiundneunzig. II. Vom großen Bart. III. Rolof, der Rekrut. IV. Der Aufruhr. — Das verlassene Haus. — Das Anneken von Seedorf. — Verhandelte Treue. — An der Grenze.

Aus alter und neuer Zeit.

Elegant geheftet 1 Thlr. 24 Sgr. oder 3 fl. Rhein.

Inhalt: Alte Geschichten: Ein alter Mann. Die Dohlenkönigin. — Auf der Universität. — Der stille Kamerad. — Erhard Waldow. — Kriegsleben im Frieden.

Schwanwiek.

Skizzenbuch aus Norddeutschland.

Eleg. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. Rh.

Inhalt: Drinnen und draußen. — Ein Sonntag. — Regentage. — Still und laut. — Seefahrt. — Des Sommers Ende. — Erntefest. — Julklapp. — Die Hochzeit im Schnee.

Erzählungen eines alten Tambours.

Elegant geh. 12 Sgr. oder 42 kr. Rhein.

Inhalt: Anno Zweiundneunzig. — Vom großen Bart. — Rolof, der Rekrut. — Der Aufruhr. — Aus dem Freiheitskriege — Der alte Kapitän.

Der Neue Don Quixote.

Erſter Band.

Der

Neue Don Quixote

von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schnellpreßendruck der J. G. Brandel'schen Buchdruckerei.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Erstes Kapitel.

Nachts im Regen 1

Zweites Kapitel.

Fremde Umgebungen 17

Drittes Kapitel.

Der Armenarzt 34

Viertes Kapitel.

Meister Schwörer 54

Fünftes Kapitel.

In einem alten Hause 68

Sechstes Kapitel.

Nadelstiche 91

Siebtes Kapitel.

Jockey und Gärtner 116

Achtes Kapitel.

Eugenie 138

Neuntes Kapitel.

In der Schreibstube 163

Seite

Zehntes Kapitel.

Eine Teufelsbeſchwörung 192

Elftes Kapitel.

Der Neffe des Jägers 218

Zwölftes Kapitel.

Ein gemiſchter Thee 248

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Seelen und Ein Gedanke 278

Vierzehntes Kapitel.

Polniſcher Punſch 302

Der Neue Don Quixote.

Erſtes Kapitel.

Nachts im Regen.

Lieber Leſer —

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill, und hoch der Lorbeer ſteht?

Wenn du dieſes Land kennſt, ſo wirſt du uns zugeben, daß zwiſchen dem Frühlingsabend eines ſolch' wunderbaren Klima's und einer Spätherbſtnacht in unſerem ſonſt ſo geſegneten Deutſchland ein gewaltiger Unterſchied herrſcht. Gewiß kennſt du ſolche Nächte, und doch können wir nicht unterlaſſen, dir Eingangs unſerer wahrhaftigen Geſchichte eine ſolche zu ſchildern. Es iſt eine von jenen Nächten, wo ſtatt ſanften Windes ein kalter Regen nicht nur vom Himmel herabfließt, ſondern von heimtückiſchen Windſtößen durch die Luft dahergepeitſcht wird und dem nächtlich Wandelnden wie ſcharfer Hagel ins Geſicht fährt. Tiefdunkel iſt der Himmel überzogen, von

Mondſchein und Sterngeflimmer keine Spur, und die Gaslichter in den Straßen ſind auch nicht im Stande, ihren Dienſt gehörig zu verſehen. Sie leuchten nur wenige Schritte durch Dunſt und Nebel und vermögen kaum ihr elendes, flackeriges Daſein vor dem einherſtürmenden Winde zu bewahren. Wo ſolch ein dürftiger Lichtſtrahl indeſſen das Pflaſter ſpärlich erhellt, da ſehen wir es von Regenwaſſer überflutet, bemerken immer neue glänzende Tropfen, die in ſchiefer Richtung und ſo zahlreich darauf einſchlagen, daß wir uns nicht verwundern, wie die Dachröhren ſprudelnd ihr Waſſer ausſpeien und es kaum zu bewältigen vermögen.

Auf den Straßen iſt es ſo ſtill und einſam, daß wir das Rieſeln des Regenwaſſers von den Dächern und in den Rinnſteinen wie ein gelindes Brauſen vernehmen. Zuweilen klappern die Ziegel auf den Häuſern, wenn der rohe Wind dagegen fährt; zuweilen auch ſchlägt ein Fenſterladen, den man zu befeſtigen vergaß, und nur ſelten hört man die Schritte eines Vorüberwandelnden auf dem Pflaſter, eilige Schritte, und wenn wir im zweifelhaften Scheine der Laternen die Geſtalt erblicken, welche dahin eilt, ſo ſehen wir ſie dicht in den Mantel oder Paletot gehüllt, den aufgeſpannten Regenſchirm mühſam gegen den Wind balancirend. — Kurz, es iſt ein Wetter, von dem man zu ſagen pflegt, es ſei zu ſchlecht, um einen Hund auf die Straße zu jagen.

Dieſem ſchlechten Wetter iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß die große Stadt, in welcher unſere wahrhaftige Geſchichte beginnt, wie ausgeſtorben erſcheint. Die Thurmuhren ſchlugen erſt vor wenig Augenblicken die zehnte Stunde, und das iſt eine Zeit, wo es gewöhnlich hier auf den Gaſſen und Plätzen noch ziemlich lebhaft zugeht; bei Regen und Sturm aber, wie

heute, ist sie eine der stillsten Stunden. Der ruhige Bürger befindet sich zu Hause, die Theatervorstellungen sind beendigt, und was die Wirthshausbesucher anbelangt, so sitzen diese jetzt fest hinter ihrem Schoppen und warten ruhig die elfte Stunde ab, ehe sie seufzend ans Heimgehen denken. Herrschaftliche Equipagen, Fiaker und Miethwagen sind um diese Zeit ebenfalls nicht auf den Straßen, Gesellschaften und Bälle haben um acht Uhr begonnen, darauf sind die Pferde in den Stall gezogen worden, und während sie dort ihre Köpfe hängen lassen und vielleicht trauernd an die späte Nachtstunde denken, wo sie noch einmal in Regen und Wind hinaus müssen, sitzen ihre Lenker und Bändiger in den verschiedenen Kneipen, wohin sie eine zarte Neigung treibt, die Anhänglichkeit an irgend einen guten Wein, an die rothe, bekannte Nase des Wirthes, oder an die dicken Backen der Kellnerin.

Wenden wir unsere Schritte nach einer Straße, welche, ziemlich im Mittelpunkte der Stadt gelegen, viele Bier- und Weinhäuser verschiedenen Ranges hat, Schenkstuben der mannigfachsten Gattung, von der kleinen Kneipe an, die, aus einer einzigen schwarzgerauchten Stube bestehend, versteckt in einem Thorwege liegt, bis zum großen Gesellschaftshause der höheren Bürgerklasse, welches wir dort oben sehen und dessen viele erleuchtete Fenster freundlich durch die Nacht strahlen.

Auch diese Straße scheint uns um die zehnte Stunde vollkommen menschenleer zu sein. — Doch nein. Wenn wir scharf nach der rechten Seite hinblicken, so bemerken wir in der Mitte derselben eine Menge alter Gebäude mit hohen Giebeldächern, deren Spitzen mit Wetterfahnen gekrönt sind, welche sich kreischend herumdrehen. Vor einem dieser Häuser befindet sich eine Gaslaterne, deren flackernder Schein dasselbe zuweilen

beſtrahlt, wo wir alsdann bemerken, daß die Vorderſeite mehrere bunte Schilder hat, von denen eines hellblau mit goldenen Buchſtaben den Namen: „Schwörer, Schneidermeiſter," zeigt.

Vor dieſem Hauſe nun ſehen wir etwas ſich hin und her bewegen. Es iſt unzweifelhaft ein lebendes Weſen, das dicht bei der Thüre wie ein Schatten hin und her gleitet, jetzt langſam, jetzt geſchwind, ſo daß es uns auf die Vermuthung bringen könnte, es ſei vielleicht ein großer Hund, den man hinausgeſperrt. — Aber es iſt kein Hund; denn, wie ſchon geſagt, Hunde pflegt man bei ſolchem Wetter nicht auf die Straße zu jagen. Es iſt vielmehr ein Knabe von vierzehn bis fünfzehn Jahren, in einem ſehr ärmlichen Anzuge. Die Beinkleider haben eine für dieſe Jahreszeit erſchreckende Aehnlichkeit mit Sommerhoſen; das Jäckchen iſt überall zu kurz, und da ſein Beſitzer, des herabflutenden Regens wegen, es etwas an die Ohren hinaufgezogen hat, ſo ſchaut unten das Hemd hervor und zeigt uns, daß der nächtliche Spaziergänger nicht im Beſitz einer Weſte zu ſein ſcheint. Eine Tuchkappe bedeckt ſeinen Kopf, die Hände hat er fröſtelnd in die Hoſentaſchen geſteckt.

So trabt er an dem Hauſe auf und nieder, gar kläglich anzuſehen. Jetzt bleibt er einen Augenblick an der Hausthür ſtehen, blickt durch das Schlüſſelloch hinein, dann nähert er ſich der Klingel, die daneben hängt, ja, er ſtreckt ſchon die Hand aus, um ſie in Bewegung zu ſetzen, fährt aber erſchrocken wieder zurück, als ſei er im Begriffe geweſen, etwas Schreckliches zu begehen.

Die Uhren haben unterdeſſen halb Elf und drei Viertel geſchlagen, und manchen der Gäſte in den verſchiedenen Wirthshäuſern der Straße treibt das Herannahen der Polizeiſtunde

nach Hause, oder der Wunsch, seiner harrenden Gattin vor die Augen treten zu können, bevor der Wächter die elfte Stunde gerufen.

Wenn solche Wanderer bei dem kleinen Buben vorübergehen, so drückt sich derselbe in eine dunkle Ecke des Hauses, um nicht erblickt zu werden, wogegen seine scharfen Kinderaugen die Vorübergehenden genau betrachten und viele derselben erkennen.

Das ist der Herr Kaufmann Schratter, sagt er, der junge Herr Schratter. Er hat den neuen Radmantel um, den ich ihm gestern gebracht. So ein Radmantel gibt warm, setzt er fröstelnd und seufzend hinzu. — Da kommt auch der Herr Kanzleirath Schwarz. Vor acht Tagen neue Hosen und Weste. Auch nicht schlimm bei so kaltem Wetter. — Ein wehmüthiges Lächeln zuckte um das runde Gesicht des kleinen Buben, wobei er den vergeblichen Versuch machte, sich hinter den Ohren zu kratzen, was aber der aufrechtstehende nasse Kragen nicht recht zuließ. — Hätte ich nur einen kleinen Theil der warmen Kleider, die ich die Woche schon ausgetragen habe, da könnte ich es schon besser in dem garstigen Regenwetter aushalten.

Bei diesen Worten blickte er seufzend an dem Hause empor und drückte sich in eine kleine Vertiefung der Mauer, wo sich ein Prellstein befand, auf den er sich zitternd vor Frost niederließ.

Wenn ich nur einmal einen Rock fände, sagte er nach einer Pause, der Niemand gehörte, und in dem Rocke eine Hand voll Geld, die auch keinen Herrn hätte! Da ginge ich zu der Mutter hin und sagte ihr: Hier hab' ich einen großen Rock, daraus mach' ich einen für mich und einen für das Bübchen. Und hier hab' ich das Geld; das sollst du alles behal-

ten können, aber dann — brauch' ich auch nicht mehr zu Meiſter Schwörer zu gehen. — Nie, nie mehr zu Meiſter Schwörer! fuhr er nach einer Pauſe faſt zornig fort, und darauf ballte er ſeine Hände in den Hoſentaſchen zuſammen, und ſein Geſicht verzog ſich zu einem leiſen Weinen. Doch kam es nicht dazu; vielmehr ſchien der jugendliche Uebermuth durchzuſchlagen; denn nach einigen Sekunden warf er den Kopf trotzig, faſt luſtig in die Höhe und begann die Melodie eines bekannten Liedes leiſe vor ſich hin zu pfeifen. Es ſchien faſt, als habe er ſich damit Muth machen wollen und dieſen Zweck auch erreicht; denn nachdem das Lied beendigt war, nicht ohne daß er mehrere Tonarten zu Rathe gezogen, ſprang er von dem Prellſtein in die Höhe, hüpfte in kurzem Galopp an dem Hauſe auf und nieder und ſagte: Ach was! droben in der Dachkammer iſt es auch nicht viel beſſer. Und wie mein Vater oft ſagt, wenn er davon erzählt, wie er noch ein kleiner Jägerburſche geweſen und draußen im Walde habe ſtehen müſſen, bei Froſt, bei Schnee oder Regen, und wie da die Wölfe gekommen ſeien, da mag er auch nicht mehr Vergnügen ausgeſtanden haben, als ich hier. — Wenn ich nur wüßte, ob der Meiſter Recht hat, wenn er ſagt: Wie man ſich bettet, ſo ſchläft man! Ich kann das nicht wohl glauben; denn ich habe heute Morgen mein Bett recht ſauber gemacht, und auch noch den alten Schlittenpelz oben hinauf gelegt, den man heute zum Flicken gebracht. Alſo: gut gebettet wäre droben, und doch muß ich hier im Regen herum laufen — brrr!

Dieſes Brrr, das er laut und ſchaudernd ausſtieß, brachte er nicht mit der anfänglichen Energie zu Ende; vielmehr ſtockte er plötzlich in Ton und Lauf, denn neben dem ver-

ſchloſſenen Hausthore wurde ein kleines Fenſter im Parterreſtock mit einem Male erhellt.

Der Meiſter geht zu Bett, flüſterte der Knabe, wenn ich jetzt ans Fenſter klopfe, was kann er mir thun? Aufmachen muß er doch, und an der erſten Ohrfeige bin ich nicht geſtorben. — Soll ich oder ſoll ich nicht? — Ja, ich will klopfen. Kann ich ihm doch die Wahrheit ſagen; denn es iſt nicht gelogen, daß ich zu Hauſe das kleine Kind habe wiegen müſſen, und wenn er mir nicht glaubt, daß man bei uns im oberſten Stock keine Uhr ſchlagen hört, ſo kann er hingehen und ſich davon überzeugen. — Ja, ich muß klopfen. Wer weiß, wann der Geſelle nach Hauſe kommt! Der ſcheint mir heut am Ende gar nicht kommen zu wollen, denn ſonſt müßt' er ſchon lange da ſein.

Das kleine erhellte Fenſter war mit einem ſchweren Gitter verſehen, an deſſen Stäben ſich der Knabe mit einer Hand feſt hängte und alsdann mit der andern durch die Oeffnung fuhr, um an die Scheiben zu klopfen. Ehe er dies aber ausführen konnte, begann eine näſelnde, ſchnatternde Stimme im Zimmer ein geiſtliches Lied zu ſingen; ſo klang wenigſtens die Melodie, wenn man auch von den Worten nichts weiter verſtehen konnte, als zuweilen ein beſonders laut betontes, wie Zerknirſchung, Sünde, Durchbruch und Gnade.

Der Knabe zuckte die ausgeſtreckte Hand zurück, hängte ſich an das Gitter feſt, wobei die Spitzen ſeiner Füße auf der Steineinfaſſung des Hauſes ruhten. Es mochte zehn Minuten dauern, ehe das Lied drinnen beendigt war; dann räuſperte ſich die näſelnde Stimme, gerade als wenn ſie ſich zu einem neuen Geſang anſchicken wollte; doch kam es nicht dazu, denn man hörte nun eine andere Stimme, eine weibliche, ſagen: „Na,

jetzt gib Ruhe, Zacharias, ich und die Kinder, wir wollen ſchlafen, und du brauchſt dir nicht einzubilden, daß dich Jemand ſingen hört. Alſo ſpar' meine Kerze, ſowie deinen Athem, und komm' ins Bett."

Die näſelnde Stimme murmelte eine Antwort, von der man nur den Schluß verſtand, der mit lauterem Tone geſprochen wurde: „Wachet und betet, daß ihr nicht in Verſuchung fallet, denn der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach."

„Das weiß Gott!" ſeufzte die Weiberſtimme.

„Und der böſe Geiſt geht um, zu ſehen, wen er verſchlinge."

„Ach was!" entgegnete ärgerlich die weibliche Stimme; „da trau' ich dem böſen Geiſt einen beſſern Geſchmack zu, als daß er ſich an eurer Sippſchaft verluſtiren möchte. Ich ſage dir, komm ins Bett, oder —"

Ein paſſenderer Augenblick, um anzuklopfen, kam in heutiger Nacht nicht wieder; der Knabe ſtreckte deßhalb ſeinen Arm abermals durchs Gitter und klopfte nun ein paar Mal ſehr vernehmlich auf die Scheiben.

„Gott im Himmel!" ſagte die näſelnde Stimme ſehr kleinlaut, „haſt du das Klopfen gehört? Alle guten Geiſter —"

„Unſinn!" rief die Frau, „da draußen treibt ſich nichts Geiſtiges herum; das wird dein liederlicher Geſelle ſein, der beduſelt heimkommt, aus irgend einer Betſtunde, daß ſich Gott erbarm! Den haſt du auf dem Gewiſſen, Zacharias, denn wie der Herr, ſo 's Geſchäft; das Sprüchwort könnteſt du dir beſonders merken."

„Der Geſelle hat einen Hausſchlüſſel," entgegnete der Meiſter ſehr kleinlaut.

„Nun, da wird es der Gottschalk sein, der die neun Uhr versäumt hat und nun herein will.“

„Das ist wahr,“ hörte man den Meister in lauterem Tone sprechen; „das wird der gottlose Bube sein. Wo ist mein Ellenmaß? Na, ich werde dir helfen, in später Nacht die Leute durch Klopfen an die Fenster zu erschrecken!“

„Soll der arme Teufel vielleicht im Regenwetter draußen bleiben?“

Jetzt hörte man drinnen einen Stuhl rücken, und gleich darauf erschien der Kopf, dem die näselnde Stimme gehörte, an dem Fenster. Es war Meister Schwörer; und wenn dieser würdige Schneidermeister, schwarz angezogen, mit wohlgekämmtem Haar und sanftem, niedergeschlagenem Blick, nicht schön zu nennen war, so sah er heute Abend in der weißen Nachtmütze und einer braungewürfelten Zitzjacke wie eine Vogelscheuche aus, oder vielmehr genau wie einer jener Spielzeugmänner, die aus einem kleinen hölzernen Kasten emporschnellen. Ebenso plötzlich fuhr er in die Höhe und machte auch eine ähnliche Wirkung des Schreckens auf den Knaben; denn als der Meister drinnen so plötzlich auftauchte, fuhr der Lehrling draußen wie entsetzt zurück.

„Richtig, er ist's!“ sagte die näselnde Stimme; „na, warte, gottlose Kröte!

„Wirf' ihm den Hausschlüssel hinaus und halte Frieden!“ ermahnte mürrisch die Frau, die augenscheinlich in ihrem Bette lag; denn die sonst kräftige Stimme schien gedämpft durch Vorhänge und Kissen.

Meister Schwörer schien jedoch durchaus keine friedlichen Gedanken zu haben, obgleich seine Augen in stiller Freude leuchteten. Aber es war dieselbe Freude, die wir in dem

Blicke eines hungrigen Wolfes ſehen, oder eines blutdürſtigen Banditen, der, ſein Opfer anſtarrend, langſam nach ſeinem Meſſer greift. Letzteres that nun freilich Meiſter Schwörer nicht, hatte aber auch nicht nöthig, nach einem Meſſer oder ſonſtigen Schneideinſtrumente zu ſuchen, denn die Natur hatte ihm eine Naſe verliehen, welche lang hervorſtehend, ſcharf und ſpitzig war, ja förmlich wie ein gekrümmter Dolch ausſah, das Entſetzen ſeiner Lehrjungen und ſämmtlicher Kinder der Nachbarſchaft.

Jetzt öffnete er das Fenſter ein klein wenig, viel brauchte er nicht, um ſeine Naſe durchzuſtecken.

„So," ſagte er alsdann, und ſeine Stimme näſelte ſo furchtbar, daß es klang wie das Kollern eines Truthahns, „du biſt draußen, Gottſchalk?"

„Ja, Meiſter," antwortete demüthig der Knabe.

„Und es regnet wohl recht brav? Und du biſt ſchon ziemlich naß geworden?"

„Ja, Meiſter."

„Ei, ſieh' doch! Haſt du nicht in der Schule bis Neune zählen gelernt? Oder weißt du, gottvergeſſener Strick, nicht, daß um neun Uhr die Hausthür zugeſperrt wird? — Morgen will ich dir einen Hausſchlüſſel anbieten, weißt du, ſo einen von zwei Schuhen, biegſam und doch recht dick."

„Ach, Herr Meiſter," erwiderte der Lehrjunge, offenbar mit einer affektirt kläglichen Stimme, „ich war zu Hauſe, ich habe das kleine Kind herum tragen müſſen, und da habe ich nicht gehört, wie es neun Uhr ſchlug."

„Du haſt das kleine Kind herumtragen müſſen! Und wo war denn dein Herr Papa, der ſaubere Jägersmann?"

„Was geht das dich an, Zacharias?" ſagte hier wieder

ärgerlich die Frau; „gib ihm endlich den Schlüssel und mach das Fenster zu!“

„Und ich sollte keinen Versuch machen,“ versetzte heuchlerisch der Meister, während er seine Augen gen Himmel hob, „diese kleine, zu drei Vierteln verlorene Seele durch gute Ermahnungen noch zu retten? — Gottschalk heißest du,“ fuhr er im Predigertone fort, „Gott weiß nichts von dir, aber der Schalk sitzt in deinem Herzen. Warum warst du nicht in der Erbauungsstunde für christliche Lehrlinge, die wir gegründet? — O nein, das paßt dir nicht! — An so was zu denken hast du nicht die Zeit; denn dein Kopf steckt voll von andern Dingen. Ist's nicht so, Gottschalk?“

„Ja, Meister.“

„Hast du nicht heute wieder in die Rocktasche Seiner Hochehren unseres würdigen Herrn Pfarrers einen schmutzigen Theaterzettel gesteckt, zum Grauen dieses frommen Mannes? Hast du's nicht gethan?“

„Gewiß nicht, Meister, ich hab' es nicht gethan.“

„So hat es der Danziger gethan, aber du hast darum gewußt, und der Hehler ist wie der Stehler. — Wer hat dagegen heut Abend meinen armen Ludolf gepufft?“

„Zacharias, ich sage dir, mach das Fenster zu!“

„Er hat ihn gepufft!“ fuhr der Meister, ins Zimmer gewendet, heftiger fort.

„Ja, Meister, aber er hat mich gekratzt.“

„Himmlischer Vater! Er hat dich gekratzt, das harmlose Kind? Na, warte — morgen früh! Ich will dich bepuffen. Morgen —“

„Kannst du thun, was du willst,“ rief ärgerlich die Frau;

„aber jetzt ſchließ' das Fenſter und laß das Kind herein — oder —"

„Ja, hereinlaſſen muß ich dich alſo," ſagte der Meiſter erbittert, wobei ſeine Augen funkelten, wie die einer böſen Katze. „Aber hinauslaſſen werd' ich dich bald wieder, darauf kannſt du dich verlaſſen, mein Gottſchalk! Das kleine Kind haſt du herumtragen müſſen?"

„Ja, Meiſter."

„Während dein ſauberer Papa im wilden Jäger gezecht? O! das iſt ſelbſt ein wilder Jäger, und deßhalb kann man dir deine Sündhaftigkeit eigentlich nicht ſo übel nehmen. Aber ich will nicht Theil haben an den Thaten der Gottloſen, ich waſche meine Hände. Morgen kannſt du heimziehen und meinetwegen ein Jägerburſche werden; du biſt ein junger Satan und gehörſt in des Teufels Revier, das da anfängt im finſteren Walde, wo die Jägersleute zu Hauſe ſind und nächtlich mit dem Böſen verkehren."

„Zacharias!" rief jetzt die Stimme aus dem Bette in ſo drohendem Tone, daß der Meiſter zuſammenfuhr und den Hausſchlüſſel emporhob, welchen er in der linken Hand hielt; doch ehe er ihn durch die Fenſterſpalte ſchob und dem vor Angſt und Kälte zitternden Knaben in die Hand gab, konnte er ſich nicht enthalten, ingrimmig hinaus zu näſeln und zu ziſchen: „Wenn dich nur einmal vor meinen Augen leibhaftig der Teufel holen wollte!"

Das ſprach Meiſter Schwörer, und dabei beugte er ſein ſpitzes, hageres Geſicht durch das Fenſter hinaus, ſo daß ihm der kalte Wind und die Regentropfen, welche derſelbe vor ſich her jagte, um die ſcharfe Naſe ſpielten. Aber es war nicht Kälte und nicht Regen, was dieſe Naſe mit einem Male noch

ſpitzer und länger werden ließ, als ſie bisher ſchon war; auch war es nicht der Hauch der kalten Nacht, der ſein Geſicht plötzlich mit Todesbläſſe überzog, während ſeine Augen auf eine entſetzliche Art vor ſich hinſtarrten. — Dicht vor ihm an dem eiſernen Gitter unmittelbar hinter dem Knaben, der aber nichts davon zu ahnen ſchien, ſtand, wie aus der Erde emporgewachſen, eine lange, hagere Geſtalt, in einen rothen Mantel gehüllt, das Kinn umſchlungen von einem Tuche von derſelben Farbe, auf dem Kopfe einen röthlich braunen Hut.— So ſtand die Geſtalt da, ernſt und ſchweigend. Große glänzende, faſt glühende Augen blitzten unter dem Hutrande hervor, die Geſichtsfarbe war gelb, und unter der höhniſch aufgeworfenen Lippe hervor glänzten lange, ſchneeweiße Zähne.

Als der Knabe ſo mit einem Male das Geſicht ſeines Meiſters und Brodherrn ſich verändern ſah und dazu bemerkte, wie deſſen Augen ſtarr in die Nacht hinausblickten, da war nichts natürlicher, als daß er ebenfalls ſeinen Kopf herumwandte; doch hatte er nicht ſo bald die lange, ſchweigſame Geſtalt hinter ſeinem Rücken geſehen, als er mit einem Schrei des Entſetzens das Gitter losließ und wimmernd an der Mauer niederglitt. Einen nicht minder lauten Schrei ſtieß auch Meiſter Schwörer aus, nachdem er das Phantom eine Sekunde lang angeſtarrt, drückte alsdann haſtig das Fenſter zu, löſchte das Licht aus und eilte zitternd und mit ſchlotternden Knieen dem Bette zu, wo ſeine Ehehälfte, durch den doppelten Schrei erſchreckt, in die Höhe gefahren war.

„Haſt du's gehört?“ ächzte er; „haſt du's gehört?“

„Und was ſoll ich gehört haben?“ rief Madame Schwörer, wobei ſie den Gemahl kräftig abwehrte, der über alle Hinderniſſe hinweg das ſichere Aſyl zu erreichen trachtete.

„Deine dummen Reden habe ich gehört, was iſt denn ums Himmels willen geſchehen?“

„O, ich Elender!“ rief zähneklappernd der Schneider; und da er in dieſem Augenblicke ſeinen Kopf in die Kiſſen verbarg, ſo klang ſeine Rede nur wie ein dumpfes Murmeln und Gurgeln. „Dem Teufel hab' ich gerufen, er ſolle den Gottſchalk vor meinen Augen holen — und der Teufel — hat ihn geholt.“

„Zacharias, du biſt ein Narr!“ ſprach die Frau ſcheinbar mit großer Entſchiedenheit, doch hatte ihre Stimme nicht den gewohnten feſten Klang.

„Er hat ihn geholt!“ ſtöhnte der Meiſter. „Sah ich ihn doch vor dem Fenſter ſtehen in ſeiner rothen Höllenlivree; ſah ich doch ſein grinſendes Maul, die Hörner auf ſeinem Kopfe und die Krallen, mit denen er den Gottſchalk ergriffen. Oh! — oh! oh!“

„Wenn du nicht plötzlich übergeſchnappt biſt, Zacharias, ſo weiß ich nicht, was du geſehen.“

„Den Teufel! den Teufel! O, daß ich ein Sünder bin, daran habe ich ja nie gezweifelt.“

„Das iſt wieder einmal ein vernünftiges Wort,“ erwiderte die Frau, wobei ſie, obgleich ſcheu um ſich blickend, doch die Bänder ihrer Nachtmütze feſt anzog und, wenn auch langſam, Anſtalt machte, aus dem Bette aufzuſtehen.

„Der Teufel! der Teufel!“ jammerte der Schneider. „Aber bin ich ſo verworfen, daß er es wagt, vor mir zu erſcheinen? Bin ich nicht fromm geweſen, wie Einer, habe die Betſtunde beſucht, habe fleißig beigeſteuert zu Bibel- und Miſſions-Geſellſchaften, habe ich das nicht, Frau? Gib du ſelbſt mir das Zeugniß.“

„Ja, das haſt du. Zu viel, viel zu viel," entgegnete Madame Schwörer, die nun vor dem Bette ſtand und ihre Schuhe ſuchte. „Aber, ich ſage dir, Zacharias, mach' meinen Kopf nicht noch verwirrter, als er mir anfängt zu werden. Wo iſt der Gottſchalk?"

„Der Teufel hat ihn geholt, der leibhaftige Teufel! Und ich habe ihn herbeigerufen. Oh! oh! oh!"

„Das wollen wir bald erfahren."

„Weib!" ſchrie entſetzt der Schneider, „du willſt doch nicht hinausgehen? in die Nacht hinaus, wo der Böſe umgeht?"

„Der thut mir nichts," entgegnete kopfſchüttelnd die Frau; dann zündete ſie das Licht wieder an, nahm ein warmes Tuch um und leuchtete vorſichtig zum Fenſter hinaus. Da war Alles ſtill und ruhig, vor dem Gitter war weder eine geſpenſterhafte Geſtalt, noch etwas von dem Knaben zu ſehen; an den Eiſenſtäbchen lief der Regen herunter und glänzte im Wiederſcheine der brennenden Kerze.

„Nichts?" fragte ängſtlich Meiſter Schwörer von dem Bette her.

„Nicht das Geringſte," erwiderte die Frau.

„Gott! o Gott! Und kein Schwefelgeruch?"

Die Frau gab keine Antwort, doch ſchüttelte ſie ernſtlich beſorgt mit dem Kopfe und ſagte: „An deinen Teufel glaube ich nicht; wenn nur ſonſt dem armen Buben kein Unglück geſchehen iſt."

Damit zog ſie das Tuch feſter um ſich, nahm den Hausſchlüſſel und trat auf die Straße. Dort fegte der Wind von den naſſen Dächern herab und ſtürzte ſich mit Regen vermengt auf das triefende Pflaſter. Die Dachröhren goſſen und ſpru-

delten nach wie vor, die Wetterfahnen drehten ſich krächzend herum, und das war auch alles Leben, was die Stille der Nacht unterbrach. Die Frau ſchützte das Licht mit der Hand, damit der Wind es nicht ausblaſe, und leuchtete vor dem Fenſter auf dem Boden umher. Da war aber nichts ſichtbar, als der glänzende Wiederſchein der kleinen Flamme, die einen zitternden Lichtkreis auf dem Boden bildete, wenige Fuß breit, rings umlagert und angeglotzt von der dunklen Nacht. Zeitweiſe hörte der Wind auf zu brauſen, und die Wetterfahnen ließen ihr Krächzen nicht mehr hören. Vielleicht thaten ſie das im gegenwärtigen Augenblicke aus Ehrfurcht vor ihrer alten Bekannten, der Glockenuhr, die jetzt langſam ausholt und die Mitternachtsſtunde anzeigte.

Zweites Kapitel.

Fremde Umgebungen.

Wenn der geneigte Leſer am Schluſſe des vorigen Kapitels vielleicht mit einiger Spannung oder Gefühlen des Mitleids für den armen Schneiderjungen verblieb, ſo macht das ſeinem Herzen alle Ehre; doch ſind wir weit entfernt, daraus den Schluß ziehen zu wollen, als glaube er in unſerem aufgeklärten Jahrhundert an ein Sichtbarwerden des Teufels. Auch wir glauben nicht daran und wollen deßhalb dem freundlichen Leſer gerne eine kurze Erklärung geben, daß Gottſchall nicht vom Teufel geholt wurde. Die Geſtalt aber, die in der Mitternachtsſtunde vor dem Gitter erſchien, an welchem der Knabe hing, kann auf keinen Fall weggeläugnet werden, und wenn auch der Lehrjunge nicht die Augen des Meiſters hatte und deßhalb weder Hörner noch Krallen entdeckte, ſo ſah er doch ein unheimlich langes Etwas hinter ſich ſtehen, mit einem hageren Geſichte, aus welchem große glänzende Augen ihn feſt anſchauten. Daß er hierüber erſchrak, das Gitter losließ

und auf den Boden niederglitt, ist durchaus nichts so Wunderbares; mancher Größere hätte es an seiner Stelle gerade so gemacht und wäre wahrscheinlich augenblicklich davon gelaufen, was Gottschalk aber nicht that; er lehnte sich vielmehr mit dem Rücken an die Mauer und sah seinerseits die Gestalt fest an. — Als der Schneider drinnen rief: „Der Teufel! der Teufel!“ glitt ein verächtliches Lächeln über die Züge des langen Mannes, und er sagte mit ruhiger Stimme: „Du wirst doch wohl nicht glauben, was der da drinnen spricht? Ich bin weder der Teufel, noch sonst was Schlimmes, wollte, wie jeder andere Christenmensch, nach Hause gehen und blieb noch einen Augenblick an dem Fenster stehen, um den Spektakel zu hören.“

Der Lehrjunge hatte von seinem Vater eine gute Portion kecken Jägerblutes geerbt und fürchtete sich mehr vor der Elle des Meisters, sowie vor dessen dolchartiger Nase, als vor dem Teufel. Alles war auf so gutem Wege gewesen, er hatte schon den Hausschlüssel blinken sehen, und selbst die Strafpredigt des Meisters war bei ihrem gewöhnlichen Schlusse angelangt, wo er den Teufel ersuchte, Gesellen, Lehrjungen, kurz, wer ihn gerade ärgerte, Frau und Kinder nicht ausgenommen, augenblicklich zu holen. Da kam jener Zwischenfall, das Fenster flog klirrend zu, und das Licht erlosch.

Die lange Gestalt zog ihren Mantel, der in der That ein rothes Unterfutter hatte, fester um sich und sagte: „Ich habe keine Lust, hier länger im Regen zu stehen, und mag einen so kleinen Menschen, wie du bist, doch auch nicht in Sturm und Nacht allein lassen. Du bist der Lehrjunge des Meisters?“

„Ja, Herr,“ versetzte der Knabe mit einem trostlosen Seitenblicke auf das dunkelgewordene Fenster.

„Und warum bist du nicht zur Zeit nach Hause gegangen?“

„Ich habe bei meiner Mutter das Bübchen herumtragen müssen und habe mich geirrt, als es neun Uhr schlug. Es mochte halb Zehn sein, als ich hieher kam," setzte er fast weinend hinzu.

„Caracho!" sprach der Fremde, indem er die Augenbrauen hoch emporzog. „Und so stehst du über zwei Stunden hier im Regen! — Ich will dir was sagen: Komm mit mir, da kannst du wenigstens trocken und warm schlafen. Wir wollen deine Angaben untersuchen und dich dann morgen früh kräftiglichst bei deinem Meister entschuldigen. Aber," fuhr die Gestalt nach einer Pause fort, wobei sie mit feierlichem Ernste zwei hagere Finger in die Höhe streckte, „eine Lüge darfst du mir nicht gesagt haben, beim Cid! eine Lüge würde ich dir nicht verzeihen. Ich hasse das Lügen wie den Teufel! — Willst du nun mit?"

„Gelogen habe ich nicht," erwiderte der Knabe: „aber wie soll ich mit Ihnen gehen, da ich Sie gar nicht kenne?"

Der Andere lachte bei diesen Worten eigenthümlich, lüpfte seinen Radmantel etwas auf der rechten Schulter und warf ihn dann mit solcher Geschicklichkeit um seinen Hals herum, daß er das Kinn bis zum Munde wie ein großes Tuch verdeckte. „Das kannst du halten, wie du willst," sagte er darauf; „ich habe dir das Anerbieten gemacht, weil ich bei solchem Wetter und zu dieser Stunde einen Hund nach Hause tragen würde, der winselnd vor der verschlossenen Hausthüre säße. Du bist am Ende noch mehr werth als ein Hund, hast auch Verstand und Beine, welche von diesem Verstande regiert werden. Willst du also ins Trockene kommen, so magst du mir folgen. Wo nicht, so habe ich wenigstens das Meinige gethan."

Dieſe Worte ſprach die Geſtalt mit hoch erhobenem Kopfe und ſehr feierlichem, aber dabei gutmüthigem Geſichtsausdruck, und als ſie ſolche geſprochen, winkte ſie leicht mit dem Kopfe und ſchritt trotz des ſtrömenden Regens langſam die Straße hinab.

In dieſem Augenblick beleuchtete ſich das Fenſter des Meiſters Schwörer wieder, und Gottſchalk, der einer neuen Strafpredigt, ja, der kräftigſten Anwendung des Ellenmaßes zuverſichtlich entgegen ſah, kratzte ſich verlegen in den Haaren und bedachte, daß der Fremde, wenn er ihm hätte ein Leid thun wollen, ihn ja gewaltſam mitnehmen konnte. — Dabei glaubte er auch ſchon die ſchlurfenden Schritte des Meiſters zu vernehmen, weßhalb er ſich kurz entſchloß, den Kragen ſeines Jäckchens feſt am Halſe zuſammen zog und mit einem ziemlich krummen Rücken der langen Geſtalt nachtrabte.

Dieſe hatte ſchon das Ende der Straße erreicht und bog, ohne ſich umzuſchauen, nach rechts ab. Bald indeſſen war der Knabe dicht hinter ihr und ließ nun vom Laufen ab, um, langſamer gehend, ſeine neue Bekanntſchaft ſich nochmals ſorgfältig anzuſehen. Der Fremde war, wie ſchon mehrmals bemerkt, von außergewöhnlicher Größe und erſchien jetzt in dem langen Mantel, der ihm bis an die Füße reichte, und bei dem ungewiſſen Schein eines flackernden Gaslichtes noch länger, faſt unheimlich. Obgleich er langſam dahin ging, machte er doch ſo weite Schritte, daß ſich der Knabe anſtrengen mußte, um ihm zu folgen. In der linken Hand ſchien die Geſtalt einen großen Stock zu tragen, den ſie bei jedem Schritte gleichförmig und taktmäßig auf das Straßenpflaſter niederſetzte. Gewiß war es, daß ſie die Schritte des Knaben hinter ſich hören mußte, doch wandte der Mann im Mantel nicht ein einziges Mal

seinen Kopf herum, sondern ging ruhig seines Weges, bald rechts, bald links, und hatte nach einer Viertelstunde das höher gelegene, reichere Stadtviertel, wo unsere Geschichte begann, verlassen und ein Labyrinth von engen Gäßchen erreicht, welche die alte Stadt bildeten und in einem ziemlich weiten Umkreise das Rathhaus und den alten Marktplatz umschlossen. Hier, wo die Häuser enger bei einander standen und die Gassen so schmal waren, auch in Schlangenlinien fortliefen, daß das Gaslicht auf größere Strecken gar keine Wirkung mehr thun konnte, war es am heutigen Abend, bei dem immerfort niederströmenden Regen recht unheimlich und traurig. Auch ließ sich kein menschliches Wesen im Freien sehen, selbst nicht einmal der Nachtwächter, der augenscheinlich seine Stunde aus irgend einem Hausgange hervor abrief, welcher ihn vor dem Unwetter schützte.

So gingen die Beiden noch eine Zeit lang dahin; dann blieb der Mann im Mantel vor einem großen alterthümlichen Hause stehen, mit einer gewaltigen Front, mit unregelmäßig angebrachten, aber weiten und hohen Fenstern, der man aber deutlich ansah, daß sie die Rückseite eines weitläufigen und großen Gebäudes bildete. Hier war auch keine Hausthür, sondern ein großes Thor mit morschen Holzflügeln, die etwas schief in ihren Angeln hingen und halb geöffnet waren. Wenn man näher trat, bemerkte man wohl, daß eine vollständige Schließung dieses Thores ohne vorherige Wegräumung eines Haufens Schutt, der sich nach und nach im Thorweg angesammelt hatte und am Eingange einen förmlichen kleinen Hügel bildete, nicht gut möglich war. Der Mann im Mantel blieb einen Augenblick stehen und blickte zum ersten Mal auf seinen kleinen Gefährten hinab, der, die Hände in den Hosentaschen

durchnäßt und triefend neben ihm ſtand; dann ſagte er: „Gut, daß du mir gefolgt biſt; es ſoll dich nicht gereuen. Jetzt werden wir gleich im Trockenen ſein. Da du aber aus leicht begreiflichen Gründen die Lokalität meines Hauſes nicht kennſt, ſo gebe ich dir den guten Rath, den Zipfel meines Mantels zu faſſen, ihn nicht loszulaſſen und genau hinter mir drein zu gehen. — So! haſt du gefaßt? — Nun halte dich recht feſt.“

Damit ging die Geſtalt zwiſchen den weit genug offenſtehenden Thürflügeln durch, trat unter einen ganz finſteren Thorweg, und von da kamen Beide in einen ziemlich großen Hof, von ſo rieſenhaften Hauswänden gebildet, daß man hier kaum die Hand vor den Augen ſah und nur die ſeltſam gezackten Giebel und Dächer erkennen konnte, wenn man lange genug in den etwas helleren Nachthimmel hinauf blickte.

Der Knabe hielt ſich feſt an den Mantel, und trotz der kühlen Nachtluft fing er an, warm zu werden. Wenn er ſeine ſcharfen Augen aufmerkſam rechts und links in die Finſterniß hineinbohrte, glaubte er allerlei abſonderliche und merkwürdige Gegenſtände und Geſtalten zu entdecken. Dabei war der Weg ſo uneben, daß er häufig ſtolperte und gewiß öfters hingefallen wäre, wenn er den Mantelzipfel losgelaſſen hätte.

Jetzt erreichten ſie das Ende des Hofes, traten durch eine Thür, und dann ging es eine ſchlüpfrige Wendeltreppe hinan. Gottſchalk wagte auch hier nicht, den Mantel loszulaſſen; denn wenn auch das Treppenhaus ein paar kleine Fenſter hatte, ſo war doch die Nacht zu dunkel, um irgend etwas erkennen zu laſſen. Glücklicher Weiſe für ihn war nun nach kurzer Zeit das Ziel der Wanderung erreicht; denn der Muth des kleinen Knaben fing an, wankend zu werden, und ein gewiſſes Schlucken,

das ihn unwillkürlich ankam, war ein sicherer Vorbote von Thränen.

„So!“ sagte der Mann im Mantel, „da wären wir. Jetzt noch ein paar Schritte ins Zimmer hinein, und dann bleibe ruhig stehen, bis ich Licht gemacht habe.“

Es ist nun ein ganz eigenthümliches Gefühl, im Dunkeln in eine fremde Umgebung zu kommen und dieselbe bei aufflammendem Lichte auf einmal zu übersehen. Der kleine Knabe machte es, wie es vielleicht mancher Erwachsene gemacht haben würde: er schloß fest die Augen, und erst als er an einem röthlichen Scheine vor denselben bemerkte, daß die Finsterniß gewichen sei, blickte er um sich.

Er befand sich in einem ziemlich großen, viereckigen Gemache mit gewölbter Steindecke, die von vier Pfeilern getragen wurde, welche die Ecken des Zimmers bildeten und mit festen Wänden verbunden waren. Drei dieser Wände bestanden aus Mauerwerk, auf dem man Spuren von Tapeten sah, die vierte aber war ein Holzverschlag mit einer kleinen Thür, die in ein Nebenzimmer, das Schlafgemach des Bewohners, führte. Das Ameublement im ersten Zimmer bestand aus einem großen Tische, der in der Mitte stand, mit einem grünen Teppich bedeckt, auf welchem Bücher und Schreibmaterialien lagen. In der einen Ecke befand sich ein Kleiderkasten mit einem Paar Stiefel, und der Eingangsthür gegenüber war ein großer altmodischer Kamin, der aber des theuren Brennmaterials wegen nicht mehr gebraucht zu werden schien; vielmehr hatte man einen eisernen Ofen vor ihn hingestellt, dessen Rohr in den Kamin hineinführte. Ueber demselben hing ein altes Bild, welches die Aufmerksamkeit des Knaben mehr als alles Uebrige in Anspruch nahm. Es war das Brustbild der lebensgroßen

figur eines Mannes in maleriſchem Koſtüme früherer Zeiten, ſeidenem Mantel und großer Halskrauſe, über welche ein langes ſchmales Geſicht faſt drohend herab blickte. Das Geſicht hatte große glänzende Augen, eine bleiche Farbe und einen ſchwarzen Schnurr- und Knebelbart, die Spitzen des erſteren waren ſcharf aufwärts gedreht. Das Bild war umgeben von einem geſchnitzten Holzrahmen, deſſen Vergoldung verblichen und abgenutzt war und jetzt ſtatt Glanz nur noch rothe Flecken zeigte.

Was eigentlich die Aufmerkſamkeit des Knaben ſo beſonders auf das Bild wandte, war die auffallende Aehnlichkeit deſſelben mit dem Mann im Mantel, der ihn hieher geführt. Gab man dieſem die ſonderbaren Gewänder und die Halskrauſe, ſo hätte man darauf ſchwören können, er habe dem Maler zu jenem Bilde geſeſſen. Doch ſah man bei näherem Betrachten auch ſonſt noch einen kleinen Unterſchied. Das Bild blickte ſtarr, finſter, unbeugſam, wogegen der Mann im Mantel, der dieſen indeſſen abgelegt hatte, trotz aufwärts gekehrtem Schnurrbart, trotz dem hageren Geſichte mit den glänzenden Augen, etwas ſehr Freundliches, ja, Gutmüthiges in ſeinen Mienen hatte; beſonders jetzt, als er auf den kleinen, fröſtelnden Buben zutrat, ihm ſanft über das Haar ſtrich, weniger um dies zu thun, als um ſeinen Kopf in die Höhe zu heben und ihm bequemer in das gute, kindliche Geſicht ſehen zu können. Mit dem, was er geſehen, ſchien er auch vollkommen zufrieden; denn er ſchritt alsdann eilig nach dem Ofen, warf einige Stücke Holz in die glühenden Kohlen und ging eilig in ſein Schlafzimmer, von wo er gleich darauf mit einem langen Pelzrocke zurück kam.

„So, mein kleiner Mann,“ ſagte er; „jetzt iſt es vor allen Dingen ſehr nothwendig, daß du dich ausziehſt, damit wir

ſehen, wie tief der fatale Regen durch deine Umhüllung gedrungen iſt.“

Damit hatte er ihn an den Ofen geführt, und nachdem der Bube ſein Jäckchen aufgeknöpft, fuhr er kopfſchüttelnd fort:

„Mir ſcheint, der Regen iſt ſo weit gedrungen, bis ihm die Natur ſelbſt Halt gebot. Nun, das geht in einem hin, du biſt ein verſtändiger Knabe, das ſeh' ich dir ſchon an, und während ich im Nebenzimmer meine Stiefel ausziehe, legſt du Hoſen, Schuhe, kurz, alles von dir, was naß iſt. Hier haſt du ein Hemd, und damit kannſt du ſehen, wie du zurecht kommſt.“

Der lange Mann ging ins Nebenzimmer, und Gottſchalk, ehe er begann, deſſen Rath zu befolgen, ſah noch einmal aufmerkſam im Zimmer umher, vor allen Dingen auf den finſteren Mann über dem Kamin, der ihn forſchend anblickte; dann, da es ihn ſehr ſtark zu frieren anfing, zog er ſeine Schuhe aus, hierauf die ſehr kurzen Höschen, dann auch das Hemd, und begann einen Eingang in das Gewand gleichen Namens zu ſuchen, welches ihm der lange Mann hingereicht. Erſt nach ziemlicher Mühe gelang ihm das, und als er ſo mit dem übergroßen Hemde bekleidet war, gewährte er einen wahrhaft komiſchen Anblick.

Das mochte auch der Fremde denken, der nun ins Zimmer trat, denn er machte ein außerordentlich freundliches Geſicht, ja, lächelte ein wenig, als er einen der großen Lehnſtühle näher an den Ofen ſchob, dem Knaben in den Pelzmantel hineinhalf und ihn dann niederſitzen ließ. Der Stuhl war ſo lang, daß die Füße des kleinen Buben noch vollkommen Platz auf dem Sitze hatten. Der Mann ſchlug den Pelzmantel um ihn herum und von unten wieder zurück bis über die Kniee,

und ſo dauerte es denn gar nicht lange, bis eine behagliche Wärme den Körper des Knaben durchſtrömte.

Das friſche Kindergeſicht mit den großen braunen Augen ſchaute gar komiſch aus dem alten Pelze hervor, und als Gottſchalk ſah, wie der fremde Mann, der neben ihm am Kamine ſtand und ſich mit einer blechernen Kaffeemaſchine zu ſchaffen machte, ihn zuweilen ſo liebreich anblickte, da lächelte auch er aus vollem Herzen und recht vergnügt; und ſo gaben die Drei, nämlich der lange Mann, der rundbackige lachende Knabe im Pelzrock und der ernſte Kopf über dem Kamin ein gar hübſches Bild.

Was der Erſtere indeſſen in ſeiner Kaffeemaſchine zubereitete, roch ſo appetitlich, daß der Knabe zuweilen den Kopf dorthin wandte, um von dem Dufte etwas einzuſaugen. Jetzt wurde dieſer dampfende Inhalt des Blechgefäßes in zwei Gläſer gegoſſen, von denen der Fremde eines auf das Kaminge-ſims ſetzte, das andere aber dem Buben in die Hand gab mit der Ermahnung, es auszutrinken, ſo lange es noch recht warm ſei, — ein Rath, den dieſer auch alsbald befolgte, und worauf er dann fühlte, wie eine unendlich behagliche, ja, wohlthuende Wärme ſeinen Körper durchſtrömte.

„So!“ ſagte der lange Mann, nachdem er aus dem andern Glaſe einen ebenfalls tüchtigen Zug gethan, dann mit den Lippen geſchmatzt und ſich den Schnurrbart abgewiſcht hatte, „das wird wohlthuend von innen heraus wirken, während der Pelz von außen hinein wärmt.“

Bei dieſen Worten zog er den andern Lehnſtuhl an den Ofen, ließ ſich darauf nieder und ſtreckte die Beine ſo weit von ſich, daß der Knabe dieſer Bewegung mit einigem Schrecken folgte und ſchon glaubte, wenn das mit dem Ausſtrecken

noch eine Zeit lang so fortginge, so müßten die Füße des Mannes unbedingt die gegenüberliegende Wand erreichen. Sie hielten aber noch zu rechter Zeit an, und das beruhigte den Knaben wieder.

Der Mann hatte ihn einige Minuten lang forschend betrachtet, während er seinen rechten Arm auf die Lehne stützte und den Kopf darauf niedersinken ließ.

„Also du hast das Bübchen herumtragen müssen?“ fragte er nach einer Pause. „Und wie alt ist denn das Bübchen?“

„Es wird im nächsten Sommer zwei Jahre alt,“ erwiderte der Knabe, „und wenn man ihm einen Finger fest hinreicht, oder in den Hundeleitriemen einhängt, so macht es auch schon Versuche, allein herumzugehen. Aber das geht noch nicht recht, und es purzelt gleich hin.“

„Und trägst du oft das kleine Bübchen herum?“ forschte der Andere weiter.

„Wenn mich der Meister zuweilen um sieben Uhr gehen läßt, und ich komme nach Haus, so ist die Mutter froh darum; denn während ich das Bübchen herumtrage oder mit ihm spiele, hat sie bessere Zeit, für die andern Kinder das Nachtessen zu besorgen, weil Judica meistens spät von der Nähterei heimkommt.“

„Das ist wohl deine Schwester?“ fragte der lange Mann. „Ein sonderbarer Name, Judica!“

„Freilich ist es meine Schwester,“ lachte der Knabe, „und den Namen hat der Vater erfunden; es hat aber auch Zank zwischen ihm und der Mutter, sogar einen kleinen Wortwechsel mit dem Herrn Pfarrer gegeben; denn auch den andern Kindern hat er so komische Namen beigelegt.“

„Und wie heißt du denn?“

„Eigentlich heiße ich Gottschalk; aber getauft bin ich Gottschalk Oculi; die Mutter ruft mich mit dem Namen Gottschalk, der Vater aber mit dem andern; doch die Mutter kann das nicht recht leiden, denn sie behauptet, Oculi sei nichts Besseres, als ein Hundename."

„So seid ihr wohl euer vier Kinder?" bemerkte der lange Mann nach einer kleinen Pause.

„Ja wohl, Herr."

„Und das dritte ist ein Mädchen?"

„Ja wohl, Herr."

„Wahrscheinlich mit dem Beinamen Lätare?" bemerkte der lange Mann lachend.

„Woher wißt Ihr das, Herr?"

„O, ich kann es mir denken. Und das Bübchen heißt Palmarum?"

„Ja, Herr, Franz Palmarum."

„Und wie heißt ihr alle mit einander? Das heißt, wie ist euer Familienname?"

„Ich heiße Gottschalk Brenner, und so heißen auch die andern," sprach das Kind. „Der Vater ist der herrschaftliche Jäger Brenner und dient beim Freiherrn von Breda. Ein recht braver Herr, und wenn er mir auf der Gasse begegnet und erkennt mich, was zuweilen vorkommt, so schenkt er mir einen Groschen."

„Und wie ging es denn zu," fragte der lange Mann nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „daß du zu Meister Schwörer in die Lehre gekommen bist? Hattest du Lust, ein Schneider zu werden?"

„So eigentlich nicht, Herr," meinte der Knabe, „ich wäre auch lieber ein Jäger geworden; aber die Mutter hat es durch-

geſetzt, denn ſie ſagte, Handwerk habe einen goldenen Boden; all' das Andere ſei nichts Solides, nicht die Jägerei und nicht die Künſtlerei und auch nicht die Schreiberei."

„Daran iſt etwas Wahres," ſagte nachdenkend der Mann; „aber du hätteſt ja Schloſſer werden können, oder Schreiner oder dergleichen. Warum auch gerade Schneider?"

„Der Meiſter Schwörer war dazumal mit meinem Vater gut Freund, kam häufig ins Haus und konnte nicht genug loben, wie ſchön es ſei, wenn man ein Schneider werde. Das ſei ein luſtiges und angenehmes Handwerk, ſagte er, da ſäße man den ganzen Tag mit andern jungen Leuten auf dem Tiſche der Werkſtatt und hätte Zeit, einander allerlei zu erzählen und luſtige Lieder zu ſingen. Arbeit ſei das Geſchäft eigentlich gar nicht zu nennen; denn ſo einen Stich zu machen, das gehe leicht von der Hand und ſei dabei eine ſehr geſunde Beſchäftigung. Der Vater meinte freilich wie Ihr, Herr, ein Schneider ſei doch eigentlich nichts Rechtes; aber das nahm Meiſter Schwörer recht übel und erzählte, was für merkwürdige Leute aus dem Schneiderſtand hervorgegangen ſeien. Ich weiß nicht mehr recht, vornehme Handelsherren, ja Künſtler und Tänzer. Auch ſeien Schneider bedeutende Perſonen in der Stadt; denn bei jedem tüchtigen Krawall, wo's auf viel Lärmen und große Reden ankäme, gäben ſie häufig den Ausſchlag."

„Aber was die Freundſchaft zwiſchen Meiſter Schwörer und deinem Vater anbelangt, ſo ſcheint ſie jetzt nicht mehr ſehr ſtark zu ſein; denn heute Abend am Fenſter habe ich allerlei Wort vernommen. Iſt's nicht ſo?"

„Ja wohl, Herr," ſagte der Knabe nach einer Pauſe ſchüchtern; „dafür, daß mich der Meiſter in die Lehre nahm, verſchaffte ihm mein Vater die Livree des Herrn Barons;

doch dauerte das nicht lange. Denn schon nach einiger Zeit beschwerten sich alle Bedienten, sie hätten noch kein so schlechtes Tuch an ihren Röcken gehabt und noch nie so leichtsinnig genäht."

„Aber der Meister Schwörer ist ein frommer Mann?"

„Ja, Herr, er sagt es, geht auch viel in die Kirche und hält wöchentlich ein paar Mal Betstunde im Hause, was aber die Meisterin nicht leiden kann; denn sie meint, dabei käme nichts heraus."

„So sagt sie?"

„Ja, ich habe es oft gehört. Früher, wo die Gesellen lustige Lieder gesungen hätten, da seien die Nadeln nur so geflogen und die Stiche gleichförmig und fest geworden; jetzt aber, wo der Meister, sowie auch der Altgesell das Singen nicht leiden könnten und statt des Liederbuches allerlei fromme Büchlein in die Werkstatt gebracht hätten, da ginge es faul und langsam zu, daß sich Gott erbarm'!"

Während der Knabe dies sprach, hatte ihm der Fremde aufmerksam zugehört und ihm dabei forschend in die Augen geblickt; ja, als nun der Kleine geendigt, erhob sich der Andere von seinem Stuhle und legte sanft seine Hand auf den Kopf desselben.

„Du hast eine sehr heiße Stirn," bemerkte der Mann nach einer Pause; „fühlst du dich auch recht wohl?"

„Es ist mir sehr warm," erwiderte das Kind; „auch trocken im Munde; und wenn ich etwas Wasser trinken könnte, wäre es mir sehr angenehm."

„Du bist doch zu lange im Regen gewesen!" meinte besorgt der Fremde. Und damit faßte er seinen Arm und fühlte nach dem Puls. „Ein bißchen Fieber!" murmelte er,

„und fliegende Röthe im Geſicht; wird aber morgen ſchon beſſer ſein. Zum Ueberfluß will ich dir etwas Kamillenthee machen. Das ſchmeckt freilich nicht beſonders, iſt aber geſund.“

Der Knabe fühlte ebenfalls wohl, daß es ihm nicht ſo wie ſonſt zu Muthe ſei. Es lag ſchwer auf ſeinen Augenlidern; er mußte ſie oft unwillkürlich ſchließen, und zuweilen fühlte er ein Fröſteln in ſeinem ganzen Körper, welches aber gleich darauf wieder von einer ſtarken Hitze verdrängt wurde. Trotzdem aber fühlte er ſich gar nicht unbehaglich in dem Lehnſtuhle und vermißte durchaus nicht ſein Lager unter dem Dache im Hauſe des Meiſters Schwörer; ſelbſt nicht, wenn er an die Schlittendecke dachte, auf welche er ſich für die heutige Nacht recht gefreut hatte. Eigentlich mußte er ſich über ſich ſelbſt wundern, daß es ihm hier in dem ſeltſamen, ſo eigenthümlich gewölbten Zimmer bei dem fremden Manne nicht unheimlich war. Obgleich dieſer ſo ruhig und feierlich ſprach, obgleich er die unbedeutendſten Dinge, wie z. B. jetzt das Ausſpülen des Blechgefäßes mit ſo großem Ernſte, und ohne ein Wort zu ſprechen, that, ſo hatte dagegen wieder das ganze Benehmen des langen Mannes gegen ihn, ſowie deſſen Geſichtsausdruck und Blick ſo etwas Zuthunliches und Angenehmes, daß der kleine Knabe ohne Scheu vor dem ihm doch ſo fremden Weſen die Augen ſchloß und ſich dabei freute, ſo oft er die langſamen Schritte des Mannes hörte, wenn derſelbe vom Ofen nach dem Schlafzimmer ging oder zurückkehrte. Auch mochte er dabei eingeſchlummert ſein; wenigſtens kam es ihm ſo vor, als ſei eine lange, lange Zeit vergangen, wie er nun auf einmal fühlte, daß Jemand leiſe ſeine Stirn berührte.

Der Knabe ſchlug die Augen auf und ſah den langen Mann mit einer Taſſe dampfenden Thee's vor ſich ſtehen;

doch fühlte er ſich ſo matt, daß es ihm ſchon recht angenehm war, wie ihn jener langſam aufrichtete, dann die Taſſe an ſeinen Mund brachte, ſo daß er nur zu ſchlucken brauchte, um etwas von dem warmen, gerade nicht ſo unangenehm ſchmeckenden Getränk zu erhalten. — Als Gottſchalk nach und nach die Taſſe geleert, lehnte ihn der lange Mann wieder ſanft in den Stuhl zurück, rückte den andern unten an ſeine Füße, ſo daß beide zuſammen ein förmliches Bett bildeten, ſchob ihm ein Kiſſen unter den Kopf und ſchlug alsdann den großen Pelzrock wieder ſorgfältig um ihn her.

Der Knabe ſchlummerte faſt augenblicklich wieder ein, ſchlief aber nicht ſo ruhig, wie er ſonſt zu thun pflegte. Seltſame Geſtalten zogen an ihm vorüber, und dabei glaubte er bald in einem großen Feuer zu liegen, aus welchem jene Geſtalten aufſtiegen und ihn unheimlich anſtierten; dann war es ihm wieder, als befände er ſich in kalter Nacht auf der Straße; es regnete heftig in Einem fort, und wo die Tropfen ſeinen Körper berührten, da war es gerade, als ſtäche ihn Jemand mit Nadeln; — viel Waſſer, unendlich viel Waſſer ſtürzte vom Himmel hernieder, ſo viel, daß es nirgends mehr abfließen konnte und zu ſeinen Füßen immer höher emporſtieg. Dabei ſtand er gerade an der Straßenecke dicht bei dem Hauſe, wo ſeine Eltern wohnten, an der wohlbekannten Ecke, wo ſich in einer Niſche der heilige Chriſtoph befindet. Und der ſtieg herunter, wuchs zuſehens in die Höhe und ſah nun gerade aus, wie der lange Mann, dem er heute Abends durch die Straßen gefolgt war. In heftiger Angſt hängte er ſich an ſeinen Mantel; das Waſſer wuchs immer höher, ſo daß er in der Todesangſt zu beten anfing; und als er das recht inbrünſtig und warm gethan, blieb der lange Mann ſtehen, blickte recht freund-

lich auf ihn hernieder, hob ihn auf ſeine Schultern und trug ihn fort durch das brauſende Waſſer — — darauf fühlte er wohl, wie er warm und behaglich im großen Lehnſtuhle lag. Ueber ihm war die gewölbte Decke, neben ihm der Ofen und der Kamin, und über dem letzteren das große Bild, vor dem er ſich aber nicht im Geringſten mehr fürchtete, ſelbſt nicht, als daſſelbe jetzt höchſt ſonderbarer Weiſe lebendig wurde und langſam aus ſeinem Rahmen herabſtieg.

Ja, es ſtieg herab und ſtellte ſich neben ihn. Es war daſſelbe Geſicht, nur freundlicher anzuſehen; auch hatte es ſtatt des bunten Gewandes eine weiße Jacke an und eine ſpitze Nachtmütze auf dem Kopfe. Auch war der Schnurrbart nicht mehr ſo drohend in die Höhe gekehrt. — Wie hätte er ſich noch fürchten können! das Bild war ja ſo gutmüthig um ihn beſorgt. Jetzt legte es ihm die Hand auf die Stirn; jetzt deckte es ihn wieder ſorgfältig mit dem Pelzmantel zu, der auf einer Seite herabgerutſcht war; ja, jetzt warf es ſogar neues Holz in die verglimmenden Kohlen des Ofens. Und nachdem alles das geſchehen war, ſchwebte es langſam hinweg, und als der Knabe in die Höhe blickte, ſtand es wieder wie vorher in dem blauen Holzrahmen und ſah ſtarr vor ſich hin, als wenn gar nichts geſchehen wäre und als ob es durchaus keine Berechtigung hätte, den innigen Dank des Knaben anzunehmen.

Drittes Kapitel.

Der Armenarzt.

Gegen Morgen hatten ſich die Träume des Knaben in ihrer Lebhaftigkeit und ihrem verworrenen Weſen ſehr vermindert. Seine Phantaſie hatte wieder den Bergpaß des Fiebers durchklettert, wo ihn ſchwindelnde ſchmale Stege in den Abgrund zu führen ſchienen, ja, wo ſein Fuß an entſetzlich glatten Felswänden ausglitt und er hinabſtürzte tief, tief, an die tauſend Fuß, um unten mit einem ſchmerzlichen Geſtöhn in ſiedendes Waſſer zu fallen, das aber ſeinen Sturz ſchwächte und ihn vor dem Zerſchmettern bewahrte. Allmälig wurde jedoch dieſe Wildniß, die er mühſam durchkeuchte, ſanfter, die Felſen verloren ihre ſchroffen Formen, die Wege nahmen bei jedem Schritt in der Breite zu, kühlende Waſſer murmelten neben ihnen her und fielen, geſchwätzig erzählend, mit dem Wege langſam ins Thal.

Dieſes Thal war reizend und ſchön; der wilde Gebirgszug, den er eben verlaſſen, hatte es gebildet und umſchloß die mit

blumigen Wieſen bedeckte Ebene im Halbkreis auf der einen Seite, ſo ſie vor Sturm und Wetter ſchützend. Da hinab ſchwebte er; gehen konnte man es nicht nennen, denn er fühlte keine Bewegung, keine Ermüdung; ihm war ſo wohl und leicht zu Muth. Als er aber die Ebene betreten wollte, ſah er unter dem Gebüſch am Fuße des Berges ein ſo trauliches Plätzchen, daß er nicht widerſtehen konnte, ſich dort niederzulaſſen.

Ach, er ruhte ſo ſanft, daß es ihm ſchien, als wiege ſich die Moosbank unter ihm! Die Schlingpflanzen, die vor dem Sitze herabhingen, bildeten ein ordentliches Gitter, durch welches er in die unbegrenzte Ebene hinaus ſah. Dieſe ſchien völlig menſchenleer zu ſein, doch nur im erſten Augenblicke. Gleich darauf ſah er aus einer Schlucht der gegenüberliegenden Gebirge zwei Reiter hervorkommen, die ſich ihm mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit näherten. Je mehr er ſich den vorderſten der Reiter anſah, deſto weniger konnte er zweifeln, es ſei das Bild über dem Kamine, das ſich jetzt zur Abwechslung in den Sattel geſchwungen, einen Schild und eine lange Lanze in der Hand hielt und ihm einen Beſuch machen wollte. Ja, es konnte nicht anders ſein, es war das Bild; denn er erkannte jetzt ganz deutlich das lange Geſicht und den wohlgedrehten Schnurrbart und die ernſten, faſt erſtaunten Augen. — Doch, o Wunder! der zweite Reiter neben dem erſten, den er nur auf Augenblicke ſehen konnte, wenn der andere mit dem Pferde eine kleine Wendung machte, das war er ſelber — Gottſchalk, wie er leibte und lebte! — So etwas war doch unerhört. Seine Freude, ſich ſelbſt zu Pferd zu ſehen, war aber auch ſo erſtaunlich, daß er darüber eine allzu heftige Bewegung machte und — erwachte.

Verschwunden war die Ebene mit den beiden Reitern; er befand sich in einem ganz fremden Zimmer, und wie er verwundert um sich blickte, mußte er sich sehr zusammennehmen, um nach und nach alles wieder in sein Gedächtniß zurückzurufen, was seit gestern Abend mit ihm vorgegangen. Richtig, da war die gewölbte Decke, da war der Ofen mit dem Kamin, und da war auch das auffallende Bild über dem letzteren. Natürlicher Weise fehlte auch der lange Mann nicht, der ihn gestern hieher gebracht und der nun freundlich lächelnd vor ihm stand.

„Das heiße ich einmal zum Beschluß gut und fest geschlafen!“ sagte dieser, wobei er ihm half, den Pelzmantel von sich zu streifen, in welchen der Knabe ziemlich tief hineingesunken war. Darauf legte ihm der lange Mann die Hand auf die Stirn und fragte nach einer Pause: „Wie befindest du dich?“

„Es ist mir recht ordentlich,“ erwiderte Gottschalk; „nur drückt es mich ein wenig auf den Kopf, und wenn ich mich aufrichte und vom Stuhl hinab will, so fühle ich wohl, daß mir das nicht so leicht wird, als wenn ich sonst des Morgens vom Bette steige.“

Bei diesen Worten war er wirklich aus dem Lehnstuhl geklettert und stand nun neben demselben, an dem schon wieder sanft erwärmten Ofen. Doch schien der Knabe in der That nicht so fest auf seinen Füßen zu stehen wie sonst wohl; denn er hielt sich mit der Hand an der Stuhllehne, und daß er das nicht ohne Ursache that, zeigte ein eigenthümliches Lächeln auf seinem heute recht blassen Gesichte. Auch blieb er nicht lange neben dem Stuhle stehen, sondern ließ sich wieder

auf den Sitz nieder, worauf der lange Mann die eine Seite des Pelzmantels aufs Neue über ihn her deckte.

„Da bleib nur ruhig sitzen," sagte er, „während ich dir wieder etwas Thee koche. — Hast du auch Appetit?"

Gottschalk schüttelte mit dem Kopfe und meinte: „Nicht besonders."

„Das kann ich mir wohl denken," versetzte der Andere; „und da du gestern Abend gewiß sehr schwach soupirt hast, so steckt immer noch einiges Unwohlsein in dir, das wir aber mit der Hülfe Gottes und San Jago's, sowie unter Mitwirkung unseres Doktors aus dir herauszutreiben hoffen. — Da schau," fuhr er nach einer Pause fort, „hier sind deine sämmtlichen Kleidungsstücke. Was damit geschehen konnte, ist geschehen; wenigstens sind sie trocken und warm, und es wird dir immerhin behaglicher erscheinen, in ihnen zu stecken, als in meinem weiten Pelzrock, der ja ein wahres Labyrinth für dich ist. Während ich dir also einen Thee besorge, zieh dich an, und dann wollen wir weiter sehen."

Der Knabe nahm dankend die Kleider, welche er gestern Abend triefend vor Näſſe abgelegt und die der lange Mann jetzt in der That warm und trocken ihm überreichte. Seine Toilette brauchte nicht viel Zeit, und als sie beendigt war, kauerte er sich in dem Lehnstuhl zusammen und blickte aufmerksam nach dem langen Manne hinüber. Wenn er auch eigentlich keine Furcht vor ihm hatte, so war doch etwas in dem abgemessenen, wir möchten sagen: steifen Wesen desselben, was dem Knaben nicht ganz heimlich erschien, und wenn auch die thörichte Furcht verschwunden war, die ihn gestern Abend einige Mal erfaßte, während er an dem Mantel hängend durch Dick und Dünn, durch Koth und Wasserlachen trabte, so dachte er

doch auch jetzt noch zuweilen an Seelen-Verkäufer, an blutgierige Menschen-Händler, sowie an jenen schrecklichen Kerl, von dem die Großmutter zuweilen erzählt, daß er kleine Buben an sich gelockt, sie fett gemacht und dann zu Pastetenfleisch zerhackt. Daß er nicht mager war, mußte sich Gottschalk eingestehen, und wenn also der lange Mann wirklich so mörderische Absichten hatte, so brauchte er mit dem Mästen nicht so viel Zeit zu verlieren, und er, der unglückliche Knabe, konnte alsdann schon in den nächsten Tagen wohl farcirt und eingemacht die Tafel irgend eines Leckermaules zieren. — Doch nein, so sah der lange Mann nicht aus; aber ein seltsames Wesen hatte er an sich, das mußte er sich schon eingestehen. — Da ging er im Zimmer umher, jetzt das Blechgefäß spülend, dann Wasser hineingießend, und that dies alles mit so ernster und feierlicher Miene, daß man hätte glauben können, es handle sich um die wichtigste Lebens-Angelegenheit. Während er den kleinen Theekessel aus dem Schlafzimmer an den Ofen brachte, ging er mit hocherhobenem Kopfe, das kurzgeschnittene Haar fast drohend in die Höhe gestrichen, die Spitzen des Schnurrbarts scharf aufwärts gekehrt. Bekleidet war der lange Mann heute Morgen mit untadelhaften Beinkleidern von dunkler Farbe, welche indeß etwas zu straff angespannt waren, unten von den ledernen Stegen, oben von den Hosenträgern, und die ihm sehr wenig Bewegung zu gestatten schienen. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß er bei dem Gehen keinen Versuch machte, die Kniee zu biegen, sondern beständig mit steif vorgestreckten Füßen marschirte. Statt des Rocks trug der Mann eine Jacke von grauem Baumwollen-Sammt, welche ihm bis über die Hüften reichte.

In kurzer Zeit hatte er den Thee zubereitet, goß davon

Dieſer gravitätiſche Gang des langen Mannes war durchaus nicht auf Zuſchauer berechnet, vielmehr der Ausfluß ſeiner innerſten Gefühle; denn wie er ſo den dunklen Corridor hinabwandelte, wo ihn Niemand anſtaunen konnte, als höchſtens einige Spinnen an der Decke, oder ein paar ängſtliche Mäuſe auf dem Fußboden, ſetzte er ſeine Füße wo möglich noch ſtärker auswärts, erhob den Kopf ſo weit als thunlich war, und während er in der einen Hand das ſpaniſche Rohr mit einer unnachahmlichen Würde führte, hatte er die andere in die Seite geſtemmt, wodurch ſein Arm einen Winkel bildete, über welchen der Mantel in maleriſchen Falten herabhing.

Das Haus, in welchem wir uns gerade befinden, iſt eines von jenen Gebäuden, in alten, guten Zeiten aufgeführt, wo man die Menſchen mit ihren Bedürfniſſen noch nicht ſo zuſammenſchachtelte, wie die bekannten Elfenbein-Figuren und Geräthſchaften in der Nuß, bei deren Anblick man erſtaunt, wie ſie alle in dem winzigen Raume Platz haben. Hier waren weite Treppen, lange Corridore, anſehnliche Veſtibüle, eine wahre Verſchwendung von Platz ſelbſt bis zu den unnennbaren Gemächern hinab, von denen heut zu Tage ein umſichtiger Hauswirth unbedingt ein Kabinetchen oder ein Bedientenzimmer abſchneiden würde. Die Thüren hatten eine anſehnliche Höhe und Breite, und die Schlöſſer, Griffe und Riegel waren mit angenehm und gut greifbaren Knöpfen, die ſich breit machten und trotzig zu ſagen ſchienen: Wir ſind auch da! ſo eingerichtet, daß man ſie gern in die Hand nahm und ſich nicht, wie bei unſeren jetzigen Beſchlägen, in Acht zu nehmen brauchte, ſich an einer der ſcharfen Kanten zu ſchneiden, oder ſich gar mit dem Finger in einen unbemerkten Spalt zu verirren.

Obgleich das Haus sehr groß und weitläufig war, so bemerkte man doch auf dem Wege, wo der lange Mann wandelte, wenig Leben, was wohl daher kommen mochte, daß die meisten der hier Wohnenden bereits außer dem Hause zur Arbeit gegangen waren. Der würdige Herr hatte jetzt den anderen Theil des Gebäudes erreicht und begann eine Treppe hinaufzusteigen, die in den oberen Stock führte. Hier sah es ziemlich verwahrlost aus; die Decke hing voll von Spinnweben, die Fensterscheiben, welche das Treppenhaus erhellten, schillerten, trübe angelaufen, in den Farben des Regenbogens. Die Stufen der Treppe waren von Holz und krachten nicht nur bei jedem Schritte, sondern unter dem gewichtigen Fußtritt des großen Herrn flog auch der Staub aus verschiedenen Fugen unter den sich biegenden Brettern in die Höhe. Ohne sich daran im Geringsten zu kehren, ohne deßhalb auch nur eine Miene zu verziehen, stieg der lange Mann die Treppe hinauf und wandte sich oben links zu einer Thür, auf der ein Papier angeheftet war, welches die Worte zeigte: „Armenarzt Dr. Flecker, praktischer Arzt und Geburtshelfer. Sprechstunde Nachmittags von 2 bis 4 Uhr, behandelt alle Bedürftigen unentgeltlich.“ Man hätte übrigens eher glauben können, daß man vor der Thür eines Thierbändigers oder, genauer ausgedrückt, eines Hunde-Dresstrers stehe; denn innen im Zimmer klangen die heulenden Stimmen einiger der letztbenannten Thiere in so kläglichen Tönen, daß man nicht im Zweifel zu sein brauchte, ob Freude oder Schmerz ihnen dieselben auspreßte.

Der lange Mann klopfte bescheiden an die Thür — ein Mal; es erfolgte keine Antwort; zwei Mal! Ebenso wenig. Endlich zum dritten Male erscholl ein so donnerndes Herein! daß die Hunde, wahrscheinlich das Schrecklichste fürchtend, in-

dem sie den lauten Ruf auf sich bezogen, mit einem Male verstummten.

Es war ein ziemlich großes Gemach, welches der Anklopfende nun langsam betrat. Ob und in welcher Farbe es tapezirt war, konnte man im ersten Augenblicke nicht unterscheiden, ebenso wenig wie die Beschaffenheit der Möbel; denn an den Wänden umher und unter der Decke wälzten sich so dichte Tabakswolken, daß der Blick davon geblendet wurde und der Eintretende sogar einige Sekunden Zeit brauchte, bis er die Gestalt des Zimmerbewohners gehörig ins Auge fassen konnte. Dieser war ein magerer, außerordentlich kleiner Mann in vorgerücktem Alter, mit einer so hohen Stirn, daß man dieselbe mit weniger Wohlwollen den fortgesetzten Anfang eines Kahlkopfes hätte nennen können, eines Kahlkopfes, den die borstig emporgekämmten Haare des Hinterhauptes mit einem wahren Entsetzen zu betrachten schienen. Dabei trug der Zimmerbewohner einen langen, röthlichen, ziemlich schmierigen Schlafrock, in der rechten Hand eine lange Pfeife, aus der er furchtbar qualmte, und unter dem linken Arm eine zusammengewickelte Hundepeitsche.

Als der Andere auf das übermäßig laute Herein! in die Thür trat und erstaunt an derselben stehen blieb, war vorderhand die einzige Notiz, welche der Mann im Schlafrocke von seinem Besuche zu nehmen schien, daß er ihm mit lauten Worten mehr zuschrie, als rief: „Aber, mein lieber Herr, Sie werden mir erlauben, daß ich den Wunsch ausspreche, meine Zimmerthür geschlossen zu halten, indem Sie unmöglich von mir verlangen können, daß ich Corridor und Treppen heize. Das werden Sie mir zugeben und in der Ordnung finden."

Während er dies aber sagte, schritt er, wie es schien, in

ziemlich großer Bewegung im Gemache auf und ab, wobei er wilde Blicke um sich her warf. Mit einem leichten Lächeln schloß der Andere die Thür, und als er hustend und schnüffelnd näher trat, konnte er sich der Worte nicht enthalten: „Nehmen Sie mir's nicht übel, verehrter Herr Doktor, aber ein bischen frische Luft könnte Ihrem Zimmer durchaus nichts schaden."

„Frische Luft!" rief der Andere mit einem Ausdrucke des Erstaunens, wobei er so plötzlich herumfuhr und dann stehen blieb, daß der lange Schlafrock in malerischen Falten emporwallte und die Fußbekleidung des Doktors, große Filzpantoffeln, zeigte. „Frische Luft!" wiederholte er mit einem herausfordernden Ausdruck, „daran fehlt's doch meinem Zimmer in der That nicht."

„Aber Tabaksdampf — unendlich viel Tabaksdampf — gewiß schädlich für die Constitution."

„Viel Tabaksdampf? — schädlich für die Constitution?" entgegnete der Mann im Schlafrocke in einem außerordentlich lauten Tone. „Und das sagen Sie mir in meinem eigenen Zimmer? — Erlauben Sie mir, mein lieber Herr," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen in einem etwas geringschätzigen Tone fort, „erlauben Sie mir, daß ich die Luft, welche meiner Constitution zusagt, am besten selbst zu beurtheilen verstehe. Auch werden Sie mir zugeben, daß, wer wie ich sich vierzig Jahre lang — denn schon mit zwölf Jahren fing ich an zu rauchen, vergessen Sie das nicht, mein Bester — wem also vierzig Jahre lang, wollte ich sagen, ein solcher Tabaksdampf nicht geschadet, der wird sich wohl erlauben können, ferner darin zu leben und zu athmen. — Item, der Tabaksrauch ist da, Thür und Fenster öffne ich nicht, und Sie wer-

den mir zugeben, verehrteſter Herr, daß ich für Sie nicht mehr thun kann, als geduldig anzuhören, was Sie mir zu ſagen haben."

Dieſes geduldige Anhören des Doktors beſtand aber darin, daß er wieder anfing, auf und ab zu laufen, dabei unſäglich qualmte und zuweilen die Hundepeitſche ſchüttelte, wenn ſich unter Sopha oder Bett ein halb unterdrücktes Knurren oder Bellen hören ließ.

„Wenn Ihnen alſo der Tabaksrauch nichts ſchadet, ſo werde ich mir erlauben, denſelben zu vermehren, indem ich eine kleine Cigarre anzünde."

„Thun Sie das, lieber Herr," entgegnete der Doktor, ohne in ſeinem Spaziergang einzuhalten, aber mit einer gefälligen Bewegung der Hand, in der er die Hundepeitſche trug.

Nach erhaltener Erlaubniß zog der Andere eine kleine Papiercigarre aus der Taſche ſeiner Jacke, grub unter Aſchenkegeln, die den äußeren Rand des Ofens umgaben, ein Zündhölzchen hervor und begann ebenfalls zu rauchen. Was er aber im Gegenſatze zu des Doktors Pfeife zu leiſten vermochte, verhielt ſich wie das Summen einer Mücke gegen das Gebrüll eines Ochſen.

„Ich ſage Ihnen, beſter Nachbar," fuhr der Doktor nach einer Pauſe, während welcher ſich ſein Gemüth etwas beruhigt zu haben ſchien, aber während er noch immer umherrannte, zu ſprechen fort, „was ſolche Hundebeſtien einem für Spektakel und Verdruß machen, davon haben Sie gar keine Idee. Ich thue in der Dreſſur mein Möglichſtes, ich ſpare die Hundepeitſche nicht im Geringſten, aber wenn ich Ihnen ſage, daß es faſt unmöglich iſt, in dieſes Gezeug einige Ordnung zu bringen, ſo werden Sie mir hoffentlich glauben. Item, ich wünſche, daß ſie ſich auf Treppen und Corridor eines reinli-

chen Betragens befleißigen, und gewähre ihnen zu dieſem Zwecke jeden Morgen und Abend eine Stunde Freiheit, und ſo werden Sie mir zugeben, mein lieber Herr, daß ich darin das Uebermögliche gethan. Aber ſollten Sie glauben, daß dieſe Beſtien von der erhaltenen Erlaubniß einen mäßigen Gebrauch machen? Gott bewahre! das kommt wieder, wenn es ihnen gerade einfällt, und Sie werden mir zugeben, daß ich mich nicht zum Sklaven meiner Hunde zu machen brauche. Item, da kommt dann die Peitſche dran. Ja, Waldmännchen," drohte er einem unglücklichen Pinſcher, der leiſe jammernd ſeinen Kopf unter dem Bett hervorſtreckte, „du biſt der Schlimmſte. Aber beruhige dich, wir werden mit dir auch noch fertig, darauf kannſt du dich verlaſſen."

Lächelnd hatte der lange Mann zugehört, und als der Doktor inne hielt, um die Aſche in ſeinem Pfeifenkopfe zuſammenzuſtoßen, ſagte er:

„Ich habe eine Bitte auf dem Herzen. Würden Sie nicht ſo freundlich ſein, auf einen Augenblick zu mir hinabzukommen? wir haben da unten ein Krankes."

„Ein Krankes?" fragte der Doktor, indem er erſtaunt ſtehen blieb, „und warum haben Sie das nicht gleich geſagt? Ah, lieber Herr, warum ließen Sie uns ſo lange Zeit verlieren! — Ein Krankes? Da wollen wir gleich hinunter. Muß ich mich anziehen, oder kann ich ſo mit hinunter kommen? — Eine Perſon, die ſich vor einem Schlafrock ſcheut — he, alter Freund?" fuhr er mit einem lauernden und lächelnden Geſichtsausdruck fort, „ja, ſtille Waſſer ſind tief, das werden Sie mir zugeben. Item, es iſt ein Krankes, Sie haben mich gerufen, und ich kann auch meinen Rock anziehen."

„Das iſt ganz und gar nicht nothwendig, beſter Doktor; es handelt ſich nur um ein Kind.“

„Um ein Kind?“ rief der Doktor mehr und mehr erſtaunt, und trat ſo dicht an den Anderen heran, als wollte er ihm in die Ohren flüſtern; doch hätte er ſich bei deſſen Länge hierzu eines Stuhls bedienen müſſen. „Ein Kind,“ fuhr der Arzt fort, während er mit dem Kopfe ſchüttelte und den Mund ſpitzte wie ein Karpfen. „Ein Kind, das ſchon da iſt, oder? — oh! oh!“

„Es iſt ſchon ſehr da, beſter Doktor,“ erwiderte der lange Mann; „es betrifft einen Knaben von vielleicht fünfzehn Jahren, einen kleinen Handwerkslehrling, den ich geſtern Abends von der Straße aufgeleſen, wo er im ſtrömenden Regen ſtand, und den ſein Meiſter nicht ins Haus laſſen wollte.“

„Das iſt was Anderes,“ ſagte der Doktor, nachdem er einen Augenblick nachgedacht und, wie es ſchien, einigermaßen verdrießlich war, daß die Sache nicht ſchlimmer ſei, — „alſo ein kleiner Taugenichts, und hat ſo ein bischen Fieber? Sich erkältet? Leibſchmerzen? — Item, — iſt krank. Nun, wir wollen nach ihm ſehen. Vorher werden Sie mir aber erlauben, daß ich meine Mütze und meine Brille nehme. Ein Arzt ohne Brille, ſage ich Ihnen, lieber Herr, iſt nur ein halber Arzt. Sie werden mir zugeben, daß die Brille dem Geſichte etwas Myſteriöſes gibt. Man greift an den Puls, man ſchließt dabei die Augen, und dann funkeln die Brillengläſer ſo geſpenſterhaft in dem Strahle der Sonne oder des Lichtes; item, das flößt Reſpekt ein, und bei meinen Patienten,“ ſetzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „muß ich ſtreng darauf halten, daß ſie mich vielleicht für etwas Uebernatürliches anſehen, für ein Weſen, das ihnen helfen kann, aber auch im

Stande iſt, ſie zappeln zu laſſen, bis ſie ſchwarz werden; item, für ein grauſam geſchicktes Weſen.“

Ob der Doktor geſchickt war, wiſſen wir noch nicht zu beurtheilen, aber etwas Grauſames hatte er durchaus nicht in ſeinem Aeußern, nicht einmal unter Schwingung der Hundepeitſche, die er nun in die Ecke des Sopha's warf.

Wir ſind überzeugt, daß, während er mit dem langen Manne ſprach, die Hunde unter Sopha und Bett kein Auge von ihm, oder vielmehr von eben dieſer Peitſche, wandten; denn kaum hatte er ſich des drohenden Inſtruments entledigt, ſo ſprangen auch ſchon zwei Pinſcher und zwei Dachshunde, die bisher, mit Ausnahme einer einzigen ſchwarzen glänzenden Schnauze, vollkommen unſichtbar geweſen waren, unter den verſchiedenen Möbeln hervor und tanzten ſchweifwedelnd um ihren Herrn herum. Dieſer hatte indeſſen Brille und Mütze aufgeſetzt, hielt den kleinen Thieren noch eine kräftige Rede, worin er ſie mit vielen Items erſuchte, ſich ordentlich aufzuführen, und verließ dann hinter dem langen Manne das Zimmer.

Unterwegs erzählte der letztere dem Arzte die einzelnen Umſtände, unter welchen er den Knaben angetroffen, ſowie das augenſcheinliche Erſchrecken des Schneiders, als er ihn in ſeiner langen Geſtalt ſo plötzlich unter dem Fenſter geſehen.

„Darauf können Sie ſich verlaſſen, lieber Herr,“ ſagte lachend der Doktor, „daß der fromme Schneidermeiſter Sie für eine übernatürliche Erſcheinung hielt, und wenn dem ſo iſt, ſo kann es ein Capitalſpaß werden. Aber dabei muß man ein bischen fein zu Werke gehen und Umwege gebrauchen, was, ich weiß das ganz genau, Ihre Sache nicht iſt. Unterbrechen Sie mich nicht. Es ſoll gar nichts Unrechtes geſchehen. Aber

wenn Sie, Verehrteſter, ſo auf Ihre Art — Sie müſſen mir den Ausdruck verzeihen, — mit der Thür ins Haus fallen, ſo vorwärts marſchirend im geraden, gewichtigen Schritte, das macht auf den Schneider nicht die geringſte Wirkung. Sie würden ihm vielleicht mit kräftigen Worten ſein Unrecht vorhalten?"

„Das war meine Abſicht," ſagte der lange Mann würdevoll.

„Gäben ihm zu verſtehen," fuhr der Doktor fort, „daß es eine Schande ſei, ein Kind Nachts im Regen auf der Straße zu laſſen, und würden vielleicht hinzuſetzen, Sie hätten ihn mit ſich genommen, ihn gepflegt, gewärmt, item, was für ihn gethan."

Der Arzt, der ſehr große und viele Schritte machen mußte, um nicht hinter den langen Beinen ſeines Gefährten zurückzubleiben, hielt dieſen am Arm feſt und hob ſich, da derſelbe nun ſtehen blieb, auf die Fußſpitzen, um ihm, wie vorhin ſchon droben, in die Ohren zu flüſtern; doch war dies mehr ſymboliſch; denn indem der Doktor das Nachfolgende ſprach, ſchrie er ſo, daß man es über zwei Treppen hätte hören können.

„Ihr Weſen," ſagte er, „iſt für dieſe verdorbene Welt zu nobel, zu anſtändig, zu gerade aus. Ich kann Sie verſichern, lieber Herr, daß ich Sie immer im Geiſte hoch zu Pferde ſehe, mit gezücktem Schwerte und auf den Lindwurm zu Ihren Füßen einhauend. Daß der Lindwurm da iſt und unter uns herumkriecht, gebe ich Ihnen zu. Doch werden Sie dagegen auch mir zugeben müſſen, daß der Lindwurm nicht mehr ein tapferes Vieh iſt wie ehedem, — wiſſen Sie, wie damals, wo er, wie der ſelige Schiller ſagte: gekleidet in ein

ſcheußlich Grau, den Rachen aufſperrte, und uns muthvoll entgegentrat. Ja, damals galt es freilich — ſo!"

Hierbei machte der kleine Armenarzt eine außerordentliche Pantomime, indem er wie ein Fechter ausfiel, in der rechten Hand die lange Pfeife, die Linke hoch empor haltend.

„Das war Ihre Zeit, mein Beſter; nachbohrend bis ans Heft den Stahl. Aber heute iſt der Drache, den wir zu fürchten haben, der Drache der Lüge, der Bosheit, der Wolluſt, des Betruges, der Läſterung, des Aberglaubens; heute iſt er eine feine, ſchlaue Beſtie, und wenn Sie mit dem Knüppel nach ihm ſchlagen, ſo ſchleicht er unter Ihren Fingern hinweg, und Sie treffen Ihre eigenen Beine oder höchſtens die unſchuldige Naſe Ihres Nächſten. Item, überlaſſen Sie mir die Sache."

Während der Rede des Doktors blickte der lange Mann ernſt in die Höhe, ließ ſeine linke Hand leicht vom Knopfe des Rohrſtockes hinabgleiten, faßte dieſen alsdann mit der rechten, und zog ihn langſam und feierlich hervor, ungefähr wie man ein langes Schwert herauszieht. Ja, er ſalutirte förmlich vor ſeiner Bruſt, und als der Doktor geendigt hatte, ließ er die imaginäre Degenſpitze wie zum Zeichen der Billigung gegen den Fußboden niederſinken.

„Ganz alter Rittersmann," ſagte ſcheinbar entzückt der Armenarzt; „lieber Herr, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen die Verſicherung ausſpreche: Sie ſind um ein paar hundert Jahre zu ſpät auf die Welt gekommen."

Damit verſuchte er es, dem Anderen auf die Schulter zu klopfen, mußte ſich aber, da er zu klein war, um hinaufzulangen zu können, mit jenem Theil des Rückens begnügen, wo

dieſer ſeinen ehrlichen Namen verliert. Dann wandelten Beide den langen Corridor hinab und traten in das gewölbte Zimmer, wo der kleine Knabe noch in dem Lehnſtuhle ſaß und von wo aus er, wie es ſchien, das Bild über dem Kamin mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtet hatte.

Der kleine Doktor nahm ſeine Pfeife beim Eintritt ins Zimmer wie ein Soldat ſein Gewehr bei Fuß und fing erſt wieder auf die ſpezielle Einladung des langen Mannes an zu rauchen. Dann trat er näher, und als der Knabe ſein Geſicht gegen den Ankommenden wandte, blieb der Armenarzt überraſcht ſtehen und ſagte nach einer Pauſe lachend:

„Das iſt ja einer meiner Bekannten! Junge, wie kommſt du hieher? Aber das weiß ich ja ſchon," verbeſſerte er ſich. „Sie werden mir indeß zugeben," wandte er ſich an den langen Mann, „daß ich das Recht habe, aufs Höchſte erſtaunt zu ſein, hier einen Bekannten zu treffen. Item, es iſt der kleine Gottſchalk, des Jägers ſein Gottſchalk — ein ganz verfluchter Kerl."

Ob der letztere Ausdruck dem Vater oder dem Sohne galt, darüber muß leider die Nachwelt im Zweifel bleiben. Daß es der Doktor aber nicht böſe meinte, bewies er durch ſein Nähertreten und dadurch, daß er den Knaben ſanft auf den Kopf pätſchelte und ihm über die Stirn fuhr; dann griff er ihm an den Mund und drückte ihm ein wenig die untere Kinnlade hinab, worauf Gottſchalk, der dieſes Manöver zu verſtehen ſchien, augenblicklich ſeine Zunge ſo weit als möglich herausſtreckte.

„Kopf ein wenig warm," ſagte der Armenarzt, „Zunge trocken und belegt, Puls um eine Idee irritirt. Item, ein bischen unwohl. Hat aber nichts zu ſagen. Wollen ihn ſchon

in den nächsten Tagen wieder zusammenrichten. Nur werden Sie mir zugeben," fuhr er sehr ernsthaft fort, „daß ich das Verlangen stelle, der Bube soll heute und auch vielleicht morgen noch hier im Zimmer bleiben, und wenn Sie nichts dagegen haben, so wird Ihnen das gewiß einerlei sein, und Sie thun ein gutes Werk. So ein Stück von einer Matraze werden wir schon auftreiben, darauf legt er sich hin, man deckt ihn bis an die Nase zu, läßt ihn einige Tassen Kamillenthee mit zwei Tropfen Citronensaft trinken, item, behandelt ihn wie Jemanden, der schwitzen soll."

Als der Doktor so eifrig sprach, mit der langen Pfeife in den Händen gestikulirend, auch bald rechts und links tretend, fuhr ein Lächeln über die Züge des langen Mannes, und er sprach nach einem augenblicklichen Stillschweigen:

„Wenn sich der Knabe auf seine Matraze legt, lieber Doktor, so ist es Ihnen wohl einerlei, ob er zuerst mit dem linken oder rechten Fuße aufsteigt?"

Der Armenarzt wandte seine Brillengläser gegen den Frager und schien erstaunt, aber nur eine Sekunde lang, dann lachte er laut und fröhlich hinaus, wobei er ausrief:

„Sie werden mir zugeben, daß Sie ein Schäcker sind. Item, schwitzen soll er; thut nun, was ihr wollt; nachher komme ich, um nachzusehen."

Er machte eine eilige Bewegung gegen die Zimmerthür, kehrte aber augenblicklich wieder zurück, indem er sagte:

„Apropos, wenn ich mich erkundige, ob der Knabe etwas hat, um die Wäsche zu wechseln, so bin ich mit dieser Frage in meinem Rechte; denn Sie werden mir zugeben, wenn Jemand schwitzen soll, so muß er auch ein ordentliches Hemd anziehen können. Item, da aber kein trockenes Hemd da zu

ſein ſcheint, ſo ſehen Sie wohl ein, daß man ihm eines verſchaffen muß. Ich hab' ſo ein paar mildthätige Familien, die mir hier und da aushelfen. Laß einmal ſehen, wie groß du eigentlich biſt," wandte er ſich an den Knaben, und als dieſer augenblicklich aufſtand, fuhr der Armenarzt mit großer Lebhaftigkeit fort:

„Accurat ſo groß, wie meine Pfeife. Aber da ich dieſe außer dem Hauſe nicht bei mir führe, ſo werden Sie mir zugeben, daß ich ein anderes Maß nehmen muß. Das werden Sie hoffentlich einſehen," ſetzte er lachend hinzu, „und mich nicht wieder der Umſtändlichkeit beſchuldigen. Item, er geht mir bis ans Herz — das iſt wahr und außerdem ſchön geſagt. Das werden Sie hoffentlich nicht abläugnen. Nun aber adieu, Beſter; der Tiger kann für Thee ſorgen und zu mir heraufkommen, um einen Citronenſchnitz zu holen. Zwei Tropfen, nicht mehr."

Damit flatterte er zur Thür hinaus, doch war der rothe Schlafrock noch nicht ganz in der Spalte verſchwunden, als der Armenarzt auch ſchon wieder umkehrte und, auf die Stirn zeigend, ſagte:

„Es iſt doch ein wahres Sprichwort: Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Füßen haben. Das werden Sie mir zugeben. Item, ich hatte vergeſſen, Sie nochmals zu erſuchen, mir in der Sache mit dem Knaben da und deſſen Auffinden geſtern Nacht freie Hand zu laſſen, vollſtändig freie Hand; das gibt eine koſtbare Geſchichte, aber ſie verträgt nicht, daß man ein unvorſichtiges Wort darüber ſpricht. Ich komme heute Vormittag noch in die Wohnung des Knaben da, und werde mich mit dem Vater und der Mutter beſprechen. Auch mit der Großmutter," ſetzte er hinzu, wobei er ſein linkes Auge

auf eine komische Art gegen den Knaben zukniff. „Na, hab nur keine Angst, wir wollen ihr die Sache schon plausibel machen," sprach er beim Anblick von Gottschalk's Gesicht, das sich ziemlich in die Länge zog. „Hab nur keine Angst, deine Großmutter ist eine ganz vernünftige Frau, und ich bin nicht nur ihr Arzt, sondern auch ihr Rathgeber."

Damit warf er sich in die Brust, und als der lange Mann nichts erwiderte, reichte er ihm die rechte Hand und rief: „Also schlagen Sie ein, die Sache bleibt mir überlassen; den Knaben behalten Sie im Zimmer und gehen auf Ihr Bureau, ohne mit einer Menschenseele von der ganzen Geschichte zu sprechen. Daß das nothwendig ist, darauf können Sie sich verlassen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und wenn ich Ihnen mein Wort verpfände, so werden Sie mir dagegen zugeben, daß ich das gewiß nicht ohne Ursache thue. Item, — abgemacht."

Jetzt flog er wirklich zur Zimmerthür hinaus; doch so unglaublich war es, ihn nicht nochmals wiederkommen zu sehen, daß der lange Mann und selbst der Knabe ein paar Augenblicke nach dem Ausgang der Stube blickten, als müsse dort der rothe Schlafrock noch einmal zum Vorschein kommen.

Viertes Kapitel.

Meiſter Schwörer.

Der rothe Schlafrock aber ging den Corridor hinab und in ihm der kleine Doktor mit der großen Pfeife. Daß er allein nach ſeiner Wohnung zurückkehrte, hätte ein Blinder nimmer geglaubt, denn der Armenarzt ſprach auf dem ganzen Wege mit ſich ſelbſt, fragte und gab regelmäßig Antworten. Oben in ſeinem Zimmer angekommen, ließ er zwar dieſen Dialog mit der eigenen Perſon, doch wandte er ſich dafür an ſeine Hunde, denen er gute Lehren gab, ſie zu vernünftigem Betragen ermahnte und dabei die Hoffnung ausſprach, ſie werden vollkommen überzeugt ſein und ihm zugeben müſſen, daß ſpäter die Peitſche ein kräftiges Wort mitreden würde, wenn ſie ſich in ſeiner Abweſenheit ungebührlich aufführten. — „Ich kenne Hunde," ſagte er, „die keine warme Stube haben wie ihr; Hunde, die in der Näſſe und Kälte herumlaufen müſſen, und die nicht einmal wiſſen, woher ſie etwas zu freſſen bekommen. Item, unglückliche Hunde. Auch habe ich die Bekanntſchaft von andern

eures Gleichen gemacht, und sogar von edlen Jagdhunden, die in Kellern wohnen und dort dressirt werden. Ihr werdet mir zugeben, daß das eine langweilige Existenz ist: Keller-Wohnung und dressirt werden, Corallen-Halsband, item Hunger, item Peitsche."

Während der Doktor so sprach, hatte er einen braunen Rock angezogen, das wenige Haar an seinem Hinterkopf noch einmal in die Höhe gebürstet und dann den Hut aufgesetzt. Die Hunde aber schienen aufmerksam auf seine Rede zu horchen, denn sie saßen in ängstlicher Stille auf ihren Hinterpfoten, spitzten die Ohren, und kaum wagte einer sich irgendwo zu kratzen oder umher zu schnüffeln. Als nun der Armenarzt seinen Anzug vollendet hatte, nahm er einen Stock mit silbernem Knopf unter seinen Arm, dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Fanny darf mitgehen." Und Fanny bezeigte sich außerordentlich dankbar dafür. Fanny sprang um ihren Herrn herum und dann zur Thür hinaus, die der Armenarzt hinter sich abschloß. Dann gingen beide mit einander die Treppe hinab, durch den engen, finsteren Hof auf die Straße, der Doktor nach Art der Aerzte etwas vornübergebeugt, wie über einen wichtigen Fall nachdenkend, zu Boden blickend, den Stock so unter seinem Arme, daß der Knopf drohend gen Himmel gekehrt war; Fanny dagegen nach Art der Hunde, lustig ausgelassen, den Weg zehnmal hin und zehnmal zurück machend, wobei der kleine Pinscher immer noch Zeit genug hatte, jeden Eckstein sorgfältig zu betrachten, hier und dort zarte Erinnerungszeichen zurückzulassen und mit den ihm begegnenden Hunden seiner Bekanntschaft einen Schnüffler oder Schweifwedler zu wechseln.

Der Doktor machte genau den Weg, den der lange Mann

gestern Abends mit dem Knaben gegangen war, nur in umgekehrter Richtung, und da er sich nicht sehr stark beeilte, sondern zuweilen stehen blieb und sein Kinn mit der Hand streichelte, während er vergnügt lächelnd gen Himmel blickte, so brauchte er eine gute halbe Stunde, bis er zu dem Hause gelangte, wo unsere denkwürdige und außerordentlich wahrhaftige Geschichte begonnen hat. Der Regen hatte bei Tagesanbruch aufgehört, und wenn es auch noch naß genug auf Erden war, so fing doch der Himmel an, ein freundliches Gesicht zu zeigen, zerriß den grauen Vorhang, mit dem er sich gestern verhüllt, und überall kam das glänzende freundliche Blau zu Tage. Auch die Sonne war bereits fleißig und that ihr Möglichstes, um die Menschheit den gestrigen Regentag vergessen zu lassen. Sie vergoldete alles, was sie erreichen konnte, und wo ihr das nicht möglich war, da bildete sie die kühnsten tiefdunkeln, seltsam gezackten, scharfen Schatten, als wollte sie die Grenze ihres Reiches von der des Feindes aufs deutlichste markiren.

Der kleine Doktor ging in das Haus, welches gestern Abend so hartnäckig verschlossen war, klopfte an die Thür rechts, welche zu den Privat-Gemächern der Familie Schwörer gehörte, begnügte sich aber, als man herein rief, nur mit einem ganz kleinen Oeffnen der Thür, so daß er kaum seinen Kopf durchstecken konnte, wobei er freundlich lächelnd sagte: „Kann ich hinauf gehen? Ist der Leipziger noch in seinem Bette?"

Madame Schwörer, die in stark ausgesprochenem Negligé bei ihrem Kaffee saß, vernahm nicht sobald die Stimme des Arztes, als sie rasch aufstand und ihn gegen ihre sonstige Gewohnheit freundlichst bat, einzutreten. Vergebens schien der Meister mit lauter Stimme dagegen zu protestiren, die Frau

meinte: „Ei was! Doktor iſt Doktor, und einer weiß ſo wenig wie der andere. Der iſt mir heute gerade recht, der wird nicht mit dir heulen, ſondern dich an die Arbeit ſchicken. Bitte, Herr Doktor, näher zu treten. Sie werden ſich an meinem Anzug nicht geniren. Sie ſehen ja Alt und Jung oft genug ſo.“

Der Doktor trat in die Stube und ſah die Meiſterin mit einem außerordentlich fragenden, aber dabei ſehr unſchuldvollen Blicke an.

„Hat ſich der Leipziger nicht gehalten?“ ſagte er nach einer Pauſe, „iſt ihm was zugeſtoßen? Sie werden mir zugeben, daß es von großer Wichtigkeit iſt, daß der Menſch mir keine Exceſſe macht.“

„Ach, was den Leipziger anbelangt,“ verſetzte Madame Schwörer achſelzuckend, „ſo geht's dem recht ordentlich; er iſt aufgeſtanden und ſitzt dort in der Werkſtatt, freilich noch ein bischen lummelig, aber er kann doch wieder ſeinen Stich machen.“

„So, ſo, ei, ei,“ erwiderte der Armenarzt, während er den ſilbernen Stockknopf ſorgfältig unter ſeine Naſenſpitze brachte und mit den glänzenden Brillengläſern an die Decke ſtierte. „Alſo wieder beſſer; Sie werden mir erlauben, daß ich mich darüber freue. Ich bin immer beſorgt um meine Dachkammerkranken; item, ich will doch nach ihm ſehen.“

Damit ſchickte er ſich zum Weggehen an; doch ſagte die Frau: „Thun Sie das immer, Herr Doktor; da Sie aber einmal da ſind, ſo bitte ich, ſchauen Sie nach dem Meiſter da neben in dem Bette. Wir haben freilich den Stadtarzt, was Sie auch wiſſen, aber ehe der kommt, kann es Abend werden, und dann,“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „gibt der mir viel

zu viel auf meines Mannes Klagen. Sie sind resoluter, und — verstehen mich schon."

Der Armenarzt drückte die Brille fester an seine Augen, spitzte den Mund ein klein wenig und zog die Augenbrauen hoch empor, während er, die linke Hand mit dem Stock auf dem Rücken haltend, langsam und bedächtig gegen das Bett im Nebenzimmer anmarschirte. Dort lag Meister Schwörer auf dem Rücken, die spitzen Hände über der Brust gefaltet, in stiller Resignation, als sei er vollkommen gerüstet und bereit, die himmlischen Heerschaaren mit seinem Erscheinen zu beglücken. Aus den Kissen ragte seine gekrümmte Nase erschreckend hoch empor, und selbst seine Augen schienen sich vor ihr zu entsetzen, denn diese hatten sich tief in ihre Höhlen zurückgezogen und blickten nur zuweilen scheu und furchtsam um sich. Zu den Häupten des Bettes saß eine dürre Gestalt mit eingefallenen Backen und unheimlich glänzenden Augen in einem Wamms und abgeschabten Hosen, des Meisters Lieblings-Geselle, der ein Buch in Händen hatte, aus welchem er wahrscheinlich so eben vorgelesen. Jetzt schwieg er begreiflicher Weise still, faltete die Hände auf dem Schooße zusammen, neigte den Kopf auf die rechte Seite und blickte mit einem so faden, häßlichen und widerwärtigen Gesichtsausdrucke an die Zimmerdecke empor, daß in dem praktischen und lustigen Armenarzte augenblicklich die Idee eines personificirten Brechmittels aufstieg.

„Ei, ei," sagte er nach einer Pause, „Meister Schwörer ist krank, das ist ja, Gott sei Dank, eine Seltenheit. Nun, da wir zufällig einmal da sind und Madame Schwörer es wünscht, so kann ich mir schon erlauben, ein wenig zu fragen was denn eigentlich dem guten Meister fehlt."

Bei diesen Worten hatte er sich einen Stuhl näher gezo-

gen, setzte sich vor das Bett, wobei er sogleich nach dem Pulse des Kranken griff und, während er diesen beobachtete, den silbernen Stockknopf abermals unter die Nase brachte.

„Puls etwas erregt," bemerkte er, „die Haut trocken, und die Zunge?"

Es war kein schöner Anblick, als nun der Meister unter seiner gewaltigen Nase die sehr lange Zunge hervorstreckte. Es hatte in der That etwas Koboldartiges.

„Belegt, belegt," meinte der Armenarzt, „es tritt allerdings eine allgemeine Verstimmung des Körpers hervor, und da wir das erkannt haben, so werden Sie mir schon erlauben, wenn ich mich nach den Ursachen erkundige. Von einer Erkältung kommt das nicht, auch von keiner Unverdaulichkeit; da ist eine Seelen-Affektion im Spiel, eine Aufregung, ein Schrecken."

Bei den Worten des Armenarztes schien die Nase des Patienten sichtbar länger zu werden, doch war das nur optische Täuschung, welche daher kommen mochte, daß der Meister seinen Kopf langsam aus dem Kissen emporhob.

„Ja, ein Schrecken," fuhr der Doktor fort. „Item, etwas Aehnliches. Ist vielleicht ein kostbarer Rock verdorben worden, oder dem Lehrjungen ein glühendes Bügeleisen auf den Fuß gefallen?"

Der Meister schüttelte mit dem Kopfe.

„Item," sagte der Armenarzt in sehr bestimmtem Tone, „etwas dergleichen muß vorgefallen sein; das bemerke ich an allen Anzeichen, und wenn ich Ihnen irgend etwas Wirksames verordnen soll, so werden Sie mir zugeben, daß ich die Ursache der Krankheit kennen muß; sonst stehe ich nicht für das Schlimmste."

„Kann denn ein Schrecken ſo ſchlimme Folgen haben?“ fragte der Meiſter mit ſchwacher Stimme.

Der Armenarzt betrachtete den Kranken durch ſeine Brillengläſer, welche hier in dem dunklen Winkel des Zimmers recht unheimlich funkelten. Alsdann ſtützte er den rechten Arm auf ſeinen Stock, legte den Kopf darauf und ſagte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen die Verſicherung gebe, daß ein Schrecken von ernſten Folgen ſein kann; man beachtet das leichtſinniger Weiſe viel zu wenig. Man denkt nicht an eine Affektion des verlängerten Marks, welche nur zu leicht eintritt, an wäſſerige Ausſchwitzungen in die Gehirnkammern und an ein Delirium furibundum, welches ſich möglicherweiſe aus einem Schrecken entwickeln kann. — Hier iſt freilich nichts zu befürchten,“ fuhr der Arzt fort, indem er abermals die Hand des tief aufſtöhnenden Kranken ergriff, „aber Sie werden mir zugeben, daß ich eine Urſache kennen muß, um wirken zu können; item, daß Sie mir anvertrauen, was Sie erſchreckt.“

Mittlerweile war Madame Schwörer ebenfalls näher getreten, hatte ſich mit der Hand unten auf das Bett geſtützt und ſagte nun mit ihrer derben Stimme: „Ja, Sie haben ganz Recht, Herr Doktor, er ſoll mit der Sprache heraus und würde es auch thun, wenn er ſich nicht vor Ihnen ſchämte. Narrheiten ſind es, die ihn erſchreckt haben!“

„O Frau!“ ſprach der Meiſter mit ſchwacher Stimme, „du ſprichſt aus deinem ungläubigen Gemüthe, du biſt auch Eine von denen, die weder an Zeichen noch Wunder glauben.“

„Narrheiten!“ wiederholte beſtimmter die Frau; „wie ſchon geſagt, vor Ihnen genirt er ſich, aber vor ſeinen chriſtlichen Freunden wird er ſchon mit der Sprache herausgehen, und

da ich davon fest überzeugt bin, so kann ich es Ihnen auch schon sagen."

„Weib!" rief der Schneider, und seine lange spitze Nase bäumte sich ordentlich in die Höhe, während die Augen drohende Blitze schossen.

„Ach was, ich will Ruhe haben," erwiderte Madame Schwörer, „und daß Sie es nur wissen, Herr Doktor, er bildet sich ein, er habe den Teufel gesehen."

„Herr Gott, dich loben wir!" stöhnte der Meister, worauf er in die Kissen zurücksank, und der dürre Schneidergeselle setzte hinzu: „In alle Ewigkeit, Amen."

„Den Teufel hat er gesehen!" rief der Armenarzt mit ernster Stimme und kopfschüttelnd; „ei, ei, das ist doch unmöglich. Den Teufel! das hätte ich mit erleben mögen. Meister Schwörer, Meister Schwörer! wie sah denn der Teufel aus?"

Es war gut, daß der Doktor ziemlich im Dunkeln saß und daß die Brillengläser seine Augen verdeckten; denn sonst hätte man sehen müssen, wie es in denselben lustig blitzte und funkelte, und wie um seine Mundwinkel ein eigenthümliches, zufriedenes Lächeln spielte.

„So was ist mir noch nicht vorgekommen," sagte er nach einer Pause, „und Sie werden mir deßhalb zugeben, daß ich im ersten Augenblicke an das, was ich nicht gesehen, nicht glauben kann. Aber," setzte er kopfschüttelnd hinzu, „der Teufel, item, Sie behaupten es; aber . . . aber . . ."

Bei diesen Worten beugte er den Kopf tief herab, bedeckte ihn mit seiner Hand und versank in tiefes Nachdenken.

Es war seltsam, daß im gleichen Verhältniß, wie des Doktors Kopf herabsank, sich der des Kranken erhob; ja, er

blickte faſt triumphirend auf ſeine Frau, als der Arzt ſchwieg, ohne ihn, wie er gefürchtet, tüchtig auszulachen.

„Item,“ ſagte der Armenarzt nach einem längeren Stillſchweigen, erhob langſam ſeinen Kopf und ſchaute den Meiſter Schwörer mit dem leeren Blicke der Brillengläſer feſt an, „es gibt viele Dinge zwiſchen Himmel und Erden, davon ſich eure Schulweisheit nichts träumen läßt — Horatio.“

„Zacharias,“ verbeſſerte der Schneider, und fuhr dann mit etwas kräftigerer Stimme fort: „Es iſt mir ein wahrer Troſt, daß Sie es mir nicht machen wie die Frau da, und mir nicht abſtreiten wollen, was ich heute Nacht erblickte. — — Ja, ich habe den Teufel geſehen, er ſtand dort vor jenem Fenſter.“

„Angethan mit der Höllenlivrei, mit langem, ſchleppendem Mantel, der da gefertigt iſt aus den Flammen des unterirdiſchen Sündenpfuhls, mit glühenden Augen und ſchrecklichen Hörnern, gezeichnet durch langen Schweif und flammenſpeiend zum Grauen der Gottloſen,“ las der dürre Schneidergeſelle mit ſchnarrender Stimme und einem wahrhaft verzückten Blicke.

„Nicht ganz ſo,“ erwiderte Meiſter Schwörer; „in Roth war er gekleidet, das iſt wahr, hatte auch feurige Augen und Hörner, aber von den Flammen und dem Schweif habe ich, Gott ſei gelobt! nichts geſehen.“

Nach dieſen Worten herrſchte eine ſo tiefe Stille in dem Zimmer, daß man die Taſchenuhr auf dem Nachttiſchchen picken hörte, und von oben aus der Werkſtatt herab eine feine Stimme, welche ſang:

„Strümpf' und Schuh', Strümpf' und Schuh',
Laufen dem Teufel barfuß zu,“

worauf ein Chor einfiel:

„Zum Zippel, zum Zappel, zum Kellerloch 'nein,
Alles muß versoffen sein."

„Hören Sie, Herr Doktor," rief die Frau erboßt, „wie sie es droben treiben, während hier der Meister krank im Bette liegt, weil er sich einbildet, den Teufel gesehen zu haben? Nein, Herr Doktor, nehmen Sie mir's nicht übel, ich hatte gehofft, Sie würden ihm den Kopf zurecht setzen und ihm sagen, wo der Teufel eigentlich steckt. Ich weiß es. Nicht vor dem Fenster treibt er sich herum, sondern hier im Hause ist der Teufel, und jetzt, wo mir einmal die Galle überläuft, soll es mir auf ein paar Dutzend Worte mehr oder weniger nicht ankommen."

„Frau!" rief der Meister mit zürnender Stimme, setzte aber gleich darauf ziemlich affektirt matt hinzu: „Doch was ereifr' ich mich? Allerdings weißt du am besten, wo der Teufel steckt. O du mein Gott!"

„Der liebe Gott," rief Madame Schwörer immer heftiger, „der weiß nichts von dir und deinen Freunden! Ja, und jetzt will ich auch anfangen zu glauben, daß der Teufel gestern Nachts zum Fenster hereingesehen hat. Dem gefällt freilich die Wirthschaft hier — zwinkere nur mit deinen Augen! Und Er, Elberfelder, lass' er Sein scheinheiliges Maul herabhangen! Vor dem Herrn Doktor da brauch ich mich nicht zu genixen, das ist der Armenarzt, und daß wir in seine Praxis hineinfallen, dafür sorgst du aufs beste. Hat der Mann nicht eine Kundschaft gehabt!" wandte sie sich fast weinend an den kleinen Doktor; „die vornehmsten Herrschaften ließen bei ihm arbeiten, und gern bei ihm arbeiten, denn was damals aus der Werkstatt des Meisters Schwörer kam, das konnte sich sehen lassen. Aber wie hat sich das geändert! — Statt nach den Gesellen zu

ſehen und nach den Hoſen und Röcken ſeiner Kundſchaft, bekümmerte er ſich um die Wilden in Amerika, die doch dazu beſtimmt ſind, daß ſie herumlaufen, wie ſie Gott erſchaffen. Und ſtatt ſich um ſein Rechnungsbuch zu bekümmern, ließ er das liegen, weil er zu dem Comité gehört, das ſich zur Aufgabe macht, armen Leuten mit allerhand confuſem Büchern den Kopf zu verrücken. Ja, Herr Doktor, ein Kunde nach dem andern verläßt uns, und meinen Sie, er mache ſich was daraus? O nein, das nennt er höchſtens eine heilſame Strafe für ſeine Sündhaftigkeit. Daß ich aber und die armen Kinder am meiſten dabei geſtraft ſind, darüber macht er ſich keine Gedanken!"

Meiſter Schwörer hatte bei dieſem Erguſſe ſeiner Ehehälfte den Kopf auf die Seite gelegt; der Elberfelder ſchien eifrig in ſeinem Buche zu leſen, und der Armemarzt allein, an den die Rede hauptſächlich gerichtet war, mußte ſie Auge gegen Auge aushalten, was er denn auch heldenmüthig that und ſich nur leicht duckte, wie ein Hund im ſtrömenden Regen. Was ſollte er thun? Er war klug genug, für Niemand Partei zu nehmen, weßhalb er das beſte Mittel ergriff und, als Arzt handelnd, die Frau bat, mit ihren Vorwürfen einzuhalten, indem dieſe bei dem Zuſtande ihres Mannes nicht zuträglich ſeien. Dann erhob er ſich, faßte mit wichtiger Miene nochmals den Puls des Kranken und verordnete ein Senf-Fußbad, ſo wie bei ſich mehrender Hitze im Kopfe Umſchläge von kaltem Waſſer.

„Was Sie geſehen haben wollen, beſter Meiſter Schwörer, darüber kann ich mit Ihnen nicht ſtreiten, denn ich hab' es ja nicht geſehen. Uebrigens glaub' auch ich nicht, daß ſich der Teufel ſichtbar herumtreibt. Wer weiß, was Ihnen vor die

Augen gekommen iſt! Einer der zufällig vorüberging, ein ſpäter, harmloſer Wirthshausgaſt."

„Nein, nein," ſagte der Meiſter kopfſchüttelnd.

„Jemand, der zufällig an Ihrem Fenſter ſtehen blieb, Jemand in einem langen Mantel, mit Roth ausgeſchlagen. Daß es ſolche Mäntel gibt, müſſen Sie ja am beſten wiſſen. Item, etwas ganz Unſchuldiges, das Sie, durch mir unbekannte Nebenumſtände veranlaßt, erſchreckte. Item, wer wird ſogleich an den Teufel glauben?"

„Aber die Nebenumſtände!" ſeufzte der Kranke, „der Gott..." — doch war er nicht im Stande, den Satz zu beendigen. Madame Schwörer, welche kluger Weiſe vorherſah, daß die Rede auf den verſchwundenen Lehrling kommen würde — und das wollte ſie vermeiden — war leiſe zu Häupten des Bettes getreten, that, als wolle ſie ihrem Manne das Kiſſen ein wenig aufſchütteln, benutzte aber zugleich dieſen günſtigen Moment, um ihm einen Zipfel deſſelben ſo heftig unter die Naſe zu drücken, daß ihm ſein Wort plötzlich abgeſchnitten wurde. Dieſes Manöver begleitete ſie mit einem gelinden Puff und flüſterte ihm in die Ohren: „Halt doch dein Maul!" worauf ſie laut fortfuhr: „Was kümmern den Herrn Doktor die Nebenumſtände? Ich verſichere dir, Zacharias, es iſt ſo, wie er geſagt. Ein Nachtwandler, dem es Spaß gemacht, ſtehen zu bleiben und in unſer Fenſter zu blicken, vielleicht ein Bekannter, der uns über die ganze Sache noch aufklären wird," ſetzte ſie mit Beziehung hinzu.

„Alſo ein Senf-Fußbad und kalte Umſchläge," wiederholte der Armenarzt, nachdem er ſeine Brille feſt auf die Naſe gedrückt und ſich vom Stuhle erhoben. „Mein Herr College,

der Sie gewiß im Laufe des Tages beſucht, wird damit einverſtanden ſein. Und was den Leipziger anbelangt," wandte er ſich an die Meiſterin, „ſo werde ich morgen nach ihm ſehen. Er ſoll nichts Fettes eſſen und Brodwaſſer trinken ſo viel er mag. Item, die Sache wird ſich bald geben. Adieu."

Damit ging er ruhigen Schrittes zur Thür, von Madame Schwörer begleitet, die ihm mit leiſer Stimme zu wiederholten Malen verſicherte, es ſei nichts als eine Narrheit von ihrem Manne, und ſie wolle ihm das Fußbad ſchon gehörig mit Senf würzen, und ihm kalte Umſchläge um den Kopf machen, daß er auf andere und geſcheidtere Gedanken käme.

Draußen auf der Straße ſaß die gut erzogene kleine Fanny und wartete geduldig auf die Rückkunft ihres Herrn, wie ſie und ihre Kameraden es an allen Häuſern zu halten pflegten, wo der Arzt ſeine Beſuche machte.

Nach dieſer Viſite ſchritt der Doktor mit ſichtbarem Vergnügen und außerordentlichem Wohlbehagen durch die Straßen. Es ſchien ihm förmlich in den Beinen zu zucken, als wollten dieſe zuweilen einen Hopſer machen, während ſich der Kopf dagegen außerordentlich ehrwürdig und ärztlich ſteif hielt; zuweilen aber, wenn gerade keine Leute deſſelben Weges wandelten, zuckte ein fröhliches Lachen über ſein Geſicht, er ſchnalzte alsdann mit den Fingern, was Fanny für ein Zeichen nahm, in die Höhe zu ſpringen, und worüber dann der kleine Doktor wieder eine ſolche Freude äußerte, daß man den Moment herankommen ſah, wo Beide um die Wette durch die Straßen capriolen würden.

Dabei hatte der Armenarzt eine eigenthümliche Gewohnheit angenommen, der er ſich aber nur überließ, wenn er gut gelaunt war. Es war eigentlich eine Unart, die er dann aus-

zuüben pflegte, indem er ſich nämlich durch ein einziges Wort oder auch durch eine vollſtändige Bemerkung in das Geſpräch der Vorübergehenden miſchte, was meiſtens mit großem Erſtaunen aufgenommen wurde, ihm oft aber auch eine pikante Antwort eintrug, Letzteres aber nur von ſolchen Leuten, die ihn nicht kannten.

Fünftes Kapitel.

Zu einem alten Hause.

Während der Doktor durch die Straßen ging, ließ er seiner Lust und Laune alle Zügel schießen, ermahnte saumselige Schulbuben, ihre Classe nicht zu vergessen, und zwei Dienstmädchen, die sich eben zu einem längeren Gespräch anschickten, konnte er mit der Frage: „Und was macht die Suppe unterdessen?“ aus aller Fassung bringen.

So ging er seines Weges, und wenn auch nicht dieselben Straßen, die er heute Morgen schon einmal durchwandert, so doch der Richtung zu, wo sein Wohnhaus lag. Ehe er aber dasselbe erreichte, wandte er sich rechts, ging über den großen Marktplatz, bog von diesem in eine enge Gasse, und stand bald vor einem alten Hause mit hohem Giebeldache, dessen Eingangsthür, eigentlich ein Thor, weit offen stand. Es führte in eine große und geräumige Halle, die von massiven Steinpfeilern gestützt wurde und deren Decke, vom Alter geschwärzt, doch eine sehr kunstvolle Holzconstruction zeigte. Links

von der Thür ging eine Treppe hinauf, breit, die Stufen von Eichenholz, ebenso das geschnitzte Geländer, eine Treppe, die einstens prächtig gewesen, im Lauf der Zeiten aber alt und wackelig geworden war und nur noch schwer zu erkennende Ueberreste ehemaliger Schönheit zeigte.

Während der Doktor hinaufstieg, krachten die Stufen bedenklich, und wo er das Geländer anfaßte, um sich darauf zu stützen, schien es dem Drucke nachgeben zu wollen; wenigstens wich es einen Zoll aus seiner Richtung, soweit nämlich die abgenutzten Zapfen, vermittels deren es in den Treppenlauf eingelassen war, nachgaben. Glücklicher Weise war die Treppe so breit, daß man weit genug von dem Geländer entfernt bleiben konnte, was aber nicht sehr angenehm war; denn wenn die Stufen auch unten durch das Eingangsthor erhellt wurden, so befanden sie sich doch schon bei der ersten Wendung in ziemliche Dunkelheit gehüllt, und ein einziges Fenster auf dem Gange des ersten Stocks war so mit Staub- und Spinngewebe bedeckt, daß es nicht mehr im Stande war, Dienste zu leisten.

Der Armenarzt stieg indessen höher hinauf in den zweiten und dritten Stock; letzterer befand sich schon im Dachstuhle, und die Wohnungen hier waren eigentlich auf dem Söller eingerichtet. Nur eine Leiter führte noch höher auf den obersten Boden des Hauses. Er ging auf eine Thür zu, die sich gerade gegenüber der Treppe befand, klopfte an, und als eine weibliche Stimme herein rief, öffnete er und trat in ein geräumiges Zimmer mit schiefen Wänden, welches sein Licht durch Dachfenster erhielt, die hinausgebaut waren und so eine ziemliche Vertiefung bildeten. Das Gemach mit weißen Kalkwänden war dürftig möblirt mit einem alten Tische und höl-

zernen Stühlen. Auf einem großen hölzernen Kasten, der in einer Ecke stand, lagen ein Paar Rehfelle, und derselbe schien ein Sopha vorstellen zu sollen. Ueber ihm sah man an die Wand genagelt das Portrait eines eleganten jungen Mannes, welches mit einem darüber angebrachten Hirschkopfe mit starkem Geweih den Mittelpunkt einer Waffentrophäe bildete, die aus Hirschfängern, Jagdmessern, Büchsen und doppelläufigen Gewehren bestand. Trotz der Aermlichkeit des Zimmers sah es hier recht reinlich aus. Der Boden war sauber geputzt und mit weißem Sande bestreut. In einer der tiefen Fensternischen hing ein Vogelbauer mit einem Kanarienvogel. Der Ofen in der Ecke schien nicht geheizt zu sein, denn es war ziemlich frostig im Zimmer; hinter demselben sah man eine Reihe von Schnüren bis zur anderen Ecke ausgespannt, auf welchen neben Wäsche zum Trocknen eine Anzahl von Pfannkuchen hing, die hier zur Zeit augenscheinlich zu einem besonderen Zwecke gedörrt wurden.

In der Fenstervertiefung unter dem Kanarienvogel saß eine Frau, die beschäftigt war, ein Kinderkleidchen zu flicken. Der Eigenthümer dieses Kleidchens kroch neben ihr auf dem Boden umher und bemühte sich, ein hölzernes Pferd zum Stehen zu bringen, was ihm aber nicht gelingen wollte, da dasselbe nur noch zwei Beine besaß, weßhalb es immer nach der einen Seite umfiel. Die Frau mochte in den Dreißigen sein und war ein kleines mageres Weib mit blonden Haaren und einem guten, freundlichen Gesichte, welches aber deutliche Spuren von Kummer und Entbehrungen zeigte. Es war eine von jenen Physiognomieen, auf denen die Jugend nichts hinterlassen hat und in keinem Lächeln vom Glück und Freude spricht. Ihr Anzug war ärmlich, aber nett und reinlich, wie

ihre ganze Umgebung, ebenso das Kind am Boden, wenn auch dessen Röckchen vielfach geflickt war.

Beim Eintritt des Arztes blickte die Frau empor, und als sie den Besucher erkannte, wollte sie aufstehen, um ihm entgegenzugehen; doch ließ dieser, der sich mit einigen schnellen Schritten an der anderen Seite des Zimmers befand, das nicht zu, sondern bat die Frau, ruhig bei ihrer Arbeit zu bleiben.

„Mit uns macht man keine Umstände, Frau Brenner," sagte er in freundlichem Tone, indem er sich einen Stuhl nahm und im Niedersitzen den kleinen Buben, der erwartungsvoll zu ihm empor sah, auf den Kopf pätschelte. — „Und was macht Palmarum?" fragte er.

„Franz befindet sich wohl," entgegnete die Mutter und blickte mit inniger Liebe auf den Knaben.

„Palmarum," wiederholte der Doktor lachend, indem er das zerbrochene Pferd in die Hand nahm und bemerkte, in welch trostlosem Zustande sich das Spielzeug des Knaben befand, „da müssen wir nächstens einmal für ein neues Pferd sorgen; doch mußt du dir vorderhand zu helfen wissen. Schau' her: wenn ein Pferd nur zwei Beine hat, so lehnt man es an die Wand, daß es nicht umfallen kann. Item, nun steht es. So, — so, — wenn du dir das merkst, so kannst du um das ganze Zimmer herumcarriolen."

Der Knabe, offenbar vergnügt über das gute Auskunftsmittel, befolgte den gegebenen Rath und kroch mit dem kleinen hölzernen Gaul an den Wänden umher.

„Da ich gerade in der Nähe war," sagte der Armenarzt, nachdem er dem Spiel des Knaben eine Weile zugeschaut, „so konnte ich es nicht versäumen, einmal von selbst wieder nach

Ihnen zu ſehen, denn rufen laſſen Sie mich doch nicht, Frau Brenner; Sie ſind eine geizige Frau, die mich nicht brauchen mag, item, die mir nichts zu verdienen geben will."

Bei dieſen Worten fuhr ein trübes Lächeln über die Züge der Frau; dann verſetzte ſie mit ſanfter Stimme: „Gott ſei Dank, daß wir Ihrer Hülfe in der letzten Zeit nicht bedurft haben; aber wenn Sie kommen, freut es mich gewiß, Herr Doktor; Sie ſind immer ſo guter Laune, und es iſt gerade, als wüßten Sie eine Krankheit ſchon im voraus zu bannen."

„Ja, wenn das wäre, Frau Brenner, ſo könnten wir uns Geld genug verdienen; aber es gibt auch Leute, denen meine heiteren Worte zuwider ſind. — Apropos, was macht denn die Großmutter?"

„Sie ſitzt wie gewöhnlich in ihrem Zimmer und näht. — Sie werden ſie doch auch beſuchen?"

„Verſteht ſich. Später werde ich nach ihr ſehen. Eigentlich aber," fuhr er mit einem Male ernſter werdend fort, „hätte ich mit Ihrem Manne zu ſprechen. Er iſt wohl nicht zu Hauſe?"

„Nein, nein," erwiderte die Frau; „er iſt nicht da, wird auch erſt gegen zwölf Uhr zum Eſſen kommen."

Bei der Erwähnung ihres Mannes hatte ſie die Arbeit in ihren Schooß ſinken laſſen und blickte den Doktor fragend, faſt ängſtlich an.

„Machen Sie nur kein ſo wichtiges Geſicht," ſagte dieſer lächelnd; „weiß der liebe Gott, ich glaube, ſchon eine Frage allein kann Sie in Angſt verſetzen!"

„Ach ja," verſetzte ſie; „Sie haben nicht ganz Unrecht, denn wenn man nach ihm fragt, ſo hat es ſelten was Gutes zu bedeuten."

„Nun, was macht er denn?“

„O, er iſt im Ganzen recht zufrieden; auch fiel in der letzten Zeit nichts vor. Wir nehmen uns aber auch alle in Acht. Wiſſen Sie, lieber Herr Doktor,“ ſetzte ſie gutmüthig hinzu, „mein Mann hat eigentlich einen recht harten Dienſt, und wenn er müde und verdrießlich nach Hauſe kommt, ſo wundert es mich gar nicht, daß er wegen jeder Kleinigkeit heftig wird. — Haben Sie ihm was Unangenehmes zu ſagen?“ fragte ſie plötzlich nach einem augenblicklichen Stillſchweigen.

Der Doktor hatte ſeinen Stockknopf unter das Kinn geſtützt, und da er ſeine Augen aufwärts gegen die Helle wandte, ſo ſah man nichts als die ſpiegelnden Brillengläſer. Auf die Frage der Frau ſchüttelte er gleichmüthig mit dem Kopfe und erwiderte: „Eigentlich Unangenehmes habe ich nicht, ich wollte nur ein paar Worte mit ihm reden wegen des Gottſchalk.“

„Was iſt denn mit Gottſchalk?“ fragte die Frau beſorgt, während der Blick ihres Auges plötzliche Angſt verrieth. „Hat es etwas mit ſeinem Meiſter gegeben? — Doch nichts Schlimmes, will ich hoffen?“

Der Armenarzt ſchüttelte den Kopf und entgegnete ſo ruhig wie möglich: „Frau Brenner, regen Sie ſich nicht immer ſo auf; jetzt zittern Sie ſchon wieder an Leib und Seele, das ſehe ich Ihnen an, und wenn ich Ihren Puls unterſuche, ſo ſchlägt er geſchwinder, als nöthig iſt.“

Die Frau antwortete nur durch ein trübes Lächeln; um aber den Armenarzt von ihrer Ruhe zu überzeugen, nahm ſie ihre Arbeit wieder auf; doch ſchien ihre Hand in der That die Nadel nicht ſo feſt zu führen, wie einen Augenblick zuvor.

„Der Gottſchalk war geſtern Abend da?“ fragte der Doktor.

„Ja, bis nach Neune. Ich glaube, es war ſchon ein Viertel, und da lief er eilig weg.“

„Und als er an das Haus ſeines Meiſters kam, war die Thür ſchon verſchloſſen.“

„Das hab' ich mir gedacht,“ ſagte die Frau mit leiſer Stimme, „und da wird man mit ihm gezankt haben. Es iſt ein armes Kind, der Gottſchalk.“

„Allerdings könnte er eine angenehmere Stelle haben. Iſt er denn eigentlich mit Luſt an das Schneider-Handwerk gegangen?“

„Ach, das könnte ich gerade nicht behaupten,“ entgegnete die Frau; „doch wenn es geblieben wäre, wie es Anfangs war, ſo würde es ihm in der Werkſtatt immer noch gut genug gefallen. Mein Mann verſchaffte dem Meiſter Schwörer ſämmtliche Livreen ſeines Herrn, und dafür verſprach der Meiſter mir Wunder was, wie gut es Gottſchalk in der Lehre haben und was er alles lernen ſollte.“

Der Armenarzt nickte mit dem Kopfe.

„Mit den Livreen,“ fuhr die Frau fort, „dauerte es übrigens nicht lange. Alles im Hauſe der Herrſchaft war unzufrieden, und ſo machte ſie Meiſter Schwörer einmal und dann nicht wieder. Mit dem Verluſt der Kundſchaft war aber Gottſchalk's gute Zeit vorbei, und wenn er auch anfänglich Luſt zum Schneider-Handwerk hatte, ſo iſt ihm die jetzt gänzlich vergangen. Und das wiſſen auch Sie, Herr Doktor — eine Sache, bei der man nicht recht mit Leib und Seele iſt, kann nicht gelingen.“

„Hm, hm!“ machte der Armenarzt, „das ſehe ich wohl

ein und der Gottschalk ist sonst ein folgsames und gutes Kind."

„Ich kann nicht besonders über ihn klagen," erwiderte die Mutter; „das Einzige, was ich auszusetzen hätte, er kann zuweilen überlustig sein und gibt manchmal zu gescheidte Antworten für sein Alter."

Das Letztere, obgleich es ein Vorwurf sein sollte, sagte sie doch mit einem Anfluge von Wohlbehagen.

Der Doktor stützte das Kinn auf den Knopf seines Stockes, und es war komisch anzusehen, wie er den Kopf scheinbar auf diesem hin und her bewegte.

„Item," sagte er nach einer Pause, „auf diese Art wäre es mit dem Schneider-Handwerk nichts."

„Das will ich nicht denken," sprach fast erschrocken die Frau; „was sollte man denn mit dem Buben anfangen? Um Gott, nein, da würd' ich einen schönen Spektakel mit meinem Mann erleben! Aber was sehen Sie mich so sonderbar an, Herr Doktor?"

Bei diesen Worten ließ sie ihre Arme in den Schooß sinken und blickte ihrerseits den Arzt an, aber nicht nur sonderbar, sondern im höchsten Grad erschrocken. Man sah, wie sie mühsam athmete.

„Frau Brenner," erwiderte ernst der Armenarzt. „Sie werden mir zugeben, daß es mit Ihnen schwer ist, irgend etwas Geschäftliches zu besprechen. Jetzt thun Sie gleich wieder und schauen mich so entsetzt an, als müßte ich Ihnen das größte Unglück verkünden, und ich habe Ihnen, weiß Gott, nichts Schlimmes zu sagen."

„Aber doch etwas zu sagen," entgegnete die Frau mit leiser Stimme.

„Ja, allerdings; einen Rath zu geben oder einen von Ihnen zu hören. Doch können Sie nicht von mir verlangen, daß ich mich von Ihrer Alteration aus dem Concept bringen lasse. Item, was ich Ihnen zu sagen habe, das will ich Ihnen nicht verschweigen. Aber wir wollen hineingehen zur Großmutter, die ist so resolut, daß sie im Nothfall uns Beiden was abgeben kann."

Die Frau nickte leicht mit dem Kopfe, stand auf den Vorschlag sogleich auf und ging an die Thür des Nebenzimmers, die sie öffnete, worauf sie hineinschaute, ein paar Worte sprach und dann den Armenarzt bat, näher zu treten.

Dieser hatte unterdessen in der Geschwindigkeit dem kleinen Bübchen aus einer Verlegenheit und aus der Ecke geholfen, denn dort hing die Wand schief in das Zimmer hinein, und der hölzerne Gaul mit zwei Füßen wollte trotz der größten Bemühungen weder gerade stehen bleiben noch fortmarschiren, sondern fiel hartnäckig auf die Seite, was der Doktor dadurch zu umgehen wußte, daß er den Gaul in einen spitzen Winkel mit der Wand brachte, worauf das Bübchen vergnügt lächelte und die Promenade um sämmtliche Zimmerwände ihren ungestörten Fortgang nahm.

Frau Brenner war unterdessen in das Nebenzimmer getreten, hielt aber die Thür geöffnet und winkte nun dem Arzte, näher zu kommen.

Dieses Gemach, welches der Armenarzt betrat, war viel kleiner, als das erstere, und wenn es auch im Allgemeinen ebenso einfach, fast ärmlich möblirt war, so sah man hier doch manches, was an bessere Tage der Besitzerin erinnerte. So hatte das einzige Fenster Vorhänge von gestreiftem Kattun, auf einer Commode in der Ecke befand sich ein elegant zu nennen-

des Kistchen von polirtem Holz mit Messingbeschlägen, das Bett hatte eine saubere weiße Decke, und über demselben sah man in einem Goldrahmen die lithographirten Portraits eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame.

Die Bewohnerin dieses Zimmers, nicht nur von der Brenner'schen Familie, sondern auch von allen ihren Bekannten die Frau Großmutter genannt, saß nahe bei dem Fenster in einem so bequemen als soliden und schönen Lehnstuhl. Es war das eine stattliche Frau, welche man nicht in diesem Hause und in dieser Umgebung zu finden erwartete, eine Frau, deren Aeußeres nicht unpassend erschienen wäre im reichsten Sammtfauteuil im elegantesten Salon, dessen Wände mit seidenen Tapeten bedeckt wären. Sie bot in der That einen eigenthümlichen Anblick, die Frau Großmutter, und wenn man sie dasitzen sah nähend oder mit der feinen weißen Hand ihr Buch haltend, so hätte man glauben können, eine Dame aus hohem Stande mache sich das Vergnügen, vielleicht zu ihrem Zeitvertreib oder ihrer Belehrung das Leben einer geringen Familie, wie die des Jägers kennen zu lernen.

Die Frau mochte im Anfang der Sechziger sein; ihr ehemals schwarzes Haar war stark ergraut, und auf dem immer noch schönen Gesichte bemerkte man Spuren tiefen Leidens. Wenn sie lächelte, so war dieses Lächeln schmerzlich anzusehen, und dabei zeigten sich sehr markirte Züge um Nase und Mund, die sich freilich wieder glätteten, wenn sie ruhig um sich blickte, aber doch nicht so ganz vergingen, um nicht auf dem unteren Theile dieses edlen Kopfes etwas wie Müdigkeit und Abspannung zu hinterlassen. Nur die Augen glänzten ungetrübt und in wunderbarer Frische. Es war das ein prachtvolles Auge, tief dunkel und um so glänzender hervortretend, da das ganze

Geſicht der alten Frau mit einer krankhaften, faſt erſchreckenden Bläſſe bedeckt war.

Als der Doktor in das Zimmer trat, nickte die Großmutter lächelnd mit dem Kopfe, ohne aber nur den geringſten Verſuch zu machen, ſich von ihrem Stuhl zu erheben. Der ganzen Haltung, namentlich aber dem imponirenden Blicke der Frau nach zu urtheilen, hätte man dieſes Sitzenbleiben für Stolz halten können, aber das war es nicht. Die arme Großmutter konnte leider nur mit fremder Hülfe von ihrem Stuhle aufſtehen; ſie war ſeit zehn Jahren gelähmt, und wenn auch der obere Theil ihres Körpers mit vollkommener Freiheit und ungeſchwächtem Vermögen wirken und handeln konnte, wenn auch ihre geiſtigen Fähigkeiten nicht im Geringſten gelitten hatten, ſo war ſie dagegen, was den unteren Theil ihres Körpers betrifft, hülfloſer als ein neugeborenes Kind.

Die Großmutter war in ihrer Jugend Kammerfrau einer vornehmen Dame geweſen. Damals hatte ſie durch einen Sturz mit dem Wagen einen ſchweren Fall gethan, durch den ihr Rückenmark, wenn auch ſcheinbar ſehr leicht, verletzt worden; doch dauerte es nicht lange, ſo zeigten ſich ſchon die Spuren ihrer jetzigen Krankheit. Mit einer Willenskraft, die ihres Gleichen ſucht, hielt ſie ſich manches Jahr aufrecht und beſorgte ihre häuslichen Geſchäfte, wenn auch oft unter fürchterlichen Schmerzen. Endlich mußte ſie ihren Dienſt aufgeben und heirathete einen Mann, den ſie ſeit ihrer Jugend gekannt und doch nie kennen gelernt hatte. Sie war unglücklich mit ihm, und als er bald nach der Geburt ihrer einzigen Tochter ſtarb, ſah ſie ihre geringe Habe ſo zuſammengeſchmolzen, daß ſie nur im Stande war, durch die angeſtrengteſte Arbeit ihrer Hände ſich und ihr Kind zu erhalten. Einige Jahre darauf

ſtarb Ihre ehemalige Herrin und hinterließ ihr zum größten Glücke, im Andenken an die vielen guten und treuen Dienſte, welche ſie ihr geleiſtet, ein kleines Jahrgehalt; denn nun trat die Zeit ein, wo ſie an ihren Stuhl gefeſſelt blieb und ihren Arbeiten nicht mehr nachgehen konnte. Aber das Maß ihres Unglücks ſollte deßhalb noch nicht gefüllt ſein. Ihre einzige Tochter, welche ſie ſo ſorgfältig als möglich erzogen, welcher ſie, nachdem ſie herangewachſen war, Auszüge aus ihrer eigenen Eheſtandsgeſchichte, wenn auch auf die ſchonendſte Weiſe für den verſtorbenen Vater, zu Nutz und Frommen mitgetheilt, beging den thörichten Streich, ſich nicht nur in ihren jetzigen Mann zu verlieben, ſondern Umſtände herbeizuführen, welche der armen Mutter eine Einwilligung zur Heirath mit Herrn Brenner abzwangen.

Dieſe Heirath war nun in der That nicht gut ausgefallen. Herr Brenner, obgleich ein hübſcher Mann, war ziemlich roh und jähzornig, und was er von Bildung beſaß, ſchrieb ſich vom Walde her und allenfalls aus dem Bedientenzimmer, nicht zu gedenken der kleinen Kneipen, welche der herrſchaftliche Jäger mit ſeinen Kameraden häufig aufſuchte. Er war im Ganzen gerade kein böſer Menſch, doch da ſich die Familie ſtark vermehrt hatte und das Einkommen deßhalb nicht geſtiegen war, ſo fehlte es trotzdem, daß die Großmutter den größten Theil ihrer kleinen Penſion zum allgemeinen Beſten hergab, doch an allen Ecken und Enden, und wenn Frau Brenner auch aufs Aeußerſte ſparte, um die Schäden und Mängel des Hausweſens ſo viel als thunlich vor ihrem Manne zu verdecken, ſo gab es doch Fälle genug, wo ihre Armuth in gar zu nackter und abſchreckender Geſtalt zu Tage trat.

Wenn es auch nicht zu loben war, daß den Jäger ein

peinliches Gefühl überschlich, wenn er aus dem von Ueberfluß strotzenden Hause seines Herrn, aus den glänzend erleuchteten warmen und duftigen Räumen über seine wackelige Treppe in die ärmliche Behausung stieg, so ist dieses Gefühl doch erklärlich, wie denn überhaupt Leute von wenig oder mangelhafter Bildung so gern geneigt sind, Vergleiche mit der Lage ihrer Nebenmenschen anzustellen und sich durch den Unterschied unglücklich zu fühlen.

Wenn auch also die Großmutter zur Begrüßung des Doktors nicht aufstand, so sah man doch an der Art und Weise, wie sie ihm zunickte und die Hand gegen ihn bewegte, daß Beide recht gut mit einander bekannt waren. Der Armenarzt lächelte freundlich, als er die Schwelle des Zimmers übertreten hatte, neigte den Kopf ein wenig auf die linke Seite, wobei er die alte Frau forschend durch seine Brille ansah und sagte im fröhlichsten Tone von der Welt: „Sie werden mir zugeben, Frau Großmutter, daß ich kein Narr zu nennen bin, wenn ich heute wieder seufzend mein Bedauern ausspreche, daß wir Beide uns nicht früher kennen gelernt haben. — Na, das Paar! — Item, Frau Brenner" — wandte er sich an die Frau des Jägers — „Sie würden sich Ihres zweiten Papa's auch nicht zu schämen gehabt haben; denn das werden Sie mir zugeben, wenn bei mir eine Doktorin wäre, die mein Aeußeres pflegte und aufputzte, so sollten Sie Ihr blaues Wunder sehen. Item, es ist jammerschade."

Ueber die Züge der alten Frau fuhr bei diesen Worten ein kurzes Lächeln, und sie gab dem Doktor zur Antwort: „Es ist von einem Arzte recht schön, wenn er seine Kranken mit kleinen Späßchen zu unterhalten weiß, und darin sind Sie Meister, Herr Doktor, das muß man Ihnen lassen."

„Ja, wenn es nur ein Spaß wäre," erwiderte komisch seufzend der Armenarzt; „aber, — item, sprechen wir von etwas Anderem! Doch werden Sie vorher mir noch erlauben, zu bemerken, daß ich wahrhaftig nicht immer spaßhaft aufgelegt bin. Es gibt Leute genug, die mich zu ärgern verstehen, und in dem Falle kann ich sehr unangenehm werden."

Bei diesen Worten war er an den Stuhl der alten Frau gelangt und bot ihr seine Hand, indem er hinzufügte: „Nun, wie geht's denn eigentlich, Frau Großmutter?"

„So gut wie möglich. Aber kommen Sie in der That nur hieher, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen?" sagte die alte Frau, indem sie ihn forschend ansah.

Der Doktor hustete leise hinter der vorgehaltenen Hand, schielte nach der Frau des Jägers hinüber und versetzte alsdann: „Großmutter, Großmutter! ich glaube, Sie sehen einem an, was man denkt. Doch werden Sie mir zugeben, daß — zu wissen, wie Sie sich befinden, für mich immer eine Hauptsache ist. Daneben habe ich Ihnen freilich noch etwas vorzutragen, item, Ihren Rath zu hören."

Die Großmutter blickte ihre Tochter an, worauf diese sogleich einen Stuhl herbeiholte, und während sich der Doktor niederließ, die Brille etwas fester an die Augen schob und dem Stocke mit dem silbernen Knopfe seinen gewöhnlichen Platz zwischen den Knieen anwies, zog die Frau ein feines Taschentuch hervor, fuhr leicht über ihr Gesicht und richtete dann die großen, klaren Augen auf den Armenarzt.

„Es handelt sich um den Gottschalk," sagte dieser; „und da ich weiß, daß Sie die langen Berichte nicht lieben, so will ich mich kurz fassen. Der Gottschalk war also gestern Abend

hier. Er hat ſich ein bischen verſpätet, und als er an die Hausthür ſeines Meiſters kam, war dieſe verſchloſſen; er hatte aber nicht den Muth anzuklopfen."

„Und es regnete ſo arg!" ſetzte Frau Brenner mit leiſer Stimme hinzu.

„Ja, es regnete ſtark," fuhr der Armenarzt fort; „item, der dumme Bube — dumm war er, das werden Sie mir zugeben, denn ſonſt hätte er tüchtig angeklopft — blieb im Regen ſtehen, was weiß ich, wie lange! item, vielleicht eine Stunde, anderthalb Stunden."

Während die Großmutter ihre klaren Augen fortwährend ruhig auf den Erzähler richtete und ſich kein Zug in ihrem marmorbleichen Geſichte bewegte, ſeufzte Frau Brenner tief auf, ihre Augen zwinkerten, und ihre blaſſen, dünnen Lippen zitterten eigenthümlich. Es muß für ein Mutterherz ein gar trauriges Gefühl ſein, zu wiſſen, daß ihr Kind, nothdürftig bekleidet, bei Nacht und Regen ſtundenlang auf der Straße ſtehen mußte, und es fühlt das mit, als wenn es in demſelben Augenblicke erſt geſchähe. Es hört den Wind ſauſen und ſieht den Regen niederſtrömen. Es fühlt den einzelnen Tropfen, wie er ſich langſam durch das fadenſcheinige Röckchen durchdrängt und kältend den zarten, kleinen Körper berührt, den ſie an ihrem Buſen ſo oft gewärmt, die kleinen Schultern, Bruſt und Rücken, die ſie mit Tauſenden von Küſſen bedeckt. Sie ſieht ihn frieren, den armen kleinen Buben, und wenn ſie das bedenkt, ſo möchte ihr Herz brechen, daß ſie nicht in der Nähe war, um für ihn Regen und Wind auszuhalten. Jetzt aber hilft all ihr Denken nicht mehr, ſelbſt nicht einmal die zwei großen Thränen, die langſam über ihr bleiches Geſicht hinabrollen.

Die Großmutter sieht diese Thränen, doch schüttelt sie leicht mit dem Kopfe, und ihre Tochter bemüht sich, heiter auszusehen, besonders, da sie den Doktor hastig fragen muß: „Und nachher? — Und nachher?“

„Ruhig, ruhig, Frau Brenner!“ entgegnete der Armenarzt, wobei er seinen Zeigefinger in die Höhe hob; „lassen Sie mir Ihre Alteration sein, Sie werden mir doch zugeben, daß ich nicht mit einem so vergnügten Gesicht vor Sie hintreten würde, wenn dem Buben irgend ein Unglück geschehen wäre.“

„Herr Gott im Himmel, habe Dank!“ dachte die Frau.

„Item, es ist kein Unglück geschehen, — item, er hat die Nacht nicht auf der Straße zugebracht, wie Sie wohl glauben mögen; ich habe ihn heute Morgen schon gesehen, und es geht ihm gut.“

„Aber etwas Außergewöhnliches ist doch vorgefallen?“ fragte die Großmutter.

„Allerdings; indessen bei aller Kälte und Nässe, die der arme Bube ausstehen mußte, doch etwas Lustiges, etwas ganz Lustiges. Es mochte also bald Elf geworden sein, Gottschalk stand noch immer auf der Straße; da kommt zufällig ein Bekannter von mir vorbei, ich kann Sie versichern, ein braver Mann. Sie kennen ihn nicht, Frau Großmutter, item, wohnt mit mir in Einem Hause, kommt also vorbei und sieht einen kleinen Buben in Regen und Wind vor dem Fenster stehen; und, daß ich's nicht vergesse, in dem wichtigen Augenblicke, wo sich der Gottschalk ein Herz gefaßt hat, wo er an die Fensterscheiben geklopft und wo Meister Schwörer, aber erst auf Zureden seiner Frau, die nicht so übel ist, gerade den Hausschlüssel hinauswerfen will. — Nun werden Sie mir aber zugeben, wenn man Nachts so einen kleinen Mann allein auf der Straße stehen sieht, da hält man

an und erkundigt ſich nach dem Warum — ſo that denn auch mein Freund. Es iſt das eine lange Geſtalt mit einem bleichen und hageren Geſichte. Sein Mantel hatte ein blutrothes Futter, was weiß ich! Item, ich will zugeben, er ſieht bei Nacht etwas unheimlich aus. Alſo, — während der Schneider den Schlüſſel hinauswerfen will, ſagte er zu Gottſchalk, er ſei ein gottloſer Bube, und der Teufel werde ihn gewiß einmal holen. — Da auf einmal ſteht die lange Geſtalt vor dem Fenſter, — aber ich bitte Sie, Frau Brenner," unterbrach ſich der Arzt, „ſehen Sie doch nicht ſo entſetzlich alterirt aus, ſonſt kann ich unmöglich weiter erzählen."

„Aber es iſt mein Kind!"

„Und, lieber Herr Doktor?" fragte die alte Frau mit ihrem ruhigen Blicke.

„Nun, Sie werden mir zugeben," fuhr der Arzt luſtig fort, „daß der Schneidermeiſter, dem der Kopf voller Dummheiten der Art ſteckt, des feſten Glaubens iſt, der Teufel ſei wirklich erſchienen und habe den Buben geholt."

Bei dieſen Worten zuckte die Mutter ſchmerzlich zuſammen; doch faßte ſie ſich gewaltſam und fragte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „Und Ihr Bekannter, jener Fremde?"

„Daß der empört war über des Schneiders Hartherzigkeit, brauche ich Ihnen eigentlich nicht zu ſagen. Item, er nahm den Knaben nach Hauſe, hat ihn auf eine rührende Art verpflegt, — ja, Frau Brenner, auf eine rührende Art, und nun iſt er wohlbehalten und wohlverſorgt, wie ich Ihnen ſchon ſagte, in dem Hauſe, wo auch ich wohne."

Die Großmutter hatte dieſer Erzählung ſchweigend zuge-

hört, und als der Doktor geendigt, sagte sie nach einer kleinen Pause: „Nun, was denken Sie?“

„Was ich denke?“ erwiderte der Armenarzt, während er seinen Kopf in die Höhe hob und seine Brillengläser im Lichte glänzen ließ, „Sie werden mir erlauben, zu denken, daß man den kleinen Buben nicht mehr zu Meister Schwörer zurückgehen läßt.“

Frau Brenner hatte ihre Hände gefaltet und nickte mit dem Kopfe.

„Der Gottschalk hat einen aufgeweckten Kopf; schreiben und rechnen kann er wie ein Alter; und, Frau Großmutter, wenn ich Ihnen sage, daß ich ihn sehr wohl leiden kann, so werden Sie mir zugeben, daß das auch etwas ist, obgleich ich weder reich noch vornehm bin. — Item, man sucht eine passende Beschäftigung für ihn, und über diesen Vorschlag wollte ich Ihre Meinung hören.“

„Aber mein Mann?“ fragte besorgt die Frau des Jägers.

Der Doktor machte eine leichte Bewegung mit der Hand gegen die alte Frau, wobei er versetzte: „Das muß schon die Frau Großmutter so freundlich sein, über sich zu nehmen. Ist sie doch die Einzige,“ setzte er achselzuckend hinzu „die mit dem Herrn Brenner gehörig fertig wird. Nicht wahr, Frau Großmutter?“

„Ich kann wohl sagen, er respektirt mich,“ antwortete die alte Frau mit ihrem unbeweglichen Gesichte.

„Hat auch seine Ursachen, hat wahrhaftig seine Ursachen,“ versicherte der Armenarzt. „Item, man muß ihm Alles sagen; vor allen Dingen, daß der Schneider steif und fest glaubt, der Teufel habe den Buben — habe sich ins Spiel gemischt,“ verbesserte er sich, als er bemerkte, wie Frau Brenner ihre

Lippen zuſammenpreßte. „Aber er darf Niemandem ſagen, wo der Knabe iſt, und Sie auch nicht, das muß ich mir ausbitten. Heute oder morgen muß Meiſter Schwörer hieher kommen, er muß das Verſchwinden Gottſchalks anzeigen, und das gibt einen koloſſalen Spaß. Sie werden mir erlauben, daß ich mich wie ein Kind darauf freue.“ — Er rieb ſich vergnügt die Hände. „Habe ich Recht oder Unrecht?“ fragte er alsdann.

Der Mutter des Knaben mochte dieſe Geſchichte nicht ganz behagen; ſie ſchaute fragend auf die alte Frau, die mit ihren glänzenden Augen in weite, weite Fernen zu blicken ſchien und mit der Hand leicht über ihre Stirne fuhr.

„Meint Ihr nicht, Mutter?“ fragte ſchüchtern Frau Brenner.

„Bſt! bſt!“ ſagte der Doktor mit einer abwehrenden Handbewegung, „die Frau Großmutter denkt nach und wird ſchon das Richtige finden.“

Darauf ſtützte er das Kinn auf den Stockknopf, blickte an die Decke empor, blinzelte mit den Augen und machte mit dem geſpitzten Munde Bewegungen, als pfeife er irgend eine unhörbare Melodie. Nach einem längeren Stillſchweigen huſtete die Großmutter leiſe, fuhr mit dem Taſchentuche abermals über ihr Geſicht und ſagte dann mit einem kleinen, kleinen Lächeln: „Herr Doktor, ich habe Sie zu gern, um Ihnen den Spaß zu verderben, denn ich ſehe Ihnen an, daß Sie viel Werth darauf legen. Thun wir alſo ſo, wie Sie wünſchen. — Wenn dein Mann nach Hauſe kommt,“ wandte ſie ſich an ihre Tochter, „ſo ſchicke ihn zu mir, ich werde ihm die Sache aus einander ſetzen, und dann kann er mit ſeinem früheren

Freunde, dem Meister Schwörer, machen, was ihm gut dünkt."

„Bravo! bravo!" jubelte der Arzt. „Und Herr Brenner ist der Mann, den Schneider tüchtig zwischen die Zange zu nehmen. — Verdient es auch, daß er ein bischen gekniffen wird. Das ist eine trostlose Wirthschaft in dem Hause. Mich dauern nur Weib und Kinder."

„Er gehört zu den sogenannten Frommen?" fragte die Großmutter.

„O ja," seufzte der Doktor, indem er auf eine wahrhaft komische Art die Augen verdrehte. „Zu denen, die immer eine halbe Elle Tuch mehr brauchen, als jeder andere ehrliche Schneidermeister, und die mit der glühenden Nadel nähen, so daß alle Nähte schon nach vier Wochen aus einander platzen. — Aber jetzt muß ich mich schleunigst entfernen," setzte er hinzu, indem er aufstand. „Habe heut Morgen schon ein paar kostbare Stunden verplaudert. Frau Großmutter, halten Sie mich in gutem Andenken. Einen der nächsten Abende werde ich wieder kommen und eine Partie Piquet mit Ihnen spielen, item, der Frau Großmutter das Geld abgewinnen."

Die alte Frau lächelte ein klein wenig, worauf Doktor Flecker lustig rief: „Nun, das werden Sie mir aber doch wohl zugeben, und gnädigst erlauben, daß ich mein Geld nicht verliere; item, unter einer Quint und vierzehn Aß werde ich es schon gar nicht thun. — Adieu, adieu!"

Frau Brenner begleitete den Armenarzt auf den Gang hinaus; doch war dieser nicht der Mann, trotz der vorgeschützten Eile sich so schleunig zu entfernen. Zuerst blickte er nach dem Palmarum, der mitsammt seinem zweibeinigen Pferde aus dem Zimmer verschwunden war, und als er ihn auch draußen

auf dem Corridor nicht sah, schien die halb angelehnte Küchenthür, durch welche dichte Wasserdämpfe herausqualmten, auf den Armenarzt eine besondere Anziehungskraft auszuüben.

„Da wüthet gewiß Judica," sagte er. „Ich muß einen Augenblick nach Judica sehen."

„Dort in der Küche sieht es aber gerade nicht schön aus," meinte Frau Brenner.

„Nun also, dann ist es meine Pflicht, nach ihr zu sehen."

Und ehe er diesen Satz noch ganz vollendet hatte, war er schon an der Küchenthür und öffnete sie weit. Hinter derselben befand sich ein geräumiges und sehr räucheriges Lokal mit einem großen Herde und einem schwarzen Kaminschooß darüber, den man, sowie ein paar Schüsseln und Teller, die auf dem Rande desselben standen, nur in unsicheren Umrissen durch den qualmenden Wasserdampf hindurch bemerkte. Dieser Wasserdampf stieg aus einer großen Holzbütte auf, an welcher ein junges Mädchen stand, die man auch nur wie eine Nebelgestalt sah.

„Teufel, da wird stark gewaschen!" sagte der Doktor, der auf der Schwelle stehen blieb. Und Frau Brenner rief in die Küche hinein: „Margaretha, komm einen Augenblick heraus!" worauf das Mädchen hinter der Waschbütte vor und auf den Gang trat. Hinter ihr, sich mit der Hand an ihrem Rocke haltend, kam Palmarum, der die Abwesenheit der Mutter benutzt hatte, um einen Besuch in der Küche zu machen und sich dort auf seine Art nützlich zu beschäftigen.

Als der Armenarzt freundlich näher trat und der jungen Wäscherin seine Hand entgegen streckte, wich diese lächelnd zurück, wobei sie auf ihre Arme und Hände wies, die mit dickem Seifenschaum bedeckt waren. Trotzdem aber, sowie auch un-

geachtet ihres ärmlichen Anzuges, mußte man dieſes Mädchen mit Intereſſe betrachten. Sie war vielleicht ſiebenzehn Jahre alt, hoch, ſchlank, untadelhaft gewachſen, und dazu hatte die Enkelin der Frau Großmutter auf eine ſo merkwürdige Art deren ſchönes Geſicht geerbt, namentlich die großen ſtrahlenden Augen, daß man hätte glauben ſollen, man ſähe die alte Frau ſelbſt, befreit von einigen vierzig Jahren, die mit Kummer und Entbehrungen aller Art ihre Züge verhärtet und mit jener ſo auffallenden krankhaften Bläſſe bedeckt hatten.

Margaretha war eine prächtige Erſcheinung, und wie ſie ſo vor dem kleinen Doktor ſtand, drückte dieſer mit ausgeſprochenem Wohlbehagen ſeine Brille feſter an die Augen und blinzelte vergnügt nach dem ſchönen Mädchen hin.

„Du hätteſt mich nicht rufen ſollen, Mutter," ſagte ſie mit einer ſo ſanften Stimme, daß ſie faſt nicht im Einklange ſtand mit der imponirenden Haltung und dem ausdrucksvollen Kopfe. „Ich muß mich ja ſchämen, wenn mich der Herr Doktor ſo ſieht."

„Poſſen, Poſſen!" verſetzte dieſer. „Sie werden mir zugeben, liebe Judica — Margaretha wollt' ich ſagen," verbeſſerte er ſeine Anſprache auf einen Blick aus ihren großen Augen — „Sie werden mir alſo zugeben, daß ein Arzt alle möglichen Toiletten ſehen darf — ſehen muß. Item, es war mir rein unmöglich, das Haus zu verlaſſen, ohne nach Ihnen geſehen zu haben. — Es geht Ihnen gut?"

„Ich danke, Herr Doktor," ſprach Margaretha; „mir fehlt nichts, und ich bin zufrieden."

„Das iſt ein Glück, liebes Kind, das iſt ein großes Glück! Wer in unſerer Stellung kann das von ſich ſagen? — Zufrieden! Ja, wenn man zufrieden iſt, da iſt man auch

bedingungsweise glücklich. Und die Wäsche geht gut von der Hand?"

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe.

„Nun, dann bin ich für jetzt auch zufrieden," sagte der gute kleine Armenarzt, wobei er trotz des Widerstrebens von Seiten Margarethens eine ihrer Hände ergriff und sie so herzlich schüttelte, daß der Seifenschaum in weißen Flocken umher flog und er sein Taschentuch hervor zog, um sich abzutrocknen. „Aber jetzt habe ich alle Zeit, fortzukommen," rief er dann. „Behüt euch Gott mit einander!"

Damit war er schon an der Treppe und hüpfte hinab.

Margaretha blieb noch einen Augenblick stehen, da ihr die Mutter etwas sagte, bevor diese in die Stube zurückkehrte; dann ging auch sie wieder an ihre Arbeit, gefolgt von dem kleinen Palmarum, der mit der rechten Hand ihren Rock festhielt, während er in der linken eine kleine Blechschale voll Wasser trug, worin das zweibeinige hölzerne Pferd lag.

Sechstes Kapitel.

Nadelstiche.

Wenn du ein Mann bist, geliebter Leser — und in diesem Falle ist die Einleitung zu vorliegendem Kapitel absonderlich für dich geschrieben — so hast du gewiß in deinem Leben schon Gelegenheit genug gehabt, Widerwärtigkeiten aller Art zu ertragen, Kummer und Verdruß über dich ergehen zu lassen, und warst stark genug, dich den Schlägen des Schicksals muthvoll entgegenzustellen. Du hast Verluste erlitten, schwere, unersetzliche; sie haben dich erschüttert, aber nicht gebeugt. Du sahst dich fast erdrückt von Verhältnissen, die feindlich auf dich einstürmten; du hattest die Kraft, sie einzeln zu beseitigen, dich aus einem gefahrvollen Labyrinthe zu befreien. Dein Muth stählte sich an den Hindernissen, die dir in diesem Leben entgegentraten, deine Energie wurde scharf wie ein Rasirmesser, und wenn dich Jemand über den Löffel barbieren wollte, so kamst du ihm zuvor, und er verließ dich mit langer Nase und sehr glattem Kinn.

Ja, geneigter Leser, wer halbwegs ein Mann ist in der schönen Bedeutung des Wortes, wem ein frisches und kräftiges Herz in der Brust schlägt, der läßt sich nicht leicht niederbeugen von dem, was wir Schläge des Schicksals nennen. Er gleicht einem Bogen von sehr gutem Stahle, der freilich jetzt der Gewalt nachgebend, sich zusammendrücken läßt, um aber gleich darauf kräftig aus einander schnellend, den scharfen Pfeil in das Herz seiner Feinde zu schleudern. Mag sich sein Himmel noch so finster überziehen, er wartet getrost auf gutes Wetter; mag er augenblicklich unterliegen, er wird sich wieder aufrichten, um mit neuem Muthe seine Bahn zu wandeln.

So ist ein kräftiges Gemüth bei den großen Widerwärtigkeiten des Lebens. Aber wie das edle Roß, den Sporn nicht achtend, über Gräben und Hecken hinwegfliegt und alle großen Hindernisse, die ihm entgentreten, übersetzt oder durchbricht, und dagegen nicht im Stande ist, die Stiche blutdürstiger Insekten zu ertragen, sondern fort und fort wider sie schlagend und beißend sich abmüht und abplagt, bis es endlich ermattet zusammensinkt, was ihm selbst nie geschah nach Beendigung der längsten und hindernißvollsten Bahn: so sind es auch für uns, geneigter Leser, nicht die gewaltigen Schläge des Schicksals, die uns darniederwerfen, sondern die kleinen, feinen Nadelstiche, die uns nach und nach mürbe machen.

Nadelstiche in dieser Bedeutung sind die kleinen, an sich wenig sagenden Ereignisse, die, im Einzelnen wohl erträglich, dagegen sich immerwährend folgend zu einer Kette bitterer Qual werden. Diese Nadelstiche entstehen oft aus den geringfügigsten und lächerlichsten Ursachen, sind aber im Stande, ein Leben zu vergiften. Leider kann man diese Nadelstiche nicht in ein System bringen; sie sind rein individuell; sie springen

hervor aus den Worten, ja, Mienen deines Nächsten; sie treffen dich aus heiterer Luft, sie kommen aus dem Kissen, auf dem du sitzest; sie sind für dich Unglücklichen verborgen in Wasser, Feuer und Erde, kurz, in allen Elementen; sie lauern unter einem unerwiderten Gruße, sie stecken in einem zur Unzeit abgerissenen Hosenknopfe, sie machen sich fühlbar in engen Stiefeln, in einem plötzlichen Regenwetter, wenn du ohne Parapluie ausgehst, in einem Kothspritzen, wenn du, um einen Wagen zu ersparen, in lakirten Stiefeln zu Fuß zu einem Balle oder Diner gehst. Für den, der für diese Plagen inclinirt, sind sie miasmatisch; sie verfolgen ihn wie die Bremsen das arme Pferd, und wenn er selbst einmal einen ganzen Tag Ruhe gehabt hätte, so haben sie sich beim Zubettegehen vielleicht unter sein Lager versteckt, dessen Bretter aus einander brechen und ihn unfreiwillig auf den Boden niederlegen, oder sie dringen aus seinem Kopfkissen hervor und überfallen ihn in Gestalt aufgeregter Nerven und lassen ihn während der ganzen Nacht keine Viertelstunde die heißersehnte Ruhe finden.

Aber wie es in dem Sprichwort heißt: Bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden, oder wie der Dichter sagt:

Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen —

so sind die uns vom Schicksal und von den Verhältnissen gespendeten Nadelstiche nicht so tief treffend und schmerzhaft, als die, womit uns liebe Angehörige fortwährend bewirthen.

Ein trüber Tag, wenn rings am Himmel Regenwolken drohen und ein scharfer Wind durch die Straßen saust, ist nicht so geeignet, beim Aufstehen einen gleich frohen Muth zu verleihen, als wenn draußen vom klaren blauen Himmel die Sonne herab scheint, die ganze Welt freundlich küßt und mit

einem ſo lieben Gruße erweckt, daß man nothgedrungen ebenſo antworten und mit einem heiteren Geſicht in den jungen lachenden Tag hinein blicken muß.

Es iſt alſo ein ziemlich bewölkter Himmel, die Straßen ſind naß und ſchmutzig vom geſtrigen Regenwetter, und der Rechtsconſulent Plager ſteht vor einem kleinen Handſpiegel, den er an dem Fenſter aufgehängt, eben im Begriffe, eine ſchwarze Halsbinde anzulegen. Er hat die beiden Enden derſelben erfaßt, zieht ſie rechts und links von ſich ab und ſcheint nicht dazu kommen zu können, den gewöhnlichen künſtlichen Knoten zu machen. Auch blickt er neben dem Spiegel vorbei in den grauen Tag, und wenn man ſeine finſtere, verdrießliche Miene betrachtet, die vorgeſchobene Unterlippe und die zuſammengezogenen Augenbrauen unter den tiefen Stirnrunzeln, ſo könnte man auf die erſchreckliche Vermuthung kommen, der Rechtsconſulent habe gar nicht im Sinn, ſeine Halsbinde zu knüpfen, ſondern er mache, an den beiden Enden ziehend, einen gelinden Selbſtmordverſuch.

Doch iſt nach ein paar Sekunden die gefahrvolle Kriſis überſtanden. Der Rechtsconſulent ſpitzt ſeinen Mund, blickt ſeufzend in den Spiegel, und gleich darauf iſt einer der zierlichſten Halstuchknoten fertig, welche man nur ſehen kann. Das Zimmer, in dem ſich der Rechtsconſulent befindet, iſt hoch, geräumig, ſanft erwärmt, und die Möbel in demſelben zeugen von Wohlhabenheit. Es iſt ein Schlafzimmer, das beweist das Bett in der erſten Ecke, und da in der linken Ecke noch ein anderes Bett ſteht, von ſeinem Beſitzer augenſcheinlich erſt vor Kurzem verlaſſen, ſo kommen wir auf die Vermuthung, daß auch eine Rechtsconſulentin vorräthig iſt, und dieſe Vermuthung wird zur Wahrſcheinlichkeit, da wir auf dem Fußb-

den vor dem zweiten Bette allerlei weibliche Kleidungsstücke — leider müssen wir sagen, etwas unordentlich zerstreut — umher liegen sehen.

Ja, es existirt eine Frau Rechtsconsulentin; wir hören sie aus dem Nebenzimmer mit lautem Lachen einigen Kinderstimmen antworten, die mit sehr vielem Geschrei ihre kleinen Bedürfnisse anzeigen. Der Rechtsconsulent hat indessen seine Toilette so weit hergestellt, daß er sie vermittelst einer Haarbürste vollenden kann. Doch sucht er dieses Instrument lange vergeblich auf seinem Toilettentische und sonst in seiner Stube herum, und als er es endlich unter einem Unterrocke findet, umdüstert sich seine Stirn wieder gewaltig, indem er bemerkt, daß die Haarbürste zum Abputzen von Stiefeln benutzt worden war. Nachdem er sie sorgfältig gereinigt, vertheilt er sein etwas dünnes Haar so kunstreich auf dem Kopfe, daß nirgends eine allzustarke Blöße sichtbar bleibt. Dann nimmt er den Spiegel von dem Fenster weg, öffnet die Flügel desselben und schaut einen Augenblick auf die Straße hinab, ehe er sich zum Frühstücke ins Nebenzimmer begibt, wobei er jedoch nicht vergißt, die entweihte Haarbürste unter dem Arme mit sich zu nehmen. Daß er zu gleicher Zeit über Damenstiefel, Strümpfe und sonstige umherliegende Kleidungsstücke wegsteigen muß, dient auch keineswegs dazu, seinen üblen Humor zu zerstreuen.

Besser wäre es übrigens gewesen, der Rechtsconsulent hätte noch etwas länger zum Fenster hinausgeschaut; denn das Nebenzimmer, wo sich die Familie zum Kaffee zu versammeln pflegte, war noch von einem Chaos beherrscht, das die Freuden eines behaglichen Frühstücks gerade nicht erhöhte. Auf einem großen runden Tische befanden sich Tassen, Kannen, Gläser, auch Brod und silberne Löffelchen; doch schien alles

das Platz genommen zu haben, wo es der Zufall eben hingeworfen. Dabei hatten sich diese Gegenstände scheu auf eine Seite des Tisches zurückgezogen, während an der andern zwei Kopfkissen lagen, auf welchen die beiden Kinder des Rechtsconsulenten, ein Knabe und ein Mädchen von fünf und sechs Jahren, noch sehr im Negligé saßen. Während die Rechtsconsulentin beschäftigt war, den einen Fuß des Mädchens mit einem Strumpfe zu bekleiden, versuchte eine ältere Frau, deren Bekanntschaft wir später ebenfalls machen werden, dem Kinde an dem andern Fuß den Schuh anzuziehen und das Band an demselben zu knüpfen, was ihr erst nach einigen Schwierigkeiten gelang, da dasselbe gestern Abend beim Ausziehen abgerissen war und jetzt wieder zusammengeknüpft werden mußte. Dem Knaben widmete sich die Magd des Hauses und bearbeitete sein Gesicht mit einem großen Schwamme; doch mußte sie dabei viel Kunst und Ausdauer anwenden, denn der Kleine fuhr schreiend mit dem Kopfe nach allen Seiten, was zur Folge hatte, daß die Wassertropfen aus dem Schwamme und vom Gesichte weit umher auf Kaffee, Milch und Brod spritzten.

Als der Rechtsconsulent ins Zimmer trat, blieb er wie erstaunt stehen und räusperte sich laut. Dann zuckte er die Achseln und sagte: „Aber, liebes Kind, wie oft soll ich dir es wiederholen, daß es denn doch beim Himmel nicht passend ist, die Kleinen auf dem Frühstückstische anzuziehen! Abgesehen davon, daß in ihrem Schlafzimmer vollkommen Platz dazu ist, finde ich es sehr unappetitlich, mit Seife und Waschwasser neben Butter und Brod zu verkehren."

„Du weißt aber auch, daß das selten geschieht," entgegnete die Rechtsconsulentin, ohne aufzublicken. „Gott! man

kann nicht immer, wie man will. Babette hat im Schlafzimmer aufgeräumt, weil dort gleich geputzt werden soll."

„Das hätte man vorher thun können," meinte der Rechtsconsulent. „Ich bemerkte dir nur, das Eßzimmer sei kein passender Ort zum Anziehen."

„Es geschieht ja auch nie im Eßzimmer," entgegnete die Frau in etwas gereiztem Tone.

„Nie?" fragte der Rechtsconsulent mit einem seltsamen Lächeln.

„Nie," erwiderte bestimmt die Frau; worauf die ältere Dame, die noch immer an dem Schuh knüpfte, hinzusetzte: „Nein, Herr Schwiegersohn. Man zieht die Kinder nie im Eßzimmer an."

Der Rechtsconsulent blickte duldend gen Himmel und murmelte, wie zu sich selber sprechend: „Also was ich mit meinen Augen sehe, ist nicht geschehen!"

„Und wenn es wirklich einmal geschehen wäre," fuhr die Schwiegermutter fort, „so sind es ja Ihre Kinder, und da kann von unappetitlich doch keine Rede sein."

„Ja, Mama," setzte die Frau hinzu, „wenn man aber seine Kinder nicht besonders lieb hat, so findet man natürlicher Weise an den Würmern alles unappetitlich."

„Das habe ich aber durchaus nicht gesagt, daß meine Kinder unappetitlich seien," erwiderte der Rechtsconsulent mit sehr finsterem Blicke und indem er die Haarbürste wie einen Dolch faßte.

„Gesagt nicht, aber gedacht," fuhr die Schwiegermutter fort, während sie sich erhob und dem kleinen Mädchen einen schmatzenden Kuß auf den Mund gab, wonach sie sagte:

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

„Du armes Kind! wir mögen dich recht sehr, wenn dich auch dein Vater nicht leiden kann."

Wieder blickte der Rechtsconsulent gen Himmel und begann nach Luft zu schnappen, wie ein Fisch auf dem Sande. Darauf erhob er drohend die Haarbürste und schien in Betreff derselben eine furchtbare Anklage formuliren zu wollen. Doch besann er sich eines Besseren und sprach mit ziemlich sanfter Stimme: „Ich habe bitten wollen, künftig meine Haarbürste nicht mehr zum Schuhabputzen zu gebrauchen."

„Die Haarbürste zum Schuhabputzen!" rief Madame Plager scheinbar mit großem Erstaunen; doch war dieses Erstaunen offenbar etwas erkünstelt. — „Babette, weiß Sie was davon?"

Babette blickte in die Höhe und schüttelte den Kopf ebenfalls mit größter Verwunderung, daß es überhaupt nur möglich sei, eine Haarbürste zu etwas Anderem zu benutzen, als die Haare damit zu bürsten, wobei sie aussah wie ein Bild der Unschuld. Die Schwiegermutter aber zuckte mit den Achseln und sagte halblaut zu ihrer Tochter: „Laß es gut sein, Emilie. Er hat wieder einmal seinen schlimmen Tag!" Worauf Beide auffallend seufzend wieder an ihre gemeinschaftliche Arbeit gingen, das kleine Mädchen anzuziehen, mit welchem Geschäfte sie denn auch nach einiger Zeit glücklich zu Stande kamen.

Nicht so gut gelang es der Babette, mit dem kleinen Schreihals fertig zu werden, der sich in den Kopf gesetzt hatte, ein gewisses Paar Beinkleider, schöne vortreffliche Höschen, durchaus nicht anziehen zu wollen.

„Aber, Fritzchen," sagte schmeichelnd die Magd, „das sind ja dieselben Höschen, die du so gern anhast. Siehst du, mit

Herrentaschen! Darin kannst du deine Pfennige und deine Bretzeln aufheben."

„Ich will die anderen Hosen!" heulte Fritzchen.

„Aber die anderen Höschen sind noch von gestern naß und haben auch keine Herrentaschen," schmeichelte Babette. Dann setzte sie leiser hinzu, um den Spektakel zu Ende zu bringen: „Wenn du die Höschen anziehst, so schenkt dir Mama einen Pfennig. Willst du?"

„Nein, ich mag nicht!" schrie sehr entschlossen der Sprößling des Herrn.

Dieser hatte sich nach der glänzend abgeschlagenen Haarbürstenattaque finster und grollend nach Art der Schildkröten, so viel als möglich, in sich selbst zurückgezogen, d. h. er hatte das Kinn in die Halsbinde vergraben, die Schultern sehr in die Höhe gezogen und seine Hände unter die Schöße des Fracks gesteckt, zwischen denen aber die Haarbürste hervorragte, hin und her wedelnd im zornigen Auf- und Abschreiten des Rechtsconsulenten, wie der Schweif eines erzürnten Bullenbeißers. — Ueberhaupt nicht besonders rosenfarben gelaunt, hatte die kleine Scene mit Frau und Schwiegermutter seinen Ingrimm merkwürdig gesteigert, und als in diesem Augenblicke sein Stammhalter und Erbe das zweite bedeutungsvolle: „Ich mag nicht!" ertönen ließ, wandte sich der Rechtsconsulent so heftig auf dem linken Absatz herum, daß die Frackschöße hinausflogen und zu gleicher Zeit die Haarbürste, deren Griff er losgelassen, um beide Hände frei zu bekommen.

Er brauchte aber auch in diesem Augenblicke seine beiden Hände. Mit dem rechten Arme hob er Fritzchen in die Höhe, worauf er mit der linken Hand einen unnennbaren Theil von dessen kleinen Körper kräftig zu bearbeiten begann, dabei ausrufend:

„Ei, du magst nicht, mein Sohn? — Ei, du magst nicht? Wirklich, du magst nicht?“

Wir würden in diesem Augenblicke Fritzchen Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, sein Geschrei habe sich verstärkt bei dieser unzarten Behandlung; im Gegentheil, die so plötzlich entwickelte väterliche Autorität wirkte in jeder Beziehung niederschlagend. Fritzchen schluchzte nur noch, aber so stark, daß ihn, wie man zu sagen pflegt, der Beck stieß, und dabei wandte er seine mit Thränen bedeckten Wangen der Babette zu, die sprachlos vor Erstaunen da stand und auf deren Gesicht man deutlich die Entrüstung darüber las, daß der Vater gewagt, sein unartiges Söhnchen abzustrafen.

Das kleine Mädchen aber, welches sich hinter den Tisch geflüchtet hatte, nahm sich begreiflicher Weise ihres Bruders an und schrie, als ob sie am Spieße stecke: „Mama, Mama, Großmama! der Papa bringt Fritzchen um!“

Der Papa aber hatte nach geschehener Züchtigung seinen Sprößling auf das Kissen niedergesetzt, und da der Zorn bei ihm gewachsen war, so achtete er nicht die drohenden Blicke seiner Schwiegermutter, mit welchen diese würdige alte Dame eilig herbeikam, Fritzchen in ihre Arme nahm und abküßte, eben so wenig den vorwurfsvollen Ausruf seiner Frau: „Geht denn der ewige Spektakel und das Lärmen über uns unschuldige Geschöpfe schon wieder los?“ Er legte die Hände abermals auf den Rücken zusammen, dieses Mal ohne Haarbürste, und schritt im Zimmer heftig auf und ab, mit einigermaßen wilden Blicken, ungefähr wie die des Löwen, welcher Blut schmeckt.

Daß sich Fritzchens stilles Weinen unter den Trostesworten von Mama und Großmama zum lauten Geheul stei-

gerte, braucht nicht bemerkt zu werden. Fritzchen war absolut nicht zu beruhigen und gab sich erst dann zufrieden, als Großmama mit einem majestätischen Blick auf ihren Schwiegersohn den Ausspruch that, „daß die anderen Höschen nicht anzuziehen seien, weil — weil — weil —"

„Sie inwendig zerrissen wären," setzte Babette hinzu.

Umsonst warf der Rechtsconsulent einen drohenden Blick hinüber. Was konnte er machen? Einer gegen Drei! und obendrein Ein Mann gegen drei Frauenzimmer! Er verbarg die Rechte unter seinem Frack auf der Brust, seufzte tief auf und verschwand zu seiner eigenen Beruhigung im Nebenzimmer.

Mittlerweile erhielten Mutter, Tochter und Magd die Zeit, der Kinder Toilette zu beendigen. Waschwasser, Schwämme und Kopfkissen wurden weggeräumt, die Tassen und Kannen an ihren Platz gerückt, und dann wurde berathschlagt, ob der Herr des Hauses überhaupt zum Kaffee zu rufen sei oder nicht, Großmama meinte, das Beste sei, sein eigenes bischen vorher mit Ruhe zu genießen; denn wenn er sich an den Tisch setzte, so wollte sie Hundert gegen Eins wetten, daß das Gezänke augenblicklich wieder losginge.

„Daran wird es nicht fehlen," meinte seufzend und achselzuckend die Tochter. Babette sagte, „so ein Herr sei ihr noch nicht vorgekommen," und das Töchterchen setzte hinzu: „Papa brummt immer." Auch wollte sich die Letztere, nachdem der hohe Rath endlich beschlossen, der Rechtsconsulent sei doch zum Kaffee zu rufen, durchaus nicht dazu verstehen, diesen Auftrag auszuführen, und wer weiß, ob Papa seinen Kaffee nicht später aufgewärmt erhalten hätte, wenn er nicht in diesem Augenblicke von selber aus dem Schlafgemach ins Eß-

zimmer zurückgekommen wäre. Er hatte drinnen abermals zum Fenster hinaus geschaut, die frische Morgenluft hatte seine heiße Stirn gekühlt, der Gedanke an den langen Tag, den er vor sich hatte, an welchem er doch zu verschiedenen Malen seine Wohnung betreten mußte, und wo es alsdann hart sei, immer die gleichen trotzigen und verdrießlichen Gesichter zu sehen, hatte ihn versöhnlicher gestimmt, ja, ihn wirklich so weit beruhigt, daß er mit einem gleichgültigen Gesichte beim Kaffee erscheinen konnte, mit einem Gesichte, das sich sogar zu einem wohlwollenden Lächeln hätte verändern lassen, wenn sich eine passende Gelegenheit geboten haben würde.

Leider aber schien die Göttin der Zwietracht, Madame Eris, es heute Morgen auf das Haus des Rechtsconsulenten abgesehen zu haben, und wenn sie auch keinen goldenen Apfel ins Zimmer rollen ließ, so brachte sie doch eine andere Kleinigkeit herbei, die den Familienzwist aufs Neue aufflammen machte. Der Kaffee war eingeschenkt, und während Großmama stolz, unbeugsam, mit dem Gesicht einer Siegerin ihre Nase erhob und um sich schaute, hatte sich die Tochter so weit besänftigt, um ihren Mann zu fragen, ob er vielleicht eine gute Nacht gehabt. Diese Frage beruhigte seine aufgeregten Nerven augenscheinlich, und er antwortete nicht nur: „O ja, recht ordentlich," sondern fragte auch seinerseits: „Wie hast du geschlafen?" wobei er sogar hinzusetzte: „mein Kind."

So weit war also Alles in bester Ordnung; es wurde Kaffee getrunken, Weißbrod eingetunkt, und wenn auch Louise zur Genugthuung der Großmama ihrem Vater halb den Rücken zukehrte, und Fritzchen sogar die Anspielung wagte, die Schläge, die er von Papa erhalten, thäten ihm gar nicht

mehr weh, wenn auch Babette, ab- und zugehend, hinter dem Rücken des Rechtsconsulenten Zeichen des Erstaunens und der Geringschätzung mit der Großmutter wechselte, so schien doch das Frühstück ohne besonderen Unfall zu Ende gehen zu wollen.

Da geschah es, daß Herr Plager, dessen Kaffee in der Tasse auf die Neige ging, im Reste mit dem Löffel umherrührte, und dieses mehrere Male that, wobei sich auf seinem Gesichte ein forschender und erstaunender Ausdruck kund gab. Offenbar hatte sein Löffel etwas gefunden, das weder Kaffee, Milch noch Zucker war. Nach abermaligem Umherrühren fischte er dieses Etwas glücklich heraus und fand, daß es eine braune Masse war, deren Substanz er nicht augenblicklich zu erkennen vermochte.

„Was hast du denn?" fragte Madame Plager, die mit argwöhnischem Blicke zusah.

„Ich finde da etwas in meinem Kaffee," erwiderte der Rechtsconsulent, „was eigentlich nicht dahin gehört; doch kann das vielleicht vorkommen," setzte er mit außerordentlicher Sanftmuth hinzu, „und es sei fern von mir, Vorwürfe machen zu wollen."

„O Gott, er findet wieder etwas!" sagte halblaut die Großmama.

„Das werden Sie mir doch erlauben, Frau Schwiegermutter?" entgegnete der Hausherr. „Sieh doch zu, Emilie, was es sein kann. Man muß der Babette Sorgfalt und Reinlichkeit anempfehlen. Es ist etwas Zähes; sieh nur."

Madame Plager betrachtete das im Kaffeelöffel Dargebotene und war schon im Begriff, es wegzunehmen, um alle Erörterungen abzuschneiden, als die Schwiegermutter entschie-

den ſprach: „Darüber braucht man, weiß Gott, keinen Lärm zu machen. Es iſt nichts als etwas Rahm von der Milch mit Kaffee.“

„Von Lärmen iſt keine Rede, Frau Schwiegermutter,“ entgegnete, ſchon etwas gereizt, der Rechtsconſulent. „Daß es übrigens keine Milch und kein Kaffee iſt, darauf können Sie ſich verlaſſen.“

„Ich verlaſſe mich auf meine beiden Augen und auf ſonſt nichts,“ verſetzte die würdige alte Dame. „Sei ſo gut, Emilie, und ſieh nach, ob ich nicht Recht habe. — Rahm und Kaffee,“ ſetzte ſie mit dem entſchiedenſten Tone von der Welt hinzu.

Madame Plager zuckte mit den Achſeln und ſagte dann: „Es ſcheint mir in der That, Mama hat Recht.“

„Dieſesmal hat Mama nicht Recht,“ erwiderte beſtimmt der Rechtsconſulent. „Und um den Beweis zu führen, will ich das Corpus delicti hier in dieſes Waſſerglas tauchen und dann vorlegen.“

Ehe er dies aber that, blickte der Hausherr beide Damen fragend an, und es hätte nur eines beglitigenden Wortes bedurft, eines freundlichen: „Laß nur gut ſein; ja, es iſt etwas Ungehöriges, Babette muß ſich künftig in Acht nehmen,“ — ſo hätte der Rechtsconſulent die Sache augenblicklich fallen laſſen. Als aber die Schwiegermutter wiederholte: „Milch mit Rahm, vielleicht auch ein bischen Weißbrod,“ und hinzuſetzte: „Man iſt ja glückſelig, etwas zum Streiten zu finden,“ fuhr das unbekannte Etwas ins Waſſerglas und zeigte ſich beim Herauskommen als ein ziemliches Stückchen Schwamm, deſſen Herkunft wir dem geneigten Leſer alsbald verrathen wollen. Frit-

chen hatte es nämlich von dem Waschschwamm abgerissen und zu seinem Zeitvertreib in die Kaffeekanne geworfen.

„Nun, ist das Rahm und Kaffee oder Weißbrod?“ fragte triumphirend der Rechtsconsulent.

„Was sonst?“ entgegnete die Schwiegermutter mit der größten Unbefangenheit, nachdem sie es einen Augenblick betrachtet. „Sieh doch zu, Emilie, es ist vom Obersten der Milch mit Kaffee.“

Und dieses ist betonte sie so entschieden und sah dabei ihre Tochter so herausfordernd an, daß diese, obgleich mit etwas schüchternem Tone beistimmte.

„Das ist mir doch zu viel!“ rief der Rechtsconsulent, wobei er sich mühsam bezwang; „ich will euch sagen, was es ist! — Schwamm ist es.“

„Aber wie soll der Schwamm hier auf den Frühstückstisch kommen?“ meinte Madame.

„Das ist eine eigenthümliche Frage! Sind die Kinder nicht eben hier mit ihrem Schwamm gewaschen worden?“

„Gewaschen meine ich nicht, nur angezogen.“

„Nur angezogen, Herr Schwiegersohn. Wir wissen auch, was sich schickt, darauf können Sie sich verlassen.“

„Babette!“ rief zornig der Rechtsconsulent, „hat Sie den Buben hier auf dem Tische gewaschen?“

„Ich?“ entgegnete die Magd, nachdem sie einen schnellen Blick mit der Großmutter gewechselt; „angezogen, mein' ich, hätt' ich den Kleinen hier, nicht wahr, Fritzchen? Deine Höschen von gestern habe ich dir angezogen.“

„Ja,“ heulte der Knabe, denn er fürchtete eine neue Scene.

„Das geht doch bei allen Himmeln über jede Beschrei-

bung!“ rief nun zornig der Hausherr. „Ich sehe mit meinen eigenen Augen, wie die Kinder hier auf dem Frühstückstische gewaschen werden, und man will mir das abstreiten! Ich finde Schwamm in meinem Kaffee, und man will mich überreden, es sei Weißbrod mit Kaffee.“

„Schwamm im Kaffee!“ rief Babette im Tone des größten Erstaunens. „Das ist ja rein unmöglich, Herr Doktor; das muß ich mir wahrhaftig verbitten. Ich bin sehr reinlich, das haben alle meine Herrschaften gesagt. Schwamm in einem Kaffee, den ich gemacht!“

„Ja, Schwamm, ins Teufels Namen!“ schrie nun der Rechtsconsulent im höchsten Zorne. „Da schau' Sie her, Sie ordentliche Person!“

Mit diesen Worten hielt er der Magd das gewisse Etwas unter die Augen, worauf diese die Großmutter mit einem schnellen Blicke befragte.

„Es ist etwas vom Obersten der Milch mit Kaffee,“ sagte die Schwiegermutter mit unverwüstlicher Ruhe.

„Ja, das ist es, Herr Doktor,“ bekräftigte Babette in großer Eile. „Das kommt oft vor; ich habe es häufig schon in meiner eigenen Kaffeetasse gefunden. Nicht wahr, Frau Doktor, ich habe es Ihnen erst gestern gezeigt?“

Madame Plager nickte leicht mit dem Kopfe, dann wandte sie sich an ihren Mann, dessen Augen vor Zorn funkelten und der seine Hände zusammenballte.

„Aber laß es doch gut sein, Christian,“ sagte sie alsdann, „das sind ja nur Kleinigkeiten. Wer wird sich um Kleinigkeiten streiten!“

„Um den Streit ist es ihm zu thun,“ sprach großartig die Schwiegermutter.

„Nein, Madame, um den Streit iſt es mir nicht zu thun!“ rief der Hausherr mit lauter Stimme, „es iſt mir nur darum zu thun, mich in meinem eigenen Hauſe nicht zum Narrn machen, mir nicht meine geſunden Augen wegdisputiren zu laſſen. Die Sache an und für ſich iſt freilich eine Kleinigkeit; aber es iſt keine Kleinigkeit, Ihre ewigen Rechthabereien anhören zu müſſen. Ja, Madame, was ich hier in meiner Kaffeetaſſe gefunden, iſt Schwamm und bleibt Schwamm in alle Ewigkeit!“

Wir können leider hierbei nicht verſchweigen, daß der Rechtsconſulent, auf's Höchſte gereizt, bei dieſen Worten ſo heftig auf den Tiſch ſchlug, daß die Kaffeetaſſen erſchreckt in die Höhe fuhren, daß ein ſilberner Löffel klirrend zu Boden fiel, daß er ſelbſt, zornig wie er war, aufſprang, ſeinen Stuhl, wenn auch unabſichtlich, mit großem Gepolter umwarf, daß die Kinder anfingen zu heulen und zu ſchreien, und daß die Schwiegermutter mit ſtarker Stimme dazwiſchen rief: „Ich ſage dir, Emilie, in deinem Hauſe iſt es nicht mehr zum Aushalten!“

„O, wenn Sie das endlich einmal einſehen würden!“ ſchrie ihr der Rechtsconſulent zur Antwort entgegen. „Das wäre freilich ein Segen für mich und das Haus!“

Wahrſcheinlich würde ſich dieſer Streit noch länger fortgeſponnen haben, wenn nicht in dieſem Augenblicke die Klingel an der Hausthür ertönt wäre. Babette ſtürzte eilig hinaus, um zu öffnen, und der Rechtsconſulent, mühſam nach Faſſung ringend, verließ ebenfalls das Frühſtückszimmer und trat in den ſogenannten Salon, der ſich daneben befand.

Draußen auf dem Gange fragte eine tiefe Stimme, ob der Herr Doktor einen Augenblick zu ſprechen ſei, worauf Ba-

hette hereinkam, um diese Frage zu wiederholen. Doch richtete sie die Worte, im Gefühl ihrer tiefgekränkten Unschuld, an den Ofen des Salons, obgleich ihr Herr auf der andern Seite des Zimmers mit heftigen Schritten auf und ab ging, und setzte im mürrischen Tone hinzu: „Der Schreiber ist draußen."

„Der Schreiber soll hereinkommen!" herrschte der Rechtsconsulent, wobei er die Rechte wieder unter den Frack schob und sich bemühte, mehr finster und mürrisch als zornig auszusehen. Die Thür öffnete sich langsam, und der geneigte Leser wird einiger Maßen überrascht sein, einen Bekannten eintreten zu sehen. Es war der lange Mann im Mantel, mit dem wir gestern Nacht gewandelt; doch hatte er dieses Kleidungsstück draußen abgelegt und zeigte sich jetzt in einem einfachen Tuchrock, den er bis unter das Kinn zugeknöpft hatte. Er drückte die Thür leise hinter sich ins Schloß, machte seinem Chef eine tiefe Verbeugung und übergab ihm alsdann mehrere Briefe, die er, wie des Morgens sein Amt mit sich brachte, von der Post geholt.

„Es scheint mir nichts besonders Wichtiges darunter," sagte er, während der Rechtsconsulent die Adressen überflog. „Nur Geschäftssachen im engsten Sinne des Wortes, durchaus nichts Privates."

„So ist es," erwiderte der Chef, indem er die Briefe zurück gab. „Legen Sie sie in der Schreibstube auf meinen Tisch, ich komme sogleich, und werde nachsehen. — Haben Sie sonst noch etwas auf dem Herzen?" fragte er nach einer Pause, als er bemerkte, wie der Schreiber gegen seine sonstige Gewohnheit nicht sogleich ging, sondern den Kopf erhob und ihn anblickte.

„Nur eine Kleinigkeit," gab der lange Mann zur Antwort.

„Der Herr Doktor sprachen schon einige Mal davon, einen Incipienten annehmen zu wollen, der, ohne große Kosten zu verursachen, etwas zu leisten im Stande sei. Auch wünschten der Herr Doktor dazu keinen Schreiber anzustellen, der sonst wo gedient."

„Ja, ja, ich erinnere mich," versetzte mürrisch der Rechtsconsulent. „Doch was soll das jetzt?"

„Weil ich durch einen Zufall," sprach bescheiden der Andere weiter, „einen jungen Menschen fand, eigentlich noch einen Knaben, der aber eine hübsche Handschrift besitzt, von ordentlichen Eltern ist und für dessen Treue und Verschwiegenheit ich in jeder Hinsicht wie für mich selber bürgen zu können glaube."

Der Rechtsconsulent hatte während des Vortrags seines Schreibers seinen hastigen Spaziergang durch den Salon nicht unterbrochen, und wir müssen gestehen, daß er nur mit halbem Ohr auf die Rede desselben hörte. Seine Aufmerksamkeit war hauptsächlich den Reden der Schwiegermutter und der Frau zugewandt, die begreiflicherweise das Kaffeegespräch mit den ausgedehntesten Variationen fortsetzten. Zuweilen zuckte etwas auf dem Gesichte des Hausherrn, als bemühe er sich, milder gestimmt zu werden und als hege er sogar die Absicht, den häuslichen Frieden vielleicht durch ein begütigendes Wort wieder herzustellen. Wenn er aber alsdann die Ursache dieses Streites, die er zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand fest hielt, zufälliger Weise wieder betrachtete, so warf er den Kopf in die Höhe, sein Schritt beschleunigte sich, und er schnaubte gewaltig durch die Nase.

„Und was meinen der Herr Doktor von meinem Vorschlage?" fragte der Schreiber nach einer Pause, offenbar in

der Meinung, ſein Chef ziehe die Sache, ſo heftig auf und ab rennend, in Erwägung.

Hätte nur nicht in dieſem Augenblicke die Schwiegermutter ſehr laut und ſehr vernehmlich geſagt: „Und er mag ſagen, was er will, und ſtreiten, ſo lange er Luſt hat, es iſt doch nichts als eben dieſe Luſt zum Streiten, und was er in ſeiner Taſſe gefunden, war harmloſer Kaffee und etwas Sahne.“

Bei dieſen Worten hielt der Rechtsconſulent mit einem förmlichen Ruck in ſeinem Spaziergang inne, und ſchien ſich heftig ins Eßzimmer hineinbewegen zu wollen. Doch beſann er ſich gleich darauf eines Andern, fuhr mit der Rechten, wie um ſich zu beſänftigen, von der Stirn herab über ſein ganzes Geſicht und trat dann nahe vor ſeinen Schreiber, indem er demſelben mit der linken Hand das Corpus delicti unter die Augen hielt.

„Wollen Sie mir gefälligſt ſagen,“ ſprach er darauf mit merkwürdig ruhiger Stimme, „was ich hier zwiſchen meinen Fingern halte.“

Der lange Mann blickte hin und antwortete: „Das iſt ein Stückchen Schwamm.“

„Nicht wahr — Schwamm?“

„Ja wohl, Herr Doktor, Waſchſchwamm.“

„So iſt es! — Waſchſchwamm.“

Und dies ſagte er mit erhobener Stimme, indem er den Kopf gegen das Nebenzimmer wandte.

Dort war es mit Einem Male ſtill geworden und dieſen Augenblick benutzte der Schreiber, um ſeine Frage wegen des anzuſtellenden Incipienten zu wiederholen, worauf der Rechtsconſulent, offenbar milder geſtimmt durch das Zeugniß ſeines Untergebenen, demſelben zur Antwort gab: „Laſſen Sie Ihren

Empfohlenen gelegentlich in die Schreibstube kommen, ich will ihn dort ansehen."

Der lange Mann verbeugte sich tief und verließ geräuschlos das Zimmer.

Da der Rechtsconsulent einen Unparteiischen gefunden, der ihm vollkommen Recht gegeben, und der dieses Urtheil mit so lauter Stimme gesprochen, daß es die Damen im Nebenzimmer nothwendig hören mußten, so fühlte er sich mit Einemmale zur Versöhnung geneigt und war im Begriff, ins Eßzimmer zurückzukehren und sogleich die Hand dazu zu bieten. Hätte nur die unglückselige Schwiegermutter in diesem Augenblicke nicht gesagt: „Daß er seinem Schreiber ein Stück Schwamm gezeigt, ist wohl möglich; aber wo er diesen Schwamm hergebracht, mag Gott wissen! Daß im Kaffee kein Schwamm war, dafür will ich meinen Kopf verwetten!"

Als der Rechtsconsulent das hörte, stand er erstarrt, und alle menschlichen Regungen schmolzen aus seiner Brust hinweg, wie nächtiger Schnee an einem warmen Aprilmorgen. Er trat festen Schrittes ins Eßzimmer, halb und halb mit der Absicht, fürchterliche Musterung zu halten. Doch als er Frau und Schwiegermutter sah, namentlich die Letztere mit hoch erhobener Nase, um den Mund einen Zug kühler Verachtung, da zuckte er gelinde mit den Fingern und war im Zweifel darüber, sollte er heftig losbrechen oder gelinde anfangend sich in einen tüchtigen Zorn hineinsteigern. Er wählte das Letztere, war aber kaum über den unglückseligen Waschschwamm hinausgekommen, als ihn Mama mit Ernst und Strenge unterbrach.

„Herr Schwiegersohn," sagte sie aufstehend und indem sie mit halb zugeschlossenen Augen und herabhängender Unterlippe

auf eine eigenthümliche und sehr bekannte Art mit dem Kopfe wackelte, „Herr Schwiegersohn, es handelt sich jetzt nicht mehr um Waschschwamm oder nicht. Die Sache ist an sich vollkommen gleichgültig. Du lieber Gott (dabei blickte sie schmerzlich in die Höhe), wir sind Ihre Heftigkeiten schon so gewohnt, daß es uns einerlei ist, wegen welcher Kleinigkeit Sie gerade losbrechen. Wissen Sie, Herr Schwiegersohn, losgebrochen muß einmal sein, und wenn Sie gerade nichts loszubrechen haben, so brechen Sie was vom Zaun, um loszubrechen."

Bei dieser Redewendung warf sie einen triumphirenden Blick auf ihre Tochter, schüttelte aber dabei ihre Hand heftig gegen den Eidam, um ihn zum Schweigen zu veranlassen, und fuhr fort: „Ja, Herr Schwiegersohn, es handelt sich nicht mehr um die bewußte Kleinigkeit."

Der Rechtsconsulent, der sich ordentlich duckte unter diesem heftigen Wörtersprudel, blickte seine Frau an, welche mit schmerzlicher Ergebung hinzusetzte: „Ja, Christian, das hättest du nicht thun sollen. Wenn wir uns auch viel von dir gefallen lassen, und uns gern in deine Launen fügen — Gott! und wir müssen uns in viele deiner Launen fügen —"

„In unzählbare," sagte die Schwiegermutter.

„So hättest du doch das nicht thun sollen," fuhr die Frau fort.

„Ja, ums Himmels willen, was denn?" fragte fast bestürzt der Rechtsconsulent, indem er in seinen Gedanken hastig um Sekunden, Minuten, Stunden, ja, Tage zurückwühlte, um etwas zu finden, worauf diese Rede passen könnte.

„Er fragt noch!" sagte groß die Schwiegermutter.

„Gewiß, so kann man nicht leben," meinte die Frau,

wobei sie wie gekränkt und getäuscht den Kopf schmerzlich bewegt in die Hand sinken ließ.

Der Rechtsconsulent wußte nichts Besseres zu thun, als ein Bild des höchsten Erstaunens darzustellen, indem er beide Hände ausspreizte, den Mund etwas öffnete, die Augen weit aufriß und mit dem Kopfe schüttelte.

„Was in der Familie geschieht, Herr Schwiegersohn," fuhr die Großmutter nach einer augenblicklichen Pause fort, „das bleibt in der Familie und ist, wenn es auch unsere Herzen tief verwundet hat, für die äußere Welt doch so gut wie nicht geschehen. Aber was soll man von einem Manne denken, der fremde Personen, seine Untergebenen, zwischen sich und die Familie stellt, der ein Unrecht offenkundig macht, das er freilich selbst begangen, der sich selbst und die Seinigen blamirt, indem er aller Welt zuruft: Seht her, so lebe ich in ewigem Zank und Streit mit den Meinigen! — Pfui, Herr Schwiegersohn! Ich habe viel von Ihnen erwarten können, aber das geht doch über alle Beschreibung."

Die letzten Sätze hatte sie schneller und mit gesteigerter Stimme gesprochen und auf diese Art ihrem Schwiegersohn kaum ihre Meinung so zu sagen an den Kopf geworfen, als sie sich umwandte und ins Nebenzimmer rauschte und, so siegreich abziehend, dem Missethäter und ihrer Tochter das Feld ließ, welch' letztere aber augenblicklich den Faden des Gespräches aufgriff und, ehe der Rechtsconsulent zum Worte kommen konnte, hervorschluchzte: „Ja, Christian, das hättest du nicht thun sollen. Das haben Mama und ich nicht um dich verdient. Gott! ich kann mich ja vor keinem Menschen mehr sehen lassen. Muß man nicht mit Fingern auf mich zeigen? Und dir ist es nicht genug, daß es Nachbarn und

Dienstboten erfahren, wie du Frau und Kinder mißhandelst, nein! du sorgst auch in deiner unverständigen Wuth dafür, daß es die Stadt und das Land erfahre. O, ich armes, unglückliches, tiefgekränktes Weib!"

Damit fing sie an zu weinen und stürzte ins Schlafzimmer, wo die Kinder nur auf diesen Moment gewartet zu haben schienen, um ein allgemeines Geheul anzustimmen, das von der Schwiegermutter in den Zwischenpausen durch entrüstetes Räuspern und sehr bezeichnenden Husten accompagnirt wurde.

Dieses war einer von den schrecklichen, schon öfter dagewesenen Augenblicken, wo das Ungeheuer von einem Rechtsconsulenten im Zweifel war, ob er nicht in der That wirklich zu schlecht für diese Welt sei und sich nach einem Ausweg aus derselben umzusehen habe, oder ob er nicht mit geraden Füßen in die Höhe springen, sich verschiedene Male im Kreise herumdrehen und mit dem Kopfe irgend eine beliebige Thür einrennen solle. — Doch entschied er sich nach einiger Ueberlegung für keinen dieser Ausbrüche wilden Zornes, vielmehr dämmerte eine stille, aber innige Wuth in seinen Blicken auf; er biß die Zähne über einander, legte die Hände auf dem Rücken zusammen und spazierte ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Dieses Mittel wirkte beruhigend, und als er sich noch zu größerer Besänftigung mehrere Male an die Stirn geklopft, konnte er ziemlich gelassen seinen Hut nehmen, ja, er vermochte es über sich, draußen auf dem Hausflur, als er des tief entrüsteten Dienstmädchens, der Babette, ansichtig wurde, und als er bemerkte, daß die Thür seiner Schwiegermutter ein wenig offen stand, mit zarter Beziehung die sanfte Melodie zu pfeifen:

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn.

Damit hatte er die nothwendige Faſſung errungen, um ohne Aufſehen bei den Hausleuten drunten vorbeigehen zu können und ſo auf ſeinem Bureau zu erſcheinen, wie es die Welt von einem glücklichen Gatten und Familienvater verlangt. — Doch wehe in ſolchen Augenblicken irgend einem juridiſchen Gegner! Da ſaß er hinter den trüb angelaufenen Fenſtern ſeiner Schreibſtube, eine erzürnte, brummende, aber fleißige Biene, aus vergilbten Aktenbündeln — Gift und Galle zuſammentragend.

Siebtes Kapitel.

Jockey und Gärtner.

Es thut uns außerordentlich leid, daß es uns auch dieses Mal nicht erlaubt ist, den Namen der Stadt anzugeben, in welcher diese vollkommen wahrhaftige Geschichte spielt; es thut uns das in der That sehr leid, denn wir haben großen Schaden dabei. Ist doch der Leser z. B. des französischen Autors viel mehr zu Hause und fühlt sich viel besser in die Situation hinein, sobald unser glücklicher College anfängt: „Wenn man sich am Ende des Boulevard des Capucins rechts um die Madelaine herum wendet, so kommt man nach wenigen Schritten in ein Gewirre kleiner Gäßchen und Straßen, die mit ihren in der That armseligen Häusern so auffallend abstechen gegen die Quartiere des Glanzes, welche wir so eben verlassen," u. s. w. u. s. w. Ja, daß wir nicht im Stande sind, den Schauplatz dieser Geschichte ebenso genau zu bezeichnen, ist ein Unglück. Es klingt so angenehm und schön, von einer existirenden Stadt, einer wirklichen Straße, einer noch vor-

handenen Hausthür und einer darauf noch ebenfalls sichtbaren Nummer zu sprechen. Leider aber schieben unsere kleinlichen Verhältnisse für uns arme deutsche Schriftsteller in dieser Richtung zu große Riegel vor; denn selbst unsere großen Städte sind nicht groß genug, um in manchen Fällen eine genau erwähnte Straße und sicher bezeichnete Hausnummer zu vertragen. Wollten wir etwa, was diese Erzählung anbelangt, dieselbe nach Köln verlegen und einen unangenehmen Charakter, setzen wir den Fall, im Hause Hochstraße Nr. 157 existiren lassen — wir wissen in der That nicht, ob es dort nur eine Nr. 157 gibt — so wäre der Eigenthümer dieses Hauses im Stande, uns zu näherer Erklärung auf die hochweise Polizei zu laden, und mit der Polizei, das gestehen wir offen, haben wir nicht gern zu thun, obgleich sich sehr charmante Leute bei ihr befinden sollen.

Wenn wir uns auch in diesem Punkte bis jetzt der größten Discretion befleißigt haben, so ist uns doch schon sehr oft der Fall vorgekommen, daß wir uns, bildlich zu reden, einen Herrn auf den Hals geladen, der zufällig eine große Nase hatte, oder eine Dame mit einer scharfen Zunge, die gern in Kaffee-Gesellschaften zu gehen pflegt. Und namentlich Letzteres kann sehr unangenehme Folgen haben. Wie oft schon haben wir betheuern müssen, dieser und jener Charakter sei nie dagewesen und eine vollkommene Erfindung des Verfassers! Der verständige Leser wird schon begreifen, warum wir beim Schreiben dieses Satzes gelinde hinter der vorgehaltenen Hand husten. Genug, es ist traurig für uns, so eingeschränkt zu sein, und dieser einzige Grund könnte uns veranlassen, später einmal eine Geschichte zu schreiben, die vor ein paar hundert Jahren gespielt; denn da könnte man sich schon gehen lassen und wäre jeder Controle,

allen Nachweisungen, sowie allen unangenehmen Höflichkeiten und angenehmen Grobheiten enthoben.

Für jetzt aber sind wir in der Gegenwart, und der geneigte Leser wird uns hoffentlich glauben, daß die Stadt, in der wir uns jetzt gerade befinden, irgendwo ihre Grenzen hat, daß dann alte Thore kommen, die aber nicht mehr wie früher am Rande tiefer Gräben stehen, vor sich schwere Zugbrücken mit eisernen Ketten, daß vielmehr diese Zeichen einer früheren finsteren und gewaltigen Zeit jetzt nur noch aus Pietät beibehalten sind und oft mitten in freundlichen Spaziergängen stehen, zum Schein die Straße sperrend, obgleich rechts und links von ihnen für die ganze Bevölkerung Platz genug ist, um hinaus zu gehen. In so weit behaupten übrigens die alten Thürme noch ihr früheres Recht, indem sie trotzig mit gespreizten Beinen auf den gangbarsten Straßen stehen, die von der Stadt auslaufen. Eine dieser Straßen zieht sich einige hundert Schritte von dem Thorbogen, unter dem sie entspringt, entfernt nach der linken Seite, einen Theil der Stadt umkreisend, als könne sie sich nicht vom Anblick derselben trennen, und beschreibt so einen ziemlichen Bogen um die ehemaligen Stadtmauern, ehe sie sich, und wir glauben, mit einem tiefen Seufzer, davon ab und ins freie Land hinaus wendet. An diesem Bogen nun haben Leute, denen es darum zu thun war, frischere Luft zu schöpfen und doch in der Nähe der Stadt zu sein, gar hübsche Wohnungen erbaut, die, in oft sehr großen Gärten liegend, alle Reize von Landhäusern haben, und es doch wieder ihren Eigenthümern gestatten, in der kürzesten Zeit bei allen Vergnügungen der Stadt zu sein. Diese Landhäuser, bald groß, bald klein, folgen einander in einer langen Reihe und zeugen bald von mehr oder minder großem Reichthum,

ſowie von geringem oder großem Geſchmack ihrer Erbauer. Mitunter liegen ſie anſpruchslos hinter kleinen Gärtchen und ſind alsdann unbedeutende Gebäude, mit einem übermäßig großen Balkon, der auf hölzernen Säulen ruht und ſich im Sommer, wenn Jungfernreben und wilde Roſen ihn umſchlingen, recht artig ausnimmt. Neben ihnen ſieht man vornehme, ernſte und ſtille Gebäude, die ſich im Gefühl ihrer Würde weiter von der gemeinen Straße zurückgezogen haben und dieſe mit Mauern und weitem Gitterthor von ſich abſchließen, während ſie aus ziemlicher Entfernung, halb verſteckt zwiſchen hohen Bäumen, dem ordinären Getreibe da draußen geringſchätzig zuſchauen.

Wenn wir ein paar Minuten auf der Straße fortſpaziert ſind, ſo kommen wir an eines der eben erwähnten Gitterthore, welches weit geöffnet iſt und uns nicht nur einen Blick, ſondern auch im Gefühl unſerer unſichtbaren Eigenſchaften den Eintritt in den dahinter liegenden Garten geſtattet. Dieſer Garten iſt ſehr groß und ſcheint das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Vorn an der Straße iſt das Terrain den materiellen Gewächſen gewidmet, und trotz dem herbſtlichen Anſtrich, den das Ganze hat, ſieht man jetzt noch, wo ſich Gemüſefelder und dergleichen befanden. An dieſe ſtoßen weiter nach dem Hauſe zu immergrüne Tuja-Hecken, hinter welchen die ordinäre Proſa, bei der wir eben vorbeigekommen, aufhört und die Poeſie der Gartenwirthſchaft anfängt. Freilich ſind die hohen Stämme großer Roſenpartien des herannahenden Winters wegen niedergelegt; doch ſieht man deutlich, welche hervorragende Stellung ſie im Sommer einnehmen und wie ſie den Zweck haben, die Ausſicht auf die eben erwähnten nützlichen Anlagen zuzudecken. Hinter dieſen Roſen kommen in

großer Mannigfaltigkeit Blumengruppen der verschiedensten Art, das heißt zur Sommerzeit, wie sich von selbst versteht, mit Rasenplätzen untermischt, welche von zierlich arrangirten Gebüschgruppen bedeckt sind, die, vom niedersten Gesträuch anfangend, sich bis zu einer kolossalen Linde, Kastanie oder Blutbuche erheben, um drüben wieder ebenso abfallend an einen Rasenplatz zu stoßen oder an neue Blumengruppen, und so immerfort — man könnte glauben, bis in die Unendlichkeit hinein; denn der Erfinder dieser Parkanlage hat dafür gesorgt, daß man von der Einfriedigung derselben nie etwas gewahr wird, bis man im wahren Sinne des Worts mit der Nase darauf stößt.

Wandeln wir auf dem geraden Wege vom Eingangsthore beschaulich fort, so sehen wir alle diese verschiedenen Blumengruppen und Gebüschpartien und endlich auch das reizende Wohnhaus, von weißem Steine aufgeführt, mit Balkonen, Terrassen, hellen Fenstern, freundlich und heimlich hervorblickend aus einem Kranze riesenhafter Bäume, die es auf drei Seiten wie ein grüner Gürtel, wie eine freundliche Umhüllung umgeben, und zwischen welchen hindurch das Haus den Blick nach der Stadt zu frei hat. Auf dieser Seite befindet sich ein großer Rasenplatz, in der Mitte mit einem Springbrunnen, vor welchem sich der Weg in zwei Arme theilt, die sich hinter demselben an der Hauptthür wieder vereinigen. Rechts führt einer dieser Arme an die nothwendigen Nebengebäude, Stallungen und dergleichen; links an die Gewächshäuser, welche mit dem Wohnhause durch eine hohe Glasgalerie in Verbindung stehen, die zugleich als Wintergarten benutzt wird.

Alles, was man hier im Garten und Park sieht, zeugt von musterhafter Ordnung und Reinlichkeit. Die herabge-

fallenen herbstlichen Blätter sind sorgfältig aus den Wegen hinweg und in die Gebüschgruppen hinein gekehrt, wo sie, dem ewigen Kreislauf der Natur gemäß, wieder zu derselben Erde werden, aus welcher sie emporgesproßt. Die jetzt leeren Partieen, wo man im Sommer Blumen in tausendfarbiger Pracht sieht, sind theils zum Winterschlafe vorbereitet, theils schon wieder sauber geebnet und mit schützendem Stroh bedeckt, so anzeigend, daß hier Hyacinthen, Crocus, Tulpen, Schneeglöckchen in zarter Zwiebelumhüllung schlummern und nur auf den ersten Kuß des Frühlings warten, um uns freundliche Vorboten zu sein einer neuen glücklichen Zeit.

Auch im Gemüsegarten sind ganze Partien zugedeckt mit grünem Tannenreis, und während sich unsere heimatlichen Bäume und Gesträuche des kräftigen Winterwetters freuen und die nackten Aeste nicht ohne Behagen den rauhen Winden darbieten, haben sich Rhododendron und Azaleen unter schützende Strohdecken zurückgezogen und befinden sich einzeln stehende Magnolien unter ihrem warmen Wintermantel.

Auf dem Kieswege, der Rasenplatz und Brunnen umgibt, bemerken wir ein elegant gesatteltes Pferd von hochbeiniger englischer Abkunft, das von einem sehr kleinen Groom mit außerordentlich kurzen Beinen geführt wird. Beide verhalten sich ungefähr zu einander wie der Affe zum Kameel, und der kleine Reitknecht, die Hände, in denen sich die Zügel befinden, auf dem Rücken, langsam vorwärts schreitet, so muß sich der Kopf des großen Thieres ziemlich weit herabbeugen, um auf die goldene Troddel der blauen Jockey-Mütze seines Führers zu stoßen. Dabei sieht das Thier mit seinen hellen freundlichen Augen lustig in die Welt, während der kleine Jockey, der ein schon ziemlich altes Gesicht hat, außerordentlich

verdrießlich um ſich blickt. Beide haben Brunnen und Raſenplatz nun ein paar Mal umſchritten, und wenn der Jockey bei dieſem Spaziergange gegen das Haus hinſchreitet, ſo verſäumt er nicht, zu den Fenſtern des Gebäudes hinauf zu blinzeln, wo ſich aber immer nichts ſehen läßt, was er einer fortgeſetzten Aufmerkſamkeit für werth erachtet; denn er wendet ebenſo gleichförmig wieder um, wobei er höchſtens einen Zungenſchlag laut werden läßt, oder die ermunternden Worte: „Vorwärts, Lord, vorwärts!“

Jetzt ſind die beiden wieder einmal in die Nähe der Gewächshäuſer gekommen, deren Fenſter der heute ziemlich angenehmen Luft wegen geöffnet ſind, und wo man einen Gärtner ſieht, der in blauer Jacke und grüner Schürze beſchäftigt iſt, ein Bouquet zu winden. Der Gärtner blickt den Groom an und der Groom den Gärtner, und da der erſtere hierbei ein ziemlich pfiffiges Geſicht macht, ſo ſieht ſich der kleine Reitknecht veranlaßt, ſtehen zu bleiben, worauf der große Lord es ebenſo macht, und nun der Gärtner ſeinerſeits, da er durch ſeine Mienen die Bewegung dieſer wichtigen Geſchöpfe geſtört, es auch für ſeine Schuldigkeit hält, irgend eine geiſtreiche Bemerkung von ſich zu geben.

„Nun, Friedrich,“ ſagte er, „du haſt doch wahrhaftig ein [illegible] Gott in Frankreich. Das wechſelt ab mit Spazierengehen [illegible] Reiten; du biſt ein Glückskind. Wenn du noch lange lebſt und recht groß wirſt, da kannſt du es zu was bringen.“

Der Jockey blickte hierauf trotzig den Gärtner an, und nachdem er vor ſich auf den Kies geſpuckt, entgegnete er: „Ich möchte wiſſen, woher es eigentlich kommt, daß Ihr den ganzen

Tag zu schlechten Späßen aufgelegt seid, so daß nie ein ernstes Wort aus Euch herauskommt."

„O, das ist sehr einfach," lachte der Gärtner, „das macht, weil ich mir bei meinen Blumen ein kindliches Gemüth bewahre und mich nicht über jede Kleinigkeit erzürne."

„Und wer erzürnt sich über jede Kleinigkeit?"

„Na, du, Friedrich, das wirst du wohl nicht läugnen wollen. Bist sonst so ein verständiger Kerl; mußt dir das abgewöhnen; es geht keinem Menschen in dieser schlimmen Welt nach seinem Kopf; mir wahrhaftig auch nicht."

„Schon recht, schon recht," entgegnete der Reitknecht; „aber Ihr werdet mir zugeben, Andreas, daß man der ewigen Sticheleien satt werden muß. Daß ich nicht groß bin, weiß ich, und ebenso, daß ich leider nicht viel mehr wachsen werde. Aber das mit tausend Spöttereien auf jedem Stück Brod essen zu müssen, das ist hart, und das kann ich nun einmal nicht vertragen."

„Richtig, richtig, Friedrich; und danach Jemand dir das Brod streicht, desto härter ist es. Ich begreife das wohl, aber du bist ein verfluchter Kerl, und ich sage dir, du kommst doch noch zu deinem Ziel."

„Was für ein Ziel?" fragte halb mürrisch und wie wegwerfend der Jockey; und obgleich er that, als wollte er dem Gärtner den Rücken zukehren, so wußte er doch durch einen geschickten Druck an dem Zügel des Pferdes dieses eine Bewegung machen zu lassen, welche ihn, wie ganz unabsichtlich, den Gewächshäusern um ein paar Schritte näher brachte.

„Ich sage dir," fuhr lachend der Gärtner fort, „du bist ein gefährlicher Kerl, und wenn ich der gnädigen Frau ihre Kammerjungfer wäre, ich nähme mich vor dir in Acht. Nicht

wahr, achtzehn biſt du vorüber? Nun, ſiehſt du, Schalk! Und wenn die Nanette gut gelaunt iſt, ſo nimmt dich die Nanette auf den Schooß, als wärſt du noch ein Kind."

Bei dieſen Worten fuhr es wie ein Blitz über die düſteren Züge des kleinen Reitknechts; doch ſagte er gleich darauf wieder ſo finſter wie zuvor: „Und wenn ſie ſchlecht gelaunt iſt, dann ſtehe ich ihr überall im Wege, oder bin gar nicht für ſie auf der Welt."

„Du verlangſt auch zu viel," fuhr vergnügt der Gärtner fort, indem er das angefangene Bouquet weit von ſich abhielt, um den Totaleffekt zu beurtheilen; „wenn man ſchlecht gelaunt iſt, wer von uns hat da nicht ſeine üblen Stunden? Aber ich ſage dir, Friedrich, du kommſt zu was, wenn du's nur pfiffig anſtellſt. Daß ich dein Freund bin, daran wirſt du nicht zweifeln; ich habe es dir oft genug durch die That bewieſen. Wie manche hübſche Roſe und frühe Veilchen haſt du mir abgeſchwatzt! Ich ſage dir, wenn die gnädige Frau einmal dahinter kommt, daß Mamſell Nanette oftmals ſo ſchöne Bouquets bekommt, wie ſie, na, da können wir uns auf ein böſes Wetter gefaßt machen."

Bei dieſen Worten hatte ſich der Jockey, wenn auch langſam, doch ſo weit dem Gewächshauſe genähert, daß er ſich jetzt an das Fenſter lehnen konnte, hinter welchem Andreas arbeitete. Lord trat noch einen Schritt weiter vor, als nothwendig war, ſtreckte ſeinen Kopf zwiſchen die Pflanzen und ſchnüffelte behaglich bei dem friſchen Duft des Grüns.

Der Gärtner war an ſeinem zweiten Bouquet; eines, aus den verſchiedenſten bunten Blumen beſtehend, lag fertig neben ihm. Dies war ſcheinbar prachtvoller als das, mit dem er eben beſchäftigt war; doch ſchien er das zweite mit beſon-

derer Aufmerksamkeit zu behandeln. Es wurde dies aber auch in der That ein kleines Meisterwerk; sehr breit, sehr flach, bestand es aus herrlich duftenden Veilchen, in deren Mitte sich eine einzige eben aufblühende weiße Camellienknospe befand, so frisch und dabei von so wunderbarem Bau, daß man jetzt schon die einzelnen Blättchen erkennen konnte, wie sie sich zauberhaft durch einander wanden, im Mittelpunkt mit Gelb angehaucht.

„Ueberhaupt hast du," fuhr der Gärtner nach einer Pause fort, „den wichtigsten Dienst. Was geht nicht alles durch deine Hände! Und wenn ich jetzt wieder von deiner kleinen Figur rede, und daß du wie ein Kind aussiehst, so will ich dich, weiß Gott, damit nicht ärgern, indem ich sage, daß das in deinem Geschäft ein ungeheurer Vortheil ist. Was Teufel! wenn der Herr Baron einen großen Bengel von Reitknecht irgend wohin schickt mit einem Brief, einem Bouquet, so wird er natürlich vor die Thür gesetzt, während man liest oder empfängt, du aber darfst im Zimmer stehen bleiben; du bist ein artiger kleiner Kerl; für dich hat man immer was übrig, und da du ein verfluchter, aufmerksamer Spitzbube bist, so nimmst du nicht nur das Guldenstück, das man dir in die Hand drückt, sondern merkst dir auch jedes Wort, das gesprochen wird, weißt es zu Hause dem Herrn zu rapportiren und bleibst immer der Hahn im Korb."

Von dem Gesichte des Jockey's war in diesem Augenblicke aller Mißmuth verschwunden, und er lächelte still in sich hinein. Der Gärtner hatte sein Bouquet beendigt, legte es zu dem anderen, und nachdem er es einen Augenblick betrachtet, fuhr er lachend fort, indem er die Hände auf das Fensterbrett stützte und zu gleicher Zeit dem kleinen Reitknecht fest in die

Augenblicke: „Friedrich, Friedrich, du biſt vollgeſchrieben wie ein Buch, aber dabei ein verſchloſſener Kerl, der ſeinen Freunden auch nicht das Geringſte ſagt; aber wir ſind doch nicht ſo dumm, wie wir ausſehen, und wenn es auch heißt: all die ſchönen Bouquets wandern in das alte Raubſchloß zur Schweſter der gnädigen Frau oder zu deren Fräulein Tochter, ſo wiſſen wir das doch beſſer. Pfui, Friedrich, wer wird ſo hinter dem Berg halten!“

„Das iſt die lautere Wahrheit,“ entgegnete der Groom, indem er ſeine kleinen Arme über einander ſchlug. „Das kommt alles ins Haus da drüben.“

„Alle dieſe Bouquets, Woche für Woche?“

„Alle.“

„So, ſo! ei, ei!“ ſagte pfiffig lächelnd der Gärtner. „Und wenn dem ſo iſt, ſo erhält das junge Fräulein ein ſchönes großes Bouquet hier, und die Veilchen ſind für die gnädige Frau?“

„Das iſt nun gerade umgekehrt, lieber Andreas,“ erwiderte der Reitknecht mit einem ſehr wichtigen Lächeln. „Das Fräulein bekommt allemal die kleineren Bouquets.“

„Aha, die kleineren,“ meinte nachdenkend und kopfnickend der Gärtner. „So, die kleineren, die immer aus den ſeltenſten Blumen gemacht werden! Ah, ah! So, ſo!“

„Ja, und das Fräulein iſt auch ſehr dankbar dafür, denn ſie behandelt mich ſogar mit einer Artigkeit, woran ſich manche ſehr minder vornehme Dame ein Exempel nehmen könnte.“

Das gab er mit einem kleinen Seufzer von ſich.

„Wie oft kommt ſie zu mir herunter,“ fuhr er darauf fort, „wenn ich bei den Pferden ſtehe, und lobt den Lord, ſowie auch ſogar meinen kleinen Schimmel mit ſehr vernünfti-

gen und klugen Worten! Sie pätschelt die Pferde mit ihrer kleinen Hand, und die Pferde lassen sich das gern gefallen."

„Nun da wird es anderswo auch nicht darauf ankommen, sich das gefallen zu lassen," meinte lachend der Gärtner. „Aber wenn in dergleichen Kleinigkeiten deine sämmtlichen Wahrnehmungen bestehen, mein lieber Friedrich, dann muß ich doch bekennen, daß du das richtige Zeug nicht hast, aus dem ein pfiffiger Groom gemacht sein soll."

„Wahrnehmungen," erwiderte einigermaßen verletzt der Andere, „wichtige Wahrnehmungen, wenn man sie wirklich macht, die wirft man nicht nur so von sich und spricht darüber zwischen Thür und Angel in der freien Luft."

Bei diesen Worten warf er einen Blick rings um sich her, besonders nach dem Hause zu; doch ließ sich dort nach wie vor nichts sehen.

Der Gärtner hatte unterdessen seine beiden Bouquets in die Höhe genommen, betrachtete sie aufmerksam mit großer Liebe und schien das Gespräch von vorhin gar nicht mehr anknüpfen zu wollen, sondern sagte nur, indem er sich langsam, wie zum Weggehen, herumwandte: „Ja, ja, wenn du deine Wahrnehmungen für dich behältst, so hast du eigentlich Recht; selbst essen macht fett, und du bist so ein ganz verfluchter Kerl, daß du keines Freundes Hülfe bedarfst." Dabei spitzte er den Mund und fing gleichgültig an zu pfeifen.

„Seht Ihr, Andreas," entgegnete fast mißmuthig der kleine Reitknecht, „so seid Ihr fast immer. Wenn man einmal im Begriff steht, ein vernünftiges Wort mit Euch zu reden, da werft Ihr den Kopf in die Höhe und macht Eure widerwärtigen vornehmen Bemerkungen. Wißt Ihr wohl, daß Einen das gar nicht aufmuntern kann?"

„Lieber Freund, ich will dich auch gar nicht aufmuntern," verſetzte der Gärtner. „Du lieber Himmel — Wahrnehmungen! was gehen mich alle Wahrnehmungen an! Thu' ich das Meine, thu' du das Deine, ſo thut ein Jeder das Seine. Das iſt mein Wahlſpruch und damit halt' ich's."

Er machte eine Viertelswendung und zu gleicher Zeit Miene, als wolle er das offenſtehende Fenſter dem kleinen Groom vor der Naſe zuziehen.

„Ihr könnt wirklich unausſtehlich ſein, Andreas," ſagte Jener, „und habt namentlich die ſcheußliche Manier, ehrliche Leute nicht ausreden zu laſſen. Ich wollte Euch ja nur wegen Wahrnehmungen, die ich gemacht, um Rath fragen, was Ihr davon denkt, oder ſo."

„Wenn ich dir dienen kann," ſprach mit einer affektirten Gleichgültigkeit der Gärtner, „ſo laß hören. Du biſt ein ungeheurer Kindskopf — wirſt was Rechtes vernommen haben! Vor allen Dingen aber," unterbrach er ſich, „will ich vorher die beiden Lederfutterale holen, um die Bouquets hinein zu thun, damit wir wenigſtens fix und fertig ſind, wenn der Herr Baron kommt."

Damit trat er in das Gewächshaus zurück und verlor ſich auf ein paar Augenblicke hinter den Stellagen. Der kleine Reitknecht wandte ſich gegen Lord um und drückte ihn an den Zügeln langſam zurück; denn das große Thier mit ſeinem langen Halſe hatte, dem Blätterduft folgend, ſeinen Kopf in das Glashaus geſteckt und bewegte die Lippen vor irgend einem ſeltenen Strauche, als wolle es eifrig anfangen, ihn zu benagen.

Andreas kam zurück, in ſeiner Hand zwei ſchwarzlederne

Futterale, die ungefähr so aussahen, als wolle man Kinderhelme darin aufbewahren.

Der Groom hatte sich wieder genähert, setzte sich auf die Fensterbank und bemühte sich, das Folgende recht leise zu sprechen. „Das war vorgestern," sagte er, „ich führte die Pferde an der Seite des alten Hauses hinter dem großen Bretterverschlag auf und ab."

„Ja, es hat dort nichts als verfallene Bretterverschläge," bemerkte der Gärtner mit einem eigenthümlichen Lachen.

„Da kam unser gnädiger Herr mit seiner Frau Schwägerin herab, und sie sprachen eifrig zusammen. — Er wird es nicht gern zugeben, sagte sie."

„Wen meinte sie mit dem Er?" fragte Andreas.

„Nun, ihren Mann, den alten Baron."

„Aha!"

„Also: er wird es nicht gern zugeben, wiederholte sie mehrere Male. Sie habe schon versucht, ihn zu überreden, aber er meinte immer, er sehe keinen Grund dazu. Eugenie sei ganz gut in seinem Hause, und er halte es nicht für passend, sie in das ihrer Schwester zu thun. — Versteht Ihr, Andreas?"

„Ich fange an," erwiderte dieser, indem er den Finger an die Nase legte.

„So, Ihr versteht!" rief der Groom mit dem Ausdruck wahrhaften Erstaunens; „ich versichere Euch, ich hab' es nicht verstanden. Aber es schien mir wichtig genug, Euch davon in Kenntniß zu setzen, und da ein Dienst des andern werth ist, so könnt Ihr mich auch ein bischen klar sehen lassen."

„Natürlich," sagte der Gärtner kopfnickend; „und du

wirſt einſehen, Friedrich, wie gut es iſt, wenn man hier und da vertrauliche Mittheilungen macht. — Nun alſo, du kennſt ja drüben das traurige Hausweſen, Armuth und Edelſinn, wie man zu ſagen pflegt; und dabei ein Stolz und Hochmuth, der gen Himmel ſchreit. Daß es für die Herrſchaft in dem alten Raubſchloß ſchon traurig genug iſt, ſich ſo durchſchlagen zu müſſen, das wird dir einleuchten; daß aber ein junges ſchönes Mädchen, wie Fräulein Eugenie iſt, einen ſolchen Zuſtand unerträglich finden muß, das kannſt du dir am Ende auch denken. Sie hört oft genug von Vergnügungen reden, an denen ſie nicht Theil nehmen kann, ſie ſieht andere junge Damen, mit denen ſie aufgewachſen, vornehm und reich gekleidet, und muß ſich behelfen, ſo gut es immer geht. Und dann iſt auch noch Anderes in dem Hauſe da, was das arme Fräulein, wenn ſie einmal dahinter kommt, ganz complet unglücklich machen muß. Und ich ſage dir, ſie kommt dahinter; denn was ſo ein junges Mädchen nicht ſieht, das fühlt ſie; du kannſt mir glauben, ich habe viel in der Welt erfahren und gehört: — das unverdorbene Herz eines jungen Mädchens fühlt dir durch eine Hauswand hindurch, und es liegt ihr in den Gliedern, wenn im Nebenzimmer etwas Unrechtes geſchieht. — Verſtanden, wenn ſie einmal aufmerkſam geworden und in ein gewiſſes Alter kommt."

„Ja, ja," meinte der Groom, indem er ſich ſo lang als möglich ſtreckte und eine wichtige Miene anzunehmen verſuchte; „ja, in dem Haus mag Manches paſſirt ſein."

„Und paſſiren," ergänzte Andreas. „Ich ſage dir, der Kammerdiener, den ſie hat — eigentlich Kammerdiener, Bedienter, Alles in Allem — das iſt ein ganz verfluchter Kerl."

„Den hätte ich ſchon lange ſpazieren geſchickt, wenn ich der alte Baron wäre," meinte der Groom mit majeſtätiſchem Stirnrunzeln. Und darauf blies er die Backen auf, um ſeinem Geſichte ein Anſehen zu geben.

„O, lieber Freund," fuhr der Gärtner fort, „um ſpazieren zu ſchicken, muß man die Thürklinke in der Hand haben und ſich nicht immer in der Zimmerecke verbergen müſſen, wie der alte gnädige Herr. Und dann kannſt du verſichert ſein," ſprach er mit leiſer Stimme, „daß die Frau Baronin da drüben lieber das ganze Haus, Mann und Kind ſpazieren ſchicken ließe, als den Herrn François."

„Aha, jetzt begreife ich auch," meinte der kleine Reitknecht nach einem kleinen Stillſchweigen, „warum unſer gnädiger Herr mit dem Monſieur François oft ſo eigenthümlich verfährt. Ich ſage Euch, er iſt hier bei uns gegen den Stallbuben höflicher, als dort gegen den allgewaltigen Kammerdiener."

„Ich begreife das; aber es wird ihm nicht viel nützen. Um dich aber wegen des Geſpräches hinter dem Bretterzaun aufzuklären — wohlverſtanden, damit du deine langen Ohren nach der richtigen Seite hin offen hältſt, — ſo wiſſe denn, daß unſere gnädige Frau und auch der Herr Baron Fräulein Eugenie gern hieher nehmen möchten, um ſie ſtandesgemäß erſcheinen zu laſſen und es vielleicht ſo möglich zu machen, daß ſie ſpäter einmal ſich gut verheirathet."

„Ah!" machte Friedrich, dem ein helles Licht aufzuflammen ſchien. „Welche von beiden Schweſtern iſt denn älter?" fragte er nach einer Pauſe, „unſere gnädige Frau oder die da drüben?"

„Unſere gnädige Frau iſt älter," verſetzte der Gärtner mit einem leichten Seufzer.

„Und Beide waren ſehr reich?" fragte der Groom weiter.

Der Gärtner blies den Athem von ſich, wobei er die Augen aufriß, und dann ſagte er: „Unmenſchlich reich, Beide. Wir aber hier hielten das Unſrige zu Rathe, während es drüben zu allen Fenſtern, Thüren und zum Schornſtein hinausflog."

„Es iſt das doch eine verkehrte Welt," philoſophirte der Groom nach einer Pauſe. „Unſer gnädiger Herr, der doch um mehrere Jahre jünger iſt, heirathet die ältere Schweſter, und der alte Baron drüben die jüngere."

„Dem iſt es auch ſchlecht genug bekommen," erwiderte der Gärtner, ſetzte aber gleich darauf in ganz anderem Tone hinzu: „Du, mache dich fertig, man kommt. Gehe nur mit deinem Pferde, ich will die Blumenbouquets ſchon auf deinen Klepper aufſchnallen!"

Der kleine Reitknecht rutſchte auf dieſe Weiſung, ohne ſich umzuſehen, von der Fenſterbank hinab, faßte den Zügel von Lord etwas feſter und begab ſich eilig nach dem Hauſe zurück. Dort hatte ſich mittlerweile die Hausthür geöffnet, und ein großer, ſchön gewachſener Mann, breitſchultrig, etwas ſtark, doch mit einer zierlichen Taille, war auf die Treppe getreten. Er trug einen dunkeln, ziemlich langen Paletot, den er bis oben zugeknöpft hatte, und zog eben an ſeinen Handſchuhen, wobei er eine ſchwere engliſche Reitpeitſche mit ſilbernem Knopfe unter dem Arme hielt. Er hatte ein angenehmes, etwas ſtarkes Geſicht, krauſes blondes Haar, einen eben ſolchen Bart, der aber künſtlich vollkommen horizontal nach beiden Seiten hinaus dreſſirt war. In der geöffneten Thür ſtand eine Dame

in schwarz seidenem Kleide, fest in einen großen Shawl gewickelt; sie war einfach mit einer Morgenhaube coiffirt, offenbar aber um mehrere Jahre älter als der blonde Mann auf der Treppe draußen. Sie machte ebenfalls Miene, hinaus zu treten, doch drückte sie der Herr sanft zurück, wobei er mit einer angenehmen, klangvollen Stimme sagte: „Bleibe zurück, mein Schatz, es ist in der That ein bischen kühl, ich spürte einen scharfen Wind.“ Dabei hob er den Kopf in die Höhe und ließ den Luftzug, der von Norden kam, einen Augenblick über sein Gesicht streichen, so daß ihm das blonde Haar emporgelüpft wurde.

„Bleibst du lange aus, George?“ fragte die Dame, worauf er entgegnete: „Ich kann das so ganz genau nicht bestimmen. Sollte es mir übrigens nöthig erscheinen, anderswo zu diniren, so lasse ich es dir vorher durch Friedrich, der mit den Pferden zurückkommt, sagen. Adieu, mein liebes Kind.“ Damit wandte er der Thür den Rücken und blickte so ruhig und gleichgültig vor sich hin, als sei er vollkommen allein in der Welt.

Unterdessen war Friedrich mit dem langbeinigen Lord am Fuß der Treppe erschienen und hatte das Pferd kunstgerecht hingestellt, so daß sein Herr nur den Fuß aufzuheben brauchte, um in den linken Steigbügel zu treten. Als er dies that, hängte sich der kleine Groom an den rechten Steigbügel, und zwar so kräftig, daß sich seine beiden kleinen Beinchen vom Boden erhoben. Lord stand wie eine Mauer, und der große blonde Herr schwang sich zierlich und elegant in den Sattel, worauf er eine Cigarrendose hervorzog, eine Cigarre nahm, dieselbe mit einem Zünder langsam und bedächtig in Brand setzte, und dann im Schritt um den Rasenplatz mit dem Braunen gegen das Gitterthor davon ritt.

Der kleine Groom war mitlerweile mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit zwischen den Wirthschaftsgebäuden verschwunden, und als er gleich darauf wieder zum Vorschein kam, saß er hoch auf seinem kleinen Schimmel. Klein war das Thier im Verhältniß zum voranschreitenden Lord, immer aber noch ein Riesenpferd für den unbedeutenden Reitknecht. Doch saß er nicht schlecht auf seinem Sattel und sah in der That nicht so übel aus in den engen Reithosen, den Stiefeln mit gelben Kappen und dem elegant gemachten dunkeln Livree-Rock. Um den Leib hatte er einen gelben Riemen, welcher dazu diente, einen zusammengefalteten grauen Plaid festzuhalten, und zwar auf dem Rücken an der Stelle, wo der Infanterist seine Patrontasche zu tragen pflegt. Die beiden Blumenfutterale hingen zu beiden Seiten des Sattels, wo sich sonst die Pistolenholstern befinden. Friedrich hatte den Hut keck auf das rechte Ohr gesetzt, und da sich Lord mit dem Herrn schon am Gitterthor befand, als der Groom den Rasenplatz umkreiste, so hielt letzterer es aus diesem Grunde für nöthig, seinen Schimmel in einen kurzen Galopp zu versetzen. Ob auch noch ein anderer Grund vorhanden war, sich so als tüchtiger Reiter zu zeigen, können wir nicht mit Gewißheit angeben; nur so viel wollen wir verrathen, daß in diesem Augenblicke die Kammerjungfer der gnädigen Frau oben am Fenster erschien, um — frische Luft zu schöpfen.

Achtes Kapitel.

Eugenie.

Der große blonde Mann, dem das schöne Landhaus und der hübsche Garten gehört, welch letzteren er so eben auf seinem hohen Engländer verlassen, war der Baron George von Breda. Einst als Rittmeister bei den königlichen Kürassieren der „wilde George" genannt, hatte er übrigens, wie guter Wein, ziemlich frühzeitig ausgegohren und war, um uns so auszudrücken, zu einem klaren und verständigen Getränke geworden, mit recht vielem inneren Gehalte, aber ohne sprudelnde Eigenschaften. Es ließ sich angenehm mit ihm umgehen, seine Freunde konnten sich auf ihn verlassen, und er half Jedem gern, wenn er nämlich erst einmal in Bewegung gesetzt war. Früher außerordentlich schlank, fast dünn, war er zu Anfang der Dreißiger, in denen er sich jetzt befand, stärker geworden und hatte mit diesem äußeren Umfange eine ziemliche Gemächlichkeit angenommen, die erst überwunden sein wollte, ehe man ihn recht zum Handeln brachte. Zog er aber

einmal für irgend eine Sache, die ihm recht und gut dünkte, so wurde er wieder ganz Kürassier und machte auf die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, einen so unwiderstehlichen Choc, daß er meistens für sich oder seinen Schützling Alles niederwarf und eine freie Bahn brach.

Ziemlich unbegütert, hatte man es begreiflich gefunden, daß er, ein schöner und ausgezeichneter Offizier, seine jetzige Frau, die, wir können das nicht verschweigen, vielleicht zehn Jahre älter war, aber ein außerordentliches Vermögen besaß, geheirathet hatte. Erleben wir doch fast täglich ähnliche, für uns oft ganz unbegreifliche Fälle. Auch den Kameraden und näheren Bekannten von George von Breda erschien diese Heirath vollkommen passend; denn er war im Punkte weiblicher Bekanntschaften selbst in seiner wilden Zeit immer außerordentlich zurückhaltend gewesen; man konnte ihm keine Liebschaften nachsagen, und wenn er in Gesellschaften und auf Bällen war, so sah man den jungen Offizier adorirt von älteren Damen seiner Bekanntschaft, denn gegen diese benahm er sich in der That aufopfernd. Er konnte sich Stunden lang mit Geheimräthinnen oder verwittweten Baronessen aufs Angelegentlichste unterhalten; ja, wenn er tanzte, so geschah das meistens nur, um ältlich gewordene Schönen, deren Schifflein auf eine trügerische Balluntiefe oder eine Sandbank gerathen war und sitzen zu bleiben drohte, wieder flott zu machen.

Mit der Baronin, seiner Frau, lebte er vortrefflich. Er behandelte sie aufmerksam, achtungsvoll, hatte sich aber gleich zu Anfang der Ehe auf einen solchen Fuß mit ihr zu setzen gewußt, daß er unumschränkter Herr seiner Zeit und ihres Vermögens war. Doch trieb er mit dieser Herrschaft durchaus keinen Mißbrauch, er war weder ausschweifend, noch ver-

ſchwenderiſch, noch geizig; ja, man mußte ihm nachrühmen, daß er ein vortrefflicher Haushalter ſei, denn er verwaltete das Vermögen, welches ihm ſeine Frau zugebracht, trotzdem, daß ſie auf einem ziemlich großen Fuße lebten, ſo muſterhaft, daß er jährlich bedeutende Erſparniſſe zurücklegen konnte. Wie ſchon früher bemerkt, war er ſeiner Freunde Schutz und Hülfe, und man konnte bei verwickelten Angelegenheiten dieſen und jenen der jungen Herren ſagen hören: „Mein Rath iſt, du gehſt zu George und trägſt ihm die Sache vor. Findet er nichts Faules daran und verſpricht er dir ſeine Hülfe, ſo haſt du halb gewonnenes Spiel. Denn wenn George ſeine Schraube anſetzt, dann kommt er durch; darauf kannſt du dich verlaſſen.“

Daß ein ſo eigenthümlicher und vortrefflicher Charakter ſeine Schattenſeiten haben mußte, verſtand ſich von ſelbſt. Wer ihn nicht näher kannte, hielt ihn für über alle Maßen hochmüthig und für einen Menſchen, der die Welt nur ſo von oben herunter betrachtet; und daran war ſein ſchroffes Aeußere, ſeine aufrechte militäriſche Haltung mit ſtolz erhobenem Kopfe und ſehr hoch getragener Naſe ſchuld. Einer allzu großen Zuvorkommenheit gegen Fremde pflegte er ſich nicht zu befleißigen; es war ihm läſtig und unbequem, neue Bekanntſchaften zu machen, und er hielt ſich dieſe häufig durch ein ſteifes, faſt unangenehmes Weſen fern.

So ritt er dahin; Lord ging im Schritte, und der Baron führte mit der linken Hand nachläſſig die Zügel, während er mit der Rechten zuweilen die Cigarre aus dem Munde nahm. Der Weg führte auf der großen Straße eine Zeit lang an den ſchon früher erwähnten Landhäuſern vorbei, die in großer Mannigfaltigkeit die Stadt umgaben. Wo ſich aber die

Chauſſee von der Stadt entfernte, hörten auch dieſe zerſtreut liegenden Wohnungen auf, und als der Baron die letzten derſelben hinter ſich gelaſſen, ſetzte er ſein Pferd in Trab und folgte auf dieſe Art der ſich rechts wendenden, ſanft anſteigenden Landſtraße.

Bald hatte er eine kleine Anhöhe, die vor ihm lag, erreicht, und blieb dort einen Augenblick halten, um einen Blick rückwärts auf die Stadt zu werfen, die in Qualm und Dunſt unzähliger Schornſteine, ſowie im Morgennebel, der noch nicht ganz verſchwunden war, vor ihm ausgebreitet da lag. Dort ſah er auch ſein Haus und erkannte es an einer kleinen rothen Fahne, welche von dem hohen Dache flatterte. Eigentlich ſchien ihm dieſes Betrachten der Stadt Nebenſache zu ſein; denn der Blick, welchen er hinabwarf, war außerordentlich gleichgültig; es war Gewohnheit von ihm, hier oben bei ſeinen Ritten eine kleine Weile anzuhalten; auch dieſes Mal dauerte dieſer Aufenthalt höchſtens ein paar Sekunden, worauf er Lord wieder vorwärts gehen ließ, in raſchem Trabe ſeine Straße verfolgend, die von hier abwärts führte, einem weiten Thale zu, mit ſo dichtem und hohem Buſchwerk bedeckt, daß man es wohl einen Wald hätte nennen können.

Unten in dieſem Thale angekommen, verließ er die Straße, die auf der anderen Seite abermals eine Anhöhe erſtieg, um darauf zu verſchwinden, und lenkte links in einen ziemlich verwahrloſten Weg ein, der durch das oben erwähnte Thal führte. Es war dies eine Straße, einſt breit angelegt, auch mit Waſſergräben verſehen, welch letztere aber im Lauf der Zeiten nicht nur einestheils ganz verſchwunden waren, ſondern auch anderntheils ſich durch angeſammelten Regen ein neues Bett in der Straße ſelbſt geſucht und dieſe allmälig dadurch

verengt hatten; auch umgeworfene Bäume waren bald rechts, bald links liegen geblieben, hatten ſich in den nach und nach eingeweichten Grund dieſes Weges eingeſenkt und waren dann von der freundlichen Natur gleich dieſem mit grünem Mooſe überzogen worden, oder nährten zur Sommerzeit allerlei Schling- und Schmarotzer-Pflanzen, die luſtig aus ihnen emporwuchſen, um nach beſtem Willen und Vermögen den Weg zu kreuzen.

Was dieſe Straße eigenthümlich, faſt traurig machte, waren ehemalige Ruheplätze, unter den überhängenden Zweigen hochſtämmiger Bäume angelegt, die jetzt ſo gar ruinenhaft und wehmüthig ausſahen; denn die ſteinernen Bänke dieſer Ruheplätze waren theils gar nicht mehr vorhanden, theils verwittert und von ihren Unterlagen herabgeſtürzt.

Der Baron folgte dieſem Waldwege eine kleine halbe Stunde ſo ſchnell wie möglich und erreichte alsdann ein ehemaliges Parkthor, das vollkommen zu den eben erwähnten Ruheplätzchen paßte und einen würdigen Schluß zu dieſer verwahrloſten Straße bildete. Vor demſelben befand ſich eine gewölbte ſteinerne Brücke, die über einen ehemals breiten Graben führte, deſſen Wände aber auch mit der Zeit eingeſtürzt waren und nur noch ein ſchmales Bett voll ſumpfigen, ſtehenden grünen Waſſers zeigten, in dem ſich die überhängenden grünen Zweige kaum abſpiegelten. Das Thor beſtand aus zwei großen, maſſiven Steinpfeilern, die vielleicht einſt mit einem Gitter verſchloſſen geweſen waren, wovon aber jetzt nichts mehr zu ſehen war. Auch hatten dieſe Steinpfeiler in beſſeren Tagen das Wappen des Hauſes getragen, und noch jetzt ſah man auf dem rechten Pfeiler einen ſchildhaltenden Löwen, dem aber der Kopf und die Vordertatzen fehlten.

Dabei war es ſo ſtille rings umher, daß man hätte glauben können, man betrete die Grenzen eines zauberhaften Reiches. Auf dem breiten Fahrwege, der hinter dem Thore wieder anfing, war vom ehemaligen Steinkörper der Straße auch nicht die geringſte Spur mehr zu ſehen; Moos, Gras und Schlingpflanzen von hüben und drüben hatten ſich freundlich die Hände gereicht und ſich nachbarlich vereinigt. Als der Baron ſo dahin trabte, hörte man die Hufſchläge von Lord nicht auf dem Boden ſchallen, ſondern es klang ſo dumpf und hohl, als führete der Weg über ein mit Erde bedecktes Kellergewölbe. In dem Park, der hinter dem Thore anfing, ſah man uralte, hochſtämmige Bäume, und ihre eigenthümliche Stellung unter einander zeigte wohl an, daß ſie einſt nach einem beſtimmten Plane gepflanzt worden und eine vielleicht zierliche Anlage gebildet hatten; jetzt aber ſah das Ganze aus wie ein ziemlich öder ausgehauener Wald, und denſelben Eindruck machte die Stille rings umher, die durch nichts unterbrochen wurde, als durch das heiſere Gekreiſch des Raubvogels, der von den nicht weit entfernten Bergen über das Thal dahin ſtrich.

Bald änderte ſich übrigens in etwas die Scene. Bei einer Biegung des Weges hörte die Wildniß des Parkes einigermaßen auf; man ſah vor ſich einen breiten Raſenplatz, mit zwei Reihen hoher Bäume eingefaßt, die einſt den großen Fahrweg zum Schloſſe, das man am Ende dieſer Allee liegen ſah, begrenzt hatten. Von dieſer ganzen Fahrſtraße war jetzt nichts mehr übrig als ein ſchmaler Fußweg; rechts und links zwiſchen den hohen Bäumen erblickte man abermals Zeugen ehemaliger Pracht und Herrlichkeit. Da waren Statuen aus Stein, Götter, Menſchen und Thiere darſtellend; aber ſie, die

einſt dem gut erhaltenen Parke gewiß zur Zierde gereicht hatten, blickten jetzt in ihrer Verſtümmelung aus dem wuchernden Graſe ſo befremdet und ſonderbar hervor, daß ſie jemandem, der nicht darauf vorbereitet war, einen kleinen Schrecken hätten einjagen können. Sie paßte ſo gar nicht mehr hieher, dieſe reſpektable feine Geſellſchaft, theils kopflos, theils mit herabgefallenen Armen und verſtümmelten Füßen. Am beſten hatten ſich die Thiere erhalten; da waren von wilden Beſtien Löwen und Tiger, von Hausthieren Pferde und Kühe, und dieſe letzteren, die der Künſtler ruhend dargeſtellt, hatten ſich noch am dauerhafteſten erwieſen.

Der Baron, der dieſen Anblick ſchon unzählige Mal gehabt hatte, konnte ſich trotzdem nicht enthalten, lächelnd nach beiden Seiten zu ſchauen, indem er ſein Pferd langſamer gehen ließ. Jetzt trat auch das Schloß unter uralten mächtigen Bäumen deutlicher hervor. Es war ein mäßiges, viereckiges Gebäude, aus zwei Stockwerken beſtehend, von denen das erſte auf den vier Ecken Erker hatte, die in Form von Thürmen über das Dach hinaus ragten. Welche Gedanken und Erinnerungen den Reiter beim Anblick des kleinen Schloſſes beſchleichen mochten, ſind wir nicht im Stande anzugeben und können nur ſo viel der Wahrheit gemäß berichten, daß er ſeinem Pferde die Zügel ließ, indem er die linke Hand auf den Sattelknopf ſtützte und träumeriſch zu Boden blickte. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß er ein fröhliches Lachen überhört hatte, das hinter ihm erſcholl, als er in die Allee mit den Steinfiguren eingebogen war. Plötzlich aber ſchrak er aus ſeinen Phantaſien empor, da er hörte, wie ſich das Pferd Friedrichs gegen alle ſonſtige Gewohnheit im Galopp näherte. Er ſchaute um ſich, doch war ein einziger Blick genügend, um ihn zu

veranlaſſen, ſein eigenes Pferd herumzuwenden; denn hinter ihm drein kam in kurzem Galopp freilich das Pferd des kleinen Reitknechts, doch ſaß eine Dame quer im Sattel, die mit luſtigem Zungenſchlage den Schimmel zu ſchnellerem Laufe anfeuerte.

„Da kann man ſehen," rief ſie ſchon von Weitem, „daß Onkel George nie an uns denkt. Biſt du doch am Eingange der Allee ſo nahe an mir vorbei geritten, daß ich dich hätte mit Blumen werfen können, wenn ich welche gehabt hätte. Pfui, Onkel George, das iſt nicht ſchön. Aber du ſiehſt meine Anhänglichkeit an dich, denn ich bin dir gleich ſo ſchnell nachgeeilt, wie ich konnte."

„Ja, ja, das ſeh' ich freilich, du Wildfang," entgegnete der Baron mit einem außerordentlich freundlichen Geſichte. „Ich glaube faſt, du biſt auf Amazonenart über meinen kleinen Friedrich hergefallen und haſt ihn aus dem Sattel geworfen."

„Nein, nein, er rännte ihn gutwillig, als er ſah, wie ſehr es mir darum zu thun war, dir nachzueilen. — Sonſt vielleicht" —, ſetzte ſie ſchalkhaft lächelnd hinzu, „aber es iſt dem Kleinen kein Leides geſchehen. Dort kommt er."

Sie winkte mit dem Kopfe rückwärts nach dem Groom, den man in einiger Entfernung ſo eilig herantraben ſah, als es ſeine kurzen Beinchen erlaubten.

Die junge Dame hatte unterdeſſen den Schimmel dicht an den großen Engländer gebracht und legte jetzt ihre ſeine weiße Hand auf den Arm des Barons, blickte ihm ſchmeichelnd in die Augen und ſagte: „Guten Morgen, lieber Onkel George. Wie geht es dir und was macht die Tante?"

Das Mädchen mochte achtzehn Jahre alt ſein. Sie war von ſchlankem, untadelhaftem Wuchs, zu dem der edel geformte

Kopf mit dem jugendlich friſchen Geſichte vollkommen paßte. Ihr Haar war dunkelbraun, ebenſo ihre großen leuchtenden Augen. Ueberaus reizend war ihr Mund mit den friſchen rothen Lippen, hinter welchen hervor eine wahre Pracht von weißen Zähnen glänzte, wenn ſie lachte. Und ſie lachte häufig, bald über dies, bald über das, jetzt indem ſie verſicherte, wie außerordentlich ſie ſich freue, daß Onkel George heute doch noch gekommen ſei; dann, indem ſie mit einer Haſelnuß-Gerte, die ſie in der Hand trug, eine komiſche Verbeugung nach irgend einer kopfloſen Göttin machte; nun, während ſie mit ihrer kleinen Hand auf die beiden Leder-Futterale an ihrem Sattel klopfte, dann wieder, indem ſie auf den kleinen Groom wies, der wie ein Froſch durch das Gras hüpfte und die außerordentlichſten Anſtrengungen machte, um nicht gar zu weit zurück zu bleiben.

So langten die Beiden vor dem Schloſſe an. Daſſelbe hatte vornen an der Eingangsthür einen ehemals gepflaſterten Hof, der aber jetzt ebenfalls zu einem Raſenplatz, untermiſcht mit kleinen Steinpartieen, geworden war; eine halbrunde, zwei Fuß hohe Mauer ſchloß ihn auf dieſer Seite ein und bildete mit zwei Pfeilern in Obelisken-form eine Eingangspforte. Hinter derſelben ſtand ein kleiner, alter, gebückter Mann, der ſich um die Ankommenden nicht viel zu bekümmern ſchien, wenigſtens ſchaute er nicht ein einziges Mal in die Höhe, ſondern betrachtete aufmerkſam einen kleinen Scherben, den er in der Hand hielt. Er beſchaute denſelben von allen Seiten, hob ihn auch zuweilen in die Höhe und klopfte mit den gekrümmten Fingern daran. Der Klang, den das irdene Gefäß von ſich gab, ſchien ihn zu erfreuen, und erſt als er dieſen mehrere Male gehört, ließ er die Hand ſinken und blickte dem heranreitenden Paare entgegen.

„Siehst du, Onkel George," sagte das junge Mädchen, „Papa hat so eben wieder ein ganz bedeutendes Geschirr gefunden. Er wird dir gleich sagen, woher es stammt. Drüben haben sie eine Lehmgrube aufgedeckt, und da hab' ich ihm geholfen, und schon ganze Schürzen voll Ziegel und Scherben herüber getragen."

Der Baron schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, und trat bei dem alten Herrn angekommen, schwang er sich aus dem Sattel, worauf er seiner Begleiterin die Hand reichte, die nun ebenfalls leicht und gewandt auf den Boden sprang. Der alte Herr hielt seine beiden Hände und also auch das Geschirr, welches ihn beschäftigte, auf den Rücken und bewillkommte seinen Besuch mit einem freundlichen Kopfnicken. Es war, wie schon bemerkt, ein kleiner und dabei sehr magerer Mann, ziemlich nachlässig angezogen; seine einst schwarz gewesene Kleidung sah etwas rostig aus und zeigte hier und da erdfarbene Streifen, und wenn wir dabei sagen, daß der alte Herr in seiner guten Zeit ein eifriger Numismatiker gewesen, der in diesem Fache reiche Sammlungen besessen, so mag vielleicht diese Leidenschaft daran schuld gewesen sein, daß der ganze Kopf mit den wenigen Haaren, besonders das fahle Gesicht, einen Grünspanschimmer hatte und dem Portrait eines ehemaligen Kaisers oder Gelehrten auf einem halbverwitterten, uralten silbernen Schaustücke frappant ähnlich sah.

„Einen Fund gemacht, Schwager?" fragte der Baron. „Das müssen Sie mir zeigen." Dabei sah er sich aber nach seinem Reitknechte um, der noch ziemlich weit zurück war. In diesem Augenblicke kam aus einem Nebengebäude ein junger Mann, mit sehr kokettem und affektirtem Gange. Obgleich er keine Livree trug, so sah man doch an seinem Anzuge in dieser

Morgenstunde, dem schwarzen Fracke und der weißen Halsbinde, sowie an seinem ganzen Wesen, namentlich an der Art, wie er den Kopf trug, daß er zur dienenden Classe gehöre; und gerade da er dies durch einen elegant nachlässig sein sollenden Gang und seine Haltung zu verdecken suchte, trat es nur um so schärfer hervor.

Der Baron hatte ihn nicht so bald erblickt, als er ihm zurief: „He, François, Sie sehen vielleicht, daß Niemand da ist, meine Pferde zu halten, bis Friedrich kommt. Wollen Sie wohl die Freundlichkeit haben, einen Augenblick hieher zu kommen?“

Diese außerordentlich höflichen Worte waren aber in so befehlendem Tone gesprochen, daß sie Monsieur François veranlaßten, eine halbe Wendung gegen den Baron zu thun, aber auch nur eine halbe; dann lenkte er augenblicklich um und rief herüber: „Ich werde dem Herrn Baron im Augenblick Jemanden schicken.“

„Wenn es Ihnen gefällig wäre, selbst zu kommen,“ sprach nun der Baron mit lauter Stimme, „so würden Sie sich jedenfalls eine Unannehmlichkeit ersparen. Ich ersuche Sie darum.“

„Er wird nicht kommen,“ sagte das junge Mädchen, und dabei funkelten ihre Augen eigenthümlich und sie preßte die zuckenden Lippen zusammen, so daß es fast erschreckend anzusehen war, wie sich ihr gutes liebes und freundliches Gesicht in diesem Augenblicke verändert hatte. Es leuchtete dabei ein so tiefer Haß, eine solche Entschlossenheit aus demselben hervor, daß man hätte glauben können, im nächsten Momente geschähe etwas ganz Außerordentliches.

„Machen wir keine Umstände," sprach begütigend der alte Herr, „übergeben Sie mir die Pferde und spazieren Sie mit Eugenien voraus."

Dabei erhob er die eine Hand, um die Zügel zu fassen; doch machte der Baron mit dem rechten Arme eine leichte abwehrende Bewegung, ohne übrigens ihn oder das junge Mädchen anzusehen; vielmehr blickte er mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck nach dem sogenannten Kammerdiener, der sich durch diesen Blick und die entschlossene Haltung angezogen fühlen mochte; wenigstens wandte er sich abermals gegen die Gruppe am Thore herum. Mit einem Male beschleunigte er aber seine Schritte, denn unter der Thür des Schlosses erschien eine Dame, die befehlend mit der Hand hinausdeutete und ihm zurief: „Schnell, François, warum beeilen Sie sich nicht?"

Jetzt kam auch der kleine Groom herangekeucht, und als er sah, daß François sich den Pferden nähern wollte, stürzte er athemlos mit einem Sprunge auf dieselben los und riß dem Andern so zu sagen die Zügel aus der Hand. Das junge Mädchen hatte sich abgewandt und legte nun ihren Arm in den des Barons, worauf alle Drei über den Hof gingen und in das Schloß traten.

Das Vestibül hinter dem Eingange war eine traurige Fortsetzung des Waldweges und des Parkes; die Wände, einst gemalt und mit Wappenschildern versehen, zeigten an kahlen Stellen und langen weißfarbigen Streifen unbefugte Feuchtigkeit, die den Weg durch das schadhafte Dach und die schlechten Fenster gesucht und gefunden. Die Scheiben der letzteren waren theils erblindet, theils gar nicht mehr vorhanden; und da, um den Windzug abzuhalten, manche Fensterläden geschlossen waren,

ſo hatte dieſes weite Vorhaus ein ungemein trübſeliges, ja, troſtloſes Ausſehen.

Die Dame, welche an der Thür erſchienen war, bewillkommte den Baron ebenfalls aufs freundlichſte, und da er ihr ſeinen Arm anbot, ſo trat das junge Mädchen zu ihrem Vater, legte ihren Arm um ſeinen Hals und ſtieg hinter den beiden Anderen ebenfalls die Treppen hinan. Oben ſah es in ſo weit ſchon wohnlicher aus, als man hier noch keine ſo offenbaren Spuren der Zerſtörung durch Wind und Wetter erblickte. Daß das Haus durch lange Vernachläßigung überhaupt gelitten hatte, bemerkte man auch hier an den unebenen Fußböden, ſo wie an den Thüren und Fenſtern, die wie verquollen waren und nicht mehr recht in ihre Einfaſſung paſſen wollten. Je mehr man ſich aber dem Zimmer der Frau vom Hauſe näherte, um ſo mehr verlor das alte Gebäude von dieſem Charakter der Vernachläßigung, und nachdem man die Vorzimmer mit ebenen Fußböden durchſchritten, von denen eines ſogar mit einem freilich verſchoſſenen Teppich bedeckt war, kam man in ein paar Gemächer, wo man das Schalten und Walten einer weiblichen Hand ſah, und die ſich ausnahmen, wie ein angenehmer Kern in einer rauhen, zerriſſenen Schale. Hier erblickte man ziemlich ordentliche Teppiche, Holzlambriſen mit wohlerhaltenen Tapeten, ein Kamin mit freundlich loderndem Feuer, und all die kleinen unnöthigen Sachen, welche, ohne daß man ſie gebraucht, doch für den, der ſie hat, durchaus nothwendig ſind.

Freilich ſtammten alle dieſe Sachen, wie das ganze Ameublement, Seſſel und Fauteuils in den verſchiedenſten Geſtalten, aus einer früheren Zeit her, und Eines paßte wenig zum Andern, gab dem Ganzen aber eben dadurch den Anſtrich einer ma-

leriſchen Unordnung, die man in den kleinen Salons unſerer Damen findet und gern ſieht.

Das Gemach, wo ſich die Frau des Hauſes am Kamin niederließ und den Gaſt bat, neben ihr Platz zu nehmen, lag auf der hinteren Seite des Schlößchens und hatte ein einziges großes Fenſter, das auf eine in ihrer Wildniß reizende Waldpartie ging. Dort im Hintergrunde ſtanden die uralten hohen Bäume dichter beiſammen, und wo ſich Wege unter ihnen zeigten, ſchlichen ſich dieſelben wie verſtohlen durch das Dickicht und waren wenige Schritte von ihrem Anfang durch die laubenartig zuſammen hängenden Zweige ſchon nicht mehr ſichtbar. Unmittelbar an dieſe Seite des Hauſes ſtieß ein ehemaliger kleiner Blumengarten mit einem vertrockneten Springbrunnen, eine Art Terraſſe, die mit vielleicht zwei Fuß hoher Brüſtung an den maleriſchſten Punkt dieſer Anſicht führte, einen kleinen See nämlich, der das Haus von der Waldpartie trennte.

Dieſer See war eine von jenen ſo melancholiſchen und doch lieben Waſſerflächen, in die man gern träumend hinabblickt und die ſich eine rege Phantaſie ſo leicht mit den verſchiedenſten Geſtalten bevölkern kann. Die Ufer waren theilweiſe mit Schilf eingefaßt, zwiſchen dem das Waſſer in einzelnen Punkten hervor leuchtete. Seine Ränder ſchillerten wegen der naheſtehenden, jetzt im Winter durch dicht geſchlungenen Epheu bedeckten Baumſtämme gleichfalls in grüner Farbe, welche gegen die Mitte zu, wo das Bild des blauen Himmels klar auf den ruhigen Waſſerſpiegel fiel und aus ihm freundlich zurückſtrahlte, heller und glänzender und ſo klar wurde, daß das leiſeſte Wölkchen, welches oben am Himmel dahin zog, unten im Waſſer wieder erſchien. In einer kleinen Bucht lag ein Nachen unbeweglich ſtill, wie die ganze Natur rings umher, ſo ſtill, daß man hätte

glauben können, jetzt werde irgend ein majestätischer Hirsch aus dem Walde treten, um seinen Durst in den klaren Fluten zu löschen.

Das junge Mädchen war einen Augenblick hinter dem Fauteuil des Barons gestanden, hatte sich aber, als dieser mit der Frau des Hauses ein Gespräch begann, zu ihrem Vater begeben, der ans Fenster getreten war und wieder aufmerksam das kleine irdene Gefäß betrachtete, das er in der Hand hielt, bald hineinsah und bald mit den Aermeln da und dort putzte und abwischte.

„Siehst du, Eugenie," sagte der alte Herr nach einer Pause mit großer Befriedigung, „das ist das kostbarste Gefäß, welches ich seit langer Zeit gefunden, ja, fast das werthvollste, welches ich in meiner Sammlung habe."

Als er das sprach, schmiegte sich Eugenie so liebevoll an ihn und öffnete ihre großen glänzenden Augen so weit vor Aufmerksamkeit und Erstaunen, daß man wohl sah, sie empfinde deutlich die Freude ihres Vaters und glaube ihm aufs Wort, daß der Schatz, den er gefunden, wirklich so kostbar sei.

„Ist es recht alt, Papa?" fragte sie, nachdem sie einen ziemlich altklugen Blick auf das Gefäß geworfen.

„Sehr alt, mein Kind, außerordentlich alt. Ich werde darüber nachschlagen, um mit Gewißheit zu erfahren, ob es von den Römern, von den Celten oder Germanen stammt."

„Und wir geben ihm einen sehr schönen Stand," fuhr das junge Mädchen freundlich fort. „Du schneidest wieder so einen kleinen hölzernen Untersatz, und ich überziehe ihn dir mit violettem Sammt; ich habe noch davon."

Der alte Mann hielt das kleine Gefäß in seiner Hand,

blickte aber bei den Worten seiner Tochter über dasselbe hinaus, durch das Fenster, über den See, über den Wald hinweg, weit, weit in unendliche Fernen und lächelte dabei recht wehmüthig.

„Ja, ja, mein Kind," sagte er dann nach einer Pause, „wir werden es sehr schön aufstellen, auch numeriren, und dazu schreiben, wo wir es gefunden. Aber," setzte er seufzend hinzu, „das ist denn auch Alles."

„Wie so Alles, Papa?"

„O, ich meine nur, da wird es dann stehen auf seinem violetsammtnen Untersatz, einsam und allein, und Niemand wird kommen, um es zu betrachten. Siehst du, meine liebe gute Eugenie, das ist ja die Freude und der Stolz von uns Sammlern, daß wir unsere Schätze zeigen können."

Das schöne Mädchen nickte mit dem Kopfe, als wenn sie sagen wollte: „Ich verstehe."

„Früher," fuhr der alte Mann fort, — „viel früher, als ich noch ein schönes Münz-Cabinet hatte, und so manches Andere noch, da verging fast kein Tag in der Woche, wo nicht Jemand kam, der mit großer Aufmerksamkeit meine Schätze betrachtete und mir Complimente darüber machte. Jetzt ist das ganz anders geworden, o, ganz anders!"

„Mein guter, guter Papa!" antwortete Eugenie mit leiser Stimme und lehnte schmeichelnd ihren Kopf an seine Schulter.

Darauf setzte der alte Mann behutsam das Gefäß auf die Fensterbank, legte alsdann die Hand auf das weiche, schwellende Haar seines Kindes und hob den Kopf etwas in die Höhe, um ihr in die klaren Augen zu sehen. Er schüttelte mit dem Kopfe, und auf seinem Gesichte war tiefe Traurigkeit, ja, fast Schmerz zu lesen, als er sprach: „O, meine Eugenie,

du verſtehſt es nicht, wie ſchmerzlich es für mich iſt, daß Niemand, ſo gar Niemand kommt, um das Schöne und Gute zu betrachten, was wir ſtill und verborgen unter uns hegen und pflegen."

Was unterdeſſen der Baron mit der Frau des Hauſes geſprochen, ſind wir nicht im Stande, ganz genau anzugeben; denn ſie führten ihr Geſpräch ziemlich leiſe. Doch mochte der Inhalt deſſelben wichtiger ſein, als eine Unterhaltung über gewöhnliche Tagesereigniſſe; die Dame ſchüttelte auf das Achſelzucken des Barons zuweilen ziemlich heftig mit dem Kopfe und preßte auch bei eindringlichen Worten, die er ihr ſagte, die Lippen feſt über einander. Erſt als der alte Herr mit dem jungen Mädchen das eben Erwähnte ziemlich laut ſprach, ohne daß es von den Anderen beachtet worden wäre, erhoben auch dieſe ihre Stimmen mehr und mehr, und man hörte den Baron zu ſeiner Nachbarin ſagen: „Aber ich verſichere Sie, Schwägerin, es iſt großes Unrecht von Ihnen, ſie hier ſo in der Wildniß — verzeihen Sie mir den Ausdruck — feſthalten zu wollen. Ein junges Mädchen muß die Welt ſehen und von ihr geſehen werden; und eine beſſere Gelegenheit dazu gibt es doch wahrhaftig nicht, als wenn Ihre Schweſter, meine Frau, ſich anbietet, Eugenie wie an Kindes Statt anzunehmen."

Bei dieſen Worten hatte ſich die Dame in den Fauteuil zurückgelegt, ſich einſchmiegend in die Kiſſen deſſelben. Sie blickte in das ſpielende Kaminfeuer, und nur zuweilen, während der Baron ſprach, wandte ſie ihm wie im Blitz ihre Augen zu und ſah ihn mit einem forſchenden, ſeltſamen Ausdrucke an.

Daß dieſe Dame um mehrere Jahre jünger war als ihre Schweſter, die Baronin von Breda, wiſſen wir bereits; und daß ihr Kopf intereſſanter, ja, um vieles ſchöner war, müſſen wir dem Leſer ſagen; trotzdem aber ſah ſie, namentlich in

Augenblicken der Abspannung, deren sie sehr viele hatte, fast älter aus. Einst mußte sie in der That sehr schön gewesen sein; ihre Gesichtszüge waren fein, der Teint, einst blendend weiß, jetzt freilich von einer krankhaften Bläße; dazu hatten die Augen einen unbeschreiblich müden Blick, und wenn sie trotzdem noch ziemlich glänzend aussahen, so kam das wohl daher, weil sie eingefaßt waren mit einem krankhaften, dunkeln, fast bräunlichen Kreise.

Sehr häufig brachte diese Frau ihre weiße, fein geformte, nur sehr magere Hand an die Stirn und fuhr alsdann leicht über ihre Augen, als schmerze sie das Tageslicht, oder als wolle sie sich selbst ermuntern.

Nachdem der Baron ausgeredet, stützte sie ein paar Sekunden den Kopf in die Hand, indem sie diese wie einen Schirm vor ihre Augen hielt, und entgegnete nach einer kleinen Pause, ohne ihre Stellung zu verändern: „Und was mache ich in dieser Wildniß, wie Sie eben ganz richtig bemerkten, wenn mich das Mädchen verläßt? O, glauben Sie mir, George, so einsam ohne sie zu leben, — ich könnte das unmöglich aushalten. Gewiß, ich könnte nicht."

„Also ist es schon, wie ich vorhin gesagt," erwiderte der Baron. „Sie halten das Mädchen nur aus Egoismus zurück."

„Ja, wenn Sie die Liebe einer Mutter zu ihrer Tochter Egoismus nennen, so haben Sie Recht."

Der Baron schüttelte sonderbar lächelnd mit dem Kopfe.

„In diesem Falle möchte ich es fast Egoismus nennen," sprach er; „denn — Sie verzeihen mir die offenherzige Rede — Mutterliebe pflegt sich nicht in einem einzigen Punkte zu zei-

gen, ſondern ſorgt im Allgemeinen für das Beſte ihrer Kinder."

„Sie wiſſen, George," entgegnete die Dame nach einer augenblicklichen Pauſe, „daß ich nicht im Stande bin, mit Ihnen zu ſtreiten. Sie ſind mir überlegen, und —"

„Sie fühlen dagegen, daß ich vollkommen Recht habe."

„O ja," erwiderte erregter die Frau des Hauſes; „o ja, Sie haben Recht, vollkommen Recht; ich will Ihnen das am allerwenigſten leugnen. Wiederholen Sie mir auch, mein Widerſtreben, Eugenie von mir zu geben, ſei keine Liebe zu dem armen Mädchen, nennen Sie es meinetwegen Egoismus; ich will Ihnen ſogar zugeben, es iſt Egoismus; aber dagegen ſage ich Ihnen zum hundertſten Male: ich kann das Mädchen nicht von mir laſſen, ich kann nicht, gewiß, ich kann nicht."

Der Baron zuckte mit den Achſeln und blickte mit einem leiſen Seufzer in die Gluth des Kaminfeuers.

Sie fuhr fort: „Verſtehen Sie mich, George, wenn ich Ihnen ſage, ich kann nicht. Iſt es Ihnen in Ihrem Leben nie begegnet, daß Sie eine abergläubiſche Furcht hatten, im Falle Dieſes oder Jenes geſchehe, treffe ſchweres Unglück auf Ihr Haupt? — Sie werden mir in meinem Falle vielleicht entgegnen," ſprach ſie wehmüthig lächelnd, „daß hier in dieſem Hauſe etwas mehr Unglück gerade nicht von Belang wäre; ich will mich alſo anders ausdrücken. Haben Sie nie ein Weſen um ſich gehabt, das Ihnen wie ein Schild erſchien gegen die Schläge des Schickſals, die Sie zu zerſchmettern drohten? Wie ein Schutzgeiſt, vor deſſen Anblick, vor deſſen ſchirmender Hand ſich das Unglück zurückzog und, wenn es Sie auch drohend umlagerte, doch nicht über Sie herzufallen wagte? — Ein ſolcher Schutzgeiſt iſt mir Eugenie. Wenn ſie in meiner Nähe iſt,

ſo kann ich mit Innigkeit zurückdenken an die ſchöneren Tage, die einſt geweſen; wenn ſie ſich nur momentan von mir entfernt, ſo iſt es, als verdichtete ſich die Luft um mich, als umgäben mich trübe Nebel, aus denen zuckende Hände nach mir griffen. O, das iſt ſchrecklich!“

Bei dieſen Worten ſenkte ſie den Kopf tief herab und drückte beide Hände vor das Geſicht.

„Ihre erregte Phantaſie iſt allerdings ſchrecklich,“ erwiderte der Baron von Breda, „aber vielleicht beherrſcht Sie dieſes unangenehme Gefühl nur für die erſten Stunden und Tage. Ja, ja, das kann nicht andauernd ſein, wenn Sie Eugenie heiter und glücklich wiſſen. — Und, Frau Schwägerin, glauben Sie mir, es iſt Ihre Schuldigkeit, etwas für das arme Mädchen zu thun. Was ſoll ſie hier in der Oede, inmitten dieſes verfallenen Parkes, dieſes einſamen Hauſes?“

„Laſſen Sie mir Zeit, darüber nachzudenken, mich daran zu gewöhnen,“ entgegnete die Frau des Hauſes nach einem längeren Stillſchweigen; „für jetzt kann ich und will ich Eugenie nicht von mir laſſen. Wer will beſtimmen, was die nächſte Zeit bringt? Kann nicht die nächſte Sekunde ſchon unſer Schickſal ändern?“

„Es iſt aber ein eigenthümlicher Troſt, darauf zu warten und zuzuſehen, bis uns irgend ein Ereigniß fortſchiebt. Ich habe es nie ſo gehalten, ich griff immer friſch in das Leben hinein und befand mich wohl dabei.“

Mittlerweile war der alte Herr mit Eugenien, vielleicht aus Discretion, um dem Geſpräche ſeiner Frau mit dem Baron freien Lauf zu laſſen, ins Nebenzimmer gegangen, von wo er aber in dieſem Augenblicke zurückkehrte, gefolgt von François

der auf einem Präſentirbrett einige Platten trug, welche das beſcheidene Frühſtück der Familie bildeten.

„Onkel George wird mit uns frühſtücken!“ rief das junge Mädchen, die an dem Bedienten vorbei eilig aus dem Nebenzimmer in den Salon ſprang. „Freilich nicht ſo comfortiös, wie bei ſich zu Hauſe, dafür aber heute in unſerer Geſellſchaft, was, wie ich hoffe, auch ſchon Einiges werth iſt.“

Monſieur François, der Kammerdiener, befand ſich augenſcheinlich in einer ſehr ſchlechten Stimmung; er rollte mit mehr Lärm als gerade nöthig war, einen kleinen Tiſch aus der Ecke des Zimmers vor den Kamin, ſtellte einen Stuhl vor Fräulein Eugenie, und überließ es dagegen dem alten Herrn, ſich ſelbſt einen zu holen; doch ſprang das junge Mädchen ihrem Vater eilfertig zu Hülfe, nicht ohne auf den Diener abermals einen jener Blicke zu werfen, die wir ſchon vorhin vor dem Schloſſe an ihr bemerkten.

Der Baron von Breda that durchaus nicht, als gewahre er die geräuſchvolle Art, mit welcher der Bediente den Tiſch hin und her rückte, das Tiſchtuch auflegte und die Platten nicht darauf hinſetzte, ſondern mit einer außerordentlich widerwärtigen Manier vor die Umſitzenden hinſchob.

Wie Eugenie vorhin ſagte, ſo war das Frühſtück allerdings ſehr einfach, eine Taſſe Thee, Butter, Brod und etwas kaltes Fleiſch; doch wäre das vollkommen genug geweſen, um bei etwas mehr Heiterkeit der Theilnehmer eine fröhliche Stimmung hervorzubringen; ſo aber lag es ſeit dem Eintritte des Dieners wie ein kalter Hauch über den Anweſenden; die Baronin preßte die Lippen auf einander, und wenn dabei auch ihr Mund zu lächeln verſuchte, ſo ſah man doch an dem unruhigen Umherzucken ihrer Augen und dem eigenthümlichen

finſteren Ausdruck derſelben, daß ihr Kopf keine freundlichen Gedanken hegte. Der Baron von Breda ſprach mit dem alten Herrn und Eugenien über ganz gleichgültige Dinge und ſchien außerordentlich ruhig geſtimmt; wir ſagen: ſchien; wer ihn genau kannte, wußte ſich die Art zu deuten, mit der er ſeinen langen blonden Schnurrbart wiederholt mit der Hand zu beiden Seiten des Geſichts hinausſtrich. Eugenie blickte auf ihren Teller und ſchaute nur zuweilen forſchend ihren Vater an oder auch den Baron, wenn er mit ihr ſprach. Am unbefangenſten war aber wohl der alte Herr, der ruhig ſeinen Thee trank und, während er ſein Butterbrod aß, von der neu entdeckten Lehmgrube erzählte, die ihm eine Ausbeute von ſeltenen Gegenſtänden der verſchiedenſten Art verſprach. Das kleine irdene Gefäß hatte er von der Fenſterbank ſorgfältig auf einen Tiſch geſtellt, der in der Mitte des Zimmers ſtand, und während er von ſeinem Funde ſprach, unterließ er es nicht, zuweilen ſehr innige Blicke dort hinüber zu ſenden. Auch Eugenie ſchaute häufig nach der kleinen Vaſe, aber mit einem beſorgten Ausdruck in den Blicken, denn François, der dort am Tiſche mit ſeinem Geſchirr hantirte, kam der kleinen Koſtbarkeit oft gar zu verdächtig nahe.

„Wenn Sie auf ſo reiche Beute hoffen," meinte der Baron, „ſo muß in der Nähe der Lehmgrube ein alter Begräbniß- oder Lagerplatz geweſen ſein."

„Auf das Letztere weiſen alle Spuren hin," entgegnete eifrig der alte Herr. „Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen ſchon früher einmal bei unſeren Spaziergängen im Walde die ſehr deutlichen Spuren der alten Römerſtraße zeigte, die ſich durchs Thal zieht. Nun gut, wenn Sie an dem Punkte, wo ſie für uns verſchwindet, ihre muthmaßliche Richtung fortführen, ſo

treffen Sie gerade auf meine kostbare Lehmgrube. — François, etwas Wasser!"

François schien durchaus nicht zu hören.

„Weiter rechts von dem eben erwähnten Punkte," fuhr der alte Herr fort, „haben wir vor ein paar Jahren die prachtvoll erhaltenen römischen Gräber gefunden, von deren Ausbeute ich, leider, leider! den besten Theil an die Regierung abgeben mußte, da dort genau an jener Stelle die herrschaftlichen Waldungen an unsern Park stoßen. Mit einiger Spitzfindigkeit hätte ich freilich beweisen können, daß die kostbaren Gräber noch zu meinem Territorium gehörten; aber," setzte er achselzuckend hinzu, „man will seine Nachbarn nicht zu Feinden machen, und mit großen Herren ist bekanntermaßen schlecht Kirschen essen."

Schon bei den letzten Worten hatte der alte Herr sein Glas seitwärts vom Tische gegen François gereicht und wiederholte nun seinen schon vorhin ausgesprochenen Wunsch um etwas Wasser.

Der Bediente klapperte aber so außerordentlich lebhaft mit seinen Tellern, daß man bei einiger Harthörigkeit seinerseits vielleicht hätte voraussetzen können, er habe den zweimal so höflich ausgesprochenen Befehl überhört.

Eugenie, deren Augen zum dritten Mal so seltsam funkelten, wollte aufspringen, um das Verlangte für den Vater zu holen; doch legte der Baron von Breda ruhig seine Hand auf ihren Arm und sagte mit ziemlich lautem und gebieterischem Tone: „Wasser!"

Die Frau vom Hause hustete hinter der vorgehaltenen Serviette ziemlich vernehmlich und so verständlich, daß François sich bewogen fand, augenblicklich mit einer Caraffe her-

heizueilen und das Glas des Herrn von Breda voll zu gießen. Darauf aber schob er dieselbe Flasche auf die gleiche insolente Art, wie früher die Teller, vor den alten Herrn hin und ging mit erhobenem Kopfe, gespitztem Munde und tänzelndem Gange wieder an seinen Nebentisch zurück.

Warum eigentlich der Baron von Breda seine Hand auf dem Arme des jungen Mädchens ruhen ließ, wissen wir nicht ganz genau anzugeben; vielleicht fühlte er ein leises Zittern in demselben, und wohl aus diesem Grunde wandte er sein Gesicht gegen Eugenie und blickte sie freundlich, fast wie bittend an.

Der alte Herr schien dieses Wasser-Intermezzo entweder nicht verstanden zu haben, nicht verstehen zu wollen, oder wenn dies doch der Fall war, keinen Werth darauf zu legen. Er wandte sich sogar im nächsten Augenblick abermals an den Bedienten und sagte nicht ohne Freundlichkeit: „Nehmen Sie mir doch mein kleines Gefäß in Acht. Wenn mir etwas daran geschähe, so wäre das ein unersetzlicher Verlust."

„Ich will es hieher holen, Papa," sprach das junge Mädchen, indem sie hastig aufstand, „Onkel George hat es ja überdies noch nicht genau betrachtet."

Nun hatte indessen Monsieur François die Worte des alten Herrn wahrscheinlich überhört, auch vielleicht das irdene Gefäß nicht gesehen, oder war der Monsieur François, und wir glauben fast das Letztere, eine außerordentlich boshafte Creatur; genug, während Eugenie aufstand, hob er die Teller von dem Nebentische in die Höhe und streifte dabei wahrscheinlich mit der Serviette, die er auf dem Arme trug, an die kleine Vase, so daß sie zu Boden fiel und in unzählige Stücke zerbrach.

„Um Gottes willen! das iſt ja ein großes Unglück!“ rief der alte Herr, indem er voll Schrecken in die Höhe ſprang.

Eugenie preßte, während ſie wie erſtarrt ſtehen blieb, ihre bebenden Lippen feſt auf einander; und ſelbſt der Baron von Breda zuckte auf eine eigenthümliche Art zuſammen, worauf er aber einen langen und ſehr feſten Blick auf die Frau des Hauſes warf.

„Das iſt ja eine große Ungeſchicklichkeit, François,“ ſagte dieſe. „Machen Sie, daß Sie hinaus kommen.“

„O nein, Mama,“ rief Eugenie mit zitternder Stimme, „das iſt keine Ungeſchicklichkeit!“

Der Bediente, ohne nur einen Ausdruck des Bedauerns oder Schreckens von ſich zu geben, machte obendrein noch ein hochmüthiges, unverſchämtes Geſicht und hatte ſchon ein paar Schritte gegen die Zimmerthür gethan, als er ſeine Frechheit ſo weit trieb, bei den Worten des jungen Mädchens ſtehen zu bleiben, ſich herumzudrehen und mit kaltem Tone zu fragen: „Was belieben das gnädige Fräulein?“

„Gehen Sie — augenblicklich!“ rief ihm die Frau des Hauſes zu, indem ſie ſich mit blitzenden Augen aus ihrem Stuhle erhob; „ich will hoffen, daß an dieſem Vorfalle nur Ihre grenzenloſe Ungeſchicklichkeit ſchuld iſt.“

„Ein ſo koſtbares Gefäß!“ jammerte der alte Herr, indem er ſich bemühte, die Trümmer aufzuleſen.

Hätte in dieſem Augenblicke François das Weite geſucht, ſo wäre es beſſer für ihn geweſen; ſo aber wollte das Schickſal, daß er ſeinen Kopf ein wenig auf die Seite neigte, verächtlich auf den Boden blickte und die halblauten Worte hören ließ: „O, es gibt dergleichen Scherben noch mehr als zu viel.“

Eugenie hatte die Hand auf den Tisch gestützt und stand anscheinend ruhig da, doch war ihr Gesicht mit einer furchtbaren Blässe bedeckt, und ihre großen Augen glänzten unheimlich. Kaum hatte François die eben erwähnten Worte vernehmen lassen, so zuckte sie zusammen, stürzte vor, riß von dem Nebentische die schwere Reitpeitsche des Barons von Breda an sich, und ehe Jemand das von diesem Auftritte erschütterte und empörte Mädchen zu hindern vermochte, führte sie mit ihrer vollen jugendlichen Kraft einen so furchtbaren Hieb über den Kopf des Unverschämten, daß quer über dessen Gesicht augenblicklich eine fingerdicke blutige Schramme sichtbar wurde.

Die Frau des Hauses war emporgesprungen, konnte aber nichts thun, als ihre Hände ausstrecken, was sie denn auch so heftig that, als sei sie hiedurch im Stande, Eugenie zurück zu halten.

Diese hatte nicht sobald ihren Schlag geführt, als die plötzlich aufgeflammte Röthe ihres Gesichtes der vorigen tiefen Blässe augenblicklich wich und sie ihre Hand öffnete, so daß die Reitpeitsche zu Boden fiel, worauf das arme Mädchen sichtlich zu schwanken begann und mit einem Schrei des Entsetzens in die Arme ihres Vaters fiel, der auf sie zusprang, um sie zu halten.

Dem Bedienten war eine solche Behandlung noch nie zu Theil geworden. Daß er sämmtliches Geschirr, welches er in der Hand trug, zu Boden fallen ließ, finden wir vollkommen begreiflich, ebenso, daß er, als Italiener, sich blitzesschnell bückte und nach einem der Messer griff, die zwischen den Porzellantrümmern lagen. Doch hatte er das Heft desselben nicht sobald erfaßt, als auch schon die gewaltige Faust des Barons seine Finger umspannte und dieselben so furchtbar zusammen-

drückte, daß er nicht nur das Messer fallen ließ, sondern sich auch mit einem lauten Aufschrei bis auf den Boden niederkrümmte. Es bedurfte jetzt nur noch eines befehlenden Blickes des Herrn von Breda, und François taumelte mehr, als er ging, zur Thür hinaus.

Der alte Herr hatte Eugenie auf einen naheſtehenden Stuhl niedergelaſſen, worauf das Mädchen ſchon nach ein paar Sekunden die Augen langſam wieder öffnete, um ſich blickte und dann, als ſie ſich deſſen, was eben vorgefallen, erinnerte, die Hände vor das Geſicht preßte und laut zu weinen anfing.

„Nach dem, was ſo eben geſchehen," ſagte der Baron von Breda zu der Frau des Hauſes, „wird es Ihnen ſelbſt angenehm ſein, wenn ich meinen Reitknecht nach Hauſe ſchicke und einen Wagen kommen laſſe, um Eugenie — wenigſtens für einige Zeit zu ihrer Tante zu bringen."

Statt aller Antwort nickte die Mutter mit dem Kopfe, und der alte Herr, der die Worte ſeines Schwagers ebenfalls gehört, winkte zuſtimmend eifrig mit der Hand.

Daß hierauf das Beiſammenſein der Familie nicht viel Erquickliches mehr bot, brauchen wir dem geneigten Leſer nicht zu ſagen, dürfen aber, um im Laufe unſerer Geſchichte keine Lücke entſtehen zu laſſen, nicht verſchweigen, daß der kleine Friedrich nach erhaltenem Befehl ſeinem Schimmel die Sporen gab und in geſtrecktem Galopp durch den einſamen Park und den verwahrloſten Waldweg nach der Stadt zurückkehrte; ferner daß er, während zu Hauſe ein leichtes Coupé eingeſpannt wurde, den Gärtner auf die Seite nahm und ihm, während er ſich wichtig das Kinn ſtrich, rapportirte, François

ſei ihm mit einer außerordentlich ſchönen Schmarre im Geſicht erſchienen, und er müſſe jetzt wieder nach dem alten Waldſchloſſe zurückeilen, um das gnädige Fräulein hieher zu holen. Dann ſchwang er ſich wieder auf ſeinen Schimmel und hatte beim Hinausgaloppiren abermals das Glück, von der Kammerjungfer der gnädigen Frau erblickt zu werden.

Der Gärtner ſchaute dem abfahrenden Wagen gedankenvoll nach, nahm bedächtig eine Priſe und ſagte, indem er den Deckel ſeiner Doſe zuklappte: „Das gnädige Fräulein kommen alſo doch hieher! — So, ſo! — ei, ei!“

Neuntes Kapitel.

In der Schreibstube.

Die Schreibstube des Herrn Rechtsconsulenten Plager befand sich zu ebener Erde in demselben Hause, wo der lange Schreiber wohnte. Die Fenster derselben gingen in den Hof, den wir neulich zur Nachtzeit durchschritten, und wenn wir denselben jetzt bei Tageslicht betrachten, so müssen wir gestehen, daß er damals in finsterer Nacht nicht viel öder und trostloser aussah als heute. Alle Rückseiten der umliegenden Häuser schienen sich hier Rendezvous gegeben zu haben, um die allergewöhnlichsten, allerprosaischsten Geschäfte des täglichen Verkehrs abzumachen. Dabei waren diese hinteren Häuserreihen von einer solchen Unregelmäßigkeit, daß man hätte auf den Glauben kommen können, die verschiedenen Baumeister haben einander zum Aerger nur so sich völlig widersprechende Giebel, Fenster und Thüren gebaut. Im Lauf der Zeiten hatte man hier und da einen Erker oder einen Alkoven angeflickt, der dann der Hausseite ganz das Ansehen gab, als habe

ſich an der betreffenden Stelle eine unförmliche Geſchwulſt angeſetzt. Dazu kam eine Muſterkarte der verſchiedenartigſten Rinnen und Abzugsröhren in Holz, Erde und Metall, von denen aber viele defekt waren, und aus dieſem Grunde rechts und links einen feuchten Ausſchlag hervorrieſen, in welchem hier und da ein Pflänzchen ſein kümmerliches Daſein friſtete. Von einer Verputzung dieſer Hausſeite war durchaus nicht die Rede, und ſo ſah man denn ein wahres Chaos von Holzwerk alle Wände in ſo durch einander laufenden und ſeltſamen Linien bedecken, daß es Einem bei längerem Hinſehen ganz ſchwindelig werden konnte.

Die ſchon vorhin erwähnten eigenſinnigen Giebel richteten ſich ſo drohend gegen einander auf und blickten ſich mit ihren ſchwarzen Fenſterlöchern ſo grimmig an, daß man auf die Vermuthung einer geſchwornen Feindſchaft unter ihnen kam und ſich des Gedankens nicht erwehren konnte, ſie würden einſt in einer Mitternachtsſtunde wüthend auf einander losſtürzen und im grimmigſten Vertilgungskampfe nicht eher ruhen, als bis ſie alle mit einander zerſchmettert drunten im Hofe lägen, ein formloſer Haufen von Balken und Steinen.

Was dieſem grauen und ſchmutzigen Hofe eine freundliche Verzierung verlieh, war die überaus zahlreiche an Schnüren aufgehängte Wäſche, und wenn man die vielen Farben derſelben, die rothen, blauen, grünen, gelben und weißen Lappen mit einiger Phantaſie betrachtete, und ſah, wie der eingedrungene Wind ſie ſpielend emporhob, ſo konnte man träumen, es würde in einem der finſteren Häuſer irgend ein Feſt gefeiert, zu welchem daſſelbe, wie ein Kriegsſchiff im Hafen, ſämmtliche Flaggen aufgezogen.

Der Boden des Hofes in ſeiner Unebenheit, die aus zu-

sammengetretenen Kehrichthaufen und Schuttüberresten entstanden war, mit halb verfaulten Balken und Brettern und zusammengefallenen Fässern, wo ein eiserner Reif mit zwei aufrechtstehenden Dauben wie das Gerippe eines ehemaligen Weinfasses aussah, paßte vollkommen zu seiner Umgebung. Daß die anstoßenden Gemächer, deren Fenster hieher gingen, gerade keinen Ueberfluß an Freundlichkeit hatten, brauchen wir dem geneigten Leser wohl nicht zu sagen, ebenso wenig, daß das Bureau des Herrn Plager überhaupt hiervon keine rühmliche Ausnahme machte. Im Gegentheil war es eines der finsterſten Löcher in dem ganzen Gebäude, und Madame Plager mit ihrer Frau Mutter hatte es sinnig aus dem Grunde gewählt, weil, wie sie behauptete, die Arbeit noch einmal so rasch von Statten gehe, wenn das Auge durch keine äußeren Eindrücke beunruhigt und von dem Papier abgezogen würde. Und in dieser Beziehung hatte sie trefflich gewählt; denn in dem Hofe regte sich gar nichts Lebendiges, als vielleicht eine lauernde Katze oder eine vorüberhuschende Ratte. Vögel ließen sich hier kaum sehen, und wenn einmal ein neugieriger Spatz von draußen hereinkam, so flog er augenblicklich erschrocken wieder empor und verkündigte wahrscheinlich seiner Verwandtschaft: Aber da unten habe ich einen schauerlich stillen und schmutzigen Hof gesehen. Da möchte ich nicht einmal ein gestohlenes Nest besitzen — pfui Teufel!

Das Bureau des Rechtsconsulenten bestand aus zwei Gelassen, eines war das Privat- und Sprechzimmer des Chefs, das andere die Schreibstube. Im ersten herrschte einiger Luxus; da stand nämlich ein altes, schmutziges Sopha, und über demselben hing ein halbblinder Spiegel; die übrigen Möbel waren, wie in der Schreibstube, aus gewöhnlichem Tannen-

holze, auf dem ſich aber, wie auf ähnlichen Schulutenſilien, im Lauf der Zeiten ein bräunlicher Schmutzüberzug angeſetzt hatte.

Der erſte Schreiber des Rechtsconſulenten, deſſen Bekanntſchaft wir ſchon in den vorigen Kapiteln gemacht, befand ſich vor einem Stehpulte, auf dem ein großer Aktenſtoß lag, den er langſam durchblätterte und daraus Auszüge zu machen ſchien. Obgleich wir ihn dem Leſer bereits in aller Form vorgeſtellt, auch ſein Aeußeres ſo gut als möglich beſchrieben, ſo vergaßen wir doch bis jetzt, ſeinen Namen zu nennen. Dieſer klang etwas fremdartig, — eine Bemerkung, die der Träger deſſelben mit großem Stolze und gern hörte; er pflegte alsdann zu ſagen, das kalte Deutſchland, in dem er jetzt verurtheilt ſei, ſchlechte Prozeßakten zu concipiren, zu escarpiren und zu copiren, ſei ja nicht ſein Heimatland, ſondern fern im Süden das ſchöne Spanien ſei es, wo ſeine Wiege unter blühenden Orangenbäumen geſtanden. Larioz, ſo pflegte er zu ſagen, iſt dort ein Name von beſtem Klang, und wenn man von Jaen nach Granada reitet, ſo bewundert man die leider ziemlich verfallene Stammburg dieſes Geſchlechtes, einen mächtigen Bau, von deſſen Thurme man die Beſitzungen der Familie, wie ſie einſt beſtanden, nicht überſehen konnte. Wenn der Schreiber auch gewöhnlich mit „Herr Larioz" angeredet wurde, ſo nahm er es doch durchaus nicht übel, wenn Jemand, der ſeine Herkunft kannte, ihn Don Larioz nannte; ja, er pflegte dabei gnädig zu lächeln und konnte in guter Laune hinzuſetzen: „Wenn meine Vorfahren anders gewirthſchaftet hätten, ſo brauchte ich nicht meinen Hut vor dem Herrn Plager abzunehmen, ſondern ſtände mit bedecktem Haupte vor dem König von Spanien."

Etwas seitwärts von dem Stehpulte befand sich ein kleiner Tisch mit einem Stuhle, auf dem unser Freund Gottschalk saß, der mit der Copie eines Aktenstückes hätte beschäftigt werden sollen. Wenigstens lag besagtes Aktenstück neben ihm, er hatte vor sich einen Bogen Papier, auf dem auch bereits einige Zeilen zu sehen waren; doch hatte er die Feder neben sich gelegt und lauerte, wie die Katze auf eine Maus, nach einer müden Fliege, die auf dem Tischrande herumspazierte. Es gelang ihm auch, das unglückliche Wildpret einzufangen, doch mochte er dabei etwas zu roh zu Werke gegangen sein, genug, die ohnedies lebensmüde Fliege starb zwischen seinen Fingern.

Diese außergewöhnliche Beschäftigung war indessen von dem langen Schreiber nicht unbemerkt geblieben, und dieser hatte langsam sein Lineal genommen und patschte seinem kleinen Zögling, ehe dieser sich dessen versah, tüchtig auf die Finger.

Gottschalk blickte in die Höhe, und obgleich er den getroffenen Daumen zum Munde führte, so war doch auf seinem Gesichte nicht die Spur eines Erschreckens zu lesen, vielmehr lachte er schelmisch und sagte: „Das hat gepatscht!"

„Allerdings hat es gepatscht!" meinte der lange Schreiber, „und es kann noch viel stärker patschen, wenn du, statt ruhig zu arbeiten, beständig deine Kindereien treibst; und diesmal hast du doppeltes Unrecht begangen: erstens hast du deine Schreiberei liegen lassen, und zweitens ein harmloses Thier erdrückt, das dir durchaus nichts zu Leide gethan."

„Ich glaube, es ist dieselbe Fliege," sagte der Kleine mit pfiffigem Lächeln, „die schon lange um meine Nase geflogen ist."

„Wenn auch, ſo brauchſt du ſie nicht zu tödten. Denk einmal, wie es dir gefallen würde, wenn du zum Beiſpiel draußen auf dem Felde herumſpazierteſt — und die Fliege kann deine Naſe ja möglicher Weiſe auch für ein Feld anſehen — wenn du dich alſo auf deine Art vergnügteſt, und es erſchiene plötzlich ein Rieſe, der es dir gerade ſo machte, wie du jener unſchuldigen Fliege!“

Das ſprach Don Larioz durchaus nicht im Tone des Scherzes, vielmehr blickte er dabei ſehr ernſt an die Decke, während er die breite Fläche des Lineals an ſeine Wangen drückte.

„Aber es gibt keine Rieſen mehr,“ erwiderte keck der Knabe.

„Das iſt noch gar nicht ausgemacht,“ fuhr der Schreiber fort; „im Gegentheil wirſt du dich erinnern, daß ich dich vorgeſtern mit mir in jene Bude auf dem Markte nahm, wo ſich das Rieſenweib ſehen ließ, eine ſtattliche Perſon. Ich habe auch meine gehörige Länge, aber als ich neben ſie trat, mußte ich wahrhaftig an ihr hinaufblicken.“

„Da war aber viel Betrug dabei,“ meinte Gottſchalk; „ich habe mir das von einem Bekannten erklären laſſen. Das Rieſenweib hatte Sohlen unter den Stiefeln von wenigſtens ſechs Zoll Dicke, und darüber hingen ihre Kleider ſo herab, daß man nichts davon ſehen konnte. Ja, die in den Meßbuden ſind ſchlau und führen die Leute an, wo ſie können.“

Dieſe Bemerkung Gottſchalk's hatte offenbar einen unangenehmen Eindruck auf Herrn Larioz gemacht, er ſtützte den Ellbogen auf das Stehpult, legte ſein ſpitzes Kinn darauf und blickte nachdenklich in den trüben Hof.

„Wenn du Recht haſt,“ ſagte er nach einer Pauſe, „ſo

ist es sehr traurig, und es kann mich betrüben, daß so viel Betrug in der Welt herrscht. Es wäre eigentlich recht schön, wenn es noch so etwas Außergewöhnliches, wie Riesengeschlechter, gäbe; die Welt ist so prosaisch und trocken geworden, daß es Einem ordentlich wohl thäte, hier und da unter den Alltagsmenschen einem so gewaltigen Kerl zu begegnen."

„Ich würde mich fürchten, und viele andere Menschen auch. Das wäre eine schöne Wirthschaft, wenn es Riesen gäbe, die nur die Hand zuzumachen brauchten, um unser eins zu erdrücken!"

„Die meisten Riesen hatten edle Herzen," sagte träumerisch der Schreiber.

„Ich kann Ihnen aber versichern, Herr Larioz," fuhr Gottschalk fort, der viel zu froh war, plaudern statt arbeiten zu dürfen, um das angefangene Gespräch so bald wieder fallen zu lassen, „daß es mit dem sogenannten Riesenweib falsch war; mein Freund, der mir das erzählte, sah durch die Bretterwand hinein, wie sie ihre Stiefel mit den dicken Sohlen anzog; auch war der Fußboden erhöht, auf den sie sich stellte. Ja, das ist nun einmal so in der Welt: Einer führt den Anderen an, und wer's am besten kann, der hat den Nutzen. So sagte Meister Schwörer, wenn er gut gelaunt war."

Der Schreiber schüttelte den Kopf und erwiderte: „Wenn es so ist, wie du sagst, mein lieber Gottschalk, so hätte man das Riesenweib untersuchen und, wenn sie wirklich das Publikum auf so unverantwortliche Weise betrogen, der Polizei Anzeige davon machen sollen, damit sie gestraft würde."

„Da hätte man aber viel zu thun, Herr Larioz, wenn man sich um aller Leute Sachen bekümmern sollte! Dergleichen geschieht so viel in der Welt, daß man gar nicht fertig

würde; und wenn ich mir erlauben darf, es Ihnen zu ſagen, ſo iſt es wahrhaftig ſchon genug, wenn man ſich in Acht nimmt, daß man ſelbſt nicht angeführt wird. Da kann ein Jeder ſehen, wie er fertig wird."

„Du haſt da erſchreckliche Grundſätze, die ich noch zu verbeſſern hoffe," fuhr der Schreiber fort, und dabei ſtellte er ſein Lineal vor ſich auf das Pult, wie irgend ein alter gemalter General es mit dem Commandoſtabe zu machen pflegt. „Siehſt du, ich hielte es für die ſchönſte Beſchäftigung, die einem Menſchen zu Theil werden könnte, der, unabhängig, reich, es ſich als Aufgabe ſtellte, das Unrecht, das in der Welt geſchieht, ſo viel als nur immer möglich wieder gut zu machen. Du haſt doch gewiß von alten Rittern geleſen, die ſich damit beſchäftigten, böſe Zauberer, Drachen und Rieſen zu bekämpfen, gefangene Jungfrauen zu beſchützen und dergleichen heilſame Sachen mehr zu thun. Leider gibt es aber keine Drachen und Zauberer mehr."

„Nein, Drachen nicht, wie damals, feuerſpeiende und mit langen Schwänzen, aber ſonſt ſind noch Drachen genug da; der Meiſter Schwörer nannte die Meiſterin oft einen Drachen."

„Ich ſehe, wir fangen an, uns zu verſtehen. Da es jetzt keine Drachen mit langen Schwänzen mehr gibt, ſo müßte man alſo ſolche Drachen zu bekämpfen ſuchen, die ihren Nebenmenſchen durch giftige Reden und allerlei Unthaten das Leben ſauer machen."

Gottſchalk, der ſich etwas darauf einzubilden ſchien, daß ſeine Anſicht von den Drachen nicht verworfen wurde, ſetzte ſich ſo breit wie möglich an ſeinen Tiſch und entgegnete: „Es wäre aber gewiß ein undankbares Geſchäft, Herr Larioz, ſich

darum zu bekümmern, was andere Menschen Unrechtes thun. Die Meisterin sagte oft, und ich habe es mir gemerkt: Wo es dich nicht juckt, da kratze nicht. Menge dich nicht in anderer Leute Sachen, und wo die Leute schmutzige Wäsche waschen, da geh vorbei und sieh dich gar nicht um."

„Da hatte die Meisterin von ihrem Standpunkte Recht," sagte der Schreiber; „aber schön wäre es doch, wenn Jemand es sich zur Lebensaufgabe machen wollte, das Unrecht, wo solches geschähe, unnachsichtlich aufzudecken und die Betreffenden zur Strafe zu führen. Ein solcher Mann müßte mit der Achtung der ganzen Welt belohnt werden."

„Ja; er könnte aber auch zuweilen seine Prügel kriegen," sagte Gottschalk mit großem Ernste; „ich habe das erlebt. Wenn sich der Meister und die Meisterin handgreiflich zankten, da hatten wir einen Obergesellen, der wollte sich auch hineinmischen und fing damit an, allen Beiden Unrecht zu geben. Meinen Sie, daß sie das geglaubt hätten? Gott bewahre! Ein Wort gab das andere, und zuletzt nahm der Meister die Elle zur Hand, und die Meisterin behalf sich bei dem Streite mit ihren zehn Fingern."

„Du magst Recht haben," warf der Schreiber gleichgültig hin, „daß dergleichen Undank vorkommt, denn wenn man sich einem Drachen nähert, so muß man am Ende auf Alles gefaßt sein; aber —" fuhr er nach einer ziemlich langen Pause fort, und dabei blickte er durch die trüben Scheiben in den Hof und über denselben in das benachbarte Haus hinein, und wenn man seinem stieren Blicke Glauben schenken wollte, weit, weit in unabsehbare Fernen hinaus, „es ist noch ein anderes Kapitel, mit welchem sich die damaligen Ritter so gern befaßten — der Schutz edler Frauen, und als Retter zu er-

ſcheinen hülfloſen und in den Feſſeln des alltäglichen Lebens ſchmachtenden Jungfrauen. Das wäre eine ſchöne Aufgabe, wer ſie löſen könnte!"

Die letzte Rede ſchien Gottſchalk nicht verſtanden zu haben; auch ſah er bedenklich und ſeufzend die vier Zeilen an, die auf dem vor ihm liegenden Bogen prangten und die ſich von ſelbſt nicht vermehren wollten; er mochte auch an Herrn Plager denken, der es liebte, die Arbeiten des neuen Schreiberlehrlings zuweilen zu unterſuchen, und dabei erinnerte er ſich ſehr anzüglicher Redensarten, ſowie auch unterſchiedlicher Püffe, die bei derartigen Gelegenheiten ſchon gefallen waren, weßhalb er ſeufzend nach ſeiner Feder griff, die Spitze derſelben von allen Seiten betrachtete, um dann auf dem größtmöglichen Umwege damit zum Dintenfaſſe zu fahren. Ehe er aber daſſelbe erreichte, fiel ihm ein, die Dinte könnte des Umrührens bedürfen, weßhalb er nothwendiger Weiſe aufſtehen mußte, um ein Stückchen Holz zu ſuchen und damit die ſchwarze Flüſſigkeit in Bewegung zu ſetzen.

So waren denn glücklicher Weiſe wieder einige Minuten vertrödelt, und da es oft im Menſchenleben Tage gibt, wo ſich ein unangenehmer Moment an den andern reiht, ſo geſchah es jetzt, daß, als Gottſchalk wirklich ſeine Feder eingetunkt hatte, nun die Uhr auf dem benachbarten Kirchthurme Zehn ſchlug, zu welcher Zeit dem Schreiber eine halbe Stunde vergönnt war, um ſich mit einem Stücke Brod zu reſtauriren.

Auch Herr Larioz hielt dieſe Zeit ziemlich pünktlich ein, doch legte er erſt beim achten Schlage ſein Lineal auf den Aktenſtoß, um dann mit auf den Rücken gefalteten Händen an das Fenſter zu treten und in den Hof zu ſchauen.

„Der Tiger kommt heute wieder recht ſpät," meinte Gott-

schalk, der ebenfalls von seinem Stuhle aufgestanden war und gähnend auf den fast weißen Papierbogen blickte.

„Der Tiger ist sonst immer sehr pünktlich," antwortete der lange Schreiber, — „richtig, dort kommt er auch."

„Ja, da kommt er," sagte freundlich der Lehrling. — „Wissen Sie auch, Herr Larioz," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „daß Sie mir schon lange einmal sagen wollten, warum eigentlich die alte Friedel der Tiger genannt wird? Die hat doch wahrhaftig nichts Tigerartiges an sich, und man könnte sie eher ein altes Schaf nennen."

„Ich glaube, der Doktor hat ihr den Namen gerade des Contrastes wegen gegeben. Auch war sie selbst die unschuldige Veranlassung dazu. Bei dem Herrn Rechtsconsulenten befanden sich ein paar Herren, die wegen eines Pferdekaufs prozessiren wollten. Es sollte von Sachverständigen ein Gutachten abgegeben werden, bei welchem natürlich das fragliche Roß erscheinen mußte. Die alte Friedel war gerade im Zimmer und las Papierschnitzel auf, als einer der Herren zu unserem Prinzipal sagte: Der Tiger wird sogleich in den Hof gebracht werden. Sie hatte hierauf nichts Eiligeres zu thun, als zum Doktor hinauf zu laufen, der sich für alle Thiergattungen sehr interessirt, um ihm fast athemlos zu sagen: Herr Doktor, kommen Sie geschwind herunter, sogleich kommt ein Tiger in den Hof! Daher bekam sie denn ihren Beinamen."

Bei diesen Worten trat der Tiger in die Stube.

Bei ihrem Anblick mußte man gestehen, daß für die arme alte Person die Bezeichnung des Knaben richtiger gewesen wäre, als der Vergleich mit jenem flinken, schlanken und schönen Raubthiere. Der Tiger mochte an die sechszig Jahre alt sein, hatte ein ewig betrübtes Gesicht, auf dem sich nur höchst selten ein

Lächeln zeigte, das dann zu ſagen ſchien: Wenn ihr ſo freundlich ſein wollt, mich für ein Lächeln zu halten, ſo will ich mich bemühen, es nächſtens beſſer zu machen. — Das einzig Glänzende in ihrem Geſichte, die Augen mit einbegriffen, war ein braunes Tröpfchen, das ſich zuweilen an der Spitze ihrer röthlichen Naſe zeigte, deſſen ſie ſich aber zu ſchämen ſchien und das ſie ſtets mit dem ſchüchternen Ausrufe: Ach Herr Jemine! wegwiſchte — Der Tiger war Wittwe, hatte alle ſeine Kinder ins Grab ſinken ſehen, überhaupt viel Unglück erduldet, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er ſeinen Kopf gegen die linke Seite geneigt trug, als beuge er ſich vor den beſtändigen Schickſalsſchlägen. Dabei war aber der Tiger ein ſehr gutes, treues und ehrliches Gemüth, ohne alle Falſchheit und Hinterliſt, und trugen dieſe Eigenſchaften dazu bei, ihr ſehr nachläßiges, gar ſchmieriges Aeußeres vergeſſen zu machen. Ihre älteſten Bekannten erinnerten ſich deſſelben Rockes, deſſelben wollenen, hinten geknüpften Halstuches und derſelben Kopfbedeckung — eines Mitteldings zwiſchen Nachthaube und Turban, eigentlich Beides zugleich, denn ſie pflegte die erſtere mit einem einſt roth geweſenen Tuche am Kopfe zu befeſtigen. Dabei liebte der Tiger ſeine Kleidung und trotzte muthig faſt allen Anſpielungen. Wir ſagen: faſt allen; denn eine des Armenarztes hatte ſie doch einſt ſo übel genommen, daß ſie ihm auf ein Haar den Dienſt gekündigt hätte. Der Doktor hatte nämlich eines Tages geſagt: „Tiger, wenn Ihr ſo fortmacht und Euch nicht reinlicher anzieht, ſo erleb' ich es noch, daß, wenn Euch Jemand an die Wand wirft, Ihr zwei Schuhe vom Fußboden kleben bleibt!“ Darüber hatte der Tiger heftig geweint und geſagt: er könne das nicht vergeſſen, er habe ſich im Traume ſo erblickt und es habe ſchrecklich ausgeſehen.

Die alte Frau trat also in die Schreibstube, einen kleinen Korb in der Hand, woraus sie ein Brod hervorholte, sowie eine in Papier eingeschlagene Wurst, das Frühstück des Gehülfen und des Lehrlings. Beide machten sich auch bald darüber her, und wenn auch Tischtuch und Teller fehlten, so that es doch Herr Larioz nicht anders, als daß er einen Bogen Papier auf der Tischecke ausbreitete, darauf den abgerissenen Deckel eines Buches legte und auf diesem die Wurst zerschnitt. Der Tiger schaute zu und wartete geduldig auf das Ende des Frühstücks, da er wohl wußte, daß auch für ihn was abfallen würde.

„Nun, wie gehts denn mit Eurer Wohnung?“ fragte der lange Mann, nachdem er ein Stück Brod und Wurst versorgt und dann das Messer mit aufwärts gekehrter Spitze in der Hand hielt. „Habt Ihr's dem Hausherrn tüchtig gesagt und ihn ermahnt, das Dach ausbessern zu lassen? Bei San Jago! Wenn man seinen Hauszins einstreicht, so muß man dafür sorgen, daß es den Hausbewohnern nicht auf das Bett regnet!“

Der Tiger hatte eine Stimme, welche zu seinem kläglichen und verwahrlosten Aussehen durchaus paßte. Seine Reden klangen immer wie ein fortgesetztes Schluchzen, und dann erhob er seine Stimme immer am unrechten Orte, so daß man Fragen zu vernehmen glaubte, wo gar keine hingehörten.

„Ach, du lieber Gott!“ sagte er, „was kümmert sich der Hausherr um ein armes Thier, wie ich bin? So, das Dach ist entzwei? hat er mich gefragt, es regnet stellenweise in Eure Kammer? Nun, da weiß ich Euch vorderhand einen guten Rath: stellt Euer Bett nicht dorthin, wo es hinein regnet, denn sonst könnte es naß werden.“

„Der Hausherr hat den Teufel im Leib!“ meinte der Schreiber.

„Ja, und da sagte er noch obendrein,“ — fuhr der Tiger fort, — „ich solle mich an so ein bischen Wasser nicht kehren, das sollte ich schon lange gewohnt sein. Nun ist das freilich wahr, denn so lange ich da oben wohne, jetzt schon an die zwanzig Jahre, tröpfelt es von Zeit zu Zeit immer durch das Dach. Ach, du lieber Gott! Aber so arg, wie jetzt, war es noch nie.“

„An so was mag sich, wer will, gewöhnen!“ erwiderte heftig Herr Larioz; „man muß dem Hauseigenthümer einmal tüchtig auf sein eigenes Dach steigen.“

„Aber man kann in der Welt doch viel gewohnt werden! spricht meine Großmutter,“ — mischte sich der Knabe in das Gespräch, — „wie ja auch die alte Frau zum Aal gesagt hat, indem sie ihm die Haut abzog.“

„So wollen wir dich einmal in den Regen unter das Dach legen,“ sagte der Schreiber mit einem mißbilligenden Blicke auf Gottschalk.

„Auch der Bäcker sagte schon: Gewöhne dich daran, Miez! da fegte er mit der Katze den Ofen aus,“ — murmelte der Knabe in sich hinein, doch so leise, daß es sein Vorgesetzter nicht verstand; sonst würde ihm das unzeitige Citiren von Sprichwörtern wahrscheinlich einen neuen Klaps eingetragen haben oder ihm sein gewöhnlicher Antheil an der Wurst entzogen worden sein.

„Aber er macht's uns auch nicht besser!“ fuhr der lange Schreiber fort, nachdem er abermals seinem Frühstück zugesprochen. „Wenn es auch bei uns gerade nicht hereinregnet,

ſo wackeln doch Fenſter und Thüren, und man verbraucht faſt mehr Holz, als man erſchwingen kann."

„Ich habe es aufgegeben, was zu ſagen," meinte die alte Frau, „denn ſelbſt der Herr Doktor, der doch ſein Wort gut zu ſtellen verſteht, wird ja nicht einmal mit dem Hausherrn fertig. Er hat ſich an den Häuſern verkauft, ſo ſagt der Doktor, aus Aerger darüber trinkt er Abends mehr Wein, als er ſollte, und das will er wieder dadurch hereinbringen, daß er auf dem Dach ein paar elende Ziegel erſpart."

„Dergleichen hat der bankerotte Apotheker auch gedacht," ſprach Gottſchalk mit pfiffigem Lächeln; „denn er ſagte: So muß Reichthum wiederkommen. Damit ſtand er über Nacht auf und verkaufte für einen Kreuzer Läuſeſalbe."

„Und die hat er wohl an dich verkauft, he?" fragte der Schreiber mit finſterem Stirnrunzeln; „Gottſchalk, Gottſchalk, du biſt ein wirklicher Schalk, und es wäre beſſer, man ſchickte dich zu Meiſter Schwörer zurück! So lange du dort unter der Elle geſeufzt haſt, warſt du ein Kopfhänger und haſt nicht gewagt, dein Maul aufzuthun; hier aber, wo man dich mit Liebe behandelt, fließt die Schelmerei beſtändig aus dir heraus."

„Aber ich meinte es ja nicht böſe, Herr Larioz," entgegnete der Knabe mit einem affektirt demüthigen Blicke; „das ſind ſo Sprüchlein, die ich von den Geſellen gehört und die mir immer einfallen."

„Ich wollte, dir fiele was Anderes ein," ſprach ſtreng der Schreiber; „jetzt ſchau deine Arbeit an" — damit zeigte er mit ſeinen langen, dürren Fingern auf den Papierbogen, wo oben die vier Zeilen gegen das ganze weiße Uebrige wie gar nichts

aussahen; „wenn der Herr Prinzipal nachher kommt, werde ich dir wahrhaftig nicht wieder durchhelfen. — Meinst du vielleicht, es sei so leicht, ein ordentlicher Schreiber zu werden, obendrein, wenn man die Sache so saumselig angreift? Ich kann dich versichern, Gottschalk, aller Anfang ist schwer, sogar bei dem größten Fleiße."

„Ja, aller Anfang ist schwer," seufzte wehmüthig der Knabe, „das hat der Bauer auch gesagt, da wollte er die Kuh am Schwanz in den Stall ziehen."

Dieses Mal zuckten die Finger des Herrn Larioz nach dem großen Lineal; doch erhob sich der Lehrling so eilig wie möglich und begab sich an seinen Schreibtisch. Auch tauchte er die Feder nun geschwinder ein als gewöhnlich und fing mit aller Emsigkeit an zu schreiben.

„Es ist doch ein gutes Bürschlein," sagte begütigend der Tiger, der den Knaben seines harmlosen, heiteren Gemüthes wegen lieb gewonnen hatte und ihm alles Mögliche zu Gefallen that. „Sie werden sehen, Herr Larioz, aus dem wird noch was Rechtes; freilich, fleißig muß er sein, recht fleißig."

„Ja, aber da er nicht fleißig ist, so wird er in den Mühen des ernsten Lebens untergehen und kommt, wenn er nicht recht fleißig wird, auf keinen grünen Zweig."

„Ja, aber er paßt auf und begreift leicht," meinte der Tiger.

„Er begreift, was ihm Spaß macht," sagte Herr Larioz, während er vor sein Stehpult trat und die Arbeit wieder aufnahm. „Aber ihm fehlt der gehörige Ernst; sieht Sie, Frau Friedel, jetzt geben wir ihm die besten Lehren, und macht er wohl ein ernstes Gesicht? Schaue Sie ihn sich an! Da braucht jetzt nur draußen das Allergeringste zu geschehen, da braucht zum Beispiel nur einer von den bunten Lappen an der Wasch-

keine zu fallen, so wird er in ein lautes Lachen ausbrechen. — Sage mir doch eigentlich, Bürschlein, worüber lächelst du jetzt, he?"

„Ich lächle ja gar nicht, Herr Lario3," erwiderte Gottschalk und machte die furchtbarsten Anstrengungen, ein ernstes Gesicht zu zeigen.

„Ja, ja, ich weiß wohl, du willst keine guten Lehren annehmen; aber ich sage dir, Gottschalk, wenn du so fortmachst, kommst du auf keinen grünen Zweig, sondern gehst unter."

Mochten nun diese Worte für den jungen Menschen etwas so außerordentlich Komisches haben, oder plagte ihn sonst was — genug, er brach los und lachte so laut und fröhlich, daß selbst auf dem harten Gesicht des Schreibers ein Lächeln wetterleuchtete und der Tiger mit lautem Gelächter einfiel. Dabei trat die alte Frau zu dem Knaben hin und patschte ihm auf den Rücken, wie man es bei ähnlichen Veranlassungen kleinen Kindern zu machen pflegt, damit sie bei einem Lachanfalle nicht so sehr außer Athem kommen.

„Lassen Sie ihn gehen, Frau Friedel," sprach wieder ernst der Schreiber, „der Kerl ist unverbesserlich, und ich werde noch stark an ihm herunterhobeln müssen."

Die alte gute Frau beugte sich aber tief zu dem Kopfe des Knaben hinab, so daß ihr runzeliges Gesicht sein frisches lockiges Haar berührte. Dann sagte sie halblaut zu ihm:

„Nicht wahr, du wirst brav, Gottschalk, und lernst tüchtig, daß was Rechtes aus dir wird? Und ich glaube, daß du es zu was bringst; denn ich habe neulich deinetwegen in den Karten nachgesehen, und da stand viel Ehre und Geld. Nicht wahr, du gehst mir nicht unter?"

„Nein, nein, ich gehe nicht unter," versetzte abermals, doch

jetzt verbissener lachend der Knabe. „Ich werde mich schon bemühen, in die Höhe zu kommen.“ Und darauf setzte er flüsternd hinzu: „Fett schwimmt oben, sagte Bartel, da lebte er noch.“

Nachdem der Tiger auf dieses Intermezzo noch die Schriftzüge Gottschalks bewundert, auch das übrige Brod und ein paar Wurstzipfel zusammengelesen und eingepackt, strich er dem Knaben noch einmal leicht über den lockigen Kopf, erkundigte sich, ob Aufträge für ihn da seien, verließ dann die Stube und schritt durch den melancholischen Hof zum Hause hinaus.

Herr Lartoz arbeitete fleißig an seinem Auszuge, und auch Gottschalk bemühte sich, tüchtig darauf los zu schreiben. Doch war leider heute einer von den Morgen, wo er zu keiner anhaltenden Arbeit kommen konnte; denn kaum hatte er den vier schon vorhandenen Zeilen noch ein paar Dutzend zugefügt, als im Nebenzimmer, in der Stube des Prinzipals, eine Stimme laut wurde, die ihn veranlaßte, die Feder ruhen zu lassen und erstaunt zu Herrn Lartoz aufzublicken. Es waren eigentlich zwei oder mit der des Prinzipals drei Stimmen, die sich vernehmen ließen und etwas Wichtiges zu besprechen schienen. Die eine Stimme sagte: „Sie werden mir aber zugeben, Herr Doktor, daß ich vielleicht triftige Gründe habe, meine Ansicht und die des braven Mannes hier zu verfechten. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß dem Schwörer eine gelinde Strafe nichts schaden kann, daß man ihm so zu sagen wegen des Verfalles neulich Nacht etwas anhängen sollte, item, daß wir Alles dazu beitragen müssen, unsere Klage zu begründen und aufrecht zu erhalten.“

„Aber ich weiß gar nicht, wie da eine Klage zu formulieren wäre.“

„Nun, Sie werden mir zugeben,“ fuhr die erste Stimme wieder fort, „daß es denn doch ein bischen stark ist, einen armen Buben bei Nacht auf die Straße zu setzen und den Teufel zu bitten, daß er ihn hole. Ach, erlauben Sie mir! Wenn das nicht strafbar ist, da weiß ich überhaupt nicht, warum man in dieser Welt noch Prozesse anfangen soll.“

„Das ist Doktor Flecker,“ sagte Herr Lariot. „Er spricht von dir.“

Jetzt wurde auch die dritte Stimme laut, und bei dem Klange derselben fuhr der Knabe etwas Weniges zusammen.

„Ich muß dem Herrn Doktor Flecker Recht geben,“ ließ sich die dritte Stimme vernehmen; „was Teufel! man jagt keinen Hund Nachts bei Regenwetter aus dem Hause. Das soll mir der Schwörer, dieser Kerl, nicht umsonst gethan haben!“

„Das ist mein Vater,“ meinte schüchtern Gottschalk.

„Allerdings, da haben Sie Recht,“ hörte man den Rechtsconsulenten sagen, „und wenn es angeht, können wir den Schneidermeister Schwörer wegen Mißhandlung Ihres Sohns belangen.“

„Zu gelinde, viel zu gelinde! Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, das wäre kaum der Mühe werth. Nein, nein! Man muß den Schwörer in seinem Glauben zu erhalten suchen, der Knabe sei verschwunden, und dabei will ich Ihnen zugeben, daß vernünftige Menschen meinen werden, er sei Gott weiß, wohin gekommen, verunglückt, meinetwegen von Räubern oder Zigeunern gestohlen; das ist mir Alles gleich viel, item, die Sippschaft des Schneidermeisters muß in ihrem

Glauben erhalten und bestärkt werden, der Teufel habe ihn wirklich geholt."

Herr Larioz hatte bei dem eben gehörten Gespräche seine Arbeit unterbrochen, hatte gedankenvoll das Kinn in die Hand gelegt und schüttelte augenscheinlich verdrießlich mit dem Kopfe.

„Sie sind sonst ein so gescheidter Mann, lieber Doktor," hörte man den Rechtsconsulenten sagen, „aber dieses Mal haben Sie jedenfalls Unrecht; ich kann Sie versichern, ich wüßte nicht, in welcher Art ich eine Klage wegen Teufelholens anstellen sollte; ich müßte ja fürchten, mich völlig lächerlich zu machen. Und dann, wenn man die Sache ruhig betrachtet, so hat der Knabe irgend eine Veranlassung gegeben zu der übeln Behandlung, die ihm zu Theil geworden."

„Dieses Mal nicht," vernahm man die Stimme des Jägers, Herrn Brenner. „Zu Anfang, als mein Gottschalk in die Lehre kam, war es mir gelungen, dem Meister Schwörer die Livreen meiner Herrschaft zu verschaffen, damals lieferte er noch gute Arbeit. Als er sich aber nicht lange darauf mit seinen jetzigen stillen Freunden verband, da wurde die Arbeit immer schlechter, meine Kameraden klagten mit Recht übe die mangelhaften Anzüge; ich versichere Sie, Westen und Hosen waren zu kurz und zu enge, auch mit der heißen Nadel genäht; und der Herr Baron von Breda nahm ihm die Arbeit ab. Von dem Augenblicke an war mein Gottschalk nichts mehr nutz. Ich weiß wohl, daß der Junge seine Fehler hat, wie jeder Andere, aber es lag klar am Tage, daß der Verlust der Kundschaft aus meinem Gottschalk mit einem Male den bösesten Buben gemacht."

„Sie werden mir zugeben, mein lieber Doktor, daß so was unverantwortlich ist," sagte der Armenarzt.

„Wenn ich das auch zugestehen muß," entgegnete der Rechtsconsulent, „so werden Sie mir dagegen einräumen, daß ich von meinem Standpunkte aus Ihren Wünschen nicht nachkommen kann."

„Sollte sich denn nicht eine kleine Handhabe drehen lassen können, womit sich die Sache nach unserer Ansicht bewegen ließe, mein lieber Herr Doktor? Habt ihr Herren vom Recht doch schon so viel, was gerade nicht Recht war, möglich gemacht, und wir sind hier so sehr in unserem Recht, daß, wie Sie mir zugeben werden, ein klein bischen Unrecht schon verzeihlich wäre."

„Das Beste ist," hörte man nach einem längeren Stillschweigen den Rechtsconsulenten sagen, „wenn wir die Hauptperson in dieser Geschichte, Herrn Larioz, noch ein Mal hörten. Ist's Ihnen gefällig, meine Herren, so treten wir einen Augenblick in die Schreibstube."

Den Herren schien dieser Vorschlag in der That zu gefallen; denn im nächsten Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und herein traten die Besitzer der drei Stimmen, welche man durch die dünne Wand sehr deutlich vernommen. Doktor Flecker schoß mit seiner gewöhnlichen Lebendigkeit herein, kniff sein rechtes Auge vertraulich gegen den Schreiber zu, wobei er bedeutend mit dem Kopfe nickte, und faßte zu gleicher Zeit den Lehrling am Rockkragen, ihn zur Begrüßung so freundlich und derb schüttelnd, daß die Feder fast der Hand entfallen wäre. Der Rechtsconsulent ging würdevoll, wie es sich für einen Mann von seiner Stellung geziemte, das Kinn in die Halsbinde vergraben, auf dem Gesichte einen Zug stiller Sanft-

muth und Ergebung, den er seinen Clienten gegenüber gern anzunehmen pflegte, um für eine umgängliche, ruhige und angenehme Persönlichkeit zu gelten, einen Zug, der aber zur Wahrheit wurde, so oft er sich seines Hauswesens, namentlich seiner Schwiegermutter erinnerte. Vater Brenner war eine breitschulterige, große Persönlichkeit, mit einem mehr als sanft gerötheten Gesichte. Dabei aber war er ein wohlgewachsener, hübscher Mann, vortrefflich im Dienste und der auch dort eine sehr gute Figur machte. Es konnte Niemand sicherer, mit größerer Leichtigkeit, ja, eleganter seinem Herrn die geladene Büchse präsentiren, als der Jäger Brenner. Wenn er hinten auf dem Wagen stand, so sah das so imposant aus, daß man hätte fragen können: „fährt dort vielleicht Seine Majestät in Allerhöchst eigener Person?“ und wenn er bei der Tafel servirte, so geschah das mit einem solchen Aplomb und dabei mit einer solchen Umsicht, daß die Freunde des Barons Breda diesen um seinen Jäger ordentlich beneideten. Merkwürdig war es aber dabei, daß Herr Brenner, sobald er Federhut und Bandelier abgelegt hatte und sich im gewöhnlichen Leben bewegte, ziemlich steif und unbeholfen war, und daß es ihm da namentlich wie einem schlechten Schauspieler ging, der zwei Hände zu viel hat und absolut mit diesen nichts anzufangen weiß. Diese Schüchternheit war seltsam an Herrn Brenner, und er, der schon Ihrer Majestät der Königin ohne Furcht und Tadel ein Glas Wasser präsentirt hatte, war verlegen, wenn er außerhalb des Dienstes nur bei etwas höher gestellten Leuten ins Zimmer treten sollte. Zu Hause war das begreiflicher Weise nicht der Fall, und doch pflegte Herr Brenner bei großen Familienscenen, wo es eine bedeutende Ablanzelung galt, oder wo er sogar den Versuch machte, der Großmutter

seine Meinung kund und zu wissen zu thun, mit Federhut und Bandelier zu erscheinen.

Jetzt war er also der Letzte, der ins Zimmer trat, und nachdem er eine Verbeugung gegen Herrn Larioz gemacht, streckte er seine rechte Hand nach Gottschalk aus, der sich ihm als gehorsamer Sohn augenblicklich näherte und nun vom Vater Brenner als Verlegenheits-Ableiter benutzt wurde; denn er behandelte ihn als Sache, die man zum Spielen in der Hand hält, man könnte sagen: als Spazierstock; denn er umfing mit seiner breiten Hand den Kopf des Knaben und drehte ihn zuweilen, wenn er seine Meinung abgab, nach allen Seiten herum.

„Da wären wir also," sagte der Armenarzt, „ein vollkommenes und sehr respektables Concilium, das wird Jeder zugeben müssen, der uns hier beisammensieht. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß es vielleicht von Wichtigkeit sein wird, dem Herrn Larioz — meinem Freunde Don Larioz — als Haupthelden der ganzen Action, als ganz höllischer, verfluchter Persönlichkeit, die Sachlage nochmals ins Gedächtniß zurückzurufen."

Vater Brenner, der nichts dagegen einzuwenden wußte, legte die linke Hand, die er gerade frei hatte, an sein bärtiges Kinn und nickte mit dem Kopfe.

„Ich halte das für unnöthig," versetzte der Rechtsconsulent, indem er mit wichtiger Miene sein Kinn in die Halsbinde vergrub. „Herr Larioz kennt den vorliegenden Fall."

„Ja, und ich erlaube mir, zu bemerken, daß der Fall sehr wichtig ist!" rief der Armenarzt, „und Sie werden mir zugeben, daß es nicht unnöthig ist, dieses unserem Freunde, Don Larioz, ins Gedächtniß zurückzurufen. Zum Henker, man läßt

sich nicht nur so für den Teufel halten; und dieser vortreffliche Freund, der dort steht, weiß am besten, wie erstaunlich kläglich es war, als der arme kleine junge Mensch ganz durchnäßt in Kälte und Wind vor dem Hause herumlief; es war das ein Anblick, der auch das weichste Herz steinhart machen mußte."

Während der Doktor dies mit großem Pathos sprach, hatte er ganz die Haltung eines Kampfhahns angenommen. Er stand da mit gespreizten Beinen, den Bauch so viel als möglich vorgedrückt, die Nase hoch erhoben und mit beiden Händen in der Luft herumfuchtelnd, wobei er in der Linken den Stock mit dem silbernen Knopfe trug. Seine Rede war besonders an Herrn Larioz gerichtet, von dem er wohl wußte, daß ihm der ganze Teufelshandel äußerst widerwärtig war, und den er durch seine begeisterten Worte mit sich fortzureißen hoffte; doch schien seine Absicht dieses Mal durchaus nicht gelingen zu wollen. Der Schreiber hatte sein Lineal hoch empor genommen und blickte ziemlich finster in den Hof hinaus.

„Nun, was meinen Sie?" fragte der Rechtsconsulent nach einer Pause, während welcher Alle schwiegen.

„Ich meine," entgegnete Herr Larioz, „daß die ganze Sache ein unangenehmer Handel ist, der sich am besten dadurch ausgleicht, daß man ihn liegen läßt und so nach und nach vergißt."

„Den Teufel auch!" rief der Doktor; „Freund, lassen Sie mir Ihre gewöhnlichen Phantasien von Recht und Gerechtigkeit nach Ihrer Art! So kommt man nicht durch die Welt, das kann ich Sie versichern."

„Ich meine ferner," fuhr der Schreiber, gänzlich unbewegt durch diese Exclamation, fort, „daß, wenn Herr Brenner

gegen Meister Schwörer wegen unbefugter Mißhandlung seines Sohnes zu klagen hat, ich gern bereit bin, seine Klage durch mein Zeugniß zu unterstützen, daß ich aber dagegen mit der ganzen Teufelsgeschichte nichts zu thun haben will. Bei San Jago! Es hat freilich der Larioz genug gegeben, die den Teufel im Leibe hatten, davon bin ich überzeugt, aber keinen, der Lust gehabt hätte, sich mit der Person des Höllenfürsten zu identificiren."

„Kindereien, Kindereien, Kindereien!" schrie der Doktor, und er sprach dieses Wort jedes Mal mit lauterer Stimme aus; „Sie werden mir zugeben, bester Don Larioz, daß ich mir meinen Spaß nicht so verderben lassen darf. Die Sache ist aufs beste eingefädelt, Meister Schwörer ist der festen Ansicht, er habe wirklich den Teufel gesehen, und wollen Sie," setzte er mit komischer Wehmuth hinzu, „diesem Manne seinen guten Glauben verderben?"

„Bester Doktor," nahm der Rechtsconsulent, der beinahe ungeduldig zu werden begann, das Wort, „Sie sehen, wir Männer vom Fache finden, daß der Sache keine rechtliche Handhabe zu drehen ist. Sie haben sich nun einmal in die Teufelsidee hinein verbissen, aber wir können die Sache nach Ihrer Idee unmöglich unterstützen. Wollen Sie eine Klage — Brenner contra Schwörer, Mißhandlnng des jungen Menschen betreffend, so stehen wir mit allen unseren Kräften zu Befehl. Da ist aber die Grenze, und ich versichere Sie, ich könnte wahrhaftig in die Lage kommen, mich lächerlich zu machen, wenn ich mich in eine solche Teufelsgeschichte einließe, von der ich voraus weiß, daß sie nicht durchzuführen ist. Vielleicht," setzte er mit Würde hinzu, wobei sein ganzes Kinn in der Halsbinde verschwand, „finden Sie einen Winkeladvoka-

ten, der die Sache annimmt, Sie um Ihr Geld bringt und dann sitzen läßt. Aber wenn Sie den Rath eines guten Freundes annehmen wollen, bester Herr Doktor, so —"

„Das ist alles recht gut und wohl," rief der Arzt, der sich während der Rede des Advokaten wie eine Wetterfahne gedreht hatte, um alle Anwesenden der Reihe nach zu betrachten, „das ist vortrefflich gesprochen; aber Sie kennen jenes Volk nicht! Nur wenn wir sie mit ihrer Teufelsfurcht anpacken, ist was aus ihnen herauszupressen. Kommen wir ihnen aber mit einer ganz gewöhnlichen Klage auf den Leib, so wette ich Hundert gegen Eins, sie sind gerade so pfiffig wie wir, und wir können mit langer Nase abziehen."

„Und das wäre das Beste," ließ sich der Schreiber vernehmen, „wenn das Recht nicht auf unserer Seite ist."

„Das Recht, lieber Freund, das Recht!" rief der Doktor mit komischer Entrüstung, wobei er ordentlich in die Höhe sprang; „Sie sollten mir eigentlich nicht erlauben, daß ich Ihnen bemerke, das Recht läßt sich drehen, wie eine wächserne Nase, aber es ist leider Gottes so. Was wollen Sie mit Ihrem Recht! Aber ich kenne Ihre Ansichten, und mit diesen werden Sie doch hundert Mal anstoßen. Sie halten die ganze Welt für ehrlich und werden bei dem Glauben verbleiben, bis man Sie mehrere Mal donnermäßig über den Löffel barbirt hat, und wenn das einmal recht tüchtig geschehen ist, dann werden Sie nach Gott schreien und — Ihrem ganz ergebensten Diener."

Damit wandte sich der Doktor um und machte Miene, wie im Zorne, das Zimmer verlassen zu wollen. An der Thür aber drehte er sich auf dem Absatze herum, machte ein

pfiffiges Gesicht und rief, wie um eine letzte, vielleicht günstige Entscheidung zu hören: „He?“

Vater Brenner hatte bedeutend mit dem Kopfe geschüttelt, und auch ihm wollte das Benehmen des Schreibers nicht einleuchten. Er strich sich mit der Hand über den Bart, schob Gottschalk wie zum Schutze einen Schritt vor sich hin und wollte mit einer feierlichen Rede gegen das Stehpult avanciren, war jedoch sehr froh darüber, daß der Doktor abermals das Wort nahm.

„So ist denn nichts zu machen?“ sagte dieser. „Ich hätte das nimmer von Euch gedacht, Don Larioz. Nun gut, ich gehe meinen eigenen Weg und will schon sehen, was ich für meine armselige Person allein herausschlagen kann. Aber Eines werden Sie mir zu bemerken erlauben: lassen Sie mich meinen Weg gehen und kommen Sie mir nicht in die Quere. Es ist mir ja nicht um meinetwillen, sondern hauptsächlich um Sie selbst zu thun. Sie kennen jenes Volk nicht, und wenn Sie, gerade und ehrlich, wie Sie sind, mit demselben zu thun kriegen, so kommen Sie in Schaden, darauf können Sie Gift trinken — meinetwegen einen ganzen Schoppen Blausäure. Item, jetzt bin ich fertig.“

Der Rechtsconsulent schien hoch erfreut, daß der Doktor wirklich fertig sei; denn die Unterredung hatte ihm schon viel zu lange gedauert. Trotzdem aber machte er zum Abschiede ein freundlich lächelndes Gesicht, sagte etwas von sonst in allen Dingen gern zu Diensten stehen, von thätiger Rechtshülfe, unbedingt Vertrauen verdienen, und was dergleichen Phrasen mehr sind, und manövrirte dabei so glücklich mit Complimenten und Wendungen, daß sich der Armenarzt und Vater Brenner im nächsten Augenblicke unter der Thür befanden. Hier aber blieb der Letztere stehen, und da er an dem Thürpfosten

einen soliden Anhaltspunkt gefunden hatte, so zeigte er ohne allzu große Verlegenheit auf seinen Sprößling, und sagte dabei: „Und der Herr Doktor sind mit meinem Kleinen da zufrieden? Glauben Sie, daß er sich zum Schreiber eignet? Es sollte mich wahrhaftig freuen; denn ich selber habe das Schneiderhandwerk all mein Lebtag nicht ausstehen können. Nur meine Alte meinte, es sei ersprießlich, wenn der Kerl da seinen Geschwistern baldigst die Kleider flicken könnte."

Der Rechtsconsulent versicherte, es werde sich schon machen, er habe alle Hoffnung dazu, und dann ließ auch Vater Brenner seinen Thürpfosten fahren, worauf er augenblicklich im dunkeln Gange draußen verschwand. Doch hörte man seine tiefe Stimme noch zurückrufen: „Also, Oculi, halte dich brav, und mach' mir keine Schande!"

Der kleine Armenarzt war im halben Zorne davon geeilt, doch war er viel zu gutmüthig und hatte ein zu versöhnliches Gemüth, um das Haus in Feindschaft mit seinem alten Freunde verlassen zu können. Deßhalb kehrte er auch im Hofe wieder um, trat an die trüben Fensterscheiben der Schreibstube und klopfte heftig daran, und als der Schreiber lächelnd geöffnet, rief er hinein: „Freund Larioz, Ihr werdet mir zugeben, daß Ihr einen verdammt harten Kopf habt. Und ich habe es doch so gut mit Euch und dem Knaben gemeint! Na, denken wir vorderhand nicht mehr daran, und laßt mich machen! Aber kommt mir nicht in meinen Weg, das rathe ich Euch wohlmeinend; denn wenn Ihr in meinen Weg kommt, so werde ich zornig, und der Doktor Flecker in seinem Zorn ist eine gar gefährliche Persönlichkeit. Addio, caro amico!"

„Addio!" erwiderte lachend Don Larioz; dann schüttelten sich Beide die Hände, und der kleine Doktor, die gefähr-

liche Persönlichkeit, hüpfte wie eine Bachstelze aus dem Hofe hinaus.

Draußen an dem halbzertrümmerten Thorflügel stand Vater Brenner; er hatte die linke Hand unter das Kinn gelegt, schien über etwas nachgedacht zu haben, und sagte nach einer Pause: „Herr Doktor, mit den vornehmen Advokaten ist es nichts. Ich kenne einen stillen Entenmaier, der sich der Sachen armer Leute gern annimmt."

„Lieber Freund," versetzte der Doktor, indem er seine beiden Hände, wie beschwörend, emporhob, „lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrem stillen Entenmaier; ich fürchte selbst, daß in der Sache auf dem Wege Rechtens nichts zu machen ist, weil der da drinnen sie nicht übernehmen wollte; denn wenn Einer mit dem Teufel umzugehen weiß, so ist es der Rechtsconsulent Plager."

Bei diesen Worten lächelte er eigenthümlich und eilte in die nächste Gasse hinein. Vater Brenner aber blieb einen Augenblick gedankenvoll stehen, und da er aufblickend gewahrte, daß er sich in der Nähe eines Weinhauses befand, so fiel er dort ein, um sich nach den gehabten Strapazen zu einem kühlen Trunke zu verhelfen.

Unterdessen schrieb Gottschalk drinnen in der Stube fleißiger als vorher an seinem Bogen, wogegen Herr Larioz zerstreut schien und seine Auszüge nicht mehr so emsig machte, wie früher; ja, er nahm zuweilen die Feder quer in den Mund und blickte gedankenvoll in den Hof hinaus. Er schien lange etwas zu überlegen und endlich zu einem Entschlusse gekommen zu sein, worauf er zu sich selber sagte: „Ich muß dem Meister Schwörer beweisen, daß ich nicht der Teufel bin."

Zehntes Kapitel.

Eine Teufelsbeschwörung.

Bei Meister Schwörer war es noch herkömmlich, daß, so viele von den Gesellen Platz hatten, mit ihm unter einem Dache wohnten; dabei war dieses unter dem Dache wohnen wörtlich zu verstehen und hatte unter andern Vortheilen noch den Nutzen, daß keiner der Gesellen ein Barometer brauchte; denn wollten sie wissen, ob draußen schönes Wetter sei, so durften sie nur in die Höhe blinzeln und brauchten nicht lange zu suchen, um irgend einen mitleidigen Stern aufzufinden, der zu ihnen hereinflimmerte. Ahnete ihnen aber etwas von Regenwetter, so brauchten sie nur die Hand nach den Dachplatten auszustrecken, und der größere oder geringere Grad von Feuchtigkeit, der an diesen herabtropfte, ließ sie zur Genüge erkennen, ob es ein kleiner Sprühregen sei oder ein festes Regenwetter. Ja, sogar woher der Wind blies, war hier oben deutlich zu unterscheiden; denn wenn er aus Westen kam, so seufzte der

alte Dachladen in seinen Angeln, blies er aber aus Norden, so klapperten die Dachplatten wie ein Pochwerk.

In einer Nacht, wo, dem unaufhörlichen Gewinsel des Dachladens nach zu urtheilen — derselbe machte nämlich die verzweiflungsvollsten Anstrengungen, sich von einem Schließhaken loszureißen, und wenn das nicht gelang, so pfiff und heulte er wie ein Hund an der Kette — der Wind aus Westen kam und ein tüchtiges Regenwetter zwischen die Dachplatten hereinjagte, wo der alte Schornstein des Hauses sich mit in das Gespräch der wilden Geister draußen mischte, aber feierlich, beruhigend im Vergleich zu dem tollen Gezänk der andern, wo sämmtliche Bretter-Verschläge auf dem Dachboden knarrten und stöhnten und wo der Klang der Glocken, wenn sie hoch vom Thurme die Stunde anschlugen, vom Sturmwind zerrissen wurde, so daß sie nur noch in zitternden Tönen weiter hallen konnten, in einer solchen Nacht lag der Elberfelder in seinem Bette, und da er zufälliger Weise nicht schlafen konnte, so ließ er vor seinem inneren Gesichte die Erlebnisse der vergangenen Tage vorübergehen. Der Elberfelder hatte bei ziemlich zerrütteten Nerven eine außerordentlich regsame Phantasie. Er war einer von den Menschen, denen es als eine pure Unmöglichkeit erscheint, still und zufrieden ihrem Berufe nachzugehen; er hatte vielmehr die unglückliche Neigung, diesen Beruf immer nur als Nebensache zu betrachten und ihn so weit als thunlich seinen Leidenschaften unterzuordnen. Schon als Lehrling war ihm die Erlernung seines Handwerks Nebensache gewesen, und wenn er davon etwas erlernte, so brauchte er das nur, um seine Schelmenstreiche auszuführen. Er besaß damals eine außerordentliche Fertigkeit, Katzen wegzufangen, ihnen den Balg abzustreifen, diesen präpariren zu lassen und alsdann, zu Pelz-

decken verarbeitet, zu verkaufen. Als er Geselle wurde, warf er sich auf das liederliche Leben, namentlich auf den Tanz ohne Maß und Ziel, und da war der Elberfelder eine genannte und bekannte Persönlichkeit. Zu seinem Bedauern reichten aber seine Körperkräfte für ein solches Treiben nicht lange aus, der Elberfelder wurde schwach im Kopf und wackelig in den Beinen, und wenn ihn auch der Ruf zur Schlacht, das heißt die Geige zum Galopp, noch immer unwiderstehlich mit fortriß, so war das doch nur noch wie ein Schattentanz, und er mußte die Kränkung erleben, daß ihm eine seiner Geliebten, die handfeste Köchin eines stillen Hauses, bei mehreren Gelegenheiten und mit voller Indignation sagte: „Elberfelder, ich kenne Ihn gar nicht mehr, Er kann ja gar nichts mehr leisten!"

Dieses Wort der Köchin schnitt tief in sein Herz, und es war ihm wie jene Schrift, die dem hochseligen König von Babylon auch an einem solch wilden Abend erschien und ihn ebenfalls zur Buße mahnte. Der Elberfelder beschloß, einen anderen Menschen anzuziehen, und da vom Erhabenen zum Lächerlichen, so wie auch umgekehrt, nur ein kleiner Schritt ist, so warf er sich in die Arme seiner jetzigen Glaubensgenossen und wurde aus einem liederlichen Schneidergesellen ein gnadenerfülltes Werkzeug seiner Partei. Doch bewies sich auch dieses Geschäft im Laufe der Zeiten nicht so lucrativ, wie der Bekehrte gedacht. Für eine äußerst angenehme Condition bei einer gesinnungstüchtigen Damen-Kleidermacherin, die aber bei ihrem Geschäft der männlichen Hülfe sehr benöthigt war, zeigte er sich nicht gewandt und ausdauernd genug und mußte entlassen werden. Er hatte es darauf versucht, den unverschuldet Herabgekommenen zu spielen und sich, als unverschämter Haus-

armer, vermittelst des außerordentlich fleißigen Besuchs aller möglichen Betstunden zu ernähren; aber hier war die Concurrenz zu groß, und so wurde er denn von einem wohlwollenden Mitgliede dem Meister Schwörer empfohlen, der, obgleich er damals noch ein tüchtiger und gesuchter Meister war, doch schon gelinde Anwandlungen von Heuchelei zeigte und bereits begann, seine sichere irdische Kundschaft zu vernachläßigen, auf die unsichere Hoffnung eines Gnadendurchbruchs hin, der ihn ohne Müh' und Arbeit mit allen Glücksgütern dieser Erde überschütten sollte.

Aber auch im Hause des Meisters Schwörer hatte der Elberfelder nicht das gewünschte stille und behagliche Asyl gefunden; die Meisterin war ein hartes Gemüth, eine Ungläubige, die den frechen Satz aufstellte: zuerst heiße es arbeiten, und dann erst könne man sich zur Erholung ein Gebet gönnen; eine Frau, die lieber dafür sorgte, daß ihre Kinder ein gutes Hemd auf dem Leibe hatten, als daß nackte Negerknaben Gott weiß, wo, in Hinterindien, von sanft gesinnten Missionären in christliche Behandlung genommen wurden; eine Frau, die das Missionswerk in ihrem eigenen Hause beginnen wollte, und deßhalb Subjecte, wie den Elberfelder über alle Berge wünschte, eine Frau, die verstockt genug war, ihrem Mann eine Scene zu machen, weil sie nicht zugeben wollte, daß er, statt die nothwendigen Schulbücher für seine Kinder zu kaufen, sich mit dem sauer verdienten Gelde bei einer Gesellschaft zur Verbreitung von Tractätlein betheiligte, — kurz, eine brave und rechtschaffene Frau. Aber eben deßhalb war sie dem Gesellen ein Dorn im Auge, und er dachte schon seufzend daran, sich eine andere Condition zu suchen. Da kam ihm die Teufelsgeschichte des Meisters Schwörer, um uns eines unziemlichen Ausdrucks zu

bedienen, wie ein gefundenes Fressen. Daß er den Meister Schwörer aus allen Kräften in seiner Ansicht bestärkte, er habe wirklich den Teufel gesehen, versteht sich von selbst; er erzählte ihm schaudervolle Geschichten von ähnlichen Visionen, die er selbst gehabt, und hoffte dabei zuversichtlich, dieser erste Besuch des Bösen habe nur den Zweck gehabt, das Terrain zu sondiren, um sich im Hause irgend einer armen Seele zu bemächtigen. Darauf hatte der Elberfelder also gesprochen: „Meister, Ihr seid Familienvater, ein würdiger Mann und eine feste Stütze der Gemeinde," hatte auch mit vieler Sachkenntniß fortgefahren: „Ich bin doch ein ganz miserabler Sünder, und wenn sich der Teufel mit der Seele eines armen Schneidergesellen begnügen wollte, so würde ich mich gern seinen Angriffen bloßstellen, in der festen Ueberzeugung, daß es einigen unter den Freunden baldigst gelingen würde, den Teufel aus mir zu bannen und ihn dahin zurückzuweisen, woher er gekommen."

Darauf war der Geselle wie tiefsinnig geworden, und ob Alles bei ihm vollkommene Heuchelei war, oder ob sein Verstand wirklich durch fortgesetzten schlechten Lebenswandel einiger Maßen gelitten, wissen wir nicht genau anzugeben, glauben aber das Erstere; genug, als er in jener Nacht, wo der Sturm heulte und der Regen auf den Dachplatten rasselte, wachend auf seinem Lager ruhte, begann er sich einzubilden, derselbe Teufel, der dem Meister erschienen, sei nun wirklich in ihn selbst gefahren, und spielte demgemäß seine Komödie ganz vortrefflich. Er stöhnte so laut und vernehmlich, daß er seinen Mitgesellen und auch den neuen Lehrjungen ein paar Mal aus dem Schlafe weckte und alsdann über ein unerklärliches Leiden klagte, das mit irgend einer gewöhnlichen Krankheit durchaus keine Aehnlichkeit habe. Am andern Morgen ließ er

den Meister heraufbitten, und was die Beiden dabei verhandelt, wäre vielleicht tiefstes Geheimniß geblieben, wenn nicht der andere Geselle aus übergroßer Sorge für den von ihm gehaßten heuchlerischen Kameraden an der Bretterwand gehorcht hätte.

Meister Schwörer erschien nach einiger Zeit ziemlich verstört wieder in der Wohnstube, seufzte tief und zog seinen schwarzen Rock an, um das unerhörte Ereigniß einigen seiner gläubigen Freunde mitzutheilen. Zu gleicher Zeit aber berichtete der zweite Geselle der Meisterin, der Elberfelder, der droben in der Kammer liege, habe behauptet, denselben Teufel im Leibe zu haben, der dem Meister Schwörer in jener Nacht erschienen. Wir können hier nicht verschweigen, daß dieser neue Spektakel im Hause Madame Schwörer so alterirte, daß sie dem zweiten Gesellen und dem Lehrjungen vollkommen freie Hand ließ, um ihrerseits den Versuch anzustellen, ob es nicht möglich sei, den Teufel aus dem Elberfelder auch ohne die gewöhnlichen Mittel auszutreiben. Obgleich sich die Verfahrungs-Art der freundlich gesinnten Kameraden — sie wurde angewandt vermittelst eines Eimers Wasser, eines nassen Handtuchs und eines Paars elastischer schwerer Pantoffeln, mit welch letzteren er zur Linderung seiner Leiden auf einem unaussprechlichen Theile seines Körpers frottirt wurde — bei der Hartnäckigkeit des Besessenen als vollkommen unwirksam erwies, so hatten sich doch die Teufels-Austreiber für die Unterbrechung ihrer nächtlichen Ruhe und für vielerlei sonstige Unbill gerächt. Der Elberfelder aber litt Alles ganz geduldig und stimmte sogar während der Procedur einen Lobgesang an, der nur zuweilen durch ein Geheul unterbrochen wurde, wenn ihn einer der Pantoffeln zu heftig traf, welches Geheul aber nach der

Versicherung des Besessenen von dem Dämon herrührte, den er im Leibe hatte.

Uebrigens hatte der Elberfelder in Betracht der windigen und kalten Dachkammer vollkommen richtig spekulirt; denn schon am ersten Tage seiner Krankheit wurde er, freilich nach einer heftigen häuslichen Scene zwischen Meister und Meisterin, in einer Stube des ersten Stockes warm und behaglich untergebracht und dort von theilnehmenden und gleichgesinnten Freunden eifrig befragt und untersucht. Die ganze Geschichte hatte dem Meister Schwörer, als sie ruchbar wurde, ein außerordentliches Ansehen gegeben, und es fanden sich fromme Seelen genug, die den Versuch machten, den Teufel aus dem Schneider hinweg zu beten. Aber mehrere Tage lang war das alles vergeblich. Die Sache nahm ihren wohlbekannten Verlauf. Der Teufel zeigte sich in dem Besessenen bald nachgiebig, bald widerspänstig, und wenn er gut gelaunt war, so erzählte er von den Freuden und Leiden der Hölle, wobei er eine unglaubliche Phantasie entwickelte; hatte er dagegen seine schlechten Augenblicke, oder waren verdächtige Personen in der Nähe, so erging er sich in sehr unzarten Redensarten und geberdete sich überhaupt so unanständig, wie sich ein Teufel nur geberden kann.

Bei allem dem lebte der Schneider herrlich und in Freuden, und der Teufel war wirklich im Hause des Meisters Schwörer eingekehrt. Dieser konnte sich gar nicht mehr von dem Lager trennen, auf welchem der Elberfelder den größten Theil des Tages ruhte; er vernachläßigte seine Kundschaft immer mehr, die Werkstätte verödete, die Gesellen und der Lehrjunge spielten auf dem Schneidertische Solo oder sangen Lieder, die zu den Gesängen im unteren Stock durchaus nicht passen wollten.

Das Haus war in zwei feindliche Theile gespalten, und die kleinen Plänkeleien, die früher schon zwischen Meister und Meisterin herrschten, waren jetzt zu einem Krieg entbrannt, mit großen Schlachten, Belagerungen und nächtlichen Ueberfällen. Wenn der Meister aus dem Hause ging, so mußte er Sorge dafür tragen, daß das Zimmer im ersten Stock, wo sich der Elberfelder befand, sorgfältig verschlossen war; denn die Kameraden des letzteren wollten nun einmal zum Heile des Besessenen nicht ablassen, ihr Mögliches zu versuchen, um den Teufel aus ihm zu treiben. Da sich ihnen auch noch ein freundlicher Schlossergehülfe beigesellt hatte, so nützte es dem Meister nichts mehr, die Thür sorgfältig zu verschließen, und die Verschworenen drangen trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei ihrem Kameraden ein, um die Procedur mit Wassereimer, nassem Handtuch und Pantoffeln zu erneuern.

Endlich hatten die Freunde des Meisters den Mann gefunden, der es unternehmen wollte, den Teufel auszutreiben, und es war dies ein alter verlumpter Weinhändler, der in seinem Geschäft das Unglück gehabt hatte, selbst sein bester Kunde gewesen zu sein, und der sich darauf aus Rache an dem Weine dem Schnappstrinken ergeben hatte. In schwachen Augenblicken hatte er merkwürdige Visionen, trieb auch Schatzgräberei, und da er nebenbei von der Natur mit einem guten Maulwerk begabt war, auch beständig vom Geist inspirirt, so verstand er es, so salbungsvolle Reden zu halten, daß er in großes Ansehen kam und endlich so weit unterstützt wurde, um das einträgliche Geschäft eines Betsaalhalters gründen zu können, bei welchem er sich außerordentlich wohl befand. Die scheinheilige Versammlung fand sich in diesem Saale ein, neben dem er in einem Nebengelasse schlief.

Bevor aber die Austreibung des Teufels vor sich gehen konnte, stellte der Weinhändler, Herr Quabbier, noch einige unerläßliche Bedingungen, von denen die hauptsächlichste war, daß ihm von der Hand des besessenen Schneiders ein neuer schwarzer Anzug gefertigt würde, den er bei der feierlichen Handlung zum ersten Male tragen wollte. Das Tuch zu diesem Anzuge sollte von schwarzen Böcken gewonnen sein, im Fall dies aber nicht leicht aufgetrieben werden könne, so dürfe man sich auch mit der Wolle von weißen Schafen behelfen. Nur müsse das Tuch unmittelbar in der Wolle gefärbt sein und müsse die zu einem so feinen Geschäft nothwendige Feinheit haben. Die Kosten dieses Anzuges trugen natürlich die Freunde, welche sich für die Austreibung des Teufels interessirten. Zwar machte der Schneidergeselle Einwendungen gegen die Selbstanfertigung dieses Kleides, wobei er den triftigen Grund anführte, der Teufel habe dann, als in ihm sitzend, ja auch nothwendiger Weise Theil an diesem Geschäfte, wurde aber überstimmt, nahm endlich Herrn Quabbler das gehörige Maß und begab sich seufzend an die Arbeit.

Daß er sich hierbei nicht übereilte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen; aber trotzdem wurde die Kleidung eines schönen Abends fertig, und am anderen Tage sollte das Haus und der Elberfelder von dem Teufel befreit werden.

Daß diese absonderlich wichtige Handlung nicht ohne Ausschmückung mit Speise und Trank vor sich gehen konnte, versteht sich von selbst. Wenn es auch nicht in der Macht des Schneidermeisters lag, hiermit ein Zweckessen zu vereinigen, so bemühte er sich doch, einen Zweck-Kaffee zu veranstalten, was ihm aber nicht ohne große Schwierigkeiten gelang.

Madame Schwörer hatte nämlich feierlich erklärt, wenn

sie auch nicht im Stande sei, diesem Unfug in ihrem Hause zu steyern, so wolle sie doch nichts dazu beitragen, daß droben gejubelt und geschlemmt werde, während sie mit ihren Kindern drunten kaum das schwarze Brod habe. Dabei hatte sie mit den ziemlich rostigen Schlüsseln von Speisekammer und Porzellankasten gerasselt und nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß der Weg dorthin nur über ihre Leiche gehe.

Sie war im Allgemeinen eine brave und ruhige Frau, und, abgesehen von unumgänglich nothwendigen häuslichen Scenen, auch nicht besonders erregbaren Gemüthes; je näher aber der Tag des Zweck-Kaffee's und der Teufelsaustreibung kam, desto unruhiger wurde Madame Schwörer; es litt sie lange Zeit weder in der Stube, noch in der Werkstatt, sie schien eine Lust daran zu haben, ihre Nägel zu betrachten oder große, starke und biegsame Stöcke; und später versicherte der benachbarte Schuster, Madame Schwörer habe ihn um jene Zeit mit seltsamen Gefühlsausdrücken gefragt, was er für schmerzhafter und wirksamer halte, den Schlag mit einem buchsbaumenen Ellenmaße oder mit einem Knieriemen.

Unter solchen Umständen wäre der Zweck-Kaffee wahrscheinlich in die Kohlen gefallen; doch hatte Meister Schwörer eine Schwester, die ebenfalls sehr viel auf Betstunden und noch mehr auf Kaffeegesellschaften hielt. Sie übernahm es, das Ganze zu arrangiren, und traf ihre Maßregeln auch so gut, daß an dem bestimmten Nachmittage der Tisch in zierlichster Ordnung eine mächtige Kaffeekanne zeigte, auch Rahm, Zucker, Bretzeln, Anisbrod, Mannheimerlen, und wie alle die schönen Sachen heißen, die zu einem vollkommenen Kaffee so nothwendig sind, wie der Wind zum Orgelspielen. Zur

Feierlichkeit waren einige fromme Seelen eingeladen, die in banger Erwartung umherſaßen und es für eine glückliche Idee hielten, daß vorher der Körper mit Kaffee und Mannheimerlen erquickt werde, bevor der Geiſt ſich anſchicken müſſe, vielleicht allerlei Erſchreckliches und Grauenhaftes zu ſehen.

Herr Quabbler war eine fette, unterſetzte Perſönlichkeit mit doppeltem Doppelkinn, einer röthlich braunen Geſichtsfarbe, beſtändig grinſenden Mundwinkeln, die ein Maul einrahmten, welches wie eine weitklaffende Wunde ausſah und alles zu verſchlingen drohte, was in ſeine Nähe kam. Dabei glänzten die Lippen beſtändig von Fett und Saft, und wenn ſie ſich ſchloſſen, ſo brachten ſie fortwährend ein unwillkürliches Schmatzen hervor. Die Naſe des Herrn Quabbler war äußerſt gering und zeichnete ſich unterhalb nur durch eine bedeutende Ablagerung von Schnupftabak aus. Augen waren ſo gut wie gar keine vorhanden, wenigſtens verſchwanden ſie faſt gänzlich unter den vorquellenden Backen, und da der Beſitzer noch obendrein die Gewohnheit hatte, ſie, wenn er ſprach oder aß, häufig zu ſchließen oder zu verdrehen, ſo blieb, wie geſagt, von ihnen nichts mehr übrig, was der Rede werth geweſen wäre. Auf ſeinem dicken Kopfe hatte er ein ſchwarzes, grau melirtes, ſtarkes und ſtruppiges Haar, welches in beneidenswerther Fülle hinten hinabreichte bis zu einem ſtierähnlichen Halſe; um dieſen Eindruck zu ſchwächen, pflegte ſich derſelbe aber meiſtens in Falten zu legen, wie der eines kleinen, wohlgenährten Kindes.

So ſtand Herr Quabbler in dem neuen Anzuge, feſtlich anzuſchauen, vor dem Kaffeetiſche, und während er beide Hände auf dieſen ſtützte, hatte er das Geſicht gegen die Zimmerdecke erhoben, den abwärts gekehrten Augen zum Trotz,

die so in den Reizen von Bretzeln und Brod wühlten, daß seine Mundwinkel fett gesalbt erschienen.

Die Schwester des Meisters Schwörer war eine ziemlich große, starke Person mit finsterem Blicke und einem sehr bösen Maule. Sie war die Wittwe eines kleinen Beamten, der ihr neben einer Pension noch ein ziemliches Vermögen hinterlassen hatte, so daß sie ganz sorgenfrei leben konnte. Ihre Zeit theilte sie ein in Betstunden-Besuchen, Kaffeetrinken und Schreiben von anonymen Briefen. Im letzteren Punkte bedachte sie namentlich junge Paare, die in der nächsten Zeit vor den Altar treten wollten. Da schrieb sie alsdann den Eltern der Braut, wie man nicht begreifen könnte, daß eine geordnete Familie einen so leichtsinnigen und liederlichen Menschen in ihr respektables Haus aufnehmen möge. Dabei sprach sie durch die Blume von armen Verlassenen, von Thränen der Verzweiflung, von unschuldigen Würmern, und unterzeichnete sich: „Jemand, der es gut mit der Familie meint." Der Mutter des Bräutigams dagegen schrieb sie ungefähr Folgendes: „Ist es denn möglich, daß Sie, eine so umsichtige und kluge Frau, noch nichts erfahren hätten von dem Verhältnisse der Braut Ihres Sohnes mit dem Lieutenant N, — ein Verhältniß, das in seinen Folgen hätte schrecklich werden können, wenn — — — — Doch," fuhr der Brief nach diesen Gedankenstrichen fort, „gibt es Leute, die mehr Glück als Verstand haben. — Glauben Sie einer wohlmeinenden Freundin," schloß sie alsdann, „und bedenken Sie wohl, was Sie thun. Noch ist es Zeit."

In gleicher Weise bedachte sie Braut und Bräutigam direkt und besuchte nicht selten die Häuser, welche diese ano-

nymen Briefe erhalten, um sich an den Thränen ihrer Schlachtopfer zu ergötzen.

Zu der Beschwörung hatte Frau Wendeling — so hieß die eben Erwähnte — eine Freundin mitgebracht, die durch Verkettung seltsamer Umstände eine alte Jungfer geblieben war und es nun liebte, eine Trauerweide oder geknickte Lilie zu spielen. Ihr Kopf hing beständig demüthig nach der einen Seite, die Unterlippe, um ein Gleichgewicht herzustellen, nach der anderen, Arme und Beine schlotterten ordentlich, und so sah der ganze Körper gerade so aus, als ob sie, nach Art gewisser Marionettenpuppen, an einer unsichtbaren Feder hinge. Dabei pflegte sie fortwährend den Mund zu öffnen und, ehe sie sprach, nach Luft zu schnappen, wobei dann der überflüssig eingezogene Athem, in der jungfräulichen Brust zu einem Seufzer verwandelt, hinter jedem Worte wieder erschien.

Frau Wendeling liebte die Jungfer Schlapperbach wohl dieses Contrastes wegen, und auch, damit die Leute sagen möchten, sie, die Wendeling, müsse doch, trotz ihres bösen Maules, ein gutes, umgängliches Gemüth haben, denn wie könnte sie sonst so harmoniren mit einem sanften Wesen, wie die Schlapperbach?

Die weiteren Assistenten bei der Feierlichkeit waren ein Herr Müller, ein Herr Meier und ein Herr Fischer, drei fromme, verkannte Männer; denn vom Ersten sagte die böse Welt, er leihe gegen wucherische Zinsen auf Faustpfänder; das Spezereigeschäft des Zweiten nannten schlimme Zungen ein Spitzbübereigeschäft, bei dem alles Maß zu klein und alles Gewicht zu leicht sei, wo Wasser unter die Butter geknetet, Sand und Steine unter die Rosinen gethan und wo falsche Gulden- und Kronenthalerstücke nicht auf den Laden-

tisch genagelt würden. Was den Dritten, den Bäcker Fischer, anbelangte, so war es ihm eigentlich noch nie bewiesen worden, daß sein Brod zu naß und seine Semmeln zu klein seien; doch klagte man ihn mit vollem Rechte großer Unterlassungssünden an, welche darin bestanden, daß er als Hauptgauner am Tage vor dem Brodaufschlage es unterließ, das nothwendige Brod backen zu lassen, um alsdann am anderen Morgen das über Nacht theurer gewordene Mehl besser verwerthen zu können.

Herr Quabbler hatte also die Hände auf den Tisch gestützt, wobei seine Finger aussahen wie zehn dicke Würstchen, die, wo sich die Gelenke befanden, kunstreich unterbunden schienen. Obgleich sein Gesicht noch immer nach oben gekehrt war, so blickten doch seine Augen nach wie vor auf den dampfenden Kessel, und während er seinen Mund zuweilen leise schmatzend schloß, schien seine Nase sehr beunruhigt zu werden von den aufsteigenden süßen Düften.

Herr Quabbler wollte sprechen, denn er bewegte seine rechte Hand feierlich über die aufhorchende Versammlung.

„So sind wir denn hier bei einander," sagte er mit einer fetten, etwas heiseren Stimme, „um im Namen des Himmels ein segensreiches Werk zu vollbringen. Daß wir arme, niedrige Sünder sind, wird keiner von uns Allen bezweifeln, und eben weil wir arme, niedrige Sünder sind, voll Selbsterkenntniß und Bewußtsein unserer Schwäche, so wird Niemand in seinem Herzen anders fühlen, als ich, wenn ich nun hiermit sage: Es ist die wahre und aufrichtige Selbsterkenntniß, welche uns arme, geringe Sünder antreibt, zu erklären, daß es nothwendig ist, zuerst den gebrechlichen, irdischen Leib zu stärken, damit sich alsdann der Geist frei erheben kann

über die befriedigte, traurig materielle Masse. So langet denn zu, Brüder und Schwestern, und Jeder stärke sich mit einem heimlichen Gebete, daß es ihm gelingen möge, den Geist zu erheben, daß es ihm ermöglicht sei und daß er sich wappnen könne mit den Waffen des Glaubens gegen die Idee des Anundfürsichseins und Andersseins."

Darauf nun scharten sich die Brüder und Schwester um den Tisch, und Jeder aß und trank an und für sich so viel, als möglich war, und stopfte in sich hinein, daß es nicht anders sein konnte, als sie lebten wirklich des festen Glaubens, miserable Sünder zu sein, die sehr vieles Kaffee's und sehr vieler Bretzeln und Mannheimerlen bedurften, um die Materie wie einen bösen Kettenhund zu bändigen, damit das gefesselte Thier nicht schnappe nach den Waden des aufsteigenden Geistes.

Den Helden des Tages besorgte Jungfer Schlapperbach und brachte ihm viel süßes Getränk und mürbes Backwerk, wobei sie erschrecklich seufzte bei dem Gedanken, daß der zarte junge Mensch mit den anmuthig glühenden Augen wirklich vom Teufel besessen sei. Da sie aber eine rege Phantasie hatte und als alte Jungfer berechtigt war, immer noch zu hoffen, so hoffte sie allerlei und erging sich in Möglichkeiten und verlor sich so in Muthmaßungen, daß sie, als Frau Wendeling, ihren stieren Blick bemerkend, sie fragte: „Woran denkt Sie, Schlapperbachin?" — verwirrt zur Antwort gab: „Ach, wie kann man einem jungen Mädchen so verfängliche Fragen thun!"

Nachdem nun Kaffee und Backwerk ziemlich verschwunden, auch der Bäcker Fischer mehrmals auf seine Uhr geschaut, wischte sich Herr Quabbler sein großes Maul ab und erhob

nun nicht nur das Gesicht, sondern auch die Augen von den leeren Tellern nach der Zimmerdecke.

Wir halten es für überflüssig, die Rede, die er nun hielt, aufzuschreiben. Doch steigerte er sich in eine solche Begeisterung hinein, malte auch die Hölle mit ihren Strafen und der ewigen Verdammniß so fürchterlich aus, indem er namentlich aufs erschrecklichste einen beständig unbefriedigten Durst hervorhob, daß Müller, Meier und Fischer in wahre Zerknirschung verfielen und glühende Faustpfänder, umhertanzende zu leichte Gewichte und Teufel zu erblicken glaubten, die hohnlachend grinsten und heulend ausriefen: Zu leicht ist das Brod, zu leicht, zu leicht! Als sich nun hierauf gar der Elberfelder, wie vom bösen Geiste emporgeschnellt, vom Sopha erhob, in die Reden des Beschwörers einfiel und mit außergewöhnlichem Unsinn und schrecklichen Erzählungen dessen Reden zu bekräftigen anfing — dabei bediente er sich zuweilen der für Uneingeweihte gänzlich unverständlichen Sprache der Dämonen, welche mit dem Tuten eines Hornes Tu—ta—ti—te —tu oder mit dem Bellen eines Hundes Wa—we—wi—wo—wau die frappanteste Aehnlichkeit hat, während sich zu gleicher Zeit sein Haar ordentlich emporsträubte und sein Mund schäumte — da begann selbst das harte Gemüth der Frau Wendeling nach und nach weich zu werden, und sie hatte eine Vision, als sei sie gestorben und werde an der Himmelsthür zurückgewiesen, wobei Petrus ihr kaltblütig versicherte, sie sei ein anonymer Brief und in den himmlischen Räumen nicht bestellbar.

Die arme Schlapperbach seufzte, daß es herzbrechend war. Sie seufzte über ihre verlorene Jugend und ganz im Geheimen darüber, daß sie sich nur Unterlassungssünden vorzu-

werfen habe. Nur ein einziges Mal erschien in ihrer düsteren Phantasie, wie ein zuckender Blitz, ihr eigenes weißes Nachtgewand, das ein junger Mann mit prosanen Blicken betrachtet hatte, aber ein junger Mann von oberflächlicher Gemüthsart, denn er hatte sich nur um die äußere Hülle bekümmert, ohne dem innewohnenden Kern auch nur einen Blick zu schenken. Vorbei, vorbei!

Unterdessen nahte sich der große Augenblick. Der besessene Schneider bekannte sich zu der Idee, es sei ihm in diesem Augenblicke gerade zu Muthe, als würde ihm eine Katze, die in den Hals hinabgekrochen sei, rückwärts am Schwanze wieder herausgezogen. Herr Quabbler war groß in diesem Augenblicke. Seine braunrothe Gesichtsfarbe spielte ins Bläulich-Violette; er schloß seinen Mund gar nicht mehr, ja, die sich immer mehr steigernden Beschwörungsformeln schienen unmittelbar aus seinem Bauche aufzusteigen. Er hob die Hände gegen den zuckenden Schneider, und als er nun das große Wort aussprach: Praecipio in nomine Domini, vade, Satana! da — — sprang die Thür auf, und Madame Schwörer erschien in sehr unlieblicher Gestalt. Ohnehin durch das Treiben in ihrem Hause aufgeregt, hatte sie vor dem Zimmer Einiges von dem gesprochenen Unsinn erlauscht und geberdete sich allerdings etwas auffallend. Ihre Haube hatte sich durch das hastige Eintreten verschoben und saß ihr auf dem Kopfe, wie der Hut einem betrunkenen Handwerksburschen; den linken Arm hatte sie in die Seite gestemmt, und in der rechten Hand trug sie das oben erwähnte buchsbaumene Ellenmaß. Zu ihrer Erheiterung trug es gerade nicht bei, daß sich im Augenblicke ihres Erscheinens die Jungfer Schnapperbach ängstlich an den Meister Schwörer anschmiegte, vielmehr las sie sich diese

arme alte Jungfer als erstes Opfer ihrer Wuth aus, faßte sie hinten am Genick, schwang sie wie einen Haderlumpen und schleuderte sie gegen das Sopha, wo sie zusammenknickend auf den befreiten Elberfelder niederfiel.

Darauf nahm Madame Schwörer eine gute Portion Athem, blickte die überraschte Versammlung an und schrie mehr als sie sagte: „So, ihr Teufelspack, Ihr wollt böse Geister austreiben? Und weder dazu, noch zu eurem höllischen Kaffee wurde ich, die Hausfrau, eingeladen! — Nun, dann wird es euch auch nicht wundern, wenn ich ungeladen erscheine, sehr ungeladen, und euch einlade, euch nach Hause oder meinetwegen zum Teufel zu scheren."

„Weib!" rief Meister Schwörer, der sich wunderbarer Weise am ersten aus seiner Erstarrung erholt hatte, — „Weib, du wagst es?"

„Was wage ich, sauberer Zacharias? Freilich wage ich viel, eine einzelne Frau gegen eine solche Teufelsbrut! Aber ich sage dir, mein Ellenmaß hält aus, und wer obendrein mit meinen zehn Fingern zu thun bekommt, der wird ein paar Tage an mich denken! — — Ist es nicht eine Schande von euch allen?" fuhr sie in erneuter Wuth nach einem festen Rundblicke fort. „Da ist der Herr Meier!" schrie sie mit gellender Stimme, und machte dabei einen tiefen und sehr komischen Knix; „und der Herr Müller!" — abermaliger Knix — „und da Herr Fischer?" — dritter Knix. — „Habt ihr Scham im Leibe? Aber was spreche ich mit euch? Nichts habt ihr im Leibe und in euren Gedanken, als Wucherei und zu leichtes Gewicht. Du Mehldieb!" wandte sie sich speziell an Herrn Fischer.

Nun war diese letzte Aeußerung dem also gekränkten

Bäcker doch etwas zu ſtark. Es ſchien ihm in den Fingern zu zucken, und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht in dieſem merkwürdigen Augenblicke Herr Quabbler, alle Gefahr, die ihm von Ellenmaß und Nägeln drohte, gering achtend, mit aufgehobenen Händen vor die Wüthende getreten wäre, in die Höhe gerichtet, ruhig, groß, erhaben! — —

Geneigter Leſer! Haſt du den Propheten geſehen? Wir meinen den Meyerbeer'ſchen. Erinnerſt du dich einer ähnlichen Scene aus dem vierten Acte, wo der Prophet ſeiner Mutter gegenüber tritt, mit aufgehobenen Händen, ebenfalls ruhig, groß und erhaben, wie Herr Quabbler? Dort ſpricht Jan von Leyden: „Rührt nicht an das Haupt jener Frau; ſeht ihr nicht, daß Wahnſinn ihren Geiſt umflort?" Hier ſprach Herr Quabbler: „Zieht euch zurück, ihr Gläubigen, ſeht ihr denn nicht, daß der Teufel, welcher ſiegreich beſchworen, in den Körper dieſes unglücklichen Weibes gefahren iſt?"

„Ja, ja," rief der Bäcker Fiſcher, indem er einen Schritt zurücktrat, „ſie hat den Teufel im Leibe."

Und der Meiſter Schwörer ſchlug die Hände vor das Geſicht und klagte jammervoll: „O, meine Ahnung! Das habe ich lange vermuthet! — —"

Nun gibt es aber bei den ſchwerſten Gewittern Augenblicke, wo nach furchtbarem Wüthen und Toben der Himmel erſchöpft zu ſein ſcheint, wo die blaßfarbene Maſſe des ſchweren Gewölks bewegungslos über den Häuptern der ängſtlichen Menſchheit droht, wo der Wind nicht mehr im Stande ſcheint, die Bäume in ſeinem Grimm niederzubeugen, ſondern wo die armen erſchreckten Blätter ſich nur zitternd an ihren Stielen bewegen, etwas Entſetzliches befürchtend nach dieſer unverhofften, unheimlichen Ruhe in der Natur. — —

Auch im Zimmer des Meisters Schwörer stand Alles wie erstarrt. Das Gesicht des Herrn Quabbler war anzuschauen wie die bleifarbene, röthlich angestrahlte Wolke; in den Mienen der Madame Schwörer zeigte sich etwas, das einen neuen furchtbaren Ausbruch des Sturmes prophezeite, und die Schlapperbach auf dem Sopha zitterte in den sie schützenden Armen des Elberfelders, wie ein Blatt an seinem Stiele.

Da fuhr ein jäher Blitz hernieder auf das Haupt' des unglücklichen Schneidermeisters. Denn in der hinter Madame Schwörer offen gebliebenen Thür zeigte sich jetzt plötzlich eine lange, finstere Gestalt in schwarzem Mantel, unter dem es feuerfarben hervorstrahlte, einen röthlichen Hut auf dem Kopfe, und blickte mit schwarzen, glühenden Augen und einem Zug unbeschreiblicher Verachtung um die zusammengekniffenen Lippen auf die sonderbare Versammlung. Meister Schwörer war in diesem Augenblicke krampfhaft hinter Herrn Quabbler gesprungen, hatte ihn am Rockkragen erfaßt und so heftig nach hinten gerissen, daß dieser Edle das Gleichgewicht verlor und sich nur auf den Beinen zu erhalten vermochte, indem er nach dem Arme des Bäckermeisters Fischer griff und selbst diesen um ein Haar mit zu Boden gerissen hätte.

„Da, da, da ist er!" schrie Meister Schwörer, „in leibhafter Gestalt, wie er mir neulich Nachts erschien! O, nun sind wir alle verloren!"

Dabei stierte er mit entsetzt aufgerissenen Augen so nach der Gestalt an der Thür, daß alle Anwesenden diesen Blicken folgten, erschrocken davor zurückwichen, und daß selbst Madame Schwörer, die doch nicht an Uebernatürliches glaubte, etwas vor der fremden Erscheinung zurücktrat. Diese machte einen langen Schritt in das Zimmer hinein, und als sie die auffal-

lende Verwirrung auf allen Gesichtern bemerkte, lächelte sie und nahm als höfliches Phantom den Hut vom Kopfe. Auch war die lange Gestalt im Begriff, den Mund zu öffnen, um über ihr plötzliches Hereintreten einige passende Worte zu sagen, als an diesem Nachmittage der Ereignisse sich ein neues begab, welches den gewiß freundlichen Gesinnungen des Eingetretenen plötzlich eine ganz andere Richtung gab.

Weiß der Teufel, welcher Teufel plötzlich in die Schlapperbach hineingefahren war — genug, sie erhob sich zitternd vor Alteration vom Sopha, und als sie den Ausruf des Meisters Schwörer gehört, dies sei der leibhaftige Teufel, der ihm neulich erschienen, rief sie kreischend aus: „Alle Gläubigen sind berufen, sich mit der Hölle in einen Kampf einzulassen! So will ich denn siegen oder untergehen!“

Mit diesen Worten schnellte sie mit einer größeren Energie, als man ihr je zugetraut hatte, auf den Eingetretenen los, und ehe dieser seinen langen Mantel zurückwerfen konnte, fuhr sie ihm mit allen zehn Fingern in das Gesicht, und wo diese seine Wange oder seine Nase berührten, da rieselte augenblicklich das Blut herab. Daß die Schlapperbach nach diesem Attentate wie ein Flederwisch zu Boden und in Ohnmacht fiel, versteht sich ganz von selbst; man achtete auch in diesem furchtbaren Augenblicke nicht weiter auf sie, und sie wäre vielleicht bei der nun erfolgenden Scene unter die Füße getreten worden, wenn nicht der dankbare Elberfelder sie wie ein Kleiderbündel ergriffen und in einen Winkel geschleppt hätte.

Daß die lange Gestalt nach diesem mörderischen Angriffe auf ihre Nase im ersten Augenblick an dieser herunter schielte, versteht sich von selbst; doch hielt Meister Schwörer dieses Schielen für einen Anfang höllischer Wuth und verbarg sich

hinter Herrn Quabbler. Dieser, dem das Bluten des vermeintlichen Teufels doch etwas sonderbar vorkommen mochte, hätte sich ebenfalls gern aus dem Bereich von dessen langen Armen zurückgezogen, konnte aber wegen des hinter ihm befindlichen Schneiders, der krampfhaft seinen Rock gefaßt hatte, keinen Schritt rückwärts machen und erwartete deßhalb mit aufgehobenen Händen die Anrede des Fremden.

„Ist das eine Art, ihr Lumpenpack," rief dieser im höchsten Zorn, „einen harmlos Eintretenden zu behandeln? Und hat Keiner von euch, die ihr wie Männer ausseht, den Muth, ein verrücktes Weibsbild festzuhalten? Was den Ausruf jenes tollen Schneiders, der sich jetzt feige verkriecht, anbetrifft, so kam ich ja eben hieher, um ihm in aller Güte zu beweisen, daß ich weder ein Teufel, noch ein Phantom bin. Und wer es nicht glauben mag, daß ich anzufühlen bin, wie jeder andere ehrliche Mensch, der komme in meine Nähe, und es soll mich freuen, seine genaue Bekanntschaft zu machen."

Madame Schwörer hatte mit richtigem Blicke diesen Retter in der Noth erkannt, und da sie sich von der langen Gestalt einen kräftigen Schutz versprach, so zauderte sie nicht einen Augenblick, sondern drang auf ihre verhaßte Feindin, die Wendeling, ein, riß ihr die Haube vom Kopfe, schlug sie ihr ein paar Mal um die Ohren, und als sie sich hierbei umwandte und nun zufälligerweise in die Nähe des Herrn Quabbler kam, führte sie einen so mächtigen Streich nach dessen dicker Wange, daß es laut patschte und der Geschlagene unwillkürlich nach der erzürnten Frau griff.

Dies war nun der Moment, wo die lange Gestalt zum Schutze der Frau eintreten zu müssen glaubte und seinerseits nach der Halsbinde des Herrn Quabbler griff, um ihn zurück-

zuhalten. Dabei rief er aus: „Ein Teufel bin ich in der That nicht, aber ihr scheint mir alle den Teufel im Leibe zu haben; und da es wohl nichts schaden kann, ihn aus euch zu vertreiben, so will ich mit Hülfe meines spanischen Rohrs an diese Arbeit gehen, ihr unsauberes Volk, ihr!"

Alsbald hob sich auch der Stock der langen Gestalt und fiel so kräftig auf den breiten Rücken des Herrn Quabbler, daß dieser laut aufschrie und zurückfahrend den Meister Schwörer so heftig gegen Herrn Meier andrückte, daß dieser, um sich vor dem gewaltigen Stoß zu retten, auf die Seite fuhr. Doch verlor er dabei das Gleichgewicht, stürzte auf Herrn Müller, der sich nun nicht halten konnte und den Kopf voran auf die lange Gestalt losschoß. Herr Müller war dabei ein Mann von ziemlichem Muthe, und da es ihn in tiefster Seele schmerzte, seinen Propheten so behandelt zu sehen, so machte er aus der Noth eine Tugend und ergriff den Eingetretenen am Kragen, um wenigstens den schwachen Versuch zu machen, ihn zur Thür hinaus zu werfen. Herr Larioz aber stand anfänglich wie eine Mauer, ja wir müssen gestehen, daß sein Auge wie verklärt aussah, als er nun sein langes spanisches Rohr wie ein Schlachtschwert gebrauchte und dabei mit kunstgerechten Hieben die ganze Versammlung der Reihe nach bedachte. Doch war er am Ende nicht im Stande, den gewaltigen Anprall der fünf Männer aufzuhalten, weßhalb er sich fechtend zur Thür zurückzog. Dies gab den Andern Muth, ihm mit Stößen und Schlägen hastiger zu folgen; so wurde er allmälig an die Treppe hingedrückt und fühlte mit einem Male, daß es hinter ihm hinabging. Mit großer Geistesgegenwart warf er sich in diesem Augenblicke wieder einen halben Schritt vorwärts, erfaßte glücklicherweise die Halsbinde

des Herrn Quabbler, und da er diesen kräftig festhielt, der Prophet aber in keiner Weise einen rechten Halt gewährte, so riß er ihn mit sich die Treppe hinab, nicht ohne daß Meister Schwörer gefolgt wäre, der den rettenden Rock seines Vormannes nicht loslassen wollte.

So polterten alle Drei ins Haus hinab, glücklicherweise ohne sich besonderen Schaden zu thun; doch hatte sich Herr Larioz etwas an der rechten Hüfte verletzt. Herr Quabbler kam mit einem leichten Erstickungsanfalle davon, veranlaßt durch die zugedrehte Halsbinde, und nur Meister Schwörer hatte das Unglück, mit dem Kopfe gegen den Treppenpfosten zu fallen, so daß er einen Augenblick wie besinnungslos liegen blieb.

Droben war es indessen nach dem gewaltigen Gepolter todesstill geworden.

Müller, Meier und Fischer dachten schaudernd an drei gebrochene Hälse, und selbst die beiden Weiber vergaßen ihren Zorn; ja, Madame Wendeling, als die Besonnenere, lief ans Fenster, um dort Ausschau zu halten, ob sich keine Polizei blicken lasse; Madame Schwörer aber eilte, nachdem ihr erster Schrecken vorüber war, die Treppe hinab, um nach ihrem Manne zu sehen, der unterdessen von dem herbeigekommenen zweiten Gesellen und dem Lehrjungen wieder auf seine zitternden Beine gestellt worden war. Er bot einen gar kläglichen Anblick, er hielt den Kopf gesenkt, von seiner Stirn tropfte das Blut herab, und sein Gesicht war mit einer erschreckenden Blässe bedeckt. Dadurch verschwand aller Zorn aus dem Herzen der Frau, sie nahm ihn mit dem Ausruf: „Ach, Zacharias, was sind das für schreckliche Sachen!“ in

ihre Arme; und Zacharias ließ sich nehmen, wie ein kleines unbeholfenes Kind.

Daß Undank der Welt Lohn ist, erfuhr Herr Lariot. In nichts weniger als freundlichen Ausdrücken versicherte ihm die Meisterin, er habe Unglück über ihr Haus gebracht, seit seinem ersten Erscheinen an jenem denkwürdigen Abend und dann heute wieder, da er schuld sei, wenn ihr Mann von dem Treppenfall, wie das schon häufig vorgekommen, zeitlebens ein Simpel bleibe.

Nur mit Mühe konnte der von Jungfer Schlapperbach Zerfratzte wieder zu seinem Hute gelangen, den ihm der Schneiderlehrling wie eine werthlose Sache die Treppe hinab warf. Im Hausflur wischte er sich nothdürftig das Blut von der Nase und den Wangen und bedurfte des kräftigen Stützens auf das spanische Rohr, um nicht gar zu auffallend hinkend nach seiner Wohnung zurückzukehren.

Meister Schwörer wurde zu Bette gebracht, und statt daß er wie früher die Ermahnungen seiner Frau, er solle doch einmal von jenen traurigen Geschichten, die das ganze Hauswesen zu Grunde richten, ablassen, mit den kräftigsten Gegenreden zurückgewiesen hätte, nickte er heute stumm mit dem Kopfe, ja, zuweilen fuhr ein Lächeln über seine trüben Züge, wenn er vor sich hin murmelte: „Also war es wirklich kein Teufel, und so hat er auch den Gottschalk nicht geholt!“

Die Kaffee- und Beschwörungsgesellschaft droben verlor sich lautlos. Wer zuerst und zuletzt ging, wird man nie mit Bestimmtheit angeben können. Müller, Meier und Fischer, sowie auch der Elberfelder müssen die Stiege hinabgeschlichen sein, wie begossene Hunde, ebenso Madame Wendelling und

Jungfer Schlapperbach. Auf der Treppe hatte sich auch nicht der leiseste Tritt vernehmen lassen, und als Madame Schwörer nach einer halben Stunde droben nachsah, fand sie wohl Kaffeetassen, Kannen und Teller zerbrochen am Boden, aber im Uebrigen war die Luft wieder rein von allen unsauberen Geistern.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20750 / 016

Elftes Kapitel.

Der Neffe des Jägers.

Der Schlag, den Eugenie auf das Geſicht des unverſchämten Kammerdieners geführt, ſchien auf verſchiedene Art das ganze Haus getroffen, es erſchüttert und in Aufregung gebracht zu haben. Um unten anzufangen, ſo zeigte ein kleiner Bauernjunge, der Holz und Waſſer für die Küche zutrug, der Köchin unter einem verſchmitzten Lächeln mit dem Zeigefinger von der Stirn über das linke Auge, die Wange, einen Theil der Naſe bis zum Halſe hinunter, wobei er ſchmunzelnd ſagte: „So hat er's gekriegt — und feſt!“ Die Köchin ſtemmte ihre Arme in die Seiten, indem ſie verſetzte: „Gott lohne es dem gnädigen Fräulein, da hat ſie eine gute That gethan!“

Der alte Baron hatte die Scherben ſeines koſtbaren Gefäſſes mühſam auf dem Boden zuſammen geſucht und war ſeufzend in ſein Zimmer gegangen, um den Verſuch zu machen, die Vaſe wieder zuſammenzuſtellen; doch war das keine ſo leichte Arbeit, und wenn er ſich auch im Anfang unſägliche

Mühe gab, die Stückchen an einander zu paſſen, ſo ſchien er doch bald zu ermüden, und die Finger ſpielten nur noch wie willenlos mit den kleinen Scherben, während er in tiefe Gedanken verſunken, vor ſich hinſtarrte; er konnte das, was vorhin geſchehen, nicht recht mit der Zukunft, wie er ſie ſich vorgeſtellt, vereinigen; Eugenie ſollte das Haus verlaſſen — ſie, die ihn allein noch mit der Welt vereinigte, die den alten Mann bei ſo vielen Gelegenheiten unter ihren Schutz genommen und die mit einer wahren Eiferſucht darüber wachte, daß ihn nicht ein harter Blick, ein unangenehmes Wort verletze, und die, wenn ſolches einmal geſchah, Mittel und Wege wußte, es auszugleichen, wieder gut zu machen — und ſie ſollte das Haus meiden, ihn allein laſſen mit der Baronin, mit — François! Wenn er freilich über die finſteren Klippen dieſer Gedanken hinüber war, ſo glätteten ſich ſeine Züge auf, und er dachte an Eugeniens Glück, und wie auch für ihn ſpäter heitere Tage noch daraus entſpringen könnten. — —

Baron George von Breda war an dem Kaminfeuer allein geblieben, doch hatte er ſeinen Fauteuil gewandt, um bei der ſpielenden Flamme vorbei durch die Fenſterſcheiben in den ſtillen Wald blicken zu können. Schon lange hätte er Eugenien eine angenehmere Exiſtenz gewünſcht, ſchon lange war er entſchloſſen, ihr dieſelbe in ſeinem Hauſe zu bereiten; gab es auch etwas Natürlicheres, als das Kind ſeiner Schwägerin in ſeinem Hauſe aufzunehmen? Seine Ehe war kinderlos geblieben, er erwartete auch keine Nachkommen mehr, und doch ſchwärmte er dafür, ſein Haus mit einem jungen freundlichen Weſen zu beleben; es war ihm zu ſtill und einſam dort, deßhalb hatte er auch ſchon ſeit mehreren Jahren angefangen, die Geſellſchaft ſeiner früheren Freunde und Bekannten aufzuſuchen. Frau von Breda

hatte ein ſtilles, faſt verſchloſſenes Weſen, ſie war gern allein, ſie ſprach nicht viel, ſie liebte es nicht, in Geſellſchaft zu gehen, noch ſolche bei ſich zu empfangen. Das alles gab dem großen, ſchönen Hauſe ein faſt trauriges Anſehen; da waren ganze Appartements, die nur geöffnet wurden, um friſche Luft herein zu laſſen, wenn es der Kammerdiener des Herrn Barons einmal nothwendig fand.

Und dieſe bisher verſchloſſenen, ſo ſtillen Appartements erſchienen dem Träumenden am Kaminfeuer jetzt auf einmal in ganz anderer Geſtalt; die Fenſter waren weit geöffnet, Frühlingswehen und Blumenduft drangen herein, der Hauch der Einſamkeit und der Langenweile, welche in ihnen gebrütet, verſchwand vor dem friſchen herzlichen Lachen des jungen Mädchens. Da ſaß ſie am Fenſter und rief luſtig hinab: Onkel George, Onkel George! und wenn er darauf eilig vom Pferde ſprang, ſo ging er nicht mehr leiſe und bedächtig über den Teppichſtreifen, ſondern er ſprang in drei, vier Sätzen hinauf, daß ſeine Sporen klirrten und daß die Blumen in den jetzt leeren Käſten an der Treppe ſich bewegten und wie freudig nickten. Sie ſprang ihm entgegen, er faßte ihre Hand, hob ihren Kopf an dem weichen Kinn in die Höhe und küßte ſie väterlich auf die Stirn; er plauderte mit ihr ſo luſtig und lachend, wie er es lange nicht mehr gethan, ja, wie er es eigentlich nie gethan — er war ganz anders geworden und führte ein Leben, wie er wohl zuweilen geträumt hatte, daß es ein Menſch führe, der vollkommen glücklich genannt werden dürfe. Aber er, ah! er fühlte in der nächſten Sekunde, daß ſolches Träumen doch nur ein Traum ſei und bleiben müſſe; und als er das gefühlt, geſtaltete er ſeine Phantaſieen anders; auch jetzt waren die Appartements ſeines Hauſes geöffnet, und an den

offenen Fenstern saß Frau von Breda, ihr gegenüber Eugenie, und auch jetzt trat er eiliger, freudiger hinein, als er es sonst wohl zu thun pflegte; er reichte seiner Frau die Rechte, während er die Linke auf das volle dunkle Haar Eugeniens legte. Und dann fragte sie, wo Onkel George gewesen sei, lachte herzlich und unbefangen und plauderte eine Stunde um die andere hinweg, glättete auch eine Falte um die andere auf der Stirn der ernsten Frau, während er nicht müde werden konnte, dem Plaudern des jungen Mädchens zu lauschen.

— — So träumte er; aber wenn er zuweilen aus diesen Träumen auffuhr und sich, umher blickend, ganz wieder der Wirklichkeit überließ, da spielte ein eigenes, ernstes, fast schmerzliches Lächeln um seine Züge; er konnte dann die Lippen zusammenpressen, nachdenklich in die Kaminglut schauen und, wenn dort ein glühendes Holzscheit knisternd zersprang, daß Tausende von Funken emporflogen, auffahren und sagen: „Ich bin nicht das Schicksal, ich habe jenes Ereigniß nicht herbeigeführt, ich habe ruhig gewartet; jetzt aber geschehe, was da will. Und gewiß nur Gutes, dafür bürge ich mir selbst mit meinem festen Willen.“

Die Baronin hatte unterdessen Eugenie an der Hand in ihr Schlafzimmer geführt, und obgleich sie anscheinend sehr ergeben und ruhig war, so zuckte es doch schmerzlich um ihren Mund, und sie wandte häufig den Blick ab, um den sonst so klaren, jetzt aber umflorten Augen ihrer Tochter nicht zu begegnen, die häufig sinnend auf ihr ruhten. Die Baronin kannte ihre Tochter und wußte, daß ein einziges Wort der Klage, ein einziges Wort des Leides darüber, daß Eugenie nun vielleicht für länger das elterliche Haus verlassen solle, das junge Mädchen bestimmt haben würde, dem Herrn von Breda zu sagen:

Onkel George, es ist doch besser, wenn ich da bleibe. Deßhalb that die Mutter so unbefangen wie möglich, sprach über Dies und Das, wobei sie natürlich vermied, jenes unangenehme Ereigniß zu berühren, und sagte: „Es ist schon lange meine Absicht gewesen, dem Wunsche der Tante Breda nachzugeben und dich für eine Zeit lang nach der Stadt zu lassen. Du bist jetzt erwachsen, die Einsamkeit hier taugt nicht für dich, du mußt die Gesellschaft kennen und mit Menschen umgehen lernen. Von einer Trennung kann ja nicht die Rede sein, in einer Stunde bist du wieder hier oder sind Papa und ich bei euch in der Stadt. Gewiß, meine liebe Eugenie," sprach die Mutter, indem sie den Kopf der Tochter mit ihren Armen umschloß, „es ist mir jetzt lieb, daß es so gekommen ist; der Himmel wird weiter helfen."

Ob das junge Mädchen die Worte ihrer Mutter so aufnahm, wie diese sie sprach, oder ob sie nicht aus der zuweilen zitternden Stimme einen anderen richtigeren Sinn heraus las, wollen wir nicht weiter untersuchen; genug, sie nickte häufig mit dem Kopfe und sprach: „Ja, Mama, ich will nach der Stadt gehen, wenn ihr es wünscht, und das Haus der Tante ist nicht weit von hier, ich brauche keine Stunde, wenn ich einmal eilig da sein will."

Darauf wollte die Mutter Vorbereitungen treffen und die Sachen Eugeniens in einen Koffer packen, doch besann sie sich eines Anderen und meinte: „Ich kann das diesen Abend thun und will dir nur, was du für heute nothwendig brauchst, mitgeben. Dazu bedarf ich deiner Hülfe nicht, liebe Eugenie, und wenn du noch einen kleinen Gang in den Park machen willst, um dort von den Stellen, die dir lieb und werth sind, einen vorläufigen Abschied zu nehmen, so habe ich nichts dagegen."

Das ſagte ſie nur, um allein zu ſein, wußte aber in der That nicht, wie ihre Worte ſo vollkommen mit dem Wunſche des jungen Mädchens zuſammen trafen.

Eugenie ſtand am Fenſter und hatte ſchon lange auf die mächtigen Bäume hinabgeblickt, die ihre jetzt ziemlich kahlen Aeſte weit über den Boden ausbreiteten, wo verdorrte Blumen, braune Gräſer und gelbrothes Laub deutlich den ſpäten Herbſt anzeigten. Doch blieben ihre Augen nicht auf der nächſten Umgebung des Waldſchloſſes haften, auch nicht auf dem kleinen dunkeln See, der ſich dort ausbreitete, ſondern ſie verfolgte mit ihren Blicken einen Weg, der jenen umkreiste, ſich dann zwiſchen den Bäumen verlor, noch eine ziemliche Strecke ſichtbar blieb, und zuletzt in einer Niederung verſchwand.

„Wenn du meinſt, will ich ſo thun," ſprach das Mädchen nach einer kleinen Pauſe, wobei ſie forſchend nach ihrer Mutter blickte, die aber das Geſicht abwandte und ſich mit einem kleinen Nachtſacke zu ſchaffen machte.

Statt aller Antwort nickte die Baronin mit dem Kopfe, und Eugenie verließ ſtill das Zimmer.

Als ſie auf einer kleinen Seitentreppe hinunter kam — ſie hatte es ſorgfältig vermieden, bei dem Frühſtückszimmer, wo ſich Onkel George befand, vorüber zu gehen — verließ ſie ſogleich das Haus und wandte ſich ſo um daſſelbe herum, daß weder Herr von Breda noch ſonſt Jemand, der zufällig am Fenſter geſtanden, ſehen konnte, welchen Weg ſie jetzt nahm. Statt gegen den See zu gehen, ſchlug ſie einen Pfad ein, der ſcheinbar von demſelben abführte; ſcheinbar ſagen wir, denn nachdem das junge Mädchen in eine unbedeutende Terrainvertiefung hinabgeſtiegen war, an deren Rand das Waldſchloß lag, und nachdem ſie eine kleine Brücke überſchritten, unter

welcher das Abwasser des See's dahin floß, stieg sie wieder aufwärts und befand sich in kurzer Zeit auf der Fortsetzung jenes Weges, den sie droben vom Fenster aus gesehen.

Wie war der Wald so still! — so still, daß jeder Tritt ihrer feinen Füße ein Geräusch machte, als stampfe Jemand absichtlich derb auf den Boden, und daß man jedes fallende Blatt zwischen den Zweigen vorbei streifen und dann auf den Boden niederfallen hörte.

Es ist etwas Eigenthümliches um so einen herbstlichen Wald; zahlreiche Echo's, die sich im Sommer wie unter dem Laub versteckt hielten, scheinen jetzt wach zu werden und neckend ihr Spiel zu treiben mit dem Klang deiner Schritte, mit einem lauten Wort, das du sprichst, mit dem Ton einzelner Vogelstimmen, die hier und da von fern her laut werden. Und wie hat sich jetzt die Aussicht erweitert und verändert! Du mußt den Wald, durch den du gehst, schon ziemlich genau kennen, um dich nicht zu verirren; wo früher eine dichte grüne Wand war, da siehst du nun einen graugelblichen Stamm hinter dem anderen immerfort, weit, weit in die Ferne; dein Auge kann nicht bis ans Ende dringen, und das macht dir ein unheimliches Gefühl. Im Sommer umgeben dich schützende Laubwände, jetzt ist rings um dich Alles offen, tausende von für dich unsichtbaren Augen können hinter jedem Stamme hervor deine Schritte belauschen.

Auch Eugenie, wie sie so dahin wandelte, schien einen ähnlichen Gedanken zu haben; wenigstens blickte sie zuweilen rückwärts, wo ihr geübtes Auge kaum noch die Dachspitzen des elterlichen Hauses sah, oder zu beiden Seiten, wo sich, wie wir vorhin bemerkt, ein Baum neben und hinter den andern schob bis weit, weit in die Ferne. Zuweilen blieb sie auch stehen

und lauſchte auf irgend ein Geräuſch, welches hörbar wurde. Doch ſchritt ſie gleich darauf beruhigt weiter; denn was ſie gehört, ergab ſich vielleicht als der Klang einer Axt oder das Bellen eines Hundes.

Wenn ſie ſo darauf hinlauſchte, ſo that ſie dies jedoch durchaus nicht mit dem Zeichen der Vorſicht oder der Angſt — im Gegentheil, die bekannten Waldtöne ſchienen ſie zu freuen, und wenn ſie darauf horchend ſtehen blieb und zuweilen mit dem Kopfe nickte, als wollte ſie ſagen: ach, ich kenne dich, du biſt Das und Das! — ſo hob ſie gleich darauf ihre Hand wie zum Gruß, wie zum Abſchied.

Ja, ſie nahm Abſchied, herzlichen Abſchied von dem Walde, in dem ſie ſo zu ſagen aufgewachſen war, deſſen innerſtes Thun ſie kennen gelernt, deſſen geheimſtes Leben ſie belauſcht, der ihr ein Freund geworden war, ein theilnehmender, verſchwiegener Freund, deſſen ſchönem, gewaltigem Herzen das Kind und die Jungfrau ihre Wünſche anvertraut und der ſie mit Licht und Schatten, mit Vogelſang und Kräuterduft, mit Blumen, Blüthen und murmelndem Waſſer erquickt, beruhigt und getröſtet — ein guter, treuer Freund, mitfühlend wie kein anderer. Deßhalb nahm ſie auch ſo herzlichen Abſchied von ihm; rechts und links ſtreckte ſie ihre Hände aus, um auf Augenblicke zu erfaſſen, was zu erfaſſen war; über die Rinde alter Bäume ſtrich ſie mit der feinen Hand, dürre Blätter und nackte Zweige ließ ſie durch ihre Finger gleiten, und wo ſie am Boden noch etwas von einer Waldblume entdeckte oder friſche Epheublätter an irgend einem alten Steine, da fuhr ſie leicht darüber hin, wie durch dieſe Berührung Abſchied von ihnen nehmend.

Auf einmal blieb ſie ſtehen und horchte nach der linken Seite. Dort glaubte ſie ein für dieſen Wald ſeltenes Geräuſch

vernommen zu haben — das Rollen und Knarren eines Wagens, nicht das Geräusch eines Holzkarrens, nein, es war wie das feine Klingen und Klirren einer leichten Equipage, begleitet vom dumpfen Rollen der Räder, jetzt im weichen Sandboden gänzlich verschwindend, dann wieder deutlich werdend, wo der Grund hart oder steinig war.

Sie warf lächelnd den Kopf auf die Seite und sprach zu sich selbst: „Wie man sich täuschen kann! Es ist gewiß ein Holzwagen, aber meine Nerven sind aufgeregt, ich phantasire. Wo sollte eine Equipage herkommen? — das Coupé von Onkel George? — Kindische Gedanken! der Weg zur Stadt liegt gerade hinter mir, und was ich gehört, war zu meiner Linken. Nein, es war ein Holzwagen!" Das sprach sie decidirt und wie Jemand, der bei sich alle Zweifel niederschlagen, sich selbst überzeugen will.

Die Grenzen des elterlichen Besitzthums hatte Eugenie links hinter sich gelassen und befand sich auf anderer Leute Grund und Boden — auf fremdem, dürfen wir nicht sagen, denn das junge Mädchen hätte noch Stunden lang fortwandern können, und ihr wäre noch jeder, selbst der kleinste Pfad bekannt gewesen, und sie wiederum von allen Holzhauern, allen Jägern, allen Waldbauern erkannt und freundlich begrüßt worden. Hatte sie doch in ihrem Alleinsein und bei der Einsamkeit ihres elterlichen Hauses halbe Tage lang die Wälder durchstreift, oft mit einem kleinen Gewehre auf der Schulter, das ihr Onkel George einst mitgebracht und lachend zu diesem Zwecke überreicht. War sie doch so bewaffnet nicht so bald von den Förstern und Jägern der angrenzenden Reviere gesehen worden, und hatten diese ihren Herren von der schönen Jägerin gemeldet, als alle, die zu einem Besuche oder sonstigen

näheren Verkehre auf dem Waldschlosse durchaus keinen Vorwand oder keine Veranlassung hatten, Botschaften dorthin schicken, es würde sie außerordentlich freuen, wenn Fräulein Eugenie alle rings umher liegenden Jagdreviere als die ihrigen betrachten wollte. Zuweilen war sie auch diesen Herren selbst begegnet, hatte einige freundliche Worte mit ihnen gewechselt und sich alsdann leicht und unbefangen grüßend entfernt.

Da aber das schöne Mädchen merkte, daß diese Begegnungen häufiger wurden, als der Zufall es wohl veranlassen konnte, so wußte sie es so einzurichten, daß sie Wege fand, auf denen sie den andern Jagdeigenthümern nur höchst selten noch begegnete. Dazu aber, sowie überhaupt, brauchte sie im Waldreviere einen Bekannten, bei dem sie im Nothfalle ein Unterkommen fand, und der sich ihrer auch, wenn es einmal noth gethan hätte, aufs bereitwilligste und thatkräftigste annahm. Und einen solchen guten und zuverläßigen Freund hatte sie in einem alten Forstwart gefunden, der früher zur Dienerschaft ihres Vaters gehört, mit dem Zusammenschmelzen der Güter und Waldungen aber in die Dienste des Grafen Helfenberg übergetreten war, dessen Ländereien in einem weiten, fast drohenden Bogen das kleine Waldschloß mit seinem bischen Gehölz umschlossen.

Der Forstwart wohnte eine gute halbe Stunde von dem Hause Eugeniens entfernt, in einer Niederung des Terrains, wo jenes Wasser vorbeifloß, das von dem stillen See am Waldschlosse her kam. „Wie mich das freut," hatte der Forstwart oft zu dem jungen Mädchen gesagt, „daß ich hier dasselbe Wasser trinken kann, wie ehemals, wenn ich auch anderer Leute Brod essen muß!"

„Ja, das ist sehr schön," lachte das damals noch sehr

kleine Mädchen, „und wenn ich jetzt nicht zu dir herunter kommen kann, Klaus, ſo werf ich dir Blumen in den See, und dann haſt du auch etwas von mir.“ Daß dieſe Blumen unterwegs zerriſſen hängen bleiben mußten an den Felſen und dem Geſträuch, das ahnte ſie damals noch nicht, wo das Leben ſo glatt und klar vor ihr zu liegen ſchien, und wo ſie weder an wilde Strömung, durch die man erfaßt werden kann, noch an Felſen, die uns hemmend entgegentreten, dachte. Auch Klaus hütete ſich wohl, ihr dieſen guten Glauben zu nehmen, und verſicherte, er freue ſich wie ein Kind auf das herabſchwimmende Blumenbouquet, und das Mädchen ſagte darauf: „Es iſt ſchade, Klaus, daß wir keine Bekannten draußen am Meere haben; denn da alle Bäche, Flüſſe und Ströme in einander fließen und zuletzt dort münden, ſo müßte endlich mein Blumenbouquet ebenfalls daſelbſt ankommen.“

Daran dachte Eugenie, als ſie über den ſtillen, einſamen Waldpfad ſchritt und nun unter mächtigen Bäumen die Hütte des Forſtwartes vor ſich liegen ſah. Hier blieb ſie einen Augenblick ſtehen, drückte wie im Schmerz beide Hände an ihre Bruſt, und es that ihr unendlich weh, daß ſie vielleicht für längere Zeit zum letzten Male hier oben ſtand und daß ſie nun ſo bald nicht wieder in die ſtille Hütte da unten eintreten ſollte. Und wie manche, friedlich einſame, aber liebe Stunden hatte ſie dort verträumt! Wie oft war ſie gekommen, daß der Forſtwart nicht daheim war, alſo Niemand in Zimmer und Haus! Denn ſeine Frau hatte man ſchon lange begraben und Kinder hatte Klaus nie gehabt. Der Hofhund ſchlug wohl leiſe an, wenn ſie das Plankenthor öffnete, aber er hatte nichts Feindliches im Sinne, vielmehr ſprang er freundlich um ſie herum und wedelte ſo zuthunlich, als wollte er ſie einladen, näher zu

kommen und die niedere Hütte mit ihrer Gegenwart zu beehren. Da trat ſie dann auch in die ſtillen Räume und ſah lächelnd umher, welche Unordnung der alte Klaus hinterlaſſen; da konnte ſie für ſich ſo herzlich lachen, daß es laut hinausſchallte, wenn ſie bemerkte, wie das Brod auf der Fenſterbank lag, die leere Kaffeetaſſe auf der Erde ſtand — denn die Katze hatte den Reſt ausgeleckt — und wie das noch vom geſtrigen Regenwetter naſſe Wamms, ſtatt in der Luft aufgehängt zu ſein, zuſammengedrückt auf einem Stuhle lag.

Welche Freude machte es ihr, hier die Ordnerin, die Wirthſchafterin zu ſpielen! Sie ſtellte Alles auf den gehörigen Platz, ſie öffnete das Fenſter, ſie kehrte die Stube und war dabei ſo vergnügt, und ſang Melodien, die ihr ſonſt nie in den Kopf kamen. Sie holte friſches Waſſer am Brunnen und betrachtete ſich ſelbſt lächelnd und voll Freude, während ſie ſo dahin ging mit den beiden Krügen in den Händen; dann pflückte ſie am Bach Vergißmeinnicht und andere Blumen, that ſie in eine Schüſſel, die ſie auf den Tiſch ſtellte, ordnete die Blüthen zu einem Kranze, legte Moos auf die Stiele und begoß das mit Waſſer. Damit waren ihre Arbeiten zu Ende, und ſie ſchaute zufrieden in der reinlichen und geſchmückten Stube umher.

Da war Alles ſo feiertäglich ſtill, die Schwarzwälderuhr pickte, die Sonnenſtrahlen legten einen goldenen Streifen auf den Fußboden hin oder ſpielten im Reflex von dem Bache draußen wie lauter leuchtende Punkte an der Decke; dazu murmelte das Waſſer ſo geheimnißvoll, und zuweilen, wenn ſich ein leichter Wind erhob, rauſchten die dichten Zweige der mächtigen Bäume, welche das Häuschen umſtanden, und erzählten wie von wunderthätigen Waldblumen und Märchen-

gold. Ja, es war hier in der alten, einsamen Jägerhütte so märchenhaft wie sonst nirgends, und wenn Eugenie wie sie oft that, das Spinnrad der alten Frau Klaus vor sich hinstellte, die Bilderbibel vom Gesimse nahm und aufgeschlagen über ihre Kniee legte, wenn Hund und Katze wedelnd und schnurrend zur Thür herein kamen und sich am Boden zu den Füßen des jungen Mädchens hinschmiegten, und wenn man sie dann so mild und freundlich lächelnd da sitzen sah, das klare, leuchtende Auge wohlgefällig vor sich hinblickend, den Mund leicht geöffnet, um die regelmäßigen Athemzüge durchzulassen, welche sanft ihre Brust schwellten — so war das alles wie die wunderbare Illustration zu einem Märchenanfang: —. Es war einmal ein alter Jäger, der hatte eine gar liebliche Tochter, die, wenn der Vater in den Wald ging, oft allein zu Hause blieb. Da geschah es denn eines Tages, daß, als sie ihre häuslichen Geschäfte besorgt, sie sich zum Ausruhen niederließ, und vom Gesang der Vögel und vom Rauschen des Windes in den Blättern sanft in den Schlaf gewiegt wurde.

Das war aber eigentlich kein Märchen, denn so war es in der That Eugenien einige Male passirt; der Weg durch den Wald, die Hitze des Sommertages hatten sie ermüdet, und als sie nun die Stube des alten Klaus in Ordnung gebracht und sich in einen schattigen Winkel gesetzt hatte, entschlief sie unter dem Rauschen der Blätter, unter dem Picken der Uhr und dem Geschnurre der Katze. Die Katze schlief mit ihr, nicht so aber der große, starke Hofhund. Wie das Mädchen die Augen schloß, öffnete er die seinigen, hob den Kopf, schaute, so weit er konnte, um sich und horchte fern, fern in den Wald hinaus, ob sich dort nichts Ungewöhnliches rege. Damals war Eugenie vierzehn Jahre alt und träumte von Sternen und

Waldblumen, die mit einander in Streit gerathen waren, wer von ihnen das Schönste und Lieblichste sei; ja, sie wandten sich an das junge Mädchen zur Entscheidung, und diese wollte schon lächelnd zur Antwort geben, daß hier im Walde die Blumen und am Himmel die Sterne, jedes an seinem Platze das Schönste und Lieblichste sei. Da war es ihr, als höre sie Knurren und Murren vor sich, und wie sie schlaftrunken die Augen öffnete, sah sie den großen Hofhund aufrecht an der Wand stehen, die beiden Tatzen auf die Fensterbrüstung gelegt, und zwar, wie sie im Traume gehört, knurrend und murrend. Wahrhaftig, sie meinte, sie träume noch fort, denn vor dem Fenster sah sie den Kopf eines Pferdes, das in die Stube blickte, und dann anfänglich die Hand eines Reiters, der das Rebgewinde aufhob und nun, hell von der Sonne bestrahlt, erstaunt und lächelnd das wunderschöne Kind hier in der einsamen Jägerhütte fand. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr dem Reiter, und dieser Ausruf ließ Eugenie plötzlich aufspringen und staunen und horchen. Sie strich über ihre Stirn, als wolle sie sich vergewissern, daß sie nicht mehr schlafe, und lächelte gleich darauf beruhigt, als sie die Stimme des alten Klaus vernahm, der draußen mit dem Reiter sprach. Dieser hatte sein Pferd von dem Fenster zurückgezogen und dasselbe gegen den alten Jäger gewandt; indeß wenn er auch auf dessen Reden hörte, so drehte er doch den Kopf von ihm ab, senkte ihn tief herab und schaute forschend in das Zimmer. Das alles sah Eugenie mit einem raschen Blicke, und daß der Reiter so hereinschaute, scheuchte sie in den fernsten Winkel des Zimmers zurück.

Er konnte sie nicht mehr sehen, sie ihn aber wohl, und die Sonne leuchtete so auf ihn und stellte ihn wie verklärt

unter das dunkle Blätterdach, als habe sie ihre Freude an ihm und als wolle sie, daß das junge Mädchen sich sein Bild recht fest einpräge.

Ob das geschah, sind wir nicht im Stande, dem geneigten Leser anzugeben; nur so viel dürfen wir der Wahrheit gemäß berichten, daß, so wie der Reiter sich vom Fenster entfernte, Eugenie mit dem großen Hunde, der sich an sie geschmiegt hatte, näher dahin ging, und daß sie, jetzt hinausschauend, ihn schon auf der Höhe droben sah, wie er lustig hinauf sprengte — es war eine leichte, schlanke Figur, und er saß schön zu Pferde, das konnte sie beurtheilen; er hatte ein graues, kurzes Röckchen an und einen grünen Jagdhut mit einem starken Spielhahnfederbusch.

Ehe er droben zwischen den Bäumen verschwand, wandte er sich im Sattel noch einmal um und winkte mit der Hand hinab — gegen das stille Jagdhaus — an das schöne, schlafende Mädchen denkend — oder galt sein Gruß dem freundlichen Thale? — Wer konnte das wissen? Wer konnte das sagen? — Niemand als er, der nun mit ein paar Sätzen seines Pferdes zwischen den grünen Bäumen verschwunden war und nie, nie mehr zum Vorschein kam.

Als Klaus in die kleine Stube trat, sagte er zu dem jungen Mädchen, nachdem er sich ehrerbietig für die Sorgfalt bedankt, mit der sie hier Alles geordnet: „Der draußen hat Sie wohl recht erschreckt? Es ist ein wilder Bursch, namentlich wenn er zu Pferde sitzt; ich erlebe es noch einmal, daß er mir in die Stube hineinreitet. Nun, jetzt geht er fort, und da haben wir ein paar Jahre Ruhe vor ihm."

„Und wer ist er denn?" fragte das junge Mädchen fast gleichgültig.

„Oh! oh!“ meinte der Jäger, indem er ſich umwandte und eine ziemliche Zeit brauchte, ſein Gewehr an die Wand zu hängen, „es iſt ein entfernter Verwandter von mir, ein Vetter, Jägerburſche beim Grafen Helfenberg — eine wilde Brut, mit der ich eigentlich nicht gern viel zu thun habe. Nun, jetzt geht er ja fort.“

„So, er geht fort,“ ſagte nachdenkend das Mädchen.

„Ja, er geht fort,“ entgegnete kopfnickend der Jäger, „und es iſt gut ſo. Haben Sie nicht zufällig zu Hauſe gehört, daß der junge Graf Helfenberg eine längere Reiſe macht?“

„Ach ja, Papa hat davon geſprochen; er geht nach Italien.“

„Nach Italien, nach Spanien, was weiß ich! Gott ſchenke ihm ein ruhigeres Blut, das wünſche ich ihm von Herzen,“ ſprach der Jäger, indem er beinahe düſter die Augenbrauen zuſammenzog und über ſein graues Haar ſtrich. „Es iſt im Grunde ein guter Burſch, aber wild, wild bis zu allen Exceſſen.“

„Nun, und dein Vetter?“ fragte Eugenie nach einer Pauſe, „was hat der mit der Reiſe zu thun?“

„Ja ſo, mein Vetter, was der damit zu thun hat? Nun, er begleitet ihn, er geht mit ihm — na, das wird eine ſchöne Wirthſchaft werden!“

Weiter ſagte der alte Jäger nichts, und weiter fragte das Mädchen auch nicht; aber ſie vergaß den Augenlick nicht, wie ſie zum Fenſter hinausgeſchaut, und wie ſie, draußen von der Sonne hell beſchienen, das lachende und freundliche Geſicht, von blonden Locken eingerahmt, geſehen.

So waren einige Jahre vergangen, und Eugenie hatte oft das kleine Jägerhaus beſucht, hatte auch das Zimmer dort

häufig in Ordnung gebracht, war auch wohl mitunter eingeschlafen, wenn sie erhitzt und vom Gehen ermüdet war; aber eine Erscheinung wie damals hatte sie nicht mehr gehabt — jene Erscheinung, die sie immer noch nicht vergessen hatte. Wohl fragte sie auch zuweilen den alten Klaus nach seinem Vetter und wollte wissen, ob er Nachricht habe, wie es ihm auf seinen Reisen ergangen; doch pflegte der Jäger mit den Achseln zu zucken und zu sagen: „Man hört wohl hier und da etwas von ihnen, aber es ist nicht, daß man sich darüber freuen kann."

„Und werden sie bald wieder kommen?"

„Ja, es heißt so. — Meinetwegen blieben sie schon noch eine Zeit lang weg."

Da ging eines Tages das Mädchen wieder nach der Niederung mit der kleinen Hütte, und als sie auf der Höhe stand, wo man auf den Bach und die breitästigen Bäume hinabschauen konnte, an derselben Stelle, wo damals der junge Reiter verschwunden war und wo sie jetzt am heutigen Morgen sich abermals befand, sah sie den alten Klaus vor der Hütte, aber er war nicht allein, sondern er sprach mit Jemand, der im Sonnenscheine auf der Bank vor dem Hause saß, während er selbst Eugenien den Rücken zuwandte. Besuch war hier etwas Ungewohntes, deßhalb blickte sie auch aufmerksam hin, und als sie an dem Unbekannten ein graues Röckchen wahrnahm, sowie einen grünen Jagdhut, da ging sie in ihren Gedanken um ein paar Jahre zurück und gedachte des Reiters, den sie im Sonnenlichte gesehen. Sie war im Begriffe, umzukehren — weßhalb, wußte sie eigentlich selbst nicht — da hatte der Unbekannte sie entdeckt, er sagte zu Klaus einige

Worte, so daß sich dieser nun herumwandte und zu dem Mädchen aufblickte.

Sollte das der Vetter des alten Jägers sein, der ja von den Reisen zurückerwartet wurde? — Es war nicht gut möglich, und obgleich der da unten ein graues Röckchen trug und einen grünen Jagdhut, so war das doch eine ganz andere Erscheinung. Wohl gedachte sie noch des Reiters, der so flüchtig aufwärts gesprengt, der sich so leicht im Sattel gewandt — und doch, wie sie näher trat, wie der junge Mann sich mühsam erhob, wie er lächelnd den grünen Jagdhut abnahm und nun im blendenden Sonnenlichte vor ihr stand, da war es ihr gerade, als finde sie in der Figur und im Gesichte des Unbekannten etwas, das sie an den Reiter von damals erinnere. — Schrecklich! Sie blickte fast verlegen auf Klaus, der achselzuckend sagte:

„Da ist mein Vetter wiedergekommen, es ist ihm auf den Reisen schlecht ergangen. Das gnädige Fräulein werden sich seiner kaum noch erinnern."

Zweifelnd schaute Eugenie empor und fragend, als wünsche sie eine nähere Auskunft, vor der ihr aber doch selbst graute; denn es konnte nicht anders sein: das war der Reiter von damals, er selbst, und doch wieder so schrecklich anders!

Mühsam hatte sich der Vetter des Jägers von der Bank erhoben, indem er sich auf einen Stock stützte, den er in der rechten Hand trug, und während er diese Anstrengung machte — denn es war eine Anstrengung für ihn — hustete er leise, aber mehrere Male nach einander und so hart und schwer, daß sich auf seinen bleichen, eingefallenen Wangen eine plötzlich aufflammende Röthe zeigte; dabei lächelte er fast traurig und sprach mit schwacher Stimme: „Ja, Vetter Klaus hat

Recht, es iſt mir auf meinen Reiſen nicht beſonders gut ergangen. Nach einem unglücklichen Sturze mit dem Pferde blieb ich eine kalte Nacht hindurch im Freien liegen, und das hat mir nicht gut gethan."

Eugenie ſtand wie betäubt und verwirrt; das Bild des raſchen, hübſchen Reiters war in ihren Gedanken freilich ziemlich verblichen, und nur zuweilen, wenn ſie ſich in dem alten Jägerhauſe befand und in das Sonnenlicht hinausſchaute, war es friſch und lebendig vor ihre Seele getreten. Nach und nach wäre es ausgelöſcht worden, und ſie hätte es vergeſſen, wie man ſo Vieles vergißt; aber jetzt trat alles wieder ſo klar vor ſie hin, als erwache ſie aus ihrem Schlummer und als ſprenge er dort die Anhöhe hinan. Und während ſie ihn friſch und geſund dort verſchwinden ſah, ſtand er jetzt in Wirklichkeit krank und elend ihr zur Seite. Das entlockte ihr ein recht ſtilles, trauriges Lächeln; ſie neigte den Kopf etwas, und während ſie mit der Hand über ihr Haar fuhr, ſprach ſie: „Es thut mir recht leid, Sie ſo wiederzuſehen. — Aber ich bitte, ſetzen Sie ſich nieder," fuhr ſie raſch fort, als ſie bemerkte, daß abermals eine Röthe auf ſeinem Geſichte leuchtete.

„Ja, ſetz dich nieder," meinte auch Klaus mit beſorgter Stimme. „Das gnädige Fräulein iſt ſo gut, daß ſie das gewiß nicht übel nimmt. — Ich habe nur um Entſchuldigung zu bitten," ſetzte er hinzu, nachdem alle Drei einen Augenblick geſchwiegen, „daß ich eigentlich ſchuld daran bin, daß Sie meinen armen Vetter hier gefunden; ich hätte ihn ins Haus gehen laſſen können, und dann wäre Ihnen der Anblick erſpart worden."

Als das der Jäger ſagte, blickte ſein Vetter aufmerkſam, ja, ängſtlich auf das ſchöne Geſicht des jungen Mädchens.

Doch versetzte diese beinahe unmuthig: „Rede doch nicht so seltsames Zeug; erstens komme ich zu dir auf Besuch, und ich meine, es ist mir immer recht gewesen, was ich hier gefunden; dann aber solltest du mich besser kennen und mich nicht für so hartherzig halten, daß mir der Anblick deines Vetters deßhalb zuwider wäre, weil ich ihn früher anders gesehen oder ihn mir vielleicht anders vorgestellt. — Und wenn ich ihn genau betrachte," fuhr sie begütigend fort, „so — so — so — sieht er wohl etwas krank aus, aber das wird vorübergehend sein, und ich hoffe," setzte sie lächelnd hinzu, „er wird in nicht gar zu langer Zeit wieder frisch und munter da hinaus reiten."

„Wie ich Ihnen für diese Worte genugsam danken soll," hatte hierauf der Vetter des Jägers gesagt, „weiß ich nicht; aber das kann ich dem gnädigen Fräulein versichern, daß keiner meiner Bekannten mich so lieb und freundlich willkommen geheißen; und deßhalb wollen mir das gnädige Fräulein verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie sehr, ach, sehr hochschätze und verehre."

Nach diesen Worten hatte der kranke Mann eine Bewegung gemacht, als wolle er die Hand Eugeniens ergreifen, um sie zu küssen; doch mochte ihm das Unpassende hiervon augenblicklich eingefallen sein — genug, er zog sich bitter lächelnd zurück und starrte darauf finster vor sich nieder.

Klaus begann nach einer Pause wieder: „Mein Vetter wohnt in der Stadt in einer kleinen engen Gasse, wo nicht viel gute Luft hin kommt; er hat begreiflicher Weise seinen Dienst aufgeben müssen, bis — er wieder hergestellt sein wird. Dazu hat ihm nun der Doktor vor allen Dingen die frische Waldluft angerathen, und deßhalb besucht er mich und wird

auch häufig kommen, wenn — das gnädige Fräulein nichts dagegen hat."

„Du sprichst wunderlich, Klaus," versetzte Eugenie, „was kann und werde ich dagegen haben, wenn Jemand zu dir kommt? Und wenn dem wirklich so wäre, würde ich so hartherzig sein, einem Kranken die gute Luft zu mißgönnen? — Gewiß, so gern ich komme, so würde ich doch augenblicklich wegbleiben, wenn ich mir denken könnte, daß mein Besuch dir und deinem Vetter in irgend etwas hinderlich wäre."

„Das kann und wird nie der Fall sein," entgegnete der Letztere eifriger, als man es ihm zugetraut hätte. „Wenn ich mir erlaube, im Gegentheil hinzu zu setzen, so bitte ich dafür um Verzeihung; aber das gnädige Fräulein sind als so gut und freundlich bekannt, daß es Jedem wohl thut, der das Glück hat, Sie zu sehen."

„Ja, das muß ich bekräftigen," sagte der alte Jäger. „Von den Thieren will ich gar nicht reden, denn da ist es bekannt, daß die bissigsten Hunde dem gnädigen Fräulein schmeicheln; aber wir haben noch unangenehmere und unverträglichere Geschöpfe unter den Menschen, namentlich hier im Walde unter den Wildschützen; und selbst denen fährt ein freundliches Wetterleuchten über die finsteren Züge, wenn sie das gnädige Fräulein nur von Weitem durch den Wald daher kommen sehen."

So war es gewesen, als Eugenie den Vetter des Jägers nach seiner italienischen Reise wieder gesehen; und darauf sah sie ihn öfter; denn wegen der frischen Waldluft hielt er sich meistens in dem kleinen Jägerhause auf, und wenn er auch nebenan im Gehölze war oder auf den seitab liegenden Wiesen, so kam er doch immer mit langsamen Schritten und ge-

beugt an seinem Stocke daher, so oft das junge Mädchen die Waldhütte besuchte.

Anfänglich hatte seine Gegenwart wohl etwas Störendes für sie gehabt; sie mochte oder konnte nicht so frei in dem Häuschen wirthschaften, wenn er draußen vor der Thür saß; bald aber gewöhnte sie sich daran und erlaubte ihm sogar, ihr, wie er bat, kleine Dienste zu leisten, so das Herbeiholen von Wasser und Blumen, das Wegschaffen welker Blätter, wenn sie einen neuen Kranz gemacht hatte für das Bild der Frau des Jägers, das in der Stube am Ehrenplatze unter dem kleinen Spiegel hing.

Nach und nach begann sie sogar, ihm, wenn er so einsam und traurig, mit trüben Blicken vor sich hinstarrend, auf der Bank saß, irgend eine Frage zu stellen, deren Beantwortung ihn nöthigte, mehr als Ja und Nein zu sagen. Und als sie das einmal angefangen, erstaunte sie, denn sie bemerkte, daß der Vetter des Jägers Klaus mehr gelernt habe und weit mehr wisse, als man sonst gewöhnlich bei Leuten seines Standes findet. Dabei brachte er seine Antworten auf eine gar ungezwungene Art vor, frei, überlegt und doch wieder voll Ehrerbietung gegen das junge Mädchen, die, von hohem Stande, sich herabließ, mit ihm, dem armen Jägerburschen, zu sprechen. Zuweilen fragte Eugenie auch wohl Einiges über die Reisen in Italien, und da erstaunte sie mehr und mehr, wenn er sich oft gehen ließ, seine Eindrücke erzählte, Gegenden durch eine lebhafte Schilderung frisch und wahr vor ihre Augen zauberte, ja, sogar hier und da von Museen und Gallerieen sprach, wobei er dann wie entschuldigend hinzusetzte: „Das gnädige Fräulein werden sich verwundern, daß ich, ein einfacher Diener, von dergleichen spreche; doch bin ich mit dem

Grafen erzogen worden, habe zuweilen an seinen Lehrstunden Theil nehmen dürfen, und er war so freundlich, mich während der Reise überall, wo es nur möglich war, mit hin zu nehmen."

So wurde manche halbe Stunde zwischen den Beiden verplaudert, wobei der Vetter des Jägers auf der Bank saß, Eugenie aber, an den Stamm der mächtigen Buche, die das Häuschen beschattete, gelehnt, neben ihm stand. Wer die Beiden sah, konnte sich eines Gefühls des tiefsten Mitleidens für den armen Menschen nicht erwehren, der zusammen gebeugt auf der Bank ruhte, schnell und doch so mühsam athmend, daß jeder Zug an seinen Schulterblättern auf dem Rücken sichtbar war. Dabei hustete er kurz und trocken, und seine weiße durchsichtige Hand spielte wie krampfhaft oder nervenerregt mit dem Stocke, der neben ihm lag. Sogar mit dessen Hülfe konnte er sich nur mühsam von der Bank erheben, und dennoch meinte man jeden Augenblick, seine zitternden Kniee müßten ihm auf einmal den Dienst versagen.

Man brauchte nicht, wie Eugenie, ihn vor Jahren gekannt zu haben in voller Kraft der Jugend, um heute den Anblick seines Gesichts wahrhaft bejammernswerth zu finden; die schönen, edlen Züge von damals blickten freilich noch durch, aber wie ein Traumbild, gänzlich schattenhaft, wie etwas, das mit Nächstem ganz verschwinden wird. Nur die Augen allein hatten etwas von ihrem früheren Glanze behalten, aber es war kein wohlthuendes Feuer, das in ihnen strahlte; etwas wild Glühendes, Fieberhaftes lag darin, namentlich in Momenten, wo der junge Mann sich unbeachtet wußte und das schöne Mädchen betrachtete.

Seine Tracht war einfach, ohne ärmlich zu sein; er

ſchien einen grauen Jagdrock zu lieben und einen grünen Hut, wie er ihn damals getragen; denn ſo erſchien 'er immer. Wenn man daneben das junge Mädchen ſah, ein friſches Bild der Geſundheit, mit leuchtenden Blicken aufknospend wie eine junge Roſe, ſo begriff man wohl das Mitleid, mit dem ſie ſich des armen jungen Mannes annahm, das Gefühl ihres Standes, ihrer Geſundheit, ihres körperlichen Reichthums gegenüber ſeiner Verlaſſenheit, ſeiner gänzlichen Armuth.

— — An dieſe vergangenen Zeiten dachte Eugenie, als ſie nun das kleine Jägerhaus vor ſich liegen ſah, und eine Zeit lang droben ſtehen blieb, ehe ſie hinabſtieg. Es war ihr faſt ebenſo ſchwer, von dieſem kleinen ſtillen Winkel Abſchied zu nehmen, wie von dem elterlichen Hauſe. Und wohl mit einigem Rechte; denn das Waldſchloß zu beſuchen, dazu fand ſich Zeit und Gelegenheit genug, weniger vielleicht einen Spaziergang zum alten Klaus zu machen; denn davon hätte ſie mehr oder weniger ſprechen müſſen, was ſie bis jetzt — wir müſſen geſtehen, ohne eigentliche Urſache — immer vermieden.

Langſam ſtieg das junge Mädchen hinab, und es war ihr nicht unlieb, daß ſie den alten Klaus an der Thür ſtehen, ſo wie deſſen Vetter an ſeinem gewöhnlichen Platze auf der Bank ſitzen ſah.

„Heute hätten wir Ihren Beſuch nicht erwartet," meinte freundlich lachend der alte Jäger, „denn ich habe erfahren, daß Beſuch auf dem Schloſſe iſt; Herr Baron von Breda ſind hingeritten."

Eugenie nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Ja, der Onkel iſt da, und das iſt eigentlich die Urſache, warum ich

heute hieher gekommen bin. Onkel Breda will mich mit ſich nach der Stadt nehmen, und ehe ich das thue, konnte ich nicht unterlaſſen, hier von — dem kleinen Hauſe Abſchied zu nehmen.

Bei dem Worte „von" blickte ſie aber den Jäger an, ſo wie ſie auch ihre klaren Augen einen Moment auf dem Kranken ruhen ließ, der bei ihrer Rede leicht zuſammenzuckte und darauf in das vorgehaltene Schnupftuch huſtete.

„So, ſo, das gnädige Fräulein gehen nach der Stadt?" erwiderte Klaus ziemlich raſch und mit ausdrucksvollem Tone. — „Und auf lange?"

„Das kann ich ſelbſt noch nicht ſagen, aber ich glaube wohl, auf lange," verſetzte das junge Mädchen. „Onkel George hat ſchon oft davon geſprochen, es ſei beſſer für mich, ein wenig in Geſellſchaft zu kommen und das Leben der Stadt kennen zu lernen; ja, ſchon lange hat man darüber geſprochen, und endlich — hat es ſich ſo gemacht."

Bei dieſen letzten Worten verdüſterten ſich ihre ſonſt ſo klaren Züge ein wenig, und ſie preßte die Lippen auf einander.

Der Kranke ſagte kein Wort, blickte auch nicht einmal in die Höhe, huſtete aber hart und trocken in nicht allzu großen Zwiſchenräumen.

Der alte Jäger ſchlug die Arme über einander, lehnte ſich an den Thürpfoſten und meinte dann nach einer Pauſe mit einem faſt unmerklichen Streifblick auf ſeinen Vetter: „Nun ja, es war vorauszuſehen, daß das gnädige Fräulein nicht immer hier in dem Walde bleiben könne; es mußte ſo kommen, und der Herr Baron von Breda iſt ein ſehr braver Herr und hat ein ſchönes und angeſehenes Haus. — Herzlich

aber freut mich's und auch gewiß den Vetter da, daß das gnädige Fräulein noch so lieb und freundlich waren, hier von unserer armen Wirthschaft Abschied zu nehmen. Nicht wahr, es freut dich auch?" wandte er sich an den Kranken.

Dieser hob den Kopf in die Höhe, seine Züge waren fast noch bleicher als gewöhnlich, und während seine farblosen Lippen zuckten, glänzten seine Augen auf eine ungewöhnliche Art; doch versuchte er zu lächeln und sagte: „Ich würde mich noch herzlicher über die große Ehre gefreut haben, welche das Fräulein meinem Onkel erzeigt, aber Sie müssen mir schon verzeihen, daß ich meine Freude heute nicht recht an den Tag zu legen vermag — denn ich leide furchtbar — gerade heute Morgen."

Diese Worte stieß er kaum vernehmbar zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor.

„Meine Brust schmerzt mich so sehr, und zuweilen ist es mir, als wäre der Athemzug, den ich jetzt thue, mein letzter — als müsse das alles — alles — nun mit einem Male aufhören," setzte er nach einer Weile hinzu.

Das Mädchen blickte theilnehmend, ja, ergriffen und traurig auf den jungen Menschen nieder, der wie kraftlos in sich zusammengesunken war, dabei aber die linke Hand erhob, als wolle er andeuten, er habe noch etwas zu sagen.

Deßhalb schwiegen auch die beiden Anderen, und man hörte kein Geräusch als das Murmeln des Baches und das leise Zirpen eines Vogels in den nackten Zweigen.

„Der Abschied, den das gnädige Fräulein heute von uns nimmt, ist für mich wohl nur um kurze Zeit zu früh. Verzeihen Sie mir, daß ich rede, wie ich vielleicht nicht reden sollte. Wenn der lange, finstere und traurige Winter hinter

uns liegt, so kommt das Frühjahr — freundlich dem Einen, traurig dem Anderen. Und das Letztere für mich. Denn wenn meine lieben Wälder wieder anfangen grün zu werden, wenn die Blumen empor sprossen, so geht es mit mir zu Ende — das fühle ich deutlich — und daß ich es fühle, ist gerade kein Schmerz für mich. Nur hätte ich gehofft, wenn unser eins hoffen darf, — verzeihen Sie mein Wort, gnädiges Fräulein, — Sie, die mir freundlich und tröstend wie ein Engel erschienen sind, im nächsten Frühjahr hier nochmals wieder zu sehen. Nicht wahr, Sie verzeihen mir? Hat doch Jemand in meiner Lage schon das Recht, offener zu sprechen. Ja, ich hatte gehofft, Sie noch einmal zu sehen, ehe vielleicht Alles hier für mich vorbei ist; das wäre ein Abschied, wie ich ihn mir gewünscht, und ich wäre dann hinüber gegangen, während die Bäume grün werden, während die Blumen anfangen zu blühen, und hätte denken können, von Zeit zu Zeit wären Sie dann in das alte Jägerhaus gekommen, hätten nach mir gefragt und vielleicht zu Klaus gesagt: Er hat doch zu früh sterben müssen — es ist schade."

Während der Kranke mühsam diese vielen Worte sprach, blickte er zu Eugenien in die Höhe, seine Züge umspielte ein schmerzliches Lächeln, und seine Augen, anstatt wie gewöhnlich im wilden Feuer zu brennen, nahmen einen unbeschreiblich weichen und angenehmen Ausdruck an.

Der alte Jäger kratzte mit seinen Fingern heftig auf den Aermeln des groben Jägerwammses, und während er sich auf die Lippen biß, hoben sich seine Augenbrauen auf eine ungewöhnliche Art in die Höhe.

Eugenie hatte die Hände gefaltet, still, unwillkürlich, und da ihre Nerven von der häuslichen Scene heute Morgen

noch immer tief ergriffen waren, so war es leicht begreiflich, daß bei diesem Anblicke und diesen Worten einige leichte Thränen von ihren Wimpern tropften. Nach einer langen Pause, peinlich für alle Drei, schüttelte sie leicht den Kopf und sagte: „So muß man nicht sprechen; wer die Hoffnung aufgibt, gibt sich selber auf. Wenn es Sie gefreut hat, mich hier zuweilen zu sehen, so wird es Ihre Freude nicht vermindern, wenn ich Ihnen sage, daß ich gern, recht sehr gern hieher kam. Freilich kommt der harte Winter, aber wie Glück auf Leiden, folgt ihm auch der liebe, schöne Frühling — auch gewiß schön für Sie. Wer weiß, welch gute Aenderung in Ihrer Gesundheit eintritt! — Gewiß, es muß eine gute Aenderung eintreten, und dann verspreche ich Ihnen, daß Sie mich beim ersten Grün, bei den ersten sprossenden Blumen hier wieder finden werden."

„Und was das gnädige Fräulein verspricht," fügte der Jäger mit tiefer Stimme bei, „das pflegt sie zu halten, darauf kann ich schwören."

Der Kranke hatte sein Gesicht in beide Hände vergraben und nickte mehrmal mit dem Kopfe, ehe er versetzte: „Liebe, Glaube, Hoffnung sollen uns ja begleiten, und die beiden letzten fühle ich in meiner Seele; aber der Winter ist hart, und wenn ich auch geglaubt, ihn gut durchzubringen, so war es doch nur, weil ich gehofft, — und das ist jetzt alles vorüber. — — — Es ist nicht die erste Täuschung, wird auch nicht die letzte sein." — Er hob seinen Kopf in die Höhe, versuchte zu lächeln, und fuhr fort, seine Stimme gewaltsam anstrengend: „Und bei alle dem haben Sie mich froh und glücklich gemacht. Wie danke ich Ihnen — mein gnädiges Fräulein — mein Fräulein Eugenie!"

Es durchzuckte ſie eigenthümlich, als der Kranke ſo zum erſten Male ihren Namen ausſprach; auch blickte ſie beinahe ängſtlich um ſich, als ſie mit bewegter Stimme ſagte: „Jetzt muß ich nach Hauſe; Onkel George wird mich erwarten. — Alſo hoffen Sie auf ein gutes Frühjahr, und ich will dagegen glauben, daß ich Sie wohler und vergnügter wiederſehe. — Adieu, Klaus, du kommſt gewiß bald nach der Stadt, mich zu beſuchen.“

Damit reichte ſie dem alten Jäger beide Hände, die dieſer tief gerührt ergriff und ſich darauf hinabbeugte, indem er murmelte: „Gewiß, ſobald ich kann, komme ich nach der Stadt.“

Eugenie wandte ſich zum Weggehen, ohne auf den Kranken noch einen Blick zu werfen, wogegen ſie mit dem Kopfe raſch mehrere Male ihm zunickte; kaum hatte ſie aber einige Schritte gemacht, ſo kehrte ſie zurück und reichte ihre Rechte dem kranken Manne hin, der ſich ehrfurchtsvoll mit einem leuchtenden Blicke erhoben hatte, mit ſeinen weißen, faſt durchſichtigen Fingern ihre warme, friſche Hand ergriff und es wagte, einen kaum fühlbaren Kuß darüber hinzuhauchen.

Darauf flog Eugenie, ohne ſich umzublicken, die Höhe hinan und verſchwand zwiſchen den Bäumen auf derſelben Stelle, wo damals der kecke Reiter verſchwunden war, derſelbe kecke Reiter, der jetzt wie ein Schattenbild vornübergebeugt neben der kleinen Hütte ſtand, die Hände gewaltſam ausſtreckend, als vermöge er es, das flüchtige Mädchen zurückzuhalten.

Wohl mehrere Augenblicke ſtand er ſo, dann fuhr er mit der Rechten über das Geſicht, biß wie in wüthendem Schmerze die Zähne über einander, wandte ſich gegen den alten Jäger,

der tief aufſeufzend daſtand, und fragte mit funkelnden Augen: „Hätteſt du damals treu und ehrlich an mir gehandelt, damals, als ich jene Anhöhe hinaufſprengte, ſo müßteſt du deine unnütze Büchſe von der Wand geriſſen, mich getödtet oder ſchwer verwundet haben. — Ah verflucht! wer Alles voraus wiſſen könnte! Mich hätte friſch und geſund der Tod ereilt, oder ich wäre langſam in deiner Hütte geneſen, — verpflegt von ihrer Hand. — Ah verflucht!“

Nach dieſen Worten ſchlug er beide Hände vor das Geſicht und fiel auf die Bank nieder, ſo plötzlich und willenlos, daß Klaus entſetzt hinzu ſprang und den Kranken in die Arme nahm. Sein Kopf ſank zurück an die Schulter des treuen Freundes, ſeine Züge waren todtenbleich, aber ruhig, und auf den feſt verſchloſſenen bleichen Lippen ſtand ein einziger klarer Blutstropfen.

„Mein armer, unglücklicher Herr!“ ſagte tief erſchüttert der alte Jäger. — „Gott ſei ihm gnädig!“

Zwölftes Kapitel.

Ein gemiſchter Thee.

Die Rechtsconſulentin, Madame Plager, hatte mehrere Bekannte zu einem gemiſchten Thee eingeladen — wir ſagen: gemiſchten Thee, nicht, als ob dieſer in Wirklichkeit vielleicht aus ſchwarzem und grünem beſtanden, mit einer Zuthat von Vanille und Zimmt, wie es in der Stadt, in welcher unſere wahrhafte Geſchichte ſpielt, zuweilen Mode war, ſondern, weil erſtens die Geſellſchaft, welche zu dieſem Thee eingeladen wurde, eine gemiſchte war, aus Herren und Damen beſtehend, und auch, weil das, was bei dieſem Thee gereicht wurde, in verſchiedener Hinſicht gemiſcht genannt werden konnte; denn nach dem Thee mit Backwerk wurde ein förmliches Nachteſſen gegeben.

Geneigter und vielgeliebter Leſer! du biſt ſchon verſchiedene Male mit uns zum Kaffee und zum Thee gegangen, und wenn es nicht der Lauf dieſer Geſchichte gebieteriſch verlangte, nochmals eine Einladung an dich ergehen zu laſſen, ſo würden wir uns nicht unterſtanden haben, dich wieder zu bemühen, in

der Furcht, dir in dieser Hinsicht nicht mehr viel Neues mittheilen zu können.

Die Wohnung des Rechtsconsulenten Plager kennen wir bereits; wir haben, um damit von hinten anzufangen, ein großes Schlafzimmer, daneben ein Wohnzimmer, ferner einen sogenannten Salon, ein Eßzimmer und schließlich ein Kinderspielzimmer, worin sich auch das Bett der Großmutter befindet. Der Salon, sowie das Wohn- und Eßzimmer sollen für den heutigen Thee gerüstet werden; wir sagen: werden; denn obgleich es bereits Nachmittags vier Uhr ist, so herrscht doch noch in den drei genannten Zimmern ein förmliches Chaos ohne ein freundlich hervorblickendes Land, das auf eine spätere gänzliche Abklärung hoffen ließe.

Um diese Zeit verfügte sich Herr Doktor Plager meistens von seiner Schreibstube in die Wohnung, um dort seinen Kaffee zu nehmen. Als er dies auch heute that, begann er noch auf der ersten Treppe sich feierlichst zu geloben, daß nichts, was da oben geschehen könne und nicht geschehen sei, im Stande sein solle, ihn aus seinem stoischen Gleichmuthe zu bringen, selbst nicht die wahrscheinlich noch unangezogenen und ungezogenen Kinder — denn da es Feiertag war, hatte der Schulzwang nichts über Madame und Babette vermocht. Er gelobte sich, daß er kalt bleiben wolle beim Anblicke der verehrten Schwiegermutter, bei dem bekannten Aufziehen ihrer Mundwinkel, beim sanften Schließen ihrer Augen, bei dem Erheben ihres Kopfes, ja, bei ihren oft nichts weniger als freundschaftlichen Reden. Er wollte es nicht sehen, selbst wenn Babette gerade im Begriffe sei, mit seiner Haarbürste ihre eigenen Schuhe einzuschmieren oder dergleichen Sachen mehr zu thun, wo ein gänzliches Mißkennen dessen, was man diesem oder jenem Haus-

haltungsgeräthe schuldig sei, oft zu den unangenehmsten Conflicten führte.

Aber der Rechtsconsulent hatte Unrecht, sich das schon auf der untersten Treppenstufe zu versprechen. Durch eben dieses Gelöbniß vergegenwärtigte er sich aufs genaueste, was er alles droben finden könne und werde, dadurch regte er seine Nerven auf, und bei aufgeregten Nerven hat sich selbst der charakterfesteste Mensch nicht immer vollkommen in seiner Gewalt.

Herr Plager stieg also die Treppen hinauf, und als er gegen seine Wohnung kam, fand er seine beiden Sprößlinge in der That in nicht untadelhaftem Anzuge auf der Treppe sitzen und sich mit kindlichem Spiele ergötzen. Dieses Spiel bestand darin, daß Fritzchen des Vaters große Papierscheere in der Hand hatte und beschäftigt war, dieselbe auf einem sehr feinen Schleifsteine zu schleifen; daß aber Stein und Scheere hierbei nicht gut wegkamen, versteht sich von selbst, obgleich Louise bedeutend nachhalf, indem sie den Stein fleißig einölte, zu welchem Zwecke sie eine Küchenlampe neben sich stehen hatte, der sie mit einem kleinen Halstuche der Mama das Oel entnahm und dabei mehr auf den Boden tropfte, als auf den Stein kommen ließ.

Herr Plager fühlte seine Vorsätze wanken, als er die Arbeit der beiden Kinder sah; doch bezwang er sich, befahl ihnen, das Spiel aufzugeben und hinein zu gehen; ja, er nahm eigenhändig die mißbrauchten Geräthschaften und trug sie, ohne ein Wort zu sagen, in die Küche, wo er eine Putzfrau, die zur Aushülfe da war, ersuchte, alles das, soweit es sich thun ließe, wieder zu säubern.

Darauf trat er ins Zimmer.

Daß ſich ein Eßzimmer einige Stunden vor einer Soiree nicht im aufgeräumteſten Zuſtande befindet, iſt erklärlich, und ſo gern der Rechtsconſulent einen freien Kaffeetiſch geſehen, mochte er doch heute um Alles in der Welt nichts ſagen, als er bemerkte, daß Babette wenigſtens ein Drittel von demſelben in Beſchlag genommen hatte, um eine Menge von Taſſen für den heutigen Abend zu ſpülen. Er grüßte Frau und Schwiegermutter ſo freundlich, als es ihm möglich, und wenn auch die beiden Kinder, die ſich hinter ihm ins Zimmer ſtahlen, außerordentlich verdrießliche Geſichter machten, ſo hatte doch Niemand Luſt, nach der Urſache zu forſchen. Ein Gang durch die übrigen Zimmer indeſſen, den er thun mußte, um ins Schlafzimmer zu kommen, machte es nöthig, daß er ſich ſehr an ſeinen Vorſatz erinnerte, ruhig zu bleiben, es möge geſchehen, was da wolle.

In Wohnzimmer und Salon ſah es troſtlos aus, da ſtanden auf Tiſchen und Stühlen Torten, Backwerk aller Art, Stearinkerzen, kaltes Fleiſch, und dazwiſchen lagen Staubbeſen, Waſchſchwämme, gebrauchte Kämme in ſüßer Eintracht. Der Salon ſchien zur Kleider-Garderobe umgewandelt worden zu ſein; an den Fenſtern hingen Röcke und Kleider, unnennbares Unter- und Oberzeug aller Art, erſteres mit langen Schnüren, die ſich bis in die Mitte des geräumigen Zimmers ſchlängelten und das Durchgehen ordentlich gefährlich machten. Auf den Stuhllehnen balancirten künſtliche Blumen und Hauben, und mitten in dieſer Pracht ſtanden ein paar große Pfannen mit Compot, welches ſich hier zur Abkühlung befand.

Als der Rechtsconſulent dem Schlafzimmer zuſchritt, glaubte er an die Unmöglichkeit einer Steigerung dieſes Zuſtandes des Appartements. Aber es war eine Steigerung möglich; ſie war

gewiß nur mühsam zu erreichen, aber Madame Plager und Frau Mutter hatten sie erreicht. Das Schlafzimmer befand sich in einem Zustande, als sei es eben erst von räuberischen Horden verlassen worden; da streckten alle Commoden trostlos die geöffneten Schubladen von sich, da sperrten alle Schränke wie im Jammer ihre breiten Mäuler auf, da war kein Schloß uneröffnet, da war kein Gelaß, wo nicht der halbe Inhalt dessen, was zurückgeblieben war, malerisch über die Ränder bis auf den Boden herabhing.

Fassung! sprach Herr Plager zu sich selber, indem er mit den Augen zwinkerte und, als er gerade an dem Spiegel stand, die rechte Hand auf die Brust zwischen Weste und Hemd schob. Doch gab er diese majestätische Attitude wieder auf, denn sie erschien ihm für den gegenwärtigen Augenblick zu herausfordernd. Fassung! sprach er nochmals, es gibt ja nicht jeden Tag einen gemischten Thee!

Damit ging er zurück ins Eßzimmer und setzte sich am Kaffeetische an seinen Platz, der ihm aber durch Babette mit ihren Tassen gar sehr verkümmert wurde. Vielleicht hatten sich durch das, was er gesehen, einige Wolken auf seiner hohen Stirn gelagert, vielleicht war sein Lächeln, mit dem er die freundlich sein sollenden Worte begleitete: „Nun, ihr macht ja gewaltige Vorbereitungen!“ ein gezwungenes und schmerzliches; genug, die Schwiegermutter hustete leicht und warf einen Blick auf ihre Tochter, welche letztere alsdann sagte: „Ja, wenn man große Gesellschaften gibt, so muß man sich einige Stunden vorher schon etwas gefallen lassen, und es ist das bei allen übrigen Leuten gerade so.“

„Man läßt sich auch gern etwas gefallen,“ versetzte gütig

der Rechtsconſulent, „wenn nachher die Sache nur gut und glänzend ausfällt.

„Woran der Herr Sohn gewiß zweifeln,“ antwortete die Schwiegermutter, „wie an ſo vielem, was wir unternehmen.“

„Im Gegentheil, Mama,“ erwiderte Herr Plager mit ſeiner unverwüſtlichen Gutmüthigkeit. „Ich bin davon überzeugt, daß, was Sie in Ihre Hand nehmen und gut durchführen wollen, auch gewiß gut durchgeführt wird.“

Die alte, würdige Dame ſah den Hausherrn bei dieſen Worten forſchend an, ob ſich nicht ein Zug des Spottes oder der Bitterkeit auf dem Geſichte deſſelben zeige; aber von allem dem war glücklicher Weiſe nichts zu ſehen, Herr Plager lächelte faſt glückſelig, er trank mit Behagen ſeinen Kaffee, er tunkte eine mürbe Bretzel ein, ja, er trieb die Selbſtverläugnung ſo weit, daß, als Babette ihm einen Waſſerſpritzen über den Aermel ſandte, er dieſen gleichmüthig abwiſchte und die großen Worte ausſprach: „Wie viele Taſſen! Werden die alle am heutigen Abend gebraucht? — Das iſt ja eine ungeheure Arbeit!“

„Ja, es iſt viel Arbeit, Herr Doktor,“ entgegnete das Dienſtmädchen, wobei ſie den Kopf affektirt von einer Seite auf die andere wandte.

„Sehr viel Arbeit,“ meinte auch die Schwiegermutter.

„Ja, davon habt ihr Männer keine Idee, was wir armen Weiber zu eurer Unterhaltung und zu eurem Vergnügen geplagt ſind.“

„Zu unſerem Vergnügen? Ei, ei!“ ſprach der Rechtsconſulent, indem er die Augenbrauen hoch empor zog und den Mund ſpitzte.

Die Schwiegermama nickte majeſtätiſch mit dem Kopfe.

„Nun, das wirst du doch wohl nicht abstreiten wollen, lieber Mann," sagte Madame Plager, bestärkt durch einen bezeichnenden Blick ihrer Mutter, „daß wir uns rein zu deinem Vergnügen aufopfern. Was brauchen wir eigentlich Gesellschaften? Ich kann dich versichern, eine Frau, die ihr Hauswesen in fester Ordnung halten muß, wie ich das meinige, kann eigentlich gar nicht daran denken, Gesellschaften zu geben. — Da die armen Würmer, das sind eigentlich meine Gesellschaft. Aber was thut man nicht dem Manne und dem Hausfrieden zu Lieb!"

„Ja, man thut ihnen viel zu Lieb," fügte die Schwiegermutter mit strengem Blicke hinzu.

Der Rechtsconsulent dachte an seine Treppenvorsätze und war ein Muster der Geduld und Sanftmuth. Hiob konnte gegen ihn in diesem Augenblicke als ein heftiger, jähzorniger Charakter betrachtet werden. Er lächelte still in sich hinein und sagte: „Sei's darum, wenn ihr uns Männern durch eure Arbeiten viel Vergnügen macht, so danken wir euch auf's herzlichste."

Babette hatte ihren Herrn noch nie so gesehen und blickte verwundert in die Höhe, um einem gleichen Blicke der Schwiegermutter zu begegnen, welchen diese ihrer Tochter zusandte. Das Dienstmädchen aber war ein „Racker," und als sie sah, daß Herr Plager sanft wie ein Lamm war, rumorte sie in ihrem Kübel herum, daß sich sogar einige Spritzen bis zur Kaffeetasse des Hausherrn verloren.

Dieser schluckte einige Male, wie ein Karpfen in seinen letzten Nöthen auf trockenem Sande zu schlucken pflegt. Doch spielte gleich darauf ein himmlisches Lächeln über seine Züge, er kam sich wie ein geschundener Märtyrer vor, dem die Palme

einer göttlichen Belohnung winkt. Hätte er nur in diesem Momente den Kübel nicht so fest ins Auge gefaßt, in welchem Babette ihre Tassen spülte. Er schien dieses Gefäß zu erkennen, und trotz all seiner guten Vorsätze lagerte sich plötzlich eine finstere Wolke des Unmuthes auf seine Stirn. — „Das ist doch nicht —?“ fragte er mit erregten Blicken.

Die Schwiegermutter lächelte eigenthümlich, als wollte sie sagen: Paßt auf, jetzt geht's los! Er hat so lange gesucht, bis er etwas gefunden! — während ihre Tochter fragte: „Was meinst du denn? was soll sein?“

„Der Kübel da,“ fuhr Herr Plager finster fort, „hat mir eine ungeheure Aehnlichkeit mit dem Wasch- und Fußkübel der Kinder.“

Unsere Wahrheitsliebe zwingt uns, zu erklären, daß der Rechtsconsulent Recht hatte und daß es wirklich dasselbe Geschirr war, von dem er argwöhnte, ja, die feste Ueberzeugung hatte, es müsse dies sein.

Doch zog bei dieser Aeußerung die Schwiegermutter so langsam und nachhaltig ihre Achseln in die Höhe, daß man sich fürchtete, sie nächstens über dem Kopf erscheinen zu sehen. Madame Plager dagegen zuckte zusammen und lächelte wehmüthig, als wollte sie sagen: Darum hat er so lange den Sanften gespielt, um uns nun mit einem Male gänzlich nieder zu drücken!

„Aber wie kannst du so etwas nur denken,“ sagte sie, nachdem sie sich mühsam Fassung errungen. — „Den — pfui, ich wage es gar nicht einmal auszusprechen! — zum Tassenspülen zu gebrauchen!“

„Und glauben denn der Herr Doktor, daß ich das thun würde, einen solchen Kübel zum Spülen zu gebrauchen? —

O, Herr Doktor, wir wissen auch, was sich schickt, wir haben in sehr vielen anständigen Häusern gedient."

Aber es war dasselbe Geschirr, und der Hausherr zitterte fast vor Aufregung. Er hätte nur zu sagen brauchen: So bringt mir den wirklichen Fußkübel her, ich will ihn sehen — oder er hätte nur Fritzchen entscheiden lassen dürfen, das seltsam lächelnd und aufhorchend neben Babette stand und mit seinen kleinen Fingern auf die Reifen des Geschirrs tippte; — er hätte das thun können, aber er that es nicht. Der gegenwärtige Augenblick war der größte und erhabenste seines ganzen Lebens. Er überdachte, wie ein Streit zu jetziger Stunde ihm den ganzen Abend verderben müsse, wie dieser Streit außerordentlich heftig werden würde und wie er dann morgen und die nächstfolgenden Tage alle kleinen Versehen, die heute Abend vorkommen konnten, verschuldet haben würde, da ein unterdrücktes, zerknirschtes weibliches Gemüth nicht mit Ruhe und Liebe an seine Arbeit gehen kann. — Er schwieg nicht nur, er sagte mit einem tiefen Seufzer: „Irren ist menschlich, auch ich könnte mich vielleicht geirrt haben." Er beachtete es nicht einmal, als die Schwiegermutter groß und erhaben sprach: „Ja, Herr Sohn, Sie haben sich geirrt; so lange ich die Augen offen habe, wird ein Fußkübel nie zum Tassenausspülen genommen werden, darauf können Sie sich verlassen!" — sondern er gelobte sich im Stillen, heute Abend in seinem eigenen Hause aus den Tassen, die Babette gespült, keinen Thee zu trinken.

Damit erhob er sich, um wieder nach seinem Bureau zurück zu kehren.

Noch überraschter als vorhin sahen sich die drei Frauen-

zimmer an und konnten es nicht begreifen, daß auch dieſes Ungewitter, ohne ſich zu entladen, vorübergezogen war.

Der Rechtsconſulent aber trieb ſeine Selbſtverläugnung ſo weit, daß er im Bewußtſein, groß gehandelt zu haben, und milde geſtimmt durch die Ueberwindung ſeiner ſelbſt, den Verſuch machte, ſeine Frau auf die Stirn zu küſſen, und dies auch ausführte, trotzdem dieſe ſonſt nicht unſchöne Stirn von einer ſchief ſtehenden Haube und einem Haarbüſchel verunziert wurde, und obgleich ſich Fingermale von Ruß und Staub darauf zeigten. Der Schwiegermutter eine Hand zu reichen, war ihm beim beſten Willen nicht möglich, ſonſt hätte er das, dem Hausfrieden zu Lieb, auch noch gethan; aber dieſe Dame hatte einige Bäckereien beſorgt, und nicht die Zeit gefunden, ihre Hände von Mehl und Teig zu reinigen.

Er pätſchelte ſeine Kinder auf den Kopf, und das aus wirklicher väterlicher Zärtlichkeit und Zuneigung. Was könnt ihr armen Dinger dafür, ſprach er zu ſich ſelber, daß ihr eigenſinnig ſeid und euch nicht wollt gehörig waſchen und anziehen laſſen, auch daß ihr gern mit eures Vaters Papierſcheere, mit Schleifſtein und Oellampe ſpielt! Das hat alles leider Gottes ſeine Urſachen.

Damit ſtieg er die Treppen hinab, und wenn er auch auf der erſten Stufe noch ungehört gewaltig ſeufzte, ſo hatte doch Herr Plager eine glückliche Natur, die leicht vergißt, und mit jedem Schritte abwärts rollte ihm ſo zu ſagen ein Stein vom Herzen.

Die Drei blieben allein zurück und ſchauten einander eine Weile an.

Die Großmutter ſprach zu den Kindern: „Ihr dürft ins

Schlafzimmer ſpielen gehen; aber das ſage ich euch, wer mir von Torte oder ſonſtigen Kuchen das Geringſte anrührt, mit dem werde ich ſehr hart umgehen."

„Das iſt erſtaunlich," meinte Madame Plager.

„Unbegreiflich!" die Schwiegermutter.

„So waren der Herr Doktor lange nicht geſtimmt," ſagte Babette, indem ſie ſpöttiſch ihre Naſe emporzog. „Ja, wer weiß!"

„In der That unbegreiflich," bemerkte die Schwiegermutter abermals. „Der Mann hat ſich total verwandelt."

„Ja, ſo ſanftmüthig habe ich ihn mein Lebtage noch nicht geſehen," verſetzte Madame Plager.

„Total verwandelt," fuhr die alte würdige Dame fort, „oder — "

„Was — oder, Mama? — Vielleicht ſieht er endlich ein, daß er uns bisher immer Unrecht gethan, uns zu hart behandelt, und will es nun wieder gut machen. — Meinſt du nicht auch ſo, Mama?" ſetzte Madame Plager forſchend hinzu.

„Nicht ſo ganz meine ich das," entgegnete die Schwiegermutter. „So ein Mann fühlt nie, daß er Unrecht hat, und wenn er es wirklich fühlte, gibt er es auf keine Weiſe zu."

Babette ließ Taſſen und Spüllappen ruhen und ſchaute die alte Dame mit einem Blicke der Bewunderung an, als wollte ſie ſagen: „Das iſt eine Frau, die verſteht's!" Und gleich darauf lächelte ſie ſo unbeſchreiblich pfiffig, daß es ſelbſt der Rechtsconſulentin auffiel; doch war dieſe zu beſchäftigt mit dem Oder, welches vorhin die Mutter ſo beſtimmt ausgeſprochen, um auf das Dienſtmädchen zu achten, weßhalb ſie denn auch fortfuhr: „Du meinſt alſo nicht, er fühle ſein Unrecht,

Mama? Warum könnte er denn plötzlich so verwandelt sein? Du wolltest vorhin etwas sagen."

„Allerdings, ich wollte nur bemerken, daß ein Mann, der sich so plötzlich und auffallend ändert, — selbst wenn er sich zum Guten ändert," setzte sie mit scharfer Betonung hinzu,— „seine Gründe dazu haben muß; entweder will er was erreichen — oder —"

„Nun, Mama, oder — ? Ich habe dieses Oder schon zweimal gehört; was willst du damit sagen?"

„Oder," fuhr die würdige Frau mit unerschütterlicher Ruhe fort, „ein solcher Mann, der sich plötzlich zum Bessern ändert — hat ein schlechtes Gewissen."

„Ah, Mama!" seufzte die Rechtsconsulentin bestürzt, „das wäre ja erschrecklich!"

„Erschrecklich oder nicht," sprach die Mutter, „aber es ist wahr." — Dabei blickte sie triumphirend auf Babette, die, obgleich sie eifrig Tassen abtrocknete und von diesem Geschäft durchaus nicht aufschaute, doch so unaufhörlich mit dem Kopfe nickte, als habe sie das von einer chinesischen Pagode gelernt.

„Gerechter Gott!" sagte die Rechtsconsulentin kleinlaut, „soll denn immer mehr Unglück über mich armes Weib hereinbrechen? Ein schlechtes Gewissen, das wäre das Allerfürchterlichste! Denn worin kann so ein Mann gegen seine Frau ein schlechtes Gewissen haben, als in unerlaubtem Umgang mit —"

„Als in unerlaubtem Umgang mit —" sprach würdevoll die Schwiegermutter.

„Mit —" sagte Babette und sandte einen Blick gen Himmel, als frage sie dort oben an, ob es ihr erlaubt sei, ein unwürdiges Stillschweigen zu brechen.

„Habe ich das verdient?“ ſprach Madame Plager tief betrübt; „kann der Mann es wohl verantworten, mich ſo zu hintergehen, mich, ſeine Frau, die Mutter ſeiner Kinder, mich Preis zu geben dem Geſpötte der Welt, daß man die Achſeln zuckt, wenn man mich ſieht — Mama, kann ich das leiden? Können wir das leiden?“

„Nein, das können und wollen wir nicht leiden,“ verſetzte ſtreng die Schwiegermutter; „es iſt hart, über ſo etwas zu ſprechen, aber wenn man durch das unverantwortliche Betragen eines Mannes einmal gezwungen wird, davon zu ſprechen, ſo muß man es nachdrücklich und ausführlich thun. — Babette,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „zieh' Sie kein Maul, als wenn Sie heulen wollte! Da hat ſich was zu heulen! Auch Ihr kann noch was Aehnliches blühen, wenn Sie ſich einmal verheirathet. — Das iſt unſer Loos hienieden.“

Aber Babette heulte trotz dieſer Ermahnung; ſie fuhr mit den Händen an ihre Augen, doch da dieſe Hände aus dem Kübel kamen, ſo ſind wir zu der Annahme berechtigt, daß es mehr Spülwaſſer war als Thränen, was über ihre dicken Backen herabfloß. „Ach,“ heulte ſie, „man kann ja nicht immer glauben, was die Welt ſagt; die Welt ſpricht ſo ungeheuer viel Böſes, und mir hat man lange in die Ohren flüſtern können, was man gewollt hat, ich habe immer geſagt: Nein, das iſt nicht wahr, — da kenne ich meinen Herrn beſſer, es iſt Alles erlogen, Alles, Alles!“

Die Rechtsconſulentin wollte ſprechen, doch legte die Mutter ihr die Hand auf den Arm, winkte bedeutſam mit den Augen und fragte dann: „Und was iſt alles erlogen? Will Sie wohl ſo gut ſein, uns das zu ſagen?“

„Du lieber Gott!“ rief Babette mit erkünſtelter Ueber-

raschung. „Habe ich etwas gesagt, Frau Doktorin? Habe ich etwas gesagt, Madame Weibel? Nein, ich habe gewiß und wahrhaftig nichts gesagt. Nicht wahr, ich habe nichts gesagt? Was hätte ich auch sagen sollen!“

„Sie soll Ihrer Herrschaft sagen, was Sie weiß,“ sprach die Schwiegermutter in sehr strengem Tone. „Mach' Sie uns keine Faxen! Daß hinter Ihrem Geflenne etwas steckt, das kann ein Kind sehen. Also heraus mit der Sprache, Babette! Sie weiß wohl, daß ich mit mir nicht spaßen lasse.“

„Aber was soll ich sagen, wenn ich nichts weiß? Das ist ja erschrecklich! Wenn man alles wieder erzählen wollte, was die Leute sprechen, ja, da hätte man viel zu thun, und davon darf man ja doch nur die Hälfte glauben.“

Abermals wollte die Rechtsconsulentin sprechen, doch wieder ließ sie sich durch einen Blick ihrer Mutter beschwichtigen, einen Blick, der zu sagen schien: „Laß mich nur machen, das geht alles seinen gewiesenen Weg.“

„Also, die Leute sagen doch etwas?“ wandte sie sich darauf an das Dienstmädchen; „so wollen wir wissen, was die Leute sagen, und meinetwegen die Hälfte davon glauben.“

„Aber ich habe es nicht gesagt,“ klagte Babette, „das werden Sie mir bezeugen, Madame Weibel, und auch, daß ich den Leuten entgegnet habe: Das ist schändlich und abscheulich! daß ich ihnen —“

„Nur zu, nur zu!“ sprach unerbittlich die Schwiegermutter. „Was sagen die Leute?“

„Ja, wegen dem kleinen Abschreiber, den der Herr Larioz auf Veranlassung des Herrn engagirt.“

„Was? wegen des Abschreibers? was faselt die Person?“ sagte die Schwiegermutter mit einem Gesichte, in dem sich

etwas getäuſchte Erwartung malte. „Was wollen ſie mit dem kleinen Abſchreiber?“

„Mit dem wollen ſie freilich nichts,“ fuhr Babette ermuthigter fort, „aber er hat eine Familie.“

„Hörſt du, er hat eine Familie!“ klagte Madame Plager. „O, Gott, eine Familie! Am Ende gar Schweſtern, für die man ſich intereſſirt.“

„So iſt es, Frau Doktorin; aber ich habe nichts geſagt. Er hat eine Schweſter, die noch ſehr jung iſt, eine Schweſter von ungefähr achtzehn Jahren, ein ſehr ſchönes Mädchen und ein ſehr freundliches Mädchen. Augen hat ſie im Kopf, Madame Weibel, wiſſen Sie, von den gewiſſen lebhaften Augen!“

Die Schwiegermutter blickte triumphirend auf ihre Tochter, während ſie mit dem Kopfe nickte. Sie brauchte jetzt Babette nicht mehr zu ermuthigen, denn da dieſe einmal die erſte Scheu überwunden hatte, ſo lief ihr die Rede wie eine ſchmutzige Regenwaſſergoſſe von den Lippen.

„Ja, die Leute ſagen,“ fuhr ſie fort, „der kleine Gottſchalk ſei nichts weniger als ein Abſchreiber, und das habe Herr Larioz auch dem Herrn deutlich genug geſagt, aber der Herr habe darauf beſtanden, den jungen Menſchen, der früher ein Schneiderlehrling geweſen, auf das Bureau zu nehmen; natürlich der ſchönen Schweſter zu Lieb — ſo ſagen die Leute — die auf das Bureau gekommen ſei, um den Herrn freundlich zu bitten, was er ihr nicht habe abſchlagen können, weil ſie gar ſo ſchön ſei und ihn gar ſo freundlich gebeten, und die nun häufig komme — die ſchöne Schweſter nämlich — um ſich nach dem Befinden ihres — Bruders zu erkundigen. Sehr häufig komme ſie — ſo ſagen die Leute — und gehe in das Bureau des Herrn, natürlicherweiſe, da dieſer nur allein wiſſe,

ob man mit dem neuen Abschreiber zufrieden sein könne — so sagen die Leute. — Und es hat mir schon viel Kummer gemacht, und ich habe mich genug dagegen gewehrt und bleibe bei meiner Behauptung, daß man von dem, was die Leute sagen, immer nur die Hälfte glauben kann."

„Mit Ihrer Hälfte!" entgegnete die Schwiegermutter mit finsterem Stirnrunzeln. „Als wenn da nicht schon der hundertste Theil mehr als zu viel wäre! — Siehst du es wohl," wandte sie sich an ihre Tochter, „darum war er wie ein Ohrwürmchen, darum hat er nicht den Muth, seine Krallen wie gewöhnlich zu zeigen, sondern macht ein Pfötchen wie eine falsche Katze! O, es ist unverantwortlich!"

„Wie man so heucheln kann!" klagte die Rechtsconsulentin, „so ein schlechter Mann! — Und wie heißt die miserable Familie?"

„Brenner — Jäger Brenners," versetzte eifrig Babette. „Und das Mädchen ist achtzehn Jahre alt."

„Ist das nicht eine Sünde, so ein junges Mädchen!" —

„Ja, es ist eine Sünde," sagte erhaben die Schwiegermutter; „aber wir wollen ihrer nicht theilhaftig werden, das versichere ich euch."

Glücklicherweise polterte es in diesem Augenblicke so nachdrücklich im Salon, daß Madame Plager erschrocken auffuhr und nach ihren Kindern lief, auch klirrte es wie von zerbrochenen Tassen, und man vernahm einen Aufschrei des Schreckens. Fritzchen und Louise hatten sich das harmlose Vergnügen gemacht, mehrere Flaschen Wein zu entkorken und Stearinkerzen in die Hälse zu stecken. Sie hatten ein ähnliches Verfahren schon einige Mal im Kinderzimmer gesehen, wenn gerade kein Leuchter zu finden war, und freuten sich der gelungenen Nach-

ahmung. Dabei aber hatten ſie ein Tiſchchen umgeworfen mit verſchiedenen Tellern und Gläſern, die nun zerbrochen am Boden lagen.

Die Rechtsconſulentin erhob in gerechtem Zorne die Hand, um ihre Sprößlinge zu züchtigen, doch verhinderte Madame Weibel, die ihr nachgeeilt war, ſie daran, indem ſie mit ihrer bewährten Unparteilichkeit ſagte: „Keine Uebereilung, Emilie! Was können die Kinder dafür, daß du aufgeregt biſt? — An ihn denke, der uns keine ruhige Minute gönnt, für ihn ſpare deinen Zorn oder deine Verachtung.“

Die Uhr ſchlug fünf, und es war Zeit, mit Eifer daran zu gehen, um aus dem unergründlichen Chaos in Salon, Wohn-, Schlaf- und Eßzimmer etwas Präſentables herzurichten. Wenn Madame und Frau Mutter übrigens angriffen, ſo gab es ein Stück; denn ſie beobachteten bei dieſem Angreifen ein ſehr ſummariſches Verfahren; was gerade in der Nähe einer Schublade oder eines Schranks umher lag, das mußte in dieſe Gelaſſe hinein, es mochte im Gefühl des gänzlichen Nichtpaſſens wollen oder nicht. Freilich waren dafür in weniger als einer Viertelſtunde alle Schubladen und Thüren zugeſchnappt; wenn man aber am andern Tage ans Ausräumen kam, ſo fand man Stiefel und Stiefelknecht bei dem Weißzeug liegen, halb ausgerauchte Pfeifen des Herrn Doktors bei den Chemiſetten und geſtickten Aermeln der Frau, Hüte und Hauben auf Leuchtern und Lichtern aufgeſtellt und dergleichen Verirrungen mehr, die an ſich ziemlich unſchuldig und harmlos, dabei aber eine Quelle fortgeſetzten Zankens und Unfriedens waren.

Wenn verſöhnliche Gemüther nach gehabtem Kummer einige Zerſtreuung haben, ſo löst ſich ihr Schmerz in ſtille

Wehmuth auf, und sie sind sehr gern zum Vergessen geneigt. Harte, verdrossene Charaktere dagegen, wie die der Schwiegermutter und der Madame Plager — wir können denselben diese Eigenschaften leider nicht vorenthalten — bestärken bei irgend welcher Arbeit, die Andere vergessen läßt, immer mehr ihren Unmuth und finden bei Allem, was sie thun, eine Anspielung darin, was mit dem, der ihnen Kummer verursacht, auch vielleicht vorzunehmen wäre. So nahm die Schwiegermutter keinen Stuhl bei der Lehne, um ihn an seinen Platz zu rücken, ohne dies mit einem glinden Knuff zu thun, wobei sie sich ihren theuren Schwiegersohn vors innere Auge brachte — „könnte ich dich doch auch so knuffen! — warte nur!“ Da wetzte sie kein Messer, ohne sich bei dem Knirschen desselben ihrer allezeit fertigen und scharfen Zunge zu erinnern und sich auf den für sie wollüstigen Augenblick zu freuen, wo die heute erfahrene Missethat gründlich ans Tageslicht gezogen werden sollte! Da schob sie kein Holz in den Ofen, ohne sich mit wahrem Frohsinn der vielen Lustfeuerwerke zu erinnern, die sie schon im Hause angezündet, da betrachtete sie mit kannibalischer Lust das Jagdgewehr über dem Bette des Rechtsconsulenten und steigerte dabei ihre Freude über den endlich Ertappten so, daß sie nicht unterlassen konnte, ein altes Lied vor sich hinzubrummen:

Heidi, heida, hei lustig ist die Jägerei
Allhier auf grüner Haid,
Allhier auf grüner Haid!

und dann setzte sie, während sie ein Sophakissen mit flacher Hand tüchtig patschte, um es vom Staub zu reinigen, hinzu: „Na, warte nur, die Jägerei wollen wir dir tüchtig anstreichen.“

Die Rechtsconsulentin war schon elegischer und deßhalb

weicher gestimmt; sie breitete weißes Tafelzeug über die Tische und dachte an das Glück und den Segen der hellleuchtenden Unschuld; sie wickelte Papiere um die Stearinkerzen, und sie hatte ihre eigenen Gedanken dabei, wie der offenbar gewordene Fehltritt ihres Mannes nun wohl dazu geeignet sein würde, denselben gänzlich um den Finger zu wickeln; sie entkorkte die Bouteillen, wobei ihr der Spruch einfiel, daß im Weine Wahrheit sei — ach, und so viel Trug in dem Herzen eines Mannes!

Unterdessen hatten Mutter, Tochter, Babette und die Arbeitsfrau nach dem Ausdruck der Letzteren wie die Neger geschafft. In dem vorhin erwähnten Chaos zeigte sich endlich als fester Kern der Haupttheetisch mit dem Wasserkessel, Thee- und Milchkannen und einer ganzen Schlachtordnung von Torten und Gebackenem. Das Andere gab sich leichter; das Speisezimmer, durch eine spanische Wand in zwei Hälften getheilt, diente zum Buffet für die Herren, dessen Thüren geschlossen blieben, bis später zum großen passenden Augenblicke; dann wurden in Salon und Nebenzimmer noch einige Nebentische gedeckt, Sopha und Stühle gerückt, und als die Uhr sechs schlug, überschaute die Schwiegermutter ihr und ihrer Tochter Werk und fand es gelungen und des Hauses Plager würdig.

„Ach," seufzte die Rechtsconsulentin, „wenn man das doch ohne den tiefen Kummer im Herzen ansehen könnte!" Und darauf zogen sich Mutter und Tochter hinter die spanische Wand zurück, um ihren äußeren Menschen mit dem festlich geschmückten Appartement in Einklang zu bringen.

Zu gleichem Zwecke verarbeiteten Babette und die Arbeitsfrau Fritzchen und Louise im Eßzimmer, wobei der mehrfach erwähnte Kübel wieder eine solche Rolle spielte, daß sich Fritz-

chen, das unnachsichtlich abgeflößt wurde, im Zorn über diese schonungslose Behandlung mit der geballten Faust gegen seine Peinigerin wandte und zu ihr sprach: „Laß nur den Papa nach Hause kommen, ich will ihm schon sagen, daß du mich mit dem Spülwasser gewaschen hast!“ — eine Anklage, bei welcher Babette wie erstarrt war und zur Putzfrau bemerkte: „Da sieht Sie, was das für ein böser Bube ist.“ Und mit leiser Stimme setzte sie hinzu: „Der wird gerade wie sein Vater, immer Händel suchend und mit nichts zufrieden.“

Als der harmlose Rechtsconsulent gegen halb sieben Uhr abermals die Treppen seiner Wohnung hinaufstieg, geschah dies im Bewußtsein seiner bewiesenen Sanftmuth und mit den Gefühlen desjenigen, der fest überzeugt ist, zu Hause fröhliche und zufriedene Gesichter zu finden. Doktor Plager trat schmunzelnd auf den erleuchteten Vorplatz, er hängte dort seinen Paletot in eine finstere Ecke und ging mit einem freundlichen „Ei, ei!“ in den von vielen Kerzen festlich beleuchteten Salon.

Das Gesicht der Schwiegermutter, die mit hoch gehobener Nase bei ihm vorüber rauschte, wollte ihm indessen nicht besonders gefallen, ebensowenig wie die Attitude seiner Frau, welche in einem Fauteuil saß, den Kopf in die Hand gelegt hatte und nur leicht und gemessen nickte, als er mit einem heiteren „Guten Abend!“ ins Zimmer trat. Doch beachtete er es nicht besonders, indem er an die viele Arbeit dachte, die es gekostet haben müsse, um aus dem Chaos, das er vor ein paar Stunden verlassen, diese nun in der That sauberen Zimmer herzustellen; auch drängte ihn die Zeit, weßhalb er sich, ohne viel zu fragen, nun ebenfalls hinter die spanische Wand zurückzog, um seine Toilette zu beendigen.

Es war übrigens keine Kleinigkeit, zwischen dem Wust von Kleidern, Unterröcken, Stiefeln, Strümpfen und dergleichen einen kleinen Platz zu gewinnen, wo es ihm möglich war, seine Alltagskleider mit dem schwarzen Frack zu vertauschen. Endlich war indessen auch er gerüstet und trat händereibend und sich auf den Abend freuend, wie er sagte, in den Salon zurück.

Die Schwiegermama stand mit finsterem Blick am Ofen und schien sich die Hände zu wärmen, wobei sie wie in ein weites Nichts hinausschaute und die Worte des Rechtsconsulenten gänzlich überhört zu haben schien.

Madame Plager dagegen antwortete nur durch einen tiefen Seufzer.

„Ihr habt auf jeden Fall sehr viel Arbeit gehabt," fuhr der Rechtsconsulent nach einer Pause fort; „ja, gewiß viel Arbeit, ich sehe das, denn die Umwandlung hier ist ganz außerordentlich. Wirklich, Mama, außerordentlich!"

Die Schwiegermutter blitzte ihn an, dann sprach sie mit harter Stimme: „Ja, die Umwandlung muß dem Herrn Sohn gewiß ungeheuer erscheinen von der grenzenlosen Unordnung, die ja bei uns immer herrscht, in einigermaßen erträgliche Reinlichkeit."

„Habe ich etwas von Unordnung gesagt?" fragte verwundert der Rechtsconsulent.

„Dieses Mal nicht."

„Nun, dann wollen wir auch dieses Mal von was Anderem reden. Gewiß, Emilie, ich mache dir mein Compliment, man könnte glauben, zu Grafen oder Fürsten zu kommen. Und du selbst," fuhr er fort, indem er ein paar Schritte gegen den Fauteuil machte, „siehst in der That sehr gut aus, vor-

trefflich. Blau steht dir überhaupt gut, und dazu der dunkle Kopfputz — sehr schön, sehr schön!"

Er legte seine Hand auf ihren Arm, doch machte sie eine fast unmuthige Bewegung und stand auf, um, wie sie trocken sagte, in der Küche nach dem siedenden Wasser zu sehen.

Dieses Mal war die Verwunderung des Rechtsconsulenten schon größer, und es wollte ein gelinder Aerger bei ihm aufsteigen, doch bezwang er sich, wandte sich gegen das Fenster und summte die ersten Takte irgend eines Liedes vor sich hin.

Da klingelte es draußen, Babette öffnete die Glasthür, sagte „Guten Abend!" man hörte Mäntel rauschen, Ueberschuhe ablegen, dann wurde die Thür geöffnet und es erschienen mit einem Male zwei Schwestern der Rechtsconsulentin, die Frau Kaufmann Springer und die jüngste der Weibels, Clementine, eine junge Dame von vielleicht Vierundzwanzig, gut gewachsen, rund, mit einem frischen Gesichte, so daß sie wirklich hübsch genannt werden konnte.

„Guten Abend, Mama — guten Abend, Emilie!" sagten Beide. Madame Springer setzte auch hinzu: „Guten Abend, Schwager!" Clementine dagegen begnügte sich mit einem flüchtigen Kopfnicken.

„Wir wären schon früher gekommen," sagte Letztere, „aber bei uns gibt es immer zu thun; man weiß gar nicht, wo man anfangen soll, bis man nur an sich selbst denken kann. — Nun, wir sind doch noch die Ersten. Aber hübsch habt ihr's gemacht, das muß man sagen! Und so bald fertig, das thut dir keine Frau nach."

„Ja, Emilie versteht's," meinte Madame Springer. „Sehen Sie, Schwager, was Sie an der Schwester für eine

Hausfrau haben; so kann ich nie die Gäste empfangen, das muß mein Mann thun oder Clementine, denn ich werde nie fertig."

„Das ist wirklich erstaunlich," sprach Herr Doktor Plager mit einem Anflug von Ironie, „obgleich Sie doch an Clementinen die große Hülfe haben. — Nun, das ist aber gleich," fuhr er begütigend fort, „dafür haben wir die Frau Schwiegermutter, die heute das Unmögliche geleistet hat."

„Er will damit sagen," bemerkte Emilie mit schwacher Stimme, „daß viel dazu gehört, um in unserem Hauswesen eine gewisse Ordnung herzustellen. O, ich muß das täglich ein Dutzend Mal hören!"

„Hundert Mal," sagte betonend die Schwiegermutter, wobei sie aber um eine Million den Hausherrn nicht angesehen hätte.

Madame Springer indessen, die diese kleinen Reibereien schon gewohnt schien, änderte kluger Weise das Gesprächsthema, indem sie fragte: „Ihr habt viele Leute eingeladen, nicht wahr?"

„Sehr viele," entgegnete Madame Plager; „ich weiß wahrhaftig nicht, ob wir Platz genug haben."

„O, wir werden, wir werden," meinte händereibend der Rechtsconsulent. „Geduldiger Schafe gehen viel in einen Stall, und ich halte es für angemessen, bei so einem großen Abfütterungstage einzuladen, was die Hauswände nur zu umfassen vermögen."

„So möchte ich diese Gesellschaft aber doch nicht angesehen wissen," sagte Madame Welbel; „wenigstens sind wir anderer Meinung."

„Apropos, Schwager," sprach Madame Springer, nach-

dem sie von ihrer Schwester Clementine leise am Kleide gezupft worden war, „wegen des polnischen Grafen wird es doch wohl eine kleine Confusion geben."

„Daß ich mir nicht denken könnte," versetzte der Hausherr unbefangen.

„Natürlicher Weise hat er ihm keine Einladung zugeschickt," sagte Emilie.

„Natürlicher Weise keine," bemerkte Fräulein Weibel, indem sie das Näschen empor zog; „wir haben es ja gewünscht!"

„Und deßhalb gibt es gerade leider eine Confusion; denn der Springer hat geglaubt, wenn er um eine Einladung für diesen ausgezeichneten Fremden bitte, so würde das genug sein, und hat darauf bauend denselben gebeten, mitzukommen; er bringt ihn später hieher."

„Er bringt ihn hieher? — Ach, Frau Schwägerin," sagte der Rechtsconsulent, „das ist mir nicht lieb!"

„O, daran hat Niemand gezweifelt," sprach Madame Plager achselzuckend, „war es doch unser Wunsch!"

Der Hausherr schüttelte den Kopf, und wer ihn genau kannte, sah an der Art, wie er den Mund zusammenzog, während er die Augenbrauen tief herabsenkte, sowie an einer gewissen Röthe seiner Stirn, daß ein Gewitter im Anzuge war. Wie erwünscht wäre in diesem Augenblicke der Schwiegermutter ein kleiner Ausbruch gewesen! Ihr Blick war wahrhaft erschreckend, mit dem sie seine Züge musterte; es war, wie die im Laubwerk verborgene wilde Katze auf das Wiesel sieht, das ihr zur Beute werden soll.

Doch es erfolgte kein Ausbruch. — Ruhe, Ruhe! sprach der Rechtsconsulent zu sich selber, nur heute keine Scene!

Laßt uns sehen, ob wir den heutigen Abend ohne Streitigkeiten verbringen. — Also wartete die Schwiegermutter vergeblich, und daß sie vergeblich wartete, wurde nicht auf Rechnung seiner Sanftmuth geschrieben, sondern mit bezeichnenden Blicken gegen die Tochter auf Conto des Gottschalk Brenner und Schwester.

Doktor Plager fuhr nach einer Pause fort: „Eure Wünsche zu erfüllen, ist mir immer sehr angenehm, und ich hätte auch durchaus nichts einzuwenden gegen den sogenannten polnischen Grafen —"

„Schwager Springer hat seinen Paß gesehen," sagte Fräulein Weibel mit einem verächtlichen Blick aus ihren sonst so hübschen Augen. „Es ist der Graf Czrabowski, ein sehr liebenswürdiger und gebildeter Mann — sehr anständig. Aber ich weiß wohl, man muß andere Eigenschaften haben, um dem Herrn Schwager genehm zu sein."

„Allerdings," entgegnete der Angeredete mit einem wahren Lammsgemüthe, „ich liebe auch noch andere Eigenschaften an den Leuten, mit denen ich Bekanntschaft machen soll. Man läßt sich da in Geschichten ein, von denen man nicht weiß, wie sie auslaufen, und es ist einmal meine Ansicht, daß man dergleichen Sachen keinen Vorschub leisten muß; ist man doch in hiesiger Stadt wie toll auf einen hergelaufenen Fremden. Läßt sich irgendwo ein wackerer Herr Müller, Herr Meier oder Herr Fischer vorstellen, da forscht man nach, ob da durch zehn Generationen rückwärts nichts vorgefallen ist, worüber ein Dutzend alter Kaffeeschwestern oder sonstiger dummer Weiber ihre Schupftabaks-Nasen rümpfen können; kommt aber so ein lumpiger Fremder an, Herr Baron oder Graf so und so, der mit rechter Unverschämtheit auftritt und sich gleich bei der ersten

Visitte so benimmt, daß ihn ein anständiger Familienvater zur Thür hinaus complimentiren sollte, so ist das seine Bildung, vielleicht der Brauch des Landes, von wo er gerade herkommt, und deßhalb charmant und unwiderstehlich. — O, wir kennen das! Ihr kennt's aber auch; und trotzdem wird's nicht besser. — Apropos, Frau Schwägerin," wandte er sich an Madame Springer, da er sah, daß die vier Damen ihn sprachlos anstaunten, „allerdings beliebten Fräulein Clementine zu sagen, daß sie den Paß des würdigen Grafen eingesehen, Wie ist es denn mit den Kreditbriefen? Was sagt Herr Springer davon? Hat er solide auf euer Haus? — Glaube nicht, glaube nicht! Hat freilich versprochen, wie ich gehört, die Kreditbriefe kämen nach, und hat bis dahin einen Vorschuß gewünscht — hahaha! Kämen nach die Kreditbriefe! Ja, was da nachkommt, wissen wir; was nachkommt, schlägt die Ferse wund, sagt ein altes Sprichwort. — Hahaha!"

Clementine Weibel zuckte mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung ihre Achseln, und nachdem ihre Mutter gesagt: „Ihr Lachen ist gerade nicht sehr erfreulich, Herr Schwiegersohn!" meinte die junge Dame:

„Der Herr Schwager haben freilich noch nie Herz für irgend welches Unglück empfunden und begreifen nicht, daß ein anständiger Mensch, daß eine edle Seele leichter in augenblickliche Verlegenheiten gerathen kann, als ein alltäglicher Mensch, der nur auf das Zusammenscharren bedacht ist."

Sie begleitete ihre Worte mit einer sehr bezeichnenden Handbewegung, die übrigens der Rechtsconsulent nicht sah, da er sich in diesem Augenblicke nach dem Tische wandte, um das Licht der Stearinkerze von einer sehr großen Schnuppe zu befreien, die es verdunkelte.

„Aber laſſen wir dergleichen Reden," ſagte er bei dieſem Geſchäft. „Gleich kommen Gäſte, und wir müſſen und wollen ihnen heitere Geſichter zeigen. Clementine iſt, wie immer, undankbar gegen mich. Ich habe bei meinen Einladungen ſehr auf ſie Rückſicht genommen, der junge Fabrikant hat mir mit wahrhaftem Entzücken zugeſagt, daß er kommen werde."

„Hörſt du's, Mama," ſprach das Mädchen mit jenem unbeſchreiblichen Geſichtsausdrucke, der ein beleidigendes Bedauern über den ſchwachen Verſtand des Betreffenden ausdrückte, „was er für mich gethan! Er hat den Schilder eingeladen! Als wenn ich mir aus dem Schilder nur ſo viel machte!" Damit knippte ſie die Nägel ihres Daumen und Zeigefingers der rechten Hand zuſammen. — „Nur ſo viel!"

„Das glaube ich faſt," verſetzte ernſt Herr Plager, „und ich begreife es am Ende; Herr Schilder iſt ein ruhiger, geſetzter Mann ohne großes Maulwerk, trägt auch keinen herausfordernden Schnurrbart oder Gott weiß, welches Band im Knopfloch, und hat vor allen Dingen ſolide und ernſte Abſichten."

„Hörſt du es nun wieder?" rief Fräulein Weibel, indem ſie ſich rauſchend herum wandte und ihrem Schwager einen ſehr böſen Blick zuwarf. „Weil er ſolide Abſichten hat, mag ich ihn nicht! Alſo — — wir lieben das Unſolide!"

„Davon und namentlich von dem wir iſt durchaus keine Rede," entgegnete ruhig der Hausherr. „Ich wollte nur ſagen — und über das, was ich ſagen wollte, werde ich kein Blatt vor den Mund nehmen — daß ſo eine ruhige, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, hausbackene Verbindung, wie die mit Herrn Schilder, ſehr wenig nach dem Geſchmack mancher jungen Dame und auch nach dem unſerer theuren Schwägerin

Clementine iſt. Aber," fuhr er nach einer Pauſe, als Alle ſchwiegen, fort: „ich halte es für ſehr unrecht, eine Sache, die man ſchon hat vorangehen laſſen, wieder auf einmal abbrechen zu wollen. Herr Schilder iſt ein ſehr ruhiger junger Mann, und er ſagte mir neulich im Vertrauen, er hoffe, die Sache würde ſich arrangiren, denn Fräulein Clementine ſcheine ihm nicht ganz abgeneigt."

„Woraus ſchließt er das?" fragte heftig die junge Dame, indem ſie ſich erröthend gegen ihren Schwager umwandte.

„Nun, das ſchließt er vielleicht aus allerlei Zufälligkeiten auf dem letzten Balle, bei Spaziergängen und ſonſtigen Begegnungen, im Theater, oder was weiß ich, wo ſonſt noch!"

Fräulein Clementine Weibel mußte in der That in dieſem Punkte ein nicht ganz ruhiges Gewiſſen haben, denn ſie warf den Kopf affektirt in die Höhe und entgegnete: „Du lieber Gott, was ſich dieſe Leute nicht Alles einbilden! Es wird einem doch wahrhaftig erlaubt ſein, rechts oder links zu ſchauen, wie es einem gut dünkt! Oder meinen der Herr Schwager nicht ſo?" ſetzte ſie ſpöttiſch hinzu; „ſoll ich vielleicht jedesmal um Erlaubniß fragen, wie und wohin ich mich drehen ſoll, was ich ſagen muß, ja, was mir zu denken erlaubt iſt?"

Der Rechtsconſulent betrachtete die Sprecherin einen Augenblick kopfſchüttelnd und lächelnd, dann ſagte er: „Glaube mir etwas, Clementine, ich bin herzlich froh, daß du mich über keinen der angegebenen Punkte um Erlaubniß zu fragen haſt."

Damit ging er ins Nebenzimmer, um ſich ſein vergeſſenes Taſchentuch zu holen.

Die Schwiegermutter blickte ihm mit ſehr erhobener Naſe

nach und wollte ſchon eine giftige Rede hinter ihm drein ſchleudern, als Madame Springer beſänftigend ſprach:

„Laß es gut ſein, Mama; da wir unter uns ſind, ſo wird mir Clementine nicht übel nehmen, wenn ich ſage, daß ſchon etwas Wahres an dem iſt, was er behauptet. Der Schilder iſt nicht nur eine gute, ſondern ſogar eine vortreffliche Partie. Du weißt ſehr wohl, Clementine, daß wir wenig Vermögen beſitzen, und haſt es ſchon oft genug geſehen, wie es jungen Mädchen geht, die aus Laune eine gute Partie von der Hand weiſen.“

„Ach ja,“ ſeufzte Clementine, „wohl weiß ich das! Ich habe auch nicht im Geringſten etwas gegen den Schilder, wenn er nur nicht ſo fade blonde Haare hätte!“

„Das iſt allerdings ein großes Unglück,“ ſagte Madame Weibel in gedehntem Tone, wobei ſie ihre jüngſte Tochter ſcharf fixirte. „Fades blondes Haar — wenn man ſonſt ein anſtändiger junger Mann iſt! Glaubſt du vielleicht, ich hätte an deinem Vater — Gott habe ihn ſelig — nur eine ſolche Kleinigkeit auszuſetzen gehabt, oder andere Weiber wären nicht zufrieden, wenn es nur fade blonde Haare wären, die ſie an ihren Männern genirten?“

„O, wie wahr!“ ſeufzte Emilie.

„Mama hat Recht,“ ſprach beiſtimmend Madame Springer.

„Aber mein Herz, Mama, das muß doch auch für ihn ſprechen! — Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?“

Bei dieſen Worten lachte Madame Springer laut hinaus; ſelbſt über die trüben Züge der Rechtsconſulentin kroch ein kleines Lächeln.

„Von Liebesglanz, mein Kind,“ ſagte darauf die Frau des Banquiers, „mußt du nicht träumen, das ſteht in den

Büchern und bleibt dir immer unverwehrt nachzulesen; das Leben aber ist ernst, und es verlohnt sich schon der Mühe, etwas für sich zu thun. Sei deßhalb gescheidt! Du weißt, Springer ist gewiß kein Enthusiast und ohne Vorurtheil für Diesen oder Jenen; aber wenn er von Schilder spricht, da nickt er beifällig."

In diesem Augenblicke wurde draußen die Klingel etwas heftig gezogen; man hörte auf dem Vorplatz schwere Tritte, auch Säbelklirren, und nachdem Babette die Thür geöffnet, traten zwei Lieutenants auf einmal in den Salon.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Seelen und Ein Gedanke.

Es war gewiß keine Viertelstunde vergangen nach dem Eintritte der beiden sehr pünktlichen Lieutenants, als beinahe die ganze eingeladene Gesellschaft um die Theetische, welche in Salon und Wohnzimmer aufgestellt waren, einträchtig bei einander saß. Die Namen aller derer zu erfahren, die hier versammelt waren, würde für den geneigten Leser langweilig sein, und wäre überdies auch nicht im Stande, den Gang unserer Geschichte wesentlich zu fördern. Glaube man daher nur unserer Versicherung, daß es ein Thee war, wie viele dergleichen Thee's auch: man trank, man aß, man zerschnitt Kuchen mit der gleichen Leichtigkeit, wie den guten Namen des Nächsten; man versüßte einander das Leben durch Darreichen der Zuckerdosen, während man bei sich selber dachte: „O, könnte ich dir doch Herz und Tasse voll Wermuth gießen!"

Im Salon war der Tisch für die älteren Damen und Herren, da saßen Hof-, Kanzlei- und Regierungsräthinnen in

stiller Majestät, Frauen angesehener Kaufleute und Gattinnen von Aerzten mit großer Praxis. Die betreffenden Männer befanden sich auch dabei, aber sie wandten sich bald hierhin, bald dorthin, sprachen mit dieser oder jener Dame ihrer Bekanntschaft, und nahmen sich aus, wie vom Winde bewegte Bäume und Gesträuche zwischen ernsten, zackigen und unbeweglichen Felspartien. Mancher dieser ehrwürdigen Felsen war freilich noch mit freundlichem Grün und Blumen geschmückt, andere aber sahen schon recht verwittert und ausgewaschen aus und zeigten durch allerlei Sprünge und Furchen ihr respektvolles Alter.

Wie durch Zauberei verschwand die dem Auge so wohlthuende Symmetrie der Theekannen und Tassen, der Torten und des Backwerks. Die Tafel stellte in kurzer Zeit ein Schlachtfeld vor, auf dem es heiß zugegangen; ganze Zucker-Batterien waren demontirt, geschlagene Tassen-Bataillone hatten Löffel bei Fuß genommen; von Bretzel-Schwadronen sah man nur noch einzelne zerstückelte Glieder, und große Torten befanden sich im Zustande eroberter Schanzen mit zerstörtem Pfahlwerk, klaffenden Breschen und traurigen Ueberresten des einst so runden und wohlgefälligen Walles.

Aber auch andere Breschen und andere Wunden waren schon geschlagen worden, und von den starren Felsenkronen herab wehte öfters ein so schneidender Wind, daß arme Blümchen im Thale zusammenknickten und verdorrten. Die ehelichen Gesträuche mochten denn auch diesen Wind zuweilen zu anzüglich und scharf gefunden haben — genug, sie hatten sich einer nach dem anderen in das Nebenzimmer verpflanzt, wo die jüngere Generation thronte, und wohin auch wir uns später zu begeben die Ehre haben werden.

Es gibt bei jeder Thee- und Kaffee-Gesellschaft Gesprächs-Themata, die sich mit einer entsetzlichen Regelmäßigkeit folgen und die wie gemacht sind, um der rollenden gefräßigen Zeit zur willkommenen Speise zu dienen. Zuerst wird das Feld der freundlichen Nachrede im Allgemeinen durch Stadt- und Tagesneuigkeiten bebaut, man streut den bösen Samen des „Man sagt," oder „Haben Sie auch schon gehört?" in empfängliche Herzen; man sieht daraus ein Pflänzchen erwachsen, welches befruchtet und gedüngt mit vielen heuchlerischen „Unmöglich," oder „Es muß wohl so sein," oder „Das war vorauszusehen," zum stattlichen Giftbaume und zum Verderben ganzer Generationen heranwächst. Man geht darauf ins Spezielle über, nimmt einzelne Familien und Fälle vor, knickt einen guten Namen oder einen Ruf, der bis dahin untadelhaft war, und läßt erst ab, wenn nichts mehr zu thun, als um die gefallenen Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit einen frohlockenden Reigen zu tanzen.

Gibt es gutmüthige Seelen in der Gesellschaft, so lenken diese das Thema auf ein anderes Opfer; man führt das Theater in die Arena und läßt Stücke und Künstler zerfleischen. Ein äußerst dankbares Feld findet sich auch in der Klage jeder Hausfrau über die Dienstboten, und wenn das betreten und durchgepflügt wird, so fühlen bis jetzt ganz schüchterne Zuhörerinnen, daß ihre Zeit gekommen, um ebenfalls ein vollwichtiges Wort zu sprechen.

„Haben Sie denn auch schon von der merkwürdigen Geschichte gehört, die mit dem Schneider Schwörer geschehen sein soll?" fragte eine kleine Regierungsräthin mit beweglichem Wesen und sehr freundlichen Augen. „Eine ganz eigenthümliche Geschichte! Mein Mann hat sie vor einigen Tagen vom

Caſino mit nach Hauſe gebracht. Haben Sie davon gehört, Frau von Weibel?“ wandte ſie ſich ſpeziell an die Mutter der Hausfrau.

„Wir hören wenig der Art,“ ſagte die würdige Dame mit einem Blicke auf Emilie; „mein Schwiegerſohn iſt leider zu beſchäftigt, um viel dergleichen zu erzählen.“

Glücklicher Weiſe hatte der Rechtsconſulent vor ein paar Minuten einen Beſuch im Nebenzimmer gemacht und entging ſo dem ſtechenden Blicke ſeiner Schwiegermutter.

„Ah, mit dem Schwörer!“ ſprachen ein paar andere Damen, und machten dabei ſo befriedigte Mienen, daß man ihnen deutlich anſah, ſie wüßten um die Geſchichte, während andere ſich erwartungsvoll vorbeugten und die Hälſe ſtreckten.

„Wer iſt Schwörer?“ fragte eine dürre Juſtizräthin, die am oberen Ende der Tafel präſidirte und in dieſem Augenblicke wie das Bild der Gerechtigkeit ausſah. Sie hielt einen Apfel am Stiele ſchwebend zwiſchen den Fingern der linken Hand, während ſie in der Rechten ein langes Tafelmeſſer ſchwenkte.

„Schwörer iſt ein Herrenſchneider,“ entgegneten mehrere Stimmen, „und — der — es war vor einiger Zeit —“

Doch hatte die Regierungsräthin ein viel zu gutes Organ, verbunden mit großer Zungenfertigkeit, um ſich dieſe köſtliche Geſchichte nehmen zu laſſen, weßhalb ſie ihre Stimme erhob und berichtete, daß Meiſter Schwörer allerdings ein Herrenkleidermacher ſei, dem in einer gewiſſen Nacht der Teufel erſchienen ſein ſolle.

„Mehrere Teufel,“ verbeſſerte ſie eine ſchüchterne junge Frau in aller Unſchuld, da ihr eine gute Freundin von mehreren Teufeln erzählt, die dem Schneidermeiſter erſchienen ſeien.

„Es iſt an Einem genug,“ ſagte mit beſtimmtem Tone die

Gerechtigkeit am oberen Ende des Tisches. „Erzählen Sie weiter, Frau Regierungsräthin.“

„Also es war in einer gewissen Nacht,“ fuhr diese fort, „da kann der Meister Schwörer, der ein frommer Mann sein soll, nicht schlafen, liest im Gesangbuch und denkt an Dies und Das, als sich auf einmal die Zimmerwand aus einander thut und dort der Teufel erscheint mit zwei Pferdefüßen, ungeheuer langen Hörnern, glühenden Augen, feurigem Athem, und ihm entgegen brüllt: „Ich bin gekommen, um dich zu holen!“

„Ah! dummes Zeug!“ sprach die Justizräthin, die an keinen Teufel mit Hörnern und Pferdefuß glaubte.

„Nein, nein, Frau Regierungsräthin!“ riefen nun die Stimmen der Damen, die bis jetzt aus Respekt vor der oben thronenden Gerechtigkeit geschwiegen, „so war es doch nicht — es war ganz anders!“

„Mir hat es mein Mann so erzählt,“ entgegnete die Andere. „Es sei der leibhaftige Teufel gewesen, der ihn habe holen wollen.“

„Das bringt man dem armen Meister Schwörer auf,“ lispelte eine blasse Kaufmanns-Wittwe, von der man im Geheimen sagte, daß sie eifrig die Betstunde besuche und sich stark nach einem zweiten Manne umsehe.

„Nun, mir kann's recht sein!“ lachte lustig die Erzählerin.

„Wer weiß die Geschichte genau?“ fragte die Justizräthin, worauf mehrere Stimmen antworteten: „Ich glaube, daß ich“ — „Mir wurde sie von guter Hand erzählt“ — „Jemand, der sie von Meister Schwörer selber hat, sagte mir —“

„Die beste Quelle haben wir vielleicht bei der Hand,“ sprach die blasse Kaufmanns-Wittwe mit einem süßen Lächeln,

indem ſie ſich umſchaute. „Wenn der Herr Doktor Plager ſo freundlich ſein wollte —"

„Mein Mann?" fragte Emilie verwundert. „Was kann der mit Meiſter Schwörer zu ſchaffen haben?"

Das Organ der blaſſen Kaufmanns-Wittwe hörte ſich ziemlich ſchwach an; doch wenn ſie ſo mit ſanfter Stimme ſprach, ſo that ſie das ſo beſtimmt, ſo feſt, ſo unaufhaltſam, ſo mit dem Ausdrucke Jemandes, der durchaus nicht gewillt iſt, ſich unterbrechen zu laſſen, daß man ihr das Wort gab.

„Es handelt ſich eigentlich," ſagte ſie, „um einen kleinen Lehrling des Meiſters Schwörer."

„So iſt es! — Richtig!" — bekräftigten ein paar andere Stimmen.

„Aber es iſt etwas vom Teufelholen dabei," ſprach die Regierungsräthin kopfnickend, „das laſſ' ich mir nicht nehmen. Wenn ich auch den Anfang nicht richtig erzählt habe, die Fortſetzung wüßte ich ganz genau; es kommt ſpäter eine Teufelsbeſchwörung vor, die ganz ſchauerlich iſt."

Die Kaufmanns-Wittwe zuckte faſt unmerklich zuſammen, dann erwiderte ſie: „Es iſt allerdings eine etwas unbegreifliche Geſchichte."

„In der Ordnung! in der Ordnung!" rief die Juſtizräthin. — „Alſo, der Lehrling — ?"

„Ja, ein Lehrling," fuhr die Kaufmanns-Wittwe fort, — „ein kleiner Taugenichts, der nie zur rechten Zeit nach Hauſe kam und deßhalb ſchon oft ohne Erfolg abgeſtraft worden war."

„Und wie hieß dieſer Lehrling, wenn ich Sie unterbrechen darf?" fragte Madame Weibel.

„Gottſchalk, wenn ich nicht irre, Gottſchalk Brenner," ver-

ſetzte die Andere, „von einer etwas verrufenen Familie. Sein Vater iſt herrſchaftlicher Jäger; von der Mutter der Frau munkelt man allerlei.“

Der Blick, den in dieſem Moment Madame Weibel ihrer Tochter zuſandte, konnte, obgleich er mit einem Lächeln verbrämt war, ein fürchterlicher Blick genannt werden. — Hörſt du, Emilie? ſprach dieſer Blick, da haben wir's! Jetzt gib nur Achtung!

Der Bube kam eines Tages wieder ſpät nach Hauſe und vor die geſchloſſene Thür, und mußte dort im Regen ſtehen.

„Wie ihm geſund war,“ meinte die Schwiegermutter.

„Endlich klopfte er ans Fenſter, und Meiſter Schwörer in ſeiner Gutmüthigkeit will ihm gerade den Hausſchlüſſel hinaus reichen, wobei er ihm noch eine Ermahnung hält und dabei ſagt: wenn er in ſeinem Leben ſo fortmache, ſo werde er ſpäter gewiß einmal dem Böſen verfallen — und wie er das ſagt, da —“

„Mir grieſelt's!“ ſprach eine ſehr alte Jungfer aus dem Honoratiorenſtande.

„Da erſcheint auf einmal vor dem Fenſter eine räthſelhafte Geſtalt in einem rothen Mantel, emporgeſträubtem, wie flammendem Haar, leuchtenden Augen und ſonſt noch allerlei, was dazu gehört. Die Geſtalt krallt die Finger nach Meiſter Schwörer, worauf er zurücktaumelt, das Fenſter ſchließt und überzeugt iſt, er habe den Teufel geſehen.“

„Und der Knabe?“ fragten mehrere Stimmen.

„War in dem Augenblicke, als die Geſtalt erſchien und wieder verſchwand, nicht mehr zu finden.“

„Das iſt eben das Unbegreifliche,“ bekräftigte wichtig die Regierungsräthin, „daß der Bube ſeit jener Stunde nicht mehr

zum Vorſchein gekommen iſt. Das allein hat mich an der ganzen Geſchichte erſchreckt."

„Um ſo etwas ſollte ſich aber die Polizei bekümmern," meinte die Gerechtigkeit oben am Tiſche.

„Es iſt nicht ſo arg, es iſt nicht ſo arg," ſprach lächelnd die blaſſe Kaufmanns-Wittwe. „Allerdings war der Knabe für den Augenblick verſchwunden, aber er hat ſich wieder gefunden und lebt; darüber können ſich die verehrten Damen beruhigen. — Liebe Emilie, wo iſt Ihr Mann? Er ſoll uns Auskunft darüber geben; denn ſo viel ich gehört, hat er den kleinen Gottſchalk auf die Schreibſtube genommen."

„Herr Rechtsconſulent! — Herr Rechtsconſulent! — Herr Doktor Plager!" tönte es von mehreren Seiten des Tiſches.

Die Schwiegermutter ſaß da, finſter anzuſchauen; ihre Blicke kreuzten ſich Blitzen gleich mit denen ihrer Tochter Emilie. Sie war durch das, was die blaſſe Kaufmanns-Wittwe erzählt, aufs tiefſte gekränkt. Was! ihr Schwiegerſohn hatte es gewagt, einen Schreiber ins Haus zu nehmen, der im Geruch ſtand, als habe ſchon einmal der Teufel den Verſuch gemacht, ihn zu holen, — einen Buben aus einer verrufenen Familie, der obendrein eine ſchöne Schweſter hatte? Solche Leute engagirte er in ein Haus, wo nur Mägde geduldet wurden aus vornehmen Häuſern, mit den beſten Leumunds-Zeugniſſen verſehen? — O, das war niederdrückend!

Auf den allgemeinen Ruf beeilte ſich übrigens der Hausherr, aus dem Nebenzimmer hervorzukommen, und er that das händereibend und ſchmunzelnd.

Es war dem Rechtsconſulenten ſchmeichelhaft, von ſo vielen Stimmen dringend verlangt zu werden. Die vielen Stimmen wollten alle auf einmal anfangen, ihn zu examini-

ren, als die Juſtizräthin oben am Tiſche ihr ſpitzes Kinn erhob und das Schwert der Gerechtigkeit — die Wage war längſt verſpeist — ſo Aufmerkſamkeit fordernd, ſchwang, daß Alles verſtummte.

„Es handelt ſich da," ſagte ſie, „um eine Geſchichte von einem Lehrling, den der Teufel geholt haben ſoll, worüber Sie, beſter Herr Doktor, uns die richtige Auskunft nicht verſagen werden."

Das Antlitz des Herrn Plager verfinſterte ſich bei dieſen Worten ein wenig, er warf einen raſchen Blick auf Schwiegermutter und Frau, und es war ihm unangenehm, dieſe Geſchichte, von der er früher nie etwas erzählt, hier vor deren Ohren erörtern zu müſſen. Doch ſuchte er ſo gut als möglich über dieſe Klippe zu kommen, indem er verſetzte: „O, das iſt nicht der Mühe werth, — ein Zuſammentreffen von unbedeutenden Zufälligkeiten! Ich weiß übrigens die Sache nicht einmal ganz genau, und wenn Sie die beſte Quelle wollen, ſo will ich meinen Sekretär, Herrn Larioz, rufen," — damit machte er eine bezeichnende Handbewegung nach dem Nebenzimmer, — „der das Glück gehabt hat, bei jener Geſchichte den Teufel vorſtellen zu dürfen."

„Alſo war es kein wirklicher Teufel?" ſagte eine Stimme im Tone getäuſchter Erwartung.

Und eine andere meinte: „Aber wie kann man Herrn Larioz für einen böſen Geiſt anſehen?"

„Wollen Sie ihn ſelber darüber hören?" fuhr der Rechtsconſulent fort, der froh war, die Sache von ſich abwälzen zu können.

Doch die Schwiegermutter ſprach in leiſem, aber beſtimmtem Tone:

„Das wird gewiß nicht die Absicht der verehrten Damen sein.“

„Das ist in der That überflüssig,“ warf die blasse Kaufmanns-Wittwe dazwischen. „Nicht wahr, die Sache verhält sich, wie ich gesagt?“

„Allerdings, es ist so etwas daran,“ entgegnete Herr Plager.

„Und der kleine Lehrling ist auf Ihrem Bureau?“ fragte die Justizräthin.

„Ich habe ihn zum Abschreiben genommen,“ antwortete der Hausherr. „Ein armer kleiner Mensch, schreibt eine ordentliche Hand. Herr Larioz hat ihn mir dringend empfohlen.“

Während das der Rechtsconsulent sagte, blickte er auf die Schwiegermutter, um deren Lippen ein fatales Lächeln spielte.

„Sie kennen die Familie des jungen Menschen?“ fragte eine Kanzleiräthin die Kaufmanns-Wittwe.

„Was man davon kennen kann,“ entgegnete diese achselzuckend. „Der Vater ist ein herrschaftlicher Jäger, die Mutter ist die Tochter einer gewissen Kammerfrau einer Gräfin — einer Gräfin — der Name fällt mir gerade nicht ein, — von der man allerlei spricht.“

„Ist es so, Herr Schwiegersohn?“ fragte Madame Weibel in einem ganz besonderen Tone.

„Damit kann ich wahrhaftig nicht dienen,“ erwiderte der Gefragte; „ich habe mich um die Familie nie bekümmert. Wie gesagt, Herr Larioz hat mir den jungen Menschen vorgeschlagen, ich habe ihn angenommen — das ist das Ganze.“

„Und hat er Geschwister?“ fragte Madame Weibel. Und diese Frage klang dem Rechtsconsulenten wie ein leicht hinrol-

lender Donner, der ſich plötzlich an einem klaren Frühlingstage hören läßt.

„O, freilich hat er Geſchwiſter!“ lächelte die Kaufmanns-Wittwe, „unter Andern eine wirklich auffallend hübſche Schweſter; ich habe ſie ſchon geſehen; ſie beſorgt weibliche Handarbeiten.“

Bei der Erwähnung der ſchönen Schweſter flog ein leichtes Lächeln über die hölzernen Züge der Juſtizräthin; Madame Weibel huſtete in ihr Taſchentuch, und Emilie ſagte verwirrt zu einer Nachbarin:

„Iſt Ihnen nicht vielleicht noch ein Stückchen Torte gefällig, Frau Oberreviſorin?“

Gleich darauf ſchwebte ein Engel durchs Zimmer, wie man zu ſagen pflegt, oder ein Polizeidiener, denn ſo war es dem Rechtsconſulenten plötzlich zu Muth, der nun mit einem Male anfing, die merkwürdigen Geſichter ſeiner Frau und Schwiegermutter zu begreifen.

Madame Springer aber, die ebenfalls in den Zügen ihrer theuren Anverwandten geleſen, fühlte Mitleid mit ihrem Schwager und warf einen anderen tüchtigen Brocken in die Unterhaltung.

„Ich habe geſtern meiner Köchin aufgekündigt,“ ſagte ſie; „die Perſon trieb gar zu dumme Sachen. Schon mehrmals hatte ich bemerkt, daß ſie Morgens mit ganz mehligem Geſicht in der Küche war, und als ich das Stubenmädchen darüber befragte, ſagte mir dieſe, Katharine ſchmiere ſich jeden Abend das Geſicht mit Gänſefett ein und reibe es dann mit Mehl wieder ab, um einen guten Teint zu bekommen.“

„Nun ſehe einer an!“ rief die Juſtizräthin. „Es iſt doch über alle Beſchreibung!“

„Das ist aber noch nicht Alles," fuhr die Frau des Banquiers fort, „und deßhalb allein hätte ich sie vielleicht nicht weggethan; als ich sie aber zur Rede stellte, gab mir die Person zur Antwort, sie sei freilich nicht reich genug, um sich Goldcream zu kaufen. Hat man je so etwas gehört?"

„Es ist über alle Beschreibung!" lispelte die Kaufmanns-Wittwe; „wo das mit den Dienstmädchen hinaus will, mag der liebe Gott wissen."

Der Rechtsconsulent indessen segnete im Stillen den Einfall der Köchin seines Schwagers, sich mit Gänseschmalz und Mehl einzureiben, da ihm die Erzählung dieses Vorfalls Veranlassung gab, sich sachte ins Nebenzimmer zu verlieren, wo die meisten seiner Leidensgefährten und Collegen wie alte Krystalle um den Tisch der jungen Generation angeschossen waren und sich hier wohl sein ließen, und wo es auch bei Weitem lustiger war als drinnen bei der Felspartie.

Hier schien von weiblichen Theilnehmerinnen nur geduldet zu sein, was sich noch des Mädchennamens erfreute, natürlich dem Alter nach in sehr weiten Grenzen; es lag ein Drittel Menschenalter zwischen der jüngsten und der ältesten der hier anwesenden Damen. Es erlaubt uns die Delicatesse nicht, näher auf die Altersverhältnisse selbst einzugehen.

Fräulein Clementine Weibel hatte sich, als wolle sie bescheiden sein, mit ein paar Bekannten von dem großen Tische hinweg an ein Nebentischchen gezogen, wo sie den Thee für beide Zimmer zubereitete. Doch waren ihr die angenehmsten jungen Männer dorthin gefolgt und hatten somit den ersten Platz gebildet, der doch der letzte hätte sein sollen.

Von unseren Bekannten sehen wir mit einigem Erstaunen

den Schreiber des Rechtsconsulenten, Herrn Larioz, der bei solch' großen Gelegenheiten ebenfalls gebeten wurde und wie immer, mochte er sein, wo er wollte, zu Hause, im Bureau, auf der Straße oder in Gesellschaft, eine außerordentlich anständige, ja würdevolle Figur spielte. Wir müssen aber dabei nicht glauben, als sei der Schreiber nur wie jeder andere Gast geladen gewesen — im Gegentheil, durch das Recht, in der Gesellschaft sein zu müssen, hatte er auch kleine Verpflichtungen übernommen: er regierte mehr oder minder als eine feine Art Haushofmeister, er nahm einer Dame ihren Teller ab, um ihn auf das Nebentischchen zu setzen, er ging mit gravitätischen Schritten an die Thür, um Babette zu veranlassen, daß sie frisches Wasser hereinbringe, er zog die Moderateurlampen auf, wenn sie in ihrem Glanze nachließen, er verschwand auf halbe Stunden gänzlich, und dann finden wir ihn im Kinderzimmer wieder, wo ein einziger Blick, das leiseste Wort hinreicht, um Fritzchen und Louise aus dem wildesten Rumoren zur tiefsten Stille zu bringen. Obgleich Herr Larioz den Kindern nie ein hartes Wort gesagt, so hatten sie doch einen fast unbegreiflichen Respekt vor ihm; schon daß er in der Nähe war, vermochte sie, ihre Spiele weniger lärmend einzurichten, weßhalb dann auch besonders aus diesem Grunde der Schreiber bei keiner größeren Festlichkeit vergessen wurde.

Herr Larioz war im untadelhaften schwarzen Frack; sein kurz geschnittenes Haar trug er aufwärts gestrichen, die Enden seines Schnurrbarts waren stark in die Höhe gedreht, und auf seinem langen Gesichte mit dem dunkeln, fremdartigen Teint lag wie immer eine gewisse Feierlichkeit, man könnte sagen: ein melancholischer Ausdruck, der beständig bei ihm sichtbar wurde, wenn er sich in Gesellschaften befand, wie die heutige im Hause

ſeines Principals, wo ſo viele Worte geſprochen wurden, die weder ernſtlich gemeint, noch zu irgend Jemandes Nutzen oder wahrem Vergnügen waren.

Wenn Herr Larioz ſo da ſtand in ſeiner ſtattlichen Größe, den Kopf hoch erhoben, ſo machte er den Eindruck einer vornehmen Perſönlichkeit, und wenn er ſich herumwandte, hätte man verſucht ſein können, nach dem Ordensſtern auf ſeiner Bruſt zu ſchauen. Er hatte ſich aus der Unterhaltung zurückgezogen und ſtand an eines der Fenſter gelehnt, wo er ruhiger Beobachter deſſen war, was ſich vor ihm begab. Da blickte er dann kopfſchüttelnd in viele der kleinen Intriguen hinein, die ſich vor ſeinen Augen abſpielten; da ſah er, wie die Blicke hinüber und herüber flogen, trafen und zu zünden ſchienen, wie der betreffende Er, in der Abſicht, recht ſchmachtend und angeregt auszuſchauen, oft ein höchſt albernes Geſicht zog, und wie Sie nach einem verwüſtenden Blick auf die gewiſſe Art ihre Augen niederſchlug, um es dann aus den Winkeln derſelben hervorblitzen zu laſſen, wobei ein ſtiller Seufzer zu ſagen ſchien: Ich hab' dich verſtanden.

Auch Finger- und Zeichenſprache bemerkte er, er ſah das geſuchte Berühren zweier Hände, die ſich eine unſchuldige Taſſe Thee reichten oder einen harmloſen Teller mit Backwerk, und er erfuhr die verſchiedenen Wirkungen davon: er ſah, wie ſie im erſten Augenblicke mit der Hand zurückzuckte, während ſie bei der zweiten Berührung gar nicht wähleriſch genug ſein konnte im Ausſuchen irgend eines Backwerks. Er verſtand auch das an ſich ganz unſchuldige Umſchlingen einer Stuhllehne mit ihren Folgen; er fragte ſich ſelbſt: Wird die Dame mit den weißen Schultern bei der ganz unwillkürlichen Annäherung zurückweichen, oder wird ſie ſich feſter in ihren Seſſel

ſchmiegen, ohne es dabei zu unterlaſſen, einen gegenüberſitzenden Gegenſtand mit ihren Blicken zu bombardiren? Wenn das Letztere geſchah, ſo lächelte er wie ſpöttiſch in ſich hinein, faßte an ſein Herz und ſprach zu ſich: Gnade Gott dem wirklich Fühlenden, der in dieſes wilde Chaos hineinfällt, um von Augen, Lippen, Zungen, Händen und Mienen zerfleiſcht zu werden!

Auch Herr Schilder war da, den Herr Larioz bei einer früheren Gelegenheit hatte kennen und ſchätzen gelernt. Heute Abend aber ſchien derſelbe keine Sekunde Zeit zu haben, um ſich mit etwas Anderem zu beſchäftigen, als mit dem kleineren Theetiſch, den ſeine Blicke beſtändig umflatterten, wie die arme Mücke das ſtrahlende Licht. Herr Schilder war allerdings ein wenig hellblond, hatte auch gerade kein ſehr ausdrucksvolles Geſicht, dafür aber hübſche klare Augen, die, ſowie ein angenehmes Lächeln des Mundes, große Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit verriethen. So gewandt er auf ſeinem Comptoir und in ſeiner Fabrik war, ſo wenig wußte er ſich mit jener ſichern Unbefangenheit, die wir elegante Tournure nennen, auf Bällen, in Theegeſellſchaften und andern Soireen zu bewegen. Auch die hier herrſchende Converſation, die tauſenderlei Variationen über die Schönheit des heutigen Abends und die Häßlichkeit des geſtrigen Wetters konnte er ſich durchaus nicht angewöhnen; er ſchämte ſich, mit einer ganz gewöhnlichen banalen Phraſe an eine junge Dame heran zu treten, er überlegte vorher, um ihr etwas Geſcheidtes, etwas Anſprechendes zu ſagen, und wenn ſie nun nicht ſo erwiderte oder ihre ganze Antwort auf das gewiſſe eigenthümliche Lächeln beſchränkte, ſo verlor er leicht die Contenance, man blickte einander ein paar Sekunden lang an, man vernahm ein paar Ja oder Nein,

und dann wandte sich die junge Dame zu ihrer Nachbarin, um derselben zuzuflüstern, wenn Herr Schilder unterdessen in Verlegenheit abgezogen war: „Es ist schade, man kann mit ihm gar nicht reden, er ist zu hölzern.“ Auch tanzte der Unglückliche nicht, wußte wenig von Gesellschaftsspielen, noch weniger vom Theater, da er keine Zeit hatte, das letztere zu besuchen, und wurde deßhalb von der Mädchenwelt, wenn auch für eine gute Partie, doch für ziemlich unbedeutend gehalten.

Die Mütter dagegen sahen Herrn Schilder schon mit ganz anderen Augen an. Aber was sind die Augen einer Mutter? — prosaisch, kalt, berechnend! Eine Mutter denkt nur an die Zukunft ihrer Tochter, sieht, ob ein junger Mann derselben eine sorgenfreie Existenz machen kann, ob er von bravem und solidem Charakter ist. — Das sind aber alles unbedeutende Nebensachen in den Augen mancher jungen Mädchen. Wie er tanzt, wie er eine Conversation führt, vor allen Dingen wie er aussieht! Ob er sein Halstuch auf nachläßig elegante Art zu knüpfen versteht, und hauptsächlich, ob er im Verdacht steht, schon vielen Mädchenherzen gefährlich geworden zu sein — das zieht an, das besticht!

Es war schade um Herrn Schilder, daß er nicht einen guten Freund hatte, der ihn aufmerksam machte auf die Fehler, die er zeigte, und auf die Vorzüge, die er hätte bestrebt sein sollen, sich anzueignen. Es war ein guter Stoff in ihm vorhanden, um allem, was ihm mangelte, nachzuhelfen. Ein blonder Schnurrbart wäre bald da gewesen; hübsche Zähne hatte er auch, und mit seinem schlanken, wohlgewachsenen Körper hätte er es in kurzer Zeit dahin bringen können, selbst ein vortrefflicher Tänzer zu werden.

Wenn er auch zur Intimität des kleineren Theetisches

nicht zugelassen war, so widmete ihm doch Fräulein Clementine Weibel, eingedenk der Ermahnungen ihrer Mutter und ihrer Schwester, größere Aufmerksamkeit, als er sich sonst wohl zu erfreuen gehabt hätte, und ließ deßhalb sein Herz vor Freude stärker schlagen.

Die junge Dame verstand es, mit ihren Blicken zu wuchern; sie hatte dunkle, glänzende Augen und wußte damit den naturgemäßen Gebrauch zu machen; alle Variationen des Auf- und Niederschlagens waren ihr geläufig, und wenn sie zu Jemand sagte: „Darf ich um Ihre Tasse bitten?“ so konnte das durch die gehörige Begleitung die größten Hoffnungen erregen, oder auch alle Wünsche mit einem Male niederschlagen. Und nicht nur, daß sie am heutigen Abend dem Herrn Schilder einige ermunternde Blicke zusandte, wenn sie ihm irgend etwas anbot, nein, sie schaute auch sonst wohl im Laufe des Gesprächs nach ihm hinüber mit dem unverkennbaren Ausdruck ihres Auges, das sagen wollte: Wenn ich auch hier mit Andern spreche, so wäre es mir doch fast lieber, in deiner Nähe zu weilen. Ja, einige Mal trat sie auf ihn zu, reichte ihm irgend eine Kleinigkeit, wobei ihre Hand die seinige berührte oder sie mit ihrem Kleide ihn streifte, nicht ohne alsdann fast erschrocken ihn um Verzeihung zu bitten. Da aber diese Blicke und Berührungen der jungen Dame wie Funken waren und sich sein Herz im Zustande eines sehr trockenen Zunders befand, so flammte er so in Liebe auf, daß die Gluth seine etwas bleichen Wangen färbte und sein Athem zuweilen ziemlich schwer ging.

Das alles bemerkte Herr Larioz von seinem Standpunkt am Fenster aus, und da er sonst noch mehr bemerkte, so trug das nicht dazu bei, seine sehr geringe Freundschaft für Fräulein Clementine Weibel zu verstärken; er bemerkte nämlich, daß sie

zu gleicher Zeit, wo sie so viele Zeichen der Innigkeit mit Herrn Schilder wechselte, sich mit Worten und Geberden mit einem jungen Offizier zu schaffen machte, der ihr an dem kleinen Tischchen zur Seite saß, und daß sie nicht weniger einen Maler bedeutend ermuthigte, der sich freilich an den großen Tisch, aber so gesetzt hatte, daß er, um uns eines gewöhnlichen Ausdruckes zu bedienen, Fräulein Clementine Weibel mit seinen Augen verschlingen konnte. Ja, wenn das Auge zu dergleichen fähig wäre, so hätte von der jungen Dame bald nichts mehr übrig geblieben sein müssen, so unverwandt und hartnäckig starrte der langhaarige Künstler herüber.

Der Lieutenant saß, wie schon bemerkt, zur Seite der Angebeteten des Herrn Schilder, und sein Schmachten war ein hartnäckiges zu nennen. Zuweilen lächelte er mit einem nichtssagenden, fast blödsinnigen Gesichtsausdruck, und dann gab auch sie im gleichen Moment irgend ein Zeichen von sich, eine zusammentreffende Bewegung; entweder blickte sie plötzlich neben sich, oder sie lächelte ebenfalls, aber sehr beruhigt, oder sie sagte vielleicht zu ihrer Nachbarin: „Morgen gehe ich ins Theater, ich freue mich recht sehr darauf."

Woher diese Bewegungen kamen, konnte Herr Larioz unmöglich mit Gewißheit bestimmen, denn er sah von den beiden jungen Leuten nur die obere Hälfte, die untere wurde von Tisch und Tischtuch verdeckt.

Mag eine Theegesellschafts-Conversation anfänglich noch so animirt geführt werden, es gibt doch Augenblicke, wo eine Erschlaffung sämmtlicher Geisteskräfte einzutreten scheint. Wenn es auch hier aufopferungsfähige Wesen genug gibt, die sich mit Leib und Seele in die Conversation werfen, die aus ihren Herz- und Gehirnkammern die letzten Körnchen suchen und her-

beibringen, um sie auf dem Taubenschlag der allgemeinen Unterhaltung zu opfern, so gehört doch immer etwas Neues dazu, um diese nicht gänzlich erlahmen zu lassen — sei es ein jeu d'esprit oder ein sonstiges geistloses Pfänderspiel.

Auch hier bei dem gemischten Thee des Rechtsconsulenten gab es schon Augenblicke, wo die Felspartien starrer und schweigsamer dazusitzen schienen, wo keine murmelnden Bächlein mehr herab flossen, wo man selbst keinen gierigen Raubvogel mehr erblickte, der um manche kahle Höhe schwebend nach irgend einem unglücklichen Thierlein in der Tiefe spähte, auf daß er es zerfleische. Sogar die Gespräche bei der jüngeren Generation wollten nicht mehr so recht gedeihen wie zu Anfang; statt einer allgemeinen Conversation gab es nur noch einzelne Gruppen, die sich flüsternd zusammen unterhielten; ja, man bemerkte schon ein unterdrücktes Gähnen, und selbst Fräulein Clementine Weibel, die doch selten um eine Rede verlegen war, sprach nur noch wenig mit ihren Nachbarn, ja, ihre Augen schienen müde geworden zu sein, denn alles, was sie noch damit leistete, war ein gelindes Auf- und Niederschlagen, höchst selten nur sah man noch einen verderbenbringenden Seitenblick.

Da tönte die Klingel laut und vernehmlich, und das frischte schon sämmtliche Lebensgeister ein klein wenig auf. Es konnte ja vielleicht etwas Absonderliches gemeldet werden, was in der Stadt geschehen, es konnte zu irgend Jemand eine telegraphische Depesche kommen, die willkommenen Stoff zur Unterhaltung bot.

Obgleich es aber in diesem Augenblicke weder das Eine noch das Andere war, was der Ruf der Klingel verkündete, so erschien doch zum Auffrischen des gemischten Thee's etwas noch weit Zweckmäßigeres. Die Thür öffnete sich langsam, und herein trat eine fremde Persönlichkeit, welcher Herr Banquier

Springer folgte und ſie zuerſt dem Kreiſe der älteren Damen als ſeinen Bekannten, den Herrn Grafen Czrabowski, vorſtellte.

Der Herr Graf war ein Mann in den mittleren Jahren, leidlich conſervirt, mit einigem dunklen Haar, einem ſchwarzen, gut gepflegten Schnurrbart und lebhaften, brennenden Augen; er hatte einnehmende Manieren, verbeugte ſich auf ungezwungene, faſt elegante Art vor den Damen, wobei er mit etwas fremdem Accent ſein Vergnügen ausſprach, gegenwärtige Geſellſchaft kennen zu lernen, auch einen Stuhl neben der Juſtizräthin annahm und dieſelbe gewandter Weiſe ſchon im nächſten Augenblicke in ein intereſſantes Geſpräch verwickelt hatte, woran er ſo freundlich war, auch die übrigen Damen Theil nehmen zu laſſen, indem er bald dieſe, bald jene durch eine Frage zu irgend einer Aeußerung veranlaßte.

Man ſah es den Mienen ſämmtlicher aus der Felspartie an, daß ſie mit dem neuen Gaſte nicht unzufrieden ſeien. Hatte er doch etwas ſo unendlich fremdländiſch Intereſſantes, was man hier leider ſo wenig fand! Wie verſtand er es, die Unterhaltung zu drehen und umzuwenden, und dabei wiegte er ſich ſo graziös auf ſeinem Stuhl, wackelte ſo anmuthig mit dem Kopfe — ganz Eleganz, ganz tanzende Bewegung, daß man faſt überzeugt war, es bedürfe nur eines einzigen plötzlichen Geigenſtrichs, und er ſäuſele tanzend durchs Zimmer, dabei immerfort Converſation machend, immer unnachahmlich gewandt, graziös und behende.

Die ſtarre Juſtizräthin zeigte ein Lächeln; freundlich wollen wir es gerade nicht nennen, aber ſie gab, was ſie konnte. Sie hatte dieſes Lächeln ihrem Manne, dem Juſtizrathe, abgelernt; es war wie das Leuchten eines Richtſchwertes.

Die blaſſe Kaufmanns-Wittwe hielt den Athem an bei den

Reden des Fremden, nicht aus Spannung über das, was er ſagte, ſondern weil ſie aus ihrer Praxis wußte, daß es möglich iſt, durch ſtark angehaltenen Athem eine ſanfte Röthe auf die Wangen zu zaubern. Sie miſchte ſich einige Mal mit Glück in das Geſpräch — mit Glück ſagen wir, denn Graf Czrabowski, der von dem ſcharfen Blick ſeiner glühenden Augen jeder der Damen etwas zukommen ließ, ſchien etwas Sympathiſches in ihr zu finden und fixirte ſie zuweilen ſo ſcharf, daß es in ihr klang, wie jene Stelle aus dem Nachtlager von Granada:

Sein Blick, mir zugewendet,
Iſt Blitz und Schlag zugleich.

Ja, ſie fühlte Blitz und Schlag und affektirte ein Zuſammenſinken, wie die vom wilden Sturm überrauſchte und ſchon halb geknickte Lilie.

Das Herz der Madame Weibel hatte Graf Czrabowski durch die ausgeſprochene feſte Ueberzeugung gewonnen, daß ſie die Hausfrau ſei, und ebenſo verband er ſich Emilie durch die Vermuthung, daß er in ihr eine der Töchter des Rechtsconſulenten verehre. Dabei blieb natürlicher Weiſe für Herrn Plager nicht viel Schmeichelhaftes übrig, was das einzig Unpolitiſche in der Handlungsweiſe des ausgezeichneten Fremden war. Der Hausherr hatte ihm ohnedies nur ein ſehr ſteifes Compliment gemacht, und als er die Zungenfertigkeit des Herrn Grafen bemerkte, vergrub er ſein Kinn in der Halsbinde, zwinkerte mit den Augen und ſah in dieſem Moment weder lebensfroh noch glücklich aus.

Auch im Nebenzimmer bei der jüngeren Generation war die Ankunft des intereſſanten Grafen ruchbar geworden. Von achtzehn Damen, die ſich dort befanden, gelang es wenigſtens

vierzehn, durch Anwendung der umständlichsten Manöver einen Blick in den einzigen Spiegel des Zimmers zu werfen; die vier anderen, denen das, ohne zu auffallend zu werden, nicht gelingen wollte, ergaben sich in ihr Schicksal und suchten wenigstens, so viel es möglich war, sich mit der Hand zu überzeugen, ob Scheitel, Chemisette und dergleichen mehr noch in bester Ordnung seien. Dabei unterhielten sie sich eifrig flüsternd, und die, welche etwas von dem unternehmenden Fremden wußten, gaben das zum Besten, versteht sich von selbst, mit dem nöthigen Zubehör.

Wie wir schon früheren Aeußerungen des Fräulein Clementine Weibel entnommen haben, konnte diese über den fraglichen Gegenstand wohl die beste Auskunft geben; bei zwei Besuchen, die der Graf Czrabowski bei ihrem Schwager gemacht, hatte er sich jedes Mal eine halbe Stunde mit ihr unterhalten und ihr dabei zwei Mal die Hand geküßt, einmal beim Kommen, einmal beim Gehen.

Ja, er war deliciös, wirklich interessant, ein vollkommener Gentleman! — Fräulein Weibel hatte einige englische Romane gelesen. „Er führt eine Conversation," sagte sie, „die hinreißend genannt werden kann. — Und wie der tanzen muß, ah!" — Dabei warf sie einen schwärmerischen Blick an die Zimmerdecke, genau an die Stelle, wo über einer Hängvase mit Epheu ein bedeutungsvoller Kranz von Gänseblümchen zu sehen war.

Herr Lariot hatte über diesen Blick auf seine eigene Weise gelächelt; Herr Schilder aber war schmerzlich zusammengezuckt und fühlte wohl, daß die schönen Stunden des heutigen Abends nun für ihn vorüber sein würden. Wenn er auch wohl früher einen der gefährlichen Blicke Clementinens beobachtet hatte, die

ſie dem Lieutenant geſpendet oder dem langhaarigen Maler — ſein edles Herz mit den guten und ſoliden Abſichten dachte immer nur an eine Heirath und ſetzte das bei jedem anderen fühlenden Weſen voraus; er hatte ſich ſelbſt achſelzuckend getröſtet, indem er ſagte: Zwiſchen ihr und einem Lieutenant ſteht die unerſchwingliche Caution, und was den Maler anbelangt, ſo iſt das ein Hungerleider, und da hat's gar keine Gefahr. — Aber der Graf Czrabowski, der polniſche Graf Czrabowski, der, Gott weiß welche Güter beſaß mit wahrhaft erſchreckenden Revenuen, der in die Stadt gekommen war, der ſich bei Herrn Banquier Springer hatte verſtellen laſſen, der heute Abend dieſen gemiſchten Thee beſuchte, bloß um Clementine Weibel zu ſehen, ſie kennen zu lernen, ſie zu heirathen — o, das war mit den geſchilderten Eigenſchaften, mit dem intereſſanten Haarmangel, mit dem kühnen Schnurrbart, den weißen Zähnen und dem untadelhaften Anzuge nach der neueſten Mode ein gefährlicher Nebenbuhler.

Herr Fabrikant Schilder hatte weder Haarmangel, noch Schnurrbart aufzuweiſen, und ſeinem Frack war durch Einſetzung neuer weiter Aermel nur nothdürftig nachgeholfen worden. Es wurde ihm unter der Weſte zu eng, denn er fühlte mit jeder Sekunde mehr und mehr, daß der polniſche Graf Czrabowski eigens von Polen hieher gereiſt ſei, um Fräulein Clementine Weibel zu heirathen. Wie konnte es auch anders ſein! Glaubte doch der arme Fabrikant nicht anders, als daß ſie, wie ſie ſeinen Augen erſchien, umfloſſen von Schönheit und Liebreiz, auch gerade ſo jedem Anderen vorkommen müſſe. Ach! und iſt ſie nicht ſchön und liebenswürdig? ſprach Herr Schilder zu ſich ſelber; gibt es etwas Reizenderes als den Blick ihrer Augen, namentlich wenn ſie zu mir herüberſchaut, als die

Haltung ihres ſchlanken Körpers, als ihre Art zu reden, als ihre ſüßen, ſüßen Worte, wenn ſie freundlich ſpricht? Und alle dieſe leiblichen und geiſtigen Vorzüge hatte er ſchon als ſein eigen gedacht, glaubte ſchon verſchiedene Ungeheuer in Geſtalt von Lieutenants und Malern, die ihm den Weg zu ſeinem Zauberſchloß verſperrten, beſiegt zu haben, und ſollte nun, ermattet wie er war, einen neuen Kampf eingehen, und zwar mit einem fürchterlichen Drachen!

Und wie ſich Alle auf die Ankunft dieſes Drachens freuten, Alle, Alle, oder ihr wenigſtens erwartungsvoll entgegen ſahen — das bemerkte er an den Augen, die feſt auf die Thür gerichtet waren; ja, Alle ſchauten dorthin — — doch nein, nicht Alle. Wie Herr Schilder ſeine Blicke umherfahren ließ, ſah er ſich gegenüber an die Fenſterbrüſtung gelehnt Herrn Larioz, den langen Schreiber des Rechtsconſulenten, der ihn ſelbſt, Herrn Schilder, einen Augenblick anſchaute, dann aber mit faſt verächtlichem Geſichtsausdruck vor ſich nieder blickte, als wollte er ſagen, was Herr Schilder dachte: „Es iſt doch wohl der Mühe werth, darauf ſo viel Aufmerkſamkeit zu verwenden!“

Dieſer Blick, dieſer Geſichtsausdruck that dem Herrn Schilder ſo wohl, er fühlte, der lange Mann dort am Fenſter war, ihn ſelbſt und Clementine vielleicht ausgenommen, hier unter Larven die einzig fühlende Bruſt.

Vierzehntes Kapitel.

Polniſcher Punſch.

Um die wichtige Epiſode des gemiſchten Thee's, die nun begann, im würdigen Romanſtil einzuleiten, müßten wir ungefähr ſagen: Da öffneten ſich beide Flügelthüren, und hell beſtrahlt von der zahlreichen Wachskerzen blendendem Schein, die Wangen ſanft geröthet von der eben gepflogenen Unterhaltung mit der dürren Juſtizräthin und der blaſſen Kaufmannswittwe, erſchien der ſchöne Pole, Graf Czrabowski, am Eingange des Saales. — Aber wir verſchmähen dergleichen beſtechendes Beiwerk und ſchreiben einfach der Wahrheit gemäß, daß er, den alle Blicke erwarteten, jetzt auf ungezwungene Art in das Zimmer trat, ein ſiegreiches Lächeln auf den Zügen, die Lippen leicht geöffnet, damit man die weißen Zähne ſehen konnte, und darauf mit einem zierlichen Complimente, das wie ein Blitz über ſämmtliche achtzehn Damen dahin fuhr, auf Clementine Weibel zuſchwebte, ihr die Hand

küßte und sich ganz ungemein freute — so sagte er — sie endlich wieder zu sehen.

Sie antwortete durch jene gewisse Bewegung junger Damen, die den altmodischen Knix verdrängt hat und wobei die Ausführung so erscheint, als würden sie durch eine Springfeder in die Höhe geschnellt; dann führte Clementine den Grafen an den größeren Tisch, wo sogleich an verschiedenen Stellen mehrere Lücken entstanden, um Stühle einschieben zu können; daß er dabei ihre Hand nicht los ließ, sah Herr Schilder mit wahrem Ingrimm.

Darauf setzten sich Beide an irgend einer passenden Stelle, wo man Stühle einschob, und nun machte die junge Dame ihren Gast in der Schnelligkeit mit dem ganzen Kreise bekannt. Alle bemühten sich, ein so gewinnendes Compliment wie nur möglich zu machen, mit Ausnahme des Herrn Schilder, der nur kurz mit dem Kopfe nickte, und des Herrn Larioz, der gar nicht vorgestellt wurde.

Letzteren aber fixirte der Graf ein paar Sekunden lang sehr aufmerksam, was dieser aber ganz ungezwungen erwiderte, worauf es einem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnte, daß Beide mit dem Resultate ihrer Betrachtungen nicht sehr zufrieden zu sein schienen.

Wer kümmerte sich aber darum in diesem Augenblicke? War doch der gemischte Thee glänzend wieder aufgefrischt worden, hatte sich doch die Unterhaltung auf wahrhaft wunderbare Weise animirt. Der Graf sprach rechts und links, über den Tisch hinüber, sogar an den kleinen Tisch hinter sich, der seit Clementinens Weggehen dem Nichts verfallen war. — Und wie wußte er das unbedeutendste Gesprächsthema auszubeuten; wie gönnte er Jedem seinen Antheil daran!

fragte bald da, bald dort, erzählte, ließ ſich erzählen und war dabei ſo blendend und geiſtreich, daß ein junges Mädchen, die im Allgemeinen wenig beachtet wurde, zu ihrer Nachbarin ſagte: „es durchſchauere ſie förmlich, und jetzt fühle ſie erſt, wie ein Mann eigentlich ſein müſſe.“

Die Aermſte hatte freilich bis dahin noch keinen Begriff davon gehabt. Aber auch Andere, die ſchon mehr Erfahrung hatten, wie zum Beiſpiel die blaſſe Kaufmannswittwe, fühlten ſtill ſeufzend daſſelbe und geſtanden ſich, daß ſo ein geheimnißvoller Fremder doch ein ganz anderes Weſen ſei.

Was ſich aber am köſtlichſten bei Graf Czrabowski ausnahm, das war der eigenthümliche Accent, mit dem er ſein ſonſt ſehr geläufiges Deutſch ausſprach. Er ziſchte bei manchem Wort ſo deliciös zwiſchen den Zähnen, er verſetzte die Artikel auf eine ſo wundervolle Art, daß man ihn gar zu gern ſprechen hörte. Ja, ohne unſerer wahrhaftigen Geſchichte vorzugreifen, können wir hier ſchon ſagen, daß die Art, ſo zu ſprechen, wie es der polniſche Graf that, förmlich Mode wurde und man lange noch manchen geckenhaften jungen Menſchen fand, der ſich daſſelbe angewöhnte und nun ebenſo unwiderſtehlich zu ſein glaubte wie der wunderbare Fremde.

Jetzt war die Zeit gekommen, wo ſich der gemiſchte Thee in ein Souper verwandeln ſollte. Dazu brauchte man den Salon, in welchem ſich die Felspartieen befanden, um hier kleine gedeckte Tiſche aufzuſtellen. Es galt nun vor allen Dingen, die älteren Damen mobil zu machen und ſie in das Wohnzimmer hinein zu treiben, wo unterdeſſen Babette und die Putzfrau durch übermenſchliche Anſtrengungen in kurzer Zeit den großen und kleinen Theetiſch abgeräumt hatten.

Clementine Weibel, die den Wink ihrer Schweſter Emilie,

welche sich unter der Thür des Salons sehen ließ, verstanden, schlug ein allgemeines Spiel vor, woran auch die ältere Gesellschaft Theil nehmen sollte. Dies bezweckte, dieselbe aus dem Salon heran zu ziehen, und während sie diesem Rufe folgend sich langsam in Bewegung setzte, um zur jüngeren Generation zu stoßen, umkreisten hinten Herr Banquier Springer, sowie der Hausherr die hartnäckig Zurückbleibenden, um sie nach Art einer Schafherde, wenn auch nicht gerade durch Bellen und Beißen, vorwärts zu treiben.

Nachdem dies gelungen, wurden die Portieren herabgelassen, und während darauf im Salon ein unerhörtes Klappern und Klirren von Tellern und Gläsern vor sich ging, proponirte Clementine Weibel ein allgemeines Gesellschaftsspiel und lud den Grafen Czrabowski durch einen zärtlichen Druck auf den Arm ein, sie dabei zu unterstützen.

Dieser war auch sogleich bereit dazu und rangirte die Gesellschaft mit ungemeiner Energie in so weitem Kreise wie möglich, bei dem es aber doch so enge herging, daß eine innige Berührung mit den Nachbarn unvermeidlich war. Die blasse Kaufmannswittwe hatte es durch Gewandtheit und Ausdauer so weit zu bringen gewußt, daß sie an die rechte Seite des Grafen gepreßt wurde, während dieser selbst neben dem Stuhle des Fräulein Clementine Weibel fast ganz verschwand.

Herr Schilder saß auf Kohlen; es kochte eine ganze Hölle in seinem sonst so sanften Herzen. Er sah wie ungeheuer vergnügt Clementine war, wie sie über Alles lachte, sogar über das, was die Kaufmannswittwe sagte, die sie sonst nicht ausstehen konnte; er sah, wie sie bei jedem dieser heftigen Lachanfälle gegen den Stuhl des Grafen prallte, wie sie diesen dann

jedesmal um Verzeihung bat, und wie ihr dieselbe dann auch mit dem süßesten Lächeln gewährt wurde. Er blickte im Kreise umher nach einem Freunde, nach einem Helfer, und seine Blicke blieben abermals auf dem unbeweglichen Gesichte des Herrn Larioz haften, der hinter dem Stuhle Clementinens stand und mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck auf das Paar niedersah.

Daß es über alle Beschreibung heiß in dem Zimmer war, brauchen wir wohl nicht zu sagen; aber Niemand schien von der Hitze so angegriffen zu werden, wie der unglückliche Schilder; er athmete mühsam, der Schweiß rieselte ihm von der Stirn, und dabei war er so zerstreut und nur mit einem einzigen Gedanken beschäftigt, so daß, als ihm seine Nachbarin, eine wohlconditionirte Postsekretärstochter, im Laufe des Spieles den Grafen Czrabowski schenkte, er lauter, als gerade nothwendig war, hinausrief: „Hol' ihn der Teufel!"

Glücklicherweise unterbrach wenige Zeit nachher das Oeffnen der Portieren seine Tantalusqualen, um ihn anderen und nicht minder grausamen zu unterwerfen. Das Souper begann, und wie es sich von selbst verstand, führte der Graf Clementine Weibel an einen der kleinen Tische, und so gern Herr Schilder ebenfalls dorthin gefolgt wäre, so hatte er doch nicht den Muth dazu; es war ihm noch ein Trost, daß sich die blasse Kaufmannswittwe von irgend einem Lieutenant ebenfalls dorthin führen ließ; denn er betrachtete diese mit richtigem Gefühl als eine Art Hemmschuh für die Beiden, als ein Etwas, das mit der Wirkung kalten Wassers dazwischen trat, wenn sich vielleicht im Laufe des verführerischen Gesprächs die Köpfe zu sehr erhitzen sollten.

Es geschah übrigens mit dem Gefühle der Verzweiflung,

als Herr Schilder nach einer aufmunternden süßen Miene der Frau Rechtsconsulentin den Arm der Sekretärstochter ergriff und dieselbe mit fast ängstlicher Hast nach einem Tische schleppte, wo noch zwei Plätze frei waren, von denen aus man aber genau sehen konnte, was an dem Tische, wo sich der Graf und Clementine befanden, vorging.

Der junge Fabrikant war um so unruhiger, als er umherspähend Herrn Larioz vermißte, von dem er annahm — er wußte eigentlich selbst nicht genau, weßhalb — daß derselbe mit seinen eigenen bitteren Gefühlen über den polnischen Grafen harmonire.

Der lange Schreiber war aber, wie er das bei Soireen im Hause seines Prinzipals zur Zeit des Soupers immer zu thun pflegte, in das Schlafzimmer der Kinder gegangen, wo er mit Fritzchen und Louisen sein bescheidenes Nachtessen einnahm.

Das Souper nahm indessen seinen gewöhnlichen Verlauf; die Felspartieen leisteten das Uebermögliche, und man begriff kaum, wie sie hierzu noch im Stande waren, da sie noch vor einiger Zeit so furchtbare Verheerungen bei dem Theetische bewerkstelligt hatten; die Herren bedienten die Damen und die Damen wiederum die Herren; man trank sich Gesundheiten zu, und Alle entwickelten einen guten Appetit mit Ausnahme des Herrn Schilder, der nicht nur fast keinen Bissen aß, sondern auch auf die klarsten Fragen die unklarsten Antworten gab. Dabei verwandte er kein Auge von dem Tische, an welchem Clementine Weibel saß, und wenn er auch nichts Besonderes dort entdeckte, so kam es ihm doch vor, als brauche die junge Dame immer einige Vorbereitungen, wenn sie sich erheben wollte, um irgend etwas zu holen.

Nach dem Souper kamen abermals Spiele an die Reihe, und ſpät gegen Mitternacht ſollte die Soiree wie immer mit einem Punſche beſchloſſen werden. Auf die Anfertigung dieſes Punſches baute Herr Schilder einige kühne Hoffnungen; er glaubte darin Vorzügliches zu leiſten und wurde bei den meiſten befreundeten Familien aufgefordert, ſich dieſem Geſchäfte zu unterziehen. Es war das ein Augenblick, fern von dem Geräuſche der Welt in der ſtillen Küche zugebracht, wo ſich ſchon Gelegenheit fand, ein freundliches Wort anzubringen.

Je mehr die Zeit zu Anfertigung des Punſches heran nahte, um ſo näher hielt ſich Herr Schilder bei der Gruppe, wo Clementine Weibel ſaß, an ihrer Rechten der polniſche Graf, an ihrer Linken ein Lieutenant — eine Gruppe, bei der ſich auch die Kaufmannswittwe befand, ſowie Madame Springer, und wo es außerordentlich vergnügt und luſtig zuging.

Nun iſt es aber für Jemand, der ſich in einer gedrückten Stimmung befindet, ſehr ſchwer, luſtig zu ſein. Die harmloſeſten, ja, heiter ſein ſollenden Aeußerungen kommen in ſolchen Augenblicken bitter und gereizt hervor, und ſelbſt das Lächeln, das man auf ſeinen Zügen ſehen läßt, erſcheint mehr wie ein Grinſen der Verzweiflung. Herr Schilder hatte ſonſt ganz gute Einfälle, aber heute wollte kein einziger gelingen; er kam ſich ſelbſt unbegreiflich fade vor und mußte es erleben, daß ſie, in deren Augen er ſo gern geglänzt hätte, ſich von ihm wegwandte, und daß allein der polniſche Graf ihm ein kleines Lächeln zollte, das aber ebenſo gut für ein Lächeln des Mitleids gelten konnte.

Aber bei der Punſchbereitung, das nahm er ſich feſt vor, da wollte er der jungen Dame einige paſſende Worte ſagen.

Mochte der Rechtsconsulent in dem Herzen des Fabrikanten lesen oder mochte er auch die lachende Gruppe gern gesprengt sehen oder sonst seine Nebenabsichten haben — genug, er wandte sich mit dem freundlichen Lächeln, welches die Lippen eines Hausherrn beständig ziert, an Clementine Weibel und sagte ihr ziemlich laut, ob sie nicht wie gewöhnlich dem Herrn Schilder helfen wolle, seinen so bekannten und vortrefflichen Punsch zu brauen.

Clementine schaute im Kreise umher, das heißt sie wandte nur ihren Kopf, ohne dabei mit den Augen die Blicke des interessanten Fremden zu verlassen, und sagte: „Ach ja — mit Vergnügen."

„Mein Freund, der Herr Schilder," setzte der Rechtsconsulent händereibend hinzu, „ist groß in der Anfertigung des Punsches; er muß das Geheimmittel haben, denn wenn wir auch alle sein Recept kennen, ist doch Niemand im Stande, dieses Getränk so wohlschmeckend wie er anzufertigen."

„Die Uebung, Herr Doktor, die Uebung," entgegnete der junge Fabrikant geschmeichelt. Er fühlte sich in diesem Augenblicke überglücklich, doch wenigstens etwas Anerkennenswerthes für die Gesellschaft leisten zu können. Wenn nur einiges Gefühl in ihrem Herzen war, so mußte sie ihm jetzt einen freundlichen Blick schenken, um so mehr, als sich nun auch die Lieutenants, sowie der langhaarige Maler vernehmen ließen und eingestanden, daß sie selten etwas Famoseres getrunken als den Punsch des Herrn Schilder.

Da nahm der herzerobernde Fremde das Wort und sagte mit seiner affektirt sanften Stimme, welche übrigens von den blitzenden Augen Lügen gestraft wurde:

„Auch ich werde mich sehr erfreuen, ein Punsch von Herrn

Schilder's Fabrikation zu trinken — wirklich ſehr erfreuen, das Recept zu kennen; denn bis jetzt habe ich gedacht, wir allein ſeien im Stande, ein Punſch zu machen."

„Das glaube ich auch wohl!" rief eifrig der Maler. „Auf meinen Reiſen (er ſprach gern von ſeinen Reiſen, obgleich eigentlich Niemand wußte, welche Länder er bereist hatte,) traf ich mit vielen Ihrer Herren Landsleute zuſammen, die einige Mal das Ausgezeichnetſte in Punſch leiſteten."

„Polen und Rußland," entgegnete ſtolz der Graf, „ſind eigentlich das Land der Pünſche."

Als er das ſprach, überſchauerte es die blaſſe Kaufmannswittwe, und auch Clementine Weibel fühlte ſich angenehm erregt. — „Pünſche" hatte er geſagt, ach, und er ſprach dieſes Wort ſo deliciös aus! — Pünſche! Es klang das ſo weich, ſo wohllautend und doch wieder ſo melancholiſch. — O, es war ein einziger Menſch, der liebenswürdige Fremde, dachten drei Viertel der anweſenden Damen, und viele derſelben, die ihn das zauberiſche Wort hatten ſprechen hören, ſpitzten ihren Mund und ſagten mit einem himmelnden Blick: „Pünſche — Pünſche!"

Da ſprach die alte ſtrenge Juſtizräthin wohl unbedachter Weiſe die ſchrecklichen Worte: „Es wäre wohl nicht unintereſſant, einmal einen polniſchen Punſch zu verſuchen."

Und alsbald erklang es von allen Seiten: „Ach ja, Herr Graf, ein polniſcher Punſch!"

Junge Damen, die heute Abend noch nicht des Glückes theilhaftig geworden, mit dem Helden der Geſellſchaft ein Wort zu reden, näherten ſich ihm mit flehend aufgehobenen Händen und ſprachen ſo begeiſtert, als hofften ſie ein Stück-

chen Seligkeit zu erlangen: „Ach, bitte, bitte, beſter Graf, einen polniſchen Punſch!“

„Ein polniſcher Punſch!“ ſagte der langhaarige Maler beiſtimmend.

„Ein polniſcher Punſch!“ meinte die Frau Rechtsconſulentin, da ſie ſah, wie ihr Gemahl finſter die Lippen zuſammenbiß.

„Gewiß, ein polniſcher Punſch!“ ſprach auch Madame Weibel mit dem energiſchen Tone ihrer Stimme.

Und „polniſcher Punſch, polniſcher Punſch!“ klang es wie Hohngelächter der Hölle in den Ohren des unglücklichen Herrn Schilder.

Daß Graf Czrabowski dem allgemeinen Drängen nachgab, verſteht ſich von ſelbſt. Nur Clementine Weibel machte einige beſcheidene Einwendungen — Einwendungen, die den armen Fabrikanten vielleicht wieder etwas hätten aufrichten können, und wie die Liebe ſo gern zum Verzeihen geneigt iſt, ſo ſprach es ſchon in ihm: „O Gott, ſie will keinen polniſchen Punſch, ſie will am vaterländiſchen feſthalten!“ Da ſah er, mit welchen Blicken ſie dieſe Einwendungen begleitete, als ſie ſprach: „Aber, Mama, das geht ja nicht; der Punſch wird in der Küche gemacht, wir können den Herrn Grafen doch nicht in die Küche führen, in die Küche, wo es, wie du wohl weißt, am Abend einer Soiree nicht immer ſo ausſieht, wie es ſollte.“

Darauf nickte der Herr Graf mit dem Kopfe und entgegnete lächelnd: „Ich werde nichts ſehen als“ — der Blick, den er bei dieſen Worten auf das junge Mädchen warf, war wahrhaft mörderiſch — „als — als die Sachen, die wir zu dieſem Punſche gebrauchen.“

Da hierauf die Schwiegermutter befriedigt mit dem Kopfe

nickte, eilte Clementine triumphirend in die Küche, um das Nothwendige herzurichten und dabei in der Geschwindigkeit so viel aufräumen zu lassen, als nur irgend möglich war. Obgleich sie dicht bei Herrn Schilder vorbei kam, obgleich dieser sie mit seinen Blicken bannen zu wollen schien, sah sie ihn doch gar nicht; sie dachte nur an die Küche, an den polnischen Grafen und an den polnischen Punsch. — Glückliche Clementine!

Wie der junge Fabrikant nach diesem für ihn so entsetzlichen Auftritte aus dem Salon ins Wohnzimmer kam und von dort in das Eßzimmer gelangte, wo die Putzfrau mit Abräumen des Buffets beschäftigt war, das wußte er eigentlich selbst nicht. Er ging wie in dichtem Nebel und streckte zuweilen seine Hände aus, als müsse er sich durch das Gefühl orientiren. Auch durch das Eßzimmer ging er und kam an die Thür zum Schlafzimmer der Kinder, die er öffnete und, vielleicht ohne es selbst zu wollen, dort eintrat.

Fritzchen und Louise saßen an ihrem Tische neben Herrn Larioz; dieser hatte ein großes Buch vor sich, worin sich buntgemalte Ritter zu Fuß und zu Pferde befanden, die er den Kindern erklärte. Bei dem Eintritt des Herrn Schilder blickte er in die Höhe und schien nicht einmal überrascht, als er dessen verstörtes Gesicht sah; er nickte bloß mit dem Kopfe und bot dem Eintretenden einen Stuhl, den dieser auch annahm und sich seufzend darauf niederließ.

„Sind die Gesellschaftsspiele vorüber?“ fragte Herr Larioz, worauf der Andere antwortete: „Ja, es ist Alles vorüber.“

Dieses „Alles“ schien der Schreiber so zu verstehen, wie es Herr Schilder gemeint; denn er wandte seinen Kopf hin

und her und ſagte, nachdem er einen langen Blick auf den jungen Mann geworfen: „Ja, ja, die Welt liegt ſehr im Argen; man muß aber nicht Alles ſo ſchwer nehmen.“

„Ja, wenn man's nur leicht nehmen könnte! Es iſt eigentlich närriſch von mir, nicht wahr, daß ich die Geſellſchaft verlaſſe und Sie hier in Ihrer ſtillen Einſamkeit überfalle? Ich weiß auch nicht, wie das gekommen iſt; ich wollte nur dem polniſchen Punſch aus dem Wege gehen.“

„Dem polniſchen Punſch?“ fragte Herr Larioz und blickte in die Höhe.

„Ach ja, Herr Graf Czrabowski thut der Geſellſchaft die Ehre an, in der Küche mit Fräulein Clementine einen polniſchen Punſch zu brauen.“

„Ah ſo, ah ſo!“ erwiderte Herr Larioz und ſchaute gedankenvoll nach der Thür, aber nicht nach der, zu welcher Herr Schilder eingetreten war.

„Tante iſt in der Küche,“ ſagte Louiſe, „da will ich ihr helfen gehen.“

„Ich auch,“ meinte Fritzchen.

Und beide Kinder waren im Begriff, von ihren Stühlen herab zu ſteigen. Der lange Schreiber blickte fragend auf ſein Gegenüber, und Herr Schilder wollte ſchon ziemlich erleichtert ſagen: „Thut das, Kinder,“ als er den Blicken des Anderen begegnete und darin etwas zu leſen ſchien, was er erſt dann verſtand, als Herr Larioz nun mit großer Ruhe ſprach: „Man muß in der Welt klar ſehen, das iſt die Hauptſache — bleibt nur da, Kinder, ihr würdet draußen nur geniren.“

Hätte das jeder Andere im Hauſe geſagt, ſo würden die Kinder erſt recht in die Küche gegangen ſein; aber vor dem

großen ernſten Manne hatten ſie einen ſo außerordentlichen Reſpekt, daß es nur eines Wortes von ihm bedurfte, um ſie zum Gehorſam zu zwingen.

Wenn Herr Schilder den Blick des Schreibers verſtanden hatte, ſo wußte dieſer auch genau, was die Angſt bedeuten ſollte, mit welcher der Fabrikant nach der Thür ſchaute, die nicht einmal feſt verſchloſſen war und die auf den Hausflur und von da in die Küche führte. Dabei dachte Herr Larioz: Es iſt doch Alles Lug und Trug in der Welt, keine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit mehr zu finden! Habe ich doch ſelbſt geſehen, wie die da draußen zuerſt mit dem vortrefflichen Schilder ſüße Blicke gewechſelt, dann es ebenſo mit ein paar Lieutenants gemacht, ſowie mit dem langhaarigen Maler, und jetzt braut ſie in der Küche einen polniſchen Punſch! — O, über dieſe Welt!

Er blickte, wie er oft zu thun pflegte, vor ſich hin und ſchaute weit, weit in andere Sitten und andere Zeiten. — „Sollte man nicht ſein Schlachtroß beſteigen?“ murmelte er in ſich hinein; „ſollte man nicht ſein gutes Schwert ziehen und, ſich deckend mit dem feſten Schilde, hinein ſprengen in das elende Gewimmel, das da unter unſeren Füßen ſeine unſauberen Fäden zieht? — Ja, bei Gott und San Jago! Das ſollte man thun, aufdecken alle die Heimlichkeiten, ſo viel es möglich iſt, und Lug und Trug zerſtören.“

Darauf athmete er tief auf und ſagte mit ruhiger Stimme: „Ich werde mir in der Küche ein Glas Waſſer holen.“

Herr Schilder nickte befriedigt mit dem Kopfe und folgte dem langen Schreiber mit dankbaren Blicken, der ſich nun langſam erhob, die Thür weit öffnete und hinaus ſchritt.

Unterdeſſen waren Clementine und der Graf Czrabowski

mit der Anfertigung des polnischen Punsches beschäftigt. Babette hatte alle Ingredienzien auf den Küchentisch gestellt und sich dann pflichtschuldigst entfernt. Die Beiden waren allein in dem halb dunkeln, räucherigen Gemach, und nur dumpf hörte man aus den Gesellschaftszimmern das Lachen und Plaudern der Gäste; doch machten diese immer noch einen solchen Lärm, daß es jedes andere Geräusch übertönte. Clementine zerschnitt Orangen, drückte sie in die Suppen-Terrine aus, und der Graf sagte: „Ach, welch deliciöser, wunderbarer Geruch das ist! Man glaubt im schönen Süden zu sein, in Italien, wandelnd in Myrten- und Orangenwäldern."

„Sie waren in Italien?" fragte sie.

„Ja und nein," gab er zur Antwort; dann setzte er mit einem Seufzer hinzu: „Ich war allein da, und allein umher irren, ohne ein Herz, das im Stande ist, uns zu verstehen, ohne Jemanden, der zu uns spricht: Ach, wie ist das so schön! — da zählt eine solche Reise gar nicht."

„Ach, ich glaube das," entgegnete Clementine seufzend und wandte ihren Kopf ein wenig herum, worauf sie fast erschrak, als sie dicht vor sich die blitzenden Augen des Fremden erblickte.

„Nur zu Zwei kann man genießen," fuhr dieser fort, setzte aber gleich darauf in leichterem und gefälligem Tone hinzu: „Warum diese Melancholie, die mich so oft und schmerzlich überfällt, vor Ihnen zeigen, mein schönes Fräulein? Was kümmert uns die Vergangenheit, was kümmert uns Italien? Ist doch die Gegenwart so wunderschön!"

Er stand sehr dicht bei dem jungen Mädchen, als er das sprach.

„Aber was machen Sie?" fuhr er nach einer kleinen

Pause fort, als er sah, daß Clementine ihre vom Orangensaft nassen Finger an einem Küchenhandtuch abtrocknen wollte. „Welche Verschwendung, diese köstlichen Tropfen!"

Rasch hatte er ein feines Battisttuch hervorgezogen und warf es leicht und gewandt über die beiden Hände des jungen Mädchens, ergriff dieselben und bemühte sich mit manchem Druck, die Stelle des Küchenhandtuches zu versehen. Es war das ein etwas gefährliches Manöver, und Clementine athmete tief und schwer auf, das Blut schoß ihr ins Gesicht und ihre Augen flammten.

Der Graf hatte sein Tuch sorgfältig wieder abgewickelt, brachte es dann an seinen Mund und schien begierig, den Duft der Orangen einzusaugen. „Sehen Sie," sagte er darauf, „was Sie hinweg werfen wollten, hat mich für mehrere Tage glücklich gemacht — für mehrere Tage, denn noch lange wird mich der Duft dieses Tuches an einen seligen Augenblick erinnern."

Clementine war unruhig, ihre Hand zitterte, als sie nun eine der Flaschen emporhob, um die Flüssigkeit auf den Orangensaft und den Zucker zu gießen.

„Ich muß Sie unterstützen," sprach der Graf mit leiser, schmeichelnder Stimme, „das ist Ihrer Hand zu schwer." Damit legte er seinen linken Arm um ihre Taille, aber nur in der Absicht, um mit den Fingerspitzen ihre Hand zu halten, die wirklich auffallend zitterte.

Die zweite Flasche goß er selbst in die Terrine, aber mit seiner rechten Hand, denn sein linker Arm war beschäftigt.

„Wie das betäubend ist!" sagte das junge Mädchen, nachdem sie sich einen Augenblick tief auf die stark duftende Flüssigkeit hinabgebeugt. — „Ach, so betäubend!"

Auch er war ihrem Beispiele gefolgt und hatte den Kopf niedergesenkt, so tief, daß seine Lippen ihr Haar berührten.

„O, man kann das nicht lange aushalten," fuhr Clementine fort, nachdem sie ein paar Sekunden in dieser Stellung verharrt. „Das verwirrt ordentlich die Sinne. Ah!" machte sie und warf ihren Kopf heftig zurück. Da er in diesem Augenblicke nicht das Gleiche that, sondern nur sein etwas bleiches Gesicht gegen das glühende des jungen Mädchens wandte, so war es von ihrer Seite wirklich ganz absichtslos und unwillkürlich — wir wollen das wenigstens annehmen, — daß sich ihre Lippen fanden und auch sogar einen kleinen Moment in dieser Bewegung verharrten.

Da hörten die Beiden eine tiefe Stimme hinter sich sagen: „Das ist also ein polnischer Punsch?"

So überrascht werden ist immer eine höchst mißliche Sache; es gibt da freilich allerhand Auswege, aber sie sind nicht immer mit Vortheil anzuwenden; man kann die Sache höchst gleichgültig nehmen, als habe der, welcher uns überrascht, mit seinen vielleicht sehr vortrefflichen Augen sich doch nur geirrt; doch gehört dazu eine außerordentliche Frechheit, die nicht Jeder besitzt; man kann die Geschichte in Lachen verkehren; sie kann es für einen etwas albernen und unziemlichen Scherz declariren; doch bedarf es dazu einer Geistesgegenwart, die in diesem Umfange ebenfalls nicht Jedermanns Sache ist; man kann mit einem Schrei aus einander fahren, der eine Theil kann sich flüchten, der andere mit einem gewissen bekannten Gesichtsausdruck überrascht stehen bleiben, und das ist die gewöhnliche Lösung solcher verdrießlichen Rencontres; aber es ist ein bischen compromittirend.

Der Graf und Clementine, eigentlich sie allein, behan-

delten die Sache auf die letzt angegebene Art; er hätte vielleicht zum ersten oder zweiten Auskunftsmittel seine Zuflucht genommen; da aber das junge Mädchen mit einem lauten Schrei von der Küche in die Speisekammer flüchtete, so blieb ihm nichts übrig, als ziemlich verblüfften Angesichts die strenge Miene des langen Mannes anzuschauen, den er vorhin im Gesellschaftszimmer in der Fensterecke gesehen, und dessen Züge ihm schon damals nicht besonders gefallen.

„Das ist also ein polnischer Punsch, Herr — Graf?" wiederholte der Eingetretene, indem er mit der rechten Hand den armen Herrn Schilder abwehrte, der sich erregt vordrängen wollte, obgleich er nicht alles gesehen, was der Schreiber erschaut.

Graf Czrabowski hatte übrigens im nächsten Augenblicke seine Fassung wieder gewonnen und versuchte es, sich aus der Affaire zu ziehen. Doch schüttelte Herr Larioz mit einem verächtlichen Gesichtsausdruck seinen Kopf und sagte: „Das mag anderswo gebräuchlich sein, auf solche Art mit jungen Mädchen Punsch zu brauen; bei uns in anständigen Häusern aber denkt man, es sei sehr frech, sich so zu benehmen."

„Ja, sehr frech," sprach auch zitternd vor Zorn Herr Schilder, der sich nun gewaltsam vordrängte und dicht vor den interessanten Fremden hintrat. — „Sehr frech, ich wiederhole es und will es zehn Mal wiederholen, und so laut als ich kann."

Leider that er das Letztere in vollem Umfange, so daß sich Herr Larioz veranlaßt sah, ihn um Mäßigung zu ersuchen. Und daran hatte der Schreiber Recht, denn wer bei solchen Veranlassungen anfängt zu schreien, gibt sich eine Blöße, die ein geschickter Gegner gleich zu benutzen versteht.

Und ein solcher Gegner war der Herr Graf Czrabowski; er fuhr lächelnd durch sein Haar, er drehte lächelnd an seinem zugespitzten Schnurrbart, er sagte lächelnd: „Das nenne ich Gastfreundschaft, einen einzelnen harmlosen Fremden so zu überfallen!“

Hätte nur zuerst Clementine und nachher Herr Schilder nicht so laut geschrieen! Aber in den Gesellschaftszimmern war es mit einem Male sehr still geworden, und jetzt öffnete sich die Thür vom Salon auf den Gang, und Madame Weibel schlich heraus, welcher ihr Schwiegersohn mit gerunzelter Stirn folgte.

Die Beiden traten in die Küche; Niemand wagte eine Frage zu stellen, man sah sich erstaunt an. Herr Larioz stand mit hoch erhobenem Kopfe an der Thür, Herr Schilder haschte nach Athem, während er seine beiden Hände krampfhaft schloß und öffnete; der Graf spielte verlegen mit seiner Uhrkette, und Clementine war verschwunden.

Die Schwiegermutter war die Erste, welche ihren Mund öffnete und fragte: „Wo ist meine Tochter?“

Ein paar Sekunden lang antwortete Niemand, dann sagte Herr Schilder, indem er heftig schluckte: „Sie hat sich, als wir in die Küche traten, dort in die Speisekammer geflüchtet.“

„Geflüchtet?“ rief Madame Weibel, und sie legte einen Ausdruck auf dieses Wort, der offenbar sagen wollte: „Seit wann findet sich ein Mitglied der Familie Weibel in die Nothwendigkeit versetzt, sich zu flüchten?“ — Und dann fuhr sie fort, indem sie ihre spitze Nase gegen den langen Schreiber richtete: „Was haben Sie eigentlich in meiner Küche zu suchen?“

„Was ich dort ſuchte, habe ich gefunden," entgegnete Herr Larioz mit großer Ruhe.

Der Rechtsconſulent hatte bis jetzt kein Wort geſprochen, nur hatte er ſämmtliche Anweſende mit ſtrengem Blicke betrachtet, der ſich aber in einen ängſtlichen verkehrte, als er hinter ſich die Salonthür geöffnet und das Geſicht der blaſſen Kaufmanns-Wittwe ſah, die neugierig heraus horchte.

„Gehen wir hinein," ſprach er eilig, „gehen wir alle hinein — dummes Zeug! Ich bitte, meine Herren, gehen wir hinein!"

„Und Fräulein Clementine?" fragte Herr Schilder einigermaßen zur Unzeit.

„Laſſen Sie meine Tochter, wo ſie iſt," ſagte ſtreng Madame Weibel. „Und Sie," wandte ſie ſich an Larioz, „haben doch wohl gehört, was Ihnen mein Schwiegerſohn befohlen? Machen Sie, daß Sie aus meiner Küche fortkommen, — Sie —!" Dieſes „Sie" war mit einem ſo giftigen Blicke begleitet, daß jeder Andere unfehlbar davor zurückgewichen wäre.

Der lange Schreiber aber, der dieſen Blick kannte und nicht fürchtete, zuckte lächelnd die Achſeln und ſprach zu Herrn Schilder: „Kommen Sie, ſonſt haben wir Beiden noch das größte Unrecht begangen."

„Das haben Sie auch," entgegnete ungemein erbost die Schwiegermutter; denn ihrem geübten Verſtande war es ſchon im erſten Augenblicke klar geworden, um was es ſich handelte. „Was haben Sie an Küchenthüren zu horchen und Andere noch dazu zu veranlaſſen!"

Der Rechtsconſulent, der klüger war und ruhigeres Blut beſaß, als ſeine Schwiegermutter, wollte ſich begütigend ins

Mittel schlagen, doch war es zu spät. Clementine, die jedes Wort verstanden hatte, und der es in der Speisekammer anfing zu eng und unbehaglich zu werden, glaubte den Zeitpunkt gekommen, wo sie mit einigem Eclat siegreich hervorbrechen könne. Und das that sie denn auch; sie stürzte weinend an den Hals ihrer Mama, indem sie sagte: „Ach ja, es ist nur die helle Bosheit von dem Schreiber, er hat an der Küchenthür gelauscht und uns absichtlich erschreckt. — O, das ist schändlich."

„Ja, es ist schändlich," murmelte der polnische Graf, der bis jetzt für gut befunden hatte, stillschweigender Zuschauer zu sein.

„Ja, sehr schändlich!" sprach die Schwiegermutter mit Pathos. „Schändlich über alle Beschreibung — Sie langer, nichtsnutziger Mensch!"

Es war gut, daß der Rechtsconsulent in diesem Augenblicke seine Hand auf den Arm des Herrn Larioz legte und ihm ernstlich sagte: „Ich wünsche jetzt Ruhe, wir wollen das morgen untersuchen," — worauf der Schreiber einen tiefen Athemzug that und sich dann verneigte.

Leider hatte die Toilette des Fräuleins Clementine Weibel in der rauchigen Speisekammer einigen Schaden gelitten, was nicht dazu beitrug, die gute Laune der beiden Damen zu erhöhen. Clementine wollte in ein fortgesetztes Weinen verfallen, was sich aber der Rechtsconsulent verbat, indem er sie ersuchte, ihre Toilette so gut als möglich zu corrigiren und dann zur Gesellschaft zurückzukehren. Er zitterte, wenn er daran dachte, daß man drinnen Vermuthungen schöpfen könne, oder daß die blasse Kaufmanns-Wittwe etwas verstanden. Deßhalb sagte er mit sehr eindringlicher und fester Stimme, obgleich er ganz

leiſe ſprach, zu Madame Weibel: „Frau Schwiegermutter, Sie mögen zufälliger Weiſe anderer Anſicht ſein, aber ich erſuche Sie dringend, in den Salon zurückzukehren und den Leuten drinnen, die wahrſcheinlich die Köpfe zuſammen ſtecken, irgend etwas Glaubwürdiges zu erzählen. Oder wollen Sie" — ſetzte er mit zuſammengebiſſenen Zähnen hinzu — „morgen ein Stadtgerede haben, das vielleicht der Wahrheit ſehr nahe kommt? — Bitte, ſagen Sie mir ſpäter Ihre Meinung, aber jetzt gehen Sie."

Eine Sekunde lang maß ihn die erzürnte Dame von oben bis unten, und dann ſagte ſie: „Gut, Herr Schwiegerſohn, das Maß iſt überfüllt."

Damit rauſchte ſie hinaus.

„Und Sie, Herr Graf," wandte ſich der Hausherr mit höflichem, aber trockenem Tone an den etwas verblüfft daſtehenden intereſſanten Polen, „darf ich Sie wohl bitten, zur Geſellſchaft zurückzukehren?"

„Wenn Sie mir erlauben, Herr Doktor," entgegnete der Fremde nach einer Pauſe, wobei er den Verſuch machte, einen Blick von Clementinen aufzufangen, die aber kluger Weiſe das Taſchentuch vor die Augen hielt, „ſo ziehe ich mich heute Abend zurück und werde mir morgen erlauben, Sie zu beſuchen, um eine kleine Erklärung über die eben gehabte Scene entgegen zu nehmen."

Er warf den Kopf etwas ſtolz in die Höhe, und Herr Lariez zuckte bedeutſam mit dem rechten Arm. Nach einem abermaligen vergeblichen Verſuche, einen Blick von dem jungen Mädchen zu erhalten, ſetzte er ſeufzend und mit Beziehung hinzu: „Nach dem, was ich heute Abend erlebt, iſt mir Stille und Ruhe angenehm."

Damit machte er dem Hausherrn eine Verbeugung, ging hinaus, ließ sich von der lauschenden Babette Paletot und Hut geben und verschwand.

Zweimal zuckte Clementine zusammen und schien im Begriffe, das Tuch von ihren Augen zu entfernen, um ihm einen Blick nachzusenden, doch siegte ihre Klugheit, und sie vergrub ihren Kopf noch tiefer in die Hände.

„Wir wollen morgen weiter darüber sprechen," sagte alsdann der Rechtsconsulent zu seinem Schreiber; „gehen Sie noch eine kleine Weile zu den Kindern oder —"

„Nach Hause, ich verstehe," erwiderte lächelnd Herr Larioz, indem er sich umwandte, um noch für einen Augenblick in das kleine Schlafzimmer zu treten. Das, was er gesehen und gehört, hatte ihn tief erschüttert; er hatte es nicht für möglich gehalten, daß man so Recht in Unrecht verwandeln könne. Ja, sprach er seufzend, die Welt ist voll Arglist und Trug, und es gehört ein langer Kampf und ein kräftiger Arm dazu, um daraus siegreich hervor zu gehen. Aber Sieg oder Untergang, das ist meine Losung. — Und ich kann einmal diesem finsteren Getreibe nicht zuschauen, ohne hinein zu sprengen und „Licht und Recht" rufend, die Gegner mit geschlossenem Visir nieder zu stoßen. — Gott und San Jago werden mir helfen.

Herr Schilder war mit Clementinen allein in der Küche zurück geblieben. Ob der Rechtsconsulent den Fabrikanten absichtlich nicht in den Salon genöthigt, wissen wir nicht anzugeben, aber wir vermuthen es. Er stand zwischen der Thür und dem Küchenschranke und betrachtete ziemlich verlegen die Nägel seiner Finger; sie war in der Nähe des Anrichttisches, wo sich noch der halb fertige Punsch befand, und schluchzte lauter als vorhin. Daneben vernahm man das Ziſchen des

kochenden Waſſers in dem Keſſel auf dem Feuer, der zuweilen vergnügt ſeinen Deckel lüftete, als wollte er ſagen: Schaut nur daher, mein Waſſer kocht ſchon lange, wollt ihr es nicht aufgießen zur Freude der dürſtenden Menſchheit?

Trotzdem, daß Clementine in Schmerz verſunken zu ſein ſchien, hatte ſie doch Faſſung genug, um genau zu überlegen, wie die ziemlich verfahrene Sache noch zum Beſten zu lenken ſei. In Fragen wie die vorliegende verzweifelt ein Mädchenherz ſelten, und auch Clementine ſchöpfte Hoffnung in dem wirklich kummervollen Blicke, mit dem der junge Fabrikant ſie betrachtete, was zu bemerken ihr Raum genug blieb zwiſchen Finger und Schnupftuch. — Was thun? ſich in eine Erklärung einlaſſen? den Feind langſam mit Worten angreifen? — Das konnte vielleicht zu einer augenblicklichen Verſöhnung führen; aber Clementine wollte mehr; ſie fürchtete ſich vor dem Gerede der Welt, ſie ſah den einzigen Weg, auf dem es ihr gelingen konnte, ihre Feinde nicht nur zum Schweigen zu bringen, ſondern auch vor Neid vergehen zu machen. Aber dieſer Weg, der allein zu einem glücklichen Ziel führen konnte, beſtand in einer förmlichen Ueberrumpelung des ziemlich wehrloſen Feindes, und muthig wie ſie war, beſchloß ſie dieſe Ueberrumpelung.

Nach einem lauten Schluchzen und nach einer Attitude, bei der ſie das Geſicht mit empor gehobenen Händen gegen die rauchige Decke der Küche wandte, warf ſie ſich ſchmerzbewegt und wie aufgelöst vor Kummer gegen den erſtaunten Fabrikanten, der die Wahl hatte, ſie entweder vor ſich auf den Boden niedergleiten zu laſſen oder in ſeinen Armen aufzufangen.

— — Er that das Letztere; ja, er that noch mehr: er wandte ſeinen Blick nicht ab, ſondern er ſchaute dem ſchönen Mädchen in die von Thränen glänzenden gefährlichen Augen,

die sie von unten herauf schmachtend auf ihn richtete; auch verschloß er seine Ohren nicht, sondern er nahm ihre Worte, obgleich sie ihm wie ein süßes Gift erschienen, in sein Herz und — — war verloren.

„Und Sie konnten glauben," schluchzte sie mit einem sehr gut gemachten krampfhaften Zittern ihres Körpers, „was Ihnen schlechte Menschen zugeflüstert? — Sie, dem ich so viele Beweise meiner — — Freundschaft gegeben? — Sie konnten mich verdammen? — Sie, an dessen Urtheil mir so viel liegt? — O, wie ist die Welt so schlecht!"

Bei den letzten Worten machte sie einige schwache Anstrengungen, sich los zu winden, doch der arme Herr Schilder, wie eine Fliege im Netz der klugen Spinne gefangen und sich freuend über seine Gefangenschaft, hielt sie fest und fester, ja, er wagte es, seinen Kopf hinab zu beugen und sie auf die Stirn zu küssen. Wie schreckhaft zuckte sie zusammen! Wie war ihm dieses schreckhafte Zusammenzucken ein sicherer Beweis, daß sich der lange Schreiber vorhin geirrt und daß dieses Mädchen nicht im Stande sei, sich von einem hergelaufenen Grafen bei der Zubereitung eines polnischen Punsches küssen zu lassen! Ja, er fühlte sich außerordentlich glücklich, sein Herz schlug schneller, und er sagte mit bewegter Stimme: „Seien Sie ruhig, Clementine, es war ja nur meine Liebe zu Ihnen, die mich hieher trieb, und nur an Sie will ich glauben, wenn ich so glücklich sein darf, Ihre Gegenliebe zu erhalten."

Da wand sie sich leicht aus seinen Armen, schaute ihn mit einem unaussprechlichen Blicke an und lispelte sanft erröthend — wir können nicht anders, als uns in diesem schönen Augenblicke des Romanstyls zu befleißigen — sie wand sich also aus seinen Armen, ihr Blick war unaussprechlich, sie er-

röthete und lispelte die bedeutungsschweren Worte: „Sprechen Sie mit meiner Mutter!“

Damit entschlüpfte sie ins Nebenzimmer, wo Babette schon lange bereit stand, um die Toilette der jungen Dame, so viel es thunlich war, wieder in Ordnung zu bringen.

Herr Schilder blieb am Anrichttische stehen; er lächelte vergnügt in sich hinein, er schaute rechts, er schaute links, er schaute in die Höhe, er schaute vor sich nieder, und als er Letzteres that, blickte er hinab in die Suppenterrine, wo der polnische Punsch unzubereitet geblieben war. Gott sei Dank, sprach er zu sich selber, daß der nicht fertig geworden ist! Versuchen wir, ob er an den kostbaren Ingredienzien nichts verdorben, und wenn wir nichts Verdächtiges finden, so machen wir siegreich ein harmloses deutsches Gebräu.

Nachdem er hierauf mit dem Löffel gekostet, noch etwas Pomeranzensaft und Rum dazu gethan, da die Beiden zu viel Zucker hinein gemischt, goß er eigenhändig das dampfende Wasser in die Schüssel und erfreute sich hierauf an dem würzigen Duft, der in seine Nase stieg.

Der Punsch war fertig, Babette trug ihn ins Zimmer, und Herr Schilder schritt hinterdrein, erhaben, im Gefühle seines Sieges, süß lächelnd, Glück und Freude strahlend.

Die Gäste, vor allen die blasse Kaufmannswittwe, wußten nicht, was sie glauben sollten. Wohl hatte man einiges gemurmelt von dem Auftritt in der Küche, was der Wahrheit ziemlich nahe kam, doch war das Aussehen der Betreffenden so ganz anders, als man erwartet hatte.

Der Rechtsconsulent trug sein gewöhnliches Gesellschaftslächeln zur Schau, und Madame Weibel hatte Geistesgegenwart genug, ein paar vertrauten Freundinnen zu versichern,

daß man sich selbst in der geordnetsten Haushaltung nicht immer auf seine Mägde verlassen könne. „Die Babette," sagte sie, „ist sonst wirklich eine ganz brauchbare Person, aber sorgfältig nach den Etiquetten auf den Flaschen zu sehen, das hält auch sie für überflüssig." — Nur daß der polnische Graf nicht wieder kam, war die einzige Klippe, an welcher das Lächeln des Hausherrn, sowie die Geistesgegenwart der Schwiegermutter zu scheitern drohte.

Glücklicher Weise erschien in diesem Augenblicke, wie wir schon vorhin gesagt, Babette mit der Punschbowle und Herr Schilder mit freudestrahlendem Gesichte; glücklicher Weise, wiederholen wir, ging Herr Schilder auf Madame Weibel zu und sagte ihr leise einige Worte, welche die alte würdige Dame mit einigem Erstaunen, aber mit einem Erstaunen des Stolzes und der Freude zu vernehmen schien. Sie machte ein wehmüthig verklärtes Gesicht, reichte dem jungen Fabrikanten die Hand und sprach alsdann zur Justizräthin, die einigermaßen finster darein schaute und der es durchaus nicht gefallen wollte, daß in einem Hause, welches sie mit ihrer Gegenwart beehrte, unerklärliche Dinge vorkommen sollten:

„Sehen Sie, so sind diese jungen Leute; läßt man sie nur eine Minute allein, so passirt immer etwas."

„Es passirt etwas?" fragte lauernd die Gerechtigkeit.

„Ja, stellen Sie sich vor, Frau Justizräthin," entgegnete Madame Weibel, sich umschauend, mit so lauter Stimme, daß es wenigstens ein Dutzend der nah und fern Stehenden hören konnte, „da hat dieser böse Schilder den Augenblick benutzt, um meine Tochter Clementine in der Küche um ihr Jawort zu bitten."

„Ah!" machte die Justizräthin enttäuscht, denn auch sie

hatte eine hoffnungsvolle Tochter, mit welcher der junge Fabrikant schon öfters sehr freundlich gesprochen.

„Ah!“ machte es rings im Kreise, und man sah gezwungenes Lächeln und lange Gesichter. Nur das Ah! der blassen Kaufmannswittwe war ein Laut der Freude und klang, als wenn ihr eine Centnerlast vom Herzen rolle. — Also nicht der schöne polnische Graf!

Dann wurde von allen Seiten gratulirt, und ein wohlgenährter Kanzleidirektor, der Junggeselle war und eine gute Tafel liebte, sagte schmunzelnd: „Eine Verlobung in der Küche ist ein gutes Omen; ich werde häufig bei Ihnen speisen, lieber Schilder.“

Herr Larioz hatte sich unterdessen noch für einen Augenblick in das Kinderzimmer zurückgezogen; er wollte nicht so aus dem Hause fortstürzen, wie es der polnische Graf gethan; er war sich seines Rechtes bewußt, und es kochte in ihm, wenn er bedachte, daß der Trug und die Unredlichkeit dieser Welt wieder einmal den Sieg davon tragen solle. Es that ihm weh, was er erlebt, und er mußte sich zu einem Lächeln zwingen, als die Kinder freundlich auf ihn zusprangen und wissen wollten, warum man in der Küche so laut gesprochen. Ja, obgleich es ihm lieber gewesen wäre, wenn er, um seiner düsteren Gedanken Herr zu werden, mit großen Schritten hätte im Zimmer auf- und abspazieren können, so mußte er sich doch von Fritzchen und Louisen auf einen Stuhl niederziehen lassen, um ihnen einige der fabelhaften Geschichten zu erzählen, die sie so gern hörten und die er auch in ruhigen Augenblicken gern zu erzählen pflegte, von tapfern Rittern, die hoch zu Roß, ihr gutes Schwert in der Hand, ehemals

im Lande umher zogen, um Drachen zu tödten und gefangene Königstöchter zu befreien.

Er hatte gerade eines der eben erwähnten Ungeheuer so genau als möglich beschrieben, als sich die Nebenthür öffnete und Madame Weibel mit der Rechtsconsulentin eintrat; letztere trug auf einem Teller zwei kleine Gläser Punsch für die Kinder. Das Auge der Schwiegermutter verfinsterte sich, als sie den Schreiber bemerkte, und Madame Emilie schien durch ihren eigenthümlichen Blick fragen zu wollen: Verstehst du diese Frechheit, noch da zu bleiben?

„Herr Larioz erzählt uns eine schöne Geschichte," sagte Louise, die noch nichts von eigenthümlichen Blicken verstand.

„Gerade als du herein kamst, Großmama," setzte das Bübchen hinzu, „hat er von einem prächtigen Drachen erzählt. Eine schöne Geschichte!"

„Die jetzt wohl aus ist?" entgegnete Madame Weibel in schneidendem Tone.

Worauf Herr Larioz sehr ruhig antwortete: „Ja, Madame, sie ist vollkommen zu Ende."

Damit erhob er sich, um nach der Fensternische zu gehen, wo sein Hut stand.

Madame Weibel schaute ihm mit einem finsteren Blicke nach und meinte, halb zu ihrer Tochter gewandt: „Die Geschichten in diesem Hause hätten schon lange aufhören müssen, wenn dein Mann ein gescheidter Mann wäre, oder" — setzte sie achselzuckend hinzu — „wenn gewisse Leute einsähen, wie überflüssig sie sind."

Herr Larioz fuhr ruhig mit der Hand über seinen Hut, und versetzte: „Es ist aber leider nicht Jedermann gegeben, sein Ueberflüssigsein einzusehen."

„Adieu, Adieu!“ rief die Schwiegermutter, indem ſie mit ihrer Hand heftig gegen den Schreiber winkte.

Dieſer hätte ſich auch unfehlbar zurückgezogen, wenn ſich nicht in dieſem Augenblicke abermals die Thür geöffnet hätte und Clementine, die wahrſcheinlich im Nebenzimmer gelauſcht hatte, mit flammendem Blick eingetreten wäre und zu ihrer Schweſter geſagt hätte: „Du kannſt mir glauben, Emilie, wenn ich in deinem Hauſe nochmals ſolche Menſchen finden muß, wie dieſen da, ſo betrete ich deine Schwelle nicht mehr.“

„Ich war Ihnen wohl hinderlich, mein Fräulein?“ ſprach Herr Larioz mit großer Ruhe.

„Hinderlich?“ rief das junge Mädchen, indem die Röthe des Zorns ihre Wangen bedeckte; „hinderlich? Wie kann mir das hinderlich ſein?“ Dabei machte ſie dieſelbe verachtungsvolle Handbewegung, wie vorhin ihre Frau Mutter. „Wenn mir nicht die paar Worte zu gut wären, die ich an Sie verſchwende, ſo würde ich Ihnen ſagen, daß Sie —“

„Sagen Sie lieber nichts,“ erwiderte der Schreiber, indem er einen einzigen, aber großen Schritt näher trat und Clementine mit ſeinen Augen ſcharf fixirte.

„Ja, ſage es ihm nur!“ rief die Schwiegermutter. — „Ein ſolcher Schleicher und Spion — ein nichtsnutziges Subjekt!“

„Madame!“

„Ein nichtsnutziges Subjekt, das es wagt, meine Tochter zu verdächtigen, während er ſelbſt vor Scham die Augen nicht aufſchlagen ſollte. — Ja, Scham!“ lachte ſie krampfhaft hinaus; „was kennt ſo Einer von Scham!“

„Die verlernt man freilich bei Ihnen, Madame,“ entgegnete der alſo Gereizte, und es war ein Wunder, daß er

nicht noch Schlimmeres sagte. Doch hatte er mit seinen Worten in ein Wespennest gestochen.

„Habt ihr's gehört?“ kreischte Madame Weibel, indem sie auf ihn zutrat. „Habt ihr's gehört? Und das muß ich alte Frau mir von dem Knechte deines Mannes sagen lassen!“

Da öffnete sich abermals die Thür, und hastig und mit bleichem Gesichte trat der Rechtsconsulent in das Zimmer, die Hände wie flehend erhoben.

„Da kommt der Rechte!“ höhnte die Schwiegermutter, indem sie eine laute Lache aufschlug, „jetzt werdet ihr sehen, wie er seinen Helfer in Schutz nimmt.“

„In Schutz werde ich jeden nehmen, dem in meinem Hause Unrecht geschieht,“ entgegnete der Hausherr nach einem tiefen Athemzuge in sehr leisem, aber doch verständlichem Tone. „Zuerst aber frage ich euch“ — und dabei zitterte seine Stimme — „seid ihr denn gänzlich von Gott verlassen, hier so zu schreien und alle Welt aufmerksam zu machen? — Um des Himmels willen gebt doch Ruhe!“

„Ruhe wird hier nie einkehren,“ rief die Schwiegermutter, „und was die Welt sagt, ist mir gleichgültig!“

„Ja, was die Welt sagt, ist uns gleichgültig,“ kreischte nun auch die Rechtsconsulentin, welche den ganzen Abend die Dulderin gespielt und nun ins andere Extrem übersprang.

„So schreit ins Teufels Namen!“ rief der Rechtsconsulent bebend vor Zorn. — „Larioz, gehen Sie nach Hause, wir sprechen morgen darüber.“

„Ja, er soll gehen, das Ungeheuer!“ rief Madame Plager weinend, „er, der mich und meine Kinder, ja, meine ganze Familie unglücklich machen möchte — dein schlechter Helfershelfer, dein — o pfui!“

Dabei ſpuckte ſie heftig aus, und der arme Rechtsconſulent, der von den flammenden Blicken der drei Weiber noch das Schlimmſte befürchtete, ſchob ſeinen Schreiber zur Thür hinaus. Doch geſchah das nicht ſchnell genug, um Madame Weibel verhindern zu können, ihnen eines der Punſchgläſer ſammt Inhalt nachzuſenden, wobei ſie ſo glücklich oder ſo unglücklich traf, daß das Glas dem Herrn Larioz allein an den Kopf flog, der Punſch dagegen Herrn und Gehülfen zu gleichen Theilen beſchüttete. In demſelben Augenblicke ſprang Clementine gegen die Thür, drückte ſie mit voller Kraft hinter den Beiden zu und ſchob den Riegel vor.

Der lange Schreiber war auch nicht mehr gleichgültig geblieben; ſeine Hand zitterte heftig, als er nach ſeinem Stock und Paletot griff, und es bedurfte eines bedeutungsvollen Blickes des Rechtsconſulenten, ſowie eines flehentlichen Zeichens des Schweigens nach der Salonthür, um ihn zu veranlaſſen, äußerlich ruhig die Treppen hinabzuſteigen. Dabei aber knirſchte er mit den Zähnen und dachte an Dies und Das, an Kampf und Waffengeklirr, wie ihm jetzt eine tüchtige Klinge in der Hand lieber wäre, als ſein langes ſpaniſches Rohr, wie er es als einen Segen des Himmels anſehen würde, wenn ſich die drei Weiber droben in drei Männer verwandeln wollten, wenn er ſie treffen könnte auf einem freien Plane, um einen der Kämpfer nach dem anderen niederwerfen und ihnen alsdann das Schwert auf die Kehle ſetzen zu können, bis ſie ſprächen: „Ja, wir ſind ein heuchleriſches Gezücht voll Lug und Trug!“

Damit war er die Treppen hinuntergegangen und ſtand nun vor der Hausthür, in der dunklen Nacht weiter denkend: Und ſo würde ich nicht nur die da droben beſiegen und ent-

larven, sondern alle, die unter der Maske der Heuchelei und Freundschaft ihren Nebenmenschen die Tage stehlen und das Leben verbittern, — und so muß es kommen; sollte ich auch darüber zu Grunde gehen. — Er blickte bei diesen Worten in die Höhe, wo aus dem Dunkel klare Sterne strahlten, und fuhr alsdann in seinem Selbstgespräche fort: Wenn mir alsdann auch hier unten die Anerkennung fehlt, so wird mich doch ein höheres Bewußtsein lohnen.

Als er das gesagt, vernahm er ein Oeffnen des Fensters droben und eine höhnende Stimme, die herabrief: „Babette wünscht, wohl zu schlafen!"

Doch war es nicht diese Stimme allein, die ihn zusammenfahren ließ, sondern ein Gefühl, als verfinsterten sich plötzlich alle seine Himmel, und als sendeten drohende Wolken einen dichten Regenguß herab.

Bei Adolph Krabbe in Stuttgart sind erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Edmund Hoefer:

Aus dem Volk.

Elegant geheftet 1 Thlr. 22½ Sgr. oder 3 fl. Rhein.

Inhalt: Erzählungen eines alten Tambours: I. Anno Zweiundneunzig. II. Vom großen Bart. III. Roloff, der Rekrut. IV. Der Aufruhr. — Das verlassene Haus. — Das Anneken von Jeedorf. — Verhandelte Treue. — An der Grenze.

Aus alter und neuer Zeit.

Eleg. geh. 1 Thlr. 24 Sgr. oder 3 fl. Rhein.

Inhalt: Alte Geschichten: Ein alter Mann. Die Dohlenkönigin. — Auf der Universität. — Der stille Kamerad. — Erhard Walden. — Kriegsleben im Frieden.

Schwanwick.

Skizzenbuch aus Norddeutschland.

Eleg. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein.

Inhalt: I. Drinnen und draußen. — II. Ein Sonntag. — III. Regentage. — IV. Still und laut. — V. Seefahrt. — VI. Des Sommers Ende. — VII. Erntefest. — VIII. Julklapp. — IX. Die Hochzeit im Schnee.

Bewegtes Leben.

Eleg. geh. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein.

Inhalt: Erzählungen eines alten Fidlers: I. Vom wilden Hans. II. Was man vordem erleben konnte. — Der Onkel Stephan. — Aus einer Familie. — Die hellen Fenster. — Der wilde Heide.

Erzählungen eines alten Tambours.

Eleg. geh. 12 Sgr. oder 42 kr. Rhein.

Inhalt: Anno Zweiundneunzig. — Vom großen Bart. — Roloff, der Rekrut. — Der Aufruhr. — Aus dem Freiheitskriege. — Der alte Kapitän.

Hausblätter
für 1858.

Herausgegeben von

F. W. Hackländer und Edmund Hoefer.

Die Hausblätter, welche ihren vierten Jahrgang beginnen, haben auch in dem verflossenen Jahre ihren Rang behauptet und sich der vollsten, immer sich steigernden Theilnahme des Publikums zu erfreuen gehabt. Der Erfolg und Anklang aber, den das Blatt gefunden, beweisen es, wie gern man einmal von allen politischen, religiösen und kommerciellen Wirren ausruhen will, wie sehr man sich sehnt, sein eigenes Leben und das der täglichen Umgebung auf einige Stunden zu vergessen über einem Bilde des Lebens. Man hat aber selten Zeit zu langen, bändereichen Romanen, und keinen Geschmack an phantastischen Träumereien und Nebelbildern, man will kurze Stücke und doch Abrundung und Wahrheit, mit einem Wort — die Geschichte, wie sie in unserer neueren Litteratur hervortritt, und wie wir dieselbe in den Hausblättern bringen, — sittlich, aber nicht prüde, — wahr, aber nicht niedrig, — dem Erwachsenen und Erfahrenen eine interessante Unterhaltung und der Jugend eine gesunde, bildende, anregende Nahrung, — und endlich keine Uebersetzung, sondern hervorgegangen aus dem deutschen Herzen und Gemüth und aus dem deutschen Leben.

Wir können mit gerechtem Stolz auf den jetzt beendigten Jahrgang zurückblicken. Er enthält eine Reihe solcher Geschichten, wie man sie nicht leicht in einem andern Buch oder Blatt vereint finden möchte, und wir können nach dem Material, welches uns schon jetzt vorliegt, mit Sicherheit versprechen, daß der vierte Jahrgang nicht weniger gut vor Publikum und Kritik bestehen wird. Ebenso werden wir auch im zweiten Theil des Blatts dem Publikum wie bisher eine Menge der interessantesten und unterhaltendsten Beiträge zu bieten im Stande sein.

Von den „**Hausblättern**" erscheinen unverändert monatlich 2 Hefte gr. 8. von je 5 Bogen in Umschlag und kosten

vierteljährlich 1 Rthlr. 6 Sgr. oder 2 fl. 6 kr. Rhein.

Pünktlich je am 1. und 16. jeden Monats wird ein Heft ausgegeben. Am Schluß eines jeden Quartals erscheint Titel und Inhalt desselben, so daß es einen vollen Band von 30 Bogen bildet. — Den ungewöhnlich billigen Preis stellt die unterzeichnete Verlagshandlung in der Voraussetzung einer lebhaften Betheiligung des Publikums.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Verlagshandlung von Adolph Krabbe.

Der Neue Don Quixote.

Zweiter Band.

Der

Neue Don Quixote

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Fünfzehntes Kapitel.

In der Schreibstube 1

Sechzehntes Kapitel.

Burggasse Numero Vier 44

Siebzehntes Kapitel.

Der Bund zum Dolche Rubens 78

Achtzehntes Kapitel.

Eugenie 115

Neunzehntes Kapitel.

Vor fünf Zeugen 161

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Lichtstrahl 196

Einundzwanzigstes Kapitel.

Alte Bekannte 235

Seite

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Neffe des Jägers 258

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Don Quixote und Tiger 272

Der Neue Don Quixote.

Fünfzehntes Kapitel.

In der Schreibſtube.

Wenn man ſich eine Jahreszeit wählen dürfte, um alle ſeine verdrießlichen Augenblicke dorthin zu verlegen, ſo müßte das unfehlbar das Frühjahr ſein mit ſeinen freundlichen Morgenſtunden, dem blauen Himmel mit den leicht dahin ſegelnden Wolken, der duftenden Erde voll erwartungsvoll zitternder Kräuter und neugierig aufſchauender Blumen. Ja, für den Frühling ſollte man ſich alle Verdrießlichkeiten des ganzen Jahres aufheben, aber nicht um die ſchönen Tage deſſelben damit zu verderben, ſondern um vor ihrem Duft und Schimmer alle Traurigkeit verſchwinden zu laſſen, wie der letzte Schnee vor einer warmen Maiſonne vergeht.

Wer an einem Frühlingsabend bekümmert nach Hauſe geht und ſchon im Dahinſchreiten den eigenthümlichen Geruch des jungen Laubes auf ſich einwirken läßt und jenen warmen, feuchten Hauch, den die Erde ausſtrömt und den ein Weſtwind

uns faſt dunſtig ins Geſicht weht, jenen Hauch, der uns, wenn wir die Augen ſchließen, ſchwarze, aufgeleckerte Erde vor unſere Phantaſie zaubert, die erſten grünen Blätter, ziehende Schwalben und die Spitzen von unzähligen keimenden Pflanzen — der fühlt nach und nach die Rinde ſchmelzen, die ſein Herz nicht nur umzieht, ſondern auch ſchmerzhaft zuſammendrückt, und wenn er alsdann in der Nacht feſt und ruhig geſchlafen hat und am Morgen in das lachende Geſicht des jungen, fröhlichen Tages blickt, der vergißt leicht Kummer und Leid, und was ihm geſtern niederdrückend vorkam, erſcheint ihm heute als eine vorübergehende Unannehmlichkeit.

Ja, wer das könnte! Aber für die meiſten der armen Menſchen ſind die Sorgen ziemlich gleichförmig über das ganze Jahr hin vertheilt, und ſchlage einer die finſteren Gedanken ſich aus dem Sinn, wenn er nach einem Abende voll Verdrießlichkeiten am anderen Morgen durch die Straßen gehen muß, wo ihm Regen und Schnee ins Geſicht peitſchen, wo er mit der einen Hand ſeinen langen Stock hält und mit der anderen ſeinen Hut beruhigt, der bei jedem Windſtoße allerlei verdächtige Bewegungen macht, um vom Haupte des Dahinwandelnden hinweg vielleicht in irgend eine ſtrömende Goſſe getrieben zu werden!

Auf die eben beſchriebene Art war am anderen Morgen nach jenem gemiſchten Thee Herr Lariez aus ſeiner Wohnung fort und auf das Bureau gegangen, an ſeiner Seite Gottſchalk, der von Näſſe und Wind weniger zu leiden hatte, da er ſich hinter ſeinem Vorgeſetzten hielt und durch die lange Geſtalt deſſelben geſchützt wurde. Das Herz des Schreibers war immer noch tief betrübt, und wenn wir uns am Eingang dieſes Kapitels erlaubten, von einem heiteren Frühlingstage als einer Zeit

zu sprechen, die da im Stande ist, ein trauriges Herz fröhlich zu stimmen, so müssen wir hinzusetzen, daß der rauhe, windige und nasse Herbsttag dagegen die Verstimmung des Herrn Larioz sichtlich vermehrte.

Als die Beiden das Bureau erreichten, fanden sie auf dem Vorplatze den Tiger, der sich bemühte, ein kleines Feuer in dem Ofen anzumachen, welcher im Zimmer des Rechtsconsulenten stand. Wenn die frostige, feuchte Schreibstube der beiden Anderen schon an einem sonnigen Tage wie ein griesgrämiger Alter aussah, den man mit Gewalt zu einem mürrischen Lächeln zwingt, so konnte man heute bei dem niederströmenden Regen, bei dem trostlosen Halbdunkel, welches das Licht des Tages nicht zu verdrängen im Stande war, auf die Idee kommen, über der Eingangsthür würden die bekannten Worte:

Laßt alle Hoffnung hinter euch!

einen passenden Platz finden.

Herr Larioz lehnte seinen Stock in eine Ecke, hängte Paletot und Hut an den hiefür bestimmten Nagel und stellte sich mit über einander geschlagenen Armen an die angelaufenen Fenster. Der Anblick des Hofes war indessen, wir möchten sagen: glücklicherweise, noch trauriger als der im Innern des Zimmers; hatten sich die schwarzen spitzen Giebel in der Nacht wirklich vorwärts gelehnt, oder täuschten Regen und Schnee, der sie dicht verschleierte — genug, man konnte glauben, die umherstehenden alten ruinenhaften Häuser blickten mit Selbstmordgedanken auf die Kehrichthaufen im Hofe. Sogar diese letzteren schienen ein Gefühl ihres Elends zu haben, denn der Regen, der sich oben in den Vertiefungen sammelte, lief wie in

Thränenbächen an ihnen herunter, so daß es aussah, als beweinten sie ihr jammervolles Dasein.

„Das ist doch ein wahres Hundewetter," sagte der lange Schreiber, nachdem er einen Augenblick hinausgeschaut.

Gottschalk, der sich durch einige sehr kunstlose Sprünge, die er hinter dem Rücken seines Vorgesetzten ausführte, zu erwärmen versuchte, näherte sich jetzt ebenfalls dem Fenster und fragte mit einer etwas affektirten Schüchternheit: „Warum sagt man eigentlich Hundewetter, wenn es so stürmt und regnet?"

„Das ist doch sehr einfach," entgegnete verdrießlich Herr Larioz; „weil ein Hund bei solchem Wetter nicht auf die Straße geht."

„Da aber die Menschen es doch thun," sprach der Bube mit einem sehr pfiffigen Gesichtsausdrucke, „so könnte man es ebenso gut ein Menschenwetter nennen."

„Für manche Menschen wäre es allerdings das gehörige Wetter," versetzte finster Herr Larioz und dachte dabei an den gestrigen Abend und sah im Geiste Madame Weibel mit ihren beiden Töchtern auf einem der Kehrichthaufen wie auf einer verwünschten Insel stehen und umsonst die Hände flehend nach Jemand ausstrecken, der sie von da erretten möge.

„Ja, einen Hund sieht man bei solchem Wetter selten auf der Straße," fuhr Gottschalk fort, sichtlich erfreut, daß ihn sein Vorgesetzter nicht zur Ruhe und zum Schreiben verwiesen; „und wenn man je einen sieht, so schleicht er an den Häusern hin und kriecht ins Trockene, sobald er kann."

„Darin hast du wohl deine Studien gemacht?" fragte der lange Schreiber.

„Ich habe mich allerdings viel mit Hunden abgeben müssen," meinte der Knabe; „denn der Vater hatte immer eine ganze

Menge zum Dreſſiren, die im Keller eingeſperrt werden, wo zuweilen auch wir hinkamen, wenn wir unartig waren."

„So, bei euch werden Hunde dreſſirt? — Ich mag die dreſſirten Hunde nicht."

„Ach, die müſſen alle dreſſirt ſein," verſetzte Gottſchalk mit großer Wichtigkeit, „ſonſt taugen ſie nichts. Was würde ein undreſſirter Hund nicht alles für Unheil anſtellen! Er würde ſtehlen und auffreſſen, was er findet."

„Weil das in ſeiner Natur liegt," ſagte der Andere gedankenvoll.

„Er würde Einen in die Waden beißen, wenn man ihn hart anführe."

„Natürlich, weil er ein Recht hat, ſich zu wehren," meinte Herr Larioz.

„Er würde auf der Jagd ſich wohl hüten, eine geſchoſſene Ente aus dem Waſſer zu appertiren," fuhr der Knabe, durch die Gegenreden des Andern einigermaßen verwundert, fort.

„Und er hätte Recht, wenn er keine Ente appertirte," ſagte Herr Larioz kopfnickend. „Es liegt das nicht in ſeiner Natur; man hat ſein Naturel gewaltſam verändert, man zwingt ihn, ſich zu verſtellen und anders zu ſein, als er ſein ſollte."

Der Knabe ſchüttelte mit dem Kopfe und meinte: „Wenn aber alle ſo undreſſirt blieben, das wäre doch wahrhaftig ein Unglück."

„Im Gegentheil, es wäre der reine Naturzuſtand," entgegnete Herr Larioz, wobei er, wie in tiefe Gedanken verſunken, weit, weit hinaus zu blicken ſchien, durch den Regen und durch die Häuſer in unabſehbare Fernen. „Leider, leider iſt Alles Dreſſur," fuhr er nach einer Pauſe fort, „es gibt keine Wahrheit und keine Aufrichtigkeit mehr. Wer wird das glück-

liche Zeitalter erleben, wo die Menſchen ſo ſprechen, wie ſie denken?"

Gottſchalk ſchüttelte abermals mit dem Kopfe und getraute ſich, in ſehr beſcheidenem Tone zu ſagen: „Das ginge doch wahrhaftig nicht an, da würde man ſich ja gegenſeitig ſchöne Grobheiten machen."

„Beſſer das, als Falſchheiten."

„Aber Alles müßte ja aufhören," meinte der Knabe, muthig gemacht durch die Antworten, welche ihm der lange Schreiber zu Theil werden ließ. „Geſtern hat mich der Herr Doktor gepufft, wie er ſagte, weil ich abſichtlich einen Dintenſpritz auf das Papier gemacht. Nun weiß ich aber wohl, daß ich eigentlich gepufft worden bin, weil geſtern der Prozeß Springer contra Baumüller verloren gegangen iſt. So habe ich auch wohl gedacht; hätte ich das wohl ſagen dürfen?"

Nach dieſen Worten blickte der Knabe fragend und mit lächelndem Geſichtsausdrucke zu Herrn Larioz empor, der die Hände auf den Rücken gelegt hatte und einen Augenblick ſchwieg, ehe er ſagte: „Deine Nutzanwendung, mein lieber Gottſchalk, zeugt von einigem Scharfſinn, und ich will dir darauf entgegnen, daß man allerdings ſeine Meinung offen und frei ſagen ſollte, wenn die ganze Welt einverſtanden wäre, es gegenſeitig ſo zu machen, ſich ohne Falſch und Hinterliſt, ohne allen Rückhalt zu behandeln."

„Ah ſo!" erwiderte der Knabe: „das ſcheint aber nicht der Fall zu ſein, denn ſonſt hätte mich der Herr Rechtsconſulent nicht wegen des Dintenſpritzens gepufft, da er doch einzig und allein im Zorn war wegen des verloren gegangenen Prozeſſes."

„Leider! leider!" verſetzte der Schreiber, und dabei ſtützte

er die eine Hand auf die Fensterbrüstung und ließ den Kopf herabhängen. „Leider kann ein Einzelner nicht viel thun und muß sich auf große Kämpfe gefaßt machen, wenn er, allein mit Wahrheit gerüstet, dem Trug und der Falschheit der ganzen Welt entgegentreten wollte. Es wäre ein schöner Kampf," setzte er träumerisch hinzu, „ein schöner Sieg oder ein glorreiches Untergehen. — Vor Allem aber merke dir einen Spruch," fuhr er nach einer Pause im gewöhnlichen Tone fort, „der dir viel nützen kann: Was du sagst, muß wahr sein, aber es ist nicht thunlich, alles zu sagen, was wahr ist."

„Ja, das hat mein Vater auch schon gemeint, wenn er sagte:

Das Maul halten zu rechter Zeit,
Hat weder Narren noch Weise gereut."

„Ja, ja, ich kenne das; dein Vater hat zuweilen sonderbare Uebersetzungen. — Es ist schon gut," ließ sich Herr Larioz abermals nach einer Pause vernehmen, da ihm das Gespräch mit Gottschalk etwas zu weitläufig zu werden schien. Auch wandte er sich seufzend vom Fenster ab, trat vor sein Schreibpult und gab auch dem Knaben durch eine bezeichnende Handbewegung zu verstehen, sich an seine Arbeit zu machen.

Doch hatte, was diese Arbeit anbelangte, Gottschalk heute einen guten Morgen; denn kaum hatte er nach mehrmaligen mühsamen Versuchen das Papier in die richtige Lage gebracht, auch unter vielen untauglichen Federn endlich eine brauchbare gefunden, hatte die Dinte beinahe zu Schaum gerührt und mit fast flehentlicher Geberde nach der Thür gehorcht, ob sich dort nicht vielleicht ein Klopfer vernehmen lasse, den er zurechtweisen könne, als sich mit einem Male die Thür zum Zimmer des Rechtsconsulenten öffnete und dieser selbst heraustrat, seinem Schreiber flüchtig einen guten Morgen wünschte und dann im

Zimmer auf und ab spazierte, wie er zu thun pflegte, wenn er übler Laune war oder Berathungen über einen wichtigen Gegenstand pflegen wollte. Dann legte er gewöhnlich die Hände auf dem Rücken zusammen, blies die Backen auf, als fühle er sich durch irgend eine Wärme genirt. Auch liebte er es, nach besonders decidirten und kraftvollen Aeußerungen sein Kinn in die Halsbinde zu vergraben und dann, um einen großen Effekt hervorzubringen, mit hoch emporgezogenen Augenbrauen wieder daraus hervorzutauchen.

Gottschalk schmunzelte vergnügt, als er seinen Herrn und Meister so eintreten sah; denn er rechnete nun mit Sicherheit darauf, hinausgeschickt zu werden und draußen beim Tiger eine Stunde verbummeln zu können. Um aber dem Anscheine nach in voller Arbeit gestört zu werden und das Recht zu haben, über die Unterbrechung seines Fleißes ein finsteres Gesicht zu machen, fing er mit einer solchen Wuth zu schreiben an, daß sich das Papier ordentlich bäumte und die Feder knarrte und spritzte.

Der Rechtsconsulent warf über seinen gespitzten Mund hinweg einen melancholischen Blick durch die Fensterscheiben, hinter welchen man nichts als Dunst, Regen und Schnee sah; er seufzte tief auf, barg seine rechte Hand auf der Brust und sagte zu Gottschalk, indem er sich nach dem fleißig Schreibenden umwandte: „Sieh' draußen nach, was die Magd treibt, daß sie nicht zu viel Holz in den Ofen schiebt, und dann schau, ob die Ableitungsröhre des Regenfasses gehörig geöffnet ist, daß ich nicht nachher wieder eine Ueberschwemmung in meinem Arbeitscabinet habe."

Der Lehrling erhob sich verdrießlich, daß er so in bester Arbeit gestört werde, und warf einen Blick der Sehn-

sucht auf das noch ziemlich leere Papier, ehe er hinausging auf den Vorplatz, wo der Tiger beschäftigt war, das kleine Holz in einer Ecke aufzuschichten. Gottschalk schwang sich auf eine leer stehende Kiste, schlenkerte mit den Füßen hin und her, steckte die Hände in die Taschen seiner Hosen und sah still-vergnügt der Arbeit der alten Magd zu.

Drinnen war der Rechtsconsulent noch einige Mal hastig auf und ab geschritten mit zu Boden gesenkten Blicken, dann blieb er wieder am Fenster stehen, seufzte tief auf, blies fast pfeifend den Athem von sich und sagte alsdann: „Das sind schöne Geschichten! — Meinen Sie nicht auch, daß das schöne Geschichten sind?“ fuhr er nach einer Pause fort, als er bemerkte, daß der lange Schreiber nicht von seiner Arbeit in die Höhe sah. „Merkwürdige Geschichten — ganz infame Geschichten! Aber ich will nächstens unter sie treten und fürchterliche Musterung halten! Hat doch diese — Madame Weibel sich erlaubt, mir die ehrenrührigsten Dinge ins Gesicht zu sagen!“

„Ja,“ unterbrach ihn Herr Lariot mit großer Ruhe, „und hat doch Babette sich unterstanden, mir einen Kübel schmutzigen Wassers auf meinen Frack zu gießen.“

„Oh!“ machte erstaunt der Prinzipal. „Und wann das, wenn ich Sie fragen darf?“

„Das geschah gestern Abend, nachdem ich Ihr Haus verlassen; es war das ein hinterlistiger Ueberfall, oder vielmehr ein perfider Ueberguß, ein Ueberguß mit Spülwasser; ich sah es heute Morgen an meinem Fracke, der vor Fett ordentlich glänzt.“

„Ja, Spülwasser,“ sprach der Rechtsconsulent, indem er mit den Zähnen knirschte, „Spülwasser — was mir das schon

in meinem Hauſe zu ſchaffen gemacht hat! — Doch ſchweigen wir davon, wir haben wichtigere Dinge. Können Sie ſich denken," fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er zuvor die Hände auf ſeinem Bauch zuſammen gefaltet und erſchrecklich tief in die Halsbinde hinabgetaucht war, „daß das Attentat von geſtern auf uns Beide eine abgekartete Geſchichte war? Können Sie ſich denken, daß man mich wieder einmal ungerechter Weiſe in einem Verdacht hat? — O, ich bin ganz außer mir. Es iſt das eine wahre Mordgeſchichte, in die auch Sie verwickelt ſind. — Ja, Sie, ſchauen Sie mich nur fragend an, auch Sie ſind darin verwickelt, und Sie werden ſich doch ſo unſchuldig fühlen, wie ein neugeborenes Kind."

Der Blick, mit dem Herr Lariez hierauf ſeinen Herrn anſah, war wirklich wie der eines unbefangenen Säuglings.

„Die Geſchichte mit dem Gottſchalk iſt an Allem ſchuld," fuhr der Rechtsconſulent fort. „Wir hätten den Jungen auf das Bureau genommen — ſo ſagen die da droben — nicht aus Mitleid mit ſeiner hülfloſen Lage, ſondern weil er, weil er — o, es kommt mir ſo lächerlich vor, daß ich es kaum ausſprechen kann — weil er eine hübſche Schweſter habe! — Nun, was ſagen Sie dazu?"

„Es kommt mir das nicht ſo unerwartet," entgegnete der lange Schreiber, indem er ſein Lineal feierlich neben dem Pulte empor zog, wie man es mit einem Schwerte zu machen pflegt, und dann das Kinn darauf ſtützte. „Verzeihen Sie mir, Herr Doktor, wenn ich etwas Hartes ſagen muß, aber wer es ſelbſt liebt, mit Lug und Heuchelei umzugehen, der ſetzt daſſelbe auch bei andern Leuten voraus. — Der arme Bube! Da wird es wohl mit ſeiner Exiſtenz alsbald zu Ende ſein."

„Vorderhand nicht," versetzte eifrig der Rechtsconsulent, während er feierlich die Hand erhob; „bei Gott, vorderhand nicht! Ich will die Weiber da oben lehren, sich in meine Geschäftssachen zu mischen; ich will ihnen zeigen, ob sie sich im Geringsten darum zu kümmern haben, wer meine Gehülfen sind, ob es sie etwas angeht, wenn dieselben keine Familie haben, oder wenn sie ein halbes Dutzend schöne Schwestern aufweisen können. Ja, das will ich, und wenn auch noch eine Anzahl Schwiegermütter mehr da wären."

Er hatte sich selbst in den Eifer hineingesprochen, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und ging eilfertig auf und nieder, während er das eben Angeführte sprach.

Der lange Schreiber gab übrigens nicht das geringste Zeichen des Mißfallens oder Beifalls über das, was sein Prinzipal sprach, zu erkennen; er hatte schon häufig dergleichen erlebt und dann leider fast immer die Erfahrung gemacht, daß Madame Weibel oder ihre Tochter gegen ihn Recht behielten.

„Das wäre mir eine schöne Geschichte," fuhr Herr Doktor Plager fort, wobei er bald in seine Halsbinde niedertauchte, bald den Kopf hoch erhob, um, am Fenster angekommen, den übernassen Hof betrachten zu können. — „Eine schöne Geschichte in der That! Heute der Gottschalk, morgen —"

„Meine geringe Persönlichkeit," sagte gleichmüthig lächelnd der Schreiber.

„Bei Gott, Sie haben Recht, Larioz! Und übermorgen — ich selbst. Ja, ich selbst," wiederholte der Rechtsconsulent zwei oder drei Mal und verfiel dann in Träumereien, die aber scheinbar dem ernsten und traurigen Augenblicke nicht angemessen waren, denn er spitzte seinen Mund und lächelte

zuweilen vergnügt in ſich hinein. Er träumte nämlich, die Schwiegermutter habe ihn in der That vor die Thür geſetzt, und er habe ſeine Kinder genommen und ſich das gefallen laſſen; er ſei hinabgezogen in die beiden Rumpelkammern neben dem Bureau, habe ſich dieſelben einfach, aber behaglich möblirt; der Tiger mit dem guten dummen Geſichte zog die Kinder an und bereitete einen ſehr guten Kaffee ohne Waſchſchwamm, worauf Fritzchen und Louiſe in die Schule gebracht wurden und er nun, ohne vorherigen Zank und Streit, mit ruhigem Gemüth und nicht aufgeregten Nerven in die Schreibſtube ging und ſich an das Fenſter ſtellte, wo er jetzt ſtand — friſch, fromm, fröhlich, frei. Herr Rechtsconſulent Plager war nämlich Turner geweſen und liebte dieſen Spruch noch immer in Erinnerung an eine angenehm verlebte Jugendzeit.

Wenn er übrigens dergleichen träumte, ſo wird es dem geneigten Leſer begreiflich werden, wenn wir ſagen, daß der Rechtsconſulent im Gefühle ſeiner Unſchuld heute Morgen bei dem Kaffeegeſpräch, welches wohl zur Fortſetzung der Punſchattake von geſtern Abend hätte werden können, nicht nur durch große Ruhe und Kaltblütigkeit jede weitere Scene abgeſchnitten, ſondern auch einfach erklärt hatte, das Maß des gegen ihn gerichteten Benehmens ſei bereits übergelaufen, und er ſehe ſich veranlaßt, entſchieden andere Saiten aufzuziehen. Ja, er hatte die Verſicherung durchſcheinen laſſen, wie er vollkommen überzeugt ſei, daß er wohl im Stande wäre, mit ſeiner Frau allein fertig zu werden, ja, vergnügt zu leben; doch ſei die Einmiſchung einer Dritten, einer Schwiegermutter, unerträglich.

Mochten nun die Weiber durch etwas Anderes noch nach-

giebig gestimmt worden sein, genug, die Rechtsconsulentin hatte sich mit einem gelinden Weinen begnügt und Madame Weibel starr an den Himmel hinauf gesehen, als forsche sie nach etwas Blitz und Donner, die von dorther zur gelegenen Zeit herabfahren möchten. Aber die verdrossenen Wolken thaten nichts als langweilig fortregnen, weßhalb Madame Weibel mit einem kräftigen Ruck ihre Morgenhaube bis über die Ohren herabzog und sich, eingehüllt in ihr Bewußtsein, niedersetzte.

Darauf war der Rechtsconsulent an seinen Schreibtisch gegangen, hatte den Lohn der Babette gezählt, hatte ihr ein Zeugniß geschrieben, daß Babette Schmiermel während ihrer zweijährigen Dienstzeit weder gestohlen noch betrogen habe, und war mit dieser furchtbaren Waffe in das Eßzimmer zurückgekehrt, worauf er also gesprochen: „Hier ist der Lohn und ein Zeugniß für Babette; sie hat mir, wie ihr Beide wißt, gestern Abend grobe, unverschämte Antworten gegeben, ohne darüber nachträglich ein Zeichen der Reue zu verrathen" — das war ein Einleitungspunkt — „mag sie gehen und mich verklagen, es soll mir eine wahre Freude sein, einen Prozeß gegen diese Person höchstselbst zu führen."

Als er so geredet, hatte Herr Plager schleunigst seinen Rückzug genommen, worauf die beiden Damen einigermaßen bestürzt zurückgeblieben waren und worauf Babette, weinend über ihr Schicksal, eben nicht dazu beigetragen hatte, ihre Stimmung angenehmer zu machen. Man berathschlagte eifrig und lange; man verhehlte sich nicht, daß man sich schon wegen Clementinens und Herrn Schilder in einer Lage befand, wo es angenehm und wünschenswerth war, den Herrn des Hauses in guter Laune zu erhalten; man wußte wohl, daß einige der Gäste des gemischten Thee's, namentlich die strenge Justiz-

räthin und die blasse Kaufmannswittwe, Mehreres von den Streitigkeiten vernommen und daß die Sache nur dann auf nichts zu reduciren war, wenn man sich in nächster Zeit mit dem Hausherrn in bester Eintracht sehen lasse. Auch trugen die Lamentationen Babettens, die sich für ein Schlachtopfer ansah, dazu bei, das Gemüth der beiden Damen zur Nachgiebigkeit zu stimmen.

Das Resultat der Berathungen droben zeigte sich denn auch alsbald und zwar noch, während der Rechtsconsulent, entschlossen zu den furchtbarsten Maßregeln, am Fenster seiner Schreibstube stand.

Der Tiger streckte seinen Kopf zur Thür herein und ersuchte den Herrn, einen Augenblick in sein Bureau zu kommen. Ahnte dieser, was er dort finden würde, — genug er waffnete sein Gesicht mit dem Ausdrucke ernster Entschlossenheit und trat so — seiner Frau entgegen, die in Shawl und Hut neben dem kleinen Sopha seines Privatzimmers stand.

So leicht es Fürsten wird, geistreich zu erscheinen und die Herzen ihrer Unterthanen zu gewinnen, ebenso braucht sich eine einigermaßen kluge Frau nicht viel Mühe zu geben, um als versöhnendes Prinzip zu erscheinen und aus allen Streitigkeiten siegreich hervorzugehen. So auch hier. Die Rechtsconsulentin, von ihrer erfahrenen Frau Mutter gehörig instruirt, sprach ein paar so passende Worte zur Einleitung, daß sich die trotzigen, entschlossenen Mundwinkel ihres Herrn und Gemahls abwärts senkten und einen Zug der Wehmuth annahmen.

War er doch glücklich über den ehrenvollen Rückzug, den man ihn aus seiner angreifenden Stellung nehmen ließ, ja, er reichte die Hand zur Versöhnung, und der Hausfriede

wurde — Gott allein weiß, zum wie vielsten Male — unter nachfolgenden Bedingungen geschlossen:

1) Gegenseitige Bemühungen, sich das Leben so angenehm als möglich zu machen.
2) Mäßigung aller Widersprüche.
3) Sehr beschränkte Einmischung der Schwiegermutter in alle häuslichen Angelegenheiten, dagegen
4) Beibehaltung von Babette, nachdem
5) dieselbe um Verzeihung gebeten und
6) den Frack des Herrn Larioz mit eigener Hand von den Flecken des Spülwassers gesäubert.

Nachdem dieser Vertrag ratificirt war, gab es noch einen Händedruck, einen Kuß der Versöhnung, und damit verließ Madame Plager die Schreibstube, um sich in einen Laden zu begeben und dort ein neues Kleid zu kaufen — eine Ausgabe, die zu machen sie der Rechtsconsulent nicht nur autorisirt, sondern sogar gebeten hatte.

Als dieser hierauf in die Schreibstube zurückkehrte, hatte er das Aussehen eines Siegers und berichtete seinem Schreiber die gepflogenen Unterhandlungen mit dem Beisatze, wie wahr es sei, daß nur Standhaftigkeit zu allen gewünschten Zielen führen könne.

So siegreich übrigens auch der Rechtsconsulent aus dem Streite hervorgegangen war, so können wir es doch nicht verhehlen, daß Gottschalk den einzigen reellen Nutzen von der Stunde hatte, welche diese Unterhandlungen gedauert; er brauchte sich während derselben nicht mit dem verhaßten Schreiben abzugeben und saß vergnügt auf seiner Kiste vor dem arbeitenden Tiger, von dem er sich eine Menge interessanter Stadtneuigkeiten erzählen ließ. Selbst als er nun

endlich wieder hineingerufen wurde und langsam auf seinen Schreibstuhl geklettert war, brauchte er sich nicht zu befleißigen, seine Feder laufen zu lassen, denn sein strenger Aufseher schien so mit dem Vorhergegangenen beschäftigt, daß er sich um die Arbeit des Knaben gar nicht bekümmerte, sondern gedankenvoll in den Regen hinausstarrte, wobei er aber sein Lineal nicht aus der Hand ließ, sondern mit demselben aufs Seltsamste manövrirte; oft hob er es an das Gesicht empor, zuweilen senkte er das andere Ende herab, nicht selten aber fuhr er mit dem Arm in die Höhe und stieß dann mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdrucke das glatte Holz, so tief er konnte, in den neben ihm stehenden Papierkorb. Es sollte heute überhaupt ein Morgen der Ruhe für Gottschalk werden; denn kaum war der Rechtsconsulent in sein Bureau gegangen, so kehrte er auch schon wieder zurück und bat seinen Schreiber, ein paar kleine Ausgänge für ihn zu machen. „Den einen sollte ich eigentlich selbst besorgen," sagte er mit wichtiger Miene, setzte jedoch verbindlich hinzu: „Sie, bester Larioz, sind ja aber mein anderes Ich und in den Geschäften erfahren wie Keiner; auch wird es nur eine Besprechung sein über einen Akt, den wir, wie ich glaube, später vornehmen sollen. Mein langjähriger Client," sprach er in leiserem, vertraulichem Tone, „der junge Graf Helfenberg — ein sehr reiches Haus — hat mich gebeten, ihn um elf Uhr zu besuchen. Ich habe wirklich zu viel zu thun und muß heute Morgen noch Einiges beendigen. — Sie wissen das Palais des Grafen?"

„Es ist mir wohl bekannt," entgegnete Herr Larioz mit einem gewöhnlichen Ernste.

„Dann ist da noch eine zweite Sache, die Sie en passant

mit vornehmen können, die Schuldklage im Betrage von vierhundert Gulden, wie ich glaube, gegen die Maler in der Burggasse. Wo sind die Papiere? — Sie erinnern sich wohl?"

Herr Larioz reichte kopfnickend einen Aktenfascikel, welchen der Rechtsconsulent nahm und ihn aufschlug.

„Richtig, es sind vierhundert Gulden," sagte er alsdann. „Schuldner: Maler Gebrüder Breiberg; Gläubiger: Erdwinkel. Die Breiberg haben, durch uns eingeklagt, die Schuld anerkannt. Der Termin ist fruchtlos abgelaufen und die Sache also zur Execution reif. Doch ersucht mich Erdwinkel in dem hier beiliegenden Schreiben, ehe man zur Execution schreite, einen Versuch zu machen, auf gütlichem Wege Abschlagszahlungen zu erhalten. Ich will Erdwinkel schon den Gefallen thun und bitte Sie also, den Breiberg's ins Gewissen zu reden. Der eine von ihnen soll ein exaltirter, eigenthümlicher Geselle sein, mit dem schwer fertig zu werden ist, der andere es dagegen verstehen, die Leute durch süße Redensarten hinters Licht zu führen. Man versuche aber, was zu machen ist, und da ich es in Ihre Hände gebe, bin ich überzeugt, Sie werden Ihr Mögliches thun."

Nachdem der Rechtsconsulent seinem Schreiber diese Commission aufgetragen, zog er sich, viele Geschäfte vorschützend, in sein Kabinet zurück, nicht ohne einen Blick auf Gottschalk zu werfen, der mit einer rührenden Schnelligkeit fortkritzelte.

Herr Larioz warf seinen Mantel über, nahm die Handschuhe und sein spanisches Rohr, vergaß aber, dem kleinen Schreibergehülfen sein Pensum aufzugeben, und trat auf die Straße. Als er so in Regen und Schnee dahin schritt, dachte

er an den gestrigen Abend, an die Familienunterhaltungen seines Prinzipals und an Numero sechs der Bedingungen, wonach Babette gezwungen werden sollte, seinen Frack wieder in ursprünglicher Reinheit herzustellen. Wenn es ihn auch freute, daß das Recht gewissermaßen gesiegt, so fühlte er doch in seinem Innern, daß der eben geschlossene Friede nicht von Bestand sein, daß man neue und gewaltigere Hebel gegen ihn und den Knaben in Bewegung setzen werde, und daß das Unrecht, wie so oft in dieser Welt, doch am Ende triumphiren müsse.

Was konnte er machen — er, ein einzelner, schwacher Mensch, gegen die Gewalt, mit der Heuchelei, Lug und Trug daher rollten, Alles vor sich niederwerfend, Alles zermalmend? Was konnte er, machtlos wie er war, mit Worten, ja, mit Thaten, wie er sie leisten konnte, dagegen ausrichten? Er, in seiner abhängigen Stellung, der nicht einmal berechtigt gewesen war, gestern Abend den drei Weibern droben, wie sie es verdient, ihre Handlungsweise aus einander zu setzen. Nach einer unabhängigen Stellung, nach Reichthum, nach Macht sehnte er sich nur in solchen Augenblicken. Ah, wenn es ihm einmal vergönnt wäre, ohne Menschenfurcht, ohne alle Rücksicht jedes finstere Gewebe aus einander reißen zu können, das sich vor ihm entspennen zum Schaden armer Unschuldiger, die hineinflattern, wie die Fliege in das Netz der Spinne! Wenn er einmal stark genug wäre, den Handschuh hinzuwerfen dem Drachen der Lüge und Hinterlist, der auf Erden mächtig umherschleicht; wenn er ihn niederwerfen könnte mit seinem guten Stahl! — Dann, ja, dann müßte ihm ein herrlicher Lohn winken — von oben die Palme des Sieges, dachte er. — Wir aber setzen traurig hinzu: Hier

unten bei dem verdorbenen Menschengeschlechte durchnäßte Fräcke und Ungelegenheiten aller Art, Kummer, Noth und — Prügel.

Das Palais des Grafen Helfenberg, in einer Nebenstraße gelegen, wo es wie eine gewaltige Burg die umherliegenden kleinen Bürgerhäuser überragte, war ein großes, weitläufiges Gebäude, für den Aufenthalt einer ansehnlichen Familie berechnet, die auch einst in den Angehörigen des Erbauers den jetzt so stillen Steinhaufen bewohnt hatte. Die Mitglieder der Familie von damals, welche als Kinder lustig die weiten Höfe mit ihren Spielen, ihrem Jubel und Lachen erfüllt, waren groß geworden und dann jedes seiner Bestimmung gemäß durch das Hauptthor in die Welt gegangen, um nicht wieder oder nur auf Augenblicke das elterliche Haus zu betreten. Dieses verblieb dem ältesten Sohne des Erbauers, ging auch wieder auf dessen ältesten Sohn über, der es seinem einzigen Nachkommen hinterließ. Das war der jetzt lebende junge Graf Hugo von Helfenberg, welcher ein Leben führte, das nicht dazu gemacht war, dem stillen und öden Palaste ein wohnlicheres Aussehen zu geben. Wenn das Hauptthor auch beständig offen stand, und wenn sich dort auch immer, so oft das Wetter nicht zu schlecht war, der alte Portier sehen ließ, der mit dem dreieckigen Hute, dem schweren Pelz-Ueberrocke gravitätisch seinen langen Stock mit goldenem Knopfe und großen Quasten haltend, auf- und abschritt, so war doch sonst auf dem Pflaster unter dem Thorbogen nicht viel Verkehr zu bemerken; wohl sah man die Freunde des jungen Grafen zuweilen eintreten, oder auch hier und da eine Equipage von Bekannten oder vielleicht auch von Fremden, welche Besuche machen wollten, aber nur dazu gelangten, eine Karte abzugeben. Es mußte eine eigene Zauberformel dazu gehören, weiter als bis zur

Stube des Portiers zu gelangen, ein Spruch, welcher wahrscheinlich nur den genauesten Freunden bekannt war; denn, wie schon gesagt, nur diese — und es war eine sehr kleine Zahl — traten in das Palais ein, ohne gleich wieder fortzugehen.

Und doch war der jetzige Besitzer dieses Palastes, ja, der einzige Erbe der reichen Helfenberg'schen Güter — ein Mann in noch jungen Jahren, der vor nicht gar langer Zeit, als er im selben Kürassier-Regimente diente, in dem sich auch der Baron von Breda befunden hatte, einer der lebenslustigsten und in jeder Hinsicht unternehmendsten Cavaliere gewesen war. Große Summen waren damals mit den Bekannten verjubelt worden, wobei es aber eigenthümlich war, daß der Verwalter der Helfenberg'schen Güter, wenn ihn ein Bekannter beim Glase Wein mit dem Ellbogen stieß, ihm vertraulich zuflüsternd: „Na, wenn das so fortgeht, so werdet ihr bald ausgewirthschaftet haben," ernsthaft und mit dem Ausdrucke der Wahrheit versicherte: „Laßt das gut sein, lieber Freund, wenn wir Beiden das einmal zu theilen hätten, was der Herr Graf von seinen jährlichen Revenuen nicht verzehrt, so wären wir ganz anständig reiche Leute."

Dabei aber hatte der junge Graf ein gutes, offenes, freundliches Herz; wo er half, — und er half gern — geschah das in großem Maßstabe; ja, es kam häufig vor, daß Baron Breda ihm irgend ein Anliegen für Jemand vortrug, mit dem Zusatze: „Es thut mir leid, daß ich dich belästigen muß, ich würde Dem oder Jenem gern von mir aushelfen, aber meine Kasse erlaubt es nicht; das ist etwas für dich, du glücklicher Mensch!" Und darin schien sich der Graf auch wirklich glücklich zu fühlen; er half Unzähligen, und wo er half, diskret und großartig.

Dann war er nach Italien gereist, dort ein paar Jahre geblieben, und als er zurückkam, begann die vollkommen veränderte Lebensweise, welche wir vorhin angedeutet. Er hatte seine Entlassung vom Militär genommen, machte fast nirgendwo Besuche, und es blieb so still in seinem Palais, daß Leute, die immer Alles genau wußten, die Achseln zuckend sprachen: „Da ist etwas nicht ganz richtig, Graf Helfenberg ist nicht von seinen Reisen zurückgekehrt, Gott weiß, wo der in Italien begraben liegt!“ Daß er aber wirklich zurückgekehrt war, merkten bald wieder die Armen und Hülfsbedürftigen aller Art, die sich an ihn wandten, — die Leute in den Nachbarhäusern sahen freilich nichts von dem Bewohner des alten, finsteren Palais. Dort waren und blieben die Vorhänge verschlossen, der Portier spazierte einsam unter dem Thorbogen, wie schon bemerkt, wenn es gutes Wetter war, und in diesem Falle sah man auch täglich aus dem Palais ein verschlossenes Coupé wegfahren, das einzige Lebenszeichen, welches der Bewohner gab; denn in diesem Coupé befand sich der junge Graf Helfenberg, der, wie die Leute, welche sich genau darum bekümmerten, erfuhren, auf eines seiner vielen Güter fuhr, die in der Nähe der Stadt lagen, und in deren ausgedehnten Wäldern er es liebte, spazieren zu gehen.

Herr Lariez hatte das Palais bald erreicht; da es aber noch in Einem fort stürmte und regnete, so befand sich der Portier in seiner Loge, wo er gegenüber der Glasthür in einem bequemen Lehnsessel saß, und wo neben ihm an der Wand eine Schnur herabhing, die er anzog und auf diese Art das eiserne Gitter öffnete, welches das Treppenhaus versperrte.

Der lange Schreiber erschien an der Gitterthür, die sich vor ihm öffnete, um hinter ihm wieder ins Schloß zu fallen,

und er befand sich nun wie in einem Käfig, denn die Treppe selbst war mit einem zweiten Gitter gesperrt, welches nur nach vorher erfolgter Rücksprache mit dem Portier geöffnet wurde. Herr Larioz trat an die Loge und fragte dem erhaltenen Auftrage gemäß nach dem Herrn Grafen von Helfenberg und ob er zu sprechen sei.

Der Portier schüttelte mit dem Kopfe und schien beinahe erstaunt, daß ein Mann vom Aeußern des Schreibers mit dem Herrn zu sprechen verlange.

„Geben Sie mir nur Ihr Gesuch," sagte er mit wohlwollender Stimme, „wir werden es mit dem Uebrigen vortragen lassen."

„Es handelt sich um kein Gesuch," erwiderte Herr Larioz würdevoll lächelnd, „ich habe nur im Auftrage meines Prinzipals, des Herrn Rechtsconsulenten Doktor Plager, dem Herrn Grafen dieses Billet zu übergeben und werde darauf wahrscheinlich eine mündliche Antwort erhalten."

„Das ist etwas Anderes," sagte der Portier, ohne irgend ein Zeichen, daß ihn sein Irrthum in Verlegenheit gebracht; „so wollen wir nach Joseph schellen."

Er zog eine Klingel, worauf nach wenigen Minuten ein einfach, aber elegant gekleideter Lakai erschien, der mit der Weisung des Portiers: das in Empfang genommene Billet des Rechtsconsulenten dem Kammerdiener Seiner Erlaucht zu übergeben und um Antwort zu bitten, wieder verschwand.

Bald hörte man ihn wieder, und zwar eilig, die Treppe herabkommen; er trat in die Portierloge und bedeutete den Ueberbringer des Schreibens mit einer leichten Verbeugung, ihm zu folgen.

Hätte es der Portier nicht unter seiner Würde gehalten,

ein erstauntes Gesicht zu machen, so würde er es in diesem Augenblicke gethan haben, denn er fühlte den Drang hierzu in sich, da es seit langer Zeit nicht vorgekommen war, daß Seine Erlaucht, der Herr Graf, jemand gänzlich Fremdes vor sich ließen. Der alte Diener zuckte leicht mit den Achseln und machte ebenfalls eine Achtelsverbeugung, als er das Gitterthor zur Treppe öffnete und den Fremden hindurch gehen ließ.

Herr Larioz befand sich auf breiten Marmorstufen, über welche in der Mitte ein Teppichstreifen lief. Ein Anderer würde es vielleicht wie der Lakai gemacht haben und neben dem Teppichstreifen gegangen sein, unser Freund aber trat fest darauf und betrachtete, während er aufwärts stieg, mit sichtbarem Behagen das prachtvoll gewölbte Treppenhaus mit seinen Deckengemälden und seinen Nischen, aus denen ernsthafte steinerne Ritter den Emporsteigenden so unverwandt und forschend betrachteten, als hätten sie im Sinne, nachher ihre Bemerkungen über den so eben Vorbeigegangenen auszutauschen.

Im ersten Stocke angekommen, öffnete der vorausschreitende Lakai durch einen, nur den Leuten des Hauses bekannten Mechanismus eine große Glasthür, die auf einen weiten Vorplatz führte, um den die Wohnzimmer des Grafen Helfenberg lagen. Auf der Treppe sowohl als hier im Vestibül herrschte so tiefe Stille, daß man sich unwillkürlich fürchtete, laut zu sprechen; ja, der Lakai hatte schon einige Mal einen Hustenanfall gewaltsam unterdrückt, und als sich dieser jetzt endlich doch Luft machte, klang es gerade, als husteten alle Ritter in der Nische und alle Figuren an der Decke ebenfalls mit.

Der Schreiber des Advokaten wurde in ein Vorzimmer geführt, wo ihn ein schwarz gekleideter Mann, der Kammerdiener Seiner Erlaucht, in Empfang nahm. Dieser trug Schuhe

und Strümpfe, sowie eine weiße Halsbinde, und hatte nichts Außergewöhnliches an sich, als daß er sehr leise sprach, den Kopf herabgesenkt hielt und großes Vergnügen daran zu finden schien, die Nägel seiner weißen Finger zu betrachten.

„Der Herr Graf haben befohlen, Sie herauf zu f. ..en," lispelte der Kammerdiener, worauf Herr Larioz entgegnete:

„Sie waren doch so gütig, den Brief, den ich herauf sandte, zu übergeben?"

„Allerdings," versetzte der Andere mit sanfter Stimme und einem Lächeln, welches zu sagen schien: „Wie wäre es möglich, einen Brief nicht zu übergeben! — Seine Erlaucht," fuhr er fort, haben den Brief erbrochen, gelesen und dann gesagt: Der Ueberbringer soll herauf kommen."

„Und meinte Seine Erlaucht nicht etwa, mein Prinzipal, der Herr Rechtsconsulent Plager, sei selbst der Ueberbringer?"

„Darüber kann ich mir nicht erlauben, meine Meinung abzugeben," sprach der Kammerdiener achselzuckend, „mein Befehl lautet, den Ueberbringer des Schreibens herauf kommen zu lassen; Sie sind der Ueberbringer, also —"

„Gehen wir," ergänzte Herr Larioz, legte seinen bereits ausgezogenen Paletot auf einen Stuhl an der Thür, nahm den Hut und das lange spanische Rohr in eine Hand und folgte dem Voranschreitenden.

Die Beiden gingen durch mehrere Zimmer und Säle auf weichen Teppichen dahin, aber in allen diesen Pieces waren die Fenstervorhänge herabgelassen und gaben somit dem ohnedies trüben Herbsttage ein unerquickliches Halbdunkel. Nur hier und da glänzte irgend ein vergoldetes Möbel hervor oder leuchtete in einer Ecke eine weiße Marmor-Figur oder erschien fast gespenstig die Gestalt eines Ahnherrn mit scharfen und lebhaften

Augen. Und auch das zeigte sich nur, wo sich der Fenstervorhang verschoben hatte und zufällig einen Lichtstrahl herein ließ.

Endlich erreichten sie einen kleinen Bildersaal, wo es schon freundlicher aussah, da dieser ein helles Licht durch die Decke empfing, und mit neuen, hübschen Bildern geschmückt war. In den Ecken befanden sich Blumenpartieen, aus deren jeder eine schöne weiße Marmor-Figur hervorblickte. In der Mitte des Gemaches stand ein breiter, rother Divan, auf dem mehrere Kupferstichwerke lagen und an dem überdies eine lange türkische Pfeife lehnte mit ausgebranntem Kopfe, deren Asche auf dem dicken smyrnaer Teppich verstreut lag.

Der Kammerdiener hatte ein paar Schritte Vorsprung gewonnen und verschwand hinter den Portieren einer Thür, wo er aber gleich darauf wieder erschien und den Andern durch eine Handbewegung einzutreten ersuchte.

Herr Larioz befand sich in einem mittelgroßen, sehr behaglich eingerichteten Kabinet. Ein einziges großes Fenster, auf den Garten des Hauses gehend, gab vollkommenes Licht und ließ Ecken und Wandflächen genugsam übrig, um Möbel aller Art, an denen hier ein Ueberfluß war, placiren zu können. Am Fenster stand ein hoher und breiter Schreibtisch, mit grünem Tuche behängt, auf dem sich eine Menge nothwendiger und sehr unnothwendiger Gegenstände befanden. Hefte und Mappen, meist mit kostbaren Decken, ein halb Dutzend reich eingebundener Bücher, Schreibpapier und Couverts in lackirten Cassetten, ein paar silberne Handleuchter mit Wachskerzen, ein anderer vielarmiger Leuchter zum Lesen und Schreiben bei Nacht, Schalen von Bronze und Achat mit Federmesser von allen Größen und Formen. An einer Wand des Gemaches hingen alte und neue Waffen, einige Hirsch- und Rehgeweihe, Jagdhüte und

vergleichen; gegenüber ſah man einige Gemälde, deren Mittelpunkt das lebensgroße Portrait eines Mannes bildete, von dem man aber nur ſah, daß er in einen grauen Jagdrock gekleidet war; das Uebrige des Bildes war ſcheinbar unwillkürlich zugedeckt durch eine jener weichen, rothſeidenen, mit Gold durchwirkten, indiſchen Schärpen, deren feſtes Gewebe unten zu einem Knoten verſchlungen war, über den eigenthümlicher Weiſe ein Kranz von verdorrten Vergißmeinnicht hing; ja, in der That, ſeltſam nahmen ſich dieſe beſcheidenen Feldblumen auf dem koſtbaren Stoffe aus.

Vor dem Schreibtiſche befand ſich ein großer Fauteuil, in welchem der Bewohner des Zimmers, der Herr des Schloſſes, Graf Helfenberg, ſaß; eigentlich lag er wie zuſammengeſunken in den weichen Kiſſen, und nachdem der Schreiber eingetreten war, wandte der Graf ſeinen Kopf etwas gegen denſelben hin, winkte ihm mit der feinen weißen Hand und ſagte: „Bitte, treten Sie näher.“

Es war dem Herrn Larioz eigen zu Muth, als er dieſe kaum hörbare Stimme vernahm, die zuſammengefallene Geſtalt ſah und nun in die edlen, aber ſo müden Züge blickte. Wenn er auch wohl von der Krankheit des Grafen wußte, ſo hatte er ſich doch beim Anblick der Ritter auf der Treppe und durch die weiten Zimmer ſchreitend, ein ganz anderes Bild von ihm gebildet und ſich eine gebietende Geſtalt vorgeſtellt, die ſich vielleicht mit der einen Hand auf die Tiſchecke ſtützen, ihn frei und ſtolz anblicken und mit klarer, feſter Stimme ihre Wünſche oder Befehle kund geben werde. Es mochte ſich etwas von dieſer getäuſchten Erwartung in ſeinen Zügen malen oder ein Ausdruck des tiefen Mitleidens auf dem ſonſt ſo ernſten Geſichte erſcheinen, welcher wiederum die Aufmerkſamkeit des

jungen Grafen rege machte — genug, dieſer blickte nicht unfreundlich zu dem langen Manne empor, ja er ſchien in deſſen ſtrammer und doch wieder ehrerbietiger Haltung, in der Art, wie er ſeinen Kopf trug und das lange ſpaniſche Rohr in der Hand hielt, etwas Außergewöhnliches zu finden; er nickte mit dem Kopfe, richtete ſich etwas in ſeinem Fauteuil in die Höhe und ſagte: „Sie haben mir ein Schreiben des Herrn Rechtsconſulenten Plager überbracht.“

„Ein Schreiben meines Prinzipals.“

„Sie ſind alſo ſein Gehülfe?“ fuhr der Graf fort. „Nun gut; wenn es dem Herrn Doktor nicht unangenehm wäre, ſo würde ich ihn bitten, mich heute Abend um ſieben Uhr zu beſuchen. Um was es ſich handelt, werde ich ihm mit ein paar Zeilen zu wiſſen thun. — Wollen Sie ihm dieſen Auftrag ausrichten?“

„Es iſt das meine Schuldigkeit, und außerdem werde ich es mit großem Vergnügen thun.“

„Warum mit großem Vergnügen?“ fragte der junge Mann, indem er den Andern feſt anſah und lächelte. Er ſchien das Geſpräch fortſetzen zu wollen, denn ſonſt hätte er, wie es der Schreiber auch nicht anders erwartet, denſelben durch eine Handbewegung verabſchiedet. „Warum mit großem Vergnügen?“ wiederholte er.

„Weil ich,“ entgegnete Herr Larioz, „überhaupt gern Jemand gefällig bin und weil — aber eigentlich, gnädiger Herr, iſt der Ausdruck: mit Vergnügen, eine Redensart, die man ſich ſo angewöhnt.“

„Nein, nein,“ fuhr der Graf lebhafter fort, „Ihr Wort und Ihr Blick war keine Redensart. Sie wollen damit ſagen: es gewährt mir ein Vergnügen, einem armen, kranken, hinfäl-

ligen Menſchen einen kleinen Dienſt zu erweiſen. Nicht wahr, ſo haben Sie es gemeint? Und ich nehme Ihnen das gar nicht übel, denn ich fühle am beſten, wie krank und hinfällig ich bin."

Bei dieſen Worten huſtete er in ſein Taſchentuch, und auch der lange Schreiber räuſperte ſich, nur aus ganz andern Motiven, denn es iſt nicht ſehr angenehm, einem vornehmen Herrn einzugeſtehen, daß man ihn wirklich für krank und hinfällig halte.

„Habe ich nicht Recht?" fuhr der Graf hartnäckig fort.

„Allerdings läßt das Ausſehen des Herrn Grafen Einiges zu wünſchen übrig," ſprach Herr Lariez nach einer Pauſe, während welcher er ſich vollkommen geſammelt. „Eure Erlaucht ſind gewiß ſehr krank geweſen; aber das Wort „hinfällig" paßt doch wohl nicht."

„O, es paßt ſehr," erwiderte der Andere mit einem leichten Seufzer. „Doch laſſen wir das. — Sie ſind alſo der Gehülfe des Herrn Doktor Plager. Ich war ein paar Mal auf Ihrem Bureau; wie kam es, daß ich Sie nie geſehen?"

„Weil der Herr Graf im Privatzimmer des Herrn Doktor waren; wir arbeiten im Nebenzimmer."

„Ja, ja, ſo iſt es. Aber auch ſonſt habe ich Sie nie geſehen. — Früher war ich viel auf der Straße, und ich meine ſchon, eine Figur wie die Ihrige würde mir nicht entgangen ſein. Sie ſind noch nicht lange in der Stadt?"

„O, doch ſchon einige Jahre."

„Aber nicht hier geboren? Nicht einmal im Lande? Ich höre das an dem fremden Accent, mit dem Sie Ihr ſonſt ſehr gutes Deutſch ſprechen. Sie ſind aus dem Süden — ein Italiener?" fragte er nach einer Pauſe.

„Ich bin ein Spanier, Herr Graf," versetzte Larioz, und als er das gesagt, hob er seinen Kopf mit einem gewissen Stolz in die Höhe.

„Ah, ein Spanier?" fuhr der Kranke fort. „Aber für einen Spanier sind Sie sehr groß. Ich habe manchen Ihrer Landsleute gekannt, meistens schlanke Leute von mittlerer Größe."

„So ist es, Herr Graf, weder Castilianer noch Andalusier sind im Durchschnitt große Leute; ich bin aber aus einem Theile Spaniens, wo man schon kräftigere Gestalten findet; ich bin aus den wilden Schluchten der Sierra Morena, aus Carolina."

„Ah, aus der deutschen Niederlassung!"

„Meine Mutter war eine Deutsche, mein Vater, Don Larioz, ein Spanier."

„Ei der Tausend! — Don Larioz!" rief lächelnd der Graf. „Und wie kommt es — verzeihen Sie mir meine Frage — daß Sie mit diesem schönen Namen sich hier in so untergeordneten Verhältnissen befinden, daß Sie das schöne Spanien verließen, um hier im kalten Norden zu leben?"

„Das schöne Spanien hat auch seine Schattenseiten," sagte ernst der Schreiber. „Ja, Spanien ist schön," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „um es als Fremder behaglich zu durchreisen, oder auch um auf seinem Stammsitze in Andalusien, überhaupt im gesegneten Süden zu leben."

Der Graf hatte sich in seinen Fauteuil zurückgelehnt, stützte den Kopf auf die Hand und sprach nach einer Pause: „Ich habe immer dafür geschwärmt, Spanien noch zu sehen, es blieb aber ein schöner Traum, wie so mancher andere in diesem armen Leben." — Dabei seufzte er tief und schmerzlich.

„Ein schöner Traum allerdings," entgegnete der Schreiber, „den aber Eure Erlaucht in Ihren Verhältnissen wohl verwirklichen können."

„Ja, in meinen Verhältnissen!" rief der Kranke mit einem schneidenden Tone. „Meine Verhältnisse sind wirklich der Art —" Er that einen tiefen Athemzug, zwang sich mühsam zu einem Lächeln und fuhr dann fort: „Lassen wir das gut sein. Aber warum verließen Sie Spanien?"

„Das ist nicht mit einigen Worten gesagt," erwiderte der Schreiber, „und ich fürchte, die Zeit des Herrn Grafen zu sehr in Anspruch zu nehmen, wenn ich mir erlauben wollte, auch so kurz wie möglich von meinem unbedeutenden Leben zu sprechen."

„Seien Sie darüber unbesorgt," meinte der Kranke. „Was meine Zeit anbelangt, so fängt sie in gewisser Beziehung freilich an mir kostbar zu werden, doch habe ich hier und da gewaltige Leeren, für deren Ausfüllung ich sehr dankbar bin. — Bitte, rollen Sie sich den kleinen Fauteuil vom Fenster hieher und setzen Sie sich. Im Falle Sie Raucher sind, sprechen Sie Ihren Wunsch aus, und Sie sollen haben, was das Haus vermag. Selbst spanische Cigaretten besitze ich, wenn Sie die Gewohnheit Ihres Landes beibehalten haben. Ich selbst," setzte er achselzuckend hinzu, „muß freilich vorderhand auch auf dieses Vergnügen renonciren, doch macht mir der Dampf einer Cigarre, die ein Anderer raucht, durchaus keine Beschwerden."

So gern Herr Larioz, wie jeder verständige Mensch, seine Cigarre rauchte, so hätte er doch um Alles in der Welt der freundlichen Aufforderung hier keine Folge gegeben, es wäre ihm wie eine Sünde erschienen, in diese reine, nur von Blu-

menduft geschwängerte Atmosphäre einen Hauch von Tabak zu bringen. Er machte demgemäß eine tiefe, dankende Verbeugung, ließ sich auf den kleinen Fauteuil nieder und sagte, nachdem er eine kleine Weile vor sich hingeschaut: „Euer Erlaucht kennen das schöne Spanien aus Büchern, aus Bildern, haben die Geschichte desselben studirt und wissen also auch, daß auf der Höhe der Sierra Morena, jenes schwarzen, phantastischen Gebirges, das wie ein Wall den stolzen Norden vom lebenslustigen Süden trennt, von ausgewanderten Deutschen einige Colonieen und Dörfer angelegt wurden, von denen La Carolina die vornehmste und bedeutendste ist. Unsere Vorfahren, welche sich dort niederließen, erhielten Ländereien und Gerechtsamen freigebig und in großem Umfange, zugleich aber auch zu vielen schönen Rechten die Verpflichtung, durch das noch unwegsame schwarze Gebirge eine Fahrstraße zu brechen. Damals gab es nur Saumpfade durch die Schluchten der Sierra Morena, und die Abgründe und gefährlichen Passagen schienen so unüberwindlich, daß dieser Saumpfad nur eben breit genug für ein einzelnes Lastthier gemacht werden konnte. Deßhalb horchten die Treiber bei den verschiedenen Uebergängen in das Thal hinab, ehe sie in die Schluchten niederstiegen, und wenn sie von drunten das Klingeln der Glocken vernahmen, so lagerten sie sich droben, bis der entgegen kommende Zug vorüber war.

„Es war eine schauerliche Wildniß, die Sierra Morena, das sieht man heute noch, so wie man rechts oder links von der großen Straße abweicht. Den Namen des schwarzen Gebirges hat sie daher, daß der Gebirgszug, wenn man ihn aus weiter Entfernung am Horizont auftauchen sieht, wie eine

ſchwarze Wand erſcheint, voll eigenthümlicher Zacken in allerlei ſeltſamen Formationen.“

So ſprach Herr Larioz und blickte träumend vor ſich hin, wobei ſein Auge glühte, als ſähe er wirklich über die gelb und roth gefärbte Ebene der Mancha hinweg den ſchwarzen Zug der Sierra Morena erſcheinen, ſcharf hervortretend unter dem ſtrahlenden ſpaniſchen Himmel.

Der Graf hatte ſich in die Ecke ſeines Fauteuils gedrückt, und wenn er auch die linke Hand vor das Geſicht hielt, ſo blickte er doch durch die Finger ſinnend nach dem Erzähler, der ihm mit kunſtloſen Worten die Landſchaft ſo hinzeichnete, daß er mit ſeiner Phantaſie im Stande war, ſie lebendig auszumalen, und der mit dem eigenthümlichen Geſichte, dem aufwärts gedrehten Schnurrbart als Staffage darin erſchien — ein einſamer Reiter, durch die Fläche dahinziehend.

„Die Straße, welche unſere Vorfahren, die Deutſchen, dort gebaut,“ fuhr der lange Schreiber fort, „iſt ein Rieſenbau, würdig, jedem der berühmten Werke der vielbewunderten Römer an die Seite geſtellt zu werden. Mit eiſernem Fleiße und unendlicher Ausdauer wurden Schluchten und Abgründe bewältigt, und wo ſich, wie vorhin erwähnt, am Rande der Felſen kaum ein ſchmaler Pfad hinzog, überſteigen jetzt auf breiter Chauſſee die ſchwerſten Diligencen, mit acht und zehn Maulthieren beſpannt, das Gebirge, und von Madrid nach Sevilla rollt man auf dieſer Strecke, die früher nicht zu paſſiren war, am angenehmſten.

„Um alſo von mir zu reden, wie der Herr Graf befohlen, ſo war mein Vater ein Spanier, meine Mutter eine Deutſche aus jener Colonie La Carolina; von Geburt alſo ein echter Spanier, lernte ich deutſches Weſen und deutſche Sprache von

der Mutter, nahm auch vielleicht von ihr etwas Träumerisches an, was man mir wenigstens in meinen Kinderjahren oft zum Vorwurf machte; denn statt mit Knaben meines Alters zu spielen, zog ich es häufig vor, hinaus in die Berge zu wandeln, mich dort in der Einsamkeit auf ein Felsstück niederzusetzen und um mich her zu schauen, bald im engeren Gesichtskreis auf Moos, Gras und Steine, die sich um meinen Sitz befanden, wo ich dann das Thierleben beobachtete, die Käfer und Insekten aller Art, wie sie geschäftig hin und her liefen, ihre Arbeit thaten, nie einander ihren Pfad hinterlistig durchkreuzten, und wenn sie auch zuweilen in Kampf geriethen, dann ehrlich auf einander losgingen ohne Trug und Hinterlist, Einer gegen Einen, so namentlich die schwer gewaffneten Hirschkäfer, wie ein paar geharnischte Ritter aus der guten alten Zeit."

Hier machte Herr Larioz eine kleine Pause und sagte dann lächelnd zu dem jungen Manne gegenüber, der gar keine Bewegung machte: „Aber ich langweile Euer Erlaucht mit diesen Kindereien und bitte sehr um Entschuldigung."

Der Andere schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete ebenfalls lächelnd: „Fahren Sie nur fort, das amusirt mich in der That. Ich habe mit Ihnen auf dem Felssteine gesessen und tiefsinnend in Moos und Kräuter geschaut. O, die Natur, namentlich der Wald, ist so schön, so wunderbar schön! Bitte, fahren Sie fort, Ihre Erzählung beruhigt eigenthümlich meine aufgeregten Nerven."

Larioz machte eine Verbeugung, dann sprach er weiter: „Häufig auch blickte ich um mich her auf die Berge und Schluchten, die einander folgten, im allgemeinen Charakter gleich und doch in ihren Formen wieder so mannigfaltig.

Mein Ohr vernahm das Rauſchen der Blätter und ließ ſich erzählen von alten Zeiten; ich hörte das Murmeln der Bergwaſſer und das tönte mir wie eines jener Märchen, die ich als Kind ſo gern gehört. Dann vernahm ich auch aus der Ferne das kurze zornige Brüllen eines der Stiere, die in der Sierra Morena zum Zwecke der Kampfſpiele gezogen werden, und wenn ich alsdann nachdenkend aufblickte und um die von der Sonne beleuchteten Felſenzacken den Adler majeſtätiſch und ſtill im Kreiſe ſchweben ſah, ſo hoben ſich meine Träume mit ihm hoch und immer höher, bis die gewaltigen Formen des ſchwarzen Gebirges tief hinab geſunken waren und bis ich das blühende Granada ſah, von dem mein Vater ſo oft erzählt, an den Fuß des grün bewachſenen Berges hingeſchmiegt, der die Alhambra trägt, mit ſeinen vielen klaren Quellen, ſeinen ſchwarzen Cypreſſen und jenen melancholiſchen Ueberreſten aus der prachtvollen Maurenzeit. Auch flog ich in meinen Phantaſieen ſo gern nach dem glänzenden Sevilla, das ebenfalls vor mir in dem weiten leuchtenden Thale lag, den der Guadalquivir durchſtrömt, die lebensfrohe herrliche Stadt mit ihren zahlloſen Thürmen und Kuppeln, mit ihren Wahrzeichen des Giralda, mit ihrem weiß marmornen Stierplatz, an deſſen Mauerringe mein Vater oftmals ſein Pferd angebunden — und ich ebenfalls, als ich einmal vierzehn Jahre alt geworden war. Da erhielt ich meine erſten Ledergamaſchen, die kurze verſchnürte Jacke, den breitkrämpigen Hut, man ſetzte mich auf eines der kleinen andaluſiſchen Pferde, und ich durfte mit den Anderen ziehen, zur Nachtzeit die Heerde der wilden Stiere nach der Ebene geleitend."

Als der Schreiber ſo erzählte, hatte ſich der Graf in ſeinem Fauteuil empor gerichtet, hatte die weißen, jetzt ſo zarten

Hände auf die Lehnen desselben gelegt, und sein Auge glänzte fast unheimlich, als er nun so aufmerksam und starr sein Gegenüber anblickte.

„Das muß ein herrliches Leben gewesen sein," sagte er alsdann; „sitzend im Sattel auf muthigem Pferde, und nicht bloß zum harmlosen Spazierenreiten, sondern gewiß oftmals die Lanze gebrauchend zum ernstlichen Kampfe. — Nicht wahr, das kam häufig genug vor?"

Auch die dunklen Augen des Anderen glänzten, als er nun zur Antwort gab: „O ja, an Kampf und wildem Durcheinander fehlte es bei diesen Ritten nicht."

Er hatte bei diesen Worten langsam sein spanisches Rohr erhoben und stützte es auf die Lehne des Sessels, wie man es im Sattel mit einer Lanze zu machen pflegt.

„Aber es thut eigentlich nicht gut, dieses Leben," fuhr er nach einer Pause fort, „besonders nicht für ein kindliches Gemüth, dessen Phantasie ohnehin erregt ist. Wenn es in den Nächten, wo wir mit den Heerden der Kampfstiere dahin zogen, wohl so viel zu arbeiten und aufzupassen gab, daß man seine Gedanken bei einander behalten mußte, so boten dafür die Tage des Rückmarsches, wenn ich mit meinem Vater oft allein durch die unendlichen Ebenen der Mancha zog, lange Stunden der Einsamkeit, die der lebhafte Kopf des Knaben dann natürlicher Weise mit den abenteuerlichsten Gestalten bevölkerte."

„Ah!" rief der Graf, der aufmerksam zuhörte, „Sie kämpften alsdann in Gedanken mit Windmühlen und Schafheerden, wie der hochachtbare Don Quixote?"

„Ja, wie Don Quixote," entgegnete der Andere schnell, indem sein Auge aufflammte, „wie jener Held, für den ich von

meiner Jugend an geschwärmt, für dessen Irrfahrten und trauriges Schicksal ich stets das innigste Mitleid gefühlt."

„Die Phantasie eines lebhaften Geistes, die Erfindung eines reichen Gemüthes!" warf der Graf hin. „Ich schätze ihn sehr, den unerreichbaren Cervantes."

„Wenn man die Fahrten des sinnreichen Junkers von La Mancha weitab vom Schauplatz seiner Thaten liest," fuhr der lange Schreiber fort, „so kann man vielleicht bisweilen lächeln über jene — nennen wir es barocke — Phantasie, die einen Menschen, der noch nicht ganz zu den Narren gehört, mit Windmühlen und Schafheerden kämpfen läßt. Ist man aber einmal selbst durch jene Flächen geritten, durch jenes wellenförmige, röthlich gelbe Terrain, wo ein Gehölz von Buchsbaumsträuchern, das am Horizont auftaucht, und dessen Stämme in Wirklichkeit kaum drei Fuß hoch sind, uns als ein Wald mit Riesenbäumen erscheint, wo wir ein Haus, eine Windmühle vor uns sehen und Stunde um Stunde darauf losreiten, ohne sie zu erreichen, ja, ohne ihr scheinbar näher zu kommen; wenn wir die phantastischen Wolkenschatten bemerken, die zur Zeit des Herbstes und auch des Frühjahrs vor uns auf der Fläche zu fliehen oder uns kampfbereit entgegen zu stürmen scheinen; wenn man weit, weit in der Ferne den Zug der Sierra Morena sieht, gefärbt wie dunkler Stahl, scharf und zackig — wenn man an jenen Hirten vorüber kommt, die noch heut zu Tage langsam ihr Gewehr empor nehmen, wenn sie einen einsamen Reiter bemerken, oder an den Feldhütern, die wir dort in der Schlucht gelagert finden, vor sich zwischen den Knieen den abgezogenen Hut, in den man ein Almosen werfen muß, will man nicht mit der kurzen, weitmündigen Büchse Bekanntschaft machen, die der Wegelagerer im Arme hält — ja, wer

dabei eine rege Einbildungskraft hat, dem mag es leicht gehen wie dem edlen Don Quixote, daß er auf der schattenlosen Fläche Tage lang umher reitend dieselben Abenteuer aufsucht und findet."

Das hatte der lange Spanier mit solcher Begeisterung und solcher Ueberzeugung gesprochen, und dabei flammten seine Augen so, daß ihm der Kranke lächelnd sagte: „Ei, Don Larioz, mir scheint, Sie hätten nicht übel Lust gehabt, ein anderer Don Quixote zu werden und ausgerüstet mit Schild und Lanze, auf der Rozinante reitend, aufs Neue die Mancha zu durchstreifen, Riesen und Drachen zu bekämpfen zu Ehren Dulcinea's von Toboso."

„Nicht so ganz, gnädiger Herr," entgegnete der Schreiber, nachdem er eine Zeit lang fast betrübt lächelnd vor sich nieder geschaut. „Was hülfe in unserer Zeit die Rozinante? was Schild, Lanze und selbst die Kopfbedeckung des Don Quixote, wenn es auch in Wahrheit der Helm Mambrin's und nicht jene Barbierschüssel gewesen wäre? — Letzteres kann man leider als begründet annehmen. Aber die Frage, die mir Euer Erlaucht jetzt im Scherze stellte, wäre für mich allerdings einer ernsten Beantwortung werth. War Don Quixote, der sinnreiche Junker, wirklich jener Ritter, wie ihn das erhabene Buch des Cervantes darstellt, oder wollte der Dichter mit seiner göttlichen Schöpfung einen Mann bezeichnen, der sinnbildlich mit eingelegter Lanze und geschwungenem Schwerte auf die Lächerlichkeiten der Menschen eindringt, gegen die Windmühlen ihres Hochmuthes anrennt, die Schafheerden ihrer falschen Demuth aus einander sprengt, — Jemand, der den heiligen Gedanken an eine unerreichbare Dulcinea von Toboso im Busen trägt, für die er kämpft und leidet?"

Dies hatte Herr Larioz mit großer Bewegung geſprochen, wobei er aufwärts blickte und — wie er gern zu thun pflegte — ſein langes ſpaniſches Rohr wie ein entblößtes Schwert auf den Schenkel ſtützte. Sein Geſicht hatte in dieſem Augenblicke etwas ſo Feierliches, ja, Erhabenes, daß ihm der Graf mit großer Theilnahme zuſchaute und, da er das Außergewöhnliche von jeher geliebt hatte, eine plötzliche Neigung zu dem eigenthümlichen Spanier empfand. Um ihn nicht zu unterbrechen, nickte er zuſtimmend mit dem Kopfe, weßhalb der Andere fortfuhr: „Wenn alſo der Dichter die Abſicht hatte, in dem Don Quixote für ſein Zeitalter eine Figur zu ſchaffen, die er ausziehen ließ in die Welt, um durch ſie die Lächerlichkeiten und Laſter ſeiner Nebenmenſchen zu geißeln, warum ſollte es nicht ein erſprießliches Werk ſein, auch heute nochmals die Rozinante zu beſteigen, ſich mit Schwert und Schild zu bewaffnen und den Erbärmlichkeiten der Menſchen das Viſir zu öffnen, nachdem man ſie ſiegreich vor ſich niedergeworfen? — Ach, welch ſchöne Beſtimmung, welch herrliches Loos! Oder wäre ein ſolcher Don Quixote heute nicht mehr nöthig, hat ſich das Menſchengeſchlecht gebeſſert, iſt Unredlichkeit aller Art, Lug, Trug und Heuchelei nicht mehr zu finden? Lohnt es ſich nicht mehr der Mühe, auf dem Heerwege zu ſtehen oder an der Straßenecke, der gekränkten Unſchuld und Tugend zum Schutz, dem verfolgenden Laſter zum Schrecken? Wäre es nicht dankenswerth, jenen Intriguen nachzuſchleichen, welche den geſunden, kräftigen Menſchen wie eine Schlange langſam umgarnen, ſeine Bewegungen lähmen und ihn endlich zu Grunde richten? — Freilich wäre es ein Leben des Kampfes, auch wohl zuweilen der Niederlage, aber gewiß würdig, für ſpätere Geſchlechter in Büchern aufbewahrt zu werden.“

Graf Helfenberg hatte dem erregten Redner mit größter Theilnahme zugehört; er begriff dessen Absicht, und wenn er auch über dieselbe den Kopf hätte schütteln mögen, so konnte er doch nicht anders als die Begeisterung ehren, mit welcher Jener seine seltsamen Ansichten vortrug. — „Das hieße ja," sagte er nach einem kleinen Nachsinnen, „fast der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinwerfen, das wäre ein Unternehmen, wo auf Dank nicht zu rechnen, häufige Niederlagen dagegen voraussichtlich wären."

Herr Larioz fuhr mit der Hand über das Gesicht und blickte wie erstaunt um sich, als er sah, wo und vor wem er seine sonderbaren Theorien aus einander gesetzt; er hatte, wie er zuweilen zu thun pflegte, sich so in seine Phantasieen vertieft, daß ihm das, was er gesagt, wie ein lautes Selbstgespräch vorgekommen war. Er hätte sich ein wenig geschämt, wenn ihm nicht die Worte seines Gegenüber bewiesen, daß der Graf seinen Phantasien nicht nur gefolgt, sondern sie auch theilweise aufgenommen habe. Der Schreiber ließ seinen Stock langsam auf den Boden niedergleiten, senkte den Kopf ein wenig und sagte nach einer Pause im gewöhnlichen Tone: „Verzeihung, gnädiger Herr, daß mich die Erinnerung an meine Heimat, an meine Jugendzeit, an jene in ihrer Einsamkeit so poetischen Flächen der Mancha fortrissen, Ihnen von meinen Ideen zu sprechen, die ich sonst fest in mir zu verschließen pflege. O, ich weiß es wohl, daß sie unausführbar sind, wenigstens für mich; ich fühle wohl, was Euer Erlaucht eben gesagt, daß, sich so um das Treiben der Menschen bekümmern, der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinwerfen hieße. Und wer könnte das thun? Nur ein selbstständiger, mächtiger Mensch, nicht ein armer Schreiber wie ich."

Dieſe letzten Worte begleitete Herr Larioz mit einem bitteren Lächeln, worauf der junge Graf kopfſchüttelnd entgegnete: „Auch der Mächtigſte auf Erden müßte an dieſer Aufgabe zu Grunde gehen; auch ein König, ein Kaiſer hat nicht die Macht, allen Trug, alle Heuchelei aufzudecken, er iſt nicht immer ſelbſtſtändig genug, ſeinem erſten Miniſter zu ſagen: ich könnte Ihnen beweiſen, daß Sie anders denken, als Sie ſo eben geſprochen. Er kann der Folgen wegen manche Intrigue nicht augenblicklich zerreißen, die er nicht nur entſtehen ſieht, ſondern von der er auch fühlt, daß ſie langſam ſeine Hände umgarnt.“

„Ein Mächtiger, ein König könnte das allerdings nicht,“ verſetzte eifrig Herr Larioz. „Zu großen Dingen wählt ja der Himmel ſo oft geringe, ſchwache Werkzeuge. O, mir wäre es eine Wonne,“ ſetzte er mit einem träumeriſchen Lächeln hinzu, „mich ſo in den Kampf zu ſtürzen, gute glorreiche Thaten zu vollbringen, wenn es mir auch am Ende wie dem edlen Don Quixote erginge, wenn ich auch zu Boden geworfen würde! — Ja, wie er würde ich mit dem letzten Hauche des Mundes meine Idee vertheidigen und ſprechen: Freilich bin ich der unglücklichſte Ritter, aber Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Erde. — Stoß zu mit der Lanze, Ritter!“

Das iſt ein merkwürdiger Schwärmer, dachte der Kranke, dem aber die Reden des Schreibers ihrer Eigenthümlichkeit wegen mehr und mehr gefielen. Lag doch, was dieſer ſagte, ſo ganz aus dem Kreiſe des Alltäglichen und gefiel eben deßhalb dem jungen Manne, der von früheſter Jugend her das Außergewöhnliche geliebt. Wie war ſeine Phantaſie erregt worden durch die Erzählungen und Schilderungen, durch die Ideen des Spaniers! Wie träumte er ſich mit ihm in jenes

Leben seltsamen Kampfes, von dem Herr Larioz gesprochen! Ja, er faßte es noch mehr von der ritterlichen Seite auf, er sah die Mauern seines Zimmer schwinden, er schaute vor sich die weite, weite Welt und fühlte sich wieder einmal auf muthigem Pferde, dahin sprengend über die Ebene, mit jenem langen, seltsamen Menschen Abenteuer aufsuchend. Es war ein Augenblick des Wohlbehagens, wie ihn der Kranke seit lange nicht mehr gefühlt; er wollte diesem Gefühle Worte geben, ja, er hatte nicht übel Lust, dem Andern die Hand zu reichen und ihm zu sagen: Gut, wir Beiden wollen der verdorbenen Welt in dieser Art den Krieg erklären. — Angeweht von dem Hauche eines neuen, frischen Lebens, vergaß er auf einen Moment seine tiefen Leiden, wollte hastig von seinem Sitze aufspringen — da erfaßte ihn mitten in dieser heftigen Bewegung sein gewaltiges Elend wieder, seine begeisterten Züge nahmen plötzlich den Ausdruck eines starken Schmerzes an, er biß die Zähne auf einander und sank mit einem leisen Aechzen in den Fauteuil zurück, wo er ein paar Sekunden lang mit geschlossenen Augen wie ohnmächtig lag.

Erschrocken war Herr Larioz aufgesprungen, zu dem Kranken hingeeilt, hatte seine Hand ergriffen und blickte ihm mit tiefem Schmerz in die edlen, bleichen Züge.

Endlich schlug der Graf die Augen wieder auf, und als er sah, wie der Andere so theilnehmend um ihn beschäftigt war, lächelte er und sagte alsdann nach einem tiefen Seufzer: „Das war ein böser Anfall. Sehen Sie, mein lieber Don Larioz, es ist nichts mehr mit unserer Weltstürmung; ich wenigstens kann keinen Antheil daran nehmen; mir sind die Hände gebunden.“

„Und mir nicht minder,“ erwiderte der Schreiber, indem

er sich ehrfurchtsvoll zurückzog. „Aber ich muß Euer Erlaucht um Verzeihung bitten, daß ich Sie durch meine unüberlegten Reden einigermaßen in Aufregung gebracht. Wahrhaftig, es ist selten, daß ich mich so gehen lasse," fuhr er treuherzig fort, „aber Sie, gnädiger Herr, haben mich durch die Liebenswürdigkeit, mit der Sie mich empfingen, theilweise dazu veranlaßt, und deßhalb werden Sie die Gnade haben, mir zu verzeihen."

„Davon kann keine Rede sein," versetzte der Kranke mit etwas matter Stimme; „ich liebe immer noch eine kleine Emotion, wie Sie mir sie eben verschafft, und zum Beweise dafür bitte ich, mich wieder zu besuchen, sobald es Ihre Zeit erlaubt. Um die gleiche Stunde wie heute werde ich für Sie zu Hause sein. — Wir müssen doch sehen," setzte er lächelnd hinzu, „wie sich Ihre an sich vortrefflichen Theorien mit der Praxis vereinigen lassen."

Nach diesen Worten machte Graf Helfenberg eine freundliche Bewegung mit der Hand, und als auf den Ton der Klingel, welche auf seinem Tische stand und die er mit einem kleinen silbernen Hammer berührte, der Kammerdiener zwischen den Portieren erschien, um den Schreiber zurückzubegleiten, machte dieser eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und verließ mit eigenen, angenehmen Gefühlen das selbst bei trübem Herbstwetter so blumenduftende und freundliche Gemach.

Herr Larioz schritt durch die halbdunkeln Zimmer zurück, die breite Treppe hinab, bei den Ritter-Figuren vorbei, die seltsame Mienen zu machen schienen, weil er so lange droben geblieben, und dann durch die Portier-Loge, wo der alte Thürhüter in Wahrheit ein verwundertes Gesicht und eine Verbeu-

gung machte, wie sie bei ihm sonst nur für Leute aus vornehmem Stande gebräuchlich war.

Es schlug zwölf Uhr, als der lange Schreiber durch den weiten Thorbogen auf die Straße trat, und da er sich des zweiten Auftrages seines Prinzipals erinnerte, so wandte er sich nach der Burggasse, um das Geschäft Erdwinkel contra Breiberg so gut wie möglich abzumachen.

Sechzehntes Kapitel.

Burggasse Numero Vier.

Das Stadtviertel, in welchem sich die Burggasse befand, war im nördlichen Theile der Stadt gelegen, wo des guten Lichtes wegen eine Menge Maler, Kupferstecher, Photographen und sonstige Künstler wohnten. Spekulanten hatten dort in die vierten Stockwerke verschiedener Häuser große Fenster brechen lassen und Ateliers hergestellt, die sehr gesucht waren. Oft befanden sich zwei bis drei dieser Ateliers in einem Hause, oft auch nur ein einziges, je nachdem die Künstler bekannt und gesucht waren.

Große selbstständige Bilder wurden hier eigentlich nicht gemalt, sondern man beschränkte sich auf Ansichten der Stadt oder der umliegenden Gegend, die auf Bestellung angefertigt wurden; meistens aber arbeitete man im Portraitfache, und zwar hier durch alle erdenklichen Branchen hindurch, vom schwarzen Schattenriß, welchen der Unteroffizier seiner Geliebten schenkt, mit angedeuteter Uniform, oder einem Sou-

venir, Gymnasiasten und Studenten in möglichst steifer Haltung darstellend, mit bunter Cerevismütze und dito Verbindungs- und Corpsbändern, bis hinauf zu sechs Fuß hohen Kniestücken, wundersam in Oel gemalt, in prachtvollen, seidenen Roben, deren Glanz etwas Uebernatürliches hatte, mit starr blickenden Augen, erstaunt lächelndem Munde und Wangen, die in einer wahrhaft erschreckenden Fülle der Gesundheit strahlten; dabei viel goldene Ketten und Ringe nicht zu vergessen. Ja, Abrisse des menschlichen Gesichtes wurden hier gemacht auf Stahl, Stein, Holz, Leinwand und Papier, und wenn man bedachte, wie viele Menschen von diesem Geschäfte lebten, so sah man recht, welche Menge Leute darauf erpicht sind, ihr eigenes, oft sehr uninteressantes Gesicht zu diesem oder jenem Zwecke abconterfeit zu sehen.

Die Burggasse bildete ein eigenthümliches Quartier in der großen Stadt. Hier sah man Gestalten, die man sonst nirgendwo oder nur höchst selten erblickte; blasse Gesichter, hohläugig, mit einem Anfluge von Genialität, mit glattem, flaumigem Kinn, oder auch mit vielem Bart- und Haarwerk unter spitzen Calabreserhüten. Die Träger dieser Gesichter waren in Kleidungsstücke, namentlich zur Herbst- und Winterzeit in Mäntel eingehüllt, deren Façon man nie in einem Modejournale gesehen, auf deren Erfindung sich aber der Betreffende etwas zu Gute zu thun schien, was man deutlich an der Art sah, wie er das Stück Tuch, das er einen Mantel nannte, und das etwas von einer römischen Toga, einem italienischen Carbonari und einem Theater-Rittermantel an sich hatte, um die Schultern drapirt trug.

So sah man sie in der Burggasse dahin wandeln, die Jünger der Kunst, in allen möglichen Aufzügen, bald genial

nachläßig, zuweilen auch ausgesucht stutzerhaft, die Meisten mit großen Mappen unter dem Arm und die Blicke umhergleiten lassend, ob sich nicht irgendwo etwas zum Skizziren darböte.

Eigentlich war die Burggasse keine Gasse, sondern ein unregelmäßiger Platz mit aus- und einspringenden Häusern, auf dessen Mitte die Ruine eines Thurmes stand, der, Gott weiß, in welchen Zeiten, zu einer hier befindlichen alten Burg gehört haben soll. Alle Häuser hatten hohe, meist treppenartig gezackte Giebel, viele auch Erker, gewölbte Thorbogen, malerische Höfe, finstere Winkel von unaussprechlicher Färbung; die Sonne konnte sich nur mühsam durch einzelne Lücken in dieses Häuserlabyrinth hineinstehlen, wo alsdann solch ein goldig erleuchteter Streifen neben tiefblauen Schatten von ganz immens pittoresker Wirkung war. Dazu hatte die Architektur der meisten Gebäude etwas Phantasieerregendes; erblindete und zerbrochene Fensterscheiben, auch Rahmen ohne alles Glas gab es genugsam, höchst interessante Schutt- und Kehrichthaufen traf man allenthalben; wenn Schneewetter sei — so behaupteten Kenner — dürfe man nur rechts oder links greifen, um vollkommen fertige Winterlandschaften anzutreffen, und selbst bei Regenwetter waren die übersprudelnden und zerbrochenen Dachrinnen wohl im Stande, ein künstlerisches Gemüth zu landschaftlichen, hauptsächlich aber Wasserfalleffekten der prachtvollsten Art zu begeistern.

Hier gab es auch kleine Kneipen, die von ordentlichen Bürgersleuten gemieden wurden, über deren Leben und Treiben ein sagenhaftes Dunkel lag, so daß die Väter ihre Herren Söhne, Gymnasiasten oder auch Handlungsbeflissene, bestens verwarnten, dorthin zu gehen. Daß aber eine solche

Verwarnung die umgekehrte Wirkung hatte, brauchen wir eigentlich den jung geweſenen Leſern nicht zu ſagen; leider aber war es nicht zu läugnen, daß, wenn es einem Nichtkünſtler gelang, ſich unter den jungen Raphael's und Tizian's der Burggaſſe einen guten Freund zu erwerben, er ſtolz darauf war und alle möglichen Ränke und Schwänke gebrauchte, um ſich hier und da für einen Abend von der Aufſicht zu Hauſe frei machen und in der „Palette", im „Reibſteine", oder ſogar in der „Mausfalle" — ſo hießen die Wirthshäuſer, welche die jungen Künſtler hauptſächlich beſuchten — ſo lange kneipen zu können, wie Geld und Zeit vorhielten. Hierbei müſſen wir aber ſagen, daß dieſe Kneipen beſſer als ihr Ruf waren; freilich wurde dort ein tüchtiges Bier conſumirt, auch häufig Rundgeſänge angeſtimmt oder Salamander gerieben; daß aber wahre Orgien und Bacchanalien gefeiert würden, daran war kein wahres Wort, und es fehlte der künſtleriſchen Jugend zu dieſen Ausſchweifungen an zwei nothwendigen Dingen, an Theilnehmerinnen und an Geld.

Es iſt überhaupt eigenthümlich, aber leicht begreiflich, wie ſelbſt ein ſanftes Maler- oder Dichtergemüth in den Verdacht eines excentriſchen Sinnes, eines ungeheuerlichen Lebens kommt. Und es iſt doch nur rein das Handwerk mit ſeinen Attributen, welches dieſe Idee begünſtigt. Wir treten in ein Atelier; mit finſterer Majeſtät kommt uns der Herr deſſelben entgegen, zwiſchen langem Haar und ſtruppigem Bartwerk iſt ein kleiner Theil des Geſichtes bemerkbar, ſowie glänzende Augen, die einen ingrimmigen Ausdruck annehmen, wenn der Künſtler Genre- oder gar Schlachtenmaler iſt, beſonders aber, wenn er uns vor ſein letztes Bild führt, wo Dolche funkeln, bleiche

Lippen beben, verdrehte Augen um Gnade flehend zu irgend einem Scheusal von Tyrannen aufblicken, zu dessen Füßen sich ein blutendes Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit wälzt. — Wenn der Künstler uns das erklärt, den Staffeleistock wie eine Lanze auf den Boden gestützt, das Haar fliegend, so erscheint er uns in solchem Augenblicke nicht selten selbst als Kannibal oder als Tyrann. Dort liegen seine blutigen Handwerkszeuge, die schauerlich schillernden aufgesetzten Töne; ein schüchterner Blick, den wir umherwerfen, zeigt uns in der Ecke einen breiten Divan, auf dem ein nachlässig hingeworfener Blumenkranz liegt, während eine Streitaxt daran lehnt — eine scharfe Streitaxt, die der Künstler in die Hand nimmt, indem er, sie schwingend, uns erklärt, dieselbe habe wahrscheinlich bei Sempach stark gedient. Daß die dunkeln Flecken an dem Eisen Blut seien, wolle er nicht gerade beschwören, aber es sei sehr wahrscheinlich. So blicken wir scheu umher, und wohin sich unser Auge richtet, entdecken wir abnorme und schreckliche Gegenstände: Ketten, Beile, große Stücke rothen Damasts, wie Blut anzuschauen, hier ein lederner Koller mit einem tiefen Riß auf der Brustseite, dort eine Mandoline neben einem langen spanischen Stoßdegen, von welchen beiden der Maler versichert, sie seien in eine seltsame Geschichte verwickelt gewesen.

Und in dieser, für manches zarte Gemüth so gräuelhaften Umgebung bewegt sich der Künstler so frei und unbefangen, als seien es die unschuldigsten Gegenstände. O, es ist ein schreckliches Geschlecht, diese Maler! Unser bester Freund läßt uns im Vorzimmer warten, während wir im Nebenzimmer eine flüsternde Damenstimme vernehmen, und wenn uns endlich der Eintritt erlaubt ist, so hört unser feines Ohr auf

der Treppe ſeidene Kleider rauſchen, ſtatt Cigarrendampf verſpüren wir in dem Atelier ein wunderbares Aroma, und während unſer Freund lächelnd ein Glas Zuckerwaſſer trinkt, ſehen wir auf dem Divan allerlei phantaſtiſche Kleidungsſtücke umherliegen.

Daß uns eine ſolche, an ſich vielleicht ganz harmloſe Beſchäftigung ein Kopfſchütteln entlockt, und daß der gänzlich Uneingeweihte, der zufällig an dieſe Künſtlermyſterien tangirt, an ein entſetzliches Leben voll Schuld und Unthaten glaubt, iſt verzeihlich und begreiflich. Und wie oft braucht ſo ein armer Darſteller menſchlicher Verbrechen und Leiden, die er mit Pinſel oder Feder wiedergibt, ſelbſt eine Steigerung, um ſich in die Lage eines unglücklich Verfolgten, eines Scheuſals hineinzudenken oder ſich deren Bilder zu vergegenwärtigen! Wie muß er ſeine Phantaſie reizen, um auf der blaſſen Leinwand oder dem weißen Papier jene Gebilde erſcheinen zu laſſen, die den Beſchauer entzücken oder ihn beben machen ſollen! Ja, für Manchen ſind die eben erwähnten Zuthaten ſo nothwendig wie Pinſel, Farben und Feder, und wenn wir es auch nicht theilen, ſo begreifen wir doch das Gefühl des Malers, der die Mandoline in den Arm nimmt und darauf den Stoßdegen ſchwingt, wenn er ein unterbrochenes ſpaniſches Rendezvous darſtellen ſoll, ebenſo gut als das Gefühl des Dichters, welcher ſeine nächtlichen Lieder nur mit der Feder eines Raben ſchreiben konnte, den man von einem Galgen herabgeſchoſſen, nachdem er dieſe Feder zuvor mit einem einſt blutig geweſenen Dolche geſpitzt. Das ſind Schatten des Handwerkes, welche in das gemüthliche Leben hinüberſpielen und eine empfindſame Seele ſchaudern machen vor dem Atelier

eines Malers, wo schon so viel Blut geflossen, und vor der Person eines Schriftstellers, der ja unmöglich im Stande sein kann, alle die schlechten Charaktere zu schildern, wenn er nicht selbst viel auf dem Gewissen hat.

Um wieder auf die Burggasse zurückzukommen, so wurde hier auch viel Musik getrieben, namentlich mit Instrumenten, deren Klang sonst in der Stadt nicht oft mehr gehört wurde; wir meinen nämlich die Guitarre oder, wo es höher kam, die Mandoline. Darin wurde ein Erkleckliches geleistet, und wenn man besonders in der Dämmerung eines Frühlingsabends durch die Gasse schritt, so vernahm man viel dergleichen Lärmen um nichts. Auch Stimmen ließen sich hören, hohe, jugendliche Tenore, häufig ins Falsett überschnappend und mit unendlichem Gefühl anstimmend:

Dein gedenk' ich, röthet sich der Morgen,
Dein gedenk' ich, sinkt die finstre Nacht!

sowie auch einst kräftig und klangvoll gewesene Bässe, die aber mit des Lebens Mai ihre Jugendglätte verloren hatten und nun ziemlich rauh und faserig sangen:

Im kühlen Keller sitz' ich hier,
Bei einem Faß voll Reben.

Das alles gab der Burggasse etwas Phantastisches, Abenteuerliches, namentlich wenn man hierzu noch allerlei sonstige seltsame Gestalten rechnet, welche hier aus- und eingingen, alte und junge Männer, die als Modelle dienten. Dieser wegen seines dicken Bartes und seiner übermäßig hohen Stirn zu Prophetenköpfen und sonstigen Heiligen, Jener mit dem langen schlichten Haar, dem sanften Blick und dem flaumigen Bart am Kinn als Vorbild zu Erzengeln verschiedener Klassen

und Tugenden jedes Grades; hier dieſer alte weißhaarige Mann mit dem kummervollen Blick und der gebückten Haltung als unglücklicher und betrogener Vater; dort jene auffallende Perſönlichkeit mit ſchwarzem, ſtruppigem Haar und Bart, aufgeſtülpter Naſe, blitzenden Zähnen und einem Blick, deſſen teufliſches Schielen deutlich ſagte: Nur Böſes! war der Repräſentant aller Mörder, Räuber und ſonſtigen Böſewichter, die hier auf Papier und Leinwand in der Burggaſſe erſchienen waren. Was die weiblichen Modelle anbelangte, ſo gab es unter ihnen nicht ſo viele Species; da ließ ſich durch Aenderung des Kopfputzes und einer leichten Drapirung ſchon viel erreichen, und die meiſten von ihnen wußten Engel und Teufel gleich trefflich darzuſtellen.

Dieſer Burggaſſe nun ſchritt Herr Larioz in tiefen Gedanken entgegen. Daß ihm Regen und Schnee ins Geſicht ſchlugen, ſchien er durchaus nicht zu bemerken, ebenſowenig wie die naſſen Pfützen in dem ſchlechten Pflaſter, die er nicht einmal bei ſeinem Dahinwandeln vermied; er war offenbar immer noch mit jener Unterredung beſchäftigt, die er vorhin mit dem Grafen Helfenberg gehalten. Er hatte Bilder aus ſeiner Heimat, Tage aus ſeiner glücklich verlebten Jugend herauf beſchworen, und dieſe umgaukelten nun bald ernſt, bald heiter ſeine Seele und waren nicht durch Schneegeſtöber, durch eiſige Winde, die äußerlich auf den Träumenden einwirkten, zur Ruhe zu bringen. Er zog durch die Mancha, nicht mit dem Vater als vierzehnjähriger Knabe, nein, als fahrender Ritter mit ſeinem Knappen, er ſah allerlei Seltſames und Ungeheuerliches ſeinen Pfad kreuzen, aber er nahm die Zügel ſeines andaluſiſchen Roſſes feſt in die Hand, zog ſein gutes Schwert und ſah, wie fremde Ritter und Phantome aller Art vor der

Kraft ſeines gewaltigen Armes zerſtoben. Wie hätte er da an ſeine jetzige Umgebung denken ſollen?

So erreichte er die Burggaſſe, trat auf den Platz, den hier die eigenthümlichen Häuſer bildeten, und ſah vor ſich den alten Thurm mit ſeinen ſchmalen, vergitterten Fenſtern, mit ſeiner Spitzbogenthür, unter der man noch deutlich die Balkenlagen für die ſchon lange nicht mehr vorhandene Brücke bemerkte.

Ah! jene ſchöne Zeit, dachte er, wo die Burg dort noch ſo trotzig und feſt daſtand, warum iſt ſie verſchwunden, oder warum bin ich nicht ein paar Jahrhunderte früher auf die Welt gekommen? Warum muß das jetzt Ruine ſein? Warum weht die Fahne nicht mehr von der Spitze des Thurmes und kündet ein luſtiges Trompetengeſchmetter nicht die Ankunft eines Gaſtes an? — Träumereien! unterbrach er ſich lächelnd, wie kann man ſich ſo von ſeinen Phantaſieen einnehmen laſſen! — Und doch iſt hier der Ort dazu, ihnen nachzuhängen, fuhr er nach einer Pauſe ſtehen bleibend fort. Sollte man nicht glauben, jeder der hohen zackigen Giebel verberge etwas Abſonderliches, decke geheimnißvoll ein Stück der alten gewaltigen Zeit zu, das ſich ſcheu dort hinter den Erkern und Pfeilern verbirgt und nun ſein tolles Weſen treibt in tiefer verſchwiegener Nacht, wenn die jetzige Zeit ſchläft und träumt? Was müſſen jene Gebäude für wunderbare Zimmer, Gewölbe, Keller und Treppen enthalten! Wohl möchte ich hier wohnen, ein reicher, unabhängiger Menſch, eines dieſer finſteren Häuſer mein eigen nennen, es zu meiner Burg machen und von dort aus meine Streifzüge beginnen gegen die Rieſen und Drachen, welche die heutige Zeit unſicher machen.

Herr Lariot hatte unterdeſſen ſeinen Weg wieder aufge-

nommen und ſchritt, die Hausnummer Vier ſuchend, auf dem Platze dahin. Zuweilen blieb er kopfſchüttelnd ſtehen, wenn er hin und wieder in einem Erdgeſchoſſe durch die Fenſter in ein Wirthshaus hinein ſah, das ſo ganz anders war als die, wo er ſelbſt zuweilen einen Abend zu verbringen pflegte. Sie gefielen ihm aber abſonderlich, dieſe grauen Steinmauern, dieſe faſt dunkeln Holzdecken, dieſe grob geſchnittenen Möbel und vor Allem die Geſellen darauf, die, behaglich hingelagert, augenſcheinlich ihren Ueberfluß an Zeit verlungerten und nicht ſelten die Hand nach dem hohen alterthümlich geformten ſteinernen Bierkruge ausſtreckten.

Er lächelte freundlich in ſich hinein, als er das ſah und jetzt aus einem anderen Hauſe das Klirren und Knirſchen von Klingen vernahm oder ein Geräuſch, wie wenn man mit einem kurzen und breiten toledaner Schwerte auf einen mailänder Helm ſchlüge; auch horchte er hoch auf, als ſich gleich darauf eine kräftige Stimme vernehmen ließ:

Fern im Süd das ſchöne Spanien,
Spanien iſt mein Heimatland.

War ihm doch zu Muth, als ſei er in einen Zauberkreis getreten, deſſen ſeltſame Zeichen und Geſtalten ſeine ohnedies ſchon erregte Phantaſie noch mehr begeiſterten. Junge Leute begegneten ihm mit ſpitzen Hüten, wie er ſelber einen trug, und mit Mänteln ebenſo umgeſchlungen, wie er es mit dem ſeinigen zu machen pflegte, und wie man ſie zu Sevilla und Cordova trägt. Dieſe jungen Leute ſchauten ihn einigermaßen verwundert an, grüßten ihn aber freundlich und blieben auch, wohl ihn betrachtend, ſeitwärts ſtehen, wenn er ſo vorüber ſchritt, gravitätiſch, wie er es gewohnt war, den langen Stock

weit von ſich abſetzend, hoch erhoben den Kopf mit den ernſten Geſichtszügen und dem ſtark aufwärts gedrehten Schnurrbarte.

So erreichte Herr Larioz das Haus Nummer Vier, und unter der Thür deſſelben befanden ſich ein paar Geſtalten, die ſeine Aufmerkſamkeit erregten — ein alter Mann und ein junges Mädchen, er mit würdigem Geſichtsausdruck, ein Ehrfurcht gebietender Kopf, den langen Silberbart ſorgfältig gekämmt, das weiße Haar zierlich geſcheitelt; ein dunkelgrünes Gewand, halb Mantel, halb Talar, verhüllte die etwas gebeugte Geſtalt ſo vollſtändig, daß man nur eine der Hände ſah, die er unter den Falten hervorſtreckte, und in welcher er einen langen Stock trug, ähnlich denen, die man auf Bildern bei altteſtamentlichen Hirten zu ſehen gewohnt iſt. Das Mädchen ſtand ihm zur Seite; ſie hatte eine Hand auf ſeine Schulter gelegt und ſchien ihn ſanft leiten zu wollen auf dem ſchlechten Straßenpflaſter draußen voller Löcher und Pfützen; von ihrem Anzug konnte man nicht viel ſehen, da ein graues Tuch ſie faſt ganz verhüllte; aber der Kopf mit dem ſchwarzen Haar, das in zwei dicken Flechten um die Schläfe herum lief, war ſo ſchmachtend und ſchön, das Geſicht aber dabei ſo bleich und leidend, daß der gute und edle Don Larioz ein reges Gefühl des Mitleids nicht unterdrücken konnte. — Ein armes Paar! dachte er, vielleicht aus fernen Landen, das gezwungen iſt, zu der Mildthätigkeit fremder Menſchen ſeine Zuflucht zu nehmen! Gern hätte er den Beiden irgend ein Scherflein angeboten, doch frappirte ihn ein auf dem Geſichte des Mädchens plötzlich erſcheinender, höchſt ſchelmiſch lächelnder Zug, als ſie auf einmal ſo der langen auffallenden Geſtalt unſeres Freundes entgegen trat.

Beide übrigens, der alte ehrwürdige Greis und das junge Mädchen wichen auf die Seite, um den Eintretenden ins Haus zu lassen. Da sich aber Don Larioz überzeugen wollte, ob die, welche er suche, auch wirklich hier wohnten, so faßte er an seinen Hut und sprach mit sanfter Stimme: „Guter, alter Mann, können Sie mir vielleicht sagen, ob hier in diesem Hause, Burggasse Nummer Vier, die Gebrüder Breiberg wohnen?“

Der ehrwürdige Greis nickte mit dem Kopfe, wie es schwache alte Leute zu machen pflegen, und entgegnete mit tiefer, klangvoller Stimme und mit einigem Pathos, während auf dem Gesicht des Mädchens wiederholt ein Lächeln erschien: „Die Ihr sucht, edler Herr, wohnen allerdings in diesem Hause, die Gebrüder Breiberg, schätzenswerthe, vortreffliche Menschen, Burggasse Nummer Vier, drei Treppen hoch; das heißt, dort befindet sich das Atelier der Gebrüder, sie selbst wohnen noch eine Treppe höher, wo sie auch jetzt zur Mittagszeit wohl anzutreffen sein möchten.“

Herr Larioz, freundlich überrascht von diesem ausführlichen Bescheid, der mit so ehrerbietigem Tone gegeben war, erwiderte auf das freundlichste: „Guter, ehrwürdiger Mann, es thut einem Fremden wohl, auf so liebenswürdige Art zurechtgewiesen zu werden. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank dafür, und wenn wir uns wieder einmal begegnen und ich Ihnen Gegendienste leisten kann, soll es wahrhaftig nicht an meiner Bereitwilligkeit fehlen.“

„Berge und Wälder begegnen sich nicht,“ versetzte der Greis, „wohl aber die Menschen, und wenn Sie vielleicht selbst Künstler sind, so wäre es wohl möglich, daß wir uns gegenseitig Dienste zu leisten im Stande wären. — Wollen

Sie für alle Fälle meine Karte in Empfang nehmen," fuhr er fort, indem er die linke Hand nebst einem Stücke zerknitterten Papiers unter dem Talar hervorstreckte.

„Sowie auch die meinige," fügte das junge Mädchen hinzu, indem sie zum dritten Mal so seltsam lächelte und ebenfalls dem langen Schreiber eine Karte einhändigte.

„Die Herren Gebrüder Breiberg kennen mich," fuhr der ehrwürdige Greis fort, „und wenn Sie sich vielleicht von ihnen eins der neueren Bilder, „der Harfner und Mignon," zeigen lassen wollen, so werden Sie bald einsehen, was ein guter Rath und eine talentvolle Haltung dabei zu leisten vermag."

Damit gingen die Beiden auf die Straße, und der lange Schreiber, wahrhaft gerührt von dem herzlichen Entgegenkommen dieser guten, lieben Menschen, las, bevor er die Treppen hinauf stieg, die beiden Karten, ehe er sie sorgfältig in seine Brusttasche verwahrte. Auf der einen stand die Adresse: „Andreas Hubelich, Krähengasse Nummer Zwei, vier Treppen"; auf der anderen: „Kathinka Schneller, Entenpforte Nummer Vier, Parterre."

Auch diese Begegnung hatte nicht dazu beigetragen, das Gemüth des Herrn Lariez zur kalten und trockenen Wirklichkeit zurückzuführen; er fühlte sein Herz sanft erwärmt von den Zeichen einer vergangenen schöneren und poetischeren Zeit, die er so sehr liebte und die hier in der Burggasse auf Schritt und Tritt seiner ohnehin schon aufgeregten Phantasie entgegen traten. Deßhalb fand er auch die wackelige Treppe nicht uninteressant, auf welcher er nun, mit den Händen um sich tappend, emporkletterte; ja, romantisch erschien ihm auf der zweiten Etage eine kleine Lichtöffnung, die einen spärlichen

Strahl der zweifelhaften Helle des trüben Novembertages in das Haus sandte und hier in düsteren Winkeln allerlei seltsame Geräthschaften undeutlich zeigte. Da standen Kisten und Fässer auf einander gethürmt, was an sich nicht außerordentlich gewesen wäre; aber auf denselben bemerkte Herr Larioz einen alten Ritterhelm mit zerzausten Straußenfedern, der auf ein paar rothen Hosen stand, welche formlos, melancholisch, ja, unheimlich herabhingen; auch befanden sich auf dem Boden daneben eine Anzahl Flaschen, welche in ihrer Leere einem denkenden Kopfe schon zu thun geben konnten. Was mochten die Geister des Weines gewirkt haben, die in froher Stunde entfesselt daraus geflossen! Es war dem Schreiber ordentlich zu Muthe, als höre er Gläser klingen und den lustigen Refrain irgend eines bekannten Trinkliedes.

Die zweifelhafte Helle der zweiten Treppe verschwand auf der dritten wieder gänzlich, und es war gut, daß Herr Larioz einen kalten, glatten Strick ergriff, der statt des Geländers diente und mit dessen Hülfe er in die dritte Etage gelangte, wo sich das Atelier der Gebrüder Breiberg befinden sollte. Glücklicherweise war hier eine der Thüren nicht fest verschlossen, und helleres Tageslicht hinter derselben zeichnete auf dem dunkeln Vorplatz einen scharfen Lichtstreifen, der stark genug war, um, auf die Thür reflektirend, dort das Wort „Atelier", mit großen Buchstaben geschrieben, erkennen zu lassen.

Herr Larioz als höflicher Mann nahm vor der Thür seinen Hut ab, strich sein Haar zurecht, dann klopfte er leise an. Als sich drinnen nichts regte, klopfte er zum zweiten und, da er immer noch kein „Herein!" vernahm, zum dritten Male. Künstler haben ihre Launen, dachte er bei sich, und dabei fiel es ihm ein, daß auch Herr Plager zuweilen auf Anklopfen

keine Antwort gab, indem er bei ſich den richtigen Grundſatz aufſtellte: „Jemand, der etwas Wichtiges hat, wird ſich nicht abweiſen laſſen, ſondern nach dreimaligem Anklopfen die Thür ohne Weiteres öffnen.“ Gerade ſo machte es auch der Schreiber; doch wäre er faſt erſchrocken, als eine Glocke über der Thür mit gellendem Tone ein lautes Geklingel verurſachte; da aber weiter nichts erfolgte, ſo trat er mit einem ſchüchternen Schritt ins Zimmer.

Es war dies allerdings ein Atelier und obendrein ein ziemlich elegantes Maler-Atelier; an den Wänden und auf Staffeleien ſah man fertige und unfertige Bilder; im Hintergrunde des Zimmers befand ſich ein breiter Divan, auf dem ebenfalls Gegenſtände lagen, wie wir ſie früher erwähnt: ein Dolch, ein paar Degenklingen, ein Stück farbigen Zeuges, ein Blumenbouquet und dergleichen Dinge mehr. Es befand ſich Niemand in dem Atelier, doch bemerkte Herr Larioz auf den erſten Blick, daß daſſelbe durch eine ſpaniſche Wand in zwei Abtheilungen geſchieden war. — Sollte ſich vielleicht in der hinteren einer der Herren Breiberge befinden? Der Schreiber ging, mit den Füßen ſcharrend, vorwärts, räuſperte ſich auch laut und vernehmlich, doch ließ ſich keine Stimme hören. Nur war es dem Eintretenden, als er ſich dem Eingang der ſpaniſchen Wand näherte, als vernähme er hinter derſelben das Rauſchen von ſeidenen Gewändern; es iſt das ein Geräuſch, das in gewiſſen Lagen des Lebens ſchon manchen ſehr beherzten Mann ſtutzen gemacht hat.

Auch Herr Larioz lauſchte mit angehaltenem Athem; es konnte möglicherweiſe eine Täuſchung ſein. Und ſo ſchien es auch, denn er vernahm nichts mehr. War die ganze ſeltſame Umgebung, alles, was er ſchon in der Burggaſſe geſehen und

gehört, daran ſchuld, daß ihm ſo eigenthümlich, faſt beklommen zu Muthe war — genug, ſein Herz klopfte ſchneller als gewöhnlich, er ſah ſich gezwungen, einen tiefen Athemzug zu thun, und blickte ſchüchtern um ſich, als erwarte er, jeden Augenblick hinter einem der Fenſtervorhänge oder ſonſtigen Draperieen etwas Erſchreckendes hervortreten zu ſehen. — Aber Alles blieb ſtill; nur als er wieder einen Schritt vorwärts that, war es ihm abermals zu Muthe, als vernähme er wieder das Rauſchen oder Krachen eines ſchweren ſeidenen Stoffes. Abermals beſchlich ihn ein eigenthümliches Gefühl, doch ſchämte er ſich dieſer Bewegung und ſprach, wie um ſich ſelber Muth zu machen:

„Bei San Jago, gehe ich doch hier nicht auf verbotenen Wegen! Habe ich nicht drei Mal angeklopft? Hat die Klingel nicht einen gehörigen Spektakel gemacht? — Warum, wenn dort Jemand hinter der ſpaniſchen Wand iſt, ruft er mir nicht zu und läßt ein „Wer iſt da?“ erſchallen? — Vorwärts, ſehen wir, ob wir Jemand finden!“

Ehe Herr Larioz wirklich vorwärts ſchritt, ſprach er noch mit vernehmlicher Stimme: „Ich ſuche Herrn Breiberg; iſt Herr Breiberg nicht vorhanden?“

Keine Antwort als ein leichter Wiederhall an den Wänden des weiten Gemachs.

Mit einem einzigen Schritte erreichte nun Don Larioz die Tapetenwand und blickte in die hintere Abtheilung; doch wie ward ihm zu Muthe, als er nun mit einem Male die Erklärung zum Rauſchen der ſeidenen Gewänder fand, das er vernommen zu haben glaubte! Wie ſtand ſein Fuß angewurzelt, als er an der Rückwand des Zimmers wieder einen Divan bemerkte und auf demſelben ein Mädchen, wie er weder

in Bildern, noch in Träumen je eines erſchaut, wie er es ſich in ſeinen kühnſten Phantaſieen nicht gedacht.

Begreiflicherweiſe erlaubte ihm ſein Zartgefühl nur einen einzigen Blick auf das reizende Weſen, aber dieſer eine Blick war genug, um ſein Herz in eine nie gekannte Bewegung zu verſetzen. O, das ging kaum mit rechten Dingen zu! Ein ſo wunderbares Geſchöpf unter den Töchtern hieſiger Stadt in der Burggaſſe! Ihm ſchwindelte faſt und begreiflicherweiſe, denn er bemühte ſich mit allen Kräften, das Bild, welches er eine Sekunde lang erſchaut hatte, nun in ſeinen Gedanken feſtzuhalten.

Ja, es war ein ſehr junges Mädchen in ſpaniſcher Tracht, die dort auf dem Sopha ruhte, und die den Eintretenden mit einem ſeltſam lächelnden Blicke anſchaute. Ah, die Gluth dieſes Blickes war unvergeßlich, aus großen, ſchwarzen glänzenden Augen, deren Feuer glücklicher Weiſe etwas gemildert war durch die herabfallenden langen ſeidenen Wimpern! — „Andaluſiſche Augen! ojos adormitos!“ ſeufzte Herr Lariez in ſich hinein — aus jenen ſchläfrigen ſüdlichen Augen, die ihren Strahl bis zum rechten Momente verbergen, wie ſich die gefährliche Schlange unter Roſen verkriecht. — Und dazu nun das Haar, blauſchwarz und von einer erſchreckenden Fülle, in dicken Flechten um den Kopf gelegt und mit farbigen Bändern und Roſen zuſammengehalten!

War es eine Spanierin, die er geſehen? Der Teint war zu weiß und brillant, das Roth der Wangen zu blühend, wogegen wieder die glänzenden Zähne, die man zwiſchen den leicht geöffneten Lippen hervorbrechen ſah, für die Landsmännin ſprachen. — Auch die Lage auf dem Divan war ſo ſüdlich verführeriſch; konnte man doch glauben, ſie ſei nach einem ſtür-

mischen Fandango süß ermattet dorthin gesunken. Den rechten Arm hatte sie unter den Kopf gelegt, in der linken seinen, schneeweißen Hand, die über den Divan herabhing, hielt sie ein Tambourin. — Ja, sie mußte, vom Tanz ermüdet, dort ausruhen. — Glaubte doch Herr Larioz gesehen zu haben, wie sie so heftig athmete, daß ihre volle Brust die Schnüre ihres andalusischen Mieders gesprengt hatte; — gesprengt waren die Schnüre, dessen erinnerte er sich später nur zu deutlich. Vielleicht war sie auch vom Schlafe erwacht und hatte sich gescheut, einen Ruf laut werden zu lassen. Lag sie doch da, als habe sie geschlafen, als sei sie überrascht worden und habe nicht mehr Zeit gefunden, den einen weißseidenen Strumpf, der bis zum Knie hinauf sichtbar war, mit ihrem blauseidenen Röckchen zu verdecken.

„Ah, Gebrüder Breiberg!“ seufzte der Schreiber, „da bin ich in eine süße, aber gefährliche Umgebung gerathen.“

Doch hatte er keine Zeit, diesem Gedanken nachzuhängen, denn eine rauhe Stimme hinter ihm unterbrach plötzlich und nicht auf die angenehmste Art seine Träumereien.

„Wer ist da?“ fragte die Stimme. „Was wollen Sie hier?“

Und als sich der also Angeredete umwandte, erblickte er einen untersetzten Mann mit einem gewöhnlichen, etwas plumpen Gesichte an der Thür stehen, der ihn forschend und finster betrachtete.

Seufzend wandte sich der Schreiber von der Tapetenwand hinweg, trat dem Anderen entgegen und sagte so höflich wie möglich: „Ich habe wohl das Vergnügen, den Herrn Breiberg vor mir zu sehen?“

„So ist es,“ entgegnete der Mann mit der rauhen Stimme

und dem unangenehmen, plumpen Gesichte, wobei er die Augenbrauen finster zusammenzog und den Fremden von oben bis unten betrachtete. „Jean Baptist Breiberg. Und womit kann ich dem Herrn dienen, dem Herrn, der da im Atelier herumschnüffelt, obgleich er sieht, daß Niemand für ihn darin ist — he?"

Zu jeder anderen Stunde würde der lange Schreiber eine solche Anrede ganz in derselben Weise beantwortet haben; doch fühlte er sich heute wunderbar weich gestimmt, und er wußte selbst nicht genau, warum er so plötzlich ein Interesse an dem Herrn Jean Baptist Breiberg nahm; aber er nahm ein Interesse an ihm, und wahrscheinlich war es die Erinnerung an das schöne Mädchen, das doch gewiß in irgend einem Zusammenhange mit dem Maler stand, weßhalb er ihn aufmerksam betrachtete.

Wie schon gesagt, Herr Jean Baptist Breiberg war eine untersetzte, keineswegs angenehme Persönlichkeit, er hatte ein finsteres Gesicht, dicke, buschige Augenbrauen, unter denen scharfe, boshafte Augen hervorleuchteten. Sein Anzug bestand aus weiten grauen Leinwandhosen, einer etwas dunkleren Schooßjacke von wollenem Zeug, in deren Taschen er seine Hände hartnäckig verborgen hielt. Auf dem Kopfe trug er seltsamerweise eine hohe und spitze Papiermütze, mit Figuren bemalt, welche ungefähr so aussahen, wie die an der Kopfbedeckung der armen, unschuldigen Hexenmeister, welche man vordem zum Scheiterhaufen führte.

Obgleich sich also Herr Lariez weich gestimmt fühlte, so war doch ein einziges Wort in der Anrede des Herrn Breiberg, welches ihm der lange Schreiber unmöglich schenken konnte, das war das ihm über alle Maßen verhaßte Wort:

„Schnüffeln“. Deßhalb sagte er in ruhigem, obgleich sehr bestimmtem Tone: „Daß ich in Ihr Atelier getreten bin, ist allerdings richtig, doch nicht ohne verher drei Mal angeklopft, und darauf ein Geklingel verursacht zu haben, das nothwendig Jemand herbeiführen mußte. Wenn Sie aber von Schnüffeln sprechen, so ist dieses durchaus nicht der Fall; unter Schnüffeln verstehe ich Spioniren, und das brauche ich gewiß nicht zu thun, da ich das Recht habe, hier offen und gerade aufzutreten.“

„Schau Einer,“ sprach der Maler höhnisch lächelnd, „mit welchem Prinzen habe ich die Ehre? Oder sind Sie vielleicht von der geheimen Polizei und im Begriff, einen Verhaftsbefehl für mich aus der Tasche zu ziehen?“

„Ich bin weder das Eine noch das Andere,“ versetzte Herr Lariez sehr ruhig, „ich bin eine viel geringere Persönlichkeit, nur der Schreiber des Herrn Rechtsconsulenten Plager, der Ihnen etwas in Sachen Erdwinkel contra Breiberg vorzutragen hat.“

Das sprach er aus Zartgefühl sehr leise, denn er wollte nicht, daß das junge Mädchen hinter der Tapetenwand von diesen Verhandlungen etwas vernehme.

Doch kannte der Andere nicht diese Rücksichten, er schob seine Hexenmeister-Mütze vom linken Ohr auf das rechte, patschte alsdann mit der Handfläche auf sein Bein und rief laut, fast lustig: „Kommt diese Misere schon wieder? Erdwinkel contra Breiberg! Wie ist es nur möglich, zwei so verschiedene Namen zusammen zu stellen! Erdwinkel und Breiberg! Was ist mir Erdwinkel? Ein ganz gewöhnlicher, obscurer Kerl, dem wir die Ehre angethan, die nichtswürdige Bagatelle von vierhundert Florin bei ihm zu entlehnen. Ist das der Mühe werth —

he? Und was will dieser Mensch weiter? War mein Bruder Clemens nicht auf dem Rathhause und hat die Schuld anerkannt? Kann man für einen solchen Erdwinkel mehr thun? Was will er also noch mehr von uns?"

Der lange Schreiber hätte beinahe über diese Rede gelächelt. Die Beweisführung des Malers kam ihm von Jemand, der auf Exekution steht, in der That fast komisch vor. Doch er nahm sich zusammen und sagte gelassen: „Was Herr Erdwinkel noch mehr will, ist sehr einfach, er will bezahlt sein, er will seine vierhundert Gulden zurück haben."

Diese Forderung schien dem Maler so extravagant, daß er den Anderen einen Augenblick erstaunt anschaute, dann schlug er die Hände zusammen und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Bezahlt sein," rief er, „seine vierhundert Gulden zurück haben! Ist das nicht spaßig? Ja, es ist spaßig. — Doch nein, es ist zum Aergern," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er äußerst geschwind von der Lustigkeit zum Zorn übergegangen war. „Ja, es wäre zum Aergern, wenn ich mich darüber ärgern wollte. Aber was geht mich die Geschichte an? Das ist eine Geschäftssache, und damit wenden Sie sich an meinen Bruder Clemens, eine Treppe höher. — Guten Morgen, Herr Schreiber, guten Morgen! Leben Sie wohl."

Damit rückte er heftig seine Papiermütze wieder auf das linke Ohr, legte beide Hände auf den Rücken und verschwand mit einem kurzen trotzigen Kopfnicken hinter der Tapetenwand, wo Herr Lariez ihn noch sagen hörte: „Mich mahnen wegen lumpiger vierhundert Florin! Jean Baptist Breiberg! Liegt darin ein vernünftiger Sinn — he?"

Es that unserem zartfühlenden Freunde leid, daß der rohe Maler vor dem schönen Mädchen so ohne Rücksicht diese Angelegenheit besprach. Ja, es gab ihm einen schmerzlichen Stich in das Herz, wenn er bedachte, daß jenes reizende Geschöpf vielleicht in einer abhängigen Lage zu einem so ungebildeten Menschen stehe, der sich durchaus nicht genirte, etwas vor ihr zu besprechen, was er selbst als Fremder aus zarter Schonung nicht berührt haben würde. Es war allein dieser Gedanke, der ihn abhielt, dem Maler zu folgen und ihm über sein unartiges Betragen einige passende Worte zu sagen; trotzdem aber konnte er sich nicht enthalten, noch einen Blick rückwärts zu werfen, und er war so glücklich, wenigstens einen Theil ihrer Gestalt in dem über dem Divan hängenden Spiegel zu erblicken. Dann verließ er achselzuckend das Zimmer, um sich die Treppe in den vierten Stock hinauf und zu Herrn Clemens Breiberg zu begeben.

Ob dieser Herr sich vor der Thür befand, als der Schreiber mit dem Andern sprach, und so dem Gespräche zugelauscht hatte, war nicht mit Gewißheit zu sagen; so viel aber war sicher, daß er schon in der Mitte der hinaufführenden Treppe stand und den langen Schreiber mit einem freundlichen Gruße empfing.

„Sie waren bei meinem Bruder?“ sagte er mit außerordentlich weicher und sanfter Stimme. „Ich habe Sie von Weitem sprechen hören. Wenn Sie ein Anliegen haben, das die beiden Künstler Breiberg betrifft, so wäre das freilich im Atelier abzumachen; ist es aber sonst eine Geschäftssache, so muß ich Sie freundlichst ersuchen, sich zu mir herauf bemühen zu wollen.“

Obgleich der Rechtsconsulent ihn darauf vorbereitet, war Herr Larioz doch erstaunt, zwei Brüder von so gänzlich verschiedenem Wesen zu finden. Jean Baptist so grob als möglich, Herr Clemens Breiberg dagegen so außerordentlich höflich, daß er den Kommenden nicht erwartete, sondern eilfertig die enge Stiege herabsprang und darauf den Fremden nöthigte, voraus in den vierten Stock zu steigen.

Nach einigen gegenseitigen Complimenten gelangten Beide in die Wohnung der Gebrüder Breiberg, die ziemlich bescheiden möblirt war. Herr Clemens bot seinem Gast einen Stuhl und drückte ihn fast mit Gewalt auf denselben nieder, als der Schreiber seine Absicht aussprach, lieber stehen zu bleiben. „Nein, nein," sprach der Maler. „Da Sie also, wie ich sicher vermuthe, eine Geschäftssache haben, so ist es besser, sich dazu zu setzen; auch ich ziehe solches vor, man spricht da angenehmer und traulicher, mein lieber Herr — gewiß um Vieles traulicher."

Dabei hatte er mit vieler Behendigkeit einen andern Sessel vis-à-vis von Herrn Larioz niedergestellt und sich darauf gesetzt; dann legte er beide Hände auf die Kniee und sah nun seinem Gaste mit etwas seitwärts geneigtem Kopfe von unten herauf freundlich lächelnd in die Augen. „Also ein Geschäft?" meinte er nach einer Pause, während welcher Herr Larioz die Papiere aus der Tasche hervorgezogen; „nun das ist mir recht lieb, da wollen wir denn erwarten, was wir zusammen abzumachen haben. Darf ich Sie indessen um Ihren werthen Namen bitten?"

„Ich bin nur Mittelsperson," entgegnete trocken der Schreiber, der bei dem süßen Bruder Clemens seine vollkommene Ruhe und Sicherheit wieder erlangt hatte. „Mein Name thut

also nichts zur Sache. Ich komme im Auftrage des Rechtsconsulenten Plager; es handelt sich um eine kleine Schuld von vierhundert Gulden, Erdwinkel gegen die Herren Gebrüder Breiberg."

Herr Larioz hatte bei diesen Worten den betreffenden Bogen langsam entfaltet und überreichte ihn dem sanften Herrn Breiberg, der sich nicht im Mindesten darüber alterirte oder ereiferte wie sein Bruder, sondern kopfnickend sagte: „Ja, ja, — ach ja, es ist die Geschichte. Schau, das hat Herr Plager in Händen? darüber bin ich erfreut, denn Herr Plager ist als ein Mann bekannt, welcher der Zeit und den Verhältnissen Rechnung zu tragen pflegt. Und das ist unbedingt nothwendig. Sehen Sie, mein lieber Herr — aber ich möchte in der That gar zu gern Ihren Namen wissen, es spricht sich angenehmer und besser, wenn man sagen kann: Herr so und so. Also, wenn ich bitten darf?" — Er begleitete diese Bitte mit einem wahrhaft hinreißenden Lächeln.

„Nun denn, wenn Ihnen etwas daran gelegen ist," versetzte der Schreiber mit einem steifen Kopfnicken, „mein Name ist Larioz."

„Ei, Larioz," erwiderte der Andere mit einem etwas affektirten Erstaunen, „da kann Ihre Familie unmöglich hier aus dem Lande sein. Das ist ein eigenthümlich fremdet, prächtiger und schön klingender Name. Nun, warten Sie einmal, — Larioz, wo kann das her sein?"

Während er so sprach, hatte er seine rechte Hand ausgestreckt, so daß seine Fingerspitzen sein Gegenüber berührten, dem er damit sanft auf die Brust tippte.

„Allerdings," sagte der Schreiber, „klingt mein Name

etwas sonderlich, meine Familie stammt aus Spanien, und ich bin selbst dort geboren."

„Ein Spanier!" rief Herr Clemens mit dem sehr gut gemachten Ausdruck der höchsten Ueberraschung. „Wirklich ein Spanier! — Ja, wo hatte ich meine Augen? In der That, wenn man Sie näher betrachtet, so findet man gleich den castilianischen Gesichtsschnitt, die hohe Stirn, das lange schmale Gesicht, die Augen mit dem gewissen Ausdruck und der Bart — ja, der Bart — ganz Hidalgo. Das müssen wir schnell Jean Baptist sagen." Dabei sprang er von seinem Stuhle auf und setzte hinzu: „Jean Baptist wird unsinnig vor Freude, Sie zu sehen."

„Hatte bereits das Glück, Ihren Herrn Bruder zu sprechen," bemerkte der Schreiber sehr ruhig, „ohne von der großen Freude etwas zu bemerken, die ihm mein Anblick einflößen soll. Im Gegentheil —"

„O, ich kann mir das denken," entgegnete rasch Herr Clemens Breiberg, indem er beide Hände seines Gastes ergriff und sie derb schüttelte. „Er ist zuweilen etwas wunderlich, ein heftiger Charakter, aber ein gutes Gemüth, gut bis zum Excess. Wenn ich Sie ihm als Spanier vorstelle, so versichere ich Ihnen, er wird unsinnig vor Freude. Als Mensch und als Maler liebt er die Spanier, und wenn er etwas Spanisches malt, so ist er völlig überglücklich. Ja, wir müssen zu ihm hinunter, und er muß Ihnen sein neues spanisches Bild zeigen."

„Er malt an einem spanischen Bilde?" fragte aufmerksam Herr Larioz, der in diesem Augenblicke an das schöne Mädchen dachte, das einen so gewaltigen Eindruck auf sein Herz gemacht.

Der Andere spitzte den Mund und machte ein paar Augen, als genösse er etwas außerordentlich Köstliches. Dann sagte er: „Das will ich meinen, ein superbes Bild! Mittagsruhe in einer spanischen Venta, ein Majo und eine Maja. Sie ist vom Tanze ermüdet dahingesunken, während er vor ihr steht, sie liebevoll betrachtend. Das Bild muß Epoche machen."

„Ja, das muß sehr schön sein," meinte der Schreiber nachsinnend, indem er an die entzückende Lage des prachtvollen Geschöpfes da unten dachte.

„Mein Bruder zeigt seine unfertigen Bilder nicht gern," fuhr der Maler mit großer Wichtigkeit fort, „ist überhaupt ein bischen barsch und abstoßend; aber wenn ich Sie als Spanier einführe, da sollen Sie sehen, wie der Mann Sie freundlich empfängt — kommen Sie nur, kommen Sie nur, verehrter Herr Larioz!"

Damit hatte Herr Clemens schon die Thür geöffnet und ließ den Schreiber nicht mehr zu Worte kommen, der den offenen Bogen, die Sache Erdwinkel contra Breiberg betreffend, noch immer in der Hand hielt und gern darüber einiges Weitere gesprochen hätte. So mußte er aber folgen, denn der Maler befand sich bereits auf der Treppe, ja, er sprang diese so eilfertig hinab, daß Larioz schon die Klingel des Ateliers hörte, ehe er selbst noch auf der Mitte der dunklen Stufenreihe angekommen war.

Obgleich Larioz sich gewissermaßen scheute, den bärbeißigen Jean Baptist wieder zu sprechen, so zog es ihn doch mächtig nach der geöffneten Thür, in der stillen Hoffnung, sie vielleicht nicht nur wiedersehen zu dürfen, sondern ihr sogar vorgestellt zu werden und, falls sie eine Spanierin war, ein

paar Worte in der süßen Sprache der Heimat mit ihr wechseln zu dürfen.

Herr Clemens war unterdessen hinter die Tapetenwand geeilt, hatte seinem Bruder etwas von dem wirklichen Spanier gesagt, und dieser schien sich in der That darüber zu freuen, denn er kam dem jetzt Eintretenden nun ganz anders entgegen als vorhin. Wenn auch seine Stirn unter der seltsamen Papiermütze mit den bunten Figuren immer noch Falten hatte, und wenn seine Augen auch immer noch finster blickten, so zeigte sich doch um die Mundwinkel etwas, das wie ein Lächeln aussah; auch reichte er dem Schreiber die Hand und brummte einige Worte von großem Vergnügen, das er empfinde, einen wirklichen Spanier von so ausgezeichnetem Aeußerem bei sich zu sehen.

Clemens, der näher getreten war, setzte hinzu: „Das ist seine wahre Stimmung, ich versichere Ihnen, er ist ganz außer sich vor Freude, wenn er etwas von Spanien sieht, er liebt dieses Land über alle Beschreibung."

„Ja, ich liebe es recht sehr," fügte Jean Baptist bei, wobei er einen Blick nach der Oeffnung der Tapetenwand warf, einen Blick, der Herrn Lariez fast erbeben machte, denn er brachte ihn natürlicher Weise mit dem jungen schönen Mädchen in Verbindung.

„Unser junger Freund hier," sagte Clemens Breiberg händereibend, „ist für uns gütig gesinnt, davon bin ich fest überzeugt, und deßhalb, lieber Bruder Jean Baptist, könntest du wohl so freundlich sein, uns dein neues spanisches Bild, den Majo und die Maja, zu zeigen. Dürfen wir?" setzte er mit einer Handbewegung nach der Tapetenwand und einem Schritt vorwärts hinzu.

„Dort eintreten?“ fragte beinahe finster der andere Herr Breiberg. „Du weißt, wie ungern ich es sehe, wenn man uns Künstlern hinter die Coulissen schaut.“

Das sagte er mit einem sauren Lächeln, wobei Herr Larioz vollkommen die Aversion des Malers begriff, jemand Fremdes hinter die Coulissen schauen zu lassen.

„Aber Herr Larioz,“ sagte Clemens, da Jean Baptist ihn fragend ansah, „aber Herr Larioz soll doch das Bild sehen, wenn er es wünscht.“

„Ich würde mich glücklich schätzen,“ entgegnete der lange Schreiber, obgleich er sich glücklich geschätzt hätte, hinter die Coulissen treten zu dürfen.

Herr Jean Baptist hatte mit seinem steifen, finsteren Wesen einen Stuhl in die Mitte des Zimmers gerückt und qualmte dabei entsetzlich; er hatte nämlich eine kurze irdene Pfeife, deren Kopf einen Affen vorstellte, im Munde; alsdann ersuchte er Herrn Larioz, Platz zu nehmen, und ging dann mit seinem Bruder hinter den Verschlag, um das Bild zu holen.

Der Schreiber lauschte aufmerksam, ob er von ihr nichts höre, doch nur einmal war es ihm, als vernehme er das Rauschen des seidenen Kleides und ein ganz leises Flüstern, und schon kamen die beiden Maler zurück mit einer Staffelei, auf welcher sich das erwähnte Bild befand, das sie nun vor Herrn Larioz hinstellten.

Es war so, wie Herr Clemens gesagt. Unter einer Veranda lag eine junge Spanierin genau in der Stellung, in welcher Herr Larioz vorhin das reizende Mädchen gesehen. O, es war eine entzückend schöne Lage! und dazu das Gesicht der Spanierin, ja, er erkannte es augenblicklich wieder, wenn

die Züge auch in einzelnen Theilen hier und da verändert waren; es waren dieſelben wunderbaren ſchläfrigen Augen, der friſche lächelnde Mund und die blitzenden Zähne. Ach, ſie war reizend, über alle Beſchreibung reizend! Den Majo betrachtete er mit Parteilichkeit für das junge Mädchen und fand ihn weniger gelungen.

„Das iſt allerdings ein herrliches Bild,“ ſagte Herr Lariez, indem ſeine Blicke immer wieder auf der ſchönen Geſtalt des jungen Mädchens ruhen blieben. „Ein entzückendes Bild! Glücklich der, welcher es ſein nennen kann!“

Wir wollen hierbei dem verehrten Leſer geſtehen, daß der künſtleriſche Geſchmack des Herrn Lariez noch nicht ſehr ausgebildet war, denn ſonſt hätte er unbedingt einſehen müſſen, daß er ein ziemlich gewöhnliches Machwerk vor ſich habe, deſſen Figuren ſich durch ſehr gewagte Stellungen, die Zeichnung aber durch Unrichtigkeit bemerkbar machte, ſowie, daß das Colorit ein Zuſammentrag war von harten, ſchreienden Farben aller Art: Roth, Gelb, Grün, Blau, wie ſie nur an dem Coſtume des Majo und der Maja anzubringen waren. Das alles aber bemerkte Herr Lariez nicht, denn ihm ſchwebte nur das Bild der ſchönen Spanierin vor, die er drinnen auf dem Divan ruhen geſehen und die er hier ſo gut wie möglich übertragen fand. Was aber dem Bilde fehlte, das erſetzte er bei der Maja durch ſeine Phantaſie, woher es denn auch kam, daß ſelbſt er den Majo, den er nicht con amore anſah, für weniger gelungen hielt.

Der lange Schreiber ſchmeichelte alſo der Eitelkeit des Malers, indem er mit dem Tone der Wahrheit von dem Bilde als von einem großen Kunſtwerke ſprach.

Herr Jean Baptiſt ſtand daneben mit geſpreizten Beinen,

rückte zuweilen seine Mütze von einem Ohr aufs andere, blies auch mehrmals die Backen auf und sagte in nachläßigem Tone: „Ja, ja, das Bild ist gelungen, es wird seinen Liebhaber finden."

„Ja, einen reichen Liebhaber," seufzte der lange Schreiber in sich hinein, und wenn er dabei bedachte, wie es für ihn so ganz unmöglich sei, dieses kostbare Bild zu erstehen, so überschlich ihn ein Gefühl des Unbehagens, ja, des Neides. Doch währte das nur einen Augenblick, denn er schämte sich dieses Gefühles und verjagte es gewaltsam aus seinem Herzen.

„Und das Ganze ist Phantasie?" fragte er nach einer Pause nicht ohne Absicht; „ich wollte nämlich fragen," setzte er hinzu, „ob Ihnen keine Person bei dem Entwerfen des Bildes vorgeschwebt, ob Sie namentlich den Kopf der Maja ganz aus sich selbst geschaffen?"

„Das ist nicht gut möglich, mein lieber Herr Larioz," antwortete der sanfte Clemens für den Bruder. „Um den Charakter der Wahrheit in die Köpfe eines Bildes zu bringen, ist es nothwendig, daß man in das Leben hineingreift. Der Kopf des Majo ist der eines jungen Malers unserer Bekanntschaft, zum Gesichte der Maja hat Jean Baptist eine Dame gefunden, die so freundlich ist, ihm zuweilen auszuhelfen."

„Das muß eine Spanierin sein," sagte der Schreiber in bestimmtem Tone.

„Meinst du, daß es eine Spanierin ist?" fragte Clemens seinen Bruder, indem ein kaum bemerkbares Lächeln um seine Lippen spielte.

„Das kann ich nicht sagen," entgegnete dieser, und dabei

wiegte er seinen Oberkörper hin und her. „Ich halte sie eher für eine Französin als für eine Spanierin; jedenfalls ist sie hier geboren und spricht, so viel ich weiß, kein Wort Spanisch."

Das sprach Herr Breiberg so laut, daß der Schreiber ordentlich schüchtern nach der Oeffnung der Tapetenwand blickte; denn er meinte, es müsse doch für ein zartfühlendes Wesen nicht angenehm sein, so über sich verhandeln zu hören; auch wollte er dieses Thema nicht weiter berühren; doch sagte Jean Baptist: „Allerdings hat der Kopf etwas Spanisches, doch glaube ich, das liegt hauptsächlich an der andalusischen Tracht."

„Da kannst du Recht haben," meinte Clemens, „denn dort schauen Sie," — hierbei tippte er Herrn Larioz auf die Achseln und zeigte auf eine kleine Skizze an der Wand — „dort ist derselbe Kopf wieder und sieht unter dem Epheukranz, sowie bei dem Stückchen weißen Gewandes um die Schultern ganz anders aus, etwa wie eine heidnische Priesterin."

Der lange Schreiber hatte sich augenblicklich von seinem Stuhl erhoben und war vor das kleine, ihm bezeichnete Bild hingetreten. Ja, das war wieder derselbe Kopf, wenigstens die Grundzüge waren dieselben, die gleichen süßen Augen, der wunderbare Mund, das lange prachtvolle Oval mit der hohen, geistreichen Stirn. Lange betrachtete er es schweigend, ja, wir möchten sagen: still bewegt, und er hätte es lieber nicht so lange betrachten sollen, denn der Blick der halb geöffneten, träumerischen und doch wieder so glänzenden Augen drang ihm auf eine wunderbare und nie empfundene Art ins Herz. Er holte mühsam Athem, und als er von

dem Bildchen endlich wieder zurücktrat, konnte er doch die Augen nicht davon abwenden, ja, konnte nicht unterlassen, zu sagen: „Das ist ein kleiner Schatz, dieser Kopf, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich ihn mein nennen dürfte."

Während er so entzückt die Skizze betrachtete, hatte Clemens mit seinem Bruder leise gesprochen, eigentlich mehr durch Pantomimen, als durch Worte, und als Jean Baptist endlich mit dem Kopfe nickte, trat der andere hinter den Schreiber, berührte dessen Arm mit der Hand und sprach: „Lieber Herr Larioz, Sie sind ein feiner Kunstkenner. Daß Ihnen unter den vielen — ich kann das ohne Eigenlob sagen, wirklich guten Bildern — gerade dieses auffällt, beweist mir, daß Sie schon viel Gutes gesehen und verstanden haben. Ein ebenso kenntnißreicher Liebhaber, wie Sie, steht schon seit einiger Zeit darüber im Handel mit Jean Baptist, doch konnten sie bis jetzt nicht einig werden."

„So, wollen Sie es verkaufen?" fragte der Schreiber fast erschrocken, und dabei näherte er sich abermals der Wand, ja, er berührte mit seinen Fingern den Rahmen, als wolle er verhüten, daß Jemand anders das Bildchen wegnehme. „So wollen Sie es in der That verkaufen? Ach! Sie werden einen großen Preis dafür nehmen." Das sagte er in einem schmerzlichen Tone.

„Nicht so groß," versetzte Clemens, „gewiß nicht im Mißverhältniß zu der vortrefflichen Arbeit. Jean Baptist verlangt acht Louisd'or, eigentlich eine wahre Lumperei — und du wirst sehen, Bruder," fuhr er fort, „er läßt es auch heute noch holen."

„Acht Louisd'or," sagte Herr Larioz, und wenn er auch

dachte, wie Herr Clemens Breiberg, daß dieſe Summe für die vortreffliche Arbeit und den ſchönen Kopf allerdings ſehr gering ſei, ſo überlegte er doch anderntheils, daß ſeine ſämmtlichen Gelder, die er ſich für einen Fall der Noth erſpart und zurückgelegt hatte, nicht viel mehr betrügen. — Wie man ſich in kurzer Zeit ändern kann! Geſtern noch hätte Herr Lariez mitleidig gelächelt, wenn ihm Jemand den Vorſchlag gemacht hätte, er ſolle acht Louisd'or ſeines ſauer erworbenen Geldes für das Portrait einer unbekannten Perſon hergeben; heute aber, wo ihm dieſe Perſon — das dachte er ſeufzend — nicht mehr unbekannt war, ſchien es ihm ein vortheilhafter Tauſch zu ſein, mit acht Stücken todten Metalles dieſe ſeelen- und gluthvollen Augen einhandeln und ſich dann täglich in ſie verſenken zu können.

„Und würden Sie das Bildchen," fragte er nach einer Pauſe, „einem anderen Liebhaber um denſelben Preis erlaſſen?"

„Meinſt du, daß das angeht?" fragte Jean Baptiſt ſeinen Bruder in mürriſchem Tone. „Du haſt es doch ſo gut wie verkauft."

„Verkauft gerade nicht," entgegnete Clemens, indem er ſich die Hände rieb, „ich habe ihm den Preis genannt, da er ſich aber bedenken wollte, ſo können auch wir thun, was uns gefällt. Ueberdies," ſetzte er in lebhaftem, herzlichem Tone hinzu, „möchte ich deine Arbeit, lieber Bruder, in keinen anderen Händen wiſſen, als in denen des Herrn Lariez, der wirklich einen ausgebildeten Kunſtſinn hat und der, was er beſitzt, zu ſchätzen verſteht. Alſo thue mir die Liebe, mache kein finſteres Geſicht und ſage Ja."

Herr Jean Baptiſt Breiberg machte in der That ein fin-

ſteres Geſicht, er hatte die Papiermütze mit den Teufelsfiguren über die Stirn herab faſt bis auf die Augenbrauen geſchoben und kratzte ſich verdrießlich am Hinterkopfe.

„Sehen Sie," ſagte Clemens lachend zu dem Schreiber, „ſo iſt er nun einmal. Ich habe meine Noth und Laſt, jede fertige Arbeit von ihm dem Beſteller einzuhändigen; ich muß ſie ihm ordentlich aus den Zähnen reißen. Nun — alſo biſt du einverſtanden?"

„Nun, meinetwegen denn, weil ich dir damit einen Gefallen thue — und auch dem Herrn Larioz," ſetzte er freundlicher hinzu und nahm das Bild von der Wand. „Nehmen Sie alſo in Gottes Namen die Skizze."

So ſah ſich alſo unſer langer Freund im Beſitze eines Bildes, und als durch das Wort Jean Baptiſt's die Sache entſchieden war, fühlte er ſich glücklich darüber. Auf ſeine Bemerkung, das Bild morgen abholen zu wollen, um gleich dafür Zahlung zu leiſten, äußerte ſich Herr Clemens Breiberg faſt entrüſtet, er nahm die Skizze von der Wand, wickelte ſie in ein Papier und verſicherte, die Zahlung könne geleiſtet werden, ſobald es in dem Belieben des Herrn Larioz ſtehe; wolle derſelbe zufolge des Geſchäftsganges des Hauſes eine kleine Quittung des Empfanges ausſtellen, ſo werde man dies dankbar annehmen.

Natürlicher Weiſe war Herr Larioz hierzu bereit, die Quittung oder vielmehr ein kleiner, artiger Schuldſchein von Jean Baptiſt geſchrieben, vom Käufer unterſchrieben, und nach einigen freundſchaftlichen Händedrücken, woran beide Brüder Theil nahmen, empfahl ſich Herr Larioz, nicht ohne noch einen Blick nach der Oeffnung der Tapetenwand gethan zu haben, und nicht ohne die ſehr laut von ſich gegebene

Versicherung, daß er den heutigen Mittag für einen außerordentlichen glücklichen ansehe und daß er mit einem wahren Schatze beladen dieses freundliche Haus verlasse. Dann stieg er die finsteren Treppen hinab und spürte, auf der Straße angekommen, im Gefühl seines Liebes-Frühlings kaum, daß immer noch eisiger Regen und winterlicher Schnee ihm entgegen flogen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Bund zum Dolche Rubens.

Als sich Herr Larioz auf der Straße befand und eben den Weg nach Hause einschlagen wollte, bemerkte er auf dem Zifferblatte des gegenüber liegenden Kirchthurms, daß es bereits halb Zwei und somit zu spät zu seinem Mittagsmahle sei, welches um diese Zeit schon dem Tiger zur Beute gefallen war. Als außerordentlich pünktlicher Mensch, der sich höchst selten auch nur die kleinste Abschweifung von der Regel erlaubte, hatte er der alten Magd ein- für allemal befohlen, sein Mittagessen bis ein Viertel nach Eins bereit zu halten, wenn er aber um diese Zeit nicht da sein sollte, anderweitig darüber zu verfügen. Nun war er allerdings wohl ein paar Mal mehrere Minuten nach Eins nach Hause gekommen, und da hatte er dann aus den Blicken des Tigers gesehen, daß derselbe schon im Begriffe gewesen, über das, was er als sein Eigenthum ansah, jetzt herzufallen; in solchen Momenten hatte es dann dem Schreiber sehr leid gethan, den Tiger verscheuchen zu müssen,

und er hatte sich nicht halb satt gegessen, um auch der alten Magd noch etwas zukommen zu lassen. Heute aber lächelte er wahrhaft vergnügt in sich hinein, als er nun wiederholt auf das Zifferblatt blickte und sich daran erinnerte, daß jetzt Gottschalk und der Tiger vereint am Tische säßen, und der letztere unter vielen guten Lehren für den jungen Menschen, in dem so unverhofft ihnen zu Theil gewordenen Mittagsmahle schwelgten.

Schon war Don Larioz im Begriffe, die Burggasse zu verlassen, sich nach der Schreibstube zu begeben und dort vermittels eines Stückes Brod sein Diner einigermaßen zu ersetzen, um auf diese Art die verplauderte Zeit wieder herein zu bringen, als ihm — er befand sich gerade vor einer Kneipe, welche sich als der Reibstein auswies — ein vaterländisches Sprichwort einfiel:

Por oir misa y dar cebada
No si pierde la jornada,

welches auf Deutsch ungefähr heißt: Mit Messehören und ordentlich Füttern ist keine Zeit verloren, weßhalb er denn auch von der Straße abschwenkte und in die Gaststube trat, wo er einen gedeckten Tisch fand, an dessen einem Ende sich ein halb Dutzend jüngerer und älterer Leute befanden, die mit den Resten ihres Mittagsmahls beschäftigt waren.

Das Gemach, welches zum Wirthszimmer diente, hatte, wie Herr Larioz schon bei seinem Eintritt in die Burggasse von außen gesehen, eine dunkle Holzdecke, braune, lederfarbene Tapeten, und alle Möbel, Tische, Stühle, Bänke, waren auf alterthümliche Art grob aus Holz gearbeitet. In den Fenstern schienen hier und da bunte gemalte Gläser eingesetzt, und auf

einigen Brettern, die längs der einen Wand liefen, sah man Krüge von seltenen Formen.

Der Schreiber setzte sich an einen Tisch in der Ecke, da er nicht wußte, ob es den Anderen nicht vielleicht unangenehm sei, wenn sich ein Fremder zu ihrem gemeinschaftlichen Mittagsmahle dränge. Er schien auch mit dieser Voraussetzung nicht ganz Unrecht zu haben; denn kaum hatte er sich nach dem Wirth oder einem Kellner umgesehen, so erschien einer der letzteren, ein sehr mageres, dürftiges Wesen — er schwebte mehr, als er ging — und versicherte dem Eingetretenen, während er mit großer Behendigkeit einen Teller mittels der Serviette reinigte, der Herr habe sich geirrt und sei in die falsche Stube gerathen. — „Hier," sagte der Kellner mit ungemeiner Wichtigkeit, wobei er den rechten Fuß so graziös vorsetzte, daß nur dessen Spitze den Boden berührte, „hier ist ein Künstler-Club, wo nur die Mitglieder und eingeladene Fremde den Zutritt haben."

Als er das gesagt hatte, spitzte er seinen Mund, schloß die Augen fast zu und unterbrach sich für einen Moment in seiner Arbeit des Tellerabwischens, aber nicht in der Art, wie ein anderer Mensch sich in einer ähnlichen Arbeit unterbrechen würde, indem er beide Hände ruhen ließe, nein, der dürre und lebhafte Kellner fuhr während dieses Stillstandes mit der rechten Hand, in der sich der Teller befand, auf seinen Rücken, während er die Serviette in der Linken mit einer unnachahmlich graziösen Bewegung über die Schulter warf und dann die fünf freigewordenen Finger dazu benutzte, durch sein struppiges Haar zu fahren, welches wie die Stacheln eines Igels in die Höhe stand.

Als höflicher Mann bedankte sich Herr Lariot für diese

Auskunft, nahm seinen Hut und war im Begriffe, zu gehen, als sich vom oberen Ende des Tisches eine Baßstimme vernehmlich machte, welche zu dem leichtfüßigen Kellner sprach: „Windspiel, wir haben dir schon mehr als einmal zu erkennen gegeben, daß es uns durchaus nicht unangenehm ist, ausgezeichnete Fremde in unserem Clubzimmer zu sehen. Nimm also den Hut jenes Herrn und ersuche ihn, falls er zu Mittag zu speisen wünscht, es sich an unserem Tische bequem zu machen."

Der Ton dieser Stimme hatte, abgesehen von den freundlichen Worten, etwas Wohlthuendes für den Spanier; es war eine klangvolle, sonore Stimme, wie sie in den ehemaligen, leider fernab liegenden Zeiten wohl biederen Rittern, oder alten treuen Knappen zu eigen gewesen, und wie sie nothwendig war, wenn einer derselben zu dem Fremdlinge, der an das Burgthor kam, sprach: „Tretet ein, ehrwürdiger Wandersmann, Ihr seid hungrig und müde, sättiget Euch mit Speise und Trank und streckt Eure Glieder auf dieses weiche Bärenfell."

Deßhalb verneigte sich der Schreiber auch gegen den Sprechenden, überließ dem hüpfenden Kellner seinen Hut, der diensteifrig mit der Serviette — den Teller hatte er auf den Tisch gestellt — über den feuchten Filz fuhr, und trat dann zum Tische, wo er sich mit freundlichen Worten für die Zuvorkommenheit bedankte, mit der man ihn hier in die geschlossene Gesellschaft aufgenommen. Herr Larioz that das mit seinem gewöhnlichen feierlichen, wir müssen fast sagen: seltsamen Wesen, welches nicht ermangelte, schon im ersten Augenblicke die Aufmerksamkeit der hier versammelten Künstler auf seine Person zu lenken.

Der mit der Baßſtimme, wohl der älteſte der hier Anweſenden, war ein Kupferſtecher, und wenn er ſprach, ſo machte er mit dem Meſſer, das er in der Hand hielt, Bewegungen, als führe er den Grabſtichel. — Ohne gerade neugierig ſein zu wollen, ſo ſagte er im Verlaufe des Geſprächs, während Herr Larioz ſeine Suppe verzehrte, erkundige er ſich, was den Fremden bei dieſem Hundewetter in einen vom gewöhnlichen Verkehr ſo entlegenen Stadttheil verſchlagen, und frage, ob er in ihm vielleicht einen Kunſtgenoſſen verehren dürfe.

Das Letztere verneinte der Schreiber, wobei er lächelnd ſagte: ſo ſehr er auch die Kunſt hochſchätze, ſo habe ihn dieſelbe doch nicht gewürdigt, ihre Geheimniſſe vor ihm aufzuthun; ſein Gang hieher aber betreffe ein kleines Privatgeſchäft, das er mit den Gebrüdern Breiberg abzumachen gehabt.

Der Träger der Baßſtimme hatte ein etwas ſtark geröthetes Geſicht, ſo viel man vor dem koloſſalen, überall wuchernden Bartwerke ſehen konnte, kleine angenehme Augen, und auf ſeinen Zügen lagerte ein Ausdruck der Gutmüthigkeit. Als der Andere aber den Namen Breiberg nannte, zog er die Augenbrauen zuſammen und ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Es geht mich nichts an," ſagte er alsdann, „welcher Art Ihre Privatgeſchäfte mit den Herren Gebrüdern Breiberg ſind; wenn Sie aber dieſelben nicht genau kennen, ſo rathe ich Ihnen, nehmen Sie ſich in Acht bei jedem Verkehr, den Sie mit den Beiden haben. Das ſind ein paar eigene Geſellen, denen jedes Mittel recht iſt, um zu Geld zu kommen."

„Eine wahre Mörderhöhle für arme Künſtler," ſprach ein jüngerer Mann, der neben dem Kupferſtecher ſaß. „Sie kaufen Bilder von Leuten, die ſich in Noth befinden, und nicht

nur kaufen ſie das Werk ſelbſt, ſondern auch den Ruhm, es gemacht zu haben. Denn wenn es einmal ihr Eigenthum iſt, ſo geben ſie es für ihre Arbeit aus und ſind ſo zu unverdientem Renommee gekommen."

Es ſchmerzte den Schreiber, daß er Kunſtgenoſſen alſo hart über einander urtheilen hörte, und er entgegnete deßhalb nach einer Pauſe: er müſſe allerdings zugeſtehen, daß ihm Herr Jean Baptiſt Breiberg etwas rauh und abſtoßend vorgekommen ſei, Herr Clemens dagegen habe ihn auf die freundlichſte Art empfangen, und er ſei mit einem guten Eindruck von demſelben gegangen.

Auf das hin zuckte der Kupferſtecher mit den Achſeln und meinte: Herr Clemens ſei der Schlimmſte von Beiden. „Jean Baptiſt iſt freilich ein grober Geſelle," ſagte er, „dagegen derjenige von ihnen, der noch etwas zu leiſten im Stande iſt."

Larioz hätte das Geſpräch können fallen laſſen, doch war es ihm intereſſant, etwas zu vernehmen über jenes Haus, welches einen Schatz in ſich verbarg, der ihm ſeit einer Stunde, er wußte ſelbſt nicht, wie, ſo unendlich theuer geworden war. Nachdem er alſo einige Augenblicke abſichtlich geſchwiegen, um kein allzu großes Intereſſe zu verrathen, warf er anſcheinend gleichgültig die Frage hin, ob vielleicht einer der beiden Gebrüder Breiberg verheirathet ſei.

Der Kupferſtecher ſchüttelte mit dem Kopfe, und auch die übrige Geſellſchaft verneinte dieſe Frage mit Worten und Geberden.

„In dem Hauſe iſt nichts Weibliches, als eine alte Magd," bemerkte ein junger Mann mit langen blonden Haaren, der einen grünen Sammtrock trug und nicht weit von dem Schreiber ſaß.

„Dem muß ich mir zu widerſprechen erlauben," verſetzte dieſer lächelnd. „Durch Zufall ſah ich droben eine junge Dame, von der ich geſtehen muß, daß ſie außerordentlich ſchön iſt."

„Vielleicht eine, die das Unglück hat, an Breiberg für ein Portrait empfohlen zu ſein. Glück haben dieſe Beiden allerdings, und wer ſie in guten Kreiſen empfiehlt, das mag der Himmel wiſſen."

„Ich glaube nicht," ſprach der Spanier, „daß die Dame, welche ich geſehen, ſich dort befand, um ein Portrait von ſich machen zu laſſen; ſie hatte ein eigenthümliches Coſtüm an und befand ſich auch in einer Stellung, die ſich nicht gerade zum Portrait einer Dame eignen würde."

„Ah, ſo war es ein Modell!" verſetzte der Kupferſtecher. „Und in der That ſchön?"

Herr Larioz nickte mit dem Kopfe und erwiderte, ohne aufzuſchauen, denn er fürchtete, man möchte auf ſeinem Geſichte eine Bewegung wahrnehmen: „Ja, ſie war in der That außerordentlich ſchön."

„Wer kann denn das ſein?" fuhr der Andere fort, indem er im Kreiſe umher ſah. „Sollte es die Katharine ſein oder der Stöpſel? — War die Dame ſchwarz?"

„Ja, ſie hatte ſchwarzes Haar."

„So könnte es die Katharine ſein," meinte der mit dem grünen Sammtrock. „Doch iſt das nicht möglich, denn ich ſah ſie vor einer halben Stunde auf der Straße."

„War Ihre Dame unterſetzt und ſehr ſtark, was man eigentlich dick nennen könnte?" forſchte lächelnd der Kupferſtecher weiter.

„Im Gegentheil," erwiderte Herr Larioz begeistert, „sie war schlank und vom schönsten Ebenmaß der Glieder."

„Dann war es auch nicht der Stöpsel," bemerkte der Frager, „denn obgleich der Stöpsel in der That ein schönes Gesicht hat, so ist er doch auffallend klein und dick."

Es hätte dem Schreiber wirklich weh gethan, wenn die Dame, die einen so gewaltigen Eindruck auf sein Herz gemacht, den Beinamen „der Stöpsel" gehabt hätte. Aber die konnte es nicht sein, denn er erinnerte sich zu lebhaft und genau der langen und feinen Taille, der in allen Verhältnissen so schönen und edlen Gestalt.

„Das weiß der Teufel," begann der Kupferstecher nach einem längeren Stillschweigen wieder, während dessen er einen tüchtigen Zug aus seinem Bierglase gethan und den Deckel schallend zugeklappt hatte. „Diese Kerls haben immer was Apartes. Wer weiß, wo sie irgend ein schönes Mädchen aufgegabelt und es nun begreiflicherweise vor allen anderen Menschen verborgen bei sich halten. Mich dauert nur so ein armes Ding, welches denen in die Klauen fällt. Man sollte eigentlich dahinter kommen."

„Ja, das sollte man allerdings," entgegnete rasch der Schreiber, dem jedes Wort, welches der Andere so eben gesprochen, ein Dolchstoß gewesen war. Seiner ohnehin erhitzten Phantasie erschienen Gespenstern gleich augenblicklich die Bilder schwerer Unthaten — Raub, gewaltsame Entführung, schrecklicher Zwang, Knechtschaft in Ketten und Banden, am Ende Mord und ewiges Verschwinden. Jetzt erinnerte er sich auch, wie ihm gleich von Anfang an das Haus der Gebrüder Breiberg so geheimnißvoll, ja, fast unheimlich erschienen war; an der Hausthür die Begegnung mit dem jungen blassen Mädchen

und dem guten ehrwürdigen Manne; dann die finsteren Treppen, die Kisten und Fässer auf den Ruheplätzen derselben, der alte Ritterhelm mit den zerzausten Straußenfedern, ja, die rothen Hosen — alles das kam ihm jetzt doppelt unheimlich vor, dazu der barsche Jean Baptist, dem die Bosheit aus den Augen leuchtete, und neben ihm sein heuchlerischer Bruder — es waren in der That vollkommene Bilder für eine Mörderhöhle. Der Eine, der die unglücklichen Opfer mit sanften Worten an sich zog, der Andere, der sie fesselte und erdolchte. O, es überlief ihn heiß, wenn er dabei an die schönen, edlen Züge des jungen Mädchens dachte, das sich vielleicht gerade jetzt unter den rohen Fäusten dieser beiden Elenden wand, dessen zuckende Lippen um Schonung und Gnade baten, und das mit den schönen glänzenden Augen vielleicht eben verzweiflungsvoll nach der Thür blickte, ob nicht dort ein Retter erscheinen werde, — ein Retter, so träumte er weiter, in der Gestalt jenes großen Mannes, den sie heute Morgen gesehen und der nun gewaltsam die Thür des Gemaches einstieß, der — Gott und San Jago! rufend, nun mit gezogenem Schwert hereinstürzte und die Beiden niederwarf.

Leider war Don Lariog nicht im Stande, diesen ritterlichen Gedanken nachzuhängen, ohne dieselben auf seinem Gesichte reflectiren zu lassen und so denen, die ihn ansahen, einigermaßen Kenntniß von den Stürmen in seinem Innern zu geben. So auch jetzt, denn sein Auge flammte, seine bleichen Wangen rötheten sich, und um die fest verschlossenen Lippen spielte es wie Trotz und Kampfesmuth. Dabei hatte er sein Messer hastig empor genommen, doch nicht so, als wolle er es zum friedlichen Zerschneiden des vor ihm stehenden Rindfleisches benutzen.

Nun waren aber die Gesinnungen der lustigen Maler rings umher nicht von der Art, um eine so seltene Erscheinung, wie die des langen Mannes mit dem so auffallend aufgedrehten Schnurrbarte, nicht alsbald zum Gegenstande einer allgemeinen Unterhaltung zu machen. Wenn auch vielleicht der Kupferstecher aus der Erzählung des Fremden irgend etwas heraus zu finden hoffte, wodurch man vielleicht im Stande sein könnte, den Gebrüdern Breiberg, die er wirklich haßte, irgend einen Schabernack zu spielen, so entging ihm doch nicht das exaltirte Wesen des neuen Tischgenossen; und wenn ihm die Erzählung von dem wunderschönen Mädchen, das sich da drüben bei den Malern aufhalten sollte, etwas fabelhaft vorkam, so war am Ende doch genug Wahrheit darin, um vielleicht auf die eine oder die andere Art Stoff zu irgend einer heiteren Geschichte zu geben.

Auch die Uebrigen, die sich an der Mittagstafel befanden, hatten den Eingetretenen ihrer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt. Einigen war es, als müßte ihnen dieses Gesicht und diese außergewöhnliche Gestalt schon im Leben begegnet sein, oder als hätten sie dieselbe auf einem Bilde gesehen. Ein paar Andere aber nahmen unvermerkt ihre Skizzen-Bücher hervor und zeichneten heimlicher Weise den langen Mann.

Doch war es bei alledem nicht ein Gefühl der Lächerlichkeit, welches Don Larioz einflößte, wenn er sich auffallend, ja, vielleicht komisch auffallend, in jeder gewöhnlichen Umgebung ausnahm; schien doch er es nicht selbst zu sein, der diesen eigenthümlichen, sonderbaren Eindruck hervorbrachte, sondern es war, als gehörten er und die heu-

tige Welt, in welcher er sich bewegte, zwei verschiedenen Jahrhunderten an.

Der leichtfüßige Kellner, der, nebenbei gesagt, ein sehr poetisches Gemüth war — er las, was von neuen Romanen und Gedichten erschien, sang Rückens Lieder zu einer verstimmten Guitarre mit sehr viel Seele und Gefühl, — empfand eine besondere Verehrung für den langen Mann, und das zwar schon nach dem ersten Blicke, den er auf ihn geworfen, nach dem ersten Worte, das er mit ihm gesprochen. Windspiel vergaß seine sonst so flinke Bedienung und stand, die Serviette auf dem linken Arm, in der Rechten einen Teller bereit haltend, wie ein dienender Knappe hinter dem Stuhle des ernsten Fremden.

Der Kupferstecher wischte sich den dicken Bart, nachdem er sein Glas leer getrunken, dann schlug er etwas heftig auf den Tisch, ließ seine Augen mit einem leichten Zwinkern über die Versammlung rings umher gleiten und sagte mit dumpferer Stimme als bisher: „Ja, die Welt liegt im Argen, und in der Burggasse können sich Dinge begeben, von denen ein heiterer Bewohner des Rosenmarktes zum Beispiel gar keine Idee hat."

Dabei händigte er seinen Krug dem Kellner ein, der nur widerstrebend herbei hüpfte, und ließ sich einen neuen, schäumenden Schoppen geben.

Es war wohl ein Wetter zum festen Beieinandersitzen und zum beharrlichen Trinken. Regen und Schnee schlug an die Fensterscheiben, und der Wind, der zuweilen heulend um die Ecke des Hauses herum fuhr, machte überall den vergeblichen Versuch, herein zu dringen, rüttelte an den Scheiben, pfiff durch das Schlüsselloch der Hausthür und hob sich,

unten überall Widerſtand findend, hoch auf das Dach, wo er gegen die Ziegel kämmte und in den Schornſtein hinab heulte.

„Füllt eure Gläſer, meine Freunde!“ ſagte hierauf der Kupferſtecher, indem er im Tone der Stimme und in ſeiner Haltung etwas von der Gravität des langen Mannes anzunehmen verſuchte. — „Füllt eure Gläſer und thut mir Beſcheid auf das Wohlergehen eines werthen Fremden, der unter uns eingetreten iſt, der — ich kann es wohl geſtehen — meine Sympathie erweckt hat und der ſich ſelbſt, wie ich hoffe, nicht unheimlich in unſerem Kreiſe fühlen wird. — Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?“ wandte er ſich hierauf mit einer ſehr ehrerbietigen Neigung des Kopfes an den langen Schreiber.

Dieſer hatte, als von ſeinem Wohlergehen die Rede war, nicht verſäumt, ſein Glas augenblicklich zu leeren, welches darauf vom Windſpiel mit raſender Geſchwindigkeit wieder gefüllt wurde. Dann erhob er ſich in ſeiner ganzen Länge und ſprach: „Ich ſchätze mich glücklich, durch Zufall und ſchlechtes Wetter in dieſe Verſammlung angenehmer Männer getreten zu ſein, deren Lebenszweck die Kunſt und deren Unterhaltung deßhalb ſo angenehm für Jemand iſt, der wie ich die poetiſchen und künſtleriſchen Seiten dieſes armen Lebens aufſucht. — Uebrigens iſt mein Name Lariez — ich könnte ſagen Don Lariez,“ ſetzte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „denn mein Vater — Gott habe ihn ſelig! — war ein ſpaniſcher Edelmann.“

Dem Windſpiel war in dieſem Augenblicke zu Muth, als wollten ihm vor Ehrfurcht die dünnen Kniee einknicken. Proſaiſche Engländer und windige Franzoſen, wie ſie in den

Romanen, die er las, häufig genug vorkamen, hatte er schon viele gesehen, aber einen echten Spanier, Don Alonzo oder Fernando, noch nie. Ja, so mußten sie aussehen, die tapferen Kämpfer mit dem zierlichen Stoßdegen und der langen Lanze, so mußten sie den Bart emporgekräuselt tragen, wenn sie mit der Laute allabendlich unter Donna Laura's Fenster erschienen, zum Klang der Saiten ihre süßen Romanzen singend.

Unwillkürlich hatte der Kellner seinen Teller wie eine Mandoline vor die Brust genommen und krabbelte mit den Fingern darauf herum, als halte er es für möglich, dem kalten, gefühllosen Porzellan einige Töne zu entlocken.

Nachdem sämmtliche Gläser ausgetrunken waren, auch die Ruhe wieder hergestellt, lehnte sich der Kupferstecher in seinen Stuhl zurück, schlug die Arme über einander und sagte: „Mir scheint es, wir haben die Verpflichtung gegen unseren neuen Freund, Don Larioz, der Sache mit der interessanten und höchst wunderbaren Dame im Hause der Gebrüder Breiberg auf die Spur zu kommen. Bei diesen Menschen ist Alles möglich, ja, ich halte sie für fähig, irgend ein unschuldiges Wesen einzufangen, es zu rauben, gewaltsam festzuhalten und — — doch erlaßt mir, euch vor die Augen zu führen, was wir schaudernd selbst erleben."

„Ja, etwas ist da drüben nicht richtig," meinte ein untersetzter Maler, dessen äußerer Mensch sich durch besonders großen Haarmangel auszeichnete. — „Vor ein paar Tagen hatte ich bei den Breiberg's etwas zu thun, doch wollte es mir nicht gelingen, in das Atelier zu gelangen. Der glatte, abgefeimte Clemens empfing mich auf der Treppe und nöthigte mich in die Wohnung hinauf."

„Das Gleiche war bei mir der Fall," ſagte der mit dem grünen Sammtrock; „auch ich klopfte vergeblich an die Thür des Ateliers."

„Aber unſerem Freunde iſt das Gegentheil widerfahren," vernahm man die tiefe Stimme des Kupferſtechers. „Iſt dem nicht alſo, Don Lariez?"

„Es iſt ſo," erwiderte der lange Schreiber. „Ich fand die Thür des Ateliers angelehnt, nach mehrmaligem Anklopfen trat ich hinein und fand Niemand."

„Vergeſſen wir nicht, daß Don Lariez anfänglich Niemand ſah," unterbrach ihn der Kupferſtecher ernſt und feierlich. — „Doch weiter!"

„Ich näherte mich einer ſpaniſchen Wand, die das Gemach in zwei ungleiche Hälften ſchied," fuhr Lariez fort.

„Vergeſſen wir nicht die geheimnißvolle ſpaniſche Wand," meinte der Andere mit aufgehobenem Zeigefinger und einem Blick auf die Künſtler umher — „und dann?"

„Als ich mich nach einigem Umſchauen dieſer Tapetenwand näherte," ſprach Herr Lariez mit unerſchütterlicher Ruhe weiter, „und nachdem ich ein Rauſchen wie von ſeidenen Gewändern gehört zu haben geglaubt, blickte ich durch die Oeffnung der ſpaniſchen Wand und ſah — o Gott! — — und ſah das Mädchen, von dem ich vorhin geſprochen."

„Und ſie war ſchön?"

„Bei San Jago, ob ſie ſchön war! In meinen kühnſten Phantaſieen und Träumen würde ich es nie für möglich gehalten haben, daß ſich ein ſolches Ideal unter den Bewohnern dieſer Erde befände. Sie zu ſchildern iſt mir unmöglich; ſie war wie eine Blume ſo ſchön, ſo hold und rein."

Bei dieſen Worten hatte er die mageren Hände auf dem

Tiſche über einander gelegt und blickte ſchwärmeriſch zu der Zimmerdecke empor.

Windſpiel machte es ebenſo, und es war ihm, als höre er

Das Geflüſter kluger Myrten
Und der Blumen Athemholen.

Der mit mit dem grünen Sämmtling legte ſein Geſicht in die Hände, der dicke Maler mit dem wenigen Haar biß ſich wie krampfhaft auf die Lippen, wobei er die Augenbrauen finſter zuſammenzog, und der Kupferſtecher räusperte ſich auffallend laut und vernehmlich, um — — ſeine Rührung und ſein Mitgefühl zu verbergen.

„Sie ruhte auf einem Divan," fuhr der Spanier nach einer kleinen Pauſe fort, „in einer reizenden, verführeriſchen Lage."

„Vergeſſen wir das nicht," ſagte laut der Kupferſtecher.

„Ihr Coſtüm war ſpaniſch, echt ſpaniſch; ich habe Aehnliches in früheren glücklichen Jahren häufig in dem ſchönen Andaluſien geſehen."

„Alſo es kam Ihnen ſpaniſch vor?" fragte der dicke Maler mit auffallender Rührung.

„Es war ſpaniſch," erwiderte Don Lariez feſt und beſtimmt. „Wie könnte ich mich darin täuſchen! So echt ſpaniſch, wie die reizendſte Maja es trägt, wenn ſie den glühenden Fandango tanzt unter den Orangenbäumen am Ufer des Guadalquivir, im Schatten des goldenen Thurmes bei Sevilla."

Windſpiel fühlte ein gelindes Fröſteln; es war etwas wie ein Wonneſchauer, als er die Worte: Maja, Fandango, Orangenbäume und goldener Thurm bei Sevilla hörte, und zwar

aus dem Munde eines echten Spaniers, der alles das gesehen und erlebt.

Der Kupferstecher hatte sein Gesicht so tief wie möglich in das Bierglas versenkt, und als er es wieder hervorzog, sprach er mit sanfter Stimme, indem er einen Blick auf den dicken Maler warf: „Wozu der Wortstreit, ob echt spanisch oder nicht! Das Costüm ist Nebensache. Kommen wir auf sie zurück, auf das wunderbare Mädchen, die unser verehrter Freund bei dem wilden Jean Baptist gesehen und die — ich nehme keinen Anstand, das zu sagen — nur ein Verbrechen in die Hände dieses tyrannischen Breiberg geführt haben kann. Bleiben wir bei dem Mädchen, welches — ich kann es mir schon erlauben, meine Vermuthung auszusprechen — einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Herz des edlen Don Lariot gemacht zu haben scheint."

„Ihre Theilnahme rührt mich," sprach dieser, nachdem er mit einem hastigen Zuge sein Glas geleert. „Und um offen zu sein, wie das überhaupt meine Gewohnheit ist, will ich dem verehrten Kreise gestehen, daß der Reiz und die Sittsamkeit der Erscheinung allerdings mein Herz getroffen; ja, um noch mehr zu thun, will ich Ihnen das Portrait dieser Dame zeigen, welches ich mühsam errungen und welches ich um keinen Preis in den Händen der Beiden dort drüben gelassen hätte."

„Sie haben ihr Portrait?" fragte der Kupferstecher mit wirklichem Erstaunen und folgte sichtbar überrascht den Bewegungen des langen Mannes, der sich erhoben hatte, um von dem Nebentische das kleine Portrait, welches er dort niedergelegt hatte, zu holen. Doch war der leichtfüßige Kellner vorausgeeilt und brachte es ihm auf einem Teller entgegen,

den er feierlich einher trug, indem seine Augen dabei das blaue Papier mit wahrer Ehrfurcht betrachteten.

Auch die Uebrigen in der Gesellschaft blickten mit dem Ausdrucke der Ueberraschung auf das Eingewickelte, welches Herr Larioz in die Hand nahm und das Papier ablöste. Ehe er es aber seinem Nachbar zur Besichtigung übergab, vertiefte er sich erst selbst noch einmal so lange und ausschließlich in die geliebten Züge, daß es kein Wunder war, wenn er übersah, wie der Kupferstecher ein Zeichen machte, welches von den Meisten durch ein auffallendes Lächeln beantwortet wurde. Dann stützte sich der Erstere mit der linken Hand auf den Tisch, nahm eine außerordentlich feierliche Miene an und sagte, während er mit der rechten Hand das leere Glas zum Auffüllen an Windspiel gab: „Geliebte Brüder und Freunde! Don Larioz ist im Begriffe, uns das Portrait der Dame seines Herzens, derselben, die, wie wir annehmen, von den Gebrüdern Breiberg in Ketten und Banden gehalten wird, vorzustellen. Es ist unsere Schuldigkeit, dieses Portrait mit genauer Aufmerksamkeit zu betrachten, um uns dann zu berathen, was allenfalls zur Rettung dieser Unglücklichen geschehen könnte. Es erscheint mir aber diese Sache wichtig genug, um aus der harmlosen Tischgenossenschaft ein ernstes Bundes-Comite zu constituiren, und im Falle ihr damit einverstanden sein solltet, so bitte ich, eure Gläser zu leeren und mir beistimmend zuzunicken — ein Verfahren, um welches ich auch unseren edlen Freund Don Larioz bitte."

Hiernach blickte der Redner auf die Tafelrunde und sah mit Befriedigung, wie Jeder ihm das geleerte Glas mit einer tiefen Neigung des Kopfes entgegen hielt, sämmt-

liche Gläſer wurden aber augenblicklich wieder vom Windſpiel gefüllt.

„Ehe wir aber daran gehen," fuhr der Kupferſtecher fort, „unſeren neuen Freund in die Geheimniſſe des Bundes einzuweihen, halte ich es für nothwendig, denſelben durch einen Salamander, den wir ihm zu Ehren reiben, in die gehörige Stimmung zu verſetzen. Merkt alſo auf, geliebte Brüder! Wir verehren unter uns einen Mann, Don Larioz, deſſen Vorfahren und Ahnen wahrſcheinlich edle Granden von Spanien waren, ſich jedenfalls in allen möglichen ritterlichen Tugenden hervorgethan. Ergreift deßhalb wiederholt eure Gläſer, gefüllt bis an den Rand, und reibt unſerem Gaſte, dem edeln Spanier, Don Larioz, zu Ehren einen ganz famoſen Salamander."

Bei dieſen Worten ſchaute der Sprecher ernſt, ja, ſtreng im ganzen Kreiſe umher, und als er ſah, daß der Blick eines Jeden auf ihm ruhte, begann er langſam mit ſeinem Glaſe auf dem Tiſche zu reiben, wobei er mit dumpfer Stimme eintönig vor ſich hinmurmelte: „Salamander! Salamander! Salamander!"

Und „Salamander! Salamander!" murmelten auch die Anderen nach, rieben ebenfalls ihre Gläſer auf der Tiſchplatte, und als nun der Vorſitzende „Eins!" ſprach, hoben ſie dieſelben zum Munde, auf „Zwei!" wurden ſie an die Lippen geſetzt, und auf „Drei!" ſtürzten die verſchiedenen Bierſtröme mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit in die durſtigen Kehlen hinab.

Der lange Schreiber fand ſich durch dieſe Ceremonie ſeltſam ergriffen, und obgleich Windſpiel ihm eben erſt ſein Trinkglas aufgefüllt hatte, leerte er es doch auf einen Zug

und ließ darauf sein Haupt so tief als möglich auf die Brust herabsinken. Es war ein zu erhebender Moment, all die Gesellen mit den gerötheten Wangen und flammenden Augen um den Tisch stehend zu erblicken, nur mit ihm und seiner Angelegenheit beschäftigt, stumm und feierlich, so daß man für einen Augenblick nichts vernahm als einen tiefen Seufzer des gerührten Windspiels, sowie das Platschen des Regens an die Fensterscheiben.

Der Kupferstecher strich seinen dichten Bart mit der breiten Handfläche, blickte alsdann unter den buschigen, zusammengezogenen Augenbrauen finster nach dem Kellner hin und sagte: „Man gebe mir den Dolch des großen Meisters Rubens."

Es mußte dies eine Ceremonie sein, die äußerst selten vorkam, denn Windspiel zuckte leicht zusammen, blieb aber wie an den Boden angefesselt stehen, wobei er fragend den Wortführer anschaute.

„Ja so!" fuhr dieser fort. „Der Uneingeweihte scheut sich, die kostbare Waffe zu ergreifen. So gehe denn du hin, Bruder Christian," wandte er sich an den Maler mit dem grünen Sammtrock, „und hole die kostbare Waffe; geh, du wirst sie in meinem Mantelkragen finden."

Mit einer tiefen Verbeugung trat Bruder Christian ab und kehrte gleich darauf mit einer rostigen Dolchklinge zurück, deren eine Parirstange zerbrochen und deren hölzerner Griff sehr mangelhaft war. Trotz dieses unscheinbaren Aeußeren nahm der Vorsitzende die Waffe mit der allertiefsten Ehrfurcht in die Hand, küßte sich verneigend die Klinge und reichte sie dann ernst und langsam zum nämlichen Zwecke seinem Nachbar hin.

So machte sie die Runde um den ganzen Tisch und kam zuletzt an den langen Schreiber, der sie ebenfalls inbrünstig zu seinem Munde führte und dann mit einer tiefen Verbeugung dem Kupferstecher übergab. Dieser nahm hierauf die Waffe des großen Meister Rubens in die Rechte, winkte mit einer majestätischen Handbewegung dem dürren Kellner, der sich zaghaft näherte und statt der Klinge den hölzernen Griff des Dolches küssen durfte, wobei der Vorsitzende sprach: „Auch du, Windspiel, wirst bedingungsweise für heute in die Verbrüderung vom Dolche als dienender Bruder aufgenommen."

Als er nun den Dolch mit beiden Händen ergriffen hatte, so daß die restige Spitze in die Höhe stand, sprach er zu den aufhorchenden Brüdern: „So ist denn für heute wieder der feierliche Bund geschlossen worden. Mich trieb dazu einestheils die Ahnung eines gewaltigen Verbrechens, das in unserer Nähe begangen worden zu sein scheint, anderntheils die Noth und Bedrängniß unseres neuen edlen Freundes Don Lariez; ferner der trostlose Winter-Nachmittag mit Regen und Schnee, sowie mit seinem zweifelhaften ungenießbaren Lichte; dann noch der wirklich vortreffliche Stoff, der dem Fasse unseres Wirthes entquillt. — Windspiel, fülle die Gläser!"

Als dies geschehen, als der Redner getrunken und sich den Bart abgewischt, fuhr er fort: „Sie, unser edler Freund, Don Lariez, sind durch diese eben stattgehabte feierliche Ceremonie in die Verbrüderung zum Dolche Rubens aufgenommen worden und haben künftig statt aller anderen Bekräftigungen, statt zum Beispiel zu sagen: auf meine Ehre! oder: hole mich der Teufel! — immer und überall nur bei dem

Dolche Rubens zu ſchwören. Haben Sie mich verſtanden, edler Don Larioz?“

„Ob ich Sie verſtanden habe!“ erwiderte der neu Aufgenommene mit wirklich gerührter Stimme.

„So ſchwören Sie denn, der Verbrüderung zum Dolche anzugehören und ſich als ein Mitglied dieſer höchſt edlen und ſehr anonymen Geſellſchaft betrachten zu wollen.“

„Ich ſchwöre es bei dem Dolche Rubens!“

„Mit Vergnügen vernehme ich,“ fuhr der Kupferſtecher fort, indem dabei ein höchſt eigenthümliches Lächeln über ſeine Züge flog, „daß Sie mich vollkommen verſtanden haben. Hören Sie alſo die Tendenz unſerer Verbrüderung:

Feſten Muth in ſchwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält' es Gut und Blut, —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

„Wir ſuchen die Unſchuld auf, wo wir ſie finden,“ fuhr der Sprecher erklärend fort, „ermuntern ſie in ihren Bedrängniſſen und unterſtützen ſie in ſchwierigen Lagen. Aber auch die Schuldigen ſind von uns nicht unbedingt verworfen; auch ihnen gewähren wir Aſyl und Freiſtatt, heben ſie zu uns empor, wenn ſie tiefer ſtehen, und erfreuen uns an ihrem Aufwärtsſtreben, wenn wir ſehen, daß die allgemeine Liebe bei ihnen zum Durchbruch kommt. Wir kämpfen für Recht, Licht, Tugend und Bedrängniß.“

„Wie die ehrwürdigen Ritter der alten, ſchönen Zeit,“ ſprach ſchwärmeriſch Don Lariez. „Auch ich will dafür kämpfen und Schwert und Lanze erheben.“

„So ſind Sie denn feierlich in die Verbindung zum Dolche aufgenommen, und da Sie neben Pflichten auch Rechte haben müſſen, ſo werde ich mich bemühen, Ihnen die letzteren mit zwei Worten klar zu machen.“

„Sie haben das Recht,“ fuhr der Sprecher ernſt und gewichtig fort, „als Menſch unter Menſchen zu leben, ſich zu wehren, wenn man Sie angreift, ja, ſelbſt anzugreifen, wo Sie das für unbedingt nothwendig halten. Sie haben das Recht, Ihr Geld ſowohl ſelbſt zu verzehren, als auch Ihre Nebenmenſchen beiderlei Geſchlechts an dieſer Verzehrung mit Theil nehmen zu laſſen. Als Bruder vom Dolche haben Sie das Recht, ja, ſogar die Verpflichtung, einen ſcharf geſchliffenen Dolch unter Ihrem Kleide zu tragen, ſo lange es eine hochlöbliche Polizei nicht anders zu wünſchen beliebt. Sie ſind ferner ermächtigt, die Verbrüderung zum Dolche Rubens zu Schutz und Trutz zuſammen zu berufen, und es ſchreiben die Statuten der anonymen Geſellſchaft in dieſem Falle vor: Der Berufer ſchlägt einen Zettel in der Kneipſtube zum Reibſtein an, daß an dem und dem Tage, zu der und der Stunde auf ſeine Koſten ein gutes Faß Bier aufgelegt ſein wird, weranf ſich die Brüder zahlreich einfinden werden. Sich deutlicher auszuſprechen, iſt im vorliegenden Falle den beſtehenden Landesgeſetzen zuwider und darf nicht geduldet werden. — Die wichtigſte Errungenſchaft unſeres Bundes iſt aber das Recht, welches Ihnen zuſteht, bei außerordentlichen Fällen, bei drohender Gefahr, die Brüder ſelbſt nächtlicher Weile zu Ihrer Hülfe herbeirufen zu dürfen, zu welchem

Zwecke Sie mit dem Griffe Ihres Dolches drei Mal an die betreffenden Fensterläden zu klopfen haben. Diese betreffenden Fensterläden sind aber an allen Häusern der Burggasse, wo Sie an den Thüren abgerissene oder zerbrochene Klingeldrähte finden."

So sprach der Vorsitzende, und Jeder hörte mit großer Andacht zu, vor Allen Don Larioz. Wenn auch auf den glühenden Gesichtern der Mitglieder dieser Tafelrunde hier und da ein plötzliches Lächeln erschien, welches nur gedämpft werden konnte, indem der Lacher außerordentlich schnell mit dem Gesicht in das Glas fuhr, so war doch eben dieses Lachen gewiß nur der Ausdruck des freudigsten Behagens, daß dem ehrwürdigen Bunde ein neues Mitglied gewonnen worden. So sah es auch der lange Schreiber an, und wo er Einen die Lippen krampfhaft zusammenbeißen sah, erhob er sein Glas gegen ihn und trank ihm tüchtig zu. Ja, als der Redner endlich schwieg, hielt er es für seine Schuldigkeit, sich der Reihe nach bei Allen für die Ehre zu bedanken, die ihm geworden, wobei er nie mit leerem Glase erschien, so viel Mühe er sich auch gab, es auszutrinken; denn auf den Wink des Kupferstechers sprang Windspiel wie ein Besessener hinter ihm drein, ihm beständig ein volles Glas in die nicht widerstrebende Faust drückend.

Bei diesem Rundgange war es eigenthümlich, daß der edle Spanier nicht mehr genau zu wissen schien, von wo er ausgegangen war, und so oft er an den vermeintlichen Sitz kam, fand er diesen von einem der Gesellen besetzt, der ihm mit rührender Herzlichkeit das gefüllte Glas zum Anstoßen entgegen hielt. Dabei war es denn nicht unbegreiflich, daß durch dieses beständige Imkreisegehen die Tische, Stühle,

Menſchen, ja, die ganze Stube dieſelbe Bewegung annahm, ſo daß ſich der lange Schreiber endlich genöthigt fand, den Tiſch mit ſtarker Hand zu ergreifen und den hinter ihm drein ſchreitenden Kellner um einen Stuhl zu erſuchen. So kam er endlich zur Ruhe.

Wenn auch die Geſellen am Tiſche nicht wie er ſo eben erſt in den Bund des Dolches aufgenommen worden waren und deßhalb auch nicht nöthig gehabt hätten, ſich auf ſo laute und innige Art zu freuen, ſo thaten ſie das doch, indem ſie laut lachten, jodelten, mit den Gläſern zuſammenſtießen und hier und da die Strophe eines bekannten Liedes brüllten.

Der dicke Maler mit dem wenigen Haar blickte träumeriſch mit den halbgeſchloſſenen Augen zu dem Fenſter hin und ſprach, wobei er etwas Weniges ſtotterte: „Bis jetzt habe ich nicht gewußt, wozu ſo ein trüber Regentag eigentlich dienen kann. Jetzt weiß ich es. Zum Trinken — zum Trinken — und wieder zum Trinken.“

Dabei that er, wie er geſagt; worauf Einer gegenüber ſein gefülltes Glas erhob, es auf einen Zug leerte und darauf das Lied verſuchte:

Im tiefem Keller ſitz' ich hier,
Bei einem Glas voll Biere —

doch verhinderte ihn ein gewaltiges Schluchzen, das ihn überfiel, an der ferneren Profanation.

O du, der ich einzig gedenke,
Mein holdes Lieb — ade!

ſang der mit dem grünen Sammtreck; doch kam er auch nicht

weiter, denn die Stimme des Kupferstechers unterbrach ihn mit einem gewaltigen „Silentium!“ auf welches die Gesellen aufhorchten, als er nun weiter sprach: „Wozu der unnöthige Lärm? Ist das ein würdiges Benehmen für Brüder vom Dolche? Was soll unser edler Bruder, Don Larioz, davon denken? Wenn ihr einmal durchaus singen und diese Stunde würdig feiern wollt, so stimmt die Kehlen zum harmonischen Gesange — zum Bundesliede:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad;
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat.

So begann er; und nachdem die Gesellen am Tische sich in ihre Stühle zurückgelehnt, die Arme aufgestützt oder es sich sonst bequem gemacht, stimmten sie ein, und es war wohl die alte bekannte Weise des schönen Liedes, die ihre Stimmen ziemlich harmonisch zusammenklingen ließ. Wenigstens kam es so dem edlen Spanier vor, der mit gefalteten Händen da saß, den Kopf auf die Brust niedersinken ließ und träumerisch zuhorchte; dabei war es ihm, als höre er wirklich das Mühlrad rauschen in einem tiefen Grunde, und als steige er dort hinab auf dem verschlungenen weichen Waldpfade, unter dem sanften Säuseln und Rauschen hochstämmiger Eichen und Buchen, die mit ihren Zweigen und Blättern über seinem Haupte zusammenschlugen. Ja, er stieg dort hinab, um nach dem Liebchen zu sehen, von dem ihm Kunde geworden, daß sie verschwunden sei und nimmer zu finden.

Anfänglich war es ihm klar, daß mächtige Feinde sie ihm geraubt hätten, daß sie in Ketten und Banden schmachte, drüben bei den Gebrüdern Breiberg, und deßhalb stürmte er

haſtig ins Thal hinab, nicht mehr ein armer Schreiber des Rechtsconſulenten Plager, unbewehrt, waffenlos, ſondern ein Mitglied der Verbrüderung zum Dolche, die blanke Waffe in der Hand; und während er ſo allein dorthin eilte, unter den hochſtämmigen Bäumen, hörte er da droben am Waldesrande die weithin ſchallenden Stimmen der treuen, engverbrüderten Geſellen. — — —

Aber ſie ſangen nicht ermuthigend, ſie ſangen nicht von des Liebchens Ausdauer und Treue, vielmehr war ihr Lied erklungen:

Sie hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir 'nen Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein ſprang entzwei.

Ja, er fand ſie nimmer, er durchſuchte das ganze Thal, er drang in jeden Winkel des Hauſes, wo ſie einſtens gewohnt, er ſtieg die Treppen hinauf, bei den Fäſſern und Gläſern vorbei, bei dem Ritterhelm mit der zerzausten Straußenfeder, bei den rothen Hoſen — er fand von ihr keine Spur. Er betrat ein weites Gemach, in deſſen Hintergrunde ſich eine ſpaniſche Wand befand, hinter welcher er ſeidene Kleider rauſchen und ein ſpöttiſches Kichern von weiblicher Stimme hörte — da mußte ſie ſein! Er blickte hinter die ſpaniſche Wand, aber da hatte das Zimmer gar keinen Fußboden mehr, er ſtand am Abhange eines jähen Felſens, und vor ſeinen Füßen ging es hinab wohl viele tauſend Schuh tief. Und da hinab mußte er ſchauen, beſtändig in Todesangſt, in die fürchterliche Kluft zu ſtürzen. Auch fühlte er ſich plötzlich an den Füßen gefeſſelt, ein anderer Prometheus, während Herr Jean Baptiſt Breiberg, mit großen Adlerfüßen verſehen, ihn

kreiſchend näher und näher umſchwebte und dabei in hohem Discante ſang:

So leben wir, ſo leben wir alle Tage
Bei der allerſchönſten Sauſcompagnie. —

Dieſes: „So leben wir" klang wirklich rings um ihn her in donnerndem, jauchzendem Chorus, es ertönte hinter ſeinem Rücken, es drang aus den Spalten des Felſens, auf welchem er ſtand, und ſchien auch da ſich hinab in den Abgrund zu verlieren.

„So leben wir, ſo leben wir," hörte er jetzt noch kräftig und ganz nahe, dann gedämpft und entfernt. Es war dem Träumer, als kletterten die Stimmen an den Felswänden hinab, und je tiefer ſie kamen, deſto mehr verloren ſie an Kraft und Deutlichkeit. Zuletzt war es nur noch ein unbeſtimmtes Tönen und Klingen, das ſich in leiſes Rauſchen und Sauſen verwandelte, in ein Sauſen, wie es der Wind hervorbringt, wenn er durch kahle Aeſte fährt, oder wie wir es auch ohne alle äußere Einwirkung in unſeren Ohren hören, wenn wir zu viel getrunken haben.

Aber noch immer blieb der Abgrund zu den Füßen des langen Schreibers geöffnet, und er ſtarrte noch immer hinab, wohl ängſtlich, aber doch erwartend und hoffend. Und ſeine Erwartung hatte ihn nicht getäuſcht, denn jetzt begann es drunten zu brodeln und zu kochen und dann aufzuſteigen, wolkig und nebelhaft, und wie dieſer ganze Dunſt höher und höher ſtieg, klärte er ſich ab, wurde leuchtend und immer leuchtender und nahm endlich wunderbar ſüße, bekannte Formen an, die das Herz des Träumers vor ſeliger Freude erzittern machten.

Ja, ſie war es, die Schöne, die er geſehen und welche einen ſo unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht. Sie ſchwebte zu ihm empor, während ſich der Abgrund unter ihren Füßen ausfüllte und nun eine ſonnbeglänzte grüne, weiche Wieſe darſtellte mit dem friſcheſten Graſe, mit tauſenden von Blumen, mit Sonnenglanz und Sonnenfäden. — Aber es war eine feuchte Wieſe, das glaubte er zu fühlen; auch war es trotz des Sonnenſcheins nicht allzu warm, denn ein Fröſteln überflog momentan ſeine Glieder, das ſelbſt die Nähe der Geliebten nicht zu verſcheuchen im Stande war.

Aber wie blickte ſie ihn ſo freundlich, ſo liebend an, wie hob ſie ihre Arme gegen ihn empor und bewegte ihre Hände innig gegen ihn! — Doch wie verzog ſie ihr liebes Geſicht, ernſt, ja traurig, als er auf ſie zuſtürzen wollte! wie ergreifend klang der Ton ihrer Stimme: „Wir werden uns wiederſehen, aber ein mächtiger Zauber lagert zwiſchen uns, den du nur löſen kannſt, wenn es dir gelingt, bei dem nächſten Male, wo wir uns wiederſehen, den Spruch des großen ſpaniſchen Magiers Carabanzeros ohne Fehl vor mir auszuſprechen! — Du kennſt ihn, dieſen Spruch," fuhr die feenhafte Geſtalt mit einem unausſprechlich ſüßen Lächeln fort. Und als er darauf ſtatt aller Antwort traurig mit dem Kopfe ſchüttelte, flötete ſie mit einer Stimme, wie ſie nur beſonders holde und edle Weſen in Romanen und bedingungsweiſe auch die guten Feen in den Märchen beſitzen:

Trau, treue Trine, trüglich trüben Träumen nicht.
Treib' trotzig triumphirend fort das tolle Traumgeſicht,
Trockne die Thräne tragiſchen Trübſals tröpfelnd auf.
Trink trauten Traubentrankes Troſtestropfen drauf!

Dann ſetzte ſie ſchmachtend hinzu: „Haſt du mich verſtanden, edler Don, und wirſt du den Spruch des großen Carabanzeros nicht vergeſſen?“

Doch ehe er noch Zeit hatte, ihr mit einer ehrerbietigen Bewegung und mit einer ſchönen Attitude, wobei er ſeine rechte Hand auf das Herz legte, zu verſichern, daß er ſie wohl verſtanden habe und daß es ihm ein Leichtes ſei, dieſen höchſt faßlichen und leicht auszuſprechenden Spruch des großen Carabanzeros bei der nächſten paſſenden Veranlaſſung zu wiederholen — da war ſie verſchwunden, entflohen, wie verduftet, wie weggehaucht über die ſonnbeglänzte Wieſe hin; tiefe Stille umgab ihn, aus welcher mit einem Male ein Kichern an ſein Ohr ſchlug.

Ja, es kicherte neben ihm, und als er vor dieſen profanen Tönen, die ſo pöbelhaft ſeine ſüßen Gedanken zerriſſen, raſch die Augen öffnete und um ſich blickte, ſah er vor ſich weder den Tiſch, an dem er vorhin geſeſſen, noch die traulichen Wände der Kneipe zum Reibſtein, noch die Geſichter der Brüder vom Dolchbunde. — Erſtaunt blickte er ſich nach allen Seiten um. Rechts hatte er eine hohe ſchwarze Mauer, links dieſelbe, vorn ging eine ſchmale Bretterwand hinauf mit mehreren kleinen Luftlöchern, und als er ſich beſtürzt umwandte, entdeckte er hinter ſich ebenfalls eine hohe Mauer, in der ſich aber am Boden eine Thür befand, an welcher die Rücklehne ſeines Stuhles ſtand.

Er hob ſein Geſicht ganz in die Höhe; wo konnte er ſein? Der Ort, wo er ſich befand, hatte, mit Ausnahme der Bretterwand vor ihm, ganz das Ausſehen eines Burgverließes, wohl achtzig Fuß tief oder hoch, wie man es nahm, und dabei nach jeder Seite kaum eine Länge und Breite von vier Schuhen.

Obgleich man eben den grauen Winterhimmel sah, so war es doch hier unten, wo Don Larriez saß, ziemlich dämmerig; auch sonst fühlte er sich durchaus nicht behaglich; aus der Höhe fiel Regen und Schnee auf ihn herab, seine Füße standen in Feuchtigkeit, und in seine Nase drang ein Geruch, der gerade nicht angenehm zu nennen war.

Er rieb sich die Stirn, doch konnte er seine Gedanken nicht klar machen und sich nicht erinnern, wie er hieher gekommen; nur das drang endlich bei ihm durch, daß er sie gesehen, die er nicht mehr vergessen konnte, daß er in den Bund zum Dolch aufgenommen worden sei und daß er sehr viel schäumendes Bier getrunken. — Aber wer ihn hieher ins Burgverließ gebracht, auf welche Veranlassung, das war er nicht im Stande zu begreifen. Wohl erinnerte er sich nach und nach, von unheimlichen Gewölben und dergleichen gehört zu haben, die sich in diesem Theile der Stadt befänden, den man den Burgplatz nannte und wohin er gegangen; was aber ihn in dieses verdächtige Loch geführt und wie er hineingekommen, das war und blieb ihm vorderhand unbegreiflich. — Sollte es vielleicht den Gebrüdern Breiberg gelungen sein, Kunde zu erhalten von der Verschwörung des Bundes zum Dolche Rubens gegen ihr Haus und ihre Errungenschaft, das schöne Mädchen? Sollten sie sich vielleicht eines bösen Zaubers bedient haben, um ihn in dieses Burgverließ zu werfen? — So etwas war schon mehr als einmal dagewesen. — — Aber so viel stand fest bei ihm, was auch kommen mochte — Treue dem Bunde! — Treue der unglücklichen Geliebten! — Treue bis in den Tod!

Da mit einem Male vernahm er eine tiefe Stimme, die aus der Höhe zu kommen schien, vielleicht aus einem jener

kleinen, viereckigen Löcher in der Holzwand vor ihm, welche also sprach: „Edler Freund, Don Larioz, Biedermann und tapferer Ritter von der traurigen Gestalt, du hast alle die schwierigen Proben, welche deinem wirklichen Eintritt in den Bund zum Dolche Rubens vorangehen müssen, mannhaft und bestens bestanden; stolz nennen wir dich den Unsrigen und werden entzückt sein, dich nächstens wieder zu sehen; für heute forsche unseren Schritten nicht nach, wir entschweben unsichtbar nach allen Seiten, wie es auch in früheren Zeiten Brauch war bei den Mitgliedern der heiligen Fehme. Mache du es ebenso, vergiß die Losungsworte des erhabenen Bundes nicht und wandle heim, nachdem du deine und des Bundes Zeche dem treuen Windspiel bezahlt. Lebe wohl!"

Und — „Lebe wohl!" erklang es aus einigen anderen rauhen Kehlen, worauf Alles wieder still war wie vorher und nur der Regen und Schnee leise niederrieselte.

Der Geist des langen Schreibers war noch so umnebelt, daß er aufmerksam jenen Worten lauschte und daß sich der Zorn, welcher Anfangs wegen Nässe und Kälte in ihm rege wurde, wieder dämpfte. Er erhob sich von seinem Stuhle, wobei er nicht unterließ, auf einige hervorragende Steine zu treten, um so die hier unten, wahrscheinlich vom Regenwasser, angesammelte Flüssigkeit im Interesse seiner Stiefel zu vermeiden. Dabei erinnerte er sich, von zu bestehenden Proben gehört zu haben, die nothwendig seien, um in andere Bündnisse, zum Beispiel in den Freimaurer-Orden, aufgenommen zu werden. Darüber hatte er von Einem, der gedeckt hatte, ebenfalls grauenhafte Sachen gehört, von entblößten Degen, in welche man sich stürzen, von Abgründen, in die man springen müsse, von todten Menschen, mit denen man in allerhand

fatale Berührungen käme, und dergleichen mehr. Gegen alles das erschien ihm die eben bestandene Probe sehr leicht gewesen zu sein, wogegen es ihm aber trotzdem nicht unlieb war, als er hinter sich einen Riegel zurückschieben hörte und sich umwendend die Thür geöffnet, sowie das süßlächelnde Gesicht des dürren Kellners sah, welcher eine ehrerbietige Verbeugung machte; auch zog Windspiel den Stuhl an sich, und als der Spanier diesem folgte, trat er in das Gemach, wo er sich kurze Zeit vorher befunden hatte.

Wie ihm aber die tiefe Stimme vorhin gesagt, so waren alle Mitglieder des Bundes zum Dolche Rubens verschwunden. Daß sie hier toll genug gehaust, sah man an den überschwemmten Tischen, an zerbrochenen Gläsern, sowie an den umgestürzten Stühlen. Den Lariez war noch froh genug, in diesem Chaos sein Bild unversehrt zu finden, welches der Kellner mit vorsorglichem Gemüth bei Seite gebracht und ihm nun feierlich übergab. Zu gleicher Zeit händigte er ihm einen Zettel ein, auf welchem die Kosten verzeichnet standen, die bei seiner Aufnahme in den Bund des Dolches erwachsen waren und die jedes junge Mitglied nebst einem Trinkgelde für den Kellner des Bundes mit großer Freude zu entrichten pflege.

Zu jeder anderen Zeit würde der lange Schreiber etwas bestürzt gewesen sein über die enorme Ausgabe von zwei Thalern und so viel Groschen, doch war er im jetzigen Augenblicke, als er seinen Geldbeutel hervorzog und bezahlte, noch nicht so klar im Geiste, wie er sonst wohl zu sein pflegte; ihm sauste es wie ein Mühlrad im Kopfe, und jeder Umschwung dieses Mühlrads brachte ein anderes Bild vor sein inneres Auge,— jetzt sie, die überall lieblich und neckisch durchblickte, dann die

Gebrüder Breiberg, den alten ehrwürdigen Harfner mit dem jungen unſchuldigen Mädchen, die Kathinka Schneller hieß und Entenpforte Nummer Vier parterre wohnte, was ſie ihm ſo warm empfohlen. Auch die Mitglieder des Bundes gaukelten vor ihm umher, der roſtige Dolch des berühmten Meiſters Rubens, die ſchönen Formeln bei ſeiner Aufnahme, der Traum von dem Abgrunde und von ihr — denn daß er geſchlafen und geträumt, fing ihm an klar zu werden — dann wiederum ihr Bild, ſowie der Spruch des großen Meiſters Carabanzeros, mit dem er die Liebliche erlöſen und befreien konnte aus aller Noth —

Trau, treue — —

Es war ihm doch ſo leicht erſchienen, ihn zu behalten, und jetzt ſtockte er ſchon am dritten Worte —

Trau, treue — — trau, treue — —

Doch wozu heute die Anſtrengung? Morgen, hoffte er, werde ihm das Ganze ſchon klar werden. Daß er ſeine Zeit heute Nachmitag gut angewandt habe, glaubte er ſich wohl ſagen zu können; hatte er doch eine Menge guter Freunde erworben, hatte er doch Verbindungen angeknüpft in der Nähe ihres Hauſes, und was die Verſchwendung der paar Thaler anbelangte, ſo war das ja ein alter ehrwürdiger Gebrauch. — Und wie dankbar war Windſpiel nicht für das Trinkgeld, das er erhalten! Er legte ihm ſeinen Mantel um, er reichte ihm das ſpaniſche Rohr und den Hut, er complimentirte ihn ſo liebenswürdig zur Thür hinaus, bis auf die Gaſſe, er machte dort noch eine ſehr tiefe Verbeugung, als Don Larioz nun end-

lich wieder auf die Straße in Wind, Regen und Schnee hinaus trat.

Dahin zog er über den Platz, den man die Burggasse nannte, und woher es kam, wußte er nicht, aber er hatte die Idee, als blickten ihm aus allen Fensterläden unsichtbare Zuschauer nach, die genau beobachteten, ob er die Füße recht auswärts setze, ob er den Kopf gewohntermaßen aufrecht halte, und ob er in einer geraden Linie dahin wandle. So sehr er sich denn auch bemühte, diesen Forderungen nachzukommen, so wollte ihm doch namentlich das Letztere nicht sonderlich gelingen. Wenn er jetzt auch wirklich in der Mitte der Straße dahin ging, so befand er sich schon nach hundert Schritten an der rechten Häuserreihe, was ihm unbegreiflich erschien und wobei er sich mit sehr großem Erstaunen einige Mühe geben mußte, die fragliche Ecke, da er so nahe an sie hingerathen, ohne Anstoß zu umgehen. Aber seine Ausdauer siegte, und so hatte er denn bald die Burggasse hinter sich, kam auch, indem er mechanisch regelmäßig einen Fuß vor den anderen setzte, in die Nähe seines Bureau's, fand glücklich die Einfahrt in den finsteren Hof und nach einiger Anstrengung auch die Thür seiner Schreibstube.

Herr Doktor Plager war ausgegangen und hatte Gottschalk beauftragt, seinem Schreiber zu sagen, er müsse ein wichtiges Geschäft abgemacht haben, da er so lange ausgeblieben sei. Mit dem besten Willen und trotz eifrigen Nachdenkens konnte sich aber Herr Larioz keines wichtigen Geschäftes erinnern, das er besorgt; nur Eines fiel ihm ein, nachdem er lange gegrübelt, daß er nämlich seinen Prinzipal, den Rechtsconsulenten, auf sieben Uhr zu dem Grafen von Helfenberg zu bestellen habe, und um das nicht wieder zu

vergessen, beauftragte er den kleinen Schreiberlehrling, diese Commission zu Papier zu bringen und auf den Tisch des Doktor Plager niederzulegen.

Herr Larioz hätte in diesem Augenblicke nicht schreiben können, sein Kopf war ihm zu schwer, seine Hand zitterte unstät. Er ließ sich an seinem Schreibpulte nieder, ohne die verwunderungsvollen und erstaunten Blicke zu bemerken, mit denen ihn Gottschalk betrachtete. Er stützte das betäubte Haupt auf die Rechte und blickte träumend in den wüsten, schmutzigen Hof hinaus.

Er konnte von seinem Platze aus gerade auf den festgetretenen Schutthaufen sehen, in dessen Rinnsalen das angesammelte Regenwasser wie in kleinen Flußbetten niederströmte. Ihm schienen es in diesem Augenblicke wirkliche Flüsse zu sein, deren Lauf er vom hohen Gebirge verfolgte, und die ihn der Freiheit und, aus dem schmutzigen Hofe hinweg, schönen glücklichen Ländern entgegenführten. Die kahlen Ufer bedeckten sich mit Gebüschen; Rosen, Oleander und Orangenhaine erhoben sich zu beiden Seiten; er sah prächtige Landhäuser mit spiegelblanken Fenstern und an einem sie, die ihm winkte, sein Boot anzulegen. — Doch zog es ihn fort nach dem fernen Arabien, wohin sich der große spanische Magier Carabanzeros, der von Geburt ein Maure war, zurückgezogen, um dort den Zauberspruch zu erlernen, den er vergessen: —

Trau, treue Trine — —

Ach, wenn diese süßen Traumgestalten nur nicht so häufig zerrissen worden wären durch die prosaische Wirklichkeit, durch das schallende Zuschlagen irgend einer Thür in dem großen

Gebäude, durch den Anblick und das Gekreisch eines alten Weibes, die einem herabgewehten Stück Wäsche in den Hof nachstürzte, und durch das Klatschen von Schnee und Regen, welchen die Gewalt des Windes zuweilen gegen die lockeren Fensterscheiben der Schreibstube peitschte. Und dazu kam noch ein eigenthümliches Sausen und Rauschen im Kopfe des Träumers selbst, das er vordem nie empfunden, bei dessen Getöne eine plötzliche Hitze über sein Gesicht flog! — Dann seufzte er tief auf und ließ seinen Kopf ganz auf das Pult niedersinken.

Achtzehntes Kapitel.

Eugenie.

Neben vielen Annehmlichkeiten, welche das Haus des Barons von Breda bot und die es dem Geschmacke und dem bei den vielen Reisen des Erbauers Gesehenen verdankte, hatte es auch einen Wintergarten, der bei der schlechten Jahreszeit ein wahres Kleinod genannt werden konnte. Dieser Wintergarten, bestehend aus einem sehr großen Glashause, befand sich seitwärts von dem Portal gegen Südost gelegen, stieß gegen das Haus zu an den kleinen Speisesaal und stand auf der anderen Seite mit den Gewächshäusern in Verbindung. Es war ein längliches Viereck, dessen vier Seiten durch rankende Gewächse und Pflanzen in Kübeln, sowie in den freien Grund gesetzt, vollständig verdeckt waren, welche nun grüne Laubwände bildeten, von denen einige bis an die gewölbte Decke emporstrebten, während andere ihre Zweige weit herabhängen ließen und so eigene reizende Wölbungen

bildeten. Die vier Ecken waren durch Blumengruppen abgerundet, zwiſchen denen man freundlich aus dem Grün hervorleuchtende weiße Marmorfiguren ſah. Die Decke des Glashauſes hatte ſo einfach als ſinnreich eine hellblaue Färbung erhalten, wodurch man ſelbſt bei trübem und Regenwetter den klaren Himmel zu ſehen glaubte. Von dieſer Decke herab hingen drei Kronleuchter, äußerſt geſchmackvoll aus Holzſtämmen gebildet, welche in einer unten befindlichen Schale Epheu trugen, deren Ranken ſich um die Arme des Kronleuchters bis hoch hinauf zur Decke ſpannten.

Vom Eßzimmer des Hauſes ging man auf vier Stufen in den Wintergarten hinab, weßhalb man, oben auf der Thürſchwelle ſtehend, das ganze ſchöne Glashaus mit einem Blick überſehen konnte. Auf der erſten Langſeite befand ſich ein Springbrunnen, der ſein Waſſer zuweilen hoch hinauf unter die immergrünen Zweige fremdartiger Sträucher und Bäume ſandte, von denen alsdann die einzelnen Tropfen lange nachplätſchernd wieder in das Baſſin hinabfielen. Gewöhnlich ſtanden die weiten Flügelthüren, welche in das Speiſezimmer führten, offen, und dann empfand man auch in dieſem Gemach die angenehme gleichförmige Wärme des Gewächshauſes, ſowie den würzigen Duft der Pflanzen und Blumen.

An demſelben Nachmittage, von dem wir vorhin dem geneigten Leſer dieſer wahrhaften Geſchichte berichtet, ſtanden die Flügelthüren zum Eßzimmer ebenfalls offen, und es wird uns erlaubt ſein, einen Blick hinein zu werfen.

Es war dies ein einfaches und elegantes Gemach, Decke und Wände mit einer Täfelung von Eichenholz bedeckt, die vier Ecken mit Blumengruppen garnirt, aus deren jeder eine prachtvolle Bronze-Statuette hervor ſah. Von gleichem Me-

tall war der Kronleuchter, der von der Mitte der Decke herabhing; er war wie aus fremdem, starkblättrigem Schilfe geformt, deſſen Blätter, in der Mitte ein Büſchel bildend, unten nach vielen Seiten aus einander gingen, dann wieder in die Höhe ſtiegen und Waſſerlilienkelche zeigten, welche die Wachslichter trugen. Der Boden war mit einem Teppich von Wachstuch bedeckt, darauf ſah man in der Mitte unter dem Eßtiſch von hellem Eichenholz eine dicke perſiſche Vorlage mit dem unbeſtimmten, dunklen und doch ſo eleganten Deſſins. An der Wand, den Flügelthüren des Gemaches gegenüber, befand ſich ein Kamin von jenem bekanntem bronzefarbenen, mit feinen Adern durchzogenen italieniſchen Marmor, und über demſelben ein koloſſaler Spiegel, der bis zur Decke reichte, — das Einzige, was in dieſes Zimmer als Speiſeſaal nicht recht zu paſſen ſchien. Und doch that ſich Baron Breda auf die Anbringung dieſes Spiegels, und nicht mit Unrecht, etwas zu Gute; denn in ihm zeigte ſich durch die geöffneten Thüren das Bild des Wintergartens ſo täuſchend, daß man mitten im Grünen zu ſitzen glaubte, um ſo mehr, als das Gemach, nur von oben erhellt, nirgend einen Blick auf die im Winter abgeſtorbene Landſchaft, auf Schnee, oder Regen, erlaubte.

In beiden Räumen, im Wintergarten, ſowie im Eßzimmer, herrſchte momentan eine tiefe Stille, deren Einförmigkeit, man könnte faſt ſagen, noch vermehrt wurde durch das gleichmäßige Plätſchern des Springbrunnens; zuweilen nur vernahm man das leiſe Zwitſchern eines Sperlings, von denen ſich ein paar unbefugterweiſe eingeſchlichen hatten und es ſich nun hier ſehr wohl ſein ließen, während ihre Kameraden draußen oft jämmerlich hungerten und froren.

Doch wurde jetzt die Stille, die ſchon längere Zeit im

Glashause geherrscht, dadurch sehr auffallend unterbrochen, daß man an dem dem Speisesaal entgegengesetzten Ende mit einem Male eine menschliche Stimme vernahm, welche die Melodie des lieben Augustin gemüthlich und ohne Uebereilung vor sich hinpfiff, was unter den fremdartigen Bäumen und bei dem Plätschern des Brunnens gewissermaßen sehr komisch klang; auch schallte es bedeutend in dem hohen Raume, was aber dem Pfeifer zu gefallen schien; denn nachdem er die bekannte Melodie einmal durchgepfiffen, fing er sie wieder von vorn an und hätte das möglicherweise, ohne zu Ende zu kommen, Gott weiß, wie lange fortsetzen können.

Mittlerweile hatte sich auch die Thür geöffnet, welche aus dem Hause in das Speisezimmer führte, und der kleine Jockey war eingetreten, auf dem Arme Tischzeug und Servietten tragend, die er auf einen Nebentisch legte und darauf den runden Eßtisch, der in der Mitte stand, sammt Teppichunterlage nicht ohne einige Mühe dem Kamin näherte, in welchem ein lustiges Feuer loderte. Dann schloß er den großen Eichenschrank auf, der sich in einer Ecke befand, deckte die Servietten über den Tisch und stellte zwei vollständige Couverts auf. Er that das alles mit wichtiger, ja, man könnte sagen, finsterer Miene, wobei er, so oft er bei dem Spiegel vorüber kam, was sehr häufig geschah, einen forschenden Blick hinein warf. Doch mochten ihn diese Forschungen nicht vollkommen zufrieden stellen, denn seine Miene verfinsterte sich immer mehr; auch gab er sich gewaltige Mühe, seine Figur etwas größer erscheinen zu lassen, zu welchem Zweck er sich fast die Hüften ausrenkte.

Jetzt hatte er den Tisch gedeckt und nahm einen kleinen silbernen Präsentirteller, der ebenfalls auf dem Schranke

ſtand, ſetzte ein Glas darauf, rollte einen Stuhl vor den Kamin und ſtellte ſich auf dieſen, ſo daß er wenigſtens drei Viertel ſeiner kleinen Figur in dem Spiegel ſehen konnte. Hierauf bemühte er ſich, den Teller mit dem Glaſe mit einer graziöſen Attitude zu halten, als wollte er das letztere Jemand präſentiren. Er machte zu dieſem Zwecke mehrere Verſuche, die er aber ſelbſt alle als nicht gelungen zu betrachten ſchien. Jetzt nahm er den Teller auf die rechte Seite, bog ſich ſcharf vorn über, wobei er aber den Kopf hoch erhoben trug, und ſeine Mienen einen gewiſſen unbeugſamen Stolz, aber ſehr mangelhaft, auszudrücken ſuchten; dann nahm er Teller und Glas auf die linke Seite, auf die des Herzens, gab ſeinem Körper, namentlich Bruſt und Schultern, eine herausfordernde Stellung, während er jedoch den Kopf demüthig ſenkte, als wolle er ausdrücken: ſtolz kann ich ſein, wo es mir nothwendig erſcheint; aber vor dir beuge ich mein Haupt in tiefer Unterwürfigkeit. Auch auf der Kehrſeite betrachtete er ſich, indem er den Rücken gegen den Spiegel wandte und Hals und Kopf faſt krampfhaft verdrehte. Alle dieſe Stellungen aber hatten etwas außerordentlich Komiſches; man ſah, wie es dem kleinen Manne darum zu thun war, eine würdevolle, auffallende Haltung anzunehmen, was ihm doch durchaus nicht gelingen wollte. Da er ſich nebenbei ganz allein glaubte, ſo ließ er ſich vollkommen gehen und nahm eine Poſition wohl drei- bis viermal hinter einander an, bis ſie ihm als gelungen erſchien. Alsdann bewegten ſich ſeine Lippen, und er bot irgend einem unſichtbaren Gaſte auf die zierlichſte Weiſe das leere Glas.

Dieſer Moment aber war ſo drollig und ſo zum Lachen herausfordernd, daß es dem geneigten Leſer gewiß nicht un-

gerechtfertigt erſcheint, wenn ſich in der That plötzlich ein lautes Gelächter vernehmen ließ, von dem der höchlichſt überraſchte Jockey im erſten Augenblicke durchaus nicht wußte, woher es kam. Es war in der That, als hätten die Wände des Gemachs oder eine der Bronzefiguren in den Ecken ihre Luſtigkeit nicht mehr länger zurückhalten können.

Friedrich ſprang erſchrocken von dem Stuhle herab, wobei er übrigens mit einer außerordentlichen Gewandtheit das Glas balancirte, welches auf den Boden niederzufallen drohte; dann wandte er ſich ſchnell nach der Thür, die ins Haus führte, und da er dieſe feſt verſchloſſen fand, trat er auf die Schwelle des Wintergartens, wo er auch alsbald den Urheber des lauten Gelächters entdeckte.

Der Gärtner Andreas ſtand auf dem Kübel, in welchem eine rieſenhafte Sparmannia wuchs, durch deren Blätter und Zweige gedeckt, er ſelbſt unbemerkt alles hatte ſehen können, was ſich in dem Eßzimmer begeben. Als der kleine Mann den Späher jetzt gewahr wurde, ging ſein Schrecken in heftigen Zorn über; er ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden und rief aus: „Mit Euren ewigen ſchlechten Witzen und verfluchten Späherein. Ich hätte vom Stuhle fallen und den Hals brechen können, wenigſtens das Glas da.“

„Das will ich dir zugeben, Friedrich,“ entgegnete lachend der Gärtner, indem er näher trat. „Aber komm her, ſtell' du dich auf den Kübel und laß mich einmal da vor dem Spiegel deine Faxen machen, da wollen wir ſehen, ob du nicht noch viel toller lachen mußt.“

„Ich habe aber keine Faxen gemacht,“ verſetzte verdrießlich der Jockey, „und wenn ich auch wirklich auf dem Kübel ge-

ſtanden hätte, ſo würde ich doch zu discret ſein, um anderer Leute Thun und Laſſen zu belauſchen."

Der Gärtner klappte ruhig ſein Meſſer zu, mit dem er ein paar gelbe Zweige der Sparmannia abgeſchnitten, dann ſagte er kopfnickend: „Höre, Friedrich, du biſt ein ganz verfluchtes Bürſchlein; du weißt ſchon, was du thuſt und treibſt, und wenn du vor dem Spiegel ſtehſt und irgend eine ſchöne Stellung annimmſt, ſo braucht man dir wahrhaftig nicht zu ſagen, warum du das thuſt. — O du Pfiffikus!"

Der kleine Groom warf ſich in die Bruſt, und obgleich er ſich noch immer bemühte, finſter auszuſchauen, ſo flog doch ein leiſes Lächeln über ſeine Züge.

„Aber Scherz bei Seite!" fuhr der Gärtner fort, indem er näher trat und ſich an die Thüreinfaſſung des Eßzimmers lehnte. „Du haſt es in der That recht brav gemacht, und wenn auch klein von Geſtalt, ſo biſt du doch von einer Zierlichkeit, die Jedem in die Augen fallen muß. — Apropos!" ſprach er nach einer Pauſe, während welcher er wohl bemerkte, daß der kleine Jockey einen flüchtigen Blick in den Spiegel geworfen, „haſt du denn einen Streit mit der Nanette gehabt?"

„Wie ſo? — Was ſolls?" fragte der Andere barſch. „Was geht mich die Nanette an!"

„Der Teufel auch, wie du ſprichſt!" erwiderte der Gärtner mit einer affektirten Verwunderung. „Da klang es doch vor acht Tagen ganz anders."

„Was ſoll mir die Nanette?" entgegnete ſtolz der Reitknecht; „das iſt ein hoffärtiges, naſeweiſes Ding, eine unnütze Perſon, die nicht gewußt hat, wie hoch ſie ſich im Werthe

anſchlagen ſoll, die ſich einbildet, auf einen Reitknecht herabſehen zu können. Wir ſind vollkommen fertig mit ihr."

„Du handelſt raſch, Friedrich," verſetzte Andreas ſcheinbar mit großem Ernſte. „Du läßt dir von den Weibsleuten nichts bieten, und das gefällt mir. Es iſt eine ſchöne Sache, wenn man mit denen das umgekehrte Spiel treiben kann. Zuerſt hat ſie dich links liegen laſſen, und das ging dir ſehr zu Gemüthe; jetzt vergiltſt du ihr Gleiches mit Gleichem, und ſie iſt total unglücklich. — Ja, total unglücklich," wiederholte er in beſtimmtem Tone. „Wie geſagt, du biſt ein verfluchter Kerl. Aber was geht's mich an!"

Damit wandte er ſich, um in das Gewächshaus zurückzukehren, und ſprach dabei ganz gleichgültig: „Ja, was geht's mich an! Wer mich nicht fragt, dem brauche ich auch nicht zu rathen; und wer allein laufen kann, der ſoll's verſuchen; die Naſe hoch, vor ſich einen tiefen Abgrund, den er natürlicherweiſe nicht ſieht, bis er hineingeplumpt iſt, und dann erſt wird er ſchreien: Andreas, hilf mir! — Ja, proſit die Mahlzeit! Da ſinge ich, wie es in dem alten Lied heißt

Mutter, es hilft kein Thee mir mehr,
Juha, Thee mir mehr!"

Nach dieſen Worten trat der Gärtner auf die Treppe hinaus, die in das Gewächshaus führte, und begann wieder ſein Lied vom lieben Auguſtin zu pfeifen.

Der kleine Jockey zuckte unmuthig mit den Achſeln, indem er ſagte: „Ich habe Augen, um zu ſehen, was mir vor der Naſe liegt."

Obgleich er aber anfänglich ein entſchloſſenes Geſicht machte, ließ er doch, als ſei ihm ein betrübter Gedanke ge-

kommen, mit einem Male die Unterlippe herabhängen, kratzte sich am Kopfe und trat ebenfalls in den Wintergarten, nachdem er vorher den silbernen Teller und das Glas auf den Tisch gestellt.

Andreas stand wieder auf dem Kübel der Sparmannia und suchte so eifrig nach welken Blättern, pfiff auch so hartnäckig seine Melodie vor sich hin, daß er unmöglich bemerken konnte, wie Friedrich sich auf den Rand eben dieses Kübels setzte; ebenso begreiflich war es, daß der Jockey etwas sagte, was der Andere gar nicht zu hören schien.

„Ihr wollt ein guter Freund sein," rief endlich der kleine Mann ärgerlich; „ist das Freundschaft, wenn man Einem so einen bösartigen Brocken hinwirft, woran er ersticken könnte, und dann davon läuft und Einen stehen läßt?"

„Habe ich dir einen solchen Brocken vorgeworfen?" fragte verwundert der Gärtner. „Habe ich dir was Verdrießliches gesagt? Nicht daß ich wüßte!"

„Doch, doch! Ihr spracht von einem Abgrunde zu meinen Füßen, dem ich zuschreite, in den ich stürzen müsse. Eigentlich," fuhr er in hochmüthigem Tone fort, „verstehe ich das wahrhaftig nicht; — aber," sprach er nach einer Pause und nachdem er heftig geschluckt, „wenn ich einen Freund hätte, dem etwas vor den Füßen läge, worüber er fallen müßte, so würde ich ihm sagen: Da, nimm dich in Acht, geh bei Seite!"

„Und das soll ich dir wohl auch sagen?" erwiderte der Gärtner mit scharfem Tone. „Damit der hochmüthige Herr Friedrich sich so — in die Brust wirft, mit dem Kopfe wackelt und mir zur Antwort gibt: Ich habe gute Augen, um zu sehen, was vor meiner Nase liegt."

Dabei ahmte er die Stellung und Geberden des kleinen Reitknechts außerordentlich getreu nach, was um so komischer aussah, da er dies auf dem Rande des Pflanzenkübels that.

„Also von Abgründen soll ich mit dir reden?“ fuhr er nach einigen Augenblicken achselzuckend fort. „Was weiß ich, ob du in deinen hohen Ideen nicht Lust hast, nur so zum Vergnügen am Abhange spazieren zu gehen, oder ob du Muth besitzest, hinab zu springen, um zu Grunde zu gehen oder da unten etwas Köstliches zu finden!“

„Muth habe ich schon,“ sagte der kleine Groom, indem er sich in die Brust warf. „Aber vor allen Dingen laßt mich hören, was Ihr mit dem Abgrunde meint.“

Statt aber bei diesen Worten den Gärtner anzuschauen, blickte er auf eines der wolligen Blätter der Sparmannia, das er verlegen zwischen den Fingern zerrieb.

Ueber die Züge des Anderen flog ein triumphirendes Lächeln; doch nur eine Sekunde lang, dann nahm er eine erzürnte Miene an und sprach, indem er nicht nur die Worte, sondern auch den Ton der Stimme seines Gegenübers nachäffte:

„Aber vor allen Dingen laß mich hörtn, was hast du mit dem Kammerdiener François zu munkeln, den du zuweilen in der Stadt triffst und mit dem du gestern Abend hinter den Gewächshäusern eine halbe Stunde lang parlirtest? — Bist du nicht ein leichtsinniger Kerl, von dem man glauben könnte, er sei hier oben vernagelt?“ fuhr er in gewöhnlichem Tone fort, wobei er mit der Handfläche an seine eigene Stirn schlug. „Das muß der Herr Baron erfahren, und du sitzest vor der Thür, ehe man Eins, Zwei, Drei zählen kann.“

„Ich hätte den François gesprochen?“ rief Friedrich mit erkünsteltem Erstaunen, „den Kammerdiener vom Gute draußen, von dem ich weiß, daß er der ganzen Herrschaft und mit vollem Rechte verhaßt ist?“

„Von dem du weißt, daß er der ganzen Herrschaft und mit Recht verhaßt ist,“ wiederholte der Gärtner in sehr nachdrücklichem Tone, „den hast du gestern Abend hinter den Gewächshäusern gesprochen!“

„Da wollte ich doch schwören auf alles, was Ihr wollt!“ rief der kleine Jockey eifrig. „Nein, so was müßt Ihr mir nicht nachsagen!“ Dabei nahm er eine gekränkte Miene an.

„O, Bürschlein, Bürschlein!“ versetzte Andreas, indem er mit dem Zeigefinger der linken Hand — in der rechten hielt er das Messer — vor dem Gesichte des Andern hin und her fuhr. „Du willst da schwören und zwinkerst doch mit den Augen, wenn ich dich fest ansehe? Wenn ich nun einen Zeugen nennen wollte, der dich gestern mit dem François sprechen sah? Wenn ich mit diesem Zeugen vor den Herrn Baron hinträte und ihm sagte: So und so, gnädiger Herr, wahr ist es, Sie können mir glauben; der Friedrich, der kleine Halunke, conspiratirt mit dem François gegen die Herrschaft. He, Sohn, was dann? Da kannst du auch hingehen und Bierwirthschafts-Kellner werden, wie dein Bruder im Reibstein in der Burggasse.“

Während der Gärtner so sprach, hatte der Groom finster vor sich hingeblickt, alsdann preßte er die Lippen auf einander, und eine seltene Entschlossenheit zeigte sich auf seinen Zügen; auch glänzten seine Augen wie die einer erzürnten Katze, als er zur Antwort gab: „So, Ihr habt

einen Zeugen, der mich gesehen? Nun, dann ist mir's gleichviel, ob Ihr mich heute oder morgen beim Herrn angebt; denn wenn Ihr es nicht thut, so thut es der Andere, der, wie Ihr sagt, mich gesehen. Aber in dem Falle werde ich freiwillig nicht das Geringste sagen, so unschuldig es auch sein mag, nicht das Geringste." — Er machte eine heroische Handbewegung.

„Du bist und bleibst ein Kindskopf," sagte der Andere jetzt auf einmal mit einem gutmüthigen Lächeln. — Er klopfte die Gartenerde am Rande des Kübels von seinem Messer und fuhr alsdann fort: „Und doch bist du ein schlimmer Geselle; denn wenn du glaubst, ich sei im Stande, dich von einem Andern belauschen zu lassen, so wärst du in der That fähig, es mir so zu machen. — Also, daß du mit dem François gesprochen, gibst du zu?"

„Wie kann ich das zugeben, da es nicht wahr ist!" rief der Reitknecht. „Allerdings sprach ich gestern Abend mit Jemand hinter den Gewächshäusern, aber das war der Jäger Klaus."

„Kann dieser verderbene Bursche lügen!"

„Ich schwöre einen feierlichen Eid, daß ich den Jäger Klaus gestern Abend hinter den Gewächshäusern gesprochen," sagte Friedrich, indem er die rechte Hand feierlich empor hob.

„Auch gesprochen, du Spitzbube!" versetzte der Gärtner. „Jetzt gib Acht, Kerlchen, ich will dir sagen, wie die Sache sich begeben, und da wollen wir sehen, ob der Andreas zu viel oder zu wenig weiß. — Du standest gestern Abend, als es dunkel war, hinter dem Camelienhaus und sprachst mit François; da hörtet ihr Schritte, der François retirirte sich um die Ecke, und du, ein durchtriebener Geselle, wie du bist,

pfiffst ruhig: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage! — He, weiß ich Alles?" — Dabei blinzelte er mit dem rechten Auge pfiffig gegen Friedrich. — „Und du thatest, als wenn du nach den Ställen gehen wolltest."

„Das Letztere ist vollkommen wahr; ich habe gepfiffen und bin auch nach den Ställen gegangen."

„Unterwegs trafst du Klaus?"

„Ja, ich traf Klaus, das heißt, ich traf ihn nicht, sondern als ich sah, daß er mich vermeiden wollte, da sagte ich ihm: guten Abend, wie geht's? und ging meiner Wege."

„Und tratest zu dem sauberen François hinter das Camelienhaus?"

Der Reitknecht zog ein spitzes Maul und zuckte mit den Achseln, ohne Antwort zu geben.

Andreas klappte sein Messer zu, dann sprach er ruhig: „Ich will dir was sagen, Sohn, wenn du in das Loch hinein purzeln willst, auf welches du zuduselst, so kann es mir schon recht sein, obgleich es mir leid thut, denn bei all deinem Leichtsinn hast du ein paar gute Seiten. Du mußt nun auch gar nicht glauben, daß ich wissen will, was du mit dem François verhandelt — Gott soll mich bewahren! dafür ist mir meine Stelle zu lieb. Aber wenn du einen guten Rath annehmen willst, so sagst du mir zu deinem eigenen Besten, wer mit Klaus sprach, nachdem er bei dir vorübergegangen war — du weißt es, du hast ihn beobachtet."

Der kleine Jockey versuchte es, ein schmerzliches Gesicht zu ziehen, aber er brachte es nur zu einer Grimasse, wie sie vielleicht ein Affe zeigen wird, den man in den Schwanz kneipt. Dabei patschte er mit der Hand auf sein

Herz und ſagte mit affektirter Rührung: „Das hat mich erſchüttert.“

„Ja, ich habe beim Nachteſſen geſehen, daß es dich erſchüttert hat. Haſt du doch geſeufzt, daß Alle aufmerkſam wurden, und daß ſelbſt die Nanette gefragt, ob du vielleicht ein Herzleiden hätteſt?“

„Ich hatte auch geſtern ein Herzleiden,“ entgegnete Friedrich mit einem tiefen Seufzer und melancholiſchem Tone. „Seht Ihr, Andreas,“ fuhr er redſeliger fort, „es thut weh, wenn man ſo bittere Erfahrungen machen muß. Aber ich halte es für eine wahre Wohlthat, mich gegen einen Freund ausſprechen zu können. Und Ihr ſeid doch mein Freund, nicht wahr, und ſchwört mir unverbrüchliches Stillſchweigen?“

Jetzt hatte der ſchlaue Gärtner den kleinen Jockey auf dem Punkte, auf dem er ihn haben wollte. Seine Worte begannen zu fließen, wie das Waſſer aus einer geöffneten Schleuſe, und es brauchte jetzt nur noch eines Gegendrucks, um es im Augenblicke darauf ſtärker hervorquellen zu machen. Deßhalb ſprach auch Andreas mit gleichgültiger Miene, indem er Anſtalten machte, von dem Kübel herabzuſteigen: „Du weißt, ich ſchwöre nicht gern, und es iſt auch nie meine Art geweſen, mich in anderer Leute Geheimniſſe einzudrängen. Wenn Jemand kein Vertrauen zu mir hat, ſo ſoll er es bleiben laſſen, dann brauche ich ihm auch keinen guten Rath zu geben.“

„Ihr wißt aber wohl, daß ich Vertrauen zu Euch habe, und ich hätte ſchon mit Euch geſprochen, aber da macht Ihr immer über jede Kleinigkeit einen Spektakel, wenn auch ſo gut wie gar nichts dahinter iſt.“

„Na, na!“ entgegnete der Gärtner, „davon ſpäter! Ich ſage dir, die Sache iſt ernſt genug.“

„Ja, es hat mich auch überraſcht und ſchmerzlich berührt,“ erwiderte der Jockey, nachdem er heftig geſchluckt. „Was hat der Jäger Klaus überhaupt hier bei uns in Nacht und Nebel zu ſchaffen? Und was hat — — das gnädige Fräulein mit ihm im Geheimen zu verkehren?“

„Das gnädige Fräulein?“ rief ungläubig lachend der Gärtner. „Höre, armer Burſche, du ſiehſt das gnädige Fräulein überall. — Das gnädige Fräulein — ah bah! Wo, haſt du denn deine Augen gehabt?“

Er zuckte aufs Auffallendſte mit ſeinen Achſeln und ſtieg alsdann gemüthlich vom Kübel herab.

Durch dieſen Widerſpruch augenſcheinlich gereizt, verſetzte Friedrich in ſehr beſtimmtem Tone: „Meine Augen hatte ich bei mir, und die ſehen ſehr gut; auch mögt Ihr die Achſeln zucken, wie Ihr wollt, und ein ungläubiges Maul ziehen, ſo iſt doch wahr, was ich ſage. Das gnädige Fräulein war es, die aus dem Hauſe kam, gerade ſo, als habe ſie mit Klaus die Zeit abgeredet gehabt. Und dann ſprachen die Beiden mit einander wohl zehn Minuten lang.“

Andreas ſchüttelte mit dem Kopfe, dann ſagte er im Tone des Unglaubens, wobei er aber aus den Augenwinkeln einen lauernden Blick auf Friedrich warf: „Was ſoll das gnädige Fräulein mit dem alten Jäger Klaus zu ſchaffen haben? — Narrenspoſſen!“

„Das will — das würde ich Euch ſagen,“ verbeſſerte ſich plötzlich der Jockey, „wenn ich es nämlich wüßte.“

Bei dieſen Worten betrachtete er aufmerkſam das Blatt

der Sparmannia, welches er zwiſchen die Finger genommen hatte.

Der Gärtner ſteckte die Hände in die Seitentaſchen ſeiner Jacke und entgegnete: „Nun ja, angenommen, du hätteſt richtig geſehen — es wäre wirklich das gnädige Fräulein geweſen, welches mit dem alten Jäger ſprach, was wird die ganze Geſchichte ſein? — Er ging von dem Gute nach der Stadt und nahm einen Auftrag von der Frau Mutter des gnädigen Fräuleins mit.“

Friedrich ſchüttelte pfiffig lächelnd den Kopf und erwiderte nach einer kleinen Pauſe: „So iſt es nicht; es muß etwas ganz Anderes geweſen ſein.“

„Das hat dir François geſagt?“ fragte raſch der Gärtner, worauf der Andere ſich ſcheu umſah und dann haſtig mit dem Kopfe nickte.

„Ei, ei! — hm, hm!“ machte Andreas, während er die Arme über einander ſchlug und zu Boden blickte. „Das iſt eine verwickelte Sache, die überlegt ſein will. Wenn du wirklich Zutrauen zu mir haſt — und ich rathe dir als Freund, welches zu haben — ſo wollen wir heute Abend nach dem Diner der Herrſchaft darüber weiter ſprechen. — Jetzt iſt nimmer Zeit dazu,“ fuhr er eilig fort, indem er aufhorchte. „Hörſt du, dort kommen die Pferde.“

In der That vernahm man in dieſem Augenblick noch von der Straße draußen den leichten Galoppſchlag anſprengender Pferde. Der Gärtner Andreas verlor ſich im Hintergrunde des Gewächshauſes, und Friedrich, der Jockey, verſchwand durch die Eingangsthür auf der linken Seite, die ins Freie führte.

Kurze Zeit darauf erſchien der Baron Breda an der

Seite Eugeniens am Eingangsthore des eleganten Hauses. Beide kamen von einem Spazierritte zurück, und als die Pferde auf dem weichen Sandboden nur im Schritte gehend daher kamen, bog sich der Baron im Sattel gewandt zu der schönen Reiterin hinüber und ordnete etwas an den Zügeln ihres Pferdes, die sich verwirrt hatten, worauf er ihr dieselben mit einem freundlichen Blicke in die Hand gab. Der große Lord strebte so stark nach dem Stalle, daß ihm der kleine Braune, den Eugenie ritt, im Schritt nicht folgen konnte, weßhalb sie ihn lachend mit der Reitpeitsche berührte, worauf er mit einer eleganten Lancade zu gleicher Zeit an der Thür des Glashauses hielt. Und das gewährte bei dem festen Sitze des schönen Mädchens einen reizenden Anblick.

Baron Breda schwang sich leicht aus dem Sattel und hob alsdann auch Eugenie von ihrem Pferde herab. Friedrich ergriff die Zügel der beiden Thiere und führte sie mit einem beinahe finsteren Seitenblicke auf die junge Dame nach dem Stalle.

Der Gärtner Andreas aber hatte sich an der Eingangsthür zum Glashause eingefunden und öffnete dieselbe, um die Beiden einzulassen.

Eugenie ging voraus, und als sie so leicht und graziös zwischen den grünen Pflanzen dahin wandelte, konnte man wohl kaum eine reizendere Erscheinung sehen. Das schwarze, knapp anliegende Reitkleid zeigte die schlanken und doch so vollen Formen ihres Körpers. Und wie sie die Schleppe desselben so natürlich und hübsch mit der linken Hand trug! Dabei schien sie durchaus nicht von dem Ritte ermüdet zu sein; denn sie blieb bald hier, bald da stehen, strich leicht

mit den Fingern über das Blatt einer fremden Pflanze oder beugte ſich nieder auf den noch offenen Kelch irgend einer Blume.

„Du mußt aber geſtehen, Onkel George," ſagte ſie alsdann, indem ſie ſtehen blieb und ſich gegen den Baron umwandte, „daß ich deinem Reitunterrichte keine Schande mache. Auch fatiguirt es mich von Tag zu Tag weniger, ein paar Stunden zu Pferde zu ſein, nur fühle ich mich echauffirt, ach, recht echauffirt! Und da thut die kühle Temperatur hier in dem Gewächshauſe ſo außerordentlich wohl."

„Ja, wir ſind ein wenig ſcharf geritten," entgegnete der Baron, indem er mit inniger Freundlichkeit auf das zart geröthete Geſicht des jungen Mädchens blickte, deſſen Augen förmlich leuchteten. „Aber geh in deine Zimmer, Kind," fuhr er beſorgt fort, als er ſah, daß Eugenie keine Miene machte, das Glashaus zu verlaſſen. — „Nein, nein," ſetzte er eifrig hinzu, indem er bemerkte, daß ſie ihren Hut abnehmen wollte, „das darfſt du jetzt nicht thun; dazu iſt es doch zu kühl hier, du wirſt dich jedenfalls erkälten."

Dabei hatte ſie aber ſchon mit großer Behendigkeit den kleinen, grauen Filzhut herabgenommen und bewegte ihn ſchelmiſch lächelnd gegen ihren kopfſchüttelnden Begleiter, dem es jedoch nicht gelingen wollte, eine ernſte Miene anzunehmen, wie einen Fächer vor dem Geſichte auf und ab, ſo daß Schneeflocken und Waſſertropfen, die ſich am Rande angeſammelt hatten, auf ihr dickes ſchwarzes Haar flogen, ſich dort einen Moment wie glänzende Punkte anhängten und den ſchönen Kopf des jungen Mädchens wie eine friſch blühende, dunkelglühende, mit Thauperlen beſäete Roſenknoſpe erſcheinen ließen.

Der Baron ſchaute eine Sekunde nachſinnend in die kindlich lächelnden Augen des Mädchens, dann fuhr er mit der Hand leicht über ihr feuchtes Haar und ſagte, indem er eine ernſte Miene anzunehmen ſuchte: „Du biſt ein ſchrecklicher Wildfang, Eugenie, und man muß ſich obendrein in Acht nehmen, dir etwas zu verbieten; denn ſtatt daß du einem guten Rathe Folge leiſteſt, begehſt du noch etwas Anderes dazu. Ich warne dich vor Erkältung, und du ſpritzeſt dir Waſſer und Schnee auf die erhitzte Stirn. Ja, ja, wer kann dich bändigen! Die Tante iſt zu nachſichtig und ich — ſehe leider den dritten Theil deiner kleinen Unarten nicht.“

Eugenie hatte bei dieſen Worten aufmerkſam mit den großen Augen das Geſicht ihres Onkels betrachtet, und wenn ſie etwas auf demſelben entdeckt hätte, was wie Verdruß oder Kummer ausgeſehen, ſo würde ſie das gewiß tief betrübt haben; da ſie aber bemerkte, daß die Strafpredigt durchaus nicht ernſtlich gemeint war, ſo machte ſie einen tiefen ſchelmiſchen Knix und ſprang davon, indem ſie zurückrief: „O, Onkel George, ich muß machen, daß ich dir aus den Augen komme; denn ſonſt zankſt du in Einem fort mit mir, und das über lauter Sachen, die ich von dir und bei dir gelernt.“

Dahin flog ſie die paar Stufen hinan zum Eßzimmer und hätte faſt den Gärtner Andreas umgeworfen, der wieder hinter den dichten Zweigen der Sparmannia zu thun hatte, und verſchwand darauf hinter der Flügelthür.

Der Baron ſchritt ihr kopfſchüttelnd nach, und als er ſie ſo durch die Geſträuche dahin ſchlüpfen ſah, war ihm das junge Mädchen, obgleich ſie erſt vor Kurzem in ſein Haus gekommen, doch gerade hier in demſelben durchaus keine fremdartige Erſcheinung; es war ihm, als ſei ſie von Anfang an

da geweſen, und als gehöre ſie ſo zum Ganzen, daß dieſes nicht ohne ſie beſtehen könnte. Freilich lächelte er ſelbſt über ſeine Phantaſieen, wenn er dachte: Wozu wäre das Glashaus nöthig, wenn Eugenie nicht hier Morgens ſpazieren ginge, dort auf jener Bank ihre Bücher leſen würde und dem Gärtner Andreas oft halbe Stunden lang Gelegenheit gäbe, ſeine Kenntniſſe und ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, indem ſie ihn über die Namen aller erdenklichen Pflanzen und Blumen examinirte, dieſe aber oft beſſer wußte, als er? — Wozu hätte ich meine Reitpferde, als daß ich mit Eugenien ſpazieren ritte? wozu meine Loge im Theater, als daß ſich das junge, ſchöne Mädchen dort in die Ecke ſchmiegt? leider für viele müßige junge Herren ein Schauſpiel im Schauſpiel.

So dachte Baron Breda, als er langſam durch den Wintergarten und den Eßſalon nach ſeinem Zimmer ſchritt. Gewiſſermaßen aber hatte er ein Recht, ſo zu denken; denn erſt ſeit das junge lebhafte Mädchen im Hauſe war, wurden die ebengenannten Gegenſtände in ihrem vollen Umfange gewürdigt und benutzt. War doch früher die Breda'ſche Loge im Opernhauſe in ihrer Leere zu einem Sprichworte geworden; ſchienen doch der Wintergarten und die weitläufigen Gewächshäuſer nur eben dazu eingerichtet zu ſein, daß Andreas etwas zu thun habe; wurde doch der reizende Eßſalon nur höchſt ſelten bei kleinen Diners, welche der Hausherr ſeinen Freunden zur Winterzeit gab, benutzt; und wenn auch der Baron, ehe Eugenie im Hauſe war, viel zu Pferde auswärts war, ſo vermehrte dies doch noch beträchtlich die Leere und Stille des Hauſes; denn wenn er alsdann zurückkam, ſo ſtieg er drüben bei den Ställen ab und bemühte ſich alsdann, ſo leiſe wie möglich die Treppen hinauf nach ſeinen Zimmern oder denen

ſeiner Frau zu gehen. Ja, es war, als hätten ſich früher Herrſchaft und Dienerſchaft geſcheut, in dem Hauſe das geringſte Geräuſch zu machen; letztere ſprach nur flüſternd zuſammen, und die erſtere gab auch höchſt ſelten einen lauten Ton von ſich. Nicht einmal beim Diner wurde von Herrn und Frau von Breda viel geſprochen, was eigentlich begreiflich iſt, denn ein Diner zu Zwei iſt nur in Ausnahmsfällen amuſant und wird gewöhnlich von der Langeweile ſelbſt bedient. Früher, als der kleine Jockey noch zuweilen luſtig gelaunt war, hatte er einmal dem Gärtner und der Nanette verſichert, jedesmal, wenn er ins Eßzimmer trete, kneife er ſich draußen in ſeine langen Ohren, damit es ihm nicht einmal paſſire, daß er beim Serviren irgend eines Gerichtes einſchlafe und umfallend ſeinen eigenen Kopf auf der Schüſſel präſentire.

Bei alle dem aber kann man nicht ſagen, daß Frau von Breda, in deren Weſen man wohl die Stille und Einförmigkeit des Hauſes ſuchen darf, dabei eine langweilige, verdrießliche oder gar unbedeutende Frau geweſen wäre. Im Gegentheil, bei einem regen, bildſamen Geiſte hatte ſie eine vortreffliche Erziehung genoſſen, redete und ſchrieb verſchiedene Sprachen mit großer Fertigkeit und beſchäftigte ſich außerordentlich viel, vielleicht etwas zu viel, mit Kunſt und Literatur; ſie las faſt den ganzen Tag, ohne daß ſie es liebte, ſich über das Geleſene auszuſprechen, woher es auch wohl kam, daß ſie ſich gern in ſich ſelbſt zurückzog, ein Bedürfniß nach Ruhe und Stille hatte, in welcher ſie von dem aufmerkſamen Gatten nicht geſtört wurde, und ſo eine Atmoſphäre, die zuweilen faſt an Langweiligkeit grenzte, über das ganze Haus verbreitete.

Schon in einem früheren Kapitel haben wir mit wenigen Worten der Verheirathung des Barons von Breda mit seiner Frau gedacht; letztere mußte es als ältere Schwester mit Kummer und Besorgniß erleben, daß ihre jüngere Schwester, die Mutter Eugeniens, ein Leben führte, das mit der Zeit nur ein schlimmes Ende zur Folge haben konnte. Obgleich Beide ein großes Vermögen besessen, so hatte doch die Baronin Henriette mit dem ihrigen auf die tollste Art gewirthschaftet, worin sie von ihrem alten schwachen Manne, wenn nicht unterstützt, doch auch nicht gehindert wurde, indem der Baron nur Sinn für seine verschiedenen Sammlungen hatte, mit denen er sich aufs eifrigste und als Kenner beschäftigte, während er sich bei dieser Beschäftigung für den Gang des Hauswesens weder interessirte, noch darum bekümmerte. Bitten und Ermahnungen der älteren Schwester waren gänzlich fruchtlos geblieben, und obgleich diese wohl einsah, daß sie ein Leben wie das ihrer Schwester, selbst mit den größten Aufopferungen ihrerseits, nicht zu erhalten vermöge, so ließ sie sich doch bewegen, immer und immer wieder, selbst mit großen Summen, auszuhelfen, was am Ende auch ihren Ruin hätte mit herbeiführen müssen. Da hatte sie sich ein Herz genommen, um ihren jetzigen Mann, den Baron Breda, der als äußerst zuverläßig in Geschäftssachen bekannt, sowie um seines festen Charakters willen mit Recht berühmt war, um Rath zu fragen. Der wilde George, welchen Namen ihm seine Kameraden vom Regiment gegeben, verdiente diese Benennung nur, wenn er im Sattel saß; denn da war ihm kein Wagestück zu groß, kein Unternehmen zu tollkühn, das er nicht mit ausgeführt hätte, wenn es ihm von Anderen proponirt

wurde oder wenn er selbst in seinen vielen Freistunden darauf verfiel.

Die Baronin kannte den Offizier schon von ihrem elterlichen Hause her, wo ihn ihr Vater gern gesehen und protegirt hatte. Auch hatte George beständig eine gewisse Zuneigung — man konnte sie eine brüderliche nennen — für die beiden Schwestern bewahrt; ja, er allein hatte das Recht, der Baronin Henriette von Braachen zuweilen ihre Thorheiten vorhalten und seine Ermahnungen mit der Frage schließen zu dürfen, wohin das verschwenderische und ausschweifende Leben denn eigentlich führen solle? Wenn sie auch ihrem Prediger in der Wüste, wie sie ihn nannte, Anfangs lachend zuhörte und seine Angriffe geistreich und gewandt parirte, so war er doch im Stande, sie ernst zu stimmen, ja, ihr Thränen zu entlocken, sie auch vielleicht zu guten Vorsätzen zu ermuntern, die aber leider in der nächsten Stunde darauf schon alle wieder vergessen waren. — „Ja, es ist ein Unglück," pflegte sie dann wohl zu sagen, „daß guter Rath oft zu spät kommt und daß man Geschehenes nicht ungeschehen machen kann. Sie hätte ich heirathen sollen, lieber George, dann wäre wahrscheinlich Alles, Alles anders gekommen."

„Das wäre vielleicht möglich," hatte er dann trocken zur Antwort gegeben; „entweder hätte sich Ihr Leben anders gestaltet, oder wir wären Beide unglücklich geworden."

„Das Letztere erscheint mir glaubwürdiger," erwiderte sie dann mit einer unbegreiflichen Offenherzigkeit, und wenn sie darauf in tiefes Nachsinnen versunken war, so hatte er seinen Hut genommen und sich empfohlen.

Auch die ältere Schwester, deren ruhigen und ernsten Charakter Herr von Breda wohl erkannt, sah er häufig bei

Besuchen, die er ihr machte, oder in Gesellschaften und auf Bällen, die sie mit einer alten Tante besuchte. Bei solchen Veranlassungen war er immer freundlich, theilnehmend, ja, auch aufopfernd für sie gewesen; er liebte es, sich in Gesellschaften mit dem, wenn auch ältern, aber geistreichen Mädchen stundenlang zu unterhalten, und auf Bällen war er hergebrachtermaßen für gewisse Touren lange Zeit ihr Tänzer gewesen. Schon viele und mitunter dem Aeußeren nach auch vortheilhafte Partieen hatten sich für die reiche Dame gefunden; doch mußten ihr diese nicht annehmbar erschienen sein, da keine zu Stande gekommen war.

Auch bei diesen delikaten Angelegenheiten fragte sie George häufig um seinen Rath, den er ihr auch in seiner kurzen und treffenden Weise bereitwillig gab, — eine offene Unbefangenheit, die uns zu der Annahme berechtigt, daß damals weder die Baronin, noch Herr George von Breda auch nur im Entferntesten an eine Verbindung zwischen ihnen selbst gedacht.

Da geschah es, was wir schon oben angedeutet, daß sie ihm eines Tages die Lage ihrer Schwester genau aus einander setzte und nicht unterließ, ihm dabei zu sagen, wie sie voraussichtlich wohl in den Fall kommen könne, ihre eigene Existenz wenn auch nicht zu opfern, doch sehr zu schmälern, um ihrer Schwester zu helfen.

George von Breda hatte ihr darauf alles wiederholt, was er ihr selbst sowohl als ihrer Schwester schon häufig gesagt, und hatte es schließlich für rathsam gefunden, einen Geschäftsmann aufzusuchen, dem sie die Verwaltung ihres Vermögens unter gewissen Bedingungen übertrüge, wobei sie sich freilich verbindlich machen müsse, in Betreff ihrer Schwester nichts

gegen den Rath dieſes Sachwalters zu unternehmen, der mit den Eigenſchaften, die er eigentlich haben müſſe, wohl ſehr ſchwer zu finden ſein dürfte.

Dieſe Unterredung hatte ein paar Stunden gedauert, und als der Baron darauf das Haus verlaſſen und ſein Pferd beſtiegen, war er im langſamſten Schritte durch die Straßen der Stadt bis in ſeine Wohnung geritten — ein Ereigniß, welches bei den ihm begegnenden Kameraden, die er obendrein aufs flüchtigſte grüßte, gewaltiges Kopfſchütteln hervorgebracht hatte.

Dieſes Kopfſchütteln aber vergrößerte ſich, wurde zur Verwunderung, ja, zum größten Erſtaunen aller, welche den wilden George gekannt, als derſelbe in den nächſten Tagen bei ſeinen zahlreichen Bekannten Verlobungskarten herumſchickte und darauf ſeinen Freunden und allen ihm näher Stehenden in ſehr trockenen Worten ſagte, er wiſſe wohl, daß die Verbindung, die er einzugehen im Begriffe ſtehe, verſchiedenartigen Deutungen unterliegen werde, er bäte aber, ſich im Ausdrucke dieſer Deutungen außerordentlich zu menagiren; denn wenn er ſich auch in dieſem Falle vorgenommen habe, auch ferner ein zuverläßiger und treuer Kamerad zu bleiben, ſo ſei er doch bekannt genug, daß man im anderen Falle von ihm glauben könne, er werde auch nicht das geringſte unangenehme oder anzügliche Wort, welches er in dieſer Angelegenheit erfahren würde, ruhig oder geduldig hinnehmen.

War es nun, daß man den wilden George fürchtete, oder ſtand er ſo hoch in der Achtung ſeiner Bekannten — und wir glauben das Letztere — daß man die Motive zu ſeiner allerdings etwas überraſchenden Verbindung ehren und anerkennen zu müſſen glaubte — genug, die Sache war abgemacht, und als

Baron George von Breda ſich kurze Zeit darauf verheirathete, war es gerade, als habe Jedermann ſchon lange vorher um dieſe Verbindung gewußt und ſei vollkommen damit einverſtanden.

Daß ſie in jeder Hinſicht gelungen ſchien, glauben wir auch unſererſeits berechtigt zu ſein, dem geneigten Leſer zu ſagen. Der Baron übernahm das Vermögen ſeiner Frau, brachte alles, was unter der ſchwächeren Hand derſelben nicht gehörig verwaltet worden war, in gute Ordnung, ſetzte ſich auch ein- für allemal mit ſeiner Schwägerin aus einander, und das zwar auf ſo großmüthige Art, daß dieſe ihm aus Grund ihrer Seele dankte, und das Einzige, was er nun, reich geworden, wenn man will, für ſich that, war der Bau des reizenden Hauſes vor den Thoren der Stadt, deſſen Pläne er ſchon lange vorher mit Liebe und Umſicht angefertigt hatte. —

Nachdem Eugenie und der Baron das Glashaus verlaſſen hatten, und Beide in den oberen Stock hinaufgeſtiegen waren, herrſchte hier unten wieder dieſelbe Stille, wie wir ſie zu Anfang dieſes Kapitels erwähnt. Der kleine Jockey aſſiſtirte der Abreibung der beiden Pferde in dem Stalle, und Andreas, der ſich aus dem Wintergarten nach dem großen Gewächshauſe zurückgezogen, ſaß hier auf den Stufen einer Blumenſtellage, ſein Vesperbrod verzehrend, und war dabei in tiefes Nachdenken verſunken.

Was doch ein Menſch vor dem anderen in dieſer Welt voll Ungerechtigkeiten für ein merkwürdiges Glück hat! dachte er. Da kommt das junge Mädchen, das draußen auf dem alten, halbverfallenen Landhauſe kaum etwas zu beißen hatte, hieher, und da iſt es doch gerade, als ſei eine Prinzeſſin ein-

gezogen. Ja, so ein schönes Gesicht, das kann doch Alles durchsetzen; daß wir alle sammt und sonders hierhin und dorthin springen müssen, wenn die nur mit den Augen zwinkert, ist leider Gottes begreiflich; denn ein Diener ist nun einmal ein Diener und muß sich nach den Launen seiner Herrschaft fügen; daß aber diese Herrschaft, d. h. die gnädige Frau, murmelte er ingrimmig, während er sein Messer bis ans Heft in das Brod stieß, alles thut, was man der Anderen nur an den Augen absehen kann, das ist doch unbegreiflich und noch gar nie dagewesen. Hat denn die keine Augen im Kopf, um zu sehen, wie er mit dem Kinde — so nennt er sie freilich — umgeht? Eugenie hier und Eugenie da! — Eugenie, du wirst dich erkälten, da fühle nur, deine Stirn ist ganz heiß — hahaha! ja prosit die Mahlzeit — erkälten! Nun, das wird mit der Zeit eine gefährliche Erkältung geben, dafür ist mir gar nicht bange. — Aber weil sie alles Recht im Hause hat, fuhr er giftiger fort, deßhalb nimmt sie sich auch heraus und bekümmert sich um meine Angelegenheiten. Daß sie was von der Gärtnerei versteht, daran ist leider Gottes ihr verrückter Papa draußen schuld. Aber wer ihr das Recht gibt, in meine Pflanzenkästen und in mein Inventar zu schauen, das möcht' ich wissen. Der Baron gibt doch auch auf die Sachen hier Achtung, das muß man ihm lassen, aber was geht's die da an, wenn ich manchmal irre? Es kann schon Fälle geben, wo Zwei und Zwei Sechs ist; was versteht so Eine davon! — Na! passe du mir nur auf, ich will dir Gleiches mit Gleichem vergelten, und Zinsen sollst du obendrein kriegen.

Damit war Brod und Selbstgespräch zu Ende, und Andreas hätte wahrscheinlich wieder den lieben Augustin vorge-

nommen, wenn er sich nicht selbst in den Zorn hinein gedacht hätte, was auch daran zu erkennen war, daß er ein prachtvolles Geranium, das er im Aufstehen von der Stellage herabgeworfen, so mit dem Fuße von sich stieß, statt es aufzuheben, daß der Blumenscherben in unzählige Stücke zerbrach, die weit umher flogen.

Dabei war es für ihn unangenehm, daß das junge Mädchen, dessen er soeben in seinen Betrachtungen so liebreich gedacht, zufälligerweise in diesem Augenblicke in das Gewächshaus trat. Bei jeder anderen ähnlichen Veranlassung würde sie sich wahrscheinlich achselzuckend entfernt haben, aber dieser so muthwillig zerbrochene Blumentopf, die umherliegenden Scherben brachten mit einem Male eine so trübe Erinnerung in ihr hervor, daß sich ihr Gesicht mit glühender Röthe übergoß, die gleich darauf einer tiefen Blässe Platz machte; ja, sie zuckte ordentlich zusammen und konnte sich nicht enthalten, auszurufen: „Ah, Andreas, das ist nicht schön von Ihnen! Warum zerbrechen Sie so muthwillig den Blumenstock? Das thut mir weh; ich kann das nicht sehen."

Der Gärtner blickte in die Höhe, ohne gerade ein bedeutendes Erschrecken auf seinem Gesichte sehen zu lassen; vielmehr warf er spöttisch den Mund auf, war aber doch klug genug, seine Worte mit dieser Geberde nicht in Einklang zu bringen, sondern sagte: „Ja, das ist so ein Unglück, wie es Einem wohl passiren kann. Habe ich doch den Topf nur etwas bei Seite setzen wollen, und da ist er mir zu meinen Füßen zerbrochen. Nun, der Blume hat es nichts geschadet, die wollen wir gleich wieder einsetzen."

Eugenie zog sich zurück, ohne ein Wort weiter zu verlieren, und Andreas, der das Geranium aufgehoben hatte und

ſo that, als betrachte er aufmerkſam die Schäden, die daſſelbe allenfalls genommen haben könnte, blickte über die Blätter weg dem jungen Mädchen nach, indem er vor ſich hinmurmelte: „Gelt, hätteſt am Ende gern nach einem Stocke geſehen, kannſt nicht leiden, wenn man Scherben zerbricht. Das mag wohl ſein, mein Schatz, aber wir hier ſind kein François, und was du zu Hauſe gethan, wirſt du hier, hoffe ich, unterlaſſen.“

Hätte Eugenie nur eine Ahnung von den Gedanken des Gärtners gehabt, daß er ſie haſſe, er, gegen den ſie, wie gegen Alle im Hauſe, freundlich und höflich war, ja, hätte ſie nur den hundertſten Theil erfahren von den giftigen Reden, die im Bedientenzimmer, in Küche, Stall und Gewächshaus über ſie zu Tage kamen, wer weiß, ob ſie nicht im ſelben Augenblicke heimgekehrt wäre in das verfallene Landhaus ihrer Eltern, wo freilich kein Glanz und keine Pracht ſie umgab, wo ſie aber allen, die dort lebten, wie ein fleckenloſes himmliſches Bild erſchien, wo ſie friedlich abgeſchieden von der Welt gelebt, umgeben von tiefer Ruhe und dem heiligen Frieden der großen Wälder.

Zuweilen zuckte wohl etwas Aehnliches durch ihr Herz, und dann konnte ſie lange, lange droben am Fenſter ſtehen und hinüber ſchauen nach der breiten Landſtraße, die dort über den Hügel weg lief und dann zu dem Thale hinabſank, wo links der Waldweg mündete, der zu den Ihrigen führte. Den verfolgte ſie alsdann in Gedanken und kam an das zertrümmerte Thor, unter welchem der breite Weg anfing, wo die alten Steinfiguren waren. Wie eilte ſie dahin mit geflügelten Schritten! Wie ſchlug ihr Herz höher, als ſie nun das alte Landhaus wieder erblickte, als ſie in die Arme ihrer

Mutter sank und sanft schluchzend sagte: Da bin ich wieder! — Sie wußte wahrhaftig nicht, woher ihr oft diese eigenthümlichen Gedanken kamen. Aber nachdem sie gesehen, daß sich Alles im Hause noch an seiner alten Stelle befand, als sie auch den Vater umarmt und begrüßt, der sie herzlich willkommen hieß, obgleich er seine Augen nur flüchtig von dem kleinen römischen Kruge erhob, den ein Bauer beim Graben der neuen Straße gefunden, — als das alles von ihr geschehen war, da eilte sie um das Haus herum in den Wald hinein, bis zur Wohnung des Jägers Klaus, und wenn sie in ihren Gedanken dort angekommen war und von der Höhe, wo damals das Pferd mit dem Reiter verschwunden, hinabblickte, dann fuhr sie lächelnd mit der Hand über die Augen, und ihre Träume flatterten aus einander. War es doch kalt und winterlich draußen, lag doch der Schnee auf der Bank vor der Hütte, wo sie so gern gesessen; war doch der Wald entlaubt, so daß man weit, weit hinein schauen konnte, und ob man gleich auf eine der Hauptstraßen sah, erblickte man doch Niemand, Niemand!

Ja, so träumte das junge Mädchen zuweilen und hatte eine fast unbezwingbare Sehnsucht nach ihrer Freiheit, nach ihrem Walde, jetzt, wo es dort kalt und kahl war, wo sich die nackten Aeste fröstelnd vor dem strengen Winter beugten; wo der Boden naß und schlüpfrig war, wo Schneeflocken und Regentropfen durch die Luft sausten. Was sollte das geben, wenn nun der Frühling wieder kam, wenn Bäume und Sträucher anfingen, sich mit dem unaussprechlich schönen Flaum zu beziehen, der anfänglich grau erscheint, dann ins Violette übergeht und endlich nach einem warmen, duftenden Regen einen grünen Schimmer annimmt! Ach, daran mochte

ſie nicht denken, und wenn ſie doch daran dachte, ſo preßte ſie ihre Hand ſeufzend auf das Herz. — —

Tante Breda ſaß bereits im Eßſalon, als Eugenie eintrat; ſie hatte ſich neben dem Kamin niedergelaſſen und nickte dem jungen Mädchen freundlich zu, ohne den düſteren Blick zu bemerken, der aus den Augen Eugeniens ſchoß und den dieſe vergeblich in einen heiteren umzuwandeln verſuchte.

„Ihr ſeid heute nicht lange ausgeblieben," ſagte die Baronin gutmüthig. „Nun, ich kann es mir denken: Schnee und Regen haben euch heimgetrieben; ich könnte das nicht ertragen; aber für dich, mein Kind, iſt es ſehr geſund. Du, von jeher an die friſche Luft gewöhnt, immer draußen unter den freien Bäumen des Waldes, du müßteſt dir ja in den umſchloſſenen Räumen des Wintergartens wie ein gefangenes Vögelein vorkommen. — Ja, ja," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während ſie ſich in ihren Seſſel zurücklehnte und den Kopf in die Hand ſtützte, „ſo ſind die Charaktere verſchieden. Ich kann dich verſichern, meine gute Eugenie, daß mir oft eben dieſer umſchloſſene Wintergarten wie die weite, weite Welt vorkommt, daß mich ſeine Räume faſt erſchrecken und daß ich gern wieder zurückkehre in meine Zimmer."

„Das iſt wahr, liebe Tante," erwiderte das Mädchen, „Sie ſind gern allein bei ſich, ſo gern, daß ich es oft nicht begreife. Sie hatten Recht, wenn Sie vorhin ſagten, daß ich das Freie, Uneingeſchränkte liebe; war ich doch ſchon von Kindheit an Ihr kleiner Wildfang, wie Sie mich ſo gern nannten."

Sie hatte ſich dem Stuhle der Baronin genähert, ihre Hand auf die Lehne gelegt, und als ſie ſah, daß die Tante

aufwärts blickte, beugte sie sich so tief herab, bis sie mit ihren Lippen die Stirn der älteren Dame berührte.

„Ja, ja," sprach diese, indem sie mit den Fingern leicht über das dichte Haar Eugeniens fuhr, „du warst von jeher mein lieber Wildfang und bist es auch geblieben, und ich habe dich so recht, recht lieb, dich mit deinem klaren, guten Gemüthe. Dein Herz muß in der Freiheit unter grünen Bäumen und Blüthen schlagen. Ist es doch selbst eine Knospe, die gewiß Herrliches verbirgt und die sich hoffentlich in all' ihrer Pracht unter sanften, angenehmen Schlägen entfalten wird."

Frau von Breda hatte dies so leise gesprochen, daß Eugenie es kaum verstand; doch bemerkte sie wohl an dem innigen Blick, den die Baronin auf ihrem Gesichte ruhen ließ, wie gut sie es mit ihr meine.

„Da setze dich zu mir her, du kleines Kind!" sagte Tante Breda, wobei sie auf ein Tabouret zeigte, das neben ihrem Fauteuil stand. „Gleich werden wir unser Diner bekommen, und ich kann mir denken, daß du eben sowohl müde wie hungrig bist. Auf euren Ritten wird dich Onkel George nicht schonen; ich kann mir das wohl denken, denn ich kenne ihn. Aber er läßt sich schon ein Wort von dir gefallen, und du mußt dich ja nicht geniren, ihm Halt! zuzurufen, wenn er es gar zu eilig hat."

„O, ich komme schon nach, liebe Tante," versetzte Eugenie lächelnd; „er hat mir ja ein gutes, sicheres Pferd gegeben; auch reitet Ihr Wildfang gern etwas rasch dahin, und diese Spazierritte machen mir in der That viel Vergnügen, namentlich da ich doch wohl gewiß sein darf, daß es Ihnen angenehm ist."

„Haſt du daran gezweifelt?“ fragte Frau von Breda und ließ ihr offenes, ehrliches Auge auf dem Geſichte des jungen Mädchens ruhen.

„Ja, ich habe mir wohl ſchon gedacht, dies und die andere viele Unruhe, die ich, aber gewiß, ohne es zu wollen, im Hauſe hervorbringe, könnte Ihnen doch zuweilen läſtig werden. Ja, meine gute, gute Tante,“ ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, „oft habe ich ſchon gewünſcht, mein Charakter wäre ſo ſtill, ſo ruhig, ſo liebenswürdig wie der Ihrige. Das müßte auch Ihnen angenehmer ſein, nicht wahr, Tante Breda? Sagen Sie mir die Wahrheit. Ich bin noch ſo jung, um mich ändern zu können, und will mir alle Mühe geben, dies zu thun. Gewiß, Ihnen zu lieb, meine gute Tante.“

„Daran thäteſt du ſehr unrecht,“ entgegnete die Baronin, „gewiß, ſehr unrecht, und erzeigteſt mir keinen Gefallen damit. Glaube mir, liebe Eugenie, ich habe mich lange nach meinem lieben Wildfang geſehnt und deine Mutter beneidet, daß ſie ein ſo lebensfriſches Herz, wie das deinige, um ſich hat, ſo ehrlich leuchtende Augen. Und doch braucht ſie dich nicht ſo nothwendig, da ſie immer noch mit tauſend Fäden an der äußeren Welt feſthängt, da ſie ſelbſt lebhaft und unruhig iſt und vielleicht viel eher ein ſanftes und ſtilles Gemüth zu ſchätzen wüßte. Mir biſt du aber mit deinem duftigen, heiteren Weſen eine Vermittlerin mit der äußern Welt, von der ich mich ja gänzlich zurückgezogen habe. Wenn du zu mir eintrittſt und mir von der lärmenden Stadt erzählſt, von der ſchneebedeckten Landſtraße oder von irgend einer neuen Oper, die ich doch nie erfaſſe, wenn ich auch zuweilen gezwungen bin, ſie mit anzuhören, ſo iſt es mir gerade, als kehrten meine eigenen Gedanken, die in Feld und Wald, in der Stadt

und in der Gesellschaft zerstreut waren, erst wieder zu mir zurück. Gewiß, Eugenie, ein Gemüth, wie das deinige hat unserem Hause gefehlt, hat mir gefehlt und Onkel George, und wenn du jetzt auf einmal nicht mehr da wärest, so würde mir die Stille und Ruhe unseres Hauses, die ich sonst so gern hatte, recht drückend erscheinen.

Das Mädchen hatte ihre Hände über einander gelegt und blickte nachdenkend in die spielenden Flammen des Kamins.

„Wenn ich lange gelesen," fuhr die Tante fort, — „und ich lese gern, wie du weißt," setzte sie lächelnd hinzu, — „so ist es mir, wenn ich deine Stimme höre, oft zu Muth wie dem Reisenden in meinen Büchern, der aus dem Sande der Wüste hinweg plötzlich in eine grüne, frische Oase kommt; da lausche ich gern, wenn du sprichst oder lachst oder singst, und kann mir oft dabei ein ganzes und gewöhnlich sehr glückliches Leben träumen, das ich mit allen seinen Abstufungen durchmache, und wobei ein gutes, liebes Geschöpf, wie du bist, die Hauptrolle spielt."

Sie hatte bei diesen Worten ihre Rechte ausgestreckt und drückte innig die Hand Eugeniens, welche ihr diese mit einer leidenschaftlichen Bewegung entgegenstreckte.

In diesem Augenblicke trat Onkel George in das Zimmer, er hatte eine sorgfältige Toilette gemacht, und statt im Reitanzuge erschien er jetzt mit einem schwarzen Fracke bekleidet.

„Ei," sagte er, freundlich lachend, „da sitzt ihr noch am Kamin und plaudert vor dem unberührten Tische, während ich denke, euer Diner sei schon vorüber. Haben wir denn noch so früh?" Er zog seine Uhr hervor. „Richtig, erst Fünf,

und doch bei dem bedeckten Himmel hier kaum dämmerig. Ich habe droben schon Lichter gebraucht. Ja, das macht mein Glashaus; ich kann dir nicht sagen, Julie, wie stolz ich auf diese Erfindung bin."

Bei diesen Worten hatte er einen Stuhl vor den Kamin gerollt und sich zwischen seine Frau und Eugenie gesetzt.

„Das ist doch hier ein trauliches Plätzchen," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „so recht zum Plaudern geschaffen. Es thut mir wirklich leid, daß ich nicht bei euch bleiben kann; heute gerade, wo es draußen tobt und stürmt, fühlt man sich so behaglich bei der knisternden Flamme. Fast jeden Tag diese Einladungen!"

„Aber, Onkel George," sagte das Mädchen, „du hast doch in der letzten Zeit nicht viele Einladungen gehabt."

„Ich?" fragte er mit einem Tone der Verwunderung. „O, da sieh nur droben auf meinem Schreibtische nach, da liegt es ganz voll davon."

„Aber du bist in der letzten Zeit gar nicht aus gewesen. Was machst du denn mit den vielen Einladungen?"

„Ja, man kann nicht überall hingehen; ich refusire eben, was zu refusiren ist, und hätte es gerne heute Abend auch so gemacht."

„Aber es war gut," bemerkte die Baronin, „daß du dem armen Grafen Helfenberg nicht abgeschrieben hast. Ich weiß, er hat dich gern und bat dich schon mehrere Male."

„Ja, er hat mich gern," entgegnete Onkel George fast unmuthig, „und ich mag ihn auch gut leiden; aber du kannst dir denken, Julie, daß es mir gerade nicht angenehm ist, ihn in größerer Gesellschaft zu sehen. So am Tage tête à tête bin ich gern bei ihm und verplaudere dort auch manche

Stunde. Wenn ich aber ſehen muß, wie er ſich anſtrengt, den angenehmen Wirth zu machen — und es geht doch gar nicht mehr, — das thut mir in der Seele weh.“

„Du ſollteſt ihn bitten, häufiger herzukommen,“ verſetzte gutmüthig die Baronin; „dein vielgerühmter Wintergarten müßte eine wahre Erholung für ihn ſein.“

„Ich habe ihm das ſchon oft angeboten,“ erwiderte der Hausherr, „wie du dir das wohl denken kannſt; aber er mag nicht. Du weißt überhaupt, wie ſorgfältig er ſich von den Damen, die er früher gekannt, zurückzieht.“

„Ja, ja, ich weiß es,“ ſagte die Baronin, und ſetzte mit einem leichten Seufzer hinzu: „Der arme Graf!“

Eugenie hatte dieſem Geſpräche, das für ſie ohne Intereſſe war, nur mit halbem Ohre zugelauſcht. Sie blickte auf die brennenden Holzblöcke und ſah da allerlei ſeltſame Geſtalten, denen ihre Phantaſie Formen verlieh. Während ſie aber ſo ſinnend ſchaute, verfinſterte ſich unwillkürlich ihr Auge, und man ſah, daß etwas Trauriges ihr Herz bewege. Was es war, wußte ſie ſelbſt nicht, doch hing es wieder mit ihren Träumereien zuſammen, die ſie bewegten, wenn ſie auf die Landſtraße hinausblickte; es war ordentlich ein feuriger Wald, den die aufkniſternden Funken bildeten, und mitten in demſelben lag etwas wie eine kleine Hütte, das anfänglich im Wiederſcheine des Feuers ſo ſchön erglänzte, dann aber auch von dem gefräßigen Elemente verzehrt wurde.

Onkel George legte ſeine Hand leicht auf den Arm des Mädchens und ſprach: „Warum biſt du ſo ernſt, Eugenie? Du biſt nicht heiter, iſt dir etwas Unangenehmes begegnet?“

Sie fuhr aus ihren Träumereien empor und lächelte, als

ſie erwiderte: „Mir gewiß nicht; ich blicke nur ſo in die Flamme und hatte da meine eigenen Gedanken.“

„Mache dir nur keine betrübten, mein Kind,“ ſagte der Baron, indem er leicht mit der Hand über ihr Haar ſtrich; „die kommen früh genug und von ſelbſt. Du blickſt noch in dieſem Leben aufwärts, und wer aufwärts blicken kann, in deſſen Augen ſtrahlt der Himmel wieder, und ſo muß er heiter ſein.“

„O, daß ich meiſtens ſehr heiter bin, Onkel George, das Zeugniß mußt du mir geben; vielleicht viel zu heiter, wie ich auch vorhin der Tante ſchon ſagte. Ja gewiß, ich fürchte mich oft, meine luſtige Laune herauszulaſſen, indem ich mir denke, das müßte euch mit der Zeit etwas zu viel werden.“

„Wie kann man auch nur ſolche Gedanken haben!“ bemerkte der Baron. „O, Kind, fange nicht an zu träumen; ich verſichere dich, dein munteres, heiteres Weſen iſt ordentlich wohlthuend in dieſen ſonſt ſo ſtillen Räumen. Nicht wahr, Julie?“

„Das Gleiche habe ich ihr vorhin auch geſagt,“ verſetzte die Baronin, „und ihr dabei verſichert, wie lieb mir ein heiteres Temperament ſei, ja, ihr geſagt, daß gerade der Contraſt zwiſchen der Stille unſeres Hauſes und ihrem Weſen ſo höchſt angenehm iſt. Es wäre ja zu arg, mein liebes Kind, wenn du hier herum ſchleichen wollteſt, dich ſcheuen vor einem lauten Tone. Das ſoll nicht geſchehen; nein, nein, ich bin im Gegentheil überzeugt, daß du dazu beſtimmt biſt, ein rechtes Leben in dieſes ruhige Haus zu bringen. Onkel George wird wieder mehr zu ſeinen Bekannten gehen, als er in der letzten Zeit gethan; wir werden Einladungen machen,

um andere Menſchen zu ſehen und ſo mit der Welt in nähere Berührung zu kommen."

„Aber doch nicht meinetwegen?" fragte lachend das junge Mädchen. „Ei, liebe Tante, meinetwegen ſollte Onkel George auch nur im Geringſten ſeine bisherige Lebensweiſe ändern, Leute ſehen, die er nicht ſehen mag, oder ausgehen, wenn er gern zu Hauſe bleiben möchte? O, das iſt nur Ihr Scherz."

„Nein, mein Kind, es iſt etwas mehr als Scherz; ich ſprach neulich ſchon mit dem Baron darüber. Ein junges Mädchen wie du muß in die Welt, muß Leute ſehen und muß auch geſehen werden."

„Aber das war ja früher bei mir gar nicht der Fall," ſagte Eugenie mit einem Tone der Verwunderung. „Draußen habe ich ja Niemand geſehen, und wie oft ich in die Stadt herein kam, das wiſſen Sie am beſten, meine liebe Tante."

„Ganz richtig," erwiderte dieſe, „aber eben, daß du ein wenig in die Welt hineinſchauen ſollſt, dies iſt ja einer der Hauptgründe, weßhalb meine Schweſter endlich zugab, daß du zu uns kommen dürfteſt. — Nicht wahr, George, es iſt ſo?"

Der Baron hatte ſeine Ellbogen auf die Kniee geſtützt und blickte vornüber gebeugt in die verglimmenden Kohlen; dieſe aber warfen immer noch einen Schein, ſtark genug, um ſein Geſicht ſo ſcharf zu beleuchten, daß ein aufmerkſamer Beobachter in ſeinen Zügen etwas hätte entdecken können, was anzeigte, daß die Worte ſeiner Frau nicht vollkommen nach ſeinem Sinne waren. Sein Blick war beinahe finſter, auch nagte er an der Unterlippe und wiegte zuweilen

den Oberkörper wie mißbilligend hin und her. Vielleicht waren es aber auch Gedanken anderer Art, die ihn beschäftigten; denn als sich die Baronin, wie wir so eben erwähnt, fragend an ihn wandte, blickte er wie überrascht in die Höhe, zuckte die Achseln und sagte mit einem Tone, der freundlicher war, als seine Miene vorhin vermuthen ließ: „Ja, allerdings, Eugenie, es wird wohl die Intention deiner Mutter sein, dich nach und nach in die Welt einzuführen. Auch ich halte das — natürlich sobald es mit der gehörigen Umsicht geschieht — für ein junges Mädchen gar nicht unnothwendig."

„Aber die Welt, Onkel George! was soll mir die Welt? Ich habe mich nie um die Welt bekümmert, noch sie um mich. Was will ich auch in der Welt? Die Gesellschaften, wo schon so viele unnöthige Zuschauer sind, noch um einen dergleichen vermehren, mich zwingen, vergnügt zu sein, wenn ich es nun einmal gerade nicht bin, oder umgekehrt ernst erscheinen, wo ich gern lachen möchte und lustig sein —!"

„Spricht das Kind nicht wie ein Buch?" meinte lachend die Baronin. „Aber aus jedem Worte höre ich meine Schwester, wenn sie sich am Morgen nach einer langweiligen Gesellschaft matt und müde wieder des vorangegangenen Abends erinnert."

„Und doch hat deine Schwester Weltkenntniß," sagte kopfnickend der Baron.

„Ja, ich weiß wohl," erwiderte heiter die Frau des Hauses, „daß dieses einer der wenigen Punkte ist, wo du mit Henriette vollkommen harmonirst. Aber zu dem vollkommenen Ueberdruß alles dessen, was ihr die Vergnügungen der Gesellschaft

nennt, zu dieſer Harmonie ſeid ihr auf zwei ganz entgegengeſetzten Wegen gelangt. Henriette, welche zu viel in der Welt war, und du, weil du von jeher zu wenig Geſchmack daran fandeſt, um dir Mühe zu geben, ihre pikanten und amuſanten Seiten aufzuſuchen."

„Nun, ich muß geſtehen," ſagte ebenfalls lächelnd der Baron, „daß ich von dir, der in vielen Dingen ſo vortrefflichen Lehrmeiſterin, erfahren möchte, was du zum Beiſpiel Pikantes an einem der gewöhnlichen Raouts findeſt, wo man oft in kleinen Lokalen zuſammengedrängt mit dem Hut in der Hand, im Schweiße ſeines Angeſichtes ſtehen muß, nur um da geweſen zu ſein?"

„Allerdings," fiel raſch die Baronin ein, „wenn der Zweck deines Beſuches nur der iſt, da geweſen zu ſein, ſo haſt du vollkommen Recht; aber wenn dir ein Raout eine Art geſellſchaftlicher Börſe iſt, wo du mit deinen Bekannten Dieſes oder Jenes abmachen kannſt, wo du am leichteſten neue Bekanntſchaften anknüpfſt, wo du — doch Gott ſei Dank," unterbrach ſie ſich, „da kommt unſer kleines Diner. Wie bin ich dankbar für dieſe Unterbrechung! Ich will da gegen dich ein Terrain vertheidigen, das ich ſelbſt nicht einmal genau kenne und kennen will, und für das ich deßhalb matt plaidire, wie der Advokat für den Verbrecher, von deſſen Schuld er überzeugt iſt."

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, die ins Wohnhaus führte, und der Kammerdiener des Barons erſchien mit der Suppe, welche er auf ein Nebentiſchchen ſetzte, dann die Teller der zwei Couverts auffüllte und hierauf der Baronin meldete, daß ſervirt ſei. Ihm war ein Bedienter mit einer Carcellampe gefolgt, die derſelbe auf den Eßtiſch ſtellte

und ſich hierauf nach den Glasthüren des Gewächshauſes wandte, um dieſe zu ſchließen und die dunkeln Portieren davor zuſammen zu ziehen.

Das kleine Gemach hatte bei der Beleuchtung eher gewonnen als verloren; es erſchien ſo elegant, warm und heimlich, daß man ſich mit einem wahren Behagen zu Tiſche ſetzen konnte, was denn auch Frau von Breda und Eugenie thaten. Der Baron zog abermals ſeine Uhr hervor, und da er noch eine ſtarke Viertelſtunde Zeit zu haben behauptete, ſo rollte er einen der kleinen Seſſel herbei, um, wie er ſagte, theilnahmlos zu aſſiſtiren.

Der Bediente hatte ſich ins Vorzimmer zurückgezogen, und der Kammerdiener ſchritt ſchweigend und mit unhörbaren Tritten von dem kleinen Buffet zum Eßtiſche, um Teller zu wechſeln oder zu ſerviren, oder von dort nach der Thür des Nebenzimmers, um eine neue Speiſe in Empfang zu nehmen. Das ging aber alles ſtill, gleichförmig und dadurch wohlthuend wie ein Uhrwerk vor ſich.

„Ueber das Kapitel von vorhin," nahm die Baronin nach einer längeren Panſe das Wort, „muß ich nochmals einen Kampf mit dir eröffnen, aber nur dann, wenn ich einen tüchtigen Sekundanten in meiner Nähe habe, etwa den Herrn von Tondern oder den Baron Fremont, kurz, einen von denen, die mich mit gewichtigen Gründen unterſtützen können."

„Aber wozu das alles?" fragte verwundert der Baron.

„Einfach, um Eugenien und auch dir zu beweiſen, daß es für ein junges Mädchen unumgänglich nothwendig iſt, in die Welt zu gehen."

„Da wirſt du freilich an Tondern und Fremont die vor-

trefflichſten Sekundanten haben," ſagte der Hausherr, wobei er den Mund ſpöttiſch aufwarf. „Ja, die Beiden werden uns freilich beweiſen, daß eine Soiree ein Vergnügen iſt, ein Raout eine Nothwendigkeit, und ein Ball das Köſtlichſte, was es auf der Welt gibt."

„Nun, was das Letztere anbelangt, lieber George, ſo getrau' ich mir, das am Ende ohne alle Hülfe zu beweiſen. Ich bin überzeugt, darin bei Eugenien eine ganz gelehrige Schülerin zu finden."

Der Baron zerbröckelte ein Stück Brod zwiſchen den Fingern und machte kleine Kugeln daraus, die er vor ſich aufhäufte. Wenn er auch gerade nicht verdrießlich ausſah, ſo können wir doch unmöglich behaupten, daß er heiter auf das Tiſchtuch nieder blickte.

Eugenie warf einen ſchnellen Blick zu ihm hinüber, und ein leichtes Erſtaunen zeigte ſich dann auf ihren Zügen, als ſie ſah, daß Onkel George die Augenbrauen zuſammen zog. Sie wandte ſich an die Barenin und ſagte in heiterem Tone: „Darf ich mir erlauben, liebe Tante, Ihnen das erſte Mal und wohl auch das letzte Mal ein klein wenig zu widerſprechen? Ich glaube nicht," ſetzte ſie kopfſchüttelnd hinzu, „daß ich in Ballangelegenheiten eine gelehrige Schülerin werde; das hat Mama ſchon oft geſagt, und wenn ſie behauptet, es gehe mir das Talent zu dergleichen Vergnügungen ab, ſo glaube ich wahrhaftig, daß ſie Recht hat."

„Aber du tanzeſt doch recht gut," ſagte Frau v. Breda.

„Ich tanze wohl Dies oder Das," entgegnete das Mädchen, „aber es macht mir kein Vergnügen."

Es war ein eigenthümlicher Blick, den Onkel George in

dieſem Moment nach dem Mädchen hinſandte. Man hätte glauben ſollen, er athme dabei tiefer auf als gewöhnlich; doch warf er gleich darauf ſeinen Kugelhaufen wie gleichgültig durch einander und meinte: „Ich verſichere dich, Julie, das ſind Geſchmacksſachen; man muß nie Jemanden zu einem Vergnügen zwingen wollen, denn der Zwang zerſtört jedes Vergnügen.“

„Aller Anfang iſt ſchwer,“ ſprach freundlich lächelnd die Baronin, „und ich kann dich dagegen verſichern, daß ich in früheren Zeiten bei vielen meiner jüngeren Bekannten dieſelben Ideen fand, bis ſich einmal ein gewiſſes Intereſſe in die Sache miſchte.“

Bei dem Worte „Intereſſe“ zuckte der Baron wie mißbilligend mit den Achſeln, und Eugenie blickte ihre Tante ſo fragend an, daß er es für zweckmäßig hielt, ſtatt ihrer zu antworten. Er ſagte daher mit einem ſehr väterlichen Tone und mit emporgezogenen Augenbrauen: „Im Grunde hat deine Tante nicht ganz Unrecht, liebe Eugenie, ein junges Mädchen muß hier und da in die Welt; es muß ſeine Erfahrungen machen und ſehen, wie es draußen zugeht. Du kannſt wohl glauben, daß auch ich gewiß daran gedacht und auch ſchon einige paſſende Häuſer ausgeſucht habe, wo Julie ſo gut ſein wird, dich in den nächſten Tagen vorzuſtellen. Da iſt die Generalin B.,“ fuhr er gegen ſeine Frau gewandt fort, die ihn aufmerkſam anblickte, „da iſt Frau R., die eine Tochter faſt in deinem Alter hat; da ſind die beiden Fräulein C., deren Umgang zugleich angenehm und lehrreich für Eugenie ſein wird, denn ſie lieben es beide, eine engliſche oder franzöſiſche Converſation zu führen. Willſt du dann nächſtens einmal auf einen Ball

gehen" — wandte er ſich an das junge Mädchen ſcheinbar mit großer Unbefangenheit, doch mochte er auch ein leichtes Zwinkern in den Augenwinkeln ſeiner Frau bemerkt haben — „ſo führen wir dich in dieſen Tagen zum E.'ſchen Geſandten oder machen dich auch ſonſtwo bekannt, wo es euch genehm iſt."

Es lag aber ein härterer Ton in der Stimme des Barons, als man ſonſt bei ihm gewohnt war, den die Baronin nicht zu hören ſchien, der aber in dem ſo tief fühlenden Herzen Eugeniens ſeltſam wiederklang, weßhalb ſie ſich bemühte, ſo heiter lachend, als ihr möglich war, zu ſagen: „Onkel George, du ſprichſt da von Sachen, die ganz unnöthig ſind, und wenn die Tante fortfährt, mich in die Welt treiben zu wollen, ſo muß ich wahrhaftig glauben, ich mache ihr doch zu viel Lärm hier im Hauſe, und ſie ſuche dafür eine Ableitung nach außen. — Aber nein, nein!" ſetzte ſie raſch und liebreich hinzu, als ſie bemerkte, wie Frau von Breda ernſthaft den Kopf ſchüttelte, „das glaube ich ja auch nicht. Es war ja nur Scherz, wie alles Scherz war; nicht wahr, Onkel George? Ich bin ja ſo glücklich hier, wonach ſollte ich mich ſehnen? Nach fremden Menſchen, die ich gar nicht kenne? — Gewiß nicht, Tante. — Wenn ich aufrichtig reden ſoll," ſprach ſie nach einer kleinen Pauſe, während ihre Augen einen eigenthümlichen Glanz annahmen, — „ja, wenn ich ganz aufrichtig ſein ſoll, ſo will ich nur ſagen, daß ich ſehr, ſehr gern hier bin und daß, wenn dies einmal nicht mehr ſein kann und wird, meine einzige Sehnſucht iſt, alsdann draußen unſer Landhaus wieder zu ſehen und meinen lieben, weiten, ſtillen Wald."

Es war für alle drei eine vielleicht nicht unangenehme

Unterbrechung, als in diesem Augenblicke der Kammerdiener das Dessert aufsetzte und, nachdem dies geschehen, dem Hausherrn mit leisen Worten meldete, es sei in wenigen Minuten sechs Uhr und der Wagen vorgefahren.

„So müssen wir denn an unser Geschäft gehen," sagte der Baron, wobei er wieder seine gleichmüthige, heitere Miene angenommen hatte. Aber es ist hier so behaglich bei euch, daß ich mich fast scheue, in die trübe Nacht hinaus zu fahren. — Es regnet wohl noch?" fragte er den Kammerdiener.

„Es regnet und schneit durch einander, stürmt auch ein bischen," antwortete dieser.

„Ich bitte, den Grafen Helfenberg herzlich von mir zu grüßen, lieber George," sprach die Baronin, „und sei so gut, ihm zu sagen, wie sehr es uns freuen würde, wenn er hier und da herausfahren wollte. Er kann ja stundenlang ganz ungenirt sich im Wintergarten aufhalten, und wenn er Gesellschaft wünscht, so mache ich mir und gewiß auch Eugenie sich ein Vergnügen daraus, ihn so lange zu unterhalten, als er will. Er ist ein armer Kranker," wandte sie sich an das Mädchen, worauf diese entgegnete: „Papa hat davon erzählt."

„A revoir denn!" sagte der Baron, nachdem er seine Frau auf die Stirn geküßt und Eugenien eine Hand gereicht. — „Aber à revoir kann ich eigentlich zu dir nicht sagen," wandte er sich an letztere, „denn ich werde bei Helfenberg ein paar lustige Bekannte finden, die es lieben, die Nacht zum Tage zu machen, und das ist mir unbequem geworden. Siehst du Julie, auch deßhalb schon bliebe ich lieber hier bei euch. — Gute Nacht denn, Eugenie!" Damit fuhr er abermals leicht mit den Fingern über ihr dunkles Haar, nickte der Baronin zu und verließ das Zimmer.

„So!“ ſprach Frau von Breda, „jetzt wollen wir auch unſere kleine Soiree beginnen; ich habe das Buch von geſtern mit herunter gebracht, und wenn du mir aufmerkſam zuhören willſt, ſo führe ich dich abermals nach Indien an den Ganges, den heiligen Strom, wo es duftet und leuchtet, und wo die Lotosblume blüht — „ſich ängſtigend vor der Sonne Pracht,“ wie der Dichter ſagt.“

Eugenie nickte mit dem Kopfe, dann horchte ſie mit einem Male aufmerkſam, und als man von draußen das dumpfe Rollen eines Wagens vernahm, ſagte ſie: „Onkel George fährt ſoeben fort.“

Neunzehntes Kapitel.

Vor fünf Zeugen.

Onkel George hatte sich still in die Ecke seines Coupé's gedrückt, und während er in die wirklich stürmische Nacht hinausfuhr, blieben seine Gedanken in dem kleinen behaglichen Kabinette, das er so eben verlassen; doch mochten diese Gedanken, mit denen er dort verweilte, gerade nicht von der heitersten Art sein, denn während er die Arme über einander schlug, zogen sich seine Augenbrauen ernst, fast finster zusammen. Es ist ein eigenthümliches Vergnügen, dachte er, ein junges Mädchen zwingen zu wollen, in die Welt zu gehen, wenn es einmal keine Lust dazu hat. Man lasse doch Jedem seinen Willen! Ich halte es obendrein für ein großes Glück, daß Eugenie nichts von dem wilden Sinne ihrer Mutter geerbt hat. Ah, das gäbe mir eine schöne Wirthschaft! Da müßte ich am Ende anfangen, wo ich vor vielen Jahren aufgehört, woran ich schon damals kein Vergnügen gefunden und was mir jetzt wahrhaft unerträglich wäre: neue Bekanntschaf-

ten machen, mein Haus öffnen, am Ende gar die Herren von Tondern, Fremont und Conſorten bei mir aus- und eingehen und ſie, protegirt von meiner Frau, ſich um Eugenie bemühen ſehen. Ich muß geſtehen, das könnte mir conveniren! Aber in dem Punkte ſind die Weiber alle gleich. Und dann die Bälle! Was braucht man Jemand zu Bällen zu forciren, der einmal den Sinn dafür nicht hat! Und dieſe verfänglichen Reden an ein harmloſes Mädchen, wie Eugenie iſt, von Luſt an Bällen und dergleichen, wenn man einmal ein Intereſſe für etwas gefaßt hätte! Bah! — Aber es iſt und bleibt wahr: Auch die Beſte und Vernünftigſte kann das Zuſammenbringenwollen nun einmal nicht laſſen. Natürlich, wenn ſich eine gute Partie für Eugenie zeigte — aber eine ſehr gute Partie, eine außerordentlich gute Partie — ſo wäre ich der Erſte, der das zu protegiren ſuchen würde. Aber auf Bällen finden ſich dergleichen gute Partieen nicht, und was ein junges Mädchen da von Intereſſantem findet, darum drehe ich keine Hand herum: das ſind nur ſo trügeriſche Momente, hervorgebracht durch den Blick eines ſchönen Auges, die gewöhnlich verwehen und verſchwinden beim Erwachen am nächſten Morgen. — Dann finde ich auch, philoſophirte er weiter, daß bei einer Stellung wie der Eugeniens, bei einem ſo ſehr ſchönen Mädchen, es beſſer iſt, man erregt nicht zu viel Aufſehen mit ihr. Wer ſie kennen lernen will und weſſen Recht hierzu ich anerkennen mag, der kann dies ja in meinem Hauſe thun. Warum das gute Kind den Blicken Aller ausſetzen, wenn ſie ſtrahlend auf den Ball träte! Und ſtrahlend würde ſie auf den Ball treten, deſſen bin ich gewiß, ſtrahlend im friſchen Glanze ihrer Schönheit und Jugend, wie keine Andere. Ah! ſehr! ſehr!

Während er dies dachte, hatte der Baron unwillkürlich die Augen geſchloſſen, und Eugenie ſchwebte ihm vor, einfach weiß gekleidet, das dichte, dunkle Haar kunſtlos und doch wieder ſo graziös um den Kopf geſchlungen, nur mit einem friſchen Blüthenzweige geziert, ſo daß Alles an dem herrlichen Mädchen zuſammenpaßte; die Blüthenknospen eben aufgebrochen, Alles duftig und friſch. Ja, es war ihm, als perlten in ihrem Haare wieder glänzende Waſſertropfen wie heute Mittag nach dem Reiten — glückliche Waſſertropfen, die ſich bei ihr verflüchtigen — ſterben durften. — Ah! —

Da zerriß das dumpfe Rollen der Räder des Wagens, der in einen gewölbten Thorweg einlenkte und dann plötzlich hielt, ſeine Träume. Beinahe im gleichen Augenblick wurde der Schlag geöffnet, und der Baron Breda ſprang auf die Treppe, die in den erſten Stock des Palaſtes Helfenberg führte und heute Abend von keinem der vielen Gitter geſperrt war. Ja, ſelbſt der ſtrenge Hüter dieſes Durchganges hielt ſich in beſcheidener Entfernung an der Thür ſeiner Loge, angethan mit dem ſchweren goldbordirten Pelzrocke, dem unförmlich breiten Bandeliere mit dem Wappen des Hauſes und dem Degen, der offenbar für dieſes Bandelier viel zu leicht war. Der Portier nahm den Stock mit dem großen ſilbernen Knopfe wie grüßend auf die Seite, als der Baron vorbeiſchritt und in die Zimmer hinaufging.

Hier war Alles glänzend erleuchtet, die ſtolze Wölbung des Treppenhauſes mit den Deckengemälden, die ſteinernen Ritter in den Niſchen, das Veſtibül droben, über welches man an die Empfangs- und Wohnzimmer gelangte.

Auch dieſe waren jetzt am Abend in reicher Beleuchtung viel behaglicher und wohnlicher anzuſchauen als heute

Mittag, wo das ohnehin trübe Licht des Regentages ſich nur mühſam zwiſchen den herabgelaſſenen Vorhängen eindrängen mußte.

Baron von Breda ſchritt durch die ihm wohlbekannten Räume bis zu dem Kabinette des Grafen, deſſen Thür ihm der Kammerdiener mit einer leichten Verbeugung öffnete. Es war daſſelbe, in welchem unſer edler Freund, Don Larioz, empfangen worden war. Dort am Fenſter ſtand der Schreibtiſch; hier neben uns an der Wand ſehen wir das Portrait des Mannes im grauen Jagdrocke, deſſen Geſicht bis zu den Schultern wie unabſichtlich von der rothſeidenen Schärpe bedeckt iſt, die unten zuſammengeſchlungen den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht trägt. Alles war wie vor ein paar Stunden, nur der Bewohner dieſes Zimmers fehlte, was aber George von Breda, der mit den Lokalitäten des Hauſes und den Gewohnheiten des Hausherrn genau bekannt war, durchaus nicht befremdete; vielmehr ſchritt er auf die Thür rechts vom Eingange zu, öffnete dieſelbe und trat mit einem lauten „Guten Abend!“ in einen kleinen Salon, wo ſich vier Herren um das Kaminfeuer gruppirt befanden. Rechts in der Ecke ſaß der Hausherr auf einem ſehr niedrigen Fauteuil, den Stock mit der weißen Krücke neben ſich; er beantwortete den Gruß des Barons mit einem freundlichen Zuruf, wobei er ihm mit der Hand herzlich entgegenwinkte und alsdann ſagte: „Ich hatte wahrhaftig halb und halb ſchon befürchtet, George, du würdeſt nicht kommen.“

„Und weßhalb das?“ fragte Baron von Breda. „Ich bin doch gewiß nicht im Rückſtand.“ Er wies nach der Uhr über dem Kamin, deren kleiner Zeiger noch auf der Ziffer

Sechs stand, während der große freilich schon um ein paar Minuten weiter gerückt war.

„Nein, nein!“ erwiderte der Graf, „du bist pünktlich wie immer. Das habe ich auch gesagt, — wenn du überhaupt kommst. Aber Tondern da behauptet, du seiest in den letzten Zeiten gar nicht mehr aus deinen vier Pfählen zu bringen gewesen. Etwas ist schon daran; denn mich hast du seit Kurzem gräulich vernachläßigt, und du weißt, ich schmachte nach deiner Gesellschaft.“

„Ja, er macht sich rar, dieser gute George,“ sagte ein junger, hübscher Mann mit großem dunklem Schnurr- und Knebelbart, der, sehr sorgfältig und elegant angezogen, nachläßig an dem Kamingesimse lehnte.

„So, das findest du, Tondern?“ versetzte George von Breda, wobei seine Mundwinkel lächelnd zuckten. „Nun, wenn das wirklich deine Ansicht ist, so schlage ich dir gleich eine Wette vor.“

„Und die wäre?“

„Daß Fremont dort ganz dieselbe Ansicht hat. Will einer von euch dagegen wetten?“

Der Graf lachte laut auf; denn er hatte ebenso gut wie George von Breda bemerkt, daß Fremont, der in einem Fauteuil vor dem Kamin ruhte, schon den Mund geöffnet hatte, um, wie das bei ihm und seinem Freunde Tondern zur Gewohnheit geworden war, des Andern Ansicht augenblicklich zu seiner eigenen zu machen.

Baron Fremont, obgleich noch ein junger Mann im Anfang der Dreißig, war wohlbeleibt, blond und hatte ein außerordentlich freundliches und stets lächelndes Gesicht, von welchem — dem Lächeln nämlich — seine Freunde behaupteten,

er habe ſich das angewöhnt, um ſeine in der That prachtvollen weißen Zähne zu zeigen. Auch jetzt that er das im vollſten Umfange, als er lachend erwiderte: „Wilder George, du verleugneſt nie, daß du früher ein furchtbarer Fechter warſt. Du parirſt, ehe dein Gegner noch ſeinen Schlag zu führen vermag.“

„Ja, ja,“ rief luſtig der Graf, „und er parirt ſo vortrefflich, daß der erwartete Schlag nun gar nicht mehr geführt werden darf, ohne ſich ridicul zu machen.“

„Es iſt das gerade wie mit den beiden ewig vorgetragenen Räthſeln einer allerhöchſten Perſon, von welchen ein witziger Kopf das eine mit der Auflöſung des anderen beantwortete,“ ſprach Legationsrath von S., eine kleine, ſehr dünne Perſönlichkeit mit auffallend fahlem blondem Haar und einer Unruhe und Beweglichkeit, die ihn, ſelbſt wenn andere Leute ſtill ſaßen, zu unaufhörlichem Auf- und Abgehen antrieb. Herr von Tondern hatte einmal von ihm ausgeſagt, der Legationsrath hege bei der immenſen Triebkraft, die er bei ſich vorausſetzte, Andere aber vollkommen bezweifelten, die Befürchtung, auf irgend einer Stelle, wo er ſich zu lange aufhalte, anzuwurzeln, und deßhalb laufe er beſtändig hin und her.

„Was du vorhin gemeint,“ ſprach Baron Fremont nach einer Pauſe, „iſt nicht ohne; aber ich bedaure in der That, daß George's gute Parade alle Bemerkungen über das, was Tondern geſagt, abſchnitt, und ich möchte den Sieger um die Barmherzigkeit bitten, mir doch zu erlauben, über dieſes Thema noch ein wenig fortzufahren.“

„Ueber das Kapitel des Narmachens,“ ergänzte Tondern kopfnickend, worauf Graf Helfenberg, welcher ſah, daß George von Breda mit den Achſeln zuckte, erwiderte: „Nein, nein, das

ist jetzt vorbei; überhaupt haben wir heute Abend keine Ursache, unserem guten Breda Vorwürfe zu machen; er hat den weitesten Weg und ist bei dem schauerlichen Wetter pünktlich erschienen."

„Na, schauerliches Wetter, was will das sagen!" entgegnete Tondern, wobei er den Kopf hin- und herwiegte; „er steigt vom Perron seines Hauses in sein Coupé, gibt sich die Mühe, dem Kutscher deinen Namen zu sagen, und ist da."

Der Legationsrath war auf seinem hastigen Spaziergange durchs Zimmer einen Augenblick in der Nähe des Kamins stehen geblieben, schaute den Sprecher an und sagte zu ihm: „Du gibst dir bei deinen Ausfällen immer Blößen, lieber Tondern; wenn George nicht eine so harmlose Natur wäre, so würde er, deine Bemerkung beantwortend, dich fragen: Und machst du es mit deinem Kutscher nicht gerade so?"

Nachdem er dies gesprochen, wandte er sich um und schwebte wieder nach der andern Ecke des Zimmers.

Tondern hätte gern eine scharfe Bemerkung entgegnet, doch fürchtete er, daß sämmtliche Anwesende gegen ihn Partei nehmen würden. Wir brauchen dem geneigten Leser eigentlich kaum noch zu sagen, daß es Tondern, in Bezug auf die Bemerkung des Legationsraths, aus einem sehr einfachen Grunde nicht möglich gewesen wäre, seinem Kutscher einen Befehl zu geben, obgleich er gern so that und dafür, wie auch wegen seiner scharfen Zunge, von den Freunden oft stark mitgenommen wurde.

„Laßt das gut sein, mit euren Wortklaubereien," bemerkte der Hausherr; „wir sind alle pünktlich, wenn es gilt, irgendwo zu erscheinen, wo wir gern hingehen."

„Oder, wenn wir zu Hause nicht gar so sehr gefesselt

sind," konnte Herr von Tondern nicht unterlassen zu sagen, wobei er einen Blick auf George von Breda warf, den dieser aber nicht zu bemerken schien.

Auf der andern Seite, als der, zu welcher die Gäste hereingekommen waren, öffnete sich langsam die Thür, der Kammerdiener des Grafen erschien und meldete, daß servirt sei. George von Breda trat an den Fauteuil des Hausherrn, reichte ihm seinen Arm und hob ihn so leicht von dem Sessel empor.

„Wie sich die Zeiten ändern!" sagte Helfenberg lachend; „jetzt werde ich in meinem eigenen Hause von einem Gaste noch als Dame zu Tische geführt. Ja, wer weiß, was uns die nächsten Tage bringen!" setzte er mit einem leichten Anflug von Traurigkeit hinzu. — „Doch benutzen wir die Zeit, so lange uns das rosige Licht noch scheint!" Dies sprach er mit einem Lächeln, aber es war schmerzlich anzusehen, um so mehr, da der arme Graf dabei einen tänzelnden Schritt annehmen wollte, der ihm aber durchaus nicht gelang.

Alle gingen ins Eßzimmer und nahmen dort an dem reichbesetzten kleinen Tische ihre Plätze ein, mit alleiniger Ausnahme des Legationsrathes, der nicht unterlassen konnte, wie um den silbernen Tafelaufsatz genau zu betrachten, einmal schnell um den Tisch herum zu schreiten, ehe er sich seinem Stuhle näherte.

„Das ist ein harter Moment für ihn," lachte Baron Fremont. „Jetzt muß er still sitzen, und da könnte ihm das Entsetzliche geschehen, auf dem Stuhle festzuwachsen. Was würdest du in dem Falle thun, alter Freund?"

Der Sprecher zeigte in diesem Augenblicke in süßer Erwartung des guten Diners von seinen schönen Zähnen so

viel, als ihm möglich war, und sah seinen kleinen Nachbar dabei an. Ehe dieser aber auf die Frage antworten konnte, meinte Herr von Tondern: „Du hast unserem Legationsrath Unrecht gethan; er war ganz bei seinem Departement und ging, wie diese Herren es so gern zu machen pflegen, als Katze um den heißen Brei herum."

„Fehlgeschossen! fehlgeschossen!" lachte der kleine Mann gutmüthig; „ich war in diesem Augenblick in Indien, wo man um den Tisch herum schreitet, ehe man sich niederläßt. Es ist das wie das Gettatore der Neapolitaner gegen das böse Auge, eine Zauberformel gegen böse Zungen. — Aber die Suppe ist vortrefflich."

Damit fing das Diner an und nahm, einige Häkeleien und spitzige Bemerkungen des Herrn von Tondern abgerechnet, die Baron Fremont immer aufs freundschaftlichste belachte, seinen ungestörten und vortrefflichen Fortgang, ja, einen so vortrefflichen Fortgang, daß selbst Tondern gegen das Dessert hin wahrhaft versöhnlich wurde, und Frémont, in seinen Stuhl zurückgelehnt, mit einer fast rührenden Melancholie an die Decke emporschaute, wobei er seufzend sagte: „Daß doch alles Schöne so vergänglich ist!"

Graf Helfenberg hatte das Diner vorübergehen lassen, ohne Vieles von den servirten Schüsseln zu genießen; auch trank er nur hier und da ein paar Tropfen Wein mit Wasser. Gegen das Ende hatte er den Kopf in die Hand gestützt und war in tiefes Nachdenken versunken, wobei er vor sich hin starrte und nur zuweilen als höflicher Wirth bei irgend einer lustigen Bemerkung ein trübes Lächeln zeigte, dem man jedoch wohl ansah, daß es gänzlich ohne Zusammenhang mit dem Tischgespräche war. Als aber Baron

Fremont die eben erwähnten Worte ſprach, worin er das Vergängliche alles Schönen beklagte, erhob ſich der Hausherr mühſam von ſeinem Stuhle, ließ ſich von dem Kammerdiener ein gefülltes Champagnerglas reichen und ſagte, indem er die Rechte auf den Tiſch ſtützte: „Ich möchte zu euch, meine lieben, guten und erprobten Freunde, ein paar Worte ſprechen; da ich aber, wie euch allen bekannt iſt, kein Redner bin, ſo wurde es mir ſchwer, zu beginnen, und ich danke daher Fremont, daß er mir, ohne es zu wollen, den Eingang meiner Rede ſouffirte. — Ja, Alles iſt vergänglich auf dieſer Erde, das Schöne wie das Häßliche, das Große wie das Geringe! Eine dieſer vier Eigenſchaften dürfte auch ich wohl beſitzen, und daß ich obendrein ein Recht habe, von meiner Vergänglichkeit ganz beſonders zu ſprechen, wird mir Keiner von euch abſtreiten wollen."

„Aber, Helfenberg," rief Herr von Tondern, „welch melancholiſcher Trinkſpruch! Was lauert dahinter?"

Fremont ſchüttelte mit dem Kopfe, und Baron von Breda, der augenſcheinlich den trüben Ideen ſeines Tiſchnachbars und Freundes folgte, blickte düſter ſchweigend vor ſich nieder.

„Wenn mein Trinkſpruch, wie Sie es nennen, melancholiſch anfing," fuhr der Graf fort, „ſo war es wahrhaftig nicht meine Abſicht. Iſt es denn traurig, daß das alles vergeht? Ich kann das von mir nicht ſagen, denn wie ich lebe — eigentlich wie ich vegetire — muß ich ſchon geſtehen, daß ich mir aus dem Aufhören dieſes Zuſtandes in der That nichts mache; und da ich, vielleicht nach vielen Schmerzen, dahin gelangt bin, mir dieſes Aufhören faſt zu wünſchen, ſo iſt es mir auch möglich, darüber mit aller Ruhe zu denken und zu ſprechen."

„Wozu das, Helfenberg?“ fragte George von Breda mit weicher Stimme, indem er seine Hand auf die des Freundes legte; „warum in unseren heiteren Kreis eine so traurige Stimmung rufen? Denn daß deine Rede uns traurig stimmen muß, wirst du bei uns, die wir dich so herzlich lieben, voraussetzen.“

„Das soll sie aber nicht!“ rief der Hausherr, indem er sein Glas erhob, „und wenn ihr meinen Trinkspruch auf die Vergänglichkeit nicht annehmen wollt, so will ich denn zuerst mein Glas leeren auf das Glück des frischesten und herrlichsten Lebens, welches ich kenne.“

„Und welches ist das?“ fragte Fremont, ehe er seinen Kelch an die Lippen setzte.

„Gleichviel,“ erwiderte der Graf, „irgend eines, das Jeder sich nach seinem Belieben denken mag.“

Nach diesen Worten preßte er die Lippen fest zusammen und stieß mit seinem Glase so heftig an das des Barons von Breda, der ihm zunächst saß, daß es mit einem schneidenden Klange zersprang.

Während der Kammerdiener eilig die Trümmer entfernte und einen neuen Krystall herbei brachte, tranken die vier Freunde schweigend ihre Kelche leer, und der Hausherr sprach fast jubelnd: „So ist es recht! nach diesem Trinkspruche durfte das Glas zu nichts Anderem mehr dienen.“ Dann setzte er mit angenommener Lustigkeit noch hinzu: „Nachdem ich euch nun bewiesen, daß ich weit entfernt von aller Traurigkeit bin, laßt mich auch mit ein paar Worten meine Rede von vorhin zu Ende bringen. Es gibt Dinge, die man sich nun einmal vorgenommen hat, mit einer gewissen Feierlichkeit zu begehen. Man weiht also ein Haus ein, das man sich er-

baut, man verläßt ebenſo ein anderes, in welchem man nicht mehr lange zu wohnen gedenkt, nicht ohne eine ſolche Weihe. — Und zu einer ſolchen Feierlichkeit habe ich euch, meine Freunde, eingeladen. Wenn ihr aber nun nach meiner großen Rede etwas Bedeutendes erwartet, ſo habt ihr euch vollkommen getäuſcht; ja, ich fürchte faſt, es wird euch das ſo unbedeutend erſcheinen, daß Tondern es nicht unterlaſſen wird, eine witzige Bemerkung darüber zu machen, und wenn er das thut, ſo ſoll es mir zur Erhaltung eures und meines Humors lieb ſein. — Mit einfachen Worten denn: ich habe mein Teſtament gemacht und bitte euch freundlich, daſſelbe als Zeugen unterſchreiben zu wollen."

Den Baron Breda durchſchauerte es leicht, als ſein Nachbar ſo ſprach und ſich darauf ermüdet und bleicher als vordem auf ſeinen Stuhl niederließ.

Fremont ſchloß ſeinen Mund, als habe er plötzlich etwas Unangenehmes auf ſeiner Zunge geſpürt; der Legationsrath war aufgeſtanden und ging, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten auf und ab, und ſelbſt Tondern ſchien ſich zu einem Lächeln zwingen zu müſſen, als er, mit ſeinem Glaſe ſpielend, ſagte: „Sie ſollen ſich gewiſſermaßen in mir nicht geirrt haben, lieber Freund. Gute Witze machen iſt nicht gerade meine Sache, wie ihr alle wißt; aber ich kann Ihnen à propos Ihrer Rede etwas nicht verhehlen, was ich verbürgen kann; ich habe nämlich einen Mann gekannt, der ebenfalls ſehr frühzeitig ſein Teſtament gemacht und ſechzig Jahre ſpäter an Altersſchwäche geſtorben iſt. — Möge es Ihnen gerade ſo ergehen!"

„Ja, ja," bemerkte Baron Fremont, der ſich wieder gefaßt hatte, „dieſen Fall kenne ich und kann ihn bezeugen;

die Erben kamen ſchlecht dabei weg, und von dem, was ſie erhalten ſollten, hätte man die Buchſtaben auf ihren Grabſteinen neu vergolden können. — Aber wie dem auch ſei, daß Sie uns bedenken werden, davon bin ich feſt überzeugt. Möge es uns aber auch ſo ergehen wie Jenen! Das ſpricht meine Freundſchaft für Sie."

„Amen!" ſagte eine Stimme im Hintergrunde des Zimmers, und als ſich Alle umwandten, bemerkten ſie den Legationsrath, der mit geſenktem Haupte von einer Ecke zur anderen ſchritt.

Graf Helfenberg hob mit einer Verbeugung gegen George von Breda und Herrn von Toudern die Tafel auf, worauf ſich Alle in den Salon zurück begaben, um Kaffee und Liqueur zu nehmen, ſowie die unvermeidliche Cigarre, die wir nun einmal dem geneigten Leſer in Ausnahmsfällen nicht erlaſſen können, da wir, wie hier zum Beiſpiel, gegen die Wahrheit eines Garçon-Diners aufs Gröblichſte verſtoßen würden, wenn wir verſchweigen wollten, daß der größte Genuß nach demſelben in dem behaglichen Rauchen einer echten Havannah beſteht.

Mittlerweile war es ſieben Uhr geworden, und da der Rechtsconſulent Doktor Plager in allen geſchäftlichen Obliegenheiten von einer muſterhaften Pünktlichkeit war, ſo erſchien wenige Minuten, nachdem die Uhr die angegebene Stunde geſchlagen, der Kammerdiener und meldete ſeinem Herrn, der eben genannte Geſchäftsmann ſei ins anſtoßende Kabinet getreten.

„Ich komme gleich," gab Graf Helfenberg zur Antwort, wobei er ſich, auf ſeinen Stock geſtützt, erhob. „Thut mir den Gefallen," wandte er ſich an die Freunde, „und laßt

euch nicht ſtören. Ich werde eben ins Nebenzimmer gerufen, um die Vorbereitungen zu jenem Akte zu treffen, zu welchem ich euch als Zeugen erbeten. — Erbeten," ſetzte er lächelnd hinzu, „iſt der techniſche Ausdruck für dieſe Art von Einladung, und ich thue das kund und füge es hiermit zu wiſſen, damit ihr ſeht, daß ich mich auch um Geſchäftsſachen bekümmere."

Damit verſchwand er in ſeinem Kabinette.

Die Zurückbleibenden ſaßen mit Ausnahme des Legationsrathes ſtillſchweigend um den Kamin, mehr oder minder mit ernſten Gedanken beſchäftigt. Baron Breda, der wohl am beſten den körperlichen Zuſtand des Freundes zu kennen ſchien, fühlte ſich von der ganzen Sache aufs Schmerzlichſte berührt; er ſah wohl ein, daß dieſes Teſtamentmachen mehr als eine gewöhnliche Formalität war, und es wurde ihm nicht ſchwer, ſich in die Lage des unglücklichen Freundes zu verſetzen und die Seelenleiden mit zu empfinden, die wahrſcheinlich vorangegangen waren, ehe dieſer Entſchluß bei ihm gereift und zur Ausführung gekommen.

Herr von Tondern und Baron Fremont ſprachen ihre Gedanken über daſſelbe Thema gegen einander aus, hatten es aber von einer andern Seite aufgefaßt.

„Wie kommt es eigentlich," ſagte Fremont, „daß der Graf überhaupt teſtiren will? Sind denn nicht die großen Güter der Familie, die er als älteſter und einziger Sohn ſeines Vaters antrat, Lehen und Fideicommiſſe?"

„Das iſt der größte Theil der Güter allerdings," entgegnete der Gefragte. „Wenn wir Beide aber," ſetzte er leiſer hinzu, „meinetwegen mit noch ein paar Anderen, das zu theilen hätten, was dem Grafen an Gütern und Ver-

mögen als freies Eigenthum und nicht zu Lehen oder als Fideicommiß gehört, so würden wir zufrieden sein. Das sind die großartigen Vermögen der Großmutter und der Mutter unseres Freundes, sowie die Ersparnisse namentlich des Vaters."

„Wie die Glücksgüter doch so ungleich vertheilt sind!" sprach Fremont mit einem tiefen Seufzer. — „Ich bin gerade nicht unzufrieden mit dem, was ich habe, aber ein bischen mehr schadet immer nichts. Es muß doch ein eigenes Gefühl sein, so eine große Herrschaft sein nennen zu können."

„Von einem solchen Gefühl habe ich gar keine Idee," meinte Herr von Tondern trocken; „mit Herrschaften und Ländereien gebe ich mich auch nicht gern ab, mir wäre ein tüchtiges Quantum baaren Geldes viel lieber."

„Nein, nein, das kann ich nicht sagen," entgegnete der Andere, wobei er sich in den kleinen Fauteuil zurücklehnte und dem blauen Dampfe nachsah, den er gerade emporsteigen ließ. „Ah, ein eigener Herd, und ein Schornstein mit dem Rauche des Küchenfeuers, das dein Diner kocht, ist schon eine wundervolle Idee!"

„Natürlich aber muß dieser Herd," vernahm man des Legationsrathes feine Stimme, der wie ein Schatten hinter den Stühlen auf und ab strich, „am Ende zu einer Enfilade von circa zwanzig Zimmern gehören, von deren Fenstern man mit dem besten Fernrohr die umliegenden Felder und Wälder nicht übersehen kann."

Fremont nickte mit dem Kopfe und versetzte, ohne sich nach dem Sprecher umzuschauen: „Ganz meine Ansicht, und ich wüßte von den Gütern unseres guten Freundes gerade

eines, das alle diese eben angegebenen vortrefflichen Eigenschaften besitzt. Es ist dies Schloß Stromberg, — ah, eine delicióse Besitzung! — Apropos!" wandte er sich an George von Breda, der sich mit keiner Sylbe in dieses Gespräch mischte, „du mußt ja Stromberg genau kennen. Stößt es nicht an die Besitzungen deines Schwagers, des Herrn von Braachen?"

„Es stößt daran," entgegnete der Gefragte.

„Nicht wahr, es ist wunderschön?"

„Das Schloß liegt prachtvoll, und die Besitzungen sind ausgedehnt und vortrefflich erhalten."

„Ist es Fideicommiß oder Lehen?"

„Nein, es wurde vom Vater unseres Freundes erworben und durch viele Ankäufe arrondirt. Er hatte es zum Wittwensitze für die leider so früh verstorbene Gräfin Helfenberg bestimmt."

„Da hast du, was dir paßt," sagte Tondern, indem er sich lang ausstreckte. „Wer weiß, ob nicht drinnen in diesem Augenblicke dein Glück entschieden wird! Nun, ich gratulire dir zum Voraus und kenne keinen Neid; ich gönne dir die Herrschaft und bin mit circa fünfzigtausend Thalern zufrieden. Weniger kann er doch nicht für seine Freunde thun."

„Ihr seid doch in der That entsetzlich ruchlose Menschen," nahm Baron Breda das Wort, wobei die Stimme sehr ernsthaft klang, wenn auch auf seinen Zügen ein leichtes Lächeln erschien. „Ich möchte eigentlich wissen, was im Stande wäre, euch einmal in eine ernste Stimmung zu versetzen."

„Dieses Mal muß ich für die Beiden, obgleich ungern,

Partei nehmen," sprach der vorbeischwirrende Legationsrath. „Wenn ich auch überhaupt nicht in Abrede stellen will, daß es in vielen Beziehungen ruchlose Menschen sind — sie sind selbst davon überzeugt — so muß ich doch zu ihrer Rechtfertigung sagen, daß diese Erbgelüste in der meisten Menschen Herzen existiren. Ich habe meine Eltern gewiß außerordentlich geliebt, aber ich erinnere mich noch ganz genau, daß ich mit einem jüngeren Bruder häufig Gemälde und Mobilien in Gedanken vertheilt habe, wie wir dachten, daß sie uns später einmal zufallen sollten."

„Damals waret ihr Kinder und unzurechnungsfähig," warf George von Breda leicht hin.

„Ja, freilich waren sie Kinder," lachte Herr von Tondern, „aber um jenes Prädikat heim zu geben, in der That ruchlose Kinder, und jetzt begreife ich erst recht, warum du immer umherirrst wie der ewige Jude. Wahrhaftig, ich sehe klar und nehme meine Rede in Beziehung auf das Anwurzeln zurück — es ist dein böses Gewissen, das dich beständig ruhelos umher treibt."

„Ich glaube, daß Tondern diesmal Recht hat," meinte auch Baron Fremont nach einer kleinen Pause, in der man nur ein heiseres Lachen des Legationsrathes gehört; „wenigstens kann ich dir versichern, daß dieses nachtschmetterlingsartige Umherflattern für deine Nebenmenschen, die gezwungen sind, ihm zuzuschauen, etwas sehr Nervenangreifendes hat. — Aber genug davon, ich sehe unserem Freunde George an, daß ihn unsere Reden gewaltig ennuyiren. — Was Anderes denn! Du hast ja früher," wandte er sich an Tondern, „bedeutend in der Rechtspflege herumgepfuscht und

wirst wohl so viel davon behalten haben, um uns sagen zu können, was es mit so einem Testamente für eine Bewandtniß hat."

„Das ist im Grunde sehr einfach," versetzte der Gefragte. „Der Erblasser erklärt vor Gericht, vor einem Notar, Rechtsconsulenten oder sonstigen beeidigten Schreiber, er habe im Sinne, über sein Vermögen letztwillig zu verfügen, dasselbe an Den oder Den zu hinterlassen; darauf unterschreibt er, die Zeugen und der Beamte ebenfalls, man drückt sein Siegel bei, und somit ist die Sache abgemacht, und das Aktenstück wird bei Gericht deponirt."

„Auf diese Art erfahren die Zeugen also," forschte Fremont weiter, „über welches Vermögen verfügt wird und zu wessen Gunsten? Das kann zuweilen für die Betreffenden nicht uninteressant sein."

„Es gibt fünf Formen von Testamenten," fuhr Herr von Tendern mit wichtiger Miene fort, dem es angenehm schien, von seinen übrig gebliebenen Kenntnissen etwas Weniges zeigen zu können; „fünf Formen, die sich aber, um keine Bemerkung von so eben zu beantworten, eigentlich in drei Abtheilungen bringen lassen, — erstens und zweitens in die mündliche und schriftliche Form, bei welcher die Zeugen allerdings erfahren, was und wie testirt wird; drittens aber in die mystische, wo das Testament von dem Notar entweder selbst geschrieben oder beglaubigt wird, vom Erblasser unterschrieben, von eben demselben couvertirt und fest versiegelt, worauf dann die Zeugen nichts zu thun haben, als außen hin ihre respectiven Namen zu setzen."

„Die mystische Form gefällt mir nicht," entgegnete Baron Fremont, indem er die Oberlippe aufwarf und sich durch

das Haar fuhr. „Da muß man Sachen unterſchreiben, von denen man keine Kenntniß genommen hat. Ich finde das nicht angenehm und auch meiner Anſicht nach rechtlich unbegründet.“

„Und es hat doch ſeine großen Vortheile für den Erblaſſer, ja, ſogar für den Erben,“ vernahm man aus dem Hintergrunde des Salons die Stimme des Legationsrathes. „Stell' dir zum Beiſpiel vor, Fremont, es wäre da ein reicher Mann, der vermachte unſerem Tondern — um nur einen Namen zu nennen — wir wollen ſagen, die fünfzigtauſend Thaler, die er ſich vorhin gewünſcht; das weiß Tondern und lebt darauf hin, als wenn er die fünfzigtauſend Thaler ſchon im Sack hätte; er glaubt ja, er werde ſie einſtens bekommen. Darauf geht es aber, wie unſer verehrter Freund vorhin ſagte: der Erlaſſer ſtirbt nämlich erſt circa ſechzig Jahre nach Abfaſſung des Teſtaments an Altersſchwäche. Was dann? Da hätte ſich der arme Tondern eine vergebliche Hoffnung gemacht und wahrſcheinlich ein noch ſchlechteres Ende genommen, als ihm ſo ſchon bevorſteht.“

„Du biſt unzurechnungsfähig,“ verſetzte mürriſch der, von dem eben die Rede war. „Deßhalb laſſe ich dir auch deine Bemerkungen hingehen. Wenn du übrigens künftig wieder peroririſt, ſo übe deine Beiſpiele an einem Anderen und nicht an mir.“

Baron von Breda war aufgeſtanden und hatte ſich ans Fenſter begeben, wo er in die immer noch ſtürmiſche Nacht hinausſchaute. Hier und da war das Gewölk zerriſſen und ließ einen bleichen Strahl des Mondes durchſchimmern, phantaſtiſche Wolkenformen zeigend.

Jetzt öffnete sich die Thür des Kabinettes, und Graf Helfenberg kam von dort zurück, gefolgt von einem Herrn in schwarzem Frack, wobei derselbe eine steife weiße Halsbinde trug, welche das im gegenwärtigen Augenblicke sehr ernste und feierliche Gesicht einrahmte. Es war Herr Doktor Plager, der sich, die Feierlichkeit des Momentes und die vornehme Gesellschaft, in die er eintrat, vollkommen würdigend, nach einem sehr tiefen Bückling den vier Herren vorstellen ließ und sich dann nach einigem Zögern auf einen Stuhl setzte; und als er sich nun endlich niedergelassen, berührte er mit dem Rücken nicht die Lehne desselben, sondern saß mit dem starr emporgekämmten Haar gerade und aufrecht da — eine fast unheimliche Erscheinung, ein würdiger Träger oder selbst Repräsentant des wichtigen und ernsten Papieres, welches er in der Hand hatte.

„Die Herren, sämmtlich meine genauen Bekannten," wandte sich Graf Helfenberg an den Rechtsconsulenten, „sind bereits von dem Dienste unterrichtet, den ich sie bat, mir zu leisten. Wie Sie sehen, sind es aber nur vier, und der Form des Gesetzes nach brauchen wir fünf Zeugen. Es ist mir recht fatal, daß Ihr Schreiber nicht mitgekommen ist."

„Auch ich bedaure das unendlich," entgegnete Herr Doktor Plager, wobei er sein Kinn in die weiße Halsbinde vergrub. „Herr Larioz wird untröstlich sein; aber er fand sich wirklich so unwohl, vollkommen fieberhaft, daß ich es für gewissenlos gehalten hätte, ihn in die kalte Nachtluft hinaus zu nöthigen."

„Es thut mir doppelt leid, daß Don Larioz nicht gekommen ist," sagte der Graf lächelnd und indem er fort-

fahrend ſich an George von Breda wandte; „du hätteſt eine ganz intereſſante Bekanntſchaft gemacht; ein ſpaniſcher Edelmann, der, Gott weiß, durch welche Schickſale, Schreiber bei meinem ſehr ehrenwerthen Rechtsfreunde geworden.“

„Ein echter Spanier?“ fragte Herr von Tondern.

Der Rechtsconſulent nickte ehrerbietig mit dem Kopfe, wobei er ſich freundlich zu lächeln bemühte.

„Ein echter Spanier,“ wiederholte der Graf, „unternehmend wie ein Andaluſier und dabei ſtolz wie ein Caſtilianer. Ich weiß ſelbſt nicht, warum, aber obgleich ich ihn Vormittags nur eine Stunde geſprochen, habe ich eine faſt unbegreifliche Neigung zu ihm gefaßt.“

Bei dieſen Worten warf er dem Rechtsconſulenten einen eigenthümlichen Blick zu, den dieſer dadurch beantwortete, daß er ſich leicht vornüberbeugte, die Augenlider herabfallen ließ und das wichtige Papier ein klein wenig gegen ſeine Bruſt erhob.

„Was nun den fünften Zeugen anbelangt,“ fuhr der Graf nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „ſo habe ich mir nicht anders zu helfen gewußt, als irgend einen Unbekannten zu preſſen. Zufälliger Weiſe iſt mein zweiter Kutſcher krank und erhält gewöhnlich um dieſe Zeit“ — er warf einen Blick auf die Uhr — „den Beſuch des Arztes meiner Dienerſchaft. Ein wackerer Mann, der Arzt nämlich, den ich ſchon lange ſelbſt conſultirt hätte, wenn ich es überhaupt noch der Mühe werth oder von irgend einem Nutzen hielte, über mich ſelbſt zu ſprechen.“

In dieſem Augenblicke vernahm man im Kabinette, deſſen Thür vorhin nicht geſchloſſen worden war, eine ziemlich laute

Stimme, welche sagte: „Das kann ich Ihnen versichern, mein lieber Herr Kammerdiener — und Sie mögen meinen Worten glauben, wenn es Ihnen gut dünkt — der verschlimmerte Zustand unseres Patienten dahinten gestern Abend kam einzig und allein daher, daß er etwas gefressen — Sie werden mir im verliegenden Falle erlauben, diesen Ausdruck zu gebrauchen — was er nicht hätte fressen sollen; ja, ich kann wahrhaftig es nicht anders nennen, denn das Factum steht fest: er hat sich den Magen überladen, item ist kränker geworden, und es hat etwas Kräftiges gebraucht, ihn wieder so weit zu bringen, wie wir ihn schon vor ein paar Tagen hatten. — Das habe ich Ihnen zur Vorsicht gesagt, mein lieber Herr Kammerdiener; denn Sie werden einsehen, daß Jemand da sein muß, der über dergleichen Patienten eine strenge Aufsicht führt. — So, jetzt bin ich mit der Geschichte fertig und bitte, Seiner Erlaucht zu melden, daß ich ganz zu seinen Diensten stehe."

Nachdem die Stimme im Kabinette sich also hatte vernehmen lassen, erschien der Kammerdiener an der Thür des Salons und wollte die ihm aufgetragene Meldung machen, doch ließ ihn der Graf nicht zu Worte kommen, sondern rief ihm entgegen: „Wir wissen schon! Bitten Sie den Herrn Doktor, er möge gefälligst zu uns eintreten."

Dies geschah denn auch augenblicklich, und unser Bekannter, Doktor Flecker, trat auch hier gerade so unbefangen und ungenirt ein, wie er dies bei dem Schneidermeister Schwörer oder der Frau Brenner gethan; ja, als er einige Schritte gegen die Gesellschaft gemacht und flüchtig mit dem Kopfe genickt, nahm er seinen Hut unter den linken Arm, zog mit der Rechten sein Taschentuch hervor und putzte mit

demſelben die Gläſer ſeiner Brille, die von der Wärme in den Zimmern wiederholt angelaufen waren; dann ſetzte er dieſelbe wieder ruhig auf ſeine Naſe und erwiderte nun erſt den freundlichen Gruß des Grafen mit einem etwas tieferen Kopfnicken, eine Bewegung, die er hierauf auch gegen die übrigen Herren machte, nachdem der Graf ſeinen und deren Namen genannt. Etwas erſtaunte der Doktor, als er den Rechtsconſulenten in weißer Halsbinde erblickte; doch klopfte er ihm zur Begrüßung freundlich auf die Achſeln und ließ ſich dann bequem auf einen Lehnſtuhl nieder, den der Kammerdiener hinter ihn gerollt.

„Es freut mich ſehr, daß Sie meiner Bitte Folge gegeben," ſagte Graf Helfenberg zu dem Arzte. „Aber Sie werden ſich wundern, lieber Herr Doktor, trotzdem im Augenblicke hier Niemand zu finden, der Ihnen die Hand zum Pulsfühlen entgegenſtreckt. Bei mir verlohnt ſich das nicht mehr der Mühe, und die Anderen ſind kerngeſund."

„Aeußerlich ja," murmelte der Legationsrath, der in der Diagonale des Zimmers eine Bahn wie ein Komet beſchrieb. „Aeußerlich wohl, aber viel krankhafte Seelenzuſtände."

Wofür ihm Tondern, hinter deſſen Stuhle er das letzte Wort ausſprach und ſtark betonte, einen geringſchätzenden Blick zuwarf.

Der Armenarzt hatte ſich mit einer ſehr ſchnellen Neigung des Kopfes gegen den Grafen verbeugt und ſagte dann launig: „Ich habe mir das denken können; jedes Geſchöpf auf dieſer Erde hat ſeinen beſtimmten Rayon; der Vogel lebt in der Luft, der Fiſch im Waſſer, der Wurm in der

Erde, der Armenarzt in dem vierten Stockwerk der Häuſer oder in den Bedientenkammern. Und deßhalb ſollte man, um in meinem Gleichniß fortzufahren, eigentlich ängſtlich ſein, das angewieſene Terrain zu verlaſſen; denn wenn Fiſch und Vogel aus dem Waſſer und der Luft in den erſten Stock einer menſchlichen Wohnung gebracht werden, ſo geſchieht das in der Regel nicht, um ihnen einen vergnügten Augenblick zu machen, ſondern um ſie aufzuſpeiſen. Sie werden mir zugeben, daß ich mich faſt im gleichen Falle befinde, wogegen ich Ihnen aber beſtens verſichern will, daß ich ohne Furcht und mit großer Bereitwilligkeit erſchienen bin. Eure Erlaucht haben über mich zu befehlen."

„Der Doktor wird gewiß nicht erſchrecken," ſprach Herr von Tondern mit einer gewiſſen protegirenden Miene, die er anderen Ständen gegenüber gern anzunehmen pflegte, „wenn er hört, um was es ſich handelt. Wie Mancher glaubt, und wohl mit größerem Rechte, ſein Teſtament machen zu müſſen, wenn er den Arzt nahen ſieht! Das geht meiſtens Hand in Hand."

„Ja, es geht oftmals Hand in Hand, Herr von Tondern," bemerkte achſelzuckend der Doktor, „und obendrein erbt dabei ein gewiſſenhafter Arzt noch etwas, was ihm nicht mehr genommen werden kann — das Bewußtſein, ſeine Pflicht gethan zu haben. Das kann man nicht von jedem anderen Erben ſagen."

Graf Helſenberg ſchien nicht auf dieſes Geſpräch geachtet zu haben; er hatte die Augen mit der Hand bedeckt, und als er dieſelbe jetzt wieder herabſinken ließ, ſagte er: „So wollen wir an unſer Geſchäft gehen. — Ich glaube, ich muß das

Wort nehmen?" wandte er ſich mit einer höflichen Verbeugung an den Rechtsconſulenten.

Dieſer nickte würdevoll mit dem Kopfe und erhob ſich darauf von ſeinem Stuhle, um ſich hinter denſelben zu ſtellen, wobei er das verhängnißvolle Papier vor ſich hielt.

Herr von Tondern zog die Augenbrauen etwas finſter zuſammen und flüſterte ſeinem Nachbar zu: „Den Worten des Grafen nach haben wir ein myſtiſches Teſtament zu erwarten."

„Das wäre fatal!" entgegnete Baron Fremont, wobei er diesmal, da ſich ſein Geſicht unwillkürlich verlängerte, die untere Reihe ſeiner Zähne ſehen ließ.

Graf Helfenberg war ebenfalls von ſeinem Stuhle aufgeſtanden und ſprach: „Nachdem ich mich entſchloſſen, meinen letzten Willen aufzuſetzen, habe ich denſelben eigenhändig niedergeſchrieben, dieſe meine Schrift von dem hier gegenwärtigen vereidigten Rechtsconſulenten, Herrn Doktor Plager, beglaubigen laſſen, dann dieſes Teſtament couvertirt und verſiegelt und erkläre nun, daß man es als meinen letzten Willen betrachten und vollſtrecken ſolle. Auch wünſche ich, daß es bei dem hieſigen Stadtgerichte deponirt werde, wo es dann nach meinem Tode zu finden ſein wird."

Bei dieſen Worten war der Rechtsconſulent mit einem ernſten, faſt traurigen Geſichte tief in ſeine Halsbinde hinabgetaucht, wodurch er vielleicht pantomimiſch ein Untergehen in wehmüthigem Schmerze anzeigen wollte. Dann aber ließ er ſein ganzes Geſicht wieder ſehen, machte den Anweſenden eine tiefe Verbeugung und ſagte: „Seine Erlaucht, der Herr Graf von Helfenberg, haben alſo nach ſeinem freien Willen teſtirt und haben ſein Teſtament darauf vor meinen Augen

verſchloſſen und verſiegelt, und ich erlaube mir nun, die hochverehrten Herren, die als Zeugen anweſend ſind, zu bitten, auf dieſes Couvert ihre Namen und Inſiegel beiſetzen zu wollen.

„Es iſt ſo, wie ich dir geſagt," flüſterte Tondern abermals dem Baron Frement zu, indem er ſich bückte, als wolle er etwas aufheben, was ihm entfallen. „Es iſt eigentlich verflucht das! Ich bin überzeugt, Helfenberg hat an uns gedacht; aber es wäre von großem Vortheil, mit ſeinem Ehrenworte verſichern zu können, man habe dort einmal ſeine zehn- oder zwanzigtauſend Thaler zu erwarten."

Der Andere nickte kaum bemerkbar mit dem Kopfe, worauf er ſich erhob, um an den Tiſch zu treten und das Document mit ſeinem Namen zu verſehen, zu welchem Ende ihm Baron Breda die Feder reichte.

Dann unterſchrieb auch Herr von Tondern, hierauf der Legationsrath und zuletzt Doktor Flecker.

Als das wichtige Document ſomit in der vorgeſchriebenen Form hergeſtellt war, nahm George von Breda es in die Hand, überreichte es dem Grafen, wobei er mit ſeiner tiefen Stimme, die aber in dieſem Augenblicke etwas weicher klang, als gewöhnlich, ſagte: „Wir haben das getreulich erfüllt, wozu du uns gebeten. Wenn ich mir aber hiermit erlaube, dieſes Papier in deine Hände zu legen, ſo will ich dabei einen Wunſch ausſprechen, dem gewiß alle, die hier verſammelt ſind, von Herzen beipflichten werden; das iſt nämlich der Wunſch, daß du dich veranlaßt ſehen mögeſt, dieſes Papier in einigen Jahren vor uns wieder zu eröffnen und vor unſeren Augen zu zerreißen. Wenn dieſer Wunſch in Erfüllung geht, mein lieber Hugo, ſo ſoll dieſer Moment

für mich und gewiß für Alle einer der schönsten unseres Lebens sein.

Die Stimme des Barons zitterte fast, als er die letzten Worte sprach, und zu gleicher Zeit schlang er seinen Arm um den Hals des Freundes und drückte ihn fest und innig an sich, wobei der Contrast dieser beiden Gestalten schmerzlich anzusehen war.

„Für deinen guten Wunsch danke ich dir," erwiderte der Graf nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit trübem Lächeln. „Daß er aber nicht in Erfüllung gehen kann und wird, davon ist Niemand mehr überzeugt, als ich selbst, und wenn ihr meine Worte bestätigt haben wollt, so fragt dort unsern guten Doktor, der mich schon öfter forschend und mitleidig betrachtet hat. Und wo ein Arzt mitleidig schaut," setzte er mit erzwungener Lustigkeit hinzu, „da ist für den Patienten nicht viel zu hoffen. — Wozu auch diese Hoffnungen, deren ich mich gänzlich entwöhnt habe! — Glaubt nicht," fuhr er weicher fort, „daß ich vor euch den starken Geist spielen will, glaubt auch nicht, daß es übergroßer Leichtsinn ist, der mich das Kostbarste, was der Mensch besitzt, anscheinend gleichgültig dahin schwinden sehen läßt. Ich will euch nicht sprechen von den furchtbaren Kämpfen, die ich durchgemacht; aber glaubt meinen Worten, ich habe sie durchgemacht. — Sie liegen nun vollends hinter mir," fügte er nach einer Pause bei und hob das Testament in die Höhe. „Jetzt will ich heiter in die Zukunft blicken."

Die Freunde nahten sich der Reihe nach dem Fauteuil des Kranken und drückten ihm schweigend die Hand; auch der Legationsrath flatterte herbei, beugte sich auf den Grafen nieder, und als er ihn dann leicht auf die Stirn geküßt, eilte

er mit raſchen Schritten wieder nach einer dunkeln Ecke des Zimmers.

„Amen! Amen!“ ſagte der Armenarzt ſo leiſe, daß Niemand es verſtand, als vielleicht der Rechtsconſulent, der dicht an ſeiner Seite war. In der That hatte der Doktor den kranken jungen Mann lange forſchend und auch mitleidig betrachtet, was George von Breda ebenfalls nicht entgangen war, weßhalb dieſer ſein glänzendes Auge fragend auf den Arzt richtete, der, dieſe Frage verſtehend, leicht mit den Achſeln zuckte.

Eine allgemeine Unterhaltung wollte übrigens nach dem eben vollzogenen Akte nicht mehr ſo recht in Gang kommen; auch lehnte der Graf ſich ziemlich theilnahmlos, wie ermüdet, in ſeinen Fauteuil, weßhalb die Anweſenden ſich anſchickten, den Salon zu verlaſſen. Dabei war es bemerkenswerth, daß ſich Herr von Tondern und Baron Fremont dem Rechtsconſulenten anſchloſſen und Fremont ſich ſogar anbot, ihn in ſeinem Wagen nach Hauſe zu führen, was denn auch Doktor Plager nach einiger Weigerung annahm.

Als der Armenarzt ſich von dem Grafen verabſchiedete, ſagte der letztere: „Es ſtürmt und regnet draußen, lieber Doktor. Darf ich Sie nach Hauſe oder ſonſt wo hin bringen laſſen?“

„Ich bin das ſchlechte Wetter gewohnt, Erlaucht,“ erwiderte der Arzt jedoch, „und führe deßhalb meine nothwendige Equipage, Regenſchirm, Ueberſchuhe und Paletot, beſtändig bei mir; auch würde es meine armen Patienten erſchrecken, wenn ich ſo auf einmal im Wagen bei ihnen vorführe. Deßhalb danke ich herzlich für das freundliche Anerbieten.“

„Aber ich ſehe Sie nicht zum — letzten Mal, lieber

Doktor? Sie kommen ja häufig ins Haus. Laſſen Sie ſich doch hin und wieder bei mir ſehen. Ach! ich habe manche höchſt langweilige Stunden! Doch vergeſſe ich," ſetzte er lächelnd hinzu, während er gegen den Scheidenden die Hand empor hob, „daß anderer Leute Zeit koſtbarer iſt, als die meinige. — — Und doch wieder nicht," murmelte er in ſich hinein, und biß darauf die Zähne feſt auf einander.

Auch der Legationsrath war nach Hauſe gegangen und Niemand mehr bei dem Kranken zurückgeblieben als George von Breda, der am Kamin lehnte und mit dem Stiefel gegen ein verglimmtes Stück Holz ſtieß.

„Es iſt lieb von dir, daß du noch einen Augenblick bleibſt," ſagte der Graf nach einem längeren Stillſchweigen. „Aber opfere mir nicht zu viel von deiner Zeit; bei mir iſt es ſtill und einſam, bei dir zu Hauſe ungleich behaglicher. „Apropos, fuhr er raſch fort, ehe der Andere etwas entgegnen konnte, „wie gefällt ſich deine Nichte in eurem Hauſe?"

„Du kennſt ſie?" fragte der Baron gleichgültig.

„Ich habe ſie einmal flüchtig geſehen — ein ſehr ſchönes Mädchen."

„Und ein gutes Kind. Ihr friſcher, heiterer Sinn belebt mein Haus auf die angenehmſte Art."

„Das kann ich mir denken, du Glücklicher!" entgegnete der Graf, während er den Kopf tiefer auf die Bruſt hinab ſenkte. „So eine friſche Stimme thut wohl, ein ſo herzliches, liebes Lachen. O, das könnte auch ich brauchen hier in meinem öden Steinhaufen."

George von Breda blickte theilnehmend und aufs innigſte mitfühlend auf den armen Freund, deſſen Geſicht er nicht ſehen

kennte. Ja, es mußte öde und ſtill in dem gewaltigen Palaſte ſein, und dieſe Oede um ſo ſchrecklicher und fühlbarer, da ſie gewiß häufig, ach, ſehr häufig von furchtbaren und finſteren Gedanken und Phantaſieen bevölkert war! War es ihm doch in ſeinem mitfühlenden Herzen zu Muthe, als ſähe er ſie aus den dunklen Ecken des Salons furienartig heran ſchweben und auf die Bruſt des armen Kranken niederfallen. — Es war das ein ſchreckliches Geſchick, ſo jung, ſo reich, mit allen Anſprüchen an das Leben und mit allen Mitteln, dieſen Anſprüchen zu genügen, da zu liegen elend, ſchwach, zuſammengeſunken, vor ſich das verhängnißvolle Document mit den fünf Siegeln.

Es war, als ob den Grafen ſelbſt im gleichen Augenblicke dieſelben furchtbaren Gedanken quälten; denn er fuhr mit einem tiefen, ſchneidenden Seufzer in die Höhe, preßte die Hand vor die Stirn und ſagte, während er mühſam athmete: „Ja, dieſe Oede und Stille bringt mich noch zur Verzweiflung. Wie ich oft nach menſchlichen Stimmen ſchmachte, nach fröhlichem Lachen, davon haſt du keinen Begriff. Und dieſes Regenwetter! Dieſes melancholiſche Klatſchen der Tropfen an die Scheiben regt mir die Nerven fürchterlich auf. — — Ach, nur noch einen Frühling möchte ich erleben!“ ſprach er alsdann mit gefalteten Händen und unendlich weichem Tone der Stimme, „ach, nur noch einen letzten Frühling mit ſeinem friſchen Grün, mit Gräſern und Kräutern, mit Blüthen und Blumenduft! Nur noch einen einzigen — einen einzigen! Daß ich meinen geliebten Wald wieder ſähe, ja meinen geliebten Wald, und im Grün und Sonnenglanz ſie — ja ſie, deren Namen ich nie nennen darf, meinen ein-

zigen Troſt, denn ſie umſchwebt mich lächelnd, eine himmliſche Fee."

Dieſen Worten hörte der Baron tief erſchüttert zu. Schon einige Mal hatte Hugo von Helfenberg ſo geſprochen und auf ein Weſen angeſpielt, das er unſäglich lieben mußte und wodurch ſeine Leiden noch qualvoller, ja oft wahrhaft entſetzlich wurden. Einen Namen oder eine nähere Bezeichnung hatte er dem Freunde nie mitgetheilt, und begreiflicher Weiſe war dieſer zu diskret, um danach zu forſchen, um ſo mehr, da der Kranke es zu lieben ſchien, wenn man dergleichen Aeußerungen, die ſich zuweilen unwillkürlich ſeinem Herzen entrangen, für Phantaſieen und Träumereien nahm. Deßhalb antwortete ihm auch George von Breda: „Du ſollteſt dich von deinen Bekannten nicht ſo zurück ziehen. Geh doch mehr in die Häuſer, wo man dich ſo gern ſieht und wo man ſich ein Vergnügen daraus machen wird, dich zu unterhalten. Ich muß dir beiſtimmen, dein zurückgezogenes Leben hier in dem großen Palaſte muß in der That oft unerträglich ſein. Noch heute Abend ſprach auch meine Frau darüber, ja, ich kann dir verſichern, aufs liebreichſte und freundlichſte; ſie bat mich, dir zu ſagen, es würde ihr das größte Vergnügen machen, wenn du unſer Haus vollkommen als das deinige anſehen wollteſt. Und daß du mir den größten Gefallen damit thäteſt, brauche ich dir wohl nicht zu ſagen. Wir alle wiſſen, wie ſehr du das Grün der Bäume und milde Luft liebſt. Nun gut, gerade das kannſt du bei mir haben; laß dich jeden Tag zu mir hinaus fahren, geh in meinen Wintergarten, ruhe dort aus, ſpaziere umher, lies, rauch' deine Cigarre, mit einem Wort: thue, was du willſt. Biſt du es alsdann müde, allein zu ſein, ſo werde ich dich unterhalten; willſt du eine Partie Whiſt machen, ſo iſt meine Frau da

oder auch Eugenie; und darauf kannst du dich verlassen, Beiden wird es das größte Vergnügen machen, dir auch sonst die Zeit zu vertreiben."

Der Graf hatte die Hände auf seinen Knieen gefaltet, als der Andere so sprach, und um seine feinen bleichen Lippen spielte momentan ein freundliches Lächeln; aber nur wenige Sekunden, dann war es, als schüttle ein Frost seinen ganzen Körper, er wischte mit der Rechten heftig über die Stirn, wie um einen Gedanken zu verjagen, und sagte alsdann im Tone tiefen Leidens: „Du malst mir da ein Leben aus, guter George, das mich glücklich machen könnte, wenn es ausführbar wäre, das mich aber so zur Verzweiflung treiben könnte. — O, sprich nicht mehr davon, du weißt, ich will mich vor den Menschen nicht mehr sehen lassen. Selbst das ehrlichste Mitleid thut mir wehe, ja, am wehesten gerade, weil es ehrlich ist. Ich will nicht in der Erinnerung derjenigen, die ich hochschätze, die ich verehre, als die Gestalt fortleben, die ich heute bin, nein, nein! Sondern wenn man später von Graf Hugo Helfenberg spricht, so soll man sich mein Bild bewahren, wie es noch vor wenig Jahren war. — Es ist das, wenn du willst, eine Eitelkeit, vielleicht verwerflich, weil sie über das Grab hinausreicht, aber — am Rande desselben am Ende auch verzeihlich." — —

Es trat eine Pause ein, die wohl für Beide ziemlich peinlich war. Die Uhr spielte ihren gleichförmigen Takt, und dabei dachte der Graf, der ihr aufmerksam zuhörte und das Geräusch, welches sie machte, mit dem Schlage seines Herzens in Einklang zu bringen versuchte: Das elende Ding wird fortpicken, unverdrossen und thätig, wenn sich hier in meiner Brust schon längst nichts mehr rührt, wenn fremde Menschen

in diesen Sälen auf und ab gehen und gleichgültig, ohne an den früheren Besitzer zu denken, dasselbe Zifferblatt betrachten, auf welchem jetzt meine Augen ruhen. —

Zwischen hinein jagte zuweilen der Wind sausend den Regen an die Fensterscheiben, und wenn das geschah, so blickte George von Breda fast erschrocken, fast schaudernd auf die zusammengesunkene Gestalt seines Freundes und betrachtete mit scheuem Blick all' den Comfort rings umher, den ganzen behaglichen Salon, das strahlende Licht der Lampen, das freundliche Flackern des Kaminfeuers, und dachte dabei an die Zukunft — an die nahe feuchte Erde draußen.

„Doch wozu diese trüben Gedanken und Träumereien!" rief der Graf endlich, indem er sich empor raffte; „warum sich die eilenden Tage und Stunden selbst verbittern! Für dein freundliches Anerbieten, lieber George, bin ich dir wahrhaftig dankbar, und meine Gründe, warum ich es in dem Umfange, wie du es wünschest, nicht annehmen kann, werden dir gewiß einleuchten. Ja, ich will dir einen kleinen Beweis geben," setzte er lächelnd hinzu, „welche Anhänglichkeit ich an dein Haus habe. Ich bin zu aufgeregt, um jetzt in Stunden schlafen zu können; eine kleine Zerstreuung wird mir wohl thun. Gib mir einen Platz in deinem Wagen; ich fahre mit dir nach Hause, wir promeniren eine halbe Stunde in deinem Wintergarten — o, das wird mir gut thun, und ich werde darauf vortrefflich schlafen. — Ja, sieh mich nur erstaunt an, es ist mein vollkommener Ernst, vorausgesetzt, daß wir deine Damen nicht beunruhigen und stören."

Auf dem Gesichte des Barons hatte sich bei diesem Vorschlage wirklich etwas wie Verwunderung gezeigt. Und nicht

ohne Grund; es war faſt zehn Uhr und das kalte ſtürmiſche Wetter draußen ſonderbar gewählt zum Spazierenfahren. Da er aber ſah, wie ſich der Kranke ziemlich lebhaft erhob, ihm zunickte und darauf ſprach: „Ja, es iſt mein vollkommener Ernſt;“ und wie ſich alsdann ſeine Züge etwas verdüſterten, als er den forſchenden Blick des Freundes ſah, ſo reichte ihm dieſer eifrig die Hand dar und beeilte ſich, ihm zu ſagen: „Du wirſt wohl glauben, Hugo, daß, wenn ich nicht augenblicklich meine Freude über deinen Entſchluß kund gab, der Grund davon nur in der ſpäten Stunde und in dem Wetter liegt, das draußen herrſcht.“

„Das Wetter macht mir nichts,“ entgegnete der Andere; „aber was die Stunde anbelangt, ſo könnte es für dich zu ſpät ſein, oder müßte ich vielleicht befürchten, deine Damen zu beläſtigen?“

„Gewiß Keines von Beiden, Hugo; meine Frau wird ſich ſchon zurückgezogen haben.“

„Was ich als beſtimmt vorausſetzte,“ fiel der Graf ein.

Der Baron nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: „Und dieſen Abend habe ich ganz dir gewidmet, und je länger ich in deiner Geſellſchaft bin, um ſo lieber iſt es mir. Gehen wir alſo, wenn es dir recht iſt.“

„Ja, ja, gehen wir,“ wiederholte eifrig der Kranke, wobei er an der Klingelſchnur zog und ſo ſeinen Kammerdiener herbei rief. Er trieb ihn an, ihm eilig einen warmen Paletot zu geben, nahm ſelbſt von einem Nebentiſchchen Handſchuhe und Hut, kurz, war von einer ſo aufgeregten Geſchäftigkeit, daß ihn der Baron kopfſchüttelnd mit den Augen verfolgte.

„Soll ich mir einen Wagen zu dir hinaus beſtellen?“ fragte der Kranke, „oder bringt mich dein Kutſcher nach Hauſe?“

„Wie du willst, aber ich denke, du bedienst dich auch zum Zurückfahren meines Coupé's. Ich begleite dich."

„Gut, wenn es dir recht ist, das heißt, was dein Coupé anbelangt. Ich danke herzlich für Alles."

Damit verließen die Beiden das Zimmer, der Graf auf seinen Stock gestützt, aber lebhafter und aufrechter gehend, als er den ganzen Abend gethan, so daß ihm der Kammerdiener erstaunt folgte, verwundert sowohl über diese Lebhaftigkeit, wie auch über die Idee, so spät am Abend und bei dem Wetter noch auszufahren.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Lichtstrahl.

Bei dem Portier drunten hätte das Erscheinen des kranken Herrn aus denselben Gründen fast einen Schrei der Ueberraschung hervorgerufen. Der einzige Trost des alten Mannes war, daß er den Grafen in der Gesellschaft des Barons von Breda sah. „Bei dem ist er aufgehoben, wie in Abrahams Schooß," sagte er nachher zu den Bedienten, als diese in der Portierloge über dieses Ereigniß ihre Meinungen austauschten.

Unterdessen rollte der Wagen in die Nacht hinaus, erreichte nach kurzer Zeit das Haus vor der Stadt, fuhr in den Hof, und auf den Befehl des Barons hielt der Kutscher dicht vor dem überdeckten Eingange des Wintergartens. Das mußte im Haupthause der wartende Bediente gehört haben, denn statt, daß sich dort die Thür öffnete, sah man den Lichterschein im Vestibül verschwinden, dann im Vorzimmer des Ehsalons er-

ſcheinen und bald darauf hinter den hohen Fenſtern des Wintergartens glänzen.

Es war Friedrich, der Jockey, der nun haſtig die Glasthüren aufriß und mit gerechter Verwunderung zuſchaute, wie ſein Herr dem kranken Grafen Helſenberg aus dem Wagen half und ihn ſorgſam in das Veſtibül geleitete.

„Iſt meine Frau noch im Eßſalon?“ fragte der Hausherr, worauf der Jockey entgegnete, daß ſich die gnädige Baronin mit Fräulein Eugenien ſchon vor einer halben Stunde zurückgezogen hätte.

„Gut. Wenn Andreas noch bei der Hand iſt, ſo ſoll er hier einige der Gaslichter anzünden; wir müſſen doch auf unſerem nächtlichen Spaziergange etwas ſehen.“ Damit wandte ſich George von Breda an ſeinen Freund: „Und jetzt erlaube, daß ich dich an einen kleinen deliciöſen Platz führe, wo du, wie in einer Laube ſitzend, das ganze Glashaus vor dir haſt.“

Hierauf ſchritten Beide nach dem Speiſezimmer am entgegengeſetzten Ende des Wintergartens und ließen ſich dort auf ein paar tiefe, bequeme Gartenſtühle nieder.

„Es muß ſchön hier ſein,“ ſagte der Graf nach einer Pauſe, nachdem er einen tiefen Athemzug gethan. „Ah! wie mir die angenehme Temperatur und der Duft der Pflanzen ſo wohl thut! Dazu das freundliche Plätſchern des Springbrunnens! Du haſt eine glückliche Idee gehabt, den Wintergarten ſo zu ſagen in dein Haus hinein zu bauen. Daran wird bei ähnlichen Anlagen ſo wenig gedacht. Was nützen mir zum Beiſpiel meine großen Glashäuſer auf Stromberg? O, hätte ich mir doch ſchon früher etwas Aehnliches an

mein Haus in der Stadt bauen laſſen! — Jetzt iſt es zu ſpät."

„Sprich nicht ſo, mein lieber Hugo!" verſetzte freundlich der Andere. „Wer kann in dem Falle ſagen, es iſt früh oder ſpät? Glaube mir, deine finſteren Gedanken können dir nur ſchaden. Wirf ſie mit Gewalt weg, laß dir morgen früh deinen Baumeiſter kommen; ſo ein Gebäude von Glas und Eiſen iſt bald aufgeführt."

„Meinſt du?" fragte der Kranke in lebhafterem Tone.

„Ich weiß das genau; und das Entſtehenſehen an ſich wird dich ſchon zerſtreuen."

„Vor einer halben Stunde noch hätte ich über einen ſolchen Vorſchlag die Achſeln gezuckt," entgegnete der Graf, „aber ich weiß nicht, woher es kommt, — wenn ich die grünen Blätter um mich ſehe und die milde Luft athme, auch das Waſſer rauſchen höre, ſo iſt mir gerade, als ſei ich noch einmal durch den Winter gekommen und habe alsdann noch einen langen Frühling und Sommer vor mir."

„Den Glauben halte feſt," verſetzte George von Breda, indem er ſeine Hand ſanft auf den Arm des Freundes legte. „Gewiß, lieber Hugo, Hoffnung nährt und erhält."

„Ja, du haſt Recht," rief der Kranke aus, doch zitterte ſeine Stimme mit einem Male wieder ſchmerzlich. „Hoffnung erhält und nährt, aber Hoffnungsloſigkeit fällt gewaltſam über uns her und drückt uns ohne Rettung zu Boden. — Und ich habe keine Hoffnung — keine — keine — keine! — —"

„— Sieh, wie ſich das ſo freundlich macht, wenn plötzlich die Lichter aufflammen! Nicht wahr, es iſt ſo angenehm und gibt uns ein Gefühl, als wenn der Raum um uns her plötzlich in die Breite und Höhe wüchſe."

„O, es ist schön, sehr schön!“

„Und das zitternde Licht zwischen den Laubmassen, hier von unten bestrahlt, auch die Umrisse des feinsten Blattes deutlich zeigend, dort durchsichtig im saftigsten Grün.“

„Ja, es ist alles das wunderbar schön.“

„Sieh jetzt auch den Strahl des Springbrunnens; wie es im Wiederschein glänzt und flimmert! Man sieht hier und da die einzelnen Tropfen, wie an einem Frühlingstage den Thau auf den Gräsern.“

„O, so schön, so wunderbar schön! Aber für mich ist es Täuschung. Der Frühling ist noch fern, ich werde ihn nicht mehr sehen — keine — keine Hoffnung!“

Da vernahmen die Beiden mit einem Male am anderen Ende des Wintergartens eine weiche, liebe Stimme, laut, klangvoll und deutlich sprechend: „Bist du da, Onkel George? Tante droben hat das Licht im Wintergarten erblickt und sagte mir, ich solle nachsehen. — Bist du da?“

Bei dem Ton dieser Stimme war der Graf aufs höchste erregt empor gefahren; er faßte den Arm des Freundes, und dieser fühlte, wie seine Hand zitterte.

„Bist du es, Onkel George?“ fragte jetzt die Stimme zum dritten Male, und im gleichen Augenblicke sah man Eugenie auf der Höhe der Treppe des Eßzimmers erscheinen. Dort flammten rechts und links vom Eingange zwei blendende Lichter und zeigten das junge, schöne Mädchen prächtig eingerahmt von den grünen Sträuchern im blendenden Glanze, und sie erschien in ihrem hellen einfachen Kleide, das dicke Haar so kunstlos um den edlen Kopf geschlungen, denen, die sie dort oben so plötzlich hervorschweben sahen, wie eine übernatürliche Erscheinung.

„Allerdings bin ich es, mein Kind,“ rief der Baron und ſetzte hinzu, als ihm der Graf eilig etwas zuflüſterte: „Ich danke dir für deine Bemühung, liebe Eugenie. Sage der Tante, ich werde gleich kommen.“

„Du haſt ja die Lichter anzünden laſſen, Onkel George,“ fuhr das Mädchen mit freundlich klingendem Tone fort. „Das ſieht prächtig aus. Ich habe es nur ein einziges Mal und flüchtig geſehen.“

„Sie wird herunter kommen!“ ſprach leiſe der Graf mit bebender Stimme. „Thu' mir die Liebe und geh' ihr entgegen; führe ſie fort, ich kann und will mich nicht ſehen laſſen.“

„Gut, ich werde ihr ſagen, daß du da biſt.“

„Daß ich — ?“ fuhr der Andere auf; „ja, ja,“ ſprach er gleich darauf, wie ſich beſinnend. „Sage ihr, wenn du willſt, Graf Helfenberg ſei da, ein ſcheuer Menſch, den es unglücklich mache, jemand Unbekanntes zu ſehen.“

Als hierauf der Baron vorſchritt, erhob ſich der Kranke langſam von ſeinem Stuhle und trat hinter einen der Bäume, durch deren Zweige er die ganze Geſtalt Eugeniens ſehen konnte; er drückte die Stirn an den Stamm, ſeine Augen ſtarrten nach der lieblichen Erſcheinung hin, während ſich ſeine Lippen in wildem Schmerz auf einander preßten.

Dort ſtand ſie und reichte ſeinem Freunde ſo herzlich die Hand, dann ſagte ihr dieſer leiſe ein paar Worte, worauf ſie den Kopf ein wenig wandte und mit den großen dunklen Augen ein paar Sekunden lang in den Wintergarten hinabſchaute. Dabei flog etwas wie Wehmuth über ihre Züge; ſie bewegte die Lippen, und wenn ſein Ohr auch begreiflicherweiſe nicht einen Ton ihrer Worte verſtand, ſo war es ihm

doch, als klängen sie in seinem Herzen wieder und als fühle er, daß sie sagte: „Das thut mir recht weh, o, das ist sehr unglücklich!“ — Wie sie so schön war, so wunderbar schön! Es durchzuckte den Grafen ein entsetzlicher Schmerz, als er auf sie hinstarrend nun sah, wie sie sich langsam wandte, um wegzugehen, und gleich darauf bebte es wieder wie ein unnennbares Glück in seiner Brust, als sie noch einmal das glänzende Auge nach der Richtung wandte, wo er stand. O, warum durfte er nicht hervorstürzen, warum nicht ihren Namen rufen, tausendmal ihren geliebten Namen rufen: Eugenie! Eugenie! warum sie nicht zurückhalten, sie um die Seligkeit einer kurzen Unterredung bitten? — Warum durfte er das nicht? — O, das fühlte er wohl, um nicht in ihrem Herzen das mitleidige Interesse zu zerreißen, welches das junge schöne, blühende Mädchen einst empfunden, als er sie gesehen vor der Hütte im Walde, er, der Neffe des Jägers. War doch die Theilnahme, das Mitleid, welches damals aus ihren Augen leuchtete, fast das Einzige, was ihn schmerzlich und doch wieder so süß an dieses Leben fesselte. Sah er ihn doch beständig vor sich, ihren feuchten, glänzenden Blick, als er es gewagt, ihre Hand zu berühren, ihre warme süße Hand; ja, als er sich sogar unterstanden, ihre Finger leicht und flüchtig zu küssen. — O Seligkeit jenes Augenblickes, o tiefer Schmerz des gegenwärtigen! — Es war ihm, als zöge sie ihn gewaltsam nach, wie sie nun da droben verschwand; er warf die Hände wie flehend vor, um sie zurückzuhalten, oder mit dem glühenden Wunsche, ihr folgen zu dürfen, nicht körperlich, so elend wie er war, nein, alles Leid, allen Schmerz, sein Leben hinter sich lassend, ihr nahe bleiben, sie umschweben zu dürfen, ein seliger Geist.

Aber so freundlich und wohlwollend tritt der Tod nicht leicht zu einem Sterblichen; aufs tiefste erschüttert, zusammenbrechend, sank der arme Kranke wohl auf die Bank nieder, vor welcher er stand, aber sein Bewußtsein blieb ihm, das Bewußtsein seines Elends, seines Unglücks, seiner Hoffnungslosigkeit. Er preßte die Hände vor das Gesicht und war glücklich über die erleichternden Thränen, die aus seinen Augen stürzten.

Als George von Breda zurückkehrte, fand er den Freund schwach und willenlos wie ein Kind. Wohl richtete er sich auf, doch bat er den Baron, ihn noch einige Augenblicke ruhig sitzen zu lassen, da ihn eine plötzliche Schwäche übermannt.

„Du wirst mein Begehren, dich hieher zu begleiten, thöricht finden," sagte er nach einer Pause mit matter Stimme, „und ich habe mir ein wenig zu viel zugemuthet; anderentheils aber hat es mir wohl gethan. Es war vorher eine Aufregung in mir, eine Unruhe, die ich nicht bemeistern konnte, die mich die ganze Nacht gequält hätte. Gott sei Dank! die ist etwas gewichen, und wenn ich mich auch abgespannt fühle, so bin ich doch ruhiger, angenehm ermüdet. Aber du, mein lieber George, wirst dich für ähnliche Besuche bedanken. Nun, das wird ja nicht häufig vorkommen."

„Sprich nicht so, Hugo," fiel ihm der Baron ins Wort, „Du kennst mich doch wohl genugsam, um zu wissen, daß ich ein paar Nachtstunden gern aufbleibe, und besonders, wenn ein Zweck damit verbunden ist wie heute. Laß die Grübeleien, erinnere dich lieber an frühere Zeiten, wo wir manch ehrliches Theil des Schlafes geopfert, ohne etwas davon zu haben,

als anderen Tages einen ſchweren Kopf und einen leeren Geldbeutel."

„Das war damals, als wir ſpielten."

„Ja, als wir verſpielten," erwiderte George von Breda lachend, „und du immer gewanneſt."

„Ich hatte im Spiel ein ſeltenes Glück," ſagte träumeriſch der Graf, „habe aber auch die Wahrheit des Sprüchworts empfunden: Glück im Spiel, Unglück in der Liebe."

„Das iſt ein Kapitel, worüber du noch nie geſprochen."

„Und auch nie ſprechen werde. Es liegt in meinen Papieren, und meine Erben brechen es auf," recitirte der Kranke mit ſo leiſer Stimme, daß der Andere ſeine Worte kaum verſtand. „Aber jetzt genug des grauſamen Spiels," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen heiterer fort, „des grauſamen Spiels nämlich, dir deine Nachtruhe zu ſtehlen. Warum ich dich noch plagen will, iſt, einen Gang mit mir durch den Wintergarten nach deinem ſo oft gerühmten Eßſalon zu machen; ich muß mir das anſehen, denn es iſt faſt lächerlich von mir, es auszuſprechen, und doch wahr: dein Rath, in meinem Hauſe an der Stadt einen ähnlichen Wintergarten zu bauen, hat mir wirklich gefallen. Es gäbe mir wenigſtens eine Unterhaltung, wenn auch nur für kurze Zeit. Deßhalb laß mich dieſes Appartement ſehen, bis wo es in dein Haus mündet."

Damit ſchritten die Beiden langſam durch das Glashaus dahin.

„Du haſt die Pläne ſelbſt gemacht?" fragte der Graf.

„Ich habe ſie entworfen und durch einen Architekten ausführen laſſen."

„Den Mann kannſt du mir recommandiren; wenn es

dir genehm ist, kann er mir die genaue Zeichnung des Wintergartens, des Eßsalons, ja, wenn du nichts dawider hast, deines ganzen Hauses machen und mir die einzelnen Theile selbst erklären. Mich interessirt das. Ist dir's recht?"

„So recht, daß ich mich herzlich darüber freue, Hugo; ja, es macht mich ganz glücklich, daß du wieder einmal an so etwas denkst und nicht immer von — anderen Dingen sprichst. Ich versichere dich, meine Leidenschaft ist das Bauen," setzte er lachend hinzu, „und wenn du bei dir anfängst, so werde ich deinen Bauaufseher machen. Ich bringe bei dir neue Dinge an, an welche ich hier leider zu spät gedacht. Hast du wirklich Lust, zu bauen?"

„Es könnte wohl sein, daß ich etwas bauen will," entgegnete der Graf mit einem sonderbaren Tone der Stimme. Fast schämte er sich, gegen den Freund falsch zu sein, denn er dachte in Wirklichkeit nicht im Entferntesten daran. Ihm war es nur darum zu thun, einen Plan des Wintergartens und des Hauses zu erhalten, um die Stellen zu suchen, wo sie sich aufhielt, wo sie wandelte, wo sie ihre Tage zubrachte.

Sie befanden sich jetzt auf der kleinen Terrasse, die ins Eßzimmer führte, wo Eugenie gestanden. Genau auf denselben Platz trat der Graf ebenfalls und blickte in das Glashaus zurück, wie sie vor wenigen Minuten gethan. O, ihm war so wohl, so selig in diesem Augenblicke! Es war ihm, als sei die Atmosphäre wunderbar verwandelt, als umwehe ihn ein eigenthümlicher geistiger Hauch, und deßhalb ging er fast bebend in den kleinen Eßsalon.

„Hier speist ihr jeden Tag?“ fragte er mit leiser Stimme.

„Fast jeden Tag, und nachher bleibt meine Frau und Eugenie dort am Kamine sitzen.“

„So auch heute Abend?“ fragte hastig der Kranke. „Man sieht es, dort stehen noch die beiden kleinen Fauteuils. — Und hat deine Frau nicht gelesen?“ setzte er mit einem fast lauernden Blicke hinzu. „Ja, es muß so sein, auf dem Gesimse des Kamins ist die Lampe stehen geblieben.“

„Ja doch, sie wird gelesen haben,“ erwiderte unbefangen George von Breda. „Dort hat sie ihren Platz. Eugenie sitzt ihr gegenüber.“

„Den Kamin muß mir der Architekt nicht vergessen,“ sprach der Graf scheinbar sehr ruhig. „Es muß sich vortrefflich daran sitzen.“

Bei diesen Worten ließ er sich mit einer Aengstlichkeit, als begehe er etwas Schlimmes, auf den kleinen Fauteuil nieder, in welchem das junge Mädchen gesessen. Er blickte beinahe furchtsam auf seinen Freund hin, als halte er es für möglich, dieser könne seine Absicht merken; doch hatte der Baron, gewiß ohne dergleichen zu denken, die Lampe von dem Kamin genommen und setzte sie auf den Tisch.

„Auch die Zeichnung eines solchen Fauteuils bitte ich mir aus,“ fuhr Graf Helfenberg nach einer Pause fort; „ich habe wahrhaftig nichts so Bequemes. O, wie es sich angenehm darin sitzt!“

Und in der That durchströmte ihn ein angenehmes, wonniges Gefühl; er fuhr mit der Hand über die Lehne hinab;

er legte sie alsdann auf das Kamingesims; ja, er berührte nach der Reihe alle Gegenstände, die er von seinem Sitze aus erreichen konnte, den blanken Feuerschirm, der sich hin und her rücken ließ, die zierliche Schaufel und Zange, endlich den Teppich zu seinen Füßen, um sich zu überzeugen — so sagte er — ob derselbe sehr dick und weich sei — dann stand er seufzend auf.

„An diesen Eßsalon," sprach der Hausherr, indem er die andere Thüre öffnete, „stößt noch ein kleines Kabinet, welches alsdann ins Haupthaus führt."

„Das ist ein hübsches Kabinet," antwortete der Graf und dabei trat er hinein bis zur anderen Thür, deren Drücker er leicht mit seinen Fingern berührte. „Und nun ist es gut," sprach er darauf, „mache deiner Frau mein Compliment und sage ihr, ich lasse um Entschuldigung bitten, sie so spät am Abend gestört zu haben; aber ohne Versprechen, daß ich es nicht noch einmal so mache. Der Wintergarten sei delicios, und ich hoffe, ihn noch einmal in aller Einsamkeit besuchen zu dürfen. Dann vergiß du mir die Zeichnungen nicht."

„Daran soll es nicht fehlen, und du wirst sie sehr schnell erhalten," versetzte George von Breda, indem er den Grafen freundschaftlich unter den Arm faßte und durch das Eßzimmer nach dem Ausgange des Wintergartens geleitete. „Auch wiederhole ich dringend meine Einladung, mein Haus als das deinige anzusehen. Komm, wann du willst, und du wirst sehen, daß wir deinen Wunsch, allein sein zu wollen, respectiren."

„Ich danke dir herzlich," antwortete der Kranke, und dabei reichte er dem Freunde beide Hände; „du hast mir

einen angenehmen Abend gemacht. Gute Nacht, mein lieber George!“

„Warum gute Nacht? Ich begleite dich bis in deine Wohnung.“

„Welche Idee! Wozu das? — Auf keinen Fall! Dein Kutscher wird mich sicher nach Haus bringen. — Herzlichen Gruß den Deinigen und gute Nacht!“

Damit stieg er in das Coupé, und ehe der kleine Friedrich, der dienstfertig am Schlage stand, diesen schließen konnte, rief er nochmals hinaus: „Aber vergiß mir die Pläne nicht!“

„Gewiß nicht.“

„Gute Nacht!“

Damit rollte der Wagen von dannen, und Graf Helfenberg befand sich für kurze Zeit in einer angenehmen, behaglichen Stimmung. Doch verflogen die lieblich gaukelnden Bilder, welche ihn beim Anblick der freundlich grünen Bäume des kleinen Eßsalons mit seinen traulichen Plätzen umschwebt, wie ein plötzlich zerrissener Traum, als nun die kalte, unheimliche Nacht ihn wieder umgab. Am Himmel wurden die fliehenden Wolken von heftigem Winde gejagt, und die nackten Aeste der Bäume beugten sich vor dessen rauher Hand. Im zweifelhaften Mondlichte erblickte der einsam Fahrende dort den Weg, der über die Höhe führte nach jenen stillen Thälern, wo er für kurze Zeit so glücklich gewesen war und wieder so entsetzlich elend; nur einen Augenblick sah er die hellere Straße, dann wurde sie bei einer raschen Wendung des Wagens seinem Gesichtskreise entrissen, — ja, hinweggerissen, wie auch alles, was er liebte, was ihn so unendlich glücklich gemacht hätte, hinweggerissen wurde von seinem schmerzer-

füllten Herzen. Selbſt die Wolken über ihm flohen rückwärts, keine ſchien freundlich mit ihm ziehen zu wollen; ja, die welken Blätter am Boden, Regen und Schnee mochten nicht einmal mit ihm gemeinſame Sache machen: ſie, die auch vergänglich waren wie er, ſie jagten dorthin, wo er her kam, ſein Pfad ſchien ihnen zu kurz, zu traurig. — Und warum mußte es ſo ſein? Warum konnte er, ſo jung noch, nicht mehr freudig in das Leben hinein ſehen, das ihm des Schönen, des Herrlichen ſo viel hätte bieten können? Warum ſtand er in den Jahren, wo man ſich freuen und immer inniger fühlen ſoll, ſchon am Ende ſeiner Tage? Warum? — warum? Und dieſes warum? fragte er ſich oft, und bei jeder neuen Frage ſchloß er jetzt, wo er allein war, krampfhafter ſeine Hände, biß er ſich die Lippen blutig. — Warum? — warum? Für die Erde, die jetzt kalt, ſchwarz und finſter um mich liegt, iſt dieſe Sturmnacht, dieſe winterliche Erſtarrung nur ein vorübergehender ſchwerer Traum, warum nicht auch für mich? Gräſer und Blumen, die jetzt der ſtarre Tod umfangen hält, werden aufleben zu einem friſchen Daſein wie früher, warum ich nicht? Sie werden noch mit Liebe angeſchaut werden, noch lange, lange Jahre von leuchtenden, liebenden Menſchenaugen; warum ich nicht? Warum? — warum?

Damit biß er aufs Neue die Zähne zuſammen, und wie leuchtende Blitze fuhr das, was er vor kurzer Zeit geſehen, die glänzend beſtrahlten Blätter des Wintergartens, einen zierlichen Rahmen bildend, in welchem ihre wunderbare Geſtalt erſchien, an ſeiner Seele vorüber, und wie es nicht mehr geſchehen ſeit längerer Zeit, ſo erfaßte jetzt auf einmal wieder grimmige Verzweiflung ſein Herz; er bäumte ſich auf und ſtöhnte: Nein, ich will nicht! — ich will nicht!

Da war es gut für den Unglücklichen, daß in diesem Augenblicke der Wagen aus schnellem Laufe mit einem plötzlichen Rucke hielt und so gewaltsam seine finsteren Träumereien zerriß. Zu abgespannt und gleichgültig, um nach der Ursache des Haltens zu blicken, drückte er sich fest in die Ecke des Coupé's, und doch konnte er sein Ohr, wie er wohl gewünscht, nicht verschließen, und vernahm deßhalb die Stimme des Kutschers, der scheltend sagte: „Das lief noch einmal gut ab, aber wer heißt Euch auch wie toll und blind in meine Pferde hineinlaufen?“

Darauf antwortete eine andere Stimme: „Sie werden mir zugeben, lieber Freund, daß man bei der finsteren Nacht gerade nicht blind zu sein braucht, des andern Prädikats gar nicht zu gedenken, um mit einem so polizeiwidrig rasch fahrenden Wagen, der nicht einmal Laternen hat, auf höchst unangenehme Art zusammen zu gerathen. Statt zu schimpfen, hätten Sie besser gethan, sich zu entschuldigen; item, merken Sie sich das für ein ander Mal.“

Der Graf horchte auf, als er diese Stimme vernahm, die ihm bekannt vorkam; er blickte hinaus. Schon setzte sich der Wagen in Bewegung, da erkannte er die kleine Gestalt des Armenarztes, der an der Straße stand und heftig mit seinem Regenschirm gesticulirte.

Warum mußte gerade dieser die Ursache sein, daß der Graf seinen finsteren Gedanken entrissen wurde? Warum mußte ihm der Arzt gerade jetzt in den Weg treten, als er verzweifelnd nirgend mehr Hülfe und Rettung sah? Oft erscheint, wenn wir in dunkler Nacht gehen, dicht vor unseren Augen etwas wie ein zuckendes Licht — es ist nicht das

Leuchten eines Blitzes, es iſt nicht der Strahl eines Sternes, aber es zerreißt auf Momente die troſtloſe Finſterniß, es iſt im Stande, unſere Gedanken zu wenden. So war es dem Grafen, als er plötzlich die kleine Geſtalt des Arztes der Armen, ſeines Arztes vor ſich ſah; gehörte er doch auch zu denen, die in deſſen Pflege waren; war er doch ärmer als alle die Armen.

Ein Zug an der Schnur, die von dem Arme des Kutſchers in das Coupé hinein ging, machte die Pferde augenblicklich wieder halten; Graf Helfenberg öffnete den Schlag und rief den Namen des Doktors, welcher alsbald näher trat und erſtaunt ausrief: „Aber ums Himmels willen, Euer Erlaucht, bei dieſem Wetter auf der Straße? Sie werden mir erlauben, daß mich das faſt noch mehr wundern muß als vorhin der Ueberfahrungs-Verſuch Ihres Kutſchers.“

„Und Sie, beſter Doktor, was machen Sie ſo ſpät hier?“

„Was ich ſo ſpät hier mache? O, gnädiger Herr, den Glücklichen und den Aerzten ſchlägt keine Stunde.“

„Erklären Sie mir das deutlicher. Aber, wenn ich bitten darf, in meinem Wagen — ich fahre Sie nach Hauſe.“

„Meinetwegen denn; ich folge Ihrem Befehl. Aber ehe ich einſteige, werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß bei dieſem Nachhauſeführen doch nur die Wohnung Euer Erlaucht gemeint ſein kann.“

„Nein, nein, die Ihrige, lieber Doktor,“ ſagte haſtig der Graf. „Aber kommen Sie in den Wagen.“ — Der kleine Arzt war immer noch auf dem Tritte des Wagens ſtehen geblieben.

„Euer Erlaucht werden mir verzeihen, wenn ich in dem Punkte eigensinnig bin wie ein altes Maulthier. Aut Caesar, aut nihil, das heißt nach Ihrer Wohnung fahren oder gar nicht.“

„Ich sehe wohl, mit Ihnen ist nicht zu spaßen. So kommen Sie denn herein. Wenn Sie aber vorher die Gefälligkeit hätten, dem Kutscher zuzurufen, er solle nach Hause fahren, so wäre ich sehr dankbar dafür.“

Also that Doktor Flecker, dann schüttelte er seinen Regenschirm ab und trat in das Coupé, welches im raschen Laufe der Pferde davon fuhr.

Gleich darauf erreichten sie das Pflaster, wo das Rollen auf den Steinen die Conversation sehr beschwerlich gemacht hätte, weßhalb eine solche unterblieb. Wenige Zeit nachher kamen sie auch vor das Palais des Grafen, der Wagen hielt unter dem Thorbogen, und augenblicklich wurde der Schlag geöffnet, worauf der Doktor zum großen Erstaunen der Dienerschaft dem Coupé entsprang. Sorgfältig half er dem Grafen aussteigen und geleitete ihn bis an die Haustreppe. Hier wollte er sich empfehlen, doch sagte ihm der Kranke: „Wenn Sie nicht gar zu sehr pressirt wären, mein lieber Doktor — eine Frau, die Sie sehnlich erwarten könnte, haben Sie, glaube ich, nicht — so würde ich es als eine Gunst ansehen, wenn Sie noch eine halbe Stunde bei mir eintreten wollten. Es wäre ein gutes Werk, mit mir noch ein wenig zu plaudern, das wäre Recept und Arznei, die Sie einem armen Kranken, wie ich bin, nicht vorenthalten dürfen.“

„Und woraus ich mir ein Vergnügen mache,“ entgegnete heiter der Doktor. „Wenn Eure Erlaucht mir also erlauben,

ſo ſteigen wir hinauf. Die Luft auf der Treppe iſt ein bischen kühl.“

Damit faßte er den Grafen unter den Arm, und Beide ſtiegen langſam an den Ritterfiguren, die bei den flackernden Lichtern, welche die Lakaien trugen, faſt freundlich ausſahen, vorüber, die Treppe hinauf.

Der alte Portier drunten blickte ſeinem Herrn und deſſen Begleiter einen Augenblick voll Theilnahme nach, dann patſchte er Einem von der Dienerſchaft, der bei ihm ſtehen geblieben war, mit der dicken, fleiſchigen Hand auf die Bruſt und ſagte: „Wenn ich je einmal König werden ſollte, der kleine Doktor müßte mein Leibarzt werden. Was der Mann mit den einfachſten Hausmitteln auszurichten verſteht, davon habt Ihr gar keine Idee.“

Dieſes Lob des alten Pförtners gründete ſich darauf, daß ihm der Doktor bei allerlei Magenbeſchwerden, die er häufig hatte, bald dieſen, bald jenen Liqueur verordnete, oder ihn bei Indigeſtionen mehrere Tage lang auf Kamillenthee und ſonſt nichts geſetzt hatte. — Hausmittel in der That, die denn auch immer eine vortreffliche Wirkung geäußert.

Der Graf war ſchon längſt oben in den Zimmern verſchwunden, als ihm der Portier immer noch nachblickte, immer noch kopfnickend, in tiefes Nachſinnen verſunken, und dann, ehe er in ſeine Loge zurücktrat, ſeufzend bemerkte: „Ja, Hausmittel! Hausmittel! die hätten dem armen Herrn auch beſſer gethan als all die Kuren, mit denen ſie ihn ſchon gequält haben. Wie ſchon geſagt, ich König und der kleine Doktor da mein Leibarzt.“

Oben in dem uns bekannten Kabinette angekommen, ließ

ſich Graf Helfenberg, von dem Exceß, den er begangen, doch einigermaßen ermüdet, in ſeinen Lehnſtuhl am Kamine nieder, nachdem der Kammerdiener für den Doktor einen anderen herbeigerollt.

„Sie ſind Raucher?“

„Zu Haus ein Anhänger der langen Pfeife.“

„Nehmen aber auch ausnahmsweiſe eine Cigarre?“

„Mit Vergnügen.“

„Und was glauben Sie, beſter Doktor,“ fuhr der Hausherr lächelnd fort, „zu einem Tropfen ſehr guten Punſch? Das könnte nach der Fahrt in der kalten Nacht wohl nichts ſchaden?“

„Ich glaube nicht, daß wir damit ein Unrecht begingen,“ meinte lachend Doktor Flecker.

Der Kammerdiener entfernte ſich, ohne einen weiteren Befehl abzuwarten.

„Und erlauben Sie mir auch ein Glas?“ fragte der Hausherr.

„Immerhin, das wird Eurer Erlaucht nicht den geringſten Schaden thun.“

„Schaden *mehr* thun, wollten Sie ſagen,“ erwiderte der Andere und betonte das „mehr“ ſehr ſcharf. „So ſeid ihr Aerzte. Zuerſt quält ihr uns mit Arzneien und Enthaltſamkeit, um am Ende der Sache ihren Lauf zu laſſen, wie Gott will.“

„So war es in der That nicht gemeint,“ verſetzte der Armenarzt. „Ich halte einen guten Punſch für ein ſehr unſchuldiges Getränk.“

„Sei es darum,“ ſprach Graf Helfenberg, indem er ſich in ſeinem Fauteuil ausſtreckte. „Wir wollen einmal einen

kleinen Exceß begehen auf Ihre Verantwortung. Die Cigarre habe ich mir schon zugelegt, und da Sie es erlauben, also auch ein paar Tropfen Punsch."

Dieser wurde auch im nächsten Augenblicke von dem Kammerdiener in einer kleinen Krystallbowle gebracht. Derselbe füllte auf den Wink des Grafen zwei Gläser und verließ eben so schweigend wie vorhin das Zimmer.

„Wo kommen Sie denn so spät her, bester Doktor," fragte der Hausherr nach einer Pause, „bei diesem entsetzlich schlechten Wetter?"

„Natürlich von einem Kranken, Erlaucht."

„Aber da draußen wohnt ja Niemand mehr."

„O ja, in den kleinen Häusern an der Chaussee viele arme Leute."

„Richtig, arme Leute."

„Meine Patienten."

Der Graf sah mit einem Blick der Theilnahme auf den kleinen Doktor, der behaglich aus seinem Punschglase schlürfte. Sein Rock war überaus einfach, auch nicht nach neuem Schnitt, und das wirklich abscheuliche Wetter hatte seine Stiefel und den unteren Theil seiner Beinkleider ziemlich stark mitgenommen.

„Ich hatte da einen sehr schönen, interessanten Fall," sagte der Doktor, wobei er in die glühenden Kohlen des Kamins blickte. „Ein schwerer Fall, der mich recht freut."

„So! ein schwerer Fall kann den Arzt recht freuen?"

„Das will ich meinen, je nachdem der Ausgang ist. — Daß wir Aerzte," fuhr der Doktor fort, „sehr häufig im Dunkeln umher tappen, ist eine alte Geschichte, und sehr wahr das Gleichniß mit dem Stock und dem Topf;

auch wird gar zu häufig der Topf getroffen. Um so freudiger ist es dann aber für Jemand, der seine Wissenschaft wirklich von Herzen liebt, wenn ihm auf einmal im Finstern selbst der unbedeutendste Lichtstrahl erscheint, wenn man einsieht, man war auf falschem Wege, und biegt nun plötzlich mit aller Sicherheit endlich in die richtige Straße ein."

Der Graf hatte den Kopf auf die Hand gestützt und lauschte aufmerksam. „So geben Sie zu," sagte er nach einem kleinen Stillschweigen, „daß ihr Aerzte euch öfters irrt?"

„Davon ist Niemand besser überzeugt, als ein denkender Arzt selbst," erwiderte eifrig der Andere.

„Und doch habe ich noch nie gehört," sprach der Graf, „daß ein Arzt selbst beim schwierigsten Falle in Verlegenheit gekommen wäre, augenblicklich zu sagen: Dies oder Das ist die Krankheit des Patienten."

„Es gibt allerdings Bevorzugte unserer Kunst, die, ich möchte sagen, von der Natur mit einem glücklichen Scharfblick begabt sind, um sogleich die Diagnose einer Krankheit stellen zu können."

„Die sich aber auch irren können und dann wieder um so weniger geneigt sind, den falschen Schritt, den sie vielleicht gethan, anzuerkennen. O, ich kenne das!" bemerkte der Graf.

Hierauf versank er wieder in tiefes Nachdenken, doch schien dasselbe unangenehmer Art zu sein; sein Kopf glitt von der Handfläche herab, und die Finger gruben sich in sein Haar.

Doktor Flecker blickte mitleidig zu ihm hinüber und hatte

offenbar eigenthümliche Gedanken, als er in dem prächtigen Kabinet umherſchaute, all dieſen Reichthum, all dieſen Luxus ſah und dazu die zuſammengebrochene Geſtalt des jungen Mannes vor ſich.

Dieſer richtete ſich nach einiger Zeit haſtig in die Höhe, warf einen feſten, durchdringenden Blick auf den Arzt und fragte ihn mit ſchärfem und beſtimmtem Tone: „Und was mir fehlt, darüber ſcheint bei allen Aerzten kein Zweifel zu herrſchen, und Ihre Anſicht vereinigt ſich mit denen der Uebrigen. — — Bitte, lieber Dokter, geben Sie mir eine Antwort," fuhr er nach einer Pauſe fort, als der Arzt achſelzuckend ſchwieg.

„Ich hatte, wie Eure Erlaucht am beſten wiſſen, noch nie Gelegenheit, Ihren Zuſtand genauer zu unterſuchen. Wenn ich mir ein Urtheil nach dem bloßen Augenſchein erlauben dürfte, ſo ſtimmt es allerdings mit dem überein, was ich von Ihrem Zuſtande gehört."

„Daß ich —? Bitte, ohne Umſchweife!"

„Daß ſich bei Eurer Erlaucht Symptome eines Rückenmarkleidens zeigen."

„Symptome!" lachte bitter der Kranke. „Davon kann nicht mehr die Rede ſein, ſondern von einer ausgebildeten Krankheit unter den gefährlichſten Anzeichen. — Oder den beſten," ſetzte er finſter hinzu, „wenn ich endliche Erlöſung für ein Glück halte."

Er drückte ſeine rechte Hand feſt auf die Stirn, dann fuhr er fort: „Ja, ſo iſt es; ſo haben mir eine Menge Ihrer Collegen geſagt, und darauf hin habe ich Kuren durchmachen müſſen, die oft ſchlimmer waren, als meine Leiden ſelbſt. Nehmen wir alſo an: es iſt, wie auch Sie ſagen.

Und ich bin jetzt selbst so davon überzeugt, daß ich seit langer Zeit mit Niemandem mehr darüber sprach. Doch ich weiß nicht, wie es kommt, bester Doktor — bin ich heute Abend durch einige Zufälligkeiten erregter, empfänglicher, als sonst? — Genug, ich habe ein solches Vertrauen zu Ihnen gefaßt, daß ich — nicht an eine Rettung glaubend," sprach er, bitter lächelnd — „aber einen Trost darin finde, gerade mit Ihnen ein paar Worte über meinen Zustand zu reden."

„Was mir vom höchsten Interesse ist!" entgegnete Doktor Flecker, wobei er sich vornüberbeugte und seine Brillengläser scharf auf den Kranken richtete.

„Es ist vielleicht kindisch von mir," meinte Graf Helfenberg mit einer leicht vibrirenden Stimme; „aber bitte, wiederholen Sie mir nochmals, daß auch Aerzte sich irren können!"

„Recht gern und mit bestem Gewissen!" versetzte lachend der Doktor. „Es irren sich nicht nur Armenärzte und Armendoktoren, die das Recept für sechs Kreuzer schreiben, sondern auch Geheime Obermedicinal- und Sanitätsräthe, Generalstabs-, Hof- und Leibärzte, und, wie alle die vornehmen Chargen heißen mögen, die der liebe Gott zur Beglückung des leidenden Menschengeschlechts in diese liebe Welt gesetzt."

„Gut denn. Wenn ich eine Indigestion habe," fuhr der Graf fort, „so habe ich vielleicht zu stark dinirt; einen Katarrh, ein schlimmes Fieber oder dergleichen, so habe ich mir das durch eine Erkältung zugezogen. Welche Ursache liegt nun meinem Leiden zu Grunde? Ich weiß, was Sie mir als Arzt entgegnen werden und was mir schon un-

zählige Mal entgegnet worden iſt. Nachdem ich lange in die betreffenden Aerzte gedrungen, ſprach man achſelzuckend und bedauernd von einer wild verlebten Jugend, von meinen Reiſen in Italien, meinem Aufenthalte in Paris, und was alles ſonſt noch. Nun kann ich Ihnen aber mein heiliges Ehrenwort geben — was ich bis jetzt nicht der Mühe werth gehalten," ſetzte der Kranke ſtolz hinzu, „und woraus Sie ſehen können, lieber Doktor, wie ſehr ich Sie ſchätze und achte — daß ich weniger wild gelebt, als Tauſende meiner Bekannten; daß meine Reiſen in Frankreich und Italien von keinen Extravaganzen begleitet waren. Ja, ich will Ihnen geſtehen, was ich nie einem Menſchen geſtand, daß ich eben dieſe letzten Reiſen, von welchen man meine Leiden herſchreiben will, mit dem geliebten Bilde eines Mädchens in meinem Herzen machte, das mir als Schutzgeiſt diente und mich von Vielem, Vielem zurückhielt. Was ich Ihnen eben ſagte," fuhr der Graf mit feierlicher Stimme fort, indem er die Hand erhob, „iſt die ſtrengſte Wahrheit, und wenn Sie mich in einer ſchweren Stunde wieder darum befragen würden, ſo könnte ich mit dem beſten Gewiſſen nicht anders ſprechen. Glauben Sie alſo meinen Worten?"

„Ich glaube feſt daran!" entgegnete der Armenarzt mit weichem Tone.

„Das vorhin Angegebene kann alſo nicht die Urſache meiner Leiden ſein; noch weniger aber ſind ſie ererbt; denn auch Sie werden vielleicht wiſſen, daß ſich mein Vater und mein Großvater derſelben vortrefflichen Geſundheit erfreuten, wie ich ſelber bis zu jenem Augenblicke, wo ich die Anfänge meines Leidens fühlte."

„Und dieſes Augenblickes erinnern Sie ſich deutlich?“

„Als wenn es heute wäre! Es traf da Einiges zuſammen, was mich auch ſonſt ihn nicht leicht vergeſſen ließe.“

Der Doktor hatte mit der größten Aufmerkſamkeit zugehört.

„Darf ich Eure Erlaucht,“ ſagte er alsdann, „um eine Mittheilung aus jener Zeit bitten? Wenn Ihnen das nämlich thunlich erſcheint,“ ſetzte er, wie ſeine Forderung entſchuldigend hinzu.

„Warum nicht! Es iſt mir ſogar eine Erleichterung,“ erwiderte Graf Helfenberg. „Es war zu Rom während des Carnevals; wir hatten alles mitgemacht, was ein Fremder in dieſer tollen Zeit mitzumachen pflegt: wir befuhren den Corſo, wir beſuchten Theater und Bälle, wir amuſirten uns bis gegen Morgen, während wir die Hälfte des Tages verſchliefen.“

„Der Herr Graf ſagten: wir; dürfte ich fragen, wen Sie unter dem Wir verſtehen?“

„Ja ſo, das habe ich vergeſſen. Ich traf in Florenz einen Ruſſen meines Alters, der mir ausnahmsweiſe ſympathiſch war, ja, zu dem ich mich ſo hingezogen fühlte und er zu mir, daß wir in kurzer Zeit unzertrennlich waren, in eine Wohnung zogen und alle Excurſionen zuſammen machten. Es war ein nobler Charakter und wiſſenſchaftlich weit gebildeter, als ich, was am Ende nicht viel ſagen will; aber er hatte in der That enorme Kenntniſſe, hatte ſchon mehrere Jahre in Italien zugebracht, und ſprach die Landesſprache mit einer wunderbaren Fertigkeit, faſt ohne fremden Accent. Wir ſahen einander ähnlich, ja, man hatte uns ſchon für

Brüder gehalten. Seine Kenntniß des Landes und der Sprache halfen ihm bei manchen seiner tollen Abenteuer. — Ja, er führte zuweilen ein tolles Leben," sprach der Kranke nach einer Pause seufzend; „bei ihm würde mich Alles nicht wundern, und er ist frisch und gesund. — Aber weiter.

„Eines Tages während des Carnevals war ich unwohl und blieb zu Hause; er fuhr allein auf den Corso, speiste mit mir und ging allein auf den Ball, von wo er endlich spät in der Nacht nach Hause kam und es nicht unterlassen konnte, mich zu wecken, um mir eine der köstlichsten Geschichten zu erzählen, so sagte er, die ihm jemals passirt. Ehe ich auf den Corso ging, erzählte er, schlenderte ich zu meinem Schneider, um mir einen Maskenanzug für den Abend zu besorgen; ich sah da einen einfachen, aber sehr eigenthümlichen Domino, und ich weiß nicht, wie mir die Idee kam, einen solchen für den Abend haben zu wollen. Der Schneider machte wegen der Kürze der Zeit und auch sonst noch wegen etwas, das ich damals nicht begriff, Schwierigkeiten, aber mit Gold kann man Vieles durchsetzen. So versprach er mir denn den gleichen Domino, hielt auch sein Wort, und ehe ich auf den Ball fuhr, warf ich bei ihm den bestellten Anzug über meine Kleider. Der Ball war voll Masken und des bekannten tollen Gewühls. Ich fand wenig Bekannte und amusirte mich Anfangs. Endlich aber werde ich von einem schwarzen weiblichen Domino auffallend intriguirt; derselbe hatte eine stahlblaue Atlaßmaske vor dem Gesichte, aus dem ein Paar glänzender Augen hervorstrahlte. Eine gute Weile glitten wir bei einander vorüber, uns bald hier, bald da im Saale treffend und einige Worte wechselnd. Das dauerte vielleicht eine halbe Stunde, worauf die Unbekannte ver-

ſchwunden war. Kurz darauf aber vernahm ich ihre Stimme wieder, doch hatte ſie jetzt einen roſa Domino und eine weiße Maske. Man hat nun meine Spur verloren, ſagte ſie. Haſt du deinen Wagen drunten? — Was ſollte ich antworten? Ohne mich aber viel zu beſinnen, entgegnete ich, allerdings ſei der Wagen drunten. — So laß ihn dicht an der Treppe vorfahren, antwortete ſie, ich folge im Augenblicke. Da hatte ich den Anfang des ſchönſten Abenteuers, und ich beſchloß, Gebrauch davon zu machen, berichtete mein leichtſinniger Ruſſe weiter. Ich ließ meinen Wagen vorfahren, der roſa Domino folgte, wie er geſagt, wir ſtiegen ein. Wohin? fragte ich. Das wird doch dein Kutſcher wiſſen, entgegnete ſie, nur fort, fort! wir dürfen hier nicht halten. Ich gab François ein Zeichen, und der Wagen rollte davon. Wohin? war mir vorderhand gleichgültig, daß aber mein Kutſcher ſtille, dunkle Straßen aufſuchen würde, dafür kannte ich ihn. So fuhren wir alſo in der Finſterniß fort, ich ſehr geſpannt auf die Entwicklung dieſer Geſchichte. Der Anfang dieſer Entwicklnug ließ auch nicht lange auf ſich warten; ſie drängte ſich an meine Bruſt, indem ſie ſagte: Den ganzen Tag habe ich vergebens nach dir geſehen, du böſer Menſch; warum kamſt du nicht? — Da man in Rom zur Zeit des Carnevals bei ähnlichen Veranlaſſungen nirgendwo anders hinkommen kann, als auf den Corſo, ſo antwortete ich keklich, ich ſei mehrere Stunden dort geweſen, was auch keine Lüge war. — Aber unter unſerem Balcone habe ich dich nicht geſehen, forſchte ſie weiter. — Mußte ich mich denn nicht in Acht nehmen? erwiderte ich, das römiſche Leben kennend; er ging ja gar nicht von deiner Seite. — Ach, das iſt wahr! ſeufzte ſie; leider ging

er nicht von meiner Seite, auch heute Abend nicht, und wenn mir nicht Cecce geholfen hätte — sie spaziert mit meinem schwarzen Domino und meiner blauen Maske statt meiner eben im Saale — so wäre es mir auch jetzt nicht einmal möglich gewesen, dich einen kleinen süßen Augenblick zu sehen.

„So erzählte mein Russe," fuhr der Graf fort, und als er so erzählt, lächelte er vergnügt in sich hinein, ehe er weiter sprach: Ja, sie hatte Recht, wir sahen uns einen kleinen, süßen Augenblick, bei welchem ich vor Entzücken und auch wieder vor Angst zitterte wie nie in meinem Leben. Anfänglich hatte ich geglaubt, es sei auf eine Prellerei abgesehen und ich habe es mit einer listigen Person zu thun. Aber das war sie nicht, und wenn auch eine Rose ohne Dornen, so war sie doch eine frische Rose. — Wir kamen glücklich auf den Ball zurück, und somit wäre das Abenteuer in allen Theilen glänzend ausgefallen, wenn ich so klug gewesen wäre, mich darauf nach Hause zu begeben. Ich blieb aber noch da, und als ich nach ein paar Stunden verschwinden wollte, traf ich bei einer Ausgangsthür Nase an Nase mit jenem Domino zusammen, dessen Copie ich war. Da ich mich im Unrecht wußte, so blieb ich erwartend stehen, doch ließ mich der Andere unangeredet vorüber, nur sah ich aus seiner schwarzen Maske ein paar blitzende Augen auf mich gerichtet. So langsam wie möglich stieg ich die Treppen hinab, um ihm Zeit zu lassen, mir zu folgen, was er übrigens nicht that, und erreichte unangefochten meinen Wagen, setzte mich hinein und fuhr nach Hause.

„Das erzählte er mir," fuhr der Graf nach einer Pause fort, „und auch ich war leichtsinnig genug, über das köstliche

Abenteuer, wie er es nannte, mit ihm zu lachen. — Es sollte aber seine ernsten Folgen haben."

„Das kann ich mir denken," sagte kopfnickend der Armenarzt, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehorcht.

„Schon den anderen Abend," sprach der Graf weiter, „als wir vom Monte Pincio über die spanische Treppe hinab stiegen — es dunkelte bereits — drängte sich ein Kerl an uns und stieß plötzlich mit dem Messer nach mir. Mein Freund aber hatte die verdächtige Bewegung bemerkt, und von einem tüchtigen Faustschlage getroffen, rollte der Bandit die Stufen hinab. Aehnliches wiederholte sich indessen in den nächsten Tagen, und dabei war es merkwürdig und nicht gerade angenehm für mich, daß meistens mir die Attentate galten. Ich muß gestehen, daß mein Russe darüber in Verzweiflung war und, als diese Anfälle gar nicht mehr aufhören wollten, zur Abreise rieth. Wir trafen denn auch alsbald dazu unsere Anstalten; doch ehe wir uns in den Reisewagen setzten, erkrankte mein Freund plötzlich, anscheinend mit gefährlichen Symptomen, so daß er zurückbleiben mußte. Natürlich wollte ich ihn nicht verlassen, doch beschwor er mich, nach Neapel vorauszugehen, wobei er die Hoffnung aussprach, mir bald nachfolgen zu können. Dagegen stellte ich ihm vor, wie es mir für seine Pflege besser erscheine, wenn ich in der Nähe bleibe. — Umsonst! er versicherte mir, die Angst wegen neuer Anfälle würde ihn nicht zur Ruhe kommen lassen und immer kränker machen. Einmal aus dem Kirchenstaate hinaus würden diese Geschichten schon aufhören. Was ihn selbst anbelange, so müsse er jedenfalls einige Zeit zu Hause bleiben, könne sich also vollkommen schützen, und dann scheinen auch unsere unsichtbaren Feinde der festen Meinung zu sein, ich sei der Uebelthäter. — Interessirt

es Sie auch, Doktor, was ich Ihnen erzähle?" unterbrach ſich der Hausherr und nahm ein paar Tropfen von ſeinem Punſche.

„Ob es mich intereſſirt!" erwiderte der Armenarzt. „Ich bin ſehr begierig auf den Verlauf und Schluß."

Und wirklich hatte er auch die Stellung Jemandes angenommen, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zuhorcht. Schon eine lange Zeit faß er vornübergebeugt und hielt ſein Punſchglas in der Hand, und die vortreffliche Cigarre war ihm längſt ausgegangen, ohne daß er es zu bemerken ſchien.

„Bitte, Erlaucht," ſagte er, „laſſen Sie mich nicht zu lange auf das Ende warten."

„Wir ſind bald am Ende," entgegnete der Graf. „Ich verließ Rom und meinen Freund mit ſchwerem Herzen, nachdem ich noch für ihn gethan, was ich gekonnt. So ließ ich unter Anderem meinen deutſchen Kammerdiener bei ihm zurück, und behalf mich mit einem Italiener, der ſich mir herrenlos bei meiner Abreiſe vorſtellte und der ein vortrefflicher Bedienter war."

„Ah!" machte der Doktor, und dieſes „Ah!" klang halb wie ein Seufzer, halb wie ein Ausruf der Ueberraſchung.

„In Albano," fuhr der Kranke fort, „blieb ich faſt acht Tage, immer hoffend, der Zuſtand meines Reiſe-Geſellſchafters würde ſich vielleicht beſſern und ihm erlauben, mir zu folgen. — Vergebens. — — Aber hier in Albano war es, beſter Doktor," ſagte der Graf mit einem düſteren Blicke auf ſein Gegenüber, „wo ſich die erſten Anfänge meines Leidens zeigten."

„Da schon? Ja, es ist möglich," entgegnete der Arzt mit ganz leiser Stimme.

„Ich spürte eines Morgens eine leichte, aber vorübergehende Schwäche in meinen Gliedern; es flimmerte mir wie ein Nebel vor den Augen, auch hatte ich Brustbeklemmungen. Das ging aber vorüber und ich dachte nicht weiter daran. Erst als ich einige Zeit in Neapel war — mein Freund war vierzehn Tage nach meiner Abreise wieder hergestellt und eingetroffen — stellten sich abermals dieselben Erscheinungen ein und blieben mir von da an," setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „beständige und treue Begleiter. Ich zog die berühmtesten Aerzte zu Rathe, man zuckte die Achseln, man rieth mir, Italien zu verlassen, deutsche Bäder zu gebrauchen. Doch sah ich wohl an den Mienen Ihrer italienischen und französischen Collegen, von welcher Art sie mein Leiden hielten und welche Ursachen man demselben unterlegte."

„Und jener italienische Bediente," forschte der Doktor mit einer wahren Aengstlichkeit, „den Sie in Rom annahmen? Blieb er lange bei Ihnen? Wann und wo verließ er Sie?"

„Er verließ mich in Neapel, wenige Zeit nachher, nachdem der Russe mit meinem Kammerdiener dort eingetroffen war. Er ging nach Rom zurück, wohin ihn Familien-Angelegenheiten riefen."

„Er ging nach Rom zurück," wiederholte der Doktor mit dem gewöhnlichen Tone seiner Stimme, dann setzte er hinzu, aber so leise, daß der Kranke seine Worte nicht verstehen konnte: „Nachdem sein Werk vollendet; — ein Lichtstrahl! ein Lichtstrahl!"

Doch blickte er in die Höhe, und man hätte ſehen müſſen, wie ſeltſam ſeine Augen glänzten, wenn die blaue Brille nicht geweſen wäre.

„Daß es mir bei deutſchen Aerzten und in deutſchen Bädern nicht beſſer ging," ſagte der Graf nach einer Pauſe, „haben Sie gehört und ſehen es mir wohl auch an. Ich las es auch in den Mienen berühmter Leute Ihres Faches, daß ich ein verlorner Mann ſei."

„Und ſprachen Sie bei dieſen Conſultationen," fragte Doktor Flecker, „nie von dem Vorfalle in Rom, wie Sie mir ihn erzählten? Thaten Sie das nie?"

„Wohl that ich es, und erinnere mich dabei wohl einer ſarkaſtiſchen Aeußerung, die mir in die Seele ſchnitt. Es fragte mich einer Ihrer Collegen, ob ich ſelbſt recht viele ſolcher Abenteuer beſtanden, wie ich da von meinem ruſſiſchen Reiſegeſellſchafter erzählt. Was ſollte ich darauf erwidern? Ich zuckte die Achſeln und ſchwieg."

Das Benehmen des Armenarztes hatte ſich gegen das Ende der Erzählung auf eine merkwürdige Art verändert; ſo unbeweglich er vorhin da geſeſſen, Punſchglas und Cigarre in der Hand, ſo beweglich war er jetzt mit einem Male geworden; dabei ſchien er ſehr zerſtreut; denn er ſetzte das Punſchglas in die Aſche des Kaminfeuers, während er die Cigarre auf das Kamingeſimſe legte. Dann rückte er hin und her, wie Jemand, dem es unbehaglich iſt, ſtill ſitzen bleiben zu müſſen, und der gern auf und ab laufen möchte, um irgend etwas, das ihn auf der Seele drückt, Luft zu machen. Auch geſticulirte er ſonderbar mit Armen und Händen, fuhr jetzt mit der einen Hand durch ſein Haar und nahm mit der anderen die Brille ab, um deren Gläſer

zu wiederholten Malen mit seinem Rockzipfel zu putzen. Wenn er aber für Momente so ohne Augengläser da saß, so hätte der Graf bemerken können, wie der Blick des Doktors jetzt außerordentlich heiter, dann wieder tief betrübt schien, und dazu paßte auch vollkommen die Stellung seiner Mundwinkel, nach welcher man hätte glauben sollen, er wolle jetzt laut auflachen und gleich darauf in ein betrübtes Weinen ausbrechen.

„Für das, was Sie mir mitgetheilt, Herr Graf," sprach er nach einem längeren Stillschweigen, „sage ich Ihnen meinen besten Dank. Wenn ich Ihnen bemerke, daß ich viel daraus gelernt, so werden Sie mir hoffentlich glauben. Dabei kann ich Ihnen allerdings nicht verschweigen, daß ich mich gewiß nicht für gescheidter halte, als unzählige meiner Collegen; aber Sie werden mir zugeben, daß es im Menschenleben Augenblicke gibt, wo man — wie soll ich in der Geschwindigkeit sagen? — empfänglicher ist, aufgeweckter, erleuchteter — erleuchteter, das ist das Wort! wo einem plötzlich auf Momente die Nebel schwinden, die der liebe Gott so weise über Vieles in seiner Schöpfung gebreitet, wo man einen Blick thut in der Wesen Inneres, vor dem man zurückschrickt aus Freude und Entzücken. — — Aber nein, nein!" unterbrach er sich selber, indem er aufsprang und sich, mit den Händen heftig gesticulirend, dicht vor den Grafen stellte; „ich muß das ruhiger sagen. Sie werden am Ende glauben, Herr Graf, der allerdings vortreffliche Punsch habe mich exaltirt; und doch, wenn Sie sich in meiner Lage befänden, müßten Sie mir zugeben, daß ich nicht anders sprechen kann, als ich spreche; ja, Sie müßten mir verzeihen,

wenn ich hier vor ihren Augen einen Luftsprung machte. A—a—a—h!"

Damit schnappte er nach Luft und faßte sich dann mit seinen beiden Händen an dem eigenen Rockkragen, wie um sich selbst ein wenig zurecht zu schütteln.

Der Kranke hatte mit nicht geringem Erstaunen diesen seltsamen Worten des Doktors zugehört. Daß etwas Besonderes dahinter stecken müsse, und vielleicht für ihn etwas sehr Gutes, ja, unendlich Glückliches, begriff er wohl und richtete sich deßhalb hastig aus seiner gebückten Stellung auf, den Doktor erwartungsvoll und fragend ansehend.

„Ich muß mir selbst eingestehen," fuhr dieser fort, wobei er sich vor die Stirn schlug, „daß ich ein alter, unzurechnungsfähiger Narr bin und mich betrage wie ein Kind. Aber," setzte er mit vor Rührung zitternder Stimme hinzu, indem er seine Rechte auf die Schulter des Grafen legte, „Sie werden mir zugeben müssen, daß es wohl verzeihlich ist, wenn jemand, der in tiefer Finsterniß gewandelt, auf einmal aufschreit, da er einen Lichtstrahl sieht!"

„Einen Lichtstrahl? O, einen Lichtstrahl?"

„Ich sollte nicht so sprechen," sagte der Doktor mit etwas weniger Lebhaftigkeit, aber einem Tone der Stimme, der ihm vor Rührung fast umschlug. „Und ich will auch mein Maul halten, um Ihnen keine Hoffnungen zu machen, die sich vielleicht doch nicht erfüllen könnten."

„Aber ich bitte, sprechen Sie!" erwiderte hastig der Kranke. „Was liegt am Ende an einer Hoffnung mehr oder weniger? Mir sind schon so viele verschwunden, daß ich mich bald daran gewöhnt habe. — Ist es doch immer eine Hoffnung,

die vielleicht für Tage, ja, Wochen aushält und die wenigstens das Gute hat, mir momentan eine kleine Freude zu machen. — — Sie glauben," forschte er nach einer Pause, während welcher ihn der Armenarzt kopfnickend betrachtet, weiter, „mein Leiden sei anderer Art, als man mir bis jetzt gesagt?"

„Ich glaube so," sprach der Andere feierlich.

„Sie glauben an eine Ursache, die — wie soll ich mich ausdrücken? — in ihren Wirkungen minder gefährlich wäre?"

„Minder gefährlich? — Das kann nur Gott wissen. Aber ich glaube an eine Ursache, der wir vielleicht im Stande sind, mit unseren Heilmitteln erfolgreich entgegen zu wirken."

„Erfolgreich, Doktor!" rief der Kranke, während sein Körper zusammenzuckte. „O, seien Sie nicht grausam! zeigen Sie einem Verdurstenden nicht einen Strahl klaren, frischen Wassers, den er aber zu erreichen nicht mehr die Kraft hat!"

„Ich habe gesagt: vielleicht erfolgreich," entgegnete der Arzt ruhig, beinahe kalt. „Aber wenn ich weiter sprechen soll, so müssen Sie mich mit Ruhe anhören."

„Ich werde mich dazu zwingen," erwiderte der Graf mit leiser, bebender Stimme. „Welche Ursache, glauben Sie, liegt meinem Leiden zu Grunde?"

„Ehe ich das sage," fuhr der Doktor mit einer fast quälenden Ruhe fort, „erlauben Sie mir eine Frage. Sie hatten auf Ihrer italienischen Reise Unglück beim Reiten? Sie stürzten, Ihr Pferd fiel auf Sie? War das vor oder nach jener römischen Geschichte?"

„Es war einige Monate ſpäter. Jener Unfall war nicht ſo bedeutend, wie man ihn gemacht. Aber weiter! weiter! Was iſt die Urſache meiner Leiden?“

— „Gift!“ ſprach der Doktor, das ſchreckliche Wort nur ſchwach betonend. „Ja, Gift, wahrſcheinlich Arſenik, Ihnen während längerer Zeit in ganz unbedeutenden Doſen beigebracht.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gift!“ wiederholte der Kranke, aber er ſagte das mit keinem Tone des Schreckens, er ſagte es mit einem Ausdrucke wie Jemand, dem eine ſchwere Laſt von der Seele fällt. — „Gift! Iſt mir doch dieſer Gedanke ſelbſt ſchon zuweilen wie ein Blitz erſchienen. — Und wenn dem ſo wäre, Doktor? Iſt alsdann — doch wozu“ — fuhr er leidenſchaftlich fort — „nach einem Lichtſtrahl, den wir ſchimmern ſehen, zu vermuthen, nun werde in die finſtere, ewige Nacht, die mich umgibt, plötzlich eine hell glänzende Sonne hereinbrechen? Warum ſind wir ſo leichtgläubig in unſeren Hoffnungen und Wünſchen? Nicht wahr, Doktor, das iſt kindiſch? Und ich will auch ganz, ganz ruhig ſein.“

Damit faltete er die Hände und ſenkte ſeinen Kopf tief auf die Bruſt herab.

„Einen Lichtſtrahl haben wir,“ verſetzte gerührt der Armenarzt, „und die Hoffnung iſt uns nicht unverwehrt. Wenn Sie mir Ihr Vertrauen ſchenken, ſo ſoll es ſich in nächſter Zeit zeigen, ob wir eine Morgenröthe zu erwarten haben, und wenn uns dieſe erſcheint, iſt ja auch die Sonne nicht mehr fern.“

„O, mein Gott! mein Gott!“ rief der Kranke erregt.

„Sie haben ſelbſt geſagt, ſie wollten ganz ruhig ſein,

und darum muß ich Sie bitten. Sie haben sich so männlich gezeigt in Ihrer Hoffnungslosigkeit; bezwingen Sie sich auch jetzt, geben Sie nicht zu vielen Hoffnungen Raum, sprechen wir von Ihnen wie von einem Dritten. — — Ja, ich will darauf schwören, daß meine Ansicht die richtige ist; jener Italiener, den Sie von Rom mitnahmen, hat Ihnen täglich etwas von dem tückischen Gifte beigebracht, zu wenig, um Sie zu tödten, genug, um Ihren inneren Organismus, wenn auch nicht zu zerstören, doch zu lähmen."

„Und?" fragte Graf Helfenberg mit einem bezeichnenden, flehenden Blicke.

Der Armenarzt richtete statt aller Antwort seine Augen nach oben. Gleich darauf drückte er aber fester die Brille an das Gesicht und sagte: „Wie lange war jener Italiener bei Ihnen?"

„Vielleicht vier Wochen. Und je mehr ich nachdenke, um so mehr glaube ich, daß Sie Recht haben. Er überreichte mir mein Frühstück; auch servirte er häufig mein Diner, welches ich zu Hause nahm."

„Das ist für heute genug," versetzte Doktor Flecker nach einer Pause. „Suchen Sie jetzt Ruhe zu finden, so gut als es Ihnen möglich ist. Nehmen Sie ein Brausepulver; regen Sie sich nicht weiter auf — aber ich begreife wohl, das Letztere ist ein Rath, den zu befolgen Ihnen nicht wohl möglich ist. — Nun gut, bringen Sie die Nacht hin, wie Sie können, morgen sprechen wir weiter."

„Und Sie wollen mich verlassen?" fragte ängstlich der Kranke. „O, bleiben Sie, Doktor! Ich werde Ihnen sogleich ein Zimmer hier in meiner Wohnung einrichten lassen. Nein, nein, Sie dürfen nicht fort."

„Ich muß," entgegnete achſelzuckend der Arzt. „Was ſollten meine armen Kranken denken, wenn man mich heute Nacht rufen ließe und ich käme nicht? Denken Sie, — Jemand ohne Troſt und Hülfe laſſen!"

„Ja, Jemand ohne Troſt und Hülfe zu laſſen, iſt ſchrecklich. — Aber morgen, nicht wahr, Doktor, morgen in aller Frühe? Doch warten Sie, bis man einen Wagen für Sie anſpannt."

Der Armenarzt ſchüttelte lachend den Kopf.

„Morgen in aller Frühe komme ich zu Fuß wieder," ſagte er, „wie ich jetzt zu Fuß nach Hauſe gehe. Meine Patienten würden ſich fürchten, wenn ſie mich im Wagen ſähen. — Aber jetzt Ruhe, ſo viel Ihnen möglich iſt. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

Damit ging er zur Thür hinaus, dem Grafen eifrig winkend, zurückzubleiben, der ſich erheben und ihn begleiten wollte, und der nun aufrecht mit gefalteten Händen in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen blieb. In ſeinem Kopfe jagten ſich Gedanken, Wünſche, Hoffnungen; doch kämpfte er die letzteren gewaltſam nieder, und was er ſeinen Phantaſieen erlaubte, war, daß er dachte, wie einem Schiffbrüchigen zu Muthe ſein müſſe, der allein, allein an das Wrack ſeines Fahrzeugs geklammert, umtoſt von der grollenden See, plötzlich an dem finſter umzogenen Horizonte ein weißes Segel ſähe. Das dachte er ſchaudernd und wünſchte ſich ein ſolcher Schiffbrüchiger zu ſein.

Unterdeſſen hüpfte der Doktor mehr, als er ging, durch die einſam liegenden Straßen ſeiner Wohnung zu, wobei er zuweilen ziemlich laut allerlei verdächtige Worte vor ſich hin ſprach, als: „Gift! ja wohl, Gift! vergiftet muß er ſein. O,

wenn das wäre und Doktor Flecker es entdeckt hätte! — Brrr! das wäre eine wundervolle Geschichte. Ich hätte alsdann das Recht, dem gesammten Collegium zu sagen: „Sie werden mir zugeben, verehrteste Herren, es ist eigentlich sonderbar, daß von den Aerzten Seiner Erlaucht bis jetzt keiner darauf gekommen ist, Niemand als ich, Doktor Flecker, der Armenarzt."

Dann rieb er sich die Hände und versank so in Gedanken, daß er auf dem ihm sonst so wohl bekannten öden Hofe seiner Wohnung stolperte, ehe er die Hausthür erreichte. Statt aber, als er diese geöffnet und wieder geschlossen, über die weiten hallenden Treppen sogleich seinem Zimmer zuzugehen, schlich er an die Wohnung seines Freundes Lariez und drückte dort leise die Thür auf.

Im Zimmer brannte ein trübes Nachtlicht, es stand auf dem Boden neben dem großen Stuhle, in welchem Gottschalk saß, der eingenickt war, aber jetzt beim Aufgehen der Thür empor fuhr.

Auf den Fußspitzen schleichend, trat der Doktor näher und sagte flüsternd: „Gelt, ich habe dich warten lassen, Kleiner? Aber ich hatte draußen so viel zu thun, item, konnte nicht früher kommen. — Was macht unser Freund?"

„Jetzt schläft er ruhig," antwortete der kleine Schreiber. „Vor einer Stunde klagte er über Kopfschmerzen, über Frost und Hitze."

„Sprach er etwas?"

„Ja, über Sachen, die ich nicht verstand, von einem maurischen Zauberer, Cabanzeros, glaube ich; auch suchte er immer einen Vers zu finden, dessen Anfang er häufig sagte: „Traue, treue Trina —"

„Da hat er phantaſirt.“

„Ja, er hat phantaſirt, auch vom Dolche Rubens, namentlich aber von einer ſchönen Spanierin; das kam am häufigſten vor, und dann ſah er mich mit ſeinen großen Augen an und fragte mich wiederholt: Iſt ſie nicht ſchön? worauf ich natürlicher Weiſe keine Antwort geben konnte.“

„Begreiflich, begreiflich!“ erwiderte raſch der Andere. Dann näherte er ſich behutſam dem Bette und ſagte alsdann zurückkommend: „Es hat nichts zu bedeuten, er ſchläft ganz ruhig, krieche du nur auch in dein Neſt.“

„Aber wenn er aufwacht und aufs Neue anfängt, zu phantaſiren, und mich ſo dringend fragt, wie vorhin, ob ſie nicht ſchön ſei?“

„Dann gib ihm zur Antwort,“ ſprach der Doktor, „ich ſei da geweſen und hätte geſagt, Dulcinea ſei das ſchönſte Weib auf Erden.“

Damit zog er ſich kopfnickend zur Thür hinaus.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Alte Bekannte.

Es kann uns, liebenswürdige Leserin, imgleichen theurer und geneigter Leser, in diesem Leben öfters passiren, daß wir gute Bekannte, wenn auch nicht völlig vergessen, so doch in gewissen Zeitläuften einigermaßen vernachläßigen. Dieses Mal spreche ich nicht von uns beiden, sondern meine einen Bekannten in vorliegender, sehr wahrhaftiger Geschichte, dem ich schon lange einen Besuch zugedacht, ohne diesen Vorsatz mit dem besten Willen ausführen zu können. Es ist aber kein Besuch, der uns über Marmortreppen, über dicke Teppiche, zu Doppelthüren führt, die sich wie von selbst leise öffnen und schließen; auch fahren wir nicht im sanft rollenden Coupé, sondern bedienen uns unserer Füße, und das zwar an einem kalten Wintertage, wo die Höhen rings um die Stadt wie in einen weißen Pelzmantel eingehüllt sind, wo die Häuser keine Dächer zu haben scheinen, diese wenigstens in ihrer Farbe sich kaum merklich von der Luft unterscheiden, so daß man oft mit Er-

ſtaunen zu ſehen glaubt, wie Schornſteine und Dachläden ohne allen Zuſammenhang mit der Erde am Himmel ſchweben.

In dem Hauſe, das wir beſuchen wollen, ſteigen wir eine wackelige Treppe hinauf, aber ich hoffe, daß der Leſer ſie wieder erkennt, dieſe Treppe. Wie ſo Vieles in dieſer armen Welt, das im Laufe der Zeit alt und unſcheinbar geworden, war auch ſie einſtens ſchön geweſen — die Treppe nämlich, und heute, wo der weiße Schnee draußen das Licht durch das weit aufſtehende Thor in den Hausgang hinein reflektirt, ſieht man hier deutlicher die wirklich prachtvollen Holzconſtructionen, daneben aber auch um ſo genauer die Verwahrloſung, in der ſich Alles befindet.

Die Treppenſtufen knarren und ächzen heute wieder wie damals, als wir zuerſt hier waren; wir laſſen den erſten und zweiten Stock hinter uns und kommen in den dritten, wo wir in ein geräumiges Zimmer treten, das uns ſeine weißen Kalkwände zeigt, den Ofen, in dem aber heute ein Feuer brennt, den Kanarienvogel, der in ſeinem Käfig vergnügt auf und ab hüpft, in der Fenſterniſche; an der Wand das Portrait des jungen, eleganten Mannes, umgeben von Hirſchfängern, Rehgeweihen und Gewehren. Dort iſt auch die Kiſte mit den Rehfellen, welche Sophaſtelle vertritt und auf welcher jener Mann in Hemdärmeln ſitzt, der die zu den Fellen gehörigen Rehe einſtens erlegt und nun im Begriff iſt, ſich ſeiner ſchweren Jagdſtiefel zu entledigen. Auf dem Boden ſtehn ein paar Pantoffeln, in welche er nun die Füße mit den wollenen Strümpfen ſteckt, während er behaglich mit der Zunge ſchnalzend ſagt: „Das habe ich lange entbehrt; das thut Einem wohl, wenn man ſich ſo wieder einmal recht warm machen kann. Es iſt da draußen im Walde recht ſchön, aber man

kriegt's auch satt, namentlich wenn man nicht darauf halten kann, wie man will, und stundenlang herumschleichen muß, um das Wild zu verhören."

Vor dem Jäger, Herrn Brenner, der also sprach, stand der kleine Franz, den Hirschfänger des Vaters auf der Schulter und dessen Jagdhut auf dem Kopfe, der aber so tief über ihn herabhing, daß er fast die Achseln berührte.

„Und hast du viele Bären geschossen?" fragte der Kleine. „Du hast gesagt, du wolltest mir von einem den Pelz mitbringen, darin könne ich, wenn es kalt sei, spazieren gehen."

„Habe ich das wirklich gesagt?" versetzte lachend und wie erstaunt der Jäger. „Nun, dann hätte ich es auch gewiß gethan. Aber da fällt mir gerade ein, daß die Bären dieses Jahr schlecht gerathen sind. Doch habe ich ein Eichhorn für dich in der Jagdtasche, das soll dir die Mutter ausstopfen lassen."

„Ein Eichhorn?" fragte der Knabe eifrig, wobei er den Hut aus den Augen empor hob; „wo ist mein Eichhorn?"

„Gleich, gleich, Palmarum. Weißt du, wie die Großmutter sagt? Geduld ist der Seelen Speise, aber schlimm für den, der sie essen muß. Du wirst mir erlauben, daß ich vorher meinen Jagdrock ausziehe und die Suppe esse, die Mama mir gekocht hat. Ich versichere dich, das Eichhorn läuft nicht mehr davon."

„Darf ich es ihm vielleicht geben?" fragte Frau Brenner mit sanfter Stimme. „Du weißt, wie die Kinder sind; es dauert ohnedies noch ein paar Minuten, bis die Suppe gut ist."

„Meinetwegen," entgegnete der Jäger. „Ah, wie freue ich mich, wieder hier zu sein! Es war draußen unheimlich und kalt." — Dabei dehnte er sich, streckte die Hände in die Höhe und fuhr dann mit den Fingern an den Schläfen herab, bis zu seinem vollen Bart, in dem er sich kratzte.

An dem Tische saß eine Frau, die eben erst angekommen war: sie hatte noch ein dickes wollenes Tuch um die Schultern und gestrickte Handschuhe an den Händen; bis jetzt hatte sie noch kein Wort gesprochen, auch schien sich Herr Brenner nicht sonderlich um sie zu kümmern; doch fragte sie jetzt: „Also war die Jagd nicht schön?"

„Was schön!" antwortete brummig der Jäger. „Eine Jagd ist immer schön, wo es was zu schießen gibt."

„Daran fehlt's aber in dem Revier des Herrn Barons nicht," fuhr die Frau fort. „Das hat mir der Herr Klaus erzählt, der sich jeden Winter einen warmen Jagdrock bei uns machen läßt; er sagt, die Jagd des Herrn Baron von Breda sei wunderschön und in Ordnung wie keine."

Herr Brenner hatte mit finsterer Miene nach der Frau hinüber geblinzelt, während er das Rehfell streichelte, auf dem er saß. Da ihm aber das, was er so eben gehört, begreiflicherweise keinen Anlaß zum Aerger gab, so zog er die Augenbrauen in die Höhe und sprach mit gefälligerem Tone und die Achseln zuckend: „Wenn der Klaus das sagt, muß es wahr sein. Und er hat Recht, unser Revier ist in Ordnung wie wenige. Alles rund bei einander, ein sameier Wildstand. Und doch diesmal eine schlechte Jagd. Nicht wahr, das versteht Ihr nicht, Frau? Und es ist doch wahr."

„Nein, das verſtehe ich auch nicht; aber ich wäre dankbar, wenn Ihr mir das erklären wolltet.“

„Eigentlich geht's Euch gar nichts an,“ verſetzte kurzweg der Jäger; „da ich mich aber ungeheuer behaglich fühle und auch ſehe, daß Palmarum trotz ſeines Eichhorns — gelt, das iſt ein ſchöner Kerl?“ unterbrach er ſich, „und man ſieht gar keinen Anſchuß — Maul und Naſe aufſperrt, um mich zu hören, ſo will ich Euch denn ſagen, warum die Jagd gut und doch ſchlecht war.“

Die gute Frau Brenner hatte nach der Suppe geſehen, die noch nicht fertig war, und ſich dann neben ihren Mann geſetzt, wobei ſie die Hände in den Schooß legte und mit leuchtenden Blicken den kleinen Franz betrachtete, der das Eichhörnchen in ſeinen Armen hielt, als wollte er es erwärmen und wieder zum Leben zurückbringen. Doch ließ das ſchon ſtarre Thierchen den Kopf auf die Seite hängen, hatte die vier Füße ſteif geſtreckt und zeigte die nadelſpitzen, langen weißen Zähnchen.

„Im Herbſt iſt die Zeit,“ ſprach Herr Brenner, „auf die ſich ein tüchtiger Jäger immer freut. Da ſind wir denn auch jedes Jahr hinaus gezogen, der Herr Baron, ein paar ſeiner guten Freunde, dann der Kammerdiener, welcher ſich die Ohren zuhält, wenn ein Gewehr knallt, und das Murmelthier, der Jockey, der über Alles ein großes Maul hat und von der Jagd nicht ſo viel verſteht als des Pfarrers Katze, denn die weiß doch Mäuſe zu fangen, er aber nicht, was ihm zukommt: Maulſchellen für ſeine ungewaſchenen Reden. — Doch das gehört nicht daher. — Das waren mir jedes Jahr vergnügte Tage; die Jagd war brillant, der Herr gut gelaunt, ſeine Freunde luſtig; in der Frühe ging es

hinaus, bei einem ſo friſchen Morgen in den ſchönen Wald, der Eine hierhin, der Andere dahin, und da wurde gepirſcht, daß es ein Vergnügen war. Wer das nicht kennt und mitgemacht hat, der hat noch gar nichts in der Welt genoſſen. Wie Einem das Herz ſchlägt, wenn Alles ringsum ſo feierlich ſtill iſt, und auf einmal röhrt es aus dem Dickicht heraus, daß Berg und Thal ein fröhliches Echo geben! Jetzt vorwärts, ſo leiſe wie möglich.“ Herr Brenner that dabei, obgleich er nicht von der Kiſte wegkam, als ſchleiche er durch den Wald, wobei er ſeine Füße mit den Pantoffeln, langſam auf die Spitzen tretend, bewegte. „Da haben wir endlich vor uns eine kleine Waldwieſe, die fällt ſachte ab, einem kleinen Thale zu, wo ein ſchäumendes Waſſer vorbeirauſcht. Auf der Wieſe ſteht das Rudel, und jetzt, droben aus dem Gebüſch hervor, ſchreitet er, der Hirſch, hebt den Kopf und röhrt wieder. Und wie er röhrt, ſchwillt ihm der Hals an, daß es eine Freude iſt, und der Hauch ſchlägt ihm ordentlich blau aus dem Maule heraus. Während er aber ſo röhrt, ſchleicht man näher und immer näher hin, nimmt die Büchſe ſchußfertig — —“ Herr Brenner erhob den rechten Arm mit dem ausgeſtreckten Zeigefinger an das Auge — „und auf einmal — prrdautz! da liegt er, aufs Blatt getroffen.“

„Prrdautz!“ machte auch Franz, wobei er das Eichhorn auf den Boden fallen ließ.

„Nein, nein, das iſt kein Vergnügen,“ ſagte die ſanfte Frau Brenner, „ſo ein armes Thier, das an gar nichts denkt, nieder zu ſchießen.“

Der Jäger zuckte mit den Achſeln und wiegte ſich wohlgefällig auf der Kiſte hin und her. „Wer das freilich nicht

mitgemacht hat," sagte er nach einer Pause, „der versteht's auch nicht. — Aber," setzte er beinahe ärgerlich hinzu, „wenn man sich das ganze Jahr darauf gefreut hat, und es wird nun nichts daraus, da kann man wohl ein Recht haben, verdrießlich zu werden."

„Nicht wahr, der Herr Baron sind dieses Mal gar nicht hinaus gegangen?" fragte Frau Brenner.

„Nicht einen Schritt, und kein Mensch hat's begriffen. Zuerst dachte ich: nun, er wird schon kommen, und als er immer nicht kam, als der Verwalter draußen mit dem Kopfe schüttelte und mir sagte: Paß auf, Jonas, diesmal ist's nischt mit dem Jagen, da dachte ich: so soll doch gleich ein Kreuzdonnerwetter dreinschlagen; und ging zum Schullehrer und ließ ihn einen Bericht über die Jagd machen, der Jemand den Mund wässerig machen mußte, der in seinem Leben auch nur ein einziges Mal eine Flinte losgebrannt. — Half aber alles nicht. Freilich bekam ich eine Antwort, aber darin stand: ich sollte vorderhand da bleiben, dies oder jenes Stück schießen und herein schicken, der Herr würde sich vielleicht noch entschließen. — Ja, er entschloß sich auch, aber zum Zuhausebleiben. Hatte ich doch einen ungeraden Vierzehnender für ihn, der sich mir nur immer so vor die Nase hinstellte. Den sollte der Herr schießen — Ah! ich könnte fuchsteufelswild werden!" Damit kratzte sich Herr Brenner hinter dem rechten Ohr. „Ich mochte ihn nicht niederlegen, und wer weiß nun, welcher Bauernlümmel seinen ersten Jagdversuch an dem edlen Thiere macht!"

„Aber der Herr war freundlich mit dir, als du heute Morgens zurück kamst?" fragte Frau Brenner schüchtern.

„Sehr freundlich, wie immer," entgegnete ihr Mann. „Nur weiß der Teufel, ich fand ihn nicht so ganz bei der Sache wie sonst; ich sprach ihm von allen Revieren, ich zählte ihm die Hirsche und Rehe vor, die sich hier und dort befanden; er sagte zuweilen wohl: so, so! — ei, ei! aber er war zerstreut, nicht so recht bei der Sache. — Das kann ich euch versichern," fuhr der Jäger nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „der Herr Baron kennt in den Bergen da droben alle Pfade und Schleichwege, wie seine Tasche. — Nun gut; daß er aber mit seinen Gedanken anderswo war, das merkte ich oft an seinen sonderbaren Fragen; er verwechselte oft Wege und Reviere. — Was hat das zu bedeuten? — Was kann das sein, Frau? He! sage mir deine Ansicht."

Frau Brenner konnte sich nicht enthalten, bei dieser Frage einen Blick auf die andere Frau zu werfen, die aber, wie ganz gleichgültig, die Augen niedergeschlagen hatte und an den langen Fransen ihres wollenen Umschlagtuchs zupfte.

„Was wird das sein?" entgegnete Madame Brenner dann nach einer Pause. „Jeder Mensch kann einmal zerstreut sein oder andere Gedanken haben; das ist dir und mir schon passirt."

Der Jäger nahm seinen großen Schnauzbart zwischen die Lippen, hob die rechte Hand empor und fuhr mit dem Zeigefinger hin und her, als wollte er damit eine Verneinung ausdrücken. Dann blies er das dichte Haar seines Bartes von sich und sagte: „Paperlapap! wenn ein so eifriger Jäger wie der Herr zerstreute Antworten gibt, während er über seine

eigene Jagd ſpricht, das hat ſchon was zu bedeuten. Iſt er vielleicht unwohl geweſen?"

„Ich habe nichts davon gehört," verſetzte Frau Brenner.

„Ja, es gibt da was," meinte der Jäger mit finſterem Blicke. „Ich war einen Augenblick im Stalle und ſprach mit dem Reitknecht."

„Mit dem Friedrich?" fragte aufmerkſam die Frau.

„Ach was! mit der Kröte rede ich nie, mit dem Jakob ſprach ich. Und der, als ich ihn fragte, ob denn Niemand wiſſe, warum der Herr Baron nicht zur Jagd hinaus gekommen ſei, machte ein ſo einfältiges Geſicht, daß ich daraus abmerkte, er wiſſe mehr, als er ſagen wolle. Anfänglich dachte ich mir: weiß der Teufel, vielleicht hat der Herr was gegen dich, und da ich Gewehre mitgebracht hatte, ſo ging ich in ſein Schlafzimmer und ſtellte ſie dort auf, als er gerade drin war."

„Nun, und er war gegen dich wie immer?"

„Wie immer, ſehr freundlich; und da der Herr Baron der Mann nicht iſt, um mit etwas hinter dem Berge zu halten, wenn er ſprechen möchte, ſo ging ich ganz zufrieden davon."

„Und er ſagte dir nichts?"

„Doch, gleichgültige Dinge; er fragte um das Waldrevier, das ſich dort drüben bei dem Landgut befindet, wo der Herr Schwager des gnädigen Herrn wohnt. Da wollte er von mir wiſſen, ob ich glaube, daß die Forſte dort gut im Stande ſeien; vielleicht will oder muß er es kaufen, denn die da drüben werden doch mit der Zeit auswirthſchaften."

„Es iſt ein Unglück um ſo eine Herrſchaft," ſagte nach-

denklich Madame Brenner. „Aber ſprich nicht ſo laut, die Großmutter hört dergleichen nicht gern, und ſie hört ſehr gut, wie du weißt.“ — Dabei blickte ſie nach der Thür des Nebenzimmers, die nur angelehnt war.

„Iſt denn,“ fragte die andere Frau, „der Herr Schwager des gnädigen Herrn, von dem Ihr ſo eben ſprecht, der Vater von dem jungen Fräulein, das jetzt in eurem Hauſe iſt, Herr Brenner?“

„Von Fräulein Eugenie? Ja wohl, das iſt der Vater. Eine ſcharmante, liebe junge Dame,“ ſprach der Jäger nach einer Pauſe mit außerordentlicher Freundlichkeit. „Ich hatte ſie lange nicht geſehen, doch erkannte ſie mich gleich wieder. „Ei, ſieh doch! das iſt ja der Jäger Jonas,“ ſagte ſie, und erinnerte mich daran, wie ich ihr einmal eine kleine Flinte geladen, mit der ſie draußen Vögel ſchoß. Ich ſage Euch,“ meinte Herr Brenner darauf, „es iſt gut, daß die junge Dame im Hauſe iſt; das gibt doch ein bischen Abwechſelung, ein bischen Leben. War es doch oft da ſo ſtill wie in einem Kloſter.“

In dieſem Augenblicke ging die Thüre auf, und die älteſte Tochter des Jägers, Margarethe, kam herein und trug die Schüſſel mit der dampfenden Suppe für den Vater.

„Siehe da, Judica!“ ſagte dieſer lachend. „Haſt du mir das gebraut? Nun, da wird's gut ſein. Du kennſt meinen Geſchmack und biſt ein braves Mädchen. Wie geht dir's, Judica?“

„Mir geht es gut, Vater,“ erwiderte dieſe; und wenn man ihre fröhlich leuchtenden Augen ſah, ſowie den offenen, ehrlichen, ungetrübten Ausdruck eines heiteren Gemüthes, der

auf ihren schönen Zügen lag, so konnte man wohl glauben, daß sie die Wahrheit sage.

„Aber nenn' Margarethe doch nicht Judica!" sprach bittend Frau Brenner, indem sie ihrem Manne den Suppennapf darreichte, der ihn auf die Kniee stellte und nach dem Brode langte, das ihm das junge Mädchen mit einem Messer brachte. „Wenn du zu den Buben Oculi oder Palmarum sagst, so ist das meinetwegen komisch, und man lacht darüber; aber Judica klingt so eigenthümlich — Judica; ich weiß nicht, so jüdisch, und das mag ich nicht. So was bleibt an einem Mädchen hängen, und wenn du es immer wiederholst, so sagen es zuletzt andere Leute auch."

Herr Brenner, der offenbar gut gelaunt war, denn die Suppe roch außerordentlich appetitlich, schnitt große Stücke Brod hinein, rührte sie mit dem Löffel zwischen die Brühe und erwiderte alsdann: „Wollen's überlegen, wenn es dir so großen Kummer macht. Aber ich habe einmal ein Gelübde gethan, wenn ich vier Kinder hätte, sie Judica, Lätare, Oculi und Palmarum zu nennen. Wenn der Herr Pfarrer nicht so eigensinnig gewesen wäre, so hätte man sie auch so getauft."

„Das hätte noch gefehlt!" klagte die Frau.

„Sprich dich nur aus," sagte der Jäger, „ich habe jetzt einen guten Moment und kann schon was ertragen." — Damit führte er einen gewaltigen Löffel voll Suppe zum Munde und aß mit großem Behagen.

„Ich will nichts mehr darüber verlieren," sprach sanft Frau Brenner. „Du wirst doch mit der Zeit gescheidter werden. Vielleicht gewöhne ich mich auch daran," setzte sie

ſeufzend hinzu. „Aber wenn du wirklich gut gelaunt biſt,“ fuhr ſie mit bittender Stimme fort, „ſo hör' die Frau einen Augenblick an, ſie möchte gern mit dir ſprechen.“

„So, die Frau Schwörer!“ entgegnete kopfnickend der Jäger. „Ich habe ſie ganz gut gekannt, that aber nicht dergleichen, denn es iſt ſchon eine gute Weile her, daß wir uns nicht geſehen, und damals kamen wir auf nicht angenehme Art aus einander.“

„Ach ja,“ ſagte die Frau des Schneiders, „es war recht traurig und thut mir heute noch ſehr weh.“

„Da wir nun einmal bei dem Kapitel ſind,“ ſprach Herr Brenner, indem er mit beiden Backen kaute und ſeine Frau anſah, „was macht denn der Ocu —? Gottſchalk will ich ſagen, um dir einen Gefallen zu thun. Iſt ſein neuer Herr zufriedener mit ihm als der brave Meiſter Schwörer? Treibt er einfach ſein Schreiberhandwerk, wie es ſich gehört, oder muß er auch dort Betſtunde mithalten und Heuchelei treiben? — Pfui, Teufel!“

Dabei that er, als ſei etwas Unrechtes in der Suppe geweſen, und ſpuckte heftig auf die Seite.

„Wie ich höre, geht es ſehr gut mit Gottſchalk.“

„So, alſo der Dokter da, der Advokat, iſt mit ihm zufrieden? Nun, Ränke und Schwänke wird er genug da lernen, das fehlt ſich nicht, hat aber auch nichts zu ſagen; denn der Gottſchalk iſt ein kluger Kerl, der wird ſchon wiſſen, was er zu thun hat. Daß er das Schreiberhandwerk lernt, hat auch ſeine guten Seiten, denn die Feder regiert die Welt, und wer auf dem Papier dem Andern ein X für ein U vermachen kann, der hat's halt gewon-

nen. — Mit dem andern Handwerk ist's überhaupt nichts mehr."

„Ja wohl, ja wohl," sprach Madame Schwörer mit einem Blick an die Zimmerdecke.

Der Jäger sah sie einen Augenblick lachend an, dann sagte er: „Wenn Ihr auch zu meiner Rede ja wohl, ja wohl sagt, so sind doch unsere Meinungen himmelweit verschieden. Ihr meint, das Handwerk tauge nichts mehr."

„Und das ist wahr," entgegnete die Frau des Schneidermeisters.

„Seht Ihr," versetzte Herr Brenner, „und ich sage gerade anders. Das Handwerk ist so gut, wie es ehedem war, aber die Handwerker taugen nichts. Natürlicher Weise gibt's Ausnahmen, aber im Allgemeinen ist es eben so, wie ich sagte. Da hört man klagen über Mangel an Arbeit, über schlechten Verdienst, und wenn ihr was haben wollt, so kriegt ihr es nicht. Früher hieß es: ihr bekommt euren Rock Samstag Abends um fünf Uhr, und Samstag Abends um fünf Uhr stand der Lehrling da und hatte ihn fertig auf dem Arm. Jetzt aber — o weh! o weh! da müßt ihr wochenlang laufen, ja, müßt euch aufs Bitten legen, bis so eine verfluchte Schneiderseele — das ist im Allgemeinen gesagt, Frau Schwörer — sich herbeiläßt, euch für euer schweres Geld etwas zu machen. Früher nahm ein Meister nie mehr Arbeit an, als er liefern konnte; aber heute läßt er die ganze Kundschaft warten, um seinem Nachbar etwas aus den Zähnen zu reißen. Weiß der Teufel! Unser eins muß doch auch seinen Dienst thun und hat oft gewaltig viel auf dem Buckel, das kann ich Euch versichern; wo wollte es aber hinaus, wenn ich meinem Herrn sagte: ich habe

das und das heute nicht machen können, ich werde es morgen thun!"

So wie wir das hier niederſchreiben, hatte Herr Brenner ſeinem Zorne freilich nicht Luft gemacht, ſondern er that das in großen Zwiſchenpauſen, in denen er ſich Zeit genug nahm, ſeine Suppe behaglich zu verzehren. Die beiden Frauen hörten ihm anſcheinend ſehr aufmerkſam zu, wobei Madame Schwörer zuweilen tief aufſeufzte.

Margarethe hatte an dem Käfig des Kanarienvogels geputzt und nun eine kurze Pfeife des Vaters von der Wand genommen, die ſie ihm mit einem angezündeten Schwefelholze brachte, und der kleine Franz ließ das Eichhorn auf dem Boden marſchiren, ſo gut es eben gehen wollte.

Der Jäger hatte mit großem Appetit gegeſſen und that nun ein paar tiefe Züge aus der Pfeife, welche ihm ſeine Tochter gegeben hatte.

„Frau Schwörer wollte dir alſo ſagen" — ſprach ſeine Frau mit bittender Stimme.

Herr Brenner machte eine abwehrende Handbewegung und verſetzte: „Gleich, gleich, wir kommen ſchon daran. Vorher aber möchte ich noch wiſſen, wie es dem Gottſchall eigentlich geht und ob er ſich bei dem langen Schreiber wohl befindet?"

„Da geht es ihm recht gut, Gott ſei Dank!" entgegnete Frau Brenner. „Der Herr Lariez mag ihn ſehr wohl leiden, hält ſtrenge Aufſicht über ihn und gibt ſich auch die Mühe, ihn noch in ſeinen Freiſtunden über allerhand Nützliches zu unterrichten."

„Und den Mann," wandte ſich der Jäger an die Frau des

Schneiders, nachdem er eine tüchtige Rauchwolke aus seinem Munde gequalmt, „habt Ihr so mir nichts, dir nichts für den Teufel gehalten! O je, o je! Und er hatte doch nichts gethan, als den armen Gottschalk von der Straße aufgelesen, wo Ihr ihn in Regen und Kälte stehen ließet. Meint Ihr, Frau Schwörer, das hätte ich vergessen?“

Auf den Zügen der Frau des Jägers malte sich eine gewisse Aengstlichkeit, denn sie fürchtete nicht mit Unrecht, Herr Brenner möchte heftig werden. Auch legte sie ihm ihre kleine Hand auf den Arm und sagte, nicht ohne Beziehung, zu Margarethe: „Denk mir an den Herrn Larioz und vergiß nicht, die Suppe zu kochen, wie dir der Herr Doktor Flecker aufgetragen: etwas Gerstenschleim ohne alles Gewürz.“

„Ich werde es gewiß nicht vergessen,“ antwortete das junge Mädchen. „Sie steht schon beim Feuer.“

„Was ist das für eine Suppe?“ fragte Herr Brenner.

„Für eben den Herrn Larioz, der seit acht Tagen krank ist.“

„Ei, das thut mir leid. Da muß ich ihn dieser Tage besuchen. Und was fehlt ihm?“

„O, nichts Gefährliches, ein leichtes Fieber. So sagte der Herr Flecker, der mich auch gebeten hat, Suppe für ihn zu kochen.“

„Das versteht sich,“ sprach der Jäger.

„Die Suppe bringen wir hin,“ mischte sich das Bübchen ins Gespräch, „Margarethe und ich. Und ich darf zuweilen droben spielen und bekomme einen Bogen Papier, und Gottschalk macht mir Schiffe und Federhüte daraus.“

„So? — Nun, das iſt recht. Das wollen wir morgen ſelbſt einmal mit anſehen. Aber jetzt" — damit wandte er ſich an die Frau des Schneidermeiſters — „was will denn Madame Schwörer eigentlich?"

Dieſe hatte die Hände gefaltet und ſprach gar nicht ſo reſolut, wie man es bei ihr zu Hauſe gewohnt war; auch ließ ſie den Kopf etwas auf die Seite hängen und ſeufzte mehr, als es gerade nothwendig war. „Ach," ſagte ſie nach einer Pauſe, „Herr Brenner, es geht uns recht ſchlecht."

Sie fuhr bei dieſen Worten mit dem Zipfel ihres wollenen Halstuches an die Augen.

„Nur nicht geflennt, Frau!" ſprach der Jäger, „das kann ich um Alles in der Welt nicht ertragen. Daß es nicht beſonders gut bei euch geht, das habe ich gehört, und war dies auch nach jener Geſchichte nicht anders möglich. Eure damaligen Freunde, die Betbrüder und Heuchler, ſind bei euch übel weggekommen und haben euch im Stich gelaſſen, nachdem ſie euch geholfen, die Kundſchaft des Meiſters gründlich zu ruiniren. Kam doch lange kein ordentlicher Menſch mehr in die Werkſtatt, und nicht mit Unrecht, Frau Schwörer, das kann ich Euch verſichern. Denkt dagegen nach, wie es vor Jahren war, das Handtieren auf den Schneidertiſchen! Es war eine Freude, zu euch zu kommen."

„Ach Gott, ja, das war eine ſchöne Zeit!" ſeufzte die Frau.

„Damals ging der Meiſter, wie alle ehrliche Menſchen, ins Wirthshaus, trank auch zu Haus ſeinen Schoppen, wenn es nothwendig war, knuffte die Lehrlinge, wo es hin gehörte,

und auf ein paar Schock Donnerwetter kam es ihm dazumal nicht an. Er hatte aber auch verfluchtes Volk in der Werkstatt, Kerls, die am Sonntag aussahen wie Cavaliere, und alsdann versoffen, was sie die Woche verdient hatten. Wenn damals in irgend einer Kneipe die Polizei ein Nest junger Schneidergesellen ausnahm, da war die Hälfte von euch dabei, das könnt Ihr nicht läugnen."

„Das ist wahr, aber dafür haben sie auch zu Haus gearbeitet, daß es eine Freude war."

„Ob sie gearbeitet haben! ich will's meinen," sagte der Jäger bedächtig, indem er die Asche in seiner Pfeife zusammen stieß. — „Nun gut, auf einmal fährt die Bombe ins Haus, oder, wenn Ihr wollt, Euer Mann kriegt den Rappel, fromm zu werden. Ich merkte das Ding gleich, denn ich kam dazumal oft hin; mir fehlten alsbald vier der tollsten Kerls in der Werkstatt, wahre Banditen, die aber einen Rock zusammen fegten, daß es eine Freude war. Ich sage Euch, meine Livree saß damals, daß der Oberst den gnädigen Herrn fragte: Wo, Teufel! lassen Sie für Ihren Jäger arbeiten?"

„Das muß wahr sein," sprach Madame Schwörer mit Entschiedenheit, indem sie sich an die Frau des Jägers wandte, „etwas Schöneres und Vortrefflicheres als den Herrn Brenner konnte man nicht sehen."

„Also eines Tages," fuhr dieser geschmeichelt fort — „es war vor Ostern — fehlen mir die Banditen in der Werkstatt, und statt ihrer sehe ich so platthaarige Eulengesichter, die mich mit geducktem Kopf nur so von unten anschielen."

Es war sehr komisch, wie der Jäger die Physiognomieen

der neuen Geſellen des Meiſters Schwörer nachzuahmen verſuchte. „Doch genug,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „Ihr wißt das beſſer als ich, wie das Heil bei euch einzog und die gute Kundſchaft wegblieb.“

„Das ſei Gott geklagt!“ nahm die Frau das Wort. „Was habe ich dazumal ausſtehen müſſen! Der Schwörer hatte an einem Samstag-Abend einen Schoppen über den Durſt getrunken, und als er nach Hauſe ging, wurde ihm etwas unwohl, und da fiel er leibhaftig in die Krallen des Teufels, denn auf der Straße unterſtützte ihn der Bäckermeiſter Fiſcher.“

„Aha, der!“ meinte der Jäger, „der immer zu leichtes Brod bäckt. Eine Canaille, die heute kein Brod mehr abgibt, wenn ſie riecht, daß morgen um ein paar Pfennige aufgeſchlagen wird. Aber fromm, ſehr fromm!“

„Leider, leider!“ fuhr die Frau fort. „Und der hat meinem Manne den Kopf verrückt, hat ihm geſagt, das ſei eine letzte Mahnung, und wenn jetzt nicht die Gnade bei ihm zum Durchbruch käme, dann ſei ſein letztes Brod gebacken.“

„Ja, ja, wir wiſſen das,“ ſprach der Jäger; „aber laßt die vergangenen Zeiten vergangen ſein und mich mit kurzen Worten hören, was Ihr von mir wollt.“

„Das kann ich ja mit kurzen Worten nicht ſagen. Es geht uns eben ſchlecht; die Werkſtatt iſt und bleibt leer, und was zu thun iſt, das kann mein Mann ganz gut mit einem Lehrjungen beſorgen.“

„Und wie iſt er jetzt gelaunt, der gute Meiſter Schwörer? Hat er ſich ſeines ganzen Heiles begeben und will fortan ar-

beiten wie andere Chriſtenmenſchen, oder gibt es noch immer Betſtunden und Traktätchen?"

„Eigentlich noch ſchlimmer als das: er weiß nicht, was er will. Hat unſer braver Pfarrer auf meine Bitten zu dem Manne doch ſo eindringlich geſprochen, daß es einen Stein hätte erweichen können, und ihm geſagt, die Kopfhängerei, wie er ſie getrieben, das Laufen in die Betſtunden, ſtatt ſeinen Geſchäften nachzugehen, ſei nicht der rechte Weg geweſen. Hat er ihm doch geſagt, er ſolle ſeinen Kopf friſch aufheben, heiter ſein, guten Muth haben und ſich nicht immer für einen großen Sünder und ſchlechten Kerl halten; Sünden habe freilich Jedermann, aber wer ſeine Geſchäfte tüchtig und fleißig beſorge, ſeinen Leuten ein gutes Beiſpiel gebe, ſeine Kunden ehrlich behandle, der brauche ſich nicht für verloren zu halten, wenn er auch keine Betſtunden beſuche, wenn er auch nicht mit geſenktem Haupt einherſchleiche, wenn er auch zuweilen in's Wirthshaus gehe, und wenn ihm auch in der Hitze bei der Arbeit ſo ein kräftiges Wort entfahre, — Ihr verſteht mich ſchon?"

„Ganz genau, der Pfarrer hat vollkommen Recht; ich für meine Perſon hätte ihm das nicht beſſer ſagen können. Und hat er das nicht eingeſehen?"

„O, er hat's ſchon eingeſehen, aber er hat nicht den Muth, wieder ein anderes Leben anzufangen. Sehen Sie, Herr Brenner — und darin beſteht eben meine Bitte an Sie — wenn ich nur Jemand hätte, der ihn wieder auf den rechten Weg brächte."

Der Jäger nahm einen Augenblick ſeine Pfeife bei Seite, kraute ſich in dem vollen Barte und meinte, komiſch mit den Augen blinzelnd: „Curios! Ich ſoll den Meiſter alſo auf den

rechten Weg bringen? Nun, das ließe ſich vielleicht machen. Was meinſt du, Jeannette, tauge ich dazu? Ließe ſich das machen?"

„Ich meine," entgegnete Frau Brenner, „wenn der Eine was dazu und der Andere was davon thäte, ſo könnte es euch beiden nichts ſchaden; du könnteſt mit dem Meiſter Schwörer Sonntag Vormittags in die Kirche gehen und er Abends mit dir ins Wirthshaus. So wäre es recht, ſcheint mir."

„Ach ja, ſo wäre es recht," ſagte Madame Schwörer.

„Wenn nur Sonntag Vormittags mein Dienſt nicht wäre!" ſprach der Jäger einiger Maßen verdrießlich, „der Herr Baron iſt eigen und —"

„Ich weiß, daß der Herr Baron es ſehr gern ſieht," fiel ihm ſeine Frau ins Wort, „wenn ſeine Dienerſchaft in die Kirche geht. Denk doch nur an Gottſchalk; er hat ſchon ein paar Mal gefragt, warum du denn nie mit ihm gehſt."

Der Jäger blies eine dicke Tabakswolke von ſich, und wer ihn genauer anſchaute, bemerkte wohl, daß er nach Margarethen hinüber ſchielte, die mit ihren leuchtenden Augen den Vater feſt anſah und dabei mit der rechten Hand durch die blonden Locken des kleinen Bruders fuhr. Ob ſie den Blick ihres Vaters verſtand? Wahrſcheinlich, denn ſie näherte ſich ihm und ſagte mit ihrer angenehmen Stimme, welche ſanft wie die der Mutter war und doch wieder kräftig klang wie die ſeinige: „Ja, Vater, das könnteſt du wohl thun; es würde mich recht, recht ſehr freuen."

Herr Brenner ſchien ſich nicht ganz behaglich zu fühlen, er rückte auf dem Rehfell hin und her, zog ſeinen Hemdkragen

etwas in die Höhe und verſuchte es, finſter auszuſchauen, was ihm aber nicht recht gelingen wollte.

„Ich glaube, ihr habt was mit mir vor," ſprach er alsdann. Ach, laßt mich! Wenn ich dem Meiſter Schwörer helfen ſoll, ſo will ich es recht gern thun; ich will ihm ſagen, in welches Wirthshaus ich Abends gehe; dort kann er mich treffen, und damit Baſta."

Dieſes Baſta betonte er ſo ſtark, daß die arme Frau Brenner eingeſchüchtert ſtill ſchwieg. Nicht ſo aber Madame Schwörer.

„Sie ſind ein braver Mann, Herr Brenner," ſagte di-ſe, „und wenn Sie es thun wollen, ſo thun Sie es auch ganz. Wollen Sie meinem armen Zacharias helfen, obgleich er es nicht um Sie verdient hat, ſo werden Sie es recht thun. Gehen Sie Morgens mit ihm in die Kirche und er geht Abends mit Ihnen in das Wirthshaus. Gottes Lohn dafür, und wie will ich Ihnen dankbar ſein!"

„Der Vater thut's," ſprach Margarethe in beſtimmtem Tone, wobei ſie dieſen feſt anſah. „Ich bin überzeugt, er thut's."

Herr Brenner ſuchte bei dieſem Drängen eine Veranlaſſung, ein paar heftige Worte ſagen zu können, und rief deßhalb: „Aber, beim Henker! es iſt ja gerade, als wenn ich ein Heide wäre. Ich gehe auch zu Zeiten in meine Kirche, das kann Niemand läugnen. Und wenn euch allen damit ein ſo großer Dienſt geſchieht, ſo kann ich einen ſolchen Gang auch mal mit Meiſter Schwörer probiren, vorausgeſetzt, daß es mein Dienſt erlaubt. — Aber jetzt laßt mich zufrieden, jetzt habe ich genug der Quälereien. Ich ſage Euch, Frau Schwö-

rer, Ihr könnt Euch etwas darauf einbilden, daß Ihr mich breit geſchlagen."

Damit ſtand er auf, fuhr ſeiner Tochter Margarethe, die ſo lieb und freundlich lachte, mit der Hand über das Geſicht, pätſchelte den kleinen Buben auf den Kopf und ging dann in eine Ecke des Zimmers, wo er ſein Gewehr aufnahm, beide Hahnen aufzog und die Batterie betrachtete.

Frau Schwörer hob ihre Hände empor, nickte der Frau Brenner zu, als wollte ſie ihr beſtens danken, und darauf machte ſie gegen dieſelbe eine fragende Geberde.

Die Andere nickte mit dem Kopfe und zuckte die Achſeln, als wollte ſie ſagen: Verſuch's!

„Ich freue mich recht ſehr," ſagte darauf Madame Schwörer, „wenn ich das zu Hauſe meinem Manne erzählen kann. Ihr ſollt ſehen, nun wird Alles gut. Wenn der brave Herr Brenner einmal A geſagt hat, ſo ſagt er auch B."

„Ja, und ſo fort durchs ganze Alphabet bis zum Z," brummte der Jäger, der jedes Wort gehört zu haben ſchien.

„Davon bin ich überzeugt," fuhr die Frau fort, „daß meinem Manne jetzt geholfen wird. Herr Brenner ſpricht dann eines Tages mit dem gnädigen Herrn Baron und ſagt ihm: Wiſſen Sie, Herr Baron, da iſt der Schwörer, der hat ſchlechte Livreen gemacht."

„Das iſt nicht zu läugnen," meinte der Jäger.

„Hat ſich aber nun gebeſſert; ich ſehe ihn zuweilen im Wirthshaus. Herr Baron ſollten es mit dem Manne noch einmal verſuchen."

„Und dann?" fragte unwirrſch Herr Brenner, wobei er die Hahnen ſeines Gewehres knacken ließ.

„Dann wird der Herr Baron sagen: Gebt dem Meister Schwörer etwas zu arbeiten; und das wird eine Arbeit geben, wie sie noch gar nicht dagewesen.“

„Ihr zählt noch über das Z hinaus, Frau,“ erwiderte der Jäger; „laßt gut sein, dazu müssen wir erst sehen, wie sich der Meister im Wirthshaus ausnimmt.“

Da er aber lachte, während er das sprach, so unterstand sich Madame Schwörer, ebenfalls zu lachen, indem sie lustig ausrief: „Und Sie in der Kirche! Wenn ich das nur nicht versäume!“

Herr Brenner that, als habe er diese Rede nicht gehört, und um die Fortsetzung derselben zu verhindern, setzte er das Gewehr auf den Boden und ließ den eisernen Ladstock mehrere Mal in beide Läufe fallen.

Das Bübchen hatte sein todtes Eichhorn in der Zimmerecke zunächst der Thür auf die Hinterbeine gestellt, wo es eine sehr traurige Figur machte. Auf einmal wandte Franz den Kopf herum und sagte: „Margarethe, ich glaube, es klopft Jemand an die Thür.“.

Das junge Mädchen ging, nachzusehen, und nachdem sie geöffnet, sagte sie: „Ach, Herr Friedrich!“ und ließ den, der so eben geklopft, ins Zimmer treten.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Neffe des Jägers.

Herr Brenner hatte den Ladſtock des Gewehres noch nicht an ſeinen gehörigen Platz zurückgebracht, und als er den Eintretenden erblickte, hielt er wie überraſcht inne, ſo daß er eine Sekunde lang den Arm mit dem Ladſtock hoch erhoben hielt. Eigentlich lag gar nichts Auffallendes in der Erſcheinung des Mannes, der nun ins Zimmer trat, freundlich mit dem Kopfe nickte und dann fragte, ob Madame Wendel vielleicht zu ſprechen ſei. Er trug einen einfachen Jagdrock, einen grauen Hut, in der rechten Hand einen Stock, auf welchen er ſich im Gehen zu ſtützen ſchien. Obgleich ſeine Figur nur mittelgroß war, auch ſtarke Formen zeigte, ſo ſchien er doch von Krankheit etwas gebeugt, ſowie auch die Züge des anziehenden Geſichtes eine Spur tiefen Leidens zeigten.

Nach den Worten, die der Fremde geſprochen, hatte Herr Brenner den Ladſtock eilig an ſeinen Ort gebracht, und

seine Stirne zog sich zusammen, als denke er über etwas nach. Dabei wunderte sich seine Frau, die ihn anschaute, daß er nach seinem Rocke langte, der neben dem Kanarienvogel am Fenster hing, und Miene machte, ihn anzuziehen.

Der eben Eingetretene schien indessen hiervon keine Notiz zu nehmen, wiederholte seine Frage nach Madame Wendel, und als Frau Brenner hierauf bejahend nach der Thür des Nebenzimmers zeigte, ging er nach einer flüchtigen Verbeugung dorthin, klopfte an und verschwand nach einem lauten Herein! in dem Zimmer der Frau Großmutter.

Herr Brenner blickte ihm aufmerksam nach, dann fuhr er mehrere Mal mit der Hand über das Gesicht, wie man es zu machen pflegt, wenn man sich auf etwas besinnen will, schüttelte alsdann mit dem Kopfe und sagte, indem er sich an Margarethe wandte: „Wer ist denn das?"

Gänzlich unbefangen und mit ihrem gewöhnlichen offenen Blick entgegnete das junge Mädchen: „Wer es eigentlich ist, wissen wir nicht; weder die Mutter, noch ich haben je mehr mit ihm gesprochen, als du eben gehört."

„Aber wie kommt er ins Haus?" forschte der Vater weiter.

„Durch den Jäger Klaus, Vater," erwiderte Margarethe.

Herr Brenner runzelte etwas Weniges die Stirn und warf den Kopf unmuthig auf die eine Seite. „Was hat denn Klaus eigentlich wieder hier zu schaffen? Wir sind doch keine so besonderen Freunde, daß er Veranlassung hätte, meine Wohnung mit seinem Besuch zu beehren."

„Er kommt auch nicht zu uns," sagte das Mädchen mit leiserer Stimme. „Du weißt aber doch genau, Vater, daß er

die Großmutter recht gut kennt und daß Großmutter was auf ihn hält."

„Ja, ja, das iſt ſo eine alte Freundſchaft von damals, als noch Beide zuſammen hinten auf dem Wagen geſeſſen. Das hat lange Jahre hindurch gehalten."

„Klaus iſt der Einzige, der die Mutter häufig beſucht, miſchte ſich Frau Brenner in das Geſpräch und ſetzte mit einiger Sü[illegible]chternheit hinzu: „Wie Margarethe ſagt, ſo iſt es, die Mutter kann den alten Jäger wohl leiden und ſagt, es ſei ein recht braver Mann."

„Nu, nu," machte Herr Brenner, indem er etwas befangen nach der Thür des Nebenzimmers blickte; „wenn das die Großmutter ſagt, ſo habe ich nichts dagegen, es kann auch meinetwegen wahr ſein. Aber was iſt denn der Andere eigentlich?"

„Ich glaube, der Neffe des Jägers," erwiderte Margarethe.

„So, der Neffe des Jägers? Habe doch nie gewußt, daß der Klaus auf der ganzen weiten Welt etwas Angehöriges beſäße, als einen alten Schweißhund, der aber vortrefflich iſt. — So, ſein Neffe? —" Und wieder fuhr er mit der Hand über das Geſicht, ſtrich den vollen Bart nach dem Kinn hinauf und ſagte, nachdem er ein paar Sekunden an die Decke geblickt: „Mein Auge iſt gut, und mein Gedächtniß trügt mich ſelten; das Geſicht und die Figur habe ich ſchon geſehen; nur genirt mich der Jagdrock und der graue Hut. Na, wenn's die Großmutter angeht, da kann mir's vorderhand recht ſein. — Komm, Palmarum, du kannſt mit in den Keller gehen, wir wollen den Hunden was zu freſſen bringen und nachſehen, wie viel ſie verlernt haben."

Hierauf zog er seinen Rock an, setzte eine grüne Mütze auf und ging nach der Thür. Ehe er aber das Zimmer verließ, sprach er noch lachend zu Madame Schwörer: „Also es bleibt dabei, ich will den Schneidermeister in die Dressur nehmen; wenn der nicht in längstens vierzehn Tagen die Fährte nach dem Wirthshause wieder gefunden hat, so will ich mein Leben lang dazu verdammt sein, Sperlinge zu schießen."

„Gott sei Dank, daß er gut gelaunt war!" sagte Madame Schwörer; „nun habe ich wieder Hoffnung. Denkt ein bischen an mich, Frau; ich will's Euch wahrhaftig all mein Leben lang nicht vergessen."

„An uns soll es nicht fehlen," meinte die Frau des Jägers; „aber was er einmal verspricht, das pflegt er auch zu halten. Ihr könnt versichert sein, er holt am Sonntag früh Euren Mann zur Kirche ab, und dafür habe ich alle Ursache, Euch dankbar zu sein."

Nach noch einigen für die Weiber außerordentlich nothwendigen, für uns aber sehr unwesentlichen Redensarten verließ Madame Schwörer das Zimmer und wurde von Margarethen bis zur Treppe begleitet. Frau Brenner setzte sich in ihre Fensternische, und wenn sie auch an die eben stattgefundene Unterredung dachte, so blickte sie doch oft nach der Thür des Nebenzimmers und versank dabei in tiefes Nachsinnen; weßhalb wußte sie eigentlich selbst nicht.

Der Neffe des Jägers war unterdessen in das Zimmer der Großmutter getreten, hatte die Thür fest hinter sich zugemacht und ging dann nach dem Sessel der alten Frau, der er freundlich die Hand reichte. Als sie dieselbe nahm, machte sie eine tiefe Neigung mit dem Kopfe und sagte einigermaßen

verlegen: „Euer Erlaucht ſind zu gnädig: ich weiß nicht, wie ich dazu komme, ſo freundlich von Ihnen behandelt zu werden.“

„Das iſt ſehr einfach,“ antwortete der Neffe des Jägers, „ich mache es Ihnen gerade ſo, wie Sie mir es machen. Sie haben mich freundlich aufgenommen, und dafür kann ich doch, weiß Gott im Himmel! nicht weniger thun, als daß ich Ihnen mit ſolchen Kleinigkeiten zeige, wie ſehr es mich freut, wenn ich Sie zuweilen ſehe.“

Er hatte bei dieſen Worten einen Stuhl genommen und ſich neben die Frau Großmutter geſetzt.

Dieſe ſagte mit einem feinen Lächeln: „Es iſt aber eigentlich recht lange her und viel, daß ſich der Herr Graf Helfenberg der damals ſo luſtigen Katharine, die fleißig mit ihm geſpielt, wieder erinnert.“

„Ja, es iſt lange her!“ ſeufzte der junge Mann.

„Es war der Anfang meiner traurigen Tage,“ fuhr die Großmutter fort, und dabei blickte ſie mit ihrem leuchtenden Auge vor ſich hin, als wollte ſie Jahr um Jahr in Gedanken auf die Seite ſchieben, als wollte ſie die Mauern des kleinen Zimmers, das ſie nun ſo lange nicht mehr verlaſſen, durchbrechen, um aus dem Winter ihres Lebens und der Gegenwart nach dem Sommer ihres Daſeins zurückzukehren, wo aber die Blüthe ihres Lebens ſchon vorüber war, und nach den grünen Waldplätzen, wo ſie damals ſchon nichts mehr thun konnte, als mit dem kleinen Sohne des alten Grafen Helfenberg zu ſpielen, wenn er, wie häufig geſchah, mit ſeinem Vater zum Beſuche zu ihrer ehemaligen Herrſchaft kam.

„Ja, die Zeiten haben ſich recht geändert,“ verſetzte der

junge Mann, indem er seine Hand auf den Arm der Großmutter legte; „und wir Beide sind auch nicht so geworden, wie wir es gedacht."

„Was mich anbelangt," sagte die Frau nach einem schmerzlichen Nachdenken, „so wußte ich schon mein Schicksal, und Euer Erlaucht werden sich wohl erinnern, wie Sie damals, ein heiterer Knabe, oft über mich gelacht, daß ich Sie nicht einmal mehr einholen konnte, wenn Sie mir rückwärts davon liefen."

„Ich erinnere mich," sprach finster der Neffe des Jägers, „und bei Gott, ich habe sehr zur Unzeit gelacht; denn mir würde es heute nicht besser gehen, als Ihnen damals."

Die Großmutter warf einen raschen Blick auf die zusammengesunkene Gestalt des jungen Mannes. Doch zwang sie sich zu einem Lächeln, während sie antwortete: „O, Herr Graf, das hat bei Ihnen gute Wege; das ist ein vorübergehendes Leiden, und ich möchte mit Ihnen wetten, wenn man mich einmal dort hinaus trägt, von wo man nicht wiederkehrt, so könnten Sie mich frisch und munter begleiten, wenn es anders möglich wäre, daß Sie mir diese Ehre anthäten."

Der junge Mann war bei diesen Worten zusammengezuckt, aber nicht über die Reden der Großmutter, sondern über den dumpfen Ton der Kirchenglocke, die man nun mit einem Male in der Entfernung langsam und feierlich anschlagen hörte. Er that einen tiefen Athemzug, hob die Hand empor und sprach, während er sich zu einem Lächeln zwang: „Ueber das, was Sie eben sagten, möchte ich Ihnen, wenn das möglich wäre, eine Wette anbieten."

„Und die wäre?"

„Daß Sie eines Morgens dieſelbe Glocke, die dort tönt, wieder anſchlagen hören, und daß man Ihnen dann auf Ihre Frage ſagen wird: Es iſt für den Grafen Helfenberg, — nur ein Wunder, daß es ſo lange gedauert hat! — — — Doch weg mit dieſen Bildern, die mich häufig zur Unzeit geniren! Ich habe ſchon lange verſucht, mir das abzugewöhnen, und es gelingt mir auch in letzter Zeit beſſer. Räume ich doch dieſen finſteren Phantaſieen Rechte genug ein, wenn ich ihnen geſtatte, über mich herzufallen, ſobald ich allein bin. — O, helfen Sie mir ſie verjagen; erzählen Sie mir etwas aus der damaligen Zeit!“

„Wenn ich nur etwas wüßte,“ ſagte die Großmutter, „was Sie aus jener Zeit intereſſiren könnte!“

„Alles, wenn Sie es mir auf Ihre lebendige Art erzählen.“

Die alte Frau ſann einen Moment nach, dann blickte ſie wieder mit ihren klaren Augen vor ſich hin, und ein leichtes Lächeln ſpielte um ihre Züge. „Wie unſere Spielplätze von damals wohl ausſehen mögen!“ ſprach ſie darauf. „Es iſt nun ſo gar lange her, daß ich nicht mehr auf Stromberg war; da wird ſich viel verändert haben.“

„An Stromberg ſelbſt mit ſeinen Gütern und Parken nicht viel,“ entgegnete der junge Mann. „Mein Vater, als er es vor langen Jahren von Ihrer ehemaligen Herrſchaft gekauft, änderte gar wenig und unterhielt alles das, was er übernahm, hauptſächlich aus Pietät gegen die frühere Beſitzerin, bei der er manche angenehme Stunde verbrachte.“

„Ja, der Herr Graf Helfenberg war gern dort, ſehr gern,“ meinte nachſinnend die Großmutter. „Gab er doch für Stromberg, ſo viel ich mich erinnere, neben einer großen

Kaufſumme noch die reizende Beſitzung, wohin ſich die Gräfin Eller mit ihren beiden Töchtern ſpäter zurückzog."

„Dieſer beiden Töchter erinnere ich mich auch noch, jedoch ziemlich unbeſtimmt," ſagte der Neffe des Jägers anſcheinend mit ſehr gleichgültigem Tone, doch warf er einen forſchenden, faſt lauernden Blick auf die alte Frau. „Ich war damals in der Penſion, ſelten zu Hauſe, und wenn mich mein Vater zuweilen zur Gräfin Eller mitnahm, ſo war es mir am liebſten, wenn ich mit einem kleinen Gewehr in den Gebüſchen herumſtreichen konnte."

„Ja, ja, dieſe beiden kleinen Gräfinnen, ich ſehe ſie wohl noch vor mir, als wenn es geſtern wäre. Als ich den Dienſt verließ, waren ſie freilich noch ſehr jung, die eine neun, die andere ſieben Jahre ungefähr, ſo glaube ich. Ich heirathete dazumal, kam aber freilich darauf noch Jahre lang häufig ins Haus, bis mich endlich mein Leiden an die Stube feſſelte."

„Mir kamen ſie gänzlich aus dem Geſichtskreiſe," ſprach der junge Mann, „nur ſo viel erfuhr ich, daß beide ſehr früh geheirathet."

Als er das ſagte, hatte er den Kopf auf den Arm geſtützt und ſchaute unbefangen vor ſich nieder, ſo daß er auch nicht den eigenthümlichen Blick der alten Frau bemerkte, mit dem ſie ihn ein paar Sekunden lang forſchend betrachtete.

„Es waren zwei ganz verſchiedene Naturen," fuhr die Großmutter nach einer Pauſe fort; „die Aeltere, von Jugend auf ein ſtilles, ruhiges Kind, beſchäftigte ſich viel mit ihren Büchern, lernte fleißig, war der Stolz ihrer Lehrer und, ich kann es wohl ſagen, der Liebling der Mutter. Die Jüngere

war blendend ſchön, aber ſchon als Kind ein Wildfang, wie man ſich nur denken konnte. Mit vollem Rechte ſagten wir oft, es ſei ein Bube an ihr verloren gegangen; Reiten und ſelbſt Fahren war ihre Leidenſchaft, und für ſie war die alte Gräfin nicht ſtreng genug. So wuchſen Beide heran, und die Jüngere hat ihrer armen Mutter manche ſchwere Stunde gemacht."

„Aber ihr Charakter war gut, wie ich gehört?" fragte der junge Mann.

„Wankelmüthig," entgegnete die Großmutter; „jetzt, ihre Fehler einſehend, konnte ſie bei den Vorwürfen der Mutter ſtundenlang weinen, aufs heiligſte Beſſerung geloben, um morgen wieder wilder anzufangen, als ſie heute geendigt. So hat ſie auch leider fortgemacht, und es ziemt mir nicht, über Sachen zu ſprechen, die Euer Erlaucht vielleicht beſſer wiſſen als ich ſelbſt."

„In Wahrheit habe ich mich nie beſonders darum gekümmert," verſetzte Graf Helfenberg. „Sie heirathete einen älteren Mann."

„Den Herrn Baron von Braachen."

„Ganz richtig. Und ſo viel erinnere ich mich wohl, daß man viel über dieſe Heirath geſprochen. — Sie hat eine einzige Tochter, die ſehr ſchön iſt; ich habe ſie ein oder zwei Mal geſehen."

Bei dieſen Worten traf derſelbe forſchende Blick der alten Frau abermals das Geſicht des jungen Mannes, der aber auch jetzt wieder, wie früher, anſcheinend gänzlich unbefangen und gleichgültig vor ſich niederſchaute.

„Ja, eine einzige Tochter," ſprach nach einer längeren Pauſe ſeufzend die Großmutter. „Als ſie geboren wurde,

hielt ich es für meine Schuldigkeit, dem Kinde meiner ehemaligen Herrſchaft, der ich heute noch zu tiefſtem Danke verpflichtet bin, ſchriftlich in aller Ehrfurcht meinen Glückwunſch zu Füßen zu legen. Die Frau Baronin von Braachen nahm meine Theilnahme ſo freundlich auf, daß ſie ihrer Kammerfrau erlaubte, mit dem kleinen Mädchen hieher in meine beſcheidene Wohnung zu kommen. Es hat mich das denn auch außerordentlich gefreut, und es machte mir auch ſpäter das größte Vergnügen, wenn ich Gutes und Liebes von der kleinen Eugenie erfuhr."

„Alſo Sie erfuhren doch von Zeit zu Zeit, wie es derſelben ging?" fragte der Graf nach einem tiefen Athemzuge.

„Allerdings, und die genaueſten Nachrichten durch meinen Schwiegerſohn, der, wie Euer Erlaucht wiſſen, Jäger bei dem Herrn Baron von Breda iſt und mit ſeinem Herrn häufig nach dem Gute des Herrn von Braachen kam."

„Sehen Sie," ſagte der junge Mann nach einem längeren Stillſchweigen, „wie hübſch Sie mir das alles erzählen! Das hat mich ſo zerſtreut, ich möchte ſagen: erfreut, daß ich mich viel wohler fühle, und deßhalb komme ich auch ſo gern zu Ihnen. — Die Tochter der Frau von Braachen iſt jetzt hier in der Stadt bei ihrem Onkel, Baron Breda. — — Gleicht ſie ihrer Mutter?"

„Man ſagt, ſie ſei ſehr ſchön. Und das wird ſie wohl von der Gräfin Henriette haben. Sonſt ſoll ſie derſelben nicht ähnlich ſehen, ſondern ein liebenswürdiges, folgſames und ſehr gutes Kind ſein."

„Ja, ja," meinte nachdenkend der Graf.

„Mein Schwiegerſohn erzählt gern von ihr," fuhr die alte Frau fort, „und in ſeiner Art mit einer wahren Begei-

sterung. Doch hätte das nicht viel zu bedeuten," setzte sie lächelnd hinzu, „da sie, wie gesagt, sehr schön sein soll und freundlich gegen die Dienerschaft. Aber auch die Kammerfrau der Baronin von Braachen besucht mich hier und da, und daß die nur Liebes und Lobenswerthes von dem jungen Mädchen zu erzählen weiß, ist mir ein viel gültigeres Zeugniß. Es würde mich in der That freuen, sie noch einmal zu sehen, aber das geht nicht an."

Während das die Großmutter sagte, blickte der junge Mann sie mit einer wahren Spannung an, auch wollte er hastig etwas erwidern, doch schien er sich eines Anderen zu besinnen und sagte nach einer Pause in ganz gleichgültigem Tone: „Warum soll das nicht angehen? Ich bin überzeugt, wenn Fräulein Eugenie nach dem, wie sie geschildert, nur eine Ahnung davon hätte, daß Sie Ihnen, der ehemaligen treuen Dienerin ihrer Großmutter, Vergnügen mit ihrem Besuche machen könne, sie würde augenblicklich kommen. Vielleicht ginge es ihr wie mir," setzte er lächelnd hinzu, „daß auch sie sich gern von der damaligen Zeit erzählen ließe, von Stromberg und der Gräfin Eller."

Die Großmutter schüttelte mit dem Kopfe und blickte vor sich nieder, worauf sie sprach: „Wenn das ganz von selbst käme, so muß ich sagen, es würde mich außerordentlich glücklich machen, Fräulein Eugenie zu sehen. Aber eine junge Dame wie sie, schön, gefeiert, der Welt lebend, wird sich viel um eine alte Dienerin ihrer Großmutter bekümmern! — Doch Sie, Herr Graf, sehen sie wohl öfter?" fragte die Frau rasch, wobei sie ihr Gesicht dem jungen Manne ganz zuwandte.

„Ich?" antwortete einigermaßen verlegen der angebliche Neffe des Jägers, „ich? — nein, ich sehe sie nicht häufig.

Einige Mal hatte ich wohl das Glück, in ihrer Nähe zu ſein, doch bin ich feſt überzeugt, ja, ich möchte darauf ſchwören, daß ſie mich, den Grafen Helfenberg, durchaus nicht kennt. — Sie fragen mich," ſagte er nach einer Pauſe, während welcher er ſichtbar über etwas nachgedacht, „weil Sie aus meinen Fragen zu entnehmen ſcheinen, als intereſſire ich mich für das junge Mädchen; und darin haben Sie nicht ganz Unrecht. Doch iſt es nicht ein Intereſſe, welches ich, Graf Helfenberg, an Fräulein Eugenie von Braachen nehme. Ja, ich habe ſie ein paar Mal geſehen, auch geſprochen, und das auf ganz eigenthümliche Art."

Er lächelte ſtill, faſt traurig in ſich hinein, während ihn die Großmutter mit ihren leuchtenden Blicken ſcharf fixirte.

„Das war da draußen im Walde," ſprach er mit leiſer Stimme, während er wie träumend vor ſich hinblickte, „im vergangenen Sommer. Ich fühlte mich damals kränker als jetzt und fuhr zu dem alten Klaus, der ſeine Jagdhütte in einem kleinen, reizenden Waldthale hat. Mir that das Grün und der Duft der Bäume ſo wohl. — Da erſchien auch einmal Fräulein Eugenie; ſie hatte einen Spaziergang gemacht und den alten Klaus aufgeſucht, wie ſie häufig zu thun pflegte."

„Und war erſtaunt," fragte die alte Frau, indem ſie ſehr langſam ſprach, „dort Seine Erlaucht, den Herrn Grafen Helfenberg zu finden?"

„Sie war wohl erſtaunt, jemand Fremdes dort zu finden, aber ſie machte nicht die Bekanntſchaft des Grafen Helfenberg; ich hatte die Idee, das zu ſein, was ich auch hier bei Ihnen bin: der Neffe des Jägers."

Der Blick der alten Frau verdüſterte ſich, und ſie ſprach zu ſich ſelber: „Er hat viel von ſeinem Vater."

„Da hatte ich freilich einen anderen Beweggrund als hier,“ fuhr der junge Mann fort. „Sie wiſſen, daß ich Sie gern wieder einmal geſehen und geſprochen hätte. Soll Graf Helfenberg kommen, der ja nie aus ſeinem Hauſe geht,“ ſetzte er finſter hinzu, „und den Leuten unnöthiges Gered: geben?“

„Das ſehe ich ein, aber warum dort im Walde?“

„O, das iſt noch viel klarer,“ lachte bitter der Graf. „Sollte Graf Helfenberg, von dem Fräulein Eugenie vielleicht gehört, er ſei ein luſtiger, wilder Menſch, ein toller Reiter und Jäger, nun auf einmal vor ihr erſcheinen ſchwach, elend, krüppelhaft, wie er es wirklich iſt? — Nein, ich ſchämte mich vor meinem Namen. Das iſt ja auch der Grund,“ ſagte er, nachdem er einen Moment die Lippen feſt zuſammen gebiſſen, „warum ich mich vor der ganzen Welt verborgen in meinem Hauſe halte. Mag man ſprechen über mich, was man will, mag man meinen Zuſtand noch ſchlimmer ſchildern, als er iſt — ich, wie ich war, mag nicht vor den Leuten erſcheinen, wie ich bin.“

Bei dieſen Worten war er aufgeſtanden und an das kleine Fenſter getreten, wo er die Stirn an die kalten Scheiben legte und tief und ſchmerzlich aufſeufzte.

Die Großmutter blickte ihm nach, ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe und bedeckte ihr Auge leicht mit der Hand. Es war ein paar Sekunden lang ſo ſtill in dem Zimmer, daß man deutlich eine Stimme vernahm, die auf dem Gange ſprach und in fröhlichem Tone ſagte: „Aber Judica — Margarethe, das muß ich mir ausbitten, daß nicht die Idee von Gewürz in die Suppe kemmt; reiner Gerſtenſchleim, höchſtens mit ein bischen Salz. Sie werden mir zugeben, daß ich das

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Don Quixote und Tiger.

Die ſonſt ſo ſtarke Natur des Herrn Larioz war von den ausſchweifenden Feſtlichkeiten, die bei ſeiner Aufnahme in den Bund zum Dolche Rubens ſtatt gefunden, etwas zu ſtark mitgenommen worden, was ſich, wie Doktor Flecker ſagte, durch ein heftiges, wenngleich für den Patienten glücklicherweiſe nicht gefährliches, Katarrhfieber äußerte. Dem ſtechenden Kopfſchmerz nach, ſowie einigen Anwandlungen von Uebelkeit, die den Kranken in der erſten Nacht, ſowie auch den folgenden Tag bedeutend geplagt, hatte der Armenarzt etwas Gefährlicheres vermuthet und oft länger neben dem Bette des Schreibers geſeſſen, das Kinn auf den Elfenbeinknopf des Stockes geſtützt und ihn durch die Brillengläſer feſter betrachtend, als er ſonſt wohl zu thun pflegte. Denn er mochte ihn leiden, den langen Mann; ſprach doch aus allem, was er that, ſo viel natürlicher Verſtand, ſo viel

Herzensgüte, ſo viel Wohlwollen für alle Menſchen, daß man darüber die Eigenheiten und oft ſeltſamen Anſichten des edlen Spaniers wohl vergeſſen konnte. Dabei beurtheilte ihn der Doktor ganz richtig, indem er fühlte, daß man es hier mit einem Menſchen voll glühen[illegible] ja, vielleicht ausſchweifender Phantaſie zu thun habe, mit einem Gemüthe voll Poeſie, welche in ihm ſchon als Kind durch ſeine eigenthümliche und abenteuerliche Umgebung geweckt worden war und die ſeine jetzige, mehr als proſaiſche Stellung wohl auf Momente zu feſſeln im Stande war, aber ſo wenig unterdrücken konnte, daß ſie, den zufälligſten Ausweg benutzend, ihn oft in ganz excentriſche Bahnen hinein riß.

Herr Larioz hatte dabei einen unüberwindlichen Abſcheu vor aller Falſchheit, vor aller Hinterliſt. Wie es Jemand möglich ſei, ſeinen Nebenmenſchen zu hintergehen, zu betrügen, davon hatte er keine Idee; und da ihm in dergleichen Fällen der Hehler ebenſo ſchlecht wie der Stehler vorkam, ſo hielt er es für das verdienſtvollſte Werk, ja, für die Schuldigkeit eines Jeden, unnachſichtlich dem Betrogenen die Augen zu öffnen, wobei er dann aber ſchon oft in den Fall gekommen war, ſich in Dinge zu miſchen, die ihn durchaus nichts angingen, und für welche Einmiſchung er nicht ſelten den größten Undank erntete, was ihn aber nicht abſchreckte, ein anderes Mal wieder gerade ſo zu verfahren.

Daß er ſelbſt dabei von einer muſterhaften Redlichkeit und Treue war, brauchen wir wohl nicht zu ſagen — Eigenſchaften, die ihm den Doktor Flecker zum Freunde gemacht hatten, und die auch ſein Prinzipal, Herr Rechtsconſulent Plager, bedingungsweiſe an ihm hochſchätzte. Wir ſagen: bedingungsweiſe; denn bei den Geſchäften des Advokaten, in die auch

Herr Larioz mehr oder minder eingeweiht war, kamen zuweilen Dinge vor, die mit des Letzteren Gesinnungsart nicht immer harmonirten, und die hier und da wohl zu unangenehmen Erörterungen zwischen dem Rechtsconsulenten und seinem Gehülfen Veranlassung gegeben hatten. Doktor Plager, der natürlicherweise ganz anders fühlte, konnte es nicht begreifen, wie man sich weigern könne, für eine gut zahlende Partei einen schlechten Prozeß zu übernehmen, und hatte in solchen Fällen die größte Mühe, seinen Schreiber davon abzuhalten, daß er den Parteien erklärte: Laßt das Prozessiren sein, seid geschcidt und spart euer Geld. Und das war doch schon einige Mal zur Verzweiflung des Advokaten vorgekommen, wobei es mitunter in der Schreibstube Scenen gab, die schon öfter beinahe zur Trennung der Beiden geführt hätten. Gewöhnlich aber lenkte Doktor Plager wieder ein, da es ihm doch darum zu thun war, einen zuverläßigen Mann, wie Larioz, zu behalten.

Daß dieser seinerseits durch die drückenden Verhältnisse, in denen er sich befand, ein halbwegs begütigendes Wort seines Prinzipals bereitwillig entgegen nehmen mußte, stimmte ihn begreiflicherweise nicht milder gegen das hinterlistige und trugvolle Treiben eines leider so großen Theiles der Menschheit und veranlaßte ihn dann noch mehr, sich außerhalb seines Geschäftes um Sachen zu bekümmern, die ihn durchaus nichts angingen. Wie oft hatte er sich bei solchen Veranlassungen auf der Straße oder an öffentlichen Orten einer, wie er glaubte, unschuldigen oder unterdrückten Partei angenommen, zum Beispiel im Wirthshause eines vielleicht nachläßigen Kellners, der von einem erzürnten Gaste mit Schimpfreden bedient wurde, und war vom Letzteren dafür nicht glimpflicher behandelt worden; auf dem Exercirplatze eines geknufften Rekruten,

wo es ihm beinahe noch ſchlechter ergangen wäre als dem militäriſchen Zöglinge ſelbſt; auf der öffentlichen Promenade, wo er den Dienſtmägden wie ein langes Geſpenſt erſchien, das ſie mit eindringlichen Worten an ihre Pflichten erinnerte und ihnen bewies, wie unverantwortlich es ſei, leichtſinnigerweiſe zuſammen zu ſprechen, und die ihnen anvertrauten Sprößlinge während der Zeit der Gefahr auszuſetzen, unter die Räder der vorüberrollenden Wagen zu kommen! Er konnte es nun einmal nicht laſſen, ſo zu handeln, und wenn er alsdann von den ungeziemendſten Ausdrücken begleitet, am Ende das Feld räumen mußte, ſo that er das ingrimmig, mit dem heißen Wunſche nach einem guten Pferde, einer tüchtigen Klinge, ſowie für andere Fälle nach einer tüchtigen Karbatſche, um damit zur Beſſerung der Menſchheit beizutragen, den Schuldigen zu beſtrafen, dem Leidenden Schutz zu gewähren. In ſolchen Augenblicken konnte er ſich vollkommen in die Gefühle und die Lage ſeines großen Landsmannes von der Mancha hinein denken und begriff es ganz gut, welches Glück, welche Seligkeit jener ſinnreiche Junker darin fand, als irrender Ritter umherzuziehen, die Starken niederzuwerfen, den Schwachen beizuſtehen.

Auf Befehl des Doktors hatte Don Larioz ſchon ſeit ſechs Tagen das Zimmer gehütet; doch war ihm erlaubt worden, ſein Bett zu verlaſſen, und ſo ſaß er denn in dem uns wohl bekannten Lehnſtuhle vor dem Ofen, angethan mit der Jacke von grauem Baumwollenſammt, ein rothes Tuch turbanartig um den Kopf gedreht, über ſeine Füße einen alten Pelz gebreitet, den wir aus dem Anfang unſerer Geſchichte zu kennen das Vergnügen haben. Der lange Mann hatte einen kleinen Spiegel in der Hand und ſtrich mit einer Bürſte

ſeine kurz geſchnittenen Haare in die Höhe, und als das beſtens geſchehen, legte er Bürſte und Spiegel neben ſich auf einen Stuhl und drehte ſeinen gekräuſelten Schnurrbart in die Höhe, wobei er häufig einen Blick auf das Bild warf, welches an der Wand über dem Kamine hing.

Es war um die Mittagsſtunde und der Tiger im Begriff, ein weißes Tuch über den alten Tiſch zu legen und die ſpärliche Mittagsmahlzeit aufzuſtellen, welche die alte Magd in einem Korbe gebracht hatte, und die während der Krankheit des Schreibers von dem Tiger und dem kleinen Gottſchalk zu gleichen Theilen verzehrt wurde; zu gleichen Theilen können wir eigentlich nicht ſagen, denn der Tiger, welcher ſich an dem großen Appetit des Knaben erfreute, ſchob dieſem die beſten Biſſen hin und begnügte ſich mit einem kleinen Theile der Gerichte und dem übrig gebliebenen Brode, vermittelſt deſſen die Magd obendrein die Schüſſeln und Teller ſo rein abputzte, daß von Gemüſe oder Sauce auch nicht eine Spur übrig blieb.

Obgleich die Schreibſtube ſchon geſchloſſen war und der Rechtsconſulent dem Knaben gern erlaubte, manche ſonſt der Arbeit gewidmete Stunden bei dem Kranken zuzubringen, ſo war Gottſchalk doch noch nicht erſchienen, was den langen Schreiber endlich zu der Bemerkung veranlaßte, die er gegen den Tiger ausſprach: der Kleine bleibe heute ungewöhnlich lange aus.

„Ja, es hat ſchon zwölf Uhr geſchlagen," antwortete die alte Magd. „Aber es iſt auch ziemlich weit von hier bis zum Hauſe, wo die Eltern des Kleinen wohnen. Und dann iſt vielleicht auch die Suppe noch nicht fertig geweſen. Wiſſen

Sie, Herr Larioz, das muß sehr umständlich und genau gekocht werden für so einen Kranken."

„Ja, für so einen Kranken," murmelte der Schreiber. Dann setzte er lauter hinzu: „Ich möchte wohl, der Doktor dispensirte mich von den ewigen Krankensuppen; ich hätte Lust zu was Festerem. — Was habt Ihr heute?"

„Ach, du lieber Gott!" entgegnete der Tiger fast erschrocken, „etwas sehr Unverdauliches: Klöße mit Wurst. Wenn der Herr Larioz sich erlaubte, davon was zu essen, ich glaube, der Herr Doktor Flecker brächte mich um. Ja, er brächte mich wahrhaftig um." — Damit war sie an das Fenster gelaufen und sagte mit sehr freudigem Tone der Stimme: „Sehen Sie, da kommen sie schon; sie sind schon zum Hofthore herein."

„So, sie kommen?"

„Ja, Gottschalk mit seiner Schwester. Was das für ein gutes und liebes Geschöpf ist! Und wie sorgsam sie die Suppe trägt! Ein so braves Mädchen gibt's nicht wieder; den ganzen Tag arbeitet sie und besorgt noch die Küche und Alles — So! jetzt will ich Ihnen das Handtuch geben und den Löffel."

Sie trippelte bei diesen Worten hinter einen hölzernen Verschlag, holte die beiden eben genannten Sachen vor, reichte das Handtuch Herrn Larioz, der es auf seine Kniee breitete, und legte den Löffel neben ihn.

In diesem Augenblicke traten Gottschalk und Margarethe in das Zimmer; letztere trug einen kleinen Suppennapf und schien etwas befangen, als sich Don Larioz gegen sie umwandte und ihr freundlich mit dem Kopfe zunickte.

„Gerstenschleim, famos!" sagte lustig der Knabe, und

dabei nahm er ſeiner Schweſter das Geſchirr ab und trug es zu dem Kranken hin. „Ohne alles Gewürz, wie es Doktor Flecker befohlen; von Margarethen ſelbſt gekocht, und die verſteht's.“

„Daß deine gute Schweſter das verſteht, habe ich ſchon lange mit großem Danke empfunden,“ entgegnete würdevoll Don Larioz. „Wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?“ wandte er ſich an das junge Mädchen, die ſchüchtern näher getreten war und ſich nach einer Handbewegung des langen Mannes auf den Stuhl niederließ, von dem Gottſchalk in aller Eile Haarbürſte und Spiegel entfernte. Den Löffel hatte Herr Larioz in die Hand genommen. Er verſuchte die Suppe, und daß er ſie vortrefflich fand, zeigte ein freundliches Lächeln, welches um ſeine Mundwinkel ſpielte, ſowie ein dankbarer Blick, den er auf Margarethe warf.

Obgleich dieſe ſchon öfter zur gleichen Stunde mit ihrem Bruder hier im Gemache geweſen war, ſo betrachtete ſie dasſelbe doch immer wieder mit neuer Verwunderung, denn es ſah hier ſo ganz anders aus als in den Zimmern, wo ſie bis jetzt ſchon geweſen. Wie es ihrem Bruder am erſten Abend hier geſchehen war, ſo beſchäftigte auch ſie vor Allem das ernſte Bild über dem Kamin, das Don Larioz zu gleichen ſchien und doch wieder ſo viel Fremdartiges hatte; und wenn ſie von demſeben ihre Blicke auf dieſen ſelbſt niedergleiten ließ, ſo kam ihr oft die Idee, wenn der da oben aus ſeinem Rahmen herabſtiege, ſo würde er wohl nicht ſeltſamer erſcheinen als Herr Larioz ſelbſt in ſeinem eigenthümlichen Anzuge, mit ſeinem ſo ganz fremdartigen Geſichte. Ferner beſchäftigten ſie die einfachen hölzernen Stühle, der lange Stoß-

degen in der Ecke und heute beſonders eine kleine Laute, welche der Schreiber vor einigen Tagen hervorgeſucht und mit neuen Saiten verſehen hatte.

Unterdeſſen hatte ſich Gottſchalk dem Tiſche genähert, wo der Tiger auf die Klöße und die Wurſt zeigte und dann pantomimiſch zu verſtehen gab, Herr Larioz hätte ſelbſt Appetit darauf bekommen, doch habe ſie ihn ſchlauer Weiſe auf ſeine Krankenſuppe verwieſen. Dabei ſahen die ernſthaften Geberden, welche die alte Perſon machte, ſo komiſch aus, daß Gottſchalk ſich auf die Lippen beißen mußte, um nicht laut hinaus zu lachen. Ein Kichern aber konnte er nicht unterdrücken, und als hierauf ſowohl Don Larioz als Margarethe nach ihm hinblickten, ſagte er, um nicht nach dem Grunde ſeiner Luſtigkeit gefragt zu werden: „Heute, Margarethe, heute mußt du mit uns eſſen; der Herr Larioz wird's erlauben, und wir thun es nun einmal nicht anders.“

Ueber die Züge des langen Mannes fuhr ein leichtes Lächeln, als er entgegnete: „Bei San Jago! mir ſcheint, unſer Mittageſſen ſtammt von den Broden ab, wovon eine geringe Anzahl ausgiebig war zur Speiſung von viertauſend Menſchen. Ja, das muß ſo ſein, es liegt ein beſonderer Segen darauf. Da ſpeist die alte Frau und Gottſchalk mit großem Appetit, und nun wollen ſie das Fräulein da auch noch einladen.“

„Nur des Spaßes halber,“ meinte Gottſchalk; „du kriegſt nicht viel, Schweſter, aber du mußt einmal ſehen, wie vortrefflich wir leben. Komm, ich bitte dich.“

Margarethe zögerte, doch ſagte Herr Larioz: „So thun Sie ihm den Gefallen; das iſt ein kleiner, eigenſinniger Menſch,

und Ihren Appetit werden Sie ſich bei dem Schmauſe keinenfalls verderben."

Das junge Mädchen erhob ſich von ihrem Stuhle und ging nach dem gedeckten Tiſche, wohin der Tiger eilfertig einen dritten Teller und einen dritten Löffel holte.

„Was haſt du denn für Ideen?" ſagte Margarethe zu Gottſchalk ſo leiſe, daß es der Kranke nicht hören konnte; „du kannſt doch nie Ruhe geben! Was werde ich denn mit euch eſſen?"

„Nur verſuchen ſollſt du," lachte ihr Bruder; „von eſſen oder ſatt eſſen iſt freilich keine Rede; du ſollſt der Mutter ſagen, daß wir hier auch gut gekocht bekommen."

Margarethe ſetzte ſich kopfſchüttelnd nieder, ließ ſich eine Gabel in die Hand nöthigen und einen von den Klößen auf den Teller legen. Dann aß ſie, konnte aber dabei nicht unterlaſſen, zuweilen nach Herrn Lario zu blicken, der mit ſeiner Krankenſuppe fertig war, den Topf neben ſich auf den Stuhl geſtellt hatte und mit zuſammengelegten Händen nach den Dreien hinüber ſchaute. Er vertiefte ſich dabei in Träumereien über das, was er an jenem Tage auf dem Burgplatze erlebt. Wenn er das ſchöne, edle Profil des jungen Mädchens dort am Tiſche ſah, beſonders aber, wenn ſie ihm auf einen Moment die großen, glänzenden Augen zuwandte, ſo kam es ihm vor, als habe ſie eine Aehnlichkeit mit jener unvergleichlichen Schönheit, die er in dem Atelier der Gebrüder Breiberg zu ſehen ſo glücklich und wieder ſo unglücklich geweſen war. Gleich darauf aber mußte er über einen ſolchen Vergleich lächeln, denn er ſah alsdann ein, daß das Aeußere der Beiden himmelweit verſchieden war. Die Spanierin — denn das war ſie, die er neulich geſehen — hatte faſt blau-

ſchwarzes Haar, ihr Auge war größer und glänzender, doch hatte, wie er ſich erinnerte, ihr Blick etwas Starres; dagegen war der Teint für eine Südländerin faſt zu weiß und durchſichtig geweſen, die Röthe ihrer Wangen beinahe zu ſcharf abgegränzt. Doch Alles wurde wieder gemildert durch die Lieblichkeit des feingeſchnittenen kleinen friſchen Mundes. Und wenn er dabei an die weißen Zähne dachte, ſo mußte er ſich geſtehen, nie in Wirklichkeit, nie auf Bildern, nie im Traume etwas Reizenderes geſehen zu haben. Dort das junge Mädchen war auch ſchön, ihr Wuchs untadelhaft und elegant; aber wenn er ſie betrachtete, ſo empfand er nur ein ſanftes Wohlbehagen, eine Zuneigung, welche ihm entſtanden zu ſein ſchien aus dem lieblichen Glanz ihres Auges, aus ihrem offenen, ehrlichen Blicke, der Zeugniß ablegte für ihre Herzensgüte und Reinheit.

Der Anblick der Anderen aber hatte ihn wie mit dämoniſcher Gewalt gefaßt, es war ihm, als ſei er plötzlich einer leuchtenden Flamme zu nahe gekommen, als ſei von derſelben ſein Herz verſengt worden. Er dachte an die Spanierin mit einem glühenden Verlangen, das er bisher nicht gekannt und deſſen er ſich faſt ſchämte. Unmöglich war es ihm, ſich des leicht geöffneten Mundes mit den blendenden Zähnen zu erinnern, ohne ſich dabei einen innigen Kuß auf dieſe friſchen Lippen vorzuſtellen. Das glühende Auge konnnte er nimmer vergeſſen, es hatte ihn freilich etwas ſtarr angeblickt, aber welchen Ausdruck mußten dieſe Sterne annehmen, wenn ſie zum Beiſpiel bezeichnen wollten: O, Larioz, ich liebe dich mit der ganzen Gluth, die ja nur im glücklichen Spanien zu finden iſt! — Dieſe Augen hatten ihm in den erſten Nächten ſeines Unwohlſeins viel zu ſchaffen gemacht; denn

wenn sie ihm auch anfänglich in der That wie die Sterne an einem glänzenden Nachthimmel erschienen, so hatte doch die Macht des Fiebers diesen Nachthimmel nach und nach getrübt, und wenn er so lange und unaufhörlich hingeschaut, so sah er vor sich nichts als eine nebelhafte Finsterniß, als zwei glühende Punkte, die ihn anstierten und die ihn, sich zuletzt ungeheuerlich vervielfältigend, voller Schrecken erwachen ließen.

„Jetzt aber keinen Bissen mehr!“ sagte Margarethe mit ihrer sanften und doch so wohlklingenden Stimme.

Und es war dem Spanier angenehm, daß der Ton derselben jene Phantasieen verjagte, in die er in der Erinnerung an sein Fieber wieder zu verfallen Gefahr lief.

„Du hast gut reden,“ fuhr das Mädchen lachend fort, als ihr Bruder sie zurückhalten wollte. „Meinst du, ich hätte zu Haus nichts zu thun? Herr Larioz wird mir Recht geben und es nicht übel deuten, wenn ich mich entferne.“

„Gewiß nicht, mein Kind,“ antwortete freundlich mit dem Kopfe nickend der Spanier. „Und mein herzlicher Dank begleitet Sie. Hoffentlich habe ich auch in den nächsten Tagen nicht mehr nöthig, Ihre Güte in Anspruch zu nehmen. Denke mir doch, Doktor Flecker werde mich aus seiner Kur entlassen.“

Der Tiger schüttelte mit dem Kopfe, als Don Larioz so sprach, und bemächtigte sich hastig des letzten der Klöße, der sich in der Schüssel befand, nicht ohne ihn vorher mit einem wehmüthigen Blicke betrachtet zu haben, während Gottschalk seine Schwester, die dem langen Manne zum Abschied freundlich die Hand gereicht, bis an die Treppe begleitete.

Als er zurückkehrte, ſetzte er ſich wieder an den Tiſch und theilte mit der alten Magd aufs gewiſſenhafteſte die übrig gebliebene Brühe, die Beide, Jedes mit [illegible] Brod bewaffnet, aufs eifrigſte vertilgten.

Während der Tiger mit beiden Pfoten [illegible] jagte er mit einem Male zu dem Knaben, aber mit ſo leiſer Stimme, daß Herr Larioz nichts davon hörte: „Gottſchalk, geſtern habe ich es wieder geſehen.“

„Dummes Zeug!“ entgegnete dieſer. „Was werdet Ihr geſehen haben? Ihr ſeht überhaupt nicht gut.“

„O laß das gut ſein; was ich ſehen will, das ſehe ich doch. Und ich habe es geſtern Abend wieder geſehen. Ich ſage es noch ein Mal: da iſt etwas Unrichtiges dahinter.“

„Ihr meint am Ende, es könnten Diebe ſein?“

„Was Diebe! Haben ſie denn je etwas da unten geſtohlen?“

„Nun, was ſoll es denn ſonſt ſein?“

„Geiſter ſind es, Geſpenſter!“

Bei dieſer Aeußerung des Tigers lachte der Knabe ſo laut auf, daß ſich die alte Magd veranlaßt ſah, ihn mit der Hand an die Schulter zu ſtoßen, um ihn zum Schweigen zu bringen, aus Furcht, Herr Larioz möchte aufmerkſam werden. Auch hatte dieſer das Lachen gehört und fragte: „Nun, was gibt's denn auf einmal?“

Der Knabe wußte nicht recht, ſollte er die geheimen Beobachtungen des Tigers, welche dieſer ihm mitgetheilt, ſeinem Vorgeſetzten Preis geben, oder ſollte er die alte Magd veranlaſſen, das ſelbſt zu thun. Er hielt letzteres für räthlicher und war dabei boshaft genug, zu ſagen: „Das muß Sie eigentlich laut erzählen, es könnte am Ende doch etwas Wahres

daran sein und der Herr Larioz sich veranlaßt finden, der Sache nach[illegible]."

"[illegible]es denn?" fragte dieser. „Nun laßt hör[illegible]

[illegible]halb und halb war der Tiger froh, daß er jetzt mit der [illegible]e heraus mußte, was er sagen wollte, hatte ihn schon [illegible]f dem Herzen gedrückt; nur wußte die alte Magd, [illegible]r Larioz durchaus nicht abergläubisch war und gar nichts von Hexen, Geistern, und Gespenstern hielt. Deßhalb sagte sie auch: „Der Gottschalk ist halt ein Bub, und wenn man ihm das Geringste erzählt, so macht er eine große Geschichte daraus."

„Und was habt Ihr ihm denn erzählt?" fragte ernst Herr Larioz. „Es scheint schwer aus Euch heraus zu gehen."

„Ja, ich habe ihm nur gesagt," entgegnete der Tiger, während er anfing, seine Schürze in kleine Falten zu legen — „und daß es wahr ist, darauf können Sie sich verlassen — es ist mir jetzt nämlich einige Mal Abends passirt, daß ich von hier aus nach Hause gegangen bin."

„Das passirt Ihr wohl jeden Abend?"

„Ja, das passirt mir alle Abend. Wenn ich also nach Hause gegangen bin, so habe ich zuweilen gesehen, das heißt nur in den letzten Tagen, so lange Herr Larioz krank sind, daß in der Schreibstube drunten ein Licht war."

„Nun, was weiter?"

Die Magd schluckte heftig, denn ihre Erzählung, da sie in ihrer Phantasie Geister und Gespenster hinein verwob, erschien ihr natürlicher Weise weit grauenlicher, als jedem Andern.

„Die grünen Vorhänge waren herabgelaſſen und doch ſah ich das Licht durchſchimmern.“

„Iſt das ein Ereigniß?“ meinte [illegible] „Da wird Herr Doktor Plager noch [illegible] haben.“

„Nein, nein, das hat [illegible] ſagte eifrig die alte Perſon [illegible] „Wir ſind auch nicht ſo [illegible]“

„Wie wir ausſehen,“ flüſterte Gottſchalk.

„Als ich das Licht zum [illegible] Mal ſchimmern ſah, ging ich zur Hausthür hinein, nach dem Zimmer des [illegible] Das war aber geſchloſſen, und ich erinnerte mich auch wohl, ihn eine halbe Stunde vorher weggehen geſehen zu haben.“

„Das hätte Sie mir gleich ſagen ſollen,“ verſetzte Herr Larioz ernſt.

„Ja, du mein Gott, das konnte ich ja nicht! Herr Larioz waren ja krank, und der Herr Doktor Flecker hatte befohlen, Sie nicht zu ſtören.“

„Und du haſt auch darum gewußt?“ fragte der Schreiber den Knaben.

„Mir hat es der Tiger erzählt, wie Ihnen ſo eben, aber ich glaube, er hat nicht recht geſehen. Was ſoll das geweſen ſein? Ich dachte freilich Anfangs an Spitzbuben, aber als ich den andern Morgen auf das Bureau kam, da war Alles wie Tags vorher, nichts in Unordnung, nichts fehlte. Und da hätte ich denn beinahe die Anſicht der alten Frau getheilt,“ ſetzte er ſchelmiſch lachend hinzu.

„Welche Anſicht?“

„Es ſeien Geiſter oder Geſpenſter geweſen.“

„Mit eurem dummen Zeuge!“ entgegnete ſtreng Don Larioz. „Ich hätte euch wahrhaftig für klüger gehalten.“

„Ach, [illegible] Gott, Herr Larioz,“ ſprach ſchüchtern die Fra[illegible] uraltes Haus, in dem ſchon ſo viele [illegible] geſtorben ſ[illegible] rhand paſſirt iſt. Da könnte

[illegible] halt Sie Ihr Maul, [illegible]u; ſo etwas mag ich nicht hören,“ antwortete der Spanier[illegible] Sprech Sie vernünftiges Z[illegible] Und das Licht hat Sie jeden Abend geſehen?“

„So lange Herr Lario[illegible] Bett lag, jeden Abend, zwiſchen ſechs und acht Uhr.“

„Und hat Sie nie etwas gehört? Sie iſt doch gewiß näher geſchlichen, um zu lauſchen.“

„Ein einziges Mal nur,“ verſetzte der Tiger, indem er die Hände aufhob, „und dann gewiß nicht mehr.“

„Und da hörte Sie etwas in der Schreibſtube?“

„Ja, es war mir, als flüſterte dort etwas zuſammen und lachte auch.“

„Nun, da ſieht Sie alſo, Frau,“ ſagte Herr Larioz nach einigem Nachdenken mit großer Ruhe, „daß es keine Geſpenſter geweſen ſind. Geſpenſter ſind, ſo viel ich weiß, vollkommen ſtumm und geben nie einen Laut von ſich.“

„O nein, Herr Larioz,“ ſprach faſt ängſtlich die alte Perſon, „das weiß ich beſſer; ich weiß eine Geſchichte von einem flüſternden Geſpenſt, von einem lachenden Teufel und von einem ſchmatzenden Todten. Gewiß, die weiß ich ganz genau.“

Gottſchalk machte ein etwas langes Geſicht, als er die drei fürchterlichen Titel hörte; doch nahm er ſich vor, den Tiger bei nächſter Veranlaſſung zu erſuchen, ihm dieſe ſchreckliche Geſchichte mitzutheilen.

Herr Larioz zuckte mit den Achseln und erwiderte einiger Maßen verdrießlich: „Meinetwegen, es soll schmatzende Gespenster geben.“

„Schmatzende Todte, Herr Larioz,“ sagte demüthig die alte Frau.

„Auch das; aber ich kann Sie versichern, man hat noch nie etwas davon gehört, daß sich Gespenster in der Schreibstube eines Advokaten herum treiben. Dergleichen Wesen können den Papiergeruch nicht vertragen. Verlaß' Sie sich darauf: das muß etwas Anderes gewesen sein, und wir wollen schon dahinter kommen. Hat Sie das Licht auch gestern Abend gesehen?“

„Gewiß, auch gestern Abend.“

„Nun, so geb' Sie Achtung, ob es heute Abend wieder kommt. Sage Sie aber keinem Menschen vorher etwas davon; auch dem Herrn Doktor Plager nicht, und wenn Sie es wieder sieht, so komme Sie zu mir herauf und geb' Sie mir Nachricht. Hat Sie mich verstanden?“

„Gewiß, Herr Larioz, es soll nicht fehlen.“

„Gut, und auch du, Gottschalk, sprichst mit Niemand darüber, das bitte ich mir aus.“

„O, ich werde mich hüten,“ sagte pfiffig lachend der schlaue Knabe, halb gegen die Magd gewandt; „Herr Larioz wird schon wissen, mit Euren Gespenstern umzugehen.“

„Ja, ja, das wollen wir schon unternehmen,“ sprach wichtig der lange Schreiber. „Aber jetzt geh du an deine Arbeit, und die Frau soll den Tisch abräumen.“

Beide thaten so, wie ihnen befohlen, und eine Viertelstunde darauf war der Spanier allein in seinem Zimmer.

Er erhob sich von seinem Stuhle, streckte und dehnte sich

behaglich, warf etwas Holz in den Ofen und ſchritt dann händereibend in dem Gemach auf und ab. „Wenn die Frau nicht falſch geſehen hat,“ ſprach er zu ſich ſelber, „ſo bin ich doch begierig, was es dort mit dem Lichte für eine Bewandtniß [illegible] Vielleicht iſt es der Herr Rechtsconſulent ſelber, der abſ[illegible]lich ſehen läßt, daß er das Bureau verläßt, um dann wieder zurückzukehren und heimlicher Weiſe noch etwas zu arbeiten. Aber Herr Doktor Plager pflegt nicht zu flüſtern und noch weniger zu lachen.“

Unter dieſen Gedanken war Don Lariez in die Ecke des Zimmers getreten, wo ſein langer Stoßdegen lehnte, eine echte alte Toledoklinge, den er jetzt, in Gedanken verſunken, unter den Arm nahm und ſo ſeinen Spaziergang fortſetzte. Doch hatte er das Zimmer noch nicht zwei Mal durchmeſſen und kehrte gerade der Stubenthür den Rücken, als er in ſeinen Phantaſieen durch ein lautes Lachen unterbrochen wurde, das ihn unangenehm berührt haben würde, wenn er die Stimme nicht augenblicklich als die des Armenarztes erkannt hätte.

„Das muß ich ſagen,“ rief derſelbe, „unſer edler andaluſiſcher Freund, kaum aus dem Krankenbett wieder aufgeſtanden, ſcheint irgend einen Kampf beſtehen zu wollen, vielleicht ein Gefecht mit Windmühlen oder Rieſen. Aber Sie werden mir zugeben, Verehrteſter, daß ich eigentlich hätte gefragt werden ſollen, ehe man in ſeinem Zimmer ſo extravagante Bewegungen macht. Ei! ei! Sie können ſich darauf verlaſſen, daß ich Ihnen dieſe Bewegungen nicht mißgönne, aber ruhig, alter Freund! So etwas Hin- und Herſchlendern im Zimmer, das könnten wir uns am Ende ſchon gefallen laſſen, aber nehmen Sie mir nicht übel, daß ich Sie da auf und ab rennen ſehe, den Degen unter dem Arm, den Kopf erhitzt von Gott

weiß welchen kriegerischen Phantasieen, das kann mir durchaus nicht angenehm sein. Also in den Stuhl gesetzt! Lassen Sie Ihren Puls fühlen."

Der Schreiber stellte den Stoßdegen in die Ecke, nickte dem Doktor zu und entgegnete: „Wieder viel Lärm um nichts!" ließ sich aber doch folgsam auf seinen Sessel nieder und streckte dem Armenarzt die dürre Hand entgegen.

Herr Doktor Flecker war im Schlafrock und führte wie gewöhnlich, wenn er zu Hause war, die lange Pfeife. Er griff behutsam an den Puls des Patienten und schien mit seinen Beobachtungen zufrieden zu sein. Auch das Aussehen der Zunge befriedigte ihn, worauf er sich einen Stuhl neben den Sessel des Herrn Larioz zog, sich darauf niederließ und dann durch ein paar tüchtige Züge seine Pfeife wieder in Brand brachte.

Der Spanier schnüffelte nach dem Dampfe und machte dabei ein so wohlgefälliges Gesicht, daß Herr Doktor Flecker sagte: „Mir scheint, Sie hätten nicht übel Lust, das auch einmal wieder zu versuchen. Geniren Sie sich gar nicht und stecken Sie eine Papiercigarre an, wenn es Ihnen nicht zuwider ist."

„Ich habe mich darauf gefreut," sagte Don Larioz freundlich; „Sie kennen aber meine Folgsamkeit, und ich hätte um Alles in der Welt ohne Ihre Bewilligung nicht geraucht. Da Sie aber nichts dawider haben, so will ich mit einer wahren Wollust die ersten Züge thun."

So geschah es denn auch. Der Spanier drehte seine Papiercigarre sehr umständlich, ja, mit einer gewissen Feierlichkeit, zündete sie langsam an, und als er sich nun in den Sessel zurücklehnte, einen langen Zug in sich hineinsog und dann die Augen schloß, spielte ein außergewöhnliches Behagen auf seinem sonst so ernsten Gesichte.

Der Doktor ſchaute ihm lächelnd zu, und es dauerte wohl ein paar Minuten, ehe derſelbe ſagte: „Sie werden mir zugeben, Freund Larioz, daß ich nicht neugierig bin, das heißt nicht neugieriger, als es die Pflicht eines Arztes iſt. Aber jetzt ſagen Sie mir einmal, auf welche Art ſind Sie in den verſuchten Zuſtand gekommen, worin ich Sie vor einigen Tagen fand? Wiſſen Sie wohl, Herr, daß wir ſehr nahe an einem Nervenfieber herumgeſtreift ſind?“

„Ja, ich war recht krank,“ ſprach ernſt der lange Schreiber, „das habe ich wohl gefühlt, weiß auch die Urſache und will ſie nicht vorenthalten. Ich gerieth da zufällig in eine Geſellſchaft luſtiger Brüder, die mich leider zum Trinken nöthigten, und wo ich denn unbegreiflicher Weiſe mehr als ſeit langen Jahren that, ja, mehr, als ich eigentlich ertragen konnte.“

Der Armenarzt nickte mit dem Kopfe.

„Obendrein paſſirte es mir noch,“ fuhr Herr Larioz fort, „daß ich mich ſehr erkältete. Wie das kam, weiß ich nicht genau anzugeben.“

„Ja, ja, die Wirkung zeigte ſich gehörig. Ich wiederhole Ihnen, wir ſind nicht ein Haar breit an einer ſehr ſchlimmen Krankheit vorbeigerutſcht.“

„Gott ſei Dank, daß ſie uns nicht erwiſchte!“ entgegnete lächelnd der Spanier. „Doch kann ich Ihnen verſichern, beſter Doktor, daß es ein unnennbar angenehmes Gefühl iſt, ſich, wenn man mehrere Tage im Bette zugebracht, wieder einmal ſo recht ausſtrecken zu können — Ah!“

Damit hatte Herr Larioz die Füße auf den vor ihm ſtehenden Stuhl gelegt, ſtreckte ſich weit in den Lehnſeſſel zurück und ließ den Dampf ſeiner Cigarre kräuſelnd in die Höhe ſteigen. Den bläulichen Ringen blickte er nach, und die Frage

des Doktors vorhin nach den Erlebniſſen jenes Tages hatte ihm ſo recht wieder den Burgplatz mit allem, was er dort erlebt, vor die Seele gebracht. Wenn er auch während ſeiner Krankheit keinen Augenblick verſäumt hatte, des ſchönen und unglücklichen Mädchens zu gedenken, die ihn intereſſirte wie nie ein weibliches Weſen, ſo war doch das Unwohlſein ſchuld daran, daß er wie im Traum, wie in einer Betäubung ihrer gedachte, nicht mit der vollen Kraft ſeines ziemlich ſcharfen Verſtandes. Jetzt aber verſchwanden die Schleier, die ſeinen Geiſt gefangen hielten, und nach und nach tauchte alles, was er gehört und geſehen, wieder ſo klar, in ſo ſcharfen Umriſſen vor ſeinem Geiſte auf, wie man ferne Berge, durch einen wohlthätigen Regen von ihrem Dunſte befreit, nach einem ſchweren Gewitter zu ſehen pflegt. Dabei aber hütete er ſich wohl, den Doktor, den er als großen Spötter kannte, von ſeinen Erlebniſſen geradezu in Kenntniß zu ſetzen, traute ſich aber Feinheit genug zu, ihn um Einiges fragen zu können, ohne daß dieſer die Abſicht merke, warum dies geſchehe. Wenn er auch weit entfernt war, zu glauben, daß der Spruch des großen mauriſchen Weiſen zur Errettung jenes unglücklichen Mädchens beitragen könnte — denn wie wir bereits wiſſen, hielt er durchaus nichts auf Geſpenſter, Phantome oder Zauberer — ſo hatte er ſich doch ſchon unſägliche Mühe gegeben, dieſen Spruch wieder in ſein Gedächtniß zurückzurufen, was ihm aber durchaus nicht gelingen wollte; auch hatte er wohl dabei gedacht: vielleicht iſt es eine Formel, woran die wunderbar ſchöne Dame ihren Erretter zu erkennen im Stande iſt. Denn daß ſie mit dieſer Rettung irgendwie zuſammen hängen müſſe, daran zweifelte er eben ſo wenig, als daß die Brüderſchaft

zum Dolche Rubens bereit ſein würde, ihm bei der Errettung der Unglücklichen beizuſtehen.

Der Doktor hatte ruhig ſeine Pfeife geraucht und warf auch zuweilen einen ſchlauen, lächelnden Blick auf den Spanier, in deſſen Geſichtszügen er wohl las, daß etwas für denſelben Wichtiges ſeine Seele bewege.

„Ich habe," ſagte Don Lariez nach einer Pauſe, „mich neulich wieder einmal mit altſpaniſcher, eigentlich mauriſcher Literatur beſchäftigt und ſuche ſchon lange den Namen eines Weiſen, von dem viel vortreffliche Sprüche im Munde des Volkes leben; aber ich ſuche ihn vergeblich."

„Der Teufel mag auch dieſe mauriſchen Namen behalten," verſetzte lachend der Arzt; „namentlich für uns Deutſche iſt das ſehr ſchwer. Das muß euch Spaniern ſchon leichter werden; das klingt Ben Hamet, Ben Homet oder Ben Humet, Triangeli oder Sperangeli, was weiß ich? Meine Kenntniß eurer ſo ſchönen Sprache beſchränkt ſich leider nur auf ein paar Worte, die ich obendrein von Ihnen habe, vortrefflicher Don, zum Beiſpiel Carache, was, glaube ich, nichts ſehr Schönes bedeutet."

„Man ſagt das allerdings nicht häufig in guter Geſellſchaft," bemerkte der Schreiber.

„Olla potrida," fuhr der Doktor luſtig fort, „und vor allen Dingen, was ich früher am häufigſten von Ihnen gehört: Carbanzos."

„Ah, Carbanzos!" wiederholte der Spanier, und ſeine Augen leuchteten.

„Ihr Leibgericht, das Wort erweckt Ihnen wohl angenehme Erinnerungen? Ich glaube dicke Erbſen und Speck. Sie ſtrahlen ordentlich."

„Nicht wegen der dicken Erbſen mit Speck," entgegnete Don Larioz feierlich, indem er ſich aufrichtete; „aber warten Sie einmal. Wie kann man ſo ein Wort vergeſſen. Carbanzos, richtig! Carabanzos — Carabanzeros. Das iſt es! Seht, Doktor, wie der Zufall ſpielt, Carabanzeros iſt der Name des mauriſchen Weiſen, der mir gänzlich entfallen war."

„Den Teufel auch!" erwiderte der Doktor und ſah ſeinen Freund mißtrauiſch an; „das muß ein ſehr unbekannter Weiſer ſein, euer Carabanzeros. Ich habe mein Lebtag nichts von ihm gehört."

„Ja, ja," ſagte nachſinnend der Spanier, „ein ſonderbarer Weiſer. Es exiſtiren eigenthümliche Sprüche von ihm, die ſich, namentlich in eure etwas hart klingende Sprache überſetzt, ſeltſam genug, man könnte ſagen: holperig, ausnehmen. Glauben Sie wohl, Doktor," damit wandte er ſich ſehr ernſt an den Nebenſitzenden, „daß es von dem mauriſchen Weiſen Carabanzeros einen Spruch gibt, der anfängt:

Trau, treue Trine —"

„Nein," verſetzte der Armenarzt laut lachend, „das glaube ich nicht."

„Und doch gibt es einen ſolchen," fuhr Don Larioz mit unverwüſtlicher Ruhe und ohne eine Miene zum Lächeln zu verziehen fort: „Trau, treue Trine — ſo beginnt der arabiſche Spruch, in Deutſch überſetzt, aber ich weiß nicht, wie er weiter heißt, und das beunruhigt mich einigermaßen."

Der Doktor glaubte nicht anders, als ſein Gegenüber wolle ſich einen Spaß mit ihm machen; da er aber ſah, daß deſſen Geſichtszüge vollkommen ernſt blieben, ja, ſeine Augen düſter ſinnend auf ihm ruhten, ſo kamen ihm ganz abſonder-

liche Gedanken, und er vergaß es ein paar Sekunden lang, die Pfeifenſpitze in ſeinen weit geöffneten Mund zu ſtecken.

„Trau, treue Trine" — wiederholte der Spanier, indem er ſchwärmeriſch an die Decke emporblickte, „ſo fängt der Spruch an, und ich gäbe was darum, wenn ich die Fortſetzung wüßte. Daß der Name Trine eine freie Ueberſetzung iſt, glaube ich überzeugt ſein zu dürfen, und vielleicht liegt es auch in dieſem nicht ganz wohlklingenden Namen, daß der Anfang des Spruches uns etwas hart vorkommt. Nehmen wir zum Beiſpiel an, es hieße: Trau, treue Fatme, oder: Trau, treue Mirza, ſo würden Sie nicht läugnen können, Doktor, daß das dann äußerſt angenehm wäre."

„Ja, dem Ohre wäre es allerdings angenehm," ſagte der Doktor kopfſchüttelnd, wobei er es nicht unterlaſſen konnte, leicht den Arm des Schreibers zu faſſen und nach deſſen Puls zu fühlen.

Dieſer hatte ſich gänzlich wieder einmal in ſeine Träumereien und Phantaſieen verſenkt, und während er ſcheinbar in nebelgraue Fernen vor ſich hinausſtarrte, ſagte er: „Das vierte Wort war etwas von Trug: trugvoll oder dergleichen. Aber ebenſo überzeugt, wie ich bin, daß ich den ganzen Spruch mit dem ungeheuerſten Nachdenken nicht ſo auf einmal wieder in mein Gedächtniß zurückrufen kann, ebenſo beſtimmt weiß ich, daß er mir plötzlich einmal einfallen wird. Das hoffe ich."

„Wenn es Ihnen Freude macht, ſo will ich mich auch etwas darum bemühen. Alſo der große mauriſche Weiſe — Carabanzeros —"

„Hat ihn gethan, dieſen Ausſpruch. Und er fängt an: Trau, treue Trine."

„Gut, ich werde das nicht vergeſſen," erwiderte der Armenarzt; dann ſetzte er lauernd hinzu: „Und das haben Sie neulich erfahren an dem Tage, ehe Sie unwohl wurden?"

„So iſt es; in einem Hauſe auf dem Burgplatze."

„Auf dem Burgplatze?" fragte der Doktor, indem er ſeine Brille feſter an die Augen drückte und auf den Boden blickend eine kleine Weile nachſann. „Auf dem Burgplatze? Hm, hm? Ah, das iſt da unten, ich weiß ſchon, es wohnen dort viele Künſtler, Maler, Bildhauer, Kupferſtecher und dergleichen Volk. So! da hinein ſind Sie gerathen? Nun, da werden Sie natürlicher Weiſe viel Geſcheidtes erfahren haben."

Der lange Schreiber legte die Hände über einander, nickte bedächtig mit dem Kopfe und erwiderte: „Das habe ich auch; ich kann Ihnen verſichern, Doktor, daß dort Leute wohnen, die das Herz auf dem rechten Flecke haben; ich ſage Ihnen, hingebende Charaktere, mit denen man die Welt erobern könnte, Burſche voll Gefühl für die Leiden ihrer Nebenmenſchen und zum Helfen bereit, wo es nur angeht. Wenn es mir möglich iſt, ſo werde ich Sie ſpäter dort einmal einführen."

„Alſo eine geſchloſſene Geſellſchaft?" fragte der Doktor, wobei er ſehr bedenklich ausſah.

„Ja, wenn Sie wollen, es iſt ſo etwas," verſetzte Herr Larioz; „eine Verbrüderung, ein Bund zum Schutz und Trutz, ſowie zum Frommen aller edlen Menſchen, etwas wie gewiſſe Ritterorden der früheren Zeit."

„O weh, o weh!" ſprach der Armenarzt halb laut vor ſich hin. „Der ſcheint mir in gute Hände gerathen zu ſein. Das fehlte noch, daß ihn Spaßvögel an dieſer ſeiner ſo außerordentlich ſchwachen Seite anfaſſen. Es wäre wahrhaftig Schade um dieſes gute und edle Gemüth." — Dann ſetzte er

laut hinzu: „Ja, ja, das kann ſchon was Rechtes ſein; man muß ſich die Sache in der Nähe anſehen. Alſo eine Verbrüderung? — Und darf man deren Namen wiſſen?“

Herr Larioz wandte ſeinem Freunde mit großem Ernſte das lange und nach ſeinem Unwohlſein außerordentlich ſchmale Geſicht zu, legte den Finger auf den Mund und ſagte: „Unmöglich, der Name darf nur von und vor Eingeweihten genannt werden. Aber ich verſichere Ihnen, Doktor, ich werde Alles daran ſetzen, Ihnen in dieſe vortreffliche Geſellſchaft Eintritt zu verſchaffen, und dann werden Sie ſelbſt ſehen.“

„Ja, ich werde ſehen!“ ſeufzte der Armenarzt, und ſetzte murmelnd hinzu: „Vorderhand habe ich genug gehört. Thun Sie mir aber den einzigen Gefallen und ſtrengen Sie Ihr Gehirn nicht ſo an, um den Spruch des großen mauriſchen Weiſen Carabatoros wieder zu finden; ein Reconvalescent, wie Sie ſind, muß ſich Ruhe gönnen, körperlich und geiſtig. — Nun, leben Sie wohl, ich ſehe auf den Abend nochmals nach Ihnen.“

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Der Neue Don Quixote.

Der

Neue Don Quixote

von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Nadelſtiche 1

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Der Ritter und ſein Knappe 25

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Das geheimnißvolle Licht 45

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Kampf und Niederlage 74

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Eine Mappe voller Pläne 97

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Gute Freunde 113

Dreißigſtes Kapitel.

Geſpräch zwiſchen guten Freunden 135

Seite

Einunddreißigſtes Kapitel.

Graf Czrabowski 149

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Im Reibſtein 174

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Poeſie und Proſa 187

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Ein Abenteuer 205

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Rubens Dolch 224

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Die Czrabowski'ſchen Güter 242

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Ecarté und Orangenblüthen 267

Der Neue Don Quixote.

Dritter Band.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nadelstiche.

Ehe der Doktor das Zimmer noch verlassen konnte, kam Gottschalk eilfertig hereingelaufen und meldete fast athemlos, der Herr Rechtsconsulent Plager steige eben die Treppe herauf, um dem Herrn Larioz einen Besuch zu machen. Das geschah heute zum ersten Mal, doch war es nicht Mangel an Theilnahme, was den Prinzipal bisher vom Bette seines Gehülfen fern gehalten, vielmehr wirkte hierin der strenge Befehl der Frau Doktorin, eigentlich der der Schwiegermutter, nur durch den Mund ihrer Tochter kund gethan, welche von Schleim- und Nervenfieber und allen möglichen Arten von ansteckenden Krankheiten faselte und versicherte, das Haus augenblicklich verlassen zu wollen, sobald sie erführe, daß der Rechtsconsulent vor völliger Besserung auch nur einen Schritt in das Zimmer des Herrn Larioz gethan. Ach, der gute Doktor Plager wußte, daß das mit dem Davongehen nur eine leere

Drohung war, und er hatte ſchon einmal den kannibaliſchen Gedanken gehabt, in ein Leintuch ſeines Schreibers gewickelt, im Zimmer erſcheinen zu wollen und zu ſprechen: Seht, das habe ich gethan, um meine werthe Schwiegermutter los zu werden. — Aber es wäre vergeblich geweſen. — Am allertollſten hatte ſich Clementine Weibel gegen einen Beſuch bei dem Schreiber ausgeſprochen und hatte ihren Schwager beſchworen, die Sache nicht leicht zu nehmen. „Wenigſtens vierzehn Tage lang," hatte ſie geſagt, „dürfte mir Herr Larioz, ſelbſt nach vollſtändiger Beſſerung, nicht das Zimmer verlaſſen und noch weniger ins Bureau kommen." Darin hatten Mutter und Schweſter, wie in allen Dingen, dem gefühlvollen Mädchen beigeſtimmt, das noch hinzuſetzte: „Wie mir unſer Arzt geſagt, ſind Rückfälle leicht möglich und am allergefährlichſten."

„Ja, Rückfälle ſind entſetzlich," hatte der Rechtsconſulent mit tiefem Seufzer zu ſich ſelbſt geſprochen. Und daß er nach alle dem ſeinen Gehülfen dennoch vor Ablauf der ihm als Friſt geſtellten vierzehn Tage beſuchte, ſollten wir faſt als Beweis ſeiner hochherzigen Geſinnung anführen.

Der Doktor verſchwand aus dem Krankenzimmer mit einer freundlichen Handbewegung, und der Rechtsconſulent Plager trat herein.

Als ſich die Beiden vor der Thür begegneten, fragte der Rechtsconſulent: „Keine Gefahr mehr, beſter Doktor?"

Worauf dieſer entgegnete: „Nicht die geringſte."

Herr Larioz erhob ſich begreiflicherweiſe von ſeinem Stuhle, um dem Chef einige Schritte entgegen zu gehen.

Doch ſchritt dieſer mit wohlwollender Miene auf ihn zu, und obgleich der Schreiber den Rechtsconſulenten in ſeinen

Lehnstuhl nöthigen wollte, so ließ sich doch derselbe durchaus nicht dazu bewegen. Ihm schwebte dabei das Bild seiner guten Schwiegermutter vor Augen, und er dachte: Was würde sie sagen, wenn sie zufällig erfahren sollte — und bei Gott ist Alles möglich — daß ich nicht nur gegen ihren Befehl den Kranken besucht, sondern sogar in dessen durchwärmtem Stuhle Platz genommen?

Dabei dürfen wir dem geneigten Leser mit einiger Beschämung nicht verschweigen, daß Gottschalk unten an der Treppe aufgestellt worden war, um im Falle irgend ein zudringlicher — Client erscheinen sollte, den Prinzipal im Augenblicke benachrichtigen zu können.

Wenn auch auf der Stirn desselben Wohlwollen für den Kranken, den er mit seinem Besuche beehrte, zu lesen war, so schien sich Herr Doktor Plager doch anderntheils wie so oft in einer etwas gedrückten Stimmung zu befinden; man sah das an nicht zu mißkennenden Symptomen; er seufzte zuweilen still in sich hinein, spitzte auch häufig den Mund, während er die Augenbrauen finster zusammenzog, und versenkte nicht selten sein Kinn erschreckend tief in die Halsbinde.

„Freue mich recht sehr," sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „daß ich erfahre, Sie befänden sich wieder auf dem Wege der Besserung. Aber Schonung, Schonung! Ein Reconvalescent muß sich sehr in Acht nehmen, daß er keinen Rückfall erleidet; Rückfälle sind sehr gefährlich." — Dabei seufzte er abermals und fuhr dann fort: „Es hat auch gar keine Eile, daß Sie in den nächsten Tagen wieder aufs Bureau kommen; wir haben eine stille Zeit, es ist nicht besonders viel zu thun."

Herr Lariez dankte für die freundlichen Geſinnungen, ſowie beſonders für die Ehre des Beſuchs, und verſetzte: Gottſchalk habe ihn davon in Kenntniß geſetzt, wie häufig ſich der Herr Doktor nach ſeinem Befinden erkundigt.

„Das iſt meine Schuldigkeit," entgegnete dieſer; „ich wünſchte nur mehr für Sie thun zu können. — Apropos; jetzt bei der Geneſung wird ſich auch der Appetit wieder einſtellen; ich werde mit meiner Frau darüber ſprechen, daß ſie Ihnen zuweilen eine angenehme Speiſe kocht und herſendet."

Er fürchtete ſehr, der arme Rechtsconſulent, der Schreiber möchte dieſes Anerbieten annehmen; doch dankte ihm dieſer beſtens dafür, indem er ſagte, er habe ſich einmal in die Hand des Doktors gegeben, und dieſer beſorge ihm alles, was für ſeinen Zuſtand erträglich und nothwendig. Der Suppenſpenden von Gottſchalks Schweſter erwähnte er abſichtlich nicht.

„Und wie ſteht's mit der übrigen Pflege?" forſchte der Prinzipal, indem er ſich im Zimmer umſchaute. „Nun, die alte Frau ſcheint ihre Sachen gut zu beſorgen; es iſt recht wohnlich bei Ihnen, wenn auch kein Luxus und Ueberfluß an Möbeln, doch Alles ordentlich und reinlich. Dafür ſchwärme ich."

Er ſeufzte bei dieſen Worten abermals.

„Was die Bedienung der alten Frau anbelangt, ſo kann ich darüber durchaus nicht klagen," ſprach Herr Lariez; „überhaupt beſorgt ſie meine Junggeſellen-Wirthſchaft ſo gut, wie ich es nur verlangen kann. Auch bei dieſem leichten Unwohlſein habe ich wohl nichts zu klagen gehabt. Wie es freilich bei einer längeren Krankheit gehen würde, das weiß ich nicht.

In einem ſolchen Falle, ſollte ich denken, müßte ein lediger Menſch doch Manches entbehren."

„Mit einer tüchtigen Bedienung gewiß nicht, Herr Larioz," verſetzte eifrig der Rechtsconſulent. „Ich kann Sie verſichern, man iſt da in manchen Fällen beſſer verſehen, als mit einer ganzen Haushaltung, die um einen herumſchwirrt. Ich habe alles das erlebt; ich bin in Krankheiten von meinem Bedienten verpflegt worden und ſpäter von meiner Frau und Schwiegermutter. Glauben Sie mir, ich gebe in vielen, ſehr vielen Beziehungen einem guten Bedienten den Vorzug."

Dabei tauchte er erſchrecklich tief in die Halsbinde hinab, und ſeine Augen waren kaum ſichtbar vor den zuſammengezogenen Brauen; auch ſpielte etwas Melancholie um ſeine Naſenflügel.

„Aber die ſorgſame Pflege einer weiblichen Hand," ſagte faſt ſchwärmeriſch der lange Schreiber, „muß doch unendlich wohlthuend wirken auf unſer Gemüth und die Heilung befördern."

„O ja, die ſorgſame Pflege einer weiblichen Hand, wenn ſie von Sanftmuth und Nachgiebigkeit geleitet wird," antwortete der Rechtsconſulent. „Wiſſen Sie auch, mein lieber Herr Larioz, was bei Krankheiten eines der beſten Heilmittel iſt? — Gemüthsruhe. O, was die wohlthätig auf uns einwirkt, davon haben Sie gar keine Idee. Aber es gibt," ſetzte er ſeufzend hinzu, „gewiſſe weibliche Hände, unter denen einmal gar keine Gemüthsruhe gedeihen kann. Ein weiblicher Dienſtbote, ein Bedienter läßt Ihnen Ihren ſtillen Frieden und iſt bei Pünktlichkeit, die ich verlange, wie eine Uhr, wie eine Maſchine, was auch wieder für das

erregte Gemüth eines Kranken von außerordentlich wohlthuender Wirkung iſt."

„Aber im anderen Falle," meinte Herr Larioz, „kann auch ein nachläßiger Bedienter von großem Uebel ſein."

„Einen nachläßigen Bedienten," rief der Doktor, während ſeine Finger zuckten und etwas wie Wildheit aus ſeinen Augen hervorbrach, „den ſchicke ich fort, augenblicklich fort, und ſchicke zehn nach einander fort, bis ich einen einzigen guten finde. Können Sie auch zehn nachläßige Frauen fortſchicken, bis Sie am Ende eine finden, die Sie ſorgſam verpflegt? — O nein," ſetzte er wehmüthig lächelnd, faſt abgeſpannt hinzu, „das können Sie nicht, ſelbſt nicht eine Schwiegermutter, die ſich bemüht, Ihre Tage durch ſüße Pflege zu verlängern. — Oh! oh!"

Er tauchte wieder ſo gewaltig unter, daß ſeine Ohren auf den nicht hohen Vatermördern ruhten, worauf er fortfuhr:

„Sie ſehen mich zweifelhaft lächelnd an, und doch iſt es ſo, wie ich Ihnen ſage. Ein guter Bedienter ſtellt Ihre Medizin vor das Fenſter, den Löffel in kaltes Waſſer, und er würde glauben, eine wahre Sünde zu begehen, wenn er Ihnen den Trank nicht auf die Sekunde hin alle zwei Stunden darreichte. Dazu hat eine Frau oft keine Zeit; Gott! zehn Minuten früher oder ſpäter, das kann Ihnen unmöglich was ſchaden. — Es würde Ihnen vielleicht auch nichts ſchaden, Herr Larioz, aber der Aerger, den Sie mit jeder Sekunde ſchlucken, wenn der Zeiger über die Stunde hinausrückt, wenn der Perpendikel wie hohnlachend ſagt: ſie kommt — nicht — ſie kommt — nicht, warte nur — warte nur — 's iſt Alles Eins — 's iſt Alles Eins! — Nehmen wir

einen anderen Fall. Der Arzt verordnet Ihnen Apfel-Compot; wissen Sie, fein zu Brei verkocht, sehr kühlend und angenehm. Sie sollen davon haben, Mittags und Abends; dazu genügt bei einem guten Bedienten der einfache Befehl, in mancher Haushaltung nicht der zwei-, drei- und vierfache; Mittags konnten Sie unmöglich Apfel-Compot haben, es waren keine Aepfel im Hause. Ich frage Sie, ob Sie sich nicht ärgern, daß Sie schwarz werden? Nun Abends. Endlich kommt das ersehnte Gericht, aber die Aepfel sind nicht zu Brei verkocht, sondern schwimmen als ungenießbare Brocken in einer sauersüßen Brühe. — Wie Gott will; statt des guten Apfel-Compottes haben Sie einen tüchtigen Aerger im Leibe, und der hat vielleicht auch seine Wirkung gethan. Hoffen wir auf morgen, da soll es gewiß nicht fehlen. Das Mittag kommt, mit ihm die Schüssel; es ist ein breiartiger Compot darin, sieht auch nicht so übel aus, Sie versuchen es — — es sind Birnen, gekochte Birnen, scheußliche Birnen, und wer kann Ihnen übel nehmen, daß Sie den Löffel etwas gewaltsam von sich werfen?"

Hier schwieg der Rechtsconsulent einen Augenblick, um tief Athem zu holen; dann legte er die Hand auf den Arm seines Schreibers und sagte wehmüthig: „Hat Ihnen was ein Bedienter gethan — es kann auch bei einem solchen vorkommen, ich will es nicht läugnen, — so wird er sich am Kopfe kratzen und wird tausendmal um Verzeihung bitten; er wird einsehen, daß er gefehlt hat, und dabei schmilzt Ihr Aerger, und Sie sagen: So mach es morgen anders. — Manche Frau aber, Herr — " das schrie der Rechtsconsulent lauter, als gerade nothwendig war, „wird nicht um Entschuldigung bitten, oder zugeben, daß sie sich geirrt hat,

namentlich wenn ſie eine Schwiegermutter zur Seite hat. Ja, Herr, ſie wird pikirt ſein, ſie wird die Achſeln zucken, ſie wird mit einem Blick auf die Andere pantomimiſch ausdrücken: Kann man dem Ungeheuer von Mann etwas recht machen? Bin ich nicht ein armes, geſchlagenes, unglückliches Weib? — O, Herr Larioz, man hat in ſolchen Augenblicken oftmals die Geduld eines Engels, hoffend, einen Sturm, der hereinbrechen muß, zu beſchwichtigen. Umſonſt; je mehr Sie nachgeben, je mehr ſind Sie im Unrecht. Halten Sie es für möglich, daß eine Frau in einem ſolchen Augenblicke zu der anderen, die neben ihr ſteht, gewendet, ſagen kann: Du biſt mein Zeuge, daß ihm geſtern Abend das Apfel-Compot auch nicht recht war. — Als wenn Brocken mit Brühe Apfel-Compot wäre! — Jetzt bringe ich ihm die vortrefflichſten Birnen; ich weiß nicht, wie ich's anders machen ſoll.

„Sehen Sie, Herr Larioz, da verläßt Sie alle Vernunft, Sie ſpringen auf, Sie toben und ſchreien vielleicht mehr, als Sie hätten thun ſollen, und wenn Sie nachher todesmüde in Ihren Stuhl oder in Ihr Bett zurückfallen, d. hören Sie vielleicht von fern her die Stimme der Schwiegermutter, welche ſpricht: So ſind ſie alle; man muß ſich nur nichts daraus machen, und nebenbei bin ich feſt überzeugt, daß Compot von Birnen viel geſunder iſt als von Aepfeln. — Oh! oh! oh! oh!"

Bei den letzten Worten war der Rechtsconſulent aufgeſprungen, hatte die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt, ſo daß ſeine Finger zwiſchen den Rockſchößen hervorſchauten, und lief eilig im Zimmer auf und ab.

Herr Larioz blickte ihm nach, und da er die aufgeregte

Gemüthsſtimmung ſah, in welcher ſich ſein Prinzipal befand, ſo wußte er nicht, was er ſagen ſollte. Als er aber endlich etwas ſprach, war es vielleicht die mindeſt gute Bemerkung, die er machen konnte. Er meinte nämlich: „Da ſollte ich mich ja vielleicht glücklich ſchätzen, bis jetzt noch zu keiner Frau gekommen zu ſein.“

Auf das hin blieb Herr Plager, mit einem förmlichen Rucke ſeinen Spaziergang unterbrechend, vor Larioz ſtehen, ſtreckte wie beſchwörend die Hand aus und verſetzte: „Wiſſen Sie, was Paulus ſagt: Heirathen iſt gut, nicht heirathen aber beſſer. Wozu wollen Sie heirathen? Um zu Hauſe mit Frau und Kindern ein behaglich friedliches und vergnügtes Leben zu führen. Wenn Ihnen das aber nicht gelingt, wenn jeder Schritt, den Sie zu Hauſe thun, jedes Wort, das Sie ſprechen, von Zank und Widerwärtigkeiten begleitet iſt, da wäre es doch wahrhaftig beſſer, Sie hätten nach Paulus gehandelt. Sie werden mir einwenden, als lediger Menſch habe ich auch Aerger und Unangenehmes in meinem Geſchäft oder mit meinem Bedienten. — Richtig, aber nach den Geſchäftsſtunden können Sie alles Unangenehme hinter der verſchloſſenen Thür laſſen; und dann, einem Bedienten, der Sie ärgert, ſagen Sie die Wahrheit und zeigen ihm, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen hat. Dann haben Sie wenigſtens für den Augenblick Ruhe. — Kommt dann die Nacht, die ſüße, heilige Nacht,“ fuhr er mit weicher, ſchwärmeriſcher Stimme fort, wobei er ſeine Hände faltete und an die Zimmerdecke blickte, „ſo legen Sie ſich in Ihr ſtilles Bett, leſen Ihre Zeitung und ſchlafen trotz Widerwärtigkeiten im Geſchäfte, trotz nachläßiger und unverſchämter Bedienten. Aber, Herr —“ dabei zitterte

ſeine Stimme — „eine böſe Frau läßt Sie nicht einſchlafen. O, Sie können mich nicht verſtehen. Sie wiſſen nicht, was eine Gardinen-Predigt iſt. Sie halten das für eine Phantaſie, für eine Chimäre, von boshaften Schriftſtellern erfunden. Nein, Herr, das iſt Wirklichkeit, ſchreckliche Wirklichkeit, raſende Wirklichkeit! — Gott der Herr hat jedem Geſchöpfe ſeine Nachtruhe gegeben; der Kanarienvogel ſteckt ſeinen Kopf unbeläſtigt unter die Flügel, Storch und Gans ziehen ihr Bein an ſich und ſchlafen in Frieden, ebenſo der Hund in ſeinem Stalle, der Wurm im Boden, der Goldkäfer in der Roſe; jeder Creatur iſt nächtliche Ruhe vergönnt, nur einem armen Ehemann nicht; er allein weiß, was eine Gardinen-Predigt zu bedeuten hat. — Und ich ſage Ihnen, mein lieber Herr Larioz, dann nicht entfliehen zu können, iſt der ſchrecklichſte aller Schrecken auf Erden. — Wäre ich ein Richter geworden, und hätte ich eine Frau zu verurtheilen, ſo wäre meine erſte Frage: Predigt ſie Gardinen oder nicht? — — Ja, ſie hält Gardinen-Predigten. — Wohlan denn, ſie iſt zu Allem fähig."

Herr Larioz hatte bei der außerordentlich langen und heftigen Rede ſeines Chefs nichts Beſſeres zu thun gewußt, als ſehr bemerkbar den Kopf zu ſchütteln, auch die Achſeln zu zucken und jetzt beim Schluſſe zu ſagen: „Das iſt erſtaunlich, gewiß ganz erſtaunlich. Obgleich ich auch ſchon Einiges vom Eheſtand gehört, ſo habe ich ihn doch nie ſo ſcharf von der Seite der Gardinen-Predigten her auffaſſen ſehen. Es muß außerordentlich viel Wahres in Ihren Bemerkungen ſein, geehrteſter Herr Doktor."

„Viel Wahrheit?" fragte dieſer mit einem Blick des Zweifels auf ſeinen Untergebenen, wobei ſein Kopf aus ſeiner

Halsbinde hervortauchte. „Ich ſage Ihnen, meine Bemerkungen ſind vollgeſogen von Wahrheit, ſie ſind ganz Wahrheit. O, glauben Sie mir, ich habe genugſam ſchaudernd das ſelbſt erlebt, wovon ich Ihnen ſprach.“

Er ließ ſich auf ſeinen Stuhl nieder, wie erſchöpft in Erinnerung an entſetzliche Dinge, die er erlebt.

„Und das iſt eine Krankheit,“ fuhr Herr Doktor Plager nach einer Pauſe fort, „die nicht zu heilen iſt, die ſich ſteigert und immer ſteigert durch alle Stadien der menſchlichen Redekunſt hindurch bis zu einem Paroxysmus, bis zum Ausbruch völligen Wahnſinns, der im Stande iſt, Sie anzuſtecken, ſo daß Sie ſich unter der Laſt der Beſchuldigungen, die man auf Sie wälzt, erſtaunt ſelbſt betrachten, ob Sie denn wirklich das moraliſche Ungeheuer ſind, als das Sie Ihre beſſere Hälfte Nacht um Nacht kennzeichnet.“

„Das ſind freilich vortreffliche und höchſt nützliche Lehren, und man ſollte ſie allen heirathsluſtigen Männern der ganzen Welt mittheilen,“ meinte der lange Schreiber. „Es gäbe das eine neue Clauſel in einem Ehevertrag: Keine Gardinen-Predigten.“

„O ja,“ ſeufzte der Rechtsconſulent aus tiefſter Bruſt, wobei ſein Kopf herabſank wie die Blume einer geknickten Lilie. „Keine Gardinen-Predigten mehr! Wenn ich dafür ein Mittel wüßte! Wer das mit Wahrheit anpreiſen könnte, wie man zum Beiſpiel lieſt: Keine Hühneraugen mehr! oder: Fort mit Cravatten! ich ſage Ihnen, der Mann müßte in einem Jahre Millionär ſein.“

Als Herr Larioz die wirklich zerknirſchte Miene ſeines Prinzipals ſah, dehnte er ſich behaglich im Lehnſtuhl aus, betrachtete die kahlen Wände ſeines Zimmers, ſeine einfachen

Möbel, die Medizin, im Glaſe vor dem Fenſter ſtehend, den ſilbernen Löffel dabei im kalten Waſſer, den Verſchlag, wo ſein Bett war und wo nächtlich die Stille und der Friede des Paradieſes herrſchte, wenn er nicht zufälliger Weiſe ſchnarchte. Das alles ſchaute er an und drehte darauf freundlich lächelnd ſeinen Schnurrbart in die Höhe, erhob auch friſch ſeine Naſe, während die des Doktor Plager ſchlaff herabhing, ja, während der ganze Mann mit dem Zweige einer Trauerweide zu vergleichen war.

Doch ſchien nicht die Ruhe in ihm zu ſein, welche wir bei dieſem melancholiſchen Baume vorausſetzen, oder fuhr ein neuer Wind ſchmerzlicher Erinnerung durch ſeine Blätter? Denn nachdem er ein paar Mal tief aufgeſeufzt, ſtrich er ſeine Haare in die Höhe, ſchlug die Arme über einander und ſagte mit höhniſchem Lächeln: „Und wenn Sie denn doch jemals die Abſicht haben, ſich zu vermählen, ſo heirathen Sie um Gottes willen in keine Familie, deren Mitglieder, wohlverſtanden ihren Worten nach, wahre Engel ſind; es gibt ſolche Familien, die weder Fehler haben — von Laſtern iſt gar keine Rede — noch auch nur eine Ungeſchicklichkeit begehen, und die alles Unglück, alle Widerwärtigkeiten, die ſie betreffen — und darunter gehört der Mann in erſter Linie — gänzlich unverſchuldet tragen, wie das Lamm Gottes der Welt Sünden. — Ich, Herr Larioz, ich habe es ſo getroffen; meine Schwiegermutter, meine Frau, meine Schwägerinnen gehören zu einer gegenſeitigen Tugend-Verſicherung; es gibt keine edle That, keine Güte und Liebe, deren nicht Eines das Andere für fähig hält, indem es mich dabei ſtets als den grimmigen Sünder betrachtet, der immer Unheil ſchwitzt, das der liebe Gott nur in ſeiner Huld und Gnade für jene reinen

Engel nicht zum Ausbruch kommen läßt. Sie kennen meine Frau Schwiegermutter; an ihrer himmlischen Güte, ihrer Sanftmuth, ihrer Unparteilichkeit zu zweifeln, wäre ein Hauptverbrechen. Sie kennen auch Madame. Es gibt keine Tugend, welche dieses von mir unterdrückte unglückliche Weib nicht besitzt. Sie kennen auch meine Schwägerin, Clementine Weibel, einen Engel der Unschuld, ein fleckenloses Wesen. Und zwischen dieser lichten Familie muß ich, dessen Fehler und Untugenden mir jeden Tag vorgeworfen werden, mir am Ende selbst wie ein wahres Ungethüm erscheinen. Ja, ich fühle es, Herr Larioz, bei so viel Tugend, bei einem solchen Unterschied der Charaktere, könnte man am Ende wirklich ein schlechter Kerl werden.“

Der Rechtsconsulent legte die Hände auf die Kniee und ließ den Kopf abermals tief herabsinken. Wohl hatte Herr Larioz dergleichen Anwandlungen auch früher schon an seinem Prinzipal bemerkt, doch meistens nach einer der heftigen Familienscenen, an denen im Plager'schen Hause kein Mangel war. Auch heute oder gestern mußte etwas dergleichen vorgefallen sein, doch war der Schreiber viel zu diskret, seinen Prinzipal darum zu befragen, auch wußte er wohl, daß, wenn derselbe einmal anfing, sich Luft zu machen, er nicht mehr viel auf dem Herzen behielt.

Herr Larioz hatte sich auch nicht getäuscht, und nachdem sein Chef ein paar Minuten lang ruhig und nachdenkend gesessen, schien er sich zu ermannen, fuhr abermals durch das Haar, zog seinen Hemdkragen in die Höhe und spitzte den Mund, worauf er sagte: „Es war gestern Freitag, wie Sie wissen. An solchen Tagen gehört es zum Tone, eine kleine Spazierfahrt zu machen, welche jetzt, im Winter, in dem Glas-

Salon des öffentlichen Gartens endigt, wo neben langweiliger Musik sehr schlechter Kaffee bei unendlichem Tabaksdampf genossen wird, wo man sieht und sich sehen läßt. Es ist noch ein Glück, daß an solchen Tagen die Frau Schwiegermutter es vorzieht, mit irgend einer guten Freundin zu Hause in stiller Beschaulichkeit einen weit besseren Kaffee zu genießen. Da aber keine Rose ohne Dornen ist," lachte er giftig, „so erfahre ich schon beim Frühstück, welch ungeheures Opfer Mama mir bringt, daß sie von der Partie zu Hause bleibt, wie man es aber noch nie genug gewürdigt hat, was man alles für mich und mein Haus thut, kurz, wie ich auch in diesem Punkte wieder das gewöhnliche verabscheuungswürdige Ungeheuer bin. Glücklicher Weise aber lief an dem Morgen das alles von mir ab, wie der Regen vom Fell des Hundes; auch besänftigte man sich rascher, als ich gedacht, da ich meine liebe Schwägerin Clementine eingeladen, mit uns zu fahren, mit uns Kaffee zu trinken, mit uns zu sehen und sich sehen zu lassen. — Sie werden sich," fuhr Herr Plager nach einer Pause fort, „einer unvergeßlichen Soiree bei mir vor einiger Zeit erinnern."

„O ja," erwiderte Herr Larioz mit eigenthümlichem Augenzwinkern; „derselben Soiree, wo jener polnische Punsch gebraut wurde, den ich auf so seltsame Art zu kosten bekam."

„Ja, jener Soiree," sagte der Rechtsconsulent etwas leiser, „wo Sie die unschuldige Ursache waren, daß endlich die Verlobung meiner Schwägerin Clementine mit jenem vortrefflichen Herrn Schilder der Gesellschaft proclamirt werden konnte, worunter sich einige Damen befanden, die den andern Tag Sorge dafür trugen, daß das freudige Ereigniß in der

ganzen Stadt bekannt wurde. — Und man kann sagen, es war ein freudiges Ereigniß für mich und mein Haus. Wie sich Herr Schilder später dabei befinden wird," setzte er achselzuckend hinzu, „das ist seine Sache. Aber für ein Mädchen, wie Clementine Weibel, mit wenigem Vermögen, ist der junge Schilder eine Partie, wie man sie nur wünschen kann. Glauben Sie aber, Herr, daß das diese Familie einsieht? daß man mir dankbar wäre, weil ich dazu kräftig das Meinige beigetragen? — Im Gegentheil, Clementine sieht sich als ein Opfer an; ich habe beim Arrangement dieser Partie Gott weiß welche Nebenansichten gehabt; sie ist ein Werk meines Eigennutzes; ich habe das arme junge Mädchen schändlich verkauft. Ja, sehen Sie, darüber sollte man eigentlich den Verstand verlieren; aber ich verlor den meinigen nicht," sagte er lächelnd, „ich schmiedete das heiße Eisen mit tüchtigen Schlägen, ich veranlaßte meinen Schwager Banquier, dem jungen Manne bereitwillig sein Haus zu öffnen, und wenn ich wirklich vollkommen ehrlich sein will, so habe ich, Ihnen im Vertrauen gestanden, allerdings bei dieser Heirath meine Nebenansichten. Wäre es nicht möglich," fuhr er händereibend fort, „daß meine gute Schwiegermutter, welcher der Aufenthalt in meinem Hause so äußerst unangenehm ist, es nicht einmal bei ihrer jüngeren Tochter probirte? —

„Doch das wird die Zukunft lehren; bleiben wir beim gestrigen Tage. Sie können sich denken, daß ich Herrn Schilder in Kenntniß setzte, wohin wir unsere Fahrt richten würden, und daß ich das den Meinigen auch nicht vorenthielt, natürlich aber erst, als wir im Wagen saßen. Ich versichere, es war anfänglich, als wenn Clementine mit einem Kübel Eiswasser begossen worden wäre; sie biß die Lippen auf einander,

ſah ihre Schweſter achſelzuckend an, ſummte einige Takte eines mir unbekannten Liedes und begann ihre kleine Scene mit mir: „Jetzt hätte ich gerade Luſt, auszuſteigen und direkt nach Hauſe zu gehen. „Wie gewöhnlich gab ein Wort das andere, und wenn wir nicht glücklicher Weiſe raſſelnd auf dem Pflaſter gefahren wären, ſo würde der Kutſcher allerlei erbauliche Sachen zu hören bekommen haben. Dabei kennen Sie meine Geiſtesgegenwart. Wenn ich den beiden auch tüchtig meine Meinung ſagte — ein Glück war es dabei, daß die Schwiegermutter zu Hauſe geblieben, — ſo that ich das doch wegen der Vorübergehenden äußerlich auf die freundlichſte und liebevollſte Art von der Welt. Wiſſen Sie, lieber Herr Larioz, man gewöhnt ſich an dergleichen, und da auch meine Frau und Fräulein Clementine gute Miene zum böſen Spiel machten, ſo erſchienen wir den Begegnenden, während wir uns die bitterſten Dinge ſagten, doch wie eine Familie, die voll Liebe und Eintracht einem harmloſen Vergnügen entgegen fähret. Es iſt das ſehr traurig, aber ich kann es nicht ändern.

„Wir kommen alſo an, wir nehmen einen Tiſch, wir trinken Kaffee. Der Friede iſt ſo weit wieder hergeſtellt, daß meine Frau wenigſtens mit mir ſpricht, wobei ſie aber ſtatt meiner irgend ein Fenſter oder auch vielleicht die große Baßgeige anblickt. Fräulein Clementine horcht anſcheinend aufmerkſam auf die Muſik, ſpäht aber dabei im ganzen Saale umher und weiß auch durch allerlei künſtliche Manöver, indem ſie ſich mit den Kindern beſchäftigt, oder ihr Taſchentuch fallen läßt, das zu bemerken, was hinter ihrem Rücken vorgeht. Ich bin ſo glücklich, alles das zu ſehen, thue

aber nicht dergleichen, fühle jedoch wohl, daß die Luft noch rein iſt.

„Sie ſehen mich einiger Maßen erſtaunt an; aha! ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß Herr Czrabowski, der ſogenannte polniſche Graf, weit davon entfernt iſt, ſeit jener für ihn ſo unangenehmen Punſchgeſchichte meine gute Schwägerin in Ruhe zu laſſen. Das heißt, wenn ſie ihm keine Veranlaſſung gäbe, würde er ſchon längſt aufgehört haben, ihr Aufmerkſamkeiten zu erweiſen, von denen er dann wüßte, daß ſie durchaus zu keinem Reſultate führen können. Mir hat die Sache ſchon Kummer genug gemacht; glauben Sie mir, dieſer Menſch iſt ein ganz verwahrlostes Subject. Aber können Sie ſich denken, daß ich, wenn ich in Betreff ſeiner nur die geringſte wohlgemeinte Warnung ergehen laſſe, die Lunte ans Pulverfaß lege? O, ich habe darüber ſchon ſchreckliche Auftritte erlebt!“

Dabei ſeufzte er wieder einmal, blickte an die Zimmerdecke empor und fuhr alsdann fort: „Wie geſagt, anfänglich war die Luft rein; bald aber bemerkte ich, daß die Blicke Clementinens nicht mehr im Saale umherſchweiften, ſondern ſich nach einer gewiſſen Stelle richteten. Dieſe Stelle aber befand ſich hinter meinem Rücken, ſo daß ich, ohne Aufſehen zu erregen, nicht ſehen konnte, was ſich da begab. Aber ich wußte es ganz genau; fing doch das mir wohl bekannte Spiel an. Clementine lächelte ſanft in ſich hinein, fuhr mit ihrem Schnupftuch an den Mund, roch an einem Blumen-Bouquet viel länger, als nothwendig war, und wenn ſie den Kopf wenden mußte, um mit ihrer Schweſter zu ſprechen, ſo blieben doch ihre Augen wie feſtgebannt an jener gewiſſen Stelle haften.

„Endlich fand ich Veranlassung, mich herum zu drehen. Richtig! vielleicht zwanzig Schritte hinter mir an einer Säule lehnte der edle Graf Czrabowski mit einer unbeschreiblich schmachtenden Attitude; er hatte einen Fuß über den anderen gelegt, hielt die rechte Hand aufs Herz und strich sich mit den Fingern der Linken seinen dünnen Schnurrbart. Als ich mich aber umwandte, drehte er mir plötzlich den Rücken zu."

„Und was sollte alles das heißen?" fragte Herr Larioz mit größter Unschuld.

Der Rechtsconsulent blickte ihn einigermaßen erstaunt an, dann lächelte er und sagte: „Ja, ja, wie sollten Sie das auch wissen! Sie besuchen weder Theater noch Bälle, noch öffentliche Gärten, haben also auch kein Interesse daran, alle die faden Geschichten zu beobachten, mit denen sich dort ein großer Theil junger unschuldiger Mädchen und nichtsthuender Elegants amusirt. Wären Sie aber verheirathet oder hätten eine Tochter oder dergleichen zu bewachen, so würden Sie diese Zeichensprache wie das Alphabet kennen lernen. Ich kenne sie durch alle Nuancen und habe leider eine solche genaue Kenntniß erlangt, daß ich aus einem Lächeln, aus der Art, wie das Schnupftuch an den Mund geführt wird, mit Gewißheit sagen kann, ob es nur ein vorübergehendes Spiel, ob es eine Neigung, ob es eine Liebschaft ist, — im letzten Falle sogar, in welches Stadium diese Liebschaft bereits getreten.

„Zu meinem Schrecken sah ich nun, mit diesem unheilvollen Wissen ausgerüstet, daß das Lächeln Clementinens, daß die Art, wie sie ihre Blicke hinüber warf, wie sie die Augen niederschlug, schon eine ziemlich weit vorgeschrittene Liebschaft anzeigten. Ich sah das und schwieg vorderhand. Später kam auch Herr Schilder, setzte sich mit dem Rechte, das er

als Verlobter hatte, neben Clementine und ſprach wie immer verſtändig und angenehm. Daß er vielleicht ſeine Worte nicht ſo zu ſetzen weiß wie jener Andere, daran habe ich nie gezweifelt; aber, du lieber Gott! man ſollte doch denken, ein ruhiges und vernünftiges Geſpräch müßte ſo einem Mädchen beſſer gefallen, als die überſchwänglichen Redensarten voll ſogenannter Poeſie und beſtändig geſpickt mit Anſpielungen über dieſes oder jenes Zuſammentreffen, dieſen oder jenen Blick, den man genoſſen. Meine Frau war ſo verſtändig, Herrn Schilder freundlich zu empfangen, auch Clementine nicht ſo froſtig, als ich erwartet, und deßhalb ſchien Herr Schilder mit der Aufnahme recht zufrieden. Es iſt das wirklich ein genügſamer junger Mann; aber ſo arglos und unbefangen er auch das Leben nimmt, ſo entging es ihm doch nicht, daß Clementine einigermaßen zerſtreut war; ja, er mußte bemerkt haben, daß ſie häufig neben ihm vorbei ſah; und dann kam jenes fatale, gefährliche Lächeln zum Vorſchein.

„Wir fuhren zurück," erzählte Herr Doktor Plager nach einem tiefen Athemzuge weiter, „und als wir zu Hauſe angekommen waren, ſprach man von dem verlebten Nachmittag, ein Wort gab das andere, und ich hatte, wenn Sie wollen, die Unklugheit, Clementine vor dem ſogenannten polniſchen Grafen zu warnen, indem ich ihr lächelnd meine Bemerkungen mittheilte. Aber, du lieber Gott, welche Scene hatte ich mir bereitet! Clementine brach ohne alle vernünftigen Gründe in ein lautes Weinen aus, meine Frau zuckte die Achſeln mit jenem nur mir verſtändlichen unbeſchreiblichen Kopfnicken, die Schwiegermutter affektirte einen Augenblick eine völlige Erſtarrung, worauf ſie ihre Naſe erhob und triumphirend ſagte: „Das iſt die alte Geſchichte! Der Mann in ſeinem Haß

gegen uns ist nicht im Stande, uns nur das kleinste, harmloseste Vergnügen zu gönnen. — Ob ich etwas darauf entgegnete, weiß ich nicht genau, ich glaube aber fast, daß ich mich zu ein paar pikanten Worten hinreißen ließ, worauf denn Clementine etwas furienhaft auf mich losstürzte, mit einer Leidenschaft, wie ich sie nie gesehen, und mit einer Zungengeläufigkeit, vor der ich förmlich erschrak, die exorbitantesten Dinge sagte, unter Anderem, ich hasse sie und ihre ganze Familie, ich suche jedes Mitglied derselben zu unterdrücken und ihm zu schaden, wo es mir möglich sei; ich fände eine Freude daran, dergleichen Dinge, wie die von dem polnischen Grafen, den Gott verdammen möge, zu erfinden, um ihr einen schlechten Namen zu machen, um Sachen unter das Publikum zu bringen, von denen ihre reine Seele durchaus nichts wisse, ja, vor denen sie förmlich zurückschaudere.

„Ich sage Ihnen, Herr Larioz, der Moment war einigermaßen unangenehm für mich. Sie hätten diese Tugend sehen sollen, neben Mutter und Schwester stehend, sich mit lautem Aufschrei an mich wendend, dann wieder mit ersterbendem Hauch jeden Augenblick bereit, ohnmächtig in die Arme meiner guten Schwiegermutter zu fallen, dabei Unschuld, ganz Unschuld, vollkommene Unschuld, jeder Zoll eine Unschuld; und ich daneben ein Ungeheuer, das diesen fleckenlosen Engel über etwas anklagte, von dem selbiger Engel schon damals bei der Soiree die vollgültigsten Beweise gegeben.

„Daß ich auch nichts weniger als ruhig blieb, brauche ich wohl nicht zu sagen; ich hätte jeden Anderen in diesem Feuer sehen mögen: Clementine mich wie eine wilde Flamme umspielend, Madame sich mit wenigen, aber höchst scharfen Be-

merkungen immer mehr steigernd, und die gute Schwiegermutter mit jedem Worte, das sie sprach, einen Tropfen siedenden Oels auf mich träufelnd.

„Endlich entsprang ich. Der Teufel ist gemacht, es so auf die Länge auszuhalten. O, Herr Lariоz, wäre ich nur damals statt Ihrer oder des guten Schilder in die Küche getreten, wo der polnische Punsch gebraut wurde, es wäre wahrlich besser! — Aber wer weiß!" setzte er nach einer Pause achselzuckend hinzu; „ich sage Ihnen, diese drei Frauenzimmer sind im Stande, Sie glauben zu machen, die Sonne sei schwarz und ein Rhinozeros sehe einem Kanarienvogel vollkommen ähnlich. Oh! oh!

„Aber ich mußte hieher kommen, ich mußte mich erleichtern; ich glaube, Zorn und Wuth hätten mir langsam die Kehle zugeschnürt, hätten mich zu einem stillen Manne gemacht; und den Gefallen kann ich ihnen unmöglich jetzt schon thun. — Du lieber Gott!" setzte er melancholisch hinzu, „diesen ihren Lebenszweck werden sie doch endlich erreichen; aber jetzt hielt ich es wirklich noch für zu früh. Ach, glauben Sie mir, ich fühle wohl, daß man von Eisen sein müßte, um alles das zu ertragen; ich kann Ihnen versichern, mich beherrschen oft ganz traurige Phantasieen, und manchmal, wenn ich so allein sitze und schreibe, ertappe ich mich mit Schrecken beim Summen alter Kirchenlieder, z. B. Im Grab ist Ruh, oder: Das Grab ist tief und stille."

Bei diesen Worten ließ der Rechtsconsulent den Kopf wieder tief auf die Brust herabsinken und faltete dabei die Hände, so daß er ein gar klägliches Bild der Zerknirschung bot.

Der lange Spanier betrachtete Herrn Plager mit wirklicher Theilnahme, denn er hatte oft die Leiden mit angesehen,

die derselbe zu erdulden hatte. War er doch selbst schon, wie der geneigte Leser weiß, in Mitleidenschaft gezogen worden; an seinem schwarzen Frack waren längere Zeit die Spuren davon sichtbar gewesen, — Spuren, die, dem später gemachten Vertrag zum Hohne, Babette doch nicht vertilgt hatte. Er hielt es deshalb auch für seine Pflicht, dem Prinzipal einigen Trost zuzusprechen, und sagte ihm daher:

„Ei, ei, Herr Doktor, Sie wollen anfangen, den Muth zu verlieren, und wer das thut, gibt sich schon halb verloren. Daß die Verhältnisse dorten wohl eigener Art sind, das wird niemand läugnen, der sie kennt; aber wenn man es am wenigsten erwartet, tritt oft eine Aenderung ein."

„O ja," seufzte Doktor Plager; „im Grab ist Ruh'."

„Ach was! daran denken wir nicht. Lassen Sie vor der Hand die Sachen laufen, wie sie wollen; bekümmern Sie sich nicht mehr um den polnischen Grafen. Fräulein Clementine ist alt genug, um zu wissen, was sie thut, und glauben Sie mir, was sie möglicher Weise thun könnte, wird sie vor Ihnen wohl versteckt halten."

„Leider, leider! Und doch gäbe ich eine Million, den beiden Anderen beweisen zu können, wie Recht ich habe."

„Da Sie mich einmal in Ihr Vertrauen zogen," fuhr Don Larioz fort, „so kann ich mir wohl erlauben, Ihnen einen Rath zu geben. Poussiren Sie die Sache mit dem Herrn Schilder; auch ich glaube, daß im Falle einer Verheirathung Fräulein Clementinens die verehrte Madame Weibel vielleicht in der That vorziehen würde, es einmal bei ihrer jüngeren Tochter zu probiren."

„O, wenn dem so wäre!" seufzte der Rechtsconsulent mit aufgehobenen Händen.

„Bei alle dem," ſprach der Schreiber mit einem Tone der Mißbilligung, welche dem Prinzipal gegenüber freilich etwas ſchüchtern durchklang, „ſind Sie doch am Ende der Herr in Ihrem Hauſe, und wenn ich eine Schwiegermutter beſäße, die mir das Leben ſo ſauer machte, ſo —"

„O, daran habe ich auch ſchon gedacht," verſetzte der Andere, indem er ſich ſchüchtern umſah. „Aber, lieber Herr Larioz, es iſt nicht Jedermann Luſt und Muth gegeben, den Kampf mit dem Drachen zu beginnen. Ich weiß wohl, Sie haben ein eigenes Naturel darin; bis jetzt zwar iſt es Ihnen eine Luſt, gegen widerwärtige Verhältniſſe anzukämpfen. Und doch," ſetzte er betrübt hinzu, „mußten auch Sie ſich damals vor dem Punſchglaſe zu einem haſtigen Rückzuge bequemen."

„Das allerdings," ſagte Herr Larioz, indem er die Augenbrauen hoch emporzog und ſeinen Schnurrbart drehte. „Aber ich hatte damals nicht das Recht, als Kämpfer aufzutreten, ſonſt —"

„O, ſie kommt vielleicht noch, dieſe Zeit," meinte kleinlaut der Rechtsconſulent, „wo ich Sie bitten werde, handelnd aufzutreten, und wo Sie bei mir den Anfang machen können, Ihre Lieblings-Theorie, den Unterdrückten beizuſtehen, in Ausführung zu bringen. — Was wir aber hier geſprochen," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er ſich ſcheu umgeſehen, „bleibt natürlicher Weiſe unter uns. Sie können mir glauben, man darf vorderhand nicht einmal wiſſen, daß ich hier bei Ihnen war. O, ich finde mich recht gedrückt, recht in Ketten und Banden."

Damit hatte Herr Plager ſich erhoben, ermahnte den Schreiber nochmals, ſich recht zu pflegen und ja nicht zu früh in das Bureau zu gehen, und ihm es vor allen Dingen ſagen

zu lassen, wann er sich wieder zur Arbeit einstellen wolle. So verließ er das Zimmer in ziemlich gebeugter Haltung; ehe er aber die Treppe hinabstieg, blickte er vorsichtig in dem Gange umher, ob dort nicht vielleicht ein unbequemer Lauscher sichtbar wäre.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Ritter und sein Knappe.

Don Larioz blieb allein in dem Zimmer, nachdem er begreiflicherweise seinen Chef bis zur Thür begleitet. Auch begab er sich, als dieser verschwunden war, nicht wieder zu seinem Lehnsessel zurück, sondern schritt, in Gedanken versunken, im Gemache auf und nieder. Wenn auch diese Gedanken anfänglich bei dem verweilten, was Herr Doktor Plager mit ihm besprochen, so fand er doch im Nachsinnen darüber baldigst Abschweifungen in andere Phantasieen. Wohl bedauerte er seinen Chef, konnte ihm aber nicht in allem, was derselbe gesagt, unbedingt Recht geben. Daß mancher Ehestand mit Unannehmlichkeiten der verschiedensten Art verknüpft ist, daran war eben so wenig zu zweifeln, als daß es weibliche Wesen genug gebe, die einem Manne das Leben schon sauer machen können. Aber es konnte doch unmöglich der größte Theil so sein; es mußten sich doch auch Charaktere unter ihnen finden, die, mit Liebe-, Sanftmuth, Herzlichkeit

und Güte angethan, alsdann unfehlbar das Glück eines Menſchen zu begründen im Stande ſein würden. Den kleinen ſcharfen Augen der Madame Weibel war allerdings nicht viel Gutes zuzutrauen, ebenſo wenig denen der Rechtsconſulentin, die, von unbeſtimmtem Ausdruck, in allen möglichen Farben ſchillerten. „Ja, auf das Auge muß man gehen," ſprach der Spanier zu ſich; „in den Augen liegt das Herz." Und als er dabei an ein paar ſchwarze, wirklich ſchöne Augen dachte, fühlte er, wie ſich ſein Herz ſanft erwärmte und wie es heftiger ſchlug, als einen Moment vorher. — Dieſe Augen konnten nicht trügen; die Blicke in ihrer glänzenden Klarheit waren wie das durchſichtige Waſſer eines tiefen, wunderbaren See's: ſie ließen den Grund deſſelben vollkommen überblicken; man ſah deutlich, daß da unten weder Klippen noch Untiefen waren. — Trau treue Trine —!

Herr Larioz machte zwei Schritte gegen einen kleinen Tiſch, auf dem ein Käſtchen ſtand; doch nur zwei Schritte, dann wandte er ſeinen Fuß wieder nach der entgegengeſetzten Seite des Gemachs, wobei er ſeufzend dachte: Warum den Pfeil noch tiefer in dieſes arme Herz drücken? Und dennoch blieb er nicht lange in der eben angegebenen Richtung; ſchon die nächſte Minute brachte ihn dem Tiſche und dem Käſtchen näher. „Warum auch nicht?" ſprach er zu ſich ſelber. „Verleihe ich ihr doch in meiner Phantaſie noch tauſend andere Reize, die ſie in der Wirklichkeit vielleicht nicht beſitzt, und die auch das Bild nicht zeigt. Betrachten wir es darum getroſt; die kalte Malerei wird wie eine Abkühlung auf meine heißen Träume wirken."

Bei dieſen Worten ſtand er auch ſchon an dem Käſtchen,

öffnete den Deckel desselben und nahm das Bild heraus, welches er von den Gebrüdern Breiberg gekauft. — Ja, sie war schön, schöner als das schönste Weib auf Erden. Und was war dieses Bild immerhin gegen sie selbst, wie sie in seinem Gedächtnisse brannte! Es war so wenig Zeit zwischen jenem seligen Augenblicke verstrichen, als er sie zum ersten Male gesehen, und doch kam ihm dieses glänzende Auge so bekannt vor. Hatte er ein ähnliches früher in Spanien erschaut? Hier im kalten Deutschland konnten doch unmöglich Blicke zu finden sein, die der Gluth dieser ähnlich waren. Und doch, was ihm heute früh schon aufgefallen war, daran dachte er jetzt wieder und mußte sagen, daß er sich nicht getäuscht. Margarethe hatte etwas von diesem Blicke, ja, Margarethe, Gottschalks Schwester. Er bedauerte fast, vorhin das Bild nicht angeschaut zu haben, als das junge Mädchen noch im Zimmer war; er ließ die Hand mit dem Portrait sinken und sah eine Minute in die Höhe, ja, er bedeckte nachdenkend die Augen mit seiner Rechten; doch so viel er auch nachsann, er mußte sich gestehen, daß hier eine Aehnlichkeit obwalte.

Da klopfte es leise und bescheiden an die Stubenthür.

Herr Larioz, mit dem Portrait in der Hand, fuhr zusammen, als habe er etwas Unrechtes begangen, und beeilte sich auch, das Bild wieder einzuschließen, ehe er Herein! rief.

Es klopfte abermals und wieder mit gleicher Schüchternheit.

Der lange Schreiber stützte seine Hand auf den Tisch, hob den Kopf empor und nahm, aus welchem Grunde, war

ihm ſelbſt nicht recht klar, eine impoſante Haltung an, ehe er ſein Herein! ertönen ließ.

Die Thür öffnete ſich mit großer Schüchternheit, weßhalb es eine Zeit lang dauerte, ehe der Eintretende völlig ſichtbar wurde. Dies war eine kleine, ſchmächtige Figur mit Beinen, die um ſo waghalſiger erſchienen, als ſie mit eng anliegenden Hoſen von einem auffallend carrirten Stoffe in grau und grüner Farbe bekleidet waren. Den Oberkörper bis eine Handbreit über das Knie bedeckte ein Radmäntelchen von dunklem Stoff, welches die kleine Figur auf eine leichte Art übergeworfen hatte, ſo daß man ſah, der Beſitzer dieſes Radmäntelchens ſehe mehr auf maleriſche Formen, als auf Schutz gegen die Kälte. Dazu trug er einen grauen Filzhut in der rechten Hand und hielt ſein Spazierſtöckchen, den Knopf im Obergewand verborgen, ſo, daß es wie eine Degenſcheide ausſah.

Schon an der Thür machte er eine tiefe Verbeugung und näherte ſich erſt, als der Spanier freundlich ſeinen Kopf neigte und ihn mit lauter Stimme erſuchte, näher zu treten. Wie er aber näher trat, geſchah dies in ſo eigenthümlich hüpfender oder ſchwebender Bewegung, daß ſich Don Lariog wohl erinnerte, dieſe Geſtalt ſchon geſehen zu haben. Auch das Geſicht kam ihm bekannt vor, der Mund mit dem freundlich ſüßen Lächeln, die ſtruppigen Haare emporſtehend wie die Stacheln eines Igels.

„Euer Gnaden kennen mich vielleicht nicht mehr," ſagte die kleine Geſtalt, als ſie ziemlich nahe gekommen war und noch eine tiefe Verbeugung vor dem ernſt ausſehenden langen Manne gemacht hatte.

Wir können hierbei nicht umhin, zu bemerken, daß der

Fremde im Radmäntelchen vielleicht eine Hand höher war, als der freilich überaus lange Stoßdegen des Spaniers, dessen Knopf diesem bis gegen die Mitte der Brust reichte.

Da Herr Lariot sich im ersten Augenblicke vergeblich zu erinnern versuchte, wo er den kleinen, schmächtigen Mann schon gesehen, so erwiderte er, daß er sich allerdings nicht recht besinnen könne, wen er die Ehre habe vor sich zu sehen.

„Du lieber Gott! das ist ja so begreiflich," sprach der Andere mit Wärme. „Euer Gnaden, so außerordentlich beschäftigt, so wichtig beschäftigt und gewiß häufig so poetisch beschäftigt, werden sich wahrhaftig nicht damit befassen können, sich eines so unbedeutenden Menschen, wie ich bin, zu erinnern."

Damit legte der kleine Mann seine Finger, in welchen er Hut und Stock hielt, zierlich zusammen, neigte sich vornüber, senkte den Kopf etwas nach der linken Seite und lispelte, während er auf die freundlichste Art den Mund spitzte: „Windspiel, Euer Gnaden; ja, es ist Windspiel, der Kellner aus dem Reibstein, der sich die Ehre gibt, Euer Gnaden mit seiner geringen Gegenwart zu belästigen."

Ja, ja, es war der kleine tänzelnde Kellner. Jetzt erinnerte sich Lariot vollkommen desselben, welcher ihn in der Stube empfangen und später bis an die Thür geleitet hatte. Ihm trat lebendig wieder der ganze Nachmittag vor die Seele, er meinte die tiefe Stimme des Kupferstechers zu vernehmen, er sah wieder vor sich den feuchten Verschlag, wo er seine Proben bestanden, die nothwendig waren zur Aufnahme in den Bund zum Dolche Rubens. Ja, es war

ihm deutlich, als hörte er jenen Unſichtbaren wieder ſprechen, und durch alles das hindurch klang ihm der Anfang jenes räthſelhaften Spruches: Trau, treue Trine — ohne daß er aber auch jetzt im Stande geweſen wäre, zu fragen, worauf die treue Trine eigentlich trauen ſoll.

Hatten ſich die Züge des Herrn Larioz bei dieſem Nachdenken vielleicht finſter zuſammengezogen, der leichtfüßige Kellner tänzelte einen Schritt zurück und ſagte erſchrocken: „Ja, ich fühle, es iſt von mir unbeſcheiden, in die Gemächer Euer Gnaden zu dringen. Tauſend Mal bitte ich um Verzeihung; ich will mich ſchleunig zurückziehen. O, ich war doch ſo glücklich, zu ſehen, wo Euer Gnaden wohnen.“

Der lange Schreiber war bei dieſen Worten aus ſeinen Träumereien erwacht, und der Schluß der Rede des kleinen Kellners veranlaßte ihn, nachdem er Windſpiel freundlich erſucht, zu bleiben, zu der Frage, woher er denn eigentlich ſeine Wohnung erfahren?

Bei dieſer Frage machte der Andere ein Geſicht, als nehme er ſie für Scherz; dann antwortete er: „Euer Gnaden nannten Ihren Namen und bezeichneten auch Ihre Wohnung ſelbſt in dem ſchönen Augenblicke, als Sie um den Tiſch ſchritten, um mit jedem der Künſtlerſchaft ein Glas zu trinken. Ich,“ ſetzte er mit Stolz hinzu, „war dabei dicht hinter Euer Gnaden und hatte das Glück, Ihnen die leeren Gläſer abzunehmen und die gefüllten dafür zu behändigen.“

„Was Sie häufiger thaten, als nothwendig war,“ ſagte Larioz lächelnd. „Doch laſſen wir das; ſagen Sie mir lieber, was verſchafft mir die Freude Ihres Beſuchs?“

„Ja, wenn ich das nur mit kurzen Worten ausdrücken

könnte!" entgegnete Windspiel in Ekstase. „O, es ist nicht das erste Mal, Euer Gnaden, daß ich es wagte, hier vorzudringen, daß ich ängstlich die Treppe heraufschlich, daß ich — ich gestehe es — mit Herzklopfen zu dieser Thür gelangte, daß ich schon den Finger gekrümmt hatte, um anzuklopfen, und doch wieder schüchtern zurückwich, ein Mal aus freiem Antrieb, ein anderes Mal, weil gerade eine alte Frau aus dem Gemache kam, die mir sagte, Euer Gnaden seien krank und schliefen."

Dies alles hatte der kleine Kellner mit außerordentlicher Geschwindigkeit, ja, wie man zu sagen pflegt, in Einem Athem gesprochen, weßhalb er einige Mal heftig schlucken mußte, um fortfahren zu können: „Ach, Herr von Larioz, Herr Don Larioz, verzeihen Sie mir meine Zudringlichkeit, denn ich bin ja nur ein armer unbedeutender Kellner; kann ich doch für meine Verwegenheit bloß das zur Entschuldigung anführen, daß es mich gedrängt hatte, den Mann — verzeihen Sie den trivialen Ausdruck — wieder zu sehen, der von sich sagen kann:

Wer von hier das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimathland.

„Sehen Sie, Herr Don Larioz, ich habe den Tag über ein sehr anstrengendes Geschäft; die Künstler, die sich bei uns versammeln, treiben mich oft gewaltig umher; ich muß vom Keller in die Küche, aus der Küche in das allgemeine Schenkzimmer, von da wieder in den Club der Künstler, und kann das, um gehörig herum zu kommen, nur in schnellen Sätzen thun, weßhalb man mir auch den Namen Windspiel zugelegt. Ich bin den ganzen Tag eine sehr prosaische, höchst nüchterne

Person, aber Abends, Herr Don Larioz, geht es mir, wie soll ich sagen? wie der Eule, die den ganzen Tag geschlafen, nein, sagen wir mit Ihrer gütigen Erlaubniß, wie dem Schmetterling, der von einer Ecke in die andere gekrochen und mit dem Eintritt der stillen Nacht seine bunten Schwingen entfaltet."

Hierbei hatte der kleine Kellner mit beiden Armen sein Rabmäntelchen etwas aus einander gelüpft, als wollte er auffliegen, was, verbunden mit der Begeisterung, in welcher er seine Reden vorbrachte, einen nicht ungünstigen Eindruck auf den langen Schreiber machte, weßhalb dieser ihn wohlwollend anblickte und freundlich ersuchte, Hut, Stock und Mantel abzulegen und sich zu setzen.

Nach mehreren Complimenten und nachdem er sich nicht um eine Million früher gesetzt, als bis sich Herr Larioz in seinen Lehnstuhl niedergelassen, kam endlich auch Windspiel zum Sitzen und fuhr nach einem auffordernden „Also!" des langen Mannes fort, indem er einen schwärmerischen Blick an die Decke warf: „Abends, Herr Don Larioz, Abends, wenn die Nacht eintritt mit ihrem dunklen Schleier, dann zieht es auch mich aufwärts, geistig und körperlich zu reden. Ist das Schenkzimmer einmal verschlossen, hat sich der letzte unselige Gast entfernt, so darf auch ich aufwärts steigen, in eine kleine Stube, hoch, hoch über dem Treiben der Menschheit, unter dem Dach gelegen, etwas klein und eng zwar, aber mit einer entzückenden Aussicht. Und da ich diese Aussicht meistens nur beim Mondschein genießen kann — denn nur Abends bin ich für ihre Schönheit empfänglich, Morgens, Herr Don Larioz, kommt mir dagegen das Leben mit seiner Schenkstube und seinem Bier gar zu nüchtern und

prosaisch vor — so finde ich alles, was ich sehe, poetisch und schön in den weißschimmersilbernsanftglänzendenmelancholisch-dasherzergreifendentraurigstimmenden Strahlen der keuschen Luna. Erscheinen doch, so gesehen, selbst die alten Schornsteine, die Blitzableiter und Wetterfahnen wie verklärt. Blicke ich doch über die Stadt hinweg, bei den Kirchthürmen vorüber, wo im Glanze eben desselben Mondenschimmers die schwarzen Tannenwälder nicken."

Wenn auch Herr Larioz fand, daß Windspiel etwas confus sprach, so lag doch für ihn in seinen Reden, namentlich aber in dem aufwärts gerichteten Auge, ein gewisses Etwas, das ihn nachsichtig machte für den allenfallsigen Unsinn, der in den Worten des Kellners mit unterlief. Auch hatte er seine eigenen Gedanken, als Windspiel von seiner Dachkammer erzählte, und er fragte deßhalb nicht ohne Grund: „Von dem Fenster Ihres Zimmers sehen Sie also auch in die Nachbarschaft?"

„O, ich sehe sehr in die Nachbarschaft," entgegnete kopfnickend der Kellner; „und das ist es ja gerade, Herr Don Larioz, was mich am meisten hieher trieb und mich veranlaßte, Ihnen von Ihrer kostbaren Zeit zu stehlen. O, Euer Gnaden," fuhr er nach einer Pause fort, nachdem er die Hände bewundernd zusammengeschlagen, „als Sie damals sagten, Sie seien ein Spanier, ein wirklicher und echter Spanier, da ging es in mir auf — wie — wie — nun ich kann eigentlich nicht sagen, wie — aber es ging in mir auf, das fühlte ich an meines Herzens lauteren Schlägen. Auch — verzeihen Sie mir, ich will Ihnen wahrhaftig keine Schmeicheleien sagen — Ihr ganzes Wesen, mit dem Sie eintraten, wie Sie Ihren Stock hielten, der Bart — Don Alonso's —"

„Weſſen Bart?“ fragte der lange Schreiber.

„Verzeihen Sie meinen Ausdruck,“ fuhr Windſpiel fort, „ich dachte an ein Bild, welches ich bei mir draußen geſehen, — Don Alonſo vor dem Fenſter ſeiner Laura Mandoline ſpielend, — ein ſchönes Bild, wo der ritterliche Kopf des jungen Spaniers auch mit einem ſolchen Barte geziert iſt. — Alſo — was wollte ich doch ſagen? Ja, richtig, als ich Sie, Herr Don Larioz, ſo vor mir ſah, da faßte mich eine grenzenloſe Verehrung, und ich wäre ſchon vom erſten Augenblicke an für Sie durch das Feuer gelaufen.“

Obgleich ſich der lange Schreiber durch dieſe echte Zuneigung — denn daß ſie echt war, bezeugte die unverkennbare Begeiſterung, mit welcher der Kellner ſprach, ſowie das Leuchten ſeiner Blicke — geſchmeichelt fühlte, ſo ſuchte er doch das Feuer des jungen Mannes zu dämpfen, indem er ihn bat, ruhiger zu ſein und nicht Sachen zu ſagen, die er in der Art, wie ſie vorgetragen würden, doch wohl füglich nicht für Ernſt nehmen könnte.

Windſpiel legte die Hand aufs Herz, ließ ſein Köpfchen wie betrübt ſinken und hob dabei die Augen etwas forcirt in die Höhe, die er dann mit einem ſchmelzenden Ausdruck auf dem Spanier ruhen ließ. Das war ſeine ganze Entgegnung, welche ihre Wirkung auf Larioz nicht verfehlte. Dann ſeufzte der Kellner tief auf und fuhr fort: „Als aber Euer Gnaden ſprachen von da drüben, von den Gebrüdern Breiberg und jener jungen Dame — verzeihen Sie mir, Herr Don Larioz, daß ich dieſen delikaten Punkt berühre, aber es muß ſein, wenn ſich auch mein Herz dagegen ſträubt — da ſah ich gleich die ganze Lage jenes unglücklichen Geſchöpfes ein, denn dieſe Gebrüder Breiberg ſind zu Allem fähig; —

es kommt ihnen auf eine körperliche Mißhandlung nicht an, sogar bei denjenigen, die sich um unterdrückte weibliche Wesen in ihrem Hause bekümmern," setzte Windspiel nach einer Pause wie mit sich selbst redend hinzu; „und obgleich ich das wußte," sagte er mit lauter Stimme, „so beschloß ich doch, Alles anzuwenden, um jenem furchtbaren Geheimnisse auf die Spur zu kommen, — ja, Herr Don Lariez, einem furchtbaren Geheimnisse, wie Sie später hören werden, einem verbrecherischen Geheimnisse, welches auch schon daraus hervorgeht, daß die Gebrüder Breiberg jenes unglückliche Mädchen vor aller Welt so verborgen zu halten wissen, daß Niemand im Hause und in der Nachbarschaft überhaupt auch nur eine Idee von ihrer Existenz hat."

„Also doch!" rief der Spanier. „O, ich las damals schon etwas Kummervolles, etwas tief Unglückliches in dem einigermaßen starren Blicke der wunderschönen Dame. Ich hatte mich also nicht geirrt! Doch fahren Sie fort, geehrtester Herr. Wenn die Nachrichten, die Sie mir geben, auch mein Herz betrüben, so interessiren sie mich doch wieder in hohem Grade. — So viel ich mich erinnere, wohnen Sie in nächster Nachbarschaft der Gebrüder Breiberg."

„Das Hintergebäude, auf dessen luftiger Zinne meine Dachkammer liegt," fuhr Windspiel fort, „stößt fast an jenes Haus und ist so gelegen, daß ich von dort in die Fenster des Breiberg'schen Ateliers sehen kann."

„Und da erblickten Sie —?"

„Mehrere Tage sah ich gar nichts, denn jene Fenster sind von unten auf verstellt, um, wie die Künstler sich ausdrücken, das Licht zu spannen. Wenn ich aber so

betrachtend in meinem Zimmer war, so hörte ich zuweilen —"

„Sie hörten also —?" fragte begierig Don Larioz, als der Andere wie nachsinnend einen Augenblick schwieg.

„Ich hörte zuweilen," sprach Windspiel weiter, „Mandolinenklänge, — traurige, melancholische Klänge."

„Wie man sie an den Ufern des Guadalquivir vernimmt," meinte nachdenkend der Spanier, „oder unter den blühenden Orangen des herrlichen Granada."

„O mein Gott, ja," wiederholte schwärmerisch der Kellner, „wie man sie am Ufer des Guadalquivir vernehmen mag oder unter den blühenden Granaten herrlicher Lorbeergebüsche."

„Und Sie hörten dabei nicht den süßen Gesang einer weiblichen Stimme?"

„Zuweilen war es mir so, doch dann hörte ich deutlicher polternde, harte Worte des groben Jean Baptist, und darauf war plötzlich Alles still."

„Dieser Barbar!" rief entrüstet Don Larioz. „Sogar die kleine Freude, sich an den süßen Klängen der Heimath zu ergötzen, gönnt er diesem unglücklichen Wesen nicht! Doch fahren Sie fort. Was Sie mir sagen, interessirt mich in hohem Grade. — Und Sie sahen sie nie?"

„O ja, ich sah sie," sprach Windspiel mit einem tiefen Seufzer. „Es war am Samstag-Nachmittag," fuhr er mit finsterem Stirnrunzeln fort, „als ich von unten entdeckte, daß die Fenster des Ateliers der Gebrüder Breiberg nicht nur von ihrer Verhüllung befreit waren, sondern weit offen standen. Einen günstigeren Moment gab es nicht für mich. Ich eilte in meine Dachkammer und sah dort, wenn ich

mich stark hinaus beugte, daß drüben in den Zimmern geputzt wurde. Jean Baptist handhabte selbst den Federwisch, womit er Möbel und Bilder abstaubte, und ich hörte ihn fluchen und sagen: Was man nicht selbst thut, das ist doch nur halb geschehen; all dies faule Weibsbildergezeug taugt doch nichts; sie sind nicht werth, daß sie das Leben haben. Fort! eilt euch! — So polterte er immer zu, und zuweilen sah ich ihn erboßt seinen Federwisch aufheben und dann ins Innere des Zimmers eilen."

„Ich will aber doch nicht hoffen," fuhr Don Lariez mit tiefster Entrüstung auf, „daß Sie den aufgehobenen Federwisch und das Zurückeilen ins Zimmer mit jenem zarten Wesen in Verbindung bringen wollen! O, eine solche Abscheulichkeit wäre doch sogar bei einem Breiberg nicht möglich!"

„Die sind zu Allem fähig," fuhr Windspiel fort, indem er sich durch den Schmerz des Spaniers sichtlich gesteigert fühlte. „Und ich bin noch nicht zu Ende," sagte er mit dumpfer Stimme. „Ob dieser Unmensch zuschlug — nein, ich habe es nicht gesehen, aber daß er schlug, hörte ich."

„Ich möchte lieber weiter nichts vernehmen," sprach der lange Schreiber in tiefem Schmerze. „Ja," setzte er heftig hinzu, „wenn ich alsdann aus der Ecke dort meinen Stoßdegen nehmen dürfte —"

„Gott, einen Stoßdegen!" sagte Windspiel mit bewegter Stimme.

„Hineilen, um dieses Ungeheuer zur Rechenschaft zu ziehen! Aber so bin ich hier rath- und thatlos und vermag nichts zu thun, als mir das heilige Versprechen zu wiederholen, daß jede Mißhandlung, welche diesem wunderbaren

Geſchöpfe angethan wurde, furchtbar gerächt werden ſoll. Das ſchwöre ich bei meinem Namen, der einen guten Klang hat in Spanien. — Doch jetzt laſſen Sie mich Alles hören."

Windſpiel ſchüttelte ſich. War es das Entſetzen vor dem feierlichen Schwur, den Larioz gethan, oder die Erinnerung an das, was er geſehen? Doch gehorſam der Weiſung, die er erhalten, ſagte er kopfnickend: „Das Schimpfen und das Schlagen — ja, den Tönen nach muß ich das vermuthen — dauerte eine Zeit lang fort, dann bemerkte ich, daß Clemens Breiberg, der ſchleichende, boshafte Clemens — er iſt der Schlimmſte von Beiden — bei dem Fenſter vorüber kam, ſie, jenes unglückliche Mädchen, gewaltſam nach ſich ſchleppend."

„Das ſahen Sie?" rief Don Larioz mit blitzenden Augen. „O, entſetzlich!"

„Ja, er ſchleppte ſie in die andere Ecke des Zimmers, und ſie folgte ihm mit herabhängendem Kopfe, wie aufgelöst vor Schmerz, ein armes, wehrloſes Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit. — So ſah ich ihn bei beiden Fenſtern vorüber kommen, und daß ich aufs angeſtrengteſte lauſchte, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Deßhalb hörte ich denn auch noch einen ſchweren Fall, wie wenn Jemand eine Laſt auf den Boden wirft, und dann vernahm ich die teufliſche, höhnende Stimme von Clemens Breiberg, welcher ſagte: Jetzt wird die auch für heute genug haben; worauf Jean Baptiſt hinzuſetzte — o, ich vermag das Wort kaum zu wiederholen — aber er ſetzte hinzu: Genug wird ſie freilich haben; die haſt du heute wieder einmal tüchtig ausgeklopft."

Dies sprach Windspiel mit leiser, schüchterner Stimme und erhob darauf mit bittendem Gesichtsausdruck seine Hände flehend zu dem Spanier, als wollte er damit den Ausbruch wilden Zornes, der nun folgen mußte, beschwichtigen. Doch hatte sich Larioz männlich gefaßt; das einzige Zeichen der Erregung, welches man an ihm bemerkte, war, daß er seine Lippen fest auf einander biß und seine Finger sich wie krampfhaft öffneten und wieder schlossen. Ja, er erhob sich ziemlich ruhig von seinem Sitze und schritt mehrmals, die Hände auf dem Rücken, in dem Gemache auf und ab, wobei er nur den Kopf bedeutend tiefer sinken ließ, als man das je an ihm gesehen.

Der Kellner folgte ihm aufmerksam mit den Blicken, und so oft der lange Spanier in die Nähe des Stoßdegens kam, glaubte Windspiel, jetzt müsse seine künstliche Ruhe schwinden, er werde auf die Waffe zweilen, sie schwingen, und vielleicht San Jago! rufend, davonstürzen.

Glücklicher Weise aber geschah nichts von alle dem. Wohl seufzte Don Larioz einige Mal tief auf, schluckte auch wiederholt und heftig, wenn er an dem Tische vorüber kam, auf dem das kleine Kästchen stand, aber er schien seine Partie genommen zu haben und von Sekunde zu Sekunde ruhiger geworden zu sein. Jetzt fuhr er sich mit der Hand über seine Augen, legte die Rechte auf die Schulter des Kellners und sagte mit sanfter Stimme: „Sie haben mir ein Gefühl bewiesen, eine Theilnahme bezeigt, wofür ich Ihnen unendlich dankbar bin und das ich Ihnen nie vergessen werde. — Ich habe niedergekämpft, was mir freilich im ersten Augenblicke das Herz zu zersprengen drohte; ich bin ruhig geworden, sehr ruhig; und deßhalb können Sie ohne Scheu mir

das Wort wiederholen, welches jener Unmensch, jener Jean Baptist Breiberg, zuletzt aussprach. Sagte er nicht: Die hast du heute wieder einmal tüchtig ausgeklopft? — Wieder — woraus ich entnehmen muß, daß dieses Ausklopfen schon häufig vorkam."

Windspiel bezeichnete durch ein melancholisches Lächeln, daß er der gleichen Ansicht sei.

„O Schmach, einer Spanierin angethan!" fuhr Don Larioz fort; „Entehrung der spanischen Tracht, die das unglückliche Wesen trug! Auch einem Fremden kann es nicht entgangen sein, daß ihre Tracht vollkommen spanisch war. Ist es nicht so, werther Herr?"

Der Kellner schüttelte wehmüthig sein Haupt und entgegnete: „Ich sah nicht viel von jener entzückenden spanischen Tracht, die man auf den Bildern unserer Maler so häufig erblickt; mir schien — ich spreche es schaudernd aus — jenes unglückliche Mädchen eigentlich mit gar keiner Tracht bekleidet gewesen zu sein."

Der lange Schreiber fuhr bei diesen Worten zurück, und seine Augen funkelten seltsam.

„Sie wollen doch mit Ihren Worten nicht ausdrücken," sagte er, einigemal stockend, „daß jene Dame unbekleidet gewesen sei?"

„Das nicht so ganz," erwiderte Windspiel, indem er die Augen zu Boden schlug; „aber wenn ich nicht sehr irre, bestand ihre ganze Kleidung aus einem grauen unscheinbaren Zeuge, und waren die weißen Arme, sowie der blendende Hals unbedeckt."

Herr Larioz nahm seinen Spaziergang durch das Zimmer heftiger wieder auf als vorher und wehrte dabei mit den

Händen von sich ab, als wollte er sagen: „Genug, genug des grausamen Spiels!“ Er wurde auch wieder ruhiger, nachdem er einigemal auf und ab geschritten war, und versank endlich in tiefes Nachsinnen, aus dem er plötzlich erwachte und mit einem trüben Lächeln sagte: „Glauben Sie mir, Herr, ich fürchte, man hat den Gebrüdern Breiberg die Theilnahme verrathen, die ich, der Spanier, an jener unglücklichen Andalusierin genommen. Ja, ja, es kann nicht anders sein; deßhalb nahmen sie ihr die wundersam kleidsame Tracht, deßhalb hüllten sie sie in ein härenes Gewand, deßhalb — o mein Gott! deßhalb sprach Jean Baptist Breiberg jenes verruchte Wort — nachdem er so Scheußliches begangen. — — Ja, Herr, ich sehe es jetzt schaudernd ein, ich selbst bin vielleicht die unschuldige Ursache von der Pein des armen Mädchens, von der entsetzlichen Behandlung, die ihr zu Theil geworden. — Glauben Sie mir, die beiden Breiberg werden das unschuldige Geschöpf noch in Ketten und Banden legen, damit es mir unmöglich werde, zu ihrer Befreiung in jenes geheimnißvolle Haus zu dringen. — Und doch werde ich eindringen, siegreich eindringen trotz aller Schrecken, die mir dort entgegen treten können! O, wenn ich jenes Tages gedenke, da ich dort die finsteren Treppen empor stieg, so begreife ich es jetzt vollkommen, warum mich ein beklemmendes Gefühl überschlich, das ich mir damals nicht klar machen konnte, als ich alles das sah, was man sonst in keinem rechten Hause antrifft: die an sich wackelige Treppe, mit der kleinen Lichtöffnung, wie das Fenster eines Kerkers, was mir Anfangs fast romantisch erschien; daneben in düsteren Winkeln seltsame Geräthschaften, Kisten und leere Fässer auf einander gethürmt — letztere vielleicht mit Nägeln versehen,

als furchtbares Marterwerkzeug dienend," ſprach er finſter vor ſich hinblickend; „dann Ritterhelme mit zerzausten Federn, nicht zu vergeſſen die rothen Hoſen eines Scharfrichters, — alles, alles das, was mir ahnungsvoll und warnend entgegen trat. Doch mögen mir Schrecken erſcheinen, welche da wollen, ich werde nicht vor ihnen zurückweichen. — Wie ſchon geſagt," ſprach er, indem er dem Kellner ſeine Rechte darbot, welche dieſer ehrerbietig ergriff, „Ihnen danke ich aufs herzlichſte für die Theilnahme, die Sie mir bewieſen, und wenn Sie auch nichts für mich thun können, ſo werden Sie doch unverbrüchliches Stillſchweigen bewahren über das, was Sie mir mitgetheilt."

„Und doch werde ich mehr für Sie thun," rief Windſpiel mit Begeiſterung aufſpringend, „wenn Sie die Hand eines armen ſchwachen Weſens, wie ich bin, nicht zurückſtoßen. O Gott, wie wäre ich glücklich, wenn ich Ihnen dienen könnte! Warum iſt jene gewaltige Zeit vorüber, wo tapfere Ritter auszogen, um Drachen zu bekämpfen und holde Jungfrauen mit Waffengewalt aus den Händen blutdürſtiger Ungeheuer, wie zum Beiſpiel dieſer Gebrüder Breiberg, zu befreien? Warum iſt es mir nicht vergönnt, einem tapferen Ritter zu folgen, ihm Helm und Schild zu tragen, im heißen Kampf an ſeiner Seite zu ſtehen, wenn er Sieger iſt, ihm den Panzer zu lüften und zu lauſchen den Erzählungen ſeiner reichen Thaten; fällt er aber verwundet, was ja auch vorkommen kann, ihn zu pflegen, ihm die Zeit mit Erzählungen aus der Heimath zu verkürzen, ihm bekannte Lieder zu ſingen, zur Mandoline oder auch zur Guitarre, welches Inſtrument ich leidenſchaftlich verehre; — warum ſind ſie vorüber, jene wunderſchönen, glorreichen Zeiten?"

„So ganz vorüber, wie Sie denken, sind diese Zeiten doch nicht, mein junger Freund," sagte gerührt Don Larioz. „Was freilich den Panzer betrifft und den Helm, sowie auch Schwert und Lanze, so sind diese Embleme der tapferen Kämpen allerdings für die unterdrückte Unschuld nicht mehr anzuwenden. Aber diese unterdrückte Unschuld existirt immer noch und wartet nur des starken Armes. Leider können wir nicht mehr hoch zu Roß den gefährlichen Drachen niederwerfen, aber darum ist doch dieser Drache noch ebenso vorhanden wie damals, freilich nicht mit langem Schwanze und großen Flügeln und mit dampfendem Rachen und Augen, deren giftiger Glanz das Herz des Tapferen erzittern macht; er hat sich verwandelt und schleicht behutsam. Und ebenso all die Laster und bösen Gewalten, gegen welche damals der Rittersmann mit geschlossenem Visir anritt, wuchern heute noch als ebenso wildes und verderbliches Unkraut, die gute Saat erstickend wie damals. Ueberall, wohin wir blicken, macht sich die niederträchtigste Heuchelei breit, Verstellung, Bosheit, Verleumdung, Habsucht und Eigennutz, und das sind gefährlichere Feinde als damals der stark gepanzerte Riese, der Menschenblut liebte, und der Jungfrauen raubende Ritter vom schwarzen Schloß. Denn sie schleichen verborgen umher, sie stellen sich nicht Mann gegen Mann, sie überfallen uns unsichtbar und führen aus dem Dunkeln, und ehe wir uns dessen versehen, einen tödtlichen Stoß. — Gegen sie zu kämpfen, ist heute ebenso ersprießlich und ehrenhaft, wie es damals ruhmvoll war, mit Schild und Lanze den Feind niederzuwerfen."

Nachdem der Spanier so gesprochen, legte er seine Hand auf die Schulter des kleinen Kellners und sagte mit weicher

Stimme: „Aber dieſer Kampf, mein lieber Freund, iſt ein ſehr undankbares Geſchäft. Zu gewinnen iſt ſehr wenig Gutes dabei und der Turnierpreis häufig, daß man über uns lacht, daß man hinterliſtiger Weiſe unſere Kleider mit unangenehmen Flüſſigkeiten tränkt, der Püffe, Stöße und zerkratzten Naſen gar nicht zu gedenken. Es gehört ſchon ein beſonderes Gemüth dazu, dieſen Preis für würdig zu finden, und ihm zu Lieb ſich um Sachen zu bekümmern, die, wie die Menſchen geringſchätzend ſagen, Einen durchaus nichts angehen. Und doch —"

„Ja und doch!" rief Windſpiel ſchwärmeriſch, „kommen doch gewiß in dieſem finſteren Kampfe auch lichte, ſchöne Augenblicke, die Erkenntlichkeit einer edeln Seele der Dank aus holdem Munde! Und dann das Gefühl der Poeſie, das uns ſelbſt dann belohnt, wenn wir, für das Gute ringend, niedergeworfen oder ſogar auf ſchmachvolle Art beträufelt werden!"

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das geheimnißvolle Licht.

Unter dieſen Geſprächen war der Nachmittag verſchwunden, und der hereinbrechende Abend warf ſeine dunklen Schatten in das Gemach. Gottſchalk hatte Erlaubniß erhalten, nach beendigten Kanzleiſtunden zu ſeinen Eltern zu gehen, und Windſpiel, der einen freien Nachmittag hatte, war entzückt, daß ihm der Spanier erlaubte, noch etwas länger in ſeiner Geſellſchaft zu bleiben. Mit gierigem Blicke betrachtete er die für ihn ſo edle Einfachheit des Zimmers, beſchaute mit Ehrfurcht das Portrait über dem Kamin, und ſchwelgte im Anblick der Mandoline und des langen Stoßdegens. Hatte er es doch der freundlichen Einladung des Schreibers gemäß gewagt, das muſikaliſche Inſtrument in die Hand zu nehmen und verſucht, ein paar Accorde zu greifen. Da aber die Stimmung der ſpaniſchen Laute anders war als die der deutſchen Guitarre, ſo brachte er nur einige verworrene Töne zu Wege, was aber Don Lariez nicht zu beachten ſchien, da er nach-

denkend durch das Zimmer schritt und sich zuweilen ans Fenster stellte, wo er alsdann sah, wie hier und da in der Nachbarschaft die Lichter angezündet wurden.

Da wurde die Thür des Gemaches langsam geöffnet, und man vernahm die Stimme des Tigers, welche den Namen des Schreibers rief. Die alte Frau wäre wohl in das Zimmer gekommen, doch wußte sie, daß Besuch da war, und ersuchte deßhalb Don Larioz, einen Augenblick auf den Gang hinaus zu kommen.

Draußen sagte sie: „Jetzt können Sie sich selbst überzeugen, ob ich Unrecht hatte, wenn ich sagte, daß sich drunten in der Schreibstube, nachdem Alles verschlossen ist und nachdem ich genau weiß, daß Niemand mehr da sein kann, doch ein Licht befindet."

„Und wo ist das Licht?" fragte der Schreiber.

„Mir scheint, im Zimmer des Herrn Doktors. Da sind aber innerhalb hölzerne Läden, weßhalb man dort auf der Straße nichts durchschimmern sieht; wenn man sich aber drüben in den Hof stellt, so sieht man an den Fenstern Ihrer Schreibstube, obgleich die grauen Rouleaux herabgelassen sind, doch einen unbedeutenden Schimmer, der aus dem Nebenzimmer herauskommt."

Larioz schüttelte den Kopf und meinte: „So wird es der Herr Doktor selbst sein, der dort noch arbeitet."

„Das ist nicht möglich," sprach die alte Frau mit bestimmtem Tone. „Der Herr Doktor war heute Nachmittags nur einen Augenblick auf seinem Bureau, und als er nach Hause ging, sagte er mir: „Ich komme nicht wieder," und ich mußte ihm einige Papiere, die auf seinem Tische lagen, nach der Wohnung tragen. Wissen Sie, Herr Larioz, ich beeilte mich

nicht damit, denn ich wollte ſehen, ob er ſpäter zu Hauſe ſei. Als ich nun dorthin kam und meine Papiere, wie ich allemal thue, wenn ich was zu bringen habe, auf den Schreibtiſch legte, da ſah ich, daß der Herr Doktor nicht da waren."

„Nun alſo, ſo wird er ſelbſt in ſeinem Bureau ſein."

Die alte Frau ſchüttelte pfiffig lächelnd mit dem Kopf; dann ſagte ſie: „Nein, Herr Larioz, er iſt nicht drunten, denn die Schlüſſel zu der Schreibſtube hingen zu Hauſe an ſeinem Schreibtiſche. Wiedergekommen iſt er auch nicht, denn Fräulein Clementine, die bei den Kindern ſaß, ſagte mir, der Herr käme heute Abend nicht mehr, er ſei in ſeine Geſellſchaft gegangen. Fräulein Clementine war recht freundlich, ſie fragte auch nach Ihnen, ob Sie noch krank ſeien, und darauf antwortete ich, ja, noch recht ſehr, Sie würden noch mehrere Tage das Bett hüten müſſen."

„Gut, und als Ihr zurückkamt," fragte der Schreiber, „ſaht Ihr drunten Licht?"

„So deutlich, daß ich darauf ſchwören könnte."

Larioz dachte einen Augenblick nach; dann ſprach er: „Ich will alſo ſelbſt hinabgehen und nachſehen. Aber das ſage ich Ihr: wenn Sie mir Flauſen gemacht hat, und es nichts iſt, als vielleicht der Wiederſchein der Straßen-Laterne auf dem Fenſter oder ſonſt ſo etwas, dann iſt es das letzte Mal geweſen, daß ich Ihr überhaupt etwas glaube."

„Darüber bin ich ganz ruhig," erwiderte der Tiger; „aber," ſetzte er ängſtlich hinzu, „Sie werden es doch nicht ganz allein riskiren wollen, Gott weiß welchen Spitzbuben in die Hände zu fallen, wenn nicht vielleicht noch etwas weit Schlimmeres da unten iſt." Das Letztere ſagte ſie mit ganz leiſer Stimme.

Der Schreiber gab hierauf begreiflicher Weiſe keine Antwort; doch ſprach er nach einer Pauſe, mehr zu ſich ſelbſt, als zu der alten Frau redend: „Freilich habe ich den Schlüſſel zu beiden Zimmern; aber wenn ich eines von ihnen öffne, ſo gibt das ein Geräuſch, und wenn wirklich Jemand in unrechter Abſicht im Zimmer iſt, ſo hat er Zeit genug, nach der Straße oder dem Hofe zu entwiſchen.“

„Daran habe ich auch gedacht,“ verſetzte die Frau, „und wenn mir Herr Larioz erlauben wollen, meine Meinung zu ſagen, ſo dächte ich, daß Sie den kleinen Verſchlag öffneten, welcher ſich hinter beiden Zimmern befindet und wo unſer Brennholz liegt — Sie haben ja den Schlüſſel dazu. — Da iſt neben dem alten Kaſten die Tapetenthür, welche ohne alles Geräuſch aufgeht.“

Dieſer Vorſchlag des Tigers war nicht zu verwerfen, und Herr Larioz beſchloß, demgemäß zu handeln. Er ſchickte die alte Frau mit dem Befehle hinweg, auf die Straße zu gehen und dort Thür und Fenſter im Auge zu behalten; dann ging er ins Zimmer zurück, wo der kleine Kellner noch immer damit beſchäftigt war, melancholiſche Töne aus der Mandoline hervorzulocken, welche Muſik er aber augenblicklich einſtellte, als der Spanier zur Thür herein kam und ein Licht anzündete. Auch ſchien ihm dies ein Zeichen zu ſein, daß es Zeit für ihn ſei, ſich nach Hauſe zu verfügen, weßhalb er Mantel und Hut nahm und ſich mit zierlichen Worten verabſchieden wollte. Nicht unangenehm überraſcht war er aber, als ihn der Andere erſuchte, noch einen Augenblick zu bleiben, ja, als er ihn um eine kleine Dienſtleiſtung bat.

Herr Larioz ging hierauf hinter ſeinen Bretterverſchlag,

und als er zurückkam, hatte er ein Paar Stiefel angezogen, sowie den Mantel umgenommen und den Hut aufgesetzt.

Erstaunt sah der Kellner, daß sich der Kranke bei dem naßkalten Wetter zum Ausgehen anschickte; doch wuchs sein Erstaunen noch, als derselbe nach der Ecke ging, wo der lange Stoßdegen lehnte und diesen zu sich nahm.

„Sie haben gewünscht," sprach der Schreiber, wobei er sanft lächelte, „mir als Knappe oder Schildträger zu dienen, und ich will Sie schneller beim Wort nehmen, als Sie sich wohl gedacht. Es wird sich freilich um keinen Kampf handeln, auch nicht um ernstliche Gefahr, und wenn dem auch so wäre, so will ich Ihren Worten von vorhin trauen, daß Sie Muth genug haben, auch davor nicht zurückzuschrecken."

Der kleine Kellner legte statt aller Antwort die Hand auf das Herz, und nachdem er alsdann bewundernd den langen Stoßdegen betrachtet, fragte er schüchtern, ob er sich zu dem beabsichtigten Unternehmen auch vielleicht mit einer Waffe versehen solle.

„Das ist eigentlich unnöthig," meinte Herr Larioz; „doch da ich aus Erfahrung weiß, daß das Vertrauen zu sich selber wächst, wenn man etwas zur Vertheidigung in der Hand führt, so finde ich es nicht unangemessen, wenn auch Sie Ihren Arm bewaffnen; an einem anderen Degen oder dergleichen fehlt es nun freilich, doch nehmen Sie dort am Ofen das stark gekrümmte Schüreisen; es ist wenigstens etwas, und wenn Sie es vorkommenden Falles bei dem nächtlichen Dunkel draußen gegen einen Feind schwingen, so

wird dieser glauben, Sie führten irgend eine furchtbare Waffe."

Damit gingen beide fort, und als sie langsam die Treppen hinabstiegen, erzählte der Schreiber seinem Begleiter von dem Lichte, das schon seit einigen Abenden drunten in der Schreibstube gesehen werde, und daß er entschlossen sei, der Ursache vorsichtig nachzuspüren.

Unten angekommen, führte er den Kellner auf den öden Hof, den wir bereits kennen, und ertheilte ihm seine Instruktion, die beiden Fenster der Schreibstube im Auge zu behalten, und, wenn sich dort etwas Verdächtiges begebe, seiner Einsicht und den Umständen gemäß zu handeln.

Wir müssen eingestehen, daß Windspiel durch das Vertrauen, welches ihm der tapfere Spanier bewies, einen der glücklichsten Momente seines Lebens hatte. Obgleich der Hof sehr dunkel war, so gewöhnten sich doch seine Augen sehr bald hieran, so daß er den Schutthaufen entdeckte, auf den er sich begab, um so das Terrain herum besser im Auge zu haben, und auch weil er gehört hatte, daß man von einer Anhöhe herab mit viel mehr Gewalt über einen Feind, der sich unten befinde, herzufallen im Stande sei. O, wenn doch ein solcher Feind kommen wollte! dachte Windspiel, da er sich von einem gewaltigen Muthe beseelt fühlte, aber ein Feind, der einen ernstlichen Kampf aufnähme! Welches Glück, wenn ich mich dabei vor den Augen eines Mannes auszeichnen könnte, der von Geburt ein Spanier ist, der den schönen Namen Don Larioz führt und der mit Stoßdegen und Mandoline umgeht, als wenn das die allergewöhnlichsten Dinge wären! Erwärmt von diesen Phantasieen, fühlte er nicht, daß der Regen sanft herabrieselte und daß seine Füße in

den naſſen Schutt und Kehricht ſogleich ein paar Zoll einſanken.

Dem Befehle des Schreibers gemäß hatte ſich der Tiger von der anderen Seite auf die Straße begeben, es aber dabei für klug gehalten, eine befreundete, ſehr handfeſte Waſchfrau aus dem Hinterhauſe zu ſich zu berufen, welche beide Weiber nun abwechſelnd Thür und Fenſter im Auge behielten, und dann auch wohl auf Augenblicke nach der Nebenſeite des Hauſes gingen, wo ein weit überhängendes Dach einigen Schutz gegen den Regen gewährte.

Während nun ſo die Vorpoſten ausgeſtellt waren, ſchritt Don Larioz, wie es auch nicht anders ſeinem Heldenmuthe geziemte, allein und ohne Furcht und Tadel, dem verborgenen Feinde auf den Leib. Daß er hierbei die Thür des Verſchlags aufs geräuſchloſeſte öffnete und dann auf den Fußſpitzen näher ſchlich, geſchah nur in der Abſicht, um die muthmaßlichen Räuber deſto ſicherer zu überraſchen. Dabei blieb er aber von Zeit zu Zeit ſtehen und lauſchte. Wenn er auch anfänglich gedacht, die ganze Geſchichte beruhe auf einem Irrthume der alten Frau, ſo hatte er doch nur wenige Schritte in dem kleinen Gange gemacht, als er ein Geflüſter von Stimmen zu vernehmen glaubte.

Behutſam trat er näher, erreichte die dünne Tapetenthür, welche in die Stube des Rechtsconſulenten führte, und nachdem er einen Augenblick gelauſcht, hörte er, daß er ſich nicht geirrt. Ja, es wurde in dem Zimmer geſprochen, zwei Stimmen ſprachen mit einander, eine männliche und eine weibliche Stimme, und die letztere erkannte er, daran war kein Zweifel. Er richtete ſich aufs höchſte überraſcht auf, und es war ein Glück, daß er ſich dabei zeitig des langen Degens erinnerte

und ihn in die Höhe nahm, sonst hätte er ihn mit verrätherischem Geräusch auf den Boden niedergestoßen. Auch die männliche Stimme glaubte er schon gehört zu haben, doch konnte er sich nicht gleich erinnern, wo; sie sprach mit einem etwas fremden Accent, und gerade dieser Accent war ihm schon einmal ins Ohr geklungen. — Konnte das möglich sein? Und doch war es nicht anders. Ihm trat mit einem Male jene unvergeßliche Soiree beim Rechtsconsulenten lebhaft vor die Seele, und als er dabei der Personen gedachte, die dort anwesend waren, da wußte er klar, daß hier kein Irrthum möglich war und daß die Stimme, welche so eben sprach, dem Grafen Czrabowski angehörte.

„O, mei—ne theure Clementine," redete derselbe, „alle Welt sagt es, und ich fühle es bei dem Schmerz, der dieses Herz zerreißt, so oft ich Sie sehe, ohne mich Ihnen nähern zu dürfen, daß es wahr ist, ich werde Sie bald verlieren. — Kann ich dieses Gefühl denken? O, ich kann es mir nicht denken, wie es auch unmöglich ist, daß wir es uns ausmalen können, wie es einmal sein wird, wenn dieses arme Herz nicht mehr schlägt, wenn die Nacht des Todes uns umfängt — o, mei—ne theure Clementine! — Muß ich doch zwei Mal sterben, nein, hundert Mal, tausend Mal. Denn jeder Gedanke, Sie, mein himmlisches Mädchen, zu verlieren, ist tausendfacher Tod."

Dem langen Schreiber rieselte es beim Anhören dieser Worte kalt über den Rücken herab, und gleich darauf fühlte er sich wieder außergewöhnlich warm, als er nämlich Clementine antworten hörte: „O, wie stürmisch Sie sind, bester Graf! so etwas habe ich noch nie erlebt. Nein — nein. Ich

glaube, daß Sie mich lieben, ja, ich habe ja Beweiſe davon; aber dieſe Leidenſchaftlichkeit erſchreckt mich."

„O, wie kann Sie meine Liebe erſchrecken!" antwortete die andere Stimme. „Kennen Sie ſie doch, dieſe meine ungeheure Liebe; hatte ſie doch meine Seele ergriffen, das erſte Mal, als ich ſo himmliſch beglückt war, Sie ſehen zu dürfen. Und ſoll ſie jetzt ſchwächer werden, bei dem mir drohenden Verluſte, den ich gewiß nicht überleben kann?"

Darauf vernahm Herr Larioz einen tiefen Seufzer, und dann fuhr die Stimme des polniſchen Grafen alſo fort: „Aber Sie ſind kalt, mei — ne Clementine, o, kalt wie Eis! — Und grauſam, o grauſam! Sie fühlen nicht meine Leiden, meinen tiefen Schmerz. O könnte ich hier zu Ihren Füßen ſterben!"

Ei, dachte Herr Larioz, der Phantaſie genug beſaß, um die Worte, die er hörte, mit der Situation drinnen in Einklang zu bringen, das muß eine intereſſante Poſition ſein; es wäre doch vielleicht an der Zeit, die Thür zu öffnen. Er wollte dies ſchon mit einem einzigen Druck auf die Thürklinke bewerkſtelligen, doch hoffte er auf eine gelegene Pauſe; auch ſchien es ihm ungalant, gerade die Rede Clementinens zu unterbrechen, welche nun ſprach: „Sie nennen mich grauſam, o Stanislaus? Sie nennen mich kalt, und wenn ich Eins von Beiden wäre, — würde ich thun, was ich für Sie gethan?"

„O, Verzeihung der Raſerei meiner Liebe!" ſagte die andere Stimme, aber ſie klang etwas dumpfer als vorher.

„Wie viel wage ich," fuhr Clementine fort, „da ich hieher komme, um Sie zu ſehen! Und daß ich gekommen — heute nicht zum erſten Mal — iſt das nicht ein Beweis,

wie gut ich Ihnen bin? — Daß ich es möglich machte, Sie zu ſehen, — verdiene ich deßhalb, daß Sie mich grauſam nennen und — — kalt — — O, wäre ich — — Beides — wäre ich grauſam — und kalt — kalt — mein Stanislaus! — —"

Dies dünkte dem Herrn Larioz ein paſſender Moment, um die Thür zu öffnen, doch wußte er ſelbſt nicht, welches Gefühl ihn abhielt, dies ſo plötzlich zu thun, als er ſich anfänglich vorgenommen; er ließ die Hand zögernd auf den Griff des Schloſſes fallen, und ſo brauchte er zwei Sekunden, bis die Tapetenthür dem Drucke nachgab.

Er trat in das Zimmer, nicht ohne daß er von einem durchdringenden Schrei einer weiblichen Stimme empfangen wurde; auch hörte er ein Geräuſch, wie wenn ein Stuhl zur Erde fällt und Jemand haſtig emporſpringt. Vorderhand mußte er ſich auch mit dem, was er hörte, begnügen, denn obgleich er beim Oeffnen der Thür einen Lichtſtrahl geſehen hatte, ſo war doch dieſer augenblicklich verſchwunden, und tiefe Dunkelheit herrſchte rings umher, die nur in der Nähe der Fenſter durch die zwei herzförmigen Oeffnungen unterbrochen wurde, die in den Läden angebracht waren.

Der lange Schreiber, der das Terrain genau kannte und oft in der Finſterniß hin und her gegangen war, machte ein paar Schritte gegen das Nebenzimmer, ſein Bureau, deſſen Thür offen ſtand und wo es nicht ganz ſo ſtockfinſter war, da dort die abgenutzten Vorhänge und ſchlechten Rouleaux eine Idee vom Schimmer der Gaslaternen eindringen ließen. Er begab ſich nicht ohne Abſicht dorthin, um nämlich zu verhindern, daß der, dem die männliche Stimme angehörte, dort

hinaus einen Fluchtverſuch anſtelle. Herr Larioz hatte ſehr viel kaltes Blut und war auf Alles vorbereitet.

Nachdem vielleicht eine halbe Minute ſeit ſeinem Eintritt vergangen war, ſagte er mit großer Ruhe: „Hier in dieſen Zimmern, die meiner Obhut anvertraut ſind, geht Ungebührliches vor; es iſt etwas hier nicht in Richtigkeit. — Vorhin ein Schrei, ſowie das Umfallen eines Stuhles zeigt mir an, daß Perſonen da ſind, die durchaus nicht hieher gehören. Wer es aber auch ſein mag, ich bin entſchloſſen, es mit Jedem aufzunehmen. Haltet euch ruhig; bei dem erſten Geräuſch, das ich vernehme, ſchieße ich meine Piſtolen aufs Gerathewohl ins Zimmer hinein ab, und darauf wird ſchon die Wache erſcheinen, um mir behülflich zu ſein beim Feſtnehmen von Räubern und Dieben."

Ein unterdrückter Ausruf der weiblichen Stimme war die ganze Antwort, die erfolgte, worauf der Schreiber fortfuhr: „So wollen wir denn Licht machen, um die Sache gehörig zu beleuchten."

„Halt!" rief nun die männliche Stimme, aber ohne männlichen Ton in derſelben, vielmehr zitterte ſie ein wenig; „das ſcheint mir durchaus nicht nothwendig zu ſein. Wir ſind weder Räuber noch Diebe, ſondern Perſonen — die — vielleicht nicht ſo ganz Unrecht haben, ſich hier zu befinden."

„Von ſolchen Perſonen kenne ich nur eine einzige," entgegnete kaltblütig Herr Larioz, indem er ſein Feuerzeug, das er ſorgſamerweiſe droben zu ſich geſteckt, hervorzog; „nur eine einzige, das iſt nämlich mein Prinzipal, der Rechtsconſulent Doktor Plazer. Doch hat Ihre Stimme mit ſeiner nicht die geringſte Aehnlichkeit; deßhalb —"

Damit zündete er das Streichhölzchen an, und nachdem der Spanier, ohne aufzublicken, den Schwefel hatte abbrennen laſſen, ſchritt er auf das Bureau des Rechtsconſulenten zu, um das dort befindliche Licht, das ſo eben erſt ausgeblaſen worden war, wieder anzuzünden. Darauf lehnte er ſich an den Schreibtiſch, ſtützte die Hand auf den langen Stoßdegen und warf einen langen Blick auf die Beiden, wobei ihn ein ganz ſeltſames Gefühl überſchlich.

Es waren in der That der edle polniſche Graf Czrabowski und Clementine Weibel, die Schwägerin ſeines Chefs, dieſe Unſchuld, dieſe fleckenloſe Jungfräulichkeit. Ihm kam in der Erinnerung an das Geſpräch, welches er heute Nachmittag mit ſeinem Chef geführt, der Gedanke: Wenn Doktor Plager jetzt plötzlich zur Thür herein ſchauen könnte! Es wäre für die Betheiligten ſehr hart, eine gar zu ſchauerliche Nemeſis geweſen.

Die junge Dame ſtand neben dem Sopha, vor ihr befand ſich der umgeworfene Stuhl; ſie hatte ſich abgewandt und ſchien ihr Geſicht in beide Hände zu verbergen. Ein paar Schritte von ihr entfernt befand ſich der polniſche Graf, der es vergeblich verſuchte, eine gleichgültige oder ſogar herausfordernde Miene anzunehmen; er ſchluckte einige Mal heftig, kaute an den Nägeln ſeiner rechten Hand und warf einen ſchüchternen Blick auf Clementine, die leiſe zu ſchluchzen ſchien.

„Alſo Räuber oder Diebe ſind es nicht," ſprach Don Larioz nach einer ſehr langen Pauſe. „Doch kann ich nicht verſchweigen, daß ich ſolche lieber hier gefunden hätte, daß ich dem Anblick, der ſich mir jetzt darbietet, einen Kampf auf Tod und Leben unbedingt vorgezogen haben

würde. O, Fräulein Clementine, das ſind ja ganz entſetzliche Geſchichten!"

Statt zu antworten oder ſich umzuſchauen, wehrte dieſe mit einer Hand von ſich, als wenn ſie ſagen wollte: Still, nur ſtill!

Der Graf Czrabowski, nachdem er lange genug an ſeinen Nägeln gekaut, fuhr durch ſein ſpärliches Haar, drehte auch gelinde an ſeinem Schnurrbarte und ſagte mit faſt herausfordernder Stimme: „Nun ja, es iſt wahr, wir ſind hier, daran läßt ſich nichts ändern. Was ſoll nun weiter geſchehen? Ich hoffe nicht, daß Sie beabſichtigen, aus dieſer delikaten Sache einen Skandal zu machen. Was mich anbelangt, für meine Perſon könnte mir das ſehr gleichgültig ſein; aber dieſe junge Dame würde furchtbar darunter leiden — Sie ſind Spanier, wie ich weiß, alſo glaube ich überzeugt zu ſein, daß Sie wiſſen, was hier zu thun iſt."

„O, ich weiß das ganz genau," verſetzte ernſt Herr Lariez, „und hoffe auch die Geſetze der Galanterie und Ritterlichkeit nicht nur vollkommen kennen gelernt zu haben, ſondern auch auszuüben."

„Wenn das wirklich der Fall wäre," erwiderte der Andere, der ſicher glaubte, die Ehrfurcht vor den Verwandten ſeines Prinzipals werde den Schreiber ſchon veranlaſſen, gelinde Saiten aufzuziehen, „ſo ſollte ich denken, daß, nachdem Sie ſich überzeugt, Sie haben es nicht mit Räubern und Dieben zu thun, Sie Ihre Pflicht gethan hätten und Ihr Zartgefühl Sie veranlaßte, ſich zurückzuziehen. Ich glaube nicht, daß man ſich in Spanien gewaltſam in die Verhältniſſe zweier jungen Leute drängt."

Don Larioz lächelte, als er den Herrn von Czrabowski so reden hörte. Doch entgegnete er mit derselben Ruhe wie früher: „Nachdem die Verhältnisse dieser jungen Leute sind, mischt man sich allerdings hinein."

„Und mit welchem Rechte?" fragte der Graf, der sich durch einen Seitenblick des jungen Mädchens, den der Schreiber nicht bemerkte, ermuthigt fühlte.

„Vorderhand mit dem Rechte desjenigen," sagte der Spanier, „dem in Abwesenheit des Prinzipals diese Zimmer anvertraut sind. — Allerdings," fuhr er nach einer Pause fort, „mischt man sich in Spanien höchst selten in die Verhältnisse zweier Liebenden, und ich würde das auch hier nicht thun, wenn diese Verhältnisse nicht so ganz eigenthümlicher Art wären. Träfe ich Sie an einem Orte, wo ich selbst das Recht habe, mich aufzuhalten, wie zum Beispiel hier, Gott weiß, durch welches Ungefähr mit einer Dame Ihres Standes, so würde ich vielleicht die Achseln zucken und Ihnen das Feld räumen. Aber im vorliegenden Falle steht die Partie anders; Sie, ein sogenannter polnischer Graf, haben sich herabgelassen, mit jenem bis jetzt für sehr anständig gehaltenen jungen Mädchen bürgerlicher Abkunft ein Verhältniß einzugehen, das, wie die Sachen jetzt stehen, einen mehr als zweideutigen Anstrich bekommt."

„Herr —!"

„O, lassen Sie mich ausreden! — Sie sehen das ganz gut ein, die junge Dame will das nicht einsehen; aber ich, Herr Graf, empfinde die ganze Schmach, die Sie dem ehrlichen Hause meines Chefs anthun, da Sie seine Verwandte mit Ihrer Neigung beehren."

„O, Herr Larioz!“ rief Clementine, ohne dabei umzuſchauen.

„Die ganze Schmach,“ fuhr der Spanier unerbittlich fort. „Oder wie nennen Sie das vielleicht, wenn Sie ein junges Mädchen mit Ihrer Leidenſchaft verfolgen, einer Leidenſchaft, die nicht für Sie —“ damit ſtreckte er ſeinen langen Arm aus und berührte mit dem Zeigefinger faſt die Bruſt des Anderen, der vor dieſer Bewegung einen halben Schritt zurückwich — „wohl aber für Jene von den entehrendſten und unglücklichſten Folgen ſein muß? Sie nennen ſich Graf Czrabowski; ob Sie ein Edelmann ſind, mag Gott wiſſen; ich zweifle daran.“

„Herr —!“

„Für jedes meiner Worte werde ich Ihnen ſpäter Rede ſtehen,“ ſagte Don Larioz mit einer in der That eleganten und ritterlichen Verbeugung. „Sie haben eine, wie man es nennt, gewählte Toilette, Sie führen den fremd klingenden und deßhalb für Manche intereſſanten Namen Czrabowski, Sie ſprechen mit einem fremden Accent, und das ſind leider ſchon ſehr viele Hülfsmittel, um einem Mädchen, das keine Warnung annehmen will, den Kopf zu verrücken, einem Mädchen, das obendrein, wie Sie ganz genau wiſſen, einen ſehr braven Verlobten hat.“

Während der Schreiber des Advokaten alſo ſprach, verſuchte der edle Graf mehrmals, ihn zu unterbrechen. Doch hob Herr Larioz jedes Mal die Hand mit einer ſo gebieteriſchen Geberde empor, daß der Andere verſtummte und dann, um dieſes Verſtummen zu motiviren, mit den Achſeln zuckte und verächtlich die Lippen aufwarf, als wollte er ſagen:

Laßt ihn reden; ich höre nur Worte, die für mich keinen Sinn haben.

Für Clementine schienen sie aber doch verständlich zu sein; denn sie sank langsam in die Ecke des Sopha's und drückte ihr Gesicht in die Kissen desselben.

„Wie das übrigens möglich ist, ist mir für meine Person unbegreiflich," fuhr der Spanier fort, „kommt aber leider nur zu häufig vor. Was ist freilich ein junger braver Mann wie der Fabrikant Schilder mit seinem einfachen Gesichte, seinen gelbblonden Haaren, seinem bartlosen Kinn, gegen die Vorzüge Ihres Kopfes! — gegen die äußeren Vorzüge desselben, unterstützt von gewählten Redensarten, von einer hochpoetischen Anschauungsweise des Lebens, zu der sich ein Geschäftsmann und Fabrikant ja unmöglich aufschwingen kann! Er hat nur ein einfaches bürgerliches Ja, ja! und Nein, nein! Sie dagegen geben Ihr gräfliches Ehrenwort. Er sagt vielleicht recht trocken und prosaisch zu einem jungen Mädchen: Ich bin dir gut, ich liebe dich; Sie aber sprechen wohl: Unendlich, wie der Himmel über uns, ist meine Leidenschaft zu dir; ebensowenig, wie du die Sterne zählen kannst, ebensowenig auch meine Gedanken, die getränkt von meiner heißen Liebe, dich täglich und stündlich umschweben. — Dergleichen Unsinn sprechen Sie vielleicht, und Jene denkt: Ach, wie das schön und romantisch ist! ja, das ist die wahre Liebe, die sich in so wunderbar schönen Bildern bewegt. Und was ist Ihre wahre Liebe? — daß Sie diese junge Dame zu einem Schritte verleiten, wie der gegenwärtige, bei dem sie das erfüllt, weßwegen Sie die ganze Bekanntschaft angefangen. — Dann," setzte er hinzu, während er finster die Augenbrauen zusammenzog, „haben Sie gethan, was Sie nicht lassen konnten, und Sie

gehen lachend weiter, bis Sie wieder eine ähnliche Liebschaft finden, wieder ein schwärmerisches Gemüth, das Sie unwiderstehlich und göttlich findet, weil Sie der Graf Czrabowski sind, weil Sie mit fremdem Accent sprechen, Ihr Augenglas vortrefflich zu tragen verstehen, untadelhafte Handschuhe zeigen, und weil Sie im Geruch der Abenteuerlichkeit stehen, die leider einer gewissen Classe von Mädchen so außerordentlich wohl gefällt. — So! wenn Sie jetzt meine Worte widerlegen wollen, so werde ich Ihnen ein aufmerksames Ohr leihen, und ich bin überzeugt, Fräulein Clementine ebenfalls."

Der polnische Graf hatte seine Hand unter dem Rocke verborgen, trat mit dem Absatz des rechten Fußes wiederholt und heftig auf und sagte mit hoch erhobener Nase: „Es lohnt sich wohl der Mühe, Ihre höchst gemeinen Reden mit anständigen Worten zu erwidern! Sie bedienen sich des Rechtes, welches Ihnen der Zufall über mich gegeben, indem Sie Dinge sagen, die das Herz dieses armen Mädchens zerreißen müssen."

„Und zerreißen werden," setzte Don Larioz mit großer Kaltblütigkeit hinzu, „wenn Sie sich nicht die Mühe der Widerlegung geben wollen."

„O, wie bin ich unglücklich!" rief Clementine und setzte hinzu, indem sie sich gegen den Grafen wandte: „Ja, mein Herz ist zerrissen über jene Reden; ich brauche ein Wort des Trostes, eine Widerlegung."

„Doch nicht hier — vor diesem Menschen?" sagte zögernd Herr von Czrabowski. „Soll ich die heiligen Versicherungen, die ich Ihnen in feierlicher Stunde gab, vor diesem da wiederholen und so die süßesten und edelsten Gefühle des Herzens profaniren?"

„Nein, Sie werden meine Reden nicht widerlegen," sprach kalt der lange Schreiber, „weil Sie fühlen, daß ich Recht habe, weil Ihnen eine Widerlegung unmöglich ist."

„Unmöglich?" rief der Graf aus, indem er eine etwas theatralische Stellung annahm, „unmöglich? Clementine, Sie wissen, was ich Ihnen gelobt, und ich werde meine Versprechungen halten in ganz kurzer Zeit. Nur so lange haben Sie Vertrauen zu mir, wie Sie es bis jetzt gehabt, o mein göttliches Mädchen!" — Bei diesen Worten genirte er sich durchaus nicht, sondern näherte sich zum größten Erstaunen für Larioz mit einem raschen Schritte der jungen Dame und legte seinen Arm um ihre Taille, wobei diese sehr sanft widerstrebte. „Eine Widerlegung ist unter meiner Würde; ich könnte sie leicht mit den eigenen Worten dieses Herrn geben. Habe ich wirklich Vorrechte, weil ich der Graf Czrabowski bin, weil ich einen fremdartigen Accent spreche — von den anderen etwas lächerlichen Eigenschaften gar nicht zu reden? — Im Gegentheil, gerade deßhalb mißtraut man mir; ja, man mißtraut mir mit großem Unrecht; jener Monsieur Schilder darf die Hand dieser jungen herrlichen Dame verlangen; man ist entzückt darüber, man findet das ganz in der Ordnung; aber wenn ich, der Graf Czrabowski, sage: Geliebte Clementine, willst du mein Weib sein? so wagt man es, die Achseln zu zucken, von Verrath zu sprechen. Aber man soll nicht über einen Verrath meines Herzens sprechen," setzte er affektirt und sich augenscheinlich in eine Heftigkeit hineinredend fort; „man soll nicht die Achseln zucken über die künftige Gräfin Czrabowski."

Das Letzte sprach er mit sehr hoch erhobener Nase und glaubte damit einen großen Eindruck auf den Anderen her-

vorgebracht zu haben. Doch war dieſes nur bei Clementinen der Fall, und der Spanier ſchüttelte mit einem recht ſchmerzlichen Lächeln den Kopf, als er hörte, wie Jene ſagte: „O mein Stanislaus! ich habe nie an Ihrer Liebe und Treue gezweifelt.“

Dabei wußte aber Larioz für den Augenblick nicht, was er machen ſollte, als Clementine nach dieſen Worten gänzlich unbekümmert um ihn in die Arme des polniſchen Grafen ſank.

Dieſer aber half ihm, indem er das Mädchen ſanft aufrichtete und zu ihr ſprach:

„Ja, vertraue mir. Aber jetzt vor allen Dingen Faſſung; man muß herzloſen Menſchen kein derartiges Schauſpiel geben.“ Dann wandte er ſich zu dem Schreiber und ſagte mit erhobener Stimme: „Sie haben nun, hoffe ich, geſehen, daß hier nichts Unrechtes vorgeht, und können es mir überlaſſen, der jungen Dame einigen Troſt zuzuſprechen und ſie nach Hauſe zu geleiten.“

Auf das hin lächelte der Spanier ſarkaſtiſch und verſetzte nach einigem Beſinnen: „Wenn ich auch Ihren billigen Wunſch recht gern erfüllen wollte, ſo wäre es mir doch ohne ausdrücklichen Befehl meines Prinzipals, des Herrn Doktor Plager, nicht möglich, Sie noch länger in dieſen Zimmern zu laſſen, wo der Schein der Lichter in ſo ungewohnter Stunde in der Nachbarſchaft Aufſehen erregen könnte, in einer Nachbarſchaft, die viel böſe Zungen hat, welche es vielleicht wagen könnten, herzloſer Weiſe den Ruf der künftigen Gräfin Czrabowski anzutaſten, wenn ſie mit Ihnen zu gleicher Zeit das Haus verließe. — Ich muß deßhalb ſchon dringend bitten,“ ſetzte er mit feſter Stimme hinzu, während er einen Schritt

gegen das Sopha machte, „daß Sie, Herr Graf, das Haus nun recht bald allein verlassen.“

„Ja, ja,“ sagte Clementine, „es ist besser so; man muß sich hier so sehr vor den Leuten in Acht nehmen; ist doch Niemand vor Verleumdungen sicher.“

„Ehe Sie aber gehen,“ fuhr Herr Larioz fort, „wäre es mir sehr angenehm, wenn Sie mir Ihre Wohnung bezeichnen wollten. Ich habe“ — dies sprach er außerordentlich fest und langsam — „im Anfange meiner Rede vorhin einige Worte fallen lassen, die ich für nothwendig halte, Ihnen näher zu erklären.“

„Meine Wohnung gehört nicht zur Sache,“ antwortete der Graf mit einem leichten verlegenen Seitenblick auf Clementine. „Ich werde Sie schon zu finden wissen, und bitte, mir das, was nothwendig ist, allein zu überlassen.“

Don Larioz verbeugte sich, worauf der Graf seinen Hut nahm, dem jungen Mädchen mit ausbrechender Zärtlichkeit die Hände küßte und dann dem langen Schreiber folgte, der durch die Tapetenthür in den Verschlag ging und dann behutsam die Hausthür öffnete, um Jenen hinaus zu lassen, wobei er sorgfältig umherspähte, ob sich kein Neugieriger oder Unbefugter draußen sehen lasse. Doch war hier glücklicher Weise Alles still, öde und leer; denn der Tiger und die handfeste Wascherin befanden sich in diesem Augenblicke an der Nebenseite unter dem Vordache.

Ehe der Graf Czrabowski das Zimmer verließ, rief er noch einmal mit tiefem Gefühl: „O, meine Clementine!“ und stürmte alsdann zum Hause hinaus, ohne Don Larioz eines weiteren Blickes oder Wortes zu würdigen.

Clementine aber hatte noch einmal dem geliebten Flücht-

linge die Arme nachgestreckt, wobei sie ausrief: „O, mein Stanislaus! — wann werde ich dich wieder sehen?“

Als sie das gethan, warf sie sich auf das Sopha und fing als ein kluges Mädchen an, sogleich über ihre Lage nachzudenken. Wie sollte sie im nächsten Augenblicke den Schreiber ihres Schwagers behandeln? Sollte sie ihm stolz, vornehm entgegentreten, ihn fühlen lassen, wie höchst unschicklich es eigentlich gewesen, die künftige Gräfin Czrabowski in einem Rendezvous zu überraschen? Sollte sie mit gekränkter Miene durchblicken lassen, man wisse zu Hause eigentlich ganz genau um dieses Verhältniß, wobei sie dann aber hinzuzusetzen dachte: dem Rechtsconsulenten, als mit zu wenig Gefühl begabt, sei allein diese Sache verborgen und müsse es auch bleiben, oder der Zorn ihrer Schwester und ihrer Mutter, der Madame Weibel, würde fürchterlich auf das Haupt des unbedeutenden Schreibers niederfallen; sollte sie mit einem Worte die Trotzige und Gekränkte spielen, oder die Bittende, die sich wandte an den ihr wohlbekannten Edelmuth des Herrn Larioz?

Nach schneller Ueberlegung wählte sie das Letztere und nahm demgemäß ihre Haltung. Sie hatte sich in einer vortheilhaften Lage in die Sophaecke geworfen und hielt ihr Taschentuch vor die Augen, nahm es auch nicht weg, nachdem Herr Larioz schon in das Zimmer getreten war, versenkte sich vielmehr aufs Tiefste hinein und affektirte eine völlige Zerknirschung.

Der Spanier schritt nach dem Pulte des Rechtsconsulenten hin und sagte nach einer Pause: „Wenn es Ihnen jetzt gefällig wäre, Fräulein Clementine, so würde ich Sie zur Thür, die nach dem Hofe geht, hinausführen.“

„Ich danke Ihnen sehr," sprach sie unter dem Sacktuche hervor.

„Es kann das keinen Verdacht erregen," fuhr er fort; „denn ich setze den Fall, es hätte Jemand den Herrn Grafen Czrabowski das Haus verlassen sehen, so wird diese Person Sie doch nicht erblicken, da das Hofthor nach einer ganz anderen Straße führt."

„Und wenn man auch Verdacht schöpfte," sagte das junge Mädchen mit leisem Schluchzen, „kann es mir doch einerlei sein, ob die Welt einen Tag früher oder später erfährt, was hier vorgefallen."

„Ich meine, die Welt braucht es eigentlich gar nicht zu erfahren," entgegnete der Spanier.

„Aber sie wird es erfahren; o, ich bin fest davon überzeugt, es macht Ihnen, Herr Larioz, das größte Vergnügen, ein armes Mädchen, wie ich bin, um ihren guten Ruf zu bringen."

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen zu diesem Glauben schon Veranlassung gegeben. Es könnte Ihnen ja nur schaden, wenn ich wirklich der Welt Ihre Sache erzählte; aber schaden will ich Ihnen gewiß nicht, Sie höchstens für Andere unschädlich machen."

„Wie verstehe ich das?" fragte ängstlich Clementine, indem sie sich halb aufrichtete, den Kopf auf der Hand ruhen ließ und mit ihren glänzenden Augen emporblickte.

„Das ist ganz einfach zu verstehen," entgegnete Herr Larioz. „Glauben Sie mir, mein Fräulein, es fällt mir nicht ein, die Welt, wie Sie sich vorhin ausdrückten, von diesem Vorfall in Kenntniß zu setzen, nicht einmal Ihren Herrn Schwager, was am Ende meine Schuldigkeit wäre;

nur halte ich es für meine dringende Pflicht, den Herrn Schilder, der ein Ehrenmann ist und sich immer freundlich und gut gegen mich benommen, vor der künftigen Gräfin Czrabowski zu warnen."

„O, das werden Sie gerade nicht thun, Herr Larioz!" rief Clementine ängstlich. „Nein, so entsetzlich werden Sie nicht gegen mich handeln, mich so gänzlich zu Grunde richten in der Meinung des Herrn Schilder."

Sie hatte diese Worte wohl erregt gesprochen, aber doch mit sanfter, schmeichelnder Stimme. Dabei war sie vom Sopha aufgesprungen und hatte ihre Hand auf den Arm des Schreibers gelegt, der unter dem warmen Drucke derselben erstaunt stehen blieb.

„Was kann Ihnen noch an der Meinung Ihres früheren Verlobten liegen?" sagte Larioz nach einem kleinen Stillschweigen. „Die Sache liegt ganz klar vor uns: Sie werfen das von sich, was Ihnen Herr Schilder zu bieten vermag. Sie greifen nach der glänzenden Existenz, die Ihnen der Herr Graf Czrabowski versprochen; aber dabei ist nicht mehr als billig, daß man ehrlich zu Werke geht, und deßhalb halte ich es für meine Pflicht, dem Herrn Schilder so schonend wie möglich zu sagen, wie die Sache steht."

„O nein, Herr Larioz, Sie werden das nicht thun. Sie werden barmherzig gegen mich sein. Ich glaube, daß Stanislaus die besten Absichten hat; ja, ich bin das von seinem edlen Charakter überzeugt; aber so viel ich von ihm erfahren, muß er die Beendigung eines großen Prozesses, der sich um eine bedeutende Erbschaft handelt, erst abwarten, ehe er seiner Neigung folgen und mir seine Hand reichen kann."

„Ah! ich verstehe," sagte verächtlich der Schreiber, „und bis dieser Prozeß gewonnen ist — er kann ja auch verloren gehen — wird der gute Schilder nicht aus dem Netz entlassen, in das er sich muthwillig gestürzt. — Aber sagen Sie mir ums Himmels willen, Fräulein Clementine, glauben Sie denn wirklich an diese Erbschaft und an diesen Prozeß?"

„O ja, ich glaube fest daran," entgegnete das Mädchen; doch war der Ton ihrer Stimme nicht so, wie er hätte sein sollen, wenn man einen unbedingten Glauben ausspricht. — „Aber wozu diese Fragen?" fuhr sie dringender fort. „Seien Sie edel gegen mich, Herr Lariez." — Damit drängte sie sich näher an ihn. — „Geben Sie mir Ihr Wort, mich nicht zu verrathen."

Der Schreiber schüttelte mit dem Kopfe und blickte mit einem eigenen Gefühl auf das Mädchen nieder, das sich von Angst aufgelöst in seine Arme werfen zu wollen schien; ja, sie ließ ihre Stirn einen Moment auf seiner Schulter ruhen, dann hob sie den Kopf hastig in die Höhe und sah ihn mit ihren dunkeln Augen so flehend an, daß der Spanier ein Herz von Stein hätte haben müssen, um ihr zu widerstehen. Er wußte nicht, warum, aber er rief sich in diesem Augenblicke das Bild jener unglücklichen jungen Dame, die einen so großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, mit voller Kraft ins Gedächtniß zurück; es war ihm fast ängstlich zu Muth, als Clementine so gewaltsam in ihn drang, und er fühlte wohl, daß er ihren Bitten baldigst nachgeben müsse.

„Gut denn," sprach er nach einer Pause, „ich werde Ihrem Wunsche willfahren, ich werde gegen keinen Men-

ſchen von der Scene des heutigen Abends ſprechen, doch nur unter der Bedingung, daß ſich der Graf Czrabowski innerhalb dreier Tage gegen Ihre Mutter erklärt und Herr Schilder auf dieſe Art erfährt, daß er von Ihnen nichts zu hoffen hat. Es wird Ihnen ein Leichtes ſein, den Grafen dazu zu bewegen, und das zu thun, ſind Sie ſich ſelbſt ſchuldig."

Ob nun Clementine in der That glaubte, den Grafen dazu bewegen zu können, bei ihrer Mutter um ihre Hand anzuhalten, oder ob ſie vorderhand mit der Bewilligung eines dreitägigen Stillſchweigens zufrieden war, wiſſen wir nicht genau anzugeben — genug, ſie heuchelte eine große Dankbarkeit, ſie vergoß ein paar Thränen und ſagte mit ſchimmernden Augen: „Sie haben mir Ihr Wort gegeben, und darauf baue ich feſt. Dabei verſichern Sie mir aber auch, durch ſonſt kein Mittel veranlaſſen zu wollen, daß vor der beſtimmten Zeit etwas bekannt werde von dem, was heute Abend hier geſchehen? O, Herr Lariez, wie würde ich Ihnen dankbar dafür ſein!"

„Ich wüßte nicht," verſetzte der Schreiber, „auf welche Art von dem heutigen Abend etwas bekannt werden ſollte, wenn Sie nicht ſelbſt darüber ſprechen." — Daß der Tiger um das Haus herum ſchlich, davon hatte er keine Ahnung, daß aber der Kellner, der ſich auf dem Schutthaufen poſtirt hatte, nichts von dem Manne geſehen haben konnte, war ſelbſtredend, da dieſer das Haus auf der anderen Seite verlaſſen.

Clementine athmete ſichtbar erleichtert auf, dann ſagte ſie: „Ich hatte gefürchtet, Sie würden das Haus mit Spähern umgeben haben, mit Jenen, die Ihnen etwas davon ver-

rathen, daß ich so unklug war, den Bitten des Grafen nachzugeben und hieher zu kommen. Denn verrathen wurde ich," setzte sie mit einem leichten Blitz ihrer Augen hinzu. — „Doch was ist das?" rief sie erschrocken aus, indem sie sich hastig einen Schritt zurückzog und horchte.

Auch Herr Lariez fuhr erstaunt empor, denn man vernahm draußen vom Hofe her einen seltsamen Lärmen. Ein paar Weiberstimmen kreischten: „Ah, wir haben ihn! wir haben ihn!" Darauf klirrte im Nebenzimmer eine Fensterscheibe, und man vernahm das heisere Organ des Tigers, welcher schrie: „Kommen Sie geschwind, Herr Lariez, wir haben ihn!"

Die flammende Röthe auf dem Gesichte des jungen Mädchens war mit einem Male einer tiefen Blässe gewichen; die Lippen, welche sie so schmachtend geöffnet hatte, daß man ihre frischen Zähne sah, preßte sie nun fest auf einander, und aus ihren, in der That schönen Augen brach ein böser Blick hervor, der etwas von dem des Basilisken an sich hatte, oder auch von dem ihrer würdigen Mutter, wenn diese einmal durch äußere Verhältnisse gezwungen wurde, eine Widerrede gegen ihren Schwiegersohn zu verschlucken.

„Also das ist Ihr Versprechen?" sagte sie mit leiser, aber doch sehr hörbarer Stimme, wobei sich ihre Brust mühsam hob. „Während Sie mir Ihr Wort gaben, mich nicht zu verrathen, bin ich es schon, und während Sie bedauernd darüber sprechen, was die Welt sagen könnte, daß man mich hier gefunden, treffen Sie alle Anstalten, um meinen Ruf für ewige Zeiten zu vernichten! — Pfui Teufel!"

Daß bei diesem, sehr sprudelnd hervorgebrachten Redefluß, welcher von der jungen Dame mit Pantomimen begleitet

wurde, in denen Lariez eine beinahe erſchreckende Familien-Aehnlichkeit erkannte, derſelbe ganz erſtarrt daſtand, jetzt in Verwunderung Clementine anſah, dann aufs höchſte erſtaunt nach dem Fenſter horchte, wo man die Stimme des Tigers vernahm, freilich etwas undeutlich, denn das alte Weib hatte ſich bereits heiſer geſchrieen, brauchen wir eigentlich nicht zu ſagen; es war dem Schreiber durchaus nicht eingefallen, Wachen oder Späher auszuſtellen, und was den Kellner anbelangt, deſſen er ſich jetzt wieder erinnerte, ſo hatte dieſer den beſtimmten Befehl erhalten, vorderhand nur zu beobachten, und wenn man deſſen dürftiges Weſen mit den nicht unanſehnlichen Körperformen des Grafen Czrabowski verglich, ſo konnte man überzeugt ſein, daß Jener beim größten Heldenmuthe es nicht wagen würde, dieſen feſt zu halten, welcher ja noch obendrein in ganz entgegengeſetzter Richtung das Haus verlaſſen hatte; dazu die Weiberſtimmen, die er vernahm — die des Tigers erkannte er augenblicklich — wie geſagt, er wußte nicht, was das alles zu bedeuten hatte, und dieſer Ausdruck der Ueberraſchung, ja, der Unſchuld, war ſo auf ſeinem Geſichte ausgeprägt, daß ihn jede andere Perſon, als gerade dieſes ſehr aufgeregte junge Mädchen, für völlig ohne Theilnahme an dem Lärmen draußen gehalten hätte. Er verſuchte einige entſchuldigende Worte gegen Clementine, doch ließ ihn dieſe nicht zur Rede kommen, ſondern ſagte, nachdem ſie ihn mit einem gewiſſen verächtlichen Blicke, mit welchem junge Damen ſich aus manchen Verlegenheiten trefflich zu retten wiſſen, von oben bis unten angeſehen:

„Schweigen Sie, halten Sie mich nicht für dumm und leichtgläubig; meinen Sie ja nicht, daß ich ſo leicht zu fan-

gen. O, jetzt erkenne ich dieses ganze scheußliche Spiel, das mein theurer Schwager angezettelt hat" — dabei machte sie einen nicht sehr graciösen Knix — „und das dieser edle Spanier, der sich von den Mägden Don Larioz nennen läßt, mit der ganzen Großmuth seiner Nation unterstützt." Dabei knixte sie zum zweiten Male. „Aber helfen soll euch dieses Spiel nichts, das schwöre ich euch. Und wenn Sie mir etwas Uebeles nachsagen wollen, so sehen Sie sich vor; wir wollen doch sehen, ob Sie im Stand: sind, zu beweisen, daß ich oder sonst Jemand da gewesen."

Damit riß sie ihren Hut und Shawl an sich, setzte den ersteren in der Hast etwas schief auf und stürzte nach dem Ausgange gegen die Straße, zu welchem sie die Schlüssel ihres Schwagers in der Tasche hatte, um von dort schleunigst das Feld zu räumen.

Herr Larioz hätte sie wohl zurück halten können, aber er dachte nicht im Entferntesten daran; er blickte ihr achselzuckend nach, sah, wie sie zur Stubenthür hinaus stürmte, welche sie weit aufstehen ließ, hörte, wie sie die wenigen Schritte bis an die Hausthür machte, und dachte bei sich: Es ist am Ende besser; so durch ihr Benehmen entbindet sie dich deines Wortes, und du kannst, ohne Alles zu sagen, dem braven Herrn Schilder einen Wink geben, der ihn vorsichtig macht, ohne das Mädchen gerade zu compromittiren. — Er blieb noch einen Augenblick auf der Stelle stehen, wo er sich befand, um sich zu überzeugen, daß die Hausthür wieder geschlossen würde; doch hörte man nicht einmal, daß sie geöffnet wurde, obgleich Clementine sie schon gewiß seit einer halben Minute erreicht haben mußte. — Er lauschte, — was war das? — Er irrte sich nicht, er vernahm,

daß an dieſe Hausthür leiſe angeklopft wurde; — ja, da war keine Täuſchung möglich — jetzt auch an den Fenſterladen, als wenn Jemand Einlaß begehre, und dabei wurden die Schläge, wenn auch leiſe, doch ſo entſchieden geführt, als wenn der da draußen ein Recht habe, Einlaß zu begehren.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Kampf und Niederlage.

Um dem geneigten Leſer die plötzlich eingetretene, höchſt peinliche Situation pflichtſchuldigſt zu erklären, müſſen wir in unſerer Geſchichte um eine Viertelſtunde zurückgehen, und zwar bis zu dem Augenblicke, wo Windſpiel ſich auf dem Schutthaufen aufgeſtellt hatte in der feſten Abſicht, ſich würdig zu zeigen des Vertrauens, das der edle Don Larioz in ihn geſetzt, möge auch kommen, was da wolle. Das Schüreiſen hatte er in der rechten Hand und trug es auf der Schulter; mit der linken hielt er den Stock ungefähr ſo, wie ein tapferer Rittersmann auf Vorpoſten ſein Schwert zu handhaben pflegt. Einige Zeit hindurch aber kam gar nichts, was ſeinen Muth auf die Probe geſtellt hätte; nur zuweilen fuhr ein Windſtoß durch das offene Thor des Hofes und jagte ihm dann und wann einen Regenſchauer ins Geſicht, deſſen Kälte eigentlich nicht dazu gemacht war, ſeinen Muth zu vermehren.

Die Augen hatte er feſt auf die beiden Fenſter der Schreibſtube gerichtet, er ſah, daß ſich dort herabgelaſſene Rouleaux befanden, durch welche er, freilich ſehr undeutlich, einen Lichtſchimmer bemerkte. Es dauerte aber nicht lange, ſo erloſch derſelbe, wie dem Leſer bereits bekannt. Nach einiger Zeit erſchien dieſer Schimmer jedoch wieder, und dann war es dem Wacheſtehenden, als vernehme er, daß im Zimmer geſprochen werde. Alles das gab ihm indeß keine Veranlaſſung, ſeinen Poſten zu verlaſſen, und ſo ſcharf er auch umher ſpähte, er ſah in dem ganzen Hofe eine Zeit lang durchaus nichts Verdächtiges. Uebrigens war es ſo dunkel, daß er ſeine Sehwerkzeuge ſcharf anſtrengen mußte, um die Umriſſe der Hintergebäude ſowie die Form des Hauſes vor ihm zu erkennen. Jetzt blickte er aber ſchärfer nach der Ecke deſſelben, ja, er beugte ſich erwartungsvoll etwas vornüber, denn es war ihm gerade, als ſehe er eine Geſtalt dort herum ſchleichen. Richtig, er hatte ſich nicht geirrt, etwas ſchlich an dem Hauſe dahin, langſam und ſpähend — eine menſchliche Geſtalt.

Wir wollen nicht verſchweigen, daß dem tapferen Windſpiel das Herz einigermaßen ſchneller ſchlug. Das geſchah aber natürlicherweiſe nicht aus Angſt, ſondern nur weil er ſich ſelbſt ſagte, daß der entſcheidende Augenblick komme, wo es ſich zeigen müſſe, ob er des in ihn geſetzten erhebenden Vertrauens würdig ſei oder nicht.

Die Geſtalt ſchob ſich ſo dicht an dem Hauſe hin, daß man ſie kaum noch ſah und daß ſie dann erſt wieder recht ſichtbar wurde, als ſie vor die matt erleuchteten Fenſter trat. Da blieb ſie ſtehen, da beugte ſie den Kopf herab, da ſchien ſie etwas vorzunehmen.

Nun hatte Windſpiel oft von Dieben geleſen, die bei ihren Einbrüchen mit einem ſcharfen Diamant die Fenſterſcheiben zu zerſchneiden pflegten, dann durch die gemachte Oeffnung den Riegel des Fenſters zurückſchoben und ſo ihren Einbruch bewerkſtelligten. „Verwegene Geſellen, die ſo handeln," ſprach der Kellner zu ſich ſelber, „kräftige Leute, die meiſtens noch mit gefährlichen Mordinſtrumenten bewaffnet ſind." — Doch gleichviel; mochte auch die Gefahr, in die er ſich ſtürzte, noch ſo groß ſein, er beſchloß, langſam vorzugehen, was er denn auch that. Seinen Stock ließ er oben auf dem Schutthaufen in den weichen Boden eingedrückt; das ſtark gekrümmte Feuereiſen ſchien ihm eine beſſere Waffe zu ſein, und indem er es mit aller Kraft umfaßte, ſetzte er ſeinen Weg wirklich immer muthiger fort.

Die Geſtalt unten war ſo beſchäftigt, daß ſie die Annäherung Windſpiels durchaus nicht bemerkte, ſogar als dieſer nur noch wenige Schritte von ihr entfernt war, wo dann der Kellner ſeinerſeits mit Erſtaunen ſah, daß der vermeintliche Dieb Weiberkleider trug. Glücklicher Weiſe erinnerte er ſich aber, daß kühne Räuber bei ihren nächtlichen Angriffen ſich nicht nur die Geſichter zu ſchwärzen pflegten, ſondern ſich auch oft, um gänzlich unkenntlich zu bleiben, der Weibertracht bedienten. Deßhalb beſchloß er, zum Angriff zu ſchreiten, und that dies nach einem tiefen Athemzuge, indem er den Arm mit dem Feuereiſen weit von ſich abſtreckte, um mit der gekrümmten Spitze des letzteren den Nacken des Räubers zu faſſen und ihn auf dieſe Art rückwärts zu Boden zu ziehen. So geſchah es denn auch, und es gelang ihm vortrefflich. Mit einem tüchtigen Rucke brachte er den einbrechenden Dieb auf den Boden nieder und warf ſich dann über ihn hin, um

ihn durch Festhalten der Hände von dem Gebrauch seiner Mordwerkzeuge abzuhalten.

Anfänglich schien der fürchterliche Räuber überrascht zu sein, dann aber schrie er: „Ach, Herr Jesus, helft, helft!“ und zu gleicher Zeit fühlte Windspiel etwas wie scharfe Nägel in seinem Gesichte.

Leider hatte der tapfere junge Mensch nicht daran gedacht, daß Räuber bei ihren Einbrüchen selten allein zu sein pflegen, sonst wäre er vorsichtiger zu Werke gegangen und nicht unterlegen, wie wir leider der Wahrheit gemäß berichten müssen. Denn im nächsten Augenblick fühlte er seine Arme von zwei so kräftigen Fäusten erfaßt, daß er sich trotz seines Ringens nicht loszumachen im Stande war; er mußte einem entsetzlichen Räuber, wenn nicht vielleicht einem erbarmungslosen Mörder in die Hände gefallen sein. Wie mit eisernen Klammern fühlte er sich zusammengefaßt und mit wahrer Riesenkraft in die Höhe gehoben, ja, förmlich in die Höhe gehoben wie ein schwaches Kind, wodurch es dem am Boden liegenden Diebe in Weiberkleidern möglich war, aufzustehen, der nun zu seiner großen Verwunderung an zu schreien fing: „Wir haben ihn, wir haben ihn!“ und der darauf, wie wir bereits wissen, so stark an die Fenster schlug, daß eine Scheibe zerbrach, wobei er fortwährend mit heiserer Stimme rief: „Kommen Sie, kommen Sie, wir haben ihn! — Kommen Sie geschwind, Herr Larioz!“

Da wir uns in unserer wahrhaften Geschichte immer der größten Gewissenhaftigkeit befleißigen und es verschmähen, durch unglaubliche Ueberraschungen auf unwürdige Art das Interesse des Lesers zu steigern, dagegen aber pflichtschuldigst erzählen müssen, wie sich eine Sache wirklich begeben, so erlauben wir

uns, durch ein paar erklärende Worte zu ſagen, woher faſt im gleichen Augenblicke, als das eben Erzählte im Hofe geſchah, mit ſehr ſicheren Schlägen an Thür und Fenſterläden der Schreibſtube des Herrn Doktor Plager geklopft wurde. Wir wollen damit beweiſen, daß dieſe an ſich etwas auffallende Thatſache durchaus nicht erfunden wurde, um unſere Geſchichte pikant zu machen, ſondern daß wir, wie ſchon oben bemerkt, nur das einfach berichten, was ſich begeben und was ſich, wie nun einmal der Lauf der Welt iſt, ſtündlich wieder begeben kann.

Die Rechtsconſulentin war mit ihrer Mutter, der Madame Weibel, bei einer Kaffeegeſellſchaft geweſen und ſchritt von dort, nachdem die Dunkelheit längſt eingebrochen war, ihrem Hauſe zu. Das iſt eine Begebenheit, die durchaus nichts Außergewöhnliches hat, ebenſowenig, wie das, was bei anderen Kaffeegeſellſchaften ſchon häufig genug vorgekommen, daß der abweſenden Ehemänner in allerlei Empfindungen, ſelten in Liebe und Güte gedacht wurde. Es iſt eigen, daß ſich bei ſolchen Zuſammenkünften die Theilnehmerinnen ſo oft als unglückliche Opfer ihrer ehelichen Verhältniſſe anſehen; es muß in der That etwas ſehr Aufregendes in dem Genuſſe des Kaffee's liegen, wobei dann Eine der Anderen ſelten mit einem ſoliden Troſte unter die Arme greift, ſondern vielmehr durch viel Achſelzucken, Augenbrauen in die Höhe ziehen und Seufzen all das Schlimme, was ſie erfahren, vollkommen als richtig anerkennt. Darin liegt freilich auch eine Art von Troſt, daß Keine was Beſſeres beſitzt als die Andere, und daß ſich am Schluſſe die ganze Converſation zu einem Seufzerkranze verſchlingt, in dem wie Dornen und Diſteln die Worte eingeflochten ſind: „Sie ſind alle ſo — Keiner iſt

beſſer — nein, Keiner — es iſt doch eine wahre Landplage — ich weiß nicht, warum alle Mädchen ſo aufs Heirathen verſeſſen ſind!“

Von einem eigenthümlichen Einfluſſe des Kaffee's auf die Nerven der Thiere leſen wir ſchon bei alten Schriftſtellern, wo Schafe Ziegen und Böcke nach dem Genuſſe der fremden Bohne vor Vergnügen anfingen zu ſpringen und zu tanzen. Dieſe Kraft muß ſich nun in der Länge der Zeit dahin modificirt haben, daß ſich die Nervenerregung, nachdem man eine feſte Kaffee-Geſellſchaft überſtanden, nur ſelten in vergnüglichen Sprüngen und Tänzen äußert, ſich dagegen jetzt häufiger in geiſtigen Sprüngen zeigt, in einer gewiſſen Gereiztheit, einem blinden Glauben an das, was man Nachtheiliges über ſeinen Nebenmenſchen hört, und einer faſt unglaublichen, krankhaften und unglückſeligen Sucht, längſt vergeſſene Sachen wieder hervorzurufen und friſch aufzuwärmen.

Letzteres war ſehr bei der Rechtsconſulentin, namentlich aber bei deren würdigen Mutter der Fall. Es brauchte ſich nur in einer Kaffeegeſellſchaft eine theilnehmende Freundin etwas umſtändlich nach dem Befinden des Rechtsconſulenten zu erkundigen oder vielleicht, wenn auch noch ſo entfernt, des kleinen Gottſchalk und jener ſeltſamen Geſchichte zu erwähnen, durch welche er auf das Bureau gekommen, ſo hob Madame Weibel ihre Naſe in die Höhe und lauſchte ſo aufmerkſam, daß ſie auch Sachen vernahm, die gar nicht einmal geſprochen wurden. Dabei ſchwebte dieſer reſpectabeln Dame und ihrer Tochter das vom Hauſe entfernte Bureau des Rechtsconſulenten als ein Ort vor, wo ſchlimme Unthaten zu geſchehen pflegen, da er nicht unter ihrer beſtändigen Controle ſtand, und der nothwendiger Weiſe der Schauplatz verbrecheriſcher und

höchſt entſetzlicher Thaten ſein müſſe. Wir ſind überzeugt, Madame Weibel hätte ſich gar nicht gewundert, wenn man ihr eines Tages erzählt von Jammergeſchrei, das man dort vernommen, ſowie von ſchuldloſen Jungfrauen, die dorthin verlockt worden ſeien und dann nie mehr zum Vorſchein gekommen. Sie hatte die Anſicht, das könne gar nicht anders ſein, und wenn je zu Hauſe die Rede auf dieſes Thema kam und der Rechtsconſulent ſehr entſchieden und allen Ernſtes ſeine Meinung dagegen ausſprach, ſo beſaß die Madame Weibel ſtatt aller Antwort einen ſo eigenen Blick und ein ſo ungläubiges, verächtliches Lächeln, daß ihr Schwiegerſohn demſelben ſelbſt in den ruhigſten Augenblicken nur ein ſehr indignirtes Achſelzucken entgegenzuſetzen wußte.

Durch dergleichen Aeußerungen indeß ſtand das Bureau auch wie ein ſchwarzer Punkt vor der Seele der Rechtsconſulentin, und wenn ſie in außergewöhnlichen Stunden vom einem Beſuche nach Hauſe ging, namentlich in der Begleitung ihrer Mutter, ſo ſcheuten die beiden Damen einen ziemlichen Umweg nicht, um an den verſchloſſenen Fenſtern dieſer Mörderhöhle einen Augenblick zu lauſchen und endlich einmal eine Beſtätigung ihrer ſchauerlichen Ahnungen zu finden.

Mit welcher Wirkung dies auch am heutigen Abend geſchah, als Beide im Begriff waren, von ihrer Kaffeegeſellſchaft nach Hauſe zurückzukehren, brauchen wir nach alle dem eigentlich nicht ausführlicher zu beſchreiben. Das ſcharfe Auge der Madame Weibel hatte ſchon von Weitem einen Lichtſchimmer entdeckt, worauf ſie triumphirend, ihre Tochter aber mit klopfendem Herzen, näher ſchritt. Wie ward ihnen nun aber, als ſie drinnen Stimmen hörten, von denen es ja genug war, daß ſie unterſcheiden konnten, es ſei eine männliche

und eine weibliche Stimme! Dieſes Ungeheuer von einem Manne!

Wenn ſich auch die Rechtsconſulentin ſchon längſt einen vollen Beweis gewünſcht hatte, ſo knickten ihr doch jetzt, Angeſichts dieſer vollendeten Untreue, beinahe die Kniee ein, und ſie erſchrak aufs höchſte, als nun Madame Weibel, die nicht mehr an ſich halten konnte, den Heuchler zu entlarven, mit feſter Hand zuerſt an die Thür, dann an die Fenſterläden ſchlug; auch flüſterte die Tochter, es ſei das ſehr unklug geweſen, wogegen die Mutter ſagte: in einer ſolchen Sache ſei ſie gegen alle Halbheit, man müſſe wiſſen, mit wem es dieſer ſchlechte Mann zu thun habe.

So ſtanden die Sachen; im Hofe verſicherte der Tiger mit lauter Stimme, daß man ihn habe; an die Fenſterläden, die auf die Straße führten, wurde immer heftiger geklopft. Clementine, die gerade den Schlüſſel in das Schloß ſtecken wollte, fuhr entſetzt vor dieſem Klopfen zurück und ſtürzte im nächſten Augenblicke, zitternd vor Wuth und Aufregung, in das Zimmer hinein, wo ſich Don Larioz befand. Ihr an ſich ſchon etwas dunkler Teint erſchien faſt gelblich, die Augen flammten, die krampfhaft geſchloſſenen Lippen ließen kaum die Worte: „O, Sie Ungeheuer!“ durch, und mit den Fingern machte die junge Dame dicht vor der Naſe des Spaniers allerlei verdächtige, zuckende Bewegungen, ſo daß Larioz unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

In dieſem höchſt kritiſchen Momente mußte etwas geſchehen; der Lärm im Hofe war ſo toll, daß er notwendig die Aufmerkſamkeit der Nachbarſchaft erregen mußte. Herr Larioz, der jetzt wohl begriff, daß der Tiger ebenfalls das

Haus umspäht habe, konnte nicht anders denken, als daß der Herr Graf Czrabowski um das Gebäude herum geschlichen und dort, so unglaublich dies auch schien, von dem tapferen Windspiel festgehalten worden sei. Um also dem lauten Skandal ein Ende zu machen, eilte er in das dunkle Nebenzimmer, von dort auf den Gang, der zum Hofe führte, und gebot dem Tiger, das Maul zu halten und in die Schreibstube zu kommen. In der Dunkelheit entdeckte er nichts als drei undeutliche Gestalten, von denen die eine, der polnische Graf, sich noch immer heftig sträubte. Auch polterten die Drei ziemlich lebhaft ins Zimmer herein, während der Schreiber in das Bureau seines Herrn eilte, um Clementine durch einen Blick zu befragen, was wegen der Klopfenden draußen geschehen solle.

Die Eile war jedoch vergebens, und auch eine wirkliche Frage umsonst. Das junge Mädchen hatte seine Hände vor das Gesicht gedrückt und ließ kein Wort vernehmen; um so deutlicher aber hörte der Spanier eine andere Stimme, die draußen vor dem Laden sprach: „Machen Sie augenblicklich auf, es hilft Alles nichts! Wir haben die Person hinein gehen sehen! Keine Zögerung, und wenn ich klopfen sollte, bis der Nachtwächter kommt!“

Herr Larioz kannte diese Stimme und wußte auch genau, daß die Besitzerin derselben sich nichts daraus machen würde, die halbe Stadt in Aufruhr zu bringen, um ihrer Rache genug zu thun; deßhalb nahm er seinen eigenen Schlüssel, ging an die Hausthür und öffnete.

Wie ein Schwärmer fuhr Madame Weibel durch den Hausgang in das Zimmer. Langsam, aber doch mit entschiedenem Wesen folgte ihre Tochter. Clementine saß in der Ecke

des Sopha's, den Kopf noch immer in die Hände gedrückt, theils geduldig erwartend, wie sich Alles entwirren werde, theils nachdenkend, welche Ausrede in diesem Fall am besten zu gebrauchen sein möchte.

Die Schwiegermutter hatte beide Arme in die Seiten gestemmt und den Kopf in den Nacken geworfen, mit welcher Attitude ihr eleganter Hut und Shawl nicht vollkommen harmonirte. Da saß die Verbrecherin, an welche sie ihre Worte wandte, während ihre Blicke an der geöffneten Thür des Ganges hafteten, um den ungleich größeren Verbrecher, sowie er eintreten würde, niederzuschmettern.

„Da ist also das saubere Weibsbild," schrie sie, „das sich erfrecht, nächtlicher Weile in Häuser einzudringen, das sich nicht schämt, mit Menschen zu verkehren, deren Aeußeres eher vor der Sünde zurückschrecken sollte als dazu anzureizen! — Doch dieser Person kann man es nicht so übel nehmen." — Man hörte, wie sich der Schreiber, nachdem er die Thür wieder verschlossen, langsam näherte. — „Sie thut, was sie nun einmal nicht lassen kann; macht sie doch keine Ansprüche vor der Welt und will nicht mehr scheinen, als sie wirklich ist — ein gemeines Weibsbild! — Aber er — er, — den unsere Familie — die Familie Weibel —"

„Mama!" kreischte Clementine in diesem Augenblicke auf und schnellte vom Sopha in die Höhe, wobei sie sich selbst ihren schönen Hut fast rückwärts vom Kopfe riß. „Mama, um des Himmels willen! ich bin's ja, und es ist wahrhaftig nicht so schlimm, wie du glaubst."

Wenn in diesem Augenblicke eine Stimme vom Himmel erschollen wäre, die gerufen hätte: „Laßt mir meinen Plager in Frieden, es ist das eine edle Seele!" so hätte Madame Weibel

nicht in größeres Entſetzen gerathen, nicht fürchterlicher enttäuſcht und überraſcht werden können als jetzt, da ſie die Stimme ihrer eigenen Tochter vernahm. Doch mochte ſie vielleicht dieſe Erſcheinung für eine Zauberei halten, von dem böſen Geiſte, der unfehlbar dem Rechtsconſulenten dienſtbar ſein mußte, hervorgebracht; oder war es die Begierde, nicht früh genug den Schuldigen unter die Zunge kriegen zu können, — genug, ſie wehrte Clementine mit der Hand von ſich ab und blickte mit einem Ausdruck wahrer teufliſcher Freude nach der Thür, die auf den Hausgang führte, wo nun — der lange Schreiber erſchien.

„Und wo — wo — wo iſt der Andere? Der Andere, ja der Andere?“ rief Madame Weibel, wobei ſie zwiſchen jedem Worte auf eine wahrhaft beängſtigende Art nach Luft ſchnappte.

Dieſes auffallende nach Luft ſchnappen beunruhigte Clementine ſo ſehr, daß ſie ihre Mutter bei der Schulter ergriff und dann ſogleich begann, dieſelbe ſo kräftig als möglich hin und her zu ſchütteln. Dabei ſchrie ſie ihr weinend und wiederholt in die Ohren:

„Welcher Andere denn, Mama? Was willſt du denn von einem Anderen? O Gott, es iſt ja aber gar kein Anderer da!“

„Kein Anderer da?“ antwortete Madame Weibel endlich mit matter Stimme und ſtierte dabei auf eine bedenkliche Art um ſich. „Kein Anderer? Wo iſt denn mein Schwiegerſohn, Doktor Plager?“

Bei der Nennung dieſes Namens ſchaute Larioz hinter ſich in den Hausgang, denn nach dem ſtieren Auge der alten Dame zu urtheilen, welches ſich ſuchend bei ihm vorbei in die

Dunkelheit bohrte, glaubte er nicht anders, als der Rechtsconsulent sei dort auch auf eine unbegreifliche Art erschienen. Dem war aber nicht so, und als das endlich die Neuangekommenen inne wurden und fühlten, daß das am meisten herbei gewünschte Opfer ihrer Rache vorderhand nicht zu haben sei, da sank die Schwiegermutter in die uns bekannte Sopha-Ecke, schlug die Hände zusammen und rief aus: „Das hat mich über alle Maßen angegriffen!“

Am ruhigsten benahm sich die Rechtsconsulentin; ja, wir müssen als Freunde von jedem häuslichen Frieden mit Freuden gestehen, daß sich im Gegensatze zu ihrer Mutter ihre finsteren Mienen aufklärten, als sie den nicht fand, welchen diese Mutter hier zu finden gehofft hatte. Wir können es nicht verschweigen, daß sie unter einem tiefen Athemzuge: „Gott sei Dank!“ sagte, aber so leise, daß es Niemand verstehen konnte, und sich darauf mit großer Verwunderung und einem fragenden Blick an ihre Schwester Clementine wandte, wobei sie die Hände zusammenschlug.

Der lange Schreiber beschloß, nach Verlauf der Umstände zu handeln, und begab sich deßhalb mit leisen Schritten an die Thür des dunkeln Nebenzimmers, wo sich, seiner Meinung nach, der polnische Graf Czrabowski befand, fest gepackt von Tiger und Windspiel. Da lehnte er sich an den Thürpfosten und harrte in majestätischer Ruhe der Dinge, die da kommen sollten.

Ein paar Sekunden lang herrschte jetzt tiefe Stille in beiden Schreibstuben, aber es war jene schwüle Stille, jene unheimliche Ruhe, die wir häufig vor Ausbruch eines großen Gewitters bemerken. Es dauerte auch nicht lange, so fing es an unter den zusammengezogenen Augenbrauen der Madame

Weibel zu blitzen, und ihre Stimme klang wie ein ferner Donner, als sie sich gegen ihre Tochter Clementine wandte und sprach: „Aber sage mir, was soll die ganze Geschichte bedeuten? Kommt man denn in dem Hause nie zu seinem bischen Frieden? Gott im Himmel! hätte ich doch Alles eher erwartet, als dich hier zu finden!"

„Ach, Mama," weinte das junge unschuldige Mädchen, das seinen Schlachtplan entworfen hatte, „weiß ich doch eigentlich selbst kaum, wie ich hieher gekommen bin; daß ihr nun aber erschienen seid, o, das macht mich ganz glücklich, und ich bin froh, nun endlich mit euch Beiden wieder von hier weggehen zu können."

„Weggehen zu können?" fragte Madame Weibel und richtete mit einer gewissen Majestät ihre grauen Augen auf Herrn Larioz, der an der Thür stand und diesen Blick mit einem sehr gemüthlichen Lächeln aushielt. „Weggehen zu können?" wiederholte sie; „ich hoffe doch nicht, daß Jemand den Versuch gemacht hat, dich mit Gewalt zurückzuhalten! — Sprich, mein Kind, wie kamst du hieher?"

Ehe aber dieses Kind sprechen konnte, hob die Mama ihren Zeigefinger in die Höhe und sagte, indem sie sich an die Rechtsconsulentin wandte: „Wir sind im Bureau deines Herrn Gemahls, Emilie; dort steht sein würdiger Helfershelfer, der Herr Sekretär Don Larioz; die Brut des Jägers wird auch nicht fern sein, eben so wenig wie die alte Bettel, die alle möglichen Commissionen besorgt. Ich sage dir, das ist eine tief angelegte Geschichte, und ich bin fest überzeugt, man hat Clementine zu irgend einem Zwecke durch allerlei Mittel hieher gelockt."

„Vielleicht, um sie zu compromittiren," meinte die Rechts-

consulentin. „Es ist wahr, Plager kann Clementine nie in Ruhe lassen und hat immer etwas an ihrem Betragen auszusetzen.“

„Um sie zu compromittiren,“ sprach mit großer Entschiedenheit Madame Weibel. Dann sagte sie zu ihrer jüngeren Tochter: „Nun, wie ist die Geschichte, mein Kind? — Erzähle uns alles genau und ohne Scheu.“

„Ach, Mama,“ erwiderte seufzend das junge Mädchen, „das hat mich so angegriffen, daß ich den Zusammenhang nicht recht werde finden können. Doch so war es —“ Darauf hustete sie ein paar Mal sehr laut, gerade als wollte sie zum Grafen Czrabowski im Nebenzimmer sagen: Gib Achtung, damit unsere Aussagen nöthigenfalls übereinstimmen. Dann fuhr sie fort: „Ich war bei euch, Mama, und ging fort, um nach Hause zurückzukehren, — weißt du, es war schon dunkel — und wie ich auf die breite Straße komme, bemerke ich, daß mir Jemand folgt.“

„So! es folgte dir Jemand?“ meinte die Mutter.

„Ja, Mama, es folgte mir Jemand.“

„Vielleicht Herr Schilder?“ fragte die Rechtsconsulentin ungezwungen.

„Herr Schilder?“ that erstaunt das junge Mädchen. „Ach Gott, ja, das dachte ich im ersten Augenblicke auch; kurz, es folgte mir Jemand, weßhalb ich mich sehr ängstigte. Ich hatte schon vor, wieder nach eurem Hause zurückzukehren, doch da wäre ich ja gerade meinem Verfolger in die Hände gelaufen. Deßhalb ging ich rasch vorwärts, und als ich in die Nähe des Bureau's kam, war ich recht froh, daß ich Licht durch den Fensterladen schimmern sah.“

„Erlauben Sie!“ konnte sich hier der Schreiber nicht enthalten, ihr in die Rede zu fallen.

Doch warf ihm Madame Weibel einen so entschlossenen Blick zu, und seine eigenen Worte: „Erlauben S i e!“ welche sie ihm zur Antwort gab, wurden so determinirt ausgesprochen, daß der Spanier beschloß, fürs Erste noch den Verlauf der Erzählung abzuwarten.

„Ja, es schimmerte Licht durch den Laden,“ fuhr das junge Mädchen einigermaßen zögernd fort; doch da sie nicht mehr zurück konnte, schritt sie muthig auf dem Pfade der Lüge dahin. „Da ich nun dachte, der Schwager sei noch auf seinem Bureau, so klopfte ich heftig an den Laden, worauf derselbe sogleich geöffnet wurde; als ich aber eintrat, sah ich, daß meines Herrn Schwagers Schreiber — der edle Herr Larioz allein in der Schreibstube war.“

Abermals erhob Madame Weibel ihren Zeigefinger und sprach zu ihrer älteren Tochter: „Du wirst nicht vergessen, Emilie, daß der Schreiber deines Mannes, obgleich er sich krank gestellt, hier im Bureau war, allein und zu ganz ungewöhnlicher Stunde. — Reden Sie nicht mit uns,“ wandte sie sich an den Spanier, der sich, auf Clementinens Worte, von neuem aufrichtete und die Lippen zu einer Antwort öffnete; „Sie haben sich bei Ihrem Prinzipal zu verantworten; wir wollen nichts von Ihnen wissen, nicht das Geringste. Verstehen Sie mich?“

Obgleich die Schwiegermutter versucht hatte, den Angeredeten mit Blick und Wort niederzuschmettern, so gelang ihr das doch in diesem Falle nur sehr unvollkommen; Herr Larioz trat vielmehr einen Schritt näher und sagte, indem er sich an die alte Dame wandte: „Nachdem Fräulein Weibel die

Sache nach ihrer Auffassung dargestellt, werde ich mich durch kein Geschrei abhalten lassen, die Geschichte zu erzählen, wie sie wahr ist."

„Also wollen Sie sich unterstehen," rief die Schwiegermutter in überlautem Tone, „meine Tochter einer Lüge zu beschuldigen? Sie — Subjekt!"

„Höre ihn nicht an, Mama!" kreischte das junge Mädchen; „höre den Menschen nicht an!" wiederholte sie, indem sie sich, aufgeregt durch Angst und Zorn, mit einer drohenden Bewegung gegen den langen Mann warf. „Das ist eine tief angelegte Geschichte, wie du vorhin sagtest, ein schändliches Complot. Denke nur, der da hat das ganze Haus, uns alle mit Spionen umgeben, um unsere Schritte zu verrathen, um etwas Schlimmes über uns aussagen zu können. Und was er nun sieht und nicht sieht, das rapportirt er treulich seinem Herrn."

„Solch ein Intriguenspiel," sagte Madame Weibel mit Würde, indem sie sich an die Rechtsconsulentin wandte, „sieht deinem Manne ähnlich."

„Ach, Mama, ja!" gab Clementine jetzt statt ihrer älteren Schwester sanft weinend zur Antwort. „Intriguen, nichts als Intriguen! Man will nun einmal mit Gewalt etwas auf mich bringen, und da sind ihnen alle Mittel recht. Wie ich euch gesagt, so ist es die Wahrheit; gewiß so und nicht anders; darauf könnte ich schwören."

„So würden Sie also schwören, mein Fräulein," sagte Don Larioz mit einer großen Ruhe, welche für jeden Unbefangenen hätte vortheilhaft abstechen müssen gegen die Aufregung der Anderen; „so wollen Sie also schwören, daß Sie nicht schon hier im Zimmer waren, als ich herein trat,

daß ich Sie nicht überraschte im Zwiegespräch mit einem — Manne?"

„Mit einem Manne?" schrie das junge unschuldige Mädchen, und man sah an der Art, wie sie krampfhaft ihre Hände emporwarf, daß schon dieser Gedanke allein im Stande war, sie außer sich zu bringen. „Ich mit einem Manne? — Haben wir nicht Recht, Emilie," wandte sie sich schluchzend an ihre ältere Schwester, „daß dies ein niederträchtiges Complot ist?"

Madame Weibel hatte sich mit großer Indignation erhoben und schlug mit der Faust so heftig auf das Schreibpult, daß Dintenfaß, Lineal und Siegellack erschreckt in die Höhe hüpften.

„Schweigen Sie!" rief sie Larioz entgegen; „mein Schwiegersohn soll morgen mit Ihnen reden, und ich hoffe, zum allerletzten Male; er wird wissen, wie er sich gegen einen Schreiber zu benehmen hat, der bei Nacht und Nebel die Bureaux aufschließt, um Gott weiß zu welchem Zwecke in den Akten umherzustöbern. Und Sie wollen nun die größten Infamieen, die ausgesuchtesten Schändlichkeiten auf dieses unschuldige Mädchen aussagen, um Ihre eigenen sträflichen Handlungen zu verbergen? — Pfui Teufel! wir hatten Sie für sehr schlecht gehalten, aber doch nicht für so niederträchtig."

Herr Larioz hatte bisher noch immer unbeweglich seinen Platz in der Mitte des Zimmers behauptet und nur bei den letzten schmachvollen Worten seine Hand auf den langen Stoßdegen gelegt. Er fühlte, daß seine Finger zu zucken begannen, auch färbte sich sein bleiches Gesicht mit einer dunkeln Röthe; all das Ungeheure, was man ihm ins Gesicht gesagt, mußte

in dem ſonſt ſo ruhigen Manne einen furchtbaren Sturm hervorbringen; doch gelang es ihm, ſich zu bezwingen; ja, er war in den erſten Sekunden wieder ſo weit Herr ſeiner ſelbſt, daß er, wenn auch mit zuckenden Lippen, lächeln, dann eine Verbeugung machen konnte und, freilich mit bebender Stimme ſagte: „So bin ich denn gezwungen, Zeugen für mich reden zu laſſen, und wir wollen ſehen, ob Fräulein Weibel es wagt, auch vor dieſen ihre Ausſagen von vorhin zu wiederholen.“

Wohl erſchrak das junge Mädchen, doch faßte ſie ſich im nächſten Augenblicke wieder und ſprach: „Siehſt du wohl, Mama, er hat Zeugen, das ſind ſeine Spione.“

„Und wir wollen ſie nicht ſehen, dieſe Spione!“ ſchrie Madame Weibel im höchſten Zorne. „Emilie, du biſt die Hausfrau, du haſt hier zu befehlen; jage das Geſindel zur Thür hinaus.“

Doch es war zu ſpät. Auf einen Wink des langen Schreibers hatten ſich die Drei aus dem Nebenzimmer genähert, und ohne rückwärts zu blicken, ſagte Don Larioz gegen Clementine: „So ſoll denn das Fräulein Angeſichts dieſes Herrn wiederholen, daß ich ſie nicht in einem ſehr zärtlichen Zwiegeſpräch mit demſelben hier im Zimmer überraſcht. — Sie haben mich zu dieſem Verfahren gezwungen,“ ſetzte er hinzu, „meſſen Sie ſich die Folgen ſelber bei.“

So ſtanden die Sachen, als die Drei an der Thür erſchienen, worauf Clementine einen furchtbaren Schrei ausſtieß und, den Anfang einer Ohnmacht affektirend, in die Arme ihrer Mutter ſtürzte, gleich darauf aber wieder emporſchnellte und, faſt jubelnd hinaus ſchrie: „O Mama, rette mich,

hilf deinem Kinde! mit dieſem Menſchen da ſoll ich ein Rendezvous gehabt haben!“

Danach ſchloß ſie ſehr eilig die Augen und fiel mit ſteifen Gliedern, wie eine hölzerne Puppe, in die geöffneten Arme ihrer Mutter.

Der Schrei, den Clementine ausgeſtoßen, war in der That ſo außerordentlich geweſen, daß ſich Don Larioz veranlaßt ſah, nach der Gruppe, die jetzt im Scheine des Lichtes war, umzuſchauen, worauf er nahe daran war, ebenfalls einen Schrei der Ueberraſchung auszuſtoßen. Was doch da keine Spur von dem polniſchen Grafen Czrabowski zu erblicken; zwei alte Weiber drängten ſich vor; die eine war der Tiger, die andere die früher erwähnte handfeſte Waſcherin aus der Nachbarſchaft, und zwiſchen ihnen befand ſich Windſpiel in allerdings ſehr trübſeliger Geſtalt, ſeine carrirten Beinkleider ſowie ſein Radmäntelchen, an dem ein abgeriſſener Fetzen tief herabhing, trugen Spuren der verſchiedenen Erdarten, die ſich draußen im Hofe befanden; den Hut hatte er verloren, ſein ſtraffes Haar, das, wie wir uns erinnern werden, immer in die Höhe ſtand, ſah jetzt wirklich aus, als habe es ſich bei dieſer entſetzlichen Scene vor Schrecken emporgerichtet, und ſein bleiches Geſicht war mit ein paar blutigen Schrammen geziert.

„Gerechter Gott!“ rief Madame Weibel, „in welche Geſellſchaft ſind wir gerathen? Emilie, das iſt der Anhang deines Mannes; fühlſt du jetzt, arme Seele, warum man dir in der ganzen Stadt mit ſo wenig Achtung begegnet? — O nein, es kann nicht anders ſein! — Wenn du dir das bieten läßeſt, wer ſoll dich da noch achten?“

Jetzt erwachte Clementine aus ihrer ſcheinbaren Ohn-

macht, und da sie nach derselben die Abgespannte und Ermattete spielen mußte, so wandte sie sich mit flüsternder Stimme an ihre Schwester und sagte zu ihr: „Ich kann nicht mehr, das hat mich vernichtet; auch würde mich jedes Wort reuen, das ich noch mit jenem Menschen sprechen müßte. Frage du ihn," setzte sie weinend hinzu, „ob er es vor Gott verantworten kann, mich zu beschuldigen, ich habe mit jenem Subjekte—" dabei zuckte ihr Körper wie schaudernd zusammen — „als habe ich mit jenem Subjekte, das ich in meinem Leben nicht gesehen — o, ich kann nicht endigen! —"

Sie schloß mit einem herzbrechenden Seufzer die Augen und fiel aufs neue zurück.

Nun fühlte sich Herr Larioz in der That etwas unbehaglich bei der unerwarteten Wendung, welche die Dinge genommen; er wußte, daß er es mit drei Damen zu thun hatte, von denen selbst bei den vollgültigsten Beweisen keine von der andern etwas Schlimmes geglaubt hätte. Wenn er ihnen wirklich mit gleichem Maße hätte heimzahlen und, eine Lüge mit der andern vergeltend, behaupten wollen, Windspiel sei jener Mann gewesen, so sah doch der arme Kellner in diesem Augenblicke gar zu trübselig aus, als daß diese Beschuldigung den geringsten Glauben hätte verdienen können. Auch hatte der Spanier nie gelogen und würde es am allerwenigsten hier gethan haben. So bitter schwer es ihm also auch wurde, hier die Wahrheit zu gestehen, so konnte er doch nicht anders, obgleich er die Folgen wohl voraussah, und er sagte deßhalb achselzuckend: „Ich muß gestehen, ich habe mich geirrt, dies ist allerdings nicht der Mann, den ich hier im Zimmer getroffen."

Trotz ihrer wiederholten Ohnmacht hörte Clementine ganz

genau, was Larioz sagte, und antwortete mit matter Stimme und sehr kluger Weise: „O, gieb nur Achtung, Mama, nun wird er behaupten, es sei ein Anderer gewesen, den ich hier gesehen. O, ich unglückliches Mädchen!"

„Das wird er nicht behaupten," sprach Madame Weibel mit einer erschrecklichen Entschiedenheit, indem sie, die Nase hoch erhoben, mit dem Ausdruck eines Racheengels auf die Gruppe an der Thür zutrat. „Glaubt nicht, meine Kinder, daß ich mich vor diesem Dinge da," sie meinte den Stoßdegen, „oder vor der langen Gestalt jenes Menschen fürchte. — In der That eine saubere Gesellschaft!" fuhr sie fort, nachdem sie die beiden Weiber und das klägliche Windspiel gemustert. „Sie kenne ich wohl," wandte sie sich an den Tiger, „aber Sie soll in diesem Hause Ihr letztes Brod gegessen haben; dann kann Sie Ihre liederlichen Commissionen künftig ausrichten, wo man Ihrer Dienste bedarf, Sie Bettel Sie! Was die Andere anbelangt, so kenne ich dies schmierige Weibsbild nicht, sie wird aber auch zum Anhange deines Mannes gehören."

Die beiden Weiber hatten den armen Kellner losgelassen, und während die handfeste Wäscherin vor den harten Worten, die sie vernahm, zurückfuhr, und darauf mit ihren Fäusten zu zucken begann, faßte der Tiger die Waffe des tapferen Lauerpostens, das Schüreisen, welches sie Windspiel abgenommen, etwas fester in die Hand, wobei die alte Frau aber kläglich zu weinen anfing.

„Was Ihn betrifft," fuhr die Schwiegermutter in gesteigerter Wuth fort, indem sie wie zu Anfang dieser Scene abermals die beiden Fäuste auf ihren Hüften ruhen ließ, „so halte ich es für überflüssig, Ihm alles das zu wiederholen,

was ich ſchon einmal geſagt. Glaube Er aber nicht, erbärmlicher Menſch, daß eine Frau meines Gewichtes und meiner Stellung im Leben ungeſtraft Dinge anhört, wie Er ſich erlaubt zu ſagen. Was mein Schwiegerſohn morgen mit Ihm beginnt, iſt mir ſo weit gleichgültig, als es mir einerlei ſein kann, ob er Ihn einfach zum Teufel jagt oder den Gerichten übergibt. Was mich aber anbelangt, ſo vergeſſe Er den heutigen Abend nicht und nehme Er das — und theile es mit dem Lump da und den beiden liederlichen Weibsbildern."

Es thut uns außerordentlich weh, erzählen zu müſſen, worin das Geſchenk beſtand, welches die Schwiegermutter dem Herrn Larioz verehrte als Erinnerung an den heutigen Abend. Ehe dieſer nämlich zurücktreten oder abwehrend den Arm aufheben konnte, hatte die alte Dame in überraſchender Geſchwindigkeit ihre rechte Hand erhoben, und auf der Wange des langen Schreibers brannte eine Maulſchelle, ähnlich jener aus der Fabel, von der es heißt, daß ſie in Ewigkeit nicht verſauſt ſei.

Don Larioz ſtand entſetzt bei dieſem furchtbaren Attentate; er erhob, aufs Aeußerſte getrieben, den Arm, doch wandte ſich Madame Weibel, welche dieſe Bewegung geſehen, mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit und fuhr zurück, ehe die Hand ihres Todfeindes ſie erreichen konnte. Aber ihrem Schickſal entging ſie deßhalb doch nicht. Die handfeſte Wäſcherin, welche das liederliche Weibsbild nicht verſchmerzen konnte, ſtreckte ihren langen Arm vor, erfaßte von hinten den Hut der Madame Weibel, und da dieſe unaufhaltſam davon ſtürzte, jene ſich aber mit ihren Fingern in Band, Seide und Blumen feſtkrallte, ſo rißen die ſchwachen Bänder

der mißhandelten Kopfbedeckung, und der Hut selbst blieb als Siegestrophäe in den Händen der Wäscherin zurück; freilich nur einen Augenblick, denn im nächsten flog er ins Zimmer hinein, leider aber ungeschickterweise gegen das Licht auf dem Schreibpult, das dadurch umgeworfen wurde und im Niederfallen erlosch.

Der Spanier hatte den Griff der Wäscherin nicht hindern können, so gern er das auch gethan hätte, wie wir zu seiner Ehre eingestehen müssen. In diesem entscheidenden Augenblicke aber, wo die Finsterniß zu allerlei dunklen Thaten veranlassen konnte, hielt er gewaltsam seine Hülfstruppen zusammen und vernahm dabei zu seiner größten Befriedigung, daß sich eilige Schritte in den Gang verloren, daß draußen die Hausthür geöffnet wurde und wenige Augenblicke darauf wieder schallend ins Schloß zurückfiel.

Nach dem, was geschehen, vor den Anwesenden ein Licht anzuzünden, war ihm nicht möglich; er bat dieselben deßhalb, das Lokal so geräuschlos als möglich zu verlassen, und war dabei edelmüthig genug, den zusammengebrochenen Kellner mit einigen hochherzigen Worten wieder aufzurichten. Der aufs höchste alterirte Tiger schluchzte in Einem fort, und das Schüreisen klapperte in seiner Hand; die handfeste Waschfrau dagegen versicherte, ihr zittere noch immer vor Wuth Leib und Seele; so etwas habe sie, so alt sie sei, noch nicht erlebt und von Leuten, welche ihre Nasen so hoch trügen, auch nimmer geglaubt.

Trotz dieser Emotion verließen aber die Drei mit möglichster Stille die Schreibstube, und die Weiber halfen sogar den Hut des armen Windspiel suchen, der unter eine Dachtraufe gerollt war und von Regenwasser überlief.

Lariez aber sammelte sich einen Augenblick, dann zündete er abermals das Licht an, betrachtete mit einem traurigen Gefühl den Schauplatz entsetzlicher Thaten, die heute Abend hier geschehen, hob den zerknitterten Hut der Madame Weibel auf, der noch am Boden lag, legte ihn schweigend neben sich auf das Schreibepult, nahm Papier und Dinte und fing emsig an zu schreiben, wobei er von Zeit zu Zeit seine brennende Wange befühlte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Eine Mappe voller Pläne.

In den hübschen und eleganten Schreibsalon des Grafen Helfenberg haben wir den geneigten Leser bereits an einem trüben Regentage eingeführt, ihm denselben dann auch wieder Abends bei Beleuchtung und dadurch in viel behaglicherem Lichte gezeigt, und um nun eine Steigerung zu haben, die man so nothwendig bei einer längeren Geschichte braucht, begeben wir uns jetzt nach eben diesem Salon, und zwar an einem klaren, prachtvollen Wintermorgen. Nach dem Palaste des Grafen könnten wir im Schlitten fahren, denn es ist seit einigen Tagen eine gute Bahn vorhanden; ziehen wir einen Wagen vor, so hören wir, wie die Räder bei jedem Umschwunge knirschen und jene eigenthümliche Melodie hervorbringen, die Aehnlichkeit mit der hat, wenn man mit dem nassen Finger auf dem scharf geschliffenen Rand eines Glases hin und her fährt. Gehen wir aber zu Fuß, so werden

wir uns beeilen, denn es weht ein ziemlich scharfer Nordostwind, und wenn wir über die bläulichen Schatten dahinschreiten, welche die Häuser auf den Schnee werfen, so empfinden wir die Macht des Winters und erfreuen uns an unserem guten Paletot oder Pelze.

Das Letztere that auch der wohlbeleibte Portier im gräflichen Hause; seine Livree war so dick mit Pelz besetzt, daß ein Nordpolfahrer daran sein Vergnügen hätte haben können, und wenn auch schon im gewöhnlichen Leben die Figur dieses ehrlichen Dieners etwas unbeholfen aussah, so hatte sie jetzt alle menschlichen Formen verloren, und der Portier stellte nun eine blau und schwarze Kugel vor, oben mit einem rothen Knopfe, unten mit zwei Stützen versehen, die aber gegen die ganze Masse so dünn und zerbrechlich erschienen, daß sie der dritten Stütze, des Stabes nämlich, unbedingt nicht entbehren konnten.

Der dicke Portier hatte übrigens im Winter seine schlimmste Zeit; er litt etwas an Engbrüstigkeit, und wenn er lange in seiner kleinen, geheizten Loge sein mußte, so verursachte ihm das ein Gefühl, wie wenn ein Fisch sich auf trockenem Sande befindet; ebenso wie ein solcher, pflegte er dann auch nach Luft zu schnappen. Deßhalb hielt er sich bei trockener Kälte am liebsten unter dem Thorbogen oder in dem vom Schnee reingefegten Hofe auf, und da es ihm hier an Unterhaltung gebrach, veranlaßte er auch gern Andere aus der Dienerschaft, ihm hier und da Gesellschaft zu leisten, die aber, weniger beleibt und bepelzt, das warme Zimmer vorzogen. Auch Besuche, an welche der Portier es wagen durfte, ein Wort zu richten, hielt er nicht selten auf der Treppe fest und that dies namentlich am heutigen Morgen, eben sowohl aus der

angeführten Urſache als auch aus einer anderen, für ihn noch viel wichtigeren.

Doktor Flecker hatte nämlich eben die Zimmer droben verlaſſen und ſprang mit raſchen Tritten, wie er es zu thun gewohnt war, geſticulirend und mit ſich ſelbſt redend, die Treppen hinab, um unten von dem dicken Portier augenblicklich angehalten zu werden. Dieſes Anhalten beſtand indeſſen nur in einer ehrerbietigen Verbeugung, wobei der alte Mann ſeinen Hut abnahm und den Doktor mit bittender Geberde anſah.

Dieſer war aber augenblicklich in Gedanken vertieft und mit einer Idee beſchäftigt, die er ſich nicht wollte entſchlüpfen laſſen, weßhalb er den Thürhüter von ſich abwehrte, indem er den rechten Arm ausſtreckte und mit den Fingern den dicken Pelzbeſatz von deſſen Ueberrock faßte.

So blieben die Beiden ein paar Sekunden lang neben einander ſtehen, der Doktor aufwärts blickend und dann mit einem Male ſagend: „Ja, ja, es wird und muß gehen; ich kann mich nicht getäuſcht haben; nur langſam, langſam, höchſt langſam!“

Nach dieſen Worten hatte er ſeine Gedanken verabſchiedet und ſchüttelte nun den Portier ein klein wenig, indem er ſprach: „Nun, was iſt's, Meiſter Jonathan? Haben wir abermals Indigeſtionen oder uns vielleicht bei dem Wetter erkältet? In beiden Fällen brauche ich Ihnen nicht zu rathen; Sie wiſſen, wie ich für die betreffenden Hausmittel ſchwärme.“

„Ach ja, Herr Doktor, ich ſchwärme auch dafür, aber —“

„Kamillenthee, Abends ſo heiß Sie ihn trinken können, dann warm zugedeckt und tüchtig geſchwitzt. Haben wir uns

aber leicht den Magen verdorben, dann unſere bekannte Medicin: ein kleines Gläschen Boonecamp of Maagbitter."

„Danke recht ſehr, Herr Doktor; ich werde dieſe koſtbaren Mittel all mein Lebtag nicht vergeſſen, aber —"

„So, etwas Anderes?" rief der Armenarzt. „Nun denn geſchwind heraus damit, ich habe noch einen weiten Weg zu machen."

Statt aber zu antworten, winkte der alte Portier ſo auffallend nach dem erſten Stock hinauf, daß der Doktor unwillkürlich die Treppe hinanblickte, wo aber nichts zu ſehen war als die alten Ritter, die ebenſo unbeweglich ſtanden wie immer, heute aber um Vieles freundlicher ausſahen, da ein ſcharfer Sonnenſtrahl zu dem Fenſter oben hereindrang und einen goldenen Glanzſtreifen auf die grauen Steinfiguren warf.

„Aha, ich verſtehe," ſagte der Doktor, nachdem Meiſter Jonathan ſeine Mimik wiederholt. „Wir ſind ein wenig neugierig und möchten erfahren, wie es droben ausſieht. Nun iſt mir das aber ſehr ſchwer zu ſagen, denn Sie werden mir zugeben, daß es höchſt gefährlich iſt, über das gute Gelingen eines Unternehmens zu reden, wenn dieſes Gelingen noch ſehr zweifelhaft iſt."

„Aber nicht unmöglich?" fragte mit einer bittenden Geberde der alte Mann. „Sehen Sie, Herr Doktor," fuhr er fort, indem er die Hände unterhalb des dicken ſilbernen Knopfes ſeines Amtsſtabes faltete, „ſeit Sie im Hauſe ſind, habe ich die größten Hoffnungen. Früher hatte ich nämlich gar keine, und da mag man ſagen, was man will, ich kenne unſeren Herrn und kann Sie verſichern, Herr Doktor, er iſt in der kurzen Zeit ſchon um ein Gewiſſes beſſer geworden.

Sie greifen das Ding aber auch ſo an, wie ich mir gedacht habe, ſo müſſe es angegriffen werden. O, Hausmittel ſind etwas Köſtliches! Ich habe einen wahren Abſcheu gegen die Apotheke."

„Ich auch, ich auch, Meiſter Jonathan!" ſagte eilig der Arzt, indem er fortzukommen ſuchte, was ihm aber nicht ſo leicht gelang, denn der Portier in ſeinem Pelzrocke füllte die ganze Glasthür aus und fuhr, ohne zu weichen, fort: „Ich habe es Allen geſagt: Gebt Achtung, wie der Herr Doktor Flecker ins Haus kommt, geht die Sache anders. Hausmittel, habe ich geſagt, gebt nur Achtung, Hausmittel! Und das iſt ja auch alles, was Sie dem armen gnädigen Herrn verordnen, Bäder und Waſſertrinken und viel Bewegung, und auf das Letztere halte ich namentlich viel. Aber, nicht wahr," fragte er abermals recht dringend bittend, „es geht ſchon etwas beſſer?"

Der Armenarzt ſah wohl, daß ihn der Pelzkoloß nicht eher frei ließ, als bis derſelbe eine Antwort erpreßt. Deßhalb faßte er ihn mit beiden Händen lachend am Kragen und ſagte, indem er den Verſuch machte, ihn auf die Seite zu rücken: „Nun ja denn, Meiſter Jonathan, wir ſind nicht unzufrieden, und ein Anderer würde ſchon ſagen, es gehe beſſer."

Dieſer Ausſpruch wirkte wie ein Zauberwort, der alte Portier gab mit einer tiefen Verbeugung die Thür frei, und der Doktor ſprang behende davon.

Meiſter Jonathan ſetzte ſeinen Hut würdevoll auf den Kopf, nahm den Stock an die Seite und ſchritt, nachdem er die Glasthür hinter ſich zugezogen, auf den Hof, wo man die Remiſe geöffnet ſah und eine Menge der verſchie-

denſten Equipagen ſo weit vorgezogen waren, daß man bequem um ſie herum gehen konnte. Am Ende dieſes Hofes lagen die Stallungen, und auch hier ſtanden die Thüren offen, und man bemerkte ſämmtliche Wagen- und Reitpferde in ihren glänzenden Geſchirren, ſowie unter dem eleganten Sattelzeug, daneben Stalleute, welche im Begriffe waren, die Thiere ihres Glanzes zu entkleiden, während die Reitknechte und Vorreiter in großer Livree mit zufriedenen Mienen damit beſchäftigt waren, ſich derſelben wieder zu entledigen.

An der Eingangsthür zum Stalle ſtand der Bereiter des Grafen in gran flacchi, ein Wachtmeiſter von der ehemaligen Schwadron des Herrn von Breda, und nickte dem würdevoll heranſchreitenden Portier freundlich zu.

„Die Stallparade,“ ſagte der Letztere, „muß ja außerordentlich gut ausgefallen ſein; Seine Erlaucht ſummten ein Lied vor ſich hin, als Sie die Treppen wieder hinaufſtiegen.“

„Und daran haben Sie hoffentlich nie gezweifelt?“ ſagte der Bereiter, ein Mann von kraftvollem Körperbau und ſehr energiſchem Geſichtsausdruck. „Aber, unter uns geſagt, mir war dieſe Stallparade an ſich lieber als jene Paraden, die ich noch mitzumachen das Glück hatte. Es iſt doch ein Zeichen,“ ſetzte er flüſternd hinzu, „daß der gnädige Herr wieder anfängt, ſich für etwas zu intereſſiren. — Ich, Meiſter Jonathan,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während der Portier bedächtig, aber zufrieden mit dem Kopfe nickte, „fand nebenbei, daß Seine Erlaucht ſchon ganz andere Bewegungen macht, als noch vor vierzehn Tagen. Hat er mich doch um meine Meinung gefragt, ob, wenn er vielleicht nächſtens

einmal ausreiten wolle, der große Rappe nicht noch zu heftig für ihn sei. — Du lieber Gott! wie Einem das leid thut, Meister Jonathan, wenn ein Herr so spricht! — Zu heftig! Wenn man da an früher denkt; da war ihm nie einer heftig genug."

„Das kann alles wieder kommen," sagte der Portier wichtig und mit so entschiedenem und lautem Tone, daß es die Leute im Stalle ebenfalls verstehen mußten. Er liebte es, seine Aussprüche hören zu lassen. — „Der gnädige Herr ist in den rechten Händen; ich sage Ihnen, Doktor Flecker ist ein Mann, von dem die Stadt leider noch nicht weiß, was sie an ihm hat. Davon wirst du auch zu erzählen wissen?" wandte er sich an einen der Kutscher, der an der Thür erschien und nun grinsend an seinen Hut langte, als er angeredet wurde. „Du lagst komisch in der Brühe, und er hat dich doch so bald wieder herausgerissen."

„Ja, man hört viel Gutes von ihm," meinte der Bereiter; „wenn ich in den Fall käme, so würde ich auch nach ihm schicken."

„Und was das Schönste an der Sache ist," fuhr der Portier fort, wobei er den vergeblichen Versuch machte, seine Hände auf dem Rücken auf bequeme Art zu vereinigen, „er wendet fast nur Hausmittel an. Und über ein Hausmittel geht nichts. Nicht wahr, Kleiner?" rief er einem der Bereiter zu, der eben einen Sattel von einem der Pferde herunter genommen hatte; „dich haben wir kurirt mit sechs Flaschen Magnesiawasser und vier Tagen Hungern. — Das that ich selbst," sagte er und kniff dabei sein linkes Auge gegen den Bereiter zu. „Hausmittel, habe ich zu Doktor Flecker zuweilen im Vertrauen gesagt, ein Haus-

mittel iſt das Einzige, was allenfalls dem gnädigen Herrn noch helfen könnte. Und ſehen Sie, er wendet jetzt Hausmittel an."

Da Meiſter Jonathan unbeſtritten das Factotum des Hauſes und als wohlwollender Mann bekannt war, ſo verſammelte ſich gern die ganze Dienerſchaft um ihn, einestheils um ſeinen weiſen Worten zu lauſchen, dann aber auch wieder, weil man wußte, daß er zahlreiche Zuhörer liebte, wenn er ſprach. Und ſo dauerte es auch jetzt nicht lange, als ein Kutſcher und ein Reitknecht nach dem andern erſchien, auch die kleinen Vorreiter ſich ſchüchtern nahten und ſich endlich auch ein paar Lakaien vom Hauſe her zu der Gruppe hinſtahlen.

Es war das ein recht bunter glänzender Hauſe, all die Livreen in lebhaften Farben, die Silberſtickerei vom Glanze der Sonne übergoſſen, die am tiefblauen, wolkenloſen Himmel ſtand, und in der Mitte die etwas unförmliche Geſtalt des Meiſter Jonathan im Pelze, ſich gravitätiſch hin und her wendend und ſeine Bemerkungen Preis gebend, die von den Anderen hier und da lebhaft erwidert, meiſtens aber kopfnickend gutgeheißen wurden. Das Ganze hatte Aehnlichkeit mit einer Schaar Hähner: Kutſcher, Reitknechte, Vorreiter und Lakaien in ihren bunten, glänzenden Livreen ſtellten das Geflügel dar, Meiſter Jonathan hatte das würdevolle Anſehen eines wohlgenährten, federreichen Haushahns.

Wir wollen hier die Schaar verlaſſen und uns, wie wir Eingangs dieſes Kapitels verſprochen, nach dem Schreibzimmer des Grafen begeben. Die Vorhänge des einzigen großen Fenſters waren weit aus einander gezogen und ließen ſo viel

Licht herein, daß der kleinste Gegenstand im entferntesten Winkel des großen Gemaches jede Verzierung aufs deutlichste zeigte. Das Fenster selbst gewährte einen freien Blick über Häuser und Gärten hinweg in die weite schneebedeckte Landschaft hinaus, nach den fernen Bergen hin, deren jetzt entlaubte Waldungen auf dem weißen, leuchtenden Grunde wie fein hingeworfene Schatten erschienen in bläulicher und röthlicher Färbung.

Ein wohlthuendes Gefühl verursachte gegenüber dem Anblicke der Schneelandschaft der hohe Kamin mit den großen lodernden Holzblöcken, die eine behagliche Wärme ausströmten. Im Uebrigen war in dem Zimmer nichts verändert; die rothseidene Schärpe bedeckte noch immer das Portrait an der Wand und hielt unten in dem verschlungenen Knoten nach wie vor den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht.

Graf Helfenberg saß an seinem Schreibtische, der mit der schmalen Seite fast an das große Fenster stieß, und hatte eine große Mappe vor sich, deren Blätter er eines nach dem anderen mit vielem Interesse betrachtete. Vielleicht erinnert sich der geneigte Leser, daß der Graf gegen seinen Freund, den Baron von Breda, den Wunsch äußerte, die Pläne und Umrisse von dessen Hause, namentlich vom Wintergarten mit den daran stoßenden Gemächern, zu besitzen. Um nun diesen Wunsch des Kranken so schnell als möglich zu erfüllen, hatte ihm der Baron seine eigenen Pläne überschickt, was dem Grafen um so lieber war, da er auf verschiedenen Blättern Bemerkungen von der Hand seines Freundes eingeschrieben fand, die ihn aufs höchste entzückten. So war in dem Plane des Wintergartens nicht nur die Stelle für den Frühstücks-Tisch bezeichnet, sondern auch an demselben der Name

Eugeniens bemerkt. Obgleich George von Breda als faſt übertrieben ordnungsliebend und beſtimmt in ſeinen Anordnungen bekannt war, ſo mußte doch der Graf lächeln, als er ſah, daß der Baron ſeine Genauigkeit ſo weit getrieben hatte, ſogar den Namen der neuen Hausgenoſſin hinzuſchreiben. Und nicht nur am Frühſtücks-Tiſche fand er denſelben, auch am Kamin des kleinen Eßſalons, dann im Stalle, wo das Pferd ſtand, welches das junge Mädchen gewöhnlich ritt. — Ihn machte die eigentlich pedantiſche Genauigkeit des Freundes glücklich, und er las den Namen des geliebten Mädchens wohl hundertmal. — Wahrhaftig, da ſtand er auch, kaum leſerlich — man hatte verſucht, ihn zu verwiſchen — im Plane der Remiſe; aber der Graf mit ſeinem ſcharfen Auge erkannte ihn augenblicklich. — Der kleine Phaeton, den Eugenie ſo gern hat — was konnte das für ein Phaeton ſein? Am Ende der, dachte der Graf, den Breda nach dem Muſter des meinigen hat bauen laſſen. Das wäre wunderbar und hübſch. —

Er blickte bei dieſem Gedanken zum Fenſter hinaus, auf den Hof hinab, wo die Hühnerſchaar noch immer um den wackeren Haushahn verſammelt war; doch begann ſich eben die Gruppe zu löſen, da der Bereiter ſeine Stallleute in ihre Remiſen commandirte. — Der kleine Phaeton wurde in dieſem Moment hervorgezogen, um ihn dann wieder genau an ſeine alte Stelle zu bringen. — Und der Herr dieſes kleinen Phaetons lächelte vergnügt in ſich hinein, als er nun plötzlich den eleganten Wagen ſah, nur für zwei Perſonen berechnet; er fühlte ſein Herz heftiger ſchlagen, er nahm das für eine glückliche Vorbedeutung und preßte eine Sekunde lang ſelig träumend beide Hände vor das Geſicht.

Dann blätterte er weiter in den Plänen. Es überschlich ihn ein eigenthümliches Gefühl, als er nun mit den Augen, in Gedanken aber wie in Wirklichkeit, den ersten Stock jenes Hauses betrat, und als er auch hier wieder den Namen Eugeniens fand, ihr Wohnzimmer, ihr Schlafzimmer. Wie war er glücklich, als er gleich darauf diese beiden Piecen in hübschen Aquarellen vollkommen ausgeführt sah, mit dem ganzen Ameublement versehen, das Wohnzimmer einfach, aber zierlich, mit einem einzigen großen Fenster, an demselben einen kleinen Schreibtisch, davor ein eleganter Fauteuil; zum Ueberflusse bemerkte man neben demselben mit fast undeutlichen Bleistiftstrichen abermals den Namen Eugeniens. Ja, das war gewiß ihr Lieblingsplatz; dort saß sie wahrscheinlich Stunden lang, las, schrieb oder blickte in die Gegend hinaus.

Der Graf nahm das Bild dieses Zimmers, indem er es unzählige Mal betrachtete, so fest in seine Seele auf, daß er es in allen seinen Einzelheiten aufs Deutlichste vor sich sah, wenn er sich nun mit geschlossenen Augen in seinen Stuhl zurücklehnte. Doch ließ es ihn nicht lange in dieser Stellung; er beugte sich wiederholt über das Blatt und versank bei diesem Anblicke in süße Träumereien. War es ihm doch, als träte er eben in dieses Gemach mit leisem, behutsamem Schritte, man hörte ihn nicht kommen auf dem dicken Teppich, der den Boden bedeckte. Und das wollte er gerade. Dort stand der kleine Fauteuil, aber er war nicht mehr leer, wie hier auf dem Blatte, sie selbst ruhte darin, sie, deren Bild seine ganze Seele erfüllte, sie, die er überall sah. O, er kannte die Formen dieser wunderbaren Gestalt wohl, ihr ganzes liebliches und elegantes Wesen, auch wenn er das

Geſicht nicht ſah, das ſie niederblickend mit der Hand bedeckt hielt! — — Leiſe, leiſe näherte er ſich, — und wie er ſich ſo in Gedanken näherte, durchſchauerte es ihn ſüß und geheimnißvoll. Jetzt war er ihr ganz nahe, er beugte ſich nieder, er berührte mit ſeinen Lippen ihr weiches, kühles, duftiges Haar, und als ſie nun emporſchrak, verwandelte ſich ihr Erſchrecken, ſowie ſie ihn erkannte, in laut jubelnde Freude — — Mein Hugo! — — O, meine Eugenie!

Er dachte das ſo lebhaft, daß die Unruhe, welche ihn dabei befiel, ihm nicht erlaubte, ſitzen zu bleiben; ſo raſch wie möglich erhob er ſich und machte einen Gang durchs Zimmer, wobei er denn auch fortfuhr, ſeinen Träumereien nachzuhängen; doch umdrängten ſie ihn nicht mehr ſo gewaltig, wie einen Augenblick vorher beim Anblick des kleinen Heiligthums, wo das Mädchen ſchaffte und waltete, das er um ſo unendlicher und glühender liebte, da er dieſe Liebe ja vor aller Welt, namentlich vor ſich ſelber, verbergen mußte.

Als die Gluth ſeiner Gedanken ihren Culminationspunkt erreicht hatte, wurden dieſe, wie ſchon bemerkt, ruhiger; er trat ans Fenſter, blickte in die ſchneebedeckte Landſchaft hinaus und ſuchte die ihm wohlbekannte Linie am Horizont, hinter welcher das Thal mit der Hütte des Jägers lag. Da hinaus ſchickte er mit Hand und Mund unzählige Grüße und dachte an den kommenden Frühling und meinte darauf mit einem unausſprechlichen Gefühl im Herzen, das ihm faſt den Athem benahm, es ſei am Ende doch noch nicht Alles für ihn vorbei auf dieſer Welt, er dürfe wohl noch wieder hoffen.

Hoffen, ja, hoffen! Wie dieſes einzige Wort der Phantaſie Thür und Thor öffnet, wie es eine traurige Gegenwart verklärt und uns die Zukunft mit ſüßen Farben malt! Wie es unſer Herz ſchneller ſchlagen macht, wie es Bilder vor unſer inneres Auge führt, wunderbar wechſelnd, die in ihrer Reihenfolge immer ſchöner werden, bis wir zuletzt nichts mehr ſehen mögen, nichts mehr hören wollen, nur noch fühlen den ſüßen Hauch eines geliebten Weſens, das Schlagen eines liebenden Herzens, und dann langſam und ſelig untergehen in einem Meer von Wonne unter einem langen, langen Kuſſe. Ja, hoffen, hoffen!

So dachte Graf Helfenberg, und er mußte ſich wiederholt gewaltſam losreißen, um nicht in Phantaſieen zu verſinken, die ihm ja vorderhand noch keinen haltbaren Grund boten, und wo ſich ſeine Träume alle in ſchwebende Luftgeſtalten verwandelten, die ihn, wenn er ſie erfaſſen wollte, höhniſch anſtarrten und davon flatterten. Aber hoffen, doch noch hoffen! — Er fuhr mit der Hand über die Augen, wie um die duftigen Gebilde, die ihm zu mächtig wurden, gewaltſam zu zerreißen; dann ſchritt er durch das Zimmer nach dem Kamine, ſetzte ſich dort nieder und wandte einen glimmenden Block, deſſen innere Seite verkohlt war, herum, ſo daß unzählbare Feuerfunken umherſtoben. „Hoffen, ja, hoffen!“ murmelte er vor ſich hin. Aber auch die ſprühenden Funken dienten ihm nur dazu, das Bild des lieben Mädchens zu umgeben; ſie erſchienen ihm wie ein luſtiges Freudenfeuer nach ſeinem glücklichſten Tage.

Als er darauf wieder an ſeinen Schreibtiſch zurück trat, abermals den Plan betrachtete und leicht mit dem Finger von der Thür des Zimmers nach jenem Stuhle hinfuhr, da

ſagte er ſeufzend: Was doch dieſer George in aller und jeder Beziehung für ein glücklicher Menſch iſt! Das ſelige Vergnügen, von dem ich ſoeben träumte, zu ihr ins Zimmer treten, ſich ihr nähern zu dürfen, ihren Namen zu nennen, alles das, was ich mir mit ſo viel Seligkeit ausmalte, kann er ſich häufig des Tages erlauben, — vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Kuſſes auf ihr ſüßes Haar, ſetzte er lächelnd hinzu. An ſo was denkt dieſer gute George auch gar nicht; aber glücklich iſt er, glücklich über alle Beſchreibung. Darf er ſich ihr doch nahen, wann er will, ſie aufs Pferd heben, ihre Hand berühren, wenn er die Zügel ordnet, ihr gegenüber ſitzen zu allen Tageszeiten, ohne Aufſehen in ihr großes, dunkles, ſeelenvolles Auge blicken, — o, ſchwelgen würde ich bei dem Anblick! — Kann er doch faſt ſtündlich ihre milde und doch ſo hellklingende Stimme hören! Bedeckt doch ein Dach ihn und ſie! — Ja, er iſt glücklich.

Dabei rang ſich ein tiefer Seufzer aus der Bruſt des Kranken los.

Und doch nicht ſo glücklich, als ich mir denke, ſprach er nach einer Pauſe zu ſich ſelber; wo meine Hand zittern würde, wenn ich ihren Arm, ihre Finger berühren dürfte, da hat er wahrſcheinlich nicht die geringſte Emotion. Wohl hat er das ſchöne Mädchen gern — das Gegentheil wäre ja auch nicht möglich — aber es iſt ein anderes Gefühl als das, welches mich durchbebt. Und auch darin zeigt ſich wieder einmal das Glück des wilden George. Er darf in der Nähe dieſes wunderbaren Geſchöpfes ſein, er darf ſie ſehen, ihre Unterhaltung genießen, das ſind lauter Lichtſeiten. — Bei ihm fehlen alle Schatten, ſetzte er hinzu, nachdem er

einen Augenblick in tiefes Nachdenken verſunken. Ja, er iſt gleichgültig, kalt und deßhalb ſo glücklich. Wenn ich mit meiner raſenden Leidenſchaft für das Mädchen an ſeiner Stelle wäre, wenn ich gleichgültig und förmlich mit ihr ſprechen müßte, wo ich vielleicht kaum im Stande wäre, Worte der glühendſten Liebe, die mir auf den Lippen ſäßen, zurück zu halten, wenn ich mit ruhigem, freundlichem Lächeln ihre Hand ergreifen ſollte, wo es mich drängte, zu ihren Füßen nieder-zufallen, ihre Kniee zu umfaſſen und mit tauſend wahnſinnigen Küſſen jeden ihrer Finger zu bedecken, — — ah, das wäre die Hölle auf Erden! Es iſt doch beſſer ſo.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Gute Freunde.

In diesem Augenblicke fuhr der Graf aus seinen Träumereien auf, da er ein leises Räuspern neben sich vernahm, und sah seinen Kammerdiener, der mit gedämpfter Stimme fragte, ob Seine Erlaucht für Baron Fremont und Herrn von Tondern zu Hause sei?

Der Graf dachte einen Moment nach, dann sagte er laut: „Ich habe gerade nichts Dringendes vor.“ Leise setzte er hinzu: Das Geschwätz der Beiden wird mich zerstreuen; obendrein hat mir Doktor Flecker verboten, mich zu anhaltend und zu innig mit irgend einem Gegenstande zu beschäftigen. Ich war nahe daran, sein Gebot tüchtig zu überschreiten. — „Die beiden Herren sind mir willkommen,“ sprach er hierauf zu seinem Kammerdiener, der alsbald verschwand.

Graf Helfenberg hatte eben noch Zeit, die Mappe mit den Plänen zuzuwerfen, als auch schon die beiden Gemel-

deten in das Zimmer traten, Herr von Tondern langſam, ſcheinbar gelangweilt und mit ſeinem gewöhnlichen mißmuthigen Blicke, Baron Fremont dagegen heiter und luſtig wie immer, über Alles ſich freuend, ſei es ein wirklich intereſſanter Gegenſtand oder ſei es ein ihm unbekanntes Spiel, von ein paar Gaſſenjungen an irgend einer Straßenecke aufgeführt.

Herr von Tondern reichte dem Grafen nachläſſig die rechte Hand, während er mit der linken einen Fauteuil zum Kaminfeuer ſchob und ſich darauf gähnend in denſelben fallen ließ.

„Wie geht es, Graf?“ fragte er alsdann. „Wie ich mit großem Vergnügen höre, außerordentlich gut,“ ſetzte er, ſeine eigene Frage beantwortend, hinzu und machte es ſich vor dem lodernden Feuer ſo bequem wie möglich.

„Tondern ſagt,“ erwiderte der Kranke lachend, „er habe mit Vergnügen gehört, es gehe mir beſſer, und macht dabei ein Geſicht, als bedaure er dieſe Nachricht aufrichtig, der vortreffliche Freund!“

„Nein, nein,“ ſprach Baron Fremont eifrig, „da thun Sie ihm Unrecht. Er kann nur die Kälte nicht ertragen, der gute Tondern, und da findet er ſich jedes Mal unbehaglich.“

„Daran iſt ſchon etwas Wahres,“ entgegnete der, über welchen geſprochen wurde, beinahe mürriſch. „Wie ſo manches Andere greift die Kälte meine Nerven an; ich leide innerlich. Was das aber heißt, davon hat Fremont freilich keine Idee, denn bei ihm ſpiegelt ſich Alles auf der Oberfläche ab. Ja, ja, Freund, das kannſt du nicht läugnen, die Hitze im Sommer verurſacht dir eine krankhafte, er-

ſchreckende Bläſſe und die Kälte im Winter eine allerliebſte blaurothe Naſe."

„Dieſer Tondern iſt köſtlich!" rief Fremont mit einem Tone des Schreckens, wobei er einen raſchen Blick in den Spiegel warf. „Ich hätte eine blaurothe Naſe? das könnte mich in der That derangiren!"

Wenn auch Herr von Tondern übertrieb, ſo zeigte doch allerdings die Naſe ſeines Freundes eine leichte röthliche Schattirung, was demſelben ſehr unangenehm war, denn er hielt viel auf ſein Aeußeres, namentlich auf ſeinen hellen Teint und ſeine weißen Zähne.

„Uebrigens iſt es gar kein Wunder," ſagte der Graf, „wenn man bei dem Wetter eine rothe Naſe hat. Sie werden aber ſehen, Herr von Tondern, wie bald das bei dem angenehmen Kaminfeuer verſchwindet. — Sie finden es doch behaglich warm hier?"

„Es wird ihm zu heiß ſein," entgegnete ſtatt des Gefragten lachend Baron Fremont, der vor Begierde brannte, die blaurothe Naſe heim zu geben. „Er pflegt bei ſich nur ſparſam einzuheizen."

Worauf der Andere erwiderte: „Darin haſt du allerdings Recht; wer ſo viel natürliche Wärme beſitzt, wie ich, dem wird ein heißes Zimmer läſtig. Alte Leute, überhaupt entnervte Perſonen müſſen ſchon ein paar Grad mehr für ſich haben; ich brauche das nicht. Hier iſt es mir aber bis jetzt nach der Kälte draußen noch recht angenehm."

Dabei hob er den Arm auf und langte aus einem Kiſtchen, das auf dem Kamine ſtand, eine Cigarre, die er mit großer Umſtändlichkeit abſchnitt, anzündete und ſich

alsdann vor dem lodernden Kaminfeuer wieder behaglich ausstreckte.

Auch der Graf hatte sich niedergelassen, und Baron Fremont auf eine Handbewegung ebenfalls eine Cigarre genommen, welche er anzündete, es dann aber, wie er sagte, vorzog, noch eine Zeit lang im Zimmer auf und ab zu spazieren.

„Aber in der That," nahm Herr von Tondern nach einer Pause das Wort, „Sie haben wirklich eine bessere Miene, als noch vor Kurzem, bester Graf." — Er versuchte dabei, einige Wärme in den Ausdruck seiner Stimme zu legen. — „Ist es wahr, — man sagt, Sie hätten sich einer neuen Kur unterworfen, und zwar bei jenem Arzte, den wir neulich Abend das Vergnügen hatten, hier zu sehen? — Ich habe nie daran gezweifelt, daß Ihr Leiden nur vorübergehend und daß bei Ihrer kräftigen Constitution die Krankheit, wenn wirklich eine vorhanden wäre, am Ende doch unterliegen müßte."

„Ja, das hat er immer gesagt," bekräftigte Fremont, der vor dem Portrait stand und den vergeblichen Versuch machte, unter der rothseidenen Schärpe auf das durch dieselbe verdeckte Gesicht einen Blick zu werfen. „Und ich muß mich seiner Meinung ausnahmsweise anschließen," fuhr er fort, „und habe auch vorgestern zu Breda gesagt, daß ich Ihr ganzes Wesen vollkommen und sehr vortheilhaft verändert finde."

„Dieser Doktor — wie heißt er doch?" — warf Tondern nachlässig ein, „muß ein ausgezeichneter Arzt sein; ich werde mir seine Adresse in Fremont's Interesse merken. Der liebe Freund kränkelt zuweilen."

„Mach keine ſo ſchlechten Späße!“ entgegnete der Baron; „du kannſt wirklich unausſtehlich ſein. Nebenbei geſagt, gewöhnſt du dir das nicht angenehme Air eines großen Herrn an, der Fragen ſtellt und die Beantwortung gar nicht abwartet.“

„Eine Frage, wie ſie der gute Tondern geſtellt,“ ſagte Graf Helſenberg, „und zwar an einen ewigen Kranken gerichtet, wie ich es nun leider einmal bin, bedingt auch eigentlich keine Antwort und iſt wohl nichts mehr und nichts weniger, als der Ausdruck eines tiefen Mitgefühls.“ — Dies ſprach er mit einem feinen, ſarkaſtiſchen Lächeln. — „Was übrigens meinen Zuſtand anbelangt,“ fuhr er darauf fort, „ſo muß ich geſtehen, ich befinde mich nicht ſchlechter; ich könnte ſogar ſagen: etwas beſſer; doch kenne ich meine Krankheit zu genau, um zu glauben, der Frühling kehre wieder, wenn ich nach langer Winternacht eine kleine, ärmliche Blüthe aufſproſſen ſehe.“

„Das iſt ſehr ſchön geſagt,“ verſicherte Fremont. Und er meinte das in der That ehrlich. Der Baron hatte ein leicht bewegliches Gemüth, und da er eine Zeit lang den Kranz von verwelkten Vergißmeinnicht betrachtet, ſo fühlte er ſich weich geſtimmt.

„Doktor Flecker,“ fuhr der Graf fort, „ſucht meinen Zuſtand durch die einfachſten Mittel von der Welt zu lindern; er räth mir Bewegung an, läßt mich baden, und will vor allen Dingen, daß ich einen guten Humor behalten ſolle.“

„Da müſſen Sie Tondern verbieten, daß er Sie gar zu häufig beſucht,“ rief lachend der Baron, näher kommend, während er ſeinem Freunde auf die Schulter klopfte zum

Beweise, daß er sich einen freundlichen Scherz erlaube. „Tondern," fuhr er darauf fort, indem er unter dem Klopfen auf die Schulter einen bezeichnenden Druck anzubringen wußte, der natürlicher Weise dem Grafen entgehen mußte, „ist wirklich in der letzten Zeit von einem so unangenehmen Humor, daß ich, der das Glück seiner genauen Bekanntschaft genießt, sehr viel darunter zu leiden habe. — Das kannst du nicht läugnen."

Tondern zuckte statt aller Antwort mit den Achseln, zog die Augenbrauen hoch empor und blies den Dampf seiner Cigarre so stark aus dem zugespitzten Munde, daß es war, als habe er dabei einen leichten Seufzer unterdrücken wollen.

„Er hat demnach etwas Unangenehmes gehabt?" fragte der Graf theilnehmend. „Ihr wißt beide, wenn ich irgendwo nützlich sein kann, so stehe ich mit Person und Einfluß zu Diensten."

„Fremont übertreibt, wie gewöhnlich," erwiderte Tondern ärgerlich; „ich hatte wohl eine kleine verdrießliche Geschichte, aber es ist nicht der Mühe werth, so ein Aufheben davon zu machen."

„Es droht ihm ein Prozeß," warf Fremont leicht hin, wieder ins Zimmer hineinschreitend.

„Nicht so ganz," sagte Herr von Tondern, indem er sich gegen den Freund umwandte. „Wenn du etwas sagen willst, so sage es auch richtig. — Ich drohe mit einem Prozesse."

„Nun ja, du drohst mit einem Prozesse," versetzte der Baron begütigend; „das ist in diesem Falle am Ende gleich viel; der Prozeß wird da sein, und da wir einmal

davon sprechen, so kannst du den Grafen um seinen Rath bitten."

„Das wird Tondern wohl nicht nöthig haben," sprach lachend Graf Helfenberg, „denn wie er uns oft versichert, ist er selber ein Rechtsgelehrter."

„Da haben Sie vollkommen Recht," entgegnete Jener. „Aber er" — damit nickte er gegen den Baron hin — „kann sich nun einmal nicht daran gewöhnen, sich recht auszudrücken. Allerdings möchte ich Sie etwas fragen, bester Graf, aber Gott soll mich bewahren, Ihnen etwas von einer langweiligen Prozeßgeschichte vorzuerzählen. Da nun aber Fremont einmal diesen Punkt berührt hat, so werden Sie wohl so freundlich sein, mir zu sagen, ob Sie mit Ihrem ständigen Rechtsfreunde, dem Herrn Doktor Plager, vollkommen zufrieden sind."

„Demselben," erläuterte Fremont, „der neulich hier — verzeihen Sie mir, bester Graf — den wahrhaftig ganz unnöthigen Akt vorgenommen."

Dabei grinste er so freundlich und wohlwollend, daß man seine sämmtlichen Zähne sah, und machte mit der Hand ein leichte, ein wenig verächtliche Bewegung.

„Was den Doktor Plager anbelangt," sprach ernst Graf Helfenberg, so kann ich ihn als Rechtsbeistand mit bestem Gewissen außerordentlich empfehlen; er kennt das Recht und alle Gesetzbücher nebst Commentaren aufs Genaueste; er versteht einen Fall richtig aufzufassen und scharfsinnig durchzuführen; er ist dabei gewissenhaft und fleißig, versäumt keine Termine, und was seine Rechnungen anbelangt, so ist er keiner von denen, der die Gebühren für eine Unterredung aufschreibt, wenn Sie auf der Straße zu

ihm gesagt haben: Guten Tag, wie geht's? — Kurz, er ist in seiner Art ein vortrefflicher Mann."

„Das ist eine vortreffliche Empfehlung," meinte der Baron, und nachdem Herr von Tondern zustimmend mit dem Kopfe genickt, sagte er: „Wäre es nach alle dem unbescheiden von mir, bester Graf, wenn ich Sie um zwei freundliche Zeilen ersuchte, worin Sie mich dem Doktor Plager als einen Bekannten empfehlen würden, für den —"

„Sie ihn bäten, etwas Außerordentliches zu thun?" ergänzte Baron Fremont, welche Ergänzung übrigens sein Freund mit einem finsteren Blicke belohnte und sich dann mürrisch wieder dem Feuer zuwandte.

„Mit dem größten Vergnügen will ich Ihren kleinen Wunsch erfüllen," versetzte der Graf, „und wenn es Ihnen recht ist, besorge ich das sogleich. Ich kann in der That den Doktor Plager aufs Beste empfehlen."

Damit erhob er sich von seinem Stuhle und setzte sich an den Schreibtisch, wo er ein paar Worte schrieb.

„Und wenn der vortreffliche Graf dich dem Rechtsconsulenten eben so sehr empfiehlt," lachte Baron Fremont, indem er sich an Tondern wandte, „so könnte euch beiden geholfen werden."

Zu gleicher Zeit warf er einen eigenthümlichen Blick auf seinen Freund, worauf ein kurzes Lächeln über dessen mißvergnügte Züge flog.

„So, da haben Sie das Gewünschte," sagte Graf Helfenberg nach einer Pause, während welcher er geschrieben, das Papier in ein Couvert gesteckt, dieses zugesiegelt und die Aufschrift gemacht.

Fremont eilte ihm entgegen, nahm das Billet aus seiner

Hand und reichte es Tondern dar, der es mit einem mäßigen Danke in die Brusttasche seines Rockes steckte.

Der Hausherr ließ sich wieder auf seinem Platze am Kamine nieder, während Fremont, jetzt sanft die Hände reibend, wieder anfing, in dem Gemache auf und ab zu spazieren und bald Dieses, bald Jenes zu betrachten. Jetzt trat er ans Fenster und äußerte sich entzückt über die weite, prachtvolle Schneelandschaft; dann warf er einen Blick auf den Schreibtisch und sprach aufs Natürlichste seine Verwunderung aus über die kleinen eleganten Sachen, mit denen derselbe bedeckt war. Alles war aber auch hier in der That bemerkenswerth: Schreibzeug, Lineale, Papierhalter, Briefbeschwerer, Siegellackträger, Oblatenschalen, Petschafte, Falzbeine, kurz, alle die nöthigen und unnöthigen Kleinigkeiten, wie sie auch heißen mögen, waren lauter Kunstwerke, bestehend aus eingelegtem, kostbarem Holz, aus Bronze, Silber, Gold, edlen Steinen und dergleichen.

„Apropos!" rief jetzt mit einem Male der Baron, „neulich sagte mir Frau von Breda, Sie wären im Begriff, Ihrem Palais hier einen Wintergarten anzufügen. Es ist wohl so, lieber Graf? denn an der Aufschrift dieser Mappe sehe ich, daß Sie sich mit den Plänen des Breda'schen Hauses befassen.

Obgleich nun Graf Helfenberg wohl wußte, daß Baron Fremont, der, wie er von sich selbst sagte, diskret bis zum Exceß war, die Mappe nicht aufschlagen würde, was ihm bei seinen Gefühlen als eine Profanation erschienen wäre, so war es ihm doch schon unlieb — weßhalb, wußte er selbst nicht recht — daß dieser auch nur gesehen, er habe die Pläne des besagten Hauses bei sich. Da es nun aber

einmal geschehen war, so sagte er in gleichgültigem Tone: „Es war eine Idee von mir, die ich neulich gegen George äußerte, und worauf er so freundlich war, mir jene Mappe zu schicken. Das sind Gedanken, wie sie einem Kranken wohl in langweiligen Stunden kommen können, bei denen er aber im gleichen Augenblicke einsieht, daß sie sich schwerlich realisiren lassen."

„Das wüßte ich doch nicht," entgegnete der Andere; „Sie haben Platz genug in Ihrem großen Garten, und in Ihrer glücklichen Lage brauchen Sie Ihrem Baumeister nur den Befehl zur Erbauung eines solchen Wintergartens zugehen zu lassen."

„In meiner glücklichen Lage allerdings," versetzte der Graf mit einem ironischen Lächeln. „Ach! mein lieber Fremont, in meiner glücklichen Lage sind solche Bauwerke zu hoch und zu weit für mich; ich werde in den nächsten Jahren weniger Raum brauchen. Glauben Sie mir, ich kenne meine Lage genau."

Nach diesen Worten hatte der finstere Geist, der so oft seine Flügel um den Kranken schwang, ihn wieder unsanft berührt, und er saß da, zusammengesunken in seinem Stuhl, düster vor sich hinstarrend.

Herr von Tondern warf einen forschenden Blick auf den Grafen, worauf er seinen Freund flüchtig von der Seite ansah.

Dieser näherte sich dem Grafen, legte seine Hand auf dessen Schulter und sagte: „O, nicht diesen Ton! Wenn derselbe bei Ihnen anklingen will, so müssen Sie ihn mit aller Gewalt verjagen. Sie sagten ja vorhin selbst, der Arzt habe unter seinen Heilmitteln einen guten Humor eben-

angeſtellt. Der Teufel auch, Verehrteſter! den muß man feſthalten; ja, wer über alles, was uns morgen, übermorgen, übers Jahr, über zehn Jahre treffen kann, finſter und argwöhniſch grübelt, der wird ſeines Lebens nicht froh. Was iſt jeder Menſch für eine ſchwache Maſchine! Ich erkälte mich einfach auf der Straße: ich kann morgen die Schwindſucht am Halſe haben; ich glitſche auf der glatten Treppe aus und bin vielleicht eine Stunde nachher ein ſtiller Mann."

„Oder du iſſeſt dir eine ſchwere Indigeſtion," meinte Herr von Tondern, „was häufig genug vorkommt, und bekommſt den ſchönſten Schlagfluß, wozu du überhaupt geneigt biſt."

„Ja, auch das," fuhr der Baron fort, doch war er auf die Bemerkung ſeines Freundes etwas kleinlaut geworden. — „Ich verſichere Sie, beſter Graf," meinte er, nachdem er an das Fenſter gegangen und einen Blick hinaus geworfen, „dort hinten wäre ein wunderbarer Platz für einen Wintergarten; ich würde mich wahrhaftig freuen, wenn Sie die Idee ausführten — für Sie eine große Reſſource und für Ihre Bekannten, die Sie häufig genug beſuchen würden, von einer ungeheuren Annehmlichkeit. Nicht wahr, Tondern?"

Dieſer hatte ſeine Füße auf die Kaminſtange geſetzt und ſchaute ein paar Augenblicke in das ſpielende Kaminfeuer, ehe er kopfnickend zur Antwort gab: „Ohne einen Vergleich anſtellen zu wollen, habe ich für meine Perſon das Gleiche gedacht, was Fremont eben ausſprach, als damals George von Breda Haus und Garten baute. Es iſt nicht viel davon

in Erfüllung gegangen; wir haben uns verdammt wenig da getroffen. Das müßt Ihr selbst zugeben."

Der Kranke hatte sich gern aus seiner finsteren Laune heraus reißen lassen und schien mit einem leisen Athemzuge alle seine drückenden Sorgen verjagt zu haben. „Es ist wahr," gab er auf die Frage des Herrn von Tondern zur Antwort, „George hat nicht so den zuvorkommenden Wirth seines Hauses gemacht, wie wir alle erwartet. Aber wer kann ihm das übel nehmen, einem jungen Ehemann, der anfänglich an der Gesellschaft seiner Frau vollkommen genug hatte und' dieselbe jeder andern vorzog!"

„Na, na!" machte Herr von Tondern; indem er die Augenbrauen emporzog und leicht mit dem Kopfe schüttelte, „so arg mags doch auch nicht gewesen sein."

„Und der sich mit der Zeit daran gewöhnte," fuhr der Hausherr fort, „für sich zu sein, was überhaupt seiner Neigung von jeher zugesagt."

Baron Fremont war hinter den Stuhl des Sprechenden getreten und sagte, mehr zu sich selber als zu den Andern:

„Es ist doch schade, man könnte da schöne Feste feiern. Ein superbes Haus! Aber zu groß für das kinderlose Paar."

„Ja, es war zu groß," sprach Herr von Tondern, indem er einen starken Ausdruck auf das „war" legte, „aber jetzt ist es vollkommen ausgefüllt."

„Wie so?" fragte der Baron.

Auch der Graf blickte aufmerksam in die Höhe.

„Nun, wie so? Das bedarf doch eigentlich gar keiner Frage. Hat Breda nicht eine Nichte seiner Frau zu sich genommen? Und so eine junge Dame, standesgemäß lebend,

füllt vollkommen die leerstehenden Apartements aus. — Dieser George ist ein speculativer Kopf," setzte er nach einigem Nachsinnen hinzu, während er durch eine Handbewegung die Asche seiner Cigarre ins Feuer warf. „Er hat keine Kinder zu erwarten, — nun gut! er findet sich aufs vortrefflichste darein, und um doch nicht allein zu sein, verziert er sein Haus mit dem liebenswürdigsten jungen Mädchen, mit einer Pflegetochter, schön, fein, gebildet, die ihm in allen Beziehungen ebenso viel, wenn nicht mehr Ressourcen bietet, als jede wirkliche Tochter."

In diesen Worten lag an und für sich nichts Verfängliches; doch mochte es der Ton sein, mit welchem Herr von Tondern sie aussprach, genug, Graf Helfenberg fühlte sich wieder unangenehm davon berührt und hätte gern das Gespräch geändert.

„O, es ist höchst angenehm für ihn," sagte nun Baron Fremont, den Faden desselben aufnehmend; „es war bis jetzt ein äußerst langweiliges Haus, das Breda'sche, etwas frostig, allen Humor unterdrückend — sie fast den ganzen Tag lesend und nur zum Sprechen geneigt, wenn man auf ihre wissenschaftlichen Themas einging; er in seinen Papieren arbeitend und seine Rechnungen besorgend, wenn er nämlich zu Hause war. Und das gehörte zu den Ausnahmen. Vor ein paar Tagen dinirte ich da, vortrefflich, wie man es bei George gewohnt ist, aber das Diner war vortrefflich in jeder Beziehung und wahrhaftig nur durch jenes reizende junge Mädchen; die Unterhaltung animirt, George sprudelnd von Humor und Liebenswürdigkeit und Eugenie hinreißend in ihren einfachen, aber geistvollen Antworten."

„Und die Baronin?“ fragte Herr von Tondern, ohne den Blick vom Kaminfeuer zu erheben.

„Selbſt die Baronin war anders als früher. Daß ſie ſich viel in die Unterhaltung gemiſcht hätte, könnte ich gerade nicht ſagen, doch freute ſie ſich ſichtbar über unſeren lebhaften Wortwechſel; ſie ſchaute lächelnd zu und blickte mit ſtillem Wohlgefallen auf George und das junge Mädchen, wahrhaftig gerade ſo, als ſei ſie eine dritte unbetheiligte Perſon, die ſich —“

„An dem Glücke eines jungen Paares erfreute,“ endigte Herrr von Tondern die Rede des Anderen, worauf Baron Fremont erſtaunt bemerkte: „Das habe ich allerdings ſagen wollen; wie wußteſt du das?“

„O, die Harmonie Ihrer Gefühle iſt bekannt,“ ſprach der Hausherr nicht ohne Schärfe und Bitterkeit, denn ihn hatte die Aeußerung Tonderns tief verletzt.

„Da haben Sie allerdings Recht, beſter Graf,“ fuhr haſtig der Baron fort; „aber Tondern war gar nicht bei dem Diner und konnte nicht wiſſen, was dort vorging.“

„Tondern weiß manches, was er nicht mit eigenen Augen geſehen,“ ſagte dieſer lächelnd, „und was das Fräulein von Braachen anbelangt, ſo habe ich mich ſtets für das ſchöne und liebenswürdige Mädchen intereſſirt.“

„Das habe ich allerdings ſchon bemerkt,“ verſetzte Fremont, „und wenn ich verſchiedene Aeußerungen, die du in ähnlicher Richtung gethan, zuſammenfaſſe, ſo könnte man wahrhaftig glauben, daß —“

„Ich auf den Baron eiferſüchtig wäre? Wer weiß!“

„Ah, Tondern!“ nahm Graf Helfenberg das Wort, wobei er heftiger ſprach, als er gewollt, ſich aber, dies ſelbſt be-

merkend, zu einem Lächeln zwang, „so dürfen wir über unſere Freunde nicht reden.“

„Aber, beſter Graf,“ erwiderte Herr von Tondern ſcheinbar erſtaunt, „ich habe doch nichts geſagt! Meine eben geſagten Worte könnte ich vor der ganzen Welt wiederholen, ſelbſt vor George von Breda.“

„Doch nicht ſo ganz,“ meinte Fremont; „wenn man ſagt, man ſei auf Jemand eiferſüchtig, ſo muß man doch auch Gründe haben und dieſe Eiferſucht motiviren können.“

„Das Ganze iſt vielleicht nur ein Scherz von Tondern,“ bemerkte der Hausherr mit leiſer Stimme.

„Nehmen wir es als Scherz,“ ſagte Herr von Tondern. „Aber wenn ich mich ernſtlich für Fräulein Eugenie intereſſirte, ſo könnte ich doch vielleicht manches finden, was mir gerade nicht beſonders angenehm wäre.“

Der Graf wollte etwas entgegnen, doch fürchtete er, ſeine Bewegung zu verrathen, und ſchaute deßhalb mit einem fragenden, beinahe auffordernden Blicke auf Fremont.

Dieſer verſtand den Blick und erwiderte ihn mit einem Augenzwinkern, als wollte er damit ausdrücken: Laſſen wir Tondern einmal ſeine Weisheit auskramen:

„Auf deine Gründe wäre ich begierig; du wirſt mir zugeben müſſen, daß George von Breda die junge Dame gerade ſo behandelte, als wenn ſie ſeine Tochter wäre.“

„Zugeſtanden,“ antwortete Tondern, „aber daß ſie nicht ſeine Tochter iſt, darin liegt der große Unterſchied. Er reitet nicht ihr allein, er fährt mit ihr in dem kleinen Phaeton ſpazieren.“

Ja, in dem kleinen Phaeton, dachte ſeufzend Graf Helfenberg, den ſie ſo ſehr liebt!

„Und wenn er mit ihr reitet und fährt, hängt ſein Auge mit einem Intereſſe an ihr, das wir an dem wilden George gar nicht gewohnt waren. In allen Dingen iſt er mit dem jungen und ſehr ſchönen Mädchen aux petits soins, und alles das hätte neben jeder anderen Frau vielleicht nicht das Geringſte zu bedeuten, aber nehmen wir Frau von Breda mit ihrer mehr als gewöhnlichen Ruhe, mit ihrer Gleichgültigkeit und Theilnahmloſigkeit —“

„Halten Sie, Tondern!“ rief Graf Helſenberg, der in der That nicht mehr hören wollte.

Doch — wollte der Sprecher den Ernſt dieſes Ausrufes nicht verſtehen, oder verſtand er ihn wirklich nicht, genug, er fuhr mit einer gefälligen Handbewegung fort: „Waren wir doch alle bei der Vermählung unſeres gemeinſchaftlichen Freundes, des Herrn von Breda, überzeugt, daß nie eine größere Convenienz-Heirath geſchloſſen wurde als dieſe. Da war doch wahrhaftig von einer gegenſeitigen Zuneigung nicht die Rede; ſie betrachtete ihren Mann als einen vortrefflichen Verwalter und Rechnungsbeamten, und er ſie als eine brave und verehrungswürdige Frau, die ihm zu einer höchſt angenehmen und mehr als ſorgenfreien Exiſtenz verholfen. Und das iſt ein ſehr zuſagendes Verhältniß, welches vor allen Dingen die Eiferſucht ausſchließt.“

Mochte der Baron Fremont bei dieſen Worten ſeines Freundes vollkommen richtig in den finſteren Blicken des Hausherrn geleſen haben, der die Lippen zuſammenbiß und unruhig hin und her rückte, oder mochte er ſich denken, der Graf nehme die Worte des Herrn von Tondern nur aus Freundſchaft für den Baron übel, und wir glauben das Letztere an-

nehmen zu dürfen — er versuchte, der Unterredung eine minder ernste Wendung zu geben.

„Wie ich Sie vorhin versichert, bester Graf," rief er aus, „so hat Tondern heute seinen schlimmen Tag, und Sie haben jetzt zur Genüge gesehen, daß meine Behauptung vollkommen richtig war. Ich versichere Sie, wenn böse Laune über ihn kommt, so ist seine Zunge so scharf, wie die eines alten keifsüchtigen Weibes, und wir hören dann von ihm Dinge, die er selbst nicht glaubt. — Ja, ja, Tondern, es ist so," fuhr er eifriger fort, als er sah, daß dieser etwas erwidern wollte. „Gib das dieses Mal zu, liebe Seele, du hast ja auch sonst deine guten Eigenschaften und pflegst selbst zu sagen: wo viel Licht ist, findet man auch Schatten. — Aber, Teufel!" unterbrach er sich, vielleicht nicht ohne Absicht, um das Gespräch von vorhin gänzlich zu Ende zu bringen, indem er einen Blick auf die Uhr warf, die auf dem Kamingesims stand, „schon eilf Uhr vorüber! Da müssen wir gehen, Tondern; du weißt, wir haben um die Stunde ein Rendezvous. Wenn ich sage, wir haben ein Rendezvous," sprach er etwas geckenhaft lachend zum Hausherrn, „so ist das ganz ungefährlich."

Graf Helfenberg hatte sich so rasch als möglich erhoben und sagte mit ziemlich gleichgültigem Tone: „Das bedaure ich unendlich; ich hatte schon gehofft, Sie würden bei mir frühstücken. Vielleicht das nächste Mal?"

„Das nächste Mal gewiß, bester Graf," antwortete Baron Fremont, indem er nach seinem Hut langte; „man frühstückt bei Ihnen deliciös wie nirgends. — Komm, Tondern!"

Dieſer hatte ebenfalls einen Blick auf die Uhr geworfen und ſich dann ſehr langſam erhoben, wobei er ſagte: „Es iſt das hier eine vortreffliche Feuerecke, und es thut mir in der That leid, ſie verlaſſen zu müſſen.“

„Dieſer Tondern iſt doch ein mürriſcher, grober Kerl, wenn er ſeinen ſchlimmen Tag hat,“ lachte der Baron. „Von unſerer Unterhaltung ſpricht er gar nicht. Graf Helfenberg wird froh ſein, deinen Rücken zu ſehen. — Nun, er wird ſich beſſern.“

Bei dieſen Worten zeigte er freundlich grinſend mehrmals ſeine Zähne und reichte dann zum Abſchied dem Hausherrn die Hand.

Auch Tondern ergriff die Rechte des Grafen, welcher ſie ihm beinahe widerſtrebend ließ, dann ſagte er: „Ich bin in der That heute ungenießbar und bitte deßhalb um Verzeihung; wie Fremont ſagt, will ich mich beſſern und hoffe in den nächſten Tagen, wenn wir wieder zuſammen ſind, zur Unterhaltung angenehmer beitragen zu können. — Adieu, Graf Helfenberg. Ich wünſche von Herzen einen guten Tag und die beſten Fortſchritte in der Beſſerung.“

Damit gingen die Beiden hinaus, und als Graf Helfenberg allein in ſeinem Zimmer war und hörte, wie die Schritte der ſich Entfernenden verklangen, ſtampfte er heftig auf den Boden und rief aus: „Wie kann ich ſo thöricht ſein und mir das Geſchwätz eines ſolchen Narren zu Herzen nehmen! — Und doch hat mich's tief ergriffen. — Es iſt die Stelle, wo ich am ſterblichſten bin,“ ſagte er nach einer Pauſe, nachdem er düſter nachſinnend eine Weile in die Gluth des Kaminfeuers geſtarrt. O, das wäre entſetzlicher als Alles, entſetzlicher als meine Leiden, entſetzlicher, als wenn ich ſelbſt dem

geliebten Mädchen mich nicht mehr nähern dürfte! — Doch nein, nein, Tonderns böſe Zunge iſt ebenſo bekannt, als daß George von jeher ein Weiberfeind war; ein ſo ruhiger Menſch, ein ſo feſter Charakter. — — Ja, feſt, wiederholte er träumeriſch, und unnachgiebig, wenn er einmal einen Entſchluß gefaßt hat, wenn etwas ſein Herz bewegt. — Aber er kennt keine Bewegungen des Herzens, vielleicht aber auch erkennen wir die ſeinigen nicht. „Ah, fort, fort mit dieſen Gedanken! Bin ich doch, weiß Gott im Himmel, auch ohne dieſelben elend genug.“

Er ging, indem er dies Letztere halblaut ausſprach, haſtig auf den Schreibtiſch zu und warf die Mappe mit den Plänen auf. — Da ſteht Eugenie, dachte er alsdann, und hier wieder, und dort ſteht der geliebte Name abermals; das könnte ſeltſam erſcheinen und iſt doch bei George wieder ſo natürlich. Hat er doch von jeher die Wuth gehabt, Alles zu bezeichnen und zu numeriren; es ſollte mich gar nicht wundern, wenn er auf die betreffenden Stühle und Bänke ihren Namen einſchrieb. Er iſt ein Pedant, und ein Pedant kennt ſelten die wahren Gefühle der Liebe! —

So dachte der Graf und ſchlug dann abermals das Blatt auf, auf welchem das Zimmer des jungen Mädchens dargeſtellt war. Er betrachtete es mit einem tiefen Seufzer, und wieder fuhr er mit dem Finger auf dem Bildchen von der Thür bis zu jenem Fauteuil hin, und dachte dabei vielleicht daſſelbe, was wir früher angedeutet. Und doch war's nicht ganz ſo. Der heitere Ausdruck auf ſeinem Geſichte war nicht mehr wie vor einer Stunde zu ſehen; er biß die Lippen krampfhaft zuſammen, und ſeine Finger zuckten, als er zwiſchen den Zähnen murmelte: Und er hat ein Recht, dort einzu-

treten, so oft er will, und wenn er dort einträte und leise näher ginge zu ihr, sich über sie herabbeugte und seine Lippen auf ihr süßes, duftiges Haar drückte — wenn er das thäte, und wenn sie darauf leicht zusammen führe und den Kopf herumwendend ausriefe: „Ah, George!“ und er vielleicht antwortete: „Meine Eugenie!“ — — dann — verflucht! verflucht! Dann wäre jener Arzt, der mir gesagt, er könne mir vielleicht helfen, mein Mörder, und er würde mich zu einem Leben erretten, das qualvoller wäre als jeder Tod. — Verfluchte Gedanken! — —

„Was soll's?“

Dieser Ausruf galt dem Kammerdiener, der abermals herein getreten war und nun meldete, der Jäger Klaus sei draußen und wünsche Seine Erlaucht zu sprechen.

Eine hastige Handbewegung des Grafen, sowie ein Nicken mit dem Kopfe gab den Befehl, den Gemeldeten augenblicklich eintreten zu lassen.

Klaus erschien in seinem grauen Jägerrocke; er hatte den Hut in der Hand und blieb mit einer demüthigen Verbeugung an der Thür stehen.

Der Graf warf die Mappe zu und eilte, so schnell er konnte, dem treuen Diener entgegen, den er bei der Hand ergriff und hastig gegen das Fenster zog.

„Was ist's, Klaus?“ fragte er dann, „was hast du mir zu sagen?“

Dabei schaute er aber den Jäger nicht an, sondern seine Blicke schweiften durch das Fenster auf die weite Landschaft, nach den fernen Bergen hin, wo er jene Stelle suchte, die ihm so bekannt und lieb war.

„Ich habe das gnädige Fräulein wieder gesprochen, sagte

Klaus, „und habe ihr auch gesagt, mein Neffe, der Jäger, frage mich oft nach ihr.“

„Gut, gut! Und das nahm sie freundlich auf?“

„Freundlich wie ein Engel, Erlaucht,“ antwortete Klaus; „sie erkundigte sich nach Ihrem Befinden und sagte alsdann, es solle sie recht freuen, wenn sie im Frühjahr wieder in die Berge komme und Sie dort besser und heiterer sehe, als im vorigen Jahre.“

„Weiter, weiter!“ drängte der Graf.

„Dann sagte ich ihr auch, mein Neffe, obgleich er nicht ausgehen solle, habe das doch gewagt und sie vor ein paar Tagen zu Pferde reitend gesehen.“

„Gut! Und das nahm sie nicht übel auf?“

„O Gott, nein, Erlaucht! sie lächelte und gab mir zur Antwort: Hätte ich das gewußt, so würde ich nach deinem Neffen gesehen haben.“

Graf Helfenberg sah sehr bleich aus, preßte die Hand auf das Herz, und seine Lippen zuckten.

„Und das Andere?“ fragte er alsdann; „das Wichtigere?“

„Habe ich bestens besorgt,“ erwiderte der Jäger Klaus. „Das gnädige Fräulein erinnerten sich, von der Kammerfrau der hochseligen Frau Baronin gehört zu haben. O, sie hat ein so gutes Herz, Erlaucht; sie hat mir versprochen, zu überlegen, ob es ihr möglich sei, einen Besuch dort zu machen.“

„Und wenn das geschähe, Klaus,“ rief der Graf hocherfreut, „glaubst du, ich könnte mich dort sehen lassen?“

„Ich glaube, es würde gehen,“ meinte der Diener: „der Schwiegersohn jener Frau ist ein Bekannter von mir, obendrein der Jäger des Herrn Barons von Breda; da hat es

nichts Auffallendes, wenn ſich dort zuweilen einmal ein anderer Förſter ſehen läßt."

„Vortrefflich," entgegnete der Graf. „Ah! ich erinnere mich, das iſt der Brenner; ich kenne ihn ja genau. Er wird mich wohl nicht mehr erkennen; habe ich mich doch ſehr verändert," ſetzte er traurig hinzu, „ſeit er mich nicht mehr geſehen. Doch iſt das für unſeren Plan um ſo beſſer. — Vor allen Dingen aber laß nicht nach und ſuche genau zu erfahren, wann — ſie den Beſuch machen wird. Du weißt, Klaus, wie viel mir daran liegt, und du weißt auch, wie dankbar ich dir ſein werde."

Der Jäger ſenkte den Kopf tief herab und machte eine ſo frohe Miene, daß man aus derſelben wohl las, wie die Zufriedenheit ſeines guten Herrn ſchon an ſich ſein ſchönſter Lohn war. Dann fragte er, ob Seine Erlaucht ſonſt noch etwas zu befehlen hätten, worauf der Graf, der gern allein mit ſeinen Gedanken ſein wollte, ihm die Hand reichte und ihn freundlich entließ.

— — Und wenn alles das vergeblich wäre! ſprach der Kranke zu ſich ſelber, als er wieder allein war; wenn ich — nicht dieſer Tondern — ein Recht hätte, eiferſüchtig zu ſein! wenn George wirklich in jenes Zimmer träte, — wenn er wirklich — — doch nein, nein! — Hoffen, ja, hoffen!

Dreißigſtes Kapitel.

Geſpräch zwiſchen guten Freunden.

Wir wiſſen aus dem vorigen Kapitel, daß Baron Fremont und Herr von Tondern mit einander die Wohnung des Grafen Helfenberg verlaſſen hatten. Ohne zu ſprechen, ſtiegen ſie die breite Treppe hinab und wurden drunten von Meiſter Jonathan, der, was ſeine Verbeugungen und ſonſtigen Ehrfurchtsbezeigungen anbelangte, außerordentliche Nuancen zu machen verſtand, mit einem ziemlich ſteifen Bückling entlaſſen. Der alte Thürhüter ſenkte den Kopf nur wenig und ließ ihn, nachdem ihm die Beiden kaum den Rücken zugewandt hatten, förmlich wieder in die Höhe ſchnellen, worauf er ihnen mit hoch erhobener Naſe und finſterem Stirnrunzeln nachblickte.

Der Baron hängte ſich an den Arm des Anderen, und erſt als ſie eine Strecke Wegs von dem Hauſe des Grafen entfernt waren, brachte er ihn mit einem gelinden Ruck zum Stehen und ſagte: „Aber jetzt laß doch einmal hören, Ton-

dern, weßhalb muß dich denn der Teufel plagen, daß du da Anſpielungen auf George Breda machſt, die Keiner geduldig hinnehmen würde und am allerwenigſten er, wenn ſie ihm zu Ohren kämen! Iſt das deine geprieſene Klugheit, oder glaubſt du, Helfenberg fühle ſich vielleicht aus Liebe zu dir verpflichtet, über die ganze Unterredung reinen Mund zu halten und nicht bei der nächſten Entrevue mit Breda etwas davon fallen zu laſſen?"

„Ehe ich dir antworte," verſetzte Tondern, indem er den Baron fortzog, „laß uns weiter gehen. — Du meinſt alſo, ich habe zu viel geſagt?" fuhr er fort, nachdem ſie einige Schritte gemacht. „Und am Ende denkſt du wohl, es ſei mir gegangen wie einer ganz gewöhnlichen Plaudertaſche, die in den Tag hineinplappert, ohne zu wiſſen, was ſie eigentlich ſchwatzt?"

Fremont ſah ſeinen Freund einen Augenblick zweifelhaft von der Seite an; dann ſagte er: „Du hätteſt alſo abſichtlich über Fräulein von Braachen ſo geſprochen?"

„Daß ich des Barons alſo erwähnte, geſchah allerdings, wenn du willſt, mit Abſicht. Du haſt nun einmal, um mich eines gelinden Ausdrucks zu bedienen, ein weiches, nachgiebiges Gemüth. Wer vor dir die Naſe recht hoch hebt, der bringt dich unwillkürlich dazu, deinen Rücken tief zu krümmen."

„Ah, das möchte ich ſehen!"

„Es würde kein erquicklicher Anblick für dich ſein," fuhr Tondern mit großer Ruhe fort; „aber glaube mir, es iſt ſo. Am Ende kannſt du dich auch eher bücken als ich, du biſt nun einmal Baron, rangirſt alſo neben Breda und auch nicht zu tief unter Helfenberg. Ich aber, ein einfacher Adeli-

ger, der ſo ſchon zuweilen beinahe nur geduldet wird, ich muß mich hoch halten, damit Andere mich nicht herunterdrücken, muß meine Zähne zeigen, damit ich nicht von Andern gebiſſen werde, muß feſt auftreten, daß man bei einem Stoße, den man mir zu geben beabſichtigt, auf eine kräftige Vergeltung rechnen kann. Nebenbei — unter uns geſagt — habe ich dieſen hochmüthigen Breda nie gemocht; er hat eine Manier, die Leute von ſich abzuhalten, die mir unerträglich iſt. Ich haſſe ihn."

„Höre, Tondern," ſagte Fremont leicht lächelnd, aber mit ernſtem Tone, „du biſt in der That eiferſüchtig auf ihn."

„Und wenn dem ſo iſt, ſo wiederhole ich dir hier unter uns, daß ich feſt überzeugt wäre, alle Urſache dazu zu haben."

„Ah, du ſpaßeſt! Breda, dieſer ruhige Menſch!"

„Stille Waſſer ſind tief."

„Der niemals mit den Weibern etwas zu thun hatte."

„Was nicht ausſchließt, daß er heute noch anfangen kann."

„Breda, der ſo kalt iſt."

„Ja, in ſeinem äußeren Weſen kalt, abgemeſſen, berechnend. Haſt du aber nie geſehen, wie ſein Auge aufflammt, wenn er von etwas ſpricht oder etwas betrachtet, was ihn intereſſirt?"

„Ja, ich glaube das noch neulich bemerkt zu haben."

„Bei deinem Diner im Breda'ſchen Hauſe?"

„Ja, ja, jetzt fallen mir ſolche Kleinigkeiten ein. Er rückte ihr ſelbſt den Stuhl zurecht, und als ſie dankend umſchaute,

bemerkte ich in der That einen eigenthümlichen Blick in seinen Augen."

Bei diesen Worten blieb Tondern mit einem Male stehen, schaute seinem Freunde fest ins Gesicht, wobei er langsam den Kopf auf und ab wiegte, und sagte:

„Nun sieh, Fremont, was du für ein Kerl bist! So eben willst du mich zerreißen, daß ich es gewagt, etwas Compromittirendes über die schöne Eugenie zu sagen, und gleich darauf, da ich dir mit leichter Mühe auf die Bahn helfe, findest du selbst, ich könnte vielleicht Recht haben. Du bist entsetzlich wankelmüthig, und auf deine Gesinnungen kann man sich niemals verlassen."

„Nun, von meinen Gesinnungen meine ich, hättest du Proben genug," sprach der Andere ärgerlich, indem er vorwärts ging und so seinen Freund veranlaßte, ihm zu folgen; „aber daß deine Grillen oft unausstehlich sind, das wirst du mir hoffentlich glauben. Du bist wie ein Chamäleon, man weiß in diesem Augenblicke nicht, welche Farbe du im nächsten zeigen wirst."

„O, es ist oft sehr angenehm," lachte Tondern, „die Flagge zu wechseln und so die Leute irre zu führen. Und welches ist denn deine richtige Flagge, in Bezug auf diese eben berührte Angelegenheit? Bist du neugierig oder interessirt?"

„Beides, wenn du willst," versetzte der Baron; „Fräulein von Braachen ist eine außergewöhnliche junge Dame, für die man sich schon interessiren kann. Du glaubst freilich nicht an reine und edle Gesinnungen und bist deßhalb auch nicht im Stande, den seelenvollen und wunderbaren Blick dieses herrlichen Mädchens zu verstehen."

„Kennſt du ihre Mutter?“

„Seltſame Frage! Du weißt wohl, daß ich ſie kenne.“

„Nun denn, Eugenie iſt ihre Tochter.“

„Hol' dich der Teufel! — Tondern, es iſt gefährlich, mit dir umzugehen; ich verſichere dich, man kann in deiner Geſellſchaft alle ſeine Moral verlieren, wenn man nicht feſte Grundſätze hat. — Doch hier ſind wir an unſerem Café, und wie die Uhr ſagt, früh genug.“

„Scherz bei Seite!“ bemerkte Tondern, indem er ſeinen Freund, der ins Kaffeehaus treten wollte, am Arme zurückhielt, „ich denke in Wirklichkeit durchaus nichts Schlimmes von Fräulein Eugenie von Braachen; weißt du aber, was mir bei ihrem Anblick ſchon oft eingefallen iſt?“

„Nun, was Gutes ſicherlich nicht.“

„Für das junge Mädchen allerdings nicht viel Gutes, aber für dich — du könnteſt keine paſſendere Frau finden als die ſchöne Eugenie.“

„Dummheiten!“

„Ein Mädchen mit ſo reinen und edlen Geſinnungen!“ ſagte Herr von Tondern, indem er wie unabſichtlich die Worte des Andern von vorhin wiederholte. „Ein ſo wunderbares Geſchöpf mit dem ſeelenvollſten Blick, den man nur finden kann! Und trotz alledem und alledem vortrefflich erzogen. Ich bin überzeugt, die Baronin Fremont müßte überall, wo ſie hinkäme, das größte Aufſehen erregen.“

„Was du in deiner Spottluſt ſagſt,“ entgegnete ziemlich ernſt der Baron, „hat oft, ohne daß du es weißt, Seiten, die zu erwägen ſind. Eugenie iſt allerdings in jeder Beziehung ein vortreffliches Mädchen, und wenn es einmal eine

Baronin Fremont geben ſollte, ſo wüßte ich in der That dazu keine paſſendere Perſönlichkeit."

„Ein prachtvolles Paar!" lachte Tondern ironiſch.

„Nun ja, es hat ſo den Anſchein; aber —"

„Ah! ich verſtehe dein Aber; du brauchſt eine Erbin."

„Du weißt das am beſten, lieber Tondern," antwortete Fremont mit einem Anflug von Schärfe in ſeiner Stimme. Der Andere zuckte lachend die Achſeln und ſchritt voran in das Kaffeehaus.

Es war das ein elegantes, großartiges Etabliſſement, wo ſich Keiner um den Andern bekümmerte, wo man einen Fremden nicht beachtete und wo ſogar genaue Bekannte, die nicht mit einander zu ſprechen hatten, ſich kaum mit einer leichten Handbewegung grüßten.

Tondern, der es zuweilen ſo machte, ſchritt durch mehrere Zimmer, bis er an ein kleines, entlegenes Gemach kam, wo ſich Niemand befand. Während er und Fremont ſo durch die Räume des Café gingen, ſchauten Beide, ohne dabei Aufſehen zu erregen, nach allen Seiten, als ſuchten ſie etwas, was auch in der That der Fall war; denn als ſie in dem entlegenen Gemach angekommen waren, ſagte Tondern, indem er ſich auf einen Stuhl niederließ: „Er iſt noch nicht da."

„Es fehlen auch noch zehn Minuten an der beſtimmten Zeit," entgegnete Baron Fremont, der ebenfalls einen Sitz nahm und Chocolade bei dem eintretenden Kellner beſtellte.

Tondern ließ ſich ein Glas Abſinth geben und zog eine Cigarre des Grafen Helfenberg aus der Taſche, von denen er einige aus dem Kiſtchen vom Kamine genommen und eingeſteckt hatte. Er bot auch ſeinem Freunde eine, der kopf-

ſchüttelnd dankte, dann aber ſeinen Arm auf den Tiſch ſtützte, den Kopf darauf legte und nachdenkend die letzten Takte eines Liedes vor ſich hin pfiff, ehe er ſprach:

„Und du glaubſt in der That, daß Helfenberg uns in ſeinem Teſtamente bedacht hat?“

„Ich bin davon überzeugt.“

„Es ſähe ihm allerdings ähnlich; er hat ein gutes Herz, er kann uns wohl leiden, und was kann es ihm, ohne nahe Anverwandte, bei ſeinem unermeßlichen Reichthum verſchlagen, wenn er Jedem von uns ſeine vierzig- bis fünfzigtauſend Thaler hinterläßt?“

Er verſank abermals in Nachdenken, während Tondern ruhig fort rauchte und dem blauen Dampfe nachblickte, der langſam in das Nebenzimmer zog, um ſich dort mit einer dicken Rauchſchicht zu vereinigen. Erſt nach einer Pauſe fragte Fremont den Andern plötzlich: „Und glaubſt du wirklich, daß der Graf ſehr krank iſt?“

„Daran iſt nicht zu zweifeln,“ gab Herr von Tondern zur Antwort, „und wenn es auch nicht ſchnell mit ihm geht, wie er ſelbſt in finſteren Augenblicken zu denken ſcheint, ſo iſt doch ſeine Krankheit unheilbar.“

„Ein Rückenmarksleiden?“

„Natürlich. Was mich übrigens anbelangt, ſo ſpeculire ich wahrhaftig nicht auf ſeinen Tod; mir wäre es genug, zu wiſſen, ob er mich bedacht hat; denn darauf hin ließe ſich gerade durch den Rechtsconſulenten, der das Teſtament verfaßt, vielleicht eine Anleihe negociiren, die ich ſehr nothwendig gebrauche.“

„Das iſt kein ſchlechter Plan. Und deßhalb ließeſt du

dir ein Empfehlungsſchreiben des Grafen ſelbſt an ſeinen Rechts-Beiſtand geben?"

Herr von Tondern zog einen zweiten Stuhl heran, auf den er die Füße legte, dann nickte er mit dem Kopfe.

„Ich hatte ſchon geglaubt," fuhr der Andere fort, „du wolleſt, unterſtützt von deiner unwiderſtehlichen Ueberredungskunſt, von dem guten Rechtsconſulenten den ganzen Inhalt des myſtiſchen Teſtaments erfahren."

„So viel habe ich noch nie auf meine Ueberredungskunſt gebaut," entgegnete Tondern kopfſchüttelnd, „was aber nicht heißen ſoll, als habe ich dieſe Angelegenheit, die vielleicht wichtig ſein könnte, aus den Augen gelaſſen; nur war es nothwendig, daß ich mich dazu der Hand eines Dritten bediente."

„Und dieſer Dritte?" fragte Fremont erſtaunt.

„Iſt es, den wir erwarten."

„Czrabowski?" rief der Baron, und in ſeiner Stimme klang etwas wie der Ton unangenehmer Ueberraſchung. „Ich weiß nicht, ob du gut thuſt," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „dich mit ihm ſo weit einzulaſſen; ich habe zu dieſem Herumtreiber ſehr wenig Vertrauen."

„Ich gar keins," bemerkte kaltblütig der Andere. „Aber ich glaube dir vor einiger Zeit geſagt zu haben, daß ich dieſen Czrabowski feſt habe wie der Fiſcher den Fiſch an der Angel; er zappelt in ſeinem Waſſer, ſo lange ich mag, und wenn er mich einmal durch ſein Betragen dazu auffordert, die Schnur anzuziehen, ſo laſſe ich ihn zu Tode zappeln."

„Aber ehe er ſich zu Tode zappelt, kann er auf dieſe Art ſchöne Dinge über dich ausſagen, am Ende auch über mich, und das wäre mir ſehr unangenehm!"

„Du wirst mir doch wohl glauben, lieber Fremont," entgegnete Tondern einigermaßen ungeduldig, „daß ich keine glühende Kohle mit der Hand anfasse. Was ich mit diesem Czrabowski abmache, geschieht alles mündlich, ohne Gegenwart von Zeugen; da soll er nachher sagen, was er will. So oft mich auch dieser Mensch veranlassen wollte, einen seiner Briefe schriftlich zu beantworten, so habe ich mich doch wohlweislich davor gehütet. Es könnte mich schon compromittiren, wenn er nur ein einziges Mal, selbst unter den unverfänglichsten Zeilen, meine Unterschrift vorweisen könnte."

Der Baron nahm einen Schluck von seiner Chocolade, nickte mit dem Kopfe und fragte nach einigem Besinnen: „Und wer ist dieser Czrabowski eigentlich?"

„Vor allen Dingen ein großer Lump," sagte Herr von Tondern in sehr gleichgültigem Tone. „Wie du weißt, nennt er sich Czrabowski — wahrscheinlich, um sich unter dem Klang dieses Namens für einen unglücklichen vertriebenen Polen ausgeben zu können. Eben so gut kann er aber auch Simpelmaier heißen und Gott weiß in welchem Nest in der Nachbarschaft zu Hause sein. Ein abgeriebener Kerl ist er auf alle Fälle; er war auf den hohen Schulen von Paris und London, spricht beide Sprachen nicht schlecht, und wenn er zufällig gut bei Toilette ist, so kannst du ihn, ohne dich bloßzustellen, in eine ganz gute Gesellschaft, zu einem Diner mitbringen, selbst wenn höchst anständige Damen dabei sind."

„Und sein Graf?"

„Bah! so ein Graf besteht aus vier Buchstaben, und den in ein falsches oder echtes Legitimations-Papier eintragen zu lassen, kostet wenig Zeit und Dinte."

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20751 / 017

„Aber wie kommſt du darauf, ihn bei dieſer Teſtaments-Geſchichte benutzen zu wollen? Ich halte doch den Doktor Plager für viel zu geſcheidt, als daß er ſo einem Kerl die geringſten Confidencen machte.“

„Deine Meinung unterſchreibe ich,“ antwortete lächelnd Herr von Tendern, „und hätte ſich Czrabowski angeboten, vorausgeſetzt, daß ich ſo dumm geweſen wäre, ihn aufzufordern, er wollte ſich an den Rechtsconſulenten wenden, ſo würde ich ihm unter die Naſe gelacht haben. Aber, lieber Fremont, du wirſt dich erinnern, daß man auch auf Umwegen zum Ziele gelangen kann.“

„Ah, ich verſtehe. Hat Herr Doktor Plager vielleicht eine hübſche Frau?“ fragte der Baron mit unverkennbarem Intereſſe.

„Ich glaube, ſie iſt nicht übel,“ entgegnete der Andere. „Aber nebenbei beſitzt er eine Schwägerin, die für den Grafentitel, für die hohe Stirn des Czrabowski, für ſeine Toilette und für den fremden Accent, den er meiſterhaft nachzuahmen verſteht, ſehr empfänglich ſein ſoll. — Na, dieſen Accent haſt du auch ſchon gehört; er hat eine gewiſſe ziſchende Ausſprache und ein Anſtoßen mit der Zunge, das für manche Weiber unwiderſtehlich iſt.“

„Und dieſe Schwägerin des Doktor Plager iſt hübſch?“

„Nicht übel, ein junges, friſches Mädchen. — Hui!“ wandte er ſich mit komiſchem Lächeln an ſeinen Freund, indem er ihm das volle Geſicht zuwandte, „du hätteſt am Ende die Rolle des Czrabowski ſelbſt übernommen? Ja, lieber Fremont, man kann in der Welt nicht Alles haben; zu ſolchen Geſchichten fehlt uns Beiden das Zeug.“

„Ah, was das anbetrifft,“ antwortete Baron Fremont,

indem er sich in einem der großen Spiegel betrachtete, mit denen die Wände des Gemaches verziert waren, „so sollte ich meinen, du oder ich könnten es doch in der That mit einem ganzen Dutzend Czrabowski's aufnehmen."

„In unserer Sphäre natürlicher Weise, oder auch dort, wenn du dich in dem Hause hättest vorstellen lassen und deine kleine Cour gemacht, freilich nicht ohne von vorn herein solide Absichten durchblicken zu lassen."

„Nun, das kann man ja im Nothfalle thun."

„Ja, aber man compromittirt sich dabei. Wäre es dir zum Beispiel gleichgültig, wenn man in der Gesellschaft erzählte: Haben Sie denn schon die große Neuigkeit gehört, Baron Fremont heirathet nächstens, und wen glauben Sie wohl? — Die Schwägerin eines talentvollen Rechtsconsulenten, des Doktor Plager."

„Ja, von so etwas spricht man auch nur mit Erwählten unter vier Augen; das behält man für sich."

„Du wohl; aber das Mädchen im Gegentheil hat alles Interesse, die Sache so öffentlich als möglich zu machen. Und sie muß sie öffentlich machen, um dich entweder zum Heirathen zu zwingen, oder ihren Ruf vor der Welt zu bewahren."

„Das leuchtet mir ein," versetzte lachend der Baron. „Aber da mir das Terrain am hiesigen Platze für solche Experimente versperrt sein muß, so werde ich nächstens einmal nach einer anderen Stadt gehen, um dort Gastrollen zu geben."

„Es läßt sich das hören, und ich sage dir, du wirst unglaubliche Resultate erzielen. Es gibt unter diesen anständigen Bürgermädchen welche, die von einer Leichtgläubigkeit sind,

daß sogar unser einem die Haare zu Berg steigen könnten. Aber, wie gesagt, du mußt dich nicht geniren, mit der größten Oeffentlichkeit zu manövriren. Es läßt sich ein Baron Fremont vorstellen — wie im vorliegenden Falle ein Graf Czrabowski — du trittst sehr frei auf, du umgibst dich und deine Verhältnisse mit einem interessanten Dunkel."

„Das sich aber der Vater des betreffenden Mädchens augenblicklich alle Mühe geben wird, aufzuklären; er wird Erkundigungen einziehen und wird bald erfahren, was hinter diesem Grafen Czrabowski eigentlich steckt."

„In dem Falle hättest du schlecht manövrirt; der Vater muß vorderhand gänzlich aus dem Spiele bleiben; du wendest dich an die Mutter, an eine ältere Schwester oder so etwas; aber vor allen Dingen lasse bei diesen so bald als möglich durchblicken, daß du die solidesten Absichten habest, daß du heirathen wollest."

„Man wird mir nicht glauben."

„In dem Punkte habe ich erschreckende Beispiele; es ist das eine ganz eigene Geschichte. Bewirb dich als Nachbarssohn, dessen Herkunft bekannt ist, und dessen Ahnen — wenn man das so nennen kann — sich hinter dem Pfluge oder in eine niedrige Handwerksstätte verlaufen, um die Hand der Tochter eines Mannes, der dem Honoratiorenstande angehört, der betitelt ist, der mit Stolz auf die Rangklasse blickt, welche ihn zu besitzen das Glück hat, so wird dich die weibliche Sippschaft mit nicht geringem Naserümpfen empfangen, namentlich wenn du schüchtern auftrittst und dein Einkommen darlegst, das gesichert, aber bescheiden ist, und wenn du obendrein weder Rang noch Titel aufzuweisen hast. Falle aber als Fremder mit der Thür in's Haus, zuversichtlich, dreist, zum

Beispiel als Graf Czrabowski, und du wirst sehen, wie du aufgenommen wirst. Mutter und Schwester werden für dich von einem Glauben beseelt sein, der wie auf Felsen fundirt ist. Wie gesagt, ich spreche aus Erfahrung und habe Mütter gekannt, die es für nicht unwahrscheinlich hielten, daß der Herzog A. oder Prinz C., der an ihrer Tochter Wohlgefallen fand, sie wohl heirathen könnte. Es seien ja Vorgänge da, und was bei Ida geschehen, sei auch bei Elise nicht unmöglich."

„Aber das Ende vom Liede?" meinte Baron Fremont. „Jede Sache hat doch einen endlichen Ausgang!"

„Das Ende vom Liede," erwiderte Herr von Tondern, nachdem er mit großem Wohlgefallen eine gewaltige Dampfwolke aus der unvergleichlichen Cigarre des Grafen Helfenberg gezogen und von sich geblasen, „ist zuweilen ein bischen tragisch; aber mag es für das Mädchen noch so unangenehm auslaufen, ihr guter Name bleibt in gewisser Beziehung vor den Augen der Welt bewahrt; nur der Graf Czrabowski — wir wollen den Namen wie eine X Größe in der Mathematik beibehalten — verschwindet und hat sich natürlicher Weise unverantwortlich schlecht benommen. Das Mädchen trifft ja nicht die geringste Schuld; hat er doch versprochen, sie zu heirathen, hat er sich doch mit ihr öffentlich gezeigt, denn das gehört vor allen Dingen dazu, um der Sache den passenden Mantel umzuhängen. Daß er, nachdem allerlei geschehen, wortbrüchig geworden und verschwunden, das ist ja für sie keine Schande, sondern nur ein Unglück. Im Grunde ist ein solches Mädchen auch wirklich zu bedauern; es hat warmes Blut, es handelt in der Leidenschaft, wogegen oft eine Gans von einer Mutter nicht das Geringste zu ihrer Recht-

fertigung anzugeben weiß. — Doch da kommt das lebendige Beiſpiel meiner Theorie.“

Statt bei dieſen Worten dem im andern Zimmer Erſcheinenden entgegen zu blicken, wandte ſich der Sprecher gleichgültig auf die Seite und ſtieß die Aſche von ſeiner Cigarre ab, während Baron Fremont ſich auffallend lange mit ſeiner Chocoladetaſſe aufhielt; ja, er nahm den Löffel zu Hülfe, um das, was von der braunen Maſſe am Boden ſaß, nicht zu verlieren, und nachdem dies geſchehen, trank er einen guten Schluck Waſſer, worauf er ſein Battiſttuch hervorzog und den Schnurrbart ſauber abwiſchte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Graf Czrabowski.

Während dessen hatte der eben Angekommene Zeit genug gehabt, in das Zimmer zu treten, wo er eine ziemlich devote Verbeugung machte, an den Tisch trat und sich mit den Händen auf die Lehne eines leer stehenden Stuhles stützte, statt sich darauf zu setzen.

Herr von Tondern nahm die Cigarre aus dem Munde, stützte den Arm auf den Tisch und zeigte mit der Cigarre auf den eben Angekommenen, während er mit langsamer Stimme zu Baron Fremont sagte: „Da ist Herr von Czrabowski; du wirst dich seiner wohl noch erinnern."

Fremont nickte steif mit dem Kopfe, während der Pole seine respektvolle Verbeugung von vorhin wiederholte.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" sprach Tondern, wobei er ein lautes Gähnen schlecht zu unterdrücken suchte.

Der Graf Czrabowski setzte sich, doch dauerte es eine Zeit lang, ehe die Unterhaltung auch nur einigermaßen wieder

in Gang kommen wollte. Auf den Ruf des neu Hinzugekommenen brachte der Kellner ein Glas Zuckerwaſſer, worauf Erſterer ein Cigarren-Etui aus der Taſche zog, welches ſehr friſch und neu war und auf der einen Seite eine Stickerei von weißen und blauen Perlen zeigte.

Herr von Tondern ſchielte lächelnd darauf hin, zeigte mit dem Ende ſeiner Cigarre auf die Stickerei und ſagte, indem er Fremont aufmerkſam machte: „Da kannſt du ſehen, welche Eroberungen Herr von Czrabowski ſeit der kurzen Zeit ſeines Hierſeins gemacht. Du lieber Himmel! Es iſt ſchon lange her, daß wir keine friſchen Stickereien mehr gehabt haben.“

„Ich habe nie viel darauf gehalten,“ ſprach Fremont mit wegwerfendem Tone.

„O doch,“ meinte Tondern; und auf den ſcharfen Zügen ſeines immer etwas malitiös ausſehenden Geſichtes zeigte ſich ein beinahe ſchwärmeriſches Lächeln. „Es gab eine Zeit, wo ich eine geſtickte Brieftaſche für mein höchſtes Gut auf Erden anſah.“

„Damals mußt du ſehr jung geweſen ſein.“

„Ja, ich war leidlich jung und ſie außerordentlich ſchön, aber ſchrecklich leichtſinnig. Das brachte uns endlich auch aus einander.“

„Armer Tondern!“

„Lieber Freund,“ erwiderte wichtig der Andere, „ſolche Liaiſons verſtehſt du nicht; ich ſage dir, in den heimlichen Wegen, die man dabei zu machen hat, liegt etwas ungeheuer Reizendes. Da frag' den Herrn von Czrabowski. — Apropos,“ wandte er ſich mit einem Male an dieſen, „man kann Ihnen ja gratuliren? — Sie wollen das kleine Mädchen

wirklich heirathen? — Nehmen Sie mir nicht übel, da bedaure ich sie."

„Mich?"

„Nein, nein!" lachte Tondern, „das Mädchen."

„Das ist kein Compliment für mich," meinte der Graf etwas geckenhaft, wobei er sein weniges Haar auf dem Kopfe zusammen zu bringen sich bemühte.

„Das soll auch gar kein Compliment für Sie sein," entgegnete Herr von Tondern, der den gewinnenden Ton in seiner Stimme plötzlich fallen ließ und mit jener boshaften Schärfe sprach, die sogar ein gutes Wort von ihm verletzend machen konnte.

Fremont blickte neugierig in die Höhe.

„Wahrhaftig, werther Herr," fuhr Tondern fort, „ich halte es eigentlich für eine Gewissenssache, den vielleicht braven Vater dieses unerfahrenen Mädchens nicht gewarnt zu haben, oder dies nicht heute noch zu thun."

Der Graf Czrabowski war freundlich genug, das so eben Gesprochene für einen harmlosen Scherz zu nehmen, obgleich es in einem ganz anderen Tone gesagt war. Daher erwiderte er: „Verzeihen Sie, aber die junge Dame hat gar keinen Vater mehr."

„Aber eine Gans von einer Mutter wird sie haben," fuhr Tondern fort, „eine gewissenlose Person, die es charmant findet, daß ein Graf — Sie nennen sich ja Graf? — ihrer Tochter den Hof macht und sich herabläßt, dieselbe um guten Namen und sonst noch allerlei zu bringen."

Baron Fremont hörte mit großem Erstaunen diesen Reden zu; er richtete den Kopf in die Höhe und sagte mit einem

verlegenen Lächeln: „Tondern iſt heute ſehr ſpaßig aufgelegt; er hat ſo ſeine Momente.“

„O ja, wir haben unſere Momente; nicht wahr, Herr— Graf?“ wandte ſich Tondern mit einem ſpöttiſchen Lachen an Czrabowski, „wo wir einander gar nichts übel nehmen; wir kennen uns.“

Dieſe Worte waren von einem ſo ſcharfen Blicke begleitet, daß der Graf ſeine Augen auf das Waſſerglas niederſenkte, daraus trank und alsdann verſetzte: „O freilich, Herr von Tondern, wir kennen uns.“

„Gut, und da wir uns alſo kennen, ſo möchte ich jetzt wiſſen, wertheſter Herr, wie weit wir in unſeren Angelegenheiten gekommen ſind. — Verzeih', Fremont,“ wandte er ſich an dieſen, „wir haben da ein Geſchäft, und es wird dich wohl nicht geniren, wenn wir darüber in deiner Gegenwart verhandeln.“

Der Graf warf einen mißtrauiſchen, fragenden Blick auf den Sprecher, welchen der Baron bemerkte und ſogleich ſagte: „Wenn ich dich und dieſen Herrn genire, ſo iſt es beſſer, ich gehe in das Leſezimmer und komme ſpäter wieder, wenn ihr fertig ſeid.“

Tondern fuhr mit der Hand an das Kinn, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man über etwas nachdenkt, dann meinte er nach einer Pauſe: „Ja, es iſt beſſer, Fremont, laß uns einen Augenblick allein, aber vor allen Dingen bleibe in der Nähe; ich brauche dich nachher nothwendig.“

„Schön,“ verſetzte der Baron, worauf er ſich langſam erhob und das Zimmer verließ, nachdem er gegen den Grafen leicht mit dem Kopfe genickt.

Dieſer machte es ſich bequemer, als Fremont das Zimmer

verlaſſen; er ſchlug ein Bein über das andere, pfiff eine Melodie vor ſich hin und nahm die Miene eines Mannes an, der vollkommen Zeit hat, zu erwarten, was der Andere ihn fragen wird, und der nebenbei durch kein Zeichen der Ungeduld zu verrathen geneigt iſt, daß ihm an jener Frage etwas gelegen iſt.

Tondern überſah die veränderte Haltung des Grafen Czrabowski durchaus nicht, doch that er langſam einen Zug aus der Cigarre und ſagte nach einem längeren Stillſchweigen: „Alſo in unſerer Angelegenheit haben Sie etwas gethan?“

„Sehr viel ſogar, und habe auch reuſſirt.“

„Den Teufel auch!“ rief Tondern ſich vergeſſend, da aus dieſem Ruf viel Intereſſe und Ueberraſchung zu hören war. „Wenn Ihnen aber Ihr Reſultat viel Mühe gemacht hat, ſo thut mir das in der That leid, denn das Ganze iſt eigentlich nicht viel mehr oder weniger als eine Grille von mir geweſen.“

Ueber die Züge des Polen fuhr ein unbeſchreiblich ſchlaues Lächeln; aber es war ein gemüthliches Lächeln, wogegen Herr von Tondern gehofft hatte, auf dem Geſichte des Anderen etwas getäuſchte Erwartung zu leſen.

„Ich habe es eigentlich auch als Grille aufgenommen,“ ſprach der edle Graf; „aufrichtig geſtanden, machte es mir anfänglich Spaß, meine Geſchicklichkeit zu erproben, die ich übrigens in dieſer Angelegenheit nur gering anſchlagen darf, denn es wurde mir eigentlich ſehr leicht gemacht; Glück und Zufall haben mich begünſtigt.“

„Da bin ich in der That neugierig,“ entgegnete Herr

von Tondern, indem er ſich in den Stuhl zurücklehnte. „Laſſen Sie mich hören.“

„Das ſollte ich eigentlich nicht thun,“ ſprach der Graf unbefangen; „denn wenn die Sache nur eine Grille von Ihnen war, ſo iſt es wohl thöricht von mir, Ihnen etwas mitzutheilen, was für Sie intereſſelos iſt, für mich aber von großem Intereſſe werden kann.“

Obgleich Herr von Tondern vor Begierde brannte, den Andern ſprechen zu hören, ſo war er doch ſo vollkommen Meiſter ſeiner ſelbſt, daß er nicht durch die geringſte Miene oder durch ein unbedeutendes Zeichen verrieth, wie geſpannt er auf die Mittheilung des Grafen war.

„Das ſteht natürlicherweiſe in Ihrem Belieben. Wenn — Sie — ſich aber — erinnern, —“ er ſprach dieſe Worte ſehr langſam, während er ſich mit feſter Hand ein neues Glas Abſinthwaſſer präparirte, „ſo habe ich Sie auf die Idee gebracht. Sie handelten eigentlich in meinem Auftrag, und deßhalb könnte ich wenigſtens verlangen, daß Sie mir ſagen, ob und wie Sie reuſſirt.“

„Es liegt auch durchaus nicht in meiner Abſicht, Ihnen das vorzuenthalten,“ verſetzte der Graf. „Es verurſacht mir ſogar einiges Vergnügen, Ihnen die Geſchichte mittheilen zu können, und wenn wir bis zum fraglichen Punkte gekommen ſind, ſo können Sie mir ja immer noch ſagen, wie weit die Sache für Sie Intereſſe hat.“

„Natürlich, darin haben Sie vollkommen Recht,“ ſprach Herr von Tondern mit dem wohlwollendſten Lächeln, obgleich er innerlich dachte: Dieſer Schuft, dieſer miſerable, iſt im Begriff, mir die ſchönſten Daumenſchrauben anzuſetzen!

Zu gleicher Zeit dachte der würdige Graf, indem er auf die harmloſeſte Art ſein Zuckerwaſſer trank: Warte nur, dieſe affektirte Gleichgültigkeit ſollſt du mir theuer und klingend bezahlen!

„Sie wiſſen," wandte er ſich alsdann zu ſeinem Gegenüber, „daß ich die Bekanntſchaft einer jungen Dame machte."

„Ich weiß das, der Schwägerin des Herrn Rechtsconſulenten Plager. Darauf hin beauftragte ich Sie."

„Richtig, darauf hin beauftragten Sie mich," entgegnete der Andere mit großer Kaltblütigkeit und Ruhe. „Eigentlich war es gar nicht meine Abſicht, mich an das junge Mädchen zu machen, vielmehr debutirte ich hier, indem ich an die verheirathete Schweſter jener Dame — ſie hat einen Banquier zum Manne — einen Empfehlungsbrief abgab."

„Einen echten Empfehlungsbrief?"

„Sehr echt und von guter Hand. Aber es war da nichts zu machen; die Frau iſt eine harmloſe, proſaiſche Perſon und er ein engherziger Geldſack, ſo daß ich bei dieſer Bekanntſchaft nichts erreichte, als beim Rechtsconſulenten vorgeſtellt zu werden, wo ich von den Damen freundlich aufgenommen wurde und alsbald auch die Einladung zu einem Thee erhielt."

Bei dieſen letzten Worten lächelte der Graf ſo auffallend in ſich hinein, daß Herr von Tondern nothwendig fragen mußte: „Und bei dieſer Soiree eroberten Sie im Sturm das Herz der jungen Dame?"

„Das vielleicht nicht," antwortete der Andere, „aber ich

fand Gelegenheit, ihr Unterricht zu ertheilen, auf welche Art man einen polniſchen Punſch braut."

„So? — Weiter! weiter!"

„Wir wurden darauf näher bekannt, und es war vielleicht ein Glück für meine Angelegenheit, daß ich dem Rechtsconſulenten mißbeliebig wurde —"

„Und daß die Weiber des Hauſes Sie deßhalb auf alle mögliche Art protegirten! Wir kennen das."

„Es war in der That ſo, und einige Zeit nachher gaben Sie mir Ihren Wunſch in Betreff der Teſtaments-Angelegenheit zu erkennen."

„Das that ich; aber ich hoffte, Sie hätten es verſtanden, ſich mit dem Rechtsconſulenten ſelbſt gut zu ſtellen und ſo als Fremder, der bei der Sache ganz ohne Intereſſe iſt, etwas über das Teſtament des Grafen Helfenberg zu erfahren."

„Das konnten Sie in Wahrheit kaum denken," ſagte der Graf mit einem faſt mitleidigen Lächeln, „Jemand, der ſo die Menſchen kennt, wie Sie. In dem Falle, wenn nämlich der Rechtsconſulent ſo leichtſinnig geweſen wäre, mir Confidencen zu machen, wäre es ja mühelos und ohne alle Gefahr gegangen; während, wie ich die Sache angriff, ich ſo zu ſagen doch viel riskiren mußte, um — Ihnen gefällig zu ſein. — — Das junge Mädchen war ſo freundlich, mir nach einiger Zeit ein Rendezvous zu bewilligen."

„Leichtſinnige Weiber!" brummte Herr von Tondern zwiſchen den Zähnen, wobei er mit einer Art von Eiferſucht das ſchon ziemlich verlebte Geſicht des Polen flüchtig betrachtete.

„Dieſes Rendezvous," fuhr dieſer mit großer Ruhe fort,

„fand anfänglich in der Dämmerung auf der Promenade statt. Da wir uns aber beide nach einem Obdach sehnten, so fanden wir eines, und zwar in der Schreibstube des Herrn Rechtsconsulenten.“

„Das war sehr gut!“ konnte sich Herr von Tondern nicht enthalten laut auszurufen.

Der Pole trank etwas Zuckerwasser, dann fuhr er, unbekümmert um jenen Ausruf, fort, während um seinen Mund ein sehr wohlgefälliges Lächeln spielte: „Womit wir unser Rendezvous ausfüllten, ist Ihnen wohl nicht interessant zu vernehmen. Genug, ich wandte meine Zeit in jeder Beziehung so richtig an, daß ich bald wußte, wo der Rechtsconsulent eine Mappe verwahrte, welche die Aufschrift trug: Wichtige Papiere. — Sie werden mir glauben, Herr von Tondern,“ fuhr der Graf nach einer Pause mit einem geckenhaften Lachen fort, „daß es das kleine Mädchen ungeheuer komisch fand, als ich mich unter Tändeln und Scherzen außerordentlich neugierig stellte auf die furchtbaren Geheimnisse in den wichtigen Papieren eines Rechtsconsulenten. Man ist erfindungsreich, und ich verschwor mich, auf jeden Fall diese Papiere zu durchstöbern, um den vermeintlichen Heirathscontract des jungen Mädchens mit einem Manne aus der Stadt zu finden, von dem es hieß, er sei mit ihr verlobt, und welchen Contract ich, von Eifersucht gestachelt, um jeden Preis finden wollte.“

„Und statt dessen fanden Sie —?“

„Mit kurzen Andeutungen den Entwurf zum Testamente des Grafen Helfenberg.“

„Den Teufel auch!“ rief Herr von Tondern, dessen affek-

ſirte Gleichgültigkeit mehr und mehr ſchwand. „Und dieſer Entwurf —"

„Wurde mir nicht ſchwer, mir anzueignen."

„Im Original?"

„Im Original — den Entwurf von der Hand des Rechtsconſulenten."

„Und Sie haben ihn?"

„Hier in meiner Bruſttaſche, Herr von Tondern."

„Oh, oh!" machte dieſer, indem er ſich über den Tiſch beugte, „das iſt allerdings ein gutes Geſchäft."

„Das kann es vielleicht für uns beide werden," erwiderte in gemeſſenem Tone Graf Czrabowski, „im Falle es, wie Sie vorhin ſo freundlich waren zu bemerken, nicht bloß eine Grille von Ihnen war, den Inhalt wiſſen zu wollen. Wenn dies aber der Fall iſt, ſo betrachten wir die Sache als abgemacht. Dieſes Papier hier" — damit tippte er mit zwei Fingern auf ſeine Bruſttaſche — „iſt mir wichtig genug, um es für mich zu behalten, vielleicht ſelbſt zu verwenden, vielleicht es auch irgend Jemand zu überlaſſen, der mir nicht nur ſeine Erkenntlichkeit dafür bezeigt, ſondern noch obendrein ſehr dankbar iſt."

„Na, thun Sie nur nicht ſo verdammt ſpröde, Czrabowski," gab Tondern mit einem cordialen Tone zur Antwort. „Für wie viel einem Andern dieſes Papier wichtig iſt, für ſo viel ſchätze ich es auch."

„Sie werden eine Grille nicht theuer bezahlen wollen!"

„Und Sie können einen Spaß nicht vergeſſen, den man gemacht. Wie ſchon geſagt, was die Sache einem Andern werth iſt, iſt ſie es mir auch — vorausgeſetzt, daß Ihre Forderung meine Mittel nicht überſteigt."

„O, Herr Baron von Fremont hat Vermögen und wird sich gern mit Ihnen associiren."

„Fremont ist geizig," antwortete Herr von Tondern; „und dann weiß ich auch nicht," fuhr er mit gierigem Blicke fort, „ob der Inhalt des Testaments den Herrn von Fremont interessiren kann."

„Er wird ihn interessiren," entgegnete der Graf Czrabowski in bestimmtem Tone, wobei er schlau lächelte.

„Nun, dann lassen Sie Ihre Forderung hören!"

„Wenn ich es Ihnen sage, werden Sie mir zugeben, daß ich zu bescheiden bin. Fassen wir unsere Bedingungen kurz: ich übergebe Ihnen den Entwurf von dem Testament des Grafen Helfenberg, verfaßt von der Hand seines Rechtsbeistandes, des Herrn Doktor Plager, ein Papier, auf dessen Rand noch bemerkt steht: Genau so vollzogen im Palaste des Grafen, am 10. December Abends 7 Uhr."

„Datum und Stunde ist richtig," sprach Herr von Tondern zu sich selber.

„Zeugen waren," fuhr der Andere fort, indem er jedesmal die Personen, wie er sie nannte, mit einer Bewegung der zwei ersten Finger seiner rechten Hand bezeichnete: „Baron George von Breda — Baron Fremont — Herr von Tondern — Doktor Flecker — Rechtsconsulent Doktor Plager."

„Richtig, richtig," murmelte der aufmerksame Zuhörer.

„Dieses Papier," sprach der Graf unbefangen und in größter Ruhe weiter, „gebe ich zu jedem beliebigen Gebrauch in Ihre Hände und erhalte dafür tausend Thaler."

„Teufel auch! tausend Thaler! Damit wäre allerdings eine Grille theuer bezahlt!"

„Tauſend Thaler," wiederholte der Pole unerſchütterlich, „und —"

„Was? Noch ein Und?"

„Und Sie ſorgen mir dafür, durch Ihre wichtigen Connexionen, daß meine Legitimations-Papiere, die vor einiger Zeit abgelaufen ſind, durch meine Geſandtſchaft ohne viel Nachfragen nach mir verlängert werden."

„Das iſt ja rein unmöglich!" rief Herr von Tondern, nachdem er einen Augenblick nachgedacht.

„Bei Ihren Connexionen?" verſetzte der Graf lächelnd.

„Zum Henker, das Geld meine ich! Wo ſollen wir tauſend Thaler auftreiben? Meinen Sie, wir führen die tauſend Thaler nur ſo in der Taſche mit uns herum?"

„Das nicht; ich bin zufrieden mit einem Wechſel in dem Betrage, den mir Herr Baron von Fremont auf ſeinen Banquier gibt."

„Oder ich?" fragte liſtig der Andere.

„So werth mir Ihre Unterſchrift zu jeder andern Zeit iſt, Herr von Tondern, ſo muß ich bei vorliegendem Geſchäft auf der des Herrn von Fremont beſtehen."

„Hol' Sie der Teufel! Ich werde Fremont herein winken."

Der Baron hatte ſich nämlich im anſtoßenden Leſezimmer ſo geſetzt, daß er die Beiden im Auge behielt, indem er von Zeit zu Zeit über das Journal hinweg, in welchem er eifrig zu leſen ſchien, einen Blick hinüber warf.

„Dann noch Eins," ſagte Herr von Tondern, „nehmen Sie mir nicht übel, aber man kennt ſich genugſam, um in alle Wege ſicher zu gehen. Geſetzt den Fall, Fremont entſchlöſſe ſich zu einem Wechſel, wie Sie ihn bezeichnet, wer

bürgt uns dafür, daß das Papier, welches Sie uns dafür übergeben, echt ist?"

„Dieses Wort könnte mich beleidigen; doch will ich es Ihnen nicht übel nehmen," antwortete der Graf. „Nebenbei, daß Sie aus den angegebenen Notizen: Datum, Stunde und Zeugen, — schon an der Echtheit nicht zweifeln sollten, wird es Ihnen leicht sein, sich einen Brief des Herrn Doktor Plager zu verschaffen und damit die Handschrift zu vergleichen."

„Mittlerweile haben Sie Ihre tausend Thaler und gehen, wohin es Ihnen beliebt."

„Sie vergessen, daß ich Ihrer Hülfe bedarf, um meinen Paß in Richtigkeit zu bringen, und Herr Baron von Fremont könnte ja auch den Wechsel acht Tage nach Sicht stellen."

Herr von Tondern dachte einen Augenblick nach, dann sagte er, während er einen lauernden Blick auf den Andern warf:

„Mit einem Wechsel, acht Tage nach Sicht, bezeigen Sie uns wieder so viel Vertrauen, daß das gerade im Stande wäre, uns auf den Glauben zu bringen, als habe es mit dem Papier nicht ganz seine Richtigkeit. Baron Fremont könnte ja am Tage vor Verfall seinem Banquier den Befehl geben, den besagten Wechsel nicht zu honoriren."

Der Graf Czrabowski zuckte die Achseln und erwiderte:

„Darüber habe ich keine Besorgniß, und auch Sie sollten keine haben; ich habe es mit zwei Cavalieren zu thun, und was meine Sicherheit gegen Sie betrifft, so würde ich bei Nichtbezahlung des Wechsels Seine Erlaucht den Herrn Grafen Helfenberg ganz einfach von dem Hergange dieser Angelegenheit in Kenntniß setzen."

„Sie sind gut gesattelt," versetzte Herr von Tondern mit einem finstern Blicke.

„Was wollen Sie in dieser schlimmen Welt? Man hilft sich durch, so gut man kann."

„Verlieren wir also keine Zeit," fuhr Herr von Tondern fort, nachdem er dem Baron Fremont einen Wink gegeben, der sich alsbald hinter seinem Journal erhob und langsam in das Kabinet zurückschlenderte. — „Lassen Sie uns einen Augenblick allein, ich will mit meinem Freunde sprechen, und wenn er gesonnen ist, für eine — Sache, die uns am Ende nicht viel nützen kann, so viel Geld auszugeben, so könnten wir den Handel als geschlossen betrachten."

„Und meine Papiere bei der Gesandtschaft?" fragte der Graf.

„Ja, den Teufel auch! was ist da zu thun? Wir können uns doch nicht bei der Gesandtschaft für Sie verbürgen!"

„Mit leichter Mühe," entgegnete der Pole mit einem außerordentlich freundlichen Lächeln. „Es bedarf ja nicht mehr als ein paar Zeilen von Ihnen, unterstützt von einigen Worten des Herrn Baron von Fremont, und die Sache ist abgemacht."

„Ich will sehen, was zu thun ist, lassen Sie uns nun zehn Minuten allein."

Graf Czrabowski verließ das Zimmer und Baron Fremont trat dafür ein.

Der Letztere setzte sich auf den Stuhl, den er vor einer Viertelstunde verlassen, stützte den Ellbogen auf den Tisch und fragte mit leiser Stimme: „Nun, wie steht's mit der Angelegenheit?"

Herr von Tondern warf einen Blick ins Nebenzimmer

und nachdem er sich überzeugt, daß Graf Czrabowski im äußersten Winkel desselben saß und eifrig seine Zeitung zu lesen schien, antwortete er: „Dieser Schuft hat das Concept zum Testament des Grafen Helfenberg richtig in Händen.“

„Der Tausend auch? Wo hat er's?“

„Bei sich in der Tasche, wie er sagt.“

„Und der Inhalt dieses Testaments?“

„Na, den wird er mir doch nicht auf die Nase binden, ohne sich gehörig dafür bezahlen zu lassen.“

„So, so!“ gab Fremont zur Antwort, wobei er die Nägel seiner rechten Hand beschaute und seine Unterlippe etwas herabhängen ließ.

Tondern, der die Aenderung in der Physiognomie seines Freundes wohl bemerkte, sagte: „So viel er mich aber den Inhalt errathen ließ, muß derselbe sowohl für dich als für mich von großem Interesse sein.“

„Für mich wohl weniger,“ versetzte der Baron mit angenommener Gleichgültigkeit. „Was nützen mir im besten Falle einige zehntausend Thaler mehr? Ich bin ja so: ich habe zu leben.“

„Du bist wohlhabend,“ antwortete Herr von Tondern, wobei er das Du scharf betonte, „und deßhalb bin ich überzeugt, es wird dir auf eine Summe nicht ankommen, um jenes Papier zu erlangen, das deinem Freunde wahrscheinlich nicht nur für Zeit Lebens helfen kann, sondern ihn auch zu größter Erkenntlichkeit für dich verpflichten wird. Mit Einem Worte, Czrabowski verlangt für das Papier tausend Thaler, und zwar in einer Anweisung von dir auf deinen Banquier.“

Der Sprecher kannte seinen Freund genugsam, um zu wissen, daß es bei dessen schwankender und nachgiebiger Ge-

müthsarts am beſten ſei, ihn mit einem Male au fait zu ſetzen, was er denn auch that, indem er die eben geſagten Worte langſam und mit großer Entſchiedenheit ausſprach.

Baron Frement hatte aber gute Luſt, vor Schrecken von ſeinem Stuhle herunter zu fallen; wenigſtens that er ſo, worauf er ſehr kleinlaut zur Antwort gab: „Eintauſend Thaler — das iſt ja ein ganzes Vermögen!“

„Eintauſend Thaler!“ wiederholte der Andere mit Beſtimmtheit. „Darunter thut er es nun einmal nicht. Ich habe mir Mühe genug gegeben, die Forderung dieſes Kerls herabzuſtimmen.“

„Er will uns betrügen, dieſer Czrabowski!“ rief der Baron in komiſcher Angſt. „Ich habe dir immer geſagt, daß das ein ungeheurer Lump iſt.“

„Woran ich durchaus nicht zweifle,“ antwortete Toudern mit großer Kaltblütigkeit. „Aber dieſes Mal iſt von keinem Betrug die Rede; ich habe mich durch ſeine Aeußerungen überzeugt, daß das Aktenſtück in der That der Entwurf des Teſtaments von der Hand des Rechtsconſulenten ſein muß. Auch weiß Czrabowski genau, daß der Inhalt deſſelben für uns und vielleicht auch für ſonſt Jemand, was weiß ich? von großer Wichtigkeit iſt; denn als ich ihn herabſtimmen wollte, meinte er ruhig: er kenne den Werth des Papieres vollkommen, und wenn wir nicht Luſt hätten, es an uns zu bringen, ſo werde es ihm durchaus nicht ſchwer werden, eine andere Perſon zu dem Kauf zu bewegen.“

„Aber tauſend Thaler!“ verſetzte der Baron, indem er ſeine weißen fleiſchigen Hände auf dem Tiſche über einander legte. „Tauſend Thaler, die ich obendrein wohl allein zahlen

muß! Denn du wirſt nicht viel dazu geben können," ſetzte er mit einem melancholiſchen Blick auf ſeinen Freund hinzu.

„Nicht einen Liard," ſprach dieſer mit großer Ruhe; „ich bin im gegenwärtigen Augenblicke ſchlecht bei Kaſſe. — Du mußt eben," fuhr er nach einer Pauſe fort, „die fünfhundert Thaler, die auf meinen Theil fallen, als eine Anleihe für kurze Zeit betrachten; denn da ich feſt überzeugt bin, der gute Graf hat uns in ſeinem Teſtamente nicht ſchlecht bedacht, ſo brauche ich mich nur zu dem Rechtsconſulenten hin zu begeben, um durch ſeine Vermittlung einige lumpige tauſend Thaler mit leichter Mühe aufzutreiben."

„Und in dem Falle erhielte ich meine fünfhundert Thaler doch wohl nicht zurück?" fragte Baron Fremont im Tone des des Zweifels.

„Dann erhältſt du ſie augenblicklich wieder, auf Ehrenwort. — Aber entſchließe dich."

„Nun, ſo laß denn dieſen Kerl in Gottes Namen herein kommen," erwiderte der Baron mit einem tiefen Seufzer. „Aber anſehen mag ich ihn nicht, das kannſt du nicht von mir verlangen. Ich haſſe den Kerl."

„Es wird ihn ſehr unglücklich machen," lachte Tondern, „wenn er keinen einzigen Blick der Liebe von dir erhält. Aber Czrabowski wird ſich mit ſeinen tauſend Thalern zu tröſten wiſſen. — Hm, hm!"

Er huſtete ſo laut, daß nicht nur der Pole, ſondern auch ein paar Kellner im Nebenzimmer aufmerkſam wurden, die aber Tondern durch eine Bewegung mit der Hand zurückſcheuchte. Darauf drehte er ſeinen Schnurrbart und ſagte zu dem Eintretenden in nachläſſigem Tone, wobei er ihn wie gelangweilt anſchaute: „Wir haben uns in die betreffende

Sache ſo weit eingelaſſen, daß wir denn auch noch den letzten Schritt thun wollen, und daß ſich der Baron Fremont entſchloſſen hat, Ihnen die gewünſchte Anweiſung auf ſeinen Banquier zu geben. Aber ich kann Sie verſichern, es iſt verdammt viel Geld."

Dieſes Mal nahm der Graf einen Stuhl und ließ ſich nieder, ohne eine Einladung abzuwarten, wobei er entgegnete: „Ich wäre in der That untröſtlich, wenn Sie glauben ſollten, einen ſchlechten Kauf gemacht zu haben, und wäre immer noch bereit, von dem ganzen Geſchäfte zurückzutreten."

Baron Fremont that, wie er vorhin geſagt, und ſchenkte dem Polen keinen Blick, ja, er wandte ihm zur Hälfte den Rücken zu, zuckte aber jetzt auffallend mit den Achſeln, worauf Herr von Tondern ſagte: „Die Sache iſt abgemacht, ſprechen wir alſo nicht weiter darüber. Fremont, du wirſt ſo gut ſein, die Anweiſung zu ſchreiben."

Ein Kellner brachte auf Verlangen Dinte, Feder und etwas Papier, und der Baron ging an einen Nebentiſch, um die Schrift aufzuſetzen, während Graf Czrabowski langſam ſeinen Rock aufknöpfte und aus der Seitentaſche eine große ſtark gebrauchte Brieftaſche zog, die er vor ſich auf den Tiſch legte und beide Hände darüber faltete, eine Bewegung, welche Herr von Tondern nicht zu ſehen ſchien, da er in dieſem Augenblicke den Reſt ſeines Abſinths austrank.

„Hier iſt die Anweiſung," ſagte Fremont, indem er ſeinem Freunde einen ſchmalen Streifen Papier hinreichte, wovon dieſer ablas: „Acht Tage nach heute zahlen Sie an die Ordre des Herrn Grafen Czrabowski —"

Der Pole nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Die Summe von tausend Thalern und stellen mir solche auf Rechnung. Baron Fremont.“

Dieses Papier schob der Leser seinem Nachbar hin, dessen Hände sich aber immer noch nicht von der Brieftasche erheben wollten. Doch blickte er sehr freundlich in die Höhe und sagte: „Und das Andere, Herr von Tondern? Waren Sie so freundlich, das Andere mit dem Herrn Baron von Fremont zu besprechen?“

„Was für ein Anderes?“ fragte der Letztere mit einem sehr unangenehmen Tone der Stimme. „Ich denke, mit dem Papier da wäre es wahrhaftig genug. Du hast mir doch von nichts Anderem gesagt, Tondern.“

„Nun ja,“ antwortete dieser, „Czrabowski hat allerdings eine zweite Bedingung gestellt; er wünscht ein Wort von mir und dir an die —sche Gesandtschaft, damit sein Paß in Ordnung gebracht werde.“

„Um mich baldigst von hier entfernen zu können,“ fügte der würdige Graf mit starker Betonung hinzu.

Fremont warf den Kopf mißmuthig von einer Seite auf die andere, hatte aber ein Augenblinzeln seines Freundes verstanden und versetzte deßhalb: „Meinetwegen auch das noch. Wenn du meinst, Tondern, so soll es uns auf ein Wort nicht ankommen.“

„Aber ein freundliches, Herr Baron,“ bat der Andere demüthigst. „Es wäre doch auf jeden Fall höchst unangenehm, wenn man meiner Abreise Hindernisse in den Weg legen würde. Nebenbei würde ich es dankbarlichst für eine große Gefälligkeit ansehen, wenn Herr Baron von Fremont die Güte hätte, seinem Banquier, welchem Sie doch die An-

weiſung anzeigen werden, ein paar angenehme Worte in Betreff meiner zu ſagen."

„Das iſt nicht bedungen!" rief Tondern kopfſchüttelnd.

„Das iſt allerdings nicht bedungen," ſagte der Pole, indem er ſeinen Nachbar feſt anſah, und ſetzte mit ſehr beſtimmtem Tone hinzu: „Aber ich erlaube mir, es jetzt noch zu bedingen. Ich bilde mir ein, wir, beide Parteien, ſind noch am Unterhandeln und könnten allenfalls zurücktreten, wenn es uns nicht beliebte."

Herr von Tondern, der, wie nicht zu leugnen, auf den Abſchluß der Unterhandlungen ſehr erpicht war, warf ſeinem Freunde abermals einen Blick zu, wobei er ſprach: „Nun denn auch das noch! Du wirſt auch das noch thun, Fremont, nicht wahr?"

„Meinetwegen, um dir einen Gefallen zu erzeigen."

„Ich habe alſo das Wort der beiden Herren darauf?" verſetzte Graf Czrabowski mit langſamem Tone, indem er ſowohl Baron Fremont, als den Herrn von Tondern ſcharf anſah.

Erſterer nickte mit dem Kopfe und der Andere antwortete: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort," worauf er gierig nach der Brieftaſche blickte, die der Pole nun langſam öffnete, daraus ein zuſammengefaltetes Papier hervorzog und es dem Herrn von Tondern mit der einen Hand übergab, während er mit der anderen nach der Anweiſung langte.

„Noch einen Augenblick," meinte der Letztere, indem er den Wechſel mit den Fingern feſthielt. „Ich will, ohne die Schrift zu leſen, nur eben ſehen, ob die Randbemerkungen, die Sie mir vorhin mittheilten, von derſelben Hand ſind, wie das übrige Concept."

Graf Czrabowski nickte mit dem Kopfe und versetzte lächelnd: „Ich habe nichts dagegen."

Herr von Tondern schlug hastig das Papier aus einander, warf einen prüfenden Blick hinein und sagte dann, indem er es verdeckt auf den Tisch legte: „So weit wäre die Sache in Ordnung, die Randbemerkungen sind von derselben Hand. Wir können unsere Verhandlungen abschließen."

Er zog seinen Finger von dem Wechsel zurück, den der Pole nun an sich nahm, durchlas und dann in seine Brieftasche steckte, die er hierauf sorgfältig in der Brusttasche verbarg. Auch erhob er sich, nachdem dies geschehen, und sprach mit einer anmuthigen Verbeugung gegen beide Herren: „Sie werden meine Gegenwart jetzt nicht mehr verlangen, und erlaube ich mir deßhalb, Ihnen einen guten Tag zu wünschen und mich zurückzuziehen."

Baron Fremont hatte dem Tisch und den Beiden den Rücken zugewandt und machte sich an dem Fenster zu schaffen während sein Freund dem Grafen sagte: „Ich halte es wohl für überflüssig, Ihnen das strengste Stillschweigen anzuempfehlen, denn ein Sprechen über diese Angelegenheit könnte nur für Sie von üblen Folgen sein."

Graf Czrabowski machte eine abermalige Verbeugung, wobei über seine Züge ein eigenthümliches Lächeln flog, welches ebenso gut heißen konnte: er habe vollkommen verstanden, als auch: es würde für die andere Partei vielleicht ebenso wenig angenehm sein, wenn der eben geschlossene Kauf in der Welt und der Gesellschaft bekannt würde.

Darauf verließ der Pole das Zimmer, man sah ihn durch die Glasthür des Café verschwinden und gleich darauf bei den Fenstern des kleinen Gemachs vorübereilen.

Baron Fremont hatte ſich raſch dem Tiſche wieder genähert, ließ ſich in ziemlicher Aufregung auf einen Stuhl nieder und blickte ſeinen Freund an, der die Hand auf das Blatt Papier gelegt hatte und ihm dieſen Blick ſonderbar lächelnd zurück gab, worauf er mit leiſer Stimme ſagte: „Leſen wir hier oder nehmen wir das Papier mit nach Hauſe?“

„Leſen wir hier, leſen wir hier!“ gab Fremont dringend zur Antwort. „Den Teufel auch! Warum ſoll man ſich martern? Iſt es was Gutes, was das Papier enthält, ſo erfahren wir es nicht zu früh; iſt es was Schlimmes, ſo wiſſen wir doch gleich, daß wir doppelt betrogen ſind.“

„Emotion!“ ſagte Herr von Tondern nach einem tiefen Athemzuge; „ich verſichere dich, es iſt mir gerade ſo, als hätte ich meine letzten hundert Gulden auf eine Karte geſetzt. — Rien ne va plus.“

„Zieh ab, zieh ab!“ rief Baron Fremont in komiſcher Angſt.

Und Herr von Tondern nahm das Papier in die Höhe und fing an mit etwas beklommener Stimme zu leſen, wobei er auch häufiger, als er ſonſt wohl zu thun pflegte, den Athem in langen Zügen an ſich zog. Seine Stimme aber wurde in kurzer Zeit deutlicher und reiner, ja, ſie nahm einen freudigen Klang an, und ſein Auge leuchtete zufrieden, als er unter den zahlreichen Legaten ſich und Fremont jeden mit einer bedeutenden Summe erwähnt fand.

Letzterer hatte den Kopf auf die Hand geſtützt, und als er nun den Vorleſer unterbrach, indem er ſagte: „Er iſt doch ein guter Menſch, dieſer Graf Helfenberg!“ verriethen dieſe Worte eine Rührung, die auch Tondern affektirte, indem er

leicht ſeufzte und mit dem Leſen inne hielt, während er mit der einen Hand über die Augen fuhr.

Als er aber gleich darauf wieder ſeinen Blick auf das Papier wandte, malte ſich ein ſolches Erſtaunen auf ſeinem Geſichte, daß der Baron unwillkürlich näher rückte und ein ängſtliches: „Nun, nun?“ hören ließ.

Tondern las: „Mein Gut Stromberg, wie es im Güterbuch der Gemeinde Stromberg, Seite 24—26 beſchrieben iſt, mit allen darauf ruhenden Rechten beſtimme ich — “

Der Vorleſer machte eine Pauſe, wobei er ſeinen Freund lächelnd anſah, der nun in wirklicher und großer Aufregung die Hände über einander legte und faſt athemlos ausrief: „Tondern, mache um Gottes willen keine ſchlechten Späße! — Lies weiter, lies weiter — oder nein, nein! lies nicht weiter — laß mich ſelbſt hinein ſchauen.“

Und er bog ſich haſtig über den Tiſch hinüber, faßte das Papier mit zitternder Hand, indem er wirklich ſelbſt hineinſchaute.

„Beſtimme ich,“ las Tondern trotzdem, „dem Fräulein Eugenie von Braachen als Beweis, wie ſehr ich ihr zugethan, wie ſehr ich ſie geliebt.“

Der Baron fiel in ſeinen Stuhl zurück und ließ ſeine Hände ſchlaff am Körper herabhängen.

Tondern betrachtete die Stelle zwei, drei Mal, dann ſchlug er mit der linken Hand heftig auf das Papier und ſagte triumphirend: „Jetzt wirſt du zugeben, daß dieſes Ding da mit tauſend Thalern nicht zu theuer bezahlt iſt.“

„Wache ich oder träume ich?“ rief der Baron, indem er die Hände emporhob; „Graf Helſenberg liebt Fräulein von Braachen und vermacht ihr dieſes prächtige Gut Stromberg! — Aber warum heirathet er ſie denn nicht lieber?“

Herr von Tondern zuckte mit den Achſeln und ſprach in wegwerfendem Tone: „Wie kann man aber auch ſolche Fragen ſtellen? Wenn man ſein Teſtament macht, denkt man nicht ans Heirathen.“

„Wahr, ſehr wahr,“ antwortete der Baron und ſtützte dabei den Kopf abermals in die Hand, worauf er in tiefes Nachſinnen verſank.

Tondern las das Papier wiederholt durch, dann blickte er in die Höhe, während er die Augenbrauen zuſammenzog und den Schnurrbart langſam aufwärts drehte.

Fremont fuhr aus ſeinen Träumereien am erſten wieder auf und ſagte alsdann: „Dieſe junge Dame iſt jetzt die reichſte Erbin im Lande.“

„Das Gleiche dachte ich eben.“

„Eine vortreffliche Partie. Was meinſt du, Tondern?“

„Was ich meine,“ entgegnete dieſer, nachdem er einen Blick in die vorderen Räume des Kaffeehauſes geworfen, „läßt ſich nicht gut hier an dieſem Orte beſprechen. Ich denke, wir gehen nach Hauſe.“

„Ja, gehen wir nach Hauſe, du dinirſt bei mir?“

„Auf alle Fälle, und nach dem Diner —“

„Betrachten wir aufmerkſam dieſe Angelegenheit.“

„Um zu ſehen,“ unterbrach ihn Tondern mit einem ſehr freundlichen Lächeln, „wie wir unſere tauſend Thale. mit wucheriſchen Zinſen zurückerhalten können.“

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Im Reibſtein.

Wenn uns das Gemach in der Kneipe zum Reibſtein auf dem Burgplatze, wo wir das Vergnügen hatten, die Verbrüderung zum Dolche Rubens kennen zu lernen, an jenem regneriſchen Tage düſter, geheimnißvoll und ſehr befähigt erſchien, um einem ſo außerordentlichen Bunde als Verſammlungsſaal zu dienen, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß dieſes Zimmer auch bei klarem Wetter und heiterem Sonnenſchein keinen freundlichen Eindruck machte, vielmehr etwas Ernſtes, faſt Unheimliches enthielt, namentlich wenn es ſtill dalag und ſeine Wände nicht wiederhallten vom Lärm luſtiger Geſellen.

Anderntheils war das Gemach aber auch wieder bei dem jetzigen kalten Winterwetter draußen, angenehm durchwärmt von dem großen braunen Kachelofen, kein gar ſo unfreundlicher Aufenthalt, und ſelbſt Jemand, der allein hier geſeſſen hätte, würde ſich bei einigem Intereſſe für Schnitzwerk und

Malerei oder bei nur einigermaßen poetischem Sinn eine Zeit lang haben amusiren können. Die Hände der Künstler, welche hier zusammen kamen, hatten Wände und Decke aufs mannigfaltigste geschmückt, und wenn auch nicht alles, was man hier sah, echt war, so hatte es doch täuschend den Anschein davon, und man hätte zum Beispiel darauf schwören wollen, daß jenes riesenhafte sechszehnendige Hirschgeweih in der That einmal den Kopf eines dieser edlen Thiere in tiefer Waldesnacht geschmückt habe; daß ferner der Gobelin an der einen Wand eine wirklich prachtvoll erhaltene Weberei mit bunten phantastischen Figuren sei; daß der eiserne Helm an jenem Pfeiler nebst Schild und Handschuhen wirklich einmal von einem biderben Ritter geführt worden sei, und daß die Glasmalereien im Fenster in früheren Zeiten Mönchsgesang und Orgelton gehört.

Und doch war alles das nur Täuschung. Das Hirschgeweih war aus gebrannter Erde fabricirt, Schild, Helm und Handschuhe aus Steinpappe; die Gobelins bestanden aus Sackleinwand, worauf die Maler mit kundiger Hand allerlei Figuren aufs täuschendste gemalt, und die alten Kirchenscheiben hatten sie ebenfalls aus buntem, ölgetränktem Papier, welches sie mit Ornamenten versehen hatten, hergestellt; selbst die Verzierungen an der Decke und die scheinbar kunstreichen holzgeschnitzten Galerien oberhalb der Thür waren Täuschungen, wie so Vieles in dieser trostlosen Welt.

Aber trotzdem nahm sich das Gemach wohnlich aus und hatte, wir müssen es wiederholen, einen fast poetischen Anstrich; man saß gern darin, sowohl bei einer lustigen Gesellschaft, als selbst im Zwiegespräch oder sogar allein, wenn man sich veranlaßt sah, ein wenig zu träumen oder seinen Gedanken

Audienz zu geben, welche von den dunklen Holzwänden so gut bei einander gehalten wurden, und durch die bunten Gläser viel schwerer ins Freie flatterten, als dies bei gewöhnlichen nüchternen weißen Fensterscheiben der Fall gewesen wäre.

Durch eben diese bunten Gläser drangen heute Nachmittag die Strahlen der Sonne und spiegelten eine farbige Zeichnung auf den Boden, während sie auch dazu beitrugen, dem düsteren Zimmer selbst einen freundlicheren Anstrich zu geben. In der Nähe des großen Fensters — es bestand eigentlich aus vier kleinen Fenstern, die, wie man das bei alten Häusern findet, nur durch ein Kreuz aus altem Eichenholze von einander getrennt waren — stand eine Bank, auf deren einem Ende der Kupferstecher Wurzel, und zwar rittlings saß, während vor ihm ein großes Henkelglas voll Bier stand.

Unser alter Bekannter mit dem rothen, gutmüthigen Gesichte, kolossalem Bartwerke und den kleinen lebhaften Augen hatte ein Stückchen Holz in der Hand, an welchem er mit dem Federmesser herum schnitzelte und diese Arbeit nur unterbrach, wenn er aus dem Glase trank, was häufig genug vorkam und sich darauf langsam und behaglich den Bart wischte, oder wenn er beide Fäuste in die Seiten stemmte, eine Stellung, die er beinahe immer annahm, wenn sein Gegenüber etwas sagte, was seine besondere Aufmerksamkeit erregte.

Dieses Gegenüber aber war Niemand anders als Windspiel, der Kellner, in den gleichen engen carrirten Höschen, in denen wir ihn neulich gesehen, heute aber ohne Radmantel und Hut, nur in rund geschnittener Jacke, wie er sie, seinem Berufe nachhüpfend, zu tragen pflegte.

Windſpiel ſtand vor einem Tiſche, auf dem ſich eine Menge Gläſer befanden, die er ſich bemühte, mit einer einſt weiß geweſenen Serviette zu putzen. Doch betrieb er dieſes Geſchäft nur mechaniſch, und wenn er auch gerade mit dem Kupferſtecher nicht ſprach, das heißt auf deſſen Fragen Antwort gab, ſo bewegte er doch die Lippen, als rede er mi ſich ſelber, ſtrich zuweilen ſeufzend ſein ſtruppiges Haar, ſchüttelte mit dem Kopfe oder zog nachdenklich die Augenbrauen ſo hoch in die Höhe, daß dies ordentlich komiſch anzuſehen war.

Der Kupferſtecher hatte gerade getrunken und ſich mit dem Aermelaufſchlag den Mund abgewiſcht, als er ſeine Holzſchnitzerei für den Augenblick ruhen ließ, und mit ſeiner tiefen dröhnenden Stimme zu dem Kellner ſprach:

„Wie ich dir ſchon oft geſagt, Windſpiel, ſo halte ich es für das größte Unglück, das dir widerfahren konnte, daß du einen Menſchen kennen gelernt, der mit oder ohne Abſicht — das kann ich vorderhand nicht beurtheilen — dein bischen ohnehin ſchon verbranntes Gehirn zuſammenrappelt. Oder haſt du dir das Aufſchneiden angewöhnt und willſt mir eine Geſchichte aufbinden, von der du ſelbſt überzeugt biſt, daß ich ſie nicht glaube?“

„O, Herr Wurzel,“ entgegnete der dünne Kellner und ſchüttelte dabei langſam den Kopf, „es iſt da nichts von Zuſammenrappeln meines verbrannten Gehirns, noch weniger von Aufbinden zu reden; was ich Ihnen ſagte, iſt die reine Wahrheit.“

„So hat man dich zum Beſten gehabt.“

„O nein, es war nichts von zum Beſten haben dabei, es war Ernſt — blutiger Ernſt.“

Bei dieſen Worten fuhr er mit der Hand über ſeine Naſe, wo die verdächtigen röthlichen Spuren immer noch deutlich ſichtbar waren.

Der Kupferſtecher hatte ein paar Schnitte an ſeinem Holz gethan, dann meinte er: „Das iſt ja eine ganze Räuber- und Mordgeſchichte, Windſpiel.“

„O ja,“ entgegnete der Kellner, „es hat ſich ſtark von Räubern gehandelt und noch obendrein von Räubern der gefährlichſten Art; ſie hatten ſich als Weiber verkleidet, und ihrer vier griffen mich an und packten mich.“

„Nun, daß man dich geſchopfbeutelt hat wie der Hund den Bettelſack, daran zweifle ich nicht im Geringſten. Aber um was hat es ſich eigentlich gehandelt?“

„O, um ſehr viel, Herr Wurzel; zuerſt um Einbruch, wobei es den Kerlen, die mich gefaßt, auf ein bischen Mord gewiß nicht angekommen wäre; dann um die Entführung einer jungen ſchönen Dame, die aber der tapfere Don Larioz mit ſeinem Degen befreite — ich kann Sie verſichern, das war ſehr ſchön — und alsdann ihren trauernden Verwandten zurückgab.“

„Und der Entführer kam auch vor?“

„Ob er vorkam!“

„Ebenfalls in Weiberkleidern?“ fragte lachend der Kupferſtecher.

„O, ich ſehe, Sie glauben mir nicht und wollen mich nur zum Beſten halten,“ ſagte Windſpiel gekränkt. „Aber ich kann Sie verſichern, die Erinnerung an jenen Abend kann mir doch kein Menſch nehmen; obgleich er etwas unglücklich für mich ausfiel, war er doch voll Poeſie, und ich denke immer daran.“

„Ja, ſo ſehr,“ entgegnete der Andere, „daß du dein Geſchäft grauſam vernachläßigſt und nicht einmal ſiehſt, wie ich hier ſeit einer Viertelſtunde bei trockenem Glaſe ſitze.“

Dieſem Fehler war bald abgeholfen; der Kellner warf die Serviette über ſeine Schulter und brachte im nächſten Augenblicke ein gefülltes Glas, worauf der Kupferſtecher einen guten Zug that, den Deckel ſchallend zufallen ließ und das Gefäß wieder vor ſich auf die Bank ſetzte.

„Ich fürchte,“ ſagte er nach einer Pauſe, „wir haben mit unſeren Geſchichten neulich deinen Freund und Gönner abgeſchreckt, er wird ſo bald nicht wieder hieher zurückkehren, und das iſt eigentlich ſchade, denn es iſt amuſant, ein Original, wie er iſt, öfter zu ſehen.“

Windſpiel hatte das Glas, welches er gerade in der Hand hielt, ſauber geputzt und hielt es zur Probe gegen das Licht, wobei er mit ſeiner Arbeit zufrieden zu ſein ſchien; wenigſtens lächelte er vergnügt in ſich hinein, doch konnte dieſes Lächeln auch ſeinen Worten gelten.

„Ich glaube nicht,“ erwiderte er nämlich, „daß die Geſchichte neulich hier den Don Lariox abgeſchreckt hat; es iſt das eine höchſt eigenthümliche Perſönlichkeit, die das Geheimnißvolle liebt, und er ſucht wahrſcheinlich mehr dahinter, als wirklich zu finden iſt.“

„Nimm dich in Acht, Windſpiel,“ bemerkte lachend der Kupferſtecher, „du ſprichſt da ſehr geringſchätzend von unſerer anonymen Geſellſchaft, welche ſich in der That glücklich ſchätzt, den Herrn Lariox unter die Ihrigen aufgenommen zu haben. Aber Scherz bei Seite! Da du nun einmal der Vertraute dieſes edlen Spaniers biſt, ſo wirſt du mir vielleicht mittheilen können, was er denn eigentlich damals hat ſagen wollen

mit ſeiner Erzählung von der ſchönen Spanierin, die er drüben bei den Breibergs geſehen haben will. Ich habe mir alle Mühe gegeben und mich auf Erkundigungen gelegt, und kann dich verſichern, Windſpiel, daß die drüben kein anderes Modell haben, als die wir auch kennen: die Katharine und den Stöpſel."

„Modell, ja, das glaube ich wohl," antwortete der Kellner, indem er die Achſeln zuckte und eine etwas geringſchätzende Miene annahm. „Es handelt ſich hier um kein Modell; ich ſage Ihnen, Herr Wurzel, es iſt ſo, wie der Herr Don Larioz geſagt." Er näherte ſich dem Kupferſtecher und ſetzte flüſternd hinzu: „Die halten da drüben was verborgen."

Herr Wurzel ließ ſeine Arbeit ruhen, ſtützte die Fäuſte auf die Hüften, und ſagte, indem er die kleinen Augen ſo ſtark zudrückte, daß man ſie kaum noch zwiſchen den buſchigen Brauen hervorblitzen ſah: „Was ſollen die da drüben verſteckt haben? Ich glaube, du biſt nicht recht bei Troſt!"

Windſpiel machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er den Andern bitten, leiſe zu ſprechen, dann ſchaute er ſich ſchüchtern in dem leeren Gemache um und erwiderte: „Ich habe ſie ja ſelbſt geſehen."

„Den Teufel auch! Was haſt du geſehen?" fragte lachend der Kupferſtecher, wobei er aber doch einen aufmerkſamen Blick auf das ernſte Geſicht des Kellners warf, der jetzt dicht zu ihm herangeſchlichen war und haſtig und mit ganz leiſer Stimme ſagte:

„Geſehen habe ich das ſchöne Mädchen drüben bei Breibergs. Wer es iſt, kann ich freilich nicht ſagen, aber — ſie

gehen ſchlimm mit ihr um, Herr Wurzel, das dürfen Sie mir glauben. Mißhandelt haben ſie ſie."

„Hol' dich der Henker, Windſpiel!" rief der Kupferſtecher mit einigem Erſtaunen, „du könnteſt Einen am Ende Zeug glauben machen, wovor man ſich ſelber ſchämen müßte. Wie ich früher ſchon ſagte: dein Kopf hat gelitten, denn ein Menſch bei klarem Verſtande könnte in unſerer ruhigen Stadt doch unmöglich verkleidete Räuber geſehen und Entführungen beigewohnt haben und von einer gefangenen Spanierin wiſſen, die von den Breibergs mißhandelt wird. O Windſpiel, du dauerſt mich ſehr!"

Der dürre Kellner kratzte ſich am Kopfe und ſchaute einen Augenblick nachdenkend zu den bunten Fenſterſcheiben empor, bis er endlich entgegnete:

„Und es iſt doch ſo; ich habe Ihnen das anvertraut, Herr Wurzel, weil Sie es beſſer meinen als all die Andern, wenn Sie auch oft ſo thun, als ob Sie Einen beißen wollten. Und ſchön muß die Spanierin ſein, denn Herr Don Lariez ſpricht mit Entzücken von ihr, und was ich ſelbſt geſehen," ſetzte er ſtockend hinzu, „iſt ſchon der Mühe werth, das kann ich Sie verſichern."

„Windſpiel, du machſt mich wirbelig," ſprach der Andere und fuhr darauf ſehr ernſt fort: „denn ich will nicht hoffen, daß du dir einfallen läſſeſt, einen Spaß mit mir zu treiben."

„Wie können Sie ſo etwas denken!" verſetzte der Kellner faſt erſchrocken. „Iſt es doch wahrhaftig ſo, wie ich Ihnen geſagt: die Breibergs halten ein wunderſchönes Mädchen bei ſich verſteckt, das kann ich feierlich verſichern. — Bei San Jago!"

„Schwör' du lieber bei einem vernünftigen deutſchen Heiligen — oder beim Gambrinus meinetwegen!“ rief Herr Wurzel. „Alſo du lügſt mich nicht an?“

„Gewiß nicht; aber,“ ſetzte der Kellner geheimnißvoll hinzu, „Herr Don Larioz hat ſich vorgenommen, die Sache zu unterſuchen, und wenn der mit ſeinem langen Stoßdegen über die Gebrüder Breiberg kömmt, da können ſie ſich freuen.“

Der Kupferſtecher hatte das Stückchen Holz, woran er geſchnitzelt, ſowie das Meſſer auf die Bank gelegt, dann ſein Glas mit einem tüchtigen Zuge geleert, machte aber jetzt eine abwehrende Handbewegung, als Windſpiel, eingedenk des Verweiſes von vorhin daſſelbe wieder füllen wollte. Herr Wurzel ſtrich mit der Hand über den vollen Bart und ſprach, nachdem er einen Augenblick nachgedacht:

„Den Breibergs würde ich ſchon was Gehöriges gönnen,— aber deine Geſchichte iſt zu toll und zu unwahrſcheinlich. Dem müſſen wir auf die Spur kommen.“

„Aber, Herr Wurzel,“ unterbrach ihn der Kellner mit einer bittenden Geberde, „wenn die daneben erführen, daß ſich der edle Don Larioz für das unglückliche Mädchen intereſſirt, ſo würde es ihr noch viel ſchlechter ergehen.“

„Sei kein Kameel, Windſpiel!“ antwortete barſch der Kupferſtecher; „du wirſt mich doch wohl nicht für eine Plaudertaſche halten! Aber der Sache muß man auf den Grund kommen; ihr zu Lieb will ich vergeſſen, daß Jean Baptiſt ein Flegel gegen mich geweſen, unter einem Vorwande hinüber gehen und dabei ſchon ins Klare kommen.“

„Aber nicht wahr, Herr Wurzel,“ bat der Kellner wiederholt, „Sie nehmen ſich in Acht? Sehen Sie, wie ſollte ich

je wieder vor den Herrn Don Lariez treten können, nachdem ich an ihm zum Verräther geworden bin?"

„Was das anbelangt," entgegnete der Kupferſtecher, indem er ſich von der Bank erhob, „ſo wäre es vielleicht gar kein Schade für dich, wenn du dieſen Umgang abbrächeſt; aber ſei nur ruhig. Wenn es ſich wirklich ſo verhält, wie du und dein edler Spanier ſagen, ſo will ich wahrhaftig bereit ſein, ſeine Bemühungen zu unterſtützen."

„Und ich erfahre etwas davon, was Sie geſehen?" fragte der Kellner.

„Wenn es der Mühe werth iſt, ja. Aber ich bin feſt überzeugt, die ganze Geſchichte läuft auf irgend eine Narrheit hinaus."

Damit ſetzte Herr Wurzel ſeinen grauen, breitkrämpigen Hut auf, knöpfte den Rock zu und verließ, indem er eine Melodie pfiff und mit dem Stock in der Luft herum fuchtelte, das Gemach.

Als der Kellner nun allein blieb, legte er ſeine beiden Hände vor den dünnen Leib und blickte träumeriſch in die Höhe. Eigentlich wollte er an den Himmel ſchauen, aber da ihm die bunten Scheiben die Ausſicht dorthin verſperrten, ſo blieben ſeine Blicke darauf haften, und ſeine Phantaſie graſete auf den bunten Feldern umher, welche die Maler mit allerlei ſeltſamen und abenteuerlichen Figuren geſchmückt, — Figuren und Situationen, welche wohl dazu geeignet waren, die Gedanken Windſpiels feſt in der Richtung zu erhalten, in die ſie ſich zufällig verfahren. Da war der tapfere Drachentödter in ſtahlblauer Rüſtung, wie er dem Ungethüm den Speer in den Leib ſtößt in dem Augenblicke, als dieſes die etwas ſehr ſtark entkleidete Jungfrau verſchlingen will; da ſah man die

Töchter des Cid an ihren Baum gebunden und gleich daneben den Campeador selbst rachefchnaubend sein Schwert schwingen. Da sah man viele bekleidete und unbekleidete Jungfrauen, bekannte und unbekannte Ritter, und alle verfolgten eifrig den gleichen Zweck: die Unschuld zu schirmen, das Laster niederzuwerfen und mit starkem Arm jedem Bedrängten beizustehen.

Der gute Kellner seufzte tief auf, als er die geharnischten Figuren und die schönen Damen, mit denen er sich schon so oft im Stillen unterhalten, jetzt aufgeregt, wie er war, betrachtete und dabei dachte, wie er um ein paar hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen sei und eine schöne Bestimmung gänzlich verfehlt habe. Wie war es so unpoetisch, hier Flaschen und Gläser spülen zu müssen, Bier einzuschenken, von den Malern „Windspiel" genannt zu werden, statt vielleicht Fernando zu heißen und, wie der kleine Leibpage dort oben auf dem Glasgemälde, in Diensten jener dicken Prinzessin zu stehen, der er eben vom Pferde zu helfen im Begriff ist.

Während Windspiel so dachte, hatte er seine Serviette auf die rechte Schulter geworfen, den Arm keck in die Seite gestemmt und schaute auf jene Attitude, wobei er sich vorstellte, daß ein kleiner Mantel von weißem Seidenzeuge à la Don Juan außerordentlich kleidsam für ihn wäre. Auf einmal wurde er aber aus seinen Betrachtungen durch ein leises Lachen aufgeschreckt, das hinter ihm erklang. Da er sich eigentlich über dieses Lachen ärgerte, es aber unter seiner Würde fand, sich rasch umzuwenden, so drehte er den Kopf mit einem sehr finsteren Gesichtsausdruck über die rechte Schulter und schien auch durchaus nicht freudig überrascht zu

ſein, als er in dem Lacher ſeinen Bruder erkannte, den kleinen Reitknecht, wie er ihn mit einiger Geringſchätzung zu nennen liebte, obgleich Friedrich nur um ein ſehr Geringes kleiner war als der Kellner vom Reibſteine.

„So, du biſt es?“ fragte er in lang gezogenem Tone, indem er ſeine Serviette, ohne ſich zu beeilen, vom Arme herabrutſchen ließ, die Hand aber auf der Hüfte aufgeſtützt behielt.

„Ja, allerdings bin ich es,“ entgegnete der Groom, der aber nicht ins Zimmer trat, ſondern an der Thür ſtehen blieb. „Wir ſind hinten in der kleinen Stube, und wenn du uns da etwas Geſellſchaft leiſten wollteſt, ſo wäre es uns angenehm.“

„Wer iſt denn das — wir?“ fragte Windſpiel, indem er den Kopf ziemlich hoch emporhob.

„Lauter reſpektable Leute,“ verſetzte Friedrich mit Betonung. „Thu doch nicht ſo, als wenn du deine Geſellſchaft auswählen könnteſt; freilich ſo langhaarige Künſtler ſind nicht dabei. Na, komm nur und bring vier gute Schoppen mit, das heißt vier, wenn du ſelbſt einen trinken willſt.“

„Du weißt wohl, Friedrich,“ antwortete der Kellner etwas gekränkt, „daß ich das hintere Zimmer nicht bediene; dafür iſt das Schenkmädchen da, und an die kannſt du dich wenden, wenn du drei Schoppen haben willſt.“

„Auch gut, aber komm du nur herüber.“

„Wir wollen ſehen,“ ſagte Windſpiel mit unverkennbarem Stolze, indem er die Serviette ſchwang und aufs Neue anfing, ſeine Gläſer zu putzen.

Friedrich verſchwand durch die Thür, und Windſpiel ſprach zu ſich ſelber: Da wird er wieder welche von ſeinem Bedien-

tenvolk bei ſich haben; man muß das Zeug kurz halten. Die haben eine Art, ſich mit Jedem familiär zu machen, und wenn man, wie ich, an beſſere Geſellſchaft gewöhnt iſt, ſo haßt man das aus Grund ſeiner Seele.

Dabei ließ er einen unterdrückten Seufzer vernehmen und ſchaute abermals zu den bunten Scheiben empor, wo ſeine Blicke wieder auf dem kleinen Pagen und der dicken Fürſtin haften blieben, die ihren Fuß ziemlich weit von ſich abſtreckte und etwas ſtark ſchielend herabſah.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Poesie und Prosa.

Friedrich war unterdessen nach dem hinteren Zimmer gegangen, einem kleinen Stübchen, wo nur ein einziger Tisch mit vier Stühlen Platz hatte, weßhalb dieses Stübchen gewöhnlich von Partieen benutzt wurde, die unter sich und allein sein wollten. Zwei Stühle waren schon besetzt, als der Groom eintrat, und zwar der eine durch den Gärtner Andreas, der so breit wie möglich vor dem Tische saß, beide Arme darauf gelegt hatte und mit halb geschlossenen Augen vor sich hin lächelte, wie er gern zu thun pflegte, wenn er sich in gemüthlicher Laune befand, das heißt bei ihm, wenn es irgend eine Bosheit zu überlegen oder auszuführen gab.

Seinen Nachbar würde der geneigte Leser schwerlich wieder erkennen, obgleich wir schon einmal im Verlaufe dieser wahrhaftigen Geschichte uns erlaubt haben, denselben vorzustellen. Es war das ein hübsch aussehender Mann in elegantem schwarzem Paletot, einer feinen, untadelhaften Hals-

binde, aus der blendend weiße Hemdkragen hervorſahen, und einem Kopfe, den man hätte ſchön nennen können, wenn die Geſichtsfarbe nicht gar ſo bleich und verlebt geweſen wäre, und wenn nicht beſtändig um den Mund ein unangenehmes, malitiöſes Lächeln geſpielt hätte. Der Mann trug einen ſchwarzen Backenbart, von der Wange in einer ſcharfen Linie gegen die Mundwinkel laufend, ſein ebenfalls ſchwarzes Haar war ſorgfältig friſirt, an den Händen trug er Handſchuhe, und die Art, wie er den rechten Arm auf den allerdings nicht übermäßig ſauberen Tiſch aufgelegt hatte, zeigte, daß er ſich ſcheue, mit demſelben in Berührung zu kommen, und nur ungern ſeiner Bequemlichkeit dieſes Opfer brachte.

Es war François, der Kammerdiener der Baronin von Braachen, und wenn man ihn genau anblickte, ſo ſah man auf ſeinem weißen Geſichte immer noch eine feine, röthliche Schmarre, die zuweilen mit dem Finger zu befühlen er ſich ſeit jener Zeit zur Gewohnheit gemacht hatte, — eine Berührung, die gerade nicht dazu geeignet war, wohlwollende Gefühle für die Tochter ſeines Herrn aufkommen zu laſſen. Er hatte ſich ein Glas Punſch geben laſſen, da er Bier oder Wein nicht zu trinken pflegte.

Als der Groom eintrat, hob Andreas ſeinen Kopf empor und fragte: „Nun, iſt dein Herr Bruder zu Haus? Werden wir die Ehre von ihm haben, oder verſchmäht er uns?“

„Glücklicherweiſe verſchmäht er uns vorderhand,“ antwortete Friedrich lachend. „Später ſchenkt er uns wohl doch auf einen Augenblick die Ehre ſeiner Geſellſchaft.“

Er rückte einen Stuhl an den Tiſch und ſetzte ſich nieder.

Der Gärtner hob ſein Glas empor, hielt es gegen das Licht, wobei er leiſe vor ſich hin pfiff, dann trank er und

ſagte zu dem Kammerdiener: „Es iſt mir unbegreiflich, daß Sie, wie Sie vorhin ſagten, kein Bier trinken. Jetzt im Winter kann man es am Ende ſchon laſſen, aber wenn ich Sommers das warme Zeug da in mich hinein gießen müßte, da käme ich vor Hitze um.“

„Sommers trinke ich Waſſer oder etwas Limonade,“ ſprach der Italiener affektirt, wobei er ſeinen Backenbart ſtrich und dann mit dem Zeigefinger leicht über jene Schramme fuhr.

„Da hat unſer Friedrich dort eine Aehnlichkeit mit Ihnen,“ ſprach der Gärtner lachend, „das heißt, er thut ſo, als wenn er Bier oder Wein für ſein Leben gern tränke; aber von dem, was eine Fliege vertragen kann, hat er ſchon einen Rauſch. Ich behaupte, er hat ſo ſchon zu viel Geiſt in ſich, daher macht ein bischen mehr gleich Spektakel bei ihm.“

Der Groom trank wohlgefällig aus ſeinem Glaſe, als der Andere ſo von ihm ſprach, und François, ohne ſeinen Kopf im Geringſten zu wenden, warf einen ſpöttiſchen Blick auf ihn.

„Ich ſage Ihnen,“ wandte ſich Andreas an den Kammerdiener, „das iſt überhaupt ein ganz merkwürdiger Kerl, der Kleine da. Wo es bei ihm ſteckt, das habe ich noch nie ergründen können; aber ſollten Sie glauben, daß alle Frauenzimmer in ihn vernarrt ſind? Da iſt die Nanett, die Kammerjungfer der gnädigen Frau, die hat er völlig unglücklich gemacht.“

Der kleine Reitknecht zuckte mit den Achſeln, als wollte er ſagen, er verſtehe wohl die Worte des Gärtners nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen; doch zeigte ſich zu gleicher Zeit auf ſeinem Geſichte ein pfiffig ſein ſollender Aus-

druck, der erkennen ließ, wenn man ihn auch zum Besten habe, so wisse er doch, was er wisse.

„Und warum hat er die Nanett unglücklich gemacht?“ fragte François, nachdem er an seinem Punschglase genippt.

„Weil er ihr Hoffnungen erregt, die er später nicht Lust hatte zu erfüllen.“

„Wer doch auch so übertreiben könnte, wie Ihr, Andreas!“ sagte nun der Reitknecht. „Ja, es ist wahr, ich war gegen das Mädchen aufmerksam, und sie hat das freundlich aufgenommen, aber dabei blieb's auch,“ fügte er mit einem ernsten Blicke hinzu, während er leise seufzte. „Von Unglücklichsein ihrerseits ist keine Rede. Ja, ihrerseits nicht.“

Der Gärtner kniff sein linkes Auge gegen den Kammerdiener zu, der zum Zeichen des Einverständnisses ganz leicht mit dem Kopfe nickte und darauf sprach:

„Das Ihrerseits, was Sie zweimal wiederholten, läßt ja fast vermuthen, als wenn Jemand anders unglücklich wäre. Friedrich, Friedrich! Sie sind ein feiner Mensch und ein verwegener Geselle.“

„Ja, verwegen ist er,“ sagte Andreas scheinbar mit großem Eifer und großer Aufrichtigkeit. „O, er ist so verwegen, daß man das gar nicht sagen kann.“

„Im Grunde hat er Recht,“ entgegnete der Kammerdiener, nachdem er, wie über etwas ernstlich nachdenkend, vor sich auf den Tisch geschaut. „Wer nicht in die Höhe strebt, der bleibt am Boden kleben, und — wer nicht wagt, der gewinnt auch nicht.“

„Da eben liegt der Hund begraben,“ versetzte der Gärtner mit sehr bestimmten Tone. „Ich versichere Sie, in seinem Geschäfte hat er einen ungeheuren Muth; im Reiten

thut's ihm Keiner gleich, das ſagt ſogar der Kutſcher, der ſonſt immer Händel mit ihm hat. Aber wo es auf etwas Anderes ankommt, da iſt Monſieur Friedrich nicht zu haben."

„Das kann man von mir nicht ſagen," entgegnete der kleine Groom gekränkt. „Was Einer wagen kann, das thu' ich auch."

„Man kann ſich das nicht geben, wenn man's nicht hat," meinte François. „Aber in dem Falle wäre es ſchade, wenn er ſich durch eine übergroße Scheu vielleicht von ſeinem Glücke abhalten ließe."

„Ja, was Glück!" ſprach Friedrich, wobei er ſich am Kopfe kratzte; „das ſagt der Andreas nur ſo, um mich anzutreiben."

„Um dich anzutreiben? — Da ſeh' einmal Einer!" rief der Gärtner im Tone des größten Erſtaunens. „Was habe ich davon, ob du dich antreiben läſſeſt? Und dann will ich dich auch gar nicht antreiben; ich habe nur geſagt: wenn er nicht ſieht, daß das Fräulein ihm über alle Maßen wohlgeneigt iſt, muß er blind ſein, wie ein Maulwurf."

Friedrich blickte erwartungsvoll auf den Kammerdiener, der mit dem Kopfe nickte und nach einigen Sekunden ſagte: „Auch mir iſt das ganz glaublich, ja, ja, vollkommen erklärlich."

„Siehſt du, ungläubiger Thomas?" nahm Andreas abermals das Wort, wobei er den Andern leicht an den Arm ſtieß, wie um ihn aufmerkſam zu machen. „Auch dem Herrn François iſt das glaublich und erklärlich. Und daß der ſolche Geſchichten kennt, das wirſt du doch wohl nicht läugnen wollen."

„Es liegt Alles in der Art," fuhr der Kammerdiener

fort, „wie das Fräulein ihm ihr Wohlwollen zu erkennen gibt; man kann damit anziehen und abſtoßen. Wenn ſie freundlich mit ihm iſt, ſo wollte das nicht viel beweiſen; man müßte erſt wiſſen, ob ſie ihn auf irgend eine Art, und wie, den Andern vorzieht.“

„Na, wenn Friedrich nicht wiſſen ſollte, daß ſie das thut, ſo will ich ein Schaf ſein!“ rief der Gärtner, indem er die Hände zuſammenſchlug. „Das läßt ſich an tauſend Kleinigkeiten merken. Will ſie bei Tiſche Waſſer haben, ſo muß es ihr Friedrich präſentiren, tritt ſie auf ihren Spaziergängen durch den Garten in den Stall, ſo thut ſie es gewiß nur in dem Augenblicke, wenn er dort iſt. — Kannſt du das läugnen?“ wandte er ſich an den Reitknecht. „Und kannſt du auch läugnen, daß ſie neulich abſichtlich ihr Taſchentuch fallen ließ, damit du es ihr in die Hand geben ſollteſt?“

„Daß ſie es fallen ließ, iſt ſchon wahr,“ ſagte der Groom, „aber eine Abſichtlichkeit — nein, daran kann ich nicht glauben.“

„Man läßt im Stalle nie ohne Abſicht ein Taſchentuch fallen,“ ſprach in ſehr beſtimmtem Tone der Kammerdiener, „ich kenne das.“

„Hörſt du, Herr François kennt das!“ rief Andreas eifrig. Doch fuhr er gleich darauf achſelzuckend und mit großem Unmuth fort, wobei er aber, ohne daß es Friedrich ſah, einen aufmunternden Blick auf den Kammerdiener warf: „Doch was geht mich die ganze Geſchichte eigentlich an? Wenn ich dem Burſchen da nicht ſo gut wäre und es mich freuen würde, wenn er zu ſeinem Glücke käme, da hätte ich wahrhaftig nie ein Wort darüber verloren. Sieh den Herrn Kammerdiener an, was das für ein Mann geworden iſt.

Und wie die Sachen ſtehen, könnteſt du es noch weiter bringen. — Glauben Sie wohl," fuhr er gegen François gewandt fort, „daß ich für das Fräulein ein Bouquet machen ſollte, und daß ſie mir ſagte, als ich es ihr übergeben wollte: Friedrich kann es auf mein Zimmer tragen! Nun, wenn das nicht deutlich genug iſt, dann weiß ich nicht mehr, was deutlich ſein ſoll."

Der Kammerdiener fuhr mit den Fingern leicht und wiederholt über die Schramme in ſeinem Geſichte, dann ſagte er wie zu ſich ſelber: „Ja, ja, es liegt in der Familie."

Obgleich er dies ſehr leiſe ſprach, ſo hatte es doch Friedrich, der geſpannt auf ſeine Worte horchte, wohl verſtanden.

„Wenn Jemand freilich," fuhr der Kammerdiener laut fort, „keinen Muth beſitzt, ſo greift er eine Sache falſch an und verdirbt mehr, als er gut macht."

„Ja, Muth muß man freilich haben," meinte auch der Gärtner, indem er verdrießlich die Arme über einander ſchlug; „aber der iſt nicht Jedermann gegeben."

„Ihr habt gut reden, Andreas!" rief der Groom ärgerlich, „was ſoll ich da meine Haut zu Markte tragen, wo ich doch überzeugt bin, daß Alles nichts iſt? Freilich iſt ſie ſchön, ach! ſo ſchön, daß Einem das Herz aufgeht, wenn man ſie nur anſieht; aber auch ebenſo ſtolz; und wenn ich auch Muth genug habe, ſo muß ich doch ſagen, daß ich faſt in die Kniee ſchnappe, wenn ſie nur einen ernſten Blick auf mich wirft. — — Dann — iſt — auch — — der gnädige Herr —"

François horchte auf, doch trank er im nächſten Augenblicke ſcheinbar mit großer Gleichgültigkeit aus ſeinem Glaſe.

Der Gärtner hatte aber wohl den Blick im Auge des Italieners bemerkt und ſagte, indem er ſehr künſtlich lachte:

„Friedrich, du biſt doch ein kleines Ungeheuer! Was willſt du vom gnädigen Herrn ſagen?“

„Ich will nichts von ihm ſagen,“ antwortete mürriſch der Reitknecht. „Aber er hat die Augen ſo auf alles, was im Hauſe geſchieht, namentlich auf das, was das Fräulein thut, daß ihm nicht das Geringſte entgehen könnte.“

„Seh' mir Einer den Unverſtand an!“ ſagte Andreas. „Als wenn der gnädige Herr etwas ſehen ſollte, was ſie nicht will ſehen laſſen. Aber ſparen wir unſere Worte; man muß Niemand zu ſeinem Glücke zwingen wollen, der keine Luſt hat, etwas dafür zu wagen.“

„Das Gleiche denke ich auch,“ meinte François, geziert lächelnd. „Da ich meinen Punſch ausgetrunken habe, auch meine Zeit zu Ende geht“ — er zog dabei mit großer Abſichtlichkeit ſeine ſchöne goldene Cylinderuhr aus der Taſche, die an einer ſchweren Kette von gleichem Metall hing — „ſo denke ich, wir ſparen unſere Worte und laſſen den Herrn Friedrich thun, was ihm gut dünkt.“

Damit erhob er ſich, und der Gärtner folgte ſeinem Beiſpiele; dann ſchlug Letzterer den Groom leicht auf die Schulter, und ſagte ihm: „Ueberlege genau, was wir geſprochen. Ich muß jetzt nach Hauſe, um meine Glashäuſer zuzudecken. Du wirſt wohl noch da bleiben und deinen Bruder erwarten. Geh in dich und faſſe Muth; wahrhaftig, wenn ich an deiner Stelle wäre, da ſollteſt du in den nächſten Tagen was erleben.“

Damit gingen die beiden würdigen Männer zur Thür hinaus, François mit hoch erhobenem Kopfe, geſpitztem Munde, ohne ſich nach dem kleinen Reitknechte umzuſchauen. Während er durch die vorderen Zimmer der Wirthſchaft ging,

liebte er es, seine schwere goldene Kette häufig um den Zeigefinger zu wickeln.

Vor der Hausthür angekommen, blieben die Beiden bei einander stehen und der Kammerdiener sagte: „Nur nicht nachlassen! Man muß dem dummen Burschen jeden Tag einheizen, bis er warm genug ist. Macht er aber einmal einen dummen Streich, dann verlasse ich mich auf Sie, Andreas, daß Sie mich aufs Schnellste davon in Kenntniß setzen."

„Und wenn es am Ende doch nichts nützt?" antwortete der Andere. „Wenn das gnädige Fräulein einfach die Reitpeitsche nimmt und unseren Freund zum Hause hinaus jagt, was dann?"

„Einen Skandal gibt's auf alle Fälle," entgegnete François, nachdem er einen Augenblick nachgedacht. „Und wie ich dieses wilde, trotzige Geschöpf kenne" — bei diesen Worten strich er abermals über seine Wange und biß die Zähne leicht auf einander — „reißt das so tief in ihr Herz, daß da Alles zu erwarten ist. Das Haus muß ihr verhaßt werden. Auch können Sie sich denken, daß ich schon auf andere Weise vorgearbeitet habe. Man hört hier und da etwas, wie auffallend sich der Herr Baron von Breda seiner Nichte annimmt; die guten Leute schütteln begreiflicher Weise den Kopf darüber und finden daran eine ausgesprochene Neigung. Das geradezu bei uns zu sagen, werde ich mich wohl hüten; denn die gnädige Frau ließ schon früher einmal Worte fallen —— aber," unterbrach er sich mit einem Mal, „wie vorhin bemerkt: unterlegt ist die Sache aufs Beste, es braucht nur eines gelinden Anstoßes, und wir rollen von unserer Höhe den Berg hinab."

„Wir hören dann auf, alte Diener des Hauses zu be-

aufsichtigen und zu chicaniren!“ rief triumphirend der Gärtner.

„Und wenn wir darauf wieder sehr enttäuscht in die Heimat zurückkehren, so werden wir uns doch nach und nach entschließen müssen, in manchen sehr sauren Apfel zu beißen.“

Dies sagte François, der Kammerdiener, indem er behaglich seinen Backenbart strich, während aber zugleich ein wildes Feuer aus seinen Augen blitzte.

Darauf reichten sich Beide die Hände, und Jeder ging seiner Wege, der Eine hierhin, der Andere dorthin.

Der kleine Groom war in dem Hinterstübchen allein geblieben, hatte den Ellbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf darauf gelegt, aber in einer Art, wie man es wohl zu machen pflegt, wenn man eifrig über etwas nachdenkt, das im Stande ist, einem den guten Humor zu verderben. Er drückte nämlich mit seiner Faust die rechte Wange so in die Höhe, daß von dem Auge über derselben fast nichts mehr sichtbar war. Auch hatte er seinen Hut wieder aufgesetzt und ihn recht schief auf ein Ohr gerückt, nicht weil es ihn barhäuptig fror, sondern weil er die Schritte seines Bruders vernahm, und weil er dachte, er sehe imponirender aus, wenn er mit dem Hut auf dem Kopfe dasäße.

Was sein Herz in diesem Augenblick bewegte, sind wir nicht im Stande, genau anzugeben, denn er war sich dessen selbst nicht recht bewußt. Wenn auch der Gärtner in der betreffenden Angelegenheit durch aufreizende Worte, Schmeichelreden und die handgreiflichsten Lügen aller Art seine Phantasie möglichst gesteigert hatte, so war er dagegen in ruhigen Momenten so vernünftig, sich selbst vor einem Schritte zu warnen, der neben einem schönen Ausgange auch verschie-

denes Unangenehme haben konnte und wobei es ſehr ungewiß blieb, welchem dieſer Ausgänge er zufliegen würde. Wir ſagen: in ruhigen, vernünftigen Momenten dachte er ſo; aber leider waren dieſe höchſt ſelten bei ihm.

Der Kellner trat demnach in das Gemach, und da er die Anderen nicht hatte weggehen ſehen, ſo blickte er nicht nur einigermaßen erſtaunt um ſich, ſondern ſagte auch:

„Ich glaubte, du ſeieſt in Geſellſchaft. Wo ſind denn die Anderen?“

Friedrich machte, ohne ſeine Stellung zu verändern, eine Handbewegung nach der Thür, worauf ſein Bruder fortfuhr:

„Mir ſcheint, du biſt ſchlecht gelaunt, und da wird wohl unſere Unterhaltung ziemlich ſpärlich ausfallen; vielleicht willſt du auch mit deinen Gedanken allein ſein, und wenn das der Fall iſt, ſo haſt du es nur zu ſagen, ich habe ohnedies noch genug zu ſchaffen.“

Nun war es aber dem Groom in dieſem Augenblicke nicht darum zu thun, allein zu bleiben; denn ſo ſehr er auch nachdachte, brachte er doch nichts Geſcheidtes zuſammen; im Gegentheil, er begann ſich zuweilen vor ſeinen eigenen Gedanken zu fürchten, da ſie mitunter, wie nicht zu läugnen, ziemlich extravagant waren. Deßhalb veränderte er langſam ſeine Stellung, blickte ſeinen Bruder an und bemerkte: „Wenn ich allein ſein wollte, da wäre ich wohl mit den Anderen fortgegangen und nicht hier zurückgeblieben.“

„Aber verdrießlich biſt du?“

„Verdrießlich eigentlich nicht, aber bekümmert.“

Bei dieſen Worten ſtützte Friedrich den Kopf auf die linke Hand und ſeufzte ziemlich auffallend, und zugleich zwinkerte er auf eigentlich komiſche Art mit den Augen.

Windſpiel hatte ſich auf der anderen Seite des Tiſches niedergelaſſen, ſtreckte die zuſammengefaltenen Hände vor ſich aus und drehte mit den Zeigefingern derſelben langſam das Salzfaß herum, welches vor ihm ſtand.

„Wenn du bekümmert biſt," ſagte er, „ſo mußt du alſo Kummer haben, und da es für alle Arten von Kummer einen kräftigen Troſt gibt, ſo wäre ich vielleicht im Stande, etwas für dich zu thun, wenn du es nämlich für gut fändeſt, mir die Urſache deines Kummers mitzutheilen."

Der kleine Reitknecht ſpuckte neben ſich auf die Erde, wobei er ſich bemühte, ein recht melancholiſches Geſicht zu machen; dann entgegnete er:

„Es gibt eine gewiſſe Art Kummer, welchen zu fühlen du aber noch nie Gelegenheit hatteſt" — dies ſprach er mit Geringſchätzung — „und den nur eine einzige Perſon zu lindern im Stande iſt. Daß du aber dieſe Perſon nicht biſt, das kann ich dir verſichern."

„Das wäre Liebeskummer," meinte Windſpiel, „der ſchlimmſte von allen."

Er ließ das Salzfaß los und bewegte die Finger, als ſei er gerade im Begriff, die Saiten einer Guitarre zu verarbeiten. „Ja, Liebeskummer.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

— — Und doch ſagt der Dichter:

Glücklich allein iſt die Seele, die liebt.

Es iſt das ſehr ſchön componirt, und ich ſpiele es zuweilen Abends, wenn der Mond ſcheint."

„Was der Dichter ſagt, iſt mir ſehr gleichgültig,“ verſetzte mürriſch der Groom; „nur ſo viel iſt gewiß, daß, wenn ich liebe, ich das durchaus nicht mit großem Glücke thue.“

„So liebſt du alſo unglücklich?“ ſprach der Kellner mit einem leichten Anflug von Begeiſterung. „Das iſt um ſo ſchöner.“

„Warum um ſo ſchöner?“

„Weil es ſehr poetiſch iſt.

Hangen und bangen in ſchwebender Pein,
Himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt,
Glücklich allein iſt die Seele, die liebt.“

Diesmal ſang Windſpiel die Melodie zu den Worten, wobei ihm der Reitknecht zuhörte, mit finſterem Blick und einem unverkennbaren Zug von Verachtung um die aufgeworfenen Lippen. Doch ließ er ſich gleich darauf herab, zu ſagen: „Man kann unglücklich lieben und doch wieder nicht unglücklich.“

„O ja, das kann man,“ antwortete ſchwärmeriſch der Kellner, indem er ſeine Augen gegen die Zimmerdecke erhob. „Man kann zum Beiſpiel eine vornehme Dame lieben, auch von ihr wieder geliebt werden, aber unſerer Verbindung ſtellen ſich unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg. Das iſt noch ſchöner, noch poetiſcher.“

Er begleitete dieſe Worte mit einer ausdrucksvollen Bewegung der rechten Hand.

„Und daran findeſt du nichts Unrechtes?“ fragte Friedrich.

„Gewiß nicht; wer kann ſeinem Herzen gebieten?“

„Nun, dann freut es mich, daß wir doch einmal einerlei Anſicht ſind — denn ich liebe eine vornehme Dame.“

„Oh, oh!“ machte Windſpiel mit einem Tone großer Ueberraſchung. „Du? Mach keinen ſchlechten Spaß!“

„Na, ob das wie ein ſchlechter Spaß klingt!“ ſprach der kleine Reitknecht gereizt, ſchob ſeinen Hut noch verwegener auf das Ohr und ſetzte ſich aufrecht hin, um ſeinen Bruder feſt anzuſehen. „Und wenn dir das ſo unglaublich erſcheint, ſo dauern mich die paar Worte, die ich an dich verſchwendet.“

„Bei Gott iſt allerdings nichts unmöglich,“ antwortete Windſpiel kleinlaut. „Aber iſt es wirklich eine vornehme Dame, oder thut ſie nur ſo?“

„Sie thut nicht nur ſo,“ verſetzte der Andere in wegwerfendem Tone, „ſie iſt es in der That.“

„Und ſie liebt dich?“

„Wenn ich nicht irre, ja.“

„Darin kann man ſich ſchwerlich irren,“ meinte der Kellner kopfſchüttelnd. „Aber zu einer Erklärung iſt es zwiſchen euch noch nicht gekommen?“

„Bis jetzt noch nicht,“ ſprach der Groom mit leiſer Stimme, wobei er, offenbar von widerſprechenden Gefühlen bewegt, die Augenbrauen emporhob und ſich an dem Kopfe kratzte. — „Das geht nicht ſo geſchwind; ich bin doch eben nur Reitknecht, und ſie iſt eine vornehme Dame.“

„Kennt denn die Liebe Standesunterſchiede?“ ſagte Windſpiel begeiſtert. „O nein!“

Dabei lächelte er ſüß und machte abermals mit den Fingern eine Bewegung, als ſei er mit ſeiner Guitarre beſchäftigt.

Im ſüßen Traum, bei ſtiller Nacht,
Da kam zu mir, mit Zaubermacht,

Mit Zaubermacht, die Liebſte mein,
Sie kam zu mir ins Kämmerlein."

„Alſo hältſt du es doch für möglich, daß mich die vornehme Dame liebt?"

Der Kellner warf einen trüben Blick auf ſeinen Bruder und antwortete dann zögernd: „O ja, es iſt ſchon möglich; natürlich wirſt du aber keine Beweiſe haben."

„Und wenn ich dieſe Beweiſe hätte, würdeſt du mir rathen, eine Erklärung zu wagen?"

„Gewiß!" rief Windſpiel, indem er wiederholt mit der Hand agirte. „Eine ſolche Erklärung ſoll etwas ganz Köſtliches ſein; ſie allein, wie die Dichter ſagen, iſt ſchon im Stande, eine Liebe zur völligen Reife zu bringen, alle Schranken zu durchbrechen. — Ich liebe dich! O, wie das wunderſchön klingt! Wahrhaftig, ich muß mich nächſtens auch einmal zu einer Leidenſchaft verſtehen, nur um ſagen zu können: Ich liebe dich."

Der kleine Reitknecht pfiff vor ſich hin, wie er zu thun pflegte, wenn er Lord, der zuweilen unruhig ſein konnte, ſtriegelte und putzte. Dann ſpuckte er abermals heftig auf den Boden und meinte:

„Es hat doch ſeine Schwierigkeiten. Wenn ich mich geirrt hätte und die vornehme Dame lachte mich aus, ſo wäre das ſehr unangenehm."

„Unangenehm wohl, das iſt nicht zu läugnen," ſagte Windſpiel, wobei er nachdenkend vor ſich hinſah. „Aber poetiſch, ſehr poetiſch. Und dann iſt noch kein Baum auf den erſten Hieb gefallen. Wenn ſie ſich auch von dir abwendet" — dabei machte der Kellner die Bewegung des Abwendens

ſehr ausdrucksvoll — „ſo muß die Fürſtin doch denken,“ fügte er ſchwärmeriſch hinzu, „dieſer Leibpage iſt ein kecker Knabe. Und wenn du ihr das nächſte Mal vom Pferde hilfſt“ — er dachte an das Glasgemälde — „ſo wirſt du vielleicht einen zarten Druck ihrer Hand auf deinem Arm verſpüren.“

„Ja, vom Pferde hilft ihr der gnädige Herr gewöhnlich ſelber,“ ſagte Friedrich, der nicht dazu gemacht war, dem poetiſchen Fluge ſeines Bruders zu folgen. „Und der Herr Baron iſt es auch, den ich am meiſten fürchte.“ — Doch glaubte er bei dieſen Worten von ſeinem Geheimniß ſchon zu viel verrathen zu haben, denn er trank ſein Glas leer, dehnte ſeine kurzen Glieder, während er aufſtand, und ſprach: „Alſo du an meiner Stelle würdeſt einmal eine Erklärung riskiren? — Natürlich unter vier Augen; denn was Niemand geſehen hat, das kann man, wenn es ſchief geht, abläugnen.“

„Abläugnen würde ich nie etwas,“ meinte Windſpiel ſehr ernſt. „Muthig würde ich hinſtehen und ſagen: Iſt denn lieben ein Verbrechen? darf man denn nicht zärtlich ſein?“ — Und wenn der alte Fürſt ſeine Trabanten kommen ließe und mich in den tiefen, dunkeln Keller werfen — gut, er thue es! — kann er mir verbieten, an Roſaura zu denken und zum Klange des Saitenſpiels zu ſingen:

Auf Flügeln des Geſanges,
Herzliebchen, trag' ich dich fort,
Fort nach den Fluthen des Ganges,
Dort weiß ich den ſchönſten Ort.“

„Ja, du weißt den ſchönſten Ort, aber auch wie es in der Welt zugeht,“ antwortete der Groom mit vieler Gering-

ſchätzung, während er dabei die Achſeln zuckte. „Wenn aber der Fürſt ſeine Reitpeitſche von der Wand nähme, dich tüchtig durchwichste und dann zum Hauſe hinausjagte? — He, Bürſchlein!“

„Das ſoll auch ſchon vorgekommen ſein,“ meinte der Kellner, indem er die Hände zuſammenlegte. „In ſolchem Falle würde ich den Umſtänden gemäß handeln und vielleicht einen meiner Handſchuhe zurücklaſſen, denn ſo ein Handſchuh bedeutet —“

„Na ja, es iſt ſchon gut,“ unterbrach ihn Friedrich. „Vor allen Dingen bitte ich dich aber, reinen Mund zu halten, über das, was wir hier geſprochen; auch gegen deine Maler da vorne. Nimm dich in Acht, die treiben doch nur Narrheiten und Unſinn mit dir, machen dich doch nur zum Affen und locken aus dir heraus alles, was ihnen gut dünkt.“

Windſpiel lächelte mitleidig und ſagte, nachdem er ſeinem Bruder aufmerkſam in's Geſicht geblickt: „Ich verzeihe dieſe Worte deinem gereizten Gemüthe, und damit du ſiehſt, daß du mich durchaus nicht beleidigt haſt, will ich dir noch obendrein einen Vorſchlag machen: ſchicke mich zu der vornehmen Dame, ich will ſo eindringlich mit ihr ſprechen, daß ſie ein Herz von Kieſelſteinen haben müßte, wenn ſie nicht ſagte: — Ja, ich liebe ihn, dieſen Friedrich — dieſen verwegenen Knaben.“

„Mit deinem verfluchten Knaben!“ antwortete der kleine Reitknecht erzürnt. „Sehe ich denn aus wie ein Bub? Du haſt doch am allerwenigſten Urſache, über meine Figur zu ſpotten.“

„Ich will auch gar nicht ſpotten,“ entgegnete Windſpiel

freundlich; „es iſt nur ſo eine Redeweiſe. Aber was meinſt du zu meinem Vorſchlag?“

„Dazu meine ich gar nichts,“ erwiderte der Andere unwirſch, während er nach der Thür ging. „Aber, wie ſchon geſagt, halte dein Maul und laß dir nichts merken.“

Friedrich zog ſeinen kurzen Livreerock recht ſcharf in die Taille, warf einen Blick in den Spiegel, um zu ſehen, ob der Hut richtig ſitze, und verließ dann mit einem Kopfnicken gegen ſeinen Bruder das Zimmer und ging gleich darauf aus dem Hauſe.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Ein Abenteuer.

Dem Laufe der Stunden nach folgte auch an diesem Tage die eine der andern, der Nachmittag verging, und gemäß dem kurzen Wintertage sank die Sonne schon bald an dem klaren Himmel hinab gegen die fernen Berge zu, mit dem scharfen Lichte ihrer letzten Strahlen noch einmal die Erde küssend, ehe die kalte Nacht ihren winterlichen Schleier darüber breitete.

Windspiel hatte seine Geschäfte besorgt, das Gemach bestens hergerichtet, wo sich in späterer Stunde die Künstler zu versammeln pflegten, und wollte gerade, wie ihm in der Dämmerstunde erlaubt war, für einige Augenblicke in seine bescheidene Dachstube hinaufsteigen, als er, durch den Hausgang gehend, die lange Gestalt seines Freundes und Gönners Don Larioz erblickte, der eben zur Thür herein kam.

Man kann sich denken, mit welcher Freude der Kellner

demſelben entgegen eilte und ihn nöthigen wollte, in eines der Gaſtzimmer zu treten, wo ſich nur hier und da an irgend einem Tiſche ein Gaſt befand und deßhalb Platz genug zu finden geweſen wäre.

Der Spanier aber blieb, dankend für das Anerbieten, im Gange ſtehen und wollte nicht einmal in das Gemach eintreten, das ihn damals ſo gaſtlich aufgenommen und wo ſich die Verbrüderung zum Dolche Rubens zu verſammeln pflegte.

„Wäre es Ihnen wohl erlaubt," ſagte er nach den erſten freundſchaftlichen Begrüßungen, „mich für eine kurze Zeit in Ihr eigenes Zimmer zu führen, ſo würde ich das mit großem Dank annehmen."

Obgleich ſich der Kellner durch dieſe Bitte geſchmeichelt fühlte, ſo hielt er doch ſeine Wohnung für gar zu beſcheiden und ärmlich, um ſie einem ſo hochgeehrten Gaſte anzubieten, und machte in dieſer Richtung ſeine Einwendungen.

Doch war Larioz der Mann nicht, der die Wohnung eines Freundes gering geachtet hätte, weil ſie nicht im erſten oder zweiten Stocke lag, weil ihre Wände ſchief unter das Dach hinliefen, und weil die Möbel in derſelben von einer faſt rührenden Urſprünglichkeit waren. Auch lächelte er ſo eigenthümlich, als er darauf beſtand, in die Dachkammer des Kellners hinaufzuſteigen, daß dieſer wohl einſah, der Spanier habe ſeine beſonderen Gründe; und dieſe Gründe lagen ja auch ſo nahe, daß es nicht des guten Taktes Windſpiels in ſolchen Dingen bedurft hätte, um ſie augenblicklich zu erkennen und darauf, dem Wunſche ſeines Gönners gemäß, dieſen ſogleich unter das Dach zu begleiten.

Es ging auf einer ebenſo dunkeln Treppe aufwärts, wie

die im Breiberg'ſchen Hauſe war. Doch wurde hier die Phantaſie nicht aufgeregt von ſeltſamen Geräthen und geheimnißvollem Gerümpelwerk, von Helmen mit wehenden Straußenfedern oder ſogar von rothen Tricots; hier hatte Alles ein einfaches, offenes und ehrliches Anſehen. Die alten Treppenſtufen knarrten freundlich und zufrieden, obgleich ſie ſehr ausgetreten waren; der Strick, der [illegible]nen in die Höhe leitete, war kühl und glatt, und alles vielleicht Außergewöhnliche, auf welches das Auge traf, wenn man die Höhe der Treppe erreicht hatte, beſtand in einem halben Dutzend harmloſer, ſtrammer Mehlſäcke.

Die Kammer des kleinen Kellners war durch Bretterverſchläge dem Dachboden abgerungen, jedoch mit verſchiedenen Stücken alter Tapeten bekleidet, die nur leider an vielen Stellen geriſſen waren, wo die Trockenheit der Luft nämlich die Bretter nach und nach zuſammengezogen. Doch hatte Windſpiel hier nachgeholfen, indem er Streifen Druckpapier über die Fugen geklebt, was ſehr praktiſch war und auch recht artig ausſah.

Leider befand ſich das Lager des Bewohners noch in etwas unordentlichem Zuſtande, da das Schenkmädchen keine Zeit gehabt hatte, danach zu ſehen; auch lagen hier und da Kleider umher, die aber der Kellner alsbald beſeitigte und darauf ſeinem Gaſte den einzigen Stuhl der Kammer anbot. Für den uns ſchon bekannten poetiſchen Sinn des Bewohners ſprachen ein paar Gedichtſammlungen, die auf einer Kiſte lagen, ſowie eine Guitarre mit himmelblauem Bande, welche über derſelben an einem Nagel hing.

Don Larioz dankte freundlich für das Anerbieten des Stuhles und bat um Erlaubniß, aus dem Fenſter ſehen zu

dürfen, eine Bitte, die Windspiel verstand und welche ihn so rührte, daß er beinahe nicht im Stande gewesen wäre, den rostigen Riegel zurückzuziehen.

Doch gelang dies den vereinten Anstrengungen Beider, worauf sich die wackeligen Flügel aus einander thaten und der edle Spanier hinaus schaute, indem er mit den Schultern an beide Seiten der etwas schmalen Oeffnung anstieß.

Windspiel, dessen Gegenwart zu Beschreibung des Terrains höchst nöthig war, bohrte seinen dünnen Kopf zwischen den Ellbogen des langen Schreibers hindurch und machte denselben alsdann auf die höchst interessante Umgebung aufmerksam.

Beim ersten flüchtigen Blicke gewahrte man freilich nichts als Dächer und wieder Dächer, Schornsteine und abermals Schornsteine, hier und da eine Windfahne oder einen Blitzableiter, dessen goldene Spitze im letzten Strahle des Tagesscheins wie glühend erschien. Auch stieg schon der Duft des winterlichen Abends in die Höhe und füllte die tief liegenden Straßen. Für jeden Andern wäre auch eigentlich nicht viel Interessantes hier zu sehen gewesen; für Larioz dagegen das Haus, welches sie verbarg, das Fenster, hinter welchem sie schmachtete, — genug, um ihn einen ganzen Tag, in stille, selige Träumereien versunken, an diese Stelle zu fesseln. Ja, es war das Haus der Gebrüder Breiberg, welches er dort so dicht vor sich sah, daß er mit ausgestreckten Armen die für ihn so lieben Mauern fast hätte erreichen können. Sehr leicht wäre es ihm gewesen, eine Hand zu drücken und zu schütteln, die gegenüber ebenfalls in dieser Absicht herausgestreckt worden wäre. Aber da war von einer Hand keine Spur, da sah man nichts als die grauen Mauern des Hauses, oben Dach-

ſenſter mit zerbrochenen Scheiben, ein Stockwerk tiefer verſchloſſene Fenſterläden, zur Wohnung der verruchten Brüder gehörig, die ſich und ihr ſcheues Weſen hier vor den Blicken der Nachbarſchaft abzuſperren bemüht waren.

Noch ein Stockwerk tiefer, da war der Ort, wohin ſich ſeine liebende Seele ſenkte. Dort ſah er die beiden Fenſter, und wenn er ſich das große Zimmer vergegenwärtigte, ſo konnte er ſich ungefähr vorſtellen, wo die ſpaniſche Wand aufgeſtellt war, und dann befand ſich links von derſelben das Lager, wo ſie geruht.

Ja, es waren die Fenſter des Ateliers, das bekräftigte auch Windſpiel ſchaudernd, dieſelben Fenſter, die Letzterer vor kurzer Zeit bei der Samstags-Nachmittagwäſche geſehen, wo er das unglückliche Mädchen erblickt in härenem Gewande, wo er jene unwürdigen Worte gehört, die Clemens Breiberg ausgeſprochen: „Die haſt du heute wieder einmal tüchtig ausgeklopft!“

Die Fenſter des Ateliers waren, wie gewöhnlich der Fall, innen mit einem Carton halb verſtellt, und die Oeffnung, die oben blieb, war zu klein, um hinein zu blicken, ſelbſt wenn ſich der Spanier nicht ſo hoch über denſelben, ſondern mehr gegenüber befunden hätte. Unter den eben genannten Fenſtern befand ſich noch ein weiteres Stockwerk, deſſen Läden aber feſt verſchloſſen waren, und dann ging es auf einen feuchten Winkel hinab, den die Mauern beider Häuſer bildeten, der vorn an der Straße mit einer hölzernen Thür verſchloſſen und an welchem hinten der Verſchlag angebracht war, wo der Schreiber jenen denkwürdigen Abend zugebracht und wo er den Spruch des großen mauriſchen Weiſen Carabanzeres vernommen.

An das alles dachte Larioz, während er hinab blickte, und ſein ohnedies empfängliches Gemüth wurde noch weicher, noch poetiſcher geſtimmt; ſeine Phantaſie befand ſich in lebhafter Aufregung, und es war ihm, als könne er durch die Mauern des vor ihm liegenden Hauſes in das Atelier blicken und ſehe das ſchöne, unglückliche Mädchen, entkleidet von ihrem reichen ſpaniſchen Gewande, o, ſo ſehr entkleidet von demſelben! — und als erblickte er Clemens Breiberg vor ihr ſtehend, nicht mit Schlägen drohend, wohl aber mit ſeiner Liebe.

Als er das dachte, biß er die Zähne feſt auf einander und ſein Schnurrbart ſträubte ſich ordentlich empor wie der eines erzürnten Katers. — Ach, verruchte Seele! dachte er, deßhalb jene Mißhandlungen! — Aber glaube nicht, daß du dein verbrecheriſches Vorhaben ausführen wirſt! Vertrau' ich doch auf ihre Tugend und die Stärke meines Armes — bei San Jago!

Der lange Spanier hatte ſich bei dieſem Gedanken ſtark aus dem Dachladen hinaus gebeugt, und ſeine Blicke bohrten ſich ordentlich in die Fenſter des Ateliers.

Da war es ihm mit einem Male, als bewege ſich der Carton an dem Fenſter, welches an der ſpaniſchen Wand lag. Haſtig zeigte Larioz darauf hin, und Windſpiel beſtätigte kopfnickend, was der Andere geſehen. Ja, der Carton wurde langſam weggerückt, und dann ſah man eine Hand, — Gott! eine kleine, weiße Hand, die ſich am Riegel des Fenſters zu ſchaffen machte, denſelben zurückzog und dann die Flügel ein ganz klein wenig öffnete.

„Sie gibt ein Zeichen," flüſterte Windſpiel.

Larioz lächelte zweifelhaft, wie man wohl mißtrauiſch zu

lächeln pflegt, wenn uns unverhofft etwas Glückliches begegnet, von dem wir unmöglich glauben können, daß es uns wirklich zu Theil wird. Er that einen tiefen Athemzug und sagte:

„Wenigstens ist das, was wir da unten sehen, keine Täuschung. Das Fenster ist in der That geöffnet worden, und es war mir wirklich, als hätte ich eine weiße Hand blinken sehen."

„Und ich ein glänzendes Augenpaar," meinte der Kellner. „Gewiß, ich habe mich nicht geirrt."

„Stille, stille! — horch!"

Und Beide waren mit einem Male stille; denn von da unten herauf klang unverkennbar das sanfte Vorspiel einer Laute, weiche, melancholische Töne, welche das Herz umstricken und das Auge in den Himmel blicken lassen.

So that auch der Spanier, der entzückt an dem Dachfenster lehnte und aufwärts schaute zum dunkler werdenden Abendhimmel, wo nach und nach tausend leuchtende Funken sichtbar wurden. Und nicht genug an dem Saitenspiele, jetzt vernahm man eine weibliche Stimme, welche leicht und anmuthig sang. Ach, und was sie sang, erfüllte das Herz des langen Schreibers mit Entzücken, denn es war, allerdings in deutscher Uebersetzung, ein spanisches Lied:

„Tief im Herzen trag' ich Pein,
Muß nach außen stille sein.
Den geliebten Schmerz verhehle
Tief ich vor der Welt Gesicht;
Und es fühlt ihn nur die Seele,
Denn der Leib verdient ihn nicht.
Wie der Funke frei und licht
Sich verbirgt im Kieselstein,
Trag' ich innen tief die Pein."

Windspiel war begeistert; er schloß zuweilen die Augen, und durch sein dünnes Gehirn zuckten Bilder von dem fernen Andalusien, von Goldorangen, von blühenden Granaten, von Serenaden und Mandolinenklängen; er war zu mitfühlend, zu aufgeregt, um wie Larioz dabei ruhiger Zuhörer zu bleiben. Gern hätte er seine Guitarre genommen und mit eingestimmt in das spanische Lied; aber unter den vier Accorden, die er kannte, waren jene leider nicht, die drunten gespielt wurden. Still und wonneschauernd nahm er den Stiefelknecht zur Hand, hielt ihn wie eine Laute an den Busen und griff in gutem, festem Takte auf dem unempfindlichen Holze umher.

„Wohl aus hartem Felsgestein
Sind geschaffen unsre Herzen,
Meins, das aushält so viel Schmerzen,
Deins, das kalt bei meiner Pein."

erklang die Stimme, worauf sich das Saitenspiel in ein leises Geflüster verlor, dann aufhörte und somit anzeigte, daß die Sängerin im gegenwärtigen Augenblicke mehr nicht wagen dürfe.

Wir müssen gestehen, daß sich Larioz wunderbar bewegt fühlte; noch nie in seinem Leben glaubte er eine weichere und lieblichere Stimme gehört zu haben. Und dieses herrliche Geschöpf mußte schmachten und sich winden unter den Mißhandlungen der Gebrüder Breiberg! Was hielt ihn ab, sich eine Waffe zu suchen, ein langes Brett hinüber zu schieben nach dem gegenüber liegenden Dachladen, von dort hinab in das Atelier zu stürmen und das arme Mädchen zu befreien, zu erretten? — Was hielt ihn ab? Ach! nur der Gedanke an die kalte prosaische Zeit, in der er leider, leider

lebte, eine Zeit, die kein Verständniß mehr hatte für echte mannhafte Ritterlichkeit, eine Zeit, die ein tapferes Herz, welches Kraft in sich fühlte, für die Geliebte Alles zu wagen, in ähnlichen Fällen kalt und grausam bedroht haben würde mit einem Institut, das Larioz wohl kannte, mit der Polizei nämlich, die von Liebe und Begeisterung nichts versteht und die Ergüsse warmer, gefühlvoller Herzen nicht zu würdigen weiß. O, über diese Zeit, in welcher er geboren!

Diese finsteren Träumereien des langen Schreibers wurden unterbrochen durch Windspiel, welcher seinen Nachbar sanft am Aermel zog und dabei leise, aber hastig sagte: „Schauen Sie hinab!“

Und als Don Larioz in der That hinabschaute, erblickte er, so deutlich es die Dämmerung erlaubte, die feine weiße, blinkende Hand wieder, die sich jetzt zwischen der Spalte der Fensterflügel hindurch stahl und ein Papier fallen ließ, welches um etwas Schweres gewickelt sein mußte: denn es stürzte mit großer Schnelligkeit in den schmalen Raum zwischen den beiden Häusern hinab.

„Sie gab mir ein Zeichen!“ sagte der Spanier entzückt.

Und Winspiel wiederholte schwärmerisch: „Ja, sie gab ein Zeichen; dort unten liegt es.“

Darauf beugten sich Beide so weit hinab, als ihnen möglich war, um der Stelle gewiß zu sein, wohin das Papier gefallen. Denn dasselbe in seinen Besitz zu bekommen, war jetzt der einzige und eifrigste Gedanke, der die Brust des Spaniers erfüllte.

Wenn aber die Beiden nicht gar so eifrig hinabgeschaut hätten, so würden sie vielleicht bemerkt haben, wie sich ihnen gegenüber in der Wohnung der Gebrüder Breiberg ein Fen-

sterladen öffnete und das Gesicht des Herrn Clemens mit hämischem Lächeln zum Vorschein kam. Doch nur einen Augenblick; denn ehe Don Larioz und der Kellner wieder in die Höhe sahen, war der drüben verschwunden und hatte auch den Laden wieder geräuschlos zugezogen.

„Daß dieses Papier da unten für mich ein Zeichen sein soll, unterliegt wohl gar keiner Frage," sagte der Spanier nach einer Pause, „und daß es in meinen Besitz gelangen muß, versteht sich von selbst, und wenn mir auch rechts und links alle Gefahren der Erde den Eingang verwehrten, wenn das da unten selbst ein Löwengarten wäre."

„Das ist nun wohl nicht der Fall," meinte der Kellner, nachdem er ein paar Minuten nachgedacht. „Und doch hat es einige Schwierigkeiten, in den Raum da hinab zu kommen; denn den Schlüssel zur Thür nach der Straße hat mein Herr selber und gibt ihn nicht aus den Händen, seitdem neulich Diebe versucht haben, von dort her in den Verschlag einzubrechen, den Sie da unten sehen und der ins Haus führt."

„Aber es wird doch noch ein Mittel geben, dorthin zu kommen?" entgegnete der Spanier in sehr entschiedenem Tone; „denn Sie werden von mir nicht denken, daß ich vor irgend etwas zurückschrecke, wenn ich ein Billet von ihr in meine Hände bekommen kann, in welchem sie mir wahrscheinlich ihren kläglichen Zustand anzeigt und dringend um meine Hülfe nachsucht."

Windspiel, der das vollkommen einsah, und der trotz des neulich so unglücklich abgelaufenen Abenteuers doch gleich bereit gewesen wäre, in Gesellschaft des Spaniers ein neues zu unternehmen, kratzte sich nachsinnend mit der einen Hand am

Kopfe, während er in der anderen den Stiefelknecht wie ein kurzes Schwert hielt.

„Wollten wir auch den Schlüssel verlangen," sagte er, „so gäbe das ein Hin- und Hergerede, ein Fragen, das Sie doch wohl nicht geneigt wären, der Wahrheit gemäß zu beantworten."

„Gewiß nicht," antwortete Larioz mit großer Bestimmtheit; „denn es würde nur jenes unglückliche Mädchen compromittiren."

Windspiel dachte abermals nach und meinte alsdann: „So gibt es nur eine einzige Art, um dort hinab zu gelangen; aber es ist etwas mühsam, und ich weiß nicht, ob Sie sich dazu verstehen werden."

„O gewiß," entgegnete Don Larioz träumerisch. „Ist doch der Pfad zu jeglichem Glücke rauh und uneben, und es würde mir wahrhaftig weniger Vergnügen machen, wenn ich mich dem schönen, angebeteten Mädchen so ohne alle Schwierigkeiten und Mühen nähern dürfte. Lassen Sie hören."

„Auf der unteren Treppe," sprach Windspiel, „ist ein ziemlich großes Fenster, und daneben befindet sich eine Leiter, die hinab reicht bis auf den Boden. Es wird mir gelingen, hoffe ich, die Leiter ohne Geräusch hinunter zu bringen; Sie steigen hinab, holen das Papier, und die Sache ist abgemacht."

„Herzlichen Dank für Ihre Freundschaft!" versetzte Larioz bewegt, indem er dem Kellner seine Rechte bot, die dieser mit beiden Händen faßte, schüttelte und sich dann eilig fort begab, um die Leiter hinab zu lassen.

Mittlerweile war es so dunkel geworden, daß namentlich

der Raum zwiſchen den beiden Häuſern, der von nirgend her mehr Licht empfing, tief ſchwarz da unten lag.

Larioz ſchaute hinab, und es erſchien ihm die Tiefe unheimlich, ſtill und finſter wie ein Grab; aber er fühlte ſeine Bruſt gehoben bei dem Gedanken, für ſie dort hinab ſteigen zu dürfen, dort ein Zeichen von ihr zu erhalten, dort vielleicht ein Mittel für ihre Rettung zu finden.

Daß der Kellner für ihn beſchäftigt war, konnte er bei der Finſterniß unmöglich ſehen; aber er hörte es, da er mit ſcharfem Ohr hinablauſchte; ja, das Fenſter drunten war leiſe geöffnet worden, und jetzt rutſchte wahrſcheinlich die Leiter hinab, denn er vernahm ein Geräuſch.

Der Schreiber hatte ſich nicht geirrt; denn gleich darauf erſchien Windſpiel wieder und meldete, daß die Leiter an ihrem Platze ſei und ſonſt auch wohl keine Gefahr der Ueberraſchung drohe, da der Hausherr ſich im vorderen Zimmer beim Kartenſpiel befinde und die Frau mit viel Spektakel in der Küche umher rumore.

„Wenn Sie hinab geſtiegen ſind,“ ſagte der Kellner, „ſo drücke ich das Fenſter hinter Ihnen zu und bleibe in der Nähe, bis Sie mir durch ein Wort anzeigen, daß ich wieder aufmachen ſoll. Das Fenſter offen ſtehen laſſen darf ich nicht; denn ein Zugwind könnte uns verrathen.“

Nachdem dies beſprochen war, gingen Beide mit einander hinab, erreichten den untern Stock, ohne daß ihnen Jemand von den Hausleuten begegnet wäre, und Don Larioz ſtieg darauf vermittelſt der Leiter in den finſteren und feuchten Raum zwiſchen den Häuſern nieder. Da er ſich den Platz, wo das Papier lag, genau gemerkt hatte, ſo fand er daſſelbe nach kurzem Umhertappen, bemerkte aber, daß es auf dem

schlüpfrigen Boden auf unangenehme Art durchnäßt worden war. Glücklicherweise war es um einen ziemlich großen Stein herum gewickelt, und so konnte er hoffen, daß die innere Seite trocken geblieben sei; denn es wäre ein außerordentliches Unglück gewesen, nach vieler Mühe den ersten Brief der Geliebten zu erhalten und ihn nicht lesen zu können, weil die Schriftzüge verwischt worden. Wie dieselben aber in der Dunkelheit zu erkennen wären, daran dachte der lange Schreiber einen Augenblick, bis ihm ein Feuerzeug einfiel, das er sich auf dem Wege hieher gekauft. Er wickelte das Papier behutsam von dem Steine ab, entfaltete es, und als er hierauf eines der Streichhölzchen entzündet, bemerkte er zu seinem unaussprechlichen Vergnügen, daß die Stelle, wo die Schriftzüge waren, trocken sei und diese selbst unverletzt. Er las — ach! es waren nur wenige Worte, aber da er sie mit seiner regen Phantasie illustrirte, so erschienen sie ihm wie der erste Theil eines angenehmen Romans. Auf dem Papier stand geschrieben: „Ich habe Sie erkannt, warten Sie!“

Ja, sie mußte mich erkennen, sprach der Spanier hoch erfreut zu sich selber; sie konnte den Blick des Mitgefühls, ja, ich möchte fast sagen: der Liebe, mit dem ich sie damals betrachtet, nicht vergessen haben. Aber, daß sie mich erkannt, macht mich dennoch zum Glücklichsten der Menschen. Ruhig, mein Herz, wir sollen warten, du und ich, und das wollen wir Beide redlich thun.

Es ist bei den meisten Liebenden der Brauch, die ersten Zeilen, die man von der Geliebten erhält, an die zitternden Lippen zu drücken. Auch der Schreiber versuchte dies, aber es blieb bei dem Versuche, denn das gewiß noch vor kurzer

Zeit ſüß duftende Papier war an einen gar zu unangenehmen Ort gefallen.

Vor Allem aber mußte Windſpiel in Kenntniß geſetzt werden, daß Don Larioz, dem Befehl ſeiner Dame gemäß, hier eine kurze Zeit zu warten habe. Deßhalb trat er an die Leiter zurück und wollte eben ein leiſes Wort hinauf rufen, als er beinahe erſchrocken zurückfuhr, denn er ſah an dem Fenſter, durch welches er herabgeſtiegen, mit einem Male hellen Lichterglanz und vernahm eine polternde, grobe Stimme, welche ſprach: „Was iſt denn das ſchon wieder? Wo iſt die Leiter hingekommen, die immer hier in der Ecke ſteht?“

„Die Leiter?“ hörte er die Stimme Windſpiels ſagen; „ja ſo, die Leiter, die habe ich ſelbſt gebraucht, um ſie da hinaus zu ſtellen.“

„Und wozu?“ fragte die grobe Stimme.

„Es iſt mir eine Serviette hinaus gefallen, und die muß ich doch wieder holen,“ verſetzte der Kellner.

„Aber die Leiter mußteſt du auch ſtehen laſſen!“ hörte man den Andern poltern. „Weißt du nicht, daß ſich immer allerhand Geſindel herum treibt und daß ſo eine Leiter famos einladet, in ein Haus zu ſteigen? — Zieh ſie augenblicklich herein?“

Don Larioz hatte ſich bei den erſten Worten, die er vernommen, feſt an die Mauer gedrückt und ſah nun, wie die Leiter langſam hinauf gezogen wurde. Aber wir müſſen geſtehen, daß ſich ſein edles Herz darüber freute; erſah er doch aus dieſem Umſtande, daß ihn Windſpiel nicht verrathen, daß es alſo noch treue Gemüther in dieſer Welt gebe, auf welche man rechnen könne. Was kümmerte es ihn auch, ob

die Leiter im Augenblicke da war oder nicht? Hatte ſie ihm nicht geſchrieben, er möge warten? Hieß das nicht, ſie habe ihm ſpäter noch etwas Dringendes mitzutheilen, vielleicht ihn um Hülfe, um Rettung zu bitten, und wäre es nicht feige von ihm geweſen, jetzt dieſen Ort zu verlaſſen, wo ſie vielleicht oben in Angſt und Kümmerniß lauſchte, bis ſich die Tritte ihrer Peiniger entfernt haben würden und ſie Muße gewänne, um einige genauere Mittheilungen zu machen?

Er ſchlug die Arme über einander, und nachdem er ſeine Augen nach einiger Zeit an die Dunkelheit, die hier unten herrſchte, gewöhnt, war es ihm möglich, die Fenſter in dem vor ihm liegenden Hauſe zu erkennen, was ihm nicht nur Unterhaltung, ſondern auch einigen Troſt gewährte. Und er brauchte Unterhaltung und Troſt; denn wenn er auch mit warmem Herzen, mit glühenden Gefühlen wartete, ſo dauerte dieſes Warten doch lange, ſehr lange, und die winterliche Nachtluft umgab ihn ſo eiſig, daß das Feuer, welches in ihm loderte, ſchon ſehr bedeutend ſein mußte, wie es denn auch in der That war, um nicht allmälig zu erlöſchen.

Die Uhr des benachbarten Kirchthurmes hob ſehr häufig knarrend aus und ſchlug Viertel-, halbe und ganze Stunden. Vielleicht wäre ihm die Zeit des Wartens trotz all ſeiner Liebe doch etwas zu lang vorgekommen, wenn er nicht von Zeit zu Zeit geglaubt hätte, dieſelbe nehme jetzt ihr Ende; denn es war unverkennbar, daß ſich hinter dem Fenſter des Ateliers der Gebrüder Breiberg, wo ihre Hand erſchienen war, zuweilen ein Lichtſchimmer zeigte, der aber jedesmal ſchnell wieder erloſch und worauf doch nichts erfolgte.

Den Platz an der Mauer hatte Don Lariez einige Mal verlaſſen, um in dem engen Raume fröſtelnd auf und ab zu

gehen; namentlich froren ihm seine Füße ganz erbärmlich, weßhalb er sehr glücklich war, nicht weit von der Eingangsthür einen kleinen Haufen zertretenen Strohs zu finden, den er an seinen alten Platz hintrug und sich darauf stellte, gerade der Stelle gegenüber

Wo das Fenster klang,
Wo die Liebliche sich zeigte,
Wo das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
Ruhig, engelmild.

Ja, während er so hinauf schaute, dachte er an den edlen Ritter Toggenburg, jenen treuen Helden, der sein Leben damit verbracht, ihr Fenster anzuschauen, bis er eines Morgens als Leiche erwachte und sich gewiß außerordentlich darüber freute, daß diese sehr betrübte und höchst langweilige Komödie ein Ende genommen. Und den edlen Spanier trieb der Gedanke an den gewiß nicht edleren Toggenburg zu neuem, geduldigem Warten an, denn er dachte: Was sind einige Stunden gegen ein ganzes Menschenleben!

Was die Leiter anbetraf, so war sie bis jetzt freilich nicht wieder herabgesenkt worden; doch hatte Don Lariox einige Mal geglaubt, er vernehme, wie das Fenster fast geräuschlos geöffnet würde, sowie die Stimme Windspiels, der leise flüsterte: Bst! Bst! Da er aber nicht genau wußte, ob es in der That der Kellner sei, der ihm dieses Zeichen gab, so hielt er sich nicht nur ruhig an seiner Mauer, sondern stand auch bei seinem Umhergehen augenblicklich still, sobald er etwas hörte, wie das oben erwähnte Geräusch; denn dieses Bst! Bst! konnte ja auch von der polternden Stimme aus-

gehen; er hätte ſich alsdann durch eine Antwort verrathen und wäre wahrſcheinlich gezwungen worden, den Platz zu verlaſſen, ehe er dem Befehle der Geliebten gemäß genugſam gewartet hätte.

Da blitzte es in dem Atelier der Gebrüder Breiberg abermals hinter den die Fenſter verhüllenden Cartons auf, und es war gerade, als wenn dort ein Streichhölzchen entzündet würde. Und wenn der Spanier das auch ſchon einige Male am heutigen Abend bemerkt, und wenn er ſich auch jedesmal getäuſcht ſah, ſo ſchlug doch jetzt wieder ſein Herz gewaltſam in der tapferen Bruſt; auch ſah man den Lichtſchein diesmal länger, als es bisher der Fall geweſen war. Dabei kam es dem Wartenden vor, als ziehe der Schatten eines menſchlichen Körpers an dem Carton vorüber — ach, vielleicht ihr Schatten! —

Jetzt verſchwand das Licht wieder, und ein betrübter Seufzer abermaliger getäuſchter Erwartung war im Begriffe, ſeiner Bruſt zu entringen — als mit einem Male

Das Fenſter klang.

Und wenn ſich auch die Liebliche nicht zeigte, ſo ſah er doch jetzt zum dritten Male die feine, weiße Hand hin- und herwinken, als wolle ſie ihn aufmerkſam machen; dann bemerkte er, daß ſie etwas von ſich warf, und hörte gleich darauf, wie ein Stein zu ſeinen Füßen auf das Stroh niederfiel. Daß er ſich beinahe zitternd vor Erwartung danach bückte, verſteht ſich von ſelbſt; daß er auch das Papier — denn ein ſolches war es, abermals um einen Stein gewickelt — an ſeine Lippen brachte, können wir der Wahrheit gemäß bezeugen; denn es ſchreckte ihn diesmal kein unangenehmer Duft davon zurück. — O, wie iſt das ſo beſeligend, was in der ſüßen

Nähe der Geliebten war! Es scheint für uns mit einem gewissen Leben erfüllt zu sein, es scheint uns zu verstehen, wenn wir die zärtlichsten Worte daran richten; vor allen Dingen aber ein Brief, der von ihrer Hand kommt. Der geneigte Leser wird wahrscheinlich schon empfunden haben, wie es rein unmöglich ist, einen derartigen Brief bei sich zu behalten, ohne ihn zu lesen; wie man in solchen Fällen den Versuch macht, die geliebten Schriftzüge zu entziffern in der allervorgerücktesten Dämmerstunde, beim Leuchten des Blitzes, beim Glimmen einer Cigarre. — Von den eben genannten drei Dingen aber konnte dem edlen Spanier keines behülflich sein, den Brief des unglücklichen Mädchens zu lesen; doch hatte er ja ein Feuerzeug in der Tasche, das er gleich zur Hand nahm, um vermittelst desselben das Papier zu betrachten, nachdem er es vorher sorgfältig von dem Steine abgewickelt, weßhalb er sich also daran machte, eines der Streichhölzchen zu entzünden.

Mochten aber wohl seine Finger steif geworden sein, was bei der herrschenden Kälte sehr begreiflich war, oder spritzte der Phosphor, oder hatte er sich in der Aufregung seines Gemüthes sonst ungeschickt benommen, — genug, statt eines Schwefelholzes loderte im nächsten Augenblicke die ganze Schachtel lichterloh auf und brannte ihn so heftig an die Finger, daß er sich veranlaßt sah, die brennende Schwefelholzbüchse, deren Deckel ihm in der ersten Ueberraschung entfallen war, auf den Boden zu werfen. Leider hatte er aber nicht bedacht, daß sich dort der Hause lockeren Strohs befand, aus dem im nächsten Augenblicke die hellen Flammen empor schlugen.

Es war das ein schauerlicher Moment, als der lange Schreiber nun sah, wie die rothe Gluth an den Wänden des

engen Raumes empor ſchlug und, den ſchmutzigen Winkel beleuchtend, ihn nun plötzlich zu verrathen drohte; auch dachte er einigermaßen beunruhigt an eine Feuersbrunſt, die entſtehen könnte, und blickte jetzt nach dem Fenſter, von wo er herabgeſtiegen war, ob ſich dort nicht die rettende Geſtalt Windſpiels zeigen würde. Das Papier hatte er, ohne es zu leſen, in die Bruſttaſche ſeines Rockes geſchoben.

Aber das Fenſter, nach welchem er ſehnſüchtig ſchaute, blieb verſchloſſen, wogegen zu ſeinem nicht geringen Schrecken ein Fenſterladen von der Wohnung der Gebrüder Breiberg haſtig aufgeſtoßen wurde und er die Stimme des Herrn Clemens erkannte, der herab rief: „Nachbar! Nachbar! Euer Haus brennt!“

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Rubens Dolch.

Vergebens eilte Don Larioz nach der Thür, die auf die Straße führte. Dieſe blieb feſt verſchloſſen, gab dem kräftigſten Stoße nicht nach und war auch zu hoch, um darüber weg zu klettern. Der tapfere Mann ſah ſich ſchmählich gefangen, vor den Augen der unglücklichen Dame droben gefangen, und zwar in einem ſo feuchten, unſauberen Behältniß, das er keinem Hunde zum Aufenthalt würde angewieſen haben.

Jetzt ließ ſich auch Licht an dem Fenſter erblicken, von wo er auf der Leiter herunter geklettert war, und er vernahm von dorther eine Stimme, aber nicht die ſanfte ſeines Freundes, des Kellners. Die Fenſterflügel wurden aufgeriſſen, und drohend und grob klang es herab: „Was iſt denn da unten ins Teufels Namen los? Man muß auf die Polizei ſchicken! Das iſt noch Schlimmeres als Diebe, das ſind Mordbrenner, die mein Haus anzünden wollen!“

Darauf antwortete die Stimme des Herrn Clemens Breiberg in dem gewiſſen kalten, heuchleriſchen, jetzt unbegreiflicher Weiſe faſt freundlich klingenden Tone: „Ihr könnt Recht haben, Nachbar; ich ſehe eine Geſtalt, welche im Begriff geweſen, Euch das Haus über dem Haupte anzubrennen; noch glimmt es, aber da wollen wir ſchon helfen. Macht Ihr nur, daß Euch der Kerl nicht entſpringt.“

Und kaum hatte er droben alſo geſprochen, ſo ſprudelte eine gewaltige Waſſerfluth herab, nicht wie aus einem Kübel oder ſonſt etwas, ſondern es war der Strahl einer ſtarken Handſpritze, die ſich immer dahin entlud, wohin ſich der unglückliche Don Lariez vor dem unangenehmen Waſſerbad zu retten ſuchte.

„Der Herr Breiberg hat Geſtalten geſehen,“ rief die polternde Stimme, „das iſt eine ſchöne Wirthſchaft! Wer weiß, wie die Kerle da unten lauern, um Jedem, der hinabſteigt, den Hals abzuſchneiden! Paßt mir auf,“ wandte ſich der Mann, der eben geſprochen, an Jemand, der hinter ihm ſtand, „ich will auf die Straße gehen und dort die Thür langſam öffnen.“

Don Lariez hatte zu allem dem nicht eine Sylbe geſagt, nicht einen Ausruf der Ueberraſchung oder des Schreckens hören laſſen. Aber wer ſein Geſicht hätte ſehen können, wie ſeine Augen blitzten, wie er ſeine Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmte, wie er unter dem kalten Sturzbad auf und ab ſchritt, wie er ſeine Finger auf und zu krallte, der hätte wohl bemerkt, wie entſetzlich aufgeregt er war, wie furchtbar es in ihm gährte und kochte. Dabei achtete er aber nicht auf die polternde Stimme und ſchaute auch nicht nach dem Fenſter der Kneipe zum Reibſtein, — was von dorther ge-

ſchah, war ihm vollkommen gleichgültig — wohl aber warf er zuweilen einen Blick voll Wuth und Zorn nach der andern Fenſteröffnung hinauf und drohte dorthin mit der geballten Fauſt, von wo Herr Clemens Breiberg noch immer ſeine Waſſerſtrahlen ſpielen ließ und von wo man denſelben zuweilen luſtig rufen hörte: „Ja, ſo ein Feuer iſt hartnäckig! — Hahaha!“ lachte er dazwiſchen — „und ſchwer zu bewältigen; hahaha! aber wir wollen es doch löſchen, gänzlich löſchen, gründlich löſchen, hahaha!“

Aus dieſen Aeußerungen entnahm der tapfere Spanier, daß der verruchte Quäler jenes unglücklichen Mädchens auf der Lauer gelegen, daß er vielleicht mit angeſehen — und der Gedanke war ihm am ſchrecklichſten — daß ſie das Fenſter geöffnet und ihm einen Brief herabgeworfen. Unglückliches Mädchen! Ihr Loos nach dieſer Entdeckung mußte auf alle Fälle ein furchtbares ſein.

Es war eigentlich gut, daß ihm keine Zeit mehr blieb, dieſen ſchrecklichen Gedanken mit ſeiner reichen Phantaſie gehörig zu verarbeiten; denn ſchon wurde die Thür geöffnet, welche von der Straße in den Winkel führte, und beim Schein einer Stalllaterne erblickte man die breite Figur des Wirthes zum Reibſtein, der mit einem furchtbaren Prügel bewaffnet war, und hinter welchem ſich noch einige andere Geſtalten bewegten.

Wäre Don Lariez in dieſem Augenblicke in der Verfaſſung geweſen, rückwärts zu ſchauen, ſo hätte er den für ihn ſehr tröſtlichen Anblick Windſpiels gehabt, der, entflohen dem ſchrecklichen Vorfalle, am Fenſter ſeiner Dachkammer lag und hinabblickte auf ſeinen unglücklichen Freund und Gönner. Lariez konnte aber jetzt unmöglich daran denken, denn er

schritt sehr gefaßt und in ruhiger Haltung nach dem Ausgange des Winkels, wo er sich geduldig in dem hellen Schein der Stalllaterne präsentirte, ja, wo er, um den Skandal nicht zu vergrößern, nicht einmal den geringsten Widerstand leistete, als ihn der Wirth beim Kragen nahm und so unsanft schüttelte, daß die Wassertropfen aus seinen durchnäßten Kleidern wie ein Sprühregen umherflogen. Auch ließ er sich geduldig in das Haus führen, sowie in eine der leeren Schenkstuben, worauf der Wirth eigenhändig die Thür verschloß, damit keine Neugierigen, die sich draußen schon versammelt hatten, eindringen konnten.

Wir können nun nicht verschweigen, daß hier ein förmliches Verhör stattfand, welches von einem Polizeibeamten geführt wurde, der sich augenblicklich eingefunden, sobald der Wirth zum Reibstein den Verbrecher beim Kragen gefaßt und ihn so gefahrlos gemacht. Daß bei diesem Verhör übrigens nicht viel herauskam, müssen wir zur Ehre des Schreibers ebenfalls sagen, denn er hatte sich begreiflicherweise fest vorgenommen, nichts von der Absicht zu verrathen, welche ihn in den Winkel unter die Fenster des Ateliers der Gebrüder Breiberg geführt.

Der Polizeibeamte hatte sich am Tisch niedergelassen, seine rechte Hand ruhte auf demselben, während die linke sich auf den Säbel stützte; dabei betrachtete er den Gefangenen mit jenem bekannten Blicke, der den Schulknaben, die verbotener Weise auf dem Trottoir schleifen, oder den Dienstmädchen, welche das Verbrechen begangen, die Straße nicht zur gehörigen Zeit zu kehren, so furchtbar ist; auch brachte er durch die Bewegung seines Hauptes jenes bezeichnende Nicken hervor, das so viel sagen will als: den kennen wir, den

haben wir ſchon lange auf dem Korn, der entgeht uns nicht mehr. Uebrigens war dieſer Diener der öffentlichen Gewalt eine wohlgenährte Perſönlichkeit, mit einem dicken, gutmüthigen Geſichte, welchem es die größte Mühe machte, jenen furchtbaren und ruhigen Ernſt zu zeigen, der zu ſeinem Amte unbedingt erforderlich iſt.

„Vor allen Dingen aber," meinte der Wirth zum Reibſtein, „ſollten wir erfahren, auf welche Art der da eigentlich in den Winkel zwiſchen die beiden Häuſer gekommen iſt; die Thür da vorn iſt immer feſt verſchloſſen, und wenn man von hinten herein wollte, da müßte man die Bretterwand durchbrechen."

„Ja, er ſoll ſagen, wie er hinein gekommen iſt," ſprach der dicke Polizeidiener, indem er mit ſeiner Hand auf den Tiſch patſchte, „das ſoll er vor allen Dingen ſagen."

Aber Don Larioz zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Wenn er zur Thür hinein iſt," fuhr der Wirth fort, „ſo hat er vielleicht einen Schlüſſel bei ſich, und das iſt das Gefährlichſte; denn wenn er einen Schlüſſel hat, ſo bin ich ja keine Nacht vor einem Ueberfall ſicher. Das werden Sie am beſten wiſſen," wandte er ſich an den Polizeidiener, „was es für eine Menge von Geſindel gibt, gegen das man nichts ausrichten kann. Und denken Sie nur, wenn das Volk einen Schlüſſel von mir beſäße! Ah! den Teufel auch!"

„Haben Sie einen derartigen Schlüſſel?" fragte der Polizeidiener, wobei er einen ziemlich gelungenen Verſuch machte, den Verbrecher mit Ernſt und Würde anzuſehen.

Don Larioz hatte dieſe Frage nicht einmal recht gehört, konnte alſo keine Antwort darauf geben. Seine Gedanken waren anderswo beſchäftigt; er dachte an jenen Tag, wo

er in eben diesem Hause in den Bund zum Dolche Rubens aufgenommen worden war und wobei die Freunde versprochen, im Falle der Noth gegenseitig zu Schutz und Trutz zusammen zu eilen; auch erinnerte er sich genau, wie dies zu geschehen habe; doch war es ihm ja unmöglich, im gegenwärtigen Augenblicke eine solche Zusammenberufung zu bewerkstelligen; denn erstens hatte er keinen scharfen Dolch bei sich, und dann befand er sich ja nicht auf der Straße, um an die Fensterläden jedes Hauses zu klopfen, das sich ihm durch eine abgerissene Klingelschnur als von einem Bundesmitglied bewohnt repräsentirte.

„Ob Sie einen Schlüssel haben, frage ich!“ wiederholte der Beamte mit so eindringlicher Stimme, daß der lange Schreiber die Frage dieses Mal vollkommen verstand und die Antwort gab: „Ich weiß nichts von einem Schlüssel.“

Der Wirth näherte sich dem Polizeidiener und sagte ihm in die Ohren: „Das Beste wäre, wenn wir den da genau untersuchten; es scheint mir ein gefährliches Subjekt zu sein.“

Der Polizeibeamte nahm eine sehr wichtige Miene an und entgegnete ebenso leise: „Hartnäckig auf alle Fälle; das ist einer von den Verstockten, die vorher mürbe gemacht werden müssen, ehe man sie zum Reden bringt. Laßt uns nur machen. — Das Beste ist,“ setzte er laut hinzu, „ich nehme den Burschen mit auf die Polizei, über Nacht sperren wir ihn ein, und morgen früh wird der Herr Commissär schon erfahren, was er wissen will.“

In diesem Augenblicke wurde die Thür ein klein wenig geöffnet, und das getreue Windspiel erschien, warf einen bezeichnenden Blick auf den Spanier, welcher denselben mit

einem kaum merklichen, aber freundlichen Lächeln beantwortete, und winkte dann dem Wirthe, der hierauf das Zimmer verließ.

Obgleich es hier ziemlich warm war, so fing es doch Don Larioz in seinen durchnäßten Kleidern zu frieren an, und er sehnte sich nach einem Aufhören dieses unbehaglichen Zustandes, weßhalb er sich an den Polizeidiener wandte und ihm mit einer offenen und ehrlichen Miene, die auf jeden Anderen ihren Eindruck nicht verfehlt haben würde, sagte: „Ich bin allerdings unter eigenthümlichen Umständen in jenem Raum zwischen den beiden Häusern getroffen worden, kann mich aber vollkommen legitimiren, wer ich bin, und dadurch wohl beweisen, daß ich in keiner sträflichen Absicht dort gewesen. Mein Name ist Larioz, und ich bin Schreiber bei dem Rechtsconsulenten Doktor Plager, bei dem Sie die genauesten Erkundigungen nach mir einziehen können. Jetzt aber bitte ich, mich nach Hause zu entlassen, denn wie Sie sehen, sind meine Kleider durch die Tücke eines niederträchtigen Feindes durch und durch naß geworden, und ich würde mir den Tod zuziehen, wenn ich länger darin bleiben müßte."

Der Polizeidiener hatte eine Brieftasche hervorgezogen und den angegebenen Namen notirt, worauf er erwiderte: „Wenn Sie der wirklich sind, für den Sie sich ausgeben, so wird sich das morgen finden; auch werden wir auf der Polizei vielleicht einen trockenen Kittel finden, den wir Ihnen für die Nacht umhängen können. Von Entlassen kann keine Rede sein, oder Sie müssen mir Jemand angeben können, der Sie kennt und für Sie gut sagt."

Wohl sieht dem Spanier die Gebrüder Breyberg ein,

die ihm vielleicht bezeugen könnten, daß er wirklich der ſei, für den er ſich ausgegeben. Doch verwarf er dieſen Gedanken aus erklärlichen Gründen wieder im gleichen Augenblicke; auch dachte er lebhaft an den Vorſitzenden des Bundes zum Dolche Rubens, doch wenn er den Kupferſtecher mit ſeinem dicken Geſichte und großen Barte auch ſo lebhaft vor Augen ſah, daß er ihn hätte malen können, ſo wußte er doch ſeinen Namen nicht, und von der Verbrüderung ſelbſt zu ſprechen, hielt er für eine Indiscretion, und einer ſolchen hätte er ſich nicht aus Furcht vor allen Gefängniſſen der Welt ſchuldig gemacht.

Da trat der Wirth zum Reibſtein wieder in die Stube, und der Ausdruck ſeines Geſichts war jetzt ein ganz anderer geworden; ſeine Augen hatten den finſteren Ausdruck verloren, er lächelte nicht unfreundlich, und ſein Mund, der vordem breit aus einander gezogen war, um all die polternden Reden durchzulaſſen, hatte ſich jetzt faſt ſchalkhaft geſpitzt. Er trug ſeine Ledermütze in der rechten Hand und patſchte ſich mit der linken einige Mal auf einen unnennbaren Theil ſeines Körpers, worauf er lachend den Kopf ſchüttelte und, ohne Don Larioz anzuſehen, ſich an den Tiſch begab, an dem der Polizeidiener ſaß. Vor dieſen trat er mit ſeiner breiten Geſtalt in ſolcher Weiſe hin, daß dem Beamten der Anblick des nächtlichen Ruheſtörers entzogen wurde.

Hinter dem Wirthe drein ſchlich Windſpiel vorſichtig in das Zimmer, ſcheu auf den Polizeibeamten blickend, und als er ſah, daß dieſer, durch den Wirth verdeckt, nicht im Stande war, herüber zu blicken, ſo wandte er ſich raſch an den Spanier und ſagte ihm eilig und flüſternd: „Eine Botſchaft vom Präſidenten des anonymen Bundes! Nehmen Sie ge-

ſchwind, hier iſt der Dolch des großen Meiſters Rubens, Sie haben ihn nur heimlich dem Wirthe zu zeigen, und Alles wird klar werden. — Gott, wie habe ich für Sie gezittert!"

Nach dieſen Worten ſchnellte er in die andere Ecke des Zimmers, machte ſich da am Tiſche etwas zu thun, und ſummte gleichgültig eine Melodie vor ſich hin; aber Don Larioz, der ſeinen Bewegungen mit dankerfülltem Herzen folgte, bemerkte wohl, wie freudig und ergriffen der Blick des kleinen Kellners war, was ihn ausnehmend rührte.

Man ſollte es nicht glauben, wie ſich der Spanier gehoben fühlte, als er jetzt die alte roſtige Klinge in der Hand hatte; es war ihm gerade zu Muth, wie jenen alten tapferen Rittersmännern, die überwunden in die Gewalt des Siegers gefallen waren und zu denen nun, als ſich eben der Schlund des Verließes vor ihnen öffnete, ein Knappe trat, ungefähr alſo ſprechend: „Edler und mannhafter Ritter! Fern iſt es von meinem hochgebietenden Herrn, die Ungunſt des Glückes zu benutzen, um einen ſo tapferen Ritter, wie Ihr ſeid, in Banden zu halten; nehmt Euer Schwert zurück; Euer Feind, der ſich aller Siegerrechte begibt, ſtellt ſich Euch in ehrlichem Zweikampfe."

Ja, ſo war es ihm, und kein wackerer Kämpe hat je mit größerer Inbrunſt hierauf ſeine Toledanerklinge in die Hand genommen, als Larioz das ſchartige Eiſen, welches ihm Windſpiel ſo geheimnißvoll übergeben. Nicht als ob ſeine Abſicht geweſen wäre, es gegen den Polizeibeamten ſchwingend, ſeine Freiheit wieder zu gewinnen — nein, er vertraute der Macht des gewaltigen Bundes zum Dolche Rubens und war ſicher überzeugt, daß dieſe gefeierte Waffe ihm zum Talisman werden müſſe.

„Er hat mir einen Namen genannt," sagte jetzt der Polizeidiener, „aber Namen nennen kann Jeder, und es fragt sich nun, wie er zu beweisen gedenkt, daß er wirklich der ist, für den er sich ausgegeben."

„Ja, das müßte er allerdings beweisen," meinte der Wirth, indem er sich aufrichtete und am Kopfe kratzte. „Wenn er das beweisen könnte oder Jemand zum Bürgen stellen würde, da hätte ich meiner Seele nichts dagegen, wenn wir die Sache auf sich beruhen ließen. Unglück ist keines geschehen, und der heutige Abend wird ihm eine Lehre sein, sich nicht mehr zwischen Andermanns Häusern herumzutreiben."

Nach diesen Worten trat er so vor den Gefangenen, daß er ihn mit seiner breiten Figur abermals vor den Blicken der Polizei verdeckte, worauf Don Larioz diesen Moment für passend hielt, um langsam und feierlich die alte rostige Dolchklinge empor zu heben, die er bis zu diesem entscheidenden Momente in seinem Rockärmel verborgen hatte. Er that das aber in gespannter Erwartung, welche Wirkung der Anblick der kostbaren Waffe auf seinen Gegner ausüben würde. —

Und diese Wirkung war in der That eine zauberhafte. Zuerst war es, als traue der Wirth seinen Augen nicht, er wischte dieselben ziemlich auffallend und machte dazu ein verblüfftes, einigermaßen dummes Gesicht, dann beugte er den Kopf weit hinab und murmelte wie in tiefster Ehrfurcht: „Das hat mich überrascht; ja, wer das hätte vorher wissen können! Du lieber Himmel! wie soll ich es wieder gut machen, daß ich ein Mitglied des großen und geheimnißvollen Bundes arretiren ließ?"

Der lange Spanier fühlte sich durch die Kraft, welche der Dolch des großen Meisters Rubens auf die einfache Seele des Kneipenwirthes ausübte, wahrhaft gehoben; nicht weil er sah, daß man ihn jetzt werde ungehindert ziehen lassen, sondern weil er sich bewußt war, eben diesem allgewaltigen Bunde anzugehören. Er hob seinen Kopf in die Höhe und machte eine Bewegung mit der Hand, welche ausdrücken sollte, er werde das Geschehene als ungeschehen betrachten, worauf er mit dem Zeigefinger nach dem Polizeidiener wies, — eine Bewegung, welche der Wirth augenblicklich verstand, denn er trat alsbald wieder zum Tische, flüsterte dem Beamten etwas in die Ohren, worauf dieser sogleich sagte: „Ja, wenn Ihr die Bürgschaft selbst übernehmt, so will ich wahrhaftig nichts dagegen sagen und wünsche einen guten Abend."

Der Polizeidiener trank hierauf seinen Schoppen Wein leer, den ihm der Wirth schon früher hingestellt, und verließ das Zimmer, aber nicht ohne einen langen prüfenden Blick auf die leicht wieder zu erkennende Gestalt des langen Schreibers zu werfen.

Sowie der Polizeidiener das Zimmer verlassen, wandte sich der Wirth mit vielen Entschuldigungen an Don Larioz, versicherte ihm, er habe ja keine Ahnung davon gehabt, daß er ein Bundesmitglied sei, und bat, über ihn und alles, was er zu leisten vermöge, unbedingt zu verfügen.

Nachdem sich die erste Aufregung gelegt, bemerkte es der Spanier eigentlich erst recht, wie sehr es ihn in seinen nassen Kleidern friere und er sagte dies zum Wirthe mit dem Bemerken, er fürchte sich, so zugerichtet in die kalte Nachtluft hinauszugehen.

„Davon kann durchaus keine Rede sein," entgegnete dieser

geschäftig. „Wenn Sie kein Bett in meinem Hause annehmen wollen, so werde ich Ihnen augenblicklich für trockene Kleider sorgen. Die meinigen werden Ihnen allerdings etwas zu weit sein, aber was thut es — man nimmt eben, was man hat!“

Daß Don Lariez dieses Anerbieten mit großem Danke annahm, versteht sich von selbst. Der Wirth eilte hinaus, und gleich darauf trat der kleine Kellner in die Stube mit einem Arm voll Kleider seines Herrn, das Gesicht strahlend vor rührender Freundlichkeit.

Ohne uns in die Einzelheiten des nun stattfindenden Umzuges zu verlieren, müssen wir den geneigten Lesern versichern, daß derselbe schnellstens von Statten ging, können aber dabei nicht verschweigen, daß der lange dürre Spanier in der Hose und der Jacke des bedeutend kleineren, aber viel dickeren Wirthes eine recht komische Figur darbot.

Bei dem Umkleiden konnte Windspiel nicht unterlassen, von der Angst zu sprechen, die er ausgestanden von dem Augenblick an, wo man die Leiter weggezogen habe, bis zu jenem entsetzlichen Momente, wo er, der auf der Lauer gewesen, die Flamme aus dem Strohhaufen habe aufleuchten sehen. Was Herrn Clemens Breiberg anbelangte, so versicherte der Kellner, derselbe müsse von Anfang an das unglückliche Mädchen beobachtet haben, und dessen Bosheit sei allein schuld daran, daß die ganze Sache so unglücklich abgelaufen.

„Und doch nicht unglücklich,“ meinte der Schreiber, indem er lächelnd und nachsinnend das Haupt schüttelte. „Habe ich doch hier das unschätzbare Papier, das mich wahrscheinlich in wenigen Worten für alles das belohnen wird, was ich

heute Abend gelitten. Gelitten iſt eigentlich nicht das richtige Wort," ſetzte er hinzu, „denn der Ritter, der für ſeine Dame kämpft und ſtrebt, kann die kleinen Widerwärtigkeiten keine Leiden nennen; und wären es auch wirklich Leiden, ſo würde er ſie gern und freudig tragen, namentlich im gegenwärtigen Falle," ſprach er mit einem leichten Seufzer, „wo ich faſt fürchten muß, daß der Schritt, den ich für jene unglückliche Dame gewagt, ihr ſelbſt die größten Leiden verurſachen muß. Vor allen Dingen aber will ich das Papier durchleſen, welches mir jenes holde Geſchöpf anvertraute."

Er entfaltete den Brief, und da derſelbe glücklicherweiſe nicht von der Näſſe gelitten hatte, ſo ſah er mit großem Entzücken nachſtehende Worte in ſehr deutlichen Schriftzügen:

„Ja, ich habe Sie erkannt; wie wäre es auch anders möglich, da Ihr Anblick, als ich Sie zum erſten Male ſah, einen ſo unauslöſchlichen Eindruck auf mein Herz gemacht, da er mir ſtets gegenwärtig blieb im Wachen und Träumen! O edler Spanier — denn das ſind Sie, ich irre mich nicht — helfen Sie einem unglücklichen Kinde Ihrer Heimat, das in ſchmachvollen Ketten und Banden gehalten wird, das man durch Liſt und Gewalt verderben will, das aber vollkommen rein und Ihrer würdig geblieben iſt. Helfen Sie! Retten Sie! Wie, wo und wann? kann ich Ihnen nicht angeben; aber mir lebt eine treue Freundin, Kathinka Schneller, Entenpforte Nr. 4, in deren Buſen Sie Ihr Herz ausſchütten mögen. Sie ſelbſt dort zu ſehen, iſt vielleicht in nächſter Zeit vergönnt

Ihrer unglücklichen Dolores.

„Trau, treue Trine, trügriſch trüben Träumen nicht."

Dies Letztere war als Motto beigefügt, wie es junge

Damen in Stammbuchblättern zu machen pflegen, und an dieſen Worten erkannte Don Larioz entzückt eben ſowohl den Anfang des Spruches des großen mauriſchen Weiſen Carabanzeros, wie auch, daß die Rettung der unglücklichen Dame auf geheimnißvolle Art mit dieſem Spruche zuſammenhängen müſſe. Warum hätte ſie ihn ſonſt erwähnt? Wie aber dieſer Zuſammenhang aufzufinden ſei, das war er nicht im Stande, namentlich am heutigen Abend, zu ergründen. Wenn er ſich auch nach Anlegung der friſchen Kleider angenehm erwärmt und körperlich vollkommen wohl fühlte, ſo hatten doch die Ereigniſſe des heutigen Abends, das aufregende Warten am Fenſter, dann die Leiterpartie in den Winkel hinab, ferner das Umherſtehen in der Kälte, vor allen Dingen aber das Sturzbad, womit ihn der boshafte Clemens Breiberg verſorgt, ſeine Gedanken etwas unruhig gemacht und waren dieſelben mehr als je dazu geneigt, einen etwas kühnen Flug zu nehmen.

„Wie glücklich ſchätze ich mich," ſagte er zu Windſpiel, „durch dieſe kleinen Leiden vorbereitet, ja, ich möchte ſagen: befähigt zu ſein, die Liebe eines ſo wunderbaren Mädchens zu erringen, wie die göttliche Dolores iſt. Und eigentliche Leiden kann man es gar nicht einmal nennen, wenigſtens keine aktiven Leiden, wie ſie ein Rittersmann der alten Zeit erduldet, der, mit Schild und Lanze um ſeine Dame kämpfend, verwundet,. oft ſterbend niederfiel. Mich trafen paſſive Leiden, denn ich konnte nichts thun, als ruhig daſtehen und geduldig hinnehmen die polternden Reden des Kneipenwirths, ſowie die kalten Waſſergüſſe, welche aber die Flamme meiner Liebe nicht auslöſchten, ſondern ſie vielmehr noch heftiger auflodern ließen. Aber ein Gemüth, wie das der göttlichen Dolores,

wird auch vorderhand mit meinem paſſiven Widerſtande zufrieden ſein und an der Standhaftigkeit, mit dem ich ihn leiſtete, wohl abmeſſen können, was dieſes Herz und dieſer Arm zu vollbringen im Stande ſind, wenn ich, San Jago rufend, mein Schwert zu ihrer Rettung werde ziehen können."

Windſpiel horchte entzückt auf dieſe Reden, denn ihm war zu Muth, als leſe er in einem alten Ritterromane, und als ſchaue er über die Schranken des Turnierplatzes hinweg, wo ſein Herr und Ritter eben im Begriffe war, die ſcharfe Lanze einzulegen.

Freilich hatte Don Larioz in ſeiner jetzigen Tracht nicht viel Ritterliches, was er auch wohl ſelbſt finden mochte; denn als er nun ſeine Toilette beendigt hatte und an ſich hinabſchaute, that er das mit einem kleinen Seufzer, fühlte ſich aber dabei doch zufrieden, als er dachte, daß es draußen finſtere Nacht ſei und er beim Nachhauſegehen von Niemand geſehen, wenigſtens nicht erkannt werden könne.

Was aber dieſes Nachhauſegehen anbelangte, ſo that der kleine Kellner vorläufig dagegen ſanfte Einſprache, indem er ſagte, daß drüben im Künſtlerlokale der Bund zum Dolche Rubens verſammelt ſei, der ſich glücklich ſchätzen würde, Don Larioz einen Augenblick bei ſich zu begrüßen.

Schon die Dankbarkeit erforderte es, ſich der mächtigen Verbrüderung zu zeigen, der er anzugehören das Glück hatte und die ſo freundſchaftlich für ihn geſorgt.

Windſpiel eilte voraus, öffnete jenſeits des Ganges die Thür, und Don Larioz trat in das Gemach.

Es war hier faſt die gleiche Geſellſchaft verſammelt, welche der geneigte Leſer an jenem regneriſchen Nachmittage

bereits kennen gelernt. Am oberen Ende des Tiſches ſaß der Kupferſtecher Wurzel, und als der Spanier eintrat, erhob ſich derſelbe mit dem Glas in der Hand, welchem Beiſpiel alle Anweſenden folgten.

Es herrſchte in dem Zimmer eine angenehme, warme Atmoſphäre, welche unverkennbar mit dem Dufte von gutem Punſch geſchwängert war; und dieſes Getränk befand ſich auch in Wahrheit in den Gläſern derer, die zum erhabenen Bunde von Rubens Dolche gehörten und die nun mit feierlicher Geberde auf das Wohl des Eintretenden zu trinken ſchienen. Wohl hätte ein Unbefangener bemerken können, daß über die Züge dieſes oder jenes Mitgliedes ein Lächeln flog, als die ſonderbar ausſehende Geſtalt des langen Schreibers ſichtbar wurde. Der Kupferſtecher mit dem großen Barte aber blickte finſter aus ſeinen ſonſt ſo gutmüthigen Augen, drückte die rechte Hand feſt auf den Tiſch und ſprach mit tiefer Stimme:

„Sei uns zum zweiten Mal willkommen, Don Lariоz, hier in unſeres Bundes Haus, ja, zum zweiten Male! Und dieſes zweite Mal wird glänzend eingeſchrieben ſtehen in den Annalen des Bundes zum Dolche Rubens; denn die gefeierte Waffe des großen Meiſters zeigte ſich wieder in ihrer allgewaltigen Kraft und errettete unſer edles Mitglied aus ſehr unangenehmer Bedrängniß. — Feierlich erlaube ich mir, die erhabene Waffe wieder zu mir zu nehmen.“ Er ſagte dies, weil er wohl bemerkte, wie der Schreiber ihm entgegen ſchritt, den roſtigen Stahl ehrfurchtsvoll in der Hand tragend. „Ja feierlich empfange ich ihn wieder mit den Ceremonien, wie ſie unſer Bundesgeſetz vorſchreibt.“

Bei dieſen Worten ergriff der Vorſitzende die Dolchklinge,

drückte sie an seinen dicken Schnurrbart und übergab sie seinem Nachbar zur Rechten, der sie ebenfalls an seine Lippen brachte, worauf sie auf gleiche Weise die Runde um den ganzen Tisch machte und zuletzt in die Hände des langen Schreibers kam, der sie als seine Erretterin mit wahrer Inbrunst küßte.

Auch Windspiel als dienender Bruder, wurde nicht vergessen und ihm von dem Vorsitzenden das alte Eisen einen Zoll weit von der Nase entfernt gehalten, wo er sich am Geruche der gefeierten Waffe, wenn diese einen solchen gehabt, würde haben erlaben können. Darauf schob der kleine Kellner eilfertig einen Stuhl herbei, brachte auch ein frisches Glas für den eben Angekommenen, welches der Kupferstecher aus der auf dem Tische stehenden Bowle mit Mühe füllte, da dieses Gefäß beinahe leer war, und dann sämmtlichen Anwesenden ein Zeichen zum Niedersitzen gab, während er selbst stehen blieb.

„Freunde und Mitglieder des Bundes!" sprach er alsdann, „wir haben uns hier versammelt, um durch unsere allgewaltige Gegenwart unser höchst ehrenwerthes Mitglied Don Larioz aus drohender Gefahr zu erretten; ja, ihm zu Liebe versammelte sich der Bund zum Dolche Rubens; denn unser Freund befand sich, wie schon gesagt, in großer Gefahr. Aber indem ich schweige von dem edlen und ritterlichen Beweggrunde, der unsern Freund in die Gefahr gestürzt, will ich nur sagen, daß diese der Art war, wie sie der große Meister Rubens nur über seine Lieblinge verhängt, eine Prüfung, eine Läuterung durch Feuer- und Wassersgefahr, wie sie auch die beiden Liebenden Tamino und Pamina erduldeten — also erleben wir es in der Zauberflöte — und aus eben

dieſem Grunde empfing ich auch unſeren geehrten Bruder bei ſeinem Eintritte mit den Worten:

Sei uns zum zweiten Mal willkommen,
Don Larioz, hier in unſeres Bundes Haus.

Rings umher folgte dieſen Worten ein Murmeln des Beifalls, und man ſah manches Mitglied ſeine Naſe vor Rührung tief in das Punſchglas ſtecken, andere die Hände vor das Geſicht drücken, als befänden ſie ſich in einer außerordentlichen Gemüthsbewegung.

„Die Veranlaſſung aber zu dem, was unſer Freund erduldet," fuhr der Redner im Tone der Entrüſtung fort, „iſt ſo außergewöhnlicher Art, daß ſie wohl im Stande iſt, die Mitglieder des Bundes zu einer geheimen Abſtimmung zu veranlaſſen."

Die Mitglieder des Bundes ſahen bei dieſer Rede erſtaunt in die Höhe, ſenkten aber gleich darauf wieder ihre Blicke auf die Gläſer und den Tiſch, als ſie bemerkten, wie der Kupferſtecher Wurzel ſeinen Platz verließ, ſehr würdevoll zu jedem Einzelnen ging, ihm etwas in die Ohren flüſterte, auch mit der jedesmaligen Antwort zufrieden ſchien, und darauf ſeine Stelle am obern Ende der Tafel wieder einnahm.

„Wie nicht anders zu erwarten war," ſprach er hierauf, „hat der Bund in geheimer Abſtimmung beſchloſſen, die Angelegenheit unſeres treuen Freundes Don Larioz gegen das verruchte Treiben der Gebrüder Breiberg, von dem wir alle gehörige Kenntniß haben, wie ſeine eigene zu betrachten. So verwickelt die Sache ſcheint, ſo einfach iſt ſie in der That. Thu' jeder das Seinige, ſo werden wir bald im Stande

ſein, unſerem verehrten Mitgliede die treue Bruderhand zu reichen. Zu dieſem letzten Zwecke und um thatkräftig aufzutreten, berufe ich euch genau von heute über vier Wochen, und müßt ihr erſcheinen, angethan mit Liſt, umgürtet mit Waffen. Ihr wißt, was es gilt, und werdet erſcheinen!“

Worauf die Geſellen murmelten: „Wir wiſſen, was es gilt, und werden erſcheinen.“

Hierauf ſetzte ſich der Vorſitzende auf den Stuhl nieder, ließ ſich von ſeinem Nachbar, dem die feierliche Handlung galt, tiefgerührt die Hand ſchütteln und ſagte alsdann mit bewegter Stimme zu Windſpiel: „So bringe denn eine neue ſüße und kräftige Bowle, wie es nach einem Hauptparagraphen der Statuten des Bundes zum Dolche Rubens bei ähnlichen Veranlaſſungen der Brauch iſt, auf Koſten unſeres verehrten Freundes, daß wir damit beſiegeln die neue Verbrüderung, ihm zum Schutz und Trutz.“

Don Larioz winkte eifrig dem Kellner, alſo zu thun, wie der Vorſitzende geſagt, und bald nachher ſtand die dampfende Bowle auf dem Tiſch, ſie ſelbſt ſehr groß, ihr Inhalt aber ſüß und äußerſt kräftig.

Gaudeamus igitur
Juvenes dum sumus,
Post jucundam juventutem,
Post molestam senectutem,
Nos habebit humus.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Czrabowski'schen Güter.

In dem Hause des Rechtsconsulenten Plager, oder in den gewissen Kreisen, welche mit demselben häufig in Berührung kamen, hatte sich unterdessen allerlei begeben, was für unsere wahrhaftige Geschichte wichtig genug ist, um es nicht mit Stillschweigen zu übergehen.

Nach jener abendlichen Katastrophe im Bureau des Advokaten war das Frühstück am anderen Morgen zu einer etwas stürmischen Sitzung ausgeartet. Der Rechtsconsulent, als er an dem gleichen Abend nach Hause kam, hatte schon an untrüglichen Vorzeichen einen nahenden Sturm entdeckt, der am nächsten Tage ausbrechen würde. Ein tiefer Seufzer hatte sich nämlich der Brust seiner Gattin entrungen, als er, obgleich äußerst leise und auch nicht allzu spät in das gemeinschaftliche Schlafzimmer getreten; er hatte einen zweiten Seufzer gehört, sowie eine sehr unruhige Wendung, als er sein Licht angezündet, und nachdem dies geschehen und er freundlich

einen guten Abend gewünscht, war die ganze Antwort ein unverständliches Gemurmel, sowie ein sehr verständlicher dritter Seufzer.

Herr Rechtsconsulent Plager war sich aber durchaus keiner Unthaten bewußt, mit denen er diese Vorboten eines Sturmes hätte in Zusammenhang bringen können. Während er Hut und Stock ablegte, ging er in Gedanken nicht nur den heutigen, sondern auch den gestrigen und sogar den vorgestrigen Tag durch, um vielleicht etwas zu finden, was, wenn auch nur nachwirkend, diesen ihm so wohlbekannten Seufzer hätte hervorrufen können. Aber, wie gesagt, sein Gewissen war rein. Er hatte zu Hause nicht gemurrt, als er statt des sehnlich gewünschten Sauerkrautes weiße Rüben bekam, deren Geruch er nun einmal nicht ertragen konnte; auch nicht, als er in der Suppe die verbrühten Theile einer Bettfeder gefunden, ja, nicht einmal, als hierauf die Schwiegermutter mit großem Ernst versichert, das sei eigentlich gar keine Bettfeder, sondern nur etwas stark zusammengelaufenes Eiweiß; er hatte nicht gemurrt, als er gefunden, daß Madame seine Haarbürste zum Abwischen ihrer Stiefeletten benutzt, oder als er entdeckt, daß sein Sprößling Fritzchen des Vaters Rasirmesser herabgeworfen, so daß zwei der besten schartig geworden waren. Dem Kinde könne man eigentlich keine Schuld beimessen, hatte die Großmutter im Nebenzimmer, aber mit sehr lauter Stimme gesagt, denn Rasirmesser gehören nicht auf den Toilette-Tisch, sondern müßten unter Verschluß gehalten werden. Als ob überhaupt der arme Rechtsconsulent etwas eigenes Verschließbares gehabt hätte!

Aber auch in sonstigen Dingen war er sich keines Fehls bewußt; er hatte von keiner Familie etwas Nachtheiliges

geſprochen, welche im Kaffee-Geſellſchafts-Verband der Plager'ſchen war; er hatte keine andere gelobt, welche die Schwiegermutter oder eine ihrer Töchter durch, Gott mochte es wiſſen, welche Kleinigkeit vor Jahren einmal aufs tödtlichſte beleidigt; ja, er hatte um des lieben Friedens willen noch mehr gethan; er hatte ſtillſchweigend zugegeben, daß die Weibel'ſche Familie eine ganz vortreffliche Familie ſei, und daß ſich Jedermann glücklich ſchätzen müſſe, der in dieſe Ausnahms-Familie aufgenommen werde.

Die Veranlaſſung zu Letzterem hatte ihm Herr Schilder gegeben, der Fräulein Clementine vorgeſtern auf der Promenade etwas kalt gegrüßt, ein Betragen, das natürlicher Weiſe die gerechte Indignation der ganzen Familie Weibel hervorgerufen. Was denkt dieſer Schilder! hatte der Rechtsconſulent durch alle Tonarten hören müſſen; glaubt er vielleicht, man werde ſich eine Ehre daraus machen, von ihm gegrüßt zu werden, daß die Leute mit Fingern nach einem zeigen und alle Welt erfahren muß, daß dieſer Menſch Hoffnung hat, in eine ſo reſpektable Familie aufgenommen zu werden, wie die unſrige iſt? — Da ſind ganz andere Leute, die ſich um Clementine bemüht haben und noch bemühen.

Der Doktor hatte die Selbſtüberwindung gehabt, nicht einmal zu fragen, wer denn eigentlich dieſe anderen Leute ſeien; überhaupt war er in den letzten Tagen ein Muſter von Sanftmuth und Duldſamkeit geweſen. Und doch dieſes Geſeufze! Hatte er vielleicht zufällig beim Nachhauſegehen etwas lebhafter als gewöhnlich in das gegenüberliegende Haus gegrüßt, wo die blaſſe Kaufmannswittwe wohnte, von der die Schwiegermutter ohne allen Grund, aber mit großer Entſchiedenheit behauptete, es ſei nicht viel an dieſer Perſon, man

müsse sich vor ihr in Acht nehmen? Nein, auch das hatte er nicht gethan. Und so im Bewußtsein eines vollkommen guten Gewissens dachte er, indem er mit wunderbarer Stille seine Stiefel auszog: Seufze du in Gottes Namen, ich kann dir nicht helfen.

Obgleich aber, wie wir bereits wissen, Doktor Plager und Frau nicht in großer Harmonie mit einander lebten, so hatten die Beiden doch oft, ohne es zu wissen, wunderbare Sympathieen in ihren Gedanken. Denn kaum hatte er, wie eben berichtet, gedacht, so patschte sie mit der Hand auf die Bettdecke und sagte unter einem tief herauf geholten Seufzer, der schließlich mit einem Ach ja — a! verbrämt war:

„Uns kann nur der liebe Gott helfen!"

Um eine Million hätte aber der geduldige Ehemann jetzt keine weiteren Fragen gestellt; es wäre das der verwegene Zug an einem furchtbaren Schleusenwerk gewesen, dessen sprudelnde Wasser ihn wahrscheinlich, wie das schon oft vorgekommen war, aus seinem eigenen Schlafzimmer hinausgeschwemmt hätten bis auf das kühle Sopha im Gesellschaftszimmer. Er nahm sich also zusammen, so wenig Geräusch wie nur möglich zu machen; er vermied es, einen Stuhl zu rücken, und als er seine Taschenuhr aufzog, fand er, daß die Feder heute ungewöhnlich knarre. Dann schlich er auf den Fußspitzen an sein Bett, war aber so vorsichtig, ehe er hinein schlüpfte, das Licht auszulöschen, denn er sah, wie Madame in diesem Augenblicke ihr Haupt mit der Nachtmütze langsam herum wandte und ihm einen Blick schenkte, o, einen Blick, ob dem er die Bettdecke mit der Hand fast zerdrückte und bei sich selber dachte: O, könnte ich, wie ich wollte!

Solche Blicke sind gefährlich, geneigter Leser, und wenn

du zufällig eine Leſerin biſt und dich annähernd im gleichen Falle befindeſt, wie die Frau Doktorin Plager, ſo bitte ich dich, da ich es gewiß gut mit dir meine, dich vor häufiger Anwendung ſolcher Blicke zu hüten; ſie rufen eine unendliche Erbitterung hervor: man gedenkt früherer Zeiten, wo dieſe Blicke ganz anders waren, oder wo man überhaupt noch gar keine von dir erhalten; man träumt von vergnügteren, freieren Tagen, von einem ſtillen Schlafzimmer mit harmloſem Bedienten, der uns den Stiefelknecht zurecht rückt und dabei freundlich ſagt: Heute kommen Sie aber ſehr früh nach Hauſe. Man phantaſirt von jener glücklichen Zeit, wo man dich und deinen Blick noch nicht gekannt, theure Leſerin —

wo man noch im Flügelkleide
in die Mädchenſchule ging! —

Danach hatte Herr Doktor Plager ſanft und ruhig geſchlafen, auch geſchnarcht, wie am anderen Morgen Madame ihrer Frau Mutter mit großer Entrüſtung erzählte. Doch ging dieſes Vergehen in der allgemeinen bitteren Stimmung unter, welche begreiflicherweiſe die Gemüther der beiden Damen beherrſchte und beim Kaffee zu einem ganz gehörigen Ausbruch kam. Natürlich wurde dabei die Geſchichte von geſtern Abend mit den empörendſten Einzelheiten und genau ſo erzählt, wie ſie Fräulein Clementine Weibel berichtet. Dabei hielt ſich die Schwiegermutter klugerweiſe bei der Frage auf, was der Schreiber eigentlich ſo ſpät und allein im Bureau zu ſchaffen gehabt. Daß die Motive dazu höchſt unlautere ſeien, verſtand ſich von ſelbſt, und wenn Madame Plager mehr der Anſicht war, Larioz habe, Gott weiß zu welchem Zwecke, geheime und wichtige Aktenſtücke durchgeſehen,

copirt, vielleicht auch sogar entwendet, so war die Schwiegermutter vollkommen überzeugt, der nächtliche Besuch habe der Kasse gegolten, und dieser Diebstahl sei durch das kluge und muthige Benehmen ihrer Tochter Clementine zum Glück vereitelt worden.

„Daß Sie nach alle dem," schloß die würdige Dame, „noch immer nicht einsehen wollen, was Sie an uns und unserer Familie haben, begreifen wir vollkommen, machen uns auch weiter keinen Kummer darüber, da wir es doch nicht ändern können, indem wir zu genau mit Ihren Gesinnungen bekannt sind. Ja, wir kennen Ihre Gesinnungen so genau," wiederholte sie mit einem bezeichnenden Blick auf ihre Tochter, „daß wir überzeugt sind, Ihr nobler Spanier, Herr Don Larioz, braucht nur den Versuch zu machen, Ihnen die Begebenheiten von gestern Abend in einem anderen Lichte darzustellen, so werden Sie ihm unbedingt glauben und unsere Angaben für Lügen halten."

Wir müssen in der That eingestehen, daß der Rechtsconsulent wirklich so dachte, obgleich es ihm räthselhaft war, was sein Schreiber, der doch als Kranker in seinem Zimmer hätte sein sollen, am späten Abend im Bureau zu schaffen hatte.

„Ob Herr Don Larioz nun," fuhr die Schwiegermutter fort, indem sie ihre Nase hoch erhob und dabei das Weißbrod, das sie in der Hand hielt, vollständig im Kaffee ersäufte, „den Versuch machen wollte, Akten zu entwenden oder die Kasse zu bestehlen, ist mir und meiner Tochter vollkommen gleichgültig; obendrein aber hat er sich gegen uns so benommen, daß wir verlangen können, müssen und wollen, dieser Mensch solle nicht einen Tag länger in Ihren Diensten bleiben."

Auf das hin lächelte Madame Plager auf eigenthümliche Art und zuckte leicht mit den Achseln, als sie sagte: „Herr Don Larioz wird nicht entlassen, Mama, darauf kannst du dich verlassen, es ist nur des Anhangs wegen. Was sind wir gegenüber diesem vortrefflichen Schreiber? Hast du überhaupt je erlebt, daß man sich unserer Familie annimmt, wenn Jemand uns noch so grob und unverschämt behandelt? — Das hast du nicht erlebt, nie nie!"

„Allerdings ist das bis jetzt noch nicht vorgekommen," nahm Madame Weibel in sehr spitzem Tone das Wort. „Doch ist dieses ein Fall, wo der Herr Schwiegersohn nicht mehr wird umhin können, einmal Gerechtigkeit gegen uns zu üben. Oder —"

„Oder?" fragte scharf der Rechtsconsulent, der, von den unnöthigen Anspielungen gereizt, unruhig auf seinem Stuhle hin und her rückte.

„Das Oder werden Sie erfahren, wenn es Zeit ist," versetzte Madame Weibel mit Geringschätzung. „Jetzt bitte ich, bei der Sache zu bleiben und nicht, wie es gewöhnlich Ihre Art ist, durch ein hingeworfenes Wort Streit anzufangen, um so von einem Gegenstand abzukommen, der Ihnen unangenehm ist."

Der Hausherr biß sich auf die Lippen und sprach zu sich selber: Ruhe, Ruhe, Geduld! Und daß er es wirklich über sich vermochte, vollkommen ruhig zu bleiben, ja mit blassen Lippen zu lächeln, verursachte ihm eine aufrichtige Freude, und er konnte in gewöhnlichem Tone sagen:

„Sie haben ein Wort hingeworfen, Frau Mama, und nicht ich. Doch will ich es fallen lassen, um Ihnen zu sagen, daß, wenn sich die Sachen so verhalten, wie Sie mir erzählt —

woran ich durchaus nicht zweifle," setzte er hinzu, als er einem aufflammenden Blicke der Madame Weibel begegnete, „Larioz heute noch entlassen wird, aber —"

Madame Weibel und ihre Tochter waren durch eine, nur ihnen verständliche Miene übereingekommen, weßhalb die Letztere sagte: „Aber —? Plager, du hast doch vielleicht nicht im Sinne, uns deinem Schreiber gegenüberzustellen oder seine Rechtfertigung anzunehmen, nachdem wir dir bewiesen, wie zweideutig er sich gegen dich benommen und wie sehr er Mama, mich und Clementine beleidigt? O, daß er sich gründlich entschuldigen wird, daran zweifle ich ebenso wenig, als daß du unserer Familie gegenüber seine Entschuldigung annimmst."

„Vor allen Dingen, liebes Kind," antwortete der Rechtsconsulent mit erhöhter Stimme, „muß ich dich bitten, die ewigen Pikanterieen bei Seite zu lassen. Allerdings sollte ich Larioz hören; das ist in der ganzen Welt noch nicht vorgekommen, daß man Jemand verurtheilt, ohne ihm Zeit zu seiner Vertheidigung zu lassen; namentlich ich, als ein Mann des Rechtes, sollte nicht so handeln. Um aber der Frau Schwiegermutter den Beweis zu geben, daß ich gern bereit bin, sie und ihre Familie vor jedem Angriff zu schützen, so will ich die alte Magd vornehmen, einen unparteiischen Zeugen, die, wie ich ja von euch hörte, auch zugegen war."

„Und dieses Weibsbild nennen Sie einen unparteiischen Zeugen, Herr Schwiegersohn?" fuhr Madame Weibel auf. „Nehmen Sie mir nicht übel, das ist eine Verhöhnung, wie wir sie freilich gewohnt sind, wie wir aber nicht Lust haben, sie länger uns von Ihnen gefallen zu lassen."

„Madame," sagte hierauf der Rechtsconsulent, indem er

sich in seinen Stuhl zurücklehnte und mit den Fingern auf dem Tische trommelte. Seine Stimme war ruhig, aber etwas schärfer als gewöhnlich. „Madame," wiederholte er, „Sie sprachen da von Gefallenlassen und dergleichen Dingen, die ich freilich schon oft von Ihnen gehört, Aeußerungen, die ich aber durchaus nicht an ihrem Platze finde. Es steht ja eigentlich bei Ihnen, was Sie sich in meinem Hause gefallen lassen wollen oder nicht. — — Das ist Eins," fuhr er mit einer Handbewegung gegen seine Frau fort, die ihm in die Rede fallen wollte; „das Andere, was ich ebenso unbegreiflich finde, ist Ihre Art, im Pluralis zu sprechen. Sagen Sie doch um des Himmels willen: mir sagt Dieses oder Jenes nicht zu, mir gefällt das nicht, und lassen Sie Ihre Tochter, meine Frau, reden und denken, was ihr beliebt."

Der Rechtsconsulent hatte damit ein gefährliches Thema berührt, und da er mit seinem allzu nachgiebigen, etwas furchtsamen Temperamente es doch nicht wagte, dasselbe weiter auszuführen, so lenkte er Angesichts des flammenden Blickes seiner Frau und der offenbaren Kampfbereitschaft seiner Schwiegermutter ein, indem er fortfuhr: „Lassen Sie uns aber vor Allem bei der Sache bleiben und nicht immer auf andere Dinge abschweifen. Sie sehen, wie geneigt ich bin, Ihnen Recht zu geben, da ich nicht einmal Ihren Gegner vernehmen will."

„Dafür aber ein altes, lüderliches Weibsbild zum Zeugen aufrufen, das mit Ihrem sauberen Schreiber zusammenhängt und natürlicher Weise nur das sagen wird, was diesem gefällt. O, Herr Schwiegersohn," setzte sie mit sehr bezeichnender Handbewegung hinzu, „machen Sie uns keine Faxen

vor; wenn die Familie Weibel auch in Ihren Augen nicht viel gilt, so können Sie sich doch darauf verlassen, daß sie eben so geschcidt ist, wie sechs Dutzend Plager."

„Ihre Gemeinplätze, Madame, bin ich gewohnt," erwiderte der Rechtsconsulent, „doch habe ich mir vorgenommen, mich heute nicht von Ihnen in Zorn bringen zu lassen."

„Aber gemein sind wir nicht, das muß ich mir ausbitten!" rief Madame Plager, indem sie ihre Tasse heftig zurückstieß. „Das müssen wir uns alles von ihm sagen lassen, Mama!"

Der Rechtsconsulent zuckte mit einem Blick zum Himmel die Achseln, wobei er die Schultern so lange oben behielt, daß man hätte glauben können, er wolle ewig in dieser Stellung verharren; doch schien dies abermals zu seiner Besänftigung beigetragen zu haben, denn er entgegnete mit einer bewundernswürdigen Ruhe: „Ich sprach von Gemeinplätzen, und damit ist noch lange nicht gesagt, daß ich euch für gemein halte."

„Er sagt das nicht," rief die Schwiegermutter mit einem krampfhaften Lachen, „darauf kannst du dich verlassen; aber er denkt es. Ich bin gemein, du bist gemein, die ganze Weibel'sche Familie ist gemein. Und damit Basta!"

Jede Geduld ist zerreißbar, namentlich aber eine künstlich hervorgebrachte und auf übermenschliche Proben gesetzte. Deßhalb zerriß auch die des guten Doktor Plager; er sprang vom Tische auf, und es hätte in diesem Augenblicke wahrscheinlich eine der schon oft da gewesenen geräuschvollen Familienscenen gegeben, wenn sich nicht zur rechten Zeit die Thür geöffnet hätte und Babette eingetreten wäre, ein Schreiben in der Hand tragend.

Obgleich dieses Schreiben an den Hausherrn gerichtet war, so konnte es doch das würdige Dienstmädchen nicht über ihr Herz bringen, es diesem Tyrannen zu übergeben; sie warf deßhalb den Brief geringschätzend auf den Kaffeetisch, wobei sie sagte: „Das wurde so eben gebracht," und verließ alsdann wieder das Zimmer, während sie ihren Kopf sehr auffallend hin und her bewegte.

Der Rechtsconsulent warf mit finsterem Stirnrunzeln einen Blick auf die Adresse, und als er die Handschrift derselben erkannte, riß er heftig das Couvert ab und durchflog die Zeilen.

Sie waren von Lariez, und derselbe schrieb folgendermaßen:

„Hochgeehrtester Herr Doktor!

„Seit einer ziemlichen Reihe von Jahren bin ich in Ihren Diensten, und wenn auch hier und da, wie das unausbleiblich ist, kleine Differenzen entstanden sind, so glaube ich doch nicht, daß Ihnen der Tag besonders hassenswerth erscheinen wird, an welchem Sie mich mit einer Anstellung auf Ihrem Bureau beehrten. Ob ich dort meine Pflichten erfüllt, wissen Sie, verehrtester Herr Doktor, am besten selbst zu beurtheilen; was mich anbelangt, so kann ich wohl sagen, daß ich die Zeit, welche ich dort verbracht, im Ganzen für eine recht erfreuliche und angenehme halte. Wenn Ausnahmen stattfanden, welche den gemessenen Gang meines Lebens beunruhigten, so kamen dieselben in sehr wenigen Fällen oder eigentlich nie von den Arbeiten des Bureau's selbst oder von Ihrer verehrten Person her, sondern sie tropften aus einer Quelle, die ich wohl nicht näher anzugeben nöthig habe."

Indem der Rechtsconsulent den letzten Satz las, schielte

er über den Brief hinweg nach den beiden Damen hin, die aber mit dem größten Gleichmuthe da saßen; die Schwiegermutter strickte an einem Strumpfe, die Frau Doktorin setzte einen dunkeln Fleck auf eine helle Nachtjacke.

„Daß es mir" — las Herr Plager weiter — „unter diesen Verhältnissen so eigentlich nie in den Sinn kam, Ihr Bureau, verehrtester Herr Doktor, zu verlassen, brauche ich Ihnen wohl nicht zu versichern. Und doch ist ein Umstand eingetreten, der mich veranlaßt, meine Entlassung aus Ihrem Dienste und zwar so schleunig zu verlangen. Welche Ursache dieser meiner Bitte zu Grunde liegt, darüber wird Sie wahrscheinlich, noch ehe Sie diesen Brief empfangen haben, Ihre Frau Gemahlin, auf jeden Fall aber Madame Weibel aufgeklärt haben, und kann ich nichts Besseres thun, als mich der Art zu unterwerfen, in welchen diese einen Vorfall von gestern Abend Ihnen, verehrtester Herr, mitgetheilt. Eine Berichtigung meinerseits wird nicht erfolgen, wäre auch unnütz, da mein Entschluß fest steht, ferner nicht im Dienste eines sonst so achtbaren Mannes zu bleiben, dessen Familie mich, wiewohl mit großem Unrecht, aufs tiefste verabscheut.

„Genehmigen Sie, Herr Doktor, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung, mit der ich bin

Ihr

ergebenster Larioz."

Herr Doktor Plager hatte dieses Schreiben zweimal überlesen, dann legte er die Hände auf dem Rücken zusammen, so daß der Brief sich nothwendiger Weise auch dort befand, und verließ den Kaffeetisch, den Blick zu Boden geheftet, um im Nebenzimmer mit großen Schritten auf und ab zu gehen.

Madame Weibel zog die Augenbrauen hoch empor, ließ

die Hände mit dem Strickſtrumpf in den Schooß fallen und zuckte mit den Achſeln, als ihre Tochter ſie fragend anſah.

Die Rechtsconſulentin lehnte ſich vornüber und meinte flüſternd, das Schreiben müſſe etwas Unangenehmes enthalten, denn ſie habe ein untrügliches Zeichen zu dieſer Vermuthung auf dem Geſichte ihres Mannes bemerkt. — Aber woher?

Die Schwiegermutter warf verächtlich die Oberlippe auf und ſagte, wobei ſie ſich gerade keine beſondere Mühe gab, ihre Stimme zu dämpfen: „Wer weiß, von welchen vielen ſauberen Geſchichten, mit denen er zu thun hat, dieſe Zeilen handeln!“

Nun war aber Babette eine viel zu vortreffliche und geſcheidte Dienerin, um ihre Damen in der Unwiſſenheit über etwas zu laſſen, deſſen Wiſſenſchaft ihnen von Intereſſe ſein konnte. Sie erſchien deßhalb im Zimmer mit einem gewiſſen Lächeln auf den Lippen, und während ſie das Kaffeegeſchirr mit großem Geräuſch abräumte, ſagte ſie mit leiſer Stimme: „Den Brief hat die alte Magd gebracht, der Tiger, wie ſie ſie nennen. Ich habe auf die Adreſſe geſehen, und links ſtand: Larioz.“

„Aha!“ machte die Rechtsconſulentin, und Madame Weibel huſtete bedeutſam.

Babette verließ das Zimmer mit ihrem Frühſtücksſervice, nicht ohne dem Salon oder vielmehr dem, der dort auf und ab ſpazierte, einen Blick ſtiller Verachtung gewidmet zu haben.

Es erfolgte eine kleine Pauſe, nach welcher die Madame Weibel ihrer Tochter zulispelte: „Mag dieſer Kerl geſchrieben haben, was er will, man muß ihm unbedingt zuvorkommen.“

Worauf ſie laut zu Emilie ſagte: „Du wirſt ſehen, der ſaubere Schreiber wird doch noch Recht behalten. O, ich ſage dir, dieſer Menſch iſt ein Krebsſchaden in deinem Hausweſen. Aber es gibt Fälle, wo man einen ſolchen treuen Diener ſchonen muß.“

Im Nebenzimmer huſtete es leicht, doch entfernten ſich die Schritte, die man dort vernahm, von der Thür.

„Ja, man muß einen ſolchen Kerl ſchonen,“ fuhr die Schwiegermutter lauter fort; „verſtehſt du mich, Emilie? man muß ihn halten trotz den Klagen und dem Jammer einer ganzen Familie. — So ein Diener weiß oft viel von ſeinem Herrn, o, ſchrecklich viel, was eine arme Frau nicht erfahren darf; und wenn man ihm die Wahrheit ſagt oder ihn gar entläßt, ſo kommen natürlicher Weiſe ſchöne Dinge an den Tag, und davor muß man ſich hüten.“

Die Schritte im Salon näherten ſich der Thür des Kaffeezimmers wieder, und der Huſten wurde bezeichnender.

„Hahaha!“ lachte die Schwiegermutter. „Erinnerſt du dich noch, weßhalb jener ſaubere Lehrling ins Bureau genommen wurde, der Bruder der Mamſell Brenner?“

Die Schritte hatten ſich ein paar Mal ſehr ſtark der Thür genähert, waren aber alsdann wieder ſchnell verklungen.

„Ein ſchönes Mädchen das!“ fuhr Madame Weibel fort: „jung und ſieht feurig aus, freilich etwas gemein, aber was thut das! Das mögen ſie ſchon leiden. Ich verſichere dich, Emilie, ich ließe ihn machen, was er wollte: laß ihn ſeinen noblen Spanier behalten und ſich mit der Familie Brenner einlaſſen, ſo tief er mag; wir haben keine Schande davon, denn Gott ſei Dank, man kennt die Weibels.“

In dieſem Augenblicke trat der Rechtsconſulent an die

Thür des Kaffeezimmers, aber nicht im Zorn, wie man wohl hätte glauben ſollen, vielmehr war etwas wie Wehmuth erſichtlich an der Art, wie er mit den Augen zwinkerte und wie er ſein Kinn tief in die Falten des Halstuches vergrub.

„Allerdings, Madame," ſagte er ruhig und mit Würde zur Schwiegermutter, „man kennt die Weibel'ſche Familie: es iſt durchaus keine Frage, man kennt ſie. Aber einige Mitglieder dieſer würdigen Familie haben ſich noch nicht die geringſte Mühe gegeben, das Treiben anderer Leute in ſeinem wahren Lichte zu erſchauen; ſie wollen das nicht, denn ſie gehen von dem Grundſatze aus, daß die ganze Welt — ihre eigene Sippſchaft ausgenommen — nicht das Geringſte tauge. — Sei es darum," fuhr er mit erhöhter Stimme und einer befehlenden Handbewegung gegen Madame Weibel fort, als er ſah, daß dieſe ihm ins Wort fallen wollte. „Um Ihnen aber einen kleinen Beweis zu geben, wie voreilig man urtheilen kann, wollen Sie ſich vielleicht die Mühe nehmen, dieſen Brief zu leſen. — Sie werden mir in Ihrer bekannten Manier ſagen: Was geht mich der Wiſch von jenem Menſchen an? während Sie doch vor Begierde brennen, zu ſehen, was dieſe Zeilen enthalten. Da ich das kenne, ſo laſſe ich Ihnen das Schreiben hier, und können Sie ſpäter, wenn Sie Luſt und Muße haben, es gemächlich durchleſen."

Damit wandte er ſich um, ging in ſein Schlafzimmer, verſah ſich mit Paletot, Hut und Stock und ſchritt einige Minuten nachher abermals durch den Salon, um ſich auf ſein Bureau zu begeben.

Dem geneigten Leſer können wir wohl geſtehen, daß Madame Weibel dieſen Moment benutzt hatte, um den Brief zu leſen; da ſie aber durchaus den Schein vermeiden wollte, als

hätte sie das wirklich gethan, so flog das Papier zusammengeballt gerade in dem Augenblicke in den Salon hinaus, als Herr Doktor Plager durch denselben schritt.

Er bückte sich, hob es auf und steckte es seufzend in seine Tasche.

— — — — — — — —

Der Herr Graf Czrabowski hatte nach jener von uns erzählten Zusammenkunft mit Baron Fremont und Herrn von Tondern ein paar Tage lang ruhig seine Anweisung in der Brieftasche behalten und entschloß sich alsdann erst, sie dem Banquier zu übergeben, als er den ersten der eben genannten Herren kurz vorher auf der Straße gesprochen und dieser ihm nicht gerade unfreundlich angezeigt, er habe dem betreffenden Banquier mit einigen guten Worten die Honorirung der Anweisung bestens anempfohlen. Nun war aber jener Banquier zufälligerweise der uns bereits bekannt gewordene Schwager des Herrn Rechtsconsulenten Doktor Plager, was dem edlen Grafen außerordentlich zu seinen Angelegenheiten paßte.

Er hatte sich nun in untadelhafter, doch nicht zu auffallender Toilette auf dem Comptoir präsentirt und war von Herrn Springer, einem strengen Geschäftsmanne, freundlicher aufgenommen worden, als es das erstemal der Fall gewesen war, wo Czrabowski seine Empfehlungsbriefe präsentirt.

Baron Fremont hatte in der That, und wir können hinzufügen: etwas leichtsinnigerweise, weit Besseres über den sogenannten Grafen ausgesagt, als dieser es verdiente. Wenn auch der Baron kein großes Vermögen besaß, so hatte er doch immer, um leben zu können, wie Herr Springer wohl bekannt war, und er hatte sich bei gelegentlichen kleinen Geschäften mit dem Bankhause immer so zuverläßig und solid benommen,

daß der Chef des Hauses ihm unbedenklich einen ziemlichen Credit eingeräumt hätte. Er hatte nun, wie gesagt, den Grafen Czrabowski bestens empfohlen, und dieser benahm sich mit einer außerordentlichen Klugheit: er hinterlegte bei dem Banquier seinen Wechsel, ohne Geld darauf zu nehmen, er übergab ihn, wie man das mit dem technischen Ausdrucke zu benennen pflegt, dem Hause zur Gutschrift und eröffnete sich auf diese Art ein Conto bei der geachteten Firma Springer und Compagnie.

Daß der Chef dieser Firma hierauf den Herrn Grafen Czrabowski zu einem kleinen Diner einlud, wird Niemand, der das Geschäftsleben kennt, überraschen; daß dieses Diner en famille war, dafür sorgte Clementine Weibel durch ihre Schwester, die Frau des Banquiers, und daß sie bei diesem Diner en famille an der Seite des Grafen saß, wird man ebenso wenig auffallend finden. Auffallend war es gleichfalls nicht, daß der Graf für dieses Diner en famille in den nächsten Tagen einen Besuch machte — das verstand sich von selbst — auch nicht, daß der Besucher den Banquier, da es gerade Börsenzeit war, nicht zu Hause traf, sondern von Fräulein Clementine empfangen wurde, — aber daß Czrabowski diese Besuche häufig wiederholte, ohne daß Herr Springer etwas dagegen einzuwenden zu haben schien.

Wie schon so oft kleine Ursachen große Wirkungen hervorgebracht, so hatte auch in diesem Falle eine an sich unbedeutende Frage des Banquiers an den . . . schen Gesandten, die er ganz zufällig über den Grafen gethan, die vortrefflichste Wirkung für diesen gehabt. Es war das bei einem Diner gewesen, wo man viele gute Weine getrunken hatte und deßhalb gemüthlich und wohlwollend gestimmt war. Seine Excellenz

hatten über die Frage einen Augenblick nachgedacht und dann an die Decke blickend, geantwortet: „Czrabowski? Czrabowski? Ach, richtig! kenne ihn ſchon, iſt mir von guter Hand empfohlen; ich glaube, ein ordentlicher und geſcheidter Mann. Von der Familie weiß ich allerdings nicht viel, Czrabowski — natürlicherweiſe polniſchen Urſprungs, der Vater könnte General in der Revolutionszeit geweſen ſein. — Haben Sie nie von einem General Czrabowski gehört?“ hatte ſich darauf Seine Excellenz an einen Ihrer Attachés gewandt, der den Namen neulich allerdings bei Vereinigung der uns bekannten Paßangelegenheit nicht nur geleſen, ſondern auch geſchrieben, ſich aber darauf nach dem wirklich ſehr guten Diner nicht vollkommen mehr beſann — nur der Klang dieſes Namens war ihm im Gedächtniß geblieben — und nun nach dem Grundſatz, daß man einem Vorgeſetzten oder hochgeſtellten Herrn nie eine Antwort ſchuldig bleiben ſoll, mit großer Zuverſicht entgegnete:

„General Czrabowski — o, gewiß, Excellenz; wie Euer Excellenz eben bemerkten, ein bekannter Name — war, wenn ich nicht irre, eine Zeit lang Adjutant von Poniatowski. Haben Güter dieſe Czrabowski in — in — Wo haben doch die Czrabowski ihre Güter?“ wandte er ſich an einen jungen Legationsrath, der eine Zeit lang in Petersburg geweſen war, dort begreiflicherweiſe aufs intimſte mit dem hohen Adel verkehrt, und um alle Schätze Indiens vor den Ohren ſeines hohen Chefs, des Miniſters des Auswärtigen nicht eingeſtanden haben würde, es gäbe eine Familie Czrabowski, von der ein Mitglied General und Adjutant von Poniatowski geweſen, und von welcher er nicht wiſſen ſolle, in welchem Theile Polens deren Güter lägen. Er erwiderte deßhalb auch, ohne ſich im Geringſten zu beſinnen:

„Die immensen Güter der Czrabowski liegen an der Weichsel bei Rachow, nicht weit von Lublin.“ Man muß immer eine Sache, von der man nichts weiß, und die man glaubwürdig machen will, mit Nebenumständen behaupten, deßhalb setzte er auch hinzu: „Diese Czrabowski haben famose Bärenjagden, ich war dort eingeladen, fand aber nicht die Zeit, um hinzugehen.“

Hätte der junge Legationsrath in diesem Augenblicke das ungeheuer malitiöse Lächeln des Herrn von Tondern, der ebenfalls bei diesem Diner war, verstehen können, so würde er weder von den großen Gütern, noch von den Bärenjagden gesprochen haben. Doch da das einmal erwähnt war, machte sich Tondern selbst ein Vergnügen daraus, diese Angaben zu bekräftigen; denn er sagte, nachdem er mit großer Ruhe ein Glas Curaçao ausgeschlürft:

„Allerdings eine große Familie, diese Czrabowski, eine weit verzweigte Familie, und da sie Güter bei Lublin haben, so müssen sie immens reich sein. Nicht wahr, es sind doch Grafen?“ wandte er sich mit großem Ernste an den Legationsrath, der unbefangen antwortete: „Das will ich meinen — ein altes gräfliches Geschlecht.“

So wußte man nun denn mit einem Male, daß der bis jetzt unbekannte Czrabowski wirklich ein Graf dieses Namens sei, sowie ein Sohn jenes famosen Generals Czrabowski, der Adjutant und Vertrauter des Fürsten Poniatowski gewesen und bei dem großen Kaiser selbst einen tüchtigen Stein im Brette gehabt; daß die Familie große Güter an der Weichsel besaß, bei Rachow in der Nähe von Lublin, und daß sie auf diesen großen Gütern oft mit gewaltigen Bären zu thun hatte.

Das Letztere hätte unser Graf Czrabowski in einem ehrlichen Augenblicke am allerwenigsten geleugnet.

Der Banquier Springer war nun gewiß nicht der Mann, der mit vornehmen Bekanntschaften zu prahlen pflegte. Und doch that es seinem Herzen wohl, wenn er zu Hause der dicken Gattin erzählen konnte von dem vortrefflichen Diner, dem er so eben beigewohnt, wo er zwischen dem Baron A. und dem Grafen G., dem französischen Gesandten, gesessen, und wie er nicht nur von den beiden Herren, sondern auch von der ganzen Tischgesellschaft mit großer Aufmerksamkeit behandelt worden sei.

Mit einem bezeichnenden Lächeln auf Clementine setzte er hinzu: „Apropos, heute kam ganz zufälligerweise auch die Rede auf Czrabowski. Mehrere kannten ihn ganz genau, und fast Alle sagten Gutes von dieser großen und reichen Familie. Die Grafen Czrabowski sollen weitläufig mit dem Fürsten Poniatowski verwandt sein; der Vater, jener bekannte tapfere General, ein Vertrauter des unglücklichen Fürsten, der in der Elster bei Leipzig ertrank — du wirst dich erinnern, Marianne," wandte er sich an seine Frau, „wir haben den Platz damals à fünf Neugroschen die Person sehen dürfen — war ein genauer Freund Napoleons und soll dem Kaiser sehr werth gewesen sein. Die Czrabowski haben ungeheure Güter bei Lublin, da in der Gegend der Weichsel, wo überhaupt der große polnische Adel stark begütert ist; ihr Stammschloß, glaube ich, heißt Rachow und soll eine prachtvolle Besitzung sein mit reichen Waldungen und Bärenjagden."

Daß jedes Wort, welches der Schwager sprach, wie ein Funke in das Herz des jungen Mädchens fiel, versteht sich von selbst; ebenso, daß dieses Herz von Entzücken schwoll und

ſein Schlag ſo heftig wurde, daß ſie denſelben gewaltſam niederkämpfen mußte, indem ſie dachte: O, mein Gott, ja, habe ich doch nie an ſeiner Größe gezweifelt, habe ich trotz aller boshaften Einreden ſo ſicher gewußt, daß es der Graf Czrabowski iſt, daß es in ſeiner Hand liegt, ein liebendes Gemüth zu ſich empor zu heben, ein Herz, das für ihn ſchlägt, glücklich zu machen. Aber wird er dieſes Herz auch vollkommen verſtehen? Iſt er aufopferungsfähig genug, um ſein Wort zu halten? — Werde ich, wie er mir in jener ſüßen Stunde gelobt, Gräfin Czrabowski ſein? — O Uebermaß des Glückes! — Nein, nein! das iſt ja unmöglich! Ruhig, mein Herz, nähre keine thörichten Hoffnungen! — Und doch, wer weiß — und doch!

Auch die gemeinſchaftliche Schwiegermutter, Madame Weibel, ſaß dabei, als der Banquier Springer ſo erzählte, und auch ihr Haupt hob ſich vor Stolz und Freude. Im Gegenſatz zu ihrer Tochter machte ſie auch gar keinen Verſuch, den Schlag ihres Herzens zu dämpfen. — Dieſe Verbindung muß zu Stande kommen — warum auch nicht? Allerdings iſt er der Graf Czrabowski. Nun, was iſt dabei ſo Großes? Iſt ſie nicht eine Weibel?

Daß die Aktien des Fabrikanten, Herrn Schilder, gegenüber dem Stammſchloſſe Rachow und der Grafenkrone, entſetzlich tief ſanken, brauchen wir wohl nicht zu ſagen; Madame Schilder — und Gräfin Czrabowski! Die Mama konnte ſich nicht enthalten, dieſe beiden Titel ihrer Tochter lächelnd in die Ohren zu flüſtern, worauf Clementine in tiefer, aber affektirter Demuth die Augen zum Himmel erhob und ſchmachtend ſagte: „Wie Gott will! Ich nehme dankend an, was mir dort über den Sternen beſchieden iſt.“

Der Held aller dieser Wünsche und Hoffnungen sah wohl aus dem veränderten Benehmen des Banquiers, sowie dessen Frau, welche letztere ihn auch bisher stets mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung behandelt hatte, daß sich irgend etwas begeben haben mußte, was zu seinen Gunsten sprach. Welches Ereigniß dieses eigentlich gewesen, darüber hatte der Graf Czrabowski längere Zeit nur ganz unbestimmte Vermuthungen, bis er eines Tages den Herrn von Tondern auf der Straße traf, und dieser ihm lachend zum Vater General, sowie zu den Gütern bei Rachow, namentlich aber zu den Bärenjagden gratulirte.

Tondern hatte überhaupt eine gewisse Zuneigung zu Czrabowski, die er sich selbst nicht gestehen wollte; es war etwas in dem abenteuerlichen Leben des vermeintlichen Grafen, was ihm zusagte, und er hätte sich mehr mit ihm eingelassen, wenn Czrabowski gleich Mittel und Wege gefunden hätte, sich mit einem gewissen Aplomb als Erbe der immensen Güter an der Weichsel darzustellen und so sich in die Gesellschaft zu lanciren. So aber war er ein bischen schofel in die Residenz gekommen, man hätte ihm können den Schneider nachweisen, wo er seine sehr verdächtigen Kleidungsstücke abgelegt und darauf mit einem eleganteren Anzuge, der freilich beinahe den Rest dessen, was er besaß, verschlungen, wieder zum Vorschein gekommen war.

„Es ist eigentlich schade um ihn," murmelte Tondern, als er den Andern verließ, „hätte sich wohl ein bischen höher lanciren können, als da seine Zeit mit einem obscuren Bürgermädel zu vertändeln. Und wohlverstanden seine ganze Zeit; ein paar Stunden, das möchte noch angehen. Nun, Jeder nach seinem Geschmacke."

Czrabowski also erfuhr nun zum ersten Mal in seinem

Leben, daß er der wirkliche Graf Czrabowski sei, welch bedeutender Mann sein Vater gewesen, und daß er prachtvolle Güter in der Nähe von Lublin besitze. Diese kostbaren Notizen über seine eigene Person machte er sich nun bestens zu Nutze und trat in dem Hause des Banquiers Springer nun mit viel größerer Zuversicht auf als bisher. Es ist etwas Eigenes, wenn man zuversichtlich auftritt; kennt man dabei sein Terrain, so kann man mit einiger Routine, die dem edlen Grafen nicht abging, ganz Ungeheures leisten. Und Czrabowski leistete auch in der That das Außerordentlichste, nicht nur daß er Madame Springer für sich einnahm, auch der Banquier selbst gewöhnte sich so an sein Wesen, welches für den trockenen Geschäftsmann gerade nicht sonderlich sympathisch gewesen war, daß er lächelnd sagen konnte: „Es ist eine seltsame Persönlichkeit, aber diese reichen Polen sind nun einmal nicht anders."

Das Wesentlichste für den Grafen war aber, daß der sonst so vorsichtige Banquier sich durchaus nicht weigerte, Zahlungen auf Anweisungen des reichen Gutsbesitzers zu leisten, — eine Freundlichkeit, von der Czrabowski für einen Mann, der so ungeheure Güter besaß, allerdings keinen unmäßigen Gebrauch machte.

Doch konnte es nicht dabei bleiben, daß er häufig in dem Banquierhause dinirte, daß er darauf mit Clementinen allein war und dort die glänzendsten Versicherungen tausendmal wiederholte, daß er auch, aber meistens in Stunden, wo der Rechtsconsulent nicht daheim war, dessen Haus besuchte, um der Schwiegermutter und der zukünftigen Schwägerin seine Cour zu machen, — er mußte weiter gehen, das hatte ihm Madame Weibel als besorgte Mutter eines schönen Tages nicht undeutlich zu verstehen gegeben. Und darauf hin ging

er denn auch weiter, ja, er ging so weit, als es ihm möglich war. Wir meinen das nicht zweideutig, geneigter Leser, wie du vielleicht vermuthen wirst; nein, der Graf Czrabowski, Herr der Güter von Rachow bei Lublin, fuhr an einem schönen Vormittage — schön in Anbetracht dieser feierlichen Gelegenheit, denn der Himmel weinte eben an diesem Vormittage Schnee und Regen durch einander — nach der Wohnung des Rechtsconsulenten, ließ sich bei Madame Weibel melden und bat förmlich um die Hand von deren Tochter Clementine.

So war es denn geschehen, und daß die Welt alsbald dieses große Ereigniß erfahre, dafür sorgte der gütige Himmel, denn drüben am Fenster lehnte die blasse Kaufmannswittwe; sie sah den Grafen Czrabowski in schwarzem Frack und weißer Halsbinde anfahren, sie bemerkte, wie die alte Weibel außerordentlich tief knixte, und hatte darauf nichts Eiligeres zu thun, als ihr Dienstmädchen, die Ricke, heimlich zu Plagers Babette zu senden, wo sie denn alsbald die ganze Geschichte erfuhr. — Das wäre zum Schlagtreffen gewesen, aber die blasse Kaufmannswittwe hoffte auf einen minder glänzenden Ausgang dieser an sich skandalösen Geschichte. Man braucht ja nur an die Punschscene zu denken, sprach sie achselzuckend zu sich selber. Und — Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

„Clementine ist nun also eine glückliche Braut, und daß die Sache endlich declarirt, kann man dem armen Mädchen wohl gönnen," sagte an demselben wichtigen Tage Madame Weibel zu ihrer älteren Tochter, der Frau des Banquiers Springer; worauf sie noch hinzusetzte: „Ja, sie hat in der jüngsten Zeit recht gelitten, die arme Clementine, man sieht es ihr wohl an."

Und das war die Wahrheit, denn die Augen des jungen Mädchens hatten viel von ihrem muntern Glanze und der Schärfe des Blickes verloren; ihre Wangen waren bleich geworden, und zuweilen zuckten ihre nicht mehr wie früher ſo friſchen Lippen eigenthümlich und ſchmerzlich, wie man das ſonſt nicht an ihr gewohnt war.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Ecarté und Orangenblüthen.

Daß Herr von Tondern eine Wohnung hatte, verſteht ſich von ſelbſt; auch war dieſelbe ſeinen Verhältniſſen angemeſſen, einfach und beſcheiden und beſtand aus zwei Zimmern. Das eine war ein kleines Schlafgemach, von dem zwei Wände mit allerlei ſeltſamen Lithographieen verziert waren, während man an der dritten eine Anzahl vortrefflicher Jagdgewehre ſah, und die vierte dieſer gegenüber, wo ſich die Thür befand, zeigte eine Sammlung Rehgewichte und Hirſchgeweihe, Alles von ſelbſt erlegtem Wilde.

Das andere Zimmer, der Salon, war dagegen ſehr geräumig, und hier hatte ſich die Kunſtliebe des Herrn von Tondern bis zu Anſichten von Pferden, Reitern und Jagden aller Art verſtiegen. Weiter war in dieſem Gemache nichts Bemerkenswerthes, als drei Spieltiſche, eine etwas große Zahl für einen einzelnen Herrn. Und doch waren es ihrer nicht zu viel, denn die Freunde des Herrn von Tondern pflegten

hier gern ihre Partieen zu machen, und an manchen Abenden ſah es da aus wie in einem Spielklub. Wir wollen dadurch nicht ausdrücken, als ſeien hier Hazardſpiele getrieben worden; meiſtens wurde Whiſt geſpielt, und wenn man ſich zuletzt auch hier und da pour la bonne bouchée zu einem Macao oder Landsknecht verſtieg, ſo war das nicht der Rede werth.

Dabei war aber Herr von Tondern, was dieſes Gemach anbelangte, von einer außerordentlichen Hoſpitalität. Auch wenn er nicht zu Hauſe war, öffnete die alte Aufwärterin genauen Freunden ihres Herrn das große Zimmer zu einem Spiele, und oft, wenn Letzterer heim kam, fand er unerwartet eine zahlreiche Geſellſchaft. So revanchirte ſich Herr von Tondern für die vielen Einladungen zu Dejeuners, Diners und Soireen aller Art, die er erhielt; aber es war auch die einzige Revanche, die er gab; denn außer einem Glaſe friſchen Waſſers wurde hier nichts angenommen, nicht einmal eine Cigarre, denn die, welche der Hausherr allenfalls für ſeine Freunde hatte, waren von äußerſt mittelmäßiger Qualität, und wenn er ſich für ſeine Perſon zu einer verhalf, ſo ſchloß er ein kleines Schränkchen auf, zu welchem er den Schlüſſel immer bei ſich führte.

Wir erſuchen den geneigten Leſer, dieſen Salon an einem Vormittage mit uns zu betreten. Wir finden dort neben Herrn von Tondern den Baron Frewont; Erſterer war beſchäftigt, einen Spieltiſch aufzuſchlagen, nachdem er denſelben in die Mitte des Zimmers gerückt, während der Andere mit dem Rücken gegen das Fenſter lehnte und mit über einander geſchlagenen Armen zuſah.

„Alſo wir ſpielen eine einzige Partie," ſagte Tondern,

„Ecarté und wie gewöhnlich zu fünf Points. Und der Gewinner —"

„Hat gewonnen," sprach ruhig der Andere. „Nur möchte ich mir erlauben, dir nochmals zu wiederholen, daß wir eigentlich nicht spielen sollten; denn nimm mir nicht übel, mein lieber Freund — du weißt, ich bin offenherzig — aber wenn du gewinnst, wirst du doch wahrscheinlicherweise verlieren. Lassen wir also lieber die Ceremonie sein und verständigen uns so; das ist doch wahrhaftig weit gescheidter."

Herr von Tondern hatte zwei neue Spiele Karten hervorgeholt, riß die Couverts ab und mischte die Blätter mit einer außerordentlichen Fertigkeit; auch nahm er Marken hervor, legte sie auf zwei Ecken des Tisches und schob alsdann ein paar Stühle herbei.

„Wahrhaftig, Tondern, lassen wir das Spiel sein; ich sehe es als einen Wahnsinn an und kann nicht unterlassen, dir das zu sagen. Eine friedliche Uebereinkunft wäre sicherlich besser."

„Was nützt es mir," entgegnete der Andere, „wenn ich anfange, mit dir auf eine friedliche Uebereinkunft zu unterhandeln? Der Punkt, von dem du ausgehst und auf welchen du wieder zurückkehrst, ist immer der gleiche: du hältst dich für unwiderstehlich und bist nun einmal der Ansicht, daß du auf jeden Fall reussiren werdest. Verzeihe deßhalb, wenn ich dasselbe auch von mir denke."

Baron Fremont zuckte verdrießlich mit den Achseln. Es war selten, daß über sein offenes, stets lächelndes Gesicht ein finsterer Schatten flog; aber jetzt war dies der Fall, und es war sogar eine recht finstere Wolke, welche seine Stirn beschattete. Er biß die Lippen auf einander und schwieg ab-

ſichtlich einen Augenblick, wahrſcheinlich um das, was er alsdann ſagte, mit um ſo größerer Ruhe vorbringen zu können.

„Ich habe," meinte er alsdann, „an deiner Unwiderſtehlichkeit nie gezweifelt und bin überzeugt, daß, wenn es ſich einfach darum handelt, ein Herz zu erobern, du gewiß eher zum Ziele kommſt als ich. Aber die bewußte Angelegenheit ſteht nicht ganz ſo, und ich halte es für meine Pflicht, ſie dir nochmals darzulegen."

„Zum hunderſten Mal."

„Sei es darum, zum hundertſten Mal. — Wir erlangen alſo Kenntniß von einem Teſtament des Grafen Helfenberg; dieſe Kenntniß koſtet mir, nebenbei geſagt, tauſend Thaler. — Gut, es iſt eine Waare, die wir gekauft haben, wir wollen ſie nach beſten Kräften wieder verwerthen."

„Du ſiehſt die Sache verflucht proſaiſch an."

„Ich ſpreche aus, was du denkſt, lieber Tondern," fuhr der Baron gleichmüthig fort. „Es iſt alſo die Frage: wie können wir die erlangte Kenntniß am beſten ausbeuten? Wir haben erfahren, daß da eine junge Dame iſt, die, Gott mag wiſſen, aus welcher Urſache, in dem Teſtamente mit einem Legate von ungeheurem Werthe bedacht iſt."

„Und ein ſo ſchönes, liebenswürdiges Mädchen!" meinte Tondern nachdenkend, indem er ein Spiel Karten gewandt durch die Finger laufen ließ.

„Das iſt dir früher nicht beſonders aufgefallen," erwiderte der Andere; „mag's aber ſein, wie es will, du haſt nun plötzlich dieſe Anſicht, und ich will ſie dir nicht beſtreiten. Bleiben wir aber bei der Hauptſache. Die junge Dame, ein, um deine Worte zu gebrauchen, in der That ſchönes und lie-

benswürdiges Mädchen, iſt mit einem Male eine reiche Erbin geworden."

„Was wir Beide allein wiſſen," ſprach Tondern mit Beziehung.

„Weßhalb denn Einer von uns Beiden," fuhr der Baron kopfnickend fort, „ſie zu heirathen wünſcht."

„Allerdings, Einer von uns Beiden."

„Und um zu entſcheiden, wer das ſein ſoll —"

„Schlage ich eine vernünftige Partie Ecarté vor."

„Und ich Vernunft und ruhige Ueberlegung. — Eine gleichzeitige Bewerbung um das junge Mädchen haben wir Beide für unpaſſend gehalten. Wozu uns auch eine Concurrenz machen, die am Ende zu nichts führen kann? Es wurde alſo beſchloſſen: Einer bewirbt ſich um ſie, und der Andere unterſtützt ihn, ſo viel es in ſeinen Kräften ſteht."

„Das wurde allerdings beſchloſſen; der Glückliche erhält ihre Hand, der Andere wird angemeſſen entſchädigt."

„So iſt es," ſprach ruhig Baron Fremont. „Der minder Glückliche erhält nach der Heirath des Andern ein Kapital von ſechzigtauſend Thalern. Nun entſtand die Frage: wer ſoll ſich um die Hand Eugeniens bewerben? Und da meine ich doch, es wäre ſelbſtredend, daß der es ſein ſollte, der auch einige Chancen des Gelingens für ſich hat. Und das bin ich, um ohne Umſtände zu reden. — Wir ſtehen hier ſo bei einander, daß es bei dem wichtigen Geſchäfte, welches wir vorhaben, durchaus nichts hilft, wenn wir uns Complimente machen."

„Und das thuſt du auch in der That nicht," ſagte Tondern mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln.

„Der Sache zu Lieb," verſetzte Baron Fremont mit großer Ruhe. „Ich bin in einer unabhängigen Stellung, mein

Name iſt bekannt, ſo auch, daß ich ein ziemliches Vermögen beſitze, und du ſelbſt wirſt mir zugeben müſſen, daß, wenn ich, Baron Fremont, heute um die Hand des Fräuleins Eugenie von Braachen anhalte, alle Welt ſagen wird: das Mädchen macht eine gute Partie. — Nun, ſei ehrlich und ſprich dagegen. Wird man daſſelbe von dir auch ſagen können?"

Tondern zuckte die Achſeln und entgegnete: „Du weißt, daß ſich die Sachen geändert haben; allerdings wäre mir mit der Heirath, die ich mit einem armen Mädchen einginge, nicht gedient; aber wir wiſſen, daß Eugenie reich iſt."

„Wir wiſſen das allerdings, aber Niemand anders darf und ſoll das wiſſen," ſprach Baron Fremont und legte auf den letzten Satz eine ſtarke Betonung. „Sei vernünftig, Tondern," fuhr er nach einer Pauſe in wohlwollendem Tone fort; „du weißt, wie gut ich es ſtets mit dir gemeint, wie freundſchaftlich ich dich in jeder Beziehung behandelt habe. Gib nach, laß deinen Eigenſinn fahren, der uns alle Beide nur von dem gewünſchten Ziele entfernen kann."

„Spielen wir, ſpielen wir!" ſagte der Andere unerſchütterlich.

„Wenn du willſt, die Partie um hundert Thaler, aber nicht um das Andere."

„Jetzt biſt du eigenſinnig!" rief Herr von Tondern lachend. „Was Teufel! es iſt das ſo ein bequemes Auskunftsmittel, um allem Streit ein Ende zu machen. Auch weißt du ja ſelbſt, das du im Ecarté ein unwandelbares Glück haſt. Geh her."

„Nein, ich mag nicht."

„Du wirſt doch: denn ich verſichere dich feſt und theuer, ich nehme keine andere Uebereinkunft an. Wie kannſt du auch

verlangen, daß ich so leichtsinnigerweise mein Glück aus der Hand geben soll? Eine schöne Frau und dieses wunderbare Stromberg! Was sind sechzigtausend Thaler dagegen?"

Als Herr von Tondern dies sagte, war er scheinbar aufs emsigste mit den Karten beschäftigt, die er wie zu seinem Vergnügen ausgab und dann wieder einstrich; doch versäumte er dabei nicht, nach seinem Freunde hinüber zu schielen, der die Lippen zusammenbiß und mit düsterem Stirnrunzeln seine Nägel betrachtete.

Eine Zeit lang wurde weiter nichts gesprochen, und der Hausherr begann eine Melodie zu pfeifen, in der er sich aber auf einmal unterbrach, um den Andern zu fragen: „Also du willst nicht spielen?"

„Um den bewußten Gegenstand nicht."

„So muß ich meine Karten wieder einpacken."

Baron Fremont dachte einen Augenblick nach, fuhr dann mit der Hand über das Gesicht und versetzte mit einem leichten Seufzer: „So will ich dir eine andere Partie vorschlagen. Du überlässest mir die Bewerbung um Eugenie, unterstützest sie nach besten Kräften, und ich spiele dafür mit dir eine Partie, bei welcher ich baare tausend Thaler gegen dein Wort setze."

„Und was gewinne ich dabei?" meinte Tondern achselzuckend.

„Wahrscheinlich tausend Thaler, da ich — sehr zerstreut bin."

Der Andere nahm die vorhin abgebrochene Melodie pfeifend wieder auf, stützte beide Hände auf den Tisch und schien zu überlegen. In Wahrheit aber war er im ersten Augenblick entschlossen, die angebotene Partie anzunehmen, denn seine ganze Weigerung lief auf ein ähnliches Manöver hinaus. Er

wußte selbst zu genau, daß es im günstigsten Falle bei allen Freunden ein außerordentliches Gelächter erregen müßte, sobald es bekannt würde, Tondern habe sich um die Hand des Fräuleins von Braachen beworben, selbst da man wußte, daß Eugenie durchaus kein Vermögen besitze. Wenn Fremont daher nicht von so weichem, nachgiebigem Charakter gewesen wäre und nicht die Hartnäckigkeit seines Freundes so genau gekannt hätte, so würde er unbedingt in die Concurrenz gewilligt haben. Auch besaß der gute Baron eine Aengstlichkeit des Gemüthes, die ihn schon seit lange her vermocht hatte, sich bei vielen Veranlassungen an den starren Charakter Tonderns zu lehnen und dessen Rath in Anspruch zu nehmen. Deßhalb schrak er auch jetzt vor dem Gedanken zurück, nicht nur allein handeln zu müssen, sondern auch obendrein seinen würdigen Freund zum Gegner zu haben.

Daran dachte er und proponirte deßhalb, mit den Verhältnissen Tonderns sehr genau bekannt, die Partie um tausend Thaler. Da ihn nun das Stillschweigen des Andern vermuthen ließ, dessen lange Ueberlegung laufe darauf hinaus, jenen Vorschlag anzunehmen, so näherte er sich jetzt dem Tische, zog seine Brieftasche heraus und entnahm derselben zwei Scheine von fünfhundert Thalern, die er nicht ohne einen leichten Seufzer auf den Spieltisch legte.

Tondern warf flüchtig einen Blick auf die Papiere, schaute dann lächelnd zu Fremont in die Höhe und sagte: „Du meinst also, ich acceptire? Du setzest wahrhaftig meine Freundschaft für dich auf eine harte Probe."

„Darin magst du Recht haben," entgegnete der Baron mit einem Anflug von Ironie in seiner Stimme; aber du

weißt auch dagegen, daß ich dir schon oft ähnliche Proben von meiner Freundschaft gegeben."

„Wir spielen also —?" fragte Tondern.

„Ja, unter den eben erwähnten Bedingungen."

„Das Spiel betreffend oder die andere Angelegenheit?"

„Beides; doch wollen wir uns Eins nach dem Andern klar machen. In solchen Fällen schadet ein wenig Umständlichkeit nicht. Du überlässest mir nicht nur die Werbung um die Hand des Fräuleins von Braachen, sondern unterstützest diese Werbung noch, wie dies ja auch schon früher zwischen uns in allgemeinen Umrissen festgestellt war."

„Natürlich, ich chassire!" lachte Tondern, indem er mit dem Kartenspiel, das er in der Hand hielt, eine kunstreiche Volte schlug. „Ich lasse mich zufällig da draußen auf dem alten Eulen- und Fledermaushofe sehen, gebe dem Baron eine Base aus Pompeji oder dergleichen, bringe das Gespräch auf dich und entwickle alsdann, was du für ein ungeheuer famoser Kerl bist; ich schreibe dir Eigenschaften zu, von denen du nicht denkst, daß es möglich ist, wie ein Mensch sie vereint besitzen kann. Ich —"

„Ja, ja, wenn du dir fest vornimmst, etwas in dieser Geschichte zu thun," fiel ihm der Baron Fremont ins Wort, „so bist du allerdings im Stande, mich zu poussiren. — Das wäre also abgemacht. Nun kommt noch das Spiel, eine Partie Ecarté um tausend Thaler. Ein unvernünftiges Geld!" setzte er seufzend hinzu, während er einen Stuhl an den Tisch zog und sich darauf niederließ.

„Um dir zu beweisen," versetzte Tondern, „wie eifrig ich in deinem Dienste bin, will ich mir dein Pferd satteln lassen und noch heute zu dem alten Braachen hinausreiten. Ich

werde vorher zu unſerem Freunde, dem ewig unruhigen Legationsrathe, gehen und ihm einen alten pompejaniſchen Scherben entwenden. Das wird mich famos empfehlen. Es wäre das alſo abgemacht. Spielen wir. — Wenn ich aber dieſe Partie verlöre?" fragte er darauf mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Bah, du wirſt gewinnen," antwortete der Andere achſelzuckend.

Tondern zog ebenfalls einen Stuhl an den Tiſch, ſetzte ſich darauf hin, und während er ſeinem Freunde das Kartenſpiel zum Abheben, der Beſtimmung der Vorhand wegen, hinſchob, ſagte er mit etwas ernſtem Tone: „mir ſcheint, lieber Freund, du hältſt mich auch für eine Art von Czrabowski." Worauf der Baron mit faſt beleidigtem Tone ausrief: „Ah, Unſinn, Tondern! Ich muß mir dergleichen Bemerkungen alles Ernſtes verbitten. Wir helfen einander, wo und wie wir können. Da — du haſt die Vorhand."

Darauf begann die Partie Ecarté, und wenn man zuſchaute, ſo bemerkte man ſchon bei dem erſten Spiele wohl, daß Baron Fremont entweder zerſtreut war oder abſichtlich verlieren wollte; denn er ſpielte mit einem unverantwortlichen Leichtſinn, er nahm die Propoſition ſeines Freundes in einer unbegreiflichen Ausdehnung an, ſelbſt dann noch, als er ein feſtes Spiel in der Hand hatte; ja, er vergaß ſogar einmal, den König zu masliren, und ſo dauerte es keine Viertelſtunde, bis er die Partie vorloren hatte. Dann ſchob er das Geld gelaſſen ſeinem Freunde hin, der achſelzuckend ſagte:

„Wenn ich dieſen Gewinnſt nehme, lieber Fremont, ſo benutze ich ihn wahrhaftig nur als Mittel zu dem bekannten Zwecke und brauche ihn dazu ſehr nothwendig, denn ich bin

so furchtbar abgebrannt, so geld- und kreditlos, daß es mir wahrhaftig Mühe machen würde, einen anständigen Wagen aufzutreiben, um zu Braachens hinaus zu fahren. — Doch brauche ich das jetzt ja auch nicht, da ich dein Pferd haben kann."

„Sei aber vorsichtig!" bat der Baron, indem er seinen Kassenscheinen, die der Andere gleichmüthig einsteckte, einen Blick des Bedauerns nachsandte. „Ihm kann man schon mit dem Hausthor winken, aber die Baronin ist eine feine Frau."

Tondern zog die Augenbrauen in die Höhe, und sein Gesicht zeigte eine Miene des Mitleids, als er antwortete: „Nun, die Worte hättest du dir ersparen können; du solltest Tondern genugsam kennen, um zu wissen, daß er jeden Schritt, den er in einer so delikaten Angelegenheit thun wird, vorher aufs genaueste prüft und überlegt."

„Nun ja, wir kennen uns freilich," antwortete Baron Fremont begütigend. „Aber wo so viel auf dem Spiele steht, da hält man es nicht für überflüssig, sogar sich selbst, den man doch für am zuverläßigsten hält, eine gute Lehre zu geben. Warum also nicht auch einem Andern? — Doch sage mir jetzt," sprach er in ganz anderem Tone, indem er sich gegen den Spiegel drehte, „sehe ich gut aus? Aber sei ehrlich."

Tondern that ein paar Schritte gegen den Freund und versetzte, nachdem er denselben einen Augenblick von der Seite betrachtet: „Aha, du willst deinen Angriff heute noch beginnen? Ja, ja, du siehst ganz gut aus; nur sind die Knöpfe deiner Weste etwas auffallend, ich mag das für meine Person nicht leiden."

„Es iſt ſo Mode; mein Schneider hat es nicht anders gethan.“

„Wer wird ſich von ſo einem Menſchen was vorſchreiben laſſen!“ verſetzte Herr von Tondern wegwerfend. „Da muß man immer calmiren; ich für meine Perſon haſſe alles Bunte, alles Auffallende. Apropos, du willſt alſo heute zu Breda's?“

Der Baron nickte mit dem Kopfe.

„Nimm einen Rath von mir an,“ fuhr der Andere fort. „Mache nicht deine gewöhnliche, etwas auffallende Tournure, benimm dich außerordentlich ruhig und lache nicht zu viel; es thut nichts, wenn die junge Dame deine ſchönen Zähne auch ein paar Mal weniger ſieht. Sie iſt ein geſcheidtes Mädchen, darauf kannſt du dich verlaſſen, von einer geſunden Natürlichkeit, die alles gemachte Weſen ſcheut. — Noch Eins, wenn du mir es nicht übel nehmen willſt.“

„Nur zu, nur zu!“ lachte der Baron.

„Du haſt eine verfluchte Gewohnheit,“ ſprach Tondern weiter, „wenn du einmal einen längeren Satz ſprichſt, mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Kette deiner Uhr auf und ab zu wickeln; laß das bleiben, denn wenn man dich öfters darüber ertappt, ſo muß man das unbedingt lächerlich finden. Ferner —“

„Du benimmſt mir meine ganze Sicherheit, Tondern, hör auf, hör auf!“ rief der Baron.

„Ich kann dir das Ferner nicht erlaſſen,“ fuhr der Andere mit großer Ruhe fort, „es iſt das Wichtigſte. Wirf dich anfangs, der jungen Dame gegenüber, nicht zu ſehr ins Zeug; ein Mädchen ihrer Art kann das nicht leiden, und dann halte ich es auch für überflüſſig, unſeren guten George, der dich

genau beobachten wird, zu früh an Tag deiner Absichten zu setzen."

Er sprach diese letzten Worte sehr langsam und von einem so sarkastischen Lächeln begleitet, daß der Andere darauf aufmerksam werden und seinen Freund wohl verstehen mußte, weßhalb er demselben denn auch zur Antwort gab: „Da kommt wieder dein alter Wahnsinn zu Tage, den du uns schon bei Graf Helfenberg Preis gegeben. Ich versichere dich, du thust George Unrecht."

„Versichere du nichts," entgegnete Tondern, „sondern mache deine Augen auf und beobachte."

„Darauf kannst du dich verlassen," versetzte Baron Fremont mit vieler Selbstgefälligkeit, worauf er noch einen Blick in den Spiegel warf und dann seinen Hut nahm und sich empfahl.

Herr von Tondern blieb zurück, öffnete sein Schränkchen und rauchte die beste Cigarre, dieser besaß. — —

Wir haben den gleichen Weg mit dem Baron Fremont, halten es aber für angemessener, demselben voraus zu eilen, was uns um so leichter wird, da er sich mit unserer Schnelligkeit nicht messen kann, obendrein auch noch für einen Augenblick nach seiner Wohnung zurückkehrt.

In der kürzesten Zeit erreichen wir das Haus George's von Breda und befinden uns dort im Wintergarten, ohne daß eine Thür geknarrt, ohne daß Jemand dort von unserer Anwesenheit nur die geringste Ahnung hätte.

Die Jahreszeit war schon so weit vorgerückt, daß ein guter Gärtner in der Decoration seiner Glashäuser etwas zu leisten vermochte; und neben anderen minder lobenswerthen Eigenschaften konnte man Andreas nicht abstreiten, daß er

wirklich ein guter Gärtner ſei; auch kam ihm, wie vorhin ſchon angedeutet, die Jahreszeit zu Hülfe. Hatte doch die Sonne, wenn ſie jetzt am wolkenloſen Himmel ſchien, ſchon Kraft genug, die Räume des Glashauſes angenehm zu erwärmen, und war im Stande, im Verein mit der Wärme der unterirdiſchen Heizungsröhren, den Pflanzen und Blumen einen Frühling vor zu zaubern, der in Wahrheit noch nicht ſo ganz nahe war. Schon ließen auch die dicken Knospen der Camellien die Farbenpracht ihrer Blumen ahnen, Crocus und Hyacinthen dagegen erfreuten bereits das Auge, in dichten Gruppen zuſammen ſtehend, leuchtend in Weiß, Violet, Roſa, Blau und einen ſüßen würzigen Duft ausſtrömend, der Gedanken und Träume in uns weckt von belaubten Wäldern, ſaftig grünen Wieſen, murmelndem Waſſer, Nachtigallenſchlag und einem ganz wunderbaren Blüthenmeere. Dabei war es hier in dem Glashauſe, als empfänden auch die anderen Bäume und Geſträuche, ja ſogar das ſpringende Waſſer den Einfluß der milderen Jahreszeit; überall zeigte ſich ſchon friſches Laub, Orangen und Lorbeer trieben ſchon wie verſtohlen kleine, zierliche, hellgrüne Blättchen; die Granaten waren mit röthlichem Flor überzogen, und wo das friſche Waſſer aus den Baſſins auf die Mooſe und niederen Kräuter hinſpritzte, da zeigten dieſe jetzt ſchon eine leuchtend grüne Farbe, ſtatt daß ſie ſich im Winter bei ähnlicher Begegnung wie ſchaurig und froſtig zuſammenzogen.

Andreas war an ſeinen Kübeln beſchäftigt, wo er die Erde auflockerte, auch hier und da dürre Blätter entfernte, und hätte dieſe Geſchäfte, wie er ſonſt zu thun pflegte, gern mit dem Pfeifen irgend einer Melodie begleitet, machte auch zuweilen ſchon den Anfang dazu, indem er den Mund

spitzte, ließ ihn aber gleich darauf wieder breit aus einander gehen, sich wohl erinnernd, daß er nicht allein in dem Wintergarten sei. Wenn er nämlich durch die Sträucher schielte, so sah er auf dem breiten Wege ganz genau Fräulein Eugenie stehen, welche ihre rechte Hand leicht auf die Zweige eines Citronenbaumes gelegt hatte und freundlich wie immer mit dem Jäger, Herrn Brenner, sprach, der sehr aufrecht in ehrerbietiger Haltung neben ihr stand.

Herr Brenner war in seiner kleinen Livree, dem grünen Jagdrock, leicht mit Silber besetzt, und schaute bei Weitem stattlicher aus als neulich, wo wir ihn zu Hause gesehen, noch halb in seiner schweren Jägerkleidung steckend.

Wie das junge Mädchen dastand mit der vollen und doch schlanken Gestalt, so anmuthig an einen Baum gelehnt, hätte sie ein wunderliebliches Bild gegeben; sie hielt das edle schöne Gesicht etwas erhoben, so daß ein Strahl der Sonne durch die Blätter des Citronenbaumes hindurch leicht auf ihrem blühenden Teint spielte und dort eigenthümliche prachtvolle Lichter erzeugte. Sie trug ein einfaches dunkelblaues Kleid ohne irgend welche farbige Verzierung; ein kleiner weißer Kragen umschloß ihren Hals, und das dicke dunkle Haar, leicht um ihre Schläfe gelegt, drängte sich um den ganzen Kopf widerspenstig hervor und schien bei jeder Bewegung durch die eigene Schwere niederfallen zu wollen.

„Damals war ich noch sehr klein, mein lieber Herr Brenner," sagte sie mit ihrer angenehmen, hellklingenden Stimme.

„Klein gerade nicht, gnädiges Fräulein," antwortete der Jäger, „aber nicht so — vollkommen ausgewachsen." Er hatte eigentlich noch hinzusetzen wollen: nicht so gut und liebenswürdig, besann sich aber noch zur rechten Zeit, daß sich das doch

wohl nicht ſchicken würde, und ſagte deßhalb: „das gnädige Fräulein waren damals recht lebendig, ſo etwas — wie ſoll ich ſagen?“

„Etwas ausgelaſſen,“ fiel ihm Eugenie mit ihrem gewinnenden Lächeln in die Rede, wobei ſie die friſchen Lippen ſo ſchalkhaft öffnete. „Ja, ja, ich erinnere mich ganz genau, Sie haben damals mit mir gezankt, und ich hatte es gewiß verdient. Wiſſen Sie noch, wie ich alle Hunde losließ und, mein kleines Gewehr auf der Schulter, mit Ihnen in den Wald ging? Da haben wir mit einander gejagt, daß es eine Freude war. Das heißt, für mich, Herr Brenner, für Sie war es keine Freude; denn wie ich vorhin bemerkte, Sie zankten mich aus, als Sie mich nun endlich fanden, und verklagten mich bei Papa.“

„Habe ich das wirklich gethan?“ fragte der Jäger faſt erſchrocken.

„Ja, das haben Sie gethan,“ fuhr das junge Mädchen lachend fort, „und hatten vollkommen Recht, es zu thun. — Sehen Sie Klaus zuweilen?“ fragte ſie plötzlich und näherte dabei ihr Geſicht einem Blatte des Citronenbaumes, wie um den Duft deſſelben einzuathmen.

„Klaus ſehe ich wenig, gnädiges Fräulein,“ ſagte Herr Brenner; „er kommt ſelten in die Stadt und ich des Winters nicht einmal aufs Revier hinaus, habe auch dort auf den Jagden Seiner Erlaucht des Herrn Grafen Helfenberg nichts zu thun.“

Andreas war von Kübel zu Kübel gegangen, hatte ſich ſo dem breiten Wege genähert und ſchielte zuweilen durch die Zweige nach Fräulein Eugenie, öfter aber bei dem Jäger vorbei nach dem Eingange zum Eßſalon hinauf, wo der kleine

Groom unbeweglich ſtand, eine Serviette auf dem linken Arm, mit ſtarren Blicken in das Glashaus hinabſchauend.

Ueber dieſe ſeltſamen Blicke des Reitknechts mußte der Gärtner lächeln; wenn er das aber that, bückte er ſich tief hinab auf den Kübel, an dem er ſich gerade befand, und ſpitzte dabei jedesmal den Mund, als wenn er ſich etwas vorpfeifen wollte; doch blieb es aber auch jetzt bei dieſem Entſchluſſe, und begreiflicherweiſe drang zwiſchen ſeinen Lippen kein Ton hervor.

Eugenie fuhr mit ihrer kleinen Hand über die Blüthen des Baumes und wehte ſich ſo den Duft derſelben zu.

„Ich denke gern an jene Zeit," ſagte ſie alsdann ziemlich ernſt, „und freue mich jedes Mal, wenn ich, ſei es auch nur für wenige Stunden, hinaus komme. Jetzt iſt es freilich nicht ſchön in den Wäldern," ſetzte ſie nach einer Pauſe nachſinnend hinzu, „aber jener dunſtige Wind, der durch die Zweige fährt, erinnert mich an das Frühjahr, an Knospen, — an Blüthen."

Das Letztere ſagte ſie ſehr leiſe und fuhr abermals mit der Hand über die Blätter der Citrone.

Der Gärtner hatte ſich jetzt gerade mit einem prachtvollen Orangenbaum beſchäftigt und brach, ohne daß es Jemand bemerkte, einige Blüthen ab, die er ſich, obgleich etwas ſchüchtern, erlaubte, der jungen Dame anzubieten.

Eugenie ſah ihn mit einem ernſten Blicke an und fragte, indem ſie durch eine leichte Wendung einen halben Schritt zurücktrat: „Sie haben ſie doch nicht abgebrochen? das würde mir leid thun."

Worauf Andreas, der ſeine Mütze in der Hand hielt, antwortete: „O, gewiß nicht, Euer Gnaden, wie wird ein

Gärtner Blüthen abbrechen! Sie ſind abgefallen, und da wollte ich mir nur die Freiheit nehmen, ſie dem gnädigen Fräulein zu geben.“

Es hatte ihn einigermaßen geärgert, daß die junge Dame ſo unbefangen mit dem Jäger plauderte, was ſie mit ihm nie that, und er wollte mit ſeinen Blüthen einen Verſuch machen, ob es ihm vielleicht nicht auch gelingen könne, irgend ein Wort anzubringen. Dabei war ſein Nebenzweck, den kleinen Friedrich zu ärgern, der droben wie auf Kohlen ſtand und ſein Gehirn vergeblich abmarterte, einen Vorwand zu finden, um von der Eſtrade herab in den Wintergarten treten zu können. Dies durfte nur geſchehen, wenn er zu melden hatte, daß das Frühſtück ſervirt ſei. Und ſo oft er ſich auch nach dem kleinen Eßſalon umſah, ſo wollte dort immer noch nichts erſcheinen.

Der Gärtner blieb indeſſen mit ſeinen Orangenblüthen in der einen und der Mütze in der anderen Hand vor Eugenien ſtehen, und jetzt kam höchſt unerwartet für den Groom ein herrlicher Augenblick.

„Die Tante mag dieſen Duft ſo gern,“ ſagte Eugenie wobei ſie ihre Augen nach der Eſtrade wandte und dann ziemlich laut hinzuſetzte: „Friedrich kann ſie auf den Frühſtücktiſch legen.“

Friedrich, der ſeine Ohren übermäßig anſtrengte, hatte dieſes Wort nicht ſobald vernommen, als er in den Eßſalon ſtürzte, einen Deſſertteller nahm und dann mit großen Sprüngen in den Wintergarten hinab eilte.

„Das gnädige Fräulein haben befohlen?“ ſagte er faſt athemlos; und als ihm hierauf Andreas die Orangenblüthen auf den Teller legte, zitterte ſeine Hand, und er mußte ſich

Gewalt anthun, den Blicken des Gärtners nicht zu begegnen, der mit einem Auge blinzelte und auf eine eigene Art lächelte, ehe er sich wieder an seine Kübel begab.

Herr Brenner war auf die Seite getreten, und Eugenie, nachdem sie freundlich den Kopf gegen ihn geneigt, schritt langsam auf dem breiten Wege dem Eßsalon zu.

Friedrich wollte alsbald folgen, doch streckte der Gärtner seine Hand zwischen den Gesträuchen hervor, faßte ihn leicht am Kragen und gab ihm durch einen Wink mit dem Kopfe zu verstehen, daß er einen Augenblick da bleiben solle.

Der Jäger hatte sich ebenfalls entfernt, und so konnte es Andreas schon wagen, wenn auch flüsternd, zu sagen: „Siehst du nun wohl, unverantwortlicher Kerl, daß ich Recht habe? Von mir nimmt man keine Blüthen an, ich darf sie auch nicht ins Eßzimmer hinauf tragen, nicht einmal der Jäger, der doch einen ungeheuren Stein im Brette hat; nein, da muß Herr Friedrich gerufen werden, und Herr Friedrich muß kommen zum gnädigen Fräulein und muß ihr die Blüthen nachtragen, damit sie dieselben von Niemand anders als von Herrn Friedrich empfängt, denn — paß nur auf! — ich will mich henken lassen, wenn sie droben nicht dran riecht. Aber das wirst du mir sagen, Kerlchen, das bitte ich mir aus. Und bei der ganzen Sache kannst du wieder einmal sehen, wie ich nur für dich denke. — Jetzt geh, du Schuft, du glücklicher!

Nach diesen Worten gab er dem Groom einen leichten Puff in den Nacken, und dieser, den die Worte seines guten Freundes doch etwas verwirrt gemacht hatten, eilte, so schnell er konnte, dem Hause zu.

Droben auf der Estrade war unterdessen Baron von

Breda erſchienen und blickte mit unverkennbarer Freude dem ſchönen Mädchen entgegen, das ſich ihm raſch näherte, wobei ſie das glänzende Auge fröhlich und leuchtend auf ihn heftete.

„Ah, Onkel George!“ ſagte ſie, „du warſt früh aus. Tante und ich haben dich lange erwartet.“

„Ich hatte ein Geſchäft in der Stadt; aber du ſiehſt, wie pünktlich ich bin. Es muß gleich elf Uhr ſchlagen, die Zeit unſeres Frühſtücks, worauf ich auch nicht eine Minute möchte warten laſſen.“

Er beugte ſich bei dieſen Worten etwas vorüber, als wollte er Eugenien näher kommen, ohne ihr jedoch einen Schritt entgegen zu gehen, was auch kaum thunlich geweſen wäre: denn mit leichtem, elaſtiſchem Tritt ſprang ſie nun die Treppen hinauf, reichte dem Baron beide Hände hin und ſagte mit einem recht innigen Tone: „Guten Morgen, Onkel George! Haſt du gut geſchlafen?“

„Ja, liebe Eugenie, gut geſchlafen und ſüß geträumt.“

„Doch nicht von der ſchrecklichen Geſchichte,“ entgegnete ſie lachend, „die uns Tante geſtern Abends vorgeleſen, von dem Phantom, das mich ſo erſchreckt?“

„Allerdings war auch etwas von einem Phantom dabei,“ gab er zur Antwort, „aber von keinem ſchrecklichen; es war ein ſchönes Phantom, ein liebes Geſpenſt, das mir erſchienen iſt.“

Er hatte die beiden Hände des Mädchens ergriffen und als nun in dieſem Augenblicke Friedrich mit den Blüthen auf dem Teller an ihm vorüber ging und im Eßzimmer verſchwand, hob er dieſe beiden kleinen Hände, die ſo warm, ſo weich, ſo zutraulich in den ſeinigen lagen, leicht in die

Höhe und ſagte lächelnd: „Warte, kleine Diebin! du haſt Blüthen abgebrochen. Leugnen hilft da nichts, meine gute Eugenie, ich rieche den Duft der Orangen hier an deinen Fingern.“

Und dabei brachte der Baron ihre Hände nahe genug an ſeine Lippen, daß er den Duft hätte bemerken können, ſo nah, daß das junge Mädchen den Hauch ſeines Mundes empfand.

Es durchzuckte Eugenie in dieſem Momente ſeltſam wie nie; ſie fühlte ihr Herz zuſammengepreßt, ja, es war ihr, als müßten ihr Thränen in die Augen ſchießen; ihre Bruſt hob ſich ſchneller und tiefer athmend, und ein Lächeln flog über ihre Züge. Dabei war es ihr, als wehe plötzlich ein kalter Wind über ſie hin, denn ſie ſchauderte leicht zuſammen und mußte unwillkürlich ihre beiden Hände zudrücken, um ſich zu halten, denn bei alle dem war es ihr einen Augenblick zu Muth, als bewegten ſich die Steinplatten zu ihren Füßen auf und nieder.

Alle dieſe Gefühle dauerten freilich nicht länger als höchſtens ein paar Sekunden, aber es war ihr, als ſei eine lange, lange Zeit darüber hingegangen. Und als ſie nun nach einem tiefen Athemzuge wieder frei um ſich blickte, da wunderte ſie ſich, daß Onkel George noch vor ihr ſtand und noch immer ihre Hände in den ſeinigen hielt. Sie ſchaute zu ihm auf und fand einen ſeltſamen Ausdruck in ſeinen Blicken; ſie ſprachen mit ihr, es war, als wollten ſie ihr etwas mittheilen, und doch verſtand ſie nichts davon; alles, was ſie begriff und klar in ſich fühlte, war der Gedanke, wie gut es ſei, daß die Sprache der Augen ſich durch Worte nicht verſtändlich machen

Name, denn es war ihr, als müſſe ſie im anderen Falle etwas hören, was ſie vielleicht beunruhigen könnte.

Sie ſchlug die Augen nieder; vielleicht hatte ſie ſich auch geirrt. Ja, es mußte ſo ſein, denn als ſie nun gleich darauf wieder in die Höhe ſah, bemerkte ſie den gewöhnlichen ruhigen Blick von Onkel George; auch hatte er ihre rechte Hand losgelaſſen; nur ihre Linke ruhte noch zwiſchen ſeinen Fingern, und nachdem er lächelnd geſagt: „Warte, ich werde dich bei der Tante verklagen,“ führte er das junge, liebe und ſchöne Mädchen ins Eßzimmer.

Der Neue Don Quixote.

Vierter Band.

Der

Neue Don Quixote

von

F. W. Hackländer.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Baron Fremont 1

Neununddreißigſtes Kapitel.

Eine Leidenſchaft 23

Vierzigſtes Kapitel.

Der Waldweg 40

Einundvierzigſtes Kapitel.

Eugeniens Mutter 58

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Kirche und Wirthshaus 78

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Entenpforte Numero Vier 95

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Guitarrenklänge 119

Seite

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Mörder! Mörder! 137

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Auf der Polizei 150

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Die Unſchuld ſiegt 177

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Das entwendete Concept 199

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Eugenie und die Freunde 230

Fünfzigſtes Kapitel.

Selbſtquälereien 264

Der Neue Don Quixote.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Baron Fremont.

Die Baronin saß bei dem Frühstückstische; neben ihrem Sessel auf einem Tabouret lag ein aufgeschlagenes Buch, in das sie noch einen flüchtigen Blick warf und dann den Kopf herum wandte, den Beiden entgegen, die Hand in Hand in das Zimmer traten.

„Es ist ein Glück," sagte Frau von Breda lächelnd, „daß du zur Zeit nach Hause gekommen bist. Ich glaube, Eugenie hätte dich heftig gezankt; sie muß einen absonderlichen Appetit verspürt haben, und das schon vor einer Stunde, denn damals meinte sie schon, du könntest wohl nach Hause kommen."

„Habe ich das gesagt, meine liebe Tante?" fragte das junge Mädchen mit dem Ausdrucke der Ueberraschung.

„Gerade nicht mit denselben Worten," entgegnete die Baronin, „aber du fragtest mich, ob Onkel George häufig vor dem Frühstück in die Stadt gehe, ob er lange auszubleiben

pflege, und dann sahst du auf die Uhr und meintest, es müsse unbedingt später sein, als diese anzeige."

„O welche Ungeduld!" sprach Baron von Breda, laut und unbefangen lachend. Doch warf er mit der Schnelligkeit des Blitzes einen Blick auf seine Frau, welche aber so gleichgültig wie immer, ohne alle Erregung dasaß und in diesem Augenblicke ihr Papiermesser zwischen die Blätter des Buches legte, um die Stelle nicht zu verlieren, wo sie in ihrer Lecture stehen geblieben. Dabei sagte sie:

„Eugenie ist ein lieber wilder Vogel, der drückend die Mauern des Hauses fühlt, besonders da es sich dem Frühjahr nähert, dessen Vorboten, die warmen Winde, schon den Schnee weggeschmolzen und die Bäche vom Eise befreit haben. Ich glaube, Kind, du beneidest jeden, der draußen im Freien ist. — Wahrhaftig, George," fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher das junge Mädchen sich zu ihr hinab gebeugt und der Baronin mit der vollen Hand über das Haar gestrichen hatte, „wenn es einmal draußen grün ist, so müssen wir an einen Aufenthalt auf dem Lande denken. Dann thut uns unser Wildfang hier nicht mehr gut."

„Nein, nein, liebe Tante," erwiderte Eugenie, „Sie thun mir wirklich Unrecht; wo könnte es mir angenehmer sein, als bei Ihnen! Unser Haus wird ja mitten im Grünen stehen, und wenn ich noch mehr will, so kann ich von meinem Fenster nach den Bergen drüben sehen und mir ganz gut einbilden, ich sei dort und eile unter den dichtbelaubten Bäumen hinweg auf dem weichen Moose dahin über Berg und Thal."

Die Zwei hatten unterdessen Platz genommen und der Baron sagte: „Ich fürchte fast, wenn du zu häufig mit dei-

ner regen Phantasie nach den Bergen hinaus blickst, so wirst du Heimweh nach ihnen bekommen, und wenn das ist, so müssen wir allerdings ein bischen mit dir hinaus gehen, damit du auch die Welt zu sehen bekommst. Nicht wahr, Julie?"

„O ja," entgegnete Frau von Breda. „Und davon werde ich alsdann auch profitiren. Onkel George ist schwer zu irgend einer Reise zu bewegen, und du kannst dir was darauf einbilden, daß er dir eine verspricht."

Sie sagte das mit dem besten Humor, und ohne irgend einen anderen Ton in ihre Stimme zu legen.

Während dessen servirte der Kammerdiener die einfachen Schüsseln, aus denen das Frühstück bestand, und Friedrich stand an der Thür, die ins Haus führte, um die überflüssigen Teller wegzutragen.

Eugenie wandte sich nach ihm um, winkte ihm, näher zu kommen, und fragte ihn nach dem Teller mit den Orangenblüthen.

Der kleine Reitknecht hatte denselben auf ein Nebentischchen gestellt und brachte ihn jetzt eilig herbei.

„Siehst du," sagte der Baron zu seiner Frau, „was Eugenie für Sachen macht! Da bricht sie mir meine kostbaren Blüthen ab, und weiß doch, wie sehr ich mich darüber freue, wenn sie an den Bäumen bleiben."

Ein plötzlicher Schatten fuhr über die so heiteren und glücklichen Züge des jungen Mädchens, blieb aber keine Sekunde dort, und dann sprach sie fröhlich wie zuvor: „O, Onkel George, du machst nur Scherz. Nicht wahr, es war nicht dein Ernst? Wie sollte ich etwas thun, was dir unangenehm wäre? Gewiß nicht, gewiß nicht! Nein, die Sache ist so:

der Gärtner wollte mir diese Blüthen geben, und da rief ich Friedrich, er möchte sie für die Tante auf den Frühstückstisch besorgen."

Der Groom hatte nicht übel Lust, sich so weit zu vergessen, die Aussage der jungen Dame zu bekräftigen. Doch begegnete er glücklicherweise einem Blicke des Herrn, der zufällig aufschaute, weßhalb er sich beeilte, den schon aufgesperrten Mund schleunigst wieder zufallen zu lassen.

„Ich war im Wintergarten," fuhr Eugenie fort, „und sprach mit Herrn Brenner; ich erinnerte ihn daran, daß wir uns häufig draußen gesehen, vor Jahren, und daß er mich bei Papa verklagt, als ich einmal die Hunde losgelassen und mit ihnen in den Wald gegangen war, um zu jagen; ich denke noch gerne daran."

„Und das hat dir damals Freude gemacht, mein Kind?" fragte Frau von Breda. „Sieh, das begreife ich nun nicht. Ich lese gern von den Jagden fremder Länder und kann mich dabei für dieses oder jenes Abenteuer interessiren; auch amusirt es mich, eine gut geschriebene Streiferei durch unsere Wälder in einem Buche zu finden; aber selbst dergleichen mitzumachen — ich weiß wohl, es gibt Damen genug, die das gern thun — das wäre mir unmöglich. Ja, wenn ich einmal im Frühjahr oder Sommer, was zuweilen vorkommt, durch den Wald fahre oder eine interessante Gegend bereise, so macht es mir das größte Vergnügen, dabei aus einer Lecture zu erfahren, was ein Anderer sich beim Betrachten dieses Waldes, dieser Gegend gedacht."

„Du bist sehr genügsam, Julie," meinte der Baron, „und glücklich in deiner Genügsamkeit."

„Ja, glücklich, weil ich im Grunde wenig Bedürfniſſe habe; darin beſteht das wahre Glück.“

„Wir dagegen,“ wandte ſich Herr von Breda an Eugenie, „möchten lieber mit eigenen Augen erfahren, wie es in der Welt ausſieht, und wollen dann meinetwegen ſpäter etwas Geſcheidtes darüber leſen, um uns dadurch wiederholt alle ſchönen Momente ins Gedächtniß zurückzurufen.“

„Es iſt ſchade,“ nahm die Baronin nach einer Pauſe das Wort, „daß du vergangenen Herbſt deine Jagden nicht ſelbſt abgehalten haſt, wie du das ja ſonſt zu thun pflegteſt. Du hätteſt ja ein paar Bekannte einladen können, und es würde Eugenie gewiß ſehr amuſirt haben, einige Zeit da draußen in dem romantiſch gelegenen Jägerhauſe all das Getümmel mit zu erleben.“

Der Baron ſchaute lächelnd auf das junge Mädchen, und als er ſah, wie ſie ihn fragend anblickte, zuckte er mit den Achſeln und antwortete ſeiner Frau: „Ja, wenn du eine Freude daran gehabt hätteſt, Julie, ſo würde mich das allerdings ſehr amuſirt haben.“

„Ich?“ meinte Frau von Breda. „Gott ſoll mich bewahren! Du weißt wohl, daß das vollkommen gegen meinen Geſchmack iſt. Dazu muß man Neigung haben wie Eugenie. Ich verſichere dich, Kind,“ wandte ſie ſich an dieſe, „ein paar Tage lang habe ich es einmal probirt, als hier gebaut wurde und George mich bat; da waren wir draußen auf dem Jägerhauſe.“

George von Breda ſpielte mit ſeinem Meſſer auf dem Teller und verſank, während ſeine Frau ſprach, in tiefes Nachſinnen.

„Es war ein kaltes, unheimliches Wetter, fußhoch lag

der Schnee auf dem Boden, sowie dick auf den Zweigen der Bäume und drückte sie ordentlich tief herab. Dazu war die Kälte so stark, daß die Fensterscheiben fast den ganzen Tag gefroren waren. Nun denke dir dazu das alte steinerne Haus, in welchem so lange keine Feuer gebrannt hatten — es war unbehaglich über alle Beschreibung. In dem weiten Kamine des großen Salons lagen in Einem fort den Tag über und den Abend die dicksten Baumklötze und flammten und prasselten wie ein Wachtfeuer, und Alles fand sich da schon Morgens früh, namentlich aber bis in die späte Nacht zusammen. Und nicht bloß die Herren Jäger, nein, auch die Hunde hatten da freie Entree."

Der Baron blickte einen Moment in die Höhe und sah, wie die Augen des jungen Mädchens vor Vergnügen leuchteten, als die Tante dieses für sie so abschreckende Bild entwarf.

„Ich mußte die Wirthin machen," fuhr Frau von Breda fort, „und mich auch zuweilen den Gästen zeigen. Dabei danke ich nur meinem Schöpfer, daß ich mich nicht überreden ließ, mit der wilden Jagd hinaus zu ziehen. Weißt du noch, George, wie du und Helfenberg mich mit aller Gewalt überreden wolltet, an jenem Morgen mit euch zu reiten?"

Der Baron nickte mit dem Kopfe.

„Ich sage dir, Kind," wandte sich Frau von Breda abermals an Eugenie, „das hätte dich von all dergleichen Liebhabereien für Zeitlebens curirt. Der Lärm vom frühen Morgen an! Ich war herzlich froh, wenn sie endlich in den Wald hinaus gezogen waren, und war dann erst vergnügt, als ich nach ein paar Tagen die Erlaubniß erhielt, nach Hause zu fahren. — Habe ich übertrieben?" fragte sie den Baron.

Dieſer zuckte mit den Achſeln und entgegnete: „Jedes nach ſeinem Geſchmack; vielleicht, daß Eugenie doch Freude daran gefunden hätte.“

Während ſeine Frau vorhin dem jungen Mädchen von dem Förſterhauſe erzählt, hatte ſich George träumend mit demſelben Gegenſtande, nur ganz anders, beſchäftigt. Auch er hatte ſich in Gedanken nach dem alten Jagdſchloſſe verſetzt und ſah den großen Saal vor ſich mit ſeinem weiten Kamine, in welchem die mächtigen Holzblöcke praſſelten und flammten; auch die Hunde, welche ſeine Frau ſo ſehr verabſcheute, lagen auf dem Boden, den Kopf auf die Vorderpfoten gedrückt, und in ihren großen, glänzenden Augen ſtrahlte der Wiederſchein der Flamme. Eugenie hätte mich begleiten ſollen, dachte er dabei. — Und nun ſah er das ſchöne Mädchen auf dem alten Stuhle von geſchnitztem Eichenholze ruhen, den Kopf in die Hand gelehnt, mit den lebhaften Augen vor ſich hinſchauend und gern anhörend, was von der heutigen Jagd erzählt wurde.

Und dann trat der andere Morgen vor ſeine Phantaſie. Der Himmel war klar und die Luft kalt; aber ſie erſchien lachend mit ſanftgeröthetem Geſichte auf der Treppe des Schloſſes und ſchwang ſich mit ſeiner Hülfe in den Sattel. Dann zogen ſie dahin, aber er war an dem Tage ein ſchlechter Jäger; ſie plauderte ſo vergnügt und ritt auch ſo dicht neben ihm, daß es ihr gar keine Mühe machte, ihre kleine Hand auf die Mähne ſeines Pferdes zu legen; er drückte zuweilen die ſeinige darauf, um ſie vor der Kälte zu ſchützen, und ſo ritten ſie einen einſamen Waldpfad, plaudernd, lachend, Eins das Andere anſchauend.

So träumte er. Und dann krachte es im Gebüſche, ſo

daß sie sich erschreckt an ihn schmiegte, wo er dann nicht anders thun konnte, als seinen Arm schützend um ihre schlanke Gestalt zu legen.

Da sprang der weiße Hirsch vorbei und schreckte ihn aus seinen Träumereien empor. —

„Nächsten Herbst," sagte Frau von Breda, indem sie sich von ihrem Stuhle erhob, „mußt du unbedingt die Sache einmal mitmachen."

„Und dann werden Sie mich begleiten?" fragte schüchtern das junge Mädchen.

„Ich? Nein, Gott soll mich bewahren! Wie schon vorhin gesagt, habe ich an einem Mal vollkommen genug gehabt."

Sie griff mit der Hand in die Orangenblüthen, nahm ein paar und roch daran.

„Ein wunderbarer Duft," meinte sie. „Wenn man das riecht und die Augen schließt, so ist es gerade, als wenn man in Italien wäre, ruhend am Meere unter einem der prachtvollen Bäume, die dort im Freien wachsen und ihre weiten Aeste über uns hinstrecken. Ich lese sehr gern darüber."

„Und ich möchte das gar zu gern selbst erleben," sagte Eugenie, indem sie ebenfalls eine der Blüthen nahm, sie zwischen ihren Fingern rieb und dann zu Boden fallen ließ.

„Wer weiß," meinte der Baron, der an den Kamin getreten war und eine Cigarre anzündete, „ob du das nicht noch alles zu sehen bekommst! Du bist jung, dir steht unter gewissen Verhältnissen die Welt offen; wahrhaftig, ich würde mich freuen," setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „wenn wir uns später einmal wiedersehen und du mir als-

dann von all dem Schönen erzählen würdeſt, was du erlebt — was dich gefreut."

„Ich danke, Onkel George, für deinen guten Wunſch," verſetzte Eugenie, „aber am ſchönſten wäre es, wenn wir alles das zuſammen erleben könnten. Ich bin überzeugt, die Tante wird ſich auch noch einmal zum Reiſen entſchließen, und, nicht wahr, dann nehmt ihr mich mit?"

Sie warf dabei einen freundlichen Blick auf Onkel George und beugte ſich dann nieder, um ihre Tante auf die Stirn zu küſſen, die ſich in ihren Fauteuil niedergelaſſen und das Buch wieder ergriffen hatte.

Der kleine Reitknecht hatte unterdeſſen den Moment wahrgenommen, wo alle Drei dem Frühſtückstiſche den Rücken wandten, ſich raſch gebückt und die Blüthe vom Boden aufgehoben, welche die junge Dame ſo eben zwiſchen ihren Fingern zerdrückt. Daran wäre nichts Auffallendes geweſen; daß er ſich aber dabei ſcheu umſah und ſie alsdann haſtig in die Taſche ſteckte, hätte beinahe die Aufmerkſamkeit des Barons erregt, der unabſichtlich in dem Spiegel über dem Kamine die Bewegung des Grooms ſah, während er ſich ſeine Cigarre anzündete. Doch dachte er begreiflicherweiſe nicht weiter daran, um ſo weniger, da in dieſem Augenblicke der Kammerdiener eintrat und den Baron von Fremont meldete, der den Damen ſeine Aufwartung zu machen wünſche.

Frau von Breda blickte fragend auf den Hausherrn, der die Achſeln zuckte und dann dem Kammerdiener antwortete: „Es wird uns angenehm ſein."

Ein paar Minuten darauf wurde die Thür geöffnet, und der Gemeldete trat herein.

Er schien sich den Rath seines Freundes, des Herrn von Tondern, zu Nutze gemacht zu haben, denn er trug eine andere Weste mit weniger auffallenden Knöpfen; auch waren seine Bewegungen äußerst ruhig und sein Gesicht fast ernst, als er sich nach dem Befinden der Frau von Breda erkundigte. Nur während er Eugenien eine tiefe Verbeugung machte, blitzte es so freundlich auf seinem Gesichte, daß seine weißen Zähne sichtbar wurden. Dem Baron reichte er die Hand und ließ sich auf einen Fauteuil nieder, den ihm der kleine Reitknecht auf einen Wink des Herrn von Breda hinschob.

Nachdem Baron Fremont erfahren, daß sich sämmtliche Anwesende des bestens Wohlseins erfreuten, auch dagegen versichert, daß er selbst durchaus keinen Grund zu irgend einer Klage habe, sagte er: „Beinahe wäre ich vor Ihrem Hause wieder umgekehrt, denn ich zog meine Uhr hervor und bemerkte, daß es eben erst Elf vorbei sei; ich fürchtete, Sie beim Frühstück zu überraschen."

Er hatte bei diesen Worten schon angefangen, die goldene Kette um seinen Finger zu wickeln, ließ sie aber augenblicklich wieder fahren, da er sich noch zur rechten Zeit des Gesprächs von heute Morgen erinnerte.

Die Baronin gab auf Fremont's Bemerkung zur Antwort: „Und wenn Sie uns wirklich beim Frühstück überrascht hätten, so sähe ich darin gerade kein Unglück. Sie hätten vielleicht ein Couvert acceptirt oder sich nichts daraus gemacht, so zu assistiren. Wir hätten auf jeden Fall dabei gewonnen."

„Gnädige Frau sind zu freundlich für mich gesinnt," versetzte Fremont geschmeichelt. „Doch hätte ich heute auf keinen Fall ein Couvert acceptiren können, da ich noch vor

Kurzem bei Ihnen auf ähnliche Art zum Diner kam. Man könnte ja wahrhaftig glauben," setzte er lachend hinzu, „ich mache absichtlich zu gewissen Zeiten meine Besuche."

„Und wenn dem so wäre," sagte George von Breda in freundlichem Tone, „was läge daran? Auch ich war Garçon und weiß mich aus jenen Zeiten zu erinnern, daß ich bei manchen Bekannten lieber à la fortune du pot speiste, als auf eine förmliche Einladung; vorausgesetzt nämlich, daß mir das Haus angenehm war."

„Diese Voraussetzung kann für mich nirgendwo vollkommener eintreffen, als hier bei Ihnen," sagte der Baron mit einer Verbeugung gegen Frau von Breda und indem er einen schüchternen Blick auf Eugenie wagte, die an der Seite ihrer Tante saß und deren Buch in der Hand hielt. „Von allen Häusern, die ich kenne, gibt es gewiß keines, wo ich mich angenehmer und behaglicher finde, als hier bei Ihnen."

„So beweisen Sie das durch die That," versetzte Frau von Breda, „und kommen häufiger als bisher."

Nachdem sich Fremont abermals und sehr freundlich verbeugt, wandte er sich an die junge Dame und sprach: „Mein verehrtes Fräulein, Sie scheinen ja eine eifrige Leserin zu sein; kaum vom Frühstücktisch aufgestanden, haben Sie das Buch schon wieder in der Hand! Das gute Beispiel Ihrer Frau Tante muß sehr auf Sie eingewirkt haben."

„Ich darf dieses Lob nicht annehmen," erwiderte das junge Mädchen; „es ist das Buch, in welchem meine Tante gelesen, das ich hier in der Hand halte. Ich möchte aber in der That," setzte sie launig hinzu, „daß deren vortreffliches Beispiel wirklich mehr auf mich eingewirkt hätte, als

es der Fall ist. Nicht wahr," wandte sie sich an Frau von Breda, „darin muß ich mich noch recht ändern?"

„Das ist Sache des Geschmacks, liebes Kind," sagte diese. „Es ist nicht Jedermann gegeben, sich so anhaltend und unaufhörlich mit Lectüre zu beschäftigen. Ich bin sogar weit entfernt davon, dies als allzu vortheilhaft für uns selbst, noch weniger aber als angenehm für die Umgebung zu bezeichnen. George hat mich früher oft darüber gezankt."

„Das ist wahr, mein Kind," mischte sich der Hausherr ins Gespräch; „aber bei den vielen vortrefflichen Eigenschaften, die du hast, kann man dir den kleinen Fehler der Lesewuth allenfalls zu Gute halten. Und doch hat es mich anfänglich einigermaßen genirt."

„O, er sagt: anfänglich, dieser gute George!" lachte Baron Fremont, „das glaube ich wohl. Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, aber es muß auch für einen jungen Ehemann ziemlich fatal sein, wenn er sieht, daß sich sein besseres Ich den Büchern mehr zuwendet, als seiner eigenen liebenswürdigen Persönlichkeit. Hahaha! das würde mich sehr verdrießen!"

Er ließ bei diesem Lachen alle Zähne sehen, wickelte seine Uhrkette auf und ab, ohne sich des Wortes des Herrn von Tondern zu erinnern, und setzte lustig hinzu: „Also, Baron, das kann einen anfänglich recht geniren?"

Herr von Breda zuckte mit den Achseln und entgegnete in etwas trockenem Tone: „Das kommt eigentlich alles darauf an, ob man mit sehr viel Anforderungen in die Ehe tritt."

„Nun, das sollte ich doch meinen," sagte Baron Fremont; „ich für meinen Theil würde, glaube ich, mit ziemlich

vielen auftreten, dagegen aber auch die meiner zukünftigen Frau auf ehrliche und redliche Weise zu erfüllen suchen."

„Ja, lieber Fremont," versetzte lachend der Hausherr, „du bist auch ein ganz vortrefflicher Charakter, eine Ausnahme von jeder Regel, und wie ich dich kenne, könnte dich auch nur die heftigste Liebe dazu bewegen, eine Frau zu nehmen, obgleich du beinahe alt genug wärest, um diesen vernünftigen Gedanken auch unter etwas weniger Leidenschaft zu fassen."

Der Baron seufzte ein klein wenig und blickte zu Boden, doch wagte er es nicht, die junge Dame anzuschauen; denn er fühlte wohl, daß das Auge seines Freundes forschend auf ihm ruhte.

„Bei alle dem bin ich überzeugt," nahm Frau von Breda mit sehr gutmüthigem Tone das Wort, „daß der Baron ein vortrefflicher Ehemann werden wird; er ist häuslich, er führt als Garçon ein sehr geregeltes Hauswesen, und seine Aufmerksamkeit gegen die Damen ist genugsam bekannt. Wahrhaftig, Herr von Fremont, wenn ich noch viel in die Welt ginge, so würde ich mich damit beschäftigen, für Sie eine Frau zu suchen. Ich glaube, man kann Sie mit gutem Gewissen empfehlen."

„Und ich bin überzeugt," antwortete schnell der Baron, „daß Ihre Hand glückbringend ist und es für mich vom größten Segen wäre, wenn Sie sich meiner in der That annehmen wollten."

Er lächelte dabei verbindlich, schaute aber die Baronin mit einem so eigenthümlichen Blicke an, daß die kluge Frau alsbald verstand, hinter seinen Worten stecke etwas mehr als gewöhnliche Galanterie.

„Das brauchst du ihr nicht ernstlicher zu sagen," bemerkte heiter George von Breda; „ich versichere dir, eine Heirath zu Stande zu bringen, ist für jede Dame eine der liebsten Beschäftigungen, und wenn du dir meine Frau zur Unterhändlerin erbittest, so läßt sie, wenigstens für eine Zeit lang, selbst ihre Bücher im Stich und begibt sich sogar wieder in die Gesellschaft."

„Das würde ich auch thun," meinte die Frau vom Hause. „Vertrauen Sie mir ganz, Baron," setzte sie lächelnd hinzu, indem sie sich in ihren Fauteuil zurücklehnte und die Hände über einander legte.

Eugenie hatte das Buch ihrer Tante geöffnet und las mit großer Aufmerksamkeit darin.

„Es scheint," sprach Baron Fremont etwas verwirrt, „Sie nehmen meine leichte Aeußerung von vorhin für Ernst. Ja, wenn ich so die Sache recht betrachte," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er vergeblich versucht, in das Auge des jungen Mädchens zu blicken, „so ist es doch so allein in der Welt ein zweckloses Leben. Gewiß, gnädige Frau, ich will diese Angelegenheit recht aufmerksam überlegen, bin aber versichert, wenn ich eines Tages vor Sie hinträte und Sie um Ihre Hülfe bäte, da würden Sie sich Ihres halben Versprechens gar nicht mehr erinnern wollen."

George von Breda, den dieses Gespräch etwas Weniges langweilen mochte, ging an die Thür des Wintergartens, um seine ausgebrannte Cigarre in einen auf der Terrasse stehenden Kübel zu werfen.

Das junge Mädchen, bisher sehr vertieft in ihre Lectüre, hob den Kopf etwas in die Höhe und blickte Onkel George nach, was aber Baron Frement nicht zu bemerken schien; denn

er hatte sich bei den letzten Worten, die er sprach, gegen die Baronin gewandt, welche ihm jetzt zur Antwort gab:

„An meinem guten Willen soll es gewiß nicht fehlen, bester Baron. Aber ich bemerkte vorhin, daß ich gar nicht mehr in die Welt gehe und deßhalb aus allen Connexionen bin, sonst —"

„Dieses Sonst," unterbrach Baron Fremont die Dame etwas auffallend lächelnd, „ist mir genug, und nehme ich es als ein Versprechen Ihrer Hülfe an. Also wenn ich einstens um Ihre Vermittlung nachsuche, und Sie können mir Ihre Hülfe leihen trotz Ihrer wenigen Connexionen, so wollen Sie bereit dazu sein?"

„Mit größtem Vergnügen," entgegnete Frau von Breda, „und möchten Sie nur recht bald kommen!"

Obgleich dieses Gespräch im Tone scherzhafter Conversation geführt worden, so war es doch der Frau vom Hause, als klinge durch diesen Scherz etwas Ernstes, und nach dem letzten Worte, das sie gesprochen, blickte sie forschend auf den Baron, der den Kopf erhoben hatte und augenscheinlich mit großem Interesse nach Eugenien hinblickte, die jetzt, wo die Unterhaltung der Beiden einen Moment stockte, das Buch sinken ließ und zu ihrer Tante sagte:

„Sie müssen mir diesen Band später einmal erlauben; ich habe da eine wirklich interessante Schilderung einer Besteigung des Aetna angefangen."

„Also lasen Sie dennoch?" fragte der Baron, und man hätte glauben können, einen etwas pikirten Ton zu vernehmen, wenn seine Frage nicht mit einem freundlichen Lachen begleitet gewesen wäre.

„Ich vergaß wahrhaftig, dir eine Cigarre anzubieten,"

ſagte der Hausherr, von der Terraſſe zurückkommend. „Verzeihe mir und mache meinen Fehler wieder gut, indem du ſo ſchnell wie möglich eine nimmſt.“

„Hier bei den Damen nie,“ erwiderte galant der Andere; „wenn du mir aber erlaubſt, einen Blick in deinen Wintergarten zu werfen, ſo acceptire ich mit großem Danke.“

Dabei hatte er ſich erhoben und nahm eine Cigarre, die ihm George von Breda augenblicklich reichte, indem dieſer dabei ſprach: „Das verſteht ſich von ſelbſt, wenn es dir Vergnügen macht; der Garten fängt an, ſich wieder zu beleben, die warme Sonne bricht ſchon mächtig herein und zaubert uns hier einen Vorfrühling.“

„Gib mir mein Buch, liebe Eugenie,“ ſagte die Tante. „Der Baron wird mich entſchuldigen. Du kannſt auch mit den Herren gehen, wenn du willſt.“

Das junge Mädchen ſchaute einen Moment in die Höhe, und ihre Augen trafen zufällig einen Blick von Onkel George, worauf ſie der Frau von Breda das Buch reichte, ſie auf die Stirn küßte und dann an der Seite des Hausherrn, der den Baron Fremont voranließ, der Terraſſe zuging. Dabei legte ſie leicht ihre Hand auf ſeine Schulter.

Die Drei traten in den Wintergarten, und Baron Fremont ließ ſich mit einer bewundernswürdigen Geduld wieder einmal die ganze Einrichtung deſſelben, ſo wie jede neue Pflanze und alles, was in den letzten Tagen empor geblüht war, zeigen.

Es gehört in der That viel Freundſchaft und guter Wille dazu, einem Gartenliebhaber in ſeinem Enthuſiasmus nur halbwegs zu folgen; denn alles das, was dieſer mit dem größten Intereſſe betrachtet und uns zeigt, ſehen wir für

etwas ſehr Gewöhnliches und ſchon oft Dageweſenes an. Für uns iſt die Hyacinthe oder die Roſe eines fremden Gartens eben nur eine Blume wie jede andere; wir kennen ja nicht die Geſchichte ihres Lebens, daß zum Beiſpiel das Tiefe, Dunkelblaue der Hyacinthe etwas ganz Abnormes iſt, und daß der Roſenſtock, der jetzt ſo freundlich blüht, kaum von einer langwierigen Krankheit erſtanden iſt, und daß ihm nur durch die ſorgfältigſte Pflege das Leben gerettet wurde. Für den Gartenliebhaber iſt das aber von nicht minderem Intereſſe, als daß jetzt die großen Fenſter des Gewächshauſes hermetiſch ſchließen, und daß der Springbrunnen, deſſen Röhren auf unbegreifliche Art hartnäckig verſtopft waren, nun wieder ſeinen klaren vollen Strahl luſtig in die Höhe wirft. Für uns aber iſt das ebenſo gleichgültig, als wenn wir erfahren, daß der Sand unter unſeren Füßen außerordentlich weit hergeholt werden mußte, und daß die Tulpen nicht recht gediehen ſind, weil der Gärtner ſie nachläſſiger Weiſe in ein Beet geſteckt, deſſen Erde ſauer geworden.

Der gute Baron Fremont hatte es aber bei ſeinem Spaziergang durch den Wintergarten mit zwei Enthuſiaſten zu thun; denn an all die Sachen, auf die ihn der Hausherr nicht aufmerkſam machte, vergaß Eugenie nicht, dieſen zu erinnern. Und da kamen ganze Geſchichten über eine kränkliche Roſe, über die Farbe der Hyacinthen, über nicht ſchließende Fenſter und alles, was wir vorhin erwähnt, zum Vorſchein. Dabei war es indeſſen ſonderbar, daß ſich Baron Fremont heute all der unbekannten Sachen lebhafter erinnerte, als er je zuvor gethan.

Das junge ſchöne Mädchen war aber auch gar zu reizend

in ihrer Natürlichkeit, in ihrer kindlichen Freude über irgend ein Pflänzchen, zu welchem ſie ſich niederbeugte, über eine frühe Roſe, die ſie, Gott mochte wiſſen, zum wie vielten Male, mit der größten Bewunderung betrachtete und mit ihren friſchen Lippen faſt berührte, über das klare Waſſer des Springbrunnens, in das ſie leicht ihre weißen Finger tauchte, kurz, über alles, was ſie ſah und worauf ſie nur irgend die leuchtenden Blicke ihrer ſchönen glänzenden Augen warf. Und wie anmuthig und elaſtiſch ſchwebte ſie jetzt mit ihrer feinen und doch wieder ſo vollen Geſtalt vor den Beiden dahin; wie war Alles an dieſem wunderbaren Weſen ſo voll Symmetrie! Welch ein Duft der Friſche, Lieblichkeit und Unſchuld lag um ihre Geſtalt, glänzte von ihren Lippen, aus ihren Augen, aus ihrem vollen dunklen Haare!

Als Baron Fremont ſie ſo betrachtete, ſich innig über ihr Weſen freute und dabei dachte, warum er eigentlich am heutigen Morgen den Beſuch gemacht, da begriff er nicht, wie ihm früher alle dieſe Vorzüge, die ganze Lieblichkeit des jungen Mädchens entgangen waren. Wahrhaftig, es verurſachte ihm ein gewiſſes bitteres Gefühl, wenn er an ſeine Verhandlungen mit Tondern dachte und ſich jenes Teſtamentes erinnerte, durch welches er ſich erſt veranlaßt geſehen hatte, ſich Eugenien zu nähern. Er ſchämte ſich faſt bei dieſem Gedanken, und zuweilen ſtieg, wenn auch ſehr leiſe, der Wunſch in ihm auf, er möchte lieber gar keine Kenntniß haben von dem Vermächtniſſe des Grafen. — Und gleich darauf machte ihm eben das Vermächtniß wieder zu ſchaffen, ja, er konnte ſich nicht verhehlen, daß er eine kleine eiferſüchtige Regung fühlte. Was konnte Helfenberg veranlaßt haben, einer jungen

Dame, die er ſo wenig kannte, den größten Theil des Beſitzthums, worüber er disponiren konnte, zu hinterlaſſen?

Als er ſo dachte, betrachtete er anſcheinend mit großer Aufmerkſamkeit einen rieſenhaften Camelienbaum, den ihm George gezeigt und der, mit Hunderten roth geſchwellter Knospen bedeckt, faſt bis an das Dach des Glashauſes ſtieß; in Wahrheit aber ſchaute er bei den Zweigen vorbei auf Eugenie, die ſich an der anderen Seite befand, ihre Hände zuſammengelegt hatte und mit dem Ausrufe: „Das iſt doch in der That wunderbar ſchön!“ das Geſicht erhob und, von einzelnen Lichtern der durch die Blätter hereinbrechenden Sonne übergoſſen, wie verklärt daſtand, wie eine himmliſche Erſcheinung, wie ein Weſen aus einer anderen, glücklicheren, reineren und beſſeren Welt.

Bei dieſem Anblick beantwortete er ſich ſelbſt die Frage, mit der er ſich vorhin beſchäftigt, und ſprach zu ſich: Beim Himmel! wenn ich ein ſo trauriges Loos hätte, wie der arme Graf Helfenberg, und dieſes Mädchen einmal ſo ſähe wie jetzt, da würde ich ihr am Ende auch mein bischen Vermögen hinterlaſſen, um ihr eine ſorgenfreie Exiſtenz zu bereiten.

Auch George von Breda hatte Eugenie einen Augenblick lächelnd betrachtet, und bei dieſem Lächeln erinnerte ſich Fremont an die Vermuthungen Tondern's, die dieſer neulich bei Helfenberg ausgeſprochen.

Bah! ſprach er zu ſich ſelber, Tondern iſt ein exaltirter Menſch wie immer, ein Narr. Ich möchte ſeine Augen ſehen, wenn er ein ſo prachtvolles Mädchen im Hauſe hätte. Daß man die mit Wohlgefallen anblicken muß, verſteht ſich doch von ſelbſt, und daß da Einem das Herz warm wird, wenn man ſie anſchaut, nicht minder. Ja, wahrhaftig, ich

traute Keinem in der ganzen Welt, als gerade George von Breda, dieſem kalten, theilnahmloſen Menſchen. — Was das andere Geſchlecht anbelangt, ſetzte er hinzu, da war er immer ein Klotz, ein Eiszapfen, der wilde George. Ja, wenn man ihn ſo hoch zu Pferde dahinfegen ſah, oder wenn er in eine Geſellſchaft trat mit der ritterlichen prachtvollen Geſtalt, dem ſchönen Kopfe mit der hohen ernſten Stirn, da mußte man unwillkürlich denken: das iſt ein vollkommener Eroberer, ein ganz gefährlicher Kerl. — Und was hat es ihm genützt? Freilich ging er auch kalt und ſtolz bei den ſchönſten Mädchen vorüber und gab ſich nicht einmal die Mühe, die bezeichnendſten Blicke der prächtigſten Weiber freundlich zu beantworten. — Es war ſeine Schuld. — Was hat der Eroberer erobert? Eine Frau, die ziemlich älter iſt als er. — Allerdings eine brave, charmante Frau — ſehr reich, aber ernſt und unerquicklich. — Und wenn der wilde George in der That nicht ſo ein gefühlloſer Kerl wäre und hier Feuer gefangen hätte, da brauchte man nur das ruhige, ſinnige Auge jenes Mädchens zu betrachten, um aller Beſorgniß enthoben zu ſein. — Nein, Teufel, du haſt eine ſchlimme Zunge, du biſt und bleibſt ein boshafter Kerl. Das iſt ein herrliches, liebenswürdiges, wunderbar prächtiges Mädchen. — O meine zweitauſend Thaler! ſeufzte er nach einem vollkommen verſtändlichen Ideengange.

Wenn auch Baron Fremont in ſolche Gedanken vertieft neben George von Breda und Eugenien ging, ſo verhinderte ihn das doch nicht, der jungen Dame von Zeit zu Zeit ein galantes, liebenswürdiges Wort zu ſagen und die Bemerkungen des Hausherrn mit: „charmant! ſuperb! magnifique!“ zu beantworten und dieſen ſo auf den Gedanken zu bringen,

als intereſſire er ſich in der That für Roſen, Hyacinthen, Gewächshaus-Fenſter, ſpringende Waſſer, Sand im Wege und ſaure Erde, was Breda gar nicht erwartet.

Endlich traten die Drei wieder über die Terraſſe in den kleinen Eßſalon zurück, wo Baron von Breda überraſcht war, ſeine Frau noch immer leſend am Kamine zu finden. Gewöhnlich zog ſie ſich gleich nach dem Frühſtück in ihr Zimmer zurück, ſelbſt wenn der Hausherr Beſuch von irgend einem ſeiner Freunde hatte.

Baron Fremont ergoß ſich in Lobeserhebungen über den prachtvollen Wintergarten, über den magnifiquen kleinen Eßſalon, über das ganze Haus, wo man immer etwas Neues und Schönes finde, und ſagte am Schluſſe ſeiner zahlreichen Complimente, während er hartnäckig die goldene Kette um den Zeigefinger herum wickelte und zugleich ſeine Zähne wie die eines Negers blitzten: „Es hat mir aufs Neue wieder ſo wohl bei Ihnen gefallen, gnädige Frau, daß ich, vielleicht nicht zu Ihrer angenehmen Ueberraſchung, recht bald wieder erſcheinen werde. Und dann," ſetzte er ſüß lächelnd hinzu, „werde ich vielleicht in der vorhin erwähnten Angelegenheit von Ihnen Rath, vielleicht auch Hülfe verlangen."

Die Baronin verbeugte ſich ſehr freundlich, und George von Breda ſagte: „Wenn das dein Ernſt ſein ſollte, lieber Freund, ſo thu mir die Liebe und wähle eine Stunde, wo ich nicht zu Hauſe bin, denn du weißt —"

„O, ich weiß vollkommen," fiel ihm der Andere ins Wort. „Dieſe Erinnerung hätteſt du dir ſparen können, ich werde mir alsdann eine Audienz bei deiner Frau erbitten."

„So iſt es recht, Fremont, ganz allein," antwortete der Hausherr.

„Ganz allein," ſprach die Baronin. Und da Baron Fremont zu ſeinem Erſtaunen zu finden glaubte, daß etwas wie eine Frage in ihren Worten lag, ſo verſetzte er mit einem Blick auf Eugenie, welcher der Frau des Hauſes nicht entging:

„Auf keinen Fall darf George bei unſerer wichtigen Unterredung zugegen ſein."

Herr von Breda ſchüttelte ihm lachend die Hand, und Fremont ging fort, nachdem er ſich beſtens bei den Damen empfohlen.

Neunundreißigstes Kapitel.

Eine Leidenschaft.

Eugenie hatte das Zimmer verlassen, und da die Baronin noch keine Miene machte, sich in ihre Appartements zurückzuziehen, so nahm George von Breda eine neue Cigarre und ließ sich seiner Frau gegenüber nieder. Diese hatte ihr Buch auf den Schooß gelegt und blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Es ist ein guter Kerl, dieser Fremont," sagte der Baron nach einer Pause.

„Ich halte ihn auch für einen zuverläßigen und geordneten Mann," gab seine Frau zur Antwort. „Auch hat er Vermögen?" fragte sie.

„Er hat sein anständiges Auskommen, das er durch Sparsamkeit zu vermehren trachtet. — Was um so lobenswerther bei ihm ist," fuhr Herr von Breda nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „da er häufig einen guten Freund um sich

hat, der gerade das Gegentheil von dem iſt, was man Ordnung und Sparſamkeit nennt."

„Du meinſt den Herrn von Tondern? Hoffentlich nimmt er dieſen zum abſchreckenden Beiſpiel. Ich halte dieſen Tondern für keinen guten Charakter."

George von Breda zuckte leicht mit den Achſeln und ſagte. „Tondern iſt einer von den Leuten, die man um ſich duldet, weil ihre Unarten mit der Politur der ſogenannten eleganten Geſellſchaft bedeckt ſind, weil ihr Betragen wohl unangenehme Schärfen, aber keine Ecken hat, weil ſie, wenn auch verwunden, doch nirgendwo anſtoßen, Leute, die Jener erträgt als pikante Säure der Unterhaltung, Dieſer, weil er ſie fürchtet."

„Und du meinſt nicht, daß er mit dieſen wenig empfehlenswerthen Eigenſchaften einen Einfluß auf den Baron übt?"

„Wenn er auf irgend etwas von dem Baron Einfluß ausübt, ſo iſt es hauptſächlich deſſen Börſe, und ſelbſt da wird dieſer Einfluß ein mäßiger ſein, denn Fremont iſt in der That, wie du vorhin bemerkteſt, ſparſam. Er hat überhaupt ganz gute Eigenſchaften."

„So wird er alſo," meinte Frau von Breda nach einem kleinen Nachdenken, „keinen ſo üblen Ehemann abgeben? Abgerechnet etwas Geckenhaftes hier und da, was ihm eine kluge Frau abgewöhnen kann, iſt ſein Aeußeres nicht übel, und ſein Benehmen in der Geſellſchaft läßt auch nichts zu wünſchen übrig."

Der Baron warf die Aſche ſeiner Cigarre in den Kamin und antwortete: „Es wäre für Fremont allerdings paſſend, wenn er eine convenable Partie fände, er würde alsdann auch aus den Händen Tonderns kommen. Doch hat er, fürchte ich,

zu lange ein unabhängiges Junggesellen-Leben geführt, um Ketten, wenn auch Rosenketten, zu tragen. Aber immerhin wäre es ein vernünftiger Gedanke, wenn er wirklich einen solchen hätte. Aber ich glaube nicht daran. Auch wäre es schwer, eine passende Partie für ihn zu finden."

„Hat er viel Vermögen?"

„Er ist, wie gesagt, nicht übermäßig reich, aber er wird so viel haben, daß er sogar mit einer Frau, die ihm wenig oder nichts zubringt, anständig leben kann."

„Nun, da hätten wir eine große Auswahl," sprach die Baronin. — „Du hast wahrhaftig Recht, George," unterbrach sie sich lachend, „daß so eine Partie zu arrangiren für jede Frau ein wahres Vergnügen ist. Da wäre zum Beispiel eine der Töchter des Finanzministers; zu jung wären sie nicht mehr für Fremont."

„Nein, wahrhaftig, zu jung wären die nicht," versetzte George kopfschüttelnd, „und auch nicht zu hübsch. Mit dieser Proposition würdest du ihm wenig Vergnügen machen. Fremont ist in gewisser Beziehung ein Geschäftsmann und ein Kenner, er würde sich am Ende durch ein immenses Vermögen einnehmen lassen; im anderen Falle müßte aber die, welche man ihm vorschlägt, ein untadelhaft schönes Mädchen sein."

„Was meinst du zu Fräulein von S.?"

„Die wäre nicht so unrecht, aber denke an die Wittwe-Mutter, die müßte er nolens, volens mitheirathen, und das kann man dem guten Fremont wahrhaftig nicht zumuthen. Du mußt schon andere Candidaten vorschlagen. — Ich glaube," fuhr er heiter fort, „daß diese Passion, Heirathen zu stiften, ansteckend ist; ich fände mich am Ende auch darein. Bleibt es doch obendrein auch etwas Anerkennenswerthes, das

Glück ſeiner Mitmenſchen zu beſorgen. Laß alſo weiter hören."

„Emma von W."

Der Baron zog die Augenbrauen in die Höhe, nahm die Cigarre aus dem Munde und pfiff den Anfang eines Parademarſches.

„Nein, nein," ſagte er alsdann, „Frement iſt Civiliſt und hat durchaus keine militäriſche Neigung."

„Seht, wie ihr Männer boshaft ſeid! Jetzt hat das arme Mädchen eine leichte Liaiſon ohne Reſultat mit einem eurer guten Freunde gehabt —"

„Mit Cavallerie-Offizieren ohne Vermögen," ſagte Herr von Breda mit ſcharfer Betonung; „auch keine leichte Liaiſon, ſondern ein paar ſehr ſchwere Leidenſchaften. Und was die Chronique scandaleuse anbelangt, ſo kennt die Niemand beſſer als Frement und ſein guter Freund Tondern. Nein, Julie, damit mußt du uns nicht kommen. Blättere um, blättere um."

„Dürfte es keine Wittwe ſein?"

„Das iſt Geſchmacksſache. Wittwen ſind gefährlich. Der Selige einer Wittwe, ſo ſchlimm er auch geweſen ſein mag, iſt in der zweiten Ehe immer ein Engel, und es iſt ſehr unangenehm, hören zu müſſen: Ja, damals war es doch ganz anders!"

Frau von Breda nickte mit dem Kopfe, und ihre Züge überflog ein ſchalkhaftes Lächeln.

„Gut denn," ſagte ſie, „ich will zugeben, daß deine Ablehnungsgründe bis jetzt richtig waren. Nun will ich dir aber eine Partie für Fremont vorſchlagen, an welcher du durchaus

nichts zu mäkeln haben wirſt, vorausgeſetzt, daß du Mangel an Vermögen nicht als Hinderniß betrachteſt."

„Das wäre Fremonts Sache."

„Ich nenne dir ein junges Mädchen von ſeltener Schönheit, gut erzogen, rein wie ein Engel."

„Wie alt iſt deine Schönheit?" fragte der Baron.

„Bald neunzehn Jahre."

„Du verſprichſt ungeheuer viel."

„Pfui, George! für das Mädchen ſtehe ich ein. Ich ſage dir: jung, ſchön, vortrefflich erzogen, herzensgut, hat noch nie eine Liaiſon gehabt."

„Neunzehn Jahre alt? — So nenne mir dieſes Wunder."

„Eugenie," ſprach die Baronin und blickte ihren Mann lächelnd an.

Kam die Nennung dieſes Namens dem Baron ſo unerwartet oder hatte er ſich die Finger verbrannt — genug, er ließ ſeine Cigarre zu Boden fallen und ſtieß ſie dann, wie erzürnt über ſein Ungeſchick, in die Aſche des Kamins.

„Eugenie?" wiederholte er fragend und verſuchte dabei zu lächeln; doch wollten ſeine Lippen nicht recht aus einander, vielmehr preßten ſie ſich heftig zuſammen, nachdem er kopfſchüttelnd wiederholt: „Eugenie? — Welche Idee!"

„Iſt ſie nicht jung und ſchön?"

Herr von Breda blickte ſtarr in die Gluth und nickte faſt unmerklich mit dem Kopfe. Er hatte ſich gewaltſam gefaßt, und als er nun abermals den Verſuch machte, zu lächeln, gelang ihm das wirklich nicht ganz ſchlecht.

„Herzensgut und gebildet?"

„O gewiß, o gewiß!"

„Rein wie ein Engel und hat noch nie eine Liaiſon gehabt," fuhr die Baronin fort.

„Ich wollte den ſehen, der anders ſpräche!" murmelte Herr von Breda zwiſchen den Zähnen.

„Nun denn!"

Nahm der Baron dieſes: nun denn? nicht als Frage auf, oder hatte er es nicht gehört — genug, er ſtarrte vor ſich nieder, nagte an der Unterlippe, und ſeine Augenbrauen zogen ſich finſter zuſammen. „Das kann dein Ernſt nicht ſein, Julie," ſagte er auf einmal mit herber Stimme. „Dieſer Frement, ein alter, verlebter Junggeſelle, ah! du treibſt deinen Spaß mit mir! — Es war ein Vorſchlag, um mich lachen zu machen, nicht wahr, Julie?"

Damit ſah er ſeine Frau fragend, faſt bittend an, während er mit der rechten Hand durch ſein Haar fuhr und einen tiefen Athemzug that.

„Eugenie ſich verheirathen! Welche Idee!"

„Nun, dieſe Idee," verſetzte Frau von Breda mit großer Freundlichkeit, „liegt doch bei einem Mädchen von ihrem Alter recht nahe. Ich würde mich wahrhaftig freuen, wenn ſie eine gute Partie machte. Und du gewiß nicht minder, George, du, der ſo vielen und gerechten Antheil an ihr nimmt."

„Ja — ich — der ich ſo vielen und gerechten Antheil an ihr nehme," wiederholte der Baron mechaniſch. „Eugenie ſich verheirathen? — Unſer Haus verlaſſen? — Ich muß dir geſtehen, Julie," fuhr er gefaßter fort und mit einem außerordentlich weichen Tone, „daß ich daran noch nie gedacht habe. Dieſe Idee iſt mir neu, deßhalb hat ſie mich überraſcht — ſehr — ſehr überraſcht."

Frau von Breda nahm ihr Buch, welches neben ihr auf-

geſchlagen auf dem Stuhle lag, legte ihr Papiermeſſer hinein und ſchloß es leiſe. Dann ſagte ſie mit einem herzlichen, freundlichen Blick auf ihren Mann: „Ich weiß wohl, George, du haſt dich an das gute Mädchen gewöhnt; ich gewiß nicht minder, und als ich ihren Namen nannte, that ich es nicht, um etwas zu ſagen, was dir unangenehm wäre. Dabei bleibt es aber immer doch natürlich, auch in der Art von Eugeniens Zukunft zu ſprechen. — Du haſt vorhin alles Mögliche zum Lobe Fremonts geſagt; du haſt ihn ſelbſt für eine gute Partie erklärt.“

„Aber mit Eugenien?“

„Warum nicht mit ihr? Sie hat leider kein Vermögen und wird dankbar dafür ſein, wenn man ihr eine gute Verſorgung arrangirt.“

„Arrangirt, arrangirt! Eine gute Verſorgung!“ murmelte der Baron zwiſchen den Zähnen und ſetzte dann heftig hinzu: „Ob aber Eugenie Fremont lieben kann, danach fragt ihr bei euren Arrangements natürlicherweiſe nicht.“

„Weißt du denn, daß ſie ihn nicht lieben kann?“ fragte die Baronin heiter. „Geh, George! Es war ja ein Vorſchlag wie ein anderer; wie kannſt du das ſo ſchwer nehmen?“

„Ein ſolcher Vorſchlag, von Jemand gemacht, der ſich vorgenommen hat, eine Partie zu arrangiren,“ entgegnete der Baron mit leiſer Stimme, „kann ernſt werden, gefährlich. Wenn du dir das in den Kopf geſetzt haſt, ſo wirſt du Fremont encouragiren — du wirſt gegen Eugenie hier und da ein Wort davon fallen laſſen. Du wirſt ihr beweiſen,“ fuhr er lauter fort, „daß dieſer Fremont eine vortreffliche Partie für ſie iſt; er hat Vermögen, ſie iſt arm, ſehr arm. — Man

muß ihr das Letztere gehörig begreiflich machen; man muß ihr dabei ſagen, es ſei ihre Schuldigkeit, für ſich ſelbſt zu ſorgen und ihren Verwandten nicht immer zur Laſt zu fallen. Das arme Geſchöpf wird das begreifen und am Ende alles thun, was man von ihr verlangt, um gegen uns, ihre Verwandten, nicht gar zu anſpruchsvoll zu erſcheinen. O, ich kenne das!“

„Aber du kennſt mich nicht,“ ſagte die Baronin mit ſanfter Stimme, während ſie aufſtand, zu ihrem Manne trat und ihm ihre Hand leicht auf die Schulter legte. „Du kennſt mich nicht, George; nein, gewiß nicht, wenn du mir zutrauſt, ich ſei im Stande, ſo mit Eugenien zu ſprechen. — Blicke auf, blicke auf! Sage mir, alles das ſei Scherz geweſen, und ich will dir entgegnen, daß ich im Ernſte nicht daran gedacht habe. Glaubſt du denn, es würde mir ſo leicht, das gute Kind zu verlieren? Nur bin ich ruhiger als du und denke mir oft, es iſt beſſer, ſich nach und nach an etwas Unangenehmes zu gewöhnen, das doch wahrſcheinlich einſtens eintreten muß.“

George von Breda machte eine gewaltige Anſtrengung, um einigermaßen heiter in die Höhe zu blicken; der Athem ſtockte in ſeiner Bruſt, er mußte ihn mühſam an ſich ziehen; doch that er das gewaltſam, damit ſein Herz momentan etwas erleichtert würde.

„Du haſt Recht, Julie,“ ſagte er nach einer Pauſe; „dein Vorſchlag hat mich allerdings überraſcht; und doch iſt es, wie du geſagt: es wird einſtens ſo kommen, man muß ſich daran zu gewöhnen ſuchen. — Aber Fremont,“ ſetzte er lebhafter hinzu, „Fremont nennſt du mir in dieſer Beziehung nicht wieder. Wenigſtens nicht ſo bald wieder,“

sprach er, sich bezwingend; „man muß das doch vorher genau überlegen."

„Ueberlege du dir das, George," gab Frau von Breda mit einem herzlichen Blicke zur Antwort; „es soll deine Sache sein, und ich erwarte von dir darüber das erste Wort."

Sie reichte dem Baron ihre Hand, die dieser an seine Lippen drückte, und verließ darauf den Eßsalon, indem sie zurückschauend mit ihrem gewöhnlichen ruhigen Tone sprach: „Du wirst ausreiten, nicht wahr, Georg? Ich wollte mit Eugenien spazieren fahren. — Aber wir speisen zusammen?"

„Um fünf Uhr," erwiderte der Baron, während er vor dem Kamine sitzen blieb.

Lange saß der Baron da, unbeweglich, und blickte in die spielenden Flammen. Zuweilen flog ein unheimliches Lächeln über seine Züge, das aber mit einem Male wieder verschwand, um einem finsteren Ausdruck Platz zu machen, der, ein Wiederschein seiner Gedanken, sich plötzlich über sein Gesicht ergoß. Dann biß er die Zähne zusammen, seufzte aus voller Brust, und während dies geschah, neigte sich sein Haupt langsam herab, und da er zu gleicher Zeit die Hände erhob, so verbarg er gleich darauf sein Gesicht in denselben und blieb so ziemlich lange, ohne sich zu rühren, sitzen.

Es mußten gewaltige, ja, schreckliche Gedanken sein, die ihn während dieser Zeit quälten; denn zuweilen zuckte der sonst so harte Mann zusammen, wie ein Anderer mit weichem Gemüth wohl zu thun pflegt, wenn er die Thränen nicht mehr zurückhalten kann, die ihm furchtbare Seelenleiden auspressen.

Aber das Auge des Barons von Breda war vollkommen

trocken, als er nach längerer Zeit wieder den Kopf erhob und abermals ſtarr vor ſich niederblickte.

„So iſt es denn wahr," murmelte er zwiſchen den Zähnen, „ſo iſt denn das nicht mehr zu leugnen, was ich mir ſelbſt ſchon häufig wegzuſcherzen ſuchte, was ich zuweilen lachend verwarf: — ich liebe dieſes Mädchen, nicht wie ein gewöhnlicher Menſch liebt, ſondern mit einer Raſerei, mit einer Leidenſchaft, vor der ich ſelbſt zurückſchaudere. — Ja, ich liebe ſie, und da mir das nun einmal klar geworden iſt, da ich ohne irgend eine Täuſchung den Abgrund vor mir ſchaue, den ich mir mühſam ſelbſt zugedeckt, ſo iſt es trotz allem Elend, das mich erfüllt, als ſei mir eine Centnerlaſt vom Herzen gerollt. — Ja, ich ſehe klar, furchtbar klar, und bin glücklich, daß ich klar ſehe, denn ich haſſe alle Täuſchung. — Eugenie, Eugenie!"

Wieder verſank er in düſteres Nachſinnen, und auf ſeinem Geſichte wurden abermals ein trübes Lächeln und finſtere Schatten ſichtbar.

Es iſt etwas Zauberhaftes dabei, ſprach er zu ſich ſelber nach einer langen, langen Pauſe. Das arme Mädchen iſt, ohne es zu wollen, eine böſe Zauberin. Und gegen dieſen Zauber, fuhr er ſchaudernd fort, kann nicht Himmel noch Hölle helfen. Das fühle ich jetzt, wo ich vollkommen klar ſehe. Es iſt eine Liebe, die mich nach und nach überſchlichen und die mich um ſo gewaltſamer gefaßt, da ich, nicht an ſie glaubend, ihr nicht gleich kräftig entgegen trat; es iſt ein Funke, den ich nicht beachtete, den ich mit der Aſche der Vernunft zudeckte, und von dem ich glaubte, er glimme nicht mehr fort, da ich mir ſelbſt vorſpiegelte, die Gluth ſei erſtickt, weil ich ihren Schein nicht mehr ſah, oder es ſei ein ganz anderes,

harmloſes Gefühl geweſen. — Ein harmloſes Gefühl? — ich Thor, der ich doch ſchon ſeit langer, langer Zeit froh und entzückt aufathmete, wenn ich ihre wunderbare Geſtalt ſah, wenn ich in ihr göttliches Auge blickte; der ich doch ſo ſeltſam zuſammenzuckte, wenn mich ihre warme Hand berührte, wenn mich der ſüße Hauch ihres Mundes traf! — Ja, ich zuckte zuſammen; ich, dem die kleinſte Hand gleichgültig war, der den ſchönſten weiblichen Körper für eben nichts weiter anſah, dem viele, o ſehr viele glänzende Augen vergeblich gelächelt! — Ich, der ich nie mit irgend einer Innigkeit an ein weibliches Weſen dachte, finde jetzt auf einmal, daß all mein Denken, all mein Thun bei dieſem Mädchen verweilt. Ah, das iſt entſetzlich! Das iſt ein fürchterliches Leiden, und nirgend, nirgend Heilung dafür!

Und doch eine Heilung, fuhr er nach einiger Zeit fort, während welcher er in ſich zuſammen geſunken da geſeſſen, wenigſtens der Verſuch einer Heilung — wie man auch eine Wunde, die der giftige Biß einer Schlange erzeugt, mit glühendem Eiſen ausbrennt. Man hat alsdann das Seinige gethan und erwartet ruhig den Ausgang; ſchlägt das Mittel an — gut, ſo vegetiren wir weiter, hat es nicht gewirkt, ſo fühlen wir nach einiger Zeit, daß wir verloren ſind. Wir ſpüren das Gift ſtärker als zuvor in unſerem wild ſchäumenden Blute, wir machen eine kleine Raſerei durch, um dann endlich, vielleicht nach namenloſen Leiden, in der That gänzlich kurirt zu ſein. O Eugenie, Eugenie!

Und dieſes Mittel hat mir Julie gezeigt, arglos wie ſie iſt. — Und warum ſollte ſie nicht arglos ſein? War ich es nicht ſelbſt bis auf dieſen Augenblick? ſagte ich es mir nicht vor einer Stunde noch, als das herrliche Mädchen mir ſo lieb

in die Augen ſchaute, als ich ihre beiden Hände ergriff, als ich — thöricht genug war, ſie mit meinen Lippen berühren zu wollen? — Ja, geſagt habe ich es mir freilich, aber gedacht habe ich anders; ich will und kann das nicht leugnen. O, ganz anders! — War mir doch zu Muth, fuhr er nach einem tiefen Seufzer fort, als müßte ich vor ihr niederſinken und ſähe dann, wie ſie, indem ſie auf mich mild herabblickte, immer höher aufwärts ſchwebte, hoch, hoch, weit und unerreichbar, wo wir die himmliſchen Engel zu ſehen wähnen, die mild und verſöhnlich auf unſere namenloſen Leiden niederſchauen. Ja, das Mittel, welches Julie verſchlug, hat mir endlich die Augen geöffnet, hat mich gezwungen, klar zu ſehen. Aber dieſes Mittel, für mich qualvoller als alle Leiden — nie — nie — nie — nie!

Der Baron fuhr mit der Hand über das Geſicht, ſchaute einen Augenblick um ſich, ſtützte dann den Kopf auf die rechte Hand, wobei er im wachen Zuſtande fortfuhr zu träumen: Ja, ich liebe ſie, ich liebe ſie unendlich, bis zur Raſerei. — Ein Wort, worüber ich oft gelacht habe, und das ich jetzt in dieſer Anwendung ſo ſehr richtig finde. — Sie iſt mir Alles: ich wüßte nicht, wie es mir möglich wäre, ihren Anblick zu entbehren! Meine ſüße Zauberin! — meine Heilige! — Und während ich fühle, wie dieſe Leidenſchaft, dieſe unglückliche Leidenſchaft, dieſe raſende Leidenſchaft mir langſam das Herz zerdrückt und ich doch nicht von ihr laſſen kann und mich wie ein Verbrecher nahen ſoll, einen Blick aus dieſem göttlichen Auge zu erhaſchen, die Berührung ihrer warmen Hand, den duftigen Hauch ihres Mundes, — während alles das für mich ſüße Genüſſe ſind, die ich liſtig ſtehlen und vor aller Welt verbergen muß, ſoll ein Anderer, ein Frement, mit dem Rechte des Beſitzes

ihre Hand ergreifen, ſie vertraulich an ſich ziehen, ihre Stirn, ihren Mund zu küſſen! — O, dieſe wunderbare Stirn, dieſen friſchen, unausſprechlich ſchönen Mund!

Bei dieſen Gedanken vergrub Herr von Breda ſeine Finger in die Haare, er ſtarrte nicht mehr finſter, ſondern mit einer furchtbaren Wildheit vor ſich nieder, wobei ſeine Augen flammten, ſeine Lippen krampfhaft zuckten; dann ſprang er von ſeinem Sitze in die Höhe, heftig ausrufend: „Nein, nie! Bei allen Teufeln, nein! Nicht dieſer Fremont — nicht er — o Gott, Keiner, Keiner!“

Ein tiefer Seufzer rang ſich aus ſeiner Bruſt los, und man hätte deutlich ſehen können, welche Mühe ſich dieſer harte, gewaltige Mann gab, um die entſetzlichen Gedanken, die ihn quälten, zu verbannen und ſeine gewöhnliche Ruhe wieder zu gewinnen. Er verbarg die rechte Hand auf der Bruſt und ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab. Nach und nach wurde er weicher und dann auch ruhiger; ſeine Züge glätteten ſich wieder; doch konnte man an dem matten Strahl ſeines Auges, ſowie an ſeinen bleichen Lippen ſehen, wie er gekämpft und gerungen, wie er gelitten.

Und ſein Kampf war vergeblich geweſen; er hatte nicht geſiegt. Jetzt trat er an den Kamin zurück, legte den rechten Arm auf das Geſimſe deſſelben und dachte mit einem trüben Lächeln weiter: Wie oft habe ich in früheren Zeiten geſpottet, wenn mir Dieſer oder Jener ſprach von den wunderbaren Augen eines Mädchens, von ihrem Blick, der ihn bezaubert und bethört; von dem Ton ihrer Stimme, deren verwirrenden Klang er nicht im Wachen und nicht im Träumen los werden könne! Wie habe ich faſt verächtlich mit den Achſeln gezuckt, wenn

mir irgend Einer mit bebenden Lippen verſicherte, all ſein Glück, all ſein Denken und Fühlen liege nur in ihr, nur in dem Mädchen, das er liebe, das er anbete! — Und dieſes Wort anbeten, wie lächerlich erſchien es mir! o, wie ſo lächerlich damals! Und mit welch ſchrecklicher Wahrheit fühle ich jetzt den Begriff dieſes Wortes! Ja, anbeten, feiernd hinauf ſchauen zu ihr, das iſt der richtige Ausdruck. Süß zuſammen fahren beim Klang ihrer Stimme, ohnmächtig ſein wie ein Knabe, wenn ſich ihre Lippen öffnen und ſie weich deinen Namen nennt. Erſchrecken vor dem Blitz ihrer Augen, die eigenen ſchließen, wie um den himmliſchen Glanz länger feſt zu halten. — Ja, anbeten — anbeten! ihr reines Herz, ihr liebendes Gemüth! — Seligkeit, Seligkeit, zu ihren Füßen liegen zu dürfen, lange, lange in ihre Augen zu blicken, fort und fort, unverwandt. Dann ihre Hände zu ergreifen und ſich langſam empor heben zu laſſen an ihr klopfendes Herz, während ihre Blicke ſich in die meinigen verſenken, unſer Denken und Fühlen Eins iſt, unſer Herzſchlag derſelbe, ſich mit jeder Sekunde ſteigernd, bis zu jenem ſeligen Augenblicke, wo ſie ſchamerröthend flüſtert: Ja, ich liebe dich. — Das iſt Anbetung, die zum Himmel führt.

So könnte es ſein, fuhr er fort, indem er ſich aufrichtete und die rechte Hand weit von ſich abſtreckte. Aber es iſt nicht ſo und wird nie ſo werden. Es ſind Träume, denen ich nicht einmal nachhängen darf. O, es iſt doch ſo entzückend, angenehm träumen zu dürfen! — Als ich noch ein junger Menſch war und in die Schwadron trat, da hatte ich auch meine Träume, und deren Endpunkt war, ſpäter einmal an der Spitze eines ſchönen Reiterregiments gegen den Feind fliegen zu dürfen. O, wie glücklich war ich in jenen Träumen! wie

malte ich mir mit aller Phantasie jeden Schritt aus, der mich dem ersehnten Ziele näher führte! Und ich durfte das thun, ich durfte Tage lang daran denken; ich hatte das Recht, mir jedes Mittel zu vergegenwärtigen, das mich meinem Glücke näher bringen könne. Und jetzt, wo mir etwas Anderes vorschwebt, das ich noch weniger erreichen kann, als das, wovon ich in der Jugend geträumt, jetzt habe ich nicht einmal das Recht, daran zu denken. — Ah, wie würden sie lachen, wenn sie erführen, der wilde George, der so oft über sie gespottet, fühle nun selbst schaudernd, daß auch seine Stunde geschlagen! er denke fort und fort an ein schönes Mädchen, er würde sich glücklich schätzen — was! glücklich schätzen? — er würde selig sein, wenn ein wohl reizendes, aber — würden sie achselzuckend hinzusetzen — an sich unbedeutendes Geschöpf ihm die Hand reichte und zu ihm spräche: Ich liebe dich! — Wie sich die Zeiten ändern! —

„Hahaha, wie sich die Zeiten ändern!“ wiederholte er wild und krampfhaft lachend. „Ja, sie ändern sich sehr; und es ist mir doch, als sei nicht nur mein Geist verstört, sondern als habe das Gift auch meinen Körper ergriffen. Wahrhaftig, ich wanke, statt fest aufzutreten.“

Dabei fuhr der Baron trübe lächelnd ein paar Mal mit der Hand über die Stirn und nahm sich alsdann gewaltig zusammen, um mit festem Schritt durch das Zimmer zu gehen und auf die Estrade hinaus zu treten.

Da lag der Wintergarten vor ihm mit seinem saftigen Grün, mit seinen Hunderten von Blumen und Blüthen. Aber Alles erschien ihm anders, beinahe farblos, beinahe grau; es war ihm, als hätte die Hand eines Zauberers den glänzenden Schmelz von all den duftigen Blumen weggewischt. Daß

Grün der Bäume erſchien ihm ſo tief dunkel und ſchwarz, und der Waſſerſtrahl der Fontaine, der bisher ſo luſtig und vergnügt geplätſchert, ſchien jetzt im Niederfallen ein melancholiſches Lied zu ſingen.

Baron Breda ging durch das Gewächshaus hindurch, und Andreas, der Gärtner, der ihn kommen ſah, öffnete die Seitenthür, welche nach dem Platz vor dem Hauſe führte, wohin ſich der Baron in tiefe Gedanken verſunken begab.

Dort führte der Jockey das große geſattelte Pferd umher, und näherte ſich augenblicklich ſeinem Herrn, ſobald er ihn gewahr wurde.

Dieſer trat dicht an Lord hin, fuhr mit der linken Hand ſanft über den glatten Hals, nahm dann mechaniſch die Zügel und erhob den Fuß, um ihn in den Bügel zu ſetzen.

„Gnädiger Herr," wagte der Groom zu ſagen, indem er ſich ſtatt an den rechten Steigbügel zu hängen, wie er in ſeinem Dienſteifer ſonſt wohl zu thun pflegte, zögernd auf der linken Seite des Pferdes ſtehen blieb; „gnädiger Herr haben Hut und Reitpeitſche vergeſſen."

George von Breda fuhr aus ſeinen Träumereien empor und nickte leicht mit dem Kopfe, worauf Friedrich dem Kammerdiener winkte, der unter dem Hauſe ſtand und eilig hinein ſtürzte und nicht nur das Vergeſſene, ſondern auch Handſchuhe und Paletot ſeines Herrn brachte.

Dieſer wies den Letzteren zurück, und nachdem er den Hut aufgeſetzt und die Handſchuhe angezogen hatte, ſchwang er ſich in den Sattel des Pferdes und lenkte dann daſſelbe dem Hofthore zu.

„Onkel George, Onkel George!“ rief hinter ihm eine fröhliche, wohlklingende Stimme.

War es zufällig, daß der Baron in diesem Augenblicke Lord in Galopp setzte und zum Hofe hinaus jagte, oder that er es vielleicht absichtlich, um jene Stimme nicht zu vernehmen — genug, es geschah, und in der nächsten Sekunde waren Pferd und Reiter in der Biegung des Weges verschwunden.

Vierzigſtes Kapitel.

Der Waldweg.

Der Baron George von Breda ließ ſein Pferd nicht lange galoppiren; nach einigen Minuten zog er die Zügel an, und da er Lord ſcheinbar gehen ließ, wohin dieſer wollte, ſo wandte ſich das Thier einem ihm ſehr bekannten Wege zu und ſchritt die Landſtraße hinauf, von deren Höhe man die Stadt überblicken konnte. Wie es hier faſt immer, ſonſt aber auf eine Bewegung des Reiters, geſchah, ſtand Lord auch dieſes Mal aus Gewohnheit ſtill und wandte ſich halb rückwärts.

Der Baron ſchaute auf; da lag die Stadt im hellen Sonnenglanze, der aber nicht kräftig genug war, um die kalten Dünſte, die überall auf den Straßen aufgeſtiegen waren, niederzudrücken, ſo daß es ausſah, als leuchteten einzelne Dächer und verſchiedene höhere Gebäude aus einem trüben Waſſerſpiegel empor, was um ſo eigenthümlicher erſchien, da die Höhen rings umher, namentlich die fernen Berge, mit

Tannen bewachsen, sich so scharf und klar von dem hellen Himmel abzeichneten. — Dort lag auch sein Haus, er sah aber nichts als die Spitze des Daches, auf derselben eine hohe Stange, an der eine rothe Fahne flatterte. Das Wrack eines Schiffes, das eben von den gefräßigen Wellen verschlungen wird! so dachte er, als er das sah, und murmelte in sich hinein: „Dann wäre Alles, Alles vergessen, und wir hätten Ruhe."

Lord schritt weiter, dem Thale zu, das wir bereits kennen, und unten im Grunde bog er von der großen Straße links ab, in den verwahrlosten Waldweg, wo sich Ruheplätze befanden, die keine Ruheplätze mehr waren, und wo die Regenfluten sich andere Straßen gewühlt hatten; in diesen Waldweg, der einstens eine breite Passage gewesen, dem aber jetzt nach und nach die Sträucher rechts und links neugierig näher gerückt waren, gewiß in der Absicht, so bald als möglich das ganze Terrain zu überziehen, und so den zudringlichen Menschen diesen Raum wieder abzugewinnen.

Oft hatte sich der Baron über diesen schrecklich verwahrlosten Weg geärgert, und hatte zuweilen seinem Schwager, dem Herrn von Braachen, darüber Vorstellungen gemacht, ja, sich angeboten, für ihn die Straße wieder herstellen zu lassen. Doch hatte der alte Herr jedes Mal freundlich mit dem Kopfe geschüttelt und still lächelnd gesagt: „Lassen wir den Weg, wie er ist, bester Freund; das ist wie so Vieles in der Welt, unverhofft nach und nach gekommen; aber wir haben uns daran gewöhnt, und jetzt ist mir die Wildniß sogar lieb geworden. Betrachte ich sie doch in meiner Einsamkeit wie eine Art Schutz; denn wenn zudringliche Leute von der großen Chaussee auf diesen Seitenpfad blicken, da denken sie

achſelzuckend und mit vollem Rechte: Bei den Leuten da drinnen muß nicht viel zu holen ſein. So bleiben ſie mir vom Halſe.“ —

„Man könnte ja das Ganze mit einem feſten Thore abſchließen,“ hatte darauf der Baron entgegnet, der alte Herr ſich aber alsdann mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit auch gegen dieſen Vorſchlag geſträubt. — „Es paßt ſo zum Ganzen,“ hatte er faſt bittend geantwortet, und dann hinzugeſetzt: „ich glaube auch nicht, daß es Eugenien großes Vergnügen machen würde, wenn wir den Weg wieder herſtellten. Seit ſie da iſt, iſt er ſo langſam verfallen, und es war ihr immer ein lieber Spielplatz, ſo lange ich denken kann.“

Daran dachte heute George von Breda, als er im langſamſten Gange des Pferdes, dem er vollkommen die Zügel ließ, durch den vernachläßigten Waldweg ritt.

„Es iſt ein ſeltſames Mädchen,“ hatte der alte Herr, der ſein Kind über Alles liebte, weiter geſprochen. „So ſehr ſie auf Ordnung in ihren Zimmern ſieht und bei meinen koſtbaren Töpfen — denn die hält ſie in Ordnung wie der beſte Gallerie-Inſpektor — ſo macht ihr die Wildniß des Weges Vergnügen. Habe ich ſie doch ſchon ſelbſt wie einen kleinen Kobold lachen ſehen, wenn ſie am Eingang auf die Chauſſee, hinter einem Gebüſche verborgen, zuſchaute, wie Beſucher, die kamen, zweifelhaft waren, ob der Weg auch wirklich zu uns führe. Und dann hat ſie hier ihre Lieblingsplätze, wo ſie halbe Tage mit ihren Büchern war, bald las, bald träumte.“

Auch daran dachte der einſame Reiter, als er bei den zuſammengeſtürzten Ruheplätzen vorüber kam.

„Ich verſichere Sie, Schwager,“ hatte Herr von Braachen

oftmals gesagt, der es außerordentlich liebte, von seiner Tochter zu reden, „das ist ein ganz sonderbares Kind; wenn rechts oder links am Wege ein neues Reis aufschießt, das pflegt sie, als wenn es ein kostbarer Baum wäre.“

George von Breda betrachtete dahin reitend alle Stauden an der Straße mit dem größten Nachsinnen. War es ihm doch, als sähe er ihre leichte elastische Gestalt durch die Stämme schlüpfen und bemerkte, wie ihre feinen Finger durch die Zweige führen.

Namentlich hatte Herr von Braachen durchaus nichts von einer Wiederherstellung der beiden Pfeiler an der kleinen Brücke wissen wollen, die am Ende des Waldweges lagen, wo dieser auf den ehemaligen Park mündete.

„Das hat Eugenie,“ sagte er lachend, „geradezu verboten; da darf man keinen Stein anrühren, den Platz liebt sie über alle Maßen. Sie sagt, es sei ihr Thurm, ihr Luginsland, wo sie nach den Freunden ausschaue, die zum Besuche kommen. Und das werden Sie selbst am besten wissen,“ hatte er hinzugesetzt, „denn unter zehn Mal, wo Sie kommen, lieber Schwager, sitzt das Mädchen neun Mal auf der Steinbank an dem Wassergraben und wartet auf Sie; sie freut sich ungeheuer, wenn sie Ihr Pferd von Weitem galoppiren hört.“

An der kleinen Brücke bei den beiden verfallenen Steinpfeilern hielt der Reiter sein Pferd an und dachte am lebhaftesten an das, was ihm der alte Herr so oft über den verfallenen Waldweg gesagt und was er selbst erlebt. Ja, wenn er in seinen Erinnerungen Jahre zurückging, und sich seine vielen Ritte hieher vergegenwärtigte, so dachte er wieder, was er auch damals immer gedacht: Ob das Kind wohl auf der kleinen Steinbank sitzen wird? Und darauf

ließ er sein Pferd in vollem Laufe gehen und freute sich jedes Mal, wenn er ein helles Gewand durch die Zweige schimmern sah.

Das war anfänglich die kleine Eugenie, die in die Hände schlug und ihm entgegen jubelte, und wie sie auch nach und nach empor wuchs und ein schönes blühendes Mädchen wurde, so saß sie nicht minder auf der kalten Steinbank und rief ihm fast jedes Mal entgegen: „Onkel George, du warst lange nicht da!“ oder: „Onkel George, du kommst heute recht spät!“ Das Kind hatte er alsdann vor sich aufs Pferd genommen, und wie hatte sie sich gefreut, wenn er dann über die hallende Brücke hinweg durch den verwilderten Park im vollen Galopp mit ihr bis vors Haus sprengte!

Endlich war Eugenie zu groß geworden, um sie vor sich aufs Pferd zu nehmen, und da machte er ihr häufig das Vergnügen und ließ auf ihre Bitten den Reitknecht absteigen, saß aber häufiger selbst ab, und dann ritt sie auf seinem Sattel oft so wild davon, daß ihm Angst und bange wurde.

Während der Baron alles dieses vor seinem Geiste vorüber gehen ließ, war er auch heute wieder von seinem Pferde abgestiegen, und wie in gänzlicher Vergessenheit schaute er um sich her, ob sie nicht hervortreten würde, den Hals des Pferdes streicheln, und, wie das schöne Mädchen in der letzten Zeit oft zu thun pflegte, ihren Arm in den seinigen schieben, um fröhlich plaudernd mit ihm nach dem Schlosse zu gehen.

Aber sie konnte ja nicht da sein; hatte er doch ihren Ruf vernommen, als er vom Hause weggeritten, und gestand sich jetzt, daß er absichtlich davon gesprengt war, ohne sich umzu-

ſchauen. Er ſetzte ſich auf die kleine Steinbank, genau auf denſelben Platz, wo ſie gewöhnlich geſeſſen, und da es ihm warm geworden, nahm er ſeinen Hut ab und lehnte die heiße Stirn an die kühlen Steine des Pfeilers. — Ah! ſie mußten wohl feucht ſein, dieſe kalten Steine, denn als ſich George von Breda nach längerem Hinträumen mit einem Male wieder aufrichtete, war ſein Geſicht naß geworden — natürlicher Weiſe von den naſſen Steinen. — So ſchien er ſelbſt zu glauben, denn er faßte unwillkürlich mit der Hand dorthin, ſagte aber darauf plötzlich, wie ſich beſinnend, mit einem ſehr ſchmerzlichen Ausdruck in den Zügen: „Es iſt das keine Schande; hat doch der harte Stein, an den ſie ſo oft ihr Haupt gelehnt, ebenfalls geweint. Gewiß mit vollem Rechte; denn ſie iſt lange, lange nicht hier geweſen, und wer kann ihre Abweſenheit ruhig ertragen?“

Hierauf ſtand er langſam auf, hängte den Zügel von Lord über den Arm und trat über die Brücke in den verwilderten Park. Die Fläche mit einzelnen Partien alter, rieſenhafter Bäume kam ihm heute ausgedehnter vor als ſonſt, was natürlich war, da auch das Unterholz nun ſeine kahlen Aeſte zeigte und ſo eine weitere Ausſicht geſtattete. Die Natur ſchien ſtill zu ſtehen und ſich zu beſinnen, ob es jetzt genug mit dem Winter und ob man jetzt ſo weit auf das Frühjahr hoffen könne, um die zarten Gräſer und Knospen aus ihrem Gefängniß zu entlaſſen. Der Sonnenſchein der letzten warmen Tage war verführeriſch geweſen, weßhalb man hier und da ſchon ein vorwitziges Gras ſah und ſelbſt in der Entfernung an den Bäumen zu bemerken glaubte, wie ein eigener Schimmer, ein Duft ſich um die nackten Aeſte gewoben

hatte und anfing, deren ſcharfen Centeuren ihre Härte zu nehmen.

Dieſer Duft des Vorfrühlings hat etwas unausſprechlich Angenehmes, ja, Rührendes — das unmerkliche Oeffnen dieſer Tauſende von Knospen, ein Blinzeln der Blätter durch die ſchützende Umhüllung, eine Frage an den Wind, der vorüberſtreicht, ob es jetzt nicht bald genug ſei mit Schnee und Eis. — Und dieſer Flor, dieſer Duft wechſelt bei gnädigem Frühjahr von Tag zu Tag aus leichtem Grau ins Bräunliche, dann in Dunkelviolet, das täglich maſſiger wird und zuletzt einen ſanften, Anfangs unbeſtimmten grünen Schimmer zeigt. Bis hierhin reichen die erſten ſchüchternen Verſuche der kindlichen Blätter; haben ſie das erſt glücklich überwunden, dann können ſie ſich vor Freude nicht mehr halten, reißen gewaltſam die Knospen aus einander und purzeln ſo vergnügt heraus, daß man oft, namentlich nach einem warmen Regen, in der That glauben möchte, man könne ein fröhliches Juchhei hören.

Der Baron von Breda hatte ſchon oft hier auf dieſem Platze den Winter ſchwinden, den Frühling kommen ſehen. Und jedes Mal hatte er mit der ganzen Natur ſo gern das behagliche Gefühl getheilt, welches durch alles, was da lebt und webt, hindurch zu ſtrömen ſcheint. Heute dagegen war es ihm zu Muth, als ſollte der Herbſt kommen, und das rührte wohl daher, weil er ſich gern eines Tages des letztvergangenen prachtvollen Herbſtes erinnerte, wo er ſich auf derſelben Stelle befunden, wo die Sonne gerade ſo am Himmel geſtanden wie jetzt; wo ſie auch drüben ihre goldenen Lichter auf die mächtigen Stämme der Bäume gezeichnet, wo ſie das gelbe Laub am Boden erglühen ließ wie heute, wo ein ebenſo

leiſer Wind die vetrockneten Blätter vor ſich hinflattern ließ und mit den Gräſern ſpielte, deren glatte Fläche dann ſo eigenthümlich im Sonnenlichte glänzte. Ja, die ganze gelbgraue Färbung war an jenem Herbſttage geweſen wie heute, und doch hatte George von Breda damals, wenn auch ſinnend, doch freudig, faſt glücklich den langen Winter mit ſeinen Nebeln, ſeinem Schnee und Eis entgegengeſehen, während er heute, wo ſich Alles zu einem fröhlichen Erwachen anſchickte, tief betrübt und unglücklich dem kommenden Frühjahr entgegen ſah.

O, warum tragen wir in unſerem armen Herzen die Trauer überall hin und nehmen den Frieden von Wald und Thal durch unſere kleinen und großen Leiden!

Indem George von Breda langſam weiter ſchritt, ſann er darüber nach und ſuchte vergeblich zu ergründen, ob die Unterredung mit ſeiner Frau heute Morgen, Eugenie und den Baron Fremont betreffend, ſo ohne allen Grund aus deren Kopf entſprungen ſei, ob Fremont über dieſes Projekt noch gar nicht nachgedacht oder ob er durch ein Wort, einen Blick, den Frau von Breda aufgefaßt, dazu Veranlaſſung gegeben habe. Er hatte nichts bemerkt und ſagte ſich kopfſchüttelnd: Was mich beruhigt, iſt, daß Fremont ein vortrefflicher Rechner iſt und mir ſchon oft geſagt hat, es würde für ihn nicht angehen, eine Frau ohne Vermögen zu heirathen. — Spekulirt er vielleicht, weit vorausſehend, auf das Geld meiner Frau und denkt, ich würde den gutmüthigen Onkel machen und mich bei Lebzeiten ſchon beerben laſſen?.— Für Eugeniens Glück? — — Ah, das iſt ein Gedanke, der mich beim erſten Ergreifen toll machen könnte und doch wieder etwas Tröſtliches hat. — Ich habe von meiner Frau nie etwas erbeten, ſetzte er düſter nach-

ſinnend hinzu, aber wenn eine Heirath mit Fremont das Glück des Mädchens ausmachen könnte, da würde ich ſie auf meinen Knieen anflehen, als Mutter für ſie zu ſorgen. — Ja, wenn Eugenie Fremont liebte! — Bah, Unſinn! ſie kennt ihn nicht. — Das heißt, ſie ſah ihn oft genug, und wer vermag das Herz eines Mädchens zu ergründen! — Dieſer Fremont! weg, weg mit dieſen hölliſchen Gedanken! Denke ich ſo oder denke ich ſo, es iſt für mich Alles gleich entſetzlich. — Wohin ich blicke, finſtere Nacht.

Der Baron hatte bei dieſen Gedanken ſeine Hände erhoben und drückte ſie feſt an ſeine Schläfe, als er mit einem Male, obgleich durch den weichen Grasboden gedämpft, den Galoppſchlag der Hufe eines ihm entgegen kommenden Pferdes vernahm. Raſch blickte er auf und ſah in demſelben Augenblicke auch ſchon einen Reiter einige Schritte von ſich pariren und hörte eine luſtige Stimme, die ihm zurief:

„Da kann man Jemand ſehen, der ſeine Zeit nach allen Richtungen zu genießen verſteht. Es iſt bei Gott eine vortreffliche Idee, an dieſem herrlichen Tage im milden Sonnenſchein, nachdem man ſich müde geritten, zu Fuß zu gehen. Man kann immer von dir lernen.“

Es war Herr von Tondern, der alſo ſprach und dabei, ungenirt aus dem Sattel rückend, den rechten Steigbügel vom Fuße fallen ließ.

„Es wird Einem faſt zu warm,“ fuhr er fort, indem er ſeinen Hut abnahm; „wenn man ſcharf reitet, ſo ſpürt man wahrhaftig ſchon die Kraft der Sonne. — Aber wo willſt du hin? — doch ich brauche das eigentlich nicht zu fragen,“ meinte er lächelnd; „du biſt im Begriff, deiner liebenswürdigen Schwägerin einen Beſuch zu machen.“

George von Breda nahm ſich zuſammen, nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Um das zu wiſſen, brauchſt du allerdings nicht viel von deinem gewöhnlichen Scharfſinn aufzuwenden. Du ſiehſt mich in den Grenzen des Gutes; dort zwiſchen den Bäumen blickt das rothe Gebäude hervor.“

„Es iſt wahrhaftig ſchade,“ gab Tondern zur Antwort, „daß du nicht früher geritten biſt; wir hätten die kleine Tour zuſammen machen können.“

Er ſchlug dabei, außerordentlich gleichgültig ausſehend, mit der Reitpeitſche nach einem welken Blatte, das den Winter überdauert hatte und nun vor dem Hauche des Frühlings herabflatterte.

„Du warſt auch dort?“ fragte George von Breda.

„Ja, ich habe einen Beſuch gemacht,“ entgegnete Tondern, „was ich leider nur in großen Zwiſchenräumen thue. Und ich ſage jedes Mal: leider! ſo oft ich von dort komme. Deine Schwägerin iſt und bleibt doch eine höchſt intereſſante, eine geiſtreiche Frau. Schade, daß ſie ſich von der Welt zurückzieht. Ich bitte, ihr zu bemerken,“ fuhr er luſtig fort, „daß ich mit Entzücken von ihr geſprochen. Es iſt das ein Freundſchaftsdienſt, den du mir erzeigen kannſt, und ſtehe ich zu allem Gleichen gern bereit.“

„Und wenn ich es thue, was kann es dir nützen?“ ſagte der Baron mit einem ernſten Blicke.

„Nützen? nützen?“ fuhr der Andere lachend fort. „Den Teufel! du kennſt meine Schwäche, guter George, mit der ganzen Welt auf gutem Fuße zu ſtehen. Und dann, Scherz bei Seite, ich verehre deine Schwägerin!“

„Seit wann?“ fragte der Baron von Breda ziemlich kurz, da ihn ein unangenehmes Gefühl bei der Begegnung Ton-

dern's, des vertrauten Freundes vom Baron Fremont, gerade auf dieſem Terrain überſchlichen.

„Seit wann? komiſche Frage! Haſt du je aus meinen Reden oder aus ſonſt etwas entnehmen können, daß ich Frau von Braachen nicht nach Verdienſt verehre? — Aber, Teufel! lieber George, du ſiehſt verdrießlich aus, du biſt ſchlechter Laune — was fehlt dir?"

„Mir? ganz und gar nichts," gab der Baron zur Antwort, indem er mit ſeinem gewöhnlichen, ruhigen Geſichtsausdruck den Andern feſt anſchaute. „Meine Laune bleibt ſich, Gott ſei Dank! immer gleich. Ich ſpazierte langſam dahin und dachte an Dies und Das."

Als er dies geſagt, ärgerte er ſich über ſich ſelbſt, weil ſeine Worte wie eine Entſchuldigung klangen, die er Tondern gegenüber am allerwenigſten nothwendig zu haben glaubte.

„Ja, nachdenkend warſt du," meinte Tondern; „ich ſah dich ſchon lange, ehe du mich bemerkteſt, du gingſt ſehr gebückt und berührteſt mit den Händen deine Stirn. Du haſt vielleicht Kopfweh?"

„Auch ein wenig. — Alſo ich finde meine Schwägerin zu Hauſe?" fragte er nach einer kleinen Pauſe.

Herr von Tondern hatte mit dem rechten Fuß nach ſeinem Steigbügel geangelt und antwortete, indem er ſich darauf wieder in den Sattel zurecht ſetzte: „Alles zu Hauſe; ich habe den alten Herrn mit einem Scherben glücklich gemacht, wodurch ich zweien Menſchen eine freilich ganz verſchiedene Emotion verurſacht, deinem Schwager, der ſich darüber gefreut, und unſerm unruhigen Legationsrath, der ſich ärgern wird, da ich ihm das Geſchirr entwendet. — Man muß ſich in der Welt zu helfen wiſſen," ſetzte er laut lachend hinzu.

„Jeder nach ſeinem Geſchmack," meinte George von Breda. — „Behüte dich Gott!"

Damit grüßte er mit der Hand und ſchritt neben ſeinem Pferde dem Hauſe zu.

Herr von Tondern blieb noch einen Augenblick halten, um dem Baron kopfſchüttelnd nachzuſchauen, dann galoppirte er davon, indem er zu ſich ſelber ſprach: Was Teufel iſt dem George in die Krone gefahren? Sollte Fremont ein verfluchter Kerl geweſen ſein, ſollte er vielleicht allzu bemerkbar gegen Eugenie den Niedlichen geſpielt haben? Es ſähe ſeiner Dummheit ähnlich. Und wenn dem ſo iſt, hat er vielleicht in aller Einfalt klug gehandelt. — Gott iſt zuweilen ſtark in den Schwachen.

Er ließ ſein Pferd ſo viel wie möglich ausgreifen, um den für ihn ſo langweiligen Waldweg recht bald hinter ſich zu haben.

Als George von Breda dem Hauſe näher kam, blieb er einen Augenblick ſtehen, wandte ſich um und dachte ſeinerſeits: Was hatte Tondern hier zu ſchaffen? Mir ſcheint es wahrhaftig, als wenn Julie nicht ohne Einwirkung von jener Heirath geſprochen. Sollte da nicht am Ende ein kleines Complot beſtehen? — Ah, wir wollen das bald erfahren.

Kurze Zeit darauf hatte er den Hof erreicht und fand François, der ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit eilfertig herbeigekommen war, um dem Baron das Pferd abzunehmen. Doch dankte ihm dieſer mit einer kurzen Handbewegung, und da er nicht Luſt hatte, den edlen Lord der Pflege des Italieners zu überlaſſen, ſo brachte er das Thier ſelbſt nach dem Stalle und ſorgte dort für daſſelbe, ehe er in das Haus eintrat.

Der Besuch war indessen schon von droben bemerkt worden, und Herr von Braachen bewillkommte seinen Schwager an der Hausthür.

Das Aeußere des alten Herrn war nach dem Winter gerade so, wie es vor demselben, als wir seine Bekanntschaft gemacht, gewesen war; nur schien sein ziemlich nachlässiger Anzug noch etwas mehr von der Farbe des Rostes angenommen zu haben, und sein Gesicht war fast noch grünspanartiger geworden; doch glänzten seine Augen in der bekannten Herzlichkeit und Güte. Er hatte sich gerade mit seinem roth carrirten baumwollenen Schnupftuche beschäftigt, das er nun eilig in eine der Taschen seines Rockes zurückbrachte, um beide Hände dem Gaste darreichen zu können.

„Freut mich außerordentlich, freut mich recht sehr, daß Sie wieder einmal kommen, nach uns zu sehen. Das soll aber kein Vorwurf sein, denn Sie waren vorige Woche noch hier, sondern ich will Ihnen damit nur anzeigen, wie angenehm für uns es immer ist, sobald Eins von euch kommt, vor allen Sie. — Was macht denn Eugenie?“ fragte er darauf mit großer Herzlichkeit, beantwortete sich aber gleich darauf diese Frage selbst, indem er hinzusetzte: „Sie wird vollkommen wohl sein; war sie es doch vorgestern, als sie mit Ihrer Frau da war. Nun, habt ihr noch nicht genug an dem Wildfang? Daß sie in dem Hause, wo sie ist, einen gehörigen Lärm macht“ — das sprach er fast traurig, obgleich er dabei lächelte — „weiß ich am besten; denn seit sie nicht mehr da ist, ist es bei uns sehr still geworden, feierlich wie in einer Kirche. — Das macht aber auch der Winter,“ meinte er gutmüthig; „jetzt wird es ja Frühjahr, da kommen mehr Leute zu Besuch, und dann singen die Vögel wieder, das belebt.“

Damit waren die Beiden durch das verfallene Haus die Treppe hinauf geſtiegen und hatten ſich dem Zimmer der Frau von Braachen genähert, die ihrem Schwager entgegen kam, ihm die Hand reichte und ebenfalls ihre Freude ausſprach, ihn zu ſehen.

Dem alten Herrn hatte der Baron auf ſeine Fragen und Reden nicht viele Antworten gegeben, höchſtens dazu mit dem Kopfe genickt, und erwartete derſelbe auch nicht viel Anderes; er liebte es, das, was er dachte, oft ohne gar zu viel Zuſammenhang, in Worten von ſich zu geben, und Eugenie hatte ihn in dieſer, einigermaßen üblen Gewohnheit noch beſtärkt, da ſie ſich in ihrer Liebe und Güte alle Mühe gab, die laut ausgeſprochenen Gedanken ihres Vaters durch ihre Bemerkungen im Zuſammenhange zu erhalten.

Alle Drei, der Baron, der alte Herr und Frau von Braachen, traten nun in das uns bekannte Zimmer mit dem einzigen großen Fenſter, welches auf die ſchöne Waldpartie und den ſtillen, dunklen See ging.

Sowohl im Zimmer ſelbſt, als draußen in der Landſchaft war Alles beinahe ebenſo, wie wir es damals geſehen: die entlaubten Bäume, heute im gleichen Lichte, mit denſelben phantaſtiſchen Zeichnungen auf ihren weißgefleckten Rinden, die gewundenen Fußpfade, ſich geheimnißvoll in dem Dickicht verlierend, der Nachen, unbeweglich an derſelben Stelle, ſich in dem klaren Waſſer ſpiegelnd, — nur Eines fehlte heute: ihr liebes Auge, ihre ſchöne Geſtalt, ihre helle, klare Stimme mit dem vergnügten Lachen, kurz, das Leben, welches ſie, wie der alte Herr ganz richtig ſagte, in das Haus zu bringen pflegte, wo ſie ſich befand. Es war allerdings ein wenig ſtill und feierlich in dem alten Gebäude.

Frau von Braachen ſetzte ſich vor ihren Kamin, und Baron Breda ließ ſich ihr gegenüber nieder. Sie ſah nicht ſo aus, wie das letzte Mal, wo er da geweſen; ihr Teint war noch durchſichtiger, der Blick müder und der krankhafte Reif um die Augen hatte ſich noch dunkler gefärbt; auch huſtete ſie leicht in das Sacktuch hinein.

George von Breda wandte ſeinen Kopf gegen den alten Herrn, der ſich im Hintergrunde des Zimmers befand, dort aufmerkſam etwas betrachtend, und ſagte: „Was machen die Sammlungen, Schwager? Haben Sie was neues Intereſſantes gefunden?“

„Bis heute nicht,“ gab dieſer zur Antwort. „Sie wiſſen ja, es geht mir wie den Kindern, Sommers ſuchen ſie Steine, aber wenn der Boden zugefroren iſt, müſſen ſie es bleiben laſſen; ich kann mit ihnen ſingen:

Winterzeit — harte Zeit,
Schnee, der liegt da weit und breit.

Aber heute,“ fuhr er triumphirend fort, „bin ich für langes Darben entſchädigt worden. Schauen Sie her.“

Er kam aus ſeinem Winkel hervor und hielt in der Hand einen kleinen irdenen Krug von äußerſt zierlicher Arbeit.

„Das iſt echt,“ ſagte er mit ſtrahlenden Blicken, „ein etruskiſches Gefäß, mit wunderbaren Verzierungen; Herr von Tondern hat es mir gebracht — ein charmanter, angenehmer Mann.“

Baron Breda ſchaute nicht ohne Abſicht fragend auf ſeine Schwägerin, die mit einem ſehr gleichgültigen Blicke bemerkte: „Tondern war vor wenigen Augenblicken hier; Sie

müſſen ihm ja begegnet ſein. Er hat das kleine Gefäß mitgebracht.“

„In der That etwas Koſtbares,“ ſagte der alte Herr mit beſtimmtem Tone, indem er ſeinen Schatz mit großer Aufmerkſamkeit in den Händen drehte und von allen Seiten betrachtete. „Aber das Merkwürdigſte und für mich Intereſſanteſte an der Sache iſt die ſeltſame Art und Weiſe, wie Herr von Tondern zu dieſer kleinen Vaſe gekommen.“

Der Baron, welcher die ſeltſame Art und Weiſe genau kannte, konnte ſich nicht enthalten, über die Worte ſeines Schwagers zu lächeln.

„Wiſſen Sie,“ fuhr dieſer fort, wobei er leicht mit dem gekrümmten Finger auf das Gefäß klopfte und ſich an dem Klange deſſelben erfreute, „wenn man das von Italien daher ſchickt, ſo hat es am Ende für uns kein übermäßig großes Intereſſe. Aber was glauben Sie wohl? — es iſt hier gefunden.“

„Hier gefunden?“ fragte Herr von Breda.

„Hier gefunden!“ wiederholte triumphirend der alte Mann. „Herr von Tondern hat mir das ausführlich erzählt; es war ein reiner Zufall, welcher ihm die kleine Vaſe in die Hände ſpielte. Er iſt nämlich den Weg durch den Wald hieher geritten; man kommt da bei einer Niederung vorbei, wo ich ſchon oft die untrüglichſten Spuren einer Römerſtraße geſehen. Da, in dieſer Niederung, befindet ſich eine Lehmgrube, wo gerade Arbeiter beſchäftigt waren, welche dieſes kleine Gefäß ausgruben im Augenblicke, als Herr von Tondern vorbei ritt. Iſt das nicht merkwürdig?“

„Höchſt merkwürdig!“

„Daher iſt mir die Vaſe auch von ſo großem Werth,

denn wo ſich das fand, da ſteckt noch viel mehr verborgen, und ich habe mir feſt vorgenommen, nächſtes Frühjahr, ſoweit meine Mittel reichen, dort Nachgrabungen anzuſtellen. Vielleicht ſtößt man auf eine römiſche Niederlaſſung, eine Villa, ein Bad oder etwas dergleichen. Denken Sie ſich nur, wenn ich das Glück hätte, etwas Ordentliches zu finden, einige Statuen, einen prachtvollen Moſaikboden oder ſo etwas."

Baron von Breda ſchüttelte mit dem Kopfe und antwortete, nicht ohne Beziehung, dem alten Herrn, wobei er aber Frau von Braachen von der Seite anblickte: „Nehmen Sie ſich vor dem Tondern in Acht, beſter Schwager, das iſt ein Schalk; wer weiß, ob das Gefäß echt iſt!"

„Was das anbelangt," verſetzte der alte Herr mit einem mitleidigen Lächeln, „ſo bin ich ſehr competent; es iſt echt, wie nur irgend etwas echt ſein kann."

„Zugegeben; aber ich glaube nimmermehr, daß Tondern es in der angegebenen Lehmgrube gefunden hat; der hat ſich einen Spaß machen wollen und Sie zu Nachgrabungen veranlaſſen, an einem Orte, wo Sie in Ihrem ganzen Leben nichts finden. Er hat nun einmal die üble Angewohnheit, überall ſeine Späße zu treiben und die Leute irre zu führen."

Die Dame des Hauſes erhob ihren Blick und ließ ihn eine Sekunde über das Geſicht des Barons ſchweifen; dann nahm ſie ihr Taſchentuch vor den Mund und huſtete leicht hinein.

George von Breda war die Unterhaltung über das kleine Gefäß recht willkommen geweſen; es gewährte ihm Zeit, ſich zu ſammeln, ſeine Emotion zu verbergen, ruhig zu ſcheinen und auch wirklich ruhiger zu ſein; er fühlte, daß das ſeiner Schwägerin gegenüber nothwendig war.

Der alte Herr hatte ſeine Vaſe hoch empor gehoben, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Daß die echt iſt, darauf will ich mein Leben laſſen. Was das Andere anbelangt, ſo kann es ſein, kann aber auch nicht ſein. — Ich glaubte,“ ſetzte er zögernd und mit einem faſt bittenden Blick auf ſeine Frau hinzu, „man ſollte im Frühjahr doch einmal in der Lehmgrube nachgraben laſſen.“

„Das würde ich auch thun,“ meinte dieſe in ſehr ruhigem Tone. „Vielleicht findeſt du doch etwas Intereſſantes.“

Auf das hin verließ der Hausherr, eine alte, ſehr unbekannte Melodie ſummend, das Zimmer, um ſeinen Schatz zu anderen ähnlichen Dingen zu bringen, worunter ſich aber ziemlich viele werthloſe Scherben befanden.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Eugeniens Mutter.

Frau von Braachen beugte ſich gegen das Kaminfeuer, um einen Holzklotz, der auf einer Seite verkohlt war, umzuwenden. Der Baron nahm ihr die Zange aus der Hand und brachte das Feuer wieder in Ordnung.

„Zu Hauſe ſteht wohl Alles gut?“ fragte ſie, nachdem ſie ſich in den Fauteuil zurückgelehnt hatte.

„Alles gut, — Eugenie iſt wohl.“

„Und Julie?“

„Befindet ſich ebenfalls vortrefflich; ſchreibt, lieſt viel —“

„Ja, ja,“ unterbrach ihn die Baronin, „iſt mit ihren Gedanken immer auswärts und kennt deßhalb Indien, oder was weiß ich ſonſt, beſſer als den Fleck Erde, auf dem ſie ſteht und geht.“

„Das würde Ihnen Julie nicht glauben, wenn Sie ihr das ſagten,“ meinte lächelnd Herr von Breda; „ſie behauptet, gerade mit Hülfe ihrer Bücher lerne ſie das Leben und Treiben,

das ſie umgibt, am beſten kennen; ſie ſagt, eine gute Lecture ſei wie ein richtig geſchliffenes Glas oder wie ein vortrefflicher Spiegel, der uns alle krummen Linien des wirklichen Lebens augenblicklich zeige."

„Mir ſind meine eigenen Augen lieber," ſagte die Dame. „Eugenie war mit meiner Schweſter vorgeſtern da."

„Ich weiß es. — Hatten ſie etwas Wichtiges?" fragte er nach einer Pauſe, während welcher er einen lauernden Blick auf das ſich vollkommen gleich bleibende Geſicht ſeines Gegenübers geworfen.

„Was uns ſehr wichtig iſt," entgegnete Frau von Braachen mit einem ganz kleinen Lächeln, „darüber zuckt ihr Männer häufig die Achſeln."

„Nicht immer; Sie kennen mich genug, um zu wiſſen, daß, was Ihnen, beſte Schwägerin, in Betreff Eugeniens wichtig erſcheint, mir nicht unwichtig ſein kann."

„Habe ich denn wirklich geſagt," gab Frau von Braachen nach einem kurzen Stillſchweigen zur Antwort, „daß wir etwas Wichtiges verhandelt?"

George von Breda fühlte wohl, daß er lange nicht ſo vollkommen Herr über ſich ſelbſt ſei wie ſonſt, ja, daß er ſehr unruhig ſei, daß ſein Herz, von einem heftigen Leiden bewegt, bald langſamer, bald ſchneller ſchlage; ja, er glaubte gewiß zu ſein, daß zuweilen eine flammende Röthe über ſein Geſicht fahre. Er holte hier und da mühſam Athem und preßte jetzt, ärgerlich über ſich ſelber, ſeine Lippen feſt auf einander, indem er dachte: Warum bin ich eigentlich heute hieher gegangen? In der friſchen, kalten Luft würde mir wohler ſein.

Durch dieſes Nachdenken, in welches er verſunken war,

hatte er die Frage der Baronin nicht beantwortet, was ſie als abſichtlich geſchehen anſah und vielleicht gerade deßhalb fortfuhr: „Uebrigens, beſter George, iſt es ja immer von größerer oder minderer Wichtigkeit, was eine Mutter ihrer Tochter zu ſagen hat, namentlich wenn ſie, wie ich, dieſe Tochter ſelten ſieht und in der Zwiſchenzeit Muße genug hat, über die Zukunft ihrer Tochter nachzudenken.“

Sie hatte das mit einem viel herzlicheren und wärmeren Tone geſagt, als alles, was ſie vorher geſprochen, und ſich dabei in ihrem Lehnſtuhl aufgerichtet, wobei ſie ihrem Schwager feſt, doch nicht unfreundlich in die Augen blickte.

„Daß Ihnen die Zukunft Eugeniens vor Allem wichtig iſt, begreife ich vollkommen, und iſt es ja bei mir gerade auch ſo der Fall.“

„Davon bin ich überzeugt,“ erwiderte Frau von Braachen mit weicher Stimme, „und deßhalb — — will ich etwas mit Ihnen ſprechen, George.“

Der Baron fühlte, wie ſich bei dieſen Worten ſein Herz krampfhaft zuſammenzog, wie all das Leid, mit dem er heute ſchon ſeit langen Stunden gekämpft, wieder mit erneuter Gewalt über ihn herzufallen drohte. Er beugte ſich zu dem Kaminfeuer hinab und machte ſich dort etwas ſehr Unnöthiges mit der Zange und dem Schüreiſen zu ſchaffen. — Ja, dachte er, Tendern war nicht ohne Abſicht hier. Die Sache iſt furchtbar gut eingefädelt, man hat mich umſtellt, man zwingt mich, ich brauche nur noch Ja zu ſagen. Und ſollte auch Eugenie darum wiſſen und mir verſchwiegen haben? — Entſetzlich, ah!

Er biß ſich die Lippen faſt blutig, und doch mußte das ſchmerzerfüllte Ah! ſeinem Gegenüber hörbar ſein, denn Frau

von Braachen ſagte plötzlich: „Sie haben ſich gebrannt, George?“ —

— „O nein, es iſt nichts,“ gab der Baron nach einer Pauſe zur Antwort. „Unbedeutend. — Sie wollten mit mir ſprechen? Laſſen Sie hören?“

Bei dieſen Worten lehnte er ſich in ſeinen Stuhl zurück, machte eine furchtbare Anſtrengung, ruhig zu ſcheinen, was ihm auch ziemlich gelang. Er ſchlug langſam ſeine Arme über einander.

„Sie wiſſen, George,“ ſagte Frau von Braachen mit einer leicht zitternden Stimme, „daß ich von jeher Ihre gute und treue Freundin war. Könnte es auch anders ſein nach den vielen Beweiſen von Herzlichkeit und Freundſchaft, die Sie uns gegeben, mir und meiner Schweſter, noch ehe wir Eine Familie bildeten? — Daß Sie mich,“ fuhr ſie mit einem trüben Lächeln fort, „für unzuverläſſig, vielleicht für leichtfertig hielten und deßhalb eine gewiſſe Scheu vor mir hatten, weiß ich wohl, kann es Ihnen auch nicht übel nehmen. Dagegen aber glauben Sie mir, George, — glauben Sie es mir um Gottes willen! — daß ich mich nie mehr zu einem Manne hingezogen fühlte als zu Ihnen. Ich, eine alte verlebte Frau,“ ſagte ſie achſelzuckend, „kann Ihnen ohne alle Nebenanſichten wohl etwas wiederholen, was Sie ja längſt ſchon wiſſen, und ich thue es nur aus dem Grunde, um Sie zu überzeugen, daß ich Sie immer noch herzlich verehre, daß ich wahr, offen und ehrlich für Sie denke, daß ich bei jedem Schritte, den ich thue, nur für Ihr Wohl beſorgt bin.“

„Das wollten Sie mir ſagen?“ fragte der Baron. „Ge-

wiß, daran habe ich nie gezweifelt; ich bin Ihnen dankbar dafür."

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe, indem ſie erwiderte: „Das war nur eine Einleitung."

„Ich dachte es mir," ſprach er kaum hörbar.

„Was ich Ihnen ſagen wollte," fuhr die Frau fort, „betrifft die Zukunft Eugeniens."

„Und dazu hielten Sie die Einleitung von eben für nöthig?"

„Ja, ich hielt ſie für nöthig," verſetzte ſie mit einem feſten Blicke.

„Aha. — So bitte ich, fahren Sie fort."

Die Dame that einen tiefen Athemzug, huſtete darauf leiſe in ihr Tuch und ſprach: „Eugenie iſt kein Kind mehr; ſie iſt in den Jahren, wo man an ihre Zukunft denken muß; und wenn ich mich dabei meiner ſchwachen Kräfte erinnere, ſo fühle ich wohl, daß es eben nur bei dem Denken bleiben wird."

Ein bitteres Lächeln flog bei dieſen Worten über ihre bleichen Züge.

„Ganz richtig," bemerkte der Baron, als ſie einen Augenblick ſchwieg; „und wo unſere Kräfte nicht ausreichen, beleben wir uns der Kraft unſerer Freunde. Ich hoffe, Sie rechnen mich dazu."

„Ja wohl; allein ich habe ſonſt keine Freunde."

— Die Baronin hatte nach dieſen Worten ihr Tuch leicht an den Mund gedrückt, ſich in den Stuhl zurückgelehnt, und es ſchien ihr ſchwer zu werden, das zu ſagen, was ſie ſagen wollte.

George von Breda hatte ſeine Arme, die er bisher auf

der Bruſt gekreuzt hatte, langſam niederſinken laſſen, ſeine Finger drückten die weiche Lehne des Fauteuils zuſammen, und es war ihm lieb, daß er das thun konnte, denn es beruhigte ihn, und er brauchte die Beruhigung, da er an dem Schlage ſeines Herzens fühlte, was die Frau ihm gegenüber im nächſten Augenblicke ſagen würde.

„Eugenie — ſollte ſich verheirathen.“ —

— „Allerdings, ſie ſollte ſich verheirathen,“ gab er mit leiſer Stimme zur Antwort. — „Ich finde das vollkommen richtig,“ hatte er die Kraft, mit einer außerordentlichen Ruhe hinzuzuſetzen; „aber —“

„Wo eine paſſende Partie für ſie finden, meinen Sie?“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Sprechen wir ehrlich und offen zuſammen,“ entgegnete der Baron nach einer längeren Pauſe. „Wir ſind ja alte gute Freunde,“ fügte er ſeltſam lächelnd hinzu. „Warum ſollten wir uns alſo falſch behandeln? — Die Partie wird ja bereits gefunden ſein.“

Seine Stimme zitterte hörbar, als er das ſagte, und zu gleicher Zeit fühlte er wohl, daß alles Blut aus ſeinem Kopfe zurück nach ſeinem Herzen ſtrömte.

Frau von Braachen legte, wie es ſchien, abſichtlich den Kopf in ihre rechte Hand und blickte vor ſich nieder, als ſie verſetzte: „Niemand kennt unſere Verhältniſſe beſſer als Sie, George. Sie wiſſen, daß ich nur durch die Hülfe meiner Schweſter eine etwas geſicherte Exiſtenz habe. Wenn ich Ihnen das ſo anſcheinend ruhig ſage, ſo wollte ich, ich könnte Sie dabei einen Blick in mein Herz thun laſſen und Ihnen zeigen, wie es zerriſſen iſt von gerechten Vorwürfen über mein vergangenes Leben. Doch was hülfe es, wenn ich verzweifeln

wollte? Was hinter uns liegt, bringt ja kein Schmerz, keine Reue mehr zurück. — Also genug davon, ich bin arm; Eugenie ist ein armes Mädchen, sie wird zufrieden sein, eine nur halbwegs erträgliche Existenz zu finden."

„Und ist Eugenie schuld daran," fragte Herr von Breda in kaltem, schneidendem Tone, „daß sie nun so in der Welt dasteht, um mit einer halbwegs erträglichen Existenz zufrieden sein zu müssen? Hat dieses arme Geschöpf nicht auch vielleicht ein klein wenig Recht, zu verlangen, daß man nicht nur für ihre Existenz sorge, sondern auch für ihr Glück? — Und kann es dieses herrliche Mädchen, kann es Eugenie, Ihre Eugenie, unsere Eugenie, mit ihrem warmen Herzen glücklich machen, wenn Sie, die Mutter, eine Partie für sie finden, die Ihnen annehmbar erscheint, da sie Ihrer Tochter eine halbwegs erträgliche Existenz sichert? — Sie sollten ja am besten wissen, welches Unglück es bringt, wenn man eine Verbindung eingeht, ohne daß das Herz zustimmt. Sie sollten das wissen!"

„Ja ich weiß es," entgegnete sie, und ihre Worte waren klanglos.

„Und obgleich Sie es wissen," fuhr er heftiger fort, „wollen Sie in Ihrer Tochter Ihr eigenes Leben und vielleicht noch schlimmer wiederholen?"

„Eugenie ist gut und fest."

„O, das ist sie! Bei Gott, das ist sie!" rief er fast leidenschaftlich aus. „Aber es gibt Herzen, die, was Festigkeit anbelangt, von sich glauben, daß sie zu den außerordentlichen gehören, und deren Stunde ebenfalls kommt, die doch in Verhältnisse gerathen können, in Lagen, wo ihr fester Charakter vor dem Hauch eines Mundes dahin

schmilzt, — wo ihr starkes Herz nachgeben oder brechen muß."

Er hatte zu viel gesagt, aber er konnte seine Worte nicht mehr zurück rufen. — —

„Ja, es gibt solche Herzen," versetzte die Baronin mit ruhiger, aber ebenso klangloser Stimme wie vorhin, „ja, es gibt dergleichen, George, welche nachgeben oder brechen müssen, welche die Liebe zu spät kennen lernten, und als sie sie erkannten, sich schaudernd in Ketten und Banden fühlten, an die sie früher nicht gedacht, deren Druck sie nicht empfunden."

Sprach die Frau ihm gegenüber, die Frau mit dem glühenden Herzen und dem oft so eiskalten Aeußeren, sprach sie mit Beziehung auf sich selbst oder vielleicht mit Beziehung auf ihn? Es überfuhr Herrn von Breda ein seltsamer Frost, als er das dachte, und er grub seine Finger in die Lehne des Fauteuils, er machte eine fast übermenschliche Anstrengung, um wieder etwas Ruhe zu gewinnen, nur ein wenig, um es möglich zu machen, ihr in das sehr bleiche Gesicht zu schauen und sie mit steckendem Athem zu fragen: „Wozu die Reflexionen, Henriette? Wozu das Hervorrufen von Gefühlen, die jedem, der sie begreift, schrecklich sein müssen? — Bah!" fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit einem erzwungenen und doch sehr trüben Lächeln fort, „lassen wir Phantasie und Gefühl aus dem Spiel; bleiben wir bei der Sache — bei dem Geschäft."

Frau von Braachen ließ den Kopf auf die Brust herabsinken und antwortete nicht.

Es folgte eine lange Pause, welche beide Theile dazu anwandten, sich möglichst wieder zu sammeln.

„Sie ſprachen vorhin," ſagte alsdann George von Breda, „von der Nothwendigkeit, für Eugenie eine Exiſtenz zu gründen; nun, ich meine doch, die hätte ſie vorderhand und vielleicht auch ziemlich angenehm und ſorgenfrei im Hauſe Ihrer Schweſter gefunden. Betrachten wir ferner Eugeniens Alter, ſo meine ich doch, es ſei durchaus nicht dringend, ſo mit großer Sorge an ihre — Verheirathung zu denken, beſonders nicht an eine Verheirathung, die ihr, wie Sie vorhin ſelbſt ſagten, nur eine halbwegs erträgliche Exiſtenz ſichert. Warum denn eine ſolche überſtürzte Heirath? Ich weiß wohl, man ſagt, es ſei das die Beſtimmung eines jeden Mädchens. — Nun ja, halten wir dieſe Beſtimmung meinetwegen im Auge. Warum aber — um im Geſchäftsſtyl fortzufahren," ſetzte er mit einem ſehr ernſten, faſt feindſeligen Blicke hinzu — „heute Zehn nehmen, wenn ich vielleicht morgen Hundert bekommen kann? Sie ſehen, Frau Schwägerin, auch ich verſtehe zu rechnen. Warum," fragte er heftiger, „einem jungen Mädchen, deſſen Herz noch an nichts dergleichen denkt, ſo früh, ſo ſehr früh die harmloſen Freuden der Jugend nehmen und ſie ihr ſchönes Daſein mit einem Leben vertauſchen laſſen, das uns oft neben wenig Freuden eine Menge von Täuſchungen bietet? Täuſchungen, die wir für Wirklichkeit halten, zu denen wir hoffend und freudig aufblicken, wie das Kind zur bunten Seifenblaſe, um uns, wenn eine in leeres Nichts zerſpringt, wieder vertrauensvoll einer anderen zuzuwenden, wobei aber unſer Herz vertrocknet und wir alt werden."

Der Baron ſagte dieſe Worte eben ſo ſehr, um die Mutter Eugeniens zu überzeugen, als auch, um ſich mehr und mehr zu ſammeln, während er alſo ſprach. Er hatte auch wirklich einen ziemlichen Theil ſeiner ſonſt ſo unverwüſtlichen

Ruhe wieder erlangt, als dieſelbe abermals durch die Entgegnung ſeiner Schwägerin gänzlich zerſprengt wurde.

„Wer zweifelt," ſagte ſie, „an der angenehmen Exiſtenz, die Eugenie in Ihrem Hauſe hat? Ich bin feſt überzeugt, ſie wird ſich dort in jeder Hinſicht wohl fühlen, nur zu wohl. Aber halten Sie es nicht für billig, daß man ſich auch nach ihren Anſichten erkundigt? Wiſſen Sie denn, George, ob ſie den Plan einer Verheirathung ſo weit von ſich werfen wird?"

„Ja, das iſt — etwas Anderes," brachte George von Breda nach einem tiefen Athemzuge mühſam hervor. „Daran habe ich freilich nicht gedacht. Ah! Baronin, Sie manövriren klug mit mir, Sie führen Ihre beſten Truppen zuletzt ins Feld, um mich vollkommen aufs Haupt zu ſchlagen."

Dabei biß er die Zähne krampfhaft auf einander und ſprang ſo heftig von ſeinem Sitze in die Höhe, daß der leichte Fauteuil hinter ihm eine Strecke zurück rollte.

Frau von Braachen blickte empor, und da ſich bei der heftigen Bewegung ihres Schwagers keine allzugroße Ueberraſchung auf ihrem Geſichte malte, vielmehr ſich dort Schmerz und Kummer zeigte, ſo konnte man annehmen, ſie habe wohl gewußt, daß der letzte Streich, den ſie geführt, ihn ſo heftig treffen müſſe. Sie huſtete leicht in ihr Tuch und ſagte nach einer Pauſe: „Es iſt das nur eine Vorausſetzung, George, aber —"

„Aber — aber," entgegnete er in leidenſchaftlichem Tone, „es iſt das eine Sache, die vielleicht heute noch eine Phantaſie, Sie und Julie aber morgen, übermorgen zur Wahrheit machen werden. O, es iſt nicht ſo ſchwer, das Herz eines armen Mädchens, das — ja, in gewiſſer Beziehung allein in

der Welt zu stehen glaubt, wenn auch nicht umzustimmen, doch für etwas zu gewinnen. Man muß das nur klug und umsichtig und mit einer gewissen Feinheit anfangen; und darin sind Sie Meisterin, Henriette. — Sagen Sie mir um Gottes willen," fuhr er heftiger fort, indem er seine Hände über einander schlug und seine Schwägerin mit einem flammenden Blicke ansah, „glauben Sie denn in der That, daß es möglich sein wird, Eugenie dahin zu bringen, daß sie diesen Fremont liebt? — Nie, nie, nie, nie!"

„Ich sprach den Namen nicht aus," sagte die Frau vom Hause; „jetzt aber, da Sie ihn genannt, muß ich Ihnen gestehen, daß ich eine Verbindung meiner Tochter mit Baron Fremont für ein Glück halten würde."

Sie sagte das in sehr kaltem und ruhigem Tone, doch zitterte dabei ihre Stimme, obgleich fast unmerklich.

„Ja, für ein Glück für uns, für das Mädchen, — — für Sie, George."

Die letzten Worte, welche die Dame sprach, trafen den Baron mit furchtbarer Gewalt; er starrte sie einen Moment mit weit aufgerissenen Augen an, dann wandte er sich mit einem Male um, trat hastig ans Fenster, lehnte den Arm auf eine der Kreuzstangen desselben, drückte den Kopf gegen die kalten Scheiben und blickte, von entsetzlichen Empfindungen zerrissen, auf die stille Landschaft hinaus, auf den dunklen, unbeweglichen See.

Schon war die Sonne tief hinab gesunken, und wie sie sich dem Horizonte zuneigte, hatten ihre Strahlen scheinbar an Kraft zugenommen. Das am Mittag so hell glänzende Licht war tiefer gefärbt, goldig, glühend; ja, die leuchtende Kugel, die man jetzt von dem Fenster aus in weiter Ferne

zwiſchen den Bäumen hervorblitzen ſah, erſchien wie eine tiefrothe Flamme; das liebe, glühende Weltauge blitzte noch einmal mit verdoppelter Herrlichkeit und Kraft über die Erde dahin, ehe es für heute verſchwand, um der kalten, dunkeln Nacht Platz zu machen.

In dieſen Ausdruck innigſter Zärtlichkeit miſchte ſich etwas wie Trauer, wie Wehmuth des Abſchiedes. Und das ſchien auch die ganze Landſchaft zu empfinden, denn es war, als beeiferte ſich jeder Baum, jeder Strauch, das ſtille Waſſer des See's, — nicht zu vergeſſen ein menſchliches Augenpaar, in dem Thränen funkelten, — ſich dieſem letzten, glühenden Blicke noch einmal zuzuwenden, den letzten Kuß der untergehenden Sonne zu empfangen.

Und ſo glänzte es denn ringsum wie Gold und wieder Gold; es funkelten die Zweige; es war der Boden mit einem prachtvollen Schimmer bedeckt; das Waſſer des See's ſchien röthlich angeſtrahlt, und an den Wänden des vor wenigen Augenblicken noch ziemlich dunkeln Gemaches, auf den Zügen eines ſo ergreifend düſteren Geſichtes ſtieg es mit einem Male auf, leuchtend und ſtrahlend wie eine neue Morgenröthe. — Und doch wollte es Abend werden. Nicht nur draußen in der Natur, nicht nur in dem Zimmer des ſtillen Hauſes, ſondern auch in dem Herzen des Mannes, der am Fenſter lehnte und ſtill und gedankenvoll in die ruhige Landſchaft hinausblickte. —

Aber ſie that ihm wohl, dieſe Ruhe, ſie erweichte ſein hartes, trotziges Herz, ſie überzog es mit tiefer Wehmuth; ſie ließ ihn denken, daß, wenn es auch jetzt Abend werde und dem ſtrahlenden Tage eine kalte, dunkle Nacht folge, auch dieſe ja ihre ſtillen, geheimnißvollen Sternbilder habe, die mit ihrem

ſanften Lichte ſo geeignet ſind, das Toben in der Menſchenbruſt zu beruhigen. Und dann — glänzte ihm aus dem goldenen Strahl da unten auch wieder etwas wie Hoffnung entgegen, daß der Nacht abermals ein Tag folgen würde, wenn auch nicht ſo heiter und glückſelig wie der letztvergangene, aber doch wieder mit neuem Lichte, bekannte Gegenſtände erhellend und mitleidig erzählend von geſtern, daß es nicht ſo habe ſein können und daß man eigentlich froh ſein müſſe, wenn die Nacht erſcheine, um mit ihrem dunkeln, Alles ausgleichenden Schleier unter lieblichen Träumen ein allmäliges Vergeſſen zu bringen.

Das alles dachte George von Breda, als er an dem Fenſter lehnte und ſeine brennende Stirn gegen die kühlenden Scheiben drückte. — Er fühlte, wie ſich eine Hand ſanft auf ſeine Schulter legte, wandte aber deßhalb den Blick nicht ins Zimmer zurück; er vernahm eine leiſe Stimme, welche zu ihm ſprach, aber ſein Kopf blieb an dem Fenſter lehnen.

„George,“ ſagte Frau von Braachen, die an ſeine Seite getreten war, „es iſt ſchon eine Reihe von Jahren, daß Sie in unſer Haus kommen; damals ein wilder, glänzender Offizier, hielten Sie es für überflüſſig, ſich das Thor öffnen zu laſſen, Sie ſetzten lachend über die Barriere hinweg und erſchreckten mich ein wenig, mich, die ich damals mit der kleinen Eugenie vor der Thür ſaß, die freudig in ihre Händchen ſchlug über den kecken Reiter, welcher, nachdem er abgeſtiegen war, mit einem Male ſanft und freundlich wurde wie das Kind ſelber, und dann mit ihm ſpielte, fröhlich und unverdroſſen alle ſeine kindiſchen Launen ertragend, der ſich ſo in Kurzem die Gunſt des ziemlich verlaſſenen Mädchens errang, der der Abgott des zuweilen recht wilden Kindes wurde.“

Er machte eine kleine Bewegung, blickte aber nicht um.

„Wir ſprachen damals viel von Ihnen," fuhr die Frau mit noch leiſerer Stimme fort, „das Kind und — ich, ſehr viel, ſehr viel. Es war uns ein Feſttag, wenn Sie kamen, und ſo ging das fort, mehrere Jahre lang. — Da fingen Sie an, wie ein treuer Freund ſich um die traurigen Angelegenheiten unſeres Hauſes zu bekümmern; Sie gaben mir gute Rathſchläge, Sie halfen meiner Schweſter ihre Sachen ordnen, Sie arbeiteten für uns ebenſo unverdroſſen, ebenſo liebreich in ernſten Stunden, wie Sie ſich in anderen mit Eugeniens beſchäftigten. — Hätten Sie das nicht gethan, George, es wäre vielleicht beſſer geweſen. — Aber ich ſah es gern, es freute mich, wenn ich Sie ſo ſah, jetzt unermüdlich mit dem Kinde ſpielend, jetzt ihm ſeine kleinen Unarten verweiſend; hörte ſie doch auf Niemand ſo wie auf Sie, und wenn ich ihr oft ſagte: es freut mich, Eugenie, daß du das und das nicht mehr thuſt, ſo antwortete ſie mit leuchtenden Blicken: George hat es mir ja verboten; jetzt thu' ich es gewiß nicht mehr."

Ein tiefer Seufzer, der ſich ſeiner Bruſt entrang, war das einzige Zeichen, daß er ihre Worte vernahm, daß er ſie tief fühlte.

„Ich möchte Ihnen noch mehr ſagen, George," fuhr Frau von Braachen nach einer längeren Pauſe fort, „aber ich wage es kaum. Und doch, warum ſollte ich nicht ehrlich gegen Sie ſein? — Da kam die Zeit, wo durch Ihre Hülfe unſere Angelegenheiten geordnet waren; Sie hatten ſich an uns gewöhnt, Sie ſchätzten meine Schweſter, Sie betrachteten unſer Haus als das Ihrige, es war Ihnen nicht unangenehm, in eine nähere Verbindung mit uns zu treten. — Als ich das erſte

Mal davon vernahm, war die Sache ſo gut wie abgemacht; Julie war zufrieden. Ich, George — ja, warum ſollte ich es verſchweigen? — ich bebte, als ich die Nachricht erfuhr, mich bewegten Kummer und Schrecken. Dabei brauche ich Ihnen wohl nicht zu wiederholen," ſetzte ſie mit ſtärkerem Tone hinzu, „wie ich Sie ſchätzte, wie ich Sie verehrte. — Aber — ich hatte alles das mit anderen Augen angeſehen. — Ich hatte Unrecht, das weiß ich jetzt ganz genau; aber es war doch ſo. — Ich habe mich nicht leicht über irgend etwas in der Welt getäuſcht. Da aber habe ich mich getäuſcht, o, entſetzlich getäuſcht! — Julie," ſprach ſie kaum hörbar, „hätte nicht heirathen ſollen. Warum auch? Sie iſt ziemlich älter als Sie, ſie lebt für ihre Papiere, ihre Bücher. Das hätte ſie alles noch mit viel größerer Ruhe gekonnt."

Der Baron wehrte mit der Hand von ſich, als wollte er nichts mehr hören.

„Damals," fuhr Frau von Braachen fort, ſprach aber ſo leiſe, daß es wie ein kaum hörbares Flüſtern klang, und es erſchien, als rede ſie zu ſich ſelber, „damals war Eugenie ſchon vierzehn Jahre. Sie vielleicht dreißig."

„Henriette!" rief der Baron mit lautem, ſchneidendem Tone, „halten Sie ein mit Ihrem entſetzlichen Reden! Halten Sie um Gottes willen ein! ich könnte wahnſinnig werden! Wenn Sie denn — ins Teufels Namen! — die entſetzliche Wunde in meinem Herzen ſehen, warum wühlen Sie mit ſo grauſamer Luſt darin herum?"

„Man ſchneidet zuweilen tief, wenn man heilen will," ſagte ſie in ruhigem Tone.

„Mich heilen?" rief er mit wildem Lachen; „mich wollen Sie heilen? O, Sie überaus kluger und verſtändiger Arzt!

Sie wußten, daß ich mir ſelbſt Jahre lang das Gift tropfenweiſe einflößte, Sie ſahen, wie es ſich meinem ganzen Körper mittheilte. Sie fühlen wohl, Henriette, wie ich davon ergriffen bin, unrettbar ergriffen — und Sie wollen mich mit Worten heilen!"

„Mit Wort und That," ſagte ſie in entſchloſſenem Tone, und dabei ließ ſie langſam ihre Rechte von ſeiner Schulter herabſinken und faßte ſeine Hand, die ſie lange und herzlich drückte. „Ja, George, mit einer raſchen That. Und deßhalb muß Eugenie, und muß — dieſen Fremont heirathen."

Er wollte ſeine Hand gewaltſam losreißen, ſich gegen die Baronin wenden, doch hielt ihn die ſchwache Frau kräftiger, als man es von ihr hätte glauben ſollen.

„Ach," rief er aus, „Sie ſind ein kaltes, hartherziges Weib! Es iſt bei Gott gefährlich, wenn man mit Ihnen zu thun hat!"

Dabei knirſchte er wild mit den Zähnen.

Frau von Braachen trat einen Schritt zurück, ließ ſeinen Arm los und faltete ihre Hände. Ihr Blick war unendlich kummervoll, als ſie zur Antwort gab: „Ich bin nicht kalt, noch hartherzig, George. — Sie ſagen das, weil ich Eugenie aus Ihrem Hauſe fortnehmen will. Iſt ſie denn mit meinem Willen dorthin gegangen? Habe ich ſie freiwillig ziehen laſſen? — Nein, nein, tauſend Mal nein! Ich war klüger als Sie, George, ich ſah heller; ich wußte wohl, daß es ſo kommen mußte; Sie hatten freilich keine Ahnung davon."

„Wovon? beim allmächtigen Gott, Henriette?" rief er außer ſich.

„... Daß Sie damals ſchon das arme Mädchen liebten,

ohne es ſelbſt zu wiſſen. Aber ich, George, ſah das ganz deutlich. Und deßhalb wollte ich ſie nicht von mir laſſen; deßhalb ließ ich mich ſchon damals von Ihnen hartherzig und egoiſtiſch nennen. — O, wenn ich Beides doch damals mehr geweſen wäre!“

Das rief ſie mit ſchmerzvollen Tönen und preßte beide Hände vor das Geſicht.

Es dauerte einige Sekunden, ehe ſich die Baronin wieder ſo weit gefaßt, um ſich aufs Neue an George von Breda zu wenden, der abermals am Fenſter lehnte und wieder in die dunkler werdende Gegend hinausblickte. Drüben zwiſchen den Bäumen ſah man noch einen einzigen leuchtenden Streifen, der keine Wirkung mehr auf die Farbe der Landſchaft ausübte. Dieſe war kalt und grau geworden.

Die Dame ließ ihre Hände von dem Geſichte herabſinken, und man ſah auf ihren bleichen, eingefallenen Zügen deutliche Thränenſpuren. Frau von Braachen hatte wohl viel Unglück, viel Jammer erlebt, aber ſie hatte äußerſt ſelten geweint.

„. . . Das Unglück iſt noch größer, als wir Beide es wiſſen wollen, — der Abgrund, an dem Sie, George, und das arme Mädchen auf ſchlüpfrigem Wege wandeln, tiefer und gefährlicher, als Sie glauben.“

Der Baron hatte ſich mit einem heftigen Ruck aufgerichtet und ſtarrte ſie dann mit blitzenden Augen an, wobei der Ausdruck eines jähen Schreckens über ſeine Züge flog, und er ſich raſch nach dem Innern des Zimmers wandte.

„Denn auch Eugenie —!“ rief ſie ſchmerzlich aus.

Doch ließ George von Breda ſie ihren Satz nicht beendigen; er ſtürzte zur Thür hin, riß ſie auf und eilte die

Treppen hinab nach dem unteren Vestibül, wo er, statt ins Freie zu gehen, tief athmend stehen blieb, denn er wollte den Leuten des Hauses seine Emotion nicht zeigen, und sah noch zur rechten Zeit, daß François, der Kammerdiener, mit seinem glatten Lächeln im Gesicht an der Hausthür lehnte und jetzt auffallend ehrerbietig zurücktrat, als er Jemand kommen sah, den er an der hohen Gestalt wohl für den Baron von Breda erkannte. Glücklicherweise war es in dem Vestibül so dunkel, daß man keine Gesichtszüge mehr unterscheiden konnte.

„Der gnädige Herr befehlen Ihr Pferd?“ sagte der Italiener ehrerbietiger, als man es sonst an ihm gewohnt war. „Darf ich nach dem Stalle gehen, es zu holen?“

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte George von Breda, der sich gewaltsam gefaßt; „ich will das selbst besorgen. Wenn Sie mir aber droben Hut und Reitpeitsche holen wollen, die ich vergaß, wird es mir angenehm sein.“

François flog nach einer tiefen Verbeugung die Treppen hinan, holte das Verlangte und erschien gerade vor der Stallthür, als Herr von Breda die Zügel Lords, der in die kalte Abendluft hinaus wieherte, ordnete, um aufzusteigen.

Der alte Herr droben trat wenige Augenblicke nachher in das Zimmer der Baronin und traf sie vor dem Kamine sitzend. Sie hatte den Kopf tief auf die Brust herabgesenkt und hielt ihre Hände gefaltet.

„Ist George schon fort?“ fragte er.

Sie erhob ihren Kopf und ließ ihn langsam wieder sinken.

„Das ist schade,“ fuhr der alte Herr heiter fort, „denn ich versichere dich, Henriette, er hat dem guten Tondern Unrecht gethan. Als ich die kleine Vase sorgfältig untersucht und geputzt, fand ich im Innern ein Klümpchen Masse, das

unzweifelhaft Lehm aus unſerer Gegend iſt.“ Er trat ans Fenſter und ſchaute in den Abend hinaus. „Mich freut das außerordentlich,“ meinte er händereibend, „da will ich, ſobald es die Witterung erlaubt, in der Lehmgrube ſorgfältig nachgraben laſſen. — Es wird dir auch Vergnügen machen, nicht wahr, liebe Henriette?“

„O ja,“ gab dieſe zur Antwort; aber es klang wie ein tiefer Seufzer.

„Dann kommt auch Eugenie häufiger hieher,“ ſprach er vergnügt, „und das iſt mir ſehr lieb, denn Niemand kann die Sachen, die wir finden werden, ſo aufſtellen wie ſie.“

Hierauf lehnte er ſich an dieſelbe Scheibe, vor welcher auch George von Breda wenige Augenblicke vorher geſtanden, und indem er an eine Menge koſtbarer Krüge dachte, die er zuverſichtlich finden, ſowie an ſeine geliebte Tochter, die ihm beim Aufſtellen und Putzen helfen würde, ſang er mit leiſer, zitternder Stimme:

Où peut-on être mieux
Qu'en sein de sa famille!

George von Breda jagte in den dunkeln Abend hinaus über den weiten Raſenplatz vor dem Hauſe, bei den weißen Göttern und Thiergeſtalten vorbei, die ihn ſo geheimnißvoll anzublicken ſchienen. Sein Pferd ſprengte über die kleine Brücke bei der Bank an den Steinpfeilern vorüber, in immer tollerem Laufe. Er dachte nicht daran, die Zügel anzuziehen; er ſah auch nicht die herabgeſtürzten Figuren rechts und links, und bemerkte nicht die Brücke, nicht den Steinpfeiler, an welchen er vor ein paar Stunden ſein Haupt gelehnt, nicht die Raſenbank, wo ſie ſo oft geſeſſen. Sein ganzes Denken und Fühlen war durch zwei Worte ausgefüllt, die er oft halblaut vor ſich

hinſprach, und, wenn er ſie dann ſelbſt vernahm, davor ſchauderte und die Hand auf das wild klopfende Herz drückte.

Er bog, ohne es zu wiſſen, in den Waldweg ein, er ließ die zerſtörten Ruheplätze hinter ſich — er dachte nur an die beiden Worte, und wenn er zuweilen an den Himmel empor blickte, auf deſſen dunkler Fläche Tauſende von Sternen hervorſprangen, immer andere, immer neue, ſo war es ihm, als zeigten ihm all die leuchtenden Punkte in Flammenſchrift die beiden Worte. — Er verließ den Waldweg, erreichte die Höhe der Chauſſee; da lag die Stadt vor ihm, mit einem ſilbernen Schleier bedeckt, auf dem ſich leuchtende Stickerei — die Lichter an den Häuſern und auf der Straße — zeigte.

Lord drängte heftig nach Hauſe, und ſein Herr ließ ihn gewähren; dachte er doch nur an die beiden Worte. — Roß und Reiter erreichten den Hof; jetzt ſah der Letztere das Gewächshaus matt erhellt von dem Lichterſchein, der aus dem Eßzimmer hervordrang.

Der Baron ſtieg langſam vom Pferde, warf dem kleinen Groom die Zügel zu und ſchritt, ohne den Wintergarten zu berühren, nach dem Haupteingange des Hauſes, gebückt, tief nachſinnend, ſchmerzlich bewegt und doch mit klopfendem Herzen.

— Auch Eugenie! —

Wenige Augenblicke darauf meldete der Kammerdiener der Frau von Breda, der gnädige Herr ſei mit heftigem Kopfweh nach Hauſe gekommen und laſſe ſich beim Diner entſchuldigen; es ſei aber durchaus nichts Schlimmes, er bedürfe nur etwas Stille und Ruhe.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Kirche und Wirthshaus.

Für uns gibt es Sonntag-Nachmittage, die wirklich etwas sehr Langweiliges, ja, Trauriges haben. Worin das liegt, können wir nicht genau sagen; machen es die geschlossenen Läden und in Folge hiervon die Ruhe und Stille auf den Straßen; machen es die Schaaren geputzter Leute, die mit allen Fortbewegungsmitteln — auf ihren eigenen Füßen, zu Wagen, per Eisenbahn, eben diese Straßen so eilig zu verlassen trachten, als müsse ihnen irgendwo ein Unglück passiren, wenn sie dablieben; kommt es, weil in diesen Stunden nirgendwo Musik und Gesang erschallt, so daß selbst die unermüdliche Klavierspielerin uns gegenüber keinen Ton hören läßt und wir in diesen Feierstunden nichts von dem eben erwähnten vernehmen, als vielleicht vom Hinterhause her einzelne quiekende Töne einer Flöte, was um so weniger zu unserer Erheiterung beiträgt, als wir uns wider Willen bemühen müssen, diese einzelnen Töne an einander zu reihen,

um ſchaudernd zu erfahren, daß der junge Menſch da im Hinterhauſe — wir kennen ihn wohl, er hat flachsblonde Haare, eine rothe Naſe, nicht vom Trinken, ſondern von einem hartnäckigen Stockſchnupfen, und ſeine zehn bläulichen, dick aufgelaufenen Finger ſind eben ſo viele Exemplare von Froſtbeulen — die Melodie ſpielt:

Mich fliehen alle Freuden.

Ja, und wir glauben, dieſe Melodie kommt aus ſeines Herzens tiefunterſtem Grunde; zweimal in die Kirche gehen an einem Sonntag und Abends noch eine Betſtunde beſuchen, das iſt zu viel für einen jungen Menſchen, der ſich die ganze Woche auf den Sonntag gefreut, für ein Gemüth, dem die Verführung ſchon nahe trat, indem ſie ihm zuflüſterte von harmloſen Spaziergängen zur Zeit der Betſtunde! — Ihn fliehen alle Freuden; er hat ſich in das kalte Magazin zurückgezogen, wo ihn der Prinzipal, der über der Straße wohnt, nicht hören kann, unter der Angabe, ſein Herz an dem Aeußeren ſüßer Zucker- und Roſinenfäſſer ſowie träumeriſcher Kaffeeſäcke zu erfreuen.

Wir finden den Sonntag-Nachmittag vielleicht langweilig, weil wir ſehen, wie er ſo wahrhaft auffällig gefeiert wird, weil wir ſo manchem unterdrückten Gähnen begegnen, während der Mund ſpricht: Ach, wie ſind dieſe Feierſtunden ſo köſtlich! Wir finden ihn langweilig, weil man ſich bemüht, ſelbſt die unſchuldigen Freuden der anderen Tage aus ihm zu verbannen, und weil es Leute gibt, die ſich ein Vergnügen daraus machen, an dieſem Tage alle die freundlichen Blüthen niederzutreten, die ſonſt unſer Leben ſchmücken; weil man will, daß der Sonntag nicht mehr ſein ſoll ein Feiertag,

an dem wir uns freuen dürfen, wenn wir ſechs Tage ehrlich und rechtſchaffen gearbeitet, ſondern ein Trauertag, an dem wir in uns gehen und mit Schrecken all der Sünden gedenken ſollen, deren wir uns in der ganzen Woche ſchuldig gemacht.

„Ja, ſo ein Sonntag-Nachmittag iſt unſinnig langweilig," ſagte auch der Jäger Brenner, der in ſehr aufrechter Haltung und ſtattlich angethan mit ſeinem dunkelgrünen Jagdrocke an der Seite eines viel kleineren Mannes durch die Straßen ſchritt. „Wahrhaftig, über alle Maßen langweilig, und nicht nur hier in der Stadt, ſondern auch draußen auf dem Lande hat der Tag für unſer einen etwas Melancholiſches. Wenn ich ſonſt durch den Wald gehe, da iſt doch die Stille, die mich traurig machen kann, zuweilen von irgend etwas unterbrochen; ich höre das Knarren eines Holzwagens, das Knallen der Peitſche, auch zuweilen einen Schuß — bumms dich! und das finde ich angenehm und behaglich."

Der kleine Mann, der neben dem Jäger fortſchritt, hatte ein einigermaßen eingefallenes Geſicht, eine ſehr lange und ſpitze Naſe, und trug den Kopf gebückt, wobei er aber nicht unterließ, mit ſeinen lebhaften Augen ſcharf nach den ihm Begegnenden zu blinzeln, worauf er ſich zuweilen veranlaßt ſah, ſein Haupt noch tiefer herab zu neigen oder ganz auf die Seite zu wenden. Auch eilte er raſcher und unaufhaltſamer vorwärts als der Jäger trotz ſeiner viel längeren Beine, der hier und da ſtehen blieb, ein Haus betrachtete und alsdann verdrießlich murmelte:

„Auch wieder geſchloſſen! Ja, das muß wahr ſein, ſie gönnen einem Chriſtenmenſchen, der doch ſeine Pflicht gethan hat, auch nicht das geringſte Vergnügen. Aber Ihr,

Schwörer, ſcheint Euch wahrhaftig darüber zu freuen, daß ſämmtliche Wirthshäuſer verſchloſſen ſind, und Ihr thut daran ſehr unrecht, denn ich habe meinen Theil des Contraktes mit beſtem Willen erfüllt und auch mit redlichem Herzen, und es iſt Eure Schuldigkeit, das nun Eurerſeits auch zu thun."

„Es ſollte mich freuen, wenn Ihr die Wahrheit ſprächet, Herr Brenner, und Ihr in der That mit beſtem Willen und mit redlichem Herzen mich in die Kirche begleitet hättet."

„Darauf könnte ich ſchwören," entgegnete der Jäger in beſtimmtem Tone; „und es hat mir wohl gethan."

„Nun, das freut mich," ſagte Meiſter Schwörer, wobei er den Kopf etwas ſchief auf die Seite neigte, um auf dem Geſichte des neben ihm Gehenden zu leſen, ob dieſer wohl die Wahrheit ſpreche.

Und in der That waren die Züge des Jägers offen wie immer und ohne eine Spur von Ironie.

„Doch habt Ihr den Vertrag nicht ganz richtig eingehalten," ſagte der Schneidermeiſter mit einem feinen Lächeln.

„Wie ſo?"

„Nun, Ihr ſolltet mich begleiten, und ich habe Euch begleitet."

„Ah ſo!" lachte der Jäger. — „Ja, in die Kirche, die Ihr vorgeſchlagen, dahin gehe ich nicht. Was T——." Zum Troſte des Schneidermeiſters verſchluckte er das Wort noch zur rechten Zeit. „Könnt Ihr mir zumuthen, eine Predigt anzuhören, wo ich, ſtatt gute Lehren zu vernehmen, von A bis Z mit Grobheiten bedient werde, von denen ich mir an anderem Orte nicht den hundertſten Theil ruhig gefallen

ließe? Ich weiß wohl, daß ich kein Lamm bin und meine tüchtigen Fehler habe, will auch verſuchen, mich zu beſſern; aber ſo läßt man ſich das doch nicht ins Geſicht werfen. Einmal war ich eine Viertelſtunde lang da und hatte mehr als genug. Was habe ich da alles hören müſſen!“

Meiſter Schwörer ſchaute erſtaunt in die Höhe.

„Wenn Ihr wirklich,“ fuhr der Jäger erboßt fort, „Eure Sünden auf dem Gewiſſen habt — es iſt ja wohl Niemand rein davon — nützt es Euch da etwas, wenn Ihr nun ſtill halten müßt und Euch ſagen laſſen, daß Ihr das niederträchtigſte und ſchlechteſte Geſchöpf ſeid, das da auf Erden kriecht und fliegt? Daß ein Affe nicht ſo boshaft iſt, ein Eſel nicht ſo faul, ein Ochs nicht ſo dumm und ein Bock nicht ſo unanſtändig? Ja, das ſagen ſie Euch; aber, wohlgemerkt, ohne Einem Troſt dabei zu geben. Wenn ich einen Jägerburſchen hinter die Ohren ſchlage und ihm ſage: Himmelſakr —“

„O, Herr Brenner!“ bat der Schneider.

„Und ihm alſo ſage: Biſt du ein rechter Kerl, deſſen Gewehr nicht losgeht? ſo ſetze ich gleich darauf auch hinzu: An der und der Schraube wird's fehlen, und da kann der Sache abgeholfen werden. — Aber hört Ihr je von ſo Einem ſagen, an welcher Schraube es Euch eigentlich fehlt? — Gott bewahre! da wird das Kind mit dem Bade ausgegoſſen. Was ſoll ich mir da ſagen laſſen: wenn ich ſpreche, ſpreche der Satan aus mir, und meine Zunge ſei von der Hölle entzündet, und ſoll mir vormalen laſſen, wie die Teufel ausſehen, groß wie ein Berg, blutroth angeſtrichen, mit einem langen Schweif verſehen, deſſen Ende mir von Jugend auf vertraulich oberhalb der Schulter liegt, wie der Strick um den Hals des Gehenkten. — Nein, Meiſter Schwörer, Hoff-

nung ſoll man Euch laſſen und Troſt ſollen ſie Euch geben; ſagen ſoll man: Ihr habt freilich das und das gethan, aber wir wollen Manches auf die Umſtände rechnen, unter denen es geſchehen; wer ein rechter Mann iſt und kein altes Weib, läßt's in Zukunft bleiben, und damit baſta!"

Meiſter Schwörer ſah ſeinen Nachbar zuweilen mit ängſtlichen Blicken an, wagte aber keine Gegenrede, denn er fürchtete, und wohl nicht mit Unrecht, daß der Jäger ſich durch einen Widerſpruch veranlaßt ſehen könnte, noch lauter zu ſprechen, als er jetzt ſchon that.

So gingen ſie mit einander fort, und es ſtellten die Beiden im Allgemeinen ein komiſches Paar dar; ja, von den gewiſſen gläubigen Seelen hätte irgend eine ſagen können, es ſei etwas Unheimliches dabei; die dürftige Geſtalt des ängſtlich um ſich blickenden Schneiders, der dem Anderen wie durch moraliſchen Zwang folgte; und dieſer Andere, eine lange, ſtarke Figur im grünen Jagdrock mit dem gewaltigen Bart und den blitzenden Augen, jetzt ſchadenfroh lächelnd, jetzt verächtlich auf die Seite blickend oder gar ausſpuckend, wenn ihm irgend Jemand begegnete, von dem er wußte, er gehöre auch zur früheren Partei ſeines Begleiters. Von dieſen waren es aber welche, die das Paar mit Schrecken vorübergehen ſahen und nicht anders dachten, als der lange Mann ſei der Teufel im Waidmannskleid, wie er ja gern zu gehen pflege, den es nach der armen Schneiderſeele gelüſte.

„Da habe ich neulich in einer Zeitung was geleſen," ſprach Herr Brenner, nachdem er eine Zeit lang ſchweigend dahin gegangen, „was mich ganz fuchsteufelswild gemacht hat. Doch muß ich das Ding nicht recht verſtanden haben. Es war da von der Taufe die Rede und hieß, das kleine Kind

das weder etwas verſtehen noch ſprechen kann, ſoll gefragt werden, ob es dem Satan und ſeinen Werken entſage. — Da würde ich ja zugeben, daß mein armes kleines unſchuldiges Kind ſchon von der Geburt an den Teufel im Leib hätte. Denn man kann nur dem entſagen, was man beſitzt. — Wie ſagt doch unſer Herr und die Schrift?“ fuhr der Jäger erboßt fort: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen gehört das Himmelreich. Und das widerſpricht doch dem Anderen ſchnurgerade, denn der Herr würde ſich ſchon gehütet haben, kleine Teufelsbraten einzuladen, wozu ſie unſere neugeborenen Kinder ſtempeln wollen. Seht, das kann mich ganz wild machen.“

„Sie haben die Sache wahrſcheinlich falſch aufgefaßt, lieber Herr Brenner,“ entgegnete Meiſter Schwörer mit ſanfter Stimme. „Das iſt nur ſo eine Formel, wiſſen Sie.“

„Formel hin und Formel her!“ rief der Jäger heftig. — „Was mich aber am meiſten ärgert, iſt, daß die da die Worte unſeres Herrn in der heiligen Schrift nicht mehr wollen gelten laſſen und ſie geradezu läugnen. Wißt Ihr, Schwörer,“ unterbrach er ſich mit einem Male, indem er wieder ſtehen blieb, „was mir ſchon oft eingefallen iſt? Wenn unſer Herr heute wieder auf die Welt käme und lehrte, was er damals gelehrt, da fände ſich ſchon eine Partie, die ſchlimmer mit ihm umgehen würde, als damals die Judenſchaft von Jeruſalem.“

„Laſſen wir das, lieber Herr Brenner!“ bat ängſtlich der Schneider, „ſprechen wir von was Anderem.“

„Meinetwegen denn,“ entgegnete der Jäger, „aber das müßt Ihr mir doch zugeben, daß wir heute Morgens was recht Gutes gehört haben. Der Mann verſteht's; er hielt uns

auch einen gehörigen Spiegel vor, aber indem er sagt: so werdet ihr nicht sein und auch nicht werden, so macht er, daß der, welcher Dreck am Stecken hat, zu sich selber spricht: Blitz auch! da muß ich mich in Acht nehmen; denn wenn ich das Ding nicht ablege, so könnte es doch am Ende schief gehen. — Und dabei blickte er Einem so frei und fest in die Augen, daß, als er davon sprach, wie durch den Mißbrauch dessen, was der liebe Gott wachsen ließ — damit meinte er den Wein, Schwörer, das habe ich wohl verstanden — der Mensch sich versündige, daß ich meine Augen niederschlug, und es war mir gerade, als habe er den Brenner ganz besonders angesehen. Ja, ich sage Euch, der Mann spricht wie ein Wald."

„Wie — was?" fragte der Schneidermeister verwundert.

„Wie ein Wald," wiederholte der Jäger mit großer Entschiedenheit; „frisch und fromm, wie es ihm vom Herzen kommt, klingend und wohlthuend, mit einem hallenden Echo, und so packt es Euch auch und schüttelt Euch mit, wie unter den grünen Bäumen, wenn der Sturmwind durch die hundertjährigen Eichen fährt. — Habt Ihr nie einen Wald predigen hören, Schwörer?"

Der Schneider sah fast verwundert in die Höhe und lächelte, als wollte er sagen: wie kann denn ein Wald predigen?

„Der Wald predigt," fuhr Herr Brenner fort; „das weiß Niemand besser, als wir Jägersleute. Nun, Schwörer, Ihr sollt das genießen, sobald es einmal ein bischen grün ist, und dann will ich ein Uebriges für Euch thun, und Nachmittags statt ins Wirthshaus mit Euch in den Wald hinaus gehen. Wir können Frau und Kinder mitnehmen und auch ein paar Flaschen guten Getränkes. — Alles darf lustig sein,

und je luſtiger wir da eben ſind, um ſo beſſer predigt der Wald."

„Es gehört aber doch wohl viel Phantaſie dazu, den Wald predigen zu hören," meinte Meiſter Schwörer mit ſeinem vorigen ungläubigen Lächeln.

„Das könnt Ihr freilich nicht begreifen, armer Schneidermeiſter. Sechs Tage zuſchneiden, bügeln und am ſiebenten von der Kirche in die Betſtunde laufen — für ſolche Leute predigt freilich der Wald nicht. Ueberhaupt," ſetzte er hinzu, während er ſtehen blieb, „ich glaube, Ihr wißt nicht einmal, wie ein Wald ausſieht."

„O doch," verſetzte der Andere, indem er weiter ſchritt und ſeinen Freund durch einen kleinen Stoß des Armes veranlaßte, ihm zu folgen. Er fürchtete nämlich, zu viel Aufſehen zu erregen, wenn er mitten in der Straße bei dem langen Jäger halten bliebe. „O ja," wiederholte er danach, „wir ſind auch zuweilen in den Wald hinausgegangen, früher — an Sonntag-Nachmittagen."

„Ach ſo, früher!" bemerkte Herr Brenner geringſchätzend. „An Sonntag-Nachmittagen — ich verſtehe; Ihr mit den Gläubigen, Lieder eurer Gattung mit lauter Stimme auf dem Wege plärrend, zum Aergerniß aller ordentlichen Chriſtenleute. Ja, ich bin auch einmal früher ſo einer ſauberen Sippſchaft begegnet, und die war ſchuld, daß ich eine große Sünde begangen, denn ich habe an dem Sonntage geflucht, wie lange nicht mehr. — Brrr, ſchrieen die Kerls! ſie hatten mir das Wild auf ſtundenweit weggeſcheucht. — Aber wohin gerathen wir denn eigentlich?" ſagte er, abermals ſtehenbleibend. „Ich glaube, Schwörer, Ihr habt mich im Eifer des Geſpräches aus den belebten Stadttheilen hinaus-

geführt, um Euch nicht mit mir vor den Leuten sehen zu lassen."

„Wie könnt Ihr so was denken?" fragte der Schneidermeister, wagte es aber nicht, aufzublicken, denn er fühlte wohl, daß der Jäger Recht hatte in dem, was er sagte.

„Das wäre nicht klug von Euch gehandelt," fuhr dieser fort, „denn wenn die Leute Euch bei mir sehen, so kann das Eurem Kredit nur nützen. Sie werden sagen: Der Schwörer muß sich geändert haben, denn wenn er noch eine Fledermaus wäre, wie früher, so würde doch der Jäger des Barons Breda nicht mit ihm über die Straße gehen. — Apropos, von meinem Herrn zu reden, ich habe Euch also warm recommandirt und hätte beim Teufel beinahe vergessen, Euch zu sagen, daß Ihr Euch morgen früh um zehn Uhr beim Kammerdiener einfinden sollt, Ihr werdet was zu thun bekommen."

„Das lohne Euch Gott!" sprach der Schneider mit einem dankenden Blicke. „Es ist nothwendig, daß wieder ein bischen Leben in die Werkstatt kommt, ich fange bei der Leere dort an, ganz melancholisch zu werden."

„Aber sagt mir, Schwörer, wo sind wir eigentlich?" fragte abermals Herr Brenner. „Ah, richtig! da ist der Burgplatz; da sind wir in ein schönes Viertel hinein gerathen! Nun, hier ist auch gut sein, und da wir einmal da sind, wollen wir uns nach einer stillen Gelegenheit umsehen. Richtig, da erinnere ich mich einer kleinen Kneipe — es muß dort hinten im dritten oder vierten Hause links sein — die heißt „zum Reibstein" und da haben allerhand lustige Brüder, Maler und solches Zeug, ihre Auflage. Ein guter Wirth," setzte er launig hinzu, „lehnt die Hausthür nur an und hat in den Hof hinaus eine kleine Stube, aus der man draußen weder

Gläſerklang hört, noch ein luſtiges Lied. — Kommt, da iſt der Reibſtein.“

Meiſter Schwörer blickte mißtrauiſch an dem alten, düſteren Hauſe empor, das ihm nun der Jäger zeigte, und wollte Einwendungen machen: es ſei doch eigentlich zu früh, jetzt ſchon ins Wirthshaus zu gehen, das ſei auch gegen die Abrede, und was dergleichen mehr war.

Doch hatte der Jäger ſchon die Hausthür erreicht, trat eilig ein, winkte ſeinem Begleiter, ihm zu folgen, verſchwand im dunklen Gange, und da er hier genau Beſcheid zu wiſſen ſchien, ſo befanden ſich die Beiden bald an der Thür des kleinen Zimmers, das wir bereits kennen. Herr Brenner erſuchte den Schneider, einzutreten, während er ſelbſt vorn in die Schenkſtube gehen wollte, um ein Glas Guten zu beſtellen.

Der Schneider, der ſich allein gelaſſen ſah, blieb unſchlüſſig ſtehen; das düſtere Haus und der finſtere Gang mißfielen ihm, und er konnte ſich überhaupt eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, da er im Begriffe war, Sonntag-Nachmittags ins Wirthshaus zu gehen und ſich ſo eines ſträflichen und gottloſen Benehmens ſchuldig zu machen. Da er aber anderntheils den Spott ſeines Freundes fürchtete, öffnete er langſam die Thür des Zimmers, wollte jedoch im nächſten Augenblicke wieder zurücktreten, da er ſah, daß ſich hier ſchon ein Gaſt befand. Dieſer Gaſt ſaß an dem Tiſche, hatte den Kopf in die Hand geſtützt und blickte vor ſich nieder, ſo daß man ſein Geſicht nicht ſehen konnte. Beim Geräuſch der Thür hob er aber den Kopf in die Höhe und ſchaute den Eintretenden an, der nun eine Sekunde wie er-

ſtarrt ſtehen blieb und dann mit einem Ausdrucke des Schreckens wieder zurücktrat.

Er eilte in den dunklen Gang zurück und ſtieß hier an Herrn Brenner, der aus der Schenkſtube kam.

„Wohin? wohin?“ fragte dieſer.

Worauf Meiſter Schwörer mit allen Zeichen der Angſt zur Antwort gab: „Laßt mich aus dem Haus hinaus; es iſt da nicht geheuer; ich habe ja voraus geſagt, daß es nicht gut iſt, an dieſem Tage und zu dieſer Stunde ins Wirthshaus zu gehen. — Da drinnen —!“

Während er das ſprach, verſuchte er bei dem Jäger vorbei zu kommen, deſſen große und breite Geſtalt aber die enge Paſſage ſo vollkommen verſchloß, daß ſelbſt für einen dünnen Schneider kein Ausweg blieb.

„Rappelt's bei Euch wieder einmal?“ rief verwundert Herr Brenner aus, als er ſah, daß der Andere mit ſichtbaren Zeichen der Angſt bei ihm vorbei zu kommen ſtrebte. „Was iſt denn da drinnen? Kommt, Schwörer, ſeid kein Narr! Sitzt vielleicht auf dem Tiſche eine ſchwarze Katze und hat Euch mit feurigen Augen angeſehen? Wer wird ſo furchtſam ſein! Und obendrein am hellen Tage!“

Bei dieſen Worten ſchritt er vorwärts, und ſo ſehr auch Meiſter Schwörer widerſtrebte, ſo mußte er doch mit: es war rechts und links kein Ausweg. Aber zuerſt hinein wollte er um keinen Preis. Er machte eine letzte krampfhafte Anſtrengung, und wäre wahrſcheinlicher Weiſe entwiſcht, wenn ihn nicht der Jäger gefaßt und nun hinein in das Zimmer gezogen hätte.

Als der Letztere ſo mit dem zappelnden Schneider eintrat und den Mann ſah, der dieſen ſo erſchreckt, brach er in ein

wahrhaft brüllendes Lachen aus, wobei er rief: „Kann doch der Schwörer ſeine albernen Narrenspoſſen nicht laſſen! Hat Sie, Herr Larioz, wieder einmal für den Teufel angeſehen!“

Der Angeredete ſchaute einigermaßen verdrießlich in die Höhe; als er aber Herrn Brenner erkannte, glättete ſich ſein Geſicht ſo weit, daß nur ein würdevoller Ernſt übrig blieb.

„Nehmen Sie es dem da nicht übel,“ ſagte Herr Brenner, indem er auf ſeinen Begleiter wies, „aber er hat wahrhaftig geglaubt — doch ſprechen wir lieber nicht mehr darüber,“ unterbrach er ſich ſelber. — „O Schneidermeiſter, wie kann man ſo närriſch ſein! Das iſt Herr Don Larioz, ein ſehr braver Mann, und ich ſchmeichle mir, ein guter Bekannter. — Verzeihen Sie es nur dem Meiſter Schwörer, daß ihm alte Erinnerungen ſo lebhaft in den Kopf geſtiegen ſind. Es iſt ſonſt ein guter Kerl, dieſer Schwörer, hat auch, als er noch nicht frömmer war als andere Menſchen, ſeinen guten Stich genäht und einen vortrefflichen Rock gemacht. Dann kam freilich eine für ihn ſehr betrübte Zeit; jetzt aber ſehen Sie ſelbſt, Herr Larioz, daß er anfängt, ſich zu beſſern. Es hat mir nicht einmal allzu große Mühe gekoſtet, ihn an einem Sonntag-Nachmittage ins Wirthshaus zu bringen.“

„Das könnt Ihr eigentlich nicht ſagen, Herr Brenner,“ antwortete der Schneider etwas kleinlaut, wobei er den langen Spanier immer noch mit ſcheuem Blick von der Seite anſah.

„Es iſt ein gut Ding, was ſich beſſert,“ ſagte dieſer mit Würde.

Herr Brenner, als ein höflicher Mann, bat um die Erlaubniß, ſich an den Tiſch ſetzen zu dürfen, worauf er einen Stuhl herbeizog und ſeinem Begleiter winkte, ein Gleiches zu thun, was denn auch geſchah, doch nahm Herr Schwörer

ſeinen Platz ſo nahe wie möglich an der Thür und ſo weit wie möglich von dem langen Manne entfernt.

Windſpiel, der den guten Wein herein trug, machte ein einigermaßen ernſtes, faſt verdrießliches Geſicht, als er die beiden eben Gekommenen in dem kleinen Zimmer ſah. Doch ſchien er ſich zu beruhigen, als er bemerkte, daß der Eine von ihnen mit Herrn Larioz verkehrte, als ſei er ſchon länger mit ihm bekannt.

„Sie werden mich für undankbar halten, Herr Brenner,“ nahm Don Larioz nach einer Pauſe das Wort, „daß ich in den letzten Tagen nicht bei Ihnen war, um Ihnen meinen ſchuldigen Dank zu wiederholen für die liebreiche Art, mit der man ſich in Ihrem Hauſe meiner bei meinem Unwohlſein erinnert. Ich habe das tief empfunden, und Sie müſſen nicht glauben, daß ich mich Ihnen nicht außerordentlich verpflichtet fühle.“

„O, davon ſprechen Sie nicht!“ erwiderte der Jäger; „das war nicht der Mühe werth. Es hat Margarethen ein großes Vergnügen gemacht, hier und da etwas für Sie beſorgen zu können.“

„Die Suppen waren vortrefflich,“ verſetzte der lange Mann mit ernſter Stimme, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog; „ſehr vortrefflich und ſchmackhaft.“

Meiſter Schwörer hatte angſtvoll gelauſcht, worüber ſich Jener wohl unterhalten würde, und es fiel ihm eine Centnerlaſt von der Bruſt, als er ihn von Unwohlſein und ſchmackhaften Suppen reden hörte. — Es kann doch nichts Verfängliches dabei ſein, dachte er, denn ſo viel ich weiß, nähren ſich böſe Geiſter nicht von ſchmackhaften Suppen.“ — Wir können hierbei nicht verſchweigen, daß der Schneider

einen Augenblick vorher vorſichtig unter den Tiſch geſchaut hatte.

„Der Grund übrigens," nahm Herr Lariez abermals das Wort, „warum ich nicht ſchon bei Ihnen war, iſt doch für mich ernſterer Natur. Ich hatte Urſachen halber, die nicht hieher gehören, Differenzen mit dem Herrn Doktor Plager, in deren Folge ich meine Entlaſſung einreichte."

„Oh!" machte Herr Brenner mit einem verwunderten Geſichte.

„Und da mein Weggehen von dem Bureau vielleicht auch auf die Stellung Gottſchalk's Einfluß haben könnte, ſo wollte ich nicht eher darüber ſprechen, als bis die Sache vollkommen geordnet wäre. Herr Doktor Plager will meine Entlaſſung vorderhand nicht annehmen, ich aber nicht bleiben, und ſo befinden wir uns in einer Zwiſchenzeit, die aber in den nächſten Tagen zu Ende gehen muß. Was nun Gottſchalk anbelangt, ſo habe ich, wie Sie wohl wiſſen, den Knaben lieb gewonnen und werde, ſo Gott will, auch ferner für ihn ſorgen können."

„Es iſt das eigentlich ein guter Bube, der Gottſchalk," wagte Meiſter Schwörer ſich in das Geſpräch zu miſchen, fuhr aber doch beinahe zuſammen, als ihm hierauf der Spanier ſeine ſcharfen Augen zuwandte.

„Ja, und hat Glück gehabt," lachte der Jäger, „als Ihr ihn an jenem Abend ſo erbarmungslos ausgeſperrt."

„Sprechen wir nicht davon," bat der Schneider.

„Und warum nicht?" meinte der Andere. „Glaubt mir, Schwörer, das war auch in Eurem Leben ein wichtiger Wendepunkt. Wo wäre es mit Euch hingekommen! — Sie müſſen nämlich wiſſen," wandte er ſich an Herrn Lariez, „daß unſer

Freund da ſeit jenem Tage reinen Tiſch gemacht hat; er hat ſeine Werkſtatt von all den ſcheinheiligen Lappen rein kehren laſſen, hat ein neues Leben angefangen und wartet nun auf eine friſche Kundſchaft."

„Aber ich warte ſchon recht lange und ziemlich vergebens," entgegnete Meiſter Schwörer mit betrübter Stimme. „Habe auch keine rechte Hoffnung mehr, daß das Ding ſich machen werde."

„Ich glaube das Gegentheil," ſagte heiter der Jäger. „Und darauf hin wollen wir unſer Glas austrinken. Ich fürchte, bei Euch will die Gnade noch nicht recht zum Durchbruche kommen, denn ſtatt einen ordentlichen Zug zu thun, ſchmeckt Ihr da nur ſo herum, wie ein verſchämtes Frauenzimmer. Und der Wein iſt gut, das muß man ſagen; ich werde mir den Reibſtein merken. — Alſo auf neues Leben und gute Kundſchaft!"

Meiſter Schwörer hob bei dieſer Aufforderung ſchwermüthig lächelnd ſein Glas, ſtieß mit dem Jäger an und that darauf einen Zug, worüber ſich dieſer halb zufrieden erklärte.

Unterdeſſen hatte ſich Windſpiel über die Schultern des langen Spaniers gebeugt und ihm etwas zugeflüſtert, worauf dieſer mit dem Kopfe nickte und ſich langſam erhob.

Der Jäger blickte in die Höhe und ſagte mit einem Tone des Bedauerns: „Sie wollen uns doch nicht ſchon verlaſſen? Es iſt das wahrhaftig ſchade, denn Sie hätten mit anſehen können, wie mein Freund Schwörer nach und nach aufthauen wird. Ich will jede Wette machen, er verläßt das Haus heiterer, als er hinein gegangen."

„Das zu erfahren, würde mich ſehr freuen," gab Don Lariez ernſt zur Antwort; „doch habe ich in der That noch

etwas Dringendes zu thun, weßhalb ich mich für dieſes Mal Ihrer angenehmen Geſellſchaft entziehen muß."

Zwingen muß man Niemand, dachte der Jäger, indem er mit gewaltigem Zuge ſein Glas leer trank und ſich alsdann halb von ſeinem Stuhle erhob, um die Begrüßung des Schreibers zu erwidern.

Dieſer nahm ſeinen Mantel und Hut und auch das lange ſpaniſche Rohr, und verließ, von Windſpiel gefolgt, das kleine Gemach.

Hierbei können wir nicht unterlaſſen, zu erwähnen, daß Herr Brenner Recht hatte, als er geſagt, Meiſter Schwörer würde das Haus heiterer verlaſſen, als er hinein gegangen. Es war übrigens ſpät am Abend, als dies geſchah, und dabei hatte ſich der kleine Schneider an den Arm des Jägers gehängt, und verſicherte ein Mal über das andere Mal mit ziemlich ſchwerer Zunge, es ſei und bleibe nothwendig für jeden gläubigen Chriſtenmenſchen, jeden Sonntag ein Mal in die Kirche zu gehen; dann aber auch ein gutes Glas Wein im Wirthshauſe zu trinken, ſei wahrhaftig keine Sünde.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Entenpforte Numero Vier.

Don Lariez und der kleine Kellner — Letzterer hatte von dem Wirthe einen Urlaub erhalten, da die Künſtler, zu deren Bedienung er hauptſächlich da war, erſt ſpät zu kommen pflegten — gingen mit einander fort, und als ſie auf die Straße gekommen waren, ſchielte der Spanier über die hölzerne Thür hinweg an dem Nachbarhauſe hinauf, wo die Fenſter des Ateliers der Gebrüder Breiberg wie immer dicht verhängt und mit dem Carton geblendet waren. Dabei war es ihm, als bemerkte er im oberen Stocke den Kopf des Herrn Clemens, der höhniſch auf ihn herablächelte, aber gleich darauf wieder verſchwand. Dann betrachtete er im Weiterſchreiten all die finſteren Häuſer des Burgplatzes und ſeufzte halblaut:

„Ja, die Liebe iſt allgewaltig. Als ich zum erſten Male in dieſe Gegend kam, hatte ſie für mich etwas Abſtoßendes;

ich beeilte mich, meine Geſchäfte abzumachen, um die holperige Straße und die in der That unheimlichen Häuſer ſo bald als möglich wieder zu verlaſſen; und jetzt kommt mir alles das ſo ganz anders vor. Ich meine, es gebe keine Stelle auf der ganzen weiten Welt, die ſchöner wäre als der Burgplatz."

„Ja, das thut die Liebe," ſagte ſchwärmeriſch der Kellner.

„Ich finde ſogar eine Aehnlichkeit," fuhr Don Lariez fort, „wenn ich den alten Thurm dort betrachte und dabei an den goldenen Thurm in Sevilla denke."

„Eine allgewaltige Liebe!" ſeufzte Windſpiel.

„Nur iſt es dort etwas heiterer," ſprach der Andere; doch zog er ſtatt bei dieſen Worten freundlich auszuſehen, das Geſicht finſter zuſammen und nahm das Meerrohr, das er in der Rechten trug, leicht und gewandt wie einen Stoßdegen in die Höhe. „Spanien," ſagte er, „iſt ein heiteres Land, ein ſchönes, glückliches Land, ein ritterliches Land. Da würden die Gebrüder Breiberg ſchlechte Geſchäfte machen, da kann man nicht ungeſtraft arme, unglückliche Mädchen mißhandeln, die ſich einen Retter erkoren haben."

„Einen Retter!" ſprach Windſpiel leiſe vor ſich hin.

„Da nimmt dieſer Retter einen Freund mit ſich und macht ohne viel Bedenken einen Entführungsverſuch."

„Einen Entführungsverſuch!" flüſterte der Kellner, und es ſchauerte ihn beinahe vor Wonne.

„Man wirft eine Strickleiter hinauf bei finſterer Nacht."

„Eine Strickleiter bei finſterer Nacht!"

„Und nun gleitet ſie ſanft hinab beim Klange der Mandoline, die der Freund unten ſpielt, wenn es ihr nämlich möglich iſt, droben allein zu ſein und das Fenſter zu öffnen. Im andern Falle ſteigt man beherzt hinauf, drückt eine Scheibe

ein, öffnet den Riegel und ſpringt auf den Fußboden des Gemachs, indem man ausruft: San Jago! — Hier bin ich! Gott und meine Dame!"

„Gott und meine Dame!"

„Ein ſpaniſcher Breiberg würde ſich uns mit dem Degen in der Fauſt entgegenwerfen; man ſticht ihn nieder und befreit Dolores."

Bei dieſen Worten zuckte Larioz die Achſeln, warf die Ecke ſeines Radmantels über die Schulter und ſenkte den Stock mit einem Ausdrucke tiefer Verachtung in den Zügen.

„Hier in Deutſchland iſt wenig Poeſie," fuhr er ſeufzend fort. „Wenn ich auch glaube, daß Dolores geneigt wäre, die Strickleiter feſtzuknüpfen und mit mir zu entfliehen, ſo würde ſich doch dieſer ſchurkiſche Breiberg unbedingt nicht wie ein Cavalier benehmen, er würde die Polizei zu Hülfe rufen, und mit der habe ich nicht gern zu thun. O Dolores! wann wird es mir möglich ſein, thatkräftig für deine Rettung zu wirken?"

„Sie iſt Ihre erſte Liebe?" wagte ſchüchtern der kleine Kellner zu fragen.

„Sie iſt meine erſte Liebe," entgegnete Don Larioz mit Beſtimmtheit, „und ich glaube, eine wahre Liebe. Ich habe das gefühlt bei ihrem erſten Anblicke, will aber dabei geſtehen, daß eigenthümliche Umſtände, welche zuſammen wirkten, mein Herz ſo empfänglich machten für dieſe Liebe. Das finſtere Haus hatte mich ſeltſam geſtimmt, ich ſah da Geräthſchaften, die mich an die alte Ritterzeit erinnerten, ich fühlte eine Atmoſphäre, die mich ſanft einführte in die ſüßen Schauer jenes Ateliers. Sie haben ſie nie geſehen, die göttliche Dolores?" wandte er ſich fragend an ſeinen Begleiter.

„Nie," entgegnete dieser. „Auch von allen denen, welche ich natürlicherweise aufs geheimnißvollste fragte, wollte Keiner noch ihr Antlitz geschaut haben."

„Das sind die höllischen Künste dieser Gebrüder Breiberg," sagte der Spanier, indem er einen Augenblick stehen blieb und seine Hand auf die Schulter Windspiels legte. „Das ist gerade das Entsetzliche, daß sie das unglückliche Märchen so vor den Augen aller Welt vollkommen verborgen zu halten wissen. Und glauben Sie mir, auch das tiefe Mitleid für die arme Dolores ist schuld daran, daß es mich so mächtig und unwiderstehlich zu ihr hinzieht. Es ist vielleicht viel Unglück in dieser Liebe, aber ich fühle mich erhaben in all diesem Unglücke."

Der Kellner schaute mit Bewunderung zu dem großen Manne empor.

„Es ist eine Liebe," sprach dieser weiter, „wie ich sie brauche, wie ich mich schon lange gesehnt, daß sie mich erfassen möge. — Glauben Sie mir, ich bin nun einmal nicht gemacht für das alltägliche Treiben der Menge. Dabei will ich nicht leugnen, daß schon manches glänzende Augenpaar nach mir geschielt, daß ich auch schon zuweilen in der Nähe des Herzens ein Gefühl empfunden, mit dem, wie man sagt, die Liebe anfangen soll. Aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, in solchen Augenlicken das alltägliche Leben zu ergreifen, wie es nothwendig ist. Ich konnte nicht sprechen: Mein Fräulein, wie geht es Ihnen? Sie werden finden, daß es heute ein außerordentlich schönes Wetter ist, — Und dann, die Umgebung war so über alle Beschreibung poesielos; eine lächelnde Mutter, ein zufrieden blickender Vater; Schwestern, auf deren Gesichtern Freude und Neid beständig wechselten,

ein immer gleich freundlicher Empfang, eine stets offene Thür, so gar keine Schwierigkeiten, so gar keine Hindernisse."

„Und auch das haben Sie erlebt?" fragte Windspiel.

„Auch das habe ich erlebt," gab der lange Mann zur Antwort. „Es sind freilich schon Jahre her, ich gab damals noch mehr auf ein geschniegeltes Aeußere; ich trat als Spanier auf, ich nannte mich mit vollem Rechte Don Lario, meine Zukunft schien sich gut gestalten zu wollen, ich fand überall eine gar gute Aufnahme; ich seufzte ordentlich nach etwas Schwierigkeit, nach einem finsteren Empfange, zum Beispiel nach einem streng blickenden Vater, nach einer Mutter, die ihre Hausthür nur handbreit öffnete, nach einem Mädchen endlich, das mich mit trotzig aufgeworfener Lippe empfing."

„Und das fanden Sie nie?"

„Niemals. Und war das auch mit die Ursache, warum die Liebe, die ich mir erkämpfen wollte, fern von mir blieb. Zwei Fälle waren es, wie ich mir beständig dachte, die entzückend sein müßten, wenn uns in ihnen die Liebe naht. Und in einem bin ich in ihre Nähe getreten — ein schönes, unglückliches Mädchen zu befreien, die in Ketten und Banden seufzte und deren erster Blick mir ebenso sagte, daß sie mich für ihren Retter erkannt, wie ich mich tief getroffen fühlte, als ich zum ersten Mal in ihr glänzendes Auge sah — Dolores. Der andere Fall wäre mir freilich noch lieber gewesen. Ich träumte nämlich oft von wildem Kampfe, von dem seligen Gefühl, nach errungenem Sieg niederzusinken, mit halb gebrochenem Auge noch meine wehende Fahne zu sehen. — Eine tiefe Ohnmacht umfängt meine Sinne —"

Windspiel schritt neben dem Spanier her, indem er ihm aus lauter Ehrfurcht fast die ganze vordere Seite seines Kör-

pers zuwandte, wodurch der Gang der kleinen, dürren Gestalt mit den carrirten Höschen und dem kurzen Mäntelchen etwas gar Seltsames erhielt.

„Man hebt mich auf und trägt mich fort," sprach Don Lariez weiter. „Aus tiefer Besinnungslosigkeit erwache ich endlich auf einem reinlichen Lager, ich öffne die Augen, sie sitzt vor mir."

„Sie?" fragte Windspiel.

„Ja sie, die ich meine, die ich in meinen Träumen oft sah. Sie legt mir mit zarten Händen den Verband an, ein Blick ihrer schönen Augen bittet mich, ruhig zu sein, und ich entschlummere endlich mit einem unnennbar beseligenden Gefühl im Herzen. — Das muß ein herrlicher Anfang der Liebe sein."

„In der That herrlich," sagte der Kellner begeistert, und dabei blickte er herausfordernd nach allen Seiten, ob sich nicht vielleicht Jemand finden würde, der so gefällig gewesen wäre, ihn vor den Kopf zu schlagen, damit man ihn vielleicht in jenes Haus dort trage, wo ein paar hübsche blühende Mädchengesichter lachend zum Fenster heraus schauten. Diese Mädchen blickten in der That lachend auf die beiden Spaziergänger herab, welche in der Mitte der Straße hielten und sowohl in ihrem Gange wie in Anzug und Bewegungen etwas Komisches hatten. Die lange Gestalt des Spaniers bewegte sich steif und gravitätisch dahin, und obgleich er lebhaft sprach, wandte sich doch sein hoch erhobener Kopf weder rechts noch links; die linke Hand hatte er in die Seite gestemmt, der Mantel fiel über den Arm, wodurch sich seine Figur sehr seltsam ausnahm; die Rechte mit dem langen spanischen Rohr bewegte er taktmäßig bei jedem Schritte auf und ab. Neben

ihm ſchritt Windſpiel, der ſich vergeblich bemühte, die ernſten und würdevollen Bewegungen des Anderen nachzumachen, und da er dabei nach ſeiner Gewohnheit leicht und hüpfend dahinſchwebte, immer zwei Schritte machend, wo der Andere einen that, ſo ſah es aus, als wenn ein altes Schlachtpferd mit einem Fohlen gleicher Race ſpazieren geht.

Als ſie ſo mit einander durch mehrere Straßen gewandelt waren, unter den angenehmen und lehrreichen Geſprächen, wie wir ſie vorhin zu erwähnen uns veranlaßt ſahen, und als Don Larioz darauf eine Zeit lang ſtill ſchwieg, erlaubte ſich der Kellner die ſchüchterne Frage an ihn, wohin er eigentlich ſeine Schritte richte.

Der Spanier ſchaute einigermaßen verwundert auf Windſpiel herab und gab ihm zur Antwort: „Ich erinnere mich nicht genau, ob ich Sie damals in Kenntniß geſetzt von dem Schreiben, deſſen mich die göttliche Dolores gewürdigt.“

Der Andere nickte mit dem Kopfe und verſicherte, er ſei ſo glücklich geweſen, zu erfahren, welche Mittheilung die Dame aus ihrer Gefangenſchaft gemacht.

„So werden Sie ſich auch erinnern, daß Dolores einer Freundin erwähnt, die in hieſiger Stadt lebt und welche im Stande und geneigt wäre, uns Nachricht von der Gefangenen zu geben, Kathinka Schneller iſt der Name dieſer Freundin, und ich habe ſie ſchon geſehen.“

„So, Sie haben ſie ſchon geſehen?“ verſetzte Windſpiel. „Ah, wahrſcheinlich an dem Tage, als Sie zum erſten Mal auf dem Burgplatze waren. Ja, ja, ich meine, ſie damals auf der Straße erblickt zu haben.“

„Iſt ſie viel auf der Straße?“ fragte Don Larioz ſehr ernſt.

„So — so!“ entgegnete der Kellner nach einigem Besinnen. „In unserer Gegend sieht man sie häufig, denn sie hat dort, wie Sie wissen werden, ihre Geschäfte. — Aber,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „wollen wir, ehe wir in ihre Wohnung gehen, nicht lieber vorher warten, bis es etwas dunkler geworden ist?“

„Und warum das?“ fragte der Spanier. „Wir sind einmal auf dem Wege dahin; ich denke, wir gehen ruhig fort; es drängt mich, je eher je lieber Nachricht von Dolores zu erhalten.“

Windspiel kratzte sich gelind am Kopfe und blickte schüchtern hinter sich, hielt sich auch näher als bisher an dem langen Mann, als suche er dort ein Versteck und sei es ihm vielleicht nicht angenehm, gesehen zu werden, da Beide nun zu ihrer Rechten in ein Labyrinth von engen Gäßchen einbogen.

„Warum sollten wir auch warten, bis es dunkel ist?“ meinte der lange Schreiber, nachdem sie einige weitere Schritte gemacht. „Sagen Sie mir das aufrichtig, ich habe keine Idee davon, lieber Freund, was Sie zu diesem Verlangen bewegen konnte.“

Der Kellner blickte zu dem Gesichte seines Begleiters empor, um zu sehen, ob sich dort nicht irgend eine Spur von Schalkheit bemerken lasse. Aber die Züge des großen Mannes waren ernst und würdevoll wie immer.

„Die Entenpforte,“ begann Windspiel schüchtern, „wo wir jetzt hingehen, steht gerade nicht in einem außerordentlich guten Ruf; man genirt sich, dort aus und ein zu gehen, namentlich ordentliche Leute. Es wohnt da allerlei verdächtiges Volk.“

„Sagen Sie: muthlose, feige Leute geniren sich, dorthin zu gehen," erwiderte Don Lariez mit Entschiedenheit. „Ich fürchte mich vor keinem verdächtigen Gesindel, auch sind wir unser Zwei und nehmen es, hoffe ich, mit Einigen auf, die an uns wollten, um uns zu berauben."

„Was das Berauben anbelangt," versetzte Windspiel mit leiser Stimme, „damit hat's wohl seine guten Wege; aber — aber — kennen Sie die Kathinka Schneller nicht genauer? Oder den Stöpsel?"

„Erstere habe ich, wie gesagt, gesehen, aber von der jungen Dame, welche Stöpsel heißt, weiß ich nicht das Mindeste."

„Es sind zwei gute Freundinnen," sagte Windspiel kleinlaut, indem er nicht mehr so große Anstrengungen machte, um genau neben Don Lariez zu bleiben. „Auch wohnen sie beisammen. — Haben Sie wohl eine Idee davon, womit sie sich beschäftigen?"

„Wenn ich die Kathinka Schneller ihrem Aeußeren nach auch für keine wohlhabende junge Dame halten kann, so scheint sie mir doch guter Leute Kind zu sein. Der alte würdige Mann, der damals bei ihr war — er sah aus wie ein Harfner — möchte wohl ihr Vater gewesen sein. Wenn sie kein Vermögen haben, so mögen sie sich vielleicht von weiblichen Handarbeiten nähren."

Windspiel schüttelte mit dem Kopfe, und nachdem sie noch ein paar Schritte gemacht, sagte er: „Allerdings haben sie kein Vermögen, beschäftigen sich aber auch nicht mit weiblichen Handarbeiten, sondern die Schneller und der Stöpsel dienen den Malern auf dem Burgplatze als Modelle."

Er sprach diese Worte ziemlich laut, wobei er hoffte, sie

würden eine große Wirkung auf ſeinen Begleiter nicht verfehlen, worin er ſich aber irrte; denn Don Larioz nickte äußerſt ruhig mit dem Kopfe und erwiderte:

„Ich habe von dieſem Geſchäfte gehört, es hat etwas Poetiſches für ſich, ſo mit einem ſchönen Kopfe oder einer ſchönen Hand der Kunſt dienen zu können.“

„J—a—a wohl!“ ſagte Windſpiel, „aber—“

„Ich weiß ſehr genau, was Ihr Aber bedeutet,“ fuhr der Spanier fort. „Die Verleumdung, ein großes Laſter, welches leider in der Welt herrſcht, pflegt dergleichen jungen Mädchen, wie den ebengenannten, viel Uebeles nachzuſagen, und ich kann Sie verſichern, man irrt ſich darin. Ich habe einen alten Mann gekannt mit langem weißem Barte, der diente auch den Malern als Modell und war die Rechtſchaffenheit ſelber. Glauben Sie mir, lieber Freund, man muß nicht nach dem Scheine urtheilen. Oder haben Sie vielleicht Beweiſe, daß Kathinka Schneller oder Fräulein Stöpſel einigermaßen leichte Perſonen ſind?“

„Beweiſe habe ich eigentlich keine dafür, aber man ſagt es.“

„Man ſagt viel in der Welt,“ verſetzte Don Larioz, indem er ſeinen Schritt mäßigte, um neben Windſpiel zu kommen, der augenſcheinlich zurückblieb. „Man ſagt von Dieſem Böſes, von Jenem Gutes, oft ohne Gründe angeben zu können, warum man Das oder Das ſagt. Der Schein iſt es, der uns meiſtens beſticht. Es gibt Leute, denen Alles zu thun erlaubt ſcheint, von denen man Alles charmant findet, ja, für welche man eine Bemäntelung der gröbſten Vergehen immer bereit hat. Andere aber brauchen nur mit einem Schein von Zweideutigkeit zu handeln, ſo ſind ſie mit allen

Vergehen, allen Laſtern befleckt. Das iſt auch bei vielen jungen Damen der Fall. Ich habe ſchon die lehrreichſten Beiſpiele erlebt, wo Töchter aus guten Familien, Honoratioren-Töchter, welche man für die Unſchuld ſelbſt anſah, jungen Leuten, die ſie kaum kannten, ſträfliche Zuſammenkünfte bewilligten; ich habe das erlebt und mit eigenen Augen geſehen, und trotzdem wagte man es, mich der Verleumdung zu bezüchtigen, mich für einen Lügner zu erklären.

„Ja, man hat noch mehr gewagt," ſetzte er nach einer Pauſe mit dumpfer Stimme hinzu, „natürlich eine Weiberhand, von der ich nicht erwarten kann, daß ſie ſich mit dem Degen oder der Piſtole bewaffnen wird. Dagegen habe ich auch wieder Andere gekannt, arme dürftige Geſchöpfe, die, weil ſie in Armuth lebten, weil keine mächtige Verwandtſchaft mit hoch erhobener Naſe für ihre Tugend und Unſchuld gut ſagte, bei der geringſten Veranlaſſung achſelzuckend betrachtet wurden, und von denen man bei einem kleinen falſchen Scheine ſagte: Das war ja nicht anders zu erwarten. — Auch Ihre Aeußerung, mein junger Freund, als Sie vorhin des Geſchäftes der Kathinka Schneller und des Fräulein Stöpſel erwähnten, Ihr Aber hatte einen ſeltſamen Klang und war mit einer Anklage nahe verwandt. Doch muß man nicht nach dem Scheine urtheilen. Glauben Sie mir, die Tugend iſt in jedem Stande, unter jedem Gewerbe zu finden, und daß Kathinka Schneller ein tugendhaftes Mädchen iſt, dafür will ich mich verbürgen. Würde Dolores ſie ſonſt für ihre Freundin erklärt haben?"

Die Worte des Herrn Larioz, namentlich der letzte Grund, den dieſer angab, verfehlten in der That ihre Wirkung auf Windſpiel nicht. Er kannte die Entenpforte, ſowie auch die

Lebensweiſe der beiden Modelle nur vom Hörenſagen; er hatte allerdings von keiner derſelben je etwas Unrechtes geſehen. Kathinka war ihm immer ſehr ſtill und ruhig erſchienen, und daß der Stöpſel gegen jüngere Maler, die ſich einen Scherz mit ihr erlauben wollten, ungeheuer energiſch verfahren konnte, hatte er ſelbſt ſchon erlebt. Dann war es ja auch wahr, daß Dolores die Erſtere für ihre Freundin erklärt hatte, und den geringſten Verdacht auf die Geliebte ſeines Gönners zu werfen, hätte er um Alles in der Welt nicht gewagt.

So ging er denn etwas beruhigter durch das Labyrinth der Gäßchen der Entenpforte zu.

Dies war eine Sackgaſſe, welche vorn, wo ſie nahe an eine Straße mündete, einen Steinbogen zeigte, der hier von einem Hauſe zum anderen geſprengt war und auf deſſen Schlußſtein in roher Arbeit etwas erhaben gemeißelt war, das man mit einiger Phantaſie für einen Vogel, vielleicht für eine Ente halten konnte, woher denn wahrſcheinlich der Bogen ſelbſt, ſowie die dahinter liegende Sackgaſſe die Entenpforte genannt wurde.

Die Häuſer, die hier ſtanden, ſahen nicht ſehr freundlich und einladend aus; es waren kleine und dürftige Bauweſen, theils mit ſchief ſtehenden Giebeln, theils mit Dächern, die keine gerade Linie mehr zeigten und lange Jahre dem Gebäude, das ſie bedeckten, treu zum Schutze gedient hatten, ſich aber, alt und gebrechlich geworden und hier und da eingeſunken, müde auf die Mauern lehnten. Jemand, dem die gleichmäßigen, geradlinigen Häuſer, Hunderte von Fenſtern in einer ununterbrochenen Linie kalt und nüchtern erſcheinen, konnte es hier in der Entenpforte gefallen, denn da ſah keine

Oeffnung der anderen gleich, es war hier außerordentlich viel malerische Verschiedenheit zu finden. Und wo selbst die Fenster eines Gebäudes gleich weit von einander standen, da hatte Zeit und Zufall dafür gesorgt, daß sie sich nicht mehr glichen, wie vielleicht damals im ersten glücklichen Jugendalter. Hier waren die Läden fest verschlossen, dort hingen sie schief in den Angeln, die nachgegeben hatten; in einigen sah man noch die ursprünglichen Scheiben, in anderen an demselben Gebäude hatte man kleinere eingesetzt, auch wohl hier und da ein Viertel des Ganzen mit gutem, festem Papier verklebt. Von dem Pflaster konnte man beinahe nur sagen, daß es sehr unregelmäßig war, in der Mitte eine Senkung hatte, wo sich Schnee und Regenwasser, mit Kehricht und allerlei sonstigem Unrath vermischt, gemüthlich ansammelten.

Daß die Entenpforte bewohnt war, sah man an Gruppen ärmlich gekleideter Kinder, die vor den Hausthüren spielten oder sich ein Vergnügen daraus machten, über die Wasserlachen in der Mitte der Gasse zu springen, was gerade nicht zur Erhaltung ihrer Toilette beitrug. Hier und da an einer Fensterscheibe erblickte man das Gesicht eines weiblichen Wesens, neugierig herabschauend; auch waren in anderen Häusern schon Lichter angezündet, was in der engen Gasse bei der vorgerückten Nachmittagsstunde und der sich hier schon bemerklich machenden Dämmerung sehr erklärlich schien.

„Hier wären wir also in der Entenpforte," sagte Don Larioz, der jetzt wieder um mehrere Schritte vorausging und an den Häusern hinaufsah, um die Nummer Vier zu finden. Es dauerte übrigens ein paar Minuten, ehe er die gewünschte Nummer entdeckt hatte, die sich ganz am Ende der Sackgasse auf der linken Seite befand. Das Haus war etwas zurück-

gezogen, und wenn man an der Thür ſtand, ſo konnte man weder den Eingang der Gaſſe ſehen, noch von dort geſehen werden.

Windſpiel hatte dies ſogleich bemerkt, und es gereichte ihm das — er wollte ſich ſelbſt nicht klar machen, warum — zu einiger Beruhigung; auch drückte er ſich feſt an die Thüreinfaſſung, wogegen Don Lario mit ſeiner langen Figur faſt inmitten der Straße hielt, um das Gebäude — es ſah am anſtändigſten von allen aus — genau zu betrachten. Es herrſchte hier auch eine Gleichförmigkeit in den Fenſterläden, indem alle feſt verſchloſſen waren und aus einem rechts neben der Thür durch einen Spalt nicht nur ſchwacher Lichterſchein hervordrang, ſondern auch der Klang einer Guitarre, zu welcher eine Mädchenſtimme ſang:

„Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr;
Das muß er mit Pulver laden
Und mit einer Kugel ſchwer."

Der Spanier freute ſich ausnehmend über den Lichterſchein, über den Klang des Saitenſpiels, über den Geſang; er dachte an Sevilla, wo die letzten Häuſer ſtehen, an die Bogengänge ſchattiger Paläſte dort, wo man auch nächtlicher Weile den Klang der Mandolinen vernimmt, und er ſagte deßhalb vergnügt zu dem kleinen Kellner:

„Wo man ſingt, da laß dich ruhig nieder,
Böſe Menſchen haben keine Lieder.

Thun Sie mir den Gefallen und ziehen Sie an der Klingel."

Windſpiel that alſo, und nachdem er ziemlich ſchüchtern geläutet, verſtummte der Geſang, und gleich darauf hörte

man ſchlurfende Tritte; die Thür wurde nur ein wenig geöffnet, und eine ſchnarrende Weiberſtimme rief: „Was ſoll's denn?“

Der Kellner ſah ſich nach ſeinem Begleiter um, der ſich ihm nun näherte und mit großer Ruhe ſagte:

„Es iſt am beſten, Sie nennen Ihren Namen, der meinige wird gänzlich unbekannt ſein, und fragen, ob Fräulein Kathinka Schneller zu ſprechen ſei.“

„Nun?“ wiederholte die Stimme hinter der Thür. „Was ſoll's? wer iſt's denn?“

„Der Kellner vom Reibſtein,“ verſetzte dieſer mit ſehr leiſer Stimme, „und wünſcht Mamſell Schneller zu ſprechen.“

Die an der Thür ſchien dieſe Worte ins Zimmer hinein leiſe wiederholt zu haben, denn gleich darauf hörte man eine Mädchenſtimme ausrufen:

„So, es iſt Windſpiel? den laßt nur herein kommen.“

„Man ſcheint Sie zu kennen,“ ſagte Don Larioz. „Sehen Sie, wie gut es war, daß Sie ſich genannt.“

„Sind Sie allein?“ fragte die Stimme an der Thür.

„Nein, ich bin in Begleitung eines Bekannten,“ entgegnete der kleine Kellner.

„Er ſoll ſagen, wer das iſt,“ hörte man die Stimme aus dem Zimmer ſprechen.

Und als Windſpiel hierauf, ohne die Frage der Pförtnerin abzuwarten, den Namen des Spaniers zum Beſten gab, lachte es drinnen fröhlich, und man hörte das Mädchen rufen: „Nur herein! nur herein!“

Darauf hin betraten Beide das Haus und kamen aus dem dunkeln Gange in das Zimmer rechts, von dem man Lichterglanz geſehn und Saitenſpiel vernommen.

Es war das ein mäßig großes Zimmer, sehr schmal, dafür aber ziemlich lang. Wie weit es noch rückwärts ging, konnte man nicht genau sehen, denn dort wies ein Vorhang von dunklem Zeuge den Blick zurück. Dabei war das Gemach anständig möblirt: rechts von der Thür stand ein Sopha, davor ein Tisch und an der anderen Seite ein paar gepolsterte Stühle, auf welchen zwei junge Damen saßen.

Die Eine davon, welche die Guitarre noch auf dem Schooß hatte, war dem Spanier bekannt; es war Kathinka Schneller, dieselbe, welche er damals vor der Hausthür der Gebrüder Breiberg mit dem würdigen alten Manne gesehen, dasselbe hübsche, etwas schmachtende Gesicht; nur war der Anzug verschieden; denn statt des einfachen Kleides und des großen Tuches trug sie heute, obgleich es Winterzeit war, ein Gewand von hellem Mousselin, zierlich mit allerlei Bändern aufgeputzt.

Die andere junge Dame war eine starke, fast dicke Persönlichkeit; trotz des schwarzen Seidenkleides, welches sie trug, sah man sehr ihre vollen Formen, die hervorgehoben wurden durch eine künstlich hervorgebrachte ziemlich schlanke Taille. Sie hatte den Kopf auf die Hand gestützt, so daß ihre dunkeln Locken über die Finger herab fielen und ihre sehr lebhaften Augen halb verdeckten.

Die schnarrende Stimme gehörte einer sehr corpulenten Frau, die in einem schwarzen Sammtspenser prangte, unter welchem man einen Rock von grünem Seidenzeug sah. Sie hatte eine Haube mit bunten Bändern auf, und an ihrem Halse eine goldene Kette, an welcher eine übermäßig große Lorgnette hing. Die dicke Dame setzte sich sehr breit auf das Sopha.

Windspiel blieb schüchtern vor der Thür stehen und wäre wahrscheinlich nicht vorgetreten, wenn ihn nicht Don Larioz in einem ruhigen, gemessenen Tone ersucht hätte, ihn den Damen vorzustellen.

Ehe aber derselbe dieses Geschäft versehen konnte, begrüßte Fräulein Schneller den langen Mann bestens, indem sie ihr Vergnügen aussprach, seine Bekanntschaft zu erneuern, und ihn bat, auf dem Sopha neben der dicken Frau Platz zu nehmen.

Don Larioz wandte sich jedoch, ehe er dies that, förmlich gegen dieselbe, machte eine angemessene Verbeugung und sagte: „Wahrscheinlich habe ich die Ehre, Ihre Frau Mutter zu sehen — Madame Schneller?"

„J—a—a j—a—a," entgegnete diese in etwas gelangweiltem Tone, „so wird's schon sein. Hab' ich die Ehre und freu' mich recht sehr. — Setzen Sie sich, wenn's beliebt."

Aber der höfliche Spanier that dies noch lange nicht, er gab durch eine nochmalige Verbeugung seinen Wunsch zu erkennen, auch der Dame im schwarzen Seidenkleid vorgestellt zu werden, wobei er mit einer zierlichen Handbewegung sagte: „Vielleicht habe ich das Vergnügen, der Fräulein Stöpsel vorgestellt zu werden?"

Windspiel zuckte bei diesem Worte zusammen, Fräulein Schneller biß sich auf die Lippen, die dicke Frau fragte: „wa—as?" nur Fräulein Stöpsel selbst lachte so unbändig, daß sie sich noch längere Zeit nachher nicht beruhigen konnte und einen förmlichen Lachkrampf nur mühsam unterdrückte.

Der kleine Kellner hatte auf einen Wink der jungen Dame mit der Guitarre auch Platz genommen, sich aber so entfernt wie möglich von der Gruppe gesetzt. Die im schwar-

zen Seidenkleide warf ihm lachend einen Blick zu, schien ihn aber keiner weiteren Beachtung werth zu halten, denn sie gähnte nach einiger Zeit und zog ein Buch vor sich hin, das aufgeschlagen auf dem Tische lag.

Don Larioz, der wohl einsah, daß es in Gegenwart der beiden Anderen nicht möglich sei, von dem eigentlichen Zwecke seines Besuches, etwas über das Schicksal der unglücklichen Dolores zu erfahren, anzufangen, hielt es dessen ungeachtet für nothwendig, ein Gespräch zu eröffnen, und sagte deßhalb:

„Vor unserem Eintritt, mein verehrtes Fräulein, hörten wir Sie auf Ihrem Instrumente spielen. Es würde mir außerordentlich leid sein, wenn meine Anwesenheit Ihren vortrefflichen Gesang gänzlich unterbrochen hätte. Es war, wie ich glaube, ein Lied, welches Begeisterung für das Soldatenleben ausdrückt — eine schöne Melodie."

„Ja, man singt es jetzt überall; es ist nicht schwer zu lernen."

„Würden Sie uns nicht vielleicht noch eine Strophe zum Besten geben?" fuhr der Spanier höflich fort, „im Falle es nämlich Ihrer Frau Mutter nicht unangenehm wäre."

Die junge Dame mit dem schwarzen Seidenkleide blickte bei diesen Worten in die Höhe, und wieder zuckte ein Lachen wie früher auf ihrem Gesichte, doch bezwang sie sich, als sie bemerkte, daß die dicke Frau auf dem Sopha ein verdrießliches Gesicht machte, auch auf eine gewisse unbeschreibliche Art mit ihren fetten Schultern zuckte und dann sagte:

„Ach! wozu das Geklimper? Es macht die Leute nur aufmerksam, und die haben in hiesiger Stadt böse Mäuler genug, denen braucht man sie nicht noch apart aufzureißen."

„Das ist wahr," versetzte Don Larioz; „ich muß der

Madame Schneller eigentlich darin Recht geben; die Verleumdung wird ins Großartige betrieben, und man kann sogar gute Freunde und genaue Bekannte nicht davor schützen."

Er warf bei diesen Worten einen Seitenblick auf Windspiel, der, um uns eines trivialen Ausdrucks zu bedienen, wie auf Kohlen saß und immer fürchtete, sein Freund und Gönner, dessen Offenherzigkeit zuweilen allzu groß war, möchte wiederholen, was er von der Entenpforte im Allgemeinen und von Kathinka Schneller und Fräulein Stöpsel insbesondere gesagt.

„Ihnen aber," wandte sich der lange Schreiber mit einer ehrfurchtsvollen Handbewegung gegen die dicke Frau, „Ihnen könnte doch gewiß die bösartigste Verleumdung nichts anhaben. Sie scheinen mir ein sehr stilles und behagliches Familienleben zu führen, halten Ihre Fräulein Tochter hübsch zu Hause, wie das alle ehrbaren Mütter thun, gönnen ihr den Umgang einer liebenswürdigen Freundin, und sind für den guten Ruf derselben so besorgt, daß Sie es nicht einmal leiden wollen, wenn eine an sich unschuldige Musik in Ihrem Hause die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf sich zieht. Und daran haben Sie doppelt Recht; denn die Beschäftigung Ihrer Fräulein Tochter, sowie deren schöner Freundin, wird von der Welt nur zu oft falsch gedeutet werden. — Ich mache Ihnen dafür mein Compliment. Schade, daß ich keine weiblichen Anverwandten oder so etwas besitze, es würde mir ein großes Vergnügen machen, sie in Ihr Haus zu bringen."

Windspiel blickte ängstlich vor sich nieder, unterdrückte gewaltsam einen tiefen Seufzer, als er hierauf sah, wie sich die Frau vom Sopha aufrichtete, ihre dicke Hand auf den Tisch legte und in sehr gedehntem Tone fragte: „Was soll denn

das eigentlich heißen?“ wobei ſie bald Fräulein Schneller, bald Fräulein Stöpſel anſah.

Letztere ſtieß ſie übrigens unter dem Tiſche ein wenig mit dem Fuße an und machte ihr ein Zeichen, worauf ſie ſich brummend wieder in ihr Sopha zurücklehnte.

Larioz hatte von allem dem nichts bemerkt, glaubte ſich vielmehr auf dem beſten Wege, die Gunſt der Madame Schneller zu erwerben, was ihm wünſchenswerth erſchien, da er alle Hoffnung auf deren Tochter Kathinka geſetzt hatte, um ihm in ſeiner Angelegenheit bei der ſchönen und unglücklichen Dolores behülflich zu ſein.

Um denn auch die Unterhaltung nicht ins Stocken gerathen zu laſſen, nahm er den Faden derſelben wieder auf und bemerkte, ſich an Kathinka wendend: „Ihr Herr Vater iſt wahrſcheinlich ausgegangen?“

„Mein Vater?“ fragte das Mädchen im Tone der Verwunderung. „Wen meinen Sie?“

„Verzeihen Sie, wenn ich mich irre,“ antwortete der Spanier in ſeiner unverwüſtlichen Ruhe; „ich dachte, jener würdige, alte Herr, in deſſen Begleitung ich Sie damals auf dem Burgplatz ſah, wäre vielleicht Ihr Herr Vater. Er hat in der That etwas Ehrfurchtgebietendes, dieſer Greis. Ich würde mich ſehr freuen, ſeine nähere Bekanntſchaft machen zu können.“

Madame Schneller warf vom Sopha herüber einen finſteren und zugleich fragenden Blick auf Fräulein Stöpſel; da dieſe aber ihre dicken weißen Schultern auffallend aus dem ſchwarzen Kleide hervorhob und damit anzeigen wollte, ſie habe keine Ahnung von dem würdigen Greiſe, ſo fragte die

Frau: „Wen meint er denn eigentlich? Was will er denn mit ſeinem Vater?“

Kathinka Schneller machte ein Zeichen mit den Augen, ehe ſie zur Antwort gab: „Ach, der Herr meint den Andreas. Wir ſtanden damals zuſammen bei dem Maler Breiberg; er malt ein neues Bild: Der Harfner mit ſeinem Kinde.“

„Richtig,“ ſagte Don Larioz, „wie ein Harfner erſchien mir der alte Herr auch, wie ein ehrwürdiger Barde längſt vergangener Zeiten, der vor dem lodernden Kaminfeuer in der Trinkhalle eines mächtigen Fürſten von den Thaten der Ahnen ſingt, belauſcht von bärtigen Kriegsleuten, die, auf ihre Schwerter geſtützt, ihn mit funkelnden Augen anſchauen.“

Während er das ſprach, blickte er ſinnend vor ſich nieder und ſchien ſich in jene alte, längſt vergangene Zeit zurückverſetzt zu fühlen, als Kathinka auf ihrer Guitarre einen Accord leicht anſchlug.

Windſpiel blickte begeiſtert in die Höhe, und in ihm ſtieg der Wunſch auf, auch ſo als alter Barde bei dem flackernden Kaminfeuer zu ſitzen, das aber ziemlich weit von der Entenpforte entfernt ſein möchte.

Die dicke Frau hatte ſich bei den Worten des Spaniers raſch von ihrem Sopha erhoben, wobei ſie: „Oha!“ ſagte, was wie ein tiefer Seufzer der Langenweile klang, und dann mit den Fingern auf ihre Stirn zeigte, wie man zu machen pflegt, wenn man ausdrücken will, man halte Jemand für nicht ganz richtig im Kopfe.

Es war Don Larioz nicht unlieb, als er ſah, wie ſich Madame Schneller erhob; denn er hoffte, ſie würde vielleicht auf eine kurze Zeit das Zimmer verlaſſen und er alsdann im Stande ſein, über die Angelegenheit, welche ihn hieher geführt,

und die ihm ſehr am Herzen lag, einige vertrauliche Worte mit Kathinka Schneller zu wechſeln. Aus dieſem Grunde war es ihm denn auch höchſt angenehm, zu ſehen, daß auch Fräulein Stöpſel ihr Buch zuſchlug und ſich erhob. Dabei gähnte ſie ziemlich laut und warf einen Blick auf Windſpiel, der davor — er wußte ſelbſt nicht, warum — einigermaßen zuſammen ſchauerte.

Als ein höflicher und umſichtiger Mann hatte ſich Don Larioz ebenfalls erhoben, um den beiden Damen, die nach dem Hintergrunde des Zimmers gingen, eine tiefe Verbeugung zu machen, zu gleicher Zeit aber auch, um Fräulein Schneller leiſe zu fragen, ob der kleine Kellner ſie in dem vertraulichen Geſpräche, das er mit ihr zu führen gedenke, genire.

Da nun das Mädchen kurz darauf geantwortet: „Ja, er genirt mich," ſo trat Larioz zu Windſpiel hin und bat ihn um die Freundſchaft, den beiden Damen einen Augenblick zu folgen, da er fürchte, Fräulein Schneller würde ihm in Anweſenheit eines Dritten nicht gern Mittheilungen machen.

„Wenn es Ihnen gleich wäre," meinte hierauf der etwas ängſtliche Kellner, „ſo könnte ich auch wohl das Haus verlaſſen und käme in einer halben Stunde wieder, um Sie abzuholen."

„Warum das?" fragte der Spanier mit ſeinem offenen und ehrlichen Blicke. „Warum ſollten Sie in der Nacht herumwandeln, mein lieber Freund, wo Sie ſich jedenfalls mit Madame Schneller, die mir in jeder Hinſicht eine reſpektable Dame zu ſein ſcheint, ſowie mit Fräulein Stöpſel angenehm unterhalten können? Glauben Sie mir, ein junger Mann, der ſich bilden will, muß den Umgang mit gebildeten Damen aufſuchen, wo es ihm möglich iſt; das ſchleift außerordentlich

ab und benimmt alle rauhen Ecken. Leider hatte ich dazu in meinem Leben ſehr wenig Gelegenheit."

„Aber ich möchte mich nach Ihnen bilden," ſagte der kleine Kellner mit leiſer Stimme.

„Im Guten, was ich allenfalls beſitze, haben Sie Recht, das zu thun; wenn man aber ſein Vorbild zu übertreffen im Stande iſt, ſo muß man das keinen Falls unterlaſſen."

Ein tiefer Seufzer war die ganze Antwort, welche Windſpiel gab.

Unterdeſſen war Kathinka Schneller ebenfalls von ihrem Stuhle aufgeſtanden und zu den beiden Damen getreten, die eben hinter dem Vorhang verſchwinden wollten.

„Das iſt ein langweiliger Narr!" ſagte die dicke Frau. „Ich weiß nicht, wie ihr euch mit ſolchen Leuten einlaſſen könnt."

„Nun, Sie wiſſen's ja ſelbſt," flüſterte Kathinka; „die Breibergs haben uns gebeten, und auch Herr Wurzel; man darf den Leuten ihren Spaß nicht verderben. Und denen müſſen wir ſchon was zu Gefallen thun. Aber du," wandte ſie ſich an den Stöpſel, „nimm Windſpiel mit, es iſt ein ganz ordentlicher Menſch; plaudere noch eine Zeit lang mit ihm und laß ihn dann, wie wir verabredet, zum Hauſe hinaus. Vergiß mir auch nichts, wenn ich einen Ton auf der Guitarre angebe; es iſt ja ein Spaß, warum ſollte man das nicht thun?"

„Der lange, dürre Menſch da," ſprach die Frau mürriſch, „ſieht mir aber gar nicht aus, als ob er viel Spaß vertragen könnte. Auch hat er einen tüchtigen Stock bei ſich. Nehmt euch nur in Acht, daß es da nichts gibt."

„Das iſt denn Breibergs Sache; die ſollen alsdann

ſehen, wie ſie mit ihm zurecht kommen. — Wollen Sie nicht ſo gut ſein," wandte ſich hierauf Fräulein Schneller an den kleinen Kellner, „mit den beiden Damen ein bischen ins Nebenzimmer zu gehen? Ich habe mit dem Herrn da zu ſprechen. Nur eine Viertelſtunde."

Windſpiel warf einen beſorgten Blick auf ſeinen Herrn und Meiſter, und dann folgte er der jungen Dame im ſchwarzen Seidenkleide mit denſelben Gefühlen, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt werden ſoll, ſeinem Leiter.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Guitarrenklänge.

Der Spanier hatte ſich wieder auf ſeinen Stuhl niedergelaſſen, und Kathinka Schneller, die nun zurückkam, ſetzte ſich auf das Sopha ziemlich nahe an ſeine Seite. Sie hatte die Guitarre neben ſich gelegt, ſo daß ſie mit den Fingern die Saiten erreichen konnte.

„Sie werden mir verzeihen, mein verehrtes Fräulein,“ ſagte Don Larioz nach einer Pauſe, „daß ich es gewagt habe, Sie in Ihrem Hauſe aufzuſuchen; aber es geſchah das nur auf Veranlaſſung einiger freundlichen Zeilen, die ich von lieber Hand erhalten.“

„Ach ja! von der armen Dolores,“ erwiderte das Mädchen mit einem Seufzer, wobei ſie den Kopf auf die Seite neigte und ihren Nachbar ſchmachtend anſah. — „Die arme Dolores!“

„Dolores,“ ſprach der lange Mann mit großem Ernſte, „iſt ein ſehr unglückliches Weſen, oder alle Zeichen müßten

mich trügen. Ja, ſo unglücklich, daß, wenn ſie auch nicht Ihre Freundin wäre, doch in Ihrer Bruſt, mein Fräulein, das regſte Mitgefühl für dieſelbe auftauchen müßte."

Kathinka wollte antworten, doch berührte der Spanier mit den Fingerſpitzen leicht und reſpektvoll ihren Arm und fuhr fort: „Verzeihen Sie, mein Fräulein! Ehe Sie mir Ihre ſchätzbaren Mittheilungen machen, werden Sie mir ein paar Fragen erlauben. — Iſt es ſchon lange her, daß Sie Dolores kennen?"

„So lange ſie dort iſt."

„Bei dieſen Gebrüdern Breiberg?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Und auf welche Weiſe kam die unglückliche Spanierin ins Haus?"

Das junge Mädchen blickte ihn verwundert an.

„Die unglückliche Spanierin!" wiederholte er; „ſie iſt doch eine Spanierin?"

„Ganz genau kann ich das nicht ſagen," erwiderte Kathinka nach einigem Beſinnen. „Ich habe Dolores immer für eine Franzöſin gehalten; daß ſie wenigſtens von Paris hieher kam, weiß ich ganz genau."

„Und ſie wurde ſehr heimlich ins Haus der Gebrüder Breiberg gebracht? Wenigſtens ſcheint das ſo der Fall zu ſein, denn es hat ſie wohl Niemand ankommen ſehen; auch würde ſie ſich wohl nicht ſo in ihr hartes Schickſal gefügt haben, wenn ſie Gelegenheit gehabt hätte, die Hülfe guter Menſchen anzuſprechen."

„Ja, jetzt fällt es mir ein," verſetzte Kathinka mit einem leichten Lächeln auf ihren Zügen; „Sie haben vollkommen Recht, ſie wurde aufs allerheimlichſte ins Haus gebracht,

es ſah Niemand auch nur ihre Naſenſpitze; ich glaube, man brachte ſie in ſo einer Art von Kaſten.“

„In einem Kaſten!“ rief Don Larioz mit Entrüſtung, wobei ſich ſeine Augenbrauen hoch empor hoben. „Sie meinen vielleicht in einer Sänfte?“

„Ja, es wird wohl eine Sänfte geweſen ſein; aber ich weiß das nicht ſo genau, da ja Niemand außer den Gebrüdern Breiberg bei ihrer Ankunft zugegen war.“

„Dieſes ſcheue Weſen ſieht den Menſchen ähnlich. Und wann ſahen Sie dieſelbe zum erſten Male?“

„Laſſen Sie mich nachrechnen,“ entgegnete Kathinka, die auf ſo detaillirte Fragen nicht gefaßt ſchien. — „Richtig, es kann jetzt ein halbes Jahr ſein, da kam ich ins Atelier und blickte neugierig hinter die ſpaniſche Wand —“

„Gerade wie ich!“ ſeufzte der Spanier.

„Und ſah etwas mit einem grauen Schleier umhüllt. Auf meine Frage an Herrn Jean Baptiſt Breiberg, was das ſei, gab er mir in ſeiner groben Manier zur Antwort, das ſei ein neumodiſcher Kleiderſtänder. Ich glaubte ihm aber nicht, denn es war mir, als habe ich etwas unter dem grauen Schleier ſich bewegen ſehen. Nun war, wie Sie ſich wohl denken können, meine Neugierde rege, und als ich eines Tages allein im Atelier war, ſchlich ich mich hinter die ſpaniſche Wand und ſah zu meines größten Ueberraſchung —“

„Die unglückliche Dolores!“ rief Don Larioz ſchmerzlich aus. „Gerade ſo iſt es mir ergangen. — Im reichen ſpaniſchen Coſtüm, den flammenden Blick auf Sie gerichtet —“

„Ja, es war ſo, ihr Coſtüm war ſehr ſchön.“

„Das hat Sie am meiſten intereſſirt?“ ſprach der lange Spanier mit einem ſchmerzlichen Lächeln. „Ich ſah nur das

glänzende Auge und das wunderbar ſchwarze Haar. O Dolores! Du trägſt deinen Namen nicht mit Unrecht, armes, gefoltertes Mädchen! — Doch weiter!“ fuhr er nach einem augenblicklichen Hinbrüten fort, indem er ſich männlich wieder zuſammenraffte. „Und darauf ſprach ſie mit Ihnen?“

„Wenig, ſo gut wie gar nichts. Sie mußte mich für eine Freundin der Breibergs halten und war längere Zeit vollkommen ſtumm. Namentlich,“ ſetzte das ſchlaue Mädchen hinzu, „um alle weiteren Fragen darüber abzubrechen, was ihre Herkunft und ihre früheren Schickſale anbelangt.“

„Und ſie war ſehr traurig?“

„Natürlich, und nicht ohne Urſache. So immer eingeſperrt zu ſein, Niemand zu ſehen, als dieſe Breibergs, und — ich kann es Ihnen wohl geſtehen — Mißhandlungen aller Art ſtandhaft zu ertragen —!“

Die Augen des Spaniers funkelten.

„Ja, ſtandhaft, denn Dolores iſt das bravſte und rechtſchaffenſte Geſchöpf, welches ich je in meinem Leben geſehen. Weder Drohungen noch Bitten, weder Mißhandlungen noch Verſprechen vermochten ſie bis jetzt zu erſchüttern. Das weiß ich ganz genau. Ihr Herz iſt rein wie das eines Engels; und welches Herz das ſein muß, welche Standhaftigkeit ſie beſitzt, können Sie ſich ſelbſt denken. So ein armes, wehrloſes Geſchöpf, von zwei gewaltthätigen Brüdern gefangen gehalten, und doch nicht nachgeben, dazu gehört mehr, als jede Andere zu leiſten im Stande wäre.“

Fräulein Schneller ſchaute Don Lariez abermals mit einem ſchmachtenden Blicke an, den dieſer aber durchaus nicht bemerkte; denn unfähig, bei dieſen entſetzlichen Mittheilungen ruhig zu bleiben, war er aufgeſprungen und durchmaß das

Zimmer mit raſchen Schritten. Doch ſetzte er ſich bald wieder an die Seite des jungen Mädchens, legte dieſes Mal ſeine ganze Hand auf ihren Arm, drückte ihn leicht und ſagte dann mit bewegter Stimme:

„Wie danke ich Ihnen, mein Fräulein, für Ihre gütigen Mittheilungen! Seien Sie aber verſichert, Sie, die Dolores lieben und jedenfalls wieder von ihr geliebt werden, daß Sie Ihr Vertrauen Jemand geſchenkt, der Alles aufbieten wird, um das unglückliche Mädchen aus den Klauen jener Barbaren zu retten.“

„Darauf hofft ſie,“ erwiderte Kathinka Schneller, indem ſie, ungeſehen von ihrem Nachbar, ein leichtes Gähnen unterdrückte.

„Unglückliches Mädchen!“ ſprach Don Lariez düſter vor ſich hin.

„Und doch wieder glücklich,“ verſetzte Fräulein Schneller mit einem leichten Seufzer, indem ſie näher zu dem Spanier hinrückte. „O, ſo geliebt zu werden, wie Dolores es von Ihnen iſt, — was ertrüge man nicht dafür in dieſer verdorbenen Welt, wo ſo wenig wahre Liebe zu finden iſt!“

„Und denkt ſie meiner mit einigem Intereſſe?“ fragte der Spanier, und in ſeinem Auge blitzte es lebhaft auf.

„Mit Intereſſe?“ verſetzte das junge Mädchen; „nur mit Intereſſe? O, ich will es nicht vergeſſen! Als ich ſie zum letzten Male ſah, da lehnte ſie den Kopf an meine Bruſt — ſo ungefähr —“

Während Kathinka das ſprach, drängte ſie ſich dicht an ihren Nachbar, drückte ihr blondes Haar an ſeine Schulter und ſchaute ihm von unten herauf lächelnd in die Augen;

ihre ſonſt etwas bleichen Züge waren ſanft geröthet, und ihre Blicke glänzten.

„Ja,“ fuhr ſie mit weicher Stimme fort, „Sie haben einen unauslöſchlichen Eindruck auf das Herz der armen Dolores gemacht; und ich finde das begreiflich, ſehr begreiflich. Erinnern Sie ſich noch des Tages,“ ſprach ſie mit einem ſchalkhaften Lächeln, wobei ſie ihre Hand erhob und leicht damit über das ſtruppige Haar des Spaniers fuhr, „erinnern Sie ſich noch jenes Tages, als ich Ihnen an der Thür der Wohnung der Gebrüder Breiberg begegnete? Damals hatten Sie Dolores noch nicht geſehen,“ ſetzte ſie mit einem tiefen Seufzer hinzu; „damals betrachtete ich Sie aufmerkſam, und es war mir ſonderbar zu Muth; ich ſagte zum Andreas: — aber was bin ich kindiſch,“ unterbrach ſie ſich ſelber, „ſolches Zeug vor Ihnen zu ſprechen! Nein, nein, was werden Sie von mir denken? ich muß mich wahrhaftig von Ihnen entfernen.“

Das that ſie denn auch, indem ſie den Oberkörper von Larioz wegbog, aber nur eine Sekunde lang, denn gleich darauf ſchnellte ſie noch dichter zu ihm hin, lehnte ſich ſanft an ſeine Bruſt und ſprach mit einem verführeriſchen Lächeln: „Und warum ſoll ich es nicht ſagen? Es iſt ja keine Gefahr dabei, Sie lieben ja doch eine Andere.“

„Ja, ich liebe eine Andere,“ entgegnete ernſt Don Larioz, wobei freilich ſein Blick etwas Starres hatte, er aber dennoch verſuchte, ein wenig auf die Seite zu rücken, da es ihm eine ſeltſame Empfindung verurſachte, den warmen Körper des jungen Mädchens an ſeiner Bruſt zu fühlen. „Ja, ich liebe eine Andere,“ wiederholte er, „feſt, treu, unerſchütterlich, wie es einem ſpaniſchen Edelmanne geziemt.“

„Ach, er liebt eine Andere!“ ſagte traurig Kathinka Schneller, indem ſie den Kopf einen Moment abwandte und zu gleicher Zeit mit der Hand an ihre Augen fuhr.

„Ich liebe eine Ihrer Freundinnen,“ ſagte der Spanier, und während er das letzte Wort ſtark betonte, machte er einen abermaligen Verſuch, ſich etwas aus ihrer gefährlichen Nähe zu entfernen.

Doch hatte ſich Kathinka zu feſt an ihn hingedrängt und er befürchtete nicht mit Unrecht, daß, wenn er ſich etwas zu gewaltſam erheben würde, ihm das Mädchen noch näher käme, wenn er ſie nicht vielleicht unſanft von ſich abſchütteln wollte. Und Letzteres hatte er doch nicht Luſt zu thun. Wohl ſah er mit Schrecken, daß ſie offenbar ein etwas allzu warmes Intereſſe an ihm nehme. Sollte er deßhalb hart gegen ſie ſein? Nein, ihn dauerte der Zuſtand des jungen, gewiß ſo unſchuldigen Mädchens, und während er ſich mit Ernſt und Würde in ſeiner muſterhaften Haltung behauptete, blickte er zuweilen verſtohlen nach dem Vorhange, ob ſich dort nicht vielleicht die Mutter dieſes unvorſichtigen Kindes ſehen laſſe, was ihm, obgleich er vollkommen ohne Tadel war, doch nicht angenehm geweſen wäre.

„Und doch, ich will Ihnen ſagen, was ich dachte,“ ſprach Kathinka Schneller, indem ſie ſeine langen, dürren Finger ergriff und ſie betrachtete. „Wiſſen Sie, wenn man, wie wir, ſo viel mit der Kunſt umgeht, ſo wird man ſelbſt für die Poeſie empfänglich und denkt auch oft im wirklichen Leben daran. Im Atelier der Herren Breiberg hatte ich viele ſchöne Bilder geſehen, Ritter in Kampf und Sieg, oder auch zu den Füßen ihrer Damen, hohe Heldengeſtalten mit aufwärts gedrehten Bärten und glänzenden Augen — ach, ſo feurige

Augen," fuhr ſie fort und hielt ihre Hand zwiſchen ihm und ſich, die ſeinigen verdeckend, „die man nicht ertragen kann. Und als ich noch daran dachte und mit Andreas darüber ſprach, wie es ſo ſchade ſei, daß das Geſchlecht der Helden ſo gänzlich anfange bei uns zu fehlen, da erſchienen Sie, und Andreas kann mir bezeugen, wie ich zuſammen fuhr und zu ihm ſagte: Schaut, das iſt ein Ritter! Gebt ihm Schild und Lanze in die Hand, und er wird ſo ſchön ſein, wie man in Bildern, ſelbſt auf dem Theater nichts Schöneres ſehen kann. — Ach, wie glücklich Dolores iſt!"

„Nennen wir Dolores nicht glücklich," ſprach Don Larioz mit ſanfter Stimme. Und dabei betrachtete er mit einem unverkennbaren freundſchaftlichen Intereſſe das junge Mädchen, welches jetzt die Augen niederſchlug und ſich ihrer Worte zu ſchämen ſchien. „Nennen wir ſie nicht glücklich, denn ſie iſt gefeſſelt, von der Willkür roher Menſchen bedroht, während wir uns der goldenen Freiheit freuen."

„O, ſie iſt glücklich!" rief Kathinka Schneller mit einem Anflug von Begeiſterung, „ſie liebt und wird wieder geliebt; ſie liebt eine intereſſante und ritterliche Perſönlichkeit, und dieſe ritterliche Perſönlichkeit will das Leben daran ſetzen, ſie zu befreien. Kann man ein glücklicheres Loos haben als ſie?"

„Ich will allerdings zugeben," entgegnete der Spanier, „daß es Dolores vielleicht ein nicht unangenehmes Gefühl verurſacht, wenn ſie erfährt, daß ein Mann, der ſie liebt, die feſte Abſicht hat, für ſie nicht nur in den Kampf zu gehen, ſondern auch, wenn es nöthig wäre, den Tod für ſie zu erleiden."

„Und alles das für ſie, für ſie allein!" rief ſchmerzlich das junge Mädchen an der Seite des langen Mannes. „O,

Himmel! nur für sie allein! Glückliche Dolores! — Wie kann man so edel sein und doch ein so hartes Herz besitzen?" sagte sie nach einem augenblicklichen Stillschweigen, wobei sie den Kopf etwas zurückbog, um sein Gesicht in gehöriger Entfernung zu betrachten.

Und dieses Gesicht zeigte vollkommen die Größe und Ruhe seiner erhabenen Seele. Sein Mund war etwas zusammengezogen, wodurch die Spitzen des Schnurrbartes sich einander näherten; dabei hing seine Unterlippe, wenn auch unbedeutend, herab, und seine Augenbrauen waren wie vor Verwunderung hoch emporgezogen.

„Ja," fuhr Kathinka heftig fort, „sie soll Alles haben, für sie soll Alles geschehen. O, grausamer Ritter meiner Träume! Was würde für mich gethan, wenn ich in Ketten und Banden schmachtete? wenn auch ich der Willkür böser Menschen Preis gegeben wäre? Ja, für mich gethan? — Für mich, welche dich — o, welche Sie, wollte ich sagen, inniger liebt als jene Dolores, die Sie ja nur ein einziges Mal sah, die nie das Glück hatte, Sie zu sprechen. Nicht wahr, an meinem Elend würde man kalt vorüber gehen? Für mich würde man nicht das Schwert ziehen, für mich nicht in den Kampf gehen, noch viel weniger den Tod erleiden wollen? — O, ich Unglückliche! warum habe ich alles das gesagt?"

Während sie diese Worte sprach, hatte sie sich langsam erhoben und machte eine Bewegung, als wolle sie dem gefährlichen Manne an ihrer Seite entfliehen. Doch schien die Leidenschaft sie zu überwältigen, sie verließ ihren Sitz auf dem Sopha und sank mit einem leisen Ach! noch inniger an seine Brust als früher.

Don Larioz war in Wahrheit aufs tiefste gerührt von

dem offenherzigen und leidenſchaftlichen Bekenntniſſe des jungen Mädchens. Wohl hatte er bemerkt, daß ſie ihn damals an der Thür mit einem forſchenden Blick angeſchaut, aber er hatte nicht im Entfernteſten glauben können, daß ſein Anblick einen ſolchen Eindruck auf ihr unſchuldiges Herz machen würde. Er fühlte ſich von Mitleid bewegt, aufs tiefſte ergriffen, und konnte es kaum über ſich gewinnen, ihre Hände zu löſen und ihre Arme ſanft von ſeinem Halſe zu entfernen, an welchem ſie ſich, wie einer Ohnmacht nahe, feſtgeklammert hielt.

Kathinka öffnete die halb geſchloſſenen Augen und ſagte mit einem leiſen Seufzer, wobei ihre Stimme außerordentlich weich, ja, ſchmelzend klang: „Nicht wahr, für mich würde nicht der hundertſte Theil von dem geſchehen, was man für Dolores thun wird?“

„Glauben Sie das nicht, hochgeehrtes Fräulein,“ verſicherte eifrig Don Larioz. „Verfügen Sie über meine Dienſte, wenn Sie ſolche brauchen können, und Sie werden ſehen, daß ein edler Spanier nie gezögert hat, einer Hülfloſen, einer Bedrängten beizuſtehen. Aber —“

„O, ich verſtehe dieſes Aber!“ rief ſie ſchmerzvoll aus. „Nur Ihr Edelmuth würde Sie zu meiner Hülfe herbei ziehen; Ihr Herz bliebe kalt bei meinem Jammer, und wenn Sie mich zu Ihren Füßen ſterben ſähen, ſo würde doch das Wort Liebe nie von Ihren Lippen tönen.“

Der lange Mann kämpfte einen ſchweren Kampf; er blickte mit dem innigſten Mitgefühl auf das arme, unſchuldige Mädchen herab, das jetzt, wie ſich ſeiner eigenen Bekenntniſſe ſchämend, das ſanft geröthete Geſicht in den Händen verbarg. — Aber er dachte an Dolores, die unglückliche Gefangene, die er liebte, die er zu ſeiner Dame erkoren, für die er ſich ſelbſt

ſein ritterliches Wort gegeben, ihr unerſchütterlich treu anzugehören; er ſah vor ſich die bleichen Züge der Spanierin, das ſeelenvolle, glänzende Auge; ſeiner Bruſt entrang ſich ein tiefer Seufzer, und er machte den Verſuch, Kathinka Schneller ſanft von ſich zu ſchieben.

Sie erhob den Kopf aus ihren Händen, ſie ſchaute ihn mit einem flehenden Blicke an, ſie ſagte mit bebender Stimme: „So iſt denn nichts im Stande, dein Herz zu rühren, du harter Mann? Du ſiehſt meine Liebe und ſtößeſt mich dennoch zurück? — Wehe, wehe!“

Larioz war groß in dieſem Augenblicke; er raffte ſich ernſt und ſtreng zuſammen, ſeine Bruſt war von einem tiefen Athemzuge geſchwellt, er ſchob das ſchluchzende Mädchen nun wirklich ſanft bei Seite, dann blickte er in die Höhe und ſprach: „Vermögen wir es, unſerem Herzen zu gebieten? Nein, gewiß nicht; wir können einer Zweiten Liebe heucheln, aber dieſelbe doch nicht wahr empfinden. Laſſen Sie von mir ab, gutes Mädchen; Sie werden mir anſehen, wie ſehr mich Ihr Jammer rührt; aber glauben Sie meiner Verſicherung, daß er nicht mein Herz umwandeln kann. Ich will ihr dienen, ich will ihr Retter ſein; ich will den Verſuch machen, ſie aus Ketten und Banden zu erlöſen, hoffend auf einen ſüßen Lohn, wenn es mir gelingt, will aber auch im anderen Falle ohne Murren untergehen, und ſollte mich bei dieſem Wageſtück der Tod ereilen, ſo ſeien Sie überzeugt, daß mein letztes Wort ſein wird: Sie war meine erſte und einzige Liebe — Dolores, das ſchönſte Weib der Erde!“

„Ha, Barbar!“ rief das ſchrecklich enttäuſchte Mädchen aus und ſtürzte zurück auf das Sopha, wobei ihre Finger

krampfhaft die Saiten der Guitarre erfaßten und denſelben einige ſchrille Töne entlockten. Gleich darauf fuhr ſie empor, ſtrich ihr blondes Haar von den Schläfen zurück und ſchien angſtvoll zu lauſchen.

Der Spanier, mit ſich ſelbſt zufrieden, konnte nicht darauf achten, da ſeine leuchtenden Blicke ſich nach oben gerichtet hatten und er angelegentlich die Zimmerdecke betrachtete, in deren Mitte ein ziemlich ſchlecht gemalter Amor beſtändig im Begriffe war, auf jeden ſeinen Pfeil loszulaſſen, der ihn zufällig anſchaute.

Jetzt ergriff ihn Kathinka Schneller haſtig beim Arm, rüttelte ihn, bis er aus ſeiner Verzückung wieder zu ſich kam, und ſagte dann, indem ſie mit ängſtlicher Geberde nach der Thür wies: „Horch, haben Sie gehört?“

Obgleich Don Larioz in der That bis jetzt nichts vernommen, blickte er doch ebenfalls nach der Thür, von welcher her er nun auf einmal eine polternde Männerſtimme hörte, die ziemlich deutlich ſagte: „Mir macht man nichts weis, ſie iſt da drinnen; ich habe ihre Stimme gehört. Hölle und Teufel! Ich möchte darauf ſchwören, daß ich mich nicht irre, wenn ich ſage, ſie hat dort ſo eben mit einem Manne geſprochen. — Ah, die Verrätherin!“

Jetzt vernahm man auch die Stimme der Fräulein Stöpſel, welche antwortete: „Wo denken Sie hin? Kathinka iſt hinauf gegangen; es iſt gewiß Niemand im Zimmer; nicht einmal Licht, darauf können Sie ſich verlaſſen.“

„Und Lichterſchein habe ich doch geſehen,“ fuhr die Stimme fort. „Sie vergeſſen, daß draußen ein Spalt im Laden iſt. Ah, ich werde keine Schonung kennen. Sterben muß die Treuloſe und mit ihr der Verräther! Rache, Rache!“

Kathinka hatte ſich bei den letzten Worten, welche man von draußen gehört, vom Sopha erhoben, ohne den Arm des Spaniers los zu laſſen, und zu gleicher Zeit das Licht ausgelöſcht. Geräuſchlos wandte ſie ſich um den Tiſch herum und zog dann den langen Mann, der nicht wußte, was das alles bedeuten ſollte, ſo kräftig ſie konnte, mit ſich fort. Er folgte ihr, obgleich widerſtrebend, und wagte nicht zu ſprechen, denn bei dem erſten Verſuche, den er hierzu gemacht, hatte ſie ihm die Hand auf den Mund gedrückt. Halb zog ſie ihn, halb folgte er ihr freiwillig, mit der einen Hand um ſich tappend, und fühlte nach kurzer Zeit, daß ſie den Vorhang erreicht, der ſich im Hintergrunde des Zimmers befand.

Dahinter öffnete das Mädchen leiſe eine Thür, zog ihn hindurch, und erſt als er vernahm, daß das Schloß hinter ihm wieder einſchnappte, that ſie einen tiefen Athemzug und ſagte: „Der Gefahr wären wir jetzt entflohen.“

Worauf Don Lariez mit großem Ernſte erwiderte: „Es iſt das erſte Mal, mein Fräulein, daß ich vor einer Gefahr fliehe; auch muß ich um eine Erklärung bitten, wenn ich mich nicht veranlaßt ſehen ſoll, augenblicklich in jenes Zimmer zurückzukehren.“

„Beruhigen Sie ſich,“ antwortete ſie mit einer Stimme, die noch immer vor Aengſtlichkeit zu zittern ſchien. „Daß Sie geflohen, geſchah ja in meinem Intereſſe, und ich danke Ihnen herzlich dafür. Sie haben doch jene ſchreckliche Stimme gehört?“

„Allerdings habe ich ſie gehört, und wer iſt jener Mann?“

„O Gott, es iſt mein Verlobter!“ jammerte das unglückliche Geſchöpf. „Es iſt ein Menſch, dem meine Hand zu

reichen man mich zwingen will; ein Mann, der mir früher gleichgültig war, der mir aber seit jenem unglücklichen Tage — o, ich brauche Ihnen diesen Tag nicht näher zu bezeichnen! — verhaßter geworden ist, als irgend etwas auf dieser Welt."

„Und Sie ließen sich seine Bewerbungen gefallen? Sie erklärten nicht offen Ihre Abneigung und Ihren Haß?"

„Konnte ich das, da er mir früher nur gleichgültig war? O, Sie machen mich grenzenlos unglücklich. Meine Mutter wünscht diese Verbindung, mein Verlobter ist entsetzlich eifersüchtig, und wenn er wirklich Ihre Stimme gehört, so könnte es ein großes Unglück geben. Sie sehen deshalb wohl, daß Sie mir zu Liebe fliehen mußten; er würde Sie ermordet haben, wenn er Sie gesehen hätte."

„Ich stelle meinen Mann," versetzte ruhig der Spanier, „und wenn das Ihr einziges Bedenken ist, so lassen Sie uns getrost zurückkehren, und was mich hieher geführt, will ich ihm alsdann sagen. Natürlicherweise, soweit ich das thun kann, ohne Dolores zu compromittiren."

„Und Sie meinen, er würde Ihnen glauben?" sagte sie mit einem krampfhaften Lachen. „O, da kennen Sie diesen wilden Menschen nicht! Aber," setzte sie schluchzend hinzu, „ich weiß ja wohl, daß Ihnen an mir nichts gelegen ist. So gehen Sie denn hinein, messen Sie Ihre Kraft mit der seinigen, und wenn Sie unterliegen oder ihn bewältigen, — ich werde unglücklich sein; denn morgen wird er wieder kommen, und ich bin dann ohne Schutz und Hülfe seiner Willkür Preis gegeben. — — Horchen Sie!"

Und wieder vernahm man die polternde Stimme, diesmal aber im anstoßenden Zimmer.

„Da will ich ein Narr werden," tönte sie, „wenn hier auf

dem Sopha nicht Jemand geſeſſen. Die Stelle iſt noch warm, hol' mich der Teufel! Und auch auf dem Stuhl war Jemand. Ach, Kathinka! du kannſt dich freuen, wenn ich finde, daß du mich wirklich verrathen!"

„Seien Sie doch nicht ſo thöricht!" hörte man Fräulein Stöpfel ſagen; „ich verſichere Sie, Kathinka iſt oben und wird gleich herunter kommen."

„Wie habe ich dieſes Mädchen geliebt!" klagte nun die polternde Stimme. „Wie hätte ich auf ihre Tugend und Unſchuld geſchworen! Einer von den verruchten Malern wird bei ihr ſein. Oder am Ende gar jener lange Kerl, der wie eine Vogelſcheuche ausſieht und ſich in neuerer Zeit in der Nähe des Burgplatzes herum treibt. — Ja, jetzt erinnere ich mich, den man heute Abends in der Entenpforte geſehen haben will. Laſſen Sie mich! Blut muß fließen, ihr Blut! ha! die Falſche ſoll erbleichen! — Erblei — chen — chen — chen!"

Es war, als knirſche der Sprecher mit den Zähnen.

Als derſelbe von dem langen Kerl geſprochen und ſogar von der Vogelſcheuche, hatte es den Spanier durchzuckt, und er wäre vielleicht umgekehrt, wenn ihn Kathinka nicht kräftig am Arme gehalten hätte.

„So ſoll ich vollkommen unglücklich werden?" klagte ſie. „Und doch iſt es am Ende ja gleichgültig; zerriſſen iſt mein Herz ohnedies, ſo mag es in Gottes Namen brechen."

„Nein, es ſoll nicht brechen," ſagte ernſt Don Lariog. „Fern ſei es von mir, das Unglück einer Dame herbeiführen zu wollen. So will ich mich denn erniedrigen, ich will zum erſten Male in meinem Leben fliehen."

„Die Hausthür habe ich verſchloſſen," brüllte die Stimme, „und alle Zimmer will ich durchſuchen."

„Hören Sie?“ flüſterte das Mädchen in höchſter Angſt; „an Entfliehen iſt nicht mehr zu denken; ich muß Sie verſtecken. — Aber es gibt noch ein Mittel, mich zu retten,“ fuhr ſie fort, indem ſie Lariez von der Thür, wo ſie ſtanden, hinwegzog. „Entſagen Sie Dolores, erwiedern Sie meine Liebe, und ich will vor jenen Wüthenden hintreten, will ihm das ohne Furcht erklären, und damit entreißen Sie ihm ſeine Rechte auf mich; es iſt dann Ihnen gegeben, mich zu vertheidigen, mich vor ſeiner Rache in Schutz zu nehmen.“

„Laſſen Sie ab von mir, Kathinka,“ gab Lariez traurig zur Antwort; „ich will fliehen, um Sie zu retten, und thue damit, was ich für keinen Menſchen thun würde. Aber ſoll ich es Ihnen noch hundert Mal wiederholen, daß mein Herz nur ihr gehört, ſoll ich Ihnen nochmals wehe thun, indem ich Ihnen ſage, daß Dolores, das ſchönſte Weib der Erde, meine Liebe beſitzt? O, glauben Sie mir, ſchonen Sie mich!“

Sie ſtanden jetzt in einem engen, dunkeln und kalten Gange; vor ſich in der Höhe bemerkte der Spanier etwas wie eine Fenſteröffnung; er ſah dort einen ungewiſſen Schein.

Man hörte die Stimme des Wüthenden im Zimmer brüllen, auch polterte es dort, als werfe er Stühle durch einander.

„So muß ich Sie denn an einem ſicheren Orte verſtecken,“ ſagte Kathinka Schneller, „bis er ſich entfernt hat. O, grauſamer Mann! ſo iſt alſo nichts im Stande, Ihr Herz zu rühren?“

Das einzige Wort, welches Don Lariez hierauf zur Antwort gab, war: „Dolores!“ worauf er einen wahrhaft herzbrechenden Seufzer vernahm und ſich alsdann bis zum Ende des Ganges fortgezogen fühlte.

Um das junge Mädchen zu retten, ſchien es jetzt die höchſte Zeit zu ſein, denn ſchon hörte man, wie die Thür hinter dem Vorhange geöffnet wurde, bemerkte auch ſogar einen ſchwachen Lichterſchein.

„Geſchwind! geſchwind! um des Himmels willen!“ flehte ſie.

Das Ende des Ganges war erreicht, und links von der Mauer befand ſich eine kaum vier Fuß hohe Thür, die das Mädchen haſtig öffnete und den langen Mann bat, dort einzutreten.

„Sie müſſen ſich etwas bücken,“ flüſterte ſie kaum hörbar mit angſtvoller Stimme. „Sobald der Wüthende fort iſt, komme ich, um Sie augenblicklich in Kenntniß zu ſetzen. O, möchten ſich doch während der Zeit Ihre Geſinnungen ändern!“

Nie! dachte der treue Spanier. Und nun tappte er mit den Händen vor ſich hin, um die Oeffnung des Verſteckes zu finden; doch fand er die Thür zu demſelben ſo niedrig, daß er ſich bedeutend bücken mußte, um hinein zu gelangen.

„Schieben Sie von innen den Riegel vor,“ ſagte Kathinka, „und laſſen Sie Niemand hinein, man mag klopfen, ſo arg man will. Wenn ich ſelbſt komme, will ich mich durch den Namen der verhaßten Nebenbuhlerin ankündigen.“

Das alles ſprach ſie, zu ſeinem Ohr hinabgebeugt, aus Furcht vor dem Wüthenden im Zimmer ſo leiſe, daß Jemand, der nur wenige Schritte davon geſtanden, gewiß nichts vernommen hätte.

Der lange Schreiber kroch hinein; die Thür fiel hinter ihm zu, und gehorſam dem erhaltenen Befehle ſchob er von

innen einen hölzernen Riegel vor, weßhalb er nicht bemerkte, daß draußen ein Gleiches geſchah. Ein ſtiller Seufzer entrang ſich ſeiner Bruſt, doch ſtärkte ihn das Bewußtſein einer guten That. Alles für Gott und die Damen! dachte er, der Einzigen meine Liebe, den Anderen Schutz und Hülfe! — O Dolores!

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Mörder! Mörder!

Wir glauben ſchon berichtet zu haben, daß Don Lariot, als er in ſein Verſteck hinein kroch — den Ausdruck gehen oder ſchreiten können wir hier unmöglich gebrauchen, da hierzu die Oeffnung viel zu klein war — ſich ſehr bücken mußte, um mit ſeinem Kopfe nicht an der Thüreinfaſſung anzuſtoßen. Als er nun an dem Orte war, den ihm Kathinka Schneller angewieſen, fand er dieſen ſo dunkel, daß man buchſtäblich nicht die Hand vor den Augen ſehen konnte. Da er immer noch außerordentlich gebückt daſtand und ihm dieſe Stellung ſehr unbequem ſchien, ſo machte er einen äußerſt vorſichtigen Verſuch, ſein Haupt zu erheben, was ihm auch gelang, aber nicht ſo ſehr, daß er hätte aufrecht ſtehen können; vielmehr fand er die Decke des Gemaches, wo er war, ſo niedrig, daß er wohl einſah, er müſſe bis zur Zeit, wo ſich jener Wüthende drinnen im Zimmer entfernt haben würde, in einer ſehr unbequemen Stellung verharren.

Welches Gemach des Hauſes man ihm zum Aufenhalte angewieſen, war er nicht im Stande zu ſagen, doch da er ſich von jeher daran gewöhnt hatte und auch Muth genug beſaß, jedem Außergewöhnlichen keck ins Auge zu blicken, ſo beſchloß er auch jetzt, mit den Händen vorſichtig umhertappend, zu unterſuchen, wo er ſich eigentlich befinde. Er ſetzte behutſam einen Fuß vor den anderen, und fühlte dabei, daß er auf einen eigenthümlich weichen Boden trete; auch war es ihm als ſei derſelbe feucht, und um ſich deſſen zu vergewiſſern, fühlte er mit einer Hand hinab, zog aber die Finger ſchnell zurück, als er mit einigem Befremden entdeckt, daß er in naſſes, zertretenes und durchaus nicht reinliches Stroh gefaßt.

Bei dem nächſten Schritte, den Larioz nun mit größter Vorſicht machte, befand er ſich an einer Mauer des Gemaches, ging langſam daran hin, fand eine Ecke des Verſteckes und darauf eine andere Wand, die aus Holzwerk zu beſtehen ſchien, und wo ein kleiner Vorſprung war, an dem er empfindlich mit dem Schienbeine anſtieß. Mauerwerk und Holzwand aber und nicht minder die niedere Decke über ſeinem Haupte waren mit einer Feuchtigkeit überzogen, die durchaus nicht angenehm roch, was man indeſſen auch von dem ganzen Gemache nicht ſagen konnte; es herrſchte eine ſonderbar ſäuerliche Atmoſphäre hier, welche die Naſe unangenehm berührte, ohne daß man es gerade einen beſtimmt ausgeſprochenen Geruch hätte nennen können.

Der tapfere Spanier, vielleicht in der Befürchtung, noch Schlimmeres zu finden, beſchloß, ſeine Unterſuchungen nicht weiter fortzuſetzen, und tappte bei der feuchten Mauer vorbei an den Eingang zurück, um dort an der Thür in das Haus

zu lauſchen, indem er hoffte, Kathinka Schneller müſſe jetzt jeden Augenblick erſcheinen, um ihn aus ſeinem Verſtecke zu erlöſen. Aber er vernahm nicht das Geringſte von ſich nähernden Tritten, alles, was er hörte, war zuweilen ein ſchallendes Gelächter, das durch mehrere Thüren gedämpft an ſein Ohr ſchlug.

Ah! dachte er, das kluge Mädchen wird jetzt die Treppe herab gekommen ſein, um den Wüthenden zu überzeugen, daß ſie in der That nicht im Zimmer geweſen ſei. O Weiber! Weiber! ſeufzte er, es iſt doch viel Lug und Trug in eurem Thun und Laſſen. Es wäre entſetzlich, wenn ich denken müßte, daß Dolores mir es einſtens auch ſo machen könnte! — Aber nein, gewiß nicht! Aus deren ſeelenvollen Augen ſpricht ein treues Herz..

Die gebückte Haltung, zu der er genöthigt war, fing indeſſen an, ihn außerordentlich zu beläſtigen; er hatte ſchon, um einen kleinen Stützpunkt zu finden, und doch nicht ſein Haar mit der ſchmierigen Decke in Berührung zu bringen, zuerſt die eine Hand, dann beide auf ſein Haupt gelegt und ſich gegen oben geſtemmt — eine Haltung, die aber auch in kurzer Zeit ſehr ermüdend wurde; auch waren die gebogenen Kniee ſchuld daran, daß er ſeine Stellung häufig veränderte. Einige Erholung fand er alsdann, wenn er ſeine Handfläche auf die Kniee legte und dadurch dem ſehr gebückten Oberkörper einen Stützpunkt gab.

Wenn ich leide, dachte er bei ſich ſelber — und daß ich in dieſem ſeltſamen Gemache einigermaßen leide, iſt wohl nicht zu läugnen — ſo geſchieht es um Dolores willen; und ich finde einige Erquickung in dieſem Gedanken. Iſt es doch ebenſo verdienſtlich, für die, welche man liebt, körperlich, ja,

ſelbſt geiſtig zu dulden und zu leiden, als thatkräftig für ſie zu wirken mit Schild und Lanze, wenn das möglich wäre. — Die alten Ritter, denen es eine Spielerei war, ja, ein Vergnügen, Rieſen niederzuwerfen, Drachen zu tödten und edle Jungfrauen zu befreien, ſie fanden es ſchwerer, ſich in Demuth zu beugen, und es wurde ihnen als größtes Verdienſt angerechnet, wenn ſie, vom Schlachtroß ſteigend, ſolches thaten. — Auch ich könnte von mir ſagen, daß ich hier in Demuth gebeugt ſtehe; auch mir wird man dieſes zu größerem Verdienſt anrechnen, als wenn ich, nicht achtend die Bitten jenes unſchuldigen Mädchens, zurück in das Zimmer geſtürmt wäre, um den Wüthenden zu beſiegen und niederzuwerfen. — Ja, ich finde es, dachte er nach einer Pauſe mit einem unterdrückten Seufzer, in der That ſchwerer und deßhalb auch glorreicher, ſich ſo in Demuth zu beugen, als mit leuchtendem Schwerte drein zu ſchlagen. Aber wenn dieſe Prüfung in der Demuth ſehr lange dauert, ſo könnte ſie doch am Ende etwas unangenehm werden.

Er veränderte ſeine Stellung abermals, und indem er mit der Hand vorſichtig um ſich her fühlte, wandte er ſich wieder gegen die Mauer, wo er zufällig an einen eiſernen Ring ſtreifte, in dem ein naſſer Strick befeſtigt war. — Seltſam! dachte er, daß man in den Häuſern der Entenpforte ſo ſonderbare Gemächer findet!

Wenn man in tiefer Dunkelheit in einer gebückten Stellung wie Don Lariez aushalten muß an einem unbekannten Orte, von dem man nicht weiß und nicht errathen kann, was es eigentlich für ein Ort iſt, wenn man eine ſäuerliche Atmoſphäre einathmet, wenn man mit der Hand an feuchte Mauern ſtreift und dabei eiſerne Ringe und Stricke berührt, ſo kann

ſchon eine mittelmäßige Phantaſie veranlaßt werden, allerlei außergewöhnliche Bilder zu gebären.

Da nun aber der lange Schreiber eine mehr als mittelmäßige Phantaſie hatte und dieſe ſich gern mit unheimlichen Häuſern, alten Schlöſſern, düſteren Ritterburgen, Verließen und dergleichen beſchäftigte, ſo war es nicht unnatürlich, daß ihm der Gedanke kam, wie der Theil der Stadt, in dem ſich die Entenpforte befand, mit zum älteſten gehörte und wie die Häuſer hier noch meiſtens aus jenen Tagen ſtammten, wo die harten Zeiten des Mittelalters jedes Haus als eine kleine Burg entſtehen ließen, ebenſo fähig, ſich nach außen zu vertheidigen, als unglückliche Gefangene hinter Schloß und Riegel zu halten. Ja, es konnte nicht anders ſein: das Gemach, in welchem er ſich befand, mußte einmal ein Gefängniß geweſen ſein; die niedere Decke war eine weitere Qual für die armen Eingekerkerten, der Strick an der Mauer hatte vielleicht ſchon manches arme Schlachtopfer gehalten, und der hölzerne Vorſprung, an den er vorhin geſtoßen, war vielleicht der Sitz, deſſen ſich jene Unglücklichen bedienten.

Daß ihm dieſer letzte Gedanke nicht ſchon früher gekommen, hätte er eigentlich belächeln können, wenn ſeine Situation nicht ſo furchtbar ernſt geweſen wäre. Doch beſchloß er, ſich dieſes Sitzes zu bedienen, da er nahe daran war, durch ſeine höchſt unbehagliche, tief gebückte Stellung Krämpfe in allen Gliedern zu verſpüren. Er tappte nach dem Sitze hin, fand ihn, ließ ſich darauf nieder und konnte nun ſeine Beine wenigſtens ausſtrecken, ſtieß auch mit dem Kopfe nicht mehr an die Decke des Gemaches, da er nachſinnend ſein Haupt auf die Bruſt herabſinken ließ.

Ja, die Entenpforte war der älteſte Theil der Stadt, und

jetzt erinnerte er sich wohl, daß er oft davon gehört, wie hier Leute wohnen sollten, deren Treiben das Licht des Tages scheue. Hatte nicht auch der treue Windspiel ähnlicher Maßen gesprochen, hatte er ihn nicht gewarnt vor dem Gange hieher, hatte dessen Fuß nicht sichtbar schlichtern die Schwelle des Hauses Numero Vier übertreten? — Aber nein, die Veranlassung, weßhalb er sich in dem dunkeln Gemache befand, war ja so natürlich, und es hatten sich die Ereignisse so richtig vor seinem Blicke an einander gereiht. Das Schreiben der unglücklichen Dolores hatte ihn an Kathinka Schneller gewiesen, diese ihn freundschaftlich aufgenommen und liebreich behandelt, bis jener Wüthende kam. —

So dachte Lariez, aber mit einem Male trat das Bild des hohnlachenden Clemens Breiberg vor seine Seele und er fühlte ein gelindes Frösteln. Wie, wenn dieses Ungeheuer erfahren hätte, daß die unglückliche Dolores ihm geschrieben? Wie, wenn er gewußt, daß Kathinka Schneller sich dazu hergeben würde, zur Befreiung der Spanierin mitzuwirken? Wie, wenn die Breibergs dagegen gearbeitet und vielleicht Kathinka Schneller vermocht hätten, ihn in diesen finsteren Kerker zu verlocken?

Gräßlich! An diesen Gedanken reihten sich andere so finsterer und wilder Art, daß er unmöglich ruhig sitzen bleiben konnte, sondern erregt wie er war, ohne der niedrigen Decke zu gedenken, aufsprang, mit dem Kopfe oben polterad anstieß, dann auf dem feuchten Stroh ausglitschte und der Länge nach auf den Boden hinpatschte. Er fühlte einen heftigen Schmerz am Kopfe und bemerkte zu gleicher Zeit auch, wie klein der Kerker war, in dem er sich befand; denn während sein Haupt

an den Sitz der Gefangenen ſtieß, berührten ſeine Füße die Eingangsthür.

Mühſam raffte er ſich empor, und die ſäuerliche Atmoſphäre drang ſtärker als bisher in ſeine Naſe; es war ein ſeltſamer Geruch, etwas wie vom Dunſte der Verweſung dabei. Schaudernd dachte er an gräßliche Urſachen, die denſelben hervorgerufen haben könnten, an Unglückliche, die man vielleicht hier gefeſſelt hielt, bis der Tod ſie von den Qualen des Hungers und Durſtes erlöſte, — und dieſer Schauder ſtieg zu einem wahrhaften Grauſen, als er nun mit einem Male neben ſich einen tiefen Seufzer hörte.

Nun iſt es aber in der That etwas Entſetzliches, an einem unheimlichen Orte, wo man ſich allein glaubt, plötzlich ein ſolches Geſeufze zu hören. Es war kein Wunder, daß Don Lariox zu fühlen glaubte, wie ſich die Wurzeln jedes ſeiner Haare bewegten. — In einem ähnlichen Falle wie in dem, wo er ſich befand, pflegen uns zwei Empfindungen zu beſtürmen: die einer furchtbaren Angſt, welche ſich dadurch äußert, daß wir uns krampfhaft, lautlos in uns ſelbſt und in die nächſte Ecke zurückziehen, keines Lautes, keines Gedankens mächtig und mit ſcharfem Ohr hinlauſchend, ob ſich der furchtbare Seufzer nicht wieder hören laſſe — oder ein unnatürlicher Muth, der uns vorwärts ſtreben läßt, dem Orte des Grauſens entgegen, bereit, über das, was wir dort finden, herzufallen, um es, wenn es etwas Feindliches iſt, mit unſeren Händen zu erwürgen.

Von der letzteren Empfindung war der tapfere Spanier beſeelt. So raſch es ihm möglich, tappte er an der Wand hin, fühlte aber mit Schrecken, daß er ſchon beim erſten

Schritte an einen menschlichen Körper stieß, neben dem er, ohne es zu wissen, schon eine Zeit lang gesessen. War es ein lebend Eingekerkerter wie er, oder war es bloß eine Leiche? — Nein, das Letztere war nicht der Fall, denn als Don Larioz mit seinen langen Fingern zugriff und den Hals des menschlichen Körpers neben ihm umkrallte, stieß dieser nicht nur abermals einen tiefen kläglichen Seufzer aus, sondern sagte auch mit einer Stimme, die den langen Schreiber erbeben machte: „O du mein Gott! was habe ich denn gethan, daß ich hier elend zu Grunde gehen soll? Hat man mich doch in meiner Jugend gelehrt, daß treue Anhänglichkeit und Tugend schon diesseits zuweilen Belohnung finden. O guter Himmel! und ich bin treu und anhänglich gewesen einem Freunde, den ich sehr achte, und ich habe meine Tugend bewahren wollen, und deßhalb hat man mich in dieses scheußliche Loch gesteckt."

Don Larioz fuhr zurück, so weit es ihm die Mauern des kalten und feuchten Kerkers gestatteten, dann hob er die Hände empor und sagte mit einem Tone unbeschreiblicher Rührung: „Auch du, mein Sohn? — Auch du mußt meinetwegen so entsetzlich leiden?" — Er hätte um Alles in der Welt in diesem wahrhaft ergreifenden Augenblicke nicht das kalte und förmliche Sie anwenden können. — „So sind Sie es wirklich?" setzte er nach einer Pause hinzu, nachdem er sich einigermaßen gesammelt.

„Ja, ich bin es," erwiderte Windspiel mit einer Stimme, welche vor Freude zitterte; „ich bin es, o mein Gott! Man hat mich schmählich behandelt, man hat mich unter dem Vorwande hier eingesperrt, ich müsse durch eine Hinterthür das Haus verlassen, um schlechten Feinden, die Sie und mich bedrohten,

zu entfliehen. Ich wußte nicht, was man mit mir vorhatte; es waren ſchreckliche Gedanken, die mich beſchäftigten; aber jetzt wird Alles gut werden; Sie ſind ja auch da."

„Allerdings bin ich auch da, mein Freund," gab der Spanier jetzt mit einer Ruhe zur Antwort, welche ſeiner Faſſung und ſeinem Verſtande alle Ehre machte. „Leider, möchte ich ſagen, bin ich auch da; aber nun ich weiß, daß ich vielleicht zu Ihrer Rettung mitwirken kann, fühle ich eine Art von Beruhigung darin, daß auch ich in dieſen ſcheußlichen Kerker gerathen."

„Ein ſchöner Kerker!" jammerte Windſpiel. „Ja, wenn es nur ein Gefängniß wäre! Aber ſo, wenn das Jemand erfährt, ſo bin ich Zeit meines Lebens blamirt."

„Gegen Gewalt und Liſt iſt nichts auszurichten," ſprach ruhig der Spanier; „auch helfen da keine Klagen. Vor der Hand muß uns alles daran gelegen ſein, daß wir uns unſere Lage klar machen, daß wir zu entdecken ſuchen, wo wir uns eigentlich befinden."

„Nun, dazu braucht es nicht viel Nachdenken," gab der Kellner kleinlaut zur Antwort; „wer das nicht riechen kann, wo wir uns befinden, der muß eine ſchlechte Naſe haben."

„Sollten wir uns nicht in einem Kerker befinden?" fragte der tapfere Spanier angſtvoll, dem jetzt erſt die ſäuerliche Atmoſphäre anfing verdächtig zu werden, und in dem plötzlich eine Vermuthung aufſtieg, die für ihn über alle Maßen verletzend war. „Sollte der hölzerne Block, auf dem Sie ſitzen — auf einem ähnlichen ſaß auch ich vorhin — nicht die Bank eines Gefangenen ſein? Sollte der feuchte Strick, den ich gefühlt,

nicht dazu gedient haben, arme Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit fest zu halten?"

„O mein Gott, nein! Das ist alles nicht so, wie Sie es sagen."

„Und wo sind wir denn?" fragte Don Larioz mit steigender Angst. „Ich beschwöre Sie, theilen Sie mir Ihre Ansicht mit! Wenn dies kein Kerker ist, was ist es denn?"

„Ein Schweinestall ist es!" jammerte Windspiel kläglich. „Man hat uns in einen Schweinestall gesperrt, und das ist eine Schande, die ich nicht überlebe."

Eine Zeit lang gab der Spanier keine Antwort. Wenn es aber hell gewesen wäre, hätte man sehen müssen, wie er beide Hände vor das Gesicht preßte und noch mehr zusammen sank, als es die niedrige Decke bedingte. Dann seufzte er: „Ein Schweinestall? — — eingesperrt? — O, es sind das schreckliche Worte, die Sie aussprechen! — Aber ich setze den Fall, es wäre wirklich ein solcher Ort, wie Sie ihn genannt —"

„Woran nicht zu zweifeln ist," unterbrach ihn Windspiel mit heftiger Stimme. „Ich sitze auf dem Trog, aus dem die Schweine fraßen, und der Strick an der Wand dient dazu, eins dieser unartigen Thiere festzuhalten."

„Entsetzlich! Aber Sie sprechen von eingesperrt. So sollte das ein teuflischer Verrath sein, der uns hieher gebracht?"

„Was Sie hieher gebracht, das kann ich ja nicht wissen," fuhr der Kellner kläglich fort, „aber mich hat meine Tugend in den Schweinestall geführt, von meiner Anhänglichkeit an Sie gar nicht zu reden. Der Stöpsel ist ein leib-

haftiger Teufel. O, das hätte ich Tag meines Lebens nicht gedacht!"

„Was Fräulein Stöpsel mit dieser Angelegenheit zu schaffen hat, weiß ich nicht, aber so viel ist gewiß, wenn ein weibliches Herz im Stande wäre, unseren Edelmuth auf so niederträchtige Art auszubeuten, so müßte ihr Blut fließen."

„Das würde uns nichts nützen, lieber Herr Don Lariоz," versetzte der Kellner. „Aber glauben Sie mir, es ist fürchterlich! — Weder die Schneller noch der Stöpsel werden ihr Maul halten, und dann bin ich vor der ganzen Künstlerschaft auf ewig blamirt."

„Ruhig, mein Freund," sagte Lariоz so sanft, wie es die fürchterliche Erregung, in der er sich befand, zuließ. „Mag die Ursache, welche uns hieher geführt, sein, welche sie will, wir müssen jedenfalls versuchen, diesen Ort zu verlassen. Ich werde den Riegel zurückziehen und sehen, ob sich die Thür nicht öffnen läßt."

Er that also, fand aber, daß die Thür deßhalb doch nicht aufging.

„Das habe ich erwartet," sagte Windspiel; „der einzige Weg, hier heraus zu kommen, ist, wenn es uns gelingt, den Deckel des Troges aufzuheben, der doch irgendwo ins Freie führen muß."

„Und ein Fenster scheint nicht da zu sein?"

„Schweineställe haben keine Fenster."

„Ja so, daran dachte ich nicht," gab der Spanier mit einem leisen Seufzer zur Antwort. „Versuchen wir also, den Trog zu öffnen, wie Sie vorhin sagten."

Dies ging aber nicht so leicht, als sich Windspiel vielleicht

vergestellt, und Beide bemühten sich einige Zeit vergeblich, den Deckel zu heben, der von außen durch einen Holzriegel gehalten zu sein schien. Glücklicher Weise fand der Kellner beim Umhertappen einen starken Holzprügel, den sie gegen den Trog stemmten, kräftig als Hebel gebrauchten und damit nach längeren vergeblichen Bemühungen endlich den Deckel aufbrachen.

Wenn sich auch diese Oeffnung zu klein erwies, als daß selbst der dürre Windspiel hätte hinaus kriechen können, so zeigte sich den Beiden doch bei einem geringen Schimmer, den die hellere Nacht draußen hereinsandte, eine viereckige Thür zwischen den Trögen, die sie bis jetzt übersehen, welche sich von außen öffnen ließ und die dazu angebracht war, um den Schweinestall reinigen zu können.

Der Kellner bog sich mit einer verzweifelten Anstrengung zur Oeffnung hinaus, und es gelang ihm, diese Thür zu öffnen.

Es war für Beide ein wohlthuendes Gefühl, als nun zugleich mit etwas Helle eine frischere, wenngleich kältere Atmosphäre in das Gemach drang, wo sie sich befanden.

Don Larioz hatte es nicht über sich gewinnen können, den Schweinestall mit seinem wahren Namen zu bezeichnen; er vermied das stets, nannte ihn Versteck, Ort, war überhaupt seit der schrecklichen Entdeckung, wo er eigentlich war, ziemlich still und nachdenkend geworden. Aber es war begreiflicher Weise keine gemüthliche Ruhe, die ihn beherrschte, es war eine gewaltsam unterdrückte Wuth, die ihn so geduldig erscheinen ließ, ein mühsam verhaltener Ingrimm, der sich nur manchmal durch einen tiefen Seufzer kund gab — die Stille vor dem Sturm. Man mußte nur sehen, mit welcher

Energie er die viereckige Thür öffnete, nachdem der Riegel von außen gelöst war, und wie er alsdann trotz seiner Länge hindurch schlüpfte und darauf Windspiel mit einem Rucke nach sich zog.

Beide Abenteurer befanden sich nun in einem mit einer hohen Mauer umschlossenen Hofe an der Rückseite des Hauses. Die viereckige Oeffnung ging auf einen Düngerhaufen, der sich an der Seite des Gebäudes hinzog bis zu einer kleinen Thür, die neben der Front des Hauses auf die Straße führte. An dieser Seite bemerkte Don Larioz nach einigem Umherschauen einen schwachen Lichtglanz, der durch einen Spalt im Fensterladen herausdrang. Er schritt längs der Einfassung des Düngerhaufens vorsichtig hin und kam so an den Fensterladen, von dem wir eben gesprochen und der seiner Berechnung nach in das Zimmer führen mußte, aus dem er vor dem Wüthenden entwichen war. Von dort her klangen Stimmen und Gelächter.

Einen Augenblick besann sich der lange Spanier, ob es seiner würdig sei, zu lauschen; als er aber an den Ort dachte, von dem er eben herkam, biß er die Zähne heftig auf einander und beugte das Ohr zu dem Laden nieder.

Da hörte er denn drinnen sprechen — —

„Ich würde die Geschichte nicht für eine Million geben," sagte der Mann mit der polternden Stimme. Doch hatte diese Stimme jetzt einen gutmüthigen, man könnte fast sagen: lustigen Ton. — „Und ein Königreich gäbe ich dahin, wenn ich solches besäße, um zu sehen, was sie für Gesichter machen. Ritter und Knappe im Schweinestall! Diese Idee ist erhaben. Komm, Kathinka, dafür muß ich dir noch einen Kuß geben."

„Aber Mühe hat es gekostet," hörte der Lauscher jetzt eine weibliche Stimme, welche offenbar dem Fräulein Stöpsel angehörte. „Ich sage euch, der kleine Kellner witterte die Geschichte und wollte gar nicht hinein."

„Nun, es ist kein Wunder, daß er sie witterte," lachte der ehemalige Wüthende, „denn euer Schweinestall wird nicht nach Rosen duften."

„Sollten wir sie jetzt nicht bald herauslassen?" hörte man Kathinka Schneller fragen.

„Nur nicht so eilig, ihr Mädchen! Zuerst bleibe ich noch eine Viertelstunde da, dann laßt mich eine andere Viertelstunde fort sein, und hierauf könnt ihr das Burgverließ öffnen. Ich versichere euch, der Spaß ist mit tausend Thalern nicht bezahlt. Wenn ich das meinem Bruder erzähle, so wird er bedauern, nicht dabei gewesen zu sein."

Den Larioz horchte fast athemlos; jetzt, wo die Stimme des Wüthenden ruhiger klang, glaubte er sie zu erkennen. Ja, hier war ein entsetzlicher Verrath gegen ihn verübt worden; es konnte keine Täuschung möglich sein: es war die Stimme des verruchten Clemens Breiberg. Dieser hatte erfahren, daß sich die unglückliche Dolores schriftlich an ihn, den Spanier, gewandt; derselbe hatte es durch seine Ränke dahin gebracht, daß er an den fürchterlichen Ort gesperrt wurde, um ihn vor der Geliebten lächerlich zu machen. Rache! Rache!

Kathinka Schneller schien unschuldig zu sein; sie war gewiß durch entsetzliche Drohungen dazu gezwungen worden, ihn zu verrathen; sie allein hatte von seiner Erlösung gesprochen; ihre Stimme klang sanft und milde, während die des schänd-

lichen Breiberg und des Fräulein Stöpſel höhniſch und luſtig war.

Der lange Schreiber hatte genug gehört, er ſchlich ſich hinter das Haus zurück und fand dort Windſpiel an der Mauer lehnend, die Hände gefaltet und betrübt zu den Sternen aufblickend. Das Gemüth des jungen Menſchen ſchien ſehr ergriffen zu ſein, und doch vermochte es Larioz nicht, ihm einen gediegenen Troſt zu ſpenden. Wohl hätte er ihm aus der Geſchichte Beiſpiele großer Männer anführen können, denen es auch nicht viel beſſer ergangen war, aber ihm fehlte die Sammlung dazu; er war in den Tiefen ſeines Gefühls beleidigt, empört wie nie, keines ruhigen Gedankens mächtig; er knallte die Finger auf und zu, und ſeine Augenbrauen waren tief herabgezogen, ſeine Lippen bebten, er war furchtbar anzuſchauen.

Schweigend tappte er in dem kleinen Hofe hinter dem Hauſe umher, und als er nach einigen Augenblicken zum Kellner zurückkehrte, fragte er mit dumpfer Stimme: „Es iſt doch auch Ihre Anſicht, jene Schändlichen zu züchtigen? Sie werden mir muthig folgen?“

„Wie Gott will!“ ſeufzte Windſpiel, und es ſchauderte ihn einigermaßen, als ihm nun der Spanier eine Miſtgabel mit zwei langen Zinken in die Hände drückte und ihm dabei ſagte: „Keine Schonung!“ Der Kellner fühlte zagend die langen kalten Spitzen an, und er wurde faſt wehmüthig geſtimmt, daß er, mit ſeinem harmloſen, weichen Herzen, vielleicht in der nächſten halben Stunde ein Mörder ſein werde. Er trug die Miſtgabel nicht ſo feſt in ſeinen Händen, wie es ſich wohl für einen tapferen Kämpen geſchickt haben würde.

Was die Waffe des langen Schreibers anbetraf, ſo

bestand diese in einem nicht sehr langen, aber biegsamen Prügel von festem Holze, den er gesenkt in der rechten Hand trug.

So gingen sie nach der Hofthür des Hauses, die unverschlossen war und einem leichten Drucke nachgab, und traten in den dunkeln Gang, wo die säuerliche Atmosphäre abermals ihre Nasen traf und eine Erinnerung hervorrief, welche nicht dazu geeignet war, ihren Rachedurst zu löschen.

Don Larioz schritt behutsam vorwärts, Windspiel folgte ihm herzklopfend.

Dort mußte die Thür sein, welche hinter den gewissen Vorhang führte, doch verschmähte der tapfere Spanier, den Feind so zu sagen von hinten zu überfallen, weßhalb er geräuschlos durch den Hausgang vordrang und sich wenige Augenblicke nachher jener Thür gegenüber befand, wo er zuerst eingetreten.

Ein paar Sekunden brauchte er, um sich zu sammeln, aber nur ein paar Sekunden. Das Gelächter im Zimmer, sowie auch die Spöttereien, die er jetzt wieder vernahm, trieben ihn zu raschem Handeln an. Er öffnete die Thür, trat auf die Schwelle, den geschwungenen Prügel in der Hand, furchtbar anzusehen, mit einem wilden Blicke das Ganze überschauend.

Da saß Madame Schneller auf dem Sopha, Fräulein Stöpsel neben ihr, gegenüber, etwas zurückgezogen, Kathinka, und behaglich die Hände auf den Tisch gestützt, der verruchte Clemens Breiberg, der gerade im Begriffe war, ein Glas duftenden Punsches an die Lippen zu führen.

Man kann sich denken, daß der Schrecken der Gesellschaft kein kleiner war. Der vorhin so Wüthende setzte behende

sein Glas nieder, und seine Züge dehnten sich etwas in die Länge. Doch sprang er im nächsten Augenblicke von seinem Stuhle auf, offenbar in der Absicht, hinter dem Vorhange zu verschwinden. Mehr sah Don Lariox nicht, denn Fräulein Stöpsel, die sich ebenfalls rasch erhoben hatte, blies das Licht aus, wodurch sogleich Alles in tiefe Finsterniß gehüllt wurde.

Doch hatte der lange Schreiber genug gesehen. Auf dem geradesten Wege drang er gegen Clemens Breiberg vor und stieß deßhalb so heftig an den Tisch, daß die Punschgläser klirrend durch einander flogen, war aber auch so glücklich, den Verräther am Kragen zu erwischen, worauf er dann nicht säumte, den Prügel mit kräftiger Hand an ihm zu probiren. Doch hatte er erst ein paar Mal herzhaft zugeschlagen, als er fühlte, daß sich ein paar dicke Hände in sein Haar festkrallten und ein schwerer Körper sich so kräftig an ihn hängte, daß er auf die Seite gezogen wurde. Freilich raffte er sich im nächsten Augenblicke wieder auf, doch war mittlerweile der Rockkragen, den er krampfhaft hielt, seinen Fingern entschlüpft, und ehe er denselben wieder ergreifen konnte, erhielt er einen so furchtbaren Schlag mit einer geballten Faust auf die Nase, daß ihm das Feuer aus den Augen fuhr und er sich schütteln mußte, wie der tapfere Stier seiner Heimat, der zufälliger Weise gegen die Bretterwand gerannt.

Es war ein sehr unangenehmer Augenblick, der sich fast zu einem schrecklichen gestaltete, als Don Lariox nun mit einem Male fühlte, daß zwei scharfe Spitzen einen unnennbaren Theil seines Körpers unsanft berührten: der tapfere Windspiel nämlich war, seinem Freunde folgend, ebenfalls in

das Zimmer vorgedrungen, die Miſtgabel vor ſich hingeſtreckt, in der Idee, ſeinem Herrn und Meiſter den Rücken zu decken, brachte aber, ſtatt dieſes zu thun, den Spanier in eine höchſt unangenehme Lage.

Glücklicher Weiſe erſchien jetzt im Gange der Schimmer eines Lichtes, weßhalb der kleine Kellner, ſeinen Irrthum einſehend, alsbald ſeine Miſtgabel zurückzog und ſich raſch gegen die Thür umwandte, um dort einem neuen Feinde zu begegnen, der in Geſtalt einer handfeſten Magd, mit der Schnelligkeit des Gedankens, mit den Nägeln über ihn herfiel und ihm zehn tüchtige Male zur Erinnerung an dieſen verhängnißvollen Abend verehrte. Es war ein Glück für dieſes muthige Frauenzimmer, daß ſie im nächſten Augenblicke wieder in den Gang zurückfuhr, denn Windſpiel erhob ſeine Miſtgabel zu einem neuen Stoße, deſſen Wirkung ſehr traurig hätte werden können. Wie aber ſchon geſagt: die Perſon, welcher dieſer Stoß galt, ſprang behende zurück, warf die Thür zu, worauf die beiden eiſernen Zinken tief in das Holz eindrangen.

Durch dieſen Stoß aber war das ſanfte Windſpiel zu einem wahren Tiger geworden, ſtampfte mit den Füßen und brüllte wie beſeſſen: „Blut! Blut!“

Es iſt aber ungewiß, ob der Kellner wirklichen Blutdurſt beſaß oder ob er ſein eigenes Blut meinte, welches ſanft von ſeiner Naſe und ſeinen Backen herabrieſelte.

Der Spanier, nachdem er ſich von ſeiner Betäubung erholt, griff nach den beiden dicken Händen, die ſein Haar gepackt hatten, von denen eine ihm unterſchiedliche Maſchen ausgeriſſen, während die andere ſich auf unangenehme Art mit ſeinem Ohre zu ſchaffen gemacht hatte. Doch entſchlüpf-

ten ihm die Hände, und ſtatt ihrer faßte er ein Stück leichten Zeuges, welches ihm nach einem kräftigen Rucke, den die Beſitzerin that, in den Fingern zurückblieb.

„Ah! ſchmähliche Flucht!“ konnte er ſich nicht enthalten auszurufen, wobei er indeſſen den verruchten Breiberg meinte, welcher ſich durch die Thür hinter den Vorhang gerettet hatte.

„Ja, Flucht! ſie fliehen!“ ſchrie nun Windſpiel mit einer faſt heiſeren Stimme, und dabei hörte man, wie dieſes ſonſt ſo ſanftmüthige Geſchöpf mit einer Berſerkerwuth mit gleichen Füßen auf- und niederſprang. „Aber ſie ſollen nicht fliehen!“ kreiſchte er, wobei ihm die Stimme überſchlug. „Eins muß ich haben, Eins muß ich umbringen! Ha! da fühle ich noch etwas Weiches. Stirb, Verräther!“

Damit hob er ſeine Miſtgabel und ſtieß auf den weichen Gegenſtand, einmal, zweimal, dreimal. Und jedes Mal fühlte er, wie die mörderiſchen Spitzen der Gabel tief in den weichen Gegenſtand eindrangen. Aber ſchon nach dem zweiten Stoße trat ihm der Schweiß auf die Stirn; ſeine Wuth kühlte ſich raſch ab, und nach dem dritten ſagte er mit bebender Stimme:

„Es rührt ſich nicht mehr, ich habe es umgebracht. — Windſpiel, du biſt nun wirklich ein Mörder geworden!“

Danach hörte man, wie das blutige Inſtrument ſeinen Händen entfiel, und vernahm ein leiſes Stöhnen, hierauf einen tiefen Seufzer, dann war Alles ringsum todtenſtill.

Aber dieſe Stille dauerte nur ein paar Sekunden, dann vernahm man, wie die Hausthür geöffnet wurde, wie ſich ſchwere Tritte näherten; die Stubenthür wurde aufgeriſſen. Don Larioz, der ſich umwandte, ſah zu ſeiner Ueberraſchung Lichterglanz in das Zimmer dringen und inmitten dieſes

hellen Scheines die Gestalt eines Polizeidieners, der kopfnickend auf der Schwelle stehen blieb. Hinter ihm drängte sich Madame Schneller mit sehr zerzaustem Haar, und weiter rückwärts sah man Fräulein Stöpsel und die handfeste Magd, welche das unglückliche Windspiel in so unbändige Wuth versetzt.

„Das sind mir saubere Gesellen!“ sagte der Polizeisoldat mit jener herausfordernden barschen Stimme und dem außerordentlichen Muthe, welcher diesen Leuten eigen ist, wenn sie mit geübtem Blicke sehen, daß kein Widerstand mehr zu erwarten. „Ihr habt da ein schönes Stück Arbeit gemacht!“

„Mein Kleid haben sie mir zerrissen!“ schrie die dicke Frau mit gellendem Tone; „mein Haar zerzaust und einen guten Bekannten, der ruhig bei uns saß, geprügelt. O, wenn die nicht ins Zuchthaus kommen, dann kommt kein Mensch mehr hinein!“

Damit drängte sie sich vor, warf einen Blick in das Zimmer und schlug die Hände zusammen, indem sie kreischend ausrief: „Und sehen Sie nur, was dieser Lump da mit seiner Mistgabel angerichtet hat! das ist ja entsetzlich!“

Windspiel war auf einen Stuhl niedergesunken und drückte die Hände vor das Gesicht; er wagte nicht, sich umzuschauen, murmelte aber mit bebenden Lippen: „Ja, ich bin ein Mörder.“

Auch der Polizeisoldat war jetzt näher getreten, doch als er Don Lariez genauer betrachtete, sagte er mit freudiger Stimme: „Den Vogel da kenn' ich; er hat sich neulich in den Reibstein eingeschlichen, und das unter sehr erschwerenden Umständen; er war stark im Verdacht, als wolle er dort das Haus anzünden. Ah, Vogel! diesmal werden wir dich

feſthalten! Ruft mir die Anderen herein!" befahl er ſehr würdevoll.

Don Larioz hatte ſein Taſchentuch hervorgezogen; er bemühte ſich, das Blut ſeiner Naſe zu ſtillen, würdigte aber den Mann der öffentlichen Gewalt keines Blickes, keines weiteren Wortes, als daß er ſagte:

„Gut, wir gehen mit Ihnen, es wird wohl noch irgendwo für uns Gerechtigkeit zu finden ſein."

„Ja, Gerechtigkeit!" ſchrie die dicke Frau; „das hoffen wir auch; und zahlen müßt ihr, zahlen, bis ihr ſchwarz werdet."

„Alſo ihr wollt gutmüthig mit gehen?" ſagte der Polizeiſoldat.

Der Spanier wandte ſich ſtumm nach dem Stuhle, wo er vor ungefähr einer Stunde Mantel, Hut und Stock gelaſſen, brachte dieſe Sachen an ſich und trat in den Hausgang.

Windſpiel folgte ihm mit ſchlotternden Knieen, er ließ den Kopf herabſinken, und als der Polizeidiener ihm das bewußte Mäntelchen überwarf, auch den Hut auf den Kopf drückte, zuckte er zuſammen, hatte aber doch noch die Kraft, an der Thür einen ſcheuen Blick rückwärts zu werfen. Da lag das Mordinſtrument, die Miſtgabel, am Boden, und neben den Zinken derſelben bemerkte er ein paar große Blutstropfen. Schaudernd wandte er das Geſicht weg und liſpelte abermals: „Ich bin ein Mörder, ein ſchrecklicher Mörder!"

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Auf der Polizei.

Es war schon vollkommen Nacht geworden, obgleich noch nicht so spät, daß nicht noch hier und da sich Leute auf der Straße gezeigt hätten. In der Entenpförte war dies freilich nicht der Fall; hier begab man sich früh zur Ruhe, um auch wieder früh aufstehen zu können. Es war dies, wie schon bemerkt, ein ziemlich abgelegenes Quartier, und wenn man hier Jemand begegnete, so huschte er eilfertig vorüber, wie sich vor sich selber fürchtend; auch sah man an den Fenstern nur ausnahmsweise ein Licht: die meisten Bewohner schienen sich schon dem süßen Schlafe zu überlassen.

Als der Polizeisoldat vorhin zur Thür hinaus befohlen hatte: „Ruft mir die Anderen herein!“ machte er es ungefähr wie jener Corporal mit zwei Mann, der Angesichts einer starken feindlichen Patrouille mit lauter Stimme kommandirte: Das sechste Bataillon vor! Die Anderen, die übrigens gehorsam jenem Rufe hereinkamen, reducirten sich auf einen

alten Stadtſoldaten, der manchmal zur Aushülfe gebraucht wurde, und der es verſtand, von Weitem durch ein großes Maulwerk einen ungeheuren Muth zu entwickeln, welcher Muth aber beim Näherkommen zuſammenſchrumpfte und ſich, nachdem die lärmenden Parteien auf der Straße waren, häufig in ein ſanftes: „Ja, was iſt denn das, ihr Männer?“ auflöste. Der Stadtſoldat hatte denn auch anfänglich, zurückgeſchreckt vom wilden Geſchrei, nur ſchüchtern das Haus betreten und fand ſich jetzt wieder ermuthigt und zum finſteren Stirnrunzeln bereit, als er ſah, wie der lange Mann, ohne Widerſtand zu verſuchen, mit dem Polizeiſoldaten ging, und wie die kleine dürre Geſtalt ſchwankend vor Angſt hinter ihm drein ſchritt.

„Das,“ ſagte er, indem er die Fauſt drohend erhob, „das iſt euer Glück, ihr Lumpen, daß ihr gutwillig mit geht, denn ich verſichere euch, Himmelſakermenter, wir hätten euch krumm geſchloſſen wie einen Fidelbogen. So eine Bande!“

Der kleine Kellner war gewiß nicht in der Verfaſſung, auf dieſe einſchüchternden Worte irgend eine Widerrede zu wagen. Doch ſchnauzte ihn der Stadtſoldat auf der Straße an:

„Will Er Sein Maul halten, Er —? Glaube Er mir, mit ſo Einem macht man wenig Federleſens.“

So ſchritten ſie dahin, Don Lariоz im Gefühle der Unſchuld mit aufrechtem Haupte, der Andere dagegen gebeugt unter dem Bewußtſein, ein ſchrecklicher Mörder zu ſein.

Bei dem Bogen angekommen, der den Eingang zur Entenpforte bildete, blickte der Spanier in die Höhe und dachte: Welcher Unterſchied, als ich vor einiger Zeit hier vorbeiging, und jetzt! Dann verſank er in tiefes Nachſinnen. —

Es iſt lehrreich, mit der Polizei einen Gang durch die

nächtlich finsteren Straßen der Stadt zu machen; man kann da sehen, wie die öffentliche Gewalt gehandhabt wird, mit welcher Unparteilichkeit und aufopfernden Tapferkeit die Diener dieser öffentlichen Gewalt zu Werke gehen. Wehe dem Handwerksburschen, der, aus dem Wirthshause kommend, in der Freude seines Herzens vielleicht singt:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond!

Nein, Unglücklicher, es wird nicht immer so bleiben, das lehrt dich die nächste Minute, wo du von der still lauernden Gerechtigkeit heldenmüthig gepackt und wegen nächtlicher Ruhestörung die Nacht über eingesperrt wirst. Es ist dabei rührend anzusehen, wie die Polizei unter Entfaltung all ihrer Schreckmittel, mit klirrendem Säbel, lautem Ruf ꝛc., den ruchlosen Handwerksburschen ergreift.

Und nicht minder lehrreich ist es, zu bemerken, wie an manchen Orten die Diener der öffentlichen Gewalt ein den Umständen angemessenes ganz anderes Verfahren beobachten — dort zum Beispiel, wo es in einer dunkeln Gasse unter tobendem Geschrei tüchtige Hiebe setzt und wo die Handhaber der Ordnung still vorbei schleichen, um den Tumult nicht noch unnöthigerweise zu vergrößern.

Es mochte eine kleine Viertelstunde vergangen sein, als die Gesellschaft sich der Polizeidirection näherte, um dort für die Nacht in sicheren Gewahrsam gebracht zu werden. Wenn es Tag gewesen wäre, hätte man bemerken können, wie über die Züge des tapferen Spaniers ein leichtes Lächeln flog, als er unter einem massiven Thorbogen in einen von hohen Gebäuden gebildeten Hof geführt wurde, der sparsam von einer

Gaslaterne erhellt war. Windſpiel folgte ſchaudernd; was ſich von ſeinen Sinnen allein in reger Thätigkeit befand, das war das Gehör, und er lauſchte angeſtrengt in der Furcht, jetzt plötzlich das Klirren von Ketten zu vernehmen. Doch hörte er nichts von dieſen Tönen des Grauſens, vielmehr ſchien es im Polizeiarreſt recht luſtig zuzugehen, denn aus den vergitterten Fenſtern auf der anderen Seite des Hofes hörte er eine Stimme herausſchallen, welche in etwas rauhen Tönen ſang:

„So leben wir, ſo leben wir,
So leben wir alle Tage.“

Nach dieſem Orte hin richteten auch die neu Angekommenen ihre Schritte, und als ein herbeigerufener Schließer die betreffende Thür öffnete, verſtummte der Geſang, und Don Lariox ſagte mit leiſer Stimme zu ſeinem Unglücksgefährten:

„Das iſt das Leben, mein lieber Freund; immer wechſelvoll ſchwingt es ſich herum: bald ſind wir oben auf der Höhe der Situation, bald tief unten im ſehr gewöhnlichen Treiben der Menge. Erinnern Sie ſich, daß wir auch dort vor dem Hauſe Geſang vernahmen. — Welcher Unterſchied!“

„Ja, welch ſchrecklicher Unterſchied!“ ſeufzte Windſpiel. „O, du mein Gott! womit habe ich dieſes furchtbare Schickſal verdient?“

Mittlerweile hatte das Polizeiarreſtlokal den Beiden ſeine gaſtlichen Hallen geöffnet, ſie traten ein, wobei ſich der muthige Stadtſoldat nicht enthalten konnte, dem kleinen Kellner noch einen Puff in den Nacken zu verſetzen. Dann ſchloß er die Thür hinter ihnen zu, und ſie befanden ſich in einem Gemache, das durch eine gewaltige Oellampe, die hoch an der Decke hing, aufs ſpärlichſte beleuchtet wurde.

So viel ihnen dieses Licht zu sehen gestattete, bemerkten sie eine breite hölzerne Pritsche, die sich an drei Wänden herumzog, und da sie dieselbe in der Gegend der Thür, zu welcher sie herein gekommen waren, noch unbesetzt fanden, so ließen sie sich dort nieder mit jenem schüchternen Gefühle, das uns jedesmal beschleicht, so oft wir einen für uns bisher ungewöhnlichen Ort betreten, mag dieser Ort ein fürstlicher Saal sein oder ein Polizeigefängniß.

Der kleine Kellner rückte so nahe an seinen Freund und Gönner hin, als es ihm thunlich erschien, und Don Larioz, der mit Recht darin ein Zeichen großer Angst erblickte, fühlte sich verpflichtet, dem, welchen er, obgleich unfreiwillig, hieher gebracht, einigen Trost zu spenden.

„Sie müssen das nicht so schwer nehmen," sagte der lange, hochherzige Mann; „wir haben freilich eine unangenehme Nacht vor uns, aber morgen früh, wenn man uns, hoffe ich, ein Verhör gestatten wird, werden wir uns ausweisen, wer wir sind, und darauf sogleich in Freiheit gesetzt. Es ist allerdings nicht angenehm, auf solche Weise mit einer hochlöblichen Polizei in Berührung zu gerathen, aber glauben Sie mir, man sollte eigentlich in der Welt Alles kennen lernen."

„Sie wird man wohl morgen früh in Freiheit setzen," gab Windspiel mit kläglicher Stimme zur Antwort, „aber ich — o, du mein Gott! ich komme von hier aus wahrscheinlich auf das Criminalamt und dann zeitlebens in Ketten und Bande, wenn nicht gar —" Hier schauderte er.

„Sie führen absonderliche Reden, mein Freund," versetzte Larioz erstaunt. „Ich glaube, was mich trifft, wird auch Sie treffen. Im Gegentheil," fuhr er würdevoll fort, „Sie werden mir zutrauen, daß ich den größten Theil der Schuld, ja,

wenn es möglich iſt, das Ganze auf mich nehme und der Wahrheit gemäß ſage, daß Sie faſt unfreiwillig mitgegangen ſind."

„Sie wiſſen alſo nicht," fragte ſtockend der Andere, „daß ich — o, mein Gott! — mit der Miſtgabel —"

„Was ſollte ich wiſſen?" erwiderte der Spanier; „ich weiß nur, daß Sie mich in einem Uebermaße von Muth faſt mit Ihrer Miſtgabel verletzt hätten. Zum großen Glück aber hat nur mein Beinkleid einigen Schaden gelitten."

„Das iſt es nicht, das iſt es nicht; ich wurde von hinten angefallen," ſprach der kleine Kellner mit einer ſchauerlich klingenden Stimme, „und wurde heftig im Geſichte gekratzt, und da konnte ich mich nicht mehr halten, ſondern bohrte meine Miſtgabel tief in etwas Weiches, das ich neben mir fühlte."

„Das wäre allerdings entſetzlich."

„Ich glaube, es hat geſtöhnt und geſeufzt, und dabei war ich Barbar genug, dreimal zuzuſtoßen. Auch ſah ich ſpäter am Boden Blutflecken."

„Das würde unſere Sache allerdings bedeutend verſchlimmern," flüſterte kaum hörbar der Spanier, indem er ſich ſcheu umſah. „Könnte es die im ſchwarzen Seidenkleide geweſen ſein?"

„Das wäre noch mein Troſt," fuhr der Andere fort, „wenn ich dem Stöpſel einen tüchtigen Stoß verſetzt hätte, denn der iſt doch an meinem ganzen Unglücke ſchuld. Mich hat meine Tugend ins Verderben geführt. O Gott! wer mir das vorhergeſagt hätte! — — Jetzt wäre ich," ſprach er mit weinerlicher Stimme, „ſtill und harmlos im Reibſtein; ich hätte meine Lampen hergerichtet, die geputzten Gläſer auf den Tiſch

gestellt, und nun kämen sie an, der gute Herr Wurzel und die Anderen, sie sagten mir freundlich guten Abend, sie klopften mir auf die Schulter, sie tränken am Tische ihr Bier, ich das meinige hinter dem Ofen, ich wäre in Freiheit, ich wäre kein Mörder!"

Bei den letzten Worten schluchzte er laut auf und ließ seinen Kopf in die Hände niedersinken.

„Man muß nicht gleich das Schlimmste denken," sagte Don Lariez nach einer Pause mit sanfter Stimme. „Ich setze den Fall, Fräulein Stöpsel hätte sich wirklich auf dem Sopha befunden, was mir aber unglaublich erscheint — denn wenn mich nicht Alles getäuscht, so fuhr sie behend hinter den Vorhang. — Wenn es aber wirklich so gewesen wäre, wie Sie vorhin sagten, und Sie hätten mit der Mistgabel nach dem Mädchen gestochen, so ist es damit noch nicht ausgemacht, daß Sie sie getödtet haben, wenn auch sogar Blut geflossen. Gewiß, mein Freund, trösten Sie sich, Fräulein Stöpsel scheint mir von einer guten Constitution zu sein, die schon etwas ertragen kann, ohne gleich daran zu sterben. Dabei müssen Sie nicht vergessen, wie man uns behandelt, daß es in dem Zimmer dunkel war, lauter Milderungsgründe; vor allen Dingen, daß ich den größten Theil der Schuld auf mich nehmen werde. — Sie wundern sich vielleicht, mich über diese Sache so ruhig, ja, man könnte fast sagen: heiter sprechen zu hören. Auf dem Gange hieher bin ich ruhiger geworden und sehe nun das, was uns passirt ist, mit anderen Augen an. Glauben Sie mir, junger Freund, man ist so oft leicht geneigt, die Mitmenschen ungerechterweise anzuklagen, und es will mich fast bedünken, als hätten wir an diesem Abend der guten Kathinka Schneller, vielleicht sogar ihrer würdigen Mutter

und nicht minder Fräulein Stöpfel, ein großes Unrecht abzubitten."

Windſpiel ſchaute nun ſeinerſeits verwundert in die Höhe, denn das, was ſein Freund und Gönner ſagte, kam ihm ſo merkwürdig vor, daß er ſogar auf Augenblicke den Mord vergaß, der auf ſeinem Gewiſſen laſtete.

„Ich verſtehe Sie nicht," ſprach er nach einem momentanen Stillſchweigen.

„Ich glaubte wirklich, als ich in das Zimmer trat," fuhr Lariez fort, wobei er nachſinnend auf den Boden blickte, „daß es der verruchte Breiberg geweſen, der am Tiſche ſaß, der höhniſche Reden ausſtieß, lachte und Punſch dazu trank."

„Und der war es auch," ſagte eifrig der kleine Kellner, „darauf könnte ich ſchwören."

„Urtheilen wir nicht zu vorſchnell," bemerkte der edle Spanier mit weicher Stimme. „Clemens Breiberg iſt der Feind der unglücklichen Dolores; — der am Tiſche könnte aber auch ein Freund jenes armen Mädchens geweſen ſein."

„Ein Freund von ihr?" rief Windſpiel im höchſten Erſtaunen. „Ein Freund, der es duldet und ſich darüber luſtig macht, daß man uns in einen Schweineſtall ſperrt, der lachend Punſch trinkt, während wir im Elende ſitzen, der Sie mit der Fauſt auf die Naſe ſchlägt, daß ſie dick angeſchwollen iſt und ſo geblutet hat, daß Sie im Geſichte ganz dunkelroth gefärbt ſind? Wie Sie mir das erklären wollen, das wäre ich wirklich begierig, zu erfahren."

Der lange Schreiber hob ſeinen Kopf in die Höhe, blickte in das Licht der qualmenden Oellampe, und der Kellner, der ihn anſah, bemerkte, daß ſeine Augen glänzten, daß er

wohlgefällig lächelte, daß Zufriedenheit ſich auf ſeinen Zügen zeigte.

„Es iſt wahr, was Sie vorhin ſagten," ſprach Don Larioz nach einer Pauſe; „man hat uns an einen Ort verlockt, den Sie für einen Schweineſtall halten; man hat über uns gelacht und geſpottet; man hat mich mit der Fauſt auf die Naſe geſchlagen, ſogar ſehr bedeutend, denn ich bin noch halb betäubt davon. Aber kann das nicht alles mit Abſicht geſchehen ſein?"

„Mit Abſicht allerdings!"

„Mit guter Abſicht," fuhr der Spanier in unerſchütterlicher Ruhe fort. „Glauben Sie mir," ſagte er alsdann mit einem freundlichen Blick auf Windſpiel, der ihn zweifelnd anſchaute, „ich bin älter als Sie und deßhalb ruhiger in meinem Urtheile. Die Jugend iſt ſchnell und behandelt eine Sache nur unter dem Einfluſſe des Augenblicks. Je mehr ich über die Begebenheiten des heutigen Abends nachdenke, um ſo klarer wird es mir, daß wir, wie ich ſchon vorhin ſagte, jenen guten Leuten, Entenpforte Numero Vier, großes Unrecht gethan haben, daß dieſe aber trotzdem mit uns ſehr zufrieden ſein werden."

Dieſe Rede ſeines Freundes und Gönners erſchien dem kleinen Kellner ſo voller Widerſprüche, daß er mit Beſorgniß dachte, der Fauſtſchlag des Mannes im Zimmer könnte etwas zu hart getroffen haben, und darauf malte er ſich mit ſeiner aufgeregten Phantaſie in aller Geſchwindigkeit die für ihn ſo jammervolle Situation aus, wenn der lange Schreiber plötzlich verrückt würde, und der Himmel mochte es wiſſen, was für Schreckliches alles dann beginnen würde. Er rückte leiſe

ein klein wenig auf die Seite, indem er ſeinen Nachbar ſcheu anblickte.

Dieſer ſprach aber in ſehr ruhigem, durchaus nicht exaltirtem Tone alſo: „Sie werden ſich erinnern, daß ich die göttliche Dolores nur ein einziges Mal ſah, und ich habe Ihnen ſchon geſagt, welchen Eindruck das herrliche Mädchen auf mich gemacht. Daß auch ſie mich nicht mit ganz gleichgültigen Augen betrachtet, glaube ich aus der Bereitwilligkeit entnehmen zu können, mit der ſie mich zu ihrem Retter erkoren, mit der ſie mir ihre geliebten Zeilen zukommen ließ, mit der ſie mich an ihre gute Freundin Kathinka Schneller verwies.“

„Eine ſchöne Freundin!“ ſagte Windſpiel mit einem tiefen Seufzer. „O Entenpforte! an dich will ich denken.“

„Sollte aber die ſchöne Dolores mir ſo gänzlich vertrauen, ohne Beweiſe zu haben für die Feſtigkeit meiner Geſinnungen, für meinen Willen, ihr zu dienen? Sollte dieſes kluge Mädchen geneigt ſein, mir, einem gänzlich Unbekannten, zu folgen, wenn es auch gelingt, ſie aus den Klauen der Breibergs zu befreien, ohne von meiner Redlichkeit überzeugt zu ſein? Gewiß nicht. Und deßhalb unterwarf ſie mich einer Probe, wie es auch in früheren Zeiten alle edlen Damen mit ihren Rittern zu machen pflegten.“

Windſpiel blickte wiederholt fragend in die Höhe, und ſeine Züge ſahen recht beſorgt aus.

Der lange Spanier achtete aber nicht darauf und ſchaute immer noch mit einem ſchwärmeriſchen Blicke in das Licht der Oellampe; man hätte glauben können, er ſei, unempfindlich für die Gegenwart, mit ſeinen Gedanken gänzlich in an-

deren Regionen, wenn man nicht bemerkte, daß er zuweilen leicht mit den Fingern die Stelle über seiner Nase berührt hätte, wohin der Schlag jenes Mannes getroffen. —

„Ja, es war eine Probe," sprach er endlich, „alles was uns in jenem Hause widerfahren; aber ich fürchte, ich habe sie nicht vollkommen zur Zufriedenheit meiner Dame bestanden. Es würde ihr lieber gewesen sein, wenn ich in meinem Kerker geduldiger ausgeharrt hätte, wenn wir uns nicht gewaltsam befreit, wenn wir darauf nicht in jenes Zimmer gedrungen wären."

„So hätten wir also ruhig in jenem Schweinestall sitzen bleiben sollen?" fragte der Kellner in höchster Verwunderung.

„Nach reiflicherer und ruhigerer Ueberlegung würde ich das allerdings gethan haben."

„Bis es der Schneller oder dem Stöpsel gefallen hätte, uns heraus zu lassen?"

„Ja, mein Freund."

„Und dann hätten wir ruhig abziehen sollen und Sie nicht jenen Breiberg prügeln, der so höhnisch über Sie gelacht?"

„Gewiß nicht, mein Freund, selbst wenn es in der That der Breiberg gewesen wäre."

„O!" rief der Kellner schmerzlich aus. Und darauf dachte er: Es kann nicht anders sein, jener Faustschlag ist zu heftig gewesen.

Der edle Spanier schüttelte in Gedanken versunken den Kopf, auch zog er die Augenbrauen zusammen, wie Jemand, der sich selber grollt.

„Dolores wird nicht mit mir zufrieden ſein," flüſterte er leiſe; „ich hätte ſtandhafter die Probe beſtehen ſollen, die ſie mir auferlegte; ich kann mein Vergehen nur dadurch wieder gut machen, daß ich nicht ein Wort von jenen Unbilden ſpreche, die uns widerfahren, und indem ich alles, was kommen mag, geduldig hinnehme zum Preis und zur Ehre meiner Dame."

„Und für wen ſoll ich alles das hinnehmen?" fragte Windſpiel mit einem etwas verdrießlichen Tone. „Soll auch ich vielleicht dulden für eine unbekannte Dame, von der ich nicht einmal glaube, daß ſie Freude an unſerer Duldung hat?"

„Sie ſollen durchaus nicht dulden, mein Freund," ſprach Larioz mit ſehr ernſter Stimme. „Denken wir der alten Zeiten, wo der Knappe bei allen ernſtlichen Verwicklungen aus dem Spiele blieb, und wo der Ritter für ihn einſtand und alles, was geſchehen war, auf ſeine ſtarken Schultern nahm."

„Ja, aber jene Zeiten der Knappenſchaft ſind vorüber, und wenn wir morgen früh vor dem Polizei-Commiſſär ſtehen, ſo wird er ſich wenig darum bekümmern, wenn Sie, hochverehrter Herr Don Larioz, die Sache auf ſich nehmen wollen. Da heißt es: mitgefangen, mitgehangen. Ja, in früheren Zeiten, da war ſo ein glücklicher Knappe, ſo ein Edelpage nur ein willenloſes Werkzeug in der Hand des Ritters oder — der ſchönen Dame, die hoch auf dem Zelter ſaß, und der er gern folgte."

Dabei ſeufzte der kleine Kellner tief auf und dachte an die gemalte Fenſterſcheibe im Künſtlerzimmer der Kneipe zum Reibſtein.

Hierauf schwiegen Beide still, Jeder seinen Gedanken nachhängend, und je mehr sie sich in Betrachtung der jüngsten Vergangenheit versenkten, um so verschiedenartiger gestalteten sich ihre Gefühle.

Ja, es kann nicht anders sein, dachte Windspiel mit tief betrübtem Herzen, morgen früh, wenn die Sonne erscheint, werde ich wegen Mords angeklagt, wegen Mords unter erschwerenden Umständen, denn ich habe mich einer Mistgabel statt eines ordentlichen schneidenden Instrumentes, wie das sonst wohl der Brauch zu sein pflegt, bedient.

Don Lariez aber lächelte in sich hinein und dachte: Es ist nicht anders möglich, es war eine Probe, die sie mich bestehen ließ. Und wenn sie auch erfährt, daß ich den mir zum Versteck angewiesenen Schweinestall auf gewaltsame Art verlassen, so kann sie mir deßhalb doch nicht zürnen, denn sie wird es selbst finden, daß es mit meiner ritterlichen Ehre unverträglich ist, an einem solchen Orte länger zu verweilen. „Wäre es ein ehrlicher Kerker gewesen," sprach er schwärmerisch vor sich hin, „so würde ich unbedingt den Tod vorgezogen haben, statt diesen Kerker gegen den Willen meiner Gebieterin zu verlassen."

Daß Keiner von Beiden, so gewaltig von ihren Gefühlen bewegt, auf seine Nachbarschaft achtete, ist leicht begreiflich. Diese Nachbarschaft bestand in zwei Individuen, von denen eines vorhin jenen Gesang angestimmt, jetzt aber in tiefen, sehr hörbaren Schlaf versunken war; das andere war auf der Pritsche langsam, aber unbemerkt näher gerückt, und obgleich er sich jetzt mit leiser Stimme an die Neuangekommenen wandte, so fühlte sich Don Lariez unangenehm aus seinen Träumereien erweckt.

„O mein Gott!“ ſeufzte die heiſere Stimme des Mitgefangenen, „es iſt ein troſtloſer Aufenthalt, ſo ein Polizei-Gefängniß. — Sie ſind wohl zum erſten Male hier?“

Der lange Schreiber beſah ſich den Fragenden etwas genauer, ſoweit das trübe Licht der Oellampe dies zuließ, und bemerkte einen langen, ſchmächtigen Menſchen in einem dunkeln, einfachen Anzuge, mit außerordentlich langem und dürrem Halſe, der zwiſchen etwas, das wie zerknitterte Wäſche ausſah, hervorſtand, und den er mit der Gelenkigkeit eines Vogels hin und her bewegte, wodurch es ihm möglich war, daß er dem Spanier von unten herauf in die Augen ſehen konnte, obgleich er Hals und Kopf tief auf die Bruſt herabgeſenkt hatte. Dazu hielt er die Hände gefaltet auf dem Schooße, und es befremdete Don Lariez einiger Maßen, dieſelben mit hellen baumwollenen Handſchuhen bedeckt zu ſehen. — „Ja,“ wiederholte dieſes Individuum, „es iſt ein entſetzlicher Aufenthalt, namentlich für den, der ihn das erſte Mal und gänzlich unverſchuldet kennen lernt. So iſt es Ihnen auch wohl ergangen?“

„Allerdings,“ erwiderte der Gefragte, „ſehe ich heute zum erſten Mal das Innere dieſes Gemachs, und wenn auch vielleicht nicht ganz unverſchuldet, ſo doch jedenfalls unſchuldiger Weiſe.“

„Es iſt hart,“ ſprach der Andere, nachdem er einen Seufzer ausgeſtoßen, „daß die Polizei ſo gar keine Unterſchiede macht. Man ſollte Leute von ordentlicher Erziehung doch nicht mit Trunkenbolden und allerlei verdächtigem Geſindel einſperren.“

Dabei wies er nach der Ecke des Gefängniſſes, wo der Sänger von früher tüchtig ſchnarchte. „Mir war es deßhalb

ein Trost, als ich Sie vorhin eintreten sah und an Ihrem gesetzten Wesen bemerkte, daß auch noch andere anständige und gebildete Leute hieher gebracht werden. Sie haben vielleicht auf der Straße ein bischen randalirt? O mein Gott! das kann leicht vorkommen an einem Sonntag-Abend, wenn man jung ist und einiges Geld besitzt."

„Ich weiß nicht, was Sie unter Randaliren verstehen," erwiderte ernst der Spanier; „deßhalb kann ich mich dieses Vergehens auch nicht schuldig erklären."

„O lieber Himmel! man kann sehr unschuldig randaliren; man kann ausrutschen und ein Fenster einstoßen; man kann seinen Stock etwas zu heftig schwingen und so eine Gaslaterne zerbrechen; man kann stolpern und über Jemand fallen, der uns gerade im Wege ist; man kann sich gedrungen fühlen, ein Lied etwas laut vor sich hinzusingen. Das alles begreift eine wohllöbliche Polizei unter dem Namen randaliren."

„Und haben Sie vielleicht auf eine der eben genannten Arten randalirt?"

„Ich? Gott soll mich in Gnaden bewahren! Ich bin ein armer Familienvater, ich bin gänzlich unverschuldet hier." — Er stieß bei diesen Worten einen so tiefen Seufzer aus, daß es Lariez ordentlich in das weiche Herz einschnitt.

„Ein Familienvater?" fragte er besorgt. „Und da wissen wohl die Ihrigen zu Haus gar nicht, wo Sie heute Abend geblieben sind?"

„Wegen meiner," versetzte der Andere mit dumpfer Stimme, „befinden sich in diesem Augenblicke sechs arme, hungrige Würmer in trostloser Ungewißheit."

„Das iſt hart. Aber Ihre Frau wird ihnen Troſt geben.“

„Meine Frau? — Ja ſo, meine Frau, richtig! — Aber nein, mein lieber Herr, ſie iſt nicht im Stande, dieſen armen Geſchöpfen Troſt zu ſpenden, denn ſie lebt nicht mehr. — Es ſind jetzt in meiner armen Stube ſechs vater- und ſechs mutterloſe Waiſen.“

„Und was hat Sie hieher gebracht?“ fragte der Spanier mit dem Gefühle des regſten Mitleids.

„Die Noth, mein lieber Herr; ja, die Noth wollte mich zum Verbrechen verführen, vor dem mich die Hand der Polizei eigentlich rettete und hier einſperrte, damit ich wieder zum Bewußtſein meines beſſeren Selbſt, meiner Menſchenwürde komme. — Ich danke eigentlich der Polizei dafür. O mein lieber Herr — Sie kennen wahrſcheinlich die Gefühle eines Vaters?“

„Ich bin unverheirathet.“

„Danken Sie Gott, daß Sie unverheirathet ſind! Vatergefühle ſind etwas Schönes, etwas Erhebendes, wenn man auf geſunde, blühende, geſättigte Kinder blickt. Aber Entſetzliches bewegt den Buſen eines Vaters, wenn er blaſſe, hohläugige, hungrige Geſchöpfe um ſich ſieht, wenn er Brod! Brod! ſchreien hört und nicht im Stande iſt, welches anzuſchaffen.“

„Das iſt allerdings ein entſetzlicher Zuſtand, und ich bedaure Sie aufrichtig. Aber —“

„Sie wollen fragen, wie ich hieher komme? O Himmel! wenn Sie den verzweifelten Zuſtand meiner ſechs Würmer recht ins Auge faſſen, auf die einfachſte Art von der Welt. Ich wankte in halber Verzweiflung durch die Straßen, das

Geschrei meiner Kinder nach Brod tönte in meinen Ohren, alle guten Regungen, die ich mir mühsam bewahrt, fielen zusammen, und ich streckte die Hand aus, um an einem Bäckerladen ein Brod mitzunehmen, als ich von der Polizei gefaßt wurde. — O, dieser Augenblick war der schrecklichste meines Lebens. Sie müssen wissen, es macht sich Mancher nichts daraus, von der Polizei aufgegriffen zu werden; aber ich habe Grundsätze, mein lieber Herr; ich bin von ordentlicher Familie; ich habe trotz meiner Armuth mein Aeußeres so ziemlich anständig zu bewahren gewußt. Und nun so zu enden!"

Bei den letzten Worten zog er seinen Rock etwas in die Taille, betrachtete seine baumwollenen Handschuhe und preßte die Hände alsdann mit einem abermaligen Seufzer vor das Gesicht. Doch hätte ein Unbefangener dabei bemerken können, daß er zwischen den Fingern hindurch nach seinem Nachbar schielte, um zu sehen, welche Wirkung seine Worte auf diesen gemacht.

Wir müssen nun der Wahrheit gemäß sagen, daß sich Don Lariez bei jeder Schilderung menschlichen Elends aufs tiefste gerührt fühlte, und daß er nie unterließ, nach besten Kräften Gutes zu thun, auch daß er hierzu einen ziemlichen Theil seines Einkommens verwandte. Es lag in diesem außerordentlichen Charakter ein Edelmuth und eine Herzensgüte seltener Art; sein Bestreben, den Menschen zu helfen, äußerte sich freilich oftmals in einer solchen Richtung, wie sie mit unseren bestehenden Verhältnissen nicht immer vereinbarlich war; wie er aber auch dies im besten Glauben that, so kam auch das wirkliche und zahlreiche Gute, welches er ausübte, so aus edlem Herzen, daß schon die Art, wie er gab oder über-

haupt Hülfe leiſtete, den Werth der Gabe ſelbſt vielfach überſtieg.

Er hatte dem unglücklichen Familienvater neben ſich das Geſicht zugekehrt, und ein inniges Bedauern malte ſich auf ſeinen Zügen, als dieſer nun ſagte: „Und wenn ich aus dem Gefängniß entlaſſen werde, ſo habe ich nichts mehr, gar nichts, um den Hunger meiner armen Kinder zu ſtillen.“ Worauf er in Vorempfindung der ſchrecklichen Stunden, die ſeiner alsdann harrten, vollſtändig zuſammen knickte.

Der lange Schreiber griff in ſeine Taſche, holte ſeine kleine Börſe hervor und nahm einige Geldſtücke, die er mit einer faſt ſchüchternen Bewegung ſeinem Nachbar in die Hand drückte. Anfänglich war es, als zucke derſelbe bei dieſer Berührung zurück, doch faßte er gleich mit ſeinen beiden Händen die Linke des Spaniers, in welcher ſich das Geld befand, drückte ſie innig zwiſchen ſeinen baumwollenen Handſchuhen und ließ zu gleicher Zeit die Silberſtücke mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit in ſeine Finger gleiten.

„Dank, edler Mann!“ ſagte er mit ſolchem Uebermaß von Rührung, daß ſeine Worte wie ein leiſes Schluchzen erſchienen. „Dank Ihnen, Sie haben ſieben Weſen glücklich gemacht!“

Er wollte noch mehr hinzuſetzen, doch wehrte ihm der lange Mann mit der Hand, worauf Jener, achtend das großmüthige Gefühl des Gebers, der ſogar den Dank verſchmähte, leiſe etwas auf die Seite rückte.

Der Spanier fühlte ſein Herz erhoben, daß es ihm möglich geweſen, an dem heutigen verhängnißvollen Abend etwas Gutes zu thun, und dieſes Bewußtſein machte ihm die harte

Pritsche weich. Nachdem er noch dem kleinen Kellner einigen Trost gespendet, legte er seinen biegsamen Hut unter den Kopf, band sein Schnupftuch um die Stirn, deckte sich mit dem Mantel und seinem Bewußtsein zu, und bald verkündeten regelmäßige lange und tiefe Athemzüge, daß er sanft entschlafen war.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Die Unſchuld ſiegt.

Nicht ſo freundlich, wie Don Larioz, nahm der Schlaf das unglückliche Windſpiel in ſeine Arme. Dieſer fühlte recht die Wahrheit des Spruches, den er in ſeiner Kindheit gelernt, daß nämlich ein gutes Gewiſſen ein ſanftes Ruhekiſſen iſt. Ach, er hatte kein gutes Gewiſſen, und wenn er ſich auch zuweilen überreden wollte, er habe vielleicht Niemand mit ſeiner Miſtgabel verletzt, ſo mußte er ſich doch gleich darauf ſagen: „Doch, doch, ich habe zu mörderiſch zugeſtoßen, ich habe Blut vergoſſen, ich bin ein niederträchtiger Todtſchläger!“ In ſolchen Augenblicken war ihm das Weinen recht nahe, und da ihn hier im Polizei-Arreſtlokal Niemand ſah, ſo ließ er endlich ſeinen Thränen freien Lauf.

Da dies aber ein gutes Mittel iſt, um gewaltigen Schmerz zu dämpfen, ja, unſere Nerven zu beruhigen, ſo fühlte ſich auch Windſpiel hiedurch ſo erleichtert, daß er ſeine brennenden Augen ſchließen konnte, worauf denn auch ihn der

langerſehnte Schlaf überfiel. Aber es war nicht der Schlaf des Gerechten, der Leib und Seele erquickt, es war ein unruhiger, oft unterbrochener Schlummer, voll ſchrecklicher Träume und blutiger Bilder. Mehrmals ſah er den Teufel in leibhaftiger Geſtalt vor ſich herum tanzen, die verhängnißvolle Miſtgabel in der Hand, von deren Zinken aber — o Schauder! die Fetzen eines blutbefleckten ſchwarzen Seidenkleides herab hingen. Ein ander Mal ging ein noch viel fürchterlicheres Gebild durch ſeine Seele: er war in einen Stier verwandelt, hatte ſtatt der Hörner große eiſerne Zinken auf dem Kopfe und verfolgte wüthend eine arme ſchwarze Kuh, die ihm irgend ein Leides gethan und die er zu ermorden trachtete. Wenn er ſie aber faſt erreicht hatte, ſo fuhr aus dem Boden herauf eine ungeheure Rieſenfauſt, hielt ihn zurück, und dazu hörte er eine feine Kinderſtimme ſagen — es war aber die Stimme ſeines Schutzgeiſtes —:

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz.

Es war eine furchtbare Nacht, und das unglückliche Windſpiel wälzte ſich ſtöhnend, müde und fröſtelnd auf der harten Pritſche umher.

Endlich dämmerte der mitleidige Tag herauf, drang aber erſt mit ungewiſſem Schein durch die ſtark vergitterten Fenſter des Arreſtlokals zu den armen Gefangenen, nachdem ſich draußen die freien Menſchen ſchon lange ſeines ſüßen Lichtes erfreut.

Auch der Spanier hatte geträumt, und es war ein Traum, der ihn ſanft erquickte. Nachdem er mit Leichtigkeit, natürlich im Traum, eine Menge Drachen und Rieſen überwunden,

that ſich ein Saal vor ihm auf, deſſen Decke von weißen, mit Roſenkränzen umwundenen Säulen getragen war. Im Hintergrunde ertönten zwei Flöten, ausnahmsweiſe nicht langweilig, und ein rothes bengaliſches Feuer beleuchtete die ſchöne Dolores, die im reichen ſpaniſchen Coſtüm vor einem doppelten Throne ſtand und mit zauberhaft ſüß klingender Stimme ſagte: „Die Zeit der Prüfung iſt vorüber, komm an meine Seite, Geliebter, zu theilen mit mir das gewaltige Reich, welches mir mein Vater, der große Sparafandeleros, hinterlaſſen, und ſieh hier deinen erſten Miniſter, den berühmten mauriſchen Weiſen Carabanzeros, der dir mit ſeinem Verſtande helfen wird, wo der deinige nicht mehr ausreichen ſollte.“

Hierauf trat er wonneſchauernd näher, umarmte die göttliche Dolores und blickte dabei gerührt in die Höhe zum erſten Miniſter und mauriſchen Weiſen Carabanzeros, der, hinter dem Throne auf einer Eſtrade ſtehend, die Hände ausſtreckte und ſprach: „Trau, treue Trine, trügeriſch trüben Träumen nicht.“

Ja, der Spanier hatte ihn gehört, den verhängnißvollen Spruch, jede Sylbe laut und deutlich. Darauf war freilich das Traumbild zerronnen, und als er gleich darauf aufwachte und ängſtlich nach den eben gehörten Worten haſchte, waren ſie ihm wieder davon geflattert in alle Weiten. Er ſchüttelte ſein Haupt, und es betrübte ihn das eigentlich; denn da er etwas auf Träume hielt, ſo war er mehr als je überzeugt, daß der Spruch des großen mauriſchen Weiſen Carabanzeros zur glücklichen Errettung und Befreiung der unglücklichen Dolores das Meiſte beitragen müßte.

Glücklicher Weiſe entriß ihn das Klirren der Riegel

ſeinen finſteren Gedanken, denen er nachzuhängen im Begriffe war. Es trat ein Polizeiſoldat in das Gefängniß und weckte den Schläfer in der Ecke, der geſtern Abends ſo luſtig geſungen und darauf ruhig fortgeſchnarcht hatte. Er rüttelte den Menſchen nun heftig an der Schulter und ſagte: „Er kann jetzt nach Hauſe gehen, aber ich rathe Ihm, ſuch' Er bei allen Wirthshäuſern vorbei zu kommen und geh' Er direkt zu ſeinem Meiſter in die Boudique. Ich werde in einer Stunde kommen und nach Ihm ſehen. Merke Er ſich auch für die Zukunft, daß es Ihm jedes Mal eine Nacht auf der Wache einträgt, wenn Er ſich am Abend beſauft und dann ruhige Leute mit ſeinem Gebrüll aus dem Schlafe weckt. Jetzt geh' Er — aber direkt nach Hauſe."

Der Angeredete erhob ſich ſchwerfällig von der Pritſche, ſtreckte ſeine Glieder, kratzte ſich im Haar und ſchien ſich zu beſinnen, was denn eigentlich zwiſchen geſtern und heute mit ihm vorgefallen ſei. Als aber der Schließer auf die eben beſchriebene Art ſeinem Gedächtniſſe nachgeholfen, zog er ein langes Geſicht, ſtrich ſich am Kinn und ſprach mit einer rauhen, übernächtigen Stimme: „Ich werde es mir merken, Herr Polizei, werde auch direkt zum Meiſter Schwörer gehen; doch wird die Staatsbehörde nichts entgegen haben, wenn ich mir unterwegs einen Frühſtückstrunk kaufe; es war hier ſehr kalt und trocken."

„Thu' Er, was Er will," lautete die Antwort, „aber in einer Stunde ſehe ich nach Ihm, und wenn Er nicht fleißig bei der Nadel iſt, ſondern einen Blauen macht, ſo wird Er ausgewieſen. Verſtanden?"

Auch Windſpiel war bei dem Klirren der eiſernen Riegel aus ſeinem unruhigen Schlummer aufgeſchreckt worden; er

griff mit den Händen um ſich her, und als er die hölzerne Pritſche mit den Fingern berührte, trat die ganze ſchreckliche Gegenwart wieder vor ſeine bekümmerte Seele. Er blickte troſtlos in den falben Lichtſtrahl, der von außen hereindrang, und ſprach ſeufzend vor ſich hin: „Der Tag des Gerichtes!“

Als der luſtige Schneider das Lokal verlaſſen, wandte ſich der Polizeiſoldat an den armen Familienvater, der anſcheinend feſt ſchlief, und ſagte: „Er, Sträuber, kommt mit hinauf zum Herrn Polizeicommiſſär. — Ich fürchte faſt, wir werden eine längere Bekanntſchaft zuſammen machen; bei Ihm trifft das Sprüchwort ein: Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht. — Nun, nach Waſſer iſt Er gerade nicht gegangen, aber —“

„Hier bin ich, Herr Polizeiwachtmeiſter,“ erwiderte der Mann mit den baumwollenen Handſchuhen, indem er aus dem tiefen Schlafe merkwürdiger Weiſe ſogleich zum vollen Bewußtſein erwachte, auf ſeine Beine ſprang, den Rock in die Taille zog und dann that, als betrachte er aufmerſam ſeine Handſchuhe; in Wahrheit aber ſchielte er zu ſeinem Nachbar hinüber und ſchritt zu gleicher Zeit der Thür zu, wobei er einen alten Hut, der dort an einem Nagel hing, haſtig herablangte, mit der Handfläche, wie um ihn zu ſäubern, darüber hin fuhr und dann mit einer tiefen Verbeugung zu den Zurückbleibenden ſagte: „Meine Herren, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

„Ich habe ſchon oft davon geleſen,“ ſprach nach einem ſorgenvollen Stillſchweigen der kleine Kellner, „welch ſchreckliches Gefühl es ſein muß, und wie entſetzlich es da den Letzten iſt, wenn ſie einen nach dem anderen ihrer Unglücksgefährten verſchwinden ſehen, um dann endlich ſchaudernd

allein zurückzubleiben. Iſt mir doch jetzt faſt ebenſo zu Muthe, und ich kann den Gedanken nicht unterdrücken, für wie glücklich ich mich halten würde, wenn ich jener verſoffene Mann wäre, den man zuerſt entließ, ja ſelbſt, wenn ich mich an die Stelle des unglücklichen Familienvaters mit ſechs hungrigen Kindern verſetzen könnte. O, das Warten in der Angſt möchte einen zur Verzweiflung bringen!"

Don Lariez hatte ſich auf die Pritſche geſetzt und war damit beſchäftigt, ſein buntes Taſchentuch vom Kopfe loszuknüpfen, als er zur Antwort gab: „Es mag ſein, daß es ein unangenehmes Gefühl hervorruft, als der Letzte auf einem Richtplatze übrig zu bleiben. Anderntheils aber behält man auch hierdurch die Hoffnung auf irgend ein glückliches Ereigniß, das uns die Freiheit wieder geben kann. Die Richter können in dem Prozeſſe etwas gefunden haben, das uns der Gnade empfiehlt, und während wir langſam dem Schaffot entgegen gehen, während wir zögernd hinauf ſchreiten — dort blickt ſchon das Richtſchwert —"

„O mein Gott ja! entſetzlich!" jammerte Windſpiel und verbarg den Kopf abermals in beide Hände.

„Blicken wir nach allen Seiten," fuhr der Spanier fort, „und gewahren auf einmal in der Ferne ein weißes Tuch. Gnade! Gnade! — Ein Reiter auf ſchaumbedecktem Roſſe — der Gaul iſt in ſolchen Fällen immer ſchaumbedeckt — ſprengt heran, um, wie das nie anders vorkommt, am Fuße des Gerüſtes niederzuſtürzen. Der Erſchöpfte ſchwingt noch einmal ſein Tuch und fällt dann ohnmächtig in die Arme von einem halben Dutzend Umherſtehender, und — Sie ſind gerettet."

Der Spanier ſchob ſein Tuch langſam in die Taſche,

strich dann durch sein heute sehr struppiges Haar, machte den Versuch, die Spitzen seines Schnurrbartes in die Höhe zu drehen, und fuhr darauf mit einem sanften Lächeln fort:

„Es kann auch bei ähnlichen Gelegenheiten vorkommen, daß sich gerade in dem Moment, wo man Ihnen die Binde um die Augen legt, eine eigenthümliche Bewegung in dem unermeßlichen Volksgedränge kund gibt. Kommt Gnade? fragen Einige. — Nein, antworten Andere mit besorgten Mienen, aber man hört Schwerter klirren und sieht Hellebarden blitzen. Es sind die Freunde des unglücklichen Ritters. Ihr lauter Schlachtruf ertönt, Sie reißen dem Henker die Binde aus den Händen, Sie schreien: Noch ist es Zeit, hier bin ich! und ein schwer geharnischter Ritter auf kohlschwarzem Schlachtroß macht sich mit wüthenden Streichen Bahn, und als er, noch auf zwanzig bis dreißig Pferdelängen entfernt, bemerkt, daß der Henker abermals nach Ihnen greift, schwirrt seine gewaltige Streitaxt durch die Luft, und jener sinkt blutend zu Ihren Füßen. — Sehen Sie, lieber Freund, das ist der Vortheil, wenn man bis zuletzt wartet, und ich rathe Jedem, in einem ähnlichen Falle meine Worte zu beachten."

„Ja, mein Gott!" seufzte der kleine Kellner, „um so gerettet zu werden, bedarf es guter und mächtiger Freunde, und die habe ich nicht."

„O ja, die haben Sie auch," erwiderte der lange Schreiber mit Wärme. „Und sollten Sie je in einen solchen Fall kommen, so glauben Sie, bei San Jago! daß ich meine Freunde nicht im Stiche lasse. — Es wäre eigentlich interessant," meinte er nach einer kleinen Pause, „wenn ich in den Fall käme, Ihre Ketten und Bande zu brechen, natür-

licher Weiſe, nachdem die ſchöne Dolores befreit iſt. Wie Sie wiſſen, gebietet die Galanterie, die Damen vor uns gehen zu laſſen."

In dieſem Augenblicke kirrten die Riegel abermals, und derſelbe Polizeiſoldat trat herein, wandte ſich an unſere beiden Abenteurer und ſagte: „Jetzt kommt die Reihe an euch. Wenn ich euch einen guten Rath geben ſoll, ſo macht eure Sache durch Läugnen nicht ſchlimmer, ſprecht friſch von der Leber weg, ihr wäret ein bischen betrunken geweſen, dann in das verdächtige Haus der Entenpforte Numero vier gerathen —"

„Um Vergebung, mein Freund," unterbrach ihn der Spanier, „Numero vier in der Entenpforte iſt durchaus kein verdächtiges Haus: es wohnen dort ſehr anſtändige Leute, die mir befreundet ſind."

„J—a ſo—o!" verſetzte der Polizeiſoldat mit einem ſonderbaren Blicke und einem leichten Achſelzucken. „So paßt alſo auf euch das Sprichwort: Pack verträgt ſich, Pack ſchlägt ſich. Na, mir kann's ſchon recht ſein, kommt nur mit hinauf."

Und die Beiden folgten, nachdem der Spanier ſeinen Mantel und Windſpiel ſein Mäntelchen auf den Arm genommen und beide ihre Hüte aufgeſetzt hatten. Was das ſpaniſche Rohr anbelangt, ſo war es geſtern Abend confiszirt worden.

Sie ſchritten über den Hof nach dem Thorbogen, der ſich ihnen geſtern ſo gaſtlich geöffnet und unter welchem eine Treppe mündete, die ſie jetzt hinaufſtiegen in den erſten Stock und dann in einen Corridor gelangten, wo Polizeiſoldaten

auf hölzernen Bänken ſaßen und verdächtige Individuen beiderlei Geſchlechts umher ſtanden.

Windſpiel ſchauderte, als er das Klirren von Ketten vernahm und zwei Gensd'armen bemerkte, die einem Manne die Eiſen angelegt hatten und mit ihm fortgingen, wahrſcheinlich dem Zuchthauſe zu. Dabei warf der unglückliche Kellner einen Blick auf den Hof, wo der freundliche Strahl der Morgenſonne auf den oberen Fenſtern eines hohen Giebels funkelte, und dachte dabei: Wer weiß, ob ich nicht in einer halben Stunde auch ſo zuſammengeſchloſſen von zwei Gensd'armen fortgeführt werde!

Unterdeſſen hatte der Polizeiſoldat, der ſie heraufgebracht, eine Thür geöffnet und ließ ſie in ein Zimmer eintreten, wo ſie einen Herren fanden, der ſich vor einem Stehpulte befand und in einem großen Buche blätterte.

„Nummer drei und vier aus dem Arreſtlokal B," meldete der Polizeidiener, worauf der Herr an dem Stehpulte ſeine Brille etwas näher an die Augen rückte, die Beiden ſcharf betrachtete und dann Nummer drei zu ſich befahl.

Auf einen Wink des Begleiters trat der lange Schreiber vor, mußte Namen, Stand und Wohnort angeben, worauf Windſpiel vorgerufen und von ihm das Gleiche verlangt wurde.

Die Angaben ſchrieb der Herr am Stehpulte auf einen Zettel, welchen der Polizeidiener in das Nebenzimmer trug. Da er hierbei die Thür zu dieſem Nebenzimmer offen ſtehen ließ, ſo vernahmen die Beiden Stimmen von Perſonen, welche mit einander ſprachen. Eine ernſte und ſehr laute Stimme ſagte: „Ich habe Ihn ſchon oft gewarnt, Sträuber, aber es ſcheint da keine Ermahnung zu fruchten. Es muß wahrhaftig in der Familie liegen, und ſtatt Euch ein Beiſpiel an Eurem

Bruder zu nehmen, der wohl Zeit seines Lebens keine Veranlassung mehr haben wird, schlechte Streiche zu machen, bemüht Ihr Euch, in seine Fußstapfen zu treten. Und dabei seid Ihr ein eben so feiger Gesell, wie es Euer Bruder gewesen. Erwiesen wäre also, daß Ihr dem kleinen zehnjährigen Buben mit Gewalt die Geldstücke abgenommen habt."

„Wenn das also erwiesen ist, Herr Ober-Polizeicommissär," entgegnete eine andere Stimme in sehr demüthigem Tone, „so kann ich nichts thun, als mich in Geduld fügen. Ich behaupte, daß der kleine junge Mensch lügt, daß er gestolpert ist, und seine Geldstücke verloren hat, die ich alsdann zufällig gefunden."

Der Ton dieser Stimme erregte im höchsten Grade die Aufmerksamkeit des Spaniers. Ja, er konnte sich nicht irren, der, welcher dort sprach, war der unglückliche Familienvater, der ihm erzählt, er sei in dem Augenblicke ergriffen worden, wo er für seine hungernden Kinder ein Brod habe nehmen wollen.

„O Welt, o Welt!" seufzte Don Lariox, „stößt man denn bei dir auf Schritt und Tritt auf Heuchelei und Lüge?"

„Es ist gut so," hörte man die Stimme des Polizeicommissärs. Und dann schien er abzulesen: „Verhandelt den und den, Jonathan Sträuber, vierundzwanzig Jahre alt, ledig, Schustergeselle."

„Ledig!" wiederholte der lange Schreiber mit Schrecken.

„Schon vier Mal wegen Diebstahls bestraft, wurde gestern Abends eingeliefert." — Hier las der Beamte schneller, so daß seine Worte für Lariox gänzlich unverständlich blieben.

Darauf dauerte es noch einige Minuten, und aus dem Nebenzimmer trat der angebliche Familienvater Jonathan

Sträuber heraus mit einem verächtlichen Lächeln auf seinen Lippen. Als er die Beiden im Vorzimmer stehen sah, machte er ihnen eine höfliche Verbeugung und verließ darauf so schnell wie möglich die Stube.

Don Larioz wandte sich ab, und wenn ihn auch das reichliche Almosen, welches er Jenem gegeben, seines Werthes halber nicht schmerzte, so fühlte er sich doch tief verletzt, und es bekümmerte ihn, in einer Welt leben zu müssen, wo so wenig Wahrheit zu finden. Dabei griff er mechanisch an seine Tasche, wo er gewöhnlich seine Börse verwahrt trug — dieselbe war verschwunden und fand sich auch trotz emsigen Suchens in keinem Theile seiner Kleidungsstücke. Schon war er Willens, mit dem Herrn am Stehpulte über diese Angelegenheit zu sprechen, als im Nebenzimmer abermals eine Stimme laut wurde, die seine Aufmerksamkeit in weit höherem Grade in Anspruch nahm, als ein Dutzend Sträuber mit ebenso vielen gestohlenen Börsen vermocht hätten.

Der Polizeicommissär hatte nämlich die Frage gestellt: „Und Sie haben sich an Ort und Stelle von dem Thatbestand überzeugt und die Verwundung genau untersucht?"

„Aufs allergenaueste," gab die für den Spanier so bemerkenswerthe Stimme zur Antwort. „Sie werden mir zugeben, wenn ich einmal als Arzt zu einer Legalinspection beordert werde, daß es meine Pflicht und Schuldigkeit ist, dieselbe gründlich vorzunehmen. Sie können sich darauf verlassen, daß das geschehen; denn die Verwundung ist da und höchst gefährlich."

„Die Verwundung ist da und höchst gefährlich," flüsterte Windspiel, indem er seine Hände faltete.

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen bemerke," fuhr die

Stimme im Nebenzimmer fort, „wie der Stoß von einer rabiaten Perſon mit großer Kraft von oben nach unten geführt worden ſein muß.“

Des Spaniers Geſicht hatte ſich einiger Maßen verlängert, als er das hörte, und er konnte ſich nicht enthalten, ſeinen Gefährten ſcheu von der Seite anzublicken.

„Und die Verwundung iſt gefährlich?“ hörte man den Polizeicommiſſär fragen.

„Ah, mein Beſter!“ verſetzte die andere Stimme, „Sie werden mir zugeben, wenn man Jemand mit voller Kraft ein blankes Eiſen wiederholt in den Leib ſtößt, daß da wohl von Gefahr die Rede ſein kann.“

„Glauben Sie, daß es ein Meſſer geweſen iſt?“

Windſpiel konnte ſich kaum auf den Beinen halten, er blickte gegen oben und ſprach kläglich zu ſich ſelber: „Es war kein Meſſer, o, mein Gott! es war ja eine Miſtgabel! Der Stöpſel iſt bedeutend verletzt, ich bin alſo jedenfalls ein — Mörder — ein Mörder — ein Mörder!“

Jetzt öffnete der Polizeidiener abermals die Thür, winkte den Beiden mit ſehr ernſter Miene und ſagte nur ein einziges Wort, welches aber dem armen Kellner tief in die Seele ſchnitt: — „Eintreten!“

„Ja eintreten!“ ſeufzte dieſer, „um als kettenbeladener Verbrecher wieder hinaus zu gehen! O, Herr Don Lariez, ich bin ſehr unglücklich.“

„Faſſung, mein Freund!“ gab der edle Spanier zur Antwort, indem er voranſchritt; „Faſſung! Sie haben mich an Ihrer Seite. Sammeln Sie ſich, es iſt gefährlich, dem Gerichte zerſtreut oder niedergeſchlagen gegenüber zu treten.“

Damit gingen Beide in das Bureau des Polizeicommiſ-

särs und sahen diesen würdigen Beamten jenes Papier in der Hand halten, welches der Herr am Stehpulte geschrieben und hinein gesandt hatte.

Neben dem Polizeicommissär aber befand sich jemand Anderes, Jemand, dessen Stimme vorhin den langen Schreiber so sehr überrascht, Jemand, den auch der geneigte Leser genau kennt, Jemand, der nun vor Verwunderung die Hände zusammenschlug und trotz des ernsten Ortes, wo sie sich befanden, in ein lautes Gelächter ausbrach.

Auch um die Mundwinkel des Commissärs zuckte etwas wie der Glanz einer stillen Freude, und selbst der alte Schreiber am Tische riß den Mund auf und vergaß, wie er thun wollte, die Fahne der Feder hinein zu schieben.

Die beiden Eintretenden hatten aber auch in der That ein außergewöhnliches Aussehen. Wenn sich auch das würdevolle Auftreten des Spaniers gleichgeblieben war, so contrastirte es doch gar zu komisch mit seinem beschmutzten und zerzausten Anzuge. Er hatte es in seinem dunklen Kerker nicht bemerkt, daß der rechte Aermel seines Rockes nur noch durch ein paar schwache Fäden mit der Schulter verbunden war, daß die Beinkleider mit Stroh und Mist beklebt waren; vor allen Dingen aber hatte er keine Ahnung davon, daß sein emporgedrehter Schnurrbart, der in sonstigen Zeiten seinem ernsten Gesichte wirklich etwas Imposantes verlieh, jetzt äußerst komisch aussah unter einer Nase, die zur Dicke einer mäßigen Birne angeschwollen war und einzelne Stellen von traurig grüner Färbung zeigte. Dabei waren seine Wangen, sein Kinn, sowie sein gestern sehr rein gewesenes Hemd mit dunkeln Blutflecken besprengt.

Kläglich war neben ihm die Erscheinung Windspiels zu

nennen. Dieſer hüpfte nicht mehr, wie er ſonſt wohl zu thun pflegte, er ſchlich matt in das Zimmer, wie eine halbtodte Fliege; er ſchaute ſcheu um ſich, und ſeine wirren Blicke nahmen ſich faſt unheimlich aus auf ſeinem Geſichte mit den blutigen Nägelmalen, welches überdies durch die Thränen, die darauf gefloſſen und die er mit den Händen überall hingewiſcht, ein blaßröthliches, ſehr ſtreifiges Colorit angenommen hatte.

„Herr Polizeicommiſſär," rief Doktor Flecker luſtig, „Sie werden mir zu Gnaden halten, daß ich ſo unanſtändig gelacht habe, müſſen mir aber zugeben, daß, wenn man einen verehrten Freund und Gönner, den man ehrbar an ſeinem Schreibpulte glaubt, in dieſem Aufzuge auf der Polizei findet, man von Stein ſein müßte, um nicht in ein homeriſches Gelächter auszubrechen. — Was um des Himmels willen hat Sie hieher geführt?"

„Das wollen wir gleich erfahren," nahm der Polizeicommiſſär, der ſeinen vollſtändigen Ernſt wieder gefunden hatte, das Wort, indem er ein anderes Papier von dem Tiſche nahm an dem er ſtand, und von demſelben ablas: „Larioz, Schreiber bei dem Rechtsconſulenten Doktor Plager. — Das ſind Sie?"

Der lange Mann neigte würdevoll ſein Haupt.

„Und Joſeph Käſer," fuhr der Beamte fort, „Kellner im Wirthshaus zum Reibſtein. Das iſt wohl der Andere?"

„Ja, ich bin's," hauchte Windſpiel.

„Die Sache iſt einfach," ſprach der Beamte achſelzuckend, nachdem er ſein Papier durchflogen. „Die Beiden wurden ergriffen Entenpforte Numero vier."

„Oh — oh!" machte der Armenarzt, worauf er mühſam

ein abermaliges Lachen unterdrückte. „Den Teufel auch, Freund! wie kommen Sie in die Entenpforte?“

„Sie wurden ergriffen,“ las der Polizeicommiſſär weiter, „in dem Augenblicke, wo ſie mit Stöcken und gefährlichen Inſtrumenten die Wirthin des Hauſes, ein paar junge Frauenzimmer und einen anweſenden Herrn bedrohten und mißhandelten.“

„Iſt das möglich?“ fragte Doktor Flecker, indem er die Hände zuſammen ſchlug. „Sie werden mir erlauben, Herr Polizeicommiſſär, daß ich darüber meine Verwunderung an den Tag lege.“

„Es kommt noch ärger,“ fuhr ſtreng der Beamte fort. „Dieſe Bedrohungen und Mißhandlungen entſtanden nicht aus einem Streit oder dergleichen, ſondern dieſe beiden Leute überfielen aus unbekannter Urſache die harmlos da Sitzenden, indem ſie in das Zimmer drangen, bewaffnet mit einem Stock und einer Miſtgabel“

Windſpiel fühlte ſeine Kniee einknicken, es wurde ihm dunkel vor den Augen.

„Mit dieſer Miſtgabel nun,“ ſprach der unerbittliche Mann des Geſetzes, „hat der Eine von ihnen eine gewaltige Verheerung angerichtet.“

Bei dieſen Worten richtete der Beamte ſeinen Blick über das Papier hinweg auf die Beiden, und ſchon wollte der unerſchrockene Spanier, von Edelmuth bewegt, ſich für ſeinen Freund opfern, als Windſpiel mit ſchwankenden Schritten, aber haſtig vortrat, um der furchtbar quälenden Ungewißheit endlich einmal entledigt zu ſein; er patſchte mit der rechten Hand auf die Stelle, wo er ſein Herz vermuthete, er räuſperte ſich, er ſchluckte wiederholt und heftig, er verdrehte ge-

linde die Augen, während er mehrere Athemzüge that. Dann ſagte er mit einer Stimme, die ihm häufig umſchlug, und während er bedeutende Pauſen machte: „Ja — es iſt wahr — da hilft kein Läugnen — wir ſind gegangen — geſtern Abends in die — Entenpforte — Numero vier — um die Eine — wegen der Anderen — zu ſprechen.“

„Mein Freund!“ bat Don Larioz mit ernſter Stimme.

„Die Eine wegen der Anderen; mehr ſag' ich nicht — und wenn man mich gleich — in Ketten legt. Wir haben ſie auch geſprochen — vielmehr der Herr Don Larioz — während mich der Stöpſel — in ein — anderes — Zimmer führte.“

„Halten Sie einen Augenblick,“ ſagte der Polizeicommiſſär zu dem ſehr aufgeregten jungen Menſchen. Doch ſchien er ſich auf ein leichtes Kopfnicken ſeines Schreibers eines Anderen zu beſinnen und ſprach demnach: „Fahren Sie nur fort.“

„Ja, der Stöpſel,“ ſprach Windſpiel, nachdem er ein paar Mal wieder heftig geſchluckt hatte. „Darauf wollten ſie mich hinaus laſſen — aber nicht vorn — ſondern hinten — aber ſtatt daß ſie mich wirklich hinaus ließen — ſperrten ſie mich — in — den Schweineſtall.“

„Bedenken Sie, mein Freund“ — unterbrach ihn hier abermals der Spanier.

Aber der Andere warf ihm einen rührenden Blick zu und verſetzte: „O, laſſen Sie mich nur reden, Herr Don Larioz. — Was thut's, wenn ich Armer, Unglücklicher, der auf dieſer Welt — nicht viel mehr — zu ſuchen hat — auch im — Schweineſtall geſeſſen habe! — Sie waren ja — nicht darin, — nein, Sie waren gewiß nicht darin — darauf können ſich die Herren verlaſſen. —

Aber nachdem Sie mit der Anderen über — die Andere gesprochen hatten, suchten Sie mich, — fanden mich — ließen mich heraus, und dann nahmen Sie einen Stock und ich die — Mistgabel. — O, Herr Polizeicommissär," fuhr er nach einer Pause mit lautem Schluchzen fort, „wenn Sie — in einen Schweinestall gesperrt worden wären — und darauf eine — Mistgabel gefunden hätten — so hätten Sie auch — zugestoßen — und ich habe — zugestoßen — ich kann und will es nicht läugnen, aber erst — nachdem man mich gekratzt — wie Sie — hier sehen können — und das ist — Alles — Gott sei mir gnädig!"

Während der kleine Kellner so sprach und die Feder des Schreibers über das Papier hinflog, hatte Doktor Flecker mit dem Beamten eifrig geflüstert, dessen Mienen nach und nach von ihrer Strenge verloren, ja, fast wohlwollend wurden und der dann einige Male mit dem Kopfe nickte, ehe er sagte: „Die Sache scheint mir ziemlich klar zu sein. Das Volk in der Entenpforte wird wohl auch seine dummen Streiche gemacht haben; man muß denen scharf auf die Finger sehen. — Notiren Sie mir einmal die Alte," wandte er sich an seinen Schreiber, „und citiren mir auch gelegentlich die Schneller sowie den Stöpsel. Das sind ein paar durch und durch nichtsnutzige Frauenzimmer."

Als der edle Spanier diese Worte vernahm, räusperte er sich gelinde, trat einen halben Schritt vor und sagte mit seiner gewöhnlichen ernsten Stimme: „Erlauben Sie mir, Herr Polizeicommissär, eine der eben genannten Damen habe ich die Ehre, genau zu kennen. Ich glaube dafür bürgen zu können, daß dieselbe keiner nichtsnutzigen Handlung fähig ist. Dabei muß ich noch sagen, daß in der Erzählung meines Begleiters einige Lücken auszufüllen sind."

Der Beamte hatte bei dem erſten Satze, den der lange Mann ſprach, verwundert auf den Armenarzt geblickt, der die Oberlippe aufwarf und den Sprecher unterbrach, indem er bemerkte: „Laſſen Sie ums Himmels willen das jetzt auf ſich beruhen! Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß der Herr Polizeicommiſſär gewiß ſeine Leute kennt, item, ſchweigen Sie einen Augenblick ſtill, damit jener würdige junge Mann, der noch ſprechen will, endlich auch fertig wird.“

„Das iſt auch meine Anſicht,“ meinte der Beamte, worauf er ſich an den kleinen Kellner wandte und ihn fragte: „Alſo die Miſtgabel hatten Sie?“

„Ich hatte ſie, Herr Polizeicommiſſär,“ antwortete Jener mit einem heftigen Schluchzen, während er ſeine Thränen vergebens zurückzuhalten verſuchte. „Ich hatte ſie, und nachdem ich gekratzt worden — war ich ganz wüthend — und ſtieß vor mich hin — o mein Gott! — ohne zu wiſſen, worauf ich ſtieß. — — Daß aber das — Eiſen tief eindrang — fühlte ich wohl,“ ſetzte er ſchaudernd hinzu.

„Haben Sie alles das aufgeſchrieben?“ fragte der Commiſſär ſeinen Schreiber mit einer entſetzlichen Ruhe. „So können es die Beiden unterzeichnen und wären fertig.“

Windſpiel hatte ſeine Hände gefaltet und erhob ſie flehend zu dem Beamten. „Wollen Sie nicht auch,“ bat er in kläglich rührenden Tönen, „noch beſonders anführen laſſen, wie ſehr ich gereizt worden — daß man mich in einen — Schweineſtall geſperrt“ — hier ſchlug ihm die Stimme abermals um — „daß man mich gekratzt — daß das wohl mildernde Umſtände wären?“

Der Commiſſär zuckte die Achſeln, dann ſagte er: „Da Sie einmal geſtändig ſind, ſo iſt da nicht viel zu machen.

Wir wollen das Gesetz so gnädig wie möglich anwenden, aber den Sophaüberzug müssen Sie wahrscheinlich bezahlen."

„Und dann?" fragte der kleine Kellner in namenloser Angst.

„Wollen wir Ihnen Beiden die Nacht im Arrestlokal als Strafe anrechnen."

„Zur ganzen Strafe?" rief Windspiel, „zur ganzen Strafe? — Und ich käme nicht in's Zuchthaus? — o mein Gott! wache oder träume ich? — So hätte ich den Stöpsel nicht lebensgefährlich verletzt?"

Jetzt konnte sich der Polizeicommissär nicht enthalten, mit dem Doktor zu lachen, und selbst auf dem grämlichen Gesichte des Schreibers wetterleuchtete es ein wenig.

Don Larioz legte dem kleinen Manne die Hand auf die Schulter und schaute ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an. Windspiel aber hüpfte auf den Polizeicommissär zu und rief freudig aus, indem er dessen Hand zu fassen suchte:

„So werde ich also nicht da behalten? — So bin ich kein Verbrecher? — kein Mörder? — so habe ich den Stöpsel wirklich nicht verletzt?"

Während sich der Beamte heftig die Nase schnäuzte, um sein eigentlich unziemliches Lachen zu unterbrechen, rief der Doktor, der sich weniger genirte, launig aus:

„Sie werden mir erlauben, zu bemerken, Herr Commissär, daß der junge Mann in einem großen Irrthum befangen zu sein scheint. — Was den Stöpsel anbelangt," wandte er sich an den vor Freude Strahlenden, „so ist von einer Verletzung desselben, welche vor die Gerichte gehörte, hierorts durchaus nichts bekannt. Der Stöpsel hat nicht geklagt, und müssen Sie, was demselben allenfalls geschehen sein könnte,

mit Ihrem eigenen Gewissen abmachen. — Der Herr Commissär ist so freundlich, meine Bürgschaft für die beiden Herren anzunehmen, und so wollen wir uns denn mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung nach Hause begeben, wo ich nach Erfund der Umstände Umschläge, vielleicht auch einen Aderlaß anordnen werde."

Dabei kniff er sein rechtes Auge gegen den Beamten zu, schüttelte ihm die Hand und verließ mit den beiden Verbrechern das Zimmer, nachdem er vorher noch dem alten Schreiber auf die Schulter geklopft und ihn ermahnt, sich möglichst viel Bewegung in freier Luft zu machen.

Draußen erhielt Don Larioz sein spanisches Rohr wieder eingehändigt, und nachdem er mit seiner dicken blauen Nase aufrecht und würdevoll wie immer an der Seite des Doktors vorüber geschritten war, sagte der Polizeisoldat, der die Beiden gestern Abends eingeliefert, zu einem anderen, der neben ihm stand, indem er mit dem Finger auf die Stirn tippte:

„Der muß schwach auf der Brust sein, sonst hätten sie ihn diesmal fest gehalten. Ich habe ihn schon einmal erwischt, da wollte er ein Haus anzünden; es ist eigentlich gefährlich, solche Leute allein herumgehen zu lassen."

Edler Don Larioz, hättest du diese Aeußerung gehört, du würdest deinem großen Herzen gemäß keinen Zorn gefühlt haben; du hättest nur mitleidig gelächelt über eine Welt, die dich nicht zu begreifen im Stande ist, die deine uneigennützigen Bemühungen für das Wohl dieser undankbaren Menschen für Beweise von Narrheit erklärt.

Windspiel hüpfte selig die Treppen hinab; er sprach zu sich selber, als ihm ein Gensd'arme begegnete: „Du wirst allein gehen, lieber Freund, ich bin frei!" Er blickte aber-

mals den Sonnenſtrahl im Hofe an und flüſterte: „Ich bin kein Mörder, ich habe den Stöpſel nicht verwundet. Frei bin ich!“

Unten vor der Thür winkte der Armenarzt einen Fiaker herbei, um den langen Schreiber, der gar zu ſonderbar ausſah, nach Hauſe zu fahren. Windſpiel aber, in der tollen Freude ſeines Herzens, verſchmähte das Fuhrwerk, und nachdem er ſich herzlich bei Don Larioz verabſchiedet, auch dem Doktor beſtens gedankt, flog er, diesmal ſeines Beinamens vollkommen würdig, in ſo großen Sätzen dem Reibſteine zu, daß das Mäntelchen im Winde flatterte und die Leute ihm erſtaunt nachblickten.

Als Don Larioz mit dem Doktor zu Hauſe und auf ſeinem Zimmer angekommen war, ſagte Letzterer: „Sie werden mir zugeben, mein verehrter Herr, daß es von mir das Klügſte iſt, wenn ich Sie jetzt Ihrem Schickſale überlaſſe. Heute Abends werden Sie mir, hoffe ich, Ihre Fahrten erzählen. Nehmen Sie jetzt ein Brauſepulver, machen Sie kalte Umſchläge um Ihre dicke Naſe und ruhen alsdann auf dem Bette aus.“ — Damit eilte er hinweg, wandte ſich aber unter der Thür nochmals um und rief zurück: „Apropos, ehe ich's vergeſſe, Seine Erlaucht der Graf Helfenberg will Sie ſprechen. Gehen Sie zu ihm, ſobald Sie wieder menſchlich ausſehen. — Adieu!“

Don Larioz, einigermaßen betäubt von den Vorfällen des geſtrigen Abends und des heutigen Morgens, nickte ſchweigend mit dem Kopfe, dann trat er vor den Spiegel, that beim Anblick ſeines entſtellten Geſichtes einen tiefen Athemzug und murmelte: „Ich ſehe in der That kaum menſchlich aus. — O, ich habe bedeutend gelitten, und faſt möchte es mich be-

dünken, als müſſe ich mit Trauer auf jene Ereigniſſe in dem Hauſe der Entenpforte blicken. — — Und doch — was iſt eine blaue Naſe, wenn ich ſie dem Bewußtſein gegenüber ſtelle, dieſelbe für dich empfangen zu haben, für dich, Dolores, die du wohl das unglücklichſte, aber auch das ſchönſte Weib auf Erden biſt!“

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Das entwendete Concept.

Wer nur von einem kleinen Theile der Nadelſtiche Kenntniß hatte, mit denen der Rechtsconſulent Doktor Plager von ſeiner Frau Schwiegermutter, häufig auch ſogar von ſeiner Schwägerin bedacht wurde, der hätte glauben müſſen, der arme Geplagte ſchleiche nur trübſelig durch das Leben dahin mit gebogenem Rücken, tiefgeſenktem Kopfe, die Steine betrachtend, hier und da in gänzlicher Selbſtvergeſſenheit ſtolpernd und dann tief aufſeufzend, um mit einem ſchüchternen Blicke gen Himmel weiter zu ſchreiten. Das war aber nicht der Fall, und glücklicher Weiſe war Doktor Plager eines von jenen elaſtiſchen Weſen, die ſich momentan leicht in eine andere Form drücken laſſen, um aber, ſobald der Druck, der auf ſie ausgeübt wird, aufhört, gleich wieder die alte Geſtalt anzunehmen. Sein Geſicht war wie das jener kleinen Gummielaſticum-Männer, die durch Auseinanderziehen unkenntlich ge-

macht werden, im nächsten Augenblicke aber das alte gemüthliche Antlitz wieder zeigen, das bekannte harmlose Lächeln, die vergnügt glänzenden Aeuglein.

Der Rechtsconsulent hatte ein glattes Gemüth, er konnte Zorn und Gram davon abschütteln, wie der Hund den Regen von seinem Felle; ja wenn er mit bebenden Lippen und krampfhaft zuckenden Fingern das Zimmer der geliebten Schwiegermutter verließ, so trennte ihn kaum die zufallende Thür von deren nicht immer sehr angenehmen Gesicht, und er that alsbald einen tiefen Athemzug, und während er langsam die Treppe hinabstieg, klärten sich seine Züge auf, und die Lippen, die auf der obersten Stufe noch fest und stramm auf einander gepreßt waren, kräuselten sich auf der untersten schon zu einem freundlichen Lächeln. Wohl warf er dann, vor dem Hause angekommen, noch einen zweifelhaften Blick nach seiner Wohnung empor, aber in diesem Blicke war deutlich zu lesen: ich bin euch glücklich entronnen, jetzt plagt, wen ihr wollt; ich werde mich den Henker drum scheeren.

Merkwürdiger Weise aber waren in den letzten Tagen der Zeit, worin unsere Geschichte spielt, weit weniger Nadelstiche von dem weiblichen Theile des Plager'schen Hauses, Babette einbegriffen, dem Dulder ertheilt worden, als dies früher wohl der Fall war. Madame Weibel befand sich in einer rosenfarbenen Laune, sie zankte wenig mit ihrem Schwiegersohn, sie war sehr friedfertig gestimmt und behauptete nur höchst selten, daß ein runder Tisch vier Ecken habe. Die Rechtsconsulentin war sogar sanft geworden und so entgegenkommend, daß sie ihrem Manne gestand, man müsse Babette in der That zu etwas mehr Ordnung anhalten, und es könne Manches noch anders gehen, als es bisher gegangen;

ja, ſie that das Uebermenſchliche und gab zu, daß die Erziehung von Fritzchen und Louiſe allerdings noch eines weiteren Schliffes bedürfe, um vorzüglich genannt werden zu können.

Was nun Clementine Weibel anbelangt, ſo war ſie weich und ſentimental geworden; ſie hatte ſeit einiger Zeit einen etwas blaſſen Teint; ihre Augen hatten einen Ausdruck, den man im gewöhnlichen Leben himmelnd zu nennen pflegt; ſie ſeufzte zuweilen und liebte es, wenn ſie allein war, allerlei ſchöne Lieder ſchwärmeriſcher deutſcher Dichter vor ſich hin zu declamiren. Sie war es zumeiſt, die ihr Betragen gegen den Schwager vollkommen geändert hatte, ſie nahm ſich, nach allenfalls noch vorkommenden kleinen häuslichen Scenen, ſogar ſeiner an, ſie hatte in letzter Zeit ein Cigarren-Etui für ihn geſtickt, ſie war weich und nachgiebig bei Meinungs-Verſchiedenheiten, kurz, ſie war mit Einem Worte ein Engel, wie ihre würdige Mutter in gerührten Augenblicken zu ſagen pflegte, ein Seraph — das war bei ihr das Engeliſche noch in höherer Potenz — der Stolz der Familie, die künftige Trägerin einer Grafenkrone.

Von den neun Zacken dieſer verheißenen Grafenkrone ſtrahlte denn auch all das gute Wetter aus, welches den Rechtsconſulenten zu Hauſe beglückte. Wir müſſen dabei geſtehen, daß er der lebendigen Urſache dieſes heiteren Himmels durchaus nicht mehr abhold war, ja, daß es Augenblicke gab, wo er, die Hände reibend, ſchmunzelte und zu ſich ſelber und auch wohl zu anderen Leuten ſprach: „Mein künftiger Schwager, der Graf.“

Mochte aber auch Czrabowski ſein, wie er wollte, das mußte man ihm laſſen, Stolz und Hochmuth gegen ſeine

künftigen Verwandten kannte er nicht, und nachdem dieſe von des Grafen naher Verwandtſchaft mit dem Fürſten Poniatowski erfahren, von den ungeheuren Gütern bei Lublin, vom Stammſchloſſe Rachow mit ſeinen reichen Waldungen und Bärenjagden, waren ſie in der That tief gerührt von der ungekünſtelten Herablaſſung ihres künftigen Familien-Angehörigen. Czrabowski war wie zu Hauſe bei Plagers und ebenſo bei dem Banquier Springer, er genirte ſich durchaus nicht, des Letzteren Kaſſe in Anſpruch zu nehmen — natürlicher Weiſe die Kaſſe des Geſchäfts — wo er ſich durch ſein leutſeliges Weſen ſogar die Gunſt des alten, mürriſchen Kaſſirers erworben hatte; er dinirte mit der Familie; er war ſo freundlich geweſen, dem Schneider des Banquiers ſeine Kundſchaft zuzuwenden; er verſchmähte nicht die Cigarren des Herrn Springer; er hatte dieſen ſogar veranlaßt, ein Reitpferd zu kaufen, welches nun der Graf zuritt; er fuhr mit Madame Springer und Clementinen in der Equipage des Banquierhauſes ſpazieren, zum koloſſalen Aerger eines Dutzends Regierungs-, Hof-, Kanzlei- und Steuer-Räthinnen mit wenigſtens zwei Dutzend unverſorgten Töchtern, nicht zu erwähnen der blaſſen Kaufmanns-Wittwe, dem Plager'ſchen Hauſe gegenüber, die zuweilen tief aufſeufzend empor blickte und ſprach: „Wenn der Himmel in den Hochmuth kein Einſehen hat, ſo gibt es keine Gerechtigkeit mehr auf Erden.“

Arme unverſorgte Töchter verſchiedener Räthinnen! unglückliche Kaufmanns-Wittwe! ihr hattet wohl Urſache, tief ergriffen zu ſein, waren doch viele von euch an jenem Abend zugegen; hätte doch Jede ſtatt Clementinens den polniſchen Punſch mit helfen brauen können; und Jede würde das gern gethan haben, — ein zündendes Wort, etwas

mehr ſüße Augen — ihr habt den Augenblick des Glücks verpaßt.

Der Rechtsconſulent hatte Kaffee getrunken, wie er jeden Morgen zu thun pflegte, und Alles war nett und eben vorübergegangen. Die gute Schwiegermutter hatte ſich ſo geändert, daß ſie es ſogar über ſich vermocht, von Herrn Larioz zu reden, und hatte geſagt, ſie ſehe wohl ein, wie ſchwer es für dieſen armen Teufel ſein müſſe, ein ebenſo gutes Brod wieder zu finden, wie er bis jetzt auf dem Bureau des Rechtsconſulenten genoſſen, und es ſei fern von ihr, Jemand plötzlich auf die Straße werfen zu wollen. Daß es für die Dauer mit dem Schreiber nicht gehen würde, verſtände ſich freilich von ſelbſt; denn ihr Schwiegerſohn, der Graf, würde bei aller Großmuth doch wohl nicht im Stande ſein, die ihm angethane Beleidigung zu vergeſſen und das Geſicht eines Menſchen wieder zu ſehen, der ſich ſo gröblich gegen ihn vergangen.

„Was mich betrifft," ſetzte ſie hinzu, „ſo könnte ich ihm Alles verzeihen, wogegen es mir aber immer verdächtig bleiben wird, was Ihr Schreiber, Herr Sohn, ſpät am Abend allein auf Ihrem Bureau zu ſchaffen hatte. Man ſieht ſo etwas nicht gern. — Aber das ſind ja Ihre Sachen, die mich eigentlich durchaus nichts angehen. — Wir meinen nur ſo, nicht wahr, Emilie?" hatte ſie mit einem Blick auf ihre Tochter hinzugeſetzt, die mit einem Kopfnicken zuſtimmend verſetzte: — „Verdächtig bleibt das immer." —

Madame Weibel hatte dies alles in einem ſo ſanften Tone geſagt, daß es dem Rechtsconſulenten augenblicklich zu Herzen ging und er ſich einredete, diesmal habe die Schwiegermutter

in der That nicht ſo ganz Unrecht, und man könnte es dem guten Czrabowski nicht verargen, wenn er grollend an den langen Spanier dächte.

Mit dieſen Gefühlen hatte Doktor Plager ſein Frühſtück beendigt und ſtieg die Treppe ſeiner Wohnung hinunter und dann dem Bureau zu, wobei er im Geiſte die guten Eigenſchaften ſeines Schreibers gegen deſſen unangenehme Seiten, namentlich gegen deſſen oft ſehr ſchroffe und einſeitige Anſichten abwog, und darauf kam er zu dem Reſultate, daß man ja einen Diener doch nicht ewig behalten könne, und daß, wenn Larioz nun einmal feſt entſchloſſen ſei, das Bureau zu verlaſſen, er ihn am Ende nicht lange überreden wolle, dazubleiben.

So betrat der Rechtsconſulent ſeine Schreibſtube, und als er einen Blick in das Nebenzimmer warf, ſah er den kleinen Gottſchalk an ſeinem Pulte ſitzen; der erſte Schreiber aber war nicht da.

„Iſt Herr Larioz vielleicht auf ſein Zimmer gegangen?“ fragte der Prinzipal, und er wiederholte dieſe Frage, als Gottſchalk weder von ſeiner Arbeit aufblickte, noch eine Antwort gab.

„Herr Larioz?“ ſagte der junge Menſch alsdann, als der Rechtsconſulent zum zweiten Male mit ſehr lauter Stimme ſprach. „Ja, er wird wohl auf ſeine Stube gegangen ſein.“

„Ich möchte eine beſtimmte Antwort darüber haben. Hat er etwas geſagt, als er ging?“

„Nein, geſagt hat er eigentlich nichts.“

„Aber Sie haben ihn doch eben geſehen?“

„Hier auf dem Bureau?“ fragte Gottſchalk — „Herr

Doktor meinen, ob ich ihn hier auf dem Bureau gesehen habe?“ Er sprach das sehr langsam, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, denn er wußte in Wahrheit nicht, was er eigentlich antworten sollte; hatte er doch Larioz weder gestern Abend noch heute früh gesehen, da derselbe, wie wir aus dem vorigen Kapitel wissen, nicht nach Hause gekommen war. Da aber Gottschalk einigermaßen verlegen aussah, so blickte der Principal, dem dies nicht entging, auf das leere Pult seines ersten Schreibers und bemerkte, daß dort noch Alles stand und lag, wie er es am vergangenen Samstag verlassen. Er griff an sein Kinn, schüttelte mit dem Kopfe und zog die Halsbinde etwas in die Höhe, worauf er sagte: „Nach alle dem scheint mir, Herr Larioz ist heute Morgens noch gar nicht da gewesen. Suchen Sie ihn auf seinem Zimmer.“

Gottschalk spritzte bedächtig seine Feder aus, erhob sich zögernd und ging mit großer Langsamkeit nach der Thür.

„Ist Herr Larioz vielleicht krank geworden?“ fragte der Rechtsconsulent. „In dem Falle lassen Sie ihn ruhig droben. — Ist er krank geworden?“ wiederholte er und legte auf das ist einen solchen Nachdruck, daß der junge Mensch unschlüssig an der Thür stehen blieb und, ohne eine Antwort zu geben, seine Fingerspitzen betrachtete. — „Was soll das alles bedeuten?“ sagte der Prinzipal nach einer Pause. „Sie scheinen mir da etwas zu wissen und nicht mit der Sprache heraus zu wollen. Glauben Sie wohl, junger Mensch, daß ich das vollkommenste Recht habe, mich nach dem Thun und Lassen meiner Leute zu erkundigen? — Wo ist Herr Larioz?“

„Ich weiß es nicht.“

„So! haben Sie ihn heute Morgen noch nicht gesehen?“

„Nicht, daß ich wüßte. Es könnte aber auch sein, daß er da gewesen wäre und ich ihn übersehen hätte. Ich war sehr fleißig, Herr Doktor. — Wenn Sie vielleicht meine Arbeit anschauen wollten.“

Damit schritt er eiliger, als er fortgegangen war, wieder seinem Schreibtische zu.

„Mit Ihrem Uebersehen!“ sagte fast ärgerlich der Rechtsconsulent. „Bleiben Sie bei dem, was ich frage. Sie schlafen ja in demselben Zimmer mit Herrn Larioz.“

„Das thue ich allerdings gewöhnlich.“

„Nun, da müssen Sie ihn auch heute Morgen gesehen haben.“

Der junge Mensch schüttelte mit dem Kopfe und sprach kleinlaut: „Heute Morgen habe ich ihn nicht gesehen; er ist vielleicht aufgestanden, als ich noch schlief.“

„Und gestern Abend hörten Sie ihn nach Hause kommen?“

„Ich habe wohl ein Geräusch vernommen, aber ich weiß nicht genau, ob es Herr Larioz war, denn ich bin gleich darauf eingeschlafen.“

„So, so, es ist schon gut,“ entgegnete der Prinzipal, wobei er den Mund spitzte, die Augenbrauen hoch empor zog und eine große Ruhe annahm. „Gehen Sie hinauf, sehen Sie, ob Herr Larioz da ist, und sagen Sie mir dann die Antwort geradezu ohne viele Weitläufigkeiten — verstanden? — den Teufel auch!“

Damit warf der Rechtsconsulent die Hände heftig auf den Rücken zusammen, wie er nur zu thun pflegte, wenn er in Zorn gerieth, und schritt hastig auf und ab.

Gottſchalk ſchielte nach ihm hinüber, ehe er zur Thür hinaus ging, und ſprach, während er ſich am Kopfe kratzte, leiſe vor ſich hin: „Die Woche fängt gut an, ſagte der arme Sünder, als er Montags zum Galgen geführt wurde.“

Doktor Plager blieb noch einige Augenblicke in der großen Schreibſtube, trat dann in ſein Zimmer und ſprach zu ſich: „Bah, was iſt's weiter? unſer Schreiber wird geſtern Abend ein wenig länger aufgeblieben ſein und heute deſto ſpäter aufſtehen. Es iſt eigen, wie man dazu gebracht werden kann, ſeine Anſicht über einen Menſchen zu ändern. Ich würde das früher gar nicht beachtet haben. Aber dieſe Weiber geben keine Ruhe und flößen uns das Gift des Mißtrauens gegen Jemand, den ſie nicht leiden können, tropfenweiſe, aber ſicher ein.“ —

Er ſetzte ſich vor ſein Pult. — „Was habe ich doch heute nicht vergeſſen wollen?“ fuhr er nach einem längeren Nachdenken fort, während deſſen er an die Decke des Zimmers geſehen. „Da auf meinem Notizbogen ſteht ein Notabene mit einem H. Was kann das ſein? — Ja ſo,“ ſprach er endlich mit dem Ausdruck der Befriedigung auf ſeinem Geſichte, den man annimmt, wenn man ſich einer Sache wieder erinnert, die man vergeſſen zu haben glaubte. — „So iſt es: H — Helfenberg. Graf Helfenberg. Die Vernichtung des Teſtaments-Entwurfs, den ich in meine Mappe gelegt. Wir wollen aber jetzt Helfenberg ausſchreiben und ein T. dazu machen, daß uns die Sache nicht wieder entfällt. Oder beſſer, zerreißen wir das fragliche Papier ſogleich.“

Der Rechtsconſulent nahm eine Mappe zur Hand, die auf der rechten Seite ſeines Pultes lag und mit einem Stück Marmor beſchwert war; er ſchlug dieſe Mappe auf und wandte

die ersten Blätter in derselben mit der größten Gleichgültigkeit um. Als er aber über die Hälfte der vorhandenen Papiere durchgesehen, zogen sich seine Augenbrauen langsam zusammen, seine Blicke drückten Erstaunen aus, und als er nun mit der Durchsicht der ganzen Mappe zu Ende war, ohne das gefunden zu haben, was er suchte, sank seine Unterlippe schlaff herab, und er starrte vor sich hin wie Jemand, der erschreckt ist und zu gleicher Zeit eifrig über etwas nachgrübelt. Das dauerte ein paar Sekunden, dann schlug er die Blätter eifrig von hinten nach vorn um, nahm jedes einzeln heraus, betrachtete es von allen Seiten, und während er immer und immer vergeblich suchte, fing er an, sehr unruhig auf seinem Stuhle hin und her zu rücken.

„Das ist doch sonderbar!“ murmelte er; „ich bin sicher, das Concept da hinein gelegt zu haben; ja, ich erinnere mich ganz genau, Larioz stand neben mir, und ich sprach noch einige Worte mit ihm darüber. Wenn er nur käme! Er muß sich dessen genau erinnern.“

Herr Doktor Plager blickte unruhig nach der Thür, wo sich aber nicht das Geringste sehen ließ.

„Hm, hm!“ machte er nach einem abermaligen vergeblichen Versuche, in der Mappe das Gewünschte zu finden; „in das Bureau habe ich es doch auf alle Fälle gebracht; hier kommt ja niemand Fremdes herein, und wenn auch — wen könnte es interessiren, Einsicht in das Papier zu erhalten? das heißt — Leute interessiren, denen es allenfalls möglich wäre, hieher zu gelangen? — Bah! Vielleicht habe ich es in die große Brieftasche gelegt.“

Nach diesem Selbstgespräch wurde die große Brieftasche, die im Pulte lag, hervorgeholt, und ebenso genau mit dem

gleichen Resultate untersucht, wie vorhin die Mappe. Jetzt richtete sich Herr Plager in die Höhe, ließ die Hände auf seinen Beinen ruhen und blickte gedankenvoll zum Fenster hinaus.

In diesem Augenblicke vernahm man auch Tritte unter der Thür der äußeren Schreibstube, und der Rechtsconsulent sprang lebhaft in die Höhe, um nach dem Eintretenden zu sehen.

Es war Don Larioz, der von seiner Stube kam und sich nun den mit Recht erstaunten Blicken seines Chefs präsentirte. Waren auch Kleidung, Haar und Bart des langen Mannes wieder in Ordnung gebracht, so hatte er doch von seinem Gesichte die Spuren des gestern Erlebten unmöglich verwischen können, und diese Spuren waren, wie der geneigte Leser bereits weiß, gräulich genug anzuschauen.

Herr Doktor Plager trat, bei diesem Anblicke die Hände vor großer Verwunderung zusammen schlagend, einen Schritt zurück und rief aus: „Aber sagen Sie mir um Gottes willen, in welche Mörderhände sind Sie gefallen? Oder haben Sie Händel im Wirthshause gehabt?“

Der lange Schreiber zuckte mit den Achseln und erwiderte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Das zu erzählen, würde etwas umständlich sein. Es ist allerdings wahr, ich sehe heute Morgen nicht besonders vortheilhaft aus, doch kann von Händeln im Wirthshaus bei mir keine Rede sein; ich glaube, der Herr Doktor kennen in dieser Richtung meinen Charakter vollkommen.“

Der Rechtsconsulent hob die Nase in die Höhe, und mochte ihm der kalte Ton nicht gefallen, mit dem sein

Schreiber zu ihm sprach, dachte er vielleicht an die Worte von Frau und Schwiegermutter, oder an das verlorene Concept, — genug, er legte die Hände auf den Rücken, streckte sich so stark als möglich und sagte mit scharfer Stimme, wie er zu thun pflegte, wenn er auf seinem Bureau Verweise ertheilte:

„Sie werden mir aber erlauben, Herr Larioz, daß ich als Ihr Chef wohl fragen darf, in welchem Wein- oder Biergefecht Sie so zugerichtet worden sind, wie Sie sich mir darstellen, wie Sie auf das Bureau kommen, und zwar gegen halb elf Uhr, trotzdem, daß die Kanzleistunden um acht Uhr anzufangen pflegen!"

„Ich bin nicht in der Stellung, Herr Doktor Plager," antwortete der Spanier, ohne eine Miene seines Gesichts zu verziehen, „Ihnen als meinem Chef überhaupt etwas erlauben zu dürfen. Mir aber werden Sie vielleicht dagegen erlauben, über Ereignisse zu schweigen, die — das kann ich Sie versichern — weder Sie noch die Schreibstube betreffen, und die meinem Gesichte einen Anstrich verleihen, der Ihrer Ansicht nach aus einem Wein- oder Biergefecht herrühren muß, was übrigens durchaus nicht der Fall ist. Im Gegentheil, Sie dürfen mir glauben, daß ich mich meiner Verletzung durchaus nicht zu schämen habe."

„Ich muß gestehen," rief der Rechtsconsulent aus, indem er mit affektirtem Erstaunen die Hände zusammenschlug, „Sie führen mit mir eine ganz eigene Sprache, die ich als Prinzipal —"

„Nur so lange zu hören brauchen," unterbrach ihn der Spanier sehr kaltblütig, „wie Sie es für gut finden. Erinnern Sie sich vielleicht meines Schreibens vor weniger Zeit,

in welchem ich einen Wunsch aussprach, den Sie zu bewilligen bis jetzt nicht für nothwendig gefunden? Sie werden mich mit allem einverstanden sehen, was Sie beschließen mögen."

Wenn auch Doktor Plager von Natur aus nicht besonders mißtrauisch war, so hatten doch die ewigen Anspielungen über die Bosheit und Schlechtigkeit der Menschen, die er zu Hause tagtäglich verschlucken mußte, sein Vertrauen im Allgemeinen sehr wankend gemacht, und er war endlich dahin gekommen, den Thaten seiner Nebenmenschen gern zweideutige Motive unterzulegen. So fiel es ihm auch jetzt durchaus nicht ein, zu glauben, daß der Schreiber der unwürdigen Behandlung wegen, die ihm zu Theil geworden, seine gute Stellung im Bureau aufgeben würde, und da dieser doch zuletzt so entschlossen schien, so mußte ihn ein anderer, gewiß unlauterer Beweggrund dazu treiben. Ihm fiel das fehlende Testaments-Concept ein, er fragte sich mit den Worten der Schwiegermutter, was Larioz an jenem Abend allein hier zu schaffen gehabt, und darauf war er der festen Ansicht, derselbe müsse aus irgend einer Ursache wünschen, baldigst die Schreibstube zu verlassen.

Der Prinzipal tauchte so tief als möglich in die Halsbinde hinein, zog die Augenbrauen zusammen und sagte, da er nun die Gedanken seines Schreibers vollkommen zu verstehen glaubte, mit einem sarkastisch sein sollenden Lächeln: „Es werden sich dem Herrn Larioz wahrscheinlich glänzende Aussichten eröffnet haben, und es sei fern von mir, diesen entgegen treten zu wollen, weßhalb ich denn auch gegen eine Trennung nichts weiter einwenden werde, begreiflicher Weise, nachdem die laufenden Geschäfte unter Ihren Händen abgewickelt sind.

Sollte übrigens," setzte er nach einer Pause hinzu, während welcher er das Gesicht des Anderen aufmerksam betrachtete, „Ihr körperlicher Zustand es Ihnen nicht gestatten, mit frischem Geiste an die Arbeit zu gehen, so habe ich nichts dagegen, wenn Sie sich für heute auf Ihr Zimmer zurückziehen, was vielleicht sogar wünschenswerth wäre, da unsere Clienten bei Ihrem Anblicke wohl auf die Vermuthung kämen, als habe es hier in meinem Bureau unterschiedliche und sehr starke Prügel gesetzt."

Der lange Schreiber machte stillschweigend eine Verbeugung und wollte sich aus dem Zimmer entfernen.

„Ehe Sie gehen, noch Eins," sagte der Rechtsconsulent, indem er den Kopf abermals und sehr affektirt in die Höhe warf und mit der Hand nach seinem Privatzimmer zeigte. „Bitte, einen Augenblick einzutreten."

Er ging voraus, der Schreiber folgte.

Der Prinzipal ließ sich vor seinem Pulte nieder, zog die bewußte Mappe vor sich hin, öffnete sie, und während er mit zwei Fingern der rechten Hand auf die Papiere patschte, sagte er in anscheinend sehr ruhigem Tone: „Erinnern Sie sich vielleicht noch, daß ich mit Ihnen vor einiger Zeit über das Testament Seiner Erlaucht des Herrn Grafen Helfenberg sprach?"

„Sehr genau," entgegnete Don Lariez mit fester Stimme „Es war an dem und dem Tage, ich werde ihn nicht vergessen. Sie sandten mich zu Seiner Erlaucht, um ihm anzuzeigen, daß Sie ihn Abends um sieben Uhr besuchen würden."

Doktor Plazer nickte mit dem Kopfe.

„So ist es," sagte er. „Und vielleicht erinnern Sie sich ebenso genau, daß ich Ihnen den Tag darauf ein Concept

zeigte, oder vielmehr mit Ihnen über ein Concept zu jenem Teſtamente ſprach, das ich etwas früher bei Seiner Erlaucht entworfen?“

Larioz dachte einen Augenblick nach, dann gab er zur Antwort: „Es iſt ſo, ich beſinne mich darauf. Sie zeigten mir ein Papier und ſagten, es ſei das Concept zu einem Theile des Helfenberg'ſchen Teſtamentes. Von dem Inhalte deſſelben, welcher mich ja auch nicht intereſſiren konnte, theilten Sie mir jedoch nur Weniges mit.“

„Richtig, ich theilte Ihnen nur Weniges davon mit,“ verſetzte der Prinzipal mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Es konnte Sie allerdings nicht intereſſiren. Nun aber ſahen Sie wohl, daß ich jenes Papier hier in dieſe Mappe legte, wo mehr dergleichen zu finden iſt. — Sahen Sie nicht, wie ich es hinein legte?“

„Ich glaube mich deſſen zu erinnern.“

„O, es iſt ſicher, ich irre mich nicht! Ich könnte beſchwören, daß ich es in der Mappe oben auf legte. — Und jenes Papier — ich ſuche es vergebens.“

„Wenn Sie es hinein legten,“ entgegnete der Schreiber mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe, „ſo muß es zu finden ſein. Es hat ſich vielleicht zwiſchen anderen Papieren verſchoben.“

„So ſehen Sie ſelbſt nach,“ ſagte Doktor Plager mit großer Befriedigung. „Sehen Sie genau nach; es ſollte mir äußerſt lieb ſein, wenn Sie das Concept fänden.“

Er erhob ſich von ſeinem Stuhle, und wenn er auch anſcheinend in tiefen Gedanken im Zimmer auf und ab ſchritt, ſo ſchielte er doch bei jeder Wendung nach dem Schreiber hin, der Blatt für Blatt des Inhaltes der Mappe umwandte, ohne das Gewünſchte zu finden.

„Es ist nicht da," sagte Larioz; „vielleicht aber liegt es bei den Helfenberg'schen Papieren."

Der Andere zuckte mit den Achseln und bemerkte ungläubig lächelnd: „So sehen Sie nach; es wird aber auch dort nicht sein."

Und daß es Larioz trotz emsigen Suchens auch dort nicht fand, brauchen wir dem geneigten Leser wohl nicht zu sagen.

„Sie sehen," sprach der Rechtsconsulent, als ihn der Schreiber fragend ansah, „das Concept ist verschwunden."

„Und wo könnte es sein, wenn Sie es in der That dort hineingelegt haben?"

„Darauf könnte ich einen körperlichen Eid ablegen; hier in dieser Mappe" — Doktor Plager schlug mit der Hand darauf — „hatte ich es aufbewahrt. Wo es sein kann? — Verschwunden — entwendet —"

„O, aus dem Bureau?" entgegnete Larioz mit einem ungläubigen Lächeln. „Wer würde ein Interesse daran haben, gerade jenes Papier zu entwenden?"

„Wer?" rief der Prinzipal, indem er seinem Schreiber näher trat. „Nur Jemand, Herr Larioz, der vom Geschäfte ist, der den Werth dieses Papieres kennt, der zu berechnen versteht, was es ihm eintragen müßte, wenn er Personen in Kenntniß setzen könnte, daß sie nach dem Ableben Seiner Erlaucht mit diesem und jenem Legate bedacht sind."

„Das ist allerdings richtig; aber Jemand, der es unternähme, das Papier auf die Seite zu bringen, müßte doch von dem Inhalte desselben Kenntniß haben. Und das haben meines Erachtens nur —"

„Sie und ich," unterbrach ihn Doktor Plager, indem er ſich in die Bruſt warf.

„Ganz richtig," fuhr der Schreiber treuherzig fort. „Und darin liegt ja nach meinem Dafürhalten der beſte Beweis dafür, daß das Papier nicht von Jemand auf die Seite gebracht wurde."

„Von mir allerdings nicht," ſprach der Rechtsconſulent. Doch bereute er vielleicht dieſes raſche Wort, als er ſah, wie bei demſelben ein finſterer, drohender Schatten über die Züge des Spaniers flog. — „Ich will damit auch nicht geſagt haben," ſetzte er einlenkend hinzu, „daß Sie — Gott bewahre! — aber —"

„Dieſes Aber iſt mir genug," erwiderte Larioz wie immer mit großer Ruhe, aber mit ſeltſam gepreßter Stimme. — „Ich kann mir nach Ihren Reden bei meinem Eintritt wohl denken," ſprach er nach einer kleinen Pauſe weiter, während welcher er ſeinen Prinzipal ſcharf betrachtete, „daß Sie eine Urſache ſuchen, um ſich das Scheiden von einem Manne, der Ihnen Jahre lang treu gedient, leicht zu machen. Aber erlauben Sie mir, zu bemerken, daß dieſe Urſache ſo ſchlecht wie möglich gewählt, ja, an den Haaren herbeigezogen iſt, und daß ich vor allen Dingen dieſes Motiv durchaus nicht werde gelten laſſen."

„Sie ſind Rechtskundiger genug," gab Doktor Plager zur Antwort, indem er durch eine anſcheinend ganz zwangloſe Bewegung hinter das Pult getreten war, „um zu wiſſen, daß, um eine Beſchuldigung aufrecht zu erhalten, Beweiſe nothwendig ſind, und begreife ich deßhalb vollkommen, daß Sie in ſolch hohem Tone zu mir reden. Kann aber das Factum geläugnet werden? Sie geben zu: Das Concept war vor-

handen und wurde in diese Mappe gelegt. Niemand betritt diese Zimmer, der den Werth eines solchen Papiers kennt, als Sie und ich. Oder," setzte er mit einer verächtlichen Miene hinzu, „würden Sie vielleicht auf den kleinen Gottschalk oder die alte Magd Verdacht haben?"

„Auf Keins von Beiden," erwiderte der Schreiber, der sich unterdessen wieder vollkommen gesammelt hatte. „Was sollte dem armen Knaben oder jener alten Person, überhaupt irgend Jemand, an dem Besitze des an sich werthlosen Papieres liegen? — Das war mein erster Gedanke, als Sie mir sagten, das Concept sei nicht mehr zu finden. Wenn Sie aber," fuhr er mit festerem Tone fort, „so scharf hervorheben, daß nur Sie und ich in diese Zimmer kommen, so muß ich Ihnen dagegen ins Gedächtniß zurückrufen, daß, so lange ich krank in meinem Zimmer war, der sogenannte Herr Graf v. Czrabowski, sowie Ihre Fräulein Schwägerin hier an verschiedenen Abenden ihre Zusammenkünfte hatten. — Ich hätte dieser Geschichte nicht erwähnt, wenn Sie mich nicht durch Ihre unverblümte Beschuldigung dazu gezwungen hätten."

Doktor Plager fuhr empor; er wollte heftig, ja, drohend antworten, doch besann er sich eines Anderen und brach in ein lautes, etwas erkünsteltes Lachen aus.

„O, ich kenne diese Geschichte!" rief er; „Sie hätten wahrlich nicht Ursache, mich daran zu erinnern. Nehmen Sie mir nicht übel, gerade die Begebenheit jenes Abends ist es, die meinen Verdacht gegen Sie begründet. Ich hätte das in meinem ganzen Leben nicht von Ihnen erwartet. Wer war an jenem Abend allein hier im Bureau? — Sie! — ja, Sie,

Herr! Und was Sie damals hier machten, darüber hätte ich wohl das Recht, eine Erklärung zu fordern.“

Der Spanier blickte lächelnd auf den Rechtsconsulenten, welcher mit der Wuth eines gereizten Hahnes in possirlichen Sprüngen hinter dem Tische herum hüpfte.

„Verlangen Sie darüber eine Erklärung von den werthen Ihrigen; ich habe mich damals schon brieflich ausgesprochen und halte es unter meiner Würde, die Erzählungen Ihrer Verwandten zu berichtigen. Was Ihr verloren gegangenes Concept betrifft, so sammeln Sie Beweise gegen mich und treten dann auf, wo und wie Sie wollen; ich werde auch nicht müßig sein, denn Ihre Worte, daß Jemand durch den Besitz desselben irgend etwas gewinnen könne, haben einen seltsamen Verdacht in mein Herz geworfen. Wahrhaftig, Sie können Recht haben. Das Papier muß entwendet worden sein. Geben wir uns beiderseitig Mühe, Herr Doktor Plager, den Thäter ausfindig zu machen und, wenn wir ihn gefunden, ihn ohne Schonung zu nennen.“

„Ohne Schonung — ja, ohne Schonung, ohne jede Schonung!“ schrie der Rechtsconsulent mit kreischender Stimme, aufgestachelt durch die unerschütterliche Ruhe seines Gegenübers.

„So sei es,“ bekräftigte der Spanier mit einem wahrhaft großartigen Anstande in Wort und Haltung. — „Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

Larioz machte seinem bisherigen Prinzipal eine tiefe Verbeugung und verließ dann mit hoch erhobenem Kopfe das Zimmer. In der anderen Schreibstube angekommen, klopfte er dem kleinen Gottschalk, der wie betäubt da saß, da ihm begreiflicher Weise von der Scene in der Nebenstube nicht

ein Wort entgangen war, ſanft auf den Kopf und ſagte ihm: „Nach beendigter Arbeitsſtunde kommſt du zu mir, ich habe alsdann mit dir zu reden.“

Hierauf trat der lange Mann in den Gang hinaus und ſchritt feſten Fußes und ohne die geringſte Bewegung auf ſeinem kalten Geſichte zu zeigen, die Treppen hinauf bei ſeiner eigenen Wohnung vorbei nach der ſeines Freundes des Doktor Flecker. Er klopfte an, und es war ihm hierauf ein angenehmes Gefühl, die bekannte Stimme: Herein! rufen zu hören.

Der Armenarzt hatte ſeinen rothcarrirten Schlafrock an, rauchte wie gewöhnlich aus einer langen Pfeife und ſtand in der Mitte des Zimmers, ſeine Peitſche gegen die kleinen Hunde ſchüttelnd, die ſich wahrſcheinlich eines Verbrechens ſchuldig gemacht hatten. Sie ſaßen neben einander unter des Doktors Bettſtelle und blickten mit den klugen Augen unverwandt auf ihren Herrn hin; man hätte ſie für leblos halten können, ſo ruhig hielten ſie ſich, wenn man nicht von Zeit zu Zeit, wo gerade die Peitſche minder heftig geſchüttelt wurde, ein leiſes Anklopfen ihrer wedelnden Schweife an das Holz der Bettlade gehört hätte.

„Item!“ rief der Doktor, nachdem er den Eintretenden freundlich begrüßt, „ihr müßt mir zugeben, ihr Nackers, daß ich von jeher bei euch auf Ordnung gehalten habe, und könnt mir nicht verwerfen, ich habe eure Erziehung vernachläßigt. Jeder hat ſeine Stunde, wo er zur Thür hinaus gelaſſen wird, und wer ſich danach nicht richtet, iſt ein unordentlicher Kerl oder, in höherer Potenz, ein Schweinemichel. Du, Nero, haſt deine Prügel verdient, und daß deine Strafe die Anderen mit erſchreckt hat, iſt heilſam für eure Erziehung. — Sie

werden mir zugeben, lieber Freund," wandte er ſich an den Spanier, „daß ich nicht zu ſtreng bin, denn ich habe dieſen jungen Leuten da unten eine vortreffliche Erziehung gegeben, bin demnach berechtigt, etwas von ihnen zu verlangen. Und Ordnung muß ſein. — Freue mich recht ſehr," unterbrach er freundlich den ſtrengen Ton, mit dem er eben geſprochen, „Sie bei mir zu ſehen."

Damit warf er die Peitſche auf das Sopha, ſetzte ſich auf die Lehne deſſelben und bat den langen Schreiber, den ihm wohlbekannten Armſeſſel einzunehmen.

Don Larioz that alſo, doch ſtatt ein Geſpräch zu eröffnen, faltete er die Hände zuſammen und blickte gedankenvoll vor ſich nieder.

Der Armenarzt, nachdem er den Andern eine Zeit lang betrachtet, ſchüttelte lachend mit dem Kopfe und ſagte alsdann:

„Sie müſſen die Vorfälle des geſtrigen Abends nicht ſo ſchwer nehmen. Zum Henker! es kann jedem ehrlichen Manne paſſiren, daß er einmal eine Nacht auf der Polizei eingeſperrt wird. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß auch ich ein Lied davon zu ſingen vermag, und Sie werden mir zugeben, daß ich darum nicht beſſer noch ſchlechter geworden bin. Item: den Kopf in die Höhe, und wenn Sie was zu beichten haben, friſch weg gebeichtet! — Schön zugerichtet ſind Sie," fuhr er nach einer Pauſe fort, da Larioz die Achſeln zuckte und ſchwieg. „Aber das hat nichts auf ſich. Haut und Fleiſch erhält man umſonſt wieder, ſagte jener Raufbold, und daß Sie Ihr Blut wie ein biederber alter Ritter für irgend eine außergewöhnliche Unſchuld vergoſſen haben, davon

bin ich überzeugt. Aber wie zum Henker geriethen Sie denn nach Numero vier der Entenpforte?"

„Das iſt eine lange Geſchichte, lieber Doktor, und ich bin jetzt nicht in der Verfaſſung, ſie Ihnen genau zu erzählen. Glauben Sie mir aber, daß ich treu dem alten bekannten Spruche blieb: Arm und Herz der Dame!"

„Ja, aber dieſe Dame!" lachte der Arzt; „es geht Ihnen wie in dem neuen, aber ebenſo bekannten Liede:

Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht.

Und Sie mögen wohl Ihre Urſache haben, ſie nicht zu nennen. Freund! Freund! nehmen Sie mir es nicht übel, aber die ſämmtlichen Geſchichten der letzten Zeit, die Sie mir brockenweiſe mitgetheilt, der Bund zum Dolche Rubens, die geheimnißvolle Schöne, jetzt Entenpforte Numero vier, das alles kommt mir einigermaßen verdächtig vor, und wenn Sie auch mit gutem Glauben da hinein gehen, ſo fürchte ich doch, Sie ſind in das Netz falſcher Menſchen gerathen, die Ihren, ich möchte faſt ſagen: kindlichen Sinn, Ihren Edelmuth mißbrauchen, wo ſie können."

„Es gibt allerdings in dieſer Welt falſche und treuloſe Menſchen genug," gab Don Lariez nach einem tiefen Seufzer zur Antwort. „Doch glauben Sie mir, Doktor, ich halte die Augen offen, habe aber in der letzten Zeit nur einiges Unglück gehabt." — Er faltete abermals ſeine Hände und ließ den Kopf auf die Bruſt herabſinken, während er mit leiſer Stimme wiederholte: „Ja, recht viel Unglück gehabt."

Der Armenarzt betrachtete ſeinen Freund mit einem faſt ſorgenvollen Blicke, doch klärte ſich ſein Geſicht zu einem Lächeln auf, als er mit Beziehung ſagte: „So gewiß Sie aber

der unglücklichſte Ritter ſind, ſo gewiß iſt Dulcinea das ſchönſte Weib auf Erden."

„Das iſt ſie, Doktor! bei Gott, das iſt ſie!" gab der Spanier zur Antwort, indem er den Kopf erhob und ſein trübes Auge aufflammte. „Sie iſt das ſchönſte, aber auch das jammervollſte Weib auf Erden, wenn ſie auch nicht gerade Dulcinea heißt."

Als er das Letztere ſprach, ſpielte ein unendlich glücklicher Zug um ſeinen Mund. Darauf fuhr er mit der Hand über die Stirn, ſtrich ſein ſtruppiges Haar in die Höhe und ſagte dann mit hellerem Tone: „Aber laſſen wir das jetzt gut ſein, mein lieber Freund! Es ſind nicht die Vorfälle des geſtrigen Abends, welche mich hieher geführt und die mir Kummer verurſachen; es ſind vielmehr die Vorfälle des heutigen Morgens."

Doktor Flecker blickte den langen Schreiber erſtaunt und fragend an.

„Ich erzählte Ihnen," fuhr dieſer mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe fort, „von dem Briefe, den ich mich veranlaßt ſah, vor einiger Zeit an meinen bisherigen Prinzipal zu ſchreiben; er wollte indeſſen meine Entlaſſung nicht annehmen, und ſo blieb ich denn in ſeinen Dienſten bis vor einer halben Stunde."

„Und jetzt haben Sie Ihre Schreibſtube wirklich verlaſſen?" fragte der Armenarzt mit ernſtem Blicke.

„Für immer, — nachdem ich aufs gröblichſte beleidigt worden; — nachdem man mich wie einen Buben behandelt, nachdem man eine entſetzliche Beſchuldigung gegen mich ausgeſprochen." — Bei dieſen letzten Worten zitterte ſeine Stimme, und er drückte mit den Händen faſt die Lehnen des Armſeſſels zu-

ſammen, auf welchem er ſaß. „Eine Beſchuldigung gegen mich — Don Larioz, gegen einen Spanier von edler Familie, gegen einen Mann, der — ich kann es mit gerechtem Stolze ſagen — die Treue ſelbſt war, der ſeinem Herrn gedient mit beſten Kräften, mit redlichem Willen, freilich nur mit der Feder, aber ohne Furcht und Tadel.“

Der Doktor ließ ſich langſam von der Lehne des Sopha's auf den Sitz hinab gleiten; ja er ſtellte ſeine Pfeife in die Ecke, ehe er ſagte: „Sie ſehen mich aufs höchſte überraſcht, erſtaunt. Ich verſtehe in der That nicht, von welcher Art von Beſchuldigung Sie eigentlich reden.“

„Mein ehemaliger Prinzipal, Doktor Plager,“ verſetzte der Spanier ſehr gemeſſen und langſam, „vermißt ein Papier, das allerdings auf unerklärliche Weiſe verſchwunden iſt, ein Papier, in gewiſſen Händen von Wichtigkeit, mit Einem Worte: das Concept zum Teſtament des Grafen von Helfenberg.“

„Ah!“ machte der Armenarzt.

„Was könnte mir an dieſem Concepte liegen?“ fuhr Don Larioz faſt heftig fort. „Und doch beſchuldigte er mich mit einfachen Worten, von dem Verſchwinden dieſes Papieres Kenntniß zu haben. Iſt das nicht unerhört?“

„Das iſt allerdings unerklärlich und tief verletzend für Sie. Aber Sie werden ihn mißverſtanden haben; er ſprach wohl im Eifer Dies und Das, und Sie, aufgeregt, wie Sie nun einmal waren, entnahmen aus ſeinen Worten das Schlimmſte für ſich.“

„Seine Worte waren klar und deutlich,“ ſprach Larioz, indem er die Augenbrauen finſter zuſammen zog; „ſo deutlich, daß, wenn er bei jener Scene nicht noch mein Prinzipal ge-

weſen wäre, der überhaupt nur die Feder zu führen verſteht, ich auf anderem Wege Rechenſchaft und Genugthuung von ihm verlangt hätte. — Doch davon ſpäter. Glauben Sie mir, lieber Freund, ich war weder aufgeregt noch unaufmerkſam. Er beſchuldigte mich mit deutlichen Worten; in ſeinen Augen bin ich ein gewöhnlicher, ganz gemeiner Dieb."

Der Spanier ſprang ſo haſtig in die Höhe, daß die kleinen Hunde, welche ſchmeichelnd näher geſchlichen waren, voll Schreck unter das Bett zurückfuhren und von dort her ihren Unmuth durch lautes Gebell kund gaben; dann trat er ans Fenſter, legte die Stirn an die Scheiben und blickte in den ſonnigen Tag hinaus.

„Wollt ihr ſchweigen, verdammte Beſtien!" rief der Armenarzt, der innerlich froh über dieſe kleine Unterbrechung war, den Thieren zu. „Wollt ihr euer Gekläffe laſſen, ungeregeltes Volk! — Ja, das iſt allerdings über alle Beſchreibung," wandte er ſich hierauf an den langen Mann. „Da kann ich Ihnen nicht übel nehmen, wenn Sie die Schreibſtube augenblicklich verließen. Aber was denken Sie von der ganzen Geſchichte? Sollte das Papier in der That nicht verlegt worden ſein?"

„Das iſt unwahrſcheinlich; wir haben auch alle Orte, wo es ſein könnte, aufs Genaueſte unterſucht. — Daß er es in jene Mappe gelegt, und ſogar in meinem Beiſein, das muß ich zugeben."

„Und kannten Sie den Inhalt des Conceptes?"

„Er theilte mir Einiges daraus mit, was aber für mich ohne alles Intereſſe war."

„Waren es Legate?"

„Ich glaube ſo."

„Nannte er Namen?“

„Wenn ich nicht irre, ja. Da jedoch, wie schon bemerkt, die ganze Sache für mich ohne alles Interesse war, so achtete ich nicht darauf und habe die Namen, die er mir genannt, völlig vergessen.“

Der Doktor war dicht vor seinen Freund hingetreten, hatte einen der Knöpfe von dessen Rock gefaßt und drehte ihn zwischen den Fingern, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas sprach, wofür er große Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wollte.

„Wenn das verlorene Concept,“ sagte er, „wie Sie vorhin bemerkten, für Jemand von Interesse sein kann, so ist es nur für eine Person, die in dem Testamente bedacht war, und deßhalb wäre es von großer Wichtigkeit, wenn Sie im Stande wären, sich des Namens einer solchen Person zu entsinnen. Strengen Sie Ihr Gedächtniß an und erinnern Sie sich irgend einiger Worte des Advokaten, mit denen er Ihnen von dem Concepte redete.“

Don Larioz legte nachsinnend die Hand an die Stirn, während ihm der Doktor mit gespannter Aufmerksamkeit zuschaute und dabei sagte: „Sprach er vielleicht von lachenden Erben, von einem entfernten Verwandten oder so etwas? Besinnen Sie sich, es ist viel daran gelegen.“

„Das Einzige, was mir erinnerlich,“ versetzte der Schreiber nach längerem Nachdenken, „ist, daß er von Freunden des Grafen sprach, namentlich von einem, bei dem das ausgesetzte Legat wie ein Tropfen Wasser auf den heißen Stein seiner Schulden fallen werde. — Ja, das waren seine Worte. Auch meinte er, die Legatarien würden viel darum geben, wenn sie von den Legaten Kenntniß erhalten könnten.“

„Nannte er die Namen Fremont oder Tondern?“ fragte haſtig der Armenarzt.

„Ich glaube wahrhaftig, das waren die beiden Namen, die er genannt,“ gab der Andere eifrig zur Antwort.

„Oh, oh,“ rief der Doktor, indem er den Knopf ſeines Freundes losließ, haſtig im Zimmer auf und ab ſchritt und mit den Händen geſtikulirte wie Jemand, der ſeine Augen zu Hülfe nimmt, um ſich eine Sache, über welche er nachdenkt, zurecht zu legen und klar zu machen. „Ja, ja, Tondern und Fremont,“ murmelte er; „die Beiden waren an jenem Abende auch da; ich ſah wohl ihre ſeltſamen Geſichter, als ſich das Teſtament als ein myſtiſches erwies. — Dieſer Tondern, ein lockerer Geſelle, ein anrüchiger Charakter, das weiß Niemand beſſer als ich. Wo habe ich ihn doch neulich geſehen? — Richtig! bei einem Polen, zu dem man mich rief. Ja, bei jenem Polen, der ein ebenſo verdächtiger Kerl iſt wie der Herr von Tondern. — Gleich und gleich geſellt ſich gern; das kann mir Niemand abſtreiten. — Apropos,“ wandte er ſich an Don Larioz, indem er plötzlich vor demſelben ſtehen blieb, „Sie haben doch gewiß von einem Grafen Czrabowski gehört?“

„Ob ich von ihm gehört habe!“ antwortete lächelnd der Spanier.

„Dieſer ſogenannte Graf iſt ein Bekannter des Herrn von Tondern und ſoll ja, wie man hört, die Schwägerin Ihres früheren Prinzipals heirathen. Sie werden mir zugeben, lieber Freund, daß das ein kleiner Lichtſtrahl iſt.“

„Eine ganze Illumination,“ ſagte feierlich der lange Schreiber, während er ſeine Hand gewichtig auf den Arm des kleinen Arztes legte. „Dieſer Czrabowski iſt es, auf den mein

Verdacht fiel, ehe ich noch wußte, daß er mit Leuten wie Herr von Tendern, die im Testamente bedacht sind, in Verbindung stehe. Sie wissen, unsere Bureaux sind gut verschlossen, ein Einbruch hätte bemerkt werden müssen, und was soll auch ein gewöhnlicher Dieb mit den Papieren machen? Dieser Czarkowski aber," sagte er in sehr langsamem und gewichtigem Tone, „war an mehreren Abenden in der Schreibstube des Doktor Plager unter Umständen, welche ihm gestatteten, ein ganzes Dutzend Concepte mit gehöriger Ruhe auszusuchen und zu sich zu stecken."

„Der Teufel!" sagte erstaunt der Armenarzt. „Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß es und kann es nöthigenfalls beweisen," erwiderte Larioz mit einem Ausdrucke, der dem Anderen deutlich sagte, er könne oder wolle sich jetzt nicht näher erklären.

„Sie werden mir zugeben, lieber Freund!" rief der Doktor händereibend aus, „daß uns das in diesem Labyrinthe vor uns einen festen Faden in die Hand gibt. Lassen Sie mich ihn ergreifen, und ich getraue mir fast einen Ausweg zu finden. Nicht wahr, Sie wollen mich gewähren lassen?"

Der Spanier nickte mit dem Kopfe.

„Was Ihre anderen Sachen anbelangt," fuhr der kleine Doktor launig fort, „so folgen Sie meinem Rath und bemühen sich, die Dinge um sich her mit nüchternen Blicken zu betrachten. Ihr Streben, den Unglücklichen zu helfen, den Bedrängten beizustehen, ist jedenfalls sehr lobenswerth; doch beherzigen Sie die alten vortrefflichen Sprichwörter: Was dich nicht brennt, das blase nicht — kehre vor deiner eigenen Thür, und wo es dich nicht juckt, da kratze auch nicht. Es gibt viele Menschen, die wollen gar nicht, daß man ihnen

hilft; auch ist die Zeit vorüber, wo Sie auf das Geschrei einer Jungfrau, die eingeschlossen in ihrem Kämmerlein sitzt, mit Schild und Schwert herbeieilen können, um ihre Verfolger zu Boden zu werfen. Leider gibt es in unseren verderbten Tagen bedrängte Damen genug, denen es gar nicht lieb ist, wenn man sie aus ihrer Bedrängniß errettet, und die dem Helfer des Teufels Dank dafür wissen. Geben Sie mir zu, daß ich in diesen Punkten Recht habe, und lassen Sie sich auch nicht so tief mit jener Rotte Korah ein, die im Reibstein ihr Wesen treibt."

Don Larioz schaute mit einem schwärmerischen Blicke zum Fenster hinaus, und ein mitleidiges Lächeln spielte über seine Lippen, als der Andere so sprach. — „Sie sind eine andere Natur, lieber Doktor," gab er alsdann zur Antwort, „und verstehen den Drang nicht, der in der Brust eines ritterlichen Mannes liegt, den Bedrängten und Hülflosen beizustehen, wo es möglich ist — oder, um mich anders auszudrücken, Sie verstehen diesen Drang wohl, wenden ihn aber auf Ihre eigene Art an. Auch Sie suchen ja Nothleidende und Kranke auf, pflegen sie, lindern ihre Leiden und thun dasselbe, was auch ich mir zum Lebensziel vorgesteckt, nur mit andern Mitteln. Sie heilen mit zarten Salben und milden Latwergen, Sie bekümmern sich um die Wirkungen — ich habe es mit den niederträchtigen Ursachen zu thun; Sie spenden den Bedrängten Trost, ich suche den Bedränger selbst zu vernichten, und dabei ist Ihr Streben gewiß nicht minder groß und edel als das meinige." Ich habe schon oft gedacht, setzte er mit einem Seufzer hinzu, „ob es nicht besser wäre, in Ihre Fußstapfen zu treten und, über Ihr Wirken noch hinaus gehend, mich als büßender Bruder und Kranken-

wärter in irgend ein Lazareth aufnehmen zu lassen. Auch das wäre eine herrliche Bestimmung, ein schöner Beruf, in dem man viel Gutes stiften könnte." —

Als der Spanier so sprach, blitzte sein Auge, und er blickte mit einem unbeschreiblich gutmüthigen Ausdrucke über Dächer und Schornsteine hinweg in die weite blaue Ferne, wobei er dann nicht bemerkte, daß ihn der Doktor fast wehmüthig ansah und mitleidig den Kopf schüttelte. — „Leider kann ich ja nicht zu Pferde," fuhr er fort, „wie ich wohl möchte, mit Schild und Lanze, tapfer zerhauen all die Ketten und Bande, womit ein Mensch den anderen zu knechten sucht."

„Das können Sie in der That nicht," entgegnete der Armenarzt. „Darum ist es vor der Hand besser, Alles beim Alten zu lassen, und wenn Sie mir wohl erlauben, zu bemerken, daß es überhaupt thunlich ist, die Träumereien zu lassen und uns mit der reellen Gegenwart zu beschäftigen, so werden Sie mir auch Recht geben, wenn ich Ihnen als Arzt sage, daß es nicht übel wäre, Ihr zerschundenes Gesicht hier und da mit Bleiwasser anzufeuchten. Auch wird ein fleischfarbenes englisches Pflaster auf Ihrer bläulichen Nase von sehr gutem Effekt sein. Was die Geschichte mit dem verlorenen Concept anbelangt, so macht es mir Freude, dieselbe in die Hand zu nehmen; es ist mir gerade, als kämen wir da an ein ganzes Nest von Schlechtigkeiten. Ich will es aufsuchen und, wenn ich es gefunden, Sie zur Bestrafung der Schuldigen herbeirufen."

„Ohne Schonung!" murmelte der Spanier, und [illegible] biß er die Zähne fest auf einander.

„Wer weiß," sagte der Doktor, „ob Sie im Verlaufe dieser

Geſchichte nicht ſogar Ihren langen Stoßdegen gebrauchen können!"

„Das bewillige mir Gott und San Jago!"

Beide ſchüttelten ſich die Hände und Don Lariez verließ das Zimmer.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Eugenie und die Freunde.

In den Gärten der Stadt, in welcher unsere wahrhaftige Geschichte spielt, fing man an, die winterlichen Hüllen, womit zahlreiche weiche Pflanzen und sehr viele Bäume vor dem Froste geschützt wurden, nach und nach aufzulockern und wegzunehmen. Rhododendron und Achilleen, auch Magnolien streckten zwischen den halb entfernten Strohdecken ihre schwellenden Knospen in die schon recht warme Luft hinaus und schienen nach langem Schlafe frisch und munter aufzuathmen. Die Fenster der Frühbeete und Glashäuser wurden, wenigstens für die Tagesstunden, überall entfernt, und wo nun der Sonnenstrahl zwischen die grünen Blätter der Geranien, Heliotropen, Petunien und wie all die Pflanzen heißen mögen, behende durchschlüpfte, um auch im hintersten Winkel der Häuser nach seinen Kindern zu sehen, da brachte er zugleich mit einem sanften, angenehmen Luftzuge ein behagliches Flüstern hervor, und die älteren Pflanzen erzählten dem Nach-

wuchs, daß jetzt bald die Zeit komme, wo sie ihr junges Leben genießen würden, wo man sie nicht mehr hinter Glas und Strohdecken hielte, wo sie in die duftende freie Erde hinaus kämen, um ihre Wurzeln auszubreiten und schöne, farbige Blüthen hervor zu zaubern. Den Jungen schauerte es ordentlich vor Vergnügen, als sie von all dem Herrlichen erzählen hörten, von warmer, würziger Luft und von frischem, kühlendem Regen, vom Himmel herab oder aus der Gießkanne, und sie lauschten dabei aufs aufmerksamste all diesen Wundern, von denen die Alten erzählten, und hofften auch so glücklich zu sein, wie diese, und von ihren farbigen Blüthen abgeben zu dürfen, um den Busen eines schönen Menschenkindes damit zu schmücken.

Aber nicht nur Pflanzen und Bäume warfen ihre Glas- und Strohmäntel ab, auch die Menschen schälten sich aus den dicken Pelzen und Paletots heraus und waren ordentlich froh, endlich wieder einmal von der natürlich gewärmten Luft gefächelt zu werden.

Mit besonderer Lust erfreute sich der Portier des gräflich Helfenberg'schen Hauses, Meister Jonathan, des außerordentlich angenehmen Wetters, das als Vorbote des Frühlings gekommen zu sein schien, die Menschheit auf künftige bessere Tage vorzubereiten. Der dicke Mann hatte seine schwere, mit Pelz verbrämte Umhüllung an den Nagel gehängt und stand im leichten, einfachen Livreerock an seiner Glasthür, wo er die große Treppe des Hauses und zugleich den Thorbogen im Auge hatte. Er zog die Luft in vollen Athemzügen an sich und behauptete gegen den Bereiter Seiner Erlaucht, der neben ihm am Eingange lehnte, er [illegible]e ordentlich, wie ihm das stärkend bis ans Herz dringe.

„Begreife einer die Menschen!“ sagte er; „da lassen sie sich den Leib vollpfropfen mit allerhand Pulvern, Latwergen, mit des Teufels Mixturen und haben doch die besten Heilmittel für alle ihre Leiden umsonst und ungemischt, wo sie nur die Nase hinstrecken mögen. Ich kann Sie versichern, Luft und Wasser sollten eigentlich die einzige Medicin sein, die ein vernünftiger Mensch zu sich nimmt.“

„Ich für meinen Theil,“ antwortete der Bereiter, indem er behaglich an sich nieder sah, dann auf seine hochgewölbte Brust klopfte, „brauche auch bei einem allenfallsigen Unwohlsein nie etwas Anderes als kaltes Wasser und frische Luft. Ein Bad im Flusse und darauf ein Bad in freier Luft, das ist außerordentlich stärkend. Sie aber, Meister Jonathan, nehmen doch schon zu anderen Mitteln Ihre Zuflucht, denn häufig habe ich den Winter die Camillen-Theekanne auf Ihrem Ofen stehen sehen, und dem Boonecamp of Maag-Bitter sind Sie auch nicht abhold.“

„Das thut unsere verderbte Natur,“ versetzte der dicke Portier, indem er die Unterlippe vorschob, „besonders aber, daß wir in der Jugend unseren Magen an dergleichen Getränk gewöhnt. Hätte ich Kinder, ich ließe alle ihre Krankheiten mit Luft und Wasser kuriren; darauf können Sie sich verlassen. Am Ende ist Camillenthee und Maag-Bitter auch etwas ganz Ungekünsteltes und unter die Hausmittel zu rechnen, und da mir, wie gesagt, Wasser und Luft leider nicht mehr recht dienen wollen, so kann ich dagegen mit Stolz sagen, daß ich von allem Gebräu der Apotheke gänzlich fern geblieben bin und an mir und an Bekannten schon die glänzendsten Kuren [illegible] Hausmitteln gemacht habe. Ich sage Ihnen, es geht nichts über Hausmittel.“ — Er dämpfte seine

Stimme und legte die rechte Hand an den Mund. „Ja, Freund, ich habe Kuren gemacht und bei Kuren mitgeholfen, wenn ich davon sprechen wollte, Sie würden Ihr blaues Wunder hören. O Hausmittel, nichts über Hausmittel! — Man sollte dem Manne, der das erste Hausmittel angewandt hat, ein Denkmal setzen; ich zahlte gern meinen Thaler dazu. — Was bringt unseren guten Herrn, den Gott erhalten und stärken möge, so wunderbar wieder auf die Beine? — Hausmittel."

„Wozu Sie auch wohl gerathen haben, Meister Jonathan?" sagte der Bereiter mit einem pfiffigen Lächeln.

„Davon spricht man nicht," entgegnete der Portier; „genug, das Resultat ist da und durch Anwendung der einfachsten Hausmittel erreicht. Glauben Sie mir, ich habe einen ungeheuren Respekt vor diesem kleinen Doktor Flecker. Ein Capitalkerl, und gibt sich gar nicht so das Ansehen wie die anderen, als habe er den Verstand löffelweise gegessen und sei es ihm deßhalb ein Leichtes, ihn auch löffelweise wieder von sich zu geben. Der behandelt Sie spielend, ohne übermäßig viel an den Puls zu greifen oder Sie jeden Augenblick zur Fratze zu machen, indem er Sie die Zunge herausstrecken läßt. Er sagt: Bon jour Meister Jonathan, wie geht's? wir schlafen nicht ordentlich? — Ja wohl, Herr Doktor, sage ich. Wir haben keinen Appetit. — Uebelkeiten? — So ist's. — Pumps dich! habe ich einen Camillenthee, höchstens etwas Senfteig unter die Füße. Das ist gerade so wie der Weck auf dem Laden; ich sage Ihnen, der Mann tappt niemals an Einem herum."

Damit stieß Jonathan den Bereiter mit dem Knöchel seiner rechten Hand freundschaftlich auf die Brust, wahrschein-

lich um denselben zu einer Anerkennung der Verdienste des Doktor Flecker zu vermögen, die auch nicht ausblieb, denn der Bereiter gab kopfnickend zur Antwort: „Ja, ein vortrefflicher Arzt, das ist nicht zu läugnen. Wenn es bei mir einmal etwas zu flicken geben sollte, so wende ich mich an keinen anderen.“

Der dicke Portier hatte seine Hände auf dem Rücken vereinigt, schob seine Unterlippe vor und wiegte den schweren Kopf auf und nieder.

„Mit dem gnädigen Herrn,“ sagte er alsdann, „war es Matthäi am Letzten; ich sage Ihnen, man konnte sehen, wie sein Lebenslicht immer schwächer brannte, und ich dachte oft daran, daß es endlich ganz erlöschen müsse. Und was hat der arme Herr nicht alles gebraucht! Welche Medicinen, Bäder, von allen möglichen Aerzten verschrieben! Und gerade, daß wir damals mit diesen Aerzten verkehren mußten, ist wohl daran schuld, daß ich das ganze Geschlecht derselben hassen gelernt.“

Er ballte bei diesen Worten seine Faust und drohte still vor sich hin. — „Zu Zweien und Dreien waren sie oftmals droben und hielten für des Herrn Grafen schweres Geld Consultationen. Glauben Sie aber, daß sie die Wahrheit sagten, um die Seine Erlaucht sie dringend bat? Nicht ein Einziger, das kann ich Sie versichern. Oben in den Zimmern sprachen sie voll Hoffnung und voll Ueberzeugung vom Gelingen einer neuen Kur; auf der Treppe aber, da zuckten sie mit den Achseln und meinten: natürlicher Weise kann da Alles nicht mehr helfen; da geht so ein junger Herr her, vergeudet seine Lebenskraft — so sprachen sie — und meint dann, das ließe sich alles wieder herstellen. So waren

Alle einig über den Grund der Krankheit Seiner Erlaucht, lächelten hochmüthig, wenn unſer eins ſich eine ſchüchterne Frage oder Einrede erlaubte. Wiſſen Sie, das hat mich oft geärgert, wenn ſie ſo händereibend vor mir ſtanden, mit hoch erhobener Naſe, und mit dem gewiſſen Lächeln zu einander ſagten: es iſt das und das Uebel, wir können uns darin nicht irren. — Ja, profit die Mahlzeit! und ſie haben ſich doch geirrt."

„Nicht wahr," meinte der Bereiter beiſtimmend, indem er mit dem Kopfe nickte, „man ſpricht von einer Vergiftung?"

„Man denkt nur ſo etwas," verſetzte wichtig der alte Portier; „aber man ſpricht nicht gern darüber. Wenn das Uebel aber da liegt, was ich, unter uns geſagt, zuverſichtlich glaube, ſo iſt dem der kleine Armenarzt zuerſt auf die Spur gekommen und hat die Krankheit da angegriffen, wo ſie allein zu bewältigen iſt."

„Durch Hausmittel?" fragte lächelnd der Bereiter.

„Durch Hausmittel!" erwiderte beſtimmt der Andere, „Waſſertrinken, friſche Luft, Kräuterbäder, namentlich das Letztere. Ich ſage Ihnen, oft duftet es droben in den Zimmern, wie in einem Walde zur Zeit des geſegneten Monats Mai, wenn es geregnet hat."

„Dem mag nun ſein, wie ihm will, ſo iſt das nicht abzuſprechen, daß Seine Erlaucht ſich ſeit den letzten Monaten wie durch Zauberkraft geändert hat. Iſt er doch geſtern wieder im Reithauſe zu Pferde geſtiegen! Meiſter Jonathan, ich bin ein alter Soldat, aber mir trat das Waſſer in die Augen, als mir Seine Erlaucht mit einem ſo unausſprechlich freudigen Blicke ſagte: Ich glaube wahrhaftig, es geht wieder. Und es ging in der That wieder ſo, daß die Stallleute, die

dabei ſtanden, Maul und Naſe aufſperrten. Natürlich fehlte noch viel gegen früher, doch muß ich Ihnen geſtehen, daß ich erſt beim Anblicke des Herrn zu Pferde wieder wirkliche Hoffnung gefaßt habe."

„Und wie er die Treppen ſteigt!" meinte der Portier mit leuchtendem Blick; „ja, das iſt was ganz Anderes als im vergangenen Herbſt. Seht, wenn mir unſer Herrgott in meinen alten Tagen noch einmal die Freude gäbe, das erlauchte Haus im alten Glanz und in der alten ſo nothwendigen Pracht erſtehen zu ſehen, nur auf kurze Zeit die Freude ließe, dann wollte ich meinen Amtsſtab mit Freuden für immer in die Ecke ſtellen. — Jetzt aber," unterbrach er ſich plötzlich, indem er ſich lauſchend in den Thorweg vorbeugte, „wollen wir ihn zur Hand nehmen, denn mein geübtes Ohr ſagt mir, daß Beſuch kommt."

Bei dieſen Worten griff er nach ſeinem Stocke, der hinter ihm am Treppengeländer lehnte und der heute ein viel leichterer war als noch vor kurzer Zeit, wo Jonathan bei dem dicken Pelzüberwurfe eine förmliche ſilberne Keule zu tragen pflegte. Er verſtand es, Unterſchiede zu machen.

In Betreff des ankommenden Beſuches hatte er ſich nicht geirrt; denn ſchon nach wenigen Augenblicken ſchoſſen ein paar flüchtige Pferde unter den Thorbogen, und der Kutſcher auf dem Bock des kleinen Broughams, der herein rollte, ließ ſeine Thiere im ſcharfen Trabe gehen bis an die Treppe, um dieſelben dort kurz und elegant zu pariren, wobei er freundlich lächelte, und ſowie der Wagen ſtand, den Knopf ſeiner Peitſche auf den rechten Schenkel aufſtützend, regungslos ſitzen blieb und nur ſein gekniffenes rechtes Auge Meiſter

Jonathan, ſowie dem Bereiter einen freundlichen Gruß ſpendete.

Baron von Breda ſprang aus dem Wagen, und das Zurücktreten des Portiers, ſowie deſſen tiefe Verbeugung ſagten ihm ohne Frage und Antwort, daß Graf Helfenberg zu Hauſe ſei. Ehe er aber die Treppen hinanſtieg, wandte er ſich an den Bereiter mit der Frage, wie die geſtrige Tour im Reithauſe abgelaufen ſei.

Während der Stallmeiſter Seiner Erlaucht dem genauen Freunde deſſelben und trefflichen Reiter und Pferdekenner hierüber einen weit genaueren und umſtändlicheren Bericht erſtattete, als er vorhin Meiſter Jonathan gegeben, erſuchen wir den geneigten Leſer, mit uns die Treppen hinan zu eilen, um einen Augenblick vor dem Baron von Breda im Schreibkabinette des Hausherrn anzukommen.

Hier war das große Fenſter weit geöffnet, und Sonnenglanz drang mit angenehmer warmer Luft in das Zimmer. Graf Helfenberg ſtand an ſeinem Schreibtiſche, auf welchen er leicht die rechte Hand geſtützt hatte, und ſeine ganze Haltung zeigte an, daß es ihm ungleich weniger Mühe mache, ſelbſt ohne Stock ſogar längere Zeit aufrecht zu ſtehen, als noch vor wenigen Wochen. Auch hatte ſein Geſicht einen ganz anderen Ausdruck angenommen; ſeine immer noch etwas ſchlaffen, bleichen Züge drückten nicht mehr gänzliche Hoffnungsloſigkeit aus, ſie ſprachen nicht mehr von dem Ende eines gewaltſam zerſtörten Lebens, ſie zeigten nicht mehr jenes erſchreckende unheimliche Muskelſpiel, deſſen Eindruck noch erhöht wurde durch die fieberhaft leuchtenden Augen — nein, dieſe Züge waren ruhiger geworden, ſie gaben das Bild eines Mannes, der lange an einer ſchweren Krankheit

darnieder gelegen, gänzlich aufgegeben, der nun aber auf einmal wieder empfindet, daß doch noch eine Heilung für ihn möglich ſei, und auf deſſen Geſicht ſich dieſes wonnige Gefühl in neu erwachter Hoffnung rührend ausſpricht. Seine Lippen zuckten nicht mehr, wie ſie das früher gethan, ſie waren leicht geöffnet, hatten ſich wieder ſanft geröthet und zeigten, was ihm allein noch von der Friſche und dem Glanze der Jugend übrig geblieben war — ſeine herrlichen Zähne. Auch die Augen hatten, wie ſchon bemerkt, jenen Glanz verloren, der, ein Beweis von fieberhafter Aufregung, erſchreckte und faſt unerträglich wurde, wenn der Graf längere Zeit über etwas mit Intereſſe ſprach. Daß der Stock, auf den er ſich bis jetzt bei jedem Schritte geſtützt, nicht mehr neben dem Tiſche, ſondern in einer entfernten Ecke lehnte, war ebenfalls ein gutes Zeichen.

Der Jäger Klaus ſtand vor ſeinem Herrn und ſchien ihm gerade etwas berichtet zu haben, was dieſem wichtig genug erſchien, um in geſpannter Aufmerkſamkeit einen Schritt näher zu treten.

„Nun," ſagte er, „wie ich aus Erfahrung weiß, hat es immer etwas ganz Beſonderes zu bedeuten, wenn ſich Herr François bei dir ſehen läßt. Iſt's nicht ſo?"

„Ja, Erlaucht, es war immer ſo — und auch dieſes Mal wieder," ſetzte Klaus zögernd hinzu.

„So laß hören. Viel Gutes wird es nicht geweſen ſein; denn wenn der Italiener redſelig wird, wie du mir ſagſt, paß er geweſen, ſo hat er eine Abſicht dabei. Sonſt iſt dieſer Kerl verſchloſſen wie ein Grab."

„Er kam alſo zu mir," berichtete der Jäger, „erkundigte ſich nach dem Befinden Eurer Erlaucht, ſprach über Dies und

Das, erwähnte auch des Hauſes des Barons von Breda, und dabei des gnädigen Fräulein Eugenie."

Die Stirn des Grafen verfinſterte ſich, als er kurz fragte: „Und was wußte er über ſie?"

„Es war eigenthümlich," gab Klaus lächelnd zur Antwort, „daß, ſo redſelig auch François vorher war, er nun mit einem Male zurückhaltend wurde, ſo wie er die junge Dame genannt hatte."

„Maske!" ſagte der Graf. „Und alsdann nahmſt du das Geſpräch auf?"

„Allerdings nahm ich es auf; ich ſagte, wie leid es mir thue, das liebe Fräulein nicht mehr zuweilen zu ſehen; wie alle ſo dächten, die das Glück hätten, in ihrer Nähe verweilen zu dürfen, wie es jetzt bei den Eltern des Fräulein Eugenie ſo einſam ſein müſſe und wie das ſtille Haus des Herrn Baron von Breda jetzt gewiß nicht mehr zu kennen ſei, ſeit ſich das gnädige Fräulein dort befinde."

„Nun?" ſprach faſt ungeduldig der Graf.

„François gab alles das zu, er war des Lobes der jungen Dame voll, und ſagte: Man könnte den Mann in Wahrheit glücklich ſchätzen, der ihre Hand erhalten würde."

„So, ſo? Und darauf gingſt du ein?"

„Natürlicher Weiſe. Ich meinte, das gnädige Fräulein ſei doch noch zu jung, um ſchon ans Heirathen zu denken. — Euer Erlaucht werden mir verzeihen, aber ich erzähle gerade ſo, wie es war und wie wir unter uns zu ſprechen pflegen."

„Das hoffe ich," gab Graf Helfenberg zur Antwort und ſetzte dann haſtig und augenſcheinlich mit großem Intereſſe

hinzu: „Du ſagteſt alſo, Eugenie ſei noch zu jung zum Heirathen; nun —?“

„Darauf lächelte François auf ſeine ſeltſame Weiſe und meinte, das fänden gewiſſe andere Leute durchaus nicht.“

„Gewiſſe andere Leute — wen meinte er damit?“

„Die Namen ließ er mich lange vergeblich errathen.“

„Du wirſt ſie mir aber hoffentlich in kürzerer Zeit ſagen!“

„Er nannte den Herrn von Tondern, der —“

„Bah! was will der Tondern!“ rief der Graf mit Geringſchätzung.

„Verzeihen Erlaucht, er nannte den Herrn von Tondern, der im Auftrage des Herrn Baron von Fremont bei der gnädigen Frau von Braachen geweſen ſei und —“

„Ah! Fremont, das iſt ſchon etwas mehr, aber auch nicht viel.“ — Der Graf ſchlug die Arme über einander und wandte ſich dem Fenſter zu, wo er eine Zeit lang tief nachdenkend in die Gegend hinausblickte, dann ſchüttelte er mit dem Kopfe und ſagte, indem er ſich an den Jäger wandte: „Freund Klaus, mir ſcheint, der liſtige Italiener hat dir ein Märchen aufgebunden; ich glaube von der ganzen Geſchichte nicht ein Wort. Verſtehe mich wohl,“ ſetzte er haſtig hinzu, als er bemerkte, wie ihn der alte Diener erſtaunt, faſt betrübt anſchaute, „ich meine, daß François dir, zu Gott weiß welchem Zwecke, dieſe gewiß falſchen Neuigkeiten mitgetheilt. — Glaubſt du nicht auch,“ fragte er dringend, „daß der Kammerdiener ſeine Gründe haben könnte, von einer derartigen Verbindung zu fabeln?“

„Dazu könnte er vielleicht ſeine Gründe haben,“ erwiderte der Jäger nach einer Pauſe; „aber ebenſo gut könnte

er einen Zweck damit verbinden, mir von einer wirklichen Thatſache zu ſprechen. Was er in dieſem Falle erreichen will, kann ich nicht errathen; daß aber François mich nicht ohne Abſicht in ſein Vertrauen zog, wiſſen Euer Erlaucht beſſer als ich."

„Das iſt richtig," verſetzte Graf Helſenberg, nachdem er einen Augenblick nachgedacht. „Dieſer Menſch hat noch nie etwas ohne Abſicht gethan. — Du haſt Recht, Klaus, etwas könnte da vorgefallen ſein. Aber Fremont, was ſollte er denken? Meint denn dieſer Fremont," fuhr er heftiger werdend fort, aber wie mit ſich ſelber ſprechend, „er brauche nur zuzugreifen, um dieſe wunderbare Blüthe an ſeine leere Bruſt zu ſtecken? — Und Tondern ſei da geweſen? — Wahrſcheinlich, um das Terrain zu recognosciren. — Dahinter ſteckt irgend eine Schelmerei. — — Gott ſei Dank!" ſprach er mit einem Blicke, den er durch das Fenſter an den blauen Himmel emporſandte, „ich fühle wieder Kraft in mir, um das arme Mädchen noch bei meinen Lebzeiten ſchützen zu können."

Der Graf verbarg die rechte Hand auf ſeiner Bruſt und ging mit ſo raſchen und feſten Schritten im Zimmer auf und ab, daß der alte Jäger die Hände faltete, ihm mit frohem Blicke und einem unendlich glücklichen Lächeln nachſchaute und dann mit der Hand über ſein Geſicht und ſeinen Bart fuhr.

„Die Sache hat bei alle dem keinen rechten Verſtand," ſprach Graf Helſenberg mit halblauter Stimme, als er wieder an das Fenſter getreten war. „Dieſer Fremont — im Grunde ein guter Kerl — iſt ſparſam, in gewiſſen Fällen geizig, dabei ein ſpeculativer Kopf. Wie oft haben wir ihn im Scherze ermahnt, endlich einmal ſeine Junggeſellenwirth-

ſchaft aufzugeben, und beſtändig die Antwort erhalten: Sucht mir ein ſchönes, vor allen Dingen aber ein reiches Mädchen! Und die letzte Bedingung mußte er ſtellen, denn er hat nicht ſo viel, um von dem Seinigen allein mit einer Frau anſtändig leben zu können. — Wenn ich todt wäre," fuhr er mit einem trüben Lächeln fort, „ſo begriffe ich wohl, daß er und vielleicht noch mancher Andere ſich um die herrliche, ſchöne und reiche Beſitzerin der Stromberg'ſchen Güter bewerben würde."

Der junge Mann verſank in tiefes Nachſinnen, in ein Nachſinnen, das wohl Anfangs peinliche Gefühle in ihm erweckte, denn ſein Blick verfinſterte ſich, er preßte die Lippen auf einander und drückte die zuſammengeballte rechte Hand feſt auf die Ecke des Schreibtiſches; dann aber klärten ſich ſeine Züge wieder auf, er athmete tief, und um ſeinen zierlichen hübſchen Mund ſpielte ein, wenngleich wehmüthiges, Lächeln, als er nach einem leichten Seufzer ſagte: „Und wenn auch! Iſt es nicht meine Abſicht geweſen, ſie, die ich ſo innig, die ich ſo herzlich liebe, glücklich zu machen? Soll ich Neid und Eiferſucht bis über das Grab hinaus tragen, und ſoll ich es ihr nicht gönnen, wenn ſie mit ihrem warmen Herzen an der Seite eines Gatten glücklich lebt, nachdem mein Herz, das nur für ſie ſchlägt, erkaltet iſt und ſtille ſteht? — Ah, ich bin doch ein ſchwacher Menſch mit widerſtreitenden Gefühlen! Fort mit dem Ausmalen von Gedanken, gegen die meine innige, uneigennützige Liebe am Ende doch nicht ſiegreich ankämpfen könnte! Eugenie, Eugenie! Wie kann man Jemand ſo lieben, wie ich dich liebe!"

Graf Helfenberg legte beide Hände an ſeine Stirn, warf dann einen langen, langen Blick hinüber nach den fernen

in den paar Tagen, in welchen ich dich nicht geſehen, wieder auf merkwürdige Art verändert."

„Ja, der Himmel ſei gelobt, ich fühle mich in der That wohler. Und wenn das nicht einzig und allein der belebende Hauch des Frühlings iſt oder der Anfang des Endes, wo die Lebensgeiſter, wie man ſagt, ſich noch einmal zum letzten Aufflackern zuſammenraffen, ſo könnte ich in den für mich unerhörten Fall kommen, wieder ein klein wenig Hoffnung zu ſchöpfen."

„Nicht ein klein wenig," gab der Baron mit Wärme zur Antwort, „eine große Hoffnung. Für deine Freunde, die dich lieben, ſpricht ſie aus deinem vollkommen veränderten Blicke, aus deinen wieder gerötheten Lippen. Dein Arzt muß ein Wunderthäter ſein."

„Das gerade nicht," entgegnete lächelnd Graf Helfenberg, „er hat ſich nur die Mühe gegeben, meinen Zuſtand von einer anderen Seite zu betrachten, als es ſeine vornehmeren Collegen bis jetzt gethan."

„Entgegen deren Anſicht," fiel ihm George von Breda ins Wort, „ſchreibt er deine Krankheit einer Vergiftung zu, wie man hört. Haſt du denn deinen früheren Aerzten nie auf eine ähnliche Spur geholfen?"

„Ich habe ihnen vom Anfange meiner Krankheit," ſprach ruhig der Hausherr, „nicht weniger erzählt als dem Doktor Flecker, habe aber wohl ihre Blicke verſtanden, mit welchen ſie einander anſchauten, ihr leichtes Achſelzucken, und daraus, wie auch aus den Mitteln, welche man bei mir hartnäckig anwandte, kam es, daß ich am Ende ihrer Anſicht beipflichtete."

„Nun, dieſer Arzt kam noch zur rechten Zeit," ſprach der Baron und legte dabei ſeine Rechte mit einem herzlichen

Drucke auf die feine Hand des Grafen; „der Himmel ſei für das Ungefähr geprieſen, welches ihn dir zugeführt.“

„Amen!“ ſagte Graf Helfenberg mit weicher Stimme; dann hielt er ſeine Hand ein paar Sekunden lang vor die Augen und ſchaute, als er ſie wieder entfernte, mit einem Ausdrucke ſtiller Freude abermals nach den fernen Bergen hin.

Der Anblick derſelben brachte ihm mit einem Male wieder das Geſpräch lebhaft vor die Seele, welches er vorhin mit dem Jäger Klaus geführt und das ihn faſt noch ſtärker beſchäftigte als ſein eigenes Leiden mitſammt den Hoffnungen, zu denen er wohl berechtigt war. Wenn die Sache von François nicht erfunden war, ſo mußte George darum wiſſen; George aber war als ſehr ſchweigſam bekannt und der gewandteſte ſeiner Freunde nicht im Stande, ihm mit den feinſten Redekünſten etwas zu entlocken, das er nicht zu ſagen beabſichtigte. — Sprechen wir ihn darüber, dachte der Graf, während ſein Freund vor den Kamin getreten war und ſich dort eine Cigarre anzündete. Sagen wir ihm gerade ins Geſicht, was ich gehört, vielleicht geſteht er in der Ueberraſchung mehr als bei einem leiſe fühlenden Geſpräch.

Der Baron hatte ſich einen Fauteuil an den Schreibtiſch gerollt, ließ ſich darauf nieder und blickte in die ſonnbeglänzte Landſchaft hinaus.

„Das ſind prachtvolle Tage,“ ſagte er, „und wenn uns die nicht betrügen, ſo werden wir ein unvergleichliches Frühjahr haben.“

„Gewiß unvergleichlich,“ gab der Graf zur Antwort; dann aber richtete er ſich etwas in die Höhe, ſchaute ſeinen Freund mit einem Lächeln an und ſprach, indem er demſelben ſeine Hand darreichte: „Du haſt mir zu meinem veränderten

Ausſehen Glück gewünſcht, es iſt nicht mehr als billig, daß ich dir Gleiches mit Gleichem vergelte. Eine Gratulation aber über deine vortreffliche Geſundheit wirſt du nicht von mir erwarten; ich habe dieſe nie anders gekannt, und deßhalb gilt mein Glückwunſch einem frohen Ereigniß, welches nächſtens deinem Hauſe bevorſteht."

Seine Stimme ſchwankte ein wenig, als er ſo ſprach, auch blickte er mit großer Spannung auf die Züge ſeines Freundes, die keine kleine Erwartung zeigten. „Wie man vernimmt," fuhr Graf Helſenberg in langſamem Tone fort, „iſt ja deine ſchöne und liebenswürdige Nichte im Begriff, eine Verbindung mit unſerem gemeinſchaftlichen Freunde, dem Baron Fremont, einzugehen." — Er hatte es nicht über ſich gewinnen können, das Wort Heirath auszuſprechen. Seine Worte aber machten einen gewaltigen Eindruck auf Herrn von Breda.

Mit einem ſtarren Blicke ſchaute dieſer den Grafen an; er zuckte ordentlich zuſammen, worauf er vergeblich zu lächeln verſuchte; er brachte auch kaum mühſam hervor: „Wer ſagt das? Woher haſt du dieſen Unſinn?"

Graf Helſenberg fühlte einen plötzlichen Schmerz in der Bruſt, als er die Erſchütterung ſeines Freundes bemerkte. Ja, es war etwas daran, ſonſt hätte ihm George von Breda unbefangen geantwortet und ruhig lächelnd die Achſeln gezuckt, wie er in ähnlichen Fällen zu thun pflegte.

„Verzeihe mir, wenn ich vielleicht indiscret war und eine Sache zur Sprache brachte, die noch geheim gehalten werden ſoll. Ich kann dir aber verſichern, daß die Quelle, aus welcher ich meine Nachricht habe, ebenſowenig eine ſchlechte iſt, wie ſie auch nicht für mich allein fließt."

„Und dieſe Quelle?“ brachte George von Breda mühſam hervor.

„Thut ja nichts zur Sache,“ antwortete der Graf ausweichend. „Mir ſchien das Ereigniß wichtig genug, um dir für die ſchöne junge Dame meine beſten Wünſche zu übergeben. — Willſt und kannſt du ſie annehmen?“

Dieſe letzten Worte waren von einem ängſtlichen Blicke begleitet, den aber der Baron nicht zu bemerken ſchien. Er warf den Kopf unmuthig auf und ſagte nach einer Pauſe mit rauhem Tone: „Und wenn etwas Wahres an dieſer Geſchichte ſein könnte, würdeſt du mir und Eugenien gratuliren?“

Ah, es iſt ſo! dachte der Graf mit tiefem Schmerz. Doch zwang er ſich zu einem Lächeln, als er verſetzte: „Ich würde dir in der That meinen Glückwunſch lieber für etwas Anderes dargebracht haben. Aber,“ ſetzte er kaum hörbar hinzu, „des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich.“

George von Breda hatte den Fauteuil, in welchem er ſaß, mit einem kräftigen Ruck auf die Seite gedreht und ſchleuderte die Aſche ſeiner Cigarre weit von ſich. „Thu mir die Liebe, Hugo,“ ſprach er alsdann mit ſtarker Stimme, „und nenne mir deine Quelle; ich müßte mich ſehr irren, wenn es nicht Leute gäbe, die ſich ein Geſchäft daraus machen, durch Ausbreiten von dergleichen Nachrichten die Betreffenden vorzubereiten, wenn nicht gar zu compromittiren. Ich bitte dich dringend, ſage mir, woher haſt du dieſe Nachricht?“

„Ich will — dir daraus — kein Geheimniß machen,“ erwiderte der Andere, wobei ſeine Worte durch tiefe Athemzüge getrennt wurden. „Vorher aber erkläre mir, wie ein ſo wun-

derbares Mädchen, wie Eugenie ſein ſoll, mit einem Fremont fürlieb nehmen kann."

„Das wäre am Ende zu erklären," gab Baron von Breda mit einem finſteren Blicke zur Antwort; „unerforſchlich ſind die Launen der Weiber; nicht zu berechnen ihr Geſchmack. Doch ſtehen hier die Sachen anders. Ich will dir nicht läugnen, daß es mir ſcheint, als wenn Fremont ſich in der That um die Hand Eugeniens bemühen möchte. — Aber deine Quelle!"

„Alſo von einer von beiden Seiten projektirten Verbindung," gab der Graf, die Frage ſeines Freundes überhörend, zur Antwort, „iſt noch nicht die Rede?"

„Glaube meiner Verſicherung," verſetzte George von Breda unmuthig, „was ich ſelbſt weiß, kommt aus einer dritten Hand, welche ſich für dieſe Verbindung leider zu intereſſiren ſcheint. Aber jetzt ſage mir, woher haſt du deine Nachricht?"

„Auch aus einer dritten, vielleicht einer vierten Hand," erwiderte Graf Helfenberg mit einem Lächeln, welches Beruhigung ausdrückte. „Mittelbar von dem Kammerdiener der Baronin von Braachen."

„Ah, dieſer Schurke!" rief Herr von Breda aus. „Siehſt du, wie wahr es iſt, daß es Leute gibt, welche von einer ſolchen Verbindung ſprechen, um die Betreffenden zu compromittiren!"

„Alſo Alles in Allem genommen, hat Fremont um die Hand deiner Nichte angehalten?"

„Gott ſoll mich bewahren! So weit ſind wir noch nicht," ſagte der Baron erſchrocken. „Die Sache liegt einfach ſo: Fremont hat durch Tondern anfühlen laſſen, was die Mutter

Eugeniens von dieſer Verbindung halten würde, und die Mutter Eugeniens," ſetzte er mit einem unheimlichen Lachen hinzu, „ſcheint dieſer vortheilhaften Verbindung nicht abgeneigt zu ſein."

„Und deine Frau?"

Der Andere zuckte mit den Achſeln. „Auch ihr ſcheint es nicht unpaſſend, Eugenie — Baronin Fremont nennen zu hören."

„Und du?" fragte Graf Helfenberg mit ſteigender Angſt.

„Ich?" rief George von Breda, indem er in großer Erregung aufſprang, „nie! nie!" Dabei warf er ſeinen kräftigen Arm wie abwehrend von ſich, um gleich darauf ſein „nie! nie!" mit weicherer Stimme zu wiederholen. „Was will dieſer Fremont? Was fällt ihm ein, ſo plötzlich, ohne alle Vorbereitung ſeine Hand zu öffnen, um dieſes wunderbare Geſchöpf an ſich zu ziehen, ſie zu nehmen, wie man irgend eine Waare kauft? — Ich habe mir immer gedacht," ſprach er mit bewegtem Tone, „wer ein Mädchen wie Eugenie die Seinige nennen will, der muß ſie leidenſchaftlich lieben, der muß ſich ihr demüthig nahen, innig und herzlich um ſie werben, der muß in namenloſer Spannung auf ihre Augen ſchauen, zuſammen ſchauern bei einem kalten Blick, himmelhoch aufjauchzen, wenn ſie ihn liebend anſieht. — So meine ich."

„Ja, das müßte er," pflichtete der Graf träumeriſch bei. Er war den Worten ſeines Freundes gefolgt; dieſelben aufs innigſte mit empfindend, hatte er die Aufregung nicht bemerkt, mit der George von Breda ſprach, nicht deſſen flammendes Auge, nicht die ganze wilde Gluth, die in eben dieſen Worten

lag, namentlich in dem Tone, mit dem der ſonſt ſo ruhige Mann ſie hervorſtieß.

„Und ſo ein Fremont," fuhr der Baron gemäßigter fort, „der ſeit Jahren dieſes Mädchen ſah, ohne ſo viel dabei zu denken, als ich beim Betrachten dieſes herrlichen Frühlingstages, kommt nun daher, um eine Roſe an ſeine Bruſt zu ziehen, die doch wahrlich nicht für ihn erblüht. — Findeſt du das begreiflich?" — Er ſchlug heftig die Arme über einander.

„Bei jedem Anderen wohl," ſagte Helfenberg, vor ſich niederblickend, „bei Fremont nicht, der ruhig, kalt und berechnend iſt."

„Das iſt auch meine Idee. — Du wirſt dich erinnern, Hugo, wie oft wir dieſem Fremont in Scherz und Ernſt zuſprachen, ſich zu verheirathen. Was war ſeine beſtändige Antwort? Sucht mir eine Partie, meine Zukünftige — dieſer triviale Ausdruck tritt mir immer wieder vor die Seele — muß ſchön und reich ſein."

„Schön iſt Eugenie," meinte der Graf.

„Aber reich iſt ſie nicht," ſprach der Andere. „Hätte ihn ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit gewonnen, ſo müßte er, wie ich vorhin ſagte, ſchon lange demüthig — im Staube um ſie geworben haben. — Wahrhaftig, Hugo," fuhr er nach längerem Nachſinnen fort, „wenn ich mir die Sache recht überlege, ſo iſt es mir gerade, als ſei dieſem Mädchen unverhofft ein ungeheures Vermögen zugefallen, von dem Fremont plötzlich Kenntniß erhalten. Dann ließe ſich ſeine Handlungsweiſe, wie wir ihn kennen, allenfalls erklären."

Die letzten Worte George von Breda's hatten einen ge-

waltigen Eindruck auf den Grafen hervorgebracht. Er drückte beide Hände auf die Lehne seines Stuhles und wollte sich plötzlich erheben, sank aber wieder auf den Sitz zurück, wie Jemand, der, statt zu handeln, eine Sache tief und lange überlegen will; er beugte sich vornüber, stützte den Kopf in seine Rechte und blickte gedankenvoll schweigend vor sich nieder.

Der Baron hatte einen hastigen Gang durchs Zimmer gemacht, und als er nun wieder an den Schreibtisch trat, fragte er: „Bist du nicht auch meiner Ansicht, daß Fremont einen uns unbekannten Beweggrund haben muß, sich um die Hand Eugeniens zu bewerben? Ich für meinen Theil lasse mir nun das einmal nicht nehmen, vermag aber diesen Beweggrund trotz emsigen Nachdenkens nicht aufzufinden. — Eugenie hat kein Vermögen."

„Wie man sagt, hat sie kein Vermögen," bemerkte Graf Helfenberg, und während er das sprach, war es ihm vollkommen klar, welcher Beweggrund den Baron von Fremont leitete, wenn er sich um die Hand Eugeniens bewarb. Er hätte lächeln können, wenn er nicht zu schmerzlich bewegt gewesen wäre. Es hatte Jemand von dem Inhalte seines Testaments Kunde erhalten, und vielleicht, daß der Advokat sogar selbst geplaudert.

„Daß, wenn es von mir allein abhinge," nahm George von Breda das Wort wieder auf, „ich Fremont eine sehr kurze Antwort geben würde, brauche ich dir wohl nicht zu sagen. Aber wenn ich auch sonst Herr in meinem Hause bin, so ist dies doch ein Punkt, wo ich durchaus nicht frei zu handeln vermag."

„Ich verstehe," sagte Helfenberg mit leiser Stimme, und

obgleich er es glaubte, verſtand er doch die Situation ſeines Freundes nicht.

„Da iſt meine Frau," fuhr dieſer fort, „die ſich, wie alle Weiber für dergleichen, auch für dieſe Heirath zu intereſſiren ſcheint, nicht, weil ſie beſonders viel auf Fremont hält, ſondern, weil es gerade der Erſte, der ſich gemeldet, und weil es ihr ganz anſtändig erſchien, das junge Mädchen Baronin Fremont nennen zu hören. Daſſelbe iſt bei der Mutter Eugeniens in viel höherem Maße noch der Fall; man hat ihr Fremont als ziemlich wohlhabend, als anſtändig, ſparſam — was weiß ich! — geſchildert."

„Dieſe Eigenſchaften beſitzt er auch alle," ſagte düſter der Graf.

„Meinetwegen!" rief George; „aber das ſind doch, bei Gott, keine Eigenſchaften, die ihn berechtigen, gerade die Hand dieſes Mädchens zu verlangen. Ich werde einen ſchweren Stand haben."

„Aber du wirſt doch einen Widerſtand verſuchen?" fragte ängſtlich der junge Mann.

Ein unbeſchreiblich wildes Lächeln fuhr über die Züge des Barons, dann preßte er die Hand vor die Stirn und ſprach: „Ob ich ihn verſuchen werde! Man hat mir noch nie etwas mit Gewalt entriſſen; ich bin in gleichgültigen Dingen feſt geblieben, und hier, wo es ſich um das Wohl und Wehe — — eines armen, guten und liebenswürdigen Mädchens handelt, ſollte ich ſchwach genug ſein, nachzugeben?"

„Was meinſt du, George?" fragte der Graf nach einer kleinen Pauſe, indem er wie zerſtreut zum Fenſter hinausblickte, „wenn ſich vielleicht eine andere, beſſere, das heißt reichere

Partie zeigte, da würden deine Frau und Schwägerin vielleicht nicht mehr an Fremont denken?"

Der Baron wandte seinem Freunde mit einem Ausdrucke des Schreckens das Gesicht zu, und entgegnete dann: „Da müßte sich ja die ganze Welt verschworen haben, gerade die Hand dieses einen Mädchens zu verlangen. Wie kommt dir diese Idee? — Zum Glück," setzte er sich vergessend hinzu, „sind die guten und reichen Partieen nicht so häufig, als ihr alle wohl glaubt."

„Ah!" machte Helfenberg lächelnd, „mir scheint, guter George, du bist ebensosehr dagegen, daß Eugenie Fremont heirathet, als daß sie überhaupt Jemand ihre Hand reiche."

„Habe ich das gesagt?" fragte der Andere überrascht.

„Oder suchst du als umsichtiger Pflegevater lange und prüfend, um für Eugenie einen vollkommen Würdigen zu finden? Darin hast du Recht, aber Alles läßt sich nicht leicht in Einer Person vereinigen."

„Muß denn überhaupt ein junges Mädchen, sobald es die Kinderschuhe ausgetreten hat, schon gleich aus allen ihren Illusionen gerissen werden, um in die graue Wirklichkeit einzutreten?"

„So nennst du das in die graue Wirklichkeit treten, wenn man sich mit Jemand, den man liebt, verheirathet?"

„Mit Jemand, den man liebt, das ist etwas ganz Anderes. Aber Eugenie kennt diesen Fremont kaum und denkt gewiß nicht daran, nur das geringste Interesse für ihn zu empfinden."

„Sie liebt überhaupt nicht?" fragte zögernd Graf Helfenberg. „Das heißt, ich wollte sagen," setzte er sich verbessernd hinzu, „sie scheint etwas kalt und unempfänglich zu sein?"

„Das glaube ich nicht. Das Mädchen hat eine starke und

empfängliche Seele, und wenn ſie einmal etwas angreift, ſo wird ſie es mit Gluth und Leidenſchaft feſthalten. Jetzt aber iſt ihr Herz noch eine feſt verſchloſſene Blumenknospe."

„Glücklich der, dem ſie ſich einſt erſchließt," ſprach der Graf ſo leiſe vor ſich hin, daß George von Breda, der ebendrein nachſinnend zum Fenſter hinausſah, nichts davon verſtand.

Der Kammerdiener hatte ſchon vor ein paar Sekunden geräuſchlos die Thür geöffnet, und da keiner der beiden Herren im Eifer des Geſpräches auf ihn zu achten ſchien, ſo huſtete er leicht, worauf ihm der Hausherr den Kopf zuwandte und ihn fragend anſah.

„Herr Doktor Flecker," ſagte der Diener, „laſſen fragen, ob Euer Erlaucht für ihn zu ſprechen ſeien."

„Doktor Flecker," gab der Graf zur Antwort, „braucht ſich nie melden zu laſſen; wenn ich mich zu Hauſe befinde, weiß er wohl, daß ich immer für ihn ſichtbar bin."

„Es iſt keine ſeiner gewöhnlichen Stunden," erlaubte ſich der Kammerdiener zu bemerken.

„Ich weiß es und bitte ihn, augenblicklich zu kommen. — Du verzeihſt mir, George, wandte ſich Graf Helfenberg an ſeinen Freund; „ſei ſo gut und gehe einen Augenblick in meinen kleinen Salon; ich bin gleich wieder für dich."

„Ich ziehe mich lieber ganz zurück," antwortete Herr von Breda, indem er ſeinen Hut nahm und dem Hausherrn die Hand reichte. „Ich habe noch einige Gänge zu machen und wäre auch nicht aufgelegt, mit einem Fremden eine Unterhaltung zu führen."

„Sehe ich dich bald wieder?" fragte dringend der Graf. „Es intereſſirt mich, über die eben verhandelte Angelegenheit

etwas Näheres zu erfahren, wenn mein Verlangen keine Indiscretion ist."

„Gewiß nicht, und obgleich ich sonst mit Niemand darüber spreche, will ich dich doch benachrichtigen, was sich in der Geschichte Neues begeben."

„Morgen vielleicht?"

„So wie ich etwas erfahre."

George von Breda verließ das Zimmer, und wenige Sekunden nachher trat der Armenarzt Doktor Flecker herein.

„Ich freue mich recht sehr, lieber Doktor," rief der Graf dem Arzte freundlich entgegen, „daß Sie einmal von Ihrer Gewohnheit abgehen und mich auch zu anderen Stunden besuchen. Sie waren bis jetzt wie eine richtig gehende Uhr: Morgens mit dem Schlage Acht und Abends mit dem Schlage Neun öffnete sich die Thür, und mein lieber Freund und Arzt trat herein."

„Euer Erlaucht werden mir erlauben, Ihnen meinen besten Dank zu sagen für Ihre höchst schmeichelhaften Worte, mir aber auch gewiß beipflichten, wenn ich hinzufüge, daß Pünktlichkeit nicht nur die Höflichkeit der Könige, sondern auch die Schuldigkeit der Aerzte ist. Dieses Mal komme ich aber nicht als Arzt, sondern als Mensch."

„Als solcher kommen Sie immer, bester Freund," erwiderte Graf Helfenberg, indem er dem Anderen freundlich die Hand schüttelte und ihn bat, sich auf den Fauteuil niederzulassen, den George von Breda eben verlassen.

„Die außergewöhnliche Stunde, in der ich jetzt hier erscheine," begann der Doktor ohne Umschweife, „wird Euer Erlaucht sagen, daß mich etwas Außergewöhnliches hieher getrieben."

„Und ich wäre glücklich,“ unterbrach ihn der Hausherr verbindlich, „wenn dieſes Außergewöhnliche ein Wunſch wäre, den ich zu erfüllen im Stande bin. Aber Doktor Flecker gibt nur, er verlangt leider nie.“

„Das kann noch ſo ſtark kommen,“ lachte der Armenarzt, „daß es ſelbſt für die bekannte Großmuth Eurer Erlaucht zu viel werden könnte. — Doch zur Sache! Euer Erlaucht werden ſich eines langen, ſonderbaren Menſchen erinnern, der vor einiger Zeit das Glück hatte, Sie in Aufträgen ſeines Principals, des Rechtsconſulenten Doktor Plager, ſehen und ſprechen zu dürfen?“

„Mein Don, mein Spanier!“ rief luſtig der Graf. „Ob ich mich ſeiner erinnere! Sein eigenthümliches, aber treuherziges Weſen hat mir außerordentlich gefallen. Warum kam er nicht wieder zu mir? Ich hatte ihn darum gebeten und letzthin auch Sie erſucht, ihn mir zu ſchicken. Wahrhaftig, ich mag ihn leiden.“

„Er wäre heute ſelbſt mit mir gekommen,“ lachte der kleine Arzt, „aber er hat ſich bei einem Accident eine blaue Naſe geholt, die ihn hindert, ſich vor Eurer Erlaucht ſehen zu laſſen.“

„Er muß recht komiſch mit ſeiner blauen Naſe ausſehen,“ ſagte der Graf. „Ich weiß nicht, dieſer Mann kommt mir vor wie der verkörperte Don Quixote.“

„Und hat auch Vieles von dem ſcharfſinnigen Erlen der Mancha; er iſt voll komiſcher Einzelheiten, die ein vollkommen nobles, treues und in jeder Hinſicht zuverläſſiges Gemüth bedecken,“ bemerkte Doktor Flecker ernſt. — „Er hatte in den letzten Tagen eine Differenz mit ſeinem Principal, die ſich heute Morgen zu einem förmlichen Bruch geſteigert, als näm-

lich Doktor Plager beim Durchsehen seiner Papiere ein Concept vermißte, das ihm von Wichtigkeit war und das entwendet zu haben, er Grausamkeit und Taktlosigkeit genug hatte, seinen Schreiber zu beschuldigen."

„Das ist stark! — Und Don Larioz?"

„Suchte mich auf, erzählte mir die Geschichte, wobei er zugab, daß dieses wichtige Concept wirklich auf unerklärliche Art verschwunden sei, weßhalb ich mich veranlaßt sah, mit Euer Erlaucht darüber zu sprechen."

„Und da werde ich den Doktor Plager kommen lassen und ihn freundlich ersuchen, seinem Schreiber den ungerechten Verdacht abzubitten? — Mit Vergnügen."

„Erlaucht werden mir erlauben, zu bemerken, daß wir so weit noch nicht sind; es handelt sich vorderhand um ein verloren gegangenes Concept, welches die Geschäfte Euer Erlaucht betrifft."

„Meine Geschäfte?" fragte Graf Helfenberg erstaunt. „Ein Concept in den Händen des Doktor Plager? — Teufel auch!" setzte er auf einmal mit der größten Lebhaftigkeit hinzu, „sollte es ein Concept meines Testamentes sein?"

„So ist es," antwortete ruhig der Arzt.

„Das Concept meines Testaments wäre verloren gegangen! dasselbe Concept, welches Doktor Plager hier in meiner Gegenwart entworfen, in welchem ich die Güter von Stromberg —"

„Ich kenne den Inhalt nicht," unterbrach Doktor Flecker den Grafen schnell und mit Beziehung.

„Ah! dann wird mir Vieles klar. Dieser Fremont ist ein Speculant! Saubere Freunde das! Ich versichere Sie,

Doktor, mich interessirt diese Sache aufs höchste. Bitte, fahren Sie fort, wenn Sie noch mehr zu berichten haben."

„Vorderhand nicht mehr viel," gab der Armenarzt achselzuckend zur Antwort. „Das Concept ist, wie gesagt, verschwunden, und auch Herr Larioz meint, daß es aus der Schreibstube entwendet worden sei."

„Aber wie? auf welche Art? von wem? Es muß nothwendig dabei Jemand die Hand im Spiele haben, den eine Clausel meines Testaments interessiren kann."

„Das ist auch unsere Ansicht."

„Und Sie haben keinen Verdacht?"

„Den Larioz wohl; er hat eines Abends unter seltsamen Umständen einen Mann in der Schreibstube getroffen, der durch eben diese Umstände Zeit und Gelegenheit hatte, nach einem Papiere, von dessen Existenz er vielleicht Kenntniß hatte, zu suchen."

„Und wer ist das?" fragte Graf Helfenberg in großer Spannung.

„Ein gewisser Graf Czrabowski! Ob er Euer Erlaucht bekannt ist, weiß ich nicht."

„Czrabowski!" rief der Graf aus. „Ob er mir bekannt ist!" setzte er mit einem bitteren Lächeln hinzu. Dann warf er ungestüm eine Mappe auf, die neben ihm lag, und reichte dem Doktor einen Brief, worin Czrabowski für eine reiche Unterstützung dankte, die er vor einiger Zeit von Graf Helfenberg empfangen.

Während der Armenarzt dieses Papier durchlas, warf der Graf einen fast triumphirenden Blick auf die fernen Berge und sprach zu sich selber: Nichts kann klarer sein; dieser Czrabowski ist mir von Tondern empfohlen; Tondern ist die

rechte Hand Fremonts, ſein vertrauter Rathgeber; mir ſcheint, dieſe Herren haben da einen hübſchen Spitzbubenſtreich unternommen."

„Ich ſehe," ſagte lächelnd Doktor Flecker, indem er das Papier zurückgab, „Euer Erlaucht kennen dieſen ſogenannten Grafen Czrabowski von ſeiner wahren Seite. Ich machte ſeine Bekanntſchaft, weil er mir die Ehre anthat, mich zu einer Conſultation rufen zu laſſen. Ich traf dort einen gewiſſen Herrn von Tondern."

Dieſe letzten Worte ſprach er abſichtlich mit großer Langſamkeit und ſcharfer Betonung; doch wäre dies nicht nothwendig geweſen, um die Aufmerkſamkeit des Grafen zu erregen, der dem Doktor geſpannt in die Augen blickte und nun ausrief: „Tondern! nicht wahr, Tondern? Er und Baron Fremont haben dieſen Czrabowski veranlaßt, das Concept aus der Schreibſtube des Rechtsconſulenten zu entwenden. Ich verſichere Sie, nichts kann richtiger ſein."

„So glaubt auch Larioz; wie er mir im Vertrauen ſagte, wäre es für die eben genannten Herren von Wichtigkeit, von dem Inhalt des Teſtaments Euer Erlaucht zu erfahren."

„Eine Erfahrung, die ihnen, bei Gott im Himmel, nichts nützen ſoll," ſprach bitter der Graf.

„Mein Freund, Don Larioz," fuhr lächelnd der Arzt fort, „iſt begreiflicher Weiſe aufs tiefſte verletzt durch die Beſchuldigung ſeines ehemaligen Principals. Denken ſich Euer Erlaucht dieſen erregbaren Kopf, mit ſeinem Gefühle als ſpaniſcher Edelmann, der er in der That iſt, edel, großmüthig, uneigennützig, voll des romantiſchen Dranges, den Unterdrückten dieſer Welt zu helfen, Trug und Heuchelei, wo er ſie

findet, aufzudecken und zu beſtrafen, und nun auf einmal beſchuldigt zu werden, ſeinem Herrn, dem er mit ſeltener Treue anhing, ein werthvolles Papier entwendet zu haben! — Und ein ſolches Papier iſt in den Augen dieſer Leute eine koſtbarere Sache als ein Sack voll Gold. Aus allen dieſen Gründen will nun Lariez nicht ruhen, bis es ihm gelungen, den Entwender des Conceptes zu erforſchen, um ſo ſeine Unſchuld zu beweiſen. Natürlicher Weiſe iſt aber wohl ſeine Kraft zu ſchwach, um gegen die Intriguen der Herren Czrabowski und Conſorten etwas zu vermögen. Und deßhalb habe ich mir erlaubt, die Sache Euer Erlaucht vorzutragen, um von Ihnen für meinen langen Kranken Schutz und Hülfe zu erbitten."

„Die ihm im reichen Maße, nach allen meinen Kräften zu Theil werden ſoll," ſprach der Herr des Hauſes, wobei er ſich lebhaft von ſeinem Seſſel erhob. „Sagen Sie das unſerem theuren Spanier und erſuchen ihn, ſich trotz ſeiner blauen Naſe ſo bald wie möglich bei mir ſehen zu laſſen. Ich muß noch mehr von den näheren Umſtänden erfahren, worauf ich mich dann dieſer Sache mit allen mir zu Gebot ſtehenden Mitteln — und mir ſtehen einige zu Gebot — annehmen werde."

Der Doktor hatte ſich ebenfalls erhoben und erlaubte ſich, dem jungen Manne, der nun nahe vor ihn hintrat und den er liebte und verehrte, treuherzig ſeine Rechte zu reichen, die dieſer innig zwiſchen ſeinen Händen drückte, dann wieder los ließ und nun mit ſeinen Fingern leicht an dem Arme des Doktors hinauf fuhr, bis er ſeine rechte Hand auf der Schulter des kleinen Mannes ruhen ließ.

Mehrere Sekunden lang ſprach Keiner von Beiden, und

der Armenarzt ſchaute faſt verſtohlen in das offene Geſicht des jungen Grafen, der dem eigenthümlichen Ausdrucke der Augen nach neben ihm hinaus in weite, weite Fernen zu blicken ſchien.

„Doktor," ſprach er nach einer längeren Pauſe mit ſehr weicher Stimme, „Sie werden mir das Zeugniß geben, daß, wie ich aufs vertrauenvollſte Ihren Rathſchlägen folgte, ich Sie auch nie mit unnöthigen Fragen beläſtigte. Vielleicht war es die Furcht, die mich bisher abhielt, etwas Trauriges zu erfahren; vielleicht auch hatte ich bis vor wenigen Stunden nicht das große Intereſſe, eine Frage mit Wahrheit beantwortet zu wiſſen, wie ich es nun habe. Erlaſſen Sie mir, mich jetzt näher zu erklären; ſpäter werde ich dem treuen Freunde nicht vorenthalten, was jetzt in meinem Herzen vorgeht. Aber das iſt ſo gewaltig, daß ich mir, wenn auch widerſtrebend, erlauben muß, eine Frage an Sie zu ſtellen, eine Frage, die ich Sie aber bei allem, was Ihnen heilig iſt, beſchwöre, mir aufrichtig und ehrlich zu beantworten."

Der kleine Arzt, der wohl wußte, um was es ſich bei dieſer Frage handle, blickte dem Grafen offen in das Geſicht und nickte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Ich ſetze keine Allwiſſenheit bei Ihnen voraus," fuhr Graf Helfenberg nach einem tiefen Athemzuge fort, „aber Sie ſollen mir offen und ehrlich ſagen, ob nach menſchlicher Berechnung mein Leiden gehoben werden kann, ob Sie glauben, daß ich meine vollkommene Geſundheit wieder erlange."

Der Blick, mit welchem bei dieſen Worten der junge Mann das Geſicht des Arztes ſtreifte, — nur ſtreifte, war ein unbeſchreiblich banger und rührender; er ſandte ihn auch gleich darauf wieder in die Landſchaft hinaus und bemühte ſich darauf,

gleichgültig auszuſehen, während ſein Ohr mit aller Spannung, mit aller Aufmerkſamkeit, deren es fähig war, dem Munde des Arztes ſich zuwandte.

Ueber die Züge des Doktor Flecker flog ein Lächeln, doch war er ſchon im Begriffe, ebenſo ernſt zu antworten, wie ihn der Graf gefragt, als er, ſich eines Anderen beſinnend, heiter den Kopf aufwarf und, ſein vergnügtes Lächeln wieder aufnehmend, freilich mit etwas gerührter Stimme ſagte: „Wozu dieſe feierliche Frage, beſter Herr Graf? Kann ich ſie Ihnen beſſer beantworten als Ihr eigenes Gefühl, als die wieder erwachende Lebensluſt, die aus Ihrem Auge ſtrahlt? — Sie haben Recht; wir ſind nicht allwiſſend, Gott iſt das allein, und unſer Wiſſen und Können iſt weniger als Stückwerk. Aber," ſetzte er mit ſeltſam zitternder Stimme hinzu, weil er in die erwartungsvollen Augen des jungen Mannes blickte, „wenn ſich nach finſterer Nacht unſer Horizont mit roſigem Lichte bezieht, ſo haben wir einen klaren und glänzenden Tag zu erwarten. Das roſige Licht Ihres Lebenstages ſehe ich deutlich wieder erſcheinen auf Ihren Lippen, die nicht mehr krankhaft zucken wie vor Monaten, auf Ihrem Geſichte, das eine andere Form anzunehmen beginnt. Ja, ich bin feſt überzeugt, Sie haben noch einen langen und heiteren Lebenstag vor ſich; das iſt meine wahre Anſicht: ich ſchwöre es Ihnen feierlich."

Bei dieſen Worten ſtieg ein unnennbar ſüßes Lächeln auf den edeln und nun wieder ſchön erſcheinenden Zügen des jungen Grafen auf.

„Dank, Dank!" flüſterte er; „ich fühle, wie mich Ihre guten Worte gekräftigt. Laſſen Sie mich jetzt, lieber Freund, ich bin in dieſem Augenblicke nur Eines Gedankens fähig —

Dank, Dank und tauſend Mal Dank gegen ein gütiges Weſen dort oben, das mir Sie, einen freundlichen Boten, geſandt, gegen Sie, der mir Troſt und Hülfe gebracht. Dank, Dank, tauſend Mal Dank!"

„Amen!" ſagte der Arzt und verließ mit leiſen Schritten das Gemach.

Der junge Mann blieb am Fenſter ſtehen, ſtreckte beide Hände weit von ſich, und während er mit ſeinen innigen Blicken unverwandt das dunkle Tannenholz am fernen Horizonte betrachtete, ſprach er mit dem Ausdrucke der glühendſten Liebe:

„So könnte ich vielleicht in dieſem Leben doch noch glücklich werden!"

Fünfzigſtes Kapitel.

Selbſtquälereien.

Es gibt in der Welt nichts Schrecklicheres, nichts Grauſameres als Selbſtquälerei; nichts wird ſchonungsloſer betrieben, als in vielen Fällen das Wüthen auf dieſe Art gegen ſeine eigene Perſon. Und dabei wird es uns ſo leicht, die ſchwächſten Seiten unſeres Opfers aufzufinden, da wir eben dieſes Opfer ſelbſt ſind und deßhalb auch unſere ſchwächſten Seiten, unſere verwundbarſten Stellen am beſten kennen; und der Selbſtquäler treibt dieſes Geſchäft meiſt ohne Ruhe und Raſt, ohne Aufhören.

Ein anderer Peiniger hat doch Augenblicke, wo er von ſeinem Schlachtopfer ablaſſen muß; er kann ſich nicht immer bei ſeinen Quälereien aufhalten, er muß doch ſich und dem unglücklichen Geſchöpfe, das er quält, zuweilen einige Ruhe gönnen, wäre es auch nur zur Zeit des Schlafes. Nicht ſo der Selbſtquäler. Läßt dieſer ſich doch während des langen Tages und während eines großen Theiles der Nacht, wenn

er sich ruhelos auf seinem Lager hin und her wirft, nicht eine Sekunde lang aus seinen herz- und gemüth-zerfleischenden Krallen; ist doch sein Ohr auch zugleich das des Unglücklichen; ja, noch mehr, sind doch seine Gedanken auch die des Anderen, und jeder, den er im Kopfe sich selbst zur Qual gebiert, macht den Kreislauf durch sein aufgeregtes Gehirn, durch sein erhitztes Blut, um wie ein immer neuer Keulenschlag auf den armen Kopf zurück zu fallen. Und er kennt dabei keine Schonung; für alles, was andere Menschen ihm gethan oder zu ihm gesagt, hat er die giftigsten Auslegungen; er bemerkt sogleich die Schlange, die hinter jedem harmlosen Worte lauert; er fühlt, daß das Lächeln seines Nebenmenschen nur Maske ist, und sieht als Fortsetzung eines freundlichen Grußes, eines lieblichen Lächelns von schönem Munde hämisches Naserümpfen, verächtliches Achselzucken. Und wie sieht und hört der Selbstquäler! Sein Ohr reicht meilenweit, und es ist für ihn eine Kleinigkeit, um die Ecke zu schauen.

Nach dieser unserer Schilderung, die gewiß nicht übertrieben ist, sollte man glauben oder wenigstens hoffen, die Gattung der Selbstquäler sei wenig zahlreich. Aber dem ist leider nicht so; die Selbstquäler sind ein zahlloses, weitverzweigtes Geschlecht, zu ihnen gehört mancher, der es sich nicht einmal bewußt ist, sie finden sich in jedem Alter, von jenen kleinen Geschöpfen an, welche mit Stolz die ersten Höschen tragen, bis zu jenen verlebten Gestalten, die ohne Stolz die letzten anziehen; dazu in jedem Stande, bei Arm und Reich, bei Vornehm und Gering. Glaube nicht, geliebter Leser, daß du eine Ausnahme machest; auch du bist Selbstquäler, wissentlich oder unbewußt, vielleicht in diesem Augenblicke, wenn du

anfängst, dieses Kapitel zu lesen, und dabei den Gedanken hegst, es nehme dir einen Theil deiner kostbaren Zeit und gehöre doch eigentlich nicht zu der Geschichte, die wir dir erzählen wollten. Auch wir sind Selbstquäler, sehr Selbstquäler; doch gehört das nicht hieher; wir wollen vielleicht ein ander Mal darüber sprechen.

Ja, Tausende und aber Tausende von uns haben sich selbst gequält von jener glückseligen Zeit an, wo sie noch in die Schule gingen, bis heute, wo, Gott mag es wissen, welcher Grund sie zu ihren Selbstquälereien veranlaßt. Damals betrachteten wir das Röckchen unseres Nachbars oder dessen Tafel, sein Federmesser, oder was es sonst war, fanden das alles viel schöner und fragten uns, ohne ihn gerade zu beneiden: Warum sind meine Sachen nicht so neu oder reich? Daran schloß sich eine ganze Kette von Selbstquälereien, und steigerten sich diese bis zum Unerträglichen, wenn wir, auf morgen ein strenges Strafgericht vorhersehend, während des Abends und vor dem Einschlafen Zahl und Geschmack der Prügel mit einer sehr lebhaften Knaben-Phantasie uns aufs furchtbarste vergegenwärtigten — Prügel, die vielleicht am anderen Tage gar nicht erschienen. Oder wenn sie, für die wir schon damals schwärmten, an uns vorüber ging, ohne uns eines Grußes zu würdigen, unsere Veilchen verschmähte und dafür die Vergißmeinnicht jenes langen tölpelhaften Schlingels nahm, der mit uns in der gleichen Bank saß und beständig ein impertinentes Lächeln bereit hatte, wenn wir eine Frage nicht beantworten konnten, die ihm eine leichte war. O schreckliche Stunden, die darauf folgten, wo wir uns die Werthlosigkeit der eigenen Person mit so schrecklichen Farben auf feuchten Kissen vermalten, wo wir es uns erklären konnten,

nachdem wir einen ſchüchternen Blick in den Spiegel geworfen, daß ſie die Vergißmeinnicht dem Veilchen vorzog, wo wir überzeugt waren, es nie zu begreifen, warum das verfluchte Quadrat der Hypothenuſe gleich ſei mit jenem dummen Quadrat der beiden Katheten, wo wir ſelbſt einſahen, daß wir nie etwas Rechtes lernen würden und uns alſo wirklich nur die Wahl blieb zwiſchen Tambour und Schneiderlehrling, wie uns unſer Vater prophezeite!

Derbei! — Die Tage folgen einander, aber gleichen ſich nur in den Selbſtquälereien, die wir nicht laſſen können und welche mit jedem Tage ſtärker werden. Dabei iſt es eigenthümlich, wie ſehr ſie ſich bei manchen Unglücklichen ſteigern, wenn jene Zeit herannaht, wo man in der That verliebt iſt. Da entwickelt ſich aus der gewöhnlichen Selbſtquälerei eine ebenſo furchtbare Schweſter, die Eiferſucht, und was die eine erfährt, oder auch nur erdenkt, das flüſtert die andere hohnlachend in unſer Ohr. Die Beiden zuſammen aber verwandeln uns vollkommen, und ſind wir ſchon vorher aufgeregter Natur geweſen, ſo werden wir jetzt förmliche Narren; haben wir uns aber bis dahin ein ruhiges Temperament bewahrt, ſo iſt alsdann die Zeit gekommen, wo wir uns ruhelos umhertreiben, wie das perſonificirte ſchlechte Gewiſſen, wo ſich unſer heiterer Blick trübt und wir ſelbſt am hellen Mittage Schatten und Geſpenſter zu ſehen glauben.

George von Breda war einer von den Glücklichen, die früher wenig oder gar nicht unter Selbſtquälereien gelitten; er war eine ruhige harmoniſche Natur, mit Philoſophie genug, um das Leben gerade ſo zu nehmen, wie es ſich ihm darbot, und mit der Kraft eines vollkommen geſunden Gemüthes, welches ſich allen Einflüſterungen heiter entgegenwarf und

nicht an Schlangen dachte, wenn es Roſen vor ſich ſah. Auch er hatte ſich in letzter Zeit geändert, auch ihn hatte der Dämon der Selbſtquälerei heimgeſucht. Wie hatte er bis hieher ſo ruhig, ſo vollkommen glücklich das liebliche Mädchen betrachtet, das um ihn ſpielte wie ein heiterer Sonnenſtrahl, das ſein Herz, ſeinen Geiſt erfreute wie ein friſcher Frühlingstag, an dem ja auch er ſeinen Antheil hatte, und den für ſich allein beſitzen zu wollen ja wohl keinem Sterblichen einfallen wird! Wie war ihm alles ſo wunderbar erſchienen, was ihr Blick getroffen, was ihre Hand berührt, eigenthümlich verſchönert, faſt wie geweiht! Die Roſe, deren Duft das junge Mädchen genoſſen, erſchien ihm von einer eigenen, beſonders ſchönen Art; das Waſſer, welches von dem Springbrunnen auf ihre weiße Hand fiel, wenn ſie dieſelbe neckiſch darunter hielt, war für ihn klarer und reiner als alles, was er bis jetzt geſehen; Regentropfen, die ſich in ihrem dunklen Haare feſthängten, erſchienen ihm wie Perlen und Brillanten, und wenn er mit den Fingern leicht darüber fuhr, ſo konnte er ſich ordentlich kindiſch wundern, daß ſie vergingen und nichts davon zurückblieb.

O, er war ſehr glücklich geweſen, ſo glücklich, daß er keine Grenzen ſeines Glücks ahnte. Und als dieſe ſich ihm endlich zeigten, waren ſie ſo ſchroffer und drohender Art, daß er förmlich davor zurückſchauderte und nur noch die ſchwarzen Schatten ſah, welche ſie auf das bisher unabſehbare Gefilde ſeiner Glückſeligkeit warfen — finſtere, unheimliche Schatten, die ſich um ſein ſchönes, großes Herz legten, es zuſammendrückend, die ſein ſonſt ſo klares Auge mit trüben, garſtigen Schleiern bedeckten. Und durch dieſe Schleier erſchienen ihm

begreiflicher Weise alle Gegenstände entstellt und in unnatürlicher Färbung.

Als die Baronin ihm zum ersten Male von einer Verheirathung Eugeniens sprach, bebte er zusammen, weil er einen Verlust vor sich sah, den er bis dahin nicht für möglich gehalten, und weil er durch das entsetzliche Gefühl, welches ihm dieser drohende Verlust verursachte, erst recht und mit Schrecken einsah, wie er sein Herz an jenes Mädchen gekettet, wie er es liebte, grenzenlos, unaussprechlich. Schmerzlich hatte er nach diesem Geständnisse mit sich selbst gerungen, hatte es versucht, seine Vernunft walten zu lassen — vergeblich! Es gelang keinem Grunde mehr, in sein Herz zu dringen, das ganz von ihrem Bilde angefüllt war.

Die bis jetzt so ruhige, eiserne Natur George's hatte gewaltig gekämpft; der heitere Tag seines Lebens hatte sich mit schwarzen, drohenden Wolken bezogen, böse Wetter stiegen vor seiner Seele auf, deren dumpfen, rollenden Donner er zu hören vermeinte und deren endlicher Ausbruch alles das zu zerstören drohte, was ihm bisher lieb und theuer gewesen. Zuweilen leuchtete auch ein Blitz durch die Nacht seiner Seele, ein Blitz, der in Flammenschrift die Worte schrieb, welche die Mutter des jungen Mädchens zu ihm gesprochen: — Auch Eugenie! Ach, und wenn diese auflodernde Flamme ihn auch auf Sekunden klar sehen ließ, ihn vielleicht erfreute, so erschien ihm doch gleich darauf wieder die Finsterniß, welche ihn umgab, um so drückender, um so trostloser. — Auch Eugenie!

Doch hielt auch dieses tiefe Leiden nicht an; Stunden und Tage milderten es, und als er sah, wie sich Eugenie so gleich blieb, wie sie nach wie vor unbefangen und heiter in dem Hause schaltete, so kehrte — nicht der süße Friede, der

ihn bis jetzt ſo glücklich gemacht, in ſein Herz zurück, wohl aber eine Ruhe, wenn auch keine erquickende Ruhe; es war jene nicht mehr, die ihn ſtundenlang heiter und zufrieden an Eugenie denken ließ, wenn ſie abweſend war, oder die ihm beim Anblicke des lieblichen Mädchens ein inneres reines Vergnügen gewährte; — es war vielmehr die Ruhe, die wir uns gewaltſam aneignen, um Körper und Seele zu ſtärken für unabweisbare Kämpfe, jene Ruhe, die eigentlich keine Ruhe iſt, ſondern nur ein fieberhaftes Hinträumen, in welchem wir angſtvoll jede äußere Erſcheinung betrachten, jede Wolke am klaren Himmel argwöhniſch beobachten, ob ſie nicht auf uns einen zerſchmetternden Blitzſtrahl herabſenden werde. — Auch Eugenie! O, dieſes ſchreckliche Wort konnte ſein Herz jetzt freudig erbeben machen, um ihm gleich darauf das tiefſte Weh zu bereiten.

So ging es George von Breda, wenn er ſich bei Eugenien im Zimmer befand und mit düſterem Blicke ihre wunderbare Geſtalt betrachtete, doch dabei nur mit halbem Ohr ihren Worten lauſchend. Der Galoppſchlag eines Pferdes, das Raſſeln eines Wagens ſchreckte ihn empor; es konnte ja Fremont ſein oder die Mutter Eugeniens, oder ſonſt ein Feind, der kam, um ihm ſein Glück zu entreißen. Wie hatte es ihn ſonſt ſo erfreut, dem jungen Mädchen zuzuſchauen, wenn ſie im Wintergarten ſaß, den Kopf in die Hand geſtützt, und nachſinnend dem aufſteigenden Waſſerſtrahle zuſchaute. — Jetzt beunruhigte ihn ein ſolches Nachſinnen. — Was ging durch ihre Seele? Hatte ſie ihre Mutter geſprochen, hatte ſie Briefe von dieſer erhalten, hatte vielleicht Fremont Mittel gefunden, ſich auf irgend eine Art dem Mädchen zu nähern? Dachte ſie vielleicht ſelbſt an eine veränderte

Stellung im Leben? — Entsetzlich! Machte sie vielleicht Vergleiche zwischen seinem Hause und einem eigenen?

In solchen Momenten konnte er sie fast zitternd fragen: „Woran dachtest du, Eugenie?“ Und wenn sie zur Antwort gab: „Ich dachte an das kommende Frühjahr, an unser kleines Landhaus, an den herrlichen grünen Wald, an all die tausend Blumen, und an die schönen Tage, wo wir dort Besuch machen werden,“ — dann durchschauerte es ihn einen Augenblick freudig, im anderen aber biß er die Zähne zusammen, ballte krampfhaft die Hand und murmelte vor sich hin: „Ah! wohl mag sie daran denken, aber dabei gewiß auch an einen anderen Begleiter, der ihr zur Seite reitet!“

Ein Wort, eine Anspielung, der Eintritt des Kammerdieners, um einen Besuch anzumelden, konnten den Baron unruhig machen; er haßte die ganze Welt, denn Alles schien sich zu bestreben, Eugeniens Aufmerksamkeit zu erregen. Früher im unbestrittenen, wenngleich vollkommen harmlosen Besitze des jungen Mädchens, war er glücklich darüber, wenn alle Menschen sie bewunderten; jetzt, wo damit ein Verlust für ihn in Gefahr stand, fürchtete er ein bezeichnendes Wort, einen freudig erstaunten Blick. — O, er war sehr, sehr unglücklich! Wenn in solchen Augenblicken die Vernunft wieder in ihre Rechte trat, so konnte er mit einem tiefen Seufzer den Wunsch hegen, sie, die jetzt sein ganzes Herz erfüllte, nie gesehen zu haben.

Wer sucht, der findet, und wer mit Eifer sucht, um so gewisser. Je ängstlicher sich der Baron vielleicht bedeutungslose Worte und Blicke Eugeniens aus ihrem Zusammenhange riß und willkürlich an einander kettete, um so eher glaubte er zu der Gewißheit zu gelangen, sie habe irgendwoher von der

Werbung des Baron Fremont Kunde erhalten, und ihr Weſen ſei ſeither verändert. Daß er ſelbſt anders geworden war und manchmal ſchroff gegen ſie ſein konnte, einen ihrer aufrichtigſten Blicke finſter erwiderte, ein Wort, das ihm außergewöhnlich erſchien, barſch beantwortete, fiel ihm nicht ein; er dachte nicht an die Urſache — ſondern nur an die Wirkung, und er hatte nicht Unrecht, als er endlich mit Schrecken zu bemerken glaubte, daß das junge Mädchen in ſeiner Gegenwart befangen wurde, daß ſie ihre Augen nicht mehr ſo offen und frei gegen ihn aufſchlug, wie früher, daß ſie ſich mit ihrem zartfühlenden Herzen ſcheu in ſich zuſammenzog, wie gewiſſe Pflanzen und Blüthen bei rauher Berührung.

Wenig verminderte es ſeinen erwachten Argwohn, daß weder die Baronin, noch ſeine Schwägerin, noch ſonſt Jemand ſeit jenem erſten Male über die Verbindung Eugeniens mit dem Baron Fremont weiter mit ihm ſprach. Man intriguirt im Geheimen gegen mich, dachte er; man wird nächſtens mit der fertigen Sache vor mich hintreten; ich habe alsdann nur noch Ja zu ſagen.

Es war dem Baron früher nie eingefallen, ſich darnach zu erkundigen, wohin ſeine Frau und Eugenie ihre Spazierfahrten richteten, welche Beſuche ſie machten, was ſie überhaupt in dieſer Richtung in ſeiner Abweſenheit thaten. Wie oft war Eugenie in dem kleinen Phaeton allein ausgefahren, hatte eine Bekannte aufgeſucht, oder war in den Umgebungen der Stadt geweſen! Damals hatte es ihn nur gefreut, wenn ſie überhaupt ſeinen kleinen Phaeton benutzte, er war ihm dadurch nur um ſo lieber geworden. Jetzt fand er es nicht mehr ſo recht paſſend, daß ein junges Mädchen allein ausfahre, und er hatte ſchon mit der Baronin darüber geſprochen,

ſowie über vereinzelte Fälle, wo Eugenie ohne Begleitung ausgegangen.

Freilich waren es nur Augenblicke, in welchen er ſo dachte, und ein beruhigendes Wort ſeiner Frau, das ſtille, gemeſſene Weſen Eugeniens ließen ihn ſeinen Argwohn gleich darauf wieder belächeln. Aber die Gefühle, welche ihn beherrſchten, wechſelten oftmals ſchneller, als der Pulsſchlag ſeines erregten Blutes; — er ſah am Fenſter ſtehend Eugenie aus dem Hauſe verſchwinden, um einen kleinen Spaziergang zu machen; er erwiderte heiter ihren freundlichen Gruß, um gleich darauf, ein furchtbarer Selbſtquäler, den finſterſten Gedanken Raum zu geben, um vielleicht in der nächſten Minute ſein Pferd zu beſteigen und ruhelos Straßen und Wege zu durchſtreifen. — Gewiß, er war ſehr, ſehr unglücklich.

So geſchah es auch eines Vormittags, daß Eugenie bei klarem, angenehmem Wetter einige Einkäufe beſorgen wollte und allein das Haus zu Fuße verließ. Onkel George befand ſich gerade im Wintergarten und gab für ein neues Arrangement dem Gärtner ſeine Befehle, als das junge Mädchen leicht zu ihm hinſchritt und, von ihm Abſchied nehmend, ihm freundlich die Hand reichte.

„Du gehſt in die Stadt?“ fragte der Baron.

„Ja, Onkel George, ich will einige Einkäufe machen.“

Gewöhnlich pflegte Eugenie alsdann hinzuzuſetzen: „Willſt du mich nicht begleiten, Onkel George?“ oder: „Kannſt du mich irgendwo treffen? ich werde um die und die Stunde da oder dort ſein.“ — Heute ſagte ſie nichts davon.

„Hat ſie es vergeſſen?“ fragte ſich der Baron, dem

das nicht entging, „oder wollte ſie es abſichtlich nicht ſagen, wohin ihr Weg ſie führe?“ Ihm ſchwebte es auf der Zunge, ihr ſeine Begleitung anzutragen. Früher hätte er es in unbefangener Weiſe gewiß gethan, heute aber dachte er unmuthig: Warum das? — warum mich hier aufdrängen? mir eine abſchlägige Antwort geben laſſen? Sie wird um einen Grund, meine Begleitung abzulehnen, nicht verlegen ſein. — Und doch! — nein, nein! — Er hielt ihre Hand ein paar Sekunden lang in der ſeinigen, und es war ihm, als könne er ſich nicht entſchließen, dieſe Hand fahren zu laſſen.

Auch Eugenie ſchien durchaus keine Eile zu haben, ja, es war, als ſuche ſie einen Vorwand, bei dem Baron ſtehen zu bleiben, denn ſie fragte Dies und Das, lauter gleichgültige Dinge, und dabei ſchien es ihm, als habe ihre Stimme nicht den gewöhnlichen friſchen Klang, als bebten ihre Finger leicht in den ſeinigen. Er ſagte: „Du ſollteſt vielleicht Friedrich mitnehmen, er könnte dir deine Einkäufe tragen,“ und er ſetzte lächelnd hinzu: „Ihr Damen könnt ja doch nie erwarten, bis man euch eure Herrlichkeiten nach Hauſe bringt.“

„Nein, nein, Onkel George,“ gab Eugenie haſtig zur Antwort, „ich danke. Es iſt nicht viel, was ich einzukaufen beabſichtige, und dann weißt du wohl, ich habe nicht gern einen Diener hinter mir drein gehen.“

Und auch darauf ſagte ſie nicht: „Vielleicht könnteſt du mich begleiten, Onkel George;“ ſie zog ſanft ihre Hand aus der ſeinigen, und als ſie nun ihren leichten Mantel feſter um ſich nahm und ſich zum Weggehen wandte, ſchien ſie ſeine Blicke zu vermeiden, ſie bog ihr Geſicht zu einer Roſenknoſpe hinab, die eben daran war, ſich zu öffnen, und ſtreifte

mit ihren Fingern leicht über die feinen, rothen, duftigen Blättchen.

Andreas, der Gärtner, der in der Nähe ſtand, öffnete ehrerbietig die Thür des Glashauſes, und dahin ſchritt das ſchöne Mädchen mit dem raſchen elaſtiſchen Gange. Gewöhnlich ſchaute ſie ſich um, ehe ſie das Thor erreichte, um noch einmal freundlich zurück zu grüßen. — George von Breda wartete mit Spannung darauf. Heute that ſie es nicht; dagegen ſchritt ſie zögernder, als ſie dem Ausgange nahe war, und ein paar Mal ſchien es, als wolle ſie ſtehen bleiben, umkehren, wie wenn ſie ſich auf etwas beſänne, das ſie noch im Hauſe ſagen müſſe, oder als wolle ſie eine vergeſſene Sache holen. Dann aber erhob ſie plötzlich den Kopf, den ſie etwas geſenkt hatte, nahm ihren raſchen Schritt wieder auf und war gleich darauf in der Biegung des Weges vor dem Thore verſchwunden.

Der Baron wußte nicht, warum ſich ſein Herz auf einmal ſchmerzlich zuſammenzog, warum er nur mühſam athmen konnte. War es ihm doch gerade, als verlaſſe Eugenie in dieſer Stunde ſein Haus für immer; ja, wenn er auch über dieſen Gedanken lächeln mußte, ſo konnte er ihn doch nicht ganz verbannen. Bei dieſer ſonderbaren Phantaſie, blickte er im Wintergarten umher, und obgleich hier hunderte von Blumen und Blüthen ihre bunten Farben zeigten, ſchien ihm Alles öde, leer, erſtorben. Das war kein friſches Grün mehr, was ihn von allen Seiten umgab; es ſchien kein Frühling werden zu wollen, es kam ihm vor wie ein ſpäter Herbſttag, wie beginnender Winter, ja, es fröſtelte ihn, wie es wohl zu geſchehen pflegt, wenn wir draußen die erſten Schneeflocken herabwirbeln ſehen.

Das ist ein eigenes Gefühl, sprach er zu sich selber und versuchte zu lächeln. Ah, dumme Träumereien! Eugenie wird nach einer Stunde, oder noch früher, dort gerade so wieder in den Hof treten, wie sie ihn verlassen hat. — Und doch, sollten meine finsteren Gedanken von so eben eine Bedeutung haben? Obgleich ich diesen Augenblick gewiß nicht vergessen werde, will ich mir doch ein Zeichen machen, das ihn mir noch lebhafter zurückrufen soll.

Bei diesen Worten brach der Baron die Rosenknospe ab, über welche Eugenie vorher mit der Hand gestreift, und legte sie in sein Taschentuch. — „Kleine Blumenleiche," murmelte er, „solltest du mir doch etwas Fürchterliches erzählen, wenn ich dich wiedersehe? — — Hinaus, hinaus! ich muß ins Freie!"

Damit schritt er eilig durch den Wintergarten in das Haus zurück, wogegen Andreas, sobald ihm der Herr aus dem Gesichtskreis entschwunden war, dessen Stelle an der Thür des Wintergartens einnahm. Er verhalf sich mit großer Umständlichkeit zu einer Prise, rieb darauf die Achsel an der eisernen Einfassung der Thür und lächelte vergnügt in sich hinein.

Das macht sich, sprach er alsdann zu sich selber; das macht sich; ich sehe es deutlich, obgleich ich nur meine Kübel begieße und die Blumen aufbinde. Den Teufel auch! solche Geschichten führen nie zu einem guten Ende; ich hätte es der gnädigen Frau damals schon prophezeihen können, ehe sie noch gnädige Frau war, und wo ich mit der einzigen Beschäftigung, ihre zwölf Blumenscherben in Ordnung zu halten, ein Leben hatte wie Gott in Frankreich, wenn mich nicht der Respekt daran gehindert hätte. Der verdammte Respekt!

Na, wenn die Sachen einmal zum Klappen kommen, da werden ihr wohl die Augen aufgehen. Der Geſtrenge wird etwas klein beigeben, und dann kann es ſich auch noch machen. —

Er rieb behaglich ſeine Hände. — Auf alle Fälle aber, fuhr er nach einer Pauſe fort, werden wir die Prinzeſſin los, und das iſt mir vorderhand die Hauptſache. — Hochmuth und Armſeligkeit! — Als wenn es nothwendig wäre, daß ich mich deßhalb vor aller Welt müßte ſchuhriegeln laſſen, weil ich in der Wohnſtube geboren bin und kein ſo glattes Geſicht beſitze oder eine gedrechſelte Figur. Wie ich aber immer ſagte: Ausdauer. — Er vollendete den Satz nicht, ſondern prallte von der Glasthür zurück hinter einen der Orangenkübel, weil er den Baron von Breda ſo eben aus dem Hauſe kommen ſah.

Dieſer richtetete ſeine Schritte nach dem Ausgange des Hofes und verſchwand nach eben der Seite, wohin auch Eugenie gegangen war.

Andreas hatte dies durch die Zweige des Orangenbaumes bemerkt; er lächelte abermals vergnügt in ſich hinein und war im Begriff, ſein Selbſtgeſpräch wieder aufzunehmen, als er fühlte, daß ihm Jemand leiſe auf die Schulter tippte. Raſch wandte er ſich um und machte ein ſehr gleichgültiges Geſicht, als er den kleinen Reitknecht bemerkte, der hinter ihn geſchlichen war und ihn auf die eben beſchriebene Art in ſeinen Betrachtungen ſtörte.

„Ich dachte, es ſei was Rechtes," ſprach der Gärtner achſelzuckend, „das mich da in meiner Arbeit unterbricht. So du biſt es? Ich meine, du hätteſt doch genug in deinem Stall zu thun, um den Miſt auszukehren; zu ſonſt etwas

biſt du doch nicht zu gebrauchen. — Was willſt du eigentlich?“

„Pſt!“ machte der Groom und legte mit einem ungemein wichtigen Geſicht den Finger an den Mund, wobei er ſich etwas affektirt nach allen Seiten umſchaute.

„Was haſt du denn da zu gaffen? Das möchte ich wiſſen,“ fuhr Andreas fort, der ſich nun aufrichtete und, ohne den Anderen weiter anzuſchauen, einen kleinen dürren Zweig des Orangenbaumes behutſam wegſchnitt. „Fürchteſt du dich, überraſcht zu werden, armer Kerl? Ja, deine Thaten ſind freilich ſo ungeheurer Art, daß du dich in Acht nehmen mußt, um nicht entdeckt zu werden. Laß mich zufrieden und geh in deinen Stall.“

Ohne ſich durch dieſe unfreundlichen Reden verſcheuchen zu laſſen, flüſterte der Reitknecht: „Iſt Niemand mehr in der Nähe?“

„Das weißt du ſo gut wie ich,“ entgegnete der Andere barſch; „denn wenn Jemand in der Nähe wäre, würdeſt du es ja gar nicht gewagt haben, hieher zu kommen. Thut dieſer Kerl doch, als wiſſe er nicht, daß das gnädige Fräulein und der Herr ausgegangen ſind.“

„Aber Beide allein,“ ſagte Friedrich mit Beziehung.

„Allerdings Beide allein. Das geſchieht ſo oft, wie ſie auch mit einander ausgehen.“

„Heute aber wären ſie nicht mit einander ausgegangen,“ ſprach der kleine Groom mit einem pfiffigen Lächeln. „Darauf könnt Ihr Euch verlaſſen, Andreas. Das gnädige Fräulein hat allein ausgehen wollen; ich weiß das ganz genau. — Ja, leider weiß ich es,“ ſetzte er hinzu, indem er affektirt ſeufzte. „O du lieber Himmel! ich bin wirklich ſehr dumm geweſen.“

„Nun, das unterschreib' ich dir vor Zeugen," gab der Gärtner, der anfing, auf die Worte des Reitknechts aufmerksam zu werden, kopfnickend zur Antwort. „Dumm warst du von jeher, dumm wie — wie — ich weiß wahrhaftig nichts so Dummes." Dabei setzte er sich auf den Kübel des Orangenbaumes, nahm seinen einen Fuß auf das Knie und scharrte mit seinem Gartenmesser die Erde vom Stiefel.

„Ich darf mich nicht beklagen," sprach nun wirklich seufzend der Groom, „habt Ihr mir doch oft gerathen, und, wie ich wohl sagen darf, gut gerathen. Aber jetzt wird wohl Alles aus sein."

„Du sprichst ja wie ein Todtenkopf," erwiderte der Gärtner. „Wer lebt, hat noch nicht verloren. Entweder hast du heute Morgen einen starken Schnaps getrunken, Bürschlein, oder dir ist etwas Absonderliches begegnet, he!"

„Mir ist freilich etwas Absonderliches begegnet," versetzte der Andere, wobei er melancholisch den Kopf hängen ließ. „Ach! das hätte ich nimmer gedacht. Nein, nein, das hätte ich nimmer gedacht!"

„Was du denkst, ist mir sehr gleichgültig," sagte barsch der Gärtner, „denn das ist nie etwas Gescheidtes. Wenn ich aber erfahren soll, was dir Absonderliches begegnet ist, so thu gefälligst dein Maul auf und sprich. Aus dem Gefasel könnte sogar ein Gescheidter nicht klug werden."

Friedrich schluckte ein paar Mal heftig, blickte wiederholt scheu um sich und setzte sich alsdann neben Andreas auf den Rand des Kübels.

„Ihr habt mir anempfohlen," flüsterte er, „genau aufzupassen, wenn der Jäger Klaus wieder komme, um, wenn es

möglich ſei, zu erfahren, was er mit dem gnädigen Fräulein verhandle. — Heute früh iſt er da geweſen."

„So?"

„Ja ich war glücklicher Weiſe auf dem Heuboden und konnte ihn alſo ſehen, wie er um die Hofmauer herum ſchlich. Er ging zu der kleinen Thür herein, die nach den Stallungen führt und die nur angelehnt war, dann verlor er ſich in die Ecke des Gartens hinter dem Gebüſch von immergrünen Bäumen.

„Oho!" machte Andreas, „das iſt der einzige Platz, um Jemandem insgeheim zu ſprechen. Und du?"

„Ich that, wie Ihr mich geheißen, ging längs der Mauer auf dem weichen Sandwege; Ihr hättet mich ſehen ſollen, wie ich das geſchickt machte."

„Ja, ſchleichen kannſt du; aber ſprich weiter."

„Und kroch dann hinter die Strohdecken, die Ihr dort aufgeſtellt."

„Siehſt du nun, daß ich immer Recht habe," unterbrach der Gärtner den Groom mit einem finſteren Stirnrunzeln. „Dahin mußte der kommen. O, wenn du Kerl nur meinem Rath folgen wollteſt! — Nun?"

„Ich brauchte nicht lange zu warten," fuhr Friedrich fort, „da hörte ich leiſe Tritte und ſah das gnädige Fräulein daher kommen. Sie reichte dem Klaus ſo freundlich ihre beiden Hände, daß es mir einen Stich ins Herz gab."

„Ja, der Klaus iſt auch ein tüchtiger Kerl, der hat Courage; der fürchtet ſich nicht. Aber erzähle weiter, wer weiß, ob nicht bald Jemand kommt und uns ſtört."

„Zuerst sprachen sie Dies und Das, was mich nicht besonders interessirte.“

„Da ist Alles interessant.“

„Von einer armen Familie, der es nun wieder etwas besser geht, von dem kleinen Kinde des Tagelöhners, das nicht mehr krank sei, und dergleichen.“

Andreas zuckte verächtlich mit den Achseln.

„Dann aber ging's los,“ sagte triumphirend der kleine Reitknecht. „Klaus sprach von Jemand, der, wie das gnädige Fräulein wohl wisse, sich so sehr darauf freue, sie wieder zu sehen; er sagte auch bittend, sie habe schon so oft versprochen, der alten Frau einen Besuch zu machen.“

„Der alten Frau?“ fragte der Gärtner.

„Nun, eine alte Frau kann auch da sein. Das versteht sich am Ende von selbst. Aber auch von ihm war die Rede.“

„Von wem?“

„Von Jemand, der das gnädige Fräulein früher gesehen, der sehr leidend gewesen, dem es jetzt aber etwas besser gehe und der seine einzige Hoffnung darauf gesetzt habe, das freundliche Gesicht des gnädigen Fräuleins wieder einmal zu sehen. — Es ist ja bei der alten Frau, sagte Klaus, nachdem er eindringlich gebeten.“

„Das ist allerdings nicht unwichtig,“ sprach Andreas, nachdem er eine kurze Weile nachgedacht. „Und die Gnädige?“

„O mein lieber Himmel!“ antwortete Friedrich wehmüthig, „sie sagte endlich Ja, sie werde kommen.“

„Und wann?“ forschte eifrig der Gärtner.

„Heute noch, um elf Uhr.“

„Das geſchieht dir ſchon recht, Schafskopf," ſagte ſcheinbar ärgerlich der Gärtner.

„Was geſchieht denn mir wieder einmal recht?" fragte verwundert der Andere.

„Nun, wenn du das nicht begreifſt — daß dir da Jemand zuvorgekommen iſt! Wie oft habe ich dir geſagt und bewieſen, daß ſie nach dir hinſieht! Wie oft habe ich dich ermahnt, dein Glück zu verſuchen! Ja, dazu gehört Courage, und das iſt, weißt du gar nicht. — Siehſt du nun ein, wie Recht ich gehabt?"

„Ja, ich glaube, daß ich es einſehe," erwiderte traurig der kleine Reitknecht und kratzte ſich am Kopfe.

„Da hilft kein Kopfkratzen mehr, und wenn ich die Sache bei Licht betrachte, ſo könnteſt du immer noch was unternehmen, wenn du ein rechter Kerl wäreſt. Wer weiß, was es mit Klaus für eine Geſchichte iſt! Du biſt ein junger Menſch, Friedrich, der ſich ſchon kann ſehen laſſen; ich kann dir verſichern, wenn mir das Glück ſo lächelte wie dir, ich würde mich keinen Augenblick beſinnen, es zu ergreifen. Wenn ſie auch irgend wohin gegangen iſt, wo es Niemand wiſſen ſoll, was ſchadet's dir? Biſt du durch deine Hartherzigkeit nicht im Grunde ſelbſt ſchuld daran? — Ja, du biſt es," fuhr er fort, indem er ſich gegen den Groom umwandte und ihn durch einen Blick bannte, wie die liſtige Schlange den armen Vogel. „Dich kann ſie bei alle dem doch nicht vergeſſen. Was war doch vorhin wieder, ehe ſie wegging?" — Er that, als wenn er ſich beſänne. — „Ja, richtig! der Herr Baron ſagte zu ihr: Laß doch den Friedrich mit dir gehen, er kann

dir deine Sachen tragen, worauf ſie antwortete, und mit einem leichten Seufzer antwortete: Ach nein, ich mag den Friedrich nicht ſo als Diener hinter mir drein gehen laſſen. — Aha! dachte ich, nicht ſo als Diener! Verſtehſt du das, Burſche?“

„Ich glaube, daß ich es verſtehe,“ antwortete der Groom mit einem ziemlich dummen Lächeln.

„Nun, Gott ſei Dank, wenn du es verſtehſt. Ich habe es verſtanden. Nicht als Diener — ja, gehorſamer Diener! Nun,“ unterbrach er ſich, indem er ſeine Schnupftabaksdoſe hervorzog, „was ſoll ich da weiter an dich hin reden? mir kann es egal ſein.“

„Aber mir iſt es nicht egal, Andreas,“ ſagte energiſch der Reitknecht und fuhr ſich mit der Hand über ſein ſtruppiges Haar. „Ich verſichere Euch, ich habe an allen Gliedern gebebt, als ich das hörte und dabei das gnädige Fräulein anſah, wie ſie ſo außergewöhnlich ſchön iſt. — Ach! ich hätte jetzt auch vielleicht ſo weit ſein können, wie der Jemand, der gewiß nicht beſſer iſt als ich. Wozu ſonſt dieſe Heimlichkeiten?“

„Das ſind die erſten vernünftigen Worte, die ich von dir höre.“

„Aber was denkt Ihr denn von der Geſchichte ſelbſt?“ forſchte eifrig der Groom. „Sollte denn wirklich etwas daran ſein?“

„Wenn du recht gehört haſt,“ erwiderte der Gärtner mit ernſter Miene, wobei er ſeine Achſeln ungewöhnlich hoch erhob, „ſo will ich für nichts einſtehen. Aber wenn du ein ordentlicher Kerl biſt, ſo iſt jetzt für dich die Zeit da, um zu

handeln. — Wohin sie auch gegangen sein mag, — das kannst du mir glauben, ehe sie wegging, dachte sie an dich und sprach von dir. — Das wäre mir genug."

„Mir ist es auch genug," gab Friedrich entschlossen zur Antwort, wobei er sein Röckchen fest in die Taille zog und dann seine Haare mit beiden Händen pätschelte. „Ihr habt Recht, Andreas; ich bin wahrhaftig so gut wie der Jemand des Jägers Klaus, und nach den vielen Beweisen von — Wohlwollen, die sie mir gegeben, kann ich mir schon etwas erlauben. — Andreas, Ihr sollt von mir hören."

Der Blick, womit nach diesen Worten der Gärtner seinen kleinen Nachbar von der Seite betrachtete, den dieser aber nicht sah, da er, in tiefe Gedanken versunken, den Kopf in seiner Hand ruhen ließ, war ein Gemisch von Bosheit und Schadenfreude. Nach einigen Sekunden sprach er, indem er dem Groom leicht auf die Schulter tippte:

„Das hast du freilich schon oft gesagt, mein guter Freund, aber wir wollen sehen, ob man allen Glauben an dich verlieren muß, oder ob du wirklich noch zu etwas Besserem auf der Welt bist, als Pferde zu putzen und den Stall auszumisten."

„Laßt diese Reden jetzt sein," entgegnete Friedrich gekränkt; „man muß Einem die süßen Gedanken, die man hat, nicht mit so prosaischen Aeußerungen verderben. — Ausmisten!" fügte er verächtlich bei, „das ist überhaupt nicht meine Beschäftigung; ich bin Reitknecht, Jockey; mein Bruder, der Kellner, würde sagen, er sei Leibpage, wenn er in meinen Stiefeln stäke."

„Ja, dein Bruder, der Kellner, ist ein anderer Kerl,"

gab Andreas kopfnickend zur Antwort; „der hat Poesie im Leibe, das will ich meinen. Der hätte nicht so lange gefackelt. Nun, ein gut Ding, das sich bessert," fügte er bei, während er sich erhob und alsdann dem Anderen auf die Achseln klopfte. „Laß mich was von dir hören, Bürschlein, und meine volle Achtung soll dir nicht fehlen."

Der kleine Groom machte eine Bewegung mit dem Kopfe und erhob die rechte Hand, wodurch er ausdrücken zu wollen schien: Wir wollen nicht weiter darüber reden, Ihr werdet schon sehen. Dann stand er auf, klopfte sorgfältig die Erde von seinen Reithosen ab und begab sich in den Stall.

Als der Gärtner allein war, stützte er den Arm auf einen Stamm des Orangenbaumes, legte den Kopf darauf und sagte: „Ei, ei, so weit wären wir also! Nun, wenn ich jetzt nicht gewonnenes Spiel habe und nicht Eins ums Andere in die Luft springt, da will ich doch Scheerenschleifer werden. Das geht über alle meine Erwartungen. O, wenn der Gestrenge, der dort eben hinter der Gnädigen dreinschoß, sie erreichte oder sie irgend wohin gehen sähe, wo sie nicht hin gehört — das wäre nicht mit Geld zu bezahlen. Auf jeden Fall muß es Mittel und Wege geben, es ihm beizubringen. Dazu ist François auf der Welt. Wenn der es weiß, so weiß es auch die gnädige Frau Mutter, und dann wird es auch uns hier im Hause nicht lange mehr verschwiegen bleiben. — Was aber jene dumme Bestie anbelangt" — damit wandte er die Augen nach der Richtung, in welcher der kleine Reitknecht verschwunden war — „so glaube ich, ist ihm genug eingeheizt und der Kerl wirklich

im Stande, den heillosesten Streich zu machen, den sich je ein Reitknecht zu Schulden kommen ließ. Na, viel Glück! Es ist mir gerade," setzte er händereibend und mit dem uns bekannten freundlichen Lächeln hinzu, „als wenn die Luft doch noch einmal hier rein werden könnte. — Frisch ausgespielt, Herzen ist Trumpf!"

Der Neue Don Quixote.

Fünfter Band.

Der

Neue Don Quixote

von

F. W. Hackländer.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1858.

BIBLIOTECA
[illegible]
NAVARRENSIS

Schnellpreſſendruck der J. G. Brandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des fünften Bandes.

Seite

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Ein Miethwagen 1

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Vor dem Spielwaarenladen 23

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Die letzte Roſe 49

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Durch Piſtole und Degen 75

Fünfundfünfzigſtes Kapitel.

Im Reibſtein 100

Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Der Bund zum Dolche Rubens 130

Siebenundfünfzigſtes Kapitel.

Dolores! 145

Seite

Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Ein unterbrochenes Opferfeſt 164

Neunundfünfzigſtes Kapitel.

Der Anfang des Endes 191

Sechzigſtes Kapitel.

Ein Spazierritt 217

Einundſechzigſtes Kapitel.

Erklärungen 233

Zweiundſechzigſtes Kapitel.

Der Neffe des Jägers 260

Dreiundſechzigſtes Kapitel.

Das Ende 280

Vierundſechzigſtes Kapitel.

Zwei Jahre ſpäter 304

Der Neue Don Quixote.

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Ein Miethwagen.

George von Breda hatte ſein Haus in der Abſicht verlaſſen, ſich in der friſchen, angenehmen Luft ein wenig zu zerſtreuen, und wenn er vor dem Thore ſeines Gartens der Richtung folgte, nach der auch Eugenie verſchwunden war, ſo können wir verſichern, daß dies anfänglich völlig abſichtslos geſchah. Gute, vertrauensvolle Gedanken hatten ſich ſeines Herzens wieder bemächtigt; er verlachte ſeine Träumereien, er begriff nicht, wie man ſich ſelbſt ſo quälen könne, das ganze Weſen Eugeniens — an ſie dachte er leider ausſchließlich — lag ja offen vor ihm; man brauchte nur in ihr glänzendes Auge zu ſehen, um ſich zu überzeugen, daß in dem Herzen, welchem jenes zum Spiegel diente, etwas Falſches oder Unerlaubtes unmöglich Platz ergreifen könne.

Doch während er ſo grübelnd durch die Straßen der Stadt ſchritt und ſich immer mehr in ſeine Träumereien ver-

tiefste, war öfters seine heitere Laune in Gefahr, wieder zu verschwinden, und düstere Wolken des Mißtrauens drohten aufzusteigen. Er kämpfte jedoch gewaltsam mit sich und war endlich so weit gekommen, sein ganzes Treiben der letzten Zeit, gelinde gesagt, für lächerlich zu halten, wobei er sich all' die kleinen Zeichen und Worte ins Gedächtniß zurückrief, die ihm doch genugsam Zeugniß geben konnten von der völligen Unbefangenheit des jungen Mädchens, von der Unschuld ihres Herzens.

Aber — — und doch! — —

— — Er hatte eine Straße erreicht, die bei den inneren, wenig eleganten Quartieren der Stadt, welche an seiner linken Seite lagen, vorbeiführte, und wollte gerade eine Quergasse, die dort hineinlief, passiren, als ein rasch vorüberrollender Miethwagen ihn zum Halten zwang. Dieser war bedeckt und völlig geschlossen; der Baron blickte unwillkürlich hinein und — nein, das war unmöglich — und doch, der Anblick hatte ihn so heftig gepackt, daß er hätte laut aufschreien mögen. Aber nein! nein! es war nicht Eugenie, wie er zuerst sicher geglaubt, die, in die Ecke des Wagens gedrückt, dort hinfuhr. Einen Augenblick lächelte er über seine komische Phantasie und fand es unbegreiflich, daß er das junge Mädchen, deren Bild beständig vor ihm gaukelte, überall sah. In welcher Absicht sollte sie bei diesem herrlichen Wetter in einem verschlossenen Fiaker fahren? Sie hatte ja den kleinen Phaeton ganz zu ihrer Verfügung. — Bei dem Gedanken an den kleinen Phaeton schien sich sein Herz schmerzhaft zusammen zu ziehen; in dem Wagen hatte er so oft neben ihr gesessen, sie unzählige Male von der Seite betrachtet, und — er mochte noch so sehr darüber lächeln — gerade so wie Eugenie ruhte

auch dort die Dame in die Ecke des Fiakers geſchmiegt. Und wenn ihn ſein gutes Auge nicht täuſchte, ſo trug dieſe Dame einen grauen Mantel mit weißen Quaſten und ein dunkelblaues ſeidenes Kleid. —

Warum ſollte es unmöglich ſein? dachte er, und damit knirſchten ſeine Zähne zuſammen. Gewiß, es iſt möglich, fuhr er gemäßigter fort; vielleicht drängt es ſie, baldigſt wieder nach Hauſe zu kommen, und um den Weg abzukürzen, nahm ſie einen Miethwagen. Aber was hätte ſie in jenem Viertel zu ſchaffen? Dort ſind keine Gewölbe, wo ſie ihre Einkäufe macht, dort wohnen keine ihrer Bekannten. Oh! oh! Er drückte die Hand an die Stirn und befand ſich nun am Ende der Straße, wo der Fiaker rechts um die Ecke verſchwunden war. Dort mündeten aber drei Gaſſen nach verſchiedenen Richtungen, und jede lief in ſolchen Schlangenlinien, daß man keine mehr als auf wenige Schritte überſehen konnte.

Der Baron blieb ſtehen, und zwar, um kein Aufſehen zu erregen, vor einem kleinen Laden, wo er gemalte Pfeifenköpfe zu betrachten ſchien, in Wahrheit aber nicht das Geringſte davon ſah, ſondern nur mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit lauſchte, ob er nicht das Rollen des Wagens vernähme, das ihm vielleicht den Weg verriethe, welchen derſelbe genommen. — Aber er hörte nichts; ringsum war Alles ſtill und faſt menſchenleer; nur ſelten tauchte in einem der Gäßchen eine Frau oder ein Kind auf, welche ſich in einen Laden begaben, um dort Einkäufe zu machen.

Schon wollte der Baron aufs Gerathewohl eine der Straßen einſchlagen, als er deutlich das Rollen eines Wagens vernahm, der ſich zu nähern ſchien. Sollte das vielleicht der-

ſelbe Fiaker ſein? dachte er und ging ein paar Schritte in die mittlere Gaſſe hinein, in welcher das Raſſeln und der Hufſchlag der Pferde deutlicher und immer deutlicher ertönte. Der Wagen, der vorhin bei ihm vorbei gefahren, war eine blaue Caleſche, mit Schimmeln beſpannt. Er fühlte ſein Herz gewaltſam ſchlagen, als ſich jetzt in der Biegung der Straße vor ihm zwei helle Pferde zeigten, ein blauer Fiaker — ja, er täuſchte ſich nicht, derſelbe Wagen, den er vorhin geſehen. Der Baron ſtellte ſich ſo dicht an der Stelle der ſchmalen Gaſſe auf, wo der Wagen vorüber mußte, daß er im Stande war, das Innere deſſelben zu überſehen und daß er zu gleicher Zeit dem Kutſcher winken konnte, anzuhalten. Dieſer kam näher, fuhr aber langſamer als vorhin; jetzt hatten die Köpfe der Pferde den Wartenden erreicht. Er blickte in den Wagen — derſelbe war leer. Der Kutſcher, der in der Meinung war, der Herr am Wege wolle mit ihm fahren, hielt an und wandte ſich deßhalb mit einer höflichen Frage an den Baron.

George von Breda trat dicht an den Fiaker hin, nahm haſtig einen Thaler aus der Taſche und fragte: „Willſt du das mit leichter Mühe verdienen?“

Der Kutſcher ſchmunzelte.

„Nicht wahr, du biſt vor wenigen Augenblicken denſelben Weg gefahren?“

„Das bin ich wohl,“ antwortete zögernd der Kutſcher, welcher erſtaunt in das Geſicht des fremden Herrn blickte, der ein paar ganz curioſe Augen machte.

„Du hatteſt eine einzelne Dame im Wagen?“

„Ja, das hatte ich,“ lautete die Antwort, die aber erſt nach einigen Sekunden Ueberlegung kam.

„Nun gut, du wirſt deinen Thaler erhalten, doch ſage mir, an welches Haus führteſt du dieſe Dame?“

„Das kann ich wahrhaftig nicht ſagen,“ meinte der Kutſcher. „Dort unten am Blumenmarkte ließ ſie mich halten; wo ſie von da hin ging, weiß ich nicht.“

„Die Dame war groß und ſchlank?“ forſchte der Baron weiter.

„Ja, ſo ziemlich.“

„Sie hatte ein blaues Kleid und einen grauen Mantel?“

Der Kutſcher nickte mit dem Kopfe.

„Ihr Geſicht?“

„Ja, von dem kann ich nichts ſagen,“ unterbrach haſtig der Andere den Frager; „ſie trug einen dichten dunkelgrünen Schleier.“

Einen dunkelgrünen Schleier! dachte der Baron. Einen ſolchen habe ich bei Eugenie nie geſehen. Auch bin ich ſicher, daß ſie gar keinen Schleier trug, als ſie heute das Haus verließ. — Ihm kam ein anderer Gedanke. „Was bezahlte ſie dir für deine Fahrt?“ fragte er.

„O, etwas über die Taxe,“ meinte der Kutſcher, indem er ſich wie über die vielen Fragen verdrießlich auf ſeinem Sitze hin und her wiegte.

„Du haſt deinen Thaler verdient; hier iſt er. Wenn du aber noch einen dazu haben willſt, ſo haſt du mir nicht nur zu ſagen, was die Dame dir gegeben, ſondern auch das Geldſtück zu zeigen, womit ſie dich bezahlt.“

Der Kutſcher ließ das Erhaltene in ſeine Taſche gleiten und dachte: Zwei Thaler verdiene ich für meinen Herrn in einem halben Tage, wenn ich viel Glück habe; von denen aber, die ich hier erhalten kann, weiß er nichts; die ſind für mich.

Was geht mich die fremde Mamſell an! — Er ſteckte die Peitſche in das Lederfutteral neben dem Bock, nahm die Zügel zwiſchen die Kniee und holte dann aus ſeiner unendlich tiefen Hoſentaſche eine Hand voll Münze heraus, ſehr viel Kupfer und Scheidemünze, unter denen ſich ein funkelnder neuer Thaler ſogleich bemerkbar machte.

„Das Stück hat dir die Dame gegeben!“ rief haſtig der Baron. „Nicht wahr, es iſt ſo?“

„Ja, ich glaube, daß Sie Recht haben; aber ich habe natürlicher Weiſe viel darauf herausgeben müſſen.“

„Gleichviel, hier iſt ein zweiter Thaler und dann noch ein dritter, für den ich das andere Stück einwechsle.“

„Ich wäre ſchon zufrieden,“ ſagte der Kutſcher lächelnd, indem er ſich am Kopfe kratzte, „aber was bekomme ich für das Wechſeln?“ Da er aber auf dieſe Frage ſelbſt keine Antwort zu erwarten ſchien, ſo nahm er Zügel und Peitſche wieder an ſich, fuhr mit letzterer grüßend an ſeinen Hut und ſagte, indem er davon fuhr: „Droſchke Numero acht, halte mich beſtens empfohlen.“

George von Breda achtete nicht weiter auf ihn; er hatte ſein Taſchenbuch hervorgezogen, um den neuen Thaler, den er vom Kutſcher ausgewechſelt, dort hinein zu legen; ſeine Lippen umſpielte ein trauriges Lächeln, als das blanke Geldſtück mit der kleinen Roſenknospe zuſammen kam. Darauf ſchritt er langſam durch die mittlere Gaſſe nach dem Blumenmarkte hin. Den neuen Thaler, den er ſo eben bekommen, kannte er, daran war nicht zu zweifeln, wenn er ſich auch mit Gewalt überreden wollte, als irre er ſich in der ganzen Sache; er hatte ihn ſelbſt als ein noch ſeltenes Stück neuen Gepräges vor einigen Tagen gegen andere Münze Eugenien

ausgewechselt. Es müßte ein seltener, unerhörter Zufall sein, wenn eine ähnliche Dame, die ziemlich groß und schlank, mit grauem Mantel und blauem Seidenkleide das gleiche Geldstück einem Kutscher als Fahrpreis gegeben hätte.

So sehr er sich jetzt bemühte, die Handlungsweise der jungen Dame sich selbst als nicht beachtenswerth, als gänzlich verdachtlos darzustellen, so fielen doch die Zweifel wie mit Keulenschlägen über ihn her, und hohnlachende Teufel zischten ihm ins Ohr: „Das ist das gute, unschuldige Mädchen, haha! Was hat sie in diesem Stadtviertel zu machen, haha! in einem geschlossenen Miethwagen, hahaha! Ein Rendezvous! juchhe, ein Rendezvous!“ Und darauf lachte er selbst grimmig mit und sprach zähneknirschend zu sich selber: „Auch Eugenie, haha, auch Eugenie!“

Während der Baron so dachte, hob sich seine Brust heftig, seine Finger öffneten und schlossen sich krampfhaft, und er schritt dahin mit tief gesenktem Kopfe. Es war gut, daß sich hier vor den Häusern keine Leute zeigten, und da, wo sich vielleicht Jemand auf der Straße sehen ließ, dieser eilig den eigenen Geschäften nachging, ohne sich viel um die zu bekümmern, die neben ihm wandelten.

George von Breda hatte so den Blumenmarkt erreicht, einen kleinen Platz, von alterthümlichen Häusern umgeben, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befand, der das beste Wasser der Stadt hatte, und um welchen herum Obst- und Gemüseverkäufer zur Sommerzeit ihre farbigen, duftigen Waaren ausgestellt hatten. Jetzt lag derselbe öde und verlassen, nur belebt von spielenden Sonnenstrahlen, die mit dem Wasser kosten und sich vielleicht von zukünftigen glücklichen Tagen unterhielten.

Der finſtere, ſchweigſame und nachdenkende Mann ſchritt aufs Gerathewohl in eine der Gaſſen hinein, welche auf den Blumenmarkt mündeten, und erhob dann den Blick, um die Häuſer rechts und links zu muſtern, welches von ihnen für ſeine Phantaſieen am paſſendſten erſcheine. Die aber waren faſt alle gleich alt, gleich trübe, man hätte ſagen können: gleich hinfällig; denn oben neigten ſich die ſchwarzen Giebel mit den vielen Fenſtern ſo gegen einander, daß man nur ein ſchmales Stück des tiefblauen Himmels bemerken konnte, einen kleinen unbedeutenden Streifen, zu wenig für Jemand, deſſen Herz betrübt iſt, um ihn heiterer zu ſtimmen, gerade genug, um ihm zu ſagen, daß es über und neben ihm klare Luft und Sonnenſchein genug gebe, daß ihn aber ein trübes Geſchick davon abſperre. Der Baron, im höchſten Stadium der Selbſtquälerei, gefiel ſich darin, ein Haus ſich auszuſuchen, in dieſem ein paar geheimnißvoll verhängte Fenſter, und ließ nun die trübſten und wildeſten Phantaſieen mit einer wahren Luſt über ſich hereinbrechen.

Als wahrheitsliebender Erzähler können wir dem geneigten Leſer nicht verſchweigen, daß Eugenie wirklich in dem verſchloſſenen Wagen geweſen war; glücklicher Weiſe aber für ihre Ruhe hatte ſie den Onkel George nicht bemerkt, ſo nahe er auch neben der Caleſche geſtanden; hatte ſie doch erſt nach langer Ueberlegung darein gewilligt, die alte Kammerfrau ihrer Großmutter zu beſuchen, die ſich ſo ſehr nach ihr geſehnt und die ihr das durch den Jäger Klaus ſo oft hatte ſagen laſſen. Sie hatte lange geſchwankt, ob ſie Onkel George oder die Tante davon in Kenntniß ſetzen ſolle; doch hatte ſie Eines davon abgehalten, und dieſes Eine war es auch, was, wenn ſie daran dachte, wie ein leiſer Vorwurf in ihr

Herz klang. Klaus hatte gesagt: sein Neffe, jener arme Jäger, dem sie ja mehrere Mal draußen in der Waldhütte begegnet, freue sich so sehr, sie wiederzusehen.

Oft war das junge Mädchen im Begriff gewesen, selbst das dem Onkel George zu erzählen und ihn um seine Begleitung zu bitten; aber er war in letzter Zeit so seltsam gegen sie gewesen, oft so unerklärlich hart, daß, wenn sie daran dachte, sie einen Schmerz in ihrem Herzen fühlte und oftmals kaum ihre Thränen zurückhalten konnte. Was hatte Onkel George eigentlich gegen sie? Sie konnte es sich nicht erklären; war sie sich doch vollkommen gleich gegen ihn geblieben; wußte sie doch Niemand auf der Welt, in dessen Gesellschaft sie sich lieber befand, mit dem sie angenehmer und herzlicher sprechen konnte, als mit Onkel George. Wie lauschte sie, wenn er aus war, auf das Knirschen der Räder seines Wagens im Sande, oder auf den Galopp seines Pferdes, wenn er in den Hof sprengte! Wie wäre sie ihm in solchen Augenblicken gern über Treppen und Gänge entgegen geflogen, fühlte aber dagegen auch wieder, daß sie ruhig warten mußte, bis er hinauf kam und sie ihm dann nur eine Hand reichen durfte, während sie ihm doch gern beide gegeben hätte.

Vergeblich hatte Eugenie sich lange bemüht, zu finden, was für eine Ursache es sein könne, daß der Onkel sein Betragen gegen sie geändert. Sie wußte genau den Tag, wo dies geschehen war, und nachdem sie alle Ereignisse dieses Tages genau durchdacht, so blieb sie bei Einem stehen, das aber am Ende auch nicht so eingewirkt haben konnte. Es war, als sie die Orangenblüthen der Tante hatte bringen wollen, als er ihre beiden Hände gefaßt und sie so nahe, so

ſehr nahe an ſeine Lippen geführt. Daß es ſie damals ſeltſam durchzuckt habe, erinnerte ſie ſich wohl; jener Augenblick ſtand vor ihr, als wenn das eben erſt geſchehen wäre; ihr Herz war wie zuſammengepreßt, ja, es war ihr geweſen, als ſolle ſie weinen, und doch hatte ſie wieder lächeln müſſen, während ſie tief und mühſam athmete; ſie glaubte es noch zu fühlen, wie damals der Boden unter ihren Füßen gewankt, und wie es ſie geſchauert, als habe ſie ein kalter Wind berührt.

Sollte es das geweſen ſein? — Wenn ſie ſich auch ſagen mußte, daß Onkel George ſeit jenem Tage anders gegen ſie geworden, ſo konnte ſie doch darin und in dem Anderen keinen Zuſammenhang finden. Hatte er ihr vielleicht gezürnt, daß ſie ihm ihre Hände nicht raſch entzogen? Sie hätte es damals gern gethan, aber ſie fühlte heute noch, wie ſeine flammenden Blicke ſie gebannt.

In dieſen Träumereien war das junge Mädchen durch das Anhalten des Wagens geſtört worden; man hatte den Schlag raſch geöffnet, und Klaus, den ſie neben ſich ſtehen ſah, bot ihr mit freundlichem Blick die Hand zum Ausſteigen; dann ſchritt er ihr voraus in eine enge Gaſſe hinein und darauf durch einen hohen Thorbogen in ein altes finſteres Haus. Sie ſtiegen eine Treppe hinauf, die unter jedem Schritte ächzte, bei Fenſtern vorbei, die trotz des klaren Wetters draußen gar trübſelig ausſchauten; ſie ließen den erſten Stock hinter ſich und den zweiten, und je höher ſie ſtiegen, deſto mehr ſchlug dem jungen Mädchen das Herz und deſto mühſamer holte ſie Athem, ſie, die ſonſt die ſteilſten Berge mit der Flüchtigkeit und Ausdauer einer Gemſe hinauf ſprang.

Im dritten Stocke angekommen, öffnete Klaus eine Thür und ließ Eugenie in ein helles, reinliches Zimmer eintreten, wo am Fenster ein Kanarienvogel in seinem Bauer lustig schmetterte, vor welchem auf einem Stuhle eine Frau saß, die alsobald aufstand und der schönen Dame mit einem freundlichen Gruße entgegen trat. Ein kleiner Bube, der an einem Faden ein hölzernes Pferd ohne Beine nach sich zog, schlich sich in einem weiten Bogen hinter den fremden Besuch und befühlte leicht mit seiner Hand die weißseidenen Quasten an dem grauen Mantel.

„Das ist das gnädige Fräulein," sagte der Jäger Klaus, dessen Augen vor Stolz und Vergnügen strahlten. „Wir können wohl zur Großmutter hinein, Frau Brenner, nicht wahr?"

„O mein Gott, ja," antwortete die Frau mit ihrer sanften Stimme; „sie freut sich wie ein Kind darauf; und auch wir, gnädiges Fräulein, sind so froh, Sie einmal zu sehen. Wenn man so viel Gutes und Liebes von Jemand hört, so möchte man auch gern das Gesicht dazu kennen. Und Ihres, gnädiges Fräulein, paßt so vollkommen zu all dem Herzlichen und Freundlichen, was mir mein Mann beständig von Ihnen erzählt, daß ich es gar nicht sagen kann."

Klaus, der dem fragenden Blicke des jungen Mädchens begegnete, sprach sogleich: „Es ist die Frau des Jägers Brenner; wir sind ja in seiner Wohnung."

Eugenie schien das vergessen zu haben, und jetzt, wo sie sich daran erinnerte, kam es ihr völlig wie ein Trost vor, in dem Hause des Mannes zu sein, den sie gern hatte und der auch ihr seit frühester Kindheit stets eine große Ergebenheit und Anhänglichkeit bezeigt. Sie reichte der Frau ihre

kleine Hand, welche dieſe mit einer tiefen Verbeugung berührte; dann wandte ſie ſich gegen das Bübchen, das ſie bewunderungsvoll betrachtend daſtand, und ſagte, daſſelbe freundlich anſehend: „Das iſt wohl Ihr Sohn — wie heißt er?“

„Der Vater nennt mich Palmarum,“ entgegnete der Kleine luſtig, „ſonſt heiße ich aber auch Franz.“

„Ja, er heißt Franz,“ verſetzte die Mutter; „Brenner macht zuweilen ſeine Späße mit den Kindern und gibt ihnen ſo komiſche Namen.“

„Namen aus der Jägerei,“ bemerkte Klaus lächelnd, „Palmarum — Tralarum;“ worauf er gegen die Thür des Nebenzimmers ſchritt, dieſe öffnete und durch ſeine laute Meldung, das gnädige Fräulein ſei da, Eugenie veranlaßte, ihm zu folgen.

Die Großmutter ſaß, wie immer, in ihrem Stuhle, und obgleich ſie anſtandshalber den Verſuch machte, ſich zu erheben, ſo gelang ihr das doch begreiflicher Weiſe nicht, weßhalb ſie mit einer tiefen Neigung des Kopfes ſagte: „Das gnädige Fräulein müſſen ſchon mit einem guten Willen fürlieb nehmen. Wenn die Freude, Sie zu ſehen, mir neue Kräfte verleihen könnte, ſo würde ich Ihnen an der Thür entgegen eilen; aber ſo —“ Sie ſchloß mit einem leichten Seufzer und einem wehmüthigen Lächeln.

Die junge Dame, welche von der Lähmung der Kammerfrau ihrer Großmutter und Mutter durch Klaus unterrichtet war, eilte raſch auf ſie zu und bot ihr freundlich die Hand, indem ſie ihr ſagte: „Sie haben ſich ſo oft für meine Großmutter und Mutter bemüht, daß es nicht mehr als billig wäre, wenn Sie auch freiwillig auf Ihrem Stuhle blieben.

So aber kann ich Ihnen nur mein herzliches Bedauern aussprechen, daß es nicht anders iſt; und um Ihnen ſo wenig wie möglich Mühe zu machen, will ich mich recht dicht zu Ihnen hinſetzen."

Klaus hatte eilig einen Stuhl herbeigerückt, auf den ſich Eugenie niederließ und dann eine der Hände der alten Frau ergriff und dieſelbe zwiſchen ihre beiden nahm. Das glänzende Auge der Großmutter ruhte nun eine Zeit lang feſt auf den lieblichen Zügen der jungen Dame, und dann ſagte ſie: „Sie müſſen mir ſchon verzeihen, daß ich Sie aufmerkſam betrachte; es iſt das gerade ſo, als leſe ich in einem Gedenkbuche und finde da zwiſchen allerlei Blättern das Bild einer Roſenknoſpe, die mir eine glückliche, ach! ſo ſehr glückliche Zeit ins Gedächtniß zurückruft. — Wenn ich Sie aber länger anſehe, ſo verſchwindet für mich die Aehnlichkeit, welche Sie, gnädiges Fräulein, wie man im erſten Momente meint, mit Ihrer Frau Mutter haben, und aus Ihrem Auge, namentlich aus dem Blick, aus Ihrem Munde, ja, aus dem ganzen Schnitte ihres Geſichtes tritt mir ſo lebhaft das Bild der Frau Großmutter entgegen, daß ich es Ihnen gar nicht ſagen kann."

„Das meint mein Vater auch; er ſagt, ich gleiche ſehr meiner Großmutter."

„Der gute Herr Baron!" ſprach die Kammerfrau. „Es geht ihm wohl, wie ich höre? — Und auch der gnädigen Frau Baronin?" ſetzte ſie nachdenkend hinzu, „wonach ich mich eigentlich zuerſt hätte erkundigen ſollen."

„Vater und Mutter geht es wohl," antwortete Eugenie. „Sie werden wahrſcheinlich wiſſen, daß ſie draußen wohnen. Mein Vater kommt eigentlich nie in die Stadt, meine Mutter

höchst selten, sonst würde sie auch gewiß häufiger nach Ihnen sehen."

Die Großmutter lächelte, ob schmerzlich oder freundlich, war nicht recht zu unterscheiden; vielleicht flog etwas von Beidem über ihre Züge, doch behielt der freundliche Ausdruck die Oberhand, als sie erwiderte: „Es würde mich in der That recht gefreut haben, zuweilen die gnädige Frau Baronin zu sehen; aber welch großes Vergnügen mir Ihr Besuch macht, Fräulein Eugenie — Sie verzeihen, daß ich Ihren Vornamen gebrauche — kann ich Ihnen unmöglich ausdrücken; ich habe Sie ein einziges Mal gesehen, das sind aber schon manche Jahre her; die Kammerfrau der gnädigen Baronin begleitete Sie zu mir; man trug Sie auf einem weißen Kissen, das mit Rosaschleifen besetzt war. O, ich werde das nie vergessen! Es war, als wenn ein kleiner Engel in meine Wohnung käme. — Und darin haben Sie sich gewiß nicht verändert," setzte die Frau leiser hinzu, nachdem sie Eugenie wieder einmal lange betrachtet. „Sie haben in der That ein gutes, liebes, ein glückliches Gesicht."

„Sie haben meine Großmutter genau gekannt?" versetzte die junge Dame und schlug erröthend und lächelnd ihre Augen nieder. Die Worte der alten Frau hatten sie gefreut, wenn sie sich das auch nicht eingestehen mochte. „Bitte, erzählen Sie mir was von ihr! Sieht meine Mutter ihr nicht ähnlich?"

„Damals wenig; ich weiß nicht, ob sie sich mit den Jahren verändert hat. Die Gräfin Eller war bis in ihr Alter eine schöne, stattliche Frau mit lebhaften Augen, entschlossen in ihren Worten und Handlungen, energisch in ihrem ganzen Wesen."

„Dann gleicht meine Mutter ihr nicht ſehr," erwiderte Eugenie. „Sie iſt nicht lebhaft; ſie iſt kränklich und klagt häufig, und wenn man ſie betrachtet, ſo muß Jeder ſehen, daß ſie mit ihren Klagen nicht Unrecht hat. Meine arme Mutter leidet zuweilen und ſieht meiſt recht bleich und fatiguirt aus."

„Ihr Charakter war auch eigentlich nie wie der der hochſeligen Gräfin; wohl war die Gräfin Henriette lebhaft, konnte auch mit Energie einen Entſchluß faſſen, aber ſie war ſo — gut und weich, daß ſie ſich zuweilen überreden ließ, Anderen gefällig zu ſein. Es lag das ſchon in ihrem Blicke, ſie hat, wie ich ſchon vorhin bemerkte, nicht die Augen der Gräfin Eller; das waren leuchtende, eigenthümliche Augen, und man ſah aus ihnen, daß die Dame, der ſie angehörten, ſich nie dazu bewegen laſſen würde, einen einmal gefaßten Entſchluß zu ändern. Gewiß, gnädiges Fräulein, Sie haben denſelben Blick, Sie haben ſehr viel auch in Ihrem übrigen Weſen von Ihrer hochſeligen Frau Großmutter."

Indem die alte Frau ſo ſprach, wurde leiſe angeklopft, worauf ſich ihr Auge etwas verfinſterte und ſie forſchend nach der Thür ſchaute. Eugenie ſah fragend empor.

„Das iſt Niemand von den Meinigen," ſagte die Großmutter; „ſie würden es nicht wagen, mich in dieſem Augenblicke zu ſtören. Das kann nur ein thörichter junger Menſch ſein, den wir aber abweiſen wollen. — Wahrſcheinlich der Neffe des Jägers Klaus," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, als ſie bemerkte, wie die glänzenden Augen der jungen Dame forſchend auf ihr ruhten. „Er kommt zuweilen hieher," meinte ſie achſelzuckend; „ein armer Kranker, mit dem wir alle ſehr ſchonend

umgehen, der das Glück gehabt hat, Sie, gnädiges Fräulein, ein paar Mal draußen zu sehen, und der behauptet, das allein sei schuld daran gewesen, daß er einen leiblichen Winter verlebt."

Während sie das sagte, hatte die Großmutter ihre scharfen Blicke etwas gedämpft, indem sie ihre Augenlider ein wenig herabsinken ließ, dabei aber das junge Mädchen forschend betrachtete, auf deren Zügen sich bei der Erwähnung des Neffen des Jägers eine ganz leichte Röthe zeigte, während sie aber dabei gänzlich unbefangen den Blick der alten Frau erwiderte. Der Gedanke, daß sie bereits um den Besuch wisse, welcher der Großmutter so ganz unerwartet zu kommen schien, war es, was das Blut in ihre Wangen trieb.

„Ach ja, ich erinnere mich des Mannes," sagte Eugenie nach einem augenblicklichen Stillschweigen. „Als ich ihn sah, war er recht krank, und ich glaubte fast seinen traurigen Worten, als er von einem baldigen Tode sprach. Er that mir recht sehr leid; ich hatte herzliches Mitleiden mit ihm. — Also es ist ihm im vergangenen Winter besser ergangen?"

„Er hat sich fast wunderbar verändert," antwortete die alte Frau, nicht ohne Beziehung. „Aber nicht wahr, ich will ihn abweisen?"

„Die Großmutter verschließt mir ihre Thür?" hörte man jetzt draußen eine Stimme halb ernsthaft, halb launig sagen. „Das ist recht hart, und ich werde jetzt gar nicht wieder kommen dürfen."

Eugenie schrak fast beim Tone dieser Stimme zusammen; es war allerdings die des Neffen des Jägers, aber der Klang war doch wieder ganz anders. Sie richtete ihren Blick auf

die alte Frau, und da dieſe zu glauben ſchien, derſelbe gebe ihr die Erlaubniß, den draußen nicht abzuweiſen, ſo rief ſie: „Herein denn!“

Darauf wurde haſtig die Thür geöffnet, und der Neffe des Jägers trat ein.

Ja, es war derſelbe junge Mann, den Eugenie vergangenen Sommer im Walde geſehen; es war derſelbe, bis auf ſeine Kleidung, und doch wieder ein ganz Anderer. Die alte Frau hatte vollkommen Recht; er hatte ſich wunderbar verändert; er, der ſich damals mühſam an ſeinem Stocke fortbewegte, der ermattet auf die Bank niederſank, der vor ihrer Erinnerung ſtand mit den fieberhaft brennenden Augen und den zuckenden Lippen, den leidenden Zügen, der ganzen zuſammengebrochenen Geſtalt, er trat jetzt vor ſie hin mit leichtem, faſt elaſtiſchem Schritt, mit einem glücklichen Lächeln auf dem heiteren, wohl noch bleichen, aber nicht mehr krankhaft entſtellten Geſichte, mit einem leuchtenden Blicke, mit der ganzen Haltung eines Menſchen, der ſehr krank geweſen, jetzt aber im Bewußtſein der Geneſung fröhlich, ja glücklich wieder in die Welt eintritt.

Dem jungen Mädchen war faſt ängſtlich zu Muth, als ſie den Neffen des Jägers ſo wieder ſah; ſie ſchaute beinahe verlegen auf die alte Frau an ihrer Seite, die mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke in ihren Zügen dabei lächelnd bald den jungen Jäger anſchaute, bald das liebliche Mädchen.

Die Freude, welche ſich im Auge des Erſteren, ſowie in ſeinem Auftreten zeigte, machte tiefer Ehrfurcht Platz, als er die junge Dame vor ſich ſah, und er ſchien einen Augenblick

wie unschlüssig, ob er die Thür hinter sich zumachen oder durch dieselbe wieder zurück in das Wohnzimmer treten solle. Doch half ihm die Großmutter über diese Ungewißheit hinweg, indem sie sagte: „Kommen Sie jetzt nur herein; vielleicht verzeiht Ihnen das gnädige Fräulein, daß Sie unsere Unterhaltung gestört.“

Eugenie nickte mit dem Kopfe, und der junge Mann an der Thür that einen tiefen Athemzug, worauf er langsam näher kam und sprach: „Ich habe leider kein Recht, mein gnädiges Fräulein, mich gegen Sie zu entschuldigen und Ihre Verzeihung zu erlangen; denn wenn ich aufrichtig und wahr sein will, so muß ich bekennen, daß ich mit Absicht Ihre Unterhaltung gestört, da ich draußen erfahren, daß Sie hier im Zimmer seien. — Wenn Sie mir aber noch so sehr zürnen sollten, so müßte ich Ihnen doch gestehen, daß ich nicht anders gekonnt, als hier herein zu treten, um Sie nach langer, langer Zeit wieder zu sehen.“

Das Mädchen senkte den Kopf, und da sie nicht antwortete, fuhr der Neffe des Jägers fort: „Um Ihnen zu danken, mein gnädiges Fräulein, für das Mitleiden, das Sie dem fast Sterbenden bezeigt, eine Theilnahme, deren ich mich wohl nicht rühmen dürfte, wenn ich nicht gar so leidend vor Ihnen erschienen wäre.“ — Da er fühlte, daß er fast zu viel gesagt, so setzte er rasch hinzu: „Sie werden die Worte eines Menschen nicht übel deuten, der vom Rande des Grabes zurückkehrt, der sich dabei aber gern der vergangenen bitteren Stunden erinnert, noch lieber jedoch einzelner lichter, herrlicher Augenblicke gedenkt.“

Der gute Neffe des Jägers hätte aus übervollem Herzen vielleicht noch eine Stunde so fortgefahren, ohne zu Ende

gekommen zu sein, und hätte dabei wahrscheinlich sehr, sehr viel mehr gesagt, als es seiner Stellung nach passend gewesen wäre, und wenn er das auch selbst fühlte, so verwirrte ihn dagegen wieder die liebliche Gestalt des jungen Mädchens so vollkommen, ließ sein Herz so heftig schlagen, brachte sein Blut in solche Aufregung, daß er am liebsten gar nichts mehr gesagt, sondern stumm und selig zu Eugeniens Füßen niedergestürzt wäre, ihr seine glühende Liebe gestehend.

Die kluge alte Frau, welche besorgt in sein leuchtendes Auge blickte, mochte wohl etwas Aehnliches befürchten, und um dem zuvorzukommen, sagte Sie: „Lassen Sie das nur gut sein; das gnädige Fräulein ist so lieb und freundlich, daß sie es wohl begreift, in welche Freude es Sie versetzen muß, daß Sie sich um so Vieles besser befinden, und ich muß gestehen, Sie haben sich in der letzten Zeit wieder auffallend verändert."

Diese Worte, deren Nebenbedeutung der Neffe des Jägers wohl verstand, verfehlten auch auf ihn ihre Wirkung nicht, und er gab sich alle Mühe, das wirklich zu scheinen, was er vorstellte: ein armer, eben genesener Kranker, der es in tiefster Unterwürfigkeit dankbarst anerkennt, daß eine so vornehme Dame, wie Fräulein Eugenie, ihn ihres Mitleids, ja, man könnte beinahe sagen, ihrer Aufmerksamkeit, gewürdigt.

So sehr er sich aber auch bemühte, in seiner Rolle zu bleiben, wozu auch gehörte, daß er es standhaft ablehnte, sich in Gegenwart des gnädigen Fräuleins zu setzen, wozu ihn die Großmutter einlud, so hatte doch sein freilich etwas eigenthümliches Wesen beim Eintritt ins Zimmer einen, wenn auch noch unbestimmten, Argwohn in die Seele des jungen

Mädchens geworfen, welcher sie anders sein ließ, als sie vielleicht sonst draußen im Walde, in der Hütte des Jägers Klaus, gewesen wäre. Auch betrachtete sie den Neffen, sobald sie sich fragend an die Großmutter wandte, wenn auch flüchtig, doch sehr genau, und glaubte sogar, in seiner Art zu sprechen, in seinen Bewegungen, ja, in der einfachen und doch wieder gewählten Kleidung manches zu entdecken, was nicht zu seinem Stande zu passen schien; besonders fielen ihr seine Hände auf; da er als einfacher Jägerbursche keine Handschuhe trug, so konnte Eugenie seine Rechte, in der er den überaus feinen Castorhut hielt, gar deutlich sehen. Es waren zierliche weiße Finger, und wenn man den Umstand, daß deren Farbe nicht so war, wie die der gewöhnlichen Jäger und Waldschützen, vielleicht auch auf sein langes Kranksein, sowie die hiedurch bedingte Unthätigkeit schreiben konnte, so war doch die Form derselben so fein, wie man sie bei Leuten, die an harte Arbeit gewohnt sind, nicht leicht sieht. Auch einen schmalen goldenen Reif bemerkte man am kleinen Finger der rechten Hand, was an sich vielleicht nicht verdächtig war; doch als er sich während des Sprechens umwandte und sich zufällig so drehte, daß ein Sonnenblick, der ins Zimmer spielte, das Innere seiner Hand berührte, blitzte es dort plötzlich auf, nur eine Sekunde lang, in buntfarbigen, ziemlich verdächtigen Strahlen.

Der Neffe des Jägers wagte nach seiner ersten, viel zu langen Rede nur einige Worte an die junge Dame zu richten; dagegen munterte sein Blick die alte Frau auf, Eugenie mehr ins Gespräch zu ziehen, und als dies geschah, zog er sich ehrerbietig ans Fenster zurück, um bescheiden zuzuhorchen, in Wahrheit aber, um sie ungestört betrachten zu können; er

fühlte sich zufrieden, fast glücklich in diesem Augenblicke. Er dachte an den vergangenen Herbst, wo er so tief und innig in dieses wunderbar liebliche und gute Gesicht gesehen, wo er mit namenlosem Schmerze gefühlt, wie allein dieses Mädchen im Stande sei, ihn glücklich zu machen, wenn es überhaupt für ihn noch ein Glück auf der Welt gab. Ach! er dachte schaudernd an jene Zeit, wo er, ein armer Schiffbrüchiger, in Sturm und Nacht gehüllt, auf den schäumenden Wogen des Meeres allein schwamm, angeklammert an ein zerbröckelndes Wrack, unter sich den gewissen Tod, über sich den mit schwarzen Wolken bedeckten Himmel. Und dabei dachte er auch, wie er schon im Begriffe war, ermattet die Hände sinken zu lassen, um hinabzustürzen in einen entsetzlichen Abgrund, als mit einem Male am umnachteten Horizont jener klare, mildglänzende Stern emporstieg, jener Stern, der, nachdem er ihn eine Zeit lang traurig betrachtet, ihm endlich Muth und Hoffnung einflößte, dessen Strahlen ihm die Augen zu öffnen schienen und ihn endlich das längst verloren geglaubte Land wieder erblicken ließen.

Dann nach manchem Ringen und Kämpfen hatte er den festen Boden aufs Neue betreten, das Leben lächelte ihn wieder an; die finstere Nacht war gewichen, die Wolken hatten sich zertheilt, ein junger freundlicher Tag stieg rings um ihn empor, aber mit seinem Lichte war auch der milde, traulich blinkende Stern verschwunden; er hatte sich in die Sonne verwandelt, in die strahlende, vornehme Sonne, die jetzt vor ihm aufgegangen war und deren Feuer sein Herz verzehrte, wenn er es jetzt wagte, sie in ihrem Glanze anzublicken. O diese Sonne, wie sie so schön war! zu schön, zu reich für ihn! Seine Sonne — Eugenie! Wie konnte dieses so herrliche

Weſen unter Tauſenden, die gewiß anbetend zu ihr emporblickten, ihn vorzüglich bemerken, ihm zulächeln? — Gewiß nicht! —

Es gab Augenblicke, wo er den Wunſch hegte, wieder allein auf dem wild empörten Meere zu treiben, dem Tode nahe, aber vor ſich jenen wunderbaren Stern, ſeinen Stern, der ihn ſo mild, ſo traurig, ſo theilnehmend anblickte.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Vor dem Spielwaarenladen.

Während sich Eugenie und der Neffe des Jägers im Zimmer der Großmutter befanden, Beide mit eigenthümlichen Gedanken beschäftigt, und Beide so schweigsam, daß die alte Frau die Kosten der Unterhaltung fast allein zu tragen hatte, ging der Armenarzt, Doktor Flecker, neben der langen Gestalt des tapferen Don Larioz über den Blumenmarkt nach derselben Gasse, in der sich das Haus befand, wo wir den geneigten Leser eben verlassen.

Der Doktor, lebhaft und beweglich wie immer, focht mit seinem Stocke in der Luft herum und sagte: „Sie werden mir zugeben, mein lieber Freund, daß dieses der Weg ist, auf dem Sie sich edelmüthig und glänzend an Ihrem ehemaligen Prinzipal rächen können und nebenbei feurige Kohlen auf die Häupter sämmtlicher Angehöriger der Familie Weibel zu häufen im Stande sind, indem Sie diesen Czrabowski entlarven und ihn zur Anerkennung zwingen, daß er es gewesen

iſt, der das Concept des Teſtamentes entwendet und damit ſeine Allotria getrieben."

Don Larioz ſchritt würdevoll wie immer einher, und auf ſeinem ruhigen Geſichte ſah man während der Rede des Anderen keinen Muskel zucken; er blickte tief nachdenkend gerade vor ſich hin, und ſprach, als der Armenarzt ſchwieg: „Das alles iſt nur durch einen ehrlichen Zweikampf zu erreichen."

„Auch das, wenn Seine Erlaucht damit einverſtanden ſind," erwiderte haſtig Doktor Flecker. „Im Falle des Gelingens aber werden Sie mir zugeben, daß man ſich in dieſer Sache genau nach den Wünſchen des Herrn Grafen richten muß. Das iſt ein mächtiger Herr mit einer langen Hand, der allein im Stande iſt, den Weg zu ebnen, auf dem Sie zu jenem theuren Czrabowski gelangen können, um ihn — ſo — nun Sie verſtehen mich ſchon."

Der kleine Mann machte bei dieſen Worten auf höchſt komiſche Art einen ſo kräftigen Ausfall mit ſeinem Stocke auf einen unſichtbaren Gegner, daß er einen ſolchen, wenn er wirklich da geweſen wäre, nothwendiger Weiſe durch und durch gebohrt haben würde.

„In früheren glorreichen Zeiten," ſagte der edle Spanier, nachdem ſie ein paar Schritte weiter gegangen waren, mit wahrhaft heldenmäßiger Ruhe, „hätte ein einfacher Gotteskampf die Sache ſo ſchön arrangirt, als man es nur wünſchen könnte."

„Ja, in früheren glorreichen Zeiten!" warf der Armenarzt ungeduldig dazwiſchen. „Aber jetzt iſt das was Anderes!"

„Damals," fuhr Don Larioz fort, ohne ſich im Ge-

ringsten beirren zu laſſen, „hätte man die Schranken aufgerichtet, und wir wären eingeritten, der Graf Czrabowski und ich, Beide unter Vortragung unſerer reſpectiven Wappenſchilder.“

„Ja, damals, beſter Larioz!“ ſprach dringender der Doktor und ſchaute faſt ängſtlich in das unbewegliche Geſicht ſeines langen Freundes.

„Allerdings damals,“ fuhr dieſer fort. „Wir hätten mit einander gekämpft, wahrſcheinlich höchſt glorreich gekämpft, und wenn ich dieſen Czrabowski niedergeworfen hätte, ſo würde ich ihm die Spitze meines langen Schwertes auf die Gurgel geſetzt und zu ihm geſprochen haben: Unglücklicher, gib der Wahrheit die Ehre!“

„Sie werden mir zugeben, wenn ich Ihnen ſage,“ verſetzte der Andere ungeduldig, „daß das damals alles ſehr ſchön, ſehr nobel und ſehr rittermäßig war, aber —“

„Andere Zeiten, andere Sitten, wollen Sie ſagen,“ fiel ihm Don Larioz kopfnickend in die Rede. „Bleiben wir alſo bei dem gewöhnlichen Zweikampf.“

„Nach Umſtänden, ſehr nach Umſtänden, lieber Freund; vor allen Dingen dagegen, wenn Sie uns und ſich nützlich ſein wollen, müſſen Sie ſich ſtreng den Anordnungen Seiner Erlaucht fügen. Sie werden einſehen, daß das nothwendig iſt. Item nur ſo kommen wir zum Ziele.“

Bei dieſer Unterredung waren die Beiden dem Hauſe nahe gekommen, und während der lange Schreiber gleich darauf mit einem großen Schritte unter den weiten Thorbogen trat, blickte der bewegliche Armenarzt nach allen Seiten um ſich, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, ehe er in ein Haus ging. Da ſah er denn, nicht viele Schritte entfernt, vor einem klei-

nen Laden einen Herrn ſtehen, welcher die dort aufgeſtellten Waaren zu betrachten ſchien, in Wahrheit aber bald die Gaſſe hinauf, bald hinunter blickte. Dabei wäre nun an ſich für den Doktor nichts Auffallendes geweſen; doch als er dieſen Mann genauer betrachtete, erkannte er in ihm den Herrn Baron George von Breda, und wunderte ſich nicht wenig, denſelben in dieſer abgelegenen Gaſſe zu ſehen. Ohne aber weiter darüber nachzudenken, ſtieg er in Geſellſchaft des Spaniers die krachenden Treppen hinauf, und Beide erreichten in kurzer Zeit ohne irgend ein Abenteuer die Wohnung des Jägers Brenner, klopften dort an die Thür der großen Stube und betraten dieſelbe, nachdem von innen „Herein!“ gerufen worden.

In dem Zimmer war die Frau des Jägers, der kleine Palmarum mit ſeinem hölzernen Pferde, und gegenüber von Madame Brenner ſaß der Jäger Klaus, dem der Doktor auch ſchon Hülfe geſpendet und der ſich nun ehrerbietig erhob, um dem freundlichen Arzte eine Verbeugung zu machen.

„Ich dachte, wir würden Vater Brenner hier treffen,“ ſagte der Doktor, nachdem er die Frau und den Jäger mit der Hand gegrüßt, Palmarum auf den Kopf gepätſchelt, und um Keines zu vergeſſen, auch an die Stäbe des Käfichs geklopft hatte, worin ſich der Kanarienvogel befand. „Wir kamen in der Abſicht her,“ fuhr er fort, „den würdigen Jägersmann nicht nur zu begrüßen, ſondern auch Einiges mit ihm zu beſprechen über die Zukunft des kleinen Gottſchalk, den wir wohl nicht beim Herrn Plager wiſſen wollen, nachdem unſer Freund Larioz das Bureau verlaſſen.“

„Das Kind hat doch rechtes Unglück,“ ſprach Frau Bren-

ner betrübt, wobei sie kopfschüttelnd von ihrer Näherei in die Höhe sah.

„So großes Unglück — das wüßte ich gerade nicht," entgegnete der Armenarzt. „Der Bube hat sich im Schreiben recht vervollkommnet, rechnet unter Anleitung unseres edlen Freundes wie ein alter Mathematicus, und muß nothwendig was Rechtes werden, wenn er zwei solche Helfer an seiner Seite hat, wie Don Larioz und meine Wenigkeit. Sie werden mir zugeben, Frau Brenner, daß das warhaftig keine Kleinigkeit ist."

„Gott soll mich bewahren, das nicht anzuerkennen," erwiderte die Frau mit ihrer sanften Stimme; „das ist auch ein rechtes Glück für den Gottschalk, wogegen es aber gewiß nicht gut ist, daß er wieder sein Geschäft wechseln soll, und das wird er doch wohl thun müssen, wenn er die Schreibstube des Herrn Doktor Plager verläßt. — Ich hatte mir das schon so schön vorgestellt," setzte sie leiser hinzu, „da wäre er ein Schreiber geworden, hätte was gelernt, viel Geld verdient und könnte alsdann den Kindern etwas von seinem Wissen abgeben."

„O, lieber Gott, Frau Brenner," antwortete der Armenarzt, „nur keine Luftschlösser! Vorderhand muß der Gottschalk lernen, und daß er etwas Tüchtiges lernen soll, dafür will ich schon sorgen. Und über den Punkt hätte ich gern mit dem Vater Brenner gesprochen."

Die Frau schüttelte mit dem Kopfe und sprach mehr vor sich hin als zu den Anderen: „Ihnen wird er alles thun, was Sie wünschen, und es ist mir auch schon recht, wenn Sie nur nicht die Absicht haben, einen Jäger oder so etwas

aus dem Gottſchalk zu machen. Das ertrüge ich nicht; der Knabe ſoll was Rechtes werden."

„Wenn das Vater Brenner hörte!" meinte lächelnd der Doktor. „Doch Scherz bei Seite! Sie werden mir zugeben, daß ich, der Doktor Flecker, freilich nur Armenarzt, dafür bekannt bin, daß, wenn ich einmal A geſagt, ich fortbuchſtabire bis zum Z; und das wollen wir auch redlich mit Gottſchalk thun. Verlaſſen Sie ſich darauf, Frau Brenner, wenn der Junge ſelbſt will, ſo ſoll er, wie Sie ſagen, was Rechtes werden. Da nun aber Vater Brenner nicht zu Hauſe iſt, worüber ich in dieſem Falle auch nicht beſonders traurig bin, ſo will ich hinein zur Großmutter und mit ihr ein paar Worte über den Jungen ſprechen; Großmutter verſteht mich und iſt eine reſolute Frau, die ihre Anſichten ſchon geltend zu machen weiß. — Don Larioz, thut mir den Gefallen und unterhaltet Euch ein bischen mit unſerer guten Frau Brenner; ich werde gleich wiederkommen."

Damit wollte der Arzt ins Nebenzimmer hinein, doch trat der Jäger Klaus an ſeine Seite, indem er ſagte: „Verzeihen Sie, Herr Doktor, würden Sie nicht die Güte haben, noch ein paar Augenblicke zu warten, es iſt Jemand da drinnen, der —"

„So, ſo," machte Doktor Flecker mit einem pfiffig lächelnden Geſichte, „es iſt Jemand da drinnen, der — am Ende der — der — den — den — nun Sie werden mich ſchon verſtehen, theurer Freund Klaus."

„Ich verſtehe Sie in der That nicht," gab dieſer ſehr ernſt zur Antwort. „Gewiß, Herr Doktor, ich verſtehe Sie nicht."

„Es iſt am Ende gar Ihr Neffe drin, he!" lachte der

Armenarzt, indem er ſein linkes Auge gegen den Jäger zukniff, „der ſchmucke Neffe im grauen Rocke und im Jägerhute. Habe ihn ſchon einmal hier geſehen, den Neffen, und wenn dem ſo iſt, ſo muß ich ſchon einen Augenblick warten. Aber lange nicht, dazu habe ich keine Zeit. Oder ich kann ja auch wieder kommen; das iſt am Ende beſſer, denn Sie werden mir zugeben, daß es mir nicht einfallen kann, Seine Er — den Neffen, wollte ich ſagen, zu ſtören.“

„Woher vermuthen aber der Herr Doktor, daß mein — Neffe da iſt?“ fragte ſchüchtern der Jäger.

„Woher ich das vermuthe? Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß das ungeheuer einfach iſt. Erſtens ſah ich Ihren Neffen ſchon einmal hier, und es hat mich recht ſehr gefreut, daß ich ihn hier geſehen, denn er kann von der Frau Großmutter nur Vortreffliches lernen; und da nun Sie, mein theurer Klaus, mir ſo eifrig ſagen, es ſei Jemand da drinnen, ſo braucht's keine große Combinationsgabe, um ſich zu denken, was das iſt; dann aber auch wartet ja da unten wenige Schritte von hier ein Freund Ihres — Neffen auf Hochdieſelben.“

„Ein Freund meines Neffen wartet da unten auf ihn?“ fragte beſtürzt der Jäger. „O, Sie machen einen Spaß, Herr Doktor; es iſt gewiß kein Freund von ihm da unten, der auf ihn wartet.“

„Doch, doch!“ ſagte laut und beſtimmt der kleine Armenarzt. Dann faßte er den Jäger vertraulich am Ohrläppchen, zog ihn näher zu ſich und ſprach ſehr leiſe: „Es iſt der Herr Baron George von Breda, der da unten rechts an dem kleinen Spielwaarenladen auf Seine Erlaucht wartet. He, mein Freund?“ ſetzte er fragend hinzu.

Kaum hatte der Doktor den Namen des Barons von Breda ausgeſprochen, ſo fuhr Klaus im höchſten Erſchrecken zurück. „Um Gottes willen, Herr Doktor!“ ſagte er, „iſt das wahr? ſcheint der Herr Baron wirklich da unten auf etwas zu warten? — Das wäre mir entſetzlich! Oder ſpaziert er nur ſo zufällig am Hauſe vorbei?“

„Vom zufälligen Vorbeiſpazieren habe ich gar nichts bemerkt, lieber Klaus,“ verſetzte Doktor Flecker, indem er mit Verwunderung die erſchreckten Züge des Jägers betrachtete; „er hat vielmehr in der Nachbarſchaft dieſes Hauſes, wie man zu ſagen pflegt, Poſto gefaßt und ſcheint ſehr auf etwas zu warten.“

„Dann müſſen Sie uns helfen, Herr Doktor, augenblicklich helfen!“ rief der treue Diener in höchſter Angſt.

„Teufel auch! wer iſt denn krank?“

„Niemand, Niemand!“ gab der Jäger haſtig zur Antwort. „O, hören Sie mich einen Augenblick ruhig an.“ — Damit zog er den kleinen Mann ohne Umſtände in eine Ecke des Zimmers und fing nun an, gegen ſeine ſonſtige ſtille Art recht lebhaft in denſelben hinein zu ſprechen.

Der Doktor zog, nachdem er die erſten Sätze vernommen, ſeine Augenbrauen hoch empor, legte die Hände auf den Rücken und drehte ſeinen Stock wie die Flügel einer Windmühle zwiſchen ſeinen Fingern; er ließ verſchiedene Oh und Ah! hören, auch: „der Tauſend! — nicht ſo übel! — das gefällt mir!“ — worauf er, nachdem er viele Donnerwetter paſſirt hatte, ſeine Anſicht dahin ausſprach, „das ſei eine verfluchte Poſition und ſchwer, einen Ausweg zu finden.“

„Man muß den Herrn von Breda von der Straße zu entfernen ſuchen,“ ſagte Klaus.

„Kennen Sie den Herrn von Breda?“ fragte der kleine Mann mit einem bedeutungsvollen Kopfnicken; „das ist keiner, der sich von einem Platz entfernen läßt, wo er sich einmal vorgenommen hat, stehen zu bleiben.“

„Ich weiß, ich weiß; aber, Herr Doktor, Ihnen ist viel möglich.“

„Ja, wenn ich mein College Figaro wäre,“ lachte der Doktor, „und er ein Basilio, da könnte ich ihm allenfalls weis machen, er habe das gelbe Fieber, und ihn so nach Haus schicken. Aber dem da — da weiß ich kein Mittel.“

„Es muß aber eins geben,“ sprach der Andere dringender. „Gewiß, Herr Doktor, Sie müssen eins auffinden, es gibt sonst das größte Unglück. — Das arme, arme Fräulein! — Und ich, der sie überredet! Und die beiden Herren, sonst so gute Freunde, die, wie die Sachen stehen, Todfeinde werden müßten! O Herr Doktor!“

„Ja, da hat sich was, o Herr Doktor! Nehmen Sie sich eine Lehre daraus, Freund Klaus, schießen Sie ihre Rehe und Füchse und lassen Ihre Neffen thun, was sie wollen. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Neffen schon manchem Onkel graues Haar gemacht haben.“

„Aber — —“

Der Armenarzt war in tiefes Nachdenken versunken und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, worauf der Jäger plötzlich verstummte. Darauf hatte Ersterer seinen Stockknopf zwischen die Lippen genommen, und wenn er auch, sich über etwas besinnend, seine Blicke auf den Boden heftete, so erhob er sie doch zuweilen, um einen Moment den edlen Spanier zu betrachten, der in harmlosem Gespräche mit der

Frau Brenner begriffen, für nichts Anderes Augen und Ohren hatte.

Der Jäger blickte in größter Spannung auf den kleinen Arzt, der nach einem, ihm unendlich lange scheinenden Stillschweigen endlich mit den Achseln zuckte und dann mehr zu sich selber als zu dem Anderen sagte: „So könnte es vielleicht gehen; es ist aber ein verzweifeltes Mittel, muß dagegen, wenn es gelingt, den Grafen zur größten Dankbarkeit gegen Larioz verpflichten. Versuchen wir es in Gottes Namen."

Damit ließ er den Jäger stehen, trat mit raschen Schritten an die Seite seines langen Freundes und bat denselben, einen Augenblick mit ihm das Zimmer zu verlassen. Vor der Thür angekommen, sprach der Doktor zu Larioz: „Sie müssen mir einen Gefallen erzeigen, bei dem es Muth und Entschlossenheit gilt; es ist also vollkommen Ihre Sache."

Der Spanier machte eine leichte Neigung mit dem Kopfe.

„Sie setzen Ihren Hut recht verwegen auf, drapiren sich wie gewöhnlich malerisch in Ihren Mantel und nehmen Ihren Stock so in die Hand, daß man deutlich sehen kann, es sei Ihnen etwas Gewohntes, mit einem Stoßdegen umzugehen. — Verstehen Sie mich?"

„Bis jetzt — ja," antwortete der lange Mann nach einigem Besinnen.

„Gut. Sie gehen die Treppen hinunter, wenden sich vor dem Hause rechts und sehen da an einem Spielwaarenladen einen großen und schönen Herrn stehen, den Baron von Breda. Kennen Sie ihn zufällig?"

„Nein, ich kenne ihn nicht.“

„Auch gut. Mit dem Herrn ſuchen Sie ein Geſpräch anzuknüpfen und ihn auf irgend welche Weiſe zu vermögen, die Straße zu verlaſſen.“

„Wenn er aber hierzu keine Luſt bezeigen ſollte?“

„So müſſen Sie — ſo müſſen Sie — ja, was denken Sie ſelbſt, was Sie thun müſſen?“

„Hat der Mann kein Recht, da unten in der Straße zu ſtehen?“ fragte ernſt der Spanier. „Oder iſt es Jemand, deſſen Anweſenheit Ihnen Schaden bringen kann?“

„Allerdings iſt es ſo. Ich ſehe, Sie verſtehen mich. Mir kann es Schaden bringen, wenn er da bleibt, namentlich aber jenem liebenswürdigen Grafen Helfenberg, der Sie ſo freundlich aufnahm. — Lieber Larioz, zu einem geſcheidten Manne wie Ihnen, der in ritterlichen Händeln wohl bewandert iſt, braucht man nur mit halben Worten zu ſprechen. Graf Helfenberg, der eine junge Dame liebt, befindet ſich hier im Hauſe; der da unten will ihn erwarten, um ihn und die junge Dame zu compromittiren.“

„Alſo ein Eiferſüchtiger?“

„Wohl möglich; Graf Helfenberg iſt unſer Freund; was man in Spanien in ähnlichen Fällen thun würde, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen.“

„Gewiß nicht,“ erwiderte Don Larioz mit beſtimmtem Tone. „Sie ſollen ſehen, wie ich für die geliebte Dame eines Freundes handle; Sie werden mit mir zufrieden ſein.“

Damit hob er den Stock gegen ſein Geſicht, als grüße er mit dem Stoßdegen den Feind auf der Menſur, und ſchritt der Treppe zu. Auf der erſten Stufe aber blieb er ſtehen,

wandte sich rückwärts und sagte mit feierlicher Stimme: „Es könnte vielleicht sein, werther Freund, daß wir hart an einander kämen, wer weiß, ob der fremde Cavalier nicht unter dem Mantel ein paar Degen führt, von denen er mir galanter Weise einen anbietet. Es ist das bei ähnlichen Veranlassungen schon häufig vorgekommen. In dem Falle nun wäre es möglich, daß mir etwas Menschliches begegnete, und habe ich alsdann nur eine Bitte auf dem Herzen. Sie werden in einem braunen Kästchen auf meinem Tische ein weibliches Portrait finden mit der Adresse einer Dame; stellen Sie derselben in einem gewissen Falle dieses Bildniß zu und sagen ihr, Don Larioz sei aus der Welt gegangen mit dem Gedanken im Herzen und dem Worte auf den Lippen, daß Dolores das schönste Weib auf dieser Erde sei."

Mit diesen Worten schritt der lange Mann die Treppen hinab, und der Doktor, der sich über das Geländer gebeugt hatte, blickte ihm lange nach, wobei sein Gesicht einen sehr ernsten Ausdruck annahm. „Es ist eigentlich Unrecht von mir," murmelte er, „aber es gab kein anderes Mittel, und ich will schon auf der Lauer liegen, um im allerschlimmsten Falle mit einem ärztlichen Atteste, das in gewisser Beziehung leider nur zu viel Wahres hat, dazwischen zu treten."

George von Breda war unterdessen in der engen Gasse mehrmals hin und her geschritten; wenn er sich auch in Ungewißheit befand, ob Eugenie dieselbe betreten, so war es ihm doch nicht möglich, den Ort zu verlassen, es hielt ihn mit einer unerklärlichen Gewalt hier zurück. Schon oft hatte er sich Mühe gegeben, sich das Ganze wie einen Traum vorzustellen; wenn er sich aber mit allen Künsten der Ueberredung so weit gebracht hatte, so brauchte er nur die Hand auf sein

Taschenbuch zu drücken, wo er jenes Geldstück verwahrt hielt, um beinahe laut hinaus zu rufen: „Nein! nein! es ist so, sie hat mich verrathen, sie ist hier, vielleicht dicht in meiner Nähe!“ Darauf wallte alsdann sein Blut so heftig empor, daß ihn die Augen schmerzten; er vertiefte sich in die wahnsinnigsten Grübeleien, Gegenwart und Vergangenheit betreffend, und endete gewöhnlich damit, daß er mit den Zähnen knirschte und hohnlachend ausrief: „Auch Eugenie! ja, auch Eugenie!“

Glücklicher Weise war die Straße gänzlich menschenleer und die Leute in ihren Häusern so beschäftigt, daß sie dem unruhig hin und her Gehenden wenig oder gar keine Aufmerksamkeit widmeten. Jetzt war er wieder einmal bis auf den Blumenmarkt gegangen, und kehrte nun zurück, um seine Stelle bei dem kleinen Spielwaaren-Magazin wieder einzunehmen.

Wenn sich aber die Bewohner der Straße um das sonderbare Benehmen des fremden Herrn nicht kümmerten, so war doch ein anderer Fremder in einem der Häuser hinter einem Fenster versteckt und schaute nicht nur neugierig, sondern auch sorgfältig beobachtend auf die Straße. Dieser Fremde aber war Niemand anders als der Kammerdiener François, von dem wir nicht genau wissen, ob er sich zufällig oder absichtlich hier befand. Doch glauben wir das Letztere annehmen zu können.

In dem Hause, wo er sich aufhielt, war eine kleine Restauration, in der er ein bescheidenes Frühstück eingenommen hatte und darauf, die Zähne stochernd, verdaulich und beschaulich am Fenster stand. Leider hatte er von hier aus alle bemerkt, welche sich in die Wohnung des Herrn Brenner begaben:

den Jäger Klaus mit Fräulein Eugenie, kurze Zeit darauf den Grafen Helfenberg, und nun sah er den Baron von Breda, ihn, den er nach der jungen Dame am bittersten auf dieser Welt haßte, in gewaltiger Aufregung da unten auf und ab gehen. François, der genau wußte, um was es sich handelte, verstand alle Bewegungen, alle Mienen und Geberden des Herrn von Breda, und freute sich über alle Maßen, als er aus der entsetzlichen Unruhe desselben abnehmen konnte, wie sehr dieser sonst so ruhige, kalt scheinende Mann leiden müsse.

Nachdem der Kammerdiener außergewöhnlich lange in seinen Zähnen gestochert, ließ er sich hinter den Fenstervorhängen nieder, doch so, daß ihm nichts auf der Straße entging, wobei es ihm gerade vorkam, als befände er sich in einem Schauspiel, dessen Ausgang er gewissermaßen in Händen hatte; konnte er doch ein Lustspiel oder ein Trauerspiel daraus machen. Wenn er das Letztere wollte, so brauchte er nur auf die Straße zu gehen und dem Herrn Baron von Breda zuzuflüstern, wer sich alles da oben in dem Hause befinde. Aber er verwarf diesen Gedanken als unüberlegt und voreilig und dachte bei sich: Je mehr das Gift im Herzen des starken Mannes da unten um sich frißt, um so verderblicher wirkt es und verursacht zuletzt eine unheilbare Wunde, in welcher dann mit ruhigen, kalten Worten herumzuwühlen für mich ein außerordentliches Vergnügen sein wird. — Warten wir also ab.

Und er wartete geduldig.

Auch Herr von Breda wartete, aber mit wenig Ruhe und Geduld; er preßte vielmehr die Lippen heftig auf einander; er ballte seine Hände; er trat hart auf den Boden vor

dem Spielwaarenmagazin, wo er, ohne Aufsehen zu erregen, am längsten bleiben konnte, dessen Gegenstände er aber schon alle der Reihe nach angestarrt und dies, sich unbemerkt glaubend, immer wieder von Neuem thun zu können dachte.

Um so unangenehmer war es ihm daher, als er mit einem Male einen Mann bemerkte, der aus einem der Häuser der Straße kam, sich neben ihn stellte und die Spielsachen ebenfalls zu bewundern schien. Herr von Breda wandte dem Unbekannten den Rücken zu und war im Begriff, abermals die Straße hinab zu gehen, als ihn der Andere mit den Worten anredete:

„Es ist in der That erstaunlich, was alles zur Unterhaltung dieser kleinen Kinder geschaffen wird. — Finden Sie das nicht auch, mein Herr?"

Der Baron blickte den Frager an und hätte zu jeder anderen Zeit über das seltsame Aussehen desselben unfehlbar gelächelt. Die Verwundungen und Quetschungen im Gesichte des guten Don Larioz waren nämlich in jenes Stadium getreten, wo sich die trübe, dunkelblaue Farbe derselben in ein mattes Grün verwandelt mit graugelben Rändern, die sich weit über seine eingefallenen Wangen verbreiteten. Aus diesen Schattirungen, die etwas an einen Regenbogen erinnerten, drohte seine Nase, zur doppelten Dicke angeschwollen, fast unheimlich hervor; die Verzerrung des ganzen Gesichtes wurde nicht gemildert durch den Glanz der sonst guten, ehrlichen Augen, da eines derselben roth unterlaufen war und auf diese Art einen tückischen Ausdruck angenommen hatte. Hierbei können wir nicht verschweigen, daß der edle Spanier seinen zugespitzten Hut ziemlich stark auf das rechte Ohr gesetzt und seinem Mantel eine Drapirung gegeben hatte,

welche etwas verwegen, ja, man könnte sagen, fast händelsüchtig erschien.

Herr von Breda schaute den Unbekannten von oben bis unten an und gab ihm alsdann ruhig zur Antwort: „Es gibt allerdings seltsame Dinge in dieser Welt, sowohl in einem Spielwaaren-Magazin, als im wirklichen Leben. Ich habe die Ehre.“ — Damit faßte er an seinen Hut und wollte sich entfernen.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ sprach die seltsame Gestalt, indem sie dem Baron fest in den Weg trat, „Sie haben, wie mich dünkt, diese Sachen so aufmerksam betrachtet, daß ich von Ihnen ein gediegenes Urtheil über dieselben erwarten kann, und da ich einige Einkäufe zu machen beabsichtige, so —“

„Thun Sie am besten,“ versetzte der Andere barsch, „wenn Sie in den Laden treten und sich auswählen, was Ihrer Phantasie zusagt.“

„Das wird mir allerdings Niemand verwehren können,“ erwiderte der Spanier mit großem Ernste; „ich habe mir aber sagen lassen, daß eine höfliche Frage auch eine höfliche Antwort bedingt und daß es Schuldigkeit zwischen angenehmen Leuten ist, sich mit einem guten Rath an die Hand zu gehen.“

„So gehen Sie denn zu angenehmen Leuten und lassen sich von diesen rathen, ob Sie einen Bären oder einen Affen kaufen sollen; ich für meine Person würde Ihnen unbedingt zu dem Letzteren rathen.“ — Damit machte der Baron eine Wendung in die Straße hinein, um dem zudringlichen langen Manne zu entgehen.

Dieser aber ließ sich nicht so leicht abweisen, trat viel-

mehr an die Seite des Davoneilenden und bemerkte, immer noch mit der größten Artigkeit in Haltung und Ton der Stimme: „Für den freundlichen Rath in Betreff des Affen bin ich sehr dankbar und werde mir ihn gewiß zu Nutze machen.“

George von Breda blieb einen Augenblick stehen, warf dem Manne einen blitzenden Blick zu und sagte, indem er sich mühsam zur Ruhe zwang: „So gehen Sie denn ins Teufels Namen hin und kaufen Sie Ihren Affen! Mir aber erlauben Sie, mich zu entfernen, denn ich habe nicht länger Lust, die Ehre Ihrer Gesellschaft zu genießen.“

Er machte abermals einige rasche Schritte vorwärts, ohne aber Don Larioz entgehen zu können, der mit seinen langen Beinen gleichen Schritt mit ihm hielt und dabei freundlich sprach: „Es ist traurig, daß unsere Wünsche und Neigungen öfters mit denen unserer Nebenmenschen so wenig harmoniren. Sie eilen mit nicht sehr liebenswürdigen Worten von mir weg; ich dagegen werde mir das größte Vergnügen machen, Sie zu begleiten.“

Bis jetzt hatte der Baron von Breda den Unbekannten für einen zudringlichen Menschen gehalten; nun aber kam es ihm auf einmal vor, als habe er einen Narrn an seiner Seite oder Jemand, der darauf ausgehe, Händel zu suchen. Beides erschien ihm im gegenwärtigen Augenblicke begreiflicher Weise sehr unerwünscht, und wenn es ihm auch ein Leichtes gewesen wäre, einen Unberufenen von sich abzuweisen, so war der Ort, an welchem er sich befand, durchaus nicht dazu geeignet, durch ein auffallendes Verfahren die Bewohner der umliegenden Häuser aufmerksam zu machen. Deßhalb ging er mit raschen Schritten die Gasse hinab bis auf den

Blumenmarkt, trat dort an die einsam liegende Fontaine und drehte sich hier plötzlich gegen seinen Begleiter um, indem er mit barschen Worten sagte:

„Ihr Zweck, Herr, warum Sie mich bis hieher verfolgen, ist mir unbekannt; daß aber Ihr aufdringliches Betragen nicht ohne Absicht war, glaube ich zu erkennen. Was Sie sind, weiß ich nicht; ich aber bin der Baron George von Breda und genugsam dafür bekannt, daß es nicht zu meinen Unterhaltungen gehört, mit fremden Leuten, die mit braun und blau angelaufenen Gesichtern aus Gott weiß welchem Wirthshause kommen, auf öffentlicher Straße zu sprechen. Hier von diesem Platze führen vier Wege in die Stadt, gehen Sie, welchen Sie wollen, und ich werde so vernünftig sein, mir einen anderen zu wählen. Sie müssen doch selbst einsehen, daß es für mich keine Ehre ist, in Ihrer Gesellschaft zu wandeln. Sollten Sie es aber vorziehen, mich noch weiter zu belästigen, so werde ich den ersten, besten Polizeisoldaten anrufen und Sie irgend wohin bringen lassen, wo man untersuchen wird, ob Sie ein zudringlicher Mensch oder ein Narr sind."

Während Beide mit einander die enge Gasse hinabgegangen waren, hatte Don Larioz rückwärts geschaut und den kleinen Doktor wohl bemerkt, der oben zum Fenster hinaus sah, um Achtung zu geben, ob sich der eifersüchtige Aufpasser entferne. Dies war nun allerdings geschehen, und derselbe befand sich hier an dem Brunnen auf dem Blumenmarkte so weit von jenem Hause entfernt, wobei obendrein die Gasse, die dorthin führte, noch eine solche Biegung machte, daß es unmöglich war, die Hausthür von hier zu überwachen. Die Aufgabe des edlen Spaniers war demnach erfüllt, und dieser

überlegte eben, ob es nicht räthlicher sei, über den zudringlichen Menschen oder Narrn hinweg zu gehen, um weiter kein Aufsehen zu erregen, oder ob es nothwendig oder ehrenvoller wäre, über die beiden Ausdrücke eine Erklärung zu verlangen.

Nach einem augenblicklichen Ueberlegen entschloß er sich zu dem Letzteren und that dies, indem er sprach: „Da Sie, mein Herr Baron, mir die Wahl gelassen haben zwischen einem Narrn und einem zudringlichen Menschen, so will ich den letzteren für mich in Anspruch nehmen und Ihnen so lange zudringlich erscheinen, bis Sie mir über diese verletzenden Worte eine Erklärung gegeben. Sie sind der Herr Baron George von Breda; ich nenne mich Larioz, Don Larioz, ein Spanier von altadeliger Familie."

Bei diesen letzten Worten streckte sich der Sprecher um ein paar Zoll länger und machte ein so würdevolles Gesicht, daß es bei den sonderbaren Farben auf demselben unwiderstehlich komisch aussah.

Der Baron zuckte einfach mit den Achseln und zog, ohne ein Wort zu erwidern, sein Taschenbuch hervor, woraus er eine Karte nahm und sie dem Anderen einhändigte. „Lassen Sie sich," sagte er alsdann, „durch einen mir bekannten unbescholtenen Menschen bei mir einführen, und ich werde Ihnen alle Erklärungen geben, die ich für nothwendig und passend halte."

Damit wollte er sich entfernen, doch rollte in diesem Augenblicke ein leichtes Coupé aus einer der Straßen, aber nicht aus der, in welcher der Baron so lange auf und ab gewandelt, auf den Blumenmarkt und hielt nicht drei Schritte von ihm in der Nähe des Brunnens. George von Breda

blickte nach dem Wagen hin und erkannte den Grafen Helfenberg, der ihm freundlich zurief, näher zu treten, und ihm ſagte: „In welcher Geſellſchaft biſt du denn da? Wie kommſt du mit dem edlen Don zuſammen?“

„Weiß der Henker, was dieſer Narr von mir will!“ verſetzte der Baron verdrießlich. „Ich ging zufällig durch jene Gaſſe dort, und da hängte dieſer Menſch ſich an mich. Kennſt du ihn?“

„O ja,“ erwiderte lachend der Graf; „er iſt oder war der Schreiber eines hieſigen bekannten Advokaten, deſſelben Doktor Plager, den du dich erinnern wirſt, bei mir an einem gewiſſen Abend geſehen zu haben.“

„Und dieſer Schreiber,“ ſprach der Baron finſter, „iſt hier nicht ganz richtig?“ Damit zeigte er auf ſeine Stirn.

„Er hat allerdings ſeine eigenthümlichen Seiten, ohne darum ein Narr zu ſein,“ gab Helfenberg zur Antwort, „iſt aber dabei ein ſehr nobler und anſtändiger Charakter. Ich protegire ihn.“

„Nun, wenn du ihn protegirſt, ſo kannſt du ihn bei mir einführen. Er benahm ſich gegen mich zudringlich, ich ſagte ihm einige paſſende Worte, worüber er eine Erklärung verlangte.“

„Das iſt echt ſpaniſch und ſieht ihm ganz gleich. Sieh, wie er dort hin wandelt, das lange ſpaniſche Rohr haltend wie einen Stoßdegen, den Mantel umgeworfen wie ein Hidalgo.“

„Ich habe mit ſolchen Leuten nicht gern zu thun,“ verſetzte George von Breda.

„Und doch verſichere ich dich, es iſt ſchade um dieſen Menſchen; er iſt, wie ich dir ſchon vorhin ſagte, ein zuver-

läſſiger und ſehr anſtändiger Charakter. Ich fürchte nur, er wird an ſeinen Grillen zu Grunde gehen."

„Meinetwegen. — Wohin fährſt du?"

„Nach meinem Hauſe, und das iſt auch ein Grund, warum ich halten ließ, als ich dich vorhin bemerkte. Du mußt mir den Gefallen thun, mich zu begleiten."

George von Breda hatte die Hand auf den Schlag des Wagens gelegt und dachte einen Augenblick nach. Sollte er noch länger hier bleiben? Es hatte ihn nach der Begegnung mit dem langen Manne das richtige Gefühl überſchlichen, als ſei es unwürdig für ihn, hier einen Aufpaſſer zu machen. Was konnte es ihm am Ende auch nützen, wenn er länger da blieb? War Eugenie wirklich fähig, Wege zu gehen, welche für ſie ſo wenig paſſend waren, ſo hatte ſie auch ihre Maßregeln getroffen, um unerkannt zu bleiben. Dieſer Gedanke peinigte ihn ſo entſetzlich, daß er ſeine Finger krampfhaft in die weiche Polſterung des Wagens vergrub, wobei er aber nicht den faſt erſchreckten Blick bemerkte, welchen Graf Helfenberg auf ihn warf. Ja, der Ort war ihm verhaßt, wo er ſich befand, die Gaſſe, durch welche er gekommen, gähnte ihn ſo dunkel, ſo trübſelig, ſo unheimlich an, das Geplätſcher des Waſſers aus dem Brunnen, neben dem er ſtand, ſchien ſchadenfroh über ihn zu lachen, und dazwiſchen tönte es in ſeinem Herzen immer und immer fort: Auch Eugenie, auch Eugenie!

Haſtig riß der Baron den Wagenſchlag auf und warf ſich neben ſeinem Freunde in die Kiſſen, wobei er zu dieſem ſagte: „Führe mich, wohin du willſt."

„Nach Hauſe!" rief Graf Helfenberg dem Kutſcher zu, und der Wagen rollte dahin.

„Es thut mir leid,“ ſagte der Graf nach einer Pauſe zu ſeinem Nachbar, „daß du, wie ich ſehe, verdrießlich biſt; ich hatte vor, dich um eine kleine Gefälligkeit zu bitten.“

„Um was du willſt,“ verſetzte Herr von Breda. „Da ich aber allerdings einigermaßen verdrießlich bin, ſo wirſt du nicht von mir verlangen, daß ich mit dir lachen oder tanzen ſoll.“

„Im Gegentheil, es handelt ſich um ein ernſtes Geſchäft.“

„Dazu bin ich der Mann.“

„Und du haſt eine Stunde für mich übrig?“

„Mehrere Stunden,“ erwiderte der Baron, und als er hinzu ſetzte: „ich wüßte nichts, was mich in dieſem Augenblicke nach Hauſe zöge,“ fühlte er ein tiefes, ſchneidendes Weh in ſeinem Herzen.

Sie hatten das Palais des Grafen Helfenberg erreicht; ein Lakai öffnete den Schlag, während der dicke Portier in beſter Haltung unter der Glasthür ſtand. Dieſe Glasthür wurde übrigens in letzter Zeit nicht mehr ſo ängſtlich verſchloſſen gehalten, wie das früher der Fall geweſen war; ſie ließ ungehindert die Bekannten des Grafen aus und ein gehen, ebenſo die warme Luft des anbrechenden Frühlings, welche das weite, kalte Treppenhaus erobert hatte; ein paar Streifen hellen Sonnenlichts beglänzten die alten Ritter deſſelben.

Oben an der Treppe empfing der Kammerdiener die beiden Herren und öffnete voranſchreitend die Thüren, nachdem er dem Grafen zugeflüſtert, daß Baron Fremont und Herr von Tondern im Schreibzimmer warteten.

So war es auch. Dieſe beiden würdigen Herren hatten

es sich bequem gemacht; Tondern ruhte auf einem Fauteuil, in welchem er lang ausgestreckt war, hatte den Kopf hintenüber gelegt und blickte sinnend den blauen Rauchwolken nach, die er der vortrefflichen Cigarre des Hausherrn entlockte. Fremont saß in einem Lehnstuhl und blätterte in einem Journale, das er vom Tische genommen; doch schien er nicht darin zu lesen, wenigstens nicht im gegenwärtigen Augenblicke, sondern er rollte das Heft zusammen, hielt es unter sein Kinn und sprach: „Du magst mich so viel beruhigen, wie du willst, so habe ich doch eine Ahnung, daß wir mit diesem Czrabowski ein schlechtes Geschäft gemacht haben."

„Bah! du siehst immer Gespenster," versetzte der Andere; „ich bin das an dir gewohnt. Auch ich schenke dem Polen wahrhaftig kein übermäßiges Zutrauen; aber was hätte er davon, uns einen Streich zu spielen? Der Art Menschen sehen nur auf den Gewinnst, der für sie bei irgend einem Geschäfte heraus springt."

Fremont schüttelte ärgerlich mit dem Kopfe und wollte etwas erwidern, doch ließ ihn sein Freund nicht zum Worte kommen, sondern fuhr fort, mit großer Ueberzeugung zu sprechen, wobei er gemessene Bewegungen mit der Hand machte, in welcher er die Cigarre hielt.

„Ueberdies," sagte er, „ist das Geschäft, welches der Pole mit uns abgeschlossen, im Augenblicke Nebensache für ihn; er will ein junges Mädchen heirathen von ganz anständiger Familie und sich auf diese Art eine sorgenfreie Zukunft sichern. — Obendrein ist es ein hübsches Mädchen — o, er ist nicht so ganz dumm, dieser edle Polake. — Wenn du also —"

„Du hörst dich wieder einmal gern sprechen," unterbrach

ihn Fremont ärgerlich, „und wenn du ſo mit der allergrößten Sicherheit und Gewißheit perorirſt, ſo ſollte man glauben, du habeſt dich in deinem ganzen Leben noch nicht geirrt. Und doch —“ ſetzte er hinzu, endete aber dieſen Satz mit einem großen Seufzer.

„Was willſt du denn eigentlich?“ fragte Tondern, wobei er den Kopf ſo weit herum bog, daß er zu ſeinem Freunde hinüber blinzeln konnte. „Wenn ich dir ſage: wir ſind des Polen ſicher, ſo kannſt du es mir glauben; ich habe Lebenserfahrung genug, um ſo einen Kerl zu beurtheilen.“

„Dein Pole genirt mich weniger!“ rief ungeduldig der Baron. „Mir liegt etwas Anderes auf der Seele; aber du läſſeſt Einen ja nie zu Worte kommen. Ich ſagte vorhin, mich quäle eine Ahnung, als hätten wir mit Czrabowski ein ſchlechtes Geſchäft gemacht.“

„Nun?“

„Dabei will ich dieſen Menſchen nicht verdächtigen; er kann vielleicht gegen uns redlicher handeln, als es ſonſt ſeine Gewohnheit iſt, aber — mir gefällt Helſenberg nicht, oder eigentlich er gefällt mir zu gut.“

„Wie?“

„Spare dein Nun und Wie; was ich denke und fühle, darüber haſt du auch ſchon nachgedacht. Du mußt mir nicht weis machen wollen, daß dem nicht ſo iſt; ich fürchte, ich habe mich da in etwas eingelaſſen, das mir mein ſchönes Geld koſtet und mich am Ende noch gar ridicul macht. Dann aber verſtehe ich keinen Spaß, Tondern, darauf kannſt du dich verlaſſen.“

Ein verächtliches Lächeln zeigte ſich auf den Zügen des Angeredeten, machte aber gleich darauf einem finſteren Aus-

drucke Platz, der sich jedoch bald wieder in das gewöhnliche gleichgültige Gesicht des Herrn von Tondern verwandelte, als er sich gegen seinen Freund wandte und diesem zur Antwort gab: „So ruhig und besonnen du zu sein scheinst, so gehen deine Gedanken in Wahrheit doch immer mit dir oben hinaus. Du brauchst dich nicht deutlicher zu erklären; ich weiß ganz genau, worauf du lossteuerst, finde es aber von dir unverantwortlich, dem armen Grafen das letzte Aufflackern seiner Lebenskraft zu mißgönnen. Es ist das auf Ehre, im höchsten Grade undankbar von dir. Helfenberg ist im Begriff, dir zu einer schönen und liebenswürdigen Frau zu verhelfen, wobei du als Aussteuer eine der prachtvollsten Besitzungen des Landes erhältst, und du mißgönnst es ihm, daß er sich in den letzten Tagen seines Lebens etwas besser befindet. Pfui Teufel, Fremont, das hätte ich nicht von dir erwartet! — Spar' deine Gegenreden, glaube mir, du irrst dich, der arme Graf ist übler daran als je. Sage mir lieber, was du in den letzten Tagen in unserer großen Angelegenheit gethan, ob du Fortschritte in der Gunst Eugeniens gemacht und wie dich Frau von Braachen aufgenommen."

Der Baron murmelte unwillig etwas in sich hinein und schien Lust zu haben, das Gespräch von so eben fortzusetzen; da er aber die erhobene Hand seines Freundes sah, bereit, in diesem Falle abwehrende Bewegungen zu machen, so fügte er sich, wenngleich empört, in das Joch, das er sich selbst auferlegt, und sagte, indem er die Worte heftig herausstieß: „Was Frau von Braachen anbelangt, so bin ich ihr höchst willkommen, das kann ich dich versichern; aber das Mädchen ist ein lächerlicher Fratz, bei dem es sich wahrhaftig der Mühe nicht verlohnt, die man sich um sie gibt."

„Ja, ſie iſt kalt,“ ſprach Tondern, „hochfahrend, eigenſinnig, übermüthig, — aber ſchön,“ ſetzte er boshaft lächelnd hinzu, „ſehr ſchön, ein ſeltener Geiſt und kann über alle Begriffe liebenswürdig ſein. Eine ſolche Eroberung wiegt hundert andere auf, nicht zu gedenken, daß in ihrer kleinen Hand das wunderbare Stromberg ruht.“

„Wenn du mir glauben wollteſt, —“ entgegnete Fremont kleinlaut mit einem tiefen Seufzer.

„Was ſoll ich dir glauben? Graf Helfenberg iſt ein kranker, verlorener Menſch; das glaube mir.“

„Stille, Tondern! dort kommt dein kranker, verlorener Menſch.“

Und wirklich hörte man in dieſem Augenblicke ſich von draußen Schritte nähern, und eine klangvolle Stimme, welche den Refrain eines luſtigen Liedes ſang.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Die letzte Rose.

Die Thür öffnete sich, und George von Breda trat mit dem Hausherrn ein.

Fremont erhob sich von seinem Stuhle, nicht so Tondern, der sich noch länger ausstreckte, als bisher, und laut gähnte.

„Verzeiht mir, daß ich habe warten lassen," sagte Graf Helfenberg; „ich wäre aber zur Zeit da gewesen, wenn ich mich nicht hätte unterwegs aufhalten müssen, um diesen theuren George aufzulesen, den mich ein glückliches Ungefähr finden ließ."

„Doktor Flecker!" meldete der eintretende Kammerdiener.

„Ist mir sehr willkommen," sprach der Hausherr, und als hierauf der kleine Armenarzt eintrat, ging er demselben entgegen und reichte ihm mit einem vielsagenden Blicke die Hand.

Hinter dem Doktor war indessen noch eine andere Figur

ins Zimmer geeilt, der bewegliche Legationsrath von S., welcher, dem Hausherrn seine Rechte reichend, eilig wie immer sagte: „Ich habe Ihren Brief erhalten, lieber Graf, und eine wichtige Sitzung geschwänzt, um hieher zu kommen. Möge es Seine Excellenz, unser Gewaltiger, mir nicht gelegentlich ins Wachs drücken! Ah, bon jour, Breda! wie geht dir's? — Sieh da, Fremont und Tondern, die Unzertrennlichen. Ich versichere euch, Orestes und Pylades waren gegen euch ein paar unverträgliche, zänkische Kerle. — Das nenne ich Freundschaft!" Er war bei diesen Worten schon wieder in die Mitte des Zimmers zurück geeilt, wandte aber plötzlich wieder um und tänzelte an den Stuhl zurück, auf dem Fremont saß, wobei er die Hände unter seine Rockschöße steckte und freundlich sprach: „Apropos, Fremont, man kann dir ja —"

Weiter aber brachte er seinen Satz nicht, denn Tondern warf seinen Fauteuil so heftig herum, daß er mit den Fußspitzen die Schienbeine des Sprechers berührte und diesem dabei mit einem höchst unwilligen Gesichtsausdrucke einen verständlichen Wink gab.

Der Legationsrath wandte plötzlich wieder um und schoß in die Mitte des Zimmers zurück, wo er dem Doktor Flecker sein Compliment machte, der einige gleichgültige Worte mit George von Breda sprach.

Fremont hustete leise, aber so auffallend, daß Herr von Tondern ihm den Kopf zuwandte, worauf Jener ein Zeichen mit den Augen machte, welches Dieser mit einem Achselzucken und einem gleichgültig sein sollenden Gesichte beantwortete. In Wahrheit aber blitzten seine Augen lebhaft, und er blickte aufmerksam auf den Hausherrn, der dem Kammerdiener ein

paar Worte ſagte, und darauf zu der Gruppe in der Mitte des Zimmers trat.

„Du!“ ſagte Fremont flüſternd.

„Was ſollo?“

„Das gefällt mir ganz und gar nicht.“

„Was denn?“

„Die Einladung des Grafen an uns, um dieſe Stunde hier zu erſcheinen.“

„Aus welchem Grunde mißfällt dir das?“ fragte Tondern, wobei ſeine Blicke aber unruhig nach der Mitte des Zimmers ſchweiften.

„Wir Beide ſind da,“ fuhr der Baron mit leiſer Stimme fort, „George von Breda, der Legationsrath, der kleine Doctor, gerade wie an jenem Abend; es fehlt nur noch —“

„Der Herr Rechtsconſulent Doktor Plager!“ ſagte der Kammerdiener, indem er die Thür weit öffnete, und der Angemeldete mit der unvermeidlichen weißen Halsbinde, die er bei feierlichen Gelegenheiten trug, trat mit einer tiefen Verbeugung ins Zimmer.

„Tondern —“

„Laß mich jetzt ins Teufels Namen!“ gab dieſer flüſternd, aber ſehr verſtändlich zur Antwort. Dann ſprang er von ſeinem Fauteuil in die Höhe und begab ſich ebenfalls in die Mitte des Zimmers.

Baron Fremont folgte mit einem etwas bleichen Geſichte.

Graf Helfenberg hatte den Rechtsconſulenten freundlich bewillkommt und ſchaute nun heiter die guten Freunde an, welche ihn umgaben. „Es iſt zum zweiten Male,“ ſagte er, „daß ich von euch einen Dienſt in der gleichen Angelegenheit verlange, der aber noch müheloſer iſt, da es ſich nicht einmal

wie damals um eure Namensunterschrift handelt, sondern nur um eine kleine Viertelstunde Gehör für Herrn Doktor Plager, meinen Geschäftsmann.“ Er machte bei diesen Worten eine Handbewegung gegen den Rechtsconsulenten, welche dieser mit einem ehrfurchtsvollen Compliment rings umher beantwortete, worauf der Graf hinzusetzte: „Bitte, einen Augenblick Platz zu nehmen.“

Der Kammerdiener hatte mit einem Lakaien einige Stühle und Fauteuils im Kreise gestellt, welche aber von keinem der Anwesenden benutzt wurden.

Der Hausherr trat etwas zurück und lehnte sich mit der Hand an eine Seite des Kamines; das Gleiche that George von Breda auf der anderen Seite. Der Legationsrath umschlich den Kreis der Stühle, auf den Zehen schreitend, aufmerksam lauschend, wie der Schäferhund seine Heerde, und ebenfalls wie dieser, wenn das möglich gewesen wäre, mit gespitzten Ohren.

Tondern, dem es mit einem Male klar wurde, worauf diese Verhandlung ziele, hatte einen Augenblick gute Lust, in auffallender Weise das Zimmer zu verlassen; doch bedachte er sich eines Besseren, trat an den Schreibtisch und flüsterte mit etwas verstörten Gesichtszügen dem erschreckenen Fremont zu: „Du hast Recht — das ist eine Teufelei! Laß dir aber um Gottes willen nichts merken!“

„Darin gehst du mir mit schlechtem Beispiel voran,“ antwortete der Baron in kläglichem Tone. „Du ziehst selbst eine Grimasse, wie ein armer Sünder; wirf nur einmal einen Blick in den Spiegel, und dann fasse dich. Ich müßte mich sehr irren, wenn Helfenberg und nicht minder dieser verfluchte kleine Doktor zuweilen lauernde Blicke auf uns werfen.“

Der Rechtsconsulent hatte unterdessen ein bekanntes Couvert aus der Tasche gezogen, mit sieben Siegeln versehen, welches er emporhielt, um die Anwesenden sich überzeugen zu lassen, daß sämmtliche sieben Siegel unverletzt seien. Dann legte er das Couvert auf einen kleinen Tisch, den der Kammerdiener vor ihn hingeschoben, und zog ein anderes zusammengefaltetes Papier aus der Tasche.

„Sollte es sich vielleicht um ein Codicill handeln?“ fragte Fremont seinen Nachbar mit tonloser Stimme.

„Um den Teufel wird es sich handeln!“ entgegnete dieser. „Gib nur Achtung.“ Dann trat er ein paar Schritte vor, legte die Hände auf dem Rücken zusammen und stellte sich mit gespreizten Beinen dem Hausherrn gerade gegenüber.

Doktor Plager war mit einem ernsten und feierlichen Gesichtsausdruck in die Tiefe seiner Halsbinde hinabgetaucht, während er langsam das Papier, welches er in den Händen hielt, entfaltete. Jetzt erhob sich sein Gesicht wieder und nahm, wie es über den Rand der Cravatte emporstieg, einen freundlichen und lächelnden Ausdruck an. Man sah deutlich: er hatte etwas Angenehmes zu verkünden. Darauf las er: „Nachdem Seine Erlaucht, der hier gegenwärtige Graf Hugo Helfenberg, vor einiger Zeit den Unterzeichneten ersucht, seinen letzten Willen in Gestalt eines Testamentes in mystischer Form aufzunehmen und vor den hier anwesenden Herren, welche bei diesem Akt als Zeugen dienten, zu beglaubigen und zu versiegeln, wurde besagtes Testament bei dem betreffenden Gerichte bis heute deponirt, wo mich, den Unterzeichneten, ein Befehl Seiner Erlaucht beauftragte, das Testament zurückzuziehen, um es dem Willen des Herrn Grafen gemäß vor den Augen der anwesenden Herren zu vernichten.“

Baron Fremont zuckte etwas zusammen, wogegen Tondern jetzt fest da stand in unerschütterlicher Ruhe, mit einem freundlichen Lächeln auf seinen Zügen, welches eine Erklärung erhielt durch eine Handbewegung, mit der er dem Grafen wie gratulirend zuwinkte.

„Ja, vollständig zu vernichten," wiederholte der Rechtsconsulent, nachdem er sich mit unverkennbarer Rührung rings im Kreise umgeschaut, „was demnach hiermit vor Aller Augen geschehen soll."

Er nahm eine große Scheere zur Hand, die der Kammerdiener zugleich mit einem brennenden Wachslichte auf einer silbernen Schale vor ihn hingestellt, schnitt das versiegelte Testament in mehrere Stücke, von denen er jedes einzeln an dem Lichte anzündete, ehe er es in die Schale warf. Darauf faltete er seine Hände und blickte mit hoch emporgehobenen Augenbrauen nachsinnend in die aufzüngelnden Flammen.

Auch Graf Helfenberg schaute wie träumend in die Gluth, die hoch emporflackerte, dann aber schnell in sich zusammensank. Ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust, worauf er sich rasch gegen George von Breda wandte, ihm beide Hände auf die Schultern legte und den ernst, fast finster blickenden Mann mit einem unaussprechlich innigen Ausdrucke eine kleine Weile betrachtete.

„Da brennen Stromberg und unsere Legate," flüsterte Herr von Tondern dem fast zusammen knickenden Fremont zu; „aber aus den Flammen, die dort eben gelodert und mir allerlei beleuchtet, ging mir ein absonderlich klares Licht auf; nur wer selbst seine Partie aufgibt, hat sie verloren."

Nach diesen Worten drängte er sich rasch vor, reichte dem Grafen seine Hand und sagte ihm so herzliche Worte über die

angenehme Fortsetzung des traurigen Testaments-Aktes, daß jeder, der sie hörte, hätte glauben sollen, es freue sich Niemand so darüber, wie gerade Herr von Tondern.

Auch der Legationsrath hüpfte gratulirend auf den Hausherrn zu, und endlich auch Fremont mit einem erträglich freundlichen Gesichte. Der dicke Baron konnte sich nicht so verstellen, wie sein guter Freund, und er wandte sich deßhalb auch so bald wie möglich von dem Kamine nach dem Schreibtische zurück, wo er gedankenvoll in die sonnbeglänzte lachende Ferne hinausblickte.

„Vielleicht habe ich voreilig gehandelt," sprach Graf Helfenberg, nachdem er die herzlichen Glückwünsche seiner Freunde herzlich erwidert. „Aber in diesem Falle schiebe ich alle Schuld auf unseren guten Doktor, wie ihm nach dem barmherzigen Gott im anderen Falle auch alles Verdienst an dieser Aenderung meiner gewiß trostlosen Lage zukommt. Auf seine Verantwortung habe ich beschlossen, jenes Testament zu vernichten, da er mir in einer glückseligen Stunde die Hoffnung auf ein längeres Leben wiedergegeben."

Hier hielt es der Rechtsconsulent für passend, das Wort zu Beschließung dieses Aktes abermals zu ergreifen, weßhalb er von seinem Papier herunter las: „Daß die Vernichtung des fraglichen Testamentes auf Befehl Seiner Erlaucht geschehen, beurkundet Herr Graf Hugo Helfenberg durch seine eigenhändige Unterschrift, und ist darüber gegenwärtige Urkunde entworfen und auch von mir unterzeichnet worden."

Nachdem dies also geschehen, blieben die Freunde des Hausherrn nur noch sehr kurze Zeit bei einander. George von Breda, der ziemlich theilnahmlos und offenbar mit anderen Gedanken beschäftigt an dem Kamin gelehnt, nahm seinen Hut

und empfahl sich zuerst. Ihm folgte der kleine Armenarzt und der eilige Legationsrath von S., der die Hoffnung aussprach, noch den Schluß seiner wichtigen Sitzung genießen zu können. Baron Fremont und Herr von Tondern verabschiedeten sich mit dem Rechtsconsulenten zuletzt und stiegen, von diesem gefolgt, schweigend die breiten Marmortreppen hinab. Unter dem Thorbogen angekommen, faltete Baron Fremont die Hände und blickte seinen Freund mit einem seltsamen Gesichtsausdruck an. Es war eine Mischung von Zorn und Ueberraschung, welche sich auf seinen Zügen gelagert hatte; dabei zwinkerte er mit den Augen, wie er nur in sehr seltenen Fällen zu thun pflegte, wenn sein Phlegma sich zu einem Zornausbruche bewegen ließ; er biß die Lippen auf einander und wollte gerade seinem Unmuthe in heftigen und lauten Worten Luft machen, als ihm der immer besonnene Tondern ruhig die Hand auf den Arm legte und dabei sagte: „Gib dem da hinter uns kein Schauspiel; du wirst nachher Zeit genug finden, dich auszulassen.“

Bei diesen Worten trat Baron Fremont selbst etwas auf die Seite, damit der Rechtsconsulent bei ihm vorbeigehen könnte, und faßte auf die sehr verbindliche Verbeugung desselben mit zwei Fingern leicht an den Rand seines Hutes. Herr Doktor Plager aber, anstatt vorüber zu schreiten, machte eine Viertelswendung gegen Herrn von Tondern und ersuchte ihn um die Vergünstigung, gefälligst zwei Worte von ihm anhören zu wollen.

Fremont trat augenblicklich einen Schritt von seinem Freunde weg, worauf dieser mit sehr hoch erhobener Nase und herabgesenkten Augenlidern vor dem Advokaten mit einem nachlässigen „Was beliebt?“ stehen blieb.

„Ich wollte mir nur erlauben, den Herrn von Tondern zu fragen," ſprach der Rechtsconſulent demüthig, „zu welcher Stunde in den nächſten Tagen ich dem gnädigen Herrn zu einer kleinen Unterredung nicht unpaſſend käme. Es handelt ſich um ein-paar kleine Papiere, die ich in Händen habe und zu deren Berichtigung oder einem anderweitigen Arrangement wohl die höchſte Zeit wäre."

„Das erſcheint Ihnen heute mit einem Mal ſo dringend?" erwiderte Herr von Tondern mit finſterem Blick; „heute, jetzt, nachdem Sie droben den fatalen Akt vollzogen? Ah, ich verſtehe Sie ſchon; Sie haben ſich ſeit vorgeſtern ſtark geändert."

„Es iſt mir ſehr lieb, wenn mich Euer Gnaden vollkommen verſtehen; es iſt leider wahr, wir und die Zeiten ändern uns. — Wann darf ich Euer Gnaden beläſtigen?"

„Wann Sie wollen," entgegnete der Andere in ſehr hochmüthigem Tone; „nur nicht zu früh und nicht zu ſpät." — Er wandte dem Rechtsconſulenten den Rücken und trat zu Fremont, um mit dieſem nach Hauſe zu gehen.

Herr Doktor Plager ſchritt ebenfalls von dannen, aber wie in tiefe Gedanken verſunken, ſo außerordentlich langſam, daß er eine Aeußerung Baron Fremont's hören mußte, eine Aeußerung, die den Rechtsconſulenten ſehr unangenehm berührte. Der Baron ſagte nämlich: „Nun gut, ich will mich mäßigen; ich will über dieſe verfluchte Geſchichte hier auf der Straße kein Wort verlieren. Aber Eins laß mich ſagen; ich könnte daran erſticken, wenn ich es bei mir behielte: Dieſer elende Pole, dieſer Czrabowski hat uns verrathen. O, wenn ich dieſen Kerl vergiften könnte! Gib mir wenigſtens zu,

Tondern, daß dies einer der niederträchtigſten Schufte iſt, die ungehenkt umherlaufen."

„Zugeſtanden," verſetzte Tondern, „aber ſei ruhig, dieſer Kerl entgeht mir nicht."

So ſprachen die Beiden von dem Herrn Grafen Czrabowski, künftigem Schwager des Rechtsconſulenten Doktor Plager, was dieſem Letzteren Einiges zu denken gab. — —

George von Breda hatte langſam das Palais des Grafen Helſenberg verlaſſen und war ſo mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, daß er den überaus freundlichen Gruß des dicken Portiers nicht einmal wahrnahm, ja, daß er vor dem Hauſe einen falſchen Weg einſchlug, einen Weg, der ihn von ſeiner Wohnung noch weiter abgeführt hätte, und doch wollte er dorthin zurück, da es an der Zeit war, wo man ihn zum Diner erwartete. Als er ſeinen Irrthum gewahr wurde, lächelte er ſtill in ſich hinein und dachte: Es wäre am Ende beſſer, wenn ich jetzt nicht nach Hauſe zurückkehrte; ich fürchte, nicht ruhig genug zu ſein, um ihren Anblick ertragen zu können, ohne in Vorwürfe, ja, in Klagen auszubrechen, was beides ebenſo nutzlos als lächerlich wäre. Und doch, fuhr er ſtrenger fort, was ich ernſtlich gewollt, habe ich immer noch durchgeſetzt, und es ſoll und muß mir auch dieſes Mal gelingen, nichts von dem Sturme zu verrathen, der mein Herz bewegt und martert.

Obgleich er nicht ſehr raſch ging, erreichte er doch ſein Haus in unglaublich kurzer Zeit. So kam es ihm wenigſtens vor; ja, wenn er noch ſo langſam dahinſchritt, ſo ſchien es ihm, als verkürze ſich der Weg von ſelber. Und er ging ſehr langſam, als er die Bäume ſah, die ſein Haus umgaben, als er jetzt das Dach deſſelben erblickte und die

glänzende Glasdecke des Wintergartens, von welcher die Strahlen der sinkenden Sonne wie in lodernden Flammen abprallten. —

Jetzt hatte er den kleinen Garten erreicht, jetzt betrat er das Glashaus, und als er die Thür öffnete, lauschte er angestrengt, ob er nicht ihre helle Stimme vernehme, die so oft, so sehr oft durch diese Räume geklungen war, wenn Eugenie ihn erwartend auf der kleinen Bank saß, die sich in der Laube hinter dem Springbrunnen befand. —

Alles war ruhig und still, nur das Wasser plätscherte einförmig, melancholisch; sein Fuß betrat den knisternden Sand der verschlungenen Wege, und nachdem er ein paar Schritte gemacht, blieb er horchend stehen. Wenn es ihm auch noch vor kurzer Zeit peinlich erschienen war, das junge Mädchen wieder zu sehen, so sehnte er sich doch jetzt nach ihrem Anblicke. Er hätte viel, sehr viel darum gegeben, wenn sie ihm jetzt — wie sonst so oft — entgegen geeilt wäre, heiter, unbefangen, lachend, wenn er ihren lustigen Ruf vernommen hätte: „Onkel George, bist du da? — Onkel George, du kommst sehr spät!“

Aber er vernahm nichts dergleichen; ringsum war Alles ruhig und still, nur das niederstürzende Wasser machte einen fast unausstehlichen Lärmen — ja, unausstehlich; denn er bildete sich ein, es sei ihm wohl wegen dieses Geräusches nicht möglich, den leichten Tritt ihres Fußes zu vernehmen, wenn sie ihm vielleicht schweigend entgegen eile.

Vor dem Rosenbäumchen, dessen Knospe er vorhin genommen, nachdem sie mit ihren Fingern leicht darüber gestreift, blieb er einen Augenblick stehen, und wieder kam ihm der Gedanke von vorhin, als sei sie zum letzten Male hier

gewandelt, als ſei es, ihr wohl ſelbſt unbewußt, der Abſchiedsgruß geweſen für alle die lieben Blüthen und Blumen, da ſie mit der Hand dieſe Roſe berührte. Dann aber ärgerte er ſich über ſeine weiche Stimmung, und Schmerz und Groll erfüllten ſeine Bruſt. Sie wird mir heute nicht entgegenkommen, ſprach er zu ſich ſelber mit einem traurigen Lächeln. Ah! ſie weiß, warum, und wenn ich es genau überlege, ſo muß ich ſie noch darum achten, daß ſie nicht kommt. Heuchelei iſt alsdann doch dieſem ſtarren Charakter fremd. — Aber daß ſie nicht kommt, iſt mir ein Zeichen ihrer Schuld; ſie ſcheut meinen Anblick. Nun gut, wir werden uns drinnen wieder ſehen, und an dem Blick deiner Augen will ich erkennen, ob ich Recht oder Unrecht hatte.

Der Baron machte wieder ein paar Schritte, dann blieb er abermals ſtehen und zog ſeine Uhr hervor. Es iſt wohl noch früh, dachte er; man erwartet dich noch nicht. Ja, ja, ſo wird es ſein. — Aber es war nicht ſo, die unerbittliche Uhr zeigte ſchon eine Viertelſtunde nach Fünf. — Vielleicht bin ich auch, fuhr er nach einer Pauſe fort, gegen meine Gewohnheit ſehr leiſe und unhörbar in das Gewächshaus eingetreten. Ja, ſo muß es ſein. — Und als er das gedacht, kehrte er wieder um, öffnete noch einmal die Glasthür und warf ſie hinter ſich laut ſchallend ins Schloß. Das hohe Gewölbe des Wintergartens gab den Ton der zufallenden Thür laut hallend wieder, worauf George von Breda athemlos lauſchend ſtehen blieb. Aber Alles blieb ſtill wie vorher; nichts regte ſich, nichts war hörbar, als der geſchwätzige Strahl des Springbrunnens; er vernahm keinen Geſang, keinen heiteren Ruf: „Onkel George! Onkel George!“ keinen Schall ihrer Fußtritte. — —

— — „Ich Thor!“ rief er jetzt überwältigt aus; „wie kann ich so verblendet sein und an das Wahre der Geschichte zuletzt denken! Sie wird noch nicht zu Hause sein. O,“ setzte er zähneknirschend hinzu, „es muß sie Interessantes fesseln, wo sie sich eben befindet; ja, ja, das ist es. Was kümmert sie die Ordnung des Hauses, die Stunde, wo ich zurückkehre? — Die Zeiten sind vorbei! Gut, es sei darum!“

Er that noch einen tiefen Athemzug und schritt dann rasch dem Eßzimmer zu. Wie schmerzlich berührte es ihn aber, als er jetzt vor sich die kleine Terrasse sah, wo Eugenie so oft stand und auf ihn wartete, von wo sie ihm neckisch zurief und ihn ausschalt, daß er so spät komme! Was hätte er jetzt um ihre Vorwürfe gegeben! — Aber sie war auch dort nicht, auch von dort her vernahm er nicht ihre liebe, helle Stimme; er sah auch nicht ihre schöne Gestalt, ihr glänzendes Auge.

So gut es ihm möglich war, suchte er seine Fassung zu gewinnen, und betrat äußerlich ruhig den Eßsalon. Der Tisch war gedeckt; es standen da drei Couverts wie gewöhnlich; aber Eugenie fehlte; die Baronin war da, aber gegen ihre Gewohnheit saß sie nicht mit ihrem Buche beschäftigt in dem kleinen Fauteuil, sondern ging mit ungewöhnlich hastigen Schritten in dem Zimmer auf und ab; auch sah sie etwas bleich aus, und als Herr von Breda eintrat, sagte sie zu dem Jäger Brenner, der an der Thür stand, welche in das Wohnhaus führte: „Es ist gut, bringen Sie die Suppe.“

Der Baron legte seinen Hut auf den Nebentisch, und sprach, indem er einen Blick auf die Uhr warf: „Ich bitte um Entschuldigung, daß ich eine Viertelstunde zu spät komme; Graf Helfenberg traf mich auf der Straße, als ich hieher wollte,

und bat mich, ihm eine Gefälligkeit zu erzeigen. Ich halte es für meine Pflicht, dir dieſen Grund meines ſpäten Kommens zu ſagen; denn ich weiß ſelbſt, wie unangenehm es iſt, auf ſich warten zu laſſen."

„Es iſt wahr, fünf Uhr iſt vorüber," antwortete die Baronin, nachdem ſie ebenfalls die Uhr angeſchaut. „Ich hätte es in der That nicht einmal bemerkt, denn du biſt gewöhnlich von einer Pünktlichkeit, die uns gar an dem Schlage der Uhr irre werden läßt."

Sie ſprach das zu dem Baron mit einer freundlichen Miene, doch bemerkte ſein ſcharfes Auge, daß ſie ſich zwang, heiter zu ſcheinen. Früher wäre ſeine erſte Frage nach Eugenien geweſen; jetzt fürchtete er ſich, ſie zu thun; er ſchob ſeiner Frau den Stuhl etwas vom Tiſche zurück, und als dieſe ſich niedergelaſſen, ſetzte er ſich auch.

Der Jäger brachte die Suppe, die Baronin legte für zwei Couverts vor, und ſelbſt beim Anblick des leeren dritten Tellers wagte es Herr von Breda nicht, nach Eugenien zu fragen, ſondern ſagte: „Es iſt wirklich wunderbar, wie ſich Helfenberg beſſer befindet; der kleine Doktor, den er ſo zufällig genommen, hat ein Meiſterſtück an ihm gemacht."

„So, ſo?" verſetzte die Baronin, nachdem ſie mit der Hand leicht ihre Stirn berührt, in einem Tone und mit einem Ausdrucke ihres Geſichtes, welcher offenbar anzeigte, daß ihre Gedanken mit etwas Anderem beſchäftigt waren.

George von Breda that einen tiefen Athemzug; er huſtete leicht vor ſich hin, und wollte gerade einen Löffel Suppe nehmen, als er, wie ſich jetzt erſt an die Fehlende erinnernd, lebhaft fragte: „Wo iſt denn Eugenie? Warum fehlt ſie bei Tiſche, ſie, die ſonſt doch ſo pünktlich iſt?"

Da war seine Frage heraus, und er beugte sich tief auf den Teller hinab, um bei der Antwort, die er erwartete, sein Gesicht nicht sehen zu lassen.

Und doch hatte er sich geirrt. Die Baronin führte ihr Taschentuch leicht an den Mund, dann versetzte sie: „Eugenie ist unwohl, sie läßt sich entschuldigen; sie hat sich auf ihr Zimmer zurückgezogen."

Diese Worte drangen wie ein Dolchstoß tief verletzend in sein Herz, seine Fassung war dahin; er richtete sich hastig auf und schaute seine Frau mit einem flammenden Blicke an. Schon wollten wilde, unerhörte Worte seinen Lippen entströmen, doch besann er sich glücklicher Weise eines Besseren, preßte heftig die Zähne auf einander und fragte nach einer Pause, als er die bestürzten Züge der Baronin bemerkte: „Es ist etwas vorgefallen, Julie; ich sehe es an deinen Mienen. Ums Himmels willen, sprich, was ist's mit Eugenien?"

Frau von Breda zuckte mit den Achseln, dann entgegnete sie: „Beruhige dich, George; allerdings ist etwas vorgefallen, und doch im Grunde wieder nichts. Es hat mich heute auch ein wenig alterirt; morgen werden wir vielleicht darüber lachen."

„Und wo ist Eugenie?"

„Wie ich dir sagte, auf ihrem Zimmer; sie ist in der That unwohl."

„Aber heute Morgen war sie heiter und gesund!"

„Das war sie."

„Sie verließ das Haus vor Mittag."

„Und kehrte vor einer starken Stunde hieher zurück."

„Alterirt? unwohl?“ fragte der Baron mit einem leichten Beben der Stimme.

„O nein, ſie kehrte heiter und ruhig zurück, wie ſie gegangen war; etwas bleicher fand ich ſie allerdings.“

„Ah!“

„Sie ſagte mir, ſie ſei etwas ſchnell gegangen, da ſie gefürchtet, zu lange von Hauſe wegzubleiben und mich dadurch in Unruhe zu verſetzen. Es iſt ein ſo gutes, liebes Geſchöpf, dieſes Mädchen.“

„Ja, das war ſie,“ ſprach Herr von Breda wie zu ſich ſelber. „Und wo war ſie?“ fragte er alsdann haſtig.

Die Baronin antwortete lächelnd: „Sie hat einen Beſuch eigener Art gemacht; ſie hat es mir gleich geſagt, als ſie zurück kam, und mich gebeten, es auch dir mitzutheilen.“

„Einen Beſuch eigener Art?“ wiederholte George in namenloſer Spannung. „Wen hat ſie beſucht? Bitte, Julie, es iſt mir intereſſant, das zu erfahren.“

„Sie hätte es vorher ſagen ſollen, aber ſie hat geglaubt, du würdeſt nicht gut dazu ſehen.“

„Vielleicht hätte ich Recht gehabt. — Wen hat ſie beſucht?“

„Es war eine Grille von dem Mädchen. Vielleicht wirſt du dich einer Kammerfrau meiner Mutter erinnern, einer guten, treuen und ſehr braven Perſon. Sie war ſo unglücklich, durch einen Sturz aus dem Wagen gelähmt zu werden, weßhalb ſie den Dienſt verlaſſen mußte. Henriette und ich haben ſie früher einige Mal beſucht, und als Eugenie ein halbes Jahr alt war, ließ meine Schweſter das kleine Mädchen einmal zu der alten Kammerfrau bringen, um

was dieſe bat und worüber ſie eine außerordentliche Freude hatte.“

„Ah ſo!“ machte der Baron, und in ſein Herz zog ein Gefühl wie von innigem Danke für das Wiederfinden eines ſcheinbar Verlorenen.

„Die alte Frau,“ fuhr die Baronin fort, „hatte ſich immer darnach geſehnt, Eugenie, von der ſie viel Gutes und Liebes gehört, wieder zu ſehen; anſtatt aber geradezu ihren Wunſch gegen uns oder gegen meine Schweſter auszuſprechen, wandte ſie ſich durch den alten Jäger Klaus direkt an Eugenie, und das gute Mädchen that jenen vielleicht unüberlegten Schritt, ohne dich oder mich davon in Kenntniß zu ſetzen. Es hat ihr aber recht leid gethan, und ſie wird dir ihre Entſchuldigung machen.“

Der Jäger Brenner war eingetreten, um die Teller zu wechſeln, und blieb wartend hinter dem Stuhle des Barons ſtehen, welcher nun mit ſichtlichem Behagen einen Theil ſeiner kalt gewordenen Suppe aß. Allerdings, dachte er, hätte Eugenie ſagen können, daß ſie jenen Beſuch vorhabe; hätte ich mir doch ſelbſt ein Vergnügen daraus gemacht, ſie dorthin zu begleiten. Aber ich weiß wohl, ſie hat ihren eigenen Sinn. Jetzt iſt mir Alles erklärlich; und daß ſie einen Wagen nahm, was mir ein Beweis ihrer Schuld ſchien, finde ich jetzt ſo begreiflich und danke ihr dafür. Sie konnte ja doch in jenem unbekannten Stadtviertel nicht zu Fuß gehen. O, ich fange an, mich wieder glücklich und zufrieden zu fühlen. — „Und dieſe Kammerfrau,“ ſagte er zu ſeiner Frau, „wohnt ſie nicht in der Nähe des Blumenmarktes?“

Die Baronin blickte auf den Jäger Brenner, welcher mit dem Kopfe nickte.

„Ja, ja, in der Nähe des Blumenmarktes," fuhr Herr von Breda fort, „dort in einer kleinen, unſcheinbaren Gaſſe."

„So iſt es," ſagte die Baronin, nachdem ſie abermals den Jäger angeſchaut.

„Ich möchte das Haus wiſſen," fuhr der Baron faſt heiter fort, „iſt nicht in ſeiner Nähe ein kleiner Spielwaaren-Laden? Ja, ein Spielwaaren-Laden mit vielen Bären und Affen. Weißt du nicht, Julie, was es für ein Haus iſt?"

„Es iſt das Haus, wo meine Familie wohnt, gnädiger Herr," gab der Jäger Brenner mit ruhiger Stimme zur Antwort. „Die alte Kammerfrau, welche ſo glücklich war, Fräulein Eugenie ſehen zu dürfen, iſt die Mutter meiner Frau."

„Ei, ei, Herr Brenner, was vermitteln wir in unſerem Hauſe für Sachen!" ſprach der Baron lachend. „Wahrhaftig, jetzt erinnere ich mich, ſchon früher von der Kammerfrau unſerer hochverehrten Gräfin Eller, deiner Mutter," wandte er ſich wieder an ſeine Frau, „gehört zu haben. Sie wird meiner wohl noch gedenken."

„O, ſehr oft, gnädiger Herr," erwiderte der Jäger, „und meine Schwiegermutter ſpricht gern von ihrer glücklichen Zeit auf Stromberg, wo ſie häufig Gelegenheit hatte, den Herrn Baron zu ſehen."

„Jetzt erinnere ich mich deutlich; es war eine große Frau mit ernſten, ſchönen Augen; ſie hat uns oft gewehrt, wenn wir in unſeren Spielen gar zu unartig waren. — Ich muß ſie wieder ſehen, ich will mit ihr über die vergangenen glücklichen Zeiten auf Stromberg ſprechen."

„Ja, das waren glückliche Zeiten," sagte Frau von Breda mit einem leichten Seufzer, worauf sie dem Jäger einen Wink gab, der mit dem Service das Zimmer verließ.

„Aber schelten muß man Eugenie doch ein wenig," meinte der Baron nach einem längeren Nachdenken. „Ein junges Mädchen muß vorsichtig sein. Wenn nun Jemand sie gesehen hätte! Wer kann es wissen, daß in dem finsteren Hause jener entlegenen Gasse eine Kammerfrau ihrer Großmutter wohnt, die sie besucht! — Aber bei alle dem vergaß ich fast," sprach er, mit einem Male den Strom seiner Gedanken unterbrechend, „daß du mir gesagt, Eugenie sei unwohl, sie leide. Es ist ihr doch nichts passirt, Julie? Du sagtest, sie sei heiter nach Hause zurückgekehrt und habe sich alterirt. Doch hoffentlich nicht in meinem Hause?"

„Wie ich dir vorhin schon sagte," versetzte Frau von Breda, „werden wir vielleicht morgen über diese Geschichte lachen. Beruhige dich, ich werde es dir nach Tisch erzählen."

„Aber sie ist nicht bedeutend krank?"

„Krank wohl nicht, aber sie will Niemand sehen."

„Niemand sehen? So kann ich mich später nicht nach ihrem Befinden erkundigen?"

„Es ist viel besser, man läßt sie allein. Du weißt wohl, George, das Mädchen hat einen eigenen Sinn, und so heiter und entschlossen sie auch ist, so ist doch das Geringste im Stande, ihr feines Gefühl schmerzlich zu berühren, sie tief zu verletzen."

„Du spannst mich auf die Folter! Bitte, sprich, was ist geschehen?"

„Nach dem Essen, George."

„Gut denn, wenn du darauf beharrst; aber ich kann dir versichern, mir wird kein Bissen schmecken. Und siehst du," rief er laut, indem er auf den Teller seiner Frau zeigte, „dir geht es gerade so. Du lässest alle Speisen unberührt und die vollen Teller hinaustragen."

Und so war es in der That; die Baronin schien selbst zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, um dem Diner zusprechen zu können. Da es nun Herr von Breda fast ebenso machte, und der Jäger so schnell wie möglich servirte, so war in Kurzem das ganze Mahl beendigt; der Baron legte seine Serviette auf den Tisch und erhob sich alsdann mit den Worten: „Nun denn, Julie, so laß mich jetzt endlich deine Geschichte hören."

Der Jäger verließ das Zimmer und zog die Flügelthüren leise hinter sich zu.

Die Baronin hatte sich in ihren Fauteuil am Kamine niedergelassen; sie hustete leicht in ihr Sacktuch und sprach alsdann: „Wie ich dir vorhin sagte, kam Eugenie von ihrem Besuche heiter zurück; wenigstens erschien sie mir so, als sie in mein Zimmer trat. Auch erzählte sie mir aufs genaueste die Ergebnisse des heutigen Tages, that dabei ziemlich bekümmert, ob du es ihr auch wohl sehr verübeln würdest, daß sie diesen Besuch gewagt, lachte darauf herzlich über ihre Angst, als sie in den Miethwagen gesessen und in ein fremdes Haus gegangen sei; kurz, sie war offen, munter, allerliebst, wie immer."

„Ja," sagte Herr von Breda kopfnickend.

„Darauf nahm sie ein Buch und ging in den Wintergarten. Sie wollte dich erwarten, sagte sie. Das mochte nach vier Uhr gewesen sein. — Nun ja," fuhr die Baronin

stockend fort, „es ist eigentlich schwer, dir zu erzählen, was sich dort unten im Wintergarten begeben, recht schwer, und doch wieder so leicht, es ist höchst ernst und wieder sehr komisch.“

„Also im Wintergarten begab sich etwas?“ fragte der Baron gespannt. „Etwas, das Eugenie alterirte? das sie krank machte? Teufel auch!“

„Nun, ich will es dir erzählen, George,“ nahm Frau von Breda nach einer kleinen Pause das Wort, „genau so, wie ich es von Eugenien nach und nach erfuhr. Aber du mußt nicht jetzt schon so unruhig und zornig blicken. Versprich mir, ruhig zu sein.“

„Nun ja, ich verspreche es dir.“

„Eugenie saß also auf der kleinen Bank hinter dem Springbrunnen und las in einem Buche, blickte auch vielleicht träumend über die Blätter hinweg, denn sie sagte mir selbst, sie habe nicht gehört, daß sich Schritte näherten. Auf einmal fiel etwas auf die Blätter ihres Buches, — eine Orangenblüthe, die aber nicht zufällig herabgefallen sein konnte, denn über ihr befand sich nur Lorber; es mußte Jemand mit der Orangenblüthe nach ihr geworfen haben. Eugenie sagte mir, sie habe gedacht, du seiest es gewesen; sie blickte empor und wollte gerade fragen, wer da sei, als Jemand neben der Bank hervorstürzte, auf die Kniee fiel und dem armen Mädchen eine der unsinnigsten Liebeserklärungen machte, die je vorgekommen.“

„Ah!“ rief George von Breda, indem er mit der linken Hand emporzuckte. „Wer war es, der sich auf solche Art in meinem Hause aufführte?“

„Du hast mir versprochen, ruhig zu bleiben,“ bat die

Baronin. „Denke dir das Entſetzen des armen Mädchens. Sie wollte emporſpringen, davon eilen, der Raſende hielt ſie feſt, bemächtigte ſich ihrer Hand und wagte es, dieſelbe zu küſſen.“

„Und Eugenie rief nicht um Hülfe?“ fragte der Baron mit einem ſeltſamen Ausdrucke in den Augen. „Es mußten doch Leute in der Nähe ſein, Brenner oder der Gärtner! — Warum rief ſie nicht um Hülfe? — — Wollte ſie vielleicht keine Hülfe gegen dieſen Jemand? Ich möchte in der That wiſſen, Julie, wer es geweſen iſt, der ſolches gewagt. Ah! was zu toll iſt, iſt zu toll.“ — Er preßte heftig die Lippen auf einander und wiederholte alsdann ſeine Frage. „Ich bitte dich, Julie, wer hat ſich unterſtanden? Nenne mir ihn ohne Scheu.“

„Später, George. Eugenie war ſo furchtbar erſchrocken und überraſcht, daß ſie ein paar Sekunden wie gelähmt vor dem Verwegenen ſtehen blieb. Endlich aber warf ſie ihn kräftig von ſich, ſtieß einen lauten Schrei aus und konnte alsdann davoneilen, da der Jäger in dieſem Augenblicke herbeikam und den Unverſchämten packte.“

„Er packte ihn?“ fragte Herr von Breda, und dann fuhr er mit der Hand über Stirn und Augen, als wolle er ſich auf etwas beſinnen, das ihm nicht gleich klar wurde. „Er packte ihn? — Nun, Brenner hat ganz gut daran gethan; wer ſich einen ſolchen ſchmählichen Ueberfall zu Schulden kommen läßt, vergibt jedes Recht, das ihm Rang und Stand verleiht. — Aber wer war es? ich will es wiſſen, Julie.“

„Von Rang und Stand war bei ihm nicht ſonderlich die Rede,“ gab die Baronin ſehr langſam zur Antwort und legte,

um nicht aufblicken zu müſſen, das Taſchentuch auf ihrem Schooße in kleine Falten zuſammen.

„Du marterſt mich; es war keiner unſerer Bekannten?“

Frau von Breda ſchüttelte mit dem Kopfe, worauf ſie in die Höhe ſchaute und ruhig ſagte: „Ich habe nicht ohne Grund gefürchtet, mit dir darüber zu ſprechen, George; ich wußte, es würde dich ſehr aufregen. Aber ſei verſtändig, die Sache iſt ſchlimm, und doch nicht ſo ſchlimm. Wir thun am klügſten, ſie von der komiſchen Seite zu nehmen. — Die Perſon, welche ſich ſolches unterſtand, iſt an ſich höchſt ridicul, und wenn ich mir dieſe Perſon denke,“ fuhr ſie mit einem wohl erzwungenen Anfluge von heiterer Laune fort, „vor das arme Mädchen hintretend, auf die Kniee niederfallend und dann gräßlichen Unſinn redend, — ich verſichere dich, George, ich könnte darüber lachen. Und du auch, wenn du dir mit etwas ruhigem Blute die ganze komiſche Situation vergegenwärtigſt. Denn dieſer Jemand war — dein kleiner Reitknecht — Friedrich.“

Der Baron hatte mit ungeheurer Spannung ſeiner Frau zugehört, er beugte ſich auf ihren Stuhl herab und ſuchte ihren Augen zu begegnen, die ſie aber niedergeſchlagen hielt. Als er aber jenen Namen hörte, da flog ein Ausdruck von Bitterkeit, von Verachtung über ſeine Züge; er zuckte, obgleich faſt unmerklich, zuſammen; er ſtarrte einen Augenblick vor ſich nieder, dann ſtieß er die Worte hervor: „Das iſt ſchlimmer, als ich gedacht, das iſt entſetzlich!“

Jetzt ſchaute Frau von Breda fragend zu ihm empor und blickte ihm beſorgt nach, als ſie ſah, daß er ſtumm mit über einander geſchlagenen Armen im Zimmer auf und ab ſchritt, längere Zeit, die Augen auf den Boden geheftet, keine Be-

wegung im Geſichte, als ein Zucken der Unterlippe, welche er zuweilen zwiſchen ſeine Zähne nahm.

„Obgleich die Sache für uns wohl ihre komiſchen Seiten hat,“ fuhr Frau von Breda nach einem längeren Stillſchweigen fort, „ſo kannſt du dir doch denken, wie ſehr ſie das arme Mädchen erſchüttert. Ich verſichere dich, ſie ſtürzte leichenblaß in mein Zimmer, ſie erſchreckte mich aufs höchſte; denn ſie ſtammelte anfänglich nur Worte, deren Sinn ich nicht verſtand. Erſt, als ſich ihr Schmerz in lautes Weinen aufgelöst hatte, erfuhr ich den Hergang der ganzen Geſchichte.“

„Und das konnte in meinem Hauſe geſchehen?“ ſprach der Baron mit dumpfer Stimme, und darauf klopfte er ſich mit der geballten Rechten auf die Bruſt. „In meinem Hauſe? Ah! das iſt ſchrecklich! Julie, du begreifſt vielleicht nicht, wie ſo ſehr fürchterlich das iſt.“

Frau von Breda lächelte trüb in ſich hinein, ehe ſie ſagte: „O, ich begreife das ſehr wohl; ich fühle es genau, bemühe mich aber, etwas Linderndes in der ungeheuren Lächerlichkeit dieſer Geſchichte zu finden.“

„Aber hat er es nicht gewagt, ihre Hand zu berühren?“ rief der Baron mit wild ausbrechendem Zorne. „Hat ſich dieſes Thier nicht unterſtanden, ihre Hand zu küſſen? — O, ſchlimmer als ein Thier; denn ein ſolches legt ſich auch zu unſeren Füßen, aber um ſeine Treue und Anhänglichkeit zu bezeugen, während er es that, um mit ſeinem ſchmutzigen Geifer zu beſudeln. — Schade,“ ſetzte er zähneknirſchend hinzu, „daß ich nicht zufällig auf dem Jagdſchloſſe mitten im Walde bin. Es ſollte mir nicht darauf ankommen, ein Stück Mittelalter aufzuführen. — Dieſes elende Geſchöpf, dem man nur Gutes erwieſen, das ich trotz ſeiner vielen Fehler und Un-

tugenden um mich geduldet, wie einen drolligen Affen, der zuweilen durch seine komischen Sprünge ergötzt!"

„Sieh es von der Seite an, und du wirst ruhiger werden," sagte Frau von Breda.

Der Baron machte eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe, als er zur Antwort gab: „Alles hat seine Grenzen. — Aber wo ist er?"

„Er ist fort; Brenner hat ihn vorgenommen und ihn auf meinen Befehl vom Hause weggeschickt."

„Du hättest ihn da behalten sollen, bis ich ihn verhört," entgegnete Herr von Breda nach kurzem Besinnen. „Ich hätte wissen mögen, was diesen frechen Burschen zu solch unverantwortlicher That getrieben. — Und glaubst du," fragte er nach einer abermaligen Pause, „daß Eugenie von diesem Vorfall ernstlich erkranken könne? Sollte man nicht nach einem Arzte schicken?"

„Ich glaube, das ist unnöthig; ein paar Tage Ruhe wird Alles sein, was sie braucht. Du kannst dir wohl denken, George, daß es ihr nach dem, was geschehen, am schmerzlichsten sein muß, dir vor die Augen zu treten. Es ist das vielleicht eine falsche Scham, aber du wirst sie achten. — Eugenie sprach sogar davon, zu ihrer Mutter zurück zu kehren; das hätte ich doch ungern zugegeben, George."

Er nickte mit dem Kopfe und trat alsdann schweigend an die Thür des Eß-Salons, von wo er in den Wintergarten hinabblickte. — Sie hat zu ihrer Mutter zurückkehren wollen, dachte er, und ein Sturm von Gefühlen durchdrang seine Brust. — Vielleicht wäre das für uns beide besser. — Ich werde sie also ein paar Tage nicht sehen und will erwarten, wie mir dabei zu Muthe sein wird. — — O schreckliche, ver-

zehrende Gedanken! Könnte ich mit zehn Jahren meines Lebens all die Erinnerungen auslöſchen, die meine Seele erfüllen, die mich jetzt glücklich machen und gleich darauf wieder ſo namenlos elend! Könnte ich nur zwei Worte vergeſſen, zwei Worte mit ihrem wilden, hohnlachenden Gefolge von Luſt und Qual, zwei wunderbar ſüße und doch wieder ſo ſchreckliche Worte — — Auch Eugenie!

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Durch Pistole und Degen.

Die Wohnung des Herrn Grafen von Czrabowski war für den muthmaßlichen Erben des Stammschlosses Rachow mit großen Gütern in der Weichselgegend, reichen Waldungen mit Bärenjagden sehr einfach, fast allzu bescheiden; sie bestand aus einem einzigen Zimmer, welches durch einen finsteren Alkoven, in dem das Bett stand, zum Salon erhoben wurde. Die Wände dieses Zimmers waren mittels Anstrichs von Kalkfarbe in einem mattröthlichen Tone gehalten und schienen sich vollkommen selbst genug zu sein, denn nirgendwo sah man die Prätension, sich durch Bilder, Kupferstiche oder dergleichen schöner machen zu wollen. Da der edle Pole einen harmonischen Zusammenklang liebte, so bestanden die Möbel seines Appartements aus dem Allernothwendigsten, und dieses Allernothwendigste war aus gewöhnlichem Tannenholz gearbeitet. Das einzige Geräthe, welches die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich zog, und welches allein in gediegener Solidität

glänzte, war ein neuer Reiſekoffer, der auf zwei Stühlen in einer Ecke ſtand, deſſen Decke geöffnet war und der einen ganz hübſchen Inhalt von Kleidung und Wäſche zeigte. Neben ihm auf dem Boden befand ſich eine Hutſchachtel; an dem Bettpfoſten am Alkoven bemerkte man eine ziemlich angeſchwollene Reiſetaſche, und auf dem Tiſche lag ein ſechsläufiger Revolver.

Um auf die für einen reichen polniſchen Großen faſt ärmliche Wohnung zurückzukommen, ſo hatten die zukünftigen Schwäger des Herrn Grafen, ſowohl der Banquier als auch der Rechtsconſulent, zu verſchiedenen Malen ihr Erſtaunen darüber nicht verbergen können, daß Czrabowski ſich kein beſſeres Appartement ſuche. Doch hatte dieſer geantwortet: „Es macht mir nun einmal Vergnügen, ſo mit einem Male aus dieſem in der That ärmlichen Zimmer bei meiner Verheirathung in eine glanzvolle Wohnung überzugehen. Es klebt mir immer noch etwas von dem Kriegerſtande an, in dem die Czrabowski's ſeit undenklichen Zeiten excellirten; heute den freien Himmel über ſich oder unter der durchnäßten Zeltdecke, morgen im prachtvollen Palaſte; dieſe Abwechslungen ſind es, welche dem Leben einen ſo eigenthümlichen Reiz verleihen."

Zu Emilie Weibel hatte er geſagt, als ſie ihn einſt mit ihrer Mutter beſuchte und dieſelbe Frage an ihn ſtellte: „Glaubſt du nicht, theures Mädchen, daß mir dieſe einfache Wohnung unendlich lieber iſt als die reichſten Gemächer? Hier ſpricht mir jeder Winkel, jedes Möbel von den glücklichen Stunden, die ich hier zugebracht in liebender Erinnerung an dich, mein ſüßes Herz." Darauf hatte ſie ihren Kopf an ſeiner Bruſt verborgen, zitternd im Vorgefühl ihres künftigen Glücks, und Madame Weibel ſtand triumphirend dabei, neben ihrem zu-

künftigen gräflichen Schwiegerſohn, und ihr fettes Geſicht glänzte wie ein gelber Kürbiß durch ein Gewinde rankender Roſen oder anderer zierlicher Schlingpflanzen.

Jetzt aber befand ſich der Graf Czrabowski allein in ſeinem Zimmer; er ſtand an einem Fenſter, hatte einen Brief in der Hand, und da wir im Intereſſe unſerer Geſchichte befugt ſind, ihm über die Schultern zu ſchauen, auch obendrein bemerken, daß der Zettel gedruckt iſt, ſo hindert uns nichts, denſelben zu leſen. Auf ihm ſtand: „Madame Weibel gibt ſich die Ehre, Herrn . . . (der Name war ausgelaſſen) zu einem Frühſtück auf Montag den 16. dieſes einzuladen. U. A. w. g.“

Das las auch der polniſche Graf, ihm war von der Familie dieſes Blatt zur Begutachtung zugeſchickt worden; worauf er die Hand mit demſelben ſinken ließ, den rechten Arm gegen das Fenſterkreuz ſtützte und den Kopf darauf legte.

Ich kann's nicht ändern, ſprach er zu ſich ſelber. Den Teufel auch! warum iſt dieſe Familie ſo erpicht darauf geweſen, mich abſolut zu heirathen? habe ich doch von Anfang an nie daran gedacht. Hätte ſich das Mädchen nicht mit einer freundlichen Liebſchaft begnügen können? Die Sache wäre viel länger gegangen und hätte ohne Eclat abgebrochen werden können. Hol' der Kukuk dieſe Sucht, einen Mann zu bekommen! Es iſt das wahrhaftig wie eine anſteckende Krankheit, wie ein Delirium, in welchem ſie nicht mehr hören noch ſehen. Habe ich mir doch noch kürzlich alle Mühe gegeben, ſo unliebenswürdig wie möglich zu ſein; habe ich doch und mit voller Wahrheit von meinem eigenen Ich aufs unſchmeichelhafteſte geſprochen. — Du wirſt bei mir anders werden, hieß es, oder ich liebe dich auch mit allen deinen

Fehlern. — Ja, meinen armen Grafen liebt man, ſetzte er höhniſch lachend hinzu.

Das iſt auch eine Art Betrug, den man an mir verübt, ſprach er nach einer Pauſe, indem er in die Höhe fuhr. Warum ſollte ich mich geniren, es ihnen ebenſo zu machen? Ich wollte, daß die Stunde dieſes Frühſtücks vorbei wäre; ich werde mich in weiter Entfernung alsdann eines gewiſſen unheimlichen Gefühles nicht erwehren können, wenn es mir auch anderntheils Vergnügen machte, das Geſicht der alten Weibel zu ſehen; ich bin überzeugt, dieſe Perſon würde ſich nicht das Geringſte daraus machen, mich zu vergiften oder ſonſt auf eine Art umzubringen. — U. A. w. g. Um Antwort wird gebeten. Ja, ſie werden alle antworten und werden kommen mit Neid im Herzen, daß es nicht noch ein paar Dutzend Grafen Czrabowski's für ſich oder für die lieben Ihrigen gibt. — U. A. w. g. Und aus wär's geweſen. Ich kann mir nicht anders helfen; wär' ich wirklich ſchlecht genug, noch ſchlechter zu ſein und dazu bleiben, ſo müßte die Herrlichkeit doch in Kurzem über mir zuſammenbrechen und mich und ſie unter den Trümmern begraben.

Aber, Teufel! wo bleibt dieſe alte Perſon? Ich Narr, daß ich mich genirte, gleich ſchon für die letzten zwei Tage, wo ſo viel zu beſorgen war, den Bedienten mit ſeinen zwei flinken Füßen hier einziehen zu laſſen! Man ſollte ſich nie um das Gerede der Welt kümmern. Schon zwei Uhr. Auf Vier habe ich einen Wagen beſtellt, und jetzt fehlt mir noch dieſes einzige verfluchte Paßviſa. — Ah, endlich! Dort ſchleicht ſie die Treppen herauf. Alte Schnecke! Wie gern möchte ich ihr entgegen eilen und ihr das koſtbare Papier auf der Treppe entreißen! aber ich darf meine Thür nicht eher öffnen, als bis

ich durch das verabredete Zeichen überzeugt bin, daß Niemand anders davor ſteht. — Wie ſatt habe ich dieſe Irrgänge und Unheimlichkeiten!

Einmal, zweimal, drei-, viermal, zählte er das leiſe Klopfen, welches man jetzt an der Zimmerthür vernahm. — So, das wäre in Ordnung. Jetzt noch einen Stoß mit dem Fuße unten hin — es iſt richtig, ſie iſt's. Er ließ das Papier aus ſeiner Hand auf den Boden fallen und eilte raſch nach der Thür, um die Riegel zurückzuſchieben; auch drehte er den Schlüſſel um und öffnete ſelbſt.

— Wie war ihm aber zu Muthe, als er ſtatt der erwarteten alten Frau nun auf einmal dicht vor ſich das kalte, entſchloſſene Geſicht des Herrn von Tondern erblickte, über welches bei der augenſcheinlichen Beſtürzung des edlen Grafen ein leichtes Lächeln wie ein flüchtiger Sonnenſtrahl hinzog.

„Sie hatten ſich ſo feſt bei ſich verſchloſſen, verehrter Herr von Czrabowski," ſagte der Eintretende, dem Baron Fremont auf dem Fuße folgte, „daß ich alle Liſt anwenden mußte, um zu Ihnen zu gelangen. Laſſen Sie es die arme Perſon übrigens nicht entgelten, daß ſie uns die verabredeten Zeichen verrieth. Ich zwang ſie dazu," fuhr er mit einem ſehr langſamen und malitiöſen Lächeln fort, „indem ich ihr ſagte, Sie ſeien ein ungeheurer Spitzbube, und wenn ſie uns nicht Zutritt zu Ihnen verſchaffte, ſo würde das in ſehr kurzer Zeit eine hochlöbliche Polizei mit viel weniger ſanften Mitteln thun."

Während Herr von Tondern alſo ſprach, waren er und der Baron vollſtändig eingetreten, worauf der Erſtere als ein ſehr vorſichtiger Mann die Thür verſchloß und den Schlüſſel im Schloſſe umdrehte.

Bei allen ſchlechten Eigenſchaften, welche der Pole beſaß,

konnte man ihm übrigens Geistesgegenwart nicht absprechen. Wenn er auch nach dem Oeffnen der Thür erschrocken zurück gefahren war, so überschaute er doch, nachdem Herr von Tondern gesprochen, das Gefährliche seiner Lage, wenn er auch nicht wußte, worauf diese Reden eigentlich abzielten. Er trat deshalb rückwärts an seinen Tisch und wußte den Revolver, der dort lag, unvermerkt unter den Rock und in eine seiner Taschen zu bringen. Er that das, um für alle Fälle gerüstet zu sein.

„Sie werden sich wundern," sprach Herr von Tondern, „uns bei sich zu sehen. Ich wundere mich selbst darüber, und ich hätte nicht geglaubt, daß es uns so bald gelingen würde, eine Audienz bei Ihnen zu erlangen. Da wir nun aber einmal so freundschaftlich bei einander sind, so wollen wir auch nicht länger zögern, eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung zu beginnen. Sie werden erlauben, daß wir Platz nehmen."

„Ich bitte darum," sagte der edle Graf verbindlich und beeilte sich, zwei Stühle an den Tisch zu rücken, auf die sich die Beiden niederließen, während der Graf sich ihnen gegenüber an der untern Seite des Tisches setzte.

Herr von Tondern blickte in dem Zimmer umher, wobei seine Augen mit dem Ausdrucke der Befriedigung an dem wohlgefüllten, unverschlossenen Koffer und an der rundlichen Geldtasche hängen blieben. Dann begann er: „Wie ich aus den verschiedenen Anstalten hier sehe, so scheinen Sie mir gerade im Begriff zu sein, von uns scheiden zu wollen. Ich finde das Ihrerseits außerordentlich praktisch, bedaure aber nur, daß ich Ihrem gerechten Wunsche, diese Stadt so bald wie möglich zu verlassen, etwas hinderlich in den Weg treten dürfte. — — O, ich kenne Sie," fuhr er fort, als er bemerkte,

wie der Pole mit einer nicht zu mißdeutenden Geberde empor-fuhr, „weiß auch ganz genau, daß Sie mir zu Liebe nicht bleiben werden. Wir müſſen Sie alſo zwingen, und zu dieſem Ende erlaubte ich mir, der alten Dame, die ſich durch Drohungen veranlaßt ſah, uns den Weg zu Ihnen zu erläutern, ein gewiſſes Papier abzunehmen, welches Sie, wie ich mir denken kann, ſehnlich erwarteten.“ — Dabei tippte er leicht mit zwei Fingern auf die Bruſttaſche ſeines Rockes.

Graf Czrabowski zuckte verächtlich mit den Achſeln, worauf er zur Antwort gab: „Mit welchem Rechte Sie alſo gehandelt, will mir nicht ganz klar werden, wie ich überhaupt nicht begreife, aus welchem Grunde Sie beliebten, ſich in mein Thun und Laſſen einzumiſchen. Es iſt wahr, wir haben ein Geſchäft zuſammen abgeſchloſſen, ich erfüllte bei demſelben gewiſſenhaft meine Bedingungen, Sie die Ihrigen; was wollen Sie alſo noch weiter von mir? Nehmen Sie mir nicht übel, Herr von Tondern, daß ich, was dieſen Ueberfall in meiner Wohnung anbelangt, meine abſonderlichen Gedanken habe.“

„Und wenn wir wünſchen, dieſelben kennen zu lernen?“ fragte der Andere ſpöttiſch.

„Sie ſollen Ihnen nicht vorenthalten ſein.“ Als er das ſagte, ſteckte er die rechte Hand unbemerkt in die hintere Taſche ſeines Rockes. „Vielleicht,“ fuhr er alsdann fort, „gerent es Sie, einen gewiſſen Vertrag mit mir abgeſchloſſen, das heißt, mir den Preis dafür bezahlt zu haben, und jetzt, wo Sie das Geheimniß, welches ich Ihnen verkauft, wohl gehörig ausgenutzt, wollen Sie den Verſuch machen, mit Güte oder Gewalt die mir bewilligte Summe zurück zu erhalten. — Ich glaube, wir kennen uns.“

Für einen Augenblick entschwand die Ruhe zugleich mit dem malitiösen Lächeln vom Gesichte des Herrn von Tondern; er beugte sich über den Tisch gegen den Polen hin, um ihm scharf in die Augen zu schauen, dann aber lehnte er sich wieder in den Stuhl zurück, warf einen Blick auf Baron Fremont, der während des ganzen Gespräches mit affektirter Gleichgültigkeit an die Decke emporgeschaut hatte, und sagte hierauf, wobei er die rechte Faust vor sich hinstemmte: „Wir kennen Sie freilich und kannten Sie bereits, ehe wir jenes Geschäft, wie Sie es nennen, mit Ihnen abschlossen. Doch war ich unbefangen genug, einen Menschen wie Sie für fähig zu halten, wenigstens eine schlechte That consequent durchzuführen, das heißt, ich hielt Sie nicht für so gering, sich von uns einen Preis für irgend eine Sache bezahlen zu lassen, und diese uns alsdann durch eine unerhörte Verrätherei wieder aus den Händen zu reißen."

„Herr von Tondern!" rief der Pole überrascht.

„Nennen Sie nicht meinen Namen," sprach der Angeredete; „es kann mich vollständig wild machen, ihn in Ihrem Munde zu hören. Pfui der Erbärmlichkeit! Sie verkauften uns den Testamentsentwurf des Grafen Helfenberg, um gleich darauf den Grafen von diesem Handel in Kenntniß setzen zu lassen. — Er hat sein Testament annullirt, wir sind betrogen — durch Sie betrogen."

„Betrogen," wiederholte Baron Fremont, ohne den Blick von der Decke des Zimmers abzuwenden.

Czrabowski fuhr bei diesen Worten von seinem Stuhl in die Höhe; sein Auge flammte, sein Mund öffnete und schloß sich krampfhaft; doch fuhr es gleich darauf wie ein düsterer, traurigter Schatten über seine Züge, man hörte ihn mühsam

Athem holen, dann ſtützte er beide Hände vor ſich auf den Tiſch und ſtieß mit leiſer, aber vor Wuth zitternder Stimme die Worte hervor: „Was Sie da ſagen, iſt erlogen, ja, erlogen — erlogen! Ich habe meine Verbindlichkeit gegen Sie vollkommen erfüllt, ich handelte gegen Sie ehrlich, was aber Ihre Abſicht iſt, verdient vielleicht einen anderen Namen. Glauben Sie nicht, daß ich ein Kind bin oder wehrlos; nein, Herr von Tondern, machen Sie immerhin den Verſuch, mit Ihrer bekannten Frechheit gegen mich aufzutreten, Sie werden mich gerüſtet finden.“

Man hätte glauben ſollen, Czrabowski's Worte würden eine ſehr unangenehme Scene herbeiführen; doch blieb Herr von Tondern ruhig auf ſeinem Platze ſitzen; ja, er wandte ſich mit einem kalten Lächeln an Baron Fremont und ſagte alsdann: „Es iſt im Grunde lehrreich, ſolche Menſchen kennen zu lernen. — Glauben Sie aber nicht,“ wandte er ſich darauf mit einem finſtern Blick an den Polen, „daß wir hieher gekommen ſind, um uns durch Rodomontaden einſchüchtern oder uns gar aufbringen zu laſſen. Die Waffe, die man führt, richtet ſich immer nach dem Feinde; es war uns darum zu thun, uns mit Ihnen möglicher Weiſe zu vergleichen. Gut, Sie wollen das nicht, halten wir alſo die Sache vorderhand für abgemacht. Ihr Paß wird bei der Polizei deponirt, und wir Beide, Baron Fremont und ich, haben dann nichts Einfacheres zu thun, als gerichtlich Ihren Verkauf des Teſtaments-Concepts zu erzählen — o, ich weiß, was Ihr Lächeln bedeutet — den Ankauf unſererſeits, zu dem wir durch den Grafen Helſenberg ſelbſt ermächtigt waren.“

Der Pole hatte ſich bei der Rede des Herrn von Tondern außerordentliche Mühe gegeben, ſeine Ruhe wieder vollkommen

zu erlangen, und es schien ihm das gelungen zu sein. Er ließ sich auf seinen Stuhl nieder, er strich mit der linken Hand durch sein dünnes Haar, während er seine rechte unter dem Tische verborgen hielt.

„Ich fange an, Sie vollkommen zu verstehen," sagte er nach einer Pause; „Sie sind der Ansicht, ich hätte den Grafen Helfenberg von dem bewußten Handel in Kenntniß gesetzt und so den Nutzen, den Sie daraus zu ziehen gedacht, vereitelt. Welcher Grund aber hätte mich zu dieser Handlung bewegen können?"

„Ein sehr nahe liegender," lachte Herr von Tondern; „Sie verkauften dem Grafen Helfenberg damit ein Geheimniß, welches für ihn schon von Wichtigkeit war und das er Ihnen theuer bezahlt haben wird."

„Man könnte bei Ihnen in die Lehre gehen," erwiderte der Pole nach einem augenblicklichen Nachdenken. „Es ist wahrhaftig schade, daß ich zu ehrlich war, es so zu machen. Aber wozu diese Reden?" fuhr er mit Erbitterung fort. „Kommen wir zu Ende. Meine Zeit drängt; sagen Sie mit kurzen Worten, was wollen Sie von mir? und ich will alles Mögliche thun, um — Sie los zu werden."

„Sie fangen an, vernünftig zu sprechen," versetzte Herr von Tondern mit eisiger Kälte. „Da es uns im Grunde kein Vergnügen macht, Sie in hiesiger Stadt zu halten, so geben Sie einfach die Verkaufssumme für das Testamentsconcept wieder heraus, wogegen Sie Ihren Paß erhalten, und dann mögen Sie abreisen und sich hängen lassen, wo es Ihnen beliebt."

Baron Fremont nickte stumm mit dem Kopfe.

„Wenn ich Ihnen aber die feierliche Versicherung gebe,

daß ich unſern Vertrag in keiner Weiſe gebrochen, daß ich weder den Grafen Helfenberg, noch ſonſt irgend Jemand von demſelben in Kenntniß geſetzt; wenn ich bereit bin, Ihnen darüber einen körperlichen Eid abzulegen, ſo ſollten Sie doch faſt meinen Worten Glauben ſchenken, und dann wäre es ein förmlicher Raub, mir meinen wohl verdienten Preis wieder abzunehmen — mit Gewalt abzunehmen. Zwei gegen Einen," ſetzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

„Sie haben unſer letztes Wort gehört," gab Tondern zur Antwort, indem er ſeine Hände gemüthlich vor ſich auf dem Tiſche faltete.

„So hören Sie denn nun auch mein letztes Wort," ſprach jetzt der Andere mit vollkommen verändertem Geſichtsausdruck und hierzu paſſendem, ſehr entſchloſſenem Tone der Stimme. „Ob unſere beiderſeitige Handlungsweiſe ehrlich oder nicht ehrlich war, das gehört nicht hieher; die Sache iſt abgemacht; Sie erhielten die Waare, ich das Geld, und ich habe gute Luſt, mit dieſem wohl erworbenen Gelde der Stadt den Rücken zu kehren. Sie wollen mich daran hindern, indem Sie ſich mit Gewalt in Beſitz meines Paſſes ſetzen. — Gut denn. Wie Sie vorhin ſelbſt ſagten, danach der Feind iſt, danach wählt man die Waffen. Ueberredung durch Worte hilft bei Ihnen nichts; ich muß mich alſo einer andern Ueberredung bedienen."

Er hatte, während er ſo ſprach, ſeine rechte Hand langſam erhoben und zeigte nun mit einem Male den erſtaunten, faſt erſchrockenen Blicken der beiden Herren ihm gegenüber die ſechs drohenden Mündungen ſeines Revolvers von ſehr ſtarkem Caliber. — „Sie ſehen in mir einen Menſchen," fuhr er darauf mit tiefer Stimme fort, „der aufs Aeußerſte gebracht

und darum entschlossen ist, sich seine Freiheit, die Sie ihm nehmen wollen, wenigstens theuer bezahlen zu lassen. Es ist wahr, Sie haben meinen Paß in Händen. Dieser Paß ist der Schlüssel, der mir die Thore dieser Stadt, der mir ein angenehmes, freies Leben öffnen soll. Hören Sie mich also und halten Sie das, was ich sage, zu Ihrem eigenen Besten nicht für Scherz oder, nach Ihrem Ausdrucke von so eben, für Rodomontaden; entweder Sie legen meinen Paß hier auf diesen Tisch nieder, oder Sie verlassen dieses Zimmer nicht lebend; Sie beide nicht, ich alsdann vielleicht auch nicht; doch was thut's! ich mache dann eine Reise in sehr guter Gesellschaft. — Keine Bewegung, Herr von Tondern!" schrie er mit schrecklicher Stimme, als er sah, daß dieser sich rasch erheben wollte; „keine Bewegung, oder, beim Teufel, es ist Ihre letzte!"

Vielleicht sah Baron Frement, der erschrocken auf die Seite gefahren war, daß sich die Finger des Polen, mit denen er den Revolver umspannt hielt, zusammenzogen, — genug, er faßte seinen Freund an den Schultern und zog ihn heftig auf den Stuhl zurück. Diese Bewegung entschied zu Gunsten des Herrn Grafen von Czrabowski.

Tondern's Gesichtsfarbe hatte sich eine Sekunde lang verändert; doch biß er entschlossen die Lippen auf einander, und unerschrocken, wie er war, wäre er ohne die Gegenwart seines neben ihm sitzenden weichmüthigeren Freundes seinem ersten Gedanken gefolgt, hätte er, sich plötzlich niederbückend, den Tisch auf den Polen geworfen und dann mit ihm auf alle Gefahr hin gerungen. Das wäre aber nur im ersten Momente möglich gewesen; jetzt war es zu spät.

„Es sind deine tausend Thaler," sagte er mit einem Tone

des bitterſten Vorwurfes zu Fremont," die uns dieſer Schuft abermals ſtiehlt. Warum haſt du mich gehalten? ich wäre mit ihm fertig geworden," ſetzte er voll Unwillen hinzu. „Sei denn das Spiel verloren, hier iſt das Papier."

Mit großer Ruhe knöpfte Herr von Tondern ſeinen Rock auf, zog ein zuſammengefaltetes Blatt hervor und wollte daſſelbe gerade auf den Tiſch werfen, als draußen vernehmlich an die Thür geklopft wurde.

Jetzt wechſelte Czrabowski die Farbe, als er ſah, wie Herr von Tondern das Papier wieder an ſich zog, ſich nach der Thür umwandte und Miene machte, aufzuſtehen.

„Sie bleiben ſitzen!" rief ihm der Graf mit heiſerer Stimme zu. „Mag kommen, wer will, mag mein Verderben entſchieden ſein, ich reiße Sie mit hinein, das ſchwöre ich Ihnen zu."

Es klopfte ſtärker.

„Herr Baron von Fremont wird mir den kleinen Dienſt erzeigen, meine Thür zu öffnen, wird aber dabei die Gewogenheit haben, das Zimmer nicht zu verlaſſen."

Tondern hatte ſich mit affektirt gleichgültiger Miene in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, und ſeine Finger ſpielten mit dem Papier, welches vor ihm auf dem Tiſche lag.

Baron Fremont erhob ſich langſam, öffnete die Thür und ſah einen ihm gänzlich unbekannten, ſehr langen Mann eintreten.

Beſſer als die Anderen ſchien aber Graf Czrabowski dieſen Mann zu kennen; denn er zwinkerte mit den Augen, und ein halb unterdrückter Fluch entfuhr ſeinem Munde.

Don Lariez trat mit gemeſſenen Schritten ins Zimmer; den uns wohlbekannten Mantel hatte er ſo um ſich geſchlungen,

daß man von seinem linken Arme durchaus nichts sah, den der tapfere Spanier steif und ohne alle Bewegung hielt. Er machte den beiden ihm fremden Herren eine förmliche Verbeugung und zog alsdann ein Schreiben aus der Tasche, mit welchem er Miene machte, sich dem Grafen Czrabowski zu nähern.

Dieser aber rief ihm ein gebieterisches Halt! entgegen und sagte mit einem Anflug von Ironie: „Sie bemerken vielleicht, mein Herr, daß wir hier in einem etwas seltsamen Spiele begriffen sind. Lassen Sie uns diese Partie beendigen, und ich stehe alsdann ganz zu Ihren Diensten. — Herr von Tondern," wandte er sich darauf mit scharfer Betonung an diesen, „Sie hätten vielleicht endlich die Güte, auszuspielen."

„Gib ihm ins Henkers Namen sein Papier!" flüsterte Fremont seinem Freunde ins Ohr. „Ich sage dir, dieser Kerl hat ganz die Augen einer eingesperrten Katze. Lieber will ich mein Geld gutwillig verlieren, als die Zinsen einer blauen Bohne mit erhalten."

Tondern schnellte das Blatt über den Tisch hin, wo es der Pole mit der linken Hand begierig aufgriff, es rasch entfaltete und alsdann, sobald er seinen Paß erkannt, ruhig den Revolver in die Tasche steckte.

„Nun zu Ihnen," sagte er hierauf, indem er aufstand, sich dem langen Spanier näherte und das Schreiben in Empfang nahm, welches ihm Don Lariez mit den Worten überließ: „Von Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen Helfenberg. Ich werde eine Antwort erhalten."

Tondern warf einen wilden Blick auf Fremont, der sich achselzuckend auf seinen Stuhl niederließ.

Der Pole hielt den Brief leicht zwischen den Fingern,

betrachtete Aufschrift und Siegel, und sagte alsdann, indem er ein paar Schritte gegen Herrn von Tondern machte: „Im gegenwärtigen Augenblicke, nach dem, was so eben zwischen uns vorgefallen ist, könnte mich die Lesung dieses Schreibens vor Ihnen compromittiren, und ich wünsche in der That, daß Sie mit einer guten Meinung von mir scheiden. Ich ersuche Sie deßhalb ergebenst, das Couvert zu öffnen und uns den Inhalt vorzulesen."

Da Tondern durch vollständige Unbeweglichkeit anzeigte, er habe keine Lust, den Willen des Polen zu erfüllen, so wandte sich dieser an Baron Fremont, der nach einigem Zögern das Schreiben annahm, öffnete und las.

Graf Helfenberg schrieb:

„An den Herrn von Czrabowski!

„Durch meinen Geschäftsmann, den Herrn Rechtsconsulenten Doktor Plager, wurde ich in Kenntniß gesetzt von dem räthselhaften Verschwinden eines Entwurfes zu meinem Testamente. Der Verdacht, diesen Entwurf entwendet zu haben, fiel auf einen Mann, von dem ich eben so sehr überzeugt bin, daß er unschuldig ist, wie ich durch Umstände, die mir bekannt geworden, annehmen zu können glaube, daß Sie dabei die Hand im Spiele gehabt. Ich bedarf darüber einer Gewißheit und ersuche Sie, mir die Wahrheit zu sagen. Daß ich dafür nicht undankbar sein werde, hoffe ich Ihnen zu beweisen. Bitte aber, mir zu glauben, daß andernfalls nach Verlauf einer Stunde die nöthigen Schritte geschehen werden, um ein Geständniß von Ihnen zu erlangen. Wählen Sie klug, da ich Ihnen die Versicherung gebe, daß die Worte, welche Sie mir schreiben, nicht zu Ihrem Schaden benutzt werden sollen."

Nachdem Baron Fremont dies zu Ende gelesen, ließ er

das Schreiben auf den Tisch fallen und warf einen forschenden Blick auf Herrn von Tondern, der aber einen Augenblick unbeweglich da saß und dann mit geringschätzendem Achselzucken sagte: „Eine abgeredete Sache! Wir sind nun einmal überlistet!“

Man sah wohl, daß nach diesen Worten die Röthe des Zornes in das bis jetzt bleiche Gesicht des polnischen Grafen aufstieg. Ein unheimliches Zucken flog um seinen Mund, als er sagte: „Gut denn, denken Sie, was Sie wollen, und mag auch für mich und Andere daraus folgen, was will, ich werde Seiner Erlaucht die gewünschte Erklärung geben. Der Herr Graf Helfenberg,“ setzte er nach einer Pause mit scharfer Betonung hinzu,“ hat stets gegen mich gehandelt als ein vollkommener Cavalier, als ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes. Ich gebe mich in seine Hand, mag er mit meiner Erklärung thun, was er will.“

„Ich glaube, wir sind ferner hier überflüssig,“ meinte Baron Fremont halblaut, indem er sich an seinen Nachbar wandte. „Gehen wir, Tondern.“

„Ich schlage vor, noch einen Augenblick zu warten,“ sagte Herr von Tondern mit derselben Ruhe wie vorhin. „Der Herr Graf Czrabowski wird wohl nichts dagegen haben, uns einen Blick in das fragliche Papier zu erlauben, nachdem er es geschrieben hat.“

„Gewiß nicht,“ erwiderte der Pole, der aus seiner Reisemappe Papier und Feder nahm und sich an den Tisch setzte. „Vielleicht finden sich die beiden Herren sogar bewogen, meine Erklärung als unparteiische Zeugen zu unterschreiben.“ — Darauf beugte er sich auf den Tisch nieder und fing an, emsig zu schreiben.

Während dieſer ganzen Zeit ſtand Don Lariez unbeweglich in der Mitte des Zimmers. Wenn er auch die beiden Herren früher nie geſehen hatte, ſo war er doch nicht lange unſchlüſſig, in ihnen den Baron Fremont und den Herrn von Tondern zu erkennen. Und dabei erinnerte er ſich der Worte des Doktors, daß ſie es ſeien, die mit Legaten im Teſtament bedacht worden und für die es deßhalb von großer Wichtigkeit geweſen, das Concept zu erhalten. Der Dickere, gutmüthiger Ausſehende von den Beiden war ohne allen Zweifel Baron Fremont, der Andere mit dem finſteren Blick, der ſo unbeweglich ſaß und der nur von Zeit zu Zeit an ſeiner Unterlippe nagte, war gewiß jener Herr von Tondern, bei dem, nach dem Ausdrucke des Rechtsconſulenten, das ausgeſetzte Legat wie ein Tropfen Waſſer auf den heißen Stein ſeiner Schulden falle. — Gut, dachte der Spanier bei ſich, es iſt ein Verdienſt, das ich mir um die ganze Menſchheit erwerbe, wenn ich dieſen Beiden zeige, daß ich ſie kenne und mich nicht vor ihrem Anblick ſcheue. Er faßte darauf mit der rechten Hand bedeutſam an ſeinen linken Arm, wandte alsdann den Kopf nach dem oberen Ende des Tiſches, wo die Beiden ſaßen, und fixirte ſie anhaltend mit ſeinen ſcharfen grauen Augen.

Unterdeſſen hatte der Pole geſchrieben, überlas das Blatt noch einmal und reichte es dann mit einem eigenthümlichen Lächeln dem langen Manne.

Dies war der Augenblick, wo den Herrn von Tondern ſeine Unbeweglichkeit verließ.

„Erlauben Sie," ſagte er aufſpringend, „daß ich mir das Recht nehme, einen Blick in die Schrift jenes Menſchen zu werfen."

Don Larioz, der gemeſſen einen Schritt zurücktrat, ſchaute auf den Polen, welcher ihm ſagte: „Leſen Sie es gefälligſt dem Herrn vor.“

Und der Spanier las:

„Der Unterzeichnete erklärt Seiner Erlaucht dem Herrn Grafen Helſenberg auf ſein Verlangen, daß er ein Concept zu deſſen Teſtamente heimlicher Weiſe aus der Mappe des Rechtsconſulenten Doktor Plazer genommen, und daß er dieſes Concept dem Herrn Baron von Fremont ſowie dem Herrn von Tondern um die Summe von tauſend Thalern verkauft, daß er aber nicht weiß, was aus dem Papiere geworden. Czrabowski.“

„Dieſes Blatt werden Sie eben ſo wenig mit hinweg nehmen, als es dem Grafen Helſenberg übergeben!“ rief Tondern, indem er den Verſuch machte, dicht an den langen Mann heran zu treten, welcher aber einen Schritt rückwärts gegen das Fenſter that und lächelnd fragte: „Wer will mich daran hindern?“ Zu gleicher Zeit ſchob er das Papier raſch unter ſeinen Mantel, warf dieſen alsdann von der linken Schulter zurück und ließ zwei überaus lange Stoßdegen ſehen, die er bis jetzt unter demſelben verborgen gehalten. — „Was man mir übergeben,“ fuhr er mit leuchtenden Blicken fort, „werde ich treu bewahren und es mir nur dann nehmen laſſen, wenn das Glück der Waffen gegen mich entſchieden. Wählen Sie einen von dieſen Degen, wenn es Ihnen gefällig iſt, ſie ſind beide gleich lang und ausgezeichnet zugeſpitzt.“

„Ich glaube, wir ſind in eine Mörderhöhle gerathen,“ ſprach Herr von Tondern, indem er ſich an Fremont wandte und zu lächeln verſuchte. „Haſt du je etwas Närriſcheres geſehen, als dieſes lange Geſpenſt mit ſeinen beiden Degen?“

„Hier iſt weder von einer Mörderhöhle die Rede, noch von langen Geſpenſtern," gab Don Larioz zur Antwort, indem er den Kopf erhob und ſeine Waffen vorſtreckte. „Ich will ſo freundlich ſein, Sie für einen Cavalier zu halten," fuhr er fort, „mögen Sie auch, was dieſes Papier anbelangt, nicht gerade wie ein Edelmann gehandelt haben. Da Sie nun wahrſcheinlicher Weiſe den Brauch zwiſchen Cavalieren kennen, ſo biete ich Ihnen einen ehrlichen Zweikampf an, bei welchem, wie es von jeher Sitte und Brauch war, der Sieger Recht behalten ſoll. Falle ich, ſo haben Sie ſich an Herrn von Czrabowski zu halten, ob er ſeine Erklärung Ihren Händen anvertrauen will; ſtoße ich Sie aber nieder, wie ich zuverſichtlich von der Gerechtigkeit Gottes erwarte, ſo iſt die Sache ohnehin zu Ende, und ich gehe ruhig meiner Wege."

Herr von Tondern hatte bei dieſer Anrede einen Augenblick unſchlüſſig geſtanden, dann aber ſagte er, nicht ohne einen ſichtbaren Kampf mit ſich ſelber: „Ein geſcheidter Mann kann nichts Beſſeres thun, als ſolcher Narrheit das Feld zu räumen. Laß uns gehen, Fremont; mag dieſer Czrabowski geſchrieben haben, was er will, Helfenberg kennt uns und ſoll den wahren Sachverhalt durchaus erfahren."

„So närriſch iſt das Anerbieten dieſes Herrn nicht," meinte der Pole, der mit über einander geſchlagenen Armen lächelnd am Tiſche ſtand. „Wir ſind zufälliger Weiſe zu Vier: Zwei ſchlagen ſich, Zwei dienen als Sekundanten, und wenn der erſte Gang gemacht iſt, ſtehe ich dem Herrn Baron Fremont ebenfalls mit Vergnügen zu Dienſten."

Der gute Baron war aber nicht der Mann, der eine auf ſich gerichtete ſpitzige Klinge leidenſchaftlich geliebt hätte. Um dies jedoch nicht kund zu geben, nahm er die Miene tiefer

Verachtung an und ſagte, wobei er auf den langen Mann zeigte: „Weder Tondern noch ich haben das Vergnügen, jenen Herrn zu kennen. Sollte uns dieſes Glück ſpäter durch eine gehörige Vorſtellung zu Theil werden, ſo werde ich nach Befund der Umſtände auf jede gebräuchliche Art und Weiſe recht gern Rede ſtehen.“ — Bei dieſen Worten hatte er ſeinen Hut genommen, öffnete die Thür und verſchwand ziemlich eilig in dem dunkeln Gange draußen.

Tondern blieb noch einen Augenblick unſchlüſſig in der Mitte des Zimmers ſtehen, dann ſprach er mit einer heiſeren, ſeltſam klingenden Stimme: „Wir werden uns wiederſehen,“ und folgte ſeinem Freunde.

Der Pole beeilte ſich, die Thür zu ſchließen, dann zog er ſeine Uhr hervor und wandte ſich, nachdem er einen Blick darauf geworfen, mit den Worten an Larioz: „Uebergeben Sie meine Erklärung dem Grafen Helſenberg, und wenn ich Sie bitten darf, ſagen Sie ihm dazu: ich bedauere recht ſehr, in dieſer Angelegenheit gewirkt zu haben. Was Sie betrifft, mein Herr, ſo danke ich Ihnen für Ihre freundliche Unterſtützung gegen jene beiden Herren. — Leben Sie wohl!“

Don Larioz war ruhig an ſeiner Stelle ſtehen geblieben; nachdem der Andere alſo geſprochen, drehte er leicht ſeinen aufwärts ſtehenden Schnurrbart und ſagte: „Ihr Lebewohl kann ich noch nicht ſogleich annehmen; meine Geſchäfte im Auftrage des Herrn Grafen Helſenberg ſind abgemacht; jetzt kommen meine eigenen.“

„Der Teufel auch! was wollen Sie von mir?“

„Ich bin der Mann, der Sie, wie Sie nicht vergeſſen haben werden, an jenem Abend in der Schreibſtube ſprach und den Sie ſich unterſtanden, ziemlich unwürdig zu behandeln.

Ferner bin ich jener Mann, der durch Sie in den Verdacht kam, das bewußte Concept entwendet zu haben, und der nun gekommen iſt, dafür eine vollſtändige Genugthuung zu verlangen, eine Genugthuung, die —"

„Ich Ihnen ja im vollſten Umfange durch meine Erklärung gegeben habe. Kann man ehrlicher verfahren, als ich es gethan?"

„Allerdings haben Sie dieſe Erklärung gegeben," verſetzte Don Larioz mit feierlicher Stimme; „aber wie Sie ſelbſt wiſſen werden, war es von jeher der Brauch, daß der Sieger eine ſolche Erklärung nur alsdann entgegen nahm, wenn der Beſiegte blutend am Boden lag und die Spitze des Schwertes an ſeiner Kehle fühlte. Ich für meine Perſon möchte nicht gern von dieſen altehrwürdigen Gebräuchen abgehen."

„Sind Sie des Teufels?" rief Czrabowski im höchſten Grade erſtaunt. „Ich gab Ihnen freiwillig, was Sie verlangt; was kann es Ihnen nützen, ob Sie vorher mit Ihrer Degenſpitze an meinem Halſe herum kitzeln?"

„Obgleich das vielleicht im Ganzen keinen Unterſchied macht, ſo kann mir ſolch ein regelrechtes Verfahren allerdings nützen. Sie haben, indem Sie mich eines Diebſtahls beſchuldigten, nicht nur mich allein beleidigt, ſondern auch begreiflicher Weiſe eine Perſon gekränkt, der ich mit glühender Liebe anhänge und für welche ich ebenfalls eine Genugthuung fordern möchte."

Der Graf Czrabowski blickte den langen Mann, der ſo eigenthümliche Sachen mit erſchreckender Feierlichkeit und Ruhe ſprach, mit höchſter Verwunderung an; doch war dabei auf

seinen Zügen eine gewisse Aengstlichkeit zu lesen, auch senkte er seine Hand langsam in die Rocktasche.

„Was wollen Sie also noch?“ fragte er darauf.

„Ich bäte, einen Zweikampf mir freundlich zu genehmigen. Ist Ihnen das Glück günstig, so werde ich mit der Resignation eines Christen und Edelmannes sterben; bleibe ich aber Sieger, so werde ich Ihnen mit großem Vergnügen das Leben schenken, wenn Sie mir die Versicherung geben; daß Sie geneigt sind, Dolores für das schönste Weib der Erde zu erklären, und wenn Sie mir feierlich schwören wollen, dieser Dame vorkommenden Falles zu gestehen, daß ich Sie im ehrlichen Kampfe überwunden und daß Sie sich, wie es Brauch ist, als ihrem Dienst geweiht betrachten.“

Einen Moment schaute Czrabowski den Sprecher zweifelhaft an, ob er in Ernst oder Scherz rede. Als er aber die ruhigen, unbeweglichen Züge desselben sah und den starren Blick der Augen bemerkte, sagte er mit entschiedenen Zeichen der Ungeduld: „Zu alle dem, meine ich, bedarf es keines Zweikampfes; so gut wie ich Ihnen die Erklärung für den Grafen Helfenberg freiwillig gab, ebenso gern erkläre ich Ihnen auch alles, was Sie sonst noch wollen.“

Nach einigem Nachdenken gab Don Larioz hierauf zur Antwort: „Mag es denn nach Ihrem Wunsche geschehen; doch werden Sie mir erlauben, daß ich Ihnen die Spitze meines Degens auf die Gurgel setze, während Sie diese Erklärung von sich geben.“ — Kaltblütig präsentirte er hierauf die eine Waffe seinem Gegner, während er die seinige zog und die Spitze des langen Rappiers gegen den Hals des Grafen richtete.

Dieſer ſchien einen Augenblick unſchlüſſig, ob er ſeine Klinge ebenfalls entblößen ſolle oder den bewußten Revolver hervorziehen; doch begnügte er ſich damit, ſeine rechte Hand in Bereitſchaft zu halten, um den langen Stoßdegen bei der erſten verdächtigen Bewegung auf die Seite ſchlagen zu können.

„Sie erklären alſo," ſagte hierauf Don Larioz mit etwas bewegter Stimme, „daß Sie Dolores für das ſchönſte und vortrefflichſte Weib auf Erden halten?"

„Gewiß, und für das Vollkommenſte, was es unter den Sternen gibt."

„Sie erklären ſich ferner für überwunden und geloben, dies der Dame Dolores zu beſtätigen und derſelben Ihre Dienſte anzubieten?"

„Auch das gelobe ich. Und die Dame Dolores ſoll mit mir zufrieden ſein. Sind wir jetzt fertig?"

„Wir ſind fertig," verſetzte der lange Spanier mit gerührter Stimme, „und ich danke Ihnen."

„So nehmen Sie mein Lebewohl an?" fragte der Andere haſtig dagegen.

„Ich nehme es an und werde mich entfernen, nachdem ich mir vorher werde erlaubt haben, Ihnen ferner einen guten Rath zu geben."

„So ſprechen Sie denn ins —"

Man hörte drunten einen Wagen vor das Haus rollen, was den Grafen Czrabowski veranlaßte, einen Blick zum Fenſter hinaus zu werfen.

„Sie ſind ein Pole," ſagte Don Larioz mit unerſchütterlicher Ruhe, „und deßhalb halte ich Sie für katholiſch."

„Wenn ich aber ein Jude wäre?“

„Treiben Sie keinen Scherz,“ fuhr der Spanier sehr ernst fort. „In diesem Falle würde ich, wie es früher bei ähnlichen Veranlassungen der Brauch war, verlangen müssen, daß Sie sich, als von mir, einem christlichen Edelmann, überwunden, vor meinen Augen taufen ließen.“

„Hol' Sie der Teufel, ich bin katholisch.“

„Ich habe es mir gedacht. So hören Sie also schließlich meinen Rath. So jung Sie zu sein scheinen, so haben Sie doch schon Thaten begangen, die schwer auf Ihrem Gewissen lasten müssen. Um diesem Erleichterung zu verschaffen, müssen Sie Ihrem rechtlosen und sündhaften Lebenswandel entsagen und Buße thun.“

„Ja, ich thue Buße!“ rief der Andere mit den Zeichen der größten Ungeduld. „Ich sei verdammt, wenn ich nicht Buße thue!“

„Allerdings würden Sie in diesem Falle verdammt sein; da es aber etwas Schönes ist, eine Seele zu retten, so beschwöre ich Sie, büßen Sie gewissenhaft, und zwar in Sack und Asche — gehen Sie in ein Kloster.“

Der Pole that einen tiefen Athemzug und biß sich heftig auf die Lippen.

„Wollen Sie mir die Freundschaft erzeigen und in ein Kloster gehen?“ fragte Don Lariez mit warmem Tone, wobei er seine Rechte dem Anderen darreichte.

„Wenn Sie es wollen, mit dem größten Vergnügen.“

„Sie geloben es?“

„So feierlich als alles Andere.“

„Nun denn, ich danke Ihnen,“ gab der lange Mann zur Antwort und richtete seine Augen mit einem frohen Blick in

die Höhe. „Ich fühle es, Ihre guten Eigenſchaften ſind noch wieder zu erwecken; Buße und Kaſteiungen werden Wunder bei Ihnen verrichten. Und da nun Ihr Entſchluß, in ein Kloſter zu gehen, feſt zu ſtehen ſcheint, ſo wählen Sie eines fern von den Menſchen, in einem wilden, romantiſchen Thale gelegen. Vielleicht daß Sie eines Tages, am Fenſter Ihrer Zelle lehnend, einen Reiter aus dem Grün der Bäume hervorkommen ſehen, einen Reiter mit tiefgeſenkter Lanze, den Kopf herabgebeugt. Eilen Sie ihm entgegen, und wenn er zu Ihnen ſpricht: Das Leben hat meine Erwartungen betrogen, Dolores war das ſchönſte Weib der Erde, ſo reichen Sie dieſem Reiter, wie ich jetzt Ihnen, die Bruderhand. — Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl!“ wiederholte der Pole, indem er die dargebotene Hand ſchüttelte, und dann mit eigenthümlichen Gefühlen dem langen Manne zuſchaute, wie er die Klinge ſeines Degens auf dem Aermel abwiſchte, als ſei ſie blutig geweſen, dann dieſelbe in die Scheide ſteckte und mit einem ſteifen Kopfnicken das Zimmer verließ.

Der Zurückbleibende fuhr mit der Hand über die Augen, that einen tiefen Athemzug, nahm ſeinen Paß aus der Taſche, und murmelte, nachdem er einen Blick in denſelben geworfen: „Es iſt Alles richtig — Finis Poloniae!“

Fünfundfünfzigſtes Kapitel.

Im Reibſtein.

Obgleich Don Larioz ſeit jenem denkwürdigen Morgen die Schreibſtube ſeines ehemaligen Prinzipals nicht wieder betreten hatte, obgleich er ſeine Geſchäfts-Verbindungen mit demſelben als gänzlich gelöst betrachtete, ſo hatte er doch ſeine Wohnung in dem alten Hauſe, wo ſich unten das Bureau des Advokaten befand, nicht verlaſſen.

Es war dieſes aber weniger aus Anhänglichkeit an eben dieſes Bureau geſchehen, als weil er einen gewiſſen Termin abwarten mußte, ehe er ſein Quartier wechſeln, das heißt ein anderes beziehen konnte. Auch wollte er vor den Augen der Welt nicht ſo Knall und Fall davon gehen, um böswilligen Gerüchten, die ſich über die Urſachen ſeiner Verabſchiedung ohnedies ſchon verbreitet hatten, nicht noch mehr Vorſchub zu leiſten.

Der edle Spanier hatte geglaubt, es ſei ſeiner Nachbarſchaft durchaus gleichgültig, ob er bleibe oder gehe, und dieſe würde ſich nicht im Mindeſten darum bekümmern. In

dieſer Anſicht aber hatte er weit gefehlt, und Leute, mit denen er durchaus keinen Verkehr hatte, die er nie geſprochen, welche ihm früher nicht den geringſten Antheil gewidmet, beſchäftigten ſich jetzt aufs eifrigſte mit der Urſache, mit der Art und Weiſe des Zerwürfniſſes zwiſchen ihm und ſeinem ehemaligen Prinzipal.

Es war der Tiger, welcher dergleichen Mittheilungen an Gottſchalk machte, der aber verſtändig genug war, das Meiſte für ſich zu behalten, und ſich nur hie und da veranlaßt ſah, eine oder die andere Aeußerung ſeinem väterlichen Freunde mitzutheilen.

Don Lorioz zuckte gleichgültig mit den Achſeln, wenn er erfuhr, wie freundlich man ſich in Kreiſen, die er durchaus nicht kannte, mit ſeinem Wohl und Wehe beſchäftigte.

Nicht ſo der Tiger, der zuweilen in eine gelinde Wuth ausbrach, was bei der alten Frau immer etwas Komiſches hatte. Denn ſie pflegte alsdann zu weinen, mit der Rechten auf die linke Handfläche zu klopfen und auszurufen: „Daß dich — daß dich — daß dich!“ Und das that ſie in den verſchiedenſten Tönen, ſo lange, als Jemand den Verſuch machte, ſie zu beruhigen.

„Da habe ich geſtern in einem Hauſe gewaſchen,“ ſagte ſie, „wo mir die Magd erzählte, jetzt wiſſe ſie ganz genau, warum Herr Don Lorioz nicht mehr bei dem Herrn Doktor Plager bleibe; er habe eine Liebſchaft angefangen mit Mamſell Emilie, und da ſei man dahinter gekommen, man habe ſie ertappt. O, daß dich, daß dich! — Und doch hätte ich nichts dagegen geſagt, aber die alte Frau Stiefel, die auch da gewaſchen hat, erzählte, ſie ſei geſtern bei Kanzleirath Denker geweſen, da war vorgeſtern eine Kaffeevisite, wo die

Frau Hofrath Reibeisen und die Regierungsräthin Pfeffer mit klaren Worten gesagt hätten, man wisse ganz genau, weßhalb der Schreiber des Herrn Doktor Plager weggeschickt worden sei, er habe wichtige Schreibsachen — wissen Sie, Herr Gottschalk, Sie verstehen mich schon — so — auf die Seite gebracht. O, daß dich, daß dich!"

In solchen Fällen tröstete der kleine Schreiber die alte Frau, indem er ihr versicherte, es gehe einmal in dieser Welt nicht anders, als daß man von seinen Nebenmenschen Böses rede. Auch sie müsse sich nicht einbilden, daß es ihr anders ergehe, er habe schon die schrecklichsten Dinge gehört.

„Ueber mich? du lieber Gott!" rief alsdann die alte Frau. „Was kann man über so ein miserables Wesen, wie ich bin, sagen? Das möchte ich wahrhaftig wissen."

Der kleine Schalk zog seine Augenbrauen in die Höhe nickte auffallend mit dem Kopfe und antwortete: „Glaubt Sie wohl, Frau, daß es den Leuten nichts zu denken gebe, wenn sie hören, daß man Sie nur schlechtweg den Tiger nennt? O, darüber habe ich schon Entsetzliches vernommen."

„Herr Gottschalk, machen Sie keine Geschichten! Was kann man mir nachsagen?"

„Nichts als Verleumdungen, Frau, das weiß ich wohl, aber man kann Niemand das Maul stopfen. Sie sagen zum Beispiel, Sie sei früher eine wilde, blutdürstige Person gewesen; Sie habe einen Mann gehabt und sechs Kinder, die Sie alle Sieben ums Leben gebracht. Und davon habe man Ihr den Namen „der Tiger" gegeben."

„Daß dich, daß dich! Herr Gottschalk!" gab die alte Frau betrübt zur Antwort. „Sehe ich wie eine blutdürstige Person aus, wie Jemand, der sieben Menschen ums Leben

bringen könnte, ich, die ich selbst froh bin, wenn man mir mein bischen Leben läßt?"

Und das Aeußere des Tigers hatte allerdings nichts an sich, was diesen Namen rechtfertigen konnte; namentlich jetzt nicht, wie sie dastand, den Kopf auf die Seite gesenkt, die Unterlippe herabhängend, die eine Hand unter der Schürze in ihrer Tasche verborgen haltend.

„Im Allgemeinen kann man nicht behaupten," sagte der kleine Schreiber, nachdem er die Frau ein paar Sekunden aufmerksam betrachtet, „daß Sie etwas auffallend Wildes an sich hat; aber zuweilen ist es mir doch schon so vorgekommen, als würde ich mich fürchten, Sie böse zu machen. Ich glaube, alsdann könnte Sie erschrecklich sein."

In diesem Augenblicke wurde die Unterhaltung plötzlich unterbrochen, da sich vor der Thür die Tritte des Spaniers hören ließen, worauf der Tiger sich wieder daran begab, die Stühle im Zimmer abzuwischen und an ihren Platz zu setzen. Gottschalk aber nahm einen Brief vom Tische, als sei er so eben erst herauf gekommen, um diesen zu übergeben.

Don Larioz trat in das Zimmer, er hatte den Hut auf dem Kopfe, den Mantel umgehängt, weßhalb die alte Frau dienstefrig herbei eilte, um ihm letzteren abzunehmen, wobei sie nicht wenig erschrak, als sie sah, daß ihr Herr zwei lange Degen unter dem Arme trug, von denen er dem Tiger ebenfalls einen in die Hand gab, den anderen aber sorgfältig neben dem alten Kamin in die Ecke stellte.

Der Tiger brachte das Zimmer so schnell wie möglich in Ordnung und verließ es alsdann, nicht ohne Gottschalk zuzuflüstern, daß der Herr Don Larioz wahrscheinlich ein

Unglück angerichtet habe, denn er sehe gar erschrecklich und wild aus.

Dies war aber nicht der Fall, vielmehr hatte der edle Spanier ganz das Aussehen eines Mannes, der vollkommen ruhigen Gemüthes ist, mit sich selbst zufrieden, im Bewußtsein, eine gute und gerechte That verübt zu haben. Er nahm den Brief aus den Händen Gottschalk's und bedeutete diesen, indem er sich auf einen Lehnstuhl niederließ, ihm gegenüber Platz zu nehmen; dann betrachtete er das Siegel des ziemlich großen Schreibens, dessen Ausprägung übrigens undeutlich war; man bemerkte, freilich nur mit Mühe, einen etwas verschobenen Kopf mit unleserlicher Umschrift; es konnte ein altes Sigill sein. Dafür hielt es auch der Spanier, wogegen ein Unbefangener, vielleicht nicht ohne Grund, auf die Vermuthung gekommen wäre, als habe man ein älteres Thalerstück absichtlich etwas undeutlich auf das Siegellack gedrückt. Die Aufschrift lautete: „An den sehr ehrenwerthen Edelmann und Ritter Don Lariox von la Mancha; dahinter: M. d. B. z. D. R. Und darunter: Derzeit hier."

Was die Buchstaben zu bedeuten hatten, wollte dem Leser im ersten Augenblicke nicht recht klar werden; er erinnerte sich, daß er eigentlich ganz ohne Titel sei, und wenn er auch etwas der Art besäße, er doch keinen wüßte, der mit den angeführten Buchstaben in Verbindung zu bringen wäre.

Wie es aber oft zu geschehen pflegt, daß wir, uns im Dunkeln befindend, plötzlich durch eine scheinbar fern liegende Ursache erleuchtet werden, so auch Don Lariox, als er zufälliger Weise auf dem Kamingesimse ein Brodmesser bemerkte, das sich mit seinem dicken Griff und langer spitzer Klinge in

seiner Einbildung augenblicklich zu einem Dolche umformte und ihn an jene Verbrüderung erinnerte, der er das Glück hatte anzugehören und deren Botschaft er stündlich mit großer Sehnsucht entgegensah. Jetzt wurde ihm mit einem Male die Bedeutung jener Buchstaben klar, und er las mit einiger Genugthuung nochmals die Aufschrift: Dem ꝛc. Don Larioz von la Mancha, Mitglied des Bundes zum Dolche Rubens. Ja, er hielt es in seiner Hand, worauf er lange gewartet, die Botschaft, welche ihm unfehlbar die versprochene Hülfe zusagte zur Befreiung seiner geliebten Dolores, der unglücklichen und schönen Spanierin.

Vor den Augen des ihm gegenübersitzenden jungen Menschen war es ihm indessen unmöglich, das Couvert zu erbrechen, und wenn es ihm auch Ueberwindung kostete, so legte er das Schreiben doch bei Seite, bis dieser das Zimmer verlassen haben würde.

Gottschalk machte jedoch keine Miene hierzu; er schien etwas auf dem Herzen zu haben; er sprach Dies und Das über gleichgültige Dinge, wahrscheinlich in der Hoffnung, sein Freund und Gönner würde ein Gesprächsthema berühren, das ihm Veranlassung gäbe, mit seinen Wünschen oder Fragen herauszurücken.

Da aber Don Larioz einsylbig blieb, auch zuweilen auf die Uhr schaute und zuletzt die Frage that, ob der Prinzipal dem kleinen Schreiber einen längeren Urlaub bewilligt, so sah dieser sich zu einem tiefen Seufzer veranlaßt und knüpfte an letzteren die Bemerkung, der Herr Doktor Plager würde es gewiß nicht einmal sehen, wenn er auch noch so lange ausbliebe, denn einestheils sei er im Bureau fast gar nicht mehr anwesend, anderentheils bekümmere er sich in der letzten

Zeit durchaus nicht mehr um sein, des Lehrlings, Thun und Lassen.

„In den nächsten Tagen," sagte Gottschalk, „kommt ohnedies ein neuer Schreiber, und dann wird es dem Herrn Doktor wahrscheinlich am liebsten sein, wenn ich ganz aus dem Bureau wegbleibe."

„Und woher vermuthest du das?" fragte Larioz einigermaßen besorgt. „Ich hoffe nicht, daß du Streiche gemacht hast, welche deinen Prinzipal veranlassen, dich zu entfernen?"

„Streiche habe ich gar keine gemacht," versetzte Gottschalk, „und fleißig bin ich gewesen wie immer."

„Du könntest eben so gut sagen: faul wie immer, denn du wirst dich erinnern, wie oft ich mein großes Lineal in Bewegung setzen mußte, um dich zur nothwendigsten Thätigkeit anzuhalten."

Der Knabe stieß einen kläglichen Seufzer aus, dann sagte er: „Das ist wohl wahr, aber da, seit Sie fort sind, das große Lineal nicht mehr gedroht hat und ich einsah, daß ich von selbst fleißig sein müßte, so habe ich mich in diesem Punkte auffallend gebessert, obgleich mir das keine kleine Mühe gekostet hat."

„Und warum war dir das so mühsam?"

„Weil ich von Tag zu Tag mehr fühlte," antwortete der Knabe kleinlaut, „wie wenig Lust und Talent ich eigentlich zu der ganzen Schreiberei habe. — So lange Sie noch da waren," setzte er hastig hinzu, als er den sehr ernsten Blick des Spaniers bemerkte, „da war es was ganz Anderes, da nahm ich Sie zum Vorbilde und dachte auch einst so zu werden, wie Sie. Seit ich aber gesehen, daß Sie ebenfalls die Schreiberei verlassen —"

„Wer sagt dir, daß ich die Schreiberei verlassen?“

„Mein Vater hat es mir gesagt,“ versetzte Gottschalk stockend.

„So, dein Vater?“

„Ja, er hat gesagt, Sie hätten endlich auch eingesehen, daß nicht viel dabei herauskomme, und er hat mir ferner gesagt, ich solle Sie bitten, freundlichst für mich überlegen zu wollen, ob Sie wirklich glauben, daß ich Talent zur Schreiberei habe.“

„An Talent dazu wird es dir nicht fehlen,“ entgegnete Don Larioz, nachdem er ein paar Augenblicke nachgedacht; „mir scheint aber, dir ist die Lust vergangen, so Tag ein, Tag aus an dem Schreibtische zu sitzen, und wenn das ist, so ersuche ich dich, mir das geradezu zu sagen.“

„Die Lust ist mir eigentlich nicht vergangen,“ erwiderte schalkhaft lächelnd der Knabe, „denn ich habe wohl nie viel Lust dazu gehabt. Wie ich Ihnen schon vorhin sagte, so lange auch Sie da waren, hatte ich nichts gegen die Schreiberei einzuwenden; aber jetzt, wo ich so allein da unten sitze, möchte ich oft in das Dintenfaß weinen, wenn ich nicht fürchten müßte, es laufe über.“

„Es ist mit der Schreiberei allerdings so eine Sache,“ sprach gedankenvoll der Spanier; „ich konnte mich freilich auch schwer daran gewöhnen, was aber wohl daher kommen mochte, daß ich meine erste Jugend in ungebundener Freiheit, im Umherstreichen durch Gebirg und Thal zubrachte; wenn ich, wie du, in einer Schneider-Werkstätte gewesen wäre, so glaube ich fast, daß mir die edle Schreiberei schon Anfangs besser behagt hätte.“

„Ach ja wohl, Herr Larioz, das ist freilich wahr, aber

mein Vater meint, in der Schreiberei hätte ich so gar keine Zukunft, und stellte Sie selbst mir zum Beispiel auf. Er sagte: Siehst du, der Herr Don Larioz, der hat doch wahrhaftig was gelernt und ist lange genug dabei gewesen, und der wird auch noch umsatteln, darauf kannst du dich verlassen."

„Umsatteln schwerlich," versetzte träumerisch der edle Spanier. „Aufsatteln möchte ich wohl, wenn das möglich wäre. Aber die Zeiten sind vorüber, wo ein gutes Pferd, ein scharfes Schwert, ein fester Arm und ein gesunder Muth alles war, was man bedurfte, um eine glänzende Carriere zu machen. — Was dich anbelangt, mein Sohn Gottschalk," fuhr er nach einer Pause fort, „so bist du jung und kannst es deßhalb in der Schreiberei noch zu etwas Tüchtigem bringen, wenn du fleißig bist und den guten Muth und die Hoffnung nicht verlierst."

„Ja, Muth und Hoffnung sind gut, um sich selbst etwas weis zu machen, wie es auch dem Maurer ergangen ist, als er vom Thurme fiel."

„Und wie ist es dem Maurer ergangen, wenn ich fragen darf?"

„Als der Maurer im Fallen war, dachte er: Das ist noch lange so schlimm nicht; vielleicht bleibe ich unterwegs irgendwo hängen oder unten fährt gerade ein Wagen mit Heu vorüber, auf den ich zu fallen komme."

„Dieser Maurer hatte einen guten Glauben, von dem man sich schon etwas wünschen könnte; und wenn du jetzt in deine Schreibstube hinunterfielest und im Fallen dächtest: vielleicht hält mich unterwegs Jemand auf und schlägt mir eine andere Laufbahn vor, oder du fällst unten in einen

Sack von zwanzigtausend Thalern hinein, die dir Jemand zum Geschenk macht, so bist du besser daran als jener Maurer, denn der starb wahrscheinlich eines kläglichen Todes, während du vor dir hast, das vergnügliche Dasein eines Schreibers zu führen."

Gottschalk erhob sich langsam von seinem Stuhle und sagte kleinlaut, während er sich am Kopfe kratzte: „Ich denke wie mein Vater; der hat einen Abscheu vor aller Schreiberei."

„Das Denken wird dir Niemand verwehren, und wenn du ein folgsamer Knabe bist und keine dummen Streiche machst, so will ich auch für dich denken. Was soll man aber mit dir anfangen? Zum Schneider hast du keine Lust, zur Schreiberei auch nicht, wenigstens jetzt nicht mehr; denn du wirst dich erinnern, daß du damals recht froh warst, die Nadel mit der Feder vertauschen zu dürfen. — Was ist es denn eigentlich, womit du vollkommen einverstanden wärest?"

„Ich möchte Jäger werden," sagte Gottschalk, ohne sich zu besinnen.

„Wie dein Vater?"

„Das gerade nicht; dagegen hat meine Mutter einen Widerwillen, und was die Mutter will, das will ich auch. Ich möchte nicht Jäger werden wie der Vater, um dabei in einem herrschaftlichen Hause zu dienen, sondern ich möchte was Rechtes lernen in der Jägerei, von dem Wild und den Bäumen im Walde, um das recht zu verstehen und immer im Freien sein zu dürfen."

„Ah! ich begreife, du möchtest Förster werden oder dergleichen. Kein übles Geschäft, ist noch ziemlich frisch geblieben aus jener alten ritterlichen Zeit. Es sind das die einzigen

Leute, die seit damals ihre Beschäftigung nicht geändert haben. Der Rittersmann auf gepanzertem Rosse mit Schild und Lanze ist verschwunden, den frommen Pilgrim sieht man nicht mehr mit seinem Muschelgewand durch die Länder ziehen; alle die abenteuerlichen und so edlen Gestalten, welche damals die Welt bevölkerten, sind im Strudel der Alltäglichkeit zu Grunde gegangen; nur allein der Jägersmann streift heute noch wie damals durch die Wälder, tödtet den Eber und beschleicht den Hirsch. — Ich muß sagen," fuhr er nach einem tiefen Nachsinnen fort, „wenn ich nicht zu alt dazu wäre, so könnte es mich noch dazu verlocken, ein Jägerbursch zu werden; ich wüßte mir nichts schöneres, als unter den grünen Bäumen zu leben, von alter Zeit zu träumen und dabei den entfernten Schlag der Axt zu vernehmen oder das Halloh der fröhlichen Jagd, wie es damals gewesen ist. Bei Gott, das müßte ein lustiges Leben sein."

Die Augen des Spaniers flammten auf, doch senkte er gleich darauf den Kopf in die Handfläche und sprach in traurigem Tone:

„Was mich anbelangt, so bin ich, wie gesagt, wohl zu alt zu einem Jägerburschen. Wenn das nicht wäre, so sollte mich nichts vom grünen Walde abhalten. — Und doch wäre es am Ende möglich, mir dort eine beschauliche Existenz zu gründen, wie büßende Ritter vor mir gethan, nicht als ehrwürdiger Einsiedler — leider ist deren Zeit ebenfalls vorüber — aber ich stelle es mir als ebenso würdig, als ebenso romantisch vor, fernab im wilden Walde zu hausen, als frommer Köhler in bescheidener Hütte zu leben, ein Hort der Verirrten und der müden Reisenden, ein gewissenhafter Aufbewahrer alter geheimnißvoller Sagen, ein Erzähler jener

lieblichen Märchen, die von edlen Köhlern am rauchenden Meiler erdacht sind, die mit goldenen Sprüchen untermischt von ihrem Munde kommen und die darauf fortleben im Munde des Volkes von Jahrhundert zu Jahrhundert."

„O, das wäre herrlich, Herr Larioz!" rief fröhlich der Knabe aus. „Wenn ich dann ein Jägersmann wäre und mit Büchse und Hirschfänger zu Ihnen träte —"

„Während ich gedankenvoll am rauchenden Meiler sitze."

„Ich erzählte Ihnen, was es Neues in der Welt gäbe."

„Und ich würde dir dafür ein Märchen mittheilen."

„Ja, und vielleicht sagte ich auch eines Tages, daß draußen Krieg entstanden sei, zu dem auch wir Jäger mit hinausziehen müßten, um das Land zu retten."

„Und alsdann," rief Don Larioz begeistert, „sammelte ich die Köhler und Köhlerburschen der Umgegend, bewaffnete sie mit Schwertern und Armbrüsten, und zöge mit ihnen hinaus in das Gefecht, und käme zur rechten Zeit, um es glorreich zu beendigen."

„O, Herr Larioz, das wäre so sehr schön! Der Vater sagte, Sie hätten so vornehme und reiche Freunde und könnten schon was für mich thun. O, denken Sie daran! Es wäre so schön, wenn ich später einmal auf einem Jagdschlosse mitten im Walde wohnte."

„Ja, das wäre allerdings höchst angenehm; und ich käme eines Abends auf müdem Roß und klopfte an die Pforte und spräche alsdann: „Sagt mir, Pförtner, wie weit ist es zum nächsten Kloster?"

„O, dann dürften Sie in kein Kloster gehen," sprach Gottschalk lustig. „Dann würden wir beisammen bleiben und

Rehe und Hirſche ſchießen. Hurrah, das wäre ein Leben Nicht wahr, Herr Larioz, Sie denken an mich?"

„Ich werde dich nicht vergeſſen," erwiderte der Spanier, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht. „Aber nur dann, wenn du deine Geſchäfte drunten ſo pünktlich beſorgſt, als hätteſt du vor, dein ganzes Leben beim Herrn Doktor Plager zu bleiben. Die geringſte Klage, die ich über dich höre, wird mich veranlaſſen, mit keinem jener mächtigen Gönner zu reden, die ſich mir zu Liebe vielleicht entſchließen könnten, etwas für deine Zukunft zu thun. — Jetzt laß mich allein."

„Tauſend herzlichen Dank, Herr Larioz, dafür, daß Sie ſich meiner annehmen wollen!" rief der Knabe. „Gewiß, Sie ſollen keine Klage über mich hören; im Gegentheil, der Herr Doktor Plager ſoll ſehr betrübt darüber ſein, wenn er erfährt, daß ich ihn verlaſſe."

„Gut, gut!" ſagte der lange Mann gelaſſen; „ſei du nur aufmerkſam und fleißig; was die Betrübniß des Herrn Rechtsconſulenten anbelangt, ſo wird dieſelbe auf alle Fälle mäßig bleiben."

Gottſchalk verließ das Zimmer, und kaum ſchloß ſich die Thür hinter ihm, ſo nahm Don Larioz den bewußten Brief zur Hand, öffnete das Couvert und vertiefte ſich in den Inhalt des Schreibens. Er hatte richtig geahnt; es war vom Vorſitzenden des Bundes zum Dolche Rubens und enthielt die Worte:

„Die Zeit iſt da, wo wir handeln werden. Der Bund hat über Euch gewacht und iſt bereit, Euch, edler Ritter, in Eurem Unternehmen zu helfen. Muth und Verſchwiegenheit! Wenn die achte Stunde anſchlägt auf dem Thurme jener alten Kirche, die nicht entfernt liegt vom Hauſe, das zum Schild

einen Reibstein führt, werden sich dort die Brüder versammeln zur helfenden That. Waffen sind vorräthig. Den Zehrpfennig für fremde arme Pilgrime ersucht man den edlen Ritter nicht zu vergessen.

„Der Vorsitzende des Bundes zum Dolche Rubens."

Don Larioz ließ die Hand mit dem Blatt Papier auf seine Kniee niedersinken und blickte träumerisch an die Decke empor. Der Inhalt des Briefes war ihm nicht vollkommen klar. Wohl erinnerte er sich jenes Abends, wo der Bund in geheimer Abstimmung beschlossen, die Angelegenheit gegen das verruchte Treiben der Gebrüder Breiberg als seine eigene zu betrachten und dem neuen Mitgliede helfend die Bruderhand zu reichen. In wie fern dies aber geschehen könne, wollte ihm nicht recht klar werden. Hatte Herr Wurzel, der edle Vorsitzende, vielleicht nähere Nachricht über das Schicksal der unglücklichen Spanierin? war es ihm gelungen, Verbindungen mit ihr anzuknüpfen? Die treuen Freunde hatten wohl so weit vorgearbeitet, um ihre Entführung erleichtern zu können?

Larioz zitterte bei diesem Gedanken. Nicht aus Furcht, wer könnte so etwas glauben! — gewiß nicht, sondern er zitterte vor Freude und gewaltiger Aufregung, daß jetzt endlich vielleicht der Augenblick gekommen sei, wo er zu ihrer Befreiung sein Leben einsetzen dürfe; wo ihm möglicher Weise diese Befreiung gelingen könne, wo es ihm, und zwar in nächster Zeit, vergönnt sei, die unglückliche und so sehr geliebte Dolores an sein treues, ritterliches Herz zu drücken.

Es duldete ihn nicht mehr auf seinem Stuhle; er erhob sich, trat zu dem kleinen Tische, wo das Kästchen stand mit

ihrem Portrait; öffnete dasselbe und blickte in ihre geliebten Züge. Dann ging er mit langsamen Schritten vor den Kamin, über welchem jenes Bild hing, das dem edlen Spanier so ähnlich sah, stellte das Portrait der unglücklichen Dolores unterhalb desselben auf, nahm den langen Stoßdegen aus der Ecke, entblößte die Klinge und hielt sie hoch gegen das Bild empor, indem er den Griff mit beiden Händen faßte.

„Edler Don Manuel," sprach er mit bewegter Stimme, „tapferer Ahnherr des Geschlechts der Larioz! endlich darf ich es wagen, vor deinem strengen Angesicht diese noch nie mit Schmach bedeckte Toledaner Klinge zu erheben, nachdem sie heute durch mich aufs Neue geweiht worden. Ja, sie zwang einem tückischen Verräther das Bekenntniß seiner Schuld ab, der sich unterstanden, Einen deines erhabenen Namens mit dem Schimpf einer gemeinen Anklage zu besudeln; sie zwang ihn zum Widerruf; sie nöthigte ihn, feierlich zu erklären, daß jenes holde, aber unglückliche Mädchen, deren Schönheit und Tugend das Herz deines Urenkels gerührt hat, zu den Vorzüglichsten ihres Geschlechts gehöre, daß Doldres das schönste Weib auf Erden sei. Ehe mir dieses durch die Kraft meines Armes gelang, durfte ich es nicht wagen, das Bild ihrer Schönheit vor dein strenges Antlitz zu bringen. Jetzt aber thue ich es mit Stolz, indem ich zu gleicher Zeit um deinen Schutz für sie bitte, edler Ahnherr, und indem ich dein unbeflecktes Schwert erhebe und feierlich gelobe, in dem Versuche, das theure Mädchen aus unwürdigen Banden zu befreien, zu siegen oder unterzugehen."

Darauf hob er den Degen hoch empor zu dem ernsten Kopfe, mit dem spitzen, aufwärts gedrehten Barte, steckte die Klinge langsam in die Scheide, lehnte sie darauf in die Ecke

des Kamins, verschloß das Portrait der schönen Dolores wieder in das kleine Kästchen und ging alsdann nachdenkend, die Hände auf den Rücken gelegt, im Zimmer auf und ab. Doch war er augenscheinlich zu bewegt, um es in den engen Mauern des Zimmers aushalten zu können; er nahm deßhalb seinen Mantel um, setzte den Hut auf und verließ seine Wohnung, nachdem er einiges Geld zu sich gesteckt für fremde arme Pilgrime; diese Stelle des Schreibens hatte er wohl verstanden.

Es war übrigens noch so früh am Tage, daß vor Verlauf einiger Stunden nicht daran zu denken war, die Glocke jenes bezeichneten Thurmes die achte Stunde schlagen zu hören. Don Larioz wandelte deßhalb, mit seinen Gedanken beschäftigt, durch die Straßen der Stadt, und da er den Weg, der nach dem Hause des Jägers Brenner führte, häufig zu machen pflegte, so kam er dieses Mal fast willenlos auf den Blumenmarkt und befand sich kurze Zeit darauf in der engen und finsteren Gasse, wo er an einem kleinen Spielwaaren-Magazin vor einigen Tagen mit jenem fremden Herrn zusammen getroffen war.

Er blieb an dem Fenster stehen, um sich die Bären und Affen zu betrachten, die ihm zum Vorwande hatten dienen müssen, und wollte gerade wieder kopfschüttelnd weiterschreiten, als er neben sich leise seinen Namen nennen hörte. Rasch wandte er sich um und sah zu seinem Erstaunen ein junges Mädchen, in welchem er augenblicklich Kathinka Schneller von der Entenpforte erkannte. Leider war es ihm unmöglich, sie trotz seines Wohlwollens für alle Menschen mit einem freundlichen Blicke anzuschauen; sie vergegenwärtigte ihm zu sehr jenen ganzen unglücklichen Abend mit seiner tiefen Er-

niedrigung. Ja, durch die Aeußerungen, welche er auf der Polizei gehört, hatte er doch ein gewisses Mißtrauen nicht nur gegen das Treiben in jenem Hause gefaßt, sondern auch gegen die, welche ihm Dolores als ihre Freundin empfohlen.

Natürlich war er weit davon entfernt, zu glauben, daß hiedurch der mindeste Schatten auf die unglückliche Gefangene fallen könne; denn er konnte sich zu lebhaft vorstellen, daß ebenso, wie der Ertrinkende nach jedem Strohhalme greife, auch Jemand in der Nacht des Kerkers nicht lange wählen dürfe in dem Gegenstande, der ihm Hülfe bringen konnte.

Der edle Spanier wollte sich mit einer einfachen Neigung des Kopfes von den Bären, den Affen und von Kathinka Schneller entfernen, als Letztere mit einem tiefen Seufzer sagte: „Ja, jetzt gehen Sie stolz an mir vorüber, jetzt, da ich eigentlich durch Sie ins Unglück gekommen bin."

Diese Worte änderten augenblicklich den Ideengang des langen Mannes; Kathinka befand sich im Unglücke, also war es Pflicht von ihm, anzuhören, was sie zu sagen habe.

Obgleich dieser Vorsatz gewiß ein edler war, so blickte Lariez doch einige Mal verlegen die Gasse auf und ab; er dachte an seinen Freund, den Armenarzt, in dessen Revier er sich befand, und es wäre ihm gerade nicht angenehm gewesen, von demselben im gegenwärtigen Augenblicke gesehen zu werden.

Kathinka mochte seine Gedanken errathen; sie zeigte auf ein kleines Haus, dem Spielwaarenladen gegenüber, indem sie sprach: „Dort wohne ich jetzt; es ist eine anständige Restauration, Sie können, ohne Aufsehen zu erregen, eintreten und ungestört mit mir reden, da niemand Fremdes im Gastzimmer ist."

Don Lorioz nickte mit dem Kopfe, worauf das junge Mädchen in den kleinen finsteren Hausgang schlüpfte, dort an einer sehr engen Treppe stehen blieb und dem Spanier die Hand reichte, um ihm in dem gänzlich dunklen Raume beim Emporsteigen behülflich zu sein.

Oben angekommen, öffnete sie die Thür zu einem niedrigen und ziemlich unreinlichen Zimmer, wo man ein paar hölzerne Tische sah, einige wackelige Stühle und außer einer alten Frau, die aus einem Nebengemache erschien, um den verlangten Wein zu bringen, niemand Fremdes.

Der Spanier ließ sich an einem der Tische nieder, Kathinka setzte sich ihm gegenüber, senkte den Kopf in die Hand und sagte tief aufseufzend: „Ja, ich bin recht unglücklich!“

„Wenn ich Ihnen in etwas helfen kann,“ sprach der Spanier mit nicht unfreundlichem Ernste, „so will ich das recht gern thun, obgleich —“

„O, ich weiß, was Sie sagen wollen,“ klagte das Mädchen, „und Sie können mir glauben, jener Abend liegt mir heute noch schwer auf der Seele. Ach! ich war ebenso unwissend und unschuldig wie Sie selber. Clemens Breiberg hatte das Alles angestiftet, und der Stöpsel, die schlechte Person, ihm geholfen, mich zu überreden. O, ich bitte Sie herzlich, mir zu verzeihen, denn wenn Sie das nicht thun, so habe ich keine ruhige Stunde mehr.“

„Wenn Ihnen an meiner Verzeihung wirklich etwas gelegen ist, so werde ich Ihnen dieselbe nicht vorenthalten. Ich sehe, daß Sie einiges Unrecht, welches Sie mir gethan, bereuen, und damit ist die Sache nicht nur abgemacht, sondern ich biete Ihnen wiederholt meine Dienste an.“

„Vorerhand können Sie mir in nichts helfen,“ gab Ka-

thinka zur Antwort, „und ich würde mich auch schämen, von Ihnen, gegen den ich unrecht gehandelt, irgend eine Hülfe zu verlangen oder anzunehmen. Sie sind sehr gut, Herr Don Larioz, recht sehr gut, und deßhalb thut mir nicht nur das leid, was ich gegen Sie gethan, sondern ich möchte Sie auch warnen, damit Andere Ihnen nicht noch Schlimmeres zufügen."

„Sprechen wir nicht von mir," sagte der Spanier mit einer abwehrenden Handbewegung; „ich habe ein festes Ziel vor Augen, von dem ich gewiß bin, daß es ein edles Ziel ist, dem ich nachstrebe aus allen Kräften, und von dem mich nichts zurückschrecken kann, keine Drohungen, keine Warnungen. Sagen Sie mir lieber, wie kommen Sie hieher, warum haben Sie die Entenpforte verlassen?"

„Das geschah in Folge jenes Abends," versetzte Kathinka Schneller, indem sie die Augen niederschlug. „Ich weiß, daß Sie auf die Polizei gebracht wurden; ah, ich verlebte in Trübsal und Weinen eine schreckliche Nacht. Den andern Tag mußten auch wir dort erscheinen."

„Auf der Polizei? Sie und Ihre Frau Mutter?"

„Ja, ich und — die Anderen. Man sagte uns dort allerlei sehr unangenehme Dinge, man drohte mir insbesondere und nöthigte mich, die Entenpforte zu verlassen."

„Ihre Mutter zu verlassen? Das kann man allerdings ein Unglück nennen."

„O, gewiß ein Unglück!" klagte Kathinka mit leiser Stimme; „denn da führte ich ein recht angenehmes und zufriedenes Leben, während ich hier ein ganz unglückliches Geschöpf bin."

„Es iſt das freilich hier kein ſehr wohnlicher Aufenthalt,“ ſprach Lariez, nachdem er aufmerkſam um ſich her geblickt.

„Ach, das wäre noch das Wenigſte!“ fuhr das junge Mädchen fort, indem ſie ihre Hand auf den Arm des langen Mannes legte und denſelben leicht drückte; „aber es kommen ſo arge Menſchen hieher, die ein armes, unerfahrenes Mädchen, welches ohne Beſchützer daſteht — ach, ich brauche Ihnen nicht mehr zu ſagen, Sie kennen die ſchlechte Welt genug, um mich zu verſtehen.“

Don Lariez verſtand ſie allerdings, und es ſchauderte ihn einigermaßen, wenn er an die Lage von Kathinka Schneller dachte und dieſe ſich vorſtellte, tugendhaft wie ſie war, allen Verführungen ausgeſetzt. Wenn es auch vielleicht möglich war, daß ſie hier und da einen Beſchützer fand, ſo kannte er doch die Welt im Allgemeinen als ſo ſchlecht, daß das Mädchen wohl Urſache hatte, über ihre Lage zu ſeufzen. Deßhalb gab er ihr den wohlgemeinten Rath, wieder zu ihrer Mutter zurückzukehren, dort vor den böſen Einflüſterungen des Herrn Clemens Breiberg ſowie der Fräulein Stöpſel in Acht zu nehmen, ein ſtilles und ruhiges Leben zu führen; dann könne ſie wohl überzeugt ſein, daß die Polizei trotz ihrer väterlichen Fürſorge ſich in Kurzem nicht mehr um ſie bekümmern werde.

Kathinka dankte für dieſen Rath und verſicherte, ihn ausführen zu wollen, ſobald es ihr möglich ſei.

„Sie haben ſich vertrauensvoll an mich gewandt,“ fuhr der Spanier fort, „und Sie können überzeugt ſein, daß ich Ihnen meinen Schutz, wo immer möglich, nicht vorenthalten werde. Wenden Sie ſich an mich, ſo oft ich Ihnen dienen kann; und was die frechen Angriffe junger, leichtſinniger Men-

ſchen anbelangt, denen Sie, wie Sie ſagen, hier zuweilen ausgeſetzt ſind, ſo geben Sie denſelben zu verſtehen, daß Sie einen Beſchützer beſitzen, dem es auf ein paar Degenſtöße mehr oder weniger nicht ankommt."

„Wie ſoll ich Ihnen für dieſe Großmuth danken!" ſprach das Mädchen wirklich ergriffen; man ſah das an dem ernſten, faſt traurigen Blicke, mit welchem ſie den langen Mann betrachtete. Sie dachte auch: Wie jammerſchade iſt es, daß ein ſonſt ſo verſtändiger und angenehmer Mann ſo confuſe Ideen haben kann und daß er ſich mit Leuten wie Wurzel und den Anderen einläßt! Sie konnte nicht umhin, dieſen ihren Gedanken Worte zu leihen, und ſagte deßhalb:

„Ach, Herr Don Larioz, Sie benehmen ſich gegen mich armes Geſchöpf ſo außerordentlich anſtändig und nobel, daß ich Sie nochmals bitten muß, ſich mit dieſen Gebrüdern Breiberg und den Anderen nicht einzulaſſen. Die meinen es doch nicht ehrlich mit Ihnen."

Der tapfere Spanier drehte ſeinen Schnurrbart in die Höhe, ehe er mit dem ihm eigenen Lächeln zur Antwort gab: „Daß die es nicht gut mit mir meinen, davon bin ich vollkommen überzeugt, mein Fräulein; aber glauben Sie mir, ich vergelte ihnen Gleiches mit Gleichem."

„Das können Sie nicht, Herr Don Larioz," antwortete das Mädchen, „denn Sie ſind geradeaus und ehrlich, während die Anderen nur mit Ränken und Schwänken umgehen. Ach, wenn Sie wüßten, wie ſie Sie mit der Geſchichte zum Beſten haben!"

„Mit welcher Geſchichte, mein Kind?"

„Nun, mit der ſogenannten Spanierin bei den Gebrüdern Breiberg."

Don Lariоz ſchaute Kathinka mit einem mitleidigen Lächeln an, dann ſagte er: „Daß die bewußte Unglückliche eine Spanierin iſt, das weiß ich genau.“

„Ach, wenn Sie es nur genau wüßten,“ fuhr das Mädchen fort, „oder wenn ſie mich nur nicht in der Hand hätten, daß ich nichts ſagen darf! Da ſollten Sie erfahren, wie es mit Ihrer Spanierin ausſieht.“

„Daß man die edle Dolores zu verleumden trachtet, daran zweifle ich nicht im Geringſten, und daß auch Sie das heute gerade abſichtlich thun, finde ich begreiflich. Es iſt das in früheren Zeiten ebenfalls häufig vorgekommen, daß man tapferen Rittern, ehe ſie das Schlachtroß beſtiegen, um für ihre Dame zu kämpfen, alles erdenkliche Schlimme von ihren Gebieterinnen zuflüſterte. Ich könnte mehrere Beiſpiele davon anführen, begnüge mich aber, Ihnen den Wahlſpruch zu wiederholen, für den ich ſiegen oder ſterben werde: daß Dolores nicht nur das ſchönſte, ſondern auch das vortrefflichſte Weib auf Erden iſt.“

„Aber wenn Sie nun dieſe Dolores,“ ſprach dringend das junge Mädchen, „ganz anders fänden, als Sie ſich dieſelbe vorſtellen? — ganz, ganz anders?“

„Wie wäre das möglich? Ich habe ſie geſehen, und ſo, wie ich ſie ſah, ſteht ſie feſt in meinem Herzen eingegraben. Worin könnte ſie ſich geändert haben? In ihrem Aeußeren etwa? Werde ich ſie vielleicht abgehärmt finden aus Kummer, Noth und vielleicht auch ein wenig Sehnſucht? O, wenn das wäre, ſo würde ich glücklich ſein über ihre bleichen Wangen und würde das Möglichſte thun, den Schimmer der Zufriedenheit und Geſundheit wieder über ihre Züge hinzuzaubern.“

Kathinka Schneller ließ darauf mit einem tiefen Seufzer

ihre Hände in den Schooß fallen, als wolle sie dadurch ausdrücken: Da ist nicht zu rathen und nicht zu helfen. — „Denken Sie aber an mich," sagte sie mit wehmüthigem Tone, „daß ich es gewesen bin, die Sie gewarnt."

„Ich werde an Sie denken," erwiderte bestimmt der edle Spanier, „und hoffe Ihnen in den nächsten Tagen viel Neues und Großes mittheilen zu können."

„Das gebe Gott!"

„Amen!" sagte Don Lariоz. „Für Ihr Mitgefühl bin ich Ihnen dankbar und werde wohl noch Gelegenheit finden, Ihnen diese meine Dankbarkeit zu beweisen. — Leben Sie wohl!"

Er erhob sich bei diesen Worten, bezahlte den Wein, den er übrigens nicht angerührt, und reichte dem Mädchen seine Hand, worauf er Zimmer und Haus verließ.

Obgleich es bereits stark dunkelte, so hatte doch der edle Spanier Zeit genug, um aufs langsamste nach dem Burgplatze hinzuschlendern, wo er trotzdem immer noch zu früh an die Thür des Reitsteins gelangte. Das Zimmer, wo sich der Bund zum Dolche Rubens zu versammeln pflegte, war noch unbeleuchtet, weßhalb Don Lariоz durch den matt erhellten Hausgang nach dem hinteren kleinen Stübchen schritt, wo er sich schon zuweilen aufgehalten und wo um diese Zeit selten Gäste anzutreffen waren.

Auch dieses Mal befanden sich nur zwei Personen dort, von denen die eine, das getreue Windspiel, freudig empor sprang und dem Ankommenden entgegen lief, um ihn herzlich zu begrüßen. Die andere Person blieb am Tische sitzen, den Kopf auf beide Ellbogen gestützt, ein unberührtes Glas Wein vor sich. Näher tretend, erkannte Lariоz den kleinen Reitknecht,

deſſen Aeußeres ſich aber bedeutend und nicht vortheilhaft verändert hatte. Verſchwunden war der Stolz des Grooms, die glänzenden Stiefel, die anliegende Reithoſe und die blanke Livree mit den coquetten Achſelſchnüren. Der bunte flatternde Schmetterling war nicht mehr; er hatte ſich eingeſponnen in ein graues unſcheinbares Gehäuſe, das, von groben Stoffen und überall zu weit, wenig mehr ahnen ließ von der eleganten Figur des unwiderſtehlichen Friedrich.

So ſehr Don Larioz auch ſeine Gedanken auf die ihm bevorſtehenden wichtigen Ereigniſſe gerichtet hatte, ſo entging ihm doch dieſe Verwandlung nicht, und er blickte fragend auf den ehemaligen Reitknecht, der einen Augenblick trübſelig emporſchaute, dann aber wie verdrießlich über die Ankunft des eben Eingetretenen ſeinen Kopf mit einer heftigen Bewegung noch tiefer hinab ſenkte.

„Du brauchſt dich vor dem Herrn nicht zu geniren,“ ſagte Windſpiel begütigend. „Herr Don Larioz wird deine Trauer zu würdigen verſtehen und iſt Keiner von denen, die kalt bei dem Unglücke ihrer Nebenmenſchen vorüberziehen. — Bitte, nehmen Sie Platz,“ wandte er ſich an den langen Mann; „es iſt noch Niemand im Lokale,“ ſetzte er flüſternd hinzu.

Der Spanier ſetzte ſich und blickte mitleidig auf Windſpiels Bruder.

„Ja, es iſt ihm ſchlecht ergangen,“ ſagte der kleine Kellner achſelzuckend. „Schau mich nur nicht ſo grimmig an,“ ſprach er zu ſeinem Bruder, „du biſt hier unter guten Freunden, und wir ſind gewiß bereit, dir mit Rath und That an die Hand zu gehen. — Nicht wahr?“

„Allerdings.“

„Ich brauche weder Rath noch That," murmelte tückisch der Groom.

„Er hat," fuhr Windspiel gegen Don Lariox fort, „Differenzen mit seiner Herrschaft gehabt.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei."

„Ich wollte, daß du deine Verse und deine Reden für dich behieltest," sprach Friedrich, indem er, wie um seinen Aerger niederzuschlucken, das vor ihm stehende Glas Wein auf Einen Zug austrank.

„Es scheint mir also etwas von Liebe dabei zu sein," meinte Lariox mit einem mitleidigen Blick auf den kleinen Mann.

Windspiel zwinkerte mit den Augen, worauf der edle Spanier seine Hand auf den Arm des gewesenen Reitknechts legte und zu ihm mit herzlichem Tone sagte:

„Wenn dem so ist, wie ich vermuthe, wenn eine unglückliche Liebe Ihr Herz bewegte, wenn Sie ihretwegen Ihre Stellung im gesellschaftlichen Leben aufgegeben, so ist es im höchsten Grade lobenswerth, und ich kann nicht unterlassen, Ihnen meine Achtung zu bezeigen."

Friedrich schielte mißtrauisch auf die Seite nach dem langen Manne hin, um zu sehen, ob dieser nicht seinen Spaß mit ihm habe; als er aber in dessen ruhiges, ernstes, ja, wir müssen mit Recht sagen: würdevolles Gesicht sah, als er seinen Bruder erblickte, der mit gefalteten Händen, das magere Köpfchen geneigt, mit wehmüthigem Blicke vor ihm stand, da brach

der Groll und die Wuth, welche ſein ſtörriſches Herz mit einer Eiskruſte umgeben hatte; er ließ den Kopf auf den Tiſch niederfallen und weinte mit der gleichen Anſtrengung, wie man es wohl bei ungezogenen Kindern ſieht, wenn man von ihnen ſagt, der Bock ſtoße ſie.“

Auch in Windſpiels ſanftem Auge glänzte eine Thräne, und Don Lariot, der tapfere Ritter mit dem weichen Herzen, griff mit zwei Fingern an ſeine lange Naſe, wie um auf dieſe Art die überſtrömende Quelle der Rührung zuzuhalten.

„Ja es iſt wohl recht ſehr traurig,“ ſprach der kleine Kellner nach einer Pauſe, und darauf ſchluchzte der Groom: „Du — kannſt — Alles ſagen — o, es iſt — mir zu ſchlecht gegangen.“

Darauf fing der Bock bei ihm wieder ſo heftig an zu arbeiten, daß er ordentlich in die Höhe ſchnellte und alsdann den Kopf wieder ſinken ließ.

Don Lariot faltete die Hände auf dem Bauche und blickte bewegt zu Windſpiel hin, welcher fortfuhr: „Es war ein Complot, ein verabſcheuenswürdiges, ſchändliches Complot. Natürlicher Weiſe war die junge Dame ſchön wie der Tag, hold wie ein Engel, und ich glaube annehmen zu dürfen, daß ſie meinen Bruder Friedrich liebte. Nicht wahr, unglücklicher Bruder, das haſt du auch vermuthet?“

„Ja, ich habe es vermuthet,“ heulte Friedrich. „Und der Gärtner und der François haben es immer geſagt. O—o—h!“

„Das Letztere kann ich bezeugen,“ ſprach Windſpiel; „ich habe es mit meinen eigenen Ohren gehört. Wie oft haben ſie ihm geſagt, das gnädige Fräulein liebe ihn und —“

„Es war alſo ein gnädiges Fräulein?“ fragte Lariot mit Intereſſe.

„Allerdings, o ja! Das verſteht ſich,“ erwiderte ſtolz der kleine Kellner, wobei er die Hand in ſeinen Rock ſteckte und die Naſe etwas Weniges erhob. „Es war ein gnädiges Fräulein, und ſie gab meinem Bruder Friederich häufig Beweiſe ihrer Zuneigung. Iſt es nicht ſo?“

„Ja, es iſt ſo. Sie ſah mich immer an; ſie lachte ſo gern über mich; ſie ſagte, ſo komiſch wie ich ſei Niemand auf der Welt. Ich mußte ihr Alles beſorgen, Alles, Alles, und wenn ich gerade nicht da war, dann wartete ſie bis ich kam. O, wenn ich nur an die Orangenblüthen denke, dann könnte ich ein völliger Narr werden.“

„So, es war auch etwas von Orangenblüthe dabei?“ fragte der Spanier.

„Ja wohl, auch ſo eine Tändelei. Genug, endlich kam es zu einer Erklärung, und ſie war hart und grauſam genug, den armen Friedrich ſchmählich zu behandeln.“

„Das kann man gerade nicht ſagen,“ ſprach der kleine Groom mit einem ſanften Schluchzen; „ſie hat mich eigentlich gar nicht behandelt, ſie ſprang nur in die Höhe und ſtürzte davon, indem ſie ausrief: Unerhört! — Aber der Jäger —“

„Ja, der Jäger,“ ſagte Windſpiel —

Darob entbrennt in Robert's Bruſt,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längſt von böſer Schadenluſt
Die ſchwarze Seele ſchwoll.“

declamierte er träumeriſch vor ſich hin.

„Und ein eiferſüchtiger Jäger überraſchte Sie?“ fragte Don Lariоz. „Er klopfte Ihnen wahrſcheinlich leicht auf die

Schulter, winkte Ihnen nach einem ſtillen Gebüſche und ſprach: Die Gewalt der Waffen ſoll entſcheiden.“

Windſpiel ſchüttelte traurig mit dem Kopfe, als er ſagte: „O nein, ſo ſprach dieſer Jäger nicht, ſo nobel benahm er ſich nicht; er, der Stärkere, fiel über meinen armen Bruder Friedrich her, wammſte ihn tüchtig durch und warf ihn zum Hauſe hinaus. Nicht wahr, lieber Friedrich?“

„Ja,“ heulte dieſer, „er wammſte mich; ich mußte meine ganze Livree ausziehen.“

„Geſchah Letzteres vor oder nach dem ſogenannten Wammſen?“ fragte der edle Spanier mit mißbilligendem Blicke.

„Allerdings nachher, aber kurze Zeit vorher, ehe er mich aus dem Hauſe warf.“

„Und wer gab dem Jäger ein Recht zu ſolch ſchändlichem Thun?“

„Wer?“ entgegnete Windſpiel achſelzuckend, „die Macht des Stärkeren.“

„Und das in unſerem Jahrhundert!“ rief Don Lariot entrüſtet, indem er mit der Hand auf den Tiſch ſchlug; „in einer Zeit, wo man von Aufklärung ſpricht, von Gerechtigkeit! Beruhigen Sie ſich, junger Mann, Sie haben mir nicht umſonſt Ihr lehrreiches und trauriges Schickſal erzählt, Ihr Zuſammentreffen mit jener ſchönen Dame und dem grauſamen Jäger. Ihre Sache werde ich zu der meinigen machen. Es iſt meine Beſtimmung, die Unſchuldigen zu beſchützen, keine Gewaltthat zu dulden. Ich werde meinen Stand für kurze Zeit vergeſſen, um dieſem rohen Jäger zu beweiſen, daß es ihm nicht ungeſtraft hingehen ſoll, zwei liebende Herzen mit empörender Gewalt aus einander zu reißen. Nehmen Sie

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20752 / 018

meine Verſicherung und verzweifeln Sie nicht daran, noch glücklich zu werden.“

Er ſtreckte einen ſeiner langen Arme über den Tiſch hinüber und ſchüttelte die Rechte des ehemaligen Reitknechts, wobei er in dieſen Händedruck ſo viel Gefühl wie möglich zu legen ſuchte.

„Was die Liebe anbelangt,“ meinte Windſpiel kopfnickend, „ſo hat die wohl ihr Ende erreicht. Friedrich verläßt das Haus auf immer und wird die Undankbare vergeſſen.“

„Ja, ich habe das Haus verlaſſen, nachdem mich der Jäger hinausgeworfen,“ ſprach der geweſene Groom mit entſchloſſenem Tone, wobei er nur zuweilen krampfhaft aufſchluchzte. „Ich habe bereits eine andere Stelle angenommen und werde mit meinem neuen Herrn die Welt durchziehen.“

„Eigentlich hat ſich mein Bruder verbeſſert,“ ſagte Windſpiel mit großer Wichtigkeit. „Sein neuer Herr iſt ein edler und ſehr reicher polniſcher Graf, und Friedrich wird heute noch abreiſen, um in E., wohin ſich der Herr Graf begeben, ſeinen Dienſt anzutreten.“

„Dazu wünſche ich Ihnen von Herzen Glück,“ meinte der Spanier, indem er dem Groom abermals die Hand reichte. „Was die Geſchichte mit dem Jäger anbelangt, ſo iſt ſie in den beſten Händen. Ich habe,“ ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, „noch eine eigene wichtige Angelegenheit zu bereinigen; ſowie das vorüber iſt, werde ich mich an Ihren Bruder wenden, um mit deſſen Hülfe jenen Mann aufzuſuchen, der Sie ſo unwürdig behandelte.“

Nach dieſen Worten blickte er auf die Uhr, und als er geſehen, daß es ſtark auf Acht ging, erhob er ſich und verließ das Zimmer mit einem herzlichen Lebewohl.

Auch Friedrich ſtand gleich nachher von ſeinem Stuhle auf und reichte ſeinem Bruder die Hand, indem er ſagte: „Es iſt Zeit, ich muß gehen. Was ich dir von meinen Sachen gebracht, hebe gut auf — auch das kleine Papier mit den Orangenblüthen," ſetzte er mit einem melancholiſchen Zucken der Mundwinkel hinzu, „und wenn du," fuhr er hierauf mit drohendem Tone fort, „in den nächſten Tagen den verfluchten Andreas ſiehſt oder jenen Kerl, den François, ſo ſage ihnen nichts weiter, als ich hätte geſagt: Berg und Thal begegneten ſich nicht, wohl aber die Menſchen."

„Das werde ich thun, lieber Bruder Friedrich," ſagte Windſpiel mit bekümmerter Miene.

„Meine Adreſſe weißt du?"

„Gewiß, und ich werde ſie nicht vergeſſen — Adreſſe: Herr Graf von Czrabowski in E. poste restante."

Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Der Bund zum Dolche Rubens.

Die Uhr hatte Acht geſchlagen auf dem Thurm jener alten Kirche, die nicht entfernt liegt vom Hauſe, das zum Schild einen Reibſtein führt, als Don Larioz das Lokal betrat, wo der Bund zum Dolche Rubens zu tagen, eigentlich zu nachten pflegte und wo die Mitglieder dieſer ſehr anonymen Geſellſchaft ſchon in feierlichem Schweigen beiſammen ſaßen. Draußen hatte ſich ein ſchwacher Abendwind aufgemacht, einzelne leichte Wolken verſchleierten hier und da den Mond, der erwartungsvoll emporſtieg, ſein mildes Licht über Berg und Thal ausgießend, über weite Haiden, wo das Rietgras ſich flüſternd bewegt und wo der furchtſame nächtlich Wandelnde auf der weiß beſchienenen Fläche mit Entſetzen einen einzigen ſchwarzen Punkt bemerkt, der, von einem verdächtigen Hügel herabkommend, direkt auf ihn zuzuſchreiten oder ihn zu verfolgen ſcheint, er mag ſich wenden, wohin er will.

Der Wind, der sich aufgemacht hatte, war ein dünstender, Regen verkündender frühlingsartiger Hauch, einer von den willkommenen Gesellen, welche die Erde sehnsuchtsvoll erwartet, damit er ihr helfe, die Fesseln des fliehenden Winters zu brechen. Abends aber, wenn wir im verschlossenen Zimmer sitzen, verfehlt so ein Wind seine unbehagliche Einwirkung auf uns nicht; wir fühlen den Grimm, mit dem er um das Haus faust und, mit Fensterscheiben klappernd, vergeblich Einlaß begehrt.

So wehte es denn auch um das Haus, wo sich die Kneipe zum Reibstein befindet, an jenem denkwürdigen Abend, nachdem es voll und deutlich acht Uhr geschlagen.

Don Larioz wurde von dem Vorsitzenden des Bundes, dem Kupferstecher Wurzel, freundlich und feierlich empfangen und zu dem für ihn bestimmten Stuhle geleitet. Es waren außer diesen Beiden noch neun andere Mitglieder anwesend, so daß die Zahl Sämmtlicher, mit Einschluß Windspiels, der ebenfalls erschienen war, ein gutes Dutzend ausmachte. Auf dem Eichenholztische stand eine große Bowle, aus welcher die Gläser zu füllen, der Kellner eifrig beschäftigt war. Der Dolch des großen Meisters Rubens lag, mit einem rothen Tuche verdeckt, vor dem Platze des Präsidenten.

Auf einen Wink des letzteren nahmen sämmtliche Mitglieder, von denen die meisten bisher plaudernd auf und abgegangen waren, ihre Plätze ein, nachdem sie vorher mit dem edlen Spanier einen festen Handschlag ausgetauscht. Darauf erhob der Präsident sein Glas und leerte es, nachdem er vorher bedächtig: „Eins! — Zwei! — Drei!“ gesagt, auf Einen Zug, und sämmtliche Mitglieder des Bundes zum

Dolche Rubens, Don Larioz nicht ausgenommen, sprachen ebenfalls: „Eins! Zwei! Drei!“ und tranken ihren Punsch aus.

Der Vorsitzende nahm nun das rothe Tuch weg, zeigte den Versammelten den alten rostigen Dolch und ließ ihn darauf die Runde machen, damit Jeder nach üblicher Weise die Klinge mit seinen Lippen berühre. Windspiel mußte sich, wie auch früher, mit dem Heft begnügen, welcher Unterschied seiner sichtbaren Rührung übrigens keinen Eintrag that.

Nachdem der kleine Kellner hierauf die Gläser wieder gefüllt, stand der Kupferstecher Wurzel von seinem Stuhle auf, stützte die rechte Hand auf den Tisch, räusperte sich ein paar Mal und sprach:

„Mitglieder des Bundes zum Dolche Rubens! werthe Freunde! Es ist die Zeit gekommen, wo wir unserem sehr ehrenwerthen Verbündeten, dem tapferen Don Larioz von la Mancha, beweisen wollen, wie segensreich eine Verbindung wie die unsrige ist. Ihr alle, die Ihr hier mit ahnungsvollem Herzen um mich geschart seid, werdet mir beistimmen, wenn ich euch ins Gedächtniß zurückrufe, wie schwer es ist, Mitglied dieses höchst anonymen Bundes zu werden. — Aber, werthe Freunde und Mitglieder, welche immense Vortheile bringt er auch jedem Einzelnen! Wie schützend schlingt er seine Bande um Alle! wie ist er auch der Inbegriff von jedem Erhabenen, Schönen und der höchsten Tapferkeit, gleich den edlen Ritterorden des Mittelalters! — Wer nicht vollkommen meiner Ansicht sein sollte,“ fügte er mit finsterem Stirnrunzeln hinzu, „den ersuche ich, dies bemerkbar zu machen und dem Ritual des Bundes gemäß unter den Tisch zu

kriechen. — Gott sei Dank!“ fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er mit leuchtenden Blicken sich rings umgeschaut hatte, „wir sind alle vollkommen einig. Und zu Ehren dieses, wenn auch nicht unerwarteten, aber immer erfreulichen Ereignisses erhebe ich mein Glas und leere es bis auf die Nagelprobe. Eins! — Zwei! — Drei!“

Und „Eins! Zwei! Drei!“ erscholl es in tiefem Basse, wonach zehn leere Gläser hart auf den Tisch gesetzt wurden.

Windspiel, der im Schatten des Ofens stand, wischte sich nach dieser feierlichen Begrüßung nicht die Augen, sondern den Mund, woraus wir abnehmen, daß er sich bei gewissen Veranlassungen ebenfalls als stimmberechtigtes Mitglied betrachtete.

„Mitglieder und Freunde!“ hob der Kupferstecher mit dem großen Barte nach einer Pause wieder an. „Wir haben die höchst traurige, aber sehr lehrreiche Angelegenheit unseres verehrten Mitbruders Don Larioz von la Mancha zu der unsrigen gemacht und sind bereit, ihm zu helfen. Nicht wahr, alle sind wir bereit?“ setzte er fragend hinzu.

„Alle!“ vernahm man.

„Da wir aber nicht von den Leuten sind, die sprechen, ohne zu handeln, so erfahre unser verehrter Freund, was wir bis jetzt geleistet. Bruder Christian, ich gebe dir das Wort.“

Darauf erhob sich Bruder Christian, strich sein langes, blondes Haar mit einer weißen, mageren Hand von der Stirn, zog den grünen Flausrock in die Taille, und sprach also zur Versammlung:

„Wenngleich — sobald der Bund den Beschluß gefaßt hatte, die Angelegenheit zu der seinigen zu machen, sich Mehrere

anboten, das Terrain drüben zu unterſuchen, ſo wurde doch mir dieſer höchſt ehrenvolle Auftrag zu Theil. Es gelang mir, Eingang zu erhalten in das Atelier der Gebrüder Breiberg; nachdem ich aber mehrere Tage, ohne zu einem Reſultate zu gelangen, dorthin gegangen war, hatte ich endlich das Glück, die ſchöne Spanierin zu ſehen."

Man vernahm rings umher ein Gemurmel der Freude und der Bewunderung.

„Stille!" gebot der Präſident, wobei ſeine Stimme unverkennbar vor Rührung etwas bewegt war. Dann fuhr er mit der Hand über ſein Geſicht herab und vergrub ein paar Sekunden lang die Finger in ſeinem dichten Barte.

Der tapfere Spanier blickte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf Bruder Chriſtian, der ihm freundlich zuwinkte und dann fortfuhr: „Ja, ich ſah es, das ſchöne, unglückliche Mädchen, ſchöner noch als die Schilderungen unſeres ehrenwerthen Freundes, unglücklich unter der ſchonungsloſen und gewaltthätigen Behandlung dieſer verruchten Breibergs."

Ein auffallendes Scharren mit den Füßen bekundete unzweifelhaft die Theilnahme der Anweſenden.

Windſpiel ſchluchzte.

„Dieſe Gebrüder Breiberg," ſprach der Redner weiter, „müſſen in Erfahrung gebracht haben, daß die edle Dolores ihr Herz dem tapferen Landsmanne zugewandt, und ſeit jener Zeit iſt ihr Loos noch trauriger geworden; ſie wird in den Mörderhänden, in welchen ſie ſich befindet, ſchauerlich gemißbraucht, ſie wird —"

„Erſpart Euch," fiel ihm der Präſident mit bewegter Stimme in die Rede, „uns das zu melden, was wir ſchaudernd ſelbſt erlebt."

„Weiter, weiter!“ murmelten die Mitglieder.

„Was soll ich weiter sagen!“ fuhr Bruder Christian nach einem kleinen Stillschweigen mit einem traurigen Lächeln fort. „Ohne euch Complimente machen zu wollen, wißt ihr alle selbst, was ein armes Mädchen zu erdulden im Stande ist, wenn sie schutz- und wehrlos in die Hände blutdürstiger Mörder fällt.“

„Schutz- und wehrlos?“ rief Don Larioz mit funkelnden Augen, indem er sich von seinem Stuhle erheben wollte. Doch drückte ihn der Kupferstecher Wurzel sanft auf seinen Stuhl zurück, indem er sagte:

„Ruhig, mein Freund! der Bund hat über dieses theure Mädchen gewacht. — Bruder Christian, wir danken dir für deinen Bericht; du hast dich, wie wir daraus ersehen, über alle Verhältnisse aufs Genaueste unterrichtet. Küsse den Dolch des großen Meisters Rubens und beantworte mir eine Frage frei und ohne Rückhalt.“

Alle blickten gespannt in die Höhe.

„Glaubst du,“ fuhr der Präsident in feierlichem Tone fort, „daß die Seele dieses jungen Mädchens noch wohl erhalten und rein ist?“

Bruder Christian führte die rostige Dolchklinge, welche ihm der Meister darreichte, an seine Lippen und sagte mit einem Tone der Ueberzeugung, der in allen Herzen wiederklang: „Ja, ich bin dessen gewiß.“

„Für dieses Wort ein volles Glas!“ rief der Kupferstecher freudig erregt.

Und Alle leerten ihre Gläser, wobei sie mit unverkennbarer Freude sich gegen den Spanier wandten.

Dieser erhob sich hierauf, und nachdem er den Präsiden-

ten um die Erlaubniß gebeten, einige Worte zu ſagen, ſprach er gerührt: „Wie ich Ihnen danken ſoll für den Antheil, den Sie dieſer traurigen Angelegenheit und mir widmen, weiß ich bis jetzt ſelbſt noch nicht. Glauben Sie mir aber, daß des Spaniers Herz tief empfänglich iſt für alles Freundliche, was man ihm erzeigt, und daß ich nie vergeſſen werde den Edelmuth und die Ritterlichkeit, mit dem Sie ſich jenes gefangenen Mädchens, das, ich will es nicht läugnen, mein Herz gerührt, ſo heldenmüthig annahmen. Was dieſer Arm vermag, hoffe ich Ihnen bei der Befreiung der theuren Dolores zu beweiſen; wie aber dieſes Herz für Sie fühlt, das wird ſich erſt im Laufe der Zeiten zeigen, wo es bis zum letzten Schlage dem Dienſte treuer Freunde gewidmet ſein ſoll.“

Er erhob ſein Glas, welches ihm Windſpiel wieder gefüllt hatte, gegen die Verſammlung, worauf Alle tranken, nachdem man von ihren Lippen ein Murmeln der Zufriedenheit vernommen.

„So wären wir denn ſo weit gekommen,“ ſprach der Kupferſtecher Wurzel, als ſich die Verſammlung wieder beruhigt, „daß wir in Kürze die Maßregeln feſtſtellen können, welche noch am heutigen Abend zu ergreifen ſind, um die arme Gefangene zu befreien. Und zu dieſem Zwecke wollen wir den Bericht Bruder Jakob's hören.“

Mit großem Geräuſche ſprang hierauf der dicke Maler mit dem wenigen Haar in die Höhe, that einen tüchtigen Zug aus ſeinem Glaſe und ſagte, nachdem er die Verſammlung lächelnd überſchaut:

„Was ein guter Kerl für ſeine Freunde zu leiſten vermag, das kann ich auch, und ſei es das Schwerſte. Nach

der Weisung unseres ehrenwerthen Präsidenten knüpfte ich im Hause der Gebrüder Breiberg eine Bekanntschaft an, die es mir und meinen Freunden möglich macht, zu jeder Zeit unvermerkt in das Haus zu dringen. Es kostete mir einige Ueberwindung, aber ich kam zum Ziele. Verlangt keinen Namen zu wissen; seid jedoch überzeugt, auf ein gegebenes Zeichen wird sich drüben die Hausthür öffnen."

„Du hast Großes für unseren Freund geleistet," nahm der Kupferstecher mit einem leichten Zwinkern der Augen wieder das Wort. „Und da der Zweck die Mittel adelt, wir auch überzeugt sind von deinen rastlosen Bemühungen zum Besten des Bundes, so beantrage ich den Dank desselben für Bruder Jakob."

Hierauf blickte er, Aufmerksamkeit fordernd, rings umher im Kreise, und auf ein Zeichen mit der Hand ertönte es aus allen Kehlen in tiefem Basse:

„Bruder Jakob, Bruder Jakob,
Schläfst du noch — schläfst du noch?
Hörst du nicht die Glocke? Hörst du nicht die Glocke?
Bumm, Bumm, Bumm!"

Don Lariez fühlte sich durch diesen kräftigen Männergesang aufs tiefste bewegt, und es hätte wenig daran gefehlt, daß Thränen der Rührung seine Augen befeuchtet hätten. Doch drängte er dieselben männlich zurück, als er bedachte, daß in nächster Stunde die Zeit des kräftigen Handels kommen würde. Er blickte deßhalb auch mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Präsidenten, der dieses Mal, ohne sich zu erheben, der Versammlung sagte: „Alle Maßregeln sind demnach aufs beste getroffen, und ich werde euch den Plan zur Befreiung jenes unglücklichen Mädchens in wenig Worten mit-

theilen. Vor allen Dingen dürft ihr nicht vergeſſen, daß es unſerem edlen Freunde Don Larioz von la Mancha allein zukommt, ſeine Auserwählte aus ihrem Kerker zu befreien. Unſer edler Freund wird euch ſelbſt ſagen, daß dies zu allen Zeiten ritterlicher Brauch war."

„So war es und ſo iſt es!" rief der tapfere Spanier begeiſtert. „Gebt mir Waffen, zeigt mir den Weg zur Höhle jener Ungeheuer, und Ihr werdet ſehen, was ein furchtloſes Herz und ein ſtarker Arm auszurichten vermag."

„So würde es allerdings geſchehen können," gab der Kupferſtecher freundlich zur Antwort, „wenn wir noch in jenen glorreichen Zeiten lebten, wo ein gutes Schwert und ein tapferer Arm eine ganze Welt aufwog. Don Larioz von la Mancha würde allein in die Wohnung der tückiſchen Breibergs dringen, nicht ſcheuend die Ueberzahl ſichtbarer Feinde, ſich nicht fürchtend vor jenen geheimnißvollen Dingen, welche man ſieht auf den Treppen des finſteren Hauſes, — alte phantaſtiſche Ritterhelme, geſpenſtige rothe Tricots, — er würde ſie niederwerfen, die Peiniger der unglücklichen Dolores; ihre letzte, ihre blutige Stunde wäre gekommen."

Larioz nickte ſchweigend mit dem Kopfe, wobei er die Lippen auf einander biß und ein Lächeln im Vorgefühl der ſüßen Rache über ſeine ſanft gerötheten Wangen flog.

„Wenn wir aber," fuhr der Präſident nach einer Pauſe fort, „bei der Befreiung jener Unglücklichen ſicher zu Werke gehen wollen — und dazu ſind wir ja feſt entſchloſſen — ſo gilt es Liſt mit Gewalt, um ſie mit Tapferkeit zu paaren. Meine Idee wäre alſo: Von Bruder Jakob geführt, ſchleichen wir Anderen uns in das Haus, überfallen die Breibergs und knebeln ſie, während unſer Freund Don Larioz von la Mancha

mit San — mit Windspiel wollt' ich sagen — auf einer Leiter zum Fenster emporsteigt, um auf dieser nach alter Rittersitte die Schöne zu befreien. Daß heute Abends ihre glückliche Stunde schlägt, davon ist Dolores benachrichtigt worden, und ein Guitarrenklang unter ihren Fenstern, welchen das des Spielens kundige Windspiel effektvoll anstimmen wird, soll sie benachrichtigen, daß ihre Erretter, ihre Rächer da sind. Ich bitte um ein Gemurmel des Beifalls oder der Mißbilligung."

Darauf wurde mit den Füßen gescharrt, mit den Gläsern auf den Tisch getrommelt, und man vernahm unarticulirte Töne; auch wollte hier und da der erste Takt eines Liedes losbrechen, welche beginnenden Allotria der Meister übrigens mit einem strengen Blick zur Ruhe verwies.

„Genug!" rief er, „ich habe eure Zustimmung erfahren; Ruhe jetzt, das Uebrige wird sich finden."

Der edle Spanier hatte mit seinen mageren Fingern auf den Tisch getrommelt, während er die Augenbrauen finster zusammenzog und sich dazu die Bemerkung erlaubte: „Der vom Vorsitzenden dieser achtbaren Versammlung uns so eben dargelegte vortreffliche Plan hat etwas, das mir, frei und offen gesprochen, nicht so ganz gefallen will. Daß ich nach alter Rittersitte die unglückliche Dolores durch Ersteigung des Fensters befreien soll, hat etwas Romantisches und Hochpoetisches; ich fühle mich glücklich bei diesem Gedanken, ebenso, daß das treue Windspiel mich unterstützen soll. — Und es wird mich nicht verlassen," setzte er hinzu, indem er rückwärts den Kopf dem kleinen Kellner zuwandte, der tiefgerührt zur Betheurung mit seiner rechten Hand sich auf die linke Brustseite patschte. — „Nur finde ich es nicht ganz würdig, daß die Gebrüder Breiberg vorher der Knebelung unterworfen werden

ſollen. Wenn es auch niederträchtige Feinde ſind, ſo bleiben ſie doch einmal Feinde, die ich niederwerfen will; aber gegen einen geknebelten Feind wäre ich nun einmal nicht im Stande, das Schwert zu ziehen.“

„Das iſt auch gerade der Punkt, der vermieden werden ſollte,“ verſetzte der Präſident, nachdem er einen Blick auf die Verſammlung geworfen. „Und Ihnen, tapferer Don, dürfte es nur geſtattet ſein, in einem ganz verzweifelten Falle von Ihrer Waffe Gebrauch zu machen. Und eben dieſe Waffe hat der Bund zum Dolche Rubens wohlweislich erwählt, es iſt nämlich die Wehr des großen Meiſters ſelbſt, welche wir Ihnen hiermit zu Ihrer ausgezeichneten That allerfeierlichſt übergeben.“ Bei dieſen Worten nahm er den Dolch, der vor ihm lag, in die Höhe, küßte die Klinge und gab ſie ſeinem Nachbar zur Linken, wobei er die Worte murmelte: „Möge nie ungerecht vergoſſenes Blut an dir kleben!“

Und die gleichen Worte murmelten alle Geſellen, bei denen die roſtige Waffe die Runde machte, und als ſie zuletzt in die Hände des Spaniers kam, ſetzte dieſer hinzu: „Sieg oder Untergang!“

„Ja, Untergang der Lügenbrut!“ rief enthuſiaſtiſch der Kupferſtecher Wurzel, „der Wahlſpruch unſeres tugendhaften Bundes. — Nun, füllt eure Gläſer friſch bis zum Rande, trinkt aus und ſtimmt an das erhabene Lied, einfach in Melodie und Worten für den Uneingeweihten, aber unerſchöpflich tief für den, der mit den Augen der Sonne ſieht, mit den Ohren des Windes hört:

„Zieh, Schimmel, zieh
Im Dreck bis an die Knie'!“

Und:

„Zieh, Schimmel, zieh
Im Dreck bis an die Knie'!"

jauchzten ſämmtliche Mitglieder des edlen Bundes in unerhörtem Jubel nach.

„Morgen wollen wir Haſer dreſchen,
Soll der Schimmel Spreuer freſſen.
Zieh, Schimmel, zieh
Im Dreck bis an die Knie'!"

Nach Abſingung dieſes tief gedachten Liedes ſchien für eine Zeit lang die feierliche Haltung, deren ſich alle Mitglieder bis jetzt befleißigt, etwas aus einander zu fließen. Auge und Ohr war nicht mehr wie bisher auf den Präſidenten gerichtet, jeder Einzelne beſchäftigte ſich mit ſeinem Nachbar oder mit der Punſchbowle, aus der Windſpiel nicht fleißig genug einſchenken konnte. Hier vernahm man ſchallendes Gelächter, dort das Zuſammenklingen der Gläſer, dazwiſchen zuweilen die Worte: „Tod den Breibergs!" oder: „Untergang der Lügenbrut!" Ein paar, die ſich am ingrimmigſten zeigten, machten gegenſeitig den Verſuch, ſich, wie ſpäter jene Verräther, zu knebeln, was aber nicht recht gelingen wollte und damit endete, daß Beide unter den Tiſch fielen, wie es ſchien, freiwillig, denn ſie machten keine ſonderlichen Verſuche, von ſelbſt aufzuſtehen, ſondern mußten mit vieler Mühe von den Nebenſitzenden wieder hervorgeholt werden.

Don Larioz brütete ſtumm über ſeinem Glaſe und verband ſeine Gedanken mit dem wilden Lärmen rings umher. Das Gläſerklingen, das wilde Toben heimelte ihn ordentlich an; ihm war es wie vor einer Schlacht, wo er fernab vor einem Zelte ſaß, wo die Lichter des Lagers wie in trübem Nebel zu ihm herüber ſchimmerten, wo der Geſang der kraft-

vollen Krieger nur gedämpft an ſein Ohr ſchlug. Er lebte in ſeinen Träumen raſch die Nacht hindurch; es tagte, die Knappen kamen, ihn zu rüſten; er ſetzte den Helm auf, nahm Schild und Lanze und gedachte beim aufſteigenden Licht der Sonne an die Dame, die er liebte.

Horch, ein Trompetenſtoß!

Nein, es war kein Trompetenſtoß; es war die Stimme des ehrbedürftigen Meiſters, der laut und kraftvoll Silentium! in das wilde Getreibe rief. Und darauf legte ſich daſſelbe, alle die erwartungsvollen Geſichter, die glänzenden Augen, die lachenden Lippen wandten ſich dem Vorſitzenden zu, der mit gewaltiger Fauſt auf den Tiſch ſchlug und ſprach: „Laßt genug ſein des grauſamen Spieles. Endet dieſes lyriſche Intermezzo; die Stunde der Rache naht.“

Und als das die Geſellen hörten, verſtummten ſie plötzlich, und man ſah es ihnen an, wie ſehr ſie ſich auf den bevorſtehenden Augenblick freuten. Einer klopfte dem Anderen lächelnd auf die Schultern; noch einmal mußte Windſpiel die Gläſer füllen, noch einmal zählte der Vorſitzende „Eins, Zwei, Drei!“ und darauf goſſen Alle den Reſt des Punſches in ihre Kehlen hinab.

„So hört mich denn noch einmal,“ ſprach der Meiſter, der ſeinen Sitz verlaſſen hatte und in den Kreis der Mitglieder trat, die ſich erwartungsvoll um ihn ſcharten. „Jeder von euch kennt ſeine Stellung, kennt ſeine Pflicht. Bruder Jakob, du ziehſt voran, um uns die Thür jener Mörderhöhle zu öffnen. Und der tapfere Freund Don Larioz von la Mancha und das getreue Windſpiel begeben ſich in den ihnen wohlbekannten Raum zwiſchen beiden Häuſern, dieſes Mal mit Genehmigung unſeres Kneipenwirthes, der ebenfalls ent-

zückt iſt, ſeine ſchändlichen Nachbarn in ihrem unheilvollen Treiben geſtört zu ſehen. Sie werden dort eine Leiter finden, welche ſie an das Fenſter des Ateliers lehnen, und dort den Augenblick erwarten, wo wir durch ein Zeichen die Nachricht geben, daß wir die Gebrüder Breiberg unſchädlich gemacht. — Es wäre Sünde, unſeren edeln ſpaniſchen Freund zu fragen, ob er auf ſeinem Vorhaben beſteht. Ich will nur hinzufügen, er möge in jeder Hinſicht vertrauen der theuren Waffe, die wir ihm übergeben; ſie wird ihn führen und leiten und ihm ſogar beiſtehen bei Anfechtungen hölliſcher geheimnißvoller Scharen, denen er bei ſeinem Unternehmen ausgeſetzt ſein könnte. — Auf denn, meine Freunde — ans Werk!"

„Auf denn, ans Werk!" ſprach jeder Einzelne, und Alle verließen in feierlichem Schritte das Gemach, nachdem Jeder vorher noch einen Handſchlag mit Don Larioz gewechſelt.

Dieſer blieb mit dem Kellner allein zurück und ſteckte den Dolch des großen Meiſters Rubens mit unbeſchreiblichen Gefühlen in ſeinen Buſen. Windſpiel ſtand wenige Schritte von ihm und hatte die Hände gefaltet, und der Blick, mit welchem er den Abziehenden nachſchaute und dann an ſeinem Freunde emporſah, war nicht ganz ſo zuverſichtlich, als er der Lage der Dinge nach eigentlich hätte ſein ſollen. Auch erlaubte er ſich einen gelinden Seufzer; ja, er kratzte ſich etwas Weniges am Kopfe, als er die erhabene Haltung des Spaniers bemerkte und den entſchloſſenen Schritt, mit dem derſelbe das Gemach nach allen Seiten durchmaß.

Jetzt blieb Larioz neben dem kleinen Kellner ſtehen, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter und ſagte:

„So iſt denn der Augenblick gekommen, nach dem ich mich lange und innig geſehnt. Dem Gelingen wird für mich

ein süßer Lohn folgen, für Sie aber, treuer Gefährte, das Bewußtsein, sich einen Freund ewig verpflichtet zu haben. Ehe Sie sich aber zum Kampf und wahrscheinlichen Sieg rüsten, befragen Sie nochmals Ihr Herz, ob es nicht zurückschrickt vor den Gefahren, denen wir allenfalls entgegen gehen können."

Windspiel sammelte sich einen Augenblick, ehe er zur Antwort gab: „Nein, mein Herz schrickt nicht zurück; wir werden glücklicher sein als die vorhergehenden Male."

„Das hoffe ich zuversichtlich. Und nun ans Werk!"

Der tapfere Spanier nahm seinen Mantel um, holte aus demselben noch eine kleine Blendlaterne, die er anzündete und in die Tasche steckte; dann setzte er seinen Hut auf.

Ebenso rüstete sich Windspiel und ergriff, als er fertig war, dem Anderen zu folgen, nicht eine Waffe, sondern seine Guitarre mit dem blauen Bande, die er sich um die Schultern hängte.

So zogen Beide dahin, durch die Hausthür hinaus in den kleinen Raum neben an, den sie geöffnet fanden.

Siebenundfünfzigſtes Kapitel.

Dolores!

Es war eine kühle Nacht, denn der Wind hatte ſich gelegt, und es war hell und klar geworden; der Mond ſtand ſo hoch am Himmel, daß er die eine Seite der Häuſerwand beſchien und die Schatten der gegenüber liegenden mit ihren unregelmäßigen Linien, Einſchnitten und Schornſteinen deutlich darauf abſpiegelte.

Don Larioz und ſein Begleiter hielten ſich dicht an der Mauer des Breiberg'ſchen Hauſes, um von oben nicht geſehen zu werden. Bald ſtießen ſie an die Leiter, von welcher ihnen der Kupferſtecher geſagt, die ſie nun behutſam aufrichteten und von der ſie mit Vergnügen ſahen, daß ſie bis zu den Fenſtern des Ateliers reiche. Unten am Fuße dieſer Leiter ſtellten ſich die Beiden auf und verſanken in tiefe Betrachtungen.

Es iſt eigenthümlich, daß man es liebt, in ſehr ſpannenden Augenblicken mit einem Anderen ſich zu unterhalten, es iſt das eine Ableitung des allzu vollen Herzens; deßhalb brach

denn auch der edle Spanier nach kurzer Pauſe ſein Stillſchweigen und ſagte:

„Wenn ich den jetzigen Augenblick mit jenem vor einiger Zeit vergleiche, wo ich ebenfalls nächtlicher Weile hier ſtand, ſo muß ich geſtehen, daß mich heute ganz andere Gefühle beherrſchen als damals. Das Ungewiſſe, Bedrückende iſt aus meiner Seele gewichen; die Stunde des Kampfes, der Gefahr, die nächſtens ſchlagen wird und deren Vorgefühl mein Blut beſtändig durch die Adern treibt, hat etwas Erhebendes, wenn ich jenes troſtloſen Abends gedenke. Glauben Sie mir, junger Freund, ich fühle es, wie innig ich dieſes unvergleichliche Mädchen liebe, ſie, die ich nur einmal ſah, von der mich Hinderniſſe und Gefahren aller Art trennten, und die nun vielleicht im nächſten Momente liebeglühend an meiner Bruſt ruhen wird. O, es iſt das ein Gefühl, deſſen Süßigkeiten Sie noch nicht zu würdigen im Stande ſind. Doch hoffentlich kommt die Reihe hierzu auch einſtens an Sie, und dann wünſche ich Ihnen vor einem ſchönen Gelingen die größtmöglichen Schwierigkeiten, denn je gewaltiger das Mühen, deſto ſüßer der Lohn. — Haben Sie etwas gehört?“

„Es iſt mir gerade, als hätte man droben ein Fenſter geöffnet.“

Nach dieſen Worten traten Beide einen Schritt von der Mauer hinweg und blickten in die Höhe. Aber alle Fenſter waren und blieben verſchloſſen, an keinem regte ſich etwas; auf den oberen glänzte das Mondlicht, die unteren lagen in tiefem Schatten, an deſſen gezackter Form man jetzt einen kleinen dunkeln Körper vorübergleiten ſah.

„Ein Kater,“ ſagte Windſpiel ſeufzend.

„Das Treiben dieſes Thieres,“ gab Don Larioz froh-

ſinnig zur Antwort, „hat einige Aehnlichkeit mit dem unſrigen; auch er ſchleicht mit Gefahr zum Liebchen.“

„Hat aber eigentlich nichts zu befürchten,“ ſprach nachdenklich der kleine Kellner. „Er wandelt ſicherer auf der ſcharfen Kante des Daches, als wir auf den Sproſſen einer Leiter. Auch weiß er, daß er willkommen iſt, er braucht keine Gebrüder Breiberg zu ſcheuen.“

„Vergeſſen Sie nicht, daß auch die Kater Nebenbuhler beſitzen,“ verſetzte der Spanier. „So ein Thier auf ſeinen nächtlichen Wegen iſt auch nicht immer des Gelingens ſicher. Oft auch erſcheint ihm das rohe Schickſal in Geſtalt eines Beſenſtiels, der von kräftiger Hand gegen ihn geführt wird. — Warum ſchaudern Sie zuſammen?“

„Es iſt froſtig hier unten; auch dachte ich, es müßte ein höchſt unangenehmes Gefühl ſein, ſo auf der Dachrinne ſpazieren gehend, unvermuthet mit einem Beſenſtiel zuſammen zu gerathen.“

„Das kann Einem auf den Sproſſen einer Leiter auch paſſiren.“

„Auch daran dachte ich. Sie, Herr Don Larioz, bereiten ſich zu einem Geſchäfte vor, das viel Aehnlichkeit mit der Erſteigung einer feindlichen Wallmauer hat.“

„Gewiß, wo uns der Sieg winken kann, aber auch der kalte, blutige Tod. Glauben Sie, mein Freund, auch das habe ich überlegt, und um Ihnen zu beweiſen, daß ich nicht leichtſinnig in den Kampf gehe, will ich Ihnen anvertrauen, daß ich meinen letzten Willen ſelbſt aufgeſchrieben habe und hier in meiner Bruſttaſche verwahre.“

„O du mein Gott!“ ſeufzte Windſpiel leiſe vor ſich hin.

„Sollte ich im glorreichen Kampfe fallen,“ fuhr der edle

Spanier träumeriſch fort, „ſo bemächtigen Sie ſich dieſes Papieres, und Sie werden mich kennen lernen. Alles für Gott, für meine Dame und für meinen Freund!“

Der kleine Kellner faßte in tiefſter Rührung mit ſeinen beiden Händen die Rechte des Anderen und drückte ſie innig.

Aber jetzt täuſchten ſich Beide nicht wieder: ſie hörten droben ein Fenſter öffnen, und als Don Larioz haſtig emporſchaute, bemerkte er, daß es daſſelbe Fenſter war, an welchem damals die kleine weiße Hand des geliebten Mädchens erſchienen und wo ſich auch jetzt etwas Weißes hin und her bewegte. — „Das iſt das Zeichen! Nehmen Sie Ihr Saitenſpiel und laſſen Sie, um unſer Daſein anzuzeigen, ein paar leiſe Accorde ertönen.“

Und Windſpiel hob ſeine Guitarre vor die Bruſt, beſann ſich eine Sekunde und gab dann zart und ſinnig die Accorde zum Beſten, mit welchen er das wunderbare Lied zu begleiten pflegte:

Dein gedenk' ich, röthet ſich der Morgen,
Dein gedenk' ich, ſinkt die ſchwarze Nacht.

„Bſt! bſt!“ hörte man von oben, worauf ſich der Spanier ſo gefühlvoll wie möglich räuſperte.

„Biſt du es wirklich, Licht meiner Augen, Stern meiner Gedanken?“ klang eine zarte Stimme aus dem Fenſter; „biſt du es wirklich, der da unten wandelnd ſteht im Schatten und Mondlicht, umfangen von tiefer Stille der Nacht bei tönendem Saitenſpiel?“

„Ja ich bin es, Geliebte meines Herzens,“ gab Don Larioz entzückt zur Antwort; „ich bin es, der gekommen iſt in Wehr

und Waffen, um dich zu befreien, dich zu retten. Wirst du mir folgen?“

„O, sprich leise!“ klang die Antwort; „meine Peiniger, obgleich sie von deinen tapferen Freunden überwältigt sind, könnten doch vielleicht ihre Bande brechen, und dann wehe mir und dir! Wehe! wehe!“

„Habe Dank, edle Dolores, für deine Warnungen; stumm werde ich das mir vorgesteckte Ziel erreichen. Noch zwei Augenblicke, und — ich liege zu deinen Füßen.“

„A—a—h!“ vernahm man die Schöne am Fenster aufseufzen, gewiß vor Entzücken über ihre baldige Rettung, doch war es gerade, als klinge ein Ton des Schmerzes durch dieses lang gezogene „Ah!“

Windspiel wenigstens erfüllte dieser Ton mit einigem Grausen.

Doch es war keine Zeit mehr, um über den Klang irgend eines Tones nachzugrübeln; der Spanier hatte bereits die Leiter bestiegen und eilte, so rasch er konnte, aufwärts, weßhalb ihm Windspiel, der seine Guitarre auf den Rücken geschoben hatte, so schnell wie möglich folgte.

Noch immer fürchtete der edle Spanier allerlei Tücken des Schicksals, wie ihm ja in der letzten Zeit so viele widerfahren waren; vor seinem Gedächtnisse zog jener Abend vorüber, wo er hier auf derselben Stelle wegen Mordbrennerei gefangen genommen und beinahe dem Gerichte überliefert worden wäre; dann trat ihm jener schmutzige Stall vor die Seele, den er sich bemühte, mit aller Kraft seines Geistes trotz alledem für einen geheimen Kerker in dem Hause Numero vier der Entenpforte zu halten. Sollte ihm auch dieses Mal etwas Aehnliches widerfahren? — O, es wäre schrecklich! —

Doch nein, waren ihm nicht treue Freunde behülflich? hatte nicht Dolores troſtreiche Worte zu ihm geſprochen? lächelte nicht der Mond, der Beſchützer der Liebenden, ſo ſanft ſelig auf ihn herab? — Nein, dieſes Mal mußte es gelingen, das große Werk; die unglückliche Jungfrau mußte befreit werden — o, er fühlte die Gewißheit, daß ſie ſchon im nächſten Augenblicke an ſeinem liebeklopfenden Buſen ruhen werde.

Er hatte das Fenſter erreicht; es gab dem Drucke ſeiner Hand nach, und bei den langen Beinen, womit ihn die Natur beſchenkt, war es ihm ein Leichtes, den Boden des Zimmers zu erreichen. Doch hielt er hier einen Moment, an das kleine Windſpiel denkend, das hinter ihm drein geklettert kam, und reichte dieſem die Hand, um ihm ebenfalls herein zu helfen. Der Kellner plumpste etwas ſchwer von der Fenſterbank herab, wobei ſeine Guitarre einen unheimlich kreiſchenden Ton von ſich gab.

Allen Vorgängen nach, von denen Don Larioz geleſen oder gehört, wie im gleichen Falle edle Jungfrauen gethan, wenn der geliebte Erretter endlich am Fenſter oder gar im Zimmer erſchienen war, — allen Vorgängen nach mußte Dolores jetzt im Uebermaße des Glückes und der Sehnſucht in Thränen ausbrechen, dann an ſeine Bruſt ſinken, um gleich darauf wieder im plötzlich erwachten Gefühle mädchenhafter Schüchternheit von ihm hinweg zu ſchnellen und vielleicht auszurufen: „Nein, nein! ich kann dir nicht folgen, ewig Geliebter, die Sitte, der Anſtand — o Gott! was ſoll ich thun?“

Aber der tapfere Spanier wartete auf alles das ein paar Sekunden lang vergebens; ſie ſchnellte weder an ihn hin, noch von ihm zurück; ſie weinte nicht, ſie ſprach nicht; rings

umher herrſchte eine furchtbare Todtenſtille. Ob man nur, wie bei ähnlichen Gelegenheiten, das Picken des Holzwurmes, auch Todtenuhr genannt, vernahm, ſind wir nicht im Stande, genau anzugeben; genug, es herrſchte eine tiefe Stille, welche beängſtigend auf Don Larioz, ſehr beängſtigend auf Windſpiel wirkte.

„Dolores," ſprach der Erſtere mit ſanfter Stimme, „ich bin da, dein Retter, Alles iſt zur Flucht bereit; laß uns nicht lange zögern."

Statt aller Antwort vernahm man einen tiefen Seufzer, der aber — von Windſpiel ausging, dem es ſehr unheimlich zu werden anfing.

„Dolores, ſprich!"

Keine Antwort.

„Hier iſt nicht Alles, wie es ſein ſollte," flüſterte der edle Spanier ſeinem Begleiter zu. „Wenn mich eine finſtere Ahnung nicht betrügt, ſo —. Doch auf die Gefahr hin, entdeckt zu werden, muß Licht in dieſem finſteren Zimmer und in dieſer furchtbaren Angelegenheit werden."

Er zog bei dieſen Worten die kleine Blendlaterne hervor, doch war das Licht derſelben begreiflicher Weiſe längſt erloſchen. O, nur ein Streichhölzchen, nur ein einziges! Beide hätten ſehr viel für ein einziges dieſer ſonſt ſo werthloſen Dinger gegeben; aber ſie hatten keines, und es mußte deßhalb ein anderer Entſchluß gefaßt werden.

Zum Glück verließ die Kaltblütigkeit, welche Larioz beſtändig bewahrte, ihn auch in dieſem wichtigen Augenblicke nicht. Er reichte dem kleinen Kellner die Blendlaterne und ſagte ihm: „Eilen Sie den Weg zurück, den wir gekommen

ſind, zünden Sie das Licht an, und bringen zum Ueberfluß noch Streichzündhölzchen mit."

„Aber dann ſind Sie allein," erlaubte ſich Windſpiel kleinlaut zu ſagen.

„Allein — mit Gott, meinem Recht und dem Dolche Rubens, was kann mir geſchehen?" war die große Antwort, welche der Andere gab.

Windſpiel verſchwand auf der Leiter, eilte hinab, und da er, unten angekommen, ſehr ſchnell lief, ſo hörte man die Guitarre auf ſeinem Rücken ſeltſam klingen.

Dann war wieder Alles ſtill.

Wer vermag die beängſtigenden Gefühle zu beſchreiben, welche das tapfere Herz des edlen Don Larioz durchſtrömten! Er lauſchte aufmerkſam, ob er nicht einen Seufzer, einen Athemzug vernehme, und während er ſo lauſchte, ſchritt er, mit den Händen um ſich tappend, vorwärts. — Nichts regte ſich, er vernahm nur den Ton der eigenen Tritte. Wohin war das unglückliche Mädchen entſchwunden? Daß ſie vorhin mit ihm am Fenſter geſprochen, darüber konnte kein Zweifel walten. —

Larioz ſtieß an einen Stuhl und fuhr zurück bei dem Geräuſch, welches er dadurch verurſachte. In der nächſten Sekunde aber ſchritt er wieder vorwärts, und jetzt griffen ſeine Hände an die Tapetenwand, welche, wie er ſich genau erinnerte, das Atelier der Gebrüder Breiberg in zwei Hälften ſchied, wo ſich in der kleineren das Ruhebett befand, auf dem er die wunderbare Dolores an jenem unvergeßlichen Tage geſehen. Mit unwiderſtehlicher Gewalt zog es ihn zu jenem Ruhebette hin; er fühlte ſein Herz heftig klopfen und ſein Blut wallen vor Kampfluſt und Aufregung. Behutſam fort-

tappend hatte er jetzt die Oeffnung erreicht, die in die andere Abtheilung des Zimmers führte. Er that einen halben Schritt hinein; flüsterte noch einmal mit inniger Stimme den geliebten Namen und — blieb dann plötzlich stehen, angefesselt vor Entsetzen.

„Halt, Barbar!" vernahm er eine Stimme, — o Gott! nicht in den süßen Tönen des geliebten Mädchens — eine wilde, unheimlich gellende Stimme. Und dann flammte mit Einem Male in der Ecke des Gemaches ein scharfes, intensives Licht auf, eine grauenhafte Gruppe hell beleuchtend, bei deren Anblick dem tapferen Manne das Haar schaudernd empor stieg und er sich schwach wie ein Kind an der Scheidewand halten mußte. — —

Vor ihm stand der verruchte Breiberg, der heuchlerische Clemens, mit wild verzerrtem Gesichte; seine boshaften Augen leuchteten wie die einer erzürnten Katze; sein zuckender Mund ließ hier und da die Zähne sehen, welche er ein paar Mal schallend zusammen klappte, wie man das wohl bei grausenhaften Automaten erblickt. — In seinem Arm aber hielt er die unglückliche Dolores, deren Haupt hintenüber fiel, deren sonst so schöne, glänzende Augen jetzt furchtbar in die Höhe starrten, deren langes Haar aufgelöst über die weißen Schultern flatterte, deren rechter Arm schlaff herab hing, während sie die linke Hand krampfhaft auf die schöne entblößte Brust gedrückt hatte, aus welcher hervor das — Heft eines Dolches ragte.

Don Larioz fühlte, wie seine Kniee unter ihm zusammen brechen wollten; er hielt sich mühsam an der Tapetenwand, die unter dem Griff seiner mächtigen Faust schwankte, er wollte auf das grinsende Ungeheuer losstürzen — er vermochte

es nicht; er fühlte ſeinen ganzen Körper ſtarr und gelähmt bis zu ſeinen Augen, die er nicht einmal im Stande war, von dem Gräßlichen, das er ſah, auch nur eine Sekunde abzuwenden. Nur ſeine Bruſt vermochte ſich in tiefen Athemzügen zu bewegen und aus ſeinem halb geöffneten Munde mit heiſerem, pfeifendem Tone die Worte hervorzuſtoßen: „Ah, Mörder! Mörder! feiger Mörder!“

„Ja, Mörder!“ rief ihm der Andere entgegen, „Mörder um deinetwillen! — Glaubſt du, Verräther, uns wären deine Schritte unbekannt geblieben? Glaubſt du, wir hätten nicht ſchon lange deine Abſichten auf dieſes von mir ſo heiß geliebte Mädchen entdeckt? Ach!“ — dieſes Ach! ſtieß er mit einem wilden Schrei heraus — „ich kümmerte mich wenig um das, was du gegen uns beginnen würdeſt, bis — Hölle und Teufel! — wir aus dem Munde dieſes verrätheriſchen Geſchöpfes erfuhren, daß ſie dich liebe, ja, liebe wie man nichts ſonſt auf dieſer Welt liebt. — Ja, blick hieher auf dieſe ſtarren und doch ſo ſchönen Züge, auf dieſen wunderbaren Körper, auf dieſes ganze herrliche Mädchen. Ja, ſie liebte dich mit Raſerei, ſie wollte dein ſein, ſie wäre es in der nächſten Stunde geworden, wenn nicht mein ſcharfes Eiſen die Bänder der Brücke gelöst hätte, die euch zu einander führen ſollte. Jetzt ſteht ihr verzweifelnd am Abgrunde; ſie iſt hinein geſtürzt, du wirſt ihr folgen.“

Erſt bei den letzten Worten, die der Verruchte ſprach, löste ſich das krampfhafte Erſtarren, welches den unglücklichen Spanier befallen. Er riß den Dolch des großen Meiſters Rubens aus ſeinem Buſen und wollte, wie der Jäger auf ſeine Beute, auf den feigen Mörder losſtürzen, als das helle Licht ebenſo plötzlich, wie es erſchienen war, jetzt wieder erloſch und Don

Larioz darauf durch die dichte Finſterniß, die ihn abermals umgab, die hohnlachenden Worte vernahm:

„Blöder Thor, du wirſt mich nicht erreichen! Da nimm ſie hin, die herrliche Dolores, nimm es hin, dein kaltes, ſtarres Liebchen! Hahaha!“

Und hahaha! klang ein hölliſches Gelächter rings umher vor den Ohren des unglücklichen Mannes. Aber er hatte keine Zeit, darauf zu horchen; es war ihm, als vernehme er zwiſchen dem gräßlichen Lachen hindurch einen tiefen erſterbenden Seufzer. Dann fühlte er etwas gegen ſich fallen, und als er die Arme danach ausſtreckte, erfaßte er mit Schaudern den Körper des armen Mädchens. Willenlos ſank er auf das Ruhebett nieder, an dem er gerade ſtand, und zog mit haſtigem Griff das Schlachtopfer, welches auf den Boden niedergeſtürzt war, näher an ſich. Sie lag mit dem Kopfe auf dem Ruhebett, er faßte nach ihrer Hand, um ſie empor zu ziehen.

Dieſe kleine Hand war kalt und ſteif. Schaudernd ließ er ſie los, und ſie rutſchte in ihre frühere Lage zurück; er legte ſeine Hand auf ihre Stirn, dieſe fühlte ſich eiſig an und war dabei von entſetzlicher Glätte; er betaſtete ihr langes, dickes Haar, das allein war weich und beweglich; er wagte es ſchaudernd, ihre Schulter zu berühren und dann mit ängſtlicher Haſt nach dem Griffe des Dolches zu ſuchen, den er mit einem Gefühl des Schmerzes aus der Wunde zog; er legte ſeine Finger auf dieſelbe, er fühlte nach quellendem Blut — aber vergebens. Der feige Mörder hatte Dolores in ihr warmes, liebendes Herz getroffen und hatte ſie augenblicklich getödtet, es floß kein Blut mehr.

Mit einer erſchreckenden Geſchwindigkeit war ihr vor Kurzem noch ſo lebensfriſcher Körper jetzt kalt und ſtarr ge-

worden; ſogar von den Lippen war alle Wärme verſchwunden, ſie waren unheimlich kalt anzufühlen. Ja, faſt ſeltſam kalt, und ebenſo der ganze Körper ſo höchſt eigenthümlich ſtarr und doch dabei wieder ſo beweglich, daß den unglücklichen Don Larioz faſt ein Entſetzen anwandelte, nicht ein Entſetzen, wie es wohl begreiflicherweiſe durch die Nähe eines Todten hervorgerufen werden kann, nein, ein Entſetzen, ein Zurückſchaudern wie vor einem Geſpenſte, einem Phantom, das uns plötzlich überfällt, vor einer gänzlich unerklärlichen, unheimlichen Entdeckung.

Haſtig fühlte der Spanier auf dem Geſichte des Mädchens umher, deſſen Kopf er in ſeinen Schooß genommen. Die Augen ſtanden weit offen, aber er war nicht mehr im Stande, ſie zu ſchließen; er drückte an ihre feinen Lippen — ſie waren ohne alle Bewegung; er verſuchte ihren Mund zu öffnen — vergebens.

O nur ein einziger Lichtſtrahl! dachte er in höchſter Beſtürzung mit einem bisher nicht gekannten Weh im Herzen. Abermals hob er ihren Arm und ihre Hand empor; er verſuchte es, den erſten zu biegen, es gelang ihm das nicht nur mit leichter Mühe, ſondern der Arm blieb auch in der Biegung ſtehen. Jetzt fuhr er erſchreckt zur Seite; er wollte aufſpringen, als im Nebengemache eine tiefe Stimme laut wurde, welche zu ihm ſprach:

„Unglücklicher Sterblicher! Vergeblich iſt dein Bemühen, das Leben dieſes armen Mädchens zurück zu rufen. Du konnteſt ſie nicht erretten trotz der geweihten Waffe des edlen Meiſters Rubens, welche du bei dir trägſt und die ſonſt ein Talisman iſt für jegliche Gefahr. Ja, Unglücklicher! du konnteſt

ſie nicht erretten, weil du meine Lehren, meine Vorſchriften vergeſſen."

Larioz war bei dem Klange dieſer Stimme zuſammengefahren, er biß ſeine Zähne über einander, er hielt krampfhaft den Dolch des großen Meiſters Rubens in der Rechten.

„Und wer biſt du?" fragte er hierauf nach einem tiefen Athemzuge mit ſanftem Tone, „der du zu mir, dem unglücklichſten der Sterblichen, alſo ſprichſt?"

„Ich bin der Geiſt des großen Zauberers Carabanzeros," war die Antwort; „ich muß dir unſichtbar bleiben, aber du ſollſt mich hören."

„Ich höre dich," verſetzte der Spanier, wobei er die rechte Hand mit dem Dolche langſam erhob und aufmerkſam horchend jene Stellung annahm, die man an dem Andaluſier ſieht, wenn er in Wuth geſetzt, die Navaja zum tödtlichen Wurf bereit hält.

„Erinnere dich," fuhr die Stimme fort, „daß ſchon in den älteſten Zeiten die Werke der tapfern Ritter häufig durch Künſte böſer Geiſter vereitelt wurden, weßhalb ſie auch einen Gegenzauber ſtets bereit hatten, den ſie nicht, wie du, vernachläßigten, wenn ſie zur Rettung ihrer Damen auszogen. Du aber haſt den Zauberſpruch vergeſſen, der dich allein befähigen konnte, die unglückliche Dolores zu erretten, und den dir, da es zu ſpät iſt, nun die böſen Geiſter hohnlachend wiederholen werden."

„Trau, treue Trine, trügriſch trüben Träumen nicht —"

tönte das Gemurmel vieler Stimmen aus der Dunkelheit hervor. —

„Treib trotzig triumphirend fort das tolle Traumgeſicht,
Trockne die Thräne tragiſchen Trübſals tröpfelnd auf,
Trink trauten Traubentrankes Troſtes-Tropfen drauf."

Doch war es dieſer feierlichen Situation nicht angemeſſen, und durchaus nicht im Charakter eines hölliſchen Rachechors, daß einer der Geiſter plötzlich ausrief: „Herrgott! ich bin getroffen! Platz! das iſt ernſtlich.“

Und es war in der That ziemlich ernſtlich, denn der Spanier hatte beim letzten Worte des Zauberſpruches ſeinen Dolch mit ſolcher Gewalt in das Nebenzimmer geſchleudert, daß derſelbe einem der Geſellen draußen eine tüchtige Fleiſchwunde am Arme beibrachte und dann noch mit der Spitze in die Thür hinein fuhr, wo er zitternd ſtecken blieb.

Larioz hatte aber nicht ſobald jenen Ausruf des Schreckens gehört, als er nun ſeiner Sache vollſtändig gewiß, um ſich her tappte, um irgend eine Waffe zu finden, die ihm dazu dienen könnte, einem zweiten Saul gleich über die Philiſter herzufallen. Er ergriff auch einen langen Malerſtock und war eben im Begriff, in das Nebengemach zu ſtürzen, als er vor dem Fenſter Licht aufdämmern ſah und Windſpiel bemerkte, der mit der brennenden Blendlaterne die Leiter emporſtieg. Beim Scheine dieſes Lichtes, der ſich im ganzen Gemache ausbreitete, ſah er dort weder den weiſen Magier Carabanzeros, noch Einen von der hölliſchen Schaar — das Zimmer war leer, die Thür verſchloſſen und verſchwunden der Dolch Rubens, welcher in derſelben geſteckt.

Die Gefühle des Spaniers nach allem, was vorgefallen, ſind ſchwer zu beſchreiben. Wenn er ſich auch in den Tiefen ſeines Herzens empört fühlte von dem trügeriſchen Spiel, welches Freunde mit ihm getrieben, ſo war es ihm doch anderntheils zu Muth, als ſei ein finſterer Bann von ihm gewichen, — ihre, des unbekannten Mädchens, Gewalt über ihn; ja, er fühlte, daß alle die ſüßen Regungen, welche ihn bei

dem Gedanken an ſie begeiſtert, nun von ihrer Perſon gelöst erſchienen und ſeinem Herzen zurückgegeben ſeien, um vielleicht ein anderes, minder zweifelhaftes Weſen zu beglücken.

Und doch blickte er faſt ſchaudernd bei dem Schein des Lichtes, mit dem nun der kleine Kellner erſchien, rückwärts, wo es aber auch in der That grauſenhaft genug ausſah, wie ſie mit dem aufwärts gekehrten Geſichte auf dem Ruhebette lag, wie die langen, ſchwarzen Haare ihr über Schulter und Bruſt fielen, und wie ſie dabei mit ſtarren, glänzenden Augen ſo unverwandt in die Höhe ſchaute und mit den kalten und doch ſo rothen Lippen unaufhörlich lächelte.

Beim Anblick Windſpiels zog Don Larioz die Augenbrauen finſter zuſammen; tiefer Groll, Haß, Zorn regten ſich in ihm, wenn er bedachte, daß auch der Kellner, dem er ſo freundlich ſein Inneres erſchloſſen, fähig geweſen ſei, ihn zu verrathen. Doch war die Beſtürzung deſſelben beim Anblick ſeines Herrn und Meiſters ſo ungekünſtelt und der Schrei des Entſetzens, den er ausſtieß, als er im Nebenzimmer die vermeintliche Leiche ſah, zu wahr, als daß der Spanier hätte länger im Zweifel bleiben können, auch Windſpiel habe geholfen, ihn zu myſtificiren. Larioz nahm die Blendlaterne in ſeine Hand, hob ſie über ſeinem Haupte empor und erſuchte den Anderen, näher an das Ruhebett zu treten.

Windſpiel gehorchte zitternd, und der Spanier, der ihm zur Seite ſchritt, betrachtete ſorgfältig den Ausdruck ſeines Geſichtes. Dieſer ſteigerte ſich bis zum Entſetzen, als nun der kleine Kellner den lebloſen Körper der unglücklichen Dolores vor ſich ſah, und es dauerte ein paar Sekunden, ehe ſein Auge einiges Mißtrauen zeigte beim Anblick des friſchen Geſichtes der eben erſt Verſtorbenen. Dann aber löſten ſich

ſeine ſtraff angezogenen Geſichtsmuskeln mit wunderbarer Schnelligkeit, er beugte ſich raſch nieder, faßte eine von Dolores kleinen weißen Händen, ſtrich ihr über die Stirn und rief dann laut aus:

„Alle Wetter, das iſt ja eine Gliederpuppe!“

Don Larioz ſchaute bitter lächelnd nieder, als er kopfnickend wiederholte: „Ja, das iſt freilich eine!“ Dann ſetzte er finſter und fragend hinzu: „Und Sie wußten nichts davon, junger Menſch?“

„Ich? — Gott ſoll mich bewahren!“ rief erſchrocken der Andere. „Herr Don Larioz, Sie werden mir ſo etwas nicht zutrauen! Aber,“ fuhr er nach einer Pauſe mit leiſer Stimme fort, „ich bin doch froh, daß es eine Gliederpuppe iſt.“

„Ja,“ gab der lange Mann zur Antwort, „wenn ich bedenke, daß der Dolch jenes doppelt heuchleriſchen Böſewichts, jenes Breiberg, auch die weiße Bruſt eines lebenden Weſens nicht verſchont haben würde, ſo will ſich mir auch der Gedanke aufdrängen, als erſcheine es mir angenehmer, mit dieſem Weſen hier zu thun zu haben. — Armes Ebenbild eines ſchönen Mädchens,“ ſagte er darauf mit betrübter Stimme, „das du hätteſt lebend ſein können, das du, wenn deine körperliche Hülle nicht falſch wäre, gewiß ein edles Herz, eine fühlende Seele in deinem weißen Buſen trügeſt, ich will deiner nicht vergeſſen. Wenn es auch größtentheils ſchmerzliche Stunden waren, die ich im Andenken an dich verlebte, ſo gab es doch auch Augenblicke, wo in der Erinnerung an dich eine nie gekannte Seligkeit mein Herz durchſtrömte.“

Bei dieſen Worten hatte er ſich mit einem Knie auf das Ruhebett niedergelaſſen, und eine ihrer feinen Hände ergriffen. „Lebe wohl, Dolores! ich will an dich denken wie an eine

theure Verstorbene, und will jene feige Rotte, die es gewagt, mir, einem spanischen Edelmann, diese Schmach anzuthun, wie deine Mörder halten und verfolgen. Bei San Jago! das will ich. Und wenn ich Einen derselben niederwerfe, so soll er mir, ehe seine schwarze Seele zur Hölle fährt, feierlich eingestehen, daß er dich, Dolores, dennoch für das schönste Weib dieser Erde halte. Ob ohne Herz bist immer noch ein gefühlvolles Wesen gegen jene herzlosen Burschen — Friede sei mit dir!"

„Amen!" sprach Windspiel mit wehmüthigem Tone, und da er sah, wie der tapfere Spanier die schöne Puppe sanft an den Schultern faßte, um sie auf das Ruhebett zu legen, so hob er die Füße derselben nach und kreuzte ihr die Arme auf der Brust.

Don Larioz nahm darauf ein großes Stück rothen Damast's, welches auf einem Stuhle hing, deckte es über den Körper, der nun, also verhüllt mit der kennbaren menschlichen Form, ungleich schauerlicher aussah. Hierauf zog er sein Taschenmesser hervor, ging in das Nebengemach und schnitt dort aus der Zimmerthür drei Späne, welche er sorgfältig auf den Damast legte, womit der Körper verhüllt war. Dann verließ er mit dem kleinen Kellner das Zimmer, warf aber an der Thür noch einen Blick rückwärts und sprach:

„Jetzt wüßte ich mir nichts Grauenhafteres zu denken, als wenn die leblose Puppe unter ihrer Hülle auf einmal zu zucken anfinge und sich langsam aufrichtete."

Bei dieser Bemerkung schauderte Windspiel sichtbar zusammen, und ohne daran zu denken, dem Anderen den Vortritt zu lassen, kletterte er mit komischer Behendigkeit über die Fensterbrüstung auf die erste Sprosse der Leiter, während er sagte:

„Ach, Herr Don Larioz, laſſen Sie um des Himmels willen Ihre grauſamen Reden! So etwas bewegt und plagt mich entſetzlich! Obgleich ich weiß, daß es nur eine Puppe iſt, ſo bliebe ich doch um nichts in der Welt in dieſer Stube allein; ja, ich werde in meiner Kammer kein Auge zuthun können, ſondern immer hinabblicken nach dem Fenſter in der grauſeligen Erwartung, die da laſſe ſich mit ihrem rothen Tuche ſehen und winke mir drohend hinauf. O, mein Gott! ich will nie mehr auf Abenteuer ausgehen.“

Er rutſchte förmlich die Leiter hinab und war ſchon lange unten, ehe ihm Don Larioz folgte.

Es war ſpät geworden und rings umher Alles ſtill. Die Beiden verließen den jetzt ganz dunklen Raum zwiſchen den Häuſern, und als Windſpiel an der Thür des Reibſteins ſeinen Hut abzog, um ehrerbietig eine gute Nacht zu wünſchen, blieb der Spanier noch einen Augenblick vor ihm ſtehen, ſchlug die Arme über einander und ſagte:

„Wiſſen Sie auch wohl, lieber Freund, daß an dem heutigen Abend doch irgend etwas faſt auf den Tod verwundet worden iſt?“

„Nein, das weiß ich nicht!“ rief erſchrocken der kleine Kellner. „Um Gottes willen! wer war es, der einen Todesſtoß erhalten?“

„Mein Glaube an die Menſchheit,“ entgegnete ernſt Don Larioz. „Sie iſt es im Allgemeinen nicht werth, daß man für ſie kämpft und duldet. Ich fange an zu glauben, daß die Drachen der Heuchelei, der Lüge, des Haſſes, der Verleumdung in unſerem Zeitalter ein nothwendiges Uebel ſind, um die Schlechtgeſinnten mit eben den Waffen zu peinigen, mit denen ſie ihre Nebenmenſchen verwunden; es will mich faſt

bedünken, es sei ein undankbares Werk, gegen diese Drachen zu streiten und sie nicht ruhig ihre Opfer wählen zu lassen. Aber was ich nie gedacht, fühle ich jetzt — es muß ein süßes Gefühl sein um befriedigte Rache."

Damit ging er die dunkle Straße hinab, nicht so aufrechten Hauptes wie gewöhnlich, vielmehr trug er den Körper etwas gebeugt, wie zusammengedrückt von der Last schwerer Gedanken.

Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Ein unterbrochenes Opferfeſt.

An jenem Tage, an welchem zugleich mit Baron Fremont und Herrn von Tondern der Rechtsconſulent Doktor Plager das Palais des Grafen Helfenberg verließ, hatte der Advokat mit Hülfe ſeiner ſcharfen Ohren wohl die Aeußerung Fremonts vernommen, daß der polniſche Graf Czrabewski einer der niederträchtigſten Schufte ſei, die ungehenkt umherlaufen. Daß es ihm höchſt unangenehm war, ſolches über einen Mann zu hören, der nächſtens mit ſeiner Familie in enge Verbindung treten ſollte, iſt leicht begreiflich. Wenn er auch bei ſich überlegte, daß der Baron in einem gereizten Zuſtande war und man daher deſſen Worte nicht ſo genau nehmen dürfe, ſo wurde doch ein ſchlummernder Argwohn gegen den Grafen unwillkürlich in ſeiner Bruſt geweckt. Und als ein Mann, deſſen Geſchäft es war, Thatſachen mit Hülfe von Worten, Blicken, ja, ſelbſt von Winken zu einem erfreulichen oder unerfreulichen Ganzen zuſammen zu ſtellen,

konnte er auch in diesem Falle von der eben genannten Gewohnheit nicht lassen und flickte sich aus manchem, was ihm an seinem künftigen Schwager im Laufe der Zeit mißfallen, ein Gewand zusammen, mit dem man wohl Jemand bekleiden konnte, dessen Thun und Treiben zu Aeußerungen, wie die des Herrn Baron von Fremont, berechtigten. Sein alter Argwohn, der siegreich niedergekämpft worden war durch die Reden seiner Frau, der Madame Weibel, nicht zu vergessen des Vertrauens, welches der sonst so vorsichtige Schwager Banquier dem Polen bewies, vor Allem aber durch die Zuversichtlichkeit Clementinens, mit der sie überzeugt war, durch Vereinigung mit diesem edlen Charakter glücklich zu werden, fing jetzt wieder an, hohnlachend sein verzerrtes Haupt zu erheben und ihm zuzuflüstern: Die Sache ist faul, faul, sehr faul!

Auf dem ganzen Wege nach Hause beschäftigten ihn diese Gedanken, und als er die Treppen seiner Wohnung langsam hinaufstieg und, droben angekommen, aus dem Zimmer seiner Frau den Gesang Clementinens vernahm, welcher der Welt verkündigte, daß glücklich allein sei die Seele, die liebt, hätte ein wehmüthiges Gefühl sein Herz beschleichen können, wenn er nicht gleich darauf die harte Stimme der Schwiegermutter vernommen hätte, welche zur fröhlich Singenden sagte:

„Höre auf, Clementine, er kommt; wenn er dich so guter Laune hört, so wird er nothwendig etwas Unangenehmes für dich haben müssen, um den Uebermuth, wie er es nennt, zu dämpfen. Mag der Himmel wissen, warum es diesem Mann unmöglich ist, unserer Familie etwas Gutes zu wünschen.“

Wir setzen den Fall, der Rechtsconsulent hätte wirklich unter dem Einflusse seiner eben erwähnten Gedanken einige Worte über den Grafen Czrabowski fallen lassen, so würde

er dieſes ſicher in angenehmer, weicher, mitfühlender Art gethan haben, kaum als eine leichte Warnung, eher noch als eine ſorgliche Frage, — ob denn Clementine auch in der That hoffe, mit ihrem Erwählten glücklich zu werden? Ja, er war unerklärlicherweiſe zur Wehmuth geneigt, die Kammern ſeines Herzens ſtanden weit offen, harrend eines freundlichen Wortes, das von ihm mit Rath und That vergolten worden wäre. Aber nun bei der ſcharfen Aeußerung der geliebten Schwiegermutter, einer Aeußerung, die für ihn berechnet war und wovon er keine Sylbe verlor, klappten dieſe geöffneten Kammern ſeines Herzens heftig zu, ſeine Gefühle verwandelten ſich in Haß und Groll, er tauchte mit dem Kopfe in die ſchützende Halsbinde hinab und erſchien vor der Familie mit einem majeſtätiſchen Stirnrunzeln.

Zu gleicher Zeit trat auch Babette mit einem Briefchen an Fräulein Clementine Weibel, das ſo eben außen abgegeben worden war, in das Zimmer. Von wem dieſer Brief kam, ſah man deutlich an dem Farbenwechſel auf dem Geſichte der jungen Verlobten. Was in demſelben ſtand, würde unfehlbar für den Herrn des Hauſes Geheimniß geblieben ſein, wenn er nicht, dies voraus wiſſend, auf ſeine Art manövrirt hätte, da es ihm begreiflich nicht unintereſſant war, zu wiſſen, was der edle Graf ſchrieb.

Nachdem er alſo gefragt, ob vielleicht Jemand da geweſen ſei, der ihn zu ſprechen verlangt, ſagte er zu Clementinen: „Ich komme eigentlich, dir zu ſagen, daß ich einen Gang zu Czrabowski thun muß, und wollte mich nur bei dir erkundigen, ob du nicht irgend einen Auftrag an ihn habeſt.“

Clementine hatte den Brief geleſen, ließ ihn darauf mit der Hand, die ihn hielt, in den Schooß ſinken und blickte

nachsinnend zum Fenster hinaus. Sie hatte wohl die Frage ihres Schwagers verstanden, aber es dauerte eine kleine Weile, ehe sie eine Antwort gab, und auch dann nur indirekt, denn sie wandte sich an ihre Mutter und sagte ihr: „Stanislaus schreibt mir so eben, daß er auf zwei Tage verreist."

Madame Weibel blickte erstaunt in die Höhe; da sie aber bemerkte, daß ihr Schwiegersohn ebenfalls ein verändertes Gesicht zeigte, so änderte sie augenblicklich den Ausdruck des ihrigen und sprach lächelnd: „Er wird seine Gründe haben; laß' mich doch sehen, was er schreibt."

„Da, meine Mama," versetzte das junge Mädchen und reichte den Brief hinüber.

Madame Weibel durchlas denselben, auf ihrem Gesichte zeigte sich ein freundliches Schmunzeln, und sie sagte mit Salbung, nicht ohne einen Seitenblick auf den Rechtsconsulenten zu werfen: „Ein nobler Mann, ein gefühlvoller Mann; es muß ihm gut gehen auf Erden, denn er achtet und verehrt die Mitglieder seiner Familie."

„Herr Graf Czrabowski ist also verreist?" erlaubte sich der Hausherr zu fragen. „So nützt es demnach nichts, wenn ich gehe, ihn aufzusuchen."

„Es wäre in der That überflüssig," erwiderte Madame Weibel mit erhobener Nase. „Du lieber Gott, mein Herr Schwiegersohn, Sie hätten früher so häufig Gelegenheit gehabt, Ihre Besuche zu machen, und dachten nicht daran. Der gute Graf wird sich schon daran gewöhnt haben, von Ihnen als Bagatelle behandelt zu werden, oder wird das, was noch wahrscheinlicher ist, nicht einmal bemerken."

„Auf Ihre freundliche Rede," sprach lächelnd der Rechtsconsulent, „werden Sie mir die Bemerkung erlauben, daß ich

den sehr edlen Grafen von Czrabowski nie en bagatelle behandelt; ich habe nicht mein Mißtrauen verhehlt, so lange ich solches für gerechtfertigt hielt, und bin ihm freundlich entgegen gekommen, sobald sich — die Familie für ihn entschieden."

„Die Familie," wiederholte achselzuckend Clementine.

„Ich habe nicht gesagt, die Familie," gab der Hausherr zur Antwort, „sondern ich sagte die Familie. Aber laßt uns nicht über Worte streiten. Also ich kann meinen Besuch beim künftigen Herrn Schwager sparen?"

„Vollkommen," meinte würdevoll die Schwiegermutter. „Die Familie erläßt Ihnen das; und Graf Stanislaus wird auch nicht untröstlich darüber sein, daß wir Sie zurückgehalten. — Er ist doch ein feiner, gebildeter Mann, Czrabowski, voll Aufmerksamkeiten gegen uns alle; wenn du auch nicht Frau Gräfin würdest, Clementine, so müßtest doch du und wir alle durch diese Verbindung glücklich werden und den Glanz empfangen, welcher der Familie Weibel eigentlich zukommt."

Jetzt hielt es der Rechtsconsulent für angemessen, an seinen Rückzug zu denken, weßhalb er sich in sein Zimmer begab, worauf alsbald die Damen den Brief des edlen Grafen einer ziemlich genauen Besprechung unterwarfen.

Stanislaus schrieb an Clementine:

„Geliebtes Mädchen! Mein Onkel, Graf Wladimir Czrabowski, will uns bei unserer Vermählung durch seine Gegenwart erfreuen. Er reist zu diesem Zwecke den weiten Weg von Warschau hieher, weßhalb ich nicht weniger thun kann, als ihm eine Tagereise entgegen zu fahren.

„Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, von der ich dich hätte mündlich in Kenntniß setzen sollen; aber ich fürchtete deine süßen Augen, deine verlockenden Worte.

„Verzeihe mir, Geliebte; nebenbei habe ich noch immer etwas überflüſſige Romantik an mir, und habe es mir ſo reizend ausgemalt, dich ein paar Tage nicht zu ſehen, um dann mit einem Male zu jener ſeligſten Stunde meines Lebens vor dir zu erſcheinen und mein Glück in Empfang zu nehmen.

„Fünf Schläge der Uhr darfſt du an jenem Morgen zählen, beim ſechsten wird an deine Bruſt ſinken

Dein Stanislaus.“

Madame Weibel fand dieſe kleine Trennung von ein paar Tagen reizend, Clementine verſicherte, ſie wiſſe nichts Poetiſcheres, als daß er mit dem ſechsten Schlage der Uhr an ihr Herz ſinken werde. Die Rechtsconſulentin allein ſchien mit ihrer hausbackenen Natur nicht vollkommen befähigt zu ſein, die ganze ungeheure Romantik in dem Schreiben des ſehr edlen Grafen von Czrabowski zu erfaſſen; ja, ſie erhob ſich gedankenvoll von ihrem Stuhle, ging in das Zimmer ihres Mannes, that, als wenn ſie dort etwas zu ſuchen hätte, und fragte nur ſo nebenbei und in gleichgültigem Tone: „Wenn er verreist iſt, gehſt du wohl nicht in ſeine Wohnung?“

Doktor Plager rieb ſich ein paar Sekunden lang die Stirn mit der Hand und verſetzte alsdann: „Ich werde doch vielleicht nach ſeiner Wohnung gehen, um zu erfahren, wann er abgereist iſt. Es könnte ja ſein,“ ſetzte er mit Betonung hinzu, „daß er irgend einen Auftrag an uns zurückgelaſſen hätte.“

Die Rechtsconſulentin blickte ihren Mann an, doch war auf deſſen Geſichte nicht ſonderlich viel zu leſen, er hatte den Mund geſpitzt, als pfeife er irgend eine Melodie, und ließ

dabei die Augenlider niederfallen, wie wenn er ſeine Gedanken von den Eindrücken der Umgebung frei erhalten wollte.

„Dieſer Graf von Czrabowski,“ ſagte er, als er ſeinen Hut nahm, um wegzugehen, „iſt, wie mich deine Mutter unzählige Male verſichert hat, einer der ehrenhafteſten Charaktere, die in der Welt zu finden ſind, und wenn er etwas thut, was wir anderen, minder hoch begabten Menſchen augenblicklich nicht zu deuten verſtehen, ſo hat er gewiß ſeine guten Gründe dafür, die wir auf alle Fälle achten müſſen.“

„Das iſt recht gut geſagt,“ meinte etwas pikirt Madame Plager; „aber du denkſt anders, das ſehe ich dir an.“

„Und wenn dem ſo wäre?“ verſetzte der Rechtsconſulent. „Bin ich nicht leider ſeit langer Zeit in dieſem Hauſe gezwungen, meine Gedanken zu verheimlichen, als ob jeder derſelben ein Verbrechen wäre? Dieſen Kriegszuſtand verdanke ich deiner Mutter.“

Madame Plager ſeufzte gelinde auf, und ob es nun nur die Neugierde war, die Gedanken ihres Mannes in Bezug auf ihren künftigen Schwager zu erfahren, oder ob wirklich die vernünftige Idee bei ihr zum Durchbruch kam, ihre Mutter dominire etwas zu viel und miſche ſich in Angelegenheiten, die ſie eigentlich nichts angehen — genug, die Rechtsconſulentin fuhr mit ſanfter Stimme fort: „Du haſt darin nicht unrecht, aber ich, als deine Frau, könnte doch eigentlich verlangen, deine wahren Gedanken in wichtigen Dingen zu erfahren.“

„Du, als meine Frau?“ rief faſt erſtaunt der Hausherr. „Allerdings, wenn du das ſein wollteſt, hätteſt du nicht nur das Recht, ſondern ſogar die Pflicht, nach meinen innerſten Gedanken und geheimſten Wünſchen zu forſchen. Aber, liebe Emilie, bis jetzt haſt du noch keine Neigung gezeigt, dich auf

jene Stufe zu erheben, die du eigentlich im Hause einnehmen solltest; du warst bisher nicht die Gebieterin desselben, du stelltest weniger die Frau deines Mannes vor, als die Tochter deiner Mutter; du gabst die Herrsch ft aus deinen Händen, du ließest dieselbe listiger Weise mir entwinden, um deiner geliebten Mutter ein schweres Scepter in die harte Faust zu drücken, mit welchem sie sich das kindliche Vergnügen macht, Jedem von uns auf den Kopf zu schlagen, der sich erlaubt, die Nase etwas selbstständig zu erheben. O, das ist unerträglich, Emilie, und führt zu bösen Händeln."

Obgleich Madame Plager eifrig an ihrer Schublade zu kramen schien, hatte sie doch aufmerksam den Reden ihres Mannes gelauscht; man bemerkte das an ihrem freilich kaum sichtbaren Kopfnicken, sowie an einem beistimmenden Blicke, den sie zuweilen seitwärts empor sandte; ja, sie entfernte sich jetzt von ihrer Commode, nicht um das Zimmer zu verlassen, vielmehr um die Thür desselben in Betracht der Nachbarschaft zu schließen.

„Es ist wahr, viel könnte anders sein," sagte sie alsdann.

„O, viel, sehr viel, außerordentlich viel!" gab der Hausherr in stiller Freude zur Antwort. „Bei uns allen könnte Manches anders sein; nicht nur bei dir, sondern auch bei mir, — gewiß, bei mir nicht minder. Die Aufgeregtheit, mit welcher ich manche Sachen zu beurtheilen pflege, würde weniger hervortreten und sich nicht so scharf äußern, wenn ich nicht zum Voraus wüßte, daß in euren Augen das Unrecht stets auf meiner Seite ist und daß alles, was ich rechtmäßiger Weise auszusetzen habe, von euch aus Grundsatz nicht anerkannt wird. — Du hast gute Eigenschaften, liebe Emilie,"

ſetzte er mit weicher Stimme hinzu, „vortreffliche Eigenſchaften; aber ſtatt auf meine wohlgemeinten Rathſchläge und Ermahnungen zu hören, läſſeſt du dir von deiner Mutter in den Kopf ſetzen, du ſeieſt, wie alle Mitglieder deiner Familie, von einer rührenden Vollkommenheit, und alles, was ich mir erlaube dir zu ſagen, geſchehe nicht in der Abſicht, Dies oder Das in unſerm Haushalte zu beſſern, ſondern nur, um dir das Leben durch Vorwürfe und Plackereien unerträglich zu machen. Wir haben alle unſere Schwächen, meine liebe Emilie, aber ich kann dich verſichern, daß ich es in jeder Beziehung mit dir und den Kindern redlich und gut meine.“

„Ach, wenn ich das gewiß wüßte! wenn ich daran glauben könnte!“ ſprach Madame Plager mit leiſer Stimme, wobei ſie ihrem Manne die rechte Hand ließ, die dieſer ergriffen hatte und freundlich zwiſchen ſeinen Fingern drückte.

„Den Glauben hatteſt du, aber du haſt ihn gewaltſam unterdrückt,“ erwiderte der Rechtsconſulent. „Warum ſollteſt du auch den Glauben nicht haben, da du aus meinen Handlungen ſehen mußt, wie gut ich es mit dir und den Kindern meine? Aber dein Vertrauen zu mir ſtand auf ſchwachen Füßen, es war untergraben worden durch die freundſchaftlichen Worte deiner lieben Mutter, welche dir einredete, du habeſt in allen Dingen Recht, und daher kamſt du auch nicht zu einer Erkenntniß deiner Fehler. Es ſind überhaupt zu wenige Menſchen dazu geneigt, ihre Mängel einzuſehen, und wenn man ſie noch darin beſtärkt, ſie hätten wirklich keine, ſo nehmen ſie das aufs bereitwilligſte auf, und wo die Selbſterkenntniß fehlt, da iſt auch eine Aenderung ganz unmöglich.“ —

„Emilie!“ hörte man aus dem Nebenzimmer die laute

Stimme der Madame Weibel, und die gehorsame Tochter wollte augenblicklich von ihrem Manne fortspringen, zu welchem Ende sie die hervorgesuchten Chemisetten, Aermel und dergleichen so schnell und unordentlich wie möglich in die Schublade hineinstopfte. Der Rechtsconsulent aber hielt sie sanft zurück, indem er sagte:

„Beginne jetzt, das deinem Manne zu sein, was du ihm sein sollst; räume deine Sachen gehörig auf; ich will deiner Mutter sagen, wo du bist.“ Damit öffnete er die Thür, und da der Ruf der Madame Weibel zum zweiten und dritten Male immer schriller erscholl, rief er durch den Salon hinüber: „Emilie ist bei mir, ihrem Manne, sie hat etwas hier zu thun und wird zu Ihnen kommen, sobald sie fertig ist.“

„Sie ist bei ihm!“ vernahm man die Stimme der Schwiegermutter mit einem eigenthümlichen Lachen. „O Gott! Clementine, hörst du es? sie ist bei ihm — das glückliche Weib! Hahaha! das ist wirklich ungeheuer komisch.“

„Ja, bei mir,“ antwortete der Hausherr mit lauter Stimme. Und es wäre wahrscheinlich wieder eines der gewöhnlichen Wortgeplänkel entstanden, wenn Madame Plager ihren Mann nicht sanft zurückgezogen, alsdann die Thür geschlossen und mit weicher Stimme gesagt hätte:

„Ja, ich bin bei dir, und bleibe auch da, so lange du es wünschest. Deßhalb laß das Andere gut sein, ich versichere dich, daß ich unendlich froh wäre, wenn die Streitigkeiten einmal aufhören wollten.“

„Für dieses Wort danke ich dir!“ versetzte der Rechtsconsulent mit wirklicher Rührung. — Es war das seit Jahren nicht mehr vorgekommen, daß seine Frau der Mutter gegen-

über auf ſeine Seite trat; er fühlte wie die Erbitterung, die ſein Herz umlagerte, ſo oft er ſich dem Hauſe näherte, plötzlich aufthaute, und wenn er den in der That jetzt guten Blick ſeiner Frau betrachtete, ſo war es ihm, als verheiße derſelbe noch eine Reihe von ſchönen und glücklichen Tagen.

„O, wenn es möglich wäre," ſagte er, „daß dieſe Streitigkeiten in unſerem Hauſe wirklich ihr Ende erreichten! Und warum ſoll ich nicht darauf hoffen, da du ſo freundliche Geſinnungen zeigſt, und da ja vielleicht deine Mutter, der ich übrigens alles Gute wünſche, geneigt iſt, unſer Haus mit dem der künftigen Gräfin Czrabowski zu vertauſchen?"

„Dazu gebe der Himmel ſeinen Segen!" erwiderte die Frau mit einem leichten Seufzer. „Verlaß dich darauf, ich will das Meinige thun, damit ich wieder Ruhe und Frieden bekomme. Was das Andere anbelangt, ſo thu mir den Gefallen und geh in ſeine Wohnung; ich weiß nicht, ich habe ſo meine eigenen Ahnungen, und es iſt mir immer, als ſollte aus der Heirath doch nichts werden."

„Das wäre entſetzlich!" meinte der Rechtsconſulent, dem bei dieſer Vermuthung ſeiner Frau das glänzende Luftſchloß zuſammenſank, das er ſich bei dem Gedanken an die Entfernung ſeiner Schwiegermutter aufgebaut.

„Das wäre entſetzlich!" wiederholte er mit um ſo ſchmerzlicheren Empfindungen, da er, den künftigen Schwager betreffend, Aehnliches ſchon gedacht hatte und da ihm jetzt wieder die Aeußerung Baron Fremonts einfiel. „Aber ſage mir um Gottes willen," fuhr er nach einer Pauſe fort, „wenn dir der Charakter des Herrn Grafen nicht ganz richtig vorkam, warum haſt du denn früher deiner Mutter oder Clementinen gegenüber nie etwas darüber fallen laſſen? Da wäre vor einiger Zeit

noch Manches gut zu machen gewesen, während man jetzt der Sache ihren Lauf lassen muß."

„Das ist ein Punkt," entgegnete Madame Plager, „über welchen es unmöglich ist, mit einer der Beiden unumwunden zu sprechen. Clementine verlangt zu sehr darnach, selbstständig zu werden, wie sie es nennt, als daß es möglich wäre, Vernunftgründe bei ihr geltend zu machen, und was die Mutter anbelangt, so weißt du, wie süß ihr der Gedanke ist, durch die Verbindung mit einem vornehmen Herrn den Glanz des Familiennamens zu erhöhen."

„Wäre denn Clementine nicht auch durch den guten Schilder selbstständig geworden, ja, selbstständiger, als sie es dort vielleicht wird? Schilder hätte sich ein Vergnügen, eine Ehre daraus gemacht, in unsere Familie aufgenommen zu werden, während der Herr Graf der Ansicht sein wird, und in gewisser Beziehung vielleicht nicht mit Unrecht, er hebe Clementinen zu sich empor. — Ich fürchte, ich fürchte, Emilie, da sind noch andere Gründe, welche Clementine neben ihrer ungeheuren Liebe Alles daran setzen lassen, daß jene Heirath zu Stande kommt."

Madame Plager schlug eine Sekunde die Augen nieder, sie zuckte leicht mit den Achseln, ehe sie erwiderte: „Geh in seine Wohnung, thu mir die Liebe und erkundige dich so genau wie möglich nach ihm."

„Dir zu Liebe auf alle Fälle, meine gute Emilie," versetzte der Hausherr freudig bewegt, indem er einen Arm um seine Frau legte und sie freundlich an sich zog. — „O du mein Gott!" fuhr er herzlich fort, „auf ein angenehmes Wort von dir, welches ich so lange entbehrt, würde ich ja Alles thun.

Ach, das wäre erschrecklich, wenn diese Heirath nicht zu Stande käme!"

Nach diesen Worten nahm er seinen Hut, um sich nach der Wohnung des Herrn Grafen Czrabowski zu begeben. Als er durch den Salon schritt, hörte er die Schwiegermutter im Nebenzimmer sagen: „Herzlos wie immer und fortwährend gegen unsere Familie intriguirend."

Worauf Clementine versetzte: „Ja, Mama, herzlos und voller Intriguen."

Der Rechtsconsulent ging in der That zur Wohnung seines zukünftigen Schwagers; er fand die Thür derselben offen stehen und eine alte Frau im Begriff, das bescheidene Zimmer mit dem Besen zu reinigen. Auf seine Frage nach dem Bewohner gab sie zur Antwort, sie wisse es nicht anders, als daß der Herr Graf auf ein paar Tage verreist sei. Der Doktor begab sich hierauf zu seinem Schwager, dem Banquier Springer, der nicht viel wußte, aber, als vorsichtiger Geschäftsmann schon eher zum Argwohn geneigt, ein verlängertes Gesicht zeigte, als ihm der Advokat von der plötzlichen Abreise sprach und dabei einige düstere Vermuthungen nicht unterdrücken konnte.

„Das wäre der Teufel!" sagte der Mann des Geldes, indem er in seinem geheimen Buche das Conto Czrabowski's aufschlug, dessen Soll ein sehr starkes Uebergewicht zeigte. „Was ist da zu machen?"

„Vorderhand ruhig abwarten," erwiderte der Advokat, „was uns der übernächste Tag bringen wird. Jetzt schon Schritte zu thun, die Aufsehen erregen könnten, das würde die Sache noch schlimmer machen."

„Aber Alles ist zur Hochzeit vorbereitet; deine Einladung zum Dejeuner nach der Trauung schon gemacht.“

„Auf Verlangen der Schwiegermutter; ich habe daran nichts ändern können.“

„Der Teufel, das gäbe einen unangenehmen Scandal!“ bemerkte der Banquier auf und ab gehend. „Man sollte wahrhaftig gegen Clementine ein Wort fallen lassen.“

„Wenn du das wagen willst, thu es, ich habe zu neuen Scenen keine Lust.“

„Ich will mit meiner Frau darüber sprechen.“

„Und ich mit der meinigen. — Auf Wiedersehen!“

Beide thaten also, und sowohl die Frau Doktor Plager als auch Madame Springer hielten es für das Beste, gegen ihre Mutter und Clementine so zart wie mözlich dieser delikaten Angelegenheit zu erwähnen.

Madame Weibel aber erhob ihre Nase darauf äußerst drohend und sah in den Worten ihrer beiden Töchter nichts als das ruchlose, intrigante Treiben ihres Schwiegersohnes, des Rechtsconsulenten Doktor Plager, wogegen Clementine einige Krämpfe affektirte und die Erklärung abgab, ihr etwas Derartiges zu wiederholen, sei gerade so gut, als ihr ein Messer in die Brust zu stoßen.

Dabei blieb es denn auch; doch lagerte über den Häusern Springer und Plager etwas wie eine schwere Gewitterwolke; der Rechtsconsulent glaubte ferne Blitze zu sehen, und daß ein dumpfer Donner nicht mangelte, dafür sorgte die Schwiegermutter.

So kam denn der Morgen heran, an dem der edle Graf von Czrabowski beim sechsten Schlage an das Herz seiner

Auserwählten sinken wollte, um sie darauf zur Trauung zu führen. Vergeblich hatte sich selbst Madame Plager bemüht, die Einladungen zum Kirchgange und zum darauf folgenden Dejeuner auf die vertrautesten Freunde des Hauses zu beschränken. — Madame Weibel hatte dagegen protestirt. „Wir brauchen uns nicht zu schämen," hatte sie gesagt, „nicht diese glänzende Verbindung meiner Tochter zu verbergen und unser Licht unter den Scheffel zu stellen; die Familie Weibel hat ein Recht, sich sehen zu lassen, und wird dieses Recht und den Glanz ihres Namens zu wahren wissen, wenn auch intrigante Persönlichkeiten sich bemühen, diesen wohlverdienten Glanz zu verdunkeln."

Und so erschien denn Madame Weibel geschmückt, wie man sie seit Jahren nicht mehr gesehen. Ein Kleid von schwerer brauner Seide umfloß ihre majestätische Gestalt, sie hatte eine Uhr mit Kette angelegt, verschiedene Armspangen aus den dunkeln Gefängnissen ihrer Etuis befreit, worin dieselben lange geschmachtet, und das Bild des seligen Weibel trug sie in ziemlicher Größe als Broche gefaßt vor dem Busen. Eine etwas kleine Haube, aber mit kolossalen farbigen Bändern saß wie hingeweht auf ihrem Hinterkopfe.

Daß sich Clementine in weißem, fleckenlosem Atlaß befand, verstand sich von selbst; auf dem Kopfe trug sie einen reichen Spitzenschleier, der durch den jungfräulichen Myrtenkranz zusammengehalten war. Aber sie sah sehr bleich aus, die arme Clementine, äußerst bleich; ihre Lippen zuckten zuweilen so ängstlich und auffallend, und wenn an diesem Morgen die Uhr schlug, so fuhr sie erschreckt zusammen.

Die Eingeladenen kamen pünktlich gegen neun Uhr, Verwandte, gute Bekannte und Freunde des Hauses. Da war

ſchon früher erſchienen die blaſſe Kaufmanns-Wittwe von gegenüber; ſie hatte als Frau, welche den ſchönſten Theil dieſes armen Erdenlebens ſchon praktiſch durchgemacht, in das Ankleidezimmer kommen dürfen und dort der Braut flüſternd einige vortreffliche Rathſchläge ertheilt. Da betrat die dürre Juſtizräthin mit feierlichem Geſichte und einem ſteifen Knix den Salon; ſie war heute nicht ſo ganz anzuſehen wie das Sinnbild der Gerechtigkeit; um ihren Mund erblickte man einige freundliche Falten, und nur zuweilen ſchoß ein ſcharfer Blitz aus ihren Augen; ſie ſah etwas leidend aus, denn ſie hatte zu Hauſe eine kleine Scene gehabt mit ihren drei ſehr heirathsfähigen Töchtern, welche ſie mit einigen ſchrecklichen Warums gequält hatten. Warum bekommt die Clementine Weibel ſo bald einen Mann? Warum ſogar einen Grafen? Warum iſt noch Keine von uns verheirathet? Warum haben wir noch nicht einmal hoffnungsvolle Verhältniſſe? Der Sprößling des Juſtizrathes, ein zarter Gymnaſiaſt, hatte die Schweſtern zu tröſten geſucht, indem er ſehr unpaſſend recitirte:

„Fragt die Luft, warum ſie ſäuſelt.“

Ferner erſchien auch die Regierungsräthin mit dem lauten Organ, welche ſchon draußen beim Ablegen ihres Shawls ihre ungeheure Freude über das glückliche Ereigniß gegen Babette laut werden ließ, die ihrem neuen Kleide und den vielen in Ausſicht ſtehenden Trinkgeldern zu Liebe jetzt ſchon Thränen der Rührung weinte.

Auch Wagen rollten vor das Haus, der Arzt der Familie mit ſeiner beſſeren Hälfte, Banquier Springer mit Frau, nicht zu vergeſſen den guten Schilder. Ja, auch Schilder kam, um

der Braut mit zierlichen Worten zu ſagen, wie es ihn in gewiſſer Beziehung freue, daß ein beſſerer Mann das erreicht, wonach er ſelbſt einſtens getrachtet.

Madame Weibel, deren Rührigkeit wir bereits aus den früheren Kapiteln zur Genüge kennen gelernt haben, hatte es heute bei der Verheirathung ihrer jüngſten Tochter für paſſend erachtet, die alte Frau darzuſtellen, das Familien-Oberhaupt, welches fühlt, daß nun ſeine Zeit gekommen iſt, um endlich von den langjährigen Sorgen und Arbeiten auszuruhen. Sie ſaß in ihrem Lehnſeſſel, aus dem ſie ſich nur etwas erhob bei der Gratulation der älteren Damen, in welchem ſie aber ihr Aufſtehen nur eben andeutete, wenn ihr Einer aus der jüngeren Generation ſein Compliment machte.

Clementine hielt ſich neben ihrer Mutter; ſie hatte die Hand auf die Rücklehne des Stuhles gelegt, und nahm die Glückwünſche freundlich entgegen; ſie lächelte, aber ihr Lächeln hatte etwas Eigenthümliches, etwas Erſchreckendes. Dabei athmete ſie tief und ſchwer, und wenn draußen ein Wagen rollte, ſo zuckte ſie mit dem Kopfe, ohne umzublicken.

Nahe bei ihr in einer Vertiefung des Fenſters befand ſich Madame Plager und ſchien in großer Aufregung zu ſein. Ein paar Mal ſchon hatte ſie ſich an ihre Schweſter gewandt und ihr geſagt: „Ermüde dich nicht ſo ſehr, Clementine, du ſiehſt etwas blaß und angegriffen aus. Es wird dir Niemand übel nehmen, wenn du dich jetzt, nachdem du Alle begrüßt, bis zur Kirchfahrt auf dein Zimmer zurückziehſt. Was meinſt du, Mutter?“

„An einem ſolchen Tage muß man ſich ſchon etwas gefallen laſſen,“ hatte Madame Weibel mit ſtrenger Miene entſchieden.

Es war ein Viertel vor zehn Uhr.

Und Clementine blieb also neben dem Sessel ihrer Mutter stehen; sie hielt mit der Hand krampfhaft die Lehne desselben, sie fuhr fort, eigenthümlich zu lächeln und schwer und tief zu athmen.

Begreiflicher Weise war bis jetzt noch keine Frage nach dem Bräutigam laut geworden; man kann sich denken, daß so ein Mann in einer Stunde, wie die gegenwärtige, viel zu thun und zu besorgen hat. Er wird gleich nach neun Uhr kommen, dachten die jüngeren Damen. Wenn er nur vor zehn Uhr kommt! meinten die älteren.

Aber der Zeiger der Uhr ging unaufhaltsam vorwärts und warf eine Minute nach der anderen hinter sich in die Vergangenheit. Wer am meisten dieses Zifferblatt zu Rathe zog, war unstreitig der Hausherr Doktor Plager. Wenn es ihn auch nicht eine Sekunde lang ruhig auf einer Stelle ließ, so wandte er doch beständig den Kopf nach der Uhr, selbst wenn er eine Frage beantwortete, selbst wenn er Jemand händereibend versicherte, er als älterer Herr freue sich ungeheuer auf ein gutes Frühstück nach vollbrachter Trauung. Doch bemerkte man von dieser Freude durchaus nichts in seinen Gesichtszügen, vielmehr hatten seine Augen etwas unheimlich Stieres, seine Nase schien spitzer als gewöhnlich, und daß seine Unterlippe schlaff herabhing, daran war kein Zweifel.

„Gleich ist es zehn Uhr," sagte die blasse Kaufmannswittwe mit einem süßen Gesichte zur Regierungsräthin; „ich bin begierig, ob der Graf Czrabowski mit allen seinen Orden kommt — er soll sehr viele haben."

So war der Name genannt, den Niemand bis jetzt auszusprechen gewagt, und die Regierungsräthin warf einen son-

derbaren Blick auf die Juſtizräthin, welche ihre dürren Achſeln emporzog und flüſternd ſprach: „Es wäre Zeit, daß er überhaupt jetzt käme.“

„Ja, es wäre Zeit,“ meinte auch eine ältliche Honoratioren-Tochter, die bis jetzt in ſchmerzlich ſüßen Träumereien verſunken da geſtanden, und ſie war es zuerſt, die in herzlichem Mitgefühl den furchtbaren Gedanken: „Wenn er gar nicht käme!“ nicht nur faßte, ſondern auch gegen ihre Nachbarin leiſe ausſprach.

„Wenn er nicht käme!“ das flog, in Worten ausgedrückt oder durch Mienen bezeichnet, wie ein Lauffeuer durch den Salon, drehte ein paar Dutzend Augen gegen das Zifferblatt und ließ einige Herren unvermerkt ihre Taſchenuhr hervorziehen.

„Wenn er nicht käme — entſetzlich — ſchauderhaft!“ Alle Converſation ſchwieg mit einem Male vor dieſem furchtbaren Gedanken; man hörte nur leiſes Huſten und Räuſpern der Damen, einige Oh's und Hm's der Herren, dann legte ſich auch dieſes Geräuſch, und es flog ein ſtiller Engel durchs Zimmer.

Draußen ſchlug die Thurmuhr mit dumpfem Tone die zehnte Stunde, und die kleine Uhr im Salon that gellend die gleichen Schläge.

Ob Clementine Weibel die feſte Ueberzeugung hatte, mit dem ſechsten Schlage werde ihr Geliebter wirklich an ihr Herz ſinken, oder ob eine Ahnung furchtbaren Unglücks in ihrer Seele aufſtieg, wer kann das mit Beſtimmtheit ſagen? Ihr ſtarres, faſt lebloſes Auge ließ das Letztere vermuthen; man ſah an ihren bebenden Lippen, daß ſie die Schläge der Uhr nachzählte: Eins — zwei — drei — vier — fünf, und

daß sie dabei ihre Finger immer krampfhafter in die Lehne des Sessels vergrub.

Da rollte ein Wagen durch die Straße herauf und hielt vor dem Hause.

Wie ein Zauberschlag verwandelte dieses Geräusch den Ausdruck aller Gesichter. Manche wandten sich nach den Fenstern, um hinaus zu sehen, Andere erklärten ihren Nachbarn oder Nachbarinnen, man könne das ungeheuer pünktlich nennen, Clementine that einen Athemzug, als wolle sie ihre Brust zersprengen, und der Rechtsconsulent warf einen fragenden Blick auf seine Frau.

Was hatte aber Madame Weibel während all der Zeit gethan? — Sie war ruhig und unbeweglich auf ihrem Sessel sitzen geblieben, die Nase hoch erhoben, den Mund ein wenig eingeklemmt, auf ihren Zügen nicht zeigend, ob auch ihr felsenfester Glaube wankend geworden sei.

Da öffnete sich die Thür, und den erstaunten Augen sämmtlicher Anwesendender zeigte sich die lange Gestalt des ehemaligen Schreibers des Advokaten.

Don Larioz hatte draußen den Mantel abgelegt, und als er so die Blicke Aller fragend und erschreckt auf sich gerichtet sah, blieb er einen Moment unschlüssig an der Thür stehen. Das ist eine härtere Aufgabe, dachte er bei sich, als mit blinkender Waffe blutdürstigen Löwen entgegen zu treten, die von grimmigen Feinden auf mich los gelassen werden. Aber ich habe mir gelobt, mein Geschäft zu Ende zu bringen, und ich werde es thun.

Clementine war emporgefahren, als sich die Thür geöffnet, hatte eine Sekunde den Eintretenden angestarrt und stürzte,

als dieser im Begriffe war, vorzutreten, mit lautem Aufschrei ihrer Mutter an die Brust.

Alles drängte sich mit Blicken des Erstaunens und der Frage nach der Thür, den Anderen voraus aber der Rechtsconsulent, der dicht auf seinen ehemaligen Schreiber zutrat und kaum die Worte hervorzubringen vermochte: „Was treibt Sie in mein Haus? Wen suchen Sie hier?"

„Ich suche Niemand," entgegnete der Spanier, der seine ganze Ruhe wieder gefunden hatte, indem er ein Papier aus der Tasche zog. „Nach langem Zaudern kam ich hieher, dieses zu übergeben, und da ich mir feierlich gelobt, dies zu thun, so war ich nicht im Stande, es zu unterlassen."

„Von wem ist das Papier?"

„Es betrifft den Herrn Grafen Czrabowski."

Mit ängstlicher Hast bemächtigte sich der Hausherr des verhängnißvollen Schreibens, während alle Umstehenden im Gefühle der Scheu und der Erwartung zurücktraten. Clementine hatte sich erhoben, unterstützt von ihrer Mutter, die ebenfalls aufgestanden war und mit einem wahrhaft erschrecklichen Blick die Gruppe an der Thür anstarrte.

Herr Doktor Plager hatte gelesen, ließ die Rechte mit dem Briefe sinken und fuhr sich mit der Linken unter einem tiefen Seufzer über das Gesicht. Wenn auch die stärker bebenden Lippen der unglücklichen Braut keine Worte aussprachen, so entnahm man doch aus ihrem stieren Auge die Frage nach dem, was vorgefallen.

Auch die nächsten Bekannten des Hauses, vor allen Dingen der Schwager Banquier, drängten sich an den Rechtsconsulenten, und man hörte schon hier und da eine schüchterne Frage laut werden, während es rings umher verstohlen flüsterte:

„Eine ſchreckliche Geſchichte! — Was wird's mit Czrabowski ſein?"

Unterdeſſen hatte ſich der Hausherr ſo gut wie möglich gefaßt; er ſchluckte einige Male heftig, tauchte auch ein paar Mal in ſeine weiße Halsbinde unter und ſagte, nachdem er einen feſten Blick auf ſeinen ehemaligen Schreiber geworfen: „Es iſt allerdings richtig, dieſer Brief iſt von dem Herrn Grafen Czrabowski; er iſt leider verhindert, im Augenblicke hier zu erſcheinen."

„Und wo iſt er?" ſchrie Clementine, alle Rückſicht bei Seite ſetzend. „Warum kommt er nicht, wie er verſprochen? Ich will Alles wiſſen, ſtoßt mir den Dolch vollends ins Herz!" — Sie ſtürzte vor, griff mit der Hand nach dem Schreiben, das ihr aber Doktor Plager nicht gab, vielmehr ſanft ihren Arm zurückhielt.

„Gebt mir den Brief!" ſchrie ſie mit gellender Stimme; „es muß Entſetzliches darin ſtehen, da ihn dieſes Ungeheuer von einem Menſchen gebracht hat." — Sie machte mit ihrer rechten Hand eine heftige Bewegung gegen den Spanier, der feſt und ruhig da ſtand wie ein Fels in der ſchäumenden Brandung.

Und es brandete bedenklich um ihn her, denn auch die Schwiegermutter hatte ſich ihm genähert, blickte ihm aus ſehr kurzer Entfernung in die Augen und ſprach vor Wuth zitternd: „Er Abſchaum der Menſchheit! das iſt Sein Werk!"

„Das Schreiben habe ich allerdings veranlaßt," gab der Spanier zur Antwort, dem bei den grauen umherrollenden Augen der Madame Weibel die Erinnerung an jenen Abend im Bureau wieder ſo lebhaft auftauchte, daß es ihm unmöglich war, vollkommen ruhig und gelaſſen zu bleiben, — „ver-

anlaßt, um meine Unſchuld zu beweiſen in Dingen, die man mir ungerechter Weiſe aufgebürdet. Ich bin kein Dieb, Madame, ich habe das bewußte Concept nicht entwendet."

„Und wo iſt er? — wo iſt er?" — kreiſchte Clementine. — „O Emilie! — o Mutter! — o Schwager Springer, wo iſt er? Sagt mir Alles, nur Gewißheit, ſelbſt die entſetzlichſte Gewißheit!"

„Die wird dir am beſten dein theurer Schwager Plager geben können!" rief Madame Weibel ſich vergeſſend. „O, das iſt eine ſchlecht abgekartete Intrigue gegen unſere Familie!"

Der Hausherr wollte heftig etwas zur Antwort geben, doch warf ſich die Doktorin zwiſchen ihren Mann und die Mutter, Beide mit leiſen Worten und Mienen beſchwörend, den Scandal nicht zu vergrößern.

„Wenn in dem Briefe nicht ſteht, wo ſich der Graf von Czrabowski augenblicklich befindet," ſprach der Banquier Springer mit beſorgter Miene, „ſo iſt vielleicht jener Herr" — er zeigte auf Larioz — „im Stande, uns einige Auskunft zu geben."

„Ja, er ſoll Auskunft geben!" ſchluchzte Clementine am Buſen ihrer Mutter, „er ſoll Alles ſagen, Alles! — Wo iſt der Verräther?"

„Er iſt abgereist, ſo viel ich weiß," gab der lange Mann zur Antwort.

„Das wiſſen wir alle; aber iſt er nicht zurückgekommen?"

„Er wird nie mehr zurückkommen," verſetzte Don Larioz.

„Er wird nie mehr zurückkommen! Hörſt du es, Mutter?"

„Der Teufel ſoll ihn holen!" rief der Banquier Springer. „Aber wohin hat er ſich gewandt? Man muß ihm nachſetzen!"

„Ja, wohin hat er ſich gewandt?“ fragte Madame Weibel mit dumpfer Stimme. „Beruhige dich, Clementine,“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „man muß ihm nachſetzen; man wird ihn finden.“

„So ſprechen Sie doch, wenn Sie es wiſſen; wohin iſt er?“ ſagte dringend der Hausherr.

Don Larioz fühlte in dieſem Augenblicke trotz allem Unangenehmen, das ſich vor ſeinen Augen begeben, eine gewiſſe Beruhigung, indem er die Antwort bedachte, die er auf dieſe verſchiedenen Fragen zu geben hatte. Sein gutes Herz war glücklich, in den Jammer, der ihn in der That betrübte, etwas lindernden Balſam gießen zu können. Wie tief hätten ſeine Worte jenes unglückliche Mädchen verwunden müſſen, wenn er auf ihre Frage zur Antwort gegeben: „Czrabowski iſt in die Welt gegangen, und ungerührt von den Thaten, die er verübt, wird er ſein wildes Leben wahrſcheinlicher Weiſe da oder dort fortſetzen.“ Wenn dem wirklich ſo geweſen wäre, ſo hätte er es wohl nicht über ſich vermocht, das auszuſprechen; ſo aber fühlte er ſich beruhigt, ein Wort des Troſtes ſagen zu können.

Er wandte ſich deßhalb mit einem Achſelzucken an die Fragenden, und ſprach mit einer Stimme, der man eine gewiſſe Rührung wohl anhören konnte: „Ja, jener Mann, der ſich Graf Czrabowski nennt, iſt abgereist, um nimmer wieder zu kehren; er iſt abgereist, wie es mir ſchien, in tiefer Reue über die Thaten, ſo er begangen. Auch bin ich überzeugt, daß dieſe Reue andauernd ſein wird, denn er ſprach gegen mich ſeinen feſten Entſchluß aus, der Welt zu entſagen und in ein Kloſter zu gehen. Ich ſelbſt,“ fügte Larioz ſtolz hinzu, „habe ihn zu dieſem heilſamen Entſchluſſe beſtimmt.“

Geliebter Leſer, raube mehreren Löwinnen ihre Jungen und ſinge ihnen alsdann unter Guitarre-Begleitung:

An eurem Schmerz will ich mich weiden,
Lachen eurer Todesqual!

und du wirſt keinen ſchrecklicheren Anblick haben, als den, der ſich unſeren Augen darbietet, nachdem der tapfere Spanier alſo geſprochen.

Sprühend vor Wuth erhob ſich die Schwiegermutter gegen ihn; Clementine zuckte mit ihren Fingern, ſprang gewaltſam in die Höhe und konnte nur durch die vereinte Kraft ihrer beiden Schweſtern gehalten werden, um nicht an dem, der ihrem Bräutigam das Kloſter empfohlen, die thätlichſte und ſchrecklichſte Rache zu nehmen. Zum Glück befand ſich der beſonnene Herr Schilder an ſeiner Seite und deckte ihn mit ſeinem eigenen Körper gegen den Angriff der Madame Weibel, während der Banquier raſch die Thür öffnete, den langen Mann bei den Rockſchößen ergriff und ihn gewaltſam auf den Gang hinaus zog.

Der Spanier befand ſich wie im Traume, that einen tiefen Athemzug und blickte ſeinen Retter alsdann fragend an.

„Iſt es denn wahr, was Sie eben ſagten?“ ſprach dieſer, indem er die Hände zuſammen ſchlug. „Das Scheuſal iſt in ein Kloſter gegangen?“.

„Er hat es mir verſprochen.“

„O meine Gelder!“ ſeufzte der Banquier. „So iſt denn Alles, Alles verloren.“

„Wahrſcheinlich Alles,“ erwiderte Don Lariez, „bis auf ſeine Seele, die vielleicht durch eifrige Bußübungen noch gerettet werden könnte.“

„Hol' der Henker seine Seele und Sie meinetwegen dazu, der ihm diesen Rath gegeben! — O meine schönen Gelder!" Der Geschäftsmann vergrub bei diesen Worten die Finger in seine Haare und zauste sich ein wenig, als wolle er sich selbst bestrafen für den Leichtsinn, mit dem er gehandelt.

Don Larioz nahm seinen Mantel, stieg die Treppen hinab und schüttelte unten an der Hausthür den Staub von seinen Füßen.

Kehren wir noch auf einen Augenblick in den Salon zurück, wo sich so Entsetzliches begeben. Clementine war von ihrer Mutter bei Seite geschafft worden, und sämmtliche Eingeladene mit Ausnahme der Familien-Mitglieder, verließen so schnell, wie es ihre delikate Lage gestattete, dieses unterbrochene Opferfest. Die Thüren schlossen sich hinter ihnen, die Wagen rollten davon, und das Zimmer, das wenige Minuten vorher noch so viele Leidenschaften umfaßt, zeigte jetzt Ruhe und Stille — die Stille des Grabes. Nur die Standuhr unter dem Spiegel pickte gleichförmig und gefühllos fort, und meldete klingend die Stunden, ohne sich im Geringsten um den fünften und sechsten Schlag zu bekümmern. —

Ehe wir aber dieses Haus für immer verlassen, müssen wir unserer Geschichte ein paar Tage voraus eilen und den geneigten Leser nochmals in das Schlafzimmer des Rechtsconsulenten führen, wie an jenem Morgen, als wir diese Räume zum erstenmal betraten. Doktor Plager steht abermals vor dem kleinen Handspiegel, der am Fenster aufgehängt war, und ist wieder im Begriff, seine schwarze Halsbinde umzulegen. Er hat die beiden Enden derselben erfaßt, zieht sie rechts und links von sich ab und ist im Augenblicke mit dem künstlichen Knoten fertig; seine Mienen zeigen ein wenig Wehmuth, sind

aber ſonſt nicht unfreundlich; er hat den Schlafrock abgeworfen und iſt in ſeinen Rock geſchlüpft.

So tritt er in den Salon, als Madame Plager gerade zur anderen Thür deſſelben hereinkommt. Dieſe drückt ihr Sacktuch an die Augen, eilt alsdann nach einem Fenſter, das ſie öffnet und hinaus blickt. Der Rechtsconſulent ſchaut über ihre Schulter, und wir bemerken unten vor dem Hauſe einen Reiſewagen, mit Koffern und Hutſchachteln beladen, der ſich eben in Bewegung ſetzt.

In demſelben befindet ſich Madame Weibel, welche das Haus ihres Schwiegerſohns verlaſſen, um mit ihrer Tochter Clementine, welcher Aerzte und andere verſtändige Perſonen — Luftveränderung angerathen, eine längere Reiſe anzutreten.

Als der Wagen um die nächſte Ecke verſchwunden iſt, zieht Madame Plager ſeufzend ihren Kopf in das Zimmer zurück und ſagt: „Das wäre überſtanden! — Draußen iſt auch das andere Dienſtmädchen, welches für Babette eintritt. Wenn du ſie ſehen willſt, ſo kann ſie herein kommen.“

Worauf der Rechtsconſulent die Hände ſeiner Gattin ergreift und mit weicher Stimme zur Antwort gibt: „Wenn ſie dir gefällt, mein Kind, ſo bin ich auch damit zufrieden.“

Neunundfünfzigſtes Kapitel.

Der Anfang des Endes.

Don Larioz hatte, wie wir im letzten Kapitel bemerkten, auf der Schwelle des ungaſtlichen Hauſes den Staub von ſeinen Füßen abgeſchüttelt, und ſein Herz war tief bewegt, gekränkt, man hätte ſagen können: zerriſſen. Welche Täuſchungen hatte er nicht in der letzten Zeit erfahren! Wie ſchmählich war ſein guter Glaube nicht belohnt worden! Wie undankbar hatten ſich nicht faſt Alle, mit denen er in Berührung gekommen, dafür gegen ihn benommen, daß er, in redlichſter Abſicht, ſeiner Meinung nach nur das Gute gewollt, daß er ſchützend aufgetreten war, wo rohe Gewalt die Unſchuld zu verderben gedachte!

Jener furchtbare Abend im Breiberg'ſchen Hauſe hatte in ſeiner Bruſt eine gewaltige Oede zurückgelaſſen; wenn er auch überzeugt war, welch ſchändliches Spiel man mit ihm getrieben, ſo blieb doch die ſchöne Dolores wie das Bild einer geliebten Verſtorbenen, einer ruchlos Ermordeten vor

ſeinem inneren Blicke ſtehen, und wenn er an jenen Abend dachte, ſo überkam ihn ein glühender Rachedurſt, ein Haß, nicht nur gegen die Gebrüder Breiberg, ſondern auch gegen die Geſellen des Bundes zum Dolche Rubens, die ihm Vertrauen geheuchelt und ihn dann ſo entſetzlich betrogen.

Er hatte ſchon geſtern den Verſuch gemacht, die Verbündeten in dem bewußten Lokale zu treffen, aber die Thür deſſelben war verſchloſſen, und das getreue Windſpiel, das vor dem ernſten Blicke des Spaniers zagend erſchienen war, hatte ihm kleinlaut die Verſicherung gegeben, der Bund habe ſich auf unbeſtimmte Zeit vertagt, und die Mitglieder deſſelben ſeien für länger verreist. Als der Spanier das vernommen, drang er auch nicht weiter in den kleinen Kellner, da er vernünftig genug war, einzuſehen, dieſer habe ſeine Weiſungen erhalten und könne gegenüber ſeinem Brodherrn nicht anders handeln.

Don Larioz hatte ihm freundſchaftlich die Hand gereicht und ihm die Verſicherung gegeben, er hoffe ihm zu beweiſen, daß er beſtändig dankbar bleiben werde für die Anhänglichkeit, welche Windſpiel ihm bewieſen, und daß er ſogar verzeihen würde, wenn Umſtände denſelben bewegen ſollten, auf die Seite ſeiner Feinde zu treten. Dagegen hatte nun freilich der kleine Kellner feierlich proteſtirt, doch entging dem edlen Spanier nicht, daß er dies mit einem ſcheuen Blicke auf die Thür des Gaſtzimmers gethan, hinter welcher man die grobe Stimme des Wirthes vernahm, der darüber ſprach, daß mit dem beſtändigen Schwatzen über unnöthige Sachen ſo viel Zeit verloren gehe.

Larioz hatte darauf, nicht ohne einen ſchmerzlichen Blick auf die Fenſter des Breiberg'ſchen Hauſes zu werfen, den

Reibſtein verlaſſen und legte ſich noch am ſelben Tage auf Erkundigungen nach dem Vorſitzenden des Bundes, dem dicken Kupferſtecher Wurzel, deſſen Aufenthaltsort er denn auch ohne große Schwierigkeiten erfuhr. Denſelben zu Hauſe zu treffen, war aber ſchon ſchwieriger, und hatte er dies im Laufe des Tages mehrmals vergeblich verſucht. Die einzige Zeit, wo der Künſtler in ſeiner Stube ſei, wäre von Nachts zwölf oder ein Uhr bis den andern Morgen gegen Neun, hatte ihm die Hauswirthin geſagt. Doch nehme er in dieſen Stunden keine Beſuche an; worauf Don Lariоz einen Zettel mit den Worten hinterließ, er wünſche ihn morgen zur Zeit der Dämmerung zu ſprechen und hoffe von ihm als einem Ehrenmanne, er werde ihn keinen vergeblichen Gang machen laſſen.

Nach dieſen geſtern gethanen Schritten war der Spanier feſt überzeugt, er werde heute den Vorſitzenden des Bundes zu Hauſe treffen und denſelben gebührend zur Rechenſchaft ziehen können. Er ſchritt in tiefes Nachdenken verſunken durch die Straßen, und wer ſich ſeiner erinnerte, wie er noch vor Kurzem ſo aufrechten Hauptes gewandelt war, der mußte ſich eingeſtehen, daß mit ihm eine große Veränderung vorgegangen; er blickte nicht mehr wie ſonſt mit ſeinen klaren Augen forſchend umher; er ſchien im gegenwärtigen Augenblicke durchaus nicht geneigt zu ſein, ſich um die Angelegenheiten anderer Leute zu bekümmern, indem er den Schwächern gegen den Stärkeren in Schutz nahm oder indem er ſich bei einem Auflauf auf die Seite der mißhandelten Perſon ſchlug, wenn er zwei Buben trennte, die im Begriff waren, ſich die Naſen blutig zu ſchlagen; er ſetzte ſogar ſeinen Stock nicht mehr ſo ſcharf und beſtimmt auf das

Straßenpflaſter, und ſein umgehängter Mantel zeigte ein paar melancholiſche Falten, die man früher nicht an demſelben geſehen.

Dieſe Bemerkung hatte der Schneidermeiſter Schwörer ſpäter gemacht, der am heutigen Tage dem ehemaligen Schreiber an einer Straßenecke begegnete. Beide erkannten ſich augenblicklich, und auf dem Geſichte des Spaniers zeigte ſich ein trübes Lächeln, während Meiſter Schwörer ehrerbietig den Hut zog. Und er hatte dazu alle Urſache, denn Don Larioz hatte den Anſtoß gegeben, ihn aus dem faulen Pfuhl, in dem er verſunken war, herauszujagen, und war der Hauptgrund davon, daß er ſein Beten und Singen in Beten und Arbeiten verwandelte, mit anderen Worten, daß er der Theorie des Herrn Brenner gemäß Sonntagmorgens in die Kirche ging und alsdann nicht verſchmähte, am Abend nach gethaner Arbeit ein oder auch mehrere Gläſer Wein im Kreiſe luſtiger Freunde zu leeren.

Und man ſah es dem Aeußeren des Schneidermeiſters an, daß er ſich außerordentlich wohl dabei befand, ſeit er die Heuchelei an den Nagel gehängt und nun wieder Fräcke und Hoſen zuſchnitt, ſtatt Betſtunden zu beſuchen. Waren doch wieder eine Menge ſeiner ehemaligen Kunden zu ihm zurückgekehrt, und gab es doch vornehme Häuſer genug, wo er nicht bloß im Bedientenzimmer, ſondern auch in der Garderobe des Herrn zu ſchaffen hatte. Danach wurde auch ſein äußerer Menſch geändert, und es dauerte nicht lange, ſo ſtellte Meiſter Schwörer, der bis jetzt nur im grauen Rocke herumgeſchlampt war, und den ſeine Geſellen nie anders als mit niedergetretenen Pantoffeln geſehen, nach dem jeweiligen Modejournal eine elegante Erſcheinung dar. Der lange Hals

ſtak in einer Cravatte nach neueſtem Schnitt, ſein ſtruppiges Haar bedeckte ein untadelhafter glänzender Hut; und um ſeine eingefallenen Wangen, denen er keine Umhüllung geben konnte, einigermaßen in Einklang mit dem Ganzen zu bringen, ließ er dort einen Backenbart wuchern, der wie Geſträuche über einem Abgrunde die tiefen Stellen mitleidig verdeckte.

Ja, die Beiden, denen wir im Anfang unſerer wahrhaftigen Geſchichte begegnet, hatten ſich freundlich begrüßt und gingen darauf wieder von einander, der Eine hierhin, der Andere dorthin. Der Schneider blieb alsdann übrigens einen Augenblick ſtehen, ſchaute ſich mit prüfendem Blicke um, und hier war es, wo er die Bemerkung machte, daß ihm das Aeußere des langen Mannes durchaus nicht mehr gefalle. Verſchwunden ſei die ſtramme aufrechte Haltung, und am Mantel zeigen ſich ein paar melancholiſche Falten, die von gebeugtem Rücken und von gebeugtem Gemüthe ſprächen.

Don Larioz, der natürlicher Weiſe nichts ahnte von den Beobachtungen des Schneidermeiſters und ſich auch wahrſcheinlich wenig darum bekümmert hätte, ging ſeiner Wohnung zu, ſtieg aber, dort angekommen, ſtatt nach ſeinem Zimmer zu gehen, zu dem des Doktors empor. Doch war die Thür deſſelben verſchloſſen. Er klopfte an, erhielt aber nichts zur Antwort, als das Gekläff der kleinen eingeſperrten Hunde.

Darauf ſchritt er die Treppe wieder hinab, um bei ſich einzutreten; er warf Hut und Mantel von ſich, legte die Hände auf dem Rücken zuſammen und ging mit großen Schritten auf und ab. Es war ihm ſo ſeltſam zu Muthe, er vermochte nur mit Mühe einen vollkommen klaren Ge-

danken zu faſſen. Was ihm in letzter Zeit begegnet, drängte ſich in mehr oder minder verzerrten Bildern vor ſeinen Geiſt, und wenn er laut mit ſich ſelber ſprach oder auch in großem Ernſte die Geſtalten anredete, welche bei ihm vorüber gaukelten, ſo war er doch nicht im Stande, ſie in beſtimmten Umriſſen vor ſich erſcheinen zu laſſen. Wenigſtens ſprachen ſie zu ihm ganz anders, als er es wohl erwartet hatte. So erinnerte er ſich des Auftrittes im Hauſe des Rechtsconſulenten und war vollkommen überzeugt, daß er Clementine Weibel ohnmächtig neben ſich geſehen, aber ebenſo klar tönten die Worte ſeines ehemaligen Prinzipals wiederholt in ſeinen Ohren: Bemühen Sie ſich nicht, meine Herren und Damen, das iſt gar kein lebendes Weſen, das da vor Ihnen liegt, das iſt nichts mehr und nichts weniger als eine künſtlich gearbeitete Puppe. Sehen Sie nur die ſtarren gläſernen Augen, die harten glänzenden Wangen, die trotz der Ohnmacht ſo friſchen Lippen mit dem immerwährenden unangenehmen Lächeln.

„Ja, dieſes Lächeln," ſprach Don Lariez mit dumpfer Stimme und drückte beide Hände vor die Stirn, „dieſes Lächeln kann ich ihr nicht verzeihen; es war das ſehr, ſehr überflüſſig. Wenn ſie auch eine Puppe war, ſo hätte ſie doch nicht lächeln ſollen, als ſie mich ſo in Schmerz aufgelöſt an ihrer Seite ſah. — Darin mußt du mir Recht geben, ehrwürdiger Ahnherr," wandte er ſich gegen das Bild; „dieſes Lachen war in der That ſehr verletzend, und es hat mir am meiſten weh gethan. — Woher erſchallte es doch, dieſes Lachen?" fuhr er nach einer längeren Pauſe fort. „Richtig! aus dem Nebenzimmer; da war jener mauriſche Weiſe — wie hieß der Kerl auch? — Caraba-Carababinbabunceros glaube ich; er iſt an

Allem ſchuld, und wie ich erfahren habe, wohnt er auf dem Burgplatze und heißt im gewöhnlichen Leben Kupferſtecher Wurzel. — Ihn unſchädlich zu machen, iſt die ſchönſte Aufgabe, die ſich ein tapferer Ritter ſtellen kann. Es iſt das Geſchäft dieſes Weiſen, arme Jungfrauen zu bethören und ſie unglücklich zu machen; auch bin ich überzeugt, daß ich keinen kleinen Kampf mit ihm werde zu beſtehen haben. — Doch gleichviel; er komme als gewaltiger Rieſe oder als ſchuppiger Drache; er trete mir entgegen mit Eiſen oder Feuer, unſchädlich werde ich ihn machen, zur Ruhe werde ich ihn bringen mit der Hülfe Gottes, meines ſtarken Armes und dieſer vortrefflichen Toledaner Klinge."

Sein Geſicht hatte einen finſteren, unheimlichen Ausdruck angenommen, als er ſo und ziemlich laut zu ſich ſelber ſprach. Zuweilen blieb er mitten im Zimmer ſtehen und ſchaute ſich wie verwundert rings um; dann aber ſpielte plötzlich ein Lächeln um ſeine Züge, und er ſagte: „Ah, richtig! jene Tage ſind vorüber, wo mich hohe Bogenfenſter umgaben, wo mit dem entzückenden Duft der Orangen das Geräuſch des plätſchernden Springbrunnens zu mir herein drang in mein mauriſches Gemach. — Pfui über dieſe Mauren! Es war eine große und edle Nation, ehe Amora jene Fledermaus zur Welt brachte, aus welcher ſich ſpäter der garſtige Zauberer entwickelte. — Und doch waren ſie ſchön, jene Zeiten, o, ſo ſchön! Bewahre ich doch aus ihnen noch ein herrliches Andenken, das Bild der göttlichen Semire, das ſie mir in jener Nacht gab, am Fuß der uralten Cypreſſe, im Lorbeergarten der Xeneraliſe. Sie ſagten zwar, es ſei ein Abencerage geweſen, und brachten ſie auf Anſtiften des Zauberers

vor dieſe verfluchten Zegri's, aber ich allein bin entronnen, um ſie Alle zu rächen. Fluch dir und wehe, Carabunzeleros!"

Larioz war an den Tiſch getreten, hatte das Käſtchen geöffnet und jenes Portrait heraus genommen, welches er aufmerkſam und mit innigem Blicke betrachtete. — „Ja, ſie iſt es," ſprach er kopfnickend, „ja, ja, ſie iſt es, und mich wollten ſie überreden, dieſes göttliche Gebilde habe nicht Fleiſch und Blut, es ſei eine kalte, lebloſe Puppe! — Doch ich weiß ihre Abſicht, es geſchah nur, um mich von der richtigen Spur abzulenken, um die ſüße Prinzeſſin jenem ſchändlichen Weiſen zu überlaſſen. Aber, wehe dir, Burſche, wehe dir! Wo ich dich treffe, in welcher Geſtalt ich dich finde, du ſollſt verdammt ſein, du ſollſt die Kraft meines Armes fühlen. Große Fürſtin Mirza, verzeihe mir; wie es Brauch war in alten Zeiten, muß ich abermals den ſchwarzen Schleier über dein Haupt werfen und es in Dunkel und Trübſal hüllen, bis dein ſchändlicher Verfolger gefallen iſt, bis der Klang meines Hüfthorns dich aus dumpfem Hinbrüten erweckt."

„Wer iſt da?" unterbrach er haſtig den Strom ſeiner pathetiſchen Rede. „Wer wagt es, mich zu ſtören, mich, den König von ganz Spanien? Carracho, Senor! Euer Kopf ſcheint mir Luſt zu haben, von den Schultern herab zu fliegen. Bei San Jago! — Ah!" ſetzte er freundlich hinzu, „Ihr ſeid es, edle Dame!"

Es war der Tiger, welcher ſchüchtern in das Zimmer trat, ſchüchtern, weil die alte Frau geglaubt hatte, es ſei außer ihrem Herrn noch ſonſt Jemand da, mit dem dieſer ſich ſo laut unterhalte. Verwundert blickte ſie um ſich her, und als ſie Niemand ſah, ſchlug ſie in ihre Hände und rief aus:

„Ach Herr je! der Herr Don Larioz haben mit ſich ſelber geſprochen!“

„Mit mir ſelber geſprochen?“ erwiderte der Spanier im Tone tiefer Verachtung; „alte Bettel! man nennt das einen Monolog, und wenn Könige und große Herren ſonſt nichts zu thun wiſſen, ſo pflegen ſie aus Langweile dergleichen zu halten. Du kannſt das in der Komödie häufig genug ſehen. — Wiehert mein Schlachtroß drunten am Thore?“

Der Tiger machte ein ſehr dummes Geſicht, da er aber glaubte, es ſei ſchicklich, eine freundliche Antwort zu geben, ſo kicherte er und ſagte: „Ich habe in der That nichts wiehern gehört.“

„Auch wohl möglich,“ verſetzte Larioz, indem er die Hand auf der Bruſt verbarg und mit langſamen Schritten nach dem Kamin zuging, wo ſein langer Stoßdegen lehnte. „Ich habe es hier mit Zauberern und Weiſen zu thun, lauter niederträchtigen Kerls, die ſich kein Gewiſſen daraus machen, meinen edlen Andaluſier in einen alten Beſenſtiel zu verwandeln. — Sei es darum, ich werde zu Fuß in der Halle erſcheinen, majeſtätiſch groß, ein Held vom Wirbel bis zur Sohle. Und beim Blinken meines Schwertes werden ſie ſich bis zur Erde niederbeugen, die Wachen, und werden Löwen und Drachen in ihre Schweineſtälle kriechen wie — wie — Oh, oh!“ fuhr er tief aufſeufzend fort, „das iſt ein jammervolles Bild, und Ihr mögt ſagen, Prinzeſſin, was Ihr wollt, es war nicht das Gemach, welches man boshafter Weiſe Schweineſtall benennt, es war ein ritterlich Gefängniß in dem alten Thurm gegen Weſten, wo ich allabendlich die Sonne erlöſchen ſah, wenn ich in der engen Spalte träumend lag. Dabei aber ſah ich auf der Wieſe gegenüber Schweine

graſen; viele Schweine, entſetzlich viele. Und das iſt für einen edlen Mann immer ein jammervoller Anblick. — Oh, daher kam die ganze üble Nachrede."

Er preßte die rechte Hand einen Augenblick an die Stirn, dann machte er eine heftige Bewegung mit derſelben und ſprach: „Wohlan, die Zeit drängt; ich habe einen weiten Weg zu thun und muß in der Dämmerung vor des Verruchten Antlitz erſcheinen." — Er warf den Mantel um die Schultern, nahm den langen Stoßdegen unter den Arm, und machte gegen den Tiger, der mit gefalteten Händen und offenem Munde daſtand, eine achtungsvolle Verbeugung.

„So lebt denn wohl, Dame!" ſagte er, „der Himmel ſei meinen Waffen günſtig, und wenn dem ſo iſt, werde ich Euch als Turnierpreis allerlei Schnupftabaksdoſen mitbringen, denn ich weiß, Ihr liebt das Schnupfen ſehr, und —" ſetzte er geheimnißvoll flüſternd hinzu, indem er dicht an die Frau trat und ihr in das Ohr ſprach — „das Schnupfen iſt eine heilſame Erfindung zur Betäubung der Naſe; denn es gibt Gerüche, die man nie mehr vergeſſen kann. — Lebt wohl, Donna Bramvilla, einſtens ſehen wir uns wieder."

Darauf ging der Spanier mit hoch erhobenem Haupte zur Thür hinaus, wobei er nach rechts und links freundlich mit dem Kopfe nickte, als befänden ſich noch mehr Leute im Zimmer, von denen er Abſchied zu nehmen habe.

Die alte Frau ſchlug höchſt erſtaunt die Hände zuſammen, blickte ihrem Herrn mit aufgeriſſenen Augen nach und rief ein Mal über das andere: „O, daß dich — daß dich — o, daß dich!" — Damit eilte ſie, ſo ſchnell ſie konnte, ebenfalls zur Thür hinaus und die Treppen hinab, ohne eigentlich recht zu wiſſen, was ſie wollte.

Don Larioz befand ſich noch im Hauſe, und jetzt vernahm die Frau droben ſeine Stimme, als er ſprach:

„So, endlich kommſt du, kleiner Page, nachdem du dich, Gott weiß wo, mit deiner Mandoline herum getrieben und vergeſſen, deinen Herrn und Meiſter zu wappnen?“

„Er ſpricht mit Gottſchalk,“ ſagte der Tiger zu ſich ſelber, während er eilfertig die Treppen hinabſtolperte.

„Es iſt aber eigentlich beſſer ſo,“ fuhr der Spanier fort, „dein Arm dürfte noch zu ſchwach ſein zu dieſem ernſthaften Kampfe. Warte deßhalb auf mich am Thore der feindlichen Burg, und wenn du drinnen die Siegesfanfare hörſt, ſo hebe mein Banner und laſſe alle Welt wiſſen, daß ich die Feinde geſchlagen. — Sehr viele Feinde. Laß einmal ſehen, ſechs Rieſen, die boshaften Zwerge gar nicht mitgerechnet, acht Drachen, ein Dutzend Ritter, vielleicht auch ein paar darüber, zwei Stück heuchleriſche Buben und ähnliches Zeug. Viel, ſehr viel Arbeit! Doch, bei San Jago! ſie wird gelingen. — Lebt wohl, ihr Großen meines Reichs, noch eine kurze Weile, und ihr ſollt eure ſchöne erhabene Gebieterin begrüßen.“ — Er neigte ein wenig ſein Haupt und ging auf die Straße.

„Jetzt will ich Euch was ſagen,“ ſprach eilig der beſtürzte junge Menſch; „ſeht Ihr, ob der Doktor zu Hauſe iſt, ſagt ihm, Herr Larioz ſei recht krank geworden, und wenn Ihr ihn nicht droben finden ſolltet, ſo ſucht ihn in der ganzen Stadt. Ich will ſchauen, wo Herr Larioz bleibt, und es dann dem Doktor hier ſagen, oder noch beſſer, er ſoll in die Wohnung meiner Eltern kommen, vielleicht, daß er dorthin geht. Lauft, lauft, was Eure Beine vermögen!“

Die alte Perſon ſtieg eilig die Treppen hinauf, während

Gottſchalk ſeine Mütze aus dem Bureau holte und dann dem Spanier auf die Straße nachſprang.

Dieſer war ruhig dahin gegangen, den Kopf tief geſenkt und anſcheinend gleichgültig, wohin ihn ſein Weg führe. Doch ſchien er genau zu wiſſen, wo er ſich befand, denn als er an die Straße kam, in welcher ſein ehemaliger Prinzipal wohnte, wandte er ſich mit einer Geberde des Abſcheues nach einer entgegengeſetzten Richtung. In Kurzem hatte er alsdann den Blumenmarkt erreicht, und ſah nun vor ſich die Gaſſe, in welcher das ihm wohl bekannte Haus der ihm befreundeten Familie Brenner lag. Dorthin wollte er, ſtand aber mit einem Male ſtill und wandte ſich nach dem Brunnen in der Mitte des Platzes, auf deſſen Brüſtung er einen Arm ſtützte und ſo wartend ſtehen blieb.

„Hier war es," murmelte er nach einer kleinen Weile, „wo ich jenen ſtolzen und verrätheriſchen Baron traf, dem ich meinen Handſchuh hinwarf und ihn hieher zum Zweikampf lud. Aber die Zeit iſt vorüber," ſetzte er hinzu und ſchaute gedankenlos auf das Zifferblatt der benachbarten Thurmuhr; „er kommt nicht mehr. Vielleicht hat ihn auch das Schickſal ereilt, und er iſt anderswo gefallen im gerechten Kampfe. — Weiter, weiter alſo! ich will mich bei jenem glorreichen Gottesgericht, zu dem mich die Stunde ruft, nicht vergebens erwarten laſſen."

Er raffte ſich auf und ſchritt in die Gaſſe hinein, welche gerade vor ihm lag. Bald hatte er das alte Haus erreicht, in welchem die Familie Brenner wohnte, und wollte gerade eintreten, als er ſich mit einem Male an etwas zu erinnern ſchien, ſich umwandte und in das gegenüber liegende Haus

ging, wo ſich die ärmliche Reſtauration befand, in welcher Kathinka Schneller diente.

Bedächtig ſtieg er die Treppen hinauf, beſchleunigte aber plötzlich ſeinen Schritt, als er von droben die Stimme des jungen Mädchens hörte, welche ausrief:

„Ich will mich aber von Euch nicht herum zerren laſſen, ich habe keine Luſt dazu, trinkt Euren Wein in Frieden und laßt mich in Ruhe!“

Dieſe Worte fielen wie glühende Funken in das aufgeregte Gehirn des tapferen Spaniers; er faßte ſeinen Degen feſt unter den Arm, und wie ein Blitz durch die dunkle Nacht leuchtete mit einem Male der Gedanke in ihm auf, daß er jenem verfolgten Mädchen verſprochen, ihr Schutz und Hülfe zu ſein.

Haſtig eilte Don Lariez die Treppen vollends hinauf, und da die Stubenthür halb offen ſtand, ſo konnte er mit einem Blicke das Gemach überſchauen. An einem der Tiſche ſaßen zwei Männer, von denen der eine beide Ellbogen aufgeſtützt hatte und den Kopf auf den Händen ruhen ließ; er zeigte etwas ſtiere Augen und lachte über die Bemühungen des Anderen, der ihm gegenüber ſaß und im Begriff war, das widerſtrebende Mädchen an ſich zu ziehen. Der, welcher ſich mit Kathinka Schneller beſchäftigte, hatte ein glattes, feines Geſicht mit ſchwarzen Haaren und wohldreſſirtem, ebenfalls ſchwarzem Backenbarte; ſeine blaſſen Wangen waren momentan etwas geröthet, und er lachte gleichfalls über die Worte, welche Kathinka ſo eben ausgeſtoßen.

„Warum ſo ſpröde, mein Schatz?“ ſagte er. „Das war doch ſonſt nicht deine Art, wie eine Menge deiner Bekannten wiſſen.“

„Ihr doch wohl nicht!“ antwortete das Mädchen mit einer auffallenden Geberde der Verachtung. „Oder doch?“ fragte ſie. „Könnet Ihr vielleicht mit Recht verlangen, ich ſollte fortfahren, wie ich angefangen? Oder habe ich nicht erſt in den letzten Tagen das Unglück gehabt, Euch zum erſten Mal zu ſehen?“

„Das iſt allerdings richtig, aber da wir uns hier zum erſten Male geſehen, ſo wirſt du dir ſchon von mir etwas gefallen laſſen.“

„Nicht das Geringſte!“ rief zornig das Mädchen, „und wenn Ihr mich nicht gleich in Frieden laßt, ſo ſoll das Eurem glatten Geſichte übel bekommen.“

„Das wollen wir einmal ſehen,“ gab der Italiener François zur Antwort, indem ein unheimlicher Blick aus ſeinen Augen zuckte. „Helfen Sie mir doch einmal, Andreas, das widerſpenſtige Geſchöpf halten.“

„Das verſteht ſich,“ entgegnete dieſer und ergriff mit der Fauſt das Handgelenk des Mädchens.

Da aber Kathinka Schneller die eine Hand frei behielt und aufs höchſte gereizt war, ſo ſtieß ſie den Kammerdiener mit ihrer Fauſt ſo derb ins Geſicht, daß er mit einem lauten Fluch zurück taumelte.

„Ah, Canaille!“ ſagte er, „ſo behandelſt du die Gäſte des Hauſes? Schließen Sie die Thür, Andreas, und ſagen Sie der Frau Schwarz, ſie ſolle ſich nicht unterſtehen, uns zu ſtören. Jetzt wollen wir dich einmal züchtigen, wie du es verdienſt.“ Er haſchte nach der frei gebliebenen Hand des jungen Mädchens und hielt ſie feſt, während Andreas ſich ſchwerfällig erhob, um der Weiſung gemäß die Thür zu ſchließen.

Doch prallte er dort befremdet zurück, als auf einmal eine lange Gestalt schweigend eintrat und sich mit untergeschlagenen Armen in der Mitte des Zimmers aufpflanzte.

„So, so?“ sprach diese, „ihr zwei Buschklepper wollt eine arme, schutzlose Jungfrau züchtigen? Ah, ihr habt nicht bedacht, wie plötzlich ein Rächer erscheinen kann. Zieht eure Schwerter, ihr Schurken! An euch ist die Reihe, eine Züchtigung zu empfangen.“

„Was ist denn das?“ fragte François erstaunt, indem er scharf nach dem Eingetretenen blickte. „Hol' mich der Teufel!“ rief er nach einer Pause, „das ist derselbe Mensch, Andreas, der neulich Ihren Herrn hier auf der Gasse entführte, wo dieser so schöne Sachen hätte sehen können.“

„Der da?“ sprach der Gärtner mit einem unbändigen Gelächter; „das ist ja der verrückte Schreiber, mit dem sie neulich im Reibstein ihre Possen hatten. Mir hat es der Wirth erzählt.“

„Oh, oh, er ist's, der sich in die Gliederpuppe verliebt hat und sie entführen wollte! Was hat der Kerl hier zu schaffen?“

Bei diesen Worten hatte François das junge Mädchen losgelassen, welches alsbald auf Larioz zutrat, ihre Hand auf seinen Arm legte und ihm ängstlich in das Gesicht schaute.

Wie dieses Gesicht aber auch im gegenwärtigen Augenblicke aussah, konnte es Angst und Schrecken einflößen. Die bleichen Wangen waren eingefallen, die Lippen zuckten seltsam, und aus den tief liegenden Augen strahlte ein unheimliches Feuer. Der Spanier schob das Mädchen sanft auf die Seite und trat einen kleinen Schritt näher zum Tische.

„Ja, ich bin der, von welchem ihr gesprochen,“ sagte er

mit hohler Stimme; „man nahm mich freundlich auf im Bunde zum Dolche Rubens, man verſprach mir, zu helfen, um ein unglückliches Mädchen zu retten, das dann durch die Macht eines böſen Zauberers in eine Gliederpuppe verwandelt wurde. O, ich weiß das alles ebenſo genau, wie ich dich unter deiner jetzigen glatten und heuchleriſchen Larve erkenne.“

Damit ſtreckte er den rechten Arm mit einem gewaltigen Ruck gegen den Kammerdiener aus.

„Neulich hatteſt du einen großen wilden Bart, aber beſſere Augen. Ja, glotze mich nur ſo an, die Zeit der Rache iſt gekommen, verfluchter Zauberer! Aber deine Künſte ſollen dir nichts mehr nützen, mein Degen iſt geweiht in der heiligen Kathedrale von Toledo.“

Mit dieſen Worten warf der Spanier langſam ſeinen Mantel von der rechten Schulter zurück und zog bedächtig den langen Stoßdegen.

„Frau Schwarz!“ ſchrie entſetzt das junge Mädchen, „Frau Schwarz, kommen Sie geſchwind, um Gottes willen!“

Don Larioz ſchüttelte ſein Haupt und ſprach mit ruhiger Stimme: „Es ſoll dir nichts nützen, wenn ſelbſt die Unſchuld für dich bittet; du haſt zehnfach den Tod verdient durch deine Zaubereien gegen mich und dadurch, daß du unter deiner jetzigen Geſtalt arme verlaſſene Jungfrauen zu mißhandeln gedenkſt.“

„Das iſt ein verrückter Menſch!“ rief François auf's höchſte erſchrocken, indem er aufſtand und einen Stuhl zur Abwehr erhob. „Schlagt ihn nieder, Andreas, wie einen tollen Hund!“

Der Gärtner, der etwas unſicher auf ſeinen Beinen zu ſtehen ſchien, faßte einen der ſchweren zinnernen Leuchter, die

auf dem Tiſche ſtanden, und ſchwang ihn gegen den Spanier, der, dieſe drohende Bewegung wohl ſehend, rückwärts ſtoßend, den Gärtner mit dem Knopfe ſeines Degengefäßes ſo heftig auf die Fauſt traf, daß derſelbe aufſchrie und dann ſeine Waffe zähneknirſchend in die andere Hand nahm.

Kathinka Schneller wollte ſich zwiſchen die Beiden werfen, ſchrak aber zurück vor der blinkenden Degenklinge, welche in der Hand des Spaniers einen Bogen beſchrieb, gerade in dem Augenblicke, als ihm der Italiener den gewichtigen Stuhl auf den Leib warf und dann vorwärts ſtürzte, um die Thür zu erreichen.

Doch hatte François nicht die Bewegung der Klinge berechnet, oder war er in dem Glauben, der Andere werde von dem Anprallen des Stuhles zurückgeworfen werden? Don Larioz aber blieb trotz des gewaltigen Schmerzes feſt auf ſeinen Füßen ſtehen, und da er im gleichen Moment ſeinen Arm mit der langen Klinge ausſtreckte, ſo rannte der Kammerdiener ſo furchtbar in dieſelbe hinein, daß die Spitze auf ſeinem Rücken wieder herausdrang. Er ſtürzte mit einem gellenden Schrei zu Boden.

Auch der Spanier wankte in dieſem Augenblicke; er öffnete krampfhaft ſeine rechte Hand, den Griff des Degens fahren laſſend, während er mit der linken unter einem matten Aufſchrei an ſein Haupt griff. Seinen Körper durchflog ein convulſiviſches Zittern, dann ſank er in die Kniee, und gleich darauf ſchlug ſein Kopf auf die Dielen des Fußbodens.

Andreas ſchleuderte einen ſchweren Leuchter, mit dem er einen entſetzlichen Schlag auf den Unglücklichen geführt, jetzt ſchaudernd von ſich und verſchwand in größter Schnelligkeit auf der dunklen Treppe.

Das junge Mädchen rang weinend die Hände, und die Wirthin des Hauſes, welche durch den Lärm herbeigerufen worden war, erhob ein furchtbares Jammergeſchrei.

„O Unglück! Unglück!“ kreiſchte ſie; „das bringt mich ins Verderben. Lauf' auf die Straße, auf die Polizei, rufe die Nachbarn herbei und erzähle ihnen, wie Alles gegangen iſt; du haſt es ja geſehen. Oder nein, ich will auch mit, ich will nicht hier allein bleiben!“

Nach dieſen Worten liefen Beide zur Stubenthür hinaus, waren aber noch nicht die Hälfte der Treppe hinab geeilt, als ihnen ein Mann, von einem Knaben gefolgt, athemlos entgegen ſprang.

„Wo? wo?“ ſchrie derſelbe, „wo iſt das geſchehen? wo iſt er? Bleibt bei der Hand, ihr verfluchten Weibsbilder! — So rennt man nicht davon! Hier ſchafft man Hülfe, und dann erſt könnt ihr meinetwegen fort ſpringen, um die Nachbarſchaft mit eurem Geſchrei zuſammen zu rufen.“

So ſprach der Armenarzt Doktor Flecker, trieb die erſchrockenen Weiber in die Stube zurück und eilte ihnen nach.

„Ah!“ ſagte er, nachdem er ſchnell einen Blick auf die beiden am Boden Liegenden geworfen. „Gottſchalk, ſpring hinüber und ſieh, ob dein Vater da iſt. Gott gebe, daß du ihn findeſt; er ſoll augenblicklich hieher kommen und noch einen Mann mitbringen.“

Jetzt keuchte auch der Tiger die Treppe herauf und blieb laut weinend unter der Zimmerthür ſtehen.

Der Doktor war raſch zwiſchen die Beiden hingekniet, warf einen prüfenden Blick nach rechts und links, und als er gehört, wie Lazioz mühſam und tief athmete, rief er den Weibern zu, demſelben ein Kiſſen unter den Kopf zu ſchieben.

Dann wandte er sich an den Italiener, riß ihm die Weste auf und zog ihm mit fester, sicherer Hand den Degen, seiner Lage wegen nicht ohne Mühe, aus der Brust, — ein paar Tropfen stockenden Blutes quollen hervor. Hierauf betrachtete er ihn eine Sekunde, hob eines seiner Augenlider auf, und während er mit der einen Hand nach dem Pulse griff, legte er das Ohr auf die Stelle des Herzens, worauf man ihn murmeln hörte: „Da ist jede Hülfe vergeblich — todt! — Ein furchtbarer Stoß, wahrscheinlich mitten durchs Herz.“

Jetzt fing die Wirthin des Hauses, die dem Doktor mit gefalteten Händen angstvoll zugeschaut hatte, laut an zu jammern. — „Daß sich Gott erbarm'!“ schrie sie, „meinen besten Kunden, einen solch' nobeln Herrn hier in meinem Gastzimmer zu erstechen! Und das von einem Schnapphahn, der nur hereinstürzt, vom Leder zieht und fertig macht! Wenn da keine Gerechtigkeit mehr geübt werden soll, da weiß ich nicht, wofür es überhaupt noch Galgen in der Welt gibt.“

„Ja, ja, Gerechtigkeit vor Allem, Frau Schwarz,“ sagte der Doktor, indem er zornig in die Höhe blicke; „aber Ihr werdet mir zugeben, daß ich als Arzt vorderhand hier zu befehlen habe, und wenn ich Euch also sage, Ihr sollt Euer Maul halten, so hoffe ich, von Euren ungewaschenen Reden keine mehr zu vernehmen. — Verstanden?“

„Verstanden habe ich wohl,“ gab das Weib giftig zur Antwort, „aber der da —“ sie zeigte mit einer verächtlichen Geberde auf Don Larioz, „soll mir vor das Criminalgericht, und ich will selbst einen Advokaten bezahlen, damit er sicher gehenkt wird. — O der arme Herr François!“ rief sie schluchzend; „wer ihm das vor einer Stunde vorausgesagt hätte!“

„Ja, wenn es möglich wäre, vorauszusagen," entgegnete der Armenarzt, „so würdet Ihr jetzt etwas Unangenehmes wissen, was Euch widerfahren kann, wenn Ihr nicht augenblicklich stille seid."

Man hörte Tritte auf der Treppe und sah gleich darauf den Jäger Brenner mit ein paar anderen Männern eintreten, die eine Tragbahre hatten. Nach der Anweisung des Doktors wurde eine Matraze darauf gelegt und der Spanier behutsam hinaufgehoben. Der Jäger wischte sich die Augen, als er den treuen Freund seines Knaben so regungslos, leise athmend, mit blutendem Haupte da liegen sah. Gottschalk selbst, der gefolgt war, kniete neben die Tragbahre hin und hatte die herabhängende Rechte ergriffen.

„Wohin bringen wir ihn?" sprach einer der Männer. „In das Spital?"

Der Arzt blickte fragend auf den Jäger Brenner und gab zur Antwort: „Wenn wir ihn in das Spital schaffen, so kann ich mich nicht weiter um ihn bekümmern; ich habe da nichts zu sagen. Und doch wäre es mir lieb, ihn unter der Hand zu haben; seine Verwundung ist sehr gefährlich, es wird Mühe haben, ihn durchzubringen, und wenn wir ihn anderswo pflegen könnten, wäre es für sein Gemüth zuträglicher."

„„Wo könnten wir ihn besser hinbringen, als zu mir?" sprach rasch der Jäger. „Ich habe es meiner Frau auch schon gesagt, und sie wird die kleine Hinterstube bereits zugerichtet haben. — Also angefaßt!" wandte er sich an die Männer, „ihr Beiden nehmt die Tragbahre, und ich will ihn auf der steilen Treppe schon halten, daß nichts geschieht."

„Aber die Polizei!" rief eifrig die Wirthin. „Wenn die Polizei kommt und ihn nicht findet?"

„So sagt der Polizei, ich, Doktor Flecker, habe für gut befunden, ihn fortzuschaffen; er sei da drüben in der Wohnung des Jägers Brenner, — wo er nicht entwischen wird," setzte er traurig hinzu. „Angefaßt, Leute!"

Kathinka Schneller hatte während des ganzen Auftrittes in einer Ecke neben dem Ofen gesessen, die Hände vor das Gesicht gedrückt, und erhob sich jetzt erst, als die Männer die Tragbahre aufhoben. Sie trat dicht an Larioz heran, beugte sich über ihn, legte ihre Hand auf seine Brust, und ein paar Thränen fielen aus ihren Augen auf sein bleiches Gesicht. Darauf trat sie ans Fenster, und wartete, bis die Träger mit dem schwer Verwundeten auf der Straße erschienen und dann im gegenüberliegenden Hause verschwanden. Sie seufzte tief auf und setzte sich wieder auf ihren Stuhl neben dem Ofen.

„So," sagte sie alsdann, „hier will ich warten, bis die Polizei kommt, und ihr Alles genau sagen; der da am Boden liegt, hat angefangen, es war das überhaupt ein bösartiger Mensch, was Ihr auch sagen mögt, Frau Schwarz; und den Namen des Gärtners, welcher mit seinem Leuchter so furchtbar zugeschlagen, will ich bei Gott im Himmel nicht vergessen."

„Unterstehe dich, den über deine verfluchten Lippen zu bringen!" schrie die Wirthin und trat mit geballten Fäusten vor das Mädchen hin.

„Ich werde mich unterstehen," erwiderte kalt Kathinka. — „Den sie da eben fortgetragen haben, das war ein braver Herr, ein armer, braver Herr; er hat mich vertheidigen wollen und ist dabei ins Unglück gekommen."

Sie preßte ihre Hände laut schluchzend vor das Gesicht.

— — In dem Hause des Jägers hatte man den Verwundeten in einer leer stehenden Hinterstube auf ein gutes

Bett gelegt, und während der Armenarzt beschäftigt war, seine tiefe Wunde zu untersuchen, stand, mit Ausnahme der Großmutter, die ganze Familie in tiefer Rührung mit gefalteten Händen um den besinnungslos Daliegenden. Das Stübchen war klein, aber freundlich; es wurde von der Sonne geliebt, welche es Vormittags begrüßte und dann spät am Nachmittage, ehe sie verschwand, nochmals durch eine Häuserlücke einen letzten leuchtenden Blick darauf warf.

Das that sie auch gerade in diesem Augenblicke, und obgleich man das Fenster mit einem Stücke Zeug verhängt hatte, so stahl sich doch ein kleiner glühender Strahl herein und zuckte über das bleiche Gesicht des Kranken. Es war gerade, als spüre er diesen letzten Gruß und rufe derselbe seine Besinnung zurück; er that einen tiefen Athemzug, seufzte ein paar Mal, bewegte die Lippen und öffnete dann weit seine Augen. Sein erster Blick fiel auf den Armenarzt, der an seinem Kopfe beschäftigt war und sich nun über ihn beugte mit der Frage, wie es ihm gehe. Neben dem Doktor stand Margarethe Brenner, sie hielt Stücke weiße Leinwand in der Hand, und in ihren dunkeln Augen, die sie auf den Kranken gerichtet hatte, funkelten Thränen.

Larioz wandte seine Blicke von dem Arzt auf das junge Mädchen, und ein freundliches Lächeln zeigte sich auf seinen Lippen.

„Fühlen Sie Schmerzen?“ fragte wiederholt der Doktor, worauf der Verwundete nach einer längeren Pause zur Antwort gab:

„Es kann wohl nicht anders sein, als daß ich einige Schmerzen spüre; er hat mich mit seiner Streitaxt hart getroffen, gegen alle Kampfregeln. Von rückwärts fiel er über

mich her, während ich mit dem anderen Ritter beschäftigt war. — — Aber es war ein glorreicher Kampf, so viel ich mich erinnern kann; ich habe den Zauberer besiegt und bitte nur den edlen Herrn dieses Schlosses um Verzeihung, daß ich ihm Ungelegenheit mache, indem man mich hieher gebracht, um meine Wunde zu pflegen. — Welche Burg," fragte er nach einem kleinen Stillschweigen, „hat mir nach altem Brauch ihre gastlichen Thore geöffnet?"

Er athmete tief auf und schloß alsdann die Augen wieder.

Der Armenarzt schüttelte betrübt mit dem Kopfe und sagte leise zu dem Jäger: „Er ist schwer verletzt."

Nach einer Weile öffnete der Kranke hastig die Augen wieder, blickte das junge Mädchen lange und schweigend an und sprach: „Verzeiht, hohe Dame, daß ich nicht im Stande bin, mich zu erheben, um Euch meinen Dank zu sagen für diese freundliche Aufnahme. Erlaubt mir auch, edle Herrin dieses Schlosses, daß ich länger in Euer wohlwollendes Antlitz blicke, als es sich vielleicht mit der Schicklichkeit verträgt. — Eure Augen haben etwas unendlich Wohlthuendes, etwas Beruhigendes, und ich kann es nur als ein hohes Glück annehmen, vor den Mauern Eurer Burg so schwer getroffen worden zu sein. Es ist das aber schon häufig vorgekommen, und Gott fügt es oft so, daß, wo tapfere Ritter verwundet werden, edle Damen in der Nähe sind, um sie zu pflegen. — Der Himmel lohne es Euch! — — Aber nicht alle edlen Damen sind im Besitze so guter Augen, vor denen kein böser Zauber bestehen kann. — Ah!" machte er, und schaute mit einem Blick der Befriedigung rings umher, ehe er wieder das Auge nach Margarethen wandte. „Hier herein kann keines der Phantome, die mich in letzter Zeit so unsäglich geplagt."

„Wenn Ihr zur Thür hinausſchauen wollt," fuhr er mit einem ſtarren Blicke dorthin fort, „ſo werdet ihr Alle, Alle unten an der Treppe ſehen, wie ſie ſich vergeblich bemühen, herauf zu klettern. — Aber die Stufen derſelben ſind glatt wie der Rücken einer Schlange, und neben meinem Lager ſteht eine der himmliſchen Heerſchaaren, deren Anblick ſie erzittern macht. — Ja, Alle, Alle zittern vor ihnen, denn es ſind Gebilde böſer Geiſter — alle Geſellen des Bundes, der Zauberer mit ſeinem langen wirren Barte — und auch ſie — ſie — die ſchlottrige Gliederpuppe, die für einen Augenblick Leben erhielt, um ſich an mich anzuklammern und mein Herzblut zu trinken, damit ich ihr gleich werde. — War ſie doch nahe daran, ihren Zweck zu erreichen, denn ich fühle wohl, wie ſchwer und unbeholfen meine Glieder herabhängen; ich glaube, bis nahe zum Herzen bin ich ihr ſchon gleich geworden. — Aber du wirſt mich retten, edle Herrin dieſes Schloſſes."

Während er ſo ſprach, ließ er zuweilen ſeine Augenlider zufallen, ohne aber ſeine Rede zu unterbrechen.

Der Doktor hatte dem Kranken einen leichten Verband angelegt, faßte nun ſeinen Puls, und während er die Schläge zählte, ſah man ihn mit geſpannter Erwartung auf Larioz blicken.

Dieſer zuckte mit einem Male heftig zuſammen, richtete ſich gewaltſam in die Höhe und ſtarrte mit unheimlich leuchtenden Augen um ſich her.

„Oh!" rief er alsdann mit lauter Stimme, „von Neuem entbrennt der Kampf, gebt mir den Schild und mein gutes Schwert! Haltet mich nicht; da hilft keine Schonung, ſie oder ich! Dort kommen ſie heran. — Gott und San Jago! — Das iſt ein ſchreckliches Gemetzel!" ſagte er ſtöhnend und

machte mehrmals den Verſuch, von ſeinem Lager aufzuſpringen, wobei er kräftig mit den Männern rang, die ihn hielten. „Die Uebermacht iſt groß,“ ſeufzte er alsdann, „doch Muth, Muth! die Kraft meines Armes wird uns den Sieg verſchaffen! — Ah! er hat mich ſchwer getroffen,“ ſprach er nach einer Weile, indem er tief aufathmete und dann matt zurückſank; „aber das Andenken an ſie, die ſchützend neben mir ſteht, wird mich wieder aufrichten.“

Ein paar Mal bewegte er hierauf ſeine Lippen, ohne daß man ein Wort vernahm.

Der Jäger richtete tief betrübt einen ſo fragenden Blick auf den Doktor, wobei er leicht deſſen Arm berührte, daß dieſer ihn anſchaute, dann mit dem Kopfe ſchüttelte und leiſe zur Antwort gab:

„Er ſtirbt noch nicht. Wir werden dergleichen Anfälle noch mehrere haben — das iſt ein kräftiger, geſunder Körper, bei dem noch nicht alle Hoffnung verloren iſt. Ich werde jetzt ſelbſt in die Apotheke gehen und Einiges für ihn beſorgen; laßt Margarethen bei ihm, wenn Ihr ſie entbehren könnt, Frau Brenner, und einen der Männer. Fahrt mit Umſchlägen fort, wie ich gethan; ich komme bald wieder.“

„Aber Herr Larioz wird nicht ſterben?“ ſagte Gottſchalk, der dicht neben ſeinem Freunde ſtand und aus deſſen Augen eine Thräne um die andere tropfte.

„Haben Sie wirklich Hoffnung, Herr Doktor?“ fragte auch der Jäger.

Und der Armenarzt erwiderte: „Die Hoffnung iſt etwas ſo Wohlthuendes für uns, daß wir ſie gewaltſam in unſerem Herzen behalten müſſen, wenn auch unſer Verſtand ſie verjagen möchte. Wer will hier ſagen, was die nächſten Tage

bringen werden? Der Zuſtand unſeres armen Freundes iſt ſehr ſchlimm, und wenn wir mit Gottes Hülfe wirklich im Stande ſind, ſeine Wunde zu heilen, wer bürgt uns dafür, daß alsdann nicht noch etwas Schrecklicheres eintritt als der Tod?“

„— Schön war der vergangene Tag,“ murmelte der Kranke; „ich habe ſie gefunden, die ich lange geſucht. — Hilf mir, du mit den guten, frommen Augen, wehre das ſchlottrige, wankende Geſpenſt von mir ab. — So — ſo iſt es gut, habe Dank — Dank — Dank.“

Sechzigſtes Kapitel.

Ein Spazierritt.

Baron von Breda ritt langſam die Anhöhe hinauf, einen Weg, den wir bereits kennen und den wir ſchon ein paar Mal mit ihm gemacht. Er hielt die Zügel ſeines Pferdes nachläſſig in beiden Händen, die er vor ſich auf den Sattelknopf ſtützte, ſein Kopf war tief hinabgebeugt und er ſo in Gedanken verſunken, daß Lord es allein übernehmen mußte, allen Begegnenden auszuweichen, was denn auch das kluge Thier gerade ſo gut that, als würde es von einem aufmerkſamen Reiter gelenkt.

Seit längerer Zeit vermochte der Baron nur einem einzigen Gedanken nachzuhängen, einem ſüßen und doch wieder ſo ſchmerzlichen Gedanken, der nach und nach ſein ganzes Weſen erfüllte, den er wohl auf Augenblicke verjagen konnte, der aber dann wieder mit der Gewalt einer wilden Waſſerfluth alle die Schutzdämme zerriß, welche ſeine Vernunft mühſam aufgebaut, alle die guten Pläne zerſtörte, die er

zum eignen Heil und zu dem eines anderen geliebten Wesens gefaßt, — glühende, wilde Gedanken, von denen er wohl fühlte, sie müßten sein Herz zerstören, seine Sinne abstumpfen, ihn selbst zum bedauernswerthesten der Menschen machen. — Vergebens; er, sonst so starren und unbeugsamen Sinnes, vermochte dem Eindringen dieser Gedanken nicht zu widerstehen, und es schien ihm eine Lust zu sein, ihren wilden Fluthen zuzuschauen, die Zerstörungen zu betrachten, die sie in seinem Inneren anrichteten.

Eugenie hatte sich seit zwei langen Tagen nicht vor ihm sehen lassen; er hatte es über sich vermocht, sie, wie er wohl gekonnt hätte, nicht aufzusuchen. — Vielleicht beruhigt es mich, sie ein paar Tage nicht zu sehen, hatte er gedacht; aber er hatte das achselzuckend gedacht, denn er fühlte im selben Augenblicke, daß jetzt um so mehr all sein Denken, all sein Fühlen sich mit ihr, der Abwesenden, beschäftigen werde.

Und so war es auch. Früher, nachdem sie mit ihm gesprochen, nachdem sie ihm zugelächelt, nachdem sie ihm ihre liebe Hand gereicht, hatte er gern sein Haus verlassen, sich schon beim Fortgehen auf das Wiederkommen freuend, auf ihren lustigen Ruf: Ah, Onkel George! mit dem sie ihm entgegen flog. Jetzt, wo er sie nicht mehr sah, hielt es ihn gewaltsam fest in der Nähe seines Hauses, ja, so viel es ihm möglich war, in der Umgebung ihrer Zimmer. Freilich hatte er sich vorgenommen, diese nicht zu betreten, aber es konnte ja möglich sein, daß sie dieselben verlassen würde, daß sie ihm plötzlich entgegen träte oder daß er vielleicht ihre Aeußerung vernähme: Onkel George könnte mich wohl besuchen.

Aber sie that das nicht, sie blieb still auf ihrem Zimmer,

ſie ſaß viel an ihrem Fenſter, von wo man nach den Bergen blicken konnte, hinter denen das alte Landhaus ihres Vaters lag. So ſagte Frau von Breda und ſetzte hinzu: „Die arme Eugenie leidet; ſie ſieht bleich aus, und leicht treten ihr die Thränen in die Augen, was man ſonſt nicht an ihr gewohnt iſt.“

Wir müſſen geſtehen, daß den Baron dieſe Nachricht nicht ſchmerzlich berührte; er athmete tief auf und fand eine Beruhigung darin, daß Eugenie nicht heiter ſei; es beſtärkte ihn in ſeinem Vorſatze, noch eine Weile zu warten, ehe er ſie aufſuchte; ja, er vermochte es über ſich, das Haus zu verlaſſen. Und ſo ſehen wir ihn denn langſam und in tiefe Gedanken verſunken nach der bewußten Anhöhe reiten.

Oben angekommen, ſtand Lord einen Augenblick ſtill und wandte, wie er hier gewöhnlich that, ſeinen Kopf nach der Stadt zurück. Es war ein wundervoller klarer Nachmittag, die erſte Frühlingszeit, welche ſich rings umher in Jubel und Luſt ankündigte. Die feinen Zweige und Aeſte der niederen Bäume und Geſträuche zeigten nicht mehr ihre kahlen, eckigen Formen; ſie waren mit jenem uns ſo wohl bekannten duftigen Flor umſponnen, der jetzt ſchon anfing, aus dem Violetten ins Grüne überzugehen. Ein freudiges Aufathmen, ein inniges Sehnen nach der nächſten herrlichen Zeit ſchien die ganze Natur zu beleben, und was lange geſchlummert unter Schnee und Eis im ſtarren Schooß der Erde, ſchickte ſich jetzt an, überall an das Tageslicht hervorzubrechen. Wohin das Auge blickte, drangen die feinen grünen Blätter aus dem Boden hervor, zeigten ſich die erſten Frühlingsblumen. Und nicht bloß das Auge allein bemerkte die herannahende entzückende Zeit, ſah dieſes neue, ſchöne, regſame Leben, auch

jedes Herz fühlte in diesem Augenblicke den Drang, wenn es in starrem Schlafe befangen war, seine Fesseln zu brechen und sehnsuchtsvoll aufzublühen, sei es in glücklicher Liebe, in herrlicher Blumenpracht, sei es im hoffnungsreichem Grün, sei es im Glanze fließender Thränen.

Da lag die Stadt vor dem einsamen Reiter, glänzend im Strahl der Sonne, umwallt von flimmernden Nebeln und vergoldetem Rauche. Deutlich sah er sein Haus vor sich liegen, das Dach mit der rothen Fahne, über welcher die vergoldete Spitze wie ein funkelnder Stern stand. Unter diesem Sterne war das Fenster, an welchem sie jetzt wohl saß und vielleicht nach dem Berge blickte, wo er so eben hielt. Ja, es war ihm, als wisse er bestimmt, daß sie sich jetzt dort befinde, daß sie ihre süßen Augen hieher richte, daß sie an ihn denke, herzlich und lieb. Es konnte nicht anders sein; so kann ein Gefühl nicht lügen, ein Gefühl, das ihm zauberhaft mit einem Male nicht nur ihr Bild, sondern ihr inneres Wesen, selbst wenn er die Augen schloß, so unerklärlich nahe brachte, daß es ihm war, als spüre er den Hauch ihres Mundes, als höre er ihre Worte: O Onkel George!

Doch auch diese liebliche Phantasie flatterte vorüber, und als sie dahin gezogen war und er sein Herz wieder ruhiger schlagen fühlte, da erkannte er deutlich, daß es mehr als ein Traum gewesen, was ihn eben umgaukelt; da wußte er genau, daß ihre Gedanken den seinigen in diesem Momente wirklich begegnet waren.

Er wollte eben sein Pferd umwenden, um nach der Stadt zurückzukehren, als er den Berg herauf einen anderen Reiter in starkem Trabe sich nähern sah. Sein scharfes Auge erkannte Fremont, der ihm schon von Weitem mit der Hand

zuwinkte. George von Breda hielt ſein Pferd zurück, und der Andere war in einigen Minuten bei ihm.

„Ich dachte es mir doch," rief ihm Fremont zu, „dich hier auf deinem gewöhnlichen Wege zu treffen. — Wenn es dir nicht unlieb iſt, ſo reiten wir eine Strecke zuſammen."

„Wie ſoll mir das unlieb ſein?" fragte Herr von Breda. „Reiten wir. Welcher Zufall führt dich hieher?"

„Eigentlich kein Zufall; ich ſuchte dich in deinem Hauſe, und als mir deine Frau ſagte, du ſeieſt ausgeritten, dachte ich mir gleich, dich hier zu finden."

„Du ſahſt meine Frau?"

„Ja, ſie war im Wintergarten mit Fräulein von Braachen. Letztere aber," ſetzte Fremont mit etwas ſpöttiſchem Tone hinzu, „hatte ich nicht das Glück zu ſprechen; deine Frau ſagte, die junge Dame wäre leidend, und dieſe zog ſich, als ich das Glashaus betrat, auf ihr Zimmer zurück."

So war ſie doch an ihrem Fenſter! dachte aufathmend der Baron, den die Nachricht, Eugenie ſei im Wintergarten geweſen, ſchmerzlich berührt hatte.

Die Beiden ritten im Schritt den Abhang hinunter.

„Ein herrlicher Tag!" ſprach Fremont, „ein entzückender Tag! Man fühlt ordentlich mit den Pflanzen und Gräſern; man möchte auch ausſchlagen, wenn man nicht ſchon zu alt dazu wäre. Was meinſt du, guter George?"

Er ſagte das mit einer Munterkeit, die aber etwas Forcirtes an ſich hatte, wobei er ſeinen ernſthaft ausſehenden Freund mit einem ſcharfen Blicke von der Seite betrachtete.

George von Breda nickte mit dem Kopfe und erwiderte: „Es iſt wirklich ſehr ſchön, und man iſt erfreut, den langen Winter hinter ſich zu haben."

„Wo steckst du denn eigentlich?“ fuhr der Andere nach einer kleinen Pause in demselben munteren Tone wie früher fort. „Was treibst du? Man sah dich ja in den letzten Tagen nirgendwo. Ich wette, daß ich eine ganze Menge Neuigkeiten für dich habe. — Apropos! weißt du auch, daß dieser famose Czrabowski abgereist ist? — weißt du, verschwunden, ohne daß er seine Abschiedsbesuche gemacht hat. — Ein pfiffiger Schuft! Er hat manches ehrlichen Mannes Beutel leichter gemacht.“

„Und auch wohl den deinigen,“ gab Herr von Breda zur Antwort; „ich habe dir das voraus gesagt. — Aber du warst in meinem Hause, wie du sagtest?“ setzte er mit einem fast ängstlich forschenden Blicke hinzu. „Hättest du mit mir etwas Besonderes zu sprechen?“

„O — ja, ich hätte schon Einiges auf dem Herzen,“ versetzte Fremont zögernd, „doch hat das noch Zeit.“

„Wie du willst,“ sprach der Baron mit einem scheinbar gleichgültigen Tone.

„Ich wollte,“ fuhr der Baron fort, „dir nur von diesem Czrabowski sagen, daß er mich auch einiger Maßen daran gekriegt hat. Aber daran ist Niemand schuld, als der verdammte Tondern.“

„Dein intimster Freund.“

„Hol' ihn der Teufel! ich hielt ihn für einen noblen Kerl, und ich gestehe es, er war mir zuweilen angenehm.“

„Er gab dir gute Rathschläge.“

„Die ich besser nicht befolgt hätte. Aber über geschehene Dinge soll man nicht klagen.“

„Namentlich nicht,“ erwiderte George von Breda mit

einem trüben Lächeln, „wenn man eine gute Lehre für die Zukunft empfangen hat.“

„Die habe ich empfangen; sie war etwas theuer, hat mich jedoch curirt.“

„Und ist Tondern mit deiner Heilung zufrieden?“

„Ich werde das nicht genau sagen können,“ meinte Fremont nach einer Pause; „auch er ist abgereist.“

Dabei beugte er sich nieder und schien die Zügel seines Pferdes ordnen zu wollen.

„Ah, er ist abgereist?“ fragte verwundert Herr von Breda. „In der Art wie Czrabowski?“

„Fast ebenso, nur mit mehr Glanz und mehr Uebermuth. Du kennst ihn ja. Die vielen Opfer, die ich ihm gebracht, bezahlte er mir auf seine Weise mit Grobheiten —“

„Und negocirte dabei eine neue Anleihe?“

„Den Teufel auch! er wäre schön bei mir angekommen! Meine Kasse ist nicht unerschöpflich wie die Seiner Erlaucht des Herrn Grafen Helfenberg, dem es auf Zehntausend mehr oder weniger nicht ankommt, um seine Plane durchzusetzen.“

Das sagte er mit einem sehr sarkastischen Tone, wobei er abermals einen scharfen beobachtenden Blick auf seinen Nachbar warf.

„So? Helfenberg hat ihm geholfen, sich mit seinen Gläubigern zu arrangiren?“

„Was willst du? Manus manum lavat, sagt der Lateiner; du siehst, ich bin nicht umsonst in die Schule gegangen. — Reiten wir den Waldweg zu Braachens?“ fragte Fremont, indem er sein Pferd anhielt.

„Wenn es dir egal ist, so reiten wir auf der Chaussee

weiter," gab George von Breda zur Antwort, ohne den Blick nach links zu wenden.

„Wie du willſt. — Ja, dieſer Helfenberg iſt ein glücklicher Kerl."

„Ich gönne ihm ſein Glück, vor Allem aber ſeine wiederhergeſtellte Geſundheit. Es war doch ein gar zu entſetzliches Loos, das ihn betroffen. Mit welch freudigem Blicke der das Frühjahr betrachten muß!"

„Man ſagt, er wolle eine größere Reiſe antreten."

„Ich hörte nichts davon."

„Und ſich vorher verheirathen!" lachte Fremont mit einem boshaften Blicke.

„Bah! Stadtgeſchwätz! — So viel ich weiß, hat Helfenberg durchaus keine Liaiſon."

„Das weißt du ſo genau?" fragte der Andere lauernd in langſamem Tone.

„Mir iſt wenigſtens nichts bekannt."

Fremont fuhr ſpöttiſch lächelnd mit den Fingern durch die Mähne ſeines Pferdes, worauf er daſſelbe einen Sprung vorwärts thun ließ. Dann ſagte er: „Wird dir noch bekannt werden, guter Breda, ſehr bekannt werden; darauf kannſt du Gift nehmen."

„Und wenn auch — du thuſt ja gerade, als müſſe mich das außerordentlich intereſſiren. Mir kann es wahrhaftig gleichgültig ſein, wer Gräfin Helfenberg wird; ich habe weder eine Schweſter, noch eine Tochter, die danach trachtet."

„Nein — aber eine Couſine, der das vielleicht gefallen könnte, aber —"

„Ah, Fremont!" rief der Andere, indem er ſein Pferd

anzog; „das iſt ein Scherz, den ich von dir am allerwenigſten erwartet hätte.“

„Und warum gerade von mir nicht?“ rief Fremont in ſehr übermüthigem Tone. „Wohl gar, weil die Leute ſagten, auch ich trachte nach der Hand des Fräulein von Braachen?“

„Du warſt ſo eben in meinem Hauſe?“ fragte Herr von Breda in ſehr ernſtem Tone.

„Zum Teufel! ja, das war ich.“

„Und wollteſt mich ſprechen?“

„Allerdings.“

„So ſprich denn! Ich will dir aufmerkſam zuhören.“

„Ich war eben dabei, als du mich unterbrachſt,“ ſagte Baron Fremont mit einiger Heftigkeit. „Es ſcheint, du willſt mich nicht zu Worte kommen laſſen. Und doch habe ich Sachen zu berichten, die dich ebenſowohl intereſſiren werden wie mich, die vielleicht dein ruhiges Blut in einige Wallung bringen könnten.“

George von Breda biß ſich auf die Lippen, als der Andere ſo ſprach; er fühlte den heftigen Schlag ſeines Herzens und gab ſich gewaltige Mühe, ruhig zu ſcheinen, was ihm auch gelang. Dann erwiderte er: „So rede denn, Fremont! Aber erlaube mir, dir zu bemerken, daß ich gerade nicht in der Laune bin, um mich von Stadtgerede unterhalten zu laſſen.“

„Was will ich von Stadtgerede!“ verſetzte Fremont, der mit einem Male ſehr aufgeregt erſchien. „Wer bekümmert ſich darum? Ich ſage nur, was ich und gute Freunde geſehen.“

„So, du haſt etwas geſehen?“ fragte der Baron in ziemlicher Spannung.

„Gesehen und gehört. Wo soll ich mit meinen Berichten anfangen?"

„Wo du willst," sprach Herr von Breda anscheinend mit großer Ruhe. Darauf faßte er die Zügel von Lord fest mit der linken Hand, stemmte die rechte in die Seite und ließ den Kopf niedersinken, als betrachte er aufmerksam die frischgrünen Ränder des Chausseegrabens und die aufbrechenden Knospen der Gesträuche.

„So will ich denn bei dem anfangen, was ich gehört. Es ist auch älter als meine eigenen Wahrnehmungen und bildet eigentlich das Fundament dieser höchst merkwürdigen Geschichte. — Du wußtest wohl nicht einmal," unterbrach sich Fremont, seinen Freund befragend, „daß Fräulein Eugenie von Braachen den Herrn Grafen von Helfenberg schon seit längerer Zeit kennt?"

„Sie kennt ihn nicht," gab Baron von Breda leise zur Antwort.

„Ob sie ihn kennt! — Schon ehe sie in dein Haus kam, hatte sie Zusammenkünfte mit ihm."

„Das ist nicht wahr!"

„Wenn du mich auf diese Art unterbrichst, lieber George, so ist es am Ende besser, ich behalte das für mich, was ich dir mittheilen wollte."

„Du hast Recht; ich will dir ganz ruhig zuhören."

„Die Zusammenkünfte zwischen Beiden fanden in dem kleinen Försterhause Statt, welches der Jäger Klaus in der Nähe des Gutes des Herrn von Braachen bewohnt. Dort sah Eugenie den Grafen."

„Sie ging oft dorthin," murmelte Breda. „Vielleicht traf sie ihn zufällig," setzte er lauter hinzu.

„Nehmen wir an, ſie habe ihn zufällig getroffen, wenn es dir Vergnügen macht, ſo zu glauben. Mir verſchlägt es wenig, da ich meiner Sache gewiß bin und dir den Beweis geben kann, mit welch überraſchendem Intereſſe Graf Helfenberg für die junge Dame nicht nur dachte, ſondern handelte. Du wirſt dich erinnern, daß er vor einiger Zeit ein Teſtament machte. Wir hatten die Ehre, als Zeugen dabei zu ſein. Es war, wie die Rechtsgelehrten ſagen, ein myſtiſches Teſtament; doch erhielt ich zufällig Kenntniß von einigen Legaten.“

„Nun — — Fremont?“

„Eines derſelben beſtimmte Fräulein Eugenie von Braachen nach dem Ableben des Grafen das große Schloß Stromberg mit allen Ländereien und Einkünften. — Konnte er einen größeren Beweis von Intereſſe, ja, ich wage zu behaupten, von glühender Liebe für Eugenie geben?“

„Wenn das wahr wäre,“ ſagte Baron von Breda mit dumpfer, klangloſer Stimme.

„Wovon du dich gleich überzeugen ſollſt,“ fuhr Fremont eifrig fort und zog ein Papier aus ſeiner Rocktaſche. „Sieh das gefälligſt durch.“

George von Breda ließ die Zügel ſeines Pferdes fallen, griff haſtig nach dem, was ihm ſein Freund darreichte, und entfaltete das uns wohlbekannte Concept. Während er las, biß er die Lippen auf einander, ſeine Wangen entfärbten ſich mehr und mehr, und das Papier zitterte auffallend in ſeinen Händen. — „Wie kamſt du dazu?“ fragte er alsdann, indem er es, ohne aufzublicken, zurückgab.

„Ich erhielt es durch einen Zufall.“

„Ah!“ machte Breda, indem er ſeine Hand an die Stirn

drückte und einige Augenblicke über etwas nachdachte. Dann zuckte es verächtlich um ſeinen Mund, und er ſagte: „Dir war alſo bekannt, daß Eugenie eine reiche Erbin werden würde — und darauf fandeſt du es für gut, dich um ihre Hand zu bewerben? — Pfui, Fremont!“

„George!“

„Das Pfui mußt du nicht auf dich beziehen, mein lieber Fremont,“ fuhr Herr von Breda nach einer Pauſe mit ſonderbarem Lächeln fort; „es war ein Ausruf des Bedauerns, welches der Blindheit galt, mit der deine Augen geſchlagen waren. Alſo“ — er betonte jedes Wort aufs ſchärfſte — „du mußteſt dieſes Mädchen erſt mit Geld umgeben ſehen, ehe du ihren Beſitz für wünſchenswerth hielteſt? Ich bedaure dich aufrichtig. — Und wie Recht hatte ich!“ — Dieſes Letztere murmelte er vor ſich hin.

„Du biſt ſehr aufgeregt,“ verſetzte der Andere achſelzuckend, „deßhalb will ich deine Worte nicht genau nehmen. Auch möchte ich gern mit deiner Erlaubniß in meinem Berichte fortfahren.“

„Thu das.“

„An dem Intereſſe, welches der Graf an Eugenien nimmt, iſt alſo nicht mehr zu zweifeln, ja, ich möchte behaupten, auch daran nicht, daß er ſie leidenſchaftlich liebt. Wie ſehr dieſe Liebe von der jungen Dame erwiedert wird, kann ich begreiflicher Weiſe mit Beſtimmtheit nicht ſagen, doch ſpricht dafür eine Zuſammenkunft, welche Beide vor wenigen Tagen in der Stadt hatten.“

„Eine Zuſammenkunft — in der Stadt?“

„In der Stadt, und zwar in einem alten, unſcheinbaren Hauſe in einer engen Gaſſe.“

„In der Nähe des Blumenmarktes?“ fragte George von Breda faſt unhörbar, und es ſchien, als müſſe er die Worte faſt gewaltſam hervorpreſſen.

„Du weißt darum?“

„Vielleicht. Doch fahre fort.“

„In jenem alten Hauſe alſo,“ ſprach Fremont, nachdem er einen Blick des Erſtaunens auf ſeinen Nachbar geworfen, „traf der Graf Helſenberg mit Fräulein von Braachen zuſammen. Was ſie da —“

„Halt, Fremont!“ rief Baron von Breda in dieſem Augenblicke mit lauter Stimme, indem er den Arm des Anderen faßte und ſtark drückte; „habe die Freundſchaft für mich und ſprich keine Dinge, die du nicht beweiſen kannſt — denn ich will das bewieſen haben,“ ſetzte er zitternd vor Aufregung hinzu. „Wer ſich unterſteht, ſo etwas zu ſagen, ſoll den Beweis gegen mich zu führen im Stande ſein, oder er oder ich hätte das letzte Wort auf Erden geſprochen.“

„Was ich ſagte, kann ich beweiſen,“ gab Fremont kalt zur Antwort, „du wirſt aber am beſten einen Beweis erhalten, wenn du dir die Mühe nimmſt, Fräulein von Braachen in dieſer Angelegenheit zu befragen.“

„Wenn ſie es mir eingeſtände!“ rief George von Breda in ſchmerzlicher Bewegung.

„Will ſie dieſe Geſchichte verheimlichen, ſo werde ich mich bemühen, dir die beſten Beweiſe beizubringen. Sollte mir das indeſſen nicht gelingen können, ſo wirſt du mich zu allen deinen Wünſchen bereit finden.“ — Aber dieſes hochmüthige Mädchen wird nicht läugnen, deſſen bin ich ſicher, dachte er, indem er anhielt und ſich mit einer entſchloſſenen Miene gegen ſeinen Nachbar wandte.

Dieser aber schien nichts davon zu bemerken; er ließ sein Pferd noch einige Schritte ausgehen, dann wandte er es und ritt ein paar Minuten im langsamsten Schritte gegen die Stadt zurück, indem er beide Hände wie früher fest auf den Sattelknopf drückte und den Kopf tief herabsinken ließ.

Frement blickte ihm erstaunt nach.

Auf einmal zeigte sich eine andere Bewegung in dem davoneilenden Rosse und seinem Reiter. George von Breda hatte sich hoch aufgerichtet, und einen Moment darauf flog Lord in einem rasenden Galopp dahin.

Die Strecke zurück zu messen, zu welcher er vorhin eine ziemliche Zeit gebraucht, dauerte nur wenige Minuten, und erst auf der Anhöhe, von wo man auf die Stadt hinabsah, mäßigte er einen Augenblick den Lauf des Thieres. Er schaute ein paar Sekunden wie gedankenlos auf die Häusermassen unter sich. Die Physiognomie derselben hatte sich in der kurzen Zeit geändert; die Sonne war hinter einem leichten Gewölk verschwunden, welches den Horizont umsäumte; Dunst und Nebel, der auf der Stadt lag, war kalt und farblos geworden; die Fernen, die vorhin so kräftig und violet leuchteten, sahen frostig aus, wie zum Einschlafen bereit.

Der Reiter warf einen Blick auf sein Haus — der Stern, der vorhin so schön über demselben gefunkelt, war ausgelöscht, verschwunden.

Es dauerte noch eine kleine Viertelstunde, da lenkte George von Breda sein Pferd in den Hofraum bis zur Haupttreppe des Hauses, wo er anhielt und abstieg. Er war so in Gedanken vertieft, daß er nicht einmal bemerkte, wie eine Menge neugieriger Leute sich an die Einfahrt drängte und das Gebäude betrachtete: er sah nicht einmal die beiden Polizeisol-

baten, welche am Eingange des Wintergartens ſtanden und ihn ehrerbietig begrüßten. Bei dem Hufſchlage ſeines Pferdes lief einer der Stalljungen eiligſt herbei und machte ein gar beſtürztes und ſonderbares Geſicht. Aber der Herr des Hauſes achtete nicht darauf.

Der Jäger Brenner öffnete die Thür, und erſt als derſelbe ſagte: „Es paſſirt eben hier eine ſehr unangenehme Geſchichte“ — denn er glaubte nicht anders, als der Baron habe die Leute am Thor und die Polizei am Glashauſe bemerkt — fuhr dieſer aus ſeinen Träumereien empor und fragte: „So, was gibt's denn? Es iſt doch — nichts paſſirt?“ Er ſprach glücklicher Weiſe den Namen nicht aus, der ſich ihm gewaltſam aufdrängte.

„Die Polizei iſt im Hauſe,“ verſetzte der Jäger, „um den Gärtner Andreas in Verhaft zu nehmen.“

„Ah ſo! — weiter nichts?“ gab der Baron mit einer Gleichgültigkeit zur Antwort, die den treuen Diener ins höchſte Erſtaunen ſetzte.

„Andreas,“ fuhr derſelbe nach einer kleinen Pauſe fort, „hat heute, glaube ich, Streit in einem kleinen Wirthshauſe gehabt und dort mit einem Leuchter Jemand auf den Kopf geſchlagen, der nun gefährlich verwundet, man könnte ſagen, ſterbend, darniederliegt.“

„Gut, gut!“ verſetzte eilig der Baron, „ſage das meiner Frau.“

„Die Frau Baronin ſind ausgegangen.“

„Nun, ſo melde es ihr, wenn ſie zurückkommt.“

Damit ließ er den Jäger ſtehen, und eilte in flüchtigen Sätzen die Treppe des Hauſes hinan. Doch nur die erſte Hälfte erſtieg er ſo raſch, dann faßte er das Geländer mit

der Hand, blieb stehen und sprach zu sich selber: Ruhig, ruhig! was könnte es wohl nützen, wenn ich wie ein Rasender, der ich freilich bin, in ihr Zimmer stürzte! Gelassen — ruhig! Es wird mir viel kosten, es nur zu scheinen, aber ich will. — Ja, ich will, setzte er hinzu und lächelte trübe vor sich hin. Wo ist der starke Wille geblieben, den ich früher zu haben wähnte? — Ja, früher, früher, das war eine glückselige Zeit, und wenn ich mir vornahm, an etwas nicht zu denken, nicht unter quälenden Gedanken zu leiden, so sagte ich einfach: ich will! und dann geschah es. — Und auch jetzt möchte mein guter Wille sein altes Recht behaupten, aber er kann nicht, er kann gewiß nicht. Wenn mir auch das Herz zerspringen möchte — ich kann nicht eine Sekunde leben, ohne an sie zu denken, und wenn ich mich zwingen will, so zuckt es mir in meinen Augen. — O des Unglücks!

Der Baron knirschte mit den Zähnen und stieg alsdann nach einiger Zeit die Treppe vollends hinauf, langsam, oft stehen bleibend, Stufe um Stufe.

Aber so zögernd sein Schritt auch war, er hatte jetzt den ersten Stock erreicht, er wandte sich links — er stand vor ihrem Zimmer noch ein paar Sekunden mit ebenso tiefen Athemzügen, und er klopfte leise an.

„Herein!“

Einundſechzigſtes Kapitel.

Erklärungen.

Seit zwei unendlich langen Tagen hatte Baron von Breda den Ton dieſer Stimme nicht mehr gehört. Bei dem lieben Klange derſelben ſchrak er ordentlich zuſammen, und es dauerte ein paar Augenblicke, ehe er öffnete.

Er trat in das kleine Vorgemach, welches ſich zwiſchen Eugeniens Schlaf- und Wohnzimmer befand. Sie ſtand an der Thür des letzteren, ſie ſtreckte ihm beide Hände entgegen und rief fröhlich aus:

„Ah! Onkel George! Du kommſt mich zu beſuchen.“ Doch plötzlich wiederholte ſie das Onkel George mit ganz anderer, trüber, leiſer Stimme und ſetzte ebenſo hinzu: „Du willſt nach mir ſehen.“ Dabei ließ ſie ihre Hände niederſinken, ehe die ſeinigen dieſelben erfaßt hatten, wandte ſich um und trat an ihren Schreibtiſch zurück, der an dem Fenſter ſtand, welches George von Breda droben von der An-

höhe geſehen, an demſelben Fenſter, welches Graf Helfenberg in den Plänen des Hauſes ſo eifrig betrachtete, und von welchem dieſer ſo ſüß und doch wieder ſo ſchmerzlich geträumt. Eugenie ſaß viel an dieſem Fenſter, und ſie ließ ſich auch jetzt wieder neben demſelben auf ihren kleinen Fauteuil nieder. Dann ſprach ſie: „Es iſt ſchön von dir, Onkel George, daß du nach mir ſiehſt.“

Der Baron hatte vorhin mit einem unnennbaren Schmerze bemerkt, daß ſie ihre Hände ſinken ließ, ſtatt ſie ihm, wie ſonſt, darzureichen. O, er hatte ſich darauf gefreut, dieſe lieben Hände wieder berühren zu können, er hatte auf dem Wege hieher viel darüber nachgedacht. Er wollte ſie freundlich an ſich ziehen, er wollte in das klare, glänzende Auge blicken und ſie dann haſtig ohne Vorbereitung fragen: „Nicht wahr, Eugenie, das haſt du nicht gethan, was mir Fremont erzählte? Du hatteſt mit dem Grafen Helfenberg keine Zuſammenkünfte, du ſahſt ihn nicht dort in dem kleinen Hauſe in der Gaſſe am Blumenmarkte? — Nein, nein, gewiß nicht, ich glaube es nicht!“

So hatte er zu ihr ſprechen wollen, ſanft, innig, herzlich, und er war überzeugt, ſie würde alsdann lächelnd mit dem Kopfe ſchütteln, ihn mit ihren wunderbaren Augen anſchauen und dann ſagen: „Nein, Onkel George, gewiß nicht. Wie kannſt du ſo etwas glauben?“

O, es waren wilde, glühende Träume, die durch ſein Gehirn zuckten, die aber nun mit einem Male hohnlachend davon flatterten, als ſie ſich von ihm abwandte, und eine tödtliche kalte Leere in ſeinem Herzen zurückließen, — eine Leere, die ſich gleich darauf mit grauſamen Geſpenſtern bevölkerte, welche ihm triumphirend zuriefen: „Vorüber iſt die Zeit, wo ſie ſich dir

vertrauensvoll, wo ſie ſich dir liebend genähert; jetzt weicht ſie von dir zurück, ſie ſcheut deinen Blick, — das iſt die Schuld — die Schuld."

„Willſt du dich nicht ſetzen, Onkel George?" ſagte das junge Mädchen nach einer Pauſe, worauf der Baron ſtillſchweigend einen anderen Fauteuil herbeirollte und ſich ihr gegenüber niederließ.

Beide ſchauten ſich eine Sekunde lang an, und Eines fand, daß das Andere blaß und angegriffen ausſehe.

„Es iſt doch ſchrecklich," unterbrach Eugenie das Stillſchweigen wieder, „was mit Andreas vorgeht, Nanette hat es mir ſo eben erzählt. Es hat dich gewiß alterirt, Onkel George."

„Was denn? — Ah ſo! der Gärtner. — Ja, es paſſiren ſeltſame Sachen hier im Hauſe."

Das junge Mädchen wandte ihren Blick dem Fenſter zu, worauf der Baron fortfuhr: „Du warſt leidend, Eugenie? Deine Tante hat es mir geſagt. Man ſieht es dir auch an. Doch ich hoffe, das iſt ſehr vorübergehend."

„Ja, es wird vorübergehen," antwortete ſie mit einem leichten Seufzer. „Ich danke dir, Onkel George, daß du endlich einmal nach mir ſiehſt."

„Daß du endlich einmal nach mir ſiehſt," hatte ſie geſagt, und dieſe Worte ließen das Herz des Mannes ihr gegenüber ſchneller ſchlagen. Hatte es ſie vielleicht geſchmerzt, daß er ſie zwei lange Tage vergeſſen? Hatte ſie ſich vielleicht deßhalb von ihm gewandt und ihm nicht ihre Hände gereicht, wie ſie ſonſt immer zu thun pflegte?

„Wenn ich auch nicht nach dir geſehen, meine gute Eu-

genie," ſagte er warm, „ſo war ich doch in Gedanken oft bei dir."

„O, in Gedanken," entgegnete ſie träumeriſch, wie mit ſich ſelber ſprechend. „Du hatteſt doch freundliche Gedanken über mich, Onkel George?"

Sie hatte ihren leichten Seſſel ſo nahe an das große Fenſter gerückt, daß ſie den Arm auf die Brüſtung deſſelben legen konnte, was ſie auch that, worauf ſie den Kopf in die Hand legte und nun ihr Geſicht vom Wiederſcheine des Abendhimmels leuchtend angeſtrahlt wurde.

„Gewiß in freundlichen Gedanken," gab der Baron zur Antwort, „wie immer, wenn ich mich mit dir beſchäftige. Mögen auch dieſe Gedanken anfänglich oft ernſt, faſt trübe ſein, ſo ändern ſie ſich doch faſt jedes Mal, wenn ſie dich zum Gegenſtande haben; denn ich kenne dich, mein gutes Mädchen. Nicht wahr, Eugenie, ich habe dich immer gekannt, wie du biſt?"

Er hätte in dieſem Augenblicke viel darum gegeben, wenn ſie ihm ihr Geſicht zugewandt und ihn vertrauensvoll angeſchaut hätte. Aber ſie that das nicht, ſie blickte in die Landſchaft hinaus, vielleicht in den dämmernden Himmel, der immer mehr erblaßte und ſeine trüberen Töne ebenſo auf ihren Zügen wiederſpiegelte.

Es wollte Abend werden. —

George von Breda bewegte ſich unruhig auf ſeinem Fauteuil; er fühlte, vorüber flog, und vielleicht unbenutzt, einer der günſtigſten Momente, um mit Eugenien zu ſprechen.

„Ich war ausgeritten," ſagte er, „meinen alten, gewöhnlichen Weg. Dort hinaus, wo es zum Gute deiner Eltern geht. Von der Höhe ſieht man mein Haus und,

wenn ich nicht irre, auch das Fenster, an dem du gerade ſitzeſt.“

„Ja, man wird es ſehen, Onkel George,“ erwiderte das Mädchen mit leiſer Stimme, „denn durch die faſt noch kahlen Zweige der Bäume erblicke ich von hier aus jene Anhöhe.“

Der Baron nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: „Dort oben traf ich mich Fremont zuſammen, oder vielmehr er kam mir nach. Dann ritten wir eine Strecke mit einander.“

„Das war wohl angenehm für dich, Onkel George, denn der Herr Baron von Fremont kann recht unterhaltend ſein.“

„O ja, recht unterhaltend!“ verſetzte George mit einem ſo auffallenden Lachen, daß das junge Mädchen den Kopf herumwandte und ihn erſtaunt anblickte. „Sehr unterhaltend! Denke dir nur, Eugenie, in dieſer unſerer Unterhaltung war auch von dir die Rede. Wie kann das für mich anders als ſehr amuſant geweſen ſein?“

„Du biſt in einer eigenthümlichen Laune, Onkel George,“ ſprach ängſtlich das Mädchen. „Solche Worte habe ich noch nie von dir vernommen, und es macht mich faſt erſchrocken, wie du ſie ausſprichſt.“

„Du haſt Recht, ich bin ein wenig aufgeregt,“ gab er zur Antwort, indem er ſich mühſam bezwang, ruhig zu ſcheinen. „Das kommt aber daher, Eugenie, weil ich mich fürchte, mit dir über etwas zu reden, was mir ſchwer auf der Seele liegt.“

„O, ſprich darüber, Onkel George! Auch mir iſt es gerade zu Muthe, als ſollte ich von dir etwas erfahren, was mich tief bekümmerte.“

„Du haſt ganz richtige Ahnungen.“

„Sehr richtige Ahnungen," wiederholte Eugenie mit faſt tonloſer Stimme.

„Nun gut denn! — Ehe ich dir aber ſage, Eugenie, was mich betrübt — o, betrübt iſt nicht das rechte Wort," ſetzte er leidenſchaftlich hinzu — „was mich niederdrückt, was mir das Herz zerreißt, ſpreche ich meine Hoffnung aus, daß du mir ein paar Fragen mit deiner gewöhnlichen Offenheit und Wahrheitsliebe beantworten werdeſt. Ich weiß, daß du nicht fähig biſt, eine Unwahrheit zu ſagen, daß dein Ja ein wirkliches Ja, dein Nein ein wirkliches Nein iſt. Und deßhalb zittere ich in Erwartung deiner Antwort."

„Ich werde dir in Allem die Wahrheit ſagen, Onkel George," entgegnete Eugenie mit feſter Stimme.

Es war unterdeſſen in dem Zimmer ſo dämmerig geworden, daß Keiner der Beiden die Geſichtszüge des Anderen mehr recht unterſcheiden konnte. Der Baron ſah gegen das hellere Fenſter abgezeichnet die Geſtalt des jungen Mädchens in dunkeln Umriſſen, während er ſelbſt im tiefen Schatten ſaß.

„Kennſt du den Grafen Helfenberg?" fragte er mit leiſer Stimme.

„Nein, Onkel George, ich kenne ihn nicht."

Er athmete tief auf und ſagte dann: „So lange du draußen auf dem Gute wohnteſt, warſt du zuweilen in dem Hauſe des Jägers Klaus. Sahſt du dort nie Jemand, der dir unbekannt war, der dort nicht hinzugehören ſchien, der ſich mit dir unterhielt?"

„Niemand, als einen Neffen des Jägers Klaus."

„Ein Neffe des Jägers?" fragte der Baron in großer Spannung. — „Wer war das?"

Seine Worte mochten etwas heftig ſein, denn das junge

Mädchen wandte abermals den Kopf in das Zimmer hinein und ſchwieg eine Weile, ehe ſie zur Antwort gab: „Der Neffe des Jägers war ein armer kranker Menſch; er erregte mir das tiefſte Mitleiden, und ich hielt es für ein Werk der Barmherzigkeit, freundlich mit ihm zu ſprechen, wenn ich ihn ſah.“

George von Breda war haſtig von ſeinem Stuhle emporgeſprungen und ſchien mit Heftigkeit entgegnen zu wollen; doch beſann er ſich eines Anderen und preßte die Lippen auf einander; dann ſprach er, aber erſt nach einer Pauſe: „Und du ſollteſt nicht gewußt haben, daß jener arme kranke Menſch, der in ſo hohem Grade dein Mitleid erregte, an dem du durch freundliche Reden Werke der Barmherzigkeit übteſt, der Graf Helfenberg geweſen iſt?“

„Was ſagſt du, Onkel George?“ rief das Mädchen erſchrocken. — „O, meine Ahnung!“

„Ah, du hatteſt alſo Ahnungen?“ fuhr der Baron bitter fort. „Aber deine Ahnungen waren nicht klar genug, um dir, wenn wir von dem kranken Grafen ſprachen, die hübſchen Scenen im Jägerhauſe ins Gedächtniß zurück zu rufen und dich auf die Idee kommen zu laſſen, als ſei der Neffe des Jägers und Graf Helfenberg eine und dieſelbe Perſon. Es fehlt dir doch ſonſt nicht an Phantaſie.“

„Ich verſtehe deine Vorwürfe, Onkel George,“ erwiderte Eugenie, ſchmerzlich bewegt, „o, ich verſtehe ſie ſehr, ſehr! Aber ich kann dir ſagen, daß ſie ungerecht ſind.“

Der Baron lachte laut auf und machte, um ſich zu ſammeln, einen Gang durch das Zimmer. Wie angenehm war es ihm in dieſem Augenblicke, daß er die Geſichtszüge Eugeniens nicht erkennen konnte, daß er nicht ihr glänzendes Auge

ſah mit dem ſo lieben und offenen Blicke! Für das, was er zu ſagen hatte, war ihm die Dunkelheit gerade recht, und deßhalb erregte es in ihm ſogar ein unbehagliches Gefühl, als er einen Blick durch das Fenſter auf die Landſchaft warf und bemerkte, wie drüben der Mond aufgegangen ſein mußte und mit ſeinem bleichen Scheine die Bäume vor dem Fenſter, ja, dieſes ſelbſt ſtreifte. Nur Eugenie ſaß noch in tiefem Schatten und regte ſich nicht.

„Gut," nahm er nach einer Pauſe wieder das Wort, „du kannteſt ihn alſo nicht, als du damals mit ihm an dem erwähnten Orte zuſammen kamſt? — Nehmen wir an, es ſei ſo. Doch muß das Mitleiden, welches du dem Grafen Helfenberg bewieſen, und die Freundlichkeit, mit der du ihn behandelt — auffallender Art geweſen ſein. — Ja, auffallender Art," wiederholte er, als er ſah, daß das junge Mädchen am Fenſter zuſammen zuckte oder ein wenig ihre Haltung veränderte; „denn den Grafen brachten dein Mitleiden und deine Freundlichkeit dazu, dich leidenſchaftlich zu lieben."

„O, Onkel George!"

„Dich ſo zu lieben," fuhr dieſer mit erhöhter Stimme fort, „daß er dich in einem rechtskräftigen Teſtamente zur Erbin eines großen Theiles ſeines Vermögens eingeſetzt. — Dazu gratulire ich dir. Uns aber, Eugenie, die wir dir mit ſo viel Offenheit und Liebe entgegen kamen, kann ich zu deinem heimlichen Weſen nicht gratuliren."

„Gott iſt mein Zeuge," ſprach das Mädchen mit zitternder Stimme, „daß ich nicht daran gedacht, Heimlichkeiten gegen dich zu haben. Du ſagteſt vorhin, mein Ja ſei Ja, mein Nein Nein. So glaube denn auch meiner Verſicherung,

Onkel George, ich habe nichts davon gewußt, daß ich mit dem Grafen Helfenberg ſprach."

„So galten alſo deine Freundlichkeiten dem Neffen des Jägers? — O laß mich das nicht glauben, Eugenie!"

„Ich will den Sinn deiner Worte nicht verſtehen," gab Eugenie mit erkünſtelter Ruhe zur Antwort. „Aber wenn ich dir etwas werth bin, Onkel George, ſo fahre nicht fort, mir ſo wehe zu thun."

„Wenn du es wünſcheſt, werde ich ſchweigen," ſprach der Baron in kaltem Tone.

„O nein, ſo ſollſt du nicht ſchweigen!" rief ſie leidenſchaftlich aus. „Dann ſprich lieber; ich will Alles geduldig anhören, und wenn es die härteſten Worte ſind. — Rede, Onkel George, ich bitte dich darum!"

Der Baron ging mit großen Schritten auf und ab; er kämpfte mit ſich ſelber, er ſchien unentſchloſſen; er war ſchon im Begriff, das Zimmer zu verlaſſen, als ihn das Andenken an die vielen ſchmerzlichen Stunden, die er in der letzten Zeit verlebt, an die höhniſchen Reden Fremont's zurückhielt und ihm die Worte auspreßte:

„Gut denn, bei deinen Zuſammenkünften im Hauſe des Jägers kannteſt du alſo den Grafen nicht? — Wer war es denn, Eugenie, dem du vor zwei Tagen, nachdem ich dich unten im Wintergarten zuletzt geſehen, in einer unſcheinbaren Gaſſe der Stadt, nahe bei dem Blumenmarkte ein Rendezvous gabſt? — Galt dieſes Rendezvous nicht dem Grafen Helfenberg? — Oder fand ſich Fräulein von Braachen dort mit dem Neffen des Jägers Klaus zuſammen?"

„Onkel George!" rief das junge Mädchen heftig erregt

aus! du sagst mir da entsetzliche Dinge, Dinge, an die du selbst nicht glaubst!"

„Ich werde nicht daran glauben, wenn du mir die Versicherung gibst, es sei nicht so gewesen. Kannst du das, Eugenie?"

Sie antwortete nicht, und der Baron wiederholte heftig seine Frage, indem er näher trat und mit seiner Hand die Lehne des kleinen Fauteuils, auf welchem er gesessen, faßte.

„Kannst du das, Eugenie? kannst und willst du?"

Das Mädchen blickte schweigend in den Abend hinaus, in das Mondlicht, welches jetzt nicht nur auf das Fenster schien, sondern auch ihr Gesicht mit seinem hellen Schimmer übergoß. Sie sah entsetzlich bleich aus und ihre Augen standen voll Thränen.

„Sage mir ein einziges Wort, Eugenie!" bat der Baron dringend und mit bebenden Lippen; „ein einziges Wort, es sei nicht so, und ich will glücklich sein."

Eugenie bewegte die Lippen und er horchte athemlos auf ihre Worte.

„Was wahr ist, werde ich nie läugnen," sprach sie leise, aber bestimmt. „Ich war dort in einem Hause jener unscheinbaren Gasse, aber ich ging zu keiner Zusammenkunft, Onkel George."

„Und du trafst dort nicht den Grafen?"

„Ich traf dort den Neffen des Jägers, den ich nur als solchen kannte."

„Also dem Neffen des Jägers Klaus," rief der Baron in leidenschaftlicher Heftigkeit ausbrechend, „gab Fräulein Eugenie von Braachen ein Rendezvous! Einem Menschen zu Lieb, den du nicht kanntest, setztest du deinen Namen, deinen Ruf aufs

Spiel! Einem Unbekannten opferteſt du dies alles! Und du dachteſt nicht an den entſetzlichen Schmerz, den du uns — mir damit bereiten würdeſt? — einen Schmerz, der nur darin eine Linderung findet, indem ich mir ſage, daß ich mich in dir geirrt, daß du — daß du . . . "

„Onkel George!" bat Eugenie flehend, denn ſie ahnte, daß ſie etwas Furchtbares hören würde.

„Daß du —" ſtieß er mühſam hervor, denn die Schläge ſeines Herzens drohten ihn zu erſticken — — „daß du," rief er mit bebenden Lippen, „eine würdige Tochter deiner Mutter biſt!"

Das unglückliche Mädchen preßte die Hände vor das Geſicht, ſie wollte aufſchreien — ſie brachte keinen Ton heraus; ſie verſuchte es, ſich von ihrem Stuhle zu erheben — ſie vermochte es nicht.

Es vergingen ein paar qualvolle Sekunden, ehe ſie die Worte hervorbrachte: „Onkel George, das hätteſt du nicht ſagen müſſen, das iſt ein Unglück!"

O, wenn er in dieſem Moment ihr offenes, ehrliches Auge hätte erblicken können, die guten, lieben Züge ihres Geſichtes, deren Anblick ihn ſo oft beruhigt, beglückt! — Aber er ſah nichts vor ſich, als ihre zuſammengebrochene Geſtalt, einen ſchwarzen Schatten, deſſen Spiegelbild in ſeinem zerriſſenen Herzen ſtand, bereit, ſein ganzes künftiges Leben kalt und nächtig zu umziehen.

„Ich habe es geſagt," ſprach er mit kaltem Tone; „ich habe geſagt, was mich mit Qualen der Hölle erfüllt, und werde fortan ſchweigen. Aber du haſt die Worte hervorgerufen, die du vorhin gehört, du haſt dir ſelbſt zuzuſchreiben, was du in den letzten Tagen Furchtbares in meinem Hauſe erlebt.

Rechne du mit der Welt ab; sie ist einmal nicht anders. Und wenn der geringste meiner Diener es gewagt, dich zu beleidigen, so hat er vielleicht gedacht, er sei nicht schlechter als der angebliche Neffe des Jägers. — O des Unglücks!" fuhr er mit gebrochener Stimme fort, „o des Unglücks! ich kann den Gedanken nicht ertragen, er könnte mich wahnsinnig machen!"

Eugenie hatte sich von ihrem Stuhle erhoben, langsam und anscheinend ruhig; daß sie das aber nicht war, sah man an der leidenschaftlichen Hast, mit der sie jetzt wieder ihre beiden Hände vor das Gesicht preßte, nachdem sie den, welcher so zu ihr gesprochen, während seiner letzten Worte mit einem angstvollen Blicke betrachtet. Der Schluß dessen, was er sagte, fiel mit einem schmerzlichen gellenden Aufschrei zusammen, den das gequälte Mädchen ausstieß, während sie vorwärts stürzte bei dem Baron vorüber, und dann, als werde sie von jähem Schrecken gejagt, in dem dunkeln Vorzimmer verschwand.

George von Breda starrte ihr nach, er drückte seine Rechte vor die Augen, er athmete tief und schwer; er erwachte wie aus beängstigendem Traume.

Ja, sie war fort, sie saß nicht mehr vor ihm am Fenster; der helle Schein des Mondes drang jetzt in das Gemach und zeigte den nun leeren Fauteuil, auf welchem sie noch so eben gesessen, glänzte auf dem Papier ihres Schreibtisches, den gerade noch ihre Hand berührt, zeigte das weiße Taschentuch, das ihr entfallen war und auf dem Boden lag. Ihm war einen Augenblick zu Muth, als habe er all das Furchtbare, was sich hier begeben, wirklich nur geträumt. —

Und doch — nein, nein, es war nicht so! Dort war sie hinaus gestürzt aus dem Zimmer; ihr Gewand hatte ihn

geſtreift; es war ihm, als habe er den kleinen Theil einer Sekunde lang den ſüßen Hauch ihres Mundes geſpürt, als ſie jenen ſchmerzlichen Schrei ausgeſtoßen. — Dann war ſie verſchwunden. — Ja, verſchwunden war ſie; er befand ſich allein in ihrem Zimmer, allein mit dem Mondlichte, das, gefühllos und kalt, doch mitleidiger als er geweſen war, denn es hatte ſanft ihre Wangen berührt, hatte die Thränen ihres Auges geküßt, während er unbarmherzig, ohne Mitleid ihr Herz zerriſſen. — Ah, Fluch dieſer entſetzlichen Stunde!

Raſch eilte er an die Thür des Zimmers, dann auf den Gang, an die Treppe; er horchte in das Haus hinab — tiefe Stille herrſchte überall; doch nur einen Augenblick. Im nächſten vernahm er den Geſang einer weiblichen Stimme, der gedämpft an ſein Ohr ſchlug. Es war das Kammermädchen Eugeniens, die zu ihrer Arbeit ſang.

Ach, wenn du wärſt mein eigen,
Wie lieb ſollt'ſt du mir ſein!

Der Baron eilte nach dem Corridor, nach dem Zimmer ſeiner Frau —

Wie wollt' ich tief im Herzen
Nur tragen dich allein!

Er öffnete den Salon der Baronin; dort brannte ein Licht, mit dem er durch das ganze Appartement ſchritt. Es war Niemand da. Dann eilte er die Treppen hinab, um ſich in den Wintergarten zu begeben; unten ſtand der Jäger Brenner an der geöffneten Hausthür.

„Iſt meine Frau nicht zu Hauſe?"

„Die Frau Baronin iſt noch nicht zurückgekehrt," ant-

wortete der treue Diener und betrachtete mit einem eigenthümlichen Blicke die verſtörten Züge ſeines Herrn.

„Haſt du," fragte dieſer zögernd, „Fräulein Eugenie geſehen?"

„Vor wenigen Minuten; das gnädige Fräulein gingen hier zum Hauſe hinaus."

„Vielleicht nach dem Wintergarten?"

„Ich glaube nicht, denn ich ſelbſt habe die Thüren, die ins Freie führen, verſchloſſen."

„Und wohin ging ſie?" fragte der Baron, und ein furchtbarer Gedanke überfiel ihn mit ſo niederſchmetternder Gewalt, daß er unwillkürlich ſeine Hand auf das Schloß der Thür legte.

„Ich kann mich irren," entgegnete der Diener, „aber es war, als eilten das gnädige Fräulein zum Hofthor hinaus."

„Bei dunkler Nacht? — Biſt du wahnſinnig?"

Herr von Breda biß ſich die Lippen blutig und ſetzte nach einer Pauſe, ſich bezwingend, hinzu: „Ah! es iſt möglich. Vielleicht hat ſie der ſchöne Abend ins Freie gelockt; ſie wird meiner Frau ein paar Schritte entgegen gegangen ſein. — Laß mir ein Pferd ſatteln!" rief er nach einigem Nachdenken plötzlich mit großer Heftigkeit. „Aber ſchnell, ſchnell!"

„Soll ich Lord vorführen laſſen?"

„Welches du willſt, nur ſo raſch wie möglich."

Während der Jäger nach dem Stall eilte, den erhaltenen Befehl auszurichten, und dann als ein umſichtiger Diener den Hut ſeines Herrn aus dem Eßzimmer holte, lehnte George von Breda an der Thür ſeines Hauſes mit Gefühlen und Gedanken, die in ihrem furchtbaren blitzähnlichen Erſcheinen und Verſchwinden ſchwer zu beſchreiben ſind. Zuweilen raffte er ſich auf und

machte ein paar Schritte gegen die Treppe, wo er aber auf der oberſten Stufe ſtehen blieb und ſcharf in die Nacht hinaus ſchaute, als ſei es ihm möglich, durch Häuſer und Mauern hindurch etwas von ihr zu erblicken. Aber ſo emſig er auch ſpähte, es blieb Alles rings umher ſtill und ohne Bewegung. Auf das Glasdach des Wintergartens warf das Mondlicht helle Strahlen und caricirte die Formen deſſelben auf den Kies des Hofes in langgeſtreckten Schattenbildern.

Jetzt kam einer der Reitknechte um das Glashaus herum, ein Pferd im Trabe herumführend. Lord war es nicht; Lord hatte einen ſeiner Hufe geſchont, als man ihn vor einer Stunde in den Stall zog. Es war ein kleineres braunes Pferd, welches Eugenie zu reiten pflegte. George von Breda ſchwang ſich in den Sattel, nachdem er aus den Händen des Jägers ſeinen Hut genommen, den dieſer darreichte, und ritt hierauf abſichtlich im Schritt zum Hofe hinaus.

Vor demſelben wandte er ſich rechts und trabte dann die uns bekannte Anhöhe ſcharf hinauf, wobei er aufmerkſam vor ſich hinſpähte; er konnte die breite Straße, die in dem weißen Mondlichte ſo hell vor ihm lag, bis oben überſehen — er bemerkte jedoch nicht das Geringſte.

Zuweilen hielt er ſein Pferd an und zwang es, Momente lang ruhig zu ſtehen, wobei er angeſtrengt in die Nacht hinaus horchte, um irgend etwas zu vernehmen, was er doch wohl nicht hätte vernehmen können — umſonſt; es herrſchte tiefe Stille, es rauſchten nicht einmal die Zweige, es flüſterte nicht das alte erſtorbene Gras, denn es ſpielte nicht das leiſeſte Lüftchen über Berg und Thal. Dem Reiter kam es in ſeinen wilden Träumereien vor, als halte die Natur erwartungsvoll ihren Athem an ſich.

Der Baron hatte die Anhöhe erreicht, und als er abwärts blickte, wo sich links der Waldweg abzweigte, da war es ihm, als sehe er dort in die Schatten hinein eine helle Gestalt verschwinden. So rasch sein schwaches Pferd den Abhang hinab zu laufen vermochte, ging es dahin, und es dauerte nicht lange, so bog er von der breiten Straße ab in den bekannten verwahrlosten Pfad ein. Hier betraten die Hufe seines Rosses weiches Moos und hervorsprießendes Gras, wodurch der Schall derselben so gedämpft wurde, daß er selbst kaum etwas davon vernahm und es ihm fast unheimlich erschien, so wie ein Schatten dahin zu gleiten.

Das Mondlicht drang hier und da durch die noch wenig belaubten Zweige, warf auf die Straße selbst und an die angrenzenden Gebüsche seltsame Schatten und Lichter, und zuweilen streifte der kalte glänzende Schein das Gesicht des Reiters. Aber er merkte nicht darauf, er ritt vorwärts, so rasch es nur immer gehen wollte, und ihm voraus drangen seine unruhig spähenden Blicke, Schatten und Buschwerk durchdringend.

Jetzt — ja, er täuschte sich nicht — dort vor ihm auf der linken Seite des Weges schwebte eine helle Gestalt; bei der nächsten Biegung des Pfades verschwand sie, um gleich darauf wieder zum Vorschein zu kommen. Doch befand sie sich nicht auf dem Waldwege; er sah sie jenseits des ziemlich breiten und tiefen Grabens, welcher denselben begrenzte; sie schien nicht zu fliehen, sie wandelte oder schwebte vielmehr ruhig dahin. Er wußte selbst nicht, warum ihn ein eigenthümliches Grausen erfaßte, als er die weiße Gestalt vor sich erblickte; es war ihm zu Muthe, als sei er selbst mit dem schnellsten Pferde nicht im Stande, sie zu erreichen, obgleich

ſie anſcheinend ohne große Geſchwindigkeit dahin glitt; er fühlte, wie ein Schauder ſeinen Körper durchflog; er verſpürte ein ſeltſames Fröſteln; er ſah ſich unwillkürlich genöthigt, eine Anſtrengung zu machen, um feſt im Sattel zu bleiben. Es flatterte wie ein Nebel vor ſeinem Geſicht, und wenn er auch verſuchte, über ſich ſelbſt zu lächeln, ſo bedeckte er doch für ein paar Sekunden lang die Augen mit der rechten Hand. —

Dort war die weiße Geſtalt, wie er ſie vorhin geſehen, und er bemerkte, daß er ſich ihr jetzt raſch nähere. Bald war er im Stande, die Umriſſe ihrer Figur zu erkennen — ja, es war Eugenie, die lautlos und ohne aufzublicken, auf wenige Schritte Entfernung neben ihm wandelte. Er verſuchte es, ihren Namen auszuſprechen, und wenn auch derſelbe laut und deutlich in ſeinem Herzen wiederklang, ſo ſchien ſie ihn doch nicht gehört zu haben; wenigſtens bemerkte man an ihr keine Bewegung, ſie ſetzte auch ruhig ihren Weg fort, den Kopf auf den Boden geſenkt, die Hände herabhängend.

Wieder erfaßte ihn der ſeltſame Schauder wie vorhin, doch verſuchte er es, zu lächeln und näherte ſich dem Graben ſo viel wie möglich. Wohl kannte er denſelben von ſeinen häufigen Ritten; er wußte, wie tief und breit er war, und jetzt maß er ihn noch einmal beim zweifelhaften Lichte des Mondes mit langſam prüfendem Blicke. Lord hätte ihn hinübergetragen; ob auch das ſchwächere Pferd?

Nochmals rief er ihren Namen, und damit das geringe Geräuſch, welches die Hufe ſeines Pferdes machten, ſeine Worte nicht übertönen ſollte, zog er die Zügel an und bog ſich, ſo weit es ihm möglich war, zu ihr hinüber.

„Eugenie," ſagte er, „ich beſchwöre dich, ſetze deinen Weg nicht ſo kalt und theilnahmlos fort; laß mich einen Augenblick

zu dir ſprechen, laß mich dir ſagen, wie mein Herz gelitten, wie mich Andere gequält haben und ich mich ſelbſt, ehe ich jene unglückſeligen Worte ſprach, die dich begreiflicherweiſe ſo ſchwer verletzen mußten."

Die weiße Geſtalt glitt neben ihm dahin, ohne aufzublicken, ohne das geringſte Zeichen einer Bewegung.

„O Eugenie!" rief der Baron leidenſchaftlich. „Und weiß ich doch nicht einmal, ob du es wirklich biſt, du läſſeſt mich dein Geſicht nicht ſehen, du ſchwebſt dahin wie ein Phantom. O, bei allem, was dir heilig und theuer iſt, wende deinen Blick gegen mich, ſage mir nur ein einziges Wort, ſei es das härteſte; nur ein Wort, nur eine Silbe! laß mich den Klang deiner Stimme hören!"

Und fort glitt die weiße Geſtalt, ohne aufzuſchauen, ohne Zeichen des Lebens.

„Biſt du es nicht, Eugenie, die ich da vor mir ſehe? — Ah, thörichte Gedanken! — ja, du biſt es! — Ich erkenne deine Geſtalt, ich erkenne deinen Gang, wie könnte ich mich täuſchen! — Aber ich flehe dich an, Eugenie, ſage mir ein einziges Wort. Wie kann ſich dein Herz ſo plötzlich verhärtet haben! Bedenkſt du nicht, wo du wandelſt, mein armes, liebes Mädchen? kennſt du dieſen Weg nicht mehr? — O, ſprich mit mir bei den freundlichen Erinnerungen, die er auch in dir hervorrufen muß! — Ich geſtehe es dir ein, ich habe entſetzliche Reden gegen dich ausgeſtoßen — ich war im Wahnſinn. Aber laß mich dir ſagen, was ich gelitten, wie namenlos elend ich war, und du wirſt, du mußt mir verzeihen. — Ah," fuhr Herr von Breda erſchrocken fort, als er ſah, wie unbeirrt durch ſeine Reden die weiße Geſtalt vor ihm dahin ſchwebte, „es iſt nicht gut von dir, Eugenie, ſo zu handeln; du fühlſt nicht, wie wild

mein Herz ſchlägt, wie mein Blut tobt. Gib mir ein Zeichen, daß du mich hörſt, ſei es ſelbſt ein Zeichen, das mich noch unglücklicher macht, als ich es ſchon bin, eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Ich will derſelben folgen, ich will umkehren und es deiner Güte, deiner Barmherzigkeit überlaſſen, was du thun willſt. O, nur ein Zeichen — ein Zeichen! — du kannſt es mir geben, du ſollſt es mir geben, du mußt es mir geben!"

Und als die weiße Geſtalt hierauf ihren Gang nicht hemmte, ſondern ruhig wie bisher dahin glitt, faßte er in furchtbarer Aufregung die Zügel ſeines Pferdes feſter, nahm das ſchwache Thier zuſammen, und nachdem er es ein paar Schritte von dem Graben zurückgezogen, zwang er es zu einem Sprung über denſelben. — —

— — Da war es, als ſtürze der Himmel auf ihn herab und habe ihn unter ſeinen Trümmern begraben, oder als ſinke er in einen tiefen Abgrund, der ſich langſam über ihm ſchlöße. Es umgab ihn finſtere Nacht, in welcher mit einem Male unzählige Sterne raſtlos umherzuckten; lange, lange rollten die glänzenden Körper wie leuchtende Blitze über ihn dahin, ſie ſtrebten ſichtbar nach Vereinigung, doch wenn ſie ſich näherten, um in einander zu fließen, ſo ſtießen ſie ſich wieder ab und begannen aufs Neue ihren wahnſinnigen Kreislauf. Dann, nachdem er in tiefer Betäubung lange darauf gewartet, floſſen zwei in einander, dann drei und vier und bildeten eine dämmerige Helle in der tiefen Finſterniß, die ihn umgab. Er athmete wieder ſehnſüchtig aufblickend nach dem Schimmer, der ſich über ſeinem Haupte mehr und mehr vergrößerte. Endlich zuckten matte Strahlen von ihm aus; dieſe Strahlen riſſen in zackige Gebilde aus einander; die Finſterniß um ihn her verſchwand mehr und mehr, und es war ihm, als ſchwebe

er aus einer tiefen Kluft empor an die Oberfläche der Erde, und er bemerkte, wie die kühle Nacht seine Stirn fächelte, wie das bleiche Mondlicht in seine halb geöffneten Augen drang.

In diesem Momente fühlte der Baron deutlich, daß er nicht mehr, wie er bisher zu thun geglaubt, sanft aufwärts schwebe, sondern daß ihn eine rauhe Wirklichkeit erfaßt und ihn unsanft empor reiße. Doch führte diese Erschütterung seine Besinnung rasch zurück; er hielt etwas krampfhaft zwischen seinen Händen, was ihn gewaltsam empor zog; er öffnete die Augen, er konnte sich erinnern, wo er war, was ihn hieher geführt; er hatte mit seinem Pferde über den Graben setzen wollen, das schwache Thier war gestürzt und hatte ihn heftig zu Boden geworfen. Wie lange er so gelegen, wußte er nicht, jetzt aber bemerkte er, daß es sein Pferd war, welches ihn empor gerissen, und dessen Sattel er niederstürzend mit den Fingern erhascht und krampfhaft festgehalten.

Ah, der heutige Abend! — Dieser trat nun wieder mit all dem Entsetzlichen, was er an demselben erlebt, vor seine Seele; er fühlte wieder, was er vorhin empfunden, aber nicht mehr so wild und schmerzlich wie bisher; es lag wie ein Schleier über seinem Gedächtniß, und wenn er an Eugenie dachte, an die furchtbaren Worte, die er ihr vor Kurzem gesagt, an ihr Verschwinden, an seinen nächtlichen Ritt, an den Waldweg und die weiße Gestalt, so kam ihm das alles vor, als habe er es vor Jahren erlebt, so wollte es ihm nicht das Herz zerbrechen, wie eben noch, so berührte es ihn wie ein sanftes Weh. Es war ihm, als singe ihm Jemand ein trauriges Lied von dem, was er gelitten, und was ihn dabei am heftigsten erschütterte, war der Klang der Stimme, welche das melan-

cholische Lied sang — o, eine Stimme, deren Ton ihn schmerzte und ihm doch wieder so wohl that, — ihre Stimme.

„Onkel George!“ tönte es neben ihm; „ich mußte dich verlassen; bei Gott! ich konnte nicht anders; ich mußte den Ort fliehen, wo ich so glücklich, o sehr glücklich gewesen bin, und dann wieder so namenlos elend. Ich durfte dir auch vorhin nicht antworten, als ich dich an meiner Seite sah, — während dessen habe ich innig gebetet, um deine Worte nicht zu hören, um sie von meinem Herzen abzuwehren. O, sie wollten immer eindringen, und wenn sie das gethan, so hätte ich umkehren müssen und dir entgegen fliegen, wie in schönen, glücklichen Tagen, was ja doch nicht sein kann nach dem, was du mir gesagt. Deine Worte haben den Schleier zerrissen, der meine Sinne befangen hielt; ich sehe klar und deutlich in dein Herz, in das meinige. — O Onkel George, starre nicht so entsetzlich vor dich hin; jetzt flehe ich dich an, wende dein Auge zu mir, ich bin es ja, die zu dir spricht, ich, Eugenie — — — deine Eugenie.“

„So, du bist es wirklich?“ sagte er leise, wie aus einem tiefen Traum erwachend, „es ist kein Gespenst, keine weiße Gestalt, die vor mir dahin schwebte und mich verlockend nach sich zog? — — Ja, ich erkenne deine Stimme, deine süße Stimme. — Und — — da bist du wirklich.“ Er schaute empor und sah das geliebte Mädchen vom Mondlicht umflossen vor sich stehen; er sah ihr bleiches, so liebes Gesicht, er sah ihre wunderbaren Augen. „Ja, ja, du bist es, Eugenie,“ fuhr er fort, nachdem er das Gesicht einen Moment mit der Hand beschattet. „Du bist zurückgekommen, um — — Abschied von mir zu nehmen.“

„Ja, Onkel George,“ rief das Mädchen hastig und

leidenſchaftlich, „um Abſchied von dir zu nehmen! Das fühlſt du wohl.“

Bei dieſen Worten reichte ſie ihm beide Hände, die er zögernd ergriff, dann aber, als er deren warmen Druck fühlte, krampfhaft feſthielt.

„Ich fühle es,“ gab er leiſe zur Antwort, „daß du mich fliehen mußt; aber der Grund, warum du mich fliehſt, iſt ſo ſchrecklich für mich, und doch wieder ſo ſüß — — du fliehſt mich, weil du mich liebſt, Eugenie. — — O, beſtätige meine Worte nicht!“ ſetzte er haſtig hinzu, „um alles nicht, was dir heilig iſt! Denn wenn du es thuſt, wirſt du mir im nächſten Augenblick entſchwinden wie eine herrliche Phantaſie, wie ein ſüßer Traum, wie ein Engel, der in ſeinen Himmel zurückkehrt.“

„So wird es ſein — es muß ſich ſo erfüllen, und ich danke Gott für dieſen Augenblick. Ja, ja,“ rief Eugenie mit einer furchtbaren Leidenſchaftlichkeit, „ja, ja, George, ich liebe dich, wie man auf dieſer Welt etwas lieben kann! ich habe dich lange geliebt und nur in dir gelebt, unbewußt geliebt und ſo gelebt. Und als es mir endlich klar geworden, hat mich ein Schauer überflogen, ein Schauer des tiefſten Schmerzes und doch wieder der höchſten Luſt und Seligkeit! — O mein George, und wie gut iſt es, daß Alles ſo gekommen! Es konnte nicht anders kommen; wir hätten uns beide noch unglücklicher, noch elender gemacht, als wir es ſo ſchon geworden ſind. — Laß mich nicht dieſen tiefen Schmerz auf deinem Geſichte leſen! O, glaube mir, auch ich fühle dein und mein Unglück, aber ich fühle auch wieder, daß wir jetzt einen Augenblick durchleben, einen ſüßen, ſeligen Augenblick, der eine Reihe von traurigen Jahren werth iſt; das iſt mein Gedanke, und

in ihm will ich leben und wohl lange Jahre mich damit begnügen."

Sie hatte sich ihm genähert, so mit ihrer weichen, angenehmen Stimme sprechend, er zog sie sanft an sich, und als das junge Mädchen an seine Brust sank, fühlte auch er, daß er einen süßen, seligen Augenblick verlebte, der im Stande sei, sein Leben eine lange, lange Zeit hindurch freundlich auszuschmücken. Er beugte sein Haupt auf ihr Gesicht nieder, da berührte er mit dem Munde ihr duftendes Haar, sie zuckte leicht zusammen, aber sie schmiegte sich fester an ihn. Er küßte ihre Stirn und Augen und preßte seine Lippen auf die ihrigen, lange, lange, — eine Ewigkeit des Glücks und doch wieder ein so kurzer Moment.

Darauf richtete sich Eugenie in seinem Arme empor, nicht zurückfahrend, nicht erschreckt, nein, ruhig und mild, und als er vor innerer Aufregung und gewaltigem Schmerze fast weinend ausrief: „O meine Eugenie, so gefunden und verloren!" und als er sie aufs Neue an sein klopfendes Herz zog, entwand sie sich ihm nicht; ihre Lippen fanden sich wieder und ruhten abermals auf einander im herrlichen Rausche einer kurzen Seligkeit.

Dann ließ sie sanft ihren Arm herabsinken, welchen sie vertrauensvoll auf seine Schulter gelegt, und ihre Hand in die seinige gleiten, worauf er sprach: „So müssen wir uns also trennen, Eugenie; aber noch nicht so bald, aber noch nicht in nächster Sekunde. Du mußt mir schon gestatten, daß ich dich geleite bis ans Haus deiner Eltern. Dort will ich von dir Abschied nehmen."

„Das habe ich erwartet, George," erwiderte das junge

Mädchen, „und ich freue mich, diesen Weg nochmals mit dir zu machen."

Und so gingen sie dahin, Hand in Hand; das Pferd des Barons, dessen Zügel er um den Arm geschlungen, folgte.

„Es ist nicht das erste Mal, daß wir im Mondschein diesen Weg machen," sagte Eugenie, nachdem sie ein paar Schritte gegangen. „Weißt du, George, ich habe dich früher oft bis zur kleinen Brücke begleitet, als ich noch ein kleines Mädchen war und dich mit meinen seltsamen Fragen quälte. — Siehst du dort jenen Baum, dessen Zweige von allen Seiten wie Schleier herabhängen und den Stamm fast verdecken, so daß ihn nur hier und da ein feiner Strahl des Mondlichtes treffen kann? — Der Baum stand damals gerade so wie heute, und ich fragte dich: Warum hängen die Zweige so herab? — Erinnerst du dich?"

„Ob ich mich erinnere!" versetzte George traurig.

„Auf meine Frage gabst du mir zur Antwort: Die Zweige drängen sich so dicht um den Stamm, damit ihnen nichts von den Erzählungen desselben verloren gehe, die er ihnen im Mondschein hält; sie lauschen aufmerksam seinen Worten, wie Kinder und Enkel auf die Worte der Großmutter, die sich auch so um sie her schaaren."

So gingen sie dahin, Hand in Hand, und das Pferd folgte.

„Später bin ich einmal allein zu dem Baume gegangen," fuhr Eugenie fort, „und schlich mich hinter die Zweige, um von seinen Erzählungen zu vernehmen; aber er war stumm für mich, ich verstand nichts von dem Geflüster seiner Blätter und Aeste."

„Das kommt daher," versetzte gedankenvoll der Baron,

daß dein Herz damals noch nicht im Stande war, die Sprache all der ſcheinbar lebloſen Gegenſtände zu verſtehen. Du hatteſt noch nicht gelitten, du hatteſt noch nicht die Sprache des Leides, die Sprache getäuſchter Hoffnungen gelernt. Betrachte dir jetzt den Baum, mein gutes Mädchen; ſpricht er nicht zu dir?"

„O, ich verſtehe dich, George," erwiderte Eugenie mit bebender Stimme. „Ja, jetzt erzählt er mir von jenen vergangenen glücklichen Stunden, wo ich ihn zuerſt geſehen."

„Und nun, nachdem du ſeine Sprache gelernt, wird er dir immerfort erzählen, ſo oft du ihn ſiehſt, Angenehmes und Trauriges, vielleicht mehr des Letzteren. Mir hat er ſchon oft mit dem Geflüſter ſeiner Zweige das Herz zerriſſen, und wenn ich ihn noch häufig ſehen müßte, ich glaube, es wäre mein Tod — und mein Glück," ſetzte er mit dumpfem Tone hinzu. „Aber nicht er allein erzählt mir ſo Furchtbares, auch dort die beiden halb zertrümmerten Thorpfeiler, die Bank, wo du ſo oft geſeſſen, Eugenie, der Weg, den wir häufig gegangen, alles das erfüllt mich mit wildem Schmerz, denn es ruft mir dein Bild zurück."

„So denke an mich, George, wie ich an dich denken werde, gern, herzlich und ruhig."

„O, ich habe nicht dein Gemüth!" rief er ſchmerzlich. „Dein Herz iſt groß, gut und rein; ich werde deiner gedenken nicht ſanft und ruhig, ſondern mit wilder Leidenſchaft; ich werde dein Bild ſehen bei Tag und Nacht, im Strahl der Sonne und des Mondlichtes, am blauen Himmel, unter dem Grün der Bäume, im glänzenden Thautropfen, in jeder auf-

blühenden Roſe. Und alles, alles das wird mir ſagen, daß ich dich verloren."

„So komme dem zuvor," gab das Mädchen mit weicher Stimme zur Antwort; „ſage es dir ſelber, George, feſt und beſtimmt, daß es ja doch nicht anders ſein kann. Und nun — lebe wohl! Dort ſehe ich Licht zwiſchen den Bäumen hervorſchimmern, es iſt im Salon meiner Mutter."

„Aber deine Ankunft wird ſie erſchrecken."

„Gewiß nicht, George," erwiderte Eugenie kopfſchüttelnd; „ſie iſt darauf vorbereitet; ſie ſagte mir vor Wochen etwas Aehnliches, was mich damals mit Schrecken erfüllte, da ich ſie nicht vollkommen verſtand. Jetzt verſtehe ich ſie; meine Mutter wird glücklich ſein, mich wiederzuſehen."

„Und ich ſoll dich nicht wiederſehen, Eugenie?" rief der Baron in wildem Schmerze, indem er das Mädchen feſt an ſich drückte.

„Wer ſagt das, George? — Das zu denken, wäre mir fürchterlich. Wir werden uns noch oft wiederſehen, ruhiger, heiterer."

„Vielleicht auch glücklicher, Eugenie!" ſprach George von Breda leidenſchaftlich.

Sie hob das Geſicht empor und blickte nach den Sternen, die in ihrer milden, beruhigenden Pracht am Himmel funkelten.

„Laß mir meine Faſſung," bat ſie alsdann, „die ich mir ſo mühſam errungen. — Gute Nacht, George!"

„Gute Nacht, meine Eugenie! — Gott ſei mir gnädig! Gute Nacht!"

Damit ſchieden ſie, und als Beide den Platz verlaſſen,

wo ſie zu einander geſprochen, flüſterte das Gras geheimniß-voll, vom Nachtwinde bewegt, das Mondlicht zitterte darüber hin, die Sterne blickten traulich und gleichmüthig herab, als ſei dieſer Platz, wo zwei Herzen ſo unſäglich gelitten, gerade wie jeder andere auf der weiten, weiten Welt.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Der Neffe des Jägers.

Wie Eugenie die Nacht verbracht, das wußte sie eigentlich selbst nicht, obgleich sie wenig geschlafen. Sie hatte ein Traumleben geführt, ihr Inneres hatte sich mit Träumen beschäftigt, die, wie sie entstehen, wieder verschwinden und jetzt tiefen Schmerz, dann unendliches Wohlbehagen in uns zurücklassen.

Wie das junge Mädchen so plötzlich ins Haus gekommen, war Alles höchst überrascht, aber der alte Baron vergaß diese Ueberraschung recht bald wieder in der Freude seines Herzens, seine Tochter um sich zu haben, und lachte so heiter und vergnügt, als ihm seine Frau sagte, es sei doch eine eigene Grille von Eugenie, so beim Einbruch der Nacht anzukommen und das väterliche Haus für ein paar Tage mit ihrer Gegenwart zu beglücken. Dieser Ausdruck kam ihm außerordentlich spaßhaft vor, und als er vom Lachen darüber kaum wieder zu sich selbst gekommen, fing er aufs Neue

an, über das Geſicht, welches Onkel George morgen früh machen würde, wenn Eugenie nicht zum Frühſtück käme, ſich zu beluſtigen.

Das arme Mädchen litt nicht wenig unter den Ausbrüchen dieſer Heiterkeit, und um ihr zu entgehen, hätte ſie ſich, ſo ſpät es auch bereits war, doch noch in das bewußte Zimmer ihres Vaters führen laſſen, um die alten Scherben zu bewundern, mit welcher die Sammlung während ihrer Abweſenheit vermehrt worden war. Doch that Frau von Braachen hiergegen Einſpruch; ſie hatte ihre Tochter, erſchreckt von deren plötzlichem Erſcheinen zu ſo ſpäter ungewohnter Stunde, forſchend angeblickt, und ihrem geübten Auge war es nicht entgangen, daß das Lächeln auf deren Lippen ein ſchwacher Verſuch war, ein tiefes Weh nicht ſehen zu laſſen, welches ihr Herz erfüllte.

Die Zeit, bis ſich der Baron zur Ruhe begab, däuchte ihr eine Ewigkeit, und als dies endlich geſchehen und ſie mit ihrer Tochter allein war, faßte ſie deren beide Hände, zog ſie ſanft an ſich, und um Eugenien das Reden zu erleichtern, ſagte ſie ihr, ohne daß ſie von dem Vorgefallenen etwas gewußt hätte, doch alles das, was ſich begeben haben mußte und was ſie ahnungsvoll lange vorher gefühlt, daß es ſich ſo begeben würde.

Unter wohlthätigen Thränen fügte Eugenie Einzelheiten bei, und bald hatte Frau von Braachen das vollſtändige troſtloſe Bild deſſen, was wir uns bemüht, dem geneigten Leſer im vorſtehenden Kapitel anſchaulich zu machen.

Lange ſprachen Mutter und Tochter mit einander, lange und ernſt, wobei zuweilen Eugenie, in Thränen ausbrechend, flehentlich bat, von ihr nicht zu verlangen, was ſein und ihr

Herz brechen müsse, und wo auch wiederum Frau von Braachen das junge Mädchen weinend an sich drückte und sie beschwor, einen Schritt zu thun, der vielleicht im Stande sei, in das zerrüttete traurige Haus Ruhe und Frieden zu bringen.

„Und wenn ich dir jedes Opfer brächte, Mutter," sagte Eugenie, — „und ich weiß wohl, es ist meine Pflicht, mich für dich und den Vater zu opfern, — würde es unserem Familienleben, das du mir eben in so schöner Gestalt vor Augen gezaubert, etwas nützen können? Wird nicht," setzte sie mit ganz leiser Stimme hinzu und erhob die gefalteten Hände an ihre Stirn, „ein Schatten bleiben, traurig genug für dich, grausenhaft für uns Andere?"

Frau von Braachen machte bei dieser Aeußerung ihrer Tochter einen Gang an den Schreibtisch, nahm aus einem Fache einen Brief und sagte, indem sie denselben Eugenien darreichte: „Ein Schatten wird es allerdings bleiben, aber nur für mich." Und dann setzte sie hinzu, nachdem Eugenie einen Blick in das Papier geworfen und es ihrer Mutter schaudernd zurückgegeben: „Laß die Todten ruhen."

„Amen!" sprach das unglückliche Mädchen, und „Amen!" wiederholte sie innig, während sie ihre Hände in wildem Schmerze vors Gesicht preßte; „Amen! laßt die Todten ruhen." Sie schluchzte laut und gewaltsam, wobei ihre Thränen zwischen den Fingern hervorquollen.

Sie hatte doch lindernde Thränen, die einem Anderen versagt waren, einem Anderen, der auf müdem, stolperndem Pferde einsam in der Nacht durch Feld und Wald ritt, in einem weiten Bogen um die Stelle auf dieser Erde, die sein einziges Glück barg.

Als Mutter und Tochter von einander gingen, hatte die

Baronin wie ſegnend die Hände auf das Haupt ihres Kindes gelegt und dann, als Eugenie ſprach: „Ich will ſo thun, wie du es wünſcheſt," dankend empor geblickt.

Dann war das junge Mädchen ſchwankend auf ihr Zimmer gegangen, und als ſie dort die alten bekannten Gegenſtände ſo unverändert wieder ſah, nach jenem kurzen Zeitraume, der ſo viel Glück und Elend über ſie gebracht, ſank ſie am Fenſter auf die Kniee nieder, verbarg das Geſicht in ihre Hände und betete lange und inbrünſtig. Sie war gefaßter, als ſie ſich wieder erhob und an dem Fenſter lehnend in die Nacht hinaus blickte.

Es ſchwebte eine feierliche Ruhe über dem Spiegel des See's, über dem Raſen des Bodens, über dem Gipfel der Bäume. Sie ſtand da lange, lange; ſie ſah die Scheibe des Mondes auf dem glatten Waſſer glänzen, und alsdann dieſes nur geheimnißvoll leuchten, da das Geſtirn der Nacht hinter den Bäumen verſchwand. — Einmal fuhr ſie erſchreckt zurück, denn als ſie in die Dunkelheit hinausſtarrte, war es ihr, als ſehe ſie am Ende einer Waldlichtung einen einſamen Reiter langſam geſpenſterhaft vorüber ziehen. Sie ſchauderte bei dieſer Phantaſie, ſie ſchloß die Vorhänge und ſuchte ihr Lager.

Als ſie nach tiefem, wenngleich unruhigem Schlummer erwachte, ſtrahlte das helle Licht eines klaren Frühlingsmorgens in ihre Augen; ſie erhob ſich, kleidete ſich in ein einfaches Gewand von dunklem Zeug, das ſie früher getragen, und begab ſich nach dem Zimmer ihrer Mutter, wo ſie die Eltern beim Frühſtück antraf. Darauf mußte ſie des Vaters Seltenheiten bewundern, unter denen der verhängnißvolle Krug des Herrn von Tondern noch immer die erſte Stelle

hatte; dann nahm ſie bebend und in tiefem Leide Abſchied von der Mutter, die zu ihrer Schweſter nach der Stadt fuhr, und dann war ſie für einige Zeit frei und eilte in den Wald hinaus.

Wie athmete ſie tief auf, als ſie wieder unter die alten ernſten Bäume trat! wie ſchien jeder der Stämme ſie gleich einem alten Bekannten zu empfangen! wie glänzte ihr der See zum Willkommen ſo freudig entgegen! wie murmelte grüßend das Schilf an ſeinen Ufern! — Ach, ſie fühlte ſich ſo verlaſſen und traurig: ſie war um ſo ſchmerzlicher bewegt, als ſie ſich des letzten Males erinnerte, wo ſie ebenfalls ihren Weg hieher genommen, an jenem Tage, wo ſie ſich von dem alten Klaus verabſchiedet, einem Morgen, der mit all ſeinen Einzelheiten ſo erſchreckend lebendig vor ihre Seele trat. Sie erinnerte ſich, wie ſie die Hände rechts und links ausgeſtreckt, um auf Augenblicke zu erfaſſen, was zu erfaſſen war zum herzlichen Abſchied: die Rinde alter Bäume, dürre Blätter und nackte Zweige, die ſie grüßend durch ihre Finger gleiten ließ.

Heute war ſie wiedergekommen, aber das Waſſer des See's ſchien ſie befremdet anzuſchauen, die alten Bäume, die kleinen Sträucher ihr kein freundliches Willkommen entgegen zu rufen. Alles, Alles — die hervorſproſſenden Gräſer, die ſchwellenden Knospen, einzelne Frühlingsblumen, die zu ihren Füßen neugierig die bunten Köpfchen emporhoben, blickten ſie erſtaunt und fragend an und ſchienen ihr zu ſagen: Warum biſt du ſo wieder gekommen mit einem traurigen Herzen, du, die doch ſonſt ſo fröhlich und heiter an uns vorbei eilte, jubelnd, glücklich? Warum biſt du geflohen aus einem Hauſe, wo man dich ſo ſehr geliebt? Warum haſt du ein

Herz gebrochen, das dir ganz angehört? — Warum? — Warum?

So schienen der See, die Bäume, die Sträucher und die kleinen Blumen zu fragen. Und da sie alle ihre alten Spielkameraden waren, ihre Vertrauten, die ein Recht hatten, diese Fragen an sie zu stellen, so bemühte sich auch das junge Mädchen, während sie so dahin schritt, ihnen aufs umständlichste Antwort zu geben; sie erzählte ihnen Alles, sie verhehlte ihnen nicht das Geringste; sie sagte, wie sie draußen so sehr glücklich gewesen, wie dieses Glück mit jedem Tage größer und schöner geworden sei, wie sie geliebt habe, herzlich, innig, unbewußt, und wie sie ebenso wieder geliebt worden sei; wie sie dadurch einen süßen, unvergeßlichen Traum geträumt und dann so furchtbar unglücklich geworden, als sie nun endlich erwacht.

Ja, so sprach sie zu ihren alten treuen Bekannten, dahin schreitend über frisch sprossende Gräser, unter schwellenden Knospen, umweht von Frühlingsluft, beglänzt von Sonnenlicht, umduftet von dem wunderbaren Hauche, den die nun wieder jungfräuliche Erde in den ersten Tagen ihres Frühlings ausströmte. Dabei hatte Eugenie die Hände gefaltet, und aus den offenen klaren Augen perlte eine Thräne um die andere. Sie ließ die bekannten Wege, die kleinen Hügel, wo sie so gern verweilt, hinter sich, immer erzählend, immer gewissenhaft darlegend, was sie im Innersten ihres Herzens barg.

Und so erreichte sie die Waldvertiefung, in der die kleine Jägerhütte lag, vor welcher der alte Klaus auf einer Bank saß. Und als sie dort hinab eilte, waren ihre Worte: Das habe ich alles gefühlt und gelitten; ich habe mich losgerissen

von ihm, den ich über Alles — o, ſo unendlich geliebt — und nun bin ich wieder bei euch und weiß nicht, wie das alles ſo ſchnell gekommen. — Hierauf war ſie auf die Bank neben dem Jäger niedergeſunken, lehnte ihr Haupt an ſeine Schulter und weinte laut und bitterlich.

Eine lange, lange Weile gab dieſer nichts zur Antwort, und zwar aus dem Grunde, weil ſein Herz zu voll war, nicht weil er nicht mit ihr fühlte; denn daß er das doch that, merkte ſie an dem leichten Drucke ſeiner rauhen Hand, die er ſanft auf ihre weichen Finger gelegt hatte; und endlich ſagte er mit leiſer Stimme: „O, es iſt gut, gnädiges Fräulein, daß Sie wieder da ſind; Alles freut ſich darüber, Alles.“

„Nicht Alles, Klaus,“ verſetzte das Mädchen, indem ſie traurig mit ihrem Kopfe ſchüttelte. „O, ich weiß Jemand, den es tief ſchmerzt, daß ich jetzt hier bin.“

„Ja, das iſt wohl möglich,“ ſagte der Jäger; „die Sie nicht mehr täglich ſehen, denen wird das recht traurig ſein. Aber Sie haben das Glück, gnädiges Fräulein, daß, wo Sie hinkommen, Aller Augen vor Freuden leuchten. Sie haben die Gabe des guten Geſichtes, und Alles fühlt ſich wohl und glücklich in Ihrer Nähe. Sehen Sie, ſogar die unvernünftigen Geſchöpfe, der alte Hund, wie er vor Freude wedelnd vor Ihnen ſteht, und ſelbſt die Katze erkennt Sie wieder, denn da mag ſonſt kommen, wer will, ſie begrüßt Niemand als mich und Sie. — Sie haben Verſtand, dieſe Geſchöpfe,“ meinte er nachdenklich.

Eugenie hatte ſich von der Bank wieder erhoben, drückte die Hand auf ihr Herz und blickte tief aufathmend rings umher. Da lag das ſtille Häuschen ſo friedlich zwiſchen ſei-

nen Bäumen, und keiner fehlte, ebenſowenig wie eine von den Planken an dem Gehege. Auf den kleinen Fenſtern glänzte der Sonnenſchein breit und behaglich, denn das Rebgewinde, welches ſie umgab, war noch vollkommen kahl, und die neidiſchen Blätter konnten die Strahlen noch nicht abhalten. Sie ſchritt um die Hütte herum, wobei ihr der alte Jäger und der Hofhund folgten. — Alles war an ſeinem Platze wie damals, wo ſie es verlaſſen.

Darauf ging Eugenie in das Haus hinein, und als ſie die Stube wiederſah, preßte es ihr wohl das Herz ſchmerzlich zuſammen, denn ſie hatte gedacht, wenn ſie einmal wieder hieher käme, ſo würde es ſie recht innig und herzlich freuen, daß ſie wieder da ſei.

Und doch war es anders gekommen, ach! ſo ganz anders. Sie ſuchte mit Gewalt ihre finſteren Gedanken zu verjagen und redete ſich ein, ſie habe nichts Schmerzliches erfahren, ſeit ſie zum letzten Male hier geweſen. Und dabei war ihr der kleine Ort, ſo traulich und voll Ruhe, gern behülflich.

Hier in dem Stübchen war Alles ſo feierlich ſtill; die Schwarzwälderuhr pickte, die Sonnenſtrahlen legten einen goldenen Streifen auf den Fußboden hin oder ſpielten im Reflex von dem Bache draußen wie lauter leuchtende Punkte an der Decke. Dazu murmelte das Waſſer ſo geheimnißvoll, und zuweilen, wenn ſich ein leichter Wind erhob, rauſchten die Zweige der mächtigen Bäume, welche das Häuschen umſtanden, und erzählten wie von wunderthätigen Waldblumen und Märchengold.

Ja, es war hier in der alten einſamen Jägerhütte wieder ſo märchenhaft wie ſonſt, und wenn Eugenie, wie ſie jetzt

wieder that, das Spinnrad der alten Frau Klaus vor ſich hinſtellte, die Bilderbibel vom Geſimſe nahm und aufgeſchlagen über ihre Kniee legte, wenn Hund und Katze wedelnd und ſchnurrend zur Thür hereinkamen und ſich am Boden zu den Füßen des jungen Mädchens hinſchmiegten, und wenn man ſie dann ſo traurig lächelnd da ſitzen ſah mit dem klaren, leuchtenden Auge vor ſich hinblickend, den Mund leicht geöffnet, um die tiefen Athemzüge durchzulaſſen, die von gewaltigem Weh und Herzeleid erzählten, — ſo war das alles wie die wunderbare Illuſtration zu dem Ende eines trüben Märchens: Es war einmal ein alter Jäger, der hatte eine wunderliebliche Tochter.

Sie hatte viel Kummer und Schmerz erfahren, da geſchah es, daß ſie, als ſie lange an ihre traurige Vergangenheit gedacht, ſich ermattet niederließ und vom Geſang der Vögel und vom Rauſchen des Windes ſanft in den Schlaf gewiegt wurde. Die Katze ſchlief mit ihr, nicht ſo aber der große ſtarke Hofhund. Wie das Mädchen die Augen ſchloß, öffnete er die ſeinigen, hob den Kopf, ſchaute, ſo weit er konnte, um ſich und horchte fern, fern in den Wald hinaus, ob ſich dort nichts Ungewöhnliches rege. Eugenie träumte von Sternen und Waldblumen, die mit einander in Streit gerathen waren, wer von ihnen das Schönſte und Glücklichſte ſei. Ja, ſie wandten ſich an das junge Mädchen, und dieſes wollte ſchon zur Antwort geben: daß im Walde die Blumen, am Himmel die Sterne Jedes an ſeinem Platze das Schönſte und Glücklichſte ſei, weil Keines von ihnen leiden müſſe unter einer traurigen und unglücklichen Liebe, — da war es ihr, als höre ſie Knurren und Murren vor ſich, und wie ſie ſchlaftrunken die Augen öffnete, ſah ſie den großen Hofhund auf-

recht an der Wand ſtehen, die beiden Tatzen an die Fenſterbrüſtung gelegt, und, wie ſie im Traume gehört, knurrend und murrend.

Wahrhaftig, ſie meinte ſie träume noch fort, denn vor dem Fenſter ſah ſie den Kopf eines Pferdes, das in die Stube blickte, und dann anfänglich die Hand des Reiters, der das Rebengewinde aufhob und nun, hell von der Sonne beſtrahlt, erſtaunt und lächelnd das traurige Kind hier in der einſamen Jägerhütte fand. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr dem Reiter, und dieſer Ausruf ließ Eugenie plötzlich aufſpringen und ſtaunen und horchen. Sie ſtrich über ihre Stirn, als wolle ſie ſich vergewiſſern, daß ſie nicht mehr ſchlafe, und fühlte ſich erſt beruhigt, als ſie die Stimme des alten Klaus vernahm, der draußen mit dem Reiter ſprach. Dieſer hatte ſein Pferd von dem Fenſter zurückgezogen und daſſelbe gegen den alten Jäger gewandt; aber wenn er auch auf deſſen Reden hörte, ſo drehte er doch den Kopf von ihm ab, ſenkte ihn tief herab und ſchaute forſchend in das Zimmer.

Das alles ſah Eugenie mit einem raſchen Blick, und daß der Reiter ſo hereinſah, ſcheuchte ſie in den fernſten Winkel des Zimmers zurück.

Der Reiter konnte ſie nicht mehr ſehen, ſie ihn aber wohl, denn der Strahl der Sonne lag leuchtend auf ihm; ſie erkannte ihn und zitterte; ſie vernahm ſeine Stimme und preßte ihre beiden Hände vor das Geſicht. Entfliehen konnte ſie nicht; denn das Häuschen hatte nur einen Ausgang, und zu dieſem trat nun ein junger Mann herein, der an der Thür ſtehen blieb, ehrerbietig ſeinen Jägerhut vom Kopfe nahm, ſich vor dem Mädchen verneigte und alsdann ſagte: „Es iſt nicht ganz der Zufall, der mich hieher führt, mein

Fräulein. Sind Sie vielleicht geneigt, mich freundlich anzuhören?“

„Hier nicht! o mein Gott, hier nicht!“ rief ängſtlich das Mädchen, wobei ſie mit verſtörten Zügen um ſich ſchaute. „Gewiß hier nicht, Herr Graf.“

Sie eilte ihm haſtig entgegen, und da er ſah, wie ſie die Thür gewinnen wollte, trat er auf die Seite, um ſie vorbei zu laſſen. Mit raſchen Schritten erreichte ſie das Freie; vor der Hütte aber ſchien ſie ſich einen Augenblick zu beſinnen, ob ſie die Anhöhe hinan nach Hauſe eilen ſolle oder anhören, was ihr Jener zu ſagen habe.

Graf Helfenberg war ihr raſch gefolgt, und da er die Unſchlüſſigkeit auf ihrem Geſichte las, ſagte er bittend: „O Fräulein Eugenie, erlauben Sie mir nur wenige Worte. Womit habe ich es verdient, daß Sie dieſen Ort verlaſſen wollen, ehe Sie mich gehört?“

„Ich darf Sie nicht hören,“ gab ſie im Tone einer rührenden Bitte zur Antwort, „jetzt nicht hören! Weiß ich doch, wer Sie ſind. Ja, wenn es noch der Neffe des Jägers wäre, der zu mir ſpräche — aber Sie, Graf Helfenberg —“

„Und hat ſich Graf Helfenberg gegen Sie verfehlt? — Verdient er es nicht, daß man ihm einen Augenblick Gehör ſchenkt?“

„O, wenn Graf Helfenberg,“ erwiderte Eugenie mit bebender Stimme, „als ſolcher vor mich hingetreten wäre, Alles wäre ganz anders gekommen, einfacher — beſſer. — Der Neffe des Jägers hat viel Unglück über mich, über uns gebracht.“

Sie ließ ſich, wie von ihren Gedanken überwältigt, auf die Bank vor der Hütte nieder. Der große Hund kam we-

beind herbei, legte ſeinen Kopf auf ihren Schooß und ſah ſie mit den großen Augen zutraulich an.

„Ich erlaubte mir, Ihnen vorhin zu ſagen," ſprach der junge Mann, der an Eugeniens Seite getreten war, „daß es nicht der Zufall iſt, der mich heute Morgen hieher geführt. Was mich übrigens zu jeder Stunde antreiben würde, Ihre Nähe zu ſuchen, Fräulein Eugenie, wird Ihnen nach dem, was vorgefallen, nach dem, was Sie erfahren, wohl nicht unbewußt ſein. Sie ſehen, ich ſpreche ohne Rückhalt; ich ſpreche wie Jemand, der im Begriffe iſt, Alles zu gewinnen oder Alles zu verlieren. — O, laſſen Sie mich ausreden," ſetzte er hinzu, als er ſah, wie ſie haſtig die Hand erhob; „es iſt mit guten Reden wie mit Thränen: ſie beruhigen das Herz, ſie führen oft zum Heile. — Sie ſagten vorhin, es wäre Ihnen lieber, wenn der Neffe des Jägers noch zu Ihnen ſpräche, und ich verſichere Sie, Fräulein Eugenie, auch mir wäre das nicht unerwünſcht, denn der kranke Neffe des Jägers von damals war nicht ſo unglücklich als ich, wie ich jetzt vor Ihnen ſtehe. Nicht leben zu können, wenn man auch durch Jugend ein Anrecht darauf hat, iſt allerdings hart, aber unglücklich leben zu müſſen, wenn uns das Glück nahe, erreichbar, das iſt wohl mehr, als ein Menſchenherz zu ertragen im Stande iſt. In dieſem Falle bin ich; deßhalb aus Mitleid hören Sie mich an."

Das Mädchen neigte ihren Kopf und ſagte mit kaum vernehmlicher Stimme: „Ich werde Sie hören; reden Sie."

„So muß ich denn Ihr Gedächtniß um einige Jahre zurückführen," ſprach Graf Helfenberg. „Es war ein heißer Sommertag, als ich Sie zum erſten Male ſah, Fräulein Eugenie, hier auf dieſer Stelle ſah; ich kam auf flüchtigem

Pferde mit leichtem, heiterem Sinn, ich eilte im frohen Muth der Jugend, geſund, vergnügt, eine angenehme Zukunft vor Augen, durch das Waldrevier, wo ich ſo oft fröhlich gejagt.

„Bei jenem Ritte war es mir ſeltſam zu Muth; ich hatte weite Reiſen vor mir, ich dachte mir: Wirſt du auch hieher zurückkehren, froh und glücklich? Ich wollte die erſte Begegnung an dem Morgen, ſei ſie freundlich, ſei ſie traurig, für eine gute Vorbedeutung nehmen. Aber der Wald war ſtille wie ein Kirchhof; es huſchte kein Reh an mir vorüber, es begegnete mir nichts, was den Jäger hätte unangenehm berühren können; heiß drückte die Sonne auf Berg und Thal, alle lebenden Weſen hatten den wohlthuenden Schatten geſucht. Da kam ich dort jenen Hügel herunter, und da ich Niemand bei der Hütte ſah — auch hier war Alles ſo feierlich, ſo märchenhaft ſtill — ſo ritt ich dort ans Fenſter, bog die Ranken des Rebgewindes aus einander und ſah — Sie, Eugenie, ein verkörpertes Märchen.

„O, verzeihen Sie mir, daß ich nicht anders kann, als Ihnen meine Gedanken ſo lebhaft darzulegen; jener Augenblick iſt mir unvergeßlich. Ihr Anblick traf mich tief; ich ſchaute dem lieblichen Bilde, das ſich mir darbot, mit Entzücken zu, bis der Hund anſchlug, bis Sie ſich erſchreckt emporrichteten, dann verſchwanden, bis Alles in einander verſchwamm und verging, wie es vorkommt in jenem Märchen, dem die richtige Löſung fehlt.

„Ich wandte mich an Klaus mit der Frage, wen ich geſehen; der alte Jäger, der mich, einen wilden jungen Menſchen, kannte, hielt es für paſſend, mir zu ſagen, die kleine Fee, welche ich in ſeinem Zimmer geſehen, ſei die Tochter einer armen Anverwandten.“

„So ritt ich meines Weges, die liebe und freundliche Erſcheinung für nichts weiter nehmend als eine gute Vorbedeutung, die ich geſucht. Aber ſie ſelbſt," ſetzte er leiſer hinzu, „vergaß ich deßhalb nicht, die kleine liebe Fee — Dornröslein — und wenn mir ihr Bild vor die Seele trat, — und das geſchah ſo oft, ach, ſo ſehr oft, Eugenie! — ſo ließ ich in meinen Träumereien dichtes Rankengewinde, blühende Schlingroſen rings um Sie her zuſammen wachſen, eine undurchdringliche Wand bilden, die Sie vor den Augen der Welt verbarg, an einer Stelle, welche nur dem Glücklichen bekannt war, der Sie einſtens aus tiefem Zauberſchlafe erwecken ſolle. — —

„— — Ich war nicht jener Glückliche, denn als ich zurückkehrte, waren alle Poeſie, alle Blüthen von meinem Leben abgeſtreift. Im Frühlinge deſſelben war ich erſtorben und verdorrt, und ſo trat ich plötzlich wieder vor Sie hin, ich dem Grabe nahe, Sie eine friſche und aufblühende Knoſpe. Da erfuhr ich auch, wer Sie ſeien, und was ich damals gelitten, Eugenie, als ich ſo einen ganzen ſchönen Lebenskranz, deſſen Zierde Sie vielleicht geworden wären — o, laſſen Sie mich zu Ihnen reden, wie es mir mein Herz eingibt — zerpflückt und zerriſſen vor mir liegen ſah, iſt mir unmöglich Ihnen zu ſagen. Sie würden es nicht begreifen."

„O doch, o doch!" ſeufzte ſie leiſe in ſich hinein.

„Da durchlebte ich Stunden, gegen welche die Qualen der Verdammten Seligkeit ſein müſſen. Ich war nur glücklich in dem Gedanken, daß Sie in mir nur den kranken Neffen des Jägers ſahen, daß das Mitleid, welches Sie mir ſchenkten, meiner traurigen Perſon galt."

Eugenie legte ihre Hände zuſammen, — ſie nickte leicht mit dem Kopfe.

„Wenn es gekommen wäre, wie es den Anſchein hatte, daß es kommen ſollte, ſo wäre ich jetzt ruhig, wohl glücklich. Sie hätten vielleicht auf dieſer Stelle einen Kranz gewunden und ihn auf mein Grab gelegt, Sie hätten vielleicht meinem Andenken hier und da eine freundliche Erinnerung geſchenkt.“

„Ich hätte Ihr Andenken geſegnet,“ gab das junge Mädchen, ohne aufzublicken, zur Antwort; „auch wenn es nicht ſo gekommen wäre, wie Sie edelmüthig genug waren, meiner zu gedenken. — Ich weiß das alles.“

Der Graf machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und fuhr alsdann fort: „Da ſchien ſich mein Schickſal ändern zu wollen, freundlich, ſelig ſich zu geſtalten; vom tiefſten Leid wagte ich es, aufzublicken zum höchſten Glücke, und dieſes höchſte Glück, Eugenie, lag für mich in Ihrem Herzen, in der Hoffnung Ihrer Liebe, wenigſtens Ihrer Zuneigung zu mir.“

Gewaltſam zwang er ſich, ruhig zu bleiben, er drückte ſeine Rechte vor die Augen, er blickte an den blauen Himmel empor; er biß die Lippen auf einander, als er den glänzenden Sonnenſchein ſah, der heute wie damals um das Häuschen ſpielte.

„Ich glaubte meinem Ziele, meinem Glücke, dem ſtrahlendſten Lichte nahe zu ſein, da warf mich das Schickſal zurück in wilde finſtere Nacht.“

Eugenie zitterte, ſie verſtand ſeine Worte nicht ganz, aber ſie ahnte, was er ſagen wollte. Und dieſe Ahnung wurde ihr zur furchtbaren Gewißheit, als der junge Mann nun mit faſt tonloſer Stimme und einer erſchreckenden Ruhe fortfuhr:

„Heute Nacht erschien George von Breda unerwartet bei mir, ich erschrak, als ich in sein verstörtes Gesicht blickte, aber ich fand sein Aussehen gerechtfertigt, als er mir mit furchterregender Ruhe seinen Zustand geschildert, die Geschichte der letzten Tage berichtet."

Das Mädchen machte eine gewaltsame Bewegung, als wolle sie empor springen; doch legte der Graf die Hand sanft auf ihren Arm, indem er sagte: „Bleiben Sie, Eugenie, seien Sie stark und muthig, hören Sie mich bis zum Ende. — George von Breda hatte ja erfahren, wie unendlich ich Sie geliebt; er mußte daraus abnehmen, welchen entzückenden Hoffnungen ich mich hingäbe, und er war mir die ganze Wahrheit schuldig. — — — Lassen Sie mich einer Sache erwähnen, Eugenie, wovon ich gern nicht gesprochen hätte, welche Sie aber vorhin berührt. George von Breda wußte es, wie uneigennützig meine Liebe zu Ihnen war, wie ich Sie, auch ohne alle Hoffnung für mich, glücklich zu sehen wünschte. Deßhalb war er mir einen klaren Blick in die Verhältnisse schuldig; er wußte, daß er sich in mir nicht irren würde. — Schon früher sagte ich Ihnen, es sei nicht der Zufall, der mich hieher geführt — George war es selbst, der mich veranlaßt, Sie aufzusuchen."

„O George!" rief Eugenie auf's tiefste erschüttert. „Sprechen Sie nicht weiter," wandte sie sich weinend an den Grafen; „ich bin jetzt nicht stark genug, Sie zu hören."

„Und doch muß ich gerade in diesem Augenblicke zu Ihnen reden, kalt und vernünftig zu Ihnen reden, und Sie müssen mich gerade so anhören. — O Eugenie," fuhr er mit einer Leidenschaft, die seine Worte Lügen strafte, fort, „wüßten Sie, wie ich Sie liebe, wüßten Sie, wie das schon allein

meine größte Seligkeit iſt, Sie ſehen, den Blick in Ihr gutes Auge ſenken zu dürfen, den Ton Ihrer Stimme zu hören, Sie würden mir behülflich ſein, ruhig und vernünftig zu Ihnen zu ſprechen, wie es der Ernſt des Augenblickes verlangt.

„Wenn auch Alles gekommen wäre, wie es vor einem halben Jahre den Anſchein hatte, daß es kommen müſſe, mein Tod hätte Sie nicht glücklich machen können. Aber mein Leben kann es vielleicht, wenn ich es Ihnen nach alle dem, was vorgefallen, weihen dürfte, wenn Sie mir geſtatten, als treuer Freund an Ihrer Seite zu gehen, wenn Sie ſich auf dieſen Arm ſtützen wollen, Ihre Hand in die meinige legen, damit ich Sie ſanft durch das Leben führen kann, von der Vergangenheit mit Ihnen ſprechend bis zu dem für mich ſo ſeligen Momente, der gewiß einſtens kommen wird, wo Sie mir vielleicht Dank ſagen für die heutige Stunde und hinzuſetzen: ſie war hart und ſchmerzlich, aber ſie hat, wenn auch nicht unſer Aller Glück, doch unſer Aller Frieden gegründet. — George hat mich beauftragt, ſo mit Ihnen zu ſprechen.“

Sie ſaß unbeweglich da, den Kopf in ihre Hände geſenkt.

„Und nun bin ich zu Ende,“ ſprach Graf Helſenberg nach einer Pauſe mit weicher Stimme. „Nun liegt unſer aller Schickſal in Ihren Händen; — darf ich noch hinzuſetzen,“ fuhr er mit bebenden Lippen fort, „daß für mich Glück und Elend an Ihrem Ausſpruche hängt? Darf ich es noch einmal wagen, Ihnen, Eugenie, ins Gedächtniß zurückzurufen, daß ich auch ohne Ihren Beſitz in Frieden geſtorben wäre bei dem Gedanken, Ihr Glück begründet zu haben, daß Sie mir ſchon darum vertrauen dürfen, daß ich, ohne Sie der unglück-

lichſte Menſch auf Erden bin, daß ich Sie nicht verlaſſen kann und traurig und elend immer wieder Ihre Nähe ſuchen werde, wenn Sie mich auch hundert Mal zurückſtoßen? Ja, Eugenie, ich liebe Sie, ich kann nicht von Ihnen laſſen."

Er ſchwieg, in gewaltiger Aufregung ängſtlich eine Antwort erwartend. Doch da ſie unbeweglich ſaß wie vorhin, ohne aufzublicken, ohne einen Ton ihrer Stimme hören zu laſſen, ſo ward es rings um die Hütte des Jägers ſo ſtill, ſo entſetzlich ſtill, daß der junge Mann das Klopfen ſeines Herzens deutlich vernahm und daß ihm der leiſeſte Lufthauch, der über die Gräſer ſtrich, wie ein mächtiges Sauſen ertönte. — —

— — Da mit einem Male hörte man ein lauteres Geräuſch, den Schall herannahender Fußtritte auf dem dürren Laub, das vom vergangenen Winter übrig geblieben war. Graf Helfenberg blickte tief aufſeufzend in die Höhe und ſah Jemand den kleinen Abhang herabkommen, der den Stock, welchen er in der Hand trug, nicht zum Aufſtützen gebrauchte, ſondern um damit allerlei Figuren in der Luft zu beſchreiben. Es war ein älterer Mann in einem ziemlich abgeſchoſſenen braunen Rock, der jetzt ſeine Stimme erhob und laut und heiter ausrief:

„Da finde ich dich endlich, nachdem ich den halben Wald nach dir durchforſcht."

Kaum erkannte Eugenie den Ton dieſer Stimme, ſo ſprang ſie empor, flog dem Ankommenden entgegen und warf ſich in ſeine Arme.

„Ei, mein Kind," ſagte Herr von Braachen, nachdem er mit väterlicher Zärtlichkeit ihren Kopf an ſeine Bruſt gedrückt, wobei er leicht mit der Hand über ihr volles Haar ſtrich,

„thuſt du doch gerade, als flieheſt du vor etwas Entſetzlichem. Und doch ſehe ich ſo gar nichts Erſchreckliches hier," ſetzte er mit einem launigen Blicke auf den Grafen hinzu, der ſich mühſam gefaßt hatte und grüßend näher trat. „Sollten Sie wohl glauben," wandte ſich der alte Mann an ihn, „daß dieſes Mädchen, meine liebe Eugenie, ein kleiner toller Flüchtling iſt? — Aber wie ich mit Vergnügen ſehe, hat ihr die Flucht nichts genützt. — Nun, mir iſt es nicht nur recht, Herr Graf, ſondern ich will ehrlich ſein und Ihnen nur geſtehen, daß Sie in mir einen der glücklichſten Väter der ganzen Welt ſehen. Wir wollen uns da kein Air geben. Was wahr iſt, iſt einmal wahr, und auch Eugenie — nicht wahr, mein Kind?"

Aengſtlicher als vorher drückte dieſe ihren Kopf an die Bruſt des Vaters, und ein convulſiviſches Zittern flog durch ihren Körper.

„Sie hat nicht ein Wort davon geſprochen," fuhr Herr von Braachen mit einem glückſeligen Lächeln fort, „nicht einmal zu ihrer Mutter, die nach der Stadt fuhr und gleich darauf heim kehrte mit der großen Neuigkeit, die ihr Onkel George mitgetheilt."

Bei Nennung dieſes Namens zuckte Eugenie zuſammen; doch litt ſie es geduldig, als Graf Helfenberg dicht an Vater und Tochter hintrat und ſanft die Hand der letzteren von der Schulter des alten Mannes nahm.

„Onkel George," fuhr dieſer fort, „hat mir auch in Ihrem Auftrage geſchrieben, Herr Graf. Ich hatte freilich keine Ahnung," ſetzte er lachend hinzu, „daß Sie ſelbſt ſo ſchnell da ſein würden. Doch wo iſt der Brief? — Ja, Kind, wenn du mich ſo umklammert hältſt, ſo kann ich unmöglich dieſen wichtigen Brief hervorholen."

Eugenie richtete ſich auf mit halb geſchloſſenen Augen; ſie ſah entſetzlich bleich aus; doch duldete ſie es, daß Graf Helfenberg ſie ſanft von ihrem Vater entfernte und liebreich unterſtützte.

„Ja, hier iſt er," ſprach der alte Herr, indem er ein Papier entfaltete und daraus las: „Mein beſter Freund, Graf Helfenberg — und ſo weiter," murmelte er, „und ſo weiter, Eugenie, was dir der Herr Graf ſelbſt wohl geſagt haben wird. Schließlich ſchreibt Onkel George noch, er freue ſich außerordentlich über dieſe Verbindung, ſie erfülle alle Wünſche, die er haben könne und dürfe. — Und das ſage ich auch von ganzem Herzen. — Und du, Eugenie — unartiges Kind, das alſo ſchon wieder Luſt hat, mich zu verlaſſen, — willſt du Gräfin Helfenberg werden?"

Sie preßte heftig die Lippen auf einander, ſie athmete tief und erhob ihren Blick von der Erde zu der Bank, wo ſie eben geſeſſen, dann zu dem Fenſter des kleinen Häuschens, wo ſie ihre ſchönen Märchen geträumt, endlich empor an den Himmel, deſſen dunkle Bläue ſich in zwei Thränen wiederſpiegelte, die ihre Augen füllten.

„Eugenie!" ſprach Jemand neben ihr in bittendem Tone; und ſie erwiderte leiſe:

„Du haſt es geſagt, Vater."

Dreiundſechzigſtes Kapitel.

Das Ende.

Die Liebe und Sorgfalt, mit welcher Doktor Flecker einen ſchwer verwundeten Freund behandelt, hatte wohl vermocht, deſſen Schmerzen zu lindern und ihm erträgliche Stunden zu machen; doch war die Kunſt des Arztes nicht im Stande, das Leben des edlen Spaniers zu erhalten, und er mußte den Bekannten deſſelben eingeſtehen, daß ſeine Tage nicht nur gezählt, ſondern daß ihrer auch nicht mehr viele ſein würden.

Der Kranke hatte übrigens zuerſt dieſe Vermuthung ausgeſprochen, und die Ausſicht, eine Welt voll Trug und Heuchelei verlaſſen zu müſſen, ſchien ihm nicht im Geringſten ſchmerzlich zu ſein, beſonders wenn er ſich in der Verfaſſung befand, ruhig überlegen zu können. Zwiſchen dieſen leichteren und für ihn und ſeine Umgebung angenehmeren Stunden kamen aber auch jene traurigen Epiſoden, wo er nach Schwert und Schild rief und wo man ihn kaum mit Gewalt abhalten

konnte, ſein Lager zu verlaſſen, um das Schlachtroß zu beſteigen und die Dame ſeines Herzens aus den Klauen blutdürſtiger Wüthriche und entſetzlicher Phantome zu befreien. Eigenthümlich war es dabei, daß er ſich in den anderen ruhigen Stunden jener Raſerei ziemlich bewußt war, nicht nur darüber ſprach, ſondern auch in der Erinnerung an ſeine vergeblichen Mühen und Kämpfe lächeln konnte. Aber nicht bloß ſeine eingebildeten Thaten beſchäftigten ihn in ſolchen Augenblicken, auch ſeine Abenteuer, die er in gutem Glauben beſtanden, gingen alsdann an ſeinem Geiſte vorüber, und er ſprach häufig mit dem Armenarzt über dieſen Gegenſtand.

„Glauben Sie nicht, lieber Doktor," pflegte er zu ſagen, indem er dieſem die Hand drückte, „daß es mir den geringſten Kummer macht, was ich in den traurigen Mienen, mit denen Sie mich oft betrachten, über meinen Zuſtand leſe. Meine Zeit, die ſchon lange vorbei war, iſt nun wirklich dahin geſchwunden, und ich bin vergnügt darüber, denn ich ſehe es wohl ein, daß ich auf eine Art zu wirken verſuchte, die nicht mehr für unſer Jahrhundert paßt, und die, ſtatt Nutzen zu bringen, nur Verwirrung für meine Freunde und mich erzeugte. Es iſt ſchlimmer mit uns geworden," ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, „denn unſere Verhältniſſe ſind ſo geſtaltet, daß es nicht mehr möglich iſt, dem Unrecht, das um uns her geſchieht, mit offenem Viſir entgegen zu treten. Kampf und Waffen haben ſich geändert, und wo wir ſonſt dem wuthſchnaubenden Drachen gerade auf den Leib gingen und ihm im glücklichen Falle das Schwert ins Herz ſtießen, müſſen wir uns jetzt, um ihn zu bekämpfen, einen anderen Drachen abrichten, äußerlich jenem vollkommen ähnlich, oder uns ſelbſt in einen ſolchen verwandeln, der ihn in ſeinem Schlupfwinkel

aufsucht, da er sich nicht mehr ans Tageslicht wagt, und ihn dort, wo er im Finstern schleicht, bekämpfen. Dazu bin ich aber nicht der Mann und mußte deßhalb unter allen Umständen zu Grunde gehen. Wer wagt heut zu Tage noch einen Angriff Mann gegen Mann, Faust gegen Faust? — Wenige mehr. Man greift uns an mit den vergifteten tödtlichen Waffen der Heuchelei, der Lüge, der Verleumdung, und wer sich auf diesem Terrain nicht zu wehren versteht, ist bei aller Ehrlichkeit ein verlorener Mann. Schwert und Lanze waren zu gebrauchen gegen Schild und Rüstung; gegen die Waffen der Schlechtdenkenden aber, die heute mit uns kämpfen, müssen wir uns in den Schafpelz der Scheinheiligkeit, der Heuchelei hüllen und statt der ehrlichen Lanze zur Ab- und Gegenwehr unserem Gegner ein glattes, falsches Wort entgegen schleudern. Es ist das traurig, aber wahr."

Was den Unfall anbelangt, der den tapferen Spanier betroffen, so schien es ihm unmöglich, sich desselben genau zu erinnern, und dieses war der Moment, wo sich, wenn er darüber sprechen wollte, seine Gedanken zu verwirren anfingen. Daß er einen Feind niedergeworfen, wußte er alsdann ganz genau, wer aber dieser Feind gewesen, das wollte ihm nicht mehr klar werden. Für ihn war dies alsdann in seinen Phantasieen keine bestimmte Gestalt mehr, sondern es war das verkörperte Unrecht, der Inbegriff alles Bösen, dem er eine tödtliche Wunde beigebracht, und wenn er mit halb geschlossenen Augen davon sprach, so konnte er lächelnd sagen: „Das war keine schlechte That, die ich begangen."

Die still lauernde Gerechtigkeit sah dies aber anders an, und wenn Don Lariez nicht so hoffnunglos darnieder gelegen, so würde man sich um ihn ebenso angelegentlich be-

kümmert haben, wie um den Gärtner Andreas, der hinter Schloß und Riegel im Vorgeschmack einer sehr ernstlichen Untersuchung sich oftmals seufzend darüber befragte, warum er nicht bei seinen Blumen geblieben.

Das Zimmer, in welchem Don Larioz lag, war ein freundliches und sonniges Gemach, und er liebte es außerordentlich, sich in ruhigen Stunden in seinem Bette aufrichten zu lassen, um über die Dächer der Nachbarhäuser hinweg nach den fernen Bergen zu schauen, die anfingen, sich mit dem frischen Grün des jungen Frühlings zu bekleiden. Dem Kranken that Gesellschaft außerordentlich wohl, und es war ihm lieb, wenn es an seinem Lager nie leer wurde. Die Brenner'sche Familie mußte sich förmlich bei ihm installiren, und wenn die Mutter und Margarethe sich ausschließlich seiner Pflege widmeten und diese mit der liebevollsten Sorgfalt versahen, so verbrachte auch der jüngste Sprößling des Jägers alle seine Zeit, die nicht gerade für das Essen und Schlafen bestimmt war, in dem Zimmer des Spaniers. Dabei war es bemerkenswerth, wie namentlich zu gewissen Stunden die Phantasie des Mannes und des Kindes zusammentraf und wie es den Ersteren beruhigte, wenn der Kleine in seine Erzählungen von Riesen und Drachen so bereitwillig einging und dieselben noch furchtbarer darstellte, als sie Larioz sich ausmalte.

Aber nicht nur seine näheren Bekannten und Freunde kamen häufig, um nach ihm zu sehen, sondern auch Andere, die ihm in den letzten Tagen ferner gestanden oder die vielleicht Ursache hatten, sich ihm zögernd zu nahen. So sein ehemaliger Chef, der Rechtsconsulent, der mit den sichtbarsten Zeichen von Rührung an sein Lager trat, einen freundlichen

Händedruck mit ihm wechselte, und, indem er erschrecklich tief in seine Halsbinde niedertauchte, mit einer verzweifelten Anstrengung, freundlich auszuschauen, die Hoffnung aussprach, den Kranken bald hergestellt und dann wieder auf seinem Bureau zu sehen.

Don Larioz antwortete darauf durch ein mattes Lächeln und ein leichtes Schütteln mit dem Kopfe. „Wenn ich Ihnen auch für diesen Beweis des Wohlwollens erkenntlich bin," sagte er, „so werde ich doch dafür danken müssen. — Ich habe mein letztes Wort geschrieben, möchte aber Ihre Freundlichkeit für jene arme alte Person in Anspruch nehmen." Bei diesen Worten wandte er seine Augen gegen den Tiger, der hinter der Thür stand und mit seiner Schürze das Gesicht bedeckt hielt.

Doktor Plager schluckte heftig, nickte ein stummes Ja und verließ das Zimmer.

Auch Graf Helfenberg kam ein paar Mal bald mit dem Arzte, bald allein, und sein Besuch gewährte dem immer stiller werdenden Kranken eine der glücklichsten Stunden. Der Graf sprach die Hoffnung aus, Larioz bald wieder hergestellt zu sehen, stellte ihm aber alsdann nicht wie Doktor Plager die traurigen Mauern einer Schreibstube als angenehme Zukunft in Aussicht, sondern bot ihm aufs freundlichste einen Aufenthalt auf einem seiner Schlösser an, wo er in der Eigenschaft eines Rechtskundigen seinen Neigungen und Wünschen leben könne, nämlich die Guten beschützen und die Schlechten mit der Schärfe des Gesetzes verfolgen.

In dem Blicke des Spaniers leuchtete auf Momente jenes Feuer wieder, das man in anderen, besseren Tagen an ihm bemerkt hatte, wenn er sich lebhaft für etwas interessirte; er

ergriff die Hand des Grafen und drückte ſie in ſtummer Rührung.

„Ich habe mir das genau überlegt," ſagte Helfenberg, der alle Kraft aufwenden mußte, um heiter zu ſcheinen, beſonders da er die ſonderbar glänzenden Augen des Armenarztes ſah; „und damit Sie im Kreiſe Ihrer Freunde bleiben, die ich ſo liebreich um Sie beſchäftigt ſehe, ſo habe ich mit dem Baron von Breda die Uebereinkunft getroffen, daß der Jäger Brenner, in deſſen Hauſe Sie ſich befinden und der Ihnen mit ſeiner Familie lieb und werth iſt, die Förſterſtelle auf meinem Gute Stromberg übernimmt. Sie werden ſehen, wie angenehm ſich Ihre Zukunft geſtalten wird im Kreiſe von Leuten, die Sie achten und lieben."

„Ja, ja," gab der Spanier nach einer Pauſe mit ſeltſamem Lächeln zur Antwort, „ich werde in ihrem Kreiſe leben, das heißt im Kreiſe ihrer guten und lieben Erinnerungen. Deſſen bin ich gewiß." Er ſchloß eine Sekunde lang ſeine Augen, dann öffnete er ſie plötzlich wieder und fragte mit lauterer Stimme: „Und Gottſchalk, was wird mit ihm?"

„Doktor Flecker hat mich von ſeinem Wunſche in Kenntniß geſetzt," erwiderte Graf Helfenberg, „und ich verſpreche Ihnen, daß ich mich ſeiner aufs treulichſte annehmen werde."

„Ihn zu einem ordentlichen und braven Menſchen zu erziehen," ſagte der Spanier, wobei er die Hand auf den Kopf des Knaben legte, der ſtill weinend ſein Geſicht in die Kiſſen des Bettes vergrub. „Ich wollte das auch thun," fuhr er fort, „fing es aber verkehrt an, indem ich ihn in die Mauern der Schreibſtube einſchloß, die ſeine ohnehin lebhafte Phantaſie durch den äußern Druck, den ſie auf dieſelbe ausübte, noch mehr entflammte und ihm dadurch ſchädlich geworden wäre. —

Ich habe ihn ſehr, ſehr geliebt, meinen kleinen Freund, und ich bin glücklich über das Verſprechen Eurer Erlaucht. Laſſen Sie ihn hinaus aus der dumpfigen Stube, aus der engen Stadt in die weite, herrliche Natur, dort ſeinen Sinn und ſein Herz erſtarken, damit er kräftig allen Stürmen des Lebens, die auch ihm nicht fehlen werden, widerſtreben kann.“——

Schon oft hatte ſich eine unbekannte Perſönlichkeit draußen in der Küche aufs angelegentlichſte nach dem Befinden des Herrn Larioz erkundigt. Es war das ein unterſetzter Mann mit ſtarkem Haar, krauſem, wirrem Barte, lebhaftem Blicke und einer tiefen Baßſtimme. Bei den Nachrichten, die täglich ſchlechter lauteten, war er häufig mit ſeinen Fingern an die Augen gefahren, hatte ſich auch heftig in ſeinem Barte gekratzt und ſeltſame Ausrufe gethan, als: „Oh! — den Teufel auch! — kann's nicht begreifen! wehe! wehe!“

Gewöhnlich wurde dieſer Mann von einem anderen, kleineren und ſchmächtigeren begleitet, der ein kurzes Radmäntelchen trug, einen grauen Hut zwiſchen ſeinen Fingern zerknitterte und unter blonden ſtruppigen Haaren ein blaſſes und eingefallenes Geſicht zeigte. Dieſer kleine Mann war immer mit den Zeichen bedeutender Angſt und Aufregung an der Treppe ſtehen geblieben, hatte auf die Thür hingeſtarrt, hinter welcher Larioz lag, und wenn der mit dem krauſen Barte in der Küche ſein Oh! und Weh! ertönen ließ, ſo floſſen dieſem die hellen Thränen über das blaſſe Geſicht, was dann, wenn der Andere wieder heraus trat, dieſen gewöhnlich zu der Bemerkung veranlaßte:

„Ich ſage dir, Windſpiel, es iſt, hol' mich der Teufel, das letzte Mal, daß ich dich mitnehme. Wenn du, der ſein Freund war, wie ein Schooßhund flennt, was ſoll dann ich

machen, der mit an dem ganzen abscheulichen Handel die Schuld trägt? Ich sage dir, ich bin in der letzten Zeit wie gerädert, und wenn ich meinen Grabstichel in die Hand nehme, so habe ich, statt auf dem Kupfer herum zu kratzen, die entsetzlichsten Selbstmordgedanken."

Diesen Beiden begegnete Doktor Flecker eines Tages auf der Treppe, und ihr Benehmen erschien ihm so auffallend, daß er mit ihnen sprach und sie, als er erfahren, was sie hieher treibe, mit sich hinauf nahm.

Dem Kupferstecher Wurzel schlug das Herz bedeutend, als der Arzt in das Zimmer ging und ihm zu folgen winkte. Er trat mit zögernden Schritten ein, und sein sicheres Auftreten, wodurch er als Vorsitzender des berühmten Bundes so außerordentlich geglänzt, ließ ihn hier gänzlich im Stiche. Mit niedergeschlagenen Augen näherte er sich dem Bette, in welchem der Kranke lag, und als ihm dieser seine Rechte entgegen streckte, ergriff er sie mit beiden Händen, beugte sein Haupt nieder und brach in ein lauteres Weinen aus, als das war, welches er dem armen kleinen Kellner schon so häufig vorgeworfen.

„Grüßen Sie mir die Mitglieder des Bundes zum Dolche Rubens," sagte der Spanier mit einem matten Lächeln, „und wenn Sie nächstens eine Versammlung halten, so gedenken Sie meiner dabei in herzlicher Zuneigung und verfügen irgend etwas zum Besten eines Armen oder Bedrückten; dann will ich hier oder dort mit Freuden der Stunden gedenken, die ich in Ihrem Kreise verbrachte."

„O traurige Stunden!" sprach der Kupferstecher mit einer Stimme, die ihm häufig vor Rührung überschlug; „sehr traurige Stunden! Aber seien Sie versichert, Don Larioz,

die edelmüthige Andeutung, welche Sie mir so eben gegeben, ist auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen. Wir wollen den Bund zum Dolche Rubens, der bis jetzt nur in der Einbildung bestand, in eine feste Verbrüderung umwandeln zum Nutzen und Frommen und zu einem Asyl junger und alter Künstler durch heiteres, nutzbringendes Zusammenleben im Austausche guter Ideen."

Der kleine Kellner hatte sich bis jetzt hinter der Thür gehalten und den Rand seines Hutes in den Mund gestopft, um das ihn krampfhaft überfallende Schluchzen zu unterdrücken. Bei einem neuen gewaltigen Ausbruche aber wandte Don Lariez sein Gesicht nach ihm hin, erkannte ihn augenblicklich, und ein seltsames Lächeln flog über seine Züge. Er richtete sich, von dem Armenarzte unterstützt, mühsam in dem Bette auf, und in seinen Augen zeigten sich auch jetzt wieder Sputen des früheren Feuers.

„Ah!" sagte er mit einem eigenthümlichen Zucken der Finger auf der Bettdecke hin und her, „mein Knappe und Schildträger! Willkommen am Lager des sterbenden Ritters!"

Dokter Flecker beugte sich hinab und blickte besorgt in die Augen des Kranken, doch war der Glanz in denselben schon wieder verschwunden und hatte einem Ausdruck der Heiterkeit und des herzlichsten Wohlwollens Platz gemacht.

Der Spanier fuhr mit seinen zitternden Händen über den Arm des jungen Menschen herab, faßte seine Hand und sagte nach einem längeren Stillschweigen: „Ich wußte wohl, daß ich meinen treuen Gefährten wiedersehen würde, ehe Alles vorbei ist. Es war das von jeher der Brauch, daß der Knappe mit Wehr und Waffen zum Bette seines Ritters trat, ehe dieser die Augen für immer schloß. — So auch — jetzt. —

Ohne zu wanken, haſt du — an mir gehangen — und haſt mir beigeſtanden — in den gefährlichen — Lagen meines vergangenen Lebens. — Auf dich — vererbe ich meinen Degen, nicht zum Gebrauch — denn die Zeit — iſt vorüber — ſondern um ihn aufzubewahren — als Erinnerung an — einen treuen Freund. — Als Symbol der Kraft — im Dulden, denn das — iſt die beſte Waffe in unſerer — armen Zeit. — Wenige Auserwählte — — — — —"

— — Sein Haupt ſank zurück, und Doktor Flecker machte, nach einem neuen prüfenden Blick in das Geſicht des edlen Spaniers, mit thränenden Augen den Freunden ein Zeichen, ſich zu entfernen. Er ſelbſt blieb mit Gottſchalk und der übrigen Familie des Jägers bei dem Sterbenden.

Einige Stunden darauf, als Larioz ruhig und ſanft entſchlafen war, verließ der Armenarzt das Gemach, und er war in ſo tiefen und traurigen Gedanken, daß er nicht einmal daran dachte, ſeinem kleinen Hunde, der ſeine Freude über das endliche Erſcheinen des Gebieters in höchſt unmanierlicher Lebhaftigkeit kund gab, die durchaus nothwendige Zurechtweiſung angedeihen zu laſſen. Er ſtieg vielmehr, ohne um ſich zu ſchauen, die knarrenden Treppen hinab und ſah erſt empor, da drunten an der Hausthür plötzlich die Stimme des Grafen Helfenberg fragte: „Wie ſteht es dort oben, Doktor?"

Der Armenarzt ſchüttelte leiſe den Kopf. „Euer Erlaucht werden mir zugeben," verſetzte er, „daß ich in dieſem Fall ein Recht habe, zu ſagen: aufs beſte! wenn ich mich als Arzt und Menſch auch anders ausdrücken und ſprechen muß: es iſt vorbei — item er iſt todt."

„Sie haben recht, lieber Freund," bemerkte der Graf und drückte die Hand des Andern, die er ergriffen, herzlich in der

ſeinen; „wie der Spanier einmal war, — ſo allein, wie er ſeinen wunderlichen Weg ging, mußte der Tod für ihn das beſte ſein, ſo ſchmerzlich wir den Mann auch vermiſſen werden.“

Das Auge des Doktors war inzwiſchen auf ſeinen vierbeinigen Begleiter gefallen, der eben nicht abgeneigt ſchien, mit einem vorübertrabenden Pudel eine flüchtige Bekanntſchaft anzuknüpfen, nun aber, da er bei einem Seitenblick die Stirn des Gebieters gerunzelt und den Arm mit dem Stock drohend erhoben ſah, klüglich zurückeilte. „Das wollte ich dir auch gerathen haben, du Kreatur!“ murmelte der kleine Mann, und indem er jetzt erſt das Geſicht wieder zum Grafen Helfenberg erhob und deſſen Worte aufnahm, ſagte er: „Euer Erlaucht wollen mir verzeihen, daß ich ausſpreche, was ich im Sinn habe, — es klingt nicht fein, — aber Sie werden mir zugeben, daß es richtig iſt. Ich dreſſire nun an der Kreatur da ſeit einigen Jahren ſchon herum und kann ihr noch immer nicht die alte Natur, den Eigenſinn und Eigenwillen abgewöhnen — item, die Kreatur bleibt eine Beſtie. Unſer todter Freund dort eben,“ fuhr er, die Achſeln zuckend, fort, „war freilich ein Menſch, aber die alte Natur, die verwünſchten Gewohnheiten, die abenteuerlichen Einfälle ſteckten ſo tief in ihm, wie in der kleinen Beſtie hier die ihren, und ſpotteten ſeiner eigenen beſſern Einſicht und des Raths und der Ermahnungen ſeiner Freunde. Ich habe ihn lange gekannt, Euer Erlaucht, ich verkehrte viel mit ihm, denn er intereſſirte mich, ich nahm Theil an ihm, item, ich hatte ihn lieb, den thörichten Geſellen. Sie glauben nicht, welche Mühe ich mir mit ihm gegeben, wie ich auf ihn eingeredet, wie ich verſuchte, ihn Vernunft und Mores zu lehren, ihm all den vertrakten Unſinn aus dem Kopf zu ſchaffen, den er ſich hineingeſetzt. Wie oft hab' ich ihm geſagt: „Verehrter Don, Ihr ſeid, salva venia, obſtinat, item,

wie eins von Euren andaluſiſchen Maulthieren! Item, Ihr werdet nichts als Unannehmlichkeiten und Noth von all dieſen Dingen haben!" — und Euer Erlaucht werden mir zugeben, daß ein Menſch mit Fug und Recht aus der Haut fahren könnte, wenn nach all ſeinen vernünftigen Reden und Vorſtellungen der Andere dann ſeine große Naſe ſtolz erhebt, die ächte Don-Miene aufſetzt und ernſt zur Antwort gibt: „Die alten Ritter haben auch nicht an ihr Glück und ihre Ruhe gedacht, Doktor, ſondern nur an Ehre, Ruhm und Recht. Das hat man vielfältig erlebt."

Sie waren von der Thür fort getreten und gingen langſam die ſchmale Straße entlang, wo ſich in der jetzigen Stunde kein anderer Menſch ſehen ließ; der Graf mochte noch nicht den ihm ſo lieb gewordenen Arzt verlaſſen, hinter deſſen aufgeregten und barſchen Worten er ohne Mühe die tiefe Erſchütterung erkannte, welche derſelbe vom Sterbelager ſeines langen Freundes mit ſich davon trug.

„Und das Verwünſchteſte iſt," ſprach jetzt plötzlich Doktor Flecker heftig, und blieb ſtehen und ſtieß hart mit ſeinem Stock aufs Pflaſter, ſo daß der Hund erſchreckt von einem Kehrichthaufen hinter ſeinen Herrn zurückflog, „das Verwünſchteſte iſt, daß in all dem Unſinn dennoch eine Art von Sinn ſteckt, daß der obſtinate, todte Geſell dort oben für all ſeine Hartnäckigkeit doch einen Grund hatte, bei all ſeinen verkrakten Anſichten und Extravaganzen in einem gewiſſen Recht war. Man möchte des Teufels werden!" ſetzte der choleriſche Mann mit einem neuen Aufſtoßen des Stocks hinzu, und fuhr dann ebenſo lebhaft fort: „Euer Erlaucht müſſen mir ſchon zugeben, daß ich in meiner Stellung allerlei zu ſehen kriege, wovon ihr andern Menſchenkinder euch nichts träumen laßt, gräßliche Noth, gräßliches Elend, Laſter und Schlechtig-

keit, so daß man die Menschen verachten und hassen möchte. Denn sie toben gegen sich selbst und gegen einander wie die Thiere und ärger als dieselben. Man möchte krank werden vor Ekel — selbst unser Einer — und vor Verdruß und Verzweiflung aus der Haut fahren, wenn man sieht, wie sie leben, wie sie ringen, wie sie zu Grunde gehen oder zu Grunde gehetzt werden. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich es treiben möchte wie Don Larioz, unser edler Ritter — und anstatt gegen die leibliche Noth, gegen die geistigen Schäden, gegen das innere Elend der Menschen ankämpfen müßte. Das ist der Krebsschaden, Euer Erlaucht, der reine Krebsschaden, item unheilbar! — Und wenn ich an all die Formen denke, unter denen er auftritt, von denen die eine immer gräßlicher als die andere! Die Unredlichkeit und Falschheit, die Treulosigkeit und Unbarmherzigkeit, die Frechheit und Selbstüberhebung, Mißgunst, Verleumdung, Heuchelei, Neid, Eigennutz — Schmutz, nichts als Schmutz, was ich nenne, wohin ich sehe, greife! Es kann Einem die Haut schauern! Da thäte uns freilich ein Ritter noth, der mit Schwert und Lanze unerbittlich darauf einstürmte, oder ein Arzt, dessen Messer schonungslos hineinschnitte in das wilde Fleisch. Das wär' ein ander Amt, da wär' ein anderer Lohn zu verdienen, als für unser Einen! — Aber der Arzt schreibt nicht auf einem Bureau, der sitzt nicht im Grafenschloß, noch auf dem Königsthron, noch in der Welt. Item, der haust dort oben im Himmelreich und heißt unser Herrgott und steuert den Erdenbäumen, daß sie nicht zu ihm emporwachsen. Und nun wirst du das auch schon wissen, tapferer Don!" setzte er abbrechend mit einem seltsamen Lächeln hinzu.

Sie waren jetzt auf dem Blumenmarkt angelangt und der Arzt blieb stehen, fuhr sich, nachdem er den Hut abgenom-

men, über die Stirn und ſagte: „Euer Erlaucht wollen mir all das Geſchwätz verzeihen. Aber dieſe Narrheiten haben das Ueble, daß in ihnen ſtets etwas Anſteckendes iſt. Wie käme ich ſonſt dazu, mir wie Don Larioz Gedanken über das zu machen, was mich Gott ſei Dank nichts angeht?“

Der Graf drückte ihm die Hand. „Sehe ich Sie heute noch, Doktor?“ fragte er herzlich.

„Ja — ich werde wie immer kommen,“ erwiderte der Armenarzt, und nach einem freundlichen Gruß gingen ſie auseinander.

— — — — — — — — —

Wenige Tage ſpäter ſchritt Jemand langſam, ſtumm und in ſich gekehrt durch die enge Gaſſe, in welcher das Haus lag, das wir verlaſſen. Dieſer blieb vor dem kleinen Laden ſtehen, an deſſen Fenſter die gleichen Spielwaaren aufgeſtellt waren, deren wir ſchon vor einiger Zeit gedacht, und betrachtete einen Moment die bunten hölzernen Figuren, die Bären und die Affen, die mit ihren ſtieren Augen in ewiger Verwunderung auf die Straße blickten, die geſtern und heute ſo hinaus ſchauten, wie ſie es nach Jahren noch eben ſo machen werden, wenn ſie unterdeſſen nicht verkauft und zerbrochen worden ſind. „Das bleibt ſich alles gleich!“ ſeufzte der Mann vor dem Laden; „nur in unſerem Leben der ewige, traurige Wechſel! Es wäre wahrhaftig ein Glück, wenn man auch ſo einige Jahre, alles vergeſſend, in die Welt hinaus ſtarren könnte und dann wieder erwachen ohne alle Erinnerung.“

Er wandte ſich um, warf einen Blick an die Häuſer hinauf und trat in einen weiten Thorbogen, der unſeren Leſern bekannt iſt; er ging die alte knarrende Stiege hinauf, bei den ſtaubigen, halb erblindeten Fenſtern vorüber in den zweiten und dritten Stock; dort blieb er ſtehen, blickte fragend umher

und trat endlich in ein kleines Zimmer, deſſen Thür halb geöffnet war. Hier, in dem ärmlichen Gemache, fand er eine alte Frau; ſie hatte ein paar hölzerne Stühle und einen alten Tiſch an die Wand gerückt; auf letzterem lagen Kleidungsſtücke: ein großer Mantel, ein Hut, neben dieſem ein langes ſpaniſches Rohr. Obgleich das Zimmer, wie ſchon geſagt, klein und ärmlich war, ſo machte es doch keinen unfreundlichen Eindruck, denn das einzige große Fenſter war weit geöffnet und ließ einen ganzen Strom von Sonne und Licht hereinſtrahlen.

Der Fremde trat ein, als ſich die alte Frau gerade damit beſchäftigte, ein Portrait, welches umgekehrt an der Wand geſtanden, abzuwiſchen und alsdann zu betrachten. Um ihre Aufmerkſamkeit zu erregen, huſtete er leicht, worauf ſie ſich raſch umwandte und dann ausrief: „Das hat mich erſchreckt! ich hätte beinahe das Portrait fallen laſſen.“

„Hier wohnt die Familie Brenner?“ fragte der Fremde; worauf die alte Frau erwiderte: „Ja wohl, aber eigentlich da drüben, hier wohnt Niemand mehr. Daß dich! — du lieber Gott! — der, welcher vor ein paar Tagen hier war, iſt dahin gegangen, von wo man nicht wieder kehrt.“

„So bin ich im Zimmer eines kürzlich Verſtorbenen?“ fragte düſter der Fremde. „Wohnte hier vielleicht jener Mann, deſſen Portrait Sie in der Hand halten?“

„Ob es ſein Portrait iſt, weiß ich nicht, aber geglichen hat es ihm ſehr.“

Der Mann, der eben eingetreten, näherte ſich dem Tiſche und betrachtete das Bild.

„O ja,“ ſagte er nach einer Pauſe, „ich habe ihn geſehen, vor kurzer Zeit noch. — Er iſt todt? — Ihm iſt wohl!“

„O ja, es wird ihm wohl ſein, denn er war ein braver

Mann," entgegnete die Frau, wobei sie sich keine Mühe gab, ihre Thränen zurück zu halten, die ihr über die eingefallenen Wangen flossen. „Eigentlich ist er umgebracht worden," fuhr sie nach einem kurzen Stillschweigen fort, „von dem Gärtner eines vornehmen Herrn. Der wird aber auch seinen Lohn noch bekommen."

„Wer? der Gärtner oder der Herr?"

„Meinetwegen Beide; doch wäre es mir lieber, sie hätten ihren Lohn früher erhalten, dann lebte vielleicht der arme Mann noch."

„Der Ansicht bin ich auch," sprach der Fremde, worauf er mit dem Kopfe nickte und hinzufügte: „Also da drüben wohnt die Familie Brenner?"

Er ging auf die bezeichnete Thür zu, klopfte an, und als man Herein! rief, trat er in das Zimmer.

Frau Brenner saß in der Fensternische unter dem Kanarienvogel, der lustig schlug. Sie hatte ein schwarzes Kleid an, und vor ihr stand das kleine Bübchen, welches sich vergeblich bemühte, das uns wohlbekannte alte hölzerne Pferd, dem nun aber alle vier Füße fehlten, zum Stehen zu bringen. Die blasse Frau fuhr fast erschrocken von ihrem Sitze empor, als sie den Eintretenden erblickte, der sich ihr aber freundlich näherte und die Hand reichte, indem er sprach: „Ich muß Sie doch zum Abschied begrüßen, um Ihnen zu sagen, daß ich mich recht sehr über die Veränderung freue, das heißt: freue für Sie, denn mir thut es aufrichtig leid, einen treuen Diener, wie mir Brenner seit langen Jahren war, zu verlieren."

„Ach, auch ihn hat es recht geschmerzt, gnädiger Herr," sagte die Frau, „und uns alle. Wir konnten uns nur darein finden, als mein Mann sagte, Sie wollten vielleicht ein paar

Jahre abweſend ſein und deßhalb Ihre Dienerſchaft anderweitig verſorgen."

„So iſt es," gab George von Breda zur Antwort. „Wie ich ſchon vorhin bemerkte, ſo iſt dieſer Wechſel für Brenner ein angenehmer. Sollte es ihm je einmal nicht gefallen, was ich aber nicht glaube, oder ſollten Sie ſich nach der Stadt zurückſehnen, ſo ſteht ihm mein Haus ſpäter immer wieder offen. Das verſpreche ich Ihnen."

„O, wie gut Sie ſind, gnädiger Herr!" rief die Frau aus, und darauf wandte ſie ſich raſch nach dem Fenſter, wobei ſie mit der Hand ihre Augen verdeckte, — ihre Augen, mit denen ſie in das ſo ſehr ernſt gewordene bleiche Geſicht des Barons forſchend geblickt.

„Ich möchte auch gern Ihrer Mutter einen guten Tag ſagen," ſprach dieſer. „Kann ich zu ihr eintreten?"

Frau Brenner nickte ſtumm mit dem Kopfe und ging alsdann voran nach der Thür des Nebenzimmers, die ſie öffnete, und dabei ſagte: „Der Herr Baron von Breda kommt, nach dir zu ſehen, Mutter."

Die ehemalige Kammerfrau der Gräfin Eller ſaß wie immer in ihrem Stuhle, machte aber beim Eintreten des Barons eine Bewegung, als ob ſie es verſuchen wollte, ſich zu erheben; doch legte ihr Herr von Breda ſanft ſeine Hand auf die Schulter, indem er ſie bat, mit ihm, dem langjährigen Bekannten, keine Umſtände zu machen. — Eigentlich ſollte ich ſagen," fuhr er fort, während er einen Stuhl nahm und ſich der Frau gegenüber niederließ, „Ihren Bekannten vor langen Jahren, denn es iſt eine tüchtige Zeit her, daß wir uns nicht mehr geſprochen."

Wenn auch der Baron bei dieſen Worten lächelte, ſo war dieſes Lächeln doch ein ſehr erzwungenes. Er blickte in

der kleinen Stube umher und dachte dabei an sie, die vor Kurzem erst hier gewesen, und dann erinnerte er sich aufs lebhafteste jenes Tages, wo er drunten auf- und abgegangen, während es sich hier oben begeben, so ganz anders, als er gefürchtet, und doch in seinem Resultate wieder trauriger für ihn, als es sich die regste Phantasie nur hätte ausmalen können. — Da hatte sie gesessen, vielleicht auf derselben Stelle, wo er sich befand; hier hatte sie in die schönen klaren Augen der alten Frau geblickt und des Grafen Worten gelauscht. — Aber nicht mit der Liebe, sprach er zu sich selber, wobei sich seine Brust unter tiefen Athemzügen hob, mit welcher sie an mich gedacht. Ich hätte nicht geglaubt, daß mir das einen solchen Trost gewähren würde.

Die Fenster standen der angenehmen Witterung wegen offen, und als George von Breda nach einer langen Pause aus seinem tiefen Nachdenken erwachte, zeigte er auf einen Kastanienbaum vor dem Fenster, der in geschützter Lage schon anfing, seine frischen grünen Blätter zu entrollen, und sagte: „Ihnen wird die Veränderung angenehm sein, die der Familie bevorsteht; Sie werden auf dem schönen Stromberg wohnen zwischen freundlichem Grün, umgeben von Blumen, in angenehmer Erinnerung der glücklichen Tage einer früheren Zeit. — Denken Sie auch zuweilen daran?“

„Ob ich daran denke!“ entgegnete die alte Frau. „Was bliebe mir in der Einsamkeit so vieler Stunden, wenn ich sie nicht mit freundlichen Gestalten bevölkerte! — Neulich war ich glücklich,“ setzte sie lebhaft hinzu. „Da trat die Vergangenheit aufs lieblichste verkörpert hier in mein kleines Stübchen.“

„Ja, ja, Eugenie war hier,“ sprach der Baron, wobei er vor sich niederblickte.

„Und ſie iſt ſo glücklich geworden, wie ich mit großer Freude gehört.“

George von Breda biß die Lippen zuſammen, dann ſagte er mit einer Stimme, die ſehr ruhig klang: „Ich glaube und hoffe ſo. Sie hat erreicht, was für ein junges Mädchen das Wünſchenswertheſte ſcheint; ſie hat, wie man ſo ſagt, eine vortreffliche Partie gemacht; ſie iſt ſeit geſtern Gräfin Helfenberg.“

Der Baron ſprach das anſcheinend ſehr gleichgültig, ja, vergnügt, doch ſchien er den Blick der alten Frau nicht ertragen zu können, denn er hob die Augen zum blauen Himmel empor und ſeine Stimme zitterte ein wenig, als er den Namen ſeines Freundes ausſprach. — Ein furchtbares Geſchick! klang es in ſeinem tiefſten Innern; aber da ich es über mich vermocht, das ruhig zu ſagen, was ich eben geſagt, ſo wird es mir auch wohl gelingen, nach und nach das Gleichgewicht wieder zu finden.

„Sie werden den Grafen und die — Gräfin auf Stromberg ſehen,“ ſagte er nach einer Pauſe; „ſie wollen nach einer längeren Reiſe dort leben.“

„Und Sie, gnädiger Herr, Sie werden auch häufig hinaus kommen?“ fragte die alte Frau. „O, wenn es mir erlaubt wäre, zu ſagen, daß es mich glücklich machen würde, dort alle wieder vereinigt zu ſehen, deren ich mich aus den Zeiten der hochverehrten Gräfin Eller mit ſo vieler Liebe erinnere!“

„Vorderhand muß ich darauf verzichten,“ gab der Baron zur Antwort. „Ich bin im Begriff, eine größere Reiſe zu machen, die mich vielleicht ein volles Jahr von hier entfernt halten wird. Schon lange trug ſich meine Frau mit dem Wunſche, fremde Länder zu ſehen, weßhalb wir heute auf länger die Stadt verlaſſen.“

Bei dieſen Worten erhob ſich der Baron raſch und reichte der alten Frau die Hand.

„Auf Wiederſehen alſo nach einiger Zeit!“ ſagte er, „Gedenken Sie meiner freundlich, wenn Sie auf Stromberg die Orte ſehen, wo ich als Kind geſpielt. Wenn ich zurückkomme, werden Sie mir hoffentlich viel Schönes und Angenehmes zu erzählen wiſſen.“

Er drückte haſtig ihre Hand und verließ das Zimmer, worauf er nach einem freundlichen Gruße gegen Frau Brenner die Treppe gewann und das Haus verließ.

Es war einer jener duftreichen Frühlingsvormittage, wo man die Spitzen der hohen Häuſer und die Kirchthürme Morgens leicht verſchleiert geſehen, bis der ſchon kräftige Strahl der Sonne alle Nebel hinabdrückte und dieſe als Thau das Straßenpflaſter benetzten. Die Luft war ſo würzig und wohlthuend, daß man ſie gern in vollen Zügen einathmete; der Himmel glänzte ſo klar, wie man ihn ſelten ſah: Schatten und Licht waren aufs ſchärfſte abgegrenzt.

George von Breda ging die enge Gaſſe hinab und trat auf den Blumenmarkt, der heute, namentlich rings um den alten Springbrunnen, ſeinen Namen rechtfertigte. Da ſah man die erſten Kinder des Frühlings: Veilchen, Maiblumen, ja, ſelbſt ſchon Roſen, glänzend im Morgenthau, ſüße Wohlgerüche ausſtrömend. Da herrſchte auf dem Platze, den der Baron noch vor kurzer Zeit ſo öde und leer geſehen, ein reges Leben. Er blieb einen Augenblick bei der Fontaine ſtehen, und als er an das dachte, was er vor Kurzem hier erlebt, ſo freute er ſich der heutigen Veränderung; es war ihm, als habe er ſeine Liebe begraben und ſehe nun ihren Grabhügel mit lieblichen Blumen bedeckt; er freute ſich innig, den Platz, wo ſich ſein Leben gewendet, ſo wieder geſehen zu haben; in

dieſem milden Gewande ſollte ihm derſelbe in Erinnerung bleiben — —

Der Baron wollte gerade den Blumenmarkt verlaſſen, als er eines Bekannten anſichtig wurde, der ihm entgegen kam und ſchon auf einige Schritte Entfernung an den Hut langte, um ihn zu begrüßen. Es war der Armenarzt Doktor Flecker, der ganz in ſeiner alten Weiſe daher kam.

„Verehrter Herr Baron, ich wünſche Ihnen einen guten Morgen!“ rief ihm dieſer entgegen. „Wie ich vernommen, ſind Sie im Begriffe, abzureiſen, und Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß ich es für ein glückliches Ungefähr halte, Sie hier zu finden, um Ihnen meine beſten Wünſche zu ſagen.“

Beide reichten ſich die Hände, worauf Herr von Breda ſprach: „Sie ſind ein Wundermann, Herr Doktor, und Ihnen in dem Augenblicke zu begegnen, wo man im Begriffe iſt, eine längere Tour anzutreten, muß als gute Vorbedeutung betrachtet werden. Wenn es Sie nicht zu ſehr aus Ihrem Wege entfernt, ſo würde ich Sie bitten, mich ein paar Schritte zu begleiten. Ich muß nach Hauſe, denn ich habe ſchon mit allerlei Gängen meine Zeit verſäumt.“

„Gewiß nicht,“ entgegnete der Doktor; „meine Wege führen mich überall hin, denn in allen Theilen der Stadt warten meine armen Freunde auf mich. — Item, gehen wir.“

Sie verließen den Blumenmarkt, und im Weiterſchreiten ſagte Baron von Breda: „Ich war eben in einem Hauſe, wo ich zufällig vom Tode eines Mannes hörte, der Ihnen näher befreundet war, und mit dem ich neulich auf eigenthümliche Art zuſammentraf.“

„Ah ja! ich erinnere mich,“ verſetzte lächelnd der Armenarzt. Doch verſchwand dieſes Lächeln wieder, als er hinzu-

ſetzte: „Da iſt uns ein edler Freund geſtorben, ſonſt eine ſonderbare Perſönlichkeit, die viel Gutes hätte wirken können, wenn ſie nicht in dem Wahne befangen geweſen wäre, es ſei ihre Schuldigkeit, allen Menſchen zu helfen.“

„Und das können wir doch nicht, beſter Herr Doktor,“ ſagte George von Breda mit Betonung. „Was dem Einen zum Glücke ausſchlägt, führt oft das Unglück eines Anderen herbei.“

„So iſt es, Herr Baron. Hängen wir doch mit unſeren Nebenmenſchen in Art einer Wage zuſammen: was Dieſen erhebt, drückt Jenen hinab.“

„Ja, das iſt richtig,“ meinte Herr von Breda mit leiſer Stimme.

„Bah!“ rief der Armenarzt achſelzuckend, „man muß darüber nicht nachgrübeln. Das hab' ich neulich an mir ſelbſt geſpürt — item, es iſt Unſinn! Heute ſinkt die Wagſchale unſeres Lebens, morgen ſteigt ſie wieder.“

„Und zu dem Steigen kann man das Seinige beitragen.“

Der Doktor blickte den Baron fragend an.

„Man entledige ſich ſo viel thunlich des Ballaſtes, der unſere Seele niederdrückt; man werfe alle thörichten Hoffnungen und Wünſche über Bord.“

„Wer das kann.“

„Ja, wer das kann!“ ſprach ſeufzend George von Breda. „Apropos,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher Beide ſtillſchweigend fortgeſchritten waren, „man ſagte mir, auch Sie würden die Stadt verlaſſen, um ganz bei Helfenberg zu bleiben. Iſt dem ſo?“

Der Doktor ſchüttelte mit dem Kopfe. „Ich kann meine „Armen nicht verlaſſen,“ ſagte er. „Den Teufel auch! Sie werden mir zugeben, daß das nicht ſo leicht geht. Wenn meine Kranken reiche Leute wären, ſo würde ich mir nichts

daraus machen, ihnen ein zierliches Circular zuzufertigen: Ihr bisheriger Hausarzt, Doktor Flecker, sieht sich veranlaßt u. s. w. u. s. w. Aber meinen Patienten darf ich nicht so kommen; item, wir sind lauter gute Freunde mit einander, wir bilden, so zu sagen, eine einzige, wenn auch mitunter etwas traurige, Familie, deren Oberhaupt ich zu sein die Ehre habe; und diese Ehre ist mir viel zu groß, als daß ich sie so leichtsinnig wegwerfen sollte. Ich versichere Sie, Baron Breda, meine armen Kranken, namentlich die Kinder, sind meistens ein dankbares Volk; sie schauen zu mir wie zu etwas recht Hohem empor, und das schmeichelt."

„Ich beneide Sie um Ihre Beschäftigung und um Ihren Humor, Doktor," versetzte Herr von Breda. „Und Sie haben vollkommen Recht; Helfenberg bedarf ja, Gott sei Dank, Ihrer Hülfe jetzt nicht mehr."

„Nein, er bedarf ihrer jetzt nicht mehr," antwortete der Armenarzt in eigenthümlichem Tone. „Gott hat mir gnädigst gestattet, ihn herzustellen; aber —"

„Leben Sie wohl, Doktor!" rief hastig der Baron; „meine Zeit drängt. — Auf fröhliches Wiedersehen!"

Damit verließ er den einigermaßen erstaunten Arzt und hatte in Kurzem seine Wohnung erreicht, wo ein bepackter Reisewagen stand, an den so eben die Pferde gespannt wurden.

George von Breda hatte nur noch wenig in seinen Zimmern zu thun. Mit einem unaussprechlich traurigen Gefühle nahm er seine Brieftasche hervor, in der sich jene Rose und das Geldstück befanden, legte das alles in ein Kästchen, und als er dieses zuschloß, sprach er leise zu sich selbst: Welche Gedanken werden mich bewegen, wenn ich es wieder öffne?

Vierundſechzigſtes Kapitel.

Zwei Jahre ſpäter.

Zwei volle Jahre ſpäter als jene Zeit, in der unſer letztes Kapitel ſchließt, ſah man des Morgens gegen 10 Uhr auf der Landſtraße, die nach der Stadt zuführte, eine fremd gewordene und dadurch faſt ſeltſame Erſcheinung; es war ein ſchwerer, aber eleganter Reiſewagen, und er nahm ſich um ſo eigenthümlicher aus, als neben der Straße, auf der er fuhr, freilich mehr in der Tiefe, gerade ein Eiſenbahnzug deſſelben Weges brauste. Der Poſtillon, der auf dem Sattelpferde des Geſpanns ſaß, welches dieſen Reiſewagen zog, — er war feſtlich gekleidet, trug eine ſaubere Uniform, auf dem Hute einen Federbuſch und an der Bruſt einen mächtigen Blumenſtrauß — hatte ſeine Peitſche auf den linken Arm herübergelegt und blickte ſinnend auf die ſchnelle, rieſenhafte, gelenkige, feuerſpeiende Schlange, welche da unten durch das Thal hinſchoß, fort und fort auf der langen Eiſenſpur, eingehüllt in Rauch und Qualm. — „Das ſchneidet allerdings unſer

Grundwaſſer ab," ſprach er kopfnickend, „aber man mag ſagen was man will, mir ſoll kein Menſch weis machen, daß nicht nach langen, langen Jahren alte Leute von heute ſprechen werden und es bedauern, daß die luſtigen Extraposten nimmer zu ſehen ſind. — Ja, pfeif nur! — Für einen vornehmen Herrn muß es doch ein jämmerliches Vergnügen ſein, ſo eingepfercht zu ſitzen. Und dann, wenn ſie ankommen, das Gewühl, der Lärm — pfui Teufel!"

Und als wollte er ſich beruhigen, ſteckte er die Peitſche in ſeinen Stiefel, machte das Horn aus der Schnur auf dem Rücken los, brachte es an ſeine Lippen und blies, vielleicht angeregt durch den grünen dichten Wald, der nun die Chauſſee auf beiden Seiten einrahmte, die Melodie des bekannten Liedes:

Der Jäger von Churpfalz
Der ſtolpert über'n Haſelſtrauch
Und bricht beinah' den Hals.

Angenehm für den Virtuoſen war es, daß es gerade bergauf ging, was auch die vier Pferde benutzten, um ſchweifwedelnd im langſamſten Schritt zu gehen. Wie aber Alles auf dieſer Welt ein Ende nimmt, ſo auch das Blaſen des Poſtillons und der ziemlich lange Berg. Auf der Höhe deſſelben ſah man die Stadt vor ſich liegen, weiterhin die Häuſermaſſen, näher einzelne Gebäude, unter dieſen hervor erblickte man ein ziemlich hohes Dach mit einer rothen Fahne.

In dieſem Momente legte ſich eine junge Dame ein klein wenig aus dem Wagenſchlag, ſchaute dort hinab und ſagte dann zu Jemand, der neben ihr ſaß:

„Ich habe das Haus geſehen mit ſeiner rothen Fahne."

Der Poſtillon that jetzt einen lauten Zungenſchlag, ſeine

lange Peitsche berührte mit einem Zickzackhieb fast zu gleicher Zeit alle vier Gäule, und da nun der Wagen rasch abwärts flog, so verschwand auch die Stadt wieder und ebenso das Haus mit der rothen Fahne. Unten angekommen, wo die Landstraße wieder aufstieg, erhob sich einer der Bedienten, die hinten auf saßen und rief dem Postillon zu: „Jetzt mußt du rechts fahren, aber thu's langsam, der Weg ist dort nicht ganz sauber."

„Er ist ja gemacht worden," sagte der andere Bediente mit einem bedeutsamen Kopfnicken, „und wie gemacht worden! Ihre Erlaucht wird sich wundern."

Und Ihre Erlaucht, die junge und schöne Gräfin Helfenberg, die neben dem Grafen im Wagen saß, wunderte sich in der That, als nun der Reisewagen von der Chaussee weg in den ihr wohlbekannten, früher so verwilderten Weg einlenkte und da sanft fortrollte.

Wie war das hier anders geworden! eine breite, mit weichem Sand bedeckte Straße zog sich wie unter einer Laube dahin, denn wenn auch Gräben und Einfassungen rechts und links wieder hergestellt waren, so hatte man doch Bäume und Sträucher geschont, und diese berührten sich von beiden Seiten und bildeten ein breites Schattendach.

Eugenie sah den Grafen an, der mit dem Ausdrucke innigster Liebe ihren Blicken begegnete, dann legte sie ihre Hand in die seinige und verbarg einen Augenblick das Gesicht an seiner Brust. Als sie wieder aufschaute, lächelte sie durch Thränen und sagte:

„Wie dankbar bin ich dir, lieber Hugo, daß du Alles das hier so werden ließest! Weißt du wohl, daß ich mich vor dem öden Wege, den umgestürzten Bänken, der halb

verfallenen Brücke und namentlich vor den Steinfiguren im Grase gefürchtet habe? Erschien mir doch alles das in der Erinnerung wie ein gespensterhafter Traum, und ich zitterte fast, wenn ich daran dachte, nun seine Wirklichkeit durchleben zu müssen."

„Das fühlte ich für dich, mein Kind," erwiederte der Graf, indem er mit der Hand leicht über ihr glänzendes Haar strich und, da er einmal so beschäftigt war, ihren Kopf sanft umwandte und sie auf die Lippen küßte. „Sage mir ehrlich," fuhr er alsdann fort, „erscheint dir wirklich Manches von der Vergangenheit wie ein gespensterhafter Traum, den du weit hinter dir wünschest? — Wenn dem so ist, du liebe Träumerin, so sage mir, wann bist du eigentlich erwacht, und verkünde mir ohne Rückhalt, ob dein Erwachen wirklich ein fröhliches war."

Der Blick, mit dem sich die junge Frau nach diesen Worten an ihn schmiegte, hatte etwas Verschämtes; auch dauerte es eine kleine Weile, ehe sie zur Antwort gab:

„Um ganz ehrlich zu sein, will ich dir nicht verschweigen, daß, als wir zum letzten Mal diesen Weg fuhren — wir hatten uns von Mutter und Vater verabschiedet — ich in dem bösen Traum noch ziemlich befangen war. Dabei will ich noch hinzufügen, daß das Erwachen sogar sehr langsam von Statten ging. — — Nie, mein guter Hugo," setzte sie alsdann mit vor Rührung zitternder Stimme hinzu, „werde ich aber dabei vergessen, wie liebevoll, wie zart du die Schläferin, die Träumerin, die Nachtwandlerin behandeltest, wie du sie nie durch ein lautes Wort erschreckt, wie du ruhig zusahst, als sich so nach und nach ein Band um das andere löste, die ihr

Gemüth, ja, warum ſoll ich's läugnen, auch ihr Herz gefangen hielten."

„Das war ja meine Schuldigkeit, liebes Kind; ich war Egoiſt, weiter nichts."

„Verkleinere nicht das, was du gethan, Hugo!" bat ſie mit dem herzlichſten Tone ihrer Stimme. „Wußte ich doch damals, wie innig du mich liebteſt, und wie es dir durch die Seele ſchnitt, daß ich noch eine Zeit lang ſo düſter fortträumte."

„Und als du erwachteſt?" fragte Hugo mit einem treuherzigen Lächeln.

„O da fühlte ich mich glücklich, ſelig wie eine Gefangene es nur ſein kann, deren Feſſeln ſich löſen, die aus dumpfigem Kerker nun mit einem Male an die friſche, freie Himmelsluft, an den hellen, glänzenden Tag tritt."

„Und dieſer Tag, Eugenie?" ſagte der Graf nach einer kleinen Pauſe, während welcher er ihre Hand an ſeine Lippen gedrückt hatte, „erſchien er dir glücklich? Dachteſt du wirklich nicht mit einer kleinen Sehnſucht an die Vergangenheit?"

Statt aller Antwort ſchlang ſie haſtig ihre beiden Hände um ſeinen Hals, drückte ſich feſt an ihn und verſetzte erſt nach einer längeren, ſüßen Pauſe:

„Du böſer, böſer Menſch! Wenn du noch einmal ſolche Fragen ſtellſt, ſo ſchließe ich die Augen und ſchlafe ein, um nichts von alle dem zu ſehen, was du hier gemacht. — — — Aber nein, nein," fuhr ſie darauf luſtig fort, indem ſie wie ein tolles Kind von ihrem Sitze emporſprang, und ſich dann wieder tief in die Kiſſen des Wagens fallen ließ, „damit wäre ja nur ich geſtraft, und zur Strafe für dich will ich recht luſtig ſein. — Nicht wahr," ſprach ſie ſchelmiſch lächelnd, „ich ſollte wohl hier ganz ſtill und nachdenklich ſein? —

O Gott! das kann ich ja nicht," rief sie aus, indem Thränen ihre Augen füllten, „komme ich ja hier in meine Heimat zurück, in meine gute, liebe Heimat, in meine süße Heimat — da den Baum kenne ich wieder — und den auch! — Was, sogar Blumen hinter den alten Steinbänken? — Dort ist auch die früher so verfallene Brücke! — — Ah! das ist lieb, Hugo, daß das graue Gemäuer mit Schlingpflanzen verziert wird. O wenn du nur fühlen könntest, wie in diesem Augenblicke mein Herz schlägt!"

„Ich fühle es, meine Eugenie."

Nun sprach sie nichts mehr; sie beugte sich vornüber, sie schaute mit starrem, eigenthümlich funkelndem Auge hinaus und man sah, daß ihre Gedanken den Blicken weit voranflogen.

Jetzt rollte der Wagen über die Brücke, kurze Zeit darauf bog er links und nun hatten sie die Avenue erreicht, wo vordem die herabgestürzten Steinfiguren gelegen. Diese waren verschwunden, und das Ganze hatte sich ein wenig verändert; rechts und links sah man Gebüsche und einzelne Bäume weggenommen und so, was stehen geblieben, von dem anderen isolirt, daß nun das Buschwerk in zierlichen Gruppen auf der Ebene vertheilt war. Der Boden war mit einem saftig grünen Rasen bedeckt, und der ehemalige Fußpfad hatte sich in einen breiten, sanft geschlungenen Fahrweg, mit weichem Sande beschüttet, verwandelt.

Das alles bemerkte Eugenie wohl, aber sie gab durch kein Zeichen zu erkennen, daß sie es sah; ihre Blicke bohrten sich zwischen die Bäume hinein, und jetzt zuckte es in wehmüthiger Freude auf ihrem Gesichte auf. — Da in einiger Entfernung wurde ja das kleine Schloß sichtbar, in dem sie

ihre Jugend verlebt; da ſah man ſeine rothen Mauern durch das Grün der Gebüſche hervorglänzen; da erblickte man die ſpitzen Dächer der Erker auf den Seiten ſtolz über dieſelben emporragen. Und die Dächer hatten recht, ſtolz zu ſein, denn nachdem ſie Jahre lang ſehr vernachläſſigt worden, hatte man ihnen jetzt ein neues Kleid von glänzenden grünen und blauen Ziegeln angezogen. — Und was für ſtattliche Wetterfahnen ſie trugen! — — —

Auf dem weichen Weg und unter dem angenehmen Schatten der Bäume trabten die vier Pferde munter dahin, und der Poſtillon wickelte abermals ſein Horn los und blies, diesmal aber nicht den Jäger aus Churpfalz, ſondern:

Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn i wiederum komm,
Kehr' i ein, mein Schatz, bei dir.

Dann warf er eilig ſein Horn auf den Rücken, nahm die Zügel kürzer, die Peitſche ſauste über das ganze Geſpann, und er that ſein Mögliches, um mit einem recht flotten Zuge vor die beiden Obelisken hin zu gelangen, die heute noch wie damals den Eingang zum Hof bildeten.

Aber auch die Obelisken ſahen freundlicher aus; aus ihren nachgemachten Hieroglyphen hatte man Staub und Moos entfernt, und ſie ſtanden ſtattlich da und würdig des nicht nur reinlich hergeſtellten, ſondern auch zierlichen Hofes. Hier bildete ein neues Pflaſter eine glatte Fläche, und in der Mitte bemerkte man ein großes Rondel, freundlich eingehegt und mit einer Gruppe prachtvoll blühender Blumen verſehen.

Zwiſchen den Obelisken ſtand ein kleiner, alter, gebückter Mann, der beim Heranahen des Wagens ſeine beiden Hände erhob und eifrig mit dem Kopfe nickte. So ſchnell ſich auch

in diesem Augenblicke die Bedienten vom Bock herabgestürzt hatten, um den Schlag zu öffnen, so war ihnen doch Graf Helfenberg zuvor gekommen. So leicht und gewandt wie nur in früheren Zeiten sprang er auf den Boden, nahm alsdann Eugenie in seine Arme und ließ sie erst wieder dicht vor dem alten Vater auf den Boden. Es war dies eine rührende Scene des Wiedersehens, und der alte Herr betrachtete sein Kind, nachdem er es innig abgeküßt, von allen Seiten, worauf er mit einigem Stolze meinte, Eugenie sei viel schöner geworden.

„Ein Compliment," sagte lachend Graf Helfenberg, „für das auch vielleicht ich ein klein wenig Ursache habe, mich zu bedanken, aber —"

„Wo ist denn Mama?" fragte die junge Gräfin mit einer etwas besorgten Miene.

„Vollkommen wohl," erwiderte der alte Herr; „aber ihr wißt wohl, Kinder, wie sie sich bei allen Dingen aufregt; heute Morgen — nun ihr könnt euch denken, daß wir seit vierzehn Tagen von eurer Ankunft sprechen — da hatte sie mit der größten Entschlossenheit alle möglichen guten Vorsätze; zuerst wollte sie auf die Eisenbahnstation fahren, um euch dort in Empfang zu nehmen; dann meinte sie, es sei besser, wenn sie sich erst am Ende unseres Waldweges zeige, aber" — unterbrach sich der Baron eifrig, „was stehen wir hier auf dem Hofe? Kommt geschwind herein! Mama wird es mit Recht für unverzeihlich halten, daß wir nicht zu ihr eilen." — Damit faßte er den Grafen mit seinem rechten und die Tochter mit dem linken Arm und schritt mit ihnen, so schnell es ihm möglich war, dem Hause zu. — „Ja, was habe ich vordem sagen wollen?" sprach er währenddem. —

„Richtig! Je näher es gegen Mittag kam, um so kürzer bestimmte sie den Weg, den sie euch entgegen gehen wolle, nicht aus Mangel an Freude — nun, das denkst du auch nicht, Eugenie, aber weil sie sich vor einer heftigen Aufregung fürchtete. Nun also, vor einer Stunde noch, da wollten wir euch bei der Brücke empfangen, dann unten am Hofe — aber wie ich vor kurzem oben am Fenster stehend das Rollen des Wagens und das Klatschen der Peitsche vernahm, da trieb sie mich allein hinunter. Ich wette, sie sitzt droben in ihrem Stuhle und weint, aber aus purer Freude," setzte er mit glückseligem Blick hinzu; „wie könnte das auch anders sein!"

Eugenie flog die wohlbekannte Treppe hinan; oben aber mäßigte sie tief athemholend ihren Schritt und trat leise in die Thüre des Boudoirs ihrer Mutter, wo sie dieselbe wirklich auf ihrem Fauteuil sitzen sah.

„Mama, ich bin wieder hier."

Nach diesen Worten sank sie vor der Mutter auf den Boden nieder und drückte einen Augenblick ihr Gesicht in deren beide Hände, aber nur einen Augenblick, dann hob sie ihr Haupt empor, blickte ihre Mutter durch die herabstürzenden Thränen lächelnd an und sagte: — —

„— — Mama, ich bin sehr — — sehr glücklich."

Diese paar Worte schienen mit belebender Kraft auf die Baronin zu wirken, denn sie erhob sich plötzlich, umschlang heftig ihr Kind mit beiden Armen, küßte sie auf die Stirn, auf die Augen, auf das Haar und rief zu wiederholten Malen aus:

„Gott sei gelobt! so viel Segen habe ich nicht erwartet."

Graf Helfenberg, der diese Scene nicht stören wollte, that dem alten Herrn den Willen, sich in ein Zimmer zu ebener Erde nöthigen zu lassen, wo dieser mit leuchtenden

Blicken am Eingange ſtehen blieb und mit einer Handbewegung ſagte:

„Sind Sie mit der Aufſtellung zufrieden?“

Was hier aufgeſtellt war, kann ſich der geneigte Leſer, der unſerer wahrhaftigen Geſchichte mit einiger Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, wohl denken. So ſehr ſich auch der Graf freundlicher Weiſe das Anſehen gab, Alles dies ſcheinbar aufs höchſte überraſcht zu bewundern, ſo kannte er doch einen großen Theil dieſer Vaſen, Krüge, Lampen aufs allergenaueſte, denn er hatte ſie dem eifrigen Sammler durch allerlei Zwiſchenträger zukommen laſſen, offizieller Sendungen nicht zu gedenken, die er ihm hatte aus Italien ſchicken laſſen.

Nachdem die Sammlung gehörig bewundert war, ſtiegen auch ſie die Treppen hinauf, wo ſie oben auf dem Gange die Baronin fanden, die ſich jetzt wieder ſo weit gefaßt hatte, um ihren Schwiegerſohn zu bewillkommnen. Sie that das mit wenig Worten, aber als ſie mit vor Rührung zitternder Stimme hinzuſetzte: „Wie iſt Eugenie ſo froh, ſo glücklich zurückgekehrt!“ Da wallte ihm das Herz auf, er preßte ſeine Lippen heftig auf einander, und aufgeregt, wie auch er war, mußte er unwillkürlich mit den Augen zwinkern.

— — — — — — — — — — —

Drunten hatte unterdeſſen der Poſtillon ausgeſpannt, ſein reichliches Trinkgeld empfangen, auch noch einen kühlen Labetrunk aus einem dickbäuchigen irdenen Kruge, den er wiederholt an die Lippen ſetzte, um ihn gänzlich zu leeren, was ihm als am heutigen feſtlichen Tage unumgänglich nothwendig vorgeſtellt wurde und wozu es auch nicht vieler Ueberredungskunſt bedurfte. Zum Danke dafür half er dem Kutſcher des Grafen den prächtigen Viererzug Brauner einſpannen, welcher

die Herrschaft von hier nach Stromberg führen sollte. Daß er von den edlen glatten Thieren hinweg, die mit den Hufen ungeduldig im Sande scharrten und mit den Köpfen schüttelten, fast mitleidig zu seinen müden Gäulen hinüberschaute, welche ihre Häupter hängen ließen, ist wohl begreiflich; doch mischte sich nicht die Spur von Neid in diese Betrachtungen. Als er sich von den Stallleuten verabschiedet hatte und in den Sattel sprang, ritt er zufrieden durch den duftigen Wald der Landstraße zu und dachte an sein kleines Haus mit der Bank davor, wo er heute Abend sitzen werde, die Beine weit ausgestreckt, seine Pfeife rauchend und dabei den Kindern erzählend von dem nobeln Herrn und der wunderschönen Dame, die er heute Nachmittag geführt.

Als der Reisewagen des Grafen eingespannt war, erschien einer der Bedienten mit der Meldung: Seine Erlaucht wollten mit der Gräfin nach Stromberg fahren in dem kleinen Phaeton, der für den Baron und die Baronin bestimmt sei, diese aber würden sich in den Reisewagen setzen.

Ob der feine Hieb, den der Kutscher nach Anhörung dieser Botschaft dem Vorläufer-Handpferd, das allerdings ein wenig ungeduldig hin und her trat, mit der äußersten Spitze der langen Peitsche versetzte, wirklich dieser Unart galt oder ob der Unmuth, die Herrschaft an diesem wichtigen Tage nicht führen zu dürfen, seinen Arm gelenkt hatte, lassen wir dahin gestellt sein, — genug, die Sache wurde ausgeführt wie vorhin befohlen.

Wenige Augenblicke nachher erschien Graf Helfenberg, die Baronin führend, und trat an seine Pferde, nachdem er den Kutscher freundlich gegrüßt, und klopfte jedem der Thiere wohlgefällig auf den schlanken Hals.

„Wie geht's, Joſeph? — immer wohl geweſen?"

„Danke, Erlaucht, ja, ja, freuen uns Alle auf den heutigen Tag; hatte ſehr gehofft —"

„Hm! hm!" machte einer der Bedienten, der hinter dem Kutſcher ſtand, wobei er ihn freundſchaftlich in die Rippen ſtieß.

Der alte Herr folgte nun mit Eugenien, und wir müſſen ſchon geſtehen, daß die ſämmtliche, hier verſammelte Dienerſchaft mit noch größerem Intereſſe auf ihre neue Herrin blickte, als ſie vorhin den Grafen betrachtete.

Der Baron und die Baronin beſtiegen den Reiſewagen; ehe der Kutſcher aber davon fuhr, wandte er ſich um und ſagte mißmuthig zu den Bedienten: „Wir haben da droben verabredet, daß, wenn die Herrſchaft im Wagen iſt, einer von euch ſchon von weitem mit einem weißen Tuch winken ſoll. Das unterbleibt nun natürlicher Weiſe — verſtanden?"

Da keine Widerrede erfolgte, nahm der Kutſcher ſeine Zügel kunſtgerecht zuſammen, ließ einen leichten Zungenſchlag hören und dahin rollte der Wagen auf dem weichen Waldwege mit dumpfem Geräuſch; ein paar Sekunden lang galoppirte jedes der vier ungeduldigen Thiere, bis ihnen der verdrießliche Kutſcher auf ſeine Weiſe zu verſtehen gab, was ſich für ein wohlgeſittetes herrſchaftliches Pferd gezieme.

Einige Minuten nachher folgte der leichte Phaeton mit zwei ſehr raſchen, aber vertrauten Pferden aus dem Stalle des Grafen beſpannt, weßhalb dieſer nach dem Einſteigen lächelnd die Zügel der Gräfin reichte und ihr ſagte:

„Liebe Eugenie, du mußt mir ſchon den Gefallen thun, wenigſtens eine Zeit lang den Wagen zu führen, erſtens kenne ich deine Liebhaberei, und dann will ich dir auch geſtehen,

was ich damals, als ich noch sehr, sehr unglücklich war, schon für eigenthümliche Phantasieen erfand, um mich zu quälen. Dazu aber mußt du den Weg rechts nehmen."

Eugenie ergriff Zügel und Peitsche und lenkte mit einer außerordentlichen Sicherheit in den schmalen Weg ein, der an dem stillen See vorbeiführte, welcher hinter dem Hause lag.

„Siehst du dort, Eugenie, dicht am Wasser jenen umgestürzten Stein? Dort saß einst — der Neffe des Jägers und dachte natürlicher Weise an dich; du warst damals in der Stadt, und quälte sich und träumte und phantasirte, bis er zuletzt weinend vor tiefem Schmerz seinen Kopf in die Hände verbarg und dann — — — — sehnsüchtig nach dem stillen, verlockenden Wasser blickte. Da war es dem Neffen des Jägers, als steige ein leichter Dunst über dem Wasser auf und trennte den glänzenden Spiegel desselben. Und als er den Kopf erhob und darauf hinblickte, meinte er, sich ein Bild im Wasser wiederspiegeln zu sehen — das Bild eines leichten Wagens wie dieser, die Gestalt zweier Pferde wie jene, und in dem Wagen die eine, die er überall sah, selbst die Zügel lenkend, da neben ihr, wie jetzt hier, ein Müssiggänger saß, dessen ganzes, seliges Geschäft darin bestand und besteht, ihr in die lieben, guten, süßen Augen zu blicken. — O Eugenie, mein Weib, hätte ich denken können, daß jener Traum in Erfüllung gehen werde!"

„Ich danke dir für die allerliebste Geschichte," versetzte die junge Gräfin nach einer Pause. „Aber ich bitte Seine Erlaucht jetzt dringend, sich ruhig zu verhalten, denn der Weg ist hier sehr schmal, und bei der geringsten Unvorsichtigkeit liegen wir beide in dem vielfach gepriesenen See. — Also Ruhe, Herr Graf."

„Gewiß, Frau Gräfin, Ruhe, und wenn Sie erlauben, mit Hintanſetzung aller Poeſie — — eine Cigarre.“

„Zugeſtanden. — Dorthin,“ ſagte die Gräfin nach einer Pauſe, — „weißt du auch, was dort hinaus liegt?“

„Ob ich es weiß, Eugenie! Gerne hätte ich dich vorüber geführt, aber ich habe mir gedacht, wir fahren in den nächſten Tagen dahin und bleiben einen Tag da — der Neffe des Jägers und ſein Weib.“

„Das iſt prächtig, Hugo; ich beſorge die Küche, nach dem Eſſen ſchlafe ich in dem alten Stuhle ein und du erſcheinſt wie damals am Fenſter.“

„— Der Neffe des Jägers.“

So fuhren die Beiden dahin, glücklich, ſelig. Es war ordentlich, als wenn der Wald lauſchte bei ihrem fröhlichen Lachen und als ob das Echo ſich ein wahres Vergnügen daraus mache, dieſes Lachen immer weiter und weiter unter die alten Stämme zu bringen.

— — — Das Schloß Stromberg lag an einem Abhange, deſſen Plateau ein prächtiger Wald bedeckte mit uralten Bäumen, der mit dem feinſten Geſchmack und der größten Sachkenntniß zu einem der herrlichſten Parke umgeſchaffen war, den man nur ſehen kann. Klares, kühles, reichliches Waſſer ſtrömte von einer anſtoßenden, höher liegenden Bergkette herab, bildete hier einen Waſſerfall, der ſchäumend über die Felſen in einer wilden Waldpartie herab toste, um ſich dann langſam durch eine Wieſe zu ſchlängeln, die mit dichtem Gebüſch umgeben war, an deren Saume zuweilen ein mächtiger Edelhirſch erſchien, um, wenn rings Alles ruhig und ſtill war, ſeine Kühe auf die ſaftige Weide zu führen.

Das Schloß war ein mächtiges Gebäude, aber im hei-

teren Styl erbaut; auch wurde das Strenge ſeiner Maſſen gemildert durch Säulengänge unten, Balkons und Terraſſen oben. Vor dem Hauptthor befand ſich eine ſo koloſſale Veranda, daß ſie weit über die Rampe, wo die Wagen auffuhren, hinüber auf eine weite Terraſſe reichte, die mit Steingeländer eingefaßt war und von der aus man eine wunderbare Ausſicht auf den in der Tiefe vorbeifließenden breiten Strom, ſowie auf und abwärts auf das Donauthal ſelbſt hatte, welches hier mit maleriſch geformten, wenn auch ziemlich flach anſteigenden Bergen begrenzt war, die an verſchiedenen Stellen Kapellen, kleine Dörfer, Schlöſſer oder auch alte Burgruinen zeigten.

Auf der Terraſſe, von der wir eben ſprechen, ſtand ein großer, etwas ſtarker, aber dabei wohl gewachſener Mann neben einem Lehnſtuhle, in welchem eine Dame ſaß, die ein aufgeſchlagenes Buch auf den Knieen liegen hatte. Sie las aber nicht in demſelben, ſondern blickte zu dem Herrn auf, der den Hut abgenommen hatte, ſich mit der Hand durch das blonde Haar fuhr, dann an ſeinem horizontal abſtehenden Schnurrbarte drehte und hierauf langſam ſeine Uhr hervorzog.

„Sie werden," ſagte er darauf mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme, „die Eiſenbahn bis zur Station D. benutzen und kommen dort um zehn Uhr an; dorthin hat Hugo ſeinen Reiſewagen beſtellt, fährt alsdann zu deiner Schweſter, was mit dem Aufenthalt dort mindeſtens zwei Stunden wegnimmt; von da hieher brauchen ſie wieder zwei Stunden, können alſo um zwei Uhr anlangen. Jetzt iſt es ein Uhr."

„Du wollteſt ihnen ja entgegen reiten, George."

„Ja, ich wollte wohl, doch weiß ich nicht recht; aber du weißt, Julie, daß ich dergleichen Ueberraſchungen nicht liebe."

„Das ist aber keine Ueberraschung," entgegnete die Dame. „Du kannst dir denken, daß meine Schwester Alles aufs umständlichste berichtet, von unserem Hiersein, von der Art, wie du alle Verbesserungen, die Helfenberg gewünscht, unter deinen Augen machen ließest, wie sehr du dich freuest, Beide wiederzusehen, und nach alle dem würden sie es seltsam von dir finden, wenn du ihnen nicht entgegen kämst."

„Ich denke fast, du hast Recht," sagte George von Breda, während er langsam seinen Hut aufsetzte. Der Baron hatte in den vergangenen Jahren ein klein wenig gealtert; man hätte sagen können, er halte sich nicht mehr so außerordentlich aufrecht wie früher. Doch zeigte sein Gesicht einen angenehmen Zug von Zufriedenheit und seine Augen blickten ruhig und heiter. — „So will ich denn reiten," sagte er; „wenn ich nur genau wüßte, welchen Weg ich nehmen soll; ich kann mir nicht recht denken, daß Hugo vom Gute deiner Schwester nach der Chaussee einbiegen läßt; ich glaube immer, er fährt den Waldweg."

„Mit dem schweren Reisewagen? — wo denkst du hin!"

„Ich habe für Henriette einen Phaeton hinausgeschickt; du wirst sehen, den benutzt er selber mit Eugenien."

Er sprach diesen Namen freundlich, ruhig und wohlwollend aus, ohne daß sich ein Zug in seinem Gesichte geändert hätte. Dann beugte er sich über das Geländer hinab und rief: „Lassen Sie Lord verführen!" Er reichte seiner Frau die Hand, stieg die Treppen der Terrasse hinab, schwang sich unten auf sein Pferd und ritt langsam auf der breiten Straße dem Thale zu.

Wie wir vorhin das Schloß Stromberg flüchtig beschrieben, so sah es zu gewöhnlichen Zeiten aus, heute aber

bemerkte man an seinem Aeußeren, daß sich hier etwas ganz Absonderliches begab. Da war am Fuße des Berges, wo der Weg sich bog, aus grünem Laub eine Triumphpforte gebaut; da sah man die Straße entlang bis zum Schlosse zu beiden Seiten hohe Stangen, an denen lustige Flaggen in Weiß und Blau, den Farben des Helfenberg'schen Hauses, prangten; da waren die Fenster oben mit Blumenguirlanden geschmückt, über die Balluſtrade des breiten Balkons herab hingen buntfarbige Teppiche, und hoch oben auf dem Dache war die große Fahne mit dem Wappen aufgezogen.

Vor der Terrasse dehnte sich eine Strecke weit den Berg hinab eine weite Rasenfläche mit den verschiedensten Blumenpartieen, in deren Mitte sich ein großes Bassin befand, aus dem ein dicker Wasserstrahl hoch empor sprühte. An dem Wasserbassin sah man neugierige kleine Mädchen stehen in weißem Anzuge und Knaben im Sonntagsstaate — die Schuljugend des zur Herrschaft gehörigen Dorfes, welche, den Lehrer an der Spitze, gekommen war, den Grafen und die Gräfin gehörig zu begrüßen.

Unterhalb dieses Rasenplatzes sah man Zurüstungen zu allerlei Feuerwerk gemacht, auch führte von dort ein kleiner geschlängelter Pfad nach einer Art Bastei, die sich zur Seite befand, wo der Berg ziemlich steil in das Donauthal abfiel. Diese Bastei war mit kleinen Kanonen und Böllern besetzt; in der Mitte erhob sich eine Stange, ebenfalls mit weiß und blauer Fahne, und an der kleinen Mauer, welche das Ganze hier umgab, lehnte ein Mann mit dichtem Barte und brummte in tiefem Baß vor sich hin:

„Ihr Constabler auf der Schanze,
Spieltet auf zu diesem Tanze
Mit Karthaunen groß und klein.

„Ja, ja," unterbrach er darauf ſein Lied, „wenn es nur bald einmal losginge! Es iſt nichts langweiligeres, als hinter einem ſo geladenen Ding zu ſtehen, und eine Ewigkeit warten zu müſſen. Wie iſt's denn eigentlich mit Ihm?" wandte er ſich an eine kleine dünne Perſon, die neben ihm ſtand, und mit zuſammengelegten Händen auf den ſtillen Fluß hinabſchaute und dabei ein Mal um das andere Mal ausrief: „Ach wie ſchön, wie außerordentlich ſchön und poetiſch; faſt unerträglich ſchön!"

„Wie ſteht's denn eigentlich mit der Schießcourage, Windſpiel? Können wir darin etwas leiſten, oder fallen wir beim erſten Schuß um, wie eine ohnmächtig gewordene Fliege?"

„Wir ſollten uns doch lange genug kennen, Herr Wurzel als daß Sie nöthig hätten, an meinem Muthe zu zweifeln. Ich denke, ich habe Ihnen bewieſen — damals — es war eine harte, eine poetiſche Zeit, es war eine traurige Zeit."

„Allerdings," gab der Kupferſtecher zur Antwort, indem er mit der Hand über das Geſicht fuhr und ſich dann in dem dichten Barte zauſte, „reden wir nicht davon, ich muß ſo oft genug daran denken."

„Ja, ja," ſeufzte der kleine Kellner, „das hätte er noch mit erleben ſollen, hier der ſchöne Tag auf der Schanze, das Schießen mit den Kanonen, es hätte ihn unſäglich gefreut — Gott hab' ihn ſelig."

„Das wird er, ohne alle Frage," meinte der Andere, „es wäre ſonſt keine Gerechtigkeit da oben; er war eine gute, treue und ehrliche Seele; ſo vom Schlage der alten, biedern Ritter."

Während unſere beiden Freunde dieſes kleine Zwiegeſpräch hielten und dabei fleißig nachſpähten, ob ſich auf dem Wege

nichts ſehen ließe, ſtand am Fuße der Terraſſe, von der wir oben geſprochen, ein großer Mann, im Anzug eines herrſchaftlichen Förſters. Er war ſtattlich anzuſehen in ſeinem grünen Rocke, der mit ſilbernen Knöpfen und eben ſolchen Litzen verſehen war. Er hatte einen Hirſchfänger umgeſchnallt und hielt ſeinen Hut in der Hand. Es macht uns einige Mühe, den Herrn Brenner wieder zu erkennen, denn er hatte ſeinen vollen Kinnbart abgeſchnitten und, wie ſich für einen herrſchaftlichen Förſter geziemte, nur den Schnurrbart ſtehen laſſen. Die kleinere Perſönlichkeit neben ihm erkennen wir augenblicklich, denn in deſſen Geſichte hatte ſich außerordentlich wenig verändert; Gottſchalk war indeſſen ziemlich gewachſen und ſah außerordentlich gut aus in der Kleidung, wie ſie die Zöglinge der königlichen Forſtakademie trugen.

Die beiden eben Erwähnten ſtanden vor einem Dritten, der auf einem Steine am Fuße des Berges ſaß und jetzt ſeine Brille feſter an die Augen ſchob und dabei nach der kleinen Schanze hinabblickte.

„Sie werden mir zugeben, lieber Brenner," ſagte der Mann mit der Brille, „daß es durchaus nichts ſchaden kann, wenn wir den beiden ſonderbaren Artilleriſten da unten noch Jemand vom Fache zugeben — der Kupferſtecher, ſonſt ein braver Mann, er hat bei der Decoration im Schloſſe aufs Allerbeſte geholfen, und der kleine Kellner ſind mir nicht genügend, um ihnen da unten die Kanonen allein anzuvertrauen. — Sie werden mir erlauben, daß ich dieſe Bemerkung gegen Sie ausſpreche, item Sie bitte, noch Jemand dahin abſchicke."

„Gewiß, Herr Doktor, es ſoll geſchehen, wie Sie ſagen, Klaus kann hinab und Gottſchalk auch."

„So ist's recht," erwiderte der Armenarzt, „Sie werden mir die Bemerkung nicht verübeln, daß ich gar keine Lust habe, heute mein Verbandzeug auszupacken. Ich bin zu etwas ganz Anderem daher gekommen, das werden Sie mir zugeben."

„Der Kupferstecher ist sonst ein ganz gewandter Mann und außerordentlich gefällig und bereitwillig. Ist er doch mit seinem Hauswirthe, dem Zimmermaler Klein, ohne alle Aufforderung hergegangen, um mitzuhelfen. Hat er doch den kleinen Kellner mitgebracht, der ebenfalls Alles gethan, um sich nützlich zu machen. — Heute früh," fuhr Herr Brenner mit leiser Stimme fort, wobei er sich gegen den Doktor niederbeugte, „haben sie drunten in dem Saale, wo die Dienerschaft speisen soll, das alte Bild des Herrn Lariez aufgehängt und außerordentlich schön mit Grün decorirt."

„Ah, das alte Bild aus seinem Nachlasse?"

„Dasselbe, es ist aber doch wohl sein Portrait; die Gesellschaft im Reibstein hat es angekauft, und mir erklärte der Kupferstecher, mit Bewilligung seiner Erlaucht wolle er es hieher auf's Schloß stiften, und am heutigen Tage dürfe es nun einmal keinenfalls fehlen."

„Ja, ja, er hat schon Recht!" meinte der Doktor kopfnickend, „und da es sich nun doch einmal nicht anders wird thun lassen, als daß ich häufig hier oben bin, so werde ich es mir auf mein Zimmer hängen lassen, und wenn mich dann der Gottschalk da besucht, um mir," setzte er mit einem gewissen Blinzeln der Augen hinzu, „von seinen Fortschritten zu erzählen, item, seine guten Zeugnisse vorzulegen, so kann ich mich dann dabei einer Zeit erinnern, die ich mit zu der besten meines Lebens rechnen darf — ja, mit zu der glück-

lichsten, wenn der Schluß desselben einestheils nicht so traurig gewesen wäre."

P—r—r—r—dauz! — knallte es jetzt unten auf der Schanze, und man sah den Kupferstecher, sowie das Windspiel umherspringen, als wenn beide närrisch geworden wären.

Prrrdauz, bum, bum, krachte es wieder und Alles gerieth in Bewegung.

Gottschalk eilte mit dem alten Jäger Klaus, der aus dem Nebengebäude herankam, nach der Schanze hinab, um dort die beiden Künstler zu unterstützen, welche darauf losknallten, als müßten sie einen toll heranstürmenden Feind abwehren. Die Kinder, die um das Bassin standen, kamen in Bewegung, stellten sich in Reih' und Glied und ordneten ihre Blumenguirlanden, während ihnen der Lehrer in aller Eile noch einige Instruktionen gab.

Aus den Nebengebäuden kam die Dienerschaft zahlreich herbei in der großen Galalivree und stellte sich am Eingange der Terrasse auf. Der Haushofmeister, die Kammerdiener, der wohlgenährte Portier, Leibjäger und Lakaien; Herr Brenner stand mit den übrigen Beamten auf der Terrasse selbst.— Zwischen den glänzenden Livreen bemerkte man ein mageres Männchen mit unverkennbaren Zeichen großer Unruhe im Gesichte, eilig hin- und her rennend, um dort einen Rock schärfer in die Taille hinabzuziehen, hier einer Troddel oder Quaste ihren richtigen Platz anzuweisen, dort die Maschen einer weißen Halsbinde auszubreiten, um dadurch dem ganzen Anzug des Betreffenden mehr Glanz zu verleihen — es war Herr Schwörer, der sich also bemühte, und der nun zurücktretend und das Ganze mit Kennerblicken überschauend, sich selbst eingestehen mußte, daß er mit Kunst, Geschmack und Eleganz gearbeitet!

Pr—r—r—bauz — bum — bum.

„Die haben doch unter der Schanze nicht recht aufgepaßt," sagte Herr Brenner mit besorgtem Blick; „der Reisewagen seiner Erlaucht fährt dort freilich herauf, aber keiner von den Bedienten gibt ein Zeichen. Die Kerle sitzen so steckſteif da, als wenn sie angefroren wären; was ist nun das schon wieder?" Drunten sah man indessen Gottschalk auf der Mauer der Bastei stehen und nun ein Zeichen geben, eifrig mit Schießen fortzufahren.

P—r—r—r—bauz, bum, bum, P—r—r—r bauz—bum.

Jetzt war der Wagen unten an die Terrasse gefahren und der alte Herr von Braachen mit seiner Gemahlin ausgestiegen, beide freundlich grüßend, worauf der erstere eifrig hinter sich wies.

Da wurde denn auch, jetzt schon über dem Triumphbogen der leichte Phaeton sichtbar, der sich in raschem Lauf der Pforte näherte; neben der linken Seite desselben, wo jetzt die junge Gräfin saß, ritt der Baron von Breda.

Die Begrüßung der neuen Gutsherrschaft ging nun vor sich, wie das bei ähnlichen Veranlassungen zu geschehen pflegt. Die Schuljugend sang so richtig, als es nur möglich war, irgend einen beliebigen Choral. Dann überreichte eines der Mädchen den gewissen Blumenstrauß, der Lehrer selbst das unvermeidliche Gedicht, die Beamten machten ihre Verbeugungen, wurden einzeln der jungen Gräfin vorgestellt und von seiner Erlaucht mit freundlichem Handschlag begrüßt. Herr Brenner, als er das junge glücklichaussehende Paar vor sich sah, konnte sich nicht enthalten, in diesem feierlichen Momente zu sich selbst zu sagen: Schäme dich, alter Narr! Dabei

mußte er unwillkürlich die Lippen zusammenbeißen und es war ihm gerade, als sei ihm etwas in's Auge geflogen, das ihn sehr inkommodirte.

Der Baron George von Breda hatte sich während des Empfangs in den anstoßenden Park verloren, und kam erst einige Zeit später wieder zu der Gesellschaft, als diese schon zu dem kleinen Familiendiner im Saale des ersten Stockes, wo man vom Balkon die wunderbare Aussicht hatte, versammelt war. Dort draußen an der Balustrade lehnte Eugenie und sah mit feuchtem Blick und einem milden Lächeln auf den Zügen in die herrliche Fernsicht, die sich von hier oben weit weit ihrem Blicke eröffnete. Als der Baron neben sie trat, legte sie zutraulich ihre Hand auf seine Schulter und sagte ganz im herzlichen Tone früherer Zeiten: „Onkel George, wie es hier so schön ist! — — — —"

Der Kupferstecher und Windspiel hatten sich in eine wahre Wuth hineingeschossen, und man mußte sie, als es nun auch für alle die Eingeladenen Zeit zum Essen war, fast gewaltsam von ihren Kanonen und Böllern wegziehen. Der kleine Kellner hatte das Krachen der Geschütze und das Hinziehen des kräuselnden Rauches über alle Beschreibung poetisch gefunden, und als er in dieser weichen, gerührten Stimmung in das Gemach trat, wo er das Portrait seines Freundes und Gönners nun mit frischem Grün bekränzt, wieder erblickte, da fing er an zu schluchzen, und Herr Wurzel mußte ihn derb schütteln, um ihn wieder zur Besinnung zu bringen und in eine gehörige Verfassung zu setzen.

Bei dem Mahle, das hier unten stattfand und wozu sich die Köche keine schlechte Mühe gegeben hatten, da es galt, ihre Collegen zu bewirthen, führte der Haushofmeister, — eine

würdige und ernste Persönlichkeit in untadelhafter weißer Halsbinde, — er schlug häufig die Augen nieder und stieß leicht mit der Zunge an, — den Vorsitz. Es war ein großes allgemeines Diner, zu welchem sich Herr Wurzel und Herr Brenner, sowie noch ein paar andere Kunstgenossen, die hier oben beschäftigt waren, freiwillig und mit großer Lust gesellt, obgleich für sie ein Extradiner befohlen war.

Gegen das Ende der Mahlzeit erschienen der Graf und die Gräfin und gingen rings um den Tisch, um jedem der Anwesenden ein paar freundliche Worte zu sagen. Ihnen war der kleine Armenarzt gefolgt, der aber zurückblieb, nachdem der Herr des Schlosses mit seiner Gemahlin das Gemach verlassen, gefolgt von jubelndem Lebehochruf und Klirren der Gläser.

Als es wieder stille geworden war und die eifrig beschäftigten Küchenjungen und Stallbuben die Gläser wieder gefüllt hatten — wir können hierbei nicht umhin, zu bemerken, daß in Windspiels Gliedern häufig die heftigste Begierde zuckte, ihnen zu helfen — erhob sich Meister Jonathan, der dicke Portier, nachdem er vorher pflichtschuldigst den Vorsitzenden um Erlaubniß gefragt, hielt sein Glas vor das rechte Auge und sagte alsdann: „So viel ich mich erinnere, meine Herren und Collegen, ist es noch nie vorgekommen, daß man auf den lieben Herrgott einen Toast ausgebracht; wenn er aber Dinge thut, die an's Wunderbare grenzen, und wir dürfen ihn denn doch selbst nicht leben lassen, so müssen wir uns dafür an die halten, die er auserwählt, seinen göttlichen Willen zu erfüllen. Da ist nun in erster Reihe zu nennen" — hier verdrehte der Portier beinahe seinen dicken Hals, um den Armenarzt anzuschauen, der sich bei beginnendem Trinkspruch scheu zurückge-

zogen hatte — „der würdige Herr Doktor Flecker, den ich zu meinem Leibmedicus machen würde, wenn ich König wäre — ein braver Mann, ein weiser Mann, denn er besorgt seine Wunderkuren nicht mit den scheußlichen Tropfen aus der Apotheke, sondern mit Hausmitteln; ja, verehrteste Herren, Freunde und Collegen —" hier zitterte seine Stimme vor Rührung — „mit den einfachsten Hausmitteln — und deßhalb soll er leben" — — brüllte er nun mit aller Kraft seiner immensen Lungen — „leben — der Herr Doktor Flecker und alle Hausmittel — hoch — hoch — und abermals hoch!"

Der Doktor konnte mit der Ovation, die ihm dargebracht wurde, zufrieden sein, denn ihm gellten die Ohren davon und die Fenster klirrten ordentlich darnach.

Um seinen Dank auszusprechen, trat er nah zum Tische, ließ sich ein volles Glas reichen und sagte, nachdem er einen Augenblick die Brillenstange mit dem Daumen- und Zeigefinger gefaßt:

„Meine verehrten, lieben Herren und Freunde, da wir einmal bei dem Kapitel sind, um den Ursachen nachzuspüren, die mithelfen, um, wie sich mein verehrter Vorredner schmeichelhaft für mich ausdrückte, ein Wunder zu bewirken, so werden Sie mir erlauben, daß ich allerdings die Hausmittel gelten lasse. Ich muß aber in vorliegendem Falle, werden Sie mir zugeben, noch weiter zurückgreifen, um eines Mannes zu gedenken, der es mir möglich machte, der, wollte ich sagen, mich in den Fall setzte, Hausmittel anwenden zu können; mit einem Worte eines Mannes, der mir, wenn auch als willenloses Werkzeug diente, die Bekanntschaft mit dem Herrn Grafen von Helfenberg zu machen, item eines braven Mannes, den manche unter euch gekannt, geschätzt, geliebt." —

Herr Wurzel blickte mit einer finsteren Schwermuth vor sich nieder; Windspiel wurde, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, vom Bocke gestoßen, und Herr Brenner, der Portier und manche Andere nickten zustimmend mit dem Kopfe.

„Dieser Mann," fuhr der Doktor fort, „unser geliebter Freund ist todt, und da Sie mir zugestehen müssen, daß es sich nicht ziemt, ein Lebehoch auf einen Todten auszubringen, so will ich mir nur erlauben, seiner hier, vor dem Bild dorten, das Freundeshand mit Grün geschmückt, bestens zu gedenken, und bitte Sie, darauf Ihre Gläser zu leeren. — Es war ein Mann, der gekämpft und gelitten, der das Gute gewollt mit redlichem Herzen, aber zu Vollbringung desselben nicht immer die richtigen Mittel anwandte, er focht mit begeistertem Worte, mit kräftigem Arme gegen Phantome und Gespenster, gegen Sünden und Lächerlichkeiten, die ihm im Leben entgegentraten und die er, anstatt sie mit gleichen Waffen bekämpfen zu wollen, mit Schwert und Lanze zu vertilgen hoffte — — ein anderer Don Quixote — — ein ungleicher Kampf! — — gegen eingebildete Riesen. Sie werden mir zugeben, daß er gegen den Schatten sausender Windmühlen, item gegen ungreifbare Dinge unterliegen mußte — der neue Don Quixote; aber in dem Herzen seiner Freunde, die ihn gekannt, geliebt und verehrt, möge er fortleben, möge ihm bewahrt bleiben eine gute, eine freundliche, eine herzliche Erinnerung." — — — — — — — — — —

Denkt vielleicht der geneigte Leser ebenso? —

Krieg und Frieden.

I.

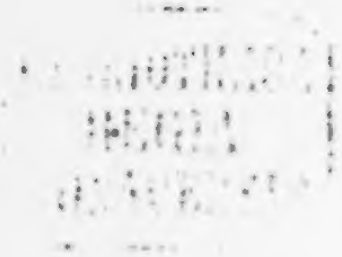

Krieg und Frieden.

Erzählungen und Bilder

von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1859.

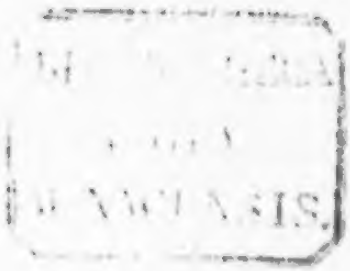

Gedruckt bei A. Fr. Hering & Comp.

Inhalt.

	Seite
Die Dame von Rittwitz	1
Feuerwerker Wortmann	62
Ein Sperrsitz-Abonnement zu Acht	208
Bei 30 Grad Hitze	239
Eine Regenstudie	255
Eine Schneestudie	265
Ein Eisenbahnbild	274

Krieg und Frieden.

Die Dame von Rittwitz.

I.

Wir erlauben uns, den geneigten Leſer in den Parterreſtock eines eleganten Hauſes zu führen. Daß wir die Stadt, wo dieſe kleine in der That ſehr wahre Geſchichte ſpielt, im gegenwärtigen Augenblick nicht zu nennen im Stande ſind, halten wir von unſerem Standpunkte als Schriftſteller für ein Unglück, denn wir wiſſen wohl, daß es der Phantaſie des Leſers außerordentlich förderlich iſt, wenn man genau angeben kann, es iſt da oder dort geweſen, wo ſich dies und das begeben. Sollte übrigens dieſe kleine Geſchichte das Glück haben, hie und da Jemand ſo beſonders zu gefallen, daß ihm viel daran gelegen wäre, den Namen der Stadt zu erfahren, ſo ſtehen wir auch hierin vertraulicher Weiſe gern zu Dienſten.

Der Parterreſtock, von dem wir oben ſprachen, beſteht aus vielleicht ſechs Zimmern, und man gelangt in dieſelben aus einer bedeckten Anfahrt für Wagen, von welcher eine kleine mit Blumen garnirte Treppe ein paar Stufen aufwärts in ein Vorzimmer führt, das, wie faſt alle Vorzimmer eines guten Hauſes, einfach behaglich aber ohne Luxus möblirt iſt. Es muß bei allen Dingen

dieſer Welt eine Steigerung geben, man muß ein Intereſſe haben, immer weiter vorzudringen, und es ergeht uns hierin immer noch wie den Kindern, deren größtes Vergnügen darin beſteht, ſich das Beſte bis zuletzt aufzuſparen.

An das Vorzimmer ſtößt ein kleines Kabinet, ſchon wohnlicher und behaglicher. Die Stühle haben ſich in Seſſel verwandelt, die einfache Carcell-Lampe in der Mitte dorten iſt hier zu einem kleinen Kronleuchter geworden, dunkle Vorhänge rahmen das Fenſter ein, und vom hölzernen Fußboden ſind wir auf einen einfachen Teppich gekommen. Der Schreibtiſch am Fenſter könnte uns ſagen wollen, wir befinden uns in dem Schreibzimmer des Bewohners dieſes Parterreſtockes; doch belehrt uns das Weſen, ſowie das Aeußere der Perſon, welche davor ſitzt und eine Menge Briefe in bereit liegende Couverts ſchiebt und dieſe zuſiegelt, daß wir es mit dem Kammerdiener des Hausherrn zu thun haben. Dieſer Kammerdiener iſt ein älterer Mann mit grauen Haaren, ſchwarz und ſehr ſorgfältig, ja faſt feſtlich gekleidet, mit weißer Weſte und weißer Halsbinde. Er ſitzt gebückt über ſeiner Beſchäftigung, vergleicht genau die Briefe mit den Adreſſen auf den Umſchlägen, bevor er ſiegelt, und macht ein einigermaßen trauriges Geſicht, wozu noch kommt, daß hie und da, wenn er das Petſchaft aufdrückt, ein Seufzer ſeiner Bruſt entfährt. Jetzt ſchichtet er die fertigen Couverts zuſammen, löſcht das Licht und legt darauf den Kopf gedankenvoll in die Hand, ſchaut einen Augenblick zum Fenſter hinaus, ſieht dann auf die vor ihm ſtehende Uhr und ſchüttelt leicht mit dem Kopfe.

„Das dauert lange,“ murmelte er vor ſich hin. „Hätte mir gedacht, ſie würden Alles gethan haben, um eine für Beide ſo peinliche Ceremonie abzukürzen. Thut mir leid, daß ich das

noch erleben mußte.“ Nach dieſen Worten ſtand er auf, ſtäubte ſorgfältig verſchiedene Stückchen von der Fahne einer Schreibfeder ſowie Siegellackfäden von den Aufſchlägen ſeines ſchwarzen Fracks und ging in das Nebenzimmer, wohin wir ihm folgen wollen.

Dieſes Zimmer, ein ſchon reicherer Salon, hat außer den beiden Thüren zum Ein- und Ausgehen, noch eine Nebenthür, die zu einem kleinen Eßzimmer führt, groß genug zu einem Diner für acht Perſonen. Hier Alles von geſchnitztem Eichenholz: ſchwere Möbel, die Seſſel mit hohen Lehnen, an den Wänden eine Imitation von alten Ledertapeten; ein einziges Fenſter geht auf den Hof und zeigt, daß ſich dort ein einſtöckiges Seitengebäude an dieſes Eßzimmer anſchließt, Küche und Büffetzimmer enthaltend. Der Salon vor dem Speiſezimmer, welchen wir durchſchritten, iſt ein reich ausgeſtattetes Gemach mit guten Bildern an den Wänden von röthlich brauner Farbe, mit kleinen Statuetten in den Ecken und all' den vielerlei Phantaſien und unnöthigen Sachen, die wir ſo leicht entbehren könnten und die doch ein Appartement ſo angenehm und wohnlich machen. In dieſem Salon verſammelt man ſich bei dem Hausherrn zu den kleinen Diners, die er gern ſeinen Freunden und den ihm empfohlenen Fremden zu geben pflegt. Doch war es den Letzteren ſelten vergönnt, weiter in den Appartements vorzudringen, und nur die ganz genauen Bekannten wurden gern in dem anſtoßenden eigentlichen Wohnzimmer des Herrn geſehen.

Dieſes Zimmer hatte er nach ſeinem Geſchmacke eingerichtet und war es ganz in dem Style jener prachtvollen Gemächer, die wir nirgends ſchöner als in den alten engliſchen Schlöſſern ſehen und von denen uns Nash ſo wundervolle Zeichnungen gegeben. Hier war ein Erker mit einem einzigen hohen und brei-

ten Fenſter, deſſen oberer Theil aus den koſtbarſten alten Glasmalereien beſtand. Die Vorhänge zu beiden Seiten aus den ſchwerſten Stoffen ſchleiften auf dem Boden. Das Ameublement war ſchwer und doch auf's bequemſte eingerichtet. Die alten Lehnſtühle mit dunklem gepreßtem Sammet bezogen, ſchienen ihre Arme liebend für eine ganze Familie zu öffnen; die kunſtreich gewirkten Tiſchdecken hingen ſo tief herab, daß man von den Geſtellen dieſer Tiſche nicht das Mindeſte ſah. Ein offener Bücherſchrank auf einer Seite zeigte eine Unmaſſe ſeltener Kupferwerke, während auf einem Büffet gegenüber reiche ſilberne Schüſſeln und Gefäße, ſeltene Krüge und Gläſer, ſowie koſtbare Stücke einer Majolica-Sammlung prangten. Der Fußboden war mit Teppichen bedeckt, mit kleinen perſiſchen Vorlagen, die unter und neben den verſchiedenen Möbeln auf einer dicken Smyrnadecke lagen. In dem Erker waren Bärenfelle ausgebreitet, in denen die Füße der Lehnſeſſel und Fauteuils ſo tief einſanken, wie der Fuß eines Spaziergängers auf einer dicht bewachſenen Wieſe.

An der Wand neben dem großen Fenſter hing in einem Eichenholzrahmen das lebensgroße Bild eines ſchon ältlichen Herrn in der Tracht des ſechszehnten Jahrhunderts. Das kurz abgeſchnittene Haar, welches etwas ſtruppig empor ſtand, ſowie der ſpitze Knebelbart, beide von röthlicher Farbe, hoben einen bleichen aber nicht unſchönen Kopf etwas zu ſcharf hervor. Wenn man aber dieſes Geſicht näher betrachtete, ſo bemerkte man einen eigenthümlichen ſtechenden, faſt boshaften Blick, ſowie ſcharf zuſammengekniffene Lippen, was dem Kopfe etwas Lauerndes, ja Unheimliches gab. Der Mann auf dem Bilde zeigte ſich in ſtolzer Haltung; er trug ein Kleid von dunklem geſtreiftem Sammet, von dem man aber nur die enganliegenden Aermel ſah;

das Andere war von dem glänzenden Harnisch bedeckt, über den am Halse ein weißer breiter zierlich gezackter Kragen heraushing. Die linke Hand ruhte auf dem Schwertgriff, der Zeigefinger der rechten, die auf einem Tischchen aufgestützt war, schien auf ein Papier zu deuten, das aufgerollt da lag und an einer Seite des Tischchens herabhing.

In der gleichen Haltung sieht man häufig Fürsten abgebildet, die ihrem Lande eine gute Constitution gegeben und auf diese Art von der dankbaren Nachwelt vergegenwärtigt wurden. Der alte Herr aber war kein regierender Fürst gewesen, hatte auch keine Constitution gegeben, vielmehr war das Papier, auf welches er hinwies, seine letztwillige Verfügung, die für seine Erben eine Klausel enthielt, welche gerade nicht dazu gemacht war, ihn in dankbarer Erinnerung fortleben zu lassen.

Wir wollen dem geneigten Leser nur noch sagen, daß der alte Herr im Bilde Graf Joachim von Schönfeld, Ahnherr des jetzigen Bewohners des Hauses war, und dann eines zweiten Bildes erwähnen, welches dem Herrn Joachim gerade gegenüber hing. Hier sah man eine Dame abgebildet in langem weißem Gewande, deren Gesicht seltsamer Weise abgewendet war, so daß man nur ihr langes fliegendes schwarzes Haar sah, welches über den weißen Nacken und die entblößten Schultern herabhing und auf wunderliche Art mit Feldblumen durchflochten war. Die Umgebung dieser Dame war zur Rechten eine dichte Baumgruppe, sie selbst lehnte auf einem starken Aste und schien vor sich in eine Tiefe hinabzublicken. Es war das ein seltsames melancholisches Gemälde; der Maler hatte wohl absichtlich alles Licht auf die weiße Gestalt concentrirt, so daß diese selbst Abends in der Dämmerung wahrhaft gespensterhaft hervorleuchtete.

Laſſen wir aber für einen Augenblick die todten Figuren auf den Bildern und beſchäftigen uns mit den lebendigen in dieſem Zimmer. Es ſind dies drei Freunde des Hausherrn, die vor dem Kamine plaudernd und Cigarren rauchend in den bequemſten Fauteuils ruhen, und die ſich, wie wir aus den erſten Worten vernehmen, mit dem Abweſenden beſchäftigen. Alle Drei befinden ſich in gewählter Toilette, im ſchwarzen Fracke, tragen weiße Halsbinden und der Aelteſte von ihnen, der vielleicht ein Vierziger ſein kann, und der ſich von den beiden Andern durch einen militairiſchen Schnurrbart auszeichnet, trägt um den Hals ſowie an einer kleinen goldenen Kette auf der linken Seite ſeines Fracks die Decorationen verſchiedener Orden.

„Ihr habt zuweilen recht leichtſinnige Ideen“, ſagte dieſer, „und dabei noch nie gefühlt, was es heißt, kein Geld zu haben oder daſſelbe mühſam ſelbſt verdienen zu müſſen.“

„Das Erſtere habe ich ſchon oft gefühlt,“ meinte Hugo von B., einer der beiden Andern, ein junger blonder Mann mit freundlichen Augen und einem ſehr heiteren Geſichtsausdrucke. „Teufel auch! Ich weiß wohl, was es heißt kein Geld haben. Und du wohl auch?“ wandte er ſich lachend an den Dritten, der, obgleich ebenfalls noch jung, doch ein ſehr bedächtiges Weſen hatte, und jetzt, indem er ruhig die Aſche von ſeiner Cigarre ſtieß, langſam mit dem Kopfe nickte.

„Was ihr kein Geld haben nennt“, fuhr der, welcher zuerſt geſprochen fort, „ſo drehe ich deshalb keine Hand herum. Das ſind augenblickliche ſelbſt verſchuldete Verlegenheiten, die ihr ſelbſt im ſchlimmſten Falle durch unerhörte Prozente und langathmige Wechſel wieder gut machen könnt. Aber Arthur's Verhältniſſe ſind ganz anderer Art. Mich dauert der arme Kerl.“

„Mich in der That auch, Scherz bei Seite!“ ſagte der mit dem blonden Haar. „Man muß es nur immer verſtehen, ſich in die Lage eines Andern zu verſetzen. Wenn ich bedenke, ich ſollte eine Dame heirathen, ſelbſt aus der beſten Familie, deren Aeußeres ſo iſt, daß eine Antipathie vollkommen gerechtfertigt erſcheint — bürr! ich wäre einer der unglücklichſten Menſchen.“

„Natürlich — du,“ ſprach langſam der Bedächtige, „mit deiner Leidenſchaft für alles Schöne.“ Und dabei hob er den glänzenden Stiefel in die Höhe und machte eine ſehr komiſch ausſehende kreisförmige Tanzbewegung. „Du weißt doch das Genaueſte, wandte er ſich nach einer kleinen Pauſe an den Aelteſten der Drei, „von dieſer eigentlich wahnſinnigen Teſtaments-Geſchichte! Ich kann dich verſichern, Major, ich habe nie daran geglaubt.“

„Das finde ich begreiflich,“ antwortete Major von A. „Kann doch natürlicher Weiſe keiner von uns über fünfzig Jahre zurückdenken. Aber ich erinnere mich wohl noch, wie mir mein Vater von dem Fideicommiß des alten Herrn Joachim ſprach.“

„Und ein ſolches Fideicommiß bindet auf ewige Zeiten?“ fragte der mit dem blonden Haar. „Das mußt du ja am beſten wiſſen Rechtsbefliſſener,“ ſagte er zu dem Bedächtigen.

„Allerdings kann ein einfaches Fideicommiß auf ewige Zeiten errichtet werden,“ gab dieſer zur Antwort, „und im vorliegenden Falle ſoll daſſelbe nur lösbar ſein mit Bewilligung beider Intereſſenten. Und daß die Familie Rittwitz ihre Zuſtimmung zu einer Annullirung dieſer letzten Willensmeinung nicht geben wird, liegt auf flacher Hand.“

„Und die Beſtimmung ſelbſt?“ forſchte der Andere weiter.

„Dieſe Beſtimmung iſt ſehr einfach,“ antwortete der Major,

„und hätte schon viel Unglück hervorbringen können, wenn ein freundliches Schicksal nicht schon ein paar Mal in der Art vergleichend aufgetreten wäre, daß ein Nachkomme des alten Herrn Joachim Schönfeld die betreffende Dame aus der Familie Rittwitz liebenswürdig gefunden und bereitwillig eine Verbindung mit ihr eingegangen wäre."

„Aber die Klausel wörtlich!" sagte Herr v. B.

„Nun gerade wörtlich kann ich sie dir nicht angeben, aber dem Sinne nach besagt sie, daß vom Todestag des alten Herrn Joachim an gerechnet in jedem Jahrhundert einer aus der Familie Schönfeld eine Dame von denen von Rittwitz heirathen muß. Geschieht dieses nicht, so fällt der größte Theil des Vermögens der Schönfeld an die Rittwitz."

„Und ist während des Jahrhunderts eine Zeit bestimmt, wann eine solche Heirath vor sich gehen muß."

„Das nicht. Eine solche Verbindung kann am Anfang oder am Ende dieser bestimmten Zeit vollzogen werden. Das ist vollkommen gleichgültig, nur muß es vor Ablauf eines jeden Jahrhunderts, von dem genannten Todestag gerechnet, geschehen. Wie ich schon vorhin bemerkte, hat dies Fideicommiß bis jetzt noch nie zu unangenehmen Verwicklungen zwischen den beiden Familien Veranlassung gegeben; es fanden sich immer Freiwillige, welche sich vor Ablauf der anberaumten Zeit vermählten. Ja durch diese öfteren Heirathen herüber und hinüber lebten die Familien im besten Einverständniß bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wo irgend Etwas vorfiel, das eine Spannung hervorrief, die bis auf den heutigen Tag nicht recht ausgeglichen wurde. Natürlicher Weise sah sich dadurch jeder der Hauptlinie der Schönfeld bewogen, die Heirath mit einer Ritt-

witz seinem Nachfolger zu überlassen, und so kam es denn jetzt auf unsern unglücklichen Arthur, der als Opfer fallen mußte, denn in ungefähr vier Wochen feiert man den Todestag des alten Herrn Joachim, und wie das jetzige Haupt der Rittwitz'schen Familie, der Vater unserer Braut Helene, gegen die Schönfeld gesinnt ist, wissen wir Alle zur Genüge."

„Ich kenne den alten Rittwitz gar nicht!" sagte Baron von C., der Bedächtige, ein junger Legationsrath, der im Kabinet Sr. Majestät des Königs angestellt war.

„Ich glaube wohl, daß du ihn nicht kennst, er war seit langen, langen Jahren entfernt. Ich glaube, daß er nur ein einziges Mal hier war."

„Mir wäre es ungeheuer gleichgültig, den alten Herrn zu kennen," meinte Hugo von B. Aber die Braut oder die gegenwärtige Gräfin Schönfeld möchte ich wohl das Vergnügen haben, wenigstens ein einziges Mal zu sehen, wozu aber vor der Hand wenig Hoffnung vorhanden sein wird, denn wie ich höre, wollen die Neuvermählten noch heute Abend nach Italien abreisen und dort längere Zeit bleiben."

„Auch Arthur?" fragte der Legationsrath.

„Arthur ist anständig genug," entgegnete der Major, „so viel es ihm möglich ist, die Dehors zu beobachten. Am Ende ist Fräulein von Rittwitz auch nicht schuld daran, daß der Ahnherr der Schönfeld, eine so wahnsinnige Verfügung hinterlassen hat, und daß ihr Papa ein eigensinniger Kauz ist, der sich auf keinen Vergleich einlassen will."

„Aber sie soll unausstehlich sein," bemerkte Hugo von B. „Sprich doch Major, du hast sie ja gesehen."

„Ein Mal nur," antwortete der Major achselzuckend, „und

da ist sie mir allerdings weder schön noch liebenswürdig erschienen."

„Nun das Erstere ist ein Unglück; aber was das Andere anbelangt, so hätte sie der alte Rittwitz besser erziehen sollen."

„Ist sie groß oder klein?" fragte der bedächtige Legationsrath.

„Groß," gab der Major zur Antwort. „Auch voll, und ihre Figur wäre, eine auffallend starke Hüfte abgerechnet, nicht so übel. Was aber ihr Gesicht anbelangt, so hat sie Haare von einer sonderbaren Farbe, nicht blond und nicht röthlich, dabei hart und ohne Glanz."

„Und das ist ein großes Unglück," warf der junge blonde Mann dazwischen, indem er durch seine dichten, in der That auffallend schönen Locken fuhr. „Ach, so ein glänzendes reiches, kühles Haar kann mich mit Vielem versöhnen. Die Berührung electrisirt. Ach! ich halte viel auf schönes Haar."

Der Legationsrath warf seinem Freunde, dem Major, einen lächelnden Seitenblick zu, welcher ihn aufzufordern schien, sich um die Extase des Andern nicht zu bekümmern. Dieser sagte dann auch: „Der Kopf ist häßlich und mehr noch als das: unangenehm. Daß Fräulein von Rittwitz in ihrer Jugend ein Auge verloren und eine schwarze Binde trägt, ist ein Unglück und hätte vielleicht so viel nicht zu bedeuten. Aber ihre Gesichtsfarbe ist wie die des Haares: unaussprechlich, glanzlos und unangenehm, die Zähne mangelhaft, und leider muß ich es wiederholen so fatal ihr Aeußeres sich darstellt, so paßt es doch vollkommen zu ihrem Wesen, zu ihren Manieren!"

„O weh! o weh!" sagte Herr von B.

„Sie soll unfreundlich sein, verdrießlich, mißtrauisch, kurz,

viele von den Eigenſchaften haben, die im Stande ſind, einem armen Ehemann das Leben zur Hölle zu machen."

„Das iſt ein harter Schritt, den Arthur im Begriffe iſt zu thun, oder den er in dieſem Augenblick ſchon gethan hat," ſagte der Bedächtige.

„Mich ſchaudert, wenn ich an unſern armen Freund denke. — Was iſt überhaupt der Eheſtand?" philoſophirte Hugo von B. „Ein Gewebe, locker zum Auseinanderfallen und doch feſſelnd wie der beſte Stahl; ein Kranz von zahlreichen Leiden und ſehr wenig Freuden, eine Guirlande, wie man ſie in einem harten Winter beim Gärtner für ſein theures Geld beſtellt; ſehr viel Laub und faſt gar keine Blumen."

„Wenn man dich ſo reden hört, lachte der Major, ſo ſollte man glauben, du habeſt ſchon traurige Erfahrungen gemacht."

„Das habe ich auch," entgegnete der Andere ebenfalls lachend, „freilich nicht in meinem eigenen Hauſe, dafür aber bin ich bei Andern in harte Schulen gegangen."

„Er nennt das harte Schulen," meinte der Legationsrath, „wenn er durch übermäßig auffallendes Courmachen leichtſinniger Weiſe eine häusliche Scene herbeigeführt hat, wo auch gelegentlich für ihn ein paar paſſende Worte mit abfielen. — „Aber ſage mir," wandte er ſich an den Major, zu welchem Zweck hat uns Arthur eigentlich hieher gebeten? Er ſchrieb mir von einem kleinen vertraulichen Diner."

„Mir auch," ſagte der blonde Hugo.

„Werden wir die Gräfin Schönfeld zu ſehen bekommen?"

„Wahrſcheinlich nicht", erwiederte kopfſchüttelnd der Major, „da es Jedem, ſogar uns, ſeinen beſten Freunden, unterſagt war, in der Kirche während der Trauung zu erſcheinen, ſo

könnt ihr euch wohl denken, daß sich die Neuvermählte noch viel weniger bei einem kleinen Diner vor uns sehen lassen wird. Ich meinestheils glaube, Arthur will noch mit uns ein paar vergnügte Stunden verleben, ehe er — sein neues Leben antritt."

„Also eine Art Henker-Mahlzeit," sprach Hugo von B. „Schade um dies liebenswürdige Appartement, daß es für längere Zeit geschlossen werden soll. Es ist doch die reizendste und bequemste Garçonwohnung, die man sich in seinen kühnsten Träumen nur auszudenken vermag.

„Auch ich wüßte nichts daran auszusetzen," warf der Legationsrath hin.

„Nur Eins ist mir unbegreiflich," fuhr der Andere fort, „warum Arthur die beiden melancholischen Bilder dort beständig um sich haben mag."

„Die Bilder sind wundervoll gemalt," antwortete der Major, indem er einen flüchtigen Blick nach beiden Seiten warf. „Und dann ist wegen derselben ebenfalls eine Art Verfügung getroffen worden. Sie kommen jedesmal in den Besitz dessen, der zum Besten seiner Familie eine Rittwitz heirathen muß; es ist freilich eine eigenthümliche Art, ihn zum Gehorsam gegen die Befehle des Ahnherrn zu ermahnen."

„Die weiße Dame ist eine Rittwitz?" fragte der Legationsrath.

Der Major nickte mit dem Kopfe, während Hugo von B. seinen Fauteuil gegen das Bild wandte und es längere Zeit aufmerksam betrachtete. „Das gnädige Fräulein," sagte er alsdann, „verharrt da in einer ganz eigenthümlichen Stellung. Man sollte glauben, unten vor ihr befände sich ein tiefes Wasser, und sie habe sich diesen Platz ausgesucht, um ungestört hinab springen zu können."

„Du haſt nicht ganz Unrecht," ſprach der Major mit ernſter Stimme. „Dies Bild zeigt ein Fräulein Hildegard von Rittwitz wenig Augenblicke vor ihrem Tode."

„Alle Teufel," rief Hugo von B. mit einem ſcheuen Blick auf das Bild. „Was du da eben ſagſt, macht mir die Dame wohl intereſſanter aber nicht lieber. — So, ſo! ei, ei! Da war denn wohl Herr Joachim ein ſchlimmer Patron? Was die Damen ein Ungeheuer nennen, ein treuloſer Verführer, eine Art Don Juan.

„Er war, was Du zu werden verſprichſt," ſagte ruhig der Legationsrath, indem er die Aſche von ſeiner Cigarre abſtieß.

„Allerdings verſchuldete er das Unglück dieſer jungen Dame und um das, was er an jener Familie gethan, einigermaßen wieder gut zu machen, entſtand jenes ſonderbare Fideicommiß.

„So läßt er für das, was er ſelbſt gethan, ſeine Nachkommen büßen," bemerkte Herr v. B. „Das iſt eine bequeme Art ſeine Schulden zu bezahlen."

„Doch hat er auch ſelbſt wieder gut gemacht, was er gekonnt und ſich bei Lebzeiten, ſowie ſelbſt nach ſeinem Tode ſtrenge Bußen auferlegt. So verfügte er ebenfalls, daß man ihn unter der Schwelle der Dorfkirche begraben ſolle, bei welcher das Schönfeld'ſche Namensgut liegt, damit jeder der Ein- und Auswandelnden auf ihn, den argen Sünder, treten müſſe."

„Schlag du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Das Jenſeits kann dich wenig kümmern."

recitirte Herr von B.

Worauf ihm der Legationsrath antwortete: „Mit ſolchen Ideen, überhaupt mit deinen Anſichten wäre es freilich keine große That, dich unter der Schwelle irgend einer Kirche begraben

zu lassen. Aber wenn du den Stolz und den Hochmuth der Herrn von damals annimmst, wo der kleinste Baron unumschränkter war und sich mehr dünkte als heut zu Tage irgend ein Kaiser oder König, so kannst du dir einen Begriff davon machen, was es den alten Herrn Joachim gekostet haben mag, eine Verfügung zu treffen, in Folge welcher die Bauern mit ihren schmutzigen Stiefeln auf seinem hochadeligen Wappen und seiner gräflichen, freilich nur aus Stein gehauenen Nase umherspazierten. — Doch da rollt ein Wagen unter den Eingang. Es wird Arthur sein."

Und es war in der That der Herr des Hauses. Der alte Kammerdiener hob die Portière an der Thüre des Nebenzimmers auf, und machte wahrscheinlich eine so tiefe Verbeugung, um sein kummervolles Gesicht nicht sehen zu lassen. Er nahm Hut und Handschuhe in Empfang und zog sich darauf stillschweigend zurück.

II.

Graf Arthur Schönfeld war ein Mann an die Dreißig, eine angenehme, offene und ehrliche Persönlichkeit. Er hatte manchen guten Freund, viele Bekannte und keine Feinde. Früher Cavallerie-Offizier war er mit seinen Kameraden und Untergebenen so weit im Rapport geblieben, daß er in jeder Beziehung mit Rath und That half, wo er helfen konnte. Was seine ehemaligen Reiter anbelangte, so wurden ihm von jedem derselben trotz beständigen Abwinkens die militairischen Honneurs noch ebenso pünktlich gemacht, als früher, wo er noch die Uniform trug. Ohne ein Beau zu sein, war Arthur von Schönfeld durch sein angenehmes Aeußere und durch seine eleganten, wahrhaft

vornehmen Manieren der bemitleidete Liebling der Damenwelt. Man sah in ihm ein Opfer der Rittwitz'schen Habsucht, und manch' schmachtender Blick eines schönen Auges, manch leiser Druck einer feinen Hand sprachen ihm von innigem Mitgefühl, daß etwas anderes hätte werden können, wenn er gewollt.

So sehr aber Graf Schönfeld gesucht worden war, so wenig hatte er, ein paar unbedeutende kleine Verhältnisse ausgenommen, die Jeder in seiner Jugend durchmacht, irgend eine ernstliche Verbindung gehabt oder unterhalten. Wohl neckten ihn seine Freunde mit einer Reise, die er vor einigen Jahren nach Italien gemacht, und wo er, wie sie behaupteten, sein Herz zurückgelassen habe. Doch lächelte er nur bei solchen Reden, ging auch bereitwillig auf ein Scherzwort ein, ohne aber durch irgend ein Wort diesen Vermuthungen neue Nahrung zu geben.

Arthur war hoch, schlank und doch kräftig gewachsen, er hatte dunkelblondes, krauses Haar, eine breite Stirne, hellbraune gescheidte Augen und einen angenehm geformten Mund. Seine Gesichtsfarbe, gesund und gewöhnlich rosig, war heute mit einer tiefen Blässe bedeckt. Er trug einen schwarzen Frack, weiße Weste und Halsbinde, und über letztere das Band des Johanniter-Ordens, sowie das kleine Leinwandkreuz desselben auf der linken Brust.

Nachdem er eingetreten war, reichte er dem Major, sowie Hugo von B. die Hände und nickte dem Legationsrath freundlich mit dem Kopfe zu. Doch sprang dieser eifrig auf, eilte ihm entgegen und faßte unter dem Ausdruck inniger Theilnahme mit seinen beiden Händen die Rechte des Freundes, die er herzlich schüttelte.

Der Graf warf sich in einen Fauteuil, legte die Hände über einander und sagte, indem er mit dem Kopfe nickte: „Es ist vorüber, ich bin vermählt. — Ihr dürft mir gratuliren."

Begreiflicher Weise sagte keiner der drei Freunde etwas auf diese Aeußerung, und Hugo von B., der seiner leichten Zunge nicht trauen mochte, stopfte sich mit einer neuen Cigarre den Mund.

„Es ist also geschehen," sprach der Major nach einer längeren Pause. „Du bist ein Mann, lieber Arthur, von dem deine älteren Freunde lernen können. Du überlegst eine Sache hin und her, und wenn du einmal einen Entschluß gefaßt hast, so kann man mit gutem Gewissen Amen dazu sagen."

„Ja, Amen ist das richtige Wort," sagte düster der Hausherr. „Das kommt ja nach allen Predigten, mögen sie nun am Taufbecken, am hochzeitlichen Altar oder am Sarge gehalten werden. — Laßt mich eine Cigarre anzünden," fuhr er fort, nachdem er sich mehrmals mit der Hand über die Stirne gestrichen, und darauf griff er über sich nach einem eleganten Holzkästchen, das auf dem Kamingesimse stand, nahm eine Havannah, brannte sie langsam an und blies den Rauch bedächtig von sich, wobei er in tiefe Gedanken versunken war.

Der Major schaute in das Kaminfeuer, schüttelte ein paar Mal unmuthig mit dem Kopf, dann bemerkte er ohne aufzublicken: „Du bist ein Mann, Arthur, im wahren Sinne des Worts. Was du einmal erfaßt, das führst du durch. Es ist freilich mehr als traurig, auf so trostlose Art gefesselt zu sein, eine Frau heirathen zu müssen, die man nicht liebt. Aber" — statt den Satz zu vollenden, schwieg er still und drehte seinen Schnurrbart achselzuckend in die Höhe.

„Aber — aber," wiederholte der Hausherr. „Ende deinen Satz. Du willst sagen: aber du wirst bei deiner Frau doch vielleicht Eigenschaften finden, die sie dir werth machen können; du wirst sie schätzen, vielleicht sogar lieben lernen. Das sollte

dein Aber einleiten. Aber ich gebe dir zur Antwort: nie! nie! nie!“ Das letzte Wort hatte er fast heftig herausgestoßen.

„Verzeihe Arthur,“ sagte der Legationsrath. „So ist die Gräfin Schönfeld in der That, wie sie der Major geschildert? Weder schön noch angenehm?“

„Abschreckend im Aeußern, zurückstoßend in ihren Manieren, gerade so wie ich mir gedacht.“

„So sahst du sie früher nie?“ fragte erstaunt Hugo v. B.

„Niemals,“ war die Antwort. „Wir waren mit denen von Rittwitz gespannt, wir standen in keiner Verbindung mit ihnen, und dann müßt ihr nicht vergessen, daß es noch nicht gar so lange her ist, wo ich der Glückliche ward, der vom Schicksal bestimmt wurde, sich für seine Familie zu opfern. Ich bin ja nur Stellvertreter meines Vetters Eugen, der, statt eine Rittwitz zu heirathen, es vorzog vom Pferde zu stürzen und den Hals zu brechen. Als nun die Reihe an mich kam,“ fuhr er bitter lächelnd fort, „that ich mir das Gelübde, weder die mir bestimmte Braut zu sehen, noch Erkundigungen über sie einzuziehen. Ich that das, weil ich fest entschlossen war, meine Freiheit, sei es selbst mit den größten Opfern, zu erkaufen. Ich hoffte, der alte Rittwitz werde nachgiebiger sein.“ — Nachdem er dies gesagt, begrub der Graf den Kopf in beide Hände und schaute vor sich hin, seinem starren Blick nach zu urtheilen, in weite, weite Ferne. — „Da nun Alles vorüber ist,“ sprach er endlich mit tiefer, seltsam klingender Stimme, „so halte ich es für meine Pflicht euch ein paar Worte zu sagen, nach deren Anhörung ihr vielleicht milder über mich urtheilen werdet.“

Die drei Freunde blickten nach diesen Worten mit dem Ausdruck des Erstaunens auf Arthur, der achselzuckend wieder-

holte: „In der That, damit ihr milder mich beurtheilen möget. Denn ich nehme es euch wahrhaftig nicht übel, wenn zuweilen die Frage in euch aufgestiegen ist, wie kann man eine ungeliebte und — ich will es gestehen — in hohem Grade unliebenswürdige Frau heirathen, nur um einen großen Theil des Vermögens nicht zu verlieren? Wie kann man Güter und Geld nicht lieber opfern wollen, als sich an ein Wesen fesseln, das uns nicht liebt und das wir ebenfalls nicht im Stande zu lieben sind? — Keine Einwendungen, Major. Ich habe dein und der Andern Freundschaft für mich oft vielfach erprobt, ich weiß, wie ihr mir zugethan seid. Und doch behaupte ich, ähnliche Gedanken sind schon in euch aufgestiegen. Habe ich doch schon häufig dieselben Fragen an mich gestellt."

„Und wenn du das thust und uns dasselbe zutraust, so begehst du in der That ein großes Unrecht," erwiederte sehr ernst der Major. „Wir kennen dich genugsam, um überzeugt zu sein, daß was deine Person anbelangt, du dein ganzes Vermögen hingegeben hättest und in den Dienst getreten wärest, statt diese Heirath zu schließen. Aber bist du dein eigener Herr? Ist es nicht deine Schuldigkeit, für deine Mutter, deine Geschwister zu sorgen, und hast du dich nicht, indem du diese Verbindung schlossest, als edler Bruder, als guter Sohn bezeigt!"

„Ich danke dir für deine Freundschaft," sagte Arthur von Schönfeld mit leuchtenden Augen, indem er dem Andern gerührt die Hand reichte. Doch setzte er gleich darauf wieder mit trübem Blick hinzu: „So urtheilst du, so urtheilen die Andern. Aber die Welt wird von mir sagen: er ist ein toller Egoist, doch war so etwas von ihm zu erwarten. Und wenn Andere, besser Gesinnte, vielleicht so freundlich sind, wie du eben thatest, auf

meine Familie hinzuweiſen, ſo werden Jene antworten: Ein Opfer iſt es vielleicht, das er gebracht, aber ein ſehr kleines Opfer. Graf Schönfeld hat ein kaltes, unempfängliches Herz — er hat ja nie geliebt."

„Das ſagt man allerdings von dir," ließ ſich Hugo von B. mit leiſer Stimme vernehmen.

„Und wenn man das ſagt," rief Arthur von Schönfeld mit einem ſo lebhaften Ton der Stimme, daß die Anderen überraſcht aufblickten, „ſo ſagt man die Unwahrheit. Ich habe geliebt — heiß geliebt, innig geliebt, — o geliebt, wie man nur lieben kann, und," ſetzte er kaum vernehmbar hinzu, „bin ebenſo wieder geliebt worden."

— „Dann iſt der heutige Tag entſetzlich für dich," erwiederte der Major mit dem Ausdruck des tiefſten Mitgefühls, indem er dem Freunde ſanft die Hand auf die Schulter legte und nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fortfuhr: „Dann Arthur — verzeihe mir das Wort — haſt du nicht recht gehandelt."

Der Graf fuhr heftig in die Höhe, doch als er in die klaren, ruhigen Augen ſeines Freundes blickte, öffneten ſich ſeine zuſammengekniffenen Lippen, er that einen tiefen Athemzug und antwortete alsdann:

„Ah! ich verſtehe dich, du meinſt, ich habe an Jener unrecht gehandelt, die ich liebte und die mich wieder geliebt. Möglich vielleicht, aber nicht ſo ganz, wie du glaubſt. Es iſt das eine entzückende, aber in ihren Folgen ſo ſehr traurige Epiſode meines Lebens, die ihr hören ſollt, im Fall es euch nicht langweilig erſcheint, eine vielleicht alltägliche Liebesgeſchichte zu vernehmen. — Vorher aber will ich das Feuer im Kamin neu anfachen laſſen, es iſt ein unangenehmes Gefühl ſein eigenes Schick-

ſal ſo vor Augen zu haben, eine auslöſchende, erſterbende Flamme.“ Ein Zug an der Klingel rief einen der Bedienten herbei, der neues Holz auflegte, und bald praſſelte eine wohlthuend angenehme Flamme aus dem eiſernen Feuerkorbe hervor.

Graf Schönfeld blickte auf die Uhr über dem Kamine. „Es iſt Viere,“ ſagte er, „wir haben noch eine Stunde bis zu unſerem Diner.“

Der Major hatte den Kopf in die Hand geſtützt und ließ den Arm auf der Lehne des Fauteuils ruhen. Der Legationsrath blickte in die Gluth des Feuers, und Herr von B., der dem Bilde der Dame Hildegard von Rittwitz gegenüber ſaß, konnte nicht begreifen, warum, als er ſich zum Hören anſchickte, er es angenehm fand, beſtändig die ſchlanke weiße Geſtalt zu betrachten.

„Ihr wißt,“ begann der Hausherr, „daß ich vor einigen Jahren eine länger dauernde Reiſe nach Italien machte. Ich wollte die Schweiz wieder ſehen, wo ich erzogen, wollte Mailand, Genua, Florenz beſuchen, wo ich vor langen Jahren mit meinen Eltern eine Zeit lang gelebt, und ich wollte dort ſehen, ob die Erinnerungen aus der Knabenzeit ſtark genug geblieben ſeinen, um einzelne Orte, bei denen ich damals mit großem Vergnügen geweilt, wieder erkennen zu können. Dies war denn auch bei den meiſten der Fall, doch erſchienen mir all' die prächtigen Bauwerke, die ich noch im Gedächtniß hatte, als habe ich ſie früher einmal im Traume geſehen. Namentlich in Mailand, wo ich mich am Abend meiner Ankunft — es war eine mondhelle Nacht — vor dem großen Café auf dem Domplatze niederließ und vor mir die gewaltigen Maſſen der marmornen Kathedrale ſah, wie ſie mit ihren fein gezackten Spitzen faſt mit

dem ebenfalls weiß glänzenden Himmelsgewölbe verschwamm. Es war eigenthümlich, aber begreiflich, daß mich hier erst die schmetternden Töne einer der großen Straßenorgeln wieder so recht in jene vergangene Zeit zurückversetzten. Wie diese Klänge über den Platz hallten, erkannte ich auch den Dom wieder, die umliegenden Häuser, das Café, vor dem ich saß, ich möchte sagen den Tisch, an dem ich mich niedergelassen, ja beinahe das Gesicht des Kellners, der mir ein Gefrorenes servirte. Ebenso erging es mir in Genua, wo mir der Theergeruch des Hafens all' die kleinen Orte auffrischen half, wo ich als Knabe gespielt und wo ich den unbeschreiblichen Düften der Früchte und Waaren aller Art in den engen Straßen des Hafens nachgehend, endlich den Laden wieder fand, wo meine Mutter uns einstens prachtvolle saftige Orangen kaufte. Ich muß gestehen, daß dieses Aufsuchen bekannter Orte aus der Jugendzeit mein erstes Geschäft in allen Städten war, und erst, wenn ich mich wieder zurecht gefunden, begann ich in Kirchen, Museen und sonstigen Kunstanstalten aller Art von meinem Aufenthalte Nutzen zu ziehen.

„Eine Pflicht des Reisenden, die Einem alles Reisen verbittern könnte," unterbrach Hugo von B. den Erzähler. „In Italien war ich freilich noch nicht, aber wenn ich an Paris denke mit seinen Kunstschätzen, namentlich an Versailles mit seinen stundenlangen Sälen, so graust mir ordentlich."

„Du hast von da eigenthümliche Erinnerungen," sagte der Legationsrath. „Jedem wird es nicht so gut, im Saale des Hercules auszurutschen und vor einer ganzen ansehnlichen Versammlung niederzusitzen."

„Bst! bst!" ermahnte der Major, worauf der blonde junge Mann die schon fertige Antwort mit einem Gesichte verschluckte,

welches deutlich ahnen ließ, auch hier sei aufgeschoben nicht aufgehoben.

„Hinter Florenz," fuhr der Graf fort, „hörten meine Erinnerungen auf, und als ich durch die Porta San Gallo gegen Arezzo hinausfuhr, war mir grade, als verließe ich zum zweiten Male die Heimath. In der andern Nacht vor Perugia trat wieder einmal meine Knaben- und Schulzeit recht lebendig vor mich, als mir der Postillon eine Wasserfläche zeigte, die rechts von der Straße zwischen den Zweigen der Bäume hindurchleuchtete — der Trassimener See. Hatten wir doch selbst häufig in jenen glücklichen Tagen Carthager und Römer gespielt; ja war ich doch selbst meistens der große punische Feldherr, und wenn es hieß: Hannibal ante portas, so mußten meine jüngern Spielgefährten ein erschreckliches Geheul erheben, und ich zog triumphirend ein. — Vorbei! vorbei!"

Während nach diesen Worten der Hausherr die erloschene Cigarre wieder anzündete, sagte der Major: „Nach Perugia hinauf legen sie Einem vor die leichteste Caleſche einen Ochsenvorspann, ein guter Vorwand zum Betteln, denn von mir verlangte der Postillon bei solcher Gelegenheit nicht nur ein Trinkgeld für sich, sondern auch eines für die armen Ochsen und sogar für einen kleinen Hund der nebenher sprang."

„Als ich nach Rom kam," erzählte der Hausherr nach einer Pause weiter, „befand ich mich in jeder Hinsicht in einer für mich ganz neuen Welt. O es ist etwas Wunderbares, diese Orte, uns so bekannt und doch wieder fremd, zum ersten Mal sehen zu dürfen! Wenn ich ermüdet war vom Schauen all' des Schönen, so war es mir eine angenehme Erholung, Abends den Monte Pincio zu ersteigen, mich dort auf eine Bank

zu ſetzen und ruhig zu erwarten, bis die Sonne hinter St. Peter niederſank. Gibt es wohl etwas Prachtvolleres, als das flammende Geſtirn, wenn es hinter der Kuppel verſchwindend ſeine letzten glühenden Strahlen wie aus der kleinen Laterne unter dem Kreuze hervorbrechen läßt, und wenn ſich die ganze Maſſe des gewaltigen Domes nun tief dunkel auf dem goldenen Abendhimmel abzeichnet! — Da iſt das Herz geöffnet bis in ſeine innerſten Tiefen und empfänglich wie ſonſt nie."

„So kam es denn, daß ich eines Abends, als ich im Betrachten dieſes wundervollen Schauſpiels da ſaß, ein paar Worte in deutſcher Sprache hinter mir vernahm, die einen unbeſchreiblichen Eindruck auf mich machten. Eine wohlklingende Mädchenſtimme ſagte, hingeriſſen von dem, was wir ſahen: — Da kann man nur beten. Ich blickte um mich, grüßte, und als die junge Dame, welche die Hände auf der Bank hielt, auf dieſe Art fühlte, daß ich ihre Worte verſtanden, trat ſie tief erröthend zurück. Eine ältere Dame, ihre Mutter, war bei ihr und als ich aufſtand, mich näherte und als Landsmann zu erkennen gab, ſprachen wir vielleicht eine Viertelſtunde zuſammen, ich aufrichtig geſtanden erfreut, eine ſolche Bekanntſchaft machen zu können, die Damen freundlich, im feinſten Ton der gebildeten Welt. — Eine Sonne, leuchtender und flammender als die, welche drüben untergegangen, war in meinem Herzen plötzlich erſtanden."

„In dieſem ruhigen Herzen!" ſagte trübe lächelnd der Major. „Beſſer, du wärſt nicht auf den Monte Pincio gegangen."

„Da haſt du Recht," fuhr Arthur fort. Aber konnte ich erwarten, was ich dort fand? O gewiß nicht."

„Ihr habt mich von jeher mißverſtanden," ſprach der Graf nach einem kleinen Stillſchweigen weiter, nachdem er finſter in

die lodernde Gluth des Kaminfeuers geſchaut. „Ich war nie kalt und unempfänglich, aber mußte ich mein Schickſal kennend, nicht Alles thun, um mir die Freiheit meines Herzens zu wahren? Ich that es auch redlich bis meine Stunde ſchlug, und das war jene Stunde, wo ich vom Monte Pincio den Sonnenuntergang betrachtete. Glaubt mir, all' die Augenblicke, in denen ich mein Herz gewaltſam geſtählt hatte gegen die Macht weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, rächten ſich furchtbar an mir. Schon am dritten Abend, wo ich das junge Mädchen an derſelben Stelle wiederfand, liebte ich ſie mit einer Gluth, einer Innigkeit, die mir deutlich ſagte, daß es vergeblich geweſen wäre, gegen dieſe Leidenſchaft anzukämpfen."

„So hatten alſo deine Freunde damals Recht, die behaupteten, du ſeieſt von deiner italieniſchen Reiſe ganz verändert wiedergekehrt."

„Ob ſie recht hatten!" rief Arthur ſchmerzlich bewegt aus. „Ja, ich kam ſehr verändert zurück; ich liebte, ich wurde wieder geliebt von einem der ſchönſten beſten und edelſten Weſen, von einem Mädchen, wie es der Schöpfer nur in ſeiner beſten Laune hervorzubringen vermag."

Der Major ſchüttelte traurig mit dem Kopfe, als er bemerkte, wie Arthur nach dieſen Worten die Hände vor das Geſicht preßte und in ſeinem Fauteuil zuſammengeſunken da ſaß. „Wäre es nicht beſſer geweſen," ſprach er ſanft, „du hätteſt deine Freunde ſchon früher davon in Kenntniß geſetzt? Und wäre es doch vielleicht gelungen, einen Ausweg zu finden."

„Was mir damals eine Unmöglichkeit war, Jemanden anzuvertrauen, — ich hätte es für eine Entweihung gehalten, — das, möchte ich jetzt in wilder Luſt der ganzen Welt erzählen.

Ihr seid nicht die Ersten, denen ich anvertraut, wie durch diese unglückselige Heirath mein Herz zerrissen wurde. Ehe ich zum Altare ging, habe ich der jetzigen Gräfin Schönfeld mein Innerstes offen gelegt, ich habe ihr gesagt, sie werde meine Hand erhalten, aber nie mein Herz."

„Und sie?" fragte der Major.

„Sie — — behauptet, mir ein ähnliches Opfer gebracht zu haben."

„Ah! das könnte komisch sein!" rief Hugo von B., „wenn es nicht so verzweifelt ernst wäre!"

„Komisches finde ich nun gerade nicht darin," sagte der bedächtige Legationsrath. „Warum soll die Dame von Rittwitz, wenn ihr Aeußeres auch von der Natur ziemlich vernachläßigt wurde, nicht ein fühlendes Herz besitzen und schon einmal geliebt haben?"

„Weil sie in dem Falle," fuhr der Andere eifriger fort, „Arthur freigegeben hätte und nicht auf einer so unnatürlichen Verbindung bestanden wäre."

„Ihr vergeßt den Vater," sprach ernst der Major. „Ich möchte ihn doch kennen, den alten Herrn von Rittwitz, möchte doch Gelegenheit haben, ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden. — Aber eins kann ich dir nicht verschweigen, Arthur — doch verzeihe meine offene Bemerkung — wenn du so liebtest, wie du uns gesagt, wenn du ein so seltenes und wunderbares Mädchen kennen lerntest, deren Herz für dich schlug, warum —"

„Warum," fiel ihm der Graf in's Wort, „hast du denn überhaupt die Verbindung mit Fräulein von Rittwitz eingegangen? Hast sie wenigstens nicht hinausgeschoben so lange als möglich? sollte deine Frage eigentlich lauten, und ich begreife

vollkommen, daß du so fragst. — Hört mir noch wenige Augenblicke zu und dann urtheilt.“

Die beiden Damen, welche ich auf dem Monte Pincio traf, wohnten im Hôtel Melonie, einem der ersten Roms. Es war eine Frau von Werthen mit ihrer Tochter; sie hatten Dienerschaft und Equipage und lebten auf dem Fuß einer reichen Familie. Ihr könnt euch denken, daß ich nachdem ich bei ihnen eingeführt war, außerordentlich viel, fast täglich mit ihnen verkehrte. Wir machten unsere kleinen Ausflüge zusammen, wir besuchten Gallerien und Villen gemeinschaftlich, sahen das reizende Tivoli, das ernste Albano mit einander — o es war eine glückliche, entzückende Zeit! Frau von Werthen, kannte, wie sie sagte, meine Familie, und ließ es vielleicht ebendeshalb geschehen, daß ihre Tochter mit der Unbefangenheit eines zwanzigjährigen Mädchens keine Mühe gab zu verhehlen, wie sie sich freue, wenn ich komme, und daß sie gern in meiner Gesellschaft verweile.“

„Bei unseren gemeinschaftlichen Ausflügen in die Umgegend stiegen wir Beide häufig aus, wenn es den Berg hinan ging, wogegen die Mutter im Wagen blieb. Das waren unsere seligsten Stunden. Magdalene hing sich an meinen Arm, ich machte sie auf diesen oder jenen interessanten Punkt, auf diese und jene landschaftliche Schönheit aufmerksam, ich erzählte ihr von dem classischen Boden, auf dem wir wandelten; sie war meine lernbegierige Schülerin, und wenn sie an meinem Arme hing, so liebte sie es, ihre beiden kleinen Hände zusammen zu legen und mich so innig, so liebend und dabei so neckisch anzublicken, daß ich in solchen Momenten der glücklichste und auch der heiterste

Menſch der ganzen Erde zu ſein glaubte. — Ach! das ſind mir jetzt ſchreckliche Erinnerungen.“ —

Der Graf ſtrich ſich das Haar aus der Stirne, und nachdem er einen ſeltſam wilden Blick auf das Bild des alten Herrn Joachim von Schönfeld geworfen, wobei er die Lippen ſchmerzlich zuſammenpreßte, fuhr er fort.

„So vergingen die Tage in Rom mit einer raſenden Geſchwindigkeit; die Zeit, welche ich mir vorgenommen hatte, dort zu bleiben, war längſt vorüber. Hätte ich aber abreiſen ſollen, da Frau von Werthen den gleichen Weg mit mir hatte, nach Neapel, und mir lächelnd erlaubt, ſie ſchützend begleiten zu dürfen? Am Tage vor unſerer Abreiſe waren wir Drei abermals auf dem Monte Pincio, um zum letzten Male von dort die Sonne untergehen zu ſehen. Es war aber nicht ſo klar, wie am erſten Abend. Hinter St. Peter zog drohend ein Gewitter, und als die Sonne hinter die ſchweren dunkeln Wolken ſank, ſchienen dieſe in Flammen aufzugehen und loderten hoch empor, den halben Himmel bedeckend mit glühender Lohe. Mich machte es traurig, ſie am letzten Abend unſeres Hierſeins ſo ſcheiden zu ſehen. Schien ſie mir doch mit dem finſteren Gewölke, welches ihre Strahlen verdeckte, wie ein Bild meines Lebens; kam ſie mir doch vor wie mein eigenes glühendes Herz, das untergehen ſollte, nicht heiter, klar und ruhig, ſondern in wilden unerreichbaren Wünſchen. Frau von Werthen war nach der obern Terraſſe gegangen, und als wir ſo da ſaßen vor dem großartigen, gewaltigen Naturſchauſpiel, hatten ſich unbewußt unſere Hände gefunden, und als ich ihre warmen Finger zwiſchen den meinigen ſpürte, ſchaute ich ſie an, und nahm wahr, daß auch ſie nach mir ſah. Wir ſprachen Beide nicht, ſondern ſenkten unſere Blicke in einander,

innige, fragende Blicke. Und ebenſo ſtumm, wie die Frage, welche mein Auge an ſie that, war auch ihre Antwort; ſie ſenkte leicht ihr Haupt, und als ich dieſer Bewegung folgend ſie auf die Stirne küßte, duldete ſie meinen leichten Kuß und dabei fühlte ich ganz leiſe, leiſe den Druck ihrer Hand.

Als die Mutter zurückkam und uns ſo Hand in Hand da ſitzen ſah, denn wir zogen unſre Hände nicht zurück, — betrachtete ſie uns mit einem ſeltſamen Blicke, und nahm bald darauf Veranlaſſung nach Hauſe zu gehen. Ich begleitete die Damen wie gewöhnlich, und als ſie ſich in ihre Zimmer zurückzogen, wandte ſich Magdalena nochmals zu mir, reichte mir ihre beiden Hände und ſagte mit einem unausſprechlichen Blicke der Liebe: „Arthur, mein Arthur!“

Das hatte der Graf wie in einem tiefen Traume befangen erzählt, war dann von tiefem Schmerz bewegt, in die Höhe geſprungen, hatte einen raſchen Gang durch's Zimmer gemacht und ſtellte ſich darauf, äußerlich geſammelt und ruhig, an das Kamin, auf welches er den Arm ſtützte. Keiner der Andern ſprach ein Wort, der Major und der Legationsrath ſahen vor ſich nieder, und die Blicke Hugo's von B. kehrten immer wieder zu der weißen geſpenſterhaften Geſtalt der Dame Hildegard von Rittwitz zurück.

III.

„Ihr werdet mir hoffentlich glauben,“ ſprach der Hausherr nach einiger Zeit in ruhigem Tone, „daß ich es mir während meiner Anweſenheit in Rom auf's Emſigſte angelegen ſein ließ, durch meinen Geſchäftsfreund zu Haus mit dem alten Herrn von

Rittwitz zu unterhandeln. Ich wußte, daß meine Frist in ein paar Jahren abgelaufen war und ließ ihm die glänzendsten Anerbietungen machen, um ihn zu bewegen, mich frei zu lassen. Wie man mir anfänglich nach Rom schrieb, schien er auch nicht abgeneigt dazu, und ihr werdet mir glauben, daß ich nur in der Hoffnung, jene Verbindlichkeit lösen zu können, mich dem jungen Mädchen mehr und mehr genähert hatte. — Bei Gott! nur diese Hoffnung hielt mich zurück, sonst hätte ich schon in den ersten Tagen unserer Begegnung Rom verlassen."

„Ob sich Frau von Werthen um dieselbe Zeit genau nach meinen Verhältnissen erkundigen ließ, kann ich ebenso wenig bezweifeln, als daß sie benachrichtigt wurde von der unglückseligen Verfügung, die mich an das Rittwitz'sche Haus fesselte. So kam der Tag unserer Abreise von Rom heran, Frau v. Werthen hatte ihren Wagen auf acht Uhr Morgens bestellt, ich wollte ihr um zehn Uhr nachfahren. Eben als ich einsteigen wollte, erhielt ich zwei Briefe, einen von meinem Geschäftsführer in Deutschland, der mir mit außerordentlichem Bedauern schrieb, der alte Rittwitz sei auf einmal halsstarriger als je geworden und wolle von keinem Vergleich mehr etwas wissen. — Ich muß euch gestehen, der Brief erschreckte mich außerordentlich. In der Hoffnung, doch noch glücklich werden zu können — und ich hatte mich in diese Hoffnung hineingelebt — so grausam gestört zu werden, so auf einmal zurückgeworfen von einer herrlich scheinenden Zukunft — ach! ich war sehr ungeduldig; ich biß die Zähne auf einander, es war mir eine Lust, den Brief meines Geschäftsführers in der Hand zerknittern zu können. Was konnte ich thun? Ich kam mir wie ein Verdammter vor, der gefesselt dasteht, der herrliche lachende Gegenden um sich sieht und der doch gezwungen ist,

dem drohenden Beile still zu halten. — Aber wie ich euch sagte, bekam ich zu gleicher Zeit zwei Briefe. Ich mußte auch den andern lesen."

Nach diesen Worten fuhr Graf Schönfeld langsam mit der Hand über Stirn und Gesicht, that einen tiefen Athemzug und fuhr dann mit einem fast unheimlichen Lächeln in ruhigem, kaltem Tone fort: „Der andere Brief war von Frau v. Werthen. Sie sagte mir mit sehr wenigen, aber außerordentlich deutlichen Worten, in Wendungen, die durchaus nicht mißzuverstehen waren, sie hätte Schreiben aus der Heimath erhalten, die sie augenblicklich dorthin zurück riefen. — So augenblicklich" unterbrach sich Arthur kopfnickend selbst, „daß sie nicht einmal Zeit gehabt habe, mich am gestrigen Abend — sie war schon in der Nacht abgereist — rufen zu lassen. — Ja, abgereist war sie, fort — verschwunden, Beide! In dem Briefe stand nicht, daß sie vielleicht aus der Heimath erfahren, ich sei nichts als ein armer gefesselter Sclave, von der Laune derer von Rittwitz abhängend. Das stand freilich nicht da mit klaren Worten, aber wenn ich, wie ich that, fast in Verzweiflung auf das Papier niederschaute, so sprangen einzelne Buchstaben wie in tollem Tanze aus ihren Reihen heraus und bildeten sich zu höchst erfreulichen Worten: Rittwitz hält dich! Rittwitz hält dich! §. 8 des Testamentes. — Ach! war das nicht höchst ergötzlich! Ich lachte damals laut hinaus und könnte heute wieder so lachen." —

„So, das wär' vorüber," fuhr der Erzähler nach einer Pause fort, „jetzt werde ich mich eines ganz ruhigen Tones befleißigen. — Also die Damen waren fort, spurlos verschwunden. Der Portier vom Hôtel Melonie, der mir sehr zugethan war, versicherte mich, die Pferde der Frau von Werthen seien für

Storta — das war die erſte Station auf dem Wege nach Florenz oder Venedig — beſtellt geweſen, und dorthin ſeien die Fremden auch abgereiſt. Ich fuhr nach Porta del Popolo. Der Portier hatte Recht gehabt: um eilf Uhr geſtern Abend hatten beide Damen die Stadt verlaſſen. Daß ich meinen Paß, der nach Neapel lautete, augenblicklich für Toskana und Oeſtreich abändern ließ, iſt ſelbſtredend, doch in Rom eine Sache, die immer Stunden in Anſpruch nimmt. Es wurde Mittag, ehe ich über Ponte Molle in die Campagne rollte. Meine Poſtillone waren mit mir zufrieden, ſie fuhren, was ihre armen Pferde vermochten. Wir paſſirten Storta, Baccano, Monte Roſi; dort theilten ſich die Straßen. Ich hatte überall Nachricht von den Damen. Auch hier berichtete mir der Poſtmeiſter, dieſelben ſeien nach Civita Caſtellana gefahren, alſo gegen Venedig.“ Ich folgte — doch was ſoll ich euch weiter ermüden mit der Erzählung dieſer Fahrt? Schon in Civita Caſtellana ſtimmten die Angaben des Poſtmeiſters mit denen des Poſtillons nicht mehr überein. Der Erſtere ſagte, in dem Wagen, der in der Nacht von Rom gekommen ſei, haben ſich zwei Damen befunden; der andere ſprach von einer Dame und einem Herrn. Ich ließ einſpannen, eilte weiter und kam nach Terni. Der Wagen, dem ich nachgeeilt, war zwei Stunden vor mir angekommen; die Herrſchaft, ſo ſagte mir der Wirth, werde gleich herabkommen, um die Waſſerfälle zu beſuchen. Ich wartete in einer namenloſen Aufregung; die Herrſchaft kam — es war ein alter, dürrer Engländer mit zwei Damen, die ihm zum Erſchrecken ähnlich ſahen.“

„Ah! das iſt Mißgeſchick!“ rief der Major. „Du hatteſt den richtigen Wagen verloren; die Damen hatten wahrſcheinlich hinter Monte Roſi dem Poſtillon Befehl gegeben, nach Viterbo zu fahren.“

„So war es ohne Zweifel," ſprach düſter Graf Arthur. „Und ich — ich ließ ſie fahren. Ich ſetzte meine Reiſe über Rimini fort, ich ging über Ferrara nach Venedig und von dort nach Deutſchland zurück. Ich kam nach W., wo Frau von Werthen, wie ſie mir geſagt, ihren Wohnſitz hatte; ich fand auch da eine Familie dieſes Namens, und in dieſer ſogar eine Frau von Werthen mit ihrer Tochter, welcher ich mich vorſtellen ließ. Aber es war eine andere. Die alte Dame ſchüttelte ſeltſam lächelnd den Kopf, als ich ihr im Laufe des Geſprächs von meinem Zuſammentreffen mit den beiden Damen in Rom, vielleicht ihren Verwandten, erzählte. — Werthen, ſagte ſie, der Name ſo geſchrieben wie unſer Name geſchrieben wird, gibt es meines Wiſſens nur eine Familie, von der kein Mitglied in letzter Zeit in Italien war. Ich empfahl mich und ſetzte meine Nachforſchungen an Orten, wo Familien mit ähnlich klingenden Namen wohnten, ebenſo erfolglos fort. Welche Stunden und Tage, welch' entſetzliche Zeit ich damals verlebte, kann nur der beurtheilen, der ſich in meiner Lage befand. Und meine Lage iſt ſo originell, daß vielleicht ein menſchliches Herz nie mehr in einer ähnlichen zu leiden hat. — Magdalena v. Werthen, die mich innig und herzlich geliebt — deſſen bin ich gewiß, — die wohl ebenſo unglücklich wie ich, irgendwo verborgen lebte, war todt für mich. Wohl forſchte ich ſelbſt und durch Andere über ein Jahr nach ihrem Aufenthalte. Immer vergebens. Da in einer Stunde des Unmuthes, der Verzweiflung zerriß ich die wieder angeknüpften Unterhandlungen mit dem alten Rittwitz, indem ich ihm in einem heftigen Schreiben ſagte, ich wolle denn ſeiner Habſucht zum Opfer fallen, er ſolle einen Mann für ſeine Tochter haben, aber einen Mann ohne Herz, ohne Liebe für ſie."

„Und die Familie Rittwitz?“ sprach der bedächtige Legationsrath.

„Nahm mein Anerbieten an,“ rief Arthur, „und der alte Herr sprach mir in einem freundlichen Schreiben von dem Termin, den er zur Hochzeit angesetzt haben möchte.“

„Das muß ein altes Ungeheuer sein!“ rief entrüstet Hugo von B. „Hoffentlich treffe ich mit diesem Menschen nie zusammen.“

„Und wenn das je der Fall wäre,“ entgegnete sehr ruhig der Hausherr, „so würdest du dich enttäuscht finden. Du erwartest in dem alten Rittwitz einen finsteren, unheimlichen Mann zu finden, und es erscheint dir eine lächelnde, freundliche, sich herzlich bezeigende Persönlichkeit. — Aber laß uns dies Gespräch abbrechen. Ich habe euch gesagt, was ich für meine Schuldigkeit hielt, euch zu sagen; gleich bin ich fertig, wir wollen darauf noch ein paar Stunden lustig sein, und dann — wie Gott will! Ehe wir aber zum kleinen Diner gehen, muß ich etwas thun, was ich bis jetzt nur an Feier- oder vielmehr an Trauertagen that. Vorher zwei Worte zur Einleitung. Seht dort das Bild der armen Rittwitz, die vielleicht unglücklicher war, als ich es bin. Euch ist ohne Zweifel bekannt, daß sie sich nach einer nicht zu entschuldigenden That meines Ahnherrn in einem Anfalle von Wahnsinn in's Wasser stürzte. Der Maler, der auf Bestellung gearbeitet, hat sehr wohl daran gethan, uns das Gesicht nicht zu zeigen. Wie kann man auch Züge malen, auf denen geschrieben steht, wie der große Dichter sagte:

„Mich dünkt, von Thränen blicke Luna's Glanz;
Und wenn sie weint, weint jede kleine Blume
Um einen wild zerriss'nen Mädchenkranz.“

Daß ich, namentlich im letzten Jahre, oft lange, lange trübe Stunden damit verbrachte, neben diesem Kamine zu sitzen und das Bild droben anzuschauen, könnt ihr mir glauben. Ich that das gern in der Dämmerungsstunde, fast im Dunkel, wo dies Gemach spärlich erleuchtet war von den lodernden Flammen eben dieses Kamins. Es war alsdann eigenthümlich, wie die aufzuckende Gluth seltsame Streiflichter auf das Bild warf. — „Seht hin," unterbrach er sich plötzlich, „der Tag neigt sich seinem Ende zu, es ist beinahe dunkel genug, daß dies Feuer hier neben uns auf das Bild wirken kann. Könnte man nicht glauben, die Gestalt bewege sich, sie strecke sich in die Höhe — sie neige sich jetzt dem Abgrunde zu, wo tief vor ihr der lockende Wasserspiegel glänzt? — sie schaudere auch jetzt davor zurück und vor dem nächsten Augenblicke? — Man könnte darauf schwören, wenn man lange hinblickte, das Haar sich bewegen, die weiße Gestalt ihre Haltung verändern zu sehen.

Und so war es in der That; wenn die Flammen des Kamins plötzlich empor fuhren und ein helles Streiflicht auf das Bild warfen, so schien Leben und Bewegung zu kommen in die todte Gestalt der Dame Hildegard von Rittwitz.

„Diese Phantasieen haben mich nie unangenehm berührt," fuhr der Graf nach einer längeren Pause fort. Im Gegentheile. Wenn ich vor dem Bilde saß und es betrachtete, so konnte ich mich in Phantasien und Träumereien vertiefen, die, anfänglich düsterer und finsterer Natur, allmälig licht und freundlich wurden. Es war, als wenn man durch einen finstern Tannenwald reitet, in tiefem, kaltem, unheimlichem Winter, wenn die schneebedeckten Zweige sich ächzend vor dem scharfen Nordwind auf- und abneigen, und wenn man nun plötzlich an den Waldrand

kommend wie durch Zauberei eine weite glückliche glänzende Ebene vor sich ausgebreitet sieht, lachend im Schmuck des Frühlings. — Oder wenn man nachsinnend dem Heulen des Windes zulauscht, und wenn die wilden Töne nach und nach sanfter und melodischer werden, endlich in süße Klänge übergehend, die uns ein liebes bekanntes Lied vor die Sinne bringt, das wir einst gehört in vergangenen glücklichen Tagen. — So geschah es mir, und wenn ich mich, in tiefer Nacht allein sitzend, längere Zeit ins Anschauen jenes Bildes versenkte, so glaubte ich oft zu bemerken, wie die Dame v. Rittwitz langsam ihr Haupt erhob, es herum wandte nach mir und mich lächelnd anschaute. Aber nicht mit den Zügen der unglücklichen Hildegard, sondern alsdann war es das liebe süße Gesicht Magdalenen's von Werthen, das beglückt und beglückend auf mich niedersah, und von ihren Lippen glaubte ich die lieben Worte zu vernehmen, die sie zu mir gesprochen an jenem letzten glücklichen Abend in Rom: „Arthur! mein Arthur!"

„Ich konnte diese Phantasieen nimmer los werden, und da ich mir in Rom durch einen bekannten Maler ein Portrait Magdalenens verschafft hatte, so ließ ich mir durch denselben Künstler, als er nach Deutschland zurückgekehrt war, eine Copie machen, ganz so, wie mir jenes Bild oft in wachen Träumen erschien. — Ihr sollt es sehen." Nach diesen Worten zog der Hausherr an einer Klingelschnur, die neben dem Kamine hing, und als der Kammerdiener hierauf unter der Thür des Nebenzimmers erschien, befahl der Graf, Lichter zu bringen, und ehe diese kamen, trat er dicht vor das Bild der Dame von Rittwitz, drückte an einer Feder, worauf sich das äußere Portrait langsam öffnete und ein anderes zum Vorschein kam, das nun die drei Freunde,

als ein Bedienter zwei hellbrennende Carcellampen brachte, mit einem lauten Ausruf der Bewunderung anſchauten. Was ſie ſahen war ſo, wie es Graf Schönfeld beſchrieben: es war die Geſtalt Hildegard's v. Rittwitz, doch wandte ſie ihren Kopf mit einer wunderbaren Grazie dem Beſchauer zu. Und dieſer Kopf zeigte das reichſte, lieblichſte Mädchenantlitz, wie man es ſich nur in ſüßen Träumen ausdenken konnte; — ein heiteres, gutes Geſicht im Glanze der Jugendfriſche mit herrlich klugen und lieben Augen, einem prachtvollen, dunkelblonden Haar, einem lächelnd geöffneten Mund voll blitzender Zähne. Es war, als erzähle ſie dem Beſchauer von dem tiefen finſteren Waſſer da unten, und wie ſie es einen Augenblick gegrauſt habe, da hinunter zu ſchauen.

Der Major ſtand dicht neben ſeinem unglücklichen Freunde; er hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und ſagte, nachdem er das Bild längere Zeit betrachtet: „Das iſt in der That ſehr traurig, Arthur.“

„Mehr noch,“ gab dieſer zur Antwort, „es wäre entſetzlich für mich, — unerträglich, wenn ich mich nicht daran gewöhnt hätte, an das Original dieſes Bildes wie an eine liebe Verſtorbene zu denken. Und ſo Gott will, bleibt ſie das für mich. Denn ſie plötzlich wiederzuſehen, würde mich wahnſinnig machen.“

Keiner der vier jungen Leute hatte, während ſie das Bild betrachteten, vernommen, daß unter die Einfahrt ein Wagen gerollt war. Wenige Augenblicke nachher trat der alte Kammerdiener des Grafen eilig in das Gemach; er ſah überraſcht, faſt verſtört aus und meldete ſchon unter der Thür: „Der Freiherr von Rittwitz — er folgt mir auf dem Fuße.“

Ein Blitz, der niedergefahren wäre oder sonst ein furchtbares Ereigniß hätte den Hausherrn und die drei Freunde nicht so aufs höchste überraschen, ja sie fast erstarren machen können, wie diese Meldung.

„Das ist stark," sagte der Major.

„Wir sollen das Ungeheuer sehen?" meinte Hugo v. B.

Und selbst der bedächtige Legationsrath setzte hinzu: „Nach dem, was vorgefallen, finde ich es in der That ziemlich sonderbar von dem Herrn von Rittwitz, sich so ohne Weiteres hier sehen zu lassen."

Der Hausherr zuckte mit den Achseln, indem er bitter lächelnd sagte: „Hat er nicht ein Recht, so ohne alle Ceremonie bei seinem Schwiegersohne einzutreten." Darauf machte er eine Handbewegung gegen den Kammerdiener und sprach mit einem bedeutsamen Blick auf seine Freunde: „Sage dem Herrn Baron von Rittwitz, ich sei zu Hause — aber nicht allein."

Wir müssen gestehen, daß sowohl der Major als der Legationsrath und ebenso Hugo v. B. mit außerordentlicher Spannung nach der Thür blickten, wo im nächsten Augenblicke Jemand erscheinen sollte, über dessen Betragen man sich, und zwar mit vollem Rechte, noch vor kurzer Zeit in sehr unliebsamen Worten ergangen hatte.

„Ich stelle ihn mir groß und hager vor," meinte der Legationsrath, „mit einem langen, dürren Gesichte, struppigem Bart, aufwärts gekämmtem Haar, boshaften Augen und höhnisch zusammengekniffenen Lippen. Ein alter moderner Mephisto."

Graf Arthur schüttelte traurig lächelnd mit dem Kopfe.

„Er muß klein und verwachsen sein," sagte Hugo v. B. „Er hat gewiß eine entsetzlich hohe Schulter, worauf sein Ohr

bequem ruhen kann. Seine Blicke sprühen Neid und Habgier, und die Finger zucken wie die eines Geizhalses.

„Herr Baron von Rittwitz!" meldete der Kammerdiener, indem er die Portièren auseinanderzog.

Die drei Freunde standen da mit aufgerissenen Augen und einem fast verlegenen Lächeln des Erstaunens. Denn der Mann welcher hereintrat, war weder lang und hager wie ein Mephisto, noch zusammengeschrumpft wie ein Geizhals. Er war vielmehr eine Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit, ein Mann in Mittelgröße, untersetzt, in gewählter schwarzer Kleidung, mit einem Stern auf der linken Seite des Fracks und einem wahrhaft Zutrauen erweckenden angenehmen und heiteren Gesichte. Er näherte sich der überrascht dastehenden Gruppe mit den vollendet feinen Manieren eines Weltmannes, bat mit einem freundlichen Lächeln, ihn vorzustellen, und nahm darauf die Präsentation der drei Herren eben so anmuthig entgegen, wobei er für Jeden ein freundliches Wort hatte. Der Baron ersuchte auf so gewinnende Art, sich nicht stören zu lassen, bat darauf um Erlaubniß, sich selbst setzen zu dürfen, um die Förmlichkeit des Stehens zu beseitigen, so daß nur wenig Minuten verliefen, bis die Gesellschaft jetzt um Einen vermehrt, wieder um den Kamin beisammen saß, als seien alle fünf langjährige und gute Freunde.

Der Major drehte seinen Schnurrbart, blickte auf den Legationsrath, der lächelnd in die Gluth schaute und es nicht zu wagen schien, nach Hugo v. B. zu sehen, welcher noch immer sprachlos vor Ueberraschung den Herrn v. Rittwitz betrachtete.

Der alte Herr wandte sich behaglich lächelnd an den Grafen Arthur und sagte: „Sie wohnen superb, ein reizendes, geschmackvolles Appartement! Und dies Gemach ist eingerichtet,

wie ich es außerordentlich liebe. — Sie haben einen feinen Sinn, bester Graf, für die richtige Zusammenstellung dieser vielen unnöthigen und doch für uns so nothwendigen Sachen, damit wie hier ein harmonisches Ganze entstehe. Wenn Sie mir, wie ich hoffe, später einmal das Vergnügen machen, mich auf Rittwitz zu besuchen, so werden Sie einen Theil des Schlosses auf dieselbe Art eingerichtet finden, natürlicher Weise nicht mit der Feinheit wie dieses Gemach. Ich könnte das als schönste Verzierung meiner sämmtlichen Gemächer benutzen, als die Krone des Ganzen. — Ach! fuhr er gleich darauf mit einem lauten Ausrufe fort, nachdem er nochmals prüfend und billigend ringsum geschaut, „das ist ja das bekannte Bild des alten Grafen Schönfeld.“ Er erhob sich und stellte sich vor das lebensgroße Portrait hin.

„Er ist von einer merkwürdigen Unbefangenheit,“ flüsterte der Legationsrath dem Majore zu.

„Ich bin nur darauf begierig, wenn er sich umwendet, um seine Ahnfrau ebenfalls zu betrachten,“ sagte Hugo v. B.

Darauf schien der Hausherr, der dem Baron von Rittwitz gefolgt war, ebenfalls begierig zu sein; doch war seine Erwartung keine angenehme, denn er blickte finster vor sich hin und preßte die Lippen auf einander. Das Bild war geöffnet geblieben, und statt der sich düster abwendenden Hildegard sah man das sonnige Lächeln Magdalenen's von Werthen.

Jetzt wandte sich der alte Herr um. „Der Tausend!“ rief er mit einem wie freudig überraschten Gesichtsausdruck. „Und das ist die Dame von Rittwitz? Ei! ei! ei! So angenehm hätte ich sie mir nicht gedacht. In der That ein wohlwollender hübscher Kopf. Dadurch steigt die Schuld des alten Herrn

Joachim. Ich weiß nicht, in alten Familien-Urkunden wird die Dame von Rittwitz anders geschildert, als finster, melancholisch."

„Verzeihen Sie, Herr Baron", unterbrach ihn Graf Arthur, der, wie man es nennt, auf Kohlen zu stehen schien, „es ist das nicht das Portrait Hildegard's von Rittwitz, es ist eine Phantasie, eine Spielerei von mir, unter das Originalbild die Gesichtszüge einer lieben Bekannten von mir zu verstecken."

Bei diesen Worten hatte er sich der andern Wand genähert und das ältere Gemälde durch einen Druck mit dem Finger wieder an seinen ehemaligen Platz gebracht. „Das", sagte er, „ist die Dame von Rittwitz."

„Ah! das sieht freilich anders aus", sprach der alte Herr kopfnickend. „Ja, so habe ich mir's auch gedacht. — Verzeihen Sie meinen Irrthum. Das Bild der Dame v. Rittwitz hat etwas ungemein Melancholisches; es will Abend werden, eine unheimliche Nacht, wogegen das andere Bild wie ein freundlicher Frühlingsmorgen lächelt. Ist das nicht auch Ihre Ansicht, meine Herren?"

Das war nun freilich die Ansicht der sämmtlichen Anwesenden und sie pflichteten derselben auch in einzelnen Ausdrücken bei; Graf Arthur aber, dem dies Gespräch anfing, peinlich zu werden, wandte sich an Herrn v. Rittwitz und sagte ihm mit leiser Stimme: wenn die Ehre seines Besuches vielleicht eine besondere Veranlassung habe, so stände er zu seinen Befehlen und bäte in diesem Falle, ihm gütigst in ein anderes Zimmer folgen zu wollen.

Der alte Herr nahm die Frage mit einem wahrhaft herzlichen Lächeln auf. „Eine besondere Veranlassung, die mich hierher führt, habe ich allerdings; doch ist sie nicht der Art,

daß ſie uns nöthigt, die angenehme Geſellſchaft Ihrer mir ſo werthen Freunde zu verlaſſen. Offenherzig geſagt, bin ich gekommen, mich bei Ihnen zum Diner einzuladen. Ich weiß, Sie ſpeiſen um fünf Uhr, und werden mir gewiß ein Couvert nicht verſagen. Ihnen, lieber Graf, ſowie all' dieſen Herren ſteht dagegen vorkommenden Falles ganz Rittwitz zur Verfügung." Bei dieſen letzten Worten machte er eine ſehr liebenswürdige Handbewegung gegen die Freunde des Hausherrn, welche von dieſen durch eine angemeſſene Verbeugung erwiedert wurde.

„O weh! unſer ſchönes Garçon-Diner!" ſprach Hugo von B. zu ſeinem Nachbar, dem Legationsrathe, der den Herrn von Rittwitz mit Erſtaunen betrachtete und zu dem Major ſagte: „Das iſt ein eigenthümlicher alter Herr. Bei einem Andern würde mir ſolche Selbſteinladung in den gegenwärtigen Verhältniſſen wie Hohn und Spott erſcheinen, aber er ſpricht ſo natürlich, daß man ſich denken könnte, er habe wirklich die Abſicht, mit ſeinem lieben Schwiegerſohne eine heitere Stunde zu verleben. Verſtehe das, wer's kann."

„Ich ebenſowenig wie Du," antwortete der Angeredete. „Es wird dich nicht überraſchen, wenn ich dir geſtehe, daß ich aus meiner Verwunderung gar nicht recht herauskomme. Uebrigens weiß er die unangenehme Sache mit einem Takt zu nehmen, der bewunderungswürdig iſt. Und wenn ſeine Tochter ſich halb ſo verſtändig benimmt, ſo kann die Sache noch immer werden wie ſie will."

„Das Diner iſt ſervirt," meldete der Kammerdiener.

Und Graf Arthur, der mit Herrn von Rittwitz in der Fenſterniſche geſprochen, erſuchte den alten Herrn mit einer tiefen Verbeugung, voranzugehen.

Man speiste wohl nirgends so behaglich, angenehm und gut, wie bei dem Grafen Schönfeld. Wenn er es auch liebte, daß seine Gäste, und darunter seine vertrautesten Freunde, in sehr gewählter Toilette erschienen, wenn selbst bei diesen kleinen Diners die Arrangements reich und gewählt waren und die Dienerschaft in großer Livré, so wars doch sonst so zwanglos wie immer möglich. Hugo v. B. hatte gefürchtet, es werde heute ausnahmsweise sehr steif und langweilig sein und der alte Herr jeden freien Erguß der Fröhlichkeit hemmen. Das war aber ganz und gar nicht der Fall. Wenn der Freiherr v. Rittwitz sein Entrée freundlich und liebenswürdig gemacht hatte, so war er jetzt in der Unterhaltung fesselnd, ja hinreißend. Dabei fiel es ihm nicht ein, das Gespräch an sich reißen oder der Gefeierte sein zu wollen. Im Gegentheil. Er nahm das Gespräch fast nur dann auf, wenn er aufgefordert wurde; er erlaubte sich in streitigen Fällen nur eine kleine einfache Bemerkung; diese aber war immer so gediegen und zeigte von solcher Sachkenntniß, daß man ihn von allen Seiten bat, seine Ansicht zu entwickeln. Dabei war er so voll pikanter Geschichten und Anekdoten, und wußte so prachtvoll zu erzählen, daß er schon nach den ersten Gängen das Herz Hugo's v. B. erobert hatte und dieser es sich als eine Ehre ausbat, ein Glas Wein mit ihm trinken zu dürfen. Der Legationsrath hatte seinen Nachbar, den Major, schon mehreremal versichert, daß er enchantirt von dem alten Herrn sei. Und als der Major etwas später leise sein Glas gegen Arthur erhob und ihn mit einem leichten Kopfschütteln, das von einem gelinden Seufzer begleitet war, anschaute, hatten die beiden langjährigen Freunde einen und denselben Ge-

danken: ein ſo liebenswürdiger Vater und eine ſo unliebenswürdige Tochter!

Selbſt Graf Schönfeld vergaß auf Augenblicke ſeine eigenthümliche peinliche Lage, und er konnte beinahe freudig lachen, wenn der alte Herr mit einer außerordentlichen Komik ſeine heiteren Geſchichten erzählte.

IV.

So mochte es halb ſechs Uhr geworden ſein, und der kleine reich beſetzte Tiſch befand ſich in jener maleriſchen Unordnung, welche in dieſem Falle für das Auge wahrhaft wohlthuend iſt. Die Bedienten ſervirten Champagner, und als die hohen Kelchgläſer bis an den Rand mit einer kaum merklichen Idee von Schaum gefüllt waren, nahm der Freiherr von Rittwitz mit ziemlicher Feierlichkeit ſein Glas zur Hand, erhob ſich von ſeinem Sitze und ſprach, nachdem er ſich freundlich im Kreiſe umgeſehen:

„Meine Herren! Wenn ich mein Glas ergreife, um dem Gebrauche gemäß einen kleinen Toaſt auszubringen, ſo bitte ich, das dem Ihnen faſt gänzlich Fremden nicht als Anmaßung auszulegen. Ich bin der Aelteſte von Ihnen, und indem ich auf das Wohlergehen Ihres lieben Freundes, des von mir hochverehrten Grafen Schönfeld, trinke, ſo gedenke ich auch zu gleicher Zeit meiner armen Tochter. Und an ſein Kind zu denken und demſelben Heil und Segen zu wünſchen, kann man einem Vater ſchon erlauben.“ Obgleich der alte Herr dieſe Rede in feſtem Tone begonnen, ſo zitterte doch ſeine Stimme ein wenig und ſein Blick war ernſt geworden, als er die letzten Worte ſprach. Gleich darauf aber faßte er ſich wieder und fuhr in ruhigerem, ſehr ſanftem Tone fort, wobei er den Grafen Schönfeld zuweilen

mit einem ſo liebevollen innigen Blick betrachtete, daß ſogar der bedächtige Legationsrath ſpäter verſicherte, dieſer Blick ſei ihm in die Seele gedrungen. — Herr v. Rittwitz fuhr alſo fort:

„Es iſt nicht zu läugnen, meine Herren, daß zwei von uns ſich in einer ſeltſamen Lage befinden; ich meine den Herrn Grafen Schönfeld und mich. Die eigenwillige, ja, ich will es geſtehen, harte Verfügung eines längſt verſtorbenen eigenſinnigen Herrn bringt unſere beiderſeitigen Familien, die ſich ſeit langen Jahren etwas ſchroff einander gegenüber ſtanden, auf gewaltſame Art zuſammen. Früher wurden ähnliche Heirathen in unſeren Familien bereitwillig und gern geſchloſſen; jetzt aber — es iſt eigenthümlich — verbindet ſich der letzte Graf Schönfeld mit der letzten Dame v. Rittwitz, weil — das Schickſal es ſo gewollt. Ich ſpreche nur von dem Grafen Schönfeld, denn was meine Tochter, dieſe letzte Dame v. Rittwitz, anbelangt, ſo ſchätzt ſie die ihr bekannt gewordenen vortrefflichen Eigenſchaften des Herrn Grafen ſo außerordentlich, daß ich, nur ihren innigen Bitten nachgebend, die Sache bis zum Ende trieb und zu jedem andern Vergleich meine Einwilligung verſagte.“

Bei dieſer Wendung, welche die drei Freunde des Grafen Schönfeld mit großem Erſtaunen vernahmen, konnte ſich dieſer nicht enthalten, faſt unmuthig den Redner anzuſehen. Ja, er öffnete ſchon den Mund zu einer Entgegnung, doch machte ihm der alte Herr eine ſo verbindliche Verbeugung und ſah ihn dabei wiederholt ſo bittend und herzlich an, daß er mit einem Achſelzucken gegen ſeine Freunde ſtillſchwieg. Der alte Herr fuhr mit erhöhter Stimme in faſt feierlichem Tone fort:

„Ja, meine Herren, ich habe den innigen Bitten meiner Tochter nachgegeben und habe dadurch wahrſcheinlich dem Herrn

Grafen Augenblicke des tiefſten Schmerzes, ja des Unglücks verurſacht, bin aber vollkommen geneigt, das alles wieder gut zu machen. Obgleich, wie wir Alle wiſſen" — dies ſagte er mit einem ſonderbaren Lächeln — „Graf Schönfeld meine Tochter nicht liebt, ſo war er doch edel genug, um vor der Welt die gehäſſigen Gerede, deren ſchon genugſam curſiren, nicht zu vergrößern, ſeinen Entſchluß dahin auszuſprechen, heute Abend mit ſeiner Frau dieſe Stadt gemeinſchaftlich zu verlaſſen, um ſich, wann und wo es ihm gefällt, mit derſelben zu verſtändigen. Meine Tochter und ich gaben dazu unſere Zuſtimmung, und ich bin dem Herrn Grafen für dieſe Aufmerkſamkeit dankbar."

„Mag nun dieſe Verkündigung ausfallen wie ſie will, ſo erkläre ich hier vor Ihnen, meine Herren, daß ſowohl meine Tochter als ich bereit ſind, in eine Scheidung zu willigen, wenn es dem Herrn Grafen ſo gefällt. Und ich füge hinzu, daß es mir nach dieſer Scheidung nie in den Sinn kommen wird, irgend welche Forderung an die Familie Schönfeld zu ſtellen. Mag alſo dieſe, unter ſo ſonderbaren Umſtänden geſchloſſene Heirath was immer für Folgen haben, ſo iſt mit einer Auflöſung derſelben die Verfügung des alten Herrn Joachim von Schönfeld für ewige Zeiten annullirt, worüber ich mir erlaubt habe, ein rechtskräftiges Inſtrument aufzuſetzen. — Er hatte bei dieſen Worten in ſeine Rocktaſche gegriffen, ein zuſammengefaltetes Papier herausgezogen, welches er dem Grafen übergab.

„Da man aber, meine Herren, von allen Dingen das beſte hoffen muß" — dies ſprach der alte Baron mit einem ſchlauen, lächelnden Blick auf Arthur — „und da es doch unerhört wäre, wenn ein Vater am Hochzeitstage ſeiner Tochter auf eine Eheſcheidung derſelben trinken wollte, ſo leere ich mein Glas mit

einem Wunſche, in den Graf Schönfeld und Sie, meine Herren, jedenfalls einſtimmen können, auf den Wunſch nämlich, daß es den beiden Neuvermählten wohl ergehen möge und ſie glücklich ſeien auf Erden."

Da es nun in der That für Niemand einen vernünftigen Grund gab, dieſem Toaſte nicht beizuſtimmen — man konnte ja denken, was man wollte — ſo klangen die Gläſer zuſammen und wurden alsdann geleert.

Die Glocke wies auf ſechs Uhr, und nach einem fragenden Blick auf den alten Herrn hob Arthur die Tafel auf. Man zog ſich in das ſchon vorhin erwähnte alterthümliche Gemach zurück, wo die Gäſte Kaffee und Cigarren nahmen, während ſich Graf Schönfeld in das anſtoßende Schlafzimmer begab.

Hier erwartete ihn der alte Kammerdiener, um ihm behülflich zu ſein, ſeine hochzeitliche Toilette mit einem einfachen Reiſeanzug zu vertauſchen. Der Herr war ſchweigſam, nachdenkend, und der Diener nahm jedes der ihm dargereichten Kleidungsſtücke mit einem kummervollen Blick und einem gelinden Seufzer an ſich.

„Du haſt meine Befehle beſorgt?" ſagte Arthur nach einem längeren Stillſchweigen.

„Auf's pünktlichſte, Herr Graf."

„Beide Wagen?"

„Beide, Herr Graf."

„Und mein Schreiben an — an die Gräfin Schönfeld —"

„Habe ich ebenfalls übergeben, Herr Graf. Und die Frau Gräfin iſt dankbar, daß Sie mit ihren Anordnungen zufrieden ſind."

„Du ſprachſt ſie ſelbſt?"

„Nein, Herr Graf, ich ſah nur die Kammerfrau."

„Gut. Du haſt meinen Wagen ſorgfältig gepackt? — Denke für mich, ich bin heute zerſtreut. Vergiß auch meine Caſſette nicht und die Bücher, die ich zurückgelegt habe. Noch Eins. Wiederhole den Poſtillonen beider Wagen auf's ſorgfältigſte die Inſtructionen, die ich dir gegeben. Du wirſt nichts vergeſſen."

„Gewiß nicht, Herr Graf."

„So werde ich alſo gehen. Haſt du mein Coupé einſpannen laſſen?"

„Es hält unter der Einfahrt."

„Und die beiden Reiſewagen?"

„Der eine im hinteren Hofe; der der Frau Gräfin iſt aus der Motelle bereits weggefahren, der andere hält in dem hinteren Hofe und verläßt denſelben gleich hinter dem Coupé des Herrn Grafen."

Nachdem Arthur dies kleine Geſpräch mit ſeinem Diener gehalten, trat er ans Fenſter und ſchaute mit verſchränkten Armen einen Augenblick in die finſtere Nacht hinaus. Dann wandte er ſich plötzlich um, reichte dem Kammerdiener beide Hände, drückte und ſchüttelte ſie herzlich und ſagte mit weicher Stimme: „So leb denn wohl, mein lieber, getreuer Freund. Nur keinen Abſchied. Sorge für mein Haus, wie du's immer gethan haſt; ich werde dir in den nächſten Tagen ſchreiben — Adieu!"

„Gott ſchütze Sie, Herr Graf," ſprach der alte Diener, und da er die Gewohnheiten ſeines Herrn kannte, ſo blieb er an der Schlafzimmerthür ſtehen, zog ſie leiſe ins Schloß, als der Graf hindurchgegangen war, und dann wandte er ſich um und preßte beide Hände vor ſein von Thränen feuchtes Geſicht.

Einen eben ſo kurzen Abſchied wie von dem Diener nahm Graf Schönfeld auch von den Freunden. Alle wollten aufſpringen, um ihm das Geleite bis zum Wagen zu geben, doch bat er ſie dringend und herzlich, dies nicht zu thun, um nicht den unvermeidlichen Schmerz des Scheidens zu vermehren. Freiherr von Rittwitz ſtimmte ihm vollkommen bei und ſagte nach einem herzlichen Händedruck: „Graf Schönfeld hat Recht. Auch ich mag dies Abſchiednehmen durch die Vorzimmer, die Treppen hinab, beim Einſteigen bis zu dem Momente, wo der Wagen verſchwindet, nicht leiden. Wozu nützt das auch? Man wiederholt ſich daſſelbe hundertmal, man macht ſich gegegenſeitig weich und verlängert einen Schmerz, dem man durch raſchen Abſchied mehr oder weniger die Spitze abbrechen kann. — Behüte Sie der Himmel, Graf Schönfeld; es iſt mir gerade, als ſähen wir uns bald wieder.“

„Adieu, Arthur!

„Lebt wohl! denkt an mich!

Graf Arthur ließ ſich unter der Einfahrt ſeinen Mantel umgeben, dann trat er zum Kutſcher, der auf dem Bocke ſaß, und ſagte ihm: „Du fährſt ins Hôtel Killmar, und wenn wir dies nach kurzem Aufenthalte wieder verlaſſen, zum Steinthore hinaus der Station D. zu. Du wirſt fahren, was die Pferde laufen können, bis du auf der Straße meinen Reiſewagen halten ſiehſt; Joſeph iſt dabei.“ Nachdem Arthur dieſen Befehl gegeben, warf er ſich in das Coupé, die Thür wurde geſchloſſen und der Kutſcher fuhr in geſtrecktem Trabe durch die dunkeln Straßen.

In wenig Minuten hatte er das Hôtel Killmar erreicht, und nachdem Graf Schönfeld aus ſeinem Wagen geſprungen,

wollte er ins Haus treten, als ihm unter der Thüre zwei Damen entgegentraten: seine Gemahlin, die Gräfin Schönfeld, und deren Kammerfrau.

„Ich danke Ihnen für Ihre Pünktlichkeit" sagte Erstere, indem sie leicht den Arm des Grafen berührte, um in den Wagen zu steigen, worauf Arthur entgegnete:

„Sie werden daran nicht gezweifelt haben, gnädige Frau, daß ich Ihrem Wunsche mit Vergnügen entgegen kam; es ist leider so wenig, was ich für Sie zu thun im Stande bin."

Die Thür des Wagens wurde abermals geschlossen, die Kammerfrau setzte sich neben den Kutscher auf den Bock und das Coupé rollte davon.

Es war ein trüber, windiger Herbstabend; der mit Wolken bedeckte Himmel spendete zuweilen einen kleinen scharfen Regen, der das Straßenpflaster näßte und glänzende Flächen bildete, worin sich das Licht der Gaslaternen abspiegelte. Der Kutscher des Grafen that seine Schuldigkeit, und der Wagen flog jetzt durch engere Straßen, dann über weite Plätze, gleich darauf über Brücken rasselnd und dröhnend dahin, hier zwischen dunkeln spärlich erleuchteten Häusern, dort vorüber an hell und glänzend erleuchteten Magazinen, deren Licht zuweilen voll und blendend in den Wagen fiel. In solchen Momenten warf Arthur wohl einen schnellen Blick nach der Seite, wo seine Gemahlin saß, und sah alsdann, wie sie sich, in ihren Mantel gewickelt, in die Ecke drückte.

In früheren Zeiten hatte er sich eine Hochzeitsreise anders ausgemalt, er hatte gedacht, das sei wohl der glücklichste Augenblick in seinem ganzen Leben, wo er ein Wesen, das er innig und herzlich liebe, endlich sein nennen dürfe, wo er zurücklassend

allen Zwang, alle Etikette nun endlich dicht neben ſeinem jungen Weibe ſitzen werde, traulich im engen Wagen, wie er alsdann ihre Hand ergreifen würde, ſie unzählige Mal an ſein Herz und ſeine Lippen drücken und ihr ebenſo oft wiederholen: jetzt biſt du mein, mein, — ganz mein! — Vergebliches Hoffen und Wünſchen eines armen ſehnenden Menſchenherzens! Das war nun Alles vorbei, und wo er ſelig hätte ſein können, ſaß er bewegt da, faſt verlegen, traurig, unglücklich. — Ob ihr Herz wohl von einem ähnlichen Gefühl bewegt wurde? —

Wenn Arthur zurückdachte an ſein vergangenes Leben, an manche heitere und glückliche Stunde, ſo trat ihm immer wieder jener letzte Abend auf dem Monte Pincio bei Rom vor die Seele, und es war ihm, als ſähe er immer und immer den Himmel auflodern im Glanz der untergehenden Sonne — ein wildes tückiſches Feuer, ſein ganzes Lebensglück verzehrend. War doch dieſer letzte Abend ſo ſelig und wieder ſo entſetzlich für ihn geweſen. Hatte er doch an dieſem ihr erſtes und einziges Liebeswort vernommen: „Arthur, mein Arthur!“

Schon längſt hatte der Wagen die Stadt verlaſſen und draußen auf der Landſtraße herrſchte der windige regneriſche Herbſtabend in ſeiner ganzen Unheimlichkeit. Zuweilen fuhren die ſchweren Tropfen klatſchend gegen die Scheiben des Coupé's, und wenn man in die Nacht hinausblickte, ſo bemerkte man, wie der Wind zuweilen zum Sturm wurde, und ſah beim ungewiſſen Schein der Wagenlaternen, wie er in ſeinem Grimm die Zweige der Bäume heftig ſchüttelte und tief herab beugte.

Die Stadt, die ſie eben verlaſſen, lag in der Ebene, doch fing das Terrain nicht weit von den Thoren an zu ſteigen, die Straße lief den Bergen zu, in welchen die Poſtſtation D. lag.

Schweigend waren die Beiden bisher gefahren, und so gern auch Arthur ein freundliches Wort gesprochen, so fand er doch, wie er auch hin und her dachte, keine Veranlassung dazu. Er hatte eine unbegreifliche Scheu vor seiner Nachbarin, und wenn er sich so recht fest in seine Wagenecke drückte, so dachte er gern an sein Haus in der Stadt, an sein trauliches Zimmer, wo die Freunde noch vereint um das lodernde Kaminfeuer saßen. Hatte doch Herr von Rittwitz ihn scherzhaft ersucht, noch eine Stunde da bleiben zu dürfen, und versprochen, für den Abwesenden die Honneurs zur Zufriedenheit seiner Gäste machen zu wollen.

Endlich aber mußte das Schweigen doch gebrochen sein.

Der Wagen näherte sich der Stelle, die dem Kutscher zum Halten angegeben worden war. Mit etwas leiser Stimme fing Graf Arthur deshalb zu sprechen an. „Wir kommen bald auf die Höhe," sagte er, wo Ihrem Wunsche gemäß beide Reisewagen halten. Sie haben mir schriftlich angezeigt, es sei Ihre Absicht, sich schon dort von mir zu trennen."

„O ja, schon dort," entgegnete sie. Und der Ton ihrer Stimme klang unmuthig, sogar etwas heftig. „Sie werden mir Dank wissen, daß ich die Qual unseres Beisammenseins so viel als möglich abkürze."

„Aber Sie denken vielleicht nicht an das Gerede der Leute, z. B. der Postillons, die, heute Abend nach der Stadt zurückgekehrt, gleich erzählen werden, der Graf und die Gräfin Schönfeld haben ihre Reise jedes in seinem eigenen Wagen fortgesetzt."

„Ob dies Gerede etwas früher oder später entsteht, darum bekümmere ich mich nicht. D. ist eine Stunde weiter entfernt,

und von dort findet die Neuigkeit faſt eben ſo ſchnell ihren Weg nach der Stadt."

„Deßhalb habe ich mir erlaubt, Ihnen geſtern ſchriftlich und heute mündlich Paris vorzuſchlagen. Wir hätten uns da ſo unbemerkt trennen können, daß nicht darüber geſprochen worden wäre."

Die Gräfin hatte den Kopf in die Hand geſtützt und antwortete nach einer Pauſe mit weicherer Stimme: „Ich war Ihnen dankbar für dieſe Aufmerkſamkeit. Doch iſt es mir zu peinlich, auf ſolche Art eine längere Reiſe zu machen."

„Ja, es iſt recht peinlich."

„Entſetzlich!"

Damit hielt der Wagen, die Kammerfrau öffnete den Schlag. der Graf ſprang heraus, doch ehe ihm die Gräfin folgte, ſagte ſie: „Ich habe noch eine kleine Bitte. Sie werden vielleicht ſo freundlich ſein, meinen Wagen voraus fahren zu laſſen; ich werde in D. den Weg über S. nach unſern Gütern einſchlagen. Dort erwarte ich, was Sie mir weiter zu ſagen haben."

Graf Arthur verbeugte ſich tief vor der Frau, mit der er wenige Stunden verheirathet war und von der er ſich hier in Wind und Regen auf offener Straße für immer trennen ſollte. Er geleitete ſie zu ihrem Reiſewagen, und als er ſie ſo ſanft hineinhob, wie es ihm möglich war, fühlte er einen ſeltſamen Schmerz in ſeiner Bruſt, und er wußte nicht, warum er die Lippen feſt auf einander preſſen mußte. Er warf ſelbſt den Tritt auf, er ſchloß den Schlag und dann blieb er vor dem Wagen ſtehen, als erwarte er noch ein Wort des Abſchiedes. Auch die Gräfin lehnte ſich nicht ſogleich in ihre Ecke zurück, ſie blieb vorn übergebeugt ſitzen und drückte vielleicht eine Sekunde lang beide Hände vor das Geſicht. Nur einen Moment, dann

ließ sie die Rechte nieder sinken, gerade so auf den Schlag des Wagens, als wollte sie dieselbe zum Abschiede hinausreichen. Arthur fühlte sich gedrungen, dies auch so zu verstehen, und ohne ein Wort zu sprechen, nahm er ihre Hand in die seinige. — Ihre Finger ruhten wie leblos in seiner Rechten, doch als sie diese gleich darauf zurückzog, war es ihm, als habe die Hand der Gräfin heftig gezittert. — „Fort! fort!" war ihr letztes Wort; die Postillone hieben auf ihre Pferde und der Wagen rollte davon.

Da fühlte der Graf in seiner Brust dasselbe Weh wie vorhin. Dorthin schwankte der Wagen im Schein der Laternen, und es war ihm gerade, als blickte sie aus demselben und sehe zurück nach ihm. Rief sie etwas oder war es das Heulen des Windes, welches ihm wie der Ton einer menschlichen Stimme vorkam? — Nein, es war seine Phantasie, sein klopfendes Herz, sein Unglück, seine Erinnerungen. Und doch hätte er darauf schwören wollen, er habe eine klagende Stimme vernommen, welche rief: „Arthur, mein Arthur!"

Lange stand er so in Regen und Wind, lange, bis der enteilende Wagen schon eine geraume Zeit verschwunden war. Dann schickte er seinen Kutscher mit dem Coupé nach der Stadt zurück und trug ihm einen herzlichen Gruß auf an die Freunde, die er noch in seiner Wohnung treffen werde. Ehe er in seinen Reisewagen stieg, befahl er, langsam nach D. zu fahren.

Es war Arthur schmerzlich, die romantisch gelegene Station so wieder sehen zu müssen; er hatte in dem kleinen Schlößchen, wo sich die Posthalterei befand, manche heitere Stunde verlebt. Ja, wenn er an das unnennbare Glück gedacht, einstens Magdalene als sein Weib heimführen zu dürfen, so war er fest ent-

ſchloſſen geweſen, in D. einen Tag zu bleiben. Dort war ein reizendes Zimmer, hoch über einem Abgrunde gelegen, an dem das Schlößchen ſtand; dort hatte man eine wunderbare Ausſicht auf die Berge, die ſanft in die Ebene ausliefen, auf dieſe Ebene ſelbſt und die große Stadt, in der er künftig mit ihr wohnen wollte. Von dort aus wollte er ſie, die er ſo innig liebte, mit der Gegend bekannt machen, dorthin wollte er einen leichten Wagen kommen laſſen, um ſie ohne Aufſehen in ihre neue Heimath zu führen. — Das war ein entzückender Gedanke für ihn geweſen, aber bei dem Gedanken war es auch geblieben; zur Ausführung ſollte er ja nie, nie kommen.

Jetzt klangen durch das Sauſen des Windes hell und luſtig die Hörner der Poſtillone. Die Station D. war erreicht, und der Poſthalter ſelbſt trat an den Schlag, öffnete dieſen mit der Frage, ob Graf Schönfeld, den er augenblicklich erkannt, nicht ausſteigen wolle.

Arthur blickte nach dem anderen Wagen, und als er ihn nicht mehr ſah, wußte er nicht, ob es ihm lieb oder unlieb war. Er trat in das Haus und ſein erſter Blick fiel auf die Kammerfrau der Gräfin Schönfeld, welche ihm entgegentrat und ihn ſchüchtern erſuchte, es nicht unfreundlich aufnehmen zu wollen, wenn ſie ſich erlauben müſſe, ihm eine kleine Bitte vorzutragen. Die alte Kammerfrau hatte ein gutes ehrliches Geſicht, ſie liebte ihre Herrin, und als ſie mit dem Grafen ſprach, zitterte ihre Stimme, gewiß vor Rührung und Herzeleid. „Es iſt der Frau Gräfin recht ſchmerzlich geworden," ſagte ſie, „hier einen Augenblick anhalten zu müſſen; ſie hat lange mit ſich gekämpft, fand aber, daß ſie dem Herrn Grafen noch etwas mittheilen müſſe, eine Sache, die ſich ſchriftlich nicht gut abmachen läßt. Seien Sie deshalb

nicht böse, gnädiger Herr," setzte sie mit weicher Stimme hinzu, „es handelt sich ja nur um wenige Augenblicke, und ich glaube nicht, daß Sie bereuen werden, den Wunsch der Frau Gräfin erfüllt zu haben."

Der Graf nickte schweigend mit dem Kopfe und stieg die Treppen hinan. Auf dem ersten Absatze wandte er sich nach der Kammerfrau um, die ihm gefolgt war, und fragte sie, in welchem Zimmer sich die Gräfin befinde.

„Im Erkerzimmer, das Euer Erlaucht bekannt ist," gab der geschäftige Posthalter zur Antwort, der händereibend unter der Treppe stehen geblieben war.

Die alte Kammerfrau nickte mit dem Kopfe; sie hatte die Hände gefaltet, und als ihr der Graf bei dem hellen Schein der Lichter, mit denen ein Kellner vorausſprang, in das Gesicht sah, bemerkte er, daß die hellen Thränen über ihre Wangen hinabrollten.

Dort war das Zimmer; die Kammerfrau öffnete es, ließ den Grafen eintreten und zog dann die Thüre leise wieder ins Schloß. O er kannte genau dieses Appartement; er befand sich im Vorzimmer desselben, dort rechts war eine geöffnete Thür, die nach dem traulichen Gemach mit dem Erker führte. Er machte zögernd ein paar Schritte, und als er nun dieser geöffneten Thüre gegenüber trat, blieb er plötzlich wie angefesselt, überrascht, fast schaudernd stehen. — Vor sich sah er den Erker, der hinaus in das Freie führte, er sah die mächtigen Bäume, welche dicht am Abgrund standen, und ihre Aeste wie schützend über die Balluſtrade hereinstreckten. — Aber er sah noch mehr. Er sah ein lebendes Bild, er sah das Bild, welches in seinem Zimmer hing, gegenüber dem alten Herrn Joachim von Schönfeld. Ja,

das war dieſelbe weiße Geſtalt, welche ſich dort hinab beugte, deren Geſicht ſeltſamer Weiſe abgewendet war, ſo daß man nur ihr langes, fliegendes Haar ſah, welches über den weißen Nacken und die entblößten Schultern herab hing. War das Gemälde melancholiſch, ſo war der Anblick hier ergreifend, faſt furchtbar zu nennen.

Arthur trat unwillkürlich einen Schritt zurück; er wußte nicht, wie ihm geſchah. Er erwartete etwas Entſetzliches, und das mußte kommen, und es kam. Denn jetzt bemerkte er deutlich, wie die weiße Geſtalt am Erker — die Dame von Rittwitz — langſam ihren Kopf erhob, um ſich nach ihm umzuſchauen. Alle die Bilder, die er ſich ſeit Jahren, wenn er traurig zu Hauſe jenes Gemälde betrachtet, von der unglücklichen Hildegard gemacht, traten jetzt ſo lebhaft vor ſeine Seele, daß er, von dem eigenthümlichen Moment überraſcht, ſich einen Augenblick abwenden mußte. Aber nur eine Secunde. Und als er gleich darauf mit voller Willenskraft wieder nach dem Erker ſchaute, ſchrie er laut auf vor Ueberraſchung, Glück und Seligkeit..... Sie blickte ihm entgegen, ſie, die er ſo innig liebte, die ihm entſchwunden war wie der Klang eines Liedes, wie ein ſüßer Traum — Magdalena! Und war dies nicht am Ende auch ein Traum? Schlief er vielleicht und ſollte, im nächſten Augenblick erwachend, ſich vielleicht im Wagen wiederfinden, allein dahinfahrend in der traurigen, ſtürmiſchen Nacht? — Er ſtürzte in das Zimmer. — Nein, nein, es war kein Traum!

Die weiße, geſpenſterhafte Geſtalt hatte warmes, friſches Leben. Es war ſeine Magdalena, die ſich ihm nun an die Bruſt warf und die unter lautem Weinen herzlich wie an jenem Abend in Rom ausrief: „Arthur, mein Arthur!“

Lange, lange hielten sich die Liebenden eng umschlossen, dann legte Arthur seine Hand unter das Kinn Magdalenens, hob ihr den Kopf sanft in die Höhe und schaute ihr lange in die süßen Augen und das ganze liebe Gesicht. Er verglich dasselbe mit dem Bilde, welches in seinem Herzen lebte, und mußte sich selbst gestehen, daß er die Erinnerung an sie treu bewahrt. — „Aber wer bist du eigentlich, räthselhaftes Wesen?“ fragte Graf Schönfeld nach einer Pause, indem sich in seinen Ton der Heiterkeit ein beinahe ernster Klang mischte.

„Wer ich bin?“ erwiederte Magdalene. „Ich zittere fast, es dir zu sagen, denn ich fühle wohl, meine Mutter und ich, wir sind in dem Spiele, das wir in Rom begonnen, etwas zu weit gegangen. Ich war bis heute das, was ich eben vorstellte: die Dame v. Rittwitz, und jetzt bin ich dein treues, gutes, unterwürfiges Weib. Die Hülle, mit der ich vor dem Altar erschien, liegt dort,“ setzte sie hinzu, indem sie neben sich wies. „Und mit dem Schleier, unter dem du mich für eine früher gesehene Fremde hieltest und den ich nun von meinem Antlitz entfernte, legte ich auch den Geist der Heftigkeit und des Widerspruchs, der dich erschreckte und von mir zurückstieß, bei Seite.“

„Du spieltest ein gewagtes Spiel, Magdalene,“ versetzte Graf Schönfeld. Und wenn sie nicht ihre Hände gefaltet hätte und ihn so innig bittend aus den klaren Augen angeschaut, wer weiß, ob sein Ton nicht sehr ernst geworden wäre. Doch schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: „Verzeih' mir, Magdalene, aber deine Mutter that Unrecht, dir keinen bessern Rath zu geben. Du hättest dein Spiel verlieren können.“

„O nein, nein Arthur!“ sprach sie erschrocken. „Das war ja nicht möglich! Mein Spiel verlieren hieße ja dich verlieren!

Und dann —" Sie warf ſich ihm auf's neue ſtürmiſch an die Bruſt, und als er abermals ſanft ihr Geſicht erhob, ſah er, daß ihre Thränen reichlicher floſſen. Er ſprach ihr freundlich zu, bis ſie ſo weit ruhig geworden war, um wieder lächeln zu können. Dann ſagte ſie: „Als wir dich in Rom trafen, wußte ich ja, daß ich für dich beſtimmt war. Und als ich dich erſt einmal geſehen, war ich glücklich in meiner Beſtimmung. Unſer gefährliches Spiel, wie du es mit Recht nannteſt, hätte nach meinem Willen auch ſchon in Rom ſein Ende gefunden, aber die Mutter wollte erproben, ob deine Liebe zu mir wahr und innig ſei. Wir wußten um deine Nachforſchung, aber wir wußten auch, daß du uns unmöglich auffinden konnteſt. Die Mutter iſt in ihrer Sorge um mich faſt zu weit gegangen, aber ſie würde ihr Kind nie einem Schönfeld gegeben haben, von dem ſie hätte vorausſetzen können, er erfülle nur die Clauſel jenes Teſtaments, das uns doch am Ende glücklich gemacht. — Iſt es nicht ſo, Arthur?" ſetzte ſie ängſtlich fragend hinzu, indem ſie ihm innig in die Augen blickte.

„Es iſt zu viel in den letzten Tagen auf mich eingeſtürmt," erwiederte er, „als daß ich mich in dieſem Augenblicke ſo freuen könnte, wie ich ſollte. Doch habe ich dich ja wieder, meine Magdalene, aber verzeihe mir, es wird einige Zeit dauern, wahrſcheinlich nur eine kurze Weile, bis ich meine Liebe zu Magdalene von Werthen auf die Dame von Rittwitz übertragen kann."

„Und deine arme kleine Frau?" fragte ſie ſchüchtern.

„Du haſt Recht," antwortete Arthur, indem er ſie ſanft und herzlich an ſich drückte. „Laſſen wir das Vergangene vergangen ſein. Denken wir nicht mehr an die etwas falſche Magdalene von Werthen in Rom, und ebenſowenig an die geſpenſter-

haſte Dame von Rittwitz; laß mich nur an mein Glück denken, und das biſt du, mein kleines, liebes, ſüßes Weib.

Die Liebenden hatten überhört, daß der wißbegierige Poſthalter verſchiedenemal geklopft, und als er jetzt ſeinen Kopf zur Thüre hereinſteckte, um ganz gehorſamſt zu melden, daß der Reiſewagen des Herrn Grafen angeſpannt, erlaubte er ſich die ſchüchterne Frage, wohin der Poſtillon zu fahren habe.

Arthur ſah die Gräfin an, und als ſie mit leiſer Stimme ſagte: „Nicht wahr, wir fahren heute Abend nicht weiter ins Land hinein? wir kehren nach der Stadt zurück zu meinem Vater und zu deiner Wohnung, die ich ja noch nicht kenne?“ da nickte er freudig mit dem Kopfe, und eine Viertelſtunde darauf jagten die vier Pferde mit dem Reiſewagen des Grafen denſelben Weg zurück, den ſie vorher gekommen waren.

Der Freiherr von Rittwitz hatte die Freunde des Grafen durch ſeine lebhafte geiſtreiche Unterhaltung ſo zu feſſeln gewußt, daß keiner daran dachte, nach dem Diner nach Hauſe zu fahren. Als eine Stunde vorübergegangen war, proponirte er eine Taſſe Thee und eine Partie Whiſt mit dem Strohmann, die auch, da man doch nichts Beſſeres mit dem Abend anzufangen wußte, angenommen wurde. Der alte Herr machte dabei die Honneurs ſo unbefangen, daß man glauben konnte, man ſei bei ihm auf Rittwitz. Hatte er es doch ſogar verſtanden, die kummervolle Miene des Kammerdieners gänzlich aufzuheitern. Während der erſten zwei Rubber, wo er nicht mitſpielte, ging er in das Schlafzimmer des Grafen Schönfeld, hatte dort eine lange Zeit Gott weiß was getrieben, und als er nun mit dem alten

Diener heraustrat, strahlte des Letzteren Gesicht auf eine wahrhaft komische Weise.

Die drei Spieler waren so vertieft, daß sie nicht einmal bemerkten, wie hierauf der Kammerdiener das Bild der Dame von Rittwitz öffnete, das Original gänzlich weghob, so daß das freundliche Gesicht Magdalenens v. Werthen wohlthuend aus dem alten düstern Rahmen herausblickte.

Endlich mußte der alte Herr von Rittwitz in die Partie eintreten; doch war er so zerstreut, daß er, sonst ein vortrefflicher Spieler, Fehler über Fehler machte. Hugo von B., der den letzten Strohmann gehabt, ließ sich an dem Kaminfeuer nieder, und als er wieder hinauf nach dem Bilde der Dame von Rittwitz blickte, konnte er einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken. Schon erkundigten sich die Andern nach dem Grunde seines Erstaunens, als sie mit Befremden bemerkten, daß der Freiherr v. Rit[illegible] mitten in einem ausgezeichneten Spiele seine Karten niederlegte, sich plötzlich erhob und horchte. Das Alles hatte etwas Eigenthümliches, fast Unheimliches, so daß der Legationsrath den Major und dieser den Legationsrath mit einem sehr befremdeten Blicke anschaute. Worauf horchte der alte Herr? — Auf das Sausen des Windes, auf das Klatschen des Regens? Sonst vernahm man nichts. — Und doch, jetzt hörte man weit in der Ferne den lustigen Ton eines Posthorns, dann das Rollen eines schweren Wagens, und als dies näher und näher kam, wurde der gleichförmige Trab von vier Pferden hörbar, deren Eisen auf dem Pflaster klirrten. Lärmend rasselte und rollte es unter die Einfahrt — und hielt dann plötzlich.

Der Freiherr von Rittwitz that einen tiefen Athemzug; da er aber ruhig stehen blieb, so machte es der Major, der Lega-

tionsrath ſo wie auch Hugo von B., der ſich langſam aus ſeinem Fauteuil erhoben hatte, ebenſo. — Alle blickten in geſpannter Erwartung nach der Thür.

Die Portièren wurden vom alten Kammerdiener geöffnet und herein trat Graf Schönfeld, den die drei Freunde ſchon meilenweit geglaubt. Am rechten Arme führte er eine junge Dame, ſeine Frau, die ſchüchtern den Kopf geſenkt hielt. Als ſie in die Mitte des Zimmers kam, erhob ſie ihr Geſicht, worauf Hugo von B. vor Ueberraſchung gegen alle Etikette in ſeinen Fauteuil zurückfiel, der bedächtige Legationsrath aber einen Ausruf that, wie man ſonſt nicht gewohnt iſt vor Damen zu vernehmen, und der Major laut hinausſchrie: „Magdalene von Werthen!“

Arthur weidete ſich einen Augenblick an dem Erſtaunen und der Ueberraſchung ſeiner drei Freunde, und hatte während dem die Zeit, dem alten Herrn, der ihm entgegen geeilt war, herzlich die Hand zu ſchütteln. Dann aber ſtellte er der jungen Dame die Freunde vor und präſentirte darauf ſeine Frau mit den Worten: „Die Gräfin Schönfeld, mein liebes Weib, bis dahin — — die Dame von Rittwitz.“

Feuerwerker Wortmann.

Erſtes Kapitel.

Unter welchen Umſtänden der Major geboren wurde, und wie der Vater deſſelben in Arreſt kam, weil ſich ſeine Freude über dieſes Ereigniß zu laut geäußert.

Daß ich geboren wurde, wird mir der geneigte Leſer hoffentlich auf's Wort glauben; ich kann für mein Daſein die beſten Beweiſe beibringen, und laſſe mir kein Haar von meiner Exiſtenz wegdiſputiren. Wenn bei meiner Geburt auch keine Zeichen und Wunder geſchahen, wenn dieſelbe weder durch Glockengeläute, Kanonendonner, Illuminationen noch ſonſtige Feſtlichkeiten und Gratulationen gefeiert wurde, ſo war ſie doch von Ereigniſſen begleitet, welche ziemlich bemerkenswerth waren für das Haupt der Familie. Dieſe Würde behauptete damals mein Vater, Friedrich Wilhelm Wortmann, oder wie er in der Brigadeliſte hieß, Wortmann III. Doch braucht man deßhalb nicht an eine fürſtliche Abkunft zu glauben; mein Vater hieß einfach Wortmann III., weil es einen Unteroffizier Wortmann I. und II. gab.

Mein Vater war Unteroffizier in der 6. Fußkompagnie der

8. Artilleriebrigade, hatte bereits ſieben Jahre gedient, und deßhalb die ſilberne Schnalle, die er am blauen Bande auf der Bruſt trug, ferner hatte er eine Frau, und bereits zwei Töchter von fünf und ſechs Jahren, als ich Miene machte, in der Welt zu erſcheinen. Meine Mutter war Marketenderin der 6. Kompagnie; man muß aber deßhalb nicht meinen, daß ſie in Friedenszeiten mit einem Schnapsfläſchchen herumgezogen wäre; bei ausbrechendem Kriege würde ſie ſich vielleicht auch dazu verſtanden haben, vorderhand aber hielt ſie eine „Reſtauration" in der Kaſerne. Dieß Wort hatte mein Vater auf die Thüre unſerer Wohnung geſchrieben, ein einziges großes Gemach, wo in einer Ecke die Familie Wortmann hinter einem rothcarrirten Vorhange ſchlief, der größte Theil aber dem oben genannten Geſchäft gewidmet war. Im Hintergrund befand ſich ein kleiner Schrank, deſſen unterer Theil die feſteren Nahrungsmittel enthielt, als Brod, Wurſt und Schinken, oben hatte er eine Art Etagere, wo angenehme Flüſſigkeiten, als: Magen- und Eheſtandsbitter, Kornbranntwein, Kümmel und Pomeranzen ſtand, womit der Soldat, ſo lange er Geld hat, ſein zweites Frühſtück zu beträufeln pflegt. Gegenüber befand ſich ein großer Kochofen und nicht weit davon ein langer Tiſch für wenigſtens zwanzig Gäſte; denn meine Mutter gab um 12 Uhr Table d'Hôte, das Couvert ohne Wein zu 18 Pfennige, Abends aber wurde nach der Karte geſpeist. Daß an der Wand unſeres Wohnzimmers das Portrait Sr. Majeſtät des Königs nicht fehlte, wenigſtens ein höchſt ſonderbarer Kopf, der als Unterſchrift beſagten hohen Namen trug, brauchte ich eigentlich nicht zu erwähnen.

An jenem Tage nun, wo ich mich anſchickte, in der Welt zu erſcheinen, war Abtheilungsparade vor einem neu avancirten

Major. In der Reſtauration mußte deßhalb der Kaffee ſchon in aller Frühe fertig ſein und daher meine Mutter ſehr zeitig aufſtehen. Doch beſorgte ſie ihre Geſchäfte wie bisher; nur als ſie fertig war, als der letzte Mann ſein Frühſtück eingenommen hatte, als das Horn zum Heraustreten durch die Gänge lärmte, ſetzte ſie ſich auf eine kleine Bank, die neben dem Bette ſtand, faltete die Hände und ſagte zu unſerer Magd, Babett, während ſie an den Himmel ſchaute — Babett ſpülte gerade die Taſſen —: „Ich will Ihr was ſagen, mir wird's ganz krämpfig und wuſelig; ſpring' Sie doch hinüber und hol' die Frau Hammer." Das alles habe ich natürlicher Weiſe nur aus Traditionen, ſowie auch, daß die mich ſpeziell betreffende Sache einen höchſt ungefährlichen und natürlichen Verlauf nahm. Etwas Eigenthümliches bezeichnet übrigens noch meinen Eintritt in die Welt; als Madame Hammer nämlich droben beſchäftigt war, rief die Wache drunten: heraus! Die Muſik dröhnte rauſchend im engen Kaſernenhofe, und unter unſerem Fenſter ſagte ein Unteroffizier der Compagnie: „Jetzt kommt der Major." — — Damit trat ich in die Welt.

Nun hatte mein Vater auch von jeher den ſehnlichſten Wunſch gehabt, einen Sohn zu beſitzen. Seine beiden Mädchen hatte er ſehr lieb, doch zupfte er ſie oft an den langen Zöpfen und ſagte ſeufzend: „Wenn mir nur eine von euch den Gefallen gethan hätte, und wäre als Bube auf die Welt gekommen." Der Wunſch meines Vaters war nun alſo in Erfüllung gegangen, und auch meine Mutter war nicht wenig entzückt darüber. Ja, ſie ſah recht gläubig der alten Frau Hammer zu, als dieſe ihren Kalender hervorzog, Datum, Stunde und Himmelszeichen nachſah und befriedigt mit dem Kopfe nickte. „Der Junge," ſagte ſie, „iſt ein Schlaukopf, und hat ſich eine gute Zeit erwählt. „Glaub'

Sie mir, Frau Wortmann, daß ſie ihn draußen mit Muſik empfingen, und daß der Unteroffizier im gleichen Augenblicke ſagte: da kommt der Major! das hat was zu bedeuten; dem Buben können die Epauletten nicht fehlen." — „Geb' es Gott," ſeufzte meine Mutter, worauf ſie die Augen ſchloß und in eine gelinde Ohnmacht verfiel.

Babett aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Verſuch zu machen, meinen Vater ſchon während der Parade auf eine ſchickliche Art von ſeinem Glück und meiner Ankunft in Kenntniß zu ſetzen. Zuerſt trat ſie ans Fenſter und blickte in den Hof hinab, wo das Militär in Reih' und Glied aufgeſtellt war. Wohl ſah ſie meinen Vater, doch hatte er auf Kommando die Augen rechts gewendet, und nichts wäre im Stande geweſen, ihn ohne Befehl geradeaus ſehen zu laſſen. Endlich aber kam dieſer Befehl, worauf mein Vater einen Augenblick flüchtig nach dem Fenſter ſeiner Wohnung blickte. Babett wollte ihm nun telegraphiren, meine Mutter habe ſich niedergelegt, zu welchem Ende ſie den Kopf in die Hand legte und die Augen ſchloß. Ob das nun mein Vater verſtanden, weiß ich nicht, die Magd nahm es aber an, und um hierauf das Geſchlecht des Neugeborenen näher zu bezeichnen, hob ſie ein Paar alte Hoſen meines Vaters an dem Fenſter in die Höhe. Dieß Zeichen aber verſtand er gar nicht, vielmehr ſchien er zu glauben, er habe ſtatt ſeiner Paradebeinkleider ein Paar andere angezogen, und blickte deßhalb erſchrocken auf ſeinen Anzug nieder, was ihm vom zugführenden Lieutenant einen gelinden Verweis eintrug.

Hätte ſich Babett mit ihrem Telegraphiren begnügt, ſo wäre es dabei wohl geblieben; da ſie ſich nun aber einmal in den Kopf geſetzt hatte, ihrem Herrn die Nachricht von meinem Er-

ſcheinen und ſeinem Glück ohne Verzug zu melden, ſo eilte ſie in den Kaſernenhof hinab, ſchlich ſich um die Front herum, und zupfte den kleinen Horniſten, der hinter meinem Vater ſtand, am Rockſchoß, ihm die wichtige Nachricht zuflüſternd. Der kleine Horniſt hatte hierauf nichts Eiligeres zu thun, als ſich ſeinem Unteroffizier zu nähern und ihm leiſe zu ſagen: die Frau Unteroffizier droben habe ſo eben ein Kind gekriegt, und es ſei ein Bube. Nun gibt es aber ſelbſt im Leben eines königlichen Unteroffiziers Augenblicke, wo alle Bande der Subordination nicht im Stande ſind, einen Ausruf des Schreckens oder der Freude zu unterdrücken. Dem Unteroffizier Wortmann ging es gerade ſo, und durch die feierliche Stille, die gewöhnlich bei dem großen Moment herrſcht, wenn der inſpicirende Offizier Montur, Lederzeug und Waffen unterſucht, vernahm man plötzlich den ziemlich lauten Ruf: „Himmelſakerment! das iſt ein Vergnügen.“

Der kleine Horniſt prallte erſchreckt zurück, und mein Vater, ſich ſeines Verbrechens klar bewußt, ſtand wie eine Bildſäule, ohne ferner eine Muskel des Geſichtes zu rühren. Während der Parade wurde der ungeheure Frevel nicht geahndet, als aber der Major die Kaſerne verlaſſen hatte, als die Compagnie meines Vaters, welche die Wache zu geben hatte, noch allein drunten ſtand, trat der Hauptmann vor die Front, legte beide Hände über die Stelle ſeines Körpers zuſammen, wo er einen Bauch hätte haben können, riß die Naſenlöcher auf, wobei ſich ſein ſtruppiger Bart drohend in die Höhe kehrte, und ſagte mit einem Blick himmelwärts: „So was iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Unteroffizier Wortmann, iſt Er denn rein des Teufels?“ Mein Vater wollte ſich entſchuldigen, doch fuhr der Hauptmann zornig fort: „Halten Sie gefälligſt Ihr Maul,

Herr-r-r Unteroffizier Wortmann! Ich ſehe Ihrem ganzen Habitus an, Sie haben heute Morgen wieder einmal zu ſtark gefrühſtückt. Bei einer Parade vor dem Herrn Oberſtwachtmeiſter mit „Himmelſakerment“ dreinfahren! Iſt ſo was in der ganzen Weltgeſchichte erhört? Sehen Sie, meine Herren,“ ſprach er leiſer zu den Offizieren, die ihn ſchaudernd umſtanden, „das hätte man zu meiner Zeit thun ſollen. Da hätte mein ehemaliger Hauptmann ſo einen Mann augenblicklich aus dem Glied nehmen und hätte ihm vor der ganzen Compagnie plein pouvoir geben laſſen. Es iſt nicht meine Schuld, daß ſich die Zeiten geändert. — Herr Lieutenant v. Schwenkenberg,“ fuhr er darauf lauter fort, „der Unteroffizier gehört zu ihrem Zuge, ſtrafen Sie ihn, damit er ſich nicht mehr unterſteht, die feierliche Stille einer Parade zu unterbrechen. — Ich ſage Ihnen, plein pouvoir hätte er gekriegt.“ Damit fuhr er zum Kaſernenhofe hinaus, begleitet vom erſten Lieutenant der Compagnie. — Er war ein heftiger Mann, der Capitän, hätte ſeinem Dienſtalter nach ſchon längſt Major ſein können, und war deßhalb, ſo oft ein neuer Vorgeſetzter erſchien, von der allerſchlechteſten Laune.

Einen ſtarken Gegenſatz zu ihm bildete der Zugführer, Lieutenant von Schwenkenberg. Es war das ein langer, ſchlotteriger Offizier, dem der Schneider keine Uniform eng genug machen konnte; jeder Rock hing in verdrießlichen Falten von ſeinen Schultern herab wie von einem Kleiderſtänder, und dazu war keine Halsbinde ſo hoch, um ſeinen Hals gehörig zu bedecken, was der ganzen Figur wenig Soldatiſches gab. Seinen Degen trug er ſo locker, daß die Spitze der Scheide beſtändig mit ſeinen Stiefelabſätzen zuſammenſchlug, wozu auch ſein Gang nicht wenig beitrug: denn er ſchwankte wie eine lange Signalſtange bei ſtarkem

Winde. Seine Redeweiſe paßte übrigens vortrefflich zu ſeinem Aeußern, er ſprach ſo langſam und ſchleppend wie möglich, und um ſie ſchriftlich richtig auszudrücken, hätte man zwiſchen jedes Wort einen Gedankenſtrich ſetzen müſſen. „Na, — Sie haben es gehört, Unteroffizier Wortmann," ſagte er, „wenn ich — auch freilich — nicht ſo ſehr — von der Heiligkeit — einer Parade überzeugt bin, — wie der Herr Hauptmann, — ſo begreife ich — doch nicht, wie es einem — gedienten Unteroffizier — einfallen kann, während des Stillſtehens — laut zu ſprechen. — Was haben Sie eigentlich geſagt?"

Mein Vater wollte etwas erwiedern, doch unterbrach ihn der Lieutenant, indem er fortfuhr: „Nun ja, Sie haben geſakermentert — das kann in der Welt ſchon vorkommen, — ſelbſt im Gliede denkt man zuweilen ſo etwas, — wenn es lange dauert, — wenn Einem der Schuh drückt — oder ein Floh ſticht, — — ich kenne das, aber laut werden darf man es nicht laſſen. Und wer es doch laut werden läßt, — der verdient Strafe — — Sie haben das gethan, — und ich kann nicht weniger thun, — als Ihnen dafür eine — Strafwache zu geben. Beziehen Sie alſo ſogleich die Kaſernenwache, und damit Punktum. — Auseinandertreten! — in die Kaſerne."

So feierte denn mein Vater meinen Eintritt in die Welt mit einer Strafwache, woran ich die unſchuldige Urſache war. Dabei hatte der Unteroffizier Wortmann auch noch ſo viel Pflichtgefühl, daß er vom Kaſernenhofe direkt in die Wachſtube gieng; den kleinen Horniſten ſchickte er hinauf, ließ meiner Mutter vermelden was ſich zugetragen, und bat zu gleicher Zeit, ihm den Neugeborenen, wenn es thunlich ſei, ſpäter auf ein paar Augenblicke herunter zu bringen.

Unterdeſſen hatte Babett einen Zettel an die Stubenthüre geklebt, auf welchem zu leſen ſtand, es werde heute kein Mittagstiſch gehalten, zum Abend aber gebe es Kartoffeln mit Speckſauce. Gegen 3 Uhr deſſelbigen Tages wurde ich denn, dem Befehl meines Vaters gemäß, hinunter in die Wachſtube getragen. Glücklicher Weiſe war es ein warmer Maitag, auch hatte mich Madame Hammer tüchtig eingewickelt. In der Wachſtube drunten qualmte ein ziemlich ſchlechter Taback, doch huſtete ich nicht im Geringſten, was mein Vater als eine gute Vorbedeutung nahm, daß ich ſpäter etwas Tüchtiges werde ertragen können. Man legte mich auf den Tiſch, ſchob mir das Ende eines der Wachtmäntel unter den Kopf, und dann wurde ich von ſämmtlichen Anweſenden nach Gebühr betrachtet und gelobt. Madame Hammer verſäumte nicht, meinen Eintritt in die Welt unter rauſchenden Muſikklängen gehörig zu ſchildern, und als ſie erzählte, Unteroffizier Kübeck habe in dieſem Augenblicke gerufen: dort kommt der Major! ſo rieb ſich mein Vater vergnügt die Hände, und der Compagnieſchneider, ein etwas liederliches Subjekt, welcher ebenfalls eine Strafwache hatte, meinte, es könne nicht ausbleiben, aus mir müſſe einmal was Großes werden. Den Soldaten gefiel das ebenfalls abſonderlich gut, und wie oft kleine Urſachen Schuld daran ſind, daß man einen Beinamen erhält, der einem Zeitlebens bleibt, ſo nannten ſie mich Wortmann's Major oder auch ſchlechtweg den Major, unter welchem Namen ich bald in der ganzen Kaſerne bekannt wurde.

Unmöglich kann ich hierbei übergehen, daß dieſer Beiname ſpäter zu ſonderbaren Verwechslungen häufig Veranlaſſung gab, und zuweilen einem unſchuldigen Soldaten einen ſtrengen Verweis, wenn nicht eine Strafe eintrug. Der Hauptmann hatte gut ver-

bieten, mich nicht mit dem Namen des Vorgesetzten zu benennen; dieß Verbot wirkte gerade entgegengesetzt, und man konnte häufig hören, der Major sei ein ganz nichtsnutziger Kerl, und er habe z. B. in Nr. 24 eine Fensterscheibe eingestoßen. Das Schlimmste aber passirte einem armen Rekruten. Ich war damals drei Jahre alt, und da Noth kein Gebot kennt, ich auch den Unterschied zwischen einem gewissen Orte und der Kasernentreppe noch nicht vollkommen zu würdigen verstand, so passirte mir eines Tages auf letzterer etwas Menschliches, wenige Augenblicke vorher, als der Hauptmann dieselbe betrat. Natürlich war sein Zorn über alle Beschreibung. Der unglückliche Treppenkalfakter du jour — so hieß der Mann, welcher reinigen mußte, — wurde augenblicklich citirt, der Hauptmann schrie ihn nach seiner gewohnten Weise an, worauf Jener in großer Verlegenheit erwiederte: das werde wahrscheinlich der Major wieder einmal gethan haben. — Ein kleiner Arrest war sein Loos.

Der Tag meiner Geburt sollte übrigens für meinen Vater noch recht unangenehm werden. Als ich in der Wachstube auf dem Tische lag und betrachtet wurde, führte das Unglück abermals den Hauptmann in die Kaserne; vielleicht hätte er nichts Unrechtes bemerkt, doch fing ich in dem Augenblicke, als er an der Wachstubenthür vorbeischritt, mörderlich an zu schreien, weßhalb er eintrat, mit zusammengeschlagenen Händen die Entweihung des Lokals gewahr wurde, und meinem armen Vater einen vierundzwanzigstündigen Arrest dictirte, zu dem er auch sogleich abgeführt wurde. Doch bestand er seine Strafe guten Muthes, in der Freude des Herzens, daß ich, sein Stammhalter und Erbe geboren sei.

Zweites Kapitel.

Von der Jugend des Majors, auch von der Miranda und der Montirungskammer. Ferner kleine Urſachen und große Wirkungen. — Frau Unteroffizier Wortmann zankt ſich mit dem Hauptmann, in Folge deſſen Herr Unteroffizier Wortmann aus dem Dienſte kommt und eine gute Anſtellung erhält.

Die erſten Jugendjahre aller Kinder gleichen ſich mehr oder minder; es iſt das in vieler Beziehung eine glückliche Zeit, kommen doch hier noch keine Standesunterſchiede zum Vorſchein, und ob der Vater Miniſter iſt oder Tambour, das hat da nicht viel zu bedeuten. Gleiche Leiden und Freuden umſchlingen die ganze junge Generation, und dem Armen ſchmeckt ſein Apfel und ſein Schwarzbrod eben ſo gut wie dem Reichen das Stück Biscuittorte, welches nur den Vorzug hat, daß es dem Betreffenden vielleicht ſeinen kleinen Magen verdirbt. Die Spiele dieſer Zeit ſind faſt überall die gleichen, und wenn man ſich als Räuber und Gensdarmen in einem Sandhaufen herumwälzt, ſo iſt es gleichgiltig, ob die Höschen von feinem Tuch ſind, oder fadenſcheinig und hie und da mit kleinen Offenherzigkeiten geſchmückt.

Wer die Neigung aller kleinen Knaben ruhig beobachtet, der ſieht bei faſt allen die große Vorliebe für Trommel und Gewehr, überhaupt für alles Militäriſche, und wird zugeſtehen müſſen, daß, was dieſen Punkt anbelangt, ein Kind, welches in der Kaſerne geboren und dort ſeine Kinderjahre verſpielen darf, ein glückliches genannt werden kann. Daß ich ſtets eine große Schaar kleiner Freunde um mich hatte, welche mit unendlichem Glück an allen den geheiligten Orten ſpielten, die ich als Sohn meines Vaters betreten durfte, wird mir Jeder glauben.

Da war der Geſchützſchuppen im Hofe, deſſen Thor freilich faſt beſtändig verſchloſſen war, doch krochen wir zu einem kleinen Fenſter der Hinterſeite hinein, und waren glücklich und ſelig, wenn wir hier, ohne beunruhigt zu werden, ganz im Geheimen ſpielen konnten. Da ſtanden die 6- und 12pfündigen Kanonen und Haubitzen ſo ruhig bei einander, die metallenen Rohre glänzten und waren tief herabgeſenkt, ſo daß es ausſah, als dächten ſie an Vergangenheit und Zukunft. Wir halfen ihren Träumereien nach, indem wir wie eine Schaar kleiner Kobolde um eines der Stücke ſchwärmten, es auf allen Seiten erkletterten, uns rittlings auf das Rohr ſetzten, es mit unſern kleinen Ferſen ſpornten, und ihm die Commando-Worte zuriefen, die wir tagtäglich vor unſern Fenſtern hörten — Batterie Marſch! — Batterie Galopp! — Batterie Halt! — mit blöthigen Kartätſchen geladen! — Feuer - r - r - r - r! Am liebſten übrigens erkletterten wir eine der coloſſalen Deichſeln, um ſie durch das Gewicht unſeres Körpers nach und nach in Bewegung zu ſetzen; das gelang uns dann auch nach den angeſtrengteſten Bemühungen, und unſere Freude war nicht gering, wenn die Deichſel ſich langſam auf und ab wiegte, wenn das ganze Geſtell krachte, und die Ketten der Protze anfingen leiſe zu raſſeln und zu klingeln. Doch war es ein Moment der höchſten Aufregung, wenn einer von uns ſelbſt ſchaudernd zu ſagen wagte, „paßt auf — paßt auf — jetzt wird die Kanone lebendig und fährt davon," ſo purzelten wir Alle vor Angſt von der Deichſel herab, und ſuchten eilig das Freie zu gewinnen, was uns aber nicht abhielt, ſchon am andern Tag das gleiche Spiel wieder auf's Neue zu beginnen. Dabei hatte jeder ſein Lieblingsgeſchütz, das er ſein eigen nannte. Meine Freundin war eine 7zöllige Haubitze, die Miranda, zu

der ich ſchon als kleines Kind, ich weiß nicht aus welchem Grunde, eine beſondere Zuneigung gefaßt hatte; da ſie ein Manövrir-Geſchütz war, wurde ſie ſelten zum Exerciren herausgezogen, und blieb meiſtens im hinterſten Winkel des Schuppens ſtehen. Schon als vierjähriges Kind gelang es mir vollkommen, ſie vermittelſt der Räder zu erklettern, den Mundpfropfen loszuſchnallen, worauf ich alsdann die Höhlung des Rohrs zu einer kleinen Vorrathskammer benützte, wo ich meine kleinen Reichthümer, wie Bindfaden, Papierſchnitzel, Aepfel und ſonſtiges Obſt, zu verwahren pflegte. Ich erinnere mich noch ſehr genau meines grenzenloſen Jammers, als ich eines Morgens in den Geſchützſchuppen trat und ſah, daß die Miranda fehlte. Lange tröſtete mich die Mutter und Babett vergeblich, indem ſie ſagten, die Haubitze würde ja in ein paar Stunden zurückkommen, weinend ſetzte ich mich an's Kaſernenthor und wartete mehrere Stunden, bis ich die Batterie ſchon von Weitem auf dem Pflaſter einherraſſeln hörte. Ich lief ihr entgegen, und wäre in der Freude meines Herzens faſt unter die Pferde gerathen. Doch gewann ich durch den Beweis der Anhänglichkeit die Gunſt des Capitäns, welcher bis dahin dem kleinen Major nicht recht gewogen war; er gab lachend zu, daß mich die Bedienungsmannſchaft der Miranda innerhalb des Kaſernenthors auf das Rohr ſetzte, und ich ſomit triumphirend einziehen durfte, zum nicht geringen Schrecken meiner Mutter, die am Fenſter ſaß und ihre Hände über dem Kopf zuſammenſchlug; die Miranda nämlich war ſtark im Feuer geweſen, mit ſchwarzem Pulverſchleim und Staub bedeckt, das ſich nun begreiflicher Weiſe meinen weißgewaſchenen Hoſen mittheilte. Der Capitän aber lachte, als er vom Pferd ſtieg, und

meinte, es ſei gut, wenn ein Soldatenkind ſchon in der früheſten Jugend Pulver zu riechen bekäme.

Ein anderer Spielplatz meiner Jugendzeit, der eben ſo große Freuden bot als der Geſchützſchuppen, war die Montirungskammer, ein großer halbdunkler Saal, wo Uniformen, Säbel, Helme, kurz alle Beſtandtheile des militäriſchen Anzuges in unabſehbarer Reihe durcheinander hingen; uns hier herum zu treiben war uns übrigens nicht häufig vergönnt, denn der Verwalter aller dieſer Herrlichkeiten, der Capitän d'Armes, ein alter grämlicher Unteroffizier, hatte neben dem Tiſche, wo er ſeine Bücher eintrug, einen tüchtigen Fahrer-Kantſchuh hängen, den er grimmig ſchwang, wenn wir uns zu ungeeigneter Zeit der Kammer näherten. Doch gab es auch Momente, wo wir von ihm geduldet wurden, und wo er uns ſogar erlaubte, mit alten Säbeln und Piſtolen zu ſpielen, die roſtig, ihre Säuberung erwartend, in einem Winkel bei einander lagen. Ungerufen durften wir nie erſcheinen; wenn aber der Capitän d'Armes gut gelaunt war, und uns ſo mit ſehnſüchtigem Blicke an der Thüre lehnen ſah, ſo ſagte er zuweilen: „na ihr dürft kommen, ihr Grobzeug," und dieſer freundlichen Einladung folgten wir auf's Bereitwilligſte.

Der Verwalter der Kammer hieß Leopold; ob das ſein bloßer Vorname oder auch der Name ſeiner Familie war, habe ich nie erfahren können, denn er liebte es nicht, von ſeinen Angelegenheiten zu ſprechen. Seinen Kameraden aber mochte der Name Leopold zu lang oder zu vornehm klingen, weßhalb ſie ihn in Poltes umgewandelt hatten, eine Abkürzung, die er ſich auch gefallen ließ, und die auch ſpäter auf den Zettel an ſeiner Stubenthür, ſowie in ſein Löhnungsbuch übergegangen war.

Unteroffizier Poltes mochte ein ſtarker Vierziger ſein, hatte

in ſeinem Leben viel durchgemacht, und in ſeiner Jugend ziemlich ſtark getrunken, und die Folge hievon war, daß er, wie er ſelbſt zu ſagen pflegte, jetzt, obgleich im beſten Mannesalter, doch ſchon complet fertig ſei. Er war groß und hager, hatte eingefallene Wangen, die meiſtens ſtark und unheimlich geröthet erſchienen; dabei huſtete er beſtändig leicht und trocken, und ſeine Stimme klang meiſtens heiſer und unverſtändlich. Wenn er in der Kammer beſchäftigt war, ſo hatte er meiſtens ein rothſeidenes Taſchentuch um den Kopf gebunden, und ſchritt abwechſelnd, vor ſich hin pfeifend und huſtend an den langen Reihen der Uniformen, bald dieß, bald das nachzählend, auf und nieder.

Wenn ich ihn allein in der Kammer ſah, und ihm ſchüchtern guten Tag ſagte, ſo gab er mir meiſtens die Erlaubniß hereinzukommen. Unteroffizier Poltes war nämlich nicht gerne allein, und wenn er keine andere Geſellſchaft haben konnte, ſo nahm er mit mir, dem kleinen Buben, vorlieb, an den er nun das für mich unverſtändlichſte Zeug hinſprach. „Ja, ja, Major," fing er gewöhnlich ſeine Reden an, „es ſind ſchlechte Zeiten, und die Hühner gehen barfuß; ſieht Er, Major, mich ſollte es gar nicht wundern, wenn Ihm noch einmal in Seinem künftigen Leben Dinge paſſirten, von denen Er ſich jetzt gar nichts träumen läßt."

„Was für Dinge, Unteroffizier Poltes?" — „Dinge, Herr Major, die ganz abſonderlich ſind; wenn auch keine Zeichen und Wunder mehr geſchehen, ſo kommt doch Manches anders, als man denkt; als ich ſo alt war wie Er, na da dachte ich mir: vier Pferde für dich ſpäter zum Fahren, das wäre verdammt wenig, und jetzt zähle ich alte Uniformen." Darauf pfiff er, und fuhr dann brummend fort: „Ja ja, es iſt eine merkwürdige Zeit, man hat Beiſpiele von Exempeln, daß alte Schornſteine

einſtürzen, Ziegen crepiren, Kuhſchwänze dagegen wackeln und doch nicht abfallen — Pfui Teufel!“ —

Auf dieſe Offenbarungen horchte ich mit offenem Munde, während ich neben ihm hertrippelte, meine Hände beſtändig auf dem Rücken zuſammengelegt.

Nebenbei war mir aber der Unteroffizier Poltes von großem Nutzen, denn er gab ſich mehrere Stunden des Tags mit meiner Erziehung ab, und lehrte mich in kurzer Zeit ziemlich fertig leſen und ſchreiben, namentlich aber rechnen, und letzterer Unterricht wurde auf der Montirungskammer praktiſch betrieben. Da mußte ich Säbel zählen, Knöpfe ausſuchen und nach der Nummer, die auf ihnen ſtand, in Haufen von 10 und 100 zuſammentragen.

Machte ich meine Sache einmal ſehr gut, ſo ſchenkte mir Poltes einen Pfennig, war ich aber recht unaufmerkſam, ſo pflegte er zu ſagen: „Soldatenkinder und Erlenholz wächst auf keinem guten Grund — du biſt eigentlich nicht Schuld daran, daß bei der Geburt deines Vaters ſchon geſchoſſen wurde — na, es wird ſchon kommen — Haſelholz wächst immer friſch und luſtig nach, und deine künftigen Lehrer werden auch hoffentlich Augenblicke haben, wo ihnen die Finger verdammt jucken.“ —

Man muß übrigens nicht glauben, daß ich meinen Unterricht vernachläßigt hätte, im Gegentheil, ſobald ich das fünfte Jahr erreicht hatte, wurde ich in eine Knabenſchule geſchickt, und mein Vater machte ſich ein großes Vergnügen daraus, zu Hauſe meine Aufgaben mit mir durchzugehen.

Ueberhaupt war mein Vater, Unteroffizier Wortmann, ein in jeder Hinſicht ſehr reſpektabler und namentlich ein tüchtiger, ja vortrefflicher Soldat. Streng im Dienſt war er bis zum Exceß, das Exerciren verſtand er wie Keiner, und ſein Lederzeug

war immer ſo im Stande, daß es häufig nicht nur der ganzen Batterie, ſondern der ganzen Abtheilung zum Muſter vorgelegt wurde. Obgleich ſeine Korporalſchaft die muſterhafteſte war, und er auch über die Faulen und Nachläßigen ein eiſernes Scepter ſchwang, ſo daß die Burſchen in Angſt geriethen, wenn der Unteroffizier Wortmann nur in's Zimmer trat, ſo war es doch höchſt eigenthümlich, daß er nicht im Stande war, bei uns zu Hauſe auch nur einen Schein von der Herrſchaft auszuüben, die ihm als Familienvater und Chef des Hauſes doch wohl gebührt hätte. Und, wenn ihn meine Mutter an den häuslichen Tugenden, Fleiß, Sparſamkeit, Reinlichkeit, übertroffen, ja, auch nur erreicht hätte, ſo würde man die unbegrenzte Herrſchaft, welche ſie ausübte, einigermaßen erklärlich gefunden haben. Leider kann ich aber, was meine Mutter anbelangt, nur berichten, daß ſie das Gegentheil von den eben angeführten häuslichen Tugenden beſaß. Mama war, wie die Leute behaupteten, eine recht hübſche Frau, doch that ſie gar nichts, um ihr Aeußeres in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen, und wenn ſie einmal einen Verſuch machte, z. B. ihr Haupt vermittelſt einer Haube mit langen und bunten Bändern zu ſchmücken, ſo ſtach dagegen ihr ſehr unſcheinbares Kleid, ſowie die niedergetretenen Schuhe, auf's Unangenehmſte dagegen ab. Daß ihre Wirthſchaft vortrefflich ging, war die Schuld eines Monopols, welches der Kapitän meiner Großmutter, der Frau des Feuerwerkers, einſtens verliehen, das auf die Tochter übergegangen war, und von meinem Vater erheirathet wurde. Wenn man übrigens die Leute der Batterie in ihren ungenirten Geſprächen belauſchte, ſo konnte man erfahren, daß der Kaffee in unſerer Reſtauration ganz ſcheußlich ſei, daß dem Brod und der Wurſt meiſtens die jugendliche Friſche mangele,

ja man hörte offen den ſchrecklichen Verdacht ausſprechen, als ſeien Suppe und Kartoffeln ſtatt mit Butter mit einem Stücke Talglicht geſchmelzt. Zuweilen war es vorgekommen, daß irgend ein guter Freund des Vaters, Bombardier oder Unteroffizier oder ein ſehr verwegener Geſelle der Korporalſchaft, ſich unterſtanden, beſcheidene Vorſtellungen wegen ſehr mangelhafter Speiſen und Getränke zu machen, doch war dieß den Betreffenden meiſtens ſehr ſchlecht bekommen, meine Mutter hatte denſelben zuerſt eine tüchtige Standrede gehalten, und dann ein- für allemal den Eintritt in die Reſtauration verboten. Der einzige Menſch, mit dem ſie übrigens nicht fertig wurde, war der Unteroffizier Poltes, auch glaube ich, daß für dieſen beſonders gekocht wurde, ſoviel war ſicher, daß er ſeinen Schnaps nie aus der allgemeinen Flaſche erhielt. Vor ihm allein ſcheute ſich meine Mutter, und ſein Eintritt in die Stube konnte den gewaltigſten Strom ihrer Rede bemmen, dann brach ſie plötzlich ab, riß heftig an ihren Haubenbändern, und ſagte: „ſchon gut, ein andermal mehr davon.“

Kam Poltes zu einer häuslichen Scene, welche Mama mit Papa hatte, ſo ermannte ſich der Letztere anſcheinlich, dann zog er beide Hände in die Aermel der Uniform hinein, wie er zu thun pflegte, wenn er bei der Korporalſchaft in Zorn gerieth; Poltes ſetzte ſich alsdann neben ihn auf die Bank, und während er ſeinen Schnaps trank, ſtieß er meinen Vater von Zeit zu Zeit mit den Ellbogen in die Seite, und munterte ihn dergeſtalt auf, das Gefecht fortzuſetzen. Daß meine Mutter gegründete Urſache gehabt hätte, mit meinem Vater häufig dergleichen Scenen aufzuführen, glaube ich nicht, denn der Unteroffizier Wortmann war, wie ich ſchon früher bemerkt, ein Muſter ſowohl als Soldat, wie auch als Menſch; Mama aber ſchien ſich in ruhiger Atmoſphäre

nie wohl zu fühlen, und ſtürmiſche Luft war zu ihrer Exiſtenz nothwendig; dabei hatte ſie ein merkwürdiges Gedächtniß für die Schwächen ihrer Nebenmenſchen, und obgleich ſie von Herzen gewiß nicht böſe war, ja eigentlich ein gutes Gemüth hatte, ſo war es ihr unmöglich, irgend Jemand etwas Angenehmes zu ſagen. Die Kanoniere kannten ſie ſchon, und wußten, wenn ſie Morgens zum Kaffee in die Reſtauration kamen, daß ihnen alsdann ihr ganzes Sündenregiſter in ſchauerlicher Wahrheit vor Augen geführt werde. Da ſaßen ſie harmlos bei einander in ihren Stalljacken, und während Babett Kaffeebrod und Butter zutrug, ſtand meine Mutter an ihrem Kochherde, der ſich in der Stube befand, und bereitete die Portionen zu.

„Weißbrod und Butter für Linſemann," ſagte Babett. Meine Mutter ſchüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Linſemann braucht weder Weißbrod noch Butter, da iſt Kaffee für ihn, er ſoll von ſeinem Commisbrod dazu eſſen." — „Aber ich bezahle es baar," ſagte Linſemann patzig, indem er die Jacke aufknöpfte und eine kleine lederne Taſche hervorzog, die ſein Geld enthielt. Meine Mutter ſchüttelte abermals mit dem Kopfe, — „ſpar' Er ſeine Pfennige, Linſemann," ſagte ſie, „Er weiß wohl, wo Er ſie anbringen kann, — Gott im Himmel, würde ich mich doch ſchämen, in Stiefeln herumzugehen, die nicht bezahlt ſind; meint Er, der Schuſter brauche nicht auch ſein Geld? Aber da heißt's nur machen laſſen, Butterbrod eſſen, Schnaps trinken, überhaupt luſtig gelebt und ſelig geſtorben, iſt dem Teufel die Rechnung verdorben; — aber ich will dazu nicht helfen, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen." Die Kanoniere lachten und ſchwiegen, was übrigens Madame Wortmann durchaus nicht beſänftigte, wenn ſie einmal ihren ſchlimmen Morgen hatte. „Ueberhaupt," fuhr ſie nach einer

Pauſe fort, „geht es mit der ganzen Batterie rückwärts — iſt doch bei Euch von Zucht und Ordnung gar keine Rede mehr; ſchade, daß ich nicht Unteroffizier geworden bin, ich wollte Euch ſchubriegeln. Oder hätte ich etwa nicht das Recht dazu? he!“ ſagte ſie, indem ſie die Arme in die Seite ſtemmte, da Niemand eine Antwort gab.

„Meint Ihr, ich höre es nicht mit meinen leiblichen Ohren, wie Ihr es des Abends treibt, und ohne Schuhe die Treppe hinabſchleicht, nachdem die Zimmerviſitation vorbei iſt. Wo treibt es Euch hin? — draußen in's Bierhaus. — Was treibt Ihr da? — die paar Groſchen verſaufen, die Ihr ſo nothwendig brauchtet, um Eure Hemden flicken zu laſſen.“

Wenn Mama ſo in Eifer gerieth, ſo hielt ſie immer eine Art Kapuzinerpredigt, und am Ende ſagte ſie meiſtens achſelzuckend, natürlicherweiſe mit andern Worten:

Aber wie kann man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergerniß von oben.

„Euch kann man es eigentlich nicht ſo übel nehmen,“ ſprach ſie dann, „wie ſollte eine Ordnung in die Batterie kommen, wenn der Erſte am liebſten mit der Flaſche exercirt, der Zweite immer in ſtummem Zorne das Maul hält, als wenn er berſten wollte, der Dritte aus lauter Faulheit nie das ſagt, was er ſagen will, und der Vierte endlich gar Nichts iſt, als ein überzogenes Stück Watte, mit wohlriechendem Waſſer begoſſen,“ Dabei muß ich übrigens ſagen, daß Madame Wortmann die Offiziere nur alſo claſſificirte, wenn ſie mit ihrem Mann und Poltes allein war. Den Capitän, den wir bereits kennen lernten, haßte ſie unbeſchreiblich; daß er meinem Papa am erſten Geburtstag ihres Sohnes eine Strafwache dictirt und in Arreſt geſchickt, konnte ſie ihm nie

verzeihen; und auch ſonſt noch hatte es der Capitän nie daran fehlen laſſen, mit ſeiner erſten Marketenderin häufig Streit anzufangen. Hatte ein Soldat graues Lederzeug, oder daſſelbe unſauber lackirt, ſo brüllte der Hauptmann vor unſern Fenſtern ſo laut, daß es Mama nothwendig hören mußte. — „Wo hat Er ſeine Tonkugeln und ſeinen Lack gekauft? — wahrſcheinlich bei der Wortmann, und daß die nichts Geſcheidtes hat, iſt weltbekannt.“

Einmal hatte der Lieutenant v. Schwenkenberg, der uns überhaupt gewogen war, die Partie meiner Mutter genommen, und geſagt: „Na — Herr — Hauptmann — nehmen — Sie — es — mir — nicht — übel, — aber — das — Material — von — unſerer — Marketenderin — muß — doch — gerade — nicht — ſo — ſchlecht — ſein, — denn — deren — Mann, — der — Unteroffizier — Wortmann, — hat — unſtreitig — immer — das — beſte — Lederzeug — und — die — ſauberſte — Lackirung.“

„Ei, Herr Lieutenant v. Schwenkenberg,“ hatte darauf der Capitän giftig erwiedert, „was Sie nicht Alles zu beurtheilen verſtehen; der Unteroffizier Wortmann, haben Sie geſagt? freilich das iſt ein geſcheidter Mann, der kauft Tonkugeln und Lack anderswo, ein braver Mann, ein geſunder Mann — behilft ſich anderswo.“

Unglücklicherweiſe hatte meine Mutter, da ſie am offenen Fenſter ſaß, dieſes Wort vernommen, ſie ſetzte ihre beſte Haube auf mit langen blutrothen Bändern, und da ſie ſich eben nicht die Zeit nahm, dieſelbe zuzuknüpfen, ſo flatterten ſie wie Schlangen um das Haupt der Meduſa hinter ihr drein, als ſie in höchſter Entrüſtung die Treppe hinabrauſchte, um vor den Chef der Batterie zu treten.

Leider mußte ſie noch warten, bis der Appel vorüber war, und da während deſſelben noch ein Bombardier krank gemeldet

wurde, ſo trug es nicht zu ihrer Beſänftigung bei, daß der Capitän ſagte: „So — N. iſt krank, — was fehlt dem N.? — er wird ſich wahrſcheinlich in der Wortmann ihrem vergifteten Schnaps übernommen haben, die Sache muß geändert werden oder mich ſoll der Teufel lothweiſe holen.“

Damit wurde die Batterie entlaſſen, der Capitän ſchritt gegen das Kaſernenthor, die Hände auf den Rücken gelegt. Neben ihm ging ſein Premierlieutenant, finſter und ſchweigend wie immer, und ihnen folgte Herr v. Schwenkenberg und der junge Seconde-lieutenant. Letzterer hatte zwei Finger der linken Hand zierlich in die ſchlanke Taille gedrückt, hielt im rechten Auge krampfhaft ſein kleines Glas feſt, und ſchwenzelte dazu, wie ein junger Wachtelhund, der ſich angenehm machen will.

Vergeblich verſuchte mein Vater die Mutter zurückzuhalten; wie eine Rakete ſchoß ſie in den Hof hinein und beſchrieb in ihrem Laufe einen weiten Bogen, ſo daß ſie nach wenigen Augenblicken durch eine kleine Schwenkung gerade vor den Capitän hinſauste, der überraſcht ſtehen blieb.

„Herr Hauptmann,“ begann meine Mutter mit vor Entrüſtung zitternder Stimme, wobei ſie die Hände krampfhaft auf- und zuſchloß, und dazu einen ſo gewaltigen Knix machte, daß ihre Haubenbänder hoch emporwallten, — „Herr Hauptmann,“ wiederholte ſie, „nehmen Sie es nicht ungnädig, aber ich wollte mir ganz gehorſamſt die Frage erlauben, in wie fern und zu welchem Zweck ſich mein Mann anderswo behilft, als bei mir — verzeihen der Herr Hauptmann, aber ich möchte das gar zu gerne wiſſen, und deßhalb bin ich hier.“ Und damit knixte ſie abermals und noch viel tiefer.

Der Hauptmann war bei dieſer Anrede ſichtlich roth gewor-

den, er biß die Zähne übereinander und ſagte: „Matuſchka! ſehe mir einer dieſe verfluchte Wirthſchaft an! Was fällt Ihr in's Henkersnamen ein? — Herr Lieutenant von Schwenkenberg, der Unteroffizier Wortmann gehört zu Ihrem Zuge, — rufen Sie mir den Mann her, daß er mir das Weib zur Ordnung bringt. Habe ich ſo was erlebt?

„Nein, gewiß nicht," entgegnete meine Mutter trotzig und keck, „aber mir hat man auch noch nicht ſo etwas geſagt. Und ich hätte vergifteten Schnaps, Herr Hauptmann? Sie haben auf der Haide oft von meinem Schnaps getrunken und der Herr Lieutenant v. Schwenkenberg; hat es Ihnen je etwas geſchadet? — nein — nein — und tauſendmal nein! Aber ich weiß ſchon, Herr Hauptmann — was das Alles heißen ſoll — ich bin hier zuviel in der Kaſerne mit meinen drei armen Würmern, — man will eine andere Frau protegiren, das iſt das Ganze!" — Und jetzt bei dem Gedanken an ihre armen Würmer, ſowie an eine andere Frau, welcher man ihre Reſtauration zuwenden wollte, ging der Zorn meiner Mutter in Wehmuth über, und ſie fuhr mit dem Schürzenzipfel an ihre Augen.

Glücklicherweiſe kam in dieſem Augenblicke auch mein Vater eilig daher geſchritten, und neben ihm der Unteroffizier Poltes, den er ſich zur Hülfe mitgenommen. „Geh' Sie nach Hauſe," ſagte der Letztere mit leiſer aber ernſter Stimme; „wenn es nicht wider den Reſpect wäre, würde ich ſagen, der Klügſte gibt nach, doch ſo —"

„Aber das iſt wider den Reſpect," rief erbost der Hauptmann, „Unteroffizier Leopold, nehmen Sie ſich in Acht, oder ich ſchicke Sie drei Tage in's Loch. — Matuſchka! Iſt je ſo etwas vorgekommen, mein Herr? Aber ich bin zu gut aufge-

legt, um mich zu ärgern — kehrt — marſch in die Kaſerne! — oder es ſoll ein ſiebenzölliges Donnerwetter dreinſchlagen! — Mich, den Capitän, in meinem eigenen Kaſernenhof zu hankariren!"

„Haranguiren," ſprach leiſe für ſich der Lieutenant v. Schwenkenberg.

„Haben Sie etwas geſagt?" fragte erzürnt der Vorgeſetzte.

„Na, Herr Hauptmann," entgegnete kopfſchüttelnd der Gefragte, „geſagt habe ich ſo eigentlich nichts — nur laut gedacht wenn es Ihnen gefällig iſt." Doch wartete der Batteriechef dieſe Antwort nicht ab, ſondern ſchritt erbost mit ſeinem Premierlieutenant von dannen, und mein Vater, Poltes und die Mutter hörten ihn noch mehrmals die ſehr verletzenden Worte wiederholen: „Ich ſage Ihnen, meine Herren, dieſe Wortmann hat zehntauſend Teufel im Leibe."

Ich habe dieſes Vorfalles nur deßhalb ſo ausführlich erwähnt, weil er vom großen Einfluſſe auf das künftige Schickſal meiner Familie war. Aehnliche andere folgten in kurzer Zeit und brachten meinen Vater zu dem feſten Entſchluſſe, Dienſt und Kaſerne ſobald als möglich zu verlaſſen. Da er nun faſt fünfzehn Jahre diente, ſo hatte er längſt das Recht, eine Civilverſorgung zu beanſpruchen. Er meldete ſich deßhalb zur Steuerpartie, und da man ihm die beſten Zeugniſſe ertheilen mußte, auch der Capitän ſeiner los ſein wollte, ſo gieng die Sache ſchneller als gewöhnlich, und ſchon ein halbes Jahr nach der obenerwähnten Geſchichte erhielt mein Vater, zugleich mit ſeinem Abſchiede, die Ernennung zum Steueraufſeher in einem kleinen Grenzſtädtchen. Zum fernern Betrieb der Reſtauration fand ſich bald eine Unternehmerin, welche die Vorräthe, Flaſchen, Gläſer

und Teller übernahm. Mir wurde es am schmerzlichsten, das Zimmer zu verlassen, wo ich geboren, sowie die Kaserne mit ihren Höfen, wo ich so gerne gespielt. Der Abschied von Poltes preßte mir bittere Thränen aus. Auch ihm gieng es recht nahe und er fuhr sich mit der Hand über die Augen und seinen langen Schnurrbart, als er mir sagte: „Na, mein Junge, jetzt halte Dich brav; lerne fleißig zeichnen, vor allen Dingen aber rechnen und was daran hängt, die Mathematik, dann werden dir später die Epauletten nicht fehlen. — Soldat willst und mußt du doch einmal werden; ich hoffe, du hast deines Vaters ordentlichen Sinn geerbt, und das gute Maulwerk deiner Mutter kann dir auch noch zu statten kommen. Was mich anbetrifft, so bleibe ich auch nicht mehr zu lange im Dienste, hab' mich ebenfalls zur Steuerpartie gemeldet, und wenn ich einmal fort bin, werde ich schon für dich eine Batterie ausfinden, wo du einen angenehmen Chef hast. — Nun, heule nur nicht wie ein Schloßhund."

Es ist mir sehr angenehm, versichern zu können, daß der ganzen Batterie unser Scheiden recht nahe ging. Die Kanoniere meinten, es sei recht traurig, daß sie nun den kleinen Major nicht mehr sehen sollten, und viele schenkten mir, als ich in sämmtlichen Stuben den letzten Besuch machte, allerlei für mich gänzlich unbrauchbare Sachen, als Nadeln und Zwirn, alte Knöpfe, Sporenräder, abgenutzte Säbelquasten und dergleichen Kostbarkeiten mehr.

So kam der Morgen, an dem wir abzogen; ehe wir aber die Kaserne verließen, schlich ich mich noch einmal in den Geschützschuppen, streichelte meine liebe Freundin und Gespielin, die blanke Haubitze, und nahm einen wahrhaft zärtlichen Abschied von ihr, meiner guten Miranda.

Drittes Kapitel.

Von den neuen Verhältniſſen meines elterlichen Hauſes, auch von meinen Lehrjahren, in welchen der Zukunft des Majors nicht vergeſſen wird.

Das Grenzſtädtchen, in welches mein Vater verſetzt wurde, war klein, lag aber in einer ſchönen Gegend am Fuß eines Gebirgszuges, auf deſſen Höhen die Grenzen des Nachbarſtaates mit den unſrigen zuſammenſtießen. Der ehemalige Feuerwerker Wortmann trug nun ſtatt der blauen Uniform mit ſchwarzem Kragen eine von grünem Tuch mit blauen Aufſchlägen, und hatte zur Bewaffnung eine Art Hirſchfänger, ſowie eine gute Kugelbüchſe, mit deren Behandlung ihn der herrſchaftliche Jäger eines benachbarten Gutes, der ebenfalls gedient hatte, vertraut machte.

Dieſer Jäger zeigte ſich überhaupt den Steueraufſehern ſehr geneigt und hatte dazu auch doppelt ſeine guten Gründe; denn wenn die Grenze, an der wir uns befanden, von Schmugglern auch nicht häufig übertreten wurde, da ſich keine bedeutende Stadt in der Nähe befand, ſo luden die prächtigen Wälder und übrigen Jagdgründe, welche den Gebirgszug bedeckten, allerlei unbefugte Jagdliebhaber ein, ſich einen ſtattlichen Hirſch oder fetten Rehbock auf unrechtmäßige Weiſe zuzueignen. Gegen dieſes Getreibe nun wurden die Forſten nach ſtillſchweigender Uebereinkunft mit der benachbarten Gutsherrſchaft von den Steuerbeamten ebenfalls geſchützt, was denn Manchen derſelben hie und da eine kleine unſchuldige Annehmlichkeit gewährte, ſei es durch Verlaufen eines Haſen in unſere Küche oder durch ein paar Feldhühner, die, wie meine Mutter behauptete, durch den Schornſtein hereingeflogen waren.

Mein Vater war bei seiner bekannten guten Haltung und der musterhaften Sorgfalt, die er auf den Anzug verwendete, bald im ganzen Städtchen geschätzt und geliebt. Als ehemaliger Unteroffizier von der Artillerie besaß er auch so manche Kenntnisse, die den guten Leuten hier zu Statten kamen! er konnte Raketen anfertigen, farbige Feuer, strahlende Sonnen und kolossale Schwärmerbüchsen, Sachen, die namentlich beim Geburtstag des Königs, welcher im Städtchen mit unerhörter Pracht gefeiert wurde, von großer Wirkung waren. Auch war es natürlich, daß der ehemalige Feuerwerker es vortrefflich verstand, taugliche Subjekte zu Bedienung der kleinen Böller-Batterie heranzubilden, woher es denn kam, daß er von den zwei Bürgergesellschaften, die „Concordia" und die „Ressource," welche sich in Feierlichkeiten bei dem Allerhöchsten Geburtstag überboten, zum Ehrenmitglied ernannt wurde.

Diese angenehme gesellschaftliche Stellung wirkte auf meine Mutter höchst erfreulich ein, und die Frau Steueraufseher Wortmann, welche nicht umsonst in einer großen Stadt gelebt, wußte sich einen ganz besondern Anstand zu geben, und wurde schon nach einem halben Jahre den Honoratioren des Bürgerstandes beigezählt. Da sie sich nicht mehr wie sonst in der Kaserne vom frühen Morgen an brauchte sehen zu lassen und ihrem Geschäfte vorzustehen, so verwandte sie mehr Sorgfalt auf ihren Anzug, wenn sie öffentlich erschien, und wenn auch wir im stillen Familienkreise nach wie vor das Glück hatten, sie, wie Unteroffizier Poltes zu sagen pflegte, als Vogelscheuche zu sehen und sehr defekte Schlafröcke von zweifelhafter Farbe und noch zweifelhafterer Reinlichkeit zu bewundern, so sahen sie die Bewohner des Städtchens nur sehr geputzt, in guten Kleidern, namentlich aber in sauber

aufgesteckten Hauben, mit langen bunten fliegenden Bändern, welcher Kopfputz ihre Hauptleidenschaft war.

Was nun meine kleine Person anbelangt, so wurde dieselbe begreiflicherweise Tag für Tag größer und stärker, und wenn mich auch in der ersten Zeit gewaltige Sehnsucht nach den Freuden des Kasernenplatzes und Geschützschuppens bewegte, so fing ich doch auch in kurzer Zeit an, mich in dem kleinen Grenzstädtchen heimisch zu fühlen. Man muß übrigens nicht glauben, daß ich das frühere Soldatenleben vergessen, daß ich der blanken Mivanda, des guten Poltes, sowie der Geheimnisse der düsteren Montirungskammer mit weniger Liebe gedacht. — Gewiß nicht! Diese angenehmen Erinnerungen an meine Kinderjahre bewahrte ich fest im Herzen, und um so mehr, da ich ja dazu bestimmt war, nach einigen Jahren selbstthätig und mitwirkend wieder in das Militär einzutreten. Ob ich eigentlich große Lust dazu hatte, wollte mir nicht recht klar werden, und glaube ich fast das Gegentheil versichern zu können, denn oftmals, wenn ich an die dumpfen Kasernenstuben dachte, an die Betten mit den harten Strohsäcken, an Exerciren bei Kälte und Schnee, das ich Alles mit angesehen, sowie an Wache und Arrest, so fühlte ich ein eigenthümliches, fast schmerzliches Zucken in meinem Herzen und konnte oftmals den Gedanken haben, ein anderer Lebensberuf, ein anderer Stand sei auch nicht zu verachten.

Dagegen waren es immer wieder die Briefe meines alten Freundes, des Unteroffizier Poltes, der häufig an meinen Vater schrieb, welche die Lust zum Soldatenleben wieder in mir rege machten. Poltes hatte ebenfalls die Batterie verlassen, da aber sein Gesundheitszustand sich mehr und mehr verschlimmerte er auch mit der Feder außerordentlich gut umzugehen wußte, so

hatte man ihn auf ein Steueramt zum Schreiben commandirt, und da saß er nun hinter angelaufenen Scheiben, vor sich einen schmalen Hof mit schwarzen Brandmauern, am Ende seiner Feder kauend und dachte an die Kaserne, an die rasselnde und glänzende Batterie und an die dreifache Garnitur-Montirungsstücke, die er einstens commandirt. In solchen Seelenzuständen schrieb er an meinen Vater und dachte dabei an mich. „Was macht der Major? Hoffentlich wird der Junge groß und stark, lernt etwas Tüchtiges und gibt mir bald selbst die Meldung, daß ich mich nach einer Batterie für ihn umsehen soll. Das thu' ich nun freilich für mich schon oft genug, es will sich aber immer noch nichts Passendes finden. Daß unser Hauptmann als Major in den Ruhestand versetzt worden ist, hast du hoffentlich gehört. Sie haben einen neuen, ziemlich jungen Kapitän von der Hauptstadt herüber geschickt, was unsern Premier-Lieutenant und den Herrn Lieutenant v. Schwenkenberg so empörte, daß Beide um ihre Versetzung einkamen. Dies ist ihnen denn auch, aber nicht in Gnaden, bewilligt worden, der Erste wurde zur Festungs-Compagnie nach J. versetzt, wo er seinen ewigen Groll an den Mauern der Citadelle auslassen kann; der Lieutenant v. Schwenkenberg aber nach D. und wird noch langsamer und schwerfälliger im Reden sein, als bisher."

„Mir geht es nicht besonders, alter Freund," hieß es an einer anderen Stelle; „ist mir doch gerade, als wenn ich verdammt wäre zu einem ewigen Gefängniß, und wenn ich einmal zum Sterben komme, was nächstens geschehen wird, so muß ich dahin gehen im Staube von Aktenbündeln, und hätte doch so gerne meinen letzten Blick auf ein Geschützrohr fallen lassen, auf eines, das gerade zufällig so herrlich in der Sonne funkelt. Ach! die Jugendzeit war prächtig und kommt mir jetzt mehr als je in

meinen Träumen vor. So ein Morgen in Duft und Glanz, wenn wir luſtig ſangen und die Pferde ſchnaubten, und die Geſchütze ſo dumpf auf der Landſtraße dröhnten! Oder wenn es dahin ging in tollem Jagen, eine Anhöhe hinauf, hinter welcher der Feind ſtand: — — Batterie — h-a-a-a-alt! — — Ja, Batterie halt! wird mir auch bald vom oberſten Chef ſämmtlicher Kanoniere zugerufen werden, und über dieſen wichtigen Moment habe ich meine letzten Beſtimmungen teſtamentariſch niedergelegt. Man ſoll mir ein hölzernes Kreuz machen von zwei Geſchützröhren, und daß du das beſorgſt, dafür bürgt mir deine alte Freundſchaft. — Meinen Lebenslauf vor Augen laß den Major nur was Tüchtiges lernen; er muß die Epauletten bekommen und ſpäter einmal eine Batterie commandiren. An mich denken wird er häufig genug, deß bin ich von ihm überzeugt, denn auf der ganzen weiten Welt wird ſich Niemand ſo über ſein Glück freuen wie ich. Ja, wenn er einmal die Epauletten hat, und beſucht mich, der ich dann unter dem bezeichneten Kreuz liege, ſo werde ich es fühlen, trotz ſechs Schuh Erde und trotzdem mir ſchon Gras und Baumwurzeln in die Ohren gewachſen ſind."

Durch ähnliche Talente, wenn auch in kleinerem Maßſtabe, wie mein Vater ſie beſaß, hatte ich mir in kurzer Zeit die Liebe meiner Schul- und Spielkameraden erworben. Mit den Rädern eines alten Pfluges, auf dem ein Stück hölzerner Brunnenröhre befeſtigt wurde, hatten wir ein außerordentlich ſchönes Stück Geſchütz hergeſtellt, das ich natürlicher Weiſe Miranda taufte und vermittelſt welchem ich meinen Spielkameraden das Artillerie-Exercitium beibrachte. Auch die Geſchenke der Kanoniere, bei meinem Abgang aus der Kaſerne wurden auf's Zweckmäßigſte verwendet, und die alten Montirungsknöpfe, Sporenräder, namentlich aber

die Säbelquaſten verſchafften mir manche feſte und nutzenbringende Freundſchaft. Ueberhaupt wurde ich von meinen Kameraden als Kind eines Soldaten und als beſtimmt, einſtens ſelbſt den Säbel zu tragen und ein Geſchütz zu führen, mit einer gewiſſen Hochachtung, ja Ehrfurcht betrachtet. Auch ging hier ſchon die Prophezeiung der Madame Hammer, welche meinem Eintritt in die Welt Vorſchub geleiſtet, theilweiſe in Erfüllung, denn die Knabencompagnie hatte mich zu ihrem Major ernannt, welche Stelle ich mit dem möglichſten Anſtand auszufüllen mich beſtrebte. Meine Mutter war über dieſe Auszeichnung ſehr erfreut; und wenn ich mit kindiſcher Gravität äußerſt ernſthaft die Meldung meiner Untergebenen, welche mich mit „Herr Major" anredeten, annahm, ſo dachte ſie ſchmunzelnd der Stunde meiner Geburt, wo Muſik erſchallte und der Unteroffizier rief: „Dort kommt der Major!"

Unter meinen Knabenfreundſchaften war, wie das immer zu geſchehen pflegt, eine dauernder und feſter, und zwar mit dem Sohne des herrſchaftlichen Gärtners. Eben ſo ſehr wie zu der Perſon meines Geſpielen fühlte ich mich zu dem Geſchäft ſeines Vaters, welches auch ſchon theilweiſe das meines Freundes war, hingezogen, denn auch er mußte ſchon thätige Hülfe leiſten, Unkraut ausjäten, Blumentöpfe ſortiren, Etiketten ſchreiben und dergleichen mehr. Durch dies letztere Geſchäft hatte er eine Menge lateiniſcher Benennungen gelernt, die er bei Spaziergängen mit dem Lehrer, wenn wir irgend eine merkwürdige Blume fanden, vor der ganzen Schule anwenden mußte. Hierdurch und weil er überhaupt einer der fleißigſten und geſetzteſten Schüler war, ſehr ruhig und überlegt ſprach, an recht kindiſchen Streichen keinen Antheil nahm, ſo hieß er der weiſe Vogel, da ſein Geſchlechtsname Vogel war.

Bald waren wir unzertrennlich, und so wie ich die Schulstunden hinter mir hatte, eilte ich davon und war seelenvergnügt, wenn mich der Gärtner mit einer kleinen leichten Arbeit beauftragte. Mir war so wohl unter den Pflanzen und Blumen, und ich hatte auch ein Geschick in der Behandlung derselben. Hatte doch der Gärtner schon einigemal alles Ernstes mit meinem Vater gesprochen und ihm zugeredet, er solle mich ihm in die Lehre geben. Wer weiß auch, was geschehen wäre, wenn sich nicht meine Mutter auf's Festeste und Bestimmteste dagegen erklärt hätte, unterstützt von ein paar alten Frauen ihrer Bekanntschaft, worunter die Schulmeisterin, deren Mann viel lieber im Garten als in der Schulstube sei, wodurch er seinen Vorgesetzten ein Aergerniß gebe und unmöglich weiter kommen könne, erklärte sie sich auf's Entschiedenste gegen die Erlernung der Gärtnerei und meinte, Jemand wie ich, dem die Epauletten nicht fehlen könnten, ja, den das Schicksal bei der Geburt schon zum Major bezeichnet, dürfe nicht daran denken, ein, wenn auch an sich recht respektables Geschäft, wie die Gärtnerei, zu erlernen.

Und wie früher in der Kasernen-Restauration bei Unteroffizier Wortmann, so führte auch Mama bei Steueraufseher Wortmann fort und fort das Regiment des Hauses mit unumschränkter Gewalt. Und nicht nur war sie bei uns im Hause tonangebend, sie hatte sich vielmehr auch bei ihren Bekannten eine gewisse Herrschaft zu erringen gewußt, so daß nur das geschah, was die Steueraufseherin Wortmann durch ihr Beispiel zur Nachahmung empfahl. War sie doch lange in einer großen Stadt gewesen, hatte Generale und Prinzen genug gesehen, ja mit einem der letzteren sogar gesprochen. Das war nämlich an einem heißen Manövertage gewesen, wo sich Se. Hoheit herabließ, ein Gläschen

Rum anzunehmen, das ihm von der freundlichen Marketenderin angeboten wurde. Natürlich wurde dieſer Vorfall mit einigen Nebenumſtänden erzählt, und wenn meine Mutter ihn den erſtaunten Zuhörerinnen vorgetragen, ſo blieb man zweifelhaft, ob Se. Hoheit der Prinz damals bei uns nur zum Kaffee geweſen ſei, oder ob er huldreich ein Gabelfrühſtück eingenommen. Das Letztere ſchien am unzweifelhafteſten.

Auch was die Haushaltungen verſchiedener vornehmer Damen, der Majorin A., der Obriſtin B. anbelangte, ſo war meine Mutter auf's Genaueſte unterrichtet, und wußte der Schulmeiſterin, der Frau des Steuer-Controleurs, ja ſogar der regierenden Bürgermeiſterin manchen praktiſchen Wink zu geben. Ueber Leinwand-Verhältniſſe, beſonders Waſchangelegenheiten, war ſie aus leicht zu erklärenden Gründen auf's Genaueſte unterrichtet, hatte auch hie und da die Zurüſtung zu einem außerordentlichen Mittagseſſen oder einem großen Thee mit anſehen dürfen und ahmte daraus mit einigem Geſchicke nach. Daß bei dieſen Nachahmungen zuweilen Kleinigkeiten mangelten, der Thee im Waſſerkeſſel auf den Tiſch kam und der Spülnapf dazu benutzt wurde, um aus demſelben das allzu ſtarke Getränk zu verdünnen, oder daß bei einem Mittagseſſen nach der Suppe ein marinirter Häring kam, oder der Salat ſo verzuckert war, daß er für eine ſüße Schüſſel hätte gelten können, — Gott! wen geniren ſolche Kleinigkeiten! Trotz alledem ſprach man doch mit großer Achtung von unſerem Hauſe und ſtaunte die oft merkwürdigen Phantaſien an, an denen es Madame Wortmann nie fehlte.

So hatte ſie in früheren Jahren gehört, daß die Töchter des Hauſes, wenn ſie einmal ſechszehn Jahre alt geworden ſeien, in die große Welt eingeführt werden. Obgleich meine Mutter

keinen rechten Begriff davon hatte, so beschloß sie doch, diese Feierlichkeit nach eigener Erfindung, als meine Schwester siebenzehn Jahre alt geworden war, mit möglichstem Pompe auszuführen. Sie lud die uns befreundeten Honoratioren des Städtchens zu einem großen Kaffee zusammen, und nachdem sich Alle in eine höchst feierliche Stimmung hinein gegessen und getrunken hatten, sagte Madame Wortmann in einer rührenden Rede: sie wolle sich am heutigen Tage erlauben, ihre älteste Tochter in die Welt einzuführen. Da mußte ich die Thüre des Nebenzimmers so weit öffnen, als es möglich war, und hinter einem Vorhange hervor, den Mama zu diesem Zwecke selbst dort angebracht und nun eigenhändig wegzog, trat meine Schwester in weißem Kleide, Blumenkranz und Schleier im Haar, vor die erstaunte Versammlung, wurde von jeder Einzelnen mit großer Rührung begrüßt, küßte der Reihe nach die Hand, wurde wieder auf die Stirne geküßt und bekam auf diese Art Sitz und Stimme im Kaffeerathe. Dieser solenne Akt des Einführens erwachsener Töchter in die Welt fand im Städtchen große Nachahmung und freute man sich darauf, wie auf andere Feierlichkeiten im Leben.

Daß mein Vater all' diesen Geschichten ziemlich fern blieb, brauche ich wohl nicht zu sagen. War er früher im Militärdienste pünktlich gewesen, so war er es jetzt bei der Steuerpartie wo möglich noch mehr; ja, er erwarb sich die Liebe seiner Vorgesetzten in hohem Grade, und bei einer Visitation, die der Oberinspektor abhielt, gab ihm dieser Hoffnung auf ein Avancement zum Steuer-Controleur.

Meine Erziehung wurde übrigens durchaus nicht vernachläßigt. Außer den Schulstunden wurde noch durch Privatunterricht in der Mathematik und in Sprachen nachgeholfen, und mein

Vater verwendete jeden freien Augenblick auf meine militäriſche Ausbildung. Mit ſechszehn Jahren konnte ich exerciren wie ein Unteroffizier und wußte den ganzen Artillerieleitfaden ſo auswendig, daß mein Vater, obgleich er nicht viele Worte zu machen pflegte, doch eines Tags den Schulmeiſter verſicherte, ich habe Kenntniſſe wie ein Oberfeuerwerker, und was Artilleriekunde anbelange, ſo könne ich mich morgen zum Offizier-Examen melden.

Um dieſe Zeit kam denn auch ein Brief des Unteroffizier Poltes, worin er uns die Mittheilung machte, daß es ihm perſönlich ſehr ſchlecht gehe, daß er aber eine Batterie gefunden habe, in der nur ein paar Freiwillige ſeien, die auf Avancement zum Offizier dienten, deren Kapitän ſich aber bereit erklärt habe, den Sohn eines braven Unteroffiziers aufzunehmen.

Viertes Kapitel.

Der Major wird durch einen Freund ſeines Vaters dem Brigade-Commandeur vorgeſtellt, und da man militäriſche Kenntniſſe an ihm entdeckt, zum Kanonier angenommen.

Es geht Einem mit dem Militärleben in mancherlei Beziehungen wie mit dem Reiſen in ſüdlichen Ländern, namentlich im Orient: von außen Pracht und Herrlichkeit, Glanz und Schimmer. Wie dort eine Stadt, ſo ſtaunt man hier das ſchöne Schauſpiel eines manövrirenden Regimentes, einer feuernden Batterie, ja eines einzelnen Reiters bewundernd an, und meint, mit jedem Schritte, mit dem man näher hinkommt, würden ſich immer reichere und herrlichere Details entfalten, und wenn man erſt ſelbſt ein Beſtandtheil jener ſtrahlenden Maſchine geworden, ſo wäre des Glücks kein Ende. Um aber einen anderen nicht

minder paſſenden Vergleich anzuführen, ſo geht es im Militärleben im Frieden wie auf den Brettern, welche die Welt bedeuten: wer hinter die Couliſſen ſchaut, der zieht die Augenbrauen hoch empor, zuckt mit den Schultern und fragt ſich: wie konnte ich mich ſo täuſchen laſſen?

Die offene Scene beim Militärleben iſt für den Zuſchauer das an einem ſchönen Tage marſchirende Regiment, der friedliche Feldzug, Manövertage genannt; hinter den Couliſſen aber iſt das Kaſernenleben, Exerciren, Waffen- und Knöpfeputzen, Wachen aller Art, kurz der ſogenannte Gamaſchendienſt, nicht zu vergeſſen die unruhige Nacht auf einem harten Strohſacke zu ſechzehn in einem dumpfen Kaſernenzimmer. Aber für Jeden, der ſpäter in die Welt hinaus will, iſt es erſprießlich, all' dieſe kleinen Leiden und Täuſchungen in früher Jugend kennen zu lernen, und eine prächtige Vorſchule für jeden ſpätern Wirkungskreis; — lernt man doch Subordination gegen den Vorgeſetzten und gegen das Schickſal, und bekommt eine dicke Haut, ſo daß wir die tauſend Nadelſtiche, denen wir ſpäter ausgeſetzt ſind, leichter ertragen können, ſie uns kaum mehr wehe thun. — —

Als ich unſer kleines Grenzſtädtchen und das elterliche Haus verließ, that ich das mit ſchwerem Herzen, denn alle die zurückbleibenden lieben Freunde beeiferten ſich, mir ihren Schmerz über unſere Trennung darzuthun. Hatte ich beim Abgang aus der Kaſerne viel unnütze Sachen geſchenkt erhalten und mitgeſchleppt, ſo ging es mir bei der jetzigen Trennung faſt ebenſo; nur hätte ich einen eigenen Wagen gebraucht, um mit mir zu nehmen all' die Freundſchaftsbezeugungen, beſtehend in geräucherten Würſten, Aepfeln, Nüſſen, Backwerk der verſchiedenſten Art, dann Bücher, Schreibpapier, kurz alle möglichen Artikel, nicht zu vergeſſen eine

ganze Schachtel Sämereien meines Freundes, des weiſen Vogel, die er mir mitgeben wollte, und dabei die Hoffnung ausſprach: „Siehſt du, lieber Freund, die Garniſon, wo du hinkommſt, ſoll eine große Feſtung ſein mit Gräben und Wällen; vielleicht findeſt du einmal auf letzteren irgend ein Plätzchen, wo es dir erlaubt iſt, einen kleinen Blumengarten für dich anzulegen.“ Mein Vater lächelte eigenthümlich, als der gute Vogel ſo ſprach, und meinte, er mache ſich einen ganz ſonderbaren Begriff von einer königlichen Umwallung; „da wird kein Blumengarten gut gethan,“ ſagte er; „das Einzige, was da geduldet wird, iſt ſehr kurz geſchorenes Gras, ſchön geordnete Kugelhaufen und alte, mürriſche Wallgeſchütze.“ Die Sämereien mußten alſo, wie ſo vieles Andere, zurückbleiben, Vater Wortmann hatte mir höchſt eigenhändig einen Torniſter angefertigt, in welchen das nothwendige Weißzeug verpackt wurde. Was ich an Civilanzügen mitnehmen ſollte, trug ich auf dem Leibe. Wozu auch mehr? bei der Compagnie fanden ſich ja genug alte Commißwöllchen vierter und fünfter Garnitur; dagegen aber erhielt ich eine Artilleriedienſtmütze, ſowie einen Säbel meines Vaters, der quer auf meinen Torniſter geſchnallt wurde, damit man ſchon von Weitem ſehe, weß Geiſtes Kind ich ſei.

Die beiden letztgenannten Stücke übergab mir mein Vater mit großer Feierlichkeit, und kam ich mir in ſelbigem Augenblicke vor, wie jener junge Ritter, zu welchem ſein Erzeuger bei einer ähnlichen Veranlaſſung ſagte:

Sohn, hier haſt du meinen Speer;
Meinem Arm iſt er zu ſchwer.

Dabei kann ich nicht vergeſſen, wie dieſes an ſich ſo rührende Lied in der Kaſerne parodirt wurde.

Sehn, hier haſt du meinen Sabel;
Mir wird mit der Zeit ganz miſerabel.

Daß der Abſchied von den Meinigen ſehr rührend war, brauchte ich eigentlich nicht zu erwähnen. Meine Mutter weinte heftig, meine Schweſtern ſchluchzten ſo laut, als ſei dies ein Abſchied auf Nimmerwiederſehen, und ſelbſt mein Vater konnte kaum ſeine Thränen zurückhalten und zog ſeine beiden Hände zu wiederholten Malen tief in die Rockärmel zurück, wie er bei großen Veranlaſſungen zu thun pflegte. Endlich entlief ich den Thränen, den Umarmungen, den Segenswünſchen, ließ das kleine Haus, wo meine Eltern wohnten, hinter mir, dann die ſchmale Gaſſe, wo ein paar Dutzend Bekannte mir aus den Fenſtern alles mögliche Gute nachriefen, dann das alterthümliche Stadtthor und zuletzt meine Schulkameraden, die mich eine Stunde Weges weit begleitet hatten. Der weiſe Vogel trennte ſich zuletzt von mir, nachdem er mir noch einen Strauß Feldblumen an der Mütze befeſtigt, und mich dringend erſucht, die ſchönen lateiniſchen Namen derſelben nicht zu vergeſſen.

Nach einer halben Stunde ſchob ſich ein Hügel zwiſchen mich und das kleine Grenzſtädtchen, dann war ich allein in der weiten freien Natur, vor mir die lange Chauſſee, über mir den klarſten blauen Himmel, rings um mich her aber das erſte friſche Grün des Frühjahrs.

Da ich ziemlich kräftig herangewachſen war — für meine ſechzehn Jahre war ich freilich nicht lang aufgeſchoſſen, vielmehr ziemlich unterſetzt, — ſo wurde mir das Marſchiren leicht, und ich erreichte am Abend bei guter Zeit das kleine Städtchen, welches mir mein Vater zum erſten Nachtquartier vorgeſchrieben. Unterwegs war mir nichts Beſonderes paſſirt; nur einmal begeg-

nete mir ein sehr wohlwollender und freundlicher Gensdarm, der sich mit großer Theilnahme nach dem Ziel meiner Reise erkundigte. Ich zeigte ihm meinen Paß, und als er gelesen: „Vorzeiger dieses ꝛc. begibt sich nach M., um bei dem dortigen Artillerie-Brigade-Commandeur die Erlaubniß nachzusuchen, der und der Batterie zugetheilt zu werden," entließ er mich freundlich mit einem militärischen Gruße. Ich muß gestehen, der Gruß von dem stattlichen Gensdarmen that mir sehr wohl. Sollte doch auch ich bald eine glänzende Uniform tragen. Und wie freute ich mich darauf! Ueberhaupt war meine Lust zum Soldatenleben in der kurzen Zeit, seit ich das Vaterhaus verlassen, wieder bedeutend in mir rege geworden. Alte, halb vergessene Bilder tauchten wieder auf, das lebendige Treiben im Kasernenhof, die rauschende Musik der Infanterie, die täglich an unserem Fenster vorüberzog, die staubbedeckte Batterie, die so geheimnißvoll auf dem Pflaster dröhnte, und dann die Erzählungen der Unteroffiziere und Gemeinen, wenn sie bei meiner Mutter ihren Schnaps tranken und von Manöver, Marsch und Einquartirung sprachen.

In dem Grenzstädtchen, wo ich bis jetzt gelebt, gab es außer meinem Vater und den andern Steuerbeamten nur wenige uniformirte Personen, die der Beachtung werth gewesen wären; die beiden alten Polizeidiener in ihren abgeschossenen Röcken zählten eigentlich gar nicht mit, und eben so wenig die gestickten Fräcke des Postinspektors und Bürgermeisters, die am Geburtstage Seiner Majestät des Königs zum Vorschein kamen. — „Ich dagegen," so sprach ich zu mir selber in jugendlichem Uebermuthe, „wenn ich in einem Jahre nach Haus komme, da werde ich ihnen zeigen, was eine Uniform und was ein Soldat ist. Hab' dann vielleicht schon ein paar goldene Tressen am Arm und werde angestaunt

werden von Alt und Jung. — Ach ja! hoffentlich auch von den jungen Mädchen, vielleicht ſogar, daß es Bürgermeiſters Anna der Mühe werth findet, ſich verſtohlen nach mir umzuſchauen!“ Bei dieſen Gedanken blickte ich ſelbſt verſtohlen um mich her, und obgleich weit und breit kein menſchlich Weſen war, das mir hätte in die Augen ſchauen können, fühlte ich doch, wie ich über und über roth wurde. — —

Den andern Tag kam ich auch richtig nach M., begab mich in ein beſcheidenes Gaſthaus, putzte am folgenden Morgen meine Kleider, namentlich die Knöpfe, auf's Sorgfältigſte, ebenſo den meſſingnen Griff meines Säbels, ſtäubte meinen Torniſter ab und ebenſo meine Feldmütze, nachdem ich vorher den verwelkten Blumenſtrauß des weiſen Vogel in meine Bruſttaſche geſteckt. Dann begab ich mich mit einigem Herzklopfen nach der Kanzlei des Brigade-Commandeurs. Mein Vater hatte mir ein Schreiben mitgegeben an einen alten Freund ſeiner ehemaligen Batterie, der als Schreiber zum Stab abgegangen war. Dieſen ſollte ich vor allen Dingen aufſuchen und ihn bitten, die einleitenden Schritte für mich zu thun, damit ich dem Herrn Brigade-Commandeur baldigſt vorgeſtellt würde.

Die Wohnung deſſelben hatte ich bald aufgefunden; es war das ein ſtattliches Gebäude, vorn mit einem großen Hofe, der von einem Gitter umſchloſſen war, an deſſen Eingang ein Kanonier mit gezogenem Seitengewehre behaglich in der warmen Morgenſonne umherſchlenderte. Er betrachtete mich forſchend von oben bis unten und ſagte lächelnd: „Na, wo willſt denn du hin?“ — „Zu dem Herrn Brigade-Commandeur,“ antwortete ich ihm. — „Direkt?“ entgegnete die Schildwache; „da mußt du früh aufgeſtanden ſein. Wirſt beſſer thun, wenn du einen kleinen Umweg

machſt. So durch die Anmeldungskanzlei hindurch. — — Na, ich verſtehe," fuhr er fort, als er ſah, daß ich meinen Brief aus der Taſche zog, wirſt ſchon was Schriftliches haben. Da, links im Hofe Nro. 4, wo die Schreiber im Feuer exerciren, da klopf' nur an, und wenn auch Keiner „herein!" ruft, ſo mach' nur die große Thüre auf; freſſen werden ſie dich gerade nicht. Apropos," ſagte er, als ich mich zum Weggehen anſchickte, „wie viel Uhr kann es wohl ſein?" — „Halb Zehn." — „Alſo noch eine halbe Stunde bis zur Ablöſung, verdammt lange! Na! 's geht auch vorüber." Damit warf er ſeinen Säbel in den Arm und ſchlenderte gähnend von mir weg.

An der bezeichneten Thüre Nro. 4 klopfte ich leiſe an, einmal, zweimal, dreimal, denn trotz dem Rathe der Schildwache war ich doch zu ſchüchtern, ohne Erlaubniß einzutreten. Als ich ſchon den Finger zum viertenmale gekrümmt hatte, vernahm ich drinnen eine laute, faſt zornige Stimme, die „R-r-r-rein!" ſchrie, ſo daß es durch's ganze Haus dröhnte. Ehe ich ihr Folge leiſtete, nahm ich beſcheiden meine Feldmütze ab, dann trat ich in ein ziemlich großes Gemach, in dem ſich vier weiß angeſtrichene Schreibpulte befanden, die wie große Vogelbauer ausſahen, denn bis an die Decke waren ſie mit einem hölzernen Gitterwerk umgeben, hinter welchen vier Köpfe auftauchten, deren Augen mich neugierig anſchauten. In der Mitte des Zimmers ſtand ein großer Mann in der Artillerieunterofficier-Uniform, den Waffenrock unten aufgeknöpft, mit geſpreizten Beinen, und ſchaute mich den Eintretenden mit finſterem Stirnrunzeln an. Von ſeinen Geſichtszügen war wenig zu ſehen! unter buſchigen Augenbrauen hatte er die Augen zuſammengekniffen, und der Schnurr- und Backenbart nach dem neuen Reglement bedeckte die ganze untere Partie ſeines

Geſichtes. Zum Ueberfluß hatte er noch eine Schreibfeder mit großer Fahne quer in den Mund genommen.

„Na, da bin ich begierig," ſagte der finſter ausſehende Mann, nachdem er mich eine Weile gemuſtert, „was aus dem Torniſter herausſpazieren wird. Bombardier Knöller," wandte er ſich an einen der Schreibenden, „haben ſie vielleicht wieder eine Ahnung über dieſe Sache?" — Der Gefragte antwortete durch ein blödſinniges Lächeln und ſchrieb dann ruhig weiter. Ich hatte unterdeſſen mein Schreiben hervorgeholt und es dargereicht. Der Unterofficier nahm es, ſchlug mit der flachen Hand auf die Adreſſe, um den überflüſſigen Sand zu entfernen, dann betrachtete er die Schriftzüge genau, und rief auf einmal laut: „Soll mich doch der-r-r-r — holen, wenn das nicht die Pfote des alten Wortmann iſt. — Und du?" wandte er ſich gegen mich, „ja das kann nicht fehlen, ſtraf' mich Gott! Du biſt Wortmann's Major oder ich will eine Schlagröhre ſein. Bomben und Hagel! iſt mich der Kerl gewachſen! iſt kaum zwei Käſe hoch und trägt ſchon eine Artillerie-Dienſtmütze; hat auch ein Brodmeſſer aufgeſchnallt. Na, die Sache wird immer ſchöner. Hat man je ſo etwas erlebt? — Bombardier Knöller, das iſt der Major, von dem ich ihnen ſchon erzählt. — Herr Major, ich freue mich außerordentlich, ihre Bekanntſchaft zu erneuern." Damit ergriff er meine Hand, lachte laut hinaus, und die vier Schreiber, die mich mit langgeſtreckten Hälſen durch das Gitterwerk anſchauten, lächelten ebenfalls.

Nachdem in ſeinem Lachen einige Ruhe eingetreten war, öffnete er den Brief meines Vaters, las ihn durch, nickte zuweilen mit dem Kopfe und ſagte am Ende: „Ganz gut! vortrefflich! Die Sache wollen wir gleich arrangiren. Ich werde den Herrn Hauptmann Schmelzer ſogleich in Kenntniß ſetzen, und du ſollſt

dem Herrn Oberſten, noch ehe er zur Parade geht, vorgeſtellt werden. — Teufel! da habe ich eine vortreffliche Idee. Er macht ſo eben ſeinen Morgenſpaziergang in den kleinen Gärten neben dem Hofe. Wenn er dich ſo mit dem Torniſter ſähe, aber ganz unverhofft, daß er fragen müßte, wer du ſeiſt, und was du wolleſt, das wäre am allerbeſten. Faſſen wir die Sache ſogleich an vier Zipfeln. Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt. Du Burſch, Kopf in die Höh', Bruſt heraus, blaſ' die Backen auf, gib deinem Geſicht ein Anſehen, und wenn du eine Figur erſcheinen ſiehſt, wie Schippenbauer — Gott verdamm' meine ſchlechten Späße!" unterbrach er ſich ſelber, „ich kann mir das nicht abgewöhnen — wollte ich doch ſagen, wenn du einen Offizier eintreten ſiehſt mit ſchwarzem Haar, ſchwarzem Bart, ſchwarzen Augenbrauen, ſchwarzem Rock, kurz eine ſchwärzliche Erſcheinung, ſo hat für dich die große Stunde der Entſcheidung geſchlagen."

Nach dieſen Worten ſchritt der Wachtmeiſter an das Fenſter, öffnete es weit und ſagte zu den Schreibern: „Nehmen ſie ein friſches Blatt, meine Herren!" Dann nahm er einen zuſammengefalteten Bogen Papier von dem Tiſche, ſtellte ſich an's offene Fenſter und diktirte mit dröhnender Stimme — eigentlich ſchrie er mehr, als er ſprach —: „Brigadebefehl. Durch mein Schreiben vom 16. dieſes iſt es zur Kenntniß der Herren Abtheilungscommandeure gekommen, daß Ende dieſes Monats unſer Allergnädigſter König und Herr die Gnade haben wird, meine Brigade Höchſtſelbſt zu inſpiciren —"

„Herr Wachtmeiſter Sternberg," ſagte in dieſem Augenblick eine dünne, ſehr feine Stimme vor dem Fenſter, „Sie können füglich meine Befehle den Schreibern diktiren, ohne dabei ſo unnöthig zu ſchreien."

Der Angeredete, der beſtändig mit einem Auge zum Fenſter hinausgeblinzelt hatte, und wohl geſehen, wie ſich der Sprecher über den Hof genähert, that auch, als ſei er auf's Höchſte überraſcht, ja wie von einem Blitzſtrahl getroffen, als er die Stimme ſeines Vorgeſetzten hörte. Er knickte ordentlich zuſammen, dann ſagte er: „Tauſendmal bitte ich um Verzeihung, Herr Oberſt, daß ich ſo laut diktirte; aber wenn man von der Ankunft Seiner Majeſtät ſpricht, da redet man ſich unwillkürlich in die Begeiſterung hinein."

„Ich habe nichts gegen Ihre Begeiſterung, Wachtmeiſter Sternberg," erwiederte der Oberſt, indem er ſein ohnehin glattes ſchwarzes Haar noch feſter an den Kopf ſtrich, „möchte mir aber alles unnöthige Geſchrei ganz ergebenſt verbeten haben."

Daß ich bei dieſer Unterredung meine ſchönſte Haltung annahm und der erhaltenen Vorſchrift gemäß gelinde meine Backen aufblies, wird man mir auf's Wort glauben. In der nächſten Sekunde erblickte mich der Chef, kniff ſeine Augen zu und ſagte: „Was iſt denn das?"

Der Wachtmeiſter ſtreckte ſich ein paar Zoll höher, ſtand außerordentlich gerade und meldete: „Zu Befehlen des Herrn Oberſten, der Sohn eines alten Kameraden, eines ehemaligen Unteroffiziers der Batterie, kommt mit den nöthigen Zeugniſſen und allen möglichen Papieren und wünſcht in der Brigade auf Avancement zu dienen; iſt von ſeinem Vater ſo inſtruirt worden, daß er das Exercitium wie ein Alter verſteht. War immer ein großer Freund von der Kanone, der Kleine da. — Wortmann's Major."

„Welcher Major, Herr — Wachtmeiſter Sternberg, wenn's beliebt?"

„Halten zu Gnaden, das ist nur so ein Kasernen-Ausdruck, ein Beiname.

Der Oberst, der den Chef seiner Schreiber wohl zu kennen schien, zuckte die Achseln, als wollte er sagen: Wachtmeister, Sie sind unverbesserlich. Dann sprach er, indem er auf mich wies: „Das da soll herauskommen in den Hof. Wir wollen es hier außen anschauen.“ Als er darauf vom Fenster wegtrat, gab mir der Wachtmeister in der Freude über den gelungenen Streich einen Rippenstoß, daß ich fast umgefallen wäre, kniff sein rechtes Auge zu und verzog auf diese Art sein Gesicht zu einer wahrhaft scheußlichen Fratze. Dann folgten wir beide dem Befehl des Vorgesetzten.

Der Oberst stand in der Mitte des Hofes in sehr aufrechter Haltung und hatte die Hände auf dem Rücken zusammengelegt. Er war ein großer, wohlgewachsener Mann, aber, wie der Wachtmeister vorhin bemerkt, in der That eine schwärzliche Erscheinung. Schade, daß sein schwaches Organ nicht zu dieser großen Figur paßte. Hinter ihm bemerkte ich einen andern Offizier, den die laute Unterredung am Fenster wahrscheinlich ebenfalls hinausgelockt. Er trug die Hauptmanns-Uniform und stand, eine mächtige Brieftasche in der Hand, in sehr steifer Haltung hinter seinem Vorgesetzten. Die Schildwache am Thor schien außerordentlich befriedigt, daß die Langweiligkeit des Hofes durch ein unerwartetes Schauspiel belebt würde.

„Sehen Sie, Herr Hauptmann Schmelzer,“ sagte der Oberst, nachdem er mich ein paar Augenblicke betrachtet, „das ist ein Soldatenkind, welches sich anschickt, den höchst ehrenvollen Stand seines Vaters zu ergreifen, — ein Entschluß, der zu loben ist, besonders weil er sehr selten vorkommt. Will doch Alles in der

Welt einen ſcheinbar beſſern Stand ergreifen, als der des Vaters. Der Sohn des Handwerkers ſchämt ſich der väterlichen Werkſtätte und will Kaufmann werden, der Sohn des Kaufmanns will um allen Preis ſtudiren oder ſich zum Künſtler heranbilden. Ich verſichere Sie, Herr Hauptmann Schmelzer, daß die Alten, mit ihrem ſtrengen Kaſtengeiſte, wohl wußten, was ſie thaten. — Das aber in Parentheſe. — Wie heißt du?" wandte er ſich an mich.

„Friedrich Wilhelm Wortmann," gab ich zur Antwort.

„Friedrich Wilhelm Wortmann. Und kann alſo exerciren?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt."

„Hat auch vielleicht den Artillerie-Leitfaden ſchon angeſchaut?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt."

„Kennt die Verpackung eines zehnpfündigen Granatwagens?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt."

„Und die Anfertigung einer Leucht- und Stinkkugel?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt."

„Wir wollen das unterſuchen, Herr Hauptmann von Schmelzer. Sorgen Sie dafür, daß die Papiere des jungen Menſchen beſtens unterſucht werden, auch er ſelbſt, ob er körperlich tüchtig iſt, und wenn ſich alles das zu ſeinen Gunſten herausſtellt, ſo ſoll man ihn prüfen, ob er wirklich das Exercitium inne hat, und in dem Falle an dem übermorgenden Bombardier-Examen Theil nehmen laſſen. Nicht, als ob ich daran dächte, ihn ſchon im Voraus zu avanciren, — Gott ſoll mich bewahren! — ſondern nur, um ihm einen Sporn zu geben, der ihn veranlaßt, durch gute Aufführung eifrigſt nach den Treſſen zu ſtreben. Auch als Empfehlung an ſeinen künftigen Batterie-Chef. Hat er einen Wunſch in dieſer Richtung?"

„Mit der gnädigſten Erlaubniß des Herrn Oberſten," erwie-

derte der Wachtmeiſter, „wünſcht er der achten Fußcompagnie zugetheilt zu werden.“

„Hauptmann von Bitter in D.,“ entgegnete nachdenkend der Oberſt, wobei er den Kopf ſchüttelte und die Augenbrauen hoch emporzog. „Warum gerade dahin?“

„Der Vater des jungen Menſchen hat in D. einen guten Freund, ebenfalls früher Unteroffizier, jetzt bei der Steuer-Partie, der ihm mit Rath und That an die Hand gehen wird,“ meldete der Wachtmeiſter. „Auch ſind bei der achten Fußcompagnie nur zwei Freiwillige, die auf Avancement dienen.“

„Meinetwegen,“ ſagte der Oberſt; „der Premier-Lieutenant dorten iſt der von Schwenkenberg, ein braver Mann. — Alſo Gott befohlen!“ Damit neigte er ſeinen Kopf leicht gegen mich hin und ging mit dem Hauptmann Schmelzer nach dem Garten zurück, wo er hergekommen war. Der Wachtmeiſter faßte mich am Kragen und zog mich in die Stube Nro. 4 zurück. „Siehſt du, Major,“ ſprach er dort, wobei er ſich die Hände vor Vergnügen rieb, „du haſt mehr Glück als Verſtand. Wirſt da ohne Anſtand angenommen und darfſt ohne Weiteres das Bombardier-Examen machen. So gut iſt's Unſereinem nicht geworden. Ja, Major, es wird doch am Ende noch wahr, was man dir bei deiner Geburt prophezeit. Weßhalb übrigens dein Vater auf die achte Fußbatterie verſeſſen iſt, kann ich mir auch nicht erklären. Freilich lebt der alte Poltes in D., aber der kann dir nicht mehr viel helfen. Habe ich doch vor ein paar Tagen einen Brief von ihm erhalten, worin er mir ſchreibt, er habe ſeine letzte Vollkugel geladen, und wenn die hinausgepufft ſei, ſo rufe er für ewige Zeiten: Batterie halt! Sonſt haſt du bei der achten Fußbatterie verdammt wenig zu hoffen. Der Kapitän Bitter, na, der

iſt nicht bitter! Eigentlich böſe kann man ihn nicht nennen, aber er hat in ſeinen Ideen ganz confuſe Streifen. Des Premierlieutenants von Schwenkenberg wirſt du dich vielleicht noch erinnern; er iſt nicht fetter am Leibe und nicht geſchwinder im Reden geworden. Na! im Grunde iſt es Einerlei, einen Hacken gibt's überall und ohne Kampf kommt man nicht durch die Welt. — Jetzt wollen wir aber frühſtücken gehen."

Das thaten wir denn, und der Wachtmeiſter Sternberg, der ſich meiner überhaupt freundlich annahm, zeigte mir die Merkwürdigkeiten von M.; führte mich bei einigen ſeiner Kameraden ein und erhielt am andern Morgen die Erlaubniß, das Exercitium leiten zu dürfen, das ich durchmachen mußte, und worin ich, ich kann es wohl ſagen, mit Ehren beſtand. Ebenſogut ging es mir mit dem Bombardier-Examen, und ich hatte das Glück, daß der vorſitzende Offizier zu mir ſagte: „Hätten Sie nur ſechs Wochen gedient, ſo würde ich ſpeziell darauf antragen, daß man Ihnen die Treſſen gebe. Aber Sie ſind ja noch jung und werden ſie frühzeitig genug erhalten."

Ein paar Tage nachher verließ ich M. mit frohem Muthe und gelangte nach mehrtägigem Marſche glücklich in D. an.

Fünftes Kapitel.

Ich wohne dem Appell meiner Kompagnie bei, ohne noch zu ihr zu gehören, ſehe die Beſtrafung eines Küchengehülfen mit an und werde vom Kapitän ſehr unfreundlich aufgenommen.

Begreiflicher Weiſe war mein erſter Gang zu Poltes. Ich hoffte ihn auf ſeinem Bureau zu finden, doch erhielt ich hier die traurige Nachricht, daß er ſchon ſeit vierzehn Tagen nicht mehr

zur Arbeit komme und auch wahrſcheinlich nie mehr erſcheinen würde. Das Frühjahr, den meiſten Bruſtleidenden gefährlich, hätte auch ihn ſtark mitgenommen. Nach einigem Nachfragen fand ich ſeine Wohnung, an der Thüre auf einem kleinen Täfelchen ſtand der Name Poltes, dem er treu geblieben war. Ich klopfte an, drinnen huſtete es, dann rief eine matte Stimme: „Herein!“

Mit klopfendem Herzen trat ich in die kleine Stube. Da ſaß Poltes aufrecht in ſeinem Bette, und hatte er ſchon früher eingefallene Wangen gehabt, ſo war jetzt ſein Geſicht kaum mehr zu kennen. Nur die Augen blitzten noch wie damals, und um den Kopf hatte er noch daſſelbe rothſeidene Tuch geſchlungen, das er in früheren Jahren in der Montirungskammer zu tragen pflegte. Seine Stirne war wachsbleich, ſeine Lippen fahl, und nur die Haut über ſeinen hervorſtehenden Backenknochen war mit einer tiefen, unheimlichen Röthe bedeckt. Er ſchien mich nicht zu kennen, denn als ich auf ihn zutrat, ſah er mich mit einem befremdeten Blicke an. Erſt als ich eine meiner Hände auf ſeine Rechte legte und ihm ſagte: „Kennen Sie mich denn gar nicht mehr? haben Sie Ihren kleinen Gehülfen auf der Montirungskammer vergeſſen?“ da blitzte es in ſeinen Augen auf und zuckte faſt wehmüthig über ſein bleiches Geſicht.

„Das iſt der Major,“ ſprach er mit zitternder Stimme. „Hol' mich Dieſer und Jener, es iſt der Major. Was biſt du groß und ſtark geworden! Na, euch iſt es recht gut gegangen. Der Alte ſoll ja nächſtens Controleur werden, und unſere Freundin, Madame Wortmann, hat ſich zur großen Dame gemacht. Ja, ſiehſt du, mein Junge, das Leben iſt ein tiefer Brunnen mit auf- und abſteigenden Eimern. Wenn der Eine hinaufkommt, muß der Andere hinunter.“ Bei dieſen Worten überfiel ihn ein ſtarker

Huſtenanfall. — „Möchte dir gerne etwas Näheres darüber ſagen," fuhr er nach einer langen Pauſe fort.

Ich bat ihn, ſich ſeines Huſtens wegen zu ſchonen. Er entgegnete kopfſchüttelnd: „Das hat nicht viel zu ſagen; findeſt du wirklich, daß ich ſtark huſte? — — Ueberhaupt haſt du noch gar nicht geſagt, wie du mich eigentlich findeſt, mein Junge," fuhr er eifriger fort; „jetzt haben wir uns doch in faſt zehn Jahren nicht wieder geſehen. Findeſt du mich ſehr verändert? Sag' es gerade heraus."

Was ſollte ich darauf antworten? Glücklicher Weiſe fiel mir ein, ihm zu ſagen: „Lieber Unteroffizier Poltes, ich finde Sie gerade nicht auffallend verändert, Sie ſehen nur ein Bischen blaß aus, wie Jeder, der ſtarken Schnupfen und Huſten hat."

— — — — „Du biſt ein geſcheidter Junge," erwiederte er mit matter Stimme. „Ja, die verfluchte Erkältung! Habe ſie jetzt ſchon den ganzen Winter; geht mir aber weit beſſer, fühle mich ſo leicht, daß ich faſt verſuchen möchte aufzuſtehen und dich zu deinem Batteriechef hinzubringen. — — Thut ſich aber doch nicht," fuhr er nach einer Weile fort, „will mich lieber wieder gerade hinlegen, meine Bruſt ſcheint doch ein wenig angegriffen zu ſein. Komm, ſetz' dich hier oben an mein Bett; iſt mir doch, wenn ich dich ſehe, als kehre die alte Zeit wieder, da wir Säbel und Knöpfe zählten." Er hatte den Kopf in die Kiſſen niedergedrückt, wandte mir ſein bleiches Geſicht zu und ſchaute mich mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an. Dabei fuhren ſeine mageren Hände auf der Bettdecke hin und her, als ſuchten ſie dort etwas. „Vorhin ſprach ich davon," ſagte er, „daß es im Leben auf und ab gehe. Dein Vater und ich ſind davon ein paar lebendige Exempel. Dazumal kamen wir zu gleicher

Zeit zur Batterie: Wortmann in einem alten geflickten Bauernrock, zu Fuß mit beſtaubten Stiefeln, ich in der Equipage meines Onkels, angezogen wie ein junger Prinz, hab' das noch nie Jemanden erzählt, und dein Vater ſprach mir zu Liebe auch nie darüber. Er wollte Unteroffizier werden, vielleicht einmal Feuerwerker, und ſpäter, wenn's hoch käme, Poſtcondukteur; — — nun, ich ärgerte mich darüber, daß es in der Armee keine Generale der Artillerie gäbe, und mochte nicht daran denken, ſpäter einmal einen rothen Kragen tragen zu müſſen. Geld hatte ich damals genug, lernen mochte ich aber nichts; zum Fähndrichs-Examen ging ich mehrere Male, fiel aber jedesmal durch; beim drittenmal, als mir dies paſſirte, war ich nahe daran, mir eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen. Hätte ich es nur gethan! doch ich war ſchon zu ſehr' herunter, um einen anſtändigen Entſchluß faſſen zu können. „Ha!" dachte ich, „das Leben iſt ſchön, und man kann ebenſo glücklich ſein, trägt man nun Epauletten oder Achſelklappe; wenn nur das Bier kalt und der Branntwein ſtark iſt. So blieb ich denn, wurde Unteroffizier und ſpäter Kapitän d'Armes. Und da war es, wo ich die Ehre hatte, deine Bekanntſchaft zu machen, Herr Major. Apropos, von wegen dem Spitznamen, laß' dir dadurch keine Mucken in den Kopf ſetzen, ſei ein braver Soldat, propre und dienſteifrig und habe keinen überflüſſigen Ehrgeiz. Sind dir die Epauletten vom Schickſal beſtimmt, ſo wirſt du ſie kriegen; vergiß mir aber nicht, daß ein tüchtiger Unteroffizier ein viel ehrenhafteres Mitglied der Armee iſt, als ein ſchlechter Lieutenant — — Ah! — —"

Nach dieſer langen Rede, die er mir gehalten, wandte er das Geſicht von mir ab, und blieb eine geraume Zeit ſtill und unbeweglich liegen. Ich hätte weinen mögen, konnte aber nicht

ſprechen, mochte ihn auch nicht zu neuem Reden anfeuern. Ich drückte ihm herzlich die Hand, worauf er mir das Geſicht abermals zuwandte, und mit ganz leiſer Stimme ſagte: „Ich bin überzeugt, daß du zuerſt zu mir kamſt; aber jetzt iſt es Zeit, daß du nach der Kaſerne gehſt und deine Papiere abgibſt. Du haſt doch Papiere vom Brigade-Commandeur?“

Auf dieſe Frage hin erzählte ich ihm, wie gut es mir in M. gegangen, daß ich den Wachtmeiſter Sternberg getroffen, daß ich auch das Bombardier-Examen bereits gemacht, und daß ich von dem vorſitzenden Offizier ſogar an meinen neuen Kapitän empfohlen worden ſei.

Poltes nickte nach meinen Worten zufrieden mit dem Kopfe und ſagte: „Das kann gut gehen; aber jetzt geh', du biſt am Thore gemeldet worden und mußt dich vor eilf Uhr bei der Batterie einfinden. Heut' Abend oder morgen früh kommſt du mich zu beſuchen und erzählſt mir von deiner Aufnahme. Apropos, grüße mir auch den Lieutenant von Schwenkenberg; da mußt du mich aber nicht Poltes nennen, ſondern ſagſt ihm, Leopold von Berger laß' ihn grüßen. So hieß ich früher einmal,“ ſprach er ſeltſam lächelnd; „er weiß das ganz genau.“

Darauf winkte er mit der Hand zum Abſchied und ich verließ das Stübchen mit beklommenem Herzen und traurigem Gemüthe. Hatte ich doch gehofft, den Poltes von damals wieder zu finden, ihn, der ſo angenehm plaudern konnte und ſo voll Humor war. Waren es doch erſt zehn Jahre, daß ich ihn nicht geſehen, zehn Jahre meiner erſten Jugend, in denen ſich für mich eigentlich ſo gar wenig geändert, wenigſtens faſt gar nichts unangenehm; ich hatte nur Freunde erworben, keinen Verluſt erlitten. Jetzt ſtand mir ein ſolcher bevor, denn daß der arme

Poltes nicht mehr lange leben würde, das ſah ich wohl ein und deßhalb verließ ich ihn ſo traurig und niedergedrückt.

Als ich den Hof der Kaſerne erreichte, in welcher die achte Fußcompagnie lag, war es eilf Uhr geworden und Alles ſchon zum Appell angetreten. Die Kanoniere ſtanden, wie es gebräuchlich war, in zwei Reihen, davor die Avancirten mit Front gegen die Compagnie, und im Zwiſchenraum bewegte ſich der Feldwebel, eine kleine dicke Geſtalt, die geöffnete Brieftaſche in der Hand, aus welcher er alles Bezügliche auf den Dienſt vorlas. Die Offiziere hielten ſich am rechten Flügel auf, zwei junge Lieutenants und — ja, er war es! — mein Bekannter und Gönner aus der früheren Zeit, der jetzige Premier-Lieutenant von Schwenkenberg. Man mußte ihn wieder erkennen: es war noch dieſelbe Geſtalt. Der unendlich lange Hals, an dem der kurze Uniformskragen faſt kindiſch ausſah, lang und hager wie ehemals die ganze Figur, an der Hüfte trug er das gewaltige Schlachtſchwert, was bis an die Sporenräder ſtreifte und mit dieſen in beſtändiger Berührung war. Jetzt ging er ein paar Schritte dem Feldwebel entgegen — o; ich hätte ihn am Gange unter Tauſenden wieder erkannt! etwas vornüber, aber bei jedem Schritte rechts oder links ſchwankend.

„Vergeſſen — Sie — nicht — Feldwebel Möller," ſagte Lieutenant von Schwenkenberg, „daß — wir — heute — Nach- — mittag — die — Baſtion — mit — den — Exercir- — Wallgeſchützen — haben. — Suchen Sie mir — die — ſchwächſten — Leute — aus; — ſo — eine kleine — Bewegung — kann — ihnen — nichts ſchaden. — Herr — Lieutenant — Schwarz — wird — die Güte — haben, — ſich — mit ihnen — zu beſchäftigen." Der Lieutenant Schwarz war ein junger Secondelieute-

nant, den ich natürlich nicht kennen konnte; auch ſchien er eben erſt friſch von der Artillerieſchule gekommen zu ſein; ſein Geſicht hatte noch jenen erhabenen und unbeſchreiblichen Ausdruck der Ueberraſchung, mit der gewöhnlich die neuen Offiziere Alles beim Eintritt in's praktiſche Militärleben zu betrachten pflegen. Alles war neu an ihm: Uniform, Porte-épée, Epauletten, Haarfriſur und Bart, wogegen Lieutenant von Schwenkenberg ausſah, als habe er eben einen ſehr gefährlichen Winterfeldzug überſtanden.

Schüchtern umſchritt ich die Compagnie in einem großen Bogen und erblickte endlich auch den Kapitän, der vor einem vollſtändig aufgezäumtem und geſattelten Offizierspferde ſtand, das von einem Manne gehalten wurde. Der Hauptmann war eine kleine, aber wie mir ſchien ſehr bewegliche Geſtalt, denn er blieb nicht eine Sekunde lang auf demſelben Platze ſtehen. Jetzt tänzelte er auf die rechte und jetzt auf die linke Seite des Pferdes; dann ſprang er hinter daſſelbe, um es ſo auf allen Seiten zu betrachten. „Bekommt ihm ſchlecht, die Parade!“ rief er darauf; „ſehr ſchlecht; muß aber ſo ſein. Wo Vergehen, auch Strafe. Feldwebel Möller! wie oftmal war Cäſar nun da zur Parade? Wenn ich mich recht beſinne achtmal. Soll noch viermal kommen, noch viermal zu Appell, damit das Dutzend voll wird. Alle Wetter! will ihm vertreiben, unartige Männchen zu machen. Konnte ich es doch kaum mit aller Mühe vor einem Sturze bewahren. — Habe ich Ihnen die Geſchichte ausführlich erzählt, Herr Lieutenant von Schwenkenberg?“

„Ich — hatte — das — Glück, ſie — mit anzuſehen,“ ſagte langſam Lieutenant von Schwenkenberg.

„Contenance, Contenance! Ja, man muß Contenance haben. Der Teufel auch! das könnte in einem Feldzuge noch fehlen! ein

Pferd, das ſtrauchelt und hinſchlägt. Machen Sie ruhig fort, Feldwebel Möller," wandte er ſich an dieſen, der bei der Rede des Kapitäns mit dem Verleſen inne hielt und den Chef ehrerbietig anſchaute. — Machen Sie ruhig fort, achten Sie nicht auf mich. Der Appell iſt meine Zeit, wo ich nicht nur die ganze Compagnie in- und auswendig betrachte, ſondern auch die Kaſerne. — Ja, die Kaſerne." Bei dieſen Worten war er anderthalb Mal um die Compagnie herumgetänzelt, warf aber dabei ſehr häufig einen Blick in eine nebenan befindliche offen ſtehende Thüre, wo herausdringender Rauch anzeigte, daß ſich dort die Compagnieküche befinde.

„Was iſt das für eine Geſchichte mit dem Pferde?" fragte der junge Lieutenant, der erſt ein paar Tage bei der Compagnie war, ſeinen unmittelbaren Vorgeſetzten.

Dieſer zuckte mit den Achſeln, wiegte ſich hin und her und entgegnete: „Der — Gaul — war — ein Bischen — unartig; — der — Herr — Hauptmann — wollte — ihn — ſtrafen, — und — als — das — der Gaul — übel nahm, — da — — — — trennten — ſie ſich. — Zur — wohlverdienten — Strafe — muß nun — Cäſar — zwölf — Tage lang, — wie — Sie eben — gehört, — feldkriegsmäßig — bepackt — zur Parade — kommen."

„Das iſt aber eine größere Strafe für den Reitknecht, als für das Pferd."

„Finden — Sie — das?" meinte Herr von Schwenkenberg mit unverwüſtlicher Ruhe.

Jetzt wurde die Stimme des Kapitäns wieder laut: „Das Sprichwort, es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt an die Sonnen, iſt auf den Appell ſehr anwendbar. Aber es gehört

ein geübtes Auge dazu. Herr Lieutenant Schwarz, wollen Sie ſich gefälligſt einmal den Mann Ihres Zuges hier betrachten.“ Der Batteriechef hatte einen Mann auf dem linken Flügel Kehrt machen laſſen und ſich dicht vor ihn hingeſtellt. — „Ich habe geſagt,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „es gehört ein geübtes Auge dazu; ſehen Sie ſich einmal den Mann genau an. — Nun? was? — was entdecken Sie an ihm?“

Der junge Offizier betrachtete ihn ringsum auf's Genaueſte, mußte aber achſelzuckend geſtehen, er finde nichts Beſonderes.

Der Kapitän lächelte ſichtbar zufrieden. Dann ſprach er mit großer Genugthuung: „Ja, ein geübtes Auge erwirbt man nicht in einigen Tagen. Schauen Sie auf die Knöpfe der Jacke.“

„Sie könnten etwas blanker geputzt ſein,“ meinte ſchüchtern der junge Offizier.

„Nicht das, Herr Lieutenant Schwarz; bei Gott im Himmel nicht das,“ verſetzte der Kapitän, wobei er ſeine linke Hand hoch empor hielt, wie ein Maurer, der das Richtloth handhabt. „Denken Sie ſich eine Linie vom Kragenhaken bis zur Hoſenbauchnaht. Entdecken Sie nichts? wahrhaftig gar nichts? — — Nun, mein lieber Herr Lieutenant Schwarz, es wäre das in der That zu viel verlangt. Wird ſchon kommen, wird ſchon kommen. Man dient nicht umſonſt fünfundzwanzig Jahre. — Nun, ich will's Ihnen ſagen: der vierte Knopf von oben ſteht um eine halbe Linie zu viel nach links, Schuld des Schneiders, werden Sie denken. — Gott bewahre! ich richte meine Jackenknöpfe ſelbſt. Er ſoll einmal aufknöpfen da, und wenn wir nicht am vierten Knopf ein manoeuvre de force finden, ſo — ſo will ich Unrecht haben.“

Der Kanonier knöpfte die Jacke auf, und es war richtig,

wie der Kapitän gesehen. Statt angenäht zu sein, war der vierte Knopf mit einem Hölzchen befestigt, was ihn in eine schiefe Stellung und den betreffenden Mann auf eine Strafwache brachte.

Triumphirend setzte der Kapitän noch einen Augenblick seine Inspection fort, dann schoß er mit einemmale mit vermehrter Geschwindigkeit in die geöffnete Küchenthüre, nach welcher er schon lange geblickt, und kehrte nach einigen Augenblicken mit einem Kanonier zurück, den er am Kragen gefaßt hatte und förmlich hinter sich drein zog. Ich muß schon gestehen, daß dieser Mann nichts weniger als das Bild eines properen Soldaten war; er trug eine höchst schmierige Jacke, an der fast alle Knöpfe fehlten; graue leinene Beinkleider, die von Fett starrten, und eine Schürze, deren ehemals blaue Farbe kaum noch zu erkennen war. Gewöhnlich nahm man in damaliger Zeit zu den Küchengehülfen Leute, denen das Exerciren schwer in den Kopf ging, die im Gliede keine gute Figur machten und sich die Benennung „Schmierfinke" erworben hatten.

Der vom Kapitän Herbeigeführte hatte in der linken Hand ein großes Stück Commisbrod, in der Rechten eine Gabel, und obgleich er mit größter Anstrengung kaute und schluckte, wollte es ihm doch nicht schnell genug gelingen, seine vollgestopften Backen in den Magen zu entleeren. „Feldwebel Möller!" rief der Kapitän entrüstet, „sehen Sie diesen alten Schmierfinken an. Habe ihn schon während des ganzen Appell im Auge gehabt, faullenzt in der Küche und frißt in Einem fort. Und was frißt er? Sein trockenes Brod, wie es einem rechtschaffenen Kanonier zukommt? — Gott bewahre, nein. Sondern er steht neben dem Kessel, und mit der Gabel, die er da in der Hand hat, fischt

er einen Speckbrocken um den andern heraus. Tausend Element! das ist eine unerhörte Geschichte. Und sehen Sie einmal diesen verwahrlosten Anzug an, Herr Lieutenant von Schwenkenberg. — Ich will, daß dieser Mann," wandte er sich nach einer Pause, während welcher er ihn wahrhaft erstaunt betrachtet, an den Feldwebel, „vom Küchendienst abcommandirt werde. Ist er doch vollständig aus Rand und Band, Schmierfinke Numero Eins. Wenn er abcommandirt ist, soll er acht Tage lang feldkriegsmäßig verpackt zum Appell kommen. Jetzt magst du in deine Küche zurückgehen. Hat man je so was erlebt? — Und was das Fressen der Speckbrocken anbelangt," rief er ihm noch nach, „so ist das eine Sache, welche deine Kameraden angeht; zu meiner Zeit wärst du dafür über die Bank gelegt worden, und dort, wo der Rücken seinen ehrlichen Namen verliert, hätte man dich unter einem nassen Betttuch gehörig verarbeitet. — Sind wir zu Ende, Feldwebel?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Lassen Sie uns auseinandertreten."

Dies geschah, und die lachenden Gesichter einiger Kanoniere und die Eile, mit der sich mehrere in die Küche begaben, ließen mich vermuthen, daß das Strafverfahren, von welchem der Kapitän gesprochen, gegen den Küchengehülfen nächstens und nachdrücklichst in Anwendung kommen werde.

Die Offiziere und der Feldwebel blieben noch einen Augenblick bei einander stehen, worauf ich meine Feldmütze abnahm und mich schüchtern der Gruppe näherte. Anfänglich wurde ich nicht bemerkt; nach kurzer Zeit aber wandte sich der Feldwebel halb auf die Seite, und da er sah, wie ich meine Papiere darreichte, nahm er sie und durchlas sie flüchtig. Dies bemerkte der

Kapitän, und ich hörte, wie er halblaut zum Lieutenant von Schwenkenberg sagte: „Wenn uns nur da nicht wieder ein neuer Freiwilliger droht. Gott soll uns bewahren! Haben wir doch schon bei der Brigade so viele junge Leute, die auf Avancement zum Offizier dienen wollen, daß ein allgemeines Sterben von oben herunter nothwendig wäre, um nur ein Zehntheil zu placiren. S'ist freilich ein hübsches Wort: von der Picke auf dienen, aber im Frieden taugt's nicht. Zu Unteroffizieren ja; aber die Offiziersstellen soll man jungen Leuten von guter Familie aufhalten, die sich lange Jahre auf den Schulen abgeplagt und dort was Rechtes gelernt haben. — Ich versichere Sie, meine Herren, diese jungen Leute sind der Ruin der Batterie. Das bringt meistens etwas Geld mit, treibt nun alles Mögliche, schafft sich seine Uniform an, ist faul, nachläßig, lernt keine Subordination und verderbt den guten Geist. Aber ich will sie schuhriegeln, daß sie schwarz werden. — — Was gibt's, Feldwebel?"

„Ein junger Mann," entgegnete dieser achselzuckend, „der vom Brigade-Commando der achten Compagnie als Freiwilliger zugewiesen wird."

„Habe ich mir's doch gedacht!" sagte ärgerlich der Hauptmann. „Aber wir sind ja schon überzählig."

„Ist gut empfohlen, Herr Hauptmann; weiß auch das Exercitium schon und hat bei der Brigade das Bombardier-Examen gemacht."

„Das Bombardier-Examen!" rief erzürnt der Hauptmann. „Seh' mir Einer an. Sollten wir doch lieber gleich die fertigen Feuerwerker schicken. Wer wird zum Bombardier-Examen zugelassen? — wer sich durch gute Aufführung ein Recht dazu erwirbt! — Aber was ist da zu machen? Lassen Sie ihn einkleiden

und geben ihn in die Corporalschaft zu Unteroffizier Wachenbach, der soll ihm im Exercieren einen soliden Grund beibringen, aber einen recht soliden. Verstehen Sie mich! Und wenn's auch Mühe und Schweiß kostet." Damit griff er an seinen Tschako und eilte zum Kasernenhofe hinaus, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Die beiden andern Offiziere folgten ihm und ich blieb mit recht traurigem Herzen zurück. Hatte ich doch einen anderen, freundlicheren Empfang erwartet, hatte doch gehofft, der Herr Hauptmann würde wenigstens nach meinem Namen fragen und darauf der Herr Lieutenant von Schwenkenberg sagen: „Ah! das ist Wortmanns kleiner Major! Freue mich, dich wieder zu sehen." Nichts von allem dem; der Feldwebel stopfte meine Papiere in seine Brieftasche, winkte mir mit dem Kopfe, ich solle ihm folgen, und übergab mich in der Kaserne dem Unteroffizier Wachenbach, einem finster aussehenden Manne mit rothem Haar und Bart, der mich in die Montirungskammer führte, die mir so gut bekannten lieben Räume, wo aber leider kein freundlicher Poltes war. Hier erhielt ich einen rostigen Säbel, abgeschundenes Lederzeug, eine alte Hose und eben solche Jacke, und durfte all' diese schönen Sachen mitnehmen auf das Kasernenzimmer Nro. 16, in dessen dunkelstem Winkel man mir eine Bettlade und einen Strohsack anwies. Die andern eilf Mann, die hier einquartiert waren, empfingen mich höchst gleichgültig, boten mir kaum einen Stuhl zum Niedersitzen an, und wenn ich ihnen zufällig im Wege stand, so drückten sie mich auf die Seite. Gern wäre ich noch hinaus zu Poltes gegangen, aber der Unteroffizier Wachenbach befahl mir da zu bleiben, da er mich im Verlauf des Nachmittags sprechen wolle. Das mußte er aber vergessen haben, denn ich sah ihn am heutigen Tage nicht mehr, und als ich mich hierauf Abends

neun Uhr in mein Bette legte, war ich herzlich froh, allein ſein zu dürfen, und ſchäme mich nicht, einzugeſtehen, daß ich mein Strohkiſſen reichlich mit Thränen befeuchtete.

Sechstes Kapitel.

Ein Kapitel voller Widerſprüche. Wegen meiner Kenntniſſe ſchlecht behandelt, werde ich in Streitigkeiten verwickelt da ich gut exerciere; ich zerklopfe dem Herrn Schnapper die Naſe, weil er mich für ein Kind von hoher Abkunft hält; komme in Arreſt, werde aber wieder befreit und avancire.

Mein Leben in der Kaſerne, auf dem Exercierplatz, bei Schießübungen und Manövern war das gleiche, wie es Tauſende vor mir erlebt haben und noch viele Tauſende nach mir erleben werden; begreiflicherweiſe mit kleinen Abänderungen und Eigenthümlichkeiten, die eine Individualität vor der andern bedingt. Daß ich exercieren konnte, und mein Bombardierexamen ſchon gemacht hatte, war mir eigentlich keine Erleichterung meines Dienſtes, ſondern nur eine Quelle ewiger Drangſal und Neckerei. Meinem Lehrmeiſter, dem Unteroffizier Wachenbach, konnte ich ſchon gar nichts recht machen. — „Das iſt ein ſaures Stück Arbeit, dem das Exercitium beizubringen," pflegte er zu ſagen, „lieber ſechs Bauernlümmel, als eine ſchon ſo verdorbene Offiziersplanze;" dabei meinte er, bei mir könnte man nicht ſogleich anfangen mit dem Lernen des Dienſtes, ſondern müßte eher alle die ſchädlichen Anſichten ausrotten, die man mir früher vom Exercieren beigebracht, mich wieder vollkommen umpflügen, — das war ſein Ausdruck — ehe die neue gute Saat über Unkraut aller Art die Oberhand gewinnen könne.

Mein Bombardierexamen hatte mich von vornherein mit allen andern Aſpiranten auf dieſe große militäriſche Würde recht ſehr verfeindet. Man fand es über alle Maßen hochmüthig und lächerlich, ein Examen gemacht zu haben, ehe man noch die Uniform getragen. Um mich zu ärgern, nannten ſie mich ſpottweiſe vom erſten Tag an „Herr Oberbombardier," und als einer, Gott weiß wo und auf welche Art, von den Vorfällen meiner Kindheit Kunde erhalten, tauchte auch zum allgemeinen Ergötzen der Major wieder auf, und ich, der geglaubt, daß er lange der Vergeſſenheit anheimgefallen, ſah mich auf einmal wieder als Herr Major titulirt. Einem übrigens, der mir zu arg damit kam, legte ich dieſe Neckerei auf etwas heftige Art. Es war das ein naſeweiſer Burſche, der aus der Kaufmannslehre davongelaufen war, ein hochaufgeſchoſſenes blaſſes Geſchöpf, mit ſo langen Armen, daß alle Jacken und Aermel zu kurz waren, dabei ungeheuer großen Händen, unter deren Vorzeigung er ſich ſtets zum Raufen bereit erklärte, und einem dürren nichtsſagenden Geſichte mit blondem Haar, ein Kopf der ſich durch nichts auszeichnete, als ein ungeheures Maulwerk, das er von ſeiner Mutter, einer Gemüſehändlerin, geerbt. Um eine halbe Kopflänge größer wie alle Andern, tyranniſirte er übrigens die ganze Stube, incluſive den kommandirenden Unteroffizier, der ſich ihm geneigt zeigte, weil die Mutter ihm einen ungemeſſenen Credit auf ihre Waarenvorräthe eröffnet hatte.

Ueber die andern Freiwilligen, die noch da waren, kann ich mich kurz auslaſſen," alle waren nach damaligen Begriffen weit vornehmer als ich, denn der eine war der Sohn eines Apothekers, und die Mutter des andern eine verwittwete Regierungsräthin.

Obgleich ich nichts weniger als furchtſam und ſchüchtern war, ſo hatten mich doch die Ermahnungen meines Freundes Poltes dahin gebracht, mir von meinen Kameraden an Neckereien und ſonſtigen Unarten ſehr viel gefallen zu laſſen. Ich war der Jüngſte, und wenn ich auch ohne Uebertriebenheit von mir ſagen darf, daß ich beſſer exercierte, wie die andern Freiwilligen, und meinen Leitfaden inne hatte wie ein Unteroffizier, ſo war ich doch ein furchtbar grüner Rekrut, der das Maul nicht aufthun durfte, nur zuhören, wenn die Andern ſprachen, und der die ganze Fluth ihres ſogenannten Witzes über ſich mußte ergehen laſſen.

So hatte ich eines Tages zum erſtenmal mit in der Batterie exerciert, und als ich auf die Stube kam, warf Herr Schnapper, ſo hieß der lange blonde Freiwillige, Säbel und Patrontaſche ſo gewaltſam von ſich, daß mir der erſtere an das Schienbein flog, worauf ich ihn freundlich erſuchte, ſich künftig in Acht zu nehmen. Doch zuckte er höhniſch lachend die Achſeln und meinte, ich ſolle ihm aus dem Wege gehen. Herr Schnapper war an dieſem Morgen außerordentlich ſchlecht gelaunt, denn der Herr Lieutenant v. Schwenkenberg hatte ihm wegen grober Fehler beim Bedienen des Geſchützes tüchtig den Text geleſen. Nun hatte er Nro. 4 und mußte richten, während ich als Nro. 3 mit der Handſpeiche die Lafette auf ſeinen Wink rechts oder links drehte. Ich hatte wahrhaftig mein Möglichſtes gethan und dem Geſchütze die richtige Stellung gegeben, Herr Schnapper aber richtete nach, aber wohin, das mochte der Himmel wiſſen. Ich folgte natürlicherweiſe dem Winke ſeiner Hand, und als Lieutenant v. Schwenkenberg nachſchaute, war die Kanone auf einen ganz andern Punkt gerichtet, als der uns angegebene.

„Was kann man machen," ſagte der Freiwillige erboſt zu

dem Geſchützführer, „wenn hinter mir ein Eſel mit der Handſpeiche ſteht.“

Ich hatte das wohl verſtanden, kannte aber den Dienſt und ſchwieg natürlicherweiſe ſtille. Als wir nun droben in der Stube waren, wurde wie gewöhnlich gefrühſtückt, und der Stubenkalfacter mit den bekannten platten Flaſchen in die Kaſernenreſtauration geſchickt, um für den, der Geld hatte, einen Viertel- oder halben Schoppen Schnaps zu holen. Dazu verſpeiste man ſein Kommisbrod, wer es erſchwingen konnte mit Butter, und wer gar zu verſchwenderiſch war, nahm dazu noch ein Stück Käſe oder Wurſt. Schnapper, der immer dergleichen Leckerbiſſen hatte, lud den Unteroffizier zu Gaſt, und als der erſte Hunger und Durſt geſtillt war, wurde natürlicherweiſe das Exercitium von heute Morgen durchgeſprochen. Die Kanoniere ſaßen rings umher, theils auf ihren Schemeln, theils auch wohl, obgleich das verboten war, auf den Betten. Ich befand mich vor meinem Waffengerüſte, aß ein Stück Brod, und ſchnallte dabei meinen Säbel und Patrontaſche los.

„Das ſage ich Ihnen aber, Herr Unteroffizier,“ meinte Schnapper nach einer Pauſe, „wenn ich wieder Nro. 4 haben ſoll, ſo muß ein anſtändiger Kanonier Nro. 3 nehmen; ich habe nicht Luſt, wegen ſolchem Kerl aus dem Volk Naſen zu bekommen.“

„Sie ſprechen das ſehr frei gegen ihren Vorgeſetzten,“ ſagte höhniſch lachend der Apothekerſohn.

„Wer iſt mein Vorgeſetzter?“ erwiederte der blaſſe Freiwillige.

„Nun, der Oberbombardier Wortmann.“

Ich hatte den ſchlechten Witz ſchon ſo oft gehört, daß ich mich gar nicht mehr darüber ärgerte, vielmehr ſagte ich lachend: „Gebt nur Achtung, wenn einmal ein Oberbombardier ernannt

wird, ſo werde ich das lange vorher, ehe ihr nur daran denken dürft, Vicebombardier zu werden."

„Halten Sie ihr Maul," ſchnauzte mich Herr Schnapper an, „Sie ſollten doch ſo viel Beſcheidenheit haben und nur dann ſprechen, wenn Sie gefragt werden."

„Im Gegentheil," erwiederte ich. „Ich bilde mich ja nach Ihnen, und das iſt meine Schuldigkeit, denn Sie ſtellen ſich immer als Muſter vor."

„Fangen Sie mir keinen Streit an, Wortmann," rief der Unteroffizier Wachenbach mit vollen Backen, denn er kaute gerade an der Wurſt, die ihm der lange blonde Freiwillige gegeben.

„Ich bin nicht ſtreitſüchtig, Herr Unteroffizier," entgegnete ich immer noch gut gelaunt; „aber Sie verlangen doch wohl nicht, daß ich mir von Dem da Alles ſoll gefallen laſſen."

„Es iſt aber Ihr älterer Kamerad und ſchon zum Bombardierexamen eingegeben."

„Was ich längſt ſchon gemacht habe und ganz gut beſtanden," verſetzte ich achſelzuckend, denn es ärgerte mich, daß der Unteroffizier Partei für den andern nahm.

„Ja, was haben Sie nicht Alles ſchon gethan," entgegnete dieſer, nachdem er einen tüchtigen Schluck aus der Flaſche des Herrn Schnapper zu ſich genommen, „Sie haben auch Exercieren gekonnt."

„Das hat er mit der Muttermilch eingeſogen," meinte Herr Schnapper.

„Und ich kann Sie verſichern," fuhr der Unteroffizier fort, „daß mir noch nicht der dümmſte Rekrut die Mühe gemacht hat, wie Sie."

Die Kanoniere lachten und ich fing an, mich ſehr zu ärgern.

„Es ist eigentlich recht schön," sagte der Apothekersohn nach einer Pause, „wenn man mit dergleichen Anwartschaften so zu sagen schon auf die Welt kommt, das geschieht aber nur ganz ausgezeichneten Menschen. Als ich noch in der Schule war, habe ich gelesen, daß der Sohn des alten Kaiser Napoleon schon zum König ernannt wurde, als er noch in der Wiege lag. Damit haben Sie Aehnlichkeit, denn am ersten Tage, als Sie die Welt durch ihr Erscheinen glücklich gemacht, wurden Sie schon zum Major avancirt."

„Schon mehreremale habe ich Sie gebeten, über Sachen zu schweigen, die Sie Nichts angehen," erwiederte ich ziemlich erbost, doch hatte der Andere die Lacher auf seiner Seite, und Herr Schnapper reichte ihm zum Dank ein großes Stück Wurst, sagte auch nach einer Pause, wie so oft in dieser Welt Jemand ohne Verdienst zu etwas kommt, so auch der Herr Oberbombardier Wortmann. Ich weiß die Geschichte ganz genau, er ist nicht daran Schuld, daß er Major wurde, daß er überhaupt wurde, vielmehr schreibt er sich selbst, sowie seinen Titel von was ganz Absonderlichem her.

„Und wovon?" fragte ich zitternd vor Zorn, indem ich einen Schritt näher zu dem Freiwilligen trat.

„Nun, wovon sollen Sie sich herschreiben?" entgegnete er mit verächtlicher Miene. „Vom Major und Abtheilungskommandeur, und davon haben Sie auch ihren schönen Titel."

Nun verstand ich damals diese Bosheit nicht ganz, daß mir aber Schnapper etwas ganz absonderlich Schlimmes gesagt, bemerkte ich an den Gesichtern der Kanoniere, auch daran, daß sogar der Unteroffizier, der nicht mein Freund war, unmuthig mit den Achseln zuckte und an den Worten eines älteren Kanoniers,

der neben mir saß und mir zuflüsterte: „Dat is mi als Spaß, dat brukt er net to lieden.“

Schnapper war aufgestanden und hatte Brod, Butter und Wurst wieder in sein Waffengerüst verschlossen. Ich ballte meine beiden Hände krampfhaft zusammen und blickte auf den Unteroffizier, der sich eine Pfeife gestopft hatte und sich nun anschickte, aus der Stube zu gehen, um sich nebenan Feuer zu holen. Kaum war er im Gange verschwunden; so trat ich auf Herrn Schnapper zu, stellte mich dicht vor ihn hin und fragte mit vor Wuth zitternder Stimme: „Was haben Sie so eben gesagt?“

Er maß mich von oben bis unten, und da er über einen Kopf größer war als ich, so wurde ihm das sehr leicht. „Was ich gesagt habe?“ entgegnete er nach einer Pause — „nun ich habe gesagt“ — doch vollendete er diesen Satz nicht, als er in meine wahrscheinlich heftig funkelnden Augen sah, und warf leicht hin: „Ich bin zu gut, mich mit Ihnen zu zanken.“

„Aber schlecht genug,“ erwiederte ich auf's Höchste erbost, „um von mir Schläge zu kriegen,“ und damit war ich ihm an die Halsbinde gesprungen, hatte ihn mit der linken Hand gefaßt und schlug ihm mit der rechten eine ungeheure Ohrfeige hin, daß es weithin schallte.

Schnapper schien auf's Höchste überrascht, ja er lächelte fast aus Ueberraschung und stieß zurückweichend einige Worte hervor, als wie „unanständiger Ueberfall, verächtliche Prügelei“ und machte zu gleicher Zeit Miene, zur Thüre hinaus zu entwischen. Die aber hatte der alte Kanonier, von dem ich vorhin sprach, sanft in's Schloß gedrückt und sagte schmunzelnd zu mir: „Mann druf, dat Grutmul verdend's.“ Zu gleicher Zeit trieb der Apo-

thekersohn den armseligen Schnapper an, solchen Schimpf nicht zu dulden, und mich ohne alle Umstände niederzuschlagen.

Mein Gegner war wo möglich noch bläſſer geworden, da er sich aber zu muthigem Auftreten gedrängt sah, so hob er seine langen Arme und ließ sie wie Windmühlenflügel in der Luft herumfliegen.

Auf den Moment hatte ich gewartet, und sowie seine große Hand niederfiel, faßte ich ihn abermals bei der Brust, rang nur ein paar Sekunden mit ihm, und warf ihn dann kräftig auf den Boden, und auf ihm liegend, verarbeitete ich ihn dann mit Faustschlägen und Fußtritten, daß er alle Gegenwehr aufgab und wie ein gestochenes Kalb um Hülfe brüllte.

Leider wurde sein Geschrei nicht blos in den Nebenzimmern gehört, denn nachdem der Unteroffizier von dort herbeigeeilt war, um Ruhe zu stiften, hörten wir auf dem Gange draußen verdächtiges Säbelgeklirre und gleich darnach erschienen keine geringeren Personen, als der Hauptmann selbst und der Lieutenant v. Schwenkenberg vor der Thüre des Zimmers. Da war an kein Läugnen zu denken, und ich erzählte den Hergang der Sache der Wahrheit gemäß. Herr Schnapper konnte nämlich im ersten Augenblicke nicht sprechen, sondern wischte sich einiges Blut aus der Nase und drückte sein langes blondes Haar aus, das von Wasser troff, denn während er am Boden lag und brüllte, hatte ihm einer der Kanoniere eine gefüllte Waschschüssel auf den Kopf gegossen, um sein Geschrei zu ersticken, was aber nicht die gewünschte Wirkung that.

„Haben Sie das begriffen, Herr Lieutenant v. Schwenkenberg," sagte der Kapitän höchst entrüstet, als ich meinen Rapport gemacht. „Haben Sie es verstanden, was diese beiden Gassen-

buben, anders kann ich ſie nicht nennen, mit einander gehabt, Prügeleien in einer königlichen Kaſerne. Iſt mir ſo etwas ſchon vorgekommen. Wer von Beiden hat angefangen?"

„Das — hat — nach — Bericht — der — Schnapper — — gethan," erwiederte der Lieutenant v. Schwenkenberg nach ſeiner langſamen Manier. „Er — hat — mit — Worten — angefangen."

„Und der andere mit Thätlichkeit," ſagte der Kapitän, „alſo iſt er der eigentliche Anfänger, denn Worte thun nicht weh."

„Verzeihen — Sie — Herr — Hauptmann," erwiederte der Lieutenant. „Worte — können — auch — wehe — thun; und — der lange — Labander — da — er — ſollte — ſich — ſchämen — von — einem — kleinen — Kerl — Prügel — zu — bekommen. Hat — allerdings — Worte — geſagt — die — den — andern — verletzen — mußten. — Nicht — wahr — ſo — habt — ihrs — auch — verſtanden," wandte er ſich an die Kanoniere.

„Ja, Herr Lieutenant," ſagte mein alter Freund. „He häft ſchandlich ſprocken."

„Ja — Herr — Hauptmann," fuhr der Lieutenant fort, „da — kann — einen — ſchon — die — Galle — überlaufen."

„Ich gebe zu, daß einem die Galle überlaufen kann, Herr Lieutenant v. Schwenkenberg, aber Sie werden mir dagegen zugeben, daß Prügeleien in einer königlichen Kaſerne etwas ganz Unerhörtes ſind, und exemplariſch beſtraft werden müſſen. Ueberhaupt iſt dieſer Wortmann ein unausſtehlicher wilder Kamerad, — Soldatenblut."

„Soldatenblut — allerdings," erwiederte der Lieutenant mit ſeiner unverwüſtlichen Ruhe „aber — von — einer — guten —

Sorte. — Hat — brave — Eltern — gehabt — der — Wortmann — ich — habe — ſie — gekannt. Vater — und Mutter — konnte — man — nichts — Schlimmes — nachſagen. — Wollt ihr," wandte er ſich direkt an die Kanoniere, die umherſtanden, „die — außerordentliche — Gnade — haben — das — in — eure — Köpfe — aufzunehmen — und — gelegentlich — daran — zu — denken."

Mir traten die Thränen in die Augen, als er ſo von meinen Eltern ſprach, und ich hätte ihm die Hand küſſen mögen, wenn es angegangen wäre.

„Aber Herr Lieutenant v. Schwenkenberg," ſagte der Kapitän ſichtlich erzürnt, indem er unruhig mit dem Fuß auftrat. „Wollen Sie vielleicht die Güte haben, den Kanonier Wortmann exemplariſch zu beſtrafen, er gehört zu Ihrem Zuge und ich will mich nicht in die innern Angelegenheiten deſſelben Zuges miſchen."

„Und — der — Andere — Herr — Hauptmann?"

„Nun bei Gott im Himmel, Lieutenant von Schwenkenberg, der Andere, dünkt mich, iſt beſtraft genug. Hat ja auch Nichts gethan."

„Ganz — recht — Herr — Hauptmann. — Hat — ſich — nicht — einmal — gewehrt," entgegnete der Lieutenant mit dem Ausdrucke tiefer Verachtung.

„Alſo der Kanonier Wortmann," rief ungeduldig der Kapitän.

„Kommt — 24 — Stunden — in — Arreſt," ſagte der Lieutenant.

„Auf's Holz bei Waſſer und Brod," rief der Kapitän. „Sie haben doch drei Tage geſagt, nicht wahr, Herr Lieutenant von Schwenkenberg?"

„Nicht — ganz — Herr Hauptmann."

„Doch, Herr Lieutenant v. Schwenkenberg, erinnern Sie ſich, wenn's gefällig iſt;" und dann ſetzte er mit ſcharfer Stimme hinzu, indem er jedes Wort beſonders betonte: „Der Kanonier Wortmann wird drei Tage in's Loch geſperrt."

„Sehr wohl — Herr — Hauptmann," erwiederte hierauf der Lieutenant mit großer Ruhe, legte die Hand an ſeinen Tſchako und ging, ohne ein Wort weiter zu ſprechen, nach der Kanzlei des Feldwebels, vielleicht, ſo ſchien es mir, um den Arreſtzettel für mich ausfertigen zu laſſen.

„Was Sie anbelangt," wandte ſich der Hauptmann an Schnapper, „ſo werden Sie künftig Ruhe halten, glauben Sie denn, es ſei an ein Avancement für Sie zu denken, wenn man Ihnen ſchon im erſten Jahre Händel und Arreſt in ihr Nationale ſchreibt. — Hol' euch Alle der Teufel!" damit ging er ebenfalls zur Thüre hinaus, und ſein Säbel klirrte heftig, als er den langen Corridor hinabſchritt.

Gleich darauf lärmte der Horniſt auf dem Gange und blies das Signal zum Appell. Schnapper, deſſen Naſe ſtark aufgelaufen war, ließ ſich von dem Unteroffizier krank melden, und ich, der ich ja verurtheilt war und gleich abgeführt werden ſollte, fing an meine Arreſtlokaltoilette zu machen; das heißt, ich zog zwei Paar ſchlechte Beinkleider über einander an und eine dicke Weſte unter meine Jacke, denn in dem Thurme, wo ſich unſer militäriſches Zellengefängniß befand, wurde es gewöhnlich gegen Morgen empfindlich kalt. Auch ein Stück Brod präparirte ich mir, d. h. ich ſchnitt eine Höhlung hinein, ſtrich dieſe voll Butter, und verſchloß ſie alsdann ſo pünktlich mit einem künſtlichen Brodpropfen, daß der Gefangenwärter die verbotene Zuthat nicht ahnen konnte. Gleich darauf kam ein Bombardier, um mich zu dem

unangenehmen Gange abzuholen; unangenehm hauptsächlich deshalb, weil es mein erster Arrest war, und mein Vater, sowie auch Poltes hatten es nicht an Ermahnungen fehlen lassen, mich vor den ersten 24 Stunden in Acht zu nehmen, und jetzt hatte ich gleich mit drei Tagen angefangen, das war gar traurig.

Das Arrestlokal, Nro. Sicher oder $7\frac{1}{2}$, auch die Spinnstube genannt, von dem Zeitwort einspinnen hergeleitet, nahm mich nach kurzer Zeit in seine düstere Mauer auf. Ich erhielt ein Käfig circa 8 Fuß lang und 3 Fuß breit, mit vier Holzwänden, einer ditto sehr schmalen Pritsche, einem Wasserkruge, einem Eimer und sehr vielen Wanzen.

Die ersten Stunden im Arrest sind die unangenehmsten. Jede Viertelstunde dünkt uns eine Ewigkeit zu sein. Man hört die Uhren schlagen, man hat sich nicht getäuscht. Die Zeit schleicht mit bleiernen Flügeln, und jede der unangenehmen Minuten scheint uns so lieb gewonnen zu haben, daß sie sich von uns gar nicht losreißen kann. Man mißt schreitend seine Kerkerzelle, 4 und $\frac{1}{2}$ Schritt in der Länge, in der Breite kann man die Wände mit beiden Ellenbogen berühren. Wie von weither ganz undeutlich, dringt das Geräusch des städtischen Lebens an unser Ohr, Wagengerassel und das Summen der Stimmen. Nach und nach nimmt das ab, und vorher wurde es allmählig dunkler in dem kleinen hölzernen Käfig; immer dunkler und endlich so finster, daß man nur noch tappend darin auf- und abgehen kann. Unsere Leidensgefährten, die den Tag über Soldaten- und Schelmenlieder sangen oder lustige Melodien pfiffen, sind auch nach und nach stille geworden. Von einer Seite hören wir die Pritsche unseres Nachbars krachen, von der andern erschallt ein tiefer Seufzer und aus der Ecke ein halb unterdrücktes Fluchen über unwürdige Behand-

lung und Tyrannei. Wie ſich das von ſelbſt verſteht, ſind alle Militärgefangenen unſchuldig, und aus meiner ziemlich langen Praxis weiß ich nur einen einzigen Fall, wo Jemand ſich ſelbſt ſchuldig bekannte. Das war aber ein armer Teufel, der gegen ſeinen Unteroffizier die Zunge herausgeſtreckt hatte und der im Arreſtlokal behauptete, er ſei ſeines Verbrechens ſchuldig und eingeſtändig und habe wenigſtens den Tod verdient; des andern Tages aber wurde er abgeholt, denn es ſtellte ſich heraus, daß er ſchon ſeit einiger Zeit an fixen Ideen litt, die ſich alsdann zu einem förmlichen Wahnſinn ausbildeten.

Jetzt iſt es Nacht. Es kommt die Gefängnißviſitation, der Schließer mit ſeiner großen Laterne, und zwei Mann von der Wache, die vor der Thüre unſerer Zelle ſtehen bleiben, Gewehr bei Fuß nehmen und uns lachend anſchauen, während ſich das Licht in dem blanken Gewehrlauf abſpiegelt. Ja, ſie lachen über unſer Elend und haben ſo Unrecht nicht; vielleicht waren ſie geſtern ſelber hier, oder hatten ſie eine unbeſtimmte Ahnung, daß ſie dieſen Palaſt, den ſie heute als Schildwache ſchirmen, morgen als Gäſte betreten werden. Endlich gehen ſie wieder hinaus, das Licht verſchwindet, die Schlüſſel raſſeln, die Riegel werden vorgeſchoben, und wir ſind wieder allein; haben keine Unterbrechung mehr zu befürchten und können uns zum Schlafen einrichten.. Die Jacke wird ausgezogen, über den Oberkörper ausgebreitet und unter ihr kriecht man wie ein Igel zuſammen. — — Glücklich, wer ſchlafen kann.

Aber für Jeden vergeht die Nacht, etwas langſamer, etwas geſchwinder, wie es gerade kommt. Das liebe Tageslicht kehrt langſam wieder; mit ihm das Geräuſch der Stadt und von jetzt ab ſcheinen die Stunden ſchneller zu fliehen. Endlich hört man

entferntes Trommeln, dann das Herausrufen der Wache vor dem Arreſtlokal. Die Gewehre klirren auf dem Pflaſter; Kommandowort erſchallt, die neue Wache zieht auf und ich habe erſt 24 Stunden meines dreitägigen Arreſtes hinter mir. Du lieber Gott! erſt ein Drittheil meiner Strafzeit. Was ich Alles geſtern Nacht und geſtern erlebt, muß ich noch zweimal durchmachen. Drei verlorene Tage meines Lebens, und weßhalb, weil ich dem Schnapper die Naſe zu ſtark verklopft.

Jetzt klirren Riegel und Schlüſſel, es iſt dieß nichts Ungewöhnliches, wenn die neue Wache aufzieht. Der Kommandant derſelben hat das Recht, ſogar die Verpflichtung, die Arreſtlokale zu unterſuchen, aber das geſchieht ſehr ſelten, es ſei denn, er wolle noch einen guten Freund ſehen, um ihm ein paar tröſtliche Worte und einigen Schnaps mitzutheilen. Dießmal iſt es der Gefangenwärter, der in den Thurm tritt und — nein, ich täuſche mich nicht — meinen Namen nennt. „Wortmann?“ ſcheint er Jemand zu fragen, und ich lauſche mit klopfendem Herzen. „Wortmann?“ wiederholte er, und ſetzte hinzu: „da iſt allerdings ein Wortmann, aber ein Kanonier Wortmann und kein Bombardier.“ „Eine Stimme, die mir bekannt iſt, denn ſie gehört einem Unteroffizier der Batterie,“ antwortet etwas, das ich nicht verſtehe. Dann nähern ſich Schritte meinem Käfig, der Riegel wird zurückgeſchoben und ich darf heraustreten. „Sie haben drei Tage?“ fragte der Schließer „Kanonier Wortmann?“ „Drei Tage,“ wiederholte ich kopfnickend. — „Sie ſind frei,“ fuhr er fort, und dieß Wort klang mir wie eine himmliſche Muſik. Wie ward mir aber erſt, als er nun ſagte: „Ihnen kommt das Glück im Arreſt und im Schlaf, ſie kamen als Kanonier hieher, und gehen als Bombardier wieder, ich gratulire.“ Ich blickte erſtaunt auf den

Unteroffizier unſerer Batterie, der das lachend beſtätigte. Welche Freude, die Gefühle dieſes Augenblickes kann ich Niemand beſchreiben.

In meinem ſpäteren Leben erhielt ich größere und wichtigere Auszeichnungen, aber nie wieder hat mich irgend etwas ſo erfreut, wie dieſes Avancement. Mit einem wahrhaft ſeligen Gefühl ging ich mit dem Unteroffizier durch die Straßen, und da ich glücklicherweiſe einiges erſpartes Geld bei mir hatte, kaufte ich mir eine Elle goldener Treſſen, um ſie in der Kaſerne ſogleich auf meine Aermelaufſchläge nähen zu laſſen. Der Unteroffizier erzählte mir, wie das eigentlich ſo gekommen. Unſer Kapitän war heute Morgen auf einige Tage in Urlaub gegangen, und kaum war er abgereist, ſo lief unter andern Befehlen auch ein Schreiben des Brigadekommandos ein, welches der Lieutenant v. Schwenkenberg, wie ihm das jetzt zuſtand, eröffnete. Beim Commando hatte natürlicherweiſe der Freund meines Vaters, der Brigadeſchreiber, Wachtmeiſter Sternberg, für mich gewirkt, und es wurde der Batterie, die Mangel an Bombardiere hatte, mein Avancement zu dieſer Charge zugefertigt. Unſer guter Premierlieutenant bemerkte darauf zum Feldwebel, „der Herr Hauptmann hat freilich dem Kanonier Wortmann drei Tage Arreſt gegeben, das wirkt aber nicht für den Bombardier Wortmann, der hat durchaus nichts verbrochen und muß entlaſſen werden.“ Ob der Kapitän derſelben Anſicht geweſen wäre, iſt unwahrſcheinlich, mindeſtens ſehr zweifelhaft. Genug, ich war frei, und als ich unſere Stube wieder betrat, hatte der alte Kanonier ſeine Kameraden inſtruirt, die ſich vor dem neuen Vorgeſetzten pflichtſchuldigſt erhoben und gerade hinſtellten. Der Apothekerſohn mußte es ſehr gegen ſeinen Willen ebenſo machen, aber Herr Schnapper, um

dieſer Demüthigung zu entgehen, war in ſein Bett gekrochen, und hatte ſich Revierkrank gemeldet.

Das war meine erſte Strafe und mein erſtes Avancement.

Wie ſich der geneigte Leſer erinnern wird, ſo hatte ſich Lieutenant Schwenkenberg, als ich mich bei der Batterie meldete, gar nicht um mich bekümmert, und ſchien ſich des kleinen Majors nicht erinnern zu wollen. Auch ſpäter gab er ſich nicht viel mit mir ab, und nachdem er mich einmal gefragt, was mein Vater und meine Mutter mache, und ich ihm von unſerem bisherigen Leben erzählte, war von früheren Verhältniſſen nur ein einziges Mal noch die Rede, als ich nämlich des ehemaligen Unteroffiziers Poltes erwähnte und zwar mit ſeinem eigentlichen Namen Leopold v. Berger. Da ſchüttelte der Premierlieutenant nachdenkend und faſt betrübt ſein Haupt und ſagte: „Ich — erinnere — mich — wohl — noch — ſeiner — ein — unglücklicher — Menſch — der ſeine Carriere — verfehlt — und — von — den — Umſtänden — ſehr — tief — hinabgedrückt — wurde. Er — iſt — ſehr — krank — wie — ich — weiß — und — wird — wahrſcheinlich — nicht — wieder — aufkommen — nun — ich — mag — ihm — die — Ruhe — recht — wohl gönnen, es — kommt — ja — an — jeden — von — uns — die Reihe — und — wenn — wir — alsdann — drunten — liegen — und — zugedeckt — ſind — ſo — iſt — es — am — Ende — auch — gleichgültig — ob — ein — Herz — mehr — als — das — andere — gelitten. — Ihr — Vater — kam — auch — damals — zur — Batterie — und — er — hat — das — beſte — Loos — getroffen, — wollte — nicht — höher — hinauf — als — für — ihn — gut — war — blieb — in — ſeiner — Sphäre — und — iſt — jetzt — zufrieden — und — glücklich.

Nach dieſen Worten hatte der Lieutenant von Schwenkenberg ſeinen Degen mit dem Ellenbogen feſtgehalten, wie er zu machen pflegte und ſchwankte von dannen. Plötzlich aber blieb er ſtehen, winkte mir, näher zu kommen, und ſagte mit ironiſchem Lächeln: „Ja — das — hätte — ich — bald — vergeſſen — nicht — blos — von — den — beiden, — Poltes — und — ihrem — Vater — deren — ich — eben — erwähnte — ſondern — auch — noch — von — ein — paar — Dutzend — Anderen — war — ich — der — einzig — glückliche — der — Auserwählte — bekam — die — Epauletten — und — wurde — Lieutenant; — ein — ungeheures — Glück — werde — 50 — Jahre — alt — ſein — ehe — ich — eine — Batterie — bekomme — und — bin — dann — ſtumpf — für — Leben — und — Dienſt. Wenn — Sie — Glück haben," fuhr er fort und drückte dabei mit dem Finger auf den oberſten Knopf meiner Jacke, „ſo — kann — es — Ihnen — auch — noch — ſo — gehen — aber — da — ich — Ihnen — wohl — will — hoffe — ich — daß — Sie — kein — Glück — haben. Glauben — Sie mir — beſter — Major — (das war das erſte- und letztemal, daß er mich ſo nannte), bleiben — Sie — in — Ihrer — Sphäre — und — werden — ein tüchtiger — Unteroffizier — meinetwegen — Feuerwerker. — Wir — Andern — ſind — ſehr — oft — falſch — vergoldet. — Aber," — ſetzte er lachend hinzu — „Sie brauchen — ſich — wahrhaftig — nicht — viel — Mühe — zu — geben — meinen — Wunſch — zu — erfüllen — man — wird — Ihnen — ſchon — den — Weg — zu — den — Epauletten — verteufelt — ſauer — machen. — Sie — haben — keine — Familie — kein — Geld — denken — Sie — an — mich. Was — ihre — drei — Kameraden —

anbelangt — ſo — kann — es — vielleicht — der — Sohn — der — Regierungsräthin W. — durchſetzen — Herr — Schnapper — wird — höchſtens — Bombardier — dann — fortgeſchickt — und — wird — ſein — Leben — an — den — Straßenecken — verbummeln. Der — Dritte — hat — Anlage — zum — Feldwebel — und — wird — es — auch — werden — aber — wie — ich — ſchon — geſagt — Sie — müſſen — in — die — Civilcarriere — zurück. Guten — Morgen."

Das war die längſte Rede, die ich je von unſerem Premier-Lieutenannt gehört; er hat auch gewiß nie mehr eine ebenſo lange gehalten, und als er darauf von mir fortging, ſchien er ſich ganz ausgeſprochen zu haben, denn er ſchwankte ſo ſtark hin und her, wie ein leeres Schiff. Im Dienſt war er ſtrenge gegen mich, aber nie unfreundlich, obgleich er mir nicht das Geringſte durchgehen ließ.

Als nach meinem Arreſt der Appell vorbei war, ließ ich mir vom Compagnie-Schneider meine ſelbſtgekauften Treſſen auf die Uniform nähen, was mir einen halben Schoppen bittern Schnaps koſtete; dann ging ich zu Poltes, um ihn von meiner Strafe und meinem Glück in Kenntniß zu ſetzen. Da ich ihn einige Tage nicht geſehen hatte, ſo fand ich ihn wieder ſehr verändert. Er hatte mit Hülfe der alten Frau, die ſeine Sachen beſorgte, ſein Bett verlaſſen, und ſaß in einem alten Lehnſtuhl am Fenſter, ſo daß ihn die Nachmittagsſonne beſchien. Vergnügt darüber, daß ich kam, ſtreckte er mir die magere Hand entgegen, und als ich meine hineinlegte, blickte er auf meinen Aermel und machte große und recht vergnügte Augen. „Schon," ſagte er, „das iſt ja ſchnell gegangen, da hab' ich länger warten müſſen, nun ich bin auch dafür nicht weit gekommen." Hierauf erzählte ich

ihm meinen Streit mit Herrn Schnapper, unſern Kampf und meinen Arreſt.

„Sei du froh,“ gab er mir zur Antwort, „daß der Kapitän nicht da war, die drei Tage auf's Holz hätten dich ein Jahr im Avancement zurückgebracht. Nimm dich aber in Acht, denn der Hauptmann hat Recht, Raufereien in der Kaſerne wird nun einmal nicht gut gethan.“ Das ſagte er Alles in großen Zwiſchenräumen und von häufigem Huſten unterbrochen. Sprach er's auch nicht mit ſeiner gewöhnlichen Herzlichkeit, ſondern ſo, als unterhielten wir uns von einem Dritten.

Von dem Fenſter aus, an welchem er ſaß, konnte er durch eine Häuſerlücke weit hinaus in das Land ſehen, wo der helle Sonnenſchein auf dem wogenden und faſt reifen Korne lag, und auf dem Fluſſe glänzte, ſowie auf den Segeln der Schiffe, die wie ſchneeweiſe Tauben dahinzufliegen ſchienen.

„Das geht Alles heim,“ ſagte er nach einer Pauſe, „und wenn die Schiffe im Hafen ſind, ſo zieht man die Segel ein. Dann gute Nacht.“ Er athmete ſehr ſchwer und mühſam und ſeine Hände zupften an einer wollenen Decke, die er auf den Knieen ausgebreitet hatte. — „Neben dem Fluſſe daher,“ fuhr er nach einer Pauſe mit ſehr leiſer Stimme fort, „kam ich vor dreißig Jahren gefahren, und gerade dort ſtieg ich aus und warf flache Steine über den Waſſerſpiegel, um zu ſehen, wie oft ſie ricoſchettirten. Viermal ſchlug der Stein auf und in vier Jahren, dachte ich, biſt du Offizier.“

Hiebei lächelte er ganz eigenthümlich, und nach längerer Zeit erſt fuhr er fort: „Das Korn ſchneiden ſie auch bald und thun es in die Scheuer — — — — — — — — — — Ja, ja den Weg kenne ich genau,“ ſagte er dann wieder, wenn man

ihn verfolgt, weit, weit hinaus mehrere Tage lang, ſo kommt man an ein ſchönes Landhaus, da — bin ich geboren — — — — und werde — hier ſterben — — — — Hörſt du nicht eine Glocke?“

„Sie läuten auf dem Dome,“ antwortete ich einigermaßen beſtürzt, denn Poltes hatte noch nie ſo eigenthümlich und mit ſo ſonderbar betonter Stimme zu mir geſprochen.

„So — öffne — das — Fenſter,“ ſagte er. Ich that ſo, und als die feierlichen tiefen Klänge ſo ungedämpft zu uns hereindrangen, ließ er den Kopf tief auf die Bruſt herabſinken, ſo tief zwar, daß ich nicht in ſeine Augen ſehen konnte. Als er aber lange, lange nicht aufblickte, legte ich endlich meine Hand auf die ſeinige und fühlte mit tiefem Erſchrecken, daß dieſelbe ſehr kalt war; dann bückte ich mich wieder, ſah in ſein Geſicht, und obgleich ich noch nie einen todten Menſchen geſehen, erkannte ich doch ſogleich, daß mein armer Freund Poltes heimgegangen ſei. Ich rief die alte Frau um Hülfe, und als ſie hereinkam, ſeine Augen betrachtet hatte und ſeine kalten Hände befühlt, ſagte ſie: „Nun endlich iſt er geſtorben, das hat lange gedauert.“ Während ſie ein paar Leute holte, die ihn auf ſein Bett legen ſollten, kniete ich neben ihm nieder und weinte reichlich und heiße Thränen auf die kalte Hand des Freundes. — — — —

Siebentes Kapitel.

Da die Artillerieſchule aufgehoben wird, kann ich nicht zum Examen gelangen, ich pfropfe Bäume und komme in Folge davon auf die Feſtung.

Der gute Poltes, einſt Leopold v. Berger, doch wurde ſelbſt dieſer Name in der Trauerrede nicht genannt, ward nun mit allen militäriſchen Ehren zur Ruhe beſtattet. Wie wohl that es mir, als ſie ihn hinabſenkten und ich weinend dabeiſtand, daß ich aufblickend ſah, wie auch der Lieutenant von Schwenkenberg tief betrübt ausſah und mit der umgekehrten Hand eine Thräne wegwiſchte, die ihm gerade aus den Augen in den langen Schnurrbart laufen wollte. Von meinem Vater, dem ich den traurigen Vorfall ſchrieb, erhielt ich einen langen Brief, der mir am Eingang meldete, daß zu Hauſe Alles wohl ſei und der mich in Hinweiſung auf den verſtorbenen Freund ſchließlich ermahnte, mein Leben recht vorſichtig und mäßig zu genießen, mich namentlich aber vor der Flaſche in Acht zu nehmen, und auch vor andern Dingen, die mein Vater aber ziemlich undeutlich bezeichnete. Zu gleicher Zeit ſchickte er mir einiges Geld für mich, ſowie eine zweite kleine Summe, um Poltes Grab, ſeinem ſchriftlich ausgedrückten Wunſche gemäß, gehörig damit ſchmücken zu können. Meine Mutter hatte ein Poſtſcriptum angehängt, worin ſie mich um die Ueberſendung verſchiedener Ellen Band zu ihren Hauben erſuchte. Man erwarte in dem Grenzſtädtchen, ſo ſchrieb ſie, einen hohen Zollbeamten zur Viſitation, und bei den Feierlichkeiten, die begreiflicher Weiſe dabei ſtattfinden müßten, wolle ſie auf's allerwürdigſte erſcheinen. Es machte mir eine beſondere Freude, Poltes' Grabausſchmückung beſorgen zu können, und wie er es bei ſeinen

Lebzeiten befohlen, ließ ich ihm zwei hölzerne Kanonenröhren machen, die ein Kreuz bildeten, zwiſchen dem einen Schildzapfen ſtand ſein Name, Geburtsjahr und Todestag, zwiſchen dem andern ein Ausſpruch des Apoſtel Paulus, den er ſelbſt ausgeſucht und der durch das letzte Wort, wie Poltes zu ſagen pflegte, auf die Artilleriewiſſenſchaft hinzudeuten ſchien, nämlich: „Alles Wiſſen iſt Stückwerk.“

So hatte ich nun einen Freund weniger und einige Feinde mehr; unter letztern muß ich unſern Hauptmann und Batteriechef Bitter nennen, der gelinde getobt hatte, als er vom Urlaub zurückkehrend erfahren, daß ich nicht nur Bombardier geworden ſei, ſondern in Folge deſſen noch zwei Tage zu früh aus dem Arreſt entlaſſen. Er hatte ſogar über dieſen Gegenſtand eine ziemlich heftige Scene mit ſeinem erſten Lieutenant, deren Ende war, daß Herr von Schwenkenberg an ſeinen Tſchako langte, und etwas weniger ruhig als ſonſt ſprach: „Wenn — der — Herr — Hauptmann — vielleicht — glauben — daß — ich — unrecht — gehandelt — ſo — bitte — ich — den — Herr — Hauptmann — ganz — gehorſamſt — den — Vorfall — an — das Brigade- — kommando — melden — zu — wollen — ich — für — meine — Perſon — habe — nichts — dagegen — es — ſoll — mich — vielmehr — außerordentlich — freuen.“ Damit drehte er ſich um und ging ſeiner Wege.

Mich hatte nun der Kapitän ſeit jener Zeit, was man ſo nennt, furchtbar auf dem Striche. Ich konnte machen, was ich wollte, er entdeckte immer etwas Mangelhaftes an meinem Anzuge, oder irgend einen Fehler, wennn ich ſelbſt exercierte oder exercieren ließ. Daher kam es denn auch, daß ich ziemlich häufig Arreſt und Straſwachen bekam, zwei Sachen, die der Kapitän

in's Nationale ſchreiben laſſen darf und die beim Avancement durchaus nicht förderlich ſind.

Die übrigen Feinde, die ich mir erworben hatte, waren natürlicher Weiſe Herr Schnapper und meine beiden andern Kameraden, da ich ſo früh zum Bombardier befördert worden war. Bald nach dieſem Vorfall ließ der Herr Hauptmann ſie ebenfalls das Examen machen, wobei Herr Schnapper übrigens ſo ſchlecht beſtand, daß er nicht nur nicht avancirte, ſondern daß ihm leiſe angedeutet wurde, er möge ruhig ſeine zwei Jahre fortdienen und dann ſeinen Abſchied nehmen, was auch ſpäter geſchah, und ſich ſo die Prophezeihung des Lieutenant von Schwenkenberg beſtätigte, denn als Herr Schnapper abgegangen war, bummelte er in der Stadt herum, ohne irgend ein Geſchäft zu ergreifen oder überhaupt etwas zu thun, und da er von ſeiner Mutter noch einiges Geld erhielt, verlumpte er zwar langſam aber vollkommen.

Auch was die beiden andern Freiwilligen betraf, hatte ſich der Lieutenant nicht getäuſcht. Der Apothekerſohn machte ein ſchönes Examen, avancirte bald nach mir zum Bombardier, und da er ein Schreib- und Rechengenie war, ſo wurde er zum Feldwebel kommandirt und erhielt auch, als dieſer freilich nach mehreren Jahren zur Civilpartie überging, deſſen Poſten. Der Sohn der Regierungsraths-Wittwe hatte ſich ſehr gekränkt gefühlt, daß ich, ein ganz gewöhnliches Soldatenkind, vor ihm befördert worden war, und die früheren Bekanntſchaften ſeiner Mutter hatten es nicht nur zuwege gebracht, daß er zu einer andern Batterie verſetzt wurde, ſondern auch daß er auf die Kriegsſchule kam, und nun einmal auf dem gehörigen Wege, wurde er auch endlich, freilich nach längerer Zeit, Lieutenant. Später ſahen wir

uns wieder und da ſprach er über ſeine Zukunft auch nicht viel anders, als damals der Lieutenant v. Schwenkenberg.

Der Erzählung meines einfachen Lebens bin ich dieſem Punkte vorausgeeilt, weil ich aus dem ferneren Zuſammenleben mit den andern Freiwilligen nicht viel Intereſſantes zu berichten weiß.

Mein Streit mit Herrn Schnapper hatte mich bei allen Uebrigen in ziemlichen Reſpect geſetzt, und da ich mich bemühte, meinen Dienſt auf's Pünktlichſte zu verſehen, ſo genoß ich die Liebe und Achtung meiner Kameraden und Vorgeſetzten mit Ausnahme des Kapitäns. Leider konnte er mir bedeutend ſchaden und unterließ das auch nicht. So viel mir die wenig freie Zeit, die ich hatte, erlaubte, lernte ich Sprachen, Geographie, Geſchichte und was nöthig war, um ein Examen in die vorbereitende Artillerieſchule machen zu können. Auch wurde ich mit mehreren andern Aſpiranten vom Abtheilungskommando zu dieſem Examen eingegeben, doch waren die darauf bezüglichen Papiere noch nicht lange bei der Brigade eingelaufen, ſo erhielt ich vom Wachtmeiſter Sternberg einen freundſchaftlichen Brief — „Donnerwetter, lieber Major, da ſind deine Papiere zum Examen allerdings mit den übrigen eingelaufen, aber mich ſoll dieſer und jener holen, wenn dein corriculum vitae nicht eines der ſchlechteſten iſt, das mir jemals unter die Hände gelaufen. Biſt du denn wirklich ein ſo leichtſinniges Subject geworden, oder kämmen ſie an dir herunter. Das wechſelt ja ab mit Arreſt und Strafwachen. Ich ſage dir, wenn ich nicht bei Schippenb — beim Commando will ich ſagen — die Hand über dein gottloſes Haupt hielte, ſo hätte man dich wegen des verfluchten Nationale's zurückgewieſen. Das ſage ich dir aber, ſei mir gehörig gefattelt; zieh die Bauchgurten deines Wiſſens feſt zuſammen, denn wenn du beim Examen herabplumpſt, ſo freut

mich mein Leben. Dein Alter ist nicht nur wohl, sondern hat auch ein unverschämtes Glück; so eben lese ich, daß er schon zum Steuercontroleur ernannt ist. Gratulire augenblicklich deiner Mutter, und da Steuercontroleurin schlecht klingt, so kannst du auf die Adresse schreiben: Frau Steuercontroleuse Wortmann. Auch ich will nächstens abziehen, aber zur Post; weißt du, ich kann das Sitzen nicht ertragen."

Daß ich in der That vom Brigadekommando beschützt wurde, das sah ich mit großen Freuden, unser Kapitän aber zu seinem großen Verdruß daran, daß ich trotz der schlechten Zeugnisse wirklich zum Examen kommandirt wurde; leider kam ich aber doch nicht dazu. Wenige Tage vor unserem Abmarsche lief ein Schreiben des Generalkommandos ein mit der für uns trostlosen Nachricht, daß die vorbereitende Brigadeartillerieschule laut höherem Befehl aufgehoben sei, es blieb also nur noch die große Artillerieschule in der Residenz übrig, zu deren Eintritt ein Examen erforderlich war, wie es die Fähndriche bestehen mußten, und dazu reichten meine Kenntnisse nicht aus.

Wachtmeister Sternberg schrieb mir ebenfalls darüber, auch mein Vater, und beide gaben mir den Rath, ruhig fortzudienen, mich in den Artilleriewissenschaften zu vervollkommnen, um später einmal Oberfeuerwerker werden zu können. Das that ich denn auch und verzichtete auf die Epauletten, ohne daß es mir gerade besondern Kummer machte. Hatte ich doch schon genug von dem Offiziersleben kennen gelernt, um einzusehen, daß dasselbe für den, der kein Vermögen besaß, gar zu starke Schattenseiten habe.

Ich widmete mich also auf's Fleißigste dem Dienst und den Artilleriewissenschaften, und als ich zwei Jahre gedient, machte ich ein so glänzendes Unteroffiziers-Examen, daß ich zum Abtheilungs-

kommando augenblicklich avancirt wurde. Nebenbei hatte ich auch meine Liebe zur Gärtnerei nicht vergeſſen und bildete die Anfangsgründe, die mir der weiſe Vogel beigebracht, auf's Umfaſſendſte aus. Ich fand einen geſchickten Gärtner bei der Stadt, der ſich meiner bereitwillig annahm, und war glücklich, alle meine Freiſtunden unter Blumen und Bäumen zubringen zu können. Das Bischen Latein, das ich in der Schule gelernt, machte es mir leicht, die hunderterlei Namen der Pflanzen zu behalten, und als ich ein Jahr bei meinem Freunde, dem Gärtner, gearbeitet, meinte dieſer lachend: „wenn es mir einmal bei der Artillerie durchaus nicht mehr gefiele, ſo könne ich, was meine Kenntniſſe anbelange, getroſt den ausgedehnteſten herrſchaftlichen Garten übernehmen.“

Da es mir durch die immerwährende Beſchäftigung im Garten faſt zum Bedürfniß geworden war, im Freien unter Pflanzen und Bäumen zu ſein, ſo ſuchte ich ſogar im Dienſte dieſes Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, daß ich gerne die Wache auf den kleinen Forts übernahm, die außerhalb der Stadt lagen, wo das mit Bäumen bepflanzte Glacis einem kleinen Parke ähnlich war. Da war ich glücklich und half den wildwachſenden Bäumen mit Scheere und Meſſer auf's Zweckmäßigſte nach, mußte mich aber ſehr in Acht nehmen, daß dieſe Ausübung meiner Kunſt nicht auf unangenehme Art zu Ohren der Feſtungsdirection käme. Einmal war ich ſchon in ſchweren Anklageſtand verſetzt worden, als ich nämlich aus einer ſchönen Ulme mehrere dürre Aeſte weggeſägt hatte, und da unſer Kapitän nicht übel geneigt war, dieſes dreifach zu beſtrafen, erſtens nämlich als Unordnung im Dienſte, worin er nicht ganz Unrecht hatte, zu gleicher Zeit aber auch als Waldfrevel, und drittens

gar als Holzdiebſtahl, ſo hätte es mir ſchlecht ergehen können, wenn die Behörde nicht glücklicherweiſe nur den erſten Fall angenommen hätte, und mich dafür mit ein paar Tagen Arreſt beglückte. Aber trotzdem konnte ich die Gärtnerei, wenn auch auf königlichem Grund und Boden, nicht laſſen.

So war es denn wieder Frühling geworden, ich diente drei Jahre, war wie geſagt Unteroffizier, und hätte mich ſchon lange zum Feuerwerker-Examen gemeldet, wenn nicht der Kapitän eine derartige Anfrage meinerſeits mit einem wahren Hohngelächter beantwortet hätte und mich darauf gefragt: „Wiſſen Sie auch, was ein Feuerwerker iſt? Sie ſcheinen keine Idee davon zu haben.“

„Zu befehlen, Herr Hauptmann,“ entgegnete ich einigermaßen gereizt, „ich erlaube mir vielleicht doch zu wiſſen, was ein Feuerwerker iſt.“

„Nun, darauf wär' ich begierig,“ meinte er und ſah mich finſter an, wobei er die beiden Zeigefinger zwiſchen Schärpe und Uniform ſteckte.

„Ein Feuerwerker, Herr Hauptmann, iſt meiner Anſicht nach eine Charge in der Batterie, welche ſich mit der Feuerwerkskunde ſehr vertraut gemacht hat, der ferner —“

„Und Ihre Anſicht iſt durchaus falſch, mein Lieber,“ fiel er mir nun lächelnd in die Rede. „Wer zum Feuerwerker avanciren will, ſoll das Muſter eines Unteroffiziers ſein, ſoll meiner Anſicht nach viermal ſo lange dienen als Sie, ſoll den Dienſt auswendig kennen wie ein Buch und ausüben wie eine Maſchine, ſoll das Progeſta ſeiner ganzen Compagnie ſein, exercieren können wie ein Engel und ſoll vor allen Dingen — merken Sie ſich das wohl — nie beſtraft worden ſein. Das iſt meine Anſicht von den Eigenſchaften eines Feuerwerkers.“ Das hatte er

mit erhabenem Tone gesprochen und setzte nun in gewöhnlichem Tone hinzu: „Daß der Feuerwerker nebenbei eine Rakete von einer Stückkugel soll unterscheiden können, versteht sich von selber."

„Der Herr Hauptmann werden entschuldigen," erwiederte ich, „aber nach dem habe ich wohl keine Hoffnung, jemals in der Batterie des Herrn Hauptmann zum Feuerwerker zu avanciren; denn wenn ich mich auch befleißigen würde, einer der pünktlichsten und properſten Unteroffiziere der Batterie zu werden, so wird es mir doch nie gelingen, ein Nationale beizubringen, in dem keine Strafen verzeichnet stehen."

„Ja, mein Lieber," sagte er, beharrlich mit dem Kopfe nickend, „den Riegel haben Sie sich selbst vorgeschoben. Wenn ich nicht irre, saßen Sie in den drei Jahren schon sechsmal auf dem Holze, und die Zahl Ihrer Strafwachen ist Legion."

„Zu befehlen, Herr Hauptmann, Legion."

„Hm! hm!" machte er verdrießlich. „Und das scheint Sie eigentlich gar nicht zu alteriren. Aber ich weiß schon, worauf Sie bauen, auf den Schutz irgend eines Schreibers beim Brigadekommando, der Ihnen beim Unteroffiziers-Examen so treffliche Dienste geleistet und den Sie sich, Gott weiß durch welche Hinterthüre erschlichen. Aber Herr, das versichere ich Sie, dergleichen wird nicht mehr gut gethan, so wahr ich Bitter heiße und sehr bitter sein kann."

Es gibt leider Augenblicke im Menschenleben, wo man der Strafe näher ist als sonst. Mir war die Geduld zerrissen und ich erlaubte mir, im Tone der höchsten Achtung und tiefsten Unterwürfigkeit dem Hauptmann zu bemerken, daß ich ihm recht sehr über die Auskunft über mich selbst danke, zugleich aber um die

Erlaubniß bäte, mich beim Abtheilungskommando zur Verſetzung nach einer andern Batterie zu melden.

Ich gebe zu, daß der gegenwärtige Augenblick zu dieſem Geſuche vielleicht nicht paſſend war und es als Trotz erſcheinen konnte; wenigſtens nahm es der Hauptmann ſo auf. Er rieb ſich die Hände, huſtete ein paar Mal leiſe und kniff die Augen zu, wie er zu machen pflegte, wenn er anfing ſehr übler Laune zu werden. „Sehr ſchön," ſagte er nach einer Pauſe, „charmant, ich bitte aber recht ſehr, Herr Unteroffizier, ſich den vorhabenden Schritt noch gefälligſt überlegen zu wollen. Und damit es Ihnen hierzu nicht an Zeit und Muſe fehlt, ſo melden Sie ſich gefälligſt beim Feldwebel zur Strafwache auf Fort Nr. 4, wo Sie über Ihren Entſchluß nachdenken können. — Verſtanden?"

„Zu befehlen, Herr Hauptmann."

„So gehen Sie."

„Zu befehlen, Herr Hauptmann."

So hatte ich denn abermals eine Strafwache, die mir heute gerade nicht angenehm war, denn wir hatten Feiertag und ich alſo vollkommen Zeit, den ganzen Tag bei meinem Freunde, dem Gärtner, zuzubringen. Da es übrigens noch früh am Morgen war, ging ich zu ihm hinaus und fand ihn beim Propfen verſchiedener Geſträuche beſchäftigt. Ich erzählte ihm mein Schickſal und er meinte, das Beſte wäre, ich ſolle meinen Abſchied nehmen, und mich ganz meiner Lieblingsbeſchäftigung, der Gärtnerei, widmen. Einen ſolchen Entſchluß ohne Einwilligung meiner Eltern zu faſſen, daran war nicht zu denken, auch war ich ſicher, daß weder mein Vater noch meine Mutter es je erlauben würden, daß ich ſchon nach drei Jahren wieder den Militärdienſt verlaſſe. Feuerwerker ſollte ich nun einmal werden, ſo wollte es

der Vater Wortmann, und die vorgeſchriebene Anzahl Jahre dienen, um Anſprüche auf eine Civilverſorgung zu haben. In der That, da war nichts zu machen und mein Freund mußte mir beipflichten, als ich ihm das auseinanderſetzte.

Ich half ihm noch eine Stunde bei ſeinem Geſchäft, dann mußte ich ihn verlaſſen, da es Zeit war, nach meiner Wachmannſchaft zu ſehen. Er wickelte mir lachend ein paar der Reiſer, womit er beſchäftigt war, in Moos und ſteckte ſie mir in die Taſchen. „Vielleicht," ſagte er, „finden Sie irgendwo einen Strauch, an dem Sie mit Propfen ein paar Verſuche machen können. An Zeit wird es Ihnen nicht fehlen."

Dann verließ ich ihn, um meine Wache zu beziehen, eine der kleinen Feſtungen, welche um die Stadt liegen. Daß ich gerade hierhin geſchickt worden, dafür war ich dem Kapitän noch dankbar, denn er hätte mich ebenſogut nach dem einſamen alten Pulverthurme ſenden können, oder gar die Kaſernenwache übergeben, was mir noch weit unangenehmer geweſen wäre. Auf meinem einſamen Fort war ich doch mitten in der ſchönen Natur, hatte wenig von Ueberraſchungen zu fürchten, namentlich heute an einem Feiertage, und dann führte die Wache hier überhaupt ein recht behagliches, patriarchaliſches Leben. Die nothwendigen Beſtandtheile eines frugalen Abendeſſens, Kartoffeln, Butter und etwas Wurſt wurden mitgenommen, auch die Kaffeemaſchine, Tabak, Pfeifen, ſogar ein paar Cigarren, und vor allen Dingen ein paar unterhaltende Bücher.

Mit dieſem führten wir denn hier draußen in der That ein beſchauliches Leben; man war wie im Kloſter. Der öde gepflaſterte Hof hallte ſo recht unheimlich von unſeren Schritten wieder, das Wachtlokal mit einer engen vergitterten Schießſcharte

war wie eine Mönchszelle, und rings um uns her bildeten Gräben und Glacis einen allerliebſten Kloſtergarten. In dieſem hielt ich mich auch am liebſten auf, und auch heute, als ich mein Wachtbuch eingeſchrieben hatte, ſowie die Meldezettel nach der Stadt geſchickt, als das Wachtlokal in Ordnung gebracht war und die Poſten aufgezogen und gehörig inſtruirt, ſuchte ich mir eine recht angenehme Stellung an der Böſchung des kleinen Walles, wo das Bankett eine förmliche Raſenbank bildete. Mein Burſche, der mit mir auf der Wache war, richtete mir die Kaffeemaſchine her, ich zündete den Spiritus an, und nachdem der Trank bereitet war, legte ich mich behaglich in's Grüne und las ein paar Stunden.

Die Kanoniere, die nicht auf Poſten waren, hatten ſich rings auf dem Glacis vertheilt, um nach der Stadt hinauszuſpähen, ob ſich nichts Verdächtiges nahe, bei welchem Geſchäft ſie übrigens ebenſo wie ihr Kommandant auf Gras und Blumen ruhten, und ſo genoſſen wir Alle zuſammen die Freuden der Wache an einem ſchönen Frühlings- und Feiertage.

Endlich war mein Kaffee getrunken, ich auch des Leſens müde, weßhalb ich mich erhob, um meine Poſten zu revidiren. Ich fand bei ihnen nichts beſonders Ungehöriges; doch war es vielleicht nicht ganz ſtreng dem Reglement gemäß, daß der Eine pfiff, der Andere ſang, ehe ſie mich kommen hörten. Nur der auf der Plattform des Thurms erhielt einen kleinen Verweis, denn ſtatt umherzugehen, wie es Vorſchrift war, hatte er ſich in eine der Schießſcharten geſetzt und blickte nach der Stadt ſowie auf den Fluß, der nicht weit von unſerem Fort vorbeiſtrömte und wo Dampfer auf- und abzogen, eine lange ſchwarze Rauchwolke hinter ſich drein ziehend. Von der Stadt her war ein

Geſumme der Menſchen, das Rollen der Equipagen, aber Alles verſchwamm zu einem unverſtändlichen Brauſen, zwiſchen dem nur deutlich die Glocken der vielen Kirchen hervordrangen, in denen zum Nachmittagsgottesdienſte geläutet wurde.

Als ich wieder hinabſtieg und auf das Glacis ging, gedachte ich der Zweige, die mir mein Freund, der Gärtner, in die Taſche geſteckt. Ich nahm ſie hervor und ſuchte mir ein paſſendes Geſträuch, um meine Kunſt daran zu verſuchen. Es war dies die gewöhnliche Akazie, auf welche ich mich bemühte, einen Zweig der Robinia hispada zu pfropfen. Wenn ich auch als Wachthabender Unrecht hatte, dergleichen zu thun, ſo war es doch anderntheils ein verdienſtliches Werk, die Geſträucher hier zu veredeln, und wie ſchön mußte es ſich nicht im nächſten Frühjahre ausnehmen, wenn hier neben der gelben Blüthe der gewöhnlichen Akazie auf einmal die prachtvolle röthliche der Robinia hispada hervorwuchs. Meſſer, Baſt und Wachs hatte ich nicht vergeſſen, in die Patrontaſche zu ſtecken, und durch die am Rande des Glacis umherliegenden Kanoniere vor jedem Ueberfall gedeckt, machte ich mich mit großer Ruhe und vielem Behagen an mein Geſchäft. Schon hatte ich ein paar Sträucher auf's Kunſtvollſte gepfropft, als ich aufblickend einen meiner Kanoniere vor mir ſah, der mit ſeinen Armen und Händen allerlei ſeltſame Zeichen und Pantomimen machte, die wahrſcheinlich mir gelten ſollten.

„Was willſt du?“ rief ich ihm zu. „Kommt Jemand?“

Statt aller Antwort machte er ein ganz erſchrecktes Geſicht und deutete ſchüchtern mit dem Finger vor ſich hin. Zu gleicher Zeit rief der Poſten auf der Plattform mehreremal meinen Namen. Ich blickte um mich her und endlich auch hinter mich, und ſah zu meinem nicht geringen Schrecken drei Artillerieoffiziere,

die aus dem Hofe des Forts kamen und sich mir näherten. Daß ich in einem derselben augenblicklich unsern Hauptmann Bitter erkannte, verminderte meinen Schrecken durchaus nicht. Eilig nahm ich den Tschako vom Boden auf, und als ich mich gegen die Ankommenden wandte, gelang es mir, Messer, Wachs und Bast in die auf meinem Rücken befindliche Patrontasche zu schieben.

Zum schlimmen Spiel die beste Miene machend, näherte ich mich meinen Vorgesetzten so unbefangen als möglich und meldete: „Auf Wache ein Unteroffizier und zwölf Kanoniere. Weder auf Posten noch im Innern der Forts befindet sich etwas Neues."

„Nach Ihrer Ansicht allerdings nicht," erwiederte der Hauptmann kopfnickend und ganz zufrieden lächelnd; „für mich aber ist es etwas außerordentlich Neues, eine Wache zu finden, die so ihren Dienst thut, wie die Ihrige. Das ganze Fort ist leer, man könnte sogar die Geschütze wegtragen und Sie würden es nicht merken. Nein, Herr Unteroffizier Wortmann, dergleichen ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Was Teufels, Herr, ist in Sie hineingefahren? Wenn Sie vielleicht am periodischen Wahnsinn leiden, so melden Sie sich in's Lazareth. Dann werden wir auch Ihre ganze Aufführung begreifen."

Ich stand wie eine Bildsäule und verzog keine Miene, das Beste, was ich in meiner Lage thun konnte.

„Ich bitte Sie, Herr Hauptmann von Walter, und Sie Herr Premierlieutenant Schwarz, ist Ihnen in Ihrem ganzen Leben dergleichen vorgekommen?"

Mit einem schnellen Blick beschaute ich mir die beiden andern Offiziere, namentlich den Herrn Hauptmann von Walter, der Kommandant der Festungskompagnie in J. war, von dem wir viel gehört, den seine Leute enthusiastisch liebten, den ich

aber noch nie geſehen. Er war ein faſt zu ſtarker, ſehr behaglich ausſehender Mann mit einem runden, außerordentlich freundlichen Geſichte. Dabei hatte er lebhafte wohlwollende Augen, aus denen es wie Lachen hervorblitzte, ganz im Gegenſatz zu dem furchtbaren Auftritte, der ſich vor ſeinen Augen zu entwickeln begann. Soviel ich ſpäter ſah, hinkte er ein wenig mit dem linken Fuße, und deßhalb führte er auch ein ſpaniſches Rohr mit elfenbeinerner Krücke.

Der Herr Lieutenant Schwarz war ganz das Gegentheil ſeines Hauptmanns, er war faſt übertrieben mager, hatte einen langen dünnen Hals, auf dem ein Kopf ſaß, der nicht bedeutend ſtärker aber viel länger war. Seine Augenbrauen waren erſtaunt in die Höhe gezogen, der Schnurrbart hing tief zu beiden Seiten des Kinns herab, und über dem ganzen Geſichte lag ein ſo furchtbarer Ernſt, daß ich ihm anſah, er ſei auf's Höchſte empört über den Frevel, den ich hier begangen.

„Und was treiben Sie hier auf dem Glacis?" fuhr der Kapitän nach einer kleinen Pauſe fort. „Mir ſcheint, Sie haben Ihre alten Mucken wieder. Sollten Sie wohl glauben," wandte er ſich an den andern Hauptmann, „daß dieſer Unteroffizier ſchon einmal beſtraft wurde, weil er Aeſte aus dem Gehölz des Glacis weggeſchnitten? — Ich bitte Sie: Aeſte eines königlichen Baumes!"

„Es waren dürre Aeſte," erlaubte ich mir zu ſagen.

„Aſt iſt Aſt!" rief entrüſtet der Kapitän. „Und es iſt nur ſchade, daß man damals nicht meiner Anſicht war, ſonſt wären Sie lange unſchädlich gemacht worden. Nicht wahr, Herr Hauptmann v. Walter, Aſt iſt Aſt?"

„Nicht ſo ganz, mein lieber Herr Hauptmann Bitter," erwiederte der dicke Kapitän freundlich. „Ich will zugeben, daß es

von einem wachthabenden Unteroffizier nicht ganz passend ist, Aeste von den Bäumen einer königlichen Pflanzung wegzusägen."

„Fürchterlich!" sagte Lieutenant Schwarz im Tone der höchsten Entrüstung.

„Anderntheils aber," fuhr der Hauptmann v. Walter fort, „könnte es sogar ein verdienstliches Werk genannt werden, dürre Aeste von einem Baum zu entfernen. Das erhöht dessen Lebenskraft und verhindert in vielen Fällen, daß nicht auch andere Zweige angegriffen werden und ebenfalls absterben."

Unser Kapitän hustete ungeduldig. „Wir wollen das Vergangene nicht weiter untersuchen," sprach er. „Aber was trieben Sie dort im Gehölz, als wir kamen? — Es thut mir Leid, aber die Sache muß untersucht werden. Wenn es den Herren gefällig wäre, so sehen wir etwas genauer auf die Arbeit dieses wachthabenden Unteroffiziers."

„Gehen wir," versetzte der dicke Kapitän und schritt auf seinen Stock gestützt voraus.

Lieutenant Schwarz drückte die Hände auf seinen dünnen Leib und folgte langsamen Schrittes, anzusehen, wie eine finstere Wetterwolke.

„Aha!" rief unser Hauptmann triumphirend, als wir jetzt an Ort und Stelle gekommen waren und zeigte dabei auf die grünen Akazienzweige, die ich Behufs des Pfropfens entfernt und die auf dem Boden umherlagen. „Sind das auch vielleicht dürre Aeste? Na, Herr! diesmal will ich Sie fassen."

Während der dicke Kapitän ruhig an meine Sträucher trat, zuckte der Lieutenant Schwarz seine Schultern so hoch, daß sie fast die Ohren berührten. Hauptmann Bitter blickte mich kopf-

nickend an, und ich ſtand dabei — wehrlos, ein aufgegebener Mann.

„Das iſt ja vortrefflich gepfropft!“ rief plötzlich der Hauptmann von Walter! „ich ſage Ihnen, vortrefflich. Die Bänder ſind zierlich und kunſtgerecht angelegt und das Baumwachs mit einer wahren Feinheit aufgetragen.“

Unſer Kapitän ſchaute erſtaunt auf ſeinen Herrn Kameraden, während der Lieutenant abermals die Achſeln zuckte.

„Robinia hispada,“ rief der Hauptmann v. Walter. „Eine herrliche Blüthe! wird ſich im nächſten Frühjahre ganz ausgezeichnet machen.“

„Aber ich begreife nicht,“ ſagte unſer Kapitän erſtaunt.

„Er verdient freilich einen kleinen Verweis, der Unteroffizier,“ meinte heiter der dicke Hauptmann, „daß er die Zeit der Wache zu ſo was anwendet, in ſeinen Freiſtunden aber eine Belohnung dafür.“

„Aber ich begreife nicht,“ wiederholte Hauptmann Bitter, „das iſt doch ein offenbarer Waldfrevel.“

„Kein Waldfrevel,“ unterbrach ihn der Andere, „gewiß, lieber Herr Kamerad, kein Waldfrevel, im Gegentheil, es zeugt von gutem Geſchmack, hier in dieſer Gruppe Robinia hispada auf Robinia pseudacacia, die gemeine Akazia zu pfropfen. Sehen Sie, dort haben wir Crataegus den Weißdorn, dort eine Lonicera, die dunkelroth blüht, daneben den ſogenannten Goldregen, das wird eine ganz ſchöne Wirkung machen, allerdings auf der Wache,“ ſagte er lächelnd zu mir, wobei er komiſch drohend ſeinen Krückſtock erhob, „auf der Wache ſollte ſo was unterbleiben.“

„Und iſt doch Waldfrevel; dergleichen auf einem königlichen Glacis,“ ſagte hartnäckig unſer Hauptmann.

„Nein, nein, gewiß kein Waldfrevel," erwiederte der Andere, „nur gepfropft und sehr schön gepfropft. — Sind Sie ein gelernter Gärtner?" wandte er sich an mich.

Der Herr Hauptmann hatte etwas so außerordentlich Wohlwollendes und Gutes in seinem Benehmen und seiner Sprache, daß ich mich sehr zu ihm hingezogen fühlte. Auf seine Frage an mich erzählte ich ihm mit kurzen Worten, daß ich auf Avancement diene, daß ich habe Offizier werden wollen, auch wohl das Examen zur vorbereitenden Artillerieschule habe machen können, aber nicht das zur Kriegsschule, wie es in neuerer Zeit verlangt werde. Ferner sagte ich ihm, daß ich die Gärtnerei außerordentlich liebe, und in meinen Freistunden theoretisch und praktisch erlernt habe.

Während ich das sprach, nickte er vergnügt mit dem Kopfe und that verschiedene Fragen an mich, aus denen ich entnahm, daß er Baum- und Blumenzucht aus dem Fundament verstehe und wahrscheinlich selbst betreibe.

Nachdem das kleine Examen beendigt — und er stellte in der That ein solches mit mir an — nahm er den Hauptmann Bitter unter den Arm, führte ihn ein paar Schritte von mir weg und redete freundlich lachend in ihn hinein, wobei aber mein Vorgesetzter anfänglich heftig mit dem Kopfe schüttelte. Herr Lieutenant Schwarz, der jetzt die Hände auf den Rücken gelegt hatte, betrachtete meine Pfropfarbeit ungefähr mit dem Gesichtsausdruck, mit welchem man etwas ganz Außerordentliches und noch gar nie Dagewesenes anschaut.

Nach einer kleinen Weile rief mir mein Hauptmann zu: „Kommen Sie daher, Unteroffizier, und bedanken Sie sich beim Herrn Hauptmann v. Walter auf's Nachdrücklichste. — Ich hätte

Ihnen, wegen des Rückfalls in Ihre Luſt, königliche Bäume zu beſchädigen, diesmal eine garſtige Geſchichte aufſpielen müſſen. — Ja müſſen. — Denn Ordnung muß ſein. Der Herr Hauptmann v. Walter hat für Sie geſprochen, und auf ſeinen ſpeziellen Wunſch will ich die Sache für diesmal auf ſich beruhen laſſen."

Daß ich mich auf's Herzlichſte bedankte, wird mir Jeder glauben, und ich war froh, mich bei dem guten alten Herrn bedanken zu können. Er hatte durch ſein freundliches Benehmen meine ganze Liebe gewonnen, und das erlaubte ich mir, ihm unverhohlen zu ſagen, wobei ich nicht unterlaſſen konnte, hinzuzuſetzen, daß ich mich glücklich ſchätzen würde, ſpäter einmal in ſeine Nähe zu kommen. Darauf reichte er mir treuherzig die Hand, die ich gerne geküßt hätte, und ich kann nicht verſchweigen, daß mir faſt die Thränen in die Augen traten, als er ſie mir auf's Herzlichſte ſchüttelte und ſo lieb und freundlich von mir Abſchied nahm.

Ohne weitere Abenteuer ging die Wache vorüber, und als ich mich am andern Mittag bei unſerem Feldwebel vom Fort Nro. 4 zurückmeldete, erzählte ich ihm, was mir geſtern begegnet. Er mochte mich wohl leiden, der Feldwebel, und ſagte nachdenkend: „Dieſe Begegnung kann Ihr Glück ſein, es iſt ein eigenes Ding um den Herrn Hauptmann v. Walter. Wie es zuſammenhängt, weiß Niemand, aber ſo viel iſt bekannt, daß er bis hoch oben in die höchſten Regionen mächtige Verbindungen hat. Und wenn er etwas durchſetzen will, ſo wird's ihm nicht ſchwer."

Dies geſchah ungefähr im Mai und ſchon im Juni kam der Befehl vom Brigadekommando, mich ſo ſchnell als möglich zum Feuerwerker-Examen zuzulaſſen. Ich machte daſſelbe und kam,

ohne unbeſcheiden zu ſein, wohl ſagen, daß ich ſehr gut beſtand. Dem Herrn Hauptmann Bitter waren dieſe Eingriffe in ſeine Machtvollkommenheit ſehr unangenehm. War ich doch durchaus kein Feuerwerker, wie er ihn ſich wünſchte; glücklicherweiſe wurde ich es auch nicht bei ihm, denn vierzehn Tage, nachdem meine Papiere zur Brigade abgegangen waren, kam von dort ein Befehl: worin es hieß:

„Der Unteroffizier Wortmann iſt unterm heutigen Datum zum Feuerwerker befördert und in dieſer Eigenſchaft zur Feſtungskompagnie nach J. verſetzt. Der Feuerwerker Wortmann hat ſogleich dorthin abzugehen.“

— — Wer war glücklicher als ich!

Achtes Kapitel.

Auf dem Wege nach meinem neuen Beſtimmungsorte treffe ich einen freundlichen Gensdarmen, der mir durch eine Erzählung beweist, daß man ſich ein Vergnügen daraus machen kann, nicht zu avanciren.

Der Abſchied von meiner Batterie ward mir, wie man ſich wohl denken wird, durchaus nicht ſchwer. Freunde hatte ich unter meinen Kameraden ſo gut wie gar keine, der Hauptmann war froh, daß er mich los wurde und auch mir konnte es nur angenehm ſein, einen Vorgeſetzten zu verlaſſen, der nicht nur unnachſichtlich und ſtreng, ſondern auch parteiiſch gegen mich war. Der Lieutenant v. Schwenkenberg hatte ſeit der langen Rede, die er an mich gehalten, nur noch wenige Worte mit mir gewechſelt,

er liebte das viele Sprechen überhaupt nicht, war von jeher verſchloſſen geweſen und wurde es, je länger er diente, immer mehr.

So packte ich denn mit ſehr leichtem Herzen meine Habſeligkeiten in einen kleinen Koffer, den mir meine Mutter geſchickt, nahm von meinem Freunde, dem Gärtner, herzlichen Abſchied, ach! und hier war es mir gerade zu Muth, als damals, wo ich den weiſen Vogel verließ. Auch er ſteckte mir die Taſchen voll Sämereien, die ich aber jetzt nicht wegwarf, denn obgleich Vater Wortmann mir damals geſagt, auf den Wallgängen wüchſen keine Blumen, ſo hatte ich doch eine unbeſtimmte Ahnung, in der kleinen Feſtung J. unter dem Kommando des Herrn Hauptmann v. Walter könne und müſſe es doch ganz anders ſein, und unter dieſen für mich ſehr ſchönen Hoffnungen wanderte ich denn zum Thore hinaus, in der gleichen Jahreszeit als damals, wo ich das elterliche Haus verlaſſen. Vier Jahre waren ſeitdem vergangen, ich noch um einige Zoll gewachſen, hatte mir auch einen kleinen Schnurrbart zugelegt, und wenn ich bei Manövern und zur Einquartierungszeit manchen Mädchenaugen glauben durfte, die mich gern freundlich und lächelnd betrachteten, ſo war mein Aeußeres vielleicht der Mühe werth, daß ſich das andere und ſchönere Geſchlecht mit mir beſchäftigte. Weßhalb dieß Geſchlecht übrigens das ſchöne genannt wurde, wollte mir damals noch nicht ſo recht einleuchten. Mein Herz war bis jetzt gänzlich unempfindlich geblieben und ich konnte nur lachen über die Thorheiten, die ich meine Kameraden in dieſer Richtung begehen ſah. In gewiſſer Beziehung war ich, ein ſo junger Feuerwerker, der ſchon in fünf Jahren Anſprüche auf eine Civilverſorgung hatte, für beſcheidene Wünſche eine recht gute Parthie zu nennen, und die Tochter unſeres Feldwebels, ein wohlgewachſenes, dickes

Mädchen, — sie spielte Guitarre und las gerne Romane, — hatte mir das auch nicht ganz undeutlich zu verstehen gegeben. Sie declamirte gern Gedichte und den Tag vor meiner Abreise hatte sie mich noch mit dem bekannten Liede beglückt:

„Noch einmal, Robert, eh' wir scheiden,
Komm an Elisen's klopfend Herz!"

Doch hatte das gar keine Wirkung auf mich ausgeübt, vielmehr reichte ich ihr recht förmlich die Hand, worauf sie ihr Näschen rümpfte und mich ungnädig entließ.

Das war bald vergessen, und ich wanderte wohlgemuth und leichten, fröhlichen Herzens über die lange Chaussee dahin. Reiseabenteuer hatte ich auf diesem Marsche ebensowenig als auf meinem ersten, den ich von meinem elterlichen Hause antrat. Doch begegnete mir auch diesmal wieder der unvermeidliche Gensdarm, der aber, als er meine stattliche Uniform sah, nicht wie damals, nach meinem Passe verlangte, sondern vielmehr freundschaftlich mit mir schlenderte.

Es war am zweiten Tag meines Ausmarsches und ich konnte noch vor Abend die Festung J. erreichen. Der Gensdarm zog ohne besondere Bestimmung mit mir denselben Weg; nachdem er sich mir als einen ehemaligen Unteroffizier der reitenden Batterie unserer Abtheilung zu erkennen gegeben, plauderten wir recht angenehm von vergangenen und zukünftigen Zeiten.

Mir war es recht, daß ich ihn traf, denn da er in der kleinen Festung stationirt war, so kannte er alle Verhältnisse dort genau, was ja schon sein Beruf mit sich brachte, und konnte mir über Manches die beste Auskunft geben. „Die Festung ist klein," sagte er, „und deßhalb die Stadt außerordentlich langweilig. Da sie auch nicht an einer Hauptstraße liegt, so ist der

Verkehr ſehr gering und auf den Straßen und Plätzen wächst ſo viel Gras, daß man die Kühe nicht braucht zum Thore hinauszutreiben, wie es dort noch jeden Morgen geſchieht. Feſtungskommandant," erzählte er weiter, „iſt der General R., ein braver und ſehr freundlicher Vorgeſetzter; mit dem Sie übrigens wohl nichts zu thun haben, denn wie ich mir denken kann, gehören Sie zur Compagnie des Herrn Hauptmann von Walter, der die Citadelle faſt unumſchränkt kommandirt."

„Aber er ſteht doch unter dem Feſtungskommando?" fragte ich meinen Begleiter, der mir lächelnd erwiederte: — Eigentlich ja, und doch wieder nicht, das hat ſo ſeine eigene Bewandtniß."

Glücklicherweiſe hatten wir in dieſem Augenblicke eine kleine Anhöhe erſtiegen, auf deren Spitze ein einladendes Wirthshaus ſtand. Ein großer Schild mit angenehmer Verſprechung von friſchem Bier und ein Platz vor dem Hauſe mit breitem Tiſch und Bänken, die ſo äußerſt behaglich unter ſehr rieſenhaften Linden ſtanden, im Schatten der weitausgeſtreckten Aeſte, während ringsumher eine heiße Juniusnachmittagsſonne auf Straße und Feld brannte. Das ſchäumende Bier kam in ein Paar Krügen und für ſo was iſt ſelbſt das harte Herz eines Gensdarmen empfänglich. Wir machten es uns ſo bequem als möglich und nachdem der erſte Durſt gelöſcht war, auch der Hunger mit einigem Brod und Käſe beſchwichtigt, lenkte ich das Geſpräch abermals auf die Citadelle und meinen künftigen Chef.

„Das iſt eine ganz eigenthümliche Geſchichte," meinte der Gensdarm „und da es kein Dienſtgeheimniß betrifft, auch nichts Schlimmes iſt, ſo kann ich ſchon erzählen, was ich davon gehört."

„Wofür ich Ihnen ſehr dankbar bin," erwiederte ich, „denn

es ist sehr angenehm, die Verhältnisse kennen zu lernen, in welche man eintritt."

„Der Herr Hauptmann von Walter," sagte der Gensdarm nach einem tüchtigen Zuge, „ist wie Sie ja auch gesehen haben, schon ein alter Herr, näher den Sechzigen als den Fünfzigen. Da die jungen Leute leider die schlimme Gewohnheit haben, den meisten Vorgesetzten einen zweiten Namen beizulegen, der sich auf ihre allenfallsigen Schwächen bezieht, so thaten sie das auch bei Herrn Hauptmann von Walter. Da aber über den nun, weiß Gott, Niemand im Geringsten zu klagen hat, so nennen sie ihn, weil sich kein Mensch zu erinnern weiß, daß er avancirt ist, den ewigen Hauptmann. Denn Hauptmann war er schon, als der alte Oberfeuerwerker, der auch schon eine tüchtige Reihe von Jahren dient, nach J. kam. Daß er Hauptmann war, erinnern sich die alten Zollaufseher am Thore und schon graue Leute der Stadt können sich nicht anders denken, als daß der Hauptmann v. Walter in der Citadelle gehaust habe."

„So ist er kein guter Offizier, wenn er nicht avancirt ist?" fragte ich.

„Im Gegentheil," versetzte mein Begleiter, „wie alle seine Herren Kameraden sagen, ist er ein ausgezeichneter Artillerieoffizier. Aber nun hören Sie den Haken, den die ganze Geschichte hat. Er war schon so früh Hauptmann und das obendrein in der Gardebrigade, daß er jetzt schon wenigstens Brigadekommandeur sein müßte, wenn er gewollt hätte. Damals begleitete er einen hohen Herrn auf Reisen, und machte sich bis hoch oben hinauf außerordentlich beliebt."

„Aber das sind ja alles Gründe, um schnell zu avanciren," sagte ich erstaunt.

Natürlich," verſetzte der Gensdarm, „wenn man avanciren will."

„Und wer will nicht avanciren?"

„Der Herr Hauptmann von Walter. Hören Sie nur. Bevor es auf die beſprochene Reiſe ging, wurde der junge Lieutenant Walter ein ſehr junger Hauptmann; und als man höchſt zufrieden zurückkam, da hieß es: Jetzt wird er Major werden. Aber im Gegentheil, bald darauf erſtaunten alle ſeine Kameraden, als es hieß: der Hauptmann von Walter iſt zur Feſtungskompagnie nach J. verſetzt. „„Eine förmliche Ungnade,"" ſagte man. Ja, gehorſamer Diener, daß es keine Ungnade war, ſah man ſchon im nächſten Jahr, als Seine Majeſtät Allerhöchſt ſelbſt da unten in der Ebene die großen Herbſtmanövers kommandirten. Denn während derſelben war der Hauptmann von Walter beſtändig in der Allerhöchſten Suite, ſpeiſte jeden Mittag an der Tafel, hatte häufige Unterredungen mit dem Herrn und nach den Manövern ging er mit dem Hoflager nach der Reſidenz, wo er ein halbes Jahr blieb und dann wieder als Hauptmann von Walter zurückkehrte. Einige Zeit darauf erhielt er von dem Prinzen, den er begleitet, ein hübſches Gut zum Geſchenk, ſchön gelegen am Mittelrhein, das er zeitweiſe beſuchte, aber immer wieder als Hauptmann zurückkam. Kameraden, die weit hinter ihm waren, rückten über ihn hinaus, ja der Herr General v. R., unſer Feſtungskommandant, war in damaliger Zeit ſein vorgeſetzter Major und hat, wie die Herren ſagen, doch eine ſehr langſame Carriere gemacht."

„Und aus welchem Grunde will er nicht avanciren," fragte ich erſtaunt, oder nicht nach der Reſidenz zurückkehren, was doch der Wunſch jedes Offiziers iſt?"

„Wie gesagt, genau weiß man das nicht. Nur soviel ist sicher, daß er die Citadelle, in welcher er wohnt, mit ihren Wällen und Gräben über Alles liebt und daß er jede Beförderung von der Hand gewiesen hat, um nur dort bleiben zu können. Daß er aber nicht versetzt wird, darum hat er Seine Majestät selbst gebeten, und Allerhöchstdieselben haben ihm das lachend zugesagt. Ich selbst hörte es, als ich, es sind nun beinahe fünfzehn Jahre, Ordonnanzunteroffizier war und mit in der Suite ritt."

Dieß sagte der Gensdarm äußerst wichtig, worauf er einen tüchtigen Zug aus seinem Glase that.

„Und die Compagnie ist in gutem Zustande?" fragte ich einigermaßen schüchtern.

„Die Compagnie?" rief der Gensdarm wie im Ton der Ueberraschung, „das sollten sie doch wissen, ist die beste sämmtlicher Brigaden, und ich sage Ihnen, Sie haben ein Glück, darum Sie ein alter Feuerwerker der Garde beneiden wird. Donnerwetter auch! ich ziehe heute meinen Rock aus und trete da wieder als Unteroffizier ein. Sie müssen wissen, daß der Hauptmann von Walter bis oben hinauf merkwürdige Verbindungen hat."

„Das habe ich schon gehört," erwiederte ich gespannt.

„Daß man ihm über alle Maßen wohl will; und diese Protektion benützt er dazu, um sich aus allen Batterien die tüchtigsten Leute zu seiner Compagnie kommandiren zu lassen. Ich will Ihnen kein Compliment machen, aber daß er Sie zum Feuerwerker annimmt, das hat mir, unter uns gesagt, einen ganz donnermäßigen Respekt vor Ihnen beigebracht."

Ich wehrte dieses Compliment, denn ein solches war es, so gut als möglich von mir ab, indem ich versicherte, was er da gesagt, mache mich wahrhaft ängstlich und ich wüßte nicht,

ob ich die Erwartungen meines neuen Chefs zu erfüllen im Stande sei.

„Dabei hat er seine kleinen Liebhabereien," fuhr der Gensdarm fort.

„Die Blumenzucht und Gärtnerei," fiel ich ihm in die Rede.

„Das ist's," sagte er, „und Sie werden sich wundern, wenn Sie in die Citadelle kommen, wie es da aussieht. Da ist's außerordentlich schön, und ich kann Sie versichern, daß Leute von nah und fern kommen, um die alten Wälle und Gräben zu sehen. Nebenbei führen die Leute der Compagnie ein Leben wie Gott in Frankreich, und die Menage, die sie machen, ist besser als anderswo eine Offizierstafel. Ja, dabei möchte ich auch sein. — Na, Sie werden schon sehen. Hat doch der Gemeine da unten in der Citadelle jeden Tag Suppe, Gemüse und Fleisch und noch ein Nachtessen obendrein. Es ist wie eine große Familie, oder wie ein Landgut, wo Alles aus eigenem Interesse zu arbeiten scheint. Wenn die Kerle da unten ausgedient haben und sie dürfen nach Hause gehen, da soll mich der Teufel holen, wenn ein Einziger lacht. Nein, flennen thun sie, daß sie der Bock stößt, wenn sie über die Zugbrücke hinausgehen; und wenn der Hauptmann von Walter unter den Gemeinen Kapitulanten haben wollte, da bestände die ganze Compagnie aus solchen."

So erzählte mir der Gensdarm, und ich muß gestehen, daß ich sehr erfreut war, ein solches Glück getroffen zu haben. Wir tranken unsere Gläser aus, worauf mich der Gensdarm verließ, da er, wie er sagte, in der Nachbarschaft noch ein nothwendiges Geschäft habe. Wir trennten uns mit dem Wunsche auf baldiges Wiedersehen und ich schritt lustig und wohlgemuth zur Ebene hinab. Es war mir so unbeschreiblich leicht und angenehm zu

Muth, ich fühlte, daß ich mit jedem Schritte einer glücklichen Zukunft entgegenging und als ich endlich drunten freilich noch in weiter Ferne, zwiſchen Baumreihen und den langen grünen Wallinien den ſpitzen Thurm der Feſtung auftauchen ſah, war mir gerade zu Muthe, als ſei ich da unten ſchon ſehr gut bekannt, ja, als ſchreite ich meiner Heimath entgegen.

Es dunkelte bereits, als ich das Glacis erreichte. Der Poſten am Thor wies mich in die Wachſtube zum kommandirenden Infanterie-Offizier, der meine Papiere durchſah und mir freundlich ſagte, ich ſcheine ihm ein ſehr junger Feuerwerker zu ſein und daß ich trotzdem in die Citadelle kommandirt wäre, dazu könne er mir nur gratuliren. Die Straßen des Städtchens, welche ich durchſchritt, lagen allerdings ſehr ſtill und öde. Nur hie und da brannte eine ärmliche Oellaterne, und wenn der Ort nicht ſo gar klein geweſen wäre, ſo hätte es mir große Mühe gemacht, die Citadelle zu finden. So aber kam ich nach kurzer Zeit auf einen mit Bäumen beflanzten Exercierplatz, an den das Glacis der Citadelle ſtieß. Der kommandirende Unteroffizier am Thor empfing mich freundlich und betrachtete mich ebenfalls erſtaunt, ſchien aber ſchon von meiner Ankunft zu wiſſen und gab mir einen Kanonier mit, der mich durch den Hof in meine Wohnung führen ſollte. Hier in der Citadelle war ſchon eine beſſere Beleuchtung, wie draußen in der Stadt; hell ſchimmerten die Lichter hinter den blankgeputzten Laternenſcheiben hervor und beleuchteten den Hof recht freundlich. Bei dieſer Helle ſah ich, daß verſchiedene Kanoniere auf Bänken im Hofe ſaßen und ſich rauchend und plaudernd der warmen Nachtluft freuten; in einer Ecke ſtanden zwei mit friſchem Heu hochbeladene Leiterwagen, die herrlich dufteten. Aus einem erleuchteten Zimmer zu ebener Erde ſchallten

Guitarrenklänge und Gesang hervor; die massiven Steintreppen, welche ich, meinem Führer folgend, hinanschritt, waren bis zur Uebertreibung sauber und ebenfalls hell beleuchtet; oben kamen wir an einen Corridor, der nicht die Spur von der gewöhnlichen Kasernenluft enthielt. Die weiten Fenster standen offen und ließen eine würzige Luft einströmen. Auch hier dieselbe Ordnung und Reinlichkeit wie überall, die Thüren mit sauberen Täfelchen versehen, worauf Inschriften und Nummern mit wahrer Kunst gemalt erschienen; dazu die hellen strahlenden Laternen, der Fußboden frisch weiß geputzt, nirgends Lärm und Spektakel; man hätte glauben können, in einem Gasthofe zu sein. Die letzte Thür war die zu meinem Zimmer. Der Kanonier nahm den Schlüssel, der an der Seite hing, und schloß auf. Es war ein rundes Zimmer, in welches ich eintrat, ein Thurmgemach, freundlich geweißt und mit Möbeln versehen, die, wenn gleich im Kasernengeschmack, doch so untadelhaft und reinlich waren, daß man sich beim ersten Beschauen schon außerordentlich heimisch hier fühlte. Es fehlte gar nichts. Das Bett war frisch und reinlich überzogen, der Waschtisch mit dem Nöthigen versehen und mein kleiner Koffer, den ich vorausgeschickt hatte, stand ebenfalls schon da. Auch zeigte mir der Kanonier ein verschlossenes Gelaß in der dicken Mauer, wo ich meine Kleider aufheben könnte; dann entfernte er sich und ließ mich allein.

Ich trat an das Fenster und schaute in die stille Nacht hinaus. So viel ich draußen in der Dunkelheit sehen konnte, ging der Thurm, in welchem ich mich befand, in einen Graben und gegenüber mußte ein Wallgang oder eine Bastion sein. Auch war es mir, als vernehme ich das Plätschern eines Springbrunnens.

Nach einer kleinen Weile öffnete sich meine Thür wieder

und ein anderer Kanonier, der eintrat, meldete mir, daß er als mein Bursche kommandirt sei und brachte mir zu gleicher Zeit ein kleines Nachtessen, bestehend in einer Gerstensuppe, sowie Salat und Wurst. Da ich trotz dem Berichte des Gensdarmen einigermaßen überrascht, ihm dasselbe zahlen wollte, entgegnete er mir, das gehöre zur Menage, an der ich auch wohl Theil nehmen würde. Wenn ich aber Bier oder Wein wünsche, so müsse ich das natürlicher Weise selbst bezahlen. Ich dankte ihm und da ich weiter nichts nothwendig hatte, so entließ ich meinen neuen Burschen, verzehrte mein Nachtessen und legte mich, da ich sehr müde war, zu Bette; konnte aber nicht augenblicklich einschlafen, die Erzählung meines Begleiters von heute Nachmittag beschäftigte mich, denn sie schien sich, so wunderbar sie mir auch geklungen, nach allem dem, was ich bis jetzt gesehen, bestätigen zu wollen.

Neuntes Kapitel.

Eine Musterbatterie. — Ich sehe Exercierbastionen und Gemüsegärten, Festungsgräben und Kuhställe und mache ein vortreffliches militärisches Diner.

Am andern Morgen in der Frühe weckte mich die Reveille aus festem Schlafe und wenn auch bald darauf ein Bischen mehr Leben in den Gängen herrschte, als gestern Abend, so war doch immer noch ein großer Unterschied zwischen dem Leben hier und dem einer gewöhnlichen Kaserne.

Eine lachende Sonne schien mir ins Fenster und als ich aufgestanden war, und dasselbe öffnete, sah ich mit Entzücken in die weite Ebene vor mir, über welche die Thürme und Wälle der

Feſtung etwas erhöht lagen. Dicht unter meinem Fenſter befand ſich ein breiter Feſtungsgraben mit einem ſchmalen Graben voll klaren Waſſers, den man Diamant nannte. Rechts und links vor demſelben war ein zierlich angelegter Gemüſegarten und unten ſah ich ein Paar Mann mit grauen Zwilchkitteln beſchäftigt, welche friſch gepflanzten Kohl ſowie hervorſprießende Gurken und Salat begoßen. Hinter dieſem Graben erhob ſich eine breite Baſtion, auf welcher die Wallgeſchütze ſtanden, die zum Exercieren benützt wurden. Auch da die größte Ordnung und Sauberkeit. Die eiſernen Geſchütze waren glänzend ſchwarz und die von Bronze ſo ſauber geputzt, als ob ſie eben aus der Gießerei kämen. Untadelhaft ſtanden die Laffetten vor ihren Keilen, alles Holz und Eiſenwerk mit verſchiedenen Farben ſauber angeſtrichen, ebenſo die kleinen bedeckten Ständer, auf welchen die Wiſchkolben und Hebebäume lagen. Die Bruſtwehren und Traverſen waren mit niedrigem, ſaftig grünem Raſen geſchmückt, der ausſah, als ob er häufig geſchoren würde. Von ihm ſtachen die hellen Holzbettungen ſowie der Fußboden des Platzes von gelbem Sand auf's Freundlichſte ab, und alle Kugelhaufen, die ſich zwiſchen den Geſchützen erhoben, waren ſo ſymmetriſch aufgeſtellt, daß man überall nur ſcharfe, gerade Linien zu ſehen vermeinte. Dazu waren die Geſchoſſe blank geputzt, und an jedem Haufen war auf einer der glänzend ſchwarzen Kugeln, Kaliber und Anzahl mit weißer Farbe bezeichnet.

Nachdem ich meinen Koffer ausgepackt, und die Sachen in der Mauervertiefung aufbewahrt, kleidete ich mich ſo pünktlich als immer möglich an, um in der allgemeinen Ordnung, die hier überall herrſchte, nicht unvortheilhaft abzuſtehen; und ließ mich darauf von meinem Burſchen zum Feldwebel führen, um mich

dort als angekommen zu melden. Der Feldwebel war ein ältlicher, ernster, aber wohlwollend aussehender Mann, der die letzten Feldzüge mitgemacht hatte, was man an den Paar Medaillen sah, die er auf der saubern Uniform trug. Er sagte mir mit ein Paar Worten, er freue sich, mich kennen zu lernen, und wie er hoffe, werde diese Freude keine vergebliche sein. Darauf steckte er seinen Degen in's Bandelier und nahm seine Dienstmütze, sowie die unentbehrliche Brieftasche, ohne welche sich ein Feldwebel nie öffentlich sehen läßt. Dann gingen wir auf das Zimmer, in welchem die Corporalschaft lag, die mir zugetheilt worden. Das Innere dieser Kasernenzimmer war ebenso freundlich und reinlich wie alles Uebrige, die Wände schienen erst gestern geweißt zu sein, oben unter der Decke hin befand sich sogar etwas Malerei. Da sah man eine Guirlande von feuerspeienden Granaten, die durch ebenfalls gemalte sechspfündige Kugeln mit einander verbunden waren. Der Fußboden war blendend weiß gescheuert, die Waffengerüste mit einer Eichenholzfarbe angestrichen und an jedem hing ein zierliches Täfelchen, woran der Name des betreffenden Kanoniers zu lesen war. Das Lederzeug war von einer wirklich rührenden Reinheit und die Messingverzierungen glänzten, als seien sie frisch vergoldet. Der Feldwebel stellte mir meine Leute einzeln vor, sowohl nach dem Namen als auch nach dem Gewerbe, welches sie früher betrieben, und dieß sowie die beigefügten Bemerkungen des Feldwebels ließ mich einen weitern Blick thun in die eigenthümliche Organisation dieser höchst merkwürdigen Festungskompagnie.

Die meisten der Leute meiner Korporalschaft, es waren ihrer im Ganzen vierundzwanzig, waren Bauernsöhne und Taglöhner, welche in Feld und Garten gearbeitet; drei waren Gärtnergehül-

ſen, zwei Feldmaurer, zwei Anſtreicher, einer Blecharbeiter und ein Anderer ſehr geſchickt in Anfertigung künſtlicher Drahtarbeiten. So war denn in meiner Korporalſchaft eine förmliche Gärtnerei vertreten und dazu ſahen die Burſche ſo freundlich, willig und wohlgemuth aus, daß mir das Herz im Leibe lachte, wenn ich mir dachte, mit dieſen Kräften in einem tüchtigen Garten arbeiten zu dürfen. So viel ich bemerken konnte, mißfiel ich den Leuten ebenfalls nicht, nur als ſich die Thüre hinter uns ſchloß, hörte ich Einen ſagen: „Verdammt jung ſieht der Feuerwerker aus.“

Der Feldwebel war ſo freundlich, nach dem Beſuche meiner Korporalſchaft mich auch zu den übrigen zu begleiten, und mich dort mit meinen Kameraden bekannt zu machen.

Der zweite Feuerwerker war ein kräftiger unterſetzter Mann, vielleicht zehn Jahre älter als ich, der eine ebenſo ſtarke Korporalſchaft kommandirte, und beſtand dieſe aus Leuten, die mit Pferden und Vieh umzugehen wußten, auch die Ackerwirthſchaft verſtanden, namentlich aber aus allen möglichen Handwerkern. Die Korporalſchaften der übrigen Unteroffiziere waren kleiner und nicht auf ſo eigenthümliche Art zuſammengeſetzt; doch waren auch hier die Leute ausgeſucht, man ſah keinen mit nachläſſiger Haltung, und ein Schmierfinke war, glaub' ich, in der ganzen Batterie nicht zu finden. Ein ſchmutziger Kerl konnte aber hier unmöglich gedeihen, denn wo man hinſah, überall war das Bild der Ordnung und Reinlichkeit. Hatte doch ſogar jedes Zimmer ſeine Spucknäpfe, die mit weißem Sand gefüllt waren, und war ich doch Zeuge, wie mein Kamerad Feuerwerker einen Bombardier anließ, der aus ſeiner Pfeife abſichtlos etwas Aſche auf den Boden niederſtreute.

Nachdem wir ſämmtliche Zimmer der Kaſerne durchwandert

ſagte mir der Feldwebel lächelnd: „Jetzt haben Sie unſere militäriſchen Einrichtungen geſehen und werden zugeben müſſen, daß Sie Alles bei uns in keinem ſchlechtern Zuſtande angetroffen haben, als bei irgend einer andern Kompagnie. Wie ich mir denken kann," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er freundlichſt meine Ausbrüche des Entzückens über alles Geſehene anhörte, „haben Sie aber auch ſchon erfahren, daß unſer hochverehrter Chef, der Herr Hauptmann von Walter, mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden pflegt, und werde ich Ihnen nun auf Befehl des Herrn Hauptmanns jene Seite der Compagnie und der Citadelle zeigen, welche man vielleicht unmilitäriſch nennen könnte, auf die wir aber," ſetzte er mit erhobenem Kopfe hinzu, „alle Urſache haben, ſtolz zu ſein und auch wirklich ſind. Ehe wir aber unſern Gang antreten, werde ich mich meiner Brieftaſche und meines Degens entledigen; denn ſtatt der kriegeriſchen haben wir es nun mit lauter friedlichen Anſtalten zu thun."

Dicht bei meinem Zimmer ſtiegen wir eine Wendeltreppe hinab und traten unten aus dem Thurme in den Graben, den ich heute Morgen ſchon geſehen. Das war nun in der That ein förmlich und gut angelegter Garten; und wie wir weiter und immer weiter um die innere Ringmauer ſchritten, ſchloß ſich ein Gemüſebeet an das andere; alle Pflanzen auf denſelben mit militäriſcher Genauigkeit geſetzt, es war eine Freude wie genau Kohl und Erbſen gerichtet waren. An den Mauern, die aus dem Graben aufwärts führten und den warmen Strahlen der Sonne zugänglich waren, ſtanden die herrlichſten Aprikoſen- und Pfirſichſpaliere. Die breiten Gänge, die hinan zu den Baſtionen und Wällen führten, waren auf beiden Seiten mit Zwergbäumen der

edelſten Obſtſorten bepflanzt und dieſe waren mit einer Pünktlichkeit zu Pyramiden ausgebrochen, daß man nichts Gleicheres und Schöneres ſehen konnte. Als wir die Citadelle faſt umſchritten hatten, ſtiegen wir von der andern Seite auf die Exercierbaſtion vor meinem Fenſter, traten an die Brüſtung und dort ließ mich der Feldwebel einen Blick auf das Glacis thun, welches ſtatt einfach mit Birken und Eſchen angepflanzt zu ſein, einem kleinen zierlichen Parke ähnlich ſah, durch welchen Wege von hellgelbem Sande liefen, hübſche Laubparthieen umgebend, aus denen die vielfarbigſten Blüthen hervorglänzten. Ueber das Glacis hinaus, auf der Seite, wo wir uns befanden, ſah ich eine Menge unſerer Kanoniere in grauen Zwilchkitteln auf einem anſtoßenden großen Felde beſchäftigt. Dort häufelten ſie Kartoffeln und banden Erbſen an kleine Pfähle. „Das iſt unſere Kornkammer," ſagte der Feldwebel, „und zu ihr gehört noch jenes große Getreideſtück bis an die Chauſſée; die Sie dort ſehen."

„Das iſt ja eine wunderbare Landwirthſchaft!" rief ich aus, worauf mir der Feldwebel entgegnete: „Ja, mit Kräften, wie wir ſie haben, läßt ſich unter tüchtiger Leitung ſchon was erreichen."

Hinter der Exercierbaſtion lag eine Lunette, mit weiten kaſemattirten Räumen, zu welchen wir nun hinabſtiegen. Dort befand ſich eine herrliche Stallung mit zwanzig Stücken Vieh, ſowie ſechs prächtige Ackerpferde und hier regierte mein College, der andere Feuerwerker. Es war eine Luſt, zu ſehen, mit welchem Stolz und welchem Wohlgefallen er zwiſchen den glänzenden blankgeputzten Thieren umherſpazierte. Hier war aber auch jede Kuh geſtriegelt und geputzt, wie ein herrſchaftliches Pferd im beſten

Stalle, und unter Lachen und Scherzen thaten die Leute ihren Dienſt. Auf der andern Seite der Lunette befand ſich ein Backofen, wo von dem Getreide, das draußen wuchs, ein vortreffliches und feineres Zulagebrod für die Kompagnie gebacken wurde.

„Rathen Sie einmal," ſagte mein Führer, der Feldwebel, mit einem eigenthümlichen Lächeln, „zu was dieſer Raum früher benützt wurde?"

Das konnte ich begreiflicher Weiſe nicht wiſſen, und ſtatt in's Blaue hinein zu rathen, ſah ich ihn fragend an.

„Hier war früher das Arreſtlokal," belehrte mich der Feldwebel, wobei er den Kopf ſehr hoch hob und mich ſtolz anblickte. „Ja das Arreſtlokal, jetzt iſt es Backſtube und Backofen."

„Und wohin iſt jetzt das Arreſtlokal verlegt?" fragte ich ſchüchtern, obgleich ich die Antwort ahnete, die er mir geben würde.

„Wir haben keins mehr," entgegnete er mit einem unbeſchreiblichen Lächeln; „ſeit ſechs Jahren hat der Herr Hauptmann nicht nöthig gehabt, einen Arreſt zu dictiren, ja nicht einmal eine Strafwache."

„Und es kommen alſo gar keine Unordnungen, kein Vergehen und dergleichen vor?" fragte ich mehr und mehr überraſcht, worauf mir der Feldwebel entgegnete:

„Das will ich gerade nicht behaupten; aber wenn dergleichen vorfällt, ſo machen das die Korporalſchaftführer, beſonders aber die Kameraden unter ſich aus."

Im Weitergehen erzählte er mir noch Einiges von der Organiſation dieſer höchſt eigenthümlichen Kompagnie, und gab zu, daß im Allgemeinen und Großen ein ſolcher Zuſtand nicht durchzuführen ſei. „Dem Herrn Hauptmann von Walter," ſagte

er, „dem man höheren Ortes ſehr wohl will, wurde es geſtattet, dieſe ſeine Idee zur Ausführung zu bringen. Ja man unterſtützte ihn, indem man ihn hier auf der alten Citadelle beläßt, ein Poſten, der früher von ſeinen Herren Kameraden nicht geſucht war. Auch wird es ihm leicht, ſich überall her gute Leute kommandiren zu laſſen, ſowie ein wirklich unverbeſſerliches Subject auch bei uns nie lange aushält, ſondern meiſtens zu einer ſehr ſcharfen Kompagnie geſchafft wird. Inſpicirt werden wir wohl mehr, als jede andere Kompagnie," ſetzte er lächelnd hinzu, „und daran iſt, unter uns geſagt, ebenſo gut die Neugierde der höheren Herrn-Offiziere ſchuld, als auch der Gedanke, bei der Bauernkompagnie, wie ſie uns häufig zu nennen beliebten, das Militäriſche ſehr vernachläſſigt zu finden. Aber dem iſt nicht ſo, das kann ich Sie verſichern. Was Propreté und Dienſt anbelangt, da kann unſer letzter Kanonier ein Muſter für jede Batterie abgeben. Anfänglich hat es dem Herrn Hauptmann wohl Mühe gekoſtet, die Sache in Gang zu bringen, es wird Sie gewiß intereſſiren," unterbrach er ſich ſelber, wobei er mich fragend anſah, „das in ein paar Worten zu vernehmen."

„Dafür bin ich Ihnen auf's Höchſte dankbar," erwiederte ich, und ſo fuhr denn der Feldwebel fort:

„Weßhalb ſich der Herr Hauptmann von Walter hieher zurückzog, das wiſſen wir nicht, thut auch nichts zur Sache. Genug, er war ein großer Garten- und Blumenfreund, und als er das Kommandanturhaus hier übernahm, mit einem verwilderten Fleck Erde, den man Garten nannte, da ging er mit einer wahren Luſt an's Geſchäft und hatte in kurzer Zeit ſchon ſehr viel ſauber gemacht. Nun war dazumal die Kompagnie in einem nicht minder verwahrloſten Zuſtande, als der Garten; und da

aufzuputzen und zu säubern war schon schwerer. Doch ging auch das gut von Statten und schon nach einem Jahre kannte der inspicirende Oberst die Festungskompagnie gar nicht wieder. Anfänglich aber war Kompagnie und Gärtnerei scharf getrennt und was hier oben gearbeitet wurde, geschah durch Taglöhner aus der Stadt. Nun wissen Sie aber selbst aus Erfahrung, daß die Kanoniere, wenn sie ihre Zeit eintheilen und fleißig sind, eine Menge Freistunden haben.

Da standen sie nun in diesen auf der Exercierbastion und schauten nach dem Garten des Herrn Hauptmanns herüber, wie aber Alles so schön grünte und blühte, und Manche, die sich zu Hause auch mit Feld und Pflanzen abgegeben, baten um Erlaubniß, ein Bischen helfen zu dürfen. Das wurde aber nur den ordentlichsten Leuten zugestanden, und da diese stolz darauf waren, so meldeten sich nach und nach immer mehr und gaben sich auch Mühe, durch Pünktlichkeit im Dienst die Erlaubniß zu erhalten, mit in dem Garten arbeiten zu dürfen. Nach und nach dehnte sich dieß auch auf die Glacis aus und wurde dort der kleine Park angelegt, den Sie gesehen, dann ging es an die Festungsgräben, und als da erst einmal Kartoffel, Kraut und Salat wuchsen, Alles zum Besten der Menage, da hätten Sie einmal sehen sollen, mit welchen Riesenschritten sich die Landwirthschaft vergrößerte. Da schaffte der Herr Hauptmann aus eigenen Mitteln Kühe an und der Ertrag war wieder für die Kompagnie, und vom Ueberschuß, der sich bald ergab, nahm er draußen die Felder in Pacht, die Sie gesehen. Freilich sind das nur zehn Morgen, aber bei dem Eifer und dem guten Willen der Mannschaft könnten wir ein paar hundert Morgen bearbeiten. Ja, wir könnten einen Ertrag erzielen, wie das größte Herrschaftsgut.

Einer der Leute will dem Andern nicht zurückſtehen und ſo ſpornt Einer den Andern an. Ich verſichere Sie, wir haben Bauernſöhne, die ſich zu Hauſe zu gut dünken und zu vornehm, um einen Wagen auf's Feld zu führen, und die hier bei uns im Stalle arbeiten, wie zu Hauſe ihre letzte Viehmagd."

„Und Freiwillige haben Sie nicht?" fragte ich.

„O ja," erwiederte der Feldwebel. „Wir haben ſogar viele Freiwillige; nur keine von denen, die man mit dem Namen Offizierspflanzen belegt. Unſere Freiwilligen ſind Handwerker, die wir brauchen können, meiſtens aber Bauernſöhne und Gärtnerburſchen, und wenn wir Alle nehmen wollten, die ſich melden, ſo könnte die Kompagnie viermal ſo ſtark ſein. Der Herr Hauptmann iſt darauf bedacht, alle neuen praktiſchen Erfindungen, die Landwirthſchaft betreffend, hier bei uns einzuführen. Daraus lernen die Leute nun viel Gutes, was ſie zu Hauſe bei ihrer eigenen Wirthſchaft nun wieder mit großem Nutzen anwenden."

Unter dieſen Geſprächen waren wir durch die Gräben verſchiedener Lunetten und Baſtionen um die kleine Feſtung herumgewandelt und faſt wieder an dem Thurme angekommen, wo ich meine Wohnung hatte. Ehe wir ihn aber erreichten, zeigte mir der Feldwebel ein weiß angeſtrichenes Gitterthor auf der Höhe einer Rampe, an der wir hinaufſtiegen, um hier in einen der reizendſten Blumengärten zu ſchauen, den ich in meinem ganzen Leben geſehen. Hier duftete und blühte es wunderbar. Die reinlichen Wege waren mit faſt weißem Sand beſtreut und umgaben die friſcheſten Raſenplätze oder Rabatten und Blumenkörbe, in denen die ſeltenſten Pflanzen ſtanden. Hie und da erhoben ſich kleine Gruppen von Orangen und Granaten in weißangeſtrichenen Kübeln, namentlich in der Nähe des kleinen Hauſes,

welches in dieſem weitläuftigen Vorwerke lag und die Wohnung des Herrn Hauptmann von Walter war.

„Da dürfen wir jetzt nicht hinein," ſagte mein Führer, „das wird Ihnen der Herr Hauptmann ſelbſt zeigen. Und ſomit haben wir unſern Spaziergang beendigt."

Als wir zurückgingen, dankte ich ihm auf's Freundlichſte für alles Schöne, was er mir gezeigt, ja ich war recht gerührt darüber und ließ auch mit einfließen, wie ſehr ich mich beſtreben würde, ein tüchtiges und würdiges Mitglied der Kompagnie zu werden, worauf er mir lachend erwiederte: er hoffe das ſelbſt, und ich hätte alle Urſache mich anzuſtrengen, denn es ſei eigentlich etwas Seltenes, ſo jung ſchon Feuerwerker zu werden, aber ganz unerhört, in meinen Jahren Feuerwerker bei der Feſtungskompagnie in J. zu ſein. Das ſah ich denn auch wohl ſelbſt ein und man kann ſich denken, mit welch guten Vorſätzen ich in mein Thurmgemach hinaufſtieg, ebenſo aber, daß ich eine Stunde nachher mit wahrem Herzklopfen zum Appell hinabſtieg.

Hier ſah ich nun die ganze Kompagnie verſammelt und im Anzug, in der Haltung, ſowie in den zufriedenen, wohlgenährten Geſichtern jedes einzelnen Kanoniers machte ſie auf mich denſelben guten Eindruck, wie die einzelnen Korporalſchaften, die ich geſehen.

Der Premierlieutenant, den ich ja ſchon von meiner Wache her kannte, befand ſich vor der Fronte, ernſt, faſt finſter, wie er gewöhnlich war. Er nahm die Meldung, daß ich da ſei, mit einem ſteifen Kopfnicken auf und verwies mich an die beiden Secondelieutenants, zwei noch ziemlich junge Leute, die, als ich mich ihnen vorſtellte, auch nicht anders thaten, als die Hand für einen Augenblick an ihre Dienſtmütze zu legen. Obgleich dieſer

Empfang nicht geradezu unfreundlich war, ſo bemerkte ich doch, daß man gegen mich zurückhaltend war, was ich auch Niemanden verdenken konnte. Man mußte ja erſt ſehen, wie ich, ein ſo junger Menſch, mich in der neuen ziemlich wichtigen Stellung benehmen würde.

Nach dem Verleſen der Kompagnie erſchien der Hauptmann. Er war mit dem Feldwebel draußen bei der Parade geweſen und brachte den Kommandanturbefehl über Wachen und dergleichen, die wir zu ſtellen hatten. Dann wurde das Exercieren für morgen geordnet, überhaupt nur ſtreng militäriſche Befehle gegeben und dann trat die Kompagnie auseinander. Mir winkte der Hauptmann auf die Seite und als ich vor ihm ſtand, betrachtete er mich lächelnd von oben bis unten und ſagte: „Ich hoffe, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt habe.“ Meine ehrerbietigen und eifrigen Verſprechungen, ſowie die Hoffnung, die ich ausſprach, daß er gewiß nie bereuen ſolle, mich zu ſeiner Kompagnie gezogen und damit zum glücklichſten Menſchen gemacht zu haben, nahm er freundlich auf und beſtellte mich um drei Uhr in ſeine Wohnung, um mir dort Einiges zu zeigen, was mich intereſſiren würde.

Ich konnte die Zeit bis dahin kaum erwarten, doch hatte ich auch noch mein erſtes Kompagniediner mitzumachen, auf das ich ebenfalls ſehr geſpannt war. Um zwölf Uhr rief uns das Hornſignal in einen untern Raum neben der Küche, wo ſich drei große Tafeln befanden, die ſogar mit weißen Tiſchtüchern bedeckt waren. Ehe ich in dieſen Speiſeſaal trat, konnte ich mich nicht enthalten, durch die Küche zu gehen und den Contraſt zu bewundern, den ich hier im Vergleich mit andern derartigen Anſtalten fand. Einer der bärbeißigſten Unteroffiziere von der Bat-

terie hatte hier die Aufsicht und machte es nicht, wie es gewöhnlich mit dergleichen Beaufsichtigungen geht, wo sich der Betreffende nicht darum bekümmert, sondern während des Anrichtens befand er sich an einem Nebentische und trug dort in ein Buch ein, was verabreicht wurde oder wer von der Mannschaft nicht da war, um so im Stande zu sein, den Fehlenden auch draußen auf der Wache, oder wo sie gerade waren, das Gehörige zukommen zu lassen.

Die Geräthschaften in der Küche waren blank und sauber geputzt, und statt daß bei meiner früheren Compagnie ein paar der unordentlichsten Kerle zu Küchenkalfaktern kommandirt waren, deren schmierige Uniformen Einem von vornherein allen Appetit benahmen, arbeiteten hier ein paar reinliche Leute in den sauberen bekannten Zwilchkitteln. Dazu war das Essen vortrefflich, obgleich es nur im irdenen Geschirr aufgetragen wurde; wir hatten eine gute Gerstensuppe mit einem großen Stücke kräftigen Rindfleisches, das aber später zu Gemüse und Kartoffeln gegessen wurde; und welche Portionen waren von Allem vorhanden und wie war Alles zubereitet! Das Brod war das gewöhnliche, wie es geliefert wurde, denn das Zulagebrod wurde Morgens zum Kaffee gegeben, sowie Nachmittags zum Vespern. An den beiden langen Tafeln saßen die Kanoniere, an jeder unten die Bombardiere, oben an der Seite die Unteroffiziere, und vor den Tischen hatte an einem mein Kamerad Feuerwerker seinen Platz, ich an dem andern. Den Leuten schmeckte es prächtig, doch was ich schon auf dem Corridor und in den Zimmern bemerkt, auch hier war kein Lärmen zu hören, Geschrei oder Lachen, wie sonst wohl in den militärischen Speisesälen.

Zehntes Kapitel.

Ich sehe den Garten des Herrn Hauptmanns, exerciere vortrefflich und darf Blumensträuße binden. Da ich aber etwas lernen will, komme ich in schlimmen Verdacht.

Vor drei Uhr trat ich meine Wanderung zum Hause und Garten des Herrn Hauptmanns an; an dem weißen Gitterthor hing eine Glocke, die ich in Bewegung setzte, worauf ein Dienstmädchen über den weißen Sandweg daher kam, um mir zu öffnen. Es erfaßte mich damals ein eigenes Gefühl, als ich zum Erstenmal durch jene Pforte trat. War es die Stille, der unbeschreibliche Frieden, der auf diesem reizenden Blumengarten lag, oder war es ein Vorgefühl, daß es mir hier sehr gut gehen würde, soviel ist gewiß, mein Herz schlug ängstlich und bewegt, ich hielt den Athem an und wandelte leise auf den Fußspitzen, als fürchtete ich, die zierlichen Blumen zu erschrecken.

Das Dienstmädchen wies mich nach rechts, wo ich den Herrn Hauptmann bei einem Beete von Rosenwildlingen stehen sah, die er selbst an Stämme band und das wilde Laub ausputzte, um die kräftigsten Zweige zum Oculiren herzurichten. Er hatte einen leichten weißen Sommerrock an und rief mir schon von Weitem freundlich entgegen: „Hier sollen Sie morgen Ihr Probe- und Meisterstück machen. Ich erwarte heute Abend noch eine Menge kostbarer Rosenzweige und davon können Sie morgen früh hier Augen nach Herzenslust einsetzen.“ Er hatte an jeden Stab ein hölzernes Täfelchen gebunden und darauf die Namen der Rosen bemerkt, mit welchen er die Wildlinge veredelt haben wollte. Im Vorübergehen zeigte er mir auch, wo die vorräthigen Etiquetten lagen, sowie weicher, feiner Bast zum Ueberbinden. Dann gingen

die Feuchtigkeit des Waſſers außerordentlich zu behagen ſchien, und ich ſah nicht leicht ſchönere Exemplare dieſer Pflanze als hier. Jedes der Blumenbeete oben im Garten beſtand aus einer einzigen Gattung von Blumen und war mit einer andersfarbigen und paſſenden Einfaſſung verſehen; aber alle Pflanzen waren kräftig und geſund, hatten die rechte paſſende Höhe und nirgends entdeckte man eine Spur von Unkraut.

Von meiner Korporalſchaft ſah ich mehrere im Garten beſchäftigt. Als ich Alles betrachtet, gab mir der Herr Hauptmann einen kleinen Schlüſſel, mit dem ich das Gitterthor öffnen könne, um, wie er ſagte, auch früh Morgens und zu ſonſtiger Tageszeit nach den Pflanzen ſehen zu können, wenn ich es gerade für nothwendig halte, dann verließ er mich und ging in's Haus zurück. Wenn ich vorher Alles oberflächlich angeſchaut, ſo nahm ich mir jetzt, da ich allein war, die Zeit, um Alles, Blumenbeete, Obſtbäume, Zierpflanzen, Glashäuſer genau und einzeln zu betrachten. Ich ſprach auch mit den Leuten meiner Korporalſchaft und ließ mir von ihnen manches ſagen, über die Güte der Erde, über die Lieblingsblumen des Herrn Hauptmanns, was ich ſelbſt ja nicht wiſſen konnte, und verbrachte ſo noch mehrere Stunden in dem ſchönen Garten.

Abends holte mich mein College Feuerwerker aus meinem Thurmgemache und wir gingen in den öſtlichen Feſtungsgraben, wo ſich eine Kegelbahn befand, ſowie ein Vergnügungsgarten für die Compagnie. Hier ſah ich zum Erſtenmal etwas von einer Marketenderin, die Frau eines alten Unteroffiziers nämlich hielt hier eine kleine Bierwirthſchaft; ſo war denn Alles in der Citadelle vereinigt, was nur ein militäriſches Herz wünſchen konnte. Doch war es trotz Kegelbahn und Biergarten Niemanden verwehrt,

in die Stadt zu gehen, aber von dieſer Erlaubniß machten nur Wenige und höchſt mäßigen Gebrauch. Die ganze Compagnie war wahrhaftig wie eine große Familie, und die Luſt an der gemeinſchaftlichen Arbeit ſowie die liebevolle Behandlung, welche ſowohl Kapitän als Offiziere jedem Einzelnen nach ſeinem Verdienſte zu Theil werden ließen, ſchlang ſich wie ein feſtes Band um die ganze glückliche Compagnie.

Da ich am nächſten Morgen ſchon um acht Uhr den zweiten Zug bei den Haubitzen exercieren ſollte, mir aber der Kapitän nicht nur von den Roſenablegern geſprochen, die kommen ſollten, ſondern mir auch ſpäter noch ſagen ließ, dieſelben ſeien wirklich angekommen und lägen im Gewächshauſe in feuchtes Moos verpackt, ſo begab ich mich ſchon um fünf Uhr in den Garten, um mit dem Oculiren fertig zu ſein, ehe der Dienſt begann. Es war ein klarer ſchöner Morgen, die Blumen, erquickt durch die Kühle der Nacht und ſatt getrunken von kriſtallhellem Thau, erhoben ſtolz und zierlich ihre Köpfchen und dufteten, daß es eine Pracht war. Draußen auf der weiten Ebene flimmerte es und ſtrahlte beim Glanz der Morgenſonne, welche flammend über die Höhen der fernen Berge emporſtieg. Von dort her war ich vor ein paar Tagen gekommen und dorthin wandte ich meinen Blick und meine Gedanken flogen, mein vergangenes Leben wieder durchgehend, nach meiner ehemaligen Garniſonsſtadt, dann weiter weg zu meinem Freunde Sternberg, dem Brigadeſchreiber, der wohl hauptſächlich Schuld daran war, daß ich mich hier befand, und dann gingen ſie noch weiter und weiter den Weg, welchen ich damals, noch ein halbes Kind, durchwandelt, weiterhin zu den Schluchten des Gebirges an der Gränze, wo das kleine Städtchen war, mit meinem Vater, dem Zollkontroleur Wortmann, meiner Mutter, die

jetzt gewiß noch viel längere und buntere Bänder an ihrer Haube trug, sowie mit dem kleinen weisen Vogel, der jetzt gewiß irgendwo Gärtnerbursche war oder hinter dem Pfluge dreinschritt; wenn mich Vater Wertmann hier sehen könnte, so würde er zufrieden sein, dessen war ich gewiß; meine Mutter aber vielleicht verstimmt den Kopf schütteln und in ihrem Stolze gekränkt sprechen: Um Gärtner zu werden, hätte er nicht vier Jahre zu dienen gebraucht. Und wenn man nur vier Jahre gedient hat, und schon Feuerwerker ist, so braucht man wahrhaftig keine Rosen zu oculiren. Aber trotz dieser Gedanken war mir dieß ein sehr liebes Geschäft, und ich schnitt mit einem wahren Behagen meine Kreuze in die saftige Rinde.

Fast hatte ich dieses Geschäft beendigt, ja ich war eben daran, das letzte Bastband anzulegen, als ich den leisen Gesang einer weiblichen Stimme vernahm. Es war ein einfaches Lied, das gesungen wurde, auch war die Stimme nicht stark und weithin schallend, hatte aber dafür etwas so Weiches, ja Melancholisches, daß es mir, der ich ohnedieß durch die Stille des schönen Morgens eigenthümlich gestimmt war, tief in's Herz drang. Diese Stimme ertönte ohne Begleitung eines Instrumentes, es mußte ein junges Mädchen sein, die vielleicht so eben ihre Fenster geöffnet und die erregt von all' der Pracht und Herrlichkeit draußen, jubelnd wie die Lerche, ihr Morgenlied sang.

Wer konnte das sein? Die Stimme kam aus dem Hause unseres Kapitäns, und wenn ich scharf hinhorchte, so glaubte ich sogar zu vernehmen, daß sie aus einem Eckzimmer drang, dessen Fenster auf die Ebene gingen und das während des Tages beständig mit einer gelb und weiß gestreiften Marquise vor den Sonnenstrahlen geschützt war.

Hatte ich doch bis jetzt nicht einmal gefragt, ob der Herr Hauptmann von Walter verheirathet sei. Das war mir ganz gleichgültig gewesen. Wir beim Militär kümmern uns ja nie um die Familien unserer Vorgesetzten, das sind ja für uns unbekannte Zugaben, mit denen wir nie in eine Berührung kommen und die uns durchaus nichts angehen. Hier aber, wo alle Verhältnisse so eigenthümlich waren, war das schon ganz anders, und da es wohl kommen konnte, daß ich beim häufigen Aufenthalt im Garten der Familie meines Chefs begegnen mußte, so war es mir schon interessant, etwas über dieselbe zu erfahren, und nachdem mein Rosengeschäft hier oben geendigt, der Gesang hatte ebenfalls aufgehört, machte ich dem Feldwebel einen Besuch und erkundigte mich so bescheiden als möglich nach den Familienverhältnissen des Herrn Hauptmanns.

So redselig der alte Herr sonst wohl sein konnte, so sagte er mir jetzt doch ziemlich einsilbig, der Herr Hauptmann von Walter sei verheirathet gewesen, seine Frau aber schon vor langen Jahren gestorben und er habe nur eine einzige Tochter.

Es war also wahrscheinlich die Sängerin, dachte ich mir. Wußte ich nun doch, wenn ich zufällig einer Dame im Garten begegnete, wer dieselbe sei, und zufrieden mit dem Bescheid des Feldwebels ging ich auf mein Zimmer.

Bald nachher trat der zweite Zug zum Exercieren zusammen und ich führte ihn auf die Bastion, um die Mannschaft, wie mir befohlen war, an zwei Feldhaubitzen exercieren zu lassen. Doch hatte ich erst einigemale Granaten in verschiedenen Elevationen werfen lassen, natürlicher Weise mit Sägmehl-Catouchen und der unschädlichen leeren Hohlkugel, so erschien der Premierlieutenant mit den beiden Secondelieutenants.

Zuerſt ſahen ſie, alle Drei, meinem Haubitzenexercitium zu, und dann befahl mir der Premierlieutenant die Haubitzen ſtehen zu laſſen und ſämmtliche Leute an die oben befindlichen Wallgeſchütze zu placiren. Ich hatte Mannſchaften genug, um einen kurzen und einen langen Vierundzwanzigpfünder zu montiren, einen Paixhans zu beſetzen, ſowie Mörſer von verſchiedenen Kalibern. Meine Bombardiere hatten die Geſchütze unter ihrer ſpeciellen Aufſicht und ich ſollte das Ganze leiten, wobei mich die Offiziere der Kompagnie von einem Geſchütz zum andern begleiteten, und ich nun die verſchiedenſten Schießübungen durchmachen laſſen mußte. Anfänglich merkte ich nicht, daß mich der Premierlieutenant, der mich vielleicht für einen ganz guten Gärtner, aber ſchlechten Kanonier halten mochte, ein förmliches Examen durchmachen ließ, weshalb ich mit den Geſchützen auf alle Diſtanzen und jede mögliche Batterie manövriren mußte. Jetzt gab er an, ich habe es mit einer Demontirbatterie zu thun, die gerade vor mir liege; dann ſagte er, eine Ricochettebatterie rechts von uns fange an, uns in die Flanke zu nehmen, weshalb ich zwei Geſchütze dorthin wenden ließ und zu gleicher Zeit die während des Abfeuerns überflüſſigen Kanoniere dicht an die Traverſen treten ließ; dann rückte uns eine Breſchebatterie dicht auf den Leib, auf welche Weiſung ich ruhig die Pulverladung und Elevation änderte, und als nun gar nach ſeiner Angabe die Büchſenkugeln vorgeſchobener Schützen meine Kanoniere beläſtigten, ließ ich die Schießſcharten blenden.

Bei den Mörſern mußte ich alle Kunſtſtücke durchmachen laſſen, die noch bei einer wirklichen Beſchießung vorkommen können. Bald hatte ich eine Schanze vor mir auf dreitauſend Schritte, dann immer näher, jetzt gab er mir einen einzelnſtehenden Baum

auf der Ebene an, den ich hinter der Bruſtwehr nicht ſehen konnte, und wo ich mir durch aufgeſteckte Stäbe helfen mußte. Das Schwierige bei dieſem Wurfmanövre war, daß mich der Premierlieutenant verſchiedene Diſtanzen nach der Ebene hinaus, bald ein einzelnes Haus, bald eine Baumgruppe nach dem Augenmaß abſchätzen ließ, Entfernungen, die er ganz genau kannte, und die ich, dank meines im Freien und beim Gartengeſchäft geübten Auges ziemlich richtig traf. Mittlerweile war auch der Herr Hauptmann auf die Baſtion gekommen und ſchaute lächelnd unſerm Treiben zu, wobei er zuweilen gegen den Premierlieutenant freundlich ein Auge zukniff. Dieſer ſchenkte mir auch ſchon gar nichts, und ließ mich aus meinen Mörſern bald Spiegelgranaten, bald Steine, bald Brand-, Leucht- und Stinkkugeln werfen; ja, als das Exercitium vollkommen ergründet war, mußte ich die Leute zuſammennehmen und ihnen nach ſeiner Angabe einen Vortrag in Artilleriewiſſenſchaften halten, wozu er mir die ſchwerſten Themas angab. Ich muß geſtehen, daß ich ordentlich beſtand, und das ſah ich auch an dem Geſichte meines Examinators; ſeine ſtrengen Augen würden freundlicher, ſein finſter die zuſammengekniffenen Mundwinkel bedeckender Schnurrbart erhob ſich zuweilen mit einem freundlichen Lächeln, und als wir endlich fertig waren, wandte er ſich an unſern Kompagniechef, und ſagte im Ton der Ueberzeugung: „in der That, Herr Hauptmann, ganz famos; ich bin vollkommen zufrieden.“

Nun hatte ich's bei der Kompagnie und allen Offizieren gewonnen. Der Herr Hauptmann von Walter rieb ſich die Hände und ſagte lachend: „Da ſehen Sie, meine Herren, daß man ein ganz außerordentlicher Gärtner ſein kann und dabei ein tüchtiger Unteroffizier. Der Feuerwerker hat heute Morgen vor dem Exer-

cieren ſchon ſeine dreißig Roſen oculirt, daß es eine wahre Freude anzuſehen iſt. Und Roſen oculiren iſt nicht leicht, dazu muß man eine feine Hand haben. Gewiß, gewiß, Herr Premierlieutenant," wandte er ſich freundlich an dieſen, „es iſt ein ſchönes Geſchäft das Roſenoculiren, ſowie die ganze Gärtnerei, obgleich Sie keinen Schuß Pulver darauf halten."

Und ſo war es auch in der That. Der Premierlieutenant war eigentlich ein abgeſagter Feind der ganzen Landwirthſchaft, und obgleich er mit dem Kapitän auf dem allerfreundſchaftlichſten Fuße ſtand, ſo machte er ihm doch eine fortgeſetzte Oppoſition, welche zum Glück darin beſtand, daß er im Dienſt von einer eiſernen Strenge war, den Kanonieren keine Viertelſtunde Exercierens ſchenkte und die Uniformen mit einer erſchrecklichen Genauigkeit nachſah, ob da nicht die ländlichen Arbeiten der Leute irgend einen Flecken zurückgelaſſen habe. Doch liebten Alle den Hauptmann ſowie ihre landwirthſchaftlichen Arbeiten zu ſehr, um dem Premierlieutenant die Freude zu laſſen, daß er ſagen könne, wie er früher oft gethan, die Artillerie und Landwirthſchaft paſſen nun einmal in alle Ewigkeit nicht zuſammen.

Oefters, wenn ich früh am Morgen in dem Garten beſchäftigt war, hörte ich die Stimme wieder, die mir, als ich ſie zum erſten Mal vernahm, ſo tief zu Herzen gegangen. Doch war ich faſt ſchon drei Wochen hier auf der Citadelle, als es mir vergönnt war, die liebliche Sängerin zu ſehen. Der Herr Hauptmann hatte dem Feſtungskommandanten, ſowie ſeinen Offizieren ein Diner gegeben und nach demſelben ſaßen die Herrſchaften auf der Terraſſe vor dem Hauſe und tranken Kaffee, während ich an meinen Blumen beſchäftigt war. Auf einmal rief mich der Herr

Hauptmann, ich lief eilig näher, und da war er so freundlich, mich dem Herrn General v. R. vorzustellen.

„Das ist also das Wunder von einem Feuerwerker!“ sagte dieser lachend; „sieht recht sauber aus, aber jung, noch unverschämt jung.“

Am Tische saß auch die Tochter des Hauptmanns. Sie trug ein einfaches Kleid von gelber, ungefärbter Seide und hatte einen breiten Strohhut auf dem Kopfe, der, da sie obendrein das Gesicht herabgebeugt hielt, ihre Züge gänzlich verdeckte. Erst als ihr Vater sie recht sanft bei der Hand nahm und ihr sagte: „Das ist Feuerwerker Wortmann, von dem ich Dir schon gesagt,“ hob sie den Kopf in die Höhe und sah mich mit großen, so eigenthümlich glänzenden Augen an, daß es mir fast den Athem benahm und ich kaum im Stande war, eine Verbeugung zu machen. Sie mochte damals achtzehn Jahr alt sein, und etwas Lieblicheres wie dieses Gesichtchen hatte ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Das war nun für die damalige Zeit nicht hoch geschworen, denn was meine Kenntniß des weiblichen Geschlechts anbelangt, so war dieselbe nicht der Rede werth. Aber auch später, nachdem ich viele Schönheiten gesehen, dachte ich immer noch mit Entzücken an diesen Augenblick und mußte mir gestehen, daß ich weit schönere Mädchen gesehen, aber nichts Lieblicheres, als die Tochter des Herrn Hauptmanns. — Nur die Augen, die Augen, so wunderbar schön, hatten einen so seltsamen Ausdruck, und als ich ihr vorgestellt wurde und meine Verbeugung machte, lächelte sie wohl, aber ihre Blicke flogen wie theilnahmlos bei mir vorüber und schienen etwas zu suchen, hoch oben im Blau des Himmels.

Der Hauptmann befahl mir, eine Tasse Kaffee anzunehmen.

und das ſchöne Mädchen ſchenkte ſie mir ein. Doch taſtete ſie dabei unſicher auf dem Tiſch umher und der Vater ſchob ihr Taſſe und Kaffeekanne zwiſchen die kleinen weißen Finger. Ja, als ſie mir den Kaffee reichen wollte, hielt ſie die Taſſe mehr gegen den Premierlieutenant als gegen mich, weßhalb denn mein ſtrenger Vorgeſetzter ſo freundlich war, ſie ihr abzunehmen und mir höchſt eigenhändig darzureichen. Doch unterließ er nicht dabei zu ſagen: „dem geſchickten Artilleriſten.“

„Sie ſind unverbeſſerlich!“ ſagte der Hauptmann von Walter laut lachend zu ihm, „und obendrein ſehr undankbar. Was hat die Artillerie mit dem Kaffee zu thun? Ein Gärtner hat ihn gepflanzt und ebenſo den Zucker, den Sie ſo ſehr lieben. Ja, der größte Theil des Diner's, das wir heute gemacht, ſind Produkte der Landwirthſchaft. — Wahrhaftig, nächſtens laſſe ich Ihnen einmal einen ſoliden Zünderſatz backen oder eine Kartätſchenſuppe machen.“

Ich trank meine Taſſe, ſchielte aber ein paar Mal über ſie hinaus nach der Tochter meines Hauptmanns, welche ein Bouquet neben ſich liegen hatte, das ſie zuweilen an ihr Geſicht drückte.

„Apropos,“ ſagte ihr Vater zu mir, „obgleich ich das Blumenabſchneiden im Allgemeinen nicht leiden kann, ſo wär's mir doch recht, wenn Sie mir täglich einen Strauß ſchnitten. Meine Tochter liebt ſehr die Blumen, nicht wahr, Eliſe?“

Darauf hob ſie wieder ihren Kopf in die Höhe und ſprach zu mir, ohne mich aber anzuſehen, mit einer angenehm klingenden, weichen Stimme: „Ja, wenn der Feuerwerker ſo freundlich ſein will, bin ich ſehr dankbar dafür.“

„Dabei ſehen Sie aber mehr auf den Duft der Blumen,

als auf helle glänzende Farben," ergänzte der Hauptmann, wobei er ſein Kind mit einem eigenthümlichen Blicke anſah.

Nach einer Verbeugung ging ich an meine Geſchäfte zurück, konnte aber die ſeltſamen Augen des ſchönen Mädchens nicht vergeſſen, und dazu hörte ich immer die Worte ihres Vaters: dabei ſehen Sie aber mehr auf den Duft der Blumen, als auf helle glänzende Farben. — — — — Auf einmal blieb ich wie erſtarrt ſtehen, ja, plötzlich verſtand ich den ſeltſam ſtarren Blick ihrer Augen, ihr eigenthümliches Weſen — — die Worte des Hauptmanns. — — Das arme unglückliche Mädchen war blind.

Und ſo war es auch in der That. Der Feldwebel, den ich noch am heutigen Tage befragte, gab es mir achſelzuckend zu und meinte: „Das iſt ein großes Unglück, welches den Herrn Hauptmann betroffen; und es iſt jammerſchade für dieß vortreffliche gute Mädchen." Auch erfuhr ich jetzt, daß die Frau des Hauptmanns ſchon vor langen, langen Jahren geſtorben ſei und ebenſo, daß die kleine Eliſe bis in ihr zwölftes Jahr ſehend geweſen, dann aber in Folge einer Erkältung erblindet. „Zuweilen," ſagte der Feldwebel, „kommt einer der geſchickteſten Augenärzte der Reſidenz, wenigſtens alle Jahre einmal, und ſieht nach der Kranken. Er hat die Hoffnung, ſie zu heilen, nicht aufgegeben, will aber, und darin hat er Recht, langſam und äußerſt behutſam zu Werke gehen."

Ich muß geſtehen, daß mich das ſchöne Mädchen ſehr beſchäftigte, und daß ich außerordentlich auf den Moment begierig war, wo frühe am Morgen ihr weicher, melancholiſcher Geſang erſchallte. Häufig ſah ich ſie nun auch über Tages im Garten, und an ihrem Benehmen merkte ich zu meiner großen Freude, daß ihr Vater etwas auf mich hielt und gut von mir ſprach;

denn oft trat ſie allein auf die Terraſſe hinaus und rief mit ihrer ſilberhellen Stimme meinen Namen, worauf ſie mich dann gewöhnlich bat, ſie an irgend einen Punkt des Gartens zu begleiten. Das erſte Mal benahm ich mich dabei entſetzlich dumm und ungeſchickt. Wenn ich Fräulein Eliſe führen ſollte, ſo mußte ich ja ihren Arm oder ihre Hand ergreifen, welch letztere ſie mir auch entgegenſtreckte. Nun war ich aber zu ängſtlich und ſchüchtern, um ihre feinen Finger anzufaſſen, und ſtand einige Minuten rathlos da, bis ich endlich näher trat und ehrfurchtsvoll meinen Arm darreichte, worauf ſie nun ihre kleine Hand legte, aber ſo leicht, ſo leicht, daß es nicht anders war, als ſei ein Roſenblatt darauf gefallen.

Wenn ich ſie nun ſo an irgend einen Punkt des Gartens geleitete, da war es doch ſelbſtredend, daß ich in der Nähe blieb. Sie konnte ja etwas verlangen, nach Jemanden rufen, und es wäre ja ſchrecklich geweſen, wenn ſie Niemand gehört hätte. Ich arbeitete dann in ihrer Nähe bald dies, bald das, und wenn ſie vielleicht einen Zweig rauſchen hörte und meinen Fuß leicht auf dem Sande knirſchen, da frug ſie häufig: „Sind Sie es, Wortmann?“ und zuweilen knüpfte ſie dann ein längeres Geſpräch an. Ja, im Verlaufe der Zeit mußte ich ihr meine ganze Lebensgeſchichte erzählen und ich that das der Wahrheit gemäß, von meinem Vater und meiner Mutter, von unſerem Kaſernenleben, von der Miranda, von meinem Freunde Poltes, ſowie auch, daß man mich als kleines Kind Major nannte. Das letztere erſchien ihr außerordentlich komiſch und ſie lächelte freundlich darüber, muß es auch ihrem Vater erzählt haben, denn dieſer ſagte eines Tages freundlich zu mir: „Nun, lieber Wortmann, wenn auch kein Major aus Ihnen wird, ſo hoffe ich doch noch was Tüch-

tiges an Ihnen zu erleben. Sie haben einen guten Kopf, sind auch fleißig und lernen leicht. Aber Sprachen müssen Sie treiben, das ist unumgänglich nothwendig."

Er hatte das schon häufig gesagt, und mir auch französische und englische Bücher zum Selbstunterricht gegeben. Daß ich aber heimlicher Weise sehr früh am Morgen und Abends spät bei einem Sprachlehrer der Stadt in beiden Sprachen Stunden nahm und mit einem eisernen Fleiß darüber her war, hatte ich ihm nicht gesagt. Weßhalb ich es verschwieg, wußte ich eigentlich nicht. Meinen Vorgesetzten damit zu überraschen, das konnte ich mir nicht gut einbilden; ich glaube, der Hauptgrund war, daß ich zuerst sehen wollte, ob ich ein Talent für fremde Sprachen habe. Doch hätten diese heimlichen Lectionen mir fast Unangenehmes zu Wege gebracht. Obgleich der Herr Hauptmann von Walter gegen mich sowohl im Dienst als auch im Garten sehr gut und freundlich war, so hatte das doch eine gewisse Gränze, über die er nie hinausging, und schien sich auch im Uebrigen um mein Leben und Treiben nicht im Geringsten zu kümmern. Wie mir aber später klar wurde, war das durchaus nicht der Fall; er bekümmerte sich vielmehr so genau um mein Leben außerhalb des Dienstes, daß er bald erfuhr, ich bringe sowohl des Morgens in aller Frühe als auch Abends sehr spät manche Stunden in einem Hause der Stadt zu. Da mein Sprachlehrer ziemlich unbekannt war, das Haus, in dem er wohnte, aber recht ärmlich und seine Umgebungen vielleicht nicht im besten Rufe standen, so fiel dadurch ein Schatten auf mich, den ich obendrein nicht aufklären konnte, da ich keine Ahnung davon hatte.

Wohl bemerkte ich, daß der Herr Hauptmann, obgleich er wohlwollend und gütig wie immer war, doch nicht mehr so freund-

lich wie früher gegen mich zu ſein ſchien. Davon konnte ich mir keinen Grund erklären, und obgleich ich mich mehr als je beſtrebte, meinen Dienſt zu ſeiner Zufriedenheit zu thun, ſo vermißte ich doch die Herzlichkeit, mit der er ſich ſonſt über jedes noch ſo Unbedeutende bei mir bedankt. Ja, er hatte mir ſogar einmal ziemlich ernſt geſagt, als ich an einem Tage zwei ſchöne Bouquet für ſeine Tochter gemacht, ich plündere ja ſeinen ganzen Garten. Auch Fräulein Eliſe kam nie mehr allein in den Garten und ich hatte ſie ſchon längere Zeit nicht mehr nach einem ihrer Lieblingsplätze führen dürfen. Wohl dachte ich zuweilen daran, den Feldwebel zu befragen, doch kam mir das wieder ſo anmaßend vor, daß ich mich ſchämte, es zu thun.

Elftes Kapitel.

Da ich als Soldat und Gärtner pünktlich und fleißig bin, werde ich von der Kompagnie weggeſchickt, lerne ſpäter den Wechſel alles Irdiſchen kennen und erfahre ſchließlich, daß Madame Hammer Recht gehabt.

So kam der Spätherbſt, ich ließ Pflanzen und Bäume in die Gewächshäuſer einräumen, und wenn ich dabei die ſchon halb verwüſteten Blumenbeete betrachtete, ſo dachte ich mit wahrer Traurigkeit an den Winter, wo hier der weiße Schnee liegen würde, wo dort droben im Hauſe kein Fenſter mehr geöffnet ſei und alſo auch kein Geſang in den Garten dringen könne. Dann hatte ich begreiflicher Weiſe nicht viel da oben zu thun, und wenn mich auch die Gewächshäuſer manche Stunde beſchäftigten, ſo kam ſie doch nicht mehr in den Garten, an der, ich geſtehe

es offenherzig, ſchon damals beinahe unbewußt mein ganzes Herz hing. Sie war die Schönſte der Blumen.

Zuweilen hatten wir noch heitere warme Tage, und an einem derſelben ſaß Fräulein Eliſe in der Nähe des kleinen Springbrunnens, hatte den Kopf in die Hand geſtützt und horchte, recht traurig, ſo ſchien es mir, wie ſie aber öfters zu ſein pflegte, auf das Plätſchern des Waſſers. Hie und da fielen dürre Blätter von den Bäumen, und wenn dieſelben auf dem andern gelben Laub am Boden raſchelten, ſo horchte ſie auf und dann flog ein recht trübes Lächeln über ihr ſchönes Geſichtchen. Auch ſie dachte an den Winter, aber ganz anders als ich. Auch ſie fühlte wohl, daß es Herbſt würde, und daß ſie Abſchied nehmen müſſe von der friſchen und feinen Natur und dem Dufte der zahlreichen Blumen und daß auch für ſie die Zeit des Winters käme, welche ihr, der armen Blinden, gewiß doppelt hart ſein mußte.

Unterdeſſen war der Herr Hauptmann in den Garten getreten, ich hatte ihn ſchon vor kurzer Zeit in Uniform aus der Citadelle kommen ſehen, er war aber in's Haus gegangen und kam jetzt von dort her in ſeinem grauen Sommerrocke, den Strohhut auf dem Kopfe, mit einer brennenden Cigarre, deren Duft er mit ſichtlichem Behagen in die friſche Herbſtluft hinausblies; auch ſang er halblaut vor ſich hin, was nicht allzuhäufig bei ihm vorkam. Als er in der Entfernung vor mir vorüberſchritt, gegen ſeine Tochter hin, rief er mir zu: „Sie ſind ja ungeheuer fleißig geweſen, Wortmann!“ Ich ließ nämlich gerade die kleine Orangerie einräumen und war faſt damit fertig. „Wenn Sie vielleicht einen Augenblick abkommen können, ſo laſſen Sie ſich hier bei uns ſehen.“

Hinter dem Hauptmanne kam das Dienſtmädchen aus dem

Hause und trug einige Früchte, weißes Brod und eine Flasche Wein mit Gläsern in den Garten, welches sie Alles auf das Tischchen vor Fräulein Elisen niedersetzte.

Auch ich säumte nicht, mich da einzufinden; der Herr Hauptmann war sehr freundlich, wies auf einen Stuhl und bot mir eine Cigarre an, was er noch nie gethan. Als er mir dieselbe gab und ich mich ehrfurchtsvoll weigerte, sie anzunehmen, blickte Fräulein Elise in die Höhe, und auf ihrem Gesichte drückte sich ein kleines Erstaunen aus. Als ich meine Cigarre angezündet hatte, mußte ich mich niedersetzen und bekam ein Glas Wein. Wir sprachen über dies und das, über den Herbst, über Gewächshäuser und Frühbeete, auf einmal sagte der Herr Hauptmann, wohl anfänglich lächelnd, dann aber mit einem so ernsten Tone, daß ich ordentlich zusammenschrack: „Wissen Sie auch Wortmann, daß Sie ein Heimlichthuer sind, ein tückischer, abgeschlossener Mensch?"

„Ich, Herr Hauptmann?" stotterte ich, in der That auf's Höchste erschreckt, „ich weiß wirklich nicht, was ich mir zu Schulden kommen ließ."

Fräulein Elise war bei der seltsamen Rede ihres Vaters roth geworden und blickte stille vor sich nieder auf den Teller.

„Kannst du dir wohl denken," fuhr er nun fort, gegen seine Tochter gewendet, „was dieser Feuerwerker Wortmann treibt. Ich habe ihm eine englische und französische Grammatik gegeben und ich denke nun, er wird mich eines Tags um Rath fragen, wie er es anfangen müsse, um die beiden Sprachen gründlich zu erlernen. Gott bewahre! Da geht er hin, sucht sich einen Lehrer und treibt das Alles im Geheimen. Ist das nicht ein heimtückischer Mensch?"

Als mein Chef so sprach, konnte ich mich nicht enthalten, verstohlen das junge Mädchen anzusehen. Gott! und wenn ich mich nicht täuschte, aber man täuscht sich so leicht in dergleichen, so lächelte sie freundlich. Natürlicher Weise sagte ich zu meiner Entschuldigung, ich hätte mich nicht unterstehen wollen, den Herrn Hauptmann mit dergleichen Kleinigkeiten zu behelligen; „ja," setzte ich verlegen hinzu, „es würde mir auch das höchste Glück gewesen sein, auf einmal dem Herrn Hauptmann sagen zu können, das und das habe ich gelernt, aber," setzte ich hinzu, „ich bin noch sehr weit zurück."

„Das wollen wir morgen früh sehen," erwiederte er mir lachend. „Morgen ist es Sonntag und nach der Kirche sind Sie zum Spracheramen kommandirt. Fällt das nach Wunsch aus, so dürfen Sie bei mir zu Mittag essen."

Wer war glücklicher, als ich! War der Wein so berauschend oder die Cigarre so stark, genug, als ich mich dankend entfernte, taumelte ich ordentlich auf dem breiten Wege dahin und war dabei so blaß, daß mich mein Bombardier fragte, ob mir etwas Unangenehmes zugestoßen sei?

Den andern Tag fand ich mich erwartungsvoll bei meinem Examen ein. Daß Fräulein Elise dabei saß, machte mich anfänglich über alle Maßen verlegen, doch mußte der Herr Hauptmann mit mir zufrieden sein, denn als wir fertig waren, sagte er zu seinem Bedienten: „Man solle drei Couverts auflegen, der Feuerwerker Wortmann ißt bei uns."

Der machte große Augen.

Den Unterricht mit meinem alten Sprachlehrer setzte ich nun eifriger als je fort, ja ich fing bald darauf bei einem andern das Lateinische wieder an und brachte es durch eisernen Fleiß

ſo weit, daß ich in nicht gar zu langer Zeit meinen Cornelius Nepos gehörig verſtand.

Unterdeſſen bedeckte der Schnee die Wälle und Gräben der Citadelle und unſern kleinen reizenden Garten. Der Premierlieutenant konnte nun die Compagnie keinen ſtrengen Dienſt thun laſſen und ſo hatte ich Zeit genug, mich mit all' den Wiſſenſchaften wieder zu beſchäftigen, die ich ſeit meinem verunglückten Examen ziemlich vernachläſſigt.

Der Hauptmann von Walter hatte mich liebgewonnen, das ſah ich. Er war mehr mein väterlicher Freund, als mein Vorgeſetzter. Um ſeinen Gewächshäuſern bei Tag und Nacht näher zu ſein, hatte er mir auf der kleinen Orangerie zwei Zimmer eingeräumt, und daneben war noch ein anderes, wo die vier beſten Leute meiner Korporalſchaft wohnten, was des beſtändigen Heizens und Lüftens wegen nothwendig war. Auch hatte er mir eine förmliche kleine Bibliothek geliehen, und in den langen Winterabenden war ich ſo unbeſchreiblich glücklich, häufig in ſein Wohnzimmer kommen zu dürfen, wo ja auch Fräulein Eliſe war, und wo er uns förmliche Vorträge über Geſchichte und Geographie hielt. Oefters mußte ich vorleſen, deutſch, franzöſiſch oder engliſch, und das kam ſpäter dann auch wohl vor, wenn er am Tage ausgegangen war und ſich Eliſe mit ihrem Dienſtmädchen allein in ihrem Zimmer befand. Ach! für die Aermſte gab es ja keinen Tag und keine Nacht, und die ewige Finſterniß, welche ſie umgab, war wohl hauptſächlich Schuld daran, daß ſie ſo liebevoll, freundlich und dankbar zuhörte, wenn ich ihr vorlas. Dabei las ich mich aber förmlich um meine Ruhe, und wenn ich, wie Eliſe ſo freundlich war, zu ſagen, gut las, ſo kam das wohl haupt-

ſächlich daher, weil ich das Gefühl, welches ich für ſie im Herzen trug, in meine Worte ausſtrömen ließ.

Dabei mußte ich mich aber ſehr zuſammennehmen, denn ein Blick, ein Wort konnte mich aus der Faſſung bringen, und ich dann roth werden, wie es ſich eigentlich nicht für einen Feuerwerker ſchickte. So weiß ich, daß eines Tages der Herr Hauptmann zurückkam und freundlich fragte: „Nun Kinder, was habt Ihr geleſen?“ Dieß Wort machte mich ſo verlegen, und trieb mir das Blut ſo ſtark in's Geſicht, daß ich mich vor mir ſelber ſchämte, ſo daß ich nachher, als ich allein war, mich heftig ausſchalt.

Eines Tages, es fing ſchon an, Frühjahr zu werden, der Schnee war geſchmolzen, von den Baſtionen herab floß das Waſſer in kleinen grauen Bächen in die Gräben und über die Ebene ſtrömte zuweilen ein ahnungsvoller warmer Windhauch, ſo daß Fräulein Eliſe ihre Fenſter häufig öffnen konnte, ließ mich der Herr Hauptmann in ſein Zimmer rufen und gab mir einen Brief meines Vaters, der, wie er ſagte, durch Einſchluß an ihn gekommen ſei. Vater Wortmann ſchrieb mir in ſeiner gewohnten Kürze, daß ſich die ganze Familie wohl befinde, und daß es ihn außerordentlich freue, mich in einer ſo vortrefflichen Kompagnie zu wiſſen, daß er ſich aber namentlich auf's Höchſte geehrt fühle durch den Entſchluß meines Herrn Hauptmanns, für meine Zukunft ſo glänzend ſorgen zu wollen.

Nachdem ich das geleſen, ſowie das nie fehlende Poſtſcriptum meiner Mutter, welche mir ſchrieb, daß meine älteſte Schweſter die Braut des weiſen Vogel ſei, der ein hübſches kleines Landgut geerbt, blickte ich fragend meinen Hauptmann an, da ich das, was mein Vater von meiner glänzenden Zukunft ſagte nicht

verſtand. Es durchzuckte mich wohl ein ſüßer Gedanke, aber der war ja ſo thöricht, daß ich ihn gleich wieder verwarf.

Der Hauptmann ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor mir ſtehen und ſagte: „Sehen Sie, mein lieber Wortmann, ich habe allerdings an Ihre Zukunft gedacht und Ihrem Vater geſchrieben, ob er mir völlig freie Hand über Sie laſſen will. Zu gleicher Zeit geſtehe ich Ihnen offenherzig, daß ich mich durch meinen Freund, den Generalſteuerdirektor, nach Ihrer Familie erkundigte; deſſen Antwort iſt vollkommen befriedigend ausgefallen, was mich außerordentlich freut. Offizier können und wollen Sie nicht werden. Sie ſind jung, haben einen guten Kopf, auch ſchon recht viel gelernt, deßhalb will ich Ihnen einen Vorſchlag machen: Ich habe ſchon die nöthigen Schritte gethan, Sie als Zögling erſter Claſſe in die Forſtakademie nach C. zu bringen. Dort können Sie Ihre landwirthſchaftlichen Studien fortſetzen, ſie beendigen und haben dann ſpäter die Wahl, ob Sie irgend ein Gut bewirthſchaften wollen oder in das Forſtfach übergehen. Wenn Sie fleißig ſind und Ihre Aufführung tadellos bleibt, wie bisher, ſo werde ich, nachdem Sie Ihre Studien beendigt, mit wahrer Freude auch ſpäter für Sie ſorgen."

Ich ſtand ſprachlos da über das ungeheure Glück, welches ſich meinen Augen zeigte. Eine Forſtakademie beſuchen, ein vollkommener Landwirth werden, darin hatten von jeher meine kühnſten Wünſche beſtanden, aber wie konnte ich an ſo etwas denken? Ich war mittellos und die Studien, die ich noch zu machen hatte, ſehr koſtſpielig.

Als ich mich einigermaßen gefaßt, ſchämte ich mich durchaus nicht, meinem freundlichen Wohlthäter mit Thränen in den Augen zu danken. Er drückte mir freundlich die Hand und ſprach liebe-

voll zu mir, wie ein Vater zu seinem Sohne. So stattete er mich auch in jeder Hinsicht aus, und als nach wenigen Wochen der Augenblick gekommen war, wo ich von der Kompagnie im Allgemeinen, von meiner Korporalschaft insbesondere, vom Feldwebel und der lieben, lieben Citadelle Abschied nahm und nun zum letzten Male vor den Herrn Hauptmann und Elise trat, war der alte Herr selbst außerordentlich gerührt, und als ich ihm weinend wie ein Kind wiederholt auf's Herzlichste dankte, sagte er mit feuchten Augen lächelnd: „Seien Sie ruhig, lieber Wortmann, ich bin ein Egoist. Was ich vielleicht an Ihnen thue, ist ein Capital, von dem ich dereinst schöne Zinsen erwarte."

Und Elise! —

Sie reichte mir zum Abschied ihre beiden lieben Hände, die ich mich nicht enthalten konnte, innig zu küssen und dabei war ich so überaus glücklich, einen leisen, leisen Druck derselben zu empfinden.

Hiermit ist eigentlich die Geschichte des Feuerwerkers Wortmann, die ich dem geneigten Leser versprochen, zu Ende; denn Uniform und Titel und auch sonst noch Manches ließ ich in der Citadelle zurück, um aber gegen die, welche vielleicht Antheil an meinem Schicksal genommen, nicht undankbar zu sein, will ich noch hinzufügen, daß ich drei Jahre auf der Forstakademie blieb, daß ich auch recht fleißig war und endlich mit Zeugnissen entlassen wurde, die mich nicht nur zu einer höheren Forststelle berechtigten, sondern mir sogar gestatteten, mich zu einer Lehrerstelle bei einer der landwirthschaftlichen Anstalten des Staates zu melden, und diese letztere Aussicht machte mich ganz unbeschreiblich glücklich; denn mein Wohlthäter, mit dem ich begreiflicher Weise viel correspondirte, hatte mir vor einem halben Jahre brieflich angezeigt,

er habe sich endlich entschlossen, seine liebe Citadelle zu verlassen und zwar weil ihm durch die Gnade Seiner Majestät das Direktorium einer der größten landwirthschaftlichen Anstalten des Landes übertragen worden sei. — Das hatte mich innig gefreut, aber schmerzlich hatte es mich berührt, daß er zu gleicher Zeit von einem andern erfreulichen und wichtigen Ereignisse seiner Familie schrieb. Gewiß hatte sich ein Bewerber um Elise gefunden, das sagte mir mein Herz tausendmal und machte mich recht, recht traurig.

Der Weg von der Forstakademie zum nunmehrigen Aufenthalte meines ehemaligen Chefs, der mir befohlen, sogleich zu kommen, führte über die kleine Festung J., und Herr von Walter hatte mir geschrieben, ich solle mich auf dem ehemaligen Schauplatz unserer Thaten ein Bischen umsehen. Daß er hinzusetzte: „Man muß sich an den Wechsel alles Irdischen gewöhnen," begriff ich damals nicht recht.

Ich erreichte die Festung an einem schönen Frühlingsmorgen, dießmal zu Wagen und vom Postgebäude ging ich gleich nach der Citadelle. Der Unteroffizier am Thor war mir ein völlig fremdes Gesicht; ebenso der Feldwebel, bei dem ich um Erlaubniß bat, die Werke sehen zu dürfen. — Und diese Werke, wie waren sie verwandelt! Mir war zu Muthe, als sei hier früher ein Zaubergrund gewesen, der mit dem Verlassen des guten Genius wieder seine traurige ehemalige Gestalt annahm. Verschwunden waren Felder, Anlagen und Gärten; auf sämmtlichen Bastionen standen die stillen verdrießlichen Geschütze, von unserem ehemaligen Garten war keine Spur mehr zu sehen und wo unsere Blumen geblüht, vor dem kleinen Kommandanturgebäude, war jetzt ein nüchterner glatter Kiesplatz, wo nach Zählen

Rechts- und Linksum gemacht wurde, eine für Körper und Geist gleich angenehme Beschäftigung, der übrigens der jetzige kommandirende Artilleriekapitän mit großer Befriedigung zuschaute. Es war das eine lange dürre Gestalt mit sehr gebogener Nase und tief herabfallendem blonden Schnurrbart. Ich grüßte ihn höflich, und da er mich fragend ansah, so erlaubte ich mir, ihm zu sagen, ich hätte die Citadelle in früheren Jahren gekannt, und dem Wunsche nicht widerstehen können, sie nochmals zu sehen.

„Ja, mein Lieber," sagte er mit schnarrender Stimme, „da werden Sie viel verändert finden. Es hat mir auf Ehre Mühe genug gekostet, die schauderöse Wirthschaft hier in Ordnung zu bringen. War das ein Anblick, als ich kam! So was habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen! Nun, wir haben gründlich aufgeräumt, das kann ich Sie versichern. — — — — Guten Morgen! Aufgepaßt Feuerwerker Schlatterich, da unten. Der dritte Mann vom Flügel tritt ja mit dem rechten Fuß an; Donnerwetter auch, wozu hat er denn den linken?"

Ja gründlich hatten sie aufgeräumt, und als ich die Bastion umschritt, fand ich nichts mehr von unserem ehemaligen Garten, als zwischen den Rädern des ehemals so blanken Vierundzwanzigpfünders ein kleines Tropäolum, das sich dort trotz Kies und Schaufel kümmerlich aus einem zurückgebliebenen Samenkorn entwickelte. Auch die lebenden Wesen, meine Kameraden, mit denen ich hier so glücklich gewesen, waren in alle Welt zerstreut, theils mit dem Herrn Hauptmann von Walter, theils nach Hause gegangen, theils in die Civilcarriere eingetreten. Selbst der Premierlieutenant hatte sich so an die Blumen gewöhnt, daß er die nackten Wälle nicht mehr sehen konnte, doch hatte er beim Ab-

ſchiede geflucht: „Hol' mich der Teufel! wie bin ich hier verdorben worden!“

Von der Rampe, wo ſich kein weißes Gitterthor mehr befand, niederſteigend, hörte ich ſie noch droben kommandiren und zählen: Eins — zwei — — Einundzwanzig — zweiundzwanzig. — — Verflogen war unſer wunderbarer Blumentraum; aber es machte mich nicht traurig, viel ſchmerzlicher hätte es mich berührt, wenn ich Alles droben gefunden hätte wie ehedem, grünend und blühend — ohne Eliſe!

Nach einigen Tagen erreichte ich die zwiſchen Feld und Wald an einem kleinen lieblichen See gelegene prachtvolle landwirthſchaftliche Anſtalt. Mein Wohlthäter empfing mich wie einen Sohn, den man lange Jahre nicht geſehen — und Eliſe? Das freudige Familienereigniß hatte allerdings ſie betroffen, doch war ſie nicht vermählt, vielmehr durch die Hülfe der Aerzte ſehend geworden.

Lächelnd führte mich der Vater an ihr Zimmer und ließ mich leiſe eintreten. Sie ſah mich erſtaunt an mit ihren großen, glänzenden Augen, die aber nicht mehr ſtarr und ſeltſam blickten, ſondern in welchen ſich jetzt ihre ganze ſchöne Seele ſpiegelte, aus denen ein tiefſinniges Gefühl ſtrahlte.

Wie ängſtlich ſchlug mein Herz! — Ob ſie mich erkannte? Darauf ſchien auch ihr Vater geſpannt; er hielt ſich ſtill hinter der Thür. — Als ſie mich eine Sekunde angeſchaut, überflog eine dunkle Gluth ihre ſchönen Züge. Sie eilte mir entgegen, und ich weiß nicht genau, ergriff ich ihre Hände und küßte dieſelben oder umging ich dieſe Förmlichkeit und wagte es, ſie feſt an mein Herz zu drücken. — Wer kann das in ſolchen Augenblicken, die nur einmal im Leben kommen, genau wiſſen. Genug,

der Vater trat einen Augenblick nachher zu uns und ſagte: „Kinder, ich habe nichts dagegen.“

Schreiben der Madame Wortmann an ihren Sohn.

„Nein Dießmal muß ich den Hauptbrief ſchreiben und wenn dein Vater noch etwas hinzufügen will ſo kann er dießmal die Nachſchrift machen was wir glücklich ſind daß du Profeſſor geworden und eine ſo ſchöne reiche Frau bekommen das kann ich dir gar nicht ſagen ich habe eine große Kaffeegeſellſchaft gegeben und es dabei den Damen meiner Bekanntſchaft angezeigt ebenſo, daß deine Schweſter, die Frau Vogel, einen ganz geſunden Buben hat alſo bin ich Großmutter und hoffe es noch mehr zu werden apropos, die Frau Hammer lebt noch, doch iſt ſie ſchon recht alt neulich war ſie bei uns und da haben wir die ganze Geſchichte nochmals abgeſprochen als du damals auf die Welt kamſt und wie drunten der Unteroffizier ſagte jetzt kommt der Major weißt du auch wohl, mein lieber Sohn daß das noch in Erfüllung gehen kann mir hat der Zollinſpektor geſagt, wenn du einmal ſpäter was wohl vorkommen könnte ſelbſt ein Direktor würdeſt ſo hätteſt du den Titel als Major aber das wär' eine Freude für Deine

Dich getreu liebende Mutter.“

So ſchrieb die gute Frau, und wenn ſie es auch nicht mehr erlebte, daß ich ein Direktor der Anſtalt wurde, ſo geſchah das doch, freilich nach vielen Jahren, und damit ging auch die Prophezeihung der Madame Hammer in Erfüllung: daß aus mir noch etwas Rechtes werden würde.

Ein Sperrsitz-Abonnement zu Acht.

In der Stadt, von welcher wir zu reden die Ehre haben, befanden sich in einer Straße zwei Häuser, welche gerad einander gegenüber lagen; es war Nro. 15 und 16, und daß sie trotz dieser auf einanderfolgenden Nummern nicht Nachbarhäuser waren, kam daher, weil in der ganzen Stadt die ungeraden Nummern nur auf der einen, die geraden auf der andern Seite der Straße sich befanden. Wir halten es für unsere Schuldigkeit, dem geneigten Leser in einer wahrhaftigen Geschichte auch von den geringsten Kleinigkeiten Rechenschaft zu geben.

Beide Häuser waren zufällig gelblich angestrichen, hatten grüne Jalousieen und jedes mit dem Parterre drei Stockwerke. In Nro. 15 wohnte im obern Stockwerk Herr Kanzleirath Stadelbach, in Nro. 16 in gleicher Höhe Herr Sekretär Knapperer. Beide waren glückliche Familienväter, d. h. mit einer Frau und erwachsenen Kindern gesegnet. Ihre Bekanntschaft datirte sich schon von früherer Zeit her, und hatten sich zuerst der Sekretär und der Kanzleirath im Wirthshaus kennen und schätzen gelernt, wo ihnen schon damals zufälligerweise an ein und demselben Abend

die Freude des Hausschlüssels gewährt wurde. Das war an einem Samstage, wo die Frau Kanzleirath und die Frau Sekretär ihr Kränzchen hatten, das von Nachmittags 2 Uhr, mit einer Tasse Kaffee und viel Eintunkens beginnend, sich durch die Stadien der verschiedenen Früchte, Kuchen und Eingemachtem steigerte und endlich gegen 8 Uhr Abends seinen Culminationspunkt in einem soliden Nachtessen fand. An solchen Tagen war in den betreffenden Häusern niemals gekocht worden, und die Männer durften an diesen Abenden ihr Futter auswärts suchen.

Dieß hatten sie denn auch seit langen Jahren im goldenen Bären gefunden, und da schon zeigte sich eine Verwandtschaft der Seelen, denn Beide tranken nichts Anderes als rothen Zwölfer, und was sich der Kanzleirath auf der Speisekarte aussuchte, davon mußte auch der Sekretär haben. Die Familien wohnten zu gleicher Zeit weit getrennt von einander, Kanzleiraths freilich schon Brandstraße Nro. 15 in der untern Stadt, Sekretärs aber im Hafnergäßchen in der obern Stadt. So oft aber die beiden Männer zu Hause pflichtschuldigst erzählen mußten, was sie im Wirthshause Neues erfahren — und mit diesen Fragen wurden sie ebenso pflichtschuldigst Samstag spät oder Sonntag früh gequält — so war immer das Ende vom Liede: „Ich bin nur froh, daß ich den Knapperer oder den Stadelbach im goldenen Bären finde, ich muß sagen, das ist ein Mann, wie ich ihn mir schon lange gewünscht.“ So sprach Einer vom Andern, und auch die beiden Frauen wußten sich nicht sehr viel Böses nachzusagen. Die Knapperer sei eine ganz nette Frau, meinte die Kanzleiräthin, und wenn sie darüber hinwegginge, daß der Vater derselben nur Postrevisor gewesen sei, während sie aus einer stadträthlichen Familie stamme, so glaube sie fast vermuthen zu

können, daß ſie ſich ſpäter einmal zu einer nähern Bekanntſchaft entſchließen werde. „Etwas aber muß die Frau um Gotteswillen laſſen," fuhr die Kanzleiräthin fort, „wenn ihr die Ehre meiner Bekanntſchaft zu Theil werden ſoll, ſie ſcheint mir zu vertraut mit der Frau A., der Frau B., der Frau C. und der Frau D. Und das ſind doch Leute, die ich nicht gern in unſere Kreiſe einführen möchte." Das hatte ſie mit erhobenem Kopfe geſagt und dabei an die Perle ihres Kreiſes gedacht, die Frau Commerzienräthin Zwiefele, die nie anders als in grünen Atlas in das Kränzchen kam, und wenn ſie die Reihe traf, ihr Souper im Café Marquart zubereiten ließ, ein Hahnenragout und Häringsſalat mit was Feinem.

Da las man auf einmal im täglichen Anzeiger, daß in der Brandſtraße Nro. 16 der dritte Stock zu vermiethen ſei. Der Sekretär kam händereibend in den goldenen Bären und ließ ſich zum Erſtaunen des Kanzleiraths einen Schoppen Achtzehner geben. Als er aber dieſe Verſchwendung mit der Freude ſeines Herzens motivirte, daß er heute Nro. 16 in der Brandſtraße den dritten Stock für nächſtes Quartal gemiethet, da ließ ſich auch ſein Freund für dießmal zur Verſchwendung hinreißen, wobei er energiſch flüſterte: „Man muß denen zu Haus nicht Alles auf die Naſe binden."

Am nächſten Quartal zogen alſo Knapperts in die neue Wohnung ein und die gute Sekretärin mußte dabei, ohne es zu wiſſen, eine gewaltige Feuerprobe ausſtehen, denn die Kanzleiräthin ſtand gegenüber, hinter den Vorhängen verſteckt, mit gewaffneten Augen, d. h. mit ihrer unendlichen Sehkraft bewaffnet, denn ſie konnte faſt um die Ecke ſehen, wie Herr Stadelbach in früheren jüngeren Jahren oft ſeufzend verſichert.

Da ſtand ſie nun und unterzog jedes Geräthe einer genauen Muſterung. Glücklicherweiſe hatte Madame Knapperer ihre Sachen ſchönſtens verpackt und in beſter Ordnung; die Matratzen waren fleckenlos oder hatten Ueberzüge, der gemeine Hausrath war unverſehrt und die Ecken der feineren Möbel ſorgfältig mit Tüchern umwickelt, was der Kanzleiräthin ein beifälliges Kopfnicken abnöthigte. Auch ſah man kein zerbrochenes Geſchirr, und Speiſe- und Kaffeeſervice, welches in Körben getragen wurde, ſchien ſehr zahlreich zu ſein. Selbſt die Utenſilien der Magdkammer, die Tannenholzbettlade und der Tannenholzſchrank waren blank geſcheuert, überhaupt nicht viel Kruſt vorhanden.

Dieſe Inſpektion war demnach zur Zufriedenheit ausgefallen, und da auch die Frau Sekretär Knapperer mit ihm gleich am andern Morgen, es war zufällig ein Sonntag, nach vorher ergangener Anfrage, ihren nachbarlichen Beſuch machte, ſo empfing ſie die Frau Kanzleirath Stadelbach und war wahrhaft herablaſſend, ja freundlich. Darauf machten Stadelbachs einen Gegenbeſuch, dann beſuchte ferner Fräulein Emilie Knapperer Fräulein Clara Stadelbach und erhielt dieſe Viſite ſchon am andern Morgen wieder, die reſp. beiden Herrn Söhne der Familien, Herr Friedrich Knapperer und Herr Emil Stadelbach, zwei junge Handlungsbefliſſene, trafen ſich auf der Mitte der Straße, ſchüttelten ſich die Hände und tauſchten ſo Beſuch und Gegenbeſuch zu gleicher Zeit aus. Als nun noch Sekretärs Bäbele und Kanzleiraths Rickele ſich eine gegenſeitige Küchenviſite abgeſtattet hatten, war die Sache ſo weit im Reinen, und die Freundſchaft konnte als geſchloſſen betrachtet werden.

Madame Knapperer war dabei ſo klug, ihre Nachbarin, wenn auch nicht als ältere, doch als weiſere Freundin zu be-

trachten, und wenige Tage nach dem Einzuge erbat ſie ſich eine Stunde, um ſich über Manches aus der neuen Nachbarſchaft Raths zu erholen. Daß dabei die Feinde der Kanzleiräthin auch die der Sekretärin wurden, verſteht ſich von ſelbſt; auch von der unteren und mittlern Etage Nro. 16, wo nothwendig Beſuche gemacht werden mußten, wurde das Nöthige berichtet und dann pflichtſchuldigſt vor einigen gefährlichen Häuſern der Nachbarſchaft gewarnt. Dort an der Ecke wohnte eine unternehmende Wittwe, die, wie eine ehrliche Waſchfrau erzählt, ſchon gefährliche Blicke nach Herrn Emil Stadelbach geſandt; in Nro. 13 aber hielt ſich ein geſinnungsloſer Infanterie-Lieutenant auf, dem es auf Beſuche nach dem Balle und kompromittirende Fenſterparaden durchaus nicht ankam. Auch der Läden und Handwerker wurde gedacht, dabei des leichten Brodes des Bäckers Knäuſel, ſowie des Metzger Stumpfinger erwähnt, der im Verdachte ſtehe, als habe er vor Jahren einen Ochſen geſchlachtet, der eines natürlichen Todes verſtorben. Zum Waſſerholen wurde der Brunnen an der Kirche empfohlen, als auf dem freien Platze gelegen, der Zugluft und nachbarlicher Beobachtung ausgeſetzt und ſo weniger geeignet zu langen, für die Hausfrau ſo läſtigen Beſprechungen der Dienſtmägde.

So, mit guten Rathſchlägen ausgerüſtet, fing die Sekretärin ihre Wirthſchaft in der Brandſtraße an und betrug ſich ſo vollkommen zur Zufriedenheit ihrer ſtrengen Nachbarin, daß die beiderſeitige Freundſchaft bald eine innige genannt werden konnte. Auch die beiden Gatten waren mit ihrem Looſe nicht unzufriedener als ſonſt; ſie beſuchten nach wie vor den goldenen Bären, und machten ſogar, wiewohl lange vergeblich, den Verſuch, ihre reſp.

Hausſchlüſſel. auch noch für einen andern Tag der Woche verliehen zu erhalten.

Alſo lebten die Bewohner des dritten Stockes von Nro. 15 und 16 in einer wahrhaft wunderbaren Harmonie. Es war eigenthümlich, daß beide Familien auch die gleichen Lieblingsgerichte hatten; wahrhaft rührend aber mußte es genannt werden, daß wenn Kanzleiraths Sonntags Sauerkraut mit Umſtänden hatten, dieſes köſtliche Gericht Mittwoch auf dem Tiſch des Sekretärs erſchien, und der Grund dieſer verſchiedenen Tagesordnungen war, daß ſich alsdann die Familien gegenſeitig mit Portionen dieſes Leibgerichts beglückten. Auch übertrug ſich dieß glückſelige Verhältniß auf den übrigen Speiſezettel; aß man z. B. in Nro. 15 eine Gans, ſo klopfte Nickele unfehlbar an, einen Teller tragend mit einem Hintertiertel und einem ganzen Haufen Füllſel, und umgekehrt erhielt die Kanzleiräthin bei ähnlicher Veranlaſſung einen ganzen Haufen Füllſel, ſowie ein vollſtändiges Hintertiertel.

Ja, die gleiche Stimmung der beiden Hausfrauen ging in's Unbegreifliche; ſie hatten ihren beiden Töchtern ſchon mehrmals Kleider von demſelben Stoffe gemacht, obgleich Fräulein Knapperer ein ſchwarzes Haar beſaß und ein längliches, etwas dünnes Geſicht, Fräulein Stadelbach dagegen dickbackig war, eine Stumpfnaſe hatte und blonde Flechten trug. Der Sekretär mußte ſich zu einem braunen Frack bequemen, wie ihn ſein Nachbar gerne trug; wenn in Nro. 15 Birkenholz gekauft wurde, ſo hätte man in Nro. 16 Buchenholz nicht geſchenkt genommen; wenn um Martini die Gänſeheerden durch die Stadt getrieben wurden, ſo lagen beide Hausfrauen in ihren Fenſtern, und wenn die Kanzleiräthin hinüberrief: „die graue da paßt für Euch, Knapperer," ſo ſagte die Sekretärin: „danke recht ſchön, und ich rathe Euch zu der

dicken weißen mit dunklem Flügel.“ Beide wurden dann auch gekauft, und wenn zufälligerweise eine etwas hart und zäh ausfiel, so war die arme Gans nicht schuld daran, sondern sie hatte das Welschkorn nicht ertragen können oder Bäbele hatte sie schlecht gestoppt.

Von den männlichen Sprößlingen bei der Familie ist nicht viel Gutes oder Schlimmes zu sagen. Es waren das ein paar hochaufgeschossene, noch ziemlich dünne junge Menschen zwischen 16 und 17 Jahren, die sich, wie gesagt, dem Handelsstande gewidmet hatten, und von denen man noch nicht recht wußte, was es eigentlich geben sollte. Doch zeigten sie für ihr Alter recht tüchtige Anlagen, saßen länger im Wirthshaus als ihre resp. Herrn Väter, tranken wohl auch etwas Besseres und rauchten keineswegs schlechtere Cigarren. Auch im Theater sah man sie zuweilen während des letzten Aktes unter der Firma, eine weitläufige Verwandte abholen zu müssen; sie würdigten aber alsdann die Bühne weniger Blicke, sondern sahen auffallend im Hause umher, um zu bemerken oder bemerkt zu werden, schraubten an ihren Theaterlorgnetten auf eine wahrhaft klägliche Art herum und sprachen dazu französisch: à tu recartez cette cheune fille dans la première galerie? cellui dans le manteau-blanc. — Oui cellui. — Elle est très beau! — Oui, très beau?

Wenn die beiden jungen Herrn so warm aus dem Theater kamen und davon zu Haus viel Schönes erzählten, so liebte die Kanzleiräthin würdevoll den Kopf zu schütteln, und versicherte, das sei ein ganz untergeordnetes Vergnügen. So sprach sie anfangs und ebenso auch die Sekretärin, und beide Mütter bekämpften auf's Eifrigste die immer lauter werdenden Wünsche ihrer Töchter, auch das Theater zuweilen besuchen zu dürfen.

„Das bildet den Geiſt," ſagte Emilie. „Und man ſieht dort viel Neues," meinte Clara.

„Auch ſagt Schiller ſchon, die Bühne ſei eine moraliſche Anſtalt."

„Und wenn man auf Bälle geht, Mama, ſo muß man ſich auch im Theater und Konzert ſehen laſſen, ſonſt bleibt man ſitzen. Ich höre das zu oft während des Tanzens, wie faſt immer nur vom Theater geſprochen wird — Man ſieht Sie doch morgen in den Hugenotten? — O wer könnte den vierten Akt verſäumen! — O Gott ja! für den ſchwärme ich auch. — Lalalala! — la — lala! — Raoul, ich liebe Dich."

„Und dann wirſt Du einſehen, Mutter," ſagte Emilie, „daß ein ſchönes Schauſpiel den Geiſt bildet. Ich verſichere Dich, ich muß mich im Geſpräch oft zuſammen nehmen und mit einem vielſagenden Lächeln ſtill ſchweigen, wenn Jemand eine Stelle citirt und ich nicht weiß, ob ſie von Schiller oder von Shakeſpeare iſt."

Wenn auch beide Mütter die Angriffe ihrer Töchter gegenüber von dieſen energiſch bekämpft, ſo gab es doch Augenblicke, wo die beiden Frauen allein daſſelbe Thema mit den gleichen Variationen behandelten.

„Ich muß auch ſagen," meinte die Kanzleiräthin, „daß es ſich für eine Frau von unſerem Stande ſchickt, zuweilen in's Theater zu gehen. Natürlich auf einen Sperrſitz; denn das Parterre iſt gar zu gemiſcht, und mich dort herumſtoßen zu laſſen, dazu habe ich nicht die geringſte Neigung."

„Ich will es nur geſtehen, liebe Stadelbach," entgegnete darauf die kleine Knapperer mit glänzenden Augen, „daß ich das Theater für mein Leben gern höre. Ehe ich verheirathet war," ſetzte ſie mit niedergeſchlagenem Blicke hinzu, „ging ich viel häu-

ſiger in's Theater, recht viel häufiger. Aber jetzt ſagt mein Mann, das ſei ein gar zu koſtbarer unnützer Zeitvertreib."

„Ja, wenn man die Männer hört," ſprach die Kanzleiräthin in wegwerfendem Tone, „da iſt freilich Alles koſtbar und unnütz, was unſer Vergnügen anbelangt. Da iſt nur wichtig das Kaffeehaus —"

„Und das Wirthshaus —"

„Und die Pfeife —"

„Und die Zeitung."

„Und was in der ſteht, das behalten ſie auch wie ein Geheimniß für ſich."

„Das iſt wahr. Da gibt ſich Keiner die Mühe und erzählt, was es da Neues gibt."

„Wir ſollen das ſelbſt leſen."

„Ja, ſelbſt leſen; als wenn wir dazu die Zeit hätten!"

„Ich verſichere Sie, Knapperer, es iſt nichts mit der Welt, und wenn ich nicht ſo zufällig dazu gebracht worden wäre, mich zu verheirathen —"

„Das weiß Gott!" ſeufzte die Sekretärin. „Es iſt nichts als Plage und wieder Plage und noch einmal Plage!"

„Dafür müſſen wir uns das Leben ſo angenehm machen wie möglich," ſagte entſchieden die Kanzleiräthin. „Und was das Theater anbelangt, ſo will ich mich einmal erkundigen, ob man nicht in ein gutes, anſtändiges Sperrſitz-Abonnement irgendwo mit eintreten kann."

„Iſt das Ihr Ernſt?"

„Abgemacht!"

So wurde demnach beſchloſſen im Rathe der Haus — götter. Und es gelang auch den emſigen Nachforſchungen der Kanzlei-

räthin ein Sperrſitz-Abonnement aufzufinden, wo man es nicht ungern ſah, wenn die beiden Damen eintreten wollten. Dazu war das Abonnement außerordentlich günſtig; die Stammmutter deſſelben war eine reiche verwittwete Regiſtratorin mit ihrer ſchon ziemlich erwachſenen Tochter. Dieſe Tochter, ſonſt eine feurige Anbeterin deutſcher Claſſiker, war in die Jahre getreten, wo man endlich einſehen lernt, daß Schiller doch nur für eine unreiſe, ſchwärmeriſche Jugend geſchrieben, wo man die Schönheiten des Göthe'ſchen Clavigo recht tief fühlt und mit genießt; wo man dagegen im Fauſt zu viele anzügliche Stellen entdeckt, und es höchſt unzart findet, wenn er von ſich ſagt:

Ich bin zu alt, um nur zu ſpielen,
Zu jung, um ohne Wunſch zu ſein.

Die zweite Partie Theilhaber an dem Sperrſitz-Abonnement war ein ältlicher Buchhändler mit ſeiner Schweſter, welch' letztere leider früh verwittwet war, und die Stücke vorzog, wo es armen gekränkten Weiberherzen recht ſchlecht geht, wo ſie alsdann die Bühne wie einen Spiegel vor ſich ſah und alles das ſelbſt zu ſein glaubte, warum es ſich da oben handelte. Da ging ſie dann bald als „Lorle" nach Haus, bald als „Weib aus dem Volke," auch konnte ſie ſich genau in die Stimmung der „Muſikantentochter Millerin" verſetzen, namentlich wenn der alte, verdrießliche Buchhändler beim Nachteſſen ſagte: „Die Suppe iſt matt wie Deine Seele, Louiſe."

Dieſe vier Theilnehmer an einem Sperrſitz-Abonnement ſuchten nach vier gleichgeſinnten Seelen, wo dann gerade die rechte Zahl herauskam, um an Koſten und Vergnügen nicht zu viel und nicht zu wenig zu haben.

Die Regiſtratorin mit ihrer Tochter, ſowie die verwittwete

Buchhändlersschwester hatten, wie schon bemerkt, durchaus nichts gegen den Eintritt der beiden Familien zu bemerken, der alte grießgrämige Buchhändler dagegen konnte den Sekretär nicht leiden, weil dieser einmal eine tabellarische Uebersicht des städtischen Consums für den Volkskalender eines andern Verlags angefertigt hatte, welcher Volkskalender — parceque oder quoique, das wissen die Götter — recht gut gegangen war. Doch wurde er begreiflicher Weise von seiner Schwester überstimmt und die Theilnehmer zugelassen.

Weder der gute Kanzleirath, noch der biedere Sekretär ahneten etwas von dieser Theater-Verschwörung; auf Herrn Knapperer wurde der erste Angriff gemacht, als er an einem schönen Vormittage Besuch bei Stadelbachs machte. Die Kanzleiräthin sprach davon, wie es so schön sein würde, einen Wechselsperrsitz zu haben, und man doch auch in dieser Richtung etwas für Geist und Gemüth der heranwachsenden Töchter thun müsse. Der Sekretär schüttelte sein Haupt und entgegnete mit heuchlerischer Miene: „er für seine Person würde am Ende nichts dagegen haben, doch sei seine Frau ein viel zu ruhiges und stilles Gemüth, um an dem Lärm des Theaters Geschmack finden zu können.“ Ganz genau so sprach am selben Nachmittage der Kanzleirath, als er von der Sekretärin und Fräulein Emilie Knapperer attakirt wurde. Wie war aber diesen beiden überlisteten Ehemännern zu Muth, als noch am gleichen Abend sowohl das ruhige, stille Gemüth der Kanzleiräthin als der Sekretärin erklärten, sie hätten sich schon lange nach den Freuden des Theaters gesehnt, hätten auch bereits einleitende Schritte zu Erlangung eines Sperrsitz-Abonnements zu Acht gethan. Die beiden Männer sahen sich bedenklich an, und der Kanzleirath meinte:

die Sache sei aber wohl noch zu überlegen, welches an sich harmlose Wort einen wahren Sturm der Entrüstung der Fräulein Clara Stadelbach hervorrief. Sie wüßte wohl, sagte die junge Dame sehr empfindlich, daß Papa nur dagegen sei, wenn sie sich in der Welt zeigen wolle, und man sehe wieder recht deutlich, daß man nun einmal nicht im Stande sei, ihr auch nur das kleinste Vergnügen zu gönnen. Fast ebenso drückte sich auch Fräulein Emilie aus, die noch hinzusetzte: „Es wäre aber doch wohl endlich einmal an der Zeit, daß man draußen erfahre, auch sie sei in der Welt."

Vier weibliche Zungen gegen zwei männliche ist eine Uebermacht, bei welcher der Letzteren Niederlage gewiß ist. Ehe aber die beiden Männer nachgaben, sprach der Kanzleirath noch einige Worte ernster Warnung. In früheren Zeiten habe auch er einmal mit Damen einen Wechselsperrsitz gehabt. „Natürlich vor meiner Verheirathung," setzte er schnell hinzu; „und das hat nicht lange gut gethan. Das gab zu allerhand Häkeleien Veranlassung, da kam Mißtrauen und Eifersucht in's Spiel, aus Mücken wurden Elephanten gemacht, und kurz, ich erlebte es nach langer Zeit, daß zwei Familien, ebenso innig befreundet wie wir Beide es sind, durch ein Sperrsitz-Abonnement ganz auseinander gebracht wurden."

Auf diese Aeußerung hin sah die Kanzleiräthin wahrhaft rührend und groß die Sekretärin an. Beide reichten sich die Hand, und Madame Stadelbach sprach die denkwürdigen Worte: „Ich versichere Dich, Christian, den Bruch unserer Freundschaft wirst Du nicht erleben."

Die beiden Männer fügten sich demnach achselzuckend in ihr Schicksal, und wenn sie auch in prophetisch warnendem Tone

ſprachen, ungefähr wie der Chor aus der Braut von Meſſina, nur mit andern Worten, ſo hatte das nicht die geringſte Wirkung, und der Vertrag des Sperrſitz-Abonnements zu Acht mußte ratifizirt werden. Ehe dieß aber geſchah, wurde noch eine Clauſel angefügt, worauf die Beiden mit einer wahrhaft heldenmüthigen Feſtigkeit beſtanden, und welche ſie auch trotz manchfacher Widerrede glücklich durchſetzten. Das war die weitere Verleihung des Hausſchlüſſels auf noch einen Tag in der Woche.

So nahmen denn mit Beginn des Winters die Theaterfreuden ihren Anfang. Das ganze Abonnement war außerordentlich ſchön geregelt; zuerſt kam begreiflicher Weiſe die Regiſtratorin mit Tochter, dann die Buchhändlersfamilie, hierauf Nro 15 und 16. War eins der Theilhaber durch Krankheit oder ſonſt wie verhindert, am Tage, wo ihm das Billet zufiel, in's Theater zu gehen, ſo konnte es ſeine Rechte auf irgend eine beliebige Perſon übertragen; fand ſich aber Niemand, der außer der Reihe von dem Sperrſitz Gebrauch machen wollte, ſo konnte es zu einem mäßigen Preiſe verkauft werden. Früher, als das Abonnement noch zu Vier beſtand, war dieſer Fall ſchon einigemal vorgekommen, jetzt aber, wo Stadelbachs und Knapperers eingetreten waren, war in dieſen beiden Familien Verwandlung genug, um den Sperrſitz nicht in andere Hände gelangen zu laſſen. Hierbei müſſen wir noch bemerken, daß die beiden männlichen Mitglieder der letztgenannten Familie vom Mitgenuſſe des Schauſpiels feierlich ausgeſchloſſen waren; was die beiden alten Herrn anbelangte, ſo begriffen dieſe überhaupt nicht, wie man die nichtsſagenden Theaterfreuden den ſüßen und geiſtigen Genüſſen im goldenen Bären vorziehen konnte; Herr Friedrich und Herr Emil machten auch keine Anſprüche, da ſie jetzt mehr als je Gelegen-

heit hatten, Mutter oder Schwester abzuholen und das Theater, wenigstens in den letzten Akten, ohne Weiteres besuchen konnten.

Das Sperrsitz-Abonnement zu Acht gelang demnach in bester Harmonie. Es waren schon ganze vier Wochen vergangen und die Freundschaft der Familien schien sogar fester geworden zu seyn; man verstand sich mit einer rührenden Herzlichkeit, man tauschte gegenseitig die Billete außer der Reihenfolge um, wenn z. B. Fräulein Clara einmal gerne eine Oper sehen wollte und Fräulein Emilie Gelüste nach einem Trauerspiel hatte. Daß die Mütter oftmals zu Gunsten ihrer Töchter verzichteten, verstand sich überhaupt von selbst. Du lieber Gott! junge Mädchen haben oft ein ganz anderes Interesse am Theater als ihre Mütter, die doch meistens nur hineingehen, um irgend ein langweiliges Stück langweilig spielen zu sehen. Dabei war Fräulein Stadelbach und Fräulein Knapperer so sehr ein Leib und eine Seele, daß es schon bei einer großen Oper, die selten gegeben wurde, oder bei einem berühmten Gaste, der nur einmal auftrat, vorgekommen war, daß eine die beiden ersten Akte, die andere die beiden letzten gesehen.

Der grießgrämige Buchhändler dagegen konnte immer noch seine Mücken gegen den Sekretär wegen der tabellarischen Uebersicht der städtischen Konsumtion nicht verwinden und beruhigte sich erst, als er erfuhr, Herr Knapperer werde sich in Person des Sperrsitzes niemals bedienen. Die Registratorstochter war die Einzige, welche sich nach einiger Zeit gegen ihre Mutter im Vertrauen wider das Abonnement aussprach. „Daß die Knapperer und die Stadelbach," sagte sie, „ein wenig jünger sind als ich, du lieber Gott! daraus mache ich mir nichts und das ist auch unerheblich; aber daß die beiden Affen, welche auf unserem

Platz sitzen, ihr Möglichstes thun, um die Blicke aller Männer auf sich zu ziehen, ist ein bischen unangenehm. Ich habe es von einer Bekannten. Kommt doch die Eine immer in's Theater mit brennendrothen Schleifen im Haar, die ihr bis auf die Taille herabhängen, und hat doch die Andere beständig den auffallendsten himmelblauen Kopfputz, den man nur sehen kann. Es ist eigentlich lächerlich. Da hat sie irgendwo gelesen, daß sich fahles blondes Haar und eine Stumpfnase durch die blaue Farbe ein bischen genießbar machen lassen, und jetzt übertreibt sie das so, daß sich alle Nachbarinnen darüber aufhalten. — Es ist zu fahl. — Weißt Du, Mama," fuhr sie fort, „es ist mir unangenehm, daß Leute, die mich nicht genau kennen, glauben könnten, ich treibe dergleichen Geschichten, und mich mit der Stadelbach oder der Knapperer verwechseln; ich muß sagen, das müßte ich mir denn doch ausbitten."

Eine Verwechslung wäre nun nicht leicht möglich gewesen. Denn die Altersunterschiede zwischen beiden Parteien waren doch ein bischen zu stark und in die Augen springend. Emilie und Clara, die durch eine Bekannte etwas von dergleichen Aeußerungen vernommen, waren herzlos genug, darüber zu lachen und sich von da ab noch längerer rother und blauer Schleifen zu bedienen.

Der Kanzleirath und der Sekretär freuten sich dagegen ihres weiteren Wirthshausabends und konnten beim nächsten gemeinschaftlichen Familien-Nachtessen nur achselzuckend stillschweigen, als ihnen Madame Stadelbach die vergangenen vier Wochen in Betreff des Sperrsitz-Abonnements vor Augen führte und triumphirend fragte: „Nun, ist Eure Voraussetzung eingetroffen, hat unsere gegenseitige Freundschaft ab- oder zugenommen?" Und es

ſchien auch in der That, als wenn Letzteres der Fall geweſen wäre. Die aus Nro. 15 waren faſt beſtändig in Nro. 16 oder umgekehrt. Die Kanzleiräthin und die Sekretärin machten jetzt die allergeringſten Einkäufe miteinander, und wenn Fräulein Clara im Theater geweſen war, ſo konnte Fräulein Emilie kaum den andern Morgen erwarten, um ſich auf's Genaueſte erzählen zu laſſen, ob das Theater voll geweſen ſei, ob der ihnen eigentlich vollkommen gleichgültige Offizier mit dem röthlichen und der mit dem ſchwarzen Schnurrbart häufig umgeſchaut und ſich unter vielſagendem Blick eben dieſen Schnurrbart mit den weißen Handſchuhen gewiſcht; ob Martha die letzte weiße Roſe ſo wunderſchön geſungen als das letzte Mal oder ob die erſte Liebhaberin, Fräulein Käſewetter, wieder einen neuen Kopfputz gehabt und welchen; ob Herr A. mit Frau B. viel geſprochen; ob Fräulein C. und Herr D. ſich wieder ſo auffallend benommen; ob der Lieutenant E. wieder ſo hartnäckig neben der Bank geſtanden habe, wo die ſog. ſchöne F. ihren Platz hat; ob der unausſtehliche blaſſe junge Menſch wieder da geweſen ſei, der immer auf ihre Seite herüberkomme, und ob es wahr ſei, daß Herr P. und Fräulein H. jetzt auf der zweiten Gallerie neben einander ſäßen und demnach wirklich als Brautpaar zu betrachten ſeien. Ueber all dieſe Mittheilungen lachten die jungen Damen viel und anhaltend, und wenn ſie darauf von einander gingen, war der Himmel ihrer Freundſchaft klarer als ſonſt, und die Sonne eines herzlichen Einverſtändniſſes ſtrahlte über ihr junges Leben.

Da kam das Schickſal — nicht roh und kalt, ſondern vielmehr geſchmeidig und ſehr warm in der Geſtalt eines jungen Oekonomen, der auf dem Nebenſperrſitz ſeinen Platz nahm, zufällig an dem Abend, wo Fräulein Stadelbach die Reihe des

Abonnements traf. Es wurde ein Stück gegeben, auf das ſich die junge Dame beſonders gefreut. Aber es war ſonderbar, daß ſie an dieſem Abend weniger darauf Acht gab, was und wie droben geſpielt wurde, als auf die eingeſchobenen Bemerkungen des jungen Oekonomen, die er ſeiner Nachbarin begreiflicher Weiſe auf's Ehrerbietigſte zuflüſterte. Dabei blieb auch dieſe Bekanntſchaft natürlich vollkommen in den Grenzen einer vorübergehenden Sperrſitznachbarſchaft, wußte man doch nicht einmal, ob der junge blonde Mann nur ein Fremder war und demnach nur vorübergehend das Theater beſuchte.

Am andern Morgen, als die beiden jungen Mädchen zuſammenkamen und die Fragen erörtert wurden, wie wir uns erlaubt, ſie weiter oben anzudeuten, war es eigenthümlich, daß Fräulein Stadelbach des jungen blonden Oekonomen mit keiner Sylbe erwähnte. Daß Fräulein Emilie nicht darnach fragte, begreift ſich von ſelbſt, denn noch hatte ſie ja keine Idee von dem neuen und ſehr intereſſanten Nachbar. Clara aber kaufte an dieſem Nachmittag eine ſeidene Herrenhalsbinde, grau mit blau karrirt, wie ſie ihr Bruder ſchon lange gewünſcht, dieſen Wunſch aber bis jetzt vor tauben Ohren ausgeſprochen. Er erhielt dieſe Halsbinde noch am gleichen Tage von der Schweſter zum Geſchenk, und was die Beiden dazu verhandelt, bleibt vorderhand ein Geheimniß; — genug, der junge Herr Stadelbach befand ſich an dieſem Abend durch beſondere Vergünſtigung ſchon vor Beginn des Stückes im Theater, und als er zurückkam, rapportirte er insgeheim der Schweſter: auf dem Sperrſitz neben dem des Abonnements habe ſchon vor Anfang des Stückes ein junger blonder Mann geſeſſen, der ſehr häufig nach der Thüre geſehen. Dann aber noch vor der Ouverture aufgeſtanden ſei, ſowie näm-

lich der alte grießgrämige Buchhändler, an dem heute die Reihe war, erſchienen. Auch habe er ſich, der junge blonde Mann nämlich, noch ein paar Akte am Eingange herumgetrieben, ſei aber noch vor Ende des Stückes verſchwunden.

Da die Tochter der verwittweten Regiſtratorin ſeit einiger Zeit an einem leichten Unwohlſein litt, ſo war das Billet käuflich zu haben, und Clara Stadelbach erſtand es für die nächſte Vorſtellung. Da ſchon begriff es Emilie Knapperer nicht, daß ihre Freundin die alte Norma wieder ſehen wolle, die ſie ja erſt noch vor acht Tagen leiden und ſterben gehört.

„Ach! die Muſik der Norma iſt zu himmliſch!“ verſicherte dagegen die Freundin, mit einem Blick an die Zimmerdecke. „Ich ſchwärme dafür. — Frie — — — den gebiet ich. — O kehre zurück und bringe der Liebe echte Freuden! — Und wenn am Schluß des erſten Aktes Sever auftritt, da bin ich in einer förmlichen Spannung. — Es iſt einem ganz gruſelich, und dann macht Norma ein paar Augen; — aber es iſt begreiflich. Ein ſolch ſchändlicher Verrath!“

„Nein, nein!“ ſagte Emilie, „für die Norma wäre mir doch mein Geld zu lieb. Nun, ich wünſch' dir viel Vergnügen.“

Und dahin ging Clara Stadelbach mit den erſten ſchüchternen Anfängen einer Treuloſigkeit gegen die Freundin in ihrem Buſen. Doch es gibt ein eigenes Gefühl im menſchlichen Herzen, das ſtärker iſt als die Freundſchaft. Fräulein Stadelbach war noch nie ſo früh in's Theater gegangen wie heute. Faſt ſämmtliche Sperrſitze waren noch leer, und es machte ihr ein eigenes Vergnügen, die Leute ſo nach und nach ankommen zu ſehen. Es geht dir vielleicht auch manchmal ſo, geliebter Leſer oder verehrte Leſerin, daß dir irgend ein Vers im Kopf herumſummt, den

du nicht losbringen kannſt. Unſere Sperrſitz-Abonnentin ſprach unzählige Mal vor ſich hin:

Es kommen die Waſſer all,
Sie rauſchen herauf, ſie rauſchen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

— Und doch! Sie blickte gerade zufällig nach der Eingangsthür, da erſchien er. Sein erſter Blick galt ihr, und ſein Gruß war wahrhaft bezaubernd, als er neben ihr Platz nahm. — O die alte Norma hat in der That wunderbare und bezaubernde Melodien, ſo viele Stellen, wo man mit Beziehung ſeufzen kann, die Augen niederſchlagen, nachdem man nämlich vorher anders wohin geſehen, und ſeine Handſchuhe betrachten. — Ach! und auch der Text iſt ein ſehr ſchöner Text! Wenn die arme betrogene Seherin das junge naſeweiſe Ding, die Adalgiſe, fragt: „Sprich! wie faßte dich die Liebe?“ Da muß ſich jedes Mädchen in Acht nehmen, daß ihr Auge nicht zufälliger Weiſe dem Blick eines jungen unternehmenden Mannes begegne, ſonſt iſt ein ſolcher eitel genug, die Frage auf ſich zu beziehen. — „Sprich! wie faßte dich die Liebe?“ Auch iſt die Norma wie gemacht dazu, moraliſchen Betrachtungen Worte zu verleihen. Sie ſagt — eine Zuſchauerin nämlich — „es iſt das doch ein entſetzliches Schickſal!“ und er antwortet: — ein Nachbar nämlich — „in der That entſetzlich, der römiſche Proconſul iſt einer der ſchlechteſten Menſchen, die ich kenne.“ —

„Aber die Männer finden das verzeihlich.“

„Unmöglich, mein Fräulein.“

„O doch! Es iſt ihnen ein Vergnügen, mit den edelſten Gefühlen des Herzens zu ſpielen.“

„Aber Ausnahmen werden Sie zugeben, mein Fräulein.“

(Große Pauſe.)

„Vielleicht; aber dieſe Ausnahmen ſind ſelten.“

„Aber es gibt ſolche Ausnahmen.“

Zwei unterbrochene Blicke, ein leichter Seufzer, ein gelinder Huſten und Oroviſt tritt auf, um mit ſeinen Galliern die äußerſt ſangbaren Worte hören zu laſſen:

Zucket krampfhaft, zucket krampfhaft, dieſe Rechte.

So geht die Norma langſam ihrem Ende zu; der Holzſtoß brennt, der ſchwarze Schleier erſcheint, Sever erfährt, welch treues Herz er hintergangen, die Pauken haben ihr Solo, dann fällt der Vorhang und man geht nach Hauſe.

Die Treppen hinab, zum Hauſe hinaus begleitete der Oekonom das junge Mädchen; unten aber lauerte Rickele mit der unvermeidlichen Laterne auf ihre Beute. Freilich unterſtand er ſich, eine ſchüchterne Anfrage um die geneigte Erlaubniß zur nach Hauſebegleitung hervorzuliſpeln. — „O nein, ich muß recht ſehr danken, man würde das übel deuten und — — Rickele würde es unfehlbar dem Bäbele erzählen.“

Am nächſten Theaterabend traf die Reihe Emilie Knapperer. Sie ſetzte ſich unbefangen auf ihren Platz, die Thüren öffneten ſich von Minute zu Minute, und herein ſtrömten die alten bekannten Geſichter. — Jetzt wurde ein junger, blonder Mann ſichtbar — auf jeden Fall ein Fremder; Emilie hatte ihn noch nicht geſehen, und doch war es eigenthümlich, daß er ſo auffallend nach ihrem Platze hinſchaute. Ja, er blickte hin, daran war nicht zu zweifeln, und ſo bekannt blickte er hin; es war gerade, als ſuche er etwas. Jetzt ſchritt er vorwärts, kam an ihre Reihe und drängte ſich unter Entſchuldigungen durch. — Es

war ein recht angenehmer junger Mann mit hübſchem, blondem Haar, und ſie mochte die blonden Haare wohl leiden.

Um den Leſer nicht zu ermüden, wollen wir in Kurzem ſagen, daß er faſt auf die gleiche Art mit Fräulein Knapperer eine freundſchaftliche Bekanntſchaft anknüpfte, wie er es mit Fräulein Stadelbach gethan, wobei wir es übrigens nicht gerechtfertigt finden, daß er gegen die ſchwarze Nachbarin nicht ein Wort von der blonden erwähnte, ebenſowenig aber auch umgekehrt, und daß Emilie am andern Morgen ihrer Freundin Clara über Alles, was im Theater geſchehen war, vollſtändige Rechenſchaft ertheilte, mit Ausnahme einer Kleinigkeit, welche die geneigte Leſerin wohl zu errathen im Stande ſein wird.

Am nächſten Theaterabend hatte Herr Friedrich Knapperer ebenfalls eine graue, blaumelirte Halsbinde und berichtete der Schweſter am andern Morgen, der Platz neben der Regiſtratorin-Tochter ſei leer geweſen, und ein junger, blonder Mann habe häufig dort hinübergeſchielt, ſich aber nach dem zweiten Akte gänzlich zurückgezogen.

„Oh!“ ſagte Emilie und fühlte wie ihr Herz ſchlug.

Da es ſich nun zufällig traf, daß die Buchhändlerin-Schweſter das Theater in einem der nächſten Tage einer Kaffeegeſellſchaft wegen nicht beſuchen konnte, und daß der alte grießgrämige Buchhändler die Maria Stuart, welche gerade gegeben wurde, nicht ausſtehen konnte — überhaupt war ihm Schiller widerwärtig, da er einmal den ſchwachen Verſuch gemacht hatte, eine Aehrenleſe aus deſſen Gedichten zu veranſtalten, wofür er wegen Nachdrucks beſtraft worden war — ſo war der Sperrſitz vacant, und Emilie Knapperer, die zuerſt Kenntniß davon erhielt, erſtand ihn zu ihrer großen Freude. Kaum aber hatte ſie das koſtbare Billet in Hän-

den, ſo kam Clara zum freundnachbarlichen Beſuch, ſprach nach einigen gleichgültigen Einleitungen vom Theater, und entwickelte alsdann eine noch nie dageweſene Schwärmerei für Schiller, namentlich aber für Maria Stuart.

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wandelte, wer mit euch ſchiffte!“

ſo recitirte ſie und ſah dabei an den grauen Winterhimmel, von dem unterſchiedliche Schneeflocken in trübe graue Waſſerlachen niederfielen. Dabei ſagte ſie, da Mama ihre Paſſion für den größten deutſchen Dichter kenne, habe ſie eben zur Regiſtratorin geſchickt, die heute Abend eine große Geſellſchaft habe, um das Billet für heute zu erlangen.

Woher es kam, wußte Emilie nicht, aber dieß Empreſſement der Freundin, jetzt auf einmal das Theater ſo häufig zu beſuchen, gab ihr einen gelinden Stich in's Herz, und es geſchah nicht mit der gewöhnlichen Unbefangenheit, als ſie ſagte: „Da kommſt Du zu ſpät, liebe Clara, Mama hat es bereits für mich holen laſſen.“

Dieſe Worte waren von einem lauernden Blick begleitet, und als Emilie bemerkte, daß die Freundin bei dieſer Eröffnung faſt erſchrack, gab es ihr einen neuen Stich in's Herz. — Dergleichen Herzſtiche aber ſind gefährlich und aus ihnen entwickeln ſich leicht ein ſehr unangenehmes Mißtrauen.

„Du willſt Maria Stuart ſehen?“ fragte Clara faſt verwundert. „Du, die die Stücke von Schiller nicht leiden kann?“

„Es iſt wahr,“ entgegnete die Freundin. „Ich habe dieſelben früher ſehr vernachläßigt, aber ich finde, daß ein Mädchen von Bildung ſich das nicht ſollte zu Schulden kommen laſſen.“

„So, das findeſt Du, liebe Emilie?“

„Ja, ich finde das, liebe Clara.“

An dieſem Abend war alſo Emilie Knapperer im Theater, und neben ihr ſaß der junge blonde Oekonom. Maria Stuart iſt in gewiſſer Beziehung für zwei junge, neben einander ſitzende Leute noch ein viel dankbareres Stück als die Norma. Mortimer hat gar zu ſchöne Reden und mit denen hilft er ſo leicht eine Converſation anknüpfen. Als er mit den Worten ſtarb:

Maria, Heilige, bitt' für mich!

Da wandte ſich der erſchütterte Oekonom und ſagte zu ſeiner Nachbarin: „Sie heißen gewiß Maria, mein Fräulein. Sie haben etwas ungemein Seeliſches, ſo etwas wunderbar Marienhaftes.“ Es war das ein Ausdruck, den er von einem Freunde, einem Literaten, gehört und den er hier glücklich los wurde.

Daß ſeine Nachbarin nicht Maria, ſondern Emilie hieß, erfuhr er gleich darauf, und dann kam es, wie es früher ſchon einmal gekommen war: er begleitete ſie die Treppen hinab und hätte ſie auch gerne nach Hauſe geführt, aber Bäbele machte ein gar zu bedenkliches Geſicht, und die Gas- und andern Laternen brannten außerordentlich hell.

Daß ſich an dieſem gleichen Abend der junge Herr Stadelbach ebenfalls im Theater befand, war mehr als ein Zufall, und als er, kaum nach Haus gekommen, der Schweſter erzählte von dem jungen verrätheriſchen Oekonomen, der mit Knapperers Emilie den ganzen Abend geſprochen, ſie auch die Treppe hinab begleitet habe, da — — da ſtieg in ihrem Herzen ein Gefühl auf, welches, wie wir hoffen, Dir, theure und geneigte Leſerin, erſpart bleiben möge. Daß aber Clara den feſten Vorſatz faßte, gegen ihre treuloſe Freundin zu ſchweigen, verſteht ſich ganz von ſelbſt.

Wie ſich aber Alles in der Welt wiederholt, ſo geſchah es auch, daß, als an einem andern Abende Clara in's Theater ging,

der junge Herr Knapperer ebenfalls als verſteckter Zuſchauer gegenwärtig war. Clara hatte ihr blondes Haar etwas locker und ſchmachtend friſirt; ſie hatte in ihren Zügen etwas Elegiſches, ihre ganze Haltung erinnerte an eine Trauerweide. Sie zuckte faſt zuſammen, als ſich das Ungeheuer von einem Oekonomen neben ſie ſetzte, und es brauchte vieler Worte ſeinerſeits, ehe ſie ihm eine einigermaßen verſtändliche Antwort gab. Aber ein weibliches Herz iſt unter gewiſſen Verhältniſſen zum Verzeihen geneigt, namentlich in der Oper, wo die Muſik das Ihrige dazu beiträgt, um einen leichten Groll in ſüße Wehmuth umzuſchmelzen, und Wehmuth — ſchöne Leſerin, iſt etwas außerordentlich Gefährliches. Wenn wir noch ſagen, daß an dieſem Abende Romeo und Julie war:

„Nein, nein, du liebſt mich nicht, wie ich dich liebe!“

ſo werden wir es verzeihlich finden, daß ſich Fräulein Stadelbach von dem jungen Oekonomen, natürlich unter Rickele's Schutz, nach Hauſe begleiten ließ.

Das Alles hatte der junge Herr Knapperer mit angeſehen, und da er aus den Reden der Schweſter gemerkt hatte, warum es ſich eigentlich handle, ſo war er verletzt, indignirt, und konnte es in gerechter Entrüſtung nicht unterlaſſen, beim Nachteſſen vor Schweſter und Mutter die beiſpielloſe That Clara's zu erzählen. Wie das Emilie aufnahm, brauchen wir eigentlich nicht zu ſagen. Daß ſie heftig ihren Teller mit Kartoffelſalat und Wurſt von ſich ſtieß, verſteht ſich von ſelbſt. Daß ſie faſt in Thränen ausbrach, begreifen wir, und daß ſie die, ſonſt ſo ſanfte, Mutter zu einer gelinden Entrüſtung aufſtachele, wird man verzeihlich finden. Die Sekretärin ſagte: „Ich muß geſtehen, das gefällt mir durchaus nicht,“ worauf Emilie hinzuſetzte. „O Mutter, ich kann Dich ver-

ſichern, es iſt bei der Clara Stadelbach nicht Alles, wie es ſein ſollte." — — — Dann kam die Alles auflöſende Wehmuth, und als Herr Knapperer zu Bette gegangen war, ſchüttete Emilie in's mütterliche Herz das Bild des jungen Oekonomen, und ließ zu gleicher Zeit die Freundin Clara in ihren Abwendigmachungsverſuchen als ein wahres Ungeheuer erſcheinen.

Das Verhängniß aber nahm ſeinen Lauf, und es traf ſich, daß, als an einem der nächſten Abende der alte grießgrämige Buchhändler im Theater war, und der junge Oekonom ebenfalls, der letztere dachte: es ſei vielleicht nicht ſo übel, von dem Nachbar etwas über die Verhältniſſe der beiden jungen Damen zu erfahren. Der alte Buchhändler aber war ein abgeſchlagener Geſelle und mit der Regiſtratorin, von der er Geld zu billigen Zinſen hatte, auf's Uneigennützigſte befreundet. Es dauerte eine Zeit lang, ehe er dem jungen Nachbar überhaupt eine Antwort gab, und als ſich dieſer nach den beiden Damen erkundigte, bekam er von dem alten Böſewicht die Antwort: er bekümmere ſich wenig um ſeine weibliche Nachbarſchaft, kenne auch nur eine davon näher, das ſei aber eine reſpektable junge Dame, die Tochter einer würdigen Freundin, der verwittweten Regiſtratorin Müller.

„Iſt ſie blond?" fragte ſchüchtern der Oekonom.

„Ja, ich glaube, daß ſie blond iſt," entgegnete der Buchhändler. „Eine ſehr achtbare Familie, die einzige Tochter, und reich, außerordentlich reich."

„So, ſehr reich?"

„Man ſchätzt die Tochter über hunderttauſend Gulden diſponibles Vermögen."

„O Welt, o ſchlechte Welt!" Der junge Oekonom dachte nicht mehr an ſeine ſchwarze Nachbarin, die ſo etwas Marienhaftes

hatte, ſondern nur noch an die Blonde, die er hatte begleiten dürfen, und die ja, wie er glaubte, hunderttauſend Gulden beſaß.

Am andern Abend ſaß er neben der Regiſtratorin, welche, von dem Buchhändler benachrichtigt, eine in der That herablaſſende Freundlichkeit entwickelte. Du lieber Gott! man muß gegen Fremde artig ſein. Der junge Mann war fremd, aus guter Familie, das ſah man an ſeinen Manieren, er war gekommen, um in der Nachbarſchaft ein Gut zu beſichtigen und zu kaufen; man mußte ihm behülflich ſein, und aus dieſen menſchenfreundlichen Rückſichten, hatte er ſchon im vierten Akte erfahren, daß ſich die Regiſtratorin außerordentlich freuen würde, wenn er ſie in der nächſten Woche — die gegenwärtige war der Zimmerreinigung und einer großen Wäſche gewidmet — mit ſeinem Beſuche beehren wolle.

Bei der nächſten Vorſtellung im königl. Hoftheater hatte dieſes eine außerordentliche Einnahme. Frau Sekretär Knapperer, die ſich den jungen Oekonomen in der Nähe anſehen wollte, ſaß auf dem Abonnements-Sperrſitz, hatte aber für ihre Tochter einen zweiten Platz in der hintern Reihe gekauft. Unterdeſſen war aber auch die Canzleiräthin von ihrer Tochter, ſo viel als es dieſer nothwendig erſchien, über das Daſein des jungen Oekonomen unterrichtet worden, hatte gleichfalls beſchloſſen, ihm einen prüfenden Blick zu ſchenken, und hatte es ſich zu dieſem Zwecke zwei Sperrſitze koſten laſſen, einen für ſich, einen für die Tochter.

Das Schauſpiel begann und die Comödie in der Comödie ebenfalls. Der junge Oekonom blieb nach ſeiner Gewohnheit, als er keine der jungen Damen auf dem Nebenplatze bemerkte, ſchmachtend an die Thüre gelehnt ſtehen, ſtrich zuweilen mit den weißen Handſchuhen über ſein blondes Haar und lorgnettirte im Theater umher. — Da mit einem Male erblickte er ſeine ſchwarze Nach-

darin von neulich. Gewiſſenlos wie in gleichen Verhältniſſen leider ſo viele junge Leute ſind, dachte er: „Was ſchadet's, wenn du durch ein paar Zeichen verräthſt, daß du ſie erkennſt, daß du dich freueſt, ſie zu erkennen!“ — Er that darnach, und blickte ſcharf nach ihr hin, dann lehnte er den Kopf an die Säule zurück und lächelte ſüß, als er bemerkte, daß auch ſie nach ihm ſah. Wenn er zuweilen ſeine Augen nach der Bühne wandte, ſo that er das doch nur, um gleich darauf wieder um ſo auffallender in den Zuſchauerraum zu blicken; dabei neigte er ſein Haupt bald rechts, bald links, machte die ſüßeſten Augen von der Welt, fuhr hin und wieder mit ſeinen Fingern durch den Schnurrbart, kurz trieb alle die bekannten Geſchichten ſo fad und nichtsſagend, und doch wieder ſo wichtig und viel bedeutend.

So kam der Zwiſchenakt, und während dieſem trat er, der bisher von einer Säule vor dem größten Theil der Zuſchauer verſteckt geſtanden hatte, etwas weiter vor, um auch den übrigen Raum zu muſtern. Himmel! wie ward ihm, als er auf der andern Seite der Sperrſitze die reizende Blondine erblickte, — ſie, die, wie der grießgrämige Buchhändler verſichert, hunderttauſend Thaler beſitzen ſollte, ſie, der er morgen einen Beſuch zugedacht. — Was war zu thun? Hoffentlich hatte die ſchützende Säule die kleinen Zeichen verdeckt, die er vorhin nach der rechten Seite der Sperrſitze geſpendet. Ja, es mußte ſo ſein, die blonde, junge Dame lächelte freudig überraſcht, als er jetzt ſein Glas auf ſie richtete, und er — wir müſſen es leider geſtehen — wiederholte hier das gleiche Spiel wie früher. — O, es war entſetzlich!

Emilie Knapperer, die bis jetzt in einem höchſt angenehmen Gefühle auf ihrem Platze geſeſſen, bemerkte mit einiger Beklemmung die plötzlich veränderte Richtung des weißen Theaterlorg-

netts, ſowie die wohlwollenden Pantomimen, die jeden Blick begleiteten. Wer konnte da ſein? Vielleicht eine ältere Bekannte, die er plötzlich wieder fand. — Sie beugte ſich vorn über — o Gott! wie ward ihr, — es war Clara, die dort ſaß, ihre Freundin Clara, die Blick um Blick, Zeichen um Zeichen erwiederte. — Entſetzlich! Zu welcher Falſchheit iſt eine menſchliche Bruſt nicht fähig!

Das Stück nahm ſeinen Verlauf, glücklicherweiſe war es ein thränenreiches, eins von jenen Stücken, wo ein armes Mädchenherz ſo recht ſyſtematiſch zerbrochen wird und wo die Unglückliche, die es im fühlenden Buſen trägt, am Schluſſe mit ſchwimmenden Augen die himmliſche Gerechtigkeit herabruft, während der Treuloſe im ſchwarzen Frack und weißer Halsbinde mit der glücklichen Nebenbuhlerin zur Kirche geht. Clara lächelte unter Thränen, Emilie weinte in Wirklichkeit. Man ging nach Hauſe, und der junge Oekonom, der der blonden jungen Dame gefolgt war, ſah zu ſeinem Schrecken, daß auf der Treppe die beiden jungen Mädchen zuſammentrafen, ſich erkannten und mit einander fortgingen. — Er hielt es nicht für gerathen, ſich zu zeigen.

So traten denn beide Familien paarweiſe den Heimweg an; zuerſt die beiden Mütter, dann die beiden Töchter, dann die beiden Söhne, die zum Abholen gekommen waren. Anfänglich ſchritt man in tiefem Schweigen dahin, doch brachte es Emilie Knapperer nicht lange über das Herz, ſtille zu ſchweigen. Sie war erſchüttert, im Innerſten gekränkt, ſie kam ſich ſelbſt wie jenes unglückliche Weſen aus dem Schauſpiele vor, ſie ſah ſchon Clara Stadelbach mit dem jungen Oekonomen im ſchwarzen Frack und weißer Halsbinde zur Kirche gehen. Nehmen wir es übel, daß der Ausbruch ihres Schmerzes ein gewaltiger war? — Laut

und lauter flogen die Worte hin und her: man ging von Mangel an Freundschaft zur Treulosigkeit über; man sprach von auffallendem Benehmen; ja das schrecklichste Wort „Zudringlichkeit" wurde gehört. Leider fand der Wortwechsel der jungen Damen vorn und hinten einen Widerhall; die Kanzleiräthin sowie die Sekretärin mischten sich hinein, ebenfalls die beiden Herrn Söhne. Da sprach die Kanzleiräthin die unbedachten Worte: „Wenn sie auch nicht als Mutter entscheiden wollte, so wäre es doch am Ende nicht auffallend, daß Jemand ihrer Tochter einen kleinen Vorzug geben könne." Worauf die Sekretärin gereizt erwiederte: „Einen Vorzug, so mit den Haaren herbeigezogen, wolle sie dem Fräulein Stadelbach gerne gönnen, und es sei nicht schwer, ein Verhältniß anzuknüpfen, wenn man sich von einem unbekannten, jungen Manne nach einer flüchtigen Bekanntschaft nach Hause geleiten lasse."

Das war zu viel für den Stolz der Kanzleiräthin. Sie trennte sich auf offener Straße von ihrer Freundin, ihre Tochter und ihren Sohn mit sich fortnehmend. Letzterer aber, ehe er ging, kündigte Herrn Knapperer die Freundschaft auf, spendete ihm zu gleicher Zeit einen „albernen Menschen," wofür er einen „dummen Jungen" in Empfang nahm.

Die Ursache dieses schrecklichen Ereignisses, der junge Oekonom, machte am andern Tage mit einigermaßen zagendem Herzen seinen Besuch bei der verwittweten Regstratorin. — „Schrecklich wäre es ja," dachte er, „wenn die Blonde und die Schwarze ihre Erlebnisse ausgetauscht hätten." Noch vor dem Hause wollte er umkehren, doch war er schon vom Fenster aus bemerkt worden und mußte eintreten. Die Mutter empfing ihn und stellte ihn

ihrer Tochter vor. — O das war eine harte Enttäuſchung. — Aber — hunderttauſend Gulden!

Gehen wir über dieſen Beſuch leicht hinweg und verfügen uns dafür auf wenige Augenblicke in das Theater, wo am ſelben Abend der grießgrämige Buchhändler neben dem jungen Oekonomen ſaß. Letzterer erzählte von ſeinem Beſuche bei der Regiſtratorin, der ihn ſehr befriedigt, und ſagte dann ſo nebenbei: „Apropos, wer ſind denn eigentlich die beiden andern Damen, die zuweilen abwechſelnd auf Ihrem Platze ſitzen?“

„Ach die!“ ſagte der alte ſchlechte Buchhändler, wobei er innerlich lachte, „o das iſt nicht viel, ein paar junge unbedeutende Dinger.“

In Nro. 15 und 16 der Brandgaſſe hatte ſich unterdeſſen viel und traurig verändert. Da ſah man fortan weder Sauerkraut noch fette Gänſeviertel hin- und hertragen. Wenn die Kanzleiräthin am Fenſter erſchien, ſo geſchah das mit ungemein erhobener Naſe, und wenn die Sekretärin ſich von dem ihrigen zurückzog, ſo that ſie es achſelzuckend. Daß das Sperrſitz-Abonnement gekündigt wurde, verſteht ſich ganz von ſelbſt, ebenſo, daß dem Herrn Stadelbach und dem Herrn Knapperer der arme goldene Bär auf's Strengſte verboten wurde.

So erging es in dieſer wahrhaften Geſchichte. Um aber nicht mit einem Mißton zu ſchließen, wollen wir den geneigten Leſer in die Zukunft blicken laſſen und ein paar Jahre überſpringen, nach welchem Zeitraum ſich erſt die Kanzleiräthin und die Sekretärin ihre Hände zu erneuertem Freundſchaftsbunde reichten. Der Oekonom hatte die Regiſtratorstochter geheirathet, war aber auch zu gleicher Zeit von der Nemeſis erreicht worden, denn Mutter und Tochter knufften ihn zum Erbarmen. Clara

Stadelbach hatte ſich mit einem Lieutenant verlobt und Emilie Knapperer war die Braut eines ſchon etwas älteren Kaufmanns. Letzteres wirkte auch auf die Gemüther der beiden jungen Handlungsbefliſſenen ein, ſie nahmen den „dummen Jungen“ und „albernen Menſchen“ feierlichſt zurück und gelobten ſich, wenn ſie je Familienväter werden, und mit Frau und Töchtern geſegnet, unter keinen Bedingungen einzuwilligen in

Ein Sperrſitz-Abonnement zu Acht.

Bei 30 Grad Hitze.

Das Dampfboot lief ſeinen ruhigen Weg durch den tiefblauen See. Welcher See das war, iſt uns vorderhand unmöglich anzugeben, denn wir ſind diskret bis zum Exceß, und wenn auch auf dem Schiff, welches ruhig durch den See dampfte, nichts beſonders Compromittirendes geſchah, ſo könnte doch vielleicht ein junger Mann mit eingeklemmtem Augenglas oder eine ſanfte Schöne mit großem rundem Strohhut und nothwendiger Takellage naſerümpfend See, Schiff, Augenglas und Strohhut auf ſich beziehen und kopfſchüttelnd und achſelzuckend ſich darüber beſchweren, daß ſelbſt die unbedeutendſten und harmloſeſten Menſchen nicht mehr ſicher davor ſeien, von einem vorwitzigen Schreiber auf irgend einem beliebigen Stück weißen Papiers tintographirt zu werden.

Nichts deſtoweniger aber zog der Dampfer durch den tiefblauen See, die Räder, die nicht immer im Einklange herumhaſpelten, ſchienen ſich an Geſchwindigkeit überbieten zu wollen, und ließen einen artigen Schaum hinter ſich zurück. Doch waren ſie wie bemerkt zu eifrig in ihrem Dienſte, ſo daß zuweilen das ganze Schiffsgebäude leicht zitterte und dröhnte, und dann war

es, als stieße der schwarze Schornstein verdrießlich hustend eine schwarze Rauchwolke aus, die wie ein drohender Finger über das Wasser dahinzeigte und zu sagen schien: wartet ihr da unten! Soll mich der Teufel holen, wenn es nothwendig ist, so zu galoppiren. Scheinen doch die Ufer vor uns immer deutlicher und deutlicher, sieht man doch fast schon den Eingang zum Hafen.

Wie gesagt, das Schiff lief außerordentlich ruhig; der See war, um uns eines trivialen, aber diesmal ganz richtigen Ausdrucks zu bedienen, glatt wie ein Spiegel, und das einzige Lebenszeichen, das er von sich gab, war, daß er unter dem glänzenden Sonnenlichte zuweilen vor innerem Behagen tief aufzuathmen schien; und das gab denn freilich eine eigenthümliche Art von langen und breiten kaum sichtbaren Wellen, die vom Ufer herüberzukommen schien, und wenn sie den Dampfer berührte, leicht die Spitze desselben aufhob, sie ebenso sanft wieder niedergleiten ließ, vorbei rauschend die Flanken des Schiffs leicht pätschelte und dann unter dem Kiel hinweg kaum merklich plätschernd seinen Lauf verfolgte.

Auf dem Dampfer waren eine Menge Passagiere, unter ihnen aber wenig Reisende, die dies Geschäft ernstlich betreiben, und die im Schweiß ihres Angesichts stauberfüllt und ausgedörrt ihre Koffer mit ängstlicher Miene umgackern, wie das Huhn eine Anzahl Enten, die es unglücklicher Weise ausgebrütet — eigentlich unglückselige Leute, die reisen, weil ihr guter Freund auch reist, und es überhaupt so Mode ist, — Leute, für welche der große Schulmeister Bacherl seinen Wahlspruch erfunden zu haben scheint: „Was sie haben, das wollen's nicht; und was sie wollen, das haben's nicht," was an dieser Stelle ins Genießbare übersetzt, so viel heißen kann, als die ein kühles bequemes Zimmer mit

gutem freundlichem Bett zu Hause verlassen, um dafür unter ein theures, gasthofliches Dach gewiesen zu werden, in ein enges Bett, das noch warm ist vom gestrigen Gaste, und bei einer Hitze, wo selbst die Flöhe im Stande sind, wahnsinnig zu werden.

Doch genug davon! Wie schon bemerkt, gab es auf dem Dampfer nur wenige dieser Handwerksreisenden (ich bitte den geneigten Leser, mich nicht miß zu verstehen); die meisten waren strebsame Ausflügler, von denen die vom diesseitigen Ufer des See's Kaffee und Aussicht drüben viel schöner fanden, während die jenseitigen das Gleiche vom andern Ufer sagten.

Auf dem offenen Schiffe herrschte einiges Amusement, aber auch sehr viel Langeweile. Da gab es neben energischen jungen Leuten, die schon ein paar Flaschen hinter sich hatten und ihr Morgenlied demgemäß mit gewisser Begeisterung sangen, stille verschlafene Physiognomieen, Leute, die mehrere Stunden weit vom See wohnten und deßhalb schon um 4 Uhr aufstehen mußten, um die Abfahrt nicht zu versäumen, arme Schlachtopfer, welche sich die erstaunlichste Mühe gaben, die Fahrt auf dem Dampfer nach allen Richtungen wunderbar schön zu finden, die aber nach jedem freudigen Ausruf, dem sie beipflichten mußten, da er von ihm kam, der die Partie arrangirt, wieder zusammensanken, leicht gähnten, melancholisch ihre Köpfe hängen ließen und ein Gesicht machten, als dächten sie wie jener unglückliche Wilde, den man von seiner stillen Insel weg ein Stück civilisirten Lebens sehen ließ. — Ach Massa! Menschenfleisch in der Heimath ist auch schön!

Neben mannigfaltiger Langweile herrschte auch sonst noch allerlei auf dem Schiffe, als da war der Steuermann, der das Ganze lenkte, der wie eine Gottheit hoch über Allem thronte, mit dem man nicht sprechen durfte und zu dem man in seines

Nichts durchbohrendem Gefühle nur schüchtern aufzublicken wagte. Da herrschten der Kapitän und Conducteur, diese beiden wichtigen Eigenschaften in Einer Person vereinigt, ein einseitiges Wesen und doch so verschieden gestaltig, nachdem es die eine oder andere Funktion durchschimmern ließ. Als Kapitän, wenn er dem unglücklichen Schiffsjungen einen gelinden Puff gab oder einen starken Schnaps trank, hatte er etwas grades, biderb seemänisch Wohlwollendes; das Wohlwollende schlug so vor, daß wir überzeugt sind, der Schiffsjunge fühlte sich ganz glücklich von ihm gepufft worden zu sein, und der Schnaps machte sich eine Ehre daraus, ihm mit Aufopferung seines Daseins dienen zu können. Als Conducteur aber zog er den Bauch ein und machte einen einigermaßen krummen Rücken; auch legte sich alsdann sein Gesicht in pfiffige Falten, und wenn er einen Passagier auf seine eigenthümliche Art anblinzelte, so fuhr dieser unwillkürlich nach der Brieftasche, um sich durch Vorzeigung seines Billets als ein bezahlt Habender zu legitimiren.

Neben diesen bedeutenden Männern herrschte ferner ein ziemlich schmieriger Kellner auf dem Verdeck, eine an sich sehr unbedeutende Persönlichkeit, die sich aber ein Ansehen zu geben wußte, in fuchsigen Schuhen, weiß gebornen Strümpfen, welche sich jedoch zu einer Art Isabellfarbe ausgebildet hatten, in kurzer Nankinhose, voller Flecken und Streifen, und einem blauen Fracke, an dem das einzige Bemerkenswerthe war, daß hinten einer der kupfernen Knöpfe fehlte, was übrigens den jungen Kellner interessant zu machen schien, denn gerade des fehlenden Knopfes halber blickte ihm wohl mancher sinnend nach, indem er dachte, wo mag wohl der Knopf geblieben sein? Der große Kant ist mir ein Beweis, daß sich selbst die bedeutendsten Männer mit dergleichen

Kleinigkeiten abzugeben pflegen. Von dem Gesichte des herrschenden Kellners wollen wir nicht reden; es konnte das unmöglich ein Originalgesicht sein, wahrscheinlich die fehlerhafte nachgedunkelte und eingetrocknete schlechte Copie irgend eines andern nicht üblen Menschenkopfes. Der herrschende Kellner summte auf dem Verdecke umher wie eine Fliege und war bald hier bald da zu sehen, um mit derselben Aufdringlichkeit, welche auch jene Thierart auszeichnet, nach den gar nicht existirenden Wünschen sich zu erkundigen. Dabei pflegte er einer eigenthümlichen Liebhaberei, welche darin bestand, seinen Zeigefinger ins Nasenloch zu bohren, und es war ein Glück, daß er bei dieser Beschäftigung seine Serviette über den rechten Arm hängen hatte.

Was aber sonst noch auf dem Schiffe herrschte, und was stärker und gewaltiger war als alle die eben angeführten Größen, das waren 24 Grad Hitze im Schatten, und da es auf dem Schiffe keine Handbreit Schatten gab, 30 Grad in der Sonne, worunter alles gemeinschaftlich stöhnte und seufzte, die Passagiere Steuermann, Kapitän, Kellner, nicht zu gedenken der Heizer unten an der Maschine, ja selbst Masten und Taue, die Planken des Verdecks, welche so schwitzten, daß sie klebrig wurden, selbst der Wimpel hoch oben, der schlaff herunter hing, als wollte er sagen: nun hört alles auf.

30 Grad in der Sonne, das ist keine Kleinigkeit, selbst nicht wenn man in einem bequemen Wagen über die Landstraße fährt, wo doch hie und da ein Baum oder ein Gesträuch momentan seinen Schatten über unser Gesicht wirft; auf dem Wasser aber, wo das glänzende Sonnenlicht von der glatten Fläche wie von einem Spiegel zurückgeworfen wird, und nicht nur erhitzt, sondern auch blendet, da sind 30 Grad mehr als zum gewöhnlichen

Vergnügen gehört, und drücken so schwer auf den armen Passagier, daß selbst nicht einmal der im Raum warm gewordene Wein oder das schaale Bier eine Linderung zu bewirken vermögen.

Wie die unerbittliche Hitze auf dem Schiffe herrscht, sieht man aber auch an den schläfrigen Schritten, vermittelst welcher sich der Schiffsjunge an den Cabinen und dem Radkasten vorbei treibt, sowie an dem flammenden Gesicht des Kapitäns, als solcher, und an seinem wedelnden Sacktuch, wenn er den Conducteur vorstellend irgend einem Wißbegierigen zum Gott weiß wie vielsten Mal sagen muß, wann das Schiff an seinem nächsten Bestimmungsort ankommen werde.

Da auch eine Küche mit Küchenfeuer auf dem kleinen Dampfer ist, so setzen wir ebenfalls einen Koch voraus, der wirklich dort steht und die Thüre seines Departementkastens völlig ausfüllt. Es ist das eine stark schwitzende Persönlichkeit, in die Farbe der Unschuld gekleidet, aber einer Unschuld, die nicht mehr ganz sicher ist, und die durch Rothwerden hie und da, sowie durch den Anfang eines nicht mehr ganz fleckenlosen Wandels eine entschiedene Neigung zeigt, ihren so schönen und ledigen Stand zu verlassen. Das Gesicht dieses Koches hat Aehnlichkeit mit einem Karpfen, namentlich jetzt, wo er die Augenlider halb zufallen läßt und mit gespitztem Munde die Hitze von sich bläst. Der schmierige Kellner steht neben ihm, und indem dieser tief und gründlich seiner Lieblingsbeschäftigung nachhängt, blicken beide verachtungsvoll auf die Passagiere, die gar keinen Drang zu Cotelettes und Beafsteaks haben und den Restaurateur kaum durch eine Kleinigkeit rohen Schinken oder Butterbrod mit Sardellen in Nahrung setzen.

Den armen Passagieren ist es übrigens nicht zu verdenken,

daß ſie heute Morgen nicht Verlangen haben nach den Fleiſchtöpfen dieſer Küche, denn auch dort herrſchen 30 Grad Sommerhitze, zuzüglich 10 Grad Herdfeuerwärme, und in Folge davon haben alle Düfte, die den Caſſerolen und Pfannen entſteigen, etwas ſo Scharfes und Brandiges angenommen, daß man bei geſchloſſenen Augen nicht weiß, geht man bei der Speiſeanſtalt vorbei, oder befindet man ſich in der Nähe der Maſchine, wo das ranzig gewordene Oel zwiſchen den Achſen und Lagern im Geruch eine verwandte Aehnlichkeit hat mit den gebratenen Kartoffeln, die eben für die Vorkajüte ſervirt werden.

Die Paſſagiere ſitzen und ruhen in vielerlei maleriſchen und unmaleriſchen Stellungen auf den Bänken und Stühlen des Verdecks. Lieder und Geſpräche ſind faſt verraucht mit dem Geiſte des Weins, den 30 Grad Hitze ungeheuer ſchnell conſumiren. Man ändert nur Sitz und Haltung, um es gleich darauf wieder ebenſo zu machen; man wechſelt vom rechten Arm auf den linken, bläst nach dieſer und jener Seite, und indem man unabläſſig bemüht iſt, ſich mit Schnupftuch und Strohhut Kühlung zuzufächeln, vermehrt ſich nur Hitze und Unbehaglichkeit. Darauf beziehen ſich auch alle Geſprächsthemas: Entſetzlich heiß! Unausſtehlich! ſeufzen ſchwache Gemüther, und während ſtärkere ſich erinnern, daß es ein Ding gibt, was Schatten heißt und daß ſpäter ein friſcher Trunk zwiſchen grünen Bäumen mit bewegten Blättern eine immenſe Erholung ſein wird, ſingt ein junger verwegener Enthuſiaſt:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,

dabei offenbar mehr an kaltes Bier als an das Liebchen denkend,

Das dort gewohnet hat.

Obgleich ſelbſt der gefühlloſe Dampfer unter der allgemeinen Hitze mitzuleiden ſcheint, — denn die Maſchine ſtöhnt und kracht bedenklich, und wenn zuweilen Dampf ausfährt, ſo pruſtet er wie jemand, dem es übermäßig warm iſt, — obgleich ſich am Himmel kein Wölkchen zeigt, obgleich die Luft von Sekunde zu Sekunde drückender und ſchwerer wird, ſo ſind doch zwei Weſen auf dem Schiffe, die es nicht zu fühlen ſcheinen, daß das Queckſilber im Thermometer unaufhaltſam, aber beharrlich aufwärts klettert. — Das iſt Er und Sie. Daß Er und Sie ſich auf dem Schiffe befinden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt; ebenſo wie das Leben nichts iſt ohne Liebesglanz, ſo hat auch ſelbſt die unbedeutendſte Novelle keinen Sinn ohne Er und Sie. Er iſt ein junger Mann, ſagen wir näher den Zwanzigen als den Dreißigen; das dünn gewordene Haar ſcheint jedoch ſein Alter umgekehrt angeben zu wollen. Er trägt helle Beinkleider, einen modiſchen ſehr weiten und bequemen Rock, eine hyazinthfarbene Halsbinde und einen Strohhut, deſſen Rand ſich unnatürlich aufbäumt. Trotz der Hitze raucht er Cigarren, und wegen der Hitze wurde es ihm außerordentlich mühſam, ſein Augenglas feſt eingeklemmt zu erhalten, denn wenn er auch nicht wie andere Menſchenkinder die 30 Grad Hitze fühlte, ſo zeigten ſie ſich doch auf ſeinen dicken Backen, die ſanft angefeuchtet erſchienen, und deren Muskeln oft die furchtbarſten Anſtrengungen machten, um das glitſchende Glas feſtzuhalten. Und doch hatte er dieſes Glas nie ſo nothwendig gebraucht wie am heutigen Morgen! Galt es doch ſie anzuſchauen, die auf der andern Seite des Schiffs ſaß, um bei ſeiner Kurzſichtigkeit entdecken zu können, ob ſie noch nach ihm herüberſah, oder vielleicht nach jenem verruchten Lieutenant, der zugehackt und zugeknöpft wie ein ſchlechtes Gewiſſen, beſtändig

hinter ſeinem Rücken manövrirte, um alle vorüberſtreifenden Blicke gierig in Empfang zu nehmen.

Sie war eine ſchwärzliche Schöne in gräulichen Jaconett gehüllt; ſie hatte recht pikante Augen, ein nicht unangenehmes Näschen, und ſelbſt der Mund hätte nicht unſchön genannt werden können, wenn er nicht etwas gar groß geweſen, und nicht zu ſehr der Zierde eines ſchönen weiblichen Mundes: weißer glänzender Zähne, ermangelt hätte. Dafür aber war ſie tadellos gewachſen, tadellos hauptſächlich für Jemand, der wie er, ſtarke umfangreiche Formen liebte; ihre Taille war, obgleich nicht ſehr lang, doch dafür auch verhältnißmäßig breit, ſie erweiterte ſich nach oben, wie es ſich für ein deutſches Mädchen geziemt, und wenn ſie tief aufathmete, was häufig vorkam, ſo that ſie das gefühlvoll, wie ein Weſen, von dem der Dichter ſagt:

„Ihr ſchlägt ein ſtarkes Herz im weichen Buſen."

Dabei trug ſie einen großen runden Strohhut von bräunlicher Farbe, und mit einer eben ſolchen Feder geziert. Vorn am Rande dieſes Strohhutes hatte ſie das unentbehrliche Schnürchen befeſtigt, welches dazu dient, dieſen übermäßig breiten Rand in geeigneter Stellung zu erhalten, geeignet, je nachdem die Gegenſtände waren, denen ſie kühn entgegen trat. Bot ſie einem Windſtoße Trotz, ſo wurde der Rand des Hutes tief herabgezogen; ging ein Gleichgültiger vorüber, ſo verblieb alles in statu quo; ſah ſie Ihn, den ſie zu haſſen vor Kurzem gelernt hatte, von der rechten Seite ankommen, ſo bildete der zweckmäßige Hutrand dorthin eine Art von Scheuleder, kam Er dagegen, den ſie ſeit geſtern Abend oder heute Morgen liebte, ſo bildete der gehorſame Rand eine Art von vertraulicher Laube um ihr Köpfchen, unter der ihre Augen bald ſchalkhaft, bald verſchämt hervorblickten, oder er wallte

in überſtrömendem Gefühl hoch empor, pantomimiſch ausdrückend:

„Die Flagge der Liebe ſoll wehen!“

Er war ohne Begleitung auf dem Schiffe, ſie aber nicht. Sie wurde geſchirmt von einem Vater und einer Mutter und hatte ein Schweſterchen an ihrer Seite, ebenfalls in rundem braunem Strohute, die auch ſchon mit demſelben kokettirte, obgleich ſie erſt ein unbedeutender Backfiſch war. Der Vater war ein reicher Lederhändler aus Norddeutſchland, die Mutter alſo eine Lederhändlerin, ebenfalls im Geſchäfte thätig, und die ältere Tochter hatte auch ſchon begonnen, ſich mit den Anfangsgründen dieſes ſchwierigen Geſchäfts vertraut zu machen.

Wenn man auf ein Mädchen redliche Abſichten hat, ſo iſt die Idee, einen Mann zum Schwiegervater zu bekommen, der Lederhändler iſt und im Sommer mit der ganzen Familie Reiſen macht, nicht ſo gar abſtoßend. Er hatte aber in der That ſolide Abſichten, wenn der Gegenſtand ſeiner Neigung in der That ſo ſolid war, um ihm verſchaffen zu können, wornach er ſich ſchon lange vergeblich geſehnt: eine ſorgenloſe Exiſtenz nämlich, die er bis jetzt noch nicht im Stande geweſen war, ſich mit ſeiner Feder — er war Dichter und Schriftſteller — zu erwerben. Vor ein paar Tagen hatte er ſie auf dem Rigi zum erſten Male geſehen; der Vater ſchrieb ſich grade in dem Fremdenbuch als Lederhändler ein und verlangte zwei recht gute Zimmer. Nun ſpricht aber auf dem Rigi zwei recht gute Zimmer zu verlangen für eine wohlgefüllte Reiſekaſſe, und da ſie zu gleicher Zeit unter dem runden Strohhute bedeutſam nach ihm blickte, ſo erging es ihm, wie dem Jäger im Nachtlager von Granada:

„Ihr Blick ihm zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich.“

Darauf hatten sie den Sonnenuntergang und den Sonnenaufgang gemeinschaftlich genossen, d. h. insoweit gemeinschaftlich, als er in ihrer Nähe stand; auch hatte sie ihm einige Theilnahme bewiesen, denn als er ein auf den Sonnenaufgang bezügliches Gedicht eigner Fabrik schwärmerisch deklamirte, hatte sie ihm mild lächelnd, sogar kopfnickend zugelauscht und dann den Rand des Strohhuts tief herabbewegt, als wollte sie in sich selbst zurückgezogen die Verse nochmals vor ihrem innern Auge vorbeigleiten lassen. Und darauf hin hatte er es gewagt, ihr einen Strauß Bergblumen anzubieten, was der Lederhändler grade nicht gehindert hatte; doch war sein Gesicht ziemlich brummig, und wenn den jungen Mann seine guten Ohren nicht täuschten, so hatte der Vater, während er mit der Familie davon ging, gesagt: „Juste, laß dir nicht mit fremden Menschen in." Das hatte ihn aber grade nicht abgeschreckt, denn alle Väter, die Geld haben, benehmen sich in gleichen Verhältnissen nicht anders. Hatte sie doch umgeblickt, ehe sie in's Hotel getreten, und das begeisterte ihn so, daß er gleich auf der Stelle seine Verse klein und zierlich abschrieb und sie ihr beim Herabsteigen nach den Ufern des Zuger See's durch das Schwesterchen, den kleinen Backfisch, überreichen ließ, welches sich dieser Kommission mit einer für sein Alter seltenen Geschicklichkeit entledigte.

Obgleich die Beiden über den Zuger See in einem gemeinschaftlichen Boote gefahren waren, so hatte sich doch so gut wie gar keine Gelegenheit gefunden, gegenseitig ihre Gedanken oder Gefühle auszutauschen. Der Lederhändler wußte es im Moment, wo Er sich nähern wollte, immer so einzurichten, daß sich die väterliche Autorität wie ein sprengender Keil zwischen die beiden — Liebende können wir eigentlich nicht sagen — trieb. Die Mutter

— Lederhändlerin wäre ſchon empfänglicher geweſen für das Geſchmachte des jungen Mannes, und als ſie ihr Umſchlagtuch in glücklicher Selbſtvergeſſenheit im Waſſer nachſchleifen ließ, wo er es, freilich ohne Lebensgefahr, herausholte, da ſagte ſie freundlich dankend und faſt lächelnd: „'s iſt doch ein gar zu ſchönes Waſſer, der Zuger See!“ Was nützt es aber einem Liebenden, wenn auch die Mutter ſeines Gegenſtandes ſanft wie Safian iſt, der Vater dagegen wie zähes Sohlenleder. — Da lag Zug in ſeiner unbeſchreiblichen Schönheit. Was nützte ihm alles das! An der Table d'Hote hatte er gehofft, neben ihr ſitzen zu dürfen, da ſchob ſich der Vater wieder zwiſchen ihn und ſein Glück. In Zürich hatte er ſogar jede Spur verloren und lange ſuchen müſſen, bis er den Gaſthof gefunden, wo die Familie des Lederhändlers logirte. Glücklicher Weiſe hatte er gegenüber ein Stübchen erlangt, und es war ihm vergönnt, mit ihr hier und da einige Blicke zu wechſeln. Ob wir das Wort „wechſeln“ eigentlich gebrauchen dürfen, wiſſen wir nicht ganz genau; wenigſtens war es kein Wechſeln mit gleichen Münzſorten, denn für hundert ſehr bezeichnende Blicke ſeinerſeits ſandte ſie kaum einen einzigen ſchüchternen herüber. Aber dieſer eine war Gold und ſchon der Mühe werth, daß er ihn mit der kleinen Scheidemünze ſeiner Liebesſeufzer nicht nur bezahlte, ſondern auch ein verſchwenderiſches Agio drein gab. Die Verſe hatte ſie erhalten, das wußte er genau. Und ſie hatte ſie geleſen. Ja, wenn ſich ſein Auge nicht täuſchte, ſo las ſie ſie oft von neuem, drüben am Fenſter ſtehend, freudevoll, leid- und gedankenvoll.

Endlich verließ die Familie Zürich, und auf dem See, deſſen Namen wir nicht genannt, traf er und ſie ganz zufällig wieder zuſammen. Der Lederhändler aber war brummiger als bisher; er trieb ſeine Abneigung vor dem jungen Manne mit dem einge-

klemmten Augenglaſe ſo weit, daß er hartnäckig die Schiffsſeite wechſelte, wenn dieſer ſich nähern wollte. Er ſchien äußerſt verdrießlich — der Vater ſeiner Tochter; hatte er doch Händel gehabt mit dem Kapitän-Conducteur, hatte ſogar den ſchmierigen Kellner abgeputzt, ohne ihn reinlicher zu machen, und pruſtete vor Hitze ſtärker als irgend ein anderer. Er war korpulent, weshalb die 30 Grade ſchwer auf ihm lagen.

So lief das Dampfboot ſeinen ruhigen Weg durch den tiefblauen See; die Sonne war, ihrem natürlichen Laufe gemäß, höher und höher geſtiegen, die Hitze hatte ſich vermehrt, und wenn auch nur der Abwechslung wegen, war es doch ein Glück, daß die Ufer des Sees deutlicher und immer deutlicher wurden. Die Häuſer da drüben wurden erkennbar, an ihnen jedes einzelne Fenſter mit ſeinen Scheiben; man ſah die Geſträuche ſich in der klaren Flut widerſpiegeln, man bemerkte ſchon eine ganze Schaar Leidensgefährten, die auf das Boot warteten, um die Plätze der dort Landenden ſogleich zu beſetzen. Der ſchmierige Kellner, der neben dem Koche ſtand, machte ein Geſicht, als wollte er ſagen: dort kommt beſſere Kundſchaft! Nachtſäcke und Koffer wurden zuſammengeſucht, und als das Schiff nun an der Brücke anlegte, verſchwanden ſämmtliche Paſſagiere in kurzer Zeit, und alle, die ein paar Stunden auf dem kleinen Dampfer ſo eng bei einander geſeſſen waren, ſtoben ohne Abſchied, ohne ein freundliches Wort nach verſchiedenen Richtungen auseinander.

Der Lederhändler mit Familie ließ ſich zum Bahnhof führen; er ſchien noch am heutigen Tage weiter fahren zu wollen. Der junge Mann folgte, und da er in der einen Hand den Nachtſack, in der andern ſeinen Stock trug, ſo machte er wahrhaft krampfhafte Anſtrengungen, um ſein Augenglas feſtzuhalten,

was ihm jetzt nothwendiger war als je; denn glitschte es von seiner glänzenden Wange herab, so war er nicht im Stande zu sehen, ob sie vielleicht rückwärts nach ihm schaue, oder ob nicht der Blick unter dem breitrandigen Strohhut hinweg dem unternehmenden Lieutenant gelte, der so frech gewesen war, dem Vater — Lederhändler Feuer für die Cigarre zu offeriren und der so ein Gespräch angebahnt hatte.

Ja, jetzt schritt er sogar neben der Familie, säbelklirrend, mit dem kurzen Waffenrocke wedelnd, daß es ein Skandal war; während er, der hinten ging, niedergedrückt von 30 und einigen Graden Hitze, sowie von der innern Aufregung und seinem zu schleppenden Nachtsack, keuchend folgte. Er hatte in diesem Augenblicke staatswirthschaftliche Bedenken der finstersten Art; er fand es unverantwortlich, daß das durch Steuern mühsam zusammengebrachte Geld an einen Stand verschwendet werde, dessen Hauptbeschäftigung darin bestehe, im seligen Nichtsthun auf Dampfbooten und Eisenbahnen zu fahren, und säbelklirrend und waffenrockwedelnd den hübschen Töchtern reicher Lederhändler die Cour zu machen.

Aus diesen düstern Träumereien weckte ihn der Klang der Eisenbahnglocke, der ihn trotz der niederdrückenden Hitze zu raschen Schritten antrieb. Daß er fast aufgelöst an der Kasse erschien, brauchen wir nicht zu sagen. Galt es doch ein Billet zu lösen, um nicht zurück zu bleiben; denn dort verschwand die Familie, der er folgte, so eben im Wartsaal. Kaum hatte er Zeit, sein Gepäck abzuwerfen und seinen äußern Menschen, der sehr derangirt aussah, wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen; da läutete es auch schon zum dritten Mal und er irrt noch in größter Unruhe an den Eisenbahnwagen vorbei, um ja den nicht

zu verfehlen, in dem sie sich befand. Doch war ihm das Glück günstiger, als er gedacht; dort nickte der große braune Strohhut am Fenster. Mit Einem Satze war er im Wagen. O Weiberklugheit! Wie hatte sie so trefflich manöverirt! Der Vater mit dem begleitenden Lieutenant war in eine Rauchabtheilung dirigirt worden, sie mit der Mutter und dem Schwesterchen hatte sich so gesetzt, daß ihr gegenüber ein Platz frei war — ein Platz für ihn. Seine Miene war liebenswürdig, unternehmend, siegreich wie nie, als er sich auf diesen, jedenfalls für ihn reservirten Platz niederlassen wollte. — Doch kam er nicht ganz dazu. Schon stand er mit gebogenem Knie vor ihr, schon hatte er einen Anlauf genommen, um sich recht elegant niederzulassen, als die Mutter — Lederhändlerin sagte: „Nehmen Sie mir nicht übel, aber da drüben sind noch Plätze genug frei. Jott doch, man sitzt so schon so enge. Und das ist doch wahrhaftig nicht angenehm bei der Wärme."

Hatte er recht gehört? — Und sie! Jetzt muß der Rand des Strohhuts emporwallen, jetzt mußte sie sagen: „wenn es noch einmal so warm wäre, Mutter, so ist doch der Platz für ihn bestimmt, für ihn, in dessen Nähe es beseligend, lieblich und kühlend ist." — So würde er sie in einem Romane haben sprechen lassen. Aber der Rand des Strohhutes senkte sich tief hinab, und unter ihm hervor tönten erschreckliche Worte, Worte, die ihn förmlich aus der Bank heraus schnellten und ihn tief betrübt im hintersten Winkel des Eisenbahnwagens niedersitzen ließen. Hatte sie doch gesagt: „Ich begreife eigentlich nicht, wie man sich da eindrängen mag; es ist ohnehin nicht angenehm mit fremden Leuten zu fahren, und noch dazu bei 30 Grad Hitze!"

Ja, jetzt fühlte er sie, die entsetzlichen 30 Grad Hitze; jetzt

drückten ſie ihn nieder, phyſiſch und moraliſch; Herz und Lippen waren dürr, wie ausgetrocknet. Von ſeiner Stirne rieſelte es ſanft herab, und er war nicht mehr im Stande, ſein Augenglas feſtzuhalten. — Wozu auch? Um zu ſehen, wie Mutter und Töchter verſtohlen zuſammenlachten, um zu bemerken, wie ſie unter dem braunen Strohhutrand hinweg nach den Fenſtern des Rauchcoupé's blickte, wo ſich der Lieutenant ſo geſetzt hatte, daß er ſie anſehen konnte über den leeren Platz hinweg, von dem man ihn ſo ſchnöde gewieſen.

Da beſchloß er, nach reiflicher Ueberlegung, ſich unter Umſtänden künftig fern zu halten von dem verrätheriſchen Geſchlecht, deren einer er noch vor wenigen Tagen ſo ſchöne Verſe gewidmet; da dachte er wehmüthig an die kühlen Berge, die er ihr folgend verlaſſen, an das ſchöne Geld, das er ihr zu lieb ausgegeben, und als er das gethan, preßte er unmuthig die Lippen auf einander, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, blickte in die ſonnenbeglänzte, glühende Landſchaft hinaus und verwünſchte den Augenblick, wo er ſie zum erſten Male geſehen, vor allem aber ſeufzte er, wie ſo mancher neben ihm im Eiſenbahnwagen, wie auch vielleicht der Leſer dieſer Zeilen, und wie nicht minder der Schreiber derſelben über die unerträglichen 30 Grad Hitze.

Eine Regenſtudie.

Es iſt Spätherbſt. — Die Natur, welche mit der rollenden Zeit ſchon ſo viele Jahrhunderte hindurch ihren äußern Schmuck gewechſelt und ſich verwandelt, weiß ganz genau, daß für ſie jetzt bald die Zeit der Schnee- und Eislandſchaften kommt, weiß, etwas grau und hie und da ein brauner oder gelber Streifen — und deßhalb greift ſie an ſo einem Tage im Spätherbſt mit obrigkeitlicher Bewilligung der Altmeiſterin Sonne in ihre Farbenſchachtel und leert dort aus zum Entzücken und Vergnügen von uns Menſchenkindern.

Man könnte ſagen, an einem ſolchen Tage übertreibt die Natur, ſetzt Glanz und Licht auf, wo ſie es kaum verantworten kann, hat gar keine Schattenfarben auf ihrer Palette, nur das glühendſte Roth, das brennendſte Gelb, Blau, Weiß, ſaftiges Violett und Gold — übertrieben viel Gold. Letzteres glänzt überall, daß uns faſt die Augen weh thun. Dort weit in der Ebene ſind ganze Strecken damit überzogen; im Walde, den wir vor uns haben, hat wenigſtens der dritte Stamm eine vergoldete Rinde, und die Landhäuſer oben auf den Hügeln glühen ſo aus allen Fenſtern, daß man glauben ſollte, dort ſei ein Schmelzofen

des edlen Metalles, und wenn wir die Augen halb ſchließen, um genauer hinſehen zu können, ſo ſpritzen aus allen Oeffnungen die glitzernden Strahlen hervor. — Das iſt hier ein wahres Kalifornien und mehr noch. Die Fabel des Königs Midas tritt lebendig vor uns, denn während die Sonne langſam am Berge hinſinkt, betrachte deine Hände, das Geſicht deines Nachbarn, Feld, Wald und Flur, ja den ruhig dahinfließenden Strom und die kräuſelnd aufſteigenden Rauchwolken aus Hunderten von Schornſteinen, — Gold, Gold und nichts als Gold!

Haſt du wohl je an einem ſolchen Abend des Reichthums vom Thale aus geſehen, wie die Sonne hinter einer Bergkuppe verſchwindet? — über ihr muß ſich aber, wie am heutigen Abend, eine langgeſtreckte dunkle Wolke lagern, welche ihr Licht ordentlich zuſammenpreßt. — Warte einen Augenblick! So, jetzt ſchau' hin: die ſtrahlende Kugel iſt halb hinter dem Berge verſchwunden, die neidiſche Wolke ſinkt hinter ihr drein, ſie bleibt nicht zurück, ſie läßt ſich nicht abſchrecken, auch wenn ſie, wie jetzt, in glühender Lohe aufflammt, der Vernichtung preisgegeben von dem erzürnten Tagesgeſtirn, — aber jetzt blicke hin! Haſt du etwas Brillanteres und Schöneres geſehen! Stäuben nicht die Strahlen der ſinkenden Sonne wie ein Waſſerfall über den Berg herab, wie ein Waſſerfall, wo jeder Tropfen ein Edelſtein iſt! Es flimmert faſt betäubend vor unſern Augen, die zuckenden Blitze in Roth, Gelb, Grün und Violett! — Aber wie ſo viel Schönes, dauert auch dies majeſtätiſche Schauſpiel nur ein paar Sekunden, und wie die Natur den glühenden Kuß der Sonne nicht mehr empfindet, ſo wirft ſie von ſich alle Pracht und Herrlichkeit, die goldenen Gewänder, die blitzenden Edelſteine, und zieht ein unſcheinbares graues Nachtgewand über ihren eben noch ſo ſtrahlenden Anzug. —

Einen solchen prachtvollen Spätherbsttag hatten wir gestern. Der Barometer war ganz toll vor Freude, das Quecksilber machte einen vergnüglich krummen Rücken, kletterte empor, als sei es Mai-Anfang und würde noch einmal der Frühling kommen. Ja, es blickt schadenfroh auf den Thermometer, der neben ihm an der Wand hängt und der, kaltes Wetter anzeigend, fröstelnd zusammenschnurrt. Doch hat der Wetterkundige mit einiger Besorgniß die Wolken betrachtet, unter welchen die Sonne gestern zur Ruhe gegangen. Ja, als er zufällig während der Nacht erwachte und den Wind hörte, der in einzelnen Stößen sausend um das Haus fuhr, so hat er sich mißmuthig in seine Decke gehüllt und bei sich gedacht: O weh! der bringt Regenwetter!

Draußen in der Nacht hatte die dunkle Wolke über der Sonne längere Zeit unbeweglich wie ein Gebirge gestanden. Ja, die verschiedenen Wetter hatten eine Zeitlang mit einander gekämpft, bald blies ein kalter, fast erstarrender Hauch aus Norden, und dann war es, als wollte jene Wolke am Horizont langsam untersinken; etwas später aber strömte es aus Westen herüber, weich, dunstig, auflösend; sauste in den dürren Gräsern und klapperte in den kahlen Aesten der Bäume; und immer stärker blies der Regenwind herüber, und wie er blies, schwoll die Wolke im Westen zusehends an, wurde größer, dehnte sich aus, und als endlich die Dämmerung im Osten erschien, verkündete sie der nachrückenden Sonne trüben Himmel- und Regenwetter, und statt nun wie gestern in großer glänzender Toilette aufzugehen, erschien heute das verdrießliche Tagesgestirn in gelber Nachtmütze, gleicher Flanelljacke und langem, grauem Schleppkleide. Es war ein recht betrübter Anblick für jeden, sobald er seine Fenster öffnete und auf die Straße hinaussah. Da sah man an den Vorüber-

wandelnden Mäntel und Ueberröcke wehend flattern, um die Häuserecken herum fegte der Wind und machte sich mit dem Kehrichthaufen zu schaffen, der dort lag und welchen er auseinander zu jagen begann, zum großen Verdruß des Fuhrmanns, der ihn eben auf seinen Karren laden wollte, auf den Karren, vor welchem das alte geduldige Pferd stand, den Kopf tief gesenkt und nur zuweilen die Ohren bewegend, wenn der tolle Wind gar zu arg seine Mähnen zauste oder den Schweif auf die Seite trieb.

Welch verdrießliches Gesicht macht der alte Herr mir gegenüber, als er im rothkarrirten Schlafrock und der weißen Nachtmütze nun erscheint, seine Vorfenster öffnend und als ihm der dunstige warme Wind einige schwere Tropfen ins Gesicht jagt. Er schließt das Fenster und blickt mißmuthig nach dem Barometer. Ja was kann der Aermste dafür, daß sich die Laune des Himmels von gestern auf heute geändert; eine andere Constellation hat gesiegt, Quecksilber ist flau, Alkohol gesucht, die Aktien des Barometers sind gefallen, die des Thermometers gestiegen. Noch bewahrt uns der Wind vor einem festen Herbstlandregen, die Wetterfahnen fliegen kreischend herum und wissen absolut nicht, wie sie sich heut Morgen benehmen sollen, und die schmutzig grau dahinziehenden Wolken machen verdrießliche Gesichter und scheinen ihre Fäuste gegen den Nordwester zu ballen. Sie sind geladen bis zum Rand, die armen Wolken, können aber nichts von sich geben, so lange sie der Wind so unbarmherzig dahin jagt. Jetzt aber scheint er langsam seine Kraft zu vermindern. Er stürmt nicht mehr toll über die Dächer dahin, sondern haucht nur noch wie ermattet in einzelnen schweren Stößen. Auch diese werden schwächer, die Windfahnen halten

sich steif nach Osten, die Wolkenmassen fangen an, still zu stehen und in einander zu fließen; in kurzer Zeit ist der Himmel eine einzige graue Masse und es tröpfelt herab nicht zu stark und nicht zu schwach, ein ächter Landregen.

Wie das meine kleinen Freunde, die Schulbuben, schmerzt! Gestern bei gelindem Froste hatten sie ein paar wundervolle Schleifen arrangirt, blank und glänzend in der Straßengosse spiegelten sie ordentlich den goldenen Abendhimmel wieder. Heut Morgen sind sie angelaufen und trübe, und als ihre kleinen Verfertiger den Ranzen auf dem Rücken des Wegs daher kommen, bleiben sie mißmuthig bei der gestrigen Schleife stehen und wollen schon still davon schleichen; doch macht Einer den Anfang und schleift auf dem nassen Schmutz dahin. Natürlich folgen die andern und in ein paar Sekunden sind zwölf paar Stiefel über und über mit Koth bespritzt, zum großen Kummer ebenso vieler Mütter und Dienstmädchen. Aber das Schleifen heut Morgen macht kein Vergnügen, es ist nur ein Akt der Pietät gegen die gestrige Spielgefährtin; überhaupt ziehen die Buben heute nicht lärmend durch die Straßen. Auch darin, wie in so manchem, gleichen sie jungen Hunden, sie können die Nässe nicht vertragen, und wenn es ihnen möglich wäre, würden sie grade so wie meines Nachbars Jagdhund bei Regenwetter die Ohren hängen lassen und den Schweif einziehen.

Aber es regnet fort, still, unverdrossen, ausdauernd. Auf den Dächern rieselt es sanft hinab, die Dachrinnenröhren fangen an zu sprudeln und die Straßengossen werden nach und nach zu kleinen Bächen. Und dabei ist es ein anhaltendes Regenwetter, ein plan- und geschäftsmäßiges Niederströmen von Wasser; keine Uebereilung, die auf baldiges Erschöpftwerden schließen läßt; die

Wolken leben in ſchönſter Harmonie, jede einzelne iſt in der Allgemeinheit aufgegangen.

Da wir aber an unſern täglichen Spaziergang gewöhnt ſind und ihn für nützlich und der Geſundheit zuträglich halten, ſo wollen wir uns auch heute durch das Regenwetter nicht abhalten laſſen, ein bischen in die friſche Luft zu gehen. Unſere kleinen Equipagen, Stiefel mit Korkſohlen, ſichern uns vor naſſen Füßen, der Regenſchirm hält uns von oben ſo ziemlich trocken und ſo können wir ſchon wagen, dem Wetter zu trotzen.

Vor dem Thore ſteigen wir den Berg hinan, die ganze Natur iſt auf eine eigenthümlich wäſſerige Art lebendig geworden; von den Aeſten und Zweigen tropft und rieſelt es herab und ebenſo von der Anhöhe, die wir langſam erſteigen. Geſtern war der Weg hart und trocken, heut gehen wir in einem wahren Rinnſal. Unzählige Waſſeradern ſchlängeln ſich uns entgegen, nehmen rechts und links andere auf, die von den Weinbergen herabkommen, und alle zuſammen murmeln geſchwätzig und erzählen von ſehr vielem Waſſer, das auf den Bergen niederfällt, von außerordentlich vielem Waſſer, Tropfen um Tropfen ohne Aufhören, und ſie ſind ſehr vergnügt darüber und hoffen glücklich ins Thal zu kommen, in das ſie hoch vom Himmel herabfallend geſehen; hoffen, dort in einen kleinen Bach zu gelangen, von dem kleinen in den größeren, von dieſem in das Flüßchen, vom Flüßchen in den Strom und mit dieſem in das große Weltmeer, von dem ihre Mutter, die Wolke, erzählt, die vor wenigen Tagen noch darüber hinſtrich.

Ebenſo geſchwätzig aber wie die kleinen Regenbäche ſind die naſſen Bauernweiber, die uns begegnen. Hoch aufgeſchürzt tappen ſie durch Regen und Schmutz, und während eine Hand den

ſchweren Korb auf dem Kopfe feſthält, iſt die andere beſtändig beſchäftigt, die Naſe abzuwiſchen; denn dort laufen alle Waſſertropfen, die auf Korbränder und Kopftuch fallen, hartnäckig zuſammen. Sie ſprechen von der ſchlechten Ernte, von mißrathenen Kartoffeln, theuren Eiern und unerſchwinglicher Butter, und dies Geſprächsthema wird nur geändert, wenn Eine zufällig ihres Mannes erwähnt, der geſtern Nacht um 11 Uhr in einem tüchtigen Rauſche nach Hauſe gekommen. Dann haben alle mit einemmale das gleiche Schickſal erlebt; und wenn man ihren Worten glauben will, ſo iſt im benachbarten Dorfe ſeit dem letzten halben Jahre vom Schultheißen bis zum Nachtwächter hinab kein Menſch mehr nüchtern geweſen.

So eilten ſie bei mir vorüber, ihre ſchweren Schuhe klappern auf den Steinen und drunten am Berge verſchwinden ſie im Dunſt und Regen.

Mein Schirm beklagt ſich über die harte Zumuthung; er hat faſt Unmögliches geleiſtet und kann bei dem beſten Willen nicht mehr thun. Denn nicht nur von den Spitzen der Fiſchbeine rieſelt das Waſſer herab, ſondern es hat auch oben eine Oeffnung gefunden, wo es durchdringt und mir auf die Hand träufelt. Doch haben wir die Höhe des Berges erreicht und bleiben hier ſtehen, um uns einen Augenblick umzuſchauen. Wie hat ſich die Natur ſeit geſtern ſo troſtlos verwandelt! Man kann gar keine Freude mehr an ihr haben und findet es nur unbegreiflich, wo die ganze Farbenpracht, all der Glanz, all das Gold hingekommen. Gewiß hat der Regen die Vergoldung weggewaſchen und ließ die bunten Farben durcheinander fließen. Sehen wir doch heute nur ſchmutziges Braun und trübſeliges Grau durch alle Schattirungen. Dabei ſendet der Himmel immer

und immerfort ſeine Regenſchleier herab und ſo beharrlich und gleichförmig, daß es uns zur Verzweiflung bringen könnte. Rückwärts auf die Stadt blickend ſehen wir nur eine vielartig gefärbte Nebelmaſſe, aus welcher hie und da ein helleres Gebäude oder ein dunkler, faſt ſchwarzer Rauch hervorbricht. Und dabei iſt es ſo ſtill rings umher; alles andere Geräuſch wird gedämpft durch das Niederfallen der Tauſende und Tauſende von Regentropfen. Dort unten im Thale zieht die Eiſenbahn dahin, ſieht aber viel eher aus wie ein raſch vorüberfliehender Nebelſtreifen, und die Pfeife der Lokomotive, die ſonſt ſo luſtig ertönt, klingt heute hohl und melancholiſch. Dort auf dem Felde ackert ein Bauer, und der Knall ſeiner Peitſche hat gar nicht ſeinen gewöhnlichen Klang, ſondern tönt dumpf, als ſchlüge man mit einem Stock auf einen Baumwollenballen. Der Bauer bleibt ſtehen, ſchwenkt ſeinen triefenden Hut ab und kratzt ſich hinter den Ohren, nachdem er ſeine Stirn mit dem Sacktuch abgetrocknet. Pferde und Fahrzeug bleiben ebenfalls ſtehen und dampfen ſo gewaltig, daß man alles, den Pflug, die Beſpannung und den Mann nur wie durch einen dichten Nebel ſieht.

Die einzige dem Auge wohlthuende Abwechslung, die ſich jetzt auf der Fläche vor mir zeigt, kommt von dem Proſaiſchſten her, was es auf der Welt gibt, von einem baumwollenen Regenſchirm nämlich. Doch iſt derſelbe, — er gehört einer alten Bäuerin — von brennend rother Farbe und thut dadurch dem Auge in dem ſchmutzigen Grau und Grün außerordentlich wohl.

Entmuthigt durch den troſtloſen Anblick draußen kürzen wir unſern Spaziergang ab und kehren zur Stadt zurück, wo wir das Straßenleben durch das Regenwetter doch nicht ſo total verändert finden, wie draußen Wald und Flur. Die Häuſer haben

ihre Physiognomie so ziemlich erhalten, und neben dem überströmten Pflaster ziehen sich die trockeneren Trottoirs dahin. Und so ein Spaziergang bei Regenwetter auf dem Trottoir hat für den Kenner schon seine Annehmlichkeiten. Man sieht da so vielfach komischernste und ernstkomische Scenen, man kann seine Freunde zur Verzweiflung bringen, wenn man behaglich plaudernd bei ihnen stehen bleibt, nicht achtend des strömenden Regens, der von unserm Regenschirm auf ihre Paletots trieft. Man kann unter dem Schutze des Regenschirms mit seinen Feinden caramboliren und kann sogar, diesen als Schild vor sich haltend, gegen irgend eine unangenehme Person ein vollkommener Grobian sein; natürlich unter dem Risico der Wiedervergeltung. Man kann unter dem Regenschirm mit Personen sprechen, bei denen man im hellen Sonnenschein nicht gerne stehen bleibt. Haben doch die Vorüberwandelnden bei nassem Wetter zuviel mit ihren eigenen Sachen zu thun, um auf ihre Nebenmenschen zu merken. Und welcher Schutz ist ein Regenschirm in ähnlichem Falle gegen wißbegierige Frauen und alte Jungfern, die beobachtend an ihrem Fenster sitzen. Gleicht doch, besonders von oben gesehen, ein Regenschirm dem andern und haben doch zu gleicher Zeit mit mir sehr viele Herren Fischer und Müller einen von grüner Farbe. Und zu welch anmuthigen Betrachtungen veranlaßt uns die Begegnung des schönen Geschlechts bei Regenwetter? Man thut aber in diesem Falle besser, den gegenüber liegenden Fußpfad im Auge zu behalten, denn bei einer Seitenansicht auf zierlich emporgehobene Kleider und feine Stiefelchen und Fortsetzung nach oben ist man offenbar im Vortheil.

Aber auch abgesehen von den verborgenen Schönheiten, die uns das Regenwetter enthüllt, ist ein feiner Beobachter wohl im

Stande, aus dem Schritt und dem Gang ziemlich richtige Schlüsse auf den Charakter der vorüberwandelnden Damen zu ziehen. Da es aber zu weit führen würde, hier darauf näher einzugehen, so halten wir uns dieses Thema für eine besondere Studie offen.

Wohin aber wenden wir unsere Schritte? Das Kaffeehaus dort unten ist bei Regenwetter ein gräulicher Aufenthalt, das Geklapper der Dominosteine und das Klirren der Tassen wahrhaft betäubend und der Dunst und eigenthümliche Duft, der aus den regengetränkten Ueberröcken und nassen Schirmen emporsteigt, könnte Einem übel machen. Glücklicherweise neigt sich der Tag seinem Ende zu, und durch den Nebel und Regen sehen wir schon die Laternenanzünder mit ihren langen Stangen dahin traben; bald hier, bald da flammt ein Gaslicht auf, leuchtet aber trübe und röthlich durch Dunst und Dämmerung. Die uns Begegnenden fangen nun an, wie Schattengestalten vorüber zu huschen und werden seltener, Equipagen dagegen zahlreicher und rollen dumpf rasselnd bei uns vorüber, während hoch vom Kirchthurme, der ebenfalls anfängt, sich verdrießlich in sein Nebelgewand zu hüllen, die Abendglocke melancholisch niederschallt. — Jetzt wird es unangenehm auf den Straßen für menschliche Wesen, selbst Hunde und Katzen suchen ein trockenes Asyl am warmen Ofen. — Welches aber ist uns beschieden, oder vielmehr bei solchem Regenwetter erwünscht? Ich weiß es, und der geneigte Leser wird mir beipflichten — eine freundlich erhellte und sanft erwärmte Stube, ein kleiner Tisch mit drei guten Freunden und bei heruntergelassenen Vorhängen eine Partie Whist mit dem Strohmann: — Coeur ist àtout.

Eine Schneeſtudie.

Draußen fällt der erſte Schnee — —

Es ſind große, wollige Flocken, die in weit ausgedehnten Schlangenlinien herabwirbeln vom grauen Himmel und gar nicht recht auf den Boden nieder wollen. So erſcheinen ſie uns wenigſtens, denn wenn wir eine dieſer Flocken mit den Augen verfolgen, ſo glauben wir, ſie fliege lange, lange umher, bis ſie hernieder kommt, wo ſchon Millionen der Ihrigen ruhig bei einander liegen. — Ja es ſchneit, und wenn wir am Fenſter ſtehen und hinausſchauen, ſo überkommt uns ein unnennbar angenehmes Gefühl. Es iſt eigenthümlich, wie keines der Kleider, welches die Natur in den verſchiedenen Jahreszeiten anlegt, ſo geeignet iſt, alte, ſüße Erinnerungen wach zu rufen, wie der Pelzmantel des Winters. Die Natur im ſchönſten Blüthenſchmuck des Frühlings, der Sommer mit ſeinen wallenden Kornfeldern, der Herbſt gelb gelockt, mit reifen Früchten prangend, ſie alle ſind vielleicht zu reizend, um ein anderes Bild, als ſie ſelbſt, in uns aufkommen zu laſſen. Aber der Winter mit ſeinen weißen Feldern, den kahlen Bäumen, den ſchneebedeckten Straßen der Stadt und den Dächern, die ſich vom Himmel gar nicht abzeichnen, ſo daß man glaubt, Schorn-

ſteine und Dachfenſter ſchwebten in der Luft, der Winter iſt lieb und uneigennützig, daß er uns gern als Hintergrund dient, auf welchem ſich die ganze Jugendzeit mit allen ihren kleinen Freuden und Leiden lebendig zeigt.

Obgleich ich ſchon ein ziemlich alter Menſch geworden bin, ſo iſt mir doch, wenn ich am Fenſter ſtehe, als hörte ich wieder das Summen der Schule und die vielen dünnen Stimmchen, welche durch einander ſchreien und das Gedicht Hebel's vortragen, das unſer freundlicher Lehrer ſtets in Erinnerung brachte, wenn draußen der erſte Schnee fiel:

Iſt droben etwa Baumwoll' feil?
Sie ſchütten wohl ein redlich Theil
Auf Haus und Garten. — Schaut nur, ſchaut!
Es ſchneit fürwahr, daß Einem graut.

So hieß der erſte Vers in freier Uebertragung, und er beſchäftigte meine Phantaſie außerordentlich; wir erfanden ein neues Schneeſpiel, eine Baumwollenhandlung, und draußen machten wir kleine Pakete und verkauften ſie den Mädchen aus der Schule. — Glückſelige Zeit!

Neben mir auf der Schulbank ſaß der kleine Sohn einer armen Wittfrau, der mich einſtmals fragte: „Weißt du auch, Wilhelm, was der Schnee eigentlich iſt?" Und als ich ihn verwundert anblickte, ſagte er: „Droben klopfen die Engelchen ihre Betten aus, und die Federn, die herunter fallen, das iſt der Schnee." Dieſen Gedanken habe ich nie los werden können; nicht als ob ich daran geglaubt, ſondern aus einem andern ſehr traurigen Grunde, denn derjenige, welcher mir die Geſchichte vom Ausklopfen der Betten erzählte, kam ſpäter als Arbeiter in eine Baumwollenfabrik, und als ich ihn da einmal wiederſah, über und über mit

weißen Flocken bedeckt, ſo fragte ich ihn lachend: „Weißt du noch, was der Schnee iſt!“ worauf er mir die gleiche Antwort wieder gab. Und das waren die letzten Worte, die ich von ihm gehört. Kurze Zeit nachher kam er einem der großen Räder zu nah und — doch wozu dergleichen blutige Erinnerungen, die ſich ſo grell ausnehmen auf dem weißen Schneehintergrunde. Gehen wir lieber noch einen Augenblick zurück zur Schule. — O, wer das zuweilen in Wahrheit könnte! Hören wir zu, mit wie wenig Andacht der Vers geſungen wird, der den Unterricht ſchließt, und ſehen wir, wie all' die kleinen Stumpfnaſen und ſchelmiſchen Augen ſich dem Fenſter zuwenden und nicht mehr auf den taktangebenden Lehrer blicken.

Endlich ſchießt die wilde Brut auf die Straßen; ſchon auf der Schultreppe erſchallt einiges Geheul, denn ein Paar rutſchen aus in übergroßem Eifer oder auf den glatten Schneeſpuren, und purzeln hinab. Die Schiefertafeln klappern, die Buben lachen und ſchreien, und während einige luſtig auf dem Trottoir ſchleifen, machen die andern Schneeballen und bombardiren einander in wilder Haſt, bis eine Partie ſiegreich iſt, oder bis ein paar Ballen in die benachbarten Fenſter oder an die hoch erhobene Naſe eines achtbaren Bürgers fliegen, der zufällig vorbei ſpaziert, oder auch „bis im Schulhauſe das Fenſter klingt, ſich der Lehrer zeigt und herniederneigt, nicht ſehr ruhig, aber noch viel weniger engelmild.“

Wie benachbarte Sperlinge und Krähen durch einen Steinwurf, ſo wurden die Buben durch das eben erſchienene ernſte Geſicht aufgeſcheucht und verjagt. Die Schlimmſten thun, als haben ſie gar nicht mitgeworfen, und gehen ruhig die Straße fort, die Hände auf den Rücken gelegt, harmlos pfeifend. Unnöthige Verſtellung! Er wird heute Nachmittag unter euch treten und fürchterliche Muſterung halten.

Auch andere Bilder bringen uns die herabfallenden Flocken vor unſer Gedächtniß, den Schneemann mit den ſchwarzen Augen und der irdenen Pfeife im Munde, die Bergſchlittenpartie und endlich, als wir ſchon größer wurden, die Schlittſchuhfahrten auf den großen Teichen mit allen ihren Leiden und Freuden, von dem Tage an, wo wir anfingen und uns durch ungeheure Sterne auszeichneten, die wir mit dem Hinterkopf in das Eis ſchlugen, bis viele Jahre nachher an dem Tage, wo wir unter den kunſtreichſten Wendungen einen Namen in das Eis ſchnitten, einen Namen, der mit großem Erſtaunen, ja mit Erröthen angeſtaunt wurde, mit letzterem von einer jungen Dame, die ſelbſt am Rande des Teiches ſtand, in Pelzſtiefelchen, ſchwarzem Mantel, grauem Muff, grünem Hut, der rechts ein Roſenbouquet, links eine weiße Schleife hatte und hinten eine ſchwarze Feder, — wenn mich mein Gedächtniß, über welches ich oder man eigentlich lachen ſollte, nicht trügt. — Ja, lachen wir darüber; ich laufe keine Buchſtaben mehr in das Eis, und das junge Mädchen von damals iſt eine dicke Dame geworden, die einen tüchtigen Schlingel auf's Eis ſchickt, der nun ebenfalls oft umpurzelt und Sterne hineinſchlägt. —

Während dieſen Betrachtungen hat der Schnee ein redlich Theil auf Haus und Straße ausgeſchüttet. Jetzt hinaus in's Freie, um das feine, jungfräuliche Gewand, welches er der Erde umgehängt, im vollſten Glanze zu ſehen. Während wir langſam den Berg hinaufſteigen, haben wir zur Rechten und Linken mächtige Bäume mit nackten Aeſten, mit tauſend Zweiglein, die auf's Eigenſinnigſte durcheinanderſtreben und ſich von dem hellgrauen Himmel ſo haarſcharf abzeichnen, als ſeien ſie mit der feinſten Nadel auf eine koloſſale Stahlplatte gravirt. Kein Lufthauch iſt zu ſpüren, und ſo ſteht alles Bäume, Sträucher und Gräſer in tiefer Ruhe

und macht das ſchweigende Bild der Natur großartig und ernſt. Wir hören nur das Knirſchen des Schnees unter unſern Füßen, das Schwirren eines Vogels, der dadurch erſchreckt aufflattert und nun von dem Aſte, auf dem er geſeſſen, ein Klümpchen Schnee herabwirft.

Droben angekommen, ſchauen wir in das Thal hinab, und die Landſchaft iſt durch den weißen Schnee ſo ganz anders geworden, daß wir die wohlbekannte faſt gar nicht wieder erkennen. Dort, wo die breite Straße lief, und hier, wo zwiſchen grünen Wieſen die dunkeln Fußpfade erſchienen, iſt alles weiß zugedeckt und dagegen zeigen ſich rechts von uns an den Felſenwänden des Gebirges eine Menge dunkler Pfade, die wir früher nicht gekannt. Aber es ſind nur Riſſe im Geſtein und Schluchten wohin der Schnee nicht dringen konnte, was wir für Wege anſehen. Den ſeltſamſten Anblick gewährt die Stadt zu unſern Füßen. Ja ſie iſt vollkommen verſchwunden; ſehen wir doch nichts als ein weites Feld mit unzähligen weißen Maulwurfshaufen; gerade ſo zeigen ſich die ſchneebedeckten Dächer. Nur der ſchwarze ſpitze Thurm der Stadtkirche ſteht finſter und trotzig wie immer und jetzt ſo einſam mitten in dem weiten Felde.

Den kleinen Fluß allein hat Winter und Schnee noch nicht verändern können, ja er trotzt dem geſtrengen Herrn und fließt dampfend durch die ſchneebedeckten Fluren. Doch wird ihm dieſer Hochmuth nächſtens gelegt werden, und alle Anzeichen müßten trügen, wenn ſich nicht heute Nacht das Wetter aufklären und ſtarker Froſt eintreten wird. Iſt doch der Hauch unſeres Mundes ſchon recht dicht geworden, knirſcht doch der Schnee unter unſern Füßen bereits mehr als vor einer Stunde; und liegt nicht auf Berg und Thal ein feiner Duft, der ſich tiefer und tiefer herab-

ſenkt? Auch der bewölkte Himmel, heute Morgen ſo bleifarbig und ſchwer, iſt jetzt lebendig geworden, und die grauen Maſſen ſchieben ſich hierhin und dorthin, ballen ſich und werden dichter und lichter; ja jetzt an einer Stelle ſo licht, daß ein Theil der Sonne ſichtbar wird, wenn auch die Strahlen nicht durchdringen können. Sie erſcheint incognito, feurig gelb in Geſtalt ihres Trabanten als Halbmond, prächtig, aber zürnend und als habe ſie nur mit einem einzigen Blicke ſehen wollen, ob auf der Erde noch Alles in Richtigkeit ſei, zieht aber gleich darauf wieder haſtig den dichten Wolkenſchleier vor das Antlitz und läßt von da an ihren Lauf bis zum Niedergang nur vermuthen, und zwar durch glühende Streifen, die von Zeit zu Zeit das graue Gewölk durchdringen. Zuletzt geht ſie unter in feuriger Lohe, den halben Himmel entzündend, als wollte ſie ſagen: wartet nur bis morgen, da komm ich wieder; wehe dem, der ſich ſchlecht aufgeführt.

Wir machen es, wie man von der Sonne ſagt, und ſteigen ebenfalls hinunter in's Thal, in Nebel und Dämmerung. Eine Menge kleiner Bergſchlitten ſchießen an uns vorüber, luſtige Burſche darauf, mit rothen, ſtrahlenden Geſichtern, und wenn wir ihnen nicht ſorgfältig ausweichen, ſo können wir die Ebene ſchneller und vermittelſt eines andern Körpertheiles erreichen, als den uns die Natur zum Fortkommen angewieſen. Wir kommen an den erſten Häuſern vorüber, und das Dach eines derſelben iſt in Rauch eingehüllt, der auch zu den großen Fenſtern herausdringt. Aber es iſt keine Feuersbrunſt: in dem Hauſe wird Bier gebraut, kaltes, friſches Bier; jetzt im Winter erzeugt, ſoll es uns im heißen Sommer, ſo Gott will, gut zu ſtatten kommen.

Einſam und ſtiller als gewöhnlich liegen die Straßen; der Schnee hat die Leute in ihre Wohnungen geſcheucht, und die

Karren und Equipagen machen kein Geräuſch, man hört nichts von dem Rollen ihrer Räder, nur das Klingeln der Schellen, welche den Pferden angehängt ſind. Wenn man ſo mehrere Stunden, nachdem der erſte Schnee gefallen, durch Straßen und über Plätze der Stadt ſchlendert, ſo ſieht man recht, wie der Verkehr die Menſchen unruhig hin und hertreibt. Dieſer Verkehr hat ſich als Fußſtapfen deutlich ausgeprägt, und letztere würden Stoff zu einem recht intereſſanten Studium geben. Weg mit jenen gleichmäßigen Schritten, die ſich quer über den Platz ziehen und in der nächſten Straße verlieren! Ihrer gibt es viele. Aber dort unter den Bäumen werden ſie von zwei Paar zierlicher Fußſtapfen durchkreuzt, die augenſcheinlich nicht ſehr eilig waren. Jetzt führen ſie rechts, jetzt links, jetzt laufen ſie ſogar eine Strecke wieder zurück. — Halt! hier haben ſich größere und breitere Spuren dazu gefunden, und plötzlich hören alle auf. Aber wo ſie aufhören, ziehen ſich, ſcharf in den Schnee einſchneidend, Geleiſe von Rädern dahin, vielleicht arge, arge Verräther; wenn man ihnen folgt, käme man vielleicht zum Anfang oder Ende einer alten Geſchichte, die aber immer neu bleibt.

Das Gaslicht, welches überall flammt und ſtrahlt, erleichtert unſer Studium, denn all die Schneeſpuren, von denen wir eben ſprachen, würden ſich bei Tageslicht flach und unbedeutend ausnehmen, bei Abend aber, ſcharf ſchattirt, ſieht man ſie deutlich ausgeprägt. Hier trieb eine Bubenſchaar ihr Weſen, dort ging ein Fräulein-Stift ſpazieren — eine Menge kleiner Fußſpuren und zuweilen an den Seiten der Schnee darüber hingefegt, wo die Lehrerin gravitätiſch wandelte, die Naſe ſehr hoch, das lange Kleid ſehr tief hinten drein ſchleifend. Iſt mir doch,

als habe der Schnee Eindrücke eben dieſer langen, ſpitzen Naſe und ſogar der Brille hinterlaſſen, ſo deutlich ſehe ich ſie vor mir.

Hinter dem Platze erhebt ſich das große Schloß, jetzt noch ernſter und finſterer als gewöhnlich, und daß in der hohen und breiten Wand nur ein einziges Fenſter erhellt iſt, macht den Anblick nicht freundlicher und liebenswürdiger. Die Zacken der umliegenden Terraſſen und die kleinen Thürmchen mit den ſpitzen Dächern zeigen Schneezähne und weiße Nachtmützen, — „und unter letzteren würden wir gern einſchlafen, wenn droben das Licht ausgelöſcht würde," murmelt ein alter Thurm, bei dem wir gerade dicht vorüber ſchreiten. Es iſt eigenthümlich, wie in einer ſo hellen Schneenacht die großen Bäume auf den Plätzen und in den Alleen wahrhaft ſchwarz erſcheinen, und ſo frei und ſchlank, wie man ſie am Tage nie ſieht. Das macht aber der Schnee, der auf der Wetterſeite Stamm und Aeſte zur Hälfte verdeckt.

Wir ſind indeſſen lange genug im Freien geweſen und wollen nach Hauſe zurückkehren, und dem Schnee und Gaslicht das Terrain allein überlaſſen, wollen aber auf die kunſtvolle Art aufmerkſam machen, mit welcher das letztere die Form der es umgebenden Laterne in Schattenzeichnungen auf den weißen Boden niederwirft, vier große ſchwarze Linien, die ſich am Ende auf dem Schnee verlieren. Die Vorſtellung im Theater iſt ebenfalls beendigt, und eine Menge Laternen der verſchiedenen Rangklaſſen leuchten den hinterdrein trippelnden Damen nach Hauſe. Auch viele kleine Schlitten kommen von dem Schauſpielhauſe, — Kinderſchlitten, aber ſchwer bepackt mit der Dame des Hauſes und einer guten Freundin, und ſeltſam beſpannt mit einer handfeſten Magd, die aber trotzdem keuchend von dannen eilt. Wir laſſen

das Alles hinter uns und schreiten einsam und allein nach Hause. Dort kommt noch ein Omnibus, langsam von müden Pferden gezogen, und wie er still hält, steigt der Dampf von den erhitzten Thieren so dicht auf, daß die Lichter in den Laternen und die rothe Farbe des Wagens kaum mehr zu erkennen sind. „Gott sei Dank," sagte eine alte Frau, „da wären wir endlich zu Hause." — Und wir sind es ebenfalls, legen Ueberschuhe und Paletot ab, setzen uns an das Kamin zum helllodernden Feuer, oder an den runden Tisch, auf welchem die strahlende Lampe steht, und wenn du das gleichfalls thust, geliebter Leser, so bist du vielleicht so glücklich, in dem Manne, der Schneestudien gemacht, deinem eigenen Porträt zu begegnen.

Ein Eiſenbahnbild.

Es gibt wohl nicht leicht ein lieblicheres, anmuthigeres und zugleich wieder großartigeres Stück Erde als das, welches man auf der prachtvollen Eiſenbahn von Stuttgart nach Friedrichshafen durchfliegt. Aus der Mitte der Reſidenz, über belebte Straßen hinweg reißt uns der Dampfwagen durch den herrlichen, in aller Pracht des Herbſtes geſchmückten Park, unter dem Schloſſe Roſenſtein in die Erde hinein, aus dem blendenden Licht des Tages in tiefe Finſterniß, und läßt uns fühlen alle Schauer dieſer unterirdiſchen Fahrt, das Heulen des Dampfes, das Raſſeln der Räder, um uns gleich darauf glänzend zu belohnen durch den Anblick des Cannſtatter Thals mit der kleinen netten Stadt, dem freundlichen Neckar, den grünen Bergwänden mit Kapellen, Kirchen und Schlöſſern auf verſchiedenen Höhen. Und dies reiche Panorama thut ſich ſo plötzlich vor uns auf, wie wir durch das jenſeitige Thor des Tunnels den Schooß der Erde wieder verlaſſen — man fühlt wie die Kinder am Weihnachtabend, wenn die Thüren des dunklen Zimmers jetzt auf einmal geöffnet werden und Licht, Glanz, ſo viel Schönes in ihre Augen fällt.

Von der Bergwand gingen wir über die Neckarbrücke durch Cannstatt, an dem Ufer des Flusses dahin, bei Weinbergen vorbei; niederhängende Zweige, Obstbäume aller Arten streifen den Wagen; die alte bedächtige Chaussee weicht dem tollen ungestümen Stiefbruder kopfschüttelnd aus, und leidet es geduldig, daß er sie hie und da kreuzt, beiseite drückt, ihr den alten Platz nimmt oder gar, wo sie gezwungen ist, mühsam eine Anhöhe zu ersteigen, rasselnd und pfeifend geradeaus rennt, mitten durch das Erdreich, durch einen tiefen Einschnitt, um wieder hervorzustürmen, wo sie es so gar nicht vermuthet hat — die gute, wohlbekannte, zertretene, lehmichte Schwester! Geht es doch dem Flusse da drunten, der doch noch viel älter ist, um kein Haar besser; auch er wird bedrängt und eingezwängt; wo sonst der Uferrand so ungezwungen und lieblich hinabging, hat man starre Mauern aufgeführt, wo er sich im seligen Nichtsthun so breit und gemächlich zwischen Riedgras und Weidengebüsch gehen ließ, hat man ihm seine Freiheit genommen, und er mußte manch schönes, schattiges Plätzchen abtreten für den da oben, der ihm nicht nur so viel Poesie, sondern auch so viel tägliches Brod genommen — aber mit dem Parvenu fliegen wir lustig dahin! Untertürkheim, Obertürkheim, Eßlingen, Plochingen haben wir erreicht und dabei so viel Schönes gesehen, ich weiß nicht, ob es Andern auch so ergeht: Steinhaufen, Weidengebüsch, Pappelalleen, Feldwege, Hecken und Bäche, alle erscheinen in so eigener Form und nehmen eine so erstaunte, überraschte Miene an, wenn wir vorbeifliegen und sie zurückbleiben müssen. Die Pferde dort auf der Chaussee sind schon resignirter, ebenso die Handwerksbursche auf dem Fußwege, und würdigen uns keines Blickes; die Berge thun auch so, als

wären wir ihnen zu unbedeutend, und doch wenden sie sich langsam nach uns um und verfolgen uns lange mit ihren Blicken. Göppingen lassen wir hinter uns, und Schloß Bilseck, das wir bis jetzt nur weiß aus dem Grün der Bergwand hervorscheinen sahen, schaut uns nun voll an mit seinen vielen Fenstern. Auch der Hohenstaufen streckt sich langsam und friedlich in die Höhe — ernst und stolz — er weiß es wohl, daß jetzt die Blicke Vieler an ihm hängen, und daß einer dem andern sagt: „Der, der ist's — der dort über alles andere emporragt." Eißlingen — Süßen: wir halten uns dicht an der Bergwand, auf die Bils rechts neben uns sehen wir schon bedeutend hinab, die kleinen Ortschaften tief im Thal liegen so reizend an den Schluchten des Gebirges, sie haben sich einen warmen Platz gesucht, wo sie einigermaßen gedeckt sind vor dem rauhen Hauche, der dort über die Alp herniederbläst; ach, es ist ja bald wieder die Zeit der kalten Winde, des Schnees, des Eises, die Felder sind mit Stoppeln bedeckt und der Mann da unten mit dem weißen Tuch ist im Aussäen begriffen — eine betrübte Zeit — auch Schafheerden ziehen dort bereits zum Dorf hinab, voraus der Hirt im grauleinenen Kittel, hintendrein der schwarze zottige Hund; und das Alles sehen wir im Vorbeifliegen, und noch viel mehr, im Einzelnen so unbedeutend und im Zusammenhang wieder so reizend.

Geißlingen liegt nun ganz auf unserer rechten Seite, und um dahin zu gelangen und doch nicht wieder hinabzusteigen, müssen wir der Bergwand folgen und eine sehr kurze Curve beschreiben. Jetzt halten wir auf dieser Station am Fuß der Alp, die leichte Locomotive wird ausgespannt, eine schwere muß uns

das Gebirge hinanschleppen. Der elektromagnetische Telegraph hat sich noch nicht entschließen können, die Berge hinanzuklettern, und bleibt hinter uns im Thal; bis jetzt hatten wir ihn von Stuttgart an unserer Seite, den unheimlichen Drath, in Wahrheit unheimlich, wenn man bedenkt, daß sich an ihm, der anscheinend so harmlos weite Länderstrecken durchzieht, eine fast noch unbekannte, wenigstens ungebändigte gespenstige Kraft hinschlängelt, ein unsichtbares Wesen in unbegreiflicher Geschwindigkeit, gegen welche die des Dampfes, mit der wir eilen, ganz unbedeutend ist, wenn man bedenkt, daß an diesem Drathe neben uns Worte dahinblitzen, für uns unsichtbar und unhörbar. Worte, Befehle, die die Menschen, Hunderte von Meilen von einander entfernt, sich zuschleudern — in der That unheimlich und oft seltsam in das gewöhnliche Menschenleben eingreifend. So habe ich es erlebt, daß Jemand, der in Köln aus Versehen einen fremden Koffer zur Eisenbahn mitnahm, in Düsseldorf feierlichst empfangen und an sein Vergehen gemahnt wurde. Schon einmal vor langen Jahren lief durch diese Thäler eine Telegraphenlinie, plötzlich entstanden, verschwand sie auch ebenso schnell wieder, als der, dessen Befehl sie gezogen, ihrer nicht mehr bedurfte. Als Napoleon im Jahr 1809 in Schönbrunn war und ihm die Staffetten der Feldpost nicht schnell genug nach Straßburg gingen, wurde zwischen beiden Orten eine Telegraphenlinie errichtet, die auch das Vils- und Neckarthal durchlief; leichte Baracken wurden auf den Höhen erbaut und ein polnisches Bataillon aufgelöst, dessen Leute den Dienst dabei versehen mußten — auf jeder Station befanden sich drei Mann, welche vermittelst vier farbiger Fahnen die Zeichen erhielten und weitergaben. Die ganze Geschichte dauerte

vielleicht zwei Monate, dann verschwanden Polen, Baracken und Fahnen.

Unterdessen keucht die gewaltige Maschine mit uns die Alp hinan — 1 auf 45 — und obgleich sie rüstig vorwärts rollt, so zeigt doch die Menge Rauch, welche sie ausspeit, sowie das Knirschen ihrer Räder, daß sie sich mühsam fortbewegt. Geißlingen bleibt tief im Thal, und wenn man sich umschaut, so erblickt man es noch lange mit seinen spitzen Dächern, dem hohen Kirchthurm, den vielen Bleichen auf grünen Wiesen; endlich fahren wir scharf um eine Kante des Gebirgs. Die Decoration vertheilt sich; steil ab fallen die Berge in's Thal, wir kleben nun so an der gewaltigen Wand, unter uns riesenhafte Mauern, die den Eisenbahndamm stützen, über uns ähnliche Steinwände, die uns vor dem nachrollenden Geschiebe schützen. Die Chaussee, jetzt tief unter uns, blickt uns bekümmert nach, denn sie hat noch gewaltig zu steigen, ehe sie unsere Höhe erreicht; noch weiter im Grunde liegt eine Mühle inmitten einer saftig grünen Schlucht, und dieses Grün mit der hellen Farbe des klaren Baches, mit der gegenüberliegenden Bergwand, das Buschwerk in tausend buntfarbige Töne gekleidet zwischen den kolossalen Gebirgsformen, gibt ein liebliches, großartiges Bild. Doch wir sind auf der Höhe angelangt in Amstetten — die große Maschine wird ausgespannt; ein Bäuerlein sagt: „damit sie ausschnaufe", und eine schwächere zieht uns weiter über die Hochebene der rauhen Alp — vorbei, vorbei — Lochstetten — es geht wieder abwärts, die Conducteurs bremsen, die Locomotive läßt ihren Dampf zwischen den Rädern hinaus — jetzt bemerken wir vor uns auf einer Anhöhe die Wilhelmsburg und rollen eilig hinab in's

Donauthal — 1 auf 65. Die Berge scheinen sich zu öffnen vor dem daherbrausenden Zuge; jetzt taucht die mächtige, des Hauptes entbehrende Gestalt des Münsterthurms vor uns auf — wir fliegen durch Vorwerke und Festungsthore über Brücken hinweg und sind in Ulm.

Nach einem halbstündigen Aufenthalt geht es weiter an dem Ufer der Donau, durch ein flaches, fruchtreiches Land, in schnurgerader Linie nach Erbach und Biberach. Unsere Reisegesellschaft, die bis Ulm sehr gering war, hat sich vermehrt, es sind drei Engländer und vier Engländerinnen eingestiegen, mit einer Unzahl von Mänteln, Stöcken, Regenschirmen, Taschen, Tüchern, sie füllen fast den ganzen Wagen aus, breiten große Landkarten über die Lehnen der Sessel und verwechseln Erbach mit Biberach und den Schussen mit der Donau. Die Gegend bietet nichts malerisches bis Aulendorf, wo es den Schussendobel hinabgeht, eine reizende, schattige, träumerische Wald- und Bergpartie, die bisher dem lebhaften Verkehr, dem Geräusch der Welt in ihrer stiller. Einsamkeit entfernt lag, und jetzt so plötzlich in ihrer Zurückgezogenheit überrascht wird — eine schlummernde Waldnymphe von einer Faunenschaar aufgeschreckt; zwischen dem herabhängenden Grün, zwischen grauen Forchenstämmen bemerkt man sanfte, reizende Hügel, heimliche Thäler, hier eine wilde ursprüngliche Waldnatur, dort einen Grund mit frischem Wiesengrün, ein Bächlein, das sich leise murmelnd hindurchschlängelt, über dasselbe eine idyllische Brücke, an deren Fuße nichts fehlt, als eine ruhende Daphne, sehnsüchtig den Klängen einer schäferlichen Schalmei lauschend — und wir neben vorbei — aus dem Waldgrunde hinaus in's flache Seeland — Ravensburg. Unsere

Engländer werden unruhig, ihre Karte prophezeit ihnen den Bodensee, den sie noch nicht kennen — die Locomotive pfeift — endlich haben sie ihn auf dem Papier gefunden, und bewundern ihn dort, während mein Auge bereits über seine grüne, weite Fläche entzückt hinfliegt, bei Langenargen vorbei, und dann zur Spitze des Sentis, der schneebedeckt aus dem Schweizerlande emporragt!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Krieg und Frieden.

II.

132 F

Krieg und Frieden.

Erzählungen und Bilder

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1859.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei A. Dr. Hering & Comp.

Inhalt.

	Seite
Ein erſter und ein letzter Ball	1
Geſchichten einer Wetterfahne	27
Der abgeriſſene Knopf und das erſte Quartier	132
Wie das Licht ausgelöſcht wird	155
Ein Tag bei dem Manöver	175
Ein Tag in der Garniſon	237
Unverheirathete Eheleute. Luſtſpiel in drei Aufzügen	249

Krieg und Frieden.

Ein erſter und ein letzter Ball.

Es gibt wohl kein Wort in unſerer ſo reichen Sprache, verehrte und ſehr geneigte Leſerinnen, welches bedeutſam ausgeſprochen, ſolche Wirkungen hervorzubringen vermag, als das kleine Wort: Ball; ja Wirkungen der verſchiedenſten Art. Es iſt das ein Zauberwort, welches elektriſirt, erfreut, niederſchlägt, glücklich und traurig macht, kurz, welches alle möglichen Empfindungen in einem menſchlichen Herzen hervorzurufen im Stande iſt. Ein Ball, ſagt die Mutter, und denkt an Crêpe und Gaze der verſchiedenſten Farben, an bunte Bänder und künſtliche Blumen, auch an den vergangenen Winter, wo Regierungsraths Guſtele, deren Stumpfnäschen und ſchwarzes Haar viele Aehnlichkeit mit der eigenen Tochter hat, im gelben Barege roth aufgeputzt erſchien, und, wie von ſämmtlichen anweſenden Lieutenants drei Viertheile verſicherten, delicios war, — gelb mit roth! Dieſe beiden Farben gaukelten vor den Augen der Mutter umher; auch dem Vater, wenn er von einem Balle hört, wird es farbig vor ſeinen inneren Blicken, grün und gelb, wenn er an einen ſo gänzlich verlorenen Abend denkt. Adieu, Club und Spiel, adieu, ſtille Wirthshausfreuden!

Das Wort Ball ragt in ſein harmloſes Leben, ein ſtrenger Imperativ, der befiehlt, den ſchwarzen Frack anzuziehen, und die ſteife Halsbinde, die helle Weſte und die weißen Glacéhandſchuhe; der ihm zumuthet, ſich um ſieben Uhr in den theuern Wagen zu ſetzen, mit Frau und Tochter in's Muſeum zu fahren, und dort auszuhalten, bis die Lichter von Staub und Dunſt verdunkelt ſind, bis der Nachtwächter die dritte Morgenſtunde ruft, bis einige vorlaute Hähne anfangen zu krähen, und bis der unternehmendſte Lieutenant, und ſelbſt die tanzluſtigſte Schöne nicht mehr recht herumkommen können. Da wird er ſtehen als Wandtapete, neben fünfzig andern Schlachtopfern menſchlicher Grauſamkeit, mit dem würdevollen Blick der Befriedigung, wenn das Balltäfelchen der Tochter mit Namen angefüllt iſt, dahingegen jedoch mit einem gewiſſen ſüßen, aber krampfhaften Lächeln, wenn die Engagements nicht recht kommen wollen, und mit einer gewiſſen Cordialität im Mundwinkel, behufs Heranziehung junger, tanzluſtiger Individuen. Das Engagirtwerden auf einem Balle iſt nicht nur für die betreffende Tochter oder ſonſtige Pflegbefohlene von großer Wichtigkeit, ſondern das mehr oder minder beſetzte Tanztäfelchen iſt auch ein Barometer für den Vater oder ſonſtigen Beſchützer, wornach er bemeſſen kann, wie ſich der Ballabend für ihn noch geſtalten wird. Der Vater oder Ballführer von jungen Mädchen, die raſch vergriffen, d. h. zu allen Tänzen engagirt ſind, kann ſich nach der dritten oder vierten Nummer ſchon etwas herausnehmen. Er kann die Nebenzimmer betrachten, darf dort mit einem Leidensbruder ein intereſſantes Geſpräch anknüpfen, ja darf ſich ſogar bis zum Buffet verirren, um vor der Souperſtunde ein wohlverdientes Glas Wein zu ſich zu nehmen. Wahrhaft unglücklich und gefeſſelt dagegen iſt der Beſchützer junger oder ältlicher Damen,

auf deren leeren Täfelchen nur hie und da der Name eines gutwilligen Hausfreundes ſproßt; unglückliche Tänzerinnen, die ſitzen bleiben, wenn die rauſchende Muſik beginnt, die nun verächtlich in das Gewühl der herumſpringenden Gänschen ſchauen, die es durchaus nicht begreifen können, wie man noch ſo jede Tour mittanzen mag, und die ein Geſpräch vorziehen mit dem unglücklichen Vater, der nun einſtimmen muß in Klagen über die Eitelkeit dieſer Welt, über den Mangel an Geſchmack bei den jetzigen guten Leuten, über ganz unpaſſende Toiletten und was dergleichen Sachen mehr ſind, von denen der Unglückliche nicht das Geringſte verſteht.

„Der Ball am Samſtag wird famos," ſagt der junge Referendär oder Lieutenant, indem er an der Halsbinde zupft, ſeinen Schnurrbart ſtreicht, und weiße Glacéhandſchuhe Nro. 8 verlangt, die aber ungebührlich ausgedehnt werden müſſen, und deren Knöpfchen doppelt angenäht werden, damit ſie im Stande ſind, allen harten Zumuthungen zu entſprechen. —

„Schon wieder ein Ball!" ſagt mit tiefem, unmuthigem Seufzer der ältere Commis eines ſehr achtbaren Kaufmannshauſes, das mit nicht zu vielem Gelde, aber mit vielen erwachſenen und tanzfähigen Töchtern geſegnet iſt. „Dieſen Winter hört das gar nicht mehr auf," brummte er in ſich hinein! „wenn ich auch mit jeder nur zweimal tanzen muß, ſo macht das von vierzehn Tänzen, die überhaupt getanzt werden, ſchon zehn; — fürchterlich!"

„Schon wieder ein Ball!" ſagt der Oberlieutenant, während er mit verſchränkten Armen am Fenſter ſteht und den herabſtäubenden Schneeflocken zuſchaut. Er hat ſchon viele Bälle mitgemacht, und beinahe jeden um eine Hoffnung ärmer verlaſſen. — „Schon wieder ein Ball." Er zuckt mit den Achſeln, und hat

Seelenſtärke genug zu lächeln, als er ſieht, wie ſein Burſche die Handſchuhe vom letzten Mal auf die Sperrhölzer ſpannt, und eifrig mit Gummi elaſticum und Salmiakgeiſt bearbeitet.

„Schon wieder ein Ball," ſagt die ältere Tochter des Canzleirathes Schmerbelich mit einem verſtohlenen Blick in den Spiegel, „Mama, ich weiß wirklich nicht," ſetzte ſie hinzu, „ob ich Luſt habe hinzugehen." — „Ach! ein Ball!" ſeufzt die jüngere, ein Backfiſchchen von ſechszehn Jahren, und blickt die Mutter mit einem unausſprechlichrührenden Ausdrucke an, während der Vater Canzleirath nach eingenommenem Kaffee mit der Pfeife im Munde dampfend auf und ab ſteigt. „Ach, ein Ball, Mama. Vor einem Jahre ſagteſt du, wenn ich ſechszehn geworden ſei, dürfte ich mitgehen." Dabei ſtrahlen ihre Augen und ſie athmet ſchwer und mühſam.

„Ja, ja, wenn du einmal ſechszehn biſt," entgegnet die ältere Tochter; „ich glaube, daß ich faſt achtzehn war, als ich zum erſten Mal tanzen durfte."

„Ich bin ja ſechszehn," erwiedert die jüngere.

„Du wirſt es erſt den nächſten Monat," ſagt die ältere, und Mama ſetzt hinzu: „Nun die paar Tage wären eigentlich gleichgültig, aber ich weiß nicht, ob Papa dir erlauben wird, ſo früh ſchon die Bälle zu beſuchen." Die jüngere Tochter iſt der Liebling der Mutter, und während letztere ſo ſpricht, blickt ſie nach dem Canzleirathe hin, der wie ein Dampfer rauchend im Zimmer umhergeht.

„Die meiſten meiner Geſpielinnen," fährt das junge Mädchen fort, „gehen auch dieſes Jahr ſchon auf den Ball, Müllers Katharine und Steiners Julie und Felders Louiſe, und keine iſt älter, als ich." Das ſagt ſie anſcheinend mit dem Tone der Gleich-

gültigkeit, aber ihre Augen glänzen bedeutſam und die Kaffeetaſſe zittert faſt zwiſchen ihren kleinen Fingern.

„Ja, ja, die Bälle werden nach und nach unausſtehlich,“ ſagt die ältere Schweſter, „nur Backfiſche und Handlungslehrlinge. Es iſt Zeit, daß man wegbleibt.“

„Was meinſt du, Canzleirath?“ fragt die Mutter.

Das Haupt der Familie bläst eine lange Rauchwolke von ſich, wendet an der Thüre des Nebenzimmers um, und ſagt, indem es einen Augenblick ſtehen bleibt: „Wenn ich bedenke, wie das noch zu meiner Zeit gehalten wurde, ſo muß ich mich ſehr gegen den Wunſch der Emilie erklären. Du lieber Gott! als ich anfing zu tanzen, da waren noch auf dem Muſeum lauter geſetzte Männer, die ihr ſicheres Auskommen hatten, und nur dorthin gingen, um ſich unter den Töchtern des Landes nach einer Lebensgefährtin umzuſchauen. Mädchen unter zwanzig waren damals gar nicht zu finden.“

„Aber die Zeiten haben ſich geändert,“ meinte die Mutter.

„Leider,“ ſeufzt die ältere Tochter.

„Wenn ich freilich bedenke,“ fuhr der Canzleirath fort, „daß das Alles anders geworden iſt, und daß junge Mädchen von ſechszehn Jahren ſchon bei den Bällen zugelaſſen werden, ſo ſehe ich auch nicht ein, warum wir mit Emilien eine Ausnahme machen ſollen. Auf den Ball muß doch einmal gegangen werden, deſſen bin ich ſicher,“ ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, „der Wagen koſtet das Gleiche zu drei oder vier Perſonen, und was das Souper anbelangt, ſo wird der Aufwand auch nicht viel größer ſein.“

Emilie hält den Athem an, und wagt vor Freude nicht zu ſprechen.

„Du haſt recht, Canzleirath," ſagt die Mutter, „man muß mit dem Strome ſchwimmen. Wenn Müllers und Steiners und Felders ihre Mädchen mit ſechszehn Jahren zeigen, ſo ſehe ich gar nicht ein, warum wir unſer Kind noch ein ganzes Jahr warten laſſen ſollten. Man kann ja nicht wiſſen, was ſich da oben findet; und dann iſt Emilie für ihr Alter ſo geſetzt, daß man ſie für achtzehn oder neunzehn halten kann."

„O Papa, wie bin ich ſo dankbar," ſagt das junge Mädchen, „heut iſt Montag, am Samſtag iſt der Ball, da hab' ich gerade noch Zeit, mit meinem Anzuge fertig zu werden. Nicht wahr, Mama, wir denken gleich daran; und auch du, Eliſe, wirſt mir helfen."

Bei dieſen Worten Emiliens bleibt der Canzleirath einen Augenblick nachdenkend ſtehen; und erinnert er ſich eines weißen Kleides, welches zur Confirmation vor zwei Jahren für Emilie gemacht wurde. Aber Mama ruft entſchieden: „Wo denkſt du hin, Mann? Das iſt ganz unmöglich. Wenn du deine Töchter abſolut auf Bälle führen willſt, ſo mußt du auch etwas für die armen Mädchen thun."

„Man könnte ja ein neues Leibchen machen laſſen," meinte der Canzleirath ſchüchtern, „oder," ſetzte er hinzu, als er das Achſelzucken ſeiner Frau geſehen, „beſſer wäre es vielleicht, der Emilie das blaue Ballkleid Eliſens zu geben, was mich ſehr viel Geld gekoſtet."

Bei dieſen Aeußerungen hat die Canzleiräthin ihre Haubenbänder glatt geſtrichen, was ungefähr von derſelben Bedeutung iſt, als wenn an einem ſchwülen Sommertage ſich fern am Horizont ein kleines, graues Wölkchen zeigt. Der Canzleirath übrigens, der dieſe Zeichen vollkommen kennt, und ſelten zu beachten ver-

ſäumt, verſtummt mit einem Mal, und ſagt nur noch: „Nun ja, macht was ihr wollt.“ Dann klopft er ſeine Pfeife aus, und verläßt das Zimmer, um auf ſein Bureau zu gehen. Mutter und Töchter bleiben allein, und als erſtere nach kurzer Berathung ſich für ein neues Roſa-Crepekleid entſchieden, iſt Emilie ganz entzückt und nimmt ihren Shawl und Hut, um zu Müllers, Steiners und Felders zu gehen, dort die Katharine, Julie und Louiſe von ihrem Glück in Kenntniß zu ſetzen, auch zu erzählen, daß ſie auf dem Balle in Roſa-Crepe erſcheinen werde, wofür ſie ſich die Farben der Kleider und des Kopfputzes ihrer Freundinnen mittheilen läßt. Dann wird der neueſten Mode halber, ſowie wegen einer eleganten Haarfriſur die neueſte Muſterzeitung angeſehen, und hierauf ſehr befriedigt nach Hauſe zurückgeeilt. Dieſe Eile iſt aber nicht zu groß, um nicht unterwegs ein paar Mal anzuhalten, und mit einigen begegnenden Freundinnen von dem nächſten Balle zu ſprechen.

Es findet ſich da eine artige Gruppe von drei hübſchen Mädchen beiſammen, und es iſt nicht zu verwundern, daß dieſe durch ein paar Lieutenants vermehrt wird, die zufällig vorbeikommen, und zufällig etwas Zeit übrig haben, um zum Plaudern ſtehen zu bleiben. Der Ball iſt für drei junge Mädchen ein ſo wichtiges Ereigniß, daß es bald heraus iſt, ſie werden den vom nächſten Samſtag beſuchen. Die beiden Lieutenants ſind entzückt darüber, und wenn jetzt ſchon Balltäfelchen zur Hand wären, ſo würde ſchon über mehrere Galoppaden, ſogar über ein paar Cotillons verfügt werden. So aber bleibt es bei dem feierlichen Verſprechen, ein paar Tänze übrig behalten zu wollen; und den Kopf voll davon, ſowie von allem dem, was ſie bei Müllers, Felders und Steiners geſehen und gehört, kommt Emilie wenige

Zeit vor dem Mittageſſen nach Hauſe, und erzählt von blauer Barège und weißen Tüllkleidern, von Tanzſchuhen á la Goldläſer, vom Lieutenant Schmidt und der erſten Galoppade, von einem Kopfputz aus Veilchen und Roſen, von weißen Atlasbändern, handbreit mit einer immenſen Schleife vornen, von anem Goldfadennetz hinten, und vom Lieutenant Starker, der ſich den Cotillon in der Mitte ausgebeten.

Die Mutter lächelt vergnügt über das Entzücken ihres Lieblings, der Kanzleirath findet, daß die Suppe zu wenig Salz, das Gemüſe zu viel Mehl und der Braten zu wenig Fett erhalten hat, und Eliſe, welche die Küche beſorgt, glaubt achſelzuckend an ſämmtlichen Gerichten gerade das Gegentheil zu verſpüren, findet es aber im Gefühl gekränkter Unſchuld unter ihrer Würde, lange darüber zu ſprechen, und zieht ſich noch vor Beendigung des Mittageſſens auf ihr Schlafzimmer zurück. Hier wird ſie einen Augenblick Ruhe finden. Der Papa trinkt mit Mama im Wohnzimmer ſeinen Kaffee, der unausſtehliche Backfiſch will fort und fort über Ballkleider, Kopfputz und Lieutenants reden, und ſie — ſetzt ſich an's Fenſter, legt die Hände in den Schooß und blickt in die winterliche Landſchaft hinaus „das Auge vom Weinen getrübet.“ Woran Eliſe denkt, iſt nicht ſchwer zu errathen — an ihren erſten Ball; und wenn wir den geneigten Leſerinnen einige Diskretion zutrauen können, ſo wollen wir geſtehen, daß zwiſchen dem Abende jenes erſten Balles und heute zwölf lange, lange Jahre dahin geſchwunden ſind, und daß hiedurch die ältere Tochter des Kanzleirathes ein wohlerworbenes Recht hat, ſchmerzlich an jenen erſten Ballabend zu denken. Ja, ſie findet einen Troſt darin, all die heitern und trüben Stunden, die in jenem Zeitraum für ſie beiſammen liegen, wieder einmal

durchzukoſten — in ihrem Schmerze zu wühlen. Doch bleibt ſie dabei nicht einmal ſtehen, ſondern nachdem ſie ſich überzeugt, daß ihre Schweſter, das naſeweiſe Ding, ſie nicht überraſchen wird, öffnete ſie ein kleines Käſtchen, das auf ihrer Komode ſteht, und fängt an, die eben gedachten zwölf Jahre zu illuſtriren. In dem Käſtchen finden ſich merkwürdige Sachen, ohne Sinn und Bedeutung für den Uneingeweihten, aber verſtändlich für ihr armes Herz. Die erſten Illuſtrationen eine bedeutſame Blumenſprache, auch andere noch zierlichere, wohlgefällige Hieroglyphen, die letzten Jahre aber ſchon mit harter und ſchwerer Keilſchrift redend. — Da ſind Balltäfelchen, vergilbt und zerknittert, und unter Andern ſteht ein Name darauf, in erſchreckender Anzahl. Hinter dem erſten Walzer und dem erſten Galopp, hinter der erſten Mazurka und der erſten Française, dann wieder hinter der zweiten Mazurka und dem zweiten Galopp, und ſehr leſerlich hinter ſämmtlichen Cotillons. Das findet ſich einige Mal ſo, und bei dieſen Balltäfelchen liegen kleine, verwelkte Blumenſträuße und Knallbonbons-Zettel mit allerlei rührenden Inſchriften:

„Darf ich hoffen?“ aus Norma, oder: „Nein, nein, du liebſt mich nicht, wie ich dich liebe!“ aus Montecchi und Capuletti, oder:

„Schön wie der Mond, der einſam wallt,
So ſchön biſt du, doch auch ſo kalt,

aus den Gedichten von Feodor Löwe. — Weiter, weiter. Die Balltäfelchen bleiben eng beſchrieben, aber der gewiſſe Name wird ſeltener. Zuerſt ſteht er nicht mehr hinter den Cotillons, dann auch nicht mehr hinter den ſtürmiſchen Galoppaden und den ſich ſanft wiegenden Mazurken; nach und nach ſind nur noch ruhige

Walzer mit ihm bezeichnet, und endlich finden wir ein Balltäfelchen, auf dem er nur noch einmal zu finden iſt, und zwar hinter einer langweiligen Française, als trauriger Gedankenſtrich —. Hierbei liegt auch eine Bandſchleife, die ſie damals während des Tanzens verloren, und die er — ihr zurückgegeben. Das hatte ihr denn auch mit Einem Male die Augen geöffnet, denn einer Dame eine Bandſchleife zurückgeben, die man gefunden, iſt der Beweis der größten Gleichgültigkeit, und bedeutet, wie die Herbſtzeitloſe in der Blumenſprache: „Lebe wohl, wir haben uns mißverſtanden!“

Obgleich in dem Strudel des Ballſaales die Wogen des Tanzes auf- und niederrauſchten, ohne den bewußten Jüngling wiederzubringen, ſo kamen doch andere an ſeine Stelle, und hinter den Tänzen auf den Täfelchen ſtanden Jahrelang manche ſtattliche Namen, manche auch wohl zwei- und dreimal, wenn auch keiner mehr erſchien, der mit Eliſen ſo ausſchließlich monopoliſtiſch walzte und polkte. Auch Blumenſträußchen fanden ſich hier noch vor, ſelbſt noch Bonbonzettel; aber erſtere und letztere ſprachen ſich nicht mehr ausſchließlich und beſtimmt aus, die Blumenſträuße hatten ihre vielſagende, duftige Zierlichkeit verloren, und waren groß und dickleibig geworden, auf den Zetteln dagegen war wenig mehr von Liebe die Rede, häufig dagegen Variationen über des großen Schillers großes Wort:

„Und die Freundſchaft, ſie iſt kein leerer Wahn!“

Weiter, weiter!

Jahre ſind vergangen, der Balltäfelchen weniger geworden, ja in einem gewiſſen Zeitraum finden ſie ſich nur einzeln verſtreut, in einer zahlreichen Correſpondenz. Aber die äußere Form dieſer Briefe iſt nicht mehr jene der kleinen Billete, die ſich in

den erſten Jahren zwiſchen Blumen und Zetteln verſtreut finden. Die kleinen, verrätheriſchen Couverts, mit zierlicher, etwas leichtſinniger Handſchrift, ſind groß und ehrbar geworden, die Schriftzüge auch feſt und ſolid; auch ſehen wir keine phantaſtiſchen Siegel mehr, zwei ſchnäbelnde Tauben, eine Wolke mit Blitzſtrahl und dem Worte: „Durch!“ ein Herz vom Pfeile getroffen, oder ein kleines zierliches Roſenknöspchen, ach! das letztere iſt im Laufe der Zeiten erblüht, und auf den letzten Briefen zur großen rothen Klatſchroſe geworden mit R & C in römiſchen Charakteren. — Ruſpel und Compagnie, ein achtbares Handlungshaus, deſſen Chef, wenn auch über die erſten Jugendthorheiten hinaus, doch noch thöricht genug war, einem Mädchen ſeine Hand bieten zu wollen, die faſt zwanzig Jahre jünger war, als er. Der alte Ruſpel, ein Wittwer, war der Jugendfreund des Kanzleirathes, und bei einem Glaſe Wein, richtiger geſagt, nach mehreren Flaſchen, hatte Herr Ruſpel auf ein eheliches Verhältniß zwiſchen Eliſe Schmerbelich und ſich angeſpielt. Es war das nur eine ganz leichte, vielleicht ſcherzhafte Anſpielung, aber der Kanzleirath hatte ſie augenblicklich ſehr ernſtlich aufgenommen, ebenſo die Mutter, und nicht minder Eliſe, welche die für ganz junge Mädchen ſo unbegreifliche Wahrheit, daß alles Irdiſche vergänglich ſei, deutlich einzuſehen begann. Ruſpel und Compagnie beſuchten ebenfalls die Muſeumsbälle; Ruſpel ſelbſt tanzte nicht mehr, höchſtens einmal eine Extratour oder eine Française, die Compagnie dagegen hatte eine junge Frau, und mußte im Schweiße ſeines Angeſichtes ſein Bischen Souper, und am Schluß des Balles ſein Gläschen ſchlechten Punſches verdienen.

Es war eigenthümlich, wie die Briefe mit dem Stempel R & C ſich zeitweiſe häufig vorfanden, und dann wieder faſt

ganz aufhörten, eigenthümlich, aber wohl begreiflich, wenn wir ſagen, daß Herr Ruſpel die Reiſen für ſein Haus ſelbſt beſorgte, und alſo nur in ſeiner Abweſenheit ſchrieb. Zwiſchen dieſer Correſpondenz fanden ſich immer noch Balltäfelchen vor, auch noch mit Namen beſetzt, die geſchrieben ſich grade ſo gut ausnahmen, wie jene, die hinter den Tänzen der erſten drei, vier Jahre prangten. Und doch war ein großer Unterſchied zwiſchen jenen und dieſen. Wer war Herr A., Herr B., Herr C., Herr D.? Vielleicht jener junge Aſſeſſor oder dieſer junge elegante Offizier. O nein. Herr A. war ein alter Hausfreund des Vaters, Herr B. hinkte ein bischen, und wurde von den meiſten Tänzerinnen gemieden, Herr C. war ſo klein, daß es bei einer mittelgroßen Tänzerin ausſah, als walze ſie mit einem Kinde, und Herr D. war ein bejahrter, ſchwazhafter Handlungsreiſender, der mit Eliſen nur von längſt vergangenen Zeiten ſprach, und die unangenehmen Worte: „Ja, mein Fräulein, wenn Sie ſich erinnern, damals...“ oder: „zu unſerer Zeit . . .“ beſtändig und ſehr unzart im Munde führte.

Aber weßhalb muſterte Eliſe traurig und verſtimmt die verblichenen Schätze der ehemaligen Zeit? Vielleicht, weil Herr Ruſpel auf Reiſen war? Ja. Hauptſächlich aber, weil ſeit ſeiner vierwöchentlichen Abweſenheit nur zwei Briefe von ihm eingelaufen waren, und das noch dazu Briefe, welche er ebenſogut an einen Handlungsfreund hätte ſchreiben können, denn ſie begannen mit „Werthgeſchätzte,“ und hörten auf mit „Hochachtungsvollſt und ganz ergebenſt.“ — O Ruſpel, Ruſpel, wenn du abſichtlich ſo ſchriebeſt! Wenn zu dem leiſen Spott, dem höhniſchen Achſelzucken, überhaupt einen ſo alten Bräutigam zu beſitzen,

noch das Unglück käme, ihn in der That nicht zu beſitzen! — Weiter, weiter!

Blumen und Bonbonszettel finden ſich keine mehr vor, ja ſelbſt der Namen auf den Balltäfelchen wurden weniger und immer weniger. Eines legen wir ſchnell und ſchüchtern bei Seite; denn wir finden es entſetzlich öde und leer, auf ihm prangt nur ein einziger Name hinter einer ſtillen Française ein: „mene mene tekel upharsin," die letzte Schwalbe eines wegziehenden Sommers, ein melancholiſcher Rabe, auf weitem, erſtorbenem Schneefelde. Das war freilich bis jetzt nur ein einziges Mal vorgekommen, und Eliſe, die an jenem Abend mit Schrecken einſah, daß ihre Aktien eine ſtarke Neigung zum Sinken verſpürten, ſchützte heftiges Kopfweh vor, und ſchloß ihre Börſe, auf günſtigere Augenblicke wartend, die nun auch freilich wieder eintraten; denn auf den letzten Balltäfelchen, die ſie träumeriſch betrachtet, waren Françaiſen ſtark begehrt, ſogar Walzer und eine Polka im Preiſe geſtiegen.

Daß die Abſicht der Eltern, Emilie auf den nächſten Ball mitzunehmen, die ältere Schweſter wie ein Donnerſchlag traf, iſt ſelbſtredend. Man gibt ein Monopol nicht gern aus der Hand, und von den Untergebenen des Kanzleirathes ſahen es die höflichſten als eine Pflicht an, die Tochter ihres Chefs hie und da zu engagiren. Das ging nun auch auf Emilie über, und Ruſpel war ferne und — zweifelhaft. — — — —

Langſamer iſt wohl keinem Mädchen die Zeit vorübergegangen, als Emilien ſchmerzlich die Tage von Montag bis Samſtag; es war nur ein Glück, daß ſie Beſchäftigung vollauf hatte, und eine angenehme Beſchäftigung, die ihr beſtändig einen Feſtabend, dem ſie entgegenging, lebhaft vor Augen führte. Da wurde mit

Hülfe von ein paar Nähterinnen das Roſa-Crêpe-Kleid geſchnitten und genäht, die Taille war glatt, vorne offen und der Volants ſo viele, daß das Kleid, als es nun endlich fertig war, wie eine von den Roſawolken ausſah, auf denen im Theater die Feen und Genien auf- und niederzuſteigen pflegen. Aufgeputzt war das Kleid mit röthlichen Atlasbändern, die ſich hart und glänzend leicht kräuſelten, und dann bei jedem Luftzuge rauſchten, wie Flittergold am Tannenbaum. Papa Schmerbelichs Tabakspfeife war während der ganzen Woche in das hintere Zimmer verwieſen worden; er hatte es einmal gewagt, dampfend zu erſcheinen, und da hatte ſelbſt die in ihrem Glücke zufriedene Emilie in ſo bedenklichem Tone ihren Unwillen an den Tag gelegt, daß der unglückliche Kanzleirath die vorderen Zimmer mied, und das ſchon im Voraus zu den Ballabendfreuden rechnete.

Eliſe hatte lange gewählt, ehe ſie mit ihrem Anzuge im Reinen war. Sie beſaß ein blaues, ein rothes, ein gelbes und ein weißes Ballkleid; aber ſie wählte das letztere, nicht um jugendlicher auszuſehen, ſondern um farblos zu erſcheinen, eine weiße, halbgeknickte Lilie, ſchon entkleidet von den lebhaften Nuançen der Jugend, an der Schwelle des Lebens ſtehend, an jenem Scheidewege, wo eine Haube mit bunten Bändern, die zu einem weißen Kleide vortrefflich paßt, zur Häuslichkeit der verheiratheten Frauen hinweiſt, und wo im andern Falle der Ballkranz aus dem glattgeſcheitelten Haare genommen, eine Entſagende anzeigt, die, mit ſich im Reinen, von jetzt an Abſchied nimmt von den eiteln Vergnügungen dieſer Welt.

So kam der wichtige Abend heran, und der arme Kanzleirath wurde gebeten, Nachmittags nicht nach Hauſe zu kommen, da man noch ſein beſcheidenes Hinterzimmer benöthigte, um gehörig

auseinander gebreitet hinzulegen die unzähligen Stücke, welche zu einer Damenballgarderobe gehören; und hier waren drei dergleichen aufzulegen, weßhalb die ganze Wohnung ausſah, wie ein weißes Waarenmagazin. Emilie fühlte etwas Fieberhaftes in ſich, und konnte nur mühſam Athem holen; doch ließ ſie ſich trotzdem und mit Freuden alle Feſſeln des Herkommens anlegen, ſie war ganz Schlachtopfer und liſpelte: „Nur zu, die Kraft in der menſchlichen Bruſt iſt ſtark, und ſie kann ſchon was aushalten.“ Und ihr Aushalten zeigte ſich ſo ſtark, daß der erſtaunte Kanzleirath ſpäter die Hände zuſammenſchlug, und an die Wunder der Tauſend und Eine Nacht glaubte, wo junge Mädchen auf einmal in Weſpen verwandelt erſcheinen. Vor den Mutteraugen dagegen war der Anzug der Tochter vollkommen gelungen, und ſie betrachtete dieſelbe mit unverkennbarer Freude. Daß Emilie hübſch ausſah, iſt auch nicht zu läugnen, ſie hatte ein feines, zierliches Figürchen, ein friſches, naſeweißes Geſichtchen, worin große, glänzende Augen das kleine Stumpfnäschen vergeſſen machten und unter einer gutgewölbten Stirne lagen, die ſich heut Abend in vollkommenem Glanze zeigte, denn Emilie trug das Haar à la Chinoise zurückgeſtrichen, leicht bedeckt mit einem Kranze von grünen Blättern und dunkelrothen Blüthen.

Auch Eliſe war trotz ihrer — — Jahre noch ein Mädchen, die ſich ſehen laſſen konnte, ſie war größer und voller, als ihre Schweſter, hatte ſchönes, blondes Haar, das in breite Bandeaux friſirt, von einem Kranze bedeckt war, der ſowohl weiße Blätter als weiße Blüthen hatte, und von dem der Kanzleirath, deſſen Witze nie ſehr gewählt und zart waren, behauptete, er habe einen ähnlichen neulich auf dem Theater in „Zampa oder die Marmorbraut“ geſehen. Daß er aber überhaupt noch Witze machen konnte,

der würdige Staatsbeamte, das zeugte von ſeiner Seelenſtärke und ſeinem unerſchütterlichen Humor. War er doch förmlich aus ſeinem Zimmer ausquartirt worden und man hatte ihm zum Anziehen ein kleines Gelaß neben der Treppe angewieſen, wo er ſich zuerſt nothdürftig raſirte, und dann ſeufzend in den ſchwarzen Anzug ſchlüpfte, der übrigens beſtändig ein unangenehmes Gefühl in ihm rege machte. Es war immer noch ſein Hochzeitsfrack, der ſpäter nur bei feierlichen Gelegenheiten, als Taufeſten, Ballabenden oder dann angelegt wurde, wenn er zu einem Vorgeſetzten mußte, welche Beſuche auch nicht immer ſehr angenehme Veranlaſſungen hatten.

Jetzt war er gerüſtet, und kam in's Vorderzimmer in dem merkwürdigen und ſehr ſchönen Augenblick, wo Bekannte unter den Hausbewohnern und jüngere Geſpielinnen Emiliens gekommen waren, das feſtlich geputzte Mädchen anzuſchauen und ex officio zu bewundern; ein Augenblick, der der glücklichen Mutter einen Vorgeſchmack von jenem andern größeren und ſeligeren gab, wo ſie im Ballſaale erſcheinen würde, empfangen und begrüßt von einem allgemeinen „Ah!“ der Bewunderung.

Nachdem ein kleines, ſehr harmloſes Souper eingenommen war, deſſen derbe Beſtandtheile ſeltſam contraſtirten mit den duftigen Blumen und Spitzen, meldete Kanzleiraths Ricke, daß der Wagen vorgefahren ſei, der nun von Mutter und Töchter vollſtändig eingenommen wurde. Der Kanzleirath war hier nur geduldet, und konnte ſich bei der Hinfahrt zum Balle ganz genau die Gefühle eines Unglücklichen vergegenwärtigen, der zur Tortur des ſpaniſchen Bocks verurtheilt iſt.

Bälle haben die verehrten und geneigten Leſerinnen wahrſcheinlich ſchon ſo viele mitgemacht, daß wir über die gewöhnlichen Vorkommniſſe des heutigen wenig Worte zu verlieren brauchen,

beſonders, da, wie die Aerzte ſich auszudrücken pflegen, „das Uebel ſeinen gewöhnlichen und richtigen Verlauf nahm.“ Der Kanzleirath durfte aus dem Wagen die Treppe hinauf drei Paar Ueberſchuhe und drei Kapuzen tragen, nachdem er vorher ermahnt worden, nicht auf die Volants zu treten. Oben durfte er die Mäntel und Halstücher in Empfang nehmen, und ſich dafür eine Nummer einhändigen laſſen, während Mama Schmerbeling die Anzüge ihrer Töchter muſterte, und von dem Gefühle hoher Selbſtzufriedenheit beſeelt war. Darauf nahmen Mutter Kanzleirath und Eliſe, die das Ding ſchon gewohnt waren, ihre Ballmienen an. Mama ſchloß ihre Augen zur Hälfte und verzog ihren Mund zu einem ſüßen und angenehmen Lächeln. Die ältere Tochter ſpielte die Unbefangene, wandte den Kopf etwas kokett und ſchwanenhaft hin und her, und ging auf den Ballſaal los, wie ein Offizier, der ſchon viel Pulver gerochen, gegen eine feindliche Batterie. Der kleine Backfiſch dagegen, der hintendrein kam, fühlte jetzt zum erſten Mal, daß die Taille ſeines Kleides doch um eine Nummer hätte weiter ſein dürfen. Es war der Kleinen etwas beklommen zu Muth und ſie athmete kürzer und mühſamer. Doch nahm ſie ſich auf einen aufmunternden Blick der Mutter zuſammen, hob das Köpfchen lächelnd in die Höhe und ſchwänzelte zierlich und angenehm in den Ballſaal hinein. Von Vater Kanzleirath iſt in dieſem wichtigen Augenblick nur zu bemerken, daß er vor der Saalthür ſeine Uhr hervorzog, und als ſie auf achte zeigte, in der Geſchwindigkeit als guter Kopfrechner überſchlug, daß es bis morgen früh um drei Uhr ſieben ſehr lange Stunden ſeien.

Doch nur einen Augenblick dachte er daran; ſobald ſich die Thüre hinter ihm ſchloß, war er wieder ganz Vater geworden,

und ſpendete mit dem verbindlichſten Lächeln freundliche Mienen, herzliches Kopfnicken und feſte Händedrücke an alle Lieutenants, Aſſeſſoren, Referendäre und Handlungs-Commis, die er nur eben zu erreichen im Stande war.

Man fand einen guten Platz, und die Mutter ſetzte ſich zwiſchen ihre beiden Töchter, dem Schickſale ſeinen Lauf laſſend.

Und das Schickſal kam, nicht roh und kalt, ſondern warm und fühlend, und warf unterſchiedliche, glänzende Uniformen und ſimple, ſchwarze Fräcke an die Bank, wo die Mutter mit ihren Töchtern thronte. Das Ankommen der Tänzer iſt dem Ankreiſen der Fiſche an die gefährliche Angel vergleichbar. Emilie war der Köder und ſie wurde zuerſt neugierig und ſcheu von Weitem betrachtet, die Keckſten drängten ſich vor, um ſie näher zu beſehen, ſchwammen aber auch zum erſten Mal vorbei, ohne anzubeißen. Bald aber kehrte einer allein wieder um, öffnete weit die Augen, ſpitzte das Maul, ſcherwenzelte mit den Frackſchößen, ſchlurfte näher und näher, und ſaß dann ein Paar Sekunden glücklich feſt — der erſte Walzer. Mama lächelte vergnügt, dem Vater rollte ein ganzer Aktenſtoß vom Herzen. Es iſt bei den Fiſchen, wie bei den Schaafen und bei den Tänzern. Wenn erſt Einer angebiſſen, über den Graben geſprungen oder engagirt hat, ſo folgt die ganze Heerde nach, und der Kapellmeiſter, droben auf dem Orcheſter, hatte ſich noch nicht zum erſten Walzer zurecht geſtellt, als Emilie ſchon ausverkauft war, und die ſtolz erhobene Naſe der Mutter Kanzleirath, ſowie ihr ſelbſtzufriedenes, aber doch würdevolles Lächeln, für den Kenner ſo deutlich ſprachen, wie die Fahne am Omnibus ankündigt: „Beſetzt.“

Und Eliſe — ſie ſaß da und lächelte. Sie lächelte bei der Walzer-Introduction, ſie lächelte, als die jungen Mädchen auf

allen Seiten anfingen unruhig zu werden, ſie lächelte, als die jungen Herren von allen Seiten herbeiſchoſſen: „Mein Fräulein, der Walzer beginnt.“ — „Sie waren ſo gütig.“ — „Erlauben Sie.“ — „Darf ich bitten?“ — und ſie lächelte, als ſich nun das Chaos entwirrte, und die Paare glückſelig, luſtig, Arm in Arm dahin flogen. Mutter Kanzleirath hatte nur Augen für ihren Liebling, den ſie mit den Blicken verfolgte, ſich freuend, wenn das zierliche Figürchen hie und da zwiſchen den Tanzenden auftauchte. — „Es iſt doch ein wahres Vergnügen, ſo zuſehen zu dürfen,“ ſagte die Mutter zu Eliſe, und auch da lächelte die ältere Tochter, aber es war ein trübes, bitteres Lächeln.

So ging es fort, man tanzte Walzer, Polka's, Françaiſes; Eliſe ſah zu und lächelte. Daß ſie ſich dazwiſchen heftig auf die Lippen biß und ihr Taſchentuch zuſammenknitterte, und daß ſie ſehr bleich ausſah, bemerkte ſo eigentlich Niemand. Wer achtet in einem Ballſaale auf dergleichen Gefühle der Nebenſitzenden? Wer hat überhaupt eine Ahnung davon, daß hier unter den weißen Spitzen ein Herz ſchmerzlich zuckt, in tiefem, ſchneidendem Weh! — Heilloſe Verblendung! Und doch habt ihr alle, die ihr euch heute zum erſten Mal in den Wogen des Tanzes bewegt, auch euren letzten Ball!

„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch ſingt man dort einmal.“

Wer weiß, vielleicht tretet ihr ab von frohen Wünſchen umgeben, als glückliche Bräute, vielleicht auch mit den Gefühlen Eliſens, müde getanzt, müde gelebt, — müde geliebet.

Hätte nun die ältere Tochter des Kanzleirathes heute ſtill und allein da ſitzen können, das wäre nicht ſo ſchmerzlich geweſen, als die mancherlei Fragen zu beantworten, welche auf die harm-

loſeſte Art von der Welt, von den Tänzern ihrer Schweſter, an ſie gethan wurden; die eigenthümlichen Fragen: „Sie tanzen nicht, mein Fräulein?“ — Ich bemerkte Sie nicht bei dem letzten Walzer.“ — Begreiflicher Weiſe hatte Eliſe allen dieſen Bemerkungen gegenüber raſendes Kopfweh, und ſelbſt als ihr alter Freund, der Handlungsreiſende, ſpät im Ballſaale erſchien, und als die treue Seele ſie um eine Françaiſe bat, ſchlug ſie ihm dieſe ab, und daß ſie ihm das abſchlagen konnte, war wenigſtens ein ganz kleiner Tropfen Balſam für ihr gekränktes Herz. „So wollen wir denn plaudern von alten Zeiten,“ ſagte der ehemalige Tänzer, und ſetzte ſich neben Eliſen auf die Bank, und fing dann unbefangen zu plaudern an von früheren Bällen, wo es ſo ſchön geweſen ſei, wo man nicht einen Augenblick geruht, und von längſt vergangenen Tagen, die doch eigentlich ganz anders geweſen.

So ging es der armen Eliſe, während ſich der Backfiſch auf's Göttlichſte amüſirte. Dieſer plagte ſich im Schweiße ſeines Angeſichts, und glitt buchſtäblich von einem Arm in den andern. Die Engagements auf alle Tänze waren eigentlich das Wenigſte, denn um eine Extratour zu bekommen, wurde hinter dem jungen, hübſchen Mädchen förmlich Queue gemacht. Vergeblich winkte die Mutter zuweilen beſorgt mit dem Finger, vergeblich ſchmiegte ſich der alte Kanzleirath, den Hut auf den Bauch gedrückt, Stöße und Püffe aushaltend, durch die Reihen der Tanzenden zu ſeiner Tochter, um ihr eine ſchreckliche Geſchichte zuzuflüſtern, die er in ſeiner Jugend einmal geleſen, von jungen, unbeſonnenen Tänzerinnen, die ſich förmlich zu Tode gerast. Vergeblich ſagen wir, Emilie hob das erhitzte Geſichtchen ſo lieblich flehend zu dem Vater empor, ihre zuckenden Lippen bewegten ſich ſo bittend, und

ihre glänzenden, feuchten Augen baten ſo dringend, ihr Vergnügen nicht zu ſtören, daß der Papa davor eilig zurücktrat, mehr aber noch vor der determinirten Miene des nun vortretenden Offiziers, der, ohne den Vater weiter zu beachten, ſie mit den Worten: „Nun, mein Fräulein?“ in den Arm nahm und davon raste.

Die große Pauſe auf einem Balle iſt eine vortreffliche Erfindung. Tänzer und Tänzerinnen ruhen eines Theils aus, und finden ſich anderntheils wieder zuſammen, um ein intereſſantes Ballgeſpräch fortſetzen zu können. Die Mütter benützen die Zeit, um durch gelindes Zupfen die verſchobene Toilette ihrer Töchter zu corrigiren, auch wohl eindringliche Ermahnungen über das künftige Verhalten mit einfließen zu laſſen, die Väter dagegen benützen die Pauſe, wozu ſie eigentlich da iſt, um ein tüchtiges Souper zu ſich zu nehmen, und ſich für die nachfolgenden Strapazen durch mehrere gute Gläſer Wein zu ſtärken. Dieſe Pauſe, ſowie am Ende des Balles die alsdann erlaubte Cigarre, ſind ja die einzigen Lichtblicke für ſolche, die nicht mehr tanzen, an einem dieſer dem Vergnügen gewidmeten Abenden.

Daß ſich der kleine Backfiſch das Souper ebenfalls vortrefflich ſchmecken ließ, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen, er hat ſein Brod redlich verdient, und bedarf der Stärkung für die nachfolgenden Tänze, und den ſtundenlangen Cotillon. Eliſe dagegen aß nicht und trank nicht, ja ſie befand ſich während des Souper in einer fieberhaften Aufregung. Ruſpels Compagnon war etwas ſpäter erſchienen, hatte ihr flüchtig und etwas verlegen guten Abend geſagt, und ſich darauf mit einer wahren Wuth in den Strudel des Tanzes geſtürzt. Bis jetzt hatten die beiden Familien, Kanzleiraths und Ruſpels Compagnon in der großen Pauſe miteinander ſoupirt, heute aber hatte ſich der Letz-

tere anderswohin gethan, was ſelbſt dem ſonſt ſo argloſen Kanzleirathe auffiel. Eliſen fiel das nicht mehr auf. Sie dachte der letzten Briefe mit „Werthgeſchätzte“ und „ganz ergebenſt“, preßte die Lippen heftig aufeinander, und drückte zuweilen ihre Hand auf das Herz. Der Compagnon, der nicht weit von der kanzleiräthlichen Familie placirt war, blickte öfters herüber, und ſchien auch zuweilen Miene zu machen, als wolle er aufſtehen und ſich nähern, doch hatte die Kanzleiräthin mit ihrem ſcharfen Blick wohl bemerkt, wie ihn alsdann ſeine Frau am Frackſchoß wieder niederzog. Madame Schmerbeling zuckte die Achſeln darüber, ein ſolches Benehmen hatte ſie von jener Frau wohl erwartet, denn ſie hatte ſich immer auf ihre Art hochmüthig und unausſtehlich benommen. Nahm ſie doch im Theater auf der zweiten Gallerie einen Vorderplatz ein, ließ ſich mit einer Laterne der fünften Rangklaſſe nach Hauſe leuchten, und hatte ſich einen Penſée-Sammtmantel machen laſſen. Nach ſolchen Vorgängen ließ ſich freilich kein beſſeres Benehmen erwarten. Die Kanzleiräthin verbot ſämmtlichen Ihrigen nach dem Tiſch hinüberzublicken, und es hätte ſpäter faſt eine kleine pantomimiſche Scene gegeben, als der Kanzleirath ſein Glas hob, und aus der Entfernung dem Compagnon zutrank, der ihn aber dazu aufgefordert hatte, wobei er, der Compagnon nämlich, ſein rechtes Auge auf eine ganz ſeltſame Art zuſammenkniff.

Unterdeſſen war die Pauſe zu Ende gegangen, der Tanzſaal füllte ſich wieder, die Muſik begann auf's Neue, und es war wieder die alte Geſchichte. Strampfende und hüpfende Paare, erhitzte junge Herren, wildathmende Damen, Staub, Dunſt und Hitze. Eliſe hatte abermals ihren Platz neben der Mutter eingenommen, doch wurde es ihr auf einmal ganz ſeltſam zu Muthe.

Die Muſik hatte für ſie keinen rechten Takt mehr, über die Tanzenden ſchien ſich ein Trauerſchleier zu legen, der immer dichter und dichter wurde; endlich lehnte ſie ſich ſanft gegen die Schulter der Mutter, und ſagte mit leiſer Stimme: „Mama, mir wird ganz übel.“ Glücklicherweiſe war in dieſem Augenblick der Tanz zu Ende, der Vater Kanzleirath in der Nähe, und Eliſe fühlte noch ſo viel Kraft in ſich, an ſeinem Arm ohne Aufſehen in's Nebenzimmer zu gelangen, und von dort in die Garderobe, wo ſie Mantel und Ueberſchuhe anzog, und ihren Vater bat, ſie nach Hauſe zu begleiten.

So leid dem Kanzleirath dieſe Unterbrechung um ſeiner Tochter willen that, die er recht herzlich liebte, ſo war er doch nicht unzufrieden, den Ball eine halbe Stunde verlaſſen zu können, um im Nachhauſefahren eine Cigarre zu rauchen. Eliſe, der es in der kalten Nachtluft augenblicklich beſſer wurde, hatte ihn freundlich dazu aufgefordert, und ſo erreichten ſie in kurzer Zeit die Wohnung. Dort angekommen, öffnete der Kanzleirath mit ſeinem Hausſchlüſſel die Thür, blickte ſeufzend nach ſeinem Schlafzimmer empor, und kletterte wieder in den Wagen, um auf den Ball zurückzukehren. Eliſe aber ſtieg allein die Treppe hinauf; mit jeder Stufe wurde es ihr leichter und wohler um das Herz. Bei der erſten hatten ihre Lippen wohl noch ſchmerzlich gezuckt, und ein eigenthümliches Gefühl im Herzen und in den Augen deutete auf hervorquellende Thränen. Auch rollten ein Paar davon ihre Wangen herab, aber, wie ein friſcher Mairegen die Dünſte des bedeckten Frühlingshimmels, ſo verjagten dieſe Thränen das finſtere Gewölk, welches ihre Sinne befangen hielt. Die Einſamkeit und Stille des nächtlichen Hauſes that ihr wohl. Sie war froh, daß keines der Dienſtmädchen mehr auf war. Leiſe

öffnete ſie die Wohnung, und ging in ihr Schlafzimmer, um das weiße Kleid und den weißen Kranz abzulegen, und auch damit ſchien ſie abermals eine drückende Erinnerung zu verlaſſen. Ja, als ſie jetzt ihr Hauskleid angezogen hatte, als ſie das Feuer im Ofen des Wohnzimmers wieder angefacht, als dieſer eine behagliche Wärme ausſtrömte, und ſie Alles hergerichtet hatte, um Mutter und Schweſter, wenn ſie vom Balle heimkehrten, mit einer wohlthuenden Taſſe Thee empfangen zu können, da war ihr Gemüth ſo ruhig und ſtill geworden, daß ſie lächelnd zurückblicken konnte, nicht nur auf die vergangenen Stunden ihres heutigen letzten Balles, ſondern auch auf die vielen ähnlichen Abende, deren wir früher erwähnt. Und als nun das Waſſer im Keſſel anfing zu ſingen, ſchüttelte ſie den Kopf, wenn ſie aller der Kämpfe und Schmerzen gedachte, die ſie ſeit ihrem erſten Balle auf jenen heißen Brettern erlebt, und da wurde es ihr faſt ſelig in ihrer Einſamkeit, und ſie gedachte mitleidig der jungen, blühenden Schweſter, die, ein gutes, friſches, junges Herz, wohl alles Das, und vielleicht noch Schlimmeres vor ſich hatte.

Da hörte ſie einen Wagen durch die ſtillen Straßen rollen, der Ball konnte unmöglich ſchon zu Ende ſein. Und doch hielt der Wagen vor ihrem Hauſe, und dann ertönte die Hausklingel. Eliſe eilte auf den Vorplatz der Wohnung, und zog durch die Vorrichtung oben das Schloß der Thüre an, ſo daß ſie ſich öffnete. Es trat Jemand unten in den Gang, drückte die Hausthür hinter ſich zu, und Eliſe hörte nicht ohne leicht zu erſchrecken, den Tritt eines Mannes auf der Treppe.

Wer konnte das ſein? Davon beſchloß ſie, ſich zu überzeugen, ehe ſie die Glasthür öffnete. Sie ſchob deßhalb die Vorhänge etwas auseinander, und faſt wäre das Licht ihrer Hand

entfallen. — Herr Ruſpel ſtand vor ihr in ſchwarzem Frack, und äußerſt freundlich lächelnd.

Es iſt nun für ein Mädchen, wenn es allein zu Hauſe iſt, eine eigenthümliche Sache, einem ſolchen Beſuch in der Mitternachtsſtunde die Thüre zu öffnen, auch Eliſe zauderte, dieß zu thun, doch bat der da außen ſo ehrerbietig und doch ſo flehend, und

Ruſpel war ein ehrenwerther Mann,

dem man nicht das geringſte Böſe oder nur Zweideutige nachſagen konnte. Eliſe öffnete endlich die Glasthüre und die Stubenthüre, und Herr Ruſpel trat ſchüchtern ein, und blickte alsdann erſtaunt um ſich, als er niemand Anders im Zimmer ſah.

„So eben von meiner Reiſe zurückgekehrt," ſagte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, „wollte ich den Ball beſuchen, um Sie, meine ſehr werthgeſchätzte Fräulein Eliſe, dort zu überraſchen. — Vielleicht nicht unangenehm zu überraſchen," ſetzte er ſtockend hinzu; „aber bei Ihrem Hauſe vorbeifahrend, ſah ich hier oben Licht, und dachte, die ganze Familie ſei ſchon zu Hauſe."

Jetzt war es begreiflicherweiſe an Eliſen, zu erklären, warum ſie allein den Ball verlaſſen. Das that ſie denn auch, und obgleich mit dieſer Erzählung bei der Wahrheit bleibend, hob ſie es doch ziemlich ſcharf hervor, daß ſie ſich auf dem Balle ſehr einſam gefühlt, und daß das Betragen des ſonſt ſo freundlichen Compagnons ſie und die ganze Familie ſehr ſchmerzlich berührt habe. Nach dieſer Erzählung erzählte nun Herr Ruſpel wieder, daß er ſich wie ein Kind darauf gefreut, Eliſen zu überraſchen, und daß er deßhalb ſeinem Compagnon, der ein guter Menſch, aber eine Plaudertaſche ſei, ausdrücklich verboten habe, viel mit der Familie des Kanzleiraths zu verkehren. Was nun Eliſe

weiter ſprach, wiſſen wir nicht mehr genau, iſt auch unnöthig, wörtlich wiederzugeben; nur ſoviel können wir ſagen, daß nach einer Viertelſtunde Herr Ruſpel ganz ergebenſt die beiden Hände des Mädchens nahm, ſie zierlich küßte, und ſie mit Weglaſſung des „Sehr Werthgeſchätzte" „meine liebe Eliſe" nannte. Darauf ließen ſich die Zwei an dem Tiſche nieder, aber an den beiden entgegengeſetzten Enden, tranken eine Taſſe Thee, und lauſchten auf die Straße, ob ſich noch kein Wagen hören ließ. Endlich rollte es in der Ferne, dann näher, und hielt vor dem Hauſe ſtill. Eliſe öffnete abermals die Thüre, und trat auf den Wunſch des Herrn Ruſpel in's Zimmer zurück, denn überraſcht ſollte am heutigen Abend doch nun einmal werden.

Aber der Compagnon, der in der That eine Plaudertaſche war, hatte nach beendigtem Balle beim Punſche doch nicht ſchweigen können, und Alles verrathen. Er war auch der Erſte, der an der Treppe ſichtbar wurde, und laut und fröhlich ausrief: „Wenn der ſchlaue Ruſpel nicht droben iſt, laß ich mich aufhängen!" Und Ruſpel war, wie wir wiſſen, in der That wirklich droben, und wurde auf's Gerührteſte von der ganzen Familie bewillkommt. Mama ſchloß ihn feierlich an ihr Herz, und der alte Kanzleirath, der etwas zu viel Punſch getrunken hatte, ſagte mit weinerlicher Stimme: „Ruſpel, ſo einen Ball laß ich mir noch gefallen." Emilie aber warf ſich an die Bruſt ihrer Schweſter, küßte ſie innig und herzlich, und ſagte, während Thränen ihren Augen entſtrömten: „Ich war recht froh heute auf meinem erſten Ball. Möge ich auch auf meinem letzten ebenſo glücklich ſein, wie du, meine gute, gute Schweſter."

Das, geneigte Leſerinnen, iſt die wahrhaftige und ſehr glaubwürdige Geſchichte von einem erſten und von einem letzten Balle.

Geſchichten einer Wetterfahne.

Erſter Windſtoß.

Geburt und Eheſtand.

Wenn ich ſage, daß ſchon manche Wetterfahne mitgetheilt, was ſie geſehen, gehört, erlebt, mit einem Wort, ihre Memoiren verfaßt hat, ſo iſt das eine Behauptung, die mir Niemand widerſtreiten kann. Doch iſt bis jetzt keine Windfahne ſo ehrlich geweſen, ſich als Verfaſſer zu nennen; vielmehr ſchreiben die meiſten unter andern Namen, was auch mir im vorliegenden Falle ſehr leicht ſein würde. An ſchönen und paſſenden Namen ſollte es mir durchaus nicht fehlen; ich könnte mich z. B. Baron Dreher nennen, Herr von Eiſenblech, oder meinetwegen auch Doktor Windfang; aber es ſei ferne von mir, meinen Stand verleugnen zu wollen. Ich entſtand als Windfahne, ſetzte bis jetzt meinen Stolz darein, eine ſolche zu ſein, und will es auch bleiben bis an mein ſeliges Ende, ſei es nun, daß mich irgend ein wüthender Sturm in unbekannte Regionen fortführt, oder ſei es, daß ich vom Hausherrn penſionirt werde, um, wer kann das wiſſen? mein Leben als Kohlenſchaufel zu beſchließen.

Warum ſoll ich auch meinen Stand leugnen? Wenn man auch geringſchätzend und achſelzuckend ſpricht: O, ſo eine Wetterfahne, ein erbärmliches Ding, das ſich bei jedem Windſtoß zehnmal herumdreht! Ja, das Herumdrehen an ſich wäre nicht ſo ſchwer, aber es mit Sicherheit und Anſtand thun und in der gehörigen Richtung verbleiben — dazu gehören feſte Grundſätze, die nicht jeder hat. Ueberhaupt ſind viele berufen, aber wenige auserwählt; und ich, die ich mich heute noch munter auf meinem Dache drehe, habe ſchon ganze Generationen junger eleganter Windfahnen, ſchlanker Blitzableiter und ſtolzer Kreuze und Sterne kommen und verſchwinden ſehen. Manche davon haben mich höhniſch angelächelt, wenn ſie ſo glänzend und ſtrahlend an einem ſchönen Frühlingsmorgen beim ſanfteſten Südwind zum erſtenmal in der blauen Luft erſchienen. Aber wie lange hat's gedauert! Zwei, drei Jahre höchſtens, da wurde die Vergoldung matt, die dünnen Eiſenſtangen bogen ſich, ein ſchrilles Pfeifen bei jedem Windſtoße zeigte den Anfang eines unheilbaren Stockſchnupfens an, der oft mit einer Auszehrung endigt; und wenn ich dann nach einer wilden Sturmnacht bei anbrechendem Morgen rings um mich her ſchaute und meinem alten treuen Freunde, dem feſten Schornſtein des Hauſes, einen guten Morgen bot, ach, wie viele jener armen jungen Leute waren nicht mehr, oder ließen betrübt ihre ſchönen Kreuze und Sterne hängen!

Daß ich im Laufe der Zeit bei meinem mühſeligen Geſchäfte jünger und friſcher geworden wäre, will ich gerade nicht behaupten, auf meinem ehemals ſchönen grünen Kleide hat ſich der Roſt des Alters angeſetzt, und meine Stimme iſt rauh und hart geworden, wie das bei bejahrten Leuten meiſtens der Fall zu ſein pflegt. Aber Lebenskraft fühle ich noch in mir, volle

friſche Lebenskraft; und der ſteife Weſtwind, der im Spätherbſt oft wochenlang bei mir vorüberſaust, hat ſchon oft in ſeinen Bart gebrummt: Der Teufel hole dieſe Wetterfahne! Die bringen wir nicht ſo bald herunter! Ja ich weiß ihm auszuweichen dem Winde, wende mich jetzt rechts, jetzt links, um ihn vorbeizulaſſen, und wenn er mir gar zu toll kommt, ſo zeige ich ihm, wie gelenkig ich in meinem Alter noch ſein kann, und wirble mich ein paar Dutzend mal herum, wobei ich ihn höhniſch auslache. Das verdrießt den tollen Wind und dann ſtreicht er gegen die Dachziegel, daß ſie klappernd und ſtöhnend auffliegen, rüttelt auch wohl an meinem alten Schornſteine, der auch ſchon hie und da einen Backſtein laſſen mußte.

Ja, Wetterfahne ſein, iſt ein ſchwieriges und mühſames Geſchäft, in der That kein angenehmer Lebensberuf, und abgeſehen von einer feſten Geſundheit, die man haben muß, gehört auch eine große geiſtige Biegſamkeit dazu, ſich nach jedem Windſtoß zu bequemen, ohne dabei die Würde aus den Augen zu verlieren, die man ſich und ſeines Gleichen ſchuldig iſt.

Da es uns Wetterfahnen, wie ſo vielen andern von der Natur ſtiefmütterlich behandelten Geſchöpfen, nicht geſtattet iſt, uns auf natürliche Weiſe fortzupflanzen, ſo kann ich auch nicht ſagen, daß ich geboren wurde, und eben ſo wenig, daß ich einen Vater gehabt. Ich entſtand vielmehr unter der derben Fauſt eines jungen Schmiedes, der mich durch tüchtige Hiebe ſchon in zarteſter Jugend abhärtete und ſo auf meine hohe aber wildbewegte Lebensſtellung vorbereitete. Mein Erzeuger war, ſo lang er an mir arbeitete, über alle Maßen luſtig und vergnügt, und er behandelte meine Entſtehung mit einer Sorgfalt und Pünktlichkeit, der ich vor allen Dingen meine gute Geſundheit und mein langes Leben

zu danken habe. Warum er ſo vergnügt war, konnte ich in meiner Unſchuld damals nicht begreifen; jetzt aber, nachdem mir ſo mancher Wind um die Naſe gegangen, und ich mit vielen Lebenserfahrungen an die längſt vergangene Zeit zurückdenken kann, weiß ich wohl, daß das junge hübſche Mädchen, welches oft an den Amboß trat, als an mir gearbeitet wurde, Urſache war an dem vergnügten Herzen des Schmieds. „Mach' deine Sache nur pünktlich," ſprach ſie oft, „du wirſt ſehen, Georg, daß der Vater den fleißigen und geſchickten Arbeiter lieb gewinnt." Was ſonſt noch an dem Amboß geſchah, will ich discret verſchweigen, muß aber dabei geſtehen, daß ich es nicht allein war, der an einem ſchönen Tage ſah, wie ſich die Beiden küßten; unglücklicher Weiſe trat der Vater im ſelben Augenblicke in die Werkſtatt, und ich erwartete ſchon, daß er einen ſchweren Hammer, den er zornig in die Hand nahm, nach uns herüberwerfen würde; doch bezwang er ſich, biß die Lippen auf einander und ging zur Thüre hinaus, ohne daß ihn das glückliche Paar geſehen. Hätte ich damals nur reden können! Oder hätte mich der junge Schmied verſtanden! Denn als ich nun fertig war und er mich ſanft mit Oel eingeſchmiert hatte, und durch einen leichten Klaps mit der Hand mehreremal herumlaufen ließ, da flüſterte ich ihm wohl zu, er ſolle ſich in acht nehmen, aber er begriff nicht, was ich ſagen wollte.

Eines ſchönen Tages wurde ich an meinen Beſtimmungsort gebracht, und als mich der junge Schmied auf dem nördlichen Giebel des Daches befeſtigte, hörte ich, wie der Hausherr ſagte: „Jetzt fehlt uns noch eine Wetterfahne auf dem andern Giebel. Alles in der Welt will Geſellſchaft, und ſo wollen wir auch Dem da eine Lebensgefährtin geben." Da durchſchauerte mich ein un-

bewußtes, aber ſüßes Gefühl und meine Phantaſie malte mir auf der leeren Seite des Daches eine ſehr zierliche Wetterfahne, mit der ich mich vereint durch's Leben drehen würde. Man wird meine Sehnſucht gerechtfertigt finden, hatte ich doch eine feſte Anſtellung und nebenbei aus den Geſprächen meines Erzeugers mit dem jungen Mädchen häufig entnommen, daß es nicht gut ſei, wenn man ſich allein befände.

Die Werkſtätte, aus der ich hervorgegangen, ſah ich von meinem hohen Standpunkte aus deutlich vor mir. Ja, nach einiger Zeit bemerkte ich zu meinem unausſprechlichen Vergnügen, daß eine Lebensgefährtin für mich im Entſtehen begriffen ſei. Was aber meine Freude über dieſes glückliche Ereigniß einigermaßen verkümmerte, war die Entdeckung, die ich zu gleicher Zeit machte, daß der junge Schmied Hammer und Feile nicht mit der gleichen Freudigkeit handhabte, wie früher. Ja, wenn er ein paar Schläge gethan, ſo legte er den Kopf in die Hände und blickte betrübt zu mir hinauf. Oft warf er auch ſein Handwerkszeug vor ſich hin, verſchwand aus der Werkſtatt, und wenn er dann nach kurzer Zeit wieder kam, ſo ſah er recht blaß aus, hatte die Lippen aufeinander gebiſſen, gerade ſo, wie damals der Vater Schmied, als er die Beiden überraſchte. Das junge Mädchen ſah ich ſehr ſelten in dem Gemache, wo gearbeitet wurde, und wenn der junge Schmied ſie, wie mir ſchien, durch Bitten und Flehen hereinnöthigte, ſo blieb ſie an der Thüre ſtehen und ſtellte ſich nicht mehr an den Amboß, wie ſie früher ſo oft gethan. Da mußte was vorgefallen ſein. Aber was es war, konnte ich nicht ſogleich ergründen. Endlich aber nach vielem Spähen und ſtundenlangem Hinſtarren fing ich an, mir die Sache klar zu machen. Der alte Schmied, der das Verhältniß zwiſchen ſeiner Tochter und dem

Geſellen wohl gemerkt, hatte bei ſich gedacht: wenn ich mit Gewalt dazwiſchen fahre, ſo thut das die entgegengeſetzte Wirkung. Nun war aber ein Offizier dem jungen hübſchen und reichen Bürgermädchen ſchon vielfach nachgelaufen, hatte aber um alles in der Welt keinen Zutritt in's Haus erhalten können, und wenn auch die Mutter dem Zweierlei-Tuch durchaus nicht abgeneigt war, ſo war's doch der Vater deſto mehr. Aber ſein Zorn gegen den Geſellen war ein vortrefflicher Bundesgenoſſe für die Meiſterin. Es ſei doch etwas ganz anderes, meinte ſie, die Frau eines hübſchen Lieutenants, als eines rußigen Schmiedes zu ſein. Natürlicher Weiſe ſprach ſie dieſen Vergleich nie mit klaren Worten aus, ſondern ließ ihn nur als Prinzip durchſchimmern. Dazu hieß es dann noch: Was will der Georg da unten heirathen? Das Mädel? ja, aber hauptſächlich unſer Vermögen und deine vortreffliche Kundſchaft. Da nun auch ein ſtarker Schmiedmeiſter ſeine ſchwache Stunden hat, ſo wurde der Vater in ſolchen ſo lange bearbeitet, bis er endlich, obgleich brummend, zugab, daß der Herr Lieutenant nach einem Ball, auf dem er wacker mit der Tochter getanzt, einen Anſtandsbeſuch machen durfte. Aber es blieb leider weder bei einem Beſuche, noch bei Anſtandsbeſuchen überhaupt, wie ich, der das ganze Haus und ſomit auch Eliſens Kämmerlein überſah, am beſten beurtheilen konnte. Georg erfuhr ebenfalls ſein Theil davon. Das ſah ich an ſeinem gänzlich veränderten Benehmen und Ausſehen. Da er aber eine heftige Natur war, ſo hatte er ein paarmal arge Auftritte mit ihr, und da er ſich durch nichts beſchwichtigen laſſen wollte, ſo fiel ſie ſchicklicher Weiſe zuletzt ohnmächtig nieder, ließ ſich ſo von der Mutter finden, wonach dem Geſellen augenblicklich aufgeſagt wurde. Ehe er aber fortging, ſtieg er zu mir herauf und ſetzte meine

künftige Lebensgefährtin, auf welche ich mich ſo lange und innig gefreut, auf die ſüdliche Giebelſpitze. Es war anſcheinend ein nettes Weſen, die andere Wetterfahne, ebenfalls zierlich ausgeſchnitten und grün bemalt; doch bemerkte ich wohl, daß der junge Schmied ſie verdroſſen befeſtigte, lange nicht ſo freudig, wie er mich aufgeſetzt. Als er drüben fertig war, kam er über das Dach zu mir her, drehte mich leicht herum und ſagte ſeufzend: „Das waren andere Zeiten, als ich dich gemacht, verflucht ſei das ganze Mädchenvolk!

Obgleich nun ähnliche Geſchichten von Bürgermädchen und Lieutenants, von gebrochener Treue und hoffärtigen Meiſterinnen ſchon zu Dutzenden paſſirt ſind und noch häufig vorkommen werden, ſo habe ich doch dieſer aus dem einfachen Grunde erwähnt, weil ſie in ihren Folgen gar zu traurig in mein Lebensglück eingriff. Ich, unter Liebe und Glück entſtanden, ward kräftig und geſund, meine arme Lebensgefährtin dagegen, bei welcher Kummer und Trübſal Hammer und Feile regiert, litt an einem unheilbaren Uebel ſchon am erſten Tage, als ſie mir angetraut wurde. Wie hatte ich mich auf ein heiteres, luſtiges Wetterfahnenleben gefreut! Mich mit ihr zu gleicher Zeit zu drehen, jetzt zierlich rechts, jetzt zierlich links, dann im raſchen Wirbel herum, ein heiterer Tanz durch's Leben. Da bemerkte ich ſchon am erſten Tage unſerer Ehe mit Schrecken, daß ſie ſchief aufgeſetzt war und ſtatt ſich luſtig umherzuſchwingen, betrübt den Kopf hängen ließ, und von einem Windſtoß, der mich ein Dutzendmal im Kreiſe herumwirbelte, trübſelig hin und her ſchwankte. — Ja, ſie war von Geburt an kränklich, die arme Frau und hatte Launen, wie alle übrigen. Wenn ich friſch in's Leben hineinſah, mich freuend auf einen tüchtigen Sturm, dem ja immer ſchönes

Wetter folgt, ſo ächzte und ſtöhnte ſie jämmerlich, daß ſich die Dachziegel darob hätten erbarmen mögen. Wenn ich jauchzend herumflog, ein junger, friſcher Kerl, ſo piepſte ſie ängſtlich: „Du Himmel, da kommt ſchon wieder ein Wind! Wann werde ich endlich Ruhe haben!“ Der Teufel auch! zum Ruhen iſt niemand auf der Welt, am allerwenigſten eine Wetterfahne.

So fing meine Ehe an und ſo ging ſie leider fort. Dabei war die Frau über alle Maßen eigenſinnig, und wenn ich mich auch anfangs bemühte, ihr mit gutem Rath an die Hand zu gehen, ſo wurde ich deſſen doch bald müde, da ich einſah, es nütze mir doch gar nichts. Sie hatte ſich angewöhnt, beſtändig nach Oſten zu ſehen. Das iſt freilich eine ſchöne Himmelsgegend und war mir auch lieber als der trübe Weſten; aber eine brave Wetterfahne muß ihre Schuldigkeit thun und da hinausſchauen, wohin ſie ihr Beruf weiſt. Wie oft rief ich ihr zu: „Liebes Kind, ſchau auf mich! Wende dich doch gefälligſt nach Norden.“ Umſonſt, zuerſt ſeufzte ſie ſtatt einer genügenden Antwort unverſtändlich, und als ich meine Bitte dringender wiederholte, entgegnete ſie mir gereizt, ich ſolle mich gefälligſt um mich ſelbſt bekümmern, ſie wiſſe ſchon ſelbſt, was ſich für eine Frau ſchicke. Daß ich darüber etwas wild wurde und ihr, während ich mich im Zorn vielleicht zwanzigmal herumdrehte, eine tüchtige Rede hielt, verſteht ſich von ſelbſt. Sollte ich ſchweigen? Ich, der gegenüber dem wildeſten Sturmgeheul nicht einmal das Maul hielt? Gott bewahre! Ich war mir bewußt, daß ich meine Schuldigkeit that, und als Mann das Recht hatte, meiner eigenſinnigen Frau tüchtig die Meinung zu ſagen. Da ſchwieg ſie nun auch längere Zeit, immer hartnäckig nach Oſten blickend. Doch als ich ſie mehrere Nächte gar kläglich ſtöhnen und jammern

hörte, erbarmte es mich doch und ich fragte ſie ſo ſanft als möglich: „Fehlt dir etwas, mein liebes Kind? Haſt du vielleicht Schmerzen?“ Worauf ſie mir entgegnete: „Laß mich, ich fühle mich unglücklich.“

Ich muß geſtehen, das ärgerte mich einigermaßen. So erhaben geſtellt zu ſein, hoch über dem Getreibe der Menſchen, in friſcher Luft und zeitweiſem Sonnenſcheine, und doch nicht zufrieden — darüber befragte ich ſie und erſchrack heftig als ſie mir zur Antwort gab: „Iſt das ein glückliches Loos, welches mir zu Theil geworden, hier oben in Sturm, Schnee und Hagel Wetterfahne ſein zu müſſen?“ — „Aber von allen Menſchen geſehen,“ fiel ich ihr ärgerlich in die Rede; „ja, von allen ängſtlich und prüfend betrachtet, Verkündiger von guter und ſchlechter Zeit; das iſt doch wahrlich ein ſchönes Loos.“ —

„Ein ſchönes Loos!“ wiederholte ſie ſo kreiſchend und mit dem Ausdruck des Jammers, daß ich feſt überzeugt bin, hätte ſie Hände gehabt, ſie würde ſolche über dem Kopfe zuſammengeſchlagen haben. — „Ein ſchönes Loos, o du mein Gott! Ich bin von einer ſtillen ſoliden Eiſenblechfamilie, alle meine Schweſtern und Brüder ſind was Rechts geworden, und auch ich war beſtimmt zum angenehmen Leben einer Feuerſchaufel, als mich das Schickſal traf, zu einer Lebensgefährtin für ein ſo wankelmüthiges Geſchöpf, wie du biſt, verarbeitet zu werden.“

„Wankelmüthig bin ich nicht,“ entgegnete ich ſo ſanft als möglich und mit einer zierlichen Schwenkung rechts herum. „Daß ich mich drehe, iſt mein Beruf, und daß ich mich leicht und ſchnell drehe, daran iſt meine ungeſchwächte Manneskraft ſchuldig.“

„Dein Beruf?“ kreiſchte ſie höhniſch, „o ich weiß ganz genau, weshalb deine Blicke ſo unaufhörlich über alle Dächer da-

hinjagen. Dort ſind freilich zierlichere Wetterfahnen, als ich bin, hübſche Sterne und Kreuze auf den Dächern, denen gelten deine Bemühungen, mit ihnen wechſelſt du ſüße Augen, ich aber bin ein armes unglückliches verkanntes und verrathenes Weib."

Dies war der erſte Ehezwiſt, den ich mit meiner Gattin erlebte; und hätte Frau Ottilie Wildermuth ihr Buch damals noch nicht geſchrieben gehabt, ſo würde derſelbe dort eine paſſende Stelle finden.

Wie hatte ich mich auf eine Gefährtin meiner Tage gefreut! auf ein gleichfühlendes Weſen, das unſerer Beſtimmung gemäß ſich jetzt mit mir rechts, jetzt links drehen würde. Was mir aber eine Quelle der Freude hätte ſein können, ward mir zu einem ganzen Strom des Leidens. Ich ärgerte mich über ihr ſchwerfälliges Weſen, ich konnte nicht unterlaſſen ihr häufige Ermahnungen zu machen; da ſie aber meiſtens das Gegentheil von dem that, was ich gewünſcht, ſo verdüſterte ſich mein heiteres Gemüth, und Groll und Bitterkeit ſtiegen in mir auf, ich haßte meine Wetterfahnenbeſtimmung, meine Frau, das Dach, auf welchem ich ſtand, die Werkſtatt, aus der ich hervorgegangen, vor allem aber den Lieutenant, der die Urſache alles meines Kummers war. Daß es ihm in ſeiner Ehe nicht beſſer erging, als mir in der meinigen, war ein ſchwacher Troſt für mich. Ja, ich hatte eines Tages die Genugthuung, daß er ſeufzend zu mir aufblickend ſagte: „Lieber Wetterfahne ſein und ſich vom Hauch jedes Windes herumtreiben laſſen, als den unausſtehlichen Launen einer Frau folgen zu müſſen."

Die meinige aber rieb ſich auf und wurde zuſehends ſchwächer und hinfälliger. Der alte Schornſtein hatte es mir ſchon oft anvertraut, ich fühlte es mit Schrecken, und jetzt, da ſie eingeroſtet

war und nicht mehr anders, als nach Oſten blicken konnte, jammerte es mich in meinem weichen Gemüthe, und ich gab ihr gute Worte und verſuchte ſie zu tröſten. Umſonſt, ſie blieb hartnäckig und verſchloſſen, bewegte ſich faſt gar nicht mehr und nur hie und da wandte ſie ſchwermüthig ihren Kopf nach rechts oder nach links, wenn die Zinkeniſten auf dem benachbarten Thurme bliesen: Im Grab iſt Ruh!

Das war ein jammervolles Leben für mich, doch hielt ich es als Mann und Gatte für meine Schuldigkeit, für ihre Geſundheit zu thun, was in meinen Kräften ſtünde. Ich bat den alten Schornſtein um Rath, der mir alsbald behülflich war. Er erzählte von den Leiden meiner Gattin in die Küche hinab, die Köchin ſagte es dem Hausherrn, und an einem ſchönen Morgen kletterte ein junger Schmiedgeſell auf das Dach, um nach ihr zu ſchauen. Der arme Georg war es nicht; der war ſchon längſt über alle Berge. Leider mußte ſich meine unglückliche Gattin einer ſchweren Operation unterwerfen, gewaltſam wurde ſie herumgedreht und ihr Gekreiſch durchzuckte ſchrecklich meine Nerven. Man befreite ſie vom Roſte, gab ihr friſches Oel und ſtellte ſie ein bischen gerade. Das war nun alles recht ſchön und gut, hätte nur der rohe Schmiedgeſell bei ſeiner Arbeit nicht ausgerufen: „Da iſt nicht viel zu machen, das iſt ein altes eigenſinniges Gerümpel!“ Wie hat mich die Frau mit den Worten gequält! Kaum begann die Nacht, ſo fing ihre Gardinenpredigt an. Ich hätte den plumpen Kerl abſichtlich heraufbeſtellt, ſagte ſie, nur um ſie zu ärgern, nicht um ihr zu helfen. Ich hätte gelacht und mir die Hände gerieben, als er ihr geſagt, ſie ſei ein altes eigenſinniges Gerümpel. Du lieber Gott! — und doch hatte ich gar keine Hände, um ſie mir reiben zu können. Aber

ſo ſind einmal die Weiber in ihrem Zorn, und ein verſtändiger Ehemann thut alsdann am beſten, ſich ſchweigend abzuwenden.

Uebrigens hatte die Kur nicht viel genützt; ihre Conſtitution war zu ſchwach, um ihrem hohen Lebensberufe gehörig nachkommen zu können, und ich geſtand mir jetzt ſchmerzlich, daß es doch beſſer geweſen wäre, wenn die arme Frau eine Ofenſchaufel geworden. Zu ihrer Aufheiterung trug es auch durchaus nicht bei, daß ſie der Hausherr oftmals kopfſchüttelnd betrachtete und ſagte: „Die iſt nicht gut gerathen. Weiß der Teufel, was ſie immer ſo hartnäckig nach Oſten zu blicken hat. Eine ſolche Wetterfahne kann man nicht brauchen. Wenn wieder was an ihr zerbrochen iſt, ſo laß ich ſie wahrhaftig nicht mehr repariren!“ Mich dagegen liebte er außerordentlich, und pflegte zu ſagen: „Das iſt ein prächtiger Kerl, auf den kann man ſich verlaſſen! die Kirchthurmhahnen mögen ſich ſchämen! bringt die doch ein ſtarker Windſtoß kaum herum, während den da oben der leiſeſte Hauch bewegt!“

Dieſe Zärtlichkeit meines Hausherrn ward denn auch an einem Lichtblicke meiner ſonſt ſo traurigen Ehe ſchuldig, durch ſeine Liebe zu mir wurde ich mit einer hübſchen Nachkommenſchaft beglückt. Doch bitte ich den geneigten Leſer, durchaus nichts Unrechtes von mir zu denken, es begab ſich alles auf ganz natürlichem Wege. Im Garten befand ſich ein kleines Haus, und das erhielt zwei kleine Wetterfahnen, die ganz ausdrücklich nach mir geformt wurden, und die ich alſo vollkommen berechtigt war, als meine Kinder anzuſehen. Sie waren mir wie aus dem Geſichte geſchnitten, friſche fröhliche Buben, grün angeſtrichen mit goldenen Knöpfen. Wie drehten ſie ſich ſo luſtig und vergnügt, gerade wie ich! Und oft, wenn ich liebend hinunterblickte, war es mir, als ſchauten ſie freundlich drehend zu mir herauf. Leider

wurden ſie eine Quelle neuer Ehezwiſte, denn meine Gattin trieb die Hartherzigkeit gegen mich ſo weit, ſie nicht anerkennen zu wollen; ja, ſie war auf dem beſten Wege, mich eines ſträflichen wahlverwandtſchaftlichen Verhältniſſes zu einer dicken Wetterfahne der Nachbarſchaft anzuklagen. Glücklicher Weiſe aber nahm der alte Schornſtein meine Partei und wollte ſich für meine Solidität verbürgen.

Daß es aber nicht rathſam iſt, ſich in den Streit zweier Ehegatten zu miſchen, bewies ſich hier wieder klar und deutlich; denn über die angebotene Bürgſchaft wurde meine Gattin ſo erzürnt, daß ſie dem alten Hausfreunde die heftigſten Vorwürfe machte, Vorwürfe, die er unmöglich ſchweigend ertragen konnte. Beſchuldigte ſie ihn doch, er treibe es mit dem ganzen Hauſe, und wenn er es unten mit der Köchin halte, ſo flüſtere er im erſten Stocke mit der gnädigen Frau, und warum oben die Gouvernante ihre Ofenthüre ſo häufig öffne, wiſſe die ganze Nachbarſchaft. Auch behauptete ſie im Zorne, er habe eine rauchige Seele. Nun war allerdings der Schornſtein ein alter Junggeſelle und als Lebemann bekannt, der gern überall erwärmte und ſich nebenbei mit gutem Eſſen und Trinken viel zu ſchaffen machte. Doch war das für meine Frau kein gerechtfertigter Grund, ihm Grobheiten zu ſagen, weshalb ſie denn auch hart hinter einander kamen und ſich unterſchiedliche pikante Redensarten zuwarfen.

Darüber brach die Nacht herein, eine jammervolle ſchauerliche Nacht, die ich nicht vergeſſen werde. Sie erſchütterte meinen Freund und koſtete mich meine Gattin. Ein wüthender Sturm, der ſich erhob, warf die Backſteinkrönung von dem Schornſteine herab, und als ich am andern Morgen beſorgt um mich her blickte, ſah ich meine unglückliche Lebensgefährtin zuſammengeknickt

auf dem Dache liegen. Mein einziger Troſt war, daß ſie gläubig ſtarb, und daß ſie ſich auch eben dadurch noch mit mir verſöhnte. Sie ſprach in ihren letzten Augenblicken von der Fortdauer nach dem Tode, und wie ſie überzeugt ſei, jetzt doch noch eine Ofenſchaufel zu werden. Dieſe tröſtenden Gedanken verklärten ihren Geiſt und die Gnade kam bei ihr ſo weit zum Durchbruch, daß ſie mich um Verzeihung bat für die wenige Liebe, die ſie mir in dieſem Leben erwieſen. Auch ich muß geſtehen, daß ich tief betrübt war, faſt verzweifelte, und daß ich mich, als ſie Abſchied nehmend zu mir ſagte: „So lebe denn wohl, mein Edmund!“ wie wahnſinnig im Kreiſe umherdrehte.

Es gibt überall niederträchtige Charaktere, auch unter den Blitzableitern und Wetterfahnen, ja ſogar an den Kirchen iſt nicht alles, wie es ſein ſollte; und es ſchmerzte mich tief, daß ein alter Hahn auf einer der letzteren die ſchreckliche Vermuthung ausſprach, als habe der Schornſtein meine Gattin in Folge ihres Zwiſtes abſichtlich getödtet. Glücklicherweiſe aber war der alte Hahn als Pietiſt bekannt, verdiente deßhalb nicht den geringſten Glauben, und ſo blieb unſere Freundſchaft unerſchüttert.

Zweiter Windſtoß.

Beobachtungen auf dem Dache.

Wenn ich einiges über mein Leben ſagen will, ſo kann ich nicht umhin, die Worte eines kleinen hübſchen Kindes anzuführen, das eines Tages zu dem Söllerfenſter herausblickend, als es mich dicht vor ſich bemerkte, in die Hände ſchlug und ausrief: „Ach die arme Windfahne! Immer da draußen zu ſein! Das iſt doch

ganz erſchrecklich! Hat kein Zimmer und kein Bett und ſieht nichts als den Himmel und die langweiligen Dächer!“ Obgleich man gewöhnlich ſagt, Kinder und Narren ſprechen die Wahrheit, ſo mußte ich doch in der That mitleidig lächeln über die Aeußerung des jungen Mädchens. „Nichts als den Himmel und die langweiligen Dächer!“ Als ob der Himmel, wie ich ihn ſehe, ſo weit und unendlich über mir ausgeſpannt, nicht an ſich ſchon Abwechslung genug böte, für die Beobachtungen einer ganzen Lebenszeit. Der Himmel mit ſeinen Launen, die ſich ſo wahrhaft großartig äußern, mit ſeinem wunderbaren Glanze, ausſtrahlend eine allumfaſſende Liebe, wenn er freundlich lächelnd klar herniederblickt. Der Himmel, ſo traurig und ſchmerzvoll anzuſehen, wenn ſich ſein glänzendes Angeſicht trübe verſchleiert und langſam ſeine Thränen niederfließen, wenn er weint über die kleinen und großen Leiden der Menſchheit, wenn dann die Wolkenmaſſen unruhig hin und her zittern, hoch oben in immer wechſelnden Geſtalten dahinziehen, und aus den Schluchten und Thälern lange geſpenſterhafte Nebel aufſteigen, verkörperte Seufzer und Klagen, die ſich dem düſtern Zuge droben anſchließen, ein gewaltiger Trauerzug! — Und wie erhaben iſt der Himmel erſt, wenn ſich zürnend ſein Antlitz verfinſtert, wenn ſchwarze, maſſenhafte Wolken, wie um ſich ſelbſt rollend, ihn allmählig überziehen, wenn ſich der ängſtliche Wind in gewaltigen Sprüngen aufmacht, damit er noch nach Hauſe komme, ehe ihn Regen und Hagel trifft, und wenn er dabei auf ſeiner eiligen Flucht tief auf der Erde den Staub aufwirbelt, und hoch auf den Dächern die Ziegel gegen den Strich kämmt, daß die Haare des Daches jammernd davonfliegen! —

O dieſer Wind mit ſeinem ſchlechten Gewiſſen vor dem Ge-

witter fliehend, iſt ein unverſchämter unhöflicher Geſelle! Sehe ich doch oft genug, wie er auf den Straßen plötzlich ſo tückiſch daherfährt, Regenſchirme umwendet, Hüte entführt und ſonſt noch Sachen treibt, über die eine anſtändige Wetterfahne nicht gerne ſpricht; dieſe Schlingel aus der Windwelt, o ſie verurſachen uns vielen Kummer! Was machen wir uns daraus, wenn uns ein leichter Hauch aus Süden, oder ſogar ein feſter Zug aus Weſten hin und her treibt, uns auch vielfach herumwirbelt! Das ſind freilich auch geſtrenge Herren, die uns oft Tage und Nächte lang keine Ruhe laſſen, aber ſie überfallen einen nicht ſo frech und pöbelhaft, wie ihre nichtsnutzigen Vettern, von denen ich vorhin ſprach. Sie kündigen ſich gewöhnlich durch einen ſanften Hauch an und ſpringen nicht wie toll und raſend einher, die beſten Träume und Phantaſieen zerreißend und verjagend. Da es aber hienieden kein Licht ohne Schatten gibt, ſo will ich mich auch nicht beklagen, ſondern nehme alles geduldig hin, wie es kommt, und was dieſe Winde vor dem Gewitter anbelangt, ſo treiben ſie ihr Unweſen überhaupt nie lange. Kaum grollt der erſte Donner, fern in den Bergen wiederhallend, ſo ſind ſie verſchwunden, halten den Athem an und ſchauen erſchreckt zu, wie ſich das Wetter droben entwickeln wird. Und wer ſieht das beſſer als ich, hoch oben auf dem Dache, ohne Furcht vor den zuckenden Blitzſtrahlen; denn neben mir ſteht mein guter Freund, der Blitzableiter, und ſeine vergoldete Spitze, die man bei heiterem Wetter gar nicht ſieht, funkelt jetzt wahrhaft herausfordernd gegen den tiefdunkel überzogenen Himmel. — Und nun kommt es gegen uns heran in gewaltiger Majeſtät, vorausſchickend ſeine leichten Truppen, die flatterhaften Regen, die ſich langſam und allmählig heranwälzen, wie graue, immer dichter werdende Schleier.

Die Sonne, all dem feindſeligen Spektakel abhold, hat ſich zürnend hinter einen ſchwarzen Wolkenmantel zurückgezogen, deſſen Ränder mit Purpur und Gold beſäumt ſind; von ihren luſtigen Strahlen aber befinden ſich noch einige auf dem weiten Thale und plänkeln mit dem heranziehenden Regen. He! das iſt eine luſtige, köſtliche Schlacht! Wie fliegen die blitzenden, vielfarbigen Funken davon, wenn ſich Sonnenſtrahlen und Regen treffen! Wie flimmert es grün, gelb, blau durcheinander, als ſtäube der Himmel die lauteren Edelſteine herab! Aber die Sonne iſt verdrießlich über den langweiligen Regen, der, ein beſtändiger Feind, ihr von jeher die ſchönſten Feſte verdorben hat, und ruft ihre Strahlen unwillig zurück. Doch weichen ſie nur Fuß für Fuß dem andringenden Feinde; ja, wenn die Sonne nicht genau Achtung gibt, und ihren Wolkenmantel nicht feſt zuzieht, ſo bemerke ich wohl, weit hinten am Gebirge, zwiſchen den grauen und violetten Tönen einen glänzenden Streifen, wo eine Partie Sonnenſtrahlen hartnäckig kämpft und oft ſiegreich das Feld behauptet.

Die leichten Regentruppen ſind nun über mich dahingeeilt, und ihnen folgt maſſenhaft das ſchwere Geſchütz des feindlichen Gewitters. Schmutziggrau iſt der Himmel bezogen, man könnte glauben mit einer einzigen feſten Maſſe; aber wenn es nun blitzt, da ſehen wir die verſchiedenen Wolkenſchichten, wie ſie ſich deutlich von einander abzeichnen. Weit hinaus in die Ebene ſenden ſie einen feurigen Strahl nach dem andern, und dazu donnert es in den verſchiedenſten Tonarten. So lange es murmelt und grollt, wird mein Freund, der Blitzableiter, keine Arbeit haben, aber wenn es anfängt zu krachen oder dem zackigen Blitze einzelne feſte Schläge folgen, dann blickt ſelbſt der alte Schornſtein einigermaßen beſorgt in die Höhe, denn er bewahrt in ſeinem Gedächtniſſe

traurige Erinnerungen von einem vernachläſſigten Blitzableiter und einem tüchtigen Schlage, der ihn auf's Haupt traf und beſinnungslos auf das Dach niederſtreckte.

Wenn ſo die Gewitterſchlacht erbittert losbricht, iſt es gut, wenn man eiſerne Nerven hat. Was uns ſelbſt in ſolchen Augenblicken kleinmüthig machen könnte, iſt der Jammer unſerer Umgebung. Wie klagen die Dachziegel, wenn der gewaltige Regen über ſie niederſtrömt; wie ſeufzen die faſt erſtickenden Rinnen, welche die Waſſermenge unmöglich verſchlucken können, wie gluckſt, murmelt und klagt es in den Ableitungsröhren, die in ihrer mir verſtändlichen Sprache jammernd verſichern, wenn das noch eine Zeitlang ſo anhalte, ſo ſeien ſie es der eigenen Ehre ſchuldig, unbedingt ihren Dienſt aufzugeben; denn was zuviel ſei, ſei zu viel, und die untere Oeffnung müſſe mit dem, was oben hineingeſchüttet werde, in richtigem Verhältniſſe ſtehen. Obendrein hätten ſie keinen Magen wie die Menſchen, die ſchon im Stande wären, einiges bis zu anderer gelegener Zeit bei ſich aufzubewahren. Dazu krachen die Dachladen und klirren die Fenſter, und wenn zufälliger Weiſe eines der letztern offen ſtehen geblieben iſt, ſo iſt es für eine gefühlvolle Wetterfahne herzzerreißend, mit zuhören zu müſſen, wie das arme unſchuldige Glas von den gewaltigen Schlägen zerſchellt.

So zieht das Gewitter über mich dahin, oftmals bleibe ich dabei ruhiger Beobachter, häufig aber erfaßt mich ein marodirender Wind, der tückiſch hinterdreinſchleicht und wirbelt mich ſo toll herum, daß Wolken, Kirchthürme, Schornſteine, Blitzableiter, wie in nebelhaften Bildern, wie ein raſender Hexentanz vor mir umherflimmern. Glücklicherweiſe dauert aber eine ſolche ſchlechte Behandlung nicht lange. Mit den abziehenden Wetterwolken ſchleicht

auch der Wind davon, oder als heimtückiſcher Geſelle erhebt er ſich hoch über mich, und überfällt die ſchon entkräftet Abziehenden, zerreißt ihre bis jetzt feſtgeſchloſſenen Glieder und wirft die Maſſen hierhin und dorthin. Auf dieſen Augenblick haben nur die Sonnenſtrahlen gewartet, und wenn man ſo eben noch keine Spur von ihnen ſah, ſo erfüllen ſie jetzt mit einem Male den ganzen gewaltigen Raum. Die Sonne ſpricht: „Jetzt habe ich genug des Spektakels," und zerreißt den dünnen Schleier, der hinter dem abziehenden Gewitter über die Erde wallt, und tritt hervor, glänzend und gerüſtet, mit ſcharfem, funkelndem Schwerte. Umſonſt färben ſich die wegeilenden Wolken noch einmal tiefgrau, faſt ſchwarz, ihre Macht iſt gebrochen, und die Blätter und Zweige der Bäume, ja ſelbſt die armen, kleinen Sträucher, die ſich vorher ihrem Grimme gebeugt, richten ſich nun muthig in die Höhe und bewegen ſich luſtig, faſt höhniſch rauſchend.

„Was gibſt du mir," ſpricht der Wind, der auf beiden Achſeln trägt, zur Sonne, „wenn ich das freche Gewölk gänzlich verjage? Darf ich zugleich mit deinen Strahlen das köſtliche Naß aufſchlürfen, welches an Bäumen, Sträuchern und Gräſern hängt?" Und da ihm das bewilligt wird, ſammelt er ſeine Gehülfen und überfällt nochmals mit ganzer Kraft die entfliehenden Wolken. Aber es gibt kein rechtes Kampfgewühl mehr, die Nebel- und Dunſtmaſſen ballen ſich ängſtlich übereinander, die meiſten ſuchen zu entfliehen, einige kämpfen wohl noch mit den Winden, aber es iſt ein kraftloſes Gepläukel, die Beſiegten ſtrecken wie um Gnade flehend lange ſchlotterige Wolkenarme aus; das Gewitter verſchießt ſeine letzte Munition, ein dürftiger Regen flattert nieder, und wie das die Sonne ſieht, ſo wölbt ſie den prachtvollen Regenbogen über die Erde, der Friede bedeutet und wonach aller Kampf aufhören muß.

Wer nicht, wie ich, beſtändig auf dem Dache lebt und ringsum eine freie Fernſicht hat, der kann die Wunder des Himmels und der Erde nicht begreifen. Was iſt eine behaglichere Exiſtenz, im verſchloſſenen Zimmer oder im Anblick der friſchen Natur, namentlich nach einem Gewitter? Man könnte glauben, die nun hervorbrechenden Sonnenſtrahlen hätten doppelte Kraft, doppeltes Feuer. Blitzen ſie nicht feenhaft auf dem feuchten Graſe? Säumen ſie nicht ſelbſt purpurroth ihre Feinde, die verziehenden Wolken, und vergolden Berg und Thal, das ſaftiggrüne Saatfeld und die gelblich glänzende Heide? Sogar der finſtere Tannenwald drüben ſchmunzelt unter ihrem liebenden Kuſſe, und ſeine dunkelgrünen Nadeln ſind wie mit einem leichten goldigen Dufte überzogen.

Ja, Kindergeſchwätz über den einförmigen Himmel! Der Himmel iſt unbeſchreiblich ſchön, zu allen Tages-, Nachts- und Jahreszeiten! Ich habe jetzt nicht die Laune, mich noch in mehrere Details darüber einzulaſſen, wird aber ſpäter ſchon noch kommen, denn ich kann jetzt nicht umhin, mich meiner nächſten und genauen Freundſchaft, der „langweiligen" Dächer mit ein paar Worten anzunehmen.

Langweilige Dächer! hat das kleine Mädchen geſagt, die ſo vorwitzig aus dem Dachfenſter herausſchaute. Sie hat ein kleines, ſtumpfes, weißes Näschen, und ich prophezeihe ihr, daß ſie ſpäter einmal ſehr naſeweis werden wird. Doch gleichviel, was iſt ſo ein Menſchlein gegen mich! Ich habe den erſten Schrei ihrer Großmutter gehört, und wenn die Kleine da einen Mann bekommt und Nachkommenſchaft, ſo werde ich es auch wohl noch erleben, daß einer ihrer Urenkel zu demſelben Dachfenſter herausſchaut und ebenfalls über die langweiligen Dächer ſpricht.

So ein Dachleben iſt was ganz Abſonderliches. Hier oben

iſt eine Stadt für ſich mit ihren Straßen, Paläſten, kleinen, geringen Häuſern, großen Gebäuden und freien Plätzen. Aber um das genau überſehen zu können, muß man eine Windfahne ſein oder ein Vogel; denn ſelbſt der Schornſteinfeger, der dort aus dem höchſten Kamine ſein berußtes Geſicht herausſtreckt und eine ganze hübſche Umſicht hat, iſt bei ſeinem ſchwarzen Geſchäft nicht in der Laune, die landſchaftlichen Schönheiten einer Dachwelt zu ſtudiren; noch viel weniger aber die Leute dort auf dem Kirchthurme. Die ſehen den Wald vor lauter Bäumen nicht, und ſtatt ſich an dem prachtvollen Durcheinander der Schornſteine, Wetterfahnen und Blitzableiter zu erfreuen, blicken ſie leicht über uns hinweg, ſprechen vom impoſanten Häuſermeer und ſchauen über uns hinaus in die weite Gegend.

Ach, es iſt ein entzückender Anblick ſo über die Dächer auf die maleriſche Mannigfaltigkeit hin! Hier zeigt ſich eines flach und gedehnt mit hoch emporſtrebendem Schornſtein, ein jüngeres Bauwerk, dort iſt ein hoher und gewaltiger Giebel mit vier Stockwerken ſpitz in die Höhe gekehrt, der das drunter liegende Haus wie eine warme Schlafmütze bedeckt. Und dazu wieder die verſchiedene Farbe jedes Daches, grauer Schiefer, rother Ziegel, glänzendes Kupfer und matter Zink. Was aber das Ganze beſonders lebendig macht, ſind die ſo verſchieden geformten Dachladen, jeder mit einem andern lieben, wohlbekannten Geſichte. Es iſt das in der Frühe mein erſtes und liebſtes Geſchäft, mich vor einem leichten Morgenwind zu drehen und nach den guten Freunden zu blicken, nach den alten Gefährten, aus deren Fenſteraugen bei aufgehender Sonne ſo viel Wohlwollen für mich ſtrahlt. Ja, namentlich ein ſolcher Morgen auf dem Dache iſt entzückend ſchön, wenn ſich die leichten Rauchwolken in die Höhe kräuſeln, um

mit uns in beſter Harmonie die gleiche Himmelsrichtung anzuzeigen, wenn ſich alle meine Kollegen wie auf Kommando zu gleicher Zeit drehen, wenn die Blitzableiter funkeln und ein angenehmer erfriſchender Thau auf den Dachplatten liegt.

Aber auch der Abend hat ſeine Schönheiten. Da ſehe ich ſo manches, was denen da unten auf der Straße oder den Hausbewohnern verborgen bleibt. Da erſcheinen hie und da Geſtalten in obern Stockwerken oder in den Dachwohnungen, die ſich allerlei zu ſchaffen machen, ſcheinbar für ſich allein handelnd ohne alle Abſicht. Scheinbar, denn ich weiß ganz genau, warum dort die melancholiſche Flöte tönt, und weßhalb ſich gleich darauf drüben ein weißes Tuch zeigt. Auch begreife ich vollkommen, was es zu bedeuten hat, wenn das junge Mädchen öſtlich von mir jetzt den alten halbvertrockneten Geraniumſtock auf die Fenſterbank ſetzt, nach deſſen Anblick der Student auf der andern Seite ſchon lange Zeit geſchmachtet. Auch von dem, was im Innern der Dachwohnungen ſelbſt vorgeht, nehme ich häufig Einſicht, doch bin ich discret und wende mich in ſolchen Fällen gern auf die andere Seite.

Wenn es nun dunkel wird, die Häuſer ſtill und die Straßen leer, ſo bevölkert ſich unſere Dachwelt, und es erſcheinen muſikaliſche Katzen, was übrigens gerade nicht zur beſonderen Aufheiterung beiträgt; doch habe ich auch von ihnen ſchon viel Lehrreiches erfahren; und von dem, was mir die Hauskatze von dem Leben in den Zimmern drunten erzählte, knüpfte ich oftmals die Fäden meiner Beobachtungen zu einem ſehr angenehmen Ganzen.

Indem ich mich entſchloß, meine Erlebniſſe und Wahrnehmungen mitzutheilen, habe ich es mir feſt vorgenommen, mich der ſtrengſten Wahrheit zu befleißigen, und wenn ich den geneigten Leſer bitte, mir Glauben ſchenken zu wollen, ſo bin ich ihm zu

gleicher Zeit die Erklärung ſchuldig, auf welche Art es mir gelungen, das Vorliegende zu Papier zu bringen. Daß eine Windfahne nicht ſchreiben kann, weiß jedes Kind; daß aber eine Windfahne ſehr vernehmlich und deutlich zu ſprechen verſteht, hat jeder erfahren, der in einer Dachwohnung gelebt. Unter dem Dache nun, das ich zu zieren die Ehre habe, haust ſchon ſeit längerer Zeit ein unglücklicher Schriftſteller, ein armes, verkümmertes Weſen, dem es an paſſendem Stoffe für ſeine Erzählungen und Novellen gebricht. Allen fehlt der rechte Faden, und wenn man ſie ihrer überflüſſigen Phraſen entkleidet, ſo kann man ſie mit dem bekannten Satze ausdrücken: er ward geboren, nahm ein Weib und ſtarb. Auch Gedichte machte er in ſchwachen Stunden, meiſtens an den Mond gerichtet, kam aber ſelten über die erſten Zeilen:

Mond, der du am dunkeln Himmelszelt,
Mondſüchtig, mondbleich biſt gewandelt.

Das waren jammervolle Produkte, und er konnte nicht dabei gedeihen, wurde auch menſchenſcheu und abgeſchloſſen, ließ ſich vor Niemand ſehen und bei ſchönem Wetter oder klarem Nachthimmel ſaß er hinter ſeinen zugemachten, blind angelaufenen Fenſterſcheiben. Nur wenn nächtlicher Weile der Sturm über die Dächer ſauste, daß die Ziegel und Schiefer klapperten und raſſelten, und ich ächzend herumflog, dann öffnete er ſeine Fenſter und horchte dem Toſen des Windes und dem, was ich ihm pfeifend erzählte. Anfänglich begriff er meine Sprache freilich nicht, doch gab ſich das in kurzer Zeit, und jetzt ſind wir zu dem Verſtändniß gekommen, das den geneigten Leſer hoffentlich mit Erſtaunen und auch mit einiger Freude erfüllen ſoll.

Doch ſehe ich in dieſem Augenblicke drunten auf der Straße Staubwolken aufwirbeln, auch einige Regenſchirme fatale Be-

ſtrebungen nach oben machen. Dort pfeift es auch ſchon um den alten Schornſtein herum, es iſt — einer von jenen — heimtückiſchen — Geſellen — die — ſich — ein — Ver — gnü — gen dar — aus — mach — en, — uns — hier — ob — en — plötzlich zu — über — fall — en — und — ſo zu — dreh — en — daß — uns der — Athem — aus — geht. — Für heute — muß — ich — ſchließ — en. — Fort — ſetz — ung — beim — nächſt — en ſ — a — n — t — e — n W — i — n — d — ſt — o — ß — s — s — s — s — s — s.

Dritter Windſtoß.

Eine Lichtſtudie.

Dämmerung — es iſt das für uns, die wir auf dem Dache aushalten müſſen, ich möchte faſt ſagen die einzige traurige und gedrückte Zeit. Dämmerung. Wenn ſich ſo allmählig Himmel und Erde verfinſtert, graue Schleier niederfallen über die Stadt, über Feld und Wald, wenn ſich die Luft wie zuſehends verdichtet, und es iſt, als ob ſie uns einengte, ſo daß man ſich mühſam herumdrehend kaum athmen kann — Dämmerung, es iſt wie ein Chaos, man weiß noch nicht, was es werden will, eine klare, ſternhelle Nacht mit leuchtendem Mondſchein oder ein wildes Sturmwetter, das uns ſauſend umhertreibt.

Freilich erzählt mir der alte Schornſtein, der ſeine Augen und Ohren im ganzen Hauſe hat und genau weiß, was hier und dort geſchieht, von angenehmen Dämmerſtunden, denen er beiwohnen darf als uneingeladener und doch ſehr willkommener Gaſt. Da ſpricht er von der traulichen Stunde der Dämmerung,

ehe drunten im Hauſe die große hellſtrahlende Lampe auf den Tiſch geſetzt wird, und nennt das köſtliche Augenblicke, wenn die Familie im Zwielicht um das lodernde Kaminfeuer ſitzt, wenn die Flammen in tauſend Geſtalten ſpielen, und wenn der Wind oben hereinjagt, daß drunten die glühenden Holzſtücke kniſtern und ſprühen. In der Zeit, ſo ſagt der Schornſtein, ſieht man ſo vergnügte, nachdenkliche und ſinnige Geſichter, die kleinen Kinder blicken mit ihren großen glänzenden Augen in die Glut und horchen auf's aufmerkſamſte der Geſchichte, welche ihnen Vater und Mutter erzählt. Mama lächelt ſtill vor ſich hin, wenn Papa erzählt, denn ſie hat dieſelbe Geſchichte ſchon bei ſo vielen Veranlaſſungen gehört, in traurigen und heitern Tagen, am Krankenbette in langer trüber Nacht, und im ſchaukelnden Reiſewagen, wenn die Kinder aufgeregt durch das Hin- und Herſchwanken der Equipage und das Knirſchen der Räder auf dem Sande nicht ſchlafen konnten. Und der Vater hat die wunderbarſten Variationen bei ſeiner Erzählung, welche ihm aber die Kinder nie durchgehen laſſen, denn jeden Augenblick hört man die Einrede: Aber Papa, neulich hatte der Jäger eine grüne Feder und keine rothe. — In der linken Kaminecke gegenüber von Mama ſitzt die älteſte zwanzigjährige Tochter des Hauſes, und neben ihr ein junger Mann, der vor kurzem erſt die Erlaubniß erhielt, die Familie ohne Einladung zu beſuchen. Die Beiden ſitzen dicht neben einander, und es iſt gut, daß es dunkel im Zimmer iſt und daß die hie und da aufleuchtende Glut alle Geſichter gleichmäßig dunkelroth färbt, denn ſonſt müßten die wirklich glühenden Wangen des jungen Mädchens an ihr zu Verräthern werden. Und doch iſt es eine unſchuldige Veranlaſſung, welche die tiefe Röthe auf ihren Wangen hervorruft. Der junge Mann hatte

es, begünſtigt durch die Dämmerungsſtunde, gewagt, nach ihrer Hand zu faſſen, hatte aber nur die äußerſte Spitze des kleinen Fingers erwiſcht, die er ſich bemüht, krampfhaft feſtzuhalten. Mehr würde ſie um keinen Preis geben, nicht um eine Million.

Das erzählt mir der Schornſtein einigermaßen triumphirend, denn er iſt ſtolz darauf, ſo in die Geheimniſſe der Familien zugelaſſen zu werden. Er hat aber auch in der That ein glückliches Loos, der alte Geſelle, oben friſche Luft und ſchöne Ausſicht, faſt wie wir, unten ſanfte Wärme und angenehme Geſellſchaft. Und letztere macht er ſich recht zu Nutze, das entnehme ich aus ſeinen vertraulichen Mittheilungen, die oft bisweilen ans Pikante ſtreifen, und von denen ich mir ſpäter einmal erlauben will, dem geneigten Leſer einiges zu berichten. Meine Selige hatte nicht ganz unrecht, wenn ſie den alten Schornſtein einen lockern Geſellen nannte. Er ſollte in der That bei ſeinen Jahren ſich das leichtfertige Weſen abgewöhnen, und ich habe ihm das ſchon oft geſagt, wenn er mit ſo innigem Behagen von den verſchiedenen Hausweſen drunten ſpricht, wenn er mir faſt ſchmatzend erzählt, daß im erſten Stock ein gutes Diner gekocht werde, und daß die Gans mit einem Füllſel von Aepfeln und Kaſtanien im zweiten Stock auch nicht zu verachten ſei, ebenſowenig als das Sauerkraut mit Schweinefleiſch im dritten Stock, welches die Familie des Kanzlei-Aſſiſtenten eben verſpeist. Freilich muß ich hinzuſetzen, daß ich dergleichen Genüſſe nicht zu begreifen im Stande bin, denn der Geſchmackſinn in dieſer Richtung iſt mir verſagt. Es iſt mir auch ſehr gleichgültig, denn ich habe andere Freuden genug und lebe Tag und Nacht heiter und vergnügt; nur, wie ſchon bemerkt, die Dämmerungsſtunde, die haſſe ich.

Gott ſei Dank, ſie iſt gleich vorüber. Ein ſanfter Abend-

wind treibt mich langſam umher und läßt mich nach allen Richtungen ausſchauen. Der Himmel iſt ſchon mächtig verdunkelt, und was ſo eben noch graues, unanſehnliches Gewölk war, erſcheint mir jetzt wie tiefblaue Schleier mit blitzenden ſilbernen Sternen geſtickt. Was unſer großes Nachtlicht, den Mond, anbelangt, ſo iſt er für uns wieder im Zunehmen begriffen, im Stadium ſeiner Jugend, etwas faul und unregelmäßig, thut ſeinen Dienſt noch nicht recht, ſondern blickt leichtſinnig in den Tag hinein, und nun, wo es Zeit für ihn wäre, zu ſcheinen, empfiehlt er ſich. Er hat noch kein geſetztes Weſen angenommen, dort hinten im Weſten liegt er faul auf einer Nebelſchicht und glüht zwiſchen dunkeln Wolken hervor; eine ſchlechte Geſellſchaft, die ihn nächſtens mit hinabziehen wird.

Mir iſt es recht, daß er geht, denn nur ſo bin ich im Stande, mich an den Lichtern zu erfreuen, die jetzt unter und neben mir von allen Seiten aufflammen. Die dunklen Straßen der Stadt beleuchten ſich wie durch ein Lauffeuer, jetzt blitzt es hier auf, jetzt dort, jetzt in der Nähe, jetzt in der Ferne, und das Häuſermeer, welches vor wenigen Augenblicken gar nicht zu unterſcheiden war, wogt jetzt ordentlich in weißem Glanze. Auch die Fenſter bleiben nicht zurück und fangen an in die Nacht hinauszuleuchten, tauſende von glänzenden Punkten, die ſeltſamſten Zeichnungen bildend. Hier iſt eins erleuchtet, dort zwei und drei, da eine ganze Reihe, hier rechts bloß ein Stockwerk oder zwei; links bemerke ich eine Menge Häuſer, die ausſehen, als ſeien ſie gänzlich hohl und inwendig von einem großen Feuer erleuchtet, denn aus allen Oeffnungen blitzen die Lichtſtrahlen hervor.

Man muß, wie ich, lange auf dem Dache gelebt und Jahre

lang die verſchiedenen Lichter beobachtet haben, um die feinen Unterſcheidungen in denſelben zu erkennen. Das Gaslicht mit ſeinem weißen Schein iſt vorherrſchend und ein liebes, freundliches Licht, namentlich dort auf dem großen Platze, wo es unter den Bäumen brennt und die grünen Blätter von unten herauf ſo prächtig und maleriſch beleuchtet. Iſt es doch grade, als wolle das ſaftige Grün vor Freuden durchſichtig werden, ein Hochmuth iſt in daſſelbe hineingefahren, und wer die Sprache der Blätter verſteht, der hört ſie zuſammenflüſtern: Nur Geduld, wenn das ſo fortgeht, ſo werden wir morgen zu Smaragden, ſorgfältig herabgepflückt und in Gold gefaßt. O, das wird ein prächtiges Leben geben! — Der nächſte Wind aber zerſtört dieſe Hoffnungen auf's Kläglichſte. Er drückt die eben beſchienenen Blätter aus dem Lichtkreiſe und bringt andere an deren Stelle. Das iſt ſo der Lauf der Welt.

Aber auch außerordentlich vornehm iſt das Gaslicht. Es hat was Kaltes und Strenges in ſeinem Geſicht, und wenn man ſo eine Gasflamme anſieht und hört, wie ſie ziſchend und pruſtend herausfährt, das Haar ſteif emporgekämmt, mit dem feinen bleichen Geſicht, ſo begreift man leicht, wie dort jene Reihe in ihren kleinen gläſernen Paläſten verächtlich herabſchaut auf die armen röthlich brennenden Oellampen, die ſo ſchmutzig und unbeholfen dort an den Pfählen hängen und den Boden ſpärlich beleuchten, der heute aufgeriſſen worden iſt. Allein wenn ſie ſich luſtig macht, die vornehme Welt, über die armen Plebejer da unten, ſo begeht ſie großes Unrecht, denn dieſe glimmen ſo traurig durch die Nacht, um die Arbeiten zu beleuchten, welche unternommen wurden, damit jene in ungeſtörter Herrlichkeit erhalten werden. Aehnliches kommt aber häufig vor.

Wenn auch die erhellten Fenſter von weitem geſehen wie leuchtende Punkte durch die Nacht glänzen, ſo ſind doch dieſe Punkte wieder auf ganz verſchiedene Art gefärbt, und zeigen uns ſo ſchon von außen ein Bild vom Leben der Bewohner. Aus dem untern Stocke blitzt das Licht durch die Scheiben weder durch Vorhänge noch durch Laden verdunkelt; was allenfalls die ſpärliche Flamme der Lampe auf Augenblicke dämpft, iſt der dichte Schwaden, der von der Kartoffelſchüſſel aufſteigt, die ſo eben auf den Tiſch geſetzt wird. Auch einige Schatten verdunkeln jetzt das Fenſter, nämlich eine Schaar munterer Kinder, die ſich um Tiſch und Licht drängt. Weiter hinauf im erſten Stock iſt vielleicht die Hälfte der großen Spiegelfenſter erleuchtet, aber matt dringt das Licht durch die ſchweren ſeidenen Vorhänge; nur durch eine kleine Oeffnung gelingt es uns, in das Zimmer zu blicken, und da bemerken wir einen röthlich angeſtrahlten prächtigen Teppich, die ſpielenden Flammen des Kamines und die Ecke eines Fauteuils. Nur ahnen können wir die Dame, die in demſelben ruht, ſich auf die feinen Lippen beißt, das Buch, in dem ſie geleſen, neben ſich auf den Boden wirft, und ungeduldig nach der Uhr blickt, deren Zeiger ſo unausſtehlich langſam vorwärts ſchreitet.

Steigen wir weiter hinauf, ſo haben wir vier Fenſter, ſämmtlich beleuchtet und mit weißen Gardinen verhängt. Hinter denſelben ſehen wir Schatten ſich bewegen, und dicht hinter einem bemerken wir jetzt eine Figur, die ſich durch den Widerſchein ganz grotesk ausnimmt. Doch zieht ſie im nächſten Augenblick die Vorhänge auseinander und läßt uns in ein anſtändig möblirtes Zimmer ſehen, in deſſen Mitte ein runder Tiſch ſteht, auf dieſem eine Lampe. Ein paar Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren ſind beſchäftigt, einen Eiſenbahnfahrtenplan zu ſtudiren,

während die fünfzehnjährige Schweſter, die vorhin die Gardine zurückzog, hinter ſie getreten iſt und über ihre Achſeln ſchaut. Jetzt haben die Drei gefunden, was ſie ſuchten, und während einer der Knaben die Stelle auf dem Fahrtenplan mit dem Finger bezeichnet, blicken ſechs Augen auf die Stubenuhr, und es iſt uns, als hörten wir die lächelnden Lippen ſagen: noch eine halbe Stunde, dann kommt er. Im Nebenzimmer iſt jetzt ebenfalls haſtig die Gardine emporgezogen worden und die ältere Schweſter von achtzehn Jahren drückt ihre glühende Stirn an die heißen Scheiben und wiederholt die Worte des Bruders, aber mit ganz anderer Betonung: — ſchon in einer halben Stunde kommt der Vater! Und dann ſchauert ſie zuſammen, läßt ſich von zwei Händen, die ihre Arme erfaſſen, ſanft herumdrehen und fällt jemand, den wir nicht ſehen können, laut weinend an die Bruſt.

Höher hinauf, in der Dachſtube ſehen wir einen kleinen niedrigen Tiſch und vor demſelben Meiſter, Geſellen und Lehrjungen. Auf dem Tiſche ſtehen zwei Lampen und dieſe ſtrahlen ein ganz eigenthümliches Licht von ſich. Das eigenthümliche und ſehr helle Licht aber entſteht durch zwei kleine Glaskugeln mit Waſſer gefüllt, die vor den Lampen hängen und hinter denen der Schuſter die kleinſten Stiche auf's Genaueſte machen kann. Der Meiſter zieht lang und kräftig, wir möchten ſagen mit einem gewiſſen handwerksmäßigen Ingrimm ſeinen Faden, der Geſelle beſetzt mit einem ſüßen Geſichtsausdruck ein paar Damenſtiefelchen, deren Maß er ſelber genommen, und der Lehrjunge läßt die Unterlippe hängen, während er eine Sohle klopft, und blickt zornig, aber verſtohlen nach der Meiſterin hin, die ihm heut Abend eine tüchtige Ohrfeige gegeben, weil er das kleine Kind fallen ließ.

Aehnliches wiederholt ſich hinter faſt allen Fenſtern, die ich von meinem Standpunkt aus ſehe, doch iſt noch zu viel allgemeines Leben in der Stadt, um ſich mit Einzelnem aufhalten zu können. Manch Ernſtes, ja Erſchütterndes kommt erſt in ſpäter Nacht bei übrig gebliebenen Lichtern zu einer Zeit, wo die allgemeine Beleuchtung längſt aufgehört hat.

So liegt die Stadt noch glänzend, rauſchend, ſauſend und klingend in der weiten, dunkeln Ebene, die von ſchwarzen Bergen eingefaßt iſt, gleich einem der Nebelflecke am nächtlichen Himmel. Und doch iſt ihre Umgebung ebenfalls nicht ganz ohne Lichtleben. Dort weit aus der Ferne glänzt ein einſamer Punkt hervor aus irgend einem Häuschen; etwas näher bemerken wir ſogar ein wandelndes Licht, das von einer Laterne ausgeht, die einer alten Wäſcherin leuchtet, welche von dem harten Tagwerk in der Stadt nach ihrem Dörfchen zurückkehrt. — Doch was wird nun auf einmal ſichtbar, dort, wo das Gebirge flach in die Ebene tritt: zwei rothglühende Punkte, der Kopf einer feurigen Schlange, die ſich in weiten Bogen gegen die Stadt bewegt. Ja, es iſt eine Rieſenſchlange mit glühendem gegliedertem Leibe, Funken ſprühend, ſchnaubend und dampfend, — der letzte Zug der Eiſenbahn. Mit welchen Gefühlen mögen alle, die an den erleuchteten Wagenfenſtern ſitzen, nach dem Lichtmeer blicken, das ihnen die Stadt anzeigt. Selbſt die Redſeligſten ſind verſtummt, man hört nur noch wenig Scherz und Lachen, manches Herz klopft ſtärker, manche Wange legt ſich gegen die kühlen Scheiben und manches Händepaar faltet ſich in freudiger Aufregung, in ahnungsvollem Bangen, in ſtillem Gebet. Und faſt ebenſoviele Herzen in der Stadt, die dort unten bei dem großen Gebäude, umgeben von hellem Lichterglanz, heftiger ſchlagen, ſind von den gleichen Gefühlen beſeelt

und blicken harrend und hoffend, freudig und bangend den röthlich glühenden Augen entgegen, mit denen jetzt die Lokomotive in den Bahnhof fährt, ruhig und unaufhaltſam, Freud und Leid bringend, wie das gewaltige, unvermeidliche Schickſal. —

— Schon in einer halben Stunde kommt der Vater! hat drüben das Mädchen geſagt, und die halbe Stunde iſt vorbeigerast, und noch einige Minuten, und dann kommt der Vater wirklich. Wie fliegen ihm die jüngeren Kinder an den Hals, und auch die ältere Tochter nähert ſich, aber ſchüchtern; vorher jedoch hat ſie die Lampe mit einem dichten grünen Schirm bedeckt, damit ihre rothverweinten Augen nicht ſogleich ſichtbar werden ſollen. Und das gelingt ihr auch für heute Abend, — aber morgen, übermorgen? — o, wenn man nur alles in der Welt ſo verdecken könnte, wie rothgeweinte Augen!

Von einem leichten Nachtwind drehe ich mich ſo recht leicht und behaglich durch die ganze Windroſe, und ſchaue entzückt auf den Lichterglanz rings um mich her, während ich ſo meinen lehrreichen Betrachtungen nachhänge. Die Stadt, obgleich im Allgemeinen leuchtend, hat doch hie und da hellere, ſtrahlendere Streifen und Flecken; namentlich einige der letztern ſind deutlich ſichtbar, zwei vor allen, das fürſtliche Schloß, welches von einem Lichterglanz umgeben iſt, und wo ich nebenbei auf dem Platze, der es umgibt, dunkelroth glühende Fackellichter entdecke, ſowie ganz eigenthümliche Leuchtpunkte, die ſich bald einzeln, bald zu zwei nach allen Richtungen bewegen. Sie ſehen aus wie Leuchtwürmer, aber es ſind keine, ſondern herrſchaftliche Wagen mit ſtrahlenden Laternen, und jetzt, wo das große Diner zu Ende iſt, fliegen die kreiſenden Feuerpunkte wie toll durcheinander und drängen ſich gleich einem Schwarm glühender Bienen vor das große An-

fahrtsthor. Nachdem die Maſſe hier einen Augenblick gehalten und eine regelmäßige Feuerlinie gebildet, rückt dieſe langſam vor, und dann fliegen die feurigen Punkte nach allen Theilen der Stadt. Ich weiß nicht, warum ich einem dieſer Laternenpaare mit beſonderer Aufmerkſamkeit folge. Doch kommt es näher und näher, und der Wagen hält vor dem Hauſe mir gegenüber, wo die Dame im erſten Stock vor wenig Augenblicken ungeduldig ihren Fauteuil verlaſſen hat und an das Fenſter trat, es aber gleich wieder verließ, als ſie das Raſſeln der Equipage gehört. Gleich darauf fährt der leere Wagen mit ſeinen leuchtenden Laternen ruhig von dannen. Oben aber bleibt das Licht daſſelbe, gleich gedämpft, gleich geheimnißvoll. Der andere Punkt in der Stadt, der ſo hell beleuchtet iſt, und der aus der allgemeinen Lichtmaſſe, wie ein Fixſtern aus den Nebelflecken hervorſtrahlt, iſt das königliche Theater.

Auch am Theatergebäude ſehe ich die oben erwähnten Feuerpunkte umherſchwirren; doch gibt es hier zweierlei Arten; einige, die ſich paarweiſe und ſchnell bewegen und die wir ſchon kennen, andere, die einzeln und ſehr geſetzt und ruhig ihres Weges ziehen. Das letztere ſind Laternen der verſchiedenen Rangklaſſen von handfeſten Mägden getragen, die nach beendigter Vorſtellung ihre Herrſchaft abholen, Ehrenwächter, die mehr ein Symbol als ein Bedürfniß ſind; denn ich ſehe ſie nicht nur an dunklen Abenden, ſondern auch im hellſten Mondenſchein. Wie mir mein Freund, der Schornſtein, geſagt, zeigen ſich bei näherem Betrachten in ihnen deutlich die Standes- und Rang-Unterſchiede. Ich freilich ſehe nur einen elenden, zitternden Punkt; ob es ein Talglicht in einer Blechlaterne, oder zwei Stearinlichter in einem Meſſinggehäuſe ſind, fünfte und ſechste Rangklaſſe, kann ich von meiner

Höhe, wo alle Standesunterſchiede verſchwinden, nicht unterſcheiden — wie dieſelben noch unendlich viel höher über mir aufgenommen werden, das möchte ich in der That einmal erfahren.

Nachdem ſich Lichter und Laternen vom Theaterplatz entfernt haben, wird es dort mit einemmale dunkler. Auch im königlichen Schloß hat ſich die Lichtmaſſe vermindert, es iſt zehn Uhr geworden, und wenn ich aufmerkſam hinblicke, fange ich jetzt ſchon an eine allgemeine Abnahme der ſtädtiſchen Beleuchtung zu bemerken, bald hier, bald da wird es dämmeriger, einestheils wo große Verkaufsmagazine geſchloſſen werden, anderntheils wo ein hochweiſer Magiſtrat aus ökonomiſchen Rückſichten die Gasflammen decimirt. Bald folgen auch die Lichter in den Häuſern dem ſchlimmen Beiſpiel ihrer Kameraden auf den Straßen, bald nah, bald fern ſehe ich ganze Häuſerreihen die müden Fenſteraugen ſchließen. Jetzt liſcht es hier aus, jetzt dort, und auch in den Straßen wird es mit jeder Viertelſtunde immer dunkler und zugleich unheimlicher. Es ſcheint mir oft, als habe die Lichtmaſſe geſungen und geklungen, denn wie ſich dieſelbe vermindert, ſo wird auch der ſummende Verkehr immer ſtiller und ſtiller. Endlich klingt der einzelne Schritt eines einſam Vorüberwandelnden deutlich und widerhallend zu mir empor, und wenn er drunten niest, ſo klingt es mir gerade, als ſprächen die Häuſer: Zur Geſundheit.

In dieſem Zeitpunkte bemerke ich etwas Eigenthümliches an den übrig gebliebenen Lichtern in den Häuſern. Alle haben eine Neigung, in die Höhe zu klettern; von allen Stockwerken ſteigen ſie empor, und nun mit einemmale wird es unter dem Dache lebendig und da blitzt und leuchtet es nun zu allen Läden und Oeffnungen heraus. Die bisher ſo dunklen Dächer nehmen dadurch ganz ſonderbare Zeichnungen an. Hier zeigt ſich ein rieſen-

haftes Geſicht mit zwei runden feurigen Augen und einer langen Naſe; dort ein großer Rachen mit ſpitzigen glühenden Zähnen; die Lichter, welche dieſe Wirkung hervorbringen, leuchten meinen Freunden und Nachbarn, den armen, geplagten Dienſtboten, die ihr mühſames Tagewerk vollbracht haben und nun hier oben ſitzen in ſtiller Beſchaulichkeit, Strümpfe flickend und ſanft räſonnirend über ihre Herrſchaft, die ihnen ebenfalls drunten noch eine Erinnerung widmet; denn die Hausfrau denkt vor dem Einſchlafen: Jetzt möcht ich nur wiſſen, ob die Ricke droben wieder einmal bis Mitternacht unnöthigerweiſe mein Oel verbrennt, und Ricke meint in ihrer derberen Denkungsweiſe: Gott ſei Dank, daß mein Drache endlich drunten ſchläft und nicht ſieht, wie ich mit Federn und Papier des Herrn an meinen — Bruder ſchreibe.

Aber nicht gar zu lange dauert dieſe Dachbeleuchtung, manche Lichtpunkte verſchwinden eben ſo ſchnell, wie ſie erſchienen. Die rauhen Hände ruhen nach kurzer Arbeit im Schooße, die Augen ſchließen ſich ſchlaftrunken, um ſich dann wieder haſtig zu öffnen, da ſie erſchreckt bemerken, daß das Licht noch brennt. Wenige ſind es, die das Oel ihrer Herrſchaft bis zwölf Uhr verſchwenden; in der Nähe und Ferne nehmen die Dächer ihre dunkle Geſtalt wieder an, es iſt gerade wie die Funken in verbranntem Papier, hier verlöſcht einer, dort einer, bald herrſcht Dunkelheit rings umher, und was hier oben noch Leuchtendes zu ſehen iſt, ſind allenfalls die glänzenden Augen eines liebetrunkenen Katers, der um die dunklen Mauern ſtreicht.

Indeſſen hat die Oekonomie des Magiſtrats zum zweitenmal die Gaslaternen decimirt und wenig mehr übrig gelaſſen, was den Namen einer Straßenbeleuchtung verdient. Aber um ſo leuchtender blinken deßhalb noch einzelne Lichter aus der dunklen

Häuſermaſſe hervor; die meiſten verdienen volle Aufmerkſamkeit, und faſt jedes dieſer Lichter erzählt uns eine eigene, meiſtens traurige Geſchichte. Faſt immer ſind es verweinte Augen, die jetzt noch in den Lichtſchein blicken, oder vermittelſt deſſelben auf das bleiche eingefallene Geſicht eines lieben Kranken, deſſen heißer Athem kaum vernehmlich die müden Lungen in Bewegung ſetzt. Tiefe Stille herrſcht in dieſen Zimmern, nur die Uhr pickt ihren regelmäßigen melancholiſchen Schlag, und wenn eine Maus in dem Getäfel anfängt zu nagen, ſo ſchreckt die Krankenwärterin zuſammen und blickt beſorgt und ängſtlich umher.

In dem Hauſe mir gegenüber bemerke ich ebenfalls noch zwei Lichter; im zweiten Stock hat das junge Mädchen die Gardine von den Fenſtern hinweggezogen und lange nach dem dunklen Abendhimmel hinaufgeblickt. Jetzt ſchreitet ſie mit gefalteten Händen im Zimmer auf und ab, bleibt aber mit einemmale ſtehen und da ſie Tritte zu vernehmen glaubt — vielleicht der Vater, der ſie um die Urſache ihres ſpäten Aufbleibens fragen wird, — ſo löſcht ſie haſtig das Licht aus und ſucht im Dunkeln ihr Lager. Im erſten Stocke dagegen ſind die Fenſter mit den ſchweren ſeidenen Vorhängen jetzt weit geöffnet, um die angenehme kühle Nachtluft einzulaſſen, und die Dame, welche vor einigen Stunden unruhig in dem Fauteuil ruhte, lehnt jetzt beruhigt, aber tiefathmend an der Fenſterbrüſtung und ſchaut mit feuchtem glänzendem Auge ihm nach, der raſch zu Wagen kam und langſam zu Fuß davon ſchleicht. Auch dort im erſten Stocke erliſcht das Licht nach einer kleinen Weile, und wenn ich mich nun wieder leicht herumdrehe, ſo bemerke ich außer dem trüben Schein, der die lange, lange Nacht hindurch bis zur Tageshelle aus jenen Krankenzimmern hervordringen wird, keinen Lichterglanz weiter.

— — — — Und doch, jetzt wieder! Dort draußen, dicht vor der Stadt in einem dunklen Grunde bewegt ſich ein Lichtchen, ein kleiner röthlicher Punkt, jetzt einen helleren Schein werfend, da es bei einer weißen Mauer vorübergleitet. Das iſt aber die Kirchhofmauer, und das Lichtchen leuchtet dem Todtengräber, der wegen überhäufter Geſchäfte noch in ſpäter Nacht an einem Grabe arbeiten muß. Dieſes Licht und ich, wir ſind alte Bekannte und haben uns in mancher Nacht geſehen.

— — — — Aber auch ein anderes Licht, das nun mit einemmale in der Höhe nicht gar weit von mir erſcheint, gehört einem meiner lieben Freunde — dem Thurm- und Feuerwächter, der die Pforte ſeines kleinen Gemaches öffnet und rings um den Thurmkranz wandelt, auf die ſchlafende Stadt niederblickt und ebenfalls ſeine Lichtſtudien macht. Aber Gott ſei Dank, er ſieht keine verdächtigen Funken, und als er ſeinen Spaziergang beendigt hat, lehnt er ſich an die Brüſtung und ſchaut zu ſeinem Straßencollegen hinab, der mit Horn und Stange ſingend an der Ecke ſteht;

Bewahrt das Feuer und Licht,
Daß uns Gott in Gnaden behüt.
Wohl um die Zwölfe!

„Wohl!“ — antwortet der droben, zieht ſich in ſein Gemach zurück und als er hierauf die Thür geſchloſſen, herrſcht rings umher finſtere Nacht, und meine Lichtſtudien ſind zu Ende.

Vierter Windſtoß.

Muſikaliſche Nachbarſchaft.

Auf den Dächern liegt heller Sonnenſchein und rings umher funkelt, flimmert und ſtrahlt es, daß man vor Freuden außer ſich kommen könnte. Wolkenlos und blau iſt der Himmel über uns ausgeſpannt, und ſein freundliches Licht ſpiegelt ſich mit ſichtlichem Behagen wieder in allen den glänzenden Gegenſtänden, die wir hier oben haben. Und auf den Dächern gibt es viele glänzende Gegenſtände. Ich will nicht einmal reden von den goldenen Spitzen der Blitzableiter, die wie Sterne ſtrahlen, oder von den Glasaugen der Dachfenſter; das verſteht ſich alles von ſelbſt. Aber die ſonſt ſo mürriſchen Dächer ſelbſt mit ihren braun, grün, roth und gelb gefleckten und geſtreiften Flächen haben ordentlich einen Goldſchimmer angenommen und ſchmunzeln vor innerem Behagen. Die Schornſteine, welche bei bedecktem Himmel ihre ſchweren Wolken ſo unmuthig zu der grauen, nebelhaften Höhe emporblaſen, ſtoßen heute ſo zierlich ihren gekräuſelten Dampf aus, wie ein junger Elegant, der ſeine feine Havannah raucht; und ſelbſt dieſer Rauch bemüht ſich heute, freundlich und liebenswürdig zu erſcheinen. In phantaſtiſchen Figuren ſchwebt er empor, flimmert behaglich in den Sonnenſtrahlen, ſtreckt und dehnt ſich mit unausſprechlichem Vergnügen, und wenn er endlich droben auseinanderfließt, ſo ſcheint er das mit einem wonnigen Seufzer zu thun, mit dem Ausrufe: Ach, welch' ſeliger Tod, hier oben in Licht und Sonnenſtrahlen zu ſterben! Auch die Gärten auf den Dächern, Mooſe, Grashalme und feines, nickendes Geſträuch ſehen heut ſo wohlgeordnet und appetitlich aus. Namentlich die erſteren ſcheinen andere Farben als ſonſt zu haben,

was alles die liebe Sonne macht; denn ſelbſt der graue Sperling, der hoch oben auf dem Firſt umherſtolziert, hie und da pickt, ſich ſo übermüthig umſchaut und jetzt plötzlich aus dem tiefen Schatten hinter dem Schornſteine auf und dem glänzenden Lichte entgegen fliegt, hat nun ganz das Anſehen eines kleinen Goldfaſans.

Und wie zeigen ſich an einem ſolch glänzenden Tage unbekannte Koſtbarkeiten hier oben. Glänzt nicht das Stück Glasſcherbe dort aus der Rinne wie ein koſtbares Brillantengeſchmeide, und ſollte man nicht glauben, hinter jenem Dachladen ſei ein zweites Kalifornien, wo die Goldbarren nur ſo gediegen zu Tage treten? Eigentlich iſt es nichts Rechtes, was dort leuchtet, ſondern nur ein Haufen Rauſchgold, den muthwillige Knaben an den Schwanz eines Papierdrachens gebunden, der hier oben Schiffbruch litt und hängen blieb. Auch das Wrack des Drachens ſelbſt iſt noch zu ſehen, Holzſtäbe, weißes Papier und ein großes rothes Herz.

Dabei iſt die Luft ſo ſtill, daß ich am heutigen Morgen nicht im Stande bin, auch nur eine Achtelswendung zu machen. Es ſind Stunden der Ruhe und ſinniger Betrachtungen. Vor mir ſehe ich freilich in die weite Ebene hinaus und auf die Höhen rings umher, aber auch da gibt es für mich nichts beſonders Merkwürdiges. Der klare Himmel, über die bekannte Gegend ausgeſpannt und alles übergoſſen mit einem ſtrahlenden, blendenden Lichtmeer. Wahrhaftig, es leuchtet und funkelt ſo um mich herum, daß ich gerne meine Augen ſchließe und ſo mein Gehör noch beſonders ſchärfe, das an einem ſolch klaren Tage, wo in der Nachbarſchaft alle Fenſter offen ſtehen, beſonders in Anſpruch genommen wird. Schon in erſter Morgenfrühe haben mir die Glocken ihren Gruß dargebracht, liebe, zitternde Töne, die ſich

hier oben ganz beſonders klangvoll ausnehmen, und die ich lieber immer fort und fort hören möchte, als den andern muſikaliſchen Lärm, der nun mit dem geſchäftigen Tagewerk wahrhaft betäubend auf mich eindringt.

Lieber und geneigter Leſer! Haſt du je in einer muſikaliſchen Nachbarſchaft gewohnt, ſo haſt du erfahren, was es heißt, mit Klavier erweckt und mit Geſang zur Ruh gebracht zu werden. Wohnt vielleicht über dir eine alte Jungfer, die dir Ruhe gönnt höchſtens von Abends eilf Uhr bis Morgens um ſieben, die du alsdann huſtend über dir umherſchlurfen hörſt, die jetzt endlich ihren Klavierſtuhl rückt, — und darauf horchſt du in der gleichen namenloſen Angſt, wie der Verbrecher auf das Rücken des Richtſtuhls, namentlich wenn du Kopfſchmerzen haſt, ſchlecht gelaunt biſt, oder gerne arbeiten möchteſt, — die ſich alsdann niederſetzt und nun beginnt, klingend und klappernd irgend ein verruchtes Volkslied, eine niederträchtige Polka oder gar eine ſehr klaſſiſche und ſehr langweilige Sonate zu ſpielen. Wenn du das alles erfahren haſt, ſo wirſt du verſtehen, wie ſelbſt eine Windfahne mit ihren eiſernen Nerven von ſolcher muſikaliſchen Nachbarſchaft alterirt werden kann.

Mir gegenüber in der Dachſtube wohnt der blondgelockte Lehrling des Spezereihändlers aus dem untern Stocke. Der junge Menſch hat ein ſchweres Tagewerk, denn ſein Prinzipal trichtert zu gleicher Zeit mit den Handlungswiſſenſchaften die Glaubensſätze einer Secte, der er angehört, in ſeinen harten Kopf. Der arme junge Menſch, der vor noch nicht langer Zeit eingefangen wurde, denkt wehmüthig an ſeine verlorene Freiheit und ſpielt allmorgendlich auf einer quiekenden Flöte: Ach wär' ich zu Hauſe geblieben! Gewöhnlich endet er mit einer melancholiſchen Variation,

wobei ihm jedesmal der dritte Ton verſagt und ſo das Ganze keinen rechten Zuſammenhang mehr hat, und darauf ſchließt er mit einem wehmüthigen Ton, wie eine defekt gewordene Straßenorgel, der der Wind ausgegangen iſt. Schon öfter habe ich geglaubt, auch dem armen Lehrling ſei der Athem ausgegangen und er müſſe jetzt nothwendiger Weiſe als eine Leiche am Boden liegen. — Doch Gott ſei Dank, nein! gleich darauf ſehe ich ihn nun auf der Straße in ſeinen engen Höschen, dem abgeſchabten blauen Frack mit grünen Schreibärmeln, wie er mit der Behendigkeit eines Affen die Ladenfenſter öffnet.

Die Flöte iſt verſtummt. Aber nun beginnt eine Klavierſpielerin, in deren negativem Buſen kein fühlendes Herz ſchlägt. Sie hat ſich kaum Zeit genommen, ihr Frühſtück zu beendigen, von einer Toilette iſt ſo gut wie gar keine Rede. Glücklicherweiſe ſehe ich nur ein ſpitzes, blaſſes Geſicht, mit einem rothſeidenen Tuche umbunden. Es thut mir eigentlich leid, daß ich mich veranlaßt ſah, mich hart gegen die Klavierſpielerin auszuſprechen: es iſt das ein armes Weſen, die des Morgens Walzer, Polkas und Françaiſen einüben muß, um ſie Abends bei kleinen Privatbällen im Schweiße ihres Angeſichts zu ſpielen. Lange dauern ihre Uebungen des Morgens nicht, dann ſetzt ſie ſich an's Fenſter und näht ſeufzend oder ſeufzt nähend.

Mit dieſen beiden Muſikern meiner Nachbarſchaft wäre ich ſchon zufrieden; aber da ragt rechts zwiſchen zwei Dächern wie höhnend der obere Stock eines Hauſes empor, hell und freundlich angeſtrichen, mit ſo netten und heimlichen Fenſtern, daß man nicht begreifen kann, wie ſich hinter ihnen ſo Furchtbares befindet. Dort iſt eine Geſangſchule für junge Mädchen, die ſich dem Theater widmen. Ach! es ſind ſogar drei Zimmer, in denen

die jungen Talente zu gleicher Zeit abgerichtet werden. Kaum hat die Glocke des benachbarten Kirchthurmes acht Uhr gebrummt, ſo höre ich auch ſchon, wie es ſich räuſpert, wie auf dem Klavier das unglückſelige A angeſchlagen wird, und wie es nun losgeht, Skala auf, Skala ab, durch alle bekannten und viele unbekannten Tonarten, aus Piano ins Forte übergehend, aus Dur in Moll, aus Moll in gar nichts. Und das dauert ſtundenlang fort, bis die Paſſagen, anfänglich ſo ungleich und holperig, nach und nach unter Thränen und Seufzen ein bischen glatter und gleichförmiger werden, und alles dieſes Elend wollte ich mir noch gefallen laſſen, ja ſogar die martervollſten Solfeggien mit wahrhaft kehlenzerſtörenden Intervallen; wenn es nur keine Triller zu lernen gäbe! O an dem Triller werde ich noch zu Grunde gehen, denn die Studien zu einem ſolchen, das krampfhafte Aufſchnappen dabei, die verfehlten, gänzlich wilden Töne, die bei dieſen Exerzitien hörbar werden, dieſe Muſik iſt mit gar nichts zu vergleichen! Ein Froſchconcert iſt Labſal dagegen, und ſelbſt die nächtlichen Klagen des zärtlichen Katers ſind melodiſcher, laſſen ſich leichter ertragen und greifen weniger die Nerven an. Es gibt in der Schöpfung nur ein einziges Thier, deſſen Klageton ſich gerade ſo anhört, als wolle es einen Triller verſuchen, es iſt ein geduldiges, etwas faules Thier, meiſtens von grauer Farbe und mit ſehr langen Ohren, doch will ich niemand wehe thun und liegt es mir ferne, dieſes an ſich ſehr nützliche Thier näher zu bezeichnen. — Was ich ſchon geſagt, bitte ich angegriffenen Nerven zu gute zu halten.

Aber was bekümmert ſich eine muſikaliſche Nachbarſchaft um angegriffene Nerven? Was bekümmern ſich der Chef einer Geſangſchule oder losgelaſſene Sängerinnen erſten, zweiten und dritten

Ranges, ob neben ihnen ganze Generationen elend zu Grunde gehen? — — — — Und Sängerinnen, namentlich Sängerinnen dritten und vierten Ranges in der Nachbarſchaft zu haben, das tödtet phyſiſch und moraliſch, langſam, aber unfehlbar.

Das melancholiſche Geflöte des Handlungslehrlings lockt dir am Ende nur noch ein mitleidiges Lächeln ab, die Walzer und Polkas des armen Privatballorcheſters ſind ſogar geeignet, dir tiefe Theilnahme zu erwecken. Es iſt bei einem ſoliden Fonds von guten Nerven ſogar nicht unmöglich, ſich an den Jammer einer Geſangſchule zu gewöhnen, — die Trillerübungen natürlicher Weiſe ausgenommen. — Das Skalaſingen und Solfeggiren hat doch etwas Gleichförmiges, kann man ſich doch auch an das Toſen eines Waſſerfalls gewöhnen, oder an das Geklapper einer Mühle, — aber Sängerinnen um ſich wohnen zu haben, namentlich mehrere Sängerinnen, das geht zuweilen über menſchliches Duldungsvermögen. Da hat weder Anfang noch Ende ſeine beſtimmte Zeit; es iſt einmal ausnahmsweiſe ruhig, und du gibſt dich ſchon der ſüßen Hoffnung hin, heute verſchont zu werden. Da bricht es mit Einemmale los, es überfällt dich wie der blutgierige Räuber einen harmloſen Spaziergänger, dich den Unſchuldigen, der du doch der Nachbarſchaft nichts zu Leide gethan.

An deinem Schmerz will ich mich weiden,
Lachen deiner Todesqualen!

jubelt eine einſtige Norma, und während ſie auf dich einwüthet, als ſeieſt du in der That der unmoraliſche Prokonſul ſelbſt, gellt es ein Stockwerk tiefer:

Robert, Robert, mein Geliebter!

Rechts tönt es:

O tanti palpiti!

links übt ſich Margarete von Valois und ſingt mit Beziehung auf ihr Gegenüber, einen jungen Kavallerie-Offizier:

Dieſer Wunſch hält künftig Euch in meiner Nähe!

Dort in jenem Hauſe findet man vorne ſogar das Bildniß bezaubernd ſchön, und eine junge Choriſtin in einem Hintergebäude, der man heute Abend die Oper Martha angeſagt, verkündet laut der Welt:

Ich kann ſtricken,
Ich kann ſticken,
Braten ſpicken,
Kleider flicken,
Röcke klopfen,
Gänſe ſtopfen,
Und gewinnen
Geld für's Haus.

— Gerechter Himmel! auch die Geſangſchule droben ſcheint von dem allgemeinen Spektakel angeſteckt zu ſein, das Solfeggiren hat aufgehört, es hat ſich ein Terzett zuſammengethan, welches vielleicht mit Beziehung auf dich Unglücklichen aus der Zauberflöte gründlich verarbeitet:

Stirb durch uns, du Ungeheuer!

Was mir zu andern Zeiten eine Qual, iſt mir in ſolchen Augenblicken in dem wilden Chaos menſchlicher Stimmen eine wahre Wohlthat, das Talent eines alten guten Freundes nämlich, eines penſionirten Huſaren-Majors, tief unten in meinem eigenen Hauſe, der aus alter Anhänglichkeit an ſeine ehemalige Carrière zuweilen die Trompete bläst, lauter Signale von der Reveille und den Ruf in den Stall an durch Putzen und Abfüttern hindurch bis zum Zapfenſtreich. Der Major iſt groß, breitſchulterig, hat eine ſehr gewölbte Bruſt und kann etwas leiſten. Schnengterengtengteng — titteriti titteriti titteriti, klingt es drunten ſo

gewaltig, daß ſogar Norma verſtummt und ſelbſt das Terzett in der Geſangſchule von ſeinen fruchtloſen Bemühungen abläßt, das Ungeheuer zu tödten. — Doch, was iſt das? Rataplan, Rataplan, Rataplan! geht es auf einmal auf den Treppen meines Hauſes. Zwei hoffnungsvolle Buben der Familie des zweiten Stockes, die ſich mit ungebührlich großen Trommeln angenehm die Zeit vertreiben! Nun, es geht in einem hin; denn der muſikaliſche Paroxismus in der Nachbarſchaft muß jetzt nothwendigerweiſe ſeinen Culminationspunkt erreicht haben. Hat ſich doch in der engen Straße eine Orgel poſtirt:

Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht,
An ſeiner Seite klirrt das Schwert, das ſcharfe,

und während er mit blutiger Hand die Harfe ſchlägt, marſchirt ein paar hundert Schritte von der Ecke die Wachparade vorbei. Ridibum Ridibum Ridibum bum bum:

Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr,
Das muß er mit Pulver laden
Und mit einer Kugel ſchwer.

O—ho—ho—ho—ho—hoh! — — — — Das iſt ſelbſt mehr, als eine Windfahne zu ertragen vermag.

Reiſende, die auf ihrer Wanderung durch das geheimnißvolle Dunkel des amerikaniſchen Urwaldes an einen jener furchtbaren Cypreſſenſümpfe kommen, erzählen, daß, nachdem man kaum fünfzig Schritte eingedrungen, das Licht des Tages nicht mehr leuchtet, daß ſich die ungeheuren Stämme fünfzig Fuß erheben, Stamm an Stamm gereiht, Krone an Krone, ſo daß der Sumpf einem endloſen Schirmdache gleicht, durch das auch kein einziger Sonnenſtrahl zu dringen vermag. Da ſehen ſie das vom Ufer-

rande ſchief hereinfallende Licht mit der Dämmerung kämpfen, in düſteres Dunkel zucken und endlich in Nacht übergehen. In dem Verhältniß, in dem das Tageslicht abnimmt, wird auch die Sumpfluft dicker, erſtickender, endlich verpeſtet; die anfangs hell auflodernden Flammen ihrer Kienfackeln werden ſchwächer und ſchwächer und zuletzt ſchwimmen ſie vor ihren Augen bloß noch wie Irrlichter. Plötzlich fällt ein Schuß, und im gleichen Augenblick hört keiner mehr, was der andere ſagt; denn der Aufruhr, der nun auf allen Seiten losbricht, iſt ſo furchtbar, daß er die ſtärkſte Conſtitution vollkommen betäubt. Tauſende, zehntauſende von Alligatoren, Bullfröſchen, Nachteulen, Ahingas, Reihern, die im Schlamm und in den Laubdächern der Cypreſſen hauſen, erheben nun ihre Stimmen, ihr Gebrüll und ihr Geſtöhne, werden rebelliſch, kreiſchend brechen ſie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und umkreiſen die Reiſenden, fliegen um ihre Köpfe. Umſonſt ziehen dieſelben ihre Meſſer, halten die Arme über ihre Köpfe und Augen, es ſcheint um ſie geſchehen zu ſein in dieſem entſetzlichen Aufruhr der gräßlichen Thierwelt.

— — Auch eine muſikaliſche Nachbarſchaft!

Während mein Freund, der arme Schriftſteller, dieſe Zeilen zu Papier bringt, nickt er wehmuthsvoll mit ſeinem Haupte, meint aber am Schluß, ich hätte die Schlimmſten in der Nachbarſchaft vergeſſen, die ſtillen, ſchleichenden Krankheiten dieſes muſikaliſchen Fiebers, wohlgebildete Töchter anſtändiger Familien, die mit einer Energie, welche einer beſſern Sache werth wäre, ihr unglückliches Pianoforte zerſchlügen, häufig, um die auf das Notenpult aufgeſtellten Muſikalien wirklich zu erlernen, häufiger noch, um einige Aufmerkſamkeit zu erregen. Und letzteres gelinge ihnen leider nur allzu oft! Dies ſagte der Schriftſteller mit einem troſtloſen Blick

gen Himmel, wobei er die Fahne seiner Feder zerkaute. Dann seufzt er tief auf und erzählt mir:

„Einstmals, als ich noch recht jung war und die Schreiber-Carrière anfing — ich trug dazumal einen wohlgemachten Rock, steife Vatermörder und pflegte mein blondes Haar sorgfältig zu scheiteln, — da wohnte ich in einer sehr schmalen Gasse. Dieselbe war so eng, daß, wenn im gegenüberliegenden Hause Jemand nieste, ich fast unwillkürlich ausrief: Zur Gesundheit! — ja, daß ich, obgleich sehr friedfertiger Natur, doch mit einem meiner Vis-à-vis, einem alten Gerichtsaktuar, in Streitigkeit gerieth; denn wenn der seine Waschschüssel zum Fenster hinaus ausgoß, so spritzte es auf meine Blumen und ich hatte ihn doch nicht zum Gärtner angestellt.

„Mir grade gegenüber wohnte eine schreckliche Wittwe mit drei noch schrecklicheren Töchtern. Daß die letztern sich gerne verheirathet hätten, fand ich begreiflich, daß aber die Mutter noch ähnliche Gelüste hegte, erschien mir einigermaßen unnatürlich. Und doch war es so. Als ich einzog und zum erstenmal an meinem Fenster lag, streckte auch die Wittwe ihren Kopf hervor, und unsere Nasen hätten sich fast berührt. Sie lud mich ein, gute Nachbarschaft zu halten, und um nicht für sehr grob zu gelten, mußte ich ihr nothgedrungen einen Besuch machen. Bei diesem Besuch fiel mir immer die Scene aus einer Menagerie ein, die ich einstens erlebt, wo ich nämlich ein armes unschuldiges Kaninchen bei einer Fuchsfamilie eingesperrt sah, und dabei den Wärter erklären hörte: „Sehen Sie, meine Herrn, diese beiden Thiergattungen, von der Natur aus geschworene Feinde, vertragen sich auf's Beste, ja, man könnte sagen, sie fühlen eine zärtliche Neigung zu einander." Diese zärtliche Neigung aber schien mir darin

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20753 / 019

zu beſtehen, daß das unglückliche Kaninchen zitternd von Winkel zu Winkel huſchte, da es den blutgierigen Blick der alten Füchſin mit Familie wohl zu deuten wußte.

„Auch ich befand mich bei jenem Beſuche im gleichen Fall mit dem Kaninchen und ſchauderte bei den Freundſchaftsbezeugungen, mit denen mich die alte Füchſin und ihre Töchter überhäuften. Da ſie mir glücklicherweiſe keinen Gegenbeſuch machen konnte, ſo blieb unſer Verkehr ſehr mäßig; doch hatte auch dieſe unglückſelige Familie ein Klavier, und da ſowohl Mutter als Töchter darauf herumhämmerten, ſo kann man ſich denken, wie angenehm auch hiedurch meine Nachbarſchaft wurde. Ich weiß nur nicht, ob das was ſie Muſikmachen nannten, den ganzen Tag ſo fortging, oder ob ſie ſich genau nur die Stunden erkoren, wenn ſie wußten, daß ich zu Hauſe ſei. Genug, kaum öffnete ich Morgens meine Augen, ſo hörte ich drüben das verfluchte Geklimper, kaum kam ich Mittags oder Abends müde von der Schreiberei in meine Stube, ſo klang es mir entgegen; ja, wenn ich Abends aus dem Wirthshauſe heimkehrte, mich der ſtillen, lauen Sommernacht freuend, und meine Fenſter öffnete, — o, auf dieſen Augenblick mußte eine der Viere gelauert haben, denn alsdann brach drüben die muſikaliſche Hölle los und kam vor Ablauf einer guten Stunde nicht mehr zur Ruhe.

„Aber wie Sie vorhin ganz richtig bemerkten," ſo ſprach nämlich der Schriftſteller zu mir, „man gewöhnt ſich am Ende an Alles, auch an einen gleichmäßigen, fortdauernden Lärm, deſſen Einzelnheiten irgendwelche Aufmerkſamkeit zu ſchenken man durchaus keine Neigung fühlt, z. B. das Klappern einer Mühle, den Lärm einer Schule, ſelbſt ein fortgeſetztes Skalaſingen. So erging es mir denn auch nach einiger Zeit bei dem Muſiciren der Fuchs-

familie drüben. Ich kam glücklicherweiſe ſo weit, daß ich gar nicht mehr empfand, was ſie eigentlich ſpielten; für mich war es bald nur noch eine klingelnde, dudelnde Tonmaſſe, bei der ich meiner Phantaſie folgen konnte, die meine Gedanken durchaus nicht mehr ſtörte. Sie ſpielten alles durcheinander, Walzer, Polkas, Potpourris, Mazurken, und mir klang eins wie das andere.

„Doch war das eine ſchreckliche, ja wahrhaft teufliſche Familie; denn nachdem ich ſo eine Zeitlang wieder ſtill und vergnügt gelebt, ja, als mir das Rauſchen des muſikaliſchen Waſſerfalls gegenüber durch ſeine Farbloſigkeit faſt angenehm zu werden anfing, hörte ich mit Einemmale, daß ſie die Melodie eines verfluchten Walzers öfters und öfters ableierten. Ich hoffte, die Kriſis ſei vorübergehend, das Uebel nur akut, aber nein, die Walzermelodie wurde chroniſch und ich dabei langſam zur Verzweiflung gebracht. Morgens, Mittags und Abends die gleichen Töne, und dazu kam noch, daß eines Tages, während eine der alten Jungfern ſpielte, die andere einen Text dazu ſang, den ich nun nicht mehr aus meinem Gedächtniß brachte. Schreibend, reimend, ſpazierengehend umgaukelte mich dieſe verfluchte Melodie; ich mußte ſie vor mich hinſummen, Nachts in meinem Bette, oder auf der Straße; ja ſelbſt wenn ich andere Muſik hörte, brachen die ſchauerlichen Töne jenes Walzers geſpenſterhaft ſiegreich und höhnend daraus hervor. —

„Und das war noch nicht einmal mein ganzes Leiden. Der Walzer hatte drei Theile, den erſten und zweiten ſpielte die Familie drüben regelmäßig herunter, aber den dritten, das Trio, bekam ich nie zu hören. Welche Qualen ich dabei ausſtand, kann ich keinem Menſchen beſchreiben; ſo oft drüben eine den zweiten Theil abſpielte, lauſchte ich mit einer wahren Höllenangſt, mit

einer Sehnſucht nach dem Trio, die mir unmöglich iſt zu beſchreiben, ich ſchmachtete nach dem Trio, wie der ſelige Tantalus nach ſeinem Waſſer und ſeinem friſchen Obſte. Wär' ich ein Banquier geweſen, ſo hätte ich zuweilen ausgerufen: Eine Million für jenes Trio! Als Schauſpieler würde ich mich eines Tages ſicher verſprochen haben: Ein Trio, ein Trio, ein Königreich für ein Trio!

„Aber das wußten die drüben ganz genau, und es kam kein Trio. Nach dem zweiten Theil kam der erſte wieder, und ſo ging es fort, Wochen lang, Monate lang. Darüber fiel ich zuſehends ab, mir ſchmeckte weder Eſſen noch Trinken; ich ſchlief unruhig oder gar nicht, ich war von Uebelkeiten und Schwindeln geplagt, ja mußte einen Arzt holen laſſen, der mir aber auch nicht helfen konnte, denn ich ſchämte mich, ihm meine Leiden zu geſtehen. Er hätte mich unbedingt auslachen müſſen. — Sehnſucht nach einem Trio, eine Triokrankheit! So etwas war noch gar nicht da geweſen. Mein Zuſtand wurde unerträglich. Ich ſah mich immer kränker werden und da mir das Leben verhaßt war, ſo fürchtete ich den Tod nicht. Ja, an dieſen letzten Tröſter denkend hatte ich eine teufliſche Freude, wenn ich mir ausmalte, es ſei mir vielleicht vergönnt, als Geſpenſt zurückzukehren und dann in der Mitternachtsſtunde unter die Fuchsfamilie zu treten und ihr mit hohler Stimme, denn alle Geſpenſter haben hohle Stimmen, jenes Trio abzuverlangen. Und jenes Trio ſollten ſie mir ſpielen allnächtlich von der Mitternachtsſtunde an bis zum erſten Hahnenſchrei. Und für jeden Tag, den ich gelitten, ein ganzes Jahr lang. Das war alsdann eine Heimzahlung von dreihundertfünfundſechzig Prozent, den Schalttag gar nicht gerechnet.

„Da ſchlich ich an einem Frühlingsabend, es war ein wunder-

bar laues Wetter, durch das enge Gäßchen meinem Hauſe zu. Ich hatte blühende Bäume geſehen und Flieder gerochen, auch Bienen waren an mir vorübergeſummt und hatten mich an meine Kindheit, an mein freundliches Heimatsdörfchen erinnert. Auch klangen heute die Abendglocken ſo unbeſchreiblich rührend, daß es mir ganz weich um das Herz wurde. So ſchlich ich dahin und wie ich meinem Hauſe näher kam, hörte ich den geſpenſterhaften Walzer wieder, den erſten Theil, den zweiten; ich blickte ſeufzend und duldend an den dunkeln Abendhimmel empor; doch wie ward mir, als nun mit Einemmale leiſe und lind, für mich wie himmliſche Sphärenmuſik, wie ein lindernder Balſam, wie eine allgemeine, umfaſſende Verſöhnung alles deſſen, was ſich bis jetzt gehaßt hat zwiſchen Himmel und Erde — jenes Trio begann, jenes ſüße Trio, das Trio meiner Sehnſucht, meiner Wünſche, meiner Träume! Ich griff an meine Stirn, ich athmete tief und freudig auf, wie jemand, dem nach ſchreckenvoller langer Nacht die Morgenröthe den anbrechenden Tag verkündet. Ich lächelte, blickte gen Himmel, und ehe ich wußte, wie das gekommen, befand ich mich bei der Fuchsfamilie, ſtand dort neben dem Klavier und ſtammelte: „Ach, mein Fräulein, wie danke ich Ihnen! In Ihrer Hand liegt es, mich fortan froh und glücklich zu machen.“

— — — — „Und als ich das geſagt, geſchah etwas abſonderlich Schreckliches und Furchtbares. Die Klavierſpielerin erhob ſich, lehnte ſich an meine Bruſt und ſprach: „Ich habe Sie ſchon lange geliebt und die Mutter wird nichts dagegen haben.“ — Ob ich in dieſem Augenblicke ſelbſt laut aufgeſchrieen, oder ob das Geſchrei, welches in meine Ohren drang, von der Fuchsfamilie herkam, weiß ich nicht mehr genau anzugeben; genug, ich hörte Gekreiſch und Gepolter, ſah acht flammende Augen und fühlte,

wie ich die Treppe hinabfiel. Dann aber rannte ich unaufhaltſam fort, durch die enge Gaſſe in eine breite Straße, dem Thore zu, mit jeder Sekunde wurde mir leichter und leichter ums Herz. Jetzt hatte ich die Stadtmauern hinter mir, vor mir glänzte das Waſſer des Stromes, der ſie umfloß, und dort ſank ich nieder; nicht in den Strom, ſondern an ſeinen Ufern unter blühenden Büſchen, durch welche das Mondlicht zitterte und auf denen eine Nachtigall ſaß, die mit ihren wunderbaren Melodieen ſelige Ruhe in mein Herz träufelte.

„Ich war gerettet, befreit von dem Bann, der auf mir gelegen; gelöst war der Zauber, der mich gefangen hielt und der mir ſelbſt nicht einmal erlaubt hatte, jenes unheilvolle Quartier zu verlaſſen. In ſpäter Nacht ſchlich ich nach Hauſe, früh Morgens zahlte ich meine Miethe, nahm meine Habſeligkeiten und ſuchte mir am andern Ende der Stadt eine Wohnung, aber in einem Hauſe ohne alle muſikaliſche Nachbarſchaft.“

Fünfter Windſtoß.

In eine Dachkammer wird eine Schlafgängerin geſucht und iſt ebendaſelbſt eine Kinderbettlade zu verkaufen.

Mein Freund, der Schriftſteller unter mir im Dache, hat mich ſchon öfters gebeten, ihn nun auch endlich einmal etwas von ſeinen Erlebniſſen und Erfahrungen erzählen zu laſſen; doch habe ich mich bis jetzt immer dagegen geſträubt; denn was er mir von dergleichen bisher mittheilte, war immer ſo finſterer und blutdürſtiger Art, daß ich mit meinem leichten Naturell, mit meiner Luſt und Liebe an Licht und Sonnenglanz, meinem Behagen an fröhlichem, heiterem Leben keinen Geſchmack daran fin-

den konnte. Mein Freund hat eine eigenthümliche Vorliebe für alles menſchliche Unglück, was wohl daher kommen mag, daß ihm in Zeit ſeines Lebens das Schickſal ſelten freundlich gelächelt hat. Er kann es nun einmal nicht leiden, wenn ein liebendes Paar glücklich wird, und wenn er durchaus nicht mehr umhin kann, in eine endliche Verbindung zu willigen, ſo hat entweder er vorher einen Arm, ein Bein, ein Stück von der Naſe oder dergleichen verloren, oder iſt ſie ſo alt und kümmerlich geworden, daß es gar nicht mehr der Mühe werth iſt, wenn ſie ſich überhaupt noch verheirathet. Meiſtens aber enden ſeine Helden und Heldinnen alle auf klägliche und traurige Art, durch Kohlendampf oder Gift im Bett, durch einen ſehr unangenehmen Sturz von einem Felſen, durch zufällige Piſtolenſchüſſe und dergleichen mehr. Dabei iſt er obendrein äußerſt unglücklich in der Wahl ſeiner Titel, was der geneigte Leſer aus der ſonderbaren Ueberſchrift dieſes Kapitels wohl erſehen mag. Ich habe mich auch heftig und mißbilligend herumgedreht, als er mir das von der Dachkammer, dem Schlafgängeringeſuch und der Kinderbettlade vorſprach. Nach dem alten Sprichwort aber, daß eine Hand die andere wäſcht, muß ich gelinde mit ihm verfahren, und wenn ich auch nicht im Stande bin, meine eigenen Hände in Unſchuld zu waſchen, ſo bitte ich doch den freundlichen Leſer, mich nicht entgelten laſſen zu wollen, was ein Anderer ſündigt. So—o—o—o—o—o, nun könnten wir anfangen.

Daß in eine Dachkammer eine Schlafgängerin geſucht wurde, und daß dort zugleich eine Kinderbettlade zu verkaufen ſei, war eine Zeitungsanzeige in einem kleinen unbedeutenden Tagblättchen. Eng gedruckt, hatte ſie die Einſenderin nicht viel Einrückungsgebühr gekoſtet, war auch von vielen geleſen worden, denn es gibt

Leute genug, die eine Zeitung bis zur Neige auskoſten und die nicht nur alle Verkaufsanzeigen gründlich leſen, ſondern auch den Courszettel, obgleich ſie oftmals nicht wiſſen, was Cours iſt, ebenſo die jeweiligen Schrannenpreiſe ohne allen erſichtlichen Nutzen, als daß ſie ſich ärgern, weil das Brod nach einem Abſchlage erſt mehrere Tage ſpäter wohlfeiler, dagegen ſchon einige Zeit vorher theurer wird im ahnungsvollen Vorgefühl, daß Weizen und Roggen ſteigen dürften. Ja, es gibt Leute, die ſich nicht nur den Strich am Ende der Zeitung betrachten, ſondern was noch unter dem Striche iſt, Verfaßt, gedruckt und verlegt von Hahnemanns ſel. Erben.

Eine Dachkammer iſt eine Kammer unter dem Dache. In einigen beſtehen Wände und Decken aus Brettern, in andern ſind ſie mit Kalk verputzt und haben ſchon ein wohnlicheres Anſehen. In eine der letzteren gelangen wir mit Hülfe der angeführten Zeitungsanzeige und finden ſie von mäßiger Größe mit einer ſchiefen Wand nach außen, wo ſich auch das einzige Fenſter befindet, mit drei andern geraden Wänden und einem ſehr ſchlechten unebenen Fußboden. Wände und Fußboden hätten reinlicher ſein können; die erſtern waren von Zimmerrauch und Dunſt geſchwärzt und der letztere hatte ſolche Vertiefungen, daß es der kräftigſten Hand wohl kaum gelungen wäre, ſie mit dem Beſen oder dem Waſchlappen vom angeſetzten Staube zu befreien. Und die Hand, welche hier Beſen und Waſchlappen zuweilen führte, war nichts weniger als ſtark, vielmehr ſchwach und zitternd, denn ſie gehörte einer kränklichen ſechzigjährigen Wittwe, die gebeugt war unter der Laſt der Jahre, ſowie unter der ſtrengen Hand des Schickſals, das rauh und ſchonungslos mit ihr umgegangen war. Obgleich ein kleiner eiſerner Ofen in der Dachkammer

ſtand, ſo befand ſich doch trotz eines froſtigen Spätherbſttages kein Feuer in demſelben, und er ſtand kalt und theilnahmlos da, man könnte denken mürriſch, faſt trotzig, als wollte er ſagen: wenn ihr mir kein Holz zu eſſen geben wollt, ſo kann mir das gleichgültig ſein, dann brauche ich euch nicht zu erwärmen, o, mir iſt das ganz einerlei. Dieſe Aeußerungen des Ofens ſind authentiſch, denn ich habe ſie von meinem alten Schornſteine, der ihn nothgedrungen mit in ſich aufnehmen mußte, aber ſehr geringſchätzig ſprach von dem ſchlechten Geruch der aufgewärmten Erbſenſuppe oder der Kartoffeln mit Zwiebelbrühe, der ihm oft ſchon den Appetit für feinere Genüſſe verdorben habe.

Was das übrige Ameublement der Kammer anbelangt, ſo konnte man ſagen, es ſei beſſer, als man hier zu finden erwartete. Da war ein ehemals polirter Tiſch, freilich ſehr zerſchunden und abgeſchabt, deßgleichen drei nußbaumene Stühle, die dazu paßten, ja ſogar ein Lehnſtuhl mit Leder bezogen, auf deſſen Sitz aber ein Stück blaukarrirter Baumwollzeug wahrſcheinlich eine traurige Blöße verdeckte. In der Ecke ſtand die erwähnte Kinderbettlade, auch von hartem Holz und polirt, doch waren weder Strohſäckchen, noch Betten, noch Decke darin, und die nackten Bretter ſchienen Luſt zu haben, gar traurige Geſchichten zu erzählen.

Die Beſitzerin der Dachkammer, Frau Wittwe Strieber, fühlte die Kälte nicht, denn ſie lag in ihrem Bette, warm zugedeckt mit einer dicken wollenen Decke. Ihre Arme hatte ſie freilich über derſelben, doch waren dieſe Arme wohlverwahrt, denn die alte Frau ſtack in einer geſtrickten Jacke, die ſchon im Stande war, eine kühle Luft abzuhalten; auf dem Kopfe hatte ſie eine ordentliche Nachthaube, und wenn auch das Geſicht darunter

runzelig und eingefallen war, ſo lag doch etwas darin, ein Zug um den Mund, ein Blick aus den Augen, die wohl anzeigten, daß eben dieſes Geſicht früher unter einem eleganten Hute vollkommen an ſeinem Platz geweſen war. Frau Strieber hatte ein Buch in der Hand und da zu gleicher Zeit auf ihrer Naſe eine Brille ſaß, ſo ſind wir berechtigt, anzunehmen, daß ſie in dieſem Buche geleſen habe. Wir ſagen habe; denn im gegenwärtigen Augenblicke hatte ſie den Kopf in die Kiſſen zurückgelegt und blickte wie träumend an die Kammerdecke empor, während ſie die Hände auf dem Buche gefaltet hatte und etwas zwiſchen ihren Fingern hielt.

Dieſes Etwas war ein gelbes Stückchen Band, welches die Beſitzerin dazu brauchte, um irgend eine Stelle in ihrem Gebetbuch zu bezeichnen; ſo oft ſie aber an eine ſolche bezeichnete Stelle kam, unterbrach ſie ſich ſelbſt mitten im ſchönſten Gebete und machte es wie jetzt, das heißt, ſie faltete ihre Hände, legte den Kopf zurück und blickte ſo lange an die Decke empor, bis ihre Augen anfingen zu blinzeln und bis unter der Brille hervor ein paar dicke Thränen über die eingefallenen Wangen hinabrollten. Durch dieſe Thränen erweiterte ſie alsdann ihr Gedächtniß und ſie blickte mit einer erſtaunlichen Klarheit in eine längſt vergangene Zeit. Da ſchoben ſich die Wände der Dachkammer auseinander, aus dem einzigen trüben Fenſter wurden zwei große und helle mit freundlichen weißen Gardinen verſehen und einem hübſchen Umhang, ähnlich dem Zeuge, womit die Möbel bezogen waren. Da erſchienen auf den rauchigen Wänden grüne und rothe Streifen mit Blumenguirlanden, auch Bilder in goldenen Rahmen, und in einem derſelben erblickte ſie ſich ſelbſt, wohlfriſirt, mit einer feſtlichen Haube, außerordentlich ähnlich von dem

damaligen erſten Künſtler gemalt, deſſen Bilder nur den Einen Fehler hatten, daß die Köpfe zu den Körpern ſelten paßten und ſo eigenthümlich auf dem Halſe ſaßen, daß man bei den dargeſtellten Perſonen abnorme, bis jetzt in Natur noch nie dageweſene Gelenke vorausſetzen mußte. Neben ihrem Bilde ſah ſie dann natürlich wie im Traume das ihres Mannes, des ſeligen Reviſors, angethan mit einem ſchwarzen Fracke, in deſſen Knopfloche ein gelbes Band mit einer goldenen Medaille prangte. Das war die Kopie deſſelben Bandes, welches ſie jetzt in ihren Händen hielt.

Und dann dachte ſie ferner an jenen ſeligen Abend, als der dicke Kanzleidiener mit ſo auffallend ſonderbarem Schmunzeln Abends in's Zimmer trat. Der Kanzleidiener hatte ein fettes, rothes Geſicht, weißes Haar, und ſchnupfte leidenſchaftlich. Als er an jenem denkwürdigen Abend kam, blieb er unter der Thür ſtehen und nahm dort eine Priſe der Rührung; denn er war ein guter Menſch und der Familie Strieber beſonders zugethan. Nach der Priſe ſchluckte er heftig, lächelte etwas affektirt, und als er bedächtig in ſeine Rocktaſche langte, ſagte er mit bewegter Stimme: „Ja, Frau Reviſor, ſo geht's. Wie kann man wiſſen, was nicht alles kommt! Habe ich doch ſchon manches gebracht, Angenehmes und Unangenehmes, aber noch nichts, wie heute Abend.“ — Und darauf hatte ſie entgegnet: „Bendel, Er erſchreckt mich. Will Er ſich nicht ſetzen und ſich deutlicher erklären?“ — „Nicht um eine Million will ich mich vorher ſetzen,“ antwortete hierauf der Kanzleidiener, und dabei zupfte er immerfort an ſeiner Rocktaſche und brachte endlich ein großes weißes Couvert zum Vorſchein mit dem Amtsſiegel; und das Couvert ſah ſo verdächtig dick aus, daß nothwendig etwas anderes darin ſein

mußte, als nur Papiere; und als das die Frau Reviſorin ſah, überlief es ſie kalt und ſie ſagte: „Wenn Er ſich nicht ſetzen will, Bendel, ſo werde ich mich ſetzen.“ — Das that ſie auch und dann reichte ihr Bendel das Couvert, ſie wiſchte ihre Hände an der Schürze ab, ehe ſie es anfaßte, — nein, nein, es war anders; ſie griff es mit der Schürze an und fragte: „Darf ich?“ — Darauf ſagte Bendel: „Nur zu!“ worauf ſie das Papier öffnete, ein Etuis hervorzog, ein ſehr ſchönes Etui von rothem Leder und darin lag die goldene Verdienſtmedaille mit dem gelben Bande, bei deren Anblick die Reviſorin zu weinen anfing und ausrief: „Bendel, mich trifft der Schlag!“

Aber der Schlag traf ſie keineswegs. Auch faßte ſie ſich ſchon im nächſten Augenblicke wieder ſo weit, um dem Kanzleidiener ein Glas Wein einſchenken zu können, ſowie mit demſelben zu überlegen, auf welche Art der Reviſor am beſten zu überraſchen wäre. Die Anſichten beider trafen ſich auf eine merkwürdige Art, und als Herr Strieber ſpäter zum Nachteſſen kam, bemerkte er nichts Beſonderes oder Außerordentliches, nur fiel es ihm auf, daß ſein einziger achtjähriger Sohn die Sonntagshöschen anhatte, und daß die Reviſorin zuweilen ſtill in ſich hineinkicherte. Der Hausherr ſetzte ſich zu Tiſche und fing an zu ſchmunzeln, als ſein Leibgericht aufgetragen wurde, gewärmtes Sauerkraut mit Schweineknöchel. Als er aber darauf die Serviette von ſeinem Teller nahm und dort die funkelnde Medaille mit dem gelben Band erblickte, da ſprang er jählings in die Höhe, als habe er im Sitzkiſſen des Stuhls eine Nadel verſpürt, wobei er ausrief: „Potz Heiden und Schnecken, iſt das Ernſt oder Scherz?“ — Aber es war kein Scherz. Madame Strieber, deren Lachen jetzt wieder in tiefe Rührung umſchlug, heftete die Medaille an

den Rock, der kleine Friedrich präſentirte einen koloſſalen Blumenſtrauß und es dauerte eine gute Stunde, ehe Sauerkraut und Schweineknöchel angegriffen wurden, mit welchen köſtlichen Sachen dem Reviſor am heutigen Abende allerlei Unglück paſſirte, denn da er beſtändig auf ſeine Medaille hinſchielte, ſo ließ er die beſten Brocken von der Gabel fallen oder fuhr mit derſelben an unrechte Orte. Später, als der Sohn zu Bette war, wurden die bezüglichen Dekrete geleſen und wieder geleſen, und bei der Stelle, wo es hieß, daß nach dem Tode des Beſitzers die reſpektive Medaille zurückgegeben werden müſſe, konnte ſich Madame Strieber der Thränen nicht erwehren. Natürlicherweiſe war es nicht der Verluſt des Goldwerthes, der ſie tief betrübte, ſondern ſie vergegenwärtigte ſich den Augenblick, wo ſie zum letztenmale die Medaille anſehen durfte und ſie hingeben mußte in fremde Hände, um ſie nie mehr zu erblicken, wie ſie ja auch ihren Mann, der jetzt ſo freudeſtrahlend vor ihr ſaß, alsdann nie mehr wiederſehen würde. — Welch ein Kontraſt in dieſen beiden Stunden! Der Reviſor hatte ſie freilich getröſtet und ihr geſagt: „Das hat gute Wege, bis dahin iſt Friedrich erwachſen und wer weiß, ob die Medaille nicht in unſerm Hauſe bleibt.“ —

Darnach war die Zeit vorübergerollt, und an einem andern Abend ſaß die arme Reviſorin ſchwarz gekleidet an ihrem Tiſche, unaufhaltſam tropften ihre Thränen über das bleiche Geſicht, als ſie die goldene Medaille einpackte und dem Kanzleidiener übergab. Das war nicht mehr der alte getreue Bendel; der hatte dem Reviſor Quartier gemacht und lag ſieben Schuh tief, leider ſo weit von ihm entfernt, daß ſich die Beiden in der Mitternachtsſtunde nicht einmal zuſammen unterhalten konnten.

Dabei dachte die Frau an das troſtreiche Wort ihres Seligen,

daß die Medaille wohl in der Familie bleiben könnte; doch hatte er damit ſchlecht prophezeit, denn Friedrich war nicht ſo geworden, wie er hätte werden können. Wohl war er von der Natur mit Fähigkeiten genugſam ausgerüſtet, ja ſeine Lehrer nannten ihn einen talentvollen jungen Mann, er hatte das Baufach ſtudirt, hatte ſchöne und vielverſprechende Entwürfe gemacht, war aber in ſchlechte Geſellſchaft gerathen und hatte den Eltern ſchon unſägliches Herzeleid verurſacht.

An dem erwähnten traurigen Abende ſtand er am Fenſter, und während die Mutter mit dem Einpacken beſchäftigt war, hatte er den Arm gegen das Fenſter gelegt, drückte ſeine Stirn gegen die kalten Scheiben und blickte finſter in die Nacht hinaus; zuweilen kaute er auch an ſeinen Nägeln. Die Mutter hatte ihn mit Ermahnungen und Bitten beſtürmt, ſie hatte ihm vorgeſtellt, wohin ein ſolch wildes unordentliches Leben nothwendig führen müſſe, ſie hatte ihn bei dem Andenken des Vaters beſchworen, doch endlich einmal ſeinen tollen Lebenswandel zu laſſen und mit Emſigkeit für ſich und ſeine Zukunft zu arbeiten. „Daß du an mich denken ſollſt," hatte die Mutter traurig hinzugefügt, „o lieber Gott, daran habe ich ſchon lange nicht mehr gedacht, will das auch nicht einmal verlangen. Die paar Jahre, die ich noch zu leben habe, werde ich mich mit meiner kleinen Penſion ſchon durchhelfen, und der liebe Gott wird mir beiſtehen, daß ich mit Anſtand ſterben kann, wie ich mit Anſtand gelebt," fügte ſie mit einem gewiſſen Stolze bei.

Aber das Schickſal in Geſtalt ihres Sohnes Friedrich ſchien nun einmal nicht gelaunt zu ſein, ihr dieſen Willen zu erfüllen. Freunde ſeines verſtorbenen Vaters hatten ihm eine ziemlich ordentliche Stelle bei einem Eiſenbahnbau verſchafft, wobei aber, um

vor ſeinen Fahrläſſigkeiten geſichert zu ſein, eine kleine Caution geſtellt werden mußte. Die Mutter hatte das übernommen, und zu dem Zweck den größten Theil ihrer Penſion verpfändet, und als nun der traurige Fall eintrat, daß durch Friedrichs Nachläſſigkeit und Leichtſinn er nicht nur ſeine Stelle verlor, ſondern auch die Caution angegriffen wurde, da ſah ſich die arme Wittwe genöthigt, hinaufzuziehen in das Dachſtübchen und im Bette zu bleiben, wenn es draußen kalt war. Doch ſelbſt zu ſolch beſcheidenem Leben wollten die Einkünfte zuweilen nicht mehr reichen, auch hatte ihr die Hauswirthin, Madame Wurmer, geſagt: „Nehm Sie doch jemand zu ſich, Frau Strieber," und hatte in dem Fall gegen billiges Geld ein Bett verſprochen; „erſtens koſtet Sie alsdann das Quartier weniger und zweitens hat Sie bei vorkommenden Fällen eine Hülfe." Das „vorkommende Fälle" hatte ihr Thränen in die Augen gejagt. Wer denkt nicht zuweilen an den letzten „vorkommenden Fall?" Aber, daß ſie ihn in einer Dachkammer erleben ſollte, fern von ihrem Sohne, der nach der Reſidenz gegangen war, um dort ſein Glück oder gänzliches Unglück zu finden — ſo weit hatten ſich ihre Befürchtungen doch nicht erſtreckt. Wie hatte ſie ſich ſelbſt jenen letzten Fall ſo ſchön ausgemalt! Dahin zu ziehen aus den Armen der Liebe hinweg nach jenen lichten Räumen, die uns verheißen. Wie hatte ſie ſich darauf gefreut, ehe ſie ihr Auge zum letztenmal ſchließen würde, ihren Sohn neben ſich zu ſehen, vielleicht mit einer geliebten Frau und ſchönen geſunden Kindern!

Ach! dieſe Träumereien, ſowie auch die von einer früheren glücklichen Zeit, waren mit ihre ſeligſten Stunden, und das kleine gelbe Band, wenn ſie es in ihren Fingern hielt, ſchien eine

Zauberkraft in sich zu haben und ihre ganze Umgebung mit einemmale zu verwandeln.

Da klopfte es bescheiden an die Kammerthür. Und plötzlich verflog der Traum der alten Frau mit den hellen Fenstern, mit den glänzenden Tapeten, mit dem stattlichen Bilde ihres Mannes, alles, alles verflog, und als sie traurig lächelnd um sich blickte, sah sie so recht deutlich die ärmliche Dachkammer mit dem kalten, mürrischen Ofen.

Es klopfte wieder, und so leise und bescheiden, wie vielleicht ein Bettler zu klopfen pflegt. „Herein!" rief Frau Strieber, indem sie sich ein wenig in ihrem Bette aufrichtete. Da wurde die Thür langsam geöffnet, aber mit der gleichen Bescheidenheit, wie man vorhin angeklopft hatte; und in der Spalte wurde der Kopf einer Frau sichtbar, die schüchtern ins Zimmer hineinblickte und mit einem verlegenen Lächeln Madame Strieber in ihrem Bett grüßte.

„Nur herein," sagte diese, „nur ganz herein, wenn Ihr zu mir wollt." — „Ja, ich vermuthe fast, daß ich zu Ihnen will," entgegnete die Frau an der Thür, „Numero 2420 im Tagblättchen von gestern, wo eine Schlafgängerin gesucht wird." — Die alte Frau im Bett nickte mit dem Kopfe und sagte dann mit einem leichten Seufzer: „Ja, ja, es ist so, kommt nur herein."

Aber trotz dieser Aufforderung blieb die Andere in der halbgeöffneten Thür stehen, blickte verlegen rückwärts und gab zur Antwort: „Ja, wenn Sie erlauben, so werde ich schon hereinkommen, aber ich bin — ich habe — Sie müssen schon entschuldigen —." — „Und was denn?" sagte die Revisorswittwe fast ungeduldig. — „Sie müssen schon verzeihen, daß ich — mein kleines Kind mit hereinbringe." — „Ei der Tausend, ein kleines

Kind," entgegnete kopfſchüttelnd Madame Strieber, „ja darnach habe ich eigentlich nicht verlangt, weiß auch nicht, ob ſich das machen läßt. Ueberhaupt — müſſen wir uns doch zuerſt verſtändigen. Es ſind ſchon manche da geweſen, aber ich kann nicht jede aufnehmen."

„Das habe ich mir wohl gedacht," ſprach traurig die Frau, die jetzt in die Dachkammer getreten war und an ihrer Hand ein kleines Bübchen von vielleicht vier Jahren führte, das ſcheu und furchtſam um ſich blickte und zuweilen zuſammen zu fahren ſchien, nicht aus Angſt, ſondern vielmehr vor Kälte, denn das Bübchen war ziemlich dünn gekleidet. „Ja, ich habe die Anzeige geleſen," meinte die Frau an der Thür nach einer kleinen Pauſe, „und wenn ich leider auch nicht ſehr vortheilhaft auftreten kann, ſo kann ich doch meine Herkunft von einer guten Familie beweiſen und habe auch einiges Geld, um die Miethe wenigſtens einen Monat im Voraus bezahlen zu können."

Die alte Frau im Bette ſchien wenig auf dieſe Reden zu hören, doch betrachtete ſie mit großem Intereſſe das Bübchen, welches ein bleiches Geſichtchen hatte, bläuliche Lippen und mit ſeiner rothen Naſenſpitze recht verfroren ausſah. Mochte die Reviſorin bei dieſem Betrachten einen ſtrengen, faſt finſteren Blick machen, genug, die junge Frau wollte ſich darauf ſchüchtern wieder zurückziehen und bat um Entſchuldigung geſtört zu haben. Die junge Frau ſah recht kummervoll aus, ſie mußte ſchon ſehr, ſehr viele Leiden durchgemacht haben und war doch ihrem Aeußern nach noch ſo jung. Sie hatte ein feines, weißes Geſicht mit wahren Kinderaugen, von einem recht ehrlichen und gutmüthigen Blick und Glanze. Letzterer aber wurde gedämpft oder vielmehr, er konnte den Beſchauer traurig ſtimmen, wenn man dazu das

gedrückte Lächeln auf den müden Geſichtszügen der jungen Frau, namentlich um die zuſammengepreßten Lippen ſah. Es war eins von jenen Lächeln, die man in der Welt häufig genug findet und die uns, namentlich wenn wir ſelbſt traurig geſtimmt ſind, aufs tiefſte bewegen können, wo es uns hinzieht, die Hände einer ſolchen Unglücklichen zu ergreifen, wo wir faſt aus ihren Augen die Geſchichte ihres Unglücks leſen können, und wo es uns drängt, zu ihr zu ſprechen: Lege dein Haupt an meine Bruſt, was du fühlteſt, habe auch ich gefühlt, — laß uns zuſammen weinen.

Aehnliche Gedanken mochte auch Madame Strieber hegen, als ſie nun forſchend in das traurige, kummervolle Geſicht der jungen Frau blickte, und dann deren Anzug betrachtete, der in Farbe und Schnitt an eine beſſere Zeit erinnerte, jedoch ſchon ſo abgetragen war, daß man daraus die große Armuth der Beſitzerin wohl ermeſſen konnte.

„Nehmen Sie alſo nichts für ungut," ſagte dieſe, „daß ich Sie beläſtigt; hätte ich mir doch faſt denken können, daß niemand geſonnen ſein wird, eine Schlafgängerin mit ihrem Kinde aufzunehmen. Bitte recht ſehr um Entſchuldigung." Damit bückte ſie ſich, um das Bübchen auf den Arm zu nehmen, und faſt hätte Madame Strieber ſie gehen laſſen, denn im erſten Augenblick dachte auch ſie: eine ſo junge Perſon ins Zimmer zu nehmen und obendrein mit einem kleinen Kinde, wer weiß, ob das gut iſt? —

Nun iſt es aber grade, als ob in wichtigen Lebensmomenten die Schutzgeiſter der Menſchen faſt erſchreckt über die Bedeutſamkeit des Augenblickes, — denn ſie ſehen ja in die Zukunft, — haſtig niederſchwebten, um das Losreißen zweier Herzen von einander zu verhüten. Dieſe Schutzgeiſter ſind es, die uns zu

einem leichten Seufzer bewegen, zu einem einzigen begütigenden Worte, welches das andere Herz vielleicht begierig aufgreift, daß es ebenſo antwortet, worauf dann meiſtens Thränen und leiſe Klagen erfolgen und endlich der ſelige Moment der Verſöhnung, wo die beiden vor kurzem noch ſo feindlich geſtimmten Herzen faſt berauſcht von Glück gegen einander ſchlagen.

Der Schutzgeiſt, der in dieſem Augenblick in der Dachkammer gebot, ließ Madame Strieber ſagen: „Wenn wir uns aber doch einigen könnten, ſo wäre zu gleicher Zeit die Frage wegen des Kinderbettlädchens im Reinen.“

Das waren einfache Worte, aber es klang aus ihnen heraus, vielleicht der Sprecherin ſelbſt unbewußt, eine ſolche Maſſe von Güte und Herzlichkeit, daß die junge Frau an der Thür aufs tiefſte davon ergriffen wurde. Sie ließ das Bübchen auf den Boden niedergleiten, preßte beide Hände vor das Geſicht und fing bitterlich an zu weinen, worauf ſie ausrief: O, wie bin ich unglücklich! Für mich iſt doch kein Troſt und keine Hülfe mehr auf der Welt.“

Hierauf richtete ſich die Reviſorswittwe haſtig in ihrem Bette auf, legte das gelbe Bändchen ſorgfältig in das Gebetbuch, klappte den Deckel zu und ſagte: „Was ſind das für Reden, junge Frau! Ja, wenn Sie mir ſo kommt, dann kann ich Sie wenigſtens heute Morgen nicht gehen laſſen. Da müſſen wir näher mit einander ſprechen. Lege Sie Ihr Tuch ab, unterdeſſen will ich aufſtehen und Feuer anmachen. — Draußen regnet und ſchneit es ja durch einander,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ſie ihre Haare feſter gebunden hatte. „Du lieber Gott, Sie muß ganz naß ſein, junge Frau, und das Bübchen auch. Iſt das Bübchen nicht ganz naß?“

Die an der Thür nahm den Kopf des Kleinen in ihre beiden Hände, küßte ihn auf den Mund und hauchte ſeine Stirne warm an. Dabei nickte ſie mit dem Kopfe, denn ſprechen konnte ſie vor Thränen und heftigen Schlägen des Herzens nicht. —

„Ja, ich ſehe ſchon, das Bübchen iſt ebenfalls naß," rief Madame Strieber voll Eifer, „und da iſt denn das Beſte, Ihr gebt mir das Kind hieher, und wir wollen es ausziehen und ein bischen zu mir legen, daß es ſich erwärmt." — „Ach ja, ach ja," antwortete haſtig die junge Frau, „wenn Sie das wollten, ſo wird Sie Gott dafür lohnen. Ich kann unterdeſſen Feuer anmachen." — „Das iſt wahr, das könnt Ihr auch thun, dort in dem Verſchlag am Fenſter iſt Holz, oder nein, ich beſinne mich, der Ofen iſt eingelegt; Sie braucht nur ein Schwefelhölzchen daran zu halten. Hier ſind welche. Aber jetzt gebt vor allen Dingen das Bübchen her. — Willſt du zu mir ins warme Bett?" redete ſie zu dem Kleinen, der bald die alte Frau, bald ſeine Mutter zweifelnd anſah.

„Willſt du zu der guten Frau?" fragte die letztere, „ſie hat dich lieb, und gleich wirſt du recht warm haben." — Das Bübchen hatte recht ſchöne und große Augen und blickte fragend um ſich. „Ja, ja, es iſt die Großmutter," ſagte die junge Frau, und dann wandte ſie ſich wie um Entſchuldigung bittend, gegen Madame Strieber. Hierauf ließ ſich der Kleine an das Bett führen, und als ihn die Mutter auszog, ſchüttelte die Reviſors-Wittwe den Kopf, während ſie bemerkte: „Ei, ei, ei, das arme Kind iſt ſehr naß, naß bis auf's Hemdchen, Schuhe und Strümpfe, alles naß, durch naß. — So, jetzt komm zu mir."

Der Kleine warf noch einen Blick des Zweifels auf ſeine Mutter; als dieſe ihn aber mit einem herzlichen Kuß in das

warme Bett ſchob, da ließ er ſich die Aenderung ſeiner Lage bald gefallen und folgte willig der alten Frau, die ihn freundlich in den Arm nahm und mit der Hand über ſein blondes, lockiges Haar ſtrich.

Bald ſummte und praſſelte es auch in dem Ofen, das Holz knarte und in der Ofenröhre ſauste es faſt vernehmlich: Seht ihr wohl, daß ich warten kann, am Ende kommt man doch immer wieder zu mir; dabei bin ich verſöhnlich und ihr ſollt ſehen, wie angenehm warm es hier oben im nächſten Augenblicke werden wird. Und der Ofen hatte recht. Mit der Wärme ſchlich ſich auch ein noch weit angenehmeres und behaglicheres Gefühl in die Herzen der Anweſenden, namentlich aber durchſchauerte es die alte Frau recht wonniglich, als ſie das kleine Bübchen ſo recht feſt an ſich drückte, als ſich ſein bleiches Geſichtchen zu röthen begann und die hellen Kinderaugen mit der Wärme an Glanz zunahmen. Er ſchaute auch dankbar auf ſeine neue Pflegerin, und als dieſe endlich herausgebracht hatte, er heiße Alfred, und ihn freundlich bei dieſem Namen benannte, da ſpielte ein zufriedenes Lächeln um ſeinen kleinen Mund.

Daß die junge Frau als Schlafgängerin angenommen wurde, brauchen wir eigentlich nicht zu erwähnen, obgleich ſich noch ein kleiner Anſtoß fand, der bei Madame Strieber einige Ueberlegung mit obligatem Kopfſchütteln hervorrief. Wenn auch die Neuangekommene ihre Abkunft von einer guten Familie aus einer benachbarten kleinen Stadt nachwies, ſo hielt ſie doch manches aus ihrem vergangenen Leben abſichtlich in Dunkel gehüllt, und wenn das Geſpräch auf dieſes Thema kam, ſo pflegte ſie zu ſagen: „Erlaſſen Sie mir vorderhand die nähern Mittheilungen, ich bin recht, recht unglücklich geweſen, aber Sie werden ſehen, ob es

Sie gereuen wird, mich bei ſich aufgenommen zu haben." — Gleich am zweiten Tage ihrer Anweſenheit, als ſie den Namen der Madame Strieber erfuhr, hätte es ebenfalls und damals von Seiten der jungen Frau faſt eine Trennung gegeben, denn ſie erſchrack auf's heftigſte bei Nennung dieſes Namens und wollte augenblicklich die Wohnung verlaſſen, dennoch aber blieb ſie, und als ſie lange überlegend mit gefalteten Händen an dem kleinen Fenſter ſaß, hörte man ſie tief ſeufzen und leiſe ſprechen: „Es iſt vielleicht der Wille Gottes, es hat wohl ſo kommen ſollen."

Nun lebten auch die Beiden oder vielmehr die Drei in einer Harmonie zuſammen, die ans Rührende grenzte. Die junge Frau pflegte die Reviſorswittwe nicht nur wie eine Tochter und beſorgte das Hausweſen aufs Fleißigſte und Pünktlichſte, ſondern verdiente, da ſie geſchickt in allen weiblichen Arbeiten war, reichlich ihren und ihres Kindes Lebensunterhalt, und that noch obendrein Außerordentliches für das gemeinſchaftliche Hausweſen, ſo daß Madame Strieber den Morgen ſegnete, wo ſie im Bette gelegen und wo jene erſchienen. Hätte die gute Frau nicht einen andern Grund zum Kummer gehabt, ſo würde ſie ſelbſt den Contraſt zwiſchen jenem beſchriebenen Abend, wo der Kanzleidiener mit dem Couvert erſchienen, ja zwiſchen ſo manchen vergnügten Tagen der frühern Zeit nicht ſo ſchmerzlich empfunden haben. Aber ihr Sohn war es, an den ſie mit großer Betrübniß dachte. Da derſelbe, wie ſchon früher bemerkt, etwas Tüchtiges gelernt hatte, in ſeinem Fache ſehr brauchbar war, auch arbeiten konnte, wenn er wollte, ſo hatte er bald wieder eine Stelle bei einem der vielen Eiſenbahnbauten erhalten, und wenn er von Zeit zu Zeit ſchrieb, ſo zeigten dieſe Briefe wohl eine gedrückte Stimmung, doch las man auch daraus, daß es jetzt vielleicht

mit ihm beſſer werden könne, daß er ſich beſtrebe, fleißig zu arbeiten und daß er namentlich ſeinen unordentlichen Lebenswandel aufgegeben. Doch dachte Madame Strieber, wenn ſie ein ſolches Schreiben erhielt und durchlas: das Papier iſt geduldig und kann nicht widerſprechen. — Am meiſten bekümmerte es ſie, wenn ihr Sohn über ſeine jetzige Stellung ſchrieb, daß ſie ſo gar klein und unbedeutend ſei, daß er Kraft zu Größerem in ſich fühle, und daß es ihn faſt zur Verzweiflung bringe, wenn er bedenke, was er alles durch den Leichtſinn ſeiner Jugend verſcherzt.

Wenn die Mutter das las, ſo nickte ſie betrübt mit dem Kopfe, ſuchte Troſt und Hülfe bei ihrem Gebetbuche und las ſo lange darin, bis ſie auf das gelbe Band ſtieß und bis ſie darauf, wie ſchon früher beſchrieben, von vergangenen Zeiten zu träumen anfing.

So ſaß ſie eines Abends in ihrer Dachkammer; es ging ſtark dem Frühling zu, die Tage waren ſchon bedeutend länger geworden und die Dämmerung war eingetreten, jenes allmälige ſanfte Einſchlummern der Natur, wo ſich jedes Herz weicher geſtimmt fühlt, und wo ſich ſelbſt ein ſchneidender Schmerz in eine ſanfte wehmüthige Klage auflöst. Die junge Frau Louiſe war ausgegangen, und das Bübchen hatte ſeinen Kopf ſo auf den Schooß der alten Frau gelegt, daß es durch den Dachladen hinaus an den Himmel blicken konnte, der in dunkler Bläue glänzte und wo ſich die ſcharfgezeichnete blitzende Sichel des jungen Mondes zeigte. Madame Strieber hatte ſchon ihren ganzen Vorrath von Märchen erſchöpft und alle überdieß noch mit einem Anhange verſehen, wenn der Kleine wiſſen wollte, wie es denn eigentlich dem Prinzen oder der Prinzeſſin, nachdem ſie aus großen Gefahren befreit, weiter ergangen, oder was aus dem Drachen geworden, nachdem er ſich von dem Felſen hinabgeſtürzt hatte. —

Da öffnete ſich leiſe die Thür, und da vorher nicht angeklopft wurde, ſo meinte die alte Frau, es ſei ihre Schlafgängerin, die heimkehre. Doch erſchrack ſie ſo ſehr, daß ſie faſt vom Stuhl herabgefallen wäre, als ihr nun eine männliche Stimme ſagte: „Guten Abend, Mutter.“ Sie war es ſtets ſo gewöhnt, ihren Sohn immer nur dann wieder zu ſehen, wenn ihm neues Leid widerfahren, weßhalb ſie auch jetzt, ſtatt ſeinen Gruß zu erwidern, wie ſie wohl gern gethan hätte, ängſtlich ausrief: „Um Gotteswillen, du biſt's, Friedrich! Was iſt dir widerfahren?“

„Für dießmal nichts Schlimmes, Mutter, antwortete der junge Mann, der nun eingetreten war, und man ſah ihn in unbeſtimmten Umriſſen an der Thüre ſtehen. „Nichts Schlimmes, wenn ich auch gerade nicht der Bringer einer Freudenbotſchaft bin.“ — „Du haſt aber deine Stelle verlaſſen?“ — „Ja und nein, Mutter, wie Ihr wollt; ich möchte ſie wohl verlaſſen, aber es iſt mein freier Wille, es zwingt mich kein Menſch dazu. — Ehe ich Euch das aber erzähle,“ ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu, „müßt Ihr mir freundlich guten Abend ſagen; denn wenn Ihr immer noch an mir verzweifelt, wie ſoll da ich meinen guten Muth behalten? — O, ein freundliches Wort iſt eine große Ermunterung.“

Damit war er an den Stuhl getreten, wo die alte Frau ſaß, und als ſie ihm nun ihre Hände reichte, nahm er ſie beide, legte ſie um ſeinen Hals und beugte ſich tief herab, bis er die Mutter küſſen konnte. Das Bübchen hatte ſich hinter den Stuhl zurückgezogen und verhielt ſich dort mäuschenſtille. Der junge Mann zog einen andern Stuhl in die Nähe der Mutter, ſetzte ſich drauf und ſagte: „Es iſt ſo, es iſt wahrhaftig ſo, wie ich in meinen letzten Briefen geſchrieben; ich habe mich wieder an die

Arbeit gewöhnt, habe von meinem unordentlichen Leben gelaſſen und kann Euch ſagen, ſowie durch Zeugniſſe beweiſen, daß der Oberingenieur mit meinen Arbeiten wohl zufrieden iſt."

„Gott ſei Dank," ſagte die alte Frau, und ſetzte dann mit einem tiefen Athemzuge hinzu: „Und doch willſt du die Stelle verlaſſen, wenn man mit dir zufrieden iſt?"

„Um mich zu verbeſſern, Mutter, um vielleicht das noch werden zu können, wozu ich die Kraft in mir fühle; — und dann, um meine Schulden bezahlen zu können," fuhr er fort, indem er die Hand der alten Frau ergriff; — „Schulden, die mich entſetzlich drücken, Schulden gegen Euch, Mutter, die ich mich beeilen muß, zurückzuerſtatten; und auch noch Schulden gegen jemand anders; — doch davon ſpäter. O Mutter, Mutter, ich habe viel gelitten und viel ertragen, und jetzt, da ich ein ganz anderer Menſch geworden bin, habe ich wieder den Muth, an eine fröhliche Zukunft zu denken. Ja, es iſt mir oft, als könnten wir Alle noch einmal glücklich werden."

Bei den guten Worten, die ihr Sohn ſprach, hatte Madame Strieber die Hände gefaltet, und als ſie in den Mond blickte, glänzte der ſo ſtark, daß ihr die Augen vor Thränen überliefen. Wäre es denn vielleicht möglich, dachte ſie, daß ſich meine ſüßen Träume noch verwirklichen könnten, wäre es denn wahr, daß mein Sohn zur Einſicht gekommen und umgekehrt wäre auf dem Wege, der auch mich in's Verderben geführt? — „Nicht wahr, Mutter," fuhr der junge Mann fort, „wenn man bereut, ſo iſt ſchon viel gewonnen, und wenn man den Willen hat, ſeine Fehler gut zu machen, ſo hat man auch die Kraft dazu." — Die alte Frau war ſo gerührt, daß ſie im erſten Augenblicke nur ſtumm mit dem Kopfe nickte; doch hätte ſie auch wahrſcheinlich geſprochen, wenn

nicht jetzt das Bübchen hinter dem Stuhle tief aufgeſeufzt hätte, wie es Kinder wohl zu machen pflegen, wenn ſie müde ſind oder ſich langweilen.

„Wir ſind nicht allein?“ fragte erſtaunt der junge Mann, und da er dabei hinter den Stuhl blickte, ſo ſah er den Kleinen. „Wem gehört das Kind?“ fragte er. — „Es iſt das Bübchen meiner Schlafgängerin,“ antwortete die Mutter, „einer braven, armen Frau. Komm nur her,“ wandte ſie ſich an den Kleinen, „du brauchſt dich nicht zu fürchten.“ — Darauf trat der Kleine hervor und ſtellte ſich neben die alte Frau. Im Zimmer war es aber ſo dunkel, daß man nur ſeine Augen glänzen ſah.

„So, du wohnſt nicht mehr allein?“ fragte der Sohn mit leiſer Stimme die Mutter; „das thut mir eigentlich recht leid.“ — „Mir gar nicht,“ entgegnete die Mutter, „ich kann dich verſichern, Friedrich, daß ich an der Perſon, die bei mir wohnt, einen wahren Schatz gefunden habe.“ — „Und das iſt ihr Sohn?“ ſprach er nachdenklich. „Der kann vier Jahre alt ſein,“ meinte er mit einem ganz leichten Seufzer, und ſetzte dann hinzu: „Willſt du nicht auf meinen Schooß kommen, mein Kind?“

Da der Kleine nicht ſcheu und furchtſam war, ſo folgte er der Einladung, die mit gar freundlicher Stimme gemacht wurde; er ließ ſich auf den Schooß nehmen und duldete es ſogar, daß der fremde Mann ſein Köpfchen an die Bruſt drückte. — „Er hat ſchönes, lockiges Haar,“ ſagte jener; — „dunkel oder hell?“ — „Hellblond,“ entgegnete die alte Frau. — „So, hellblond? Wie mich das freut!“ bemerkte ihr Sohn und dabei beugte er ſich herab und küßte den Kleinen herzlich und innig auf ſein krauſes Haar. — „Du haſt mir aber noch nicht geſagt,“ begann die

Mutter, „warum du deine Stelle verlaſſen willſt, und welche Pläne du für die Zukunft haſt.“ —

„Ja ſo,“ entgegnete Friedrich, indem er wie aus tiefen Träumereien auffuhr; „richtig, das habe ich Euch noch nicht geſagt, Mutter. Alſo denn: In der Reſidenz ſoll ein großer, prachtvoller Bau aufgeführt werden, und dazu iſt eine Concurrenz ausgeſchrieben. Ihr wißt doch, was eine Concurrenz iſt? — Bei einer Concurrenz werden viele Pläne eingereicht und der am beſten iſt, wird gewöhnlich behalten; zuweilen jedoch wird wohl der oder jener protegirt und einem beſſern vielleicht vorgezogen, aber das thut nichts, man macht ſich doch bekannt und kann auf die Zukunft hoffen.“

„Und einen ſolchen Plan zu dem prachtvollen Gebäude willſt du auch machen?“ fragte erſtaunt die alte Frau — „Er iſt beinahe fertig, und wenn ich auch ſchwerlich damit durchdringe, ſo wird man doch hoffentlich da unten ſehen, daß ich was Rechtes gelernt habe.“ — „Das gebe Gott!“ ſagte ſie; „aber hoffſt du nicht zu viel und iſt es nicht unklug von dir, für etwas Ungewiſſes deine ſichere Stelle aufzugeben?“

„Aufgegeben habe ich ſie auch nicht vollſtändig, ſondern nur Urlaub genommen. Ich muß nach der Reſidenz, um noch einige Maße zu erhalten, ſowie das Terrain genauer kennen zu lernen. Da es nun von meinem jetzigen Wohnorte nur ein kleiner Umweg über hier iſt, ſo findet Ihr es doch begreiflich, daß ich Euch beſuchte; freilich wäre ich lieber erſt gekommen mit einem guten Reſultat in der Taſche; aber die Hoffnung iſt auch was werth, nicht wahr, Mutter?“ — „O ja, das hat mich recht geſtärkt.“ —

„Dann habe ich aber auch noch was Anderes auf dem Herzen,“ fuhr der junge Mann nach einer Pauſe zögernd fort;

„etwas Schweres und vielleicht recht Trauriges, das mich ebenfalls zwang, über hier zu gehen. Ich mag kaum mit der Sprache heraus, Mutter, denn es iſt etwas, was leider, leider zu meinen leichtſinnigen Tagen gehört.“ — Hier machte er eine Pauſe und drückte ſein Geſicht abermals in das lockigte Haar des Knaben, der ganz ſtill auf ſeinem Schooße ſaß und aufmerkſam den Mond betrachtete, der ſo eben in einen großen ſchwarzen Schornſtein verſchwinden zu wollen ſchien. — „Und was haſt du denn ſo Schweres auf dem Herzen?“

Das ſollte die alte Frau in dieſem Augenblicke mit klaren deutlichen Worten nicht erfahren, denn als ihr Sohn anfangen wollte, zu ſprechen, hörte man Schritte auf der Treppe und ſah gleich darauf Licht durch die ſchlecht gefügte Thür ſchimmern.

„Mama,“ ſagte das Bübchen, wobei es den Kopf herumwandte. Dann ging die Thür auf und die junge Frau trat herein. Es war aber nicht mehr das kummervolle Weſen, wie am erſten Morgen, als ſie durchnäßt in der Dachkammer erſchien; die Lippen zuckten nicht mehr ſo ſchmerzhaft, wie damals, und wenn auch meiſtens ein tiefer Ernſt auf ihren Zügen lag, ſo gab es doch Momente, wo ſie recht freundlich lächeln konnte, wenn ſie ihr kleines Kind wieder erblickte, Momente, wo ſie ausſehen konnte, wie eine ſchöne glückliche Mutter. Das war ein ſolcher Moment, als ſie jetzt ins Zimmer trat.

Was nun aber erfolgte, kann ich unmöglich ausführlich beſchreiben. Es war ſo ſchön und ſo glücklich, daß ich mich jetzt noch vor Freuden herumdrehen möchte, wenn ich daran denke. Es war eine Scene des Wiederſehens, die vollen Erſatz bot für viele traurige Jahre. Wenn auch die junge Frau Anfangs faſt ſchaudernd zurücktrat, als ſie den ſo plötzlich wiederſah, der ſie

unglücklich gemacht und dann verlaſſen, ſo zog es ſie doch im nächſten Augenblicke mächtig zu ihm hin, denn er hielt ja ihr Kind und ſein Kind auf dem Schooße und drückte ſeinen Mund feſt auf den des Knaben, während er ihr faſt zitternd die Rechte entgegenſtreckte. — — Bald lag ſie an ſeinem Herzen, und darauf ſagte er zur Mutter, die mit aufgehobenen Händen daneben ſtand: „Das war es ja, was mir ſo ſchwer auf dem Herzen lag.“

Was nun an dem Abend weiter geſchah, damit könnte man ganze Bände anfüllen und manchen vielleicht ſehr langweilen; die Vier in der Dachkammer aber fanden es nicht langweilig und Drei davon blieben ſitzen, das Bübchen wurde freilich zu Bette gebracht, bis das Licht herabgebrannt war und die Uhr jene Zeit anzeigte, wo der Eilwagen nach der Reſidenz abging. Da mußte geſchieden ſein, und es wurde geſchieden, und es iſt nur noch hinzuzufügen, daß die heißen Segenswünſche, welche Madame Strieber und Frau Louiſe dem Scheidenden noch auf den Weg gaben, die beſten Früchte trugen.

Wenige Wochen ſpäter hatte die Wittwe des ſeligen Regiſtrators einen Abend, wie ſie ihn nun und nimmermehr zu erleben geglaubt. Es lief ein Schreiben ihres Sohnes ein, worin er mit freudigen Worten erzählte, daß ſein Plan, obgleich er nicht zur Ausführung angenommen worden ſei, ſo gefallen habe, daß man ihm eine Bauinſpektorsſtelle mit gutem Gehalt übertragen, für ſeine ſchöne Arbeit aber ſei er noch beſonders durch Beifolgendes belohnt worden. Und das Beifolgende öffnete Madame Strieber mit zitternden Händen. Und als ein kleines Etui in rothem Leder zum Vorſchein kam, da ging ſie mit ahnungsvollem Gemüthe hin und holte ihr Gebetbuch und nahm aus demſelben das gelbe Band. Wie immer traten ihr auch dießmal dabei wieder die alten längſt-

vergangenen Tage vor die Seele. Sie ſah den ehrlichen Kanzleidiener, ſie ſah den ſeligen Strieber vor Freude vom Stuhl auffahren, ſie hörte ſeine prophetiſchen Worte, und dann erſt öffnete ſie das rothe Käſtchen und erblickte die goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft. — Das war ein Glück und ein Glanz, ſchimmerndes Gold und ſchimmernde Thränen.

So hat mir der Schriftſteller unter mir erzählt und dazu behauptet, die Dachkammer, wo er jetzt wohne, ſei dieſelbe, wo man eine Schlafgängerin geſucht und wo eine Kinderbettlade zu verkaufen geweſen.

Sechster Windſtoß.

Wiederfinden.

Es gibt Leute, die von Jemand ſagen, der ſich einer guten Geſundheit erfreut: o, der iſt von Eiſen, dem thut weder Froſt noch Hitze etwas. Das ſind aber nur ſo Redensarten, wie vieles in der Welt; als wenn Jemand, der wirklich von Eiſen iſt, nicht auch etwas zuſtoßen könnte! — Seht mich zum Beiſpiel an. Ich bin in der That aus ſehr ſolidem und feſtem Eiſen gemacht, hätte freilich lange nicht geglaubt, daß ich auch einmal in den Fall kommen würde, zu klagen, und doch kann ich nicht umhin, der Wahrheit gemäß zu berichten, daß ich ſchon ein paar Mal während der Zeit meines luſtigen Lebenslaufes ein recht fatales Knarren und Reißen in mir verſpürt. Das Erſtemal war es freilich nur ein ſtarker Katarrh, eine tüchtige Heiſerkeit, und wenn ich mich dabei vor dem ſauſenden Winde herumdrehte, ſo erſchrack ich faſt über das Gekrächze, in welches ſich meine ſonſt ſo ſchöne

Stimme verwandelt hatte. Glücklicherweiſe war ich, wie ſchon früher bemerkt, der Liebling des Hausherrn, und als der eines Tages zum Dachladen hinausſchaute, dabei aber nach mir ſah und bei einem tüchtigen Umſchwung, den ich machte, das verdächtige Knarren vernahm, mit dem ich mich bewegte, ſo ſchickte er zum benachbarten Schloſſer, und ließ deſſen Lehrjungen kommen, um nach mir zu ſehen. Es fand ſich denn auch alsbald, daß meinem Katarrh mit ein paar Tropfen Oel abgeholfen war, die man mir ſogleich einflößte. Ach, wie mir das wohl that! Es floß ſo belebend durch mich hin, und es war ein wunderbares Gefühl, wie das geſchmeidige Oel ſo ſanft meine trockene Kehle hinabglitt. Verſchwunden war mein Katarrh mit Knarren und Seufzen; ich flog vor dem Winde her, leicht, behend und zierlich, wie in jenen glücklichen Tagen der erſten Jugend, als ſie, meine theure Eliſe, noch neben mir auf dem Dache prangte. — Doch ſprechen wir nicht von jener Zeit. Weg mit dieſen traurigen Erinnerungen! Sie paſſen nicht für eine Wetterfahne, deren Beruf Unſtetigkeit iſt und deren Lebenszweck, ſich nach jedem Windſtoße zu drehen.

Das war mein erſtes Unwohlſein, ſehr vorübergehend, und längere Zeit nachher hatte ich nicht die geringſte Urſache, über etwas zu klagen. Eines verdrießlichen oder eigentlich lächerlichen Zufalles, der mir zu ſchaffen machte, ſollte ich eigentlich gar nicht erwähnen, und doch will ich es thun, um den Beweis zu führen, daß kleine Urſachen oft große Wirkungen haben können. Es war an einem klaren, aber windigen Herbſtnachmittage, da ließen die Buben auf der Straße wie gewöhnlich ihre Drachen ſteigen, und einer ſchwang ſich ſo hoch hinauf, weit über die Blitzableiter und Schornſteine, ja über den Kirchthurm, daß ich ſelbſt meine große Freude daran hatte. Da kam ein mißgünſtiger Windſtoß — dies

Volk ärgert ſich über Alles, was in ſein luſtiges Revier hinaufſteigt — und warf den armen Drachen hinab. Er fiel zwiſchen die Häuſer hinein, aber ſo unglücklich für mich, daß die lange Schnur, an der er aufgeſtiegen war, ſich um mein Untergeſtell legte; und als ich mich gleich darauf ſcharf herumdrehen mußte, verwickelte ich mich dergeſtalt in den Bindfaden, daß ich nach kurzer Zeit weder mehr vor- noch rückwärts konnte. Es war das ein elender Zuſtand und ich muß geſtehen, daß ich mich vor mir ſelber und den benachbarten Wetterfahnen ſchämte. Unter denen gab es neidiſches, mißgünſtiges Volk genug, das ſich ſchon lange darüber geärgert hatte, daß ich ſo ſicher und ruhig meinen Geſchäften oblag und nie zu einer Klage Veranlaſſung gab. Da ſtand ich nun, von der elenden Drachenſchnur gelähmt, wie ein alter, gichtbrüchiger Kerl und zeigte bei dem ſchönſten Weſtwind hartnäckig nach Norden. Pfui Teufel! Ich hatte eine Wuth in mir, die gar nicht zu beſchreiben iſt. Die Sache hätte nun für ſich eigentlich nichts zu ſagen gehabt, denn wenn ich ein paar Tage ruhig aushielt, ſo mußten einige gute Regen den Bindfaden ſchon ſo mürbe machen, daß ich alsdann mit Hülfe eines guten Windſtoßes, der im Herbſt immer zu erwarten iſt, meine Feſſel leicht zu brechen im Stande war. Aber wenn ich vorhin ſagte, daß kleine Urſachen oft bedeutende Wirkungen haben, ſo bewies ſich das an Jemand, den ich näher kannte und der mich, der korrekten und genauen Erfüllung meiner Pflichten wegen ſehr hochſchätzte. Wenn ich ſage, ich habe den Mann gekannt, ſo meine ich damit, ich habe ihn viel geſehen und oft ſprechen hören, denn er wohnte dort gegenüber dem vierten Stocke des Hauſes, welches ich zu ſchmücken die Ehre hatte. Dieſer Mann war ein alter, abgeſchabter Geſell, der ſehr gute und ſehr luſtige Tage erlebt,

der aber ſein ganzes Vermögen verpraßt hatte mit Hülfe lebensfroher Tiſchgenoſſen. Obgleich er in der Erinnerung an die immenſen Diners, die er gegeben, unglücklich hätte ſein ſollen, ſo war dies doch nicht der Fall, vielmehr gehörte es zu ſeinen Lieblingsunterhaltungen, mit ſeiner Frau, die Gutes und Böſes redlich mit ihm getheilt und ebenſo wie er gern vortrefflich gegeſſen und getrunken hatte, über dieſe längſtvergangenen Zeiten zu reden. Helene hieß dieſe Frau und war ein armes kummervolles Weib, die einen einzigen Sohn gehabt hatte, den aber der Vater weder zum Lernen, noch zu einem ordentlichen Lebenswandel angehalten und der ein Lump geworden und verſchollen war. Es war das hart für die arme Frau, denn ſie hatte auf dieſen Sohn als auf eine Stütze ihres Alters gehofft und ſah ſich nun ſo grauſam getäuſcht.

Wovon die Beiden ſo eigentlich lebten, wußte niemand von ihren Mitmenſchen recht genau; ich dagegen von meinem Dache konnte wohl ſehen, wie die Frau immer noch etwas von Werthſachen einer früheren Zeit in ihrer Kommode ſuchte und fand, und dabei bemerkte ich auch, daß es unmöglich war, einfacher und ſparſamer zu leben, als die Beiden es thaten, die ehemals ihr Geld mit vollen Händen von ſich geworfen. Morgens wurde Waſſer gefrühſtückt und vielleicht eine vom Abend vorher übrig gebliebene Kartoffel verzehrt. Wenn beim Mittageſſen ein Rettich, etwas ranzige Butter oder ein Stück vertrockneter Käs zum Brod da war, ſo konnte das ein Feſtmahl genannt werden; im Allgemeinen ſchienen ſich die Beiden vorgenommen zu haben, den Verſuch zu machen, mit wie wenig ein Menſch auszukommen im Stande ſei.

Doch muß man nicht glauben, daß ein ſolches mehr als

frugales Mittageſſen unter Klagen und Thränen verzehrt worden ſei. Im Gegentheil. Die Beiden ſaßen faſt heiter einander gegenüber, dieſſeits Helene, jenſeits Victor, Brod oder was da war, in der Mitte, und dieſem weder verdrießlich noch gierig, ſondern feierlich und faſt mit Eleganz zuſprechend. Trübte vielleicht hie und da eine Thräne die Augen der nun alt gewordenen Helene, ſo ſagte Victor: „Warum traurig, mein Kind? Laß uns heiter ſein! Wir haben genoſſen des irdiſchen Glücks, wir haben gelebt und geliebet.“ Zuweilen machte es ihm auch beſonderes Vergnügen, bei ſolchen Veranlaſſungen eines ſeinen Diners von ehemals zu erwähnen; eine ſolche Schilderung fing er meiſtens mit den Worten an: „Heute ſpeist Cicero bei Lucull!“ — und während er nun mit außerordentlicher Zierlichkeit Meſſer und Gabel handhabte, um ſein Brod und ſeinen Rettig zu verzehren, beſchrieb er die Schüſſeln von damals mit ſolcher Genauigkeit, daß man den ſüßen Geſchmack und den feinen Duft ordentlich wieder empfand und bis Helene wehmüthig lächelte.

Es ſei ferne von mir, den geneigten Leſer mit einer Geſchichte von Victor und Helene zu langweilen. Auch weiß ich aus ihrer glänzenden Vergangenheit ebenſowenig, wie aus ihrem jetzigen ſtillen und ärmlichen Leben irgend eine Begebenheit, die des Aufzeichnens werth wäre. Victor war aber einer meiner beharrlichſten Freunde, ich könnte faſt ſagen Bewunderer, denn wenn er in ſeinem Fenſter lag — und es war dies ſeine einzige Beſchäftigung — ſo würdigte er die Straße und Fenſter der umliegenden Häuſer faſt gar keines Blickes, wogegen er Stunden lang zu mir herauf ſehen konnte und ſich ſichtlich an meinen Bewegungen ergötzte.

Das that er denn auch am Morgen nach jenem Tage, wo

mich die Schnur des Drachens gefeſſelt. Er ſchaute lange nach mir herauf, dann ſprach er zu ſeiner Frau: „Was wir ſchon ſeit geſtern Nachmittag für einen beſtändigen Südwind haben! Wenn der Sommer nicht vorbei wäre, müßte es dabei recht warm ſein. Aber ſo iſt der Südwind ſo kühl, wie zu andern Zeiten, wenn es aus Norden bläst.“

„Es iſt doch Nordwind, mein lieber Mann,“ bemerkte Helene in ziemlich entſchiedenem Tone. „Den Südwind hören wir nie, und nur der Wind, der gerade entgegengeſetzt herbläst, heult um das ſcharfe Eck unſeres Hauſes.“ — Victor blickte noch einmal prüfend zu mir herauf, dann zuckte er etwas verächtlich mit den Achſeln und ſagte, indem er ſich halb in das Zimmer hinein wandte: „Es iſt traurig, liebe Helene, daß du einer ſo vollkommen richtigen Bemerkung im Stande biſt zu widerſprechen. Sieh meine Wetterfahne da oben an; der Burſche zeigt richtig, wie ein guter Kompaß; es iſt der genaueſte Südwind.“

„Wenn es dir Vergnügen macht, lieber Victor, ſo will ich nicht widerſprechen. Aber daß der Nordwind um unſere Hausecke heult, davon kannſt du dich ſogleich und vollkommen überzeugen.“ Er blickte nun ganz ins Zimmer hinein und ſah ſie offenbar mit großer Verwunderung an.

„Es iſt ſchon wahr,“ fuhr ſie fort, „daß da oben die Wetterfahne, die ſonſt immer ſehr richtig geht, Südwind angibt. Aber wer weiß, wie das kommt. Betrachte dir die andern Wetterfahnen, ſelbſt die auf dem Kirchthurm; alle zeigen richtig den Nordwind.“

Victor ſchüttelte mit dem Kopfe und ſah betrübt aus. „Das hätte ich nicht von dir erwartet, Helene,“ ſagte er. „Wir haben lange Jahre eine ungetrübte Ehe zuſammen geführt. Du haſt

mir ſelten widerſprochen, und jetzt auf einmal willſt du mir abſtreiten, was ich doch mit eigenen Augen ſehe. Ich wiederhole dir, der Burſche da oben allein zeigt richtig, die andern ſind alle erbärmliches Gerümpel. Sieh nur, wie ſie hin und her wackeln."

„Bevor du mit mir ſtreiteſt, lieber Victor," ſprach Helene einigermaßen gekränkt, „ſo ſtecke deinen Finger in den Mund, mache ihn naß und halte ihn weit genug zum Fenſter hinaus, da wirſt du ſchon fühlen, woher der Wind bläst."

„Ich will es thun," erwiderte er, ſetzte aber mit bekümmertem Geſichte hinzu: „aber ich weiß auch ohne das, woher der Wind bläst. Du ſuchſt Streit mit mir, liebe Helene." Darauf aber ſteckte Victor ſeinen Finger in der That in den Mund und beugte ſich ſo weit aus dem Fenſter hinaus, daß ich, wenn mir das möglich geweſen wäre, einen Schrei des Schreckens ausgeſtoßen hätte. Freilich hielt er ſich an dem Fenſtergeſims feſt, als er mit dem Oberkörper zum Vorſchein kam, aber der liebe Himmel weiß, wie es gekommen ſein mochte, Herr Victor bekam das Uebergewicht, ſtürzte zum Fenſter hinaus und hatte eben noch Zeit, mit beiden Händen die Stange des Blitzableiters zu faſſen, an der er mit einer entſetzlichen Geſchwindigkeit hinabrutſchte. Beim untern Stockwerke angekommen, blieb er auf der Querſtange ſtehen, vermittelſt welcher der Blitzableiter am Hauſe befeſtigt war, und hatte Gleichmuth genug, trotz ſeines unfreiwilligen Hinabrutſchens den Finger weit von ſich abzuſtrecken und alsdann der bekümmerten Gattin, die oben Hülfe ſchreiend im Fenſter lag und ihm faſt nachgefolgt wäre, zuzurufen: „In der That, du haſt recht, liebe Helene, es iſt reiner Nordwind, man kann ſelbſt der beſten Wetterfahne nicht mehr trauen."

Für mich, die ich mir meiner Unſchuld bewußt war, war

das recht kränkend, für Herrn Victor aber hatte dieſe kleine Urſache eine große und heilſame Wirkung; die Geſchichte wurde weiter erzählt, war in den nächſten Tagen in vieler Leute Mund und kam auch zu den Ohren eines reichen Bekannten, der es bis jetzt nicht der Mühe werth gefunden hatte, ſich dieſes armen Ehepaars zu erinnern. Von da an aber ſtellte er Nachforſchungen an, verſchaffte Herrn Victor eine einträgliche Beſchäftigung, und als er und Helene die Dachkammer verließen, dankte Victor mit aufgehobenen Händen mir, als dem Gründer ſeines Glückes, und ſo ungern ich die Beiden ſcheiden ſah, ſo war es mir doch ein wohlthuendes Gefühl, daß ſie hinfort ſich auch anders, als nur in Gedanken mit einem guten Diner beſchäftigen konnten. Victor hat mich auch ſpäter nicht vergeſſen, denn ſowie meine Geſchichten angekündigt wurden, ſubſcripirte er ſogleich auf dieſelben und zeigte damit, daß er ein ſehr braver Mann ſei, dem ein heiteres und glückliches Leben wohl zu wünſchen iſt.

Dieſe kleine Begebenheit war auch ſchuld daran, daß ich noch am ſelben Tage von dem feſſelnden Bindfaden befreit wurde. Ich fühlte, wie es einem Gefangenen in dem Augenblick zu Muth ſein muß, wo der dumpfe Kerker geöffnet wird und er ſich wieder in freier Luft bewegen darf, fröhlich frei und friſch—ſch—ſch—ſch—ſch!

Wenn auch die eben beſchriebenen kleinen Unpäßlichkeiten glücklich bei mir vorübergingen, ſo erkrankte ich doch im nächſten Winter recht bedeutend, oder vielmehr ich wurde von einer Seite her lebensgefährlich verletzt, von der ich es am wenigſten vermuthet hätte. Mein alter Freund, der Schornſtein nämlich, war etwas wacklig geworden, ohne ſich jedoch dieſes Leidens anfänglich im vollen Umfange bewußt zu ſein. Wohl hatte er einige-

male in wilden Sturmnächten über Kopf- und Geſichtsſchmerzen geklagt, auch von unbehaglichem Zittern und Reißen in ſeinen oberen Theilen geſprochen, doch hatte ich, um ihn zu ermuthigen, gelacht, wenn er zuweilen traurigen Phantaſieen Raum gab, wenn er von Auflöſung, Lebensende und dergleichen melancholiſchen Dingen ſprach. Wohl hatte es mich einigermaßen befremdet, daß er ſeit langer Zeit nicht mehr von der Küche des erſten Stockwerks berichtete, von der Köchin, die dort ſo heitere Lieder ſang, oder von dem lodernden Kaminfeuer im glänzenden Eckſalon, an dem ſo ausnehmend luſtige Geſchichten erzählt wurden — ja es war mir aufgefallen, daß er innige Freundſchaft geſchloſſen hatte mit dem ärmlichen Windofen einer Kammer des dritten Stocks, wo ein alter Pfandverleiher wohnte, der den ganzen Abend geiſtliche Lieder ſang. Die brummte ihm nun der Schornſtein nach, und es war für mich ſehr unangenehm, ihn Nächte lang heulen zu hören und eine einzige Strophe, wie z. B.

O Ewigkeit, du Donnerwort,

tauſendmal wiederholen. Er machte auch an mir Bekehrungsverſuche, doch war ich mit meinem leichten Naturell nun einmal nicht dazu gemacht, einſehen zu können, daß in der Welt nur Jammer, Noth und Sünde herrſchen, daß es unſere Lebensaufgabe ſei, das Dieſſeits gründlich zu verachten, um uns nach einem Jenſeits zu ſehnen, wo da ſei Heulen und Zähneklappern.

Es war eine wilde Nacht, gleich jener für mich ſo unglücklichen, wo ich meine Lebensgefährtin, die arme Eliſe, verloren; der Wind ſauste über die Dächer und kämmte mit gewaltiger Hand gegen die Ziegel, daß es klang, als müſſe alles in Stücke gehen. Unordentliche Dachladen flogen klirrend auf und zu, der Regen ſauste über uns her und ſchien froh zu ſein, wenn er

in den Dachrinnen ein Aſyl gefunden vor der tollen Wuth, mit dem ihn das heulende und kreiſchende Volk der Winde vom Himmel herab gejagt. Wenn es einen Augenblick Ruhe gab, ſo hörte ich den alten Schornſtein ſprechen und wehklagen, auch zuweilen philoſophiren und mit zitternder Stimme ſagen: Junge Schornſteine können einſtürzen, wenn es alſo beſchloſſen iſt dort oben, wo der Wind herkommt, und ſo unzweifelhaft es iſt, daß Kuhſchwänze wackeln und doch nicht abfallen, ebenſo wahr iſt es auch, daß wenn ein altes Gebäude, wie ich, erſt anfängt ſich hin und her zu bewegen, das Ende der Tage deſſelben nahe liegt. — O Ewigkeit, du — — — — den Donner hörte ich noch, aber ſonſt kein Wort mehr. Es praſſelte und krachte um mich her, als falle der Himmel über mir ein oder als ſtürze das Haus unter mir zuſammen. Ich war gelähmt, das fühlte ich; ich lag regungslos, bedeckt mit Kalk und Steinen; ich dachte an Eliſe und verlor die Beſinnung.

Wie lange ich ſo gelegen, von Steinmaſſen bedeckt, rings um mich Finſterniß, weiß ich nicht genau anzugeben. Endlich aber fühlte ich, daß man mir Luft machte; ich ſah das Tageslicht wieder, zuerſt durch eine kleine Spalte zu mir eindringen, dann mehr und mehr und war endlich von allem dem befreit, was auf mir gelegen. Doch fühlte ich zu meinem großen Schrecken, daß ich nicht mehr wie früher grade und ſtolz auf dem Dache ſtand, ſondern daß ich auf der Seite lag. Auch war ich gelähmt. Von ſelbſtändigem Herumdrehen wie früher keine Spur mehr; ja als die Hand, die mich von dem befreit, was auf mir gelegen, verſuchte, mich gewaltſam umzudrehen, fühlte ich wohl, daß dies unmöglich war; ich war bewegungslos, ſteif an allen Gliedern. — Den hat es tüchtig mitgenommen, ſagte der Schloſſer-

geſelle, nachdem er vergeblich verſucht, mich aufzurichten. — Laßt mich ſchweigen von der ſchmerzhaften Operation, als ich nun gewaltſam vom Dache losgeriſſen wurde; der Lehrjunge nahm mich auf die Schulter, um mich hinunterzutragen, und jetzt erſt war es mir vergönnt, einen Blick um mich her zu werfen. Mein Freund, der Schornſtein war verſchwunden, ſein zertrümmerter Leib lag rings auf dem Dache zerſtreut; die Deckplatte ſeines Kopfes hatte mich am ſchwerſten getroffen, ſie war es, die mich auf die Seite gedrückt hatte. So hatte er doch recht gehabt, der unglückliche Freund, mit ſeinen trübſeligen Phantaſieen. Von dem Augenblick an begann ich an Ahnungen zu glauben. Der Lehrjunge brachte mich in die Werkſtatt und warf mich dort neben dem Schmiedeherd hin unter anderes altes Eiſen. Eine ſolch geringſchätzige Behandlung hatte ich nicht verdient. Aber was wollte ich machen! Ich mußte mich ruhig verhalten; und als ich ſo in dem ſchmutzigen Winkel lag, erging es mir, wie meinem unglücklichen Freunde auf dem Dache droben und ich vertiefte mich in allerlei traurige Betrachtungen. Wie, wenn man vielleicht finden würde, es ſei nicht mehr der Mühe werth, mich zu repariren! Wenn ich jetzt ſchon in meiner beſten Manneskraft verurtheilt wäre, unter das alte Eiſen zu kommen! Nein, nein, ſo grauſam konnte das Geſchick unmöglich mit mir ſpielen! Es kam auch in der That anders und weit beſſer.

Nachdem ich ein paar Stunden in der Kohlenaſche gelegen, kam der Meiſter in die Werkſtatt und fragte ſogleich nach mir. O ſeine Stimme durchſchauerte mich ſüß und wohlbekannt. Ja, er war es ſelber, der mich vor vielen Jahren angefertigt, mein Erzeuger, ich könnte eigentlich ſagen, mein Vater. Auch er ſchien ſich gern der Tage meiner Geburt zu erinnern, denn als er mich

nun in die Hand nahm, lächelte er freundlich in ſich hinein und murmelte etwas, was ich nicht recht verſtand. Es war mir aber, als ſagte er: es iſt doch gut, daß es ſo gekommen iſt! Dann ſchraubte er mich aufrecht in den Schraubſtock und beſah aufmerkſam meinen Schaden. Kurze Zeit nachher öffnete ſich die Thüre der Werkſtatt, und ein junges, blühendes Weib trat herein mit einem dicken friſchen Kinde auf dem Arm. „Schau her," ſagte der Schloſſer, indem er die Frau herzlich an ſich zog, „als ich die Wetterfahne gemacht, da hatte ich ganz ſeltſame Gedanken und Wünſche im Kopf, und ſo eben ſagte ich zu mir ſelber: es iſt doch gut, daß es anders gekommen iſt." Das junge Weib legte ihren Arm auf ſeine Schulter und das Kind griff mit den Händchen nach ſeiner Arbeitsmütze und zog ſie ihm vom Kopfe. „Damals," fuhr der Schloſſer lachend fort, „war ich grauſam verliebt in die Friederike, die Tochter meines Meiſters, und ich glaubte auch ſchon, ſie möchte mich leiden; doch war das nur ſo gethan, ſie hatte andere Ideen in ihrem Kopfe, als nach einem rußigen Schloſſer. Nun, ich will ihr nichts Uebles nachſagen, hat ſie doch Unglück genug gehabt. Der Offizier ließ es ſich bei ihr gefallen, ſo lange es ihm gefiel; als er aber nach einem halben Jahr aus dem Hauſe weg blieb, da — ja da — machte das Rickele eine Reiſe zu einer Verwandten aufs Land. Und von dem Augenblicke an wollte in dem Hauſe nichts mehr gedeihen. Ich war ſchon längſt davon gezogen; die Meiſterin ſtarb, der Meiſter folgte ihr bald nach, und ſie — nun ſie hat am Ende freilich ihren Lieutenant geheirathet, nachdem er kein Lieutenant mehr war. Denn er hatte Schulden gemacht und wußte ſich anders nicht zu helfen, als daß er das ziemlich bedeutende Vermögen erheirathete, das mein ehemaliger Meiſter hinterlaſſen.

Es ſoll aber eine Ehe zum Erbarmen ſein. — Das iſt nun einmal ſo der Lauf der Welt. — Mich aber freut's," fuhr der Schloſſer fort, „daß ich den Burſchen da wieder einmal unter meine Finger kriege, und ich will ihn auch in Erinnerung an die alte Zeit wieder ſo zuſammenflicken, daß er ausſehen ſoll wie neu." —

Wie dankte ich ihm innerlich für dieſe freundlichen Geſinnungen! Und er ließ ſie auch zur That werden; denn ſchon wenige Tage nachher betrachtete er genau die Schäden, die ich erlitten, nahm mich auseinander, hämmerte an mir herum, und das mit derſelben Ausdauer und Liebe, wie damals, wo er mich angefertigt. Als ich nun wieder vollkommen hergeſtellt war, bekam ich einen neuen ſauberen Anſtrich, und ohne daß man mich der Eitelkeit beſchuldigen darf, muß ich ſchon geſtehen, daß ich wieder eine der ſauberſten Wetterfahnen geworden war, die man weit und breit ſehen konnte. Beim geringſten Klaps, den mir der Meiſter gab, flog ich ſo behende herum, daß ich kaum ſtille ſtehen konnte, und da das ein großes Vergnügen des Bübchens der Meiſterin war, ſo wurde ich zum Spielzeug für daſſelbe erkoren, wurde deßhalb nicht zu dem andern Eiſenwerk geworfen und blieb in der Ecke in einem Schraubſtock feſtgeſchraubt.

Es war unterdeſſen Winter geworden, und der freundliche Meiſter ſagte: „ich kann mich gar nicht entſchließen, den armen Kerl bei dem Hundewetter auf das Dach zu ſetzen. Jetzt iſt es ja überhaupt gleichgültig, ob man ſieht, woher der Wind bläst; daß es regnet und ſchneit, merkt man ohnedies."

Ich glaube, daß ich ſchon von dem Platz neben dem Herde geſprochen, wo das alte Eiſenwerk hingeworfen wurde, das man dem Schloſſer zur Ausbeſſerung brachte. Da war nun eine ganz

artige Geſellſchaft bei einander, denn der Meiſter hatte eine große Kundſchaft, und manche Stücke mußten oft lange warten, bis die Reihe an ſie kam, um ſie wiederherzuſtellen. Es war eigentlich nur das gröbere Volk, welches am Boden lag, als: lahm gewordene Feuerzangen, verdrehte Schlöſſer, Keſſel und Pfannen, an denen die Stiele wacklig geworden waren, Feuerſchaufeln, Bügeleiſen, verwaiſte Schrauben, die ihre Mutter verloren hatten, oder unglückliche Schraubenmütter, deren Schrauben abhanden gekommen waren, ferner Ketten, Riegel und zerbrochene Stangen. Die ſogenannte gute Geſellſchaft hielt ſich auf einem Brette auf, das neben dem Herd an der Wand befeſtigt war, als: feinere Schlüſſel, zierliche Schlöſſer, zerbrochene Lichtputzſcheeren und dergleichen Zeug mehr.

In der Werkſtatt waren gewöhnlich neben dem Meiſter fünf bis ſechs Geſellen beſchäftigt, daher es uns denn, die wir zuſchauen und zuhören durften, nie an Unterhaltung fehlte. Neben den luſtigen Liedern, die zum taktmäßigen Schlag der Hämmer geſungen wurden, und Erzählungen, die wir mit anhören durften, beſonders wenn der Meiſter nicht anweſend war, vernahmen wir auch viel Lehrreiches und Schönes von Unſeresgleichen, wenn das Eiſen unter der Hand des Geſellen von ſeinen vergangenen Tagen erzählte. Für dieſe war freilich der ſchrille Ton, der unter der ſcharfen Feile hervorklang, nur ein unangenehmes Gekreiſch; ſie fanden keine Bedeutung in dem dröhnenden Schlag des Hammers auf dem Eiſen; wir aber, von gleicher Abſtammung, verſtanden die Sprache Unſeresgleichen und erfuhren manches aus ihrem vergangenen Leben. Wenn ich nicht mit Leib und Seele Wetterfahne geweſen wäre, ſo muß ich ſchon geſtehen, daß ich während meines Aufenthalts in der Werkſtatt gar keine Sehn-

ſucht nach meinem Dache gehabt hätte, namentlich bei der jetzigen Witterung, bei Regen, Schnee und von dem uns der Wind, wenn er heulend die Eſſe herabfuhr, zur Genüge erzählte. Meiſtens war aber der Wind verdrießlich und zankte viel mit den Kohlen und dem Feuer auf dem Herde; beſonders unangenehm aber war es ihm, wenn er in den Blasbalg geſperrt wurde und auf dieſe Art gebändigt das Feuer anfachen mußte. Da fuhr er zornig und pfeifend heraus, und der Lehrjunge erhielt von dem Altgeſellen manch unverdienten Puff, wobei ihm vorgeworfen wurde, er ziehe den Blasbalg ſo heftig, daß, ſtatt das Feuer anzufachen, die glühenden Kohlen überall in der Werkſtatt umherflogen. Ich aber, der die Sprache des Windes genau ſtudirt hatte, wußte wohl, daß er aus lauter Ingrimm ſo heftig von ſich blies; ich verſtand es wohl, wenn er unter Pfeifen und Toben ſprach: „iſt das auch ein Geſchäft für einen rechtſchaffenen Wind, deſſen natürliche Beſtimmung es iſt, frei über Berg und Thal zu fliegen, hier in das ſchmutzige Leder eingeſpannt zu ſein und auf die nichtsnutzigen kalten Kohlen blaſen zu müſſen, bis ſich das Lumpenzeug endlich einmal dazu bequemt, warm und glühend zu werden? Pfui! Sturm und Blitz! Das hätte ich all mein Lebtag nicht gedacht — ich, der Wind, das himmliſche Kind.“ Wenn er ſo brummte, wandte er ſich meiſtens an mich, denn wir beide waren ja alte Bekannte; wenn er mich auch droben auf dem Dach ſchlecht behandelt hatte, ſo war er doch auch wieder die Urſache mancher meiner ſtillen Freuden, wenn er mich ſanft herumdrehte und ſo viel Schönes ſehen ließ.

„Dir iſt es hier auch langweilig in der rußigen Werkſtatt,“ ſauste er mir zu. „Na, ich hoffe, wir werden hier am längſten geweſen ſein, und wenn wir uns droben wiederfinden, ſo wollen

wir uns ſchon mit Muße unterhalten über die armſelige Gefangenſchaft hier unten.“ So ſprach der Wind, und dazu ſeufzte und klirrte das alte Eiſen im Winkel gar wehmüthig. Hatten wir doch Hoffnung, wieder zu unſerer Freiheit zu gelangen; dieſes aber harrte bebend auf den Urtheilsſpruch des Meiſters, ob es zu einer nochmaligen Reparatur würdig befunden würde. Im andern Falle kam es in den Sack und mußte von da in die Gießerei — ein ſchreckliches Loos!

Wenn es, wie ich ſchon bemerkt, an gewöhnlichen Werktagen hier unten nicht ſo unangenehm war und man viel Schönes und Lehrreiches hören konnte, ſo waren doch unſere vergnügteſten Stunden an Feier- und Sonntagen, wenn die Werkſtatt geſchloſſen war und wenn in tiefer Feierſtille Hammer und Feile ruhte. Dazu klangen draußen meine Freunde, die Kirchenglocken, und erregten in mir mitunter ein wehmüthiges Gefühl nach meinem ſchönen freien Dache. Zuweilen drang auch ein blendender Sonnenſtrahl in die Werkſtatt und gab dem umherfliegenden Staube, einem leichtſinnigen Volk, Veranlaſſung, auf demſelben ſeine luſtigen Tänze aufzuführen. In ſolchen Stunden ſtieß der Wind durch den Blaßbalg einen tiefen Seufzer aus und ſagte: „Gottlob! jetzt endlich doch einmal ein wenig Ruhe; jetzt endlich einmal ein Augenblick, wo auch wir uns unſeres Lebens freuen können. — Ah, wie das wohl thut, nicht mehr geknechtet zu ſein von einem ſchmierigen Lehrjungen, der noch lange Zeit braucht, bis er trocken hinter den Ohren wird.“

Wenn ſo der Wind geſprochen, dann ſchnarrte, klang, ſchliff und ſchetterte es rings umher in allen Winkeln; ſelbſt unſere Feinde, Ambos, Hammer und Feilen, gaben alsdann, ſich der gemeinſchaftlichen Abſtammung erinnernd, einen klingenden Ton

von ſich. Das alte Eiſen im Winkel und die gute Geſellſchaft auf dem Brette machten aber alsdann einen ſolchen Spektakel und das ſprach und klang durch einander, daß es mich oftmals wunderte, wie der Meiſter den Lärm nicht höre und nachzuſehen käme, was denn eigentlich in der Werkſtatt los ſei. Wenn ſie es aber mit ihrem Geſchrei und Geſchnatter gar zu arg trieben, ſo blies der Wind die Backen des Blasbalges auf und dann wurden ſie abgekanzelt, daß es eine Freude war. „Iſt das auch eine Manier," rief er aus, „ſo einen heilloſen Lärmen zu verführen und durcheinander zu ſchreien, als wenn wir ein Haufen alter kaffeetrinkender Weiber wären! Schämt euch, ſo über die kleinen Leiden eures erbärmlichen Lebens zu klagen, wenn auch mancher von euch glaubt, ſeine Beſtimmung verfehlt zu haben! Freut euch über das, was ihr geworden ſeid; es kann nicht alles zu einem ſchönen Schloß oder kunſtvollen Schlüſſel verarbeitet werden, es muß auch Haken und Riegel geben. Wohl weiß man, daß ein Bügeleiſen für etwas ganz abſonderlich Vornehmes angeſehen wird, und daß manche ſeufzen und klagen: ach, wenn ich doch ein Bügeleiſen geworden wäre! Aber ſeht, was können die machen ohne Feuerſchaufel und Schüreiſen. Sturm und Blitz! Jeder ſei mit ſeinem Loos zufrieden, und wenn mancher auch ein paar Schläge des Hammers und ein paar Riſſe mit der Feile mehr erhält als der Andere, das geht auch vorüber. Und wer was Rechtes werden will, der muß auch Plackereien und Leiden durchmachen; das ſtählt die Nerven, und ungeſtählt ſeid ihr doch faſt alle nichts werth."

Wenn es ſo aus dem alten Blasbalg ſprach, dann verſtummte der Lärm und das Geſumme nach und nach, und höchſtens waren es ein paar Schlüſſel oder irgend ein zierliches

Schloß, das auf- und zuschnappend sagte: „jeder denkt und fühlt nach seiner Constitution; so ein Wind nimmt freilich alles leicht."

„Ja, so ein Wind," versetzte es darauf ingrimmig aus dem Blasbalg, „hat mehr Ursache zum Klagen als ihr. Ihr dreht euch in eurem engen Wirkungskreise herum. Was hat so ein Schlüssel zu thun? Aus der Tasche in das Schlüsselloch, das ist alles. Ich aber, ein Kind der Freiheit, der wilde, schrankenlose Sohn der Wüste und des Meeres, ich fühle mich doppelt elend, wenn man mich eingefangen hat und dienstbar macht."

Den Ausfall des Windes auf die Schlüssel mochte einer derselben, ein langes, schmales Geschöpf, mit krausem Barte, übel genommen haben, denn er entgegnete: „Jeder sieht die Sachen an, wie er sie versteht. Wer wie Unsereins Stunden und Tage lang in einem Schlüsselloch steckt, der sieht Manches, von dem Euresgleichen, wenn er auch noch so toll um's Haus herum tobt und überall eindringen will, keine Ahnung hat."

Es that den Schlössern und Schlüsseln außerordentlich wohl, daß einer Ihresgleichen sie so warm vertheidigte, und sie schnarrten vergnügt durch einander und meinten, ja, wer wie sie durch alle Schlüssellöcher schauen könne, der mache die interessantesten Erfahrungen. Gegen diese Ansicht opponirte übrigens eine ganze Menge anderer Dinge. „Was wollt ihr Schlüssel, wenn ihr auch hie und da etwas erlauscht?" meinten ein paar alte ehrwürdige Bügeleisen. „Hie und da mag euch freilich etwas nicht ganz Uninteressantes vorkommen, aber seid einmal an unserer Stelle, fahrt einmal geschäftig hin und her in der Hand geschwätziger Büglerinnen, auf der verschiedenartigsten Wäsche herum, die uns von ihren Schicksalen erzählt, da hättet ihr das Recht mitzusprechen.

Wir ſagen euch, wir erfahren in einem Morgen mehr als ihr im ganzen Jahre."

„Ja, ja, die Schlüſſel," knurrte eine alte Feuerſchaufel, „wollen immer was Appartes haben; ſie meinen, weil man ſie ſo ſorgfältig aufhebt, ſeien ſie was Rechtes. Und doch gehören ſie zur äußern Dienerſchaft und dürfen kaum die Naſe in's Zimmer hineinſtrecken. Allen Reſpekt vor den Bügeleiſen und den Büglerinnen; aber ich kann mir nun einmal nicht helfen, beide gehören nicht zur Familie und arbeiten doch nur im Taglohn. Wir dagegen ſitzen beſtändig im beſten Winkel des Zimmers, am warmen Ofen; wir, die Feuerſchaufeln, werden freundlich in die Hand genommen, und während wir unſern Dienſt thun, hören wir von manch angenehmer Begebenheit."

Als die Feuerſchaufel ſo ſprach, ſah ich, wie ein Schlüſſel der guten Geſellſchaft vom Brette herab auffallend nach ihr ſchielte und bei ihren Reden recht verdrießlich, ja zornig dreinſchaute. „Du haſt wohl recht, dich zu überheben," ſprach eben dieſer Schlüſſel nach einer kleinen Pauſe; „biſt du nicht aus einer blauen Stube mit rothen Vorhängen? Warſt du nicht bei einem weißen Kamin angeſtellt, auf dem eine Uhr von Bronze ſtand, welche einen Wagen vorſtellte, auf dem die Göttin Venus ſaß und von ihren Tauben gezogen wurde? Ja, ich kenne dich, du biſt es. Du brauchteſt wahrhaftig kein ſo großes Maul zu haben."

Die Feuerſchaufel ſchien durch dieſe Anrede einigermaßen verwirrt zu ſein, doch faßte ſie ſich; als ſie aber ſprach, geſchah es nicht mehr mit der gleichen Sicherheit, wie früher. „Allerdings," ſagte ſie, „bin ich die, welche du meinſt, und weiß auch, worauf du anſpielſt. Doch gehört das eigentlich gar nicht daher. Unglück kann ein jedes haben." — „Das iſt wahr," miſchte ſich der Blas-

balg in's Geſpräch. „Aber wenn dein Unglück intereſſant iſt, ſo würde es uns nicht unlieb ſein, etwas davon zu erfahren.“

„Ja, ein Unglück,“ pfiff es aus dem Schlüſſel recht giftig. „Das iſt aber kaum ein Unglück zu nennen; wenigſtens war die ſchartige Feuerſchaufel mit ſchuldig an der ſchlimmen That. Warum ſtand ſie gerade ſo herausfordernd an der Kaminecke, als er — nun, mich geht die Geſchichte nichts an und ich will deßhalb nicht vorgreifen.“ — „Wenn man mich Mitſchuldige nennt,“ verſetzte die Feuerſchaufel in weinerlichem Tone, „ſo kann ich dich ebenſo heißen. Hätteſt du beim Aufſperren des Schloſſes ein rechtes Geräuſch gemacht, wie es ſich für einen Schlüſſel geziemt, der kein heimtückiſcher Schleicher iſt, ſo wäre all das Unglück nicht geſchehen.“

Ich weiß nicht, als die Feuerſchaufel ſo ſprach, durchzuckte es mich ganz ſeltſam. Dieſe ſcharfe, ſchrillende Stimme hatte ich ſchon gehört, hatte ich oftmals gehört, und wenn ich darüber nachdachte, flog eine ganze Reihe meiſtens betrübter Tage und Nächte, mich an die traurigſte Zeit meines Lebens erinnernd, bei mir vorüber. Sollte ſie es ſein? — O dieſes Wiederfinden wäre gar zu ſchrecklich geweſen.

„Ich habe meinem Herrn treu gedient,“ ſagte hochmüthig der Schlüſſel. „Und wenn ich auch ſelbſt in Schaden kam, ſo freut es mich doch, daß ich das Schloß ſo behutſam öffnete, daß von den Beiden im Zimmer keines etwas davon vernahm.“

„Aha!“ ſprach der alte Blasbalg, „das iſt eine von den alten Geſchichten, wie ſie häufig genug vorkommen und wie ich ſie erlebt habe unter allen Himmelsſtrichen. Zwei, die rechtmäßig nicht zuſammen gehören, werden von einem Dritten überraſcht, der das Recht hat, ſie zu überraſchen. Ich gebe ſchon zu, daß

der Schlüſſel hätte ein Bischen knarren können, aber wenn er darauf pocht, ſeine Schuldigkeit gethan zu haben, ſo kann man der Feuerſchaufel ebenfalls ſagen, daß ſie bei dem Unglück ein unſchuldiges Werkzeug war." — „O ja, ein ſehr unſchuldiges," ſeufzte die alſo in Schutz Genommene. „Werde ich doch alle Tage meines Lebens nicht mehr froh werden, wenn ich daran denke."

„Blut klebt an ihr, Blut," ſprach triumphirend der Schlüſſel, und als er das geſagt, ſchauderten ſämmtliche Bügeleiſen, die feinen Schlöſſer und Lichtputzſcheeren klirrten ordentlich ängſtlich zuſammen, und nur ein paar alte roſtige Ketten im Winkel, ſowie die zerbrochene Klinge eines langen und ſcharfen Meſſers brummten mit leiſer Stimme: „Nun, ſo ein bischen Menſchenblut, was iſt das weiter! Nicht der Rede werth."

Die Feuerſchaufel ſchien übrigens tief gebeugt von dem Ausdruck des Abſcheus, der ſich von vielen Seiten kundgab, und ſie ſagte kläglich: „Ja, entſetzt euch nur über das, was mir begegnet; vielen von euch hätte es grade ſo gehen können, und wer wie ich zum Unglück geboren iſt, den trifft nichts als Jammer und Herzeleid auf dieſer ſchlimmen Welt. Jetzt bin ich freilich eine elende, ſchartige, kompromittirte Feuerſchaufel. O du lieber Himmel! Und ich war doch in meiner Jugend zu etwas Beſſerem auserſehen." — Jedes Wort traf mich wie das größte Hagelkorn.

„Damals achtete ich," fuhr die Feuerſchaufel fort, „meine ausgezeichnete Stellung für gering. Ich war, obgleich hochgeſtellt über euch alle, mit meinem Geſchicke nicht zufrieden; ich murrte gegen die Vorſehung; ich verbitterte unrechtmäßiger Weiſe das Leben dem, der mir von einem gütigen Schickſal zum Gefährten gegeben war. — O mein Edmund! ich begriff nicht, daß ich vor Tauſenden gewürdigt und auserleſen war; ich war undankbar, ich

war eine ſchlechte Gattin. Aber wenn auch hart, ſo traf mich doch gerecht das Verhängniß. Ich ſank herab immer tiefer und tiefer, ich wurde, was ich damals in meiner Verblendung wünſchte zu werden und was ich jetzt zu meinem Unglück geworden bin, — eine jammervolle, blutbefleckte Feuerſchaufel."

Jetzt konnte ich mich nicht länger halten. Ja, ſie war es. Vergeſſen hatte ich die trüben Stunden, die ſie mir bereitet, und ich dachte nur noch jener ſeligen erſten Augenblicke, wo ſie ſich neben mir drehte im hellen Sonnenlichte, in friſchen Farben, glänzend vergoldet. — Das alſo iſt das Loos einer Wetterfahne auf Erden? Ich ſchauderte. Konnte es ihr ein Troſt ſein, mich nach Jahren ſo im neu aufgefriſchten Jugendglanze wieder zu ſehen? — Warum nicht. Wenn es auch etwas Herbes für ſie hatte, ſo ſtellte ich mich doch, indem ich mich zu erkennen gab, als ihr natürlicher Beſchützer gegen die hochmüthigen Schlöſſer und Schlüſſel dar, die immer noch Luſt zu haben ſchienen, mit ſcharfen Reden über das tief gebeugte Weib herzufallen. Dieſer Gedanke ſiegte und ich rief ſo ſanft, wie es mir möglich war: „Sieh mich an, Eliſe, meine unglückliche verlorene Gattin; ich bin es, dein Edmund."

Dies gab ein allgemeines Aufſehen in der Werkſtatt. Die Schlöſſer und Schlüſſel klangen erſtaunt durch einander, die Bügeleiſen rappelten ihre Verwunderung aus über dieſes unerhörte Ereigniß, und der Wind aus dem Blasbalg ſauste: „Es iſt ſo, ich kann es bezeugen. Schmerzlich berührt mich dies traurige Wiederſehen; denn ich war es, der in jener Nacht den Steinkranz vom Kamin herabwarf. Vergebt mir, meine Freunde."

Dies alles war zuviel für das erſchütterte, ſchartige und halbverbrannte Gemüth der unglücklichen Frau. Sie blickte mich einen Augenblick wie zweifelnd an, ſie rief ſchmerzlich: „Ja, du

biſt es, mein Edmund!“ und darauf ſank ſie ohnmächtig in die geöffneten Arme eines defekten Feuerbockes, der glücklicher Weiſe neben ihr ſtand.

Ich glaube faſt, es war Zartgefühl von dem alten Blasbalg, daß er, während er die Ohnmacht der unglücklichen Eliſe, ſowie meine Verwirrung und daß uns dabei das ſchadenfrohe Gezeug der Schlöſſer, Schlüſſel und Bügeleiſen recht hämiſch und erwartungsvoll anblickte, kaum zu bemerken ſchien, ſich gewaltig aufblies und durch das Gemach pruſtete, als wollte er ein ungeheures Schmiedfeuer anfachen, wobei er ſagte: „Unglück kann Jedermann haben, und daß die jetzige Ofenſchaufel, geweſene Frau Wetterfahne, geborene Eiſenblech, nicht nur aus einer ſehr guten Familie ſtammt, ſondern auch früher eine der höchſten Stellungen im Leben einnahm, kann ich mit vollem Recht bezeugen. Alſo zieht mir weiter keine Geſichter über die erbärmliche Geſchichte, auf welche der boshafte Schlüſſel angeſpielt. Hat der andere ſeinen Schlag weg, ſo hat er ihn wahrſcheinlich verdient und damit Baſta. Was nun meinen Freund Wetterfahne anbelangt, ſo kenn' ich den noch genauer, ich weiß, daß er ein Ehrenmann iſt, der ſo viel Charakter und Fonds beſitzt, daß man aus ihm ein Dutzend Schlöſſer, unzählige Schlüſſel und auch noch zur Noth ein paar klappernde Bügeleiſen herſtellen könnte. Alſo haltet Frieden. Es iſt wohl der Mühe werth, den Menſchen nachzuahmen und die koſtbarſten Stunden, die wir haben, mit Gezänk hinzubringen. Potz Ambos und Hammer! Wer aber was Geſcheidt's vorbringen kann, der ſoll reden, d. h. nach mir; denn zuerſt gebe ich in meiner Eigenſchaft als Präſident mir ſelbſt, als dem Mächtigſten und Geſcheidteſten, das Wort. — Verſtanden?“ Es ſchien mir in der That, als ob alle die Worte des Windes verſtanden

hätten. „So iſt's recht," klirrte und klang es durch einander, „Ordnung muß ſein, und wenn der Wind geſprochen hat, ſo komm ich an die Reihe. — Oder ich. — Oder ich. — Oder ich."

Die einzige Oppoſition wagte eine alte, verdächtig ausſehende, roſtige Kette, die im Winkel lag und murrte: „Es wäre doch ſchön geweſen, wenn wir erfahren hätten, wem die Ofenſchaufel eigentlich den Kopf eingeſchlagen. Solche Geſchichten ſind meine Paſſion und die höre ich für mein Leben gern." — „Schweig!" ziſchte der Blasbalg zur Antwort herunter. „Ich kenne dich, Spiegelberg! Daß du an Blut und Unthat Vergnügen haſt, finde ich begreiflich; und wer da weiß, daß du faſt dein ganzes Leben am Galgen zugebracht, wird dir das auch nicht übel nehmen."

„O du Himmel!" kreiſchte eine feine Stimme aus derſelben Ecke, wo die Kette lag, „muß ich das erleben, muß ich aus der feinſten Geſellſchaft, in welcher ich mich bisher bewegte, aus einer Stellung hinweg, in der ich von den ſchönſten Cavalieren beneidet war, in ſolch rohe, blutdürſtige Geſellſchaft kommen!" — „Was pipt denn da unten?" fragte der Wind faſt ärgerlich. „Was iſt das, was da ſchreit?" — „Wer ich bin?" entgegnete die Stimme von vorhin. „O, ich bin zum Unglück geboren. Fluch der Stunde, wo mein kleiner Hacken zerbrach."

„Die hat wohl Urſache, ſo viel Lärm zu machen," ſagte ein ſtämmiges und ſehr ehrbares Bügeleiſen; „es iſt nur eine zerbrochene Strumpfbandſchnalle." — „Und will da von ſchlechter Geſellſchaft reden!" murrte die Kette. Die iſt auch wohl in keiner feinen Umgebung geweſen. Seh' Einer an das Ding da. Was ich war, läugne ich freilich nicht, und wenn ich auch am Galgen hing und bei Hinrichtungen diente, ſo habe ich doch die

gleiche Ehre davon, wie der Richter mit ſeinen zwölf Geſchworenen. Wenn ich ſpäter das Wort erhalte, werde ich im Stande ſein, ganz moraliſche Dinge zu erzählen. — Aber du —." — „Ich habe die gleichen Rechte in dieſer reſpektabeln Geſellſchaft," meinte die Strumpfbandſchnalle, „und —."

„Ruhig, ruhig!" rief es aus dem Blasbalg, als der Wind bemerkte, daß mehrere tugendhafte Lichtputzſcheeren vor Entrüſtung zitterten. „Ich werde mir ſchon erlauben, eine gehörige Cenſur zu üben. Freilich kann ich auch dem Geringſten unter uns das Wort nicht verbieten; doch wie geſagt, Anſtand vor Allem."

„Daß ich den nie verletzen werde," ſprach entrüſtet die Schnalle, „weiß grade unſer würdiger Präſident am beſten. Wenn ich ſein Gedächtniß auffriſche, ſo wird er ſich erinnern, daß wir alte Bekannte ſind." — „Oh, oh!" machte der Wind einigermaßen verwirrt. „Das iſt ganz möglich, aber mir nicht ganz erinnerlich. Ich treibe mich bald hier, bald da herum und —." — „Ja, es war in dieſem Frühjahr; wir ruhten auf einer Gartenbank, da kam er grade von Süden —."

Ich glaube, der Wind wußte es mir Dank, daß ich das Geſchwätz des unnützen Dinges unterbrach, und da eine Hand die andere wäſcht, ſo fand ich mich vollkommen befugt, auszurufen: „Auf dieſe Art werden wir wahrhaftig gar nichts erfahren. Ich beantrage, daß unſer verehrungswürdiger Präſident nicht ferner unterbrochen werde. Die Zeit verrinnt, und ich muß geſtehen, daß ich auf das, was er uns vortragen wird, außerordentlich geſpannt bin."

„Wir auch! wir auch!" tönte es ringsum, worauf der Wind behaglich herüber blies.

Mir war dies kleine Intermezzo außerordentlich angenehm

geweſen. Eliſe hatte ſich erholt und ſchaute ſchüchtern zu mir herüber; es mußten ſehr traurige Gedanken ſein, welche die arme Frau bewegten. Das, worauf ſie damals gehofft, hatte ſie freilich erreicht; ſie war eine Ofenſchaufel geworden, hatte aber nicht gedacht, daß eine Ofenſchaufel in dieſem miſerablen Leben ebenfalls mit Leiden zu kämpfen habe.

„Wer ich bin," ſagte der Wind, „das weiß ich eigentlich ſelbſt nicht ganz genau. Die Erklärung ganz alter Leute, die ſchon tauſend Jahre todt ſind, in deren Jugend ich aber ſchon luſtig über Wald und Flur ſtrich, daß wir Winde für uns ein reſpektables Departement bildeten, welches, um nach jetzigen Begriffen zu reden, unter einem Miniſter ſtand, der Aeolos hieße, iſt im Vertrauen geſagt, vollkommen falſch. Doch will ich meinem Freunde Homer, der uns in einer Stadt mit ehernen Mauern eingeſchloſſen ſein ließ, nicht wehe thun und dies nicht öffentlich erklären. Unter uns habe ich ſchon ein Recht, von meinem Alter zu ſprechen, und kann euch die Verſicherung geben, daß ich ſchon über den Erdball dahin ſtrich, als derſelbe noch aus unergründlichen Sümpfen beſtand, noch wüſte und leer war und von einer höchſt unangenehmen Finſterniß umgeben. Ich könnte dem Menſchengeſchlecht über jene Zeit viel Schönes und Wahres erzählen, doch hat mich daſſelbe von jeher zu ſchlecht behandelt, um ihm etwas Gutes zu erzeigen. Nicht genug, daß mich die Menſchen knechten, wo ſie können, daß ich jetzt ein Schiff fortbewegen muß, dann eine langweilige Mühle treiben, ihnen ſogar das Feuer anfachen, ſo haben ſie auch verſchiedene ehrenrührige Benennungen mit mir in Verbindung gebracht, die mich ausnehmend ärgern. Das iſt in den Wind geſprochen, ſagen ſie von einer Ermahnung, die nicht beachtet wird, oder:

man weiß wohl, wo der Wind herbläst, wenn jemand was Zweideutiges thut; das iſt Wind, heißt es, wenn jemand unglaubliche Reden führt, und von einem Kerl, der alles Glaubens bar iſt, der aufſchneidet, prahlt und in den Tag hinein lügt, ſagen ſie, es ſei ein Windbeutel. So was läßt man ſich nicht gern gefallen, und deßhalb hüte ich mich auch wohl, ihnen manches zu ſagen, was ich genau weiß, und worüber ſie vergeblich ihr ganzes Leben nachgrübeln. Auch kann ich es nicht leiden, daß die ſ. g. Gelehrten ſich herausnehmen, mich erklären zu wollen, und ſo von oben herunter ſprechen: eine fortſchreitende Bewegung der Luft, die durch Aufhebung des Gleichgewichts der Atmoſphäre entſteht, nennt man Wind. Etwas manierlicher ging man allerdings mit mir vor hundert Jahren um, wo die alten Leute von mir ſagten: der Wind, der Wind, das himmliſche Kind. Da haben ſie in ihrer Einfalt das Richtige getroffen, und ich bin nicht nur des Himmels Kind, ſondern ich bin ſogar des Himmels erſtgeborner Sohn, der Kronprinz des Himmels, und habe auch die gegründetſte Hoffnung, noch einmal an die Regierung zu kommen. Das kann aber ziemlich lange dauern, und ich will es in Geduld abwarten. Den Staatsſtreichen bin ich abgeneigt, und wenn ich mich auch zuweilen toll und wild in der Welt herumtreibe, ſo habe ich es doch nie über mich gewinnen können, dem, was einmal von oben herab beſtimmt war, entgegen zu wirken, obgleich es mir z. B. damals ein Leichtes geweſen wäre, den Vater Noah ſo unſanft auf dem Berge Ararat abzuſetzen, daß weder er, noch ſeine Sippſchaft, noch irgend eines ſeiner paarweiſe eingeſtellten Thiere mit dem Leben davon gekommen wäre. Was würde alsdann aus der Erde geworden ſein? — Wir wollen nicht darüber reden. Daß dann aber weder Schlöſſer,

noch Schlüſſel, Bügeleiſen und Lichtputzſcheeren entſtanden wären, glaube ich mit einigem Grund annehmen zu können, und wenn wir dieſe Betrachtung weiter verfolgen, ſo bin ich eigentlich daran ſchuld, daß ihr alle entſtanden ſeid."

Wenn auch etwas Wahres an dem war, was der Wind ſagte, ſo muß ich doch geſtehen, daß er ſehr ruhmredig von ſich ſelbſt und mit ſehr wenig Rückſicht auf unſer Daſein ſprach. Aber ich war ihm Dank ſchuldig, weßhalb ich ein leichtes Kopfſchütteln unterließ, welches mich anwandelte, als er ſo mit aufgeblähten Backen über uns hinblies.

„Ich bin eigentlich ein verfluchter Kerl," fuhr der Wind fort, „der alte Ueberall und Nirgends. Was ſind die Menſchen mit ihren Eiſenbahnen und Telegraphen gegen mich? Das kriecht am Boden hin, auf den eiſernen Schienen oder am dünnen Drath, hat keine Freiheit, keinen eigenen Willen; und wenn es einmal ſo einer gequälten Lokomotive einfällt, ein bischen querfeldein zu rennen, ſo gibt es ein Lamentiren, das nicht zum Ertragen iſt. Mir aber iſt keine Bahn vorgezeichnet; der ganze Erdball iſt wie zu meinem Vergnügen erſchaffen. Wandelt mich die Luſt an, etwas Kühlung zu genießen, ſo wende ich mich nach den Polen, umkreiſe einen treibenden Eisberg und ſehe dem harmloſen Spiel der niedlichen weißen Bären zu. Gelüſtet es mich einmal nach einer außerordentlichen Hitze, ſo bin ich im Nu unter dem Aequator, laſſe mich da braten und ſchaukle mich in den Segeln eines vorüberziehenden Schiffes oder ſpiele mit dem Sand der Wüſte, der ein artiger Geſelle iſt und ſich recht gern das gelbe Fell von mir kräuſeln läßt. Das ſind meine große Affairen. Will ich mich einmal ländlich und harmlos amuſiren, ſo ziehe ich die gemäßigte Zone vor, ſchwebe tändelnd

über Berg und Thal, ſtreiche über das erfriſchende Waſſer und ſchwinge mich hoch durch die Gipfel wohlriechender Tannen. Und was die Menſchen anbelangt, wer kann ſich meinem Spiel entziehen? So ſanftmüthig ich ſein kann, ſo nehme ich es doch gewaltig übel, wenn ſie mir Fenſter und Thüren vor der Naſe zuſchließen und rüttle daran in meinem Unmuth ſo lange, bis ſie erſchreckt von meinem Muth ausrufen: wie iſt heute der Wind ſo toll! welch ſchrecklicher Wind! Das höre ich draußen mit wahrem Vergnügen und fahre alsdann heulend um die Schornſteine herum und klappere zu meinem Vergnügen mit den Dachziegeln. Sind aber die Menſchen manierlich, ſo bin ich es als höflicher Mann ebenfalls. Wer kann auch widerſtehen, wenn ein lieblicher Mund mit friſchen Lippen ſagt: ach, der ſüße Wind, welch herrlicher kühlender Hauch! Das bezwingt mich, und da kann es leicht vorkommen, daß ich mich unter Roſengebüſchen hinwegſchleiche und mit einem Anſtrich von Verliebtheit einen glänzenden weißen Nacken küſſe. Auch ſchaukle ich mich in ſolchen Stunden gern um Gartenbänke herum und lüpfe leicht eine ſchwarze Haarlocke oder — —."

„O du mein Gott!" ſeufzte die Strumpfbandſchnalle. Und wer weiß, was ſie noch in dieſem Augenblicke hinzugeſetzt hätte, wenn nicht die Thür der Werkſtätte knarrend geöffnet worden wäre. Der Altgeſelle trat herein; er hatte ſeine hornene Schnupftabaksdoſe neben dem Schraubſtock liegen laſſen. Nachdem er ſie gefunden und ſich zu einer Priſe verholfen, blickte er um ſich her und ſagte: „Vor der Thüre habe ich es gehört, wie der Wind durch den Blasbalg hereinfuhr. Wir wollen doch verhüten, daß Staub und Aſche herumfliegt." Damit drehte er ein Stück Papier zuſammen und ſtopfte es in die Röhre des Blasbalgs.

Die Lichtputzſcheeren klangen leiſe, als er zur Thür hinausgegangen war, die Strumpfbandſchnalle ließ einen Seufzer der Befriedigung hören, und das ſtämmige, ſehr ehrbare Bügeleiſen ſagte wackelnd: „Das ſind keine Geſchichten für Unſereinen.“

„Gute Nacht, Eliſe.“ — — „Bis Morgen, mein Edmund!“ — — „Selbſt im Traume umſchwebt mich dein Bild.“ — —

Der abgerissene Knopf und das erste Quartier.

Es saßen drei alte Soldaten bei einem Glase Wein, ein Husar, ein Infanterist und ein Artillerist. Doch ist dieser Satz nicht ganz wörtlich zu nehmen, denn der Husar war ein General der Cavallerie, der zuletzt bei den Husaren gedient, der Infanterist hatte als Oberst ein Regiment braver Musketiere commandirt, und nur der Artillerist war im Wachsthum etwas zurückgeblieben, wie seine Kameraden zu sagen pflegten, und man hätte ihn so gut wie jenen Andern den ewigen Lieutenant nennen können, denn nachdem er treu und redlich gedient, nicht bis an sein kühles Grab, wohl aber beinahe vierzig Jahre, da packte er auf und ließ sich pensioniren. Er hatte etwas weniges Vermögen und lebte nun viel behaglicher als damals, wo er auf der Straße spazieren gehend in einer Stunde fünfzigmal an seine Dienstmütze hinauflangen mußte.

Das Glas Wein aber, bei dem die Drei saßen, war eine dickbauchige Bowle Maitrank, duftende Kräuter, wohl verzuckert. Und den Maitrank schlürften sie auf der Terrasse des Marien-

bildchens in Deutz, vis-à-vis zu Köln am Rhein, von wo man ſo behaglich niederſieht auf den majeſtätiſch dahinfließenden Strom, auf die alte heilige Stadt ſelber und auf den ehrwürdigen Dom, bei dem jetzt nach und nach die große Wunde zuheilt, die man ſo lange, lange zwiſchen Thurm und Chor ſah.

„Ja," ſagte der Oberſt, indem er ſeinen Lieblingsmarſch auf dem Tiſche trommelte und aus ſeiner Meerſchaumpfeife ein paar tüchtige Züge that, „ſo viel auch hier herumgebaut und rumort worden iſt, das alte gute Geſicht unſerer lieben Stadt iſt nicht zu entſtellen. Sie können hier die Phyſiognomie nicht verwiſchen, und ſo oft ich über die lange Rheinbrücke nach Haus ſpaziere, iſt es mir gerade wie dazumal — es ſind ſchon viele Jahre — als ich mit dem blauen Kittel deſſelben Weges zog und zum erſten Mal mit weit aufgeriſſenem Maule den rieſenhaften Dom vor mir liegen ſah."

„Erlauben Sie, Herr Oberſt," bemerkte der ehemalige Lieutenant, „da kommen Ihrem Gedächtniß auch noch andere Dinge zu Hülfe: das Gehör und vor allen Dingen der Geruch."

„So iſt's!" rief der General; „der Kamerad von der Artillerie hat Recht, hol' mich der Teufel! Gehör und Geruch, das iſt die Hauptſache. Das weckt auf eine fabelhafte Art die Erinnerung alter Tage in uns auf, namentlich der Geruch."

„Gewiß, lieber Herr Oberſt, das iſt nicht zu läugnen," meinte der Artilleriſt. „Betritt man die Rheinbrücke, ſo iſt Gehör und Geruch immer auf die gleiche Art beſchäftigt. Das ewig gleichförmige Knarren der Bretter, das Aechzen der Planken, das Klirren der Ketten bei jedem Fußtritt, und dann vor allen Dingen der Theergeruch. So was vergißt ſich nie und führt uns

lebhaft den erſten Augenblick, wo ſich das uns bemerklich machte, wieder vor die Phantaſie."

„Ja, ja, der Geruch, das will ich zugeben," meinte nachdenklich der Oberſt, „darin könnt ihr Beide Recht haben. Geht es mir doch auch ſo. Wenn ich zum Beiſpiel irgendwo friſches Heu rieche, ſo denke ich doch urplötzlich immer wieder an einen gewiſſen Tag in meiner Jugend, wo ich mit einer Menge anderer Buben und Mädchen von einem großen Heuhaufen herabkugelte. Und habe doch während der Zeit ſchon mancherlei anderes Heu zu riechen bekommen."

Der Lieutenant hatte ſein Glas an den Mund geſetzt und langſam ſchlürfend einen Zug gethan. „Ja, der Geruch," ſprach er faſt wehmüthig, „der kann einen ſo lebhaft in eine gewiſſe Situation zurückverſetzen, daß Einem ordentlich das Herz ſchwer wird."

„Und bei welchem Geruch ergeht es Euch ſo?" fragte ironiſch lächelnd der General.

„O — mit," erwiederte ausweichend der Andere, „ich ſprach nur mehr ſo im Allgemeinen. Ich kenne eigentlich keinen ſo pronocirten Odeur, von dem ich das ſagen könnte. Ein Duft, bei dem mir allenfalls eine angenehme Erinnerung kommt, iſt der von Reſeda."

„Aber der Kamerad von der Artillerie hat Recht," fuhr der Huſar fort. „Was denkt Ihr zum Beiſpiel wohl, was mir einfällt, wenn ich da über den Thurmmarkt gehe bei dem königlichen Hof und dem Hof von Holland vorbei, und rieche dort was in Dietzmann's Küche für wunderbare Sachen gekocht werden? Wenn es ſo deliciös in die Straße hinaus duftet, daß man ordentlich Hunger bekommen ſollte, na' was glaubt Ihr wohl?"

„Da denkſt du einfach an ein gutes Diner, was du wohl irgendwo gemacht haſt,“ ſprach der Oberſt, „oder an ſonſt eine verſchwenderiſche Ueppigkeit.“

„Fehlgeſchoſſen,“ entgegnete der General. „Dabei erinnere ich mich vielleicht der ärmlichſten und betrübteſten Zeit meines Lebens, eines Tages, wo ich, noch ein junger Menſch, zum erſten Mal nach dem heiligen Cöln kam, aber gar nicht davon erbaut war. Damals kam ich auf den Thurmmarkt ins Quartier zu liegen. Und in was für ein Quartier! Ich habe nachher viel erlebt in den Feldzügen, aber — nun ſeht, es gab zu jener Zeit auch ſchon Gaſthäuſer da in der engen Straße, die man den Thurmmarkt nennt, und aus denen duftete es auch nicht unlieblich hervor; aber wenn ich heute bei Dietzmann vorbei gehe und rieche die Düfte des feinen Bratens und dergleichen, ſo denke ich weder an ein pures Diner, wie du, Oberſt, vorhin behauptet, noch an ſonſt eine verſchwenderiſche Ueppigkeit, ſondern an jenen Tag, und da ſteht dann mit einem Male das finſtere, unheimliche Quartier ſo lebhaft vor mir, als ſei das geſtern geweſen, und es ſind doch ſchon faſt fünfzig Jahre vorüber.“

„So erzähl' uns denn einmal von dem Quartier!“ meinte lächelnd der Oberſt. „Ich bin überzeugt, es iſt nicht halb ſo arg geweſen. Ihr Herren von der Cavallerie wollt immer was Appartes haben.“

„Das paßt nicht,“ erwiederte der General, indem er die rechte Hand gegen ſeinen Freund ſchüttelte. „Auch ich trug damals den Kuhfuß und marſchirte in Gamaſchen — auch ich bin in Arkadien geboren.“

„Siehe! ſiehe!“ ſagte kopfnickend der Oberſt. „Habe ich doch nie begreifen können, woher Ihr die ſolide Grundlage habt, die

Euch vor Vielen von denen vom Steigbügel auszeichnet. — Ja, wenn man bei der Infanterie gedient hat!" — Er nickte majeſtätiſch mit dem Kopfe und nahm dann mit großer Befriedigung einen tüchtigen Schluck aus ſeinem Glaſe.

„Aber der Herr General ſollte uns das doch erzählen."

„Meinetwegen," gab dieſer zur Antwort; „es iſt aber nicht viel daran, erzählt nur von einem ſchlechten Quartier, und beweist, wie oft unbedeutende Dinge wirkſam in unſer Leben eingreifen. Denn bei der Einquartierungsgeſchichte ſpielt ein abgeriſſener Knopf mit, der die Hauptſchuld war, daß ich von der Infanterie zur Cavallerie kam und daß es mir in Folge davon ſpäter möglich wurde, den flüchtigen Franzoſen tüchtig den Pelz zu waſchen, und dafür das eiſerne Kreuz erſter Klaſſe zu erhalten. — Reſpekt ſage ich euch!"

„Ja, davor allerdings Reſpekt," verſetzte der Oberſt, indem er ſeine Mütze ein wenig lüpfte, während ſich der Lieutenant von der Artillerie mit dem feierlichſten Geſicht von der Welt polzgerade für einen Augenblick erhob.

„Danke, danke!" ſagte der Huſar geſchmeichelt. „Jetzt ſollt ihr auch meine Geſchichte vom ſchlechten Quartier und vom abgeriſſenen Knopfe hören."

„Alſo!" —

„Das war dazumal," erzählte nun der General, „Anno ſo und ſo viel, als ich in das Militär trat, auf Befehl meines Papa ſeliger unter die Infanterie. Daß ich mit Leib und Seele gegen die Gamaſchen und den Kuhfuß war, das könnt ihr mir glauben; aber es half Alles nichts, ich wurde einrangirt und mußte mit tiefem Schmerz dem Sattel und dem Säbel adieu ſagen, nach dem ich mich ſo außerordentlich geſehnt. Alle meine

Bitten halfen nichts; Papa pflegte zu ſagen: die Infanterie iſt das Fundament des ganzen Militärſtandes, es iſt die ſolideſte Waffe, und viele der größten Feldherren aller Zeiten haben die Muskete getragen."

„General," unterbrach ihn hier lachend der Oberſt, „euer Vater war ein ſehr braver Mann; aber das Sprüchwort vom Apfel und Stamme hat ſich bei euch nicht bewährt."

„Es war damals Friedenszeit," fuhr der General mit einem leichten Achſelzucken fort, „und wir mußten marſchiren und exerciren, daß uns die Seele wehe that. Und das wollte damals noch mehr ſagen wie jetzt; hinten den Zopf, unten die Gamaſche und der Corporals-Stock, der allzugern einhalf, wo der richtige Takt fehlte. Dazu hatten wir einen Lieutenant, von dem die Leute behaupteten, er eſſe nichts wie ſpaniſchen Pfeffer und trinke Schuhwichſe dazu; ſo war denn auch ſein Benehmen gegen uns gallig und giftig und gleich ſo ſah er im Geſichte aus: brennend roth auf den Backen und mit kohlſchwarzen Haaren. Wir nannten ihn auch nur den Lieutenant Pfefferkorn; wie ſein eigentlicher Name war, habe ich vergeſſen."

„Nun kam es, daß wir eine andere Garniſon erhielten, und, dort angekommen, da es an Kaſernen fehlte, bei den Bürgern einquartiert wurden. Es war uns wind und weh dabei zu Muth, denn damals war das Einquartiertwerden kein Spaß. Heutzutage gibt man dem Soldaten ein anſtändiges Zimmer und verpflegt ihn ordentlich, aber zu jener Zeit — na! ihr werdet ſchon hören."

„Ich kam alſo mit zwei Anderen zu einem Seifenſieder in eine Kammer im Zwiſchenſtock, deren Decke ſo niedrig war, daß man die Bajonette abnehmen mußte, um die Gewehre in einen

Winkel ſtellen zu können. An Möbelwerk war ein Tiſch vorhanden und zwei Stühle, und das Bett beſtand aus einer einzigen großen Matratze, die am Boden lag, was aber den großen Vortheil hatte, daß wir nicht hoch hinabfielen, wenn Einer des Nachts auf den Boden rollte, was häufig genug geſchah."

„An dem Tage, wo wir einrückten, hatten wir einen ſtarken Marſch gemacht und waren ſehr ermüdet, weßhalb wir uns auch frühzeitig niederlegten und trotz der großen Hitze — es war gerade Sommer — bald einſchliefen."

„Aber die Freude war von kurzer Dauer. Mir träumte ſogleich, ich ſei beim Baden in einen Brennneſſelbuſch gerathen und je mehr ich mich aus demſelben losarbeiten wollte, um ſo tiefer kam ich hinein. — Das zwickte und brennte und ſtach und peinigte mich, daß ich endlich mit einem tiefen Seufzer erwachte. — Doch verließ mich mein Traum immer noch nicht; obgleich ich wohl fühlte, daß ich auf der Matratze lag, ſo war es mir doch immer, als hätte man die Brennneſſelbüſche unter und über mich gelegt. Meinen Kameraden ging es um kein Haar beſſer, denn als ich meinem Nachbar zurief: „Nun, wie geht's dir? antwortete dieſer: O weh! o weh! wo ſind wir hingerathen!"

Darauf hielten wir eine Beſprechung und beſchloſſen aufzuſtehen, um unſer Lager zu unterſuchen. Mit Mühe zündeten wir das Licht an, denn es gab damals nur das Huſarenfeuerzeug, und ſchauten nach. Da ſah unſer Lager aus wie ein dreitägiges Schlachtfeld, wißt ihr, wie ein Schlachtfeld, auf dem die braunen Huſaren Sieger geblieben ſind, denn die genirten ſich hier durchaus nicht und ſchwärmten herum, daß es eine wahre Freude war. Ganze Schwadronen jagten aufgelöst dahin mit Flankeurs

und Nachhut, und wenn man zum Beiſpiel das Kopfkiſſen aufhob, ſo ſtob es ordentlich nach allen Seiten davon."

„Hurrah! auf Huſarenart!" lachte der Oberſt.

„Nein, nein!" entgegnete der General; „es ſah eher aus wie Sandbahen. — Nun alſo weiter!"

„Auf der Matratze mochte Keiner mehr liegen bleiben; ich verſichere euch, das war ein wahrer Laurentius-Roſt, und wir hatten doch zu Märtyrern gar keine Geduld. Wir zogen uns alſo wieder nothdürftig an und beſchloſſen ein wenig zum Fenſter hinaus zu ſehen, was wir denn auch thaten. Das Zimmer hatte nun auf zwei Seiten Fenſter; eines ſtand offen und ging auf die enge, dunſtige und übelriechende Straße; an dem andern war der Laden mit ein paar Nägeln zugemacht, was aber für uns kein Hinderniß war; wir wollten doch wenigſtens wiſſen, was wir da für eine Ausſicht hätten, und eins der Bajonette half uns hiezu, indem wir den Nagel zurückbogen und dann den Laden öffneten."

„Hier ſah es bei Weitem freundlicher aus, und wir blickten in einen Garten, der dicht belaubte Baumgruppen hatte, aus welchem eine angenehme kühle, wohlriechende Luft in unſer heißes Zimmer hereindrang. Das Haus, zu dem dieſer Garten offenbar gehörte, ſtand übrigens ſo dicht an dem unſrigen, daß ein großes Fenſter des erſten Stockes nicht drei Fuß von unſerer Spelunke entfernt war. Seine Laden waren offen, und durch einen Vorhang, der drinnen herabhing, bemerkte man deutlich hellen Lichterglanz; auch hörte man Stimmen von Leuten, welche ſich vergnügt und lachend unterhielten."

„Jetzt wißt ihr was, ſagte ich zu meinen beiden Kameraden, löſche Einer das Licht aus und dann ſetzt euch ruhig auf die beiden Stühle an das Fenſter; da drüben geht's luſtig her, wir

wollen doch einmal ſehen, ob es nicht möglich iſt, irgend eine Unterhaltung anzuknüpfen, die uns von Nutzen ſein kann."

„Nun müßt ihr wiſſen, daß ich in meiner Jugend eine für die damalige Zeit ſehr anſtändige Erziehung genoſſen, namentlich hatte ich Muſik gelernt und ſang euch, daß es eine Freude war. Unternehmend war ich auch, immer zu allen möglichen Streichen aufgelegt, und ſo beſchloß ich denn in dieſem Augenblicke ein recht ſehnſüchtiges Lied loszulaſſen, indem ich hoffte, die Stille der Nacht würde es vielleicht an irgend ein Ohr gelangen laſſen, wo es gut aufgehoben ſei."

„Ich ging alſo mit einem Liede los, das gerade damals viel Furore machte; ich weiß nicht war es: Guter Mond, du gehſt ſo ſtille, oder: Komm mein Liebchen, komm an's Fenſter; das habe ich vergeſſen. — Genug, ich ſang wie eine Nachtigall und erlebte auch bald von meinem Geſang eine Wirkung."

„Drüben am Fenſter wurde der Vorhang zurückgezogen und ich konnte in das Innere des Zimmers blicken. Das war eine ſehr behagliche Stube, in deren Mitte ein Tiſch ſtand mit allerlei appetitlichen Sachen zum Abendbrod und mit Flaſchen und Gläſern bedeckt. Eine Geſellſchaft von fünf bis ſechs Perſonen ſaß herum, ein alter, dicker, ſehr gutmüthig ausſehender Herr, der mit dem Kopfe hin und her wackelte und mit ſeinem Meſſer auf dem Tiſch den Takt zu meinem Liede ſchlug. Rechts von ihm ſaß ein junges, ſehr hübſches Mädchen, die ſich kichernd an ſeine Schulter lehnte und mit ihren hellen Augen zu uns herüber blinzelte, vielleicht um zu entdecken, wer und wo ich eigentlich ſei, — denn ich kann euch verſichern, mein Geſang war nicht ohne. — Am Tiſche ſaß ſonſt noch eine ſchon ältere Frau, ein paar Herren und — was mir ſehr unlieb war — der Lieutenant Pfefferkorn."

„Nach der zweiten Strophe meines Liedes ſtand der alte Herr vom Tiſche auf, kam an das Fenſter, öffnete es und rief heraus: Bravo! bravo! unbekannter Sänger! — Vortrefflich gemacht! dacapo! dacapo! — Dabei bemühte er ſich mich zu erkennen, was ja aber unmöglich war; doch entdeckte er die Uniform und ſprach in die Stube hinein gewendet, wahrſcheinlich zu dem Lieutenant: Es ſcheint mir ein Soldat zu ſein, worauf Pfefferkorn augenblicklich am Fenſter erſchien und mit ſeinem harten Tone herüber rief: Wer hat da geſungen?“

„So ſchön geſungen, ſagte der alte Herr.“

„Ich legte mich nun ebenfalls zum Fenſter hinaus und nannte meinen Namen. — Aha! ſprach der Lieutenant, habe mir doch gleich gedacht, daß der es ſei. — Nun ſchien ihn der alte Herr zu fragen, wer ich denn eigentlich wäre, worauf mein Vorgeſetzter nur eine ſehr befriedigende Antwort geben konnte, indem der Name meiner Familie immer einen guten Klang hatte. — Unſern Dank müſſen Sie ſchon annehmen! rief luſtig der alte Herr. Und alsdann winkte er einem Bedienten, der ein paar Flaſchen Wein brachte, dazu etwas kalte Küche in ein Tuch band und es nebſt Brod an einem Stocke herüber bot.“

„Ob wir zulangten, könnt ihr euch denken, denn der Seifenſieder hatte uns, was das Nachteſſen anbelangt, außerordentlich kurz gehalten. — Gleich darauf erſchien der Herr wieder am Fenſter und dießmal mit ihm das junge hübſche Mädchen, das ihm ſchüchtern über die Schulter ſah. — He! Herr Soldat, rief er herüber, bekommen wir noch ein Lied zu hören? Wir ſind große Freunde davon.“

„So gut es ohne Begleitung geht, ſagte ich.“

„Alſo verſtehen Sie auch eine Begleitung? erwiederte er.“

„Worauf ich ihm entgegnete: Ein wenig das Klavier.“

„Das iſt ja ſehr charmant, antwortete nun der alte Herr, und hierauf wandte er ſich an den Lieutenant Pfefferkorn, dem er einige Worte ſagte. Dieſer zuckte anfänglich die Achſeln, dann aber nickte er mit dem Kopfe, und nun lief der alte Herr wieder an's Fenſter, beugte ſich weit zu uns herüber und rief mir zu: Herr von X., ich freue mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen und lade Sie ein, bei uns ein Glas Wein annehmen zu wollen. Ihr Herr Lieutenant hat's gnädigſt bewilligt. — Warten Sie, es kommt ſogleich ein Bedienter, der Sie herüberführen wird. — Auf Wiederſehen alſo!“

„Ihr könnt denken, daß ich hocherfreut meinen beiden Kameraden gern das uns geſchenkte Nachteſſen überließ. Dann zog ich meine Uniform zurecht, ſtrich mein Haar ſo gut als möglich nach hinten, nachdem ich — nicht zu vergeſſen — ein paar ſaubere Schuhe und gute Gamaſchen angezogen, und als nun der Bediente kam, ging ich mit ihm hinüber.“

„Es war das ein großes und ſchönes Haus, jenem kleinen freundlichen Manne, einem reichen Kaufherrn, gehörend. Wir gingen eine weite Treppe hinauf durch mehrere Zimmer und kamen endlich in das, wo ſich die Geſellſchaft befand. Der Hausherr lief mir beweglich entgegen, drückte mir freundlich die Hand, nannte meinen Namen und ſetzte hinzu: Sohn des ſehr verdienten Hauptmanns von X. Alsdann ſagte er: Das iſt meine Frau, dieß meine Tochter Roſine, und das die Herren Piff und Paff. — Ich habe die Namen vergeſſen.“

„Aber den der Roſine habt Ihr behalten, alter Sünder?“ ſprach lachend der Oberſt.

„Ach ja,“ fuhr der alte Huſar ſeufzend fort, „die Roſine

habe ich nicht vergeſſen. — Aber nun hört weiter. Ich mußte alſo zuerſt gehörig am Abendbrode Theil nehmen und dann wurde das Klavier geöffnet und ich ſpielte und ſang nach Herzensluſt."

„Vielleicht auch Duetts?" fragte der Oberſt.

„Auch das; auf Ehre!" erwiederte der General. „Ein ſchönes Duett mit Roſine, und unſere Stimmen paßten vortrefflich zu einander. Das fanden denn auch alle Zuhörer, mit Ausnahme unſeres Lieutenants Pfefferkorn, der wohl gut eſſen und trinken, aber weder ſingen noch ſpielen konnte. — Ach!" ſetzte der General nach einer kleinen Pauſe hinzu, „es war dieß ein ſehr vergnügter Abend. — Und er ging leider ſo ſchnell vorüber!" — —

„Nachdem ich aber in dem Hauſe einmal eingeführt war, bot ich meine ganze Liebenswürdigkeit auf, mich da angenehm zu machen. Ich war joli coeur durch und durch; ich erzählte von unſerem Marſchtage, von der früheren Garniſon, auch etwas von zu Hauſe und kam dann zurück auf mein gegenüberliegendes Quartier, deſſen ſchrecklichſte Eigenſchaften ich nur leicht vorübergehend erwähnte, umſomehr aber hervorhob, wie es ſo klein ſei, ſo ſchwül und dumpfig und wie ich mich dort ganz unglücklich fühle."

„Darauf ſprach die ſchöne Roſine mit ihrem Vater," meinte laut lachend der Oberſt, „und der alte Herr bot Euch ein Quartier in ſeinem Hauſe an. — O General, wir kennen das."

„Ihr kennt es aber dießmal ſehr ſchlecht," ſprach ruhig der Erzähler; „weder die ſchöne Roſine noch der Papa ſagte etwas, aber deſſen Gemahlin, die mich, wie ich glaube, liebgewonnen hatte, meinte, es würde ſich wohl noch ein Plätzchen für mich in ihrem Hauſe finden."

„Und das fand ſich auch, unehrlicher Huſar?“ fragte der Oberſt; „wahrſcheinlich am Herzen der Tochter?“

„Davon ſchweigt die Geſchichte. — Ich habe nur verſprochen, bis zum abgeriſſenen Knopf zu erzählen. Was darüber hinaus liegt, geht Euch nichts an. — Um ſo beliebter ich mich nun in dem Hauſe zu machen wußte, um ſo mehr bemerkte ich, daß ich dem Lieutenant Pfefferkorn hier ein großer Stein des Anſtoßes war. Er hatte ſich in das hübſche Mädchen ſterblich verliebt und machte ihr ſeine Cour, ſo oft das nur anging.“

„Eines Tages nun war ich bei Roſine im Zimmer, ich weiß nicht wie es kam, genug wir hörten plötzlich ſeine Schritte, und da mir gerade in dem Augenblick Alles daran gelegen war, nicht von ihm überraſcht zu werden, ſo verbarg ich mich hinter einem großen Vorbaue. Er trat in das Zimmer, ſchien ſehr aufgeregt, ſeufzte Einiges, während er bald an das Fenſter ging, bald ſich vor Roſine hinſtellte, die ſich auf einen Stuhl niedergelaſſen hatte. Endlich nach einigen gleichgültigen Worten brach er los, ſprach von ſeiner unbezwinglichen Liebe gegen ſie, von der Verzweiflung, die in ihm toben werde, wenn es ihm nicht gelinge, ihr Herz zu erweichen, und was dergleichen Unſinn mehr war. Das Mädchen lachte dazu, ſtellte ſich anfänglich, als verſtände ſie ihn gar nicht, wollte Alles für einen Scherz nehmen, brachte ihn aber hiedurch nur noch immer mehr in Eifer, bis er zuletzt ausrief: Ich ſehe, Sie treiben Ihren Spott mit mir, grauſame Roſine; wohlan denn! wenn Sie mich nicht erhören wollen, ſo habe ich auf dieſer Welt nichts mehr zu thun, als mir hier vor Ihren ſo ſchönen Augen den Tod zu geben. — Bei dieſen Worten zog er den Degen aus der Scheide und riß mit ſolcher Heftigkeit die Uniform auf, daß einer ſeiner Knöpfe

davonflog, auf den Boden fiel und, da derſelbe rund war, bis hinter meinen Vorhang rollte."

„Oho!" ſagte der Oberſt. — „Aber der Lieutenant ſtieß ſich den Degen nicht in die Bruſt?"

„Nein, das that er gewiß nicht; er wollte nur ſehen, welche Wirkung ſein Spiel auf das Mädchen hervorbrächte, und hoffte vielleicht, ſie würde ihm weinend in die Arme ſinken. Da aber dieß nicht geſchah, ſie ihm vielmehr feſt und ruhig erklärte, ſie verböte ſich ein- für allemal dergleichen Geſchichten, ſo ſteckte er gelaſſen ſeinen Degen wieder ein und erhob ſich aus ſeiner knieenden Stellung, in welcher er lange genug verharrt. — Ich war aber gleich überzeugt, daß ihn noch etwas Anderes calmirt, als die Weigerung Roſinens; er mußte nämlich, während er die Uniform aufriß, geſehen haben, daß ſich der Vorhang, hinter welchem ich ſtand, bewegte, denn in dem Augenblick, wo er den Degen zog, machte ich mich fertig, um im Nothfalle hervorſtürzen zu können, mochte auch daraus erfolgen, was da wolle. Gleichfalls hatte er auch wohl bemerkt, welche Richtung ſein abgeriſſener Rockknopf genommen, er machte deßhalb dem Mädchen eine ſteife Verbeugung und wandte ſich alsdann nach meinem Verſteck, um, wie er ſagte, wenigſtens ſeinen Knopf wieder zu erlangen, worauf Roſine wohl etwas zu haſtig empor ſprang, ſich an den Vorhang ſtellte und ihm entgegnete: ſie werde es nie dulden, daß er ſich in ihrem Zimmer dergleichen Freiheiten heraus nehme."

„Was konnte er thun? — Das Mädchen ſah entſchloſſen genug aus, um im Nothfalle nach Hülfe zu rufen oder ihm ſonſt eine höchſt unangenehme Scene zu bereiten. — Genug, er mußte ſich zurückziehen, doch ballte er ingrimmig die Fäuſte, biß die Zähne übereinander und murmelte mit vor Zorn erſtickter Stimme:

Wertheſte Demoiſelle, ich werde meinen Knopf ſchon wieder finden."

„Und er fand ihn?" rief luſtig der Oberſt.

„Ich war damals noch ein ſehr leichtſinniger Burſche," fuhr der General achſelzuckend fort; „ich hob den bewußten Rockknopf lachend auf, ſteckte ihn in meine Taſche und verbrachte darauf mit dem Mädchen noch eine angenehme kleine Stunde, die ſo — —"

„Genug, genug!" meinte der Oberſt; „bleibt beim Rockknopf."

„Ja," ſprach ſeufzend der Erzähler, „damit hatte ich Unglück. Wenige Tage nach dieſem Vorfalle nämlich mußten wir ausrücken, und wie ich meine Uniform zuknöpfe, ſehe ich, daß mir am Pantalon ein Knopf fehlt. Nun konnte mich nichts retten, als ein ſchleuniges manoeuvre de force, wozu mir der bewußte Knopf in meinem übergroßen Leichtſinn außerordentlich paſſend erſchien. — Ihr wißt doch, was in dieſem Falle manoeuvre de force heißen will? — Man macht an dem betreffenden Ort ein Loch in das Tuch, ſteckt das Oehr des Knopfes hindurch, durch dieſes ein Hölzchen und — es iſt fertig."

„Koſtet jedoch drei Tage Arreſt," verſetzte der Oberſt.

„Ich wußte mir aber nicht anders zu helfen und machte alſo mein manoeuvre de force. Nun hatte mich aber der Lieutenant Pfefferkorn ſeit jenem Tage unglaublich auf dem Strich, wo er mir was in's Zeug flicken konnte, da unterließ er es nicht. Mochten meine Waffen noch ſo ſauber geputzt ſein, er fand doch irgend einen Flecken. Und leider erging es mir an dieſem Tage nicht beſſer. Nachdem er an meinem Anzuge äußerlich dießmal nichts gefunden, plagte ihn der Teufel, und er befahl mir, die

Uniform aufzuknöpfen, um nachsehen zu können, ob auch darunter alles in Ordnung sei. — Na, das Gesicht vergesse ich in meinem Leben nicht! ich meine, der Schlag sollte ihn treffen, als er hinschaute und mein manoeuvre de force mit seinem Rockknopf entdeckte."

„Von dem, was nun folgte, will ich schweigen, und keines der Worte erwähnen, mit welchen er mich bediente. Zuerst kam ich drei Tage in Arrest und darauf wurde ich dem Hauptmann, der meinen Vater genau kannte, als unverbesserlich gemeldet und von diesem auf Anrathen des Lieutenants als gänzlich unbrauchbar nach Hause zurückgeschickt. Begreiflicher Weise war dort mein Empfang kein glänzender, und erst als ich aufrichtig die ganze Geschichte erzählt, erhielt ich nicht nur Verzeihung, sondern wurde auch durch Vermittlung eines alten Onkels bei der Kavallerie placirt. Der Abschied von Rosinen war mir sehr schmerzlich, doch tröstete ich mich so gut es ging, und auch sie hat es ebenso gemacht, wie ich später erfuhr."

„So war denn mein sehnlichster Wunsch erfüllt und das hatte ich doch, wie ich Anfangs sagte, nur dem abgerissenen Knopfe zu verdanken."

Der General that einen großen Zug aus seinem Glase, und der Oberst sagte:

„Das war eine ganz hübsche Geschichte. Jetzt haben wir Beide, der General und ich, etwas von unsern Erinnerungen aus der Jugendzeit erzählt, die uns Gerüche hervorgerufen." —

„Du?" fragte verwundert der General.

„Nun ja, als ich vom Heuschober herunterkugelte. Es ist freilich keine Geschichte, denn es passirte da weiter nichts Interessantes. Jetzt aber möchte ich auch wohl wissen, was unserem

Kameraden von der Artillerie beim Dufte des Reſeda's eigentlich einfällt."

„O, das iſt zu unbedeutend," verſetzte der ehemalige Lieutenant, „gewiß nicht der Mühe werth."

„Erzählt!" ſagte gutmüthig der General. „Ich rieche Reſeda auch für mein Leben gern; es hat ſo was jugendlich Friſches."

„Ach ja, das hat es," gab der Artilleriſt mit einem leichten Seufzer zur Antwort.

„Nun denn, laßt hören," ſprach der Oberſt. „Ich kann euch verſichern, mir ſchmeckt der Maitrank noch einmal ſo gut, wenn ich was Pikantes dabei erzählen höre. — Alſo!"

„Es iſt wahrhaftig nicht der Mühe werth," meinte der Lieutenant. „Aber wenn der Herr Oberſt wünſchen —"

„Ich wurde als wirklicher Vicebombardier bei der Fußartillerie zur reitenden verſetzt. Ich hatte von C., wo wir damals lagen, nach J., wo die reitende Batterie war, zwei Marſchtage mit einem Nachtquartier in B. Ich mochte damals ſiebzehn Jahre alt ſein, war ein ſchmales dürres Bürſchlein, und als ich wegging, ſagte unſer Capitain d'Armes: nun Gott ſei Dank, daß der fortkommt, da brauchen wir doch keine Uniform mehr zu verhunzen, — die meinigen wurden nämlich alle ein paar Zoll eingenäht — und, fügte er hinzu, ich brauche mich bei einer Kammerviſitation nicht mehr zu ſchämen, denn haben nicht die Beinkleider dieſes Kerls — damit meinte er mich — wie ein doppeltes Degenfutteral ausgeſehen! Natürlicher Weiſe ließ ich ihn ſchwätzen und zog an einem ſchönen Frühlingsmorgen meines Weges. Es war im Frühjahr, die gefährlichſte Jahreszeit, denn die Sonne ſtach, das Gras ſchoß und die Bäume ſchlugen aus. Ich kam aber ungefährdet durch alle dieſe Dinge hindurch und freute mich einer

Lerché, die eben in der Luft jubilirte und fast so lustig war wie ich selber, obgleich sie nicht wirklicher Bombardier bei der reitenden Artillerie geworden war. Den ganzen Tag über zog ich so langsam dahin, genoß Mittags eine Schüssel Milch und ein Stück Brod, schlief darauf eine Stunde in irgend einer Scheune und kam Abends nach B.; mein Quartier erhielt ich bei einem reichen Bauern, der mich freundlich empfing. Man setzte sich gerade zum Nachtessen, und die Knechte und Mägde, die nach und nach herein kamen, betrachteten mich wie eine Art Naturmerkwürdigkeit und mochten denken, ich sei von irgend einer Zwergenbatterie, denn sie fragten mich, ob wir wirkliche Kanonen hätten mit dicken Kugeln wie die anderen und wie hoch unsere Pferde seien. Natürlicher Weise warf ich mich in die Brust und brachte ihnen einen vortrefflichen Begriff bei von der Batterie Nr. 16, der ich zugetheilt war. Einer der Knechte schüttelte hartnäckig den Kopf und meinte schließlich, die Kinderwirthschaft möchte er doch mit ansehen. Doch nahm mich die Großmagd in Schutz und bemerkte ihrem Collegen, bei der Artillerie komme es nicht darauf an, daß man ein großer und dicker Esel sei, sondern da müßte man's tüchtig im Kopf haben, und das scheine bei mir der Fall zu sein. Die Großmagd war eine der stämmigsten Personen, die ich in meinem ganzen Leben gesehen; sie war zu groß und stark, als daß sie mir damals schön vorkommen mochte, ich sah nur mit einer Art von Bewunderung zu ihr empor; sie behandelte mich vollkommen als ein Kind, und als ihr mein Stuhl beim Nachtessen zu weit abstehend erschien, schob sie mich mit demselben ganz sanft näher an die Schüssel."

„Mit der Großmagd passirte mir das erste Abenteuer meines Lebens."

„Oho!“ ſagte der Oberſt, „wir wollen nicht hoffen, daß —“

„Laßt ihn doch erzählen,“ verſetzte der General; „es kann der Sache nichts ſchaden, wenn ein Bischen Intereſſantes hinein kommt; Jugend hat nicht Tugend.“

„Dem muß ich für dießmal widerſprechen,“ fuhr der Erzähler fort. „Ich war wirklich zu der Zeit vollkommen tugendhaft. — Alſo wir hatten gegeſſen und nachher plauderte ich noch eine Weile am Küchenfeuer mit dem Wirth, ſeiner Frau, und dann wurde zu Bette commandirt. Die Großmagd brachte mich in ein Zimmer; es waren zwei Betten darin, und ſie zeigte mir das meinige; das andere wird für irgend einen Knecht ſein, dachte ich, es iſt viel Volk im Hauſe, man muß ſich behelfen. So zog ich mich aus und legte mich hin, entſchlief auch bald, denn ich hatte einen tüchtigen Marſch gemacht. Ich kann nicht ſagen, daß mich gerade ſchwere Träume beunruhigt oder meine Nachtruhe ſonſtwie geſtört worden wäre, nur einmal kam es mir vor, als habe ich die Augen geöffnet und Licht in dem Zimmer geſehen, auch die Geſtalt einer Perſon, die ſich wahrſcheinlich im zweiten Bette zur Ruhe begab. Doch warf ich mich wieder auf die andere Seite und ſchlief weiter.

„Wenn man beim Militär iſt und namentlich Pferde geputzt hat, ſo gewöhnt man ſich an's Frühaufwachen; mir ging es an dieſem Morgen ebenſo. Es mochte vier Uhr ſein, als ich mich ſchon vollkommen munter befand; es war ſchon heller Tag und nachdem ich zum Fenſter hinaus und nach dem Wetter geſehen, fiel mein Blick auf das andere Bett; ich hatte natürlich gedacht, einer der Knechte ſei mein Schlafkamerad, wie erſtaunte ich aber, als ich auf einem Stuhle ſtatt männlichen Kleidungsſtücken Unterröcke, Jacken, lange Strümpfe und dergleichen erblickte.“

„Aha!“ machte der General, „eins, zwei, drei, aus dem Bett; hurrah! auf Huſarenart.“

„Ich will nicht hoffen,“ ſagte der Oberſt.

„Seien Sie unbeſorgt,“ ſprach der Erzähler weiter; „ich verſichere Sie, daß das einzige Gefühl, was mich damals beſchlich, nur in der Luſt beſtand, laut hinaus zu lachen, dazu aber kam eine kindiſche Neugierde und ich beſchloß, mich vollkommen ruhig wie ſchlafend zu verhalten, um das Aufſtehen gehöriger Maßen mit anſehen zu können.“

„Eine halbe Stunde nachdem ich erwacht war, bewegte es ſich in dem andern Bette ebenfalls. Richtig! es war meine Freundin, die Großmagd. Sie hob ihren Kopf in die Höhe und blickte nach mir herüber; ich that, als wenn ich feſt ſchliefe, und hiedurch beruhigt, machte ſie ihre Toilette mit einer erſchrecklichen Ungezwungenheit. Uebrigens war dieſelbe bald beendigt, denn der ganze Anzug jener Bauernmädchen beſtand aus Schuh und Strümpfen, aus einem Unter- und Ueberrocke, ſowie einer Jacke von Zeug, die vorne zugehackt wird. Ehe nun meine Zimmernachbarin dies Mannöver ausgeführt, fand ich es für gerathen, durch einiges Dehnen und Strecken, ſowie einen tiefen Seufzer mein Erwachen anzukündigen. — Ich kann nicht ſagen, daß das Mädchen dadurch ſehr erſchrocken gerade herumgefahren wäre; ſie begnügte ſich, mich lachend anzuſehen, mit dem Kopfe zu nicken, und ſagte dann: So, ihr ſeid aufgewacht? — Ja, ich bin aufgewacht, entgegnete ich ſcheinbar im Tone des größten Erſtaunens und riß meine Augen ſo weit als möglich auf.

„Nun, und was verwundert ihr euch denn ſo?“ fragte ſie lachend.

„Dazu habe ich doch alle Urſache,“ verſetzte ich. „Iſt es

denn bei euch Mode, daß man Soldaten, die hier einquartirt werden, mit einer der Mägde zuſammen in's Zimmer legt?"

„Ach! geht doch," entgegnete ſie, „Soldaten, das iſt was Anderes, aber ihr! —"

„Nun, was bin ich denn?"

„Ihr ſeid ein Kind; wer wird ſich da viel genren; und dann hat's euch wohl auch nichts geſchadet, daß wir in einem Zimmer ſchliefen."

„Mir freilich nicht," erwiederte ich, „aber es hätte euch ſchaden können."

„Worauf ſie aber ein ſo luſtiges und lautes Lachen aufſchlug, daß es mich ordentlich ärgerte; auch rollte ſie in dieſem Augenblick ihre Hemdärmel auf und zeigte ein paar ſo ſtarke und musculöſe Arme, daß ich ihr das Gelächter verzeihen mußte. — Aber die Arme waren ziemlich weiß und das ganze Mädchen kam mir überhaupt viel hübſcher vor wie geſtern Abend."

„Da ich nun aber einmal für ein Kind erklärt war, ſo ſpielte ich auch meine Rolle in aller Unbefangenheit fort. Ich lobte ihr Ausſehen, und das ſchien ihr zu gefallen; ich fragte ſie um ihren Namen, ſie hieß Anne, ich plauderte mit ihr von allen möglichen Dingen und veranlaßte ſie ſo, ihre Toilette langſamer zu beendigen. Endlich war dieſelbe beinahe fertig bis auf die Schließung ihres Jäckchens, und ehe ſie das that, ſteckte ſie einen großen Buſch Reſeda hinein, den ſie vorher ſorgfältig aus einem Blumenſcherben, der vor dem Fenſter ſtand, gepflückt. Dann ſagte ich zu ihr: Wenn ihr mich alſo für ein Kind haltet, Anne, ſo könnt ihr mir auch wohl einen Kuß geben, worauf ſie mich überraſcht anblickte, und ich glaubte ſchon, ſie würde es mir verweigern; doch ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe: warum nicht?

und trat an mein Bett. Ich war damals ſchon pfiffig genug, kam ihr nicht einen Zoll entgegen, ſo daß ſie ſich auf mich herniederbeugen mußte."

„Aha, nun kommt der Reſedaduft!" ſagte lachend der General.

„Sie beugte ſich alſo zu mir herab, drückte mir ihre friſchen Lippen auf den Mund, und damit der Kuß nicht gar zu kurz werden ſollte, ſchlang ich ihr meine beiden Arme um den Hals und hielt ſie einen Augenblick feſt, ja ſogar noch eine Sekunde länger, als der Kuß gedauert hatte, und dieſe Secunde benutzte ich dazu, um ihr recht feſt in die Augen zu ſehen. — — Das allein konnte ſie nicht ertragen, denn ſie machte meine Hände mit einiger Gewalt los und ſagte: Ach, laßt doch die Narrenspoſſen!"

„Uebrigens dauerte die ganze Geſchichte mit dem Kuß nur wenige Secunden, dann beendigte ſie ihre Toilette und verließ lachend das Zimmer. Ich blieb noch eine halbe Stunde auf meinem Lager und überlegte bei mir, es würde gerade nicht ſo unpaſſend ſein, wenn ich mich hier in dem hübſch gelegenen Dorfe und bei meinen angeſehenen Wirthsleuten einen Ruhetag herausſchlüge. Ich brauchte nur einige Müdigkeit zu affektiren und die Sache war abgemacht. Das that ich denn auch beim Kaffee, den wir unten gemeinſchaftlich tranken und der Bauer ſagte bereitwillig: „Wißt ihr was, wenn ihr müd ſeid, ſo bleibt heute noch da, ihr braucht deßhalb auch nicht auf's Bürgermeiſteramt zu gehen, um eine Verlängerung eures Quartierbillets nachzuſuchen; es macht mir eine Freude, wenn ihr da bleibt."

„Ich ſagte nicht Ja und nicht Nein, ſondern ging in den Garten, um mich draußen umzuſehen. Da ſtand die Anne und hing Wäſche auf. Es gefällt mir hier, ſagte ich zu ihr, und der

Bauer hat mich eingeladen, noch den heutigen Tag und die nächſte Nacht hier zu bleiben; was meint ihr dazu, Anne?"

„Bleibt da," entgegnete ſie ruhig, ohne mich anzuſehen, „mir ſoll es gleich ſein, — auch werde ich euch," ſetzte ſie nach einer kleinen Weile ſtockend hinzu, „morgen Früh nicht wieder ſtören, wie heute."

„Wie ſo?" fragte ich überraſcht.

„Weil ich heute Nachmittag auf das benachbarte Dorf zu meiner Schweſter gehe, um dort ein paar Tage zu bleiben."

„Ah ſo!" ſagte ich unangenehm überraſcht. „Dann iſt es doch wohl beſſer, wenn ich heute abmarſchiere."

„Das meine ich auch," entgegnete das Mädchen, „es iſt gewiß beſſer — ſo lebt denn wohl!" Damit reichte ſie mir ihre Hand und nachdem ſie mich einen Augenblick mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdrucke betrachtet und vielleicht meine Blicke bemerkt haben mochte, nahm ſie ihren Reſedabuſch vom Buſen und gab ihn mir. Ich ging in's Haus zurück, packte meine ſieben Sachen, nahm von den Bauern Abſchied und zog gedankenvoll meines Weges. — — — —

„Was man nicht Alles erleben kann, ſagte ich zu mir ſelber. Bin ich nicht heute Nacht um ein paar Jahre älter geworden? Ja, ja, es kann nicht anders ſein, denn die Anne, der ich geſtern ſo ſehr jung vorkam, hielt mich heute für kein Kind mehr."

So erzählten drei alte Soldaten aus ihrer Vergangenheit bei einem Glaſe Wein, und blickten dann lächelnd und einander freundlich zunickend in den vorbei fließenden Strom hinab: — zu Deutz bei Köln am Rhein.

Wie das Licht ausgelöscht wird.

Es kann der Fall eintreten, geneigter und vielgeliebter Leser, daß du Abends in deinem Stübchen sitzst und aufmerksam dein Licht betrachtest, nicht die spielende Flamme desselben, die dich so freundlich ansieht und dir in deiner Einsamkeit ein traulicher, wenn auch ein etwas flatterhafter und leichtsinniger Gesellschafter ist, sondern vielmehr die verständige Stearin- oder Talgmasse, woraus deine Kerze besteht, dabei berechnend, ob selbige auch noch für den heutigen ganzen langen Abend aushalten wird. Es ist die letzte, die sich in deinem Vorrath befindet, und wenn auch deine Börse nicht so erbärmlich-versehen ist, daß du dir nicht vielleicht eine förmliche, wenn auch bescheidene Illumination anschaffen könntest, so magst du doch nicht mehr über die Straße in einen Laden gehen, und das dienende Personal deines Hauses, die alte Magd der verwittweten Registratorin Schwenkebrett, bei welcher du zur Miethe wohnst, hat nur die Verpflichtung, dein Bett in Ordnung zu bringen, deine Stiefel zu putzen und dir vielleicht einen Ausgang zu besorgen, wenn die Straße, nach welcher sie gerade ihr Weg führt, mit deinen Wünschen nicht zu sehr auseinander geht. Vielleicht wäre es dir möglich, die alte

Carline auf der Treppe zu erwiſchen, wenn dich ein langes Warten nicht verdrießen würde; Frau Regiſtrator Schwenkebrett hat Abends zuweilen ein Gelüſte nach einer geräucherten Wurſt. Doch wozu ſich Hoffnungen machen, die ſo ſchwer zu erfüllen ſind? Wenn du im Warten kein Glück haſt, ſo kannſt du drei lange Abende vergeblich an der Treppe ſtehen und die Carline umſonſt erwarten. Dieſe durch ein unvorſichtiges Klingeln oder dergleichen herbeizurufen iſt nicht rathſam; die verwittwete Regiſtratorin hat ſchwache Nerven; ſie könnte bei deinem Rufe denken, es brenne irgendwo im Hauſe, und dir am andern Morgen eine Kündigung zugehen laſſen. —

Ja, eine Kündigung, geneigter Leſer. Du wirſt mich fragen: wegen einer ſolchen Kleinigkeit? — Ja, die Zeiten haben ſich geändert, der Hauseigenthümer iſt nicht mehr wie jeder andere Geſchäftsmann dein ergebener Diener, der ſich freundlich nach deinen Wünſchen erkundigt; er iſt dein Herr und Gebieter geworden; er frägt den Teufel darnach, ob du bei ihm wohnen bleiben willſt; ſtatt deiner lumpigen Perſon weiß er ein halb Dutzend andere, die viel anſtändiger ſind und höhere Miethe bezahlen. Früher war es ein Vergnügen, an die Thüre des Hausbeſitzers zu pochen und ihm ungefähr zu ſagen: Mein lieber Freund, es iſt in Ihrem Hauſe nicht alles, wie es ſein ſollte; mehrere Thüren ſchließen nicht, die Spalten des Fußbodens klaffen entſetzlich; hier raucht es, dort riecht es nicht gut, und wenn Sie da nicht baldigſt Abhülfe treffen, ſo ſehe ich mich veranlaßt, Ihr Haus zu verlaſſen. — So ſprachen wir, geneigter Leſer, mit paſſendem Stirnrunzeln. Es war eine ſchöne Zeit! Und dabei ſtand der Hauseigenthümer vor dir, demüthig und wehmüthig; er hatte das Köpfchen geſenkt, er hielt in der einen

Pfote das Mützchen, schaute dich bittend an und wedelte — nein, er wedelte nicht; aber es ist das gleichviel, er war in einer Gemüthsverfassung, daß er hätte wedeln können, wenn er — gekonnt hätte! —

Jetzt ist das entsetzlich anders geworden. Das sanfte Geschöpf, welches vor dir voraus die Treppen hinaufsprang, um dienstefrig nach einem Fensterriegel zu sehen, der nicht mehr recht schließen wollte, dessen weiches Fell vor Trauer erzitterte, wenn du unzufrieden schienst, ist jetzt zu einem aufgeschwollenen, harthäutigen und borstigen Ungeheuer geworden, zu einem Drachen, der wiederkäuend in seiner Höhle liegt, der dich mit bösen Augen anblickt, in welchen du deutlich lesen kannst: den werden wir auch nächstens verspeisen, — zu einem Ungeheuer, das nicht Schonung kennt, der Rührung unfähig ist, sich nicht erweichen läßt durch das Flehen des zarten Weibes um ein neues Vorfenster, da ihr altes abgängig geworden, noch durch den Jammer der holden Jungfrau, die den Riegel der Hausthür erst nach elf Uhr Abends vorgeschoben wissen möchte. Auf dem Haupte dieses Ungethüms sitzt die Hausmütze wie festgenagelt, etwas schief, so daß die Troddel sein rechtes Ohr verdeckt, was es den Bitten seiner Hausbewohner noch unzugänglicher macht. Er controllirt die Besuche, die du empfängst, wenn du nach Haus kommst, kurz dein Leben. Und das thut er alles deinem Auge unsichtbar; er liegt zusammengerollt in seiner Höhle wie die gefräßige Schlange, und erscheint, auch wie diese, alle Vierteljahr einmal, um die Miethe des Hausbewohners oder diesen selbst mit zu verschlingen. Drum wecket nicht den Grimm dieses schlimmsten aller Tyrannen, lernt langsam die Treppen auf und abgehen, pfeift nicht im Hausgange tränkt euern Hausschlüssel fleißig mit Oel und klingelt

nicht der Carline, selbst wenn eure einzige Kerze kaum noch eine halbe Stunde aushalten wird.

Zu dieser richtigen Entdeckung habe ich den geneigten Leser auf einem ziemlich großen Umwege geführt, und das Factum ist nicht zu läugnen. Nach dem Augenmaß hat meine Stearinkerze nur höchstens noch zwei Zoll, gleich der Brennzeit einer Stunde. Da ich aber Abends nicht einschlafen kann, ohne vorher noch ein paar Kapitel gelesen zu haben, und mir kein neues Licht zu verschaffen vermag, so kann ich nichts thun, als meine zwei Zoll Kerze zu sparen und so lange im Dunkeln zu sitzen, bis ich es für gut befinde, mich zur Ruhe zu begeben.

Wie das Licht erlischt, so hurtig, ich möchte fast sagen so vergnügt, als freue es sich im Bewußtsein, nach kurzer Zeit noch einmal wieder auferstehen zu dürfen! Meine Augen heften sich auf die Stelle, wo die Flamme eben noch so freundlich geflackert und wo man jetzt nur noch ein kleines glühendes Pünktchen sieht. Das vermindert sich zusehends, flammt noch einmal wieder auf und als es endlich erlöscht, fällt mir die dunkle Nacht mit einem Mal ins Zimmer. Aber sie erscheint viel angenehmer als vorhin, da sie so schwarz und drohend auf meinen Fensterscheiben lag und mich fast gehässig anstierte. Jetzt wo ich sie zu mir eingelassen, nimmt sie ein freundlicheres Gesicht an, hält die Scheiben meines Fensters nicht mehr gesperrt, sondern zeigt durch einen sanften dämmerigen Schimmer, der dort hereindringt, daß sie nicht so übelwollend und verdrießlich ist, wie es uns vordem erschienen.

Ich kann mich nur ärgern über die unverantwortliche Tyrannei dieser Hauseigenthümer, und die verwittwete Registratorin ist darin so schlimm wie alle ihre Collegen und Colleginnen.

Höre ich sie sprechen, so ist meine armselige Wohnung ein wahres Prachtgemach und reicht die Miethe, die ich zahle, nicht einmal dazu hin, um alles das repariren zu lassen, was ich muthwillig verderbe. O ich wüßte wohl ein Mittel gegen die Tyrannei der Hauseigenthümer — selbst einer zu werden. Aber ist wohl dazu eine gegründete Hoffnung, wenn man Ersparniß halber Abends um neun Uhr sein Licht auslöscht?

Denken wir jedoch, es sei so unser gutes Vergnügen und unterhalten uns mit der Nacht, die dankbar dafür scheint, daß wir sie so ohne Rückhalt bei uns empfangen. Lange bitten läßt sie sich nicht, von unserer ganzen Behausung Besitz zu nehmen; doch herrscht sie nicht ausschließlich darin; sie scheint nicht eifersüchtig auf den Schein, den die Gaslaterne mir gegenüber ins Zimmer sendet und die mir auf der hintern Wand desselben ein zweites glänzendes Fenster malt. — Wenn ich vor diesem auf und ab spaziere und meinen eigenen Schatten dort sehe, so ist es mir grade, als schaue ich in eine fremde Wohnung hinein und sehe dort jemand anders auf und abwandeln. Meinem eigenen Schatten zuzuschauen ist aber jetzt von keinem Interesse; doch hat sein Anblick eine Idee in mir erweckt, die ich augenblicklich zur Ausführung bringe: ich setze mich an mein wirkliches Fenster so behaglich wie möglich in einen alten Lehnstuhl und blicke auf die nächtliche Straße und das mir gegenüberliegende große Haus.

Dort sind die Leute besser mit Beleuchtungsmaterial versehen als ich, denn es ist an allen vier Stockwerken fast kein Fenster, aus dem nicht ein sanfter Lichtstrahl heraus dränge. Unten sind Läden, rechts ein Modewaarenmagazin mit großem Putzgeschäft, da aber die vornehmen Kunden desselben dort nicht mehr so spät erscheinen, so ist die glänzende Beleuchtung schon längst erloschen und man

sieht durch die obern Fenster nur noch einen einzigen Schimmer — das Licht einer Lampe, bei der ein junges Mädchen arbeitet; dort näht dieses noch allein, während ihre Colleginnen nach hartem Tagewerk jetzt endlich Ruhe haben. Die da ist die fleißigste und geschickteste und muß eine Spitzenmantille fertig machen, die heute Abend nothwendig gebraucht wird. Das noch junge Mädchen hat eine zusammengeknickte hinfällige Figur, aber ihre Nadel fliegt emsig über die Spitzen und Bänder, dabei glänzen ihre Augen seltsam, fast unheimlich, und auf ihren bleichen Wangen zeigen sich kleine runde Flecke, die um so greller hervortreten, je mehr die arme Putzmacherin hustet. Und sie hustet häufig und schwer; ich sehe das deutlich, weil alsdann die Spitzen und Bänder in ihrer Hand lustig emporflattern. — Jetzt ist sie endlich fertig; ein Livreebedienter, der schon längst ungeduldig wartete, erhält eine Schachtel mit der Spitzenmantille, die heute Abend im glänzenden Appartement bei hundertfachem Kerzenschimmer Aufsehen erregen wird und an die sich Unterhaltungen knüpfen werden, welche zu mancherlei Resultaten führen; denn die Spitzenmantille, von der armen schwindsüchtigen Putzmacherin verfertigt, wird ein paar wunderbar weiße Schultern bedecken. — Doch was geht uns das in diesem Augenblicke an? — Das Mädchen im Magazin ist aufgestanden, sie streckt sich, sie holt tief Athem, sie drückt ihre Hand auf das Herz, und dann hält sie mit beiden Händen ein paar Sekunden lang ihre Augen bedeckt. Es ist, als sei es ihr schwindlig geworden; dann hüllt sie sich in ihr Tuch und — das Licht erlischt.

Neben dem Modewaaren-Magazin befindet sich ein Spezereiladen, der noch hell erleuchtet und den Blicken vollkommen zugänglich ist. Im Hinterstübchen, durch eine Glasthür vom Ver-

laufsgewölbe geschieden, sieht man den Principal, eine vertrocknete Persönlichkeit mit einem beweglichen Kopf auf sehr langem Halse, der sich immer zu strecken scheint, um über alle vor ihm liegende Gegenstände, das Treiben der ganzen Welt, namentlich aber seiner Leute, beobachten zu können. Diese seine Leute sind im Laden beschäftigt — er und sie. Er ist ein dürrer, bleichwangiger blondhaariger junger Mensch mit langen klumpigen Fingern, die beträchtliche Winterbeulen zeigen; er klebt Düten zusammen, hat aber dabei verbotener Weise ein Buch neben sich liegen, aus welchem er zu lesen scheint, — ich sage scheint, denn in Wahrheit schweifen seine Blicke jede Sekunde über den Ladentisch hinüber, wo sie sitzt, ein wohlgenährtes junges Mädchen von etlichen zwanzig Jahren, knapp angezogen, mit einem so vollen und frischen Gesichte, daß wir uns der schrecklichen Vermuthung nicht erwehren können, als sei sie eine Art Vampyr, die alles von Gesundheit und Kraft aus ihrer Umgebung an sich zöge. — Sie strickt, er klebt Düten, und der Principal hustet zuweilen im Hinterzimmer. Dann und wann sieht man auch, wie er aus dem Buche liest, und dann schaut sie vor sich nieder und nickt lächelnd mit dem Kopfe. Doch ihn blickt sie dabei nicht an, ihn, der alles Mögliche thut, was ein erfindungsreicher Kopf nur thun kann, um die Aufmerksamkeit eines geliebten Gegenstandes zu erregen. Umsonst sucht er in ihrer Nähe altes Papier zu neuen Düten und streicht dabei häufiger um sie her, als grade nothwendig wäre. — Vergebliches Bemühen; sie weicht nach rechts oder nach links aus, sie zieht sich rückwärts oder drückt sich fest an den Ladentisch. Und dann glänzen seine Augen auf eine eigenthümliche Art; er kann das Papier, welches er sucht, durchaus nicht finden, und wenn er hierauf hinter dem Ladentisch wieder

empor taucht, so sieht man sein vorhin so bleiches Gesicht geröthet und er läßt seine Unterlippe schlaff herabhängen. — Es ist neun Uhr und der Laden muß geschlossen werden. Dieser Moment scheint den jungen Menschen unruhig zu machen; er wirft Düten und Buch unter den Ladentisch, er springt mit der Behendigkeit eines Affen auf die Straße, um die schweren Fensterladen zu schließen, während das Mädchen sich ins Hinterstübchen begibt. Das ist für ihn ein schrecklicher Augenblick. Er stößt mit einer rasenden Eile Stange und Riegel vor, doch bleibt er plötzlich stehn und bohrt seine Blicke durch den Laden ins Hinterstübchen, wo jetzt — das Licht erlischt.

Bei der Betrachtung des gegenüber liegenden Hauses habe ich, um gänzlich unten anzufangen, die Kellerwohnung vergessen; und ist sie doch meinem Blicke am zugänglichsten. Ich sehe in eine Schusterwerkstätte hinein, wo der Meister mit seinen Gesellen bis jetzt fleißig gearbeitet. Auf dem niedrigen Werktische steht die helle Oellampe, um welche drei mit Wasser gefüllte Glaskugeln hängen, die einen concentrirten Schein auf die Arbeit werfen. Der Meister ist aufgestanden, der Geselle legt die fertige Arbeit neben sich hin, und nur der Lehrjunge bleibt noch unbeweglich sitzen, denn er hat das Kind des Meisters auf dem Schooße, dessen weit offene helle Augen so außerordentlich vergnügt im Widerschein der Glaskugeln glänzen. So viel man sehen kann, ist das Kind sauber und nett angezogen, und ebenso sieht die Werkstatt aus, wo man die streng schaffende Hand einer ordentlichen Hausfrau bemerkt. Diese öffnet jetzt die Thür zur Stube im Hintergrunde, wo wir einen reinlich gedeckten Tisch sehen. Die Suppe dampft in einer zinnernen Schüssel, und die Beiden am Arbeitstische, der Geselle und der Lehrjunge müssen den Duft

derselben verspürt haben, denn während der Erstere sich erhebt, sieht man den Andern deutlich schnüffeln, und darauf drückt er das kleine Kind, damit es ein wenig schreie und ihm von der sorglichen Mutter abgenommen werde; was denn auch augenblicklich geschieht, worauf sich alle in das Hinterstübchen begeben, um vergnügt ihre Suppe zu essen, nachdem der Meister in der Werkstatt sorgfältig das Licht ausgelöscht.

Beinahe mir gegenüber, nur ein wenig tiefer habe ich den einen Stock des Hauses, welches, in seinen Verhältnissen beträchtlich höher als das, in welchem ich wohne, mit seiner sogenannten Belletage an den zweiten Stock, wo sich mein Zimmer befindet, reicht. Wer dort eigentlich wohnt, das heißt, was für Leute es sind, habe ich noch nicht ergründen können. Es ist ein junges Paar von sehr elegantem Aeußern; sie müssen reich sein, sehr reich, denn sie bewohnen den ersten Stock ganz allein, die Einrichtung dort ist prächtig, sie haben zwei weibliche und einen männlichen Bedienten, und wenn Herr und Dame auf der Straße gehen, so werden sie angestaunt wegen ihrer geschmackvollen und reichen Toilette. Dabei scheinen Beide noch sehr jung zu sein, er im Anfang der Zwanziger, sie noch ein paar Jahre jünger. Anfänglich habe ich geglaubt, es könnte Bruder und Schwester sein, aus verschiedenen Kleinigkeiten meinte ich aber zu ersehen, daß der junge Herr und die junge Dame ein liebendes Paar sei, wahrscheinlich verheirathet; ich kann mir das wenigstens nicht anders denken. So vornehm, wie sich ihre Wohnung, ihre ganze Tournure ausnimmt, so ist es auch nicht minder ihre Lebensordnung. Vor zehn Uhr Morgens öffnet sich kein Laden, wird kein Vorhang emporgezogen, und erst um diese Zeit sieht man vielleicht Eins von Beiden an dem Fenster erscheinen; um eilf

Uhr wird gefrühſtückt, dann geht er allein aus, um gegen ein Uhr nach Hauſe zurückzukehren. Da gehe ich alsdann zu meinem beſcheidenen Mittageſſen und begegne ihm ſo faſt jeden Tag. Es iſt ein eigenthümlicher Menſch von einer ſo auffallend wechſelnden Gemüthsſtimmung, wie ich nie etwas geſehen. Jetzt hüpft er mir heiter, faſt glückſelig entgegen; er ſchaut mit lachendem Geſichte nach den Fenſtern ſeiner Wohnung empor, und wenn er ſie dort ſtehen ſieht, ſo winkt er freudig mit der Hand. Jetzt ſchleicht er trübſelig daher, beißt ſich auf die Lippen und ſcheint an ſeinen Fingern herabzuzählen; er hat kein Auge für die Fenſter im erſten Stock, er tritt mißmuthig ins Haus, ſchleicht die Treppen hinauf und wirft, oben angekommen, ſeinen Hut aufs Sopha. Im erſten Falle gehen Beide mit einander ſpazieren; im andern aber ſehe ich ihn, wenn ich von Tiſche komme, an ſeinem Schreibtiſche ſitzen und bemerke, wie er rechnet, während ſie auf und ab geht und ihm zuweilen ein Wort ſagt, das er nicht allzu freundlich erwidert. Abends ſind ſämmtliche Zimmer des Stockwerkes häufig erleuchtet; ſie haben große Geſellſchaft. In der letzten Zeit aber kam das nicht mehr ſo häufig vor; auch fand ich, daß der junge Mann meiſtens verdrießlich und niedergeſchlagen war, wenn er mir begegnete.

Während ich jetzt hinüber blicke, ſehe ich das Zimmer erleuchtet, wo ſein Schreibtiſch ſteht und wo er an ſchlimmen Tagen zu rechnen pflegt. Auch jetzt ſitzt er daran, emſig auf Papiere niedergebeugt, die er aus allen Schubladen hervornimmt und auszuſuchen ſcheint. Sie ſchreitet auf und ab, die Hände gefaltet, nur zuweilen nähert ſie ſich dem Schreibtiſche, er gibt ihr eine Handvoll Papiere, die ſie alsdann zerreißt und in den Ofen wirft; ihr Blick iſt finſter und zwiſchen den trotzig aufge-

worfenen Lippen ſcheinen unfreundliche Worte hervorzubringen. Zuweilen ſtützt er den Kopf in beide Hände, man ſieht ſeine Finger ſich durch das Haar durcharbeiten, dann aber fährt er wieder empor, blickt auf ſeine Taſchenuhr, die er vor ſich niedergelegt hat und fährt emſig fort, ſeine Papiere durchzuſehen. Sie tritt ans Fenſter und drückt ihre Stirne an die kalten Scheiben; vielleicht ſchaut ſie nach unſerem Hauſe herüber, wo ſehr wenig Lichter brennen, und denkt auf keinen Fall, daß ſie beobachtet wird. Er iſt an ſeinem Schreibtiſche fertig und nimmt nun ein kleines Käſtchen, in welches er einige Papiere thut, ein paar Geldrollen und etwas, das wie Geſchmeide funkelt. Dann ſchließt er das Käſtchen zu und gibt der jungen Dame den Schlüſſel, worauf ſie ſich für kurze Zeit entfernt, während er nun unruhig im Zimmer auf und ab ſchreitet. Als ſie wieder kommt, ſehe ich mit Erſtaunen, daß ſie zum Ausgehen angezogen iſt; ſie hat einen dunkeln Mantel übergeworfen und einen ſchwarzen Hut aufgeſetzt. Sie nimmt das kleine Käſtchen unter den Arm; er ſteht neben ihr und ſcheint ihr etwas deutlich zu machen. Ich bemerke wohl, wie er die Hände erhebt, kann aber begreiflicherweiſe nicht verſtehen, was er ſagt. Jetzt tritt ſie auf ihn zu, ſie legt eine Hand auf ſeine Schulter und ſtützt einen Augenblick den Kopf darauf. Dann reißt ſie ſich los und Beide verſchwinden im Hintergrunde des Zimmers, er nur auf ein paar Minuten; gleich nachher tritt er wieder an den Schreibtiſch, ſchaut auf die Uhr und geht dann ſichtbar erregt wieder im Zimmer auf und ab.

Das Haus mir gegenüber hat Ausgänge nach zwei Straßen. Ich ſehe die junge Dame nicht aus dem großen Thore kommen; ſie muß ihren Weg rückwärts durch eine dort befindliche enge

Gasse genommen haben. — Was ist das? Drei Männer nähern sich von der Straße langsam dem Hause; einer bleibt an dem Thore stehen, zwei verschwinden im Innern; ich weiß nicht, wie ich dazu komme, aber ich bringe die Erscheinung der drei Männer mit dem jungen Paare im ersten Stocke zusammen und habe mich nicht geirrt. Er dort drüben bleibt plötzlich auf seinem Gange durchs Zimmer stehen; er horcht, er tritt hart an das Fenster; die Männer, die ich ins Haus verschwinden sah, sind bei ihm eingetreten. Einer muß dem jungen Manne etwas sehr Ueberraschendes gesagt haben; er fährt zurück und will ins Nebenzimmer, wohin ihm aber einer der Männer den Weg vertritt. — Ah! das wird ernsthaft; er wirft sich gegen den Schreibtisch, er faßt eine Pistole, welche dort liegt, die ihm aber im nächsten Augenblick aus der Hand gerissen wird. Nun steht er unbeweglich da, stützt die rechte Hand auf den Tisch, beißt die Lippen furchtbar zusammen, seine Augen, die entsetzlich hervortreten, starren auf einen der Männer hin, der den Schreibtisch untersucht und aus einer verborgenen Schublade länglichte Stückchen Papier hervorzieht — sie haben ganz die Form von Wechseln — auch verschiedene Petschafte und Stempel. — Ich möchte lieber, ich hätte das nicht gesehen; es ist ein gar zu jammervoller Anblick, wie nun der Bediente des jungen Mannes hereintritt, seinem Herrn den seidenen Schlafrock aus und einen dicken Paletot dafür anzieht, und wie darauf einer der Männer ihm die Hände über einander legt, und mit einer kleinen Kette fesselt — ein Drama unserer Zeit. Es ist mir ordentlich leichter ums Herz, als nun die Polizeibeamten mit dem Verhafteten das Zimmer verlassen haben, wo der Bediente, das Stubenmädchen und die Köchin noch einen Augenblick zurückbleiben, das furchtbare Ereig-

niß gründlich besprechend. — Endlich verschwindet drüben das Licht, und mir ist es grade, als sei ich im Theater gewesen.

Im zweiten Stocke wohnt die Hauseigenthümerin, die verwittwet gewesene Doktorin Fackelberg, jetzt wieder verehelichte Madame Stängeler. Trotzdem aber die Doktorin wieder einen Herrn und Gebieter hat, müssen wir doch sagen, daß sie Hauseigenthümerin geblieben ist, denn Herr Stängeler hat nur in das Anwesen hinein geheirathet und gilt bei allen Angelegenheiten, wo es sich um etwas Reelles handelt, nur als der Gatte seiner Frau. So lange er ledig war, wurde er als ein sehr angenehmer Handlungsreisender betrachtet; er war kein übler Mann, hatte volles Haar, einen gut gepflegten Backenbart, spielte die Guitarre, wozu er circa sechs Lieder sang, machte Karten- und andere Kunststücke außerordentlich schön und wußte köstlich zu erzählen. In einem kleinen Bade hatte er die Doktorin Fackelberg kennen gelernt; schon am ersten Abend, nachdem dies geschehen, hatte er ein paar Freunden im Wirthshause vorgesungen:

Mein Blick, ihr zugewendet
War Blitz und Schlag zugleich,

und vierzehn Tage nachher, empfahlen sich Beide als Verlobte. — Von dem Alter der beiden neuen Ehegatten läßt sich nur so viel sagen, der Unterschied desselben war so groß, daß Herr Stängeler füglich als einer der jüngeren Söhne seiner Gattin betrachtet werden konnte. Aber sie war Hauseigenthümerin, reich, und wie der ehemalige Handlungsreisende seinen Collegen zu betheuern pflegte, sonst ein vernünftiger und umgänglicher alter Kerl. Die Ehe der Beiden ging denn auch so weit ganz gut, als sie zuweilen zwei Augen zudrücken mußte, und er sich bemühte, seine extravaganten Neigungen so viel wie möglich zu verdecken. Am

Tage blieb er schon gern zu Hause, besonders machte er sich aus einem gemeinschaftlichen Spaziergange nicht viel, wenn aber der Abend kam, da zog es ihn gewaltsam hinweg und dann ging er mißmuthig so lange im Zimmer auf und ab, bis er eine schickliche Gelegenheit zum Entwischen fand. Was ihm den größten Kummer machte, war, daß er weder durch Ueberredungen noch Bitten, weder mit List noch Gewalt einen Hausschlüssel erlangen konnte. Madame Stängeler wollte sich nun einmal nicht von der süßen Pflicht entbinden, ihm die Thüre zu öffnen. Eine Hauseigenthümerin, pflegte sie zu sagen, muß überhaupt die Letzte sein, die im Hause wacht; und daß sie das oft noch zu sehr später Nachtstunde that, kann ich, der auch nicht immer früh heimkam, bestens bezeugen. Es gab nur ein Mittel, Stängeler zu Hause zu halten, das war, wenn kleine angenehme Gesellschaften eingeladen wurden, wozu sich denn auch die gewesene Doktorin häufig verstand. Dabei sah ihr Gatte nicht auf einen großen Kreis und begnügte sich sogar gern mit einer jungen stillen Wittwe, die im selben Hause wohnte, und der es ebenfalls Vergnügen machte, ihren Thee bei der Hauseigenthümerin zu nehmen. Schon oft hatte ich es mit angesehen, wie wenig Herr Stängeler an solchen Abenden das Wirthshaus vermißte; er war alsdann munter, erzählte von seinen Reisen, machte Kunststücke, wie — eben jetzt wieder. Ja, da saßen die Drei vertraulich um einen kleinen Tisch, — eigentlich saßen nur zwei, die junge Wittwe und Herr Stängeler; die gewesene Doktorin hatte sich in die Küche begeben, um die Bereitung des bescheidenen Abendbrodes zu überwachen. Ob er in diesem Augenblicke Kunststücke machte, kann ich nicht genau angeben; so viel aber sah ich, daß Karten auf dem Tische lagen und daß er und die junge Wittwe

jetzt eben die Köpfe zusammensteckten, um in die bunten Blätter zu schauen, — als — durch welchen Zufall ist mir jetzt noch unerklärlich — plötzlich das Licht erlosch.

Steigen wir nun mit unseren Blicken ein Stockwerk höher. Da ist eine von jenen stillen geordneten Haushaltungen, wo tiefer Friede herrscht unter dem gewaltigen Druck einer mächtigen Ueberwinderin. Im Hauswesen des Hofraths Knusperich regiert die Hofräthin, unumschränkt, despotisch, ohne Constitution, ohne Kammern. Die Fesseln, welche sie ihren Untergebenen anlegt, sind um so drückender, da diese, die Untergebenen nämlich, aus einem erwachsenen Sohne und zwei erwachsenen Töchtern bestehend, schon verschiedene Aufstandsversuche machten, die aber mit neuer und tieferer Knechtung enden. Die Hofräthin ist eine lange dürre Person mit großen grauen Augen, in denen man bei den Unbilden, die andere arme Weiber erdulden müssen, triumphirend die Worte liest: So was kommt bei mir nicht vor! Von dem Hauswesen ist viel oder gar nichts zu sagen. Nach Außen zu geht alles glatt vorüber; was aber unter der ruhigen Oberfläche tobt, das bin ich nicht schuldig zu berichten; ich halte mich nur an einen Lichterschein, den letzten in der Wohnung, der aus dem Schlafgemach der Hofräthin dringt, in welchem der Hofrath nur geduldet ist. Die grünen Vorhänge sind herabgelassen und gegen einen derselben fällt unverkennbar ein Schatten; es ist der einer langen Gestalt, die im Bette aufrecht sitzt, ich erkenne sie an der runden Form ihrer Nachtmütze und der spitzigen Nase, die in ungeheuerlichen Dimensionen in einem schauerlichen Schattenbilde erscheint. Die Hofräthin ist im Begriff, ihrem Gatten das Einschlafen zu erleichtern. —

„Daß du," spricht sie mit ihrer scharfen Stimme, „nicht

jede Nacht im Wirthshaus herum vagabundirſt, daran iſt Gott ſei Dank, die muſterhafte Ordnung Schuld, die ich in meinem Hausweſen eingeführt. Und es war nicht leicht, mit dem, was recht iſt, durchzubringen, da das Haus von üblen Beiſpielen wimmelt; Madame Stängeler da unten mag eine ſchwache Frau ſein; ſie kann mit ihrem Gutedel treiben, was ſie will; aber bei mir ſoll Ordnung ſein, und die will ich feſthalten, bis man mich einſt zu Tod geärgert haben wird." — Obgleich dazu wenig Ausſichten vorhanden waren, ſo fuhr doch Madame Knuſperich fort: „Und das wird nicht lange mehr dauern, denn ich fühle deutlich, wie meine Conſtitution mit jedem Tag lockerer wird. Ja, Knuſperich, das haſt du zu verantworten, denn du thuſt alles, um mir das Leben zu einer Hölle zu machen. Freilich, ins Wirthshaus gehſt du nicht, weil ich es nicht haben will, und wenn ich es auch haben wollte, ſo gingeſt du doch nicht hinein. Und ich weiß wohl, warum du ſo gerne zu Haus bleibſt. Mir zu lieb? — o du wirſt mich nicht für ſo dumm halten, daß ich das glauben ſoll. Aber ich ſage dir, noch einmal einen Auftritt mit der Babett, wie der von heute Abend, und du wirſt ſehen was geſchieht. — Du haſt noch die Kühnheit mich zu fragen, was für einen Auftritt ich meine? — du wirſt dich doch wohl ſelbſt erinnern, wie du mit einer Eigenmächtigkeit über den Reſt unſeres Abendeſſens geſchaltet, die ans Unglaubliche grenzt. Haſt du nicht zu Babett geſagt: Sie kann den Wurſtzipfel eſſen, der da übrig geblieben iſt — ? — Schweige und ſchäme dich, Knuſperich, du haſt nicht nur gethan, als wenn du der Herr im Hauſe wärſt, ſondern du haſt dir auch vor deiner Magd eine Blöße gegeben, die um ſo lächerlicher iſt, wenn man dein Alter bedenkt. Einer Magd, die ſo gut gehalten iſt wie die unſrige,

die ein so vortreffliches Essen hat'— ja, das hat sie, Knusperich! — noch von unserem Abendbrode anzubieten! O ich möchte wünschen, das nicht erlebt zu haben; denn ich sage dir, das gibt mir eine Reihe von traurigen Gedanken, die zu meinem frühen Tode beitragen werden. — O meine gute Mutter! wie Recht hatte sie, als sie mir bei unserer Verheirathung sagte: gib Acht, Henriette, mit dem Mann wirst du nicht glücklich!" — Damit erlosch das Licht, und wir können annehmen, daß die Hofräthin im Uebermaße ihres Unglücks endlich einschlief.

So liegen denn nun sämmtliche Stockwerke des Hauses schwarz und finster vor mir, nur aus den Dachkammern scheinen noch ein paar Lichter in die Nacht hinaus. Dort auf der linken Seite wohnt eine arme Person; die hatte ein einziges kleines Kind, für das sie lebte und arbeitete. Es war das ein allerliebstes Mädchen von vier Jahren, so zierlich und nett, wie man kaum etwas Aehnliches sah. Wenn die Mutter nähte — und das thut sie fast den ganzen Tag und die halbe Nacht — so saß das Kind stundenlang auf einem kleinen Schemel zu ihren Füßen, hatte auch ein Stückchen Zeug in der Hand und stach mit einer Nadel darauf los. Dabei war das Mädchen so verständig, daß wenn die Mutter ausgehen mußte, es weder an das Fenster, noch an den Ofen ging, sondern auf dem Fußboden allein für sich vergnügt spielte und weder schrie noch lärmte. Wie innig die Beiden sich liebten, kann man sich denken. Die arme Mutter hatte auf der Welt nichts als ihr Kind, und da kam der Tod und nahm es ihr weg. Alle, die es erfuhren und die sie und ihr kleines Mädchen gekannt, weinten mit ihr. Aber das half nichts, das kleine Mädchen war todt und seit ein paar Tagen begraben. Da sitzt sie nun an ihrem Fenster und

ſchaut in die Nacht hinaus, lange, lange — endlich fährt ſie empor und horcht auf; ſie glaubt ihr Kind zu hören. Konnte es denn wirklich geſtorben ſein? Da ſtand noch ſein ärmliches, kleines Bettchen; da hingen ſeine Kleidchen; auf der Kommode befanden ſich ſeine kleinen Schuhe, ach! die lieben kleinen Schuhe, in denen es umhergetrippelt. Am Boden bemerkte man noch ein Stückchen Zeug, an welchem das Mädchen genäht. Die Mutter geht nun im Zimmer auf und ab von einer dieſer lieben Sachen zur andern, ſie betrachtet alle, ſie küßt alle; dann beugt ſie ſich auf das Bettchen nieder und weint bitterlich in die kleinen Kiſſen. Die Uhren ſchlagen, die Zeit ſchleicht vorüber, ihr herabgebranntes Licht geht aus — ſie ſieht es nicht.

Auf der rechten Seite des Daches iſt eine kleine Kammer, wo Babett ſitzt und einen Brief an ihren Geliebten ſchreibt: „Thuerer Ferdinand! So iſt denn wieder ein Tag herum, und jetzt, da unſer Hausdrache mich ins Bett geſchickt hat, habe ich einen Augenblick Zeit an dich zu ſchreiben. Freilich hat ſie mir aufs ſtrengſte befohlen, ſogleich mein Licht auszulöſchen, damit das theure Oel nicht verbrannt werde. Aber ich thue es nicht, vielmehr habe ich die Lampe ſo hoch geſtochert, als mir nur möglich iſt. Nein, in dem Hauſe halte ich es nicht länger aus, den ganzen Tag keine Ruhe und nichts Ordentliches zu eſſen. Der Herr iſt beſſer; er wollte mir heute Abend etwas Uebriggebliebenes vom Abendeſſen zukommen laſſen, aber da machte mein Drache ein paar Augen, die mir ſchon von vornherein alles in Gift verwandelten. Ach, wie wäre ich unglücklich, wenn ich nicht deine Liebe hätte, mein theurer Ferdinand, und das Bischen Leſen, womit ich mich hie und da beſchäftige. Der freundliche Buchhändler, den du kennſt, — weißt du, derſelbe, auf den du

einmal eiferſüchtig warſt — hat mir ein neues Buch der Luiſe Murhard geliehen. Wie ich mich daran erbaue, das kann ich dir gar nicht ſagen. Da finde ich mich ſelbſt wieder und darum auch Hoffnung und Troſt. Es ſind das lauter ſo arme gedrückte aber edle Weſen, alles gute fromme Menſchen, für die bei allem Leid und Kummer am Ende immer ein glückliches Ungefähr, wenn es auch ganz unglaublich iſt, erſcheint, das ſie zufrieden macht. Wie ich von demſelben freundlichen Buchhändler hörte, exiſtirt Frau Luiſe Murhard wirklich. Ich habe an ſie geſchrieben, ob ſie mich nicht in ihre Dienſte nehmen wolle; da ich ſelbſt in zwei frommen Häuſern gedient, auch rührende Geſchichten von jungen Mädchen mit ſehr ſchönen und gebrochenen Herzen weiß, ſo könnte ihr das gar nicht ſchaden. Schlägt ſie es mir ab, ſo will ich es ſelbſt einmal verſuchen, und ich glaube, der freundliche Buchhändler würde ſich nicht ſchlecht dabei ſtellen, wenn er die wahrhaftige Geſchichte von meiner Hofräthin, dem Drachen, drucken thun thäte. — Jetzt aber, lieber Ferdinand, habe ich ihr ſo viel Oel verbrannt, daß ſie zum Kaffee ſchon einen rechten Aerger haben wird. Ich ſchließe aber mit den Worten des Dichters:

Mein Fühlen iſt ſo öd und leer,
Und alles Glück entwichen;
Da iſt die Thräne trüb und ſchwer
Ins Auge mir geſchlichen."

Damit erliſcht das Licht und ich ſehe jetzt am Hauſe nur noch einen einzigen Schimmer hoch oben, in der Mitte des Daches. Dort wohnt der Lehrling der Spezereihandlung, den wir drunten mit erſchüttertem Gemüthe den Laden ſchließen ſahen, und deſſen Kummer und Liebesweh jetzt noch fortklingt in den melancholi-

ſchen Tönen einer Flöte, die um ſo holperiger hervorquacken, als der junge Mann Kälte und Froſtbeulen halber in dicken Handſchuhen auf den Klappen des Inſtrumentes herumſchlägt. Es iſt ſchwer, eine Melodie zu ergründen. Endlich aber, nachdem ich mein Fenſter einen Augenblick geöffnet, erkenne ich die Weiſe, welche er ſpielt, und finde ſie unter ſeinen Verhältniſſen traurig aber wahr.

„Dich verelie—i—i—ren ſoll ich, dich verla—a—a—ſſen,
dich — die meine Se—e—e—e—le ganz erfü—ü—llt.

Dies ſchien aber der letzte Ausbruch und ein würdiger Schluß ſeiner Wehmuth geweſen zu ſein, denn gleich darauf erloſch auch dieſes Licht, und alles rings umher war finſter.

Ein Tag bei dem Manöver.

Zwei Batterien im Kampf.

Das war doch am heutigen Manövertage ein noch nie dagewesenes und ganz unerhörtes Schießen; sollte man doch glauben, es seien Sr. Majestät Manöver-Cartouchen keinen Pfennig werth, oder es haben sich sämmtliche Batteriechefs das Wort gegeben, einmal zu sehen, wer es in der Verschwendung von königlichem Pulver am weitesten bringen würde. Blitzten doch die kleinen Rattenaugen meines alten Unteroffiziers Helmscheid vor wahrem Vergnügen, was selten genug bei ihm vorkam, und rieb er sich doch lächelnd den Schnurrbart. — Geschütz — Feuer! commandirte er schon lange nicht mehr, sondern man hörte nur noch von beiden Worten die letzten Buchstaben — — — — ß — ß — ß — ß — — — — r — r — r — r — r — r.

Wir hatten aber auch eine prächtige Position; von einem niederen Hügel kaum halb gedeckt, feuerten wir gegen eine zwölfpfündige Batterie, die auf vielleicht zwölfhundert Schritt vor uns aufgefahren und klar vor uns hielt, als stände sie auf einem Präsentirteller; da war keine Bewegung des Rads und der Hand-

ſpeiche, die wir nicht ſahen, und mit einer wahren Malice ſchoſſen wir drauf los. Wir hatten uns ſo in die Täuſchung hineingelebt, daß ich nach jedem Schuß hinüberblickte und immer glaubte, jetzt müſſe man die Fetzen davon fliegen ſehen. Es war wahrhaftig gut, daß wir unter ſtrenger Aufſicht ſtanden; denn durch die Hartnäckigkeit gereizt, mit der uns die offen ſtehende Batterie Schuß um Schuß antwortete, hätten unſere Kerls gute Luſt gehabt, ein paar Kartoffeln oder Steine zu laden.

Unſer Zugführer war der Lieutenant v. Manderfeld, eine eigenthümliche Perſönlichkeit. Seine Kameraden behaupteten unter Anderem, was er vor den gewöhnlichen Menſchenkindern voraus habe, ſei, er könne auch Geiſter ſehen. Und in der That, ſein Aeußeres ſah gerade ſo aus, als wenn dies Gerücht wahr geweſen wäre. Man hätte den Lieutenant v. Manderfeld einen hübſchen Mann nennen können, wenn er nicht gar ſo blaß ausgeſehen hätte, und wenn ſeine außerordentlich merkwürdigen Augen nicht geweſen wären. Dieſe Augen waren von einer ſo hellen blauen Farbe, wie ich nie mehr was Aehnliches geſehen. Vergißmeinnicht in Milch gekocht iſt gar nichts dagegen, dabei waren ſie ungewöhnlich groß und er hielt ſie immer ſo weit offen, daß gar kein Schatten hineinfiel. Was ihn aber hauptſächlich in den Ruf gebracht, als ſähe er Perſonen und Dinge, die andern Menſchen unſichtbar blieben, war ſeine wirklich coloſſale Zerſtreutheit. Wir hatten immer Angſt, bei größeren Manövern unter ſeinem Commando zu exercieren, und bei ſolchen Fällen nahmen ſich die Geſchützführer öfters die Freiheit, von ſeinen ſpeziellen Befehlen abzuweichen und das zu thun, was die andern Züge thaten; denn ſonſt wäre es vielleicht ſchon öfters vorgekommen, daß wir mit unſeren beiden Geſchützen auf einmal allein ſtehen geblieben

oder gar aus der Linie zurückgeraſſelt wären. Auch eine Sonderbarkeit hatte Lieutenant v. Manderfeld; er vollendete nie einen Satz, den er angefangen, und das, meinten die andern Offiziere, ſei beſonders ein Beweis, daß er ſich immer mit Sachen beſchäftige, die nur ihm allein ſichtbar wären. Im Uebrigen war er ein guter Offizier, namentlich für das Laboratorium, den wir alle lieb hatten; auch hatte er ein großes Vermögen, war in jeder Hinſicht mittheilſam, und wollte noch ein paar Jahre dienen, um vielleicht mit dem Charakter als Kapitän abgehen zu können.

Jetzt berührte mich eine Säbelſpitze an der Schulter, und als ich mich umſah, war es der Lieutenant v. Manderfeld, der mit ſeinem Pferde dicht hinter mir hielt. Ich war Bombardier und beſorgte als ſolcher das Richten. Daß dieſes im Eifer des Gefechts nicht auf's Pünktlichſte beſorgt wurde, will ich nicht läugnen und begriff es deßhalb vollkommen, als mir der Offizier ſagte: „Laſſen Sie hinten am Lafettenſchwanze nach gewöhnlichem Augenmaße eine gute Handbreit mehr links nehmen. Wenn wir mit Kugeln ſchöſſen, träfe keine einzige, alle — Apropos!“ unterbrach er ſich nach ſeiner Gewohnheit, „was meinen Sie, Unteroffizier Helmſcheid, man ſollte den Kapitän veranlaſſen, ein paar Haubitzen heranzuziehen; da rechts von uns iſt eine famoſe Vertiefung, um die rappelköpfiſche zwölfpfündige Batterie recht — —“. Er wollte ſagen: in die Flanke nehmen, ſtatt deſſen aber rieb er ſich den Schnurrbart mit dem Knopf ſeines Säbels und warf ſein Pferd herum, dem Kapitän entgegen, der ſo eben vom Abtheilungs-Commandeur herübergeſprengt kam.

„Sehen Sie doch einmal an, Herr Lieutenant v. Manderfeld!“ rief unſer Chef, indem er mit dem Säbel auf die Zwölfpfündige wies, „ſtehen die Hallunken nicht da, als ſeien ſie un-

ſterblich! Sie müßten ſich, hol' mich der Teufel! ſchon lange zurückgezogen haben, und das iſt nur der pure Eigenſinn des Kapitäns Hoffmann. Wir hätten ihnen ſchon alle Lafetten demontirt, und da drüben die Haubitzbatterie hagelt ſchon ſeit einer Viertelſtunde in ihn hinein. Aber die machen keine Miene, abzuziehen."

„Gewiß nicht, Herr Hauptmann," entgegnete der Lieutenant; „ſo lange noch ein Schuß Pulver —". Damit ſchwieg er und blickte über das Feld hin.

„Sie wollten ſagen, Herr Lieutenant von Manderfeld, ſo lange ſie noch einen Schuß Pulver in ihren Protzen haben."

„Es iſt möglich, Herr Hauptmann, daß ich das ſagen wollte. Aber ich dachte —"

— — „Nun was dachten ſie denn beim heil. Petrus?" rief der Hauptmann, nachdem er eine gute Weile auf die Gedanken des Lieutenants gewartet.

Dieſer ſchaute mit ſeinen blaſſen Augen wie weit, weit in unabſehbare Fernen, dann verſetzte er: „Wir könnten, ſo meine ich, die beiden Geſchütze von unſerem linken Flügel langſam hinter den Hügel zurückziehen laſſen und rechts hinüber dirigiren, wo —"

„Teufel! da haben Sie Recht!" rief der Kapitän einfallend, und ſo ſeinem Offizier die Mühe ſparend, den Satz vielleicht etwas ſpäter abzubrechen. — „Sehr gut! ſehr gut! Von da her knallen wir ungeſehen auf die hartnäckigen Zwölfpfünder, daß ſie nicht wiſſen, wo ſie ihre Ohrfeigen herkriegen ſollen. Und wenn das den Hoffmann nicht zum Abzug zwingt, ſo hat er gar keine Idee von einem Feldmanöver. — Na, warte!" drohte er mit ſeinem Säbel zur feindlichen Batterie hinüber; „komm du mir heute zu Tiſch, ich will dir ſagen, wo du her biſt. Mit Brodkugeln will ich dir beweiſen, daß du keinen unzerſchoſſenen Mann

davon gebracht hätteſt. Es iſt merkwürdig," wandte er ſich an ſeinen Offizier, „daß alle Kapitäns von zwölfpfündigen Batterien ſo donnermäßig hartnäckig ſind."

„Das macht wohl das grobe Material," erwiederte Lieutenant v. Manderfeld ſehr langſam und bedächtig. „Aber der Herr Hauptmann ſelbſt —"

— — — „Nun, ſo reden Sie doch aus in's Teufels Namen! — Was ich ſelbſt? Bin ich etwa auch hartnäckig?"

„Gott ſoll mich bewahren, das vorauszuſetzen; aber ich wollte nur ſagen, Sie waren ja ſelbſt —"

„Bei einer zwölfpfündigen Batterie. Allerdings, aber als Lieutenant, und als ſolcher, Herr v. Manderfeld, thut man nur, was der Kapitän befiehlt. Aber augenblicklich."

Der Lieutenant, der ſeinen Vorgeſetzten ungeduldig werden ſah, grüßte reſpektvoll mit dem Säbel und wandte ſein Pferd nach uns hin. „Wie viel Schuß haben wir noch in der Protze, Unteroffizier Helmſcheid?" fragte er.

„Für jedes Geſchütz ſechs, Herr Lieutenant."

„Schön! ſchön! Laſſen ſie unſere beiden Geſchütze langſam hinter den Hügel zurückziehen, dann aufprotzen und dorthin gehen, wohin ich vorhin gezeigt. Die Mulde da — —"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Habe alles genau verſtanden. Da wollen wir die Zwölfpfünder überraſchen. Paßt mir auf, Jungens!" wandte ſich der Unteroffizier an die Bedienungsmannſchaft. „Das Geſchütz zurück, aber langſam und ruckweiſe, daß die drüben nichts merken. — Ich brauche wohl die Bedienungsmannſchaft nicht aufſitzen zu laſſen?" erlaubte er ſich den Vorgeſetzten zu fragen.

„Nein, nein, die Pferdehalter ſollen nachziehen. Das macht

weniger Aufsehen und —. Auch wird der Herr Hauptmann, während wir unsere neue Stellung einnehmen, wahrscheinlich die Güte haben, die übrige Batterie tüchtig feuern zu lassen, dann — —"

„Versteht sich von selbst!" rief der Kapitän. „Machen Sie nur, daß sie bald hinkommen."

Während wir nun langsam hinter der Kette von Hügeln abzogen, knallten unsere zurückgebliebenen Geschütze so toll und vergnügt darauf los, daß es eine wahre Freude für ein Artillerieherz war. Auch waren die sechs Geschütze so in Rauch eingehüllt, daß es dem Feind kaum möglich war, unseren Abzug zu bemerken.

Unten am Rande des Hügels fanden wir glücklicher Weise einen Hohlweg, dem wir, im Trabe neben dem Geschütz herlaufend, folgten, und eine große Curve beschreibend, in weniger als einer Viertelstunde vollkommen in der Flanke der zwölfpfündigen Batterie standen. Und das Prächtigste dabei war, daß sie keine Ahnung von uns hatten, obgleich wir kaum achthundert Schritt von ihnen entfernt, durch leichtes Gesträuch gedeckt, unsere beiden Geschütze vorschoben. Unterwegs hatte uns der Lieutenant v. Manderfeld in seiner abgebrochenen Weise gehörig instruirt und unseren Eifer auf's Höchste angestachelt. „Wir müßten die dort oben mit Hurrah vertreiben," sagte er. „Sowie die Geschütze stehen, bleiben nur vier Mann, den Unteroffizier inbegriffen, dabei; die übrigen fünf an jedem Geschütz sitzen auf, das macht zehn Reiter, und mit denen fege ich nach den ersten sechs Schüssen hinter dem Hügel her, als hätten wir Kavallerie bei uns. Ich sage euch, Leute, die Zwölfpfünder werden laufen, daß es —"

„Ein Vergnügen ist," wollte er sagen. Und darauf freuten auch wir uns ganz besonders. In der That waren wir so nahe, daß wir einzelne Bekannte sehen und ganz genau erkennen konnten.

Da ſtand der lange Kapitän Hoffmann mit ſeinem übergroßen blonden Schnurrbart und hatte ſein Taſchenperſpektive angelegt, mit dem er nach unſerer Batterie hinüber ſah. Mochte er vielleicht merken, daß zwei Geſchütze fehlten, oder hoffte er, unſer Kapitän werde abziehen, und unterſuchte vielleicht für dieſen Fall das Terrain, um noch etwas vorgehen zu können. Da ſah ich auch meine guten Freunde, die Bombardiere Ellendorf und Wetter, letzterer von uns Graf Wetter vom Strahl genannt, die ſich beide ganz außerordentlich abmühten, ihre Geſchütze zu richten, wahrſcheinlich aber an das Ende des Manövers dachten, an den ſtillen Abend in den Cantonnirungen, an ein Glas Wein, an Guitarrenklang und an ein luſtiges Lied. Ich freute mich ſehr darauf, bei der nächſten Zuſammenkunft ihren ungeheuren Eifer in der Bedienung des Geſchützes ſchildern zu können. Da die Zwölfpfünder vor uns etwas in der Höhe ſtanden, ſo erſchienen ſie uns mit ihren Geſchützen, Protzen und der Mannſchaft ganz dunkel auf dem hellen Himmel abgezeichnet. Es hatte ſich ein ziemlich heftiger, herbſtlicher Wind erhoben, der über die Haide fuhr, und ſo zog ſich der Pulverdampf faſt augenblicklich über die Batterie zurück bis an den Rand des ſchwarzen Tannenwaldes, wo er langſam eindrang und verwehte.

Jetzt waren wir fertig, die Geſchütze geladen, dem Commando nach mit ſechslöthigen Kartätſchen — ſo nahe waren wir dem Feind — in Wirklichkeit aber mit einer harmloſen Manöver-Cartouche. Ich vermuthe auch, daß, um das Krachen des Schuſſes zu vermehren, ein tüchtiger Pfropfen von Haidekraut aufgeſetzt worden war. Die drei Mann, die mit dem Unteroffizier bei der Kanone geblieben waren, — mich hatte der Lieutenant, der mir überhaupt ſehr wohl wollte und mich gerne bei ſich hatte, mit zur Kavallerie

genommen — ſchoben das Geſchütz ein paar Schritte vor, Unteroffizier Helmſcheid blickte zurück, und als ihm unſer Offizier winkte, krachte der Schuß dahin, gleich darauf der zweite, und da unſere braven Burſchen droben wie toll arbeiteten, ſo kam der dritte Schuß faſt mit der gleichen Intervalle wie der zweite, und ſo fort, bis alle ſechs draußen waren. Freilich war es dabei gegen alles Reglement, daß die da droben ein Hurrah erhoben, das weit über das Feld hinausſchallte, die acht Kerle ſchrieen für achtzig, und der Effekt, den dieſer plötzliche unerhörte Spektakel auf die überraſchten Zwölfpfünder hervorbrachte, war in der That ergötzlich. Auf's Höchſte erſtaunt, wie ſie waren, ſtellten ſie augenblicklich ihr Feuer ein, ja ſämmtliche Bedienungsmannſchaften blickten nach uns hin und hielten wie erſtarrt faſt mitten im Laden. Unſere Geſchütze krachten aber auch teufelmäßig und zwar ſo unvermuthet und nahe, daß ſie ſchon Jemand aus der Faſſung bringen konnten. Deutlich hörten wir die weit hinſchallende Stimme des zwölfpfündigen Kapitäns: „Eine unangenehme Ueberraſchung, meine Herren!“ rief er; „thut aber nichts, wollen ihnen zeigen, wo ſie her ſind. Mit den drei Geſchützen vom linken Flügel noch hundert Schritt vorgegangen und mit Kartätſchen auf ſie gefeuert! Wir wollen ihnen zeigen, wo ſie her ſind. Da müſſen die Splitter davon fliegen, wer weiß wie ſehr! An Flickmaterial fehlts nicht.“

Das war denn nun der entſcheidende Moment. Wir ließen die drei Zwölfpfünder ruhig aufprotzen und vorgehen. Wie ſie aber eben wieder auffuhren, feuerten unſere beiden Kanonen ſo tüchtig nun mit zweilöthigen Kartätſchen hinein, daß in Wahrheit von Mann und Roß kaum ein einziger davon gekommen wäre. Auch unſere Batterie drüben war in dieſem Augenblick nicht müßig; die Verwirrung bei den Zwölfpfündern und den augen-

blicklichen Stillstand des Feuerns benützend, war unser Kapitän in Carriere noch ein paar hundert Schritte vorgegangen, hatte wieder abprotzen lassen und knallte nun mit verdoppelter Wuth auf den Feind. Der Zug Husaren, den unsere Batterie zur Bedeckung hatte, blänkelte nun mit einem Male scharf um den Hügel herum und schoß gegen die Infanterie der Zwölfpfünder.

Bis jetzt hatte Lieutenant v. Manderfeld mit uns in dem Hohlweg gehalten, doch hob er nun seinen Säbel. „Vorwärts Kinder!“ rief er, „das ist ungemein lustig. Mit einem ungeheuren Hurrah drauf. Glaubt mir, die Zwölfpfünder —“

Diesmal brauchte er seinen Satz nicht zu vollenden, denn ehe wir nur sichtbar wurden, schrieen wir wie tausend Waldteufel. Die Bedienungsmannschaft unserer Geschütze stimmte beim letzten Abbrennen mit ein, und als der Kapitän unserer Batterie uns so unerwartet als Kavallerie hervorbrechen sah, schwang er entzückt seinen Säbel im Kreise, was von Feuerwerkern, Unteroffizieren, Bombardieren, Kanonieren, kurz von der ganzen Batterie als eine Erlaubniß angesehen wurde, ebenfalls schreien zu dürfen. — Und wie schrieen die Kerle! Es schallte so laut und nachdrücklich über das Feld hin, daß sich vom Standpunkte des Abtheilungs-Commandos her augenblicklich ein paar Adjutanten in Bewegung setzten und auf uns zusprengten. Die mochte auch der Commandeur der zwölfpfündigen Batterie gesehen haben und seinen Standpunkt in jeder Hinsicht für mißlich und unhaltbar halten; wir hörten: Batterie ha—a—a—lt! unsere Feinde protzten auf, und fuhren in kurzem Trabe der Chaussee zu, welche in den Tannenwald hinein führte. Der Kapitän der Zwölfpfünder war der Letzte auf dem Platze; er drohte mit dem Degen nach unserer Batterie hinüber und rief unserem ansprengenden Hauptmann entgegen:

„Diesmal muß ich zurück, aber komm' du nur heute Abend in den goldenen Hecht, ich will dir schon beweisen, daß ihr total falsch manövrirt habt. — Wer weiß wie sehr."

Das war nun gleichviel, ob unsere Manöver richtig oder falsch genannt werden konnten, gelungen waren sie, das unterlag keinem Zweifel. Dort floh der Feind, hier stand unsere Batterie, von der kein Geschütz fehlte — — grüße mein Lottchen, Freund! — — Der Sieg war unser.

Eine zerschossene Batterie.

Stille liegt das Schlachtfeld, — stille im Vergleich zu dem wüthenden Lärmen, den wir bis jetzt mit Schießen und Hurrahschreien gemacht. Ich glaube, so lange es Manöver gibt, war ein solcher Spektakel bei ähnlicher Veranlassung nicht gehört worden. Es hatten sich auch durch ihn angelockt von andern Truppentheilen, die große mittägliche Pause benützend, verschiedene Offiziere bei uns eingefunden, die sich den Gang des Gefechtes erklären ließen. Wir waren zur Batterie eingerückt, und Lieutenant v. Manderfeld meldete sich ebenso stark zurück, als er fortgezogen war; wir hatten gar keinen Verlust, mit Ausnahme des alten Wischkolben, der im allzu hastigen Herausziehen abgebrochen war.

Der erste Theil des glorreichen Schlachttages war vorüber; wir, die wir zum Unterschied vom Feinde Feldmützen trugen — jene hatten Tschako's — wir hatten auf allen Ecken gesiegt; überall sah man unsere Linien vordringen und sich auf der Hügelkette

ausbreiten, die mit dem schon erwähnten Waldrande beinahe parallel lief. Dorthin unter den Schutz der alten Tannenbäume hatte sich der Feind zurückgezogen. Wir waren begreiflicher Weise von den Pferden abgestiegen und wurden, wie auf jedem anständigen Schlachtfelde, wo Klagen und Seufzer gen Himmel steigen, — nicht von Raben oder anderem Raubzeug, sondern von einigen Marketenderinnen, deren volle Körbe und Fäßchen recht willkommen waren, angefallen. Wenn man circa sechs bis acht Stunden zu Pferd war und stark manövrirt hat, da schmeckt ein Glas Rum und ein tüchtiges Brod mit Wurst so köstlich, wie später nie mehr ein Frühstück. Alles beschäftigte sich aber auch mit dieser Arbeit, so wichtig beim Soldatenleben im Frieden, — Alles vom jüngsten Kanonier aufwärts bis zum Kapitän, — neben welchem sich der Lieutenant v. Manderfeld befand, der die ihm gewordenen Lobsprüche schmunzelnd einkassirte, und dessen Dank oder bescheidene Ablehnung in so abgebrochenen Sätzen bestand, wie ich nie was von ihm gehört.

Der Hauptmann hatte seine eigene Feldflasche in der Hand, und während ihm sein Bursche ein gebratenes Huhn stückweise auf einem alten Zeitungsblatt servirte, beleuchtete er mit vieler Weisheit nochmals das eben gehabte Gefecht, und aufmerksam hörten ihn die umstehenden Offiziere an, sowie auch wir, in weiteren Kreisen stehend. Seiner Ansicht nach hätte der Kapitän Hoffmann schon vor einer halben Stunde abfahren müssen, und war es von diesem Manne unverantwortlich gewesen, Menschen und Pferde so leichtsinnig auf's Spiel zu setzen. — Daß dich das Donnerwetter!" rief unser Chef entrüstet; „auf solche Art ist es kein Spaß zu manövriren. Da hört Alles auf, denn wenn ich so hartnäckig sein will, so kann ich mich freilich von sechs Bat-

terien zumal auf den Pelz ſchießen laſſen, ohne eine Handbreit zu weichen, indem ich ganz genau weiß, daß mir und meinen Leuten all' die Manöver-Cartouchen kein Haar krümmen werden. Ja, meine Herren! das Manövriren im Scherz ſowie im Ernſt iſt ein Schachſpiel; bei letzterem muß ich der Gewalt weichen, beim erſteren einer überlegenen Combination."

Bei dieſen Worten biß er heftig in einen Hühnerſchenkel und ſpülte darauf das Genoſſene mit einem tüchtigen Schlucke Rum in den Magen. — „Brrr! ich genieße ſonſt nie Schnaps, aber an einem ſolch harten Tage hält das Leib und Seele zuſammen."

Wenn man in dieſem Augenblicke durch die vor uns liegenden Tannenbäume hätte ſehen können, ſo würde man den guten Kapitän Hoffmann erblickt haben, wie er ebenfalls dort ſtand, umgeben von ſeinen Offizieren, ebenfalls frühſtückend und wahrſcheinlich auch ein gebratenes Huhn, zu dem er Rum oder Cognac trank. Es war mir, als hörte ich ihn ſagen: „Sehen Sie, meine Herren, ich liebe die Manövers, wer weiß wie ſehr! Aber man muß das Ding mit Einſicht und Verſtand betreiben; da hört Alles auf, wenn man ſo hartnäckig ſein will, wie drüben mein ſonſt guter Freund von der reitenden Batterie. Wer weiß wie ſehr! wenn ich mir nichts daraus mache, mir aus unverantwortlicher Nähe von einer reſpektablen zwölfpfündigen Batterie auf den Pelz brennen zu laſſen, da kann ich freilich leichtſinniger Weiſe mitten im Feuer vorgehen. Oh! — Oh! Würde aber ſehen, wie ich ausgeklopft werde. Wer weiß wie bald! Ja, meine Herren, das Manövriren im Scherz ſowie im Ernſt iſt ein Schachſpiel; in letzterem Falle muß ich der Gewalt weichen, im erſteren aber einer richtigen Combination. Iſt aber

das beim Schachspiel eine richtige Combination zu nennen, wenn ich Läufer oder Thürme wie Pferde benutzen will und querfeldein galoppire wie der Lieutenant v. Manderfeld, wo ich gar nicht hingehöre, wer weiß wie sehr!"

Ich für meine Person hätte was darum gegeben, der Unterredung heute Abend im Gasthof zum goldenen Hecht des benachbarten Städtchens und den Disputationen der beiden Kapitäns über das heutige Manöver zulauschen zu dürfen. Aber ein goldener Hecht und die Börse eines Bombardiers! Das waren zwei unvereinbarliche Dinge. Kamen wir je Abends in das Städtchen, was meistens wegen Arrestgefahr im größten Incognito geschah, so öffnete uns der grüne Apfel seine gastlichen Hallen und wir gingen höchstens mit sehnsüchtigen Blicken am goldenen Hecht vorbei, wo immer eine Menge leichter Jagdwagen hielt, sowie Offizierspferde, und wo aus den Küchenräumen ein gar so angenehmer Duft hervorquoll.

Einer von unseren Bekannten, der sich einmal in Folge eines Urlaubs und eben angekommenen guten Wechsels von Haus hineingewagt hatte, erzählte von der famosen Einrichtung dieses Gasthofes, von wunderbarem weißem Wein und riesenhaften saftigen Beefsteaks. — Aber wozu diese gastronomischen Träumereien, und sehnsüchtigen Hechtgedanken! Aber so ist der Mensch. Als ich eben hungrig und durstig vom Pferde stieg, war Wurst, Brod und ein Schnaps das höchste Ziel meiner Wünsche; jetzt wo ich satt war, dachte ich an Rheinwein und Beafsteaks.

Uebrigens war auch die Zeit der Träumereien und Phantasieen vorüber gegangen. Auf allen Seiten wurde Apell geblasen, und gleich darauf durch ein anderes Signal die Hauptleute der verschiedenen Batterien zum Abtheilungs-Commandeur gerufen.

Lieutenant v. Manderfeld übernahm unſer Commando, allignirte die Batterie, ließ an die Pferde treten und dann rühren. Bald darauf kam der Kapitän zurück, und ſchickte augenblicklich die Protzen nach einer ſeitwärts ſtehenden Pulverkammer, um neue Munition zu faſſen. Darauf ließ er die Feuerwerker, Unteroffiziere und Bombardiere vortreten, und hielt uns eine kleine Standrede, worin er unter Anderem ſagte: daß der Herr Oberſtwachtmeiſter mit unſerem Manöver vorhin außerordentlich zufrieden geweſen ſei und noch befohlen habe, dieſe ſeine Zufriedenheit dem Herrn Lieutenant von Manderfeld beſonders kund zu thun. Bei dieſen Worten fuhren zwei Hände vor lauter Rührung an den Tſchako, und unſer guter Lieutenant ſah in der That ſo ſtolz und zufrieden aus, als habe er die feindliche Batterie wirklich genommen.

„Der zweite Theil des heutigen Manövers," fuhr der Kapitän mit erhöhter Stimme fort, „verſpricht noch glänzender zu werden. Se. Excellenz, der commandirende Herr General, iſt ſo eben auf der Haide erſchienen und hat einige neue Dispoſitionen vorgezeichnet, worin namentlich der Artillerie eine glänzende Rolle zugetheilt worden iſt. Vor allen Dingen freue ich mich," ſetzte er lachend hinzu, indem er ſich die Hände rieb, „daß wir nochmals mit dem guten Kapitän Hoffmann anbinden können; wir werden ſeiner Batterie von ferne folgen, ihn mit Unterſtützung einer Haubitzbatterie angreifen, und ihn gänzlich demontiren."

Ich bin hier dem geneigten Leſer die Erklärung ſchuldig, daß dieſes „gänzlich Demontiren" begreiflicher Weiſe nicht ernſtlich gemeint war, doch kam es zuweilen, namentlich bei ſpeziellen Artillerie-Manövern vor, daß eine Batterie dazu beſtimmt wurde, zum Spaß demontirt zu werden, d. h. ſie mußte einen außer-

ordentlichen Verluſt markiren, es wurde z. B. angenommen, jetzt werden ihr ſo und ſo viele Bedienungsmannſchaften unfähig gemacht, jetzt ein halb Dutzend Pferde erſchoſſen, dann Räder und Protzen zertrümmert, und der Kapitän mußte zeigen, wie er es mache, um bei all' dieſen Verluſten noch manövrirfähig zu bleiben. Es war das immer eine höchſt angenehme Aufgabe geweſen, namentlich in der Nähe eines Waldes, wohin ſich die Bleſſirten und Getödteten zurückzogen, um da, während ſich die Uebrigen im Schweiße ihres Angeſichtes plagten, ein zweites Frühſtück zu ſich zu nehmen.

Nachdem der Hauptmann dies geſagt, erhob er ſich mit wichtiger Miene in den Bügeln und verkündete mit lauter Stimme: „Uns aber iſt die Ehre des Tags vorbehalten, denn am Schluſſe werden wir, und zwar vor den Augen der Generalität, in einem Hohlwege Kehrt machen.“

Im Hohlwege Kehrt machen iſt allerdings eines der ſchwierigſten Manöver und beſteht darin, daß eine Batterie, die durch einen Hohlweg vor oder zurück geht, plötzlich von vorn angegriffen wird. Steile Wände zu beiden Seiten verhindern das Umwenden der Geſchütze mit Protzen, und ſo werden denn dieſe von einander getrennt, einzeln gewendet, die Pferde an den Abhängen herum geführt, und man kann ſich denken, daß dieſer Knäuel von Kanonen, Protzen, Menſchen und Pferden eine höchſt angenehme Confuſion abgeben kann, wobei freilich viel Artillerieehren aber auch geſchundene Finger und zerquetſchte Hühneraugen in Menge zu holen waren.

„Ich hoffe,“ rief der Kapitän, der ſich ganz in die Stimmung eines Schlachttages verſetzt fühlte, „daß wir hier auf dem Felde der Ehre zeigen werden, wie wir in den Unterrichtsſtunden

und auf dem Exercirplatz etwas gelernt. — Auseinander treten! als die Geschütze!"

Bald kam unser Posten mit frischer Munition zurück, und nicht lange nachher wurde zum Aufsitzen geblasen, unsere Geschütze brachen vom rechten Flügel zugweise ab und so trabten wir über das Feld dahin, um den linken Flügel einer Kavalleriebrigade zu postiren, die den gegenüberliegenden Feind attakiren sollte, sobald es uns und einer noch mehr seitwärts placirten Haubitzbatterie gelungen sei, die zwölfpfündige Batterie zu demontiren, welche unsere Kavallerie verhinderte, über die Hügel hervorzubrechen. Kapitän Hoffmann hatte sich vortrefflich aufgestellt; der Waldrand war von einem Graben umzäunt, dessen ausgeworfene Erde noch vor ihm einen kleinen Wall bildete und so die Zwölfpfünderbatterie famos deckte. Es war wie eine künstlich aufgeführte Batterie, und hätten die Zwölfpfünder vorher so gestanden, so hätten wir schießen können — wer weiß wie sehr! — ohne ihnen nur ein Leid zuzufügen. Wie gesagt, vor unseren Sechspfündern waren die da drüben ziemlich sicher, nicht so aber vor der Haubitzbatterie, und das erklärte uns Lieutenant v. Manderfeld, der, ehe das Schießen begann, die Feuerwerker, Unteroffiziere und Bombardiere um sich versammelte und uns einen kleinen Unterricht ertheilte. Dabei hatte er es sich auf der Liese — so hieß das Pferd, welches er im Dienst und namentlich beim Feuern gerne ritt, — so bequem als möglich gemacht, den rechten Fuß über den Sattelknopf gelegt, wodurch er fast wie eine Dame zu Pferde saß. „Es ist kein Zweifel," sagte er, „daß die Zwölfpfünder drüben ziemlich gegen unsere geraden Kugeln gedeckt sind, d. h. wenn diese — — die Haubitzbatterie aber kann ihnen garstig zu schaffen machen, und die Kugeln, die

ſelbſt hinter ihnen einſchlagen, können Aeſte und Zweige abreißen, ja ganze Bäume umſtürzen, die dort eine garſtige Confuſion anrichten müſſen. Es iſt gefährlich, ſo ſeine Aufſtellung zu nehmen, denn — Wenn ich recht ſehe," fuhr er fort, indem er nach der Haubitzbatterie blickte, „ſo ſcheint Kapitän Schwengel losgehen zu wollen; man ſieht ſchon — Na, da werden wir Gleiches thun. Diesmal kommts aber auf kein ſchnelles Schießen an, das merkt euch. Feſt und ſicher gezielt; wenn nur ihr Bombardiere was nutz ſeid, ſo müſſen unſere Kugeln den Erdaufwurf vor den Zwölfpfündern völlig durchpflügen wie ein Ackerfeld, denn nur auf dieſe Art — — An die Geſchütze!"

Da ſtanden wir; es wurde auch augenblicklich mit Kugeln geladen, zwölfhundert Schritt auf die Batterie, und das Schießen vom rechten Flügel begonnen. Die Haubitzbatterie warf ebenfalls und beeilte ſich ſehr, ihre Granaten los zu werden. Unſer zwölfpfündiger Feind antwortete wacker, das muß man ihm laſſen, und ich glaube, wenn das Ding ernſt geweſen wäre, würden wir ſchlecht weggekommen ſein, denn der gute Kapitän Hoffmann ſchien ſich um die Haubitzen gar nichts zu bekümmern, ſondern concentrirte ſeine ganze Kraft und Wuth auf uns. Nach einer kurzen Weile ſahen wir einen zahlreichen Reitertrupp mit vielen blitzenden Epauletts und weißen Federbüſchen am Waldrand gegen die zwölfpfündige Batterie galoppiren. Dieſe fing nach der Vorſchrift an demontirt zu werden. Unſer Kapitän und die beiden Lieutenants hatten ihre Fernrohre vorgenommen, um genau ſehen zu können, wie die drüben ihre Sache angriffen, und daß ſie es gut machten, das bewieſen manche Ausrufe der Zufriedenheit. Es wurde ihnen aber auch arg genug mitgeſpielt; Geſchütze und Protzräder zerſchoſſen, Mannſchaft und Pferde dahin geſtreckt,

daß es eine wahre Freude war. Ich bin überzeugt, mein Freund Ellendorf hatte sich schon lange todtschießen lassen, lag rückwärts im Schatten des Waldes, wo er seinen guten Schnaps trank oder sein Leiblied sang:

Es blinken so lustig drei Sterne
In's Dunkel des Lebens hinein.

Trotzdem aber die Zwölfpfünder in kurzer Zeit über drei Viertel der Mannschaft verloren hatten, stellte doch nur ein einziges Geschütz sein Feuer ein, von dem man nämlich annahm, daß seine Lafette gänzlich zertrümmert worden sei; die andern krachten so redlich auf uns, als seien sie auf dem Exercirplatze.

So mochte das Manöver vielleicht eine halbe Stunde gedauert haben, als wir Befehl erhielten, unser Schießen einzustellen, und sich darauf der General mit seiner zahlreichen Suite am Fuße des Hügels aufstellte, auf dem wir postirt waren. Hauptmann Hoffmann hatte nun die Genugthuung, mit seinen zerschossenen Geschützen, die er aber wunderbar zusammengeflickt hatte, unter allgemeinen Lobsprüchen vorbei paradiren zu dürfen. Unser Kapitän ritt seitwärts an den Hügel, wo die Zwölfpfünder vorbei mußten und rief dem Chef derselben zu: „Armer Freund, wir haben dich garstig zugerichtet. Ja, mit einer reitenden Batterie muß man nicht anbinden." Das gespendete Lob der Vorgesetzten hatte den Hauptmann Hoffmann weich und nachgiebig gestimmt und er entgegnete lachend:

„Ihr seid mir die rechten, um mit euren Schlüsselbüchsen einer zwölfpfündigen Batterie weh zu thun. So zerschossen wie wir sind, fahre ich doch gleich vor euch auf, und schieße euch zu Krautstücken."

„Na, Scherz bei Seite!“ rief unſer Kapitän; „ihr habt eure Sache vortrefflich gemacht.“

„Das will ich meinen,“ war die Antwort. „Wer weiß wie ſehr! Aber an Flickmaterial fehlt's nicht, wie ihr ſeht.“

„Adieu!“

„Bis heute Abend!“

Nachdem wir in dem allgemeinen Manöver, was nun folgte, noch einige Stellungen markirt, trabten wir auf der Chauſſee, die durch den Wald führte, eine gute Weile, den Feind verfolgend, der ſich mehr und mehr gegen die Feſtung W. zurückgezogen hatte, auf deren Glacis der heutige Schlachttag endigen ſollte. Eine Menge Zuſchauer hatten ſich eingefunden und ſchwärmten zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd um uns herum, namentlich an den beiderſeitigen Waldrändern hatte ſie ſich zahlreich aufgeſtellt, denn hier unter den Bäumen waren ſie ziemlich ſicher vor Kavallerie und Artillerie. Freilich drang zuweilen eine Plänklerkette von Jägern und Infanterie zwiſchen ſie hinein, die alsdann noch mehr ſchoſſen als gerade nothwendig war worauf wir ein ſehr ergötzliches Schreien von weiblichen Stimmen aller Art vernahmen.

Ein Jagdwagen unter militäriſcher Führung.

Auf der Landſtraße, die wir paſſirten, hielt ein leichter Jagdwagen mit einem Herrn, der ſelbſt kutſchirte, und drei jungen Damen, die uns neugierig antraben ſahen. Der Herr des Wagens hatte die Zügel in dieſem Augenblick ſeinem Bedienten übergeben und trat, indem er den Hut freundlich grüßend abnahm,

gegen unſern Kapitän, der vorausritt und in dem ſchon älteren Herrn einen Bekannten zu erkennen ſchien, denn wir hörten, wie er laut ausrief: „Ah! das iſt ein höchſt angenehmes Zuſammentreffen! Wie kommen Sie daher?“

Die Antwort war: „Ich bin bei meinem Bruder auf dem Tannenhofe und heute wie alle Welt hinausgezogen, um die Manöver anzuſehen, kam aber, wie das wohl zu geſchehen pflegt, überall zu ſpät. — Iſt die ganze Geſchichte zu Ende?“ fragte er hierauf, „oder kann man noch etwas ſehen?“

„Gewiß,“ entgegnete unſer Kapitän mit ſehr wichtigem Tone, „das Intereſſanteſte, ein Manöver, was ſelten ausgeführt wird, haben wir noch vor uns, ein ſehr ſchönes Artillerie-Manöver, und ich hoffe“ — dabei warf er ſich in die Bruſt — „daß es ganz außerordentlich gelingen wird.“

„Für dieſe Auskunft bin ich Ihnen beſonders im Namen meiner jungen Damen ſehr dankbar,“ fuhr der fremde Herr fort; „ich verſichere Sie, lieber Hauptmann, was ich Alles ſchon habe hören müſſen über meine Unkenntniß des Terrains und des Manövers überhaupt, das kann ich Ihnen gar nicht ſagen.“

Die drei Damen lachten und eine von ihnen ſagte: „Und gewiß nicht mit Unrecht, Papa, denn jetzt fahren wir ſchon mehrere Stunden auf dem Felde herum, und wo wir erſcheinen, iſt es gerade, als flöhe das Militär vor uns.“

„Was doch unmöglich mit Abſicht geſchehen kann,“ verſetzte galant unſer Hauptmann. „Aber ich werde Sie auf einen Platz dirigiren, wo Sie, wie geſagt, das Beſte vortrefflich ſehen ſollen.“

Lieutenant v. Manderfeld, der, wie das bei ähnlichen Veranlaſſungen ſeine Gewohnheit war, ſcharf in den Wagen hinein-

geſchielt hatte, machte mir, der ich zufällig neben ihm ritt, eine Miene, als wollte er ſagen: gar nicht übel!

Der Kapitän, der bemerkte, daß die Pferde vor dem Jagdwagen beim Geräuſch der heranraſſelnden Batterie anfingen unruhig zu werden, war ſo freundlich, zum Schritt blaſen zu laſſen, dann hob er ſich in den Steigbügeln und blickte forſchend um ſich her, vielleicht war es zufällig, daß ich ihm gerade in's Auge fiel, vielleicht dachte er auch, ich wäre nicht ungeeignet dazu, dem Jagdwagen mit den hübſchen Damen zum Führer zu dienen, genug, er winkte mich gnädig zu ſich und inſtruirte mich in der Geſchwindigkeit, wohin ich die Geſellſchaft führen ſolle, damit ſie das Manöver, wobei ſeine Batterie die Hauptrolle ſpielte, genau ſehen könnten. Darauf wandte er ſich an den alten Herrn und ſagte ihm: „Ich will Ihnen einen von meinen jungen Freiwilligen mitgeben, er wird Sie hoffentlich ſo gut eskortiren, daß ich“ — bei dieſen Worten neigte er ſeinen Säbel vor den Damen — „in kurzer Zeit das Vergnügen haben werde, Sie wieder zu ſehen.“

Der Lieutenant v. Manderfeld hatte mit ſeiner Pantomime recht gehabt: von den drei jungen Mädchen war eine hübſcher als die andere. Als ich mich bei meinem wohlwollenden Offizier auf kurze Zeit abmeldete, ſagte er lachend: „Sie ſind doch ein wahrer Glückspilz. Aber ich bitte mir aus, daß Sie genaue Nachrichten einſammeln, wer wir ſind und mir beſtens rapportiren.“

„Batterie Tra—a—b!“ kommandirte der Kapitän, darauf: „Batterie Galopp!“ und dahin flogen Geſchütze und Reiter, daß es eine wahre Freude war. Die drei Mädchen erhoben ſich auch von ihren Sitzen und ſahen der davon ſtürmenden Batterie mit

offenbarem Vergnügen nach. Mein Pferd, das in diesem Augenblicke ungehalten darüber war, allein zurück bleiben zu sollen, that einen so gewaltigen Riß vorwärts, daß ich um ein Haar aus dem Sitz gekommen wäre. Und das wäre in diesem Augenblicke entsetzlich gewesen. Um es für diese Unart zu strafen, im Vertrauen gesagt, hauptsächlich um mich zu zeigen, gab ich ihm ein paar tüchtige Sporen, parirte es auf der Stelle und warf es so glücklich herum, daß es sich wohl hoch bäumte, gleich darauf aber ruhig neben dem Wagen stand. Darauf erhob ich, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, meine Hand an den Tschako, salutirte und stellte mich zum Befehl der Damen. Der ältliche Herr bat mich, voraus zu reiten, und ich kam diesem Wunsche insoweit nach, als ich mich neben den Wagenpferden hielt, dabei aber das meinige so weit halbrechts gestellt hatte, daß es mir möglich wurde, leicht einen Blick in den Wagen werfen zu können. Wie schon gesagt, es saßen drei junge Mädchen in demselben. Eine davon, die vielleicht zwei—dreiundzwanzig Jahre haben mochte, war die Tochter des ältlichen Herrn und sie saß auf dem vorderen Sitz des Charabanc neben diesem. Eine andere junge Dame von gleichem Alter, die Tochter des Besitzers des Tannenhofes, saß im Fonds des Wagens, und neben dieser ein ganz junges Mädchen, vielleicht von sechszehn oder siebzehn Jahren, ebenfalls eine Tochter des alten Herrn. Dieser, der in C. wohnte, war seit ein paar Wochen mit den beiden Töchtern bei seinem Bruder auf dem Tannenhof auf Besuch und hatte sich heute Morgen den leichten Wagen einspannen lassen, um, wie wir bereits wissen, mit sehr wenig Erfolg dem Manöver beizuwohnen.

Von den drei jungen Damen interessirte mich begreiflicher

Weiſe die jüngſte am meiſten; ich hatte damals neunzehn Jahre, und ſo befanden wir uns, was das Alter anbelangte, in einem ziemlich paſſenden Verhältniß. Auch war ſie mit ihrem runden, friſchen Geſichtchen, den glänzenden Augen, die ſie aber meiſtens niederſchlug, dem lieblichen Munde mit blendend weißen Zähnen, die hervorblitzten, wenn ſie, was zuweilen geſchah, mit ihrer Couſine über irgend etwas lachte, gar zu allerliebſt. Dieſe Couſine ſchien mir etwas ausgelaſſener, ja ſpöttiſcher Natur zu ſein, und wenn ich mich nicht gewaltig irrte, ſo hatte ich die Ehre, die Zielſcheibe ihrer liebenswürdigen Spöttereien zu ſein. Mein häufiges Herumſchauen mochte begreiflicher Weiſe etwas Herausforderndes für ſie haben, und wenn ich das ſchnell zweimal nach einander that, ſo bemerkte ich wohl, daß die beiden Mädchen tüchtig gelacht hatten; die Couſine zeigte aber alsdann mit ſcheinbar vollkommen gleichgültiger Miene an die hohen ſchwarzen Tannen hinauf, während die andere Schelmin aus einem unterdrückten Lachen nicht zur Ruhe kommen konnte und auf wahrhaft komiſche Art mit ihren weißen Zähnen blitzte.

So zogen wir dahin, die Wagenpferde einen geſtreckten Trab, ich meiſtens kurzen Galopp reitend, und es war dies auf dem ſchattigen Waldwege, auf den die Sonne nur hie und da durch eine Lücke von Gebüſchen ihr goldenes Streiflicht warf, ein recht hübſches Bild.

Die Couſine hatte aber durchaus gar keine Ruhe; zuweilen erhob ſie ſich und flüſterte der jungen Dame, die vor ihr ſaß, ein paar Worte in die Ohren, ſo daß dieſe ſich ebenfalls umwandte, augenſcheinlich um ihre jüngere Schweſter zu necken. Dieſe proteſtirte zwar heftig gegen eine Beſchuldigung, die ich nicht verſtehen konnte, doch miſchte ſich auch der alte Herr lachend

in die Unterhaltung, und da er schon lauter sprach, so verstand ich, als er sagte: „Aber, Emilie, das ist ja ganz erschrecklich.“ Nun aber schien die Kleine diese Neckereien übel nehmen zu wollen; sie warf das Köpfchen herum und drehte ihrer Nachbarin, allerliebst schmollend, halb und halb den Rücken, hatte aber dabei das Unglück, ihr Taschentuch aus dem Wagen fallen zu lassen, welches sie kurz zuvor auf den Schooß gelegt.

Das war nun ein Moment, den ein junger reitender Artillerist, der das Abspringen vom galoppirenden Pferde aus dem Fundament gelernt hat, sich nicht angenehmer wünschen konnte. Ich parirte so scharf auf der Stelle, daß selbst unser Kapitän seine Freude daran gehabt hätte, und flog vom Sattel, als wenn es gälte, vierhundert Schritt in eine feindliche heranstürmende Colonne mit zweilöthigen Kartätschen zu fegen. Daß ich das Tuch im Nu aufhob und ebenso schnell wieder über die Croupe des Pferdes hinweg in den Sattel sprang, versteht sich von selbst. Dann galoppirte ich dicht an den Wagen und überreichte der kleinen Emilie auf die zierlichste Art von der Welt das Schnupftuch. Ihr Gesichtchen war gewiß im Vorgefühl der nun zu erwartenden Neckereien, die offenbar meiner unbedeutenden Person galten, wie mit Purpur übergossen. Die beiden andern boshaften jungen Damen unterdrückten mit Mühe ein muthwilliges Lachen, und um das ungestört zum Ausbruch kommen zu lassen, sowie um das arme junge Mädchen durch meine Gegenwart dabei nicht wahrhaft in Verlegenheit zu bringen, ritt ich im scharfen Trabe dem Wagen hundert Schritte voraus.

Jetzt hatten wir das Ende des Waldes erreicht, links bog unser Weg in die Haide und fiel hier schnell in die Ebene hinab, nicht tausend Schritt von dem Platze, wo wir uns gerade

befanden, einen Hohlweg mit steilen, hohen Wänden bildend, der wie für unser Manöver bestellt zu sein schien.

Begreiflicherweise folgten wir dem Fahrwege nicht, sondern wir verließen ihn, wie er aus dem Walde hinaustrat, und ich führte den Wagen rechts auf die Haide und ersuchte nun den alten Herrn, noch eine gute Strecke vorzufahren, bis auf die Höhe des Hohlweges, wo sich auch schon mehrere Equipagen und Reiter befanden, um den Schluß des Manövers zu erwarten, das drunten in der Ebene vor der Stadt W. fortspielte. Es war hier in der That ein schöner Punkt, um das Ganze zu übersehen. Vor uns, um die Hügel herum, waren unsere Batterien postirt, die sich aber langsam zurückzogen, hitzig vom Feinde verfolgt, der vor Begierde brannte, uns seine Retirade von heute Morgen mit Zinsen zu vergelten. Nachdem ich eine Zeit lang umgeschaut, sah ich unsere Batterie und empfahl mich den Damen und dem alten Herrn. Letzterer dankte mir auf's Freundlichste für meine gute Führung und setzte hinzu: wenn ich während der nächsten Manövertage einmal in die Nähe des Tannenhofes käme, möchte ich, im Fall es anginge, eine Viertelstunde Urlaub nehmen, um einen frischen Steigbügeltrunk zu thun. Ich dankte auf's Herzlichste für dies liebenswürdige Anerbieten und hörte noch, wie die Cousine der kleinen Emilie zuflüsterte: „Dein Papa ist wirklich von einer Güte, die du hoffentlich zu würdigen verstehen wirst." Dann legte ich meine Hand an den Tschako, grüßte und ließ meinen Braunen über das Feld hinstreichen, als brenne die Welt hinter mir.

Hinter mir brannte nun freilich nichts, aber in mein Herz war ein Funken gefallen, der möglicher Weise zu einer gefährlichen Flamme werden konnte. Wie den Andern zum Trotz hatte

die Kleine meinen Abschiedsgruß recht freundlich erwiedert und mir dabei einen Blitz ihres Auges zugewandt, der, unabsichtlich oder absichtlich, gefährlich in den trockenen Zündstoff meiner neunzehn Jahre fiel.

Bei der Batterie angekommen, meldete ich mich zuerst bei meinem Kapitän pflichtschuldigst vom Kommando zurück und rapportirte, ich habe den Wagen mit dem älteren Herrn und den drei jungen Damen wohlbehalten an die bezeichnete Stelle gebracht. Dasselbe sagte ich auch meinem Lieutenant v. Manderfeld und setzte die vertrauliche Mittheilung hinzu, soviel ich erfahren, wohnten die jungen Damen auf dem Tannenhofe, wo aber dieses Gut läge, sei ich wahrhaftig nicht im Stande anzugeben.

„Das wollen wir schon erfahren," antwortete mein Zugführer. „Wenn die Damen nur der Mühe werth sind, d. h. hübsch, so werde ich schon morgen — — Apropos," unterbrach er sich wie gewöhnlich, „sie sind doch jung? Denn Sie werden mir zugeben, daß es ein wenig lohnendes Vergnügen wäre, wegen einer alten Schachtel — — Hm! hm!" sagte er nach einer Pause, „der Tannenhof, — das muß jenseits des Waldes sein, nach dem Flusse zu. Ich habe da weiße Thürme bemerkt. — Aber gehen Sie an Ihr Geschütz, Unteroffizier Helmscheid hat schon verzweifelt oft nach Ihnen umgeschaut. Bis nachher; da wollen wir sehen, was —" Hier verlor sich, während er davonritt, der Rest des Satzes in ein unverständliches Gemurmel.

Nun meldete ich mich auch bei meinem Unteroffizier, der verdrießlich mit dem Kopfe nickte und mir zur Antwort gab: „Ja, das hat Ihnen wohl gefallen, bei Frauenzimmern im grünen Wald spazieren reiten, statt bei der Batterie zu sein.

— Donnerwetter!“ ſetzte er hinzu, als ich lachend an meine Stelle trat, „wir haben ſcharf gefeuert, und es thut mir in der Seele weh, daß wir immer und immer zurückgehen müſſen. Hol' der Teufel die Manövervorſchrift!“

„Batterie ha—a—alt!“ kommandirte der Kapitän. „Zum Zurückgehen — protzt auf!“ Die Protzen raſſelten heran, das Geſchütz wurde eingehenkt, die Pferdehalter ließen nach ihrer Gewohnheit die Zügel fahren, wie wir nur Miene machten, uns nach den Pferden zu wenden. Da konnte Jeder zuſehen, wie er ſeinen Gaul bekam und in den Sattel hinein voltigirte. Aber mit neunzehn oder zwanzig Jahren geht das alles glücklich von ſtatten, und nicht eine Minute nach dem Kommando jagten die acht Geſchütze vor uns her und wir folgten im ſcharfen Trab hintendrein.

Nachdem wir etwa tauſend Schritte zurückgegangen waren, wurde Halt kommandirt. Wir ſaßen ab, durften rühren, und der Hauptmann kam auf mich zu, um ſich einen etwas genaueren Rapport über meine Begleitung des Wagens auszubitten. Ich ſagte ihm Alles, was er zu wiſſen brauchte, auf's genaueſte und umſtändlichſte, hob auch beſonders hervor, welch unnennbar erhebenden Eindruck die davon jagende Batterie auf die drei jungen Damen gemacht. Während meines Berichtes nickte unſer Chef vergnügt mit dem Kopfe und wandte ſich zuweilen nach der Höhe um, wo man einen ganzen Knäul von Wagen, Fußgängern und Reitern ſah. Dort befanden ſich auch die Bewohnerinnen des Tannenhofes, und wenn ich ſcharf hinblickte, ſo glaubte ich den Wagen mit den beiden hellen Pferden zwiſchen den übrigen Equipagen heraus zu erkennen.

Unterdeſſen waren die Manöver beendigt. Drunten im

Thal sah man lange Colonnen Infanterie nach der Stadt zu marschiren und zwischen der aufsteigenden Staubwolke flimmerte und strahlte es hervor, es waren die blanken Bajonette, die den Sonnenschein zurück warfen. Auch gedämpfte Töne der Regimentsmusik vernahm man zuweilen, aber nur das weniger schöne derselben: die kleine und große Trommel. — Ri—di—di—bum —ri—di—di—bum! — bum! — bum! Auch Kavallerie sah man links vor der Stadt gegen den hier sehr seichten Fluß ziehen, wo sich eine Fuhrt befand, vermittelst welcher sie an das andere Ufer und in ihre Standquartiere kamen. Die Leute waren lustig und guter Dinge, und man hörte ihren Gesang, der auf meinen Unteroffizier Helmscheid einen wehmüthigen Eindruck zu machen schien. Da stand er neben mir, auf seinen breiten Säbel gestützt, und verzog mißmuthig den Mund, während er sich das Kinn strich und darauf den Schnurrbart, und finster in die Sonne blickte, die schon stark abwärts senkte. „Das zieht Alles froh nach Hause," sagte er, „und hat Recht, daß es froh ist; meine ich doch wahrhaftig, heute wäre des Manövrirens genug gewesen. Was Teufel fällt unserem Alten ein, am Schluß noch eine Batterie im Hohlweg Kehrt machen zu lassen! Bilden sie sich etwa ein, das sei eine große Ehre für uns; und er wolle uns den fremden Offizieren im Glanz zeigen. Fehlgeschossen! verdammt fehlgeschossen! der Oberst hat was auf unsern Kapitän; wir haben ihm heute Morgen seinen Hoffmann zu sehr maltraitirt; das hat er übel genommen. O ich kenne das inwendig und auswendig. Da hat er denn bei sich gedacht: na, wartet ihr Millionenhunde, wenn ihr nicht genug kriegen könnt, da will ich euch Kehrt machen lassen, bis die Sonne herunter ist, und der Mond und alle Sterne am Himmel stehen."

Der Unteroffizier hatte sich in den Eifer hinein geredet und spuckte heftig von sich, wie er in solchen Augenblicken zu thun pflegte.

„Nun, es wird nicht so schlimm werden," sagte ich begütigend; „wir werden ihm hoffentlich einen Kehrt vormachen, daß er seine Freude daran hat."

„Ja, ja," entgegnete der Unteroffizier, „thue man da seine Schuldigkeit, wie sie ein Engel nur thun kann, der gerade vom Himmel heruntersteigt, was nutzt das! Ich arbeite nicht selbstständig für mich, und wenn bei einem andern Geschütze gebockt wird, so ist die wunderbarste Confusion da. — Aber das sage ich euch," wandte er sich an die Kanoniere, „wenn einer von euch alten Eseln nicht aufpaßt, so kehre ich mich den Teufel d'ran, ob morgen Sonntag ist, und lasse euch so lange Kehrt machen, bis ihr keine Idee mehr davon habt, wo der Welt Anfang oder Ende ist. — Da kommen sie."

In der That sah man jetzt eine zahlreiche Suite von Offizieren aller Grade und Waffen unten bei dem Hügel vorbei reiten und sich nach der Höhe wenden, wo sich die Zuschauer befanden, zu deren Füßen der Hohlweg lag.

„Still gestanden! aufgesessen!" hieß es bei uns; „Batterie geschützweise rechts brecht ab! marsch! — Trab!" — So rasselten wir dahin; und Helmscheid instruirte währenddem die schwächsten seiner Bedienungsmannschaften und Fahrer. „Schulten!" rief er dem Spitzreiter zu, „du bist sonst ein braver Kerl, hast aber eine verdammte Neigung nach rechtsum Kehrt zu machen. Wenn du mir das nachher thätest, ich glaube, ich brächte dich um. Denk an deine Schafe von ehedem; die wenden sich auch links, wenn sie die Drehkrankheit haben. — Und du Martens," wandte er

ſich an einen Kanonier des erſten Gliedes, „paß mir auf den Schmitz auf, und wenn er wieder Dummheiten machen will, ſo ſpar mir keine Rippenſtöße. Für jeden ſag' ich dir im Voraus ſchon vergelts Gott! Aufgepaßt! — Richt't euch! Wir haben vorher, wie mir ſcheint, noch einen kleinen Parademarſch. Vorwärts, Schwegler, dein Gaul iſt eine Handbreit zurück. — Donnerwetter! paß mir auf. Ein paar kalte Eiſen hinter den Bauchgurt. — So!"

So ermahnte Unteroffizier Helmſcheid, während wir im vollen Trabe vorwärts ritten, und man kann ſich denken, daß ſeine Worte ziemlich ſtoßweiſe hervorkamen.

Der Parademarſch ging gut von Statten, und die erſte Haubitze ſchwenkte links ab in den Hohlweg hinein.

„Den haben ſie uns vortrefflich ausgeſucht!" brummte Helmſcheid, „faſt ſenkrechte Wände, und unten nicht Platz, wo ein Chriſtenmenſch ſeinen Fuß ſetzen kann. Aber ich erſuche Sie freundlichſt, Bombardier," wandte er ſich grimmig an mich, „ſchauen Sie auf Ihr Geſchütz, und laſſen Sie es unterbleiben, da oben den Frauenzimmern unter die Röcke zu gucken. Möchte wiſſen, was das Weibsvolk da an dem Abhange zu ſchaffen hat."

Dieſe höchſt unzarte Aeußerung des alten Geſchützführers hatte mir faſt das Blut in's Geſicht getrieben. Glücklicherweiſe ging ſeine grobe Rede nicht auf die jungen Damen, die ich allerdings eifrig mit den Augen geſucht. Hoch über uns ſtanden allerdings ein paar junge Mädchen etwas weit vor, um ſich die Sache da unten recht genau anzuſehen. Noch hatte ich den Wagen mit den hellen Pferden nicht entdeckt. Doch jetzt bei einer Biegung des Weges ſah ich ihn vor mir. Alle vier waren ausgeſtiegen. Der alte Herr lehnte am Stamm einer Weide, an

seiner Seite saßen die beiden älteren Damen; die kleine Emilie aber befand sich neben dem Wagen und hielt sich mit der Hand an einem der Thürgriffe. Sie blickten aufmerksam in die Tiefe, und meine Eitelkeit flüsterte mir zu, es wäre mir doch nicht ganz unmöglich, daß die jungen Damen sich auch ein wenig nach dem umsehen könnten, der sie auf diesen wunderbaren Platz geführt.

Ein verlorenes Etwas.

Jetzt wurde auf der andern Seite die hohe Generalität sichtbar; gleich darauf erscholl: „Batterie halt!“ und dann wurde das Signal zum „Kehrt auf der Stelle“ geblasen. Wie dies Manöver ausgeführt wird, kann ich dem geneigten Leser nur sehr schwer klar machen. Wie ich früher schon bemerkt zu haben glaube, wird angenommen, vor dem ersten Geschütze erscheine plötzlich irgend etwas Feindliches, Tirailleurs, Flankeurs oder die Tête einer Colonne, wo denn begreiflicher Weise das einzige Mittel der Rettung ist, so schnell als möglich zurückzugehen. Die Geschütze werden abgeprotzt, letztere mit den Pferden umgedreht, so daß die Fahrer mit den Pferden an den Wänden des Hohlwegs sehen müssen, wie sie vorbei kommen, darauf die Geschütze selbst gewandt und nun wieder zum Zurückgehen aufgeprotzt. Mitten in diesem Manöver bietet die ganze Batterie einen Knäul der Verwirrung, der über alle Beschreibung ist. Einer steht dem Andern im Wege und die größte Aufgabe besteht darin, die Pferde, ohne daß sie unruhig werden und anfangen zu schlagen, herumzubringen. Zuerst wird das Geschütz klar gemacht, welches die Spitze bildet und dem Feinde zunächst steht und schiebt man dieses

alsdann einige Schritte vorwärts, um durch rasche Kartätschenschüsse die Angreifer zurückzudrängen.

Daß wir Alle unsere Schuldigkeit auf das Umfassendste thaten, versteht sich von selbst. Galt es doch, vor den Augen so vieler Offiziere die Batterie in Ehren bestehen zu lassen, stand doch nahe am Abhange der Oberst mit der Uhr in der Hand, um zu sehen, in wie viel Minuten das Manöver ausgeführt werde, und kannten wir doch unsern Kapitän genugsam, um zu wissen, daß er uns jeden Fehler, jede Ungeschicklichkeit hart werde büßen lassen.

Aber die Sache ging über Erwartung; im Nu war die erste Haubitze klar gemacht, wurde vorgeschoben, geladen und krachte gegen den Ausgang des Hohlwegs. Darauf aber waren die Zuschauer droben, namentlich aber die Pferde der Wagen und Reiter nicht vorbereitet. Ich vernahm, wie droben ein paar Mal von Mädchenstimmen aufgeschrieen wurde, und obgleich ich alle Hände voll zu thun hatte, um mit den acht Bedienungsmannschaften unseres Geschützes der umwendenden Protze aus dem Wege zu gehen, und hinter dieselbe zu kommen, so konnte ich es doch nicht unterlassen, im Augenblick als der Schuß gefallen war, in die Höhe zu schauen. Obgleich der Bediente des alten Herrn vom Tannenhofe die Pferde hielt, so hatten sie doch, erschreckt durch den plötzlichen Schuß, einen Satz vorwärts gethan und die kleine Emilie, die sich am Wagen festhielt, etwas auf die Seite gerissen. Glücklicher Weise hielt sie ihren Handgriff fest, und das einzige Unglück war, daß das arme Mädchen über eine Baumwurzel stolperte und mit dem einen Füßchen ausglitt, und fast bis zum Knie ihren weißen Strumpf sehen ließ.

Der Anblick hätte mir im gegenwärtigen Augenblick doppelt

gefährlich werden können, mein Pferd, geängstigt durch das Getümmel drunten, drängte links gegen den Stangenreiter unserer Protze, und diesem nur hatte ich es zu verdanken, daß ich nicht zwischen die Räder kam, denn er versetzte ihm in diesem kritischen Moment tüchtig eins mit dem Kautschuk, so daß es einen Riß gegen die Wand des Hohlwegs that und glücklich auf die Seite kam.

Und wenn aber noch obendrein neben mir ein Abgrund von zehntausend Schuh gewesen wäre, ich hätte doch aufwärts blicken müssen, nicht nach dem weißen Strumpfe — der war wie ein Blitz erschienen und ebenso schnell wieder verschwunden — aber von ihm hatte sich etwas Glänzendes abgelöst, das herunter gerollt war und in der Mitte der Wand des Hohlwegs an dem Stamm einer Brombeerstaude hängen blieb, leider aber so hoch über uns, daß es nicht möglich war, dahin zu gelangen, ohne das größte Aufsehen zu erregen. Meine Aufmerksamkeit war aber dadurch getheilt, und auf's Aeußerste angestrengt. Hier unten dem tollen Gewühl mußte ich mit Augen und Hand folgen und wollte doch auch wissen, ob das glänzende Etwas, welches herabgerollt war, von sonst Jemand bemerkt worden, oder ob vielleicht die Verliererin selbst Anstalt machen würde, es wieder zu erlangen. Letzteres war mehr als zweifelhaft, und geschah auch nicht, vielmehr sah ich, wie die jungen Damen den Wagen bestiegen, der ältliche Herr die Zügel ergriff und die Pferde in die Haide hinein lenkte. Die kleine Emilie setzte sich auf ihrem Sitze zurecht, als der Wagen abfuhr; ja, sie erhob sich halb, um ihren Sonnenschirm zu nehmen, den sie hinter sich gelegt. Bei dieser Bewegung kam es denn auch wohl, daß sie, gewiß absichtslos, nochmals in den Hohlweg hinabsah, wo wir mit unserem Manöver so eben glücklich zu Ende kamen.

Daß unſer Geſchütz keine Confuſionen gemacht, daran war der Schutzherr der Batterie mehr Schuld, als der dienſtthuende Bombardier eben dieſes Geſchützes, meine Wenigkeit nämlich. Glücklicherweiſe hatte im Eifer der Bewegung Unteroffizier Helmſcheid nicht die Zeit, genau auf mich Achtung zu geben, denn ſonſt hätte ihm meine Zerſtreutheit unmöglich entgehen können. Aber das Kehrt im Hohlweg war vollbracht, ganz famos vollbracht, und obendrein in ſo außerordentlich kurzer Zeit, daß es ſich der Oberſt wirklich ein paar Worte an den Kapitän koſten ließ. „Dat muß ich ſagen," hörten wir ſeine gewaltige Stimme am Eingang des Hohlwegs; „de Batterie hat dat Kehrt ganz nobel ausgeführt. Ich bitte die andern Herrn Batteriechefs, es nächſtens grad' ſo zu machen, denn ik werde alle Batterien der Reihe nach d'ran kommen laſſen. Dat hier iſt ein ganz prächtiger Hohlweg für ſo ein Manöver. — Wünſche guten Abend, meine Herrn!" Nach dieſen Worten ritt er mit der ganzen Suite der Stadt W. zu, und als wir aus dem ſehr geeigneten Hohlweg wieder glücklich heraus gekommen waren, wurde Batterie halt! kommandirt, Protze und Protzkaſten geſchloſſen, der Kapitän hielt uns noch eine kleine Rede, worauf der dicke Wachtmeiſter vortrat, um die Quartierbillets auszutheilen. — Uttenweiler hieß der Ort, der die Ehre hatte, uns zu beherbergen. Den Namen hatte begreiflicher Weiſe keiner von uns in ſeinem Leben gehört; der Ort ſollte hinter dem Tannenwalde an dem Rand der Haide liegen, wie ein Bauernburſche ſagte, der mit ein paar anderen ſeiner Kameraden neugierig vor der Batterie ſtand. Das Verſprechen eines kleinen Geſchenkes bewog ihn, uns den Weg zu zeigen, weßhalb er auf die Protze der erſten Haubitze geſetzt

wurde und uns auf denſelben Waldweg dirigirte, den ich vorhin neben dem Wagen der Damen reitend zurückgelegt.

Wie gern wäre ich nach dem Hohlweg umgekehrt, um das glänzende Etwas aufzuheben, das noch immer an dem Brombeerſtrauche hing. Da ich aber wußte, wie ſehr es unſern Hauptmann verdroß, wenn man auf dem Marſche aus Reihe und Glied trat, und daß er Einem ſo was tüchtig in's Wachs drückte, ſo konnte ich nichts thun, als mir genau den Ort merken, wo ſich die Brombeerſtaude befand. Ich war feſt entſchloſſen, ihr, wenn Ittenweiler nicht gar zu weit entfernt wäre, noch am heutigen Abend einen Beſuch zu machen.

Doch war mir heute das Glück günſtiger, als ich es eigentlich verdiente. Am Eingange des Waldwegs ritt der dicke Wachtmeiſter an unſer Geſchütz und ſagte dem Unteroffizier Helmſcheid: „Ich muß Ihnen noch für ein paar Stunden Ihren Bombardier nehmen; er muß nach W. zum Abtheilungs-Commando und den Befehl für Montag holen. Da es morgen Sonntag iſt, ſo wird er vorziehen, heute Abend noch zu reiten, um morgen Ruhe zu haben.“ Es war aber durchaus nicht die Sorge des guten Wachtmeiſters für meine Sonntagsruhe, was ihn veranlaßte, mich heute noch nach der Stadt zu ſchicken: man liebte es nicht, uns junge Leute an freien Tagen dort unten herumflankiren zu ſehen, da war die Gelegenheit zu allen wilden Streichen zu verlockend, und wenn der alte Oberſt zufällig Jemand erwiſchte, ſo hielt er ſich nicht nur an den Schuldigen ſelbſt, ſondern der betreffende Batteriechef wurde nach Umſtänden auch mit verantwortlich gemacht.

Als ich mein Pferd aus der Reihe lenkte und es umwandte, ritt Lieutenant Manderfeld an meine Seite und reichte mir eine

Cigarre, wobei er mich freundlicher Weise fragte: „Haben Sie auch Geld bei sich, um drunten etwas zu soupiren?“ Worauf ich ihm lachend erwiederte, daß ich zufällig bei Kasse sei. „Nun, dann reiten Sie,“ sagte er, „aber machen keine tollen Geschichten, wenn Sie zufällig ein paar gleich gesinnte Freunde finden. Kommen Sie auch so bald als möglich zurück, ich werde Quartier für Sie in meinem Hause machen lassen.“ Ich dankte meinem freundlichen Offizier auf's Herzlichste für seine Güte und ritt abermals den Waldweg zurück.

Die Batterie zog weiter und bald verklang das Rasseln und Klirren der Räder und Geschirre auf dem weichen Sandwege und wurde immer undeutlicher. Nur den Gesang meiner heimziehenden Kameraden hörte ich noch lange durch den stillen Wald schallen:

Wie ziehen wir so fröhlich
Mit Sang und Klang nach Haus,
Beschirmt ist ja immer
Des Artilleristen Haus.
Es schreckt uns nicht des Feindes Uebermacht,
Wir führen ja den Donner der heißen Schlacht.

Der Abend brach stark herein, und die Sonne, die hinter mir unterging, färbte die Ebene vor mir auf's Prächtigste, wobei sie meinen und meines Pferdes Schatten weit gestreckt vor mich hinwarf. Ich machte es mir für einen Augenblick recht bequem, legte die Zügel auf den Hals meines Pferdes, suchte und fand in meiner Satteltasche noch ein kleines Stückchen Brod, zu welchem ich den Rest meiner Feldflasche trank. Dann wurde Feuer geschlagen, ich setzte meine Cigarre in Brand und wandte mich nun in kurzem Trabe von dem Waldwege nach der denkwürdigen Schlucht zurück, wo an der Brombeerstaude ein kleiner Schatz für mich hing.

Es war mir nicht schwer, den Ort wieder zu finden; hier hatte unsere erste Haubitze gestanden und gefeuert, darauf war die zweite Haubitze gefolgt, dann die erste Kanone unseres Zuges und dort gegenüber an der Wand des Hohlwegs mußte sich die bewußte Brombeerstaude befinden. — Richtig! dort war auch der Weidenstamm, wo der ältliche Herr gestanden. Ich ritt ein paar Schritte weiter, wo mit einem Male die Wand des Hohlwegs so steil wurde, daß man von oben nicht mehr hinab sehen konnte. Dort band ich mein Pferd an eine knorrige Baumwurzel, stieg ab und ging nach der Stelle zurück, wo ich bequemer nach der Brombeerstaude empor klettern konnte. Ich hatte sie auch fast erreicht, als ich droben mit einem Male Stimmen vernahm, lachende weibliche Stimmen, die ich unmöglich verkennen konnte. Was war das? — Richtig, es konnte nicht anders sein: das junge Mädchen hatte ihren Verlust bemerkt und unsern Abmarsch benutzt, um das glänzende Etwas, welches herabgerollt war, wieder zu holen. Ich muß gestehen, ich kam in Verlegenheit, hier ertappt zu werden, und fing an, mich ein Bischen zu schämen. Sollte ich aber unverrichteter Sache zurückkehren? Nein, gewiß nicht. Mit einem raschen Satze hatte ich die Brombeerstaude erreicht; dort lag auch an der Staude das Band von rother Seide; ein Theil der glänzenden Schnalle war abgesprungen und hing im Hacken fest. Ich löste das kleine Metallplättchen sorgfältig und steckte es in die Tasche meines Collets. Sollte ich das Ganze mitnehmen? Nein, es that mir wahrhaftig leid, daß das junge, hübsche Mädchen umsonst zurückgekommen sein sollte. Hatte ich ja doch ein Andenken an sie, und in meinen jugendlichen Phantasien schwebte mir der arme Page aus dem Mährchen vor, der der Prinzessin die Hälfte des zerbrochenen Ringes,

an dem ſie ihren Getreuen erkennen wollte, ſpäter knieend überreichte und dadurch unendlich glücklich wurde. Wer weiß, vielleicht kam auch für mich einmal ein ähnlicher Augenblick.

Die Stimmen kamen näher und ich hatte eben noch Zeit, das rothſeidene Band wieder an die Brombeerſtaude hinzuwerfen, in den Hohlweg hinab zu ſpringen, und mich an der ſteilen Wand zu verbergen, wo mein Pferd ſtand. Jetzt mußten die jungen Damen den Rand des Hohlwegs erreicht haben und ich vernahm deutlich, was ſie ſprachen.

„Wie kann man aber ſo eigenſinnig ſein, Emilie!“ hörte ich die Eine ſagen. „Was iſt dir an dem Strumpfband gelegen? Wenn der Onkel erfährt, daß wir ihn deßhalb drunten eine halbe Stunde warten laſſen, ſo wirſt du ſchon ſehen, welche Neckereien es abſetzt.“

„Das verſtehſt du nicht, Roſalie,“ entgegnete die Kleine altklug, „es iſt mir wahrhaftig nicht um das Strumpfband zu thun; aber ich glaube der alten Grete, was die mir geſagt hat.“

„Nun, was hat ſie dir geſagt?“

„Es ſei gefährlich, ein Strumpfband zu verlieren und liegen zu laſſen, wenn —“

„Nun? wenn —“

„Nun, wenn Jemand in der Nähe iſt, der es fallen geſehen und ſpäter aufheben könnte.“

„Ach! Emilie, du biſt köſtlich! Wenn ich das dem Onkel erzählen dürfte.“

„Das wirſt du nicht,“ ſagte eifrig die andere Stimme.

„Aber um's Himmelswillen Mädchen, wer hätte es denn aufheben ſollen? — Kind! Kind! Was muß ich an dir erleben! Du denkſt am Ende gar an den jungen Reiter, der uns begleitet.“

„Du wirst mich wirklich böse machen, Rosalie," entgegnete die Andere in ganz ernstem Tone. „Hätte ich gewußt, daß du so abscheulich bist, so würde ich die Ida gebeten haben, mitzugehen. Das ist nicht recht von dir."

„Nun, nun, sei nicht böse, du wirst doch wohl einen Scherz vertragen können? Das war ein ganz hübscher junger Mann, der Artillerist, und er sprach recht gebildet und bescheiden. Vielleicht ein einjähriger Freiwilliger, der sich eines Tags vorstellen läßt im schwarzen Frack —"

„Da liegt's!" rief die kleine Emilie überlaut, und wahrscheinlich that sie das, um die Neckereien ihres Bäschens zu unterbrechen. „Siehst du, daß ich Recht hatte: grade an der Brombeerstaude. — Aber die Schnalle ist abgerissen."

„Das glaube ich wohl," lachte die Andere. „Du bist aber auch so heftig in die Höhe gefahren, daß es kein Wunder ist, daß das Strumpfband reißen mußte. Und zu eng war es dir obendrein."

„Ja, es war mir zu eng," versetzte Emilie. Und das sagte sie mit der größten Unbefangenheit, da sie ja keine Ahnung davon hatte, welch profane Ohren diesen köstlichen Toilette-Geheimnissen zulauschten. — Das rothseidene Band hatte doch eine anständige Länge gehabt und war noch zu enge. Ich wollte, sie hätte das lieber nicht gesagt. Es war anfänglich meine Absicht gewesen, mich sehen zu lassen; aber nachdem ich das eben Gesprochene gehört, wäre es schlecht von mir gewesen, das arme Mädchen so in grenzenlose Verlegenheit zu bringen. Ich hatte nur wahrhafte Angst, daß mein warm gerittenes Pferd die kalte Abendluft spüren und sich schütteln möge. Glücklicher Weise

war aber Cäſar ſehr müde, ließ den Kopf hängen und ſtand wie ein Fels.

Unterdeſſen waren die jungen Mädchen wieder den Abhang hinauf geſtiegen und entfernten ſich lachend. Wohl noch eine Viertelſtunde blieb ich an der ſteilen Wand halten, ehe ich es wagte, den Hohlweg zu verlaſſen. — Weit und breit kein Wagen, nicht die Spur eines menſchlichen Weſens. Die Sonne war untergegangen, meine Sonne auch; vor mir im Thale lagen tiefe Schatten, aus denen empor der Dampf der Stadt qualmte, und wo man nur einzelne blitzende Lichter ſah.

Ich trabte ſcharf über die Haide dahin und befand mich in einer halben Stunde in den Straßen von W. Meinen ſchriftlichen Befehl hatte ich bald in Empfang genommen, und nachdem wir, ich und mein Pferd, beſcheiden ſoupirt, erkundigte ich mich auch nach dem nächſten Wege, der zu dem Dorfe Uttenweiler führe, und verließ dann die Stadt, um nach einer guten Stunde mein Quartier zu erreichen.

Der Tannenhof.

Der Ort, wo wir einquartiert waren, Uttenweiler, beſtand aus einer Menge kleinerer und größerer Höfe. Auf dem beſten derſelben war der Kapitän einquartiert, auf dem eines andern wohlhabenden Bauern Lieutenant v. Manderfeld, und hier hatte auch ich ein kleines Zimmer bekommen. Es war das für mich ein großer Vortheil, bei einem Offizier, der mir wohl wollte, einquartiert zu werden. Zum Kaffee war ich ein für allemal zu

ihm commandirt, und auch zum Mittageſſen wurde ich häufig eingeladen.

Es war geſtern Abend ſchon ſpät, als ich aus W. zurückkam, weßhalb ich mich bei meinem Zugführer nicht mehr melden konnte; den andern Morgen aber gab ich genau Achtung, wann ſein Burſche den Kaffee hinein trage und gleich darauf ſtellte ich mich ein, um meinen dienſtlichen und anderen Rapport zu machen. Er empfing mich freundlich, wie immer, hieß mich niederſitzen und wir frühſtückten ganz gemüthlich zuſammen. Ich erzählte ihm Alles, was ich glaubte, ihm ſagen zu können; das Beſte und Schönſte aber, was mir paſſirt war, verſchwieg ich natürlicher Weiſe.

Von den Fenſtern des Zimmers, in dem wir uns befanden, hatte man eine weite Ausſicht. Der Hof, wo wir unſer Quartier hatten, lag auf einer kleinen Anhöhe, und man ſah über Obſt- und andere Bäume hinweg in das Thal, wo ſich das kleine Flüßchen L. zwiſchen Wieſen hindurch ſchlängelte.

„Schauen Sie links," ſagte Lieutenant v. Manderfeld, der zu mir an's Fenſter getreten war; „ſehen Sie dort die dichten Gebüſchmaſſen, die ſich vom Fuß des Hügels bis hinauf zur Höhe ziehen. Betrachten Sie ſich das genau, dann werden Sie unten am Fluſſe eine Menge rieſenhafter Tannen ſehen. Dort — und zwiſchen dieſen ein paar Thürme hervorleuchten. Auch —"

Ich ſah ihn lachend an.

„Nun, was könnte das wohl ſein?" fuhr er fort.

Obgleich ich wohl ahnete, was es für ein Gut ſein könnte, ſo wollte ich ihm doch die Freude der Ueberraſchung nicht nehmen, und ſtellte mich, als habe ich keine Idee davon, was das ſein könnte.

„Nun, das muß ich sagen," sprach er, „Sie scheinen mir nicht tief in die schwarzen Augen von gestern gesehen zu haben. Oder haben Sie durchaus kein Ahnungsvermögen. Das ist der Tannenhof, junger Mensch. Und ich hatte gestern Abend noch das Vergnügen und die Ehre, als wir nach Hause zogen, dem Herrn v. Besserer und seinen drei liebenswürdigen Damen vorgestellt zu werden. Sie holten uns ein, als wir Uttenweiler fast erreicht hatten. Ich muß Ihnen sagen — — Nun das haben Sie einmal versäumt, habe aber keine Idee davon, wo sich der alte Herr noch unterwegs aufgehalten. Hätten schon lange vor uns da sein können."

Ich hatte wohl eine Idee, was den Aufenthalt veranlaßt, hütete mich jedoch, davon zu sprechen. Auch war ich außerordentlich überrascht, dem Tannenhofe so nahe zu sein und freute mich nebenbei, daß der Lieutenant v. Manderfeld die Bekanntschaft der Damen gemacht, besonders aber, daß sie ihm gefallen; denn nun war ich gewiß; daß er einen Operationsplan entwerfen würde, um den Tannenhof so bald als möglich zu überfallen.

Dazu traf er denn auch alle Anstalten, denn er verabschiedete mich bald nachher und bestieg eines seiner Pferde, um sich, wie er sagte, in der Gegend etwas umzusehen.

Um zwölf Uhr wurde bei einer alten Windmühle vor dem Orte Appell gehalten. Der Kapitän war sehr guter Laune, denn er hatte die belobenden Worte seines Chefs noch nicht vergessen, er war mit uns zufrieden gewesen, weßhalb denn auch durchaus nichts Unangenehmes vorfiel. Es setzte keinen Verweis, es fiel keine Strafwache, und nachdem der Befehl für Morgen verlesen, war der Appell zu Ende, der heute ausnahmsweise kaum eine Viertelstunde gedauert hatte.

Lieutenant v. Manderfeld nahm mich mit ſich nach Hauſe und ſagte mir unter Wegs, ich ſolle mich bereit halten, ihn nach zwei Uhr zu begleiten. Da ich mir ganz gut denken konnte, wohin er wolle, ſo putzte ich mich nach dem Mittageſſen auf's beſte heraus, zog meine eigene feine Uniform an, nahm Stiefel mit neuſilbernen Sporen, was damals der höchſte Luxusartikel war, und eine von den verbotenen kleinen Mützen, deren ſchwarzer Streifen ſtatt aus Tuch aus Sammet beſtand.

Als ich mich um zwei Uhr ſo bei meinem Vorgeſetzten einfand, lachte er bei meinem Anblicke und ſagte: „Nun, Sie ſcheinen es ſtark auf Eroberungen abgeſehen zu haben. Aber Eins muß ich mir ausbitten: kommen Sie mir nicht in mein Revier.“

„Das will ich gewiß,“ entgegnete ich ihm ſo ernſt wie wirklich; „doch um das zu können, bitte ich ganz gehorſamſt, mich mit Ihrem Revier bekannt zu machen.“

„Das wird ſich finden,“ meinte er. „Wenn ich Sie nicht für geſcheidt genug hielte, einen Wink zu verſtehen, ſo würde ich Sie wahrhaftig zu Hauſe laſſen; ſo aber nehme ich Sie mit auf gegenſeitige Unterſtützung, denn ich muß Ihnen ſagen — —“

„Alſo auf gegenſeitige Unterſtützung,“ wagte ich ihm zu antworten, da ich ſah, daß er gut gelaunt war und auch ſeinen Satz wie gewöhnlich nicht beendigte.

Er lachte und wir zogen dahin.

Es war großer Ruhetag bei der Batterie; die Leute ſaßen mit ihren Hauswirthen, auch wohl mit deren Frauen und Töchtern vor den Häuſern und rauchten aus kurzen Pfeifen, die ſie reglementmäßig bei Seite nahmen, wenn der Lieutenant vorbeiſchritt. Hie und da, aber ſelten, ſah man Einen mit ſeinem Lederzeug

oder der Lakierflasche beschäftigt. Aus manchem Hause hörte man ein lustiges Lied und von fern her tönten die Klänge einer Posaune aus dem Quartier unseres Posaunisten, der, seines Zeichens ein Schneider, dieses schwierige Instrument noch in späten Jahren zu erlernen begonnen hatte. Da er aber beständig zwischen zwei Töne hinein gerieth, so erklang sein Spiel wie ein gelindes Geheul, und brachte einen vollkommenen Mißton in die Sonntagsfeier.

Wir ließen bald das Dorf hinter uns und schritten über die Höhe des Hügels, an dem es lag. Lieutenant v. Manderfeld operirte wie ein kluger General. Denn da wir uns von den weißen Thürmen des Tannenhofes offenbar entfernten, so schien er die Fronte umgehen zu wollen, um die Festung an einer minder starken oder wenigstens offenen Seite anzugreifen. Und dem war auch so. Nachdem wir eine kleine halbe Stunde über Wiesen und durch Wege gegangen, die mit Hecken eingegrenzt waren, sahen wir vor uns wie die Hügelkette, auf der wir gingen, eine Schlucht bildete, die mit dichtem Gebüsch, Tannen, Ulmen, Eichen und Linden besetzt war und die sich als eine Fortsetzung des Parks vom Tannenhof erwies. Von den Bergen herab schlängelte sich ein klarer Bach in diese Schlucht hinein, dessen Rauschen ich unter den Bäumen deutlich hörte. Wo Park und Schlucht auf unserer Seite anfing, befand sich ein alter Römerthurm, neben dem sich ein kleines Gitterthor befand, das offen stand und wohin wir uns wandten.

„Sie sehen," sagte der Lieutenant, „daß es möglich ist, keine Idee davon zu haben, daß sich der Park des Tannenhofes bis hier herunter sich erstreckte, und also wird man auch —"

Ich sah ihn fragend an, da er nach seiner Gewohnheit plötzlich still schwieg.

„Wir sind ein paar harmlose Spaziergänger," fuhr er fort, „der alte Thurm und das Thor reizen unsere Neugierde, und — — das Uebrige wird sich finden."

Wir thaten nach seinen Worten und hatten kaum den Thurm hinter uns, als ich auch gleich bemerkte, daß wir uns in einem schönen und wohlgeordneten Parke befanden. Ein feiner, reinlich gehaltener Kiesweg lief vor uns her am diesseitigen Abhange der Schlucht, der uns in kurzer Zeit zu einer Brücke brachte, unter welcher das Wasser des vorhin erwähnten Baches über Felsstücke hinab brauste.

Es war hier unbeschreiblich schön und ruhig. Obgleich es bereits September war, so hatten wir doch einen warmen, fast heißen Tag; draußen auf den Wiesen brannte die Sonne, wogegen es hier im Halbdunkel unter den riesenhaften Bäumen so erquickend kühl war. Hoch über den Gipfeln derselben spannte sich der tiefblaue Himmel aus, unten schäumte das Wasser, hie und da hoch aufbrodelnd und Farrenkräuter und wilde Rosen bespritzend, die sich alsdann schüttelten unter dem stäubenden Wasser und unzählige Tropfen aus ihren Blättern fallen ließen. Dabei war die Stille um uns her so feierlich, daß ich lieber umgekehrt wäre, als hier in dem fremden Eigenthum ohne Erlaubniß weiter vorzudringen. Mein Lieutenant aber that das mit einer Sicherheit, die mir auch wieder Muth machte.

Jetzt waren wir auf der andern Seite der Schlucht, die sich, sowie wir abwärts stiegen, mit jedem Schritte verengte und schauerlich wild wurde. Die Felsen traten hier wie Mauern zu Tage und fielen so senkrecht nach dem Bache zu ab, daß der Weg keinen natürlichen Platz mehr hatte, sondern an der Steinwand hin auf eisernen Trägern weiter geführt wurde. Dabei

wand ſich die Schlucht vor uns ſo ſcharf links, daß wir uns wie in einem eingeſchloſſenen Keſſel von Felſen befanden. Es war dies auch in der That ein Keſſel, denn unter uns, wo ſich herabgerollte, mit Epheu und Moos bewachſene Felsblöcke ſchauerlich durcheinander thürmten, bildete ſich im Boden ein Schlund, in den das Waſſer des Baches in tollen Sprüngen hinab raste, um hier mit einem Male in der Erde zu verſchwinden.

„Nicht wahr, das iſt ſchön?“ ſagte Herr v. Manderfeld, der bemerkte, mit welch freudigem Staunen ich zu dem ſchäumenden Waſſer hinabblickte.

„Wunderbar ſchön,“ entgegnete ich ihm, worauf er fortfuhr: „Es iſt hier in unſerer Gegend ſelten ein Park mit ſolcher Umſicht und Geſchmack angelegt, wie dieſer. Jetzt laſſen Sie uns noch um die Ecke des Felſens gehen und da werden Sie vor Erſtaunen laut aufſchreien. — Wenn Sie aber nicht ſchreien, iſt es mir lieber,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu; „denn wer weiß, ob nicht allerlei Wild in der Nähe iſt, das durch Ihren Aufſchrei verſcheucht werden könnte.“

Damit gingen wir vorwärts, und als wir um die Ecke des Felſens herum waren, hätte ich auch in der That gern meine Bewunderung durch einen lauten Ruf ausgedrückt. Die Felſen waren mit einem Male hinter uns geblieben, wir hatten vor uns ein ſanft abfallendes Thal mit dem ſchönſten Wieſenboden bedeckt, ſowie mit Gruppen coloſſaler Bäume, die, obgleich bei uns gänzlich willkürlich daſtehend, tiefer unten geordnete Partieen bildeten, in deſſen Mitte, unter unzähligen weithin leuchtenden Blumengruppen, das Schloß der Tannenhof lag. Dort unten vor der Terraſſe war auch das neben uns verſchwundene Waſſer wieder zu Tage getreten, ein großes Baſſin ausfüllend, in deſſen Mitte

zwiſchen einer Gruppe von Steinfiguren ein immenſer Waſſerſtrahl emporſpritzte.

Ja, das war in der That wunderbar ſchön und ich hätte wirklich meiner Empfindung gern laute Worte geliehen, wenn mich mein Führer nicht dringend ermahnt, gefälligſt ſtille zu ſchweigen. Der Weg, auf dem wir gingen, bildete an dem Felſen einen förmlichen Balkon und tauchte hinter demſelben plötzlich in das Buſchwerk des Hügels, womit die hintere Seite der Schlucht bewachſen war und verlor ſich in einem reizenden Waldpfad, in dem wir, mein Vorgeſetzter, der ſehr eilig ging, und ich, der ihm ebenſo folgte, ſehr ſchnell verſchwanden.

„So," ſagte Herr v. Manderfeld, „jetzt ſind wir vor allenfallſigen Blicken, die von der Terraſſe aus hieher ſchauen könnten, ſicher und können uns mit Muße einem kleinen Platze nähern, wo wir vielleicht finden, was wir ſuchen. — Finden wir das in der That, ſo werden Sie ſagen, daß ich außerordentlich gut manövrirt habe."

Ich erlaubte mir, ihm zu bemerken, daß ich daran nie im Geringſten gezweifelt, was er freundlich aufnahm und, ein Liedchen ſummend, mir vorausſchritt.

Der Waldweg wand ſich bald rechts, bald links, unter dichtem Gebüſch dahin, und wenn auch ſeine Ränder ganz natürlich mit wild wachſenden Blumen, mit Farren- und Schlingkräutern bedeckt war, ſo ſah man doch ſonſt, daß ſchaffende Hände hier Alles in ſchönſter Ordnung erhielten. Der Boden war fein geebnet, und häufig kamen wir an Ruheplätzen vorbei, einfachen Sitzen oder größeren Bänken aus Stein oder künſtlich aus Baumäſten geflochten.

Jetzt mußten wir faſt in der Tiefe des Thales angekommen

ſein. Vor uns wurde das Laubwerk dünner und die grüne Wieſe ſchimmerte hindurch. Da — mit einem Male — blieb der Lieutenant plötzlich ſtehen, winkte mir mit der linken Hand, ruhig zu ſein und zeigte mit der rechten vor ſich hin, wo ich denn keine fünfzig Schritte von uns auf einem mit Moos bewachſenen Steine eine junge Dame ſitzen ſah, die ich mit Herzklopfen augenblicklich erkannte. Es war die kleine Emilie, die dort ſaß und emſig beſchäftigt war, aus Epheu und Waldblumen einen Kranz zu winden. Es war faſt komiſch, wie mein Vorgeſetzter in der nächſten Sekunde leiſe und behutſam anfing wie ein Krebs rückwärts zu ſchreiten. Ich machte natürlicher Weiſe dieſelbe Bewegung, und für einen Dritten, der uns geſehen hätte, müßte unſere ſonderbare Gangart außerordentlich komiſch erſchienen ſein. Ich war nur froh, daß uns das junge Mädchen nicht bemerkte, und ſo kamen wir ihr glücklich bei der Biegung des Weges aus den Augen.

„Sie überraſchen dürfen wir nicht," ſprach Herr v. Manderfeld, als wir in Sicherheit waren. „Die Kleine da unten würde am Ende aufſpringen, davonlaufen, und damit wäre uns nicht gedient. Jetzt alſo muß uns das Glück günſtig ſein, deßhalb iſt es beſſer — Das Säbelſchleifen iſt ja in der Garniſon eine Ihrer Hauptbeſchäftigungen, — klirren Sie alſo, daß es ähnlich klingt, ein paarmal gegen die Steinwand und ich werde dazu ſprechen." —

Ich that wie er verlangte und darauf hob er an lauter zu ſchreien, als gerade nothwendig war. „Aber das iſt in der That einzig hier! — Wundervoll! — Wundervoll! — Wahrhaftig ganz prächtig!" Hiemit hatten wir die Biegung des Waldwegs abermals umgangen, und ſahen die junge Dame wie-

der vor uns, die, wahrscheinlich erschreckt durch das plötzliche Geräusch und die Stimme, aufgesprungen war, aber — als sie uns bemerkte, glücklicher Weise nicht davon lief, sondern erwartungsvoll stehen blieb.

Wir näherten uns in der schnellsten Gangart, mein Vorgesetzter Trab gefaßt, und so kamen wir in kurzer Zeit an Emilie heran, die uns, Gott sei Dank! nicht unfreundlich entgegen schaute. Daß wir auf's Zierlichste grüßten, versteht sich von selbst. Ich blieb natürlicher Weise ein paar Schritte hinter meinem Offizier stehen, einestheils aus Ehrfurcht, hauptsächlich aber um zu sehen, ob das schöne Mädchen bei den glänzenden Epauletten vorbei wohl einen Blick übrig habe für die bescheidenen Achselklappen. Ach! und sie hatte einen Blick übrig. Nicht einen, sogar zwei! Und dabei schaute sie lächelnd auf ihren Epheukranz, während sie der blumenreichen Anrede des Lieutenants zuhorchte.

Abgebrochener als Herr v. Manderfeld bei dieser Veranlassung sprach, habe ich ihn nie reden hören. Aber es machte sich gar nicht schlecht. Er erwähnte des heißen und langweiligen Sonntag Nachmittags, eines zwecklosen Spazierganges, des römischen Thurmes und dahinter der einladenden kühlen Schlucht. Auch gedachte er des murmelnden Baches, des schäumenden Kessels zwischen den Felsen, der Ansicht auf's Schloß, des Waldpfades und jetzt der grenzenlosen Ueberraschung, hier, wo er Niemand vermuthet, eine junge Dame zu finden. Daran knüpfte er — und das war der einzige zusammenhängende Satz — die Bitte um Verzeihung, wobei er seinen unerschütterlichen Vorsatz aussprach, sich augenblicklich zurückzuziehen.

Daß aber dieser Vorsatz nicht so unerschütterlich war, be-

wies er in der nächsten Sekunde, denn die junge Dame sagte ihm, nicht ohne einiges Erröthen, er habe sich durch sein Eindringen in den Park durchaus nichts zu Schulden kommen lassen. — „Onkel", setzte sie hinzu, „sieht es recht gern, wenn Fremde seine Anlagen besuchen und schön finden. Wenn Sie mir folgen wollen, werde ich Sie zu ihm führen, er wird sich gewiß freuen, Sie wieder zu sehen."

„Wieder zu sehen," hatte sie gesagt und dabei bekam auch ich wieder einen Streifblick ihrer wunderschönen dunkeln Augen. Darauf fuhr das junge Mädchen lächelnd fort, und was sie sprach, gab mir einen angenehmen Stich in's Herz. Sie sagte nämlich: „Es ist meine Schuldigkeit, Ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Da man gestern von Ihrer Batterie so freundlich war, uns einen Führer zu geben."

— „Und dieser Führer steht hier," versetzte freundlich der Lieutenant, indem er mich mit einer zierlichen Handbewegung vorstellte. — „Bombardier D., ein Freiwilliger aus sehr gutem Hause, mein junger Freund!"

Ich war doppelt glücklich, daß er mich so außerordentlich liebenswürdig vorstellte, denn daraus entnahm ich, daß ihm die schönen Augen der kleinen Emilie nicht gefährlich geworden waren. Ich stotterte einige verlegene Worte, welche indessen gütig aufgenommen wurden, und dann lud uns die junge Dame durch eine freundliche Neigung des Kopfes ein, ihr zu folgen, — sie mit ihrem Epheukranze voraus, dann folgte der Lieutenant und zuletzt kam ich, froh darüber, daß ich ein kleines Körbchen voll Blumen, welches das junge Mädchen vergessen, ungesehen mit mir nehmen konnte.

Nach wenigen Schritten traten wir aus dem Waldwege

hinaus und ſahen vor uns einen kleinen Raſenplatz in der allergemüthlichſten Verfaſſung. An einer Seite ſtand ein Tiſch mit einem vollſtändigen Kaffeeſervice, auf dem Boden lagerten mehrere Damen, ein paar Herren ſchlugen mit dem Raquette einen Federball hoch in die Luft, und der ältere Herr, der geſtern mit dem Wagen bei den Manövern war, ſtand am Kaffeetiſche und ſprach mit — unſerem Kapitän, welcher uns den Rücken zudrehte.

Begreiflicher Weiſe wurden wir, da wir ſo plötzlich aus Waldesdunkel heraustraten, mit einem Male von der ganzen Geſellſchaft erblickt. Die beiden jungen Mädchen, die geſtern ebenfalls mit von der Partie waren, hatten uns nicht ſobald geſehen, als ſie laut lachend auf= und Emilien entgegen ſprangen. Dieſe wurde über und über roth und hielt, wahrſcheinlich um das Geſicht vor den neckenden Geſpielinnen zu verbergen, ebenfalls lachend den fertigen Epheukranz vor die Augen.

Daß aber unſer Eindringen — dem Himmel ſei es gedankt! — von keiner Seite unfreundlich aufgenommen wurde, ſah ich deutlich und das ſtärkte meinen Muth. Der ältere Herr winkte uns freundlich entgegen, und als ſich der Kapitän umwandte, recitirte er aus dem Barbier:

Heute kommen neue Truppen,
Heute kommen neue Truppen.

„Und ihr Oberſt iſt mein Freund," fiel Herr v. Manderfeld lächelnd ein, nachdem er die Damen beſtens begrüßt und ſich darauf an ſeinen Vorgeſetzten wandte.

„Wahrhaftig, das freut mich," ſagte dieſer, „und wenn die Damen über die neue Einquartierung keine Einwendungen zu machen haben, ſo iſt es mir recht angenehm."

Wir wurden nun der Frau vom Hauſe vorgeſtellt, einer

würdigen alten Dame, die uns liebreich willkommen hieß, und darauf auch den beiden Herren, die ihr Ballspiel unterdessen eingestellt hatten. Einer war der Besitzer vom Tannenhof, der andere Emiliens Bruder und seit längerer Zeit hier, um seine erlernten landwirthschaftlichen Kenntnisse praktisch anzuwenden.

Ich wurde den Damen von Herrn v. Besserer selbst vorgestellt, die meines geringen Dienstes von gestern nicht lobend genug erwähnen konnten. Emilie war zwischen den jungen Mädchen verschwunden, die eine neue unerschöpfliche Quelle des Neckens gefunden hatten und nun auch nicht säumten, dieselbe bis auf den letzten Tropfen auszuschöpfen. Kaum waren wir in den ruhigen Besitz einer Tasse Kaffee gelangt, so sagte die Tochter des Hauses mit der schalkhaftesten Miene von der Welt und, indem sie mühsam ihr Lachen verbiß, zu dem älteren Herrn: „War das nicht ein köstlicher Anblick, lieber Onkel, als Emilie so unerwartet aus dem Walde trat? Das war doch genau wie im letzten Akt des Sohnes der Wildniß." —

„Ah! mein Fräulein!" sprach Herr v. Manderfeld, „so bin ich —"

„Nein, diesmal werden Sie übergangen, Herr Lieutenant," sagte das heitere Mädchen, „Herr D. ist der Sohn der Wildniß. Er hat noch das Blumenkörbchen neben sich, das er pflichtschuldigst seiner Führerin nachgetragen."

Ich fühlte, daß ich bei diesen Worten erröthete. Es mußte freilich ein seltsamer Anblick gewesen sein, einen Bombardier der reitenden Artillerie zu sehen, den Säbel in der einen Hand tragend, in der anderen ein Körbchen Blumen. Auch hatte ich in der That vergessen, es der Besitzerin zurück zu geben, und daß ich das jetzt thun mußte, da alle Augen auf mich blickten, brachte

mich in keine geringe Verlegenheit. Doch nahm ich mich zusammen; hatte ich doch nicht umsonst Unterricht im Tanzen und in wohlgefälligen Complimenten erhalten, weßhalb ich denn auch mein Körbchen ganz hübsch an Ort und Stelle brachte, und bei Uebergabe den Muth hatte, ungefähr zu sagen: „Um den Preis, von so schöner Hand gezähmt zu werden, wolle ich gerne ein Sohn der Wildniß gewesen sein und bäte zum Beweis, daß die Lehrerin mit ihrem Schüler nicht ganz unzufrieden sei, um eine der kleinen Blumen, die ich, wie man ja gesagt, so getreulich nachgetragen."

Es war mir eigentlich leid, daß Emilie bei meinen Worten die Augen eine Sekunde verwirrt zu Boden schlug. Doch fühlte sie wohl gerade so wie ich, daß es nämlich besser sei, in den Scherz der Andern, wenn auch scheinbar, einzugehen, weßhalb sie ihr Köpfchen emporrichtete, eine komische Verbeugung machte, und sagte: „Die Blumen in dem Körbchen sind zu flattriger Natur und ich muß fürchten, Sie werden meine Lehren so bald vergessen, wie die kleinen bunten Blümchen auseinander gefallen sind; deßhalb will ich Ihnen ein Epheublatt aus meinem Kranze geben, welches unverwelklich ist, und daher die Erinnerung an eben diese guten Lehren länger und dauernder erhält."

Wer war glücklicher als ich! Ich nahm das Epheublatt mit einer scherzhaften Verbeugung, in Wahrheit aber zitterte meine Hand, als ich es unter das Collet steckte zu dem andern Etwas, das ich dort wie einen Schatz verwahrte.

Von dem Citat der boshaften Schwester aus dem Sohn der Wildniß erhielt ich feierlich den Namen Ingomar, den ich mir auch recht gern gefallen ließ. Konnte ich mich doch unter dieser Benennung häufiger dem jungen Mädchen nähern, und ihr

von allen möglichen Sachen sprechen, die manchmal lachend auf meine Tactosagenschaft geschoben wurden.

Nachdem der Kaffee auf dem allerliebsten Rasenplatze eingenommen war, besahen wir Schloß und Gärten, wobei ich mich bestens und festestens an meine Lehrerin und Führerin hielt. Glücklicher Weise war mein ganzes Treiben dem guten Lieutenant v. Manderfeld vollkommen gleichgültig, er fühlte sich zur Tochter des Hauses hingezogen und machte ihr seine kleine Cour so fest und anhaltend, wie nur möglich. Der Kapitän hielt sich meistens bei den Herrn auf, und so zogen wir ganz vergnügt in Gruppen durch das Schloß und die Gärten.

Leider verging der Nachmittag so schnell, wie mir in meinem ganzen Leben noch kein Nachmittag vergangen war, und als die Sonne hinter der Schlucht niedergesunken war, mußten wir an die Heimkehr denken. Ich weiß nicht, wer die glückselige Idee hatte, auf dem kleinen Flusse, der beim Schlosse vorbeiströmte, uns nach Uttenweiler zurückzubegleiten; worauf dann die Bewohner des Tannenhofes im Mondscheine zu Fuß nach Haus zurückkehren wollten. Der Lieutenant gab mir beim letzten Theil dieses Vorschlages einen bedeutsamen Wink, den ich auch alsogleich verstand.

Die Nachen wurden an das vordere Gartenthor gebracht, Leute aus dem Schlosse nahmen die Ruder zur Hand und Einer von uns sollte steuern. Ich erbot mich sogleich dazu, da ich wohl ein Schiff zu regieren wußte und man mich auch versicherte, das Fahrwasser sei in der ganzen Breite des Flusses sicher und ohne Untiefen. Wir stiegen ein, und war es Zufall oder Arrangement der jungen Mädchen, genug, Emilie, der Abendluft wegen in ihren Shawl gehüllt, kam neben mich auf das enge

Steuermannsbänkchen zu ſitzen. Trotzdem daß wir uns recht unbefangen über die eigenthümliche Färbung des Himmels, auch über den ſchönen Widerſchein auf dem Waſſer und über ſonſtige harmloſe Dinge unterhielten, war doch für mich die Fahrt voll Wonne und Seligkeit. Das kleine Mädchen mußte nothgedrungen dicht, ach, ſo dicht neben mir ſitzen, ſo dicht, daß mein Arm bei der geringſten Bewegung ſie berührte, ſo dicht, daß das gewiſſe Etwas in meiner Bruſttaſche anfing, wie Feuer zu brennen.

Leider war die Strecke vom Tannenhof nach dem Dorfe ſo ſehr kurz. Kaum eine halbe Stunde und wir hatten es ſchon erreicht. Als Alles aus dem Nachen ſtieg, erhob ſich vor uns der Vollmond in wunderbarer Klarheit, und der Abend war ſo ſchön, daß, als Herr v. Beſſerer der Familie vorſchlug, über den Berg und durch die Schlucht nach Hauſe zurückzukehren, dieſer Vorſchlag mit Freuden angenommen wurde.

Dies war der Moment, auf den ſich jener Blick bezogen, den mir Herr v. Manderfeld vor der Waſſerfahrt zugeworfen. Und daß wir uns nicht davon abhalten ließen, unſere freundlichen Wirthe über den Berg hinüber nach Hauſe zu begleiten, verſteht ſich doch wohl von ſelbſt. Ach, es war das ein entzückender Spaziergang, und als wir das Dorf paſſirt hatten, erlaubte ich mir, der kleinen Emilie meinen Arm anzubieten, den ſie auch freundlich nahm.

So gingen wir dahin durch die mondbeglänzte Gegend. Es war ein herrlicher warmer Abend, und obgleich ſchon auf den meiſten Feldern die Stoppeln zu ſehen waren, ſangen doch die Grillen, als wollte eben erſt der Frühling beginnen. Ach! bei mir begann auch eben erſt der Frühling, ein ſüßer, wonniger Liebesfrühling! Und dabei war es mir zuweilen, als träte der

vergangene Winter wieder auf Augenblicke in seine Rechte, und dann durchschauerte es mich, als wandle ich unter einem Schneegestöber.

Zuweilen blieb das junge Mädchen stehen und wandte sich nach dem Monde um, der hinter uns in seiner unendlichen Pracht aufstieg und immer klärer, fast strahlend wurde, wie er erst einmal die Wipfel der fernen Bäume verlassen hatte, die ihn sehnsüchtig zu halten schienen. — „Wie das so schön und reizend ist," sagte sie. „Welche Kraft hat denn eigentlich die weiße, ruhige Scheibe, daß sie die Seele an sich zieht und wir selbst, tief aufathmend, so gern folgen möchten! — Ah!" — —

Daß sie dabei wirklich tief aufathmete, fühlte ich, und daß ich es fühlte, durchzuckte mich wie ein Blitzstrahl.

Mehrmals blieb sie so stehen und auf ihrem dunklen Auge, geküßt von dem Strahle des Mondes, hatte sich ein unendlicher Glanz gelagert. Sie blickte schwärmerisch, wie verklärt an den Himmel empor, aber so sehr ich mich auch bemühte, nachher einen dieser Blicke aufzufangen, wollte mir das doch lange nicht gelingen, sondern ihre Augen sanken an dem glatten Himmelsgewölbe hinab nieder auf die Erde oder blickten nach der dunklen Schlucht, die jetzt dicht vor uns lag.

Dort an dem alten römischen Thurm, ehe wir den kleinen gewundenen Weg betraten, mußten wir wohl für einige Zeit von dem Monde Abschied nehmen, denn durch die dichten dunklen Zweige der Schlucht konnte er nicht dringen. Da sah sie noch einmal empor, und als ich fast angstvoll der Richtung ihrer Augen folgte und bemerkte, wie sich ihre Blicke wieder abwärts senkten, da begegneten sie mit einem Male den meinigen und blieben dort haften voll und strahlend, wohl die Ewigkeit einer langen,

langen Sekunde. Da war es mir aber, als müßte ich jetzt vor ihr niederſinken, ihre Hände küſſen und ihr Kleid, und ſie fragen: wie iſt das möglich, daß man einen Menſchen durch einen einzigen Blick ſo unausſprechlich glücklich machen kann?

Wie ich die Schlucht hinabgekommen, weiß ich ſelbſt nicht recht; ich ging nicht, ich taumelte und hörte nur ihre ſüße Stimme: „Nehmen Sie ſich in Acht, die Wege ſind ſchmal, und es iſt tief hinab zum Bache.“

Was kümmerte es mich eigentlich, ob der Bach tief unter uns floß? Für einen zweiten ſolchen Blick, wie den oben am Wartthurm, wäre ich nicht nur lachend dort hinuntergeſprungen, ſondern wie der Taucher in die Tiefe des Meeres, um den Becher wieder zu finden und mit ihm raſendes Glück. — — — —

Der ältliche Herr war uns voraus, und als wir oberhalb des Keſſels, wo die Waſſer hinabbrausten, auf dem Felſenbalkon angekommen waren, blieb er ſtehen und beſtand alles Ernſtes darauf, daß wir umkehren ſollten, „denn es ſei nun,“ ſetzte er lachend hinzu, „genug des grauſamen Spieles. Denn wie ich höre,“ ſprach er, „reiten Sie morgen um vier Uhr zu den Manövern und Sie haben noch eine gute halbe Stunde nach Haus.“

Nach einigem Sträuben pflichtete Lieutenant v. Manderfeld ihm bei und wir wandten uns zum Heimgehen. Glücklicherweiſe hatte ich mir für dieſen Moment den kleinen Sonnenſchirm Emiliens aufgeſpart, den ich bis jetzt getragen und auch wieder abliefern mußte. Das that ich auch ſo geſchickt als möglich und es war von meiner Seite nicht zufällig, daß ich dabei ihre liebe Hand berührte, ſie faßte ihren Sonnenſchirm und zugleich die meinige. — Wem galt nun der leichte, leichte Druck, den ich fühlte? Dem Sonnenſchirm oder mir? — —

Dahin gingen ſie nun abwärts den Berg, und in dem dunkeln Waldwege ſah man noch eine Zeit lang die hellen Kleider der Damen leuchten; auch ihre Stimmen vernahmen wir und hörten, wie die neckende Ida laut lachte und dann mit weithin ſchallender klarer Stimme recitirte:

Was iſt denn Liebe? — ſag'! —
Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.

Darauf hörten wir die drei Mädchen noch einmal laut und fröhlich lachen, worauf die Stimmen plötzlich abbrachen, und wir nichts mehr vernahmen als das Rauſchen der Waſſer neben uns in der Tiefe, und das durchſchauerte mich in dieſem Augenblicke und kam mir vor, als ſtünden wir an einem Zauberſee und hätten eben das höhniſche Lachen der Waſſernixen vernommen, die uns armer Sterblicher ſpotteten.

Mein guter Lieutenant v. Manderfeld ſorgte indeſſen bald dafür, meine aufgeregte Stimmung wieder dem Täglichen zuzuwenden und zu calmiren. Er hatte ſich auf einen Stein niedergelaſſen, ſchlug Feuer für die Cigarre, und als er auch mir eine gab, ſagte er: „Da unten ziehen die vergnügt hin, ihrem ſchönen Schloſſe entgegen, hell erleuchteten Zimmern mit ſchwellenden Fauteuils und Divans und einem ganz exquiſiten Souper, während wir uns, — o welche Luſt, Soldat zu ſein! — nach Uttenweiler in unſere rauchige Stube zurückziehen müſſen, ein paar Stunden ſchlafen dürfen, um uns dann mit dem Morgennebel in den Sattel zu ſchwingen und — Na, ich verſichere Sie, der morgige Manövertag wird ſchon all dieſe ſüßen Erinnerungen — — Dafür laſſen Sie Gott und unſern Oberſten ſorgen. —

Ich bin eigentlich ein rechtes Rhinoceros," fuhr er nach einer Pauſe fort, während er aufſtand und vor mir dahinſchritt. „Was kann mir eigentlich daran liegen, ob ich meine Entlaſſung als Lieutenant, Hauptmann oder Major nehme, wenn man ſo ſieht — — Ich verſichere Sie, ich habe die Geſchichte dick, und ich glaube faſt, daß Sie ſich bei den nächſten Manövern vergebens nach Lieutenant v. Manderfeld umſehen werden. Es wäre denn," — rief er vergnügt lachend, und dabei ſtehen bleibend, „daß Sie mich nächſtes Jahr ſuchten und doch fänden."

Er hatte gut reden und lachen — ein reicher, gänzlich unabhängiger Mann; ich aber, der thöricht genug geweſen war, den ſichern Hafen vorderhand zu verlaſſen, den mir mein reicher, kinderloſer Onkel geboten, um dafür glänzenden Phantomen nachzujagen, die man Epaulette und Schärpe nennt — — brr!

Auf den warmen glänzenden Nachmittag war der Abend recht kühl geworden und wir beeilten uns, nach Hauſe zu kommen. Der Lieutenant hatte Recht gehabt: unſere Stube war rauchig, das Bett miſerabel, und obendrein fanden wir noch einen Abtheilungsbefehl vor, welcher der Batterie bereits verkündigt und meinem Vorgeſetzten ſchriftlich mitgetheilt wurde. In den bekannten Ausdrücken hieß es: Durch ein Verſehen des Quartiermeiſteramts iſt die zweite reitende Batterie nach Uttenweiler gelegt worden, ſie ſoll aber, um die Manöver der nächſten Tage zu erleichtern, auf Befehl des Herrn Oberſten nach Dinkelbergen, in der Nähe von W., wo auch die erſte und dritte Batterie ſtationiren, dislocirt werden, wozu die nöthigen Anſtalten ſogleich zu treffen ſind.

„Hol's der — —"

Dinkelbergen lag wenigſtens zwei gute Stunden von dem

Tannenhofe entfernt. — Zwei gute Stünden; das will bei einem Manöver, wo man den ganzen Tag abgehetzt wird und weder Pferde noch Wagen zu Verfügung hat, etwas heißen. Ich fühlte mich an dem Abend völlig unglücklich, und ſchlief ſo ſchlecht, daß mir ſelbſt die wenigen Stunden, bis um vier Uhr zum Satteln geblaſen wurde, wie eine Ewigkeit vorkamen.

Als wir aufſaßen, hüllte ein dichter Nebel die Erde wie in undurchdringliche graue Schleier ein. Die Trompeten klangen alle verſtimmt, und die reitenden Kanoniere mit ihren Geſchützen ſahen in dem Nebel wie Rieſen aus mit ganz für ſie paſſenden Kanonen. Lieutenant v. Manderfeld ritt zu mir heran und ſagte mir gutmüthig: „Nicht wahr, daß wir dislocirt werden, iſt ein unangenehmer Streich. Glücklicher Weiſe habe ich zwei Pferde bei mir, die nicht zum Dienſt gehören, und da wollen wir —“

Kaum hatte er mich verlaſſen, ſo ſchnarrte mich der Unteroffizier Helmſcheid an: „Na, Sie haben ſich geſtern einmal wieder lange genug herum getrieben, Donnerwetter auch, wenn ich an meine Zeit denke und hätte bei den Feldmanövern ſelbſt am Sonntag Nachmittag verſäumt, in den Stall zu gehen; wie ich geſchuhriegelt worden wäre; aber heutzutage iſt gar keine Zucht mehr. Wie der Herr, ſo das Geſchirr. — Schulten, paſſe Er mir da vorne auf, oder Ihm ſoll ein Heiligeskreuzſterntauſenddonnerwetter in den Magen fahren. Er wird gleich mit den Vorderpferden auf der Haubitze da vorne ſitzen. Ihm wird das freilich nichts verſchlagen, aber der unſchuldigen Creatur, die Du zu reiten die Ehre haſt.“

„Ja, 'tnebelt ſo ſtark, Herr Unteroffizier,“ war die Antwort.

„Was Nebel! Himmelhund. — Aufgepaßt iſt die Hauptſache. Davor hat ſogar der Nebel Reſpekt.“

So zogen wir dahin ohne Sang und Klang. Mich fror, und dazu war ich recht betrübt. Wenn mir auch der gute Lieutenant v. Manderfeld in den nächſten Tagen wirklich eines von ſeinen Pferden geben wollte, — ja die nächſten Tage — um nach dem Tannenhof zu reiten, mußte ich förmlich Urlaub nehmen, und daß das ſeine Schwierigkeiten haben würde, ahnete ich zu gut. —

Und meine Ahnung war richtig: es dauerte eine volle Woche, ehe mich mein Vorgeſetzter zu einer Excurſion mitnehmen durfte. Daß wir nun nach dem Tannenhofe ritten, was die Pferde laufen konnten, verſtand ſich von ſelbſt. Es war ein ebenſo ſchöner Sonntag, wie vor acht Tagen; die Sonne ſchien glänzend auf Feld und Wald und wir fanden die Familie wie damals auf dem kleinen Raſenplatze vor dem Walde. Aber die ich ſuchte, war nicht da. Herr v. Beſſerer war mit ſeinen beiden Töchtern abgereist, — Ingomar allein zurückgeblieben und Alles um ihn her ſchien vollkommene Wildniß.

Während ſich Herr v. Manderfeld auf's Vortrefflichſte mit der Tochter des Hauſes unterhielt, ſtieg ich allein aufwärts durch die Schlucht und blieb an manchen Orten ſinnend ſtehen. Oben am Wartthurm fand ich eine Herbſtzeitloſe, die ich zu mir ſteckte, um ſie mit dem Epheublatt und dem Andern zu verwahren — die letzten Blumen, die die Erde freundlich ſpendet, ehe der harte Winter ſie mit der weißen, kalten Schneedecke überzieht.

Die Manöver nahmen ihren Fortgang, aber ſo ſehr Lieutenant v. Manderfeld auch über mich lachte, mochte ich doch nicht mehr nach dem Tannenhofe reiten. Es kam auch zuweilen ſchlechtes Wetter und Anfangs Oktober einige Nachtfröſte, die

das Laub gelb werden ließen und auf den Boden niederfallen. Warum ſollte ich mir die Erinnerung an jenen unvergeßlichen Sonntag Nachmittag und Abend trüben! Er ſtand vor mir in wunderbarer Klarheit, übergoſſen von Sonnenglanz, duftig und warm, mit ſeinem blendenden Vollmond und dem zitternden Strahl ihres Blickes.

Ein Tag in der Garniſon.

Auf der Wache.

Zwiſchen jenem für mich ſo ſchönen Manövertage und heute waren nur wenige Monate vergangen und wie viel hatte ſich in meiner nächſten Umgebung nicht verändert! Unſer freundlicher Kapitän, der obgleich ſtreng im Dienſte, es ſchon begriff, daß wir jungen Leute in unſeren Freiſtunden nicht immer nach der Schnur lebten, war zum Major befördert worden und hatte einem jüngeren Offizier Platz gemacht, deſſen Benehmen uns Alle außerordentlich an das Sprüchwort von dem Beſen erinnerte. Wir hatten uns was darauf eingebildet, eine tüchtige und ordentliche Batterie zu ſein; in ſeinen Augen aber waren wir eine Schwefelbande, die geſchuhriegelt werden mußte, bis ſie den Himmel für ein Affengeſicht anſehe. Ich weiß nun nicht, ob der Phantaſie unſerer Kanoniere ein ſolcher Aufſchwung möglich war, aber es geſchah allerdings das Mögliche, um ihnen über Himmel und Erde eine ganz andere Anſicht beizubringen. Uns Avancirten, Bombardieren und Unteroffizieren, wurden die kleinen Privatvergnügungen, denen wir uns in den Freiſtunden gerne hinzugeben pflegten, außerordentlich verbittert. Du lieber Gott! wer wagte es bei dem neuen Kapitän an neuſilberne Sporen, an eine weiße

Weſte, an eine feinere Dienſtmütze auch nur zu denken! Anfänglich konnten wir uns gar nicht in die neue Art zu leben fügen und machten bittere Erfahrungen.

Wenn dergleichen Verbote, was undienſtliche Montirungsſtücke anbelangte, auch dem Unteroffizier Helmſcheid ſchon ganz recht waren, ſo konnte er ſich doch mit dem Gedanken nicht recht befreunden, daß der neue Kapitän eines Tages ſein Geſchütz, die Jaur, ein altes, ſchmieriges Geſchirr genannt. Das war zu viel für den langgedienten Unteroffizier, und als ich darauf in ſeine Stube kam, ſaß er mit zitternden Händen und ſchrieb eine Eingabe an das Abtheilungs-Commando, in welcher er daran erinnerte, daß er nach achtzehnjähriger Dienſtzeit wohl das Recht habe, um eine Civilverſorgung einzukommen.

Was mir aber vor allen Dingen mein Leben bei der Batterie, ja das ganze Militärleben überhaupt entleidete, war der Abſchied von meinem guten Lieutenant v. Manderfeld. Ach! das ging mir ebenſo nah, als hätte mich ein geliebter älterer, mich ſchützender Bruder verlaſſen. Auch er hatte ſich mit dem neuen Kapitän nicht ſtellen können, denn dieſer, der ſein Avancement weniger den Jahren als einer mächtigen Protektion zuſchrieb, hatte ſeinem erſten Lieutenant eines Tages in einem ſehr unangenehmen ſcharfen Tone geſagt, er, der Kapitän, erſuche ihn inſtändig, künftig wenn er mit ihm rede, die betreffenden Sätze ganz auszuſprechen und nicht mitten darin abzubrechen.

„Und wenn mir das nicht möglich iſt, Herr Hauptmann?“ hatte der Lieutenant gefragt, worauf er die Antwort bekam: „So würde ich Ihnen rathen, Ihre Stellung Jemanden zu überlaſſen, dem es weniger Schwierigkeiten macht, eine gerade und verſtändige Converſation zu führen.“

Nun wußte ich ſeit längerer Zeit, daß der Lieutenant v. Manderfeld den Dienſt herzlich ſatt hatte und daß ihn nur einige andere Rückſichten zurückhielten, vor Allem aber die jetzt vollſtändig zu Waſſer gegangene Ausſicht auf einen demnächſtigen Feldzug.

„Gut," ſagte er alſo zum Hauptmann, „ich werde alſo um meinen Abſchied einkommen, werde auch in der Eingabe an das Commando ſagen, daß ich es auf Ihren Rath gethan, weil Sie ſtatt eines bewährten Offiziers, der zu ſein ich mir ſchmeichle, lieber einen Schwätzer bei der Batterie hätten."

Darauf gab noch ein Wort das andere, und wie ich wohl annehmen darf, ſchloß das Ganze mit einem Rencontre hinter Fort Nr. 4, von dem der Hauptmann mit verwundeter Schulter zurückkehrte, was ihn gerade nicht freundlicher und nachgiebiger machte.

Lieutenant v. Manderfeld aber erhielt ſeinen Abſchied mit dem Charakter als Hauptmann, und als er theilnehmend, faſt wehmüthig von mir Abſchied nahm, ſagte er: „Ich habe vor, einer Einladung zu folgen, die ich von unſerem gemeinſchaftlichen Freunde, dem Beſitzer des Tannenhofs erhielt, um dort den Jagden beizuwohnen. Vorher aber werde ich Ihren Oheim aufſuchen und ihm ſagen, daß Sie hier durchaus nicht an Ihrem Platze ſind."

So verließ er die Batterie, und als auch wenige Zeit nachher Unteroffizier Helmſcheid zum Poſt-Conducteur befördert wurde, ſtand ich unter meinen Kameraden ziemlich allein und verlaſſen.

Es war ein naßkalter Februartag, in einem fort wirbelten die Schneeflocken herab, ohne auf der feuchten Straße haften bleiben zu können. Dieſe war mit grauem Koth überzogen und zeigte nur hie und da weiße Schneeſtreifen. Die Kaſernenuhr wies auf zehn Morgens, als ich — aus dem Arreſt zurück in mein Zimmer trat. Ich hatte Arreſt erhalten, was weiß ich

weßwegen! Auf jeden Fall einer großen Kleinigkeit wegen, um einer ein paar Linien aus der Richtung ſitzenden Schnalle, eines Roſtfleckens oder ſo etwas. Ich fühlte mich entſetzlich nüchtern und mißſtimmt. Vor meinen Fenſtern erhob ſich die dunkle Brandmauer eines alten Hauſes; mich fror, denn die Nacht war kalt geweſen und in dem Arreſtlokal wurde nur ſehr nothdürftig eingeheizt. Dabei war der Kaffee wie gewöhnlich eine dünne mißfarbene Brühe, und der Butter, auf Papier geſtrichen, konnte ich auch heute Morgen gar keinen Geſchmack abgewinnen.

Was den Dienſt für heute anbelangte, ſo gab es nicht viel zu thun, denn es war Carneval-Montag, der wie ein halber Feiertag betrachtet wurde.

So ſaß ich mißmuthig am Fenſter und dachte an jenen unvergeßlichen Herbſttag, zwiſchen dem und heute doch ein gar zu gewaltiger Contraſt war. Da wurde ich zum Wachtmeiſter beſchieden — es war ein Brief für mich angekommen, der ſchon ſeit vorgeſtern da lag. Das Poſtzeichen W. erregte in mir eine freudige Ueberraſchung. Haſtig eröffnete ich ihn — ja, er war von Manderfeld, der mir ungefähr ſchrieb: „Lieber Freund! ich bin ſehr glücklich, ich werde Montag nach C. kommen und hoffe Sie alsdann ſogleich zu ſehen. Sollte es mir aber unmöglich ſein, Sie noch an dem bezeichneten Tage aufſuchen zu können, ſo bitte ich, kommen Sie auf den großen Maskenball und halten ſich ſo viel als möglich an der vierten Säule rechts vom Eingange auf.“

Obgleich mich, wie ſchon bemerkt, dieſer Brief außerordentlich freute, ſo hielt ich ihn doch ziemlich betrübt in der Hand und blickte rathlos an den grauen Winterhimmel empor. Manderfeld hatte gut davon reden, ich ſolle auf den Maskenball gehen; er ſchien vom Militärleben viel vergeſſen zu haben, ſonſt

hätte er wiſſen können, daß die Kaſſe eines Bombardiers häufig in einem Zuſtande ſein kann, wo nicht an Maskenbälle und theure Coſtumirung zu denken iſt. Und coſtumirt mußte ſein; in der Uniform zu erſcheinen war verboten, und meine Civilkleider befanden ſich begreiflicher Weiſe auch in keinem übermäßig eleganten Zuſtande.

Doch gab ich deßhalb noch nicht alle Hoffnung auf. Es war nicht das erſte Mal, daß man eine mildthätige Seele gefunden, die Einem auf Wort gegen ziemliche Zinſen einige Thaler vorgeſchoſſen. Vor allen Dingen war es nothwendig, Urlaub für die Nacht zu erhalten und darum bittend wandte ich mich an den Wachtmeiſter.

Dieſer war uns Freiwilligen von jeher nicht grün geweſen, wobei er etwas außerordentlich Malitiöſes in ſeiner Art zu ſprechen, ſowie in ſeine Worte zu legen wußte. Auch ſeine Geberden paßten dazu, und bei ähnlichen Veranlaſſungen pflegte er ſich ſehr breitſpurig hinzuſtellen, mit dem Oberkörper hin und her zu wackeln und ſeine Mundwinkel ſo weit zurückzuziehen, daß ſich ſein langer Bart ſpitzig nach außen kehrte. Dabei ſprach er alsdann ſo langſam wie möglich und betonte jedes unangenehme Wort auf eine wahrhaft empörende Art. Ich trug ihm meine Bitte vor, und die Art, wie er dabei die Mundwinkel zurückzog, weiſſagte mir nichts Gutes.

„Ah, Sie wollen auf den Ball!“ meinte er. „Nun ſehen Sie einmal, das trifft ſich ganz merkwürdig ſchön. Denken Sie ſich, daſſelbe iſt dem Herrn Hauptmann eingefallen, und er wird Ihnen ſogar für freies Entree ſorgen. — Iſt das nicht außerordentlich?“

Dahinter ſteckte etwas. Ich ſah ihn mißtrauiſch an, worauf

er fortfuhr: „Ja, ja, Sie verwundern ſich, und es iſt doch ſo. Nur habt ihr jungen Leute oft ganz andere Anſichten als wir, und da möchte ich doch Zehn gegen Eins wetten, daß Sie wieder einmal mit den Befehlen unſeres verehrten Batteriechefs nicht vollſtändig harmoniren."

„Und welches ſind die Befehle?"

Der Wachtmeiſter wiegte ſich ſtark hin und her, als er ſo langſam als möglich antwortete: „Sie wiſſen, daß die Pionnierabtheilung bei ähnlichen großen Veranlaſſungen wie heute zur Hülfe bei allenfalls vorkommenden Unglücksfällen einige Mannſchaft ſtellt. Nun iſt aber dieſe Pionnierabtheilung im gegenwärtigen Augenblicke durch Krankheiten und Beurlaubungen etwas ſchwach an Zahl, weßhalb die Artillerie einen Bombardier und zwölf Mann zur Beihülfe zu geben hat."

Ich biß die Lippen zuſammen, um mich zu beherrſchen, dann ſagte ich ſo ruhig als möglich: „Und dazu haben der Herr Hauptmann mich auserſehen?"

„Allerdings; es iſt das eine Vertrauensſache, und Sie können ſtolz darauf ſein."

„Wenn aber einer der Kameraden für mich eintritt?"

„Bei einer Vertrauensſache geht das wohl nicht," ſagte er ſcharf und malitiös. „Sie werden um ſechs Uhr antreten laſſen und abmarſchiren. Kleine Uniform und Säbel."

Ich gab ihm gar keine Antwort mehr, drehte mich auf dem Abſatz herum und verließ das Zimmer.

In welch' angenehmer Gemüthsſtimmung ich war, wird ſich Jeder denken können. Ich las auf unſerer Stube bis nach fünf Uhr, Manderfeld erwartend, der aber nicht kam. Dann zog ich die kleine Uniform an, und ehe ich ſie zuknöpfte, betrachtete ich

seufzend mein kleines ledernes Geldtäschchen, das ich auf der Brust zu tragen pflegte. Doch diente es mir schon lange nicht mehr zu dem eben genannten Zwecke; ich hatte dort das vierblättrige Kleeblatt verwahrt und das glänzende Etwas, das ich an jenem Abend in der Schlucht, wo wir Kehrt gemacht, aufgelesen. Darauf schnallte ich meinen Säbel um, ließ meine Mannschaft, die heiter und lustig war, denn sie erwartete ein Souper, antreten, und marschirte nach dem alten städtischen Gebäude, wo die großen Carnevalsbälle abgehalten wurden.

In dem ungeheuren Saale war es noch still und leer. Geschäftige Aufwärter zündeten die unzähligen Kerzen an, die den weiten Raum, welcher bei sechstausend Personen zu fassen im Stande war, erhellten. Ich konnte mir die prachtvolle und sinnreiche Ausschmückung auf's Genaueste betrachten. Die hohen Säulen, welche die Decke trugen, waren zu riesenhaften Champagnerkelchen umgewandelt, aus denen als Schaum phantastische Carnevals-Figuren an die Decke emporflogen, diese mit einem zauberhaften Netze überziehend.

Meine Leute wurden eingetheilt; wir hatten die nördliche Seite, wo sich die Garderoben befanden; die Pionniere die südliche mit den Buffets. An einer verhängten Thür zwischen der Herren- und Damengarderobe hatte ich zwei Posten aufzustellen, die dort jede Communikation verhindern sollten.

Es wurde sieben Uhr, halb acht, die beiden Musikchöre erschienen, der Saal begann sich mit Tausenden von Masken zu füllen. Aus der Thür der Herrengarderobe, wo ich mich zurückgezogen placirt hatte, konnte ich die vierte Säule am Eingange rechts betrachten, und schaute unablässig, ob sich nicht eine der zahlreichen Masken dort etwas zu schaffen mache. — Vergeblich!

Der buntfarbige glänzende Strom der Masken trieb ſich dort ebenſo ruhelos wie anderswo umher.

Verwünſchter Dienſt! Ich langweilte mich auf eine entſetzliche Art, und dabei quälte mich der Gedanke, daß mir am Ende nicht nur Herr v. Manderfeld ein Rendezvous gegeben, ſondern daß es ja auch möglich ſei, Herr v. Beſſerer mit ſeinen jungen Damen befinde ſich im Saale, ſuche vielleicht — freundſchaftlichſt nach mir, ohne mich zu finden.

Die beiden Garderoben befanden ſich in einer troſtloſen Oede; hie und da huſchten ein paar Dominos in die nebenan ſtoßenden Zimmer, ſtellten ſich vor die hohen Spiegel, zupften an der Kapuze oder Larve zurecht, und verſchwanden wieder ebenſo ſchnell wie ſie gekommen, um in dem draußen immer toller werdenden Strudel unterzugehen. Dazu raste die Muſik wahrhaft betäubend, Dutzende von Polichenellen krähten wie Hähne, die ſich begegnenden Masken quickten mit verſtellter Fiſtelſtimme und alles das gab für Jemand, der fern ab ſtand und nüchtern zuſchaute, einen ſehr unerquicklichen Lärmen.

Da ſah ich abermals ein paar zierliche Dominos, einer in roſa Seide, der andere in ſchwarzer, der Garderobe zueilen. Ich weiß nicht, woher es kam, aber ſie ſchienen mir in ihren Bewegungen etwas Bekanntes zu haben. Ich trat hinter den Vorhang, der die Thüre der Damengarderobe deckte und lauſchte. — —

Wie ward mir, als ich plötzlich eine Stimme erkannte! Es war dieſelbe neckende Stimme, die ich damals im Hohlwege gehört. Träum' ich oder wachte ich! — Ja, es war dieſelbe Stimme, und — wunderbar genug — auch der Inhalt des Geſprächs der gleiche.

Es war die im ſchwarzen Domino, welche lachend ſagte:

„Höre, jetzt wird mir die Sache verdächtig. Es muß ja an dem Ding ungeheuer viel gelegen ſein, daß du auf der ganzen Treppe darnach geſucht, bis du es gefunden.“

Die Andere, in roſa Seide, drehte mir den Rücken zu und ſtand vor dem Spiegel.

„Du biſt eigen,“ entgegnete ſie, und der Ton ihrer Stimme drang mir tief ins Herz. „Ich mußte doch ſuchen, was ich verloren.“

„So laß' einmal ſehen.“

„Nein, du kannſt nur ſpotten.“ Dabei wandte ſich der roſa Domino um und ich ſah in ſeiner kleinen, weißen, zierlichen Hand daſſelbe Strumpfband, das ich ſchon in jener Schlucht aufgehoben und wieder niedergelegt hatte.

„O Kind, Kind! es iſt daſſelbe,“ lachte nun die Andere ganz ausgelaſſen.

„Ja, daſſelbe,“ ſprach ich leiſe vor mich hin, „welches ſchon damals zu eng war und nothwendig wieder brechen mußte.“ — Doch, was ſtand ich hinter meinem Vorhang! Sollte ich die Gelegenheit, ſie wieder zu ſehen, wonach ich mich ſo innig geſehnt, wieder und dann — wer weiß, auf wie lange! — ſchwinden laſſen? — Mir kam ein Gedanke, und wenn er auch vielleicht nicht ganz geſchickt war, ſo drängte er ſich mir doch ſo plötzlich auf, daß ich beſchloß, ihn auszuführen und mich zu zeigen.

In dieſem Augenblicke ſagte der ſchwarze Domino ein paar Worte, die mich in meinem Vorſatze beſtärkten. Er ſagte nämlich: „Nun thu', was du willſt, dort iſt Nadel und Faden, hier wird uns Niemand ſehen, ich will deinen Schaden ſo gut repariren, als es möglich iſt. Aber dann thu' mir auch den Gefallen und kauf' dir morgen neue Strumpfbänder, wo nicht, ſo werde ich Onkel ſagen, daß er dir ein paar ſchenken ſolle. — Aber laß'

uns eilig machen, Manderfeld, der mit Eliſe an der vierten Säule rechts vom Eingange auf uns wartet, wird ja gar nicht wiſſen, wo wir geblieben ſind."

Wollte ich mich alſo zeigen, ſo mußte es geſchehen, ehe die Reparation begann. Vorher aber öffnete ich haſtig meine Uniform, nahm das gewiſſe glänzende Etwas aus dem Ledertäſchchen und trat kühn in die Damengarderobe. — —

Ein Schrei des Schreckens tönte mir entgegen. Die beiden Dominos wollten fliehen, doch wandte ſich der ſchwarze plötzlich gegen mich und rief mit lautem Lachen: „Ingomar, es iſt wahrhaftig Ingomar."

Des Menſchen Schickſal hängt oft an einem Faden, hier aber das meinige an einer Strumpfbandſchnalle. Hätte ich das Etwas, was ich in meiner Hand trug, wieder ruhig eingeſteckt, wer weiß, ob Alles gekommen wäre, wie es ſpäter kam. Aber die Verlegenheit, welche mich befiel, als ich nun plötzlich den beiden Damen gegenüber trat, brachte mich dazu, die kleine Schnalle emporzuhalten und dazu in ziemlicher Befangenheit zu ſagen, indem ich mich an Emilie wandte: „Verzeihen Sie, mein Fräulein, meine Frage. Haben Sie das vielleicht vorhin auf der Treppe verloren?"

Der ſchwarze Domino lachte auf unbeſchreibliche Art, als ich ſo ſprach, und ſagte alsdann, während ſich die Andere von mir wegwandte: „Verloren hat das Emilie freilich, aber nicht auf der Treppe. — Siehſt du, mein Kind, was zuſammenkommen ſoll, das kommt immer wieder zuſammen."

Sie aber ſprach kein Wort, ja ſtatt ſich nur ein einziges Mal umzuwenden, machte ſie ein paar Schritte gegen die Thüre.

Das ſchmerzte mich tief und es befiel mich nun eine un-

endliche Traurigkeit. „Wenn ich vielleicht ungeſchickt war, mein Fräulein,“ ſagte ich bewegt, „ſo verzeihen Sie es der freudigen Ueberraſchung, ſo plötzlich Ihre Stimme wieder zu hören. — O Sie eilen fort, dort in den Saal hinaus, in den Kreis froher, glücklicher Menſchen, wohin ich Ihnen doch nicht folgen darf.“

Sie blieb unbeweglich und abgewandt ſtehen.

„Und warum dürfen Sie nicht folgen?“ fragte der ſchwarze Domino.

„Weil ich hier im Dienſt bin, mein Fräulein, und mich in meiner Uniform nicht zeigen darf.“

„Emilie!“ ſprach Iva mit einem Tone des Vorwurfs zu ihrer Begleiterin.

„Verzeihen Sie mir, mein Fräulein!“ bat ich. — —

Da wandte ſie ſich langſam um, und während ſie ſich umwandte, löste ſie die ſchwarze Larve von ihrem Geſichte.

Ja, ſie war es — ihr liebes Geſicht, ihre glänzenden Augen; um ihre feinen Lippen lag etwas wie Trotz. Doch öffnete ſie gleich darauf dieſelben und als ſie lachend dabei ihre weißen Zähne zeigte, reichte ſie mir ihre Hand, die ich lächerlicher Menſch mit mehr als einem Kuſſe bedeckte.

In dieſem Augenblicke erſchien ein langer Kapuziner in der Thür der Garderobe, der eine graue Vermummte am Arm hatte und mit komiſchem Ernſte ſeine Hände erhob, als er die eigenthümliche Gruppe vor ſich ſah, und dabei ſalbungsvoll ausrief: „Zeichen und Wunder! Das iſt doch — Roſa Domino's im Begriff, königliche Artillerie zu verführen; ich muß ſagen — Menſch, warum habe ich Sie nicht an der vierten Säule gefunden?“

„Weil ich, wie Sie ſehen, im Dienſte bin,“ rief ich freudig der bekannten Stimme entgegen.

„Dieſer Dienſt iſt ein Liebesdienſt unſeres gemeinſchaftlichen Wohlthäters," ſprach Herr v. Manderfeld, indem er mir herzlich die Hand ſchüttelte. Dann fuhr er luſtig fort: „Aber das hat Alles ſein Ende, ſobald Sie nur wollen. Wir ſind Alle hier, die junge, graue Dame iſt Fräulein Eliſe, der Sie im Tannenhofe das Glück hatten, vorgeſtellt zu werden, jetzt meine geliebte Braut, draußen im Saale ſind die beiden Herrn v. Beſſerer mit Ihrem Onkel, junger Menſch. Und nachher iſt gemeinſchaftliches Souper im königlichen Hof. — Ich habe geſprochen, wie die Indianer ſagen, in einer längeren Rede als in meinem ganzen Leben."

Ohne Aufſehen zu erregen — ſchon zeigten ſich einige vorwitzige Harlekins an der Thüre — konnten die Masken nicht länger bei dem Wachthabenden bleiben. Wir trennten uns alſo für kurze Zeit; denn nach Mitternacht eilte ich in den königlichen Hof, wo ich die ganze Geſellſchaft heiter und luſtig beiſammen traf. Mein langer, ſehr ernſter Onkel legte mir die Hand auf die Schulter und ſagte feierlich: „Der verlorene Sohn kehrt heim." Dann ſetzte er vergnügt hinzu: „Na, ich trink ein Extraglas auf deine Wiederkehr. Deinen Abſchied wollen wir bald haben. Wahrhaftig, du toller Menſch haſt mir an allen Ecken gefehlt."

Während des Soupers ſaß ich zwiſchen Ida und Emilie, und als ich mit Letzterer anſtieß, ſagte die Erſtere in ihrem gewöhnlichen neckenden Tone:

Was iſt denn Liebe? ſag',
Zwei Seelen und Ein Gedanke,
Zwei Herzen und Ein Schlag.

Unverheirathete Eheleute.

Luſtſpiel in drei Aufzügen.

Perſonen.

Der General.

Der Baron, ſein Bruder.

Clara, Eliſe, } Töchter des Generals.

Ferdinand, Karl, } Offiziere.

Jean, Kammerdiener.

Flora, Kammerjungfer.

Erſter Aufzug.

Reicher Salon. Im Fond eine große Doppelthüre, durch welche man in den Garten ſieht. Thüren zu beiden Seiten.

Erſter Auftritt.

(Der General ſitzt an einem Tiſchchen auf der linken Seite, hinter welchem ein eleganter Sopha. Der Baron ſitzt an einem Tiſch auf der rechten* Seite. Es iſt Morgens; Erſterer lieſt eine Brochure, Letzterer eine Zeitung.)

General (ziemlich heftig ausrufend). Oh! — oh! — Nein, das iſt zu ſtark! — Hat man je ſo etwas erlebt? — es wär' zum Todtlachen, wenn es nicht zum Todtweinen wäre.

(Baron ſchielt lächelnd über ſeine Zeitung nach ihm hin.)

(Nach einer Pauſe.) Läßt da ein Cavallerie-Regiment, ein braves Cavallerie-Regiment, das ſich außerordentlich geſchlagen, durch einen Hohlweg vorgehen. — Durch einen Hohlweg! — und weiß nicht einmal, daß dieſer Hohlweg rechts und links mit feindlicher Infanterie umſtellt iſt. Nun, das muß ich mir ausbitten! — Mag das Zeug gar nicht mehr leſen. Wie man ſo dumm ſein kann! — Es iſt wahrhaftig nichts mehr mit der jetzigen Kriegsführung; — — — der General ſollte mir vor ein Kriegsgericht. —

Baron (lächelnd). Aber wie kannſt Du Dich wieder über Dinge ereifern, die Dich im Grunde gar nichts angehen?

General. Mich nichts angehen? — Ein Regiment, bei welchem —

Baron (einfallend). Du vor circa vierzig Jahren als Freiwilliger eintratſt.

General. Das iſt einerlei. — Herr Gott, wenn ich bedenke, in vierzig Jahren nichts zu lernen! (Er wirft die Brochure auf den Tiſch und geht heftig auf und ab.)

---

* Rechts und links vom Zuſchauer.

Baron. Ich begreife in der That nicht, weßhalb Du da herumrumorſt. Ich glaube, Du ſprichſt von einem Cavallerie-Angriff, der Dir nicht gefällt. Der Commandirende hat wohl ſeine Gründe dazu gehabt.

General (heftig lachend). Ha! ha! ha! ha! — Gründe?!

Baron. Wahrſcheinlich.

General. Gründe! — Wie könnte ein Menſch bei ſo etwas Unvernünftigem einen Grund haben? (Eilt nach dem Tiſche, an welchem der Baron ſitzt.) Siehſt Du, Du verſtehſt von der Kriegswiſſenſchaft nicht ſo viel, wie mein kleiner Finger; aber das kann ich einem Kinde begreiflich machen, einem kleinen, ganz unſchuldigen Kinde. (Er nimmt ſeinem Bruder die Zeitung aus der Hand, ballt ſie zuſammen und drückt ſie auf den Tiſch.) Hier iſt das Regiment, von dem ich ſpreche —

Baron. Aber meine Zeitung! —

General (ballt eine andere Zeitung ebenfalls auf ähnliche Art). Und da iſt der Feind —

Baron (zeigt auf den General). Nein, da iſt mein Feind!

General. Das muß ich beſſer wiſſen — hier ſteht der Feind!

Baron (lächelnd). Ich verſichere Dich, da ſteht der Feind.

(Der General macht eine ungeduldige Bewegung.)

Der Feind meiner Zeitung nämlich. Spare Deine Mühe, ich verſtehe wirklich nichts von Deinen Geſchichten und kann daher nicht ſagen, wer Recht oder Unrecht hat.

General. Recht oder Unrecht? — Ich habe Recht!

Baron. Wie gewöhnlich. Du ſollſt auch Recht behalten; aber laß' mich ruhig meine Zeitungen leſen.

General. Du biſt unverbeſſerlich. Es iſt mit Dir gar nichts anzufangen. (Geht heftig im Zimmer auf und ab.)

(Der Baron nimmt ſeine Zeitung wieder auf und lieſt weiter. Pauſe.)

General. Es iſt heute Morgen wieder fürchterlich ſchwül, ich fühl's in allen Gliedern, ich kann mit meinem linken Fuß kaum auftreten.

Baron. Unerträglich heiß. (Mit einem lächelnden Seitenblick auf den General.) Heute gibt es gewiß noch mehrere Gewitter.

General. Wohl möglich. Wenn's nur nicht irgendwo einſchlägt.

Baron. Das wollen wir nicht hoffen.

General (der mehreremal hinter dem Stuhle ſeines Bruders auf und ab geht und ein paarmal, als wenn er ſprechen wollte, ſtehen bleibt). Und das muß ſchon wahr ſein, wenn Du einmal hinter Deinen Zeitungen ſitzeſt, ſo iſt man nicht im Stande, ein vernünftiges Wort aus Dir herauszubringen. Dann iſt Dir Alles gleichgültig; — — für Anderes haſt Du gar keinen Sinn, nicht einmal für Deinen Bruder. O fürchterlicher Egoiſt, der Du biſt!

Baron. Lieber Freund, wenn Du etwas mir Verſtändliches mit mir ſprechen willſt, ſo ſtehe ich zu Befehl. (Er legt ſeine Zeitungen weg.) Aber Du weißt, Kriegswiſſenſchaften —

General. Zum Teufel mit den Kriegswiſſenſchaften! — Ich habe andere Dinge auf dem Herzen. Haſt Du mit Karl und Ferdinand geſprochen?

Baron (lächelnd.) Erinnere Dich, daß Du mir keine genauen Befehle gabſt, und ich bin unter Deinem militäriſchen Regiment hier im Hauſe zu ſehr an Subordination gewöhnt, um auf eigene Fauſt zu agiren, würde mir auch nicht einmal erlauben, ohne ſpeciellen Auftrag nur eine Schleich-Patrouille fortzuſchicken. — Gelt, ich habe was von Dir profitirt?

General (ebenfalls lächelnd). Du biſt ein komiſcher Kerl; aber wir haben doch über dieſe Sache Langes und Breites geſprochen.

Baron. Ich bin auch vollkommen mit den Verhältniſſen bekannt.

General. Nun alſo!

Baron. So gib' mir einen genauen Befehl und Alles ſoll wo möglich nach Deinem Wunſche gehen.

General. Du weißt, wir haben zwei Töchter —

Baron. Wir? — Du haſt zwei Töchter.

General. Nun ja, ſo ein alter Junggeſelle wie Du, ein Onkel erwirbt ſich ein gewiſſes Recht mit auf die Vaterſchaft.

Baron. Ich werde mir das merken.

General. Alſo die beiden Mädchen ſind ſehr brav, recht liebenswürdig.

Baron (nickt mit dem Kopfe). Und ſehr ſchön und gut erzogen.

General. Ihre Herzen ſind frei und ich kann daher über ihre Hand verfügen.

Baron (huſtet auffallend).

General. Haſt Du Dich erkältet?

Baron. Nein, die heranziehenden Gewitter liegen mir auf der Bruſt.

General. Alſo ich kann frei über ihre Hand verfügen, und das habe ich gethan.

Baron. Das haſt Du gethan? — Ei!

General. Du kennſt meine beiden Neffen, unſere Verwandten —

Baron. Entfernte Verwandte.

General. Das iſt mir gerade recht, denn ich halte das Heirathen in naher Verwandtſchaft für unanſtändig.

Baron. Es thut mir leid, ich hatte immer die Hoffnung noch nicht aufgegeben, eine meiner Nichten ſelbſt zu heirathen.

General. Mach' keine ſchlechten Witze!

Baron. Alſo weiter!

General. Dieſen beiden braven Offizieren habe ich die Hand meiner Töchter beſtimmt.

Baron (lächelnd). Soweit Alles in der ſchönſten Ordnung.

General. Ferdinand ſoll meine Eliſe heirathen, Karl meine Clara.

Baron (erſtaunt). Iſt das Dein Ernſt?

General. Mein vollkommenſter Ernſt, mein feſter Wille.

Baron. Aber, lieber Bruder, prüfe doch die Charaktere der beiden Mädchen und die Charaktere der beiden jungen Männer! Eliſe, lebhaft und heftig wie Du, willſt Du mit einem Manne verheirathen, der ebenſo lebhaft und heftig iſt.

General. Allerdings! Gleich und gleich, das paßt am Beſten zuſammen.

Baron. Aber die Beiden werden in den erſten vierzehn Tagen die größten Händel haben, ſie werden Dir das Haus über dem Kopf abbrechen.

General (ſchüttelt mit der Hand).

Baron. Und Clara, die ſanfte Clara, mit dem ruhigen Karl. — Das wird eine höchſt langweilige Ehe werden. Wenn Du einmal

die beiden Paare zuſammen verheirathen willſt, ſo gehe mit Vernunft dabei zu Werke und vergiß nicht, daß Du ihr Glück willſt. Nur um Gotteswillen nicht die gleichen Charaktere zuſammen! — Thu' das nicht, ich rathe es Dir ernſtlich. Schon der große Schiller ſagt: wo Hartes ſich mit Weichem bindet, da gibt es einen guten Klang.

General (heftig.) Laß' mich in Ruhe mit Deinem großen Schiller; es iſt wahrhaftig, als wenn es Dir die größte Luſt wäre, immer meine Pläne zu durchkreuzen!

Baron. Du fragſt mich ja um meinen Rath!

General. Ich will nur Deinen Beiſtand! Ueber ſeine Kinder hat ein Vater allein zu verfügen.

Baron (lächelnd). Aber ein alter Junggeſelle, der zugleich Onkel iſt — hat auch gewiſſe Rechte. —

General. Dummes Zeug! — Ich habe dieſe beiden Heirathen feſt bei mir beſchloſſen, und kein Teufel ſoll im Stande ſein, mich davon abzubringen! — Man kann aber auch mit Dir keinen Augenblick ruhig ſprechen!

Baron. Aber warum Dich gleich wieder ereifern? — Warum ſo heftig werden? — Laß' uns die Sache ruhig beſprechen, denn nur ſo iſt man im Stande, das Für oder Wider zu überlegen.

General (iſt heftig auf und abgegangen und bleibt vor einem Tiſchchen ſtehen, worauf ein Miniaturbild ſteht, das er einige Augenblicke in die Hand nimmt und ruhig betrachtet, dann bringt er es ſeinem Bruder. Weich und ruhig). Siehſt Du, da iſt meine Frau, meine verſtorbene Clara.

Baron. Eine brave, liebenswürdige Frau.

General. Das iſt wahr, Gott hab' ſie ſelig!

Baron (nachdem er das Bild eine Zeit lang betrachtet). Und die ſpricht für mich und meine Anſichten.

General. Gewiß nicht, lieber Hektor. Ich habe mit der Frau während zwanzig Jahren glücklich gelebt, das iſt wahr; ſie war die Liebe, die Sanftmuth ſelber. Aber wie glückſelig wäre unſer Verhältniß geweſen, wenn die Frau neben ihren übrigen vortrefflichen Eigenſchaften einen einigermaßen heftigen Charakter gehabt hätte.

(Der Baron ſieht ihn fragend an.)

Kleine Scenen gibts in jeder Familie; ich will Dir auch zu-

geben, daß ich hie und da etwas heftig mit ihr sein konnte. Kam das nun vor, so schwieg meine Frau, sie ließ mich reden und gab mir keine Antwort. Das machte mich immer heftiger — siehst Du, Hektor, und wenn sie am Ende gar zu weinen anfieng, da gerieth ich in eine wahrhafte Wuth. Leider Gottes, ich habe der guten Frau manche betrübte Stunde damit gemacht. — — Nach ihrem Tode kam unsere Schwester in das Haus, — die beiden Mädchen waren noch klein, sie bedurften einer Erzieherin — und unsere Schwester — Du kennst ihren lebhaften Charakter — sie war im Stande, mit mir fertig zu werden. Sie sprach zu mir in demselben Tone, in welchem ich mit ihr sprach, sie blieb uns keine Antwort schuldig.

Baron. Das weiß Gott im hohen Himmel!

General. Sie wurde heftig, wenn ich heftig wurde.

Baron. Und immer heftiger.

General. Immer heftiger, und das kühlte meinen Eifer ab. Siehst Du, Hektor, dadurch bin ich auf den Gedanken gekommen — und der Gedanke steht nun fest bei mir — Ferdinand und Elise müssen ein Paar werden, und Clara und Karl. Denk' Dir nur z. B. die reizende Ehe bei den Letzten. Das wird nie ein böses Wort geben, sie werden einander auf den Händen tragen und uns Alle — —

Baron (schnell einfallend). Ungeheuer langweilen.

General. Wie?

Baron. Nun freilich, was die Langeweile anbetrifft, dagegen werden die beiden Anderen treffliche Mittel haben. —

General (ungeduldig, aber immer noch ruhig). Ich habe wahrhaftig nicht erwartet, bei Dir auf diese Widersprüche zu stoßen; habe mir diesen Gedanken so schön ausgemalt, habe die beiden Männer unablässig beobachtet: sie passen zu den Mädchen, wie eigens für sie bestellt. Nun komme ich zu Dir und bitte Dich um Deine Hülfe; Du sollst ihnen meinen Wunsch, meinen Willen ankündigen. — Ja, meinen Willen, und das wirst Du thun, denn Du weißt, daß ich gefaßte Entschlüsse nicht ändere! Solltest Du aber anderer Ansicht bleiben und am Ende gar, wie das schon geschehen ist, gegen mich conspiriren, (plötzlich sehr laut und heftig) so kann ich Dich versichern, daß ich auf meinem Willen fest beharre und daß kein Engel im Himmel im Stande

ſein ſoll, daran ein Jota zu ändern! Alles iſt vorbereitet, die Papiere ſind bereit, der Pfarrer iſt avertirt. Ferdinand und Eliſe, und Clara und Karl! — Und noch heute wird geheirathet! (Er wirft ſeinen Strohhut heftig auf den Kopf und lauft an die Mittelthüre, dreht ſich aber plötzlich herum und ruft ſehr laut:) Haſt Du vielleicht noch etwas dagegen einzuwenden?

Baron. Nicht das Geringſte!

General. Nun, das freut mich. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Baron (allein).

Alſo heute wird geheirathet! — Was iſt dagegen zu machen? Mit Gewalt — gar nichts, und mit Liſt wahrſcheinlich auch nichts. Das iſt eine unangenehme verdrießliche Geſchichte! Wenn man ihm auch ſagte: die beiden Paare lieben ſich ſchon ſeit längerer Zeit, aber in anderer Zuſammenſetzung, wie Papa es ſich gedacht, es würde dieß die Sache noch viel ſchlimmer machen; die beiden jungen Herrn dürften ihm nie mehr vor die Augen kommen; ich thu' am Beſten, ich verkündige ihnen ihr Schickſal und verhalte mich paſſiv; es geht ſie doch am Ende mehr an, wie mich, vielleicht finden ſie ein Mittel, ſich zu helfen. (Er klingelt.)

Dritter Auftritt.

Voriger. Kammerdiener.

Baron. Haben Sie Herrn Ferdinand oder Herrn Karl geſehen?

Kammerdiener (lächelnd). Beide, Herr Baron, Beide.

Baron. Und die jungen Damen?

Kammerdiener. Ebenfalls Beide; ich wollte ſagen: alle Vier, Herr Baron.

Baron. Alle Vier? — So!

Kammerdiener. Ja wohl, Herr Baron, alle Vier bei einander, am Ende des Parks bei der ſchönen Ausſicht. Die jungen Herrſchaften ſahen die Sonne zuſammen aufgehen. — Ein prächtiges Schauſpiel! Der Herr Baron verſäumen das jeden Morgen.

Baron (steht auf und nimmt seinen Hut). Aber Sie, Monsieur Jean, versäumen nie, über Sachen zu schwätzen, die Sie nichts angehen. Was schiert Sie die Sonne? (ab.)

Vierter Auftritt.

Kammerdiener (allein, räumt die Zeitungen auf).

Es ist doch in diesem Hause nicht möglich, ein einziges Wort der Empfindung laut werden zu lassen. Namentlich ist der Herr Baron noch viel schlimmer, wie Seine Excellenz. Seine Excellenz sagen höchstens: halt Er Sein Maul! und damit ist's abgemacht; aber der Herr Baron weiß auf seine sanfte ruhige Manier einem immer etwas Bitteres, etwas Hartes zu sagen. — Soll mich die Sonne nichts angehen!

(Die Kammerjungfer kommt aus dem Zimmer links und will zur Mittelthüre hinaus.)

Fünfter Auftritt.

Voriger. Kammerjungfer.

Kammerjungfer. Monsieur Jean!

Kammerdiener. Fräulein Flora! — Ich wünsche einen guten Morgen! Freundlich gestimmt? kann man es wagen, nach dero schätzbarem Befinden sich zu erkundigen? — Immer noch mißvergnügt? — Ist kein freundliches Wort im Stande, dieß finstere Gesichtchen aufzuhellen? — Wie? — Was?

Kammerjungfer. Lassen Sie Ihre langweiligen Reden, gehen Sie auf die Bibliothek und holen den zweiten Theil dieses Buchs.

Kammerdiener. Ist es für die jungen Herrschaften, so gehe ich, ist es aber für Sie —

Kammerjungfer. Nun?

Kammerdiener. So fliege ich.

Kammerjungfer. Nun, so rathe ich Ihnen, abwechselnd zu gehen und zu fliegen, denn es ist dieß hier ein charmantes Buch, ein gebildetes Buch; auch ich lese gern darin.

Kammerdiener (faßt ihre Hand und führt sie einen Schritt vorwärts). So ist es recht, Mädchen, bilde Deinen Geist.

Kammerjungfer. Sie wollten wohl ſagen: Ihren Geiſt.

Kammerdiener. Ich ſprach mit den Worten des Dichters.

Kammerjungfer. Sprechen Sie lieber mit Ihren eigenen Worten, und endlich einmal ruhiger, vernünftiger.

Kammerdiener. In welcher Beziehung, ſchönſte Flora?

Kammerjungfer. Beziehung! — in welcher Beziehung? — Herr Gott im Himmel, Sie ſind der leichtſinnigſte Menſch, den es gibt! Meinen Sie denn in der That, ich wollte ewig darauf warten, bis Sie einmal Luſt haben, in Betreff unſerer Beiden ein ernſtes Wort mit dem Herrn zu reden? Es ſind jetzt ſchon vier Wochen, ſeit wir zuſammen aus der Stadt hieher fuhren.

Kammerdiener. Hinten auf dem Wagen der Herrſchaft; der Regen ſtrömte herab, es war eine göttliche Nacht! (Er küßt ihre Hand.)

Kammerjungfer. Laſſen Sie Ihre Späſſe!

Kammerdiener. An einer abſchüſſigen Stelle des Wegs befeſtigte ich den Hemmſchuh, und darauf ſprach ich zu Ihnen: o könnte ich die Kette meiner Liebe auch ſo um Sie herumſchlingen, Flora, daß wir vereint durch's Leben wandelten, unauflöslich verbunden! — Das war ein ſchöner Gedanke!

Kammerjungfer. Und Sie machten ſo ehrliche Pläne.

Kammerdiener. Luftſchlöſſer!

Kammerjungfer. Was?

Kammerdiener. Luftſchlöſſer, die ſich verwirklichen werden. Vorderhand hole ich Ihr Buch, und noch ehe Sie das glückliche Ende Ihres Romans geleſen, bin ich mit dem Meinigen im Reinen. Ich trete vor Seine Excellenz hin und ſage: Excellenz, Flora oder keine! Geben Sie mir Ihre Einwilligung oder geben Sie mir nicht Ihre Einwilligung — mir gleichviel! Ich war früher ein harmloſer Schneider und werde wieder ein harmloſer Schneider ſein, aber nie ohne Flora! — So werde ich ſprechen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf. (Der General ruft im Garten: Jean!) Laſſen wir uns nicht ſtören; Privatgeſchäfte gehen vor.

Kammerjungfer. Ich bin mit Ihnen zufrieden, lieber Jean; aber was nutzt das Warten? — Die Zeit verrinnt, wir ſind Beide freilich noch ſehr jung —

Kammerdiener (sie anschauend). Sehr jung!

Kammerjungfer. Und wer weiß, es könnten sich andere Partien für mich finden, und es sollte mir sehr leid thun, wenn ich mich im Drange der Umstände genöthigt sähe, über meine Hand anders zu verfügen.

Kammerdiener. Ich wag' es darauf! Ohne stolz zu sein, Fräulein Flora, bilde ich mir ein, daß, nachdem Sie dieses Herz in sicherem Besitz wissen, Sie durchaus keine anderen Eroberungsversuche machen werden.

(Der General ruft im Garten, sehr nahe: Jean! — Beide fahren auseinander.)

Sechster Auftritt.

Baron. Ferdinand und Clara. Karl und Elise.

Elise. Pfui, Onkel! uns so lange warten zu lassen! für uns die wichtigsten Geheimnisse zu haben und mit uns durch den ganzen Park zu gehen, ohne ein Wort zu sagen, immer mit dem Finger auf dem Munde — abscheulich!

Ferdinand. Aber jetzt reden Sie, bester Baron! — Sie kommen vom General?

Karl. Wir wurden dießmal so plötzlich hieher beschieden; um so unerwarteter, da unsere Regimenter morgen Früh zu den großen Manövern abmarschiren sollen.

Ferdinand. Gerade als gäbe es einen Ball oder die größten Festlichkeiten; ich habe zwei Koffer mitgebracht.

Baron. Es gibt auch Festlichkeiten hier.

Ferdinand. Festlichkeiten?

Karl. Also doch?

Elise. O Clara, liebe Schwester! —

Baron. Ja Kinder, Festlichkeiten. Hört mich an. Der General — um mich kurz zu fassen — wünscht seine beiden Töchter zu vermählen. Er suchte lange nach passenden Schwiegersöhnen und scheint diese endlich in euch, meine beiden Herren, gefunden zu haben.

Ferdinand. O welches Glück!

Clara. Der gute Vater!

Eliſe. Aber Onkel, das ſagen Sie Alles mit einem Leichenbittergeſicht, mit einer wahren Jammermiene. Freuen Sie ſich doch mit uns!

Baron. Ich wollte, ich könnte mich mit Euch freuen, aber —

Eliſe. Aber?

Baron. Der General hat, wie ihr Alle wißt, ſeine Grillen, und was er einmal beſchließt, davon geht er nicht ab.

Clara. Ja, ja, das iſt ſchon wahr.

Baron. Nun hat er ſich in den Kopf geſetzt, daß nur die gleichen Charaktere zuſammen paſſen, und dieſe Idee will er auch bei eurer Verheirathung zur Geltung bringen.

Ferdinand. Vortrefflich! Gibt es zwei gleichgeſtimmtere Seelen, wie Clara und ich?

Karl. Nicht wahr, Eliſe, unſere Charaktere paſſen vortrefflich zu einander?

Baron. So glaubt ihr, aber der Vater denkt anders.

Eliſe. Anders?

Ferdinand. Wie ſollen wir das verſtehen, Herr Baron?

Baron. Es thut mir wahrhaftig leid, ſo mit Einemmale alle eure Hoffnungen zu zerſtören, aber mein Bruder, der ja von eurer Liebe nichts weiß und wiſſen ſoll, hat feſt beſchloſſen, Ferdinand ſoll Eliſe heirathen und Karl — Clara.

Karl. O Baron, Sie ſcherzen mit uns!

Baron. Es iſt ſo, wie ich euch geſagt.

Ferdinand. Aber um Gotteswillen, Baron, wie kam der General auf dieſen Gedanken kommen? — Welche Gründe kann er dafür angeben?

Baron. Gründe genug! Der General findet z. B., daß Ihr Charakter, Ferdinand, zu dem von Eliſen vortrefflich paßt.

Eliſe. Aber das iſt ja eine unglückſelige Idee! Woher hätte mein Charakter mit dem von Ferdinand eine Aehnlichkeit?

Baron. Ihr wäret Beide gleich heftig, gleich oben hinaus.

Ferdinand (lebhaft.) Ich ſei heftig? — Wer kann mir Heftigkeit des Charakters vorwerfen? Wer kann behaupten, ich handle raſch oben hinaus? Eine ſolche Behauptung würde mich auf's Tiefſte kränken, wenn ſie nicht durch ihre ausgeſuchte Lächerlichkeit ſpurlos an mir vorübergehen müßte.

Eliſe (ebenfalls gereizt.) Und was mich betrifft, ſo will ich mich ernſtlich dagegen verwahren, als ſei mein Charakter irgend einer unüberlegten Heftigkeit fähig. Es koſtet Mühe, mich zu reizen. Freilich, wenn man es darauf anlegt, Jemand in Zorn zu bringen, wenn man ſieht, wie der eingebildeten (ſpöttiſch lächelnd) Charakter-Aehnlichkeit wegen ein ganzes Lebensglück zerſtört werden ſoll, ja! da möchte ich den Menſchen ſehen, der nicht aus ſeinem ruhigen Gleichmuthe zu bringen wäre! Aber ehe ich mir eine ſolche Tyrannei gefallen laſſe, lieber treibe ich es auf's Aeußerſte.

Ferdinand. Ja, Baron, wir haben mit kindlicher Liebe zu Seiner Excellenz aufgeſchaut, wir haben uns allen ſeinen Launen gefügt; aber das iſt zu viel!

Eliſe (heftig). Ich werde mich niemals dieſem Machtgebot fügen, niemals! niemals! niemals!

Baron (lächelnd). Aber Kinder, ihr müßt mir doch zugeben, daß der Vater euch vortrefflich kennt, und daß, wenn er zu einer guten Ehe gleichgeſtimmte Charaktere verlangt, ihr Beide herrlich zuſammen paßt.

Eliſe. O den Charakter wollt' ich ſehen, der bei einer ſolchen Eröffnung kalt und gleichgültig bliebe!

Ferdinand. Solche müßten erſt geſchaffen werden — ſie exiſtiren nicht.

Baron. Und doch ſehe ich hier zwei Perſonen, die, wenn auch nicht kalt und gleichgültig, doch ohne heftig zu werden, ſich dem Willen des Vaters unterwerfen.

Ferdinand. O Clara, das könnteſt Du in der That? — Du wärſt im Stande, Dich dieſen Befehlen des Vaters zu unterwerfen, eine Verbindung einzugehen, die mich, Dich, uns Alle unglücklich machte?

Clara (ſchüttelt den Kopf).

Ferdinand. So rede doch! Laß' mich nicht an unſerem Glück, an Dir verzweifeln! — Könnteſt Du wirklich Dich dem Willen Deines Vaters unterwerfen, mich zum Unglücklichſten aller Menſchen machen?

Clara. Glaube das nicht, Ferdinand; aber was hilft's, ſich in heftige Worte zu ergießen? Werden wir dadurch etwas ändern?

Eliſe. Werden wir etwas ändern, wenn wir unthätig bleiben, in Demuth uns dieſer Tyrannei beugen, als einzigen Beweis unſeres Unmuths unſer Blumen-Bouquet zerreißen? — Fahr' hin, Geduld! — Ich ärgere mich über dieſe entſetzlichen Projekte des Vaters nicht ärger, als über Deine Gleichgültigkeit, Clara! (Zu Karl.) Und was die Ihrige anbelangt, mein Herr —

Karl. Die meinige, theure Eliſe?

Eliſe. Ja, Ihre Gleichgültigkeit! — So ſollteſt Du Dich ſchämen, Karl, dieſe empörenden Vorſchläge ſo ruhig anzuhören!

Karl. Ja, aber geliebte Eliſe, mir ſcheint das ruhige Anhören der gewiß vernünftigen Vorſchläge unſeres guten —

Eliſe. Vernünftige Vorſchläge? — — mein Gott! — vernünftige Vorſchläge meines Vaters! — —

Karl. Nein, unſeres guten Freundes hier, das Beſte zu ſein, was wir thun können. Aber Du läßt nie einen Menſchen ausreden Eliſe.

Clara. O rathen Sie uns, mein Onkel! Gibt es denn kein Mittel, den Vater von ſeinem Vorſatze abzubringen? Er iſt ja ſonſt ſo gut, ſo freundlich geſinnt!

Karl (der ſich von der andern Seite genähert, während Ferdinand und Eliſe heftig auf- und abeilen). Und Sie vermögen ja Alles über ihn. Schildern Sie ihm unſere Liebe, ſagen Sie ihm, wie ich Eliſe anbete!

Clara. Verſchweigen Sie ihm nicht, beſter Onkel, wie theuer mir Ferdinand iſt!

Karl. Beſtimmen Sie den General, daß er unſer Glück nicht zerſtört!

Baron. Es wäre wirklich Schade, liebe Kinder, wenn mein Bruder nicht auf ſeinem Vorſatze beharrte. Ihr Beide paßt ſo vortrefflich zuſammen. Und ſeht, wie die Beiden dahinten in gleichem Schritt umher rennen, mit ſich ſelbſt redend, heftig geſtikulirend; ein Paar, wie für einander geſchaffen.

Clara. Alſo auch Sie nehmen Parthie gegen uns?

Karl. Auch Sie verlaſſen uns?

Baron (lächelnd auf die andern zeigend). Der Bruder hat wahrhaftig nicht Unrecht. Gleich und gleich geſellt ſich gern.

Eliſe (die im Hintergrund mit Ferdinand eifrig geſprochen, trennt ſich plötzlich von ihm, heftig zu Karl tretend). Niemals!

Ferdinand (ebenſo zu Clara). In meinem ganzen Leben nicht! Nicht wahr, Clara, ich darf von Deiner treuen Liebe überzeugt ſein?

Clara (reicht ihm beide Hände). Gott im Himmel weiß, wie ſehr ich Dich liebe!

Karl (zu Eliſe). Du weißt es, Eliſe, ich bin nicht im Stande, in eine heftige Oppoſition gegen Deinen Vater zu treten, ich achte, ich liebe ihn zu ſehr; aber Deiner Treue zu mir bewußt, bin ich im Stande, Alles zu wagen.

Ferdinand (zum Baron). Von jeher gewöhnt, Ihrem Rath zu folgen, Sie zum Mitwiſſer aller unſerer Geheimniſſe zu machen, ſtehen wir hier ganz allein, da Sie uns verlaſſen und die Partei Ihres Bruders nehmen. — Kommt, überlegen wir, was zu thun iſt; unſer ehemaliger Freund wird, da er im Beſitze unſerer Geheimniſſe iſt, wenigſtens edel genug ſein, uns nicht als Feind gegenüber zu treten.

Baron. Hitzkopf! Muß denn bei Dir Alles oben hinaus, muß denn Alles im erſten Anlauf biegen oder brechen, iſt denn keine ruhige Ueberlegung möglich?

Eliſe. Dießmal hat Ferdinand Recht. Sie behandeln dieſe gewichtige Sache ſo leicht hin, Sie ſcheinen dem Vater Recht zu geben, indem Sie ſagen —

Baron. Daß ihr ein vortreffliches Paar würdet. Vollkommen gleich geſtimmte Seelen. Das ſage ich noch und das ſieht jedes Kind.

Ferdinand. Alſo komm'!

Clara. O es iſt traurig! Wir hatten ſo feſt auf Sie gehofft.

Baron. Und nicht vergebens, mein liebes Kind. Ihr hättet nur ſehen ſollen, wie ich mich heute Morgen für euch in's Feuer geworfen. Aber ihr kennt ja den Papa. Je mehr man ihm widerſpricht, deſto feſter beharrt er auf ſeiner Anſicht; ich habe ſchon hin und her geſonnen, aber ich ſehe keinen Ausweg. — Wollt ihr dem Papa offenbare Oppoſition machen? In Gottes Namen! aber dann laß' ich ſatteln und reite davon. Mich ſoll der Himmel bewahren, das will ich nicht erleben.

Karl. Der Baron hat Recht; dem General offen entgegen zu treten, ist unmöglich.

Elise. Wenn wir die Tante kommen ließen! Sie vermag allein etwas über ihn.

Baron. Dazu ist keine Zeit, heute soll die Traumg sein, in der Kirche drunten ist schon Alles in Bereitschaft; ich glaube, der General macht so eben seine Toilette, — es ist Alles verloren!

Clara (weinend). Alles! unser ganzes Lebensglück!

Baron. Still! still! weint nicht — ruhig! Ich höre ihn kommen. — Geht in Eure Zimmer, verhaltet Euch ruhig, ich will das Meine nochmals versuchen.

Elise. Wir haben Niemand als Sie! thun Sie, was nur möglich.

Ferdinand. O Baron, helfen Sie uns, wenden Sie großes Unglück ab!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Der General.

(Der General, auf Jean gestützt, mit der andern Hand an einem Krückstock gehend.)

General. Habe es den Morgen gleich gefühlt, wir bekommen heute schwere Gewitter, und das liegt mir jedesmal entsetzlich in den Gliedern, aber noch nie so, wie heute. — Uff! Laß' mich einen Augenblick ausruhen; ich bin kaum im Stande, mich aufrecht zu erhalten. Schmerzt mich doch das verfluchte Bein, wie an dem Tage, wo mich die Kartätsche gestreift.

Kammerdiener (geschmeidig). Ich glaube, das war bei Jena, Excellenz.

General. Halt Dein Maul! — Wenn es nur nicht wieder ein Gichtanfall ist. Bin kaum im Stande, bis zu einem Stuhl zu kommen. — — Da wechsel' um, komm' auf die andere Seite.

(Jean trägt in seiner linken Hand, die er auf dem Rücken hält, ein sehr großes Bouquet, das er jetzt in die Rechte nimmt, und dadurch kommt er langsam auf die andere Seite des Generals.)

General. Nun, wird's bald? — Nimm' Dich vor meinem Stock in Acht! Uff! Das wird mir sauer. — So rück' meinen Stuhl etwas näher. — Ach, Hektor, da bist Du ja; mir ist ganz elend zu Muth. Läßt mich da der Schlingel eine ganze Viertelstunde warten, vergeh-

lich rufen und ſchreien; ſieht man doch gleich, daß der Kerl nie Soldat war. Iſt das auch Manier? — Und wie der Burſche daſteht! die Hände auf dem Rücken, hat man je ſo was erlebt? — Hand vor!

(Jean wechſelt das Bouquet in der anderen und bringt die Linke vor.)

General. Auch die rechte, beide vor! (Jean bringt beide Hände vor, ein rieſenhaftes Bouquet fällt hinter ihm auf den Boden.)

General. Seh' einer die Geſchichten! Was fällt da?

Baron. Ich glaube, ein Blumen-Bouquet.

General. Ein Blumen-Bouquet? — Heb' Er's auf, Sein Blumen-Bouquet. — Weßhalb hat Er meinen Garten geplündert — was ſoll's mit dem Blumen-Bouquet?

Jean (hebt das Bouquet auf und ſchluckt heftig und mühſam). Ein Irrthum, Excellenz, ein Irrthum. Ich ſtand heute Morgen mit dem feſten Glauben auf, heute ſei der Namenstag Eurer Excellenz. Ich hatte ſo im Kalender geleſen.

General. Was, mein Namenstag im hohen Sommer?

Baron. Lügen Sie nicht, lieber Jean.

Jean. Keine Lüge, Herr Baron, nur ein Irrthum. Ich las vielleicht aus Verſehen in einem uralten Kalender, wo die Datum's ganz anders ſind.

Baron. Geſtehen Sie nur, lieber Jean, Sie dürfen das ſchon geſtehen — man muß mit den heiligſten Gefühlen des Herzens keinen Scherz treiben — Sie haben das Bouquet für Ihre Geliebte abgepflückt?

General (ſehr heftig). Für ſeine Geliebte! — Der Menſch hat eine Geliebte? — Unglücklicher, wer iſt dieſe Geliebte?

Jean. Ich kann Euer Excellenz auf's Heiligſte verſichern —

Baron (einfallend). Daß dieſe Geliebte Mademoiſelle Flora iſt.

General. Die Kammerjungfer? — Wo iſt die Kammerjungfer? Sie ſoll augenblicklich daher kommen, die Kammerjungfer! — O mein Fuß! Und all' der Aerger dazu! — Eine Geliebte in meinem Hauſe, die Kammerjungfer meiner Töchter! — Iſt das nicht unerhört Hektor? — Dieſe Unſchicklichkeit! — Mir aus den Augen, Böſewicht! Ich muß mich wahrhaftig niederlegen. Das iſt einer der completteſten Gichtanfälle, die ich je gehabt. Hektor ſei ſo gut und führ' mich in mein Zimmer.

Baron. Mit Vergnügen, lieber Bruder.

General (erhebt ſich und ſtützt ſich auf den Baron. Zu Jean). Ueber Dich, Du Ungeheuer, werde ich meine Beſtimmungen treffen. — Uff! (zu Hektor) Und die Geſchichte — haſt Du mit meinen Kindern geſprochen?

Baron. Verſteht ſich. Sprechen wir drinnen darüber! (ab.)

Achter Auftritt.

Kammerdiener, Kammerjungfer, ſpäter Baron.

(Jean nimmt mit beiden Händen ſein Bouquet, riecht zuweilen daran und ſieht ſich ſcheu um. Die Kammerjungfer ſteckt den Kopf durch die Thüre, ſobald der General verſchwunden iſt.)

Kammerjungfer. Sind Sie allein, Jean? — Gott, welcher Spektakel! Ich ſoll mich erkundigen, was es hier eigentlich gegeben hat. — Was iſt denn vorgefallen?

Jean (nach einer Pauſe, ſehr wichtig). Ich habe mit Seiner Excellenz geſprochen.

Kammerjungfer. Ueber mich, über unſer Verhältniß?

Jean. Allerdings, aber — Seine Excellenz waren ſehr ungnädig. Ich ſprach mit einem Feuer, mit einer Ueberzeugung, wie nie. Aber Seine Excellenz — es thut mir leid, Ihnen das mittheilen zu müſſen. Mamſell Flora — Seine Excellenz fanden es für unpaſſend, daß ſein erſter Kammerdiener ſich mit der übrigen Dienerſchaft ſo — ſo abgäbe.

Kammerjungfer. Herr Gott im Himmel!

Jean. Ich glaube, er ſagte abgäbe, er kann aber auch geſagt haben, ſich gemein mache. Es kommt darauf nicht an, aber ſo viel iſt ſicher, daß er meine warme Bitte zu ſeiner Einwilligung — nun Sie verſtehen mich — rund abgeſchlagen hat.

Kammerjungfer. O Jean, was muß ich hören?

Jean. Leider werden Sie Ihre Stelle verlieren.

Kammerjungfer. Und Sie?

Jean (zuckt die Achſel).

Kammerjungfer. Und Du Jean? — Du wirſt mit mir ziehen, wir werden, wie Du ſo oft geſagt, einen ſtillen harmloſen Hausſtand gründen, fern von unſerer jetzigen Herrſchaft.

Baron (der eingetreten iſt und die letzten Worte gehört hat). Das iſt vorderhand nicht nöthig. Eure Sache hat ſich vortrefflich arrangirt.

Jean (ſieht ihn fragend an).

Baron. Der General hat eingeſehen, daß es grauſam wäre, ſo zarte Liebe zu trennen; ſeid vergnügt, ich habe die Erlaubniß zu Eurer Heirath ausgewirkt.

Kammerjungfer. O Herr Baron, wie ſoll ich Ihnen danken?

Baron. Natürlicher Weiſe werden ſich Ihre Verhältniſſe nach einiger Zeit im Hauſe ändern und der General wird ſehen, wo er euch am beſten placiren kann.

Jean. Ja — allerdings — freilich — nicht verkennend — die guten Abſichten Seiner Excellenz — weiß ich doch nicht genau — ob auch Mademoiſelle Flora —

Kammerjungfer. O Jean, Du kennſt mein Herz! —

Jean. Wollte ſagen, ob auch ich — (zum Baron) Und ſollte dieſe Heirath bald vor ſich gehen, Herr Baron?

Baron (luſtig). Noch heute, lieber Jean; der General iſt zu zartfühlend, um Sie lange ſchmachten zu laſſen.

Jean. Gerechter Gott! — Nur weiß ich nicht, Herr Baron, ob meine Papiere ſich in ſolcher Ordnung befinden, ob — nicht eine hohe Geiſtlichkeit — man iſt ſehr ſtreng in dieſem Punkt — auch bin ich nicht hieſigen Ortes Bürger —

Baron. Unbeſorgt! der General beauftragt mich, dem Pfarrer ſo eben einige Zeilen zu ſchreiben.

Jean. Dann auch wegen dem Alter, Herr Baron. — O Gott! ich komme nicht mehr hinaus.

Baron. Alter?

Kammerjungfer (gereizt). Welches Alter?

Baron (lachend). Lieber Jean, wo zwei Inſtrumente gleich geſtimmt ſind, da kommt es nicht darauf an, ob die Saiten des einen zehn Jahre älter ſind. Es gibt doch einen guten Klang. (Er nimmt das Bouquet aus den Händen Jean's und überreicht es der Kammerjungfer.) Schöne Braut, machen Sie Ihre Toilette, ich gratulire von Herzen.

(Jean und Kammerjungfer ab.)

Neunter Auftritt.

Baron. Später Ferdinand und Karl.

Baron (allein.) Der Heuchler wär' bestraft; er muß heirathen oder aus dem Hause, und daß die ihm seinen Kopf zurecht setzen wird, davor ist mir gar nicht bange. — Und was die Uebrigen anbelangt — ich athme wieder auf. Der General muß das Zimmer hüten und ich soll die Brautpaare in die Kirche begleiten. Damit ist freilich nicht viel, aber vielleicht etwas gewonnen. Sehen wir weiter!

(Ferdinand und Karl kommen zur Mittelthür herein.)

Karl. Wir haben uns die Sache ruhig überlegt, bester Baron, aber wir stehen am Rande des Unglücks, der Verzweiflung.

Ferdinand. Kein Ausweg! — die Zeit verrinnt, was sollen wir beginnen?

Baron. Vorderhand zum General gehen und ihm herzlich dafür danken, daß er in eine Verbindung mit seinen Töchtern willigt. Denke Jeder an die, die er liebt, und so werden Ihnen die Worte leicht von den Lippen gehen.

Ferdinand. Und dann? — Was ist damit geholfen?

Baron. Der General ist plötzlich unwohl geworden; er liegt an einem heftigen Gichtanfalle nieder. Ich soll die beiden Paare in die Kirche begleiten und die Trauung vornehmen lassen.

Ferdinand. Ein Hoffnungsstrahl!

Karl. Aber ein sehr schwacher.

Ferdinand. O nein, o nein! Baron, wenn Sie wollen, sind wir heute noch die Glücklichsten der Menschen.

Baron. Nun, wie das? Darauf wär' ich begierig!

Ferdinand. Sie geleiten uns in die Kirche, Sie verheirathen uns, aber nicht wie es der General befohlen, sondern nach unsern Neigungen, so wie wir allein glücklich werden können.

Baron (schüttelt mit dem Kopfe.) Nein, das geht nicht, das geht wahrhaftig nicht! Nehmt's mir nicht übel, Kinder, das könnte ich gegen meinen Bruder nicht verantworten. Ich bitte Euch, wenn er diesen Betrug erfährt — und das muß er ja gleich — so trifft ihn der Schlag.

Ferdinand. Dann weiß ich keinen Rath mehr.

Karl. Aber ich habe eine Idee, Baron, einen glücklichen Ausweg, wenn Sie uns unterstützen; denken Sie, es gilt das Glück Ihrer Nichten, und ich bin fest überzeugt, wenn wir Zeit hätten, mit dem General ruhig zu sprechen, er ließe sich überzeugen. Aber natürlich, das ist jetzt unmöglich; kaum eine Viertelstunde und dabei seine Schmerzen, die ihn ungeduldig machen. Ah, Baron, ich beschwöre Sie!

Baron. Nun, reden Sie, ich bin begierig.

Karl. Sie sollen nichts gegen Ihren Bruder thun, aber auch nichts für ihn. Sie begleiten uns in die Kirche, wir ziehen den Pfarrer in das Geheimniß unserer Liebe, und während der General glaubt, wir würden getraut, fahren wir ungetraut auf einem großen Umwege hieher zurück.

Baron. Ohne verheirathet zu sein?

Ferdinand. Prächtig! eine vortreffliche Idee!

Baron. Und der General bleibt in dem Glauben, er sehe zwei neuvermählte Paare vor sich? — Das kann gefährlich werden.

Karl. Nur für kurze Zeit soll er das glauben. Unsere Liebe wird weiter helfen, nach einigen Tagen werfen wir uns ihm zu Füßen, gestehen, was wir aus Verzweiflung gethan und bitten ihn ernstlich um seinen Segen.

Baron. Aber bedenkt doch, in welche Lage ihr kommen könnt! — Und wenn auch die beiden Mädchen im ersten Augenblick zu diesem, gelinde gesagt, tollen Streich ihre Zustimmung geben, so könnten doch im Laufe des Tags Sachen vorfallen, die sie zur Verzweiflung bringen könnten. Zwei junge Mädchen, die sich als Frauen betrachten sollen, als Frauen betrachtet werden, und es doch nicht sind — das kann sonderbare Verwicklungen herbeiführen.

Karl (lächelnd.) Ich weiß, was Sie sagen wollen, Baron, und ich habe daran gedacht. Alle Verlegenheiten, in die wir uns und namentlich die beiden Damen stürzen können, werden durch das eine Wort: Dienst abgeschnitten. Der Dienst ruft uns noch heute Nacht zur Stadt zurück, heute gleich nach dem Diner müssen wir wegfahren, um mit unseren Regimentern abmarschiren zu können. Wir sind die Unglücklichsten aller jungen Ehemänner — aber der General war viel

zu strenger Soldat, um nur den Versuch zu machen, uns in dem Falle zurück zu halten.

Ferdinand. Prächtig! Prächtig! Ja, das ist das einzige Mittel; willigen Sie ein, Baron, verhüten Sie größeres Unglück!

Baron. In Gottes Namen! was kann ich anders machen? — Aber daß ihr mir später genau sagt, wenn jene verzweifelte Erklärung stattfindet, damit ich vorher mich aus dem Staube machen kann.

Ferdinand. Gewiß, Baron. — Dank Dir, Karl, für diesen vortrefflichen Gedanken!

Karl. Jetzt fort zum General.

Zehnter Auftritt.

Baron. Später Jean und die Kammerjungfer.

Baron (allein.) Ich kann's nicht ändern. Warum ist auch mein Bruder so hartnäckig und heftig! — Was kann er mir thun, wenn ich abgereist bin? — Einen ungeheuer groben Brief schreiben? Das wird er auch wahrhaftig nicht unterlassen.

(Glockengeläute in der Ferne.)

Gott! da läuten sie schon. — Meine Toilette! Und da fällt mir eben Monsieur Jean ein. Leider darf auch er heute nicht verheirathet werden! Darüber wird der Kerl eine besondere Freude haben; aber er soll mir später daran, ich will es ihm vertreiben, allen Mädchen rings herum Schönheiten zu sagen; und glauben soll er an sein Schicksal bis zum letzten Moment, bis vor dem Altar. — Ah, da kommt er! — Nun, Herr Jean, schon im festlichen Anzug? Das freut mich. — Sie haben ein unerhörtes Glück!

Jean. Sehr verbunden, Herr Baron.

Baron. In der That, merkwürdiges Glück; Sie werden gehört haben, daß unsere beiden jungen Damen heute ebenfalls heirathen, mit Ihnen in derselben Stunde, vor demselben Altar.

Jean. Wird das nicht für den Herrn Pfarrer zu mühsam sein diese drei Copulationen auf einmal? Ich könnte ja warten.

Baron. Nein, guter Jean, das ist schnell abgethan.

Jean. Wissen Sie, Herr Baron, man liebt nicht immer, um zu heirathen; es gibt Verhältnisse, Herr Baron —

Baron (lachend.) Die Vereinigung mit der Geliebten ſoll das höchſte Glück ſein; noch eine Viertelſtunde und Sie haben dieß Glück erreicht.

Jean. So iſt nichts daran zu ändern?

Baron. An der Trauung? — Nein, mein Freund. Es iſt ja bald vorüber.

(Es läutet abermals.)

Baron (indem er lachend abgeht.) Horch, die Glocken hallen dumpf zuſammen, und der Zeiger hat vollbracht den Lauf!

(Aus der linken Seitenthüre erſcheint Flora, feſtlich herausgeputzt, das rieſenhafte Bouquet in der Hand.)

Jean (fällt in den Fauteuil.) — — — — Keine Rettung mehr!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Kammerdiener. Kammerjungfer.

Kammerjungfer. Ja, was bin ich denn nun eigentlich? Das möchte ich in der That wiſſen. So was iſt doch gewiß noch keinem Mädchen geſchehen, ſo lange die Welt ſteht.

Jean (lächelnd.) Es iſt allerdings ein ſonderbares Verhältniß.

Kammerjungfer. Und Sie ſcheint das gar nicht zu alteriren! — — — Wir fahren hier vom Schloſſe in das Dorf hinab, ich im Hochzeitſtaat; die Glocken läuten, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Kirchthür' ſteht offen, wir treten hinein, hinter der Herrſchaft. — — Das kann ich Sie verſichern, Herr Jean, es hat mir ſchon gleich nicht gefallen, wie man die Kirchthür' allen Leuten vor der Naſe zuſperrte; denn wenn ich mich verheirathe, ſo ſoll es öffentlich ſein, das habe ich mir immer ſo gedacht; je mehr Menſchen, die zuſchauen, je größer die Feier, die Erhebung. — —

Jean (reibt ſich die Hände.) Es iſt in der That eine merkwürdige Geſchichte, eine ganz abſonderliche Geſchichte.

Kammerjungfer. Und als nun die Kirchthür' verſchloſſen iſt, er-

klärten der Herr Baron: gewiſſer Familien-Rückſichten wegen könne heute nicht geheirathet werden. — Ah! —

Jean. Bedeutende Familien-Rückſichten!

Kammerjungfer. Was gehen mich die Familien-Rückſichten an? Wenn einmal ein Mädchen vor dem Altar ſteht, will ſie auch geheirathet ſein. — Ja, antworten Sie mir, was bin ich denn eigentlich? Bin ich eine Frau? — Nein! — Bin ich ein Mädchen? —

Jean. Ich hoffe ſehr!

Kammerjungfer. Ich bin alſo ein Mädchen und Jedermann ſieht mich für eine Frau an.

Jean. Tröſten Sie ſich, das kam häufig vor.

Kammerjungfer. Häufig vor? — Nicht ein einziges Mal, ſo lange die Welt ſteht; — und das Geheimnißvolle dabei! Nein, ich werde das Alles nicht ertragen! O Gott, ich bin entſetzlich unglücklich! — Jean, Sie ſind ein Ungeheuer! Aber wenn Sie glauben, ich laſſe mir das ſo ruhig gefallen, ſind Sie im Irrthum. Ich war einmal in der Kirche und nun will ich geheirathet ſein!

Jean. Mir ſcheint, das war von jeher Ihr ſehnlichſter Wunſch.

Kammerjungfer (krampfhaft lachend). Mein Wunſch? — O Gott! wer hat beſtändig geſchworen, er könne nicht ohne mich leben?

Jean. Das geſchah nur in leidenſchaftlichen Augenblicken.

Kammerjungfer. Mein Wunſch?! — Und hat der Herr nicht befohlen, ich müſſe Sie heirathen, bin ich nicht gezwungen worden? — Hat man mich nicht zur Schlachtbank geſchleppt, ein armes wehrloſes Opferlamm?

Jean. Aber Sie ließen ſich auf's Bereitwilligſte ſchleppen, ſchönes Opferlamm. Wozu dieſe Thränen, dieſe Vorwürfe? Glaube mir, Mädchen, (wichtig) glauben Sie mir, Madame, wollt' ich ſagen, es iſt doch für einen Ehemann keine Kleinigkeit, eine Frau zu beſitzen, die nicht ſeine Frau iſt.

Kammerjungfer. Entſetzlich!

Jean. Aber tragen wir das Unvermeidliche. Was heute nicht geſchehen, kann ja morgen, übermorgen vielleicht.

Kammerjungfer (gereizt.) Vielleicht? — Nur vielleicht? — O Jean, mir ſcheint, Ihre Geſinnungen haben ſich ſchon jetzt geändert!

Jean. Glauben Sie das nicht, theuerſte Flora; meine Liebe hat an Heftigkeit nur zugenommen. O wenn Sie wüßten wie ſehr —
(Er will ſie küſſen.)

Kammerjungfer. Bleiben Sie mir vom Leibe, wenn Ihnen Ihre Augen lieb ſind!

Jean. Ei, Mademoiſelle Flora, dieſe Drohung vor der Hochzeit! Das Vielleicht könnte vielleicht ſehr wahr werden. Doch Reſignation vor Allem. — Da kommt die Herrſchaft.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Der Baron. Die beiden Paare.
(Karl führt Eliſe, Ferdinand Klara.)

Baron. Aber wenn man euch ſo gehen ſieht, Einer des Andern Frau führend, Einer nur mit des Andern Frau innig ſprechend, ſo weiß man in der That nicht, was man davon denken ſoll. Seyd doch klug! — Trennt euch, trennt euch! — Nur Gleiches zu Gleichem! Komm' her, Eliſe, — Ihren Arm, Ferdinand!
(Sie wechſeln ihre Stellung, eilen aber bei den nächſten Reden wieder zu einander.)

Ferdinand. O Clara, ſchon jetzt fühle ich, wie unglücklich ich geworden wäre! Schon Dich einen Augenblick an eines Anderen Arm zu ſehen, iſt mir unerträglich!

Eliſe. Obgleich es die Schweſter war, die Du führteſt, ſo wollte mein Herz brechen, wenn ich an das grenzenloſe Unglück dachte, dem wir mit Mühe und noch nicht ganz entgangen ſind.

Baron. Macht mir keine Geſchichten! Ich ſehe ſchon, ihr werdet euch und mich in die ſchönſten Verlegenheiten bringen. Ich muß wahrhaftig heute noch abreiſen. Kommen Sie, Ferdinand, führen Sie Ihre Frau in jenen Fauteuil und bleiben Sie bei ihr, und auch Sie, Karl, ſonſt ſo ruhig.

Eliſe. Nicht wahr, Karl, wir trotzen Allem, was das kommen wird.

Karl. O Eliſe, Du kennſt meine grenzenloſe Liebe zu Dir.

Ferdinand (küßt Clara feurig die Hand, ehe Karl ſie auf den Fauteuil rechts führt.)
(Jean wiſcht ſich auffallend die Augen; Kammerjungfer eilt auf Eliſe zu, die ihr zunächſt ſitzt, küßt heftig ihre Hand und geht weinend ab.)

Baron. Nun, Alles zuſammengenommen, ſcheint mir, wir ſind in ſaubere Geſchichten hinein gerathen. O daß ich auch nachgegeben habe! (zu Jean) Iſt der General noch auf ſeinem Zimmer?

Jean (ſchluchzend). Seine Excellenz haben ſich etwas beſſer befunden und ſich langſam angezogen. Seine Excellenz werden gleich daher kommen.

Baron. Lieber Herr Jean, verſchonen Sie uns mit dieſem Geheule; weinen Sie keine Krokodillsthränen, ſuchen Sie Ihre Frau auf und bedanken Sie ſich in ordentlicher Verfaſſung bei Seiner Excellenz, dem Herrn General. (Kammerdiener ab.)

Alſo, Kinder, er kommt gleich daher. Wenn das Erſte und Schwerſte glücklich überſtanden iſt, will ich Gott danken. Aber ſeid mir nicht ſo einfilbig! Vorhin wußtet ihr ſo unendlich viel zu ſprechen und jetzt; . . . ihr werdet Alles, Alles verderben!

Ferdinand (zu Clara gehend). Der Baron hat Recht, Clara; fügen wir uns mit Klugheit in das Unvermeidliche.

Karl (ebenſo). Gewiß, Eliſe, ſeien wir vorſichtig;

Baron. Aber nicht ſo, nicht ſo! — Gott! welche Confuſion! Da kommt ſchon der Bruder.

(Der General, auf ſeinen Stock geſtützt, hinter ihm Jean, der Flora ſehr feierlich führt. Der General geht ſehr mühſam an ſeinem Stock.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Der General. Jean. Die Kammerjungfer.

General (zu Jean und Flora, welcher Erſtere ihm die Hand küßt. Die beiden vorderen Paare ſprechen emſig zuſammen und achten nicht auf den Baron, der in großer Angſt bald den, bald jenen am Rocke zupft). Nun laßt's genug ſein; ſeid wie bisher treu, ehrlich, fleißig und ich werde für euch ſorgen. Madame, wachen Sie über Ihren Mann, er hat hie und da die Neigung, etwas locker zu leben. Auch bitte ich, gewöhnen Sie ihm die vielen unnützen Redensarten ab (hebt lächelnd ſeinen Stock.) Und wenn Sie je meine Unterſtützung brauchen, ſo kommen Sie zu mir.

Kammerjungfer (ſchluchzend). Ich werde mein Möglichſtes zuerſt ſelbſt verſuchen.

General. Alſo adieu! Die ganze Dienerſchaft iſt heute bei euch

zu Gaſt geladen. (Der General kommt langſam vor und reicht ſeinem Bruder, der etwas im Hintergrund ſteht, die Hand.) Ich danke Dir, Hektor.

Baron (mühſam lächelnd, während der General langſam vorgeht). Ja, lieber Bruder, es war ein ſaures Geſchäft, ſo ohne alle Vorbereitung, — wir haben nicht einmal Brautführer gehabt, — und ſiehſt Du, da habe ich mir nicht anders zu helfen gewußt: eins mußte die Frau des Andern führen, und ſo kommen wir im Augenblicke daher. Es iſt ganz komiſch.

General (gerührt). Meine Kinder!

Eliſe und Clara (fliegen in ſeine Arme). Mein Vater! guter Vater!

(Kleine Pauſe.)

General. Hab' ich's in der That recht gemacht, meine Kinder? Nun, es ſollte mich herzlich freuen! Ich habe ja in dieſem Leben nichts Höheres, wie euer Glück. — Karl, Ferdinand, gebt mir eure Hände!

(Karl tritt zu Eliſe, Ferdinand zu Clara, obgleich der Baron im Hintergrund und die heftigſten Geberden macht, die Stellen zu wechſeln. Die beiden Töchter küſſen dem General die Hand und Karl und Ferdinand wollen das Gleiche thun; dann zieht der General die Hände langſam empor und legt ſie rechts und links auf die Köpfe der beiden Paare.)

General. Leider war es mir unmöglich, euch auf dem wichtigſten Gang eures Lebens zu begleiten, doch euer nächſter Verwandter war bei euch, mein beſter Freund, mein Bruder. Gott ſegne euch, meine Kinder! Möge der Herr euch ſchützen und begleiten auf eurem Lebenswege!

Baron. Amen!

General. Aber, Kinder, jetzt laßt mich niederſitzen, ich kann mich kaum auf meinem Fuße aufrecht erhalten.

(Sie führen ihn zu einem Fauteuil, wo er ſich niederſetzt.)

General (die Paare betrachtend, lachend). Aber was Teufel, Kinder, ich habe euch ja unrecht geſegnet!

Baron (mühſam lachend.) Das kommt von der Brautführerſchaft!

General. Aber es war eben ſo gut gemeint.

Eliſe (ergreift ſeine Hand, weinend). Ja, Vater, wir ſind ja Alle Deine Kinder. Nicht wahr, alle vier Deine lieben, lieben Kinder?

(Der General küßt ſie auf die Stirne; der Baron zieht Karl heftig hinter dem Stuhle mit ſich fort, drückt Ferdinand auf die andere Seite.)

Baron. Trösten Sie doch Ihre Frau — in's Teufels Namen!

General. So, Kinder, jetzt geht in den Garten. Neuvermählte haben sich viel zu erzählen. Das weiß ich auch von meinen früheren Jahren her.

Baron. Ja, ja, das glaub' ich auch.

General (lachend). Was weißt Du davon, alter Junggeselle? (Auf die Paare zeigend, die durch die Mittelthüre gehen.) Siehst Du, lockerer Bursche, das Alles hast Du versäumt! Wie das gut zusammen paßt, wie das glücklich ist!

Baron (fächelt sich mit seinem Sacktuch). Unsäglich glücklich!

Vierter Auftritt.

General. Baron.

General. Nun, wie war's in der Kirche? Wäre mein leidiger Gichtanfall nur eine halbe Stunde früher gekommen und schneller vergangen, so hätte ich dabei sein können. Jetzt fühle ich mich ziemlich wohl. War's recht feierlich?

Baron. Ja — ja — es war — es war — recht — feierlich.

General. Viel' Leute in der Kirche?

Baron. Wenig, sehr wenig Leute.

General. Das wundert mich!

Baron. Es hat mich auch gewundert.

General. Es war vielleicht nicht genug bekannt; es ging Alles so schnell vor sich.

Baron. Ungeheuer schnell; in fünf Minuten war Alles vorüber.

General. In fünf Minnten die drei Copulationen?

Baron. Ach nein! Was spreche ich da?

General. Und der Pfarrer hielt eine schöne Rede?

Baron. Sehr schön, sehr passend!

General. Kurz?

Baron (wischt sich die Stirne). Ja! sie war kurz. — Apropos, machen wir nicht einen Spazierritt? 's ist herrliches Wetter.

General. Ich mit meinem Fuß? Wo denkst Du hin? — Wer trat denn zuerst vor den Altar?

Baron. Zuerſt?

General. Ja, wer zuerſt?

Baron. Nun, eine der beiden Mädchen. Ich hab' es wahrhaftig vergeſſen, welche; Du weißt, ich habe kein Gedächtniß für ſo etwas. — Aber ſoll ich nicht in den Garten gehen, nach den jungen Paaren ausſchauen?

General. Laß' die nur in Ruhe! ſie brauchen Dich nicht und werden auf Deine Geſellſchaft nicht begierig ſein. Doch will ich Dir jetzt einmal zeigen, welche Anordnungen ich hier auf dem Landhaus getroffen habe, Alles proviſoriſch, in der Stadt ſoll es ſchon anders werden. Nicht wahr, Du haſt nie begriffen, weßhalb ich meine Zimmer hier (zeigt auf die rechte Seite) verlaſſen und in das Hinterhaus gezogen bin? — Siehſt Du, dieſe Zimmer da bezieht Ferdinand und Eliſe.

Baron. Ah! — Ferdinand und Eliſe —?

General. Natürlich! Ich werde das auf jeden Fall zu arrangiren wiſſen. — Das junge Paar wird ſich da ganz behaglich einniſten. — Aber was ſiehſt Du mich ſo verwirrt an?

Baron (ängſtlich). Ja ich hab' mir immer eingebildet, Karl und Ferdinand müßten heute Abend nach der Stadt zurück! Und es wird auch ſo ſein.

General. Mit ihren Frauen? — Ah, Gott bewahre! — Ich habe ſchon Mittel, ſie da zu halten. Im Herbſt können ſie ihre Hochzeitreiſe nachholen, aber vorderhand wollen wir uns auch an ihrem Glück erfreuen. — Alſo hier wohnt Ferdinand und Eliſe. — Gefällt Dir's nicht auch ſo?

Baron (in großer Verlegenheit). Außerordentlich!

General. Und hier gegenüber, (zeigt nach links) wo die Mädchen bis jetzt zuſammen gewohnt, iſt das Appartement für Karl und Clara. — Habe ich das nicht vortrefflich arrangirt?

Baron. Ganz vortrefflich!

General. Weißt Du, große Anſprüche müſſen ſie auf dem Lande nicht machen. Sie ein Zimmer, er ein Zimmer und ein Schlafzimmer. — He, alter Junge! Ha! ha! ha!

Baron (lacht mühſam).

General. Du machſt mir heute eigentlich ſo ein ſaures Geſicht

und das Lachen geht Dir nicht recht von Herzen. Nicht wahr, Du denkst an Sachen, die man hätte anders machen können?

Baron. Du hast Recht!

General. Lieber Junge, das ist jetzt vorbei. Du bist zu alt zum Heirathen, überhaupt geschehene Dinge sind nicht zu ändern.

Baron (mit gefaltenen Händen). Das weiß Gott im hohen Himmel!

General. Für Jean und für Flora habe ich auch gesorgt. Im Hinterhaus, wo die Kammerjungfer wohnte, sind noch zwei Zimmer leer, die rückwärts an das Archiv stoßen. Das soll vorderhand ihre Wohnung sein. Ich will dann später sehen, was weiter mit ihnen zu machen ist. — Siehst Du, lieber Hektor, das ist heute ein recht glücklicher Tag für mich; und wie hast Du meine Pläne mit Deinen Einwendungen durchkreuzen wollen? — Und ist nicht Alles vortrefflich gegangen? Die beiden Mädchen sind glücklich durch die Wahl, die ich für sie getroffen, und gib nur Achtung, wie sich mein Grundsatz, daß nur die gleichen Charaktere zusammen passen, bewähren wird.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Elise. Ferdinand.

(Elise tritt sehr heftig durch die Mittelthüre, ihr folgt Ferdinand.)

Elise. Nein! sag' ich, und noch einmal Nein! und wieder Nein!

Ferdinand (der auch gereizt scheint). Aber, liebes Kind, man braucht deßhalb nicht gleich heftig zu werden! Spreche ich nicht vollkommen ruhig mit Dir?

Elise. Das nennst Du ruhig sprechen, mir mit einer solchen Heftigkeit zu opponiren?

Ferdinand. Aber der Mann wird doch um Gotteswillen anderer Meinung sein dürfen, wie die Frau, und wird doch am Ende wohl das Recht haben, diese Meinung auszusprechen?

Elise. Nein!

Ferdinand. Und wenn es sich überhaupt für Jemand schickt, heftig zu werden, so paßt sich das am Ende für den Mann besser, wie für die Frau.

Elise. Wie? Ich sollte mich Ihren Launen in Unterthänigkeit fügen, sollte nicht einmal das Recht haben, meine Ansicht auszusprechen.

Ferdinand. Ja, aber mit Ruhe!

Eliſe. Und wenn es bei der Heftigkeit, mit der Sie gegen mich auftreten, nicht möglich iſt, ruhig zu bleiben, dann ſoll ich wohl ſtillſchweigen?

Ferdinand. Allerdings, es wäre weit beſſer, weit klüger.

Eliſe. Weit klüger? — Wenn Ihre Aeußerungen nicht ſo unartig wären, ſo würde ich ſie komiſch finden!

Ferdinand. Finden Sie ſie komiſch oder unartig, wie Sie wollen!

Eliſe. Und ich werde mir Ihre Heftigkeit nie gefallen laſſen!

Ferdinand (mit einer gezwungenen Verbeugung). Und ich mir nie Ihre — — Lebhaftigkeit!

Eliſe (auffahrend). Ich bin nicht lebhaft!

Ferdinand (ebenſo). Nein, das iſt wahr, Sie ſind nicht lebhaft, aber unerträglich heftig!

Eliſe. Ich unerträglich? — Sie ſind unausſtehlich!

(Die Beiden ſind während dieſer Streitigkeit vorgekommen und ſcheinen den General und den Baron nicht bemerkt zu haben.)

General. Aber um Gotteswillen, meine Kinder, was gibt's denn?

Ferdinand. Verzeihung, General!

Eliſe (wirft ſich ihm in den Arm). Ach, mein Vater!

General. Was ſoll denn das bedeuten? — Dieſer Zank am Hochzeitstag! — Woher kommt das?

Baron (leiſe zum General). Von der Gleichheit der Charaktere.

General. Geh' zum Teufel! — Aber, Kinder, laßt mich wiſſen, was habt ihr denn eigentlich, was iſt vorgefallen? — Seht, ich kann das nicht ertragen. Ich haſſe Zank und Streit in meinem Hauſe, ja ich haſſe alle Heftigkeit. (Zu Ferdinand.) Wie kann man denn an ſolch' einem wichtigen Tage heftig werden? (Zu Eliſe.) Wie kann man ſich denn über eine Kleinigkeit ereifern?

Eliſe. Es war keine Kleinigkeit!

Ferdinand. General, ich verſichere Sie, ſehr unbedeutend.

Eliſe. Sehr bedeutend!

Ferdinand. Nicht der Rede werth.

Eliſe. O ja!

Ferdinand. O nein!

General (ebenſo heftig). Nein, Eliſe, ſag' ich auch! Es war auf keinen Fall bedeutend genug, um eine ſolche Scene herbeizuführen. Ich muß mir das alles Ernſtes verbitten. — Ich will das nicht, von Beiden nicht! Ich will Ruhe in meinem Hauſe haben, ich will mich nicht den ganzen Tag ereifern; das iſt ja unausſtehlich! — Kannſt Du es begreifen, Hektor, wie es einem Menſchen möglich iſt, ſich an einem ſolchen Tage zu ereifern, an einem ſolchen Tage heftig zu werden, und wegen einer Kleinigkeit?

Baron. Es iſt wirklich unglaublich!

Eliſe (die ſich in einen Fauteuil geworfen). Aber, Papa, es war keine Kleinigkeit.

General (äußerſt heftig). Ja, es war eine Kleinigkeit, und es ſoll eine Kleinigkeit geweſen ſein, und ich will, daß es eine Kleinigkeit war und will Ruhe haben in meinem Hauſe, und damit Punktum!

Baron (zu Ferdinand). Führen Sie Ihre Frau in den Garten und ſöhnen ſich mit ihr aus. Ein ſolcher Zank am Hochzeitstag! das iſt zu arg. Seien Sie vernünftig, geben Sie nach!

(Ferdinand geht zu Eliſe und bietet ihr ſehr ceremoniös ſeinen Arm. Sie ſpringt auf und eilt durch die Mittelthüre ab, Ferdinand folgt ihr achſelzuckend. Der General eilt heftig auf und ab. Der Baron ſteht vornen am Tiſch und ſieht ihm lächelnd zu.)

Sechster Auftritt.

General. Baron.

General (während er bei dem Baron vorbeikommt.) Weiß ſchon, was Dein Lächeln bedeutet! (Wieder ſo.) Kann mir ſchon denken, was Du ſagen willſt!

Baron. Das zu errathen, iſt in der That nicht ſchwer.

General. Hilft Alles nichts; habe doch Recht! Habe gehandelt, wie es ſein mußte, würde jetzt wieder ſo handeln. — Oder glaubſt Du etwa immer noch, daß ich Unrecht habe.

Baron. Ich glaube gar nichts, Gott ſoll mich bewahren!

General. Alſo habe ich Recht, und Du geſtehſt mir ein, daß ich Recht habe.

Baron. Nach dem Pröbchen, was wir eben erlebt, ſage ich gar nichts mehr: ich denke nur das Meinige.

General. Aber was denkſt Du? Ich will wiſſen, was Du denkſt!

Baron. Du ſagteſt ja vorhin, Du wüßteſt ſchon, was ich dächte. — Aber Du haſt Recht, immer Recht!

General (äußerſt heftig). Das habe ich auch!

Baron (zuckt die Achſeln). Aber thu' mir eins zu Lieb'! bedenke doch, daß Du vorhin ſelbſt ſagteſt, es wäre unpaſſend, an einem ſolchen Tage heftig zu werden. — Soll das ganze Haus dieſe Scene hören? Den Herrn Jean bemerke ich ſchon da hinten herumſchleichen; wenn Du noch heftiger wirſt, wie die beiden jungen Leute, ſo iſt das wahrhaftig kein Mittel, ſie zu beſſern. Sei ruhig, ich bitt' Dich darum. Da kommt eben unſer anderes Paar, verdirb' denen doch nicht die ſtillen ſanften Freuden ihres Hochzeitstages.

(Der General wirft ſich heftig in ſeinen Fauteuil.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Karl und Clara.

Baron (zu Clara). Ah! ſchöne Frau, iſt euer Spaziergang im Garten beendigt; haſt Du Alles geſagt, was Du auf dem Herzen hatteſt?

Clara. O nein, wir haben nicht viel zuſammengeſprochen; nicht wahr, Karl.

Karl. Ich habe dem Gärtner geholfen, einen prächtigen Lorbeerbaum verſetzen.

Baron. Am Hochzeitstage? (zu Clara) Und Du?

Clara. Ich habe ihm zugeſchaut.

Baron. Auch nicht übel! — Aber ich habe an der vorigen Scene genug, ich will friſche Luft ſchöpfen. (ab.)

Clara. Was iſt denn das, Papa, Eliſe eilt in dem hinteren Laubengange mit heftigen Schritten auf und ab?

Karl. Und Ferdinand ebenſo bei der Orangerie.

Clara. Haben ſie ſich ein Bischen gezankt? Papa, Du ſiehſt verdrießlich aus.

General. Ach, laß mich!

Clara. Wie Du willſt, Papa.

(Sie ſetzt ſich auf die linke Seite der Bühne und nimmt ein Buch. Karl ſetzt ſich an die andere Seite des Tiſches wo der General ſitzt und beſieht ſeine Nägel.)

(Längere Pauſe.)

(Der General, der zu warten ſcheint, daß man mit ihm ſpricht, ſieht bald ſie, bald ihn an.)

General (endlich ungeduldig). Sie haben neue Pferde gekauft?

Karl. Zwei Schimmel, Excellenz; ruhige Thiere.

General. Ei! Ei! — Aber Clara kann die Schimmel nicht leiden.

Clara. O ich habe das nur einmal geäußert; aber wenn Karl die Schimmel lieber mag, ſo ſind ſie mir auch recht.

General. Aber man hat oft eine Abneigung gegen gewiſſe Farben.

Karl. Ja, das iſt richtig; und wenn Clara darauf beſtanden hätte, ein paar Braunen vor dem Wagen zu haben, ſo hätte ich auch ſolche gekauft.

Clara. Ich beſtehe auf gar nichts.

General. So — o — o — o — (Pauſe.)

Karl (der zufällig aufblickt, als ihn der General anſieht). Wollen wir eine Parthie Schach machen, Excellenz?

General. Danke gehorſamſt! (ungeduldig) Ich ziehe es vor, ſo — — — — angenehm mit Euch zu plaudern.

Clara. Wie Du willſt, Papa (lieſt weiter). (Pauſe.)

General (der immer ungeduldiger wird). Oh! Oh!

Karl. Wie Excellenz?

Clara. Haſt Du mir was geſagt, Papa?

General. Nicht das Geringſte!

(Pauſe.)

General. Jetzt will ich aber lieber einen Spaziergang in meinem Garten machen.

Karl. Soll ich Sie begleiten, Excellenz?

General. Wie Sie wollen!

Karl. Oder ſoll ich bei Dir bleiben, Clara?

Clara. Geh' nur mit dem Papa, ich will hier fortleſen; oder wenn Du willſt, kann ich euch auch begleiten.

General. Nein, bleib' nur um Gotteswillen bei Deinem Buch! Das fehlte mir! Ich komme ſchon wieder, bleib' nur ruhig ſitzen!

Clara. Wie Du willſt, Papa.

(Der General mit Karl ab.)

Achter Auftritt.

Clara (allein).

Karl iſt in der That ein guter Menſch, aber entſetzlich langweilig. Gott, wenn ich den hätte heirathen müſſen, ich glaube, wir hätten im Tag nicht zehn Worte geſprochen, und das wär' ſchrecklich! Ich glaube faſt, daß ich es nicht ertragen könnte, wenn mein Mann gar keinen Willen hätte, wenn er mir in Allem Recht gäbe. Da iſt Ferdinand ſchon anders. — Ach, ſo ein kleiner Zwiſt iſt etwas Himmliſches, das heißt die Verſöhnung nachher. Ich freue mich recht darauf (ſeufzend). Ach, wenn wir doch ſchon am glücklichen Ende angelangt wären, wenn Papa nur ſeine Einwilligung gibt!

Neunter Auftritt.

Vorige. Eliſe.

Eliſe (durch die Mittelthüre). Biſt Du allein, Clara?

Clara. Ganz allein.

Eliſe. Wie mich die Scene vorhin alterirt hat, kannſt Du Dir gar nicht vorſtellen. Es war freilich nur Scherz, aber trotzdem fühlte ich, wie mein Blut anfing, aufzuwallen, und am Ende war ich gegen Ferdinand in der That ſo gereizt, als habe er mich wirklich beleidigt, und ich wüßte doch in der That nicht, womit.

Clara. So iſt es Dir ſchon oft gegangen, liebe Schweſter.

Eliſe. Leider! leider! Aber mit Dir habe ich doch nie einen Streit gehabt, mein Herz. Du biſt ſo gut, ſo ſanft, wie —

Clara. Wie Karl, willſt Du ſagen.

Eliſe. Ja, wie Karl. O Clara, wenn ich Ferdinand, dieſen heftigen, gereizten Mann wirklich geheirathet hätte, ich wär' unausſprechlich unglücklich geworden. Ich fühlte das eben ſchon ſo deutlich; wir würden jeden Tag ähnliche Scenen haben, denn ich kann es nun einmal nicht ertragen, wenn man ſo muthwilliger Weiſe immer mit mir entgegengeſetzter Anſicht iſt. — Wo iſt Papa?

Clara. Er iſt mit Karl fortgegangen.

Eliſe. Habt ihr ihm auf eure Art eine Scene gemacht; ſeid ihr recht langweilig geweſen?

Clara (unbefangen). Nein, ich war wie gewöhnlich. Papa ließ uns zu gar nichts kommen. Auf einmal sprang er auf und gieng fort.

Elise. Hattest Du ihm denn etwas gesagt?

Clara. Nein, ich las in meinem Buch.

Elise. Und Karl?

Clara. Bot ihm eine Parthie Schach an.

Elise (lachend). Nun, da kann ich mir denken, daß er weggieng. — Aber Clara! Clara! Wird uns alles dieß etwas helfen? Ich weiß nicht, mir schauert eigentlich bei der Komödie, die wir spielen. Zwei Mädchen, die von der Welt und ihrem Vater als verheirathet angesehen werden! Es ist mir gerade, als ständen wir in einem Zauberkreis, und rings herum wandle allerlei Entsetzliches und Unheimliches. Wenn mich Ferdinand bei der Hand faßt, zittere ich, und selbst die Nähe Karl's macht mir keine Freude. Ich weiß nicht, es treibt mich ein Gefühl, ihn zu fliehen, und nur bei Dir ist mir wohl, meine innig geliebte Clara. Nicht wahr, wir verlassen einander nicht, wir halten fest zusammen? Zwei Schwestern haben sich ja einander so viel zu sagen. Niemand wird es unpassend finden, wenn wir wie früher immer bei einander sind.

Clara. Nein, Elise, gewiß nicht. Auch ich wollte Dich gerade aufsuchen, auch mir ist es unheimlich, wenn mich Karl seine Frau nennt.

Elise. Wie sich nur dies Alles lösen wird? Wir haben viel, viel gewagt. Papa wird uns nie verzeihen.

Clara. Morgen Früh, wenn wir aufstehen, wollen wir einmal reiflich überlegen, was am besten zu thun ist.

Elise. Ja, in unserem kleinen Boudoir; wir kommen nicht eher zum Vorschein, bis wir einen Plan gefaßt haben. (Drückt Clara heftig an ihr Herz.) Meine Clara, meine gute Clara!

Clara. Theure Elise!

Elise. Gehen wir in den Garten. Es wird bald dinirt werden; wir sahen heute Morgen zusammen die Sonne aufgehen, nachher gehen wir auf unser kleines Belvedere, um auch ihren Abschiedskuß zu empfangen. — Aber allein, wir Beide ganz allein.

Zehnter Auftritt.

Kammerjungfer. Nachher Jean.

Kammerjungfer. Wenn ich nur in all' dem einen Sinn finden könnte! Leute, die glücklich ſind, die heirathen können, denen gar nichts im Wege ſteht, und die nicht wollen! Gott im Himmel, die nicht wollen! und die durch dieſen Eigenſinn ein armes Mädchen auch noch mit in's Unglück ziehen. — Und mich ziehen ſie in's Unglück, das iſt gar nicht zu läugnen. Ich weiß nicht, wie mir iſt: die ganze Dienerſchaft beglückwünſcht mich; der Kutſcher Friedrich ſagt einmal über das Andere zu mir: Madame Flora, und ich habe das traurige Bewußtſein, daß ich keine Frau bin, daß Niemand das Recht hat, zu mir Madame zu ſagen. O das iſt niederdrückend!

Jean (ſehr luſtig, ſingt). Treibt der Champagner Alles im Kreiſe ꝛc. — Schöne Frau, haben Sie einen Augenblick Zeit, mit mir zu koſen? Die Herrſchaft iſt bei der Tafel, ich als Hochzeiter bin vom Dienſt befreit, nichts hindert uns, die zärtlichſten Gefühle auszutauſchen.

Kammerjungfer. O Jean, wie können Sie ſo luſtig ſein!

Jean (umſchlingt ſie mit einem Arme). Warum nicht, ſchöne Flora? — Der Beſitz dieſes herrlichen Weibes macht mich zum Glücklichſten aller Sterblichen.

Kammerjungfer. Jean, ich fürchte mich vor Ihnen. Hat ſich ein Mädchen je in einer entſetzlicheren Lage befunden?

Jean. Schon oft, theuerſte Flora! — Ich machte ſo eben einen Gang in unſere künftige Wohnung. Drei herrliche Zimmer! Wie glücklich werden wir dort ſein!

Kammerjungfer. Laſſen Sie meine Hand, Sie ſind entſetzlich!

Jean. Soll heißen: Du biſt entſetzlich. Komm' ich Dir wirklich wie fürchterlich vor, Flora, Dein Geliebter, Dein Bräutigam, Dein Gemahl, Alles das zugleich, — — es kommt ſelten vor.

Kammerjungfer. Laſſen Sie mich los, Sie haben noch keinen Theil an mir! — Aber lange werde ich dieſen Zuſtand nicht ertragen, das kann ich Sie verſichern.

Jean. Aendern wir ihn, ſobald als möglich.

Kammerjungfer. Aber bis er geändert iſt, Herr Jean, bleiben Sie mir ſo fern als möglich.

Jean (mit Pathos). Ha, ich verstehe! Sie finden eine Lust daran, mich zu quälen, Sie beargwöhnen ein treues Herz. —

(Bediente mit Lichtern treten in den Salon.)

Doch ruhig! Wie sich plötzlich dieses Gemach erhellt, so werden Ihnen auch einst meine Absichten klar werden, und Ihr Argwohn verschwinden, wie jene verschwindende Dunkelheit. (Indem er ihre Hand nimmt und sie feierlich abführt.) Aber vor den Augen dieser Herren darf ich uns keine Blöße geben. Komm, folge mir, geliebte Flora, die Herrschaft hat abgespeist, unser Hochzeitsmahl beginnt.

Eilfter Auftritt.

General. Die beiden Paare. Der Baron.

General. Es ist eigenthümlich, was so ein gutes Diner die Nerven beruhigt, die aufgeregten Lebensgeister besänftigt. Man ist so mit der ganzen Welt zufrieden und mit sich selbst. Nicht wahr, Hektor?

Baron. Ja, man fühlt sich so angenehm ermüdet, namentlich nach einem strapaziösen Tagwerk wie das heutige.

General (der sich in einen Fauteuil gesetzt hat). Nun, meine Kinder, wie geht's euch? — Gut, will ich hoffen, ich denke, ihr befindet euch vortrefflich. Elise, der kleine Streit heute Vormittag, war, hoffe ich, eine gute Vorbedeutung, und alle dergleichen Scenen haben damit ein für allemal ihr Ende gefunden.

Elise (die sich an seine Seite geschmiegt hat). Ja, mein Vater, ich hoffe es.

General. Nicht wahr, Ferdinand?

Ferdinand. Gewiß, General.

General. Und Du, Clara, mein sanftes, ruhiges Mädchen, ist in Deinem Herzen vielleicht noch irgendwo ein Wunsch versteckt, der nicht an's Tageslicht hervor will? — Sprich ihn aus! Wenn es in meinen Kräften liegt, will ich thun, was Du verlangst, ich gebe Dir mein Wort darauf. (Pause.) Hast Du was auf dem Herzen, mein Töchterchen?

Clara (wendet den Kopf zum Baron und scheint ihn etwas zu fragen, der ihr aber heftig Nein winkt).

Baron. Was soll eine junge Frau an ihrem Hochzeitstag für

Wünſche haben? Und wenn ſie geſtern welche gehabt hätte, das iſt Alles heute verſchwunden und kommt erſt nach Wochen, nach Monaten wieder zum Vorſchein, frage dann wieder und Du wirſt ſicher eine befriedigende Antwort bekommen.

General. Ich glaube, Du haſt Recht, Hektor; auch ich habe eigentlich gar keinen Wunſch mehr, und wenn ich einen ausſprechen ſollte, ſo wäre es der, euch immer glücklich zu ſehen. Gewiß, Ferdinand, gewiß Karl. (Er ſtreckt die Hände nach ihnen aus.) — Aber, apropos! ihr habt euch ja vor meinen Augen noch keinen Kuß gegeben, noch keinen ſo recht herzlichen Hochzeitstagkuß! — Allons, Ferdinand, küß' Deine junge Frau einmal recht herzlich. — Aber ihr ziert euch ja Beide, Kinder! So hat man es zu meiner Zeit nicht gemacht. — Nun, Clara! — vorwärts, Karl! Ihr ſeid mir wahrhaftig ein kaltes Paar (zum Baron, der hinter ihm ſteht): Unbeſorgt, das wird ſchon anders werden!

Baron. Ich bin davon überzeugt.

General. Ueberzeugt? — armer alter Knabe! Vom Hörenſagen, Deine Ueberzeugung iſt nicht weit her.

Baron. Nun, das muß ich mir ausbitten.

General. Du bringſt mich zum Lachen.

(Die beiden Paare ſind in den Hintergrund getreten und haben wieder ihre Stellung gewechſelt.)

Ferdinand (zu Clara). Mir ſchien aber, Karl hat Dich recht innig geküßt.

Karl (zu Eliſe). Wahrhaftig, Eliſe, noch ehe wir verheirathet ſind, noch ehe ich eine Schwägerin habe, fängt dieſelbe ſchon an mir gefährlich zu werden.

(Während dem ſprach der General mit dem Baron etwas leiſe.)

General (zeigt dem Baron ein Papier). Siehſt Du wohl, daß ich ſie halten kann? — Ich habe für Alles geſorgt.

(Der Baron macht ein ſehr verlegenes, unangenehm überraſchtes Geſicht; der General wendet ſeinen Fauteuil. Die beiden Paare ſpazieren gegen einander und beide Herren führen ihre Damen an das Tiſchchen links, wo ſie ſich auf dem Sopha niederlaſſen.)

General. Aber jetzt, Kinder, wollen wir uns trennen. Der

Baron und ich rauchen unſere Cigarre in meinem Zimmer, und ihr könnt den Thee bei euch nehmen.

(Ferdinand und Karl haben ihre Hüte genommen und Jeder küßt ſeiner Geliebten verſtohlen die Hand.)

Clara. Bis morgen, Ferdinand!

Eliſe. O Karl, möge Gott unſer Geſchick gnädig wenden.

(General ſpaziert auf und ab und reibt ſich lächelnd die Hände; der Baron hat ſich in einen Fauteuil niedergelaſſen und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne).

Ferdinand. Ihrem Wink gehorſam, General, wollen wir Sie allein laſſen.

General. Mich? — Ich will euch allein laſſen!

Karl. Gute Nacht, General! — Schlafen Sie wohl, Baron!

General (lachend zu ſeinem Bruder). Komm, alter Junge! — Adieu Kinder!

(Alle vier gehen auf die Mittelthüre los.)

Ferdinand. Aber, General, wozu dieſe Umſtände? (ihn zurückhaltend).

General. Aber wozu die Complimente? — Bleibt doch bei euren Frauen! (dreht ſich um und hält die Beiden zurück). Aber allen Ernſtes, jetzt bleibt mir ruhig da!

Karl. Das iſt unmöglich, Excellenz!

General. Wie ſo? — Was ſoll das heißen?

Ferdinand. Leider ruft uns der Dienſt, General. Wir ſind in der That untröſtlich; aber Sie werden ſich vielleicht erinnern, daß morgen die großen Manöver anfangen; unſere Regimenter marſchiren ſchon um vier Uhr aus der Stadt.

Karl. Und da wir noch acht Stunden zu fahren haben, ſo müſſen wir uns ſehr beeilen, um noch zur rechten Zeit nach der Stadt zu kommen.

General (zieht das Papier hervor). Ja, das hätt' ich in der That beinahe vergeſſen. Unbeſorgt, Kinder; ich habe an Alles gedacht, Alles vorher geſehen. Hier iſt ein Urlaub von euren Chefs; ich habe euch die Erlaubniß ausgewirkt, erſt heute über vierzehn Tage bei euren Regimentern eintreffen zu dürfen.

(Der Baron iſt zu den jungen Damen gegangen, und ſpricht mit ihnen angelegentlich, um ihre Aufmerkſamkeit abzulenken.)

Ferdinand (erſchrocken). Aber, General, ich weiß, wie ungern es

der Oberſt ſieht, wenn junge Offiziere ſich den Manövern entziehen; unſere Carriere könnte darunter leiden.

General. O bei einer ſolchen Veranlaſſung verzeiht man Alles, das kommt ja nur einmal vor. Die Oberſten haben durchaus keine Schwierigkeiten gemacht.

Karl. Vielleicht auf Ihre dringende Bitte nicht, Excellenz, aber —

General. Nun, nun, laßt das gut ſein! Ich weiß, was ich davon zu halten habe. (auf rechts zeigend) Hier, lieber Ferdinand, ſind Ihre Zimmer; (auf links) hier die Ihrigen, lieber Karl.

Baron (für ſich). Da ſind wir in eine ſchöne Lage gekommen! — Wie wird das enden?

General (feierlich und lächelnd, halb zum Baron). Da es alſo heute an Brautführern gefehlt hat, ich auch keinen Ceremonienmeiſter beſitze, ſo muß ich dieß Ämt ſelbſt verwalten.

Baron (in großer Angſt, führt ihn auf die rechte Seite des Theaters). Nein, das mußt Du mir überlaſſen! Ich habe heute Morgen angefangen, Deinen Bevollmächtigten vorzuſtellen, und dieſe Rolle will ich auch zu Ende ſpielen. Ueberhaupt bring' die jungen Männer nicht ſo in Verlegenheit!

General. Ja, was willſt Du denn eigentlich?

Baron. Wie geſagt, meine Rolle ausſpielen. Setz' Dich da her in Deinen Fauteuil, Du biſt ein alter barſcher Soldat, und das iſt eine ſehr delikate Geſchichte. Leute, wie ich, die bei Hof waren, ſind dazu tauglicher. (immer ängſtlicher). Nun, thu' mir doch den Gefallen! — Setz' Dich nieder, da lies die Zeitung.

General (ſetzt ſich). Du biſt wirklich ein äußerſt komiſcher Kerl!

Baron (zu den beiden Damen leiſe). Der General und ich haben Einiges zu ſprechen; vielleicht läßt ſich noch heute die Geſchichte arrangiren; jetzt küßt eurem Vater die Hand und geht in euer Zimmer.

Eliſe. O lieber Onkel, ſorgen Sie für uns!

Clara. Unſer Schickſal iſt in Ihrer Hand.

Baron. Ich weiß ſchon, ich weiß ſchon! — Macht, daß ihr fortkommt!

Eliſe (geht zu ihrem Vater). Adieu, Papa!

Clara. Bis morgen, Papa!

(gehen Arm in Arm auf ihr Zimmer in der linken Seite.)

(Der Baron gibt während der Zeit den beiden jungen Leuten einen Wink, die sich ebenfalls dem General nähern.)

Ferdinand (der aufmerksam den Bewegungen der beiden Damen gefolgt, für sich). Gott sei Dank! Der Baron rettet uns aus grenzenlosen Verlegenheiten. (Laut). Genera', wir sind nicht im Stande, Ihnen genügend zu danken für die Beweise väterlicher Liebe, die Sie uns gegeben.

Karl. Excellenz, wir werden unser ganzes Leben erkenntlich sein!

(Beide auf die rechte Seite ab.)

Baron (faßt die Lehne des Fauteuils und hält sie fest, damit der General sich nicht umdrehen kann). Siehst Du nun, wie Recht ich gehabt habe! So hat sich die Geschichte ganz famos arrangirt, Alles ist mit der größten Delikatesse, mit dem größten Anstand vor sich gegangen.

General. Sind sie in ihren Zimmern?

Baron. Versteht sich.

General. Beide Paare?

Baron. Natürlich! — Aber Du weißt gar nicht, wie viel Du mir zu danken hast. Ich habe mich für Dich und Deine Kinder aufgeopfert.

General (lustig.) Nun, das muß ich sagen, macht der Mensch nicht ein Aufhebens über seine, eigentlich komischen, Arrangements! Nun ja, nun ja! ich bin Dir auch dankbar. — Aber jetzt laß' mich aufstehen, Du hältst mich ja complett in meinem Stuhle fest!

Baron (für sich). Das wäre glücklich vorüber gegangen!

General (steht auf und wendet sich nach hinten). Ich muß doch einmal nachsehen —

Baron (springt ihm erschrocken in den Weg). Was willst Du nachsehen? — Wo willst Du hin? — Hast denn Du gar keine Ruhe?

General. Ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommst! Ich will nur in den beiden Appartements einmal nachsehen, ob Alles in Ordnung ist.

Baron. Wie kann auch ein alter Mensch so neugierig sein!

General (lächelnd). Dann will ich aber die beiden Zimmer abschließen.

Baron. Und wozu das?

General. Bst! bst! — eine Ueberraſchung! ſie ſollen mir morgen nicht zu früh entwiſchen. Ich habe aus der Stadt eine Muſik beſtellt, die ſoll ihnen ein Ständchen bringen.

Baron. Laß doch die Poſſen!

General. Das ſind keine Poſſen. Das iſt in unſerer Familie bei jeder Verheirathung ſo gehalten worden. Davon weißt Du freilich nichts, armer Junggeſelle.

Baron. Nein, man darf keinen Menſchen zwingen, man darf keinen Menſchen einſchließen!

General. Aber doch bei ſeiner Frau; es iſt ja nur ein Spaß. Aber ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommſt! — Dummes Zeug! — Was weißt Du davon!

(Er ſchließt beide Thüren ab und legt die Schlüſſel auf den Tiſch. Der Baron will ihm nacheilen, hält ſich aber zurück und wirft ſich in ſein Fauteuil.)

General (lachend). Jetzt habe ich ſie eingeſchloſſen. — —

Baron (für ſich.) O Gott, wenn er morgen früh die Thüren öffnet! —

General. Du, ich hab' ſie eingeſchloſſen!

Baron (laut). Du biſt der Vater; Du kannſt thun, was Du willſt.

General. Aber Du biſt ein Narr, das kann ich Dich verſichern. Man kann aber auch in dem Punkt von Dir nichts Anderes verlangen. Wie willſt Du auch wiſſen, wie es bei einer Hochzeit zugeht?

Baron. Ich habe es heute erlebt! —

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Jean (mit einem Armleuchter).

General (überraſcht). Ja, Menſch, was machſt denn Du noch hier? — Habe ich Dich nicht heute von allem Dienſt diſpenſirt? — Warum biſt Du nicht bei Deiner Frau?

Jean. O Excellenz, das hat gar keine Eile.

Baron. Der fehlt auch noch!

General. Iſt denn heute das ganze Haus verrückt, oder haben ſich die Zeiten geändert? — Stelle Deinen Leuchter hin und mach', daß Du zu Deiner Frau kommſt!

Jean. Aber wenn ich mir erlauben darf, gehorſamſt zu bemerken — wenn ich heute Nacht wie gewöhnlich —

General. Nun?

Jean. In dem Vorzimmer Euer Excellenz ſchlief? — Es wäre wirklich beſſer ſo.

General. Laß' die dummen Poſſen! Komm', ich will Dir zeigen, wo Du hin gehörſt. (Geht nach der Mittelthür.)

Jean. Aber ich verſicher' Euer Excellenz in der That, es wäre beſſer —

General. Komm' nur, komm!

Jean. Euer Excellenz ſollten nicht darauf beſtehen!

General. Halt' Dein Maul und leuchte nach Deiner Wohnung!

(General und Jean ab.)

Baron. Für heute hätten wir uns nun gerettet, aber wie es Morgen gehen wird, das weiß der liebe Gott im Himmel! und dazu die unbeſonnenen jungen Leute, die ſo gar keine Ueberlegung haben, die es wahrhaftig mit Gewalt darauf anlegen, ſich zu verrathen. Nein, nein, das halt ich nicht aus! — Morgen reiſe ich ab.

Dreizehnter Auftritt.

Baron. General.

General (kommt mit einem Armleuchter zurück). So das wäre abgemacht! — Ich weiß gar nicht, was dem Menſchen eingefallen iſt! Wollte mir auf dem Hofe davon laufen. Ich hab' ihn aber noch zur rechten Zeit am Kragen erwiſcht und ebenfalls bei ſeiner Frau eingeſchloſſen. Hier iſt der Schlüſſel. — Nun, was ſagſt Du dazu: habe ich nicht Recht?

Baron. O vollkommen Recht, wie immer.

General. Jetzt wollen wir aber auch auf unſere Zimmer gehen. (nimmt die Schlüſſel vom Tiſch.) He! was meinſt Du, alter Knabe! — Petrus mit den Himmelsſchlüſſeln!

Baron (ſehr abgeſpannt). Das iſt ein ſchöner Himmel!

(Beide ab.)

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Dieselbe Dekoration.

Die beiden Seitenthüren stehen weit offen. Die Zwischenakt-Musik spielt einige Takte bei geöffneter Bühne.

Baron (erscheint hinten im Garten, sieht sich rechts und links um, kommt vorsichtig vor). Es ist doch etwas langweiliges um so eine Morgenmusik; aber die beiden Paare braucht sie nicht mehr zu erwecken. (setzt sich.) Ah! — so früh bin ich seit vierundzwanzig Jahren nicht mehr aufgestanden; und das nach einer Nacht, in der ich nicht eine einzige Stunde ruhig geschlafen. Zuerst die Alteration gestern Abend, dann heute Nacht die ewige Furcht, ich könnte mich verschlafen, der General käme zuerst aus seinem Schlafzimmer, öffne die beiden Thüren und fände die saubere Bescheerung. — Nein, ehe ich mich wieder in eine solche Geschichte einlasse, lieber will ich, Gott weiß was, thun! Ich bin zu dergleichen gar nicht gemacht. — Wenn mich der General forschend ansieht, so meine ich immer, er weiß Alles, jetzt bricht sein unmenschlicher Zorn los. — Und der Mann hat in solchem Falle gar keine Rücksichten; ich glaube, er würde seinen eigenen Bruder vor den Lauf seiner Pistole nöthigen, und das wegen einer solchen Lappalie — na, da dank' ich! — bin ich nicht heute Morgen wie ein Dieb auf den Zehen geschlichen, um im Vorzimmer die beiden Schlüssel zu holen, die er dort glücklicher Weise auf den Tisch gelegt? — Und wenn er jetzt kommt und hat die Schlüssel vermißt, und findet die Thüren offen! Nein, da geht es an ein Examiniren, daß es nicht zum Aushalten ist. — Ich glaube gar, da kommt er schon! — Nun, ich bin auch kein Kind; ich werde ihm tüchtig antworten, wenn er wieder Händel sucht! (Er nimmt seine Zeitung und scheint emsig zu lesen.) — Habe ich doch die Geschichte zum Glück seiner Kinder unternommen, nur, weil er ein Tyrann, ein Barbar ist! — Ich will ihm schon dienen. —

Zweiter Auftritt.

Baron. General.

General (durch die Mittelthür. Sehr ernst und ruhig). Richtig! die Thüren stehen schon offen. Sie waren Beide im Garten. — — Ich

habe mich gewiß nicht geirrt! — Nein, das hätt' ich in meinem ganzen Leben nicht erwartet! Ah Hektor, Du biſt auch ſchon da? — Guten Morgen, Bruder!

Baron (der immer fort lieſt, etwas barſch). Guten Morgen!

General. Du biſt heute ungemein früh auf, lieber Bruder.

Baron. Pah! Das kommt bei mir oft vor. Du ſiehſt es nur nicht immer.

General. Das kann ſein, Hektor; aber heute Morgen wünſcht' ich faſt, Du hätteſt länger geſchlafen.

(Der Baron ſieht ihn fragend an.)

Doch iſt es vielleicht auch ſo gut.

Baron. Ja, ich denk' auch, es kann nichts ſchaden, wenn ich früh aufſtehe. — Das Vergnügen wirſt Du mir doch wohl gönnen?

General. Gönnen? — Vergnügen gönnen? Ich weiß gar nicht, lieber Hektor, wie Du mir vorkommſt? — Habe ich Dir je etwas mißgönnt?

Baron. Nein. Freilich nicht, aber Du — Du — eraminirſt mich immer!

General (für ſich). Ich weiß nicht, mein Bruder iſt heute ſo aufgeregt. — Sollte er etwas davon wiſſen?

Baron (für ſich). Dieſe Ruhe meines Bruders! — er ſpricht ſo ſanft — Dahinter ſteckt etwas! Um Gotteswillen! er wird doch nicht jetzt ſchon etwas erfahren haben!

General (ſetzt ſich auf die rechte Seite. Nach einer kleinen Pauſe). Du haſt die beiden Thüren da aufgeſchloſſen, — Du haſt die jungen Leute aus ihren Zimmern gelaſſen?

Baron. Allerdings habe ich das gethan! — Du wirſt doch nichts dagegen haben?

General. Nicht das Geringſte.

Baron. Nun, das iſt mir lieb. Ich dachte ſchon, es wär Dir wieder nicht recht geweſen.

General. O mein lieber Hektor, Du biſt ja mein beſter Freund; was Du thuſt, iſt ja, als wenn ich es ſelbſt thäte. Ich habe die beiden Paare auch nur zum Scherz eingeſchloſſen.

Baron (für ſich). Der Mann wird gar nicht heftig, ich kann ſagen,

was ich will. — Schlimm! Schlimm! — Was mag da geſchehen ſein? — Vielleicht haben die beiden Mädchen geplaudert, und er iſt nun daher gekommen, um mich ſachte in's Verhör zu nehmen, um mich von unten herauf lebendig zu rädern.

General (ſeufzt tief auf und ſchüttelt den Kopf.)

Baron (für ſich). So habe ich ihn nie geſehen. (Laut). Ich ging gerade durch Dein Vorzimmer, da ſah ich die beiden Schlüſſel liegen; ein prächtiger Morgen iſt's, da denk' ich; Du willſt die armen Gefangenen erlöſen, — und ſie ſind gleich hinaus in den Park gegangen.

General. Alle Vier?

Baron. Alle Vier! — Verſteht ſich — Eigentlich wir fünf, denn ich ging auch mit. Es iſt köſtlich draußen; (will aufſtehen) und wenn Du nichts Beſonderes für mich haſt, ſo promenire ich noch ein Bischen herum.

General. Es wäre mir in der That lieber, wenn Du noch eine Weile bei mir bliebeſt, ich habe mit Dir zu reden.

Baron (für ſich). Gott! Er hat mit mir zu reden! (Laut.) Ja, ja, lieber Bruder, das iſt was Anderes, wenn Du mit mir zu reden haſt, allerdings. Doch ich will nur eben ſagen, daß man mein Pferd ſattelt; — ich könnte mich vielleicht veranlaßt ſehen, ſpäter einen längeren Spazierritt zu machen.

General. Wenn Du willſt, lieber Hektor — ich begleite Dich ſpäter auf Deinem Spazierritt.

Baron (für ſich.) Das wird ernſthaft! (Laut). Aber die Schmerzen in Deinem Fuße? —

General. Fühle ich nicht mehr. (Auf ſein Herz deutend.) Hier ſchmerzt mich etwas, worüber ich alle andere Leiden gern vergeſſe.

Baron (für ſich, ſehr erſchrocken). Es iſt richtig! — Er hat mich!

General. Ich weiß nicht, mein Bruder, ob Dir nichts Abſonderliches aufgeſtoßen; aber in meinem Hauſe iſt nicht Alles, wie es ein ſollte.

Baron (für ſich). Er hat mich! —

General. Vielleicht, daß Du nichts davon weißt. In dem Falle will ich ruhig mit Dir ſprechen, ganz ruhig, und Du wirſt Dich entſetzen, (etwas heftiger) denn wenn Du darum wüßteſt, lieber Hektor, —

doch nein, ich wäre fest überzeugt, Du würdest der Erste gewesen sein, der mich davon in Kenntniß gesetzt!

Baron (mühsam, aber laut). Kannst Du zweifeln? — (für sich.) Er hat mich ganz gewiß!

General. Erinnere Dich der gestrigen Scene zwischen Elise und Ferdinand, — ein Streit am Hochzeitstage ist doch eigentlich etwas Unerhörtes. Ich habe aber Alles auf das heftige Temperament der beiden jungen Leute geschoben; man zankt sich — man versöhnt sich wieder, — wir kennen das ja! — Ich hatte nichts dahinter gesucht; aber heute Morgen sind mir entsetzlich die Augen geöffnet worden! — dem Streit liegt eine andere fürchterliche Ursache zu Grunde.

Baron. Du erschreckst mich!

General. Die beiden jungen Leute lieben sich nicht — werden sich — nie lieben —

Baron (sich vergessend). Das habe ich lange gewußt!

General. Das hast Du lange gewußt?

Baron. Nein, nein, lieber Bruder! — ich versprach mich! — ich wollte Dir sagen — was ich Dir schon oft gesagt habe — Du wirst Dich erinnern, ich habe Dir das schon oft gesagt — die beiden Charaktere — passen durchaus nicht zusammen. — Du siehst, ich hatte Recht!

General. Das wäre entsetzlich! Aber höre, was ich auf dem Herzen habe! Daß meine Töchter ihre Männer bis jetzt nicht ungemein lieben, das habe ich wohl gewußt, das hätte sich später gefunden. Aber daß Ferdinand seine Frau haßt, ist mir fürchterlich. — — Er haßt sie, und weßhalb glaubst Du wohl?

Baron (für sich sehr erleichtert). Er scheint doch nichts zu wissen, ich athme wieder auf! (Laut): Aber was Du glaubst, General, o davon ist keine Rede! — Ferdinand und Elise sollten sich hassen? — Kein Gedanke! O da kannst Du ganz ruhig sein! — Daß vielleicht keine glühende Liebe da ist, wohl möglich — ja wahrscheinlich; aber das wird sich machen, wie Du selbst sagst.

General. Du suchst mich zu beruhigen, das ist sehr schön von Dir. — Aber die Sachen stehen viel schlimmer. Ferdinand, der mit seiner jungen Frau am Hochzeitstage einen Streit anfing — o, ich

kann es kaum aussprechen! — Ferdinand ——— liebt seine Schwägerin Clara.

Baron (mühsam lachend, da er sieht, wie der General heftig wird.) Ha! ha! ha! — Das wär' komisch!

General. Komisch? — Was die Ehre meines Hauses verletzt, nennst Du komisch?

Baron. Gott soll mich bewahren; nur Deine Idee nenne ich komisch. — Wie kann Dir so etwas einfallen? — Eine solche Täuschung!

General. Es ist keine Täuschung, was ich mit meinen Ohren gehört, mit meinen Augen gesehen habe.

Baron. Du hast Dich gewiß geirrt. — Ich bitte, sieh' Dir die Sache genauer an!

General. Das werde ich auch und jetzt gleich! — O hätte ich mich geirrt! — aber es ist unmöglich.

Baron (für sich). Das glaube ich auch! — Dieß leichtsinnige junge Volk! Da stecken sie immer bei einander.

General. Was sagst Du, lieber Bruder?

Baron. Nun, ich habe gesagt, sie stecken immer bei einander, alle Vier, — die beiden Paare, und da hast Du Dich wahrscheinlich getäuscht.

General. O ich kenne meine Kinder zu genau. Es war Ferdinand und seine Schwägerin Clara. Sie gingen Arm in Arm durch die Platanen-Allee, und plötzlich blieben sie stehen, und Ferdinand küßte seine Schwägerin auf's Zärtlichste.

Baron. Nun ja, — das kann schon vorkommen.

General. Das kann vorkommen? — Am Hochzeitsmorgen? — Du hast schreckliche Grundsätze! — Und dann hört' ich einige Worte, die ich um Alles in der Welt lieber nicht gehört.

Baron. Pah! — Ich kann mir unmöglich so Schlimmes denken.

General. Nach dem, was ich gesehen, schien mir, als wenn Ferdinand und Clara ihre Schritte hieher gerichtet hätten. — Es ist mir ein schrecklicher Gedanke, meine Kinder zu belauschen, aber unter solchen Verhältnissen halte ich es als Vater für meine Schuldigkeit; und darin wirst Du mir Recht geben.

Baron. O vollkommen Recht!

General. Du ſollſt mich begleiten; komm' mit in den Garten, wir behalten die Thüre im Auge und ſehen, was hier vorgeht.

Baron. Aber General!

General. Die arme Eliſe! — Aber ich weiß, welche Schritte ich zu thun habe! — Wenn ich nicht irre, kommen ſie dort ſchon!

Baron (für ſich). In welcher Situation bin ich? (laut) Aber Du irrſt Dich, das iſt ja Karl und Eliſe (ſehr laut, als wenn er ihnen rufen wollte). Ah! lieber Karl!

General (ärgerlich). Was ſoll Dein Schreien? — Sei doch ſtill! Du biſt in der That ein alter lächerlicher Narr. — Komm!

(Er faßt ſeinen Bruder am Arm.)

Baron (im Abgehen). Wenn Sie mich nur gehört haben! — Die werden ſich auch nicht in Acht nehmen.

Dritter Auftritt.

Karl und Eliſe.

Karl. Aber Eliſe, den ganzen Morgen gönnſt Du mir kein freundliches Wort! — Du gehſt ſinnend umher und ſchlägſt Deine Augen zu Boden; für mich keinen Deiner lieben Blicke.

Eliſe. Denk' an die Lage, in der wir uns befinden. Wüßteſt Du, wie Clara und ich während der ganzen Nacht geweint haben, was wir gelitten! Mein Herz iſt voll Angſt und Furcht, ein Wort, ein Blick, ein fallendes Blatt jagt mir Schrecken ein.

(Der General, der ſeinen Bruder feſthält, erſcheint an der Thür.)

Jeder Laut ſagt mir, wir ſind verrathen! — Und das iſt gewiß, Karl, von unſerem Vater haben wir keine Verzeihung zu erwarten: wir haben ihn zu grenzenlos betrogen. Laß' mich, Karl, es iſt beſſer, wir ſehen uns nicht allein.

Karl. So liebſt Du mich nicht mehr, ſo haſt Du mich nie geliebt; ſo waren all' die ſüßen Worte, die ich aus Deinem Munde gehört, unwahr, ſo hat Dein Herz nie — nie für mich geſprochen?

Eliſe. O Karl, dieſe ungerechten Vorwürfe! — Aber bedenke die neuen, ganz anderen Verhältniſſe, in denen wir uns befinden. Gewiß, Karl, wie kann ich Dir offen ins Auge ſchauen und kann Dir ſagen: ich liebe Dich!?

Karl. Aber laß mich hoffen, Eliſe. Nicht wahr, Du entziehſt mir Dein Herz nicht? In einiger Zeit wird ja Alles beſſer werden!

Eliſe (macht einen Schritt nach der Thüre).

Karl. Laß' mich nicht allein, entfliehe mir nicht wieder, gebe mir nur ein kleines Zeichen, daß Du mich liebſt; laß' mich Deine Hand küſſen!

(Während Eliſe nach ihrem Zimmer links geht, winkt ſie ihm mit der Hand zurück.)

Karl (ergreift ihre Hand und küßt ſie innig). O meine Eliſe!

(Bei den letzten Reden will der General vortreten. Der Baron hält ihn mühſam zurück, und Beide verſchwinden, als Karl ſich umwendet und zur Mittelthüre hinaus will.)

Vierter Auftritt.

Karl. Baron. Nachher General.

Baron. (ganz alterirt). Nein, das iſt zu ſtark! — Plagt denn euch insgeſammt der Teufel? — Machen Sie, daß Sie fort kommen!

Karl (luſtig). Zu meiner jungen Frau? — O, es preſſirt mir gar nicht!

Baron. O, euch preſſirt gar nichts, nur eure Leidenſchaften! — Müßt ihr denn euch und mich zu Grunde richten?

Karl. Ach, Sie ſehen immer Geſpenſter!

(Der General erſcheint unter der Thüre ernſt und ruhig.)

Und dann Baron wiſſen Sie ja, wie ſehr ich Eliſe liebe!

Baron (ergrimmt). Unglücklicher, ich weiß gar nichts! — Ihre Frau ſollen Sie lieben, ſonſt nichts auf der Welt!

Karl. Aber Baron, Sie kommen mir ſpaßig vor! — Wie kann ich denn meine Frau lieben?

Baron (faſt weinend). Eine ſo ſchöne junge Frau!

Karl. Aber Sie wiſſen ja ſchon lange, wie ſehr ich Eliſe liebe, anbete! —

General (mit tiefer Stimme, indem er ſich an die Stirne faßt). Das wußte Hektor ſchon lange? — — — —

Karl (erſtaunt). Der General!

Baron. Ja, der General, Unglücklicher!

General (vortretend zu Karl). Fort aus meinen Augen!

(Er geht in den Vordergrund und ſitzt ſich tief erſchüttert auf ſeinen Fauteuil.)

Baron. Sie haben Alles verdorben! — Machen Sie, daß Sie fortkommen! (Karl ab). Und ich? — Bleibe ich? — Es ist besser, ich lasse satteln und reite ein Bischen nach der Stadt. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

General. Nachher Kammerjungfer.

General (allein). Unglücklicher Vater, der ich bin! — Das muß ich an diesen Kindern erleben, an Kindern, die ich erzogen, die bis heute folgsam und gut erschienen, das muß ich an meinen Kindern erleben! — Großer Gott! — Wie mich das tief erschüttert! — Und Beide! — Beide! — Und es sind nicht blos leichte Vergehen, die ich entdeckt, kleine Fehler! — nein, es sind Verbrechen gegen die Gesetze der Natur! — Fürchterlich! fürchterlich! — Die Schwester liebt ihren Schwager! — nein — beide Schwestern ihre Schwäger, und beide Männer meiner Töchter ihre Schwägerinnen! — Ein solches Unglück in meiner Familie, in einer Familie, die bis jetzt tadellos dagestanden, deren Glieder sich von je bestrebt, ein anständiges Leben zu führen, rein vor der Welt da zu stehen! — Und wie hatte ich auf diese Verbindung gehofft! — Welche Luftschlösser hatte ich gebaut! — Und das Alles, Alles zerstört! (heftiger). Aber sie sollen mir dafür büßen, die Verbrecher, sie sollen nicht glauben, daß ich am Ende den guten Vater spiele, daß ich mich durch Thränen erweichen lasse, und ihre entsetzlichen Laster für leichte Verirrungen nehme! —

(Die Kammerjungfer kommt aus dem Zimmer links und bleibt erschrocken stehen, da sie den General so heftig sprechen hört.)

Diese Mädchen, so gut erzogen, sonst so brav und anständig! — Ha, die Verführer, die mir mein Bestes geraubt, die Tugend meiner Kinder! — (immer heftiger). Sie will ich exemplarisch züchtigen! (Er nimmt seinen Stock vom Tische.) Und wer im Hause um diese Geschichte gewußt hat; wehe! ihm wäre besser, er seie nicht geboren! — Es soll keine Schonung gelten, keine Schonung! — Ich sehe schon klar in der Sache; strafen will ich sie mit ihren Helfershelfern, und jetzt gleich damit anfangen!

(Er wendet sich in der höchsten Leidenschaft nach der Mittelthür und steht plötzlich der Kammerjungfer gegenüber, die über diesen Anblick vor Schrecken in die Knie sinkt.

Kammerjungfer. Gnade, Excellenz! — Gnade!

General. Was ſoll's? — Was gibt's? — Was will Sie?

Kammerjungfer. Gnade, Excellenz! Ich bin ja vollkommen unſchuldig!

General Steh' auf! — Woran biſt Du unſchuldig?

Kammerjungfer. Ach, Excellenz, hat Jemand mehr unter dieſen traurigen Geſchichten gelitten, wie ich?

General. Du? — Ha, ich glaube ſchon, daß mein Strafgericht beginnt!

Kammerjungfer. Ach, Excellenz, ich bin gewiß unſchuldig; ich verſichere Euer Excellenz, ich habe ſeit dem Augenblick keine Ruhe mehr gehabt, nicht bei Tag, nicht bei Nacht.

General. Was geht mich Deine Ruhe an? — Seit wenn weißt Du von der Geſchichte?

Kammerjungfer. Seit geſtern, Excellenz, als wir zur Trauung fuhren.

General. Erſt ſeit geſtern? — Unglückliche, und Du weißt dieſe ſchrecklichen Geſchichten ſo ganz genau, und dieſes Entſetzliche iſt ſo gewiß, iſt ſo ganz gewiß?

Kammerjungfer. Ja, Excellenz, da iſt nichts daran zu läugnen.

General. Ferdinand liebt meine Clara?

Kammerjungfer (weinend). Ach, das wäre an ſich kein Unglück!

General. Kein Unglück ſagſt Du? — Und Karl liebt Eliſe — das nennſt Du kein Unglück?

Kammerjungfer. Ach Excellenz, das Andere iſt doch noch viel ſchlimmer; und ich hab' es ja immer geſagt, man ſollte ſo etwas nicht thun, ach ja, das iſt doch gewiß viel ſchlimmer.

General (aufmerkſam). Unglückliche, was iſt ſchlimmer? — Was iſt noch ſchlimmer, als jene verbrecheriſche Liebe? — O Gott, was werde ich hören?

Kammerjungfer (ſieht den General erſtaunt an). Ja meinten Euer Excellenz nicht vorhin wegen der Trauung —?

General. Wegen welcher Trauung?

Kammerjungfer (ängſtlich). Nun wegen der Scheinheirath!

General. Weib, wegen welcher Scheinheirath?

Kammerjungfer (weinend, nachdem ſie den General einen Augenblick ſtarr angeſehen). O Gott, Excellenz, ich weiß nicht, was ich ſpreche! — O laſſen mich Euer Excellenz um Gotteswillen gehen! — Ich habe ja ohne allen Sinn geſprochen.

General (feſt und beſtimmt). Flora, Du kennſt mich! — Was iſt es mit der Scheinheirath? — Sprich Unglückſelige, ich will Alles wiſſen!

Kammerjungfer. Ach, Excellenz, das iſt aber gar zu fürchterlich; Sie wiſſen es nicht — ? Ich ſoll Alle verrathen?

General. Sprich!

Kammerjungfer. Den Morgen — geſtern Morgen — als wir drei Paare in die Kirche fuhren, getraut zu werden, Herr Ferdinand mit Fräulein Eliſe, Herr Karl mit Fräulein Clara, Jean und ich, da —

General. Weiter!

Kammerjungfer. Da wurden wir nicht getraut.

General. Nicht getraut?

Kammerjungfer (weinend). Nein Excellenz *nicht* getraut!

General (erſchrocken). Das heißt, Du wurdeſt nicht getraut? Aber meine Kinder Eliſe und Clara; ſie wurden doch mit ihren Männern verheirathet?

Kammerjungfer. Nein Excellenz.

General. Bin ich denn ein Narr, oder ſprichſt Du im Fieber? — Karl und Ferdinand wären nicht ſeit geſtern die Männer meiner Töchter?

Kammerjungfer. Nein Excellenz.

General. O gerechter Gott, welcher Betrug! — Und doch ein Hoffnungsſtrahl! — Alſo lieben ſie nicht ihre Schwägerinnen, aus dem einfachen Grunde, weil ſie keine haben? — — — (Pauſe.) Aber wenn mir auch das eine Beruhigung wäre, ſo hat ſich doch auf der anderen Seite die Geſchichte um ſo fürchterlicher verwickelt! (ernſt und düſter.) Ich bin ein unglücklicher Mann! — — — — Die Ehre meines Hauſes iſt dahin. (Er faßt die Lehne des Fauteuils.) Ich habe meine Töchter geſtern Abend bei zwei jungen Männern eingeſchloſſen! (Er ſinkt in ſeinen Fauteuil.) Fürchterlich! (Pauſe. Er ſpringt wieder auf). Aber mein Bruder! — Wo iſt mein Bruder? — Hektor ſoll augenblicklich zur Stelle! (zur Kammerjungfer) Fort! — Jean ſoll meinen

Bruder aufſuchen — Jean ſoll meinen Bruder daher bringen! — Fort! mir aus den Augen! (Kammerjungfer weinend durch die Mittelthüre ab.)

General. Mit mir ein ſolches Spiel zu treiben! — Mein Bruder, meine Kinder, meine eigenen Kinder, und zwei junge Leute, mit denen ich es ſo gut gemeint! — Und das Alles ohne Grund; all' dieß Unglück ohne Grund! — Und es iſt ein Unglück, wenn man ſeine Töchter bei zwei jungen Männern einſchließt! — Und das habe ich — der Vater, gethan! — Aber wo bleibt Hektor?

Sechster Auftritt.

Der General. Jean (im Hintergrund).

Jean. (Indem er ſehr laut ſpricht, blickt er rechts in den Garten). Excellenz wünſchen, der Herr Baron mögen die Gnade haben, nur einen Augenblick herein zu kommen!

General. Er ſoll gleich kommen, gleich!

Jean. Seine Excellenz wünſchen, daß der Herr Baron ſogleich kommen!

General. Nun, warum kommt er nicht?

Jean. Der Herr Baron ſteigen ſo eben zu Pferd, um einen längeren Spazierritt zu machen!

General. Uff! mein Fuß! (hinkt langſam nach der Mittelthüre). Er ſoll aber keinen Spaziergang machen; er ſoll daher kommen.

Jean. Der Herr Baron möchten lieber keinen Spazierritt machen, ſondern gefälligſt daher kommen.

General. Halt dein Maul, dummes Echo!

Jean (eilligſt). Der Herr Baron ſind bereits aufgeſeſſen!

General (eilt an die Mittelthüre. Mit ſehr lauter Stimme, während Jean an ihm vorbei in's Zimmer ſchlüpft, und ſich die Hände reibt). Hektor! — Hektor! — Ich bitte dich ganz gehorſamſt, einen Augenblick da herzukommen; oder wenn Du es vorziehſt, ſo reite ich mit Dir ſpazieren. (während er abgeht) Hektor, hörſt Du nicht? — Man ſoll mein Pferd ſatteln! — Augenblicklich! — Und dann ſoll ein Donnerwetter hinein ſchlagen!

Siebenter Auftritt.

Jean. Später Kammerjungfer.

Jean (allein). Gott sei Dank, die Bombe ist geplatzt! — Das wird einen fabelhaften Spektakel geben, und ich habe das ungeheure Vergnügen, den Alten lärmen zu hören, ohne daß es mich angeht. Vom beständigen Mitspieler bin ich zum Zuschauer geworden. — Das Gewitter, das da herauf zieht, wird seine Früchte tragen. Es wär' doch kein Menschenverstand, wenn der General nach allem dem noch heirathen ließe. — Nein, das wird nicht stattfinden. — Gott sei Dank, auch ich geh' nochmals frei aus!

Kammerjungfer (eilig aus der Mittelthüre). Ach Jean, das Unglück! — Gott, diese Auftritte! — Seine Excellenz wissen Alles und führen den Herrn Baron so eben hieher.

Jean (zieht sein Sacktuch und affektirt einige Thränen). Flora, Sie wissen — Du weißt Flora, wollte ich sagen — o Gott! nein, nicht mehr dieß vertrauliche Du — Sie wissen, wie sehr ich Dich geliebt, wie es mein heißester Wunsch war, mit Ihnen unaufhörlich verbunden zu sein. — Aber als Haupttugenden meiner künftigen Gattin, dachte ich mir erstens Treue, zweitens Treue, und drittens Treue.

Kammerjungfer. Warum diese Worte? — Kannst Du an mir zweifeln, Jean?

Jean (mit feierlicher Stimme). Und drittens Treue! — Treue gegen mich, aber vor allen Dingen Treue gegen die Herrschaft! Du aber warst treulos, Du warst treulos, der Herrschaft und mir. Du warst eine Verrätherin an Deiner Herrschaft — fahre hin!

(Kammerjungfer will reden.)

Schau' mir nicht in mein Angesicht, laß' es mich verhüllen ob dieser unglückseligsten aller Stunden! (Er geht rechts ab.)

Kammerjungfer. Auch das noch! — Ich bin die bejammernswertheste aller Frauen — nein, aller Mädchen! (Links ab.)

Achter Auftritt.

General. Baron.

Baron (die Hände auf dem Rücken, spricht, wie um sich selbst Muth zu machen.) Ja, ja, Du sollst Deinen Willen haben! — Ja, ja, Du

ſollſt Deinen Willen haben! Natürlich, wie immer; ich reite nicht ſpazieren, wenn Du es nicht wünſcheſt. — Ich bin ſchon da! ich bin ſchon da! Man wird das ſo allmälig bei Dir gewohnt, daß man gar keinen eigenen Willen mehr haben kann. — Gar keinen eigenen Willen mehr.

General (ernſt und ruhig). Hektor, es wäre beſſer, wenn Du mich nicht obendrein zu reizen ſuchteſt!

Baron. Ich Dich reizen? — Gott ſoll mich bewahren! — Fällt mir nicht ein, ich muß genug hören, ohne daß man Dich reizt. — Nun, hier bin ich; was ſoll's weiter? — Das muß ich Dir ſagen, Eugen, ich bin eigentlich kein Kind und wenn Du glaubſt —

General (beſtimmt). Setz' Dich!

Baron. Ja, das kann ich auch thun — Warum nicht?

(Setzt ſich auf die linke Seite, der General auf die rechte.)

(Pauſe.)

General (ſpringt heftig auf, ſehr laut). Hektor, was hab' ich hören müſſen? (Sich faſſend). Doch nein, ich will mich mäßigen, die Sache iſt zu wichtig. (Setzt ſich wieder nieder.) Du wirſt die Güte haben, mir zu antworten.

Baron. Das kann ich ſchon thun, es kommt mir nicht darauf an.

(Pauſe.)

General. Ich habe Dich, meinen Bruder, geſtern gebeten, an meinen beiden geliebten Kindern an ihrem wichtigſten Tage Vaterſtelle zu vertreten. Weißt Du, was das heißt, Vaterſtelle zu vertreten.

Baron. Ich habe nur einen ſehr undeutlichen Begriff davon.

General. Das weiß Gott! — Ich bat Dich, meine Kinder zum Altar zu führen, und dort bei ihrer Verheirathung gegenwärtig zu ſein, bei ihrer Verheirathung mit zwei Männern, die ich für meine Töchter ausgeſucht. — Haſt Du meinen Wunſch, meinen Auftrag vollzogen?

Baron (zuckt die Achſeln).

General (ſehr laut). Nein, das haſt Du nicht gethan? — Du haſt dieſen wichtigen und ehrenvollen Auftrag, den ich Dir ertheilt, nicht vollzogen! Du haſt gegen mich conſpirirt, Du haſt durch dieſe Unterlaſſung, durch dieſe Falſchheit gegen mich namenloſes Unglück, ja Schande über mein Haus gebracht.

Baron. Oh! oh!

General. Unglück und Schande!

Baron. Oh! — Oh! — Du siehst mich erstaunen; Du häufest Vorwurf auf Vorwurf auf mich.

(Pause.)

Doch ich bleibe ganz ruhig. Ich habe mir vorgenommen, ganz ruhig zu bleiben. Ich werde nicht heftig werden.

General. Du willst nicht heftig werden? Das ist lächerlich! — — — — Nun, meinetwegen!

Baron. Allerdings Deinetwegen. Höre mich an und — dann — dann — — — — — will ich meinen Spazierritt machen. — Du sprachst mir gestern von der projektirten Heirath. Mit Deinem gewöhnlichen Starrsinn hattest Du dieselbe beschlossen, ohne Dich bei den Betreffenden zu erkundigen, ob sie sich auch Deinem Willen fügen würden, ob ihre Herzen auch frei seien, ob sie sich zu einer Verbindung entschließen könnten, wie sie der Papa und — — — — — General kommandirt.

General. Hektor! — — Doch weiter!

Baron (für sich). Wenn ich nur von diesem verfluchten Platz weg wäre! (sich mühsam fassend, um wieder in den vorigen Ton zu fallen). Du wirst Dich erinnern, wie ich Dir auf diesem Platz hier von jener Verbindung abrieth, wie ich Dir zu verstehen gab, daß die Paare so, wie Du sie zusammen bestimmt, nicht zusammen passen. Ich war meiner Sache gewiß, denn ich wußte — was Du mit Deinem großen Verstand freilich nie gesehen hast — daß Ferdinand Deine Clara liebt, und Karl Deine Elise.

General (der auf seinem Sessel zusammengesunken ist). Das wußtest Du, Hektor? Das wußte mein Bruder, und Du sagtest mir nichts davon? — Du ließest mich in dem festen Glauben, die Herzen meiner Kinder seien frei, ich könne nach meinem Willen über sie verfügen?

Baron. Du hast gut fragen; wie kann man mit Dir ein ruhiges Wort sprechen? — Hast Du nicht gestern Morgen alle Teufel herauf beschworen, und hast geflucht und gewettert, Dich sollte keine Macht von Deinem Entschlusse abbringen? — Hast Du dieß nicht gethan? — —

General (bäßer). Es ist wahr, ich bin zuweilen etwas heftig.

Baron (ermuthigt). So spricht man nicht mit einem Bruder, mit einem Bruder, der es gut meint. (Für sich). Ich kann mich wahrhaftig

noch herauskreben. (Laut). Ah, das thut man nicht! (Für ſich). Aber die Sache ſcheint ihn in der That entſetzlich anzugreifen. Es wäre mir wirklich lieber, wenn er etwas heftig würde. — Dieß Schweigen iſt mir ängſtlich — — — — und er macht ſo ein wehmüthiges Geſicht.

General. Ich bin in der That ein unglücklicher Mann. Ich hatte bis jetzt ſolche Freude an meinen Kindern erlebt! Aber das überlebe ich nicht! (Er zieht ſein Sacktuch hervor.)

Baron (für ſich, zieht ebenfalls ſein Sacktuch). Der Mann mißfällt mir. Jetzt hat er ſogar ſein Sacktuch herausgezogen. (Wehmüthig.) Wenn er nur recht ſchimpfen wollte!

General (ſteht auf und reicht ſeinem Bruder die Hand). Hektor!

Baron. Eugen!

General (lehnt ſich an ihn). Mein Bruder!

Baron (faſt weinend). Mein Bruder!

General (drückt ſein Sacktuch an die Augen).

Baron. Aber lieber Bruder, ich ſehe ein, daß ich gefehlt habe, aber ſo tief ſollte Dich die einfache Sache doch nicht alteriren. Verzeihe es den jungen Leuten, vor allen Dingen aber mir, als einen harmloſen Scherz, der gar keine Folgen haben kann.

General. O Hektor, er kann Folgen haben!

Baron. Welche denn, lieber Bruder? — Der Pfarrer weiß nichts Genaues, die jungen Leute werden nicht darüber ſprechen, Du gibſt nochmals Deinen Segen, ſo läßt ſich die Sache machen.

General. Nein, es läßt ſich nicht ſo machen; Ferdinand liebt Clara, Karl Eliſe, und ich — — ich habe ja geſtern Abend die beiden Paare ganz anders eingeſchloſſen.

Baron (erſtaunt). Und das macht Dir ſo viel Kummer? O das iſt recht komiſch!

General. Das nennſt Du komiſch? — Bruder, ich kenne Dich gar nicht mehr!

Baron (vergnügt). Ah, das iſt in der That zu komiſch, wenn Dich nichts weiter quält. —

General (mit einem tiefen Athemzuge, heftiger). Hektor, ich habe mir Gewalt angethan, ich habe mich mit einer Kraft gemäßigt, die ich mir ſelbſt nicht zugetraut. Ich hätte Dir, was Du mir gethan: verziehen,

— — ich habe Dir Deine — Perfidie ruhig vorgehalten (seufzend). — Ich hätte Alles verziehen, denn ich trage die Hauptschuld, aber es empört mich, daß Du eine Sache, welche die Ehre unseres Hauses so nahe angeht, komisch finden kannst.

Baron (fällt lachend in seinen Stuhl).

General. Bist Du toll geworden, Hektor? — Rede, oder ich vergesse mich! (Er faßt seinen Arm.)

Baron. Nun, laß' mich nur los! Daß Du doch gar keinen Scherz verstehen willst!

General (ergrimmt). So etwas kann nur ein alter, unnützer Hagestolz scherzhaft finden! Und glaube nicht, daß ich mich dazu hergeben werde, das — Unglück meiner Töchter durch eine andere Heirath wieder gut zu machen. Lieber soll Alles zu Grunde gehen!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Karl. Ferdinand. Elise und Clara. Später Jean und Kammerjungfer.

Clara. Verzeihung, mein Vater!

Elise. Lassen Sie das Schreckliche, was wir seit gestern ausgestanden, unsere Strafe sein! (General hebt die Hand vor die Augen.) O mein Vater, wenden Sie Ihre Blicke nicht von uns; wir haben sehr gefehlt, unendlich gefehlt. Ach, wir hatten nicht den Muth, gegen Sie aufrichtig zu sein.

Clara. Wir liebten schon lange —

Elise (sucht seine Hand zu fassen). Nur einen Blick, Vater! Nur ein Wort der Verzeihung!

General. O meine armen Kinder, meine unglücklichen Mädchen; euer ganzes Lebensglück ist zerstört!

Elise. Gewiß nicht, lieber Vater, wenn Du uns verzeihst!

Clara. Gewiß nicht!

Elise. Mach' uns glücklich, und Dich durch uns!

General (düster). Es ist zu spät!

Ferdinand. O General, Verzeihung für die Uebereilung, die wir begangen!

General (wehmüthig, nachdem er sie betrachtet). Oh! — es ist zu spät!

Karl. Excellenz, es iſt gewiß nicht zu ſpät! o wenn Sie wüßten, wie ſehr ich Eliſe liebe! —

Ferdinand. Und daß ich ohne Clara nicht leben kann! — Machen Sie uns glücklich, willigen Sie in unſere Verbindung!

General. Was ſoll mein ganzes Haus, was ſoll die Welt davon denken? — Nein, es iſt unmöglich! — Ich erkenne euren gegenſeitigen Edelmuth an, aber nach dem, was hier vorgefallen, kann von einer weiteren Verbindung keine Rede ſein.

Ferdinand. So bin ich der unglücklichſte aller Menſchen!

Karl. Mein ganzes Lebensglück iſt zerſtört!

Eliſe. Unmöglich, Vater, Du kannſt mich nicht von Karl's Seite reißen!

Clara. O Papa, ich kann Ferdinand nicht vergeſſen!

Baron (zu ſeinem Bruder, indem er den beiden Paaren winkt, zurückzutreten). Lieber Bruder, blamire Dich nicht vor der Welt und dem ganzen Publikum! (General will auffahren.) Stille! ich weiß, was Du ſagen willſt. — Du haſt freilich geſtern Abend die beiden Paare eingeſchloſſen, doch vergiß nicht, daß ich dabei war, daß ich um Alles gewußt; Karl und Ferdinand waren dort, Eliſe und Clara auf der anderen Seite.

General (erfreut). Ah!

Baron. Siehſt Du, ich habe doch noch Recht; deßhalb ſagte ich Dir auch geſtern Abend, man müſſe keinen Menſchen zwingen.

General. Hektor, ich danke Dir!

Baron. Laß' aber die Kinder um Gotteswillen nichts von Deinen ſchrecklichen Ideen merken. Spiele noch ein paar Augenblicke den hartherzigen Vater, das iſt Styl beim letzten Akt einer ſolchen Komödie, und dann gieb nach! — Du ſiehſt, wie die armen jungen Leute auf die Entſcheidung harren.

General (zu ſeinem Bruder). In Gottes Namen! Das hat mich ganz glücklich gemacht.

Baron (laut). Hm! — Hm!

General (ebenſo, wie zornig). Hm! — Hm!

Baron (mit Pathos). Verzeihung, General! — Wenn Du Deinen Zorn nicht mäßigen kannſt, ſo laß' ihn auf mein Haupt fallen! —

Ich bin die ſchuldige Urſache, mich treffe Dein gerechter Grimm! — (Für ſich). Das werden mir die da hinten nicht vergeſſen!

Ferdinand. Der gute Baron!

Karl. Unſer Freund!

(Jean kommt von hinten, um dem Baron etwas zu melden.)

Baron (laut). Verzeihung! — Gnade! (Leiſe). Soll ich vielleicht niederknieen?

General. Laß' Deine Poſſen! (Wendet ſich nach hinten). Ihr ſollt erfahren, meine Kinder, welch' guten Vater ihr an mir habt. Aber für euren unverantwortlichen Leichtſinn muß Strafe ſein. (Zu Ferdinand und Karl.) Seht her, euer Urlaub wird hiemit feierlich zerriſſen und noch heute reist ihr euren Regimentern nach.

Ferdinand. Ah, General, Sie verſtoßen uns doch?

Karl. Wir dürfen nicht hoffen?

Eliſe. O mein Vater!

General. Ruhig, Kinder! Es ſoll noch gut werden, hoff' ich; aber ihr müßt mir einige Zeit laſſen, mich in die neue Lage der Dinge zu finden. So ſchnell kann die neue Hochzeit nicht vor ſich gehen! Ihr müßt mir einen Wittwerſtand durchmachen. — Nur ein kleines Trauerjahr.

Jean (für ſich, doch ziemlich laut). Gott ſei Dank!

Baron. Was gibt's, Monſieur Jean?

Jean. Ob das Pferd des Herrn Baron abgeſattelt werden ſoll?

General (zu ſeinen Kindern, die ihn heftig beſtürmen). Nein, nein; es geht nicht, — gewiß nicht!

(Die Kammerjungfer iſt indeſſen in die Thüre links getreten und nähert ſich, das Sacktuch vor den Augen.)

Eliſe. O Papa, wir ſind recht unglücklich!

Ferdinand. Seien Sie nachſichtig gegen uns!

Kammerjungfer (zum General). Ach, Excellenz, Verzeihung, Verzeihung! — Ich habe meine Herrſchaft unglücklich gemacht, ich habe mich ſelbſt unglücklich gemacht; ich war eine Verrätherin.

Jean (für ſich). Das iſt wahr!

Kammerjungfer. Ach, Excellenz, ich bin das traurigſte Geſchöpf auf der Welt! — O gnädiges Fräulein, helfen Sie Seine Excellenz bitten, daß er mir verzeiht.

General. Nun ja, ich hab' Dir ja verziehen; was ſoll das Geheule?

Baron (zu ſeinem Bruder). Die ſind ja auch noch nicht verheirathet. Die haſt Du auch eingeſchloſſen, ohne daß ich ſie erlöſen konnte; ſollen die auch ein Trauerjahr durchmachen?

General (erſchrocken). Ah, das iſt wahr!

Baron. Nun ſiehſt Du; laß' Gnade vor Recht ergehen.

Clara. Ach, Vater!

Eliſe. Gewähren Sie vollkommene Verzeihung!

Jean (ängſtlich). Der Herr Baron ſollten ſich meiner nicht ſo dringend annehmen.

Baron (zum General). Es iſt beſſer, Du gibſt nach. Auch hier Dein treuer Jean vereinigt ſeine Bitten mit den unſrigen.

Kammerjungfer. Ach, Excellenz, gewähren Sie Verzeihung!

General. In Gottes Namen denn! So geht hin und macht nochmals eure Brauttoilette.

Jean (zieht das Bouquet von geſtern aus der Taſche und ſteckt es in ſeinen Rock). Da iſt alſo nichts mehr zu machen!

Baron. Soll ich wieder für Dich in die Kirche?

General. Davor bewahre mich der Himmel! — Ueberhaupt rathe ich jedem Vater, ſeine Kinder ſelbſt zu verheirathen!

Ende.

Der Tannhäuser.

I.

Der

Tannhäuſer.

Eine Künſtlergeſchichte

von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1860.

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Erſtes Kapitel.

Straßenwanderung 1

Zweites Kapitel.

Im Atelier 19

Drittes Kapitel.

Träume 33

Viertes Kapitel.

Ein Beſuch 57

Fünftes Kapitel.

Bei der Fürſtin 86

Sechstes Kapitel.

Stimmungen 114

Siebentes Kapitel.

Ein Modell 127

Achtes Kapitel.

Beim Gewitter 158

Neuntes Kapitel.

Am großen Kanal 185

Zehntes Kapitel.

Am kleinen Kanal 201

Elftes Kapitel.

Der Maler Potowski 218

Der Tannhäuser.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Kapitel.

Straßenwanderung.

Es iſt eigenthümlich, daß trotz des längſt aufgehobenen Wohnungs- und theilweiſe auch Zunftzwanges doch ſelbſt in unſern größern deutſchen Städten die gleichbeſchäftigten Handwerker ſo häufig um und neben einander wohnen, mit ihren Straßen Gruppen bildend, wie damals, als noch die Schuſter, Schreiner, Schloſſer, Schwertfeger, Sattler und alle dergleichen Gewerbe in der nach ihnen benannten Gaſſe hausten. Man ſollte glauben, heutzutage, wo nicht mehr jeder Handwerker nach alt hergebrachter Form und dem Modell arbeitet, das ihm vom Vater und Großvater überkommen, ſondern wo es jeder dem Andern zuvor thun will und muß, wo in mancher kleinen Werkſtatt eine Erfindung auftaucht, die des Nachbarn Staunen und Aerger erregt, — heutzutage, wo die Concurrenz, der Feind aller, jeden ſich

abmühen läßt, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf ſich zu ziehen, würde ſich der Schloſſer vom Schloſſer, der Sattler vom Sattler ſo weit als möglich entfernen. Und doch iſt das, wie oben ſchon erwähnt, nicht immer der Fall.

Wir reden hier nicht von den Gewerken, die an gewiſſe Oertlichkeiten gebunden ſind; ſo zum Beiſpiel finden wir es ganz natürlich, daß drunten in den Gaſſen am Kai die Schiffer hauſen, und dort das dritte und vierte Haus ein Seiler- oder Segeltuchladen iſt, oder eine Eiſenhandlung, und daß ſich dort die zahlreichen Magazine befinden, eines neben dem andern, wo der Schiffer ſeine Bedürfniſſe findet. — Daß man um den Marktplatz herum in jedem Hauſe Bänder und bunte Stoffe heraushängen ſieht, verſteht ſich ebenfalls von ſelbſt; dort kaufen die Bauern ein, wenn ſie den Inhalt ihrer Säcke und Körbe zu Geld gemacht haben. Daß auch weiter in die Stadt hinein — ein ſcharfer Geruch dringt uns entgegen, ſowie wir uns dort einem zahlreich überbrückten Bache nähern — die Gerber bei einander hauſen, und weiter oberhalb, wo das Waſſer des Baches noch klarer iſt, die Schönfärber, finden wir auch ſehr natürlich; daß wir aber auf unſerem Gange durch die Straßen in einigen derſelben andere Gewerke, die durchaus von keiner Oertlichkeit abhängig ſind, beiſammen und ſo zahlreich vertreten finden, kann einigermaßen unſer Staunen erregen. Und doch iſt es ſo, wie jeder ſich überzeugen kann, der ſich

die Mühe nimmt, durch eine unserer mittelgroßen deutschen Städte aufmerksam zu flaniren.

Daß daneben die ganze Handwerkerschaft wieder einen besonderen Theil der Stadt ausmacht, sich namentlich, wie seit unvordenklichen Zeiten, um Marktplatz und Rathhaus herum schaart, ist ebenfalls noch ganz genau ersichtlich: Da, in den schmalen Häusern mit den spitzen, verschnörkelten Giebeln, die sich nicht selten altersmüde vornüber beugen, drängt sich ein Laden, eine Werkstatt an die andere. Hier hört man immer noch das Klopfen des Hammers, das Knirschen der Feile; hier sind auch größere Magazine, die so viel wie möglich in erweiterten Räumen, in großen Spiegelfenstern sich der Zeit angepaßt haben, dadurch aber bei der Beschränktheit der Lokalitäten den Kaufmann selbst, der früher im dunklen Stübchen hinter dem Laden mit seiner Familie gehaust, jetzt zum Auszug zwangen in die benachbarten Straßen, wo es luftiger, heller, wohnlicher ist. Haben es doch auch größere Handwerker so gemacht; die Werkstätten im alten engen, winkligen Theile der Stadt sind geblieben und nun schuld daran, daß jene Stadttheile des Abends, wo der Hammer ruht, wo der Laden geschlossen ist, ein so trübes, ödes, fast unheimliches Ansehen haben. Da sieht man nicht mehr wie früher die Familie des Meisters oder des Ladenbesitzers, während er selbst auf der Rathstube seinen Schoppen trinkt, auf der Bank vor der Hausthür sitzen, lachend, singend oder mit den befreundeten Nachbarn plaudernd.

Das iſt vorbei. Ein helles Gaslicht beleuchtet verſchloſſene und verriegelte Thüren und Fenſter, und wir müſſen ſchon ein paar Straßen weiter gehen, um in belebtere Gegenden zu kommen, wo große Handwerker oder Ladenbeſitzer ihre comfortableren Wohnungen haben. Aber auch hier iſt die Bank vor der Hausthür verſchwunden, es wäre ſehr gegen den Anſtand, wenn dort die Töchter des Hauſes ſitzen würden und wenn der Danziger oder der Berliner ſich unterſtehen wollte, ihnen etwas von ſeiner Heimat zu erzählen. — Vorbei alles das! Droben iſt ein Fenſterflügel geöffnet, und wir hören die Töne eines Pianoforte. Es iſt das Fräulein Mine oder Fräulein Friederike, und wenn wir uns etwas länger aufhalten, ſo können wir ſie vielleicht auch ſingen hören:

„Du kleines, blitzendes Sternlein!“

Weiter! Wir entſteigen dem Kreis der innern Stadt, wir kommen aus dem Dunſte der winkligen Gaſſen und Häuſer in hellere breitere Straßen und finden hier in den Häuſer- und Stadtvierteln wieder daſſelbe Princip. Sehen wir die breite Straße hinab, die wir vor uns haben; ein ſtolzes, palaſtähnliches Gebäude reiht ſich an das andere, vor einigen dieſer Häuſer bemerken wir breite Anfahrten oder gewaltige Hofthore, die ſich leicht und geräuſchlos öffnen, um die heranrollende ſchwere Equipage ohne die geringſte Mühe zu verſchlingen, an andern reiche, breite

Glasdächer, weit in die Straße hinein, um den aus dem Wagen Steigenden Schutz zu verleihen. Etwas Stilles, Oedes, man möchte sagen etwas Langweiliges hat diese Straße — sie ist ziemlich leer, man sieht da keine Kinder spielen, auch keine Hunde balgen sich herum; was man von dieser vierbeinigen Staffage allenfalls sieht, ist vielleicht ein prächtiger Neufundländer oder ein edler Jagdhund, die sich dort im Sonnenschein auf der Rampe dehnen und strecken, oder vielleicht auch ein kleiner Wind- oder Wachtelhund, den ein Diener in Livree an einem Schnürchen neben sich führt. Aber sie scheinen hier ihre eigentliche Hundenatur verloren zu haben, wenigstens der Windhund; denn er läßt seine Ohren hängen, zieht den Schweif ein und schreitet so bedächtig, wie wir es von Seinesgleichen nicht gewohnt sind.

Manche der großen Einfahrten neben den Häusern haben alte, verwitterte, schweigsame Wappenschilder. Die Löwen, Adler, Bären, Wölfe in ihnen schauen so griesgrämig drein, daß wir überzeugt sind, sie würden plötzlich ihre steinernen Mäuler aufreißen und Ruhe gebieten, wenn sich irgendwo einmal ein ungebührliches Geräusch breit machte. Aber das hat hier in dieser Straße keine Noth; was von Klavieren und dergleichen vorhanden, ist in die Hinterzimmer nach den Gärten zu verwiesen; vorne wird nur gelispelt, hie und da auch gegähnt, im Ganzen sehr leise gesprochen. Seine Erlaucht begnügt sich häufig damit, seine Gedanken und Meinungen durch Geberden und Blicke auszudrücken, Ihre

Erlaucht verſteht man nicht auf zwei Schritte, und dem ſich anpaſſend ſchlendert die ganze Dienerſchaft wie körperloſe Weſen umher. Allenfallſige Streitigkeiten hebt man ſich auf, um ſie an andern, beſſer paſſenden Orten auszugleichen. Im Stalle pfeift der Reitknecht den Pferden gedämpft etwas vor, damit ſie nicht in unanſtändiges Schnauben und Wiehern ausbrechen, und wenn der Koch ſich genöthigt ſieht, dem Küchenjungen eine Ohrfeige zu verabreichen, ſo umwickelt er zuerſt die Hand mit einer Serviette, damit es nicht klatſche.

Wer in dieſer vornehmen Straße wohnt, brauchen wir dem geneigten Leſer wohl nicht zu ſagen. Eilen wir lieber hindurch zu kommen; die ruhige und langweilige Größe dieſer Häuſer könnte uns die gute Laune verderben.

Unten am Ende angekommen, biegen wir links in eine andere, nicht minder breite Straße, die ebenfalls mit ſtattlichen und ſchönen Gebäuden beſetzt iſt. Aber hier hat alles einen neueren, wenn man will, glänzenderen Anſtrich. Hinter dem Haupthauſe ſieht man viel Grün, und durch die eleganten Gitterthore blickend Statuen und Springbrunnen, auch Glashäuſer, hie und da beſpannte Equipagen, die des Befehls zum Vorfahren harren. Aber dieſe Equipagen ſind ſehr verſchieden von denen der anderen Straßen. Dort ernſte, einfache Livreen und Karoſſen, nur die Wappenſchilder hervortretend, hier die letzteren Nebenſache, ſehr verſchwindend unter dem Golde der Geſchirre und Stickereien

der Livreen. Iſt doch auch der Mann, der in derſelben ſteckt, hier ein ganz anderer. Dort unter der neunzackigen Krone ſteht er ruhig da, ſteif, mit einer bezeichnenden Gleichgültigkeit in ſeinen Mienen gegen alles, was um ihn her vorgeht. Er, der Kutſcher und die alten vornehmen Pferde halten da, faſt ebenſo unbeweglich wie die Schildhalter am Wappen, während hier der bewegliche Lakai mit dem pfiffigen Geſicht — er zerkaut den Stiel einer Roſe, die er ſo eben abgepflückt — neben dem Kutſcherbocke ſteht, ſeinem Collegen etwas ungeheuer Komiſches erzählt und dazu hin und her tänzelt, während der Roſſelenker ſeine Peitſche leicht und gewandt auf und ab wickelt. Auch Muſik ſchlägt hier wieder an unſer Ohr; wir vernehmen gutgeſpielte Paſſagen auf einem Inſtrument von prachtvollem Tone, vielleicht auch eine Phantaſie von Chopin, ja wir hören auch ſingen, aber nicht das kleine, blitzende Sternlein, ſondern

„Ah je veux briser ma chaine
disait le bel Ivan.“

Wenn wir langſamer gehen, werden wir auch vielleicht das Glück haben, die Sängerin zu erblicken. Dort tritt ſie auf den Balkon, friſche Luft athmend nach den Anſtrengungen ihres Geſanges und dabei gelegentlich die Straße auf und ab blickend. Es iſt eine junge Dame in ſehr reicher und ſehr eleganter und ſehr leuchtender Toilette. Ihr Teint iſt etwas bleich, der Geſichtsſchnitt ſüdlich ſcharf, Augen und

Haare ſchwarz. Sie bleibt auf dem Balkon ſtehen, bis ſich die Hausthüre öffnet und durch dieſelbe ein kleiner dicker, lebhafter Mann auf die Straße tritt. Dieſer hat im Hausgange ſein Taſchentuch benutzt, aber vergeſſen, es einzuſchieben, und ſchwenkt es nun in der Hand hin und her. Offenbar iſt ſein Geiſt mit etwas beſchäftigt, gerade ſo, wie der andere kleine dicke und bewegliche Mann, der drüben im gleichen Augenblicke aus dem Hauſe tritt, und wie ein Dritter und Vierter, welche die Straße hinab gehen im eifrigſten Geſpräch über Krieg und Frieden — ob ſie ſteigen werden oder fallen — nicht die Heere des Vaterlandes, ſondern die koſtbaren Papierchen.

Weiter! Wie ſich in allem die Extreme berühren, ſo auch hier. Wir biegen abermals links um die Ecke und haben hier die Grenze des faſhionablen Quartiers plötzlich überſchritten; wir ſind in einer ganz andern Region angelangt. Zwei Reihen gleicher, vierſtockiger Häuſer mit unendlich vielen Fenſtern zeigen ſich unſern Blicken. Aber trotz der Höhe dieſer Gebäude haben ſie ein ärmliches und dürftiges Aeußere, die Dächer haben ſehr viele und unregelmäßig ſtehende Schornſteine; die Fenſteröffnungen ſind klein, meiſtens ohne Läden, und den vielen ganz verſchiedenartigen Vorhängen nach zu urtheilen, die wir an ihnen ſehen, ſind dieſe Häuſer durch all' ihre Stockwerke von ebenſo verſchiedenartigen Partieen bewohnt. Merkwürdig viele ältere Frauen und ältere Jungfrauen ſieht man an dieſen Fenſtern;

die Ersteren blicken meistens sehr melancholisch auf die Straße, und bei den älteren Jungfrauen — eine größere Anzahl derselben hat wegen Ohren- und Zahnschmerzen den Kopf verbunden — sieht ein scharfer Beobachter häufig einen gewissen Zug freiwilliger Entsagung, der sich aber bei den geringfügigsten Veranlassungen immer noch in einen Schimmer der Hoffnung verwandelt. Und auch hier vernimmt man Musik, und viel Musik durcheinander, unten Violine, in der Mitte Klavier, oben Gesang.

„Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb solltst du mir sein!"

Wenige Männer bemerkt man in dieser Straße, und alle, die wir sehen, haben ein gedrücktes, gebeugtes, pensionirtes Aussehen, die Mehrzahl unter ihnen trägt gelblich gewordene weiße Halsbinden, und kann es immer noch nicht lassen, zusammengefaltete Papiere, die wie Akten aussehen, im Rockschooße oder unter dem Arme zu tragen. Alle aber, obgleich sie gar nichts mehr zu thun haben als Morgens aufzustehen und Abends sich zu Bette zu legen, werden doch bei gewissen Tagesstunden von einer quälenden Unruhe befallen; so Morgens um acht Uhr, beim Beginn der Kanzleistunde, wo sie kaum in ihrem dürftigen Zimmer zu bleiben vermögen, namentlich aber Mittags um zwölf, wo sie jeder noch so sehr nach einer andern Richtung hin unternommene Spaziergang vor jenes große Gebäude führt, welches in

einer der Hauptſtraßen liegend, für Kanzleien erbaut iſt, und wo ſie ſich unter die Schaar ihrer ehemaligen Collegen miſchend, ſich noch ſo zu betrachten vermögen wie damals, als auch noch auf ihren Schultern mit das Wohl des Staates ruhte.

Aber auch noch eine andere Klaſſe von Leuten wohnt in dieſer Straße mit den vierſtockigen Häuſern. Es ſind das Männer über die guten Lebensjahre hinaus, oft von Alter und Strapazen gebeugt, die aber in ihrem Auftreten, in ihrer Art zu ſehen, in der Haltung des Körpers, wenn das irgend möglich iſt, noch etwas Strammes zur Schau tragen, ſei es auch nur in der Haltung des Kopfes oder in der abgemeſſenen Bewegung des Ellenbogens. Man könnte viele von dieſen Leuten mit dem Ausdrucke: Geſpenſter des Tages bezeichnen; denn wie die wirklichen Phantome ſich nur in der mitternächtigen Stunde zwiſchen Zwölf und Eins öffentlich ſehen laſſen, ſo dieſe nur zu Mittag, wenn die Militärparade aufzieht. Da erſcheinen ſie plötzlich, aus den verſchiedenſten Seitenſtraßen auftauchend, entweder mit der Muſik marſchirend oder die Truppe mit einer Geberde der Zuſtimmung oder einem Zeichen des Mißfallens an ſich vorüber ziehen laſſend.

Im Gegenſatz zu den penſionirten Beamten tragen dieſe Herren eine hohe, ſteife, ſchwarze Halsbinde und meiſtens eine Mütze mit der Farbe ihres früheren Regiments und einer kleinen Cocarde verſehen. Ob ſie bei der Infanterie

oder Kavallerie gedient, erkennt man leicht am Schnitt des Bartes; der Infanterist trägt ihn klein, oft zu ein paar unbedeutenden Punkten zusammenrasirt, der Kavallerist dagegen lang, herabfallend oder wenn er sich noch zu Ansprüchen berechtigt hält, keck hinaufgedreht. Am besten aber unterscheiden sich beide Waffengattungen in ihren Pensionären durch die verschiedene Gangart; während der ehemalige Infanterist etwas darauf hält, daß immer noch seine Fußspitzen zuerst den Boden berühren und daß sich das Bein so gestreckt wie möglich präsentirt, befleißigt sich der Andere einer ausgesuchten Nonchalance, geht ziemlich breitspurig und schlenkert bedeutend mit dem linken Fuße, wenn er Husar gewesen ist. Eigenthümlich ist, daß beide Arten häufig und gern Sporen tragen, wobei denn der ehemalige Hauptmann gewiß nicht ohne Sprungriemen erscheinen wird, der alte Rittmeister zu Fuß aber darauf durchaus nichts hält und es ganz natürlich findet, wenn seine weiten Beinkleider sich angenehm und bequem in die Höhe ziehen.

Aber weiter auf unserem Spaziergange! Die Straße, die wir eben durchwandert, verbindet in ihrer Dürftigkeit zwei bessere Quartiere; denn drüben ist wieder eine breite Straße, ebenfalls mit hohen Häusern besetzt; doch haben diese Häuser größere Fenster und Eingangsthüren, kurz einen wohnlicheren Anstrich. Das weibliche Dienstpersonal, welches man hier sieht, erscheint besser gekleidet, rennt auch nicht so in größter Eile an einander vorbei, ja überläßt sich

an Haus- und Ladenthüren ſchon einem behaglichen Plaudern oder wechſelt ein paar Worte mit irgend einem Bedienten, die hier ſchon wieder, wenn auch in einfacher Livree, ſichtbar werden, hält doch auch ſchon hier und dort vor den Häuſern eine Equipage; freilich iſt eine davon nur ein Fiaker, aber die andere, jene ſchwere, grüne Kaleſche mit dem alten brummigen Kutſcher auf dem Bocke, beſpannt mit ziemlich ſteifen Mecklenburgern, iſt Eigenthum des Herrn Präſidenten des Obertribunals. Und dieſe Kaleſche wird ſchon von weitem ehrfurchtsvoll gegrüßt von all' den Dienern in grauer Livree, die wir hier mit großen Aktenſtößen beladen von einem Haus ins andere wandern ſehen.

Doch ſetzen wir unſern Weg fort. Wir kommen in ein Stadtviertel, wo ſich Eleganz und Armuth die Hand zu reichen ſcheint, wo wir aus all' den Straßen, die wir bisher durchwandert, etwas vereinigt finden. Dort halb zurückgezogen in die Seitengaſſe bemerken wir einige der einfachen und eleganten Equipagen mit hochadeligem Wappen, nicht weit davon vor einem anſehnlichern Hauſe hält einer jener glänzenden Wagen mit den reich geſchirrten Pferden, Kutſcher und Bediente in ausgeſuchter Livree, ja wir meinen ſogar jenen alten dicken Herrn wiederzuſehen, der drüben vergaß, ſein Sacktuch in die Taſche zu ſtecken und der nun hier aus der Hausthüre tritt, behaglich ſchmunzelnd. Es kann aber auch ein Anderer ſein; ſie gleichen ſich alle; iſt auch für uns gleichgültig, denn der Wagen rollt mit Oſten-

tation davon. Aber hie und da an den Fenstern erscheinen Köpfe, meistens weibliche, frisirte und unfrisirte, um ihm lächelnd nachzuschauen. Aber die Art dieses Lachens ist so verschieden, wie die Lacherinnen selbst und ihre Toilette, und lustig oder hämisch, spöttisch oder boshaft, ganz darnach, ob sich das dichte volle Haar in zierlichen Buckeln und Locken zeigt, oder sich unter einem grauen Tuche verbirgt, oder ob der Busen rund und voll ein seidenes Kleid hebt oder gänzlich unsichtbar ist unter einem wollenen, buntkarrirten Umschlagtuch.

Außerordentlich belebt ist diese Straße, dieses Stadtviertel. Wenn man alle die vielen glänzenden Reiter sieht, meistens junge Offiziere, wie sie lorgnettirend und höchst eigenthümliche Bewegungen mit der Reitpeitsche machend, hin und her caracolliren, so könnte man zu dem Glauben kommen, das Galoppiren auf dem Pflaster sei für Vieh und Menschen ein außerordentliches Vergnügen. — Aber neben diesen Berittenen, die von ihren vielen Freistunden ein paar hier oft ohne allen Nutzen vertrödeln, sieht man auch ganz sonderbare Fußgänger, alte und junge Herren, hier, um Aufsehen zu erregen sich inmitten der Straße haltend, dort wie scheu und verstohlen an den Häusern hinschleichend. Neben ihnen schlendern Lakaien dahin, laut Adressen austauschend, in den Händen kleine Billets, die in gar keinem Verhältniß stehen zu den kolossalen Blumenbouquets, denen sie als Begleitschein dienen. Auch

Muſik hören wir hier, viele Muſik, verſchiedenartige Muſik.

„An jenem Tag, wo du mir Liebe geſchworen,
Als ich in Wonn' und Schmerz zu deinen Füßen lag!“

Wir würden ſtehen bleiben, aufmerkſam lauſchend, ja überraſcht, wenn wir uns nicht beſännen, wo wir ſind und daß wir das heute Abend noch viel ſchöner hören werden. Auch ſtört uns einigermaßen das Solfeggiren, das faſt gellend aus dem andern Hauſe an unſer Ohr ſchlägt.

Weiter, weiter! Laſſen wir hinter uns die Bettler und Könige, die Prinzeſſinnen und all' die unſchuldigen Landmädchen; ziehen wir dahin durch einige Straßen, von deren Eigenthümlichkeiten, das heißt von den Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner, wir wohl einiges ſagen könnten, wenn wir nicht fürchten müßten, den freundlichen und geneigten Leſer zu ermüden, und nähern wir uns ſo allmälig dem Ende der Stadt, jener Gegend

„dort, wo die letzten Häuſer ſtehen.“

Das ſind eigenthümliche Häuſer und ſie haben noch eigenthümlichere Bewohner; — eine ganze Straße hier aufzufinden, hält eigentlich ſchwer, denn wo einmal drei oder vier Häuſer neben einander ſtehen, da folgt alsdann wieder eine Reihe von Gärten, an deren Ende, aber nach einer ganz andern Richtung hin ſich dann wieder ähnliche

Gebäude erheben, aber auch wieder nur zu zwei oder drei; dann folgen wieder Gärten oder Bauplätze, und so geht es fort, eine weite Strecke über die Grenzen der eigentlichen Stadt hinaus, fast bis zum nächsten Dorfe, das am Fuß der Berge liegt, jenseits der Wiesenfläche, die sich noch zwischen ihnen und den zerstreuten Häusern einschiebt.

So willkürlich nun die Lage dieser Häuser ist, so hat doch die Bauart fast eines jeden derselben etwas Besonderes, etwas Verschiedenes von der übrigen Stadt; an jedem der Gebäude hier, mag es noch so unbedeutend sein, sehen wir, nach Norden gerichtet, irgend ein Fenster von so unverhältnißmäßiger Höhe und Breite, daß es durchaus nicht zum Uebrigen paßt; oft sogar haben diese Fenster eine solche Ausdehnung, daß man glauben könnte, man habe ein Treib- oder Gewächshaus vor sich; ja es scheint uns von weitem, als sähen wir wirklich bunte Blumen an denselben. Kommen wir aber näher, so bemerken wir alsbald, daß das, was wir für Pflanzen oder Blüthen gehalten, bunte Farbenkleksе sind, womit die Fenster stellenweise, aber ohne allen Zusammenhang, bemalt sind.

Passend zu diesen sonderbaren Häusern haust aber auch hier ein seltsamer Menschenschlag; meistens sind es junge Leute, die wir ab- und zugehen sehen, mit lang herabwallenden Haaren, mit großen Bärten, wo die Natur dergleichen bescheert, mit Kopfbedeckungen vergangener Jahrhunderte oder freier Phantasieen, breitkrämpige, zugespitzte Hüte oder

barettähnliche Mützen von Tuch oder Sammt. Den letzteren fehlt nur die Agraffe und aufſtehende Feder, um den Kopf eines Edelknaben der ehemaligen maleriſchen Zeit fertig zu machen. Auch in der Kleidung vieler dieſer jungen Leute iſt ein Uebriges gethan, um ſie ſo verſchieden als möglich zu machen von dem ſpießbürgerlichen Anzug unſerer jetzigen proſaiſchen Zeit.

Zwiſchen dieſen Leuten, die wir häufig mit Mappen unter dem Arme erſcheinen ſehen, bemerken wir aber auch ganz von ihnen verſchiedene Geſtalten, die ebenfalls dort aus den Häuſern kommen oder hineingehen: alte Männer mit langem, weißem Haar und dichten, graumelirten Bärten, Köpfe von ſo ehrwürdigem Aeußern, daß man ſie augenblicklich und vollkommen paſſend auf die Statue eines Apoſtels ſetzen könnte; ihr Geſichtsausdruck iſt feierlich, ja ehrwürdig, oft tragen ſie lange Hirtenſtäbe in den Händen, in der Art, wie die alten hochſeligen Patriarchen, und wenn ſie ſtatt des ſchäbigen, dürftigen Röckchens, das ſie anhaben, mit einem faltigen Talar bekleidet wären, ſo würden uns nur noch Palmbaum und Brunnen fehlen, um eine altteſtamentliche Geſchichte beieinander zu haben, — Bilder voll Licht und Schatten; denn während wir hier den Kopf eines ſolchen fürſtlichen Hirten in vollem Glanze zu erblicken wähnen, bemerken wir neben ihm ein Geſicht mit ſo falſchem, widerwärtigem Ausdrucke, daß wir den Träger deſſelben nur etwas gebückt dahin ſchleichen zu laſſen brauchen, den

Dolch im Gewande, um den prachtvollſten Mörder fertig zu haben, den man ſich nur denken kann.

Aber neben einem ſolchen ſtechenden Dorne der menſchlichen Geſellſchaft erſcheinen uns auch hier blühende Roſen, welche das Leben verſchönern, prachtvolle weibliche Köpfe, zarte und üppige Geſtalten, die wir mit Erſtaunen ebenfalls kommen und gehen ſehen. Stolz und aufrecht ſchreiten ſie daher, und man könnte glauben, eine Schaar von Fürſtinnen und Heldinnen aller Zeiten hätte ſich das Vergnügen gemacht, hier einmal im halben Incognito unter gewöhnlichen Menſchenkindern umher zu wandeln. Wir ſagen im halben Incognito, denn oft verräth uns eine leuchtende Granatblüthe im blauſchwarzen Haar, trotz dem langen, verhüllenden Shawl, daß wir es eigentlich mit einer granadiſchen Prinzeſſin zu thun haben; oder es erzählt uns jene weiße Roſe dort in den blonden Locken, daß die Dame, welche ſich ſo beſcheiden in ihr kurzes dünnes Mäntelchen hüllt, eigentlich ein geborenes Burgfräulein iſt, welches wir ſchon ſahen, ſchmachtend niedergebeugt zum ſpiegelnden See, wo die weiße Waſſerlilie blüht, oder Schwäne fütternd, oder Vergißmeinnicht pflückend, oder Gänſeblümchen zupfend, oder einen Liebesbrief leſend, oder dem entſchwindenden Taucher nachſchauend in dem Augenblick, wo die Waſſer alle zurückkommen, ihn aber keines wiederbringt, oder — oder — oder — doch genug des grauſamen Spiels!

Treten wir lieber in eines dieſer kleinen Häuſer, nicht

in das erſte beſte, — dazu iſt uns die Geſellſchaft des geneigten Leſers zu lieb, ſondern in eines, wohin wir ihn ſchon zu Anfang dieſer wahrhaftigen Geſchichte zu führen willens waren und es nur auf dieſem Umwege mit Abſicht gethan, da wir uns ſchmeicheln, viel zu gut erzogen zu ſein, um fremden Leuten ſo geradezu mit der Thüre ins Haus zu fallen.

Zweites Kapitel.

Im Atelier.

Das kleine Gebäude, dem wir uns nähern, besteht eigentlich aus zwei Häusern, die in einem Garten durch einen Zwischenraum von vielleicht dreißig Schritten entfernt liegen; dieser Garten ist eingefaßt mit einer Hecke von Weißdorn, und da wir die Thüre nur angelehnt finden, so wollen wir ohne viele Ceremonien eintreten. Da wir heute einen sehr warmen Frühlingstag haben, so stellt sich uns der kleine Garten in seiner anmuthigsten Gestalt dar. Nicht als ob er künstlich angelegt gewesen wäre, mit verschlungenen Wegen, Rasenflecken, Gebüschpartieen und dergleichen — von alle dem sah man hier nichts; ein paar unbedeutende Obstbäume, die neben dem Thore standen, warfen dort ein klein wenig Schatten; sonst war von Bäumen und Sträuchern nichts da, was die liebe Sonne gehindert hätte, das Fleckchen Land

hier mit recht hellem, glänzendem Sonnenſchein zu übergießen. Für dieſe warme Zuneigung bezeigte ſich aber auch die Erde hier äußerſt dankbar; man roch ordentlich, wie fruchtbar ſie war. Und dabei ſah ſie ſo wohlgearbeitet aus; die Feuchtigkeit des geſtrigen Mairegens war wohl noch hie und da erſichtlich, aber ſchon hatte die Hitze auf dem dunkleren Boden eine hellere Kruſte angeſetzt. Und angepflanzt war dieſer kleine Garten, daß es ein Vergnügen war; hier erſchien ſchon ein ganzes Beet voll der wolligen Blätter der Kartoffelpflanze; dort ſah man lange Reihen friſchgrüner Erbſenblätter und daneben die runden Rücken keimender Bohnen, wie ſie vorſichtig und leiſe mit denſelben winzige Erdſchollen aufhoben, um zu ſehen, ob es draußen anfange hübſch und ſauber zu werden.

Blumen fehlten grade auch nicht, obgleich die frühe Jahreszeit noch wenig Knoſpen wach geküßt hatte. Roſen waren ziemlich vertreten, aber durchaus nicht in feinen Sorten mit allerlei confuſen Namen; hier herrſchte allein nur die Centifolie, dafür aber, wie um ſich dankbar zu beweiſen, in großen üppigen Büſchen.

Der eine gerade Hauptweg, der vom Eingangsthor nach dem vordern Hauſe führt und von dem wir rechts und links in die gradlinigen rechtwinkligen Beete ſchauen, iſt ſo ſchmal, daß es uns unmöglich iſt, zu Zweien zu gehen. Wir wollen durch dieſe Bemerkung gewiß nicht auf die heutige Mode der Crinoline anſpielen: dieſe iſt ja vergänglich, wie hunderte

ihrer Vorgängerinnen, und wenn wohl ſchon lange kein vernünftiger Menſch an die unförmlichen Reifröcke denkt, wird vielleicht der Weg hier immer in derſelben ſchmalen Einfachheit beſtehen.

Das Haus, zu dem wir nun gelangen, hat nur ein, aber ziemlich hohes Parterreſtockwerk, und in demſelben auch wieder eines jener außerordentlich hohen Fenſter; doch iſt dies Fenſter verhängt, und da wir näher treten, ſehen wir, daß es bis auf den Boden herunter geht und eigentlich eine breite Glasthüre iſt.

Da wie drüben die Gartenthüre, jetzt auch hier die Hausthüre offen iſt, ſo treten wir in einen kleinen Gang und ſehen an einer Thüre rechts einen weißen Zettel angeklebt, auf dem in ziemlich ſteifen Schriftzügen zu leſen iſt: Luigi Pisani, Scultore. An der andern Thüre gegenüber iſt eine Viſitenkarte angeklebt, auf welcher, aber in feiner, zierlicher Schrift, daſſelbe ſteht. Da es aber nicht der Signor Piſani iſt, dem unſer Beſuch gilt, ſo verlaſſen wir hinten das Haus wieder und ſehen nun, getrennt durch jenen Zwiſchenraum, deſſen wir oben erwähnt, das andere Häuschen vor uns liegen.

Dieſem Zwiſchenraume aber ſind wir ſchuldig einen flüchtigen Blick zu ſchenken. Es iſt auch wieder eine Art von Garten, aber ganz anders als der erſtere, den wir ſo eben durchſchritten. Was wir dort vermißten: kleine Raſenflecke, ein paar verſchlungene Wege, etwas Geſträuch, finden

wir hier. Dazu dehnt ſich über unſerem Kopfe — wir ſtehen immer noch auf der Schwelle der Hinterthür des vorderen Hauſes — eine Veranda aus, von Baumäſten, Stangen, Stützen und dergleichen ziemlich roh gearbeitet, aber gerade in dieſer natürlichen Einfachheit ſo außerordentlich maleriſch. Wilde Rebe ſchlingt ſich durch das dürre Sparrenwerk und überzieht es mit friſchem, angenehmem Grün. Unter dieſer Veranda ſteht eine kunſtloſe hölzerne Bank, ein ähnlicher Tiſch, und an der Wand des Hauſes unter dieſer grünen Laube ſehen wir allerlei höchſt ſeltſame Verzierungen. Da ſind Arme und Beine von Stein und Gyps, auch kleinere und größere Statuen, aus dem letztgenannten Material beſtehend, aber faſt alle mehr oder minder beſchädigt; dort iſt ein Torſo der mediceiſchen Venus mit dem bärtigen Kopf Gott weiß welches Patriarchen oder Apoſtels; der Apoll von Belvedere ſtreckt freilich hier noch immer ſeinen Arm aus, aber — entſetzlich! — auf demſelben hängt eine rothkarrirte Schürze, die ſich ſo unendlich behaglich im Hauch der warmen Frühlingsluft hin und her bewegt. Dort der farneſiſche Herkules ſtützt ſich ſtatt auf ſeine Keule auf ein kleines Grabſcheit; und ſo könnten wir noch eine Menge Sachen aufzählen, manche davon zufällig entſtanden, manches aber auch, wie es ſich hier befindet, durch ausgelaſſenen Muthwillen komponirt. So unter Anderem das freilich zerbrochene, aber in ſeinen Trümmern noch ſo edle, wenn gleich furchtbar anzuſchauende Meduſen-

haupt mit der ſchwarzen, freilich nur gemalten Binde über dem rechten Auge und dem kleinen Pfeifenſtummel zwiſchen den Lippen.

Der Boden der Veranda und der untere Theil des Hauſes ſind mit weißem Staube und kleinen Brocken gewöhnlichen Steines, ſowie unbedeutenden Marmorreſten bedeckt. Neben der Bank ſehen wir noch ein ſchönes korinthiſches Kapitäl aus grauem Stein gehauen, aber unfertig, auf deſſen oberem Theil ein Brettchen liegt und das als Stuhl zu dienen ſcheint. Auf dem oben erwähnten Tiſche liegt ein Zeitungsblatt, daneben eine ausgerauchte Kölner Pfeife, und nah am Rande ſteht ein Krüglein mit zinnernem Deckel.

Wir nähern uns jetzt dem zweiten Hauſe, das ebenfalls nur aus einem Stockwerke beſteht und um das wir herumgehen müſſen, um an ſeine vordere, belebtere Seite zu gelangen — belebt durch die unvermeidlichen hohen und breiten Fenſter, die wir hier abermals ſehen und die hier wieder ſtark mit allen möglichen Farben beleckst ſind. Ja, wir unterſcheiden verſchiedene Gegenſtände, die bunt auf ihnen dargeſtellt ſind, und mitunter Gegenſtände der ſeltſamſten Art; denn während wir uns hier faſt freuen könnten über einen edlen weiblichen Kopf, der, wenn auch in ſchwachen Umriſſen, uns deutlich entgegen tritt, ſo erſchrecken wir doch, wenn wir neben und über ihm eine Menge der lächerlichſten Affengeſichter bemerken. Ja, für dieſes Thier ſcheint der

hier wohnende Künſtler eine beſondere Vorliebe zu haben, und er entwirft dabei die verzierten Köpfe deſſelben in unverkennbarer Meiſterſchaft. Da braucht es nur ein paar Pinſelſtriche auf der Glasſcheibe, um auf's deutlichſte irgend einen Theil dieſes komiſchſten aller Thiere darzuſtellen.

Von den Bewohnern der beiden Häuſer haben wir bis jetzt noch nicht das geringſte geſehen. Während wir uns aber dem zweiten Hauſe nähern, hören wir in dem Atelier deſſelben eine laute Stimme fröhlich ſingen. Singen ſollten wir eigentlich nicht ſagen, es ſind nur luſtige Töne, die dort erſchallen, ohne Worte und Melodie: „Tralerala! — Hoh — Johdo! Judivaleralara!“ oder dergleichen. Auch hören wir das nur mit Pauſen vermiſcht, und dann klingt auf einmal ein luſtiges Pfeifen dazwiſchen, den Schlag einer Amſel nachahmend, das Zirpen eines Sperlings oder das Locken irgend eines anderen beliebigen Vogels.

Treten wir aber näher — in das Haus hinein; mit zwei Schritten ſind wir an der Thüre, hinter der Geſang und Pfeifen erſchallt. An dieſer Thür iſt ein Zettel, der uns in großen, kräftigen Schriftzügen ſagt, daß wir vor dem Atelier des Malers Richard Tannhäuſer ſtehen. Doch halt! er wohnt hier nicht allein; von dem Zettel abwärts geht ein Strich mit rother Farbe in Form einer Schönheitslinie, die ſich unten ſcharf aufwärts krümmt, ſo eine Ranke bildend, auf der ſich ein vortrefflich gemalter Affe wiegt, an deſſen Kopf eine Viſitenkarte angeklebt iſt, als wenn er ſie

zwiſchen den Zähnen hielte, und auf der man lieſt: Friedrich Wulf.

Dieſe Thüre wie jede andere öffnet ſich vor uns, ohne daß wir anklopfen und ohne daß wir geſehen werden; führen wir auch den geneigten Leſer ebenſo unſichtbar in das ziemlich große Gemach.

Es iſt ein Maleratelier, wie wir ſchon oft geſehen. Dort vor uns nach Norden zu das hohe und weite Fenſter, oben mit einem Vorhang verſehen, den man nach Belieben aufziehen und herablaſſen kann; unten ſind mit Papier bezogene Rahmen, ebenfalls um das Licht zu ſpannen und nach Belieben zu dämpfen. Die Wände dieſes Ateliers waren urſprünglich von grauer Farbe, von der man aber nicht viel mehr ſieht, denn theils ſind ſie bedeckt, hier mit fertigen und unfertigen Bildern, mit Studien, Kupferſtichen, Lithographien, dort mit Stücken alten Damaſtes in den verſchiedenſten Farben, und wo dieſe Sachen noch einen freien Platz übrig ließen, da ſehen wir mit Kohle und mit Farbe, wie früher auf den Fenſterſcheiben, gemalte menſchliche Köpfe und Affengeſtalten; namentlich ſind die letzteren in faſt erſchreckender Anzahl vorhanden, glücklicherweiſe aber nur in Einem Theile des Ateliers. Dorthin fällt auch zuerſt unſer Blick, denn der andere Theil des, wie ſchon früher bemerkt, größern Gemaches iſt durch eine Art ſpaniſcher Wand von dieſem abgetrennt.

Welchen von den zwei Malern wir hier an der Staf-

ſelei vor uns haben, darüber kann kein Zweifel herrſchen. Das dort aufgeſtellte mäßig große Bild zeigt uns wie die Viſitenkarte draußen, im Munde des Affen hier ſogleich den Herrn Friedrich Wulf, der zuſammengebückt daſitzt und an einer Darſtellung ſeiner Lieblingsgeſchöpfe arbeitet. Aber es iſt ein ganz eigenthümlicher Theil derſelben, den er ſich hier zum Vorwurf eines Gemäldes gewählt; es iſt uns nicht möglich, denſelben beim erſten Anblick zu verſtehen; oben auf dem Bilde ſehen wir ein Brett gemalt, das an zwei Schnüren aufgehängt ſcheint; auf dieſem Brette ſitzen vielleicht ſechs bis acht Affen, von denen wir aber nur die äußerſten Partien ſehen, deren Schwänze jedoch in allen möglichen Windungen über drei Viertel des ganzen Bildes herabhängen. — Ah! beim nähern Betrachten bemerken wir, daß das Ganze eine Fenſteröffnung darſtellt, auf deren Brüſtung ſich ein unterſetzter Mann lehnt, der ein viereckiges grobes Geſicht hat und aus einem kurzen Pfeifenſtummel raucht, während er zu den Affenſchwänzen aufblickt, die wie ein Gitterwerk vor ihm herabhängen.

Wenn wir aber ſo vor dem Maler und ſeinem Bilde ſtehen, ſo flößt uns der Erſtere faſt noch mehr Intereſſe ein, als der überaus ſonderbare Vorwurf des Letzteren. Herr Friedrich Wulf iſt eine kleine Perſönlichkeit, die ſehr gebückt vor der Staffelei ſitzt, mit einem kurzen grünen ſ. g. Flaus bekleidet iſt und auf dem dunkeln ſehr krauſen Haar ein winzig kleines Käppchen von rother Farbe trägt.

Dabei ſcheint er uns von einer außerordentlichen Lebhaftigkeit zu ſein, er rückt auf ſeinem Stuhle bald hierhin, bald dorthin, beugt ſich nah an das Bild, entfernt den Oberkörper wieder von demſelben, und während ſich dieſer vor- und rückwärts, nach rechts und nach links dreht und windet, ſind auch die Beine des Künſtlers in einer beſtändigen Bewegung; bald ſtreckt er ſie aus, bald zieht er ſie zuſammen; jetzt ſetzt er den rechten Fuß auf den Malkaſten, der neben ihm ſteht, gleich darnach zieht er den linken auf die oberſte Sproſſe ſeines Stuhles.

Wahrhaftig, wir wollen Herrn Friedrich Wulf nicht wehe thun, aber wir können uns des Gedankens nicht erwehren, daß er ſelbſt in ſeinen Bewegungen eine frappante Aehnlichkeit hat mit den komiſchen Thieren, die er darzuſtellen ſo ſehr liebt.

Jetzt erhebt er ſich von ſeinem Sitze, das heißt er hüpft in die Höhe, um ſich mit der linken Hand unterhalb ſeines linken Knies zu kratzen und mit einem Finger der Rechten, worin er auch Palette und Malerſtock hält, ſein rothes Mützchen mit einer ſeltenen Gewandtheit von dem rechten Ohr auf das linke hinüber zu dirigiren.

Ja, auch jetzt behält er in unſern Augen die nicht weniger als angenehme und ſchmeichelhafte Aehnlichkeit, wie er vor- und zurücktänzelt, rechts und links ſpringt, und wie er ſich jetzt, nachdem er Palette und Malſtock abgelegt, nach einer Ecke des Gemaches begibt, wo an ein kupfernes Kettchen

gefeſſelt ein wirklicher lebendiger kleiner Affe ſitzt, der aber ziemlich ſchläfrig dreinſchaut und bei der Annäherung ſeines Herrn und Meiſters nur ein Auge langſam und verdroſſen öffnet. Hier tritt uns dieſe Aehnlichkeit wahrhaft erſchreckend entgegen, da ſich der kleine Maler bemüht, durch allerlei Capriolen, wie er ſie bei ſeinem ſchläfrigen Pfleglinge gewiß oft geſehen, dieſen aufzumuntern, was ihm auch zu gelingen ſcheint, wobei aber der Affe keine große Freundlichkeit an den Tag legt, vielmehr mit den Vorderpfoten nach ſeinem Herrn und Meiſter ſchlägt und dazu die Zähne blöckt. Solche Bewegungen und Grimaſſen wiederholt dieſer alsdann ſo täuſchend, daß ſich ſein ſonſt gerade nicht unſchönes Geſicht förmlich zu einer Affenfratze verzieht. Das Thier kreiſcht nun eigenthümlich auf, was der Maler ebenfalls nachahmt, nur lauter, und dann ein luſtiges: „Huſſa ho!“ dran hängt, worauf der kleine Affe erſchreckt zurückfährt und ſich, furchtſam umherblickend, erſchreckt zuſammenkauert.

„Biſt du wieder einmal ganz des Teufels?“ hört man nun eine laute, wohlklingende Stimme aus dem andern Theil des Ateliers ertönen. „Wenn du auch ſelbſt keine Ruhe halten kannſt, ſo laß doch wenigſtens das arme Thier zufrieden. Ich kann dich verſichern, das Gekreiſch thut Einem nicht nur in den Ohren weh, ſondern dringt durch Mark und Bein.“

Herr Friedrich Wulf ließ zur Antwort ein luſtiges Lachen erſchallen, worauf er ſich dreiſt dem leiſe knurrenden

Thiere näherte und ihm über Kopf und Rücken strich, indem er sagte: „Gelt du, Joco, wir zwei nehmen das nicht so genau; das sind uns bekannte, liebgewordene Töne. Ja, wir Beide!“

„Hol' euch der Teufel mit einander!“ hörte man von drüben die Stimme wieder sagen; „ich möchte den Maler und Freund wissen, der so zwei Kreaturen, wie ihr Beide seid, in seinem Atelier duldete!“

„Duldete?“ lachte der Andere. „Das könnte mich allenfalls verdrießen, wenn ich nicht wüßte, wie nothwendig dir meine gute Laune ist. Ja, wahrhaftig, Richard, ich hätte dich schon lange im Stich gelassen, aber du thust mir leid, und ich bin ein viel zu guter Kerl. Lachen ist dir wie jedem vernünftigen Menschen gesund, und wenn ich dich nicht zuweilen mit Gewalt dazu brächte, so würdest du wahrhaftig keine Zeit zum Lachen finden.“

Statt zu antworten, pfiff der drüben eine heitere Melodie und versetzte erst nach einer längeren Pause, während welcher Herr Wulf sein Affenbild genau betrachtet: „Du bist ein unverbesserlicher Kerl; mit dir ist nicht zu streiten. Ich erlebe es gewiß noch, daß du sagst, wenn du die Wände mit deinen scheußlichen Affengesichtern beleckest, so geschehe das mir zu Liebe, um mein ästhetisches Gefühl zu wecken und um meinen Schönheitssinn zu schärfen.“

„Und wenn ich das sagen würde, so hätte ich gewissermaßen vollkommen recht. Ohne die gesunde, urwüchsige und

kräftige Natürlichkeit in meinen Schöpfungen wären deine Malereien ſchon lange verzuckert und verhimmelt. Erinnerſt du dich noch, wie du damals deinem „Mädchen im Aehrenfelde“ jene verfluchte Neigung des Kopfes gabſt, nach der rechten Seite hinüber, und ſie dabei links an den Himmel hinauf blinzeln ließeſt? — Pfui Teufel! Du wirſt nicht leugnen wollen, — oh Richard, oh mon roi! — daß es damals Joco war, der dieſelbe Bewegung machte und dich aus deiner Verhimmelung wieder auf die proſaiſche Erde brachte.“

„Wie geſagt, ein unverbeſſerlicher Kerl!“ tönte es hinter der ſpaniſchen Wand hervor, und dann ſang es:

„Du haſt die ſchönſten Augen,
Mein Liebchen, was willſt du noch mehr?“

„Ja, ja, auch was die ſchönen Augen anbelangt,“ lachte der kleine Maler, „ſo haſt du dich an meinen Vorbildern erholt, guter Freund. Früher brachteſt du es nie über ſo mattes, fahles Blau hinaus. Weißt du, Vergißmeinnicht in Milch gekocht, — die Farbe der Frömmigkeit und Keuſchheit — ich bedanke mich dafür! Und wenn du einmal über alle Maßen natürlich und friſch ſein wollteſt, ſo nahmſt du etwas hellbraune Farbe — Mondſcheinaugen!“

„Du biſt ein ganz unverſchämtes Subjekt!“ hörte man

den hinter der ſpaniſchen Wand lachend ſagen: „aber ich freue mich, das von dir zu hören, denn das ſpricht doch nur der Neid aus dir. Wenn ich jetzt dunkle, glühende, blitzende Augen male, ſo weißt du wohl, was mein Vorbild iſt und biſt nur deßhalb ergrimmt, weil du den grünen katzenartigen Schimmer in den Augen deiner Schöpfungen nun einmal nicht entbehren kannſt.“

„Gut, gut! Aber ſie ſelbſt, deren dunkle, glühende, blitzende Augen dich begeiſtern, hat weit mehr Gefallen an meinen Schöpfungen. Bleibt ſie nicht vor meinen Bildern mit dem Ausdrucke des innigſten Wohlbehagens ſtehen, ſchlägt ſie nicht ihre kleinen Hände zuſammen und nennt mich ihren caro Wulfo? — Das iſt der Beweis, daß ein natürliches, reines, unverdorbenes Gemüth auch nur an natürlichen, reinen, unverdorbenen Naturen, wie meine Schöpfungen ſind, Geſchmack findet.“

„Ja, ja, wie alle Kinder ſich freuen, wenn man ſie in die Affenbude führt.“

Der kleine Thiermaler hatte während dieſes Geſprächs einen ſeiner Pinſel ergriffen und mit dem Holze deſſelben einen der Affenſchwänze ſchraffirt. Dabei ſchien er mit ſeiner Arbeit zufrieden, denn er nickte wohlgefällig mit dem Kopfe und trat mehrmals einen Schritt zurück, um ſein Werk befriedigt aus einer gewiſſen Entfernung anzuſchauen.

„Du, Friedrich!“ vernahm man da abermals die Stimme von der ſpaniſchen Wand.

„Nun?“

„Komm' einen Augenblick herüber.“

„Gleich; ſiehſt du, du kannſt wieder ohne meine Hülfe nicht fortkommen.“

Drittes Kapitel.

Träume.

Der andere Theil des Ateliers, in welchen wir uns nun, dem kleinen Maler folgend, begeben, hatte, da hier alle die wunderlichen Thiergestalten fehlten und sich dafür ernste Studienköpfe an den Wänden befanden, ein ganz anderes Aussehen. Diesen Raum zierten ferner ein paar alte malerische Lehnsessel; ein ähnlicher Tisch, aus Eichenholz geschnitzt, stand in der Ecke, von ihm herab hing eine buntfarbene Decke, auf der eine Mandoline lag und ein paar mittelalterliche Stoßdegen. Die hierzu gehörende Eisenhaube, sowie ein paar Stahlhandschuhe lagen auf einem neben dem Tisch stehenden Tabouret und dienten dort, um durch ihre Schwere ein Stück rothen Damastes festzuhalten, das in breiten schönen Falten auf den Boden herabhing. Ueber den Studienköpfen hing ein größeres, unfertiges Bild,

ein Fenster darstellend, aus welchem ein schönes Mädchen dem Beschauer entgegensah; ihr Gesicht zeigte unverkennbar einen südlichen, italienischen Schnitt, wozu aber die Umgebung durchaus nicht paßte; denn statt daß man vor dem Fenster Aloe, Lorbeer, Orangenbüsche oder dergleichen gesehen hätte, bemerkte man hier eine einfache Veranda mit den abgestorbenen, herabfallenden, dunkelrothen, theils verschrumpften Blättern der Jungfernrebe, auf denen, sowie auf dem dünnen Geflecht der Aeste der erste, flockige Schnee lag, rein, weiß, jungfräulich anzusehen, wie die Augen, die Stirne, die Wangen des reizenden italienischen Mädchens.

Wenn wir näher hinblicken, so kann es uns nicht entgehen, daß wir in der Veranda hier auf dem Bilde eine Aehnlichkeit mit jener Veranda entdecken, die wir vorhin draußen im Hofe sahen und die sich jetzt dort mit ihren grünen Blättern über die Fenster des kleinen Hauses wölbte. Blicken wir nun aber von diesem Bilde an der Wand auf das ebenfalls noch nicht ganz fertige, welches die Staffelei des Malers im gegenwärtigen Augenblicke trägt, so finden wir den schönen, blühenden Mädchenkopf wieder, die gleichen Augen, die dort verwundert zum Schnee emporblicken, hier dem Beschauer mit einer rührenden Offenheit und Herzlichkeit entgegensehend. Es ist dies ein Bild, drei Viertel Lebensgröße, wohl ein Portrait. Das junge schöne Geschöpf auf demselben sitzt hier umgeben von südlicher Pflanzenpracht auf einem Marmorkapitäl in dem malerischen Costüm

von Albano. Prachtvoll heben ſich auf dem blauſchwarzen Haar, das in dicken Flechten das jugendliche friſche Geſicht umgibt, die bauſchigen rothen Bänder ab und die blitzenden ſilbernen Nadeln. So klar und glänzend die großen, tiefbraunen Augen ſind, ſo ſtrahlt doch aus ihnen etwas unbeſchreiblich Liebes und Mildes, und wird noch erhöht durch ein, wenn gleich kaum merkliches Lächeln um die friſchen, rothen Lippen des kleinen Mundes.

„Was ſoll's?“ ſagte der Thiermaler, nachdem er ſich mit verſchlungenen Armen an die Wand neben dem Fenſter gelehnt und das liebliche Bild eine Zeitlang betrachtet.

„Nicht viel,“ entgegnete der Andere lachend; „ich wollte dich nur wieder auf beſſere, menſchliche Gedanken bringen. Man iſt dir wahrhaftig ſchuldig, dich zuweilen deinem Thierkreiſe zu entreißen und dich etwas Wohlthuendes ſehen zu laſſen. Schau dir dieſe Augen genau an und geſtehe, daß es eigentlich ein Unglück iſt, wenn man ein Thiermaler geworden.“

Der kleine Maler zuckte mit einem gutmüthig lächelnden Geſichtsausdruck die Achſeln und verſenkte ſich, ſtatt augenblicklich eine Antwort zu geben, mit beifälligem Kopfnicken in den Anblick des reizenden Mädchengeſichtes, ſo daß wir Zeit finden, auch den Schöpfer dieſes Bildes genau zu betrachten, der eben zurückgetreten war, ſich auf ſeinen langen Stock ſtützte und ebenfalls mit einem Ausdruck der Befriedigung auf ſein Bild ſchaute.

Es iſt ein junger Mann von vielleicht vierundzwanzig Jahren, groß, ſchlank, kräftig, vollkommen untadelhaft gewachſen; alle Bewegungen ſeines Körpers haben etwas Sicheres, Elaſtiſches und doch dabei ſo viel Weiches und Elegantes, daß ſeine Figur, wie er ſich ſtellt, wie er ſich dreht und wendet, immer ein angenehmes Bild der Sicherheit gewährt und dabei genau paßt zu dem, was er ſagt, ja zu dem, was er mit einem Achſelzucken, mit einem leichten Lächeln, mit einem unmerklichen Neigen oder Hin- und Herwiegen des Kopfes bezeichnen will. Und dieſer Kopf paßt vortrefflich zu dieſer vollkommenen, jugendkräftigen Geſtalt; nur iſt er — zu ſchön. In dieſen gut geformten, vom Glanze der Geſundheit überſtrahlten Zügen liegt, wenn wir uns ſo ausdrücken können, eine zu weiche Harmonie; es paßt hier alles ſo genau zu einander, daß wenn wir auch im erſten Augenblicke ausrufen: welch' ſchönes Geſicht! wir im nächſten nach irgend einem Schatten ſuchen, der uns dieſen Kopf weniger harmoniſch, ja, und eben dadurch weniger flach erſcheinen ließe.

Dabei kann man aber nicht ſagen, daß die Züge des Malers geiſtlos zu nennen wären; die hohe und offene Stirn ſcheint vielmehr das Gegentheil andeuten zu wollen, ebenſo die lebhaften, etwas ſchwärmeriſchen, dunkelblauen Augen von einem ſeltenen Glanze. Da das Haar des jungen Mannes hellblond iſt, ſo finden wir auch den Teint weiß, klar und durchſichtig; er trägt dieſes Haar aber nicht

nur in reicher Fülle, ſondern ſo kraus und dabei ſo auffallend reich gelockt, daß man wohl ſieht, er brauche die gewählte Friſur, die man an ſeinem Kopfe bemerkt, d. h. dieſen ſcharf ausgeprägten Scheitel, um es nur einigermaßen zu bändigen. Ein kleiner Bart ſitzt auf ſeiner feinen Oberlippe, die ſich, wenn er lächelt, eigenthümlich zuſpitzt, und dann erheben ſich ſeine Mundwinkel auf ſo angenehme Art, daß Herr Wulf zu ſagen pflegt, der Tannhäuſer lache nur, damit man ſeinen ſonderbaren Mund ſehe, der in ſeiner komiſchen Form gar nicht zwiſchen andern vernünftigen Mäulern zu regiſtriren ſei.

Dies ſagte er aber nur, um den Andern auf harmloſe Weiſe zu necken, den Neid gegen ſeinen ſchönen Freund weder in deſſen Eigenſchaft als Menſch, noch als Maler, kannte er nicht, vielmehr geſtand er ihm ſeine körperlichen Vorzüge vollkommen zu, wobei er hinzuſetzte, daß darin gerade ſo wenig Beneidenswerthes liege, als wenn jemand, wie der hochſelige Midas, alles in Gold verwandle, was er anfaſſe.

„Siehſt du, Richard," pflegte er zu ſagen, „das iſt freilich nicht deine Schuld, daß du ein Beau biſt, wie die Leute ſagen; aber du haſt nun einmal das Unglück, und ein redlicher Freund kann nichts Ehrlicheres thun, als dich von Zeit zu Zeit warnen, oder dich vielmehr über dein Schickſal zu tröſten. Als wirklicher Beau biſt du ein Mittelding, eine eigenthümliche Gattung zwiſchen Vornehm und Gering,

zwiſchen Reich und Arm, zwiſchen Verſtand und Dummheit. Deine Schönheit flößt allen Damen Argwohn ein; nähere dich einem reichen Mädchen, ſo wird ſie ſagen: „es iſt nicht rathſam, er iſt zu ſchön;“ eine Arme flieht dich von vorneherein: „ein gefährlicher Menſch!“ ſagt ſie oder ihre Mutter, „er iſt viel zu ſchön.“ Eine Verſtändige denkt: das iſt nichts für mich, trop beau, um Verſtand zu haben; eine Dumme ſpricht zu ſich ſelber: „ich wäre nicht recht geſcheut, einen ſo ſchönen Mann für meine Freundinnen zu heirathen!“ — Und daraus ſiehſt du nun, mein armer Richard, daß du in der Welt auf gewöhnliche Weiſe ſchwerlich fortkommen wirſt, weil du zu ſchön dazu biſt. Du mußt ſchon einmal eine exceptionelle Stellung einnehmen, und die hat auch ihre Gefahren. Ich an deiner Stelle würde die Götter zu verſöhnen ſuchen, ließe mir einen recht wilden Bart wachſen und würde es ſo einzurichten ſuchen, daß mich irgend ein böſes Thier, ein Affe oder dergleichen tüchtig in die Naſe biſſe. Ich will dir dazu meine Hülfe recht gern leihen. Wahrhaftig, guter Richard, du mußt meine Worte nicht zu gering anſchlagen, es iſt ein gefährliches Geſchäft, zu ſchön zu ſein. Und da unſere lieben Mitmenſchen immer, nachdem ſie etwas Gutes oder Angenehmes von uns zugeſtehen mußten, mit einem Aber bei der Hand ſind, ſo würde es bei dir beſtändig heißen: ſchön — aber dumm, unbedeutend, ein ſchlechter Maler oder dergleichen — während es mir gerade iſt, als hörte ich von

mir ſagen: ein häßlicher Kerl, das muß wahr ſein, aber verflucht geſcheut, eine geiſtreiche Beſtie und ein ganz immenſer Viehmaler."

Wenn die Beiden ſo zuſammen ſprachen, oder vielmehr wenn der Eine ſo ſprach, da wollte ſich der Andere vor Lachen ausſchütten, und es war ihm alsdann kaum möglich, einen vernünftigen Strich auf die Leinwand zu machen.

Daß Herr Wulf bei dergleichen Vorleſungen äußerſt komiſch war, iſt nicht zu läugnen; er ſetzte ſich alsdann oder hüpfte vielmehr auf die oberſte Stufe einer Leiter, die ſich im Atelier befand, um auch den obern Theil der Fenſter blenden zu können, und wenn er dort oben ſaß, ſo machte er vielleicht unwillkürlich, aber mit einer erſchreckenden Wahrheit die Bewegungen ſeiner Lieblingsthiere nach, wobei es faſt grauenhaft anzuſehen war, bis zu welcher Fertigkeit er es darin gebracht hatte, ſich mit der Spitze ſeines Fußes am Kopfe zu krazen. Es war einmal vorgekommen, daß dies eine fremde Dame, welche es zufällig im gegenüber hängenden Spiegel ſah, ſo außer ſich brachte, daß ſie mit einem Ausruf des Schreckens plötzlich das Atelier verließ.

Auch ſonſt beſaß Herr Wulf allerlei ähnliche Fertigkeiten; er warf zum Beiſpiel einen Pinſel, den er gebraucht, ſo hoch in die Luft, daß er ihn erſt dann wieder auffing, wenn er ſchon einen andern wieder vorgezogen hatte. Bei dieſem Spiel bedauerte er häufig, nicht die Mittel zu beſitzen,

ſich einen Lehrjungen zu halten, dem er, wie der berühmte Maler von Siena, nur über den eigenen Kopf hinweg die Pinſel zuwerfen könnte. Hatte er ſich doch ſchon unſägliche Mühe gegeben, den kleinen Affen zu dieſem Dienſte abzurichten; aber das war ihm nicht gehörig gelungen, denn wenn auch Joco die Pinſel wirklich auffing, ſo war er doch nicht zu vermögen, ſie ruhig bei ſich zu behalten, ſondern er zerbiß oder zerbrach ſie.

„Ich glaube, mein neues Bild wird Aufſehen machen,“ ſprach Herr Wulf nach einer längeren Pauſe, wobei er mit einem Auge in die Höhe ſchielte und ſich mit ganz loſem Handgelenke hinter dem rechten Ohre kratzte. „Der alte Abers war geſtern wieder da und lobte es ſo, daß ich faſt ſchamroth geworden wäre.“

„Faſt, — ja,“ gab der Andere ruhig zur Antwort; „aber wirklich ſchamroth zu werden, brauchſt du keine Angſt mehr zu haben. Nun, und was meinte der alte Abers über den Ankauf?“

„Nun, er meinte, er wüßte einen Narren, dem es gefallen könnte.“

„Das müßte aber ſchon ein rechter Narr ſein!“

„Was willſt du? Es iſt von mir eine edle That, mit meinen Meiſterwerken auch für dergleichen bedauernswerthe Leute zu ſorgen. Aber Scherz bei Seite! Der alte Abers iſt geiſtreich genug, um die tiefen Ideen, ſowie die wunderbare Technik an meinem Bilde zu begreifen.“

„So, der alte Abers iſt geiſtreich?“

„Ja, weil er kein Beau iſt. — Dabei gab er ſich auch die Mühe, — wozu ein Beau freilich keine Zeit hat — das Bild deines Freundes mit all' der Aufmerkſamkeit zu betrachten, die es verdient. Haſt du das je gethan?“ wandte er ſich mit einem ſo plötzlichen Rucke gegen ſeinen Freund, daß jeder andere Menſch dabei unfehlbar von der Leiter herabgeſtürzt wäre, er aber nicht nur ruhig ſitzen blieb, ſondern auch während der Umſchwingung ſein linkes Bein über ſein rechtes ſchlug und darauf, als ſei nichts vorgefallen, mit ſeiner rechten Hand den linken Knöchel des Fußes anfaßte.

Der Tannhäuſer, der dergleichen equilibriſtiſche Kunſtſtücke ſchon gewohnt ſein mochte, ſchaute gar nicht um, ſondern malte ruhig am Gewande ſeiner Italienerin fort. Jetzt aber trat er wieder einen Schritt zurück, wandte ſeinen Kopf ein wenig auf die linke Seite und ſagte alsdann: „Weißt du, Wulf, mir geht vielleicht der Sinn ab für deine Thierfiguren. Du wirſt dich erinnern, daß mir deine Affen, lebendige und gemalte, anfänglich ein wahres Grauen verurſachten; ich mußte mich erſt nach und nach daran gewöhnen, und bei dieſen Umſtänden wirſt du es begreiflich finden, daß ich es wahrhaftig nicht verſtehen kann, welch' tiefer Sinn oder auch nur welch' meiſterhafte Technik man in einem halben Dutzend herabhängender Affenſchwänze zu entdecken vermag. — Ah, geh' weiter!“ ſetzte er lachend hinzu, „du biſt ſonſt ſo ein guter Kerl!“

„Nein, nein," gab der Andere eifrig zur Antwort, „der Streit muß einmal ausgefochten werden, und du mußt mir wenigstens zugeben, daß der Vorwurf meines Bildes nicht verrückt iſt, wie du ſchon oft geſagt. Sei nur wenigſtens gerecht, mein ſchöner, junger Menſch; ich bin es ja auch gegen dich. Habe ich dir nicht zugeſtanden, daß das Bild, welches du dort malſt, Aufſehen erregen muß, daß der Kopf deiner Italienerin, wenn er auch nicht ſchöner iſt, als das Original, doch einen ſanften Zug um den Mund hat, der dem wilden Urbild vollkommen abgeht? Daß auch an der Zeichnung der Figur nichts auszuſetzen iſt, als die Haltung des linken Fußes, die mir nicht ganz natürlich erſcheint; es müßte denn ſein, daß ſie mit der Fußſpitze das Blümchen zertreten will, welches vor ihr wächst. Aber dergleichen mörderiſche Tendenzen traue ich deinem weichen Gemüthe nicht zu. — Alſo wenn ich gerecht gegen dich bin, ſo ſei du es auch gegen mich; laß dir mein Bild erklären."

„Aber ich verderbe meine Augen daran," ſprach Tannhäuſer mit einem leichten Achſelzucken; „ich ſehe mich ſo in die garſtige Phyſiognomie deiner Affen hinein, daß —"

„Dir darauf der ſchöne Kopf Franceska's um ſo wohler thun wird," fiel der Thiermaler ſeinem Freunde in die Rede, worauf er von der Leiter herab ſprang, aber nicht in der Art, wie es jeder andere vernünftige Menſch gethan haben würde. Er legte vielmehr ſeine beiden Hände auf die Stufe, auf der er bis jetzt geſeſſen, hob dann ſeinen

Körper langſam in die Höhe, ſtreckte die Füße einen Augenblick horizontal von ſich ab, und gelangte alsdann vermittelſt dieſes großen Umweges auf den Boden.

„Deinem Griffe entkommt niemand,“ ſagte Richard lachend, warf noch einen langen Blick auf ſein Bild und folgte dann dem Thiermaler, welcher ſchon voraus nach dem Theile des Ateliers gegangen war, das er inne hatte und welches er „die Menagria“ nannte.

Gleich darauf ſtanden Beide vor ſeinem Bilde.

„Daß nun jemand ſagen ſollte, namentlich jemand, der ſelbſt Künſtler ſein will,“ fing der kleine Thiermaler eifrig an, „er ſei nicht im Stande, dies Bild ohne eine Erklärung zu verſtehen, iſt mir rein unfaßlich. Allerdings läßt es, wie jedes bedeutende Kunſtwerk, dem geiſtreichen Beſchauer — hier kratzte er ſich leicht am Halſe — mehrerlei Deutungen zu. Es iſt zum Beiſpiel der Kampf der rohen Gewalt durch den vierſchrötigen Kerl da unten repräſentirt, gegen Liſt und Schlauheit: die Affenſchwänze da oben. Doch wollen wir in dergleichen feine Intentionen nicht weiter eingehen, wogegen du mir aber zugeben wirſt, daß man auf den erſten Blick ſehen muß, das da unten iſt der Menageriebeſitzer, der ſeine Morgenpfeife raucht, dabei behaglich zu einem halben Dutzend Affen aufſchauend, die durch den Blick ihres Herrn gebannt ſich ſo anſtändig wie möglich verhalten. — Verſtehſt du das?“

„Ich glaube, daß ich das allenfalls verſtehe. Warum

du aber nichts ſehen läß'ſt als ſechs Affenſchwänze, du, mit deiner enormen Fertigkeit im Malen dieſer Thiere, das iſt mir nicht ganz begreiflich."

Der Thiermaler warf ſeinem Freunde einen faſt verächtlichen Blick zu, dann antwortete er: „Weil ich mich bemühe, alle möglichen Schwierigkeiten der Kunſt aufzuſuchen und ſiegreich zu bezwingen. Es iſt wahrhaftig keine Kunſt, in einer ganzen Affenfigur die augenblickliche Gemüthsſtimmung dieſes Thieres auszuführen, ob es luſtig iſt, traurig, zutraulich oder tückiſch, ob es wirklich langweilt oder nur in affektirter Gemüthsruhe über einen auszuführenden Streich nachdenkt. Wie geſagt, es iſt leicht, dergleichen innere Bewegungen in einer ganzen Figur auszudrücken. — Aber ich habe verſucht, das durch die Haltung der verſchiedenen Schwänze zu zeigen, und ich glaube, es iſt mir gelungen."

„Laß mich aus — laß mich aus!" rief der Andere, komiſch eine Angſt affektirend, wobei er nach ſeinem Haar fuhr und that, als wenn er ſich die Ohren zuhalten wollte. „Ich verſichere dich, Wulf, ich vergeſſe deine Affenſchwanztheorie, die du mir ſchon öfters auseinandergeſetzt, den ganzen Tag nicht mehr."

„Du haſt ſie noch nie gehört," fuhr der Thiermaler ruhig fort, „ſie wenigſtens nie gründlich in dich aufgenommen. Kannſt du läugnen, daß dieſer ohne Biegung herabhängende Affenſchwanz mit glattem Haar einen langweiligen Kerl anzeigt, und jener daneben, der ſich unten ſo ſchelmiſch

krümmt, davon erzählt, daß ſein Beſitzer an eine vielleicht unangenehme Ueberraſchung für den Nachbar denkt? daß dort der andere, der ſich ſo energiſch aufbäumt, von einer emporgehobenen Pfote und einem leichten Grinſen ſpricht, und daß dort der in der Ecke, der ſich zuſammenſchlingt und deſſen Haare förmlich geſträubt ſind, eine boshafte Beſtie anzeigt, die im nächſten Augenblicke über jenes gemüthlich-ſchweifwedelnde Weſen an ſeiner Seite tückiſch herfallen wird?"

Tannhäuſer, der ſchon ein paarmal Zeichen der Ungeduld gegeben hatte, erhob nun wie flehend ſeine Hände und ſagte: „Ich will dir alles zugeben, was du willſt; ich will ſogar deine Bilder auch zuweilen betrachten und mein Urtheil darüber ausſprechen, aber dann laß mich auch mit deinen Erklärungen zufrieden. Ich verſichere dich alles Ernſtes, Wulf, die machen mir ein ſo unangenehmes Gefühl, als wenn ich auf ein Sandkorn biſſe, oder als wenn — mich ſchaudert ordentlich — jemand mit einem Nagel über eine Glasſcheibe fährt. Ich habe nun einmal für dergleichen Sachen kein Gemüth, es iſt mir unheimlich."

Der andere zuckte die Achſeln ſo hoch als möglich war. „Es iſt wirklich ſchade," gab er zur Antwort, „daß du kein Theelöffel geworden biſt, um deine Tage in einem Sammetfutteral zubringen zu können. — Wirklich ſchade!"

„O ja, das thäte mir wohl," meinte Tannhäuſer; „ſo ſeine Tage zu verbringen als glänzendes Silber in Sammet

gehüllt, oder zwiſchen den weichen Fingern einer ſchönen Frau! — Es iſt traurig, daß man ſich ſeine Exiſtenz nicht wählen kann!"

Während die Beiden ſo ſprachen, hatte der kleine Affe anfänglich ſchläfrig zugehorcht, abwechſelnd das eine oder das andere Auge ſchließend. Plötzlich aber öffnete er beide und ſchaute aufmerkſam in die Höhe; dann bewegte er ſeinen Schweif leicht und wie es ſchien, wohlgefällig hin und her, hob auch ſeine Oberlippe auf und grinste freundlich mit den Zähnen. Aber ſowohl der Tannhäuſer, als der kleine Thiermaler waren zu eifrig in dem Austauſche ihrer Ideen begriffen und ſprachen zu laut, um das zu bemerken, oder um ein leiſes Geräuſch hinter ihrem Rücken zu vernehmen.

Joco gab indeſſen immer größere Zeichen der Theilnahme, ja einer freudigen Theilnahme zu erkennen; er grinste häufiger, ja er lachte förmlich, er richtete ſich in die Höhe und neigte dann ſeinen Körper behaglich von einer Seite auf die andere, ſprang auch jetzt in die Höhe, daß ſeine kupferne Kette klirrte, ſo daß der kleine Maler einen Blick auf ſeinen Liebling warf, ſich raſch herum wandte und dann rief: „Habe ich mir doch gedacht, daß du es ſeieſt, wildes Mädchen! — Bravo, mein Kind! Bravo, Franceska! Sind das reizende Bewegungen! Da ſieh hin, Tannhäuſer, und wenn dir das nicht die Idee zu einem ganz wunderbaren Bilde gibt, ſo wird überhaupt nie mehr

etwas im Stande ſein, dich zu begeiſtern. — Warum hörſt du auf, Kleine?“ fuhr er nach einer Pauſe raſch fort, als er ſah, wie das junge Mädchen, zu dem er ſprach, plötzlich ſtille ſtand und mit der Hand über ihr dunkles, ſchwarzes Haar fuhrend und dabei tief athmend die friſchen Lippen öffnete.

Es war das Original des Bildes, das wir vorhin beſchaut, — eine Italienerin von vielleicht ſechszehn Jahren, die leicht in das Zimmer getreten war und ſogleich angefangen hatte, hinter dem Rücken der beiden Künſtler den kleinen Joco, deſſen beſonderer Liebling ſie war, durch beſondere Bewegungen zu necken und ihn, indem ſie ihm mit ihrem gewandten Körper die ſeltſamſten, ja wildeſten Windungen vormachte, zu ähnlichen Stellungen zu ermuntern ſuchte, was ſchon oft geſchehen, worüber dann Herr Wulf ſeine außerordentliche Freude bezeugt hatte und bei einem ſolchen Duett oder vielmehr Pas de deux ein dankbares, begeiſtertes Publikum bildete. Nicht ſo der Tannhäuſer; für ihn lag in dieſen wilden und blitzſchnellen Biegungen des zuweilen recht tollen Mädchens etwas Unheimliches, Dämoniſches, und wenn er nach Hauſe kommend an dem lauten Lachen des kleinen Thiermalers hörte, daß im Atelier eine ähnliche Scene aufgeführt werde, ſo ging er nicht in das Gemach, ſondern blieb ſo lange draußen, bis er denken konnte, das luſtige Spiel ſei vorüber.

Franceska wußte das wohl, und auch ihr wäre es nicht

möglich gewesen, vor den Augen des Herrn Tannhäuser ihrer heiteren Laune den Zügel schießen zu lassen, weßhalb sie auch jetzt, wo er sich herum wandte, mit einem Male ruhig stand, die Finger unter ihre dichte Haarflechte steckend, aber immer noch mit lächelnd zuckendem Mundwinkel. Es war ein schönes Mädchen, diese kleine Italienerin, wie sie der Tannhäuser nannte, der mit seiner hohen Figur allerdings bedeutend über sie hinaus ragte. Doch war sie von einer guten Mittelgröße, und wenn der Thiermaler die Benennung „klein" ebenfalls gebrauchte, so geschah das nur, weil dies Prädikat sich freundlich und schmeichelnd aussprach und weil Francesca, so oft Herr Wulf sie so anredete, herzlich lachend auf dessen in der That unbedeutende Figur schaute.

Wir sagten schon, sie sei sechszehn Jahre alt, aber dabei war sie, wie alle Südländerinnen, für ihr Alter vollkommen entwickelt. Was allein in ihrem Aeußern in dieser Hinsicht zurückgeblieben, war der Ausdruck ihres Gesichtes, der etwas außerordentlich Kindliches hatte. Das paßte aber auch vollkommen zu ihrem heiteren, ja lustigen Gemüthe; ihre großen glänzenden Augen schauten so unbefangen, so natürlich und unschuldig umher, daß man in dieselben blickend, es vollkommen verstand, wenn sie durch die geringfügigsten Sachen angeregt, in das herzlichste Lachen ausbrach, oder wenn man sie mit andern Mädchen, die gegen sie vollkommene Kinder waren, die harmlosesten Spiele treiben sah.

Der Vater Franceska's war der Bildhauer Piſani, an deſſen Atelier wir vorhin vorbei gegangen — ein ernſter Mann an die fünfzig Jahre, Wittwer, wie es ſchien ohne viel Vermögen, und leider bei alle dem kein ſo guter Künſtler, um mit ſeinem Meißel ein reichliches Auskommen ſich verdienen zu können. Er war vor einigen Jahren aus Italien gekommen und damals — ſo erinnerten ſich ſeine Freunde — waren die Arbeiten, die er machte, wirklich ſchülerhaft geweſen. Durch unabläſſigen Fleiß aber und eifriges Studium hatte er es ſo weit gebracht, daß er jetzt für einen ordentlichen Arbeiter galt, dem man zur Noth ſelbſt ein ſchwieriges Ornament in Marmor auszuführen anvertrauen konnte. Höher verſtieg er ſich auch nicht, und wenn er auch zuweilen an Sonn- und Feiertagen zu ſeiner Beluſtigung ein Stück Thon vornahm, um daraus einen Kopf zu formen, ſo blieb es doch bei dieſen ſchwachen Verſuchen, und er nahm es durchaus nicht übel, wenn geſchicktere, obgleich jüngere Genoſſen ſeine Arbeit mit ein paar Griffen zur ſchauerlichſten Fratze umgeſtalteten.

Herr Piſani war, wie bemerkt, Wittwer und nach Deutſchland gekommen mit der kleinen Franceska und einer alten deutſchen Magd, die er in Rom, ſeiner Vaterſtadt, angenommen hatte, und welche nun hier die Wirthſchaft führte und das junge Mädchen aufs gewiſſenhafteſte erzog. Den größeren und wichtigeren Theil der Erziehung freilich

leitete der Vater ſelbſt, der, ſo unbedeutend er auch als Künſtler war, doch in andern Fächern die vielſeitigſten und gediegenſten Kenntniſſe beſaß. Er ſprach Franzöſiſch und Engliſch mit einer für einen Italiener außerordentlich guten Ausſprache; er war ein ſo vortrefflicher Rechner und Mathematiker, daß von den polytechniſchen Schülern, die ebenfalls in dieſem Stadtviertel wohnten, die meiſten zu ihm kamen, um ſich bei ſchwierigen Aufgaben hie und da ſeine Anweiſungen zu erbitten; er zeichnete und malte vortrefflich, wenn auch gerade nicht mit künſtleriſcher Meiſterſchaft; vor allem aber betrieb er Botanik ganz leidenſchaftlich, und nicht ſobald hatte er Nachmittags Hammer und Meißel weggeworfen, als er mit Franceska den nicht fernen Bergen zueilte, um von dort Abends mit einer ganzen Ladung Wald- und Feldblumen, Mooſen und allen möglichen Kräutern heimzukehren. Dabei verſtand er auch ein klein wenig von der Arzneiwiſſenſchaft, und die Arbeiter und jungen Künſtler gingen bei kleinen Verwundungen und dergleichen lieber zu ihm, als zu einem Doctor in der Stadt.

An ihm war aber etwas Anderes noch beſonders merkwürdig: ſo ſchwach er als Bildhauer, überhaupt als ausübender Künſtler war, ſo groß, ja ordentlich erſtaunlich war er als Kenner alles deſſen, was in irgend ein Fach der Kunſt einſchlug; mochten es Zeichnungen, Gemälde, Sculpturen ſein, Aelteres oder der neueren Zeit Angehörendes, Herr Piſani erkannte ſeinen Werth oder Unwerth beim

erſten Beſchauen und ſagte auch in dieſer Hinſicht, wenn er gefragt wurde, ſeine Meinung ohne Anſehen der Perſon. Aeltere Sachen claſſificirte er meiſtens vollkommen richtig nach Zeit und Schule, und dabei konnte er ſich für ein ſchönes Bild, für eine meiſterhafte Zeichnung ſo ſehr intereſſiren, daß man ihm das größte Vergnügen machte, wenn man ihm erlaubte, ein ſolches Werk eine Zeit lang bei ſich aufſtellen zu dürfen. Und das that jeder gern, denn der italieniſche Bildhauer war von aller Welt geehrt und geachtet. Wie ſchade, hieß es oft, daß dieſer Mann mit ſeinen enormen Kenntniſſen ſo wenig Talent beſitzt!

Ueber ſeine Vermögensverhältniſſe wußte man nichts Genaues; doch mußte er eigene Mittel beſitzen, denn von dem Wenigen, was er mit der Bildhauerei verdiente, hätte er nicht ſo leben können, wie er lebte, obgleich dieſes Leben auf das ſparſamſte eingerichtet war. Seine Wohnung war klein, dabei aber ſehr anſtändig eingerichtet; man ſpeiste in ſeinem Hauſe beſcheiden, aber es war immer ſo viel da, daß Einer oder der Andere ſeiner Bekannten, der gerade um die Mittagszeit kam, an dem einfachen Mahle mit Theil nehmen konnte; und Sonntag Abends hatte er immer einige ſeiner Freunde bei ſich, die ſich Winters um die dampfende Theekanne in dem kleinen Stübchen verſammelten, Sommers aber mit Früchten, Brod und einem Glaſe Landwein unter der Veranda bewirthet wurden.

Was nun die Tochter des Bildhauers anbelangte, die ſchöne Franceska, die ſich mit jedem Tage reizender entwickelte, ſo hätte man vielleicht glauben ſollen, der Vater, deſſen Umgang doch faſt ausſchließlich aus jungen Männern beſtand, von denen die meiſten obendrein noch Künſtler waren, hätte das heranwachſende Mädchen davon möglichſt fern gehalten, was aber durchaus nicht der Fall war, im Gegentheil ließ er ſie im Hauſe, unter der Veranda, in ſeinem Gärtchen, ja in dem anſtoßenden Atelier der beiden jungen Leute ſo viel und ungenirt verkehren, wie ſie nur wollte. Und bei dem Charakter ſeines Kindes hatte er vollkommen Recht darin; denn ſo gewiſſermaßen auf ſich ſelbſt angewieſen, entwickelte ſich in Franceska eine Feſtigkeit und Selbſtändigkeit, die ſie, ohne irgendwo anzuſtoßen, immer den richtigen Weg erkennen ließ. Und dabei war ſie gegen alles Verletzende hinreichend gedeckt durch die Reinheit ihres Herzens, die ſichtbar aus ihren Augen ſtrahlte und die jedem imponirte, ſowie auch durch die Energie und Feſtigkeit ihres Weſens, welche allgemein bekannt war und die man in dem Kinde ſchon öfters ſcherzhaft herausgefordert hatte.

Noch etwas Anderes aber war es, was das junge und ſchöne Mädchen vor jeder, auch noch ſo ſchwachen Beleidigung ſchützte: die Furcht vor dem bekannten heftigen und in gewiſſer Beziehung unverſöhnlichen Charakter ihres guten Freundes, des kleinen Thiermalers Wulf. Es war ein ein-

ziges Mal etwas vorgekommen, wo ein unbesonnener junger Mensch, ein Maler, der Franceska zum ersten Male sah und irgend eine etwas kecke Aeußerung that, nur durch hastiges Dazwischentreten Tannhäuser's vor dem kleinen Maler gerettet wurde, der im Begriffe war, wie ein wildes Thier über den Schwätzer herzufallen.

Daß aber Wulf nach gewöhnlichen Begriffen in das schöne Mädchen verliebt gewesen wäre, und der Schutz und die vielen Aufmerksamkeiten, die er Franceska bewies, in einer eifersüchtigen Regung ihren Grund gefunden hätten, muß man durchaus nicht glauben. Wohl fühlte er eine zärtliche Zuneigung zu diesem prachtvollen und reinen Geschöpfe; wohl sprach er gern von ihr mit seinem Freunde Tannhäuser und lobte dabei in enthusiastischen Aeußerungen ihren Wuchs, ihre Augen, ihr Haar, ihre glänzenden Zähne, was ihn aber nicht abhielt, gerade in diesen Gesprächen häufig zu sagen: „Siehst du, Kerl — damit meinte er seinen Freund Tannhäuser — wenn du dich recht plagst und dein enormes Talent, das dir von der Natur verliehen ist, gehörig anwendest, wenn du dir einen Namen machst und Bilder malst, die dir mit Tausenden bezahlt werden, so daß du eine gesicherte Existenz hast, so wäre einmal die Franceska eine Frau für dich. Und das würde mich wahrhaftig freuen, denn wenn du auch ein lächerlicher Beau bist, so bist du doch im Grunde ein guter Kerl, dem ich ein solches Glück wohl gönnen möchte.

Aber ich fürchte, du biſt zu ſchön, um geſcheut zu ſein, um zu wiſſen, was dir gut iſt."

Dazu hatte denn der Tannhäuſer gelächelt und die Antwort gegeben: „Darin haſt du Recht, zuerſt wollen wir etwas Geſcheutes malen und dann weiter ſehen."

War dann hierauf Franceska in das Atelier getreten, um dem Tannhäuſer zu einer Kopfſtudie zu ſitzen oder ihre feine, weiche Hand von ihm zeichnen zu laſſen, ſo hatte er ſich wohl häufig nicht enthalten können, ſie ſo lange und innig zu betrachten, bis auf ihrem eigenthümlich tief gefärbten Teint eine leichte Röthe erſchien und ſie dann lachend ſagte: „Wenn du nicht bald anfängſt zu malen, ſo gehe ich hinaus und ſpiele mit Joco; das iſt überhaupt viel amuſanter."

Daß ſie die beiden jungen Künſtler mit „Du" anredete, hatte ihr der Vater nicht abgewöhnen wollen, und ſagte einmal zu dem kleinen Thiermaler: „Das kommt auf einmal von ſelbſt; an irgend einem ſchönen Morgen wird ſie euch mit „Sie" anreden, und dann thut mir den Gefallen und macht es ohne weitere Erörterung gerade ſo. Hoffentlich aber bleibt es noch eine gute Zeit lang bei dem kindlichen und vertraulichen Du."

Es war eigenthümlich, daß ſich Franceska im Allgemeinen diesſeits der ſpaniſchen Wand bei Herrn Wulf, „auf Erden," wie dieſer lachend zu ſagen pflegte, wohler und

behaglicher zu fühlen schien, als jenseits „in den himmlischen Regionen," unter Göttern und lauter tadellosen Menschengestalten. Waren ihre Sitzungen bei Tannhäuser beendigt, so eilte sie nach flüchtigem Betrachten dessen, was er gemacht, zu ihrem kleinen Freunde hinüber, kauerte sich nicht selten neben ihn auf dessen Stuhl, lehnte oftmals ihre Schulter an die seinige und sah mit unverkennbarem Interesse zu, wenn er seine lächerlichen Affengestalten malte. An heißen Sommertagen verbrachte sie oft alle ihre Freistunden in dem kühlen Atelier und hielt alsdann nicht selten dort ihre Siesta, zu der sie, wie alle Italienerinnen, eine große Neigung hatte. Mochte ihr aber bei solchen Gelegenheiten, wenn es in ihren Augen anfing, schläfrig zu zwinkern, Tannhäuser noch so oft seinen alten großen Lehnstuhl anbieten, sie schlüpfte zu ihrem Freunde Wulf, legte sich dort auf einen Teppich am Boden, und erst, wenn sie recht behaglich lag, mit dem Kopfe auf einem zusammengewickelten Bärenfell, rief sie hinüber: „Jetzt darfst du mir etwas singen, Tannhäuser." Und dann nahm dieser auch in den meisten Fällen seine Mandoline zur Hand, die er mit Fertigkeit spielte, und sang ihr, was sie so gern hörte:

„O senke süßer Schlaf dich nieder."

Dabei gab dann Wulf keinen Laut mehr von sich; er wagte nicht den leisesten Husten hörbar werden zu lassen, und wenn drüben der Gesang verstummte und ihre tiefen

regelmäßigen Athemzüge anzeigten, daß sie wirklich eingeschlafen, so herrschte hierauf längere Zeit eine so tiefe Stille in dem Atelier, daß man den summenden Flug jeder Mücke vernahm, und durch die offenen Fenster deutlich das Rauschen und Sausen der nahen Stadt hörte.

Viertes Kapitel.

Ein Beſuch.

Franceska ſtand alſo hinter den beiden Freunden, und als ſich Tannhäuſer ebenfalls herumdrehte, hielt ſie, wie ſchon bemerkt, plötzlich in ihren Bewegungen inne und blickte mit gerötheten Wangen tiefathmend, aber mit lächelnd zuckenden Mundwinkeln vor ſich nieder.

„Sie hat eigentlich Recht,“ ſagte der kleine Thiermaler zu ſeinem Freunde, „daß ſie vor dir nicht forttanzt; du verſtehſt das doch nicht zu würdigen; aber ich ſage dir, es war wunderbar ſchön, und ich ſelbſt könnte auf die Idee kommen, darnach eine Skizze zu verſuchen, wenn — wenn ja zum Henker, wenn ich es überhaupt könnte.“

Der Andere hatte ſich wieder nach dem Affenbilde umgewandt und [illegible]nte lächelnd: „Jetzt wirſt du mich wohl für einige [illegible]uhe laſſen; ich kann mich viel zu wenig

in deine Intentionen finden, um dir was Nützliches oder auch nur Angenehmes sagen zu können. — Hast du Zeit, Franceska, so komm mit mir," wandte er sich an das junge Mädchen.

„Ja," versetzte diese, ohne aufzublicken, so lange nämlich der Tannhäuser noch diesseits des Verschlages war. Als sie ihn aber nicht mehr sah, lachte sie lustig gegen Wulf hin, nickte hastig mit dem Kopfe und sprang dann auf ein paar Augenblicke zu dem kleinen Affen hin, der durch freundliches Knurren sein Wohlgefallen an den Tag legte, als sie ihn mit ihrer kleinen Hand auf den Kopf pätschelte. Darauf grüßte sie mit beiden Händen und sprang dann hinter die spanische Wand.

Wulf war in diesem Augenblicke komisch anzuschauen; er richtete sich in die Höhe und nahm in Carricatur die Haltung seines Freundes Tannhäuser an — er hielt, wie dieser, den Kopf etwas hoch, beschaute sein eigenes Bild mit einem halben flüchtigen Blick und sagte dann mit affektirter Stimme: „Ich kann mich viel zu wenig in deine Intentionen finden, um dir was Nützliches oder auch nur was Angenehmes zu sagen. — Natürlich!" setzte er murmelnd hinzu, „das besieht sich in seinem Spiegel und hält sich selbst schon für eine Art Halbgott. — Komm, Franceska, wenn du Zeit hast. — Sie hätte ihm sagen sollen: nein, ich mag nicht, aber — doch was geht's mich an?"

Wahrscheinlich hatte der kleine Thi[illegible] wie er oft

zu thun pflegte, ſein Selbſtgeſpräch ſo laut geführt, daß der Andere etwas davon verſtanden; oder hatte ihn dieſer auch nur brummen oder murren gehört — genug, Tannhäuſer rief jetzt herüber: „Du, Wulf, welche Krümmung gibſt du einem deiner Affenſchweife, wenn du ausdrücken willſt, daß derſelbe über die Bemerkung eines Freundes erbost iſt?“

Der kleine Maler gab aber keine Antwort, ſondern ſeinen Stuhl näher zur Staffelei rückend und ein Lied pfeifend, fing er wieder an zu arbeiten.

Franceska hatte ſich auf den Platz geſetzt, wo ſie ſchon ſo oft geſeſſen — hinter ſeiner Staffelei, hell beſtrahlt von dem hereinfallenden Lichte. Es dauerte eine Zeitlang, ehe ſie vollſtändig zur Ruhe kommen konnte; von ihrer heiteren Luſt und dem Tanze aufgeregt, leuchteten ihre Augen ungewöhnlich, ihre Lippen zuckten und lächelten abwechſelnd, und dabei hob ſich ihre Bruſt, von tiefen Athemzügen geſchwellt.

„So geht's nicht,“ ſagte Tannhäuſer; „plaudern wir zuerſt ein bischen, ehe ich anfange zu malen. Du biſt ein recht tolles Kind. Wie mag man ſich ſo ohne Grund echauffiren und plagen!“

„Ohne Grund?“ fragte verwundert das Mädchen. „O nicht ohne Grund! Joco ſaß ſo ſchläfrig und mißvergnügt da, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn ein wenig aufzuheitern.“

„Und wenn du jemand aufheitern willſt, ſo kannſt du es,“ verſetzte freundlich lächelnd der junge Mann.

„Den Joco?“

„O nicht nur den Joco, auch Andere vermagſt du heiter zu ſtimmen, wenn ſie traurig ſind.“

„Aber dich doch nicht?“ fragte das Mädchen. Und darnach unterbrach ſie plötzlich einen tiefen Athemzug und ließ einen ihrer leuchtenden Blicke mit der Schnelligkeit des Blitzes auf ihn fallen.

„Und warum mich nicht?“

„Nun, weil du nie traurig biſt, nicht einmal verdrießlich; wenigſtens ſieht man nichts davon — das iſt ganz eigenthümlich,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „und ich habe meinen Vater einmal darum gefragt. Ich habe ihm geſagt: woher mag das wohl kommen? Wir alle ſind einmal verdrießlich oder traurig, ich ſehr oft, und wenn mich alsdann Einer lachend anſieht, ſo fühle ich, daß ich weinen könnte, und wenn er mich ernſt und traurig beſchaut, ſo wird mir das Herz noch ſchwerer. Dem Wulf geht es gerade ſo — nicht wahr, Wulf?“ rief ſie mit lauter Stimme.

„Ja wohl, mein Kind, alles, was du willſt,“ gab dieſer, der ihre Worte nicht verſtanden hatte, zur Antwort zurück.

„Der Joco hat viele betrübte Stunden,“ fuhr Franceska fort, „wo er ein Auge zuſchließt und mit dem andern melancholiſch um ſich ſchaut. Auch unſere alte Magd und mein Vater. — Ja richtig, und den letzteren fragte ich, wie es doch wohl komme, daß du immer heiter und glücklich ſeieſt.“

„Und was sagte er dir?“

„Nun, er meinte, du hättest auch gar keine Ursache, dich über irgend etwas in dieser Welt zu beklagen; dir verliefen deine Tage unter lauter Sonnenschein; du wärest in einer guten Stunde auf die Welt gekommen.“

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond!“

sang der kleine Thiermaler, der sich wahrscheinlich seit der Frage des jungen Mädchens bemüht hatte, etwas von dem Gespräch zu vernehmen.

„Hörst du, wie der Wolf heult?“ sprach lachend der Tannhäuser. „Und er hat recht,“ setzte er ernster werdend hinzu, „es kann ja nicht alles so bleiben hier unter dem wechselnden Mond. Wer weiß, Franceska, ob du mich nicht noch einmal traurig, recht traurig siehst!“

Das schöne Mädchen blickte auf den Boden nieder, dann sagte sie nach einer Pause mit leiser Stimme: „O ich möchte wohl.“

„Was, mein Kind?“

„Dich auch einmal traurig sehen.“

„Und warum das, Franceska?“

„Um den Versuch zu machen, ob es mir möglich wäre, dich aufzuheitern.“

Sie sprach das langsam, mit stockender Stimme, und es war, als ob sie fühle, daß seine Blicke auf ihrem lieben

Geſicht ruhten; ſie vermochte nur langſam ihre Augen aufzuſchlagen und auch nur einen kleinen Moment ſeinem Blicke zu begegnen, worauf er lächelnd ſagte: „Du wirſt mich ſchon noch einmal ſo ſehen, Franceska.“

„Wer weiß, wo ich dann längſt ſchon bin, wenn du einmal anfängſt traurig zu werden.“

„Ich glaube nicht, daß wir ſo bald getrennt werden, mein Kind.“

„O doch, o doch, ich fühle es!“

„Nun gut,“ ſagte Tannhäuſer mit einem leichten Lächeln; „vielleicht wäre das ein Mittel, deinen Zweck zu erreichen.“

Sie ſchaute ihn fragend mit ihren großen, glänzenden Augen an.

„Mich nämlich traurig zu ſehen.“

„O nein,“ erwiderte ſie, „das wird dich nicht betrüben.“

„Aber wenn es doch der Fall wäre? Denke dir, Franceska, es geſchähe, wie du eben ſagteſt: wir würden nämlich getrennt, Gott weiß durch welchen Zufall, und zwiſchen uns, die wir uns jetzt ſo hübſch und freundlich die Hand reichen können, legten ſich weite Länderſtrecken.“

„Ja, Berg und Thal, weite, weite Strecken,“ ſprach ſie in tiefe Gedanken verſunken.

„Und nun käme über mich, was ihr, wie du ſagſt, an mir vermiſſet — Leid und Traurigkeit. Und ſo träte ich vor dich hin — mühſelig und beladen,“ fuhr er mit einem

Ernſte fort, der eigentlich nicht zu der heiteren Situation paßte. „Würdeſt du dich alsdann deines Wortes von vorhin erinnern und mich mit einem freundlichen Blick, einem guten Worte aufheitern — oder würdeſt du ſagen, und ich fürchte faſt das Letztere: — den traurigen, verdrießlichen Mann kenne ich nicht; das iſt nicht der Tannhäuſer, der ſo oft meine Augen gemalt. — Ich glaube faſt, ſo würdeſt du ſprechen, denn wie mein heulender Wolf ſagt:

Es kann ja nicht alles ſo bleiben
Hier unter dem wechſelnden Mond."

„Und darin hat er recht," rief Wulf; „es wird eine Zeit kommen, ſchöner junger Menſch, wo auch deine Sonne ſich abwärts neigt, wo auch um dich her die feuchten, kalten Nebel aufſteigen, wo du dich ſehnen wirſt nach der treuen Bruſt eines Freundes, ſelbſt wenn dieſer Freund auch nur Affenſchwänze malt."

„Du ſprichſt ja gerade wie ein prophetiſcher Rabe," gab Tannhäuſer zur Antwort, „der jeden ſeiner Sprüche mit: wehe, wehe! ſchließt. Sollte man, wenn man euch hört, nicht glauben, bei mir wäre nur Luſt und Freude zu finden, ich kannte bis jetzt keine Schattenſeiten des Lebens."

„Du kennſt auch keine," verſetzte der Thiermaler.

„Und du" — wandte ſich Tannhäuſer nach einer kleinen Pauſe an das junge Mädchen, „du haſt mir auf meine Bemerkung noch keine Antwort gegeben. Glaube mir, mein

Kind, ich habe recht; die Stunden folgen einander, aber sie gleichen sich nicht; heute würdest du dir vielleicht einen Spaß daraus machen, mich, wenn ich traurig wäre, aufzuheitern; nächstens aber fragst du vielleicht: Tannhäuser? — Wer ist das?“ —

„O nie, nie!“ rief Francesca leidenschaftlich, und wenn auch nicht aus dem Ton ihrer Stimme die Wahrheit so überzeugend heraus gellungen hätte, so würde ihr Blick dafür gezeugt haben; ihr leuchtender Blick, offen, klar, ihr heißes Gefühl offenbarend, ihr Blick, der während einer langen Pause auf seinem Gesichte ruhte. — Dann fuhr sie sich mit der Hand über die Augen, wie um das Feuer desselben, das sie wohl fühlen mochte, zu dämpfen, und sagte hierauf mit leicht zitternder Stimme: „Ich hoffe nicht daß es so kommen wird, wie Freund Wulf gesagt, daß die Sonne deines Glückes sich umziehen wird mit kalten traurigen Nebeln, oder daß ich dich nach langer Trennung wiedersehen werde, wie du vorhin sprachst: mühselig und beladen. Sollte es aber doch so kommen, dann sollst du erfahren, ob Francesca den Versuch machen wird, dich zu erfreuen, deinen traurigen Sinn aufzuheitern. — Da,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause mit leiserer Stimme fort, „nimm!“

Man sah in ihren glänzenden Augen, an den heftigen Bewegungen ihres Körpers, daß sie gewaltig erregt war. Sie tauchte ihre rechte Hand in das Mieder, welches ihre

Bruſt umſchloß, und zog einen kleinen Ring von Achat hervor, den ſie dort an einem Schnürchen verwahrt trug, das ſie nun mit einer raſchen Bewegung von ihrem Halſe ſchlang und es mitſammt dem Ring dem Tannhäuſer einhändigte, „das nimm,“ wiederholte ſie dringend; „und ſo oft du es anziehſt, ſoll es dich an mein Verſprechen erinnern, das ich dir gewiß halten werde.“

Der junge Mann, etwas überraſcht, faſt verwirrt, nahm das Geſchenk Franceska's entgegen — es war an ihrem Herzen gewärmt — und hielt es einen Augenblick zwiſchen ſeinen beiden Händen.

„Dafür danke ich dir innig!“ ſagte er nach einem kleinen Stillſchweigen mit bewegter Stimme, „für deine guten freundlichen Worte, für dein liebes Geſchenk! Ich will es als Talisman bei mir tragen, und ſchwöre dir zu, es ſoll nie von meiner Bruſt kommen, bis ich es dir ſelbſt bei irgend einer Veranlaſſung zeigen oder wieder geben werde.“

Ihre Augen funkelten von Thränen, und er nahm ſanft ihre rechte Hand, welche ſie auf die Stuhllehne gelegt, und fuhr fort: „Du biſt ein gutes, närriſches Kind; ſiehſt du, Franceska, jetzt muß ich den Verſuch machen, dich aufzuheitern.“

„Und es ſoll dir gelingen,“ gab ſie mühſam lächelnd zur Antwort; „aber unter einer Bedingung: du darfſt mich heute nicht malen; ich kann jetzt nicht ruhig und ſtill ſitzen.

Laß mich hinaus, ich will zu meinem Freunde Wulf gehen und ihm zuschauen."

In diesem Augenblicke vernahm der kleine Thiermaler draußen im Gang Schritte und gleich darauf wurde an die Thür des Ateliers geklopft. „Herein!" rief Herr Wulf, ohne aber darauf nachzusehen, welchen Erfolg sein Ruf wohl haben mochte.

„Meine Gnädige," rief eine trockene Stimme in den Gang hinaus, „mir scheint, wir sind hier gänzlich fehlgegangen; wollen Sie die Gnade haben, einen Augenblick zu warten? — Erlauben Sie, Herr—rr —"

Da dieses ‚Herr' sehr nahe am Ohre des kleinen Thiermalers erklang, so mußte er nothwendig aufschauen und bemerkte neben sich einen schon ältlichen, elegant gekleideten Herrn mit sehr freundlicher, lächelnder Miene, der seinen Hut ein klein wenig aufgelüpft hatte und dessen Miene und Haltung so genau wie ein Fragezeichen aussah, daß er nur die Worte: Herr Tannhäuser, auszusprechen brauchte, um von Wulf die Antwort zu erhalten: Herr Tannhäuser male im selben Atelier, sei aber augenblicklich beschäftigt, er, Wulf, wolle jedoch die Gefälligkeit haben, ihm die Wünsche des fremden lächelnden Herrn vorzutragen, wenn man ihm diese Wünsche anvertrauen wolle. Der kleine Thiermaler in seiner uns schon bekannten Eifersucht hätte selbst nicht einmal den Landesherrn zu einer Sitzung der kleinen Italienerin zugelassen; schon der Gedanke, man

könne ſie nur ſo für ein Modell nehmen, hätte ihn wüthend gemacht. Auch Tannhäuſer dachte ſo, und da er ſeinen Namen ausſprechen hörte, trat er aus der ſpaniſchen Wand hervor, worauf ſich Wulf wieder unbekümmert ſeinen Affenſchwanzphantaſien überließ.

Der freundliche ältliche Herr ſtellte ſich dem Maler mit ſehr ausgeſprochener Herablaſſung als Graf Portinsky vor und lenkte mit einem vielſagenden Blick die Aufmerkſamkeit des jungen Mannes auf die offenſtehende Thüre des Ateliers, wo ſich im Gange etwas rauſchend näherte und gleich darauf eine Dame ſehr elgant, aber dabei mit ausgeſuchter Einfachheit gekleidet, erſchien, die ſich aber, ehe ſie eintrat, umwandte und zu einer zweiten Dame, die ihr folgte, lächelnd ſagte: „man muß ihm folgen, ſonſt läuft man Gefahr, in dieſem Labyrinth den Weg vollſtändig zu verlieren. — „Ah, da iſt er!“ fuhr ſie darauf fort, indem ſie überall anſtreifend durch die übrigens nicht allzuſchmale Thüre des Ateliers trat. „Aber horreur!“ ſetzte ſie dann hinzu, indem ſie ſich rings umſchaute, „das iſt ja wie das Vorzimmer zu einer Menagerie! Wohin ſind wir gerathen?“

„Die Fürſtin Lubanoff,“ flüſterte der freundliche Herr dem Maler zu, wobei er ihn lächelnd betrachtete, um den Ausdruck des Glückes und der furchtſamen Ueberraſchung zu genießen, welche unbedingt auf den Zügen des jungen Mannes erſcheinen mußten bei Nennung des Namens jener vornehmen und reichen Frau, die als eine mächtige Be-

ſchützerin der Kunſt bekannt war. Tannhäuſer that übrigens nicht beſonders dergleichen; er verbeugte ſich beſcheiden, aber nicht allzu ſtark und hielt gleich darauf ruhig den einigermaßen erſtaunten Blick der Fürſtin aus, als er dieſer von dem ältlichen Herrn vorgeſtellt wurde.

„Herr Tannhäuſer, jener junge und talentvolle Künſtler, von dem Sie" — dabei verbeugte er ſich lächelnd vor der fremden Dame, „auf den erſten Blick jenes hübſche Bild entdeckt, obgleich es ſich auf der großen Ausſtellung etwas verſteckt hält."

„Es iſt doch von Ihnen?" fragte die Fürſtin, nachdem ſie nochmals einen zweifelhaften Blick auf all' die Affen geworfen, die ſich hier auf Leinwand, auf Papier, auf den Fenſterſcheiben und auf allen Wänden befanden.

Der Graf Portinsky hatte währenddem einen Katalog aus der Taſche gezogen, darin geblättert und ſagte jetzt: „Numero vierhundertſechzehn."

Tannhäuſer verbeugte ſich leicht und verſetzte: „Eine junge Mutter mit ihrem Kind auf dem Schooß; das iſt allerdings von mir."

„Sie gaben einen Preis bei der Ausſtellungs-Commiſſion an?" fragte der ältliche, beſtändig lächelnde Herr; „ich habe ihn wahrhaftig vergeſſen. Dürfte ich Sie vielleicht bitten, uns dieſen Preis zu nennen? Die Frau Fürſtin haben außerordentlichen Gefallen an Ihrem Bilde gefunden und wünſchen es, glaube ich, zu beſitzen."

„Gewiß — es iſt charmant, ich möchte es gern haben.“

„Ich glaube, daß ich bei der Ausſtellungs-Commiſſion den Preis auf vierzig Louisd'or ſtellte,“ ſprach Tannhäuſer mit einer leichten Ungeduld, denn es war ihm von jeher peinlich geweſen, über dergleichen, namentlich mit fremden Leuten, zu ſprechen.

Die Fürſtin hatte einen mächtigen Fächer entfaltet und gebrauchte ihn mit jener wunderbaren nachläßigen Geſchicklichkeit, die einer Andaluſierin alle Ehre gemacht haben würde. Wenn man auch durch dieſes Spiel des Fächers, den ſie jetzt auf die rechte, jetzt auf die linke Seite ihres Kopfes brachte, den ſie im nächſten Momente dazu anwandte, das ſtark hereinfallende Licht des ſonnigen Frühlingstages von ihren Augen abzuhalten, um ihn darauf zuklappen zu laſſen und ein paar Sekunden ſpäter wieder rauſchend zu entfalten, — wenn auch die Nebenſtehenden durch dieſe blitzſchnellen Bewegungen gehemmt waren, der Richtung ihrer Blicke zu folgen, ſo konnte es doch dem jungen Maler, der vor ihr ſtand, nicht entgehen, daß ihre Augen, ſo oft ſie ſolche anderswohin gewandt, gleich wieder zu ihm zurückkehrten, um ihn mit Wohlgefallen zu betrachten.

Und die Fürſtin Lubanoff hatte ſchöne Augen, gefährliche Augen! ſeufzten ihre zahlreichen Verehrer. Es war ein dunkles, ſinnendes Auge, etwas umflort erſcheinend, ſowie es nicht ganz geöffnet war; und ſie liebte es, mit jener ſo reizenden Schläfrigkeit ihre Augenlider ein wenig

herabfallen zu laſſen, um alsdann, wenn ſie es für paſſend hielt, die ganze Glut ihrer Blicke mit unerwarteter Gewalt auf ihr Opfer ſchleudern zu können. Dabei aber hatte dies halbgeſchloſſene Auge etwas dämoniſch Anziehendes; wenn es gleich wie etwas erſchien, das zu fürchten war, ſo konnte man doch nicht unterlaſſen, hinein zu ſchauen, ſich Anfangs fürchtend, nach und nach dreiſter werdend und zuletzt mit einer Art von ſchauerlichem Wohlbehagen den ſo eigenthümlichen, erregten und doch wieder ſo ruhig ſcheinenden Blick in ſich aufnehmend.

Gerade ſo dachte der Tannhäuſer, als er vor ihr ſtand, ſie anblickte, während ſie dies und das mit ihm ſprach und während er ſich dabei geſtehen mußte, daß der Kopf der ſchönen Fürſtin eine der prachtvollſten Studien wäre, die ſich ein Maler nur wünſchen könne. Ihr Geſicht war oval, eher noch von runder Form, die Naſe grade und fein gezeichnet, mit wenig, aber erſichtlicher Bewegung, wenn ſie erregt ſprach oder tiefer athmete. Der Mund hatte friſche, ſchwellende, etwas ſtarke Lippen, die ſich auch, wenn ſie nicht ſprach, ſo viel geöffnet zeigten, um die weißen Zähne durchſchimmern zu laſſen; ihre Geſichtsfarbe war von jener eigenthümlichen, etwas gelblichen Bläſſe, wie man ſie bei Frauen aus dem äußerſten Süden, aber auch bei ſolchen aus dem äußerſten Norden häufig findet. Bei der Fürſtin aber wich dieſe Bläſſe, ſowie ſie animirt ſprach, vor dem ſchnell erregten Blut, welches dann mit leichter Röthe auf der feinen,

durchſichtigen Haut erſchien. Ueberhaupt, wenn ſie ſchon im gewöhnlichen, ruhigen Dahinleben eine ſchöne Erſcheinung war, ſo mußte man ſie entzückend, hinreißend finden, wenn ſie ſich über etwas enthuſiasmirte, wenn ſie lebhaft ſprach, wenn ihre Augen blitzten, wenn ihr dunkler Teint dem Pfirſich gleich von einem ſanften Roth angehaucht erſchien. Ihr Haar war dunkelbraun, faſt ſchwarz, doch ohne den blauen Glanz, den man zum Beiſpiel an dem Haar Franceska's ſah. Die Fürſtin war über Mittelgröße; ſchlank und doch voll zeigte ſich ihre Geſtalt in tadelloſen Formen, und trotz ihrer ſichern Haltung und ihres feſten, ſich ſelbſt bewußten Auftretens hatten doch ihre Bewegungen zuweilen etwas Mädchenhaftes, etwas Scheues, Schüchternes und dadurch etwas unendlich Anziehendes.

Die Fürſtin Lubanoff, jetzt vielleicht 26 Jahre alt, war die Wittwe ihres Vetters, des Generals Lubanoff, eines alten Herrn, der nur geheirathet hatte, um das koloſſale Vermögen der Lubanoff nicht in fremde Hände kommen zu laſſen, ſondern ſeiner wenig bemittelten Couſine zuzuwenden, wofür er wahrſcheinlich im Himmel ſeine Belohnung finden wird; denn hier auf Erden war ihm nicht mehr viel Zeit vergönnt, die Früchte ſeiner edlen Handlung zu genießen, da ihm bald nach ſeiner Hochzeit die unangenehme Ueberraſchung zu theil wurde, durch ein Avancement zur Armee des Kaukaſus verſetzt zu werden, wo er kurze Zeit darauf bei Erſtürmung eines feindlichen Aul's in einem furchtbaren

Handgemenge fiel, in mancher Beziehung vielleicht ein Glück für ihn, denn er war ein vortrefflicher Soldat, wäre aber, wie seine Freunde vermutheten, ein weniger guter Ehemann geworden.

Von der Fürstin aber fand man es damals sehr gerechtfertigt, daß sie ihre Heimat verließ, um längere Zeiten auf Reisen durch Deutschland, Frankreich, Italien auswärts zu bleiben. Im Besitze ihres alten Namens und eines ganz außerordentlichen Vermögens, wie schon oben angedeutet, ward sie in hohen und höchsten Kreisen mit der größten Zuvorkommenheit empfangen, hatte nebenbei einen eigenen kleinen Hof um sich und war bei ihrem feinen Geschmack, sowie bei ihrer Liebe für alle Künste bald überall die Tonangeberin. Dabei glänzte sie durch eine gediegene Einfachheit; ihr Haus mit seiner Einrichtung, ihre Equipagen, die Livreen ihrer Dienerschaft, alles war von einer ausgesuchten Bescheidenheit, alles glänzte, weil die kostbarsten Stoffe jeder Art so angebracht waren, daß sie nicht glänzen konnten.

Am heutigen Morgen hatte die Fürstin ein einfaches Kleid von perlfarbener Seide, einen weißen Burnuß und einen grauen Hut, und wenn dabei alles mit einer solchen Zierlichkeit gearbeitet war, daß die reichen Stoffe vollkommen als Nebensache erscheinen konnten, so kam doch wieder die sorgfältige Arbeit derselben nur dadurch zur Geltung, weil sie von der reizenden Figur der schönen, eleganten Frau

getragen wurden. Ihren Fuß hatte ihr Pariſer Schuhkünſtler für das feinſte und tadelloſeſte Modell erklärt, und für ihre Hand ſah ſich Jauvin gezwungen, eine neue Nummer zu erfinden.

„Vierzig Louisd'or," hatte Tannhäuſer mit einiger Zurückhaltung geſagt, ſei der Preis für ſein Bild Nr. 416, eine Mutter mit ihrem Kinde. Und darauf betrachtete ihn die Fürſtin kopfſchüttelnd und ſo eigenthümlich lächelnd, daß dem guten Maler, der nicht anders glaubte, als man finde ſeinen Preis zu hoch, das Blut in den Kopf zu ſteigen begann und ſeine Augen ſich zuſehends belebten.

„Vierzig Louisd'or?" wiederholte die ſchöne Frau und drehte ihren Fächer ſo, daß er eine förmliche ſpaniſche Wand bildete zwiſchen ihr und den Uebrigen, die ſich im Zimmer befanden. „Vierzig Louisd'or — ich finde, das iſt ein ſehr mäßiger Preis." Dabei öffnete ſie ihre Augen und blickte dem jungen Mann ein paar Sekunden feſt ins Geſicht, wobei ihre Bruſt von einem tiefen Athemzuge geſchwellt wurde. Gleich darauf ließ ſie aber ihre Augenlider wieder langſam niederfallen und fuhr fort, nachdem ſie den Fächer zuſammengeklappt: „Darf ich das Bild mein nennen? — Darf ich?" wiederholte ſie haſtig und erhob ihre Blicke abermals zu dem Maler.

Dieſer verbeugte ſich mit wahrer Erleichterung; es hätte ihn geſchmerzt, wenn man den Preis für ſein Bild zu hoch gefunden hätte; wahrhaftig, es hätte ihm das gerade dieſer

Frau gegenüber, die er heute zum erſtenmale ſah, einigermaßen wehe gethan. Deßhalb ſprach er auch mit belebterer Stimme: „Ich ſchätze mich glücklich, Madame, dies Bild, das ich gern und mit Fleiß gemalt, in Ihren Händen zu wiſſen.“

Die Fürſtin wandte ſich raſch herum, und nachdem ſie abermals einen fragenden Blick rings um ſich her geworfen, ſagte ſie: „Aber wo iſt denn eigentlich Ihr Atelier?“

„Gleich nebenan,“ gab der Tannhäuſer zur Antwort; doch ſetzte er mit der ihm eigenen ruhigen, ja vornehmen Haltung hinzu: „Ich bedaure unendlich, die Frau Fürſtin in dieſem Augenblicke nicht dorthin führen zu können, da ich gerade eine Sitzung habe, die ich ſelbſt durch den verehrteſten fremden Beſuch nicht unterbrechen darf.“

Bei dieſer Antwort erhob die ſchöne Dame leicht ihren Kopf und ſagte: „Vielleicht ein andermal denn.“ Dabei erſchien ſie ebenſo ruhig und freundlich wie vorher, denn der leichte Schatten, der über ihre Züge flog, war ſo unmerklich, daß er ſelbſt dem ſchärfſten Beobachter entgehen mußte, umſomehr dem Maler, welcher vor ihr ſtand und mit der Luſt des Künſtlers dieſe intereſſanten Züge ſtudirte.

„Da fällt mir ein,“ wandte ſie ſich an den ältlichen Herrn, „daß ich Herrn Tannhäuſer bitten könnte, mein Portrait zu malen; — die Zeichnung Ihres Bildes, die Behandlung der Farben hat mir außerordentlich gefallen, und wenn Sie ſich überhaupt mit Portraits abgeben,“ ſagte

ſie zu dem Maler, „ſo werden Sie mir vielleicht meine Bitte nicht abſchlagen. — Aber ehe Sie ſich dazu entſchließen,“ fügte ſie raſch hinzu, „ehe Sie vielleicht ſo freundlich ſind, Ihre Zuſtimmung zu geben, muß ich eine kleine Bedingung ſtellen, die Ihnen vielleicht läſtig iſt, die ich aber deßhalb vorher ausſpreche. Es iſt mir nämlich unmöglich, zu den Sitzungen hieher in Ihr Atelier zu kommen. Ich würde auch das thun,“ ſchloß ſie verbindlich, „wenn ich nicht einem andern, ebenfalls renommirten Künſtler, der mich früher gemalt — Sie werden ſein Bild bei mir ſehen — dieſelbe Bedingung geſtellt hätte und ſie auch feſthielt.“

Da es nun dem guten Tannhäuſer, der ja die erſten, wenn auch gelungenen Schritte auf der dornenvollen Künſtlerlaufbahn that, niemals in den Sinn gekommen wäre, auch von einer viel minder vornehmen Dame zu verlangen, ſie ſolle ſich hieher ans Ende der Welt begeben, um ihr Portrait malen zu laſſen, ſo verſicherte er auf's bereitwilligſte, er fühle ſich durch den erhaltenen Auftrag geehrt und bitte nur, ihm die Zeit beſtimmen zu wollen, er werde ſich dann einfinden. Er ſagte das freilich ſo verbindlich, als es ihm möglich war, und er fühlte ſich auch in der That durch dieſen Auftrag geehrt, doch da er dabei keine allzutiefe Verbeugung machte, wie die Fürſtin es bei ähnlichen Veranlaſſungen ſonſt wohl gewohnt war, auch die Worte von ſeinem tiefen, klingenden Organ ausgeſprochen, ziemlich ernſt klangen, ſo war es gerade, als erweiſe er der vornehmen

Dame eine Gunſt — ein Gedanke, den dieſe ebenfalls durch jene ganze Haltung beſtätigt fand, der ſie im erſten Augenblick überraſchte, der aber gleich darauf ein wohlwollendes und ſehr freundliches Lächeln auf ihren Zügen hervorrief.

„Das wäre alſo abgemacht," ſagte ſie heiter; „ehe wir aber die Sitzungen beginnen, möchte ich Ihnen wohl das Zimmer mit ſeinem Lichte zeigen, um Ihre Anſicht zu hören, ob es Ihnen tauglich erſcheint. Wann könnten Sie zu mir kommen, um es zu ſehen? Ich möchte Ihre koſtbare Zeit nicht unnütz in Anſpruch nehmen."

Während ſie ſo ſprach, war es natürlich, daß ſie ihn aufmerkſam anſehen mußte, was ſie denn auch that. „Hätten Sie vielleicht heute Zeit?" fragte ſie.

„Gewiß, Madame," verſetzte Tannhäuſer; „ich bitte nur eine Stunde zu beſtimmen, die Ihnen angenehm iſt."

Sie dachte einen Augenblick nach, ſie ſchien etwas zu überlegen, dann ſprach ſie lächelnd: „Sie werden es vielleicht komiſch finden, wenn ich Ihnen ſage, daß meine Zeit ſehr in Anſpruch genommen iſt. Und doch iſt dies der Fall, namentlich heute, wo ich nur zwiſchen Vier und Sechs für mich habe."

Tannhäuſer zeigte durch eine leichte Verbeugung an, daß ihm dieſe Zeit vollkommen genehm ſei.

„Es iſt dies aber gerade die Stunde meines Diners," fuhr ſie fort, „und ich würde mich nur dann ungenirt mit Ihnen berathen können, wenn Sie ſo freundlich wären, bei mir ſpeiſen zu wollen."

Obgleich dieſer Vorſchlag dem jungen Maler einigermaßen unerwartet kam und ihn überraſchte, ſo fand er doch nicht gleich einen triftigen Vorwand, um ihn abzulehnen, und ſagte deßhalb, was man bei ſolchen Veranlaſſungen zu ſagen pflegt, er mache ſich eine Ehre daraus, um vier Uhr zu erſcheinen. Dabei verwirrte es ihn doch einigermaßen, als er, vor ſich hinausſchauend, mit ſeinen Blicken auf das Geſicht ſeines Freundes Wulf traf, der ſich wieder an die Arbeit geſetzt hatte und an ſeinen Affenſchwänzen fortmalte, als gäbe es um ihn her keine fremden Beſuche oder dergleichen. Jetzt aber hatte er ſeinen Kopf herum gewandt, den Freund mit einem recht ſarkaſtiſchen Lächeln angeſchaut und dann, wie er es zu thun pflegte, wenn er eine ſeiner Lieblingsbemerkungen von ſich gegeben, die er aber jetzt begreiflicher Weiſe nur dachte: was geht's mich an? — ſeinen Mund geſpitzt, als wolle er ſich oder den Anweſenden etwas vorpfeifen.

Die Begleiterin der Fürſtin, die wir bis jetzt noch nicht genau betrachtet — ſie hielt ſich auch in beſcheidener Entfernung — war eine ſchon ältere Dame und hatte das Anſehen einer geſetzten Geſellſchafterin, die, vielleicht aus gutem Hauſe, es wahrſcheinlich vorzog, im Hotel Lubanoff ſich bei angenehmem Leben in einem dienenden Verhältniß zu befinden, als ſelbſtändig ihrer vollen Freiheit bei geringem Brode froh zu werden.

Frau von Bauvallet, die Gattin eines franzöſiſchen Berg-

beamten — er hatte das Unglück gehabt, ſich in den Goldminen am Ural zu verirren, das heißt, er war eines Tages eingefahren und darauf ſpurlos verſchwunden — war von einem angenehmen, heiteren Charakter; ſelbſt ziemlich ſorglos, hatte ſie die Gabe, mit anſcheinenden Vernunftgründen auch andere Leute davon zu überzeugen, daß es am beſten ſei, man laſſe ſich vom Strom des Lebens, ohne viel zu ringen und zu kämpfen, dahintragen, ſuche ſich dabei ſo behaglich wie möglich einzurichten, pflücke die Blumen am Ufer, die man erreichen könne, und hoffe immer darauf, vom lieben Gott an eine Inſel geführt zu werden, die viel Aehnlichkeit mit dem Schlaraffenland der Kinder habe. Für ein ſolches Schlaraffenland ſchwärmte Madame Vauvallet überhaupt, den Goldberg und die Diamantenfelder hätte ſie dabei andern Leuten überlaſſen und wäre ſchon mit dem Thal zufrieden geweſen, wo der Mandelberg thront, wo die fetteſten Faſanen umherfliegen und wo die geſpickten Rehe inſtändigſt bitten, ihren Ziemer gefälligſt abſchneiden zu wollen. Im Vertrauen geſagt, war die würdige Franzöſin eine Art Haushofmeiſter, und wo es galt, die Ehre des Hauſes zu zeigen, hätte ſich der Chef der Küche, ein berühmter Landsmann, nicht einmal unterſtanden, das Menü ohne ihren Rath zu entwerfen.

Frau von Vauvallet hatte ſich hinter den Stuhl des Thiermalers gezogen, betrachtete deſſen Bild mit unverkennbarem Intereſſe und that einige Fragen, welche ſo ſehr

davon zeugten, daß ſie von einer oberflächlichen Neugier hervorgerufen waren, daß ſich Wulf veranlaßt ſah, der alten Dame eine leichte Erklärung ſeines Werkes zu geben, welche von derſelben mit den Ausrufen: „außerordentlich! beliciös! charmant!“ belohnt wurde, — Ausrufungen, welche ſie ſo laut betonte, daß dieſe nothwendig die Aufmerkſamkeit der Fürſtin erregen mußten, welche ſich denn auch einige Augenblicke, nachdem der Tannhäuſer die Einladung zum Diner angenommen, mit der Frage, was es denn dort eigentlich gebe, dem Stuhle des Thiermalers näherte. Frau von Bauvallet gab die Erklärung des Bildes in einer ſo launigen Art, daß auch die Fürſtin darüber lächelte und dann einige Worte in ruſſiſcher Sprache zu ihrer Geſellſchafterin ſagte, worauf dieſe eifrig und ſehr heiter mit dem Kopfe nickte.

„Herr Wulf blieb ruhig auf ſeinem Stuhle ſitzen und beugte ſich nur ſo viel auf die Seite, als nöthig war, um den Damen die Ausſicht auf ſein Bild frei zu laſſen. Kein Gefühl der Ehrfurcht vor denſelben hätte ihn gezwungen aufzuſtehen, und es war etwas ganz Anderes, was ihn im nächſten Augenblicke vermochte, ſeinen Sitz zu verlaſſen, mit der Behendigkeit und Eilfertigkeit einer Schlange zwiſchen den Damen hindurchzuſchlüpfen.

Er hatte nämlich mit ſeinem ſcharfen, beſtändig umherirrenden Auge bemerkt, daß ſobald Tannhäuſer und die beiden Damen hinter ſeinen Stuhl getreten waren, der ält-

liche, beſtändig lächelnde Herr ſich der Oeffnung in der ſpanischen Wand näherte, dort einen Augenblick ſtehen blieb, liſtig um ſich ſchaute, und dann mit einemmale in dem Atelier des jungen Malers verſchwand. Er war aber nicht zwei Sekunden dort geweſen, ſo befand ſich Wulf, ohne draußen durch ſein Verſchwinden irgend ein Aufſehen erregt zu haben, neben ihm, legte die Hand auf den Arm und ſagte ihm mit ſeiner rauhen, aber feſten Stimme: „Man tritt hier nicht herein, mein Herr, und wenn man das doch thut, ſo bleibt man wenigſtens nicht da. — Darf ich bitten?“ Er zeigte mit der andern Hand nach dem Eingange.

Und doch wäre der alte freundliche Herr ſo außerordentlich gern dageblieben. Er ſchien erſtaunt, überraſcht, entzückt von der Schönheit des jungen Mädchens, welches ſtill und ſchweigend in dem großen Lehnſtuhl ſaß und den Eintretenden einen Moment mit ihren großen, glänzenden Augen anſchaute und dann ihren Kopf in die Hand niederſinken ließ. Wie wohlwollend und freundlich, wie ſüß und angenehm lächelnd war in dieſem Augenblicke das Geſicht des alten Herrn anzuſehen. Der überhaupt nicht allzu g Raum zwiſchen Naſe und Kinn verminderte ſich faſt hends, und um den dazwiſchen ſehr in der Tiefe lieg Mund ſpielten eine Menge feiner, beweglicher Falten gaben den dünnen, blaſſen Lippen das Anſehen, als beſ tigten ſie ſich mit dem Vorgeſchmacke von irgend etwas ſonders Köſtlichem.

Welch' angenehme und höchſt unerwartete Ueberraſchung! hatte er ſagen wollen, war aber nicht über das „welch" hinausgekommen, als er ſchon den zudringlichen Menſchen an ſeiner Seite ſah, der es obendrein noch wagte, ſeine plebejiſchen Malerfinger auf ſeinen vornehmen ruſſiſchen Grafenärmel zu legen. „Baschol durak!" wollte er mit begreiflicher Indignation ſagen; doch begnügte er ſich mit der erſten Silbe und ſchlenkerte dabei mit ſeinem Aermel, wie man es zu machen pflegt, wenn man eine läſtige Fliege entfernen will. Aber der kleine Thiermaler war bei Veranlaſſungen, wie die gegenwärtige eine ſehr zudringliche, ja wie Graf Portinsky dachte, eine freche Fliege, denn er pflanzte ſich ruhig zwiſchen den ältlichen, freundlichen Herrn und das ſchöne junge Mädchen, das Geſicht gegen den Erſteren gekehrt, ſteckte ſeine Hände in die Hoſentaſchen und erhob ſeine Naſe mit wahrer Inſolenz um drei bis vier Zoll.

Daß der Graf Portinsky den freundlichen Wunſch hegte, dieſen angenehmen deutſchen Maler ſtatt hier in ſeinem eigenen Atelier, wenn auch nur für ein paar kleine Tage auf einem ſeiner Güter vierhundert Werſt hinter St. Petersburg zu beſitzen, finden wir ebenſo begreiflich wie natürlich, kennen auch ähnliche Gelüſte, die aber ebenſowenig in Erfüllung gingen, wie dieſes, und wo der Betreffende ebenfalls mit langer Naſe abziehen mußte, was aber der altefreundliche Herr hier nach dem erſten Moment unangenehmer

Ueberraschung mit einem wahren Aufwand von Bonhomie that.

„Ah, diese Maler!“ sagte er grinsend; „wir müssen ihnen da für ihre Kopien, allerdings nach der Natur, unser schönes russisches Geld bezahlen, während sie die kostbaren Originale für sich behalten. O diese Egoisten! — Doch vederemo!“

Es war gut, daß in diesem Augenblicke die Frau von Bauvallet draußen ziemlich laut den Namen des Grafen rief und ihn so zu einem schnellen Rückzuge nöthigte, denn der Thiermaler war schon im Begriff, ihm eine recht grobe Antwort zu geben, die vielleicht zu unangenehmen Erörterungen hätte führen können. Nachdem demnach der alte freundliche Herr bei Wulf vorbei einen langen Blick auf das schöne Mädchen geworfen hatte, das aber natürlicher Weise darauf nicht achtete, wandte er sich um und verließ das Atelier, um die Damen aufzusuchen, die das Haus schon verlassen hatten und, von Tannhäuser begleitet, durch den kleinen Krautgarten des guten Bildhauers Pisani nach ihrem Wagen gingen, der auf der Straße draußen hielt.

Herr Wulf hatte sich eine Zeit lang nachdenkend am Kopfe gekratzt, dann zuckte er mit den Achseln und setzte sich wieder vor seine Staffelei, wo er auch ruhig sitzen blieb, nachdem Tannhäuser wieder eingetreten war, der sogleich zu Franceska ging, seine Hand auf den Kopf des jungen Mädchens legte, denselben etwas aufrichtete, um ihr in die

Augen ſehen zu können und dann zu ihr ſprach: „Was ſagſt du dazu, mein Kind?“

Sie blickte ein paar Sekunden zu ihm empor mit ruhigem, doch nicht ganz ſo heiterem Auge wie vorher. Dann gab ſie zur Antwort: „Es hat mich recht gefreut, daß die ſchöne fremde Dame dein Bild gekauft hat. Sie war doch ſchön?“ ſetzte ſie haſtig fragend hinzu. „O ja, dem Klange ihrer Stimme nach muß ſie ſchön ſein,“ gab ſie ſich ſelbſt zur Antwort. „Und iſt jener alte häßliche Mann, der zu mir hereingeſchaut, ihr Gemahl?“

„Nein, mein Kind,“ antwortete Tannhäuſer lachend, „ſie iſt Wittwe.“

„So, ſie iſt eine Wittwe? — Und du ſpeiſeſt heute bei ihr? — Da mußt du dich ſchwarz anziehen und nimmſt eine weiße Halsbinde, wie damals, als du zu dem Fürſten gehen mußteſt. Nicht wahr, du nimmſt wieder wie damals die weiße Halsbinde von meinem Vater. Ich habe ſie ſelbſt gewaſchen, gebügelt und zurecht gemacht.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ſprang ſie heftig auf und eilte durch die Oeffnung der ſpaniſchen Wand. In dem vordern Atelier angekommen, blieb ſie aber mit einemmale ſtehen, preßte heftig die Lippen zuſammen, fuhr mit der Hand über ihre Stirn und that einen tiefen Athemzug. Dann ging ſie zu dem Thiermaler, kauerte ſich neben ihn hin auf eine kleine Ecke von ſeinem Stuhle, legte ihren Kopf auf ſeine Schulter und ſagte mit leiſer, aber inniger

Stimme: „Du — Wulf, dein Bild iſt auch ſchön, und gib nur Achtung, es wird es nächſtens auch jemand haben wollen. Aber thu' mir den Gefallen und verkauf' es nicht an ſo fremde, ſtolze, übermüthige Damen."

„Gewiß nicht, mein Kind."

„Lieber behalte es für uns, und wir haben dann unſere Freude daran."

„Ja, meine Koſtbarkeit."

„Nenne mich nicht ſo, auch nicht im Scherz. Was habe ich Koſtbares? — Aber dein Bild behalten wir, nicht wahr, Wulf?"

„Gewiß, gewiß, Franceska."

Es ſchien, als wolle das junge Mädchen noch mehr ſagen, doch verſchloß ſie alles in einem Seufzer, als ſie aufſtand. „Ich hole die weiße Halsbinde," ſagte ſie darauf und verließ das Atelier.

Der kleine Thiermaler legte hierauf einen Augenblick beide Hände auf ſeine Kniee, er blickte vor ſich nieder, dann auf ſeine Affen, hierauf in die Höhe, fuhr plötzlich mit ſeinem Kopfe wieder hinab und ſtieß darauf halblaut die Worte hervor: „Ich Narr, ich dummer Kerl, ich ſelbſt ein Affe! — Zum Teufel mit allem, was ſchön iſt!"

Und wie um dieſen Worten mehr Nachdruck zu geben, ſchleuderte er den Pinſel, den er in der rechten Hand hielt und mit dem er eine Roſe auf dem Fenſtergeſims angelegt

hatte, hoch empor an die Decke, daß er, dort gegenſtoßend, einen kleinen blutrothen Flecken zurückließ.

Herr Wulf ſchien ſehr verſtimmt, der Tannhäuſer aber ganz und gar nicht; denn hinter ſeiner ſpaniſchen Wand hörte man ihn ganz gemüthlich ſingen:

„Schöne Minka, ich muß ſcheiden.“

Fünftes Kapitel.

Bei der Fürstin.

Der Tannhäuser hatte seinen Frack hervorgesucht, der, wenn er auch gerade nicht mehr vom letzten Jahre war, noch immer stattlich genug aussah, sobald ihn der auffallend schöne junge Mann angezogen. Er hatte auch seine Toilette mit der weißen Halsbinde von Franceska's Vater, welche ihm dieselbe freundlich und bereitwillig gebracht, vollendet, und war zur bestimmten Stunde nach der Stadt gegangen, wo er sich zu dem Opfer entschloß, in einem der zahlreichen Läden sich ein paar neue Handschuhe zu kaufen, worauf er sich nach dem ihm wohlbekannten Hause der Fürstin Lubanoff verfügte. Der junge Maler hatte etwas Außergewöhnliches, etwas Vornehmes in seinem Wesen; er hätte fast für einen der Ihrigen gelten können, weßhalb denn auch das sonst so geübte Auge des alten Portiers

einigermaßen getäuscht wurde und er, vor seiner Loge stehend, jene Verbeugung machte, die er auszuführen pflegte vom einfachen Adeligen aufwärts durch die Klasse der unbetitelten Barons hindurch bis hinauf zu den Legations-Sekretären der fremden Mächte.

Im Vestibul traf Tannhäuser mit dem ältlichen freundlichen Herrn zusammen, der von einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit für den Künstler war; er drückte dem jungen Mann nicht nur die Rechte mit beiden Händen, sondern er zog ihn sogar an sich, als wolle er ihn als Ausdruck seiner freundschaftlichen Gefühle umarmen; er näherte seine lange spitze Nase und seinen fast zahnlosen Mund mit grinsender Freundlichkeit dem offenen und edlen Gesichte des Malers, wobei der alte Herr aber etwas Lamaartiges an sich hatte, so daß sich Tannhäuser genöthigt sah, sein Gesicht abzuwenden, um einem förmlichen Sprühregen zu entgehen. Dazu sprach der Graf Portinsky mit einem wahren Entzücken von der angenehmen Fahrt von heute Vormittag; mit welchem Behagen er so ohne alle Ceremonie ins innerste Heiligthum der Kunst gedrungen sei und wie er es sich nicht nehmen lassen werde, so häufig, ohne alle Anmeldung, seine Besuche zu machen, schwelgend in den harmlosen Freuden des einfachen Künstlerlebens.

„Aber, Freundchen," setzte er hinzu, wobei er einen Rockknopf des jungen Malers faßte und ihn mit steifem Arm ein wenig von sich abdrückte, als wolle er ihn etwas

genauer von der Ferne betrachten, ehe er ihn wieder an ſein Herz zöge, „Sie müſſen mich bei meinen Beſuchen ganz wie einen der Ihrigen betrachten; nicht ſo ängſtlich Ihr Atelier verſchließen, wie heute Morgen, — nicht ſo eiferſüchtig ſein, junger Menſch,“ fuhr er mit einem Lächeln fort, das ſich zu bemühen ſchien, ſeine Naſe und das ſpitze Kinn zu vereinigen. „Ja, ja,“ ſprach er in luſtigem Tone weiter, als er bemerkte, wie ihn der Maler ernſt und fragend anblickte, „ja, ja, heute Morgen. Daß Sie die Damen fern hielten, begreife ich wohl, aber Unſereinem, einem Kenner — ich verſichere Sie, einem Kenner der feinſten Art, hätten Sie ſchon ſagen müſſen: treten Sie ein, s'il vous plait. Wiſſen Sie, Freundchen, eine Hand wäſcht die andere in dieſer Welt. Ja, ſehen Sie mich nur ſo verwundert an; Sie ſind ein Schalk, ich habe es der Fürſtin gleich geſagt, aber ein gefährlicher Schalk. Ob ſie es gehört hat, weiß ich nicht. Sie ſchlug ihren Fächer auf und blickte zum Wagen hinaus. — Aber das beiſeite! Um wieder auf Ihr Atelier zu kommen, die Kleine da —“

„Welche Kleine, wenn ich bitten darf, Herr Graf?“ fragte der Maler in ernſtem Tone.

„Lieber Freund, Sie machen mich lachen,“ erwiderte der alte Herr, ohne im Geringſten ſeine heitere Miene zu verändern; „wer die Kleine iſt mit dem ſchwarzen Haar und dem feurigen Blick? — Nun die, welche Sie gemalt; da kann von einer Andern nicht die Rede ſein. Das

reizende Geschöpf, das im hintern Atelier saß — Ihr Modell.“

„Ach, ich verstehe, Herr Graf!“ versetzte Tannhäuser und fuhr dann in sehr trockenem Tone fort: „das junge Mädchen ist kein Modell, wie Sie es zu nennen belieben; es ist die Tochter eines Freundes, die uns erlaubt, die in der That wunderbaren Formen ihres Kopfes zuweilen mit einigen Strichen zu benutzen.“

Währenddem waren sie langsam die Treppen hinaufgestiegen, wozu sie einige Zeit gebraucht, da der alte Herr im Eifer seines Gesprächs häufig stehen blieb und den jungen Mann durch eine Wendung des Armes zwang, sich gegen ihn zu drehen. Er that das, um eindringlicher mit ihm zu reden.

„O—o—oh!“ sagte er jetzt, indem er oben stehen blieb; „was seid ihr Künstler für ein merkwürdiges Volk! So was von Eifersucht und Mißtrauen kann sich Unsereins, der in Parenthese gesagt, gegen seine Freunde und Bekannte nach allen Richtungen hin gefällig ist, nicht vorstellen. Dem sei aber, wie ihm wolle, in den nächsten Tagen werden Sie mich wieder bei sich sehen. — Lieber Freund und Herr, Ihre finstere Stirne schreckt mich nicht; ich komme, sobald ich kann, zu Ihnen, ich, der alte Portinsky. Wenn ich daran denke, könnte ich jetzt schon lachen, hahaha!“ — Und während er das sprach, brach er wirklich in ein lautes Gelächter aus, wobei er sich ordentlich vor Vergnügen schüttelte.

„Ich komme zu Ihnen mit der Mappe unter dem Arm, wie ein junger Kunstschüler, und zeichne ebenfalls nach den wunderbaren Formen des Kopfes dieser kleinen reizenden Person. — Diese Idee ist eklatant, sie wird die Fürstin außerordentlich amusiren.“

Der Maler fühlte sich durch diese ausgelassene Lustigkeit des alten Herrn etwas verletzt; es wehte ihn aus diesem Gespräche kalt und unheimlich an; er kam sich fast selbst nicht mehr wie der vor, der noch vor wenigen Augenblicken stolz gegen das Haus der Fürstin geschritten war, mit dem Bewußtsein eines Künstlers, den sein Talent adle, oder, was freilich nicht ganz dasselbe ist, den sein Talent über die gewöhnliche Menschheit erhebe. Bei diesen Worten fühlte er sich herabgedrückt, weßhalb er sich nicht enthalten konnte, dem alten, so übermäßig heitern Herrn zur Antwort zu geben: „Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß ich nicht begreifen kann, wie sich die Frau Fürstin über Ihre eben ausgesprochene Idee so außerordentlich werde amusiren können.“

Sie waren in ein Vorzimmer getreten, an dessen Thür ein reich gallonirter Bedienter stand, welcher sich vor dem Grafen tief verbeugte.

„Sie werden das sehen und hören,“ sagte der alte Herr, wobei er zu lächeln fortfuhr, „ich mit einer Mappe unter dem Arm. Wenn ich nur gleich eine bei der Hand hätte, um so in den Salon treten zu können. Meinen Sie in der That, daß das nicht amusant wäre?“

„Komisch gewiß," entgegnete Tannhäuser; „es ist wirklich schade, Herr Graf, daß keine Mappe zur Hand ist, ich würde alsdann mit Ihnen, meinem Schüler, eintreten, einem Schüler, von dem aber der Meister noch sehr viel lernen könnte."

„Das könnten Sie auch, junger Mann, ich versichere Sie; Sie werden das sehen, wenn ich erst ein paarmal mit Ihnen gezeichnet habe."

So waren sie durch mehrere Zimmer geschritten, und als sie abermals vor eine Thür kamen, zog der Graf seine weiße Halsbinde ein wenig in die Höhe, fuhr leicht mit der Hand über die Lichtung seines ehemaligen Haares und trat alsdann voran in den Salon der Fürstin, wobei er laut und lustig auflachte.

Es war das ein Gemach mit Raffinement und Luxus ausgestattet; auf dem Boden lagen die feinsten, indianischen Matten, wie das feinste Gewebe, wie ein Seidenstoff aussehend, während tatarische Decken, die wirklich von Seide gemacht waren, aber buntgefärbten, glänzenden Vließen ähnlich sahen, sich überall als Vorlagen vor den verschiedensten Möbeln befanden. In den Ecken des Zimmers waren Blumenpartieen aufgestellt, mit duftenden, buntfarbenen Blüthen; dem Eingange gegenüber führte eine vielleicht sechs Fuß breite Oeffnung in ein kleines Gemach, wo man zwischen grünen Gebüschen eine marmorne Brunnenschale sah, die murmelndes Wasser von allen Seiten überströmen ließ.

Eine leichte Bewegung desſelben, ſowie der Blätter, die ſich hin und her wiegten, zeigte an, daß dort, wahrſcheinlich um eine erfriſchende Kühle zu behalten, die äußere Luft ungehindert eintreten könne.

Der ganze Anblick dieſes Salons hatte etwas eigenthümlich Unordentliches und doch dabei Reiches und Maleriſches. Kein Fauteuil, kein Tiſch ſtand an dem Platze, wo man allenfalls befugt geweſen wäre, ihn zu ſuchen; dabei waren an allen dieſen Möbeln die koſtbarſten, aber verſchiedenartigſten Stoffe verwendet, in den bunteſten Farben, oft mit Gold durchwirkt, aber in den eigenthümlichſten und doch wieder geſchmackvollen Zuſammenſtellungen. Dazu kam noch, daß die reichen und ſchönen Tiſchdecken mit einer naiven Willkürlichkeit hier hoch, dort tief herab hingen, daß ſich auf ihnen alle möglichen Geräthe befanden: Krüge, Schüſſeln, Schalen, koſtbare Majoliken, oder Sachen aus getriebenem Silber und Gold, mit Emaille und Edelſteinen beſetzt und incruſtirt. Auch Bücher ſah man hie und da aufgeſchlagen, prachtvolle Kupferwerke, und dazu ſeltſamer Weiſe bemerkte man welche am Boden liegen, häufig über einander, auf dem oberſten ein kleines gemaltes Brevier, und vor dieſen koſtbaren Schätzen der Literatur ſah man drei, vier türkiſche Teppichvorlagen auf einander liegen, darüber vielleicht eine buntſeidene Decke aus Bruſſa, ſo daß das Ganze ausſah wie ein kleiner Divan, den irgend jemand benutzte, um hier ruhend in jenen Kupferwerken zu blättern.

Dort auf der einen Seite neben diesem Divan, auf der Matte stand eine prachtvoll emaillirte Schaale, auf derselben ein einfaches Krystallglas, halb mit Wasser gefüllt. Daneben lag ein kleines, mit Spitzen besetztes Battisttuch.

In der Mitte des Salons war ein ähnlicher Divan wie der eben beschriebene, nur höher und breiter, ebenfalls mit einem seidengewirkten Teppich bedeckt, und auf diesem saß oder ruhte vielmehr liegend die Fürstin. Sie war mit einer ausgesuchten, man hätte sagen können raffinirten Einfachheit gekleidet. Sie trug ein Kleid von weißer Seide ohne alle bunte Verzierung, aber mit unzähligen ebenfalls weißen Knöpfen und Quasten bedeckt; ihr dunkles, volles Haar war in einfachen Flechten um den Kopf befestigt, und ausgenommen zwei immense Perlen, die in Nadeln befestigt und ihr Haar zu tragen schienen, sah man weder an ihrem Halse noch an ihren Armen das Geringste irgend einer Art von Schmuck.

Wie wir vorhin bemerkten, trat der alte Graf mit einem sehr lauten, etwas affektirten Lachen in das Gemach, überzeugt, daß die Dame des Hauses ihn mit einer Frage über seine außergewöhnliche Heiterkeit empfangen werde. Doch schien er sich diesmal geirrt zu haben, denn die Fürstin erhob sich ein wenig von ihrem Divan und sagte in einem mehr ernsten, als scherzhaften Tone: „Ich möchte in der That wissen, Graf Portinsky, wo Sie immer Ihre scheinbar unverwüstliche Laune herbringen. Jeder Mensch sollte

doch Momente haben, wo er im Stande iſt, etwas ernſthaft auszuſehen, ernſthaft zu denken, ernſthaft zu ſprechen. Da könnten Sie von unſerem jungen Freunde lernen. — Guten Tag, lieber Herr Tannhäuſer!“ wandte ſie ſich an dieſen. „Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß der Graf ein guter Freund unſeres Hauſes iſt, aber daß, wenn Sie nur das geringſte Beſtreben haben, mir zu gefallen, Sie ſich durchaus nicht nach ihm richten müſſen.“

„Und doch habe ich die Ehre,“ ſprach der alte Herr mit ſeiner unverwüſtlichen Laune, „der Fürſtin in manchen Dingen ſo ähnlich zu ſehen.“

„Ah!“ machte der junge Maler unwillkürlich, worauf die Dame einen Moment ihre ſchönen Augen empor wandte, als wolle ſie damit andeuten, ſie wünſche von da oben einige Erleuchtung für ihn.

„Ich meine nur,“ plauderte der Graf unermüdlich fort, „was die ewig heitere Laune anbelangt und die beſtändige Luſt zu ſcherzen.“

„Ich habe aber gar nicht geſcherzt!“ rief die Fürſtin, wobei ſie wie aus Ungeduld mit dem Fuße zuckte. „Sie können wahrhaftig von einer ruhigen Geſellſchaft noch ſehr viel Gutes lernen.“

Und wiederum lachte der alte Herr, und als hierauf die ſchöne Frau die Achſeln zuckte, konnte er es nicht unterlaſſen, ſeine Idee mit der Mappe zu erzählen, wie er mit derſelben unter dem Arm nächſtens in das Atelier des

Herrn Tannhäuser hinaus pilgern werde, um dort das außerordentlich schöne Mädchen zu zeichnen, das er hinter der spanischen Wand entdeckt.

Die Fürstin drückte ihre Lippen ein wenig auf einander, dann schlug sie ihre Augen langsam auf und blickte wie fragend auf den Maler. Doch ehe dieser noch etwas zur Antwort geben konnte, warf sie unmuthig ihren Kopf herum und sagte zu dem alten Herrn: „Wahrhaftig, Portinsky, Sie sind von einer ausgesuchten Indiscretion. Hatte uns Herr Tannhäuser, als wir in seinem Atelier waren, nicht gesagt, er habe eine Sitzung, und mußte Ihnen das nicht genug sein, um Ihre Neugierde unbefriedigt zu lassen? — Wie nun, wenn man Sie verdienter Maßen auf eine wenig feine Art zurückgewiesen hätte?"

„Das ist ja auch geschehen!" lachte der Graf, der durch nichts aus seinem Gleichgewicht zu bringen war. „Haben Sie nicht den kleinen finsteren Collegen unseres vortrefflichen Freundes hier gesehen, der im Atelier die Affen malte? — Nun ja, der schoß mit der Behendigkeit einer wilden Katze hinter mir drein und sagte mir einige, wahrscheinlich nach seiner Meinung passende Worte; sein Gesicht strahlte von Eifersucht."

„Wohl nicht von Eifersucht," nahm der Maler ruhig das Wort; „mein Freund Wulf ist, wie ich glaube, von dieser Leidenschaft nicht beseelt; er hält es nur für seine Pflicht, das junge Mädchen — die Tochter meines Freun-

des —“ wandte er ſich an die Fürſtin, „zu ſchützen vor allen —“

„Sagen Sie: lächerlichen Zudringlichkeiten,“ warf dieſe mit gleichgültigem Tone dazwiſchen. „Und nun laſſen Sie ihn ſprechen und ſetzen ſich zu mir. — Wiſſen Sie wohl,“ ſagte ſie im nächſten Augenblicke zu dem alten Herrn, der höchſt zufrieden lächelnd und händereibend auf und ab ging, „daß die Frau v. Vauvallet ſchon ein paarmal nach Ihnen gefragt hat? Sie will einen Rath von Ihnen.“

„Meine verehrungswerthe Freundin,“ rief der Graf, indem er plötzlich ſtehen blieb, umwandte und dann mit den Worten der Thür zueilte: „ich möchte ſie um alles in der Welt nicht auf mich warten laſſen, und bin ſogleich wieder da.“

„Setzen Sie ſich zu mir,“ ſprach die Fürſtin gütig, wobei ſie auf den Divan zu ihren Füßen zeigte.

Der Maler näherte ſich und ließ ſich dort nieder, doch hatte die Fürſtin ſo wenig Platz gelaſſen, daß er ſelbſt bei dem beſten Willen, ſich in anſtändiger Entfernung zu halten, doch beinahe ihr Gewand berühren mußte. Sie war dem alten Herrn mit den Augen gefolgt, preßte einen Moment die Lippen auf einander und ſagte dann, während ſie den Mund raſch, faſt zuckend öffnete: „er kann recht unausſtehlich ſein; nehmen Sie ſich überhaupt vor ihm in Acht, und wenn Sie ihn je um Rath fragen ſollten, was Sie indeſſen beſſer unterlaſſen können, ſo thun Sie wenigſtens beſtändig das Gegentheil von dem, was er Ihnen anräth.“

Dieſe Worte ſtieß ſie ziemlich heftig heraus, worauf ihr der junge Mann, um etwas Verſöhnliches zu ſagen, zur Antwort gab: „Mir ſcheint der Herr Graf ein harmloſer, jovialer alter Herr zu ſein.“

Die Fürſtin machte eine Bewegung mit der Hand, wie um das Gegentheil von dem, was er geſagt, anzudeuten und ſprach dann mit einem kleinen lauernden Blick: „Nehmen Sie ſich vor ihm in Acht; was hat er doch vorhin von einem jungen Mädchen geſprochen, das er bei Ihnen geſehen haben will? — Wer iſt ſie? — Wenn ſie Ihnen irgend werth iſt — und überhaupt, es wäre dies das Beſte —“ unterbrach ſie ſich ſelbſt, indem ſie den Ton ihrer Stimme änderte, „verbitten Sie ſich ein für allemal die Beſuche des Grafen.“

„Das Mädchen, von dem die Rede iſt,“ erwiderte Tannhäuſer mit einem leichten Lächeln, „iſt ein erwachſenes Kind, die Tochter eines meiner Freunde, vielleicht ſechzehn Jahre alt.“

Die Fürſtin richtete ſich raſch etwas in die Höhe. „Und das, glauben Sie,“ gab ſie haſtig zur Antwort, „würde jenen — alten Herrn abhalten, Ihr Atelier zu beſuchen, oder das Haus dort, wo er das junge Mädchen zu ſehen hofft? — O glauben Sie mir, er kommt bald und ſo oft er kann, und wenn er es nur thut, um ſie vor ihren Nachbarn zu compromittiren. — Doch was miſchen wir ihn in unſer Geſpräch?“ fuhr ſie ſanfter fort, indem ſie ſich zu-

BIBLIOTHECA

rücklehnte und den Kopf auf ihre Hand stützte. „Aber sagen Sie mir, ist das junge Mädchen wirklich schön? — Ah! sie wird eine Aehnlichkeit haben mit dem schönen, frischen Kopf auf Ihrem Bilde, — auf Ihrem Bilde, das nun mein gehört. Nicht wahr, da haben Sie den Kopf des jungen Mädchens benutzt?"

„Ja, etwas, gnädige Fürstin; ohne aber den Ausdruck ihres Gesichtes wieder zu geben, habe ich mich nur im Allgemeinen an die wirklich schönen Formen ihres Kopfes gehalten."

„Gut, — entweder ist die Kleine sehr schön oder Sie haben eine außerordentliche Gewandtheit, etwas, was Ihnen tauglich erscheint, zu benutzen. Der kleine Kopf, den Sie gemalt, ist reizend. — Glauben Sie," fragte sie darauf hastig, „auch von mir ein hübsches Bild machen zu können?"

„Wenn mich meine Kunst dabei nicht im Stich läßt," gab der junge Maler zur Antwort, „so hoffe ich, soll mir das glänzend gelingen. Ich brauche ja nur mit einigem Geschick wiederzugeben, was ich — vor mir sehe."

„Und doch," versetzte die Fürstin lachend, „sagen Sie mir das mit abgewandtem Gesichte. Ich glaube, so recht angeschaut haben Sie mich überhaupt noch nicht. — Ehe wir anfangen zu malen," sprach sie nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit langsamer Stimme, „werde ich Ihnen ein paar Sitzungen geben, in denen Sie nichts zu thun haben sollen, als mich anzusehen. — Fest, unverwandt, — Auge in Auge."

Ihre Lippen zuckten ein wenig, als sie das sagte, und dabei sanken ihre Augenlider schläfriger als je herab. Sie hatte sich ganz zurückgelehnt, und während sie mit dem Kopfe auf einem kleinen gestickten Kissen ruhte, deren mehrere hie und da auf dem Divan umherlagen, hatte sie mit ihren beiden Händen die weißseidene Gürtelschnur ihres Kleides emporgehoben und ließ die Quasten derselben zwischen ihren Fingern umher wirbeln.

„Diese Sitzungen," wagte der junge Mann zu sagen, „würden für mich die glücklichsten sein, die ich je erlebt."

Unwillkürlich hatte sich sein Blut erregt, er fühlte das wohl; es mußte die Wirkung sein der eigenthümlichen Umgebung, in der er sich befand. War doch der Anblick des Gemaches schon so sonderbarer Art, wie man es auf orientalischen Gemälden sieht, wie es vor uns gaukelt, wenn wir Tausend und eine Nacht lesen, wie es uns im Traume erscheint, wenn wir die letzten Stunden des Abends schönen, glänzenden Augen gegenüber verbracht. Dabei war die Luft von einem so berauschenden Dufte geschwängert; es war kein ausgesprochenes Parfum, kam auch nicht von einem bestimmten Orte her; es schien von überall zu duften: aus dem Holz der Möbel, aus den Kissen der Divans, aus dem Wasser des Springbrunnens, aus den Blüthen der Pflanzen, welche diesen umgaben. Und wenn der junge Mann dabei vor sich auf die schöne Frau blickte, die so ungenirt auf ihrem Divan lag, jetzt heiter lächelnd nach

ihrem Spielzeug, der Quaste, emporblickend, wobei sich ihr glänzendes Auge zwischen den halbgeschlossenen Libern nur durch ein zeitweiliges Leuchten verrieth, während durch die lachenden frischen Lippen hindurch die weißen Zähne glänzten, wenn er dabei um sich blickte auf die wahrhaft asiatische Pracht, die ihn umgab, oder auf das einschläfernde Plätschern des Brunnens lauschte, so kam es ihm vor, als sei er unter dem Lesen irgend einer phantastischen Erzählung unter seiner Veranda eingeschlummert und habe einen seltenen und schönen Traum.

Die Fürstin schleuderte ihre Quaste weit von sich, und ehe diese auf das weite, bauschige Gewand niederfiel, fing sie solche mit der Spitze ihres Fußes wieder auf, um sie abermals in die Höhe zu werfen, — ein höchst gefährliches Spiel für einen jungen Mann von zwanzig Jahren, der auf dem Divan zu ihren Füßen saß. —

Glücklicher Weise ließ sie endlich die Quaste ruhen und erhob sich mit dem Oberkörper aus ihrer liegenden Stellung, so daß sie in aufrechter Haltung neben dem Maler saß, dem sie lächelnd mit einem leichten Erröthen sagte, während sie ihre zierlichen Fingerspitzen ansah: „Recht sehr will ich mich freuen auf diese vorbereitenden Sitzungen, — Auge in Auge, und wir können alsdann machen, wie die Kinder zu thun pflegen: uns scharf anblicken, um zu sehen, wer zuerst lacht. — Nein, nein!“ fuhr sie hastiger fort, „es wäre das für mich ein gefährliches Spiel; müßte ich nicht fürchten

Ihnen gegenüber leicht zu unterliegen? Und doch," setzte sie rasch hinzu, indem sie ihren Kopf empor warf, „versuchen wir es einmal. Sehen Sie mich an."

Sie öffnete ihre Augen und heftete ihren dunklen, sinnenden, etwas umflorten Blick, in dem zuweilen eine wilde, unheimliche Gluth zuckte, auf den Tannhäuser, der diesen Blick ein paar Sekunden ruhig aushielt, dessen Wangen sich aber leicht zu röthen begannen und dessen Augen sich zusehens animirten. — —

„Ah, nicht so!" rief das leidenschaftliche Weib nach einer längeren Pause; „so dürfen Sie mich nicht betrachten; wissen Sie wohl, daß das perfid ist? Ich darf Ihnen nur erlauben, Ihre Blicke auf mich zu richten, wenn Sie mich anschauen wollen mit den Augen des Künstlers."

Sie nahm mit einem Male eine ernstere Miene an, dämpfte mit den herabfallenden Augenlidern das Feuer ihrer Blicke und bemerkte alsdann mit sanfter und leiser Stimme, während sie ihre Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte: „ich bin überzeugt, Sie werden ein gutes Bild von mir machen; Ich freue mich kindisch darauf. — Sagen Sie mir aufrichtig, war Ihnen der Auftrag, mich zu malen, willkommen? Werden Sie ihn gern ausführen, oder thun Sie es nur, um der Fürstin Lubanoff keine abschlägige Antwort zu geben?"

Sie sagte das außerordentlich ruhig, im Tone des alltäglichen Gespräches und schien fast überrascht, als der

junge Maler, der seine Gefühle nicht so in der Gewalt hatte, ihr mit unsicherer Stimme etwas verwirrt, aber doch fast zu stürmisch für einen Ton gewöhnlicher Conversation zur Antwort gab: wenn ihm bei dem so schönen Auftrage Ruhe genug bleibe, sich seiner ganzen Kunst bedienen zu können, so hoffe er ein Bild zu geben, dem man es ansehen müsse, daß es mit Begeisterung gemalt sei.

Bei dieser Antwort ließ die schöne Frau einen langsamen Blick über das Gesicht des jungen Mannes gleiten, einen Blick mit wohlgefälligem und doch ruhigem Ausdruck. Dabei nickte sie leicht mit dem Kopfe, als wolle sie ihre Zufriedenheit ausdrücken über die Gelehrigkeit ihres angenehmen Schülers. Im nächsten Augenblicke aber sprang sie rasch in die Höhe, that ein paar Schritte in den Salon hinein und hob das Battisttuch vom Boden auf, welches neben den Büchern lag. Nicht, als ob sie es zu etwas hätte brauchen wollen, vielmehr sah Tannhäuser, der mit Wohlgefallen ihren raschen und elastischen Wendungen gefolgt war, und die weichen Formen ihres Körpers in allen Bewegungen bewundern mußte, mit Erstaunen, daß unter dem Tuche am Boden eine goldene Kette auf dem Teppich glänzte, an der sich eine kleine mit Brillanten besetzte Uhr befand.

Diese hob sie nun empor, aber noch ehe sie einen Blick darauf warf, sagte sie, sich gegen den jungen Mann umwendend, mit lachender Miene: „Sie müssen mich für sehr

unordentlich halten, und wenn Sie das thun, haben Sie vollkommen Recht. Ich kann nun einmal nicht anders; ich finde einen eigenen Reiz darin, die Sachen dort liegen zu lassen, wo ich sie gerade gebraucht habe. Was will ich machen?“ setzte sie achselzuckend hinzu, „man hat mich so erzogen. Von Natur bin ich gewiß nicht so schlimm, wie ich mich zuweilen gebe.“ Das sprach sie mit einem eigenen Tone und fuhr gleich darauf, denselben gänzlich verändernd, fort, nachdem sie die kleine Uhr betrachtet: „aber seh' Einer Frau v. Bauvallet, da wird sie mit dem Grafen plaudern und mich und mein Diner ganz vergessen.“

Rasch ging sie auf einen der kleinen Tische los, die in der Ecke des Gemachs standen, nahm einen zierlichen Hammer, der dort lag, und schlug damit auf eine Glocke, welche die bronzene Figur eines Negers mit beiden Händen hielt.

Es dauerte ein paar Sekunden, dann sah man den Kammerdiener in schwarzem Frack und weißer Halsbinde unter der Oeffnung erscheinen, die in das Kabinet führte, wo sich der Springbrunnen befand. „Mein Diner!“ rief ihm die Fürstin entgegen.

„Ist soeben servirt,“ erwiderte der Kammerdiener mit einer tiefen Verbeugung gegen seine Herrin.

„So wollen wir gehen,“ sagte diese, indem sie sich gegen den jungen Maler wandte. „Geben Sie mir Ihren Arm.“

Rasch erhob sich Tannhäuser, trat an die Seite der Für-

ſtin, indem er ſich ein klein wenig verneigte. Die ſchöne Frau hing ſich feſt an ſeinen Arm und dann gingen die Beiden nach dem Hintergrunde des Gemachs bei dem murmelnden Springbrunnen vorbei durch eine hinter demſelben befindliche Doppelthür, die ſich bei ihrem Näherkommen wie von ſelbſt öffnete, durch ein paar Zimmer in einen kleinen Speiſeſaal, deſſen Tiſch mit vier Couverts beſetzt war. Hier war auch der alte Graf, der mit Madame Bauvallet plaudernd auf und ab ging. Die Fürſtin ließ ſich ſogleich an dem Tiſche nieder und lud den jungen Mann ein, ſich an ihre Seite zu ſetzen; ihm gegenüber nahm der alte Herr Platz, und vis á vis der Dame vom Hauſe die Frau von Bauvallet.

Das Speiſezimmer, welches der Maler mit einem forſchenden Blick betrachtete, zeigte eben ſolchen Reichthum, eben ſolche Pracht, namentlich in dem koloſſalen Silbergeſchirr, welches ein Buffet auf einer Seite des Gemaches von dem Fußboden bis zur Decke anfüllte, wie die andern Appartements; nur ſchien die Laune der Fürſtin, alles in Unordnung zu bringen, hier für diesmal nicht geherrſcht zu haben; vielmehr war die ganze Einrichtung eine ſyſtematiſch geordnete und richtige, alles hier an ſeinem gehörigen Platze, die Möbel auf's paſſendſte zuſammengeſtellt, und was das Diner ſelbſt anbelangt, wurde es unter den Augen des alten Kammerdieners, der nur hie und da einen Wink gab, mit einer Ruhe und Präciſion ſervirt, welche einen hohen Begriff von der Ordnung und der Solidität des Hauſes gab.

Wie das Diner an sich war, bedarf eigentlich gar keiner Erwähnung, denn der Koch der Fürstin Lubanoff war von Kennern als ein Künstler ersten Ranges geschätzt und verehrt. Nebenbei brauchte man ihn und Madame Bauvallet nur einmal in einem Gespräche über seine Kunst im Allgemeinen oder das Arrangement eines kleinen feinen Diners belauscht zu haben, um überzeugt zu sein, daß wo solche Kräfte zusammen wirkten, etwas ganz Ausgezeichnetes zu erwarten sein mußte. Das Einzige, was hierbei vielleicht außergewöhnlich war, bestand darin, daß gegen die Mitte des Diners vor die Fürstin eine ziemlich große flache Krystallschaale gestellt wurde, die auf einem goldenen Fuße ruhte. Diese Schaale war offenbar vorher gewärmt worden, denn als der Kammerdiener den außergewöhnlich stark frappirten Champagner hinein goß, stieg an den Rändern ein leichter Rauch auf, worauf die schöne Fürstin die Schaale hastig an ihre Lippen brachte, daraus schlürfte und sie alsdann ihrem jungen Gaste zum Trinken reichte.

Der Graf und Madame Bauvallet hatten ihre eigenen Gläser. Das Diner zeichnete sich sowohl durch Feinheit als auch durch Kürze aus; es dauerte nicht über eine halbe Stunde, worauf zwei Bediente eintraten, von denen der Eine nach orientalischer Art Kanne und Becken von Silber trug und während er das Letztere unterhielt, aus der Ersteren Wasser über die Hände der Fürstin goß, worauf der Andere ihr ehrerbietig ein feines Tuch überreichte.

„Man muß aus den Gewohnheiten aller Länder das Beſte nehmen,“ ſagte die ſchöne Frau, indem ſie ſich lächelnd an ihren Gaſt wandte. „Verſuchen Sie einmal, wie angenehm das iſt.“ Sie winkte mit den Augen, worauf die Bedienten vor den jungen Maler hintraten. „Aber Sie müſſen ihre Hände ſo halten, daß der Waſſerſtrahl Ihre Pulsadern trifft; das kühlt und erfriſcht wunderbar. — Habe ich nicht Recht?“

Tannhäuſer verbeugte ſich lächelnd, während er mit dem Tuche ſeine Hände abtrocknete. „Es iſt allerdings ein eigenes Gefühl,“ ſagte er, „und man muß den Orientalen das Verdienſt zuerkennen, durch dieſes Waſchen der Hände nach Tiſch etwas namentlich für ſie ſehr Nützliches eingeführt zu haben.“

„Ja, für die Orientalen ſelbſt,“ lachte der alte Herr, „das gebe ich zu; denn wenn man ſich mit den höchſteigenen Fingern aus der Schüſſel zu ſeinem Pillau und ſeinem Hammelfleiſch verholfen hat, da braucht man allerdings ein bischen Händewaſchen.“

„Auch ohne das halte ich es für ſehr angenehm,“ ſagte die Fürſtin; „es erfriſcht ſo eigenthümlich.“

Der alte Herr zuckte mit den Achſeln. „Vor zwanzig Jahren, meine Gnädige,“ meinte er, „hätte ich Ihnen wohl noch beigepflichtet; aber jetzt iſt mir nach einem ſo guten Diner wie das, welches man das Glück hat, bei Ihnen zu genießen, die hieraus entſtehende ſanfte Wärme zu ange-

nehm, um sie mit kaltem Wasser abzuschrecken. Bei Ihnen ist das freilich etwas ganz Anderes, und auch unserem Freunde da wird das kalte Element nicht unangenehm vorkommen."

„Von Ihnen, Graf Portinsky," versetzte die Fürstin, „der so alles Raffinement liebt, sollte man so etwas nicht aussprechen hören. Und dann haben Sie ganz unrecht mit Ihrer Behauptung. Das Wasser kältet nicht, es erfrischt nur. Ich habe mir schon oft überlegt, wie außerordentlich angenehm es sein müßte, so während der Siesta hie und da einen ganz feinen Strahl kalten Wassers auf sich herabrieseln zu lassen. Es müßte das ein unnennbar wohlthuendes Gefühl hervorbringen. — Ich muß das einmal versuchen."

Sie wandte dem Gaste ihre vollen glänzenden Blicke zu, dann legte sie ihre Fingerspitzen leicht auf seinen Arm, und da sie sich im gleichen Augenblicke erhob, so mußte er einen schwachen Druck ihrer Hand fühlen. Dann nahm sie seinen Arm und kehrte mit ihm in den Salon zurück, wo sie vor dem Diner gewesen. Hier wurde der Kaffee auf türkische Art aus kleinen Porzellanschaalen getrunken, deren Zarva's aus goldener, ächt Damascener Filigran-Arbeit bestand. Dazu servirte einer der Bedienten in mehreren Flacons Liqueure von den verschiedensten und schillerndsten Farben.

„Nehmen Sie grünen Chartreuse," sagte der alte Herr zu dem Maler; „dieser wunderbare Tropfen hat die Eigen-

thümlichkeit, daß er für alle Menſchenalter paßt. Mich wird er ſanft erwärmen, während er vielleicht bei Ihnen leicht dämpfend wie das kalte Waſſer vorhin wirkt.“

Die Fürſtin hatte ſich wieder auf ihren Divan niedergelaſſen und ſagte zu einem der Bedienten: „Baſſil, bringe das kleine Käſtchen und Licht. Sie rauchen doch?“ wandte ſie ſich an den Maler.

„Zuweilen wohl, gnädige Fürſtin,“ entgegnete dieſer. „Doch bin ich keiner von den ſtarken Rauchern, die ohne eine Cigarre nach Tiſch nicht ſein können. Wenn Sie mich fragten, um mir hier eine anzubieten, ſo darf ich vielleicht dafür danken.“

„Sie haben recht — es iſt auch ſo gut,“ gab die ſchöne Frau zur Antwort, wobei ſie mit der Hand das dargebotene kleine Käſtchen leicht zurückſtieß. „Geben Sie dem Grafen,“ ſetzte ſie hinzu. „Aber nicht wahr, Sie rauchen diskret?“

„Diskretiſſime! Ich werde mich an den Springbrunnen zurückziehen,“ verſetzte der alte Herr, „dazu noch oben ein Fenſter öffnen und mit Madame Bauvallet plaudern, auch den Vorhang ſchließen, wenn Sie es wünſchen.“

„Nein, nein, das können Sie bleiben laſſen,“ ſagte die Fürſtin in gleichgültigem Tone. Darauf winkte ſie mit der Hand und die Diener zogen ſich zurück. Sie nahm unbefangen ihre liegende Stellung auf dem Divan wieder ein und bat den jungen Mann, einen kleinen Fauteuil, der nicht

sehr entfernt stand, herbeizurollen und sich darauf niederzulassen. —

„So," sprach sie alsdann nach einer Pause, während welcher sie ihn zwischen den schläfrig herabgefallenen Augenlidern hindurch träumerisch betrachtet; „jetzt erzählen Sie mir etwas von Ihrem gewöhnlichen Leben und Treiben. Alles, was Sie wollen, die für Sie gleichgültigsten Sachen, es interessirt mich das Geringste. Sprechen Sie mir von Ihren Eltern, von Ihren Verhältnissen, von dem Hause, in dem Sie geboren wurden, wie sich Ihr Talent entwickelte, schildern Sie mir Ihre jetzige Situation, alles, alles so genau wie möglich. Es interessirt mich sehr, sehr, recht sehr. Wenn ich auch einmal die Augen zufallen lasse, so glauben Sie deßhalb ja nicht, daß ich einschlafe; ich thue das oft, wenn ich — etwas mit voller Seele erfassen, in mich aufnehmen will. — Gewiß, mein Freund. Und nun sprechen Sie zu mir mit Ihrer so angenehm klingenden Stimme, alles, was Sie wollen."

Daß sich der junge Mann in einer eigenthümlichen Aufregung befand, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen. Wirkte doch hier alles so mächtig auf seine Sinne, auf seine Phantasie: die verschwenderische Pracht in allen Räumen des Hauses, der eigenthümliche Duft, den er einathmete, das kleine feine Diner, dem er gehörig zugesprochen, die berauschenden Weine, die er getrunken, noch mehr aber die berauschenden Worte der schönen Frau, vor allem aber der

Anblick derſelben, wie ſie jetzt ſo zwanglos ruhend auf dem Divan vor ihm lag, er neben ihr ſitzend, und auf ihren Wunſch ſo nah, daß bei jeder Bewegung, die ſie machte, ihr weißes, ſeidenes Kleid an ſeiner Schulter und ſeinem Arme ſtreifte. Dabei rauſchte daſſelbe ſo ſeltſam, ſo gefährlich, ſo verlockend.

„Und nun erzählen Sie mir,“ ſagte ſie wieder, und mit halb geſchloſſenen Augen.

Das that denn auch der arme Tannhäuſer, ſo gut er es vermochte; er ſprach von ſeiner Kindheit, von ſeinem väterlichen Hauſe, wie er ſeine Eltern frühe verloren, wie er gänzlich allein in der Welt geſtanden und wie ſich ein Freund ſeines Vaters, der ein Lithograph war, ſeiner angenommen und ihm im Zeichnen Unterricht gegeben, wie er dieſen fleißig benutzt und darauf Talent an ſich bemerkt, wie er — —

Die ſchöne Fürſtin ruhte mit dem Kopfe auf einem der kleinen Kiſſen und blinzelte unter den Augenlidern nach dem jungen Maler hin; zuweilen öffnete ſie ihre Augen vollſtändig und ſchaute ihn mit einem glänzenden Blicke an, wobei ein leichter Seufzer ihre Bruſt hob. Dann ließ ſie aber ihre Augenlider langſam wieder herabfallen, tiefer und immer tiefer, bis zuletzt das Auge geſchloſſen erſchien, bis ihr Athem ganz gleichförmig hörbar wurde, bis ihre friſchen Lippen leicht aufſprangen und feucht und glänzend die weißen Zähne ſehen ließen. Dann war es, als ſei ſie feſt

eingeschlafen, und wie im Traume lächelnd erhob sie ihre Hand und legte sie leise auf das blonde, lockige Haar des jungen Mannes, den diese Berührung tief durchschauerte. —

„Ah!“ rief sie alsdann aus, indem sie wieder um sich blickte, „denken Sie nicht, daß ich eingeschlafen, gewiß nicht, gewiß nicht; ich habe alles gehört, alles vor mir gesehen. O bitte, erzählen Sie weiter.“

Und das that er denn auch, aber mit seltsam bewegtem und gepreßtem Tone der Stimme. Wie er dann ein Maler geworden und glücklich gewesen sei, sein erstes kleines Bild zu verkaufen; wie er hinausgezogen, wo er jetzt wohne, nachdem sein väterlicher Freund und Beschützer gestorben, um von da selbständig zu arbeiten, wie er — —

Sie hatte ihre Hand von seinem Kopfe langsam heruntergleiten lassen auf die Schulter, von da an seinem Arme entlang, bis in seine Hand, wo sich ihre kleinen Finger fest eindrückten und sich zwischen den seinigen verschlingend liegen blieben.

Er athmete tief und schwer auf, und es war ihm unmöglich, auf seinem Stuhle sitzen zu bleiben. Langsam erhob er sich, er wollte einen Gang durch das Zimmer machen, er wollte zu dem Springbrunnen hin — er wußte nicht recht, was er wollte. Da aber ihre Finger zwischen den seinigen verschlungen waren, so konnte er nicht von der Stelle, und es wäre besser gewesen, wenn er ruhig sitzen geblieben wäre; denn da er aufstand und doch nicht von

der Stelle konnte, so mußte er neben ihrem Lager stehen bleiben, auf sie herabgebeugt, in ihr feuchtes, blitzendes Auge schauend, auf ihren leichtgeöffneten frischen und lächelnden Mund.

Hätte er nur nicht den kostbaren Tropfen von dem grünen Chartreuse getrunken! Denn nur dieser konnte es sein, der sein Blut erhitzt und es so wild und toll durch seine Adern rasen ließ. —

Das schöne Weib bemerkte wohl, daß er einen unruhigen Blick nach dem weit geöffneten Nebenzimmer warf, wo der Springbrunnen rauschte, wo ja an dem offenen Fenster der alte Herr mit Madame Vauvallet saß. Sie schüttelte mit einem unwiderstehlichen Lächeln ihren Kopf ein wenig, und im nächsten Augenblicke ruhten seine Lippen fest und durstig auf den ihren. — Aber nur einen kleinen Augenblick; dann löste sie ihre beiden Finger rasch aus den seinigen, vergrub ihre beiden Hände in sein dichtes Haar und drückte ihn sanft von sich; und nun war sie es, die einen besorgten, fast ängstlichen Blick auf das Nebenzimmer warf.

Als er aber rasch emporfuhr, lachte sie hell auf und sagte wie absichtlich mit lauter Stimme: „Jetzt muß ich Sie entlassen, so leid mir das auch thut; meine Zeit ist vorüber, aber," setzte sie mit einem unendlich weichen Blicke hinzu, „ich darf doch hoffen, Sie morgen wieder zu sehen, damit wir unsere Sitzungen beginnen?"

Während sie das sprach, hatte sie sich rasch erhoben,

ſtand nun neben dem jungen Manne, legte einen Augenblick ihre beiden Hände auf ſeine Schultern, ſchmiegte ſich eine Sekunde lang feſt an ſeine Bruſt und ſagte mit zitternder Stimme: „Verſchwender! Die Erwartung glücklicher Stunden iſt etwas zu Koſtbares und Süßes, um ſie ſo mit einemmale zu vergeuden. O laß mich noch ein paar Tage tropfenweiſe davon ſchwelgen!“ —

Nach dieſen Worten wandte ſie ſich raſch ab und reichte dem jungen Mann ihre Hand, welche dieſer mit heißen Küſſen bedeckte und dann auf ihren Wink verwirrt und betäubt das Gemach und das Haus verließ.

Sechstes Kapitel.

Stimmungen.

Nachdem der junge Maler das Haus der Fürstin verlassen, ging er nicht auf geradem Wege hinaus nach der Vorstadt, wo sein Atelier war und wo er wohl wußte, daß ihn sein Freund, der kleine Thiermaler, sowie auch Franceska erwarten und ihn dies und das über das Diner, sowie den erhaltenen Auftrag fragen würden. Er schlenderte vielmehr noch umher, planlos durch die Straßen der Stadt, und erst als die Sonne tief herab sank, ja als sie schon fast den Horizont berührte, schlug er langsam den Weg nach seiner Wohnung ein. Dabei hatte er eigenthümliche Gedanken — Gedanken konnte man es eigentlich nicht nennen; es waren vielmehr Träume, die ihn beschäftigten, oder Luftschlösser, die er baute. Dabei aber ganz verschiedener Art: das einemal redete er sich selbst ein, er wolle bei der schönen

und vornehmen Frau, die er soeben verlassen, weiter nichts erreichen, als ein paar Aufträge, die es ihm möglich machten, durch gelungene Arbeiten seinen Namen bekannt — berühmt zu machen. Dann werde er sich — so träumte er — eine behagliche Künstlerwohnung einrichten mit einer Menge von Phantasieen, die begreiflicherweise dazu gehörten, mit prächtigen alten Stoffen, Waffen, kunstreich geschnitzten Möbeln und dergleichen, ein Atelier von der Größe einer mäßigen Kirche, wo er bequem komplicirte Pferdegruppen im Modell könne stehen lassen, wo auch Platz sei für zahlreiche Schüler, die er dann nach und nach heranbilden werde.

Auch eine Veranda hatte die Wohnung seines Traumes, ähnlich der am Hause des Bildhauers Pisani, aber noch größer und zierlicher. Und da saß er Abends, während die Sonne ihre letzten Strahlen herüberschoß und diese durch das Laubwerk spielten und in allen möglichen Farben flimmerten und flammten.

Er sah jetzt gerade so ein vom letzten Strahl der Sonne beglänztes Gebüsch vor sich, und das unterstützte mächtig seine Einbildungskraft. Aber das Schönste, wovon er nun weiter träumte, war die blühende, glühende Franceska, jetzt ebenfalls angestrahlt von der Sonnenglut, die lieblichste, duftigste Blume, die nur im Lichte erblühen konnte und die selbst im tiefen Schatten noch fortleuchtete. — Ja, Franceska war dann ebenfalls unter der Veranda, ein klein bischen

eigenthümlich gekleidet: sie trug die rothen, farbigen Bänder der Römerinnen, auch die silbernen Nadeln im schwarzen Haar und hatte dazu ein dunkles Mieder mit glänzenden Ketten. Sie setzte die dreiarmige Florentiner Lampe auf den Tisch, schob einen alten gefüllten Krug neben ihn und blickte ihm alsdann fragend in die Augen in Erwartung dessen, was er ihr erzählen werde. — Oder sie erzählte ihm etwas von allem, was ihr gerade einfiel, von all den Kleinigkeiten des Hauswesens, denn sie sah deutlich an seiner ernsten Stirn und seinen etwas matten Augen, daß er müde war, — müde vom Arbeiten.

Ja, das Gefühl hatte er in Wirklichkeit schon gehabt, diese Abspannung des Geistes und Körpers nach anhaltender tagelanger, wenn gleich gelungener Arbeit. Und wenn er sich jetzt dahinschreitend einen solchen Zustand vergegenwärtigte, seines alsdann müde gewordenen Blickes dachte, vor dem sich die Farben unwillkürlich vermischten, der Erschöpfung, mit welcher er heute den Pinsel wegwarf, um ihn morgen für dieselbe Arbeit wieder zu ergreifen, — eine Arbeit, die er oft nur machte, weil er des Lohnes für dieselbe benöthigt war, — wenn er sich das vergegenwärtigte, so ging — ein anderes Bild durch seinen Traum.

Dann sah er sich die Kunst betreiben, wie er es sich mit seinem Freunde Wulf schon ausgemalt, daß es auch nicht so übel wäre. Er hatte alsdann ein prachtvolles Atelier neben einer Enfilade von Zimmern, die mit dem raffi-

nirteſten Luxus geſchmückt waren; er betrat dieſes Atelier zuweilen ein paar Stunden des Vormittags, um dort ein kleines Bildchen oder irgend einen Kopf zu vollenden, der ihm beſonders viel Vergnügen machte, um irgend eine Skizze zu ebauchiren, einen ſchönen Gegenſtand, der gerade ſeine Phantaſie beſchäftigte, bildlich zu formen; vor allen Dingen aber, um hier mit ein paar guten Freunden, die das Schöne erkannten und ſchätzten wie er, ſich mit einer vortrefflichen Cigarre in Geſprächen weiter auszubilden, oder um die koſtbaren Schätze der Kunſt alter und neuer Zeit im Original — denn dazu war er in dieſen glücklichen Träumereien reich genug — oder in den gelungenſten Nachbildungen zu ſtudiren.

Ermüdet von dieſen Beſtrebungen, ſich ſelbſt weiter auszubilden, änderte er mit Hülfe ſeines Kammerdieners die Toilette, ſtieg zu Pferde und galoppirte über Berg und Thal, um auch im Studium der Natur nicht zurückzubleiben. Daß er hievon etwas fatiguirt nach Hauſe kam, verſtand ſich von ſelbſt, und er fand es deßhalb ſehr behaglich, ſich in ſeinen Fauteuil zu ſchmiegen und freundlich, faſt gnädig den Beſuch einer reizenden Frau zu empfangen, die es ſich zur Aufgabe ihres Lebens gemacht zu haben ſchien, ihm mit allem Aufwand ihres Geiſtes das Daſein tragen zu helfen. Ja, wenn die beiden Freunde draußen im gemeinſchaftlichen Atelier an ihrer Arbeit waren, ſo wurden ebenfalls häufig dergleichen Luftſchlöſſer gebaut und ausgeſchmückt, wobei

Wulf ſich mehr für die erſtere Art eines künſtleriſchen Lebens entſchied, Tannhäuſer aber wohl Neigung zeigte, die Kunſt als großer Herr zu betreiben und das durch ſie verſchönerte Leben in vollen Zügen zu genießen.

Bis jetzt hatte er dieſen Phantaſieen nur eine allgemeine Geſtaltung gegeben; es war eben nur ein Traum von Luſt und Glanz, wie ihn eine friſche, jugendliche Einbildungskraft ſo gern erſtehen läßt. Heute aber, als er einſam dahinſchritt, erſchienen in dieſem Traume zum erſtenmal beſtimmte erkennbare Umriſſe, die ſein Herz ſchneller ſchlagen machten und die er ſich vergeblich bemühte, wieder in eine allgemeine körperloſe Phantaſie aufzulöſen. Er zog das Bild Franceska's gewaltſam vor ſein inneres Auge — vergebens, es war ihm unmöglich, daſſelbe auch nur auf Augenblicke feſtzuhalten, — es erblaßte und ſank zurück, während ſich eine andere Geſtalt heiß und glühend an ihn drängte, während andere, faſt nicht minder friſche Lippen durſtig die ſeinigen ſuchten.

Wo befand er ſich plötzlich, als er ſo denkend für einen Moment aus ſeinen Träumen aufſchreckte? — Nicht in der Nähe ſeiner Wohnung, wohl aber in der Straße, ja faſt ſchon gegenüber dem Hauſe der Fürſtin. Er ſchämte ſich ordentlich vor ſich ſelber; er war erfreut über die Dämmerung, die ſchon ſo ſtark hereingebrochen war, daß er auf mehrere Schritte Entfernung unmöglich erkannt werden konnte. — Und ſelbſt wenn ſie am Fenſter geweſen wäre — lächer-

licher Gedanke! Hatte man da drinnen wohl einen Gedanken an ihn, der ſich mit wildbewegtem Herzen hier unten ruhelos umhertrieb? Der wie von einem Bann gehalten, das Quartier nicht verlaſſen konnte? — Schwerlich ahnte man etwas davon; denn das Haus lag da ſo finſter und ſtill, ſo ohne irgend ein Zeichen des Lebens, daß es ihm ordentlich davor graute, daß er mit der Hand heftig über ſeine Stirn wiſchte und ſich nun ernſtlich auf den Weg nach Hauſe machte.

Er athmete ordentlich leichter, als er die Straßen der Stadt hinter ſich hatte, als ſich vor ihm die Gärten zeigten mit den zerſtreut liegenden kleinen Häuſern, von denen auch eins ſeine Heimat war. — Dort lag es; er kam von der Seite her, ſein ſcharfes Auge erkannte das Gebäude, wo der Bildhauer wohnte und auch der Thiermaler mit ſeinem Atelier. Zwiſchen beiden glänzte ein helles Licht, und dieſes Licht erregte ihm ſo liebe und doch wieder ſo wehmüthige Empfindungen. Es war die Lampe Franceska's, die ſie an warmen, duftigen Abenden, wie der heutige, unter die Veranda brachte, und um welche dann alle herum ſaßen: der alte Bildhauer Piſani, neben ihm die Tochter, ihm gegenüber der kleine Wulf, er, Tannhäuſer, und auch hie und da wohl noch irgend einer der andern Künſtler aus der Nachbarſchaft. Da wurde denn auf die harmloſeſte Art von der Welt zu Nacht geſpeist; an Sonntag Abenden beſorgte dieſes Souper meiſtens der Bildhauer allein, und

dann waren die Anderen ſeine Gäſte; gewöhnlich aber legten alle zuſammen, um den großen Krug mit Bier füllen zu laſſen und Brod und Butter anzuſchaffen, worauf denn jeder die Zuthaten: friſche, ſaftige Rettige oder irgend eine beliebte Art von Wurſt, die er hier oder dort gekauft, herbeibrachte.

O was waren das immer für glückliche Mahlzeiten! Wie hatte man dabei ſeine Ideen über die Kunſt ausgetauſcht; wie gern und freudig hatte man ſeine Hoffnungen für die Zukunft dargelegt, und wie angenehm war es an dieſen Abenden, den Bildhauer Piſani von Rom erzählen zu hören, von Italien, dem gelobten Lande der Künſtler, nach welchem doch jeder, der Pinſel und Meißel ergreift, einmal zu kommen hofft.

Tannhäuſer ſchritt gegen das ſchimmernde Licht, aber er ging langſam, zögernd; es war ihm, als fühlte er, daß man in dieſem Augenblicke von ihm ſpreche, oder daß vielleicht jemand dort ſich in Gedanken innig mit ihm beſchäftigte. Obgleich er aber ſo langſam ging, ſo ſehr langſam ſo kam er doch immer näher und näher, und bald war er im Stande, das Blätterdach der Veranda zu unterſcheiden, in dem flimmernden Scheine, welchen das Licht der Lampe von unten dagegen warf.

Es hatte ſo etwas unendlich Heimliches und Trauliches, ringsum der ſchöne ſtille Abend, gefeiert vom Lobgeſang der Fröſche und vom Schnarren der Cicaden, hoch oben

der leuchtende Himmel mit flimmernden Sternen, und dort vor ſich im Freien in der weiten Natur zuſammenſitzend die drei Menſchen, die an ihn dachten, die von ihm ſprachen, die ihn als den Ihrigen betrachteten, während er — das fühlte er faſt ſchaudernd — im Begriffe war, in eine andere Lebensbahn einzulenken. Es ergriff ihn das ſo mächtig, daß er ſich auf einen Stein am Wege niederließ, daß er den Kopf in ſeinen Händen verbarg, daß ihm mit einemmale plötzlich und ohne Vorbereitung gewaltſam die Thränen aus den Augen ſchoſſen. Doch war es ihm eine Erleichterung, und darauf raffte er ſich zuſammen und ſprach zu ſich ſelber, während er ſein Taſchentuch an die Augen drückte: wie kann man ſo kindiſch ſein! Bin ich nicht mein eigener Herr, kann ich nicht einen Entſchluß faſſen, welchen ich will? Wer kann mich zwingen, morgen nach der Stadt zu gehen, um dieſe gefährlichen Sitzungen zu beginnen? — Niemand! — Er athmete leichter auf, als er das zu ſich ſelber geſagt, ſich ſolchergeſtalt getröſtet. Dann dachte er weiter: heute Abend noch will ich mit Wulf über die ganze Sache ſprechen; das iſt ein ruhiges, verſtändiges Gemüth, und den Rath, welchen er mir gibt, werde ich befolgen.

Unter dem Einfluſſe dieſes guten Vorſatzes ging er dann haſtig näher und war in Folge deſſelben im Stande, mit einem freundlichen Lächeln unter die Veranda zu treten. Der Tannhäuſer bedachte nicht, daß man von der Hölle

ſagt, ſie ſei mit unausgeführt gebliebenen guten Vorſätzen gepflaſtert.

„Endlich, endlich!“ ſagte der Bildhauer Piſani; „wir hatten ſchon geglaubt, Sie werden gar nicht mehr zurückkehren. Nun erzählen Sie uns aber auch Ihre Abenteuer, alles ganz genau.“

„Das wird er nicht thun, unſer junger Freund,“ bemerkte der kleine Thiermaler, indem er den Kopf ſcharf auf die rechte Seite wandte. „So viel ſchlechte Eigenſchaften Tannhäuſer auch hat, mit Lügen gibt er ſich nicht ab. Hat er alſo keine Abenteuer erlebt, ſo erzählt er uns auch keine; iſt ihm aber wirklich etwas vorgekommen, was ſich wie ein Abenteuer anläßt, ſo erzählt er es wieder nicht; darauf könnt ihr euch verlaſſen. — Habe ich recht oder nicht?“

Der Tannhäuſer hatte Franceska, die ihm ruhig mit ihren großen Augen entgegenblickte, die Hand gereicht und ſich dann auf den Stuhl niedergelaſſen, der an der Stelle ſtand, wo er immer zu ſitzen pflegte.

„Diesmal haſt du recht,“ gab er ſeinem Freunde Wulf zur Antwort; „ich kann dir in der That kein Abenteuer erzählen, da ich, wie du vorhin angedeutet, keines erlebt habe. — Es ging alles ſeinen gewöhnlichen Gang, wie es bei vornehmen Leuten zu gehen pflegt. Vor dem Diner wurde geplaudert; es waren nur wenig Perſonen da, eigentlich niemand Fremdes außer mir; denn den alten Herrn,

der mit der Fürstin hier im Atelier war, kann man auch als Angehörigen des Hauses betrachten."

„Als Anhängsel wenigstens," meinte der Thiermaler, indem er mit dem kleinen Finger die Asche in seinem Porzellanpfeifenkopf zusammendrückte.

„Es wurde vor Tisch etwas Weniges geplaudert," fuhr Tannhäuser fort, „dann sehr gut gegessen, nachher Kaffee getrunken und wieder geplaudert. Darauf empfahl ich mich und machte noch einen Spaziergang um die Stadt. — Es ist ein wunderbarer Abend."

„Wie war die Fürstin angezogen?" fragte das junge Mädchen nach einer Pause. „Gewiß sehr schön. Was trug sie für ein Kleid?"

„Ein weißes, ohne alle farbige Verzierung, nur mit Quasten und Bändern besetzt."

„Das muß schön sein," sagte Franceska; „so ein weißes Kleid muß außerordentlich gut stehen."

Lag in diesem Momente im Klange ihrer Stimme etwas Eigenthümliches oder leuchtete ihr Auge nicht so klar und heiter wie gewöhnlich — genug, ihr Vater schaute sie mit einem innigen Blicke an, legte sanft seine Rechte auf ihr Haupt und ließ dieselbe auf dem glatten, vollen Haare hinabgleiten bis zu ihrer Wange, wo sie alsdann mit ihren Fingern die Hand des Vaters umfaßte und innig an ihr Gesicht drückte. Dabei zwang sie sich zu einem Lächeln, aber es war kein Lächeln, wie es aus einem heiteren oder glücklichen Herzen kommt.

Nach einer Pauſe ſagte der Bildhauer: „Und was das Geſchäftliche anbelangt, haben Sie etwas mit der Fürſtin ausgemacht?“

„Ueber die Sitzungen?“

„Ja. Und über das Zimmer, wo Sie das Portrait malen ſollen?“

Tannhäuſer mußte geſtehen, über das Zimmer nichts Näheres vernommen zu haben; es ſei wahrſcheinlich von der Fürſtin vergeſſen worden, darüber zu ſprechen. Da ſie ihn aber gebeten, morgen früh zu ihr zu kommen, ſo würde das ja in kurzer Zeit abgemacht ſein.

Der kleine Thiermaler nickte auffallend mit dem Kopfe; er hatte ſeine kurze Pfeife aus dem Munde genommen und zeichnete mit der Spitze des Porzellanwaſſerſacks Figuren in die Tabaksaſche, welche vor ihm lag.

„Ja, ja — hm, hm!“ ſagte er nach einem längeren Stillſchweigen der ſämmtlichen Anweſenden, während welchem man das Concert der benachbarten Fröſche auf's deutlichſte hörte. „Dann wird dein Atelier wohl für längere Zeit leer ſtehen. — Ich an deiner Stelle,“ ſetzte er in etwas ſcharfem Tone hinzu, „würde es lieber jemand Anderem vermiethen. Da iſt Krauß, der ſucht eines, oder Becker.“

Franceska hatte etwas an der Lampe geſtochert und dieſe, gewiß ganz zufällig, ſo gedreht, daß tiefer Schatten auf ihr Geſicht fiel.

„Du thuſt gerade," entgegnete Tannhäuſer ſeinem Freunde, „als ob ich im Begriffe wäre, aus der Welt zu gehen. Wie lange werde ich denn brauchen, bis ich jenes Portrait gemalt habe? — Acht bis zehn Sitzungen, meinetwegen vierzehn Tage. Und es wird ſich wohl der Mühe verlohnen, für dieſe Zeit ein ſo angenehmes Atelier wegzugeben, ſo in der nächſten Nachbarſchaft meiner beſten Freunde! Aber du ſcheinſt wieder einmal Luſt zu haben, mir meinen Abend zu verderben."

Wulf that gar nicht, als ob er die letztere Aeußerung vernommen, ſondern ſagte in Beziehung auf den erſten Theil der Antwort ſeines Freundes: „Freilich, darin haſt du recht. Wegen einer Abweſenheit von vierzehn Tagen dein Atelier aufzugeben wäre allerdings thöricht; ſelbſt nicht wegen vier Monaten. „Aber," fuhr er in ſehr langſamem Tone fort, „ich hatte nur gemeint, wenn du es vielleicht vorausſichtlich längere Zeit nicht benutzen würdeſt, — in dem Falle —"

„Weißt du was, Wulf," unterbrach dieſen hier Tannhäuſer in einem ärgerlichen Tone, „ich kenne deine Meinungen ſo ziemlich. Du haſt wieder einmal deine unangenehmen Stunden, wo es dir ein Vergnügen macht, deine Umgebung, ſeien es nun Menſchen oder Affen, zu reizen."

„Die letzteren reize ich nie," entgegnete der Thiermaler mit großer Kaltblütigkeit, „denn ſie geben mir keine Veranlaſſung dazu."

„Nun ja, nun ja,“ ſagte der Andere unmuthig; „du ſollſt ja recht haben. Aber ſprechen wir von was Anderem.“

Und das geſchah denn auch; die Bekannten blieben noch eine Zeitlang hier beiſammen ſitzen und ſprachen über die maleriſche Wirkung des Lichtes auf die Blätter der Veranda, ſowie auf die feinen Stämmchen und Ranken der wilden Rebe, die überall umherkletterte, über den eigenthümlichen Duft der warmen Nacht, und daran knüpfte der Bildhauer Piſani Erinnerungen aus ſeinem ſüdlichen Vaterlande und erzählte noch lange von Rom, namentlich von der wunderbar gefärbten Campagna.

Später ſah man dann aus der Veranda drei Lichter nach drei verſchiedenen Richtungen ſich fortbewegen, der Bildhauer ging mit Franceska ins Haus, Wulf noch zu ſeinem kleinen Affen, um ihm das Lager zu bereiten, der Tannhäuſer aber ſtieg in ſein Schlafzimmer hinauf.

Warum ſetzte ſich das junge Mädchen, als ſie in ihre Kammer gekommen, an ihren Tiſch, legte den Kopf auf die Hände und weinte lange und bitterlich? Wußte ſie es denn ſo ganz genau, daß ſie heute Abend mit dem Tannhäuſer zum letztenmale unter der Veranda geſeſſen?

Siebentes Kapitel.

Ein Modell.

Als der Tannhäuser am andern Morgen etwas früher als gewöhnlich aufgestanden war, arrangirte er sogleich seinen Mallasten; er ordnete alles darin so sauber wie möglich, ersetzte die stark gebrauchten Farbenblasen durch neue, suchte die nöthigen Pinsel zusammen, putzte die Pallette auf's sorgfältigste und packte dann alles in einen kleinen hölzernen Kasten. Hierauf machte er seine Toilette, nicht gerade besonders sorgfältig wie gestern zum Diner, vielmehr heute mit einer etwas koketten Nachläßigkeit.

Der kleine Thiermaler war ebenfalls aus seinem Bette herausgerollt — er pflegte diese Art des Aufstehens jeder andern vorzuziehen — dann streckte und dehnte er sich auf dem Teppich, welcher auf dem Boden laß, um sich so, wie er sagte, auf sein strapaziöses und mühsames Tagewerk

vorzubereiten, und zog alsdann eines seiner unentbehrlichsten Kleidungsstücke an, um hierauf an seine erste Morgenbeschäftigung, die Bereitung des gemeinschaftlichen Kaffees zu gehen. Er that das abwechselnd pfeifend und singend, wie gewöhnlich, nachdem er aber zuvor die beiden Fenster des Schlafzimmers weit geöffnet, um die liebe Sonne hereinspazieren zu lassen. Diese schien aber auch heute so golden und prächtig über Berg und Thal, daß Einem das Herz nicht nur im Leibe lachen, sondern sich auch unwillkürlich auf den Zügen wiederspiegeln mußte, wenn man in den klaren, herrlichen Morgen hinausschaute. Und dabei war es ein bischen kühl, aber es herrschte jene angenehme Kühle, die uns wohl thut, wenn wir dabei an die Wärme des Mittags denken. Draußen zitterten die Blätter der Bäume ordentlich vor Wohlbehagen, die Blumen neigten verschämt ihre Köpfe vor dem Kuß der Sonne, wie junge Mädchen beim Pfänderspielen, Häuser und vor allem die Fensterscheiben glänzten wie gediegenes Gold und der Rasen, soweit man ihn erblickte, war bedeckt mit Milliarden von Brillanten, — eine kolossale Verschwendung. Der kleine Thiermaler hatte nicht genug daran, daß er mit weit aufgesperrtem Munde die frische Morgenluft einathmete, er suchte sich auch noch mit den ausgespreizten Händen so viel davon zuzuwedeln wie nur möglich. Das war sein geistiges Vorfrühstück, wie er es nannte. Sodann ging es an die Zubereitung des wirklichen.

„Wenn mein Vater eine weite Reise machte," sprach er,

indem er den Kaffee in die Blechmaſchine that, „ſo pflegte meine Mutter, die eine ſparſame Hausfrau war, eine Bohne mehr in die Mühle zu thun, und das geſchah, um meinen Erzeuger daran zu erinnern, daß es nicht bloß in den Wirthshäuſern einen guten Kaffee gebe. — Unter dem Wenigen, was ich von meinen Eltern geerbt, befindet ſich auch dieſe koſtbare Erinnerung, und die werde ich nun hier praktiſch anwenden.“

„So willſt du verreiſen?“ fragte Tannhäuſer in einem etwas affektirt gleichgültigen Tone.

„Ich?“ gab der Andere verwundert zur Antwort. „Ich bin der Zurückbleibende; du gehſt in die Welt hinaus.“

„Schon wieder die alten abgedroſchenen Späße. Ich kann es nicht faſſen, wie man ein Vergnügen daran haben kann, andere Menſchen immer zu necken und zu plagen.“

Der kleine Thiermaler hielt ſeine beiden Hände auf das Blechgefäß und ſchaute mit einem langen Blicke nach ſeinem Freunde herüber. Dieſer Blick hatte anfänglich etwas Komiſches; nach und nach aber wurde er ernſter, düſter, wehmüthig.

„Und ich kann es nicht faſſen,“ ſagte er dann nach der ſo entſtandenen langen Pauſe, „wie ein ſonſt ſo verſtändiger Menſch über ſich ſelbſt ſo verblendet ſein kann. Oder biſt du es wirklich, Richard? Wandelſt du in der That ſo förmlich arglos dem Abgrunde zu, den deine Blicke nicht ſehen wollen, weil ihn deine eigene Einbildungskraft mit bunten

üppigen Blumen zudeckt? — Ich spreche da wie ein Buch," setzte er sich selbst persiflirend hinzu, indem er die Achseln zuckte, „und sehe schon, es macht auf dich nicht die geringste Wirkung."

„Was sollte es auch!" entgegnete der Andere unwillig. „Glaube mir, ich habe es endlich einmal satt, so von euch allen wie ein kleines Kind behandelt zu werden, jeden meiner Schritte bekritelt zu sehen und immer zu hören: Tannhäuser, du mußt das nicht thun, und das nicht, und das nicht. — Teufel auch! das wird langweilig. Und doppelt lächerlich ist es von dir, aus dieser an sich einfachen Geschichte ein solches Leben zu machen. Ich gehe dahin, male eine vornehme Dame, weil sie mich bittet, die Sitzungen in ihrem Hause zu halten; dabei scheint es euch ein großes Unglück, daß die Dame jung, schön und reich ist. — Im Gegentheil, das halte ich für ein Glück; ich werde ein Bild malen, das Aufsehen erregt, ich werde gut bezahlt werden — also Ehre und Geld, was will ich mehr?"

„Namentlich des letzteren recht viel," gab der kleine Thiermaler gelassen zur Antwort; „daran zweifle ich nicht. Aber was die erstere anbelangt, so wollen wir später vielleicht wieder darüber sprechen. — Ich wasche meine Hände." Er strich seine beiden Handflächen einen Augenblick gegen einander.

„Nein, Wulf," fuhr Tannhäuser nach einer längeren Pause in weicherem Tone fort; „laß deine Neckereien sein.

Ich verſichere dich, du haſt vollkommen Unrecht; in vierzehn Tagen iſt, ſo Gott will, das Bild vollendet, und dann wirſt du über deine eigenen Worte lachen.“

„Ich werde nicht darüber lachen,“ ſagte kopfſchüttelnd und auffallend ernſt der Thiermaler. „Aber Andere werden darüber weinen, und das thut mir jetzt ſchon recht weh. Ich bin einmal ein ſo närriſcher Kerl, der ſich gern um Andermannsleiden und Schmerzen bekümmert. Ich könnte was von deinem Leichtſinn gebrauchen, Tannhäuſer.“

Dieſer wollte zornig auffahren, doch ſchien er ſich eines Beſſern zu beſinnen; er zuckte die Achſeln und ſagte dann nach einer Pauſe mit großer Ruhe: „Wulf, du biſt unverbeſſerlich; aber es wäre eine Sünde, wenn man ſich über dich ärgern wollte. Wenn du mich jedoch noch ein wenig lieb haſt, ſo verdirb mir den Morgen nicht mit deinen prophetiſchen Sprüchen. Es kann ja das doch alles nichts nützen.“

Der kleine Maler ging auf ſeinen Freund zu, legte die Hand auf deſſen Arm und ſprach: „Daß es leider nichts nützen kann, weiß ich nur allzugut; aber es gibt etwas, das man Freundespflichten nennt, und die erkenne ich an, und deßhalb habe ich ſo zu dir geſprochen. Ja, um noch einmal prophetiſch zu reden, will ich dir jetzt ſagen, — und vergiß es nicht,“ ſetzte er mit erhöhtem Tone hinzu — „daß eine Zeit kommen wird, wo du mich vielleicht am Kragen nimmſt und mich derb ſchüttelſt und dazu ſprichſt:

Kerl, miserabler! Damals warst du zehn Jahre älter als ich, du kanntest meine Verhältnisse und — — Francesca genau, du mußtest mir damals sagen: ein — Elender, wenn du, der Beau, der du bist, du, der gute, leichtsinnige Mensch, zu jener Lubanoff gehst, um sie zu malen!"

„Wulf!" —

Der kleine Maler streckte die Rechte von sich ab und fuhr in gewöhnlichem Tone fort: „Schrei nicht so, Tannhäuser, ich sage dir nichts; du hast nur von mir gehört, wie du einstens zu mir reden wirst. — Ja, einstens, so wahr die Sonne scheint; du wirst so zu mir sprechen. — Aber jetzt kein Wort mehr davon.

Ihr Freunde, seht, es strahlt der Morgen.

Und unser Kaffee ist auch fertig."

„Man muß dir schon recht viel zu Gute halten," meinte Tannhäuser, und zu diesen Worten wollte er lachen, brachte es aber nur zu einem leichten Lächeln, und auch dieses sah melancholisch genug aus.

Wulf hätte, wie er sich auch eben ausgedrückt, nicht mehr von dem Bilde angefangen, das sein Freund zu malen hatte, noch von den Folgen, welche es für diesen haben konnte; doch konnte es der Tannhäuser selbst nicht lassen, während sie, wie schon so sehr oft bei ihrem Kaffee saßen, heute am geöffneten Fenster, anscheinend mit aller Gleichgültigkeit davon zu sprechen.

„Ich kann dich versichern," sagte er, „das muß ein ganz famoses Bild werden, und es soll dem Namen Tannhäuser einen guten Klang beifügen."

„Ja, ja," brummte der kleine Thiermaler vor sich hin, dann fuhr er nach einer Pause fort, ohne seinem Freunde auf die vorhin gethane Aeußerung eine Antwort zu geben: „Weißt du, was ich allein fürchte und was mir so lebhaft vorschwebt, daß es geschehen werde? — Ich meine immer der alte Herr, der gestern mit deiner Fürstin da war, wird Veranlassung nehmen, sich hier herum viel zu schaffen zu machen. Es könnte das aber Unannehmlichkeiten für ihn herbeiziehen; deßhalb glaube ich, es wäre gar nicht übel, wenn du ihn ein bischen davor warntest, sich hier außen allzuviel umherzutreiben."

„Du siehst wie immer alles schwarz," entgegnete der Andere; „wenn er auch einmal käme, was thut's? Ich bin ja auch da."

„So, du bist auch da?" sagte Wulf in ganz eigenthümlichem Tone. „Ja, wenn du da bist, ist es freilich etwas ganz anderes. Nun, wir wollen sehen, bakulum! wie der Türk sagt. Das Wort gefällt mir, weil es mit sonst was eine so angenehme Aehnlichkeit hat. Auf alle Fälle aber kann ich dich versichern, daß ich da sein werde, — und fest. — Nimmst du noch ein wenig Kaffee?" setzte er darauf in gleichgültigem Tone hinzu; „du mußt ihn nicht verschmähen, ich habe eine Bohne mehr dazu gethan, als

gewöhnlich. Du weißt ſchon weßhalb. — Und nun wollen wir für heute die Abſchiedspfeife rauchen. Willſt du eine irdiſche oder nimmſt du meine türkiſche?"

„Ich werde heute Morgen gar nicht rauchen," verſetzte Tannhäuſer; „man muß doch ein wenig Rückſicht nehmen, wenn man eine Dame malt."

„Da wird es dich am Ende auch geniren, wenn ich rauche?"

„Bei offenen Fenſtern ganz und gar nicht."

„Nun, das iſt mir recht lieb." —

Darauf fing der kleine Thiermaler an zu rauchen und zwar aus einer langen irdenen Pfeife, wobei er ſich dicht ans Fenſter ſetzte, nicht wegen des Anzuges ſeines Freundes, ſondern weil es ihm Vergnügen machte, den blauen Rauch ſo fein gekräuſelt vor ſich aufſteigen zu ſehen und ihn mit den Augen zu verfolgen, wie ſich ſeine Ringe langſam verſchoben, immer weiter ſich auseinander zogen und dann in Nichts vergingen. Er konnte dabei ſo gut ſeinen wachen Träumereien nachhängen.

Der Tannhäuſer ging im Zimmer auf und ab, nachdem er ſeinen Malkaſten zugeſchloſſen, und bald darauf griff er nach ſeinem Hute und reichte ſeinem Freunde die Hand. „Adieu, Wulf, — bis heute Abend!"

„Bis heute Abend, Tannhäuſer."

Der Letztere ging zur Thür hinaus, der kleine Thiermaler aber blieb am Fenſter ſitzen und war einen Augen-

blick nachher so in tiefe Gedanken versunken, daß er es nicht zu bemerken schien, wie die irdene Thonpfeife seinen Fingern entglitt, aus dem Fenster fiel und drunten in kleine Stücke zerschmetterte.

Im Hofe traf Tannhäuser Franceska, die im Schatten ihrer Veranda saß und einige Veilchen zusammenwand. Ihr Gesicht war wie gewöhnlich, nicht heiter, nicht betrübt, aber ruhig und freundlich.

„Die Blumen sind für dich," sagte sie, „aber behalte sie, gib sie nicht weg."

„Wie sollte ich sie weggeben, Franceska, da ich sie von dir erhalten! Sind sie mir nicht lieb und werth?"

Sie hob ihre rechte Hand leicht gegen ihn empor, wobei sich jetzt in ihr Lächeln nur für eine Sekunde lang etwas Trübes mischte; dann wiederholte sie ihre Worte von vorhin: „Gib sie nicht weg, mehr kann ich ja nicht verlangen."

„Ich versichere dich, Franceska, daß ich sie gut aufbewahren werde," gab Tannhäuser ihr zur Antwort, während er ihr seine Hand entgegenstreckte, in welche sie zögernd die ihrige legte. Dabei sah sie ihn mit einem tiefen, innigen Blicke an, so daß es ihm so sonderbar schwer um's Herz wurde.

„Gewiß, Franceska," sagte er, „ich werde deine lieben Blumen aufbewahren, ich werde sie dir später wieder zeigen."

„Wie Gott will!" flüsterte das Mädchen, aber so leise, daß er es nicht verstand. Dann nickte sie dem jungen Manne zu und ging in das Haus.

Tannhäuser ſchritt durch den kleinen Gemüſegarten dahin, mußte aber hier noch einmal halten, denn zwiſchen den ſchnurgeraden Reihen der friſchgrünen Erbſen, die eben aus dem Boden hervorgebrochen waren, ſah er den Vater Piſani gebückt ſtehen, wie er emſig die Pflänzchen betrachtete und ſich an dem kräftigen Wachsthum derſelben freute. Er rauchte eine ſeiner langen dünnen italieniſchen Cigarren und als er den jungen Maler in dem mittleren breiten Wege ſtehen ſah, winkte er dieſem freundlich mit der Hand und rief ihm zu: „Macht ein ſchönes Bild, Tannhäuſer, und macht alles ſo, daß wir uns darüber freuen. Ihr habt Euer Glück in der Hand, ſo glaube ich. Addio — caro!“

Der junge Maler winkte dem alten Manne freundlich mit der Hand, dann beeilte er ſich, ſeinen Weg fortzuſetzen, und ließ gleich darauf den Garten hinter ſich. Ihn aus den Augen zu laſſen, ſowie auch die zwei beſcheidenen Häuschen, in denen heute Morgen die Fenſter ſo golden im Strahl der Morgenſonne glänzten, wollte und konnte er nicht ſogleich. Bei einer leichten Biegung des Weges — es befand ſich da eine Linde und eine ſteinerne Bank, auf der die Bauernweiber ausruhten, wenn ſie Gemüſe zur Stadt brachten — blieb Tannhäuſer ſtehen und blickte rückwärts. Er lehnte den Arm an den Stamm der Linde und ſtützte ſeine Stirn auf die Hand. Hatte er früher alle Worte des kleinen Thiermalers verlacht, wirklich verlacht oder nur ſo gethan, ſo mußte er ſich jetzt eingeſtehen, daß

ſie ihm doch ſchwer auf das Herz gefallen waren und er ſich nun derſelben aufs lebhafteſte erinnerte; es war ihm gerade zu Muth, als nehme er für längere Zeit Abſchied von dem Orte, wo er ſo gute, ſo glückliche Stunden verlebt hatte.

Er fühlte ſein Herz bewegt, gedrückt, ja, ein paarmal war es ihm, als thäte er beſſer daran, wieder umzukehren und den Auftrag, der ihm geworden, nicht auszuführen. Dann aber verlachte er, und wie er glaubte, mit vollem Recht, einen ſolchen Gedanken, nannte ihn und ſich ſelbſt kindiſch und raffte ſich gewaltſam auf, um ſeinen Weg fortzuſetzen. Aber dies ging nicht ſo ganz leicht. Noch einige Mal blickte er ſehnſüchtig zurück, und ſein freundliches Atelier trat lebhaft vor ſein inneres Auge: ſein angefangenes Bild, ſeine Geräthſchaften, ſeine Waffen, an denen er lange geſammelt, und dann öffnete ſich die Thür und Franceska trat herein mit ihrem munteren Eccolo! Es war ihm, als ſollte er dies alles nicht wieder ſehen, und wenn dieſes Wiederſehen auch nicht buchſtäblich zu verſtehen war, ſo fühlte er doch ſelbſt auf Augenblicke, ſein Leben werde ſich von heute an ändern.

„Und wenn auch! iſt es nicht vielleicht mein Glück?“ ſagte er trotzig, und dann riß er ſich los und ſchritt der Stadt zu. Aber es war noch ein anderer Gedanke, der ihn dorthin zog, der, wenn er ihn ſich ausmalte, ſein Herz ſchneller ſchlagen machte, ſeinen Athem erſchwerte.

Der Thiermaler konnte und wollte aber am heutigen Tage nicht arbeiten. Er war wie gewöhnlich ins Atelier hinunter gegangen, er hatte sich vor seine Staffelei gesetzt, sein Bild betrachtet, fand aber an den Schwänzen sämmtlicher Affen heute so viel auszusetzen, daß er sich mißmuthig erhob und in den Hof ging, wo Franceska wieder unter der Veranda saß mit einer Näharbeit beschäftigt.

„Heute thätest du mir einen rechten Gefallen," rief er ihr zu, „wenn du ein bischen ins Atelier kämest und mir bei der Arbeit zuschautest. Ich glaube, dann könnte es allenfalls gehen."

Sie schüttelte mit dem Kopfe und dann gab sie zur Antwort: „Nein, ich mag nicht gern; ich war soeben darin und habe dem Joco etwas gebracht; aber es ist dort heute so kühl, es hat mich ordentlich gefröstelt."

„Ja, kühl ist es dort," sagte Wulf, „das habe ich auch gefühlt, und deßhalb bleibe ich lieber in der Sonne. Ich will ein paar Besuche in der Nachbarschaft machen."

Und so that er auch: er zog seinen schwarzen, sehr kurzen Sammtrock an, setzte eine Mütze auf, die wie ein Barett aussah, und ging, die Maler Krauß und Becker zu besuchen.

Diese hatten sich in einem der Häuser nicht weit von dem seinigen, und wie dieses ebenfalls in einem Garten gelegen, ein provisorisches Atelier auf einem Heuboden eingerichtet, der einen sehr großen Dachladen hatte, welcher

zufällig gegen Norden ging. Es waren ein paar fleißige Landſchafter, die Beiden, die ſich ſchon etwas verdienten und gern die größere Miethe für ein beſſeres Atelier bezahlt hätten, wenn nur ein ſolches in der Nachbarſchaft zu bekommen geweſen wäre.

„Wer weiß!“ ſagte der Thiermaler, der es ſich auf dem Bette des einen der Freunde wie auf einem Sopha bequem gemacht hatte. „Wer weiß! Ich glaube nicht, daß Tannhäuſer noch gar zu lange da bleibt, und was mich anbelangt, ſo muß ich auch ſchon geſtehen, daß es mich lange gereizt hat, ein bischen die Welt zu betrachten. — Das wäre eine Gelegenheit für euch. — Nun, kommt Zeit, kommt Rath.“ Er verſprach den Beiden, vorkommenden Falles an ſie zu denken und dann ging er auf einem großen Umwege nach Hauſe zurück.

Dieſer Umweg führte ihn auch an der Linde vorbei wo der Tannhäuſer vorhin geſtanden und nach den beiden kleinen Häuſern hinüber geblickt. Wulf blieb hier ebenfalls ſtehen und ſprach zu ſich ſelber: „Was gräme ich mich da und plage mich mit Sachen ab, die doch nicht zu ändern ſind. Nichts währt überhaupt ewig auf dieſer Welt, und wenn er wegbleibt, wenn ſie vielleicht auch mit ihrem Vater fortzieht — der Alte ſpricht ja häufig davon, nach Italien zurückzukehren — ſo ſoll es mir auch weiter keinen Kummer machen, mein Bündel ſchnüren zu müſſen und mir die Welt ein bischen anzuſehen.“

Er ſchlenderte langſam durch den Gemüſegarten nach dem Hauſe zu, und die Sonne, welche recht warm ſchien, that ihm am heutigen Morgen beſonders wohl. Er wollte zum Bildhauer Piſani hinein, als er aber in den Hausgang trat und ſich eben rechts nach der Thür des Ateliers wenden wollte, hörte er vom Hofe her eine fremde Stimme laut lachen. Das änderte augenblicklich ſeine Abſicht, und er trat raſch unter die Veranda, um nachzuſehen.

Der kleine Thiermaler hatte ein ahnungsvolles Gemüth und er wußte faſt im Voraus, daß er hier den alten ſo ſehr freundlichen Herrn finden würde, der auch in der That da war, der auf einem Stuhle vor Franceska ſaß und vorhin ſo laut und vergnügt gelacht hatte. War es Abſicht oder Zufall? — genug, er hatte ſich mit ſeinem Stuhle ſo an den Tiſch und vor das junge Mädchen hin poſtirt, daß dieſes nicht ihren Platz verlaſſen konnte, wenn ſie das auch gewollt hätte. Das ſah Wulf mit einem einzigen Blicke, und darum trat er auch mit einer recht feindſeligen Miene näher, wobei er kaum mit einem Finger an ſein Barett langte, als ihm der alte Herr ſo außerordentlich freundlich lächelnd mit der rechten Hand entgegenwinkte und rief: „Ach! da kommt ja unſer Freund.“

„Ich bin wohl recht lange ausgeblieben, nicht wahr, Franceska?“ wandte ſich der kleine Maler an das Mädchen. „Nicht wahr, viel zu lange? Ja, ja, ich kann mir's wohl denken!“ Damit faßte er den ſchweren Tiſch an einer Ecke

und drückte ihn so scharf auf die Seite, daß es den alten freundlichen Herrn fast genirt hätte. Doch bekam dadurch Franceska einen Ausweg, den sie auch sogleich benützte und mit einem leichten Kopfnicken in das Haus eilte. Wulf nahm sogleich auf dem leeren Stuhle Platz, legte beide Arme auf den Tisch und schaute den alten, so überaus freundlichen Herrn mit einem festen, gerade nicht zu wohlwollenden Blicke an.

„Das ist hier ein kleines, recht angenehmes Haus," sagte dieser und dabei blickte er rings umher. „Sehr angenehm."

„O ja, recht angenehm," wiederholte der Maler grinsend. „Darf ich mir vielleicht erlauben, zu fragen, was uns die außerordentliche Ehre verschafft hat, Euer Gnaden schon wieder hier zu sehen?"

Der Ton, mit welchem er dies sagte, ließ den Sinn seiner Frage durchaus nicht verkennen. Doch ging der alte freundliche Herr begreiflicher Weise nicht darauf ein; er machte vielmehr eine so heitere Miene, lächelte so vergnügt, daß sich der Raum zwischen der Nasenspitze und seinem Kinn außerordentlich verkleinerte, und antwortete, indem er mit sichtlichem Vergnügen lachte: „Ich habe gestern schon erkannt, daß Sie ein kleiner Spaßmacher sind, und Sie sehen, ich nehme das so auf und finde mich ganz in Ihre Art zu reden. Was ich aber hier suchte, mein Verehrtester, das sind Sie vor allen Dingen nicht." Seine grauen, scharfen

Augen leuchteten eine Sekunde lang ſcharf. „Da es mir ſo gefällt,“ ſetzte er ruhig und immer lächelnd hinzu, „ſo will ich Ihnen ſagen, daß ich hieher kam, um zuerſt nach Herrn Tannhäuſer zu ſehen.“

„Der iſt nicht da,“ verſetzte Wulf ſehr kurz. „Und das wiſſen Euer Gnaden wahrſcheinlich auch, und ebenſogut, wo er ſich befindet.“

„Wo er ſich befinden könnte, kann ich mir allerdings denken,“ gab der Graf Portinsky zur Antwort; „aber daß er ſich ſchon ſo früh aufmachen würde, das hätte ich mir nicht gedacht. Schön, ſchön, er zeigt Eifer für die Sache, und das gefällt mir. — Ihr Freund, Herr Tannhäuſer, kann es zu etwas bringen,“ fuhr er fort, und dabei ſtrahlte ſein Geſicht ordentlich vor Wohlwollen. „Er iſt ein guter Künſtler, ein ſehr angenehmer und dabei äußerſt höflicher Mann. — Apropos!“ ſagte der alte Herr darauf mit einem ganz andern Tone, „ich ſah auch geſtern auf Ihrer Staffelei ein wie mir ſchien nahezu fertiges Bild, ein allerliebſter Blick in die Thierwelt. Dürfte ich mich vielleicht nach dem Preiſe dieſes Bildes erkundigen?“

Der kleine Thiermaler hatte den Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt und verſetzte, indem er ſich ebenfalls einer außerordentlichen Freundlichkeit befleißigte und dabei ſein Kinn ſtreichelte: „Und warum wünſchen Euer Gnaden den Preis des Bildes zu wiſſen? Ich glaube nicht, daß dazu ein Grund vorhanden iſt, was auch Euer Gnaden einleuch-

ten wird, wenn ich Ihnen ſage, daß das bewußte Bild nicht zu kaufen iſt, da ich nur auf Vorausbeſtellung arbeite.“

„Ah! nur auf Vorausbeſtellung?“

„Nur auf Vorausbeſtellung!“ wiederholte der kleine Thiermaler in ſehr entſchiedenem Tone. „Und da es noch eine gute Anzahl von Gallerien und Muſeen gibt, die noch mit keinem Wulſ geſchmückt ſind, ſo habe ich noch mehrere Jahre angeſtrengt zu arbeiten, um allen Nachfragen genügen zu können.“

„Nachfrage nach Affenſchwänzen?“

„Verſteht ſich! Oder auch nach Affen in ganzer Größe; ich male auch ſolche, ſobald mir ein paſſendes Modell dazu aufſtößt.“

Der Blick, den der kleine Thiermaler bei dieſen Worten an der Figur des alten freundlichen Herrn hinabgleiten ließ, konnte nicht gut mißverſtanden werden, wenn man ihn verſtehen wollte, was aber bei dem Herrn Grafen durchaus nicht der Fall zu ſein ſchien, denn ſein Lächeln, mit welchem er ſagte, es verurſache ihm in der That einigen Kummer, daß er ſich alſo vorderhand keine Hoffnung machen könne auf den Beſitz eines ſo vortrefflichen Affenſchwanzes, war förmlich herzgewinnend, und daß es dieſe Wirkung auf das Gemüth des Herrn Wulſ gänzlich verfehlte, zeigte deutlich, welch' verſteinertes oder verknöchertes Herz dieſer kleine Thiermaler in ſeinem Buſen trug. Es flammte in ſeinen

Augen wahrhaft feindselig auf, und die Unterredung hätte sich vielleicht noch pikanter gefärbt, wenn nicht in diesem Augenblicke Francesca unter der Thür erschienen wäre und zum alten freundlichen Herrn gesagt hätte: ihr Vater sei soeben in sein Atelier gegangen, und es würde ihm recht angenehm sein, den Herrn Grafen dort zu sehen.

Wulf zuckte fast sichtlich zusammen und biß sich auf die Lippen.

Der alte freundliche Herr dagegen schmunzelte auf's wohlgefälligste, als das blühende junge Mädchen so mit ihm sprach, und der Ausdruck dieses Wohlwollens galt unbedingt nur ihrer Person; denn über die Worte, welche sie gesprochen, hatte er sich einigermaßen geärgert. — Das ist eine eigenthümliche Sorte von Künstlern hier, dachte er; ich, der Graf Portinsky, lasse da so einem miserablen Bildhauer sagen, ich wolle sein Atelier sehen, und statt, wie es bei uns und auch sonstwo der Brauch ist, mich mit der Mütze in der Hand an der Thür des Hauses zu empfangen, läßt er mir sagen, er sei in seinem Atelier.

„Ich danke, mein liebes, schönes Kind," sprach er, trotz dieses Ideengangs, doch änderte sich dieser plötzlich und es fiel ihm ein, das reizende Mädchen könne ja auch den Vater abgehalten haben, heraus zu kommen, um die Botschaft selbst zu überbringen. — In dieser Welt ist alles möglich, dachte der Graf Portinsky. Deßhalb schnellte er hinter dem Tische mit einem unglaublichen Elan hervor, tänzelte auf

Francesca zu, und ehe dieſe noch eigentlich wußte, was dieſe unnatürlichen Bewegungen des alten Herrn bedeuten ſollten, hatte dieſer ſeinen rechten Arm ſchäckernd einen Augenblick um die ſchlanke Taille des jungen Mädchens geſchlungen, — wie geſagt, nur eine Sekunde, worauf er mit einer eleganten Verbeugung zurücktrat, denn er bemerkte wohl, wie ihr Auge plötzlich aufflammte, und er war doch noch nicht ganz gewiß, was ihm der nächſte Moment vielleicht bringen könne.

Der kleine Thiermaler ſaß da, ſtarr vor Erſtaunen. Eine ſolche Keckheit war ihm noch gar nicht vorgekommen. Ehe er ſich aber von ſeiner Ueberraſchung erholte und mit ſich im Reinen war, es ſei das Paſſendſte, den alten zudringlichen Herrn auf einmal niederzuſchlagen, war dieſer bereits in dem Atelier des Bildhauers verſchwunden und hatte durch ein ebenſo geſchicktes wie kühnes Manöver an der Thür das junge Mädchen ebenfalls genöthigt einzutreten.

Wir haben bereits erwähnt, daß Herr Piſani ein ſehr wackerer Mann, aber kein überaus begabter Künſtler war; und wir müſſen dieſe Anſicht feſthalten, obgleich ſich der Graf Portinsky beim Erblicken der einfachen Werke hier geberdete, als ſei er in das Atelier eines neuen Canova oder Thorwaldſen getreten. Kleine Steinornamente, die er hier ſah, ſchienen ihm würdig, die ausgewählteſte Skulpturſammlung zu zieren; einzelne Thonmodelle, mit denen Vater Piſani in ſeinen Freiſtunden kühne Verſuche angeſtellt, er-

klärte er für die geiſtreichſten Entwürfe, die er in ſeinem Leben geſehen. Dabei lächelte er ſo glücklich, rieb ſeine Hände ſo behaglich an einander und ſchien ſo von Wohlwollen aufgelöst, daß man es vollkommen begreiflich fand, wie ſeine Naſe und ſein Kinn, mit fortgeriſſen vom wilden Strudel der Gefühle, die heftigſten Anſtrengungen machten, ſich zu nähern und zu küſſen.

„Ich kann Ihnen nicht ſagen, mein verehrter und werther Herr," ſprach er mit leuchtenden Blicken, „wie glücklich es mich macht, hier einen Künſtler zu finden, der ſein großes Talent mit einer ſo gemüthlichen Beſcheidenheit verbindet. — Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu ſein — Graf Portinsky, ein Verehrer der Kunſt und alles Schönen." Er erlaubte ſich bei dieſen Worten einen leichten Streifblick auf Franceska, welcher aber von dieſer gänzlich unbeachtet blieb.

„Ganz unabhängig," fuhr er darauf fort, „ohne Familie, und reich genug, um in Bezug auf künſtleriſche Anſchaffungen keine Opfer ſcheuen zu dürfen. — Bilder guter Meiſter habe ich ſchon ſo viele angekauft, um einen Gemäldeſaal in meinem Hotel zu Petersburg würdig ſchmücken zu können. Aber in Anſchaffungen von Werken der Bildhauerkunſt bin ich bis jetzt noch nicht glücklich geweſen. Und deßhalb freue ich mich ſehr, mein werther und hochverehrter Monſieur Piſani, zu Ihnen gekommen zu ſein."

Der gute Bildhauer ſchüttelte leicht mit dem Kopfe, als

ſtaltungen, deren Mängel und Fehler ihm eben noch ſo deutlich erſchienen, etwas befriedigter, denn wenn er von dem ausgeſprochenen Lob auch hundert Prozente abzog, ſo blieb, wenn man die wahrhaft entzückten Blicke des Grafen betrachtete, doch noch genug übrig, um ſeine Arbeiten als kleine Kunſtwerke anzuſehen.

„Nein, nein," fuhr der alte freundliche Herr fort, „ſo müſſen Sie mir nicht kommen, beſter und verehrter Freund. Haben Sie vielleicht einen andern Grund, nicht für mich arbeiten zu wollen? Wenn das der Fall wäre und wenn ſich derſelbe triftig genug erweiſen würde, ſo müßte ich allerdings zurücktreten. Aber, mein verehrter Freund, er darf nur triftig und haltbar ſein — der Graf hob feierlich die Hand in die Höhe — ſonſt trete ich nicht zurück — gewiß und wahrhaftig nicht; ſonſt ſage ich Ihnen ganz einfach: Sie haben hier ein Atelier, Sie nehmen Beſtellungen an für Dieſen und Jenen, warum nicht auch für den Grafen Portinsky? Darin muß mir ſogar Ihre Fräulein Tochter beipflichten, indem ſie vom Rechte meiner Forderung ſo überzeugt ſein wird, daß ſie in dieſem Falle ſelbſt gegen den eigenen Vater ſprechen müßte. Habe ich nicht Recht, mein hochverehrtes Fräulein?"

Franceska war, wie ſchon bemerkt, von dem alten Herrn genöthigt worden, in das Atelier zu treten. Dort hatte ſie ſich gleich dicht an die Seite ihres Vaters begeben, ſich aber ſo gewiſſermaßen einen Ausweg verſperrt, denn der Graf

hielt ſich in der Nähe der Thür und beherrſchte dabei den Raum zwiſchen dieſer und Franceska mit ſeinen ruheloſen, ſo ſeltſam leuchtenden Blicken, vor welchen ſich das junge Mädchen ordentlich fürchtete und von ihnen gebannt in dem Gemache blieb. Auf die Appellation des Fremden an ſie wollte und konnte ſie indeſſen keine Antwort geben; auch trat der Vater für ſie ein, indem er mit einem nicht unangenehmen Lächeln verſetzte: „Wie ſollt' ich Gründe haben, für Sie, Herr Graf, nicht arbeiten zu wollen? — Aber wie ich Ihnen vorhin ſagte: ich kenne meine eigenen Kräfte ſo genau, daß ich es nicht wagen kann, gewiſſe Arten von Beſtellungen anzunehmen."

„Wagen Sie es, wagen Sie es, mein verehrter Freund!" ſagte der Graf mit einem ſeiner ſüßeſten Lächeln, und dabei bewegte er ſeine dünnen Lippen, als ſei er im Begriff, dort den feinſten Blüthenhonig abzulecken — „wagen Sie es! — Oder um denn in Ihre Beſcheidenheit einzugehen, ſo laſſen Sie mich's wagen. Ich wünſche alſo eine Statue von Ihnen, drei Viertel Lebensgröße in cararíſchem Marmor ausgeführt."

„Das Material kommt ſchon ſehr hoch," erwiderte Herr Piſani mit Beſcheidenheit.

„Sehr hoch — was nennen Sie ſehr hoch? Habe ich nach dem Preiſe gefragt? Wird mir eine Arbeit von Ihrer Hand zu theuer ſein? — Gewiß nicht." Er ſchaute bei dieſen Worten auf den Bildhauer, nicht aber, ohne

durch unaufhörliche Streifblicke auf dem Gesichte des jungen Mädchens nachzusehen, ob sie vielleicht nur ein einziges Mal ihr glänzendes Auge zu ihm erhebe, oder ob überhaupt auf ihrem schönen Gesichte eine Bewegung wahrzunehmen sei. Aber dies war durchaus nicht der Fall; Franceska hatte sich auf ein Piedestal niedergelassen und saß da, die Hände in den Schooß gelegt, ebenso unbeweglich und anscheinend ruhig, wie das Modell der Psyche in der gleichen Haltung dort in der Ecke des Ateliers.

„Ich bin ein eigener — Kunstnarr," fuhr der alte Graf mit einer erstaunlichen Lebhaftigkeit fort. „Wenn ich Sie bitte, mir eine Statue herzustellen und im Voraus den geforderten Preis genehmige, so habe ich allerdings noch kleine Nebenbedingungen. — Ich bin, wie schon gesagt, ein wirklicher Kunst-Enthusiast; ich schwärme für alles Schöne, und dabei ist mir die Art des Entstehens sehr interessant. Sie müssen mir, wenn Sie für mich arbeiten, deßhalb schon erlauben, daß ich häufig komme, um nachzusehen, daß ich zuschaue, wie Sie Ihren Meißel führen, daß ich mich freuen darf, wie das Werk sich nach und nach unter Ihren Händen formt."

Der Bildhauer Pisani war ein zu gutmüthiger und argloser Mann, um in diesem Wunsche seines vornehmen Gönners irgend etwas zu finden, was auch nur im geringsten unpassend wäre. Deßhalb nickte er lächelnd mit dem Kopfe und erwiderte: „Das könnte für mich nur eine

Ehre ſein, und wenn ſich der Herr Graf durch ſolche Liebhabereien ſchon im Voraus bezahlt machten, ſo wäre mir das um ſo lieber; dann wäre doch Ihr Geld, wie ich faſt fürchten muß, nicht gar zu umſonſt ausgegeben."

„Laſſen wir jetzt dieſe unnöthige Beſcheidenheit bei Seite, lieber Meiſter," entgegnete der alte Herr mit plötzlichem Ernſte, „und bleiben wir bei dem Geſchäfte. Ich wünſche alſo eine Statue von Ihnen zu haben; und was für eine, das werde ich mir jetzt erlauben, Ihnen klar zu machen." — Er legte die Hand an die Augen; dann fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort: „Ich weiß nicht, ob die Idee, welche ich habe, aus meiner eigenen Phantaſie entſprungen iſt oder ob ich irgendwo was Aehnliches geſehen. Ich glaube aber das Letztere," ſetzte er mit einem affektirt gutmüthigen Lächeln hinzu. — „Wenn ich nur wüßte —"

„Und welche Art von Statue war es wohl?" fragte Herr Piſani. „Eine mythologiſche Figur oder eine Allegorie?"

„Ich glaube, es war eine mythologiſche Figur. — Eine Venus?" — Er blickte auf den Boden und ſchüttelte mit dem Kopfe, während er den Zeigefinger der linken Hand empor hob. — „Nein, nein, eine Venus war's nicht. Eine Grazie, Tänzerin oder ſo etwas war es auch nicht. — Nur ſchwebt mir ein wunderbar ſchöner weiblicher Körper vor." — Er wagte einen abermaligen Blick auf das junge Mädchen, doch konnte das Marmorbild hinter

demſelben nicht theilnahmloſer ausſehen, als ſie. — „Warten Sie. — — Eine Hebe war's, — eine Hebe!“

„Vielleicht die Canova'ſche? oder die nach dem Modell von Rauch?“

„Ja, wenn ich zeichnen könnte,“ fuhr der alte Herr nachdenklich fort, „ſo wäre das augenblicklich geſchehen. Aber mit der Beſchreibung eines ſolchen Kunſtwerkes will mir es nicht recht gelingen.“ Er blickte wie ſuchend umher auf die Modelle. „Ah!“ rief er nun auf einmal, „ſo könnte ich es Ihnen erklären, wenn Ihre Fräulein Tochter die Freundlichkeit haben wollte, einen Augenblick herzutreten. — Darf ich vielleicht bitten?“ fügte er hinzu, und dabei bewegten ſich ſeine Lippen abermals wie vorhin unter dem ſüßen Einfluſſe des Blüthenhonigs. — Franceska ſchrak unwillkürlich zuſammen; ſie war mit ihren Gedanken ſo ganz anderswo geweſen und fühlte ſich durch die Stimme des alten Herrn nicht angenehm in die Wirklichkeit zurückgeführt.

„Komm' einen Augenblick her, mein Kind,“ ſagte der Bildhauer. Und ſie erhob ſich gehorſam, um dicht vor ihren Vater hinzutreten.

„Sie müſſen mir ſchon erlauben, mein ſchönes Fräulein,“ ſprach der alte freundliche Herr, indem er ſo nah wie möglich an ihre Seite trat, „daß ich Sie bitte, für ein paar Sekunden eine graziöſe Stellung anzunehmen, was Ihnen gewiß außerordentlich leicht wird.“

Während er das sprach, näherten sich die Spitzen seiner Nase und seines Kinnes in fast erschreckender Weise, und in dem tiefen Abgrund zwischen beiden, wo sich der Mund wie ein ausgebrannter Krater befand, bewegten sich unzählige feine Falten, wie ebensoviele zuckende Schlangen. Francesca sah ihn einen Augenblick an, aber nur einen kleinen Augenblick; dann wandte sie ihr Gesicht rasch ab, und man hätte sehen können, wie es leicht, aber trotzig um ihre schönen frischen Lippen zuckte.

„Darf ich?“ fragte der Graf, indem er eine ihrer herabhängenden Hände nahm, die sie ihm widerstrebend ließ und worauf er sie leicht gegen sich drehte, was sie nach einem langen Blick auf ihren Vater, der freundlich lächelnd zuschaute, geschehen ließ. „Die Statue, von der ich rede,“ sagte er alsdann mit viel leiserer Stimme, als früher — es war, als mache ihm das Athemholen etwas Mühe — „hatte beide Arme erhoben — so, wodurch der Oberkörper in seiner reizenden Form auf das graziöseste und vortheilhafteste hervortrat. — So wie bei Ihnen, mein schönes Fräulein,“ konnte er sich nicht enthalten, mit glühenden Blicken hinzuzusetzen. — „Welches Modell zu einer Hebe! In den Händen hielt sie eine Schaale, mit welcher sie durch die Räume des Himmels schwebt; — über alle Beschreibung schön und hinreißend schön. — Haben Sie mich verstanden?“ wandte er sich an den Bildhauer.

„O ja, vollkommen,“ sprach dieser lächelnd; „es ist

ein Werk von Rauch, womit Ihre Phantaſie Aehnlichkeit hat und das Sie vielleicht auch geſehen haben."

„Möglich, möglich," erwiderte haſtig der alte, freundliche Herr. „Aber ſollten Sie die ausgezeichnet ſchöne Haltung Ihrer Fräulein Tochter nicht mit zwei Strichen ſkizziren? Vielleicht iſt ſie ſo freundlich, noch einen Augenblick ſtehen zu bleiben."

„Es ſieht wirklich ſchön aus, Franceska," ſagte der Bildhauer mit dem Stolze des glücklichen Vaters. „Ich will ſchnell ein Skizzenbuch und ein Bleiſtift nehmen. — Ganz gut, ganz gut!"

„Eine liebreizende Hebe!" warf der Graf dazwiſchen, „die mit einer Schaale voll Nektar durch die Räume des Himmels ſchwebt. — Glücklich der, wem nur ein Tropfen zu Theil wird!"

Der Haltung und der Form ihres Körpers nach war Franceska allerdings in dieſem Augenblicke das vollendete Modell einer Hebe, aber der Ausdruck ihres Geſichtes hätte eher auf irgend eine zürnende Göttin ſchließen laſſen, die mit hoch erhobenen Händen ihren Fluch auf einen Verbrecher hinabſchleudert. Aber ſchön und reizend war ſie in ihrer Stellung, das junge Mädchen. Wie ſchwellend traten die leichten und doch ſchon ſo graziös entwickelten Formen ihres Körpers gerade bei der angenommenen Stellung und dem glatten, einfachen Hauskleide hervor! Wie elegant zeigte ſich ihre ſchlanke Taille! Wie vollendet ſchön die

Rundung ihrer nackten Arme, über welche die weiten Aermel herabgefallen waren. Wenn nur das Geſicht nicht gar ſo trotzig und finſter geweſen wäre! Aber obgleich es ſo war, ſchien doch der gute freundliche alte Herr dieſen Ausdruck nicht zu verſtehen oder nicht verſtehen zu wollen; denn als ſich Vater Piſani umgewandt hatte und auf ſeinen Pantoffeln davon ſchlurfte, um Skizzenbuch und Bleiſtift zu holen, wagte er es nicht nur, mit ſeinen kalten, dürren Fingern ihre lebenswarmen Arme zu berühren, ſondern er wollte auch den Verſuch machen, dieſelben an ihrer ſchlanken Taille hinab gleiten zu laſſen. Doch zuckte das junge Mädchen mit einem Male ſo plötzlich, ſo heftig, mit ſolcher Energie zuſammen, daß Graf Portinsky unwillkürlich, aber dabei etwas verlegen lächelnd einen Schritt zurücktrat und mit Staunen den ihn ſcharf treffenden Blick der vollendeten Verachtung, des nicht zu verkennenden Haſſes in Empfang nahm.

„Gib dir für jetzt keine Mühe, Vater,“ ſagte Francesla mit bebenden Lippen; „ich will nachher ruhig ſtehen, ſo lange du willſt; aber ich habe jetzt etwas Dringendes draußen zu beſorgen.“ Damit wandte ſie ſich um und ging zur Thür hinaus. Draußen blieb ſie einen Augenblick tief aufathmend ſtehen und ſchien unſchlüſſig, ob ſie ihr Zimmer aufſuchen wolle. Im nächſten Moment aber ſah man ſie über den Hof eilen und dann trat ſie in das Atelier ihres Freundes, der jetzt wieder ruhig arbeitend

vor ſeiner Staffelei ſaß. Ohne aufzublicken, obgleich er wohl ihren flüchtigen Schritt gehört hatte, rückte er auf dem Bänkchen, auf welchem er ſaß, etwas zur Seite, um für das junge Mädchen Platz zu machen. Dahin ſetzte ſie ſich denn auch, legte ihren Arm auf ſeine Schulter und den Kopf darauf.

Der kleine Thiermaler fühlte wohl, wie raſch und tief ſie Athem holte. „Hat dich der ſchwarze Rabe verjagt, meine gute Taube?“ ſagte er, ruhig fortarbeitend. „Ja, ja, dieſe Galgenvögel haben ein ſcharfes Auge. — Du wirſt ſehen, Franceska, es wird ſich hier noch Manches ändern. Bisher lebten wir hier, wie die harmloſen Eingeborenen eines glücklichen, noch unbekannten Eilandes. Aber wir ſind entdeckt worden, überfallen von jenen Mächtigen der Erde, die uns Civiliſation und Laſter mitbringen.“

„So iſt es, ſo iſt es!“ hörte man das junge Mädchen ganz leiſe ſagen.

„Freilich iſt es ſo, und auch vorbei mit dem Glück dieſer Inſel. Gäbe es nur noch die alten Zauberer in der Welt. Aber leider ſind dieſe guten Kerls alle ſchlafen gegangen. Dann könnte man es vielleicht möglich machen, daß es dir erginge, wie dem Dornröschen. — Erinnerſt du dich noch?“

„O ja, aber erzähl' es mir noch einmal.“

„Gern, Franceska. Mach' es dir aber bequem und lege

dich auf deinen Teppich. Da kannſt du auch beſſer ausruhen, und daß du müde biſt, ſehe ich an deinen Augen."

„Ja, ich bin müde," erwiderte ſie, und dann erhob ſie ſich, ſchlüpfte neben die Staffelei auf den Teppich hin, der dort am Boden lag, ſchob ſich ein Stück Bärenfell unter den Kopf und ſagte dann: „So, nun erzähle mir."

Das that denn auch der Thiermaler und berichtete ihr das Märchen vom Dornröschen ſo umſtändlich und genau, wie man es ganz kleinen Kindern erzählt. War doch ſie auch noch in gewiſſer Beziehung wie ein kleines Kind dieſe Italienerin, ſoeben noch in ihrem Innern aufs höchſte erregt, heftig empört, jedes Ausbruchs ihrer Leidenſchaft fähig, beruhigte ſie ſich ſchnell wieder, und als ihr Freund in ſeiner Erzählung an jenes Wunder kam, wo die Büſche und Sträucher rings um Dornröslein zu einem undurchdringlichen Walde erwachſen waren, da zeigte Franceska's geſchloſſenes Auge, ſowie ihre regelmäßigen Athemzüge an, daß ſie ſanft eingeſchlafen war.

Wulf ſah lächelnd auf ſie nieder, und trotzdem ſie nichts mehr hörte, erzählte er ſein Märchen ruhig zu Ende und ſagte alsdann, wobei er den eben gebrauchten Pinſel hinter ſich warf: „Könnteſt du nur auch ein paar Jahre ſchlafen, armes Mädchen, und alsdann ihn ſchuldlos vor dir ſtehen ſehen, den du faſt unbewußt ſo heiß, ſo innig liebſt!"

Achtes Kapitel.

Beim Gewitter.

Nachdem es wieder längst Abend geworden war, hatte Franceska wie gestern die brennende Lampe auf den Tisch unter der Veranda gestellt, doch klang ihr: Felicissima notte! welches sie wie alle Italienerinnen im gleichen Augenblicke dazu sprach, still und traurig. Die Flamme des Dochtes wogte in der weichen Nachtluft leise hin und her, und dann war es durch die widerstrahlende, flackernde Beleuchtung gegen das Grün der Blätter, als bewegten sich diese hin und her. Und das war doch nur Täuschung, dazu war der Luftzug zu schwach, dazu war es zu stille rings umher in der weiten, weiten Natur. Ja, es war recht stille um das kleine Haus her, und wenn man auch noch so angestrengt lauschte, so hörte man nicht viel, wenn man unter der Veranda saß; von der Stadt her nur ein

leichtes Summen, ein unbestimmtes Klingen, zuweilen die Schritte eines einsamen Wanderers, der noch heraus kam, hieher, wo die kleinen Häuser zerstreut waren und dann wie allabendlich bei dem warmen dunstigen Wetter das Concert der Frösche, nur heute piano, in einer auffallend weichen Stimmung. Vielleicht sahen sie, daß der Himmel mit Wolken überlaufen war und daß es ferne an den Bergen wetterleuchtete — gleichviel, sie ließen sich nur nach langen Zwischenpausen hören und dann, wie eben bemerkt, sehr discret.

Unter der Veranda saßen wie gestern der Bildhauer Pisani, der kleine Thiermaler und Franceska. Letztere hatte ihren Stuhl zurückgezogen, so daß sie sich selbst im Schatten befand, sie sprach fast kein Wort; Wulf beschäftigte sich auch ausschließlich mit seiner Pfeife, an welcher er bald unten, bald oben etwas zu schrauben und zu arrangiren hatte. Es war nur ein Glück, daß Vater Pisani am heutigen Abend Lust hatte, so recht in der Erinnerung an vergangene Tage zu schwelgen, so daß er zurückgelehnt auf seinem Stuhle sitzend mit den Fingern auf dem Tische trommelte, wie er zu thun pflegte, wenn er in einer zufriedenen Stimmung war, und weit in die Nacht hinausblickend ausführlich von seinen Reisen durch Calabrien und Sicilien erzählte.

Man hätte vielleicht glauben können, die heute erhaltene Bestellung des russischen Grafen habe auf seine Stimmung einen bedeutenden Einfluß gehabt. Aber dem war durchaus

nicht so. Freilich hatte es ihm wohl geschmeichelt, daß gerade er mit einer solchen Commission betraut worden. Gab es doch sehr viele Bildhauer in der Stadt, Hof- und Staatsbildhauer, Professoren der Skulptur und Gott mochte wissen, was sonst noch, lauter kleine Canova's, und doch war man gerade zu ihm gekommen. Das hatte ihm allerdings ein Lächeln der Zufriedenheit entlockt; und als der alte freundliche Herr das Atelier verlassen, war er eine Zeit lang auf und ab gestiegen, die Hände auf den Rücken gelegt, die er nur zuweilen von einander trennte, um seine Sammetmütze von einem Ohr aufs andere zu schieben, wobei er eine italienische Weise summte.

Dann hatte er in seinem Spaziergange plötzlich inne gehalten, war vor seine Modelle getreten, vor seine Hebe, seine Venus, seine Bacchantin, seine Tänzerin, hatte sie genau betrachtet, wobei er verständiger Mann genug war, um dabei zuweilen einen prüfenden vergleichenden Blick auf die Werke berühmter Meister zu werfen, die er in seinem Atelier aufgestellt hatte. Diese Vergleichung mochte nun gerade nicht zu Gunsten seiner eigenen Arbeit ausgefallen sein, — genug, er hatte nach einiger Zeit eine wegwerfende Bewegung mit der Hand gemacht und dann zu sich selber gesagt: „por bacco! es ist doch was Schönes um die alten Sprichwörter, und wenn ich auch kein Schuster bin, so will ich doch bei meinem Leisten bleiben, denn wenn es Einem zu wohl und man geht aufs Eis, so bricht man ein Bein. —

Abgemacht. Der russische Herr soll seine Aufträge ertheilen, wem und wo er will, oder er soll sein Hotel in Petersburg mit Marmorornamenten verzieren lassen — das will ich übernehmen — da soll er seinen Mann finden, — wenn — wenn — ja nun, wenn wir überhaupt noch lange genöthigt sind, Hammer und Meißel in der Hand zu behalten."

Darauf hatte er sich in seinen alten Lehnstuhl gesetzt, welcher einem Modell der Venus von Canova gegenüber stand, und war in Träumereien versunken, nicht über diese Venus oder sonst etwas, was damit zusammenhing, — nein, es beschäftigten andere Dinge seinen Geist. Er zog aus der Tasche ein paar Briefe hervor, lange Briefe — jeder hatte acht eng beschriebene Seiten — und er las alle acht Seiten dieses Schreibens noch einmal mit großer Aufmerksamkeit durch. Das letzte legte er aufgefaltet auf sein Knie hin und vertiefte sich in halblaute Betrachtungen darüber, wobei er Für und Wider einander gegenüber stellte, als müsse er das Resultat einer schwierigen Rechenaufgabe herausbringen.

„Wenn man," sagte er, während er den Zeigefinger der linken Hand an den Daumen der rechten legte, „mein ganzes früheres Leben in der Heimath betrachtet, zu welcher Partei ich mich beständig gehalten, wie ich mich bemühte, selbst mit bedeutenden Opfern, das Ansehen der rechtmäßigen öffentlichen Gewalt aufrecht zu erhalten, so liegt bei allen

Heiligen kein Menschenverstand in dem, wie man mich behandelt. — Gut," fuhr er nach einer Pause fort, wobei er die Zeigefinger beider Hände vereinigte; „ich habe wirklich jenen armen Teufel bei mir aufgenommen, weil er bettelnd kam und nicht aus noch ein wußte. — Ist das ein Beweis, daß ich seine verbrannten Ideen theilte?"

Er ging mit dem Zeigefinger der linken Hand auf den dritten der rechten über und sagte: „Allerdings habe ich ihm fortgeholfen, ihn auch mit Gold und Briefen unterstützt, aber nebenbei auch mit festen Ermahnungen, die er sich wohl hinter seine neapolitanischen Ohren geschrieben haben wird. Corpo di Dio! das ist freilich alles so klar, daß es ein Schulknabe einsehen müßte; und doch hätten sie mich noch lange für einen der scheußlichsten Cospiratori gehalten, wenn es Seiner Eminenz nicht gefallen hätte, das Zeitliche zu gesegnen. Aber jetzt dämmert es auf, hell, klar und goldig, wie der Morgen nach einer wilden Sturmnacht. Aber Pietro hat Recht: mit einer de- und wehmüthigen Bitte um allergnädigste Revision der Akten meiner Anklage ist jetzt nichts gut gemacht. Da muß man jetzt auf- und hintreten, fest und sicher, per bacco! Ja fest, daß sie am Auftreten schon merken, mit wem sie es zu thun haben."

Er hatte während seiner Calculationen mit dem Zeigefinger der Linken alle Finger der Rechten berührt, und jetzt, wo er mit aller Energie das Wort „fest" aussprach, stieß er die zusammengeballte linke Faust in die Handfläche seiner

Rechten. „Und darin hat Pietro Recht: und so soll er vorgehen, keine Gnade erbetteln, nur ein Recht verlangen.“

Nach diesem Selbstgespräch hatte Meister Pisani seine Briefschaften zusammengelegt und war den ganzen Nachmittag heiterer Laune geblieben. Ja diese hatte ihn, wie schon früher bemerkt, auch Abends nicht verlassen, als er mit den beiden Andern unter der Veranda saß und fröhlichen Muthes von Rom, Neapel und Sicilien erzählte. Dabei war es gut, daß er selbst so redselig war und am allermeisten in seinen Erinnerungen schwelgte; denn so bemerkte er es nicht, wie einsylbig Franceska und der kleine Thiermaler waren. Ja mehr als einsylbig, stumm, verstimmt, das junge Mädchen saß da im Schatten der Lampe, den Kopf in die Hand gedrückt, blickte in die Nacht hinaus und horchte wohl von Zeit zu Zeit auf das Concert der Frösche; denn sonst ließ sich auf der Straße nichts vernehmen, kein Fußtritt, nicht das geringste. Es war aber auch ein Gewitter im Anzug, und das hielt wohl alle Spaziergänger zu Hause und ließ selbst die, welche es noch nicht waren, den Ausbruch abwarten. Ja, ja, so mußte es wohl sein. Der Himmel, noch vor Kurzem klar und sternenhell, überlief zuerst mit leichten Wolken, denen aber bald dichtere folgten. Auch der Wind ließ sich vernehmen, nicht mehr in jenem sanften gleichförmigen Hauche, der uns an warmen Sommerabenden so anmuthig die heiße Wange kühlt, der die Flamme des Lichtes sich zierlich hin und wider drehen

und winden läßt, der so neckisch die Blätter aufhebt, um lüstern die Rosen zu suchen, die sich versteckt halten wollen, — er kam schwer und stoßweise; man hörte ihn, wenn er über die Hecken strich und durch die Zweige der Bäume, und wenn er da war, fuhr er einem ordentlich warm und dunstig ins Gesicht, hob auch Papier, Stroh und Blätter vom Boden auf und jagte das toll umher.

Ein paarmal schon hatte der kleine Thiermaler seine Mütze vor das flackernde Licht der Lampe gehalten, damit es nicht auslösche, und als er das wieder that, sagte der Bildhauer: „Der Klügste gibt nach; wir wollen zu Bette gehen und uns freuen, den Gewitterregen zu hören, wenn er auf das dürre Land niederprasselt. Es ist ein so gar behagliches Gefühl und man kann sich dabei einbilden, man sei selbst eine Erdscholle und sauge so mit vollen durstigen Zügen die kostbar erfrischenden Tropfen in sich. — Kommt, Kinder!“

„Gute Nacht, Wulf!“

„Gute Nacht, Franceska!“

Alle verließen die Veranda, und der kleine Thiermaler hörte noch, ehe er in sein Haus trat, daß Herr Pisani seine Thür sorgfältig verriegelte, wie er Abends immer zu thun pflegte. Dann kletterte auch er die enge Stiege zum Schlafzimmer hinauf, welches über dem Atelier gelegen war, und welches er und Tannhäuser gemeinschaftlich bewohnten. Da er hier vom Fenster einen freien Ueberblick hatte, so sah er

auch ſchon deutlicher das Gewitter, wie es prächtig von den Bergen daher zog in all' ſeiner feurigen Majeſtät, wie jetzt die Blitze zuckten, glühenden, ſpielenden Schlangen ähnlich, und wie gleich darauf das hintere ſchwere Gewölk nur wie mit Glut ſchattirt erſchien. Dazu rollte der Donner, er machte ſich nicht in einzelnen zornigen Schlägen bemerkbar, ſondern es war ein immerwährendes unmuthiges Grollen, das ſich jetzt dämpfte und dann wieder ſich ſtärker erhob, und das wie eine fortgeſetzte Strafpredigt klang, wie die eindringliche Rede eines liebenden Vaters, von dem man überzeugt iſt, daß er wohl ſtrafen kann, von dem man aber auch weiß, daß er dazu eigentlich viel zu milde iſt, und der, wenn er uns ſeine Meinung geſagt, den Segen wieder mit vollen Händen über uns ausgießen wird.

Und dieſer Segen ſchlug ſchon in einzelnen ſchweren Tropfen an die Fenſter. Es waren die Vorläufer des Regens, die ein ungeſtümer Wind den Wolken entpreßt, ein häßlicher Wind, der jetzt einige Sekunden lang ſchlimm zwiſchen den armen Bäumen hauste. Wie bog er ſie nieder, wie riß er ihnen Laub und Blüthen ab — glücklicher Weiſe aber nicht lange, denn der ergrimmte Regen ſtürzte hinter ihm drein, und löſchte mit mächtigem Falle ſeine Wuth.

Ah, wie das ſo wohlthuend praſſelte auf den Blättern der Bäume draußen, auf dem Dache des Hauſes! Wie war es dem Thiermaler, der ſich langſam entkleidet hatte, ſo wohl zu Muth! Wie behaglich dehnte er ſich aus, als er

nun zu Bette lag, das Licht auf einem Stuhl neben ſich ſtehen hatte, um noch zu leſen, und nach einem Buche griff, das ſich ebenfalls dort befand. Da polterte es auf der Treppe draußen und eilte raſch aufwärts. Die Thür öffnete ſich und der Tannhäuſer trat mit einem verdrießlichen Ausrufe ins Zimmer.

„Dieſes garſtige Wetter," ſagte er, „muß mich mit ſeiner tollſten Wuth gerade in dem kleinen Garten draußen ereilen! Hätte wohl noch eine Viertelſtunde warten können. Bin ich doch in den paar hundert Schritten durch und durch naß geworden."

So ſchien es in der That, und als der Maler ſeinen Hut herunter nahm und von ſich abſchlenkerte, flogen die Tropfen im Zimmer umher wie von einem kleinen Sprühregen; auch bildete ſich augenblicklich eine Waſſerlache, wo er ſtand.

„Das iſt wahr," gab Wulf zur Antwort, „du biſt tüchtig hinein gekommen; aber wenn ein Gewitter ſo drohend am Himmel ſteht, da nimmt man ſich in deinen Verhältniſſen einen Fiaker."

„Meinſt du etwa, ich ſei zu Fuß gekommen?"

„Nun, in dem Falle begreife ich nicht, warum du dich nicht bis vor das Haus führen ließeſt."

„Weil es kein Fiaker war, der mich geführt, und ich dem Kutſcher der Fürſtin doch wohl nicht zumuthen konnte, um die Häuſer herum den ſchmalen Weg aufzufinden."

„A—a—a—h!“ machte der Thiermaler. „So, ſo!“

„Das verſteht ſich doch wohl von ſelbſt,“ ſagte der Andere ärgerlich. „Man hat glücklicherweiſe dort, wo ich herkomme, zu viel Lebensart, um jemand, der in finſterer Nacht, nach Hauſe muß, ſich erſt nach einem Fiaker umſehen zu laſſen.“

„Da triffſt du es wieder einmal beſſer als andere ehrliche Leute,“ meinte der Thiermaler mit ſeinem gewöhnlichen ſarkaſtiſchen Lächeln. „Ich malte einmal bei der verwittweten Majorin v. Z., natürlicherweiſe nicht ſie ſelbſt, ſondern nur ihren vollendeten Mops, ein Thier, welches an unregelmäßigem Lebenswandel verſtorben war. Es pflegte nämlich häufig ſehr wenig Freſſen zu erhalten, um alsdann, wenn wieder Gelder ankamen, mit einem Male wieder zu gut zu leben. Es war Schade um das Thier; man hätte es noch ein Jahr länger halten können. — Ich malte es alſo und wurde ſpät an einem Nachmittag fertig, wo es ebenfalls wie vorhin mit Kübeln vom Himmel herabgoß. Da erlaubte ich mir ſchüchtern, auf einen — — Regenſchirm anzuſpielen. — Nun — meinſt du, ſie hätte Lebensart genug gehabt, mir einen ſolchen anzubieten?“

„Das beweist einfach,“ erwiderte Tannhäuſer, „daß ſie dort keinen Begriff von Lebensart hatten. — Aber die Fürſtin, Wulf, — ah, ſie!“

Der junge Mann hatte ſeinen Rock abgeworfen, die naſſe Halsbinde weggeriſſen und fuhr ſich nun mit der

Hand durch das dichte blonde Haar, das, hie und da vom Regen angefeuchtet, noch krauser und lockiger als gewöhnlich erschien. Er sah erregt aus, freudig, glücklich.

Wulf betrachtete ihn mit einem langen Blicke, dann vergrub er seinen Kopf tiefer in die Hand, welche er aufgestützt hatte, um bequem in seinem Buche lesen zu können.

Der Andere setzte sich auf das Bett seines Freundes und sprach nach einer Pause: „Wenn du nur einmal dies unvergleichlich schöne Weib in der Nähe sehen könntest, nur einmal längere Zeit mit ihr sprechen!"

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche,
Wie Sonnenschein und Blumenduft
Ist ihre Stimme, die weiche,"

las Wulf ruhig aus seinem Buche.

„Du bist wieder in einer eigenthümlichen Laune," versetzte der Tannhäuser. „Man kann mit dir kein vernünftiges Wort reden."

„Im Gegentheil," lächelte der Thiermaler; „ich gehe ganz auf deine Phantasieen ein. Spreche ich dir nicht aus der Seele, wenn ich fortfahre:

„Ihr edles Gesicht umringeln wild
Die blühend schwarzen Locken;
Schau'n dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem stocken.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
Am zarten Kelch zu nippen,
So flattert meine Seele ſtets
Um ihre Roſenlippen."

„Was iſt denn das?" fragte der Andere, indem er träumeriſch vor ſich niederſah. „Das klingt ganz hübſch und hat viel Wahres. Ich verſichere dich, Wulf, wenn man ihre ſeltſamen Augen anſieht, ſo ſtockt einem auch unwillkürlich der Athem. — Aber was iſt das für ein Gedicht? das haſt du mir ja nie vorgeleſen."

„Ich ſing dir das Tannhäuſerlied,
Um deine Seel' zu warnen,"

hub da Wulf wieder an, und als der junge Maler ihm lachend in die Rede fallen wollte, hob er die Hand empor und las weiter:

„Der edle Tannhäuſer, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb und Luſt gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen."

„Ah! die Sage vom Tannhäuſer! Wie kommſt du mit einem Male darauf?"

„Auf die einfachſte Weiſe von der Welt:

„Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen."

„Und iſt es ihm dort nicht vortrefflich gegangen?“ fragte Tannhäuſer in leichtſinnigem Tone. „Ich glaube, er iſt ſogar noch drinnen. Du weißt, ich habe zu wenig Gründlichkeit, um mich mit dieſen alten Sagen zu beſchäftigen. Ich denke mir immer, er jubilirt noch da, Frau Venus hält ihn umfangen und er läßt ſich von ihr in den Schlaf wiegen wie ein kleines unſchuldiges Kind.“

„Nicht ſo ganz,“ entgegnete Wulf in ernſtem Tone; „der Tannhäuſer hatte etwas in ſich, was man im gewöhnlichen Leben das Gewiſſen nennt, und das eines Tages anfing, ihn tüchtig zu plagen. Alſo eines Tages, wo er mit Schrecken erkannte, daß man es genug kriegen könnte, am glühenden Herzen der Frau Venus zu ruhen, und daß man ſich aus ihrem ſchwülen glänzenden Palaſte mit einer namenloſen Sehnſucht an einen kleinen einſamen Platz in irgend einem friſchen, grünen Walde ſehnen könne. Und als dieſe Sehnſucht kam, gingen ihm die Augen auf, und da verſchwanden ihre ſchönen Züge, ihr üppiger Leib, und ſie wurde häßlich und geſpenſterhaft. Von den Wänden ihres Palaſtes ſtürzten nieder die herrlichen Tapeten und die reichen Decken und es zeigte ſich ödes, ſchwarzes Geſtein.“

„Heißt es ſo in der ächten Sage vom Tannhäuſer?“ fragte der Andere nach einer Pauſe. „Du weißt, ich kam nie dazu, das Schickſal meines Namensvetters zu leſen.“

„Wenn es auch nicht ganz ſo kam, ſo hatte der edle

Ritter doch dieſe Empfindungen. — Aber willſt du ſein Ende hören?“

„Nein, nein, ich bitte dich!“ ſagte der junge Maler haſtig. „Jetzt nicht; ich will es ſpäter ſelber einmal leſen. Was würde es mir nützen?“ fuhr er nach einer Pauſe fort. „O Wulf, ich kann dir's nicht verſchweigen, dieſes Weib hat mich an ſich gekettet mit unauflöslichen Banden. — Wollte ich auch vor ihr fliehen,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „ich hätte dazu nicht die Kraft. Binde mich an, ſchließe mich ein; ich würde meine Bande mit den Zähnen zerreißen, die Thür meines Kerkers mit den Nägeln aufgraben, um zu ihr zu gelangen. O der wonnevolle Reichthum! Schätze ihres Geiſtes und Körpers, die nicht zu erſchöpfen ſind — ein Weſen, bei dem man durſtig bleibt bei vollen gierigen Zügen. — Laß mich noch zwei Worte zu dir reden, vielleicht würde ich es morgen nicht können. Ich verlaſſe dich für einige Zeit, ſie will nicht, daß ich ſo weit entfernt von ihr bin.“

„Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.“

ſagte der kleine Thiermaler ganz ruhig.

„Auch kann ich Franceska nicht wieder ſehen,“ fuhr der Tannhäuſer fort; „um alles in der Welt nicht; dazu habe ich keine Stärke. Grüße ſie von mir, ſage ihr, ich hätte

in den nächſten Tagen zu viel in der Stadt zu thun, bald aber käme ich wieder."

„Nach ſieben Jahren."

„Ach! laß deine ſchlechten Späße!" verſetzte der Andere in fieberhafter Erregung. „Sag ihr das und was du willſt; verſichere ſie auch, ich würde ſie nie, nie vergeſſen."

„Das wird ihr als Beweis deiner Liebe ſehr zu Herzen gehen," erwiderte Wulf mit ſchneidender Ironie, doch fuhr er gleich darauf in ſeinem gewöhnlichen Tone fort: „Reden wir von was Anderem; dieſe Sache iſt abgemacht. Mich wundert überhaupt, daß du heute Abend noch zurückgekehrt biſt."

„Ich mußte über einiges Wichtige diſponiren, ein paar Papiere an mich nehmen. Mein Platz im Atelier bleibt vorderhand drunten, wie er jetzt iſt. Das verſprichſt du mir."

„Vorderhand ſoll er ſo bleiben," gab der Andere ruhig zur Antwort.

„Wer kann es auch wiſſen!" ſagte Tannhäuſer, nachdem er, aufgeregt wie er war, ein paarmal haſtig durch das Zimmer geſchritten.

„Ja, wer kann's wiſſen!"

„Vielleicht kehre ich übermorgen, die nächſten Tage wieder." Er fuhr mit der Hand durch ſein Haar und ließ dann, wie in tiefem Nachdenken, die Rechte ein paar Sekunden auf ſeiner Stirne liegen. „Ich war im Theater," ſagte

er hierauf, indem er ſich plötzlich gegen ſeinen Freund umwandte.

„Mit ihr?“

„Allerdings mit ihr.“

„In ihrer Loge?“

„Ja, ja, ja, in ihrer Loge.“

„Das hat ſie klug gemacht,“ ſprach Wulf mit einem kalten Lächeln. „So hat ſie dich, den ſchönen Tannhäuſer, vor aller Welt gründlich compromittirt, und wenn du auch wirklich nicht wäreſt, was du biſt, ſo würdeſt du es doch ſcheinen.“

„Das verſtehe ich nicht ganz,“ antwortete Tannhäuſer heftig und ſein Blick ruhte in der That zweifelnd auf dem Geſichte des Andern. „Erkläre dich deutlicher.“

„Ich will das, doch mit einem andern Beiſpiel. Was würdeſt du nun Franceska ſagen, wenn ſie plötzlich mit dem alten, lieben freundlichen Grafen, der geſtern hier war, im Theater erſchiene oder wenn ſie mit ihm in ſeiner Equipage ſpazieren führe?“

Dieſe Worte, ſo ruhig ſie geſprochen wurden, brachten eine furchtbare Wirkung auf den jungen Maler hervor. Er ballte ſeine beiden Hände, ſein Auge flammte, er biß ſich auf die Lippen und ſtieß dann mühſam hervor, wobei er wild abwehrend ſeine Rechte gegen den kleinen Thiermaler ſchüttelte: „Ja, ich verſtehe dich, verſtehe dich vollkommen. — Zum Teufel, mag man über mich ſagen,

was man will! Aber wie kommſt du zu dem Gleichniß von Franceska und Jenem?"

„Auf die einfachſte Art von der Welt," gab Wulf zur Antwort. „Dieſer alte liebe freundliche Herr war heute bei Meiſter Piſani und ſah dort mit Erſtaunen die wunderbaren Arbeiten dieſes bisher ſo ſehr verkannten, großen Bildhauers. Er beſtellte auch ſogleich, ohne ſich um den Preis zu bekümmern, eine Statue in Lebensgröße und aus cariſchem Marmor erſter Qualität. — Und nach welchem Modell glaubſt du wohl?"

„Was weiß ich! — So ſprich doch!"

„Nach dem ſchönſten Modell, das Piſani beſitzt, nach deſſen Tochter nämlich, — eine Hebe, wozu er die Stellung Franceska ſelber machen ließ."

„Ich will ihm dieſe Leidenſchaft zur Kunſt niederlegen," ſagte der junge Maler zähneknirſchend.

„Von hier oder von dort?"

„Von dort, wo ich mehr Macht über ihn erlange," gab der Tannhäuſer nach einer ziemlich langen Pauſe zur Antwort.

Damit brach er das Geſpräch ab, wandte ſich nach einer Art von Schreibtiſch, der in der Ecke ſtand und wo er ſeine Papiere aufbewahrte. Dort ſuchte er herum, nahm hie und da ein Schreiben, legte es mit andern zuſammen und bildete dann vermittelſt eines Bindfadens ein Päckchen daraus.

Wulf hatte noch eine Zeitlang geleſen, dann löſchte er ſein Licht aus und legte ſich auf die andere Seite, um zu ſchlafen. Der Tannhäuſer blieb noch länger auf, er packte Kleider und Wäſche in einen kleinen Koffer, warf auch das Päckchen mit den zuſammengefalteten Schreiben hinein, und als er hierauf den Koffer verſchloſſen, löſchte auch er das Licht aus und legte ſich aufs Bett, ohne ſich auszukleiden.

Das Gewitter war vorüber gezogen, der Wind rauſchte noch leiſe in den Zweigen der Bäume, aber nicht mehr wild und zornig, ſondern es ſchien, als wolle er in aller Gemüthlichkeit den noch immer zitternden Blüthenknoſpen von dem vergangenen Kampfe erzählen und ſie auffordern, wieder guten Muthes zu ſein. Auch hörte man zuweilen einen Waſſertropfen fallen, häufiger aber von der Dachrinne herab, als vom freien Himmel nieder; dann und wann vernahm man in weiter, weiter Ferne einen leichten, verhallenden Donner.

Als am andern Morgen Wulf aus ſeinem feſten Schlafe erwachte, ſpielte bereits ein neugieriger Sonnenſtrahl an ſeinen Fenſterſcheiben. Verſchwunden waren Wolken und Gewitter, aber auch der Tannhäuſer, und als ſich der Thiermaler raſch in die Höhe richtete, erblickte er nur das leere Lager deſſelben und ſah auch, daß das kleine Köfferchen nicht mehr da war. Er dachte: es iſt am Ende beſſer ſo, und trat raſch ans Fenſter, um friſche Luft in das dumpfige Zimmer zu laſſen. Draußen war es ſogar recht kühl, und

der Sonnenſchein that wohl, denn das Wetter von heute Nacht hatte die Luft faſt ein wenig zu viel erfriſcht. Dafür war aber der Himmel ſo rein, ſo klar und blau, wie man ihn nur ſehen konnte, die Sonne blitzte in unbeſchreiblicher Pracht und blickte ſo liebend auf all' die übriggebliebenen Regentropfen, daß dieſe vor Freude wie lauter Brillanten funkelten.

Nachdem Wulf ſeine Toilette beſorgt, girg er in das Atelier hinab, wo es noch von geſtern her dunſtig und ſchwül war. Er gab dem kleinen Joco ſein Frühſtück, dann ging er, wie er jeden Morgen zu thun pflegte, auf den Hof, um nach den Hausleuten zu ſehen. Franceska ſtand unter der Thür, die nach der Veranda zu führte; ſie hatte ihren rechten Arm auf den Kopf gelegt und blickte vor ſich nieder, während ſie noch mit Jemand ſprach, der hinter ihr ſtand.

Das war die alte Magd des Hauſes und ſie ſagte zu dem jungen Mädchen: „So etwas befiehlt der Herr nicht ohne Abſicht; und ich bin ja vor Freuden die Treppen ordentlich hinauf geſprungen, um zu thun, wie er befohlen. Auf dem Söller ſtanden auch noch die beiden großen Koffer unverſehrt, wie ich ſie vor Jahren hinauf getragen habe. Von dem Gefühl aber, mit dem ich ſie heute abgeſtaubt und wieder herab getragen, kann nur der einen Begriff haben, der ſich noch wie ich ſo genau erinnert, wie lieb und angenehm die Sonne auf dem Monte Pincio ſcheint.

Dabei kann man doch ſeines Lebens froh werden. Iſt denn das hier ein Frühjahr- oder Sommermorgen? — Puh! man könnte einen Pelz gebrauchen. Friert's dich nicht auch, Kind?"

Das junge Mädchen nickte mit dem Kopfe und dabei zuckte ſie leicht mit den Schultern, wie wir wohl thun, wenn es uns friert. Und ſie fror recht, nicht wie die alte Magd, kühl angeweht vom friſchen Morgen, es fror ſie aus ihres Herzens Innerſtem heraus; ſie wußte wohl, warum der kleine Thiermaler mit einem ſo eigenthümlichen Blick auf ſie zukam und ihr ſo herzlich die Hand ſchüttelte, während er ſich dabei augenſcheinlich Mühe gab, nach dem Laub der Veranda zu ſchauen und nach den Schwalben, die über ihre Köpfe dahinflogen, kurz, überall anderswohin als in ihre Augen. Sie wußte, ohne daß ſie darum fragte und ohne daß ſie eine Antwort erhielt, daß er nicht mehr drüben war, ſondern fort, fort.

Wulf ſprach nicht ein Wort darüber; er redete von dem Wetter der vergangenen Nacht, von der Kühle des Morgens, hatte aber dabei ſelbſt nicht den Muth, zu fragen, warum die alte Magd ſo auffallend mit ihren großen Koffern verkehrte. Und dieſe hätte doch ſo gern noch einmal wiederholt, was ſie ſchon vorhin geſagt: von dem kalten deutſchen Wetter und von dem warmen Sonnenſchein auf dem Monte Pincio. — Nun kam auch Herr Piſani zum Vorſchein, der Briefträger war ſchon da geweſen, und an

den Mienen des Bildhauers ſah man wohl, daß der Inhalt des Schreibens, welches er erhalten, nicht unangenehmer Art war. — Man nahm ſtillſchweigend an, daß der kleine Thiermaler allein ſei, und Franceska lud ihn zum Kaffee ein, und nachdem dieſer getrunken war, begab ſich jedes an ſeine Geſchäfte.

Herr Wulf zog abermals ſeinen ſchwarzen, ſehr kurzen Sammtrock an, ſetzte ſein Barett auf und ging wie geſtern zu den Malern Krauß und Becker, die er beide ſchon fleißig an der Arbeit fand. Er ſetzte ſich wieder auf das Bett, ſchlenkerte mit ſeinen Beinen hin und her und ſagte nach einer kurzen Einleitung: „Apropos, was den Tannhäuſer anbelangt, ſo hat er ſich ein Atelier in der Stadt genommen, und da ich mich für meine Perſon auch nicht mehr gar zu lange hier aufhalten will, ſo ſteht euch unſer Haus zu Dienſten. Ihr tretet in unſern Miethvertrag ein, der Hauseigenthümer, davon bin ich überzeugt, wird nichts dagegen haben, und von heute über vier Wochen könnt ihr in Gottes Namen einziehen.“

„Herzlichen Dank!“ verſetzte der Maler Krauß, welcher die Wirthſchafts-Angelegenheiten Beider beſorgte. „Wäre es aber nicht möglich, die Miethe ſchon in vierzehn Tagen anzutreten? Ich ſage dir, Wulf, es iſt hier auf unſerem Dachboden zur Sommerszeit ſo heiß, daß einem die Farben von der Leinewand herunter laufen. Wär's in der That nicht möglich?“

Der Thiermaler blickte an die Decke empor, wobei er ſein Kinn mit der rechten Hand unterſtützte. „Am Ende wäre es ſchon möglich,“ ſagte er nach einem kurzen Nachſinnen; „ich habe mir ſchon lange vorgenommen, eine kleine Tour ins Gebirge zu machen; Tannhäuſer iſt ſchon fort und ich muß nur noch auf etwas warten, wenn das eingetroffen iſt, ſo kann ich ſogleich gehen und euch das Atelier überlaſſen.“

„Aha, Geld!“ lachte Herr Becker, der ohne aufzublicken mit gekrümmtem Rücken vor ſeiner Staffelei ſaß und an einer knorrigen Baumwurzel malte.

„Richtig, richtig, Geld,“ gab Wulf mit einem ſehr erkünſtelten Lächeln zur Antwort. „Aber es muß dieſer Tage eintreffen, und dann komme ich gleich und ſage es euch.“

„Wirklich, Wulf?“

„Gewiß, Krauß.“

„Bon,“ ſagte Becker, wobei er ſeine linke Hand auf dem Rücken wie zum Abſchied ſchüttelte, denn er hatte nicht Zeit umzuſchauen, da die knorrige Baumwurzel ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

Der kleine Thiermaler ging hierauf nicht nach ſeiner Wohnung zurück, ſondern begab ſich in die Stadt, in irgend ein Haus. In welches, iſt für unſere wahrhaftige Geſchichte ganz gleichgültig. Dort blieb er einen Augenblick und dann begleitete ihn der Herr dieſes Hauſes bis auf die Straße, wobei er ſprach: „Dafür alſo ſtehen Sie mir ein, Herr

Wulf, er ist nicht kränklich wie die kleinen Affen oft zu sein pflegen, und er beißt auch nicht?"

„Ich kann Sie versichern," gab Wulf zur Antwort, „er ist das lustigste und gutmüthigste Ding von der Welt. Würde ich mir sonst in Jahresfrist den Rückkauf vorbehalten haben?"

„Gut, gut!" sagte der Herr.

„Aber," meinte der Andere, „er hat es auch gut bei Ihnen, nicht wahr? Ich versichere Sie, das Thier ist klug wie ein Mensch und anhänglich wie ein Kind, wenn man es freundlich und mit Liebe behandelt."

„Wenn ich Ihnen sage, Herr Wulf, er soll es bei mir famos haben, so hat er es bei mir famos. Und damit können Sie zufrieden sein. Also Sie bringen mir ihn selber?"

„Ja, ja," entgegnete der Thiermaler mit etwas leiserer Stimme. Und dann nahm er Abschied, weil er sah, daß der Hauseigenthümer zerstreut war, indem er wohl wichtigere Sachen im Kopfe hatte.

Wulf hätte gerne noch ein Langes und Breites über den kleinen Affen gesprochen — aber er ging nach Hause mit gesenktem Kopfe.

Dort verlebte er in der nächsten Zeit harte, traurige Tage. Pisani hatte ihm mit freudestrahlendem Gesicht mitgetheilt, daß er ohne alle Gefahr in sein Vaterland zurückkehren könne, und er betrieb die Vorbereitungen zur Ab-

reiſe in einer wahrhaft kindiſch erregten Weiſe. Franceska war in dieſem Punkte viel ruhiger und geſetzter. So oft ſie nur konnte, ging ſie in das Atelier zu ihrem Freunde, dem kleinen Thiermaler, ſetzte ſich neben ihn auf den ſchmalen Sitz, oder legte ſich ſcheinbar ermüdet auf den Teppich am Boden. Selten ſprach ſie von ihrer Abreiſe, und wenn ſie das that, ſo drückte ſie immer dabei die Vermuthung aus, ſie würde gewiß bald wiederkommen.

„Deßhalb mußt du auch nicht von hier fort gehen, Wulf,“ ſagte ſie alsdann; „du weißt, wie lieb es mir ſein wird, wenn ich mir denken kann, daß du wie bisher immer hier aus- und eingehſt, daß du wie jetzt Abends unter der Veranda ſitzeſt und daß du dann die Sterne über dir ſiehſt, die ich ja auch in demſelben Augenblicke betrachten werde, und dabei an uns denkſt, wie wir an dich denken. — Weißt du, Wulf, dann hat meine Phantaſie eine Heimat; ſonſt müßte ſie ſo gar traurig umher irren. — Verſtehe mich recht,“ ſetzte ſie mit leiſer, ſchmeichelnder Stimme und niedergeſchlagenen Augen hinzu, „hier müſſen wir uns alle — alle — alle — wieder einmal zuſammenfinden.“

Oder drüben, dachte der kleine Thiermaler und blinzelte mit den Augen, denn er mußte in dieſem Momente gar zu genau auf ſein Bild ſchauen.

Abends aber, wenn er nach ähnlichen Geſprächen, die unter der Veranda gehalten wurden, allein in ſeinem Zim-

mer war, ging er ingrimmig und heftig auf und ab, ballte ſeine Hände und ſprach zu ſich ſelber: Ja, ja, ſo was kann man wohl von mir verlangen; als wenn ich gar kein Herz und kein Gefühl hätte! Hierauf trat er an einen alten hölzernen Kaſten, ſchloß ihn auf und nahm einen kleinen, wohlgepackten Torniſter heraus, den er ſanft und mit freundlichem Blicke ſtreichelte.

So kam der Abend heran, wo er, Franceska und der alte Bildhauer zum letztenmal beim Schein der meſſingnen Lampe, die auf ihn vererbt worden war, unter der Veranda ſaßen. — Es war ein trauriger, trauriger Abend, und je heller die Sterne leuchteten und je glänzender die ſcharfe Mondſichel über die fernen Berge herüberſtrahlte, um ſo ſchmerzlicher fühlten ſich die Drei bewegt. —

Doch auch der Abend war vorüber gegangen, wie ja alles in dieſer unbeſtändigen Welt vorüber geht, Gutes und Böſes, und wieder war es dunkel geworden und wieder ſaß Herr Wulf an dem Tiſche unter der Veranda, aber diesmal ganz allein vor der flackernden Lampe; er hatte ſich gezwungen, da hinzuſitzen, und that es wie in ſtummem Trotze; die Hände lagen zuſammengefaltet vor ihm und ſeine Blicke verſenkten ſich in die dunkelrothe Flamme des Lichtes. Das that aber nur ſo lange gut, bis drüben über den Bergen der Mond auftauchte und wie verwundert herüber ſah, verwundert auf ihn, daß er ſo ganz mutterſeelenallein daſaß. Da ſchien mit dieſem

Blicke dies Gefühl des troſtloſen Alleinſeins den kleinen Thiermaler erſt recht zu überkommen; er ſprang haſtig wie ſchaudernd auf, blickte ſcheu um ſich, und als er ſah, daß niemand in der Nähe war — es konnte ja auch niemand da ſein — da trat er wieder an den Tiſch, an jene Stelle, wo ſo oft ihre Hand geruht, und drückte ſeine Lippen feſt auf das gefühlloſe Holz, nur eine Sekunde, dann eilte er hinweg nach ſeiner Wohnung, die Treppen hinauf, nahm ſeinen kleinen Torniſter, hing ihn auf den Rücken, ſetzte den Hut auf und faßte einen derben Knotenſtock in die Hand, worauf er ſtill und geräuſchlos Zimmer und Haus verließ.

Von dem brennenden Lichte unter der Veranda konnte er ſich ſchwer trennen und doch fürchtete er ſich, es auszulöſchen. Wie oft blieb er ſtehen und blickte zurück nach dem zitternden Scheine, den er noch lange durch die Zweige glitzern ſah. — Ja, wie oft blieb er ſtehen, und wie oft war es ihm, als müſſe er zurückkehren und alle die Lieben dort, wie ſo oft verſammelt finden. —

Endlich riß er ſich mühſam los, und dann ſah er ſich auch nicht mehr um und ging raſchen Schrittes bis an die Wohnung der Maler Krauß und Becker, wo er Licht durch den großen Dachladen ſchimmern ſah.

„He! hollah!“ rief er mit lauter Stimme, und als Krauß herabſchaute, ſagte er: „Ich habe wichtige Briefe erhalten, die mich zwingen, noch heute Abend abzureiſen.

Thut mir deßhalb die Liebe und geht gleich hinüber; ich ließ alles offen stehen."

„Das kommt schnell," meinte Krauß, aber seine Stimme klang nicht unfreundlich.

„Ja, sehr wichtige Briefe," fuhr der kleine Maler fort, „die mich alles vergessen ließen. Und so vergaß ich sogar die Lampe auszulöschen, die unter der Veranda brennt."

„Du hast doch niemand umgebracht, daß du so davon eilst?" meinte Becker lachend. „Aber wir kommen schon. Gehst du noch einmal mit zurück?"

„Nein, nein," lautete die Antwort Wulfs im Davoneilen. „Lebt wohl und hebt mir die Lampe auf, bis ich wiederkomme." Damit war er in der Nacht verschwunden.

Neuntes Kapitel.

Am großen Kanal.

Wer die Mittel hat, in dem schönen Venedig recht angenehm, recht behaglich, ja mit einem Worte recht comfortabel zu leben, und dies auch thun will, der nehme, nachdem er ein paar Tage in einem der großen Gasthöfe zugebracht, einen der vielen Commissionärs, die sich ihm anbieten, setze sich mit diesem in eine Gondel und fahre von Riva degli Schiavoni langsam durch den Canal grande, aber sehr langsam, nicht mit der gewöhnlichen Eile, mit der die kleinen schwarzen Schiffchen dahinschießen, — piano, piano! Die beiden Gondoliere vorn und hinten sollen sich unterhalten und nur zuweilen durch einen leichten Ruderschlag die Barke langsam vorwärts treiben.

Der Commissionär zeigt uns so im Vorübergleiten an den kleineren und größeren Palästen, welche derselben ganz

oder theilweiſe zu vermiethen ſind. Gefällt uns die Lage, die Form des Gebäudes, ſeine Fenſter und dergleichen, ſo geben wir ein Zeichen, die Spitze der Gondel wendet ſich leicht nach dem Ufer zu und bald ſchleift der Rand derſelben an der ſteinernen Treppe. Der eine der Gondoliere, der, welcher uns beim Ausſteigen behülflich iſt und welcher ſchon weiß, was unſere langſame Fahrt auf dem Kanal bedeutet, beachtet wohl die Augen des Commiſſionärs und zuckt entweder die Achſeln oder meint, eine angenehmere Wohnung als dieſe ſei in ganz Venedig nicht zu finden. Doch der Angekommene verläßt ſich auf ſich ſelber und tritt über die breiten Steintreppen, an denen das Waſſer des Kanals plätſchert, in das Veſtibul des Palaſtes.

Was man vor noch nicht gar langer Zeit von der Zerſtörung, Vernachläßigung eines großen Theils der venetianiſchen Paläſte, ſelbſt am Canal grande, erzählt, gilt ſchon ſeit Jahren nicht mehr. Wie ſich die ganze Stadt aus Trümmerhaufen glänzend verjüngt erhoben hat, wie die alten verfallenen Kanäle hergeſtellt und vertieft worden ſind, wie die baufälligen Brücken neu gewölbt wurden, ſo ging auch damit Hand in Hand die Reſtauration der Privatgebäude; auch hier ſind ſchon ſeit Jahren die ärgſten Schäden hergeſtellt und zugedeckt, und wo man früher die Hälfte der Privatquartiere, die Einem gezeigt wurden, wegen allzu großer Vernachläßigung nicht nehmen konnte, ſo findet man jetzt, namentlich an den Hauptkanälen und größeren Plätzen,

eine Menge behaglicher, größerer und kleinerer Wohnungen. Wer freilich sehr nach Luft und Licht trachtet, der muß den Weg mit uns fortsetzen und sich eine Wohnung am Canal grande suchen.

Wir haben also gefunden, was wir gewünscht: einen der mittelgroßen Paläste, unten mit einem geräumigen Vestibul, groß genug, um an den Seiten die Dächer der Gondeln, die wohl bei sehr gutem Wetter abgehoben werden, aufbewahren zu können. Eine breite steinerne Stiege führt uns in den ersten Stock, wir sehen das Treppenhaus mit alten Fresken geschmückt, die wohl etwas verblichen sind, aber uns doch noch einen Begriff geben von altvenetianischer Pracht. Freilich müssen wir auch unsere Phantasie zu Hülfe nehmen; es sieht hier ziemlich nackt und kahl aus; dort pfeift der Wind durch ein paar zerbrochene Fenster; vielleicht wackelt auch das Geländer der Treppen, wenn wir uns allzu fest darauf stützen. Der Commissionär aber versichert uns, dergleichen Kleinigkeiten seien nicht zu beachten, und einmal die Wohnung eingerichtet, würden wir nichts Behaglicheres finden können. Und er hat Recht, aber es wird einiges Geld kosten. Gehen wir also weiter und sehen die Räumlichkeiten durch.

Oben empfängt uns ein großer Vorplatz, weit, geräumig, mit Säulen versehen, etwas spärlich beleuchtet, vielleicht Abends zu einem Tanzsalon zu verwenden, jedenfalls aber vortrefflich zum Speisezimmer, in der heißen Jahreszeit.

Dann ist es hier kühl und schattig, und man fühlt sich recht behaglich da, besonders wenn man durch die Thürspalten — und deren gibt es viel in Italien — die glühende Sonne schimmern sieht, die draußen brütend und lähmend auf Straßen und Plätzen und Kanälen liegt. Um diesen Vorplatz liegen die Wohnzimmer; vorn heraus, das heißt auf den Kanal, ein größerer Salon; zu ihm gehören die hohen Fenster mit den zierlichen Säulen, über ihnen die steinernen Kleeblätter, welche wir von unten gesehen und die uns so außerordentlich gefielen. Freilich sieht auch hier das Innere etwas öde, kahl und leer aus, doch versichert uns der Commissionär einmal über das anderemal die Herrschaft wolle nur die Größe der Zimmer in Augenschein nehmen und die Disposition derselben; das Andere fände sich zu einer wahrhaft freudigen Ueberraschung.

Gut denn, der Palast — hier heißt alles palazzo — seine Lage und bauliche Einrichtung hat uns gefallen. Der Miethpreis ist auch gerade nicht übertrieben, wir schließen unsern Accord für die Zeit des Aufenthaltes, und der Lohnbediente bringt uns nach Haus, um uns eine Stunde später die Bekanntschaft seines genauen Freundes, des Signor Giuseppe, machen zu lassen, einer der ehrlichsten, billigsten, freundlichsten und gefälligsten Seelen von ganz Venedig, dem alles daran gelegen ist, daß der Fremde seine Stadt lieb gewinne, und der nebenbei die Gefälligkeit hat, gütiger Weise für die Möblirung leerstehender Paläste zu sorgen.

Aber er thut das nur rein aus Gefälligkeit für seinen Freund, den Commissionär. Und daß er diesem zu Liebe seine Preise so ansetzt, daß er begreiflicherweise nichts dabei verdient, das versichert er den Fremden einmal über das anderemal. Dem sei nun, wie ihm wolle, wir nehmen sogar an, daß Signor Giuseppe doch etwas Ordentliches bei seinem Geschäfte verdiene, so können wir ihn doch allen Fremden mit voller Ueberzeugung empfehlen. Er wohnt auf dem Campo San Stefano, dort, wo es zur Eisenbahnbrücke geht, in dem Hause Nr. 42 — ein kleines Gebäude mit grünen Läden neben dem schwarzen Palaste der Caraffa, der nicht weit von der Kirche San Stefano steht und jedermann wohl bekannt ist.

Welche Wunder Signor Giuseppe gewirkt, sieht der Fremde, wenn er nun nach einigen Tagen wieder nach dem Palaste fährt, der ihm damals trotz seiner schönen Lage etwas vernachläßigt und öde erschienen. „Wenn uns aber die Einrichtung nicht gefällt?" so hat der Fremde zum Commissionär gesagt, da er sieht, daß derselbe beschäftigt ist, die zahlreichen Gepäckstücke auf eine andere Gondel zu laden und vorauszuschicken. Worauf der pfiffige Geschäftsmann antwortet: „das kann nicht möglich sein, Excellenza, Giuseppe hat die Einrichtung mit Vergnügen besorgt und sie ist gelungen; darauf lege ich meine Hand ins Feuer."

So fährt man nun auf dem Canal grande dahin, voraus die Barke mit dem vielen Gepäck und der Dienerschaft, dann

die Gondel mit der Herrschaft. Diese besteht aus zwei Personen, — einer Dame, welche bequem in den schwarzen Atlaskissen ruht, und einem Herrn, der vor dem Gondelhäuschen steht und immer wieder, so oft er auch schon hier vorbei kam, die alten merkwürdigen Gebäude mit dem größten Interesse betrachtet.

Aha, dort liegt der Palazzo, den wir neulich gesehen. Wahrhaftig, schon vor der Treppe sieht es jetzt bereits wohnlicher aus; die Pfähle im Wasser sind bunt und freundlich, ihre Farben scheinen aufgefrischt; über die steinernen Stufen hängt ein Teppich herab, dessen Fransen hie und da von dem anspielenden Wasser empor gehoben werden; auch liegt eine elegante Gondel da, die beiden Gondoliere derselben sind einfach, aber geschmackvoll gekleidet, wie es sich für die Leute eines vornehmen Hauses schickt. Am Hause emporblickend, sieht man auch da Einiges nicht unangenehm verändert. Die damals so fest verschlossenen Fensterflügel sind geöffnet, und man bemerkt einen dunkelrothen seidenen Vorhang sich leicht vor dem Winde bewegen. Vom Nebenzimmer des Salons geht es auf eine kleine Terrasse, die etwas öde aussah, sich aber jetzt wie mit einem Zauberschlage in einen reizenden Garten verwandelt hat.

Der Commissionär, der zusammengekauert neben dem Herrn sitzt, hört mit sichtlichem Wohlbehagen, daß dieser in das Gondelhäuschen hinein spricht: „Er hat recht gehabt, es schaut jetzt ganz behaglich aus," und murmelt, wie in

ſich hinein: „Ja, mein Gevatter Giuſeppe, was der in die Hand nimmt, wird vortrefflich beſorgt!“ Damit erhebt er ſich raſch und dirigirt mit einem einzigen Wort die Barke mit dem Gepäck in den Seitenkanal hinein, der das Haus von der Nebenſeite beſpült und wo an einer kleinen Thür die Kiſten und Koffer ausgeladen werden. Die Gondel mit der Herrſchaft fährt am Haupteingange vor, und da, wie vorhin bemerkt, hier Teppiche liegen, ſo ſchmiegt ſich jetzt das kleine Fahrzeug leicht und unhörbar dort an.

Der junge Mann, der vorne ſteht, reicht der Dame die aus dem Häuschen hervorkommt, die Hand und läßt ſie auf die Treppe treten, worauf er ſelbſt folgt. Sie geht ins Haus, er bleibt noch einen Augenblick ſtehen, um die gegenüberliegenden Paläſte zu betrachten, ſowie mit Vergnügen zu ſehen, daß er von ſeinem Fenſter aus bei der Dogana di Mare vorbei etwas vom Grün der Giardini Publici ſehen wird, ſowie die Kuppel von San Giorgio Maggiore und noch von den Gebäuden dieſer kleinen Inſel, deren röthliche Farben ſo wohl thun im einförmigen Grau der weiten Lagunen.

Der Commiſſionär hat unterdeſſen, den beiden Gondolieren gewinkt, die mit abgezogenen Mützen näher treten und nun von dem pfiffig lächelnden Geſchäftsführer vorgeſtellt werden: Marco und Paolo. Nicht wahr, ein paar vielverſprechende Namen? Sind aber auch Kapitalburſche, wenigſtens einer davon ſicher bei der Regatta. Dann ſetzt er

in franzöſiſcher Sprache hinzu: „Kennen die ganze Stadt, Excellenza, jedes Haus aus- und inwendig, in jeder Hinſicht brauchbar und verſchwiegen, wie ein venetianiſcher Gondolier ſein ſoll. Beide vortrefflich, doch Paolo immer noch um eine Idee zuverläßiger.“

Der Fremde nickt mit dem Kopfe und läßt ſich von einem Bedienten ein kleines Käſtchen reichen, welches zu den Füßen der Signora ſtand und das er nun ſelbſt mit ſich ins Haus nimmt. Der Commiſſionär iſt die Treppen voraus hinaufgeeilt und erreicht die Signora noch auf der oberſten Stufe.

„Excellenza,“ ſagte er mit tiefer Verbeugung, „ich bin troſtlos, daß es mir nicht vergönnt war, drunten die beiden Gondoliere vorzuſtellen, die ich vorläufig engagirt. Natürlicherweiſe können ſie Excellenza behalten oder fortſchicken, wie es ihnen beliebt; ich muß mir aber erlauben, in aller Devotion zu bemerken, daß es keine beſſern Leute in ganz Venedig gibt, kennen nicht nur jeden Kanal wie ihre Taſchen, ſondern auch jeden Gondelführer, und wiſſen am Abend, wenn es verlangt wird, ganz genau zu ſagen, wo dieſer oder jener ihrer Kameraden geweſen iſt.“

„Gut,“ verſetzt die Dame, wobei ihre dunklen Augen ſich gegen die Treppe wenden, an deren unterſter Stufe die Gondoliere mit abgezogenen Mützen ſtehen und ehrerbietigſt hinaufblicken.

„Der Größere iſt Marco, der Kleinere Paolo,“ ſagt der

Commissionär und fährt dann in französischer Sprache mit leiserer Stimme fort: „Beide ganz vortrefflich, doch Marco immer noch um eine Idee zuverläßiger.“

Allen Respekt vor Signor Giuseppe, das Haus ist in der That nicht mehr zu erkennen, jeder Winkel athmet Behaglichkeit und Eleganz. Wie sah schon unten der Vorplatz so wohnlich aus! Wo die Teppiche aufhören, fangen feine ostindische Matten an, und diese scheinen an der Stiege wieder bescheiden zurückzuweichen vor dicken französischen Treppenläufern, die auf den Fuß den Effekt machen, als trete man auf eine wattirte Unterlage. An der Wand neben der Hausthüre — diese Wand war vor einigen Tagen noch ganz kahl — sieht man jetzt von dunklem Eichenholz geschnitzte Bänke, wo Gondolier und Dienerschaft auf ihre Herrschaften warten können. Und über diesen Bänken streckt sich, wie aus der Mauer selbst, eine bronzene Riesenfaust hervor, die eine zierliche Laterne trägt, ganz so wie im Palazzo Vendramin. Dort hatte sie der fremde Herr bewundernd angeschaut, und als er nun ähnliche hier wieder findet, klopft er lächelnd dem Commissionär auf die Achseln, der sich unter dieser schmeichelhaften Berührung bückt und sich dabei lächelnd die Hände reibt.

Bald aber erhebt er sein Haupt wieder stolz, während er voranschreitend ein Zimmer um das andere öffnet. Und er hat das Recht dazu, denn er und sein Gevatter Giuseppe haben sich mit Ruhm bedeckt; eines der Gemächer übertrifft

das andere an eleganter und wohnlicher Einrichtung. Da ist der große Salon mit seinem neuen Marmorkamin, mit seinen dicken Teppichen, schweren Vorhängen und seinen zahlreichen Divans, Sophas, Fauteuils, alles bunt, aber nicht ohne Geschmack durcheinander gestellt; dort ist das Schlafzimmer, es liegt so, daß es Morgens um zehn Uhr einen Sonnenblick erhält; seine Einrichtung ist von einem Raffinement, welches nichts zu wünschen übrig läßt; es hat zur Seite Toilette- und Badezimmer, ist mit grünen Seidestoffen neu tapezirt worden, von denen die braunen Brocadellvorhänge um Fenster und Betten so warm, so behaglich abstechen und ein stillheimliches Ensemble bilden, daß man sich nirgendwo angenehmer fühlt als gerade in diesem Gemache. Es ist ganz geeignet, um sich nach des Tages Last und Hitze bei und in sich selbst zurückzuziehen; dabei bildet sein einziges großes Fenster einen Erker, der ein Sopha darstellt, von welchem aus man zwischen den seidenen Vorhängen durch hinauf und hinab den großen Kanal schauen kann.

An den Salon der Signora stößt das Empfangszimmer des Sua-Excellenza, und dann kommt dessen Arbeitszimmer. Und hier hat der umsichtige Commissionär sein ganzes Talent entfaltet; in den wenigen Tagen, die der frembe Herr im Gasthofe zubrachte, hat er wohl bemerkt, daß es ihm Vergnügen macht, bei Ausflügen in die Stadt oder auch vom Fenster aus dies und das zu zeichnen. Hatte Excellenza

doch sogar ein vollkommenes Malergeräth bei sich, und daß er damit umzugehen wußte, hatte der Commissionär wohl gesehen an dem famosen Entwurf, den der fremde Herr auf ein Stückchen Malerleinwand in Farben von dem Kopfe des alten Griechen gemacht, der Stunden lang seine Pfeife rauchend dort neben der Thüre des Hotels vor dem kleinen Kaffeehaus zu sitzen pflegte.

Daß das Arbeitszimmer des Herrn nach Norden gelegen, war schon eine kleine Aufmerksamkeit; daß aber der Commissionär aus dem dem Palaste gegenüber liegenden berühmten Alterthums-Magazin hier die ganze Einrichtung auf's sinnreichste zusammengestellt hat, verdient gewiß alles Lob, und als Excellenza sein Appartement betrat, war er in der That freudig überrascht, da ein Atelier zu finden, wie er es sich wohl früher einmal in seinen kühnsten Träumen ausgemalt. Da waren Damastvorhänge von jenem alten schweren venetianischen Stoff in den glühendsten Farben und in den seltsamsten eigensinnigsten und malerischsten Falten auf den Boden niederhängend; da waren alte Waffen, geschnitzte Möbel, Gefäße der verschiedensten Art, kurz, jener ganze Kram, von dem jedes einzelne Stück für sich allein am Ende nicht viel sagen will, der aber richtig zusammengestellt ein Ensemble gibt, an dem sich das Auge eines Künstlers wohl erfrischen kann. Daß Signor Giuseppe eine Staffelei nicht vergessen hatte, versteht sich von

ſelbſt; doch war dieſelbe zierlich, wie es ſich für einen Dilettanten geziemt, etwas ſchwach, aber von Mahagoniholz.

Als der fremde Herr und die Dame durch ihr Appartement ſchritten und, nachdem ſich der Commiſſionär beſcheiden zur Dienerſchaft zurückgezogen, nun noch einmal allein das Ganze durchſahen, da bemerkte man wohl, wie der Blick der ſchönen Dame an dem Auge ihres Begleiters hing und wie ihr alles um ſie her nur alsdann ſchön und elegant erſchien, wenn der Ausdruck ſeines Geſichtes oder auch nur der Strahl ſeines Auges Zufriedenheit ausdrückte. Daß er aber ſeinen Beifall gar zu häufig oder in Worten geſpendet hätte, können wir gerade nicht behaupten; er nahm alles das ſo hin, als wenn es ſich von ſelbſt verſtände, und ſogar die in der That maleriſche, ja poetiſche Einrichtung ſeines Arbeitszimmers nöthigte ihm nur ein leichtes Lächeln ab.

Aber ſchon dieſes leichte Lächeln ſchien die ſchöne Frau auf's innigſte zu erfreuen; ſie hatte ihre Rechte auf ſeine Schulter gelegt, ließ ſie jetzt an ſeinem Arme herabgleiten und hob dann ſeine Hand empor und legte ſich dieſelbe um ihren Hals, worauf ſie ſich zärtlich an ihn ſchmiegte. Er war weit größer als ſie, und nun blickte er kopfnickend mit einem Aufblitzen in ſeinen Augen auf ſie nieder, wobei das Lächeln von vorhin noch fortdauerte, und ging dann, alles flüchtig betrachtend, mit ihr noch einmal durch die Zimmer, wobei ſeine Finger läßig von ihrer Schulter herabhingen,

während man bemerkte, daß sie zuweilen tief und schnell athmete.

Der Intendant oder Haushofmeister der fremden Herrschaft, zugleich der Kammerdiener der Dame, war ein alter Franzose mit grauem Haar, welches er ziemlich kurz geschnitten aufwärts gekämmt zu tragen pflegte. Er hatte ein gutes freundliches Gesicht, welches durch die weiße Halsbinde, die er beständig trug, etwas stark kolorirt erschien — wir müssen hinzusetzen eigenthümlicher Weise, denn Monsieur Ferrand war die Mäßigkeit selber, überhaupt ein vortrefflicher Diener, ein wahrer Schatz von einem Haushofmeister.

Während sich die Herrschaft in ihr Schlafzimmer begab, um Toilette zu machen oder vielleicht auch, um von dem Erker aus auf den großen Kanal zu schauen, ließ sich Monsieur Ferrand die Rechnung des Signor Giuseppe, die Einrichtung des Hauses betreffend, vorlegen.

Es war das eine hübsche ansehnliche Rechnung, und der Intendant schüttelte einmal über das anderemal den Kopf; doch hatte der schlaue Italiener alles so genau spezificirt und wußte seine Ansätze so schlagend zu motiviren, daß Monsieur Ferrand am Ende nicht anders konnte, als zur Bezahlung der enormen Summe zu schreiten, was er denn auch mit einem tiefen Seufzer that und dabei sprach: „Ich versichere, Monsieur Joseſé, daß ich mit der Summe selbst in Petersburg, wo alles recht hübsch theuer ist, ein kleines Hotel für bleibende Zeiten einrichte.“

Der Andere zuckte hierauf die Achseln lächelnd, mit einem Gesichtsausdruck, auf dem deutlich zu lesen war, daß er den Haushofmeister der fremden Herrschaft für den famosesten Spaßmacher der ganzen Welt halte. Und als hierauf Signor Giuseppe mit dem Commissionär schmunzelnd das Zimmer verließ, sagte Einer zum Andern in italienischer Sprache, von der sie wohl wußten, daß Monsieur Ferrand sie vollkommen verstand: „Das ist unbedingt der erste Intendant, den es gibt, ein außerordentlich vortrefflicher Herr; es ist eine Ehre, ein Vergnügen, ihm zu dienen.“

Der außerordentliche und vortreffliche Intendant aber schien über die Fortgehenden nicht so zu denken; er ballte die Faust gegen die nun geschlossene Thüre und sagte: „Ihr Spitzbubenzeug! Wenn ich freie Hand hätte, so wollte ich Kerls, wie ihr seid, eine solche Einrichtung allein überlassen. Aber was kann man machen, wo nichts, was Unsereins beschafft, für gut genug befunden wird und man obendrein die Commissionäre und dergleichen Gesindel noch dadurch verdirbt, daß man durchblicken läßt, Comfort und Eleganz sei die Hauptsache, das Geld werde nicht beachtet. — Nun, das kann noch einige Jahre so fortgehen, dann aber muß irgendwo ein Einhalt geschehen.“

Er verschloß die Papiere seufzend in eine Kasette und ging nach der Küche, um dort seine Verhaltungsbefehle zu geben.

Indessen war der Herr in sein Zimmer gegangen, und

während sein Diener beschäftigt war, allerlei nöthige und unnöthige Sachen aufzustellen, nahm er aus einem Kistchen eine kleine feine Havanna-Cigarre, die er anzündete, aber gleich darauf wieder wegwarf, da sie nicht zog, um eine andere zu nehmen, worauf er sich alsdann in einen Fauteuil warf, den Kopf in die Hand stützte und hinausschaute nach der Lagune, von der sich das Sonnenlicht wie vom blanken Stahle abspiegelte.

Die Dame war auf ihrem Sopha in dem Erker geblieben; dort lag sie ausruhend, blickte still lächelnd an die Decke empor und ließ eine Perlenschnur langsam durch ihre feinen Finger gleiten. Im Nebenzimmer waren Bediente mit dem Auspacken der schweren Koffer beschäftigt und besorgten dies Geschäft nach Anleitung eines auffallend schönen Kammermädchens, die etwas sorglos gekleidet war und irgend etwas gefunden zu haben schien, was ihr Stoff zum Lachen bot. Wenigstens wandte sie ihre schönen braunen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Schelmerei zuweilen nach der Thüre des Nebenzimmers, wo die Herrin ruhte, und wenn sie dann so komisch lächelnd den Mund verzog, so preßte sie gleich darauf ihre frischen Lippen heftig auf einander und beschäftigte sich auffallend emsig mit dem Weißzeug, das sie aus den Händen der Bedienten nahm, um es in den verschiedenen Schränken niederzulegen.

Als der Intendant, Monsieur Ferrand, in der Küche alle nothwendigen Anordnungen getroffen, trat er hinaus

auf das Veſtibul und gab dem dort befindlichen Portier genau die Stunden an, zu welchen Dejeuner und Diner ſtattfinde, ſowie die Zeit, in welcher die Herrſchaft für allenfallſige Beſuche nicht zu Hauſe ſei, und bezeichnete ihm auf's beſtimmteſte, wann er die Klingel in den obern Stock ziehen dürfe, um irgend jemand zu Herrn und Madame Wolbemar führen zu laſſen.

Zehntes Kapitel.

Am kleinen Kanal.

Wer nicht die Mittel hat, in dem schönen Venedig recht angenehm, recht behaglich, mit einem Worte recht comfortabel leben zu können, ja wer sich einschränken muß und genau berechnen, was ihm seine Reisekasse erlaubt für ein Quartier auszugeben, damit ihm so viel übrig bleibe, um den Bedürfnissen seines Magens zu genügen, der hier trotz den Schätzen, welche die Kunst rings um uns aufgehäuft hat, trotz der wunderbaren Stadt mit ihren reichen Palästen und dem poetischen Leben und Treiben auf den stillen Kanälen ebenso unbescheiden und gebieterisch das Seinige verlangt, wie in der langweiligsten und trockensten Umgebung, der sucht sich für die ersten Tage ein ganz bescheidenes Unterkommen in einem der kleinen Gasthöfe, die sich versteckt in schmalen Seitengassen in der Nähe des Markusplatzes oder

auch des Rialto befinden, und geht dann auf den erstgenannten Platz, da seinen ersten künstlerischen Heißhunger an der wunderlichen Façade des Doms, an den beiden Säulen auf der Piazetta und am feenhaften Anblick des Dogenpalastes zu befriedigen, um sich hierauf in das letzte Kaffeehaus unter den Arkaden der Procurazia zu begeben und dort nach einem würdigen Manne zu forschen, der den reisenden Künstlern unter dem Namen il Tiroleſe bekannt ist, der sich in benanntem Kaffeehaus häufig aufhält und bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft im Stande ist, den Fremden ebengenannter Gattung anständig und billig, wenn auch ohne besonderen Comfort, unterzubringen.

Dieser Tiroler hat auch ein eigenes Hotel-Garni, das wir erreichen, wenn wir vom Markusplatze aus neben dem Militärkaffeehaus durch jenen Thorbogen gehen, hinter welchem wir einen Kanal und eine kleine Brücke sehen. Vor letzterer wenden wir uns rechts und befinden uns nun nur wenige Schritte vom Platz des heil. Markus, jenem Sammelpunkt der unermeßlichen Schätze Venedigs, entfernt an einem der kleinen und stillen Kanäle, die wie ein Symbol der Melancholie erscheinen, die umstanden von unendlich hohen Häusern ihr trüb gefärbtes Wasser beständig in tiefem Schatten zeigen, da kein Sonnenstrahl in diese Tiefe zu tauchen im Stande ist, und die um so trauriger erscheinen durch den Contrast des schmalen Streifchens tiefblauen und klaren Himmels, der uns hier tief unten einen wundervollen

Sommer- und Sonnentag nur ahnen läßt. Die Mauern der Häuser sind schwärzlichgrau, einförmig und düster, und deßhalb erfreut uns der Anblick der flatternden buntfarbigen Wäsche, die an Schnüren vor dem Fenster flattert, oder der grünen Geranienbüsche, die hier und dort in hölzernen Kistchen oder flachen Blumenscherben stehen, aber wegen Mangels an Sonnenlicht nur verkümmerte Blumen zu treiben im Stande sind.

Und doch betrachtet der kleine deutsche Künstler, der von der sonnigen Piazetta über den prachtvollen Markusplatz hieher kam, auch diese Schattenseite der stolzen einzigen Lagunenstadt mit unverkennbarem Interesse. Erscheint ihm doch alles hier eigenthümlich, neu, nie gesehen.

Das Leben und Treiben auf dem schmalen Kanal, der ihm an den Häusern nur wenig Raum zum Gehen läßt, — ein Leben und Treiben, das ihn auf die Gefahr hin, jeden Augenblick umgerannt zu werden, doch nöthigt, immer und immer wieder stehen zu bleiben, — ist wohl nur deßhalb so eigenthümlich und seltsam, weil alles, was in unsern Städten auf dem Rücken von Pferden, Eseln oder auf Rädern vorübergeführt wird, hier so still und geräuschlos auf der Barke und der Gondel vorüberzieht: der Bäcker mit seinem Brode, der Metzger mit seiner Waare, die Grünhändlerin mit einem förmlichen Gemüsegarten, der Maurer, der mit seinem Nachen auf die Arbeit zieht. Er führt ein Ruder, der Lehrjunge das andere, zwischen sich haben sie

ein paar Dutzend rother Ziegelsteine und einen Kübel mit weißem Kalk.

So zieht es unaufhörlich vorüber, alle Farben schwimmen vor unserm Blick und dabei ist alles so still und lautlos, wie die Bilder in einer Laterna magica; nur zuweilen hört man den kurz ausgestoßenen Ruf des Gondoliers irgend einer herrschaftlichen Gondel, der durch dieses Zeichen die vorderen schweren und langsamen Fahrzeuge um etwas Platz ersucht, damit er eilig durchschlüpfen kann, rasch verschwinden um die nächste Ecke, vor welcher er abermals denselben melancholischen Ruf ausstößt. — Wenn man Venedig zum erstenmal betritt, so kann man sich kaum trennen vom ersten so sehr überraschenden Anblick dieses Getreibes.

So erging es auch dem kleinen deutschen Maler, der den Tiroler glücklich in dem Kaffeehause aufgefunden hat und nun von diesem zur Besichtigung einer allenfalls ausreichenden Wohnung geführt wird; in ein Zimmer, das im Hause des Tirolers heute noch frei werden soll, denn der, welcher es bisher bewohnt, hat schon seinen Koffer gepackt und ist zur Polizei gegangen, um seinen Paß zur Abreise visiren zu lassen.

Trotz des Schattens in den engen Gassen ist doch die Luft hier dick und schwül, weßhalb die Kellerluft des kleinen finstern Hauses, dessen Thür sich nun vor dem Fremden geöffnet hat, gerade nicht unangenehm wirkt. Hierzu passen

auch vollkommen die feuchten, moderigen Flecken an den Mauern des Hausganges, sowie auch die Abfälle von Kartoffeln, Gemüse und Salat, die in einem Winkel an der Treppe aufgeschichtet liegen und einen eigenthümlichen Duft verbreiten. Es ist dies aber ein Duft, an den man sich in Italien leicht gewöhnt — ein unbeschreiblicher Parfum, der auf jeder Stadt ruht und in welchem allein der Duft von Käse, von etwas ranzigem Oel oder Fett vorherrschend ist.

Dem kleinen Maler übrigens ging es wie so vielen andern ehrlichen Leuten; dieser Geruch umfing ihn, als er an einem wunderbaren Frühlings-Abend von Splügen herkommend die unaussprechlich schöne Färbung der Berge um den Comersee vor sich sah, als er zum erstenmal an eigensinnig geformten Gewinden von Rebenlaub dahinschritt, die an den Bäumen emporrankend, sich um kunstlose Steinpfeiler ziehend und darüber hinaus auf Baumästen lagernd die natürlichsten, aber schönsten Veranden bildeten, und als er darauf nach dem reizend gelegenen Chiavenna kam, wo sich noch einmal das deutsche Vaterland und das herrliche Italien sichtbarlich die Hand reichten, in vortrefflichem Salami und bairischem Bier.

Von da an verließ ihn dieser Duft nimmer und er schien ihm so vollkommen zur italienischen Reise gehörig, daß ihm etwas gefehlt haben würde, wenn er in eine Stadt gekommen wäre ohne den vorherrschenden Oel- und Käse-

geruch. Es war ihm derselbe auch in Mailand treu geblieben und er war in seiner Begleitung auf den prachtvollen weiß marmornen Dom gestiegen. Er hatte ihn in Verona sehr stark wieder gefunden und hatte sich schon so an ihn gewöhnt, daß er ihn beinahe schmerzlich vermißt haben würde, — bei jenem steinernen Brunnentrog, den man für das Grabmal des Julia ausgibt, und bei den schwarzen Grabmälern der Scaliger, die sich auf dem engen Platze so feierlich und malerisch erheben, umflossen vom Mondlicht, umduftet von jenem unvermeidlichen Geruch.

Eine Zeitlang hatte ihn der kleine Reisende auf seinem weiteren Wege vermißt und schaute fast verwundert drein, als er auf der steinernen Eisenbahnbrücke durch die Lagunen dampfte und hier bei dem Funken- und Kohlenstaub auswerfenden Schornstein so außerordentlich an die Heimat erinnert wurde. Als er nun an dem sehr provisorischen Bahnhof in Venedig die Gondel bestieg und den Kanal Grande hinauf fuhr, da staunte er über die unglaublichen Wunder dieser Meerstadt, da sah er leibhaftig vor sich jenes verkörperte Märchen, von dem die Freunde früher erzählt, — Erzählungen, denen er kopfschüttelnd zugelauscht, von dieser Stadt mitten im Wasser, wo auf allen Gassen die Nachen und Gondeln fahren und wo es deßhalb in den Straßen so unheimlich still sei. Dies Gefühl beschlich ihn, wie es jeden Fremden beschleicht, der zum erstenmal nach Venedig kommt. Man glaubt, die Stadt sei ausgestorben

und die gewaltigen Paläſte, die uns ſo öde und leer erſcheinen, müßten ſich ordentlich freuen, daß ſich endlich einmal wieder ein lebendiges Weſen zwiſchen ſie hinein wage.

So dachte auch unſer kleiner Maler; er hatte den Torniſter, der ſeine ſämmtlichen Habſeligkeiten barg, vor ſich auf die Kniee gelegt und die Arme darauf gelegt, in den Händen ruhte ſein Kopf, während er wie im Traume einen Palaſt um den andern, ein fabelhaftes Bauwerk nach dem andern an ſich vorüberziehen ſah. Er war überraſcht, entzückt, aber er fand im erſten Augenblick Italien nicht wieder, denn jener Duft, an den er ſich ſchon ſo gewöhnt, war hier auf dem großen Kanal nicht zu finden und wurde erſetzt durch den Geruch der Lagunen, bei dem wir uns mit geſchloſſenen Augen nach einer holländiſchen oder ſonſt einer Seeſtadt verſetzt fühlen können.

Endlich aber fand er ſich wieder zurecht. Schon ein wenig an der Treppe der Piazetta, etwas mehr auch auf dem Markusplatze, vollkommen aber vor dem Hauſe des Tirolers, wo er jenen italieniſchen Duft mit einer freudigen Herzlichkeit begrüßte. — Und auch als er das Haus betrat, wurde ihm in dieſer Richtung von ſeiner Illuſion nichts benommen. Das war alles ſo ächt und urſprünglich italieniſch, wie es ſich ein deutſches poetiſches Gemüth nur wünſchen kann. Da ſah man die Treppen unentweiht von dem unbarmherzigen Beſen und dem gefühlloſen Waſchlappen; da konnte man auf den Fußböden der Zimmer die

gründlichsten Studien über alle Dreck- und Staubsorten der alten Lagunenstadt anstellen; da waren die Wände malerisch verziert mit Streifen, welche die Feuchtigkeit dort hervorgerufen, mit Inschriften und Zeichnungen der verschiedensten Art. Da lag das Bett auf seinem hölzernen wackeligen Bockgestell noch so, wie es der Gast, der heute abreisen wollte, verlassen; da zeigte der Strohsack des Lagers an einer Seite sein Eingeweide und hatte von demselben auf dem Boden umhergestreut; da war der einzige Stuhl im Zimmer bedeckt mit dem Mantel desjenigen, der im Begriff war, abzureisen; da sah man durch die blinden Scheiben des Fensters eine riesenhafte schwarze Brandmauer, und erst, wenn man dasselbe öffnete und sich weit hinaus legte, entdeckte man ein kleines Stück des tiefblauen Himmels.

Aber dem kleinen Maler gefiel alles das außerordentlich wohl, vor allen Dingen der Preis, der für das Zimmer verlangt wurde: 24 Kreuzer östreichisch, dann die malerisch schmutzige Treppe, sogar die Haufen von Gemüseabfällen drunten im Winkel. Das hat so etwas Ursprüngliches und Frisches, meinte er; vor allen Dingen aber betrachtete er mit Ehrfurcht den seltsam geformten Klopfer an der Hausthür, und seine lebhafte Phantasie ließ denselben erfassen von einer Faust in Stahlhandschuh, welche einem jener alten tapfern Krieger angehörte, oder einem jener finstern Wächter, welche mit der breiten und langen Hellebarde in den geheimnißvollen Gemächern des Dogenpalastes oder an

der Seufzerbrücke oder tief unten an dem Brunnen Wache ſtanden und die Opfer, die dort täglich fielen, nur nach Dutzenden zu berechnen pflegten.

Einen ſchüchternen Blick warf der neue Ankömmling auch in die Küche, die etwas unheimliche Werkſtatt jenes Duftes, der ihm ſo ſympathiſch war. Glücklicher Weiſe war es da ſo finſter, daß man nichts unterſcheiden konnte, als dunkle rußige Wände, ein dunkles rußiges Weib, das in einem Keſſel rührte, ein paar dunkle rußige Kinder, die ſich auf dem Boden herumbalgten, und einen dunklen rußigen Mann, der neben dem Herde ſaß und eine Cigarre rauchte.

Der Fremde hatte nach einer Trattoria forſchen wollen, um ein kleines italieniſches Frühſtück zu nehmen, und der Hausherr erklärte ſich mit Vergnügen bereit, ihn in eine billige derartige Anſtalt zu führen. Vorher aber ließ er ſich den Namen ſeines Gaſtes auf ein Stück Papier ſchreiben, um ihn droben an die Stubenthür zu kleben, damit jeder, der ſich dafür intereſſire, erfahren könne, dort wohne Herr Friedrich Wulf, ein deutſcher Maler. Darauf gingen die Beiden mit einander fort nach der kleinen unſcheinbaren Trattoria, und während ſich dort der Führer des Malers an das Küchenfeuer ſetzte, um ſeine Cigarre anzuzünden, ließ ſich der deutſche Künſtler einige Salamiſchnitte geben, ſowie eine große Staude grünen Salats, die mit gutem Oel und röthlichem Eſſig beſprengt alsdann aus freier Fauſt gegeſſen wird.

Wer war glücklicher als der kleine Maler in diesem Augenblick! Sein erstes Frühstück in Venedig, eine vortreffliche billige Wohnung, ein herrliches Wetter, Sonnenschein, so viel in die engen Gassen Venedigs hineingehen wollte, dazu die Freiheit, in wenigen Schritten auf dem Markusplatz und am Dogenpalast sein zu können, um dort nach Herzenslust zu schauen und zu zeichnen, was ihm gerade einfiele.

Nein, es hielt ihn nicht lange in der kleinen, etwas finstern Trattoria, deren Fenster, besetzt mit Eßwaaren, Geflügel, Fischen, Gemüsen aller Art, so wenig Licht herein ließen. — Auf denn zu künstlerischer Schwelgerei! Der kleine deutsche Maler zahlte, verabschiedete sich von seinem Führer, denn er wollte allein sein, und nachdem er sich in der nächsten Tabak-Trafik einen Rattenschwanz gekauft, drückte er seinen Calabreser etwas verwegen auf das rechte Ohr und alles in ihm jubelte, während er dem Markusplatze zuschritt: Venedig! Venedig! ja Venedig! Ich bin gewiß und wahrhaftig in Venedig!

Er hatte aber auch mit Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art zu kämpfen gehabt, ehe es ihm gelungen war, italienische Erde zu erreichen. Glücklicher Weise hatte ein Engländer, der Seltsamkeiten aller Art liebte, ihm sein Bild mit den Affenschwänzen abgekauft, auch sehr anständig bezahlt, und mit diesem Gelde in der Tasche hatte er es dann schon wagen können, eine größere Wanderung anzu-

treten. Es war die erste derartige in seinem Leben, und als er von dieser neu gewonnenen Freiheit, dahin ziehen zu können, wo es ihm gut dünkte, wo es ihn gewaltsam hintrieb, die ersten tiefen Züge gekostet, da fühlte er sich wie berauscht, da schien ihm ein neues seliges Leben aufzugehen, und nur allein der Gedanke an die letztverlebten Tage in dem kleinen Hause war im Stande, seine heitere Laune zu trüben. Er konnte das Licht der wehenden Lampe, wie er es durch die Sträucher schimmern gesehen, als er geflohen, nicht vergessen, und es war ihm immer, als seien alsdann schattenhafte Gestalten aus dem Dunkel herbeigeschwebt, hätten sich um das Licht gedrängt, um mit weit aufgerissenen, aber glanzlosen Augen in die Flamme zu blicken, — die verlassene Flamme, vor Kurzem ja noch der Sammelpunkt von vier glücklichen Menschen, welche sich jetzt aber mit tiefem Leid im Herzen nach verschiedenen Weltgegenden hin zerstreut.

Um diesen unheimlichen Gedanken los zu werden, hatte sich Wulf bemüht, eine kleine Skizze von der Veranda zu machen, unter welcher Franceska gesessen und tief nachsinnend in die Flamme des Lichtes geblickt. Ja, da saß sie, wartend und hoffend — wohl auf dem kleinen Bildchen, aber nicht in der Wirklichkeit. — Wulf war darauf fortgezogen, den Tornister auf dem Rücken, einen derben Stock in der Hand. Und auf diesen Stock stützte er sich nur selten, meistens schwang er ihn lustig jubilirend im Kreise,

oder er trug ihn auf der Schulter, wie der Soldat sein Gewehr. So schritt er dahin, fast immer näheren Fußwegen folgend und die Landstraßen vermeidend. Den Eisenbahnzügen schaute er lächelnd nach und bedauerte die darin Sitzenden. Wie die alles so mit Hast in sich hinein schlingen! dachte er, in einem halben Tage ein Stück Gegend, woran ich dreimal vierundzwanzig Stunden behaglich speise.

Daß er dabei langsam vorwärts kam, kümmerte ihn wenig; trieb es ihn doch nicht eilig einem bestimmten Ziele zu; wollte er doch nur sehen, genießen und zeichnen. Und namentlich das Letztere that er mit unermüdlichem Fleiße. Fand er aber auch nicht alles, wie für ihn gemacht, hauptsächlich, als er einmal den Bodensee hinter sich hatte und die Schweiz betrat? — Die Schweiz mit ihren Viehheerden, mit ihren wunderbaren Naturschönheiten, mit ihren prachtvollen Straßen. Wie oft aber schweifte der kleine Maler von diesen ab und verlor sich für Tage lang in das Gebirge, dort neue Schönheiten suchend und findend. Und als er erst an den Splügen kam, jenen berühmten alten Paß, wie jauchzte da sein Herz vor Freude, wie hätte er da auf jeden Stein am Wege niedersitzen mögen, um jede Windung der Straße zu zeichnen! Dabei das ihm neue, fremdartige Leben auf dieser Straße, die Zug- und Lastthiere, die Karren, Treiber und Fuhrleute, schon italienisch staffirt und ganz anders anzuschauen, als bei uns. Die langen Maulthierzüge, die er hier zum erstenmale sah, mit ihrem weithin tönenden, ein-

ſachen und gleichförmigen Geläute, mit den bunten Meſſingplatten und rothen Lappen am Geſchirr.

Eigenthümlich aber war es dabei, daß unwillkürlich in ſeiner Kunſt ein Uebergang ſtattfand; anfänglich hatte er als ächter und gerechter Thiermaler die Landſchaft neben ſeinen Kühen, Pferden und Eſeln — Affen begegneten ihm leider keine — nur ſo leicht obenhin behandelt. Nach und nach aber in der gewaltigen Natur, die er mit offenem Herzen und aufmerkſamen Sinnen durchwanderte, wuchs die bisher ſo vernachläßigte Landſchaft groß, breit, ja man konnte ſagen unter ſeinem Bleiſtift und ſeinen Waſſerfarben genial hervor, und das Thierreich ſank zur Staffage herab. Als ihm zum erſtenmal eine Skizze der Art gelungen war, ſchaute er ſie an mit einer gewiſſen Befriedigung und meinte in ſeiner derben Manier, es ſei doch gut, wenn uns irgend ein Zufall das dicke Brett von der Stirne wegſtoße. Daß die landſchaftlichen Skizzen und Aquarelle, die er unterwegs anfertigte, durch ſeine feine Behandlung der Thierwelt, wenn auch dieſe jetzt nur noch als Nebenſache erſchien, außerordentlich gewannen, verſteht ſich von ſelbſt, und als er Mailand erreichte, fand er dort Fremde, die ihm begierig ſeine Scenen aus der Alpenwelt abnahmen, ſomit ſein Mappe leerten, ſeine Reiſekaſſe wieder füllten.

An ſeinen guten Freund Piſani hatte er noch von Deutſchland aus geſchrieben und denſelben gebeten, ihm

nach Mailand zu antworten, poste restante. Obgleich er aber dort während seiner Anwesenheit jeden Tag regelmäßig einmal hinging und seinen Namen „Wulf“ geschrieben zum Schalter hineinreichte, so schüttelte doch der diensthuende Beamte beständig mit dem Kopf und sagte fein: „niente“ so kalt und herzlos, daß der kleine Maler dies niente ordentlich zu hassen begann.

Einmal passirte ihm an der Post etwas Eigenthümliches: gerade als er dort hinkam, fuhr vom Thor weg eine glänzende Equipage, in welcher ein Herr und eine Dame saßen, beide vornehm und elegant gekleidet, gewiß eine reiche Herrschaft, dafür sprach auch der Bediente in Livree, der aus dem Postgebäude herausgetreten war, der Dame einen Brief übergab und sich alsdann wieder hinten in seinen Sitz schwang.

Wulf, der von der Herrschaft nicht beachtet wurde, rieb sich hastig die Stirn, denn der junge, etwas finster blickende Mann im Wagen hatte eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Tannhäuser gehabt. — Wahrhaftig mit dem Tannhäuser! Und doch konnte er es nicht sein; so viel Wulf gehört hatte, war der Tannhäuser im Gefolge der Fürstin Lubanoff nach Petersburg gereist, um dort Portraits zu malen, Portraits, von denen jedes mit so und so viel tausend Silberrubel bezahlt würde. Das hatte der Tannhäuser selbst an ein paar Bekannte geschrieben und hinzugesetzt: wenn er sich erst mit saurer Arbeit ein Vermögen gemacht,

dann käme er wieder. Die Bekannten hatten darüber gelächelt, den Brief in den Papierkorb geworfen und an den Tannhäuſer nicht mehr viel gedacht. Dies war um ſo erklärlicher, als jetzt und auch ſpäter gar keine Nachrichten in irgend einer Zeitung aus Petersburg kamen von dem deutſchen Maler Tannhäuſer, nicht einmal, ob und wie er das Portrait der ſchönen Fürſtin vollendet, das in ſeiner erſten Anlage etwas Tüchtiges zu werden verſprach.

Und nun ſollte dieſer Tannhäuſer, der gewiß irgendwo feſt auf einem Landſitze Rußlands ſaß, auf einmal hier in Mailand vor der Poſt erſcheinen. — Lächerlich! dachte ſelbſt der kleine Thiermaler nach einigen Augenblicken, wobei er mit der Hand durch ſein volles Haar ſtrich, aber mitten in dieſer Bewegung anhielt, um ſich ein wenig zu kratzen und dabei nachdenkend vor ſich nieder zu blicken. — Lächerlich!

„Der da im Wagen,“ ſprach er dann zu ſich ſelber, „hat allerdings mit dem Tannhäuſer eine gewiſſe Aehnlichkeit, aber der Tannhäuſer war friſcher, jünger; der da ſah ein bißchen gedrückt, verlebt aus, hatte einen gelangweilten Zug um den Mund und lange nicht ſo friſche Augen, wie unſer Freund.“

Dabei ſeufzte Wulf tief auf und lief raſch von der Poſt an den Dom, um durch den Anblick dieſes wunderherrlichen Werkes ſeine trüben Gedanken verſcheuchen zu laſſen, finſtere Gedanken, die ihn nach Deutſchland zurückführten, unter die Veranda mit dem flackernden Lichte und ihm immer und

immer wieder jene Phantome zeigten mit den großen glanzlosen Augen.

Als am letzten Tag seiner Anwesenheit in Mailand der Postbeamte abermals sein „niente" gesagt, ging Wulf ziemlich verdrießlich ins Hotel Reichmann, wo er gewohnt und eine angenehme Zeit verbracht. Es ist das ein sehr empfehlenswerther Gasthof mit reichen und glänzenden Appartements für die hohen und höchsten Herrschaften, aber auch mit angenehmen und behaglichen Stübchen für bescheidene reisende Künstler. Letztere finden sich aber hier sehr zu Hause, da der Chef des Hotels, Herr Alphons Reichmann, viel gemüthlichen Sinn für Kunst und Künstler hat und diesen die Tage des Aufenthalts angenehm zu machen versteht.

Dankbaren Herzens zog denn auch unser Maler von dannen und erreichte bald Verona, die Stadt mit dem ächten italienischen Charakter, mit ihren schwarzen, trotzigen Häusern, aus denen man überall die vergangene gewaltige Geschichte so deutlich liest, mit ihren Grabmälern mitten in gangbaren Straßen, welche eine so ernste und eigenthümliche Wirkung hervorbringen. Hier hatte sich der Künstler ganz in dem Gegensatze von dem versucht, was er früher gemalt: statt lebendiger, beweglicher bunter Thiergruppen warf er hier starre graue Paläste und Straßen auf das Papier, und als er durch die Preise, die ihm auch hier Fremde für seine Arbeiten bezahlten, einsehen

lernte, daß er etwas in dieſem Genre zu leiſten vermöge, da trieb es ihn mächtig vorwärts nach jener phantaſtiſchen Königin der Meere; er packte abermals ſeinen Torniſter und rief: „Auf, nach Venedig!“

Eilftes Kapitel.

Der Maler Potowski.

Der Tannhäuſer hatte damals auch nicht ſo leichten und fröhlichen Muthes die Freunde, ja mehr noch als die Freunde verlaſſen, und es war ihm ſehr ſchwer geworden, Abſchied zu nehmen von ſeinem Atelier und von den beiden kleinen Häuſern mit der dazwiſchen liegenden Veranda. So eigentlich Abſchied hatte er auch nie davon genommen, denn ſelbſt, als er in jener Nacht nach dem ſchweren Gewitter ſeinen Koffer gepackt hatte, und nachdem er ſich ſchlummerlos auf dem Lager hin und her geworfen, endlich noch vor Tagesanbruch das Haus verließ, hatte er ſein klopfendes Herz mit dem Gedanken beſchwichtigt, er werde heute Abend, morgen, übermorgen wieder nachſehen, überhaupt mit den Freunden in Verbindung bleiben. Er ahnte im erſten Augenblicke nicht, daß er in ganz andere Bahnen

geriſſen worden ſei und daß es ihm ſelbſt ſchon nach kurzer Zeit ein peinliches Gefühl verurſachen würde, die alten Kreiſe zu berühren.

Und ſo war es in der That. Nachdem er zum erſtenmal bis zur Berauſchung aus jenem ſchäumenden Becher getrunken, den man ihm unter den ſchönſten und angenehmſten Formen kredenzt, überſchlich ihn bei völligem Nüchternwerden ein peinliches Gefühl, das ihn verhinderte, rückwärts zu ſchauen mit den Gefühlen, wie er ſie für die Freunde bewahren zu können geglaubt hatte. Er bemerkte ſchaudernd, daß er hinter ſich ſeine Brücken abgebrochen, und da er ſich nun vorwärts gedrängt ſah, ſo ſtürzte er ſich mit aller Glut, deren ſein Herz fähig war, in das neue Leben, entzückend und entzückt. Und ihn nicht ſo leicht erkalten zu laſſen, war der ſchönen Fürſtin ein Leichtes; konnte ſie doch von ihrem Reichthum an Geiſt, an körperlichen Reizen, an Geld mit vollen Händen um ihn her ſtreuen, konnte ſie doch alles Mögliche erfinden und erkaufen, um ihn und ſich in dieſem Taumel zu erhalten.

Zuweilen wohl mitten hinein drang ein mahnender Ton, ein höhnender Klang, ſo kalt und nüchtern, daß es ihn bis tief in's Innerſte durchbebte und er ſich eines plötzlichen Schauers nicht erwehren konnte. Das jedoch währte nur kurze Zeit; der Ton verklang und — der Maler war wieder willenlos im betäubenden Wirbel ſeines Lebens.

Seine Kunſt hatte der Tannhäuſer Anfangs ſehr ver-

nachläßigt; das lebensgroße Portrait der Fürſtin hatte er wohl angefangen, aber nicht vollendet; bald änderte er, bald ſie an der Stellung. Und dann nahm er neue Leinwand vor, um das zuerſt zu probiren, ehe er an dem großen Bilde etwas änderte. Dieſes Bild zeigte ſie aufrecht ſtehend, in einem einfachen, eleganten Morgenanzuge — es war ſchon anfänglich beſtimmt, daß es kein pretentiöſes Bild werden ſolle. Es ſollte die ſchöne Fürſtin zeigen, wie ſie war bei ſich zu Hauſe, und deßhalb hatte ſie auch etwas eigenſinnig darauf beſtanden, die Friſur ihres ſchönen vollen Haares ſo machen zu laſſen, wie ſie ſolche Morgens in der Frühe hatte, in dicken Flechten einfach um den Kopf gewickelt, was ihr aber außerordentlich gut ſtand.

Daß übrigens dies Gemälde nicht fertig wurde, daran trug der Tannhäuſer eigentlich nicht die Schuld, denn die Fürſtin ſelbſt war es, welche auf den Gedanken kam, ob er nicht verſuchen wolle, ſie zu malen ſitzend oder ruhend auf ihrem Divan, wie ſie ſo gern that. Dieſem Wunſche war er bereitwillig nachgekommen, und nachdem er einige Zeit gebraucht, bis er ſie in eine paſſende Lage gebracht — ſie lachte dabei ſo außerordentlich heiter und hatte ſcherzend bald dieſe, bald jene Einwendung zu machen — fing er eifrigſt ſein Werk an, ohne aber auch damit zu Ende zu kommen. Bald war es dies, bald das, womit ſie ihn oder er ſich ſelbſt in der Arbeit unterbrach; jetzt

fühlte er sich nicht recht in der Stimmung, etwas Tüchtiges zu leisten, dann sagte sie mit weicher Stimme: „Warum das auch so ernsthaft nehmen wie ein Geschäft? Haben wir nicht morgen Zeit, übermorgen, die nächsten Wochen, Monate, Jahre? — Auch bin ich müde geworden," setzte sie mit ganz leiser, etwas zitternder Stimme hinzu, „und möchte viel lieber jetzt ruhen und dann schlafen." —

So blieb auch dieses Bild nicht nur unvollendet, sondern wurde auch bald zu dem andern in ein entferntes Zimmer gebracht; ihnen folgten Staffelei und Oelfarben, deren Geruch so nahe bei sich die Fürstin zuweilen nicht ertragen konnte. Ueberhaupt, so sagte sie, seien Zeichnungen und Aquarelle ihre Leidenschaft; bei dieser Passion blieb sie eine gute Zeit, und es machte ihr das größte Vergnügen, wenn der Tannhäuser ihr Gesicht, ihre Figur, die sonderbarsten Stellungen ihres schönen Körpers mit einigen Bleistiftstrichen und ein paar bunten Tönen auf's Papier warf, und daß auf diese Art ein Album entstand, das sie häufig, wenn er dicht bei ihr saß, lachend durchblätterte und zu welchen immer neue Variationen zu erfinden sie eine ebenso wilde als unerschöpfliche Phantasie zeigte. Dieses Album verwahrte sie in einem kostbaren Etui, dessen kunstreich gearbeiteten Schlüssel sie beständig an einer Seidenschnur um den Hals trug. Wenn sie die Blätter wieder einmal betrachtete, so konnte sie mit der größten Heiterkeit sagen: „das ist der größte Schatz, den

es geben kann. Wie würden ſich meine Verehrer um dieſe Zeichnungen reißen!“

Als nun jene Zeit gekommen war, wo den Tannhäuſer zuweilen ein nüchternes, bitteres, unbehagliches Gefühl überſchlich, da ging er manchmal in jenes Zimmer, wo die beiden Bilder an der Wand lehnten, das zweite drehte er raſch herum — er mochte den Ausdruck dieſes Kopfes nicht leiden, und doch war er ſo wahr — faſt erſchreckend wahr. Die eigenthümliche Beleuchtung des zurückgebogenen Kopfes, der auf dem linken Arm ruhte, die ſchwimmenden Augen, halb verdeckt von den ſchläfrig herabfallenden Augenlidern, und was noch ſichtbar blieb, wie verſchleiert von den langen ſeidenartigen Wimpern, die Lippen etwas geöffnet, von einem leichten Lächeln umſpielt, — einem Lächeln, welches mehr der Vergangenheit als der Zukunft angehörte. Das andere Bild aber betrachtete er gern und lange, auch ſchloß er zuweilen die Thüre hinter ſich ab, nahm wie verſtohlen Palette und Pinſel und malte am Kopfe dieſes erſten Bildes emſig fort. Als er aber eine Stunde ſo fortgearbeitet und einen Augenblick zurücktrat, um das Enſemble zu überſchauen, erſchrack er faſt vor ſich ſelber, denn aus den jetzt gänzlich veränderten Augen ſprachen ſeine tiefſten, verſteckteſten Gedanken, ſprach eine glückliche Vergangenheit.

Von da an ging er häufiger in dieſes Zimmer, richtete es ſich nach und nach förmlich zum Atelier ein und ebauchirte eine Menge von Bildern, von denen er auch ein paar

meisterhaft fertig malte. Zuerst hatte ihn die Fürstin über seinen Fleiß verspottet, ja sie hatte ein Wort des Erstaunens fallen lassen, als sie bemerkte, wie er ihr erstes Portrait verändert. Doch befand sich der Tannhäuser glücklicherweise in einem Momente, wo die heilige Kunst ihm wieder lächelte, wo die Weihe, womit sie ihre Jünger beglückt, sein Herz stolzer schlagen ließ. Er hatte auf ihre Worte hin einfach die Achseln gezuckt und dann gesagt: „zuerst bin ich Maler und dann erst — Tannhäuser."

Es fuhr ein seltsamer Blitz aus ihren Augen. Doch lachte sie gleich darauf so hell und fröhlich, legte ihre Hand auf sein blondes Haar und sagte: „Vor allen Dingen sind wir ein verzogenes Kind, und man muß unsern Willen schon erfüllen."

So malte er denn in seinem Atelier, und wie er sah und von Andern hörte, daß ihm alles gelang, an was er seine Hand legte, daß die leichten Skizzen, die er machte, sowie die vollendeten Bilder gleich reizend waren, da klärte sich sein verdüstertes Gemüth wieder auf und er ward wieder empfänglicher für die freundlichen Worte der schönen Frau, er ruhte wieder gern bei ihr zu ihren Füßen, ja er zeichnete wieder auf's neue Albumblätter und freute sich, wenn sie so herzlich darüber lachte, daß man ihre schneeweißen Zähne sah.

Wer außer der Fürstin am häufigsten in seinem Atelier war, wenn er zeichnete und malte, das war der alte

freundliche Graf Portinsky, der so oft kam, als ihm nicht die Thüre vor der Nase zugeschlossen wurde, und dann so lange blieb, bis ihn der Maler zum Weggehen aufforderte. So hatten sie sich auf einen ganz eigenthümlichen Fuß zu einander gesetzt, und da der Tannhäuser einmal erklärt hatte, er könne und wolle sich in seinem Betragen gegen den Grafen nicht ändern, so ertrug dieser mit der freundlichsten Miene der Welt alle Unarten des Malers, wie er dessen Benehmen oft zu nennen pflegte. Dazu gehörte unter Anderem, daß der Tannhäuser den lieben freundlichen Herrn zu seinem lebendigen Feuerzeug ernannt hatte und ihm nur zu häufig Veranlassung gab, die brennende Kerze herbeizubringen, woran der Maler seine Cigarre anzündete. Auch die Pinsel warf er oft hinter sich, wie damals Wulf gethan, und der alte freundliche Herr fing sie lachend auf, — in der einzigen Absicht, wie er sagte, um den Teppich nicht mit den Farben beschmutzen zu lassen. Auch durfte er häufig Palette und Malerstock halten, wenn der Andere ans Fenster trat, um hinauszuschauen; ja er hatte schon als Modell gesessen, da der Maler einmal in einem Bildchen, wie er gesagt, zum Gegensatze gegen einen Engel eine alte unangenehme Persönlichkeit brauchte.

Man muß indessen nicht glauben, daß es Liebe zur Kunst oder zum Künstler war, welche den Grafen Portinsky so fest an den Tannhäuser band — im Gegentheil, er haßte ihn, und wenn der alte Herr mit Madame Beau-

vallet allein war, ſo konnte er ingrimmig die Fauſt gegen das Zimmer ballen, wo ſich der Andere befand, und konnte ſagen: „Dieſer verdammte Kerl! Iſt er nicht zum Unglück in's Haus gekommen?“ Dabei war es aber weniger die Zuneigung der Fürſtin für den Tannhäuſer, die mit jedem Tage zu wachſen ſchien, welche den Grafen vermochte, ihm eine ſolche Freundſchaft zu heucheln — vielmehr war es die Erinnerung an die ſchöne Franceska, die ſo plötzlich und ohne alle Spuren verſchwunden und über deren jetzigen Aufenthalt er ſich alle Mühe gab, etwas zu erfahren. Er ſetzte voraus, der Tannhäuſer wiſſe darum, und je mehr dieſer der Wahrheit gemäß verſicherte, es ſei ihm nicht bekannt, wohin der Bildhauer Piſani mit ſeiner Tochter gegangen, um ſo mehr gab der Andere ſich Mühe, jenen durch die freundlichſte Zuthunlichkeit zum Reden zu bringen.

„Wie kann ich von dem etwas ſagen, von dem ich nicht das Geringſte weiß?“ gab der Maler zur Antwort, ſo oft der Graf wieder von ſeinem Lieblingsthema anfing. „Sie ſollten mich doch endlich einmal damit in Ruhe laſſen.“

„Ich kann das nicht,“ antwortete der alte Herr lächelnd; „ich hoffe immer noch, einmal Ihr Herz zu erweichen.“

„Und gewiß und wahrhaftig vergeblich,“ ſprach der Tannhäuſer und ſetzte mit Entrüſtung hinzu: „Und wenn ich wirklich ihren Aufenthalt wüßte, glauben Sie denn, ich

würde so unverantwortlich handeln und Ihnen das Geringste davon mittheilen?"

„Sie sind der größte Spaßvogel, den ich kennen gelernt."

Abwechselnd mit diesem hatte der Graf ein anderes Anliegen, das er ebenso häufig und ebenso erfolglos vorbrachte. Wie vielmal befanden sich in den Mappen des Malers kleine Skizzen von Franceska, flüchtig hingeworfen und ausgeführt, und nur eine davon zu erhalten, war ein zweiter sehnlicher Wunsch des alten freundlichen Herrn. Aber über dieses Verlangen, so oft derselbe es vorbrachte, zog der Tannhäuser die Augbrauen finster herab und antwortete kurz und schroff: „Ach was, lassen Sie mich in Frieden! Glauben Sie, ich würde mich der Sünde theilhaftig machen, das Portrait eines solchen Mädchens in ihren Fingern zu wissen?"

War er sehr gut gelaunt, so konnte er vielleicht hinzusetzen: „Mag der Teufel wissen, welche Art von Zauberei Sie versuchen würden, wenn Sie im Besitze dieses Portraits wären." Oder er sagte auch wohl: „Würden Sie denn einem Helden, von dem Sie wissen, er wird sich niemals zum Guten bekehren, das Bild einer Heiligen schenken?"

Darauf hin hatte der Graf einmal achselzuckend geantwortet: „Der Vergleich hinkt bedeutend und ist gänzlich unpassend. Jeder noch so [illegible]ckte Heide kann sich bekehren, und es würde vielleicht schneller mit ihm zum Durch-

bruch kommen bei einem Miſſionär wie die ſchöne Franceska. Ich bin eigentlich ein Narr, daß ich da um zwei Bleiſtiftſtriche beute, wo ſich ſpäter vielleicht einmal der bedeutendſte Maler glücklich ſchätzt, die Züge der ſchönen Gräfin Portinsky malen zu können."

Dieſes Wort, obgleich es gewiß nur ausgeſprochen war, um den Maler etwas zu ärgern, hatte doch eine tiefe Wirkung auf ihn nicht verfehlt und regte ihn auf, ſo oft er daran dachte. Wenn er ſich die Beſtrebungen des alten Herrn um das ſchöne Mädchen bis jetzt ſo erfolglos wie nur möglich gedacht hatte, ſo ſtellten ſich dieſe auf einmal in ganz anderem Lichte dar, wenn es dem Grafen wirklich einfallen könnte, ihr ſeine Hand, ſein großes Vermögen anzubieten. Hatte Franceska vielleicht Urſache, dieſe Hand in Erinnerung an ihn, den Tannhäuſer, auszuſchlagen? Gewiß nicht, im Gegentheil. Die Art, wie er gegen ſie gehandelt, konnte ihre Liebe zu ihm, die er verſchmäht, in Haß verkehrt haben und das entſchloſſene Gemüth des Mädchens zu einer Handlung entſetzlicher Rache treiben. Und es wäre das eine ſolche entſetzliche Rache, ſo tönte es laut in ihm, und ſelbſt die höhnende Stimme ſeines Gewiſſens, welche ihm zurief: Narr, der du biſt, was braucht ſie nach dir zu fragen? trug nur dazu bei, ihm jenen Gedanken völlig unerträglich zu machen.

Und dieſer Gedanke [illegible]ß ihn nicht mehr; er konnte ihn wohl zuweilen verſcheuchen, aber in jedem ſtillen Au-

genblicke, in jedem Moment der Abspannung tauchte er deutlicher wieder auf und erschien so bereitwillig, sich in die wild aufregendsten Einzelnheiten zerlegen und ausmalen zu lassen. — Franceska, die schöne, blühende, von ihm nicht wirklich geliebte, reine, jungfräuliche Franceska, und dieser alte, verlebte Mann mit dem gerade dadurch so unheimlichen lüsternen Blick. Und dies lebensfrische Mädchen vielleicht in jene zitternden Arme geworfen, einfach dadurch, daß ihm diese Beute groß genug schien, um sie durch den Namen Portinsky zu erkaufen.

Dergleichen Phantasieen, wenn er sich ihnen hingab, fraßen um so tiefer und zerstörender in seinem Innern, da er niemand hatte, der ihm ein beruhigendes Wort darüber sagte, der ihn vielleicht von der Haltlosigkeit derartiger Befürchtungen zu überzeugen gesucht. Wohl hatte er einmal bei der Fürstin das Gespräch auf dergleichen gebracht, doch schauerte es ihn ordentlich, als diese ihm ziemlich ruhig bemerkte, die Leidenschaft des alten Herrn für das junge Mädchen sei, wie sie wohl wisse, so heftig, daß er jeder Thorheit fähig wäre, um in ihren Besitz zu gelangen. Auch sei ihr genau bekannt, wie große Mühe er sich durch Unterhändler und Korrespondenten gebe, um ihren Aufenthaltsort zu erfahren.

Eines Tags nun war der alte freundliche Herr verschwunden. Er hatte wohl so obenhin von einer Reise gesprochen, die er nächstens einmal machen müsse, doch hatte

er nichts von dem Ziele derſelben erwähnt, ſondern ſchien abſichtlich alle Welt darüber in Ungewißheit laſſen zu wollen. Der Maler hatte dies für eins von den vielen Manövern des Grafen gehalten, die dieſer zu Gott weiß welchem Zweck aufführte, und hatte es nicht weiter beachtet. Als ſich derſelbe aber am nächſten Tage nicht ſehen ließ, auch am zweiten, dritten und vierten nicht, und als Tannhäuſer endlich nach ihm fragte und erfuhr, der Graf ſei, und zwar für längere Zeit, verreist, da erneuerte dieſe Nachricht das unangenehme Gefühl, welches ihn ſchon oft gequält, und friſchte es zuweilen zu heftigem Schmerze auf.

Um ſo fleißiger war er darauf in ſeinem Atelier beſchäftigt; wenn er malte, zerſtreuten ſich ſeine finſtern Gedanken, und wenn ihm ein Bild gelang, ſo konnte er ſich wenigſtens auf Augenblicke wieder zufrieden und glücklich fühlen. Und dabei fehlte es ihm an Käufern nicht; ja er hatte Beſtellungen ſo viel er nur wollte. Es gelang ihm aber auch alles, was er auf Papier und Leinwand entweder flüchtig hinwarf oder ſorgfältig ausführte. Sein in der That großes Talent fing an ſich glänzend zu entwickeln, was er ſich bei aller Beſcheidenheit doch ſelbſt geſtehen mußte.

Wie eben ſchon bemerkt, fanden ſeine Arbeiten den größten Beifall und augenblicklich Käufer. Ja manche Bilder erhandelte man von ihm auf der Staffelei, ehe ſie noch fertig waren. Nur etwas begriff er nicht — und das

gab ihm genugsam Stoff zum Nachdenken, ja konnte ihn verdrießlich und traurig machen: er erfuhr nämlich nie, wo seine Bilder blieben. Dieselben wurden angekauft durch Fremde, die sich ihm auf seinem Atelier vorstellen ließen, oder durch Unterhändler. Was er verlangte, wurde ihm bezahlt, dann aber waren und blieben seine Arbeiten spurlos verschwunden. Wohl fragte er nach diesem oder jenem, wo es geblieben sei, und alsdann bewies ihm der Käufer, ein Geschäftsmann in der Stadt, durch Schreiben oder Frachtbriefe, daß sein Gemälde hierhin und dorthin gekommen, nach England, nach Frankreich, nach Rußland, ja viele nach Amerika. Zuerst hatte ihn einmal der finstere Gedanke beschlichen, seine Bilder haben eigentlich gar keinen Werth und würden, um ihn in einer angenehmen Illusion zu erhalten, von der Fürstin selbst durch dritte Hand aufgekauft und theuer bezahlt. Als ihn zum erstenmale diese Idee quälte, da fiel dieselbe gespensterhaft über ihn her, entsetzlich, hohnlachend, daß er wild den Pinsel aus der Hand schleuderte, seine Rechte in dem Haare vergrub und mit einem Gefühl, das an Verzweiflung grenzte, hastig auf und ab schritt.

Aber nein, nein, sprach es nach einer Pause in ihm, so falsch, so entsetzlich treulos zu handeln, ist das Herz eines Weibes — ihr Herz nicht fähig. — Oder — sollte sie mich so zu ihrem Geschöpf erlesen haben, daß sie dieses an sich gefesselte Geschöpf nur deßhalb mit einem falschen

Nimbus der Kunst bekleidet, um jeden Augenblick die Macht zu haben, es in sein völliges Nichts zurückfallen zu lassen, ihm zu sagen: „siehe, was du bist, bist du allein durch meine mächtige Hand; ich lasse dich fallen und du kehrst in dein Nichts zurück, aus welchem ich allein dich erhoben.“ —

Entsetzlich marterte ihn dieser Gedanke, und er mußte die Probe machen, ob seine Kunst wirkliches Gold sei, oder ob er sich mit taubem Gestein geplagt. Er entwarf heimlich ein Bild, er malte nur daran, wenn er allein war, und wenn er sich auch vornahm, dasselbe flüchtig und leicht zu behandeln, so strengte er sich doch unwillkührlich an und legte seine Phantasie hinein, seine Kunst, sein Talent. Als er das Gemälde beendigt hatte, konnte er trotz der schärfsten Kritik, welcher er es unterwarf, nicht ganz unzufrieden damit sein. Freilich befriedigte ihn sein eigenes Werk nicht vollkommen, dafür war der Tannhäuser zu sehr wahrer Künstler; auch änderte er noch hie und da, endlich aber gab er es fast zitternd aus der Hand, ja zitternd, denn spielte er nicht um das ganze Glück seines Lebens? spielte er nicht um zwei Treffer, um Schwarz oder Weiß, um Glück oder Unglück? Hier errang er das Bewußtsein, ein wirklicher Künstler zu sein, dort verblieb ihm das Recht, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen.

Seinen Namen setzte er nicht auf das Bild; vielleicht durch einen Gedanken an den Grafen Portinsky angeregt, der ihm früher so oft bei der Arbeit zugeschaut, der enthu-

ſiaſtiſch für ihn eingenommen war, malte er ein P. unter ſeine Arbeit und ſuchte einen der wenigen Bekannten auf, mit denen er in Verkehr geblieben war, auf den er ſich aber verlaſſen konnte, und bat ihn, das Bild an einen Händler in einer entfernten Stadt zu ſchicken, es nicht zu empfehlen, nur zu ſagen, es komme von einem Anfänger, dem es erwünſcht wäre, einen Kauf abzuſchließen, der aber in Noth ſei und deßhalb eine höhere Forderung machen müſſe, als vielleicht der Arbeit gegenüber gerechtfertigt erſcheine.

Der Bekannte Tannhäuſers fragte durchaus nicht, aus welchem Grunde er die Beſorgung des Bildes übernehmen ſolle, er fragte überhaupt gar nichts; ihm war es glaubwürdig, was ihm der Maler geſagt, am allerwenigſten ſchien er die Anſicht zu haben, als könne das Gemälde von Tannhäuſer ſelbſt ſein. Aber er betrachtete es lange und aufmerkſam von nah und ferne, wobei dem Andern heftig das Herz klopfte.

Der Bekannte war ein Kunſtkenner; er nickte mit dem Kopfe und ſagte endlich: „Schön, ſehr ſchön, eine gute Idee und vortrefflich gemalt. Es hat Aehnlichkeit mit den Sachen von Potowski; nur iſt dies noch kecker und flotter behandelt.“

„Wer iſt Potowski?“ fragte Tannhäuſer mit etwas unſicherer Stimme, nachdem er einen tiefen Athemzug gethan.

Der Kunſtkenner ſchaute den Maler mit einem eigenthümlich lächelnden Blicke an; es war, als wolle er ſagen:

Ja so, was wirst du von Potowski wissen! Du bekümmerst dich wohl nicht mehr viel um Kunst und Künstler. Doch war er natürlich zu diskret, um seine Gedanken nur mit einer Silbe zu verrathen, vielmehr sprach er: „O von Potowski müssen Sie gehört haben, vielleicht auch von ihm gesehen. Es ist das ein jüngerer russischer Maler, ein immenses Talent. Es waren auch schon Bilder von ihm hier.“

Auf diese Worte hin bedauerte Tannhäuser recht, daß er seit längerer Zeit so gar nicht mehr die Kunstausstellungen besucht, überhaupt von neueren Bildern nicht viel gesehen, ja daß er so sehr zurückgezogen bei sich lebte. „Und glauben Sie,“ fragte er nach einem längeren Stillschweigen, während der Andere mit Interesse das Bild betrachtete, „daß man es in B. anbringen kann?“

„Ich glaube es wohl,“ erwiderte der Kunstkenner, „ja ich möchte es verbürgen. Sagen Sie Ihrem Anfänger,“ setzte er hinzu, „er möge noch mehr solcher Bilder malen.“

Mit welch' gehobenem Gefühl der Tannhäuser das Haus verließ, wo er seinen Schatz zurückgelassen, versteht wohl jeder, der im Stande ist, sich in eine ähnliche Lage zu denken. Er sah den Schimmer eines Glückes, das über ihm aufsteigen könne, froh und geduldig; er erblickte sich an einem gähnenden Abgrund, an dessen äußerstem Rande er auf glattem, schlüpfrigem Abhange stand, ein Windstoß, den er schon dahersausen hörte, mußte ihn hinabstürzen, in Unglück und Verderben; nirgends sah er für seine zuckenden Finger

einen Anhaltspunkt — da auf einmal ebnete es ſich an ſeiner Rechten, wo grade noch ſchroffe Felſen waren. Dieſe ſchoben ſich auseinander und ließen ihn einen Weg ſehen, der in angenehmen Windungen zu einem freundlichen reizenden Thale führte. —

Ihm ſchwindelte ordentlich vor Glück, als er nach wenigen Tagen einen Brief erhielt, worin der Kunſthändler aus B. ſeinem hieſigen Bekannten ſchrieb: „Du biſt ein netter Kerl, aber mich führt man nicht ſo leicht an.“ — Bei dieſer Stelle hatte den Tannhäuſer ein Froſt durchſchüttelt — aber wie jubelte er auf, als er weiter las: „Die Forderung für dein kleines Meiſterwerk iſt eine Bagatelle und folgt hier in einem Wechſel. Schicke mir von dem ſogenannten Anfänger etwas Größeres und laß ihn tüchtig fordern, aber bitte ihn, er ſoll ſeinen Namen ausſchreiben.“ In einer Nachſchrift heißt es: „Sage mir genau, wie du eigentlich zu dem Bilde gekommen.“

Nun war er trunken von Glück, nun ſah er wieder friſch und fröhlich ins Leben hinein, nun fühlte er eine Befriedigung wie damals, als die Freunde, die ſtreng zu richten pflegten, ſeine erſten Arbeiten für vielverſprechend, ja für gelungen erklärt hatten, als Franceska ſich eine kleine Skizze von ſeinem erſten Bilde ausgebeten und ihm geſagt hatte, ihr Vater, der ſich auf Malerei ſchon ziemlich verſtünde, habe es für etwas Außerordentliches erklärt — nun fühlte er wieder Lebensmuth und Kraft, eine ganze Welt in ſeiner

Hand, und wenn es ihn, an sein Leben in der letzten Zeit gedenkend, auch zuweilen unheimlich überflog, so war er doch leichtsinnig genug, bei sich mit leichtem Muthe zu denken: Pah! jede Fessel läßt sich brechen, wenn man nur ernstlich will. Und wer wird mich hindern, das morgen, übermorgen zu wollen? Ein Blatt meines Lebens, das ich nicht mehr ansehen will, rasch umzuschlagen, eine neue Seite zu beginnen, wohl mit alten, aber lieben und süßen Erinnerungen? — Dabei hatte er an Francesca gedacht, und wenn er von einem neuen Leben träumte, so sah er immer wieder zwischen den dunkeln Zweigen der Veranda das Licht der Lampe flackern und hörte den Bildhauer vergnüglich lächelnd aus vergangenen Tagen erzählen; daneben saß der kleine Thiermaler, neidlos auf ihn, den glücklichen Tannhäuser, blickend, an dessen Brust sich das liebliche Mädchen schmiegte, aber freilich nicht mehr als Mädchen, vielmehr sein liebes, gutes Weib.

Er wußte aber nicht, warum durch sein Herz jedesmal trübe Ahnungen flogen, wenn er so dachte und träumte, ja warum er alle Gewalt anwenden mußte, um ein solches liebliches Gemälde der Zukunft festzuhalten, und warum die harmonischen Linien, die es bildeten, so leicht auseinanderflossen, um andere Gestalten zu formen, wohl dieselben Figuren, aber mit so gänzlich verschiedenem Ausdrucke. Ja, leichter wurde es ihm, solch' ein Gebilde festzuhalten, wo er den alten Freund Pisani sah, verdrießlich, traurig, grau,

ſtumpf und müde geworden, mit erloſchenem Blick, einem jungen Mädchen nachſchauend, das kein junges Mädchen mehr war, deren ſonſt ſo glänzendes Auge ebenfalls trübe, erloſchen war, um deren ſo ſeltſam zuckende Mundwinkel Kummer und Mißmuth ſpielten. Auch der kleine Wulf erſchien ganz anders, ärmlich ausſchauend, zuſammengekrümmt und huſtend vor ſeiner Staffelei ſitzend, aber immer warf er nach alter Gewohnheit den Pinſel hinter ſich, dabei murmelnd: „verflucht, wenn man es nie weiter bringt, als troſtloſe Affenſchwänze zu malen!“

Wenn ſolche Bilder durch ſeine Seele gegangen waren und er ſich, ſelbſt anklagend, ſagen mußte, daß er der Mittelpunkt hätte ſein und werden können, um die Freunde zuſammenzuhalten, daß er ſich aber freventlich von ihnen zurückgezogen, daß er das glückliche Band zerriſſen, daß er ihrer aller roſige Zukunft vernichtet, dann blickte er mit Beſtürzung, ja mit Haß um ſich her, auf die reiche, üppige Einrichtung ſeines Ateliers, dann mochte er nicht aufſchauen, wenn er vor der Staffelei ſaß und hörte, wie ſich die Thüre langſam öffnete und er der Fürſtin leichten Schritt erkannte, mit dem ſie ſich ihm näherte. Da legte ſie ihm zuweilen vergeblich die Hand auf die Schulter, oder fuhr ihm wohl gar über das Haar, um ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen! er hielt hartnäckig die Augen auf das Gemälde gerichtet; er murmelte vielleicht ein paar Worte auf ihre herzliche Begrüßung, ein paar Worte, worin die Verſiche-

rung lag, er könne jetzt unmöglich seine Arbeit unterbrechen, — er wolle auch nicht immer gestört sein.

War sie alsdann heiter und fröhlich gelaunt, so lachte sie herzlich über seine Grillen, wie sie es nannte, warf sich ihm gegenüber auf einen Divan und versuchte es durch allerlei Neckereien, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Meistens gelang ihr dies auch vortrefflich; man sah, wie sich seine Züge erheiterten, wie der eben noch so kalte Blick seiner Augen anfing zu leuchten und zu strahlen, und endlich zog es ihn förmlich zu ihr hin; er warf Pinsel und Palette bei Seite, er kniete neben dem Divan, auf dem sie ruhte, nieder; er litt es gerne, wenn sie sein Haar durcheinander warf; er tändelte mit ihr wie in den ersten Tagen, als sie sich kennen lernten. — War sie einmal nicht heiter gelaunt und verließ das Atelier wieder, schweigend, wie sie gekommen, nachdem sie gesehen, daß er in seine Arbeit versunken war oder versunken sein wollte, so fuhr er bald darauf in die Höhe, es überflog ihn etwas, wie ein unheimliches Gefühl, und häufig legte er bald darauf sein Malergeräth bei Seite, um zu ihr hinüber zu gehen. Kam er alsdann nach einiger Zeit wieder, oft mißmuthig, finster, die Lippen zusammengepreßt, so konnte er lange, lange, ohne einen Pinselstrich zu thun, seine Arbeit betrachten, sich dann heftig abwenden, das Zimmer mit großen, eiligen Schritten durchmessen und sich dann in einen Fauteuil werfen, den

Kopf tief in die Hände vergraben und Stunden lang dort liegen bleiben im finsteren Nachgrübeln.

In solchen Augenblicken gingen traurige, ja schreckliche Gebilde durch seine Seele; er konnte schaudernd emporfahren, sein zuckender Mund konnte die Worte hervorstoßen: Fort! fort! er konnte mit allen Zeichen der Angst der Thüre zueilen, um — an derselben stehen zu bleiben und wieder umzukehren.

Wenn er sich nur von dem reichen, üppigen Leben hätte losreißen können, mit dessen Genüssen ihn die Fürstin wie absichtlich umstrickte. War er doch nicht im Stande, irgend einen Wunsch auszusprechen, den sie ihm nicht erfüllt hätte. Und er wünschte zuweilen recht ausschweifend, nur um einmal das Wort: „unmöglich" zu hören. Daß er dabei durchaus weder eigennützig, noch habgierig war, mußte man vielleicht zu seinem Lobe sagen, er schien den Werth des Geldes nicht zu kennen, noch zu achten, und sein eigenes reiches Einkommen warf er für Phantasieen, für Spielereien in Summen hin, gerade so wie er früher in seinen beschränkteren Verhältnissen eine Kleinigkeit ebenfalls mit leichtem Herzen ausgegeben. Oft kam ihm freilich die Idee, mit dieser unsinnigen Verschwendung einzuhalten und sich irgend etwas zu ersparen. Aber es war ihm das unmöglich; es war als brenne das Gold in seinem Schreibpulte, die Papiere in seiner Brieftasche, war es ihm doch fast, als habe er das vielleicht richtige Gefühl, später einmal

durch nichts Erworbenes an die jetzige Zeit erinnert zu werden. Sollte er einmal dieses Haus, sein Verhältniß zu demselben verlassen, so wollte er gerade so gehen, wie er gekommen. Ja, er hatte sich für diesen Augenblick seinen einfachen Anzug von damals aufgehoben und verwahrte ihn sorgfältig verschlossen in seinem kleinen Koffer.

Wenn ihn finstere Gedanken quälten, was häufig genug vorkam, so konnte es ihn erheitern, ja fast glücklich machen, wenn er sich jenen Moment vorstellte, wo er seine glänzende Wohnung verlassen würde, und allein in die Welt hinaus gehen, allein, mittellos, aber sich seiner Kunst, seines großen Talentes bewußt. Dann will ich mein Leben neu beginnen, konnte er fast triumphirend ausrufen; dann gebt mir eine Elle Leinwand, ein Stück Holz, Pinsel und Farben, und ich will im Augenblicke ein neues, solides Fundament gelegt haben. Dies Bewußtsein aber, der Gründer seiner eigenen schönen Existenz sein zu können, war es, verbunden mit der Schwäche seines Charakters, welches ihn diesen Zeitpunkt immer in die Ferne hinausschieben ließ und ihm erlaubte, sich daran, als an etwas angenehm Zukünftigem zu erfreuen. — Ah! heute noch nicht, konnte er sich selber sagen, aber morgen, übermorgen! — Daß aber dieses Morgen und Uebermorgen immer wieder zum Heute mit der demselben eben gegebenen Bedeutung wurde, dafür sorgte die schöne Fürstin schon, so daß es selbst einem kräftigeren Charakter, als dem des Tannhäuser schwer gewor-

den wäre, sich ihren Armen zu entreißen, ihm aber war das geradezu unmöglich, besonders bei seinem Ausspruch: „Ja, morgen oder übermorgen, wenn ich einmal wollen werde."

Und doch klirrte er häufig laut und deutlich mit seinen goldenen Ketten, theils weil es ihm Vergnügen machte, aus Unmuth, oder auch, weil er vielleicht hoffte, seine Fesseln seien morsch geworden, sie würden abfallen bei einer kräftigen Handregung, er hätte seine Freiheit wieder errungen ohne jenen Kampf, vor dem er sich fürchtete, da er gewiß war, ihm zu unterliegen.

Aber die Fessel hielt im Gegentheil, die Leidenschaft der Fürstin für den Tannhäuser flocht täglich ein neues Band um ihn her. Sie liebte ihn grenzenlos, unsäglich, es war eine heiße, glühende Liebe, die selbst nicht einer momentanen Veränderung fähig war, — eine Liebe, welche duldend siegte und siegend genoß, eine Liebe, die sie jetzt scheu, zitternd und bange zu ihm aufblicken ließ, um dann wieder mit einemmale plötzlich und gewaltig auflodernd, alle Schranken niederzustürzen und ihn in wildem Fluge unaufhaltsam, glühend, bis zur Erschöpfung mit sich fortzureißen.

Und eben dieser rasende Taumel, in welchen sie ihn zu versetzen wußte, war es, der seine Willenskraft lähmte, der ihn sein „Morgen" und „Uebermorgen" immer wieder und so gerne hinausschieben ließ.

Bei alle dem war es gewissermaßen verzeihlich, daß er sich von ihr halten, immer fester umgarnen ließ. Sie kannte

das Leben und die Menschen, wie wenige, sie war leidenschaftlich, wie nicht viele Weiber, hatte aber dabei eine Selbstüberwindung, eine Kraft, ihre Leidenschaft zu zügeln, die sie vielleicht da mit lächelndem Munde zuschauen ließ, wo ein wilder Kampf in ihrem Innern sie zu ersticken drohte, — eine Kraft, die es ihr möglich machte, eine andere Leidenschaft, die bei jeder leidenschaftlichen Liebe auftritt, die Eifersucht nämlich, nicht nur vollständig zu zügeln, sondern sich dieselbe sogar dienstbar und, wenn gleich mit tiefem Schmerze, zu einer Fessel zu machen, mit der sie den so grenzenlos Geliebten fest und fester hielt.

Wenn wir vorhin sagten, daß der Tannhäuser zuweilen mit seinen goldenen Ketten klirre und einen schwachen Versuch mache, sie zu zerreißen, so that er das, wenn er unter anderm von einer Aenderung seines Ateliers sprach.

„Und warum?“ fragte die Fürstin scheinbar in gleichgültigem Tone. „Kann es irgendwo bequemer sein als in meinem Hause?“

„Bequemer wohl nicht,“ gab der Tannhäuser hierauf zur Antwort, „auch gewiß nicht schöner und eleganter, aber es ist gewissermaßen zu schön und zu elegant. Und vor allen Dingen ist es hier im Hause, was mich in gewissen Beziehungen ungeheuer genirt.“

„Wie so, Richard?“

„Nun — wie so? Das ist außerordentlich einfach zu

ſagen, und doch dir gegenüber nicht ſo leicht. Ihr verſteht das nicht."

Sie nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Gewiß, ihr verſteht das nicht," fuhr er beinahe unmuthig fort; „ihr glaubt, ein Künſtler müſſe alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen, jede Inſpiration käme ihm ſo ohne Weiteres angeflogen. Um etwas Tüchtiges zu leiſten, muß man Menſchen ſehen und ſtudiren, Menſchen von allen Gattungen, aus allen Kreiſen. Und du wirſt mir zugeben, daß ſich der alte Vater Hubertus, eine der famoſeſten Bettlergeſtalten, die es gibt, ſchlecht genug ausnehmen würde, wenn er in ſeinem grauen geflickten Kittel über die breite Marmortreppe herauf ſtiege."

„Er könnte aber über die hintere kleine Treppe kommen. Darin ſehe ich durchaus nichts Anſtößiges."

Der Tannhäuſer war ans Fenſter getreten, um ſeine ausgegangene Cigarre hinauszuwerfen. Ohne ſich umzuwenden ſagte er dann: „Aber du weißt wohl, daß man nicht immer alte Männer und Bettler malt. — Und ſo iſt man hier im Hauſe genirt, das iſt nun einmal nicht zu läugnen."

Sie nickte abermals lächelnd mit dem Kopfe, ohne weiter eine Antwort zu geben.

Wenige Tage darauf nach dem Frühſtück, als ſich der Tannhäuſer mißmuthig in ſeinem Fauteuil dehnte und durchaus keine Luſt zum Arbeiten hatte, wie er ſagte, ja als es ihm ſogar langweilig war, ſich immer und immer wieder

auszustrecken und an die Decke emporzuschauen — er fühlte in sich eine körperliche und moralische Erschlaffung — sprach die Fürstin: „Ich muß dir doch ein neues Kammermädchen vorstellen, das ich gestern engagirt. Sie ist sehr schön.“ — Und als nun die so Angemeldete hierauf schüchtern und mit niedergeschlagenem Blicke eintrat, mußte sich der Maler gestehen, daß er selten etwas Reizenderes geschaut, als dieses junge blühende Mädchen. Sie war ziemlich hoch und schlank gewachsen, hatte dunkles Haar und ein eigenthümlich interessantes Auge, dunkel und blitzend mit einem etwas scheuen Ausdrucke, und dabei lag auf dem ganzen Gesichte beständig ein Ausdruck der Ueberraschung, gerade so, als erblicke sie, versteckt hinter grünen Zweigen, etwas absonderlich Merkwürdiges.

Der Tannhäuser hatte gerade eine weibliche Figur entworfen, die, sich badend, halb neugierig, halb erschreckt das Schilf auseinander biegt, wie um auf das Rauschen eines Kahnes zu lauschen, der sich ihrem heimlichen Versteck zu nähern scheint.

„Den Kopf könnte ich gerade brauchen,“ sagte er, als das Mädchen wieder schüchtern zurückgetreten war. „Darin, namentlich in den Augen, liegt ein prächtiger Ausdruck. Wenn man darnach malen könnte, bekäme man wahrhaftig wieder Lust zur Arbeit.“

„So male darnach,“ versetzte die Fürstin mit einem Lächeln, welches geschickt gemacht war, um ein eigenthüm-

liches Zucken ihrer Lippen zu verbergen. Doch dauerte dieſes Zucken nur ein paar Sekunden, dann blickte ſie frei und fröhlich auf und wiederholte: „Gewiß, Richard, male nach ihr; Eliſe wird ſich ſicher nicht ſträuben.“

Er zuckte wohl mit den Achſeln, er ſagte dies oder das, was ihm convenabel ſei, wodurch man mehr oder minder genirt werde, worauf ſie aber erwiderte: „Wozu ſich ſelber Schwierigkeiten machen! Betrachte ſie wie jedes andere Mädchen, wornach du malen würdeſt. Du haſt mir geſagt, es ſei dir für deine Kunſt nothwendig — nun gut! Auf dieſe Art iſt es paſſender zu machen, als wenn irgend Fremde, Unbekannte für gewiſſe Stunden ins Haus kämen.“

Das war einer der Momente, wo das kluge Weib eine neue Feſſel um ſeinen Nacken warf, wo er in dankbarer Anerkennung deſſen, was ſie für ihn that, ſeine körperliche und moraliſche Ermüdung vergaß, wo er in herzlicher Erkenntlichkeit ſich ſcherzhaft zu ihren Füßen lagerte, wo er in Gedanken ſein „Morgen“ und „Uebermorgen“ wieder weit hinaus ſchob, indem er ſagte: es wäre unrecht von mir, ihr ſo alle ihre Güte zu vergelten. — Etwas anderes wäre es, ſetzte er hinzu, wenn ſie Eiferſucht gezeigt hätte. Dann — —

Aber die Fürſtin zeigte durchaus keine Eiferſucht; ſie kam in das Atelier und verließ es wieder, wie ſie es immer gethan; ſie ſah lächelnd zu, als er den ſchönen Kopf Elijens malte und deren weiße Schultern, ja nach und nach ſo viel

von ihr, wie er zu einem badenden Mädchen brauchte. Ja später klopfte sie vorher an, ehe sie eintrat, damit der Tannhäuser Zeit gewinne, eine Draperie um den schönen nackten Körper des jungen Mädchens zu legen. Dabei war Elise gewissermaßen ein gefährliches Modell, denn jedesmal, so oft sie ihre Stellung einnahm, dauerte es eine Zeitlang, ehe die tiefe Röthe, die in ihrem Gesichte aufflammte, langsam seinem freundlichen und doch wieder ernsten und respektvollen Zureden wich. Auch war das Mädchen nur durch ein vollkommen gerechtfertigtes Zutrauen zu dem jungen Maler dahin gebracht worden, ihren schönen Körper studiren und abbilden zu lassen. Eigenthümlich war es dabei, daß die Fürstin sie nach und nach wirklich liebgewann, sie aus dem Kreise der niederen Dienerinnen, dem sie anfänglich angehörte, durch ihr Zutrauen erhob und sie zu ihrem Liebling, ja gewissermaßen zu ihrer Vertrauten machte.

Einige Zeit, nachdem der Tannhäuser damals sein Bild unter einer fremden Chiffre an den Kunstkenner verkauft, sagte er eines Tages während des Diners zur Fürstin: „Ich habe schon lange fragen wollen, ob dir nicht ein russischer Maler Namens Potowski bekannt sei?“

Wenn er nicht bei dieser Frage gerade auf seinen Teller niedergeblickt hätte, so müßte er nothwendig gesehen haben, daß die Fürstin trotz der Gewalt, die sie über sich selbst hatte, ein wenig die Farbe wechselte. Sie preßte ihre Lippen aufeinander, trank aus ihrem Wasserglase, ehe sie wieder

völlig gesammelt antwortete: „Potowski? — O ja, unsere Zeitungen sprechen zuweilen von ihm.“

„Also es ist ein Russe?“ forschte er arglos weiter. „Eigenthümlich, ich habe nie etwas von ihm gesehen.“

„Das ist leicht begreiflich, da wenige Bilder von ihm hieher kommen; die meisten bleiben in Rußland, viele gehen auch nach Nordamerika und England.“

„Du kennst Potowski?“

„Ich habe Potowski nie gesehen,“ gab sie zur Antwort. „Aber wie kommst du so auf einmal auf ihn?“

„Ein Bekannter sprach mir darüber,“ sagte der Tannhäuser nach einem kleinen Nachdenken. Dann setzte er aufblickend hinzu: „Dieser Bekannte sagte mir auch, die Bilder Potowski's hätten Aehnlichkeit mit den meinigen. — Er malt wohl noch nicht sehr lange Zeit?

„Ich glaube erst ein paar Jahre.“

Der Tannhäuser blickte vor sich nieder und ein trübes Lächeln flog über seine Züge. „Ist das nicht eigenthümlich,“ sagte er nach einer Pause, „also meine Bilder gleichen den seinen? Meine Bilder sollen, wie mir jener Bekannte sagte, nicht schlechter sein, und von ihm reden die Zeitungen, er, der Fremde, ist hier in Deutschland bekannt, während meiner mit keiner Silbe gedacht wird, während ich von unsern Journalen todtgeschwiegen werde. Wie kommt das?“

Die Fürstin zuckte leicht mit den Achseln, dann erwiderte

ſie: „Wenn ich dir meine ehrliche Meinung darüber ſagen ſoll, ſo kann ich dabei deinen Landsleuten kein Kompliment machen. Während wir Ruſſen ebenſo wie die Franzoſen, die Engländer, einem wirklichen Talente, das auftritt, unſere Anerkennung nicht verſagen, iſt es nicht zu läugnen, daß bei euch in allen Zweigen der Kunſt und Literatur eine gewiſſe unbegreifliche und kleinliche Eiferſüchtelei herrſcht und daß man bei Euch gar zu gern geneigt iſt, eine neue Kraft, die ſich zeigt, entweder kritiſch ſo zu zerſetzen und zu zerfaſern, daß der wirkliche gute Stoff vor den Augen der Welt zu Grunde gehen muß, da man ihm ſtatt liebevoller Ermunterung nur ſeine Fehler zeigt, oder wenn ein Talent gar gewaltig auftritt, ſo daß es andere armſelige Geiſter, die ſich nur durch die Lobhudeleien ihrer Freunde einen kleinen unbedeutenden Namen gemacht, weit überragt, ſo wird dieſes Talent, um deinen Ausdruck zu gebrauchen, zu Tode geſchwiegen, und darin gehen gerade manche eurer großen Journale mit vortrefflichem Beiſpiel voran, legen handgroße Pechpflaſter auf ihre dicken Ohren, rühmen ſich nebenbei deutſcher Geſinnung, loben den Fremden in gleicher Kategorie über alle Maßen, um ſo über den Landsmann auf gleicher Stufe mit einem vornehmen Schweigen hinweggehen und ihn vielleicht unter ihre plumpen Füße trampeln zu können.“

„Das iſt wahr — nur zu wahr,“ verſetzte der Maler.

Und da es ihn ſchon oft gekränkt, daß die Journale ſeiner nie Erwähnung thaten, ſo verſank er, obendrein noch gereizt durch die Bemerkungen, welche er ſoeben gehört, in ein tiefes Nachſinnen über den Grund dieſes hartnäckigen Nichtnennens ſeines Namens und vergaß darüber den ruſſiſchen Maler Potowski.

Der Tannhäuser.

II.

Der

Tannhäuser.

Eine Künſtlergeſchichte

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1846.

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Zwölftes Kapitel.

Erinnerungen 1

Dreizehntes Kapitel.

Ein guter Gondolier 23

Vierzehntes Kapitel.

Elise 54

Fünfzehntes Kapitel.

Auf der Ausstellung 80

Sechzehntes Kapitel.

Das Wunder 107

Siebenzehntes Kapitel.

Pilgerfahrt 138

Achtzehntes Kapitel.

Im Norden 174

Neunzehntes Kapitel.

Auf den Kaiserpaläſten 212

Der Tannhäuser.

Zwölftes Kapitel.

Erinnerungen.

Das Leben, welches der Tannhäuser von Anfang an geführt, hatte ihn früher gelangweilt, als er es sich gedacht. Er wußte nicht, woher es eigentlich kam, daß ihm seine elegante Wohnung keine Freude mehr machte, daß es ihm für nichts galt, einen Wunsch, den er kaum geäußert, gleich schon erfüllt zu sehen. Lebhafter als je dachte er an seine frühere Wohnung zurück, — an die Veranda und das wunderbare Licht unter derselben mochte er nicht denken; das schnitt ihm jedesmal ins Herz, und er bemühte sich, eines solchen Gedankens los zu werden. Und doch überfielen sie ihn plötzlich, dergleichen Gedanken, und es dauerte alsdann eine Zeitlang, bis er sich ihrer vollständig erwehren konnte, und wenn er darauf zusammengesunken, finster in einer Sophaecke saß und sie nun leise näher tretend ihm

die Hand ſanft von der Stirne entfernte, ihn fragend, was ihm fehle, womit er ſeinen Geiſt beſchäftige? ſo mochte und konnte er nicht die richtige Antwort geben, und wenn ſie gar zu ſehr in ihn drang, zeigte er trübe lächelnd durch das Fenſter nach Süden auf die fernen blauen Berge und ſagte: „Ich möchte wiſſen, was dahinter liegt.“

Es war aber nichts leichter als das zu erforſchen. Hatte doch die Fürſtin ihrem unruhigen Temperamente nach ſchon viel zu lange ohne Abwechslung an einem und demſelben Orte gewohnt, drängte es ſie doch auch wieder in die Welt hinaus. Wenn es alſo kein anderer Grund war, der zuweilen ſeine Stirn furchte und ihn finſter blicken und träumen ließ, ſo konnten ſeine Wünſche mit Leichtigkeit erfüllt werden. — Oft hatte ſie in ihrem Innern gezittert, wenn ſie ſein Auge umflort ſah, ſeine zuſammengepreßten Lippen bemerkte, wenn ſie dachte, der Tannhäuſer könne nach völliger Freiheit verlangen, ihm werde es zu ſchwül in ihrem Palaſte, er ſehne ſich vielleicht nach friſchem Grün und Waldeinſamkeit, nach Kräuterduft und Wellengerieſel — er ſehne ſich vielleicht anderswohin. Das hätte ſie nicht ertragen können — jetzt noch nicht.

Da fuhren an einem ſchönen Morgen die Reiſewagen vor, das Haus wurde geſchloſſen und blieb zurück unter der Obhut eines einzigen Dieners. Die Leute auf der Straße blickten der vierſpännigen Equipage nach, die mit blaſendem Poſtillon dahinrollte zu einer Eiſenbahnſtation wenige

Stunden von der Stadt. Tannhäuser, der in der Ecke saß, mochte sich keinem Blick aussetzen und drückte sich tief in die Kissen. Auch als sie die Straßen hinter sich hatten, hielt er den Kopf noch träumend in die Hand gelegt.

Vergebens sagte ihm die Fürstin: „Da sind die kleinen Häuser, wo dein Atelier war. Wie erinnere ich mich noch des Tages, als ich zum erstenmal draußen war!“

„Auch mir ist es unvergeßlich,“ sagte der Tannhäuser mit leiser Stimme, ohne aufzublicken.

„Ja, ja, es war ein eigenthümliches Zusammentreffen,“ fuhr sie kopfschüttelnd fort, „ich ließ mich ohne Weiteres von Portinsky hinführen. Ich wollte Bilder sehen, vielleicht etwas kaufen.“

„Aber der Graf kam nicht ohne Nebengedanken,“ sagte finster der junge Mann.

„Möglich, obgleich er es immer geläugnet. — Apropos, ich erhielt gestern Briefe von ihm.“

Der Tannhäuser fuhr rasch in die Höhe und schaute dann erwartungsvoll auf die Fürstin. „Und wo ist Portinsky?“ fragte er rasch.

„In — in Florenz,“ antwortete die Fürstin zögernd; „es geht ihm gut.“

„Und er sucht wohl immer noch?“ sagte der Maler mit einem bittern Lächeln.

„Ich glaube, daß du ihm Unrecht thust; er wird das lange vergessen haben.“

Tannhäuser blickte zum Wagenschlage hinaus, nicht rückwärts, wo er noch zwischen dem Grün hervorschimmernd die kleinen weißen Häuser hätte sehen können, sondern vor sich hin auf die Straße, auf der die vier Pferde lustig trabten. „Man vergißt das nicht," murmelte er unhörbar, „nie, nie, nie!"

So rollte der Wagen dahin einige Stunden lang, dann wurde er auf die Eisenbahn gesetzt und schien sich selbst zu wundern, wie geschwind er nun auf einmal fort komme, ohne seine eigenen Räder gebrauchen zu müssen. Er nickte ordentlich vor Vergnügen hin und her und schien das alles lange nicht begreifen zu können. War er doch auch in früheren Zeiten wahrhaftig nicht langsam vom Platz gekommen; aber er erinnerte sich wohl, wenn er vor sich einen Kirchthurm sah, daß es immer eine ziemliche Zeit dauerte, ehe er diesen glücklich hinter sich gebracht hatte. Und nun — es ging wahrhaftig wie durch Zauberei. Jetzt schritten die entfernten Berge rascher vorüber, als früher die Kirchthürme an der Straße. Diese aber, sowie die Häuser und die Bäume und die Brücken und die Nebenwege, das flog und sauste alles nur so vorbei, daß man hätte glauben können, die ganze Welt werde von einem tollen Wirbelwind umhergedreht. — Sonderbar! Den Reisewagen schien es ordentlich wohl zu sein, als sie den andern Tag wieder auf ihren vier Rädern laufen konnten. Zuerst früh Morgens, als noch der Duft in den Thälern lag und sich erst

an den höchsten Spitzen der Berge rechts und links von der Straße eine kleine sonnige Vergoldung zeigte, ging es eben fort oder doch nur sanft ansteigend. Nach ein paar Stunden aber ward es steiler und immer steiler, der Wagen schwankte leicht dahin, er hatte rechts eine hohe Felswand, links einen tiefen Abgrund, in dem man hie und da ein grünes, lustiges Bergwasser glitzern sah und es immerwährend rauschen hörte. Der Postillon ging neben dem Wagen her, er band eine neue Schnur an die Spitze seiner Peitsche und dann versuchte er dieselbe mit einem so lauten Klatschen, daß es in den Bergen wiederhallte. Hierauf brach er ein Blatt am Wege ab, steckte den Stiel desselben in den Mund und trieb dann seine Pferde auf's neue an.

Diese stiegen aufwärts, immer aufwärts; die Sonne senkte sich langsam an der steilen Felswand hinab, und wo die Schlucht sehr breit war, bestrahlte sie schon da und dort freundlich ein Stück des Weges. Um so größer war dann aber auch der Contrast, wenn der Wagen nun plötzlich in einen der kühlen, finsteren Felstunnels einfuhr, wo die Hufe der Pferde, das Knirschen der Räder so eigenthümlich hohl klang, wo man so deutlich die kalte Luft spürte, wo an den feuchten Wänden das Wasser herunter sickerte. Darauf freute man sich doppelt am wiedergewonnenen Sonnenschein. Und so ging es fort, Stunde um Stunde.

Der Tannhäuser war ausgestiegen und schritt hinter dem Wagen drein, anfänglich allein; die Fürstin liebte es

nicht zu Fuß zu gehen, ſie ruhte bequem in ihrer Wagenecke, entweder träumend oder in einem der vielen Bücher leſend, die ſie bei ſich hatte. Nicht lange war aber der junge Maler ganz allein; bald begleiteten ihn Gedanken, angenehme und traurige. Die letzteren waren vorherrſchend; das Bild ſeines kleinen Freundes, des Thiermalers, war ſeit lange nicht ſo lebendig vor ſeine Seele getreten, wie am heutigen Morgen. Kam es ihm doch gerade vor, als ſeien Beide heut Morgen aus einem und demſelben Wirthshauſe gegangen, gemeinſchaftlich eine Reiſe machend, und als ſei Wulf höchſtens eine halbe Stunde voraus und er werde ihn da vorne bei einer Biegung des Weges ſchon wieder finden, oder dort auf einem ſeltſam gezackten Felsſtück ſitzend, wo er vor Vergnügen mit den Beinen zappele und einmal über das andere hinausſchreie: „famos! famos! famos!“ Und wenn ihn dieſe Phantaſieen auch anfänglich etwas trübe ſtimmten, ſo gab er ihnen nicht nur gerne nach, ſondern ſie bemächtigten ſich ſeiner Seele mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß ſie ihn faſt der Gegenwart entrückten, ihn wenigſtens ſo umwoben, daß er ſich zuweilen eines zufriedenen Lächelns nicht erwehren konnte.

Ja, es war ein lang genährter Traum ſeiner Jugend, ſo träumte er, der nun in Erfüllung ging. Da ſtieg er mit ſeinem Freunde rüſtig aufwärts und ihre Seelen jubelten im Entzücken über die allgewaltige wunderbar ſchöne Natur. Und nicht nur jauchzten ihre Herzen beim Erblicken

der riesenhaften Formationen um sie her, nein, auch bei den tausenderlei kleinen Genrebildern, die sich ihrem Auge darboten. Ein Stein, der eigenthümlich mit frischem Moos bewachsen war, eine Blume, die von oben herabnickte und freundlich zu grüßen schien, das dunkle Grün der Tannenwälder, die mit ihren fast schwarzen Spitzen so scharf in den tiefblauen Himmel hineinragten, — ein Raubvogel, der eine Zeit lang wie unbeweglich mit ausgebreiteten Flügeln über der Schlucht schwebte, — die goldenen Sonnenstreifen, die dort so ruhig die steilen Felsen bedeckten, ernst und still, so lange sie auf der Felswand hafteten, beweglich spielend, wenn sie tiefer das Laubdach vergoldeten, unten wie geschwätzig murmelnd, wenn sie mit dem grünen klaren Wasser vermischt dies zu einer Smaragdmasse verwandelten. — Aufwärts! aufwärts! — Dem würzigen Tannengeruche entgegen, dorthin, wo man so hallend den Schlag der Holzaxt vernahm, und dann immer höher hinauf bis zu den Bergen mit den weißen Schneestreifen.

Auch Gespräche hielt der Tannhäuser mit seinem abwesenden Freunde. Viel sagten sie einander über ihre Erwartungen, das Endziel ihrer Reise betreffend — Rom. Sie konnten ordentlich schwärmen, wenn sie am Abend müde angekommen, den andern Morgen ihre Wanderungen durch die heilige Stadt beginnen wollten, zuerst nach der Peterskirche, vorher aber noch, und zwar vor allen Dingen, den Meister Pisani aufsuchen; dann in

den Vatikan, aber mit Franceska. Ja mit ihr, mit ihr! —

Unter dieſen Gedanken war der Tannhäuſer mit raſchen Schritten dem Reiſwagen vorausgekommen und ſah an der nächſten Biegung des Weges den Fourgon der Fürſtin. Auch dieſen hatte er bald überholt und bemerkte dann eine Strecke davon Eliſe auf einem Stein am Wege ſitzend, augenſcheinlich verſunken im Anſchauen der prachtvollen Natur. Sie hatte ihren leichten Strohhut am Arme hängen, ihr ſchwarzes Haar einfach um den Kopf gewunden und die weiße Stirne darunter war etwas geröthet, ſowie auch ihre Wangen vom längeren Gehen und von der Erregung, welche dieſe koloſſale Natur, die ſie zum erſtenmal ſah, auf ihr empfängliches Gemüth hervorbrachte. Dazu blitzten ihre Augen heiter und vergnügt, und der Ausdruck der Ueberraſchung in denſelben war hier ſo vollkommen gerechtfertigt, daß er den Beſchauer noch angenehmer berührte als ſonſt wohl.

„Nicht wahr, das iſt prachtvoll?“ ſagte der junge Maler, indem er einen Augenblick bei dem Mädchen ſtehen blieb.

„O ſo ſchön, ſo ſchön,“ gab ſie mit Wärme zur Antwort, wobei ſie unwillkürlich ihre Hände faltete und mit einem vollen Blicke gen Himmel ſah.

Hatte er geſagt, ſie ſolle mitgehen, oder hatte er es nur gedacht und ſie vielleicht dieſe Gedanken in einem

Blicke verſtanden? — Genug, ſie erhob ſich und ſchritt an ſeiner Seite weiter.

Zwiſchen dieſen beiden jungen Leuten beſtand ein eigenes, unausgeſprochenes, niemals berührtes und ſo begreifliches Verſtändniß. In der erſten Zeit hatte Eliſe den jungen Maler, ſo oft ſie ihm anderswo als in dem Atelier begegnete, mit einer ängſtlichen Scheu vermieden, ihn nie angeblickt, ſeine Fragen kaum ſoviel beantwortet, als es gerade die Höflichkeit verlangte. Als er ſich aber immer ſo völlig gleich gegen ſie benahm, ſo ruhig, ſo taktvoll und verſtändig, da faßte ſie Vertrauen zu ihm, und dies Vertrauen ſteigerte ſich nach und nach zu einem freundſchaftlichen Gefühl, ihrerſeits auch noch vielleicht zu etwas mehr. So wenigſtens hätte man wohl die Blicke verſtehen können, die ſie zuweilen aus ihrem dunklen Auge auf ihm ruhen ließ, wenn er auf ſein Bild niederſah. Er hatte freilich nie einen ſolchen ſeltſamen vielſagenden Blick erhaſcht, wäre auch vor Scham vergangen, wenn er ſie ein einzigesmal ertappt hätte; er kannte nur den Ausdruck der Heiterkeit und jener ſo liebenswürdigen Ueberraſchung, mit der ſie die ganze Welt zu betrachten ſchien, mit der ihr alles, ſelbſt das ſchon oft Dageweſene, immer wieder neu und intereſſant vorkam. Dieſer Ausdruck aber kam hervor aus ihrer heitern, fröhlichen Seele; ſie war von einer armen, aber anſtändigen Familie, ihre Eltern beide todt, und ihr Vormund hatte ſie um ſo lieber im Hauſe der Fürſtin unter-

gebracht, da dieſe verſprochen, auf alle Fälle für ihre Zukunft zu ſorgen.

Jetzt ſchritten die beiden jungen Leute mit einander dahin; ſie hatte einen Strauß Feldblumen in der Hand, und da ſie ihm unbefangen davon anbot, ſo nahm er einige Blüthen, die er auf ſeinen Hut ſteckte. Das Mädchen ſprach mit leuchtenden Blicken von all dem Schönen, was ſie heute Morgen geſehen, und zeigte dabei ihr warmes Gefühl, ſo treffende Vergleiche, ein ſo richtiges Urtheil, daß ihr der Maler mit großem Intereſſe zuhörte. Hatte ſie doch ſo manches beobachtet, was ihm entgangen; erzählte ſie ihm doch von förmlichen Bildern, welche ſie ſich vorgeſtellt, ja verſchönerte dieſe Anſichten mit ihrer lebhaften Phantaſie. Der Tannhäuſer träumte mehr als je, daß dort um die Ecke jenes Felſens, hinter welchem ſich der Weg ſeinen Blicken verbarg, Wulf ſitzen müſſe, neben ihm Vater Piſani — ſie konnten ja ganz gut die Reiſe gemeinſchaftlich mit einander machen — und während die Beiden vorausgegangen waren, kam er mit — Franceska langſamer nach.

Aus all' dieſen Träumereien weckte ihn das Klirren und Raſſeln des Reiſewagens der Fürſtin, der jetzt, da der Weg ebener ging, ſchneller fuhr und bald dicht hinter ihm war. Sie blickte heraus und erſuchte ihn lächelnd einzuſteigen. Eliſe eilte mit flüchtigen Schritten nach dem Fourgon, von woher ihr der alte Kammerdiener winkte.

„Jetzt wirst du müde sein, Richard?“ sagte die Fürstin, als der junge Maler an ihrer Seite Platz genommen.

„Es war schön draußen,“ gab er zur Antwort; „das Gehen durch diese herrlichen Berge hat etwas Erfrischendes, und auf mein Alleinsein eine Abwechslung zu haben, plauderte ich mit Elisen. Sie hat so gesunde und richtige Ansichten.“

„Es ist das überhaupt ein liebes und gutes Mädchen,“ versetzte die Fürstin. „Wenn sie sich einmal verheirathet, wird sie ihren Mann glücklich machen. — Findest du nicht,“ sagte sie nach einer Pause, „daß sie im Wuchs mit mir einige Aehnlichkeit hat?“

„O ja, nur ist sie schlanker.“

„Mädchenhafter; aber trotzdem sind die Formen ihres Körpers wie die meinigen. Ich machte mir neulich einmal den Spaß, sie aus- und anzuziehen, das heißt anzuziehen mit Kleidern von mir; ich versichere dich, es war eigenthümlich, wie genau ihr alles paßte. — Darnach werde ich dir eitel vorkommen, wenn ich finde, daß sie sehr schön gewachsen ist.“

„Untadelhaft,“ erwiderte der junge Maler, während er an sein Bild dachte.

Das Felsthal hatte sich erweitert, die Sonne schien kräftig auf den Weg und ihre Strahlen, heute Morgen warm, wurden jetzt heiß und drückend.

„Das geht jetzt noch ein paar Stunden so aufwärts bis Splügen,“ sagte die Fürstin, „aber den schönsten Theil

des Weges haben wir hinter uns; wir wollen die Wagenfenster herunterlaſſen und die Vorhänge herabziehen, wenn es dir angenehm iſt. Vielleicht willſt du ein wenig ſchlafen."

Tannhäuſer ſchüttelte lächelnd mit dem Kopfe; er wollte nicht ſchlafen, nur ausruhen, und dabei etwas lebhafter, wärmer fortträumen. — Und das that er auch, aber er preßte dabei ſeine Lippen zuweilen feſt auf einander, denn es gab erregte Augenblicke, wo er fürchten mußte, ihm entſchlüpfe unwillkürlich ſtammelnd der Name Franceska oder der Name Eliſe.

Wie man ſo vieles erreicht, wenn man unaufhaltſam, beharrlich fortſtrebt, ſo hielten die Wagen auch endlich vor dem Poſthauſe in Splügen, wo neue Pferde vorgeſpannt wurden und die alten ſich ſchüttelnd und mit geſenkten Köpfen entfernten. Dann ging es eine kurze Strecke abwärts und hierauf im Zickzack auf die Höhe, bei Nadelholz vorbei, deſſen Stämme, je höher man ſtieg, immer niedriger wurden, ſich auch immer vereinzelter zeigten und endlich ganz aufhörten. Dafür ſah man wilde, oft maleriſch geformte Felsmaſſen, leicht verziert mit Schneeſtreifen, die in ihrer friſchen Weiße um ſo mehr hervortraten, da ſich Geſtein und Erde hier oben ſo dunkelfarbig zeigte.

Wie es manchem geht, ſo hatte auch der Tannhäuſer geglaubt, er müſſe von der Höhe der Alpen auf einmal hinabſchauen in die ſchönen Gefilde Italiens, er müſſe da

vor ſich die weite lombardiſche Ebene ſehen, in ihr den Po als ſilberglänzenden Faden, das Ganze in Duft verſchwimmend, dem man es ſchon von weitem anſah, daß er mit Orangendüften geſchwängert ſei. Es iſt indeſſen andern ehrlichen Leuten hierin auch nicht beſſer gegangen als dem jungen Maler, und wenn ſie oben ankamen, wo die Pferde vor dem Wagen nach manchen Stunden wieder anfingen, luſtig abwärts zu traben, ſo haben ſie ſich auch wohl neugierig in ihrem Wagen emporgerichtet, um nichts zu ſehen als ein hübſches Stück Chaos: wilde Felsmaſſen, ſchneebedeckte Bergzacken, rechts und links emporſtrebend, ſauſender, kalter Wind, und rings umher eine unbeſchreibliche melancholiſche Einſamkeit. Nach und nach wird es freilich beſſer, aber ſehr nach und nach; da iſt kein ſchroffer Uebergang, da folgt alles ganz natürlich auf einander. Die Nadelhölzer laſſen ſich ablöſen von einzelnen Buchen und Eichen, ihnen folgen Kaſtanien, und da mittlerweile die Häuſer, deren Dächer wir oben mit dicken Felsſteinen beſchwert fanden, freundlicher, heiterer erſcheinen — ſie ſind nicht mehr dunkelbraun, ſondern mit weißer Farbe angeſtrichen — ſo finden wir es auch jetzt begreiflich, daß ſich Rebengewinde einſtellen, die kunſtlos gearbeitete Veranden überſpinnen und an Mauer und Baum emporranken.

Es dämmerte ſchon, als man Chiavenna erreichte, und die Lichter, welche unter den verſchiedenen Veranda's hervorleuchteten und um welche vergnügt plaudernde und

lachende Menſchen ſaßen, thaten dem Tannhäuſer weh. Er ſchloß die Augen und lehnte ſich in die Ecke des Wagens zurück. Auch er empfand, durch die engen Straßen fahrend, den eigenthümlichen Geruch des italieniſchen Lebens, von dem wir früher ſchon ſprachen, aber er war ihm unangenehm; er fand durchaus keine angenehme Erinnerung, mit der er ihn in Verbindung bringen konnte, er widerte ihn an, denn als er ihn zum erſtenmal empfunden, fühlte ſich der Tannhäuſer ſchmerzlich berührt, und zwar durch die Lichter, welche an allen Orten ſo neckend zwiſchen dem Rebenlaub hervorblickten.

Dieſer erſte Gedanke, den er in Italien erhalten, verwiſchte ſich auch nicht mehr; er fühlte ſich unbehaglich, er ſah alles wie im Traume; er ſtaunte wohl beim Anblick der üppigen Gegend, der ſchönen Anſichten des herrlichen Comerſees, beim Durchfahren der reichen Städte mit ihren zahlreichen Kirchen und prachtvollen Gebäuden. Aber es heimelte ihn alles das nicht an; er betrachtete das Sehen all' des Schönen, was ſich ihm darbot, wie eine läſtige Arbeit, ihm war nur wohl, wenn er allein in ſeinem Zimmer ſaß, und er fühlte ſich nur recht behaglich, wenn dieſes Zimmer keine Ausſicht hatte, wenn gegenüberliegende hohe Mauern ſeine Gedanken recht zuſammenhielten.

Ein an ſich nicht gerade bedeutender Vorfall in Mailand entleidete ihm die Hauptſtadt der Lombardei und gab ihm zu denken. Er war mit der Fürſtin im Dome gewe-

ſen; er führte ſie am Arm und wollte gerade die Kathedrale verlaſſen, als ſie unter der Ausgangsthür mit zwei Herren zuſammentrafen, die beim Anblick der Fürſtin einen Ausruf freudiger Ueberraſchung hören ließen, ſtehen blieben und ſie auf ruſſiſch anredeten. Der junge Mann ließ den Arm der Dame los und trat diskret einen Schritt zurück. Es mußten genaue Bekannte von ihr ſein, welche ſie hier ſo unvermuthet getroffen; denn nach den erſten Begrüßungen entſpann ſich augenblicklich ein ſehr animirtes Geſpräch, welches freilich nicht viele Minuten dauerte, aber damit endete, daß der ältere Herr der Fürſtin die Hand reichte, der jüngere aber ſich tief verneigte. Darauf hatte die Dame den Kopf etwas nach ihrem Begleiter zurückgewandt und eine Frage an die Herren geſtellt, worauf der Jüngere etwas lächelnd erwiderte, der Aeltere aber mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdruck den Kopf ſchüttelte.

Das ſah der Tannhäuſer deutlich mit ſeinem ſcharfen Auge, um ſo mehr als er im Dunkeln ſtand und nach dem Lichte hinblickte, in dem ſich die Drei befanden. Offen und ehrlich, wie ſein Gemüth war, hatte er früher keinen Argwohn gekannt, jetzt hatte er ihn kennen gelernt; jetzt ſtellte er ſich Mienen und Blicke zuſammen und las daraus. Die Fürſtin hatte ihren Reiſebegleiter den beiden Herren vorſtellen wollen, ſie hatten für die Ehre gedankt. — Er knirſchte mit den Zähnen. Jetzt traten die Fremden in das Kirchenſchiff, ſie mußten dicht an ihm vorüber. Das

thaten ſie auch, aber ſie blickten wie abſichtlich nach den Glasmalereien und nach der Decke empor. Er, der die Dame geführt, mit welcher die Beiden vorhin ſo freundlich geſprochen, er ſchien gar nicht zu exiſtiren.

Wie erwünſcht war es ihm, daß die Fürſtin vor dem Dom in ihren Wagen ſtieg, um einen Beſuch zu machen, daß er ſich verabſchieden konnte, um Stunden lang durch die Straßen zu irren, in finſtere Gedanken verſunken, unglücklich, beladen mit Leid und Reue! In ſeinem Dahinbrüten zeigte ſich am finſter bezogenen Himmel ſeines Lebens nur eine einzige lichte Stelle, und das war der Gedanke, ſeine Freiheit wieder zu erringen. — Morgen, übermorgen, tönte es wieder in ihm lebhafter als je. Und er malte es ſich aus, wie es ſo ſchön ſei, wenn er an einem Morgen allein in die Welt hinaus gehen würde, nichts bei ſich tragend als ein Heft weißes Papier, aber in Kopf und Herz die ſchaffende Kraft, um auf jenem weißen Papier koſtbare, geſuchte Zeichnungen zu machen. Aber dieſer Gedanke, ſein ſo oft wiederholtes: Wenn ich will! war die Klippe, an der ſeine guten Vorſätze zerſchellten; er fühlte ſich wie ein Gefangener, in deſſen Kraft es liegt, ſpielend die Riegel ſeines Gefängniſſes zu öffnen, und der im Träumen von der goldenen Freiheit die Zeit vorbeigehen läßt, wo er frei werden kann.

Heute aber war der Tannhäuſer mehr als je entſchloſſen,

ſein Leben zu ändern. Immer und immer wieder klang es ihm:

„Wir haben zu viel geſcherzt und gelacht,
Ich ſehne mich nach Thränen;
Und ſtatt mit Roſen möcht' ich mein Haupt
Mit ſpitzigen Dornen krönen!"

Als er in ſeinen Gaſthof zurückkehrte, war die Fürſtin noch nicht da. Es war ein heißer Tag, er fühlte ſich aufgeregt und ermattet. Die Läden der Fenſter waren zugezogen, er ging durch die halbdunkeln Zimmer des Appartements, welches ſie bewohnten, und ehe er in ſeinen Salon kam, durchſchritt er ein Garderobezimmer, wo er in einem Fauteuil Eliſe ſchlafend fand. Er wollte leiſe vorübergehen, aber die Lage des jungen Mädchens erſchien ihm ſo reizend, daß er unwillkürlich ſtehen bleiben mußte. Die ſchönen Formen ihres Körpers waren nur ſo viel verhüllt, um doch ſichtbar zu bleiben, und gerade in dieſer halben Verhüllung ſo unendlich graziös zu erſcheinen. Sie hatte ihren Kopf rückwärts gebeugt, den rechten Arm darunter gelegt; ihr Geſicht, von dem jetzt begreiflicher Weiſe der Zug der Ueberraſchung gewichen war, ſah aufwärts, und zwiſchen ihren leicht geöffneten feinen Lippen ſah man ordentlich jeden ihrer Athemzüge aus- und einziehen. Er ſtand, ſie ſtill betrachtend, vor ihr, er dachte an die guten, lieben und freundlichen Worte, welche ſie

ſchon mit ihm gewechſelt, er wünſchte, daß ſie erwacht wäre, er hätte ihr ſein Innerſtes geöffnet, es wäre ihm ſo wohl geweſen, in dieſem Augenblicke einem fühlenden Weſen klagen zu können, tröſtliche gute Worte zu hören, die aus einem Herzen kamen, von dem er wußte, daß dieſes es gut mit ihm meine.

Er kniete geräuſchlos vor ihr nieder, er drückte ſeine Lippen auf eine ihrer Hände, welche in ihrem Schooße lag; ſie erwachte nicht, aber ihre Finger zuckten leicht und ſie that einen tiefen Athemzug. Er hob ſich an ihr empor, ohne ſie heftig zu berühren; ſein Geſicht näherte ſich dem ihrigen, er küßte leicht ihre geſchloſſenen Augenlider, er ließ ſeine Lippen ein paar Sekunden lang auf den ihrigen ruhen. Welch eigenthümlichen ſüßen, faſt berauſchenden Parfum hatte ſie heute, ein Odeur, den er am deutlichſten ſpürte, wenn er mit ſeinem Munde nur ganz leicht den ihrigen berührte. Er hatte ihn ſchon wo empfunden, dieſen feinen wollüſtigen Geruch, aber er wußte nicht wo; doch betäubte er ſeine Sinne und regte ſein Blut wild und gewaltig auf.

Er hob ſich halb empor, er ſchaute auf die Schlafende nieder, er erblickte ſie anders als gewöhnlich; ihm gaukelten all' die Bilder vor, die er nach ihr gemalt; er ſah ſie ganz ſo, wie er ſie oft geſehen, — unverhüllt; ſein Haupt ſank auf ihr Geſicht nieder, ſeine Lippen ſaugten ſich an den ihrigen feſt. Da zuckte ſie gewaltig zuſammen, ſie

dehnte ſich leicht, während ſie ihn mit der einen Hand von ſich abwehrte. Ihre Augen aber blieben geſchloſſen, nur einmal öffnete ſie dieſelben leicht, und da ſah er einen faſt unheimlichen Blitz aus ihren Augen leuchten; auch ſprach ſie ein paar Worte, aber unzuſammenhängend, im Schlafe. „Laß mich," ſagte ſie, „laß mich — erwachen. Aber ich kann nicht — nein, nein ich kann nicht. — O—o—o—h!"

Der Maler ſchreckte plötzlich empor, er hatte den Ton einer Klingel aus den innern Zimmern der Fürſtin vernommen. Dieſer Ton riß ihn gewaltſam aus ſeinem ſüßen Taumel, er ſchreckte ihn zur Unzeit empor, aber er war ihm dankbar dafür. Haſtig erhob ſich der Tannhäuſer und blickte das junge Mädchen einen Augenblick kopfſchüttelnd an, erſtaunt, ſie ſo ruhig und feſt fortſchlafen zu ſehen. Ihr Haupt war noch etwas mehr zurückgeſunken, ſie hatte die Lippen wieder ein wenig geöffnet und ein freundliches Lächeln ſpielte um dieſelben. Ihr Athem ging wohl tief, aber regelmäßig.

Abermals vernahm man den Ton der Klingel, und der Maler eilte dahin, nicht ohne an der Thür noch einmal ſtehen zu bleiben und einen innigen Blick auf Eliſe zu werfen, deren ſanftes Lächeln ihn mit Zaubergewalt feſtzuhalten ſchien. Er eilte gleich darauf durch die Appartements dahin. War die Fürſtin zurückgekommen? Der Ton der Glocke drang aus ihrem Zimmer. Doch nein, ſie war nicht dort; ſie mußte neben ihrem Schlafzimmer in dem

kleinen Badekabinet ſein; die Portieren an der Thüre dorthin waren zuſammengezogen.

Tief athmend blieb er in der Mitte des Gemaches ſtehen; auch hier noch wollte er zurücktreten, leiſe zurückgehen. Doch empfand er hier auf einmal dieſen eigenthümlichen Parfum wieder, den er vorhin bei Eliſen bemerkte, jenen Duft, der ihn ſo gewaltſam aufgeregt. Er legte die Hand an ſeine Stirne, tauſend Ideen durchkreuzten ſein Gehirn, aber er war nicht im Stande, ſich etwas klar und ruhig darzuſtellen; alles, was er dachte, diente nur dazu, ihn noch mehr zu verwirren und aufzuregen. Und es war hier in den Zimmern ſo ruhig, ſo dunkel, ſo ſeltſam ſtill.

Faſt fürchtete er ſich vor dieſer Stille, ja er war ordentlich froh, als er im nächſten Augenblicke die klangvolle ſanfte Stimme der Fürſtin vernahm, welche ein paar Töne ſang und damit wie ſchmeichelnd rufend den Namen „Eliſe“ verband. Er trat ein paar Schritte näher, faſt wankend, eigenthümlich befangen. Der Ton der Klingel der wieder erſchallte, ließ ihn abermals weiter gehen; er konnte mit der Hand die Portieren berühren, und er mußte das wohl gethan haben, denn ſie bewegten ſich, ſie ließen ihn einen Augenblick durchſehen, und dieſe Bewegung machte auch wohl die Fürſtin glauben, als ſei das junge Mädchen auf ihren Ruf erſchienen.

„Eliſe!“ hörte er die ſchöne Frau ſagen; „du ſchliefſt

ſo feſt, was bei der Hitze draußen kein Wunder iſt, ſo daß ich dich nicht wecken mochte und allein badete. Jetzt aber, wo ich nur ausruhen möchte, will auch mich der Schlaf überfallen, wenn du mir nicht irgend etwas erzählſt. — Komm herein. Was ſuchſt du noch? Mein perſiſcher Mantel iſt ſchon hier; ich habe ihn über mich gedeckt. Komm nur — o komm nur."

Sein Nähertreten allein mußte die Portiere bewegt haben, er hatte noch keine Hand daran gelegt und doch wallten ſie ein wenig von einander und ließen ſeinen Blick in das zierliche Kabinet dringen. Da ruhte das jugendliche ſchöne Weib, wie ſie ſo gern zu thun pflegte, auf ihrem Divan, den Kopf ganz rückwärts gebeugt, die Arme hoch erhoben, ſo daß zwiſchen ihren Fingern ein kleines goldenes Kettchen hing, woran ein Medaillon befeſtigt war, das ſie nun gerade vor ihren Augen hatte.

Der Tannhäuſer wußte wohl, weſſen das Bild in dieſem Medaillon war. Sie aber lächelte es an und ließ es zuweilen ſo tief hinab ſinken, daß es auf ihren friſchen rothen Lippen ruhte, und wenn ſie es alsdann wieder erhob, flüſterte ſie wie vorhin: „komm nur — o komm nur!"

Sie lacht ſo geſund, ſo glücklich, ſo toll,
Und mit ſo weißen Zähnen;
Wenn ich an dieſes Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

Ich liebe sie mit Allgewalt.
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das ist wie ein wilder Wasserfall,
Du kannst seine Fluten nicht dämmen!

Er springt von Klippe zu Klippe herab
Mit lautem Toben und Schäumen,
Und bräch' er tausendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht säumen.

Dreizehntes Kapitel.

Ein guter Gondolier.

Wenn man Venedig mit Bequemlichkeit und Zeitersparniß sehen will, so leistet dazu ein guter und gewandter Gondolier die vortrefflichsten Dienste. Er ist unser Kutscher und Cicerone zu gleicher Zeit. Während er uns nach irgend einem berühmten Bauwerke hinrudert, erzählt er uns von dessen Merkwürdigkeiten und gibt uns die genauesten Anleitungen, was wir in jener Kirche und in jenem Palaste zu sehen haben und was wir füglich überschlagen können. Betrachten wir irgend etwas, was abseits von dem Kanale liegt, wo er seine Gondel angelegt, so wird er nicht von uns verlangen, daß wir den Weg wieder zu ihm zurücklegen sollen; er wird uns ersuchen, gerade aus zu gehen, bis zu dem kleinen rothen Eckpalast dort hinten, den sollen wir uns genau betrachten, er hat

dieſem oder jenem erlauchten Geſchlecht gehört, in ſeinen Mauern iſt dieſe oder jene ſchreckliche Geſchichte paſſirt. An ſeinem Thürklopfer bemerken wir eine Fauſt: das iſt die Hand des Rächers, die damals in ſtiller Mitternacht durch drei dröhnende Schläge das frevelnde Paar aus dem Schlummer riß.

Alſo um jenen rothen Palaſt wenden wir uns links, haben dicht vor uns eine hochgewölbte Brücke, die wir überſchreiten und die ſich an ein altes, mächtiges Gebäude lehnt, in welchem ſich die größte Antiquitätenhandlung des heutigen Venedigs befindet. Nicht die des berühmten N. — Der iſt geſtorben, und ſein geſpenſterhaftes Haus, in welchem Waffen und Rüſtungen aus vielen Jahrhunderten und mit dem Staube von wenigſtens einem Jahrhundert beladen, in dem beinahe hohlen Raum ſeines dreiſtockigen Palaſtes an den Wänden hängen, der nur verkaufte, wenn ihm der Käufer behagte, der aber für den Fremden unendlich lehrreich war, denn er erzählte gern Geſchichten und wußte die ſchauervollſten von jedem Stücke ſeines Magazins. Wie oft ſprach er, wenn er dieſen oder jenen Dolch zeigte, von den Opfern, die durch ihn gefallen ſeien, und berichtete davon mit einer grauſigen Umſtändlichkeit. Doch weiter!

Nachdem wir dieſes heutige großartige Antiquitäten-Magazin beſchaut, finden wir unſern Gondolier vor der breiten Steintreppe des Hauſes. Er wird, wenn wir ohne Verdeck fahren, ſtets bereit ſein, einen fragenden Blick zu

beantworten. — Dort ſchießt uns eine Gondel entgegen; in ihren Atlaskiſſen ruht eine Dame, durch das Fenſter ihres Verdeckes entdecken wir ein glänzendes Augenpaar, vielleicht einen Mund, der freundlich lächelt. Wir ſchauen fragend auf unſern Gondolier; er zuckt mit den Achſeln, oder er ſtemmt ſeine Ruder nach einem kräftigen Schlage ins Waſſer, feſt an die Seite des Schiffchens, welches nun plötzlich herumfliegt und dann nach jener Richtung hinſchießt, welche die andere Gondel genommen. Aber alle jene kleinen Fahrzeuge ſehen ſich ähnlich wie ein Ei dem andern; alle ſind gleich ſchwarz, alle ohne jedes Abzeichen. Und doch findet der gewandte Gondolier aus hunderten, die neben und vor ihm fahren, die, welche er einmal ins Auge gefaßt hat, wieder heraus; er erkennt ſie an einem eigenthümlichen Schaufeln oder ſonſt an der Art, wie ſie dahin ſchwimmt, vielleicht an ihrem neueren oder älteren Ueberzug, an irgend einer Quaſte, die fuchſig geworden iſt, natürlich auch häufig am Gondolier ſelbſt, an deſſen Kleidung und Livree. Will ſich die vorausgeruderte Gondel einholen laſſen, ſo iſt die Arbeit unſeres Gondoliers nicht ſo ſchwer, will ſie aber entwiſchen, ſo muß er gehörig aufpaſſen, muß Hand und Auge mit dem größten Geſchick, mit voller Kraft in Thätigkeit ſetzen.

Der Commiſſionär, der das Haus am Canal grande für die fremde Herrſchaft gemiethet, hatte nicht zu viel geſagt, als er die Geſchicklichkeit der beiden Gondoliere mit den

größten Lobeserhebungen gepriesen. Denn jeder der Beiden war in seiner Art vortrefflich, und Herr Potowski, welcher etwas einsilbig war und überhaupt nicht viel sprach, war mit Paolo über alle Maßen zufrieden. Wenn der Herr zu bestimmten Tagesstunden in die Gondel stieg, namentlich wenn er ein Zeichenheft unter dem Arme trug, so wußte jener schon, wohin er zu fahren hatte. Schien die Excellenza einmal ausnahmsweise gut gelaunt, summte ein Lied vor sich hin und blickte, nachdem er eingestiegen, grüßend zu den Fenstern empor, so führte Paolo die Gondel, wenn kein besonderer Befehl erfolgte, nach einem der prachtvollen und berühmten Gebäude Venedigs und wählte gewöhnlich einen Standort, von wo sich das Bauwerk besonders malerisch ausnahm, oder wo ein Sonnenblick die scharfen, wunderbaren und so eigensinnige Schlagschatten warf, wie man sie nur hier in dieser seltsamen Stadt sieht. Warf sich aber Herr Potowski verdrießlich in die Kissen seiner Gondel, blickte mürrisch vor sich nieder, warf die kaum angebrannte Havannacigarre heftig von sich ins Wasser und setzte sich alsdann mit übergeschlagenen Armen zurecht, so bog Paolo aus dem Canal grande alsbald in einen der Nebencanäle, verlor sich langsam rudernd in ein Labyrinth von schmalen Wasserstraßen, thurmhohen, finstern Häusern, umkreiste einen der im Verfall seiner Häuser so öde und unheimlich aussehenden Plätze in der Nähe des Ghetto und ließ bei der Sacca della Misericordia die Häusermassen

hinter sich, um dann langsam am Fondamente nouve hinrudernd seinem Herrn den Blick zu gönnen auf die weiten stillen Flächen der sonnbeglänzten Lagunen, bis dieser aus dumpfem Hinbrüten erwachend ein Zeichen zur Rückkehr gab. — Morgen — übermorgen! —

Gegenüber der kleinen prachtvollen Marmorkirche der Chiera dei Miracoli, deren Wände von weißem Marmor mit den herrlichsten Skulpturen bedeckt sind, hatte Paolo eines Tages angelegt, und Herr Potowski betrachtete bewundernd die zierlich verschlungenen Gewinde von Blumen und Vögeln, womit Fenster- und Thüreinfassungen bedeckt sind, als er auf einmal rasch emporfuhr, hastig dem Gondolier etwas zeigte und eine Frage aussprach.

Paolo nickte mit dem Kopfe und sagte: „Si signore, ich habe ihn wohl bemerkt, und heute nicht zum erstenmale; er zeichnet bald hier, bald dort.“

„Derselbe kleine Mann, der dort vor uns um die Kirche verschwand?“

„Derselbe sehr kleine! Si signore, es ist ein Deutscher.“

„So laß mich aussteigen, ich muß ihm nach.“

„Er war ja auf der andern Seite des Canals. Ehe Sie diesseits aussteigend die zwei Brücken passirt haben, ist er lange verschwunden. Ich will sehen, ob ich ihn wieder in Sicht bekomme.“ Damit stieß die Gondel rasch vom Ufer und flog unter einem gewaltigen Druck des Ruders über das Wasser hin. Jetzt bog Paolo scharf um eine

Ecke rechts, dann schoß das schlanke Fahrzeug unter einer schmalen Brücke dahin, worauf Paolo triumphirend rief: „Ecco, Signore!“

Richtig, dort war der kleine Mann wieder. Statt aber daß Potowski dem auffordernden Blick seines Gondoliers folgend, sogleich ans Ufer gesprungen wäre, schien er unschlüssig zu sein, erhob sich langsam von seinem Sitze, und als er nun auf die Steinstufen springen wollte, war der Andere schon wieder um die nächste Ecke verschwunden.

„Das ist nicht meine Schuld,“ sagte lachend der Gondolier. „Aber laßt Euch nur nieder, Excellenza, wir holen ihn wieder ein. Es würde auch in diesen engen Gassen zuviel Aufsehen machen, wenn Ihr da hinter drein rennen wolltet.“

Damit schoß die Gondel abermals dahin, bald rechts, bald links um die Ecken, hier bei andern Gondeln so haarscharf vorüber, daß kaum ein Blatt Papier Platz zwischen Beiden gehabt hätte, umkreiste dort in einem weiten Bogen ein größeres Fahrzeug, flog unter Brücken und Uebergängen dahin und hatte bald den kleinen Mann wieder vor sich, der eine Mappe unter dem Arme trug. Doch schien kein Glück bei dieser Jagd zu sein, wo man ihn hätte erreichen können, waren die Canalmauern zu hoch, oder es lagen dort eine Menge Gondeln, die eine Landung nur langsam vor sich gehen ließen.

Paolo hielt sein Ruder dicht an Bord der Gondel, ließ

ſie anhalten und ſagte zu ſeinem Herrn: „wenn es Ihnen gleichgültig iſt, ob wir den da hier oder anderswo abfaſſen, wenn er nur aufgefunden wird, ſo wollen wir ihn in kurzer Zeit haben. Laſſen wir ihn ſeiner Wege ziehen und legen uns vor ſeine Wohnung hin. Wenn es Ihnen nämlich ſo gefällig iſt, Herr.“

„So weißt du, wo er wohnt?“

„Ich kann es mir denken.“ Damit wandte er auf einen zuſtimmenden Blick die Gondel wieder und ruderte einen Theil des Weges dahin zurück, woher er gekommen, bog dann rechts ab und war in kurzer Zeit in einem jener kleinen und ſtillen Canäle, die wie ein Symbol der Melancholie erſcheinen, die umſtanden von unendlich hohen Häuſern ihr trübgefärbtes Waſſer beſtändig in tiefem Schatten zeigen, wo die Mauern der fünfſtockigen Häuſer ſchwärzlichgrau, einförmig und düſter ſind und wo man ſich ordentlich freut am Anblick flatternder buntfarbiger Wäſche oder an irgend einem grünen Geranienbuſch, der aber wegen Mangel an Sonnenlicht nur verkümmerte Blumen zu treiben im Stande iſt.

„Sehen Sie dort, Herr,“ ſagte Paolo, „die ſchwarze Thür mit dem ſchweren eiſernen Klopfer? Dort wohnt er.“

„Und wird er ſchon da ſein?“

„O nein,“ erwiderte der Gondolier kopfſchüttelnd. „Wenn er nach Hauſe geht, macht er es wie alle dieſe Künſtler und hält eine Zeit lang am Dogenpalaſt. Excellenza thun

das ja auch, und es ist wahrlich der Mühe werth. Excellenza sind viel gereist, werden mir aber zugeben müssen, daß es in der ganzen Welt kein so prachtvolles Bauwesen mehr gibt als der Palazzo Ducale."

„So eigenthümlich und malerisch gewiß nicht, und es ist wahr, es zieht uns immer wieder dahin."

„Den wir aber suchen, Herr, kann sich diesmal nicht gar zu lange dort aufgehalten haben, denn da kommt er schon."

„Wo? — Ah, er ist's!" —

Und es war in der That der kleine Maler Wulf, der eine Mappe unter dem Arm, mit etwas fuchsig gewordenem Calabreser auf dem Kopfe, aufrechten Hauptes mit einem Ausdruck von Selbstgefühl und Stolz einherschritt, als wenn er gerechte Anwartschaft auf ein nicht unbedeutendes Stück dieser ehemaligen Republik in sich fühle. Jetzt aber hemmte er mit einemmale in die Höhe blickend seinen Schritt, lehnte sich an einen der Steine, die am Ufer des Kanales standen, und fing rasch an etwas in seine Mappe zu zeichnen.

Der Herr in der Gondel, welcher ihn aufmerksam betrachtete, blickte ebenfalls in die Höhe und mußte lächeln, denn dort hoch oben an dem Dache einer der Paläste, der über die niedrigen Hinterhäuser hervorragte, sah man zwei Katzen auf so komische Art mit einer Dachrinne beschäftigt, daß man es wohl der Mühe werth finden konnte, ein leichtes Croqui von ihnen zu machen. Dies war denn auch in

wenigen Minuten beendigt, worauf der kleine Maler sein Buch zuschlug, leicht an seinem Hut rückte, dann seinen Weg wieder aufnahm, worauf er nach wenigen Sekunden hinter der dunklen Hausthür mit dem großen eisernen Klopfer verschwunden war.

Jetzt verließ auch der Andere seine Gondel, gab Paolo Befehl dort zu halten, und ließ den Thürklopfer auf die eiserne Platte darunter niederfallen. Augenblicklich wurde von einer etwas zerzaust und schmierig aussehenden Frau geöffnet, welche auf die Frage, ob der Herr Maler Wulf zu Hause sei, mit einem sehr geläufigen „Si Signore" antwortete, nach der Treppe hinwies und dann in den dunklen, geheimnißvollen Räumen der anstoßenden Küche verschwand. Von dorther schallte aber gleich darauf noch einmal ihre Stimme, welche den fragenden orientirte, daß Herr Wulf zwei Treppen hoch wohne.

Dem Andern war es etwas seltsam zu Muth, als er die feuchten Stufen hinan schritt, als er ringsumher an den zerkratzten Wänden, dem wackeligen Geländer, der schmutzigen Treppe, den Staub- und Kehrichthaufen überall ebenso viele Zeichen der Dürftigkeit sah und aus dieser Umgebung entnehmen zu können glaubte, daß sein Freund, der kleine Thiermaler, welcher hier lebte, sich in nicht besonders glücklichen Verhältnissen befände. Das that dem Tannhäuser um so weher, als er sich selbst, durch sein bisheriges Leben verwöhnt, wohl sagen mußte, er würde sich sehr unglücklich

fühlen, wenn ihm jetzt auf einmal der Comfort mangle, der das Leben nicht nur verschönert, sondern oft allein genießbar macht. Dabei fühlte er sich tief bewegt, indem er so lebhaft wie lange nicht der vergangenen Zeiten dachte.

Jetzt stand er im zweiten Stockwerk vor einer Thür, die nur angelehnt war und hinter welcher ein deutsches Lied gesungen wurde. Er war nicht fehl gegangen. — Auf sein Anklopfen erfolgte ein lautes Herein! und als Tannhäuser darauf hastig ins Zimmer trat, stand er dicht vor seinem Freund und ehemaligen Stubengenossen, der in höchster Ueberraschung und mit einem Ausdrucke, als sehe er etwas Gespensterhaftes, ein paar Schritte zurückwich. Auch flog ein ernster, fast feindseliger Ausdruck über seine Züge, wozu er den Arm erhob, als wollte er dem Andern, der rasch auf ihn zutretend ihm beide Hände auf die Schultern legte, von sich abwehren.

„So sehen wir uns endlich wieder!“ sagte der Tannhäuser.

Worauf Wulf nach einer längeren Pause zur Antwort gab: „Wir sehen uns allerdings wieder, und darin finde ich gerade nicht viel Sonderbares und Merkwürdiges.“

„Aber daß wir uns wieder sehen, muß dich doch auch freuen, daß wir uns so wieder finden.“

„Finden wir uns vielleicht anders wieder, als wir erwartet?“ fragte Wulf mit seinem bekannten scharfen Lächeln. „Was mich anbetrifft, so bin ich mir ziemlich gleich ge-

blieben. Schau her, dieſes Röckchen wirſt du noch kennen; auch hier mein altes Uhrband, und den Calabreſer haben wir, glaube ich, damals zuſammen gekauft. — Was das ſich gleich Bleiben anbelangt, ſo ſpreche ich hier nur vom Aeußern, denn auf's Innere läß'ſt du dich doch begreiflicher Weiſe nicht ein.“

Der Tannhäuſer verſuchte zu lächeln, aber es war ein ſchmerzliches Lächeln, welches er hervorbrachte. „Ich ſehe doch,“ ſprach er, „daß ſich auch dein Inneres nicht geändert hat; immer zu bitteren Worten und Spott bereit, nur um dein gutes, treues Herz nicht regieren zu laſſen. Gib mir die Hand, Wulf. — Ich — ich habe mich in meinem Innern ſehr verändert.“

„Nicht bloß in deinem Innern,“ erwiderte der kleine Maler, nachdem er ſeinen Freund mit einem langen Blicke betrachtet. „Auch dein Aeußeres; wenn gleich ſchon damals dein Geſicht ausſah wie das eines jungen Prinzen, der ſich vergebliche Mühe gibt, ordinär bürgerlich auszuſchauen, ſo iſt doch jetzt auch dein Aeußeres vollkommen fürſtlich geworden — ruſſiſch fürſtlich. Denn ich ſpüre etwas vom Geruch der Juchten.“

Der Tannhäuſer hatte ſich auf einen der kleinen gebrechlichen Stühle geſetzt, der dicht neben dem Bette ſtand, und während er ſich auf dieſes mit dem Oberkörper legte, ſagte er: „Glücklicherweiſe iſt es mir noch erinnerlich, wie man

es bei dir machen muß, um nach einiger Zeit endlich Ruhe zu bekommen. Man läßt dich austoben, und dann wirst du wieder ein angenehmer brauchbarer Kerl. Also lege los."

„Wenn ich das und alles sagen wollte, was ich mit Recht gegen dich auf dem Herzen habe, so würde es dir doch vielleicht zu lange dauern. Auch will ich dich schonen," setzte er hinzu, nachdem er einen scharfen, prüfenden Blick auf das Gesicht des andern geworfen.

„Worin willst du mich schonen?" fragte dieser, indem er sich aus seiner liegenden Stellung rasch erhob. Er dachte an Franceska, und es zog schmerzlich durch seine Seele; auch trat der Name des Mädchens leise und scheu auf seine Lippen.

Doch schüttelte Wulf die Hand gegen ihn und sagte mit kaum vernehmlicher Stimme: „Nenne sie nicht; über sie will ich nicht sprechen; in dir selbst will ich dich schonen, denn," setzte er darauf mit einem sarkastischen Lächeln hinzu, „ich sehe an deinem noch immer ziemlich glatten Gesichte doch schon die unverkennbaren Spuren manchen Leides, manches harten Augenblicks."

„Ja, ja," sprach der Tannhäuser vor sich niederblickend.

„Du zuckst so seltsam mit den Lippen, wie du früher nicht thatest. Um deine Augen ist ein Zug, mein Richard, der mir gar nicht gefallen will. — Apropos, du hältst doch noch immer Haus bei der Frau Venus?"

Der Andere zuckte mit den Achseln. „Wie schon gesagt,"

warf er leicht hin, man muß dich austoben laſſen. Aber mach' es kurz und gnädig."

„Der edle Tannhäuſer, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb und Luſt gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen,"

recitirte der kleine Maler und fuhr alsdann fort: „Es ſind aber noch lange keine ſieben Jahre; alſo wird es noch eine Weile dauern, bis du dir von der ſchönen Frau Urlaub geben läßſt, um darauf nach Rom zu pilgern. — Es wäre aber doch ſeltſam," meinte er nach einem momentanen nachdenklichen Stillſchweigen, „wenn du auf dieſe Art den ganzen Tannhäuſer aufführteſt, wenn du wirklich nach der heiligen Stadt kämeſt als ein Pilger, bleich und wüſt."

„Und warum ſollte ich nicht dorthin kommen? Es liegt ja in meiner Macht! Wenn ich morgen ſage: ich will reiſen, ſo reiſe ich."

„Aber nicht nach Rom."

„Warum nicht?"

„Frau Venus wird nicht wollen; ihr graut vor der ewigen Stadt, und weil ſie weiß, daß —"

„Daß —?" fragte der Tannhäuſer in großer Spannung. „Daß Franceska dort iſt?"

Der Thiermaler fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht, dann ſprach er: „Da du mich doch an alte Zeiten

erinnerſt, ſo muß ich dir ſagen, daß der kleine Joco geſtorben iſt, weißt du, mein guter kleiner Aff', den wir alle ſo lieb hatten. Wir alle. Es war eigenthümlich und ganz närriſch von dem Thier, als ſie — zum letztenmal im Atelier war und mit Joco ſpielte, ließ ſie ein kleines Halstuch zurück, welches das Thier von da nicht mehr herausgeben wollte und welches es bei ſich behalten hat bis an ſein ſeliges Ende. Nun behaupte Einer noch, daß ſo ein Affe nicht Menſchenverſtand habe!"

„Und?" fragte Tannhäuſer.

Doch unterbrach ihn der Andere raſch, indem er ſagte: „Nach unſerem Atelier willſt du fragen. Das habe ich damals beſtens an Becker und Krauß vermiethet. Die treiben dort jetzt Landſchafterei."

„Und —?"

„Deine Bücher und Skizzen meinſt du? Ja, die habe ich alle in eine Kiſte zuſammen gepackt und für dich dort deponirt. Du kannſt ſie in Empfang nehmen, wenn du wieder einmal dorthin kommſt."

„Ich danke dir. — Aber —"

„Laſſ' mich, ich weiß, was du meinſt, die kupferne Lampe, die unter der Veranda brannte. Ja, die habe ich als mein Eigenthum behalten und ſie Becker und Krauß auf ihre landſchaftlichen Seelen gebunden. Sie iſt mein Eigenthum und ich glaube ſie noch einmal unverſehrt wieder zu finden."

„Das glaubſt du?"

„Gewiß, und noch mehr,“ gab der kleine Maler mit ſeltſam bewegter Stimme zur Antwort. „Ich hoffe immer, ſie ſoll uns ſpäter noch einmal leuchten.“

„Das hoffſt du?“

„Das hoffe ich. Und es iſt mir gerade, als wenn ich voraus wüßte, daß es ſo kommen wird, daß die Augen, die lieben, lieben Augen, welche damals ſo froh und heiter in die leuchtende Flamme blickten, auch ſpäter noch einmal hineinſchauen werden.“

„Und du?“

„O ich werde dabei ſein.“

„Und ich?“

„Du,“ antwortete Wulf, indem er ſeinen Freund mit einem ſtarren Blicke anſah, „du wirſt auch nicht fehlen.“ Damit wandte er ſich plötzlich um, trat ans Fenſter und ſagte darauf nach einer längeren Pauſe mit gänzlich verändertem Tone: „Aber nun ſage, wie es dir hier bei uns gefällt.“

Der Tannhäuſer, welcher ſeinen Freund kannte, wollte für jetzt keinen Verſuch machen, das ſo plötzlich abgebrochene Geſpräch wieder anzuknüpfen. Er ſagte deßhalb: „In Venedig iſt es überall ſchön; ich wünſchte dir nur ein bischen mehr Ausſicht.“

„Die habe ich draußen auf der Piazetta. Aber hier iſt ein gutes Licht zum Malen.“

„Und du biſt fleißig? Laß mich deine Skizzenbücher ſehen.“

Bereitwillig rückte Wulf einen Stuhl an den Tisch und legte sein Skizzenbuch, sowie eine große Mappe darauf.

Der Tannhäuser sah alles ruhig und prüfend durch, er nickte häufig mit dem Kopfe und man bemerkte an seiner Miene, sowie an Blicken, die er zuweilen auf den Freund warf, daß er nicht nur befriedigt, sondern erstaunt war. Er durchblätterte aufmerksam das Skizzenbuch, dann die Mappe, worin sauber ausgeführte Aquarelle lagen.

„Du hast dich ja ganz geändert," sagte er nach einer Pause. „Du bist ein immenser Kerl geworden."

„Das kann man von dir leider nicht sagen," gab Wulf mit einem fast betrübten Blick zur Antwort.

„Auch sehe ich keinen einzigen Affenschwanz," fuhr Tannhäuser fort, der die Bemerkung Wulf's überhört zu haben schien.

„Sowie ich Joco dahin geben mußte, habe ich alle Lust verloren, Affenschwänze zu malen. Aber du siehst wenigstens, daß ich mein Pfund nicht vergraben. Gut," fuhr er in sehr ernstem Tone fort: „Wir wollen deine Vergangenheit in gewisser Beziehung nicht untersuchen. Aber der Funke Freundschaft, den ich für dich noch im Herzen habe, läßt mich meine Hände zusammenschlagen und ausrufen: Mensch, was hast du mit deinem großen Talente angefangen? Ist das alles bei der Frau Venus zu Grunde gegangen?"

Tannhäuser schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, dann sagte er: „Sei unbesorgt, während ich dir und auch den

meiſten Andern erſchien verſunken in Nichtsthun und Wohlleben, habe ich gearbeitet und gelernt, und du würdeſt nicht minder erſtaunt ſein, wie ich beim Betrachten deines Skizzenbuchs und deiner Aquarelle, wenn du meine Bilder ſäheſt."

„Aber ich ſehe ſie nicht," verſetzte der kleine Maler in beſtimmtem Tone, „ich habe ſie nicht geſehen und niemand hat ſie geſehen. — Du weißt, Richard," fuhr er im alten vertraulichen Tone fort, „wie gut ich es ſtets mit dir gemeint habe, daß ich dein großes Talent erkannt, wie niemand; du weißt ferner, daß ich Verſtand und Einſicht genug habe, um mich richtig zu klaſſificiren. Woher kommt es denn aber, daß der Name Wulf, wenn auch einen kleinen doch guten Klang hat, daß aber niemand den Namen Tannhäuſer kennt?"

„Das iſt vielleicht richtig," gab dieſer haſtig zur Antwort; „es iſt mir das ſelbſt ſchon ſchmerzlich und unangenehm aufgefallen. Doch kannſt du nur von Deutſchland ſprechen; dort bin ich leider freilich wenig bekannt; meine Bilder ſind meiſtens nach Amerika, nach England, nach Rußland."

„Du ſprichſt zu mir die Wahrheit, gewiß Richard?" fragte dringend der kleine Maler. Und dann ſetzte er im Tone des Zweifels hinzu: „Du haſt alſo wirklich Bilder gemalt?"

„Nicht nur gemalt, ſondern auch zu enormen Preiſen verkauft. Ich will dich überzeugen, ſo gut ich kann. Da

lies." Er zog seine Schreibtafel heraus, nahm aus derselben einen Brief, den er damals von dem Kunsthändler in B. erhalten, den er oft durchlas, den er wie ein Heiligthum mit sich herumtrug.

Wulf schaute lang und nachdenklich in den Brief, dann schüttelte er den Kopf und sprach: „Und das Bild des sogenannten Anfängers war von dir? Zu welchem Zweck aber spieltest du diese Komödie?"

„Einfach deßhalb, weil ich Bilder malte, mit denen ich nicht ganz unzufrieden war, die von Andern für vortrefflich gehalten wurden, die man mir gut bezahlte, die aber, wie schon gesagt, nach Amerika, England, Rußland gingen, um nicht nur spurlos zu verschwinden, sondern auch meinen Namen, wenigstens in Deutschland, ganz ungekannt zu lassen."

„Ah so!"

„Ich hatte einen Verdacht," fuhr der Tannhäuser finster fort, „der mich Tage lang wie wahnsinnig umher trieb. Konnte sie mit ihrem Gelde nicht meine Bilder aufkaufen, mir vergnügte Augenblicke dadurch machen wollen, daß meine vielleicht stümperhaften Arbeiten enorm bezahlt wurden? — Es war ein Gedanke, der mich beinahe der Verzweiflung nahe brachte."

„Ach, ich verstehe! Und deßhalb maltest du ein Bild und schriebst einen beliebigen Namen darunter?"

„Keinen Namen, nur ein P."

„Richtig. Darauf bezieht sich auch die Stelle in diesem

Briefe, wo der Kunsthändler sagt, du sollest künftig deinen Namen ausschreiben. Hattest du denn früher dein „Tannhäuser“ nicht deutlich hingemalt?“

„Versteht sich.“

Der kleine Maler zuckte mit den Achseln. „Bei alle, dem ist es doch sonderbar,“ sagte er, „daß dein Name nicht bekannter geworden. Ich will sogar annehmen, nicht ein einziges deiner Bilder sei in Deutschland geblieben, was an sich schon beinahe unmöglich ist, so bleibt es doch immer unbegreiflich, daß von England oder von Rußland wenigstens dein Name nicht häufig genannt wurde. — Sage mir doch,“ fragte er nach einer Pause plötzlich, „hast du nie etwas von den Arbeiten eines russischen Malers Potowski gesehen?“

„Potowski —?“ versetzte Tannhäuser und es flog ein Schatten über seine Züge. „O ja, dieser Name wurde schon einmal vor mir genannt und gerade damals, als ich jenes Bild ohne meinen Namen weggab. Der Bekannte, welcher es mir vermittelte, sagte mir nämlich, meine Arbeiten hätten eine große Aehnlichkeit mit denen des russischen Malers Potowski. Aber gesehen habe ich nie etwas von diesem. Sind dir Bilder von ihm bekannt?“

„Nur ein einziges, eine leichte Skizze, und zwar sah ich solches bei dem Kunsthändler B. in München, vor nicht langer Zeit. Nun fiel mir beim Betrachten derselben unwillkürlich deine Art zu malen ein. Es war deine Färbung,

dein Pinſelſtrich, wie mir das von damals her noch in Erinnerung war. — Nimm mir nicht übel, daß ich eine harte Bemerkung mache, aber wenn du fleißig geweſen wäreſt, müßteſt du malen wie dieſer Potowski, deſſen Arbeiten, wie man mir in München ſagte, horrend bezahlt werden."

„Ich verſichere dich, ich bin fleißig geweſen," erwiderte der Andere, „ſehr fleißig." Er lehnte ſich mit einem trüben Lächeln neben die Fenſteröffnung und blickte an der dunkeln Mauer des Hofes empor. „Wahrhaftig, ich habe ſeit der Zeit viel gemalt, und daß dies nicht ohne Geſchick geſchehen iſt, beweiſt dir vielleicht der Ausſpruch jenes Kunſtkenners, daß das Bild des Anfängers, das heißt mein Bild, wie von Potowski gemalt ſei."

Der kleine Maler zuckte die Achſeln, dann fuhr er ſich mit ſeiner rechten Hand in ſein dichtes Haar, als wolle er ſich ſelbſt ein wenig zauſen, und bemerkte alsdann mit großer Lebhaftigkeit: „Ich bin überzeugt, daß du mir die Wahrheit ſagſt, denn was könnte es dich nützen, mich hinter's Licht zu führen! Aber etwas Räthſelhaftes iſt daran, das iſt nicht zu läugnen. Wer beſorgte denn gewöhnlich den Verkauf deiner Bilder?"

„Nun, dieſer oder jener Unterhändler," erwiderte Tannhäuſer gleichgültig; „Leute, die ich meiſtens gar nicht kannte; ſie hatten Aufträge von hier und da, und — ſiehſt du, Wulf, daß ſich nie oder höchſt ſelten ein Liebhaber meiner Bilder bei mir perſönlich einfand, das gab mir oft zu den-

ken und brachte mich auch auf die Idee, jenen Verſuch zu machen."

„Und was dachteſt du eigentlich?"

„Ich dachte mir, meine Arbeiten ſeien ſchlecht und würden von ihr aufgekauft, um mich zu ermuthigen."

Der Andere lachte mit geringſchätzender Miene; er wiegte ſeinen Kopf hin und her und ſagte: „Falſch gedacht, grundfalſch. Verzeihe mir, wenn ich offen rede, aber in dem Verhältniß muß ihr alles daran gelegen ſein, dich feſt in der Hand zu behalten. Und das wäre ja für ſie viel leichter, wenn du ein unbedeutender Künſtler wäreſt, ein Stümper, Einer, der alle Urſache hat, die Hand dankbar zu küſſen, die ihm ſein Futter gibt — das weiß ich ganz genau, und deßhalb wird es einer Frau in den Verhältniſſen nie einfallen, um dein Haupt einen künſtleriſchen Nimbus zu ziehen. Im Gegentheil; ich würde ihr eher zutrauen, daß ſie alles aufböte, dich deines Glanzes als Künſtler zu entkleiden, um deſto ſicherer den einfachen — ſchönen Menſchen zu behalten."

„Du wirſt mich doch beſuchen?" unterbrach Tannhäuſer das Geſpräch, nachdem er einige Augenblicke tief nachſinnend zum Fenſter hinausgeblickt und dazu an ſeinen Nägeln gekaut hatte. „Canal grande, Palazzo Peſaro. — Ich werde für dich immer zu Hauſe ſein."

„Nein, nein," erwiderte lachend der kleine Maler, „du wohnſt mir zu vornehm, und ich wüßte mich gar nicht zu

benehmen, wenn dein Kammerdiener oder sonst irgend jemand mir sagte: Bitte einen Augenblick zu warten, ich will sehen, ob Seine Excellenz zu Hause ist. Ich glaube, ich lachte ihm ins Gesicht und eilte davon."

„Eigentlich hast du recht," sprach der Andere mit düsterer Miene. „Wo hast du dein Atelier? Wo malst du?"

„Mein Atelier?" fragte Wulf verwundert. „Nun," fuhr er gleich darauf heiter fort, „ich habe eigentlich das prachtvollste Atelier, dessen sich nur ein Mensch rühmen kann. Ist doch das ganze Venedig meine Werkstatt. Ich sage dir, da habe ich ein wunderbares Licht und Modelle von allen Sorten. Apropos und Scherz bei Seite, weißt du im letzteren Genre hier nichts ausgezeichnetes? Ich bin beauftragt, das Portal der Chiesa bei Miracoli zu malen mit einer Figur — siehst du, so groß — er wies das Maß mit den beiden Zeigefingern — und das kann ich nicht ohne Vorbild machen. Weißt du mir niemand Famoses dazu?"

„Nein," sagte Tannhäuser kurz. Doch setzte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu: „Ich will dir die Figur malen, wenn es dir recht ist. Aber wo? Hier ist der Reflex von der dunklen Mauer dort gar zu störend. Wäre im Hause nicht noch ein anderes Zimmer zu bekommen?"

„Ich glaube ja, nebenan ist gestern eines frei geworden, wo ein Franzose tüchtige Architekturbilder gemalt. Wenn dem das Licht gut genug war, wird es am Ende auch für uns sein."

„Gut denn, überzeuge dich davon, ob das Gemach brauchbar iſt, und ich werde zahlen, was verlangt wird.“

„Es wird hier wohlfeiler ſein als am Canal grande, im Palazzo Pozarro.“

„Peſaro!“ verbeſſerte der Tannhäuſer. Dann fuhr er mit der Hand über die Augen und ſagte: „Ich verſichere dich, Wulf, die Idee mit dir wieder zuſammen zu malen, kann mich ganz glücklich machen. Wenn ich da an vergangene Zeiten denke, wo auch —“

„Der kleine Joco da war,“ unterbrach ihn haſtig der Andere. „Ja, das war eine famoſe, luſtige Zeit, und auch ich werde mich freuen, dich wieder malen zu ſehen. Bin ich doch begierig, ob du wirklich etwas profitirt haſt.“

Der Tannhäuſer hatte über etwas nachgedacht, etwas überlegt und ſprach nun: „Thu mir den Gefallen und laß mir eine Leinwand zurecht machen, ſo vier Fuß lang und zwei ein halb Fuß hoch. Farben und ſonſtige Geſchichten ſchicke ich durch eine vertraute Perſon.“

„Aha,“ meinte Wulf mit einem pfiffigen Lächeln, „wir werden alſo nicht wiſſen, daß wir auswärts malen.“

„Ich habe meinen guten Grund dazu und werde ihn dir ſpäter mittheilen.“

Es geſchah denn auch ſo, wie die beiden Freunde abgeredet. Der Tiroleſe gab das größere Zimmer, welches ein gutes Licht hatte, bereitwillig her, doch machte er dabei einen Preis, der unverhältnißmäßig höher war als der,

welchen Wulf zahlte. Eigentlich ſollte man ſagen: verhältnißmäßig höher, denn er ſtand im Verhältniß zu dem neuen Miether, und wer dieſer neue Miether war, das hatte der pfiffige Tiroler alsbald aus der Gegenwart des Gondoliers Paolo geſehen, den er kannte und von dem er wußte, daß er bei einer reichen ruſſiſchen Herrſchaft diente.

Da ſaßen die beiden Freunde denn nun wieder beiſammen, der Tannhäuſer hatte ſeinen Rock abgeworfen und malte in Hemdärmeln an ſeinem Bilde. Dazu hatte er lächelnd den fuchſigen Calabreſer ſeines Freundes aufgeſetzt und fühlte ſich heiter und froh wie lange nicht mehr. Täglich leerte er die gefüllte Cigarrendoſe voll der vortrefflichſten Havanna auf den Tiſch des kleinen Malers aus und rauchte dafür deſſen Rattenſchwänze, die dieſer in einem obſcuren Tabakladen für 8 Centeſimi das Stück gekauft. Auch frühſtückten ſie häufig miteinander eine Flaſche gewöhnlichen Weins, einige Schnitten Salami und etwas Käſe, und dazu brachte der Tannhäuſer einen faſt unglaublichen Hunger mit.

Daß Wulf auf die Arbeit ſeines Freundes außerordentlich geſpannt war, brauchen wir wohl nicht zu ſagen. Er hatte ſeine Staffelei ſo aufgeſtellt, daß er neben derſelben vorbei auf das Bild Tannhäuſers blicken konnte, und brachte mehr Zeit damit zu, dorthin zu ſehen, als auf ſeine eigene Leinwand. Tannhäuſer hatte eine ſehr flüchtige Skizze auf Papier entworfen, deren Compoſition aber ſeinem Freunde

außerordentlich gefiel. Neben einer Brunnenſchaale, über welche von allen Seiten das klare Waſſer herabquillt, ſtehen zwei junge Mädchen, von welchen die Eine ein glänzendes Gefäß auf dem Kopfe trägt, in welchem ſich die Andere lachend zu betrachten ſcheint. Rechts davon befindet ſich eine Gruppe Kinder: ein Mädchen von vielleicht ſieben Jahren läßt ihren kleinen Bruder aus der hohlen Hand trinken.

Die Compoſition hatte dem kleinen Maler, wie geſagt, außerordentlich gefallen, und als jetzt der Andere anfing in leichten, aber doch kräftigen Strichen auf die Leinwand zu zeichnen, dann an einzelnen Stellen ebauchirte, gewandt, wie ſpielend, ohne ſich große Mühe zu geben, dabei beſtändig plaudernd und doch wieder keinen Pinſelſtrich umſonſt machend, und wie das Ganze in kurzer Zeit ſo wunderbar herrlich, ſo friſch und wahr auf der Leinwand hervortrat, da betrachtete der kleine Maler öfter ſeinen Freund, hinter dieſem ſtehend, kopfſchüttelnd von oben bis unten und ging dann meiſtens ſchweigend und nachdenklich an ſeine eigene Arbeit.

„Wenn dir was nicht gefällt, ſo ſag's frei heraus,“ meinte mehrmals der Tannhäuſer. „Du ſiehſt, ich male hier ohne das Modell vor mir zu haben und muß mich mit flüchtigen Studien behelfen.“

Dieſe flüchtigen Studien, wie er es nannte, brachte er immer von Hauſe mit, aber da ſie meiſtens die Stellungen, welche der Tannhäuſer brauchte, auf's genaueſte wiedergaben,

ſo ſah Wulf wohl, daß ſie ſein Freund gerade zu dieſem Zwecke gemacht. Er war entzückt über dieſe Entwürfe und nebenbei geſagt, auch von der Schönheit der Modelle, welche ſeinem Freunde zur Verfügung ſtanden. Dieſer wollte aber nie zugeben, daß es Modelle ſeien. „Phantaſieen," ſagte er, wenn ihn der Andere dringend darum fragte. „Erinnerungen, die ich mir ſo, wie ich ſie brauche, zuſammentrage."

„Ich ſollte faſt glauben, daß du die Wahrheit ſprichſt," meinte Wulf, „denn es möchte wohl ſchwer ſein, ſo viel Harmonie in einem weiblichen Körper vereinigt zu finden. — Und doch war eine, der ich alles das miteinander zugetraut hätte."

Der Tannhäuſer gab hierauf keine Antwort, aber er machte haſtig einige Striche an einem der weiblichen Köpfe, worauf er zurücktrat und ſeinen Freund vor das Bild treten ließ.

„Ah!" machte dieſer, nachdem er hingeſchaut. „Du haſt das noch gut im Gedächtniß. Aber thu' mir den Gefallen und löſche dieſe Aehnlichkeit wieder. Sie thut mir weh. Du würdeſt ſie doch beim fertigen Bilde nicht ſtehen laſſen."

„Darin haſt du recht," entgegnete haſtig Tannhäuſer. „Du weißt, wie oft ich ſie früher gemalt, ja daß ich kein Bild vollendete, auf dem ich nicht ihrer reizenden Züge in irgend etwas gedacht. Aber ſpäter war es mir unmöglich,

mir ſolche vor Augen zu bringen; ich habe es ein paarmal verſucht, aber bin jedesmal vor meinem eigenen Werk erſchrocken."

„Male fort, male fort!" ſagte ſtill und traurig Wulf. „Du haſt recht, wecke ihr Auge nicht auf."

„So glaubſt du auch, daß ſie für uns todt und begraben iſt?" fragte der Andere mit einem ängſtlichen Blick.

„Für mich nicht," erwiderte Wulf, und dabei leuchteten ſeine Augen ſo eigenthümlich. „Mir ſchwebt ſie Tag und Nacht vor in herrlicher Klarheit, und ich bin überzeugt, ich ſehe ſie irgendwo wieder. — O wie ich mich darauf freue!"

Der Tannhäuſer machte ein paar leichte Striche an dem Bilde und jede Spur einer Aehnlichkeit mit ihr war verſchwunden. „Weiter, weiter!" ſagte er nach einer Pauſe.

„Ja, zum Teufel, was weiter?" lachte der kleine Maler. „Das möchte ich dich fragen. Apropos, gehen wir zu was Praktiſcherem über. Wie lange denkſt du noch im Venusberg zu bleiben, ſchöner Tannhäuſer?"

„Ich möchte ihn lieber heut als morgen verlaſſen."

„Und gehſt doch übermorgen noch nicht."

Der Andere nickte mehrmal mit dem Kopfe. „Du haſt vielleicht recht," ſagte er, „es hält mich wie mit Ketten und Banden; es iſt die ſüße Gewohnheit dieſes Daſeins."

„Frau Venus iſt eine ſchöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Wie Sonnenſchein und Blumenduft
Iſt ihre Stimme, die weiche,“

ſagte Wulf. „Nicht wahr, es friert dich ordentlich, wenn du denkſt, daß du wieder auf eigenen Füßen ſtehen mußt? Du biſt ſchon viel zu lange in Capua geblieben.“

Der Tannhäuſer hatte ruhig fortgemalt, dann trat er einen Schritt zurück, betrachtete, und wie es ſchien mit Wohlgefallen, ſein eigenes Werk und ſagte alsdann, wie erhoben durch ſeine Kunſt: „Du irrſt dich, Wulf; ich ſpiele nur ſo mit meinem gegenwärtigen Leben. Es iſt eine gefährliche Spielerei, aber ich werde die Feſſeln, mit welchen ſie mich zu halten trachtet, leicht abwerfen können, ſobald es mir beliebt. Und gerade, daß ich die Kraft in mir fühle, ein anderes Leben anzufangen, wann ich will, morgen, übermorgen, das läßt mich die Gegenwart fort und fort ertragen, in ihr fortträumen.“

„Du irrſt dich ſelbſt,“ entgegnete der Andere in ſehr ernſtem Tone. „Du wirſt ſo lange fortträumen bis zu einem erſchreckenden Erwachen.“

„Sieh mein Bild an,“ ſprach Tannhäuſer mit Stolz. „Sage ehrlich, ob es dir gefällt. Nun gut, ich ſehe an deiner Miene, daß mein Werk über deinen Erwartungen ſteht, daß ſelbſt du zufrieden biſt. Nun ſage mir, brauche ich, der ſolche Bilder malt, ich, noch in voller Blüthe der

Jugend, ein Erwachen aus meinen Träumen zu fürchten? — Gewiß nicht."

Wulf gab eine Zeit lang keine Antwort, er sah dem Freunde zu, wie er malte, und sagte erst nach einem längeren Stillschweigen: „Und doch ist es ein Unglück, daß es mit dir so hat kommen müssen, daß gerade ein Talent, wie du, so — seltsam in der Welt dastehen muß. Glaube mir, Richard, so lieb es mir wäre, wenn dein Name mehr genannt würde, so bin ich doch wieder froh, daß es nicht geschieht. Ich habe immer noch eine gewisse Schwachheit für dich, und es schnitte mir ins Herz, wenn ich zum Beispiel hören müßte: So, das ist der Tannhäuser? — Ah der? — Schade um das große Talent! — Höre mich an. Wie wäre es, wenn du der Frau Venus ein stilles Valet sagtest? Am Ende wäre ihr auch damit gedient."

„Ich glaube nicht," meinte Tannhäuser, indem er leicht mit dem Kopf schüttelte.

„Versuch' es einmal, bleibe ein paar Tage bei mir. Wer würde dich hier finden?"

„Pah, und wenn auch!"

„Du trittst ihr offen entgegen; du sprichst zu ihr: Madame, alles hat einen Uebergang. So sagte ja auch schon der Fuchs, als man ihm das Fell über die Ohren zog. — Nun, ich will Sie verlassen, ehe die öffentliche Meinung mir völlig etwas Aehnliches thut, wie Reinecke. Leben Sie wohl."

Der Tannhäuſer lächelte eigenthümlich, aber es war ein trauriges Lächeln. — „O Wulf! Wulf!“ rief er dann nach einer längeren Pauſe, „hätteſt du mich damals in jener Nacht — ich vergeſſe ſie nie, es grollte ein ſchweres Gewitter am Himmel, — hätteſt du mich damals zurückhalten können, dann wäre alles anders gekommen. Jetzt iſt es ja zu ſpät — o viel zu ſpät. In den beiden kleinen Häuſern,“ fuhr er mit einem träumeriſchen Blick fort, der in weite Fernen zu ſchauen ſchien, „wohnt niemand mehr, der uns was angeht. Der Blumengarten iſt verwüſtet, es wächst jetzt dort nur Unkraut. Und die Lampe unter der Veranda leuchtet nimmer, nimmer, nimmer. — Iſt nicht alles geſtorben, verloren, unauffindbar verloren? — Weißt du, Wulf, ich habe Momente, wo ich anders denke, als ich jetzt ſpreche. Aber es ſind nur kleine Augenblicke. Da ſehe ich hinaus auf einen einſamen ſtaubigen Weg, der vor mir dahinläuft und der mich dringend einladet, ihm zu folgen. Und dann treibt mich eine unendliche Sehnſucht fort und meine Phantaſie fliegt über Berge und Thäler dahin, raſtlos, immer zu, erregt und freudig. Denn in ſolchen Momenten weiß ich, daß ich finden werde, was ich ſuche. Aber wie geſagt, nur kurz ſind ſolche Augenblicke; nur zu bald ſtürze ich aus der ſchwindelnden Höhe herab und bin alsdann in meiner dumpfen Betäubung ſo froh, daß mich ein weicher Arm zurückhält.“

Wulf war den Worten ſeines Freundes mit Betrübniß

gefolgt; er ſah wohl, daß er dieſen ſchwachen Charakter von jeher richtig begriffen, und es war ihm, als müſſe er ſich Vorwürfe darüber machen, daß er damals nicht gewaltſamer gegen ihn aufgetreten ſei.

„Wozu aber dieſe trüben Geſpräche?“ rief Tannhäuſer mit einer erzwungenen Luſtigkeit. „Wir ſind ja noch jung, laß uns unſere Jugend genießen. — Und dann hat ſie mir doch Feſſeln angelegt, die ſchwer zu zerreißen ſind. — Wie ſagteſt du vorhin? — Frau Venus iſt eine ſchöne Frau!“

„Ja, ja, ſo habe ich geſagt,“ ſprach der kleine Maler mit leiſer Stimme. „Ich kann die Legende vom Tannhäuſer beſſer auswendig, als du ſelber. Da iſt noch ein Vers, der kommt unfehlbar hinter drein, und den wirſt du auch noch kennen und begreifen lernen.“ Und darauf recitirte er:

„Wir haben zu viel geſcherzt und gelacht,
Ich ſehne mich nach Thränen,
Und ſtatt mit Roſen möcht' ich mein Haupt
Mit ſpitzigen Dornen krönen.“

Vierzehntes Kapitel.

Eliſe.

Marco war ein nicht minder vortrefflicher Gondolier als ſein College Paolo. Und er wußte durch ähnliche Dienſtfertigkeiten, nur anderer Art, das Vertrauen ſeiner Herrin im vollſten Maße zu verdienen. Er wußte nach den erſten acht Tagen ſchon genau die Stellen, von wo ſie dieſes oder jenes Bauwerk gern betrachtete, oder die Plätze, wo ſie es liebte, auszuſteigen, um eine halbe Stunde auf und ab zu promeniren. Auch bemerkte er ganz gut an ihren Mienen, wenn ſie trüber Laune war und nichts ſehen wollte, als die weite Waſſerfläche mit ihren ſtillen Inſeln, die häufig ſo im Dufte daliegen, daß ſie ausſehen wie eine Fata Morgana. Dabei war es zum Erſtaunen, wie Marco den andern Tag ſo genau wußte, wo ſein College Paolo den Tag vorher mit ſeiner Gondel und

ſeinem Herrn geweſen war. Ja nicht nur ſchien ihm darin nichts verſchwiegen zu bleiben, ſondern er hatte auch eine außerordentlich ſchlaue Art, um dieſe Kenntnißnahme zu verwerthen.

Was mochte wohl der Tannhäuſer in jenem kleinen Hauſe zu ſchaffen haben, das einem Tiroler gehörte, wohin er ſich täglich begab und wo er ſich alsdann mehrere Stunden aufzuhalten pflegte? Und daß er von ſeiner Zeit hier viel verbrachte, das ließ ſich nicht läugnen. Auch kehrte er von da meiſtens heiter geſtimmt nach Hauſe zurück. Wo er geweſen, hatte die Fürſtin nie gefragt; ſie war überhaupt klug genug, nie Aehnliches zu fragen. Auch hatte ihr der Tannhäuſer keine Urſache zum Mißtrauen gegeben; er ſprach offen über alles, was ihm begegnet; er lobte eine ſchöne Frau, die er geſehen, oder ein reizendes Mädchen mit nicht minderem Enthuſiasmus als ein vortreffliches Bild; er erzählte häufig von dem maleriſchen Getreibe in den kleinen Kneipen der ärmeren Stadtviertel, die er nicht ſelten zu beſuchen pflegte. Er hatte noch nie von dem Hauſe des Tirolers geſprochen.

Da die Fürſtin aber endlich doch gern wiſſen mochte, warum er ſich ſo häufig dorthin begebe und ſo lange dableibe, ſo hatte ſie es ſich eines Tages von Monſieur Ferrand erzählen laſſen, der es ganz zufällig von Marco erfahren. „Der Herr malen dort nur ein Bild," hatte der alte Diener achſelzuckend geſagt, und zwar offenbar mit

einem bedauernden Gesichtsausdruck. Er hätte wahrscheinlich lieber etwas Anderes gemeldet.

Die Fürstin aber schien diese Nachricht für nicht ganz so gleichgültig und geringfügig zu halten. Warum malt er auswärts ein Bild? dachte sie. Warum verheimlicht er mir das? Will er sich ein Fundament zu einer neuen Zukunft legen?

Sie schritt eine Zeit lang unruhig und nachdenkend in ihrem Zimmer auf und ab, dann ließ sie Elise zu sich kommen und sprach lange und lebhaft mit ihr. Darin lag nun eigentlich nichts Besonderes, denn das kam häufig vor, wobei die Fürstin auf ihrem Divan lag und das junge Mädchen neben ihr am Boden auf Kissen und Teppiche niederkauern mußte. Sie legte sich dabei mit Schultern und Kopf auf das Ruhebett ihrer Herrin, und dieser machte es Vergnügen, unter dem Plaudern das volle dunkle Haar Elisens aufzulösen, darin herumzuwühlen, es über ihre weißen Schultern und ihre Brust zu zerstreuen, dann ihre warme Hand bald hierhin, bald dorthin zu legen, was das junge Mädchen seltsam erschauern machte. —

Als der Tannhäuser eines Tages zu seinem Freunde kam, — sein Bild war so gut wie fertig — sagte ihm Wulf: „Da war heute Früh ein zudringlicher Kerl da, den ich mit aller Gewalt nicht davon abhalten konnte, deine Arbeit zu sehen, der sich für einen Kunsthändler ausgab und der trotz meiner Gegenrede die Thür öffnete und hier

herein trat. Ich hätte ihn eigentlich zur Treppe hinab complimentiren ſollen.“

„Und was wollte er?“

„Nun, was will ein Kunſthändler, der ſich ein eben fertig gewordenes Bild betrachtet? — Es kaufen, ſobald es ihm gefällt.“

„Und es gefiel ihm?“ fragte der Tannhäuſer mit Intereſſe.

„Die Frage kannſt du dir wohl ſelbſt beantworten, denn ich habe dir wohl ſchon ein dutzendmal geſagt, daß du da ein Werk geliefert haſt. Du wirſt verſtehen, was ich für einen Unterſchied mache zwiſchen einem Bild und einem Werke. Auch habe ich dir nie unnöthige Komplimente gemacht.“

„Das weiß der Himmel! Und der Kunſthändler war deiner Anſicht?“

„Leider ja. Dieſer Kerl wollte und will das Bild kaufen.“

„Nun darin ſehe ich gerade kein leider, im Falle nämlich, daß er es auch ordentlich bezahlt. Haſt du ihm eine Forderung geſtellt?“

„Ja. — Ich verlangte viertauſend Gulden.“

„In dem Fall,“ entgegnete luſtig der Tannhäuſer, „haſt du ihn wirklich auf eine ziemlich feine Art zur Treppe hinab complimentirt. Denn,“ ſetzte er mit einem Blick hinzu, dem man anſah, daß er mit Intereſſe die Antwort

ſeines Freundes erwartete, „bei deiner verrückten Forderung floh er davon, ſo ſchnell er konnte?“

„Nicht ſo ganz. Allerdings rief er: Corpo di bacco! dann aber fragte er, ob ich ihm den Kauf bis morgen offen halten wollte.“

„Nun?“

„Ich wollte mich auf keine Verbindlichkeiten einlaſſen; denn — du ſiehſt mich freilich mit ſo eigenthümlichem Blicke an, — aber — laß mich ausreden, ich habe, was das Bild anbelangt, eine andere Idee. Und dann — was iſt dir im gegenwärtigen Augenblicke an viertauſend Gulden gelegen! Bagatell für dich. Und was ich mit dem Bilde will, geſchieht rein aus Freundſchaft für deinen Namen.“

„Darauf bin ich begierig.“

„O es iſt ſehr einfach. Wenn du aber in dieſer Richtung von mir eine große und brillante Rede erwarteſt, ſo haſt du dich unendlich getäuſcht. Alſo kurz und gut, du überläſſeſt das Bild mir zur freien Verfügung, du fragſt nicht darnach, ob und wann ich es verkaufe; du erlaubſt mir, es zu dem Preiſe wegzugeben, der mir gut dünkt. Daß ich die dafür zu erhaltenden Gelder gewiſſenhaft für dich anlege, verſteht ſich von ſelbſt. — Ja, lächle nur; du ſitzeſt freilich bis über die Ohren im Ueberfluß, und ich muß anerkennen, du biſt trotz deiner goldenen Feſſeln in gewiſſer Beziehung ein freier Mann, — ein Gefangener, dem es

deßhalb hinter ſeinen ruhigen Mauern ſo gut gefällt und welcher nur aus dem Grunde bleibt, weil er ſagen kann: die Thore öffnen ſich vor mir, ſo bald ich es verlange, heute, morgen, übermorgen. — Was können dir im jetzigen Augenblick viertauſend Gulden bedeuten? Leinwand iſt wohlfeil, Farben koſten auch nicht viel, und wir haben geſehen, daß es bei dir keiner langen Zeit gebraucht, um ſo etwas zu Stande zu bringen, wie es hier auf der Staffelei ſteht."

„Recht, du haſt recht," verſetzte der Andere, indem er ſich gegenüber ſeinem Bilde an die Mauer lehnte und vor ſich niederſah. „Deine Worte ſind voll Logik und nebenbei angenehm für mich. Doch bin ich überzeugt, es kommt doch hinter allem dem ein gewichtiges Aber."

„Das will ich meinen, und ſogleich," ſagte faſt luſtig der kleine Maler. „Aber es kann auch die Zeit kommen, wo die viertauſend Gulden ein nicht zu verachtendes Objekt ſind, eine Zeit, wo du vielleicht einmal ſagen wirſt: dieſer Wulf iſt doch ein geſcheuter Kerl geweſen."

„Gewiß, und ein treuer Freund," unterbrach ihn Tannhäuſer mit gerührter Stimme, indem er die Rechte des kleinen Malers mit ſeinen beiden Händen faßte und herzlich ſchüttelte. „Alſo die Sache iſt abgemacht: du behältſt das Bild, du machſt damit, was du willſt, du legſt es bei Seite —"

„Oder ich ſtelle es aus."

„Auch das; ganz wie du willſt. Du kannſt es behalten, du kannſt es verkaufen, ganz nach deinem Belieben.“

Der kleine Maler hatte, die Worte des Freundes mit Kopfnicken begleitend, auf das Bild geſchaut, und als dieſer ſchwieg, wandte er ſich um, indem er ſagte: „Und das alles gibſt du mir ſchriftlich?“

„Du biſt ja wie Mephiſto; auch was Geſchriebenes forderſt du, Pedant?“

„Es iſt für alle Fälle gut,“ entgegnete Wulf, ſonderbar mit den Augen zwinkernd, „und da ich dich von damals her noch als einen guten Kerl kenne, der mit ſich reden läßt, ſo habe ich das Nöthige über unſern ſchriftlichen Pakt ſchon aufgeſetzt und will es dir vorlegen.“

„In Gottes Namen denn, her damit!“

Wulf hatte aus der Bruſttaſche ſeines Rockes ein Papier hervorgeholt, das er behutſam auseinander faltete und es ſeinem Freunde darreichte. Der Tannhäuſer blickte hinein und las alsdann lachend: „Im Monat Juli des Jahres 1856 malte der deutſche Maler Richard Tannhäuſer im Atelier des Unterzeichneten ein Bild, vier Fuß hoch, zwei ein halb Fuß breit, zwei Mädchen an einer Brunnenſchaale. Ich war bei dieſer Arbeit gegenwärtig und kann mit den theuerſten Eiden bekräftigen, daß ich zuſah, wie beſagter Richard Tannhäuſer dieſes Bild entworfen und gemalt.“

Der Leſende ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Ja, was ſoll denn dieſe Geſchichte eigentlich?“

Worauf Wulf zur Antwort gab: „Das ſind nur Notizen für mich. Was dich angeht, folgt darnach.“

Der Tannhäuſer las weiter: „Das oben bezeichnete und von mir gemalte Bild übergab ich am heutigen Tage dem Maler Friedrich Wulf, indem ich ihm geſtatte, mit dem Bilde zu machen, was ihm gut dünkt, ſo daß er es ausſtellen kann, wo und wann er will, und ebenſo verkaufen, zu welchem Preis ihm angemeſſen erſcheint.“

„Ich muß geſtehen,“ lachte Tannhäuſer, nachdem er zu Ende geleſen, „der Schluß dieſes Dokumentes iſt beſſer als der Anfang. Gib eine Feder, daß ich mein Handzeichen darunter male. — So,“ fuhr er fort, nachdem er ſeine Unterſchrift breit und kräftig hingeſetzt, „möge es mit dieſer Arbeit nach deinem Gefallen gehen.“

„Möge es das!“ gab der kleine Maler nach einer Pauſe zur Antwort, während welcher er ſein Papier ſorgfältig verwahrte. „Und wenn es alſo geſchieht, ſo wirſt du ſpäter die ſchönſten Früchte davon ernten.“

Er war bei den letzten Worten an ſeinen Freund hingetreten, hatte dem ſeine Rechte auf die Schulter gelegt und ſprach mit einem eigenthümlich weichen Geſichtsausdrucke: „Als ich, nachdem ich einige Tage hier war, zufällig erfuhr, du ſeieſt in Venedig, da war mein erſter Gedanke,

die Stadt sogleich wieder zu verlassen, da es ja möglich sei, dir zufällig zu begegnen."

„Und das erschien dir sehr peinlich?"

„Allerdings — sehr peinlich. Aber die winkligen Straßen, dies riesenhafte Labyrinth von Gäßchen und Kanälen beruhigte mich, bis — nun du weißt besser, wie du mich aufsuchtest, konntest aber damals nicht sehen, welcher Haß, welche — Verachtung mein Herz durchzuckte, als ich dich eintreten sah."

„Wulf!" rief Tannhäuser in ernstem, schmerzlichem Tone und machte zu gleicher Zeit den Versuch, zurückzutreten.

Doch hielt ihn der Andere fest. „Daß ich dir das jetzt sage, sowie mein Benehmen von der Zeit an gegen dich, muß dir ein Beweis sein, daß ich meine Gesinnungen geändert. Und so ist es auch, und ich änderte zwar meine Gesinnungen gegen dich an dem Tage, wo ich bei den ersten Strichen deines Bleistiftes sah, daß dich der Genius der Kunst nicht verlassen. Und da sagte ich mir, so lange der noch schützend die Hand über dich hält, kannst du nicht so tief gesunken sein, wie es den Anschein hat."

„Du sagst mir da herbe Sachen," gab Tannhäuser mit einem trüben Lächeln zur Antwort. „Aber ich kenne ja dein Wesen, ich bin überzeugt, daß du es gut und redlich mit mir meinst, und ich weiß ja," setzte er düster hinzu, „daß du annähernd ein Recht hast, so mit mir zu sprechen."

„Schon diese Ansicht ist etwas werth. Aber sage mir, Tannhäuser, hast du eine Idee davon, wann der Tag kommen wird, wo es dich drängt, aus dem schwülen Dunstkreis des bewußten Berges, der deine Sinne umnebelt und gefangen hält, wieder aufzusteigen in die frische fröhliche Natur, aus dem erschlaffenden, betäubenden Dufte hinaus zu uns, die wir im kühlen, duftigen Grase, am Ufer eines frischen, murmelnden Wassers ruhen und aufwärts durch leicht zitternde Blättermassen an den treuen, dunkelblauen Himmel schauen? — Aus dem verführerischen, gedämpften Scheine des einsam brennenden Lichtes hinaus an den goldenen Sonnenschein?“

„Ja, ja, sie kommt!“ versetzte Tannhäuser hastig. „Und bald, bald. Es ist ein Ringen in mir, ein Drang, mich loszureißen, der immer gewaltiger wird und dem ich folgen will und muß — morgen, übermorgen. — Aber glaube mir, Wulf, du bist befangen, du urtheilst einseitig. Mein Leben ist kein so wüster Traum, wie du dir einbildest, wild wohl, aber frisch und entzückend. Es ist ein Zauber, gegen den ich schon vergeblich mit aller Kraft angekämpft, den ein Blick aus dunklem Auge, ein Wort aus lieblichem Munde wieder fester um mich knüpft.“

„Du mußt ihn zerbrechen, indem du fliehest.“

„Damals wäre das leichter gewesen,“ fuhr Tannhäuser träumerisch fort. „O hätte ich damals die ganze Gefahr überblickt, damals, als sie noch in der Nähe war! Ich

hätte mich zu ihren Füßen geworfen, ihre Kniee umfaßt und gefleht — schütze mich! schütze mich! — Aber dieses schöne Weib," sagte er nach einer Pause, während welcher er die Augen mit der Hand verdeckt hatte, „hält mich fest in zweierlei Gestalt; man kann nicht müde werden ihr anzugehören, denn sie wechselt ihren Körper unbefangen, sorglos, sie läßt mich scheinbar dahin ziehen, da sie weiß, daß ich um so fester, mit um so glühenderer Lust wieder zu ihr zurückkehren werde. Sie hat ein Doppelleben in sich, ein drei-, ein vierfaches, wenn es ihr gut dünkt; sie bindet mich mit immer stärkeren Banden, da sie meine Ketten scheinbar muthwillig selbst zerreißt." —

„Frau Venus ist eine schöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche,
Wie Sonnenschein und Blumenduft
Ist ihre Stimme, die weiche,

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
Am zarten Kelch zu nippen,
So flattert meine Seele stets
Um ihre Rosenlippen."

sagte der kleine Maler mit leiser Stimme. „Ja, um viele Rosenlippen. — Ja, ich verstehe, wie sie deine Ketten zerreißt, um dich dadurch noch fester zu binden.

„Tannhäuser, unglückseliger Mann,
Der Zauber ist nicht zu brechen!

Doch genug davon. Wenn ich auch nicht hoffe auf ein langsames Lösen deines Verhältnisses, so hoffe ich doch auf die heilige Kunst, welche dich schirmend umgibt, auf den Genius, der in dir lebt, und hoffe vor allen Dingen auf irgend ein Ereigniß, welches wie ein Blitzstrahl deine schwüle Wetternacht durchreißt, dich aus deiner Betäubung aufrüttelt und dich vor gänzlichem Untergange bewahrt. — Ich hatte immer noch gehofft," setzte er hinzu, nachdem er eine Zeitlang dem Freunde in das finstere Angesicht gesehen, „du würdest vielleicht den Entschluß fassen, Venedig und alles zu verlassen und mit mir zu ziehen — wohin du wolltest, meinetwegen sogar nach Rom. Da du mich aber einen Blick in dein Inneres thun ließest, so sehe ich wohl, daß es unnöthig aufgewendete Mühe wäre, dich von hier wegzubringen. Du würdest nachdenkend, träumend folgen, vielleicht bis Mestre, vielleicht sogar bis Padua oder Verona, und dann würdest du dich plötzlich losreißen und umkehren. Ist's nicht so?"

Tannhäuser nickte schmerzlich lächelnd mit dem Kopfe.

„Was könnte ich dir auch versprechen?" fuhr Wulf fort. „Ja, wenn bei den Freunden alles beim Alten geblieben wäre, wenn ich wüßte, wie Vater und Tochter über uns denken, wenn die beiden kleinen Häuschen, wo wir ein so heiteres, vergnügtes Leben führten, noch unsere Heimat wären, ja dann würde ich dich mit aller Gewalt der Ueberredung von hier fortzuziehen versuchen und würde dir im-

merfort erzählen von der grünen Veranda, die wir nach Tagen oder Wochen wiederſehen würden, von dem Lichtſchein, der durch die Blätter blitzt, von ihrem erſtaunten und erfreuten Auge. — Das kann ich aber jetzt nicht, und um dich, mein Freund, mir nachzuziehen, wie ich es thun will und muß, ſoll ich erſt nachſehen, was aus den Freunden geworden. Wenn ich dir ſchreibe, daß ſie dich herzlich willkommen heißen, willſt du alsdann meinem Rufe Folge leiſten?"

„Ja, ja, ich will, ich will gewiß," entgegnete haſtig der Tannhäuſer. „Aber," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „warum ſprichſt du wie ein Abſchiednehmender?"

„Weil ich es in der That bin, weil es mich von hier forttreibt, weil ich noch mehr von der Welt ſehen will und muß."

Der Andere machte einen raſchen Gang durch das Zimmer, blieb dann einen Augenblick mit verſchränkten Armen vor ſeinem Bilde ſtehen und ſagte: „Und das packſt du ein und nimmſt es mit? — Eigentlich haſt du recht; du haſt Venedig geſehen, du haſt deine Studien gemacht, du biſt ein glücklicher freier Menſch, und da dich nichts mehr hier zurückhält, ſo ſchnürſt du dein Bündel und ziehſt davon."

„Ja, ja, frei wie der Vogel in der Luft, wenn auch nicht ganz ſo zufrieden und glücklich," gab der kleine Maler zur Antwort. Und damit nahm er die beiden Hände des

Freundes in die seinigen. „Du gehst also nicht mit mir? — Gut, ich dringe nicht weiter in dich. Aber sage mir, wo wir uns bestimmt wiederfinden, wenn uns das Schicksal nicht früher zusammenführt."

„Das ist nicht so ganz leicht zu bestimmen," sagte der Tannhäuser; „unsere Interessen sind ja leider nicht mehr die gleichen."

„Und treffen doch, hoffe ich, in einem Punkte zusammen, — in der Kunst, Richard."

„Ja, ja, in der Kunst. Gott erhalte mir den Sinn für diese."

„Nun gut, wenn es dir damit Ernst ist, so wollen wir uns nächsten Herbst in München treffen. Dort ist im Monat September die allgemeine Versammlung deutscher Künstler, wohin es dich natürlicherweise auch zieht, und ist doch die Sache selbst ein genügender Vorwand, um dir Urlaub zu einer Reise zu verschaffen," setzte Wulf mit leichtem Spott hinzu. Er sprach aber dieses Wort gewiß nicht in der Absicht aus, seinen Freund zu kränken, sondern es war seine Art so, sich selbst und Andere aus einer weichen Stimmung, in welche man zu zerfallen dachte, empor zu stacheln.

„Gut, ich komme," sagte Tannhäuser entschlossen, indem er dem Freunde die Hand darreichte. „Natürlicher Weise vorbehältlich, daß die mächtige Hand über uns nicht ein anderes gebietet."

„Versteht sich von selbst," erwiderte launig der kleine Maler. „Doch werde ich mich selbst in diesem Falle bemühen, dir als Geist zu erscheinen."

„Und nun denn, Friedrich, ohne weitern Abschied."

„So sei es, Richard, leb' wohl." — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Wulf verließ wirklich einige Tage nachher Venedig, ohne seinen Freund nochmals gesehen zu haben, doch ließ er ihm durch den Tiroleſe einen Brief zustellen, in welchem er schrieb: „Es ist gut, daß ich mit deinem Bilde das Weite gesucht habe. Jener Kerl, den ich mit meiner von dir so genannten närrischen Forderung von viertausend Gulden abzuschrecken gedachte, stellte sich noch ein paarmal ein, schien in deine Arbeit völlig vernarrt und bot mir bis zu sechstausend Gulden. Wohlfeiler werde ich nun auch später deine Arbeit nicht hergeben, und du siehst nun, welch' immenses Kapital du immer noch zu erwarten hast, wenn du auch mit all' deinen jetzigen Glücksgütern Schiffbruch leiden solltest. Denke an Raimunds wunderbares Märchen, du selbst ein Verschwender, und nimm mich für jenen zubringlichen Bettler, der dir einstens wieder erscheinen wird, hoffentlich aber nicht auf den Trümmern deines Lebens. Addio!"

Nur ein einzigesmal hatte die Fürstin angespielt auf die Zusammenkünfte im Hause des Tiroleſe, und zwar mit lächelndem Munde und dabei scherzend gesagt: „Bei

alle dem, Richard, war es unrecht von dir, daß du mir das Bild nicht zeigtest, welches du dort gemalt, daß du es mir verheimlicht hast, deiner treuesten und aufrichtigsten Verehrerin. Es soll sehr schön geworden sein. Wo hast du es gelassen?"

„Ich gab es meinem Freunde, jenem kleinen Maler, dessen du dich wohl noch erinnerst aus meinem Atelier."

„Ah, der damals das komische Affenbild malte! O ich vergesse nicht das Geringste aus jener Zeit."

„Ich mußte einmal ein Bild malen, um es unter meine deutschen Freunde zu bringen. Habe ich doch genug Arbeiten ins Ausland verkauft zu hohen Preisen, bin von meinen Käufern höchlich belobt worden, ohne daß es mir aber gelungen wäre, meinen Namen bekannt zu machen. Das fängt an mich zu drücken."

„Und weßhalb?" fragte die Fürstin leichthin. „Schätzt doch jeder deine Bilder, der sie sieht, und bist du auch um Abnehmer nie verlegen gewesen."

„Allerdings, wenn das das Endziel aller Wünsche eines Künstlers ist, so könnte ich mich zufrieden geben. Aber hast du keine Idee davon, wie Großes, wie Erhabenes, wie Glücklichmachendes darin liegt, sich einen Namen zu machen, einen gefeierten Namen, bei dessen Nennung man sagt: Ach ja, er, sollten wir ihn nicht kennen? — Ich kenne kein Glück des Lebens," setzte er verdüstert hinzu, „keines — keines, keine Freude des Daseins, die je ein

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20754 / 020

ſolches Gefühl des Gekannt- und Geehrtſeins aufwiegen könnten. — Aber ich ſcheine davon noch weit entfernt zu ſein."

„Und doch werden auch darin deine Wünſche noch befriedigt werden."

„Ich hoffe es," verſetzte Tannhäuſer kurz und heftig, „denn ſonſt möchte ich nimmer leben."

Die Fürſtin brach das Geſpräch ab, ſie blickte vor ſich nieder, ſie ſchien über etwas nachzuſinnen, ſie lächelte eigenthümlich, dann ſagte ſie mit einemmale: „Ich habe geſtern ein Schreiben von Portinsky erhalten."

„So," machte der Maler in gleichgültigem Tone.

„Er ſchreibt mir von Rom. Immer noch derſelbe Phantaſt, der alte Mann mit dem viel zu heißen Herzen."

„Er ſchreibt von Rom?" ſagte Tannhäuſer, mit einemmale aufmerkſam geworden. „Was macht er da?"

„Was er dort macht? — Eines Theils was alle Beſucher thun, die nach Rom kommen: Merkwürdigkeiten alter und neuer Zeit anſchauen, Kirchen und Muſeen beſuchen. Andern Theils aber — es iſt eigentlich zu lächerlich!"

„Nun?"

„Hätte er bis Rom die Spur jener jungen Italienerin verfolgt — du erinnerſt dich gewiß ihrer? — Dieſe Spur aber in der großen Stadt verloren."

Der Tannhäuſer athmete ſichtlich auf.

„Jetzt aber ſchreibt er, er habe ſie wieder gefunden —

die Spur und dann das Mädchen ſelbſt, er iſt entzückter über ſie als je, er ſagt mir, der Name, den ihr Vater und ſie in Deuſchland geführt, ſei nur ein angenommener geweſen, ſie wäre von einer guten, alten Familie, und zwiſchen den Zeilen ſeines Schreibens leſe ich, daß er, der alte Fünfziger, toll genug ſein wird, dem jungen Mädchen ſeine Hand anzubieten. Iſt das nicht förmlich ridicul? — Wenn ich mir denke, daß mir eines Tages der Graf und die Gräfin Portinsky gemeldet werden!"

Wir ſind im Stande, über ein kleines Leid, das uns betrifft, über eine Nachricht, die uns verletzt, außer uns zu gerathen, uns in heftigen Reden über das Für und Wider auszulaſſen, uns in einen völlig fieberhaften Zuſtand zu verſetzen, der den Ausgangspunkt unſeres Kummers vollkommen verrückt, der uns exaltirt, weil er uns zu Folgerungen veranlaßt, wie eins ſich immer trauriger, immer ſchmerzender aus dem Andern entwickeln könnte. — Und dagegen ſind wir wieder im Stande, ein tiefes Leid, das plötzlich über uns hereinbricht, das wir auf einmal in ganzer, entſetzlicher Geſtalt vor uns ſtehen ſehen, mit einer ſtoiſchen Ruhe, mit einer an Gleichgültigkeit grenzenden Kälte aufzunehmen.

So ging es dem Tannhäuſer; ſo erſchien er wenigſtens äußerlich; ſeine Lippen hatten freilich ein wenig gezuckt als die Fürſtin faſt ſpottend den Namen der Gräfin Portinsky genannt. Er hatte darauf die Zähne feſt aufein-

ander gepreßt, er hatte den furchtbaren Schlag mit einemmale erhalten, unvorbereitet, er hatte ihn ausgehalten, er fühlte ſich nur eine Secunde von ihm niedergedrückt und konnte darauf ruhig lächeln und die Antwort geben: „das wäre allerdings außerordentlich komiſch.“

Als er dann einige Zeit darauf aus dem Zimmer ging, ſah er allerdings ein wenig bleich aus, doch ſagte er im Weggehen ein paar Worte mit ſolcher Ruhe, daß ihm die Fürſtin erſtaunt nachblickte. Wie es aber in ſeinem Innern ausſah, davon hätte die kleine Gondel erzählen können, in welche er ſich hinein warf, deren Vorhänge er zuſammenzog und die nun mit ihm, einem ſtarr vor ſich Hinbrütenden, durch unbeſuchte öde Canäle fuhr. Paolo verſuchte es mehreremale, zu ſeinem Herrn hineinzuſchauen, und wenn ihm das nicht gelingen wollte, ſo ſetzte er kopfſchüttelnd ſeine Fahrt fort. Endlich aber, als es ſchon Abend wurde und der drinnen immer noch kein Zeichen zur Rückkehr nach Hauſe oder zum Anhalten gab, ließ der Gondolier nicht ohne Abſicht ſein leichtes Fahrzeug etwas ſtark an irgend eine Treppe anſtoßen, in deren Nähe ſie ſich gerade befanden, ſchritt auf den Rand nach vornen und bat um Befehle.

Der junge Maler lag noch immer ausgeſtreckt in den Kiſſen, den Kopf auf die Hand geſtützt, ſo daß ſich ſeine Finger tief in ſein volles blondes Haar vergruben, und ſelbſt das heftige Anſtoßen der Gondel war nicht im Stande

geweſen, ihn aus ſeinen ſchmerzlichen Träumereien zu erwecken. Wie hatte er ſich in dieſen langen Stunden ſelbſt gequält, wie hatte er die Vergangenheit in ihren kleinſten Einzelnheiten nochmals durchlebt, wie hatte er ſich die Zukunft vor Augen geführt, ſeine und ihre, wie hatte er ſein Herz zerfleiſcht mit tauſend Nadelſtichen, mit tauſend fein zugeſpitzten glühenden Gedanken, mit denen er in einem wollüſtigen Schmerze ſein Inneres zerriß! — Jetzt richtete er ſich empor, er ſtrich ſein Haar aus der Stirn, richtete ſich in die Höhe und befahl Paolo, nach Hauſe zu rudern.

Dort angekommen ſtieg er langſam die Treppen hinauf und hörte es kaum, als ihm der Portier meldete, die gnädige Frau ſei vor einer halben Stunde ausgefahren. Er nickte mechaniſch mit dem Kopfe, und als er oben in das weite Veſtibul trat, that ihm die Stille und Dunkelheit, welche hier herrſchte, ſo wohl, daß er ſich gerne niedergelaſſen hätte, doch hatte ihm Monſieur Ferrand bereits nach ſeiner Gewohnheit mit einer tiefen Verbeugung die Thüre zum Salon geöffnet, weßhalb er dort eintrat.

Es war am Abend für ein glückliches Herz hier immer unbeſchreiblich ſchön; die hohen Bogenfenſter ſtanden weit offen und ließen die kühlere Meerluft hereinſtreichen; dort über der Giudecca war der Himmel glänzend goldig angeſtrahlt, und die Formen der mächtigen Kirche von Santa Maria della Salute, ſowie weiter links die Kuppel von San Giorgio Maggiore ſtanden dunkel und in noch impo-

ſanteren Formen auf dem leuchtenden Abendhimmel. Auf die Canäle ſenkte ſich ſchon die Nacht herab, und die gegenüberliegenden Paläſte des Canal grande erſchienen ſchon in ihren Einzelnheiten unkenntlich; überall ſah man Fenſter geöffnet; hier und dort hörte man die leiſen melancholiſchen Klänge einer italieniſchen Volksweiſe oder ein Bruchſtück aus irgend einer beliebten Opernarie, und in der dunklen Häuſerreihe blitzten jetzt häufig Lichter auf. Dazwiſchen war es rings umher ſo ſtill, daß man deutlich jeden Schlag des Ruders hörte, wenn eine Gondel unten vorüberfuhr, ebenſo das Lachen und Plaudern der darin Sitzenden, ſowie den noch ſo leiſe angeſchlagenen Ton einer Mandoline, der ſich auch zuweilen vernehmen ließ.

Der Tannhäuſer lehnte an der Einfaſſung des Fenſters, er hatte die Stirne an den kalten Stein gedrückt, und dieſes ſo ſanfte, allmälige ſtillzufriedene Einſchlummern der großen Stadt, das ſonſt wohl im Stande geweſen war, eine ernſte Ruhe über ſein Herz zu verbreiten, preßte ihm heute beinahe Thränen des tiefſten Schmerzes aus. Namentlich durchzuckte es ihn wild, wenn irgendwo wieder zwiſchen dem Grün einer Veranda oder eines Balkons ein Licht aufblitzte, und dann zog er den Athem kurz und heftig an ſich, daß es klang wie ein leichter Aufſchrei, wie ein unterdrücktes Schluchzen. O hätte er nur eine Menſchenſeele gewußt, der er ſich hätte mittheilen können, ein freund-

liches Herz, in das er ſeinen tiefen Kummer hätte niederlegen können! —

„Jo ti voglio ben assai,
Ma tu non pens' a me!“

klang es mit einemmale aus dem Nebenzimmer halb geſungen, halb geſprochen. — Er kannte die Stimme wohl und auch die Worte. Es war der Refrain eines Liedes, das er von den Gondolieren unzähligemal gehört, das er nie beachtet, das aber jetzt dicht in ſeiner Nähe ſo innig, ſo leiſe und faſt flüſternd vorgetragen, in ſeiner gegenwärtigen Stimmung eine unbeſchreibliche Wirkung auf ihn hervorbrachte. Es riß ihn aus ſeinen Träumereien, es trieb ihn an die Thüre des andern Gemachs, und als er dort die ſchwere Portiere aufhob, hätte er im Halbdunkel, welches in dem Zimmer herrſchte, kaum die Geſtalt Eliſens unterſcheiden können, die auf dem Divan der Fürſtin ruhte und ſich bei ſeinem Eintritte raſch erhob, wenn ihm nicht eine vor dem Hauſe plötzlich aufflackernde Gasflamme zu Hülfe gekommen wäre, welche das Gemach mit einem ſanften, unbeſchreiblich wohlthuenden Lichte erfüllte.

„Bleibe, bleibe!“ ſagte er haſtig, wobei er ſich dem jungen Mädchen näherte und ſich an ihrer Seite niederließ. „Sing' dein Lied nochmals, oder nur den Refrain deſſelben; er klingt ſo mild, ſo beruhigend; er tönt wie eine Klage, die wir gern beantworten möchten, indem wir ihr, welche

ſie ſingt, zu Füßen ſtürzen und ihr ſagen: Nein, nein, du thuſt mir Unrecht, ich denke an dich nicht täglich, nicht ſtündlich, ſondern bei jedem Athemzuge. Denn an dich zu denken iſt mir ebenſo Bedürfniß als die Luft einzuathmen. — O Eliſe," unterbrach er ſich, während er ihre Hand ergriff, „laß mich zu dir reden, laß mich dir etwas von meiner Vergangenheit erzählen, laß mich dir erklären, wie ſehr der Refrain deines Liedes auf mich paßt:

„Ich liebte ſie von Herzen,
Doch ſie denkt nimmer mein!"

O bleibe ruhig, laß mich mein Geſicht etwas zu dir niederbeugen, daß ich leiſe flüſternd mit dir ſprechen kann. — So — laß deine Hand an meiner heißen Schläfe liegen, deine Finger ſind ſo kühl, ſie werden mein Blut beſänftigen."

„O nein, nein!"

„Nun laß mich dir erzählen," fuhr er mit leiſer Stimme fort, „gewähre mir die Seligkeit, meine wilden Gedanken in deine ruhige kindliche Seele niederzulegen. — Du wirſt mich verſtehen."

„O nein, nein, ich darf und ſoll das nicht verſtehen."

„Und möchteſt doch, Eliſe. — O höre mich!"

Und dann erzählte er ihr mit haſtigen Worten und erregter Stimme von ſeinem früheren Leben und von ihr, von dem kleinen Häuschen, wo er gewohnt, von der Ve-

randa und von ihr; von den wunderbaren Sommer-Abenden, von dem Lichte zwiſchen dem Grün der Blätter und von ihr, immer wieder von ihr. Und dabei malte er ſo glühend und heiß, wie er ſie geliebt, und wie ihre Blicke auch ihm geſagt, daß er ihr nicht gleichgültig ſei, wie dieſe Blicke zu ihm geſprochen hätten, ihn mächtig angezogen, und wie er oftmals, aber nur in ſeinen Träumereien, ihr zu Füßen geſtürzt ſei, — ſo, ſo, ſie wild und verlangend in ſeine Arme geriſſen. — Ja, wild und verlangend, — unwiderſtehlich — glühend. — Eliſe! — Eliſe! —

Während er dem jungen Mädchen ſo erzählte, trat der eigenthümliche Ausdruck der Ueberraſchung auf ihrem Geſichte immer ſtärker hervor, wobei ihr Auge flammte und ſich ihre Lippen zuckend öffneten. Doch als dieſer Ausdruck den höchſten Grad erreicht hatte, verſchwand er ebenſo plötzlich wieder und machte dem Zuge eines Leides Platz, der ſich nun wie eine Art Ermattung auf ihrem Geſichte lagerte, — als er nun mit ruhiger, obgleich bewegter Stimme weiter erzählte von jenen Tagen, wie das Schickſal ſie von einander geriſſen und wie er nichts mehr von ihr gehört, bis ihn heute jene Nachricht, welche ihm die Fürſtin mitgetheilt, wie ein Donnerſchlag getroffen.

Wie hatte er in ſeinen ſelbſtquäleriſchen Träumereien heute Nachmittag dieſe Nachricht von allen Seiten betrachtet, das Für und Wider überlegt, um am Ende immer und

immer wieder zu dem furchtbaren Resultate zu gelangen, das in den wenigen Worten der Fürstin lag: so können wir es denn erleben, daß sich eines Tags der Graf und die Gräfin Portinsky bei uns melden lassen. — Sie, die blühende Franceska, die Frau jenes ihm verhaßten alten hinfälligen Mannes! Dieser Gedanke brachte ihn immer und immer wieder zur Verzweiflung. Und lag eine Unmöglichkeit darin? Gewiß nicht. Hatte er vielleicht ein Recht, irgend eine Rücksicht von dem jungen Mädchen zu verlangen, dessen Herz er so tief gekränkt, die er so muthwillig, so leichtsinnig verlassen?

So mußte es denn sein, und so mußte es sich erfüllen, worüber er schon früher in finsteren Augenblicken gegrübelt, das er aber lachend, auf ein unverdientes Glück bauend, weggescheucht. Und nicht nur der an sich schon furchtbare Schmerz über die Gewißheit ihres Verlustes war es, was sein Herz zerrissen, nein, die lichte Gestalt des jungen und reinen Mädchens hatte ihm immer vorgeschwebt wie ein verkörpertes Bild seiner eigenen Zukunft, zu welcher er vielleicht immer noch im Stande sei, sich durch Arbeit, durch Noth und Trübsal hindurch zu ringen. Sie war ihm in schönen Träumen erschienen, wie ein heiliger Altar, vor dem er nicht im Staube niederknien werde, auf ihn das Bekenntniß seiner Fehler, seiner Sünden, seiner Buße niederlegen, von dem herab er auf ein verzeihendes Wort hoffte. — Jetzt war alles vor ihm dunkel und mächtig um-

zogen; ihm ſchien kein Tag mehr dämmern zu ſollen, er ſah keine rettende Hand mehr, die ſich ihm darbot, um ihn hinauszuführen aus dem ſchwülen Dunſtkreis des Zauberberges, er ſah in dieſem Augenblicke kein liebes Bild mehr, das ſeine Sinne ſtärkte, die umnebelt und gefangen waren, kein ſüßes Lächeln, das ihn emporzog in die friſche, fröhliche Natur, um dort anbetend und bereuend niederzuſinken. —

Selbſt das heilige Gebilde der Kunſt, das ihn ſo oft getröſtet, das ihn ſo oft mit neuen Hoffnungen belebt, ſchien jetzt fernab von ihm zu ſchweben mit verhülltem Angeſichte.

Fünfzehntes Kapitel.

Auf der Ausstellung.

Es ist etwas Eigenthümliches um so eine große Kunstausstellung, da in einem Raume beisammen zu finden, was größere und kleinere Meister innerhalb hundert Jahren auf verschiedenen Punkten der deutschen Erde gemalt und von dem sie nicht gedacht, daß es sich, mit all' den andern vereinigt, eines Tags im Glaspalast zu München zusammenfinden würde. Dabei kann man sich wohl vorstellen, daß es vielleicht den wenigsten der Künstler angenehm gewesen wäre, wenn man ihnen bei Schaffung ihrer Werke gesagt hätte, daß diese nach so und so viel Jahren von der stillen Wand, wo sie so lange Zeit behaglich geruht und geschlummert, nun auf einmal wieder in die Oeffentlichkeit treten sollten, eine neue Jugendzeit durchmachen, sich damals

anstaunen zu lassen, als sie noch in frischen Farben auf der Staffelei ihres Erzeugers standen, und der Herr A. die Madame B., Madame B. den Herrn C. und der Herr C. den Herrn Baron mit seiner Familie dem sich tief verneigenden Maler vorstellten, welche alle gekommen waren, um das reizende Bild, von dem man so viel Wunderbares gehört, anzustaunen und zu sagen, was sie in der letzten Kunstkritik darüber gelesen.

Ja, daß es so einem jungen Bilde Vergnügen macht, von allen Seiten betrachtet und bewundert zu werden, das kann man sich schon denken, aber ebenso natürlich und begreiflich ist es auch, daß sich ein altes Gemälde, welches viele Jahre in gemüthlicher Ruhe die Zierde irgend eines stillen Gemaches gewesen ist, dort meistens nur bekannte Gesichter gesehen, nun auf einmal ausgestellt wird den Blicken Tausender ganz wildfremder Menschen, nun sehr unbehaglich fühlt, verdrießlich, dunkel und finster dreinschaut.

Für den Besucher haben diese Kunstabfütterungen en gros auch etwas Beengendes, Unbehagliches, Uebersättigendes. Wenn man eintritt, so ist es, als käme man in einen großen Salon, wo man unter einer Anzahl fremder Leute ein paar bekannte Gesichter findet, zu denen wir uns auch mächtig hingezogen fühlen, das andere Gewühl scheu von der Seite betrachten und so viel kostbare Zeit verlieren. Erst nach und nach sind wir im Stande, die genaue Be-

kanntſchaft all' dieſer renommirten Herrſchaften zu machen, und da wir doch für jeden etwas Geiſtreiches wenigſtens denken müſſen, ſo fühlen wir uns in kurzer Zeit körperlich und geiſtig ermüdet. Am Ende blicken wir ſeufzend auf die enorme Enfilade von Zimmern, die wir noch durchwandern müſſen, und fühlen dabei mit tiefer Betrübniß, daß wir künſtleriſch ſchon ſo geſättigt ſind, daß nur eine ganz pikante Speiſe im Stande iſt, uns ein klein wenig aufzuregen.

Und ſo iſt es dem gewöhnlichen Strom von Beſuchern großer Gemäldegallerien tagtäglich zu Muth, Leuten, die aus Pflichtgefühl ihr Abonnement ausnützen, die alles geſehen haben wollen, um darüber ſprechen zu können, oder der Schaar jener Unglücklichen, die über das, was ſie erſchaut oder nicht erſchaut, ein kunſtrichterliches Urtheil ſchriftlich abzugeben genöthigt ſind.

Da wir nun aber einmal da ſind, unſer Eintrittsgeld bezahlt und unſern Stock in Verwahrung gegeben haben, ſo ſchlagen wir ſeufzend den Katalog auf und fangen gleich rechts an der Thür an: Nr. 440. Die Erſtürmung Erfurts durch die Türken oder ſo etwas. — Wenn es nur ein Mittel gäbe, um unſere Gedanken von all' den wunderbaren und ſchönen Bildern abzubringen! Unſere armen Augen ausruhen zu laſſen von dem wilden Durcheinander all' der Farben, all' der verſchiedenartig gemalten Phyſiognomieen, all' der Waſſerfälle und Waldeinſamkeiten, all' der Kühe und Eſel, all' der goldenen Rahmen! Und doch gibt es ein

Mittel, dies zu bewerkstelligen, und dazu in gewisser Beziehung noch ein nutzbringendes. Dort vor dem großen Gemälde steht ein Sopha, das immer besetzt ist von Zuschauern. Setzen wir uns dahin, nehmen eine aufmerksame Haltung an, schlagen ein Bein über das andere, die Arme ebenfalls und starren mit etwas gesenktem Kopfe und vorgeschobener Unterlippe inbrünstig auf das Gemälde. Man wird uns, den Kunst-Enthusiasten, belächeln, aber unser Zweck ist erreicht: man hat unsere Ohren vergessen, wir sind eine Art Leimruthe, an der alle möglichen Gespräche unbemerkt hängen bleiben.

Da treten Zwei dicht auf uns zu, er stützt sich auf das Sopha, auf dem wir sitzen, sie lehnt sich an ihn, und Beide schauen nicht nach unserem Bilde, sondern nach einer daneben hängenden beliebigen Waldnymphe, welche vorsichtig die Zweige der Büsche auseinander zieht und die Spitze ihres Fußes in ein klares Wasser taucht.

„Ich kann von dem Bilde nicht wegkommen," sagt er, „und wenn ich ein reicher Mann wäre, würde ich es kaufen."

„Ach geh doch!" gibt sie kaum vernehmlich zur Antwort.

„Wahrhaftig, sei doch nicht so kindisch. — Ich sage dir, das ist eine Aehnlichkeit, die ganz wunderbar ist; man könnte glauben, du habest dem Maler zum Modell gesessen."

„Ah! das bitte ich mir aus!"

„Es ist aber doch so; dein Gesicht, die Haltung deines Kopfes — wunderbar ähnlich. Und alles — alles!"

Sie treten hinweg, und es ist uns nicht zu verdenken, daß wir den Kopf herumwenden, um dem wirklich hübschen Mädchen nachzusehen, das in allem der Nymphe da oben so ähnlich sieht.

„Weißt du," spricht eine tiefe Baßstimme neben uns, „das Urtheil eines Kunstverständigen thut nie weh; aber wenn ein solcher Vandal, wie jener Kerl, vor meiner Landschaft steht und zwei Schritte von mir von spinatgrünen Bergen spricht, wozu die Sonne in ihrem Eigelb vollkommen passe, da könnte man rasend werden und sollte es verschwören, je wieder für die deutsche Nation zu arbeiten. Diese weichen, duftigen Abendtöne spinatfarbig zu nennen. Es ist zum Aufhängen."

Das Letztere würde der Sprecher mit Leichtigkeit haben erreichen können, denn die strickartige Binde um den nackten Hals hätte man nur in irgend einen Haken einzuhängen gebraucht. Im Uebrigen sieht der Träger derselben in seinem Anzug etwas abgeschabt aus, hat ein finsteres, eingefallenes Gesicht, trägt sehr langes Haar und hält einen kuhbraunen Calabreser zusammengedrückt unter dem linken Arm. Er und der Andere, mit dem er spricht, thun übrigens nur so, als betrachten sie das Bild, vor dem wir sitzen, oder die bewußte Nymphe; in Wirklichkeit schauen sie immer dahin, wo die Landschaft mit den spinatfarbenen Bergen hängt, und wenn von all' den vielen Menschen, die dort vorüber gehen, nur ein Einziger einen Augenblick vor

der eiergelben Sonne stehen bleibt, so zieht der mit dem langen Haar die Brauen hoch empor. Aber es beißt selten Einer an auf das saftige Grün, und endlich ist auch der unglückliche Urheber jenes bekannten Bildes verschwunden.

In einer Kunstausstellung sind am unerträglichsten die großen Gesellschaften beiderlei Geschlechter, die sich zusammengethan haben, um gemeinsam zu genießen, und die sich das Wort gaben, ihren Mitleidenden keine Nasen- oder Bajonnetspitze, keinen Sonnenstrahl und keinen Wasserfall zu schenken. Sie rauschen wie eine Heerde um die nächste Ecke heran, verstellen gleich eine ganze Wand und stören durch ihre lebhaften Bewegungen, durch ihre ewigen Ausrufe das bischen Ruhe, welches eben eingetreten, nachdem uns der unzufriedene Maler verlassen.

„Siehst du? — Nein dies. — Aber da. — Hier das ist schön. — Wo? — Hier. — Hat Aehnlichkeit mit 620. — Ah, von Krautmaier! — Siehst du Krautmaier? — Von dem Krautmaier? Das ist also der Krautmaier? — Der junge Krautmaier? — Nein, der alte Krautmaier. Krautmaier du und der Teufel, das ist nicht zu ertragen. — Der die Großmutter malte, als sie schon gestorben war.“

Brrrr! Es nützt nichts, wenn man auf wirklich auffallende Art in die Hände klopft, sie fliegen nicht in die Höhe, sie drehen höchstens ihre langen Hälse herum, schauen dich naserümpfend an, und ein Kecker unter ihnen, der sich ein Ansehen geben will, sagt vielleicht in wegwerfendem Tone:

„Es iſt in der That ungeheuer genannt, daß dieſe Ausſtellung ſo alle Tage für jedermann zugänglich iſt. Man ſollte doch wenigſtens ein- oder zweimal in der Woche unter ſich ſein können!“ —

Endlich flattern ſie davon, ſie rauſchen um die nächſte Ecke, und wir ſehen deutlich, wo ſie eingefallen ſind, denn dort haben ſie ein paar ernſte Beſchauer verſcheucht, die ſich geſenkten Hauptes entfernen.

„Sie werden mir zugeben, Herr Profeſſor,“ ſagte eine feine, etwas heiſere, aber erregte Stimme, „daß Schlachtenbilder zu malen an und für ſich ein Unſinn iſt. Was ſoll die Kunſt? Erheitern und erfreuen. Und iſt ein Bild, wo der Pulverdampf die Luft verdunkelt, wo Leichen und Sterbende dutzendweiſe in der ſchauerlichſten Verrenkungen umherliegen, im Stande, uns zu erfreuen, zu erheitern? — Gewiß nicht. Sehen Sie dort den Ueberfall bei Hochkirch. Da ſtehen ſie nun ſchaarenweiſe davor und thun, als ob ſie entzückt wären.“

„Es iſt auch ein ſchönes Bild, Herr Profeſſor.“

„Allerdings, Herr Profeſſor. Aber wenn man nun einmal nicht anders kann als Schlachten malen, ſo ſoll man ſie wenigſtens im hellen Sonnenſchein darſtellen. Mich indignirt dieſes Bild, ſo oft ich es ſehe.“

„Weßhalb, Herr College?“

„Weil der Maler mir eine der beſten Ideen weggenommen, Herr College. Kennen Sie meine Bauern-

burschen, die mit einer Fackel etwas erheitert von einer Kirmeß heimkehren? — Müssen Sie nicht gestehen, daß sich dieser sogenannte Ueberfall bei Hochkirch in den Hauptmomenten ganz an meine Arbeit lehnt?"

„Ich könnte doch eigentlich nicht sagen, Herr College."

„In der That? Nicht, Herr College? Ist auf meinem Bilde nicht dasselbe hügelige Terrain, Dunkelheit, Fackellicht, die querfeldein wild anstürmenden Bauernburschen und der Gensdarm, der ihnen auf meinem Bilde so unverhofft in den Weg tritt?"

„Ja, ja, von diesem Gesichtspunkte aus, Herr Professor!"

„O es gibt gar keinen andern Gesichtspunkt, Herr Professor. — Aber so geht es Unsereinem. Nicht nur, daß die kaum herangewachsenen jungen Leute ein paar Ellen Leinwand mit Farben bekleckst ein Bild zu nennen belieben, so gehen sie auch her, nehmen uns die besten Motive, und so Einer macht aus den bekannten nächtlich herumstreifenden Bauernburschen des Professor Hagelwetter einen Ueberfall bei Hochkirch. Ist es nicht rein zum Davonlaufen?"

„Ein vortrefflicher Esel!" sagen wir halblaut und versenken unsere Blicke in das Portrait des gemüthlichen Langohrs, dessen Rücken Gemüsekörbe trägt und an dessen dickem Kopfe die Ohren so lebendig und sprechend sind. Sagt uns nicht das eine etwas gesenkte, daß es ein heißer Sommertag ist, und erzählt nicht das andere stramm emporgerichtete von dem Ueberfall bei — nein, nein, wir wollten sagen

von dem Ueberfall einer ſtechenden Fliege. — Es iſt in der That ein vortrefflicher alter Eſel. Und es gibt noch viele dergleichen in der Welt.

„Erlauben Sie, mein Herr!“ möchten wir mit einer gelinden Entrüſtung ausrufen und rücken dabei etwas heftig auf die Seite, denn ein eben Angekommener läßt ſich ſo ſtark in die Kiſſen des Sophas hineinfallen, daß es uns förmlich aus unſern Betrachtungen und unſerem Sitze emporſchnellt.

„Ich bitte Sie ſehr um Verzeihung,“ ſagt der Fremde, „in der That recht ſehr um Verzeihung.“ Und dabei erhebt er ſich artig wieder, macht uns eine Verbeugung und ſetzt ſich dann abermals hin, jetzt auf ſo ſanfte und ruhige Art, daß wir den Ueberfall von vorhin verzeihen. Wir haben unſern Katalog in die Höhe genommen, wir erwidern die uns gemachte Verbeugung und ſchauen dabei über das Buch hinweg unſern Nachbar von der Seite an.

Es iſt ein junger und ſehr hübſcher Mann, einfach, aber äußerſt elegant gekleidet. Er trägt einen hellen Sommeranzug und blättert mit ſeinen ſilbergrauen Glacéhandſchuhen etwas haſtig in dem Katalog hin und her, athmet zuweilen tief auf, zuckt unruhig mit den Schultern und gibt auch ſonſt wohl Zeichen einer ziemlichen Aufgeregtheit. So hat er ſeinen feinen Panamahut neben ſich hingeworfen, fährt ſich ein paarmal haſtig durch das hellblonde Haar und ſucht dann auf's neue und auffallend emſig in dem

Katalog. Er mag am Ende der Zwanzigen sein, so schätzen wir ihn, und muß am Anfange dieses schönen Abschnittes im menschlichen Alter auffallend schön gewesen sein. Man sieht davon noch die deutlichen und angenehmen Spuren; den frischen, rosigen Teint, die schönen Augen, das volle krause Haar, den feinen Mund. Doch sind das, wie schon gesagt, nur noch Spuren, die vielleicht durch das Leben oder durch Schicksale, oder wer weiß durch was für ein scharfes Auge, wie wir es besitzen, aus jenem wohlthuenden Zusammenhange, aus ihrer vollkommenen Symmetrie gerissen erscheinen. Die so angenehmen und schönen Verhältnisse des Kopfes sind gestört durch einen müden Flug um die Augen, durch einzelne tiefe und scharfe Linien um Nase und Mund, durch ein unruhiges Zucken der Lippen, durch ein düsteres Feuer in den sonst so schönen Blicken. Auf der rechten Wange zeigt sich eine rothe Narbe, welche vom Ohr bis fast zum Mundwinkel geht.

Der Fremde blätterte immer noch hastig in seinem Katalog und wandte sich endlich an uns mit der Bemerkung, die er durch ein scheinbar gleichgültiges Lächeln begleitete: „Es ist eigenthümlich, wie schwer es ist, hier einen einzelnen Namen herauszufinden.“

„Es bedarf allerdings einer Kenntniß des Buchs,“ geben wir ihm zur Antwort.

„Ich möchte mir die Bemerkung erlauben,“ versetzt er, immer noch im Verzeichnisse blätternd, „daß es ohne die

allergenaueſte Bekanntſchaft mit dieſem Katalog eine reine Unmöglichkeit iſt. Ich will ihm das durchaus nicht zum Vorwurf machen, denn für die Zwecke des größten Theils der gewöhnlichen Beſucher iſt alles geordnet zuſammengeſtellt."

Da ich nun, wie der geneigte Leſer ſchon Eingangs dieſes Kapitels zur Genüge erfahren haben wird, eifriger Beſucher der allgemeinen deutſchen Kunſtausſtellung war und das ganze Arrangement der Bilder vollkommen auswendig wußte, ſo verſtand es ſich von ſelbſt und gebot es mir auch die Höflichkeit, dem Unbekannten meine Dienſte anzubieten. Nebenbei flößte er mir auch ein reges Intereſſe ein, und es war mir angenehm, vielleicht mit ihm auf ein lebhaftes Geſpräch eingehen zu können. „Wenn Sie mir," ſagte ich deßhalb, „das, was Sie ſuchen, näher bezeichnen wollen, ſo wäre ich vielleicht im Stande, Ihnen Auskunft zu geben."

Er ſah mich mit einem forſchenden Blicke an; ich glaube zum erſtenmal, ſeit er ſich neben mich geſetzt, dann verbeugte er ſich ein wenig und gab mit einem ſonderbaren Lächeln zur Antwort: „Ich bin Ihnen für Ihr freundliches Anerbieten ſehr dankbar. Aber Sie verſtehen mich vielleicht, wenn ich Ihnen ſage, daß man ſich oft ſcheut, durch eine einzige Frage, die uns ein Anderer leicht beantwortet, eine traurige Gewißheit zu erlangen, der wir durch langſames Nachforſchen wenigſtens noch für eine Zeit lang entgehen. —

Doch," setzte er rasch hinzu, als er sah, wie ich mich mit einer leichten Bewegung zurückzog, „ich bin Ihnen herzlich dankbar für Ihr Anerbieten und werde mir erlauben sogleich davon Gebrauch zu machen, wenn Sie nämlich so gut sein wollen, Ihr Versprechen nicht zurückzuziehen."

Das sagte er in einem verbindlichen, obwohl etwas traurigen Tone, wobei mir sein ganzes Wesen als ein ängstliches, aufgeregtes erschien. Seine Lippen zuckten häufig, er athmete tief und schwer und dabei glitten seine Finger mit einer krampfhaften Hast durch die Blätter des Buches. Endlich ließ er seine Hände mit dem Katalog auf die Knie niedersinken und sagte mit einer ungezwungenen Heiterkeit: „Jetzt, mein Herr, werde ich mich an ihre Gefälligkeit wenden und bin Ihnen im Voraus dafür dankbar."

„So erlauben Sie mir vorher eine Frage," erwiderte ich, „die Ihnen vielleicht indiskret erscheint, aber es durchaus nicht sein soll. Sind Sie vielleicht selbst Künstler und suchten bis jetzt vergeblich eines Ihrer Bilder, das Sie hieher gesandt? — Verzeihen Sie mir," setzte ich lächelnd hinzu, „so kam mir Ihr Benehmen vor. Ich weiß es aus eigener Erfahrung — anch' io sono pittore."

Ich hatte das auf die freundlichste Art von der Welt zu ihm gesprochen, lustig lachend, um ihn heiter zu stimmen; denn der tief schmerzliche Zug, der auf seinem Gesichte lag, that mir ordentlich weh. Sein Gesicht heiterte sich auch in der That ein wenig auf, als ich so mit ihm redete, doch

ſchüttelte er nach einem kurzen Stillſchweigen leicht mit dem Kopfe und ſagte mit einem etwas ſcheuen Blicke: „Leider bin ich nicht ſo glücklich, Künſtler zu ſein. Nur ein lebhafter Bewunderer und Verehrer alles Schönen, wo ich es finde. Dem Zufall aber bin ich ſehr dankbar," ſetzte er verbindlich hinzu, „daß er mich in die Nähe eines Künſtlers geführt, welcher vielleicht die Güte hat, mich auf einige Hauptſchätze in dieſem Ueberfluß von Reichthum aufmerkſam zu machen. Bitte," fügte er hinzu, indem er ſeinen Katalog darbot, „mir freundlich an betreffenden Stellen ein paar Bleiſtiftſtriche machen zu wollen."

Ich that das mit großem Vergnügen, und als ich ihm nach einiger Zeit ſein Buch zurückgab, dankte er mit herzlichen Worten und durchſah darauf flüchtig die angezeigten Blätter.

„Italieniſche Landſchaften und Genrebilder aus Italien ſind nicht ſo bedeutend vertreten, wie ich gedacht," ſagte er nach einer Pauſe, ohne die Augen von dem Hefte in ſeiner Hand zu erheben. „Bei der Maſſe von Künſtlern, die alljährlich nach dem Süden geht, hätte man denken ſollen, von dort eine größere Auswahl zu finden."

„Nun, es fehlt doch gerade nicht daran," erwiderte ich ihm. „Da ſind Landſchaften in Dunkelblau und Violett genug vorhanden. Und was das Genre anbelangt, ſo iſt an römiſchen Landleuten, an Minenten, ſowie an Fiſchern und Fiſcherinnen durchaus kein Mangel."

„Ich glaubte das Bild eines Freundes hier zu finden," ſprach der Unbekannte nach einer längeren Pauſe.

Aha, wir nähern uns! dachte ich, ohne auf ſeine Bemerkung etwas zu erwidern.

„Darnach ſuchte ich, bin aber bis jetzt nicht im Stande geweſen, das Bild irgendwo im Buche zu entdecken. Sie waren vorhin ſo freundlich, mir eine Auskunft ertheilen zu wollen."

Hier traf mich ein ſcharfer Blick ſeiner ausdrucksvollen Augen, dann ſtockte er, und ich ſah, wie er einen tiefen Athemzug that. — „Mit Vergnügen. Darf ich um den Namen ihres Freundes bitten?"

„Auf den Namen werden Sie ſich vielleicht nicht erinnern. Aber da Sie die Ausſtellung gewiß ſchon häufig beſuchten, ſo iſt ihnen vielleicht ein Bild aufgefallen, welches — da —"

Man ſah und hörte, daß es ihm Mühe machte, fortzufahren. Endlich aber nahm er ſich zuſammen. „Eines jener Bilder, nach dem ich vorhin fragte," ſtieß er jetzt raſch hervor, „ein Genrebild aus Italien. Neben einer Brunnenſchaale, über welche von allen Seiten das klare Waſſer herabquillt, ſtehen zwei junge Mädchen."

Er bezeichnete mir ein bekanntes Bild, und um ihm ein Vergnügen zu machen, unterbrach ich ihn raſch, indem ich ſagte: „Eines dieſer Mädchen hat ein glänzendes Kupfergefäß auf dem Kopfe, welches der Andern, die lachend ihr Haar zurückſtreift, als Spiegel zu dienen ſcheint."

„Ja, ja, ſo iſt es, ſo iſt es!“

„Rechts vom Brunnen iſt eine allerliebſte Gruppe von Kindern, ein etwas älteres Mädchen läßt den kleinen Bambino, der neben ihr ſteht, aus der hohlen Hand Waſſer ſchlürfen.“

„Es iſt Ihnen alſo bekannt?“ fragte er mit einer Haſt, die mich erkennen ließ, daß es ein ſehr, ſehr genauer Freund von ihm ſein mußte, welcher das Bild gemalt. Nun war ich aber im Stande, ohne ihm im geringſten zu Gefallen zu reden, dies Bild aus vollem Herzen loben zu können. Es wird allen Beſuchern der damaligen allgemeinen Kunſtausſtellung in München unvergeßlich ſein, wie es denn auch beſtändig mit einem Kreiſe von Bewunderern umgeben war, die hier im hellen glänzenden italieniſchen Sonnenſchein einen Halt zu machen pflegten, ehe ſie ſich verſenkten in die Wald- und Märchenpracht von Moritz von Schwinds ſieben Raben, die ſich in der anſtoßenden Abtheilung befanden.

„Wenn der Maler dieſes Bildes Ihr Freund iſt,“ ſagte ich ſo verbindlich, als ich durch den Ton der Stimme und meine Mienen auszudrücken vermochte, „ſo bitte ich, ihm mein Kompliment zu machen, er hat da anerkannt ein wunderbares Werk geſchaffen.“

„Anerkannt?“ fragte der Fremde mit tonloſer Stimme, wobei ſeine Lippen wiederum zuckten, doch nicht auf ſo unangenehme Art wie früher. „Alſo hat das Bild gefallen?“

„Erlauben Sie mir," erwiderte ich eifrig, „gefallen ist hier nicht der rechte Ausdruck. Dies Bild ist eine der kostbarsten Perlen der ganzen Ausstellung. Und um Ihnen mein Wort von vorhin mit voller Wahrheit zu wiederholen: anerkannter Maßen."

Bei diesen meinen Worten hatte mein Nachbar seine Hände leicht zusammengelegt, ja ich bemerkte mit Erstaunen einen fast schwärmerischen Blick, den er in die Höhe warf. Freilich nur eine Sekunde lang, dann lächelte er so freudig, wie ich lange nicht habe jemand lächeln sehen, legte seine Rechte auf meinen Arm und sagte dann: „Ich habe nicht Worte, Ihnen für die Freundlichkeit, mit der Sie sich über jenes Bild aussprachen, zu danken. Aber beantworten Sie mir noch eine Frage. Hat der Künstler, der es gemalt, einen bekannten, einen geehrten Namen?"

„Es hat damit eine eigene Bewandtniß," erwiderte ich, und ich bemerkte wohl, wie der Fremde meinen Worten mit der höchsten Spannung folgte. „Sie wissen ebenso gut wie ich, daß unsere Ausstellung eine rein deutsche sein sollte und auch ist, und aus diesem Grunde wohl hat der sehr bekannte Künstler, um sein Bild überhaupt hieher zu bringen, es mit einem angenommenen Namen bezeichnet."

„Und steht dort nicht der Name Tannhäuser?" fragte er mit tonloser Stimme.

„Allerdings," versetzte ich. Aber ich erschrack, wie ich ihn anblickte. Die Freude, welche bis jetzt aus den Zügen

meines Nachbars geleuchtet, hatte in ſeinem Antlitze auch jene Harmonie theilweiſe wieder hergeſtellt, die ich beim erſten Erblicken deſſelben vermißte. Kaum aber hatte ich das eben Erzählte geſagt, als es wie ein Blitz über ſein Geſicht fuhr und alles auf demſelben den Ausdruck einer Erwartung annahm, die überzeugt iſt, im nächſten Augenblick etwas Furchtbares hören zu müſſen. „Allerdings," ſagte ich nochmals, „aber gerade der Name Tannhäuſer iſt ein angenommener Name, das fragliche Bild iſt bekannter Maßen von Potowski. Leider ein Ruſſe, könnte man hinzuſetzen, denn wir wären ſtolz darauf, ihn einen Deutſchen zu nennen."

„Von — Potowski?" wiederholte mein Nachbar, und den Ton, mit dem er das ſagte, werde ich nie vergeſſen. „Ah, von Potowski?" Dann legte er die rechte Hand an ſeine Augen und ließ ſein Haupt tief auf die Bruſt herabſinken. So verblieb er lange, ja ſo lange, daß mir ordentlich ängſtlich zu Muth wurde und ich ſchon im Begriffe war, ſeine Schulter zu berühren, um ihn vielleicht ſo zu veranlaſſen, ſich emporzurichten. Aber er that es dann von ſelbſt; er hob den Kopf in die Höhe, er blickte mich mit ſtarren Augen an, und ich ſah, daß ſein Geſicht mit einer furchtbaren Bläſſe überzogen war. Dabei verſuchte er zu lächeln und ſagte mir mit matter Stimme: „Es wird Ihnen ſeltſam vorkommen, aber es iſt vorübergehend. Ich bin heute Morgen bei der ſtarken Hitze etwas zu raſch

gegangen. — Alſo man weiß," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „daß das Bild, von dem wir vorhin ſprachen, von dem ruſſiſchen Maler Potowski iſt?"

„Man vermuthet es allgemein und wohl mit genügendem Grunde. Es iſt ganz die friſche, kecke Manier des Ruſſen, ſeine korrekte Zeichnung, ſein brillantes, unerreichbares Kolorit."

„Und wo hält er ſich auf? Lebt er in Deutſchland?"

„Das weiß ich Ihnen wahrhaftig nicht zu ſagen. Er ſoll gewöhnlich in Moskau ſein, hat aber Deutſchland bereist, das bezeugen einige ſeiner Bilder, die für uns ein ſo vaterländiſches Gepräge haben, als ſeien ſie in Düſſeldorf oder hier gemalt. Eigenthümlich dabei iſt, daß Potowski, ſo viel wir von ihm kennen, nie etwas aus dem ruſſiſchen Leben zum Vorwurf ſeiner Bilder nahm."

„Das glaube ich wohl," murmelte mein Nachbar mit dumpfer Stimme. Dann athmete er tief auf, ſtrich mit der Hand ſein Haar aus der Stirne zurück und fragte mich: „Sind hier in München Bilder von Potowski?"

„So viel ich weiß nur eines im Privatbeſitz, das Sie aber wahrſcheinlich ſehen können, wenn es Sie ſehr intereſſirt. Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen eine Erlaubniß dazu zu verſchaffen."

„Und das Bild — das gewiſſe Bild trägt nicht den Namen Potowski?"

„Nein," gab ich zur Antwort; „es iſt mit dem Namen

Tannhäuſer, den Sie vorhin nannten, unterzeichnet. Es iſt das, wenn Sie wollen, eine Schmuggelei. Doch wo kein Kläger iſt, iſt auch kein Richter. Dem Comité wurde das Bild als die Arbeit eines deutſchen Malers eingeſandt, und da es am Ende einen Maler Namens Tannhäuſer geben kann, — Tannhäuſer mit hartem T, denn der Wiener Meiſter Dannhäuſer iſt ja leider ſchon längſt geſtorben, — iſt wohl möglich."

„Und von jenem Tannhäuſer, deſſen Name auf dem Bilde ſteht, hat man ſonſt nie etwas gehört?"

„Nie," ſagte ich mit voller Wahrheit; „ich wenigſtens nicht, und ich bekümmere mich doch ſo ziemlich um alles, was in Deutſchland auf dem Gebiete der Kunſt geſchieht."

„Ich danke Ihnen recht ſehr," ſprach nun der Fremde zu mir mit einem peinlichen, verbindlich ſein ſollenden Lächeln, worauf er ſeinen Katalog aufhob, der ihm entfallen war, ſeinen Panamahut an ſich nahm und etwas mühſam aufſtand. Er ſchien wirklich müde zu ſein, oder unter einer furchtbaren Gemüthsbewegung gelitten zu haben. Darauf hin deuteten ſeine bleichen Lippen, das Erlöſchen ſeiner vorhin noch ſo lebhaften Blicke, der langſame, ſchwankende, faſt unſichere Gang, mit dem er ſich nach einer tiefen Verbeugung entfernte.

Dieſer Mann dauerte mich von Herzen, ohne daß ich mir den Grund ſeines Benehmens enträthſeln konnte. Gern hätte ich ihm meine Begleitung angeboten, doch haſſe ich

jede Spur von Zudringlichkeit, und als solche hätte ihm am Ende mein Anerbieten erscheinen können. Auch war es für mich Zeit, den Kristallpalast zu verlassen. Vorher aber ging ich noch einmal zu meinen lieben sieben Raben und verweilte darnach noch vor den Cartons meines unglücklichen, unvergeßlichen Freundes Alfred Rethel, dessen meisterhafte Fresken im Rathhaussaale seiner Vaterstadt Aachen nach diesen Cartons gemalt wahrscheinlich mit jedem Jahrzehnt zu immer größerer Geltung kommen werden und den Namen dessen unsterblich machen, der jetzt als ein armer Geisteskranker in den Alleen des Düsseldorfer Schloßgartens umherirrt, in denselben Alleen, die wir vor Jahren mit frischem Jugendmuthe, heiter, lustig, glücklich durchzogen, — in den Alleen, die heute wie damals in gleicher Frische grünen, während er, der Künstler, der eine große, glänzende Zukunft versprach, vom letzten Hauche eines erlöschenden Daseins wie ein verwelktes Blatt dahin getrieben wird. —

Ein junger, sehr bleicher Mann mit blondem Haar und Bart, elegant gekleidet, schritt an diesem Tage noch längere Zeit durch die hohen Räume des Kristallpalastes. Doch schien er nur für ein einziges Bild Sinn zu haben: Italienerinnen mit zwei kleinen Kindern an einer Brunnenschaale; vor dieses Bild trat er häufig hin, eine Zeit lang im Anschauen versunken, um sich alsdann auf einmal mit raschen Schritten zu entfernen. Doch kam er nicht weiter

als bis in die anſtoßende Abtheilung, wo er unter der Thüre ſtehen blieb, nach jenem Bilde hinſtarrte und ſich dann langſam, wie von demſelben mächtig angezogen, wieder näherte. Dann beſchaute er es abermals mit dem größten Intereſſe, beugte ſich auch wohl nieder, um den Namen des Künſtlers genau zu leſen, und ein paarmal fragte er aufmerkſame Beſchauer eben dieſes Bildes, indem er auf die höflichſte Art ſeinen Hut abnahm, wo dieſer Maler Tannhäuſer wohl zu erfragen ſei.

Zuerſt erhielt er von einem Befragten ein Achſelzucken zur Antwort und dann ſagte ihm ein Anderer: „Es ſteht da allerdings Tannhäuſer, aber es gibt keinen Maler dieſes Namens mehr, Dannhäuſer iſt todt und dieſes iſt ja mit dem harten T geſchrieben. Es iſt das eine Myſtifikation, eine ruſſiſche Schmuggelei.“

„Wie ſo?“ fragte der junge Mann mit dem größten Intereſſe.

„Nun,“ gab der Gefragte zur Antwort, „das Bild iſt von dem bekannten ruſſiſchen Maler Potowski, der aus Gott weiß welcher Grille das Bild hier auf dieſer allgemeinen deutſchen Kunſtausſtellung haben wollte und ihm deßhalb eine deutſche Firma gab. Sie ſehen, unſere Namen ſind zu allem zu gebrauchen,“ ſetzte er bitter lachend hinzu.

„Ja — ja — das ſehe ich,“ erwiderte der Frager, dankte auf's höflichſte für die freundliche Auskunft und empfahl ſich alsdann mit einer tiefen Verbeugung.

Dieſes Spiel hatte er mehrmals wiederholt, es erinnerten ſich ſpäter Leute zufällig daran, und dann verließ der junge Mann langſamen Schrittes das Ausſtellungslokal. Unter der Thüre deſſelben wandte er ſich aber nochmals an den dort befindlichen Beamten und ſprach zu ihm auf die verbindlichſte und höflichſte Art von der Welt: „Könnten Sie mir nicht vielleicht ſagen, wo ich den Maler des Bildes Nr. 1004 wohl auffinden könnte?“

Der Beamte ſchob ſeine Brille feſter an die Augen, ſah einen Augenblick in ſein Buch und verſetzte darauf: „Nr. 1004 — Tannhäuſer?“

„Richtig, Herr Maler Tannhäuſer. Dürfte ich Sie um ſeine Adreſſe bitten?“

„Unmöglich, Tannhäuſer exiſtirt gar nicht.“

„Ah! — So? Maler Tannhäuſer exiſtirt alſo nicht?“

„Nein, es iſt nur ein pſeudonymer Name, das betreffende Bild iſt von Potowski gemalt.“

„Von Potowski! — Ich danke Ihnen.“

„Keine Urſache, gern geſchehen.“

Der junge Mann mit dem blonden Haar trat nun in das hohe herrliche Veſtibul, wo der gewaltige Springbrunnen ſeine reichen Waſſermaſſen bis an die Glasdecke ſpritzt und rings umher angenehme Kühle verbreitet. Er ſtarrte lange, lange nachdenklich darauf hin, und wenn man zuweilen ſah, wie ſich ſeine Züge plötzlich zu einem Lächeln verzogen, ſo hätte man glauben können, er finde

außerordentliches Wohlgefallen an dem ſpritzenden, quellenden, murmelnden und rauſchenden Waſſer. In Wahrheit aber ſah er nichts von der Fontaine im Kriſtallpalaſt zu München. Vor ſeinem inneren Auge ſtand in rieſenhaften Dimenſionen das Bild Tannhäuſer-Potowski's. Das war hier dieſelbe Brunnenſchaale wie da, und an dieſer lehnten dieſelben Geſtalten, freilich hier etwas gigantiſch, in faſt erſchreckendem Maßſtabe. Waren doch die Kinder, die auch daneben ſtanden und von denen der Knabe aus der Hand des Mädchens trank, ſchon von erſchreckender Größe. Was aber das Eigenthümlichſte war, ſo ſtill und unbeweglich die Figuren hier auch ſtanden, ſo vernahm man doch durch das Rauſchen und Sprudeln des Springbrunnens hindurch, daß ſie mit einander ſprachen. Und was ſie redeten, erfüllte den Zuhörer mit Entſetzen.

„Der Tannhäuſer," ſagte die Eine, „exiſtirt gar nicht."

„So iſt er todt?" fragte die Andere.

„O nein."

„Alſo lebt er?"

„Er lebt auch nicht; man hat ihm ſeinen Namen genommen und ſo ward er etwas Weſenloſes."

„Wo willſt du ihn finden?"

„Nirgends, da er nicht exiſtirt."

„Ah ja, da er nicht exiſtirt!"

Er mußte ſich haſtig abwenden, um das geſpenſterhafte

Bild nicht mehr zu sehen, um nicht weiter zu hören. Und doch vernahm man noch, wie jetzt der murmelnde Springbrunnen das Wort nahm und sagte: „Dummes Zeug! Dummes Zeug! Das ist gar nicht der Tannhäuser, nämlich nicht der Potowski-Tannhäuser, sondern jener alte Tannhäuser —

— ein Ritter gut,
Wollt' Lieb' und Lust gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen."

„Alle tausend Jahre," so murmelte das geschwätzige Wasser weiter, „darf er einmal auf eine Zeit lang auf die Oberfläche der Erde und den Versuch machen, ob sein Stecken nicht grünen will. Wir wissen das ganz genau. Ich habe es von meiner Großmutter, welche eine uralte Quelle war und da hinten herum im Thüring'schen sehr solide Verbindungen hatte. — Glaubt mir nur, ein Maler Tannhäuser existirt gar nicht, gewiß nicht, gewiß nicht."

Der junge Mann ging davon, ohne seinen Stock einzulösen, der heute noch in den Händen jenes hübschen Mädchens sein muß, welche am Eingange saß und für Regenschirme und dergleichen langweilige Utensilien Marken ausgab. Er hätte auch seinen Hut dagelassen, wenn er ihn nicht zufällig auf dem Kopfe gehabt hätte. Er wandelte schwankend wie im Traume, und als er am Ausgange

ſtand, ſchien er es gar nicht zu ſehen, daß eine elegante Equipage, die rechts im Schatten geſtanden, raſch vorfuhr und daß ein Bedienter in Livree den Schlag öffnete.

Er ſtieg die Treppen hinab, ſtarr vor ſich hinblickend, umging den Wagen und den Livreebedienten, der ihm im höchſten Erſtaunen, mit offenem Munde nachblickte und dann zum Kutſcher ſagte, während er mit der Hand ſeine Stirn berührte: „Haſt du das geſehen, Andreas? Nun, da iſt es mit der klaren Vernunft zu Ende oder ich will ſelbſt ein Eſel ſein. Was thu' ich? Lauf' ich ihm nach?"

„Wie dir beliebt," entgegnete der Mann auf dem Bocke. „Ich fahre nach Hauſe. Hätte den Teufel davon, noch länger hier in der Mittagshitze auszuhalten."

„Und ich wahrhaftig auch," meinte lachend der Andere. „Sagen wir, er hätte uns nach Hauſe geſchickt. — Ueberhaupt habe ich das ſatt."

„Ich auch, mich ſoll der Teufel holen!" Damit rollte der Wagen davon.

Der aber, dem dieſe Reden galten, eilte doch trotz der glühenden Mittagshitze, die er abſichtlich aufzuſuchen ſchien, denn wo ſich auch in ſeinem Wege Schatten zeigte, da benutzte er ihn nicht, oder ſchien ihn gar nicht zu bemerken. Von Zeit zu Zeit murmelte er vor ſich hin: „Es iſt ſchrecklich, daß man mir meinen Namen genommen, daß ich, der ein großer Künſtler zu ſein glaubte, nun gar nicht einmal exiſtire. Und noch ſchlimmer würde es ſein, wenn

ich wirklich jener alte Tannhäuser wäre, dem es erlaubt iſt, nur alle tauſend Jahre für kurze Zeit auf dieſer ſchönen Erde zu wandeln, und wenn ich wieder tief hinab müßte unter die dumpfige Erde, wo man kaum athmen kann, wo es ſo beklemmend heiß und ſchwül iſt! Nein, nein, nein, nein! Dorthin will ich nicht, ich will in den Wald hinaus, unter den friſchen, grünen Bäumen am kühlen Quell ausruhen. — Ah, wie das Waſſer erfriſcht! und ich kann das brauchen, denn mich dürſtet gewaltig. — Ja ausruhen, bis es Abend wird, Abend ſo ſchattig und kühl, dann werde ich hinſchleichen an das Haus mit der Veranda und verſteckt warten, bis ſie die leuchtende Lampe auf den Tiſch ſtellt, bis ſie mit ihrer lieben Stimme ſagt: felicissima notte! — Ein Zauberſpruch, dem alle böſen Geiſter weichen müſſen, der mich glücklich machen wird, o ſo ſehr glücklich!

„Aber bis dahin iſt es noch weit," ſagte er trotz der Hitze erſchauernd, „ſehr weit. — Wie dehnt ſich vor mir der Weg aus, voll Sonnenglut und Staub. Aber nein, nein, das iſt kein Staub mehr, das iſt der Dunſt und Qualm aus dem Berg. Wehe, wehe, ſie haben mich wieder, ſie feſſeln mich wieder, ſie halten mich feſt! Leb' wohl, Waldespracht! Leb' wohl, Franceska! — Aber ich will nicht; ſie ſollen mich nicht mit Gewalt hinabziehen, o nicht mit Gewalt!" bat er flehend. — „Was nützt mich auch die Gewalt? Mit Gewalt kann ich nicht entkommen;

ich muß freundlich mit ihr ſein, ich muß ſie bitten, daß ſie mich in Güte ziehen läßt.

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Von ſüßem Wein und Küſſen
Iſt meine Seele geworden krank,
Ich ſchmachte nach Bitterniſſen. —
— — — — — — — — — — —
„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Leb' wohl, mein holdes Leben;
Ich will nicht länger bleiben bei dir,
Du ſollſt mir Urlaub geben."

Sechzehntes Kapitel.

Das Wunder.

Am Starenberger See, nicht weit von München, liegt am Fuße reizender Waldhöhen das Dörfchen Leoni, unſtreitig einer der maleriſchſten und ſchönſten Aufenthaltsorte für die Sommer- und Herbſtmonate. Früher war es einigermaßen langweilig, von der Reſidenz zu Wagen nach den Ufern des Sees zu fahren; heute aber, wo uns die dampfende Lokomotive über Thäler hinweg, durch Berge hindurch in einer Stunde dorthin führt, iſt dieſe Tour zu einer kleinen und ſelbſt angenehmen Spazierfahrt geworden. Wie prachtvoll iſt der Anblick der klaren und grünen Waſſerfläche mit ihren ſchönen Ufern, wenn wir aus den dunklen Wäldern der Mühlthalhöhen an den Rand des Thalbeckens hinabfahren. Wie liegt der herrliche See an einem ſchönen Tage ſo friſch, ſo einladend vor unſern Blicken da, wenn

kein Windzug die glatte, grüne Fläche kräuſelt, wenn die reizend geſchwungenen Ufer mit ihren Dörfchen, ihren vielen Schlöſſern und Villen ein reiches Band um das Waſſer ſchlingend, ſo klar und deutlich ausſchauen; nur dort hinten weit ein wenig im bläulichen Dufte verſchwimmend, wo jenſeits des Vorlandes die ewigen Alpen ſo mächtig unſere Blicke anziehen.

Fühlen wir uns doch faſt überwältigt von der Schönheit dieſes Sees, können uns eines gewiſſen eigenthümlichen Gefühles nicht erwehren, das uns überſchleicht, wenn wir im leichten Boote über die weite Waſſerfläche ſchwimmen, — eines Gefühles, welches uns ſagt: ſo ſchön das Rundgemälde iſt, das ſich hier vor uns aufgethan, ſo wird es doch noch viel angenehmer, noch viel traulicher und behaglicher ſein, wenn wir da oder dort am Fenſter eines der kleinen Häuſer lehnen, hinausſchauend auf das ſpiegelnde Waſſer, oder wenn wir uns hinlagern könnten dort unter jenes Gebüſch, unter jene Bäume, um zwiſchen deren Stämmen das Waſſer des Sees langſam und feierlich ans Ufer treiben zu ſehen.

Geduld! Dort ſehen wir ſchon das zierliche Königsſchlößchen Berg; langſam ſchiebt ſich jetzt hinter ihm die Waldhöhe hervor und an ihren Fuß geſchmiegt, dicht an der Waſſerfläche liegt Leoni, an ſich ein unbedeutendes Dörfchen, aber umgeben von kleinen allerliebſten Villen, die ſich mit der hellen Farbe ihrer Häuſer zwiſchen dem tiefen

Grün wie eine Guirlande am Ufer hinziehen. O es ſind das hier kleine reizende Häuſer, wie gemacht in der angenehmſten Geſellſchaft, umgeben von friſchem Grün am kühlenden See, ein paar Sommermonate zu verträumen. Wie hübſch ſind die kleinen Gärten, die ſich vor jeder dieſer einzeln liegenden Wohnungen befinden, nur durch einen ſchmalen Weg vom See ſelber getrennt, in dem ſich Badhäuschen befinden, wo jede der Villen ihren Ankergrund hat, einen Hafen von Pfahlwerk, in welchem der leichte Nachen auf der klaren, tiefgrünen Flut ſchaukelt. Und hinter den Wohnungen erhebt ſich langſam anſteigend die Höhe. Da ſieht man hübſche Parkanlagen, wo ſich unter rieſenhaften Bäumen Ruheplätze befinden, die wir tagtäglich nacheinander beſuchen, denn ſowie wir höher ſteigen, erweitert ſich unſer Horizont und immer größer, immer weiter, immer gewaltiger und ſchöner wird die Ausſicht, die wir über den See genießen.

Hier in Leoni, und zwar in dem Hauſe dort am Landungsplatz — es hat eine hellgelbe Farbe mit grünen Läden und liegt ſo heimlich verſteckt — wohnte jener junge Mann, den man vor kurzem, als er von einer ſchweren Krankheit kaum hergeſtellt war, hieher gebracht hatte, damit er hier in der wunderbaren Einſamkeit des Sees, in dieſer herrlichen Natur ſeine völlige Geneſung finde. Denn daß er noch ſehr leidend war, das konnte jeder ſehen, der ihn auch nur vorübergehend und flüchtig betrachtete. Sein Ge-

ſicht war bleich, eingefallen und ſah noch hagerer aus durch den dichten Bart, der ſein Kinn beſchattete. Auch hatten die tiefliegenden Augen einen ſeltſamen ſcheuen und unheimlichen Ausdruck; es war gerade ſo, als hätte die Glut des Fiebers, die ihn darniedergeworfen, dort einen unheimlichen Glanz zurückgelaſſen. — Man bedauerte ihn herzlich, wenn er jeden Morgen vorüberſchritt, etwas vornüber gebeugt, nie aufblickend, wobei er jedoch alles bemerkte, was ihm begegnete. Denn man ſah das an der verbindlichen Art, mit der er ſeinen Hut zog und für einen halben Gruß, ja ſogar für einen freundlichen Blick dankte. Der Kranke war einfach, aber ſehr anſtändig gekleidet und erſchien immer in Begleitung eines vielleicht vierzehnjährigen Knaben, der eine Zeichenmappe trug, ſowie einen Malerſtuhl.

Regelmäßig an jedem Morgen, wenn es das Wetter nur einigermaßen erlaubte, ſah man Beide die Waldhöhe hinan ſteigen, dort oben lagerte ſich der junge Mann ins Grün, blickte auf den See hinaus, nach den fernen Alpen hin und träumte. So ſchien es denen, welche zufällig vorüber kamen und ihn dort oben bemerkten. Zuweilen legte er auch die Zeichenmappe aufgeſchlagen auf ſeine Knie, zog einen Bleiſtift hervor und fing an, einige Striche zu machen. Doch ſchüttelte er nach den erſten Verſuchen den Kopf und ſagte: „Es geht noch nicht; ich ſollte es gar nicht probiren. Weiß ich doch genau, daß ich in Geduld abwarten muß, bis das große Wunder geſchieht. Nicht das mit dem

Stocke," fuhr er mit einer wegwerfenden Handbewegung fort, „das iſt unmöglich; ich habe es dir ſchon oft geſagt. Der Stab, der einmal vertrocknet, kann nicht mehr Knoſpen und Blätter treiben, das merken wir ja an uns ſelber. Aber," ſetzte er dann mit leiſer Stimme hinzu, „meine Exiſtenz können ſie mir wiedergeben. Doch nehme ich ſie nur an in feierlichem Aufzuge, vor allem Volke, eine förmliche und großartige Ehrenerklärung. — Schau auf den Weg hinab, ob du ihn noch nicht kommen ſiehſt, den Reiter auf weißem Roß. Aber die Bügel müſſen golden ſein und Zaumzeug und Decke purpurfarben, reich mit Edelſteinen geſtickt. — Geh, ſag' ich dir, geh!"

Der kluge Knabe, an den dies Verlangen ſchon oft geſtellt worden war, erhob ſich willfährig, ging ein paar Schritte in den Wald hinein, von wo er den geſchlungenen Weg überſehen konnte, der auf die Höhe führte, und blieb dort hinabblickend ſtehen.

„Du ſiehſt noch nichts?" fragte der junge Mann.

„Nur ein paar Fußgänger."

„Bah, es werden keine Fußgänger ſein," erwiderte der Andere verächtlich. „Wenn du nicht das Haar des weißen Roſſes leuchten ſiehſt, ſo komm nur zurück und ſchaue lieber auf den See hinaus. Ueberhaupt ſagt mir eine innere Stimme, daß ſie eher noch über die grünen Fluten zu mir kommen werden. Ich halte das, beim Himmel! für wahrſcheinlicher. Und wenn ich es mir recht überlege, ſo er-

ſcheint auch ein ſolcher Aufzug großartiger, majeſtätiſcher, des vorhabenden Zweckes würdiger. Schau über den See, ich bitte dich darum."

Darauf ging der geduldige Knabe etwas vorwärts, auf die Lichtung zu, von wo man die Waſſerfläche beſſer überſehen konnte, hielt die Hand über die Augen und ſprach nach einigen Minuten in munterem Tone: „Ich kann noch nicht beſtimmt ſagen, ob ich etwas ſehe. Es liegt ein unendlicher Glanz auf dem Waſſer."

„Ah, es liegt Glanz auf dem Waſſer, das gibt mir einige Hoffnung. Schau ſchärfer hin, ob du nicht die goldenen, vielruderigen Galeeren erblicken kannſt. Sie führen bunte Wimpel am Maſt, und rechts und links an den Wänden ſitzen weißgekleidete Knaben harfenſpielend. Auch ſind Anker und Tauwerk von reinem Golde. Siehſt du nichts dergleichen?"

„Leider nein," gab ihm der Knabe zur Antwort; „es war das Licht der Sonne, welches jenen Glanz aufs Waſſer warf."

„Und du hörſt auch nichts? Keine rauſchende Muſik, keinen feierlichen Geſang? — Strenge dein Gehör an."

„Es nützt alles nichts," erwiderte nach einer längeren Pauſe der Knabe kopfſchüttelnd. „Es iſt mit dem Sehen nicht viel, aber ich höre noch viel weniger etwas von dem, was ich hören ſollte. — Doch halt! Da erblicke ich etwas."

„In der That?“ rief der Andere erwartungsvoll. „Du ſiehſt etwas?“

„Aber doch nicht das Rechte. Es iſt nur das Dampfboot, welches über den See fährt.“

„Pfui, das Dampfboot!“ ſagte der junge Mann mit einem Ausdruck tiefer Verachtung auf den Zügen. „Ich wollte ihnen nicht gerathen haben, mir mit dem Dampfboot eine Deputation zu ſchicken. — Komm nur zurück, der Tag iſt noch nicht gekommen.“

Wenn auch der Begleiter des ſonderbaren Kranken zu verſchwiegen war, um etwas von dieſen Unterredungen zu erzählen, ſo war doch das menſchenſcheue, überhaupt ſeltſame Benehmen des jungen Mannes zu auffallend, um nicht die Aufmerkſamkeit der Bewohner Leoni's, ſowie der anweſenden Fremden zu erregen und ſie zu begreiflichen Nachforſchungen zu veranlaſſen.

Wer der Kranke war, konnte man übrigens nicht erfahren, daß er aber aus gutem Stande ſei, ſah man wohl aus ſeinem Benehmen, und daß er reich ſein mußte, zeigte die Art, wie er bei ſich eingerichtet war. Das Haus, wo er wohnte, war durch einen Agenten in München für ihn und ſeine Dienerſchaft gemiethet worden; letztere beſtand aus zwei Bedienten, von denen einer mit Hülfe einer alten Magd, die man hier angenommen, das Hausweſen beſorgte, während der Andere die Stelle eines Kammerdieners bei dem Kranken verſah. Doch ſchien dieſer den jungen Mann

bei deſſen Spaziergängen nur bis an die Gartenthür begleiten zu dürfen, hier wenigſtens blieb der Diener mit einer tiefen Verbeugung jedesmal ſtehen, während der Andere nach einem leichten Gruße mit der Hand weiter ging. Im Stalle der Villa befand ſich ein Pony zum Dienſte des Kranken, den dieſer aber nur ein paarmal benutzt hatte. Ihm machte es viel mehr Vergnügen, mit ſeinem kleinen Begleiter an den Abhängen des Waldgebirges umher zu ſteigen, wo dann häufig die oben beſchriebene Scene aufgeführt wurde und von wo dann Nachmittags beide, die Hüte mit grünen Zweigen und Waldblumen bekränzt, nach Hauſe zurückkehrten.

Zuweilen erhielt der Kranke Beſuch von einem ältern Herrn, einem Arzte, wie die Leute ſagten, der in Begleitung einer ſchönen und ſehr eleganten Dame mit dem Dampfboote nach Leoni kam. Die Dame aber ging nie in das Haus, wo der Kranke wohnte, ſondern ſie erſtieg die Höhe und blickte von oben in den Garten der kleinen Villa, wo dieſer alsdann mit dem ältern Herrn hin und her ſchritt. Wenn ſie zurückkehrte, hatte ſie ihren Schleier niedergelaſſen, hielt auch wohl das Taſchentuch an ihren Mund und wartete am Landungsplatze des Dampfbootes auf den Arzt, dem ſie, ſobald er erſchien, haſtig einige Schritte entgegen ging. — Das hatten die Leute oft genug geſehen und auch bemerkt, wie alsdann der alte Herr auf die Frage der Dame die Achſeln zuckte, ja Einer, der ihnen zufällig begegnete,

wollte gehört haben, wie jener ſagte: „er hat für nichts Gedächtniß und Sinn als für das Wunder, von dem wir ſchon oft gehört, daß er es erwartet und das ihm, wie er ſagt, ſeine Exiſtenz wiedergeben ſoll.“

So verging der Sommer und trübe Tage wechſelten ab mit klaren, Regenwolken mit blauem Himmel, und als der Herbſt kam, färbten ſich die Laubmaſſen am Ufer des Sees mit all der Pracht, die ſie nur einmal zeigen, ehe ihnen des Winters rauhe Hand die bunten Gewänder abſtreift, ſo daß ſie alsdann troſtlos daſtehen, jammernd die nackten Arme gen Himmel ſtreckend. Dazu kamen Tage in einer Klarheit und Friſche, und wieder in der Ferne mit jenem wunderbaren Dufte, wie das alles nur der Herbſt aufzuweiſen hat. Da lugte am frühen Morgen die Sonne ſo freundlich blinzelnd über die Bergeshöhen, als wollte ſie ſagen: wartet nur, heute ſollt ihr einmal einen ſchönen Tag haben! — worauf die nächtlichen Nebel, die ſich ſchon ſtolz und hochmüthig emporrichten wollten, ſich ſchnell und tief niederduckten, es nicht einmal mehr wagten, auch nur ſchüchtern an den Himmel emporzuſchauen, ſondern ſich eilig in langen weißen Streifen verzogen um die Ecken der Berge in die tiefen Schluchten hinein oder langgeſtreckt niederfielen auf die grünen Wieſen, um dort, gute Miene zum böſen Spiele machend, gleich darauf als lächelnde Thautropfen zu erſcheinen. Dann küßte die Sonne den blanken See, und dieſer lachte und ſchmunzelte ſo gemüthlich und that ſo wohlwol-

lend mit ſeiner Umgebung, daß weiter hinten Himmel und Waſſer ordentlich in einander zu verſchwimmen ſchienen.

An einem ſolchen Tage machten die Beiden, von denen wir vorhin geſprochen, abermals ihren Spaziergang auf die Waldhöhe hinauf. Obgleich es weder Sonntag noch Feiertag war, ſo erſchienen doch die ihnen begegnenden Fremden und die Leute aus den Dörfchen ſonntäglich und feſtlich geputzt. Ja noch mehr: an der Landungsbrücke, wo das Dampfboot gewöhnlich anlegte, ſah man Flaggenſtangen mit bunten Wimpeln, und das alte Geländer ſelbſt lächelte freundlich unter friſchen Guirlanden von Eichenlaub.

Der Kranke ſchien nichts von dieſen Vorbereitungen zu ſehen; er zog wie gewöhnlich ſeinen Hut ab, häufig und tief, doch ſchien es ihm vollkommen gleichgültig, wem er eine ſolche Artigkeit erzeigte. Er hielt den Blick auf den Boden geſenkt und ging, ſo lange er ſich in der Nähe der Wohnungen befand, mit einer gewiſſen Eile, die ſich erſt verminderte, ſowie er Dorf und Häuſer hinter ſich ließ und im Schatten des Waldes aufwärts ſtieg. Dann hob er auch den Kopf empor, dann ſchien er freier zu athmen, dann klärten ſich ſeine finſtern Züge ſichtlich auf.

„Heute wollen wir wieder einmal den Verſuch machen, eine ganz immenſe Zeichnung zu entwerfen. Ich fühle ſo ein Zucken in meiner rechten Hand, es iſt mir grade zu Muth, wie einem Baum im Frühjahr, der ausſchlagen will. Fühlſt du nicht auch ſo was?“

„Dergleichen gerade nicht," erwiderte ſein Begleiter; doch ſetzte er mit einem pfiffigen Lächeln hinzu: „es iſt mir ungefähr ſo wie jemand, der unverhofft zu einem Feiertag kommt."

„Dieſe unverhofften Feiertage ſind die beſten," meinte der Andere. „Wenn wir uns auf etwas zum Voraus freuen und wiſſen, daß es ſo kommen muß, ſo beſchäftigt ſich unſere Phantaſie damit und baut es herrlich und groß aus, daß es uns dann meiſtens klein und unbedeutend vorkommt, wenn es nach langem Warten endlich erſcheint. — Etwas Anderes iſt es," fuhr er nach einer Pauſe fort, „mit dem großen, übernatürlichen Wunder, das ich erwarte. Das kann man ſich nicht herrlich genug vorſtellen, und wenn du ſo glücklich ſein wirſt, es einmal in der Wirklichkeit zu ſehen, da freue ich mich ſchon zum Voraus, wie du vor Entzücken außer dir gerathen wirſt."

Sie hatten ſich unter einem Baum niedergelaſſen, während der Kranke ſo ſprach und ſahen den Leuten zu, die heute beſonders zahlreich auf die Rottmannshöhe zogen. Von dort tönte es auch zuweilen wie einzelne Muſikklänge herüber, und wenn der Kranke das hörte, ſo ſagte er: „horch, wie der Wald ſo ſchön ſingt!" Da aber immer mehr Leute an ihnen vorüber zogen, plaudernd, lachend und ſingend, und viele ſie neugierig betrachteten, ſo ſtand der junge Mann auf und ging zur linken Seite in den Wald hinein, ſtieg die Anhöhe hinan bis zu jenem Platz

über Leoni, wo man das funkelnde Waſſer ſo gut überſehen konnte.

Hier ſetzte er ſich auf einen Stein nieder, lehnte ſich mit dem Rücken an einen Baumſtamm und ſah mit freudigen Blicken auf das wunderbare Panorama, welches ſich vor ihm ausbreitete. Da erſchien die glatte Fläche des Sees ohne Uebertreibung wie ein klarer grüner Spiegel. Und das war er auch für ſeine Ufer, denn die beſchauten ſich in ihm und ſahen ſich ſo deutlich wieder, daß jeder Fels am Rande, jeder Baum, jeder Strauch, jedes Häuschen ſich wieder erkennen mußte. Ueber die Erde ſpannte ſich der Himmel ſo tiefsblau, ſo feierlich und ſtill, grade ſo, als erwarte er etwas ganz Abſonderliches, das ſich hier unten auf der Erde begeben müſſe. Und dieſe feierliche Stille des Himmels theilte ſich Land und Waſſer im Allgemeinen mit, und auch wieder jedem Einzelnen: den Ufern, den Bäumen, den Häuſern und den darüber emporragenden Bergen. Alles ſtand da in dem milden klaren Sonnenſchein, ſo geſpannt, ſo erwartungsvoll. Und drüben jenſeits des Vorlandes ſchienen ſich die ewigen Alpen ordentlich in die Höhe zu ſtrecken, um beſſer ſehen zu können, und waren ſo im duftigen Glanz des Morgens von der Spitze bis zum Fuße ohne Nebel, ohne Wolke in langer, mächtiger Reihe ſcharf umgrenzt dem Auge ſichtbar. Nur um das Haupt der Königin der baieriſchen Alpen, um die

Zugspitze, schwebte es wie ein leichter Duft, ein feiner, wallender Schleier, den sie wie zum Gruße flattern ließ.

„Wenn heute der Mann auf dem Schimmel kommen wollte," sagte der Kranke, nachdem er lange, lange in die wunderbare Gegend geblickt, „so würde es ihm unangenehm sein, da unten auf dem Wege so viele neugierige Menschen zu sehen, und wenn ich mir die Sache recht überlege, so halte ich es auch für viel passender, daß sie an mich kommen mit großem Gefolge über das Wasser des Sees. Es würde sich passender machen, auch angemessener des wichtigen Augenblicks. Tritt deßhalb ganz hinaus an den Rand und sage mir, was du siehst."

Der Knabe that gehorsam, wie ihm befohlen war, und schlenderte, vielleicht zum hundertstenmale, bis an den Abhang der Waldeshöhe, wo er sich ins Gras niederließ, um behaglicher von Zeit zu Zeit melden zu können, wie er schon oft gethan, daß er nichts sehe. Er blickte auch kaum auf den See hinaus, sondern streckte sich lang dahin, stützte den Kopf auf den Arm und schaute verkehrt auf die Landschaft hinaus, derselben so neue und fremde Formen abgewinnend. — Auf einmal aber fuhr er empor. Was sah er dort hinten bei Starenberg? Das war nicht nur das Leuchten der Sonne auf dem Wasser, da blitzte und strahlte es durcheinander wie ganze Haufen von Gold und Edelsteinen. Da flatterten Fahnen in bunten Farben, da war es, als schwimmen Schiffe auf dem Wasser in so eigenthümlichen

phantaſtiſchen Formen, wie er ſie nie geſehen. — Kaum traute er ſeinem Blicke, er hatte ſich überraſcht aufgerichtet, er legte die Hand über die Augen, um ſchärfer zu ſehen, — ja er irrte nicht, es war keine Täuſchung geweſen; was er vorhin geſehen, verwandelte ſich nicht, floß nicht auseinander, ja es wurde deutlicher und immer deutlicher.

Der junge Mann, der unter dem Baume ſaß, rief ihm jetzt zu: „Schau über den See hin und ſage mir, ob du noch nichts ſiehſt. Es muß ein unendlicher Glanz auf dem Waſſer liegen.“

„Bei Gott, Herr,“ ſprach der Knabe eilig zurück, „ein unendlicher Glanz und faſt noch mehr. Iſt es mir doch wirklich, als ſähe ich das, von dem wir ſo oft geſprochen.“

Der Kranke hatte ſeine Hände übereinander gelegt und blickte mild lächelnd gen Himmel. „Endlich alſo?“ ſagte er leiſe. Dann nickte er mit dem Kopfe und ſprach laut: „Siehſt du vielleicht die goldene, vielruderige Galeere? Sie hat bunte Wimpel am Maſt, rechts und links an den Wänden ſitzen weiß gekleidete Knaben Harfen ſpielend, Anker und Laubwerk ſind von reinem Golde. — Siehſt du das?“

„So wahr mir Gott helfe,“ gab der Knabe in höchſter Ueberraſchung zur Antwort, „ich ſehe die goldenen Schiffe. Und nicht eins, ſondern zwei, drei, vier, noch mehrere, und kleine Nachen ſchwimmen rings umher, ebenfalls verziert mit bunten und goldenen Fahnen. — Was ſoll das bedeuten, Herr?“ ſetzte er faſt beſtürzt hinzu.

„Die Bedeutung habe ich dir schon oft klar gemacht,“ entgegnete der Andere mit freudestrahlendem Antlitz, indem er sich rasch erhob und dann eilig herankommend mit zitternder Stimme sprach: „Aber so schnell hätte ich das Wunder doch nicht erwartet.“

„Es ist wahrhaftig wie ein Wunder,“ meinte hinblickend der Knabe. „So was habe ich noch nie gesehen.“

„Du nicht und viele Menschen nicht, es auch viele nach dir werden nicht wieder sehen.“ So murmelte der junge Mann entzückt, da er am Abhange stand und hinausblickte auf den See, und die gefalteten Hände hoch emporhob an seine Brust. „Das ist auch keine Kleinigkeit, mein Knabe,“ fuhr er nach längerem Stillschweigen fort; „das sind keine gewöhnlichen Menschen, die da unten, die sind von Gott besonders begabt, — es sind Künstler. Und sie kommen mir zu sagen, daß ich wieder einer der Ihrigen sein solle. Hörst du die Klänge ihrer frohen Lieder? Hörst du ihre rauschende Musik? Siehst du, wie das alles in Gold und Farben strahlt? — Hole mir mein Buch,“ setzte er hastig hinzu, „dort unter dem Baume liegt's. Ich fühle, wie schon bei dem Anblick der Geist wieder über mich kommt. Dies gewaltige und doch wieder so reizende Bild da unten — er streckte beide Hände darüber aus — muß festgehalten werden für ewige Zeiten! So, wie ich, wird das kein sterbliches Auge wiederschauen. — Hole mein Buch.“

Während der Knabe zurücksprang, um es zu bringen,

ließ ſich der junge Mann auf einen Stein nieder und nahm alsdann das Heft aus den Händen ſeines Begleiters, ohne dabei ein Auge von dem See zu verwenden. Es konnte aber auch in der That nicht leicht etwas Herrlicheres geben als das Bild, welches ſich drunten auf der blaugrünen Seefläche zeigte, und welches um ſo ſchöner und glänzender wurde, je deutlicher es ſich durch Näherkommen entwickelte. Gab es ein Wunder, ſo war dieſes eins, denn Fahrzeuge von ſolcher Geſtalt und ſolcher Pracht konnten ſich wohl die älteſten Leute nicht erinnern, hier auf dem Waſſer geſehen zu haben. Es mochten wohl zwanzig verſchiedene Fahrzeuge ſein, alle von kräftigen Schiffern gerudert, eines von dem andern in gewiſſen Entfernungen daher kommend und ſo eine große Fläche bedeckend. Aber wenn man auch noch ſo ſcharf hinblickte, ſo bemerkte man nichts, was an die Form gewöhnlicher Schiffe erinnert: was da unten ſchwamm, waren bunte Bilder in Gold und Silber eingehüllt, ſo reich und ſchön geſtaltet, wie ſie Phantaſie und Poeſie nur erſinnen konnten.

Alle andern Schiffe an Größe und Pracht der Ausſtattung überragend ſchaute mitten aus ihnen der Bucentaur der Flotille hervor, ein ziemlich treues Nachbild des berühmten venetianiſchen Muſters, welches der Doge betrat, wenn er ſich dem Meere vermählte. Hier wie dort Gold auf allen Seiten, welches die Sonnenſtrahlen ins Unendliche reflektirten; Purpurſchmuck und vergoldete Schnitzereien deckten

seine Wände, bunte Decken und langgefranste Teppiche, von den Seiten und im Hintertheile herabhängend, schleppten stolz im Wasser nach. Fahnen und Wimpel aller Art flatterten vom Mast und wehten vom goldenen Baldachin, der über dem Schiffe ausgespannt war. Und in welch' reicher Gestaltung umgaben die andern Fahrzeuge in ehrfurchtsvoller Entfernung dies Hauptschiff der königlichen Künstler! Wie war auch von ihnen von der früheren Form nichts mehr zu entdecken, alles in blühenden und bunten Schmuck verwandelt! Guirlanden schlangen sich als Takelage um die in Blumenstäbe verwandelten Maste; von deren Spitze flatterten lange, herabwallende Bänder; am Steuer wehten die Fahnen fast aller Länder; über den kleinen Flaggen wiegten sich oben stolz die Banner der Künstler und Sängerzünfte. Dort war ein Blumenschloß auf das Wasser gezaubert; zierliches Holzgeflechte bildete seine Mauern, hundertfarbige Blüthen schlangen sich durch die Gitter; hier stand ein Weihnachtsbaum in einem Schiffe, der Mast war eine schlanke hohe Tanne, Blumenkränze schwebten, unten immer zierlicher sich gestaltend, von ihm nieder; da schwankte auf einem andern Maste ein riesiger Blumenkorb, dort hatte wieder ein anderer Kahn sich ein Dach von lauter Flaggen und Fahnen zusammengesetzt.

So kam die Flotille in einem weiten Bogen daher, glänzend in ihren Formen, in ihrem Schmuck von Gold und Farben, strahlend im hellsten Sonnenlichte und belebt

durch die maleriſch gruppirten Geſtalten, welche ihren Raum erfüllten und worunter beſonders hervorleuchteten die hellen Gewänder der Frauen und Mädchen. Aber nicht bloß das Auge konnte ſich ergötzen an dieſen herrlichen Gebilden, ſondern auch das Ohr lauſchte entzückt den Klängen heiterer Lieder, die von Inſtrumenten und menſchlichen Stimmen ausgeführt ſo klar und deutlich über das Waſſer herüberflogen. Wie ſchienen aber auch die Ufer aufzuhorchen! Wie ſtanden ſie mit Grün und Fahnen feſtlich geſchmückt da, die reizenden Uferlandſchaften; wie hatten ſie ſich in bunte Farben gehüllt, all' die Villen und Dörfer rings umher, wie oft und luſtig ſandten ſie krachende Böllerſchüſſe zu den geſchmückten Schiffen hinüber!

Alles, was das Auge erfaſſen konnte, warf der junge Mann mit einer eigenthümlichen Haſt auf das Papier nieder, und ſein Begleiter, der ihm nach einiger Zeit über die Schultern ſchaute, fuhr faſt zurück, als er ein getreues Bild des Wunders da unten jetzt hier mit kühnen und ſcharfen Strichen auf dem Papier erblickte. Das war erſt das rechte Wunder, denn der Knabe erinnerte ſich wohl, wie oft der Kranke den Bleiſtift auf das Papier geſetzt, wie oft er träumend Stunden lang geſeſſen, um alsdann tiefer aufſeufzend ſeine fieberhaft erglühende Stirn mit ſeiner linken Hand zu bedecken, wenn es ihm nicht gelang, das was ſeinen Geiſt bewegte, in künſtleriſchen Strichen auf dem Papiere feſtzuhalten. Und es war ihm das ja nie

gelungen. Er hatte dann trübe lächelnd zuletzt ſein Haupt geſchüttelt und geſagt: „Es geht noch nicht; ich muß auf das Wunder warten.“ — Und wie herrlich hatte ſich das nun auf einmal gezeigt! Da drunten auf dem See in fabelhafter Geſtaltung, hier oben an dem herrlichen Werk des jungen Mannes, das ſich mit jedem Striche ſchöner und deutlicher dem Auge darſtellte.

Da hielt der Maler einen Augenblick in ſeiner Arbeit ein, horchte und machte ſeinem Begleiter ein Zeichen mit der Hand, er ſolle ſich hüten, die tiefe, feierliche Stille, welche nun mit einemmale rings umher herrſchte, auch nur durch den geringſten Laut zu unterbrechen. Drunten auf den Fahrzeugen ſchwieg die Muſik, man hörte nicht mehr das Rauſchen der Ruder, denn dieſe waren mit einemmale eingezogen worden und alle Schiffe lagen ſtill, alles in denſelben war ſchweigend und erwartungsvoll. — „Das iſt der Tag des Herrn!“ ſtimmte der Sängerchor an. Und in richtiger Stimmung ſchienen die Wellen zuzulauſchen, ſchien der Himmel andächtig herabzublicken, ſtanden rings in der Weite die geſchmückten Häuſer und Villen wie fromme Zuhörer in der ungeheuren Kirche, die rings umher aufgebaut war. —

„Das iſt der Tag des Herrn.
Der Himmel nah und fern,
Er iſt ſo klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen ſich.
Das iſt der Tag des Herrn.“

Der Knabe oben am Rande der Waldeshöhe war auf die Knie niedergesunken, mitfühlend, was die da unten beteten, und der Kranke hatte den Bleistift fallen lassen, hatte sein Haupt tief herabgesenkt und in beiden Händen verborgen, lange, lange — lange nachdem der Gesang drunten aufgehört hatte und die Schiffe sich wieder in Bewegung gesetzt. Es war ihm so wohl, so selig, auf einmal wieder so glücklich zu Muth. Er glaubte, es sei eine Kette gesprungen, die seinen Nacken belastet, seine Brust zusammengeschnürt; aus seinen Augen tropften Thränen herab unaufhaltsam, und er machte auch keinen Versuch, sie aufzuhalten, denn es erregte ihn ein unendlich wohlthuendes Gefühl, nach langer Zeit wieder einmal weinen zu können, Thränen der Freude, Thränen des Glücks. Wie schwand mit jedem der rollenden Tropfen ein finsterer Schatten aus seinem Herzen, wie war es, als öffnete sich ordentlich sein Inneres, als gewännen jetzt erst seine Sinne wieder Kraft und Leben, um in sich aufzunehmen das reiche, blendende Bild der gewaltigen Natur rings umher. Wie glänzten seine Augen nach den rinnenden Thränen, wie freudig zuckte sein Mund; ja es war, als könne es die Ungeduld, die ihn beseelte, nicht länger sitzend aushalten, denn er sprang rasch in die Höhe, schwang seinen Hut hoch über dem Kopfe und jubelte laut und fröhlich zum See und zu den geschmückten Schiffen hinab.

„Und was ist denn das alles, Herr?“ fragte der

Knabe, der besorgt dem so außergewöhnlichen Thun des sonst so stillen Mannes zuschaute. „Ist es denn wirklich ein Wunder?“

Worauf ihm dieser mit Begeisterung erwiederte: „Ja, es ist allerdings ein Wunder, was sich da unten begeben, ein vielversprechendes Wunder. Die deutschen Künstler aus allen Theilen des großen schönen Vaterlandes haben einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan zur Einigung, indem sie gefunden und deutlich gezeigt, daß es wohl viele große und kleine Akademien und Malerschulen gibt, aber nur Eine deutsche Schule, nur eine deutsche Kunst, hoch und herrlich, wie alles, was im schönen Heimatlande durch festes Zusammenhalten glänzend hervortritt.“

Er fuhr mit der Hand über die Augen und auf seinem bleichen Gesicht zeigte sich ein müdes Lächeln. „Es hat mich das angegriffen,“ sagte er; „ich will mich wieder dahinstrecken ins grüne Gras, träumend an den Himmel emporblicken und ausruhen.“

„Wollen wir nicht lieber nach Hause gehen?“ fragte mit besorgter Stimme der Knabe, denn die ungewöhnliche Aufregung des Kranken erschien ihm bedenklich.

„Nach Hause?“ versetzte dieser jedoch mit finsterer Miene, wobei er heftig mit dem Kopf schüttelte. „Wo ist mein Haus? Doch nicht da unten, wo ich lange Zeit in dumpfigen Zimmern gelebt und immerfort denselben beängstigenden Traum geträumt? — Nein, nein!“ fuhr er

haſtiger fort, „weißt du, wo mein Haus iſt und wohin es mich ſo gewaltig zieht? — Blicke dorthin. Siehſt du die Zugvögel nach Süden eilen? Die zeigen mir den Weg, ihnen will ich nach, um dem kalten, froſtigen Winter zu entgehen, der mich ſo lange, ſo hartnäckig zurückhielt, und um — ſie wiederzufinden, — das ſprach er mit leiſer Stimme — in einem ewigen, unwandelbaren Frühling. — Nicht in ihre Arme will ich eilen," murmelte er; „o nein, nein! auf der Schwelle ihrer Wohnung niederknien werde ich und ſie anflehen, daß eine Bitte ihrer reinen Seele mir Vergebung verſchaffe hier und dort. Aber jetzt laß mich ruhen, laß mich ſchlafen und wecke mich nicht eher, als bis ſich die Walbeshöhe drüben belebt durch Muſik und Geſang."

Unterdeſſen hatten ſich die goldenen Schiffe unter den feierlichen Klängen des Walhallaliedes dem Ufer genähert, legten ſich an die Landungsbrücken, und die luſtige Künſtlerſchaar, die heiteren Gäſte, ſchöne Frauen und Mädchen, alles durcheinander, hoch überflattert von den bunten Fahnen und Wimpeln, die vorangetragen wurden, in der prächtigſten Farbenmiſchung, betraten das Land und bewegten ſich von da in einem langen, feierlichen Zuge zur Walbeshöhe hinauf. Lange noch ſah man ſie vom Ufer aus durch den grünen Wald hinaufziehen, lange noch bemerkte man die leuchtenden und flatternden Fahnen, die

hellen Gewänder, lange noch hörte man die Klänge der Musik, lustiges Plaudern und Lachen.

Und wie war droben alles zu ihrem Empfange eingerichtet! Wie schimmerte dort zwischen dem Baumdickicht hervor das weißliche Holz der Buden, der langen Tische und Bänke, die auf dem Moosteppiche aufgeschlagen waren; wie flatterten auch hier von den Bäumen, sowie von aufgerichteten hohen Stangen Fahnen aller Farben; wie sinnreich war auf einer Lichtung die mit Riesenstämmen umgeben war, der Tanzplatz errichtet, wo sich die Jugend in lustigem Reigen drehen sollte. Er war eingefaßt mit aufgesteckten Tafeln, auf denen sinnige Sprüche standen, sowie mit den verschiedenen Künstlerwappen, welche bald hier, bald da an den Bäumen angebracht waren und mit ihren brillanten Farben so hell und angenehm von dem grünlichen Grau der alten Stämme abstachen.

Und welch lustiges Leben zog wie ein frischer Luftzug über die unvergleichliche Rottmannshöhe. Wie wurde geplaudert und gelacht, gejubelt und gesungen, getanzt und gesprungen! Wie freudig erklang das Klappern der zinnernen Krugdeckel nach einem Toast, der hie und da ausgebracht wurde; wie hörte man ein fröhliches Lied aus dem Dickicht erschallen, um plötzlich wieder überstimmt zu werden durch einen vollen Chorus, oder zerrissen durch die plötzlich einsetzende Tanzmusik. Da fanden sich Bekannte zu Be-

kannten, die vielleicht zusammen nach München gekommen, sich dann in dem Strudel des gewaltigen Lebens verloren und heute erst wieder sahen; da traf man auf Freunde, die man hundert Meilen entfernt glaubte, und tauschte einen herzlichen Händedruck, ein lustiges: „Grüß Gott!“ mit Genossen früherer Zeiten, die man Jahre lang nicht gesehen und die uns nach diesem Zusammenstoß, auch jetzt wieder auf ihrer eigenthümlichen Bahn auf Jahre verschwinden werden.

Sei es drum, diese Versammlungen deutscher Künstler werden sich wiederholen und uns wieder mit diesem und jenem, in dessen Nähe wir sonst nicht kommen würden, zusammenführen. Haben wir doch hier unter dem schattigen Laubdach sitzend, aus Einem Kruge zusammengetrunken, haben uns von vergangenen Tagen erzählt, nach diesem und jenem gefragt, vielleicht auch nach dieser und jener, haben uns gefreut, wenn wir erfuhren, daß es denen, an welchen unser Herz immer noch ein bischen hängt, wohl und glücklich geht, oder haben nachdenklich die Achseln gezuckt, bei einem: gestorben und verdorben. — Fahre hin! — Und auch du für heute. Dort sehe ich andere lustige Gesichter, die mich schon von weitem mit hoch erhobenen Händen freundlich grüßten. — Auch du hier? — Versteht sich, wie du siehst. — Und dieser und jener? — Auch; den findest du dort vorn an der Rednerbühne. — Ein Arm schiebt sich in den unsrigen und wir ziehen nach dem

schönsten Platz der Rottmannshöhe, wo am Abhange, am Rande der dichten Baumkronen, da wo auch des großen Landschafters Denkmal steht, die Rednerbühne errichtet ist. Eine Rednerbühne darf natürlicher Weise nicht fehlen bei einer Versammlung deutscher Künstler. Hier hatte sie sich einen wunderbaren Platz ausgesucht. Im Rücken geschützt durch den dichten Wald, vor sich tief hinab einen grünen Vordergrund, der sich in Wiesen und Feldern verlief bis zu dem grünlich schimmernden herrlichen See, hinter welchem sich die Alpen wieder hoch und stolz erhoben, in immer neuer ergreifender und überwältigender Pracht und Herrlichkeit. Es war das ein Platz, von dem aus man hätte der weiten Landschaft predigen können, die sich in so malerischer Schönheit wie aufmerksam und aufhorchend umher gruppirte.

Wenn es zwischen den dichten Bäumen an den langen Tafeln, auf dem Tanzplatze lustig herging und sich dort überall ein frisches Treiben kundgab, so war der Abhang vor und neben der Rednerbühne nicht weniger malerisch belebt. Dort lagerten Männer, Frauen und Mädchen in größern und kleinern Gruppen und Gesellschaften, hier wurde ebenfalls geplaudert und gelacht, hier erklangen wie im schattigen Dunkel des Waldes Lieder und Toaste; hier hatten sich Bekannte und Freunde zusammengethan, und jeder Kreis, mochte er auch aus den verschiedenartigsten Elementen bestehen, war heute wie eine einzige Familie

und hieß jeden willkommen, der sich mit offener Stirn und fröhlichem Gesichte näherte.

Da lagerte eine Gruppe süddeutscher Künstler, einige Schwaben, ein paar Schweizer, und die letzteren, die doch sonst neben der Schönheit ihres Vaterlandes nicht gern etwas Anderes der Art aufkommen lassen wollen, gestanden uns zu wiederholten Malen mit leuchtenden Blicken, daß sie ergriffen seien von der Schönheit des Starenberger Sees, besonders am heutigen Tage. — Ja, der heutige Tag zeigte auch alles in der wunderbarsten Vergoldung, war doch Sonne genug da und heitere Laune überflüssig, wurde doch jeder herzlich empfangen, auch ohne daß ihn jemand vorstellte und einführte, nur wenn er selbst Lust hatte, sich den heiteren Kreisen zu nähern. War doch einer der Schwaben mit dem fremden Maler, den keiner kannte, Arm in Arm daher gekommen und hatte lächelnd erzählt, wie er ihn allein auf einem Baumstamme sitzend gefunden weit jenseits des Tanzplatzes und der Wirthschaftsbuden, und wie er, der lustige Schwabe nämlich, jenem mit vollem Recht bemerkte, er begreife nicht, wie man sich an einem solchen Tage in sich selbst zurückziehen könne. Nun brachte er ihn mit, und die Genossen empfingen ihn freundlich.

„Das ist mein Bekannter, der Tannhäuser," stellte ihn der Schwabe vor; „ich muß ihn früher irgendwo einmal gesehen haben, wo? weiß ich nimmer recht; das thut aber auch gar nichts zur Sache. Er wohnt drunten in Leoni

und hat heute ſchon für uns alle gearbeitet. Ich ſage euch: eine wunderbare Anſicht vom See mit den Schiffen. Laß ſehen, Tannhäuſer.“

Und darauf gab der Tannhäuſer nicht ungern, wohl aber ängſtlich, ſein Zeichenheft her. Als die Andern die Anſicht vom See ſahen, die er gezeichnet mit der duftigen Fernſicht und dem bunten Gewimmel der Schiffe auf dem Waſſer, da nickte der Erſte, der hineingeblickt, ſchweigend mit dem Kopfe und nahm darauf ſein Maßkrügel, um dem Kunſtgenoſſen zuzutrinken.

Dieſer ſaß zuerſt da ſtill in ſich verſunken, wie von einem tiefen Traume befangen. Er ſchaute mit ſo eigenthümlichen Blicken auf die lachenden und plaudernden Gruppen der ſchönen Frauen rings umher, er fand es ſo ſeltſam und doch wieder ſo hübſch, daß alle, auch die, welche einander völlig fremd waren, ein allgemeines Band der Freude umſchloß, daß man einem Unbekannten, deſſen ſtrahlende Blicke den unſrigen begegneten, freundlich zuwinkte, daß man ſich erlaubte, einem friſchen, reizenden Mädchen, die dort ſaß, das volle Haar mit grünen Blättern bekränzt, grüßend zuzunicken, und daß ein ſolcher Gruß beſtens erwidert wurde. Das ganze Leben und Treiben rings um ihn her kam ihm ſo neu und doch wieder ſo bekannt vor; es klang in ihm wieder wie eine liebe, bekannte, längſt vergeſſene Melodie, die wir uns aus einzelnen Klängen wieder zuſammenſetzen und die dann endlich

wieder ſo wohlthuend unſer Inneres durchrauſcht. Dabei wagte er es nicht, an die vergangene Zeit zurückzudenken; die lag hinter ihm wie ein wüſter, unerquicklicher Traum. Er ruhte wirklich am Abhange eines Berges mit wunderbarer Ausſicht und blickte träumend auf Thal, Waſſer und Berg, die jetzt ſo unausſprechlich ſchön vom goldenen Strahl der ſinkenden Sonne beglänzt wurden, und wagte dabei nicht rückwärts zu ſchauen in dichte, dunſtige Wolkenmaſſen, die eine Vergangenheit umſchleierten, die hinter ihm trüb zuſammengeballt von zuckenden Blitzen zerriſſen ſich geſpenſtig drohend aufbäumten und ihn mit dumpfem Grollen und Murren vorwärts zu treiben ſchienen, nach Süden hin, wo ſein Himmel noch klar und rein war.

Aber die Wolkenmaſſen, die er in ſeiner Phantaſie ſah, zogen auch in Wirklichkeit hinter den Waldeshöhen auf und ſtanden am ſpäten Nachmittage dieſes unvergeßlich ſchönen Tages als Gewitter hinter dem Peißenberg, ſo dem Feſte ein frühzeitigeres Ende machend, als vielleicht ſonſt der Fall geweſen wäre.

Die Schweizer, bei denen ſich Tannhäuſer niedergelaſſen, und die den ſtillen, beſcheidenen Kunſtgenoſſen bald lieb gewonnen, wollten nicht mit der Künſtlerſchaar nach München zurückkehren; ſie hatten unter ſich eine Fußtour verabredet, von der ſie ſich viel Schönes verſprachen. Der Tannhäuſer gab ſeinen Wunſch zu erkennen, ſich ihnen anſchließen zu dürfen, und als ſie ihm durch einen herzlichen Handſchlag

kund gaben, daß sie seine Begleitung bis zum Fuße der großen Alpen, welche Italien von der Schweiz scheiden, und wo sie daheim waren, gern annahmen, da zuckte es freudig durch sein Inneres.

Darauf zogen die munteren Schaaren, die droben getagt in Scherz und Ernst auf der Rottmannshöhe, mit Sang und Klang wieder hinab nach dem Ufer des Sees; bald hatten sich die Schiffe wieder gefüllt und mit einbrechender Dunkelheit schwamm die bunte Flotte wieder auf den jetzt tiefblauen Wellen. Der Himmel hatte sich dort drüben immer finsterer bezogen und so das Tageslicht früher und gewaltsam verdrängt. Aber anderes Licht, anderer Glanz war nun an dessen Stelle getreten. Zwischen den Blumen und Blüthen des Takelwerks erglühten an den Schiffen buntfarbige Lampen, Ballons entzündeten sich, Fackeln loderten auf; auf den Uferhöhen leuchteten Feuer, einzelne Landhäuser strahlten in bengalischem Lichte und am Himmel stritten das tiefdunkel verglühende Abendroth, das Wetterleuchten des immer näher ziehenden Gewitters und der die Wolken durchbrechende volle Schein des Mondes um die Herrschaft des Lichtes in der einbrechenden Nacht. Wieder zogen die Klänge der Musik, die Lieder der Sänger über das Wasser hin; aber nicht mehr so ruhig, wie am Morgen trugen die Wellen die Schiffe; in immer lebendigerem Tanze schaukelten sie auf dem Wasser. Der See fühlte schon den Kampf der Nacht. —

Ueber den See ſchwamm ein kleines Boot unter kräftigem Ruderſchlage. Es ſaßen vier Künſtler darin, die in Leoni von Freunden und Bekannten Abſchied genommen; drei von ihnen blickten rückwärts auf den immer dunkler werdenden See und auf das prachtvolle Schauſpiel der dorthin ziehenden Künſtlerflotte. Wie vielfarbige Sterne nahmen ſich die bunten feurigen Ballons an dem Maſt- und Takelwerk aus; und dazwiſchen erſchienen die Pechpfannen anderer Schiffe wie dunkelglühende Meteore. Wunderbar ſchön war bei dieſen der grelle Widerſchein auf dem Waſſer, und überraſchend die Wirkung, wenn aus den Pechkränzen beim Schwanken der Schiffe lodernde Feuerklumpen in das aufſpritzende Waſſer fielen. Gedämpft, aber doch noch deutlich trug der Wind die Klänge der rauſchenden Muſik herüber, und die drei Künſtler ſangen die Worte dazu.

Der vierte der jungen Leute ſaß an der Spitze des Bootes und blickte an den Himmel hinauf, der vor ihnen noch lichte Stellen zeigte, welche aber die heranziehenden Wolkenmaſſen ſchon mit ihren Nebelarmen zu umziehen drohten. Es war dort ein Hin- und Herwogen, ein bald Klarer-, bald Dunklerwerden, ein Aufblitzen einzelner Sterne, die ſich auf dieſe Art bald zeigten, bald wieder verſchwanden. Nur einer dieſer leuchtenden Himmelskörper blieb in hellerem, bläulichem Glanze, in un-

getrübter Klarheit noch eine Zeit lang dort hinten über dem Horizonte stehen, und ihn kannte der Tannhäuser nur zu gut und verhüllte schmerzlich berührt sein Haupt, um diesen Stern nicht mehr zu sehen, — die hellleuchtende Venus.

Siebenzehntes Kapitel.

Pilgerfahrt.

Bis Zürich war der Tannhäuser mit den drei Schweizer Künstlern gereist, mit denen er vereint den Starenberger See am Abende des schönen Festes verlassen, und nachdem er sich in der freundlichen Stadt noch ein paar Tage bei den Genossen aufgehalten, die ihn lieb gewannen und nur ungern ziehen ließen, nahm er seine Wanderung wieder auf und wandte sich über den Züricher und Wallenstädter See nach Chur, um von da über den Paß des Splügen nach Italien zu gelangen. Er hatte diesen Weg, denselben, den er vor ein paar Jahren in ganz anderer Gesellschaft und unter anderen Verhältnissen gewissermaßen glücklich, gesund, auch heiter und froh zurückgelegt, absichtlich gewählt, um seinem Herzen durch die Erinnerung an jene Zeiten im Gegensatz zu den heutigen wohl und wehe zu thun.

O dieſe Contraſte zeigten ſich ihm in allem, bei jedem Schritte. Damals war es Frühjahr, Blätter und Blumen beeilten ſich, geweckt vom Glanz einer milden Sonne, hervorzukommen, um die wieder erwachte Erde bereitwillig zu ſchmücken; eine klare, weiche Luft umſpielte die Wangen des Dahinwandelnden, zeigte den Himmel in tiefem Blau, die Schatten aber in warmen duftigen Tönen und ließ den entzückten Blick weit hinab in die Schluchten dringen und dort die klaren Wellen des herabſtürzenden Bergwaſſers durchſichtig erſcheinen, wie Bänder ſchimmernder Kriſtalle, edle Steine aller Art erzeugend in der luſtigen Beweglichkeit des Waſſers, im Glanze des Sonnenlichtes.

Und heute! Es war Herbſt geworden, und ein kaltes Regenwetter, das ſchon von Chur aus den Reiſenden begleitete, ließ die Berge rechts und links von der Straße ſich verdrießlich in ihre Nebelkappen hüllen, färbte den Himmel ſchmutziggrau und drückte die Wolken tief auf die feiernde, naſſe Erde hinab. Windſtöße, die den Wanderer durchſchauerten, ſtrichen unſanft über das verdorrende Gras und riſſen die verwelkten Blätter von den Bäumen. Finſter und unheimlich gähnte die Schlucht des Viamalapaſſes. Da waren verſchwunden, abgewiſcht alle die freundlichen Verzierungen durch Blumen und Sonnenſchein, da konnte nichts aufkommen von den heiteren Phantaſieen, mit denen man ſonſt die Alpen erſteigt, um drüben das ſonnige Italien zu finden; da wurde die lebhafteſte Einbildungskraft nieder-

gedrückt von der rauhen und grauen Wirklichkeit; da sauste der kalte Regen scharf und schneidend in die Schluchten hinein, und wo sich auch die fallenden Tropfen zitternd verbargen unter welkem Laub und herabhängendem Grase, da waren sie nicht lange geduldet, denn Laub und Gras schüttelten unmuthig die nassen Gäste von sich, und dann sah man sie trübselig von den Felsen herabsickern durch lehmige Furchen an den Seitenwänden des Weges fließend verschwinden. Tief drunten zu den Füßen der starrenden Felsenmassen tobte und brauste weiß schäumend der hochgeschwollene Rheinstrom, und wenn er sich donnernd über sein Felsenlager wälzte, so schienen die qualmenden Nebelmassen erschreckt aufwärts zu fliehen und zogen sich lang und gespensterhaft um die Berghäupter und in die Schluchten hinein.

Es drängte den Wanderer rastlos vorwärts, er hoffte noch vor der sinkenden Nacht das Dorf Splügen zu erreichen, dessen freundliches Gasthaus ihm noch von damals her in Erinnerung war und dessen er jetzt lebhafter als je gedachte. Wer weiß aber, wann er dort angekommen wäre, wenn nicht ein mitleidiger Postillon, der seine vier Extrapostpferde vor ein leichtes Wägelchen gespannt, ihn aufgenommen hätte, ihm auch eine Decke gegeben, um die warme Hülle über seinen etwas gar zu leichten Paletot zu legen. — So fahren zu können, that seinen erstarrten und ermüdeten Gliedern wohl; auch erwärmte er sich behaglich

unter der dicken Umhüllung, und wie er zuſammengekauert auf dem Sitze des kleinen Wagens ſaß, verſank er bald in halbwache Träumereien. — Und in dieſen Träumen ſpielte immer noch ſcharf und ſchmerzend die damalige Zeit. War es ihm doch oft, als ſähe er neben ſich vorbei ziehen den eleganten Reiſewagen der Fürſtin, ſich ſelbſt nachläßig und bequem in der Ecke lehnend, ein Buch in der Hand oder eine feine Havanna rauchend. Dann war es ihm auch wieder, als ginge dort vor ihm Eliſe und als gelangte er jetzt an ihre Seite, um mit ihr freundlich plaudernd weiter zu ſchreiten. Aber obgleich er dieſe Geſtalten erkannte, traten ſie doch nicht deutlich und ſcharf vor ſeine Seele; ſie erſchienen ihm ſchatten- und nebelhaft, wie man etwas ſieht, das, obgleich es dicht vor uns liegt, doch finſter und undeutlich erſcheint, wenn unſer Auge von einem Glanze geblendet wird, der wohl weit entfernt, aber prächtig vor uns aufſteigt. Und in dieſem Glanze, der für ihn täglich, ſtündlich zunahm, ſah er ihr Bild immer klarer und deutlicher werden, je mehr die Andern verſchwanden, aber er ſah es nicht wie eine irdiſche Erſcheinung, ſondern Franceska erſchien ihm in ſeinen Träumen wie ein lichter Engel mit mildem Lächeln über den kleinen und großen Leiden dieſes Erdenlebens ſchwebend, von einer ſtrahlenden Glorie umgeben. —

Wenn er alsdann erwachte vom Stoßen des kleinen Wagens oder vom ſchärfern Anziehen der Pferde, ſo waren

freilich alle die glänzenden Bilder zerriſſen und die rauhe Wirklichkeit trat in Nebel und Regen wieder erkältend an ihn heran. Er wickelte ſich fröſtelnd auf's neue und feſter in die Decken und nickte mit dem Kopf, wenn der gutmüthige Poſtillon ſich auf ſeinem Pferde umwandte und ihm lachend zurief: „Nicht wahr, Herr, es iſt doch weit beſſer, demüthig gefahren, als ſtolz zu Fuß gehen? Na, bald ſind wir droben.“

Der Tannhäuſer verſank wieder in ſeinen Halbſchlummer, zuſammengebückt, wie er ſaß, die Decke wie eine Zeltwand vor ſich zugezogen, und es traten Bilder aus ſeiner Jugendzeit vor ihn hin; als er, ein kleiner Knabe, ſich mit andern Geſpielen aus Brettern und Glasfenſtern im Garten ein Häuschen gebaut, wo ſie behaglich zuſammen kauerten, während draußen Regenſchauer niederpraſſelten und wo ſie mit einem innigen Wohlbehagen ſahen, wie von ihren Athemzügen die Fenſterſcheiben dicht vor ihren kleinen Naſen dunſtig anliefen.

Der Klang des Poſthorns zerriß auch dieſen Traum, dann hielt der Wagen; das Licht einer Laterne, die hoch emporgehalten wurde, drang ihm faſt ſchmerzlich in die Augen, man half ihm vom Wagen und führte ihn in ein ſanft erwärmtes Zimmer. Als er dem Poſtillon hierauf ſeine Decke zurückgegeben, erſtaunte dieſer über das reichliche Trinkgeld, das er dafür von dem armen Paſſagier

erhalten, den er eigentlich nur um Gotteswillen auf der Straße aufgelesen.

„Ich kann euch versichern," sagte er drunten in der Kutscherstube, nachdem er den triefenden Mantel abgelegt, „der hat mir so viel gegeben, daß er davon ganz gut die Post von Chur bis hier hätte bezahlen können. Es gibt doch sonderbare Leute in der Welt."

Dasselbe dachte auch der Wirth in Splügen, nachdem ihm der Postillon über den Fremden gesprochen und er darauf denselben, als er bei dem einfachen Nachtessen saß, etwas genauer betrachtete. Das Aeußere des Gastes paßte so gar nicht zu einer Herbstreise über die Alpen; der dünne Rock und Paletot, die feinen Stiefel und Handschuhe und hiebei wieder die krankhafte Bläße des eingefallenen Gesichtes, der seltsame Glanz der Augen und ein leichter Husten, der häufig zwischen den zuckenden Lippen hervordrang. Der Wirth des Splügen hatte freilich schon häufig genug ähnliche Gestalten wie die des Fremden eilig und ängstlich über die Alpen herab kommen sehen; aber von hier hinaufgezogen waren der Art Reisende nur wenige. Nun es konnte ja auch jemand Ursache haben, dachte er, ein Asil in Italien zu suchen, wie es umgekehrt schon so oft der Fall gewesen. Und daß dergleichen bei dem Gaste zutraf, schien dem Wirthe um so glaubwürdiger, als ihn derselbe am andern Morgen ein Legitimationspapier durchzusehen bat, ob es auch in der Form für die Grenze droben

volle Gültigkeit habe. Dieſer Paß war in Zürich ausgeſtellt und vollkommen in Ordnung. Doch konnte der freundliche Wirth von Splügen ſich nicht enthalten, ſeinem Gaſt, der den Entſchluß kundgab, das Gebirge zu Fuß zu überſteigen, auf die Berghöhen aufmerkſam zu machen, die in Folge des geſtrigen Regens im Thal in einer leichten Schneedecke prangten. Wenn heute freilich auch die Sonne wieder ſchien, ſo ſah man doch, wie der ſcharfe Wind vom Berg herunter kam, die Zweige der Bäume heftig erſchütterte und welke Blätter vor ſich hin jagte.

„Um Mittag kommt die Poſt," ſagte der Wirth, „und wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte, ſo wäre es der, ſich dort einen Platz zu nehmen, und Sie ſind dann Abends bei guter Zeit in Chiavenna. Verzeihen Sie mir meine Aeußerung, aber Sie ſcheinen kürzlich krank geweſen zu ſein, und da könnte Ihnen eine Fußtour über die Höhen bei ſolch ſchneidendem Winde ſchlecht bekommen. Und trotz des verſchloſſenen Wagens müſſen Sie einen Mantel mitnehmen, den ich Ihnen geben werde und den Sie beim Poſthalter drüben in meinem Namen ablegen können."

Der Tannhäuſer dankte auf's herzlichſte für die Freundlichkeit, welche ihm erwieſen wurde, und da er heute Morgen einen ſtechenden Schmerz in der Bruſt, den er ſchon ſeit mehreren Tagen geſpürt, lebhafter empfand, ſo ſetzte er ſich um Mittag in den Poſtwagen und kam Abends nach Chiavenna.

Hatte der Wirth in Splügen schon über Manches im Benehmen seines Gastes den Kopf geschüttelt, und dasselbe eigenthümlich und seltsam gefunden, so wurde ihm dieser noch räthselhafter, oder wenn man will, er fand die Möglichkeit, sich Manches zu erklären, als an dem Tage, wo sein Gast Mittags gegen Chiavenna gefahren war, bei einbrechender Dämmerung ein leichtes Reise-Coupé, von vier schaumbedeckten Pferden gezogen, vor seiner Thüre hielt. Der Postillon, welcher vom Sattelpferd herabstieg und von dem scharfen Ritt ziemlich steif geworden war, stellte sich mit gespreizten Beinen neben seine Rosse, welche alle vier die Köpfe hängen ließen, und rief dann dem Hausknecht zu, der zum Ausspannen herbeieilte, während er sich etwas verlegen am Kopfe kratzte:

„Dein Herr wird hoffentlich kein Gerede davon machen, daß wir ein bischen scharf da hinauf gefahren sind; Courierpferde hat die da drin ohnehin bezahlt und obendrein von einer halben Stunde zur anderen ein paar Franken Trinkgeld mehr geboten. Man will auch was verdienen, bei Gott! und wenn wir die Roß' tüchtig abreiben, so schadet's ihnen nichts. Heute Nacht bleiben wir da; mach' nur gleich eine Streue, daß sie bis an den Bauch im Stroh stehen. Hü — Bleß!"

Darauf war der Wirth an den Wagen getreten und hatte zwei Damen beim Aussteigen geholfen, beide in

Pelz gewickelt, wovon die Eine, die etwas älter schien, hastig nach einem Zimmer sowie nach einer Unterredung mit ihm, dem Wirthe, verlangte. Diese Unterredung war es nun, die ihn einigermaßen aufklärte über jenen Gast, der nun in dem Augenblicke, wo er mit der Dame sprach, schon jenseits der Alpen gegen Campo dolcino hinrollte, weit genug entfernt, um, da ohnedies die Nacht die Thäler und Schluchten des Gebirgs auszufüllen begann, nicht mehr eingeholt zu werden.

Das sagte der Wirth zu Splügen auch der Dame, welche die Stirne an die kalte Fensterscheibe drückte und ihre unruhigen Blicke aufwärts zum Splügen sandte. „Wenn er es eilig hat," fuhr er fort, „so kann er morgen früh mit aller Bequemlichkeit in Mailand sein. — Ja, mit aller Bequemlichkeit," fuhr er nach einer Pause fort und fügte noch hinzu: „Ja wohl — ja," als er bemerkte, daß die Dame am Fenster keine Antwort gab und er das Gespräch nicht wollte ins Stocken kommen lassen.

Doch schien sich die fremde Dame in die immer dunkler werdenden Schluchten des Splügen, welcher vor ihr lag, vertieft zu haben, denn sie antwortete nichts, ja wandte sich nicht einmal zum Wirthe herum.

„Es ist eigentlich meine Schuld," fuhr dieser fort, nachdem er ein minutenlanges Stillschweigen durch verschiedene Hms! Hms! auszufüllen versucht, „daß der Herr — jetzt schon jenseits des Berges ist. Hätten wir ihn nicht

überredet, es ſei nicht thunlich für ihn, in dieſer Jahreszeit zu Fuß über den Splügen zu gehen, ſo würde er jetzt wahrſcheinlich noch lange nicht das Zollhaus erreicht haben, und —"

„Wie ſo?" unterbrach ihn raſch die Fremde; „er wollte zu Fuß gehen?"

„Ja, gerade ſo wie er hier ankam," gab der Wirth zur Antwort; „ſo ſagte er."

„So fehlt es ihm — — an Mitteln, an Geld?" ſagte die ältere Dame mit einem eigenthümlichen Tone, worauf die andere, die jüngere, welche ſich bis jetzt mit einer großen Reiſetaſche zu thun gemacht, haſtig näher trat, um dem Wirth in das Geſicht zu ſehen.

Dieſer rieb ſich die Hände und verſetzte alsdann: „O nein, an Geld fehlt es ihm nicht, und ſelbſt wenn dies der Fall geweſen wäre, ſo würde man einen ſo anſtändigen jungen Herrn gewiß gern aus ſeiner Verlegenheit geriſſen haben. Gewiß," ſetzte er betheuernd hinzu, „es iſt das ſchon häufig vorgekommen, und der Poſtmeiſter von Splügen weiß, wen er vor ſich hat."

„Er kam zu Fuß hierher in dieſem ſchauerlichen Herbſtwetter?" fragte die ältere Dame und ihre Stimme bebte leiſe.

„Ja und nein," gab der Wirth zur Antwort. „Eine Stunde von hier traf ihn einer meiner rückkehrenden Poſtillons und ließ ihn aufſitzen, weil er bemerkte, daß der

fremde Herr ſehr blaß ausſah und vor Froſt und Unwohlſein zitterte."

Ein ſchmerzlicher Ausruf entfuhr beiden Damen, und die eine, welche bisher immer geſprochen, wandte ſich wieder dem Fenſter zu, legte ihre Stirne auf die Hand und man hörte ein leiſes Schluchzen.

„O mein Gott!" rief die Andere in ſchmerzlichem Tone, „ſo war er krank? — Körperlich krank? — Und er ſprach mit Ihnen," ſetzte ſie haſtig hinzu, „ſo wie man gewöhnlich ſpricht?"

„Gewiß, meine ſchöne Dame, wie man gewöhnlich ſpricht," ſagte der Wirth. „Etwas einſylbig war er freilich, was ich wohl begreiflich fand, denn er klagte über Bruſtſchmerzen, und das war auch wohl der Grund, weßhalb er ſich überreden ließ, einen Platz im Poſtwagen zu belegen."

„Sonſt glauben Sie wohl, er wäre zu Fuß über den Berg gegangen?"

„Davon bin ich überzeugt, wie er mir auch geſprächsweiſe ſagte, er werde von Chiavenna an ſeinen Reiſeſtab weiter ins Land ſetzen und nach Rom pilgern."

Die Dame am Fenſter fuhr ſo heftig zuſammen, daß ſich die andere ihr näherte, ihr ſanft eine Hand auf den Arm legte und einige Worte in weichen, ſchmeichelnden Tönen zu ihr ſprach.

„Ah! eine Pilgerfahrt nach Rom! — Und das ſagte

er in sehr exaltirter Weise? mit eigenthümlichen Ausdrücken? Er hoffte auf ein Wunder oder so etwas. —"

Der Wirth schüttelte mit dem Kopfe. „Von Exaltation," sagte er nach einer Pause, „habe ich nicht das Geringste bemerkt. Der Herr sprach sehr ruhig und überlegt, etwas leidend freilich — müde, wie auch sein Aussehen war. Er meinte, die Luft in Italien würde ihm wohl thun, ihm zur Ruhe verhelfen. — — — — —"

Jetzt trat, da die Dame am Fenster keine Antwort gab, wieder eine Pause ein, die sich so verlängerte, daß der Wirth, nachdem er ein paar Minuten vergeblich auf Antwort gewartet, laut und vernehmlich hustete und sich mit dem Bemerken nach der Thüre zurückzog: die Damen würden keine Befehle mehr für ihn haben.

Da er auch durch kein Wort weiter aufgehalten wurde, so verließ er das Gemach.

Unterdessen war es so dunkel geworden, daß man im Zimmer die Gestalten der Damen nur noch in undeutlichen Umrissen sah. Die ältere der Beiden war auf einen Stuhl niedergesunken, hatte die Hände vor das Gesicht gepreßt und weinte leise. Die Andere stand neben ihr, hielt den Kopf zu ihr hinab gebeugt und flüsterte ihr zuweilen ein Wort zu. Das dauerte wohl so eine Viertelstunde, dann erhob die, welche saß, ihr Haupt, strich mit beiden Händen über ihre Stirn und Schläfe und sagte nach einem tiefen, tiefen Athemzuge: „Ja, er wird Ruhe finden — und ich

auch, er vielleicht noch glücklich werden. Noch einen Blick gen Süden, noch einen heißen Wunsch für sein Glück, für das Wohl seiner Seele, dann wollen wir nordwärts ziehen. Dort der schwarze Berg, der sich in der Dunkelheit um so riesenhafter vor uns aufthürmt, tritt wie das unerbittliche Schicksal zwischen uns und weist mich gebieterisch zurück. — — — Ah!" fuhr sie nach einer Pause fort, wobei es sie wie ein Schauer überflog: „seine Pilgerfahrt zu stören, ihn aufhalten zu wollen — — — nie, nie würde ich mir es erlauben. — Aber ein Wunder ist doch geschehen, Therese, bist du nicht auch davon überzeugt?"

„Ja," versetzte das junge Mädchen, und fügte mit leiser Stimme hinzu: „Und ich danke Gott dafür — —"

„Amen! — — — —"

Am andern Tage führte derselbe Postillon, der mit Courierpferden nach Splügen gefahren war, den Wagen mit den beiden Damen wieder gen Tusis hinab. Er machte ein äußerst vergnügtes Gesicht, denn seinen Pferden hatte die Anstrengung nicht geschadet, auch verdiente er doppeltes Trinkgeld. Mit einem pfiffigen Lächeln schwang er sich in den Sattel, und als der Wirth von Splügen die Wagenthüre geschlossen und mit einer tiefen Verbeugung zurücktrat, wickelte der Postknecht lustig pfeifend seine Peitsche ab, sah noch einmal nach dem Radschuh, ob er befestigt sei, und dann ließ er die Pferde dem brausenden Rheine entlang hinablaufen, was sie nur mochten.

Noch mehrere Tage lang drehte sich indessen das Gespräch im Wirthshaus des Dorfes Splügen um den sonderbaren Passagier und jene beiden Damen, worauf der Wirth, der seinen Gästen gegenüber gerne that, als wisse er wohl mehr von der Geschichte, was er ihnen aber nicht anvertrauen dürfe, kopfnickend sagte: „Ja, hier oben so nah an der italienischen Grenze passirt Manches, wovon man sich drunten nichts träumen läßt.“

Der Tannhäuser aber ging am andern Tage zu Fuß weiter durch das Pregagliathal über die schäumenden Wellen der Moira und Lira dem Comer See zu. Wenn auch sein Auge entzückt war von der wunderbaren Schönheit dieser Gegend und es ihn auch zuweilen anwandelte, sich in einem der kleinen, so malerisch gelegenen Dörfer niederzulassen und dort zu bleiben, vergessen und vergessend, so beschlich ihn doch nur für Augenblicke ein solcher Gedanke, und er schreckte sich alsdann selbst wieder empor aus einer gewissen Ermattung des Körpers und der Seele, der jener Gedanke entstammte, und es tönte in ihm vorwärts, vorwärts bis zum Ziele!

So kam er durch Mailand, so pilgerte er nach Genua, oft angestaunt und belächelt von den ihm Begegnenden, die ihm nicht selten kopfschüttelnd nachsahen. Doch bemerkte er nichts von diesen Blicken und hörte keines der Worte des Erstaunens, die ihm häufig folgten. Er träumte viel, lebhaft und tief, und es war ihm oft zu Muthe, als sei

ſeine ganze Reiſe ein Traum und er müſſe plötzlich erwachen, unter jener Veranda des kleinen Hauſes ſitzen und von dem Lichtſchein der Ampel erweckt werden, welche Franceska mit dem lieben Lächeln und ihren ſchönen guten Augen auf den Tiſch ſetzte.

So ging er in Genua träumend an Bord des Schiffes, ſo blickte er träumend in die Wogen des Meeres, und die ewige Bewegung derſelben wiegte ihn noch tiefer ein, und dabei war es, als ſängen ihm die Wellen, wenn ſie an den Wänden des Schiffes vorüberſchliffen, allerlei ſeltſame Lieder. — Nur einmal erwachte er zu einem hellen und deutlichen Leben, und das war in den Florentiner Gallerien, in dieſem Heiligthume der Kunſt. Da fühlte er ſich angeweht vom Hauche der Gottheit, bezaubert beim Anblick der unſterblichen Werke jener großen Meiſter. Da riß er ſich mühſam los, und als er die Höhen hinter dem herrlichen Florenz erſtiegen hatte, blickte er zurück auf die blühende Stadt und ſeufzte: „Wer hier, ſelbſt ein großer Künſtler, leben und wirken könnte!“

Weiter zog er dann Hügel auf, Hügel ab, durch fruchtbare Thäler, über wild zerriſſene Berge, auf deren Spitzen kleine Städte wie Vogelneſter hängen, umgeben mit trotzigen Mauern, an prachtvollen Kirchen und Klöſtern vorbei, und nirgends hielt er längere Raſt, nirgends hatte er Ruhe. Wenn er ſich auch zuweilen am Fuße eine Berges Kräfte ſammelnd niederließ, ſo drängte es ihn doch bald wieder empor von

dem Stein, wo er ausgeruht. Ueber den einſamen Wanderer hin, hoch am Himmel zogen Schaaren von Zugvögeln, ebenfalls gen Süden. Wie beneidete er die um ihre ſtarken Schwingen! Aber nur ſie, nicht die andern Reiſenden, welche in raſchen Equipagen bei ihm vorbei rollten. Auf dieſe Art hätte ja auch er ſchneller vorwärts kommen können, aber er wollte pilgern nach Rom, er wollte dort ankommen wie andere arme Wanderer, die oft zu gleicher Zeit mit ihm die Straße zogen oder denen er begegnete, wenn ſie von der ewigen Stadt kamen, dieſe frohen und heiteren Angeſichtes, jene tief geſenkten Hauptes.

Wie oft eilte er vorwärts, wo ihm Ruhe doch ſo wohl gethan hätte, ſchwer athmend, mit kurzen, oft wankenden Schritten, mit bleichem eingefallenem Geſichte. Es drängte ihn nach Rom, um dort vor einem Ereigniß anzukommen, von dem er ſich weiter keine Rechenſchaft geben konnte, als daß es in ſeinen Folgen tief in ſein künftiges Leben eingreifen müſſe. Auch Wulf hoffte er dort wieder zu finden, hatte ihm der Freund doch zuletzt von Rom geſchrieben, und gerade in der Zeit, wo er im Begriffe war, von Italien Abſchied zu nehmen und nach Deutſchland zurückzukehren. Dort aber hatte er ſich nirgendwo ſehen laſſen.

Wenn der Tannhäuſer mit Schaudern der vergangenen Zeit gedachte, des vielen Entſetzlichen, was er in den letzten Jahren erlebt, ſo war es Seligkeit des einzigen Augenblickes, wo ihm an jenem Nachmittage am Starenberger

See Kopf und Hand zum erstenmal wieder dienstbar, wo nach einer langen, finsteren, nächtigen Zeit die Sonne der göttlichen Kunst aufs neue hell in sein zerrissenes Innere schien. Darnach hatte er gelobt, Bleistift und Pinsel so lange nicht mehr in die Hand zu nehmen, bis er dort, wohin er zu pilgern gedachte, einen würdigen heiligen Gegenstand fände, den er malen wolle mit heißer Inbrunst, mit einer tief empfundenen Reue und Dankgefühl.

Um dies Ziel so bald wie möglich zu erreichen, drängte es ihn so unaufhaltsam vorwärts, und diese ihn verzehrende Sehnsucht war auch wohl die Hauptschuld, daß sein Herz oft so wild und stürmisch schlug, wenn er schwer athmend die Berge erstieg, so daß er häufig stehen bleiben mußte, die Hände auf seine Brust pressend oder sich wohl niederlassend auf einen Baumstamm am Wege, von dem er sich aber nach kurzer Rast wieder erhob, wenn er bedachte, daß er vielleicht von der nächsten Höhe die weite Campagna um Rom und fern am Horizonte den Dom St. Peter sehen würde.

Endlich kam auch dieser Augenblick. Vaccano, ein einsames Posthaus, das er in der Dunkelheit der Nacht erreichte und dort ein ärmliches Lager fand, verließ er am frühen Morgen, und als er auf seinem Wege klopfenden Herzens eine kleine Anhöhe erstiegen hatte, sah er sie endlich vor sich liegen die ungeheure Einöde, diese riesenhafte, mit Hügeln bedeckte Fläche in glänzender Morgenbeleuchtung die

seltsamsten Farben, die grellsten Lichttöne, die tiefsten Schatten zeigend. Weite, weite Strecken unbebauten Landes, meilenweit kein Dorf, kein Haus, nur hie und da zerbröckeltes Mauerwerk, ein zerrissener Thurm, der melancholisch von einer kahlen Anhöhe herniederschaut. Leise flüsternd zieht der Morgenwind über die mageren Grashalme und durch die Ginsterbüsche, und wenn wir ihm nachblicken, diesem unsichtbaren Wanderer, so sehen wir, wie sich alles vor ihm bückt, dort die Anhöhe hinan bis zum alten Thurme, den er eilig erklettert, um von der morschen Zinne mit dem lustig dort wachsenden grünen Busche weit in die stille Ebene hinauszuwinken. Wem er so winkt, der Lufthauch, wir wissen es nicht, — gewiß keinem lebenden Wesen.

Zur Linken des Wanderers, der erstaunt, erschüttert von diesem über alle Beschreibung traurigen und doch wieder so malerischen Anblick stehen bleibt, erhebt sich in seinen gezackten Formen wie ein riesenhaftes Todtenmahl der Soracte empor. Der fernliegende ernste Höhenzug der Apeninnen ist mit Schnee bedeckt, so das Gewaltige der ganzen Scenerie noch vermehrend. — Weit, weit vor seinen Blicken verschwimmen die hellen Farben der Campagna, die Lichter und Schatten, die sich über Berg und Thal ausbreiten, in einander, und dort in nebeldustiger Ferne, am äußersten Rande der ungeheuren wellenförmigen Ebene hat es sich zusammengezogen, da erhebt sich ein langer dunkler Streifen mit einem erhabenen, immer stärker hervor-

tretenden Punkt in der Mitte, — das iſt Rom und die Kuppel der Peterskirche.

Nachdem der einſame Wanderer ſeine Blicke lange in dieſes gewaltige Rundgemälde verſenkt, ſchritt er wieder vorwärts, die Peterskuppel im Auge behaltend. Doch verging Stunde um Stunde, und unmerklich änderte ſich die Anſicht des majeſtätiſchen Baues, ihm ſo anzeigend, daß er der Stadt näher und näher kam. Erreichen konnte er ſie heute nicht mehr; ſchon ſank der Abend, die Nacht kam wie hier immer ohne Dämmerung, und er mußte froh ſein, in einem der alten Thürme, die am Wege ſtanden, bei einem Ziegenhirten ein Nachtlager zu finden. Doch kümmerte ihn das wenig; ſeine Gedanken waren nicht bei ſeiner Umgebung; lange noch ſaß er auf einem Stein vor dem alten Mauerwerk und blickte nach Rom hinüber, das dalag, wie in einen Schleier von Duft gehüllt, auf dem Tauſende von Lichtpunkten glänzten oder ihn mit ihrem Scheine erhellten.

In der Frühe des andern Morgens machte er ſich wieder auf den Weg und ſah bald, daß er ſich nun wirklich der gewaltigen Stadt nähere. Die weite Fläche in ihrer vollſtändigen Oede blieb nun hinter ihm, und was er noch immer von der Campagna durchwanderte, erſchien belebter, war beſetzt mit einzelnen Häuſern, mit Vignen-Anlagen, mit niedern Mauern, welche ſtreckenweiſe die Straße einfaßten, mit grünen Gebüſchen, welche hie und da den Grund kleiner Thäler bedeckten, wo ſich Waſſer fand,

das sich auch durch das üppige und frischgrün emporgesproßte Gras kundgab.

Vor der heißen Sonne, die ihn lange, lange Tage beschienen, fand er jetzt Schutz in schattigen Hohlwegen, und als er wieder eine Zeitlang fortgewandert und eine kleine Anhöhe erstiegen hatte, sah er vor sich die Tiber mit ihrem gelben Wasser und folgte mit dem Auge ihren Krümmungen, durch welche sie träge fließend das nicht ferne Meer erreicht. An ihren flachen Ufern sah man Heerden von Büffeln weiden, und die melancholischen Thürme, die er schon am Eingange der Campagna auf ihren runden Hügeln stehend bemerkte, sah man auch hier dicht vor den Mauern Roms. — Wunderbar, herzerhebend aber war der Blick über die gewaltige Stadt, die nun dicht vor ihm lag, auf dies Häusermeer mit seinen hoch emporstrebenden Säulen, seinen unzähligen Kirchen, seinen vielen Kuppeln, und alles das überragt von der Kirche St. Peters. Und wie unendlich schön fand er die Gebirge mit bekannten Namen, die in weitem Umkreis die Stadt umgaben! Immer wieder der alte Soracte, das hohe Gebirge von Tibur über den gelblichen Abhängen im tiefsten Blau emporsteigend, und weiterhin die weichen schönen Formen der duftigen Sabinerberge, umwogt von weißen Nebelstreifen, wie von schimmernden Schleiern, mit denen sie sich kokett verhüllt. — Und drüben über dem Flusse Pinienwäldchen mit ihren eigenthümlich geformten Baumkronen, dahinter emporsteigend

einfache Campagnenhäuser und prachtvolle Villen, dann die Massen des grünen Monte Mario, schattirt mit fast schwarzen Cypressenhainen, zwischen denen wieder die weißen Gebäude wie helle Lichter hervorblitzen.

Da ist schon der freundliche Wiesenweg am Ufer der Tiber, da biegen wir in die lange gerade Straße ein, welche zur Porta del Popolo führt — da sind wir in Rom.

Der Tannhäuser hatte den breiten Mittelweg, der ihm zu sehr belebt war, verlassen und schritt gebückt an der Mauer vorbei, die längs der Straße dahin lief. Von der Campagna herein strömten große Volksmassen der Stadt zu, sonntäglich geputzt, denn es war ein Festtag. Sie kamen auf ihren bunt bemalten Wagen, das Geschirr ihrer Pferde hatte klingende Messingzierrathen, schöne Frauen in malerischem Costüm saßen erhöht auf dem Karren, während Männer mit spitzen Hüten, die Sammtjacke auf der Schulter, die Pferde lenkten, hier auf dem Gabelbaum sitzend, dort hinter den Weibern stehend, mit diesen lachend und plaudernd. Reiter auf kleinen schwarzen Pferden, Andere auch wohl im Sattel munter einher trippelnder Esel, suchten zwischen dem dichten Strom der Fußgänger so rasch als möglich vorwärts zu kommen. Und dabei ging es nicht ab ohne ein hingeworfenes Scherzwort, das ebenso lustig erwidert wurde, ohne eine fröhliche Bemerkung, die lautes Lachen hervorrief.

So viel der Wanderer von den Reden der bei ihm vorbei Eilenden, die ihn zuweilen ſcheu von der Seite anſahen, verſtehen konnte, fand ein großes Kirchenfeſt in St. Peter ſtatt, dorthin eilte alles, dorthin folgte auch er dem Menſchenſtrome, der ihn mit fortriß, gegen den anzukämpfen er zu ſchwach und ermüdet war. Hatte er doch ſein Ziel erreicht, befand er ſich doch in Rom, hatten ihn doch ſchon die ſchattigen Straßen der alten Stadt mit ihren hohen ernſten dunklen Gebäuden aufgenommen. Dabei blieb er aber zuweilen einen Augenblick ſtehen, und faßte betäubt von der lärmenden Volksmenge, die ihn wie im wilden Strudel mit ſich fortriß, an ſeine Stirne, welche ſich kalt und feucht anfühlte. Und es flog dann zuweilen ein trübes Lächeln über ſeine Züge, wenn er wieder tief aufathmend weiter ſchritt.

Jetzt aber erweiterten ſich die engen Gaſſen, der dichtgedrängte Menſchenſtrom floß ruhiger und erlaubte dem ſchon lange vergeblich Kämpfenden, ſich am Geländer einer Brücke feſtzuhalten, ſo der vorbeiziehenden Flut Trotz zu bieten. Und als er nun nach kurzer Ruhe die Augen von den gelben Fluten der Tiber erhob, da war ihm zu Muth, als ſei er nach langer, mühevoller Reiſe in die Heimat zurückgekehrt. Erkannte er nicht plötzlich die Brücke, auf der er ſtand, die Gebäude, welche ihn rings umgaben? Hatten die eigenthümlichen, nicht zu vergeſſenden Formen der letzteren nicht ſchon das Auge des Kindes erfreut und ihn

ſpäter entzückt, wenn er dieſe maſſigen Bauwerke geſehen, ſich ſo prachtvoll abhebend von dem tiefblauen italieniſchen Himmel? War die gigantiſche Kuppel dort jenſeits des Fluſſes nicht die Peterskirche? Sah er nicht ſtaunend vor ſich das mächtige Rundgemälde der Engelsburg, einſt das Mauſoleum Adrians? Waren die gelben Wellen, zu denen er jetzt die Blicke hinabſenkte, nicht dieſelben, die einſt an den großartigſten Werken der Welt, an den Paläſten und Tempeln der alten Römer vorüberfloſſen?

Ja, ja, ſo war es, und gern hätte er hier allein geſtanden, und als er alsdann das ſchützende Brückengeländer losließ, als ihn der Menſchenſtrom wieder erfaßt und fortgedrängt bei der Engelsburg vorüber, da konnte er ſich erſt wieder frei regen und fühlen auf der Piazza di San Pietro, jenem ungeheuren, prächtigen, ſäulenumgebenen Platze, deſſen wahre Größe kein menſchliches Auge beim erſten Anblick zu würdigen im Stande iſt, der uns faſt klein erſcheint vor der rieſenhaften Façade von St. Peter, vor der gewaltigen Felſenwucht des aufſtrebenden Kuppelrieſen, vor dem himmelanſtrebenden Obelisken, der in ſeiner Mitte ſteht und doch wieder neben der eben erwähnten Umgebung faſt klein erſcheint.

Etwas von der Größe des Platzes aber ſpringt uns entgegen, wenn wir erſtaunt an der Ecke der Piazza Ruſticucci ſtehen bleibend, an einem Feſte wie heute Menſchenmaſſen auf Menſchenmaſſen an uns vorbei ſtrömen ſehen,

gefolgt von zahlreichem Militär, untermischt mit langen Reihen Karrossen, und wenn wir nun bemerken, wie all' dies von dem Platze verschlungen wird, ohne daß er sich anfüllt. Es sind hier Tausende, Zehntausende versammelt, und man könnte sagen: der Platz ist leer geblieben. Nur hie und da sieht man die Menschenmenge in kleinen Gruppen und dünnen Streifen, lange Reihen von Soldaten bilden eine schmale, glänzende Linie, hunderte von Equipagen verschwinden auf dem Raume neben der großen Treppe, wo sie sich aufgestellt haben. Selbst das Plaudern der Menge ist herabgesunken zu einem fernen Summen und Rauschen, und das Geräusch, welches die Schritte all' der Tausende hier verursachten, wird übertönt von dem Brausen der beiden riesenhaften Springbrunnen, die mit gewaltiger Kraft ihre hellen Wasserstrahlen in die Luft spritzen, zerstäubend in dem klaren Sonnenlichte, welches sich in Regenbogenfarben behaglich auf den Wassergarben wiegt.

Gleich all' den Tausenden, vor, neben und hinter ihm schritt denn auch der Tannhäuser über den ungeheuren Platz und hier erschienen ihm die gewaltigen beweglichen Menschenmengen wie Fluten des Meeres, die dort an der Riesentreppe branden, zerschellen. Was unten am Fuß dieser Treppe noch eine kompakte Masse war, das zerstäubte auf den gigantischen Stufen wie in einzelne Atome, und wenn es auch Tausende waren, welche hinanstiegen, so er-

ſchienen ſie doch noch als kleine bewegliche Punkte auf der breiten Fläche vor der Rieſenfaçade von St. Peter. Der Wanderer, hier noch einſamer, umgeben von dieſen unzähligen fremden Geſichtern, als in der öden Campagna vor Rom, empfand dies Gefühl des Verlaſſenſeins ſchwer auf ſeinem Herzen lagern. War ihm doch, als wandelte er wirklich in der Brandung des Meeres, als müßten dieſe gewaltigen Wogen um ihn her nächſtens über ſeinem Kopfe zuſammenſchlagen. Wie holte er ſo mühſam Athem, wie fühlte er den kalten Schweiß auf ſeiner Stirne ſtehen, wie hätte er ſo gerne eine einſame Stelle gefunden, eine verborgene Steinniſche, um ſich dort zu verſtecken, um dort niederzukauern, den Kopf in beide Hände gedrückt. — Aber vergebens — es riß ihn unaufhaltſam dahin.

Es wogte, brandete, es lachte und plauderte immer toller um ihn her; vom Himmel ſtrahlte das hellſte Sonnenlicht und lagerte blendend auf Platz und Kirche. Die Waſſergarben der Fontainen trieben Brillanten von ſich, die Schatten, welche Gebäude und Säulen auf den Boden warfen, thaten dem Auge weh im ſcharfen Contraſte von Hell und Dunkel. Und je näher er der Baſilika kam, je mehr vergrößerte ſich alles das, was die Sonne blendete. Da ſchrieen und lärmten die Limonadenverkäufer und die Händler mit friſchem Waſſer; da glänzten im Sonnenlichte ganze Pyramiden von goldgelben Citronen und Pomeranzen, da leuchteten die blankgeputzten Eisgefäße, und wenn ſie hin

und her bewegt wurden, reflektirten sie wie Spiegel das Sonnenlicht. Die hunderte von Wagen, welche auf dem Platz fuhren, sah man eine buntfarbige Masse, rechts und links von der Treppe gelagert; viel glänzende Geschirre und glitzernde Trobdeln, viel Pupur und Gold.

Endlich hatte er die Vorhallen, die Eingangsthüren hinter sich, endlich warf er einen Blick in die Riesenhallen. Sie erschienen ihm beim ersten Anblicke wie eine überwölbte Fortsetzung des ungeheuren Platzes draußen. Selbst von diesem hereintretend strebten die Wölbungen dieser Basilika, des ungeheuersten Baues der ganzen Welt, sichtlich in die Höhe und zeigten nach einem Blick auf die Tausende von Menschen, die trotz ihrer Anzahl auch hier nicht als eine gedrängte Masse erschienen, ihre majestätischen Verhältnisse. Und doch kommt man erst nach und nach zum allgemeinen Verständniß der Größe dieses Tempels; nur schrittweise wie man ihn durchwandelt, da er nur mit dem Verstande und nicht mit dem Gefühl zu messen ist. Man muß es sich erst sagen, daß dort die Taube mit dem Oelzweig an den gigantischen Pfeilern des Mittelschiffs, die wir rechts und links sehen, die wir glauben bequem mit der Hand erreichen zu können, sich beim Nähertreten so hoch erhoben, daß ein Riese nöthig wäre, um sie mit der Spitze des Fingers zu berühren; wir müssen es uns vergegenwärtigen, daß der metallene Baldachin dort auf dem Grabe von St. Peter, über welcher sich die Kuppelwölbung in schwindeln-

der Höhe erhebt, — daß dieſer Baldachin, der uns unter dieſer Wölbung klein und niedrig, ja völlig unbedeutend erſcheint, ſo groß iſt wie der größte Palaſt von Rom. Und erſt nachdem man ſich ſolchergeſtalt über die Verhältniſſe des Baues klar geworden, wandelt man mit Staunen und Ehrfurcht in dieſen Hallen umher.

Den Tannhäuſer erfriſchte die Kühle, welche im Gegenſatze zu dem ſonnenbeſchienenen Platze hier herrſchte; er wandte ſich am Eingange rechts und ging alsdann von einem Pfeiler des Hauptſchiffes langſam zum andern, wobei er ſich mit der heißen, fieberhaft brennenden Hand häufig an den kalten Steinen hielt. Es überfiel ihn eine tiefe Ermattung; er mußte zuweilen ſtehen bleiben, und wenn er das that, ſo war es ihm zu Muthe, als ſchwelle das Geräuſch, welches die Schritte der Einherwandelnden und ihr, wenn gleich noch ſo leiſes Sprechen, hervorbrachte, zum lauten, betäubenden Getöſe an. Und dabei kam es ihm alsdann vor, als drehe ſich die ungeheure Kirche vor ihm im Kreiſe. Endlich ließ er ſich auf den Vorſprung am Fuße einer dieſer Pfeiler nieder und verſank für Augenblicke in wirre Träume.

Beim Hereintreten hatte er die langen Reihen Militär bemerkt, welche vom Eingang bis zum metallenen Baldachin ſtanden, untermiſcht mit andern Soldaten in der ritterlichen Tracht vergangener Jahrhunderte, mit Helm und wallender Feder, mit Panzer und Hellebarde; er hatte geſehen, wie

die Tauſende und Tauſende, welche nach und nach in die Kirche getreten, ſich in dichten Reihen hinter dem Militär aufſtellten oder ſich in den Seitenhallen verloren, von denen jede einzelne ſchon eine Kirche zu nennen war; er hatte geſehen, wie ſich neben den adeligen Römerfamilien, die von Jägern und Kammerdienern gefolgt in dem Tempel erſchienen, zerlumpte Campagnabauern mit markirten, bronzefarbenen Geſichtern drängten und ſtießen, wie Krüppel und Bettler neben ſchönen Weibern von Albano und Frascati dahin ſchlichen; er hatte es empfunden, wie das ganze wilde Gewühl, dieſe verſchiedenartigſten Elemente, zu einer buntfarbigen, beweglichen, unruhig wimmelnden Maſſe zuſammengeſetzt, anfing ſeine Sinne zu betäuben, und deßhalb war er glücklich, hier an dem Pfeiler ein ſtilles Aſil gefunden zu haben.

Und es war in der That ein Aſil des Friedens, das Andere in gleicher Weiſe mit ihm theilten. Zeigte ihm doch ein Blick hinter ſich ein paar Gebirgsbewohner in ihrer maleriſchen Tracht, arme Leute, faſt in Lumpen gehüllt, halb von einem zottigen Schaffell bedeckt, den ſpitzen Hut zwiſchen den Knieen, die, wahrſcheinlich vom langen nächtlichen Marſche ermüdet, hier auf dem kalten Stein ſanft entſchlummert waren; bemerkte er doch neben ſich eine arme, aber anmuthige Römerin, die unbekümmert um die Hin- und Herwandelnden ihrem Kinde, das ſie mit inniger Zärtlichkeit anblickend an ihren Buſen drückte, die urſprüngliche

Nahrung gab. Ihm, dem ermatteten Pilger, war hier wohler, als draußen auf dem Platze, als vorhin im Lärm der Menge. Er lehnte sein Haupt an den glatten Stein hinter sich, und die Kälte desselben that ihm wohl. Mit welch' wonnigem Gefühl schloß er die Augen, als nun auf einmal ein unendlich ergreifender Gesang erschallte, der in entzückenden Schwingungen, in weiter Ferne verhallend mit leise nachklingendem Echo an den Wölbungen der Kuppel emporstieg und dort noch in einzelnen Tönen fortzitternd langsam verhallte.

Jetzt erfüllte ihn zum erstenmal der Gedanke, daß er nun wirklich in Rom sei, mit einer unaussprechlichen Seligkeit, am Ende seiner mühseligen Wanderung, wo er ja auch sie einstens zu finden hoffte. Er fühlte sein Herz so weich gestimmt, sanft erregt, so sich bewußt seiner tiefen Schuld, so reuig und bußfertig, dabei aber so innig von der ihm endlich zu theil werdenden Gnade überzeugt. Er fühlte, wie seine Augen in seligem Schmerze überströmten, wie seine Thränen zwischen den geschlossenen Wimpern hervorbrachen und langsam über seine Wangen hinabrollten.

Da mit einemmale war es ihm, als wenn die sanften, himmelanstrebenden Klänge, die ihn so glücklich gemacht, disharmonisch zerrissen würden von dröhnendem Posaunenschall; es kam ihm vor, als dränge sich die Menge vor ihm dichter und dichter zusammen und gerathe dabei in unbeschreibliche Bewegung, als woge die ganze Masse vor und

zurück und bilde jetzt eine Gasse, die an seinem Pfeiler mündete. Schien es ihm doch dabei, als wenden sich einzelne Gesichter scheu nach ihm hin, als betrachteten ihn blitzende Augen mit unverkennbarem Erstaunen; er fühlte diese Blicke schwer auf seinem Herzen lasten, und da es ihm war, als ob immer mehrere die Augen nach ihm hin wendeten, so wollte er langsam zurückweichen, um hinter dem Pfeiler vor der gaffenden Menge Schutz zu suchen. — Doch Entsetzen! er war nicht im Stande, sich von seinem Platze zu erheben, ja die rechte Hand, mit der er seine feuchte Stirne abwischen wollte, versagte ihm den Dienst; er konnte nicht von der Stelle, er mußte hinab schauen in die Menschengasse, an deren Ende jetzt ehrwürdige Gestalten erschienen in vielfarbigen Ordenskleidern, viele Gestalten, die sich langsam vorwärts gegen ihn bewegten.

Wie sie näher und näher kamen, zog er den Athem mühsam und immer mühsamer in seine Brust. Er bemerkte, daß er der Prozession im Wege war, daß sie über ihn dahin schreiten mußte, und mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Angst und Verzweiflung drückte er sich in die Nische des Pfeilers hinein, an dem er ruhte, und es gelang ihm, etwas zurückzuweichen. Aber es war auch die höchste Zeit gewesen; denn schon rauschten die schwarzen und weißen Gewänder dicht an ihn heran, jetzt bei ihm vorüber. Doch glaubte er, jeder der langsam Vorüberziehenden werfe einen strafenden Blick auf ihn — alle, alle die Hunderte, die

nach und nach erſchienen und an ihm vorbei ſchritten. Mönche in ſchönen Ordenstrachten, welche ſchimmernde Kronen auf Purpurkiſſen trugen, alle die Häupter der katholiſchen Kirche, die Ordensgenerale, die Patriarchen, die Kardinäle im langen purpurnen Feſtgewand, die armeniſchen hohen Prieſter mit ihren Kronen, die Erzbiſchöfe und Biſchöfe in hellen ſchimmernden Gewändern, mit der Mütze und Inful, — alle, alle blickten nach ihm hin, alle ſchienen auf die Seite zu weichen, wenn ſie in ſeine Nähe kamen, als fürchteten ſie, ihn mit ihren heiligen Gewändern zu berühren, — alle, alle. Und darauf hin wandten ſich immer mehr Blicke aus der dichtgedrängten Volksmaſſe auf ihn.

Er verſuchte es, ſeine Augen abzuwenden, ſie wie Troſt und Hülfe ſuchend emporzuheben zu einem Muttergottesbild, das aus ſeiner Steinniſche noch eben ſo wohlthuend und freundlich auf ihn herabgelächelt hatte. Aber das Bild der Himmelskönigin ſchien ihm verſchleiert, umhüllt von glänzenden Sonnenſtrahlen, die jetzt mächtig in die Kirche drangen und nun mit einemmale über die Häupter der dunklen Menge hinweg, welche andächtig auf ihr Knie niedergeſtürzt war, die Geſtalt des heiligen Vaters mit wunderbarem Schimmer umgaben, in ihm Leuchten all' des Goldes und Silbers, im blitzenden Widerſchein der Brillanten wie in einer Flammenglorie erſcheinen ließen. Aber es war für den Pilger kein wohlthuendes Bild der Gnade, wie ihm das Haupt der Chriſtenheit, deſſen Hand binden und löſen

kann, erſchien. Näherte er ſich doch unter dem Schalle der Poſaunen in ernſter Majeſtät ihm, dem Sünder, furchtbar anzuſchauen.

Und all' das Licht, all' der Glanz, all' die Pracht, das Funkeln von Gold und Silber, das Blitzen der Sonnenſtrahlen betäubten ſeine Sinne, ließen düſtere, unheimliche Schatten vor ihm aufſteigen. Schien doch alles Volk rings umher nur auf ihn zu ſchauen, der unter den Tauſenden allein nicht im Stande war, ſeine Knie zu beugen; trafen ihn doch tief ins Herz die Blicke des Papſtes, der langſam heranſchwebte, und wenn auch dieſe Blicke nach und nach von ihrem furchtbaren Ernſte zu verlieren ſchienen, wenn ſie mild und traurig wurden, ſo laſteten ſie doch ſchwer auf ihm, ſo beugten ſie ſein Haupt tief hinab, ſo ließen ſie ihn in ſich zuſammenſinken. — Aber er fühlte dabei, daß ihn das Bewußtſein verließ; er ſah noch, wie die Müden an ſeiner Seite aus dem Schlummer emporfuhren, wie die Römerin neben ihm ihn erſchreckt anſtarrte, darauf das liebliche Geſicht ihres Kindes verdeckte und dann mit allen Zeichen des Schreckens entfloh. — Er hörte ein Gemurmel von tauſend Lippen: der Tannhäuſer: Das iſt der Tannhäuſer!

All' die unzähligen Geſichter, die ſich gegen ihn wandten, all' die Tauſende und Tauſende von funkelnden Augen, die ihn anſtarrten, all' die bunten Gewänder, all' das glänzende Gold und blitzenden Steine, die bunte Marmorbekleidung

der rieſenhaften Pfeiler und Wände, die Lichter am Altar, ja die funkelnden Hänglampen mit ihren ſchweren goldenen Ketten, der vielfarbige Schimmer der gemalten Fenſter, aufleuchtend in blauen, rothen, grünen und gelben Flammen, wo die Sonne hindurchſchien, — alles das wand ſich durcheinander und verſchwamm vor ſeinen Augen in ein einziges wildes Chaos, aus dem allein deutlich der gellende Ruf hervortrat: der Tannhäuſer! ja der Tannhäuſer! Es ſtieg wie graue Schleier um ihn empor, es ſcheuchte ihn auf vom Fuße des mächtigen Pfeilers, an dem er zuſammengeſunken, und obgleich ihm war, als ſei er nicht im Stande, Hand und Fuß zu rühren, ſo näherte er ſich doch langſam wie ſchwebend der großen Thüre des Tempels.

Wie gern wäre er zurückgekehrt, wie gern hätte er ſich im dunkelſten Winkel von St. Peter an einem der Altäre niedergekauert, um dort einem mitleidigen Ohr ſein Vergehen zu klagen und zu erzählen, wie tief er dafür gebüßt, wie ſehr er ſchon dafür gelitten. — Vergebens! Es war ihm, als ſege eine Windsbraut hinter ihm drein, als treibe ihn ein eiskalter Hauch an die Eingangspforten, und ob er ſich gleich hier anzuklammern verſuchte und mit erſchrecktem Auge auf die Tauſende und aber Tauſende blickte, welche gegen die Stufen anſtrömten und die — ſo fürchtete er — im nächſten Augenblicke ihn erkennen würden und eben ſo entſetzt ſeinen Namen hinausſchreien, wie die drinnen in der Kirche, ſo wollten doch ſeine Hände nicht haften an dem

eiskalten glatten Stein, und er sank neben der Eingangsthüre zusammen, sich zwischen den Piedestalen der mächtigen Säulen verbergend, auf die Knie nieder, sein Kopf sank auf die Hände herab und zwischen seinen Fingern hindurch tropften schwere, wohlthuende Thränen. Hier lag er eine Zeit lang ruhig und unbemerkt neben andern elenden Krüppeln und Sündern.

Wenn er auch hier für Augenblicke in stillen Betrachtungen und Rückerinnerungen an längstvergangene Zeiten Ruhe und Trost fand, so horchte er doch von Zeit zu Zeit auf Gesang und Glockenton in der Kirche, auf das Geräusch der Schritte, auf das Schleppen der langen, schweren Mäntel, in tödtlicher Angst fürchtend, daß die Prozession von dort zurückkehren werde und daß ihn abermals die finstern Blicke der Vorüberwandelnden aufschrecken würden aus dem elenden Winkel, in dem er zusammengekauert und versteckt lag. Schien es ihm doch, als wartete die unzählbare Menge an den Stufen der Treppe nur auf den Augenblick, wo er, ein armes, gehetztes Wild, zu ihr hinabgescheucht würde.

Und dieser Moment schien zu kommen, denn von der innern Kirche her nahten sich nun murmelnde Stimmen und tausend Schritte dem Eingange. Die Hellebardiere stießen ihre Waffen auf das Steinpflaster, Weihrauchduft quoll aus dem halbdunkeln Gange der Kirche.

Da war es dem Tannhäuser, als lege sich eine kleine,

ſeine und warme Hand — die Hand eines Kindes — in die ſeine, und als er faſt erſchreckt zur Seite blickte, ſah er neben ſich ein wunderbares Kind ſtehen mit ſo milden und lieben Augen, daß es ihm ſelig durch's Herz ſtrömte. Er hatte die Züge des Knaben ſchon irgendwo geſehen, — irgendwo, wo man ihm wohlwollte, wo er willkommen war, wo man die Arme öffnen würde, um ihn zu empfangen, wo er endlich ein Aſil, eine Zufluchtsſtätte finden würde. — Aber wo? das konnte er ſich nicht klar machen. Dieſer Gedanke, der eine wahre Seligkeit über ihn ausſtrömen ließ, goß eine ſolche Ruhe in ſein Herz, daß er, die Hand des Kindes feſthaltend, das müde Haupt an die Säule legen wollte, um zu ruhen, zu ſchlafen; ſo gewiß war er, daß das Kind an ſeiner Seite ihm Schutz ſein würde gegen alle Gefahren, gegen alle Unbilden. Und darüber jauchzte er tief in ſeinem Herzen auf, wie der Schiffbrüchige, der auf ſchwimmender Planke aus dem wilden, tobenden Meer an das rettende Ufer gezogen worden iſt.

Doch war es, als errathe der wunderbare Knabe ſeine Gedanken, denn derſelbe ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte mild lächelnd: „Komm, hier iſt nicht dein Platz.“ Worauf ſich Tannhäuſer folgſam erhob und ſich leicht und kräftig fühlte, befreit von jener lähmenden Müdigkeit, die ihn niedergedrückt. — — „Komm!“ — —

Und leicht ſchritt er die Treppen hinab an der Hand ſeines kleinen Führers, ohne Aufſehen durch die Menſchen-

menge hindurch, die ihn nicht zu beachten, ja nicht einmal zu sehen schien, was wohl daher kam, daß das Kind, welches ihn führte, zuweilen seinen Stab erhob, worauf sich jedesmal die Menschenmassen wie durch einen Zufall theilten und die Beiden hindurchließen.

So kamen sie ans Ende des gewaltigen Platzes, als das Kind sagte: „Hier muß ich dich verlassen und kann dich nicht weiter begleiten. Aber nimm diesen Stab, er wird dein Führer sein. Schau mir auch noch einmal fest ins Gesicht und vergiß es nicht, daß ich dich dem Hohn der Menschen entriß, weil ich in deinem Herzen tiefe, aufrichtige Reue las. — Ich allein kann binden und lösen. — Zieh hin und blicke nicht rückwärts, jetzt nicht und für die Zukunft nicht. Da, nimm den Stab und glaube mir — — er wird grünen."

Achtzehntes Kapitel.

Im Norden.

Es iſt wohl eigenthümlich, hat aber ſeine guten Gründe, daß je mehr wir uns dem Norden nähern, wir um ſo beſſer die Einrichtungen finden, welche uns einen harten Winter erträglich machen, ja um ſo mehr im Stande ſind, die ſtrenge und ſtrengſte Jahreszeit angenehm und comfortabel zu verbringen. Wir, die wir in Deutſchland ſo ziemlich in der Mitte Europa's ſtecken, finden dagegen in richtiger Wechſelwirkung, daß je mehr wir uns dem Süden nähern, wir um ſo weniger Schutz haben. Wenn es zum Beiſpiel einmal dem italieniſchen Klima gefällt, mit etwas ungewohnter Kälte dreinzufahren, und wir, freilich nur auf Stunden, die Straßen von Florenz und Rom, ja die Berge um Neapel, ſelbſt den alten feurigen Veſuv, mit einer leichten Schneedecke überzogen ſehen, oder wenn wir da,

wo gestern noch blühende Rosen waren, an Fontainen oder kleinen Bächen heute bei Sonnenaufgang glitzernde Eiszäpfchen bemerken; so ziehen wir uns wärmer an, als wir es zu Haus in Deutschland bei doppelter Kälte thun würden; da wickeln wir uns schauernd in unsere Mäntel und fühlen mit dem Florentiner oder Römer, der an solchen Tagen mit blauen Lippen zähneklappernd sagt: quali tempo cattivo, quanto freddo! Und im Freien bei emsigem Umherlaufen läßt sich das noch ertragen; kommen wir aber in unsere Wohnung, in die hohen gewölbten Gemächer, so außerordentlich schattig und angenehm bei der Hitze des Sommers, mit ihren Steinboden, ihren Thüren, die nicht recht schließen, ihren klappernden Fenstern, die jedem Luftzug Eingang verstatten, so daß wir kaum das wehende Licht auf dem Tische vor dem Auslöschen bewahren können, sehen wir uns rings um und gedenken dabei eines prasselnden deutschen Ofens oder selbst nur eines französischen Kamines mit viel Dichtung und wenig Wahrheit, so vermissen wir schmerzlich alle die behaglichen Einrichtungen, die es uns zu Hause möglich machen, dem gestrengen Winter siegreich Trotz zu bieten.

Etwas Aehnliches, wenn auch nicht gar so schroff, fühlt der Nordländer bei uns, der Russe, der aus seinem stolzen und glänzenden Petersburg kommend den Winter bei uns zubringen muß. Wenn wir auch lächeln bei seiner Behauptung, daß die strenge Jahreszeit in Rußland viel behaglicher

als bei uns zu durchleben ſei, ja lächeln und ſcheinbar nicht mit Unrecht, wenn wir an den unerbittlichen ruſſiſchen Winter mit ſeiner Dauer von acht Monaten denken, mit ſeinem Schnee und Eis, der ſelten wie bei uns gemildert wird durch wochenlanges milderes Wetter, ſo hat der Nordländer doch Recht, wenn ihm Deutſchland in dieſer Beziehung faſt ebenſo vorkommt, wie uns Italien. Auch wir beugen uns in unſerem Leben und in unſeren Einrichtungen nicht ſo ſehr vor dem grimmen Herrn Winter, daß wir ſein Reich ohne alle Rückſicht anerkennen, daß wir ihm hermetiſch Thüren und Fenſter verſchließen, daß wir uns bis zur Naſe in dicke Pelze wickeln bei einer Kälte, die vielleicht nicht größer iſt als im Norden, bei der wir uns noch ſpazierengehend erfreuen, während der Ruſſe ſeine Wohnung, ohne dazu gezwungen zu ſein, nicht mehr verläßt.

Ja, wir ſehen, daß man dem Winter immer ſiegreicher trotzt, je mehr wir nach Norden rücken; ſchweben wir daher auf, ziehen wir dorthin. Auf Deutſchlands Fluren liegt nur hie und da vereinzelt der Schnee, die Laubhölzer zeigen unbedeckt ihre kahlen Aeſte, es erſcheint das von oben herab wie leichter Flaum, der weite Länderſtrecken überzieht; Fichten- und Nadelwälder zeigen ſich dazwiſchen als tief ſchwarze Schatten, und die Flüſſe mit ihrem wärmeren Waſſer dampfen noch und ſenden ungehindert, noch frei von den Feſſeln des Eiſes, ihre lebendigen Wellen dem weiten Meere zu. — Jetzt rücken die Schneeſtreifen näher

und näher zuſammen, die Wälder verwandeln ſich nach und nach in weißes Pelzwerk, doch ſind die Straßen noch ſichtbar in ihrer Eingrenzung durch Frucht- und andere Bäume, und die Bahnzüge ziehen, noch Rauch auswerfend und funkenſprühend, nach allen Richtungen. Was die Flüſſe anbelangt, ſo haben ſie nur noch ein ſchmales Rinnſal mit freiem Waſſer; rechts und links hat ſich Eis angeſetzt, welches ſich in wunderlichen Formen immer näher und drohender nach der Mitte des Stromes zuſchiebt, jede Nacht ein neues Vorwerk conſtruirt mit glänzenden Zacken, von denen das zu Thal treibende Eis aufgefangen und feſtgehalten wird, um ſo fortwährend die Eisränder zu vermehren.

Fliehen wir weiter dahin, ſo haben wir bald tief unter uns eine einzige weiße weit ausgebreitete Fläche, anſcheinend ohne die mindeſte Abwechslung. Hügel und Berge, Schluchten und Thäler, Flüſſe und Wälder mußten ihre Eigenthümlichkeiten aufgeben und liegen da im ſtarren Winterſchlaf gebannt, lange, lange Zeit wohl träumend unter der weißen gewaltigen Decke des Winters. Kein Waſſer fließt mehr, keine Straße zeichnet ſich ab, das Dampfroß brauſt noch nicht über dieſe Flächen, und was wir ſich fortbewegend dahinziehen ſehen, ſind kleine Schlitten, in denen der Reiſende in Pelzen vergraben Schutz gegen die ſtrenge Jahreszeit ſucht.

Man ſollte glauben, ein ſolches Dahinziehen, Tage und Nächte lang über ſchneebedeckte Flächen, ohne Abwechslung,

ohne Aussicht, müßte für Geist und Körper unendlich ermüdend sein. Und doch ist dem nicht so: man gewöhnt sich an dies sanfte träumerische Dahingleiten; man findet Abwechslung in dem einförmigen Leben eines Kruges, der mitten in der Oede steht, wo wir unsere Pferde wechseln; wir erfreuen uns an den phantastischen Formen, mit denen Schnee und Eis die Fichten und Tannen umgaben, zwischen denen wir dahingleiten; wir schlummern und träumen, und lassen uns einwiegen durch den melancholischen Ton der Glöckchen, welche am Geschirr der Pferde sowie an unserem Schlitten hängen und die rastlos ihr Bim-bim-bim durch die tiefe Stille rings umher ertönen lassen.

So gleiten wir dahin, bis wir eines schönen Abends durch ein hochgewölbtes Thor fahren, wo wir stattliche Schildwachen auf und ab spazieren sehen, deren glänzende Musketenläufe im hellen Gaslichte funkeln, bis wir nun statt Birken und Tannen zu unsern Seiten oder einzelner Bauernhäuser Reihen von palastähnlichen Gebäuden durchfahren, oft wirkliche Paläste mit Hunderten erleuchteter Fenster, vor denen zwei- und vierspännige Equipagen und Schlitten halten, welche Diener mit rothglühenden Pechfackeln umstehen, bis rechts und links von unserem Schlitten hundert andere ähnliche Fahrzeuge schellenklingelnd mit uns dahinfliegen, bis uns ebenso viele andere begegnen, auch glänzende Equipagen, Reiter und ein Strom von Fußgängern, der sich rechts und links auf den hölzernen Trottoirs

hält, um vom ſichern Platze aus mit hingewandten Geſichtern in das ſauſende Gewühl zu blicken.

Das alles könnte uns nach der langen ſtillen Fahrt betäuben, und es betäubt uns auch, namentlich durch die rieſenhaften Dimenſionen, welche Alles angenommen hat, was uns hier umgibt, Alles, an dem wir vorbeifliegen oder das wir an uns vorbeifliegen ſehen: Brücken, Straßen, Plätze. Deßhalb erregt es uns auch ein Gefühl des Behagens, da wir auf einmal ſehen, wie unſer Jämſchtſchik ſich etwas höher vom Bocke hebt, als er gewöhnlich thut, den Kantſchu am Handgelenk der rechten Fauſt herabſinken läßt, den Lauf ſeiner Pferde mäßigt und mit lautem Ruf, um die Fußgänger auf dem Trottoir zu warnen, rechts abbiegt. Vor uns hat ſich ein großes Thor geöffnet, welches ſich hinter dem Schlitten augenblicklich wieder ſchließt. Wir befinden uns in einer Halle, der Schlitten hält, und mehrere Hände ſind bemüht, die Leder- und Pelzdecken unſerer Kibitke zu beſeitigen und uns ſo das Ausſteigen zu erleichtern. Eigentlich werden wir von den Armen reich gallonirter Bedienter aus dem Schlitten gehoben und ſanft auf die Füße geſtellt. Wir befinden uns wie in einem Traume, und es iſt uns, als haben Zauberkünſte unſere ganze Umgebung mit Einem Schlage verändert. Und wie verändert! Haben ſich doch ſeit der langen Fahrt die niedrigen ſchmutzigen Häuſer, vor denen wir hie und da Halt machten, oder die hölzernen Schuppen, durch welche der vom Wind ge-

peitſchte Schnee ſauſte, während wir hielten, um Pferde zu wechſeln, ſo feſt unſerem Gedächtniß eingeprägt, daß wir die ſo ganz andere, in der That feenhafte Umgebung, in welche wir mit einem Schlage verſetzt ſind, beinahe mit Mißtrauen betrachten. Angenehm erwärmte Luft fächelt behaglich unſere Wangen; über uns, über Schlitten und Pferde wölbt ſich ein hohes Glasdach, die ganze Schneelandſchaft, die ſich unſerm innern und äußern Auge ſo feſt eingeprägt hat, daß wir meinen, es könne nichts anderes mehr auf der Welt geben, als Schnee und wieder Schnee, iſt mit Einem Male verſchwunden; freundliches Grün umgibt uns nach allen Seiten, fremde Sträucher und Bäume mit großen glänzenden Blättern und zwiſchen ihnen ſogar bunte Blumen, Kinder einer glücklicheren Zone, die ebenſo wie wir in dieſem Augenblicke in einem Traumleben befangen ſind.

Die reich gallonirten Diener halten nun ihre ſilbernen Armleuchter hoch empor, und als wir uns der Treppe nähern, die mit einem Teppich bedeckt, bis in das Glashaus, wo wir anfuhren, hinabreicht, geht ein alter Herr in ſchwarzem Frack, der uns dort erwartet zu haben ſcheint, ein paar Stufen abwärts uns entgegen und dann mit einer tiefen Verbeugung auf die Seite, nachdem er vorher wie verſtohlen ſein ſchneeweißes Jabot abgeſtreift, vermuthlich, weil er fürchtet, es könne dort ein Körnchen Schnupftabak hängen geblieben ſein. Der alte Herr mit ſeinem kurz geſchnittenen aufrecht ſtehenden weißen Haar, ſeiner noch weißeren Hals-

binde und ſeinem faſt kindlich roſigen Teint lächelt ſo wohlwollend und freundlich, daß wir uns jetzt ſchon hier wie zu Hauſe finden. Er macht eine unterthänige Handbewegung gegen die Treppe hin, zwei Lakaien mit Lichtern hüpfen voran, und durch einen ſanft erwärmten Vorplatz, der ſchon innerhalb des Hauſes iſt, kommen wir an eine leichte Marmortreppe, die ſich frei trägt, und in einer anmuthigen halben Wendung in den erſten Stock hinaufführt. Das Geländer iſt von ſchwer getriebener Bronze-Arbeit, offenbar aber nicht fabrikmäßig erzeugt, ſondern nach künſtleriſchen Modellen von Künſtlerhand getrieben und zuſammengefügt. Die Balluſtrade iſt glänzendes ſchwarzes Ebenholz und ſpielt wie eine dunkelfarbige Schlange über den ſchneeweißen Marmorſtufen. Eine Bronzefigur in Lebensgröße, die unten an der Treppe ſteht, über ihrem Kopfe einen Leuchter haltend, auf dem ein Bouquet von Wachskerzen flammt, ſcheint Jeden, der hinaufſteigt, ernſt und forſchend zu betrachten.

Geräuſchlos erreichen wir den erſten Stock; auf der Treppe wie hier in den Veſtibülen und den Vorzimmern ſinken unſere Füße förmlich ein in dicke perſiſche Teppiche. Daher kommt es auch wohl, daß eine ſo tiefe Stille auf dem nicht großen aber prachtvollen Hauſe liegt. Nirgends das Geräuſch eines menſchlichen Trittes; nirgends die Bewegung einer Thüre oder der Klang einer Menſchenſtimme — Alles ruhig und ſtille. Da liegt Zimmer an Zimmer,

eines eleganter und prachtvoller ausgestattet als das andere, scheinbar unbewohnt und verlassen. Doch halt! im anstoßenden Salon hören wir etwas; es ist ein leichtes unterdrücktes Husten, und wie wir Kraft unseres Zauberstabes auch hier ungesehen eintreten, bemerken wir jenen alten Herrn wieder, der vorhin unten an der Treppe zum Empfang von allenfallsigen Ankommenden bereit stand, mit derselben freundlichen und wohlwollenden Miene in einem Lehnsessel sitzen und in einem Buche lesen. Zuweilen schweift sein Blick über das Buch hinweg nach der gegenüber liegenden Thüre, die mit einer dicken orientalischen Stickerei verhängt ist, und nachdem der alte Herr einen Moment gelauscht, senkt er seine Augen wieder nieder auf die Zeilen seines Buchs, nicht ohne daß er vorher wiederholt und leicht gehustet. Drüben bleibt Alles so ruhig wie in dem ganzen Palaste.

Nähern wir uns jener verhängten Thüre; sie öffnet sich geräuschlos vor uns, und wir befinden uns in einem achteckigen Gemache, welches sein Licht von oben durch eine kleine Glaskuppel erhält. Es ist eine Gemäldegallerie, die uns aufgenommen; an den Wänden hängen wenige aber ausgesuchte Bilder; aber seltsam, sie verrathen alle eine und dieselbe Meisterhand. Es ist so: das Auge hat uns nicht betrogen; während wir die Blicke hierhin und dorthin schweifen lassen, lesen wir auf jedem der Bilder: Potowski, hier Potowski, dort Potowski. Stille, daß unsere Verwunderung nicht laut werde; wir sind nicht allein. Die eine

Wand des Octogons nämlich fehlt, und die dadurch entstandene Oeffnung, welche in einen Salon führt, ist nur mit seidenen Stoffen verhängt. Ah! hier zum ersten Male vernehmen wir jetzt den Laut einer menschlichen Stimme.

Wir hören und sehen.

Es ist dort ein kleines reiches Boudoir mit einem Aufwand von Kunst und Eleganz eingerichtet. Wände und Decke sind mit grünem Damast bezogen, die letztere nur ausgezeichnet durch ein Netzwerk von goldenen Schnüren, die von der Decke auf allen vier Seiten herabreichend sich dort in Spitzendessins verschlingen und so den reichsten Fries bilden, den man sich nur denken kann. Die Thüren bestehen aus schwarzem glänzendem Ebenholze, dessen Füllungen matt vergoldet sind und als Hintergrund lasurfarbiger, von Meisterhand gemalter schwebender Figuren dienen.

Eigenthümlich sind die Möbel in diesem Zimmer; es sind sonderbar geformte kleine niedrige Fauteuils von Bronze mit orientalischen Stoffen bedeckt; ein paar türkische Divans; und an dem hohen und breiten Fenster des Gemachs, dessen Licht man durch seidene Vorhänge dämpfen kann, bemerkt man Sitze von aufeinander gethürmten Kissen, deren Gestalt sich beliebig ändern läßt.

Auf einem der Divans ruht eine Dame, deren Namen den geneigten Leser, wenn wir ihn nennen, nicht überraschen wird, denn er wird sich schon gedacht haben, daß wir uns in ihrem Hause befinden, — die Fürstin Lubanoff. Sie

lehnt ihr Haupt auf den rechten Arm und hält ihre weiße Hand so, daß die Finger ihre Augen beschatten. Gekleidet ist sie in matte graue Seide, und seltsamer Weise legt sich über ihr volles dunkles Haar ein weißer Schleier so, daß er von Weitem wie ein Scapulir aussieht. Um ihre Taille schlingt sich eine dicke seidene Schnur, deren Quasten über den Divan herabhängen. In der linken Hand, welche am Rande der Kissen liegt, hält sie ein Papier, d. h. sie hält es nicht, indem dieses Papier in dem Augenblick, wo es uns vergönnt ist, einen Blick in das Gemach zu werfen, ihren Fingern entgleitet und auf den Teppich niederrauscht.

Vor dem Divan steht Madame Vauvallet, auf deren gutem breitem Gesichte die uns bekannte unverwüstliche Gemüthlichkeit und heitere Laune thront. Sie schüttelt leicht mit dem Kopfe und bückt sich alsdann auf den Boden nieder, um das entfallene Papier aufzuheben.

„Ich muß nur," sagt sie hierauf, nachdem sie sich mit einem tiefen Athemzug wieder aufgerichtet, „wiederholt gegen diese Art der Frau Fürstin, Geschäfte abzumachen, protestiren. Du mein lieber Gott, da liegt diese ganze colossale Last auf meinen schwachen Schultern, und Madame, meine gnädigste Herrin, thut nicht einmal so viel, einen vergleichenden Blick auf die mühsam zusammengestellten Rechnungen zu werfen."

„Wozu das auch, gute Vauvallet?" fragte die Fürstin

mit leiſem Tone. „Schickt doch Alles an meinen deutſchen Intendanten nach Winopradoſka. Ihr lobt ihn ja ſelbſt als überaus treu und gewiſſenhaft; er ſoll mir, wenn wir hinkommen, ein Reſumé vorlegen.“

„Wenn wir hinkommen!“ gab Madame Bauvallet mit leichtem Achſelzucken zur Antwort. „Was wollen Euer Durchlaucht auf dem kleinen Gute machen? Ueberhaupt glaube ich nicht,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, während welcher ihr die Herrin eine Antwort ſchuldig geblieben war, „daß Madame Luſt haben, wieder zu reiſen.“

„O gewiß, o gewiß!“ ſprach nun die Fürſtin erregter, indem ſie ſich ein klein wenig aufrichtete.

„Nach dem Süden?“

Dieſe Frage war mit einem kleinen lauernden Blicke begleitet.

„O nein, o nein,“ ſagte die Fürſtin mit einem tiefen Seufzer.

„So werden Euer Durchlaucht nach Moskau auf die großen Güter gehen,“ meinte lächelnd die Franzöſin.

„Wo mein Vetter Iwan den Tag über ſeine Fuchshatzen abhält,“ entgegnete die Fürſtin in faſt entrüſtetem Tone, „und die Nächte mit ſeinen gleichgeſinnten Gutsnachbarn im Trinken und Spielen verbringt? — Gott ſoll mich bewahren! Mag Iwan machen, was er will, ich will nach dem Wolthonski-Wald, auf das kleine liebe Gut, das meine Eltern beſaßen,“ ſetzte ſie in wehmüthigem Tone

hinzu, „und wo ich als Kind ſo glücklich war, o ſo ſehr glücklich.“

„Aber die großen Lubanoff'ſchen Güter bei Moskau, die in ſchrecklicher Verfaſſung ſein ſollen?“

„Wenn wir in Winopradoſka ſind und dort eingerichtet, ſchicke ich Feodor Buchholz auf die Lubanoff'ſchen Güter. Das iſt ein braver und energiſcher Mann; er wird ſchon Ordnung ſtiften und ich werde ihm Vollmachten geben, daß er mit Vetter Iwan fertig wird.“

„Monſieur Buchholz iſt wohl der Mann dazu,“ ſagte Madame Bauvallet nachdenkend, „aber die Leute möchten wohl ihre Herrin einmal ſelbſt ſehen.“

„Später, ſpäter,“ gab die Fürſtin zerſtreut zur Antwort. „Doch laß mich hören, was Du weiter haſt. Ich ſehe da noch eine Menge Papiere in Deiner Hand.“

„Ja, Papiere genug,“ erwiederte die Franzöſin mit einem Geſichtsausdruck, der ernſt erſcheinen ſollte, in Wahrheit aber komiſch ausſah. „Papiere, wie ſie jeden Tag zu Dutzenden einlaufen, und die alle in verſchiedenen Variationen daſſelbe beſagen.“

„Nun, was denn?“

„Bitten und Forderungen.“

„Und was verlangt man denn ſo vielfältig von mir? Es muß ja was Arges ſein, wenn ich dein ernſtes Geſicht betrachte. — Was will man?“

„Nun, Geld wollen die verſchiedenſten Leute, zu den

verſchiedenſten Zwecken, unter den allerverſchiedenſten Vorwänden."

Die Fürſtin machte eine Miene der Langeweile, wenigſtens der größten Gleichgültigkeit.

„So gib ihnen denn," ſagte ſie nach einer Pauſe; „es fehlt dir doch nicht an Geld?"

„Gott ſoll mich bewahren, daß es daran fehlt," rief erſchrocken Madame Bauvallet; „das wäre eine grenzenloſe Wirthſchaft. — Nein, Geld iſt im Ueberfluſſe da, und die Banquiers drängen ordentlich, daß man auf ſie anweist."

„Nun denn?"

„Ja, nun denn, Madame — Euer Durchlaucht haben gut reden ſo — es ſind große Summen, die angewieſen werden. Und wen trifft am Ende einmal die Verantwortung?"

„Verantwortung —?" fragte raſch die Fürſtin, „gegen wen?"

„Nun, allerdings gegen Sie, aber —" gab die Franzöſin nach einer Sekunde ſtockend zur Antwort, — „wenn nicht ſpäter —"

Die Fürſtin machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„O du Närrin," ſagte ſie gutmüthig, „eines Tages, wenn ich dich nach deinem ſchönen Frankreich zurückſchicke, werde ich dir noch einen allgemeinen Revers ausſtellen, daß

Alles, was du hier gethan und ausgegeben, ja was du geſprochen und gedacht, auf meinen ſpeziellen Befehl geſchehen iſt. — Wie? was? noch eine Wolke auf deiner Stirne? Ah! ich verſtehe den Blick in deine Papiere. So lies denn, langweilige Perſon, ſo laß mich denn die Hauptforderungen hören, aber nur die Hauptforderungen, nichts unter zehntauſend Rubel."

„Die Oberin Ihrer Diakoniſſen-Anſtalt," referirte Madame Vauvallet, augenblicklich Gebrauch machend von der erhaltenen Erlaubniß, „trägt die Summe vor, welche die befohlene Vergrößerung des Inſtituts koſten würde. — 240,000 Rubel," las ſie in ſehr gedehntem Tone.

„Gewiß, ich will die Vergrößerung. Weiter."

Die Franzöſin unterdrückte einen leichten Seufzer, dann fuhr ſie fort: „Die Seminoff'ſche Armenſchule ſchickt die Abſchrift eines Briefes, woraus hervorgeht, daß der Frau Fürſtin hochſeliger Vater in früheren Zeiten dorthin ein jährliches Geſchenk von hundert Rubel machte. Sie wünſchen —"

„Mein guter, guter Vater!" rief die Fürſtin ſchmerzlich bewegt, „er that ſo gern etwas für die Armen, und ich habe ihrer bei meinen vielen Reiſen im Ausland ſo wenig gedacht."

Sie verſank in tiefes Nachdenken. Dann ſagte ſie nach einem langen Athemzuge: „O mein guter Vater! Hundert Rubel war ein Gegenſtand für ihn. — — — — Höre,

gute Bauvallet," fuhr sie darauf rasch und energisch fort, „was die Seminoff'sche Armenschule anbelangt, sollst du dich genau erkundigen, wie ihre Mittel sind, ob sie Kapitalien hat, ob sie gut dotirt ist, und das Geringste, was du mir für sie vorschlägst, soll ein Geschenk sein von hunderttausend Rubel für diesmal und zehntausend jährlich, so lange ich lebe. Glaube mir, wenn mein armer Vater ihnen jährlich hundert Rubel gab, so mußte er wissen, daß sie sehr würdig und bedürftig sind."

Die Französin neigte ihren Kopf zum Zeichen, daß sie wohl verstanden habe, dann las sie weiter: „Der Annakoff'sche Verein für unbemittelte Jungfrauen und das Marien-Asyl veranstalten eine Lotterie und bitten um Beiträge. Vielleicht wären zweitausend Rubel an sie zu vertheilen."

„Gib jedem zweitausend Rubel, gute Bauvallet," sprach die Fürstin. „Glaube mir," setzte sie mit einem reizenden Lächeln hinzu, „ich werde auf andern Seiten wieder sparen. Was habe ich nicht schon diesen Herbst und Winter an der Toilette erspart; du mußt mir das zugestehen, und wenn wir erst im Wolthonski-Wald sind, da brauchen wir eigentlich gar nichts mehr."

Madame Bauvallet zuckte leicht mit den Achseln und machte mit dem Bleistift, den sie in der Hand hatte, ein paar feste Striche auf ihre Papiere.

„Hier ist noch," sagte sie nach einer Pause, „ein

Schreiben von Monsieur Buchholz. Es ist an mich gerichtet, und wenn Madame befehlen, lese ich es Ihnen vor."

„Lies den Brief von Buchholz," gab die Fürstin zur Antwort. „Ich mag den Deutschen gut leiden; auch ist in seinen Briefen immer etwas, das mich interessirt, und wenn es nur die deutschen Wendungen sind, mit der er sein Russisch spricht und Französisch schreibt, oder die einzelnen Ausdrücke seiner Muttersprache, bei denen dafür die hiesige Benennung fehlt. — Lies."

Sie legte ihre rechte Hand unter das Haupt, nachdem sie sich auf ihrem Divan ausgestreckt, und ließ die Augenlider halb zufallen. „Nimm dir einen Stuhl, Henriette," sagte sie alsdann mit leiser Stimme.

Die Französin aber dankte für die Erlaubniß, sich zu setzen, mit einer verbindlichen Neigung ihres Kopfes; dann las sie:

„Madame!

„Glauben Sie meiner Versicherung, daß ich noch nie dem Ende eines dieser langen und langweiligen russischen Winter mit solcher Ungeduld entgegen gesehen, wie eben jetzt, und seien Sie überzeugt, daß ich mit dem allergrößten Vergnügen der Welt die geringsten Anzeichen betrachte, von denen man sagen könnte, sie verkündigen, daß die Erde anfange sich zu dehnen und zu recken nach ihrem festen Winterschlafe, und daß sie endlich, endlich ihre tausend wunderbaren

Augen aufſchlagen wolle. Wenn mir Einer meldet, es krache zuweilen im Ladoga-See, ſo bekommt er von mir einen Extraſchnaps, und alle paar Tage reite ich hinauf auf den Mons Alaunus, der, in Parentheſe geſagt, den Namen eines Berges durchaus nicht verdient, und ſchaue mich unter den Tannenwäldern um, ob nicht von Süden her ſo ein friſcher auflöſender Hauch an mein Geſicht ſchlagen will. Geſtern war ich noch droben, und da flüſterten die Nadeln an den Zweigen ſo geheimnißvoll, als wollten ſie ſagen: bald wird er kommen, der göttliche, ſehnlich erwartete Frühling."

Ueber die Züge der Fürſtin flog ein leichtes Lächeln. „Monſieur Feodor iſt ein Poet, du gibſt das zu, gute Bauvallet," ſagte ſie, ohne die Augen aufzuſchlagen.

„Er hat in der Art was, wie alle Deutſche," gab die Franzöſin zur Antwort, „die begeiſtern ſich für Sachen, die uns gleichgültig ſind, und ſie ſind im Stande, ſogar mit Schwärmerei und Innigkeit einer aufbrechenden Knoſpe zuzuſchauen."

„Ja—a, ja—a. — Doch weiter."

„Das Alles dürften Sie überſchlagen, meine gute Madame Bauvallet; ich habe nur damit ausdrücken wollen, daß ich mich wie ſonſt immer einfach, dießmal doppelt auf den Frühling freue, vorausgeſetzt, es bleibt dabei, daß unſere gnädige Fürſtin den Wolthonski-Wald mit ihrem Beſuche beehrt. Dann ſehe ich auch Sie wieder, und Fräulein Eliſe."

Die Fürstin schlug lächelnd ihre Augen auf, ließ sie aber gleich darauf wieder zufallen.

„Die beiden Gärtner sind angekommen, ordentliche Bursche, und da das befohlene neue Glashaus vor Ende der strengen Jahreszeit fertig geworden, so haben wir da schon wirthschaften können (die Sämereien, welche mir Fräulein Elise gab, gehen prächtig auf), daß es ein Vergnügen ist. Die Kisten mit Möbeln und Tafelservice, die Sie uns schickten, sind ausgepackt; es ist wenig zerbrochen und alles ziert das Schlößchen, daß man sich nicht satt daran sehen kann und nur bedauern muß, daß die Bewohner noch fehlen. Ich freue mich wie ein Kind darauf, bis Alles grünt und blüht und wir die Frau Fürstin erwarten können. Legen Sie ihr meinen tiefsten Respect zu Füßen, nehmen Sie meine herzlichsten Grüße und sagen Sie Fräulein Elise ein paar gute Worte von mir."

„Er spricht viel von Elise," meinte die Fürstin lächelnd.

Madame Bauvallet zuckte leicht mit den Achseln, worauf sie in sehr gutmüthigem Tone sagte: „Ich finde das begreiflich, und es freut mich. Er ist ein Deutscher, sie ist eine Deutsche, und Beide sind wackere und liebe Menschen. Doch hier," unterbrach sie sich selber, „steht noch eine Nachschrift, die nicht ganz uninteressant ist. — Madame werden sich des alten Uprawlajetschi Potowski erinnern."

Die Fürstin preßte ihre Lippen auf einander, und ihre Brust hob sich unter einem tiefen Athemzuge. — „Ob wir

uns seiner erinnern! Nicht wahr, gute Bauvallet, du erinnerst dich auch noch gern jener Zeit und des Namens, o jenes Namens," setzte sie schmerzlich erregt hinzu, „der uns Allen, Allen so viel Kummer gemacht, so viele bittere Stunden. — Und so viele süße!" — Das sagte sie ganz leise. — „Fort! fort!" Sie wischte mit der umgekehrten Hand über ihre Stirne. — „Was ist's mit Potowski?"

„Potowski hat einen Sohn," referirte die Französin — „doch nein," sagte sie lächelnd, „ich muß das mit den Worten des Intendanten sagen." Und dann las sie wieder aus dem Briefe:

„Der alte Potowski, dessen sich die Frau Fürstin noch erinnern werden, ist noch immer wohl auf; nur trinkt er ein bischen viel Anisbranntwein, und die Folge davon ist, daß ich mich zuweilen genöthigt sehe, in seine Haushaltung ein wenig scharf einzugreifen, indem ich ihn manchmal unter Schloß und Riegel setze, das heißt in seinem eigenen Hause, wo ich dazu ein passendes Lokal gefunden habe, um ihn nicht zum Gespötte der Andern über die Straße führen zu müssen. Er erkennt es auch bestens an, und wenn er nüchtern geworden ist, bedankt er sich für die gnädige Strafe. Es ist gut, daß ich nicht den hohen Auftrag habe, mich um Einige Seinesgleichen so speziell zu bekümmern, denn sonst müßte ich selbst den Vogt machen; und thue ich das auch in diesem Ausnahmsfalle gern, denn Madame Potowski führt ihre Kinderschule auf eine ganz vortreffliche Art."

„Weiter, weiter von den Potowski's," ſprach die Fürſtin, dann ſetzte ſie wie nachdenkend hinzu: „Ja, ja, ſie iſt eine brave Frau," und ſagte dann, als ſie den fragenden Blick der Madame Bauvallet bemerkte: „ſie ſtammt aus den Oſtſeeprovinzen, war die Tochter eines deutſchen Lehrers und gab uns Kindern Unterricht im Zeichnen."

Die Franzöſin nickte mit dem Kopfe. „Darauf ſcheint ſich die Nachſchrift des Intendanten zu beziehen," meinte ſie alsdann, „denn er ſagt, von den Kindern Potowski's iſt nur ein einziger Bube übrig geblieben, der jetzt vierzehn Jahre alt iſt, und der, man ſollte es nicht glauben, ein eminentes Talent zum Zeichnen und Malen beſitzt. Seine Mutter hat ihn unterrichtet, ich ſchaffe ihm Papier und Farben an, bringe ihm auch bei, was ich ſelbſt noch weiß; aber jetzt ſind wir Beide mit unſerem Latein am Ende."

Die Fürſtin hatte ſich raſch emporgehoben, ſtützte den Kopf auf ihre Hand und ſagte, indem ſie ihre glänzenden Augen mit dem unverkennbaren Ausdruck des Intereſſe's auf die Vorleſerin richtete:

„Das iſt ja außerordentlich, und ich kann dich verſichern, gute Bauvallet, daß mich das ſehr, ſehr freut."

„Ich wage es auszuſprechen," las die Andere weiter, „daß in dem Buben ein ganz außerordentliches Talent ſteckt, für das es Schade wäre, wenn es nicht durch alle möglichen Mittel geweckt und ausgebildet würde. Hier bei uns kann er nichts mehr lernen, und entweder ſollte man ihm

einen tüchtigen Lehrer verſchaffen, oder auf eine gute auswärtige Schule ſchicken."

„Zuerſt einen Lehrer, Bauvallet," rief die Fürſtin raſch und entſchieden, „den beſten Lehrer, den Petersburg hat, und den wir hinausſchicken wollen, um ihn zu prüfen und um uns gewiſſenhaft berichten zu laſſen, ob ein großes Talent in dem Knaben ſteckt. O wie würde es mich freuen, ja wie würde es mich förmlich glücklich machen," fuhr ſie mit leuchtenden Augen fort, „wenn wirklich ein großes bedeutendes Talent in ihm ſchlummerte, wenn der Name Potowski, den ich freventlich erfunden, doch noch emporſtrahlen würde, geehrt und geachtet genannt werden, und" — ſetzte ſie leiſer hinzu — „bis zu ihm dringen, um ihm vielleicht zu ſagen, daß ich gut zu machen mich beſtrebe, ſo viel in meiner Macht liegt."

Sie hatte ſich raſch von ihrem Divan erhoben, war an einen kleinen Schreibtiſch geeilt und ſchrieb dort haſtig einige Zeilen, die ſie in ein Couvert ſteckte, daſſelbe ſchloß und mit einer Adreſſe verſah.

„So, gute Bauvallet," ſagte ſie alsdann in heiterem Tone, „das beſorge mir ſogleich, und wenn der Profeſſor kommt, ſo ſoll er augenblicklich zu mir geführt werden. Sei du ſo gut und ſchreibe dem Buchholz, daß mich ſein Brief gefreut, daß ich mit dem erſten Grün in Winopradoſka eintreffen werde und daß ich ſeiner Sorgfalt den jungen Potowski ſo dringend empfehle, wie es mir nur möglich iſt.

Schreibe sogleich und schicke den Brief mit der schnellsten Gelegenheit."

Madame Vauvallet wickelte ihre Papiere zusammen, versicherte, daß sie nicht ermangeln werde, alle Befehle von Madame auf's pünktlichste zu besorgen, und verließ das Gemach, in der Hand den Brief der Fürstin.

Diese schritt nun erregt auf und ab, drückte zuweilen ihre rechte Hand an die Stirne und dachte lebhaft vergangener Zeiten. Freudig und schmerzlich strömten die Erinnerungen auf sie; bisweilen blieb sie auf ihrem Spaziergange durch das Zimmer stehen; ihren Lippen entschlüpfte ein Ausruf, jetzt wandte sie sich plötzlich um und trat in die kleine Gemäldegallerie, wo sie verschiedene der Bilder betrachtete, dieses eilig, flüchtig, rasch wieder den Blick davon abwendend, als fürchtete sie sich vor den Erinnerungen, welche es in ihr hervorrief, vor einem anderen blieb sie länger stehen, versenkte sich in das Betrachten desselben, und drückte beide Hände gegen ihre Brust, wobei sich ihre Lippen bewegten, als murmele sie ein Wort, einen Namen.

Ein leichtes Geräusch im Salon, den sie eben verlassen, riß sie aus ihren Träumereien, doch schien ihr diese Unterbrechung nicht unlieb. — „Du bist es, Elise?" rief sie, und als von drinnen die Antwort erschallte: „Ja, gnädige Fürstin, ich bin es," so überflogen noch einmal ihre großen glänzenden Augen die Wände der Gemäldegallerie, worauf sie in das anstoßende Gemach zurücktrat. — „Setze dich zu

mir," ſagte ſie mit ſanfter Stimme zu dem jungen Mädchen, welches in der Mitte des Gemachs ſtehen blieb und die Befehle ihrer Herrin zu erwarten ſchien. „Komm, ſetze dich zu mir wie damals, wie ſo oft."

Sie ließ ſich abermals auf den Divan nieder, Eliſe rückte ein kleines Tabouret an ihre Seite, ſtützte den Kopf auf den Arm und kam ſo ihrer Herrin näher, welche, wie ſie gern zu thun pflegte, ihre Hand ſanft in die vollen Haare des jungen Mädchens vergrub.

„Jetzt iſt der Winter bald vorüber," ſagte die Fürſtin; „nicht wahr, er hat lange gedauert?"

„Bei uns in Deutſchland iſt nun ſchon Alles grün," meinte träumeriſch das junge Mädchen; „die Schneeglöckchen ſind ſchon abgeblüht, die Primeln noch da, und duftende Veilchen findet man ſo viel man will."

„Soll das ein Vorwurf für unſer armes Rußland ſein?" meinte die Herrin lächelnd. „Da könnten die Bewohner der ſüdlichen Länder etwas Aehnliches von den deutſchen Landen ſagen. In Italien zum Beiſpiel blühen und glühen die Roſen jetzt im prachtvollſten Flor. — Doch ſprechen wir nicht davon," ſetzte ſie ernſt, faſt wehmüthig hinzu, „ſeien wir mit dem zufrieden, was uns geblieben; nicht wahr, meine gute, gute Eliſe?"

„Gewiß," erwiderte das junge Mädchen, indem ſie mit ihren klaren Augen emporſchaute und mit einem Ausdruck, in welchem ſich viel gute Hoffnung für die Zukunft zeigte.

„Ich finde die Winter hier," ſprach ſie dann nach einer Pauſe, „ſogar in gewiſſer Beziehung ſehr behaglich, nur die lange Nacht und die Morgen- und Abenddämmerung, die oft gar nicht aufhören will, drückt das Gemüth."

„Dafür aber haben wir auch die wunderbaren Sommernächte, wo ſich erſt Abends um eilf Uhr der Himmel leicht verdunkelt, und ſchon kurz nach Mitternacht der Tag wieder anbricht."

„Iſt das nicht ermüdend?"

„Wenn man glücklich iſt, nicht, ſonſt kann es uns allerdings zuweilen in traurige Stimmung verſetzen. — Aber wir wollen glücklich ſein, nicht wahr, Eliſe? — Du wenigſtens ſollſt es ſein — ich will es. Was mich anbelangt," ſetzte ſie träumeriſch hinzu, „ſo werde ich mir ein Glück ganz eigener Art ſuchen. Aber —" unterbrach ſie ſich mit einer faſt ungeduldigen Handbewegung, „wohin führt uns das Geſpräch wieder; ich wollte ja vom Frühjahr reden — dann reiſen wir."

Das junge Mädchen blickte erſtaunt in die Höhe.

„O nicht ſo," fuhr die Fürſtin lächelnd fort, welche dieſen Blick wohl verſtand, „wir gehen auf meine Güter."

„Nach Moskau?" fragte Eliſe anſcheinend mit großer Unbefangenheit, doch ſenkte ſie ihre Blicke wie zufällig herab und betrachtete ihre Hände, welche ſie auf dem Schooße zuſammengelegt hatte.

„O nein, wir gehen nach Winopradoſka. — Gingeſt du lieber nach Moskau?"

„Ich? o nein! Winopradoſka ſoll ſchön ſein."

„O es iſt ſehr ſchön, klein und reizend, es hat etwas von einer deutſchen Gegend, friſch grüne Hügel und tief blaue Seen. Was ſollte ich auch auf den großen Gütern bei Moskau? Dort haust mein Vetter und verbringt ſeine Zeit auf eine Art, die mir zuwider iſt, zwiſchen Fuchs- und Haſenhatzen, zwiſchen Spielen und Trinken. Mich dauert nur ſeine Frau Anna, und ihr zuliebe miſche ich mich nicht tiefer in Iwans Angelegenheiten, wie ich doch thun ſollte. Doch werde ich von Winopradoſka aus Feodor Petrowitſch mit guten Vollmachten hin ſchicken müſſen. Er treibt es oft zu bunt da unten."

Eliſe ſchloß ihre Lippen feſter und nickte mit dem Kopfe, als gehe ſie vollkommen auf die Anſichten der Fürſtin ein, doch war es unverkennbar, daß ein leichter Schatten über ihre ſonſt ſo offene und freie Stirn flog.

„Ich bin es den Gütern ſelbſt, beſonders aber den Bauern ſchuldig, eine feſte Hand hinzuſchicken, die Ordnung hineinbringt und den letzteren das Daſein behaglicher macht. Könnte ich dir den Unterſchied zwiſchen meinen Gütern bei Moskau und denen am Wolthonski-Wald recht anſchaulich machen, du würdeſt nie mehr ein Verlangen haben, die erſteren zu beſuchen. — So laß uns alſo auf das Frühjahr hoffen. O ich kann dir nicht ſagen, meine gute Eliſe, wie ſehnſüchtig ich beim Ausfahren die Birken anblicke, ob ſich

da in den Knospen noch nichts regt, und wie häufig ich es mache wie der gute Feodor Petrowitsch und nach Süden schaue, mein Gesicht dorthin wende, ob nicht ein wärmerer Lufthauch von dort zu spüren ist. Bald aber, bald wird unsere Sehnsucht erfüllt."

— — — — — — — — — — — —

Und der Frühling kam, wie er immer zu kommen pflegt, freilich nicht ganz regelmäßig oder in gleich guter und schlechter Laune: er liebt es, der launenhafte junge Mensch, sich uns alljährlich in den verschiedensten Mummereien zu präsentiren, da er doch weiß, daß er uns armen Menschenkindern willkommen sein muß, mögen nun Blüthen aus seinem Haar stäuben und seine Finger frische grüne Blätter ausstreuen, oder mag er kommen bedeckt mit schwellenden Knospen, die sich aber noch schauernd vor kalten Westwinden in ihrer Umhüllung halten, ja sich momentan noch verstecken müssen unter sprühenden Schneebrisen. Es ist doch einmal der Frühling, der an unsere Pforte pocht, und der die Hoffnung, selbst unter Schnee und Eis, aufleben läßt.

So kam denn auch also der Frühling nach Petersburg, und diesmal sogar mit einem freundlichen Gesichte. Freilich hatte er schon im Süden unzählige Ströme vom Eise befreit, hatte schon Milliarden von Knospen aufgeküßt und eine unsinnige Verschwendung mit Blüthen der verschiedensten Art getrieben, ehe er in Rußland die Birkenschößlinge treiben ließ und das Nadelholz mit kleinen hellgrünen Punkten übersäete. —

Frühling! Frühling! Die weiten großen Thore am Glashaus vor der Wohnung der Fürstin wurden geöffnet, und zu gleicher Zeit schälte sich der Portier, der den ganzen Winter über in der Gestalt eines Bären erschienen war, aus seinen Pelzen und zeigte sich in der glänzenden reich gallonirten Livree — der erste Frühlings-Schmetterling, der der häßlichen haarigen Puppe entkrochen.

Auch Feodor Petrowitsch schrieb von Winopradoska: er schwöre darauf, der Wolthonski-Wald sei in der Vegetation Petersburg vier Wochen voraus; er messe jeden Tag verschiedene Baumblätter und es gebe keine mehr, die unter einem Zoll lang seien. Was die Schlingpflanzen um die Cottage anbelange, so schauten dieselben jeden Tag neugieriger in die Fenster hinein und schienen sich zu verwundern, die Zimmer immer noch leer zu finden.

So schrieb er an Madame Vauvallet, denn bei Berichten an die Fürstin selbst erlaubte er sich begreiflicher Weise keiner solchen an diesem Platze unpassender Aeußerungen. Daß aber die boshafte Französin seine Briefe Wort für Wort vorlas und daß sie jeden Gruß an Elise — es kamen häufig darin vor — scharf betonte, davon hatte der gute Deutsche keine Idee.

So stand denn an einem schönen Morgen der Reisewagen der Fürstin vor ihrem kleinen Palaste, mit sechs Pferden bespannt. Einige Kaleschen und Fourgons für die Dienerschaft waren schon vorausgegangen, und nachdem die

Herrin mit Madame Vauvallet und Elise in dem großen bequemen Wagen Platz genommen, blickte die Erstere mit seltsam umflortem Auge zu den Fenstern empor, wo sie den Winter verbracht; dann setzten die Jämschtschiks ihre Hüte auf und fort ging es in die Perspective hinein, von dort donnernd über die Fontanka-Brücke hinweg, lange, lange durch das weite Petersburg, immer zwischen Häusern dahin, durch den Tsarskoje-Sseloschen-Prospekt über den Sagorodnoi-Canal endlich in's Freie an die Grenzen der unermeßlichen Stadt. Es erschien der Fürstin angenehmer, statt die Eisenbahn zu benutzen, den Weg nach Winoprabofka über Waldai in ihrem bequemen Reisewagen zu machen. Da rollte sie hin auf der breiten Moskau'schen Straße, und wenn sie vorwärts blickend der weißen Straßenlinie folgend, die sich weit, weit vor ihren Augen auf der unermeßlichen Ebene dahinzog und die Phantasieen so gern entführte nach den fernen südlichen Ländern, mit denen sie den Norden in Verbindung setzt, nach der Türkei, dem Kaukasus, Turkestan, nach China und Persien, so war anderntheils wieder die Umgebung, durch welche die große Straße führt, so recht dazu gemacht, die Gedanken zu versammeln, sie einem Buche zuzuwenden oder der Unterhaltung mit den Begleitern.

Hier ist Alles eben, Alles sumpfig und waldlos; da sieht man vielleicht ein Birkenwäldchen, zuweilen einen kleinen Tannenwald, aber immer recht einsam liegend in weit ausgedehnten Flächen kahlen und wenig angebauten Landes.

Dörfer erſcheinen als Seltenheiten und das Einzige, was der Reiſende vielleicht mit Intereſſe betrachtet, iſt das Leben auf der Straße ſelbſt. Hier freilich taucht alle Augenblicke etwas Neues auf, unzählige Waarenzüge, die mit uns in derſelben Richtung gehen oder uns begegnen. Namentlich bilden die Wagen der Fuhrleute, die in's Innere ziehen, große lange Karawanen. Sie führen weſteuropäiſche Waaren, italieniſche Früchte, franzöſiſche Bücher und Bijouterien, engliſche Tücher und deutſche Linnenwaaren nach Moskau und weiter hinein. Leichte Troiken, oder ſchwere Vier- und Sechsſpänner kreuzen dieſe Züge, oder jagen raſſelnd und glockenklingelnd an ihnen vorüber.

Wir erreichen Novgorod, zu beiden Seiten der Wolchon liegend, und finden hier die Umgegend noch öder und wüſter als bei Petersburg, eine völlig ebene Fläche ohne Hügel und Wald.

Die Fürſtin ſchien dieſe Gegend nicht mehr ſo recht im Gedächtniß zu haben und war ſelbſt überraſcht von dem Mangel aller landſchaftlichen Schönheit. Madame Bauvallet meinte, der Wolthonski-Wald habe ſich das ſo recht als Relief arrangirt und müſſe darauf nothwendig als ein kleines Paradies erſcheinen. Eliſe betrachtete und träumte.

Unmerklich ſteigt das Land hinter Novgorod empor; ja ſo leiſe und ohne Uebergänge, daß man wie im Traume dahinrollend die Gegend mit jedem Schritte mehr verändert findet, ohne ſich eigentlich Rechenſchaft geben zu können, wo-

her das komme. Schmale Grasflächen haben sich kaum merklich zu saftigen Wiesen erweitert, einzelne Birken an der Straße sind kleine frisch grüne Wälder geworden, klares tiefblaues Wasser rauscht uns von Abhängen entgegen, deren Dasein wir eine Viertelstunde vorher noch gar nicht geahnt. Die ganze Landschaft ist anmuthig, man könnte sagen im deutschen Charakter, jetzt frühlingsfrisch und lieblich.

Die Bauart der Häuser hat hier Aehnlichkeit mit der in der Schweiz; man sieht weit hervorragende Dächer, und die Gallerien und Erker vor den Fenstern sind mit buntem Holzschnitzwerk verziert. Wahrhaft zierlich und hübsch erscheinen uns die Wirthschaftsgebäude nebenan; jeder Schuppen, jedes Dach ruht auf dicken Baumstämmen, und da diese Baumstämme gewöhnlich hellschimmernde Birken sind, so sehen diese Gebäude oft aus wie von weißen Säulen umgeben.

Als der Wagen der Fürstin langsamer gegen die Höhe des Waldairückens hinauffuhr und man das kleine Städtchen schon selbst sah, sagte Madame Bauvallet:

„In der nächsten Viertelstunde überschreiten wir die Grenze zu Ihren Gütern, Madame. Da sollte mich wundern, wenn Feodor Petrowitsch nicht schon vor Waldai zu Ihrem Empfange bereit stünde."

Und kaum hatte sie dies gesagt, so sah man einen Reiter in vollem Galopp die Anhöhe herab gegen den Wagen hersprengen und die Fürstin lachend zu dem Ausrufe veranlassen:

„Das iſt wie in der Comödie Henriette: Feodor Petrowitſch hat ſein Stichwort gehört und tritt ganz Eifer und Feuer auf die Bühne.“

Und ſchon hatte der Reiter den Wagen erreicht, parirte leicht und gewandt ſein Pferd und begrüßte, ehrfurchtsvoll ſeinen breiträndrigen Hut abnehmend, die Fürſtin, worauf er ſein dampfendes Roß wandte und näher zum Schlage ritt.

„Der Himmel hat uns zur Ankunft Eurer Durchlaucht einen prachtvollen Tag gegeben,“ ſagte der Intendant mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme, und ſetzte mit einer abermaligen Verbeugung hinzu: „Es iſt das ganz im Einklange mit den frohen Wünſchen unſeres Herzens.“

Feodor Petrowitſch oder Friedrich Buchholz, wie er auch hieß, ehe er nach Rußland kam, der Sohn vom Peter Buchholz, daher ſein Beinamen Petrowitſch, war eine angenehme Erſcheinung; er hatte ein offenes Geſicht mit einer freien Stirne, klare freundliche Augen, einen großen blonden Schnurrbart und war ein ſchlank aber kräftig gewachſener Mann von vielleicht dreißig Jahren. Zu Pferde nahm er ſich in dem anliegenden grünen Jagdrock, dem Hirſchfänger an der Seite, mit den hohen glänzenden Stiefeln ſtattlich aus, und die Art, wie er die Gangart ſeines wilden Pferdes dem Fahren des Wagens leicht und gewandt anpaßte, zeigte einen guten Reiter, Madame Vauvallet grüßte er verbindlich und freundlich, und welchen Gruß er für Eliſen hatte, die auf dem Rückſitze ſaß, konnten die im Hinter-

grunde des Wagens ſich befindlichen Damen nicht gut ſehen, da Feodor Petrowitſch, als er dem jungen Mädchen ſeine Verbeugung machte, ſein Pferd etwas zurückhielt. Warum Eliſe dieſen Gruß ſehr kurz erwiderte, und ſich dann zum Wagen hinaus lehnte, um angelegentlich nach Waldai hinauf zu ſchauen, wiſſen wir nicht. Vielleicht, daß ſie das Städtchen ſelbſt, als ſo nahe ihrem künftigen Wohnorte liegend, beſonders intereſſirte.

Um die Fürſtin ſo viel wie möglich vor dem Andrängen der Bevölkerung zu ſchützen, die in ihr dankbarlichſt die gute Herrin liebte, hatte der Intendant herrſchaftliche Pferde vor das Städtchen beſtellt und ließ dort den Wagen umſpannen. Daß aber trotzdem Alt und Jung herbeiſtrömte, dicht an den Wagen zwiſchen die Räder lief, Mützen und Hüte ſchwang, daß die Kinder empor gehoben wurden, um in den Wagen blicken zu können, und daß hunderte von Lippen in allen nur erdenklichen Schmeichelworten ſich über die endliche Ankunft ihres ſchönen Mütterchens freuten, war nicht zu verhindern, und dankte die Fürſtin herzlichſt und wahrhaft gerührt.

Hinter Waldai fingen die lubanoff'ſchen Güter an, und Feodor Petrowitſch hörte mit Stolz, was die Fürſtin ſagte, daß man keinen Grenzpfahl brauche, um zu ſehen, wo ſein, des Intendanten, Regiment beginne. In der That bemerkte man auch hier einen auffallenden Unterſchied in der Bearbeitung der Felder. An niedrigen Stellen waren überall

Kanäle gegraben, um das überflüssige Wasser von den Aeckern abzuleiten. Die Felder waren gehörig vermessen und gedüngt; die Wiesen gereinigt von Erdschollen und nutzlosen Gesträuchen. Am steilen Ufer einer Quelle, neben dem Weideplatze war eine mit Steinen ausgelegte Stelle, wo das Vieh zur Tränke herabstieg, um nicht im Kothe zu waten und die Quelle nicht mit Erde zu verschütten. Der Weg war zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt; die Brücken waren in guter Ordnung und sumpfige Stellen mit Faschinen belegt. Als man dem Dörfchen selbst näher gekommen war, hinter dem sich das Schloß der Fürstin befand, sah man hölzerne dauerhafte Häuser in einer Reihe zu beiden Seiten der Straße. Um das Fenstergesimse war Schnitzwerk angebracht, die Höfe alle mit hohen Zäunen umgeben, nebst hübschen Pforten und einem Wetterdache. Die Häuser standen in einiger Entfernung von einander, aus Vorsicht gegen Feuersgefahr. Zwischen den Häusern befanden sich Gärtchen mit Fruchtbäumen, hinter den Bauerhäusern die Küchengärten, und hinter diesen die Tennen. Am Ende des Dorfes ragte eine schöne steinerne Kirche empor, beschattet von hohen Linden. Das Haus des Geistlichen unterschied sich durch Sauberkeit und durch ein hübsches Aeußeres. Neben der Kirche standen noch einige niedliche Häuschen, zum allgemeinen Nutzen. In einem derselben befand sich ein Hospital und eine Apotheke; in einem andern ein Verpflegungshaus für Verwaiste, Kränkliche und Hochbe-

jahrte; in dem dritten das Vorrathsmagazin und eine Bude mit den für den Landmann nothwendigen Waaren; in einem vierten die Dorfschule und das mündliche Gericht. Eine Schmiede war am Ende des Dorfes, und in dessen Mitte ein großer Brunnen. Die Landleute beiderlei Geschlechtes hatten ein gesundes Aeußere, und die jungen Frauen zeichneten sich durch Schönheit aus, denn äußere Schönheit ist eine Folge des Wohlstandes. Man bemerkte auf der Straße weder schmutzige Kinder noch abgerissene Weiber, noch betrunkene Bauern. Die Pferde und das Hornvieh der Landleute waren von sehr guter Race, das Geschirr und das Ackergeräth in bester Ordnung.

Dabei hatte die Gegend etwas Friedliches, Patriarchalisches in ihrer ganzen Physiognomie, die Seele fühlte sich beruhigt, und man mußte sich gestehen, daß dies ein Ort sei, wo man der Vergangenheit leben könne und ungestört von seinen Erinnerungen zehren.

Jetzt zeigte sich drüben auf der Höhe Winopradofka, die Besitzung der Fürstin. Noch war ein kleiner Fluß zu überschreiten, auf dessen jenseitigem etwas steilem Ufer wie hingeworfen der Park war, der bis zur Höhe hinan stieg, wo zwischen freundlichem Grün das Schlößchen der Fürstin hervorschimmerte. Die untergehende Sonne küßte goldig die Fenster, so daß diese wie in rothem Feuer aufloderten.

Der Wagen machte eine Biegung, um ans Ufer zu gelangen, und noch in der Entfernung, rückwärts in der

Höhe, bemerkte man Waldai; Kirchthürme und Häuser ſchon in der Dunkelheit verſchwimmend, und bald nur noch als unbeſtimmte Schatten erſcheinend. Am Ufer im Fährhauſe glänzte ein Licht; jetzt hielt der Wagen knirſchend im Sande, und dann vernahm man das Rauſchen des Fluſſes ſowie das Rufen des Bootsmanns.

Der Himmel hat eine ſtahlgraue Färbung, und hie und da, immer mehr und mehr ſpringen von ſeinen Millionen Sternen funkelnd welche hervor. Der Wagen ſteht auf der Fähre, die ſich kaum merklich fortbewegt, ſo daß man nicht genau weiß, bewegen wir uns wirklich oder führen die Tannen und Föhren, die ſich ſo kohlſchwarz von dem helleren Himmel abzeichnen, dort am Bergabhang einen geheimnißvollen Reihentanz auf. Es iſt ſo ſtill rings umher; man hört nichts als ein ungeduldiges Stampfen der Pferde auf dem hölzernen Boden der Fähre, oder das leiſe Klingeln und Klirren der Glocken und Meſſingtheile an den Geſchirren, wenn ſich die Thiere in der kühlen Nachtluft ein wenig ſchütteln, und das Plätſchern der Ruderſtangen, wenn ſie aus dem Waſſer gehoben werden oder aufs neue wieder hinein gleiten.

Feodor Petrowitſch war von ſeinem Pferde abgeſtiegen und ſtand neben dem Wagen; er hatte ſeine Hand auf den Rand des Schlages gelegt. — Es war hier in der Thalſchlucht ſchon recht dunkel, ſo daß man kaum mehr die nächſten Gegenſtände unterſcheiden konnte.

Endlich erreicht man das jenseitige Ufer, die Taue der Fähre werden befestigt, die Stränge der Beipferde wieder an den Wagen gehängt, die Jämschtschiks schwingen sich auf, und fort geht es im Galopp, die steile Straße hinauf bis zum Anfang des Parkes, dort in das weit geöffnete Thor hinein, wo der Wagen auf dem Sandwege gleich sanfter rollt, dann in einer Schlangenwendung um den Berg herum, und eine Viertelstunde später hält die Equipage auf einem terrassenähnlichen Platze vor dem kleinen reizenden Cottage der Fürstin.

Der Mond ist unterdessen aufgegangen, voll und klar, und beleuchtet Gegend, Park und Schlößchen taghell; das letztere hat mit seinen Erkern, Thürmchen und Balkonen eine phantastische Gestalt, die Front desselben ist nach der Seite der Terrasse, wo der Wagen hält, durch nichts verdeckt, während die Rückseite sich schützend an die hohen Bäume des Gartens lehnt, der unmittelbar dort an der Ausgangsthüre beginnt.

Die Fürstin, Madame Vauvallet und Elise traten an den Rand der Terrasse, auf welcher das Cottage lag und blickten in die Gegend hinaus. Weich geformte Hügel bis an ihren Fuß mit Wiesen bedeckt schoben sich vor und neben einander und umgaben einen im Mondlicht hell glänzenden See, welcher die Blicke Aller anzog. In der Mitte desselben lag auf einer Insel das Waldai'sche Kloster der iberischen Mutter Gottes, phantastisch und geheimnißvoll schim-

merten ſeine verſilberten und vergoldeten Thürme aus dem ſtahlglänzenden Waſſerſpiegel und den faſt ſchwarzen Tannenwäldern, welche das Kloſter umgaben, im Glanze des Mondlichtes hervor. — — — —

— — — — Von drunten erklang jetzt eine Glocke, ſanft und melancholiſch, das Herz beſtrickend, die Seele tief ergreifend. — Es iſt etwas Eigenthümliches um Glockentöne in ſtiller weicher Mondſcheinnacht. — Selbſt Madame Bauvallet fühlte ſich ergriffen, Eliſe erhob die leuchtenden Augen gen Himmel, und die Fürſtin ließ ihr Haupt tief auf die Bruſt herabſinken und barg das Geſicht in beide Hände. —

Neunzehntes Kapitel.

Auf den Kaiſerpaläſten.

In der ewigen Stadt Rom häufen ſich Trümmer auf Trümmer. Nicht als ob wir dem geneigten Leſer damit ſagen wollten, es beabſichtige jemand, Ruinen anzulegen, wenn er die alten Schutthaufen ebne, um ihrer prachtvollen Lage willen dort mit neuen Marmorquadern ſeinen prächtigen Palaſt, oder mit alten Steinen, die er zufällig findet, ſein beſcheidenes Haus zu bauen. Nein, das kommt alles von ſelbſt und iſt einmal ſo der Lauf der Welt, daß aus dem Steine allerlei Mooſe und andere genügſame Kräuter entſprießen, daß dieſe zu Erde werden und nun einen beſſeren Grund abgeben, um kräftigeren Pflanzen zum nährenden Boden zu dienen, oder daß wir auf dem verſchütteten Keller unſeres Vorfahren ein neues Fundament legen, um unſer Haus zu bauen, deſſen Trümmer dann ſpäter

für unſere Nachkommen wieder Steine liefern werden für neue Fundamentmauern.

Aber dieſes Auf- und Uebereinanderbauen iſt wohl nirgends ſo ſichtbar und tritt wohl nirgends ſo maleriſch ſchön vor unſere Augen, als hier in Rom, wo Generationen den Staub vergangener Generationen geathmet und nun ſelbſt zu Staub geworden an den Fußſohlen anderer Generationen klebten, deren Staub dann wieder zwiſchen den Rädern unſeres Wagens empor wirbelt.

Wer hörte nicht von den Cäſaren-Paläſten und von den Thermen des kaiſerlichen Roms? Nur einzelne Gebäude in der gewaltigen Stadt und doch wieder ſelbſt Städte vom ungeheuerſten Umfange! — Städte mit Spiel- und Uebungsplätzen aller Art, mit Sammlungen von Kunſtwerken und Bibliotheken, den Reichen und dem Volke zu jeder Jahres- und Tageszeit alle Genüſſe, Annehmlichkeiten und Beluſtigungen des raffinirteſten Lebens bietend, mit Bädern, mit unabſehbaren Säulenhallen zum Spazierengehen, alles das ſtrahlend in grenzenloſer Pracht, von Marmor, edlen Steinen und Metallen. — Und nun vergangen, zerfallen zu Schutt und Trümmern, zuſammengeſtürzt und begraben unter Staub und Erde! Und die weiten Flächen, welche ſpäter wieder geebnet wurden, ſahen neue Prachtbauten entſtehen, zu denen man das, was die Erde aus alter Zeit bewahrte, als Steinbrüche benutzte, um neuere größere und kleinere Bauten aufzuführen.

Und ſo häuften ſich gerade hier Trümmer auf Trümmer, und für den, welcher einmal hier oben ſtand, aus leicht begreiflichen Urſachen. Denn eine Fernſicht, wie ſie ſich hier dem Auge bietet, hat man nicht leicht von einem andern der ſieben Hügel Roms. Da liegt die ewige Stadt vor uns, vom Capitol bis zu den Thermen des Caracalla, und über dieſe maleriſchen Ruinen hinweg ſchauen wir auf die prachtvoll gefärbte Campagna gegen das Meer hin und laſſen ſüdöſtlich die entzückten Blicke auf den wunderbaren Formen der tiefblauen Albanergebirge ausruhen.

Ja, zum Ausruhen iſt das Terrain hier oben wie geſchaffen, zu einem ſüßen, ſeligen Ausruhen, wobei alles, was uns in den vergangenen Tagen geſchmerzt und gequält, zurückweicht, ſich höchſtens zu einem angenehmen Weh geſtaltet.

Die tauſendjährigen Trümmer der Werke des mächtigen Volkes, die unter unſern Füßen begraben liegen, zürnen uns nicht; im Gegentheil, ſie ſind unſern neuen, gegen ſie betrachtet kleinlichen, Anlagen günſtig, und der uralte Boden, der früher die ſtolzen Marmorhallen trug, nährt nun freundlich dichte Lorbeerbüſche, Myrthen und Oleander und ſo zauberiſche Roſengärten, wie man ſie nirgend wo anders ſieht.

Schreiten wir dort durch Trümmer von Mauern und Pfeilern in ungeheuren Dimenſionen, die umgeben ſind von der friſchen Vegetation neuerer Gärten und Weinpflanzen,

— Trümmer aus röthlichem Gemäuer beſtehend, das von dichtem Epheu umrankt iſt, und umkränzt von zarten Roſen, die von einem weichen Lufthauche bewegt, uns wie träumeriſch entgegennicken. Ein wohl unterhaltener, zierlich zwiſchen den Ruinen geſchlungener Fußweg zeigt uns Spuren fleißiger Menſchenhände. Folgen wir ihm und dem Roſengehege an ſeiner Seite, er wird uns freundlich führen. Dort ſehen wir auch ſchon vor uns eine Gruppe dunkler Cypreſſen und daneben ein kleines Haus, ſo ſüß träumeriſch verſteckt liegend zwiſchen Orangenbäumen, Myrthen und blühendem Oleander. Wir umgehen leiſe das elegante Caſino und kommen an den Hof deſſelben, der mit Benutzung alter Säulen und Trümmer ſo entzückend und maleriſch angelegt iſt, daß wir augenblicklich mit einem Ausruf der Ueberraſchung ſtehen bleiben. Dieſer Hof iſt eine kleine Terraſſe, deren Ende eine uralte ſteile Mauer bildet, mit einer neuen zierlichen Brüſtung als Schutzwehr verſehen. Die alten Säulen und Pfeiler, von denen wir ſo eben ſprachen, ſind zu einer der zierlichſten Veranden verbunden, über welche hellgrünes Weinlaub herabnickt, während ſich vom Fuße der Steintrümmer blühende Roſenbüſche aufwärts ſchlingen.

So bildet das Grün der Weinlaube einen phantaſtiſchen Rahmen über die geöffnete Terraſſe. Dort hinaus ſchauen wir in eine Fülle tiefgrüner Lorbeerhaine, zwiſchen denen ſchwarze Cypreſſen emporragen; da ſehen wir lichte Gärten

mit weißen freundlichen Gebäuden; da ſchauen halbverſteckt aus dem lieblichen Grün blühender Orangenhaine die braunſchwarzen, zerklüfteten Trümmer des Coloſſeums von der Tiefe zu uns empor. Da erhebt ſich aus der Terraſſe ſelbſt eine leichte Marmorſchaale in eleganten Formen und ſpritzt einen klaren Waſſerſtrahl in die warme, duftige Frühlingsluft. Da — —

Am Eingange des Caſino's, im Schatten der Weinlaube, all' das unbeſchreiblich Schöne vor ſich, das wir mit ſchwachen Umriſſen zu ſchildern verſucht, ſteht ein alter Steintiſch — es iſt eine röthliche Marmorplatte auf einem weißmarmornen Capitäl — und an dieſem Tiſche ſitzt ein kleiner Mann, der den Kopf in beide Hände geſtützt hat, aber nicht aus Müdigkeit oder Unluſt, ſondern weil er auf dieſe Art bequemer in einem Zeitungsblatt leſen zu können glaubt, welches vor ihm aufgeſchlagen liegt.

Aus dieſem Zeitungsblatte lieſt er einem Andern laut vor, der ſich an der andern Seite des Tiſches befindet. Wir kennen ihn wohl, den Andern, und wenn auch ſeine Geſichtsfarbe noch ſehr bleich iſt, ſo haben doch ſeine Augen jenes unheimliche Feuer verloren, womit er damals alle erſchreckte, die er anſchaute. Sein blondes Haar iſt ſorgfältig geſcheitelt, er trägt einen einfach grauen Rock und einen grünen Kragen und hält ſeine feinen weißen Hände gefaltet auf den Knieen. Auch das Zucken um ſeine Mundwinkel hat ſich verloren, und wenn ſich dieſe hin und wieder

bewegen, ſo bilden ſie ein ſtillzufriedenes, wir möchten faſt ſagen, ſeliges Lächeln, das aber auch wohl ſeine wohlbegründete Urſache hat. Worin dieſe Urſache beſteht, ſollten wir den geneigten Leſer eigentlich errathen laſſen; da es uns aber ſchon ſo oft zum Vorwurf gewacht worden iſt, wir liebten es, uns beim Schluß der wahrhaftigen Schilderungen einer unmotivirten Kürze hinzugeben, ſo wollen wir denn ſagen, daß die Urſache dieſes ſeligen Lächelns des Tannhäuſer neben ihm an ſeinem Stuhle lehnt, daß ſie ſich ein Vergnügen daraus macht, von einem Orangenbaum duftende Blüthen abzubrechen, die ſie auf ihn herabfallen läßt, und daß dieſe Urſache eine liebe Bekannte von uns iſt, die wir als verſchloſſene Roſenknoſpe verließen, und die nun in voller Pracht aufgeblüht friſch und duftig in ihrer Liebe und Schönheit alles gehalten, was ſie verſprochen.

Der kleine Mann, der die Arme auf den Tiſch geſtemmt hat, wirft einen freundlichen Blick auf die Beiden hinüber, zuckt dann mit den Achſeln und ſagt: „Es iſt wahrhaftig eine Freude für einen gewiſſenhaften Vorleſer, ſein Geſchäft zu verſehen, wenn er an euren Kindereien wahrnimmt, daß ihr doch nicht bei der Sache ſeid.“

Der Tannhäuſer nickte begütigend mit dem Kopfe, worauf er zur Antwort gab: „Du haſt recht, Wulf; aber ehe du anfingſt vorzuleſen, haſt du uns ein Reſumé des Ganzen gegeben, das wohl im Stande war, mich in an-

genehme Träumereien zu verſenken, und das mir — verzeih, wenn ich die Wahrheit ſpreche — faſt alles Intereſſe für die Einzelnheiten benommen."

„Und ich bin leider einmal der gute Kerl, der dir immer Recht geben muß," ſagte der Andere lachend und damit patſchte er mit der flachen Hand auf ſein Zeitungsblatt. „Was kümmert uns auch eigentlich die Entrüſtung manches ehrlichen Landsmannes, der all' ſeine Lobſprüche, die er dem Fremden vermiethet hat, auf dich gezwungener Weiſe übertragen muß. Aber etwas kann ich dir nicht erlaſſen," ſetzte er mit dem bekannten Blinzeln ſeines linken Auges hinzu. „Paß einmal auf, was ſie jetzt an den Bildern des ſo berühmten ruſſiſchen Malers Potowski nachträglich noch für rieſenhafte Schnitzer entdecken werden. — Sieh, darauf freue ich mich."

„Und wenn ſie etwas derartiges finden," entgegnete Tannhäuſer, „ſo will ich mir es zur Lehre dienen laſſen."

„Punktum," ſprach Wulf in ſehr beſtimmtem Tone, „der alte Gott lebt noch, und es wird auch noch manchen braven Mann geben, der ſich darüber freuen wird, daß ſich der ruſſiſche Potowski in den deutſchen Tannhäuſer verwandelt."

„— — — Ein Ritter gut,
Wollt Ehr' und Lieb' gewinnen,
Da zog er in das röm'ſche Land —
Blieb all' ſein Lebtag drinnen,"

rief der Tannhäuſer mit dem herzlichſten Tone der Stimme und zog Franceska ſanft an ſich, die ihre blühende Wange mit verſchämtem Blicke an ſein Haupt drückte.

„Recitir' Einer nur eine Zeile vom alten Tannhäuſer," rief laut lachend der kleine Maler, ſo hinkt gewiß was vom Uebel herbei. Ich hab' das ſchon ſo oft erfahren, daß ich mir feſt vornahm, von jetzt an die ganze ſchauerliche Sage zu vergeſſen. Da kommt das Uebel."

„Il vecchio Signor conte!" meldete der Gärtner der kleinen Villa, wobei er von der Seite der Roſenbüſche in die Veranda hereinblickte. Ihm folgte in der That auch auf dem Fuße der vecchio conte. Und wirklich, er war recht alt geworden, der alte freundliche Herr; ſo ungern er auch die lang entſchwundene Jugendzeit aufgeben zu wollen ſchien, von manchen Emblemen derſelben konnte er ſich immer noch nicht trennen, obgleich ſie zum Uebrigen ſo gar nicht mehr paßten, ſo das dichte Haar ſeiner Perrücke und ſeine glänzenden Zähne. Er gab ſich recht Mühe, dieſem ſowie auch dem freundlichen Lächeln, das um ſeine eingefallenen Wangen ſpielte, Gang und Haltung anzupaſſen.

Aber es wollte nicht mehr gehen; ſeine ſchwachen Beine waren müde geworden beim Erſteigen des kleinen Hügels, auf welchem die Villa lag, und als ihm Wulf eine Strecke Weges weit lachend mit einem Stuhle entgegenſprang, ſtützte er ſich ebenfalls lachend auf die

Schultern des kleinen Malers und ſagte: „Wenn das alles auch keine wahre und ächte Freundlichkeit von Euch iſt, ſo acceptire ich es doch. Ihr ſeid ein Schalk, aber ich habe ſchon lange gemerkt, daß es das Beſte iſt, auf Eure Späße einzugehen. Danke für den Stuhl — da ſitz' ich."

Der alte freundliche Herr ließ ſich in der That an der Stelle nieder, wo Wulf den Stuhl hingeſetzt hatte, und ruhte da ein paar Augenblicke aus, ehe er weiter ſchritt. Er war aber auch ſo bepackt, daß ſeine Müdigkeit verzeihlich war, wenn man dabei noch die große Anzahl Jahre bedachte, unter deren Laſt er gebückt ging. In der einen Hand trug er ein koloſſales Blumenbouquet und daneben auf dem Arm noch ein ziemlich großes Paket, zu dem er ein Pendant in der andern Hand hielt, allerlei kleine Commiſſionen enthaltend, deren Beſorgung er, ſo oft er ging, von Franceska ſich zu erbitten nicht unterließ, was dieſe aber nur widerſtrebend gewährte.

Und er kam und ging häufig, ja bei gutem Wetter faſt täglich, der alte freundliche Herr, und keiner von den Betheiligten nahm den geringſten Anſtoß daran. Er war nach und nach ſo ganz anders geworden, als er ſich ehedem gegeben, und wenn hie und da ſeine Zunge den Verſuch machte, einmal mit etwas Leichtfertigem umzugehen, ſo brauchte Franceska nur den Finger emporzuheben.

Nachdem er Blumen und Päcke abgegeben hatte und ſehr lange Details an Franceska über die Beſorgung der

einzelnen Commiſſionen, die ſie ſo freundlich geweſen, ihm zu ertheilen, ruhte er eine kurze Zeit aus unter dem Schatten der Weinlaube, indem er ſich mit ſeinem Taſchentuch Kühlung zufächelte.

„Daß ich zu euch Beiden eigentlich nicht komme,“ wandte er ſich darauf an Tannhäuſer und an Wulf, „das brauche ich zum Gott weiß wie vielſten Male nicht zu wiederholen. Aber ich ſehe meinen alten Freund Piſani nicht.“

„Ja, der iſt nach der Stadt gegangen,“ gab Wulf zur Antwort, „in großen Geſchäften.“ Damit zog er wichtig thuend ſeine Augenbrauen in die Höhe. „Vorbereitungen zu gewaltigen Feierlichkeiten, die in den nächſten Tagen hier ſtattfinden werden.“

„Aber meine Einladung!“ wandte ſich Graf Portinsky mit einiger Unruhe auf dem Geſichte gegen Franceska.

„Die bleibt nicht aus,“ entgegnete die junge ſchöne Römerin lachend, worauf ſie ins Haus zurückſprang.

Der alte freundliche Herr blieb eine Zeitlang in tiefe Gedanken verſunken daſitzen, dann ſchlug er ſich vor die Stirn und ſagte: „An meiner Vergeßlichkeit merke ich es recht, daß ich alt werde, merkwürdig alt, ganz unangenehm alt, und daß ich bald zu nichts mehr gut bin, als weggelegt zu werden. Nun,“ ſetzte er achſelzuckend hinzu, „das iſt ja das Ende aller Dinge.“

„Und die Vergeßlichkeit?“ fragte lachend der Tannhäuſer.

Der alte Graf fuhr mit der Hand über die Augen und verſetzte dann, mit einem Male in ſeinem ſo geläufigen Redefluß ſtockend: „Nun — es betrifft nicht mich, geht auch nicht von mir aus, eine Bitte von — von — einer guten Bekannten, — einer liebenswürdigen Bekannten, da aus dem Norden. Eigentlich hat die Bekannte damit nichts zu thun, denn die Bitte zu erfüllen, mag ſie kommen woher ſie will, iſt für einen braven Künſtler Chriſtenpflicht.“

„Ich bin wahrhaftig darauf begierig.“

„Nun denn, es betrifft einen Landsmann von mir, einen armen jungen Landsmann, der ein eminentes Malertalent hat und von — einer Bekannten, ſeiner Gönnerin, hieher geſchickt wird, hieher nach Rom, wo er ziemlich ſchutz- und rathlos ſein wird, wenn —

„Sich nicht irgend Jemand ſeiner annimmt,“ unterbrach ihn Tannhäuſer und ſetzte hinzu: „hoffentlich zweifeln Sie nicht daran, daß der von Ihnen empfohlene Landsmann uns herzlich willkommen ſein wird. Sein Name?“

„Potowski,“ erwiderte der alte Herr raſch, „wirklich Potowski, der Sohn ſeines Vaters, des alten Potowski.“

Der Tannhäuſer ſchaute einen Augenblick vor ſich nieder, dann ſprach er: „Gut, er ſoll kommen, und wenn er Talent hat, werde ich mich ſeiner aufs beſte annehmen.“

Wulf pfiff eine bekannte Melodie und der alte freund-

liche Herr umfaßte mit ſeinen beiden Händen die Rechte des Tannhäuſers und ſagte: „Dank! Dank! tauſend Dank! es wird Freude machen, wenn ich das nach Norden in die Heimath ſchreibe.“

Einen Augenblick ſaßen hierauf alle drei, in tiefe Gedanken verſunken, lautlos da; von der Stadt herauf tönte durch die klare, weiche Morgenluft der Klang einer Glocke. Der freundliche Herr bedeckte ſeine Augen mit der Hand und ſprach dann nach einem tiefen Athemzuge: Die Glocke erinnert mich lebhaft an mein altes heiliges Rußland; ſie hat denſelben Ton wie eine Glocke dort, den ich auf dem Gute meiner Bekannten oft gehört, einer Glocke im Walbai'ſchen Kloſter der iberiſchen Mutter Gottes. — Amen! — Und nun,“ fuhr er plötzlich mit heiterem Tone fort, als wollte er gewaltſam ſeine ernſten Gedanken verſcheuchen, „ihr habt's gut hier oben: während ich im Schweiße meines Angeſichts den Berg hinaufſteige und mich abplage mit Paketen zum Nutzen eures Hauſes, ſitzen die hier und legen müßig die Hände in den Schooß. Ich hatte gehofft, euch fleißig bei der Arbeit zu finden.“

„Das ſind wieder die ungerechteſten Vorwürfe, die ein Menſch ertragen kann,“ ſprach Wulf mit einem ſehr gemachten Stirnrunzeln. „Wir ſind in einer Kunſtpauſe begriffen und waren ſchon ungeheuer fleißig.“

„Wovon ich mich überzeugen will,“ erwiderte der alte

Herr, während er aufstand und nach dem Atelier schritt, welches sich zur ebenen Erde des Casino's befand.

Nachdem er kurze Zeit verschwunden war, reichte Wulf die Hand über den Tisch hinüber seinem Freunde und sagte mit einer Bewegung, die man bei ihm selten zu hören gewohnt war: „Jetzt, wo sich drüben in der Heimath alles für dich so prächtig aufgeklärt hat, jetzt, wo das Phantom, welches dir deinen redlich erworbenen Namen arglistig stahl, wieder in die Nacht zurückgesunken ist, wohin es gehört; jetzt, wo das Bild der Madonna, das du zu malen gelobt, so herrlich seiner Vollendung entgegengeht, — jetzt erst spreche ich meinen Glückwunsch für deine Zukunft aus. Du bist ja in einen glückseligen Hafen eingelaufen, und was dich anbelangt — du hast recht, dies wunderbare Land hier, dies gotterfüllte Fleckchen Erde, auf dem du glücklich sein wirst, nicht mehr zu verlassen. — Du —"

Der Tannhäuser hatte mit seinen beiden Händen die Rechte des Freundes ergriffen, hatte sie herzlich gedrückt und sagte nun: „Warum betonst du das „Du" so auffallend? Ich hoffe doch, wir bleiben bei einander?"

Der kleine Maler schüttelte mit dem Kopfe und man sah es ihm an, daß er sich Gewalt anthat, um ein Lächeln auf seinen Zügen hervorzubringen. Auch wischte er sich affektirt die Augen und schlenkerte dann die Finger von sich weg, als wollte er auf diese Art seine Thränen entfernen.

„Laß gut ſein,“ ſprach er nach einer Pauſe, „an einem ſchönen Morgen werde ich wieder einmal verſchwunden ſein; — ich muß doch,“ ſetzte er ſehr ernſthaft hinzu, „nach Becker und Krauß ſehen und nach unſerem ehemaligen Atelier. — An einem heitern Abend aber,“ ſagte er nach einer Pauſe luſtig, „bin ich wieder da mit einem herzlichen felicissima notte!“

Der alte freundliche Herr kam aus dem Atelier zurück, wie mit großer Befriedigung den Kopf auf und ab wiegend. Er ſchritt auf den Tannhäuſer zu, legte die rechte Hand auf deſſen Schulter und ſagte: „Das iſt ſchön, das iſt ſchön. Daß mich die menſchlich wahren und doch ſo göttlichen Züge im Kopfe der Madonna anheimeln, verſteht ſich von ſelbſt und will ich den Grund davon nicht läugnen. Wie Ihr aber, Tannhäuſer, den Kopf des himmliſchen Kindes träumen konntet, das iſt mir rein unerklärlich.“

„Den habe ich auch nicht geträumt,“ verſetzte Tannhäuſer, indem er vor ſich niederblickte. „Ich habe ihn geſehen, gewiß und wahrhaftig vor mir geſehen.“

In dieſem Augenblicke erſchien Franceska wieder, ſie lehnte an der Thüreinfaſſung, die Rechte über dem Kopfe erhoben, wie der kleine Maler, der ernſt, faſt traurig, nach ihr hinblickte, ſie ſo oft damals unter der Veranda hatte ſtehen ſehen. Warum ſich plötzlich ſeine Augen umflorten, wollen wir nicht ſagen; aber er zwang ſich, unter dem eigenthümlichen Glanze, der dieſelben erfüllte, zu lächeln,

und rief, die Worte des Tannhäuser von so eben bekräftigend: „Ja, alter Herr, er hat es gesehen, gewiß und wahrhaftig gesehen. Aber es ist ein Wunder, und warum sollte es nicht ebensogut ein Wunder sein, wie so vieles, was mit dem Tannhäuser vorgegangen? Blicken wir um uns," jubelte er laut hinaus, nachdem er die wehmüthige Stimmung, die sein Herz bedrückt, glücklich überwunden, „ist hier nicht alles wunderbar: Himmel, Erde und Menschen, ja sogar die Bäume? Denn Sie können es mir glauben, alter Herr, der kleine Lorbeerstamm hier — da sehen Sie — ist derselbe, den der Tannhäuser als Stab in der Hand trug, da ich ihn auffand. Jetzt grünt er, und da kommt Vater Pisani den Berg herauf, der grünt ebenfalls. Ich sehe wenigstens in seiner Hand einen grünenden und blühenden Orangenzweig, der uns ansagt, daß alle Schwierigkeiten überwunden sind. — Und so grünen wir alle mit einander in Jubel und Freude, ich auch, so wahr mir Gott helfe, und werden hoffentlich grünen in alle Ewigkeit."

BIBLIOTECA
PÚBLICA
DE QUITO

Im Verlag von Adolph Krabbe in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hausblätter für 1860.

Herausgegeben von

F. W. Hackländer und Edmund Hoefer.

Als wir auf dieser Stelle vor einem Jahr zum Publikum über das sprachen, was die Hausblätter bisher zu leisten versucht, was sie erstrebten und hoffentlich auch ferner leisten würden, konnten wir nicht voraussehen, daß das neue Jahr in seinen plötzlich hereinbrechenden und Deutschland erschütternden Stürmen für uns so gut wie für einen großen Theil der periodischen Literatur ein Jahr der Prüfung werden sollte. Wir haben es mit warmem Dank gegen unsere Leser, aber auch mit gerechtem Stolz auszusprechen, daß die Hausblätter diese Probe glänzend bestanden. Sie sind nicht um einen Schritt von den leitenden Grundsätzen, von ihrem Wege abgewichen und sie haben unseres Wissens keinen ihrer Leser verloren, sondern zu den alten noch neue gewonnen.

Die deutsche Geschichte und Erzählung bildet nach wie vor den Hauptinhalt des Blatts, und wir weisen mit ruhigem Bewußtsein auf die Stücke dieses Genres hin, welche ältere und neuere Mitarbeiter uns zur Veröffentlichung anvertrauten. Die Zeitereignisse haben wir berücksichtigt, wie es dem Charakter des Blattes entspricht — wir brachten ein Resums des Geschehenen, das nicht wie Zeitungsartikel von nur augenblicklichem, sondern von bleibendem Interesse und Werth sein soll, indem es die einzelnen Hauptzüge zu einem klaren, von den Schwankungen täglicher, wechselnder Mittheilungen nicht mehr getrübten Ganzen verbindet. Wir gaben in andern Beiträgen Erinnerungen aus jenen Tagen, wo Deutschland der Schmach fremden Einflusses und fremder Herrschaft unterlag und sich endlich zornig dagegen erhob. Wir schlossen uns endlich warmen Herzens der Bewegung an, welche in den letzten Wochen ganz Deutschland in der Liebe zu seinem nationalsten Dichter erfaßte und vereinigte.

Das ist der vergangene Jahrgang gewesen, und wir beginnen nun den neuen mit der alten Kraft, dem alten frohen Muth und in der erprobten Weise. Verheißungen machen wir diesmal so wenig wie sonst; wir werden dem Vertrauen des Publikums aber auch ferner zu entsprechen suchen. Von alten und neuen Mitarbeitern liegen uns zum Theil schon die ansprechendsten Beiträge vor, oder stehen uns in sicherer Aussicht; unsere eigenen Versuche sollen gleichfalls [illegible], vor allem aber werden wir auch fort und fort von jenen Zeiten [illegible] in denen der Fremde nach der Herrschaft über unser Vaterland strebte. [illegible] der Vergangenheit nimmt man die besten Lehren für die Gegenwart.

[illegible] „Hausblättern" erscheinen monatlich 2 Hefte gr. 8. von je [illegible] Umschlag und kosten

vierteljährlich 1 Rthlr. 6 Sgr. oder 2 fl. 6 kr. Rhein.

Pünktlich am 1. und 16. jeden Monats wird ein Heft ausgegeben. Am Schluß eines jeden Quartals erscheint Titel und Inhalt desselben, so daß ein einen vollen Band von 30 Bogen bildet. — Den ungewöhnlich billigen Preis stellt die Verlagshandlung in der Voraussetzung einer lebhaften Betheiligung des Publikums.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Im Verlag von **Adolph Krabbe** in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ottilie Wildermuth's Schriften
in vier Bänden.

Es gibt vielleicht keine zweite Schriftstellerin Deutschlands, die in so wenigen Jahren seit dem Erscheinen ihres ersten Buchs einen solchen Beifall erlangte, wie **Ottilie Wildermuth**. Das hat nicht nur die Kritik bezeugt, sondern auch das Publikum, denn ihre Schriften sind in Auflagen verbreitet, wie sie auf dem Gebiet der schönen Literatur, mit sehr wenigen Ausnahmen, sonst nicht leicht gefunden werden dürften, und dennoch nicht genügen. Dasjenige jedoch, was unser heutiges Publikum verlangt — die Naturwahrheit — findet man in diesen Büchern aber auch so scharf und einzig ausgeprägt, wie es kein anderes Buch der Gegenwart in höherem Maße gewährt. Das Drollige und das Erhebende, die Lebenslust und der Lebensernst sind unmittelbar aus der Wirklichkeit genommen und in einer Weise wiedergegeben, welche es zu erreichen weiß, daß diese Bilder in allen Gauen unseres Vaterlandes denselben Anklang finden und dieselbe Wahrheit und Geltung haben, wie in dem engen Lande und Stamme, dem sie ursprünglich entnommen wurden. Sie verdanken dies aber auch neben allen übrigen Vorzügen hauptsächlich dem tief sittlichen, religiösen Gefühl, welches dem Leser überall, in den ernstesten wie in den launigsten Stellen wohlthuend entgegentritt.

Die neue Ausgabe enthält nicht allein sämmtliche Erzählungen der früher in meinem Verlag erschienenen drei Sammlungen, sondern ist noch durch einen **vierten Band** — nur neue Erzählungen enthaltend — vermehrt.

Der specielle Titel der vier, auf schönem Papier in kleinem Oktav mit neuen Lettern gedruckten Bände ist:

Bilder und Geschichten aus Schwaben.
Erster und zweiter Band.
(Erster Band, 3te Auflage — Zweiter Band, 2. Auflage.)

Aus dem Frau[illegible]
Erster und zweiter [illegible]
(Erster Band, 3te Auflage — [illegible] Band, 2te Auflage.)

Das gelungene Portrait der Verfasserin ist dem ersten Bande gratis beigegeben.

Jeder Band von 25 Bogen, eleg. broch., 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr. Rhein.
Eleg. gebunden 1 Thlr. 7½ Sgr. oder 2 fl. 12 kr. Rhein.

Jeder Band wird **einzeln** abgegeben, wodurch die Besitzer der ersten Auflage von: „Aus dem Frauenleben" diesen Band apart kaufen können.

Exemplare in allen Buchhandlungen vorräthig.

Neueste deutsche Literaturgeschichte.

Im Verlag von **Adolph Krabbe** in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsche Dichtung

von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

Von **Wolfgang Menzel.**

gr. 8. 3 Bände. (100 Bogen) geh. 5 Rthlr. oder 8 fl. Rhein.

Inhalt des Werkes:

Erstes Buch: Die alten Heldenlieder.

Verlorenes und Gerettetes aus der ältesten Zeit. — Die alten Lieder von Sifrit und von den Nibelungen. — Das Heldenbuch. — Die kerlingischen Heldenlieder.

Zweites Buch: Die Volksmärchen.

Riesenmärchen. — Nixenmärchen. — Zwerg- und Elbenmärchen. — Dämonische Liebe in Märchen. — Wintermärchen. — Christnachtsmärchen. — Märchen von der guten Frau. — Märchen von den duldenden Jungfrauen. — Frühlingsmärchen. — Wunschmärchen. — Sommermärchen. — Die Schlangenjungfrauen im deutschen Volksmärchen. — Herbstmärchen. — Thiermärchen. — Andere Reste alter Naturpoesie. —

Drittes Buch: Die kirchliche Dichtung im Mittelalter.

Die Dichtungen von Christo. — Die Gedichte vom h. Graal. — Allegorische und mystische Dichtungen. — Marienlieder. — Allgemeine Legende der Heiligen. — Deutsche Heiligenlegende. — Kleine Legenden und Wundergeschichten.

Viertes Buch: Die ritterliche Dichtung im Mittelalter.

Die Minnesänger. — Die Artusromane. — Einfluß der classischen Literatur. — Reimchroniken. — Gereimte Sittenlehre. — Helden- und Liebesromane. — Volksbücher. — Erzählungen. — Räthselmärchen. — Die ältesten Schwänke von Bauern.

Fünftes Buch: Bürgerliche Meistersängerei.

Meistersänger. — Spruchdichtung. — Volkslieder. — Romanzen. — Geschichtliche Volkssagen. — Schwänke von einfältigen Bauern und Schildbürgern. — Schalksnarren. — Schwänke von Weibern. — Pfaffenschwänke.

Sechstes Buch: Verwilderung im Reformationszeitalter.

Die kirchliche Satire. — Das Hereinragen der Hölle in die deutsche Dichtung. — Gespenstisches aus dem Todtenreich. — Magie. — Die Zaubersagen. Dr. Faust. — Geistliche Dichtung der Protestanten. — Katholische Dichtung nach der Reformation.

Siebentes Buch: Die Renaissance.

Lateinische Dichtungen der Humanisten. — Volksthümliche Reaktion innerhalb der lateinischen Dichtung. — Die erste schlesische Schule. — Italomanie. Akademien. Schäfereien. — Die zweite schlesische Schule. — Volkslieder. — Lehrgedichte und weltliche Satiren. Die Entwicklung des deutschen Schauspiels. — Staats- und Liebesverschlingungen.

[redacted]es Buch: Die Herrschaft des französischen Geschmacks.

[redacted]zeit. — Klein Paris an der Pleiße. — Die Rococoromane. — Die fran[redacted]ierschule. — Anfänge der Empfindsamkeit. — Höchste Blüthe des fran[redacted]schmacks.

Neuntes Buch: Die Natürlichkeitsperiode.

[redacted]er Schweizer und Engländer. — Romane in englischer Manier. — Wiedergeburt der deutschen Schaubühne. — Die Grälomanie. — Die philisterhafte Natürlichkeit. — Die Herrschaft der Empfindsamkeit. — Die liederliche Natürlichkeit.

Zehntes Buch: Die Sturm- und Drangperiode.

Die freigeistigen Poeten. — Die Kraftgenies. — Die Poesie des Egoismus. — Poetischer Universalismus. — Die sittliche Erstarkung.

Eilftes Buch: Romantik.

Die falsche Romantik. — Die echte Romantik. — Patriotische Dichtung. — Phantastische Ueberreizungen. — Rückfall der Romantik in den Dämonismus. — Schicksalstragödien und romantischer Modekram. — Die Nachromantiker.

Zwölftes Buch: Die jüngste Dichtung.

Die Epigonen. — Die Jambentragödien. — Moderomane. — Revolutionäre Dichtung. — Die tiefste Corruption der deutschen Dichtung. — Die unabhängige Lyrik. — Der unabhängige Humor. — Neue Keime volksthümlicher Dichtung. — Wiedererstarkung der Religiosität.

Im Verlag von Adolph Krabbe in Stuttgart sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

F. W. Hackländer:

Der Augenblick des Glücks.

Zweiter unveränderter Abdruck.

2 Bände 8. Eleg. geh. 1 Rthlr. 18 Sgr. od. 2 fl. 48 kr. Rh.

Einer Anpreisung bedarf dies neueste Buch Hackländer's nicht; er zeigt auf's Neue sein wunderbares Talent, die Vielseitigkeit und Unerschöpflichkeit des Lebens zur Anschauung zu bringen und immer neu und frisch zu bleiben. Keins von Hackländer's Büchern rechtfertigt mehr als dies neueste, daß das Publikum den Verfasser zu seinem Liebling erklärt hat, was noch zudem der so bald nöthig gewordene zweite Abdruck beweist.

Krieg und Frieden.

2 Bände 8. Eleg. geh. 1 Rthlr. 18 Sgr. oder 2 fl. 48 kr. Rhein.

Diese neue Sammlung von Erzählungen und Bildern des so sehr beliebten Verfassers wird wieder das gleiche Interesse und ebendieselbe Theilnahme des Publikums erwecken, wie alle seine früheren Schriften. Dem Ernste gehen Witz und Humor erheiternd zur Seite, und man wird den Erzähler auch hier als den Meister wieder finden, der sich mit seinen Werken weit über die Grenze Deutschlands hinaus Aller Herzen zu gewinnen wußte.

F. W. Hackländer's Werke.

I. Band.

Hancock

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpreſſendruck der J. G. Sprandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Namenlose Geschichten.

Erster Band.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Es mag wohl manchem unſerer Leſer ergehen wie uns, daß er ſich nämlich beim Anblick alter, zumal verfallener Gebäude und bei Spaziergängen auf wüſten Plätzen, die früher von einiger Bedeutung waren, unwillkürlich aber gern der Vorzeit erinnert, welche jene alten halbverfallenen Gebäude bevölkerte und in glänzenden Gewändern voll Luſt und Freude über die jetzt ſo öden Plätze dahinſchritt. In unſerer Umgebung, und wohnten wir auch in der kleinſten Stadt, iſt ſo Manches, das durch ſein Ausſehen fremdartig in unſer Leben hereinblickt. Sind es nicht alte Schlöſſer, welche Kunſt und Fleiß der Vorfahren mit rieſenhaften, reichverzierten Thorwegen, mit Statuen und Sculpturen aller Art geſchmückt, ſo iſt es ein einſamer Marktbrunnen mit Röhren in Geſtalt fabelhafter Unthiere, aus denen das Waſſer ſprudelt, oder eine alte Rittergeſtalt, die ſonderbar lächelnd auf die neue Generation herabblickt, welche ſie umgibt und nicht ſelten ebenſo verwundert hinaufſchaut. Die alten Häuſer rings um den Brunnen ſind dieſelben geblieben, und an hohen Giebeln hängen in den willkührlichſten Geſtalten allerlei Dachrinnen-Thiere, die ſo häßlich, wie

ſie der Künſtler geſchaffen, nie exiſtiren konnten; die Kirchthurm-Uhr hat denſelben bekannten Klang, wie vor vielen hundert Jahren, nur iſt ſie vor Alter etwas heiſer geworden; die Thüren da unten öffnen ſich auf dieſelbe Art wie früher, und die Bewohner der Häuſer kommen nach wie vor aus denſelben heraus, aber der alte Ritter da oben auf dem Brunnen ſieht mit jedem Jahrzehnt das Aeußere dieſer Menſchen wechſeln. Und wie hat ſich daſſelbe gar geändert ſeit der Zeit, wo er von ſeinem Piedeſtal herabſteigend, ohne viel Aufſehen zu erregen, unter ihnen hätte herwandeln können!

Es iſt aber nichts ſo geeignet, dergleichen Phantaſien Raum zu geben, wie die Zeit der ſtillen Mitternacht, wo die Straßen leer, die Häuſer geſchloſſen ſind; nichts iſt dann hörbar, als das Rauſchen der Brunnen, und dieſe rieſelten damals gerade ſo wie heute, in derſelben Geſtalt, mit demſelben Ton.

An das Portal eines alten Hauſes gelehnt und an d[illegible] großen, mit Eiſen beſchlagenen Thor deſſelben lauſchend, iſt man leicht verſucht, zu glauben, drinnen erhebe ſich das alte, luſtige Leben und verjage die neue nüchterne Zeit mit ihren froſtigen, poeſieloſen Geſtalten. Dumpf wirbeln die Pauken, der Baß reißt gellend den Takt in das wirre Tongemälde einer luſtigen Tanzmuſik, Gläſer klirren, und der Thorweg iſt mit Dienern aller Art angefüllt, welche Fackeln tragen, um ihre Herrſchaft nach Hauſe zu begleiten. Jetzt öffnen ſich geräuſchlos die Flügel des großen Thors, und die Treppe herab wimmelt der glänzende Zug der Gäſte, die das gaſtliche Haus verlaſſen; Fackelglanz und Kerzenſchimmer erhellen die gewölbten Vorhallen und ſchimmern auf Gold- und Silberſtickerei, auf buntem Sammet und wallenden Federn. Der Hausherr ſteht oben an der Treppe, die Hand der Gemahlin ruht in der ſeinigen, und Beide winken den Gäſten recht wehmüthig zum Abſchied bis zur nächſten Mitternacht. Der Page, der vor ihnen ſteht, hält den kleinen Bologneſer empor, der mit hinabſchlüpfen wollte. Endlich hat ſich das Haus entleert, Herr und Herrin auf der Treppe werden immer

bleicher, immer unbeſtimmter und verſchwinden endlich in dem Dampf der Fackeln und Kerzen; die geſpenſtigen Gäſte ziehen in die Nacht hinaus mit unhörbarem Tritt, und obgleich die Damen von den Cavalieren aufs Beſte unterhalten werden, hört man weder ſprechen noch lachen: dunſtig und nebelig ſchweben ſie dahin und zerfließen vor dem nachſchauenden Blick, ehe ſie ihm verſchwinden.

So hat jeder Platz auf der Erde, jedes Haus, das wir bewohnen, ſeine mannigfachen Geſchichten, die ſich dem Auge des tiefer Schauenden bald anmuthig, bald grauenhaft enthüllen.

Vor Allem aber wollen wir in dieſem Sinne einen Platz ins Auge faſſen, auf welchem unſere einfache Geſchichte beginnt. Nicht als ob derſelbe große welthiſtoriſche Momente geſehen hätte, oder als ob auf demſelben viel Ungeheures geſchehen ſei — nein, im Gegentheil, was hier geſchah und wie ſich dieſer Platz im Laufe der Jahre änderte, mag auch an vielen andern Orten ebenſo geſchehen ſein; nur erinnern wir uns nicht, daß ſchon Jemand deſſelben anderswo mit einigen beſchreibenden Worten erwähnt hätte.

Wie alle deutſchen Städte in vergangenen Tagen, ſo hatte auch die Reſidenzſtadt, von der wir eben ſprechen, in alten, mittelalterlichen Zeiten Wall und Mauer, breite Gräben und Zugbrücken. Viele Schutzmittel gegen äußere Feinde zwängten die Stadt wie in einen eiſernen Gürtel zuſammen und geſtatteten lange nicht, daß ſich Leben und Treiben, Handel und Verkehr über dieſe Schranken hinaus ergoß. Als aber die Zeiten etwas milder wurden, oder die Stadt als feſter Punkt ihre Bedeutung verlor, oder als das immer mehr ſich regende Leben gewaltſam überſprudelte und vor den Mauern Häuſer erſtehen ließ, die hohnlachend über die abendliche Straßenſperre zu den alten Thoren hereinſahen, da begannen dieſe allmählig zu verfallen, zuerſt die Mauern, dann die Thorbogen, dann die feſten Thürme, und was ſich nicht von ſelbſt demüthigte und aus Altersſchwäche und Lebensüberdruß verfiel, dem half die Menſchenhand nach und riß die alten Werke ebenſo emſig nieder, wie ſie dieſelben früher aufgebaut; die

Gräben füllten ſich mit Schutt und Steinen, darüber wuchs Unkraut und Strauchwerk, Gras und Blumen, und dieſe verweſten wieder und wurden zu Staub und guter Erde, woraus wieder Neues erwuchs; und das ging ſo fort, bis ſich die tiefen Gräben langſam auffüllten; und da auf dem guten, feuchten Grunde hier Bäume trefflich heranwuchſen, ſo gab es unter ihren überhangenden Zweigen bald ſchattige, angenehme Spaziergänge.

Nur einer dieſer Gräben widerſtand hartnäckig jedem Verſuche, ihn zu entfernen. Nachdem auf faſt allen Seiten der Stadt die Gräben verſchwunden und einige der alten Thürme und Thorbogen, mit dichtem Epheu bewachſen, nur noch als eine Merkwürdigkeit faſt mitten in der Stadt ſtehen geblieben waren, hatte ſich einzig und allein auf der Stelle, von der wir ſprechen, der Graben in ſeiner ganzen Tiefe und Breite erhalten. Nicht als ob die Stadt hier in ihrem Wachsthum zurückgeblieben ſei — im Gegentheil, ſie war hier ausgedehnter als irgendwo, und den alten Stadtgraben faßten auf beiden Seiten lange Reihen neuer Häuſer ein.

Der erſte Grund zu dieſem hartnäckigen Feſthalten an ſeinem längſt nicht mehr zeitgemäßen Daſein war wohl, daß der alte Stadtgraben hier nicht ſo breit und tief war, wie anderswo, und man wohl glauben mochte, wenn erſt die tieferen Stellen zugeſchüttet ſeien, werde das Bischen hier von ſelbſt nachfolgen. Zweitens hielt ihn als eine Art Kirchhof das Volk heilig; denn an dieſer Stelle war bei den vielen Belagerungen, welche die Stadt ausgehalten, Sturm und Vertheidigung beſtändig am heftigſten geweſen, manch ein Bürger und Bürgerskind ſchlief da, niedergeſtreckt auf dem Felde der Ehre, den ewigen Schlaf. Mochte es nun die Rückſicht ſein, um die Gefallenen hier zu ehren und ihrer Ruheſtatt eine gewiſſe Weihe zu geben — genug, man erbaute an dem Stadtgraben mit den Steinen der Mauer ein Kloſter, und fromme Kapuziner machten ihn zu ihrem Garten und pflanzten da in ſtiller Beſcheidenheit ihren Kohl. Auch verſäumten ſie nicht, wo bei dem Aufgraben des Grundes Lanzenſpitzen, Schwerter-

klingen, Pickelhauben und Menschenknochen in größerer Anzahl zum Vorschein kamen, ein Kreuz zu errichten, um, indem sie auf diese Art die Gefallenen ehrten, ihren Garten selbst gegen die Angriffe der Stadtbehörde sicher zu stellen.

So lag der Klostergarten lange Zeit in einem stillen Grunde mitten in der Stadt, rings herum hatten die Mönche tüchtige Mauern aufgeführt, um die Blicke der Neugierigen abzuhalten, sie hatten Bäume gepflanzt, Wasser hergeleitet und lebten da unten fromm und gottgefällig.

Da aber in dieser Welt nichts von Dauer ist, so hörte auch das Kloster an einem schönen Tage auf, ein Kloster zu sein, die Mönche verschwanden, die kleine Thür, die aus dem Gebäude in den Stadtgraben führte, wurde zugemauert, der Garten verwilderte, die Wasser hörten auf zu laufen, und die Bubenschaar belustigte sich lange Zeit damit, die Mauern abzubrechen und langsam in den Graben hinabrollen zu lassen; denn der Magistrat war noch nicht mit sich darüber einig, was mit dem alten Stadtgraben zu beginnen sei. Endlich beschloß man, denselben aufzufüllen, und that von Rechts wegen, was die Knaben der Stadt unbefugter Weise angefangen: die Mauern wurden hinabgeworfen, der Stadtgraben an beiden Seiten geöffnet und zum Durchgang in zwei Straßen gebraucht, die bis jetzt keine Verbindung hatten. Das Kapuziner-Kloster vermiethete man an eine Menge ärmerer Familien, von denen eine gute Anzahl in dem großen weitläufigen Gebäude Platz fand; des Gartens bemächtigten sich die Kinder der Stadt zu einem außerordentlich gut gelegenen Spielplatze, und hier geschah alles das, was die Jugend in ihrem lebensfrohen Uebermuth nur auszuführen pflegt. Bald wurde der Angriff und die Vertheidigung der Stadt dargestellt, und die junge Generation kämpfte mit hölzernen Schwertern und eben solchen Spießen tapfer und heldenmäßig auf derselben Stelle, wo ihre Vorfahren vor Alter das Gleiche gethan. Die Kinder äfften den Lauf der Zeit vollkommen nach, und als wegen allzuviel

zerſchlagener Naſen und blauer Augen, nicht zu gedenken der zerriſſenen Hoſen und Jacken, das Kampfſpiel verboten wurde, ſo beſchloß die ganze Verſammlung, das Kloſterleben wieder erſtehen zu laſſen, und alsbald tönten in dem Stadtgraben geiſtliche Geſänge, der weibliche Theil der Schule wurde ſtreng abgeſondert und feierlichen Schrittes zogen die Buben in Proceſſion unter dem Steingeröll dahin. Dieſe harmloſen Spiele aber ſollten ein blutiges Ende nehmen; nicht als ob eines der Kinder einmal bedeutenden Schaden genommen hätte, ſondern der Magiſtrat beſchloß in ſeiner Weisheit, den alten Stadtgraben zur Richtſtätte umzuwandeln, und hier wurde nun eine Reihe von Jahren geköpft und geſtäubt und alle möglichen Strafen ausgeführt, die das Gericht für gut fand, den Verbrechern aufzulegen, ohne daß die Menſchheit durch die vielen Beiſpiele im Geringſten gebeſſert worden wäre. Doch war der Platz von da an geflohen und gemieden, und man erzählte ſich unter der Hand an langen Winterabenden von ſchrecklichen und unerhörten Spukgeſtalten, welche in dem alten Stadtgraben ſichtbar wurden und die umher Wohnenden ängſtigten. Bald wollte man die alten, längſt vermoderten Kämpfer der Stadt geſehen haben, wie ſie den letzten Geköpften voll Abſcheu, daß das unreine Blut ſich mit dem übrigen vermiſche, über die Mauer entfernt hätten; bald habe ſich, ſo ſagte man, zur Nachtzeit die kleine vermauerte Thür des Kloſters geöffnet, und die Mönche ſeien paarweiſe erſchienen mit feierlichem Schritt und haben mit traurigem Geſang den Graben durchſchritten, wehklagend, daß die heilige Stelle entweiht ſei. Obgleich nun, wie es bei allen Geſpenſtergeſchichten geht, nie Einer behauptete, er habe dies und das mit ſeinen eigenen Augen geſehen, ſo wurde doch, namentlich in der Dunkelheit, der alte Stadtgraben von Niemand gerne beſucht, und man machte lieber einen großen Umweg, wenn man von einer Straße, welche in gerader Linie durch den Stadtgraben verbunden wurde, in die andere wollte. Die Bubenſchaar hatte ſich längſt einen anderen Spielplatz ausgeſucht und ließ dem

Unkraut und Strauchwerk freien Spielraum, welches sich behaglich ausdehnte und diesen Platz mitten in der Stadt höchst unangenehm für das Auge machte.

Endlich wurde dieser Anblick den Vätern der Stadt unerträglich, auch war man des Platzes hier sehr benöthigt, und so faßte man die großartige Idee, den alten Graben theilweise zu überwölben, anderntheils zu pflastern und den benachbarten Hauseigenthümern unentgeltlich kleine Stücke zu Hofraum und Garten abzutreten.

Dieser Durchgang, finster und unheimlich, wie er war, gehörte nicht zu den angenehmen Theilen der Stadt und war doch den mittleren und ärmeren Volksklassen, die hier herum und namentlich in dem alten Kloster wohnten, von großem Nutzen. Da hatten Obstverkäuferinnen, vor dem Regen geschützt, ihre Waaren aufgestellt, da befanden sich kleine ambulante Bücher- und Bilderläden, und, wenn es draußen gar zu sehr stürmte und schneite, trieb auch wohl eine Knabenschaar ihre lärmenden Spiele hier und freute sich an dem dumpfen Klang, mit dem ihre dünnen Kinderstimmen von dem Gewölbe wiederhallten.

Der Eingang in's Kloster war in demselben frei gelassen worden und befand sich an der Seite in einem kleinen melancholischen Hofe; hier ragten die von Alter geschwärzten Mauern unendlich in die Höhe, und neue viereckige Fenster wechselten ab mit den alten gothischen des ehemaligen Klosters; ein einsamer Streifen Epheu schlang sich dort hinauf, und wenn er auch wenig Sonnenlicht genoß, so hatte er desto mehr Feuchtigkeit, denn die alten, seltsam geformten Dachrinnen mündeten alle in den kleinen Hof, und wenn es regnete, spie es eine wahre Sündfluth von Wasser herab. Jedes der verschiedenen Fenster hier war anders verziert: an diesem flatterte Wäsche an dünnen Seilen, an jenem waren Blumenbretter angebracht, und Geranien und Kapuziner fristeten hier in dem dunklen Winkel ein kümmerliches Dasein; auf dem Boden dieses Hofes standen Fässer von allen erdenklichen Formen, um das kostbare Regenwasser aufzufangen, und wenn man

dazwiſchen die großen Kehrichthaufen ſah, ſo konnte man ſich kopfſchüttelnd fragen, warum die geſtrenge Polizei nicht kräftigſt einſchritt. Doch wußte jeder, der genauer bekannt war, daß es unter den ordentlichen Familien, die hier wohnten, auch viele excentriſche Gemüther gab, die es der Polizei ſchwer machten, ſich allzu vorſorglich in ihre innern Angelegenheiten zu miſchen.

Dieſer Durchgang nun, ſowie die umliegenden Gebäude hießen:

„Unter dem Stadtgraben.“

Zweites Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Wenn der alte Stadtgraben ſchon am hellen Tage bei Sonnenſchein ein unheimlicher und trübſeliger Aufenthalt war, ſo konnte man ihn wirklich troſtlos nennen, wenn man ihn an einem Abende betrat, wie an demjenigen, an welchem unſere namenloſe Geſchichte beginnt.

Es war ein unfreundlicher, trüber Novembertag; dichte Nebel, welche die Erde einhüllten, hatten Vor- und Nachmittags kräftig mit einander gerungen, bald waren ſie aufgeſtiegen und bedeckten die Höhen rings um die Stadt mit ſchweren, grauen Kuppen; bald ſanken ſie auf den Erdboden nieder und hüllten dort Alles ſo dicht ein, daß man, auf der Straße gehend, nicht auf drei Schritte deutlich bemerkte, ob einem ein Menſch, ein Pferd oder ein Wagen begegnete; dazu war es naßkalt, das Pflaſter feucht und ſchlüpfrig, und man mußte feſt auftreten, um nicht auszugleiten. Was der Nebel ſchon am Morgen hätte thun ſollen, nämlich vollſtändig auf die Erde

herab kommen, das that er erſt am Abend, indem er ſich in einen feinen, ſcharfen Regen auflöste, der, mit einigem Schnee vermiſcht, den Dahinwandelnden vom Wind unangenehm in das Geſicht geweht wurde. Dabei befanden ſich die Straßen der Stadt theilweiſe in großer Zerſtörung; man war im Begriff, die alten Straßenlaternen zu penſioniren und die Reſidenzſtadt mit Gas zu erleuchten; deßhalb war das Pflaſter in einer Breite von vier Fuß und dabei oft ganze Straßenlängen ausgehoben und ein tiefer Graben gemacht, um den Gasröhren im Schooße der Erde ein bequemes Lager bereiten zu können. Wo dieſe Röhren bereits lagen, da war der Graben wieder zugeworfen, und wenn auch der harmlos Vorüberwandelnde, der zufällig auf die loſe Erde trat, tief einſank, wenn auch Eilwagen und Omnibus, die mit zwei Rädern hineingeriethen, dem Umſchlagen nur mit genauer Noth entgingen, ſo waren das kleine Uebelſtände, die in Anbetracht der allgemeinen Nützlichkeit der Sache wohl zu ertragen waren. Wo aber die Röhren noch nicht gelegt waren, da gähnte der Graben in einer Tiefe von vier Fuß, und um den Darüberſchreitenden zu warnen, hatte man an ſolchen Stellen kleine ſchwarze, ſchmutzige Laternen aufgeſteckt, die, ſchon an ſich trübſelig, jetzt durch Oelmangel, Nebel und Regen in einem wahrhaft jammervollen, trübrothen Licht dämmerten und den Wanderer ſchon allein durch ihr melancholiſches Ausſehen darauf vorbereiteten, daß ſich zu ſeinen Füßen etwas Furchtbares aufthue.

Ein ſolcher Graben mit einer ſolchen Laterne ſperrte den einen Eingang des Stadtgrabens vollſtändig und zum großen Aerger aller Leute, die ihren Weg eigens hieher lenkten, um unter dem Gewölbe eine Zeit lang im Trockenen gehen zu können, und man hörte an dieſer Stelle viele leiſe Flüche, ſowie den halbunterdrückten Schrei weiblicher Stimmen, wenn ſie an den tiefen Graben kamen und den Sprung wagten, das Lachen der Straßenjungen, die dieſen unwillkürlichen Kraftanſtrengungen zuſchauten und ſie mit einem Zungenſchlag, wie auf der Rennbahn, begleiteten; dann traten Alle ſchal-

lenden Schrittes in das Gewölbe, stampften mit den Füßen und schüttelten ihre Mäntel und Regenschirme, um den anhängenden Schnee zurück zu lassen, der auf diese Art in dem Gewölbe liegen blieb und dasselbe noch feuchter und unbehaglicher machte. Dazu pfiff der Wind von einer Seite, und die Straßenlaterne, die in der Mitte dieses Durchganges hing, ächzte kläglich hin und her. In dem kleinen Seitenhofe brach sich der Luftstrom und fuhr heulend und pfeifend, da er keinen Ausweg an den steinernen Mauern fand, in die Höhe und in's Freie. Kein Thier war auf der Straße oder im Gewölbe zu sehen, und eine Katze, die eben von einem nachbarlichen Besuche kam, eilte mit rasenden Sätzen über den kleinen Hof in's Kapuzinerkloster, um sobald als möglich ihren warmen Ofenwinkel zu erreichen.

Wer hätte nach allem dem glauben sollen, daß in diesem Gewölbe trotz des Unwetters eine Gesellschaft menschlicher Wesen auf einem Stein neben der verwitterten Klosterthür saß und ruhig und unerschüttert von Sturm und Regen auf etwas zu warten schien? Es mochten sechs bis acht Frauen aus der niederen Volksklasse sein, die dort neben einander kauerten, mit einem trübseligen Schweigen, das nur zuweilen unterbrochen wurde durch einen absichtlich sehr laut ausgestoßenen Seufzer oder durch die Bemerkung, es scheine, als wolle der ganze Himmel mit all seinen Wassern auf die Erde herabkommen. Die Weiber waren ärmlich angezogen, sie hatten unter ihre Umschlagtücher Kopf und Arme verborgen und zitterten trotzdem vor Kälte und Nässe; eine brennende Laterne stand in der Mitte vor ihnen, beleuchtete die abgemagerten und traurigen Gesichtszüge, und zeigte zu gleicher Zeit, daß vor jedem der Weiber auf dem Boden eine ebensolche Laterne, aber unangezündet, nebst einem kleinen blechernen Gefäße stand.

Diese Frauen waren nichts mehr und nichts weniger als Dienerinnen der Stadt, und hatten die wichtige Verrichtung, täglich die Straßenlaternen mit frischem Oel zu versehen und sie anzuzün-

den. Das Oel wurde jeden Abend unter sie ausgetheilt, und beim Eintreten der Dämmerung fanden sie sich zu diesem Zwecke an gewissen Orten ein und verkürzten sich die Zeit, bis sie ihr Oel erhielten und an die Arbeit gehen konnten, mit allerlei Bemerkungen über ihr sauer verdientes geringes Brod, wobei sie gewöhnlich versicherten, daß das Amt einer Laternen-Anzünderin eine langsame Art von Hungertod sei. Doch hatten sich diese Ansichten der armen Weiber seit einiger Zeit bedeutend geändert, und wenn wir vorhin von unterschiedlichen Seufzern sprachen, so waren sie nicht vom schweren Amte erpreßt, sondern galten einer neuen Einrichtung, die sie mit dem Verluste ihres Erwerbes bedrohte — der Gasbeleuchtung nämlich.

Ein neuer heftiger Windstoß, der durch das Gewölbe heulte und vor der Oeffnung desselben die kleine Laterne an dem breiten Graben auslöschte, brachte die Zungen der Laternen-Anzünderinnen auf einmal in Bewegung.

„Geh' Sie doch hin, Winklere!" sagte eines der Weiber, „und zünd' Sie die Laterne wieder an; nicht wahr, Sie thut's mit Ihrem guten Gemüth? Mir wär's dort finster genug, und wenn's in der Finsterniß ein paar zerbrochene Beine gäbe, welche die Gaslicht-Herren zu bezahlen hätten, thät' mich's auch freuen."

„Natürlich werd' ich's wieder anzünden," entgegnete die Angeredete, indem sie gewaltig hustete und sich zugleich erhob. Es war eine kleine buckelige Person, welche die brennende Laterne vom Boden aufhob und damit dem Eingange zuschritt.

„Gebt nur Acht," fuhr die andere Stimme fort, „die Winklere weiß schon, warum sie besorgt ist, die schleicht sich schon wieder in ein Aemtchen hinein, die wird schon wieder angestellt, und wenn sie sie auch nur als Wetterhex auf das Dach setzen."

„Habt ihr denn eigentlich eine Idee davon," sagte eine andere Stimme, „was das mit dem Gaslicht eigentlich sagen will, und warum wir unsern Dienst deßhalb verlieren müssen? Laternen müssen

sie nun doch einmal haben, und die Laternen muß auch ein Christenmensch putzen und muß ihnen Oel geben, das liegt auf der Hand; aber ich weiß schon, wir sollen abgeschafft werden, denn die Herren vom Stadtrath werden schon andere Leute im Auge haben, welche die Laternen anzünden sollen, ja, ja, ganz andere Leute als wir, und natürlich viel jünger und verständiger."

„Schwätz' Sie kein so dummes Zeug!" sagte die erste Stimme wieder, „das Gassenlicht ist nichts, wie so verflucht's Maschinenwerk; da bauen sie draußen ein Gassenhaus, und in dasselbe kommen große Maschinen, wie in der Spinnerei drüben am Bach, und ein großer Schornstein daneben, und das arbeitet in einer Viertelstunde alles das, wofür sich alle Laternen-Anzünderinnen Morgens und Abends zu plagen haben; ich sage euch, diese Maschine ist unser Unglück, und wo so ein Unrath anfängt zu laufen und zu wuseln, sollt man's gleich zerschlagen."

Eine dritte Stimme erhob sich jetzt schüchtern und wollte gehört haben, das Gassenlicht bekäme kein Oel, sondern werde durch die Luft allein hervorgebracht, — eine Behauptung, über deren Unhaltbarkeit und Lächerlichkeit sämmtliche Weiber in ein gellendes Gelächter ausbrachen.

„Luft, Luft?" sagte die erste Stimme wieder; „wie man nur so dumm sein kann und so etwas glauben! Wozu legen sie denn diese dicken eisernen Röhren? Wohl damit die Luft hindurch geht? eine eiserne Röhre für die Luft! nun hör' mir einer an, so was hab' ich mein Lebtag nicht gehört. Ich will's euch sagen, was die Röhren bedeuten: Diese Röhren laufen in dem Gassenhaus alle in einem großen Kessel zusammen und dieser große Kessel ist voll Oel, und da thut man nichts, als jeden Abend den Hahnen aufmachen und läßt das Oel in die Laternen laufen, und so braucht man euch nicht mehr — verstanden?"

„Bloß die Winklere allein," sagte eine vierte Stimme mit krächzendem Ton; „dort kommt sie zurück gehumpelt, bloß die wird bei-

behalten, und, wenn man sie nicht als Wetterhex brauchen kann, so darf sie an dem großen Oelhahnen sitzen und ihn langsam aufdrehen."

„Spottet nur," sagte die Verhöhnte und setzte die Laterne ruhig auf den Boden. „Ihr wißt Alle, daß ich ein so armes Weib bin, wie ihr, die ihre paar Groschen vom Laternenanzünden für ihr kümmerliches Leben ebenso braucht und die sonst nichts hat."

„Und die uns das Geschäft verderbt," sagte die erste Stimme mit bitterem Tone, „ja Winklere, Sie hätte uns doch das Geschäft verdorben, wenn's der Teufel in den nächsten Tagen nicht ganz holen würde."

„Ich? — Und womit denn?"

„Ja Sie! Hat Sie nicht durch Ihr Scharwenzeln und durch Ihre Bittgänge heraus geschlagen, daß die nichtsnutzige Weibsperson, die Marie, die Laternen in der hohen Gasse anzünden darf, und sind wir dadurch nicht alle verschimpfirt worden, und sagt nicht seit der Zeit der Stadtsoldat Steinmann, der, beiläufig gesagt, einst in der Hölle in dem Oel braten wird, das er uns abgezwackt und dem Rathe gestohlen, — hat er nicht seit der Zeit gesagt, wir seien alle zusammen liederliche Weibsbilder?"

„Ja, ja, das hat er gesagt!" riefen mehrere Weiber; „und so bald wir entlassen sind," setzte eine schrille Stimme hinzu, „krahe ich ihm sein scheeles Auge aus."

„Und das ist noch nicht Alles," sagte die erste Stimme, „jetzt liegt die Marie schon ein halbes Jahr zu Bette als Strafe für ihren sündhaften Lebenswandel, und was thut die Frau Winklere, die hochmüthige Mama von dem hochmüthigen königlichen Stallknecht? Anstatt die Gelegenheit zu benutzen, um die Weibsperson los zu werden, geht sie her und versieht die ganze Zeit den Dienst der Marie."

„Und ist da was Böses drinn?" fragte die Winklere.

„Ei, nun seh' mir eins die Frage an!" antwortete die Andere, „was hat der Steinmann neulich gesagt? Er hat gesagt, wenn er

gewußt hätte, daß eine von uns zwei Stadtviertel versehen könnte, so hätte man eigentlich nur die Hälfte der Lampen-Anzünderinnen anzustellen gebraucht, und hat hinzugesetzt, wenn nicht ohnehin Alles aufhörte, so würde man darauf hin die Hälfte von uns fortjagen."

„Der Steinmann ist ein hartherziger, schlechter Kerl," sagte die Winklere, die auch anfing in Zorn zu gerathen, so heftig es ihre zarte Stimme erlaubte, „und der Steinmann wird seiner gerechten Strafe nicht entgehen."

Ueber diesen Punkt waren sämmtliche Weiber vollkommen einig und Eine mit sehr schriller Stimme meinte, wenn es unter dem größten Höllenofen ein recht tiefes und glühendes Aschenloch gäbe, so wäre das ein passender Platz für den Steinmann.

Doch wie man in der Fabel nur den Wolf zu nennen braucht, damit er erscheine, so war es auch hier, und die Weiber, die im Begriff waren, noch einige besondere und recht empfindliche Strafen zu erdenken, die den Stadtsoldaten im Jenseits unfehlbar erwarten dürften, bemerkten in demselben Augenblick am Ende des Durchgangs eine lange Gestalt und den Schein einer Laterne, welche hinter dieser Gestalt hergetragen wurde, wodurch dieselbe, da man weder das Licht selbst noch den Träger sah, wie in einem rothen Feuer herauszuschweben schien. Diese Gestalt war Herr Steinmann, welcher ein großes Oelgefäß in der Hand trug, und hinter ihm drein wandelte ein kleiner Bube mit der Laterne, von welcher der oben erwähnte Schein herkam.

Bei diesem Anblick verstummten die Weiber plötzlich und flüsterten sich nur leise zu, keine soll mit dem Ungeheuer ein Wort sprechen.

Dieses Ungeheuer näherte sich nun langsamen Schrittes, hustete zuweilen, und wenn dasselbe auch nicht gerade aussah, wie man sich die Ungeheuer gewöhnlich vorstellt, so war sein Gesicht doch so seltsamer Art, daß man glauben konnte, der Herr Stadtsoldat Steinmann habe einmal bei einer nächtlichen Runde etwas ganz furchtbar Entsetzliches gesehen, wodurch seine Gesichtszüge auf eine solch' un-

angenehme Art verzerrt worden seien, wie sie zum Schrecken aller kleinen Kinder sich öffentlich sehen ließen; dabei war er blatternarbig und hatte nur noch ein einziges Auge, welches sehr unangenehm schielte.

Wenn er als Diener der öffentlichen Gewalt die Knabenschaar zur Ruhe bringen wollte, so brauchte er sich nur vor sie hinzustellen und sie mit seinem einzigen Auge scharf anzusehen, was vollkommen hinreichte, um die Buben in höchster Angst nach Hause zu jagen. Ja, sein Anblick erschien denselben so entsetzlich, daß sie, um sich selbst recht in Furcht und Schrecken zu jagen, zuweilen Steinmannles spielten, wobei dann der Knabe, der ihn vorzustellen die Ehre hatte, sich bemühte, durch die furchtbarsten Grimassen und Fratzen die Gesichtszüge des Stadtsoldaten nachzuahmen.

In seiner Eigenschaft als Oberaufseher der Lampenputzerinnen und Oelvertheiler hatte er sich den Ruhm erworben, daß ein Wort von ihm, ja sein Anblick hinreichte, um die armen alten Frauen zur strengsten Pflichterfüllung anzuhalten. Wie eine Katze schlich er Tag und Nacht umher, und wenn eines der Weiber zufällig ein bischen Oel in ihrem Kännchen übrig behielt und nicht alles in die Laterne goß, so konnte plötzlich in dem hellen Scheine dicht vor der Uebelthäterin das schreckliche Gesicht des Herrn Steinmann auftauchen und sie lächelnd an ihre Pflicht erinnern. Dabei maß er ihnen das Oel so knapp zu, daß die Laternen schon eine Stunde, bevor sie erlöschen durften, auffallend zu kränkeln begannen und durch ein trübes Aufflackern deutlich anzeigten, daß es ihnen an der nothwendigen Nahrung fehle. Doch konnte man dem Steinmann darüber nichts anhaben, denn das Gefäß war bis an den Rand gefüllt, und wenn er der letzten Anzünderin ihr Oel gegeben, so drehte er dasselbe um, und es rann kein Tropfen mehr heraus; böse Zungen aber behaupteten, der Steinmann habe unten in seinem Oelgefäß einen großen Schwamm, den er später zu Hause in seine eigene Lampe auspreste.

Die Oelvertheilung heute Abend begann von Seiten der Empfängerinnen mit einem melancholischen Schweigen und von Seiten

des Austheilers mit einem bösartigen Blinzeln seines einzigen Auges; er bemerkte wohl, daß die Weiber beschlossen hatten, keine Unterhaltung anzuknüpfen, und es verursachte ihm deßhalb die größte Freude, durch ein einziges Wort im Stande zu sein, ihre Zungen auf's Feuseligste zu entfesseln.

Während die Weiber ihre Oelgefäße schlossen und jede ihre Laterne anzündete, zog der Stadtsoldat eine Schnupftabacksdose aus Birkenrinde hervor, nahm bedächtig eine Prise und versicherte, wie leid es ihm thäte, daß er durch die neue Gasbeleuchtung gezwungen sei, bald für immer eine so angenehme Unterhaltung, wie ihm die Oelaustheilung gewähre, verlieren zu müssen.

Die Winklere schloß mit einem stillen Seufzer ihre Laterne, die übrigen Weiber rafften sich entschlossen von ihrem Steinsitze auf, um davon zu gehen.

„Von morgen an," sagte der Stadtsoldat sehr bedächtig und langsam, indem er eine zweite Prise nahm, „braucht nur die Hälfte hieher zu kommen, um Oel zu fassen!" Und bei diesen Worten verzerrte sich sein Gesicht zu einem scheußlichen Lachen, als er bemerkte, wie auf diese Neuigkeit hin die Weiber plötzlich Halt machten und ihn ängstlich und erwartungsvoll ansahen.

„Ja, ja, von morgen an nur noch die Hälfte," fuhr er fort und klappte den Deckel auf seine Dose; „wir haben die Gasbeleuchtungsgesellschaft unablässig angetrieben, und obgleich sie erst im nächsten Monat anfangen wollte, so werden doch schon Dank unsern Bemühungen, in dem dritten, sechsten und achten Stadtviertel die Gaslaternen morgen Abend angezündet werden können; die betreffenden Weiber sind deßhalb von heute an schon entlassen."

Wie der Steinmann vorausgesehen hatte, so brach auf diese Ankündigung hin ein wahrer Strom von Worten, Klagen, ja Schmähungen los; manche Weiber setzten ihre Laternen hin, fuhren mit dem Schurzzipfel an die Augen und meinten, es sei gar nicht möglich, daß man ihnen so plötzlich und über Nacht ihr bischen Brod nehmen könne.

Es war in dem engen Durchgang ein Klagen und Lamentiren, daß es einen Stein hätte erbarmen können; aber je mehr die armen Weiber wehklagten und weinten, um so inniger freute sich Herr Steinmann; auch schien es ihm durchaus nicht wehe zu thun, wenn mitunter sehr harte Aeußerungen gegen seine eigene Person fielen, ja er nahm ganz ruhig und lächelnd eine neue Prise, als der Jammer der Weiber in offene Rebellion auszubrechen drohte, indem die Hartnäckigsten erklärten, wenn man sie so schonungslos fortjage, so würden sie auch heute schon keinen Dienst mehr thun, und der Teufel möge die Stadt beleuchten wie er wolle, und ihnen sei es gleich, wenn dies sogar durch eine große Feuersbrunst geschehe.

Der Stadtsoldat stand, wie gesagt, in diesem Lärmen ruhig und lächelnd da, als wenn ihn das alles durchaus nichts anginge, und nur wenn eines der Weiber in ihrer Aufregung etwas zu nahe auf ihn zutrat, wandte er sich um und scheuchte sie mit einer furchtbaren Grimasse weit zurück; ihn schien dieses Geschrei außerordentlich zu amusiren, und anstatt, daß er sich Mühe gab, den Sturm zu beschwichtigen, vermehrte er ihn vielmehr noch durch seine Bemerkungen.

„Dankt Gott," sagte er lachend, „daß der scheußliche Hundedienst ein Ende hat! Habt ihr nicht allesammt oft bedauert, daß ihr euch je zum Geschäft des Lampenanzündens hergegeben, was? he? Habt ihr nicht immer euch verschworen und euch selbst Esel genannt, daß ihr je dieses Geschäft übernommen? Jetzt seid ihr's ja los, dankt eurem Heiland auf den Knieen dafür, dankt dem Steinmann, — jetzt macht, daß ihr fortkommt, oder . . ."

Das einzige Auge des Stadtsoldaten begann vor innerer Lust und Bosheit zu funkeln, und er streckte den gebieterischen Arm nach dem Eingange aus.

Dies war das gewöhnliche Ende von dergleichen Scenen gewesen, und es hatten sich die Weiber darauf stillschweigend entfernt; heute aber, wo das lange befürchtete so plötzlich über sie hereingebrochen war, wo die armen, durchnäßten und frierenden Weiber den harten

Winter vor der Thür sahen, folgten sie nicht dem gebieterischen Wink ihres ewigen Plagegeistes, sondern ihre Thränen begannen reichlicher zu fließen und ihre Klagen übertönten das Geheul des Windes und den niederplätschernden Regen in dem engen Hofe nebenan.

Leute, die durch das Gewölbe eilten, blieben einen Augenblick erstaunt stehen und gingen dann rasch fort, als sie den Steinmann gewahrten. Dieser schnupfte heftig und wollte ebenfalls den Schauplatz seiner Thaten verlassen, als eine große starke Frau, gefolgt von zwei Dienstmädchen, die auf ihren Köpfen große Körbe mit Wäsche trugen, in das Gewölbe trat und erstaunt bei den heulenden Weibern stehen blieb.

Der Leser aber soll im nächsten Kapitel erfahren, wer diese Frau war und was sich weiter begeben.

Drittes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Die Frau, welche bei dem großen Jammer der Lampenanzünderinnen plötzlich erschien und vor denselben ihren festen, aber eiligen Schritt anhielt, war die ehrsame Wittwe eines königlichen Hofkutschers, der in seinen besten Jahren das Zeitliche gesegnet und die Frau mit drei kleinen Kindern zurückgelassen hatte.

Da die Besoldung des Kutschers von jeher nicht groß zu nennen war, auch derselbe bei dem stundenlangen Sitzen auf dem Bock, wenn er bei Bällen, Concerten und dergleichen in bitterkalter Nacht auf seine Herrschaft zu warten hatte, von dieser kleinen Besoldung ein Erkleckliches verwenden mußte, um sich Behufs innerer Erwärmung etwas Geistiges anzuschaffen, so kann man sich leicht einbilden, daß

der Frau von den Ueberbleibseln des Gehaltes nicht viel zu gute kam, weßhalb sie ein einträgliches Geschäft, das sie von ihrer Mutter überkommen, sorgsam beibehielt und möglichst ausdehnte. Dieses Geschäft bestand in dem Besorgen der Wäsche für die Gesandtschaften und andere große Häuser der Stadt.

Frau Welscher hatte ihren Mann, den Hofkutscher, eigentlich nur zum Staat geheirathet, und es ließ sich auch in den ersten Jahren ganz gut an, wenn die junge hübsche Frau mit dem stattlichen Manne in glänzender Livree Arm in Arm dahin wandelte.

Sie hatten drei Kinder miteinander, als der Mann starb, und der Frau blieb von ihm nichts übrig als das Andenken an manchen guten und manchen bösen Tag, die sie mitsammen verlebt, sowie die Kundschaft einiger Hofdamen, die der selige Kutscher Welscher beständig gefahren und in welch' angestrengtem Dienst er sich, so behaupteten nämlich seine Kameraden, den frühen Tod geholt; denn so eine Hofdame läßt nicht mit sich spassen und spaßt auch nicht mit ihrem Kutscher und ihren Pferden, und wenn Nachts alle Geschöpfe zur Ruhe gegangen sind, wenn sogar Wachtposten und Nachtwächter einnicken, so hört man gewiß noch eine verspätete Equipage auf dem Pflaster rasseln — einen Hofdamenwagen.

Frau Welscher hatte sich bei ihrem Geschäft und durch den Umgang mit vornehmen Leuten oder doch mit deren Kammerdienern und Kammerjungfern einen gewissen Grad von Bildung angeeignet, die sonst Leute ihres Ranges nicht besitzen; hiedurch, sowie durch einen außerordentlich rechtlichen und ehrsamen Lebenswandel hatte sich die Frau nicht nur in dem Hause, wo sie wohnte, sondern im ganzen Stadtviertel, wo dieses Haus lag, ein größeres Ansehen erworben, als selbst der Polizei-Commissär besaß. Sie wohnte in dem alten Kapuzinerkloster und war bei häufig vorkommenden Streitigkeiten der Nachbarschaft eine vollkommen competente richterliche Behörde, und wer bei einem Streit von ihr Unrecht bekam, der mochte sein Urtheil in aller Geduld hinnehmen, denn eine Appellation dagegen

würde ihm die ganze Nachbarschaft für ein Majestätsverbrechen ausgelegt haben.

Dieses Ansehen nun, in welchem die Waschfrau stand, äußerte sich auch bei ihrem Erscheinen sogleich auf die heulenden Lampenanzünderinnen, ja sogar auf den hartherzigen Steinmann. Die Weiber hörten auf zu weinen und eine beeilte sich auf die Frage der Frau Welscher nach dem Spectakel die schreckliche Ursache desselben anzugeben und hinzuzusetzen, auf welch' boshafte und scheußliche Weise der Stadtsoldat ihnen ihre Entlassung mitgetheilt.

Die Waschfrau stemmte den Arm in die Seite, und die beiden Dienstmädchen hinter ihr thaten das Gleiche, es gehörte ihr ganzes Ansehen dazu, die keifenden und lärmenden Weiber zu vermögen, sich ruhig zu verhalten, nachdem sie, wie eine Schaar Gänse durcheinander schreiend, ihre Anklage alle zusammen bekräftigt hatten.

Jetzt aber schwiegen sie mit Einemmal und hoben ihre Laternen in die Höhe, um aus den Gesichtszügen der Frau Welscher zu erfahren, ob sie aus denselben eine Hoffnung schöpfen könnten; natürlicher Weise war dem nicht so, die Waschfrau schüttelte den Kopf und sagte: „Seht, ihr Weiber, da ist nichts zu machen, der Stadtrath ist in seinem Recht; er hat euch angenommen, um die Straßenlaternen anzuzünden und jetzt, da keine mehr anzuzünden sind, wenigstens nicht in der Art wie früher, entläßt er euch und hat sein vollkommenes Recht dazu."

Ein tiefer Seufzer war die Antwort auf diese Entscheidung, und die Weiber waren von diesem Augenblick an so hoffnungslos, als hätte der oberste Gerichtshof des Landes diesen Ausspruch gethan.

„Ihr könnt nichts thun," fuhr die Frau fort, „als euch an die Gnade des Rathes wenden, um irgend ein anderes Aemtchen zu erhalten; leider habt ihr keine Aussicht, mit diesem Gesuch von eurem Aufseher, — diesem Menschen da, — unterstützt zu werden; doch Gott ist barmherzig, und wenn ich einer von euch mit meinem besonderen Rathe dienen kann, so wißt ihr alle, wo ich wohne. Ihr aber,"

wandte sie sich zum Stadtsoldaten, „sollte Euch in Eure Seele hineinschämen, diese armen Weiber, die mit dem erbärmlichen Lohne oft noch Mann und Kinder ernähren mußten, zu verhöhnen und ihren Abschied sauer zu machen.“

„Vor wem soll ich mich schämen?“ grinste der Steinmann, „vor Euch vielleicht?“

„Ja, und vor der ganzen Stadt, die Euch kennt,“ sagte die Frau, und die beiden Dienstmädchen setzten laut genug hinzu: „der widerwärtige, häßliche Kerl!“

Der Stadtsoldat wollte alles Ernstes böse werden, doch war er klug genug, sich zu besinnen, daß er in einem Viertel sei, dem nicht zu trauen, und daß es nur Ein Wort von der Frau, die vor ihm stand, bedürfe, um ihm den nächsten Besuch unter dem Stadtgraben sehr unangenehm zu machen; auch standen die beiden handfesten Mädchen der Waschfrau so herausfordernd da, ja, sie faßten schon an ihren schweren Körben, um sie auf den Boden zu setzen, was ganz wie eine Vorbereitung zum Kampfe aussah, wie ein: „Macht Euch fertig!“ — um bei dem geringsten beleidigenden Worte, das er gegen ihre Frau und Meisterin ausstoßen würde, über ihn herfallen zu können, daß er es für besser hielt, unter verschiedenartigen Drohungen für die Zukunft mit seiner Laterne den Heimweg anzutreten.

Auch die Weiber verabschiedeten sich von der Frau Welscher und gingen still seufzend ihres Weges. Anfänglich wankten die Laternen auf Einem Punkte durch das Gewölbe bis zum Ausgange, die ärmlichen Schuhe schlurften auf dem Pflaster, die Oelmaße klapperten, hie und da hustete Eine schwer auf, und als die Weiber von dem noch heftig strömenden Regen auf's Neue durchnäßt wurden, sagten sie einander wehmüthig gute Nacht und gingen nach allen Richtungen auseinander.

Noch lange sah man die kleinen rothen Lichter in den Straßen umher irren, hörte die schweren Seile der Straßen-Laternen nieder-

raſſeln und ſah manch' blaſſes, eingefallenes Geſicht, wie es ſich bemühte, den halb durchnäßten Docht in dem gläſernen Behälſe anzuzünden.

Droben aber, in den Fenſtern der Häuſer, wurden ebenfalls Lichter angezündet, und manch frohes Kindergeſicht drückte in dem behaglichen, warmen Zimmer die Naſe platt an das angelaufene Fenſter und konnte nicht begreifen, was die Frau an ihrer Laterne ſo lange zu ſchaffen habe; der Vater aber, der hinzu trat, ſagte: „Nun, das hört glücklicher Weiſe auf, die ganze Stadt wird ſich freuen über das Gaslicht, das wir jetzt bekommen."

Unterdeſſen ging die Frau Welſcher ihrer Wohnung zu und hatte ein Geſpräch angeknüpft mit der Winklere, die nebenher hinkte, um an dem alten Kapuzinerkloſter eine Laterne anzuzünden.

„Wie geht's Eurer Kranken?" ſagte die Waſchfrau, „Ihr könnt morgen eine warme Suppe für ſie holen, — was macht die Marie?"

„Ach, Ihr wißt ja noch nicht, — — Gott, das hab ich vergeſſen," entgegnete die Winklere und ſetzte Oelmaß und Laterne auf den Boden, „Gott hab' ſie ſelig, die unglückliche Perſon! Sie iſt heute Mittag geſtorben, ich glaube an Entkräftung, denn mit ihrer Schwindſucht hätte ſie's noch ein paar Monate ausgehalten; ich hätt' es aber auch gewiß nicht früher ſagen dürfen, denn wenn der Steinmann erfahren hätte, daß ſie ſchon heute Mittag geſtorben ſei, ſo hätte er mir unbedingt den Lohn für den letzten Tag abgezogen."

„Die arme Perſon!" ſagte die Frau Welſcher weich. „Und wo iſt das Kind?"

„Ja, das Kind, das hab' ich bei ihr laſſen müſſen; ich hab's bei ſeiner armen Mutter eingeſchloſſen."

„Bei der Todten?" fragte erſchreckt die Waſchfrau.

„Ich konnt's nicht anders machen," entgegnete die Winklere, „es klammerte ſich an das Bett feſt und wollte ſeine Mutter durchaus nicht verlaſſen; hätt' ich es mit Gewalt hinweggenommen, ſo hätte

das Gezeter und Geschrei des kleinen Mädchens die Nachbarn aufmerksam gemacht."

„Aber was wollt Ihr heute Nacht machen?" fragte die Frau; „wo soll das Kind bleiben?"

„Ich will es in Gottes Namen in mein Stübchen nehmen und morgen sehen, ob sich mitleidige Seelen finden, die etwas für das Kind thun wollen."

„Und von dem Vater hat man nichts gehört?" fragte die Waschfrau, „hat er sie so elend zu Grunde gehen lassen, die arme Marie?"

„Ach, daß sich Gott erbarme," entgegnete die Winklere, „was denkt so ein Herr weiter an ein armes bürgerliches Mädchen, wenn er sie in's Unglück gebracht! Von sich hören lassen? ja, abgereist ist er und hat sie nicht wieder gesehen, und was hat er ihr zurückgelassen? ein paar seidene Kleider, einen goldenen Ring und so etwas Flitterkram."

„Ich mochte die Marie immer leiden," sagte betrübt Frau Welscher, „es war ein gutes Geschöpf, eine fleißige Nähterin, aber immer etwas leichtsinnig."

„Ob sie ein gutes Geschöpf war!" sagte die Winklere, und Thränen rollten über ihre Wangen. „Wie hat sie ihr Mädchen, das arme Kind, gepflegt! und sie hat es recht gut erzogen und immer aufgeputzt, wie eine Puppe; ach, daran hat sie sich die Schwindsucht an den Hals und zu todt genäht, Gott hab' sie selig! Und als sie nun endlich auf dem Bett lag und nicht mehr ausgehen konnte und auch am Ende nicht mehr im Bette nähen, und der Armendoktor kam, wie hat sie es da getrieben? Obgleich ihr der Tod in den Augen saß, hat sie ihn nie um ihren Zustand gefragt, sondern nur gesagt: „Das Kind darf doch auch davon nehmen? das arme Kind ist so schwach." Und denken Sie nur, als er einmal Wein mitgebracht, da mußte die Kleine den Wein trinken, und die arme Creatur sagte, es stärke sie so viel mehr, wenn sie sehe, wie das Kind wieder zu Kräften komme, als wenn sie den Wein selbst trinke; ja, Frau

Welscher," schloß die Winklere ihre Rede und trocknete ihre Augen mit dem Halstuche: „es ist viel Elend in der Welt."

Die Waschfrau, deren Augen ebenfalls feucht wurden, schien über etwas ernstlich nachzudenken; sie ließ die beiden Mägde in das Haus hinauf gehen und ließ sie droben sagen, sie werde in einer halben Stunde nach Hause kommen; dann besann sie sich noch einen Augenblick und sagte darauf zur Winklere: „Komm' Sie, Frau, wir wollen zu dem armen Kinde gehen, ich will es heute Nacht zu mir nehmen, und morgen wollen wir sehen, was weiter zu machen ist."

Die arme Lampenanzünderin, welche über diesen Entschluß höchlich erfreut war, versicherte wiederholt, Gottes Segen werde solch' einem edlen Werke nicht fehlen, und so gingen die beiden Frauen dahin durch den Stadtgraben bis an's Ende der andern Straße, wo sie vor einem kleinen, unscheinbaren und höchst ärmlich aussehenden Hause stehen blieben; die Winklere deutete mit dem Finger auf ein Fenster im untern Stock, das gänzlich finster da lag und so niedrig am Boden, daß man daraus abnehmen konnte, das Zimmer, zu welchem dieses Fenster gehöre, müsse mehrere Fuß unter dem Boden liegen; das erste Stockwerk dieses Hauses war, wie es bei alten Gebäuden oft der Fall ist, über das untere hinausgebaut, und dann kam eine zweite, dritte und vierte Etage, und in allen brannte Licht, sogar in dem einzigen Giebelfenster, zu welchem die schneidenden Töne einer Violine in die Nacht hinaufseufzten. — — Nur unten war's finster! —

Vor diesem Hause befand sich eine Straßenlaterne, und die Winklere öffnete den kleinen Kasten und ließ sie herab, dann zündete sie das Licht in derselben an, mehr zu sich selber, als zu der Waschfrau sprechend: „Ach, diese Laterne habe ich immer am liebsten angesteckt, ein Licht konnten wir bei aller Sparsamkeit für die arme Person da drinnen nicht herausschlagen, und nun wußt' ich wohl, wie sehr sie sich in ihrem dunklen Zimmer freute, wenn sie mich endlich kommen hörte, sie und ihr Kind, und wenn sie in einem leichten

Schlummer lag, dann wachte sie gern auf bei dem Rasseln der alten Laterne und versicherte, es sei ihr ordentlich, als erwärme sich die Stube, wenn die Lichtstrahlen hineinfielen. Sie fielen gerade auf ihr Bett, und wenn Sie durch das Fenster schauen wollten, Frau Welscher, so könnten Sie die arme, todte Person in ihrem Bette liegen sehen. — — Gott! das kleine Kind, es hat mich erkannt, hören Sie, wie es mir ein Zeichen gibt!"

Und die Waschfrau, der es schauderte, durch das Fenster zu sehen, hörte wirklich, wie von innen an die Thür leise geklopft wurde — drei leichte, dumpfe Schläge.

Rasch fuhr die Winklere in die Tasche, holte einen Schlüssel heraus und öffnete die Hausthür, welche zugleich den Eingang zum Zimmer bildete. Es war hier früher einmal ein Laden gewesen, aber die Specereiwaaren verdarben, weil das Gewölbe zu feucht war.

Klopfenden Herzens traten die beiden Weiber in das Gemach, und ein kleines Mädchen von vier bis fünf Jahren lief eilig auf die Winklere zu und verbarg ihr Gesicht in den Falten ihres Rockes. „Ach Frau, ach Frau," sagte das kleine Wesen, „laßt mich nicht mehr allein, die Mutter lacht nicht und spricht nicht mit mir, freilich ist sie todt, habt Ihr gesagt, und der Kummer habe sie todt gemacht, aber ich habe ihr ja nichts gethan, und mit mir könnte sie doch wohl sprechen."

„Sei ruhig, mein Kind," sagte die Winklere; „das kommt Alles wieder." Und sie trat mit gefalteten Händen und schweigend vor das Bett der todten Mutter.

Die Waschfrau hatte sich vor demselben auf ein Knie niedergelassen und betete leise und innig; das Kind kauerte sich neben sie hin und legte die kalte starre Hand auf seinen Kopf, um die Mutter zu vermögen, ihr durch die dichten Locken zu fahren, was sie in früheren besseren Tagen so oft gethan.

Aermlich war das Gemach über alle Beschreibung, sowie das Bett, in welchem die Todte lag; ein Stuhl mit einigem elenden Weißzeug

und eine Kiste in der Ecke, keine Truhe, die etwas Werthvolles verschloß, sondern eine einfache Kiste aus weißen Brettern, mit Heu ausgefüllt, welches mit einem alten Weiberrock bedeckt war. — Dort hatte das Kind geschlafen.

Die Todte lag auf ihrem Bette ausgestreckt, eine Hand auf dem Herzen, die andere hing an der Seite herab; ihr Gesicht war, wie es bei Brustkranken gewöhnlich der Fall ist, eingefallen und wachsbleich, doch hatte der Tod dasselbe nicht verzerrt; es war das Antlitz eines jungen Weibes von einigen zwanzig Jahren, dem man ansah, daß es einstens schön gewesen war. Durch das gewölbte Fenster drang der Schein der Straßenlaterne, und da dieselbe vom Winde hin und her bewegt wurde, so warf das flackernde, zitternde Licht seine beweglichen Strahlen über das Antlitz der Gestorbenen, daß man hätte glauben können, sie zucke bisweilen mit den Lippen.

Nachdem die beiden Weiber eine Zeitlang still gebetet, erhob sich die Frau Welscher und zog das ärmliche Leintuch über das Angesicht der Verstorbenen. Die Winklere nahm den alten Weiberrock aus dem Kasten in der Ecke und heftete ihn mit einigen Stecknadeln vor das Fenster des Zimmers; sie sagte, es sei ihr schauerlich, wenn das Licht der Laterne die ganze Nacht durch auf das Gesicht der armen Marie falle, und sie könne sich nicht des Gedankens erwehren, als werde sie davon aufgeweckt und schaue um sich, verwundert, daß sie gestorben sei; auch setzte sie mit leiser Stimme hinzu: „Ich wohne hier neben dran, und wenn ich heute Nacht vorbeiginge, so müßte ich durch das Fenster hineinsehen und würde immer glauben, sie lebe doch noch."

Als dieses geschehen war, zog sie eine Putzschachtel unter dem Bette hervor und nahm daraus einige alte seidene Tücher, welche sie dem kleinen Mädchen um den Kopf und um den Hals wand, zog ihm ein Paar Handschuhe an und schob ihm ein zusammengedrehtes Hemdchen unter den Arm. Damit war der An- und Auszug für das Kind besorgt, die Frau Welscher nahm es bei der Hand, und

alle drei verließen das Zimmer. Nachdem die Thür geschlossen war, beteten sie noch ein Vaterunser, und die Waschfrau sagte: „Komm' Sie morgen früh, um nach dem Kinde zu sehen, Winklere," — und alsdann ging sie ihrem Hause zu.

Die Lampenanzünderin nahm ihre Laterne auf, überzeugte sich, daß der alte Rock das Fenster vollkommen verdecke, und ging dann eilig an ihr Geschäft, die übrigen Straßenlaternen anzuzünden. Sie hatte viel Zeit verloren und fürchtete nun, der Steinmann möge ihr unterwegs begegnen. Doch war dieser Plagegeist längst zu Hause; überhaupt schien Niemand sonderlich darauf Acht zu haben, daß jetzt erst die Laternen angezündet wurden; es stürmte und schneite an Einem fort, auf den Straßen war Niemand mehr zu sehen, und nur zuweilen hörte man in der Entfernung eine herrschaftliche Equipage rollen.

Viertes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Das Haus, in welchem die Frau Welscher wohnte, das ehemalige Kapuzinerkloster, war von außen durch die dasselbe umgebenden Häusermassen der benachbarten engen Straßen und des Stadtgrabens kaum sichtbar; es hatte sich, des Unschönen seines Aeußern bewußt, bereitwillig versteckt und war zufrieden, daß blos sein einziger allenfalls schöner Theil, — es war ein riesenhafter, treppenförmiger Hausgiebel, — über die andern Dächer hinwegblickte und daß eine alte rostige Wetterfahne mit stattlichem Kreuze heute noch, wie schon vor ein paar hundert Jahren, von den umliegenden Höfen deutlich gesehen wurde. Auch im Innern war das Kloster zur Zeit seines

Bestehens in der damaligen Umgebung wenig interessant gewesen; heute aber, wenn man durch die Straße kam, wo all' die neuen Häuser standen, mit viereckigen Fenstern und eben solchen Thüren, geraden Treppen und hellen Gängen, konnte man sich eines gewissen Eindrucks nicht erwehren, wenn man in das ehemalige Kloster trat.

Der Eingang war in dem erwähnten kleinen Hofe, und an der massiven Thüre sah man deutlich das verstümmelte Wappen des gräflichen Geschlechts, unter dessen Protectorate das Kloster erbaut ward; hinter dieser Thür, die Tag und Nacht offen stand, gähnte ein langer finsterer Gang dem Eintretenden entgegen, und es dauerte eine Zeit lang, ehe in die Finsterniß einiges Licht kam, und zwar, wenn es draußen nicht gar zu dunkel war, durch eine kleine viereckige Oeffnung, die in's Freie ging; dann bemerkte man, wenn sich das Auge etwas an die Dunkelheit gewöhnte, im Hintergrunde des Ganges von oben herab eine dürftige Helle, welche bei längerem Hinstarren die Formen einer alten Wendeltreppe erkennen ließ. Diese Helle kam aus dem ersten Steck, wo sich eine kleine Weinwirthschaft befand, welche recht sinnig das Refectorium des Klosters zu ihrem Gastzimmer gemacht.

Von den untern Räumen des Hauses war nichts bewohnbar, und in diesem feuchten, dunklen Gewölbe wurden Fässer aufbewahrt und allerlei Geräth, das den Miethsleuten des Klosters im Wege stand.

Die Wendeltreppe war von Stein und die einzige bequeme Einrichtung im Hause; gehörig breit und solid, wie sie war, konnten die Leute des Hauses die schwersten Lasten bequem auf ihr transportiren. Für die Kinder dieser Hausbewohner war sie nebenbei eine Quelle beständigen Vergnügens und ein Gegenstand stillen aber angenehmen Grauens; auf ihrem breiten Geländer rutschten die Knaben von oben hinunter, und auf den ungeheuren Ruheplätzen trieben die Mädchen ihre harmlosen Spiele. Vom zartesten Lebensalter an bis zu der Zeit, wo man die Schule verläßt, tummelten sich die Kinder, die in dem Kloster wohnten, auf der Treppe herum, und auf dem alten

Steinwerk jauchzte und lachte es den ganzen Tag, rumorten und krabbelten eine Menge kleiner Geschöpfe beständig auf und nieder. Diese Treppe war ihre Gouvernante, ihre Amme, ihre Kleinkinderbewahr-Anstalt, und das dauerte den ganzen Tag, bis der Schatten des Abends begann zuerst den Fuß der Treppe und den untern Gang in tiefe Dunkelheit zu hüllen, und nun das erste Stockwerk, wo schon größere Fenster waren, und alsdann das zweite und zuletzt das dritte, wo ein großer Bogen im Dache die Treppe so lange erleuchtete, als überhaupt das Licht in der Natur noch nicht vollständig verschwunden war. Die Kinder folgten allabendlich dem verschwindenden Licht, und dann hörten die lärmenden Spiele der Buben auf, sie kauerten zu den Mädchen hin auf den großen Ruheplätzen, zuerst auf dem ersten Stocke und dann auf dem zweiten, und wenn ihnen die unerbittliche, finstere Nacht überall geheimnißvoll und düster folgte, so saßen sie zuletzt noch an dem großen Dachbodenfenster und schauten in die goldene Abendluft und ließen ihre Gesichtchen bestrahlen von der letzten Gluth der untergehenden Sonne. In solchen Momenten stockte die lustige Unterhaltung der Kleinen, und aus dem dunkeln Treppenhause schienen schwarze Schatten emporzusteigen und mischten sich in die kindlich-frohen Gespräche; alsdann fröstelte es sogar den keckſten unter den Buben, die Kinder jedes Stockwerks drängten sich eng zusammen und suchten hastig, den Beherztesten an der Spitze, ihre Stuben auf, und bald war die Treppe leer und lag einsam und ausgestorben da.

Es ging nämlich die Sage, es sei in dem alten Kloster zur Nachtzeit nicht geheuer, und die verstorbenen Kapuziner wandelten oft gespensterartig darin herum; namentlich wäre, so hieß es, der Bruder Pförtner ein unruhiger Gesell und erscheine allabendlich auf der Erde, um sich schmerzlich zu überzeugen, daß die Thür, die er so sorgfältig verschlossen, allnächtlich offen stehen bliebe. Der Bruder Pförtner, dessen Ebenbild aus Holz geschnitzt mit einem großen Schlüsselbund am Gürtel unten an der Treppe stand, war übrigens

ein harmloſes Geſpenſt und hatte nie Jemanden etwas zu Leide gethan; viele Bewohner des Hauſes erzählten gern und bereitwillig, daß ein Bruder, ein Onkel, eine Tante, ein Vetter den Kapuziner deutlich wandeln geſehen. Einer ſogar behauptete, er habe ihn ſelbſt huſten gehört, und ein Schuſter im dritten Stock, der von ſeinen ſtillen Wirthshausfreuden ſchon zu jeder Stunde der Nacht nach Hauſe gekommen war, ſagte aus: Den Kapuziner habe er eigentlich nicht geſehen, wohl aber ſei er im Stande, tauſend Eide zu ſchwören, daß in einer Nacht die Statue an der Treppe verſchwunden geweſen ſei; er habe mit den Händen auf den leeren Fleck gefühlt, und am andern Morgen ſei ſie wieder unten geſtanden, wie immer.

Tiefe Stille lag heute Abend in den untern Räumen des alten Hauſes, ſogar in der Schenkſtube befanden ſich des ſchlechten Wetters wegen nur zwei Gäſte, welche vor dem helllodernden Feuer ſaßen, deſſen Schein es war, welcher durch eine Oeffnung in der Thür die Treppe etwas Weniges beleuchtete; von hier aber ging ſie finſter in den zweiten Stock und lag da ſchmutzig und unreinlich mit Gemüſeabfällen und Strohhalmen bedeckt; die Kalkwand, an der man ſich hinaufführen mußte, war glänzend und unangenehm ſchlüpfrig; im zweiten Stock waren die Bewohner alle in ihren Zimmern, darum hier Alles finſter, und es koſtete einige Mühe, in den dritten Stock hinauf zu tappen, wo die Frau Welſcher wohnte.

Man muß nicht glauben, daß dieſe würdige Frau ſo hoch hinaufgezogen wäre, um wohlfeiler in der Miethe zu ſitzen, ſie hatte vielmehr die großen Räume und Bodenkammern, die zum Trocknen ihrer Wäſche unerläßlich waren, in's Auge gefaßt, ſowie eine feuerfeſte, gewölbte Küche, die ihr ſehr zu Statten kam. Aus dieſer Küche nun brach, ſo oft ſich die Thür öffnete und ſo oft die hin- und herlaufenden Dienſtmädchen die großen Ofenthüren aufſtießen, ein gewaltiger Feuerſchein auf den Gang hinaus und beleuchtete die ſchwarzen Wände und das Geländer der Treppe blutroth.

Die Wäſche der Frau Welſcher war an dem heutigen Tage in

jenes Stadium getreten, wo sie durch Bügeln einen sanften Glanz erhält und die letzte Hand an sie gelegt wird. Dieses Geschäft wurde im großen Wohnzimmer rechter Hand versehen, und alle Augenblicke öffnete sich die Thür und liefen die Mädchen zur Küche, um neue glühende Bolzen zu holen; die Ofenthür wurde mit einer eisernen Stange aufgestoßen, und darin sah es aus wie in einem kleinen Hochofen: eine unendliche Gluth strahlte heraus, und die Bügelstähle lagen darin roth und weiß glühend; hie und da fiel eines dieser glühenden Eisen auf den Steinboden, dann zischte die Feuchtigkeit desselben hoch auf, die Mädchen schrieen und suchten mit roth angestrahlten Gesichtern den Deserteur zu fangen und sperrten ihn lachend in das schwarze Bügeleisen.

In dem Wohnzimmer der Frau Welscher sah es nun recht behaglich und freundlich aus; dieses Wohnzimmer war zugleich das Schlafgemach der Frau selber, und das große Ehebett stand in der Ecke hinter dem Ofen. Leider war dieses Bett seit dem Tode des seligen Herrn Welscher viel zu groß für die einsame Frau, da sie sich nie entschließen konnte, ihrem ersten Manne einen Nachfolger zu geben.

Zwei große gothische Fenster gingen auf den ehemaligen Stadtgraben und zeigten bei Tage ein gutes Theil Dächer und Schornsteine der neueren Stadttheile. Das Wohnzimmer war ordentlich und reinlich möblirt. Doch sah man jedem einzelnen Stücke an, daß es schon lange Zeit gedient; auch war in der Farbe der Stühle von Eichenholz, sowie in dem Getäfel, welches durch das Zimmer lief, eine Harmonie eingetreten, die deutlich anzeigte, daß beide schon lange Jahre zusammen gewohnt hätten und älter geworden seien. Und so war es auch. Diese Wohnung hatte die Mutter der Frau Welscher schon lange Jahre vor ihrem Tode inne gehabt und hier dasselbe Geschäft getrieben, von dem die Tochter jetzt ihren Lebensunterhalt zog.

In der linken Ecke des Zimmers stand ein großes Sopha, seine gepolsterten Arme mütterlich weit geöffnet und in seiner auffallenden

Größe im Stande, eine ganze Familie allliebend zu umschlingen. Hier befand sich die nachwachsende Familie Welscher, bestehend aus zwei Mädchen und einem Buben, erstere im Alter von acht und sieben Jahren, der männliche Sprößling dagegen ungefähr sechs, alle drei gesunde und wohlgebildete Kinder.

Die beiden Fräulein Welscher saßen auf dem Sopha und buchstabirten in einem Bilderbuche; sie lasen einförmig und im strengsten Takte, wie es Kinder zu machen pflegen und was von Weitem klingt, wie der gedämpfte Ton einer melancholischen Straßenorgel. Der Sprößling aber stand hinter den Schwestern mit seinen beiden Füßen auf dem Sopha, hielt in der einen Hand einen gebratenen Apfel, in der andern ein ansehnliches Stück Butterbrod und sprach diesen beiden Leckerbissen sehr eifrig und mit der größten Unparteilichkeit zu. Das Bilderbuch der Schwestern handelte von der Naturgeschichte und erzählte von den einzelnen Eigenschaften, von den Fehlern und Tugenden der Hausthiere, und so oft die Schwestern sich bemühten, den Namen eines dieser nützlichen Geschöpfe auszusprechen, so bemühte sich der Herr Bruder mit vollen Backen und im schnarrenden Tone die Stimme dieses Thieres täuschend darzustellen und die eigenthümlichen Bewegungen desselben sehr geschickt zur Anschauung zu bringen. Bald krähte er wie ein Hahn und schlug dabei mit den Händen, daß Apfelbrocken und Stücke Butterbrod in der Stube herumflogen, bald bellte er wie ein Hund und versuchte eine der Schwestern gelinde zu beißen, welche ihn statt aller Antwort vom Sopha herunterwarfen, worauf er alsdann mit einem großen Geschrei wieder hinaufkletterte.

Mitten in der Stube befand sich eine lange Tafel, an welcher von drei Frauen eifrig gebügelt wurde; sie hatten einen ganzen Berg von fein geglätteter Wäsche vor sich aufgehäuft, und wenn sie sich gerade auf ihre Arbeit bückten, so sah man nichts, als ihre Hände mit den Bügeleisen, die eifrig und unaufhörlich rechts und links hinausfuhren.

Die Dienstmädchen trugen die abgekühlten Eisen fort und brachten dafür andere mit glühenden Stählen; dies war ein kleiner Moment, wo ausgeruht wurde, darnach ergriff jede der Frauen ein frisches Bügeleisen, hielt es einen Augenblick an die Wange, um zu erproben, ob es nicht gar zu heiß sei, und fing wieder an zu arbeiten. In dem Zimmer herrschte bei solchen Veranlassungen die gewöhnliche dunstige und feuchte Atmosphäre, welche eine große Masse frischer Wäsche mit sich bringt; dazu klapperten die Bügeleisen und zischte die feuchte Leinwand, die beiden Schwestern lasen fort und fort, der Bruder lärmte und schrie, und auf dem Ofen schmorten einige Aepfel mit leisem singenden Geräusch und gaben in dem allgemeinen Dunst ihren eigenthümlichen Geruch ab.

Wenn jedoch der Lärm des Buben zu arg wurde oder die feuchte Leinwand zu heftig zischte, so ließ sich aus der Ecke des Zimmers die feine zitternde Stimme einer alten Frau vernehmen, die dort Ruhe, hier Vorsicht gebot; überhaupt schien diese wirklich sehr alte Frau in Abwesenheit der Herrin des Hauses die Aufsicht zu führen. Sie saß an einem kleinen Tischchen in der Nähe eines der gothischen Fenster, und ihr schneeweißes Haar, das sie zurückgestrichen unter einer altmodischen, sehr reinlichen Haube trug, sowie die eingeschnittenen Gesichtszüge zeigten ihr sehr hohes Alter.

Wenn ich sie vorhin Frau nannte, so habe ich sehr Unrecht gethan, denn sie war die vierundachtzig Jahre alte Jungfer Kiliane und ihres Zeichens erste Büglerin, als welche sie in der ganzen Stadt bekannt und respectirt war. Ihr Anzug bestand in einem altmodischen Cattun-Ueberrock und gekräuselten Busenstreifen von demselben Stoff, mit sehr kurzer Taille; vor sich hatte sie feine Damenwäsche, der sie mit einem kleinen zierlichen Bügeleisen die letzte Vollendung gab; zu ihrer Linken war eine Nähterin, der die fehlerhaften Stücke hingereicht wurden, und welche Knöpfe und Bändel hinnähen mußte. Jungfer Kiliane trug eine große Brille und hatte trotz der starken Hitze, die im Zimmer herrschte, die Füße auf einer Wärmflasche

ſtehen. Zu ihrer rechten Seite ſaß an einem größeren Tiſche eine andere Geſtalt, die wir etwas näher anſehen müſſen.

Es bedarf nur eines Blickes auf die Nadel, welche dieſelbe, ein junger Mann von vielleicht dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, in der Hand hielt, ſowie auf ſeine nach orientaliſcher Weiſe untergeſchlagenen Beine, um vollkommen gewiß zu ſein, daß wir es mit einem Schneider zu thun haben; auch müſſen wir leider hinzufügen, daß der junge Mann nur ein Flickſchneider war. Wir können dies mit dem beſten Willen unmöglich verheimlichen, denn er war gerade im Begriffe, an einem Beinkleid des jungen Herr Welſcher einen defect gewordenen, ſehr nothwendigen Theil zu ergänzen. An der ganzen Figur des Schneiders iſt vor der Hand nichts Auffallendes und Bemerkenswerthes, als ein wirklich ausdrucksvolles Geſicht, ſehr weiße Hände und eine gewiſſe gute Manier, mit welcher er ſein volles, blondes Haar um den Kopf geordnet hatte; fing er aber an zu ſprechen, ſo bemerkte man einen gelinden Zungenanſtoß, verbunden mit der Schwierigkeit, den Buchſtaben St auszuſprechen, welchen Naturfehler er dadurch abzuhelfen ſuchte, daß er auf dem S ſo lange verharrte, bis er in den Bereich des T kam und alsdann krampfhaft über daſſelbe herfiel und es feſthielt.

Bis jetzt fanden wir keine Gelegenheit, dieſe ſeltſame Sprachweiſe zu vernehmen, denn Alles war mit ſeiner Arbeit beſchäftigt, und Niemand hatte Zeit, eine Converſation anzuknüpfen. Endlich jedoch fing die Schwarzwälder Uhr neben dem Ofen ſehr laut an zu ſchnarren und ſchlug darauf hell und vernehmlich ſieben Mal; was den jungen Herr Welſcher außerordentlich zu beunruhigen ſchien, denn er verſicherte mit vollen Backen und immerfort kauend, daß es jetzt ſchon ſieben Uhr ſei, und er um dieſe Zeit gewöhnlich ſein Nachteſſen bekomme.

Jungfer Kiliane, welche ihrem Gehör nicht recht traute, blickte die Uhr einen Augenblick durch ihre Brille feſt an und ſagte: „Wahrhaftig, es iſt ſchon ſieben Uhr, ich weiß nicht, wo die Frau bleibt.“

„Die Frau," entgegnete der Schneider, „bleibt selten über sieben Uhr aus, und ich glaube faſſſ-t, es iſſſ-t ihr etwas Sonderbares begegnet."

„Sie werden ſie im Gaſthof lange aufgehalten haben, es iſt eine engliſche Familie dort mit drei erwachſenen Töchtern und die können mit ihrer Wäſche nie ein Ende finden."

„Es ſind überhaupt gar ſonderbare Leute, dieſe Engländer, beſſſ-tändig mißvergnügt, haben viel Geld und ſind dabei ſehr knauſerig. Gott, wenn ich ſo viel Geld hätte! ich habe mir oft gedacht, Jungfer Kiliane, wenn ich viel Geld hätte, was das für ein Leben gäbe."

„Nun, was wär' es weiter?" fragte die alte Jungfer.

„Zu erben habe ich eigentlich gar nichts," ſeufzte der Schneider, „und wenn die ganze Welt ausſſſ-türbe, ſo bekäme ich doch in rechtmäßiger Weiſe keinen Kreuzer; aber die Lotterie, das iſſſ-t mein Troſt, meine Hoffnung."

„So? ſpielt Er in der Lotterie?" fragte die Kiliane.

„Das nicht," entgegnete der Schneider, „man muß das Glück ſeinen eigenen Weg gehen laſſen, ihm bei Leibe nicht vorgreifen, auch hab' ich kein Geld dazu; doch denk' ich immer, ich bekomme einmal ein Loos geſchenkt und dieſes Loos gewinne den höchſſſſ-ten Satz."

Die alte Büglerin ſchüttelte mit dem Kopf und meinte, da könne er lange warten.

„Das glaub' ich auch," verſetzte der arme Flickſchneider und ließ einen Augenblick die Hand mit der Nadel ſinken, „und doch iſſſ-t der Gedanke ſo ſchön, es ſind meine ſeligſſſſ-ten Träume, daß, wenn eines Tages der Collecteur zu mir hereinträte und während er ſpräche: Lieber Herr Dubel, ſich vor Freude und Rührung die Augen mit ſeinem Sacktuch abwiſchte, lieber Herr Dubel, Sie haben das große Loos gewonnen, — dieſer Augenblick wär' wahrhaftig ſelig."

Die Kiliane lächelte bei dieſen Worten und ſagte: „Jetzt wär' ich doch begierig, was Er mit all' dem Gelde anfinge, wenn man

Ihm so zehn Säcke voll Doppel-Louisd'or in's Haus schleppte. Er kaufte Sich zuerst ein schönes Haus und neue Kleider?" Und dabei sah die alte Person fragend in die Höhe.

Herr Dubel schüttelte still lächelnd mit dem Kopf.

„Nicht? Nun Er würde sich ein großes Logis nehmen, einen Koch anschaffen, Equipage halten."

Herr Dubel schüttelte abermals mit dem Kopf.

„Auch das nicht?" fragte verwundert die Kiliane, „Er wird doch alsdann nicht Flickschneider bleiben wollen?"

Der Schneider steckte die Nadel auf sein linkes Knie, fuhr mit seiner weißen Hand durch die vollen Haare und schaute, wie in seligen Gedanken versunken, schmunzelnd an die Decke. Nach einigen Augenblicken, während welcher die alte Büglerin ihn aufmerksam ansah und selbst ihr Eisen ruhen ließ, sagte der Schneider: „Sieht Sie, Jungfer Kiliane, ich würde alsdann meine Gedanken ausführen, den ich schon seit meiner frühſſſ-ten Jugend im Herzen trage, eine Schwärmerei, der ich mich nicht entschlagen kann, eine Lieblings-Idee, die mich verfolgt bei Tag und bei Nacht, ich würde nämlich — aber Sie wird lachen, Jungfer Kiliane, — ich würde nämlich Theater-Director werden."

„Theater-Director?" sagte erstaunt die Büglerin und ließ ihre Hände in den Schooß fallen.

„Ja," fuhr der Herr Dubel eifrig fort, „Theater-Director, Heger und Pfleger dieser schönen Kunſſſ-t, ich würde ein solches Regiment, einen solchen Herrscherſſſ-tab nicht mit dem Zepter eines Kaisers vertauschen; wäre ich nicht reicher und mächtiger, wie jedes gekrönte Haupt, ſſſ-tänden mir nicht alle Theile dieser Welt, alle SSS-tände dieser Erde zu Gebot? Ich will nach Asien! ein Zug an der Klingel und Asiens Palmenwälder, Asiens Bambushäuser ſſſ-tehen vor meinem erſſſ-taunten Blick und aus allen Büschen schweben die Bajaderen hervor und loben mich, ihren Gebieter. Zu heiß iſſſ-t mir diese Luft, zu drückend; ich will die brennende Bruſſſ-t kühlen am

Eiſe des Nordpols; noch einige tauſend Meilen weiter, wie ſelbſſſt Franklin und Roß gekommen, will ich die Schneeluft genießen — Verwandlung, und es ſſſtarren die Eismaſſen empor, ein ewig zugefrorenes Meer liegt unabſehbar vor mir ausgebreitet, das Eis kracht, der Seevogel krächzt, die Einſamkeit thut dem Herzen wohl. Doch bin ich endlich überſättigt von dem einförmigen Anblick dieſer ſſſtarren Maſſen — zurück nach dem Süden! italieniſche Luft, italieniſcher Himmel, ein Gaſthaus in Terracina, das Schlafgemach der ſchönen Zerline!"

Bei dieſer heftigen Rede ſchüttelte die Kiliane erſtaunt den Kopf und ſagte: „Nehm' Er's mir nicht übel, Dubel, aber dergleichen ſchiefe Anſichten kommen von dem Leſen der vielen confuſen Bücher her, mit denen Er ſich abgibt."

Der Schneider hatte ſeine Scheere auf den Schenkel geſtützt, ungefähr in der Art, wie gemalte Marſchälle ihren Stab zu handhaben pflegen, und ſchaute triumphirend um ſich, indem er fortfuhr: „Und das alles wäre mein, und das alles hinge an dem Blick meines Auges und hoffte und fürchtete bei dem Zucken meiner Wimper — o, ich wäre ein glückſeliger Menſch, ich dürfte mich in den Couliſſen aufhalten, ich dürfte mit den hochmüthigen Schauſpielerinnen ganz vertraulich ſprechen, dürfte den coquetten Sängerinnen einen kleinen Verweis geben und dürfte mit den niedlichen Tänzerinnen lachen und ſcherzen, und dabei wäre ich nicht blos geduldet, ich wäre die Perſon, um welche ſich Alles dreht; vor mir zieht der Theaterdiener ſeinen Hut, und mich betrachtet der erſſſte Held in ſſſtiller Ehrfurcht. . . . O Gott, das wird aber nie ſein, und ich werde mein Lebtag nichts werden, als ein erbarmungswürdiger Flickſchneider!" —

Haſtig wärf er die Scheere in der Hand herum und begann auf dem Tiſche mit großem Geklapper ein Stück Zeug zuzuſchneiden; die Kiliane verfolgte mit ihrem kleinen Bügeleiſen aufmerkſam und hartnäckig eine eigenſinnige Falte, die ſich unbefugter Weiſe

in eine Chemiſette eingeſchlichen, und vertilgte ſie endlich nach längerem Kampfe.

Die Bügeleiſen klapperten wie zuvor, die Leinwand ziſchte, die Uhr pickte, und es war daſſelbe Geräuſch und Geſumme, wie den ganzen Abend, mit dem kleinen Unterſchiede, daß der junge Herr Welſcher eingeſchlafen war und ein außerordentlich heftiges und tactmäßiges Schnarchen hören ließ. Eine der Büglerinnen meinte, es wäre, als ſäge er einen eichenen Block durch, und eine andere ſetzte lachend hinzu: „Ja, und jetzt kommt er wieder an einen harten Aſt, und da ſpringt ihm die Säge zurück.“

Jungfer Kiliane hatte die Falte ausgerottet und nahm das vorige Geſpräch wieder auf, indem ſie ſagte: „Aber wenn Er ſo viel Luſt zum Komödienſpielen hat, warum geht Er nicht hin und wird Schneider bei der Theater-Garderobe?“

„Ich habe früher auch daran gedacht,“ entgegnete Herr Dubel, „und ich will Ihr geſtehen, daß ich mir einſtens alle Mühe gab, eine ſolche SSSS-telle zu erhalten, doch kam ich davon zurück, denn es iſt ein ganz poeſieloſes und ärmliches Geſchäft. Was iſt ſo ein Theaterſchneider? Den Tag über ſitzt er zuſammengekrümmt und muß nähen, bis die Nadel glüht, ach, und all' die ſchönen Kleider, die Abends auf dem Theater ſo herrlich ſtrahlen und glänzen, ſetzt er zuſammen aus geringen, ſchlechten SSSS-toffen, und die herrlichen SSSS-tickereien, womit ſie prangen, ſind nur elendes Flitterwerk, das er aufnäht, und kommt nun endlich die SSSS-tunde, wo der glückliche Künſtler ſtolz in ſeine Garderobe tritt, ſo iſt der arme Schneider ſein unterthäniger Diener, und muß ſich hudeln laſſen nach der Laune des Herrn, ja, nach dem Charakter der Rolle, die er gerade ſpielt. Tritt der Schauſpieler als König auf, ſo iſt der Schneider der Sclave, und der Tyrann, welchen er anzieht, läſſt ihn für ein fehlendes Band, für eine etwas kurze Taille grimmig merken, wie es ihm nur Ein Wort koſte, um ihn lebenslänglich auf die Galeere zu ſchicken, oder wie er nichts

Anderes verdiene, als unter dem Beil des Henkers zu fallen. Hat er den Anzug eines feilen Böſewichts, eines entſetzlich ſchlechten Kerls zu beſorgen, ſo erhält er die heimtückiſchſſſſ-ten, boshafteſſſſ-ten Redensarten für einen kleinen Fehler: er ſolle Gift ſaufen bei der nächſſſſ-ten Veranlaſſung, wünſcht ihm der ſchlechte Charakter, oder er fährt plötzlich mit der Hand nach der verborgenen Taſche ſeines Rocks, wo er den Dolch aufbewahrt. Und auf dieſe Art, Jungfer Kiliane, muß ſich ſo ein armer Teufel abplagen und muß bald hier, bald da ſein. Kaum hat er den König und den Böſewicht angezogen, ſo erſucht ihn der würdige Hausgeiſſſſ-tliche, ihn endlich auch einmal zu bedienen, zuerſſſſ-t würdevoll und liebreich, wie es die Rolle vorſchreibt, dann aber heftig, wie in der Ermordungs-Scene des SSSS-tückes, und iſſſſ-t dieſer endlich befriedigt, ſo muß er einen Trabanten anziehen, bis er, wenn das Zeichen zum Anfange des SSSS-tückes gegeben wird, ermattet in einen SSSS-tuhl fällt, und auch jetzt noch keine Ruhe, keine Idee, daß er hinter den Couliſſen ſſſſ-tehen und das SSSS-tück mit anſehen dürfe; der erſſſſ-te Liebhaber hat während des erſſſſten Acts ſeinen Mantel umzunehmen, und der unglückliche Schneider wird mit dem Mantel an die letzte Couliſſe poſſſſ-tirt, hinter einem alten Felſen und muß dort das SSSS-tichwort abwarten. — Jetzt ſchreit der Held:

Zu den Waffen, tapfere Gefährten,
Nieder mit dem Tyrannen!

und rennt mich beinahe um. Geſchwind meinen Mantel! eilen Sie ſich doch in's Teufels Namen, Sie ſind entſetzlich ungeſchickt! Jetzt ſpringt er wieder auf die Bühne —

Hinaus in jene Wüſſſſ-te — — —!"

„Er erzählt das ſo lebendig," ſagte die Jungfer Kiliane lachend, „als habe Er das ſelbſt mit angeſehen."

„Das hab' ich auch," entgegnete trübſelig der Schneider; „ei-

ner meiner Bekannten ſſſſt in der Garderobe des Theaters und hat mich hie und da bei großen SSSS-ſtücken auf die Bühne geführt, zu Luſt und Schmerz, und ich ging gewöhnlich mit zerriſſenem Herzen nach Hauſe."

„Nehm' Er mir nicht übel," entgegnete die alte Büglerin eifrig, „aber Er hat gar viel verrückte Ideen in ſeinem Kopf, ſchlag' Er ſich die Grillen aus dem Sinn und bleib' Er fleißig bei ſeinem Handwerk, da kann was Rechtes aus ihm werden; Er iſt ein fleißiger und geſchickter Menſch und würde dem erſten Meiſter der Stadt keine Schande machen; ich begreif' Ihn wahrhaftig nicht, warum Er Flickſchneider bleibt und nicht lieber in eine ſolide Werkſtatt geht."

Herr Dubel ſeufzte tief auf und entgegnete: „Weil ich meine Freiheit liebe, weil mich alles Rohe und Unelegante aneckelt, ich habe die Gefühle eines reichen Mannes, ohne leider deſſen Geld zu beſitzen, ich kann nicht mit ſechs Geſellen aus einer Schüſſel eſſen, ich kann nicht mit zwei in einem Bett und mit vier in einer elenden Dachkammer ſchlafen; o Gott, ich kann's nicht!" — —

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür, und die Frau Welſcher trat ein, an der Hand ein kleines Mädchen führend, welches ſich verwundert in dem Zimmer umſah, ebenſo verwundert blickten die Büglerinnen auf die Frau und das Kind, es ruhte für einen Augenblick die Arbeit, und die Stille, welche im Zimmer herrſchte, wurde nur durch das Picken der Uhr und das Schnarchen des Herrn Welſcher unterbrochen; auch letzteres hörte in einigen Secunden auf, denn das Geſchrei der kleinen Mädchen: „Mama, Mama!" erweckte den Sprößling, und er fuhr mit einem lauten Gebrüll in die Höhe und folgte ſchlaftrunken ſeinen Schweſtern, welche mit dem Ausdruck des größten Erſtaunens, ja mit einer Art von Schrecken das kleine Mädchen anſtarren.

Die Frau Welſcher ließ das arme Kind in der Nähe des Ofens ſtehen und ging raſch durch das Zimmer zur Jungfer Kiliane hin, nicht ohne vorher einen prüfenden, ſachkundigen Blick auf die Haufen

fertiger Wäſche auf dem großen Tiſche zu werfen; ſie nickte zufrieden mit dem Kopfe und ſagte alsdann zu der alten Büglerin: „Killiane, komm' Sie in's Nebenzimmer, ich hab' mit Ihr zu ſprechen;“ worauf die Alte ihre Brille ablegte, ſie einen Augenblick kopfſchüttelnd anſah und alsdann mit ihr in's andere Zimmer ging.

„Höre Sie,“ ſagte die Waſchfrau, „die Marie iſt geſtorben, ſie liegt in ihrem kleinen Zimmer neben der Winklere und hat auf der Herrgottswelt nichts zurückgelaſſen, als das kleine Mädchen, das ich eben mitgebracht; ich frag' Sie jetzt, Killiane, was ſoll ich mit dem armen, kleinen Geſchöpf anfangen, ſoll ich es nur für dieſe Nacht hier behalten und es morgen der Armen-Commiſſion übergeben, oder was meint Sie?“

Die Killiane ſtemmte die linke Hand in die Seite, ſtützte mit der rechten das Kinn, wie ſie gewöhnlich that, wenn ſie nachzudenken pflegte, dann ſprach ſie ziemlich raſch und heftig: „Frau, darin kann ich nicht rathen, Sie hat ſelbſt drei Kinder, und wenn Ihr Einkommen auch ziemlich iſt, ſo muß man ſich doch nicht leichtſinniger Weiſe fremder Leute Kinder auf den Hals laden, und obendrein welcher Leute Kind!“

„Die Marie war doch ein braves Mädchen.“

„Bis ſie ſich verführen ließ,“ entgegnete die Killiane, „und das Mädchen dort in die Welt ſetzte; aber was geht das mich an. Sagt mir Eure feſte Meinung, Frau, und dann will ich Euch ſagen, was ich denke, aber laſſet Euch durch Euer gutes Herz nicht hinreißen; man kann der ganzen Welt nicht helfen, und wenn man das Seinige vor Gott redlich thut, ſo könnte man, mein' ich, ſchon zufrieden ſein.“

Die Waſchfrau legte ihre beiden Hände auf den Rücken und ſpazierte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; die Killiane ließ den Kopf ſinken und blinzelte unter ihrem mächtigen Haubenſtreif mit einem ſeltſam pfiffig lächelnden Ausdruck auf die Frau Welſcher hin.

Die Kiliane hatte nämlich das beste Herz von der Welt, und wir sind überzeugt, daß sie in diesem Augenblick entschlossen war, das Kind selbst aufzunehmen, wenn die Frau Welscher sich veranlaßt gesehen könnte, es fortzuschicken; doch so wie die Waschfrau das Factotum des ganzen Stadtviertels war, so war die alte Büglerin die oberste rathgebende Behörde bei der Frau Welscher selbst, und wozu die Kiliane rieth, das geschah unwiderruflich. In diesem wichtigen Falle nun wollte die Kiliane mit ihrem Rathe zurückhalten, bis sie einen festen Entschluß ihrer Freundin erfuhr, und dieser Entschluß ließ nicht lange auf sich warten.

Die Waschfrau blieb mitten in dem Zimmer stehen, schlug mit der linken Faust auf die rechte Handfläche und sagte entschieden: „Und wenn ich heute zum ersten Male Ihrem Rathe nicht folgen sollte, Kiliane, so behalt' ich dieses arme kleine Mädchen doch da; wo drei Kinder essen, kann auch ein viertes mithalten."

Die Kiliane faltete die Hände, und ein paar Thränen rollten über ihr weißes Gesicht. „Gott weiß, daß Sie Recht hat," sprach sie triumphirend, „vollkommen Recht, Frau, aber das war eine wichtige Sache, da mußte ich mit meinem Rathe zurückhalten, bis Sie mir Ihren festen Entschluß gesagt."

Inzwischen war das Kind, über dessen Schicksal hier entschieden wurde, der Gegenstand der Aufmerksamkeit sämmtlicher Anwesenden; die Mägde, welche neue Bügelstähle holten, blieben einen Augenblick an der Thür stehen, die Büglerinnen schauten mehr auf das Mädchen, als auf ihre Arbeit, und sogar der Herr Dubel war von seinem Tisch herabgestiegen mit der Absicht, einen Blick auf die Ur. zu werfen, eigentlich aber, um die kleine Fremde zu beschauen; am gespanntesten aber waren die drei Kinder der Frau Welscher auf die Dinge, welche da kommen sollten; sie standen im Halbkreis um das Mädchen herum, eifersüchtig und halb gereizt, wie es kleine Hunde zu machen pflegen, wenn sich ein fremder Eindringling zeigt.

Das fremde Mädchen nun stand neben dem Ofen auf demselben

Platze, wo die Waschfrau seine Hand losgelassen, und schaute verwundert in das seltsame Getreibe um sich; es mochte in einem Alter von sechs bis sieben Jahren sein, war ziemlich groß und zierlich gewachsen und hatte ein feines, blasses und sehr ausdrucksvolles Gesicht; lange, schwarze Locken, die früher sorgfältig geordnet waren, denen man aber ansah, daß in den letzten Tagen keine sorgsame Hand sich um sie bekümmert, beschatteten ihren Kopf, und ein großes glänzendes Auge gab den etwas ermatteten Zügen Leben und Bewegung. Der Anzug war ärmlich und bestand in einem Kleidchen von Wollenzeug, in dunklen Strümpfen und Schuhen, welche letztere offenbar einer erwachsenen Person angehörten. Um den Hals hatte das Mädchen seltsamer Weise einen langen, blauseidenen kostbaren Seidenstoff gewunden, wie ihn vornehme Herren zu einer guten Toilette zu tragen pflegen, und ihre Hände staken in weißen, wenig beschmutzten Glace-Handschuhen, die ebenfalls einem Manne gehört hatten, und deren große Formen an den kleinen Fingern des Kindes sonderbar aussahen.

Jungfer Kiliane trat ein und ging stillschweigend an ihre Arbeit, die Frau Welscher machte einen Gang durch's Zimmer, sagte ihren Kindern ein freundliches Wort, lobte den Fleiß der Büglerinnen und setzte das fremde Mädchen auf einen Stuhl neben dem Ofen, nachdem sie ihm zuvor das blaue Tuch und die Handschuhe ausgezogen, Beides in ein Papier gewickelt und in einem Schubladenfache sorgfältig aufgehoben.

Mittlerweile war es acht Uhr geworden, die Dienstmädchen räumten einen der großen Tische ab, deckten ein sauberes, großes, leinenes Tischtuch darüber und brachten zinnerne Teller, Messer und Gabeln, sowie eine Schüssel voll dampfender Suppe und eine dergleichen voll Kartoffeln in der Schale, zu welcher ein Teller mit Gänsefett aufgesetzt und das Abendessen auf diese Art hergerichtet wurde. Alsdann setzte sich Alles zu Tische, die Jungfer Kiliane

nahm den obern Platz an demselben ein, neben ihr saß der junge Herr Welscher, dann die Waschfrau selbst, dann das fremde Kind u. s. w. Das jüngste Fräulein Welscher, welches auf solche Art ihren Ehrenplatz neben der Mama verloren, aß vor Kummer und Neid heute Abend ihr Brod mit Thränen und konnte nur durch die ernsten Blicke der Mutter von einem förmlichen Attentat auf die arme Fremde abgehalten werden. Ueberhaupt zeigten sich sämmtliche drei Kinder nichts weniger als freundlich gegen dieselbe gesinnt, und der junge Herr Welscher, nachdem er zum Ergötzen der Dienstmägde unterschiedliche Grimassen gegen das Kind gemacht, warf ihm eine Hand voll zusammengeballter Kartoffelschalen zu, worauf er mit einer klatschenden Ohrfeige von der harten, knöchernen Hand der Kiliane belohnt wurde.

Mittlerweile war die gewaltige Suppenfluth versiegt, die Kartoffeln verschwunden, und die letzten Reste des Gänsefettes vertilgte der junge Herr Welscher mit einem Stück Brod. Der Tisch wurde abgeräumt, die alte Kiliane sowie die Büglerinnen richteten sich zum Nachhausegehen, erstere band sich eine schwarze Kapuze um den Kopf, hängte ein kleines Tuchmäntelchen um und steckte ihre Laterne an; letztere richteten die großen Haufen Wäsche auf einen Seitentisch zusammen, stellten die Bügeleisen auf einen Haufen und schlugen ein großes Tischtuch über die fertige Wäsche. Der Herr Dubel zog seinen Rock an, suchte seinen Hut hervor und rechnete mit der Waschfrau ab; diese Abrechnung war eigentlich mehr ein Tauschgeschäft zu nennen, denn der Schneider besorgte einen Tag in der Woche die Flickereien für die Familie, und dafür wurde ihm seine Wäsche umsonst besorgt, und man muß gestehen, daß diese Wäsche, wenn auch klein an Zahl, doch bestens in Ordnung war. Hiefür sorgte aber auch die Kiliane, und jedes Hemd, das dem Herrn Dubel gehörte, jedes Vorhemdchen, jeder Vatermörder wurde von ihr mit besonderer Aufmerksamkeit durchgesehen, und wir sind überzeugt, sie hätte einen Fehler in der Wäsche eines gräflichen Hauses übersehen, aber eine schlecht gebügelte Weste

des Herrn Dubel hätte ſie nicht durchgehen laſſen. Dafür war der junge Menſch aber auch voll Artigkeit gegen die alte Perſon, las ihr Abends, ehe das Licht gebracht wurde, an den Tagen, wo er bei der Frau Welſcher arbeitete, die Zeitung vor, begleitete ſie, wie auch heute, nach ihrer Wohnung und führte ſie dabei ſorgſam, wie es nur ein Enkel thun kann, der überzeugt iſt, daß ihm ſeine Großmutter ein bedeutendes Vermögen zu hinterlaſſen Willens iſt.

Heute Abend machte ſich die Kiliane in ihren Taſchen Einiges zu ſchaffen, ehe ſie ſchied, dann pätſchelte ſie beim Weggehen das fremde Kind auf den Kopf und drückte ihm etwas in die Hand.

Es wurde nun von allen Seiten gute Nacht gewünſcht, — „wohl zu ſchlafen," — „bis morgen alſo" — und bald war die Stube der Frau Welſcher leer und man hörte nichts mehr, als das Picken der Uhr, das Sauſen des Windes, welcher Regen und Schnee an die Fenſter trieb, und dazu wie früher das Schnarchen des jungen Herrn Welſcher, der nach genoſſenem Abendbrod auf dem Sopha wieder eingeſchlafen war.

Die Waſchfrau ordnete das Zimmer, richtete die Stühle an ihren Platz und nahm ein großes Buch vor, worin ſie Soll und Haben für ihre Kunden eintrug, in's Soll ſo und ſo viel Dutzend Hemden, in's Haben die geleiſtete Zahlung. Nachdem dieſes Geſchäft beendigt, rief ſie ihre beiden Töchter zu ſich und ſagte ihnen mit kurzer, aber eindringlicher Rede, das fremde Kind werde auch ferner bei ihnen wohnen und müſſe artig und freundlich behandelt werden; wer nicht alſo thue, der werde ſehen, wie es ihm gehe. „Es iſt aber bald Weihnachten," ſagte die Frau und rechnete an den Fingern, „ihr könnt euch denken, wenn das heilige Chriſtkind kommt und erfährt, daß ihr gegen ein fremdes, armes Kind unartig geweſen ſeid, ſo wird die Beſcheerung für dieſes Mal ſchlecht ausfallen. Wer von euch will zu eurem kleinen Bruder in's Bett und wer will bei dem Mädchen ſchlafen?"

Auf dieſe Frage erfolgte keine Antwort, vielmehr zogen ſich die zwei Geſichter der Fräulein Welſcher bedächtig in die Länge und die

beiden Schürzen derſelben dirigirten ſich unwillkürlich gegen zwei Paar feuchte Augen.

„Wer will bei dem fremden Kinde ſchlafen?“ fragte die Frau abermals. „Du, Emilie?“

Ein Kopfſchütteln war die Antwort.

„Du, Sophie?“

Ein zweites Kopfſchütteln.

„Schön,“ antwortete die Frau, „alſo wird das Kind im Bett der Mama ſchlafen.“

Das war für die beiden Mädchen ein fürchterlicher Schlag, denn das Mama-Bett wurde von den Kindern wie ein Heiligthum betrachtet, und nur bei leichtem Unwohlſein oder bei einer außerordentlich guten Aufführung war einem hie und da erlaubt worden, in demſelben bei der Mutter zu ſchlafen.

Das Mama-Bett hatte aber auch namentlich Winters außerordentlich ſchätzbare Eigenſchaften: in demſelben befand ſich eine gute, ſehr breite Matratze und ein ſehr dickes und weiches Federbett, und dann ſtand es auch in der Nähe des Ofens und war dadurch beſtändig von einer behaglichen Wärme durchſtrömt.

Genug. Die beiden Töchter brachen bei dieſer Erklärung der Mutter in ein lautes Weinen aus, dem ſich der junge Herr Welſcher, aus dem zweiten Schlaf erwachend, abermals und jetzt mit einem furchtbaren Gebrüll anſchloß. Das fremde Kind drückte ſich zitternd hinter den Ofen und wußte nicht, was mit ihm geſchehen würde.

Nach einigen Secunden aber erklärte ſich Emilie bereit, das fremde Mädchen zu ſich in's Bett zu nehmen, und wie ſchon hier auf Erden die Belohnung einer guten That oftmals raſch erfolgt, ſo auch jetzt: Emilie wurde in das Mama-Bett ſpedirt, Sophie und der Herr Welſcher ſollten zuſammen ſchlafen und das Kind allein in dem andern Bett.

Ehe aber dieſes geſchah, mußten die beiden Mägde einen großen

Kübel übrig gebliebenen, warmen Seifenwassers hereintragen, das fremde Kind wurde von der Frau Welscher seiner armseligen Lümpchen entkleidet, in den Kübel gesetzt und sorgfältig gebadet und gewaschen. Als die Reihe an die Händchen des Mädchens kam, und es das linke, welches es fest geschlossen hielt, öffnen mußte, fand die Waschfrau in demselben einen alten holländischen Ducaten, welchen die gute Kiliane da hineingesteckt hatte. Dieser Ducaten wurde sorgfältig aufgehoben, alsdann die Haare des kleinen Mädchens sauber gekämmt und dasselbe hierauf mit reinem, frischem Weißzeug und einem gestreiften Nachtkittel bekleidet, dann wurden die dichten, schwarzen Haare unter einem weißen Nachthäubchen verborgen, und als das Kind so frisch und glänzend dastand, hatte die gute Frau Welscher Freude an ihrem Werk, küßte es auf die Stirn, ließ es ein Abendgebet sprechen und legte es alsdann zu Bette. Die Kinder gingen ebenfalls in das ihrige, Emilie in's Mama-Bett, und wir sind überzeugt, daß die ganze Familie eines guten und soliden Schlafes genoß.

Fünftes Kapitel.

Ein Bürgerball und seine Folgen.

Die Gasbeleuchtung der Stadt, deren wir in den vorigen Kapiteln gedacht, war nun in einigen Stadtvierteln, namentlich in den neueren und breiteren Straßen, in's Leben getreten; die schmutzigen Gräben hatte man meist zugefüllt, an einigen Stellen dieselben sogar wieder gepflastert; doch erwies sich dies sehr bald als unpraktisch; das lockere Erdreich gab nach, und wo man die Röhren gelegt, bildeten schon nach wenigen Tagen die Pflastersteine eine ziemliche Ver-

tiefung, in welcher ſich Regen- und Schneewaſſer anſammelte und ſicherlich für die Fußgänger und Fahrenden ſchon unangenehm geworden wäre, wenn nicht ein frühzeitiges, aber ſtarkes Froſtwetter den Boden gehärtet und im nachfolgenden Schneeſturme mit ſeiner weißen Decke wie mit einem großen Mantel chriſtlicher Liebe die Schwächen des reſidenzlichen Pflaſters bedeckt hätte.

Es hat um dieſe Gasbeleuchtung bei den Vätern der Stadt manche Streitigkeiten gegeben, namentlich hatte die höchſt ſchwierige Frage, was mit den alten Straßenlaternen wohl anzufangen ſei, manche Debatte hervorgerufen. So viele Straßenlaternen, die der Stadt ein ſo bedeutendes Geld gekoſtet, ſo mir nichts dir nichts abzuſchaffen, war von den jüngern Mitgliedern des Stadtraths freilich mit jugendlichem Leichtſinn bald ausgeſprochen; aber die ältern Väter ſetzten lange Zeit hindurch dem Andringen der Neuerungsſüchtigen die Frage entgegen: was geſchieht mit den alten Straßenlaternen? eine Frage, die indeſſen wie ſo manche andere in der Welt nicht vollſtändig gelöst wurde.

Genug, die Röhren waren gelegt, die Candelaber aufgepflanzt, und an einem ſtillen Abend war die ganze Bevölkerung einiger Stadtviertel in großer Aufregung: es brannten heute die Gaslaternen zum erſten Male.

Ein ganzer Haufen Buben zog hinter dem Anzünder her und verwunderte ſich zuerſt höchlich über das ungemein kleine Laternchen, das der Mann an einer langen Stange trug, brach aber alsdann in ein ungeheures Jubelgeſchrei aus, als ſich nun plötzlich die erſte Flamme blendend weiß entzündete und hoch aufflackerte. Doch war dieſe Freude nicht von großer Dauer; denn weil die Einrichtung noch ziemlich mangelhaft war, ſo ſank die Flamme bald wieder in ſich zuſammen, brannte dunkelroth, ſprang wieder plötzlich in die Höhe und geberdete ſich zum großen Ergötzen der Straßenjugend auf ſehr komiſche Art.

Die lange, breite Straße, welche zuerſt beleuchtet wurde, ſah

aus, wie mit Irrlichtern besät, die bald groß, bald klein, bald blau, bald roth brannten.

Vorn unter den Zuschauern, die beim Anzünden um jeden Candelaber einen großen Kreis bildeten, sah das häßliche verzerrte Gesicht des Stadtsoldaten Steinmann hervor; er freute sich ganz unsinnig über die neue Einrichtung, und seine Freude war um so größer, als er unter dem Haufen das betrübte Gesicht der alten Winklere erblickte, die bei mehreren ihrer entlassenen Colleginnen stand, die Hände in die Schürze gewickelt und dem neuen Licht traurig zuschauend. Zuweilen, wenn die Flammen ganz niedersanken und sich zu besinnen schienen, ob es nicht besser sei, zu erlöschen, zuckte ein zweifelhafter Hoffnungsstrahl auf ihrem Gesichte empor; Steinmann wurde in solchen Augenblicken ganz ingrimmig und jagte alsdann mit tüchtigen Scheltworten und auf handgreifliche Weise die Buben von der Stelle weg, wo die Röhre lag, indem er sich den Anschein gab, als glaube er, das Herumtrampeln auf denselben thue dem Lichte Schaden; hauptsächlich aber war es seine Lust, Kopfnüsse auszutheilen, was ihn zu diesem Verfahren bewog.

Endlich verlief sich der Haufe und Steinmann ging die lange Straße hinab, jede Laterne aufmerksam betrachtend und hie und da einen harmlosen Spaziergänger wegjagend, der ebenfalls zufällig stehen blieb oder auf der verbotenen Rinne lief.

Sein Hauptaugenmerk hatte der Stadtsoldat aber heute Abend der Straßenjugend gewidmet, welche auf den glatten, mit Schnee bedeckten Trottoirs lustig schleifte; da schlich er sich langsam hinzu, stellte dann rasch einen Fuß auf die Schleife und lachte laut auf, wenn die Buben plötzlich und heftig auf ihre Nase purzelten. Wehe auch dem Dienstmädchen, das unter dem Schleier der Nacht Wasser auf die Straße goß! Steinmann war da und Steinmann hielt die Frevlerin am Arme fest und notirte sich augenblicklich den Namen der Herrschaft, sowie die Hausnummer, zur gerechten Strafe.

Unter so harmlosen Scherzen und Privatvergnügungen wandelte

der Stadtsoldat seines Weges dahin, mit seinem einzigen Auge aufmerksam wie eine Katze umherspähend. Wo sich zufälliger Weise an einer dunklen Hausthür ein Liebespaar sehen ließ, da eilte er hin; doch war ihm heute Abend die Gasbeleuchtung in Ausübung der Sittlichkeitspolizei hinderlich; denn kaum näherte er sich besagter Hausthür, so verschwand das Mädchen hinter derselben, das Schloß fiel zu, und ein langer, wie es schien, baumstarker Handwerksgesell lachte dem Steinmann in's Gesicht.

Am Ende der Straße blieb der Stadtsoldat vor einem ansehnlichen Hause stehen, ging die Treppen hinauf und erkundigte sich, als auf sein Klingeln die Glasthür geöffnet wurde, ob der Herr Stadtrath zu Hause sei.

„Der Herr Stadtrath sind da," antwortete das hübsche Dienstmädchen, „und der Herr Stadtrath rasiren sich eben."

„Fragen Sie ihn, ob ich ihn sprechen kann," antwortete der Steinmann schmunzelnd und wollte dem Mädchen auf die runden Backen klopfen; doch öffnete sich in demselben Augenblick die Thür des Zimmers, der Herr Stadtrath in eigener Person trat hastig in den Gang, und bei seinem Anblicke sah man deutlich, daß das Dienstmädchen nicht gelogen, als es vorhin seine Beschäftigung angegeben. Der Stadtrath schwang in der linken Hand ein Rasirmesser, hatte eine weiße Serviette umgebunden, und der Seifenschaum auf seiner Wange zeigte deutlich an, wo er mit seiner Arbeit stehen geblieben war.

„Ist Jemand vom Flaschner da?" fragte er hastig und setzte verdrießlich hinzu, als er des Stadtsoldaten ansichtig wurde: „so, der Steinmann! was gibt's Neues?"

Steinmann zog seine Mütze herunter und meldete gehorsamst, daß die Gaslaternen in den Straßen angezündet seien und so hell und freundlich brennen, daß einem das Herz im Leibe lache.

„Schon gut," sagte der Stadtrath verdrießlich, „ich danke! —

Wenn aber nur der Flaschner käme!" setzte er seufzend hinzu; „guten Abend!"

Damit zog er sich in's Zimmer zurück, und nachdem der Stadtsoldat einen vergeblichen Versuch gemacht, die Hand des Dienstmädchens zu erfassen, ging er ebenfalls davon.

In dem Zimmer angekommen, nahm der Stadtrath das Geschäft des Rasirens, in welchem er durch die Ankunft des Stadtsoldaten unterbrochen worden war, eifrig wieder auf, doch kann man nicht sagen, daß dieser Eifer ein anhaltender war, denn kaum hatte er einen kräftigen Strich über die linke Wange gethan, so lief er an die Thür des offenstehenden Nebenzimmers und rief hinein: „Gott, wenn mich nur der Flaschner nicht sitzen läßt, ich habe eine solche Angst im Leibe, daß ich vor Zittern kaum das Rasirmesser halten kann. Wenn mich der Flaschner wirklich im Stich ließe, ich wäre blamirt, sowohl als Mensch wie als Stadtrath."

Aus dem Nebenzimmer antwortete hierauf eine fette weibliche Stimme: „Warum mußt du dir auch beständig solche Geschichten muthwilliger Weise auf den Hals laden? — Kümmere dich künftig um deine eigenen Sachen!" —

Die Stimme sprach so langsam, daß, bevor sie geendigt hatte, der Stadtrath lange wieder vor seinem Toilettespiegel stand und schon einen halben Schnitt gethan hatte; jetzt hielt er aber inne und fuhr wieder an die Thür des Nebenzimmers. „Ich mir auf den Hals laden?" sagte er gereizt; „was lade ich mir auf den Hals? was lade ich mir muthwilliger Weise auf den Hals? Ich lade mir nichts auf den Hals, aber auf meinem Halse liegt das Wohl der Stadt, dafür muß ich treulich sorgen, und zu diesem Wohl der Stadt gehört auch das, was du nennst: muthwillig auf den Hals laden; — aber ihr Weiber habt keine Einsicht, keinen Begriff vom Großen und Schönen!" —

Mit diesen letzten Worten ging der Stadtrath wieder an den Rasirtisch, murmelte aber immer in sich hinein: „Als wenn ich der-

gleichen gemeinnützige Anstalten zu meinem Privatvergnügen zu unterstützen pflegte! Ich lade mir dergleichen Geschichten auf den Hals, und obendrein muthwillig, sagt sie; ich müßte lachen, wenn ich nicht fürchtete, mich zu schneiden."

Die fette Stimme im Nebenzimmer hustete gelinde und sagte dann ruhig wie vorher: „Wer ist denn am meisten gelaufen wegen der Gasbeleuchtung, wer hat nicht Ruh' gehabt bei Tag und bei Nacht und so lange gewirthschaftet und graben lassen, bis die ganze Stadt wie ein Morast aussah? Ich für meine Person gehe seit der Zeit nicht mehr aus dem Hause; man läuft ja Gefahr, sich den Hals zu brechen."

Ungeachtet der Gefahr des Halsabschneidens lachte der Stadtrath bei diesen Worten krampfhaft auf, doch gebrauchte er dabei die Vorsicht, das Rasirmesser weit von sich weg zu halten; mit zwei Schritten war er wieder an der Thür des Nebenzimmers und rief: „Beim Herkules! es ist wirklich stark, was man Alles von dir erleben muß! Eine Einrichtung, von der ich mit Stolz reden kann, von welcher meine Kinder und Enkel ebenso sprechen werden, eine Einrichtung, welche der Nachwelt bis in's hundertste Glied zu Gute kommt, eine Einrichtung, die dadurch, weil eben bei dieser Einrichtung ich die Hauptursache war, wirklich in's Leben trat, und die dadurch für mich so äußerst ehrend ist, und das Alles begreifst du nicht einmal! Aber was schwatz' ich hier, was sprech' ich dir Vernunft vor, wozu nützt's? Ich will mich gar nicht mehr ereifern!" —

Damit ging der würdige Vater der Stadt festen Schrittes zurück an seinen Spiegel, und da er sein Geschäft eifriger als je aufnahm, so wäre er in wenigen Augenblicken fertig gewesen, wenn die fette Stimme im Nebenzimmer nicht auf die lebhafte Rede des Stadtraths nach einer ziemlichen Pause geantwortet hätte: „Für all das schwere Geld hättet ihr ein solides Schlachthaus bauen können."

„Ein Schlachthaus!" jauchzte der Stadtrath, und man konnte

einen Moment lang ungewiß sein, ob dieses Jauchzen Freude oder Schmerz ausdrückte, aber es war mehr das letztere, was ihn bewegte, und mit einem großen Sprunge stand er abermals in der Thür des Nebenzimmers und wiederholte äußerst zornig: „Ein Schlachthaus, ei, ein Schlachthaus! Frau, man merkt augenblicklich, daß du eine Mezgerstochter bist! Ein Schlachthaus und eine Gasbeleuchtung! ob wohl ein vernünftiger Mensch im Stande sein wird, das in eine Parallele zu stellen — ja, und in Einem Athem zu nennen? Eine Gasbeleuchtung, eine der edelsten und menschenfreundlichsten Einrichtungen, eine Einrichtung, welche die Stadt und Residenz den ersten und größten gleich stellt, — und haben wir nicht ebenfalls ein Schlachthaus? gelegen, wie ein Schlachthaus gelegen sein muß, in einem finstern Winkel der Stadt, klein, unscheinbar, und ist diese Lage in ihrer Kleinheit und Unbedeutenheit nicht recht sinnig gewählt? Soll man mit einem Schlachthause Staat machen? Nein! Soll man in einem prachtvollen Gebäude zur Schau tragen den schmerzvollen Tod so vieler unglücklicher Geschöpfe, in glänzender Umgebung recht erkennen lassen, welch' ein grausames, blutiges Geschöpf der Mensch ist? weite Hallen bauen, um gefühllose Zuschauer herbeizuziehen, die sich weiden an dem fließenden Blut und dem Todesgeröchel unzähliger armer Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit? Nein, verehrte Kollegen —"

„Ja so!" verbesserte sich der Stadtrath, denn ihm war im Eifer des Gesprächs etwas von seiner Rede entschlüpft, die er vor einiger Zeit in der Stadtrathssitzung pro Gasbeleuchtung contra Schlachthaus gehalten.

„Ich weiß wohl," fuhr er hitziger fort, „daß mir gerade aus deiner Familie heftig opponirt wurde, und welche Minen dein Vetter, der Mezgeroberzunftmeister, wider mich springen ließ; ich werd' es ihm nie vergessen, daß er absichtlich den alten Ochsen mehrere Tage hangen ließ, die Nachbarschaft mit dem Geruch verpestete und also eine Bittschrift zu Wege brachte um Erbauung eines Schlachthauses;

aber wir triumphirten — welch' eine Himmelsgabe ist das Licht u. s. w.! Aber jetzt spar' deine Bemerkungen und laß mich mit meinem Rasiren zu Ende kommen."

Für jetzt wurde dieses Geschäft denn auch ohne Störung vollzogen; der Stadtrath wusch sich mit einem warmen Schwamme das Gesicht, kämmte sein etwas borstiges Haar gerade in die Höhe, legte alsdann eine weiße Halsbinde um, knöpfte sich in eine weiße Weste hinein, schlüpfte in einen schwarzen Frack, und als er sich so im Ballanzuge in seinem Spiegel beschaute, begriff er vollkommen das Gefühl, mit welchem sich Gott der Herr am sechsten Schöpfungstage eingestand, daß er mit seinem Werke zufrieden sei.

So angezogen und gerüstet trat der Stadtrath in's Nebenzimmer; und während er die Hände auf den Rücken legt und mit großen Schritten nachdenkend auf- und abspaziert, und, so oft er ans Fenster kommt, vergnügt auf die hellen Strahlen der Gaslaternen hinabschaut, finden wir Zeit, uns in diesem Zimmer umzusehen und die persönliche Bekanntschaft der Besitzerin jener fetten Stimme zu machen.

Das Zimmer, in welchem der Stadtrath seinen äußeren Menschen geputzt, war einfach möblirt; es hatte einen kleinen Sopha von Rohrgeflecht, einige Stühle, Commode und Spiegel und ein kleines Stehpult, auf dem sich mehrere Aktenfascikel befanden; das andere Gemach daneben war mit einer gewissen bürgerlichen Eleganz möblirt, an den drei Fenstern desselben hingen weiße gestickte Vorhänge, diesen Fenstern gegenüber befand sich ein Sopha von Nußbaumholz mit grünfarbenem Plüsch überzogen, und im Zimmer umher eben solche Stühle.

Vor dem Sopha stand ein runder Tisch; auf diesem eine kleine Lampe, ein Kaffee-Service mit zwei Tassen, und vor demselben auf dem Sopha saß die Inhaberin jener fetten Stimme, eine corpulente Frau, die Gemahlin des Stadtraths.

Wir wollen dieser Dame nicht zu nahe treten, indem wir behaupten, daß sie sich im tiefsten Negligé befand, und setzen deßhalb hinzu, daß dieses Negligé einen Anstrich von großer Sauberkeit besaß

und daß dasselbe am heutigen Tage eine Uebergangsperiode bildete, durch welche die Stadträthin aus dem Alltagsanzuge in den vollkommensten Ballstaat überzugehen im Begriffe war.

Ja, es war der erste Winterball dieses Jahres, der heute Abend in der Bürgergesellschaft stattfinden sollte, der erste Ball dieses Winters und der erste Ball ihres Lebens, den Stadtrath und Stadträthin in dieser neuen Würde mit ihrer Gegenwart verherrlichen wollten.

Die Frau war eben mit ihrer sechsten Tasse fertig, und eine außerordentliche Zufriedenheit glänzte auf ihrem dicken, wohlgerundeten, nicht unschönen Gesichte.

Die Stadträthin war aus einer reichen Bürgersfamilie, deren Mitglieder sammt und sonders zur Wohlbeleibtheit sich hinneigten, sie war eines jener Wesen, die sich harmlos ihres Lebens freuen, die keinen Spektakel in der Welt machen wollen und können und in stiller Verborgenheit ein gedeihliches Leben führen. Leidenschaften kannte die Frau nicht, Kinder hatte sie keine, und besondere Vorliebe nur für einen guten Kaffee, im Kreise ihrer vertrautesten Bekanntinnen genossen. Die Stadträthin wäre bei etwas mehr Lebhaftigkeit eine interessante, schöne Frau gewesen; doch nahm sie sich kaum die Mühe, ihre Augenlider zu öffnen, und schien keine Ahnung davon zu haben, daß sie unter diesen Augenlidern ein Paar anziehende, schöne Augen verbarg.

Der Stadtrath dagegen war eine kleine magere Figur, lebhaft, leicht erregt, und im Sprechen, sowie in den Bewegungen von einer eidechsenartigen Behendigkeit. Er war Patriot und Vater der Stadt im edelsten Sinne des Wortes. Wir müssen gestehen, daß er vorhin mit vollem Rechte davon sprach, welche große Verdienste er sich um die Gaseinrichtung in der Residenzstadt erworben; rastlos war er von einer Behörde zur andern gelaufen, hatte Eingaben an das Ministerium und an den König zu Dutzenden gemacht und in der betreffenden Stadtrathssitzung durch seine feurige Rede, von der wir vorhin einige Proben hörten, den Ausschlag gegeben.

Jetzt eilte er mit ſchnellen Schritten im Zimmer auf und ab, horchte bei jedem Geräuſch, das ſich auf der Treppe hören ließ, und ſeufzte bei jeder fehlgeſchlagenen Hoffnung nach dem Flaſchner, der immer noch nicht erſcheinen wollte. Bald trommelte er auf die Fenſterſcheiben, bald zupfte er an den Fenſtervorhängen und trat an den Tiſch, ſeine Frau zu ermahnen, daß ſie ſich anziehen möge.

„Meine Liebe," ſagte er, „es iſt noch eine halbe Stunde, bis der Wagen kommt, und du weißt, daß wir denſelben mit dem Regierungsrath und Frau genommen haben und dieſelben um alles in der Welt keine Secunde unnöthig vor dem Hauſe dürfen halten laſſen; erzeige mir die Gefälligkeit und laß mich nicht noch obendrein auf dich warten; ich ſtehe ohnedies wie auf Kohlen und weiß mir vor Unruhe gar nicht zu helfen."

Dabei begann der Spaziergang durch das Zimmer von Neuem und mit ſolcher Haſt, daß die Frackſchöße flogen und der Stadtrath es nur mit größter Mühe vermeiden konnte, einige Stühle und ein Nachttiſchchen über den Haufen zu rennen.

Die Frau zuckte die Achſeln und konnte trotz der vorhin gehörten Strafpredigt ſich nicht enthalten, abermals zu ſagen: „Ja, wie kann man ſich auch nur ſolche Geſchichten auf den Hals laden?"

Der Stadtrath war im Begriff, abermals zornig zu werden, bezwang ſich aber, indem er auf der Treppe ein Geräuſch hörte, und eilte achſelzuckend in's Vorzimmer. Gott ſei Dank! es war diesmal der ſo lange erſehnte Flaſchner, und wenn er ſich nicht in ſo außerordentlich rußigem und ſchwarzem Anzuge befunden hätte, ſo würde ihn der Stadtrath in der Freude ſeines Herzens trotz weißer Weſte und Halsbinde feierlichſt an ſeine Bruſt gedrückt haben; doch begnügte er ſich, ihm die Hand zu ſchütteln, und vernahm mit freudeſtrahlendem Geſicht die Botſchaft, daß in der Bürgergeſellſchaft die Gaseinrichtung ſo eben zu Stande gebracht ſei, daß der neue Kronleuchter aufgehängt werden, und daß die Lichter in demſelben zu ſeiner, des Flaſchners, vollkommenen Zufriedenheit am Brennen wären.

Jetzt schwamm der Stadtrath in einem Ocean von Seligkeit; sein Schritt wurde gemäßigter und feierlicher, er streckte den Kopf in die Höhe, zog die Halsbinde hoch hinauf, und war selig in dem Gedanken, trotz vieler Mühe und Widersprüche solche Arrangements getroffen zu haben, die jeden der ankommenden Ballgäste auf's Höchste überraschen würden, und daß sein Name, der Name des Stadtraths Schwämmle, von Mund zu Mund gehen und von vielen schönen Lippen feiernd genannt werden würde.

Die Stadträthin hatte sich langsam entfernt und kehrte bald darauf im Ballstaat zurück; sie war in ein schwarzseidenes Kleid hineingezwängt, und wenn man auf ihrem Rücken bemerkte, wie krampfhaft die Haken und Haften in einander verbissen waren, so konnte man nur mit Schrecken daran denken, wie furchtbar es sein müßte, wenn diese armen Dinger durch allzu starke Bewegung gezwungen würden, einander loszulassen und sich heftig und unaufhaltsam zu trennen. Auf dem Kopfe trug Frau Schwämmle eine zierliche Haube mit Rosaband und hatte sich sogar in ihrer neuen Würde bis zu einer künstlichen Blume verstiegen.

Der Stadtrath zog seine Handschuhe an, befestigte an dem rechten Arm eine weiße Schleife, das Zeichen seiner Würde als Festordner; dann nahm er seinen Hut, denn der Wagen mit Regierungsrath und Frau rollte vor, und nach einigen, durchaus nothwendigen Complimenten saßen alle Vier auf den gemäß ihrem Range ihnen zukommenden Plätzen und rollten dem Locale der Bürgergesellschaft zu.

Sechstes Kapitel.

Ein Bürgerball und seine Folgen.

Wer den Stolz kennt, mit welchem die mittlere und die reiche Bürgerklasse das Local, das sie zu ihren Wintervergnügungen erbaut, als ihr Eigenthum zu betrachten pflegte, wie einige der ältern Herrn bei jedem Tanzvergnügen, bei jedem Concert Länge und Höhe des großen Saales mit prüfendem Blick maßen, um sich zu überzeugen, daß der Saal der höheren Bürgergesellschaft wenigstens um sechs Zoll niedriger und wenigstens um vier Zoll schmäler sei; wer die Strenge kennt, mit welcher in den meisten Fällen darauf gesehen wurde, daß zur Bürgergesellschaft, wenigstens zu den Mitgliedern derselben, nur Urbürgerkinder von reinem Blut zugelassen wurden; wer es weiß, daß bei dem Aufnahmegesuch eine Urgroßmutter oder ein Urgroßvater, der vor einigen achtzig Jahren eingewandert war, von dem Vorstand als fremdes, eingeschmuggeltes und nicht vollkommen ebenbürtiges Blut betrachtet wurde; wer sie endlich kennt diese Bürgergesellschaft-Republik mit streng abgesonderten Kreisen nach Familien, nach Vermögensverhältnissen und nach der königlichen Rangordnung, regiert von selbstgewählten Oberhäuptern, ein Staat, in welchem möglicherweise der letzte Cotillontänzer von heute morgen an der Spitze der Geschäfte stehen konnte; wer Alles dies genau überlegt und in's Auge faßt, der begreift den freudigen Schreck, die selige Ueberraschung, welche Jeden überschüttete und beschlich, indem er, als sich die Flügelthüren vor ihm öffneten, statt der bisherigen Stearinkerzen und Oellampen den herrlich glänzenden Kranz von Gaslichtern auf dem neuen Kronleuchter erblickte!

Es war ein Gemurmel in dem Saale, ein Durcheinanderrennen, ein Betrachten des neuen, fabelhaften Lichtes, vom kleinsten Kellner in der Tiefe bis zum Orchester-Dirigenten in der Höhe. Alles war

in außerordentliches Staunen, in vollkommene Befriedigung aufgelöst; Eins raunte, indem es aufwärts sah, gegen das Andere und es gab heute mehr Entschuldigungen wegen Auseinanderstoßens und getretener Hühneraugen, als sonst bei der verwickeltsten Cotillon-Tour.

Es war noch früh, und die, welche zuerst gekommen waren, erfreuten sich sichtlich an dem unbegrenzten Erstaunen der Nachfolgenden; von dem Glanze schon etwas gesättigt, warfen sich diese Anwesenden in die Brust und fühlten sich geschmeichelt von den Ausrufungen der Freude, mit denen jeder neue Ballgast in den Saal trat, und beantworteten die Fragen nach dem charmanten Licht mit selbstgefälligem Lächeln, als habe es sie selbst gar nicht überrascht, und Jeder ließ den Andern durchblicken, er habe, im Vertrauen gesagt, auch dabei die Hand im Spiele gehabt.

Trotz dieser Undankbarkeit, wodurch die Verdienste des Vaters Schwämmle etwas geschmälert wurden, ward sein Name doch, zuerst mit leisem Gemurmel, dann lauter und immer lauter in allen Ecken genannt; einer seiner Collegen, der ihm freundlich gesinnt war und der mit ihm pro Gasbeleuchtung contra Schlachthaus gestimmt, eilte geschäftig durch den Saal, sprach hier mit Freunden und Bekannten und Unparteiischen, prallte dort mit einer kalten Verbeugung zurück, als er bemerkte, daß er in die Nähe einer Gruppe Schlachthaus-Menschen gerathen war.

Der College des Stadtraths Schwämmle, ein schon ältlicher Mann von sanften Gesichtszügen und eben solcher Stimme, suchte schwitzend vor Hitze und innerer Aufregung die Anwesenden zu vermögen, dem Helden des Tages einen freundlichen, feierlichen Empfang zu bereiten. Die Freunde stimmten natürlich bei, den Unparteiischen war es gleichgültig, und die jungen Herrn und Damen, die eigentlich gar keiner Richtung angehörten, freuten sich auf das Beifallsgeschrei. Sogar bei einigen Blutmenschen seiner Bekanntschaft versuchte es der sanfte College, indem er ihre beiden Hände ergriff, und dabei dieselben freundlich schüttelnd den Versuch machte, ihnen

schmunzelnd von unten herauf in die finster niedergeschlagenen Augen zu blicken. Bald sah man ihn hier, bald dort; jetzt eilte er die Stiege hinauf zum Orchester, klopfte dem Dirigenten auf die Schulter, indem er ihm einige Worte hastig sagte, bot dem Paukenisten eine Prise an und blieb oben stehen, sehr aufgeregt vor Erwartung, und sah mit klopfendem Herzen nach der Eingangsthür des Saales.

Jetzt stürzt ein Kellner herein und winkt mit der Serviette, der sanfte College auf dem Orchester zupft die Halsbinde in die Höhe und gibt dem Dirigenten einen bedeutsamen Wink.

Die Thür öffnet sich und als Vater Schwämmle hereintritt am Arme seiner dicken Gattin, da schmettern die Trompeten, da wirbeln die Pauken und der ganze Saal hallt wieder von dem wüthenden Geschrei: Hoch lebe Schwämmle! — Hoch der Stadtrath Schwämmle! — Dreimal donnernder Tusch, und drei Mal schreien die Ballgäste.

Die Orchester-Mitglieder haben sich würdig benommen, und namentlich der Paukenist, eingedenk der eben erhaltenen stadträthlichen Prise, hat gearbeitet, daß es klang, wie ein fern dahinziehendes Gewitter; ein solcher Moment muß das grausamste Herz erschüttern; ja, man bemerkte unten im Saale einige Schlachthaus- und Blutmenschen, die ebenfalls kräftig mitschreien; der sanfte College oben auf dem Orchester trommelt mit den Füßen, brüllt, daß er blau im Gesicht wird, und hat die goldene Schnupftabacksdose in der Hand, womit er alle Bewegungen des Taktirstockes nachahmt; doch ist er vor Rührung und Hochgenuß beständig einen Viertelakt voraus.

Vater Schwämmle aber, solchergestalt überrascht und namenlos gefeiert, ließ den Arm seiner dicken Gattin los, drückte die Hände vor seine Brust, als wollte er sagen: Seid umschlungen Millionen! und wischte sich alsdann die Augen, indem er auf diese Art pantomimisch ausdrückte: Laßt sie fließen, die Thränen der Wonne! Dann trat er vollends in den Saal, mehr von der Menge geschoben, als freiwillig gehend; rechts und links griff er nach den Händen, die sich ihm entgegenstreckten, und drückte immer mehrere zugleich an sein

Herz; auch versuchte er einige passende Worte zu stottern, aber er zeigte auf sein Herz: dieses sei zu voll, und warf dann einen schwärmerischen Blick an die Decke des Saales, was so viel heißen sollte als: „Das will ich euch nie vergessen!“

Einige Augenblicke schwelgte der sanfte College oben im Anblick der Wogen von Glück und Ehre, in welchen der Stadtrath, sein Freund, da unten herumschwamm; dann aber, als er bemerkte, wie die Kraft des Schwimmers zu erliegen schien und die Fluthen liebevoller Aufmerksamkeiten über dem Haupt des Freundes zusammen zu schlagen drohten, gab er dem Orchester-Dirigenten ein Zeichen, worauf dieser eifrig auf seinem Notenpult klopfte, die linke Hand ebenfalls in die Höhe hob, sich um einige Zoll streckte, dann die Musikanten links und rechts herausfordernd ansah und beim Niederfallen des Taktirstocks eine lustige Polka losbrechen ließ, welche wie frischer Wirbelwind da unten in das nebelhafte Gewühl fuhr, den Menschenknäul auseinandertrieb, die Paare ordnete und dem Stadtrath Raum und Zeit gab, sich aus dem erdrückenden Getümmel in die stille Heimlichkeit eines benachbarten Restaurationszimmers an der Hand seiner dicken Gattin zurückzuziehen.

Diese Restaurationszimmer, welche den Saal auf allen Seiten umgaben, waren ebenfalls schon ziemlich angefüllt, und der Stadtrath Schwämmle schritt zwischen den Tischen hindurch, rechts und links freundlich grüßend und mit einiger Freude die ehrerbietigen Blicke hinnehmend, welche ihm von allen Seiten gespendet wurden.

Auch diese Zimmer waren mit Gas beleuchtet, und die schlanken Messingröhren hingen von der Decke herab auf die Tische, bogen sich dann unten zierlich in die Höhe und ließen die weiße Flamme ausstrahlen.

Der Stadtrath hatte fast das Gemach erreicht, wo ihrem Range gemäß seine Gattin sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, als ihm die unerwartete Ehre zu Theil wurde, von einem andern Tische eingeladen zu werden. Dieser Tisch war besetzt von den Gattinnen einiger

Regierungs- und Kanzleiräthe, welche, die Höchsten im Range der Bürgergesellschaft, gewöhnlich ein eigenes Zimmer behaupteten. Zwar blickten einige ebenfalls hier sitzende, schon ältere Honoratiorentöchter verschämt auf ihre Teller, als sich die Mezgerstochter in ihrer Nähe auf einen Stuhl niederließ, doch war der Stadtrath heute einmal der Held des Tages, und so konnte man sich schon erlauben, ihn einigermaßen zu feiern, namentlich da der Präsidirende dieses Damen-Cirkels, der pensionirte Hauptmann von Müller, dem Stadtrath einen Stuhl neben den seinigen schob und ihm mit kräftigen Worten versicherte, die neue Gasbeleuchtung hier mache sich verflucht schön.

„Sehr schön! wirklich gut! außerordentlich schön!“ bekräftigten die Damen im Kreise, und eine lange, dürre Hofräthin, die vor dem Theekessel saß, in weißem zierlich ausgeschnittenem Kleid, fügte hinzu, indem sie der Stadträthin eine Tasse Thee reichte: „Ja, dieses helle Licht ist so geeignet für eine gutgewählte Toilette.“

„Eine herrliche Erfindung!“ sagte der Hauptmann: „wie hätte man noch vor zwanzig Jahren gelacht bei der Behauptung, man würde heut zu Tage einen Saal mit Luft erleuchten! Denn das Gas, meine Damen, ist nur eine brennbare Luft, welche von dem Gasometer durch die Röhren getrieben wird.“

„Nur bei dem Tanzen soll es nicht ganz angenehm sein,“ sagte eine der älteren Honoratiorentöchter, „es soll sehr heiß machen, man muß sich mit dem Tanzen in Acht nehmen.“

Sie wollte damit andeuten, als sei sie freiwillig und aus Furcht vor der Hitze des Gases sitzen geblieben.

Neben der dürren, nicht sehr schönen Hofräthin saß ein junger blasser Mensch von ungefähr zwanzig Jahren, ihr Sohn, was man aus einer erschreckenden Familienähnlichkeit deutlich sah. Dieser junge Mensch schien außerordentlich schüchtern und hatte seinen Stuhl so weit zurückgezogen, daß er kaum zwischen seiner Mama und einer sehr dicken Kanzleiräthin durchzublicken vermochte. So oft er von

ersterer ermahnt wurde, einigen Thee zu genießen, streckte er seine Hand zitternd durch die kleine Lücke, die ihm geblieben, und Löffel und Tasse klapperten zusammen, während er einen furchtsamen Blick umherwarf, um zu erfahren, ob es auch Jemand bemerkte, wie ungeschickt und unsicher er sich in dieser gewählten Gesellschaft benehme.

Er befand sich heute zum erstenmal auf einem Balle und hatte diesen Ort des Vergnügens wahrhaftig nicht aus freien Stücken gewählt; die Hofräthin jedoch, welche sein zwanzigstes Jahr als den passenden Zeitpunkt zum Eintritt in die Welt bestimmte, war trotz seines Bittens von dieser Idee nicht abgegangen und behauptete, er könne nur auf praktischem Wege seine Ungeschicklichkeit und seine Furcht vor dem weiblichen Geschlecht überwinden.

Der junge Mensch hatte den besten Tanzunterricht erhalten, einer der ersten Schneider der Residenz mußte ihm einen außerordentlich eleganten Ballanzug besorgen, und so saß er da im schwarzen Frack und weißen Glacéhandschuhen und schauderte zusammen, so oft ein Kleid hinter ihm rauschte, denn da er noch sehr undeutliche Begriffe von den Gesetzen eines Balles hatte, so fürchtete er immer, von irgend einer tanzlustigen Dame in den Tanzsaal geschleppt zu werden — ein wehrloses Opfer zur Schlachtbank.

Ach! er hatte sich nie auf den heutigen Abend gefreut, die ganze vergangene Nacht hatte er kein Auge zugethan und immer von allerlei Entsetzlichem geträumt, das ihm begegnen würde. Bald trat er seiner Tänzerin auf den Fuß, bald riß er ihr die Schleppe vom Kleid herunter, bald stürzte er mitten im Saale hin und über ihn alle Tänzer und Tänzerinnen, einen großen Haufen bildend, wie es zuweilen bei den Buben auf der Schleifbahn vorkommt; ja, in den Morgenstunden der vergangenen Nacht hatte er ein noch viel schrecklicheres Gesicht: da träumte ihm, er stehe in einer Franzaise, und als er sich genau besah, bemerkte er zu seinem größten Entsetzen, daß er seine — Unaussprechlichen zu Hause gelassen habe.

Aber trotz allem Widerstreben, trotz allem Bitten, ihm noch

einige Jahre Ruhe zu gönnen, mußte er mit auf den Ball; und man klage die Mutter deßhalb nicht der Grausamkeit an. Sie hatte an ihrem Manne, dem Hofrath, das erschreckende Beispiel erlebt, was es heißt, einen Mann zu besitzen, der alle seinen Gesellschaften, alle großen Bälle, alle Tanzvergnügungen, alle Concerte floh und der nur Abends im Wirthshause hinter seinem Schoppen vergnügt war; sie wollte ihren Sohn nicht zu einem ähnlichen, unwürdigen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft erziehen.

Die arme Frau hatte in ihrem Ehestand schon viel gelitten; um sogar in ihren jungen Jahren einen Ball zu besuchen, hing sie beständig von der Freundlichkeit, ja von der Barmherzigkeit anderer Menschen ab; glücklicherweise war sie Hofräthin, zählte sich zur siebenten Rangklasse, weßhalb sämmtliche Sekretärs- und Revisors-Frauen es sich zur Ehre machten, in ihrer Gesellschaft zu sein. Jetzt aber war der Moment gekommen, wo sie nicht mehr von der Gnade der achten Rangklasse abhing, indem ihr Sohn in das Alter getreten war, in welchem er seine Mutter mit Anstand auf den Ball führen konnte, und dies war der zweite Grund, aus welchem sich der junge Eduard hier befand.

Die erste Polka zu tanzen, hatte er entschieden abgelehnt und horchte mit klopfendem Herzen in den Ballsaal hinüber; er wünschte, der Tanz möchte eine Ewigkeit dauern, denn für den zweiten, einen Walzer, hatte ihm die unerbittliche Mutter den Befehl gegeben, in's öffentliche praktische Leben einzutreten.

Man muß aber nicht glauben, daß der junge Eduard sich in seinem sonstigen bürgerlichen Leben mit einer ähnlichen Schüchternheit bewegte; vielmehr hatte er das Kneipgenie von seinem Vater ererbt: er fühlte sich im Wirthshause, in der Weinstube vollkommen an seinem Platze und bewegte sich allda mit größter Sicherheit. Auch dem weiblichen Geschlechte war er bis zu einer gewissen Rangklasse nicht abgeneigt; nur fürchtete er die verbindlichen Redensarten, die seinen Unterhaltungen, und in der Gesellschaft eines Kleides von Kattun

oder Merino fühlte er sich weit behaglicher, als beim Rauschen eines seidenen Gewandes oder beim Flattern eines eleganten Ballanzuges.

Drinnen im Saale aber schnarrte die Violine, jubelte die Clarinette, und dazwischen stöhnte der Contrebaß und schien in beständigem Hader zu liegen mit den dumpfen Paukenschlägen, die immerfort bemüht waren, seine brummende Stimme zu übertönen.

Armer Eduard! Endlich war die Polka beendigt, und erhitzt vom Tanze, mit blitzenden Augen und glühenden Wangen flüchteten die Bürgerstöchter in die Restaurationszimmer und begaben sich allda unter die schützenden Fittiche ihrer respektiven Mütter und Tanten, um geduldig zu warten, bis beim Wiederanfange der Musik ein anderer Ritter die sanft widerstrebende Jungfrau auf's Neue vom Mutterbusen hinweg in den Wirbel des Tanzes reißen würde.

Auch an den Tisch, von dem wir oben sprachen, traten einige erhitzte Mädchen, und die ebenfalls dicke und vollbusige Tochter der Kanzleiräthin, ein munteres, lustiges Ding, lehnte sich auf den Stuhl ihrer Mutter, hinter welchem der unglückliche Eduard saß, und als sie nach einer Tasse Thee und nach einigem Backwerk langte, streifte sie bemerklich den schüchternen jungen Mann. Es schwamm ihm vor den Augen, wo er nichts sah, als einen entblößten Nacken, eine schlanke Taille und ein sehr füll- und faltenreiches Ballkleid. Zu Vermehrung seiner Bestürzung gab ihm die Mutter einige sehr bedeutsame Winke und zeigte mit dem Finger auf das Mädchen vor ihm, so daß sich Eduard nicht anders zu helfen wußte, als indem er aufstand und den pensionirten Hauptmann ersuchte, mit ihm einen Gang in den Saal zu machen. Die Mutter entließ ihn mit der ernsten Ermahnung, um keinen Preis den nächsten Tanz zu versäumen, und Eduard versprach es klopfenden Herzens.

Im Ballsaale wandelten unterschiedliche Gruppen von jungen Mädchen und jungen Herrn, fächelten sich mit ihren weißen Sacktüchern Kühlung zu und erholten sich von der gehabten Mühe. Aeltere Herrn hatten ebenfalls die Restaurationszimmer verlassen und betrach-

teien sich die jüngere weibliche Generation oder staunten an die Decke des Saals hinauf, wo der Kronleuchter in ungetrübter Herrlichkeit prangte.

Der Stadtrath Schwämmle und sein sanfter College gingen ebenfalls auf und ab, und ersterer bemühte sich, durch liebevolle, freundliche Worte, die er an Einzelne spendete, die Ehre einigermaßen zu vergelten, die ihm in Masse zu Theil geworden.

Der Hauptmann und der junge Eduard betrachteten sich die Damen; aber so oft der erstere auf eine Gruppe Mädchen lossteuerte, um seinen jungen Freund vorzustellen und ihn zu veranlassen, eine Tänzerin für den nächsten Walzer zu gewinnen, schauderte dieser jedesmal zurück und machte allerlei sonderbare Einwendungen. Endlich aber klopfte der Taktirstock auf dem Orchester bedeutsam auf's Notenpult — die jungen Damen geriethen in sichtbare Bewegung, die jungen Herrn stürzten wie Raubvögel auf sie los und in die Nebenzimmer, und dem jungen Eduard klopfte das Herz erschrecklich und es sauste ihm gewaltig in den Ohren — der Befehl der Mutter, der Walzer, der eben begann, die Ermahnung des Hauptmanns, in's Teufels Namen endlich zuzugreifen, alles das klang ihm wie Hohngelächter der Hölle, und er kam sich wie ein Verdammter vor, hinter dem die Himmelsthüre zugeschlagen ist, und der hinaus soll auf ein weites wogendes Meer, wo ihn vor dem fürchterlichen Falle nichts mehr erretten kann.

„Engagiren Sie, engagiren Sie!" rief der Hauptmann, „die Zeit verrinnt, der Walzer beginnt! Sehen Sie, dort stehen drei Damen, die, wie mir scheint, noch keine Tänzer haben; fahren wir auf das Centrum los, auf jenes hübsche blonde Mädel, und wenn diese schon versagt ist, so wenden Sie sich an die beiden anderen, nette, allerliebste Kinder."

Der gute Hauptmann hatte auch nicht viel Ballkenntniß und schien durchaus nicht zu wissen, wie sich junge Damen zu geberden pflegen, die zu Anfang eines Walzers noch keine Tänzer haben; solche

sehen schüchtern, aber dennoch auffordernd nach allen Seiten und gehen mit entschiedenen, aber sehr langsamen und kleinen Schritten einem Stuhle in der Ecke des Saales zu, breiten ihren Fächer aus, wenn sie einen besitzen, und sind es mehrere, so wandeln sie Arm in Arm dahin, mühsam, aber hörbar lachend, als wollten sie sagen: „die unglücklichen Männer suchen Tänzerinnen und merken nicht, daß wir noch nicht engagirt sind.“ Eine von ihnen schleift auch wohl muthwillig einen Walzerpas oder rennt unvorsichtiger Weise einem jungen Herrn in die Arme und sagt alsdann vielleicht, wenn der junge Mann sich entschuldigt: „Sie irren, ich bin noch nicht engagirt.“

Die drei aber in der Mitte des Saales, die da festen Fußes stehen und den Angriff des jungen Eduard erwarten, konnte man, mit einiger Ballkenntniß, nicht zu jenen zählen; sie erwarten den heranstolpernden jungen Menschen sicheren Blickes, und die kleine Blonde, der es nicht an Tänzern fehlen würde, wenn der Ball auch dreimal vierundzwanzig Stunden dauerte, wirft trotzig die Lippen auf, als der unglückliche Eduard jetzt vor ihr steht und etwas von nächstem Walzer und großer Ehre und vielem Vergnügen stammelt, sie macht einen Knix und bedauert, daß sie engagirt ist. Die beiden andern rechts und links, nachdem der jammervolle Blick des neuen Tänzers auf sie gefallen ist, knixen ebenfalls und bedauern ebenfalls, daß sie engagirt sind, und in dem Augenblick glaubt der junge Mann, daß sämmtliche Damen, die jetzt in den Ballsaal treten, ihm gleichfalls zuknixen und ebenfalls bedauern, daß sie ebenso engagirt sind, und alsdann knixen ringsum die Stühle und Bänke, und bedauern, ihm nicht helfen zu können, und dann knixen die Musikanten auf dem Orchester und scheinen zu sagen, sie müßten spielen, und dann knixen die Flammen auf dem Kronleuchter, weil sie leuchten müssen, und dann der pensionirte Hauptmann, und Eduard summt und wogt es im Kopfe, und er weiß nicht, wie er an den Theetisch zu seiner Mutter zurückkommt und auf seinen Stuhl hinfällt, beladen mit drei allerliebsten Körben.

Der Walzer beginnt und zornig strahlen die Augen der Hofräthin; umsonst erzählt der Hauptmann leise von der erlittenen Niederlage, umsonst bittet die dicke Kanzleiräthin ebenfalls leise, den jungen Menschen zu schonen, Alles umsonst; erzürnt richtet sich die Mutter empor in ihrer ganzen ansehnlichen Größe, mit einem Zornblick schmettert sie den Sohn noch tiefer hinab, verwandelt darauf durch ein äußerst sinnreiches Mienenspiel das erzürnte Antlitz in ein mildlächelndes und bittet die ihr gegenübersitzende, etwas ältliche Honoratiorentochter um die Ehre, mit ihrem Eduard den leider schon begonnenen Walzer zu tanzen.

Eduard, durch der Mutter Hand emporgeschnellt, stammelte etwas von Ueberraschung, Unmöglichkeit, doch legt dies die Dame ihm gegenüber als einen glühenden Wunsch aus, mit ihr zu tanzen, sie nimmt ihr Sacktuch zierlich in die Hand, kommt eilig dem jungen Manne entgegen und der pensionirte Hauptmann muß das Paar in den Tanzsaal begleiten.

Wie ein Fisch auf trockenem Sand schnappt der junge Mensch nach Athem, seine Knie zittern ihm, er drückt krampfhaft die Hand seiner Tänzerin, welche diesen Druck freundlich erwiedert.

Jetzt treten sie in den Saal und alle Augen richten sich nach dem so spät eingetretenen Paar, welches die Rollen getauscht zu haben scheint; sie tritt siegreich einher mit erhabenem Kopfe, eine reife, stolze Sonnenblume, er wankt an ihrer Seite, eine geknickte Lilie. An der Stelle, wo sie in die Reihe der Tanzenden eintreten, steht Vater Schwämmle und er macht sich ein Vergnügen daraus, den Sohn der Hofräthin, indem er die andern Paare um Entschuldigung bittet, vorne hin zu stellen.

„Gleich kommt die Reihe an Sie," flüstert der freundliche Stadtrath; die, welche gerade gewalzt haben, treten klopfenden Herzens in die hinteren Reihen, der Stadtrath zählt sechs neue Paare ab, voran den unglücklichen Eduard, der nicht mehr weiß, ob er sich in einem Tanzsaale oder sonst wo befindet; er könnte auf einem Carousſel sitzen,

so täuschend und geschwind dreht sich Alles mit ihm herum; er macht einen krampfhaften Versuch, in ein Nebenzimmer zu entfliehen, doch seine Tänzerin hält ihn mit fester Hand.

„Wenn's gefällig ist," sagt Vater Schwämmle, und wie ein Wirbelwind sausen die sechs Paare dahin; zuerst erhält Eduard einige Rippenstöße und gelinde Fußtritte von den Nachfolgenden und genießt dadurch ein momentanes Bewußtsein; auch wird er, so oft er beim Orchester vorbeirast, durch Trompetengeschmetter und Paukenwirbel zu sich selber gebracht, sonst hat er aber die Augen geschlossen, und es ist ihm zu Muth, als sänke er langsam unter in einem tiefen Wasser, allerlei Nixen mit blitzenden Augen, bloßen Armen, in weißen Kleidern, schweben neben ihm her, endlich kommt er auf den Boden dieses tiefen Wassers an und vermag es festen Fußes zu fassen; er schlägt die Augen auf, athmet mühsam, und erinnert sich endlich, daß er im Ballsaal ist; seine Tänzerin steht neben ihm und versichert, es sei nicht so ganz schlecht gegangen: der pensionirte Hauptmann kommt und sagt dasselbe.

Eduard, der mit Erstaunen bemerkt, daß er nicht niedergestürzt ist, daß er nicht ein halb Dutzend Kleider zerrissen hat, und daß an seinem eigenen Anzug auch nichts fehlt, fühlt sich wunderbar ermuthigt und gestärkt; es taucht, obgleich noch sehr undeutlich, eine Ahnung in ihm auf, daß das Tanzen doch am Ende ein Vergnügen sei, und als wieder die Reihe an ihn kommt, und als Herr Schwämmle wieder sagt: „Wenn's gefällig ist!" — da fühlt er nur ein gelindes Herzklopfen und ist wirklich schon im Stande, bei dem Umherwalzen einige Mal freiwillig die Augen zu öffnen.

Jetzt ist der Tanz zu Ende und die Tänzerin führt ihren Tänzer im Triumph zum Theetisch zurück. Mütter Hofräthin, welche die ganze Zeit über auf Nadeln saß, und mit banger Sehnsucht dem Ausgang des Kampfes entgegen sah, ist höchlich erfreut bei der Versicherung, daß Alles gut abgelaufen.

„Jetzt noch eine Française und eine Polka," sagte das schel-

miſche Mädchen, „und dann iſt Herr Eduard für alle Zeiten eingetanzt.“

„Mit einer ſo vortrefflichen Lehrmeiſterin,“ verſetzte lächelnd die Mutter, „kann es ihm nicht fehlen, daß er in kurzer Zeit einige Sicherheit erlangt. Eduard wird Sie, mein Fräulein, um die nächſte Française und um die nächſte Polka bitten.“

Eduard nickte mit dem Kopfe, und einige kaum verſtändliche Worte, die er hervorbrachte, ſollten ſagen, daß er ſich außerordentlich glücklich ſchätzen würde, und obgleich man den Sinn dieſer Rede errathen mußte, ſo verſtand ihn das Fräulein doch vollkommen und erklärte ſich bereitwillig, Française und Polka mit ihm zu tanzen.

Darauf machte der junge Eduard und der penſionirte Hauptmann abermals einen Spaziergang in dem Saale, und der erſtere trat ſchon weit ſicherer auf als früher; er vermochte es ſogar, bei der kleinen, blonden Perſon von vorhin mit einem kalten Blicke vorüber zu gehen, und alsdann begaben ſich die beiden Herren nach dem großen Buffet, um einige Gläſer Punſch zu ſich zu nehmen. Hier befand ſich der junge Eduard nun ſchon mehr in ſeinem Element; er ſetzte ſich mit dem Hauptmann an einen Nebentiſch, pflanzte den Hut verwegen auf ſein Ohr und trank einige Gläſer des warmen und ſtarken Getränkes haſtig nach einander aus.

Auch der Hauptmann, der verſicherte, daß ihm das Theewaſſer da drüben den ganzen Magen verdorben, nahm mehr von dem Punſche zu ſich, als er hätte thun ſollen, und in einer Viertelſtunde — draußen wurde unterdeſſen die Maſurka getanzt — befanden ſich beide Herren in dem Anfang einer kleinen geiſtigen Erheiterung und wurden hiedurch ſo außerordentlich luſtig und wohlgemuth, daß ſie beſchloßen, dieſes erſte Tanzdebut mit einer Flaſche Champagner zu begießen.

Wenn man in der Aufregung, namentlich nach einem heftig angreifenden Tanze, einigen Punſch genießt und darauf Champagner trinkt, ſo kann es vorkommen, daß man in Folge dieſer verſchiedenartigen Genüſſe zu allerhand luſtigen Streichen aufgelegt iſt. Um-

sonst fing drüben die Française an, umsonst ermahnte der Hauptmann mit einigen schwachen Worten, man solle die „alte Schachtel“ nicht sitzen lassen und an den Zorn der Mama denken; der junge Eduard hielt es in diesem Augenblick für weit passender, einige kleine Entdeckungsreisen in der Nachbarschaft des Tanzsaals anzustellen. Der Hauptmann gab nach, und die Beiden traten in ein anstoßendes Zimmer, wo sich ihnen ein sonderbarer Anblick darbot.

Sie geriethen nämlich in die Garderobe der Bürgergesellschaft, wo rings an den Wänden Mäntel und Ueberröcke, Kapuzen und Hüte aller Art hingen, jedes Stück mit einem Zettelchen versehen, auf welchem eine große Nummer zu lesen war.

Die Atmosphäre in diesem Zimmer war nicht gerade angenehm zu nennen: vom Buffet herein drang unterschiedlicher Punsch- und Weingeruch, und die Mäntel und Ueberröcke, die draußen in dem Regen und Schnee ziemlich naß geworden waren, gaben einen wohlbekannten feuchten Duft von sich, der mit dem oben erwähnten Geruch eine sonderbare Mischung hervorbrachte.

Inmitten dieses Gemachs aber hatte sich eine kleine Tanzgesellschaft gebildet, welche außerordentlich heiter und guter Dinge zu sein schien; es waren zwei Herren und drei Damen; der eine der Herren hatte eine Serviette unter dem Arm und leistete, wenn er gerade nicht mit Tanzen beschäftigt war, auf dem Balle die Dienste eines Kellners; der andere Herr aber, geliebter Leser, war Niemand anders als der vortreffliche Herr Dubel, der bei Tanzgelegenheiten hier beschäftigt war, seine Kunst und seine Nadel der nothleidenden Menschheit zu widmen, das heißt, abgerissene Knöpfe anzunähen oder einen im Sturm des Tanzes defekt gewordenen Frackschoos zu reparieren. Von den beiden Damen war die eine eine Nähterin, welche dem weiblichen Geschlecht der Ballgesellschaft dieselben Dienste leistete, wie Herr Dubel dem männlichen. Das zweite Mädchen war eine junge Dame aus der Stadt, die im Gasthofe, welcher zur Bürgergesellschaft

gehörte, das Kochen erlernte; die dritte Dame, eine Putzmacherin, endlich saß auf einem Stuhle in der Ecke und schaute zu.

In diesen harmlosen Zirkel nun traten der junge Eduard und der pensionirte Hauptmann, als die zwei Paare sich gerade aufgestellt hatten, um nach den fern herüberklingenden Tönen der Tanzmusik eine Française zu eigenem Nutzen und Frommen aufzuführen.

Die Damen wollten sich beim Anblick der fremden Herren zurückziehen, doch holte der galante Hauptmann die Nähterin unter einem alten Mantel hervor, wohin sie sich geflüchtet und der junge Eduard that also mit der Elevin der Kochkunst.

Nach einigem Sträuben stellten sich die beiden Paare wieder auf; auf einen ermunternden Rippenstoß des Hauptmanns engagirte der junge Eduard die Putzmacherin, dann trat der Hauptmann allein als viertes Paar ein, und der Tanz begann zum großen Vergnügen sämmtlicher Anwesenden.

Wie fühlte sich der junge Eduard so behaglich in diesem Zirkel, wie war die Putzmacherin charmant, und wie leicht tanzten die Nähterin und die Elevin, wie amusant war erst der Kellner und der Herr Dubel! Namentlich der Letztere machte so kühne, herausfordernde Sprünge, Entrechats und Pirouetten; er und der Kellner steigerten einander und überboten sich; aber Dubel blieb der Held des Abends, und bei jeder beendigten Figur schwenkte er seine Tänzerin im Kreise, daß die Röcke flogen, und ließ sich, nachdem er ihr auf solche Art seine Kraft und Ueberlegenheit gezeigt, sanft auf ein Knie nieder, der siegreiche Ritter vor der zarten Dame.

Auch Eduard war wie ausgewechselt, er hatte den Hut keck auf ein Ohr gesetzt, bald steckte er seine Hände in die Hosentaschen, bald schritt er an der Hand der Putzmacherin mit einer Sicherheit, die erstaunend war, und als nun gar der pensionirte Hauptmann einen Damenmantel von der Wand nahm und mit diesem tanzte, als sei es eine menschliche Figur, da stieg der Jubel auf die höchste Höhe.

Leider endigte aber in diesem Augenblick die Française drüben,

und der junge Eduard, der sich jetzt zu amusiren anfing, beredete die Anwesenden leicht, einigen Punsch zu sich zu nehmen und dann die nächste Polka ebenfalls en petit comité zu genießen.

Mittlerweile hatte sein Verschwinden drüben am Theetische keine geringe Bestürzung hervorgerufen; seine ihm von der Mutter oktroyirte Tänzerin war gänzlich außer sich; denn da sie zuversichtlich auf Eduard wartete, so hatte sie ein anderes Engagement zur Française abgelehnt, — ein Fall, der ihr lange nicht vorgekommen war, und sie blieb nun doppelt sitzen. Die Hofräthin, welche begreiflicher Weise in dem Ausbleiben ihres Sohnes nur übergroße Angst und Schüchternheit erblickte, dachte trotzdem auf eine scharfe und exemplarische Bestrafung, und so oft sich nach Beendigung des Tanzes ein Männertritt im Zimmer hören ließ, richtete sie sich in voller Majestät empor.

Aber Eduard kam immer nicht; die Polka begann, er blieb aus; zu dem Zorn der Mutter gesellte sich die Besorgniß, es könnte ihrem einzigen Sohn ein Unglück zugestoßen sein. Die Polka nahm ihren Fortgang, im Tanzsaale unter rauschender Musik ausgeführt von einigen vierzig geputzten und geschmückten Paaren, und im Nebenzimmer des Buffets ausgeführt von der kleinen Privatgesellschaft in größter Ausgelassenheit, wozu der neu angeschaffte Punsch das Seinige beigetragen. — — — —

Sogar die schweigsame Stadträthin Schwämmle fand nun das Benehmen des jungen Eduards unbegreiflich, und die Honoratorentochter that, als sei ihr so etwas in ihrem ganzen Leben nicht begegnet.

Als nun auch die Polka beendigt war und kein Eduard erschien, beschloß die Hofräthin, ihren Sohn aufzusuchen; sie nahm die unglückliche Verlassene an ihren Arm und betrat den Tanzsaal mit erhobenem Haupte und tiefem Schmerz in ihren Zügen. Zuerst spähte sie in den Winkeln des Saal[illegible]umher; denn sie glaubte nicht an-

ders, als dort ihren Sohn zu finden, zerknirscht in einer Ecke sitzend und still weinend aus Furcht vor dem mütterlichen Zorn.

Der Ballsaal war nicht mehr in der hellglänzenden und jungfräulichen Frische, wie vor einigen Stunden; ein feiner Staub und Duft erfüllte die Räume und verdunkelte die Lichter, welche überhaupt außerordentlich trüb zu brennen anfingen.

Der Stadtrath Schwämmle und sein sanfter College betrachteten den Kronleuchter, an welchem die Flammen bald ungewöhnlich hoch flackerten, bald mehr in sich zusammensanken, als gerade nothwendig war; auch brannte das Gas nur hie und da weiß und klar, meistens aber dunkelroth und mit unheimlichem Feuer.

Tänzer und Tänzerinnen bemerkten dies aber weniger, denn sie wogten während der großen Pause, die jetzt eingetreten war, plaudernd und lachend durcheinander; dort zog eine Schaar Mädchen, sechs bis acht, Arm in Arm, lustig und heiter, und vor ihnen tänzelten junge Herrn und sagten ihnen alle erdenkliche Artigkeiten; hier führte ein alter Herr seine ebenfalls schon ältliche Tochter spazieren und pflichtete derselben vollkommen bei, die Bürgerbälle seien das nicht mehr, was sie früher gewesen: keine gesetzten Tänzer mehr, die sich um gebildete junge Mädchen bekümmerten, sondern nur naseweises junges Volk, kaum der Ammenstube entwachsen, eine wahre Kleinkinder-Bewahr-Anstalt.

In der Mitte des Saals trieb eine stattliche Mutter mit stolz erhobenem Haupte ihre vier erwachsenen Töchter vor sich her. Diese hatten ebenfalls den Kopf hoch und stolz erhoben, und wie alle fünf dahinzogen in ihren weißen, bauschigen Kleidern, hätte man sie für Schwäne halten können, wenn sie schweigsamer gewesen wären.

Weiter hinten bemerkte man eine Anzahl junger Damen, welche zu zwei und zwei in einer Reihe hinter einander gingen und durchaus keinen der jungen Herrn zu beachten schienen; jetzt aber wurden die ersten von mehreren Tänzern angeredet und blieben plötzlich stehen; die nachfolgenden hätten ganz gut an der Seite vorbei ge-

konnt, aber sie blieben auch stehen und prallten an die ersten an, und die dritten prallten an die zweiten, und die vierten an die dritten und so fort; es war ein Anprallen, ein Lachen und Kichern, das höchst amusant war — „und wie bin ich erschrocken!“ sagten die Einen, „und wie haben Sie mich gestoßen!“ sagten die Andern, und das ging so fort, bis sämmtliche Damen mit sämmtlichen Herrn, die sich hier zufällig begegneten, in ein eifriges Gespräch verwickelt waren.

Aber Eduard kam immer nicht. — — —

Die Pause war vorüber, der Staub durch ausgesprengtes Wasser niedergeschlagen, und die unglückliche Mutter suchte immer noch vergeblich ihren Sohn; da fügte es das Schicksal, dessen unerbittliche Hand ausgestreckt schwebt über dem Haupte der Menschen und unberufen und oft schrecklich die Zügel des Lebens erfaßt oder den Schleier von schauerlichen Thaten hinwegzieht, — da fügte es das Schicksal, daß die Hofräthin auf einen Knäul von Herren aufmerksam wurde, die in eifrigem und leidenschaftlichem Gespräche an der Eingangsthür des Saales standen, dort, wo es zum Buffet hineingeht, und es fügte sich ferner, daß aus diesem Knäul der Stadtrath Schwämmle mit erhitztem Gesicht heraustrat und auf die Hofräthin zuschritt, sie im Namen der Gesellschaft feierlichst ersuchend, dem Benehmen ihres Sohnes Einhalt zu thun, der im Begriffe sei, etwas Entsetzliches zu begehen.

Ahnungsvoll, aber gefaßt, trat sie näher, und wie die Schaaren der Erwachenden am jüngsten Tage ihre dichten Reihen dem Engel des Gerichts öffnen, so öffnete sich der Knäul der jungen Herrn im Ballsaal vor der heranschreitenden zitternden Mutter, und sie sah das Entsetzliche, sie sah das namenlose Unglück, die Schmach, welche ihr Sohn ihrem Namen, ja, der ganzen Bürgergesellschaft angethan! — —

Der junge Eduard stand in der Eingangsthür zum Buffet mit ungeheuer freundlichem und lächelndem Gesichtsausdrucke, und an einem Arme hatte er die sich sträubende Putzmacherin, an dem andern

Arm die ſich ebenfalls ſträubende Nähterin, und obendrein hatte er das Gräßliche begangen, dem Stadtrath Schwämmle einige Grobheiten zu ſagen, als er ihn aufmerkſam machte auf die Unſchicklichkeit, welche er zu begehen im Begriffe ſei.

Die Honoratiorentochter wollte bei dieſem Anblicke in Ohnmacht fallen; da ſie aber keinen Stuhl neben ſich ſah und keine bereitwillig geöffneten Arme, ſo ließ ſie es vor der Hand bleiben; doch war es ihr in dieſem ſchrecklichen Augenblicke, als werde es im Ballſaale dunkler und immer dunkler; die unglückliche Hofräthin hatte daſſelbe Gefühl und kam auf die Vermuthung, auch ſie müſſe unbedingt eine Ohnmacht anwandeln, denn es flimmerte ihr nebelhaft vor den Augen; aber auch den jungen Herren, die umher ſtanden, flimmerte es nebelhaft vor den Augen, und der Stadtrath und ſein ſanfter College ſahen mit Entſetzen, daß die Flammen des Kronleuchters ſich unendlich lang ſtreckten und dann zu kleinen blauen Punkten zuſammenſchmolzen.

„Entſetzlich!“ kreiſchten viele Damen, und die fette Kanzleiräthin, die ebenfalls gefolgt war und an deren Mutterbuſen ſich die dicke Tochter ängſtlich verbarg, ſagte erſchüttert, indem ſie auf das überall verſchwindende Licht zeigte: „Es iſt kein Wunder, wenn erſchreckliche Zeichen geſchehen an einem Orte, wo Putzmacherinnen und Nähterinnen in der Geſellſchaft anſtändiger Leute erſcheinen.“

Lieber Leſer! haſt du je eine Abbildung geſehen, wo bei dem großen Diner des hochſeligen Königs Sardanapal die Finſterniß das Licht des Tages verſchlang und die entſetzte, ſchauernde Menſchheit ſich gegenſeitig an die Bruſt flüchtete, um Schutz zu ſuchen gegen die hereinbrechenden Schrecken der gewaltigen Natur? So ungefähr ſah es in dieſem Moment auch in der Bürgergeſellſchaft aus: noch einmal zuckten die Flammen geſpenſtig lang mit blauem, flackerndem Licht und zeigten die entſetzten Züge der erſchrockenen Ballgeſellſchaft, die ſich ohne Anſehn der Perſon, des Ranges und Geſchlechts gegenſeitig an die Bruſt flüchtete, — dann ging es wie ein Seufzer

rings umher, es ziſchte und praſſelte aus den Röhren, ein Angſtruf erſcholl und — tiefe Finſterniß herrſchte im ganzen Hauſe. — —

Stadtrath Schwämmle-Sardanapal hielt mit Mühe die unglückliche Hofräthin aufrecht und ſah mit brechendem Auge, wie mehrere Schlachthaus- und Blutmenſchen, hohnlachenden Larven gleich, mit angezündeten Talglichtern in den Saal ſprangen; die Honoratorentochter aber ſtürzte ſchreiend durch das Buffet in das Garderobezimmer, und als ſie auch dort keinen Stuhl erblickte, wohl aber die geöffneten Arme des Herrn Dubel, ſo fand ſie dieſen Moment äußerſt paſſend, in wirkliche Ohnmacht zu fallen; — — — — wie lange ſie, die geknickte Blüthe, dort in den Armen des Schneiders ruhte, werden wir ſpäter erfahren.

Siebentes Kapitel.

Aus dem Marſtall.

Die Gebäude des königlichen Marſtalles, obgleich ſie in ſtattlicher Länge und Ausdehnung dalagen, ſahen neben dem hohen, impoſanten Schloſſe durchaus nicht ſchön und bemerkenswerth aus; ſie waren außerordentlich lang, einſtockig mit einer hohen Manſarde, hatten kleine Fenſter und waren mit blaßgelber Farbe angeſtrichen.

Wenn man dagegen ſeine Scheu vor dem weißen Plakat, das an dem Thore prangte und auf welchem deutlich zu leſen ſtand, daß für Jedermann, der nichts hier zu thun habe, der Ein- und Durchgang verboten ſei, überwand und in die Ställe trat, ſo mußte man geſtehen, daß die Pferde eine recht beneidenswerthe und angenehme Wohnung hatten; namentlich an froſtigen Tagen oder wenn draußen Schnee und Winterregen fiel, mochte wohl ſchon mancher die Pferde

in ihrer behaglichen Stallung und der thierischen Gesellschaft um die sanfte Wärme, die hier herrschte, beneidet haben.

Die Ställe waren außerordentlich hübsch und geschmackvoll eingerichtet; jedes Pferd hatte seinen besonderen Stand, und eins war von dem andern durch feststehende Barrieren getrennt. In jedem dieser Ständer befand sich eine steinerne, glatt geputzte Krippe, eine hübsche Raufe aus Gußeisen, der Boden war gepflastert, und wo diese kleine Wohnung für jedes einzelne Pferd hinten endigte, war ein zierliches Rohrgeflecht angebracht, welches auf dem Boden aufliag und jedes Pferd, wenn es darauf trat, sanft erinnerte, daß hier die Gränzen seines Reiches seien und es nicht weiter zurückgehen dürfe.

Ueber jedem Stande hing eine Tafel, worauf der Name des Bewohners verzeichnet war, und wenn man diese Namen las, so konnte man glauben, man sei in die Götter- und Heldenzeit versetzt und befinde sich in einem mythologischen Reitstall. Da waren Jupiter und Juno, Mars und Venus, Kastor und Pollux, Achill, Ulysses, Ajax u. s. w. Auch die Namen berühmter Orientalen sah man hier, und neben Achmet und Bairactar sah man Tamerlan, Roxana und Soliman.

Am allerbehaglichsten war der Marstall Nachmittags um drei und vier Uhr, wenn die Pferde ihr Diner beendigt hatten, wenn das Heudessert verspeist war und die Thiere einer angenehmen Siesta oblagen; alsdann gewährten die ruhig dastehenden und still vergnügten Pferde in der feierlichen Stille, die sie umgab, einen höchst angenehmen Anblick; in dem mittleren Gange des Stalles, der mit dem technischen Ausdruck die Stallgasse heißt, war Alles schön aufgeräumt, man sah kein Geräth umherstehen, das nicht hieher gehörte, das nothwendige Lederzeug war an den Pfeilern der Stände zierlich aufgehängt, und wenn man so die Stallgasse hinabsah, bemerkte man nichts, als die vollen Schweife der Pferde, die vergnügt hin und her wedelten, und sah im Vorbeigehen hier einige mit gesenkten Köpfen

und träumend daſtehen, während andere leiſe zuſammenflüſterten und allerlei unbekannte, ſeltſam klingende Töne ausſtießen. Im Ganzen herrſchte alsdann eine feierliche Stille, welche heute noch erhöht oder recht fühlbar wurde durch ein einfaches Lied, welches am untern Theile des Stalles von einer Stallwache gepfiffen wurde.

„Wenn die Schwalben heimwärts ziehen"

klang es in melancholiſchen Tönen und lullte die ſchläfrigen Pferde in tiefe und ſanfte Träume von ihrer ſüdlichen Heimath; denn alle, wie ſie hier ſtanden, waren arabiſchem Geblüt entſproſſen.

Von dem Künſtler jedoch, der dieſes Lied vortrug, war nichts zu ſehen; er hatte ſich vielleicht nach beendigtem Mittageſſen in einen großen Haufen Stroh gelegt und hielt pfeifend ebenfalls ſeine Sieſta.

Das einzige menſchliche Weſen, das wir demnach hier erblicken, war ein junger Mann in der Livree der königlichen Stallleute, welcher in der Mitte der Stallgaſſe auf der großen Futterkiſte ſaß und mit ſeinen Sporen zum oben erwähnten Liede klirrend den Takt ſchlug.

Der junge Mann war groß und ſchlank gebaut, hatte hellgelbe Lederhoſen an und Kappenſtiefel dazu, der obere Theil ſeines Körpers befand ſich in Hemdärmeln, und die Kleidungsſtücke, welche ſolchergeſtalt fehlten, lagen hübſch zuſammengefaltet neben ihm auf der Kiſte, nämlich eine rothe Weſte, ein blauer Rock und auf demſelben ein Paar Zügel; der lackirte Hut ſtand neben ihm auf einem Schemel und in demſelben die große Wagenpeitſche.

Dies alles deutete darauf hin, daß der junge Mann im Begriffe ſei, einen Dienſt anzutreten, und es ward dieſe Abſicht noch beſtätigt durch den Anblick eines Paars mächtiger Schimmel, die der Futterkiſte gegenüber vollkommen angeſchirrt und in ihren Ständern herumgedreht ſtanden, ſo daß die Köpfe in die Stallgaſſe ſchauten.

Dieſe Schimmel ſchienen es durchaus nicht angenehm zu finden,

daß man im Begriffe war, ſie aus der behaglichen Wärme des Stalles und der noch nicht beendigten Sieſta an den Wagen zu ſpannen; denn ſie ſchüttelten unwillig mit ihren Häuptern, ſteckten die Mäuler zuſammen und ſchienen durch heftiges Schnauben ihren Unwillen über dieſe Ungerechtigkeit auszudrücken; auch ſtampften ſie zornig mit den Hufen und ſchlugen hie und da an die Bretterwand, daß es dröhnte, ſo daß ſich der Kutſcher ihnen gegenüber mehrere Mal genöthigt ſah, ſie mit einigen paſſenden Worten zur Ruhe zu verweiſen.

Dieſer ſchien ſich nebenbei für die vorhabende Fahrt mit einem kleinen Veſperbrode zu ſtärken und hatte zu dem Zweck auf den Knieen einen großen Laib Brod, von welchem er von Zeit zu Zeit ein tüchtiges Stück abſchnitt, neben ihm auf der Futterkiſte ſtand ein Schoppenglas mit weißem Wein, das er zuweilen bedeutſam in die Höhe hob und durch daſſelbe, ſowie durch das Stallfenſter an den grauen Winterhimmel hinaufſah, als vergleiche er die Flüſſigkeit im Glaſe mit der Flüſſigkeit draußen, die in Geſtalt von weißen Schneeflocken luſtig in der Luft herumtanzte. Nach einer jeden ſolchen Betrachtung nahm er einen tüchtigen Schluck und wiſchte ſich alsdann mit der umgekehrten Hand den Schnurrbart.

„He, he! alter Fluto!“ rief er jetzt zu den Pferden hinüber, die neue Zeichen der Ungeduld gaben, „kann das alte Vieh nicht einen Augenblick ſtehen? kommſt noch früh genug in den Schnee hinaus, wirſt's ſchon noch ſatt kriegen, alte Creatur!“ Und dann ſeufzte er in ſich hinein: „Heute wird das Fahren wieder einmal kein Ende nehmen, ungefähr ſechs bis acht Viſiten — mit der erſten Hofdame,“ zählte er an den Fingern, „dann mit der Kammerjungfer ein neues Kleid beim Schneider holen, vielleicht auch in die Leihbibliothek, um ein altes Buch heranzuſchleppen, dann auf den alten Ball, das wird wieder eine ſchöne alte Geſchichte werden! — Tibull!“ rief er wieder zu den Pferden hinüber! „kann der alte Gaul keinen Augenblick ſtill ſtehen? wart, ich werde ihm einen Beſuch machen!“

Mittlerweile hatte ſich die Stallthüre langſam geöffnet und eine

ärmlich, aber reinlich gekleidete Frau mit gebeugtem Rücken, etwas hinkend, ſchlich herein und ſah ſich, wie ſie die Stallgaſſe herunter kam, ſchüchtern und vorſichtig und nach allen Seiten um. Hiebei faßte ſie hauptſächlich die Schilder über den Pferdeſtändern in's Auge, und als ſie ſchon von Weitem ſah, daß „Tibull“ und „Pluto“ zum Herausziehen fertig daſtanden, beſchleunigte ſie ihre Schritte und pätſchelte einen Augenblick die Köpfe der Schimmel, ehe ſie ſich nach dem Futterkaſten umwandte, von welchem der junge Kutſcher lächelnd zuſchaute.

„Ich hatte nicht geglaubt, dich hier im Stalle zu finden, Joſeph,“ ſagte die alte Frau, und der Kutſcher entgegnete:

„Ich hatt' es auch vor einer Stunde noch nicht geglaubt. Was macht die alte Frau, was läuft Sie in dem alten Schneewetter herum?“

„Ei nun,“ entgegnete dieſelbe, „was ſoll ich zu Haus den ganzen Tag Holz verbrennen! Ich hab' nach ein paar Leuten geſehen, und jetzt wollt' ich wiſſen, was du machſt, und ging glücklicher Weiſe durch den Stall, weil es da ſo angenehm warm iſt, und bin nun froh, dich hier zu finden.“

Der Leſer kann unmöglich errathen, wer die alte Frau ſei; denn obgleich ſie ihm bereits vorgeſtellt wurde, ſo geſchah dies doch nur bei Nacht und Nebel in aller Schnelligkeit, weßhalb wir uns erlauben müſſen, zu ſagen, daß wir die Frau Winklere vor uns haben, ſowie ihren Sohn, den königlichen Kutſcher.

„Aber alte Frau,“ entgegnete der junge Winkler, „Ihr wißt, daß der Durchgang durch den königlichen Stall verboten iſt, und wenn Euch der alte Stallmeiſter ſieht, ſo wird er ſagen: Alte Weiber gehören vor allen Dingen nicht in den Stall.“

Nach dieſer Ermahnung, die durchaus nicht ſo ernſt gemeint war, hielt der Kutſcher ſein Glas abermals gegen das Stallfenſter diesmal prüfend, ob er von dem Weine etwas abgeben könne. Doch ſchien das Reſultat dieſer Prüfung günſtig auszufallen, denn er

reichte das Glas seiner Mutter hin: „Trinkt einmal, alte Frau, es ist ein vorzüglicher Achter; wollt Ihr auch ein Stück von dem alten Brod?“

Die Frau Winklere nahm Beides dankbar an und trank mit sichtlichem Behagen einen Schluck von dem vorzüglichen Achter; eine längere Pause entstand, während welcher der Kutscher in das Schneegestöber hinaussah, die beiden Schimmel die Ohren gespitzt hatten, indem sie ebenfalls nach einem Stück Brod lüstern waren, und die unsichtbare Stallwache, jetzt aber in einer andern Tonart, die Schwalben fortwährend heimwärtsziehen ließ.

„Hat's geschmeckt, alte Frau?“ sagte der Kutscher gutmüthig lachend; „na, trinkt den Wein nur aus, es thut Eurem alten Körper wohl, und dann sagt, wo kommt Ihr eigentlich her? wart Ihr bei der Frau Welscher, was macht das alte Kind? ich wollte sagen, das Kind von der Marie; sitzt's hinter dem Ofen und freut sich, daß es einmal in einem warmen Zimmer ist, der arme Wurm? In meiner nächsten Zeit, die ich zum Ausgehen habe, werde ich die alte Welscher besuchen; in vollster Uniform werde ich sie besuchen, ich werde auf der Treppe mit den Sporen tüchtig klirren, daß sie im ganzen Hause ihre alten Thüren aufreißen und mit Erstaunen sehen, wie auch Leute vom alten Hof sich nach dem Kinde erkundigen. Wird die alte Welscher es bei sich behalten?“ fragte er alsdann hastig, setzte aber, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: „Seht, alte Frau, die Marie — Gott hab' sie selig — hat manchen dummen Streich gemacht, aber der allerdümmste von ihren Streichen war doch, daß sie, als das alte Kind nun einmal da war und als es laufen konnte, mit dem Steinle, Ihr wißt, den vom Stalle — war freilich nur ein Vicarier, — kein Verhältniß anfangen wollte; der Steinle hat geweint, wie ein alter Schloßhund, und hat bei der Collekte, die wir für das arme Kind zusammen gebracht, einen ganzen Gulden gegeben; jetzt haben wir doch schon vier Gulden und dreißig Kreuzer, und am Ende des Monats, ich kann leider für heute nichts thun,

lege ich noch einen Gulden und dreißig Kreuzer darauf, das macht sechs Gulden."

„Nein, nein!" sagte die Frau Winklere, „du kannst den Monat nichts mehr geben, du hast ja meine Hausmiethe bezahlt und schon Anfangs vierundzwanzig Kreuzer zur Collekte gethan; du kannst nichts mehr geben, — o Gott, wenn ich doch wieder was verdienen könnte! Du ziehst dir ja an deinem Munde ab, was du mir zahlst — ach Gott! wenn ich nur wieder dazu komme, etwas verdienen zu können! Wo bin ich in diesen vier Tagen nicht als herumgelaufen und hab' doch nichts, wie eine armselige kleine Hoffnung."

„Heult nicht so, alte Frau," sagte der Kutscher; „so lange was da ist, geb' ich Euch gern, was thu' ich sonst mit dem alten Gelde? So Gott will, bekomm' ich nächstens vier Gulden Zulage, und dann wird's schon besser gehen."

„Ich habe mir immer gedacht," fuhr die Frau betrübt fort, „du willst einmal zum Stadtrath Schwämmle hingehen; der ist ein Mann, der bei der Stadt viel vermag und der so allerhand kleine Dienstchen zu vergeben hat; auch ist er im Grunde Schuld an unserem ganzen Unglück, denn er hat eigentlich die Gassenbeleuchtung angefangen; du nimmst ein Herz und gehst zu ihm, — und dies that ich und sagte: Herr Stadtrath, ich bin eine arme, alte Frau und bin durch das Gassenlicht brodlos geworden; es gibt freilich viele arme Frauen, die ebenfalls brodlos geworden sind, aber ich habe einen Sohn, Herr Stadtrath —"

„Nun, was soll da herauskommen?" sagte der Kutscher, neugierig und streng aussehend.

„Ich hab' einen Sohn," fuhr die Frau fort, „und dieser Sohn ist im königlichen Leibstall, Herr Stadtrath, und dieser Sohn ist ein braver Mensch, Herr Stadtrath, — du brauchst nicht zu lachen, Joseph, — und dieser Sohn, Herr Stadtrath, gibt mir mit Gewalt, was er erübrigen kann, und sehen Sie, das geht nicht bei einem königlichen Bedienten, Herr Stadtrath, ein königlicher Diener braucht

alles, was er bekommt, und muß immer sauber und anständig einhergehen, namentlich die vom königlichen Stall, Herr Stadtrath, und wenn sich die vor den Augen des Stallmeisters nicht immer ordentlich sehen lassen, da kommen sie in Mißachtung und werden hintenan gesetzt, Herr Stadtrath, und bekommen keine Zulage und assoziren nicht und gehen zu Grund, und dann ist das Unglück erst vollständig da."

Die Frau war bei dieser Rede sichtlich bewegt geworden und wischte sich mit ihrem Schürzenzipfel die Augen; der Kutscher aber *trommelte* heftig mit seinen Sporen auf dem Futterkasten und bekämpfte eine ihm unmännlich scheinende Rührung mit Gewalt.

Die Frau fuhr in ihrem Berichte fort: „Und wie heißt Sie? fragt der Herr Stadtrath Schwämmle. — Ich bin die Frau Winklere, sage ich. — Und Ihr Sohn heißt auch Winkler? sagt er, und antworte ich: Das will ich doch meinen, und dann sagt er: Schau, schau, das ist also der Reitknecht Winkler, Ihr Sohn; ei, ei, das trifft sich ja ganz hübsch, sagt er, ein sehr gewandter Bursche, ein braver Reitknecht."

„Aha!" lachte Joseph, „jetzt fällt mir ein, warum der mich lobt."

„Ihr wißt, Frau Winklere, sagte der Stadtrath zu mir, daß wir vor zwei Jahren die Prinzessin Karoline einholten in feierlichem Aufritt, und damals war ich noch nicht Stadtrath und ritt ein Pferd, das äußerst unbändig und scharf war, dazu die Musik, die vielen Fahnen, all' das Volk, das Hurraschreien — nun, da hat mir Ihr Sohn einen wesentlichen Dienst geleistet."

Der Kutscher lachte bei diesen Worten so unbändig, daß er mit seinen Händen die Seiten halten mußte, und schrie so lustig auf, daß Tibull und Pluto in ihrem leisen Gespräch plötzlich verstummten, und daß sogar das Schwalbenlied auf einmal abgebrochen wurde.

„Der alte Schwämmle," sagte er und wischte sich die Thränen

aus den Augen, „der Herr Schwämmle saß gar zu komisch auf seinem Pferde, die Knie hoch an den Hals hinaufgezogen, die Fußspitzen abwärts, die Sporen hinter dem Sattelgurt vergraben, und das gequälte alte Vieh machte einen Bocksprung um den andern; da kommen wir vorbei gesegelt in vollem Galopp, hinter dem Prinzen Eugen eine zahlreiche Suite, und das klapperte und klirrte auf dem Pflaster, daß einem das Herz im Leibe lachte; ich ritt damals solch einen wilden alten Hengst, schneidig wie der Teufel, kaum vierjährig und das alte Vieh macht immer nur Sätze von sechs Ellen; so fuhren wir wie das Donnerwetter durch die berittenen Kaufleute, und der alte Schwämmle, dessen Pferd die Sache gefiel und das mit uns davon wollte, zog die Zügel unmenschlich kurz an — jetzt steigt der Gaul, gerade wie ich neben ihm bin, und ich denke bei mir: du altes Vieh brauchst auch wegen ein bißchen Haber nicht so wild zu thun, und der Schwämmle seufzte: um Gottes willen, halten Sie mein Pferd einen Augenblick! und ich, mitleidig, wie ich immer bin, parire meinen alten Hengst auf dem Pflaster, haue dem Gaul des Schwämmle Eins mit dem Knopf der Reitpeitsche über die Nase, daß er den Kopf zwischen die Füße streckte, dann fasse ich den Stadtrath am Arm, zeichne dem Gaul noch Eins über die Croupe und rufe: er solle in's Teufels Namen seine alten Sporen herauszsehen, ich meinte natürlich aus dem Sattelgurt, der Schwämmle aber verstand die Geschichte anders und ließ sich von ein paar Leuten, die herzu sprangen, in der Geschwindigkeit die Sporen aus seinem alten Absatz herausreißen, und von dem Augenblick an ging der alte Gaul ruhig. Ja, so ein Sporn ist ein gefährliches Ding für Jemand, der es nicht versteht."

Die Frau Winklere schlug die Hände zusammen und sagte freudig lachend: „Ei der tausend, das hast du mir ja noch gar nie erzählt; deßhalb war der Stadtrath so freundlich, sieh, sieh! und deßhalb hat er mir Hoffnung gemacht auf einen kleinen Erwerb; er sagte nämlich, es sei eine kleine Stelle bei der Bürgergesellschaft

offen, um die vierteljährigen Beiträge einzukassiren, und die könne er mir vielleicht verschaffen; obendrein, setzte er hinzu, wollten einige Herrn eine concertive Zeitung gründen, und da könnte ich vielleicht als Austrägerin hinkommen — aber warum hast du mir die Geschichte nie erzählt?"

Der Kutscher hielt wiederholt sein Glas gegen das Fenster, und während er freundlich mit einem Auge dazu blinzelte, ließ er die Weintropfen, die sich jetzt noch in demselben befanden, in einer Ecke zusammenlaufen, verfuhr sich zu diesem spärlichen Reste und sagte alsdann: „Es gibt manche Dinge, alte Frau, die man nicht gleich wieder erzählt, ich hatte den Morgen noch eine Geschichte, die für mich viel angenehmer war. Wie ich dem alten Schwämmle geholfen und nun so dahin fegte, um die alte Suite wieder einzuholen, da stand mein Schatz, das heißt mein jetziger Schatz, die Sophie, am Fenster, und wie sie mich so daher kommen sah, so hat sie mir später gestanden, habe es in ihrem Herzen lebhaft gesprochen: der und kein anderer! und Ihr wißt, alte Frau, auf die Sophie kann ich mir was einbilden."

„Das ist wahr!" sagte die Winklere und schaute mit mütterlichem Stolze recht hochmüthig um sich; „da ist Keiner vom ganzen Stall, der mit einem solchen Mädchen Bekanntschaft hat, nicht einmal der Oberbereiter."

Der Kutscher, welcher dieses Gespräch beendigen zu wollen schien, sagte jetzt, indem er von der Futterkiste herunter stieg: „Ihr habt mir aber noch gar nicht gesagt, ob die alte Welscher das Kind bei sich behalten will, oder was mit dem Wurm geschehen soll."

„Das habe ich wirklich noch nicht gesagt?" sagte die Frau eifrig; „nun freilich will sie es behalten, ach Gott! Die Welscher ist eine so brave Frau, und auch die Jungfer Kiliane ist recht brav, sie hat dem Kinde einen Dukaten geschenkt, um ihm etwas machen zu lassen, und will auch mit für dasselbe sorgen."

Der Kutscher nickte vergnügt mit dem Kopfe, zog alsdann eine

dicke silberne Uhr heraus und überzeugte sich mit einem Blicke, daß es Zeit sei, an seinen Dienst zu gehen; doch hielt er sie zuvor an sein Ohr, um zu hören, ob sie nicht zufällig stehen geblieben sei, dann sagte er: „die Welscher hat's von ihrem Manne, dem alten Welscher; seh' Sie, Frau, das war ein Kutscher, der drehte mit Bieren auf einem Teller um, hieb Euch mit der Peitsche einen Achter in die Luft, daß man ihn nachher noch deutlich sehen konnte. Ich hab' als kleiner Bub' das Fahren von ihm gelernt und manche Ohrfeige von ihm bekommen. Als er gestorben war, soll Se. Majestät der König Sr. Excellenz dem Oberstallmeister gesagt haben: „„Geben Sie Acht, alter Oberststallmeister,"" hat er gesagt, „„so Einen, wie den Welscher, bekommen wir so bald nicht wieder, geben Sie Acht, ich hab's gesagt!""

Mit diesen Worten nahm der Kutscher seine rothe Weste von dem Schemel neben sich, fuhr mit der Hand an dem Tuch hinunter, als wollte er Staub abwischen, dessen sich aber keiner da befand, und zog sie an. Während er vorn zuknöpfte, bemühte sich die Mutter, das Futter der Weste so lang als möglich herabzuziehen, sich freuend über die gute Taille ihres Sohnes.

„Aber Joseph," sagte sie, „warst du nicht heute schon einmal im Dienst? Wie kommt es, daß du noch einmal einspannen mußt, und namentlich bei solchem Schneewetter?"

„Weiß der Teufel, wie das kommt, alte Frau, das heißt, ich weiß es ganz genau, weßhalb ich heut' noch einmal fahren muß; aber ich möchte eigentlich nur wissen, warum bei mir immer so Widerwärtigkeiten vorkommen. Wird Einer krank, wie heute, so ist es sicherlich der, für den ich einstehen muß, und so auch jetzt: da hat einer einen Anfall von Wechselfieber gekriegt, und nun muß ich in dem Hundewetter hinaus und muß den Gespensterwagen fahren."

„Was sagst du, Joseph," rief die Mutter entsetzt, „den Gespensterwagen?"

„Freilich, alte Frau," entgegnete der Kutscher und fuhr in seinen blauen Rock hinein, „den Gespensterwagen."

„Joseph, du willst wohl sagen: den Leichenwagen," entgegnete die Winklere.

Der Kutscher, welcher gerade den blauen Rock zuknöpfen wollte, hielt in diesem Geschäft plötzlich inne und spuckte auf die Seite aus, während er mit einem Blick der ungeheuersten Verachtung vor sich niedersah.

„Einen Leichenwagen fahren?" sagte er alsdann bitter lachend; „alte Frau, was habt Ihr für merkwürdig verbrannte und alte Ideen! Ein königlicher Kutscher und ein Leichenwagen! wie kann man das nur in einem Augenblicke nennen? Doch ich vergaß," setzte er lächelnd hinzu, „daß Ihr eigentlich nicht wissen könnt, was wir Stalleute unter dem alten Gespensterwagen verstehen. Seht Ihr, Mutter, der Gespensterwagen, das ist nichts mehr und nichts weniger, als der Wagen der ersten Hofdame und die Benennung „Gespensterwagen" ist eine sehr richtige und gut gewählte alte Benennung, ich habe sie nicht erfunden."

Der Kutscher setzte, während er zu sprechen fortfuhr, seinen lakirten Hut etwas keck auf's Ohr, warf die Zügel über die Schulter, nahm die Peitsche in die Hand und wickelte die Peitschenschnur auf, indem er das Ende derselben mit Zeigefinger und Daumen erfaßte und alsdann mit der Hand eine kreisförmige Bewegung beschrieb. „Alte Frau, es mag ein Wetter draußen sein, welches es will, es mag regnen oder schneien, es mag die Sonne scheinen oder es mag stürmen, daß sich Hunde und Katzen verbergen, paßt auf, der alte Gespensterwagen fahrt doch durch die Straßen; es mag Morgens oder Mittags sein, bei einer Hitze, wo jeder alte Christenmensch froh ist, im Schatten zu sein — der Gespensterwagen ist auf der Straße; es mag Nachmittags sein oder Abends, sei es in der Dämmerung oder Mitternachts zwischen zwölf und ein Uhr — Ihr könnt drauf fluchen, daß Ihr den Gespensterwagen seht; ewig rollen die Räder an dem

alten Wagen, ewig schaukeln die Federn, und ich bin überzeugt, wenn die alte Hofdame einmal einen Tag lang nicht ausfahren sollte, was jedoch noch nie vorgekommen ist, so würde der Gespensterwagen am ganzen Leibe zitternd in der Remise stehen, als sei ihm etwas Entsetzliches begegnet."

Die Frau Winklere schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Es fahren aber doch keine Gespenster darin?"

„Für jetzt noch nicht," sagte Joseph, „aber wenn die alte Hofdame einmal todt ist, wollen wir sehen, was geschieht; alsdann gehe ich dem Wagen zehn Schritt aus dem Wege; denn daß die Alte da oben einmal spuken muß, das kann nicht fehlen, sonst gäb' es keine Gerechtigkeit mehr, sie hat das um uns Alle verdient."

Damit zog Herr Winkler seine beiden Schimmel aus dem Stande, sah sorgfältig nach, ob nicht ein Hälmchen Stroh oder Heu irgendwo sitzen geblieben sei, schnallte die Regendecke fester an und zog, den Hut hälftig auf das rechte Ohr gesetzt, die Stallgasse hinab.

Am Ende derselben links in einem leeren Stande lag auf einem großen Strohhaufen der Pfeifer des Schwalbenliedes und war sanft entschlummert; Joseph, der dies schon von Weitem bemerkte, wickelte lächelnd seine Peitsche los und applicirte mit ungemeiner Sicherheit mit dem Ende der Schnur einen feinen Hieb auf einen Theil des Körpers, den die Stallwache unvorsichtigerweise emporstreckte, und als der also Getroffene in die Höhe sprang, rief der Kutscher mit ernster Miene: „Thür auf!" und ging gravitätisch mit seinen beiden Schimmeln von dannen, innerlich auf's vergnügteste lachend.

Die Frau Winklere folgte ihrem Sohne, aber in sehr weiter Entfernung von den Schimmeln, denn sie hatte gehört, daß solche Thiere manchmal sehr bösartig seien und gern ausschlagen.

In der Remise, die sich neben dem Marstall befand, war wegen des schlechten Wetters nur eine einzige Thüre geöffnet, und aus derselben hervor ragte die Deichsel des Gespensterwagens, und der Wind, der durch den Hof in die Remise fuhr, spielte mit den gelben

schweren Trotteln oder schüttelte auch zuweilen leise das Gestell des Wagens.

Der Kutscher stellte die Pferde zu beiden Seiten der Deichsel, schnallte die Aufhalter fest, dann trat er an den Wagenschlag, öffnete ihn und nahm seinen mit Pelz besetzten Mantel heraus, den er alsdann mit großer Geschicklichkeit auf den Sitz des Bockes hinaufwarf. Hierauf steckte er die Peitsche daneben, spannte die Pferde vollends ein, schnallte die Zügel fest und reichte seiner Mutter die Hand zum Abschied, während er im Begriffe war, hinauf zu steigen.

„Vergeßt also nicht, alte Frau," sagte er, „zu der Welscher hinzugehen und ihr zu sagen, daß ich nächstens komme in großer Uniform, um mich nach dem Befinden des Kindes zu erkundigen; auch mehrere meiner Kollegen werden ebenfalls kommen, und das alte Haus soll aufpassen, ich meine nämlich das alte Kloster, wenn es uns heranwackeln sieht. Adieu Frau!"

Mit diesen Worten schwang sich der Kutscher mit großer Leichtigkeit auf den Bock, fühlte mit der Hand, ob der Hut auch recht keck auf dem rechten Ohr sitze, setzte sich dann so leicht und elegant wie möglich in die rechte Ecke des Sitzes (die Kutscher vornehmer Herrschaften sitzen nie anders, als auf diese Art), dann nahm er die Zügel fest in die Hand, grüßte die Mutter nochmals mit der Peitsche und fuhr zum Thor hinaus, wobei er sorgfältig jedem Stoß der Rinnsteine und jedem anderen kleinen Hinderniß durch eine angenehme Biegung des Oberkörpers auswich und so in beständiger Bewegung war, seine Arme und Hände ausgenommen, die er unbeweglich und wie festgemauert hielt.

Die Frau Winklere sah dem stattlichen Sohne nach, bis der Wagen um die Ecke des Schlosses verschwunden war.

Achtes Kapitel.

Aus dem Marſtall.

Anfangs fluchte Joſeph bedeutend, als er ſo aus dem warmen Stalle heraus in den Schnee des November-Nachmittags kam und trotz ſeines dicken Mantels zuſammenſchauderte; auch hielt er kleine heftige Monologe über das alte Hundewetter, wie er es zu nennen beliebte, über den alten Geſpenſterwagen und über die alten Hofdamen, welche es aus lauter Uebermuth hinter ihrem alten Kamin nicht mehr aushalten können und abſolut in den alten Straßen herumfahren und alle die alten Läden beſuchen müſſen, die ſie ja ſchon hundert Mal geſehen. Daß ſein Wagen gerade der einzige war, der ſich in dem Schneegeſtöber auf den Straßen bewegte, trug auch nicht zur Verminderung ſeiner üblen Laune bei.

Jetzt fuhr er vor eines der Schloßportale, hielt die Pferde an; ein Lakai, der aus der Glasthür herausſprang, öffnete den Schlag, warf den Wagentritt herunter und half der Hofdame einſteigen.

So viel man in der Geſchwindigkeit von derſelben ſehen konnte, war es eine ziemlich ſtarke Dame mit ſehr blondem Haar, die ſich mürriſch in die Kiſſen warf, dem Bedienten einige Worte ſagte, worauf dieſer den Schlag zumachte, dem Kutſcher ebenfalls einige Worte zuflüſterte, hinten aufſprang, und dann liefen die Pferde mit dem Wagen in ſcharfem Trabe davon.

Dieſes Mal ging es nach dem erſten Gaſthofe, und als der Wagen dort hielt und der Lakai an den Schlag trat, reichte ihm die Hofdame eine Karte heraus, welche der Bediente dem Portier des Gaſthofes übergab; dann rollte der Wagen weiter und hielt vor einem der erſten Kupferſtich- und Bilderläden der Stadt. Die Hofdame ſtieg aus und verſchwand in dem Gewölbe, der Lakai folgte die

STAATS-
BIBLIOTHEK

Ladenthür hinter ihr und trat alsdann so nahe als möglich zu dem Kutscher heran, um einige freundliche Worte mit ihm zu wechseln.

„Heute wird's einmal wieder lange dauern," sagte der Bediente und hüpfte dabei von einem Beine auf's andere, um sich die Füße zu erwärmen, wobei sein überlanger Rock malerisch in die Höhe wallte; „ich habe da eine schöne Liste von Besuchen in der Tasche, Freund Joseph; ich rathe Euch, laßt nur wacker laufen, sonst haben wir vor dem Balle keine Viertelstunde für uns."

„Wo geht's zunächst hin?" fragte der Kutscher.

„Wahrscheinlich auf den Domplatz zu dem Hofjuwelier; ich habe schon viermal dahin laufen müssen, und jetzt ist ihm ein hoher Besuch von der gnädigen Frau selbst zugedacht; der Mann kann sich auf eine freundliche Anrede gefaßt machen — wie hat sie getobt! Ueberhaupt war das wieder ein schöner Tag! Sie kam mit rothgeweinten Augen von der jungen Herzogin herauf, das war schon um zehn Uhr, dann wurden Briefe geschrieben und ich und der Garderobediener mußten den ganzen Vormittag herumlaufen. Puh, schlechtes Wetter, schlechtes Wetter!"

„Meint Er hier auf der Straße?" sagte lachend der Kutscher.

„Hier und zu Hause," entgegnete der Lakai; „Regen, Ungewitter und Sturm, was weiß ich!"

„Und hat's eingeschlagen?" fragte der Kutscher außerordentlich vergnügt.

„Kann wohl sein," antwortete der Andere; „die Nelly hatte ein ganz rothes Gesicht und sehr verweinte Augen; unter Anderem," fuhr der Lakai leiser fort und kletterte behende auf den Fußtritt neben dem Kutscherbock, „unter Anderem mußte ich einen Brief zu meinem früheren Herrn, dem Baron Karl, tragen, und als mir die Nelly den Brief gab, sagte sie: der ist auch an all' den Geschichten schuld, wenn nur der 'mal vor der Stadt draußen wäre! und dann setzte sie mit einer Beziehung auf mich hinzu: alles Männervolk taugt nicht, alle sind schlecht mit einander."

„Oho!“ ſagte der Kutſcher, „die alte Hexe! ich meine nämlich die Nelly.“ Und dann klatſchte er zwiſchen die Pferde hinein, welche ungeduldig ſcharrten und trippelten, und wiederholte ſein Oho! welches ſowohl den Thieren wie dem Collegen Lakaien galt, der bei der heftigen Bewegung nach dem Peitſchenſchlage und der Erſchütterung des Wagens faſt von demſelben heruntergefallen wäre.

„Ja, der Baron Karl wär' an Allem ſchuld, ſagte die Nelly, und er thäte am Beſten, ſich gar nicht mehr ſehen zu laſſen. — Als ich nun meinem frühern Herrn den Brief überbrachte,“ fuhr der Lakai fort, nachdem er wieder auf den Tritt geklettert war, — „ich gab ihn dem Jäger und blieb draußen ein Bischen am Kamin ſtehen, um meine Hände zu erwärmen — da hörte ich, wie der Baron drinnen laut lachte, und dann kam der Kammerdiener heraus und ſagte zum Jäger: jetzt geht's doch auf den Ball, und nach drei Viertel auf acht Uhr ſoll der Brougham beſtellt werden.“

„Was ſollen aber all' die alten Geſchichten heißen?“ ſagte Joſeph, „weiß der Teufel, was Ihr da hinten auf Eurem Wagen nicht allerhand Zeug ausheckt! Da haben wir's vorn auf dem Bock beſſer — eingeſpannt, aufgeſeſſen, wohin? dann einen Zungenſchlag — und fort geht's.“

Der Lakai lächelte pfiffig und ſagte: „Guter Freund, das verſteht Ihr nicht; wir im Vorzimmer ſehen ſo allerlei merkwürdige Sachen, und Manches gleitet durch unſere Hand; wißt Ihr, man macht die Augen zu, läßt ſich mit der größten Bereitwilligkeit ein X für ein U machen und wird auf dieſe Art unentbehrlich.“

Jetzt öffnete ſich die Thür des Bilderladens, und der Beſitzer deſſelben erſuchte den Lakaien, einen Augenblick herein zu kommen; ehe er aber herunterſprang, ſagte ihm der Kutſcher eilig:

„Wenn wir von hier auf den Domplatz fahren, Jean, ſo mache ich einen kleinen Umweg; ſollte die Alte deßwegen fragen, ſo ſage Er nur, die gerade Straße dahin wäre ſo verflucht glatt.“

„Ich verstehe," sagte Jean pfiffig lächelnd; „eine kleine Fensterparade, Herr Joseph, verlaßt Euch auf mich."

Damit sprang er in den Laden und kam gleich darauf mit einer großen Mappe zurück, die er in die Equipage legte, wonach er der Hofdame ebenfalls hinein half; der Tritt flog herauf, die Thüre zu und Jean rief, indem er hinter den Wagen sprang: „Domplatz Numero vierundsechzig."

Pluto und Tibull, die einen kräftigen Merks mit der Peitsche bekamen, sausten dahin, daß der Schnee in die Höhe fuhr; fort ging es durch die Straßen und um die Ecken, wobei der Wagen oftmals zur Seite rutschte, so daß die Hofdame zuweilen erschrocken ihre Hand an das Fenster legte und Jean hinten die komischsten Seitensprünge machen mußte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten; doch lachte derselbe, denn er war des guten Rosselenkers vorn sicher und freute sich innerlich, wie jetzt die Pferde in der Nähe eines unscheinbaren Häuschens in einen sanften Trab verfielen; dann öffnete sich in dem kleinen Häuschen ein kleines Fenster, und ein hübsches junges Mädchen sah heraus, welches dem Kutscher freundlich mit der Hand winkte und jetzt dem Wagen nachblickte, der nun wieder mit verdreifachter Schnelligkeit davon flog. Jetzt ging es um eine scharfe Ecke herum, so haarscharf an den Mauern eines alten Gebäudes vorbei, daß der Lakai bestürzt zurück blickte, ob nicht etwa ein Rad hangen geblieben sei; dann fuhren sie durch eine enge Gasse voller Kramläden, so eng, daß die Cattunstücke, die Hüte und Mützen, die da herum hingen, sowie Würste und Schinken, fast an die Wagenfenster schlugen, und endlich kamen sie auf den Domplatz und hielten mit einem ziemlichen Ruck vor Numero vierundsechzig.

Schon während des Aussteigens hörte der Kutscher die Hofdame fragen, warum er einen solch' horriblen Weg gefahren sei; doch log der Lakai mit der größten Unverschämtheit und sagte: in den andern Straßen sei an mehreren Stellen wegen der neuen Gasbeleuchtung

das Pflaſter aufgeriſſen und deßhalb habe man einen Umweg machen müſſen.

Nachdem in dem Hauſe am Domplatz der Hofjuwelier ſeine verdienten Vorwürfe empfangen — warum hatte er auch das Unmögliche nicht gethan? — und der Lakai inzwiſchen die Wagenlaternen angezündet, ſtieg die Dame wieder ein und Joſeph fuhr in mäßigem Tempo davon.

Dieſes Mal hielten ſie vor einem Privathauſe, und nachdem Jean ſich überzeugt, daß die Dame, welcher der Beſuch galt, zu Hauſe war, begleitete er die gnädige Frau hinauf, kam aber bald darauf die Treppe wieder herunter geſprungen, trat an die linke Seite des Wagens und nachdem er den Kutſcher gebeten, ein klein wenig Platz zu machen, ſchwang er ſich neben ihn auf den Bock.

„Da oben wird's lange dauern," ſagte er und zog eine kleine Hornboſe aus der Taſche, um ſich und dem Kutſcher zu einer Priſe zu verhelfen; „wenn die da oben zuſammen kommen, ſo dauert's eine geſchlagene Stunde; 's iſt halb fünf, paßt auf, wir ſind um halb ſechs noch auf dem Platz."

„Ich möchte nur wiſſen," brummte der Kutſcher, „was die jeden Tag zuſammen zu ſchwätzen haben! Unſereins beſucht ja auch hie und da einen Bekannten, und dann ſagt man: guten Tag! — Wie geht's? — Gut! — Behüt dich Gott! Und dann fährt man ſeiner Wege. Aber die haben immer eine alte Wirthſchaft zuſammen, als hinge das Heil der Welt davon ab. — Brrr, 's wird kalt!"

„Ja, 's wird kalt," ſagte der Lakai und ſteckte ſeine Hände in die Taſchen ſeines langen Rockes, „'s wird recht kalt heute Nacht; ich freue mich jetzt ſchon auf das Warten, wenn der Ball zu Ende iſt, und heute iſt daſſelbe doppelt, für Euch und für mich."

„Wie ſo doppelt?" fragte Joſeph, „ich werde doch am Ende nicht mit zwei Wagen hinfahren ſollen?"

„Wenn auch nicht mit zwei Wagen," lachte der Lakai, „ſo doch mit einem Wagen zweimal."

„Macht mir keine alten Geschichten vor, Freund Jean! Ich fahre die alte Hofdame und das alte Hoffräulein, und damit Basta!“

„Allerdings,“ entgegnete Jean, „nur mit dem Unterschiede, daß die Beiden heute nicht zusammenfahren, wie sonst, sondern Jede allein, macht zweimal; 's hat ja was gegeben.“ — Damit stieß er den Kutscher pfiffig lächelnd an die Rippen.

„Alle Donnerwetter!“ fluchte Joseph, „was kümmert uns das, wenn's was gegeben hat! Ich fahre, wie mein Befehl lautet, einmal mit dem alten Gespensterwagen vor das alte Schloß und dann nach dem alten Ball; einmal nur, sage ich Euch, und dann spanne ich aus und fahre um zwölf Uhr zum Abholen, aber auch nur einmal.“

„Das ist bald gesagt,“ meinte der Lakai; „doch habe ich von der gnädigen Frau den Auftrag an Euch und muß es also ausrichten: sie will allein auf den Ball fahren, und wenn das Hoffräulein auch hin will, so fahrt Ihr nochmals und holt auch die ab.“

„Das ist doch die infamste Thierquälerei!“ entgegnete der Kutscher; „doch nun muß ich's schon thun, denn wenn ich's auf eine alte Strafwache ankommen ließe und nur einmal führe, so hätte Niemand anders den Schaden davon, als das Hoffräulein, und die mag ich wohl leiden.“

„O, eine scharmante Dame!“ entgegnete der Lakai, „so freundlich, so liebenswürdig, und was sie sagt, das meint sie auch, und verklagen thut sie auch Niemanden, hat's aber auch nicht nöthig; denn wenn sie zum tölpelhaftesten Schloßknecht sagt: wollt Ihr so gut sein, mein Freund? so ginge er durch's Feuer für sie, — gebildeterer Leute, wie wir sind, nicht zu gedenken.“

„Ja wohl, ja wohl,“ bekräftigte der Kutscher.

„Ich glaube, die hat in ihrem ganzen Leben nicht gelogen. Wenn die Andere — die da droben — zufällig sagt: Jean, ich bin mit Euch zufrieden, so kann man drauf rechnen, daß es alsdann bei der Tafel zum Hofmarschall heißt: der Jean wird mit jedem Tage dümmer und unbehülflicher; und es ist gefährlich, wenn sie was Bö-

ses über einen sagt: die Herzogin selbst glaubt ihr in allweg, und da man das bei Hofe weiß, so hat sie einen Anhang, der merkwürdig ist; und die haßt das Hoffräulein nun seit heute, und wie haßt sie sie!"

„Aber weßhalb?" fragte der Kutscher, „sie muß doch, beim Blitz! eine Ursache haben!"

Der Lakai stieß ihn abermals freundschaftlich in die Rippen und sagte mit pfiffigem Lächeln: „Ei, mein früherer Herr, von dem ich Euch vorhin erzählte, der Baron Karl, und das Hoffräulein."

Der Kutscher nickte fragend mit dem Kopfe und der Lakai antwortete durch dieselbe Bewegung.

„Ich habe schon lange bemerkt," setzte der Lakai wichtigthuend hinzu, „daß Baron Karl dem Fräulein die Cour macht, unsereins bemerkt das augenblicklich."

Joseph hatte einen Augenblick nachgedacht und gab alsdann das Resultat seiner Betrachtungen Preis, indem er sagte: „Hört, alter Jean, das gäbe ein merkwürdig schönes altes Paar — ein schönes Paar, wollt' ich sagen; was der Mann für einen Geschmack in Pferd und Wagen hat! wenn ich nicht königlicher Kutscher wäre, oder auch meinetwegen so, so würde ich mir wahrhaftig eine Ehre daraus machen, — ja, eine Ehre, ich hab' es gesagt, — das Paar zur Trauung in die Kirche zu fahren, im großen Staatswagen, ich auf einer reichgestickten Bockdecke, sehr schöne Uniform mit weißer Perrücke und spitzem Hut, vor mir die zwei prachtvollen englischen Braunen, die er hat, — ich sage Euch, alter Jean, ich will nicht Joseph heißen, aber die Leute schauten mehr auf Kutscher und Geschirr, wie auf den Bräutigam, der drinnen sitzt."

„Dahin hat's noch weit," sagte der Lakai und nahm äußerst wehmüthig eine Prise Taback, „ja, wenn die da oben wollte!"

„Ja, was geht's denn die Alte da oben an?" fragte der Kutscher.

„Merkt Ihr denn gar nichts, Joseph! habt Ihr denn nie gese-

ben, wie der Baron Karl halbe Stunden lang am Wagenschlag der gnädigen Frau stand und mit ihr schwätzte, während er das Hofsräulein, die auch drinnen saß, kaum fragte, wie es ihr gehe?"

„Nun ja, was weiter?"

„Was weiter?" sagte Jean; „und im Schlosse macht er's gerade so; Ihr wißt doch, das Hofsräulein, das nicht Vater und Mutter mehr hat, ist von der alten Herzogin erzogen worden und hat sich gewöhnt, sowohl den Befehlen derselben, als auch denen der ersten Hofdame, unserer gnädigen Frau, unbedingt zu gehorchen; sie ist jetzt achtzehn Jahre alt und wird natürlicher Weise noch immer wie ein kleines Mädchen behandelt; daß sie sich die Cour machen ließe, oder daß die überhaupt jetzt schon ein Herz hätte, das ist keiner von den alten Damen eingefallen. Also im Schlosse macht er's gerade so: da konnte er wohl Stunden lang der Hofdame die lächerlichsten Geschichten erzählen und sagte dem Fräulein nur hie und da ein einziges Wort; aber für mich, der ich meinen früheren Herrn wohl kannte, war dieses einzige Wort vollkommen verständlich — der gnädigen Frau brachte er die prachtvollsten und seltsamsten Blumen und dem Fräulein gab er höchst selten eine einfache Blüthe, aber Joseph, ich verstand das Alles, die Frau aber...."

„Nun?" sagte der Kutscher und es schien ihm ein Licht aufzudämmern, „die Alte ..."

„Hat natürlich geglaubt..." lachte der Lakai.

„Hat geglaubt, der Baron..." sagte der Kutscher, ebenfalls lachend und nickte mit dem Kopfe.

„Sei in sie selbst verliebt!" platzte der Lakai laut lachend heraus und der Kutscher lachte nun so heftig, daß Tibull und Pluto erschreckt zusammenfuhren.

Nachdem sich Jean durch eine neue Prise restaurirt, fuhr er fort: „Heute ist nun die Geschichte an den Tag gekommen, und Ihr könnt Euch denken, wie man bei der alten und jungen Herzogin den Baron als ein Ungeheuer und das Fräulein als eine ausgelassene

Person dargestellt hat; der Brief, den ich heute Morgen habe hinbringen müssen, hat ihm wahrscheinlich den Besuch des Schlosses untersagt und ihn auch wohl ersucht, nicht auf den Ball zu gehen, weßhalb es mich freut, daß er doch hinfahren wird — ha, der würde sich um des Teufels Hofdamen nichts bekümmern."

„Unter diesen Verhältnissen," entgegnete der Kutscher, „werde ich wahrscheinlich nicht zwei Mal zu fahren haben, wie Ihr gemeint habt, Jean; denn es ist doch sonnenklar, daß das Hoffräulein heute Abend zu Hause bleibt und nicht auf den alten Ball geht."

„Ja, das kann sie aber nicht, denn die Prinzessin Eugen, welche den Ball gibt, hat das Fräulein außerordentlich lieb, und die würde nicht nachlassen, bis sie erführe, weßhalb sie zu Hause geblieben wäre, und dann käme die ganze Geschichte zu früh an den Tag; nein, das geht nicht! Aber jetzt wollen wir noch eine Prise nehmen, und dann will ich mich hinauf verfügen, es könnte bald an der Zeit sein, daß die gnädige Frau herabkäme."

So war es auch in der That, und Jean war eben ins Haus gegangen, so kam er auch wieder heraus, riß den Schlag auf, hob die Hofdame hinein und fort rollte der Wagen.

Jetzt ging es zu einem großen Modewaarenmagazin — weniger um Einkäufe zu machen, vielmehr wollte die Hofdame eine ihrer Bekannten treffen, die dorthin gefahren war.

Vor dem Magazin stand ein herrschaftlicher Wagen, und kaum war Jean von dem seinigen heruntergesprungen und hatte den Schlag geöffnet, als die Thür des Ladens aufgerissen wurde und eine junge Dame heraustrat, dicht in ihren Shawl gewickelt, die eben in ihre Equipage steigen wollte, als Jean mit abgezogenem Hute näher trat und gehorsamst meldete, hier sei die Frau von C., welche die Frau Gräfin einen Augenblick sprechen und deßhalb aussteigen wolle. Sogleich eilte die junge Dame im Shawl auf die Hofequipage zu; nachdem einige Complimente gewechselt waren, da Frau von C. unter allen Umständen aussteigen wollte (sie war nämlich fest überzeugt,

daß die Gräfin dies nicht zugeben würde), sprang letztere in den Wagen, Jean drückte den Schlag sanft zu und blieb an demselben horchend stehen.

Der Kutscher auf seinem Bock hatte das wohl bemerkt und dachte bei sich: der infame Schlingel! er muß schon wieder wissen, was die Zwei da drinnen sprechen! Damit wickelte er leise seine Peitsche los und schwang sie herum und traf mit derselben Geschicklichkeit den lauschenden Jean auf denselben Theil des Körpers, wie früher die schlafende Stallwache.

Nachdem im Wagen selbst die ersten Begrüßungen vorüber waren, nachdem die Hofdame geklagt, daß sie entsetzliche Migräne habe, leitete sie die fernere Unterhaltung so gut und zweckmäßig ein, daß die Gräfin im nächsten Augenblick vollkommen überzeugt war, es laste ein schwerer Kummer auf dem Herzen der Hofdame; bald hatte sie auch die Ursache dieses Kummers entdeckt und erfuhr zu ihrem großen Erstaunen, daß Baron Karl, einer der liebenswürdigsten, elegantesten Cavaliere, sowohl bei der alten wie bei der jungen Herzogin in die vollkommenste Ungnade gefallen sei.

„Das ist ja unglaublich!“ rief die Gräfin. „Natürlich kann und darf ich nicht in Sie dringen, eine Ursache dieses schrecklichen Ereignisses zu erfahren; ich kenne den edeln und liebenswürdigen Charakter der Frau Herzogin vollkommen und bin fest überzeugt, daß der Baron sich ein bedeutendes Vergehen gegen die hohen Herrschaften hat zu Schulden kommen lassen; denn wegen einer Kleinigkeit, wegen einer pikanten Salongeschichte allenfalls ist die Frau Herzogin nicht im Stande, Jemanden nur finster anzusehen. Ja, ja, diese jungen Leute!“

Die Hofdame seufzte aus tiefem Herzen.

„Ich weiß, was Sie dabei leiden, liebe Freundin,“ fuhr die Gräfin fort; „aber ist es nicht möglich, etwas Näheres über diese Geschichte zu erfahren, einen kleinen Wink, um die Ursache zu erra-

then? Hat vielleicht der junge Herzog die, wie man allgemein ſagt, etwas leichten Geſellſchaften des Barons zu häufig beſucht?"

Die Hofdame ſchwieg und ſeufzte abermals.

„Mir iſt das genug," fuhr die Gräfin eifrig fort, „ich will der Frau Herzogin beweiſen, daß ihre Feinde auch die meinigen ſind, — darf man die Geſchichte einigen Bekannten anvertrauen?"

„Leider kann man ſie nicht verſchweigen," entgegnete die Hofdame. „Liebe Clara, was mein Herz dabei leidet, können Sie ſich denken. Gott im Himmel! wie ich heute den jungen Mann in Schutz nahm, Sie hätten das hören ſollen! ja es war meine Schuldigkeit, er hat ſich ja gegen mich beſtändig ſo aufmerkſam, ſo liebevoll benommen; ich verſichere Ihnen, Gräfin, ich hatte mit der Herzogin ein heftige Scene, aber ich mußte ihn fallen laſſen."

„Sollte hier eine andere Urſache zu Grunde liegen, meine gute, innig geliebte Freundin?" ſagte die Gräfin und faßte beide Hände der Hofdame, „vertrauen Sie's mir an, liebe Adelaid; wir haben alle wohl bemerkt, wie der junge Mann beſtändig in Ihrer Nähe war, ſollte er vielleicht — Sie verzeihen meine freundſchaftliche Zudringlichkeit — ſollte er vielleicht von Leidenſchaft verblendet — — ja, es kann nicht anders ſein!" rief ſie aus, „ſollte er Ihnen eine Deklaration gemacht haben? O, dieſe jungen Leute ſind ſo unvorſichtig, ich kenne das!"

„Schweigen Sie, Clara!" rief die Hofdame mit gebrochener Stimme und drückte ihr Taſchentuch an die Augen.

„O läugnen Sie nicht!" rief die Gräfin dringender, „ich kenne Ihr edles Herz, ich kenne Ihr Pflichtgefühl, Sie haben ihn zurecht gewieſen, Sie haben dem jungen Leichtſinn eine tüchtige Lektion gegeben."

„Clara!" bat die Hofdame mit bewegter Stimme.

„Jetzt durchſchau' ich die ganze Geſchichte!" rief die Gräfin triumphirend. „Sie durften das Ihrer hohen Freundin, der Herzogin, nicht verſchweigen, und der Befehl, das Schloß nicht mehr zu

besuchen, wird nun in der Gesellschaft durch die Ungnade der Frau Herzogin vollkommen motivirt."

„Ich bitte Sie, liebe Gräfin!" entgegnete die Hofdame mit einer Stimme, die überzeugend klingen sollte, „Sie haben mich vollkommen mißverstanden, die Sache ist ganz anders, ich versichere es Ihnen, ganz anders! Wer das je gedacht hätte!" setzte sie hinzu und brach in wirkliche Thränen aus.

Die Gräfin, ebenfalls tief bewegt, faßte abermals ihre Hände und sagte mit leiser Stimme: „Fassung, theure Adelaid! Wir wollen diesen jungen Leuten zeigen, was es heißt, so leichtsinnig und unüberlegt zu Werke zu gehen; noch hab' ich Zeit, einigen meiner Bekannten den Baron als vollkommenes Ungeheuer zu schildern. Adieu, liebe Freundin, in zwei kleinen Stunden habe ich wieder das Glück, Sie zu sehen."

Damit hauchte sie einen Kuß auf die Stirn der Hofdame und büpfte aus dem Wagen.

„Ja," sprach sie zu sich selber, als sie ihrer Equipage zueilte, „dieser leichtsinnige junge Mensch, er verdient es vollkommen, daß man ihn für eine Zeit lang schlecht behandelt; geht da her — ich begreife die Welt nicht mehr — und macht der armen Adelaid den Hof, einer Frau hoch in den Dreißigen, als wenn es sonst keine schönen Frauen in der Gesellschaft gäbe! Aber er soll schlecht behandelt werden!"

Damit warf sie hastig die Thür ihres Brougham zu und fuhr davon.

Jean hatte ebenfalls den Wagenschlag geschlossen, rief dem Kutscher einen erhaltenen Befehl zu — nach Hause! — und sprang hinten auf; er hatte von der Unterhaltung keine Sylbe verloren, und während er so an der Equipage an seinen beiden Quasten hing und hin und her wackelte, machte er sich allerhand seltsame Ideen und meinte, es wäre so übel nicht, wenn er heute Abend seinen ehemaligen Herrn, den Baron Karl, auf einige Augenblicke besuchte.

Sobald sie vor das Schloß fuhren, war dieser Vorsatz bei ihm zur Reife gelangt; er verabschiedete sich von Joseph, welcher Pluto und Tibull ausspannte, und ging lustig pfeifend durch die Nacht davon.

Neuntes Kapitel.

Vor dem Hofball.

Es wird dem Leser nicht unangenehm sein, einen Augenblick die feuchten, kalten Straßen zu verlassen und mit uns in eine kleine, sehr elegante und behagliche Wohnung einzutreten, die sich am Ende der Stadt befindet. Es ist ein massives, zierlich gebautes Haus, von hohen Bäumen, welche in der jetzigen Jahreszeit mit ihren kahlen Aesten das Gebäude von allen Seiten wie mit einem Gitterwerk umschlingen und zwischen welche hindurch aus den Fenstern des ersten Stocks heller Lichterglanz auf die dunkle Straße bricht.

Wir betreten den Kiesweg, der nicht unter unsern Füßen knarrt, wir öffnen geräuschlos die Hausthür und gehen über einen beleuchteten Gang ein escalier dérobée hinauf; oben ist die Thür eines Vorzimmers nur angelehnt, wir gehen dreist hinein und haben das unaussprechliche Vergnügen, hier die Bedienten des Hausherrn zu überraschen, welche, da das Diner beendigt ist, in behaglicher Ruhe sitzen und die Reste einer Straßburger Gänseleberpastete verzehren und dieses ziemlich schwer verdauliche Gericht zur Erleichterung ihres Magens mit einigen Resten Bordeaux und Champagner reichlich begießen.

Es sind hier im Ganzen vier Personen, die besagtem Geschäft mit größerem oder geringerem Eifer obliegen; die eigentlichen Ver-

tilger der Gänseleberpaſtete ſind aber zwei ſehr elegant gekleidete Lakaien in himmelblauen Fräcken, langen weißen, mit Gold beſetzten Weſten, weißen Halsbinden, weißen kurzen Hoſen und weißen ſeidenen Strümpfen in ſchwarz lakirten Schuhen.

Eine bemerkenswerthe dritte Perſon ſteht mit dem Rücken gegen den Ofen und hält einen Champagnerkelch, den ſie eben ausgetrunken, und ſtiert, wie in tiefe Träumereien verſunken, gedankenlos vor ſich hin, eine rieſenhafte Figur, und ſeine Kleidung iſt ebenfalls reich und geſchmackvoll, — der Jäger. Beſonders zu beachten iſt der Kopf deſſelben; wir geſtehen, nie einen volleren und ſchwärzeren Bart geſehen zu haben, er umfaßt die Wangen und das ganze Kinn dichtgekräuſelt, und der Schnurrbart hebt ſich in zwei langen Spitzen drohend davon ab. Der Ausdruck des Geſichtes iſt, wie wir ſchon bemerkten, träumend, ja ſchwärmeriſch zu nennen, und der Jäger erhebt nur zuweilen die Augen, um mit tiefer Verachtung dem gefräßigen Treiben der Lakaien zuzuſchauen.

Die vierte Perſon endlich iſt unſer Bekannter von vorhin, der Hoflakai Jean, der ruhig neben dem Ofen auf einem Stuhle ſitzt.

„Sie wollen nicht mithalten, Herr Lukas?“ ſagte einer der Lakaien zu dem Jäger und holte gerade eine große Trüffel aus dem Paſtetengehäuſe.

„Laßt ihn doch, wenn er nicht will,“ meinte der Andere, „er würde ja doch behaupten, er träume nur, daß wir eine Gänseleberpaſtete eſſen.“

Jean ſah lächelnd zu dem Jäger empor, der ſein Champagnerglas niederſetzte und ruhig aus dem Zimmer ging.

„Wenn ich der Herr wäre,“ ſprach der erſte Lakai mit vollen Backen kauend, „ich behielt' einen ſolchen närriſchen Kerl gar nicht bei mir;“ worauf der Andere lachend entgegnete:

„Sag' ihm doch, er ſolle dich zum Jäger machen und Lukas fortſchicken.“

Der alſo Angeredete zuckte die Achſel und ſagte: „Er hat nun

einmal den Narren an ihm gefressen; mir kann's im Grunde schon recht sein, aber ich hasse ihn nun einmal, denn ein Mensch, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, wie wir, oder der nicht verrückt ist, wie er, kann nicht wie der Herr Lukas glauben, er träume alles, was er thue, er träume, was er esse und trinke, und er müsse endlich an einem schönen Morgen einmal ernstlich aufwachen."

„Glaubt er wirklich noch daran?" fragte Jean.

„O ja," entgegnete der erste Lakai, „und er ist ungeheuer pfiffig in seiner Narrheit; wenn er etwas nicht thun will, so sagt er: wozu auch? wenn ich nächstens aufwache, ist's ja doch nicht geschehen."

„Das kannst du ihm nie verzeihen," lachte der andere Lakai und setzte dann, zu Jean gewendet, hinzu: „er hat den Lukas neulich um zehn Gulden anpumpen wollen, und darauf hat ihm der Jäger geantwortet, er würde es recht gern thun, aber was könne es ihm nützen? beim Erwachen nächstens habe er ja doch keine zehn Gulden!"

„Ja, so ist's," sagte der erste Lakai, „aber ich bin fest überzeugt und hoffe darauf, der wird noch einmal auf eine unangenehme Art geweckt werden."

Bei diesen Worten versorgte er eine halbe Flasche Bordeaux und spülte dadurch seinen Aerger über den träumerischen Jäger hinab.

Der andere Lakai aber, der schon länger im Dienst war, sprach zu dem Bordeauxtrinker: „Wenn dir übrigens deine Stelle im Hause lieb ist, so rathe ich dir, über den Herrn Lukas keine Witze zu machen, am allerwenigsten an Orten, wo man sie hören könnte; dergleichen ist bei uns, wie du weißt, kurz entschieden. Sieh nur den Jean da hinten an, der wär' auch nicht aus dem Haus gekommen, wenn er mit dem Jäger hätte leben können."

„'s ist aber dessen Schade nicht gewesen," sagte der Erste.

„Allerdings," entgegnete der Andere; „aber um Hoflakai zu werden, kann man nur Kerle brauchen, die gepfiffen sind und keine Strohköpfe."

Jean zupfte geſchmeichelt ſeine weiße Halsbinde und erwiderte, er habe eigentlich durchaus nicht wegen des Jägers das Haus verlaſſen, denn im Grunde ſei der Lukas ein Menſch, neben dem ſich ganz gut leben laſſe; „wohl verſtanden,“ ſetzte er wichtig thuend hinzu, „ein Bedienter, der nur nach der Zufriedenheit und nicht nach dem Vertrauen des Herrn ſtrebt. Ich konnte mich mit erſterer nicht begnügen, ich muß wiſſen, was um mich her geſchieht, und bei einigen Verſuchen, dies zu erfahren, kriegt' ich einen Wortwechſel mit dem Herrn Lukas, und wir trennten uns auf die freundlichſte Weiſe von der Welt.“

Da das Haus, in welchem wir uns eben befinden, ziemlich klein war und unmöglich viel Räumlichkeit enthalten konnte, ſo waren die Bedienten genöthigt, die eben erwähnte Unterhaltung mit gedämpfter Stimme zu führen.

An die Thür des Vorzimmers ſtieß drüben das Eßzimmer, in welchem ſich ein kleiner Tiſch zu ſechs Perſonen in jener maleriſchen Unordnung befand, die eine reich mit Silber und Kryſtall beſetzte verlaſſene Tafel darbietet, an welcher ſechs junge Herrn ſo eben ihr Diner eingenommen.

In der Mitte des nicht zu großen Tiſches ſtand ein prachtvoller ſilberner Aufſatz, ein Rebengewinde vorſtellend, und zwiſchen den fein gearbeiteten Blättern aus mattem Metall ſah man wirkliche Früchte aller Weltgegenden und Jahreszeiten geſchmackvoll geordnet, und oben drauf ein rieſenhaftes Blumenbouquet, welches die herrlichſten Wohlgerüche ausduftete. Doch war ſowohl Blumenbouquet als Fruchtaufſatz zerzauſt und in Unordnung gerathen, und von erſterm hatte ſich jeder der jungen Herrn eine wohlriechende Blüthe in das Knopfloch geſteckt.

Die leeren Champagnerflaſchen in ſchweren Eiskübeln ſtanden zwiſchen den Couverts neben kleinen, außerordentlich maſſiven kryſtallenen Gefäßen, welche für jeden Gaſt beſonders mit Eis gefüllt waren, um die Champagnerkelche darin abzukühlen.

Reiche Damastſervietten lagen neben und über einander, die zu Anfang des Diners ſo zierliche Gläſerpyramide bei jedem Teller war in Unordnung gerathen, und in ihnen blitzten Getränke in allen Farben vom Weiß der Sauterne bis zum tiefen Purpurroth des Bordeaux; dazu leuchteten ſechszehn Wachskerzen von ſchweren, ſilbernen Girandolen, und ihr Licht ſtrahlte wieder in dem Kryſtall und Silber mit tauſend glänzenden Punkten und zitternden Sternen.

Das Zimmer ſelbſt war ſehr einfach möblirt, die Wände bedeckte eine einfarbige Ledertapete, in welche unterſchiedliche Figuren in altem Geſchmack gepreßt waren; unten war ein drei Fuß hohes Getäfel von geſchnitztem Eichenholz und mit demſelben gelben Leder überzogen wie die Tapeten, nur waren auf ihnen ſtatt der eingepreßten Zeichnungen kleine vergoldete Figuren aufgeſetzt; Fenſter und Thüren waren mit ſchwerem, korinthfarbenem Sammet verhängt, und der Einrichter dieſes ſchönen kleinen Gemachs hatte vollkommen gefühlt, wie unangenehm es ſei, bei einem guten Diner durch Betrachtung der Fenſterformen geſtört zu werden und dadurch genöthigt zu ſein, einen Theil der ſo angenehm beſchäftigten Phantaſie auf unnütze Gegenſtände zu verwenden; deßhalb ließ der breite Sammetvorhang nur ahnen, wo vielleicht die Fenſter ſein könnten, und der Blick glitt wohlgefällig an der weichen Maſſe des Sammets wieder auf den eigenen Teller hinab.

Was den Koch des Hauſes anbelangt, ſo können wir nur ſagen, daß nichts als die in Unordnung gebrachte Tafel an ein Zimmer erinnerte, in welchem eben geſpeist wurde, und daß die Feinheit der aufgetragenen Schüſſeln dem würzigen Aroma des rieſenhaften Blumenbouquets durchaus nichts von ſeiner Friſche benommen.

Heben wir den ſchweren Sammetvorhang, welcher die Thür zum Salon verbirgt, in die Höhe und treten, Dank unſerer Unſichtbarkeit, in denſelben unbemerkt ein, ſo finden wir ſechs junge Herren, welche von den ſechs Stühlen im Eßzimmer aufgeſtanden ſind, ſich nun nach der gehabten Mühe in weichen Fauteuils ausdehnen

und, von einer guten Cigarre unterſtützt, dem Werke der Verdauung obliegen.

Der Jäger verließ ſo eben durch die andere Thüre den Salon, mit feſter Hand einen ſchweren ſilbernen Teller tragend, auf welchem er den Kaffee umhergereicht.

Dieſer Salon war ebenſo elegant, nur ungleich reicher möblirt, als das Speiſezimmer. In einem großen Kamin von weißem Marmor brannten große Holzblöcke, in welche das Auge, durch die ſpielende Flamme angenehm unterhalten, gedankenlos und doch ſanft träumend hineinſtarrte.

Die Unterhaltung in dieſem Gemache iſt ſehr einſylbig, und man hört einen Augenblick nichts als das Klappern der Taſſen, wenn ſie auf einem großen Tiſche von Marmor geſchoben werden, der in der Mitte des Zimmers ſteht, oder als das Picken der Uhr, die jetzt langſam, tiefklingend die ſiebente Stunde ſchlägt.

„Es iſt ſieben Uhr," ſagte einer der jungen Herren, indem er ſich mühſam aus dem weichen Fauteuil aufraffte; „wer geht mit mir denſelben Weg?"

„Iſt das Gehen," fragte ein Anderer, „buchſtäblich zu verſtehen oder haſt du deinen Wagen beſtellt?"

„Ei, mein Lieber," verſetzte Jener, „bei ſolch' ſcheußlichem Wetter dürfen meine Pferde nicht aus dem Stalle; doch da auch das Nachhausegehen nicht buchſtäblich zu verſtehen iſt, ſo habe ich mir die Freiheit genommen, mich einer Droſchke zu bedienen, welche wahrſcheinlich ſchon dort unten hält."

Mit dieſen Worten trat er an's Fenſter und zählte, durch die Scheibe ſehend, zwei . . . vier . . . ſechs Wagenlaternen, welche in dem Hofe durch den dunklen Abend leuchteten.

„Ich habe es ebenſo gemacht," ſagte ein Dritter und ſuchte, langſam im Zimmer umhergehend, ſeinen Hut, und ein Vierter ſetzte lachend hinzu:

„Da ich im Voraus gewußt, daß Jeder von euch eine Droſchke

bestellen wird, so habe ich es unterlassen, dasselbe zu thun, und Einer von euch kann die Ehre haben, mich nach Hause zu bringen."

„Gehen wir also," sagte der Erstere; „guten Abend, Karl! wir sehen uns doch auf dem Balle?"

Diese Frage richtete er an einen jungen Mann, welcher vor dem Kamin saß und einen mächtigen Holzblock mit der Zange herumwarf.

„Wahrscheinlich komme ich auf eine halbe Stunde," erwiderte der Hausherr, denn er war es, und reichte die Hand zum Abschiede, wobei er aufstand und seine vier Gäste, welche eben gesprochen, bis an die Thür geleitete. „Behüt' euch Gott! — Bis nachher! — Bis morgen!" —

Der Jäger im Vorzimmer zog die Thür hinter den Gästen in's Schloß, sie stiegen die Treppen hinab, und bald darauf hörte man unten drei Wagen über das Pflaster davonrasseln. Der Hund im Hofe bellte jedem eifrigst nach, dann ward es wieder still, wie vorher.

In dem Salon blieb bei dem Herrn des Hauses nur Einer der Gäste zurück, welcher nun seinen Fauteuil näher an das Feuer zog und die Füße behaglich ausstreckte.

Der Baron Karl stand ihm gegenüber, auf die Kaminplatte gestützt, und setzte einen kleinen Chinesen, der da stand, in Bewegung, so daß derselbe eifrigst mit dem Kopfe nickte; dann blickte er auf die Uhr und sagte: „Wir haben noch eine Weile Zeit, und es ist schön von dir, daß du noch bleibst."

„Schreibe es meiner Neugierde zu," entgegnete der im Fauteuil. „Deine Andeutungen vor Tisch haben mich auf die näheren Umstände heißhungrig gemacht — also Alles entdeckt! Du bist ein entlarvter Verbrecher."

„In der That ein entlarvter Verbrecher," entgegnete der Baron lachend, und der kleine Chinese bekräftigte es durch unzähliges Nicken mit dem Kopfe.

„Wie iſt aber die Sache ſo plötzlich gekommen?“ forſchte der Andere weiter; „und was ſoll jetzt geſchehen?“

„Ich ging alſo geſtern in's Schloß,“ antwortete der Baron, „wie immer um dieſelbe Zeit und wurde wie immer angenommen; man öffnete mir den Salon und Jean ſagte mir, Frau von C. werde gleich herauskommen. Ich ſtehe alſo in dem Zimmer, die würdige Dame läßt mich eine Zeit lang warten, ich ſetze mich, ich ſtehe wieder auf, ich ſchaue durch die Fenſter auf den Schloßhof und beſehe zum tauſendſten Mal alle Bilder und gehe endlich durch eine offen ſtehende Thür, natürlich entgegengeſetzt den innerſten geheiligten Gemächern der Frau von C., in ein anſtoßendes Gemach, von da in ein zweites und drittes, komme endlich vor eine halb angelehnte Thür, öffne dieſelbe leiſe — denke dir mein Erſtaunen, meine freudige Ueberraſchung, ich befinde mich im Zimmer meiner angebeteten Pauline und ſehe ſie vor einem kleinen Tiſchchen ſitzen und zeichnen.“

„Ah!“ rief der Andere aus.

„Du weißt, wie viel tauſend Mal ich ſchon im Schloſſe war, du weißt, wie oft ich ſchon den Verſuch machte — natürlich in allen Formen, — dem Fräulein meinen Beſuch abzuſtatten; du weißt auch, daß ich nie dazu kam; dir wird es gerade ſo gegangen ſein: man wurde durch den Lakaien nach den Zimmern der Frau von C. gewieſen, und gewöhnlich in deren Beiſein gab Pauline ihre Audienzen.“

„Das ging ſo weit,“ ſagte der Andere lachend, „daß von den Damen nur die allervertrauteſten Bekannten nicht genöthigt waren, denſelben Weg zu machen; meine Schweſter Clara hat mir's oft erzählt, und die Lakeien haben den beſonderen Befehl, nur die näher Bezeichneten und vollkommen Vertrauten durch den eigentlichen Eingang zu den Zimmern des Hoffräuleins gehen zu laſſen.“

„Einen Augenblick,“ fuhr der Baron fort, „ſtehe ich alſo erſtaunt, und war ſchon im Begriffe, mich zurückzuziehen, als ich ſchnell überlegte, daß eine ſolche Gelegenheit, Paulinen einige Worte allein

zu ſagen, nicht ſobald wiederkehren dürfte; auch hatte ſie bereits meinen Eintritt bemerkt und war mit einem Ausruf der Ueberraſchung von ihrem Sitze aufgeſtanden.

„Da ich mit meinen Abſichten auf das Mädchen vollkommen im Klaren war, ſo brauchte ich natürlich nicht viele Worte, um mich ihr zu erklären. Daß ſie mir gut war, hatte ich lange bemerkt, doch wollte ich es aus ihrem eigenen Munde hören; und genug, nach einer kleinen Viertelſtunde geſtand ſie mir denn auch, daß ich ihr nicht gleichgültig ſei, und erlaubte mir, bei der Frau Herzogin um ihre Hand anzuhalten.

„Soweit war Alles gut; aber nun faßte ich ihre Hand, zog ſie ſanft an mich und erlaubte mir einen Kuß auf die Stirn, nur auf die Stirn, ich gebe mein Wort darauf — das Mädchen hat ſo etwas Imponirendes, man kann ihr nur wie einer Heiligen nahen, — ich küſſe ſie alſo leicht auf die Stirn, als ich das Rauſchen eines ſeidenen Kleides hinter mir höre, ich wende mich raſch um und erblicke Frau von C., welche unter der Thüre ſteht und in Ohnmacht ſinken will; doch hielt ſie es für beſſer, dies nicht wirklich zu thun, ſondern ſie erholte ſich zuſehends und winkte mir majeſtätiſch mit der Hand, ihr zu folgen; ſie ſchritt vor mir her durch die hohen Zimmer wie ein mächtiges Geſpenſt mit erhobener Hand und ohne mich eines Blickes zu würdigen, bis zu dem Ende ihres Appartements, wo ſie die Thür öffnete und mich entließ. Sie kam mir vor, wie der Engel mit dem flammenden Schwert an den Pforten des Paradieſes und ich hätte mir gar nichts daraus gemacht, daſſelbe, ein zweiter Adam, zu verlaſſen, wenn ich nur meine Eva hätte mitnehmen dürfen.“

„Und verſuchteſt du keine Explikationen?“ fragte der Andere unbändig lachend; „verſuchteſt du nicht, ihr deine aufrichtigen Abſichten darzulegen?“

„Nein, wahrhaftig!“ antwortete der Baron; „ihr Blick war

fürchterlich, und ich muß gestehen, daß ich der Frau von C. gegenüber nicht ohne alle Schuld bin."

„Du hast ihr die Cour gemacht," sagte der Andere, „das weiß der ganze Hof."

„Konnte ich denn anders?" entgegnete heftig der Baron und ließ den Chinesen ein Compliment machen, daß dessen Nase den dicken Bauch berührte; „es blieb mir keine andere Wahl, um Paulinen hie und da sehen zu können; doch ist die Strafe dem Verbrechen auf dem Fuße gefolgt; heute erhielt ich ein Schreiben der Frau von C., worin sie mir in Allerhöchstem Auftrage mittheilt, daß man vor der Hand nicht mehr wünsche, mich im Schlosse zu sehen, und daß selbst Ihre Majestät die Königin äußerst ungehalten auf mein unziemliches Betragen sei. Natürlich haben sie mich als Don Juan II., als Lovelace den Schlimmen geschildert, ich bin ein verabscheuungswürdiges Ungeheuer, ein Hofvampyr. — Auch enthielt der Brief die feste Voraussetzung, daß ich mich auf dem heutigen Balle der Prinzeß Eugen nicht würde sehen lassen; doch haben sie sich in dieser Voraussetzung vollkommen geirrt, und ich werde nicht fehlen."

„Hätte ich die Geschichte nur heute Mittag gewußt, so würde ich mich bei meiner Schwester Clara erkundigt haben, ob du schon in die Acht erklärt seiest, was auf keinen Fall ausbleiben kann, und dann wirst du unmenschlich behandelt. Von den Frauen verzeiht dir keine, daß du der alten Hofdame so lange die Cour gemacht, und die Comtessen hassen dich alle, weil du drei Viertel jedes Balls der bestellene Tänzer der Prinzessinnen warst und sonst nur mit Frau von C. und Paulinen getanzt hast."

„Ich muß das über mich ergehen lassen," sagte achselzuckend der Baron, „kann aber nicht wegbleiben, denn ich will jeden Versuch machen, Paulinen ein paar Worte zuzuflüstern, daß sie fest auf mich bauen soll, und dann will ich auch deren Beschützerin, der Prinzeß Eugen, den ganzen Verlauf der Sache klar auseinander setzen."

„Bei Lichte beſehen," entgegnete der Andere, indem er aufſtand und einen Blick in den Spiegel warf, „kannſt du auch nichts Beſſeres thun." Er zog wohlgefällig ſeine Cravatte in die Höhe und ſtrich den großen ſchwarzen Schnurrbart. „Du biſt eine gefallene Größe, lieber Freund, und obgleich mir dein Mißgeſchick ſehr zu Herzen geht, bin ich doch Egoiſt genug, mich zu freuen, daß wir bei den Frauen einen ſo gefährlichen Nebenbuhler los ſind."

„Du biſt mir ein ſchöner Kerl!" ſagte der Baron lachend, und Jener fuhr fort, indem er abermals in den Spiegel ſah:

„Und doch, wenn du das Mädchen heirathen darfſt, ſo biſt du unſer einem nicht mehr im Wege, und wir haben doppelten Vortheil, eine kleine allerliebſte Dame bei deinen vortrefflichen Diner's, was kann erwünſchter ſein?"

„Wenn ich aber nicht heirathen darf?" ſagte der Baron und ſah lächelnd ſeinen Freund an, „wenn ich in dem Falle nicht mehr hier bleibe und mein Haus geſchloſſen wird?"

„Teufel auch!" antwortete der Andere ziemlich ernſt; „das wäre höchſt fatal! Ich will dir einen guten Rath geben: wenn ſie dir das Mädchen unter keinerlei Bedingung geben, ſo kehre zu den Füßen der Frau von C. zurück, ſie wird dir verzeihen, und du biſt . . ."

„Wieder Tänzer der Prinzeſſinnen!" ergänzte ironiſch lachend der Baron, „werde wieder gut behandelt; ja, ja, ich will mir's überlegen."

„Bis nachher! — Adieu!"

Abermals rollte unten ein Wagen fort, abermals bellte unten der Hofhund, und der Baron Karl warf ſeine Cigarre in's Feuer und ging nachdenkend mit großen Schritten auf und ab; er ſchien mit ſich zu Rathe zu gehen und etwas Wichtiges zu überlegen, und je mehr er ſich in Gedanken vertiefte, deſto heiterer wurden ſeine Mienen, und als er endlich an den Kamin zurück trat und die Klinge zog, ſummte er leiſe vor ſich hin:

„Unter blüh'nden Mandelbäumen,
An der Loire grünem Strand."

Lukas trat ein.

„Iſt der Hoflakai noch draußen? Laß ihn herein kommen!"

Jean trat in's Zimmer, machte ſeinem ehemaligen Herrn eine tiefe Verbeugung und referirte auf's Umſtändlichſte, was er von der Unterredung der Hofdame mit der Gräfin Clara erlauſcht.

Zuweilen unterbrach ihn der Baron mit einem lachenden: „Ei ei! ſchön! ſehr ſchön!" und ſagte, als der Hoflakai geendigt hatte, indem er aus der Weſtentaſche ein paar Dukaten nahm und ſie ihm hinreichte: „Ich bin dir für deine Mittheilungen ſehr dankbar: hier, bezahle dir eine Trotſchke, damit du nicht zu ſpät in's Schloß kommſt."

Der Lakai machte eine zögernde Verbeugung, und auf die Frage, ob es noch etwas gäbe, ſagte er mit dem allerdevoteſten Tone: „Wenn in dem Haushalt Euer Gnaden wieder einmal eine Stelle frei würde, ſo würde ich mich außerordentlich glücklich ſchätzen, wenn die Augen des Herrn Barons auf mich fielen, ich würde ganz glücklich ſein, wenn ich mir jetzt das Vertrauen des gnädigen Herrn, das mir früher gefehlt, erwerben; das war der einzige Kummer, den ich hatte, Herr Baron."

„Du biſt ehrgeizig," antwortete Dieſer, und klopfte Jean lachend auf die Achſeln; „vor der Hand dienſt du mir beſſer in deiner jetzigen Stellung, ſpäter wollen wir einmal weiter ſehen." — Er winkte mit dem Kopfe und der Hoflakai verſchwand.

Ein neuer Zug an der Glocke rief den Jäger abermals herein.

„Wie geht's, Lukas?" fragte freundlich der Baron; „nicht wahr, wir träumen ſonderbares Zeug? Ja, lieber Freund, auch ich habe gar merkwürdige Träume, zuweilen finſter und unheimlich, aber ich hoffe, das Erwachen ſoll angenehm ſein — was meinſt du?"

Der Jäger zuckte mit den Achſeln und erwiderte ernſt: „Das

Träumen dauert aber ſchon lange, Herr Baron, und wenn ich nicht bald aufwache, ſo fürchte ich wahrhaftig, ich muß fortträumen bis in die andere Welt hinüber; ich habe mich aber ſo an meine Träume gewöhnt, ſie ſind unterſchiedlich recht angenehm. Schuld des Herrn Barons, daß wenn ich plötzlich aufwache und den blauen Regenſchirm ſehe, ich mich wahrſcheinlich nach dem langen Schlafe zurückſehnen werde. Aber, Herr Baron," ſagte er ſehr ernſt und trat näher, „wenn ich alsdann aufwachte, ganz allein in der Welt ſtehend, und machte mich auf und ſuchte nach Ihnen, — denn ich fange an zu glauben, daß Sie irgendwo in der Welt exiſtiren müſſen — ſo dürfte ich doch bei Ihnen eintreten, und Sie nehmen mich vielleicht ſo freundlich in Ihre wirklichen Dienſte, wie Sie es bisher im Traume gethan?"

Man konnte in dieſem Augenblick nicht genau unterſcheiden, ob es das blitzende Auge des Jägers war, oder eine Thräne in den dunklen Wimpern, worin ſich die Wachskerzen auf dem Kamine widerſpiegelten.

Der Baron reichte dem Diener gerührt die Hand und ſagte ernſt und feierlich: „Träumend oder wachend, Lukas, du biſt mir ſtets willkommen; mein Haus iſt beſtändig für dich offen."

Der Jäger verbeugte ſich dankend und drückte mit ſeinen beiden Händen die Rechte des Barons, dann ließ er ſie los und ſtand wieder kerzengerade da, die Befehle ſeines Herrn erwartend.

„Lukas," ſagte derſelbe, „es iſt mir von großer Wichtigkeit, noch vor dem Balle jenen Kutſcher zu ſprechen, welcher die Frau von C., die Hofdame, gewöhnlich zu fahren pflegt und auch dieſen Abend fahren wird; kennſt du ihn vielleicht?"

„Es wird Joſeph ſein," ſagte der Jäger, „ich habe ihn heute in der Dämmerung fahren ſehen. Jean war hinten auf."

„So nimm meinen Brougham," entgegnete der Baron, „ſuch' den Kutſcher augenblicklich und bring' ihn mir hieher."

„Der Herr Baron wollen mir die Bemerkung erlauben: es iſt

ſchon halb acht, und um dieſe Zeit pflegen die königlichen Kutſcher ihre Pferde aufzuſchirren; er wird nicht Zeit haben, abzukommen."

„Du haſt Recht," ſagte der Baron, „nimm aber dennoch meinen Wagen, fahre an den Marſtall und ſage dem Kutſcher, ich wolle ihn dort ſprechen, aber im Vertrauen ſprechen, ſobald er vom Palais der Prinzeß Eugen zurückkommt, — iſt der Joſeph ein vertrauter Menſch?"

„O ja, Herr Baron, wenn er will," entgegnete der Jäger, „und er wird wohl keine Urſache haben, Sie zu täuſchen."

„Gut alſo," ſagte der Baron, „einige Minuten nach acht fahre ich!" und ſetzte leiſe zu ſich ſelber hinzu: „Ich werde alsdann etwas ſpäter auf den Ball kommen und gehörig begafft werden; das Gift über mich hat dann Zeit ſich auszubreiten; ich muß der Geſellſchaft dieſen Gefallen ſchon erweiſen."

Er winkte dem Jäger freundlich mit der Hand, der ſich alsbald entfernte, und zog ſich in ſein Ankleidezimmer zurück.

Zehntes Kapitel.

Aus dem Marſtall.

Es mochte drei Viertel auf Acht ſein, als Joſeph die beiden Schimmel Pluto und Tibull abermals in ihren Ständen herumdrehte und zum Einſpannen fertig machte.

Der Stall hatte ein ganz anderes Ausſehen, als heute Nachmittag; viele Laternen, die von der Decke herab hingen, beleuchteten den langen Gang ziemlich hell, und man ſah jetzt wenigſtens ebenſo viel, wie am Tage; denn die kleinen Fenſter ließen kein überflüſſiges Licht herein.

Die Pferde hatten ſoupirt, und unter ihnen war friſches Stroh geſchüttet, in welchem ihrem Bette ſie ſo recht behaglich ſtanden und herumtrampelten. Hie und da wandte eins den Kopf herum und ſah mit ſeinen leuchtenden Augen nach den Laternen, deren Licht ſich in demſelben wiederſpiegelte; manches wälzte ſich auch ſchon behaglich in ſeinem Strohlager und ſah äußerſt vergnügt den armen Collegen zu, welche eingeſchirrt daſtanden, um in Nacht und Schnee hinaus zu gehen.

Es war dieſen Abend viel mehr Leben, viel mehr Spektakel in dem Stall, als heute Nachmittag; auch eine Menge Kutſcher liefen umher oder ſchirrten auf, dort wurde den Pferden laut zugerufen, hier wieherte ein Hengſt, der neben ſeinen Gefährten zurückbleiben mußte, dort zog einer der Stallleute den Rock an und kämmte ſich vor einem handgroßen Spiegel den Backenbart. Auch ſah man dieſen Abend in der Stallgaſſe viel weniger Pferdeſchweife, aber deſto mehr Köpfe, indem faſt ein Drittel ſämmtlicher Pferde zum Einſchirren bereit ſtanden; — bei ſo einem großen Ball ſind eine Menge Equipagen nothwendig und der ganze Hof bedient ſich derſelben, einſchließlich der Kammerherrn und Adjutanten, wenn ſie auch Pferde ſelbſt genug im Stall ſtehen haben.

Joſeph ſtand neben ſeinen Schimmeln und war eben beſchäftigt, an dem Kopfzeug Tibull's den Kehlriemen zuzuſchnallen, und zog über dem Stirnband das lange, weiße Haarbüſchel herunter. „Ich möchte doch wiſſen," ſprach er zu ſich ſelber, „was der alte Baron von mir will! Wenn der Lukas ein Kerl wäre, der überhaupt zu ſo dummen alten Späſſen aufgelegt wäre, ſo würde ich glauben, er wolle ſich einen mit mir machen; aber den alten Jäger habe ich nie lachen ſehen; er ſchaut beſtändig mit einem ſo finſteren Geſicht in die Welt, daß man darauf ſchwören kann, ihm fällt's nie ein, einen alten ſchlechten Witz zu machen. Nun will ſchon ſehen, was man von mir will."

In der Stallgaſſe wurde unterdeſſen bedeutend gelärmt, auch mit-

unter gejubelt, und allerlei Witze und lautes Lachen erſcholl in dieſen ſonſt ſo ſtillen Räumen. In der Mitte des Ganges ging eine ſehr dicke Geſtalt auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt, in blauem, bis unter den Hals zugeknöpftem Livreerock; derſelbe war von Farbe und Schnitt wie alle übrigen, nur hatte er an dem Kragenrande eine ſchwere Goldborte. Die Beine dieſer Geſtalt waren zum Unterſchiede von den übrigen Stallleuten mit langen, blauen Beinkleidern verſehen, auch trugen ſie Stiefel ohne Sporen.

Wo ſich aber in der Stallgaſſe der dicke Mann ſehen ließ, da ſank das laute Sprechen zum leiſen Flüſtern herab und das Lachen zu mühſam unterdrücktem Kichern; auch langten die Meiſten ehrerbietig an ihren lakirten Hut, wenn er würdevoll vorüberſchritt, und die Stalljungen ſtanden in ſolchem Augenblicke bolzgerade in den Ständen der Pferde, wo ſie gerade einſchirren halfen.

Dieſer Mann war auch eine außerordentlich wichtige Perſon im Staate, es war der Oberkutſcher, Herr Mundels, und er allein hatte das Vorrecht, die Allerhöchſten Perſonen zu fahren — er war nämlich Leibkutſcher des Königs und vollkommen mit ſich darüber einig, daß ſein Amt wichtiger als das einer jeden der oberſten Hofchargen ſei; war es doch z. B. nur bei ganz großen und feierlichen Gelegenheiten ſo einem Hofmarſchall vergönnt, mit ſeinem Stabe vorauszutreten, und konnte ſich auch dieſe Charge nicht rühmen, vor dem König bedeckten Hauptes ſitzen zu dürfen, wohl aber der Oberkutſcher. Wie feierlich und würdig ſchaute er von ſeiner reichgeſtickten Bockdecke herunter, wie wohl that es ihm, wenn Jeder, der nur von Weitem die dicke Geſtalt mit dem Zügel in der Hand da oben erblickte, ſtehen blieb und ehrerbietig an den Hut langte, wie war er ſo voll Ehre, wenn er, freilich etwas mühſam, auf ſeinen Sitz hinaufkletterte! Ja, Herr Mundels, der im gewöhnlichen Leben der leutſeligſte und freundlichſte Mann war, machte ordentlich ein ernſtes, ingrimmiges Geſicht, wenn er, den dreieckigen Hut quer auf den Kopf gedrückt und die Peitſche majeſtätiſch auf den rechten Schenkel geſtützt, da oben ſaß.

Wie ehrfurchtsvoll langte aber auch der Leiblakei an ſeinen Hut und erſuchte ihn, ob er ſo freundlich ſein wolle, da- und dorthin zu fahren!

Als er heute Abend ſo in der Stallgaſſe herumſpazierte, hätte man ihn für einen alten Ritter halten können, der eben im Begriffe iſt, ſein Schlachtroß zu beſteigen und Alles vor ſich nieder zu werfen, ſo feierlich und feſten Fußes ſchritt er einher, den Kopf hoch erhoben und im ſtolzeſten Selbſtbewußtſein frei um ſich ſchauend. Sein Page, in Geſtalt eines kleinen Stalljungen, ging Schritt für Schritt hinter ihm drein und trug ihm Helm und Lanze, das heißt: den dreieckigen, goldbordirten Hut und die mächtig lange Peitſche mit dem Elfenbeingriff.

Jetzt wurde dem Oberkutſcher gemeldet, daß für ihn eingeſpannt ſei, worauf er langſam zur Thür hinausſchritt, eilfertig gefolgt von den andern Kutſchern, welche, ihre Pferde an der Hand, ihm folgten, auch Joſeph mit Pluto und Tibull.

Dieſes Mal waren in der Remiſe ſämmtliche Thüren geöffnet, und aus allen ſchauten die Wagendeichſeln hervor; das ſonſt ſo finſtere Gelaß ſah jetzt mit den vielen Wagenlaternen wie illuminirt aus und bot einen freundlichen Anblick dar.

Nachdem der Oberkutſcher aus den Händen ſeines Pagen Helm und Lanze empfangen und ſich auf ſeinen Bock geſchwungen hatte, fuhr er langſam und feierlich davon, ebenſo Joſeph mit dem Geſpenſterwagen und die übrigen alle, worauf ſie ſich nach allen Richtungen zerſtreuten und bald die Remiſe ſo dunkel ließen, wie früher.

Die Stallthüre wurde geſchloſſen, und wir ſind überzeugt, daß die Stallwache, ſich außerordentlich freuend, bei dem naſſen Schneewetter hier bleiben zu können, ſich abermals auf einen Strohhaufen warf und abermals anfing, das Schwalbenlied zu pfeifen.

Jean hatte Recht gehabt: die erſte Hofdame fuhr allein auf den Ball und ließ außerdem, ehe ſie herunterkam, ihren Wagen noch eine kleine Weile warten, ſo daß Joſeph als er zum Palais des Prinzen

Eugen hinauf fuhr, ſchon ſeinen ſämmtlichen Collegen begegnete, die von dort zurückkamen. Als er nun zum zweiten Male vor das Schloß fuhr und wieder zum Palais hinauf und dann in die Remiſe zurückkehrte, waren die andern Wagen ſchon alle wieder ausgeſpannt, und er befand ſich in dem dunklen Raum allein, da auch Jean ſchon am Palais ſich eilfertig entfernt hatte.

Joſeph hatte kaum die Stränge gelöst und die Aufhalter los geſchnallt, als er das dumpfe, leiſe, zitternde Rollen eines leichten Broughams vernahm und jetzt die beiden Laternen dieſes Wagens ſah, der auf einmal an der Schloßecke hielt; er hörte den Schlag öffnen und ſah, wie ein Herr, in einen Mantel gewickelt, ſich der Remiſe näherte.

Eine Stimme ſagte: „Iſt es Joſeph?“ und der Kutſcher trat vor.

„Es freut mich, daß Ihr Wort gehalten,“ ſagte der Baron Karl, denn er war es, und zog den Kutſcher mit ſich in das Innere der Remiſe; „ich glaube, ich kann mich auf Euch verlaſſen.“

„Was ich verſpreche, gnädiger Herr,“ entgegnete Joſeph, „daran pflege ich ein für allemal nichts zu ändern, und es muß mir eine Ehre ſein, von einem Herrn wie Sie aufgeſucht zu werden.“

„Ihr ſeid ein geſcheidter Menſch,“ fuhr der Baron fort, „und werdet mich verſtehen.“

„Was das Geſcheidtſein anbelangt,“ ſagte der Kutſcher, „ſo will ich mich allenfalls dazu verſtehen, wenn es in mein altes Geſchäft hineinſchlägt, wenn ich damit dienen kann und es nicht gegen die alte Stallordnung anſtößt, recht gern!“

„Ihr ſollt mir einen Gefallen erzeigen,“ entgegnete der Baron; „es iſt durchaus nichts Unrechtes, was ich verlange, und es liegt in Eurem Geſchäft.“

„Nun, wenn etwas mit Peitſche und Zügel auszurichten iſt und ſonſt keinen alten Haken hat, da will ich einmal hören.“

„Ihr holt heute Abend die Hofdame, Frau von C., vom Balle ab?“

„Allerdings um zwölf Uhr, und auch das alte Hoffräulein.“

„Wen, altes?“

„Bitte um Entschuldigung, wollte sagen das Hoffräulein auch von dem alten Balle, Punkt zwölf Uhr, das heißt, etwas später, da ich zweimal fahren muß.“

„Ganz recht, ganz recht! Und wenn Ihr mit dem Hoffräulein zurückkommt, so könnte es Euch ja in der Nähe des Triumphbogens passiren, daß eines von Euren Pferden sich einen Stein in das Hufeisen träte; was man in dem Falle thut, wißt Ihr ja.“

„Ah ja!“ sagte der Kutscher, und ein leichtes Lächeln flog über sein Gesicht.

„So wie Ihr also am Triumphbogen merkt, daß das Handpferd einen Stein im Hufe hat, so . . .“

„Halte ich an,“ sagte Joseph, „und klopfe den alten Stein wieder heraus, ich verstehe.“

„Ganz recht! Zu lange wird das Herausklopfen nicht dauern,“ fügte der Baron hinzu; „Und wenn man in dem Wagen ungeduldig wird, wird man es Euch schon sagen.“

„Verstanden,“ antwortete der Kutscher; „ist das Alles?“

„Vor der Hand, ja,“ entgegnete der Baron und näherte zu gleicher Zeit seine Hand der des Kutschers, wo er etwas hineingleiten ließ.

Joseph sträubte sich anfänglich, die Geldstücke zu nehmen, und hielt den Baron, der sich aus der Remise entfernen wollte, am Mantel fest.

„Laßt nur gut sein, Joseph,“ sagte dieser, „eine Kleinigkeit! Oder wollt Ihr sonst noch etwas sagen?“ fügte er hinzu, als ihn der Kutscher nicht los ließ.

„Verzeihen Sie, Herr Baron,“ sagte Joseph, „aber ich hätte allerdings noch etwas zu bemerken; ich wollte nämlich nur fragen, ob auch dem Hoffräulein ein Gefallen damit geschieht, wenn ich sie an dem alten Triumphbogen mitten in der Nacht auf einmal halten

laſſe, ich kann es wahrhaftig nur in dem Falle thun, wenn es ihr recht iſt, und das werden Sie mir in Wahrheit ſagen."

„Unbeſorgt," ſagte der Baron, „es geſchieht mit ihrem Willen — nun was weiter?"

„Dann möchte ich noch wiſſen," fuhr der Kutſcher pfiffig lächelnd fort, und faßte zur Entſchuldigung, daß er den ungeduldigen Cavalier ſo lange aufhielt, ehrerbietig mit der Hand an ſeinen lackirten Hut, „dann wollte ich alſo nur noch wiſſen, wenn die alte Hofdame da oben die Geſchichte zufällig einmal erfahren ſollte, ob es ſie auch vielleicht recht freuen würde."

„Im Gegentheil," lachte der Baron, indem er davonſprang, „die würde kein ſonderliches Gefallen daran haben."

„Ganz gut," ſagte der Kutſcher, „Tibull ſoll ſich einen mächtigen Stein in den alten Huf eintreten."

Draußen rollte der Brougham davon, und Joſeph trat an ſeine Wagenlaterne, öffnete behutſam ſeine Hand und ſah mit wirklich außerordentlichem Erſtaunen, daß er vier Dukaten in derſelben hielt; doch mochte die Größe dieſer Summe daran ſchuld ſein, daß er auf den Gedanken kam, es könne für ſo viel Geld unmöglich etwas Anderes als etwas ſehr Unrechtes von ihm verlangt werden, weßhalb er ſich die Sache hin und her überlegte und zu Beruhigung ſeines Gewiſſens endlich vollkommen mit ſich im Klaren war, daß es durchaus nicht gegen die Stallordnung und gegen den königlichen Dienſt verſtoße, an dem alten Triumphbogen einen Augenblick zu halten.

„Was ich verſprochen, werde ich thun," ſagte er zu ſich ſelber, „aber etwas Anderes geſchieht unter keiner Bedingung; die alte Wagenthür darf mir nicht geöffnet werden, und es darf Niemand hinein, und es darf Niemand heraus."

Ihm ſchwebte etwas von einer gewaltſamen Entführung vor, und in Folge deſſen beſchloß er, daß unter gar keinen Bedingungen die Wagenthür geöffnet werden dürfe.

„Der Teufel auch," ſagte er, „das gäbe eine ſaubere alte Ge-

schichte, wenn sie mir das Hoffräulein wegnähmen, und es hieße am andern Morgen: Der Joseph, der Esel, ist mit einem leeren Wagen nach Hause gekommen! Daraus wird nichts! Und was das Geld anbelangt," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort und besah die vier funkelnden Goldstücke, „so ist es besser, ich behalte für meine Person nichts davon. Dieß da," er schob ein Stück in die linke Westentasche, „ist für die alte Frau, 's ist da so gut angelegt, als wenn ich es in die Armenbüchse thäte; dieß da," er schob zwei Stück in die rechte Westentasche, „ist zur Collekte für das arme Kind, und für den letzten Dukaten werde ich heute Abend in der Kutscherstube einen capitalen Punsch aufwichsen; ich bin das meinen Kameraden schuldig, denn jeder von ihnen hätte eben so gut wie ich zufällig den alten Gespensterwagen heute Abend fahren und das Geld ebenfalls verdienen können. Abgemacht! Komm, Pluto!"

Damit warf er die Zügel über die Schulter, nahm die Peitsche in die Hand und zog in den Stall.

Bald waren die Pferde ausgeschirrt; Joseph steckte die Hände in die Taschen und ging in die Stadt hinaus, um augenblicklich die Ingredienzien zum erwähnten Punsch einzukaufen.

Wie naß war es auf den Straßen, wie fegte der Wind und rasselten die wenigen alten Straßenlaternen, die noch hier und dort hingen und trübselig roth brannten! Wenige Leute waren in dem Wetter draußen, und diese Wenigen eilten, in Mäntel eingehüllt, rasch ihres Weges oder balancirten mühsam die durch den Sturm rebellisch gewordenen Regenschirme.

Der Kutscher mußte lachen, als er vor sich her einen Mann gehen sah, der mit seinem ohnehin defekten Regenschirm alle möglichen Versuche machte, sich vor der Nässe zu schützen und dem Sturme Trotz zu bieten. Bald drehte er das hellbraune, vor Alter verschiedenartig gestreifte Dach links, bald rechts, hob es jetzt hoch empor und senkte es dann auf seinen Kopf, wobei er bald aussah, wie ein wandernder Pilz, und jetzt, als er sich ganz niederduckte, um eine

vom Regen angeſchwollene Rinne zu überſpringen, und dann wieder, vom Winde geweht, rechts fuhr und darauf wieder links, wie eine wahnſinnig gewordene Schildkröte.

Der unglückliche Träger des unglücklichen Regenſchirms, der ſich noch zu guter Letzt durch einen außerordentlichen Windſtoß verzweiflungsvoll überſchlug und wie um Barmherzigkeit jammernd ſeine früher abwärts gekehrten Spitzen nun wie eben ſo viel Arme aufwärts gen Himmel ſtreckte, trat zu gleicher Zeit in den Laden des Spezereihändlers.

Wie lachte der Kutſcher, als er nun in das Geſicht des Regenſchirmmannes ſah und auf die ärmlichen Kleider deſſelben, an welchen das Waſſer heruntertröpfelte! Doch lachte Joſeph nicht aus böſem Herzen oder aus Schadenfreude, ſondern weil er ſich freute, in dem Durchnäßten einen alten Bekannten zu finden, und weil er merkte, daß derſelbe trotz des ſchauerlichen Wetters in einem dünnen ſchwarzen Frack ſich befand und daß er gelbe naſſe Glacehandſchuhe anhatte und daß der eine ſeiner Vatermörder ſchlaff herabhing und der andere hoch aufgerichtet daſtand, als fordere er die ganze Welt zur Rechenſchaft auf über die Niederlage ſeines leblos hingeſunkenen Kameraden.

Dem Durchnäßten war nicht wohl zu Muthe; er blickte mit einer Jammermiene auf ſeinen zerſtörten Schirm und auf ſeine ruinirte Toilette, und der Kutſcher mußte alle möglichen Troſtgründe aufſuchen, ehe es ihm gelang, auf dem blaſſen Geſicht des Andern ein leichtes Lächeln hervorzurufen.

„Nehm' Er's mir nicht übel, Dubel," ſagte Joſeph immer fort lachend, „aber Er ſieht ſo komiſch und defekt aus, ſo einer naſſen alten Katze ähnlich, daß man Ihn unmöglich ohne Freuden anſehen kann! Was hat Er denn zum Teufel in dem alten Hundewetter auf den Straßen herum zu laufen, und obendrein in dem alten ſchwarzen Frack? Ich glaube gar, Er will auf den Hofball, he? alter Suitier!"

Der Schneider mußte bei dieſer Anrede ebenfalls mitlachen, und ſeine feurige Phantaſie ſpiegelte ihm vor, es könne einem Cavalier, der wirklich zum Hofball gehe, ebenfalls ein ſolches Unglück zuſtoßen; doch beſchatteten ſich gleich darauf ſeine Züge wieder und er ſtieß einen ſchweren Seufzer aus.

„Hatt' Er heute Abend was vor, alter Dubel?“ fuhr der Kutſcher fort; „ich glaube wahrhaftig, Er war auf dem Wege zu einem alten Rendezvous, he! hab' ich's getroffen?“

Der Herr Dubel erhob ſein niedergeſchlagenes Auge, und der ſchmerzlich lächelnde Blick, mit dem er den Kutſcher anſah, ſagte mehr als tauſend Worte, daß das unerbittliche Regenwetter wirklich eine der ſchönſten Hoffnungen des Schneiders vernichtet.

„O Gott!“ ſeufzte er, „was ſoll ſie — was ſoll man, wollte ich ſagen, von mir denken?“

„Alſo wirklich ſo ein altes Rendezvous?“ lachte der Kutſcher, „Dubel, Dubel, Er iſt ein Himmelſakermenter!“

„Ach, geht mir weg, Joſeph,“ entgegnete der Schneider, „man kann ſo was nicht gleich Rendezvous nennen! ſagen wir: eine Einladung in ein höchſſſſt anſſſtändiges und achtbares Haus, wo ſich allerdings eine junge Dame befindet, die mir gewiſſermaßen eine Erkenntlichkeit ſchuldig iſſſt, ein ſehr anſſſtändiges Haus.“ — Dabei machte er den vergeblichen Verſuch, den herabhängenden Vatermörder ſanft aufzurichten.

„Jetzt iſt aber dieſe Einladung,“ antwortete der Kutſcher, „aus lauter Waſſer zu Waſſer geworden, und ich will Ihm was ſagen, alter Dubel: ſo kann Er in das anſtändige Haus nicht gehen, alſo weiß Er was, komm' Er mit mir in den Stall; ich will hier eben das Nöthige zu einem tüchtigen Punſch einkaufen, und da kann Er mithalten, 's iſt beſſer ſo; in dem anſtändigen Hauſe bekommt Er doch nur Thee zu ſaufen, und kann auch an einem andern Abend hingehen. Komm' Er nur mit! ich geb' Ihm da meinen alten

Mantel, und da kann Er Seinen Frack zum Trocknen an den Ofen hängen."

Der Schneider stellte den rechten Fuß zierlich vor den linken, erkundigte sich, wie viel Uhr es sei, und versank, indem er die Hände auf den Rücken legte, einen Augenblick in tiefes Nachdenken. Wollte man der Wichtigkeit seiner Mienen glauben, so konnte man voraussetzen, er spräche ungefähr folgender Maßen zu sich selber: 's ist jetzt halb Neun; bis ich zu Hause bin, ist es Neun; meinem Kammerdiener gab ich die Erlaubniß, auszugehen, mein Kutscher, der Schlingel, ist im Wirthshaus; ehe ich mich also umkleide, ehe ich durch den Stallbuben einspannen lasse, ist es halb Zehn; nein, nein, das geht nicht! ich komme auf jeden Fall zu spät! Und nachdem der Schneider also gedacht, entschloß er sich, von seiner hohen socialen Stellung herab zu steigen und im Kutscherzimmer des königlichen Marstalles einen Punsch einzunehmen.

Einige Flaschen Rum, sowie der nothwendige Zucker und Citronen waren bald gekauft, und die Beiden traten ihren Rückweg an.

Der Herr Dubel machte keinen weitern Versuch, mit dem widerspenstigen Regenschirm gegen Wind und Wetter zu steuern, und langte aus diesem Grunde so ziemlich bis auf die Haut durchnäßt in dem warmen Kutscherzimmer an, wo er sich behaglich an dem Ofen niederließ und seinen dünnen Frack mit dem dichten Mantel vertauschte.

Eilftes Kapitel.

Ein Hofball und seine Folgen.

Unterdessen rollte der Baron Karl, in die Ecke seines Wagens geschmiegt, dem Palais des Prinzen zu. Ein Anderer an seiner Stelle würde Angesichts der drohenden Wetterwolken, welche an seinem gesellschaftlichen Horizont finster und hastig emporstiegen, einigermaßen bekümmert, wenigstens sehr nachdenkend gewesen sein; Letzteres war der Baron auch, aber ohne daß irgend eine Bekümmerniß an diesem Nachdenken Schuld gewesen wäre; vielmehr nickte er zuweilen befriedigt mit dem Kopfe oder lachte vergnügt in sich hinein, und als er jetzt an dem dumpfen Rollen der Räder hörte, daß er unter dem gewölbten Steinportal des Palais angekommen sei, öffnete er behende wie sonst den Schlag seines Wagens, sprang hinaus und sagte freundlich zu dem Jäger, indem er seinen Mantel abwarf, er bäte ihn, seinen Wagen nicht zu vergessen.

Lukas nickte und fuhr davon.

Der Baron schritt durch die geöffneten Glasthüren festen Schrittes und aufrechten Hauptes an den sich tief verneigenden Portiers und Lakaien vorbei und ging auf dem dicken Teppichstreifen die breite Steintreppe hinauf, welche durch Gewächse aller Zonen und durch Reihen blühender Blumen zu einer Gartenterrasse umgewandelt war.

Der Baron erschien in der That etwas spät an den Thüren des Vorzimmers, und da es keine Kleinigkeit ist, auf einem Hofballe zu spät zu kommen, so würden Viele an seiner Stelle diese geheiligten Räume mit bangem Herzen betreten haben, wenn sie auch nicht, wie er, mit doppelter und dreifacher Schuld beladen gewesen wären. Geräuschlos öffneten ihm die Kammerdiener die Thür eines ersten Zimmers, und er trat stolz und vornehm hinein.

Hier waren solche Gäste versammelt, welche als Beamte von der

und der Rangklasse zu den größeren Bällen bei den höchsten Herrschaften geladen wurden, meistens ältliche und gebrechliche Gestalten mit eckigen Haartouren, steifen, ernsthaften Gesichtern, weißen, mehrere Stockwerke hohen Halsbinden und eben solchen Westen, deren Schnitt etwas Patriarchalisches hatte. Die Fräcke dieser Herren stammten gleichfalls nicht aus dem letzten Jahrzehend und waren meistens aus der Frühlingszeit ihres Lebens, weßhalb sie auch größtentheils etwas Leichtes, Idyllisches hatten; vorn war es unmöglich, sie zusammen zu knöpfen, und hinten endigten sie mit langen Schößen im Schwalbenschwanzgeschmack. So standen sie eng geschaart, die kleinen Würdeträger des Beamtenthums, in zwei Reihen, einen Durchgang frei lassend, und sowohl die Eingangs- wie die Ausgangsthür fest im Auge behaltend, allzeit fertig, durch einen tiefen Bückling die Aufmerksamkeit einer hohen Person auf sich zu ziehen.

Unter ihnen befanden sich etliche jüngere Gestalten, einige mit aufgeweckten Gesichtszügen und gewissermaßen eleganter Toilette, junge Künstler, welche die kunstliebende Fürstin nicht zu vergessen pflegte und die sich hier zeigen durften. Ihre Hofballexistenz war eigentlich nicht lustiger und vergnügter, als die der andern Herrn, bei welchen sie standen; einige der Keckſten unternahmen wohl schüchtern eine Entdeckungsreise in die angränzenden höhern Regionen, kehrten aber baldigst zurück, geblendet von dem Sternenschimmer und dem Kerzenglanz: nur zuweilen wagte es ein außerordentlich unternehmender Segler und wand sich durch die starren Eismassen der Hofherren hindurch in die Nähe des Tanzsaales, bis es für ein so kleines, unbedeutendes Schifflein kein Fahrwasser mehr gab, oder bis dem Wagehals an einem gewaltigen Eisblock in Gestalt einer dicken, alten Hofdame, die nicht zu umsegeln war, der Schiffbruch drohte.

Der Baron grüßte die sich verneigenden Beamten freundlich, winkte hie und da einem Künstler mit der Hand und bemerkte mit ordentlichem Wohlgefallen, wie kühl und förmlich ihn der Cavalier des Hauses, ein alter, eingetrockneter Kammerherr, grüßte. Der

Baron konnte es nicht unterlassen, ihm auf das freundlichste die Hand zu drücken und sie ihm länger als gewöhnlich zu schütteln, wobei er sich freute an der erschrecklichen Freundlichkeit, mit welcher ihn der verlegene Cavalier angrinste.

In diesem zweiten Zimmer sah es schon ganz anders aus: hier glänzten und strahlten die verschiedenartigsten Uniformen, und höhere Beamte und Stabsoffiziere freuten sich allda ihres Lebens. Schüchterne Lieutenants, die eben in die Welt traten und in der Gesellschaft noch nicht vorgestellt waren, rüsteten sich klopfenden Herzens und versuchten es, unter immerwährenden Entschuldigungen, unter tausend Verbeugungen und süßen Worten, den Durchgang zum Ballsaal zu erzwingen.

Im dritten und vierten Zimmer bemerkte man vereinzelte Damen, sowie deren in kleinen Gruppen, welche von ältlichen Herrn eifrig unterhalten wurden.

Man könnte die Zimmer eines Hofballs füglich mit den verschiedenen Regionen eines Gebirges vergleichen — erstes Zimmer: Schneeregion, wenige verkrüppelte Zwergtannen; zweites Zimmer: hochstämmige, steife Fichtenwaldungen, einige Vogelkirschen mit rothen glänzenden Beeren; drittes und viertes Zimmer: etwas wärmeres Klima, vereinzelte Alpenblumen, die schon ein rauheres Klima vertragen können, und einige Erlen im Gespräche mit unterschiedlichem Nadelholz; im fünften und sechsten Zimmer blühen schon seltenere Gewächse aller Art; auch Brillanten gedeihen hier, doch erlangen sie in diesen Gemächern noch nicht vollkommene Reife und große Schönheit; stark vergoldetes Silber, Granaten, Bernstein, Emaille ist vorherrschend; etwas tiefer unten im achten, neunten Zimmer, und neben dem Ballsaale entfaltet sich aber vor dem erstaunten Auge die ganze Pracht einer südlichen Zone; Brillanten sind vorherrschend, und große Rubinen mit dem flammenden tiefen Roth, prachtvolle, feingezackte Spitzen in den phantastischsten Zeichnungen wallen auf Roben von weißer und farbiger Seide. Bunte Stoffe mit den glühendsten

Farben flattern, Fächer mit bunten Federn zittern hin und her, glänzende Augen ſtrahlen, und zwiſchen allem dem befinden ſich ſchwarze Fräcke, ſteif und unheimlich, oder ſpazieren umher wie hochmüthige Raben auf einem Schneefelde unter anmuthig gezackten Eis- und Schneeblumen.

Der Baron hatte auf ſeiner Wanderung bis hieher unterſchiedliche und durchaus nicht zu verkennende Merkmale entdeckt, welche ihm deutlich ſagten, daß im Morgenroth des Lebens ſein Stern ſchon verblichen. Eine Whiſtpartie wurde ihm im vierten Zimmer angetragen, er aber gleich darauf von ſeinem Partner gebeten, ſein ſchlechtes Gedächtniß zu entſchuldigen, indem Graf X die vierte Karte bereits in Empfang genommen. Aeltliche Damen, mit denen er ſonſt auf dem freundlichſten Fuße ſtand, hatten ſeinen Gruß mit einem unendlich tiefen und förmlichen Knix erwidert, eine Schaar von Comteſſen endlich ſchaute ihm neugierig und erwartungsvoll nach und folgte ihm in einiger Entfernung, um ſeinen Empfang bei den hohen Herrſchaften zu ſehen.

Das Gift gegen ihn hatte tüchtig gewirkt, und die Mittheilungen über ihn waren von ſeiner Freundin, der Gräfin Clara, gewiſſenhaft benutzt worden; er ſah nicht ohne Lächeln, wie Frau von C. bei ſeinem Eintritt überraſcht das Taſchentuch an das Geſicht führte, und wie ihn die Gräfin Clara ſcheinbar mit einem Blicke des größten Erſtaunens grüßte.

Nach allem dem gehörte ſeine ganze Gewandtheit dazu, um ſich völlig unbefangen und ebenſo elegant und redſelig wie ſonſt dem Kreiſe der höchſten Damen zu nähern, der fürſtlichen Wirthin ſein Compliment zu machen und mit dieſer liebenswürdigen Dame in dem Geſpräche fortzufahren, in dem Moment, als die alte Herzogin hinter ihrem rieſenhaften Fächer ſein tiefes Compliment erwiderte, als habe ſie nicht ihm, ſondern einer Schaar liebenswürdiger kleiner Kinder zugelächelt, die auf eben dieſem Fächer gemalt waren.

Dieſe ſo ſichtbar ausgedrückte Ungnade fiel für die noch nichts

Wissenden des glatten Hofzirkels wie ein Stein auf die stille Fläche eines See's und zog weite Kreise, die sich immer mehr ausdehnten und den Sturz den entfernten Gestaden mittheilten.

Was kümmerte aber alles dies den Baron? Stand nicht hinter dem Stuhle der jungen Herzogin das Hoffräulein, seine angebetete Pauline, die Königin seines Herzens, vor seinem Gewissen und vor Gott seine Braut? Er hätte Stunden lang hier stehen können, von Allen begafft, von Niemand angeredet, wenn er nicht hätte fürchten müssen, die Ungnade, welche auf ihm lastete, auch auf die unschuldige Quelle derselben überzutragen, indem sein Auge nur an ihr hing, an ihr, die sich verwirrt zu einer Bekannten niederbeugte, um ihr etwas Gleichgültiges ins Ohr zu sagen.

Aus diesem Grunde aber riß er sich aus dem ihm so süßen Anblicke los, machte seine Verbeugung und trat zurück. Wo er aber ging und stand, fühlte er deutlich, wie die Blicke der Umstehenden auf ihm hafteten, und hörte, wie man sich in die Ohren zischelte, und konnte lächeln, wenn er bedachte, wie unzählige falsche Vermuthungen man über ihn wohl habe und welche Ursache für die Ungnade, in die er so plötzlich gefallen, angegeben wurde.

Der Ball nahm unterdessen seinen Fortgang, und die Zeit rollte unaufhaltsam dahin, wie es diese sanfte Trösterin für alles menschliche Unglück ja immer zu machen pflegt. Stunde um Stunde verrann hier im Tanzsaal unter rauschender Musik, unter fröhlichen Menschen — sie waren es wenigstens dem Aeußern nach, — berechnet nach Walzer, Masurka, Française; und verrann ebenso in irgend einem dämmerigen Krankenzimmer, wo die Secunden gezählt wurden von fieberhaften Pulsschlägen und tiefen, schweren Athemzügen. — —

Die Lieutenants und andere jungen Herrn tanzten mit den jungen Damen nach der rauschenden Musik, und die älteren Damen saßen in lebhafter Unterhaltung um die Kamine; die älteren Herren spielten Whist oder ennuyirten sich; von den Bewohnern der Schneeregion

verschwand einer nach dem andern, zufrieden, sich gezeigt zu haben und auf dem Hofballe gewesen zu sein.

Der Baron schritt durch den Tanzsaal, wechselte mit guten Bekannten, die sich aus der Ungnade, welche über ihn verhängt war, nichts machten, einige freundliche Worte und stieß endlich auf seinen Gast bei dem heutigen Diner, den er unter dem Arme nahm und in ein Nebenzimmer zog.

„Höre," sagte dieser lachend, „du thätest besser, meinen Arm los zu lassen; Mensch, du compromittirst mich auf eine fürchterliche Art, siehst du? schon schaut man neugierig auf uns herüber! O Gott, wenn das meine Schwester Clara sieht, so werde ich heute Abend keinesfalls zum Tanze kommandirt!"

„Laß das gut sein," versetzte der Baron, „meine Sonne geht unter, um sich desto strahlender wieder empor zu schwingen; ich bin ein schwüler Sommerabend, ein heftiges Gewitter hat mich verfinstert; dann folgt aber eine liebliche milde Nacht; du weißt, wenn die Wolken sich wie weiche Schleier anmuthig dehnen und wenden und einen pas de shwal mit dem Monde tanzen. Jetzt tändeln sie um ihn herum und lassen nur an dem sanften Glanze ahnen, wo sich der schöne Himmelskörper befindet; jetzt hebt sich das silberne Gewebe, und er lauscht verschämt hindurch; die untern Wolken sinken abwärts, und bald steht ein ungetrübter, klarer Himmel vor uns."

„Das ist Alles schön und gut," sagte der Andere, nachdem sich die Beiden in einem entfernten Zimmer in zwei Fauteuils am Kamine niedergelassen, „das ist Alles schön und gut, aber ich glaube, deine Nacht wird verzweifelt lang sein, so eine Polarnacht, und wenn deine Sonne wirklich wieder aufsteigt, leuchtet sie trübselig am Horizont durch dichte Nebel und erhebt sich zu keinem rechten Licht und Glanze mehr."

Der Baron bemühte sich, die glimmenden Holzblöcke in dem Kamin anzufachen, und als ihm dieses gelang, so daß die Flammen hell hinaufschlugen, sprach er triumphirend: „Glänzend wird sie wieder

strahlen, die Flammen meines Glücks werden aufschlagen, wie die Flammen aus dieser erloschenen Gluth; aber ernstlich gesprochen, gib mir einen Rath, was in meiner Sache zu machen ist."

„Da ist guter Rath auf jeden Fall theuer," entgegnete der Andere, „oder sehr wohlfeil, wie du willst. Laß morgen früh einspannen, fahre zur alten Herzogin und halte um die Hand des Hoffräuleins an; du bist eine der ersten Parthieen, die ich kenne, man kann dir das Mädchen im Grunde nicht abschlagen!"

„Und wenn sie es doch thun, wenn sie sich darauf capriciren, mir ihren Besitz zu verweigern, wie dann?"

„Ja, was dann? dann bleibt freilich nichts übrig —"

„Als Paulinen zu entführen, meinst du."

„Bst, bst, bst!" sagte der Andere erschrocken und sah sich schüchtern rings um: „wie kann man nur so etwas sagen! eine Entführung bei Hofe! das ist ja seit ewigen Zeiten nicht vorgekommen."

„Weil es sich seit ewigen Zeiten der Mühe nicht lohnte, von da etwas zu entführen; aber verzeihe mir den Spaß, ich denke nicht im Entferntesten an dergleichen. Meine Meinung ist ebenfalls, ich lasse mich morgen früh melden und werde neugierig sein, zu erfahren, welche Gründe man geltend machen könnte, um mir die Hand des Fräuleins zu versagen."

„Das ist Alles ganz schön und gut," entgegnete der Andere, „aber ich kann dir versichern, daß es ihnen an Gründen durchaus nicht fehlt; es wäre bei Gott am Besten, du nähertest dich auf die eine oder die andere Art der Frau von C. wieder. Du kannst ihr ja vielleicht sagen oder sagen lassen —"

„Ich liebe eigentlich nur sie," willst du sagen. „Nein, nein! ich habe gegen sie gefehlt, ich hätte ehrlicher sein sollen, ich habe unter der Maske gespielt, das ist wahr; aber wenn ich mich ihr je wieder nahe, so sei es mit offenem Visir und sei es, indem ich durch

ein offenes Bekenntniß meiner Liebe zu Paulinen den Versuch wenigstens mache, mich in ihrer Gunst zu restauriren."

„Aber eben zu diesem Zwecke mußt du dich der Baronin wieder nähern," antwortete der Andere und sah mit Schrecken auf seine Uhr, wie schnell die Zeit vergehe. Er versicherte, zu einem Walzer, der nächstens anfangen müsse, und zu einer Masurka, zu einem Strohmann im Whist engagirt zu sein, und schwor, für einige sehr wichtige Causerieen in Anspruch genommen zu sein.

Aus all' diesen Gründen stand er von seinem Fauteuil auf und wiederholte: „Aber eben zu diesem Zwecke halte ich es für dringend nothwendig, daß du es versuchst, bei Frau von C. vorzukommen. Zum Teufel! du mußt nicht den Allzukostbaren spielen und vor allen Dingen nicht vergessen, daß die Einwilligung zu einer Verbindung mit Paulinen sehr von der Baronin abhängen dürfte."

Bei diesen Worten hatte der Graf eine sehr wichtige Miene angenommen, zupfte vor dem Kaminspiegel seine Halsbinde in die Höhe und strich wohlgefällig das rothe Ordensband, welches um dieselbe geschlungen war, nieder. „Glaub mir, Charles," fuhr er fort, „ohne Frau von C. geht's nun einmal nicht; schreib' ihr zwei Zeilen und noch heute Abend, jetzt gleich — dort auf dem Tischchen steht Alles, was du brauchst; man läßt es ihr noch heute Abend zukommen — es ist wahrhaftig das Beste so."

Der Baron sah nachdenkend in die Flamme des Kamins und stieß mit dem Schüreisen die glühenden Kohlen zusammen; er schien sich nur ungern der Baronin zu nähern, sah aber zu gleicher Zeit, wie nothwendig es sei, diesen Schritt zu thun.

Der Graf fuhr fort: „Je mehr ich mir das überlege, so ist dies der einzige Weg, zu dem Ziele zu gelangen. Nebenbei gesagt, bist du der Frau von C. wahrhaftig eine kleine Erklärung schuldig; schreib' ihr also zwei freundliche Zeilen, aber ganz in demselben Styl wie früher, und bitte sie, sie möge dir auf morgen eine Stunde bestimmen."

Der Baron ging widerstrebend an den kleinen Schreibtisch, aber er ging und schrieb mit noch größerem Widerwillen sechs Zeilen, die er in ein Couvert steckte, versiegelte und seinem Freunde übergab.

„Da nimm!“ sagte er, „aber besorg's pünktlich, ich fahre gleich nach zwölf Uhr zu Hause; wenn du nach dem Ball noch einen Augenblick bei mir vorkommst, soll mich's freuen; im andern Fall aber laß mich mein Schicksal morgen früh mit ein paar Worten wissen.“

„Du gehst schon?“

„Was soll ich hier machen? Paulinen kann ich ohne Aufsehen zu erregen, nicht sprechen; Prinz Eugen wird von der alten Herzogin nicht losgelassen, und im Uebrigen ist mir draußen Regen und Schnee lieber, als all' die Gesichter hier, die es heute für unverantwortlich von mir halten, daß ich in der Welt bin, daß ich überhaupt je geboren wurde. — Gute Nacht!“

Der Graf steckte das Briefchen in seine Westentasche, fuhr emsig mit der rechten Hand über seinen linken Handschuh, wo sich eine kleine Falte gezeigt und ging in den Ballsaal zurück.

Der Baron blieb noch einen Augenblick stehen, und seine Augen folgten ihm; doch glitten seine Blicke bei der dahin wandelnden Gestalt vorbei und blieben auf einer Française haften, die sich im Tanzsaal aufgestellt. Sie war es, die dort hervorleuchtete, umgeben von Ordenssternen und Brillanten, und es kam ihm vor, als werde jede Figur nur deßhalb gezogen und ausgeführt, um ihre Schönheit in vollem Licht zu zeigen. Wie stolz und doch lieblich schritt sie einher an der Hand des fürstlichen Wirthes, des Prinzen Eugen — und dieses herrliche Mädchen war sein, und was das Schönste war, es wußte Niemand von dem geschlossenen Bund dieser beiden Herzen; ja, Niemand Fremdes kannte dieses süße Geheimniß, Niemand, als dort das Mädchen selbst im Glanz von tausend Kerzen und hier er, in dem halb dunklen Zimmer, sie von fern betrachtend! Der Baron mußte sich mit Gewalt von dem Anblicke losreißen und eilte, indem er

die glänzenden Zimmer hinter ſich ließ, über eine kleine, ihm bekannte Treppe hinunter in das Veſtibul und dann hinaus in die Nacht.

Der Graf war in den Ballſaal getreten und glitt durch einen Haufen Zuſchauer, welche bewundernd die Françaiſe betrachteten; leicht und gewandt ſchoß er dahin, mit vollen Segeln, bald ſeine Flagge hoch am Maſt tragend, bald dieſelbe tief ſenkend vor einer höchſten Perſon, und war gerade im Begriff, ſich bei mehreren Damen an einem Kamin zu einer Cauſerie niederzulaſſen, als er plötzlich von ſeiner Schweſter Clara geentert wurde, die ihn in ein ſchon ziemlich leer gewordenes Vorzimmer entführte.

Die Dame ſtellte ſich an einen Marmortiſch, ſtützte die eine Hand darauf, während ſie mit der andern ihr großes Ballbouquet ſchwang, und ſagte: „Nun, du kannſt es brauchen, daß du dich ſtundenlang mit dem Baron Karl in ein Nebenzimmer zurückziehſt, vor den Augen des ganzen Hofes bei einer ſo offenkundigen Ungnade!“

„Bah!“ entgegnete der Bruder, „was geht das mich an? Mit deiner Wuth, alle Geſchichten zu vergrößern! Stundenlang ſagſt du, ſei ich mit ihm in einem Nebenzimmer geweſen? — Kaum eine Viertelſtunde, und wer wird's geſehen haben, wer wird auf uns achten?“

„Auf dich allerdings Niemand,“ lachte ſpöttiſch die Schweſter, „aber dem Baron folgen heute Abend tauſend Augen. Und wenn ihr nur etwas Wichtiges zu verhandeln hättet! Aber was wird's ſein? ein neues Pferd, eine Whiſtpartie, — wie geſagt, Alfons, du ſollteſt klüger ſein. — Mit wem haſt du heute Abend getanzt? Biſt du von einer fürſtlichen Perſon befohlen worden? — Natürlich nein!“ fuhr die Schweſter nach einer kleinen Pauſe fort, als der Graf ſchweigend, aber im Gefühl ſeiner ſonſtigen Unwiderſtehlichkeit Cravatte und Ordensband abermals zurecht rückte — „natürlich nein! weil Jedermann weiß, wie liirt du mit dem Baron biſt — und dich obendrein mit ihm abſondern! ſei klug, Alfons!“

„Bah!“ ſagte abermals der Graf, „bedenke nur, Clara, ein Freund und ſo eine einfache Ungnade!“

Die Gräfin ließ fast vor Schrecken ihr Ballbouquet fallen. „Eine einfache Ungnade, sagst du? — eine dreifache, eine zehnfache, eine tausendfache sag' ich dir! und deine Existenz bei Hofe so auf's Spiel setzen! wegen gar nichts, wegen eines morgigen Diner's, wegen einer Opernprobe oder dergleichen! nicht wahr?"

„Du bist einmal wieder voreilig und oben hinaus wie immer!" entgegnete Alfons wichtig thuend und fuhr fort, nachdem er sich überzeugt hatte, daß das Briefchen noch in seiner Westentasche war: „Wir haben Wichtiges verhandelt, sehr Wichtiges!"

„Wichtiges?" spottete die Schwester; „hat er dich vielleicht aufgeklärt über sein Verhältniß zu der armen Adelaid — das Ungeheuer! — so sprich doch, wenn du etwas weißt!"

Der Graf sah sich vorsichtig nach allen Seiten um, lächelte abermals sehr wichtig, zog das Briefchen aus der Tasche und sagte, indem er es seiner Schwester zeigte: „du siehst nun, daß weder von einem Diner, noch von einer Opernprobe die Rede war; ich soll das der Frau von C. übergeben."

„So gib her!" sagte eifrig die Gräfin und wollte das Billet an sich nehmen, „ich kann es besser besorgen als du."

„Unmöglich, liebe Clara!" entgegnete der Graf lachend, „das ist für mich viel zu wichtig. ich muß der Frau von C., deren Augen wahrscheinlich unter den Tausenden waren, die mir nachgesehen, begreiflich machen, was ich in dem Nebenzimmer zu thun hatte — 's ist nur wegen der Ungnade," setzte er spottend hinzu.

Die Gräfin biß sich auf die Lippen, und nachdem sie einen Moment nachgedacht, war sie entschlossen, dem Bruder bei der allmächtigen Hofdame den Rang abzulaufen und ihr tröstend zu versichern, der Baron scheine sein grenzenloses Unrecht einzusehen und werde den Versuch machen, sich ihr de- und wehmüthig zu nahen. Damit rauschte sie hinaus und ließ ihren Bruder stehen.

Dieser säumte auch nicht lange und hatte bald die passendste Gelegenheit gefunden, sein Billet der Hofdame überreichen zu können.

Frau von C. verließ in der nächsten halben Stunde ihre Gesellschaft, warf sich in einen einsam stehenden Fauteuil, der durch eine Gruppe riesenhafter Orangenbäume gedeckt und vereinzelt dastand und nahm den Grafen sehr gnädig auf, der ihr mit wenigen entschuldigenden Worten das Briefchen übergab und sich dann schleunigst zurückzog. Ihm kam es vor, als habe ihre Hand gezittert, als sie das Billet übernahm; doch beobachtete er sie aus der Ferne und sah bald darauf, wie sie sich triumphirend von ihrem Fauteuil erhob und unter der Menge verschwand.

„Ich möchte doch wissen," sagte Alfons zu sich selber, „was dieser Kerl da geschrieben hat; ich fürchte, er dreht den Mantel nach dem Winde, — arme Pauline!"

Seine Vermuthung, als habe der Baron etwas außerordentlich Freundliches und Liebenswürdiges geschrieben, wurde für ihn fast zur vollkommensten Gewißheit durch die gnädige Behandlung, die ihm von der Frau von C. später zu Theil ward. Nicht nur, daß sie fast zehn Minuten lang über die gleichgültigsten Dinge, aber vor den Augen der alten Herzogin, mit ihm sprach, sondern es wurde ihm auch das hohe Glück zu Theil, auf dem heutigen Balle zwei Mal zum Tänzer für die jüngeren Prinzessinnen befohlen zu werden. — Glückseliger Alfons!

Zwölftes Kapitel.

Aus dem Kutscherzimmer.

Das Kutscherzimmer des königlichen Marstalles war an Ballabenden wie der heutige der Versammlungsort für sämmtliche diensthuende Kutscher, welche sich hier durch allerlei Kurzweil die Zeit bis

zur Mitternacht vertrieben und alsdann ihre Wagen wieder einspannten, um ihre Herrschaften vom Balle abzuholen.

Dieses Gemach, in den Mansarden des Marstalls gelegen, war außerordentlich groß und wurde zur Geschirrkammer für alte Prachtstücke gebraucht, welche außer Cours gekommen waren und nur hie und da noch bei Maskeraden, Carousells und dergleichen benutzt wurden.

Rings herum an den Wänden hingen diese alten Geschirre, reich mit Silber und vergoldeter Bronze beschlagen, mit bunten Bändern und farbigem Sammet aufgeputzt, in seltsamen Formen, die ein Sattler unserer Zeit in seinen kühnsten Phantasieen nie mehr hätte erfinden können. Daneben standen ungeheuerliche Sättel, und wo die blanken Nägel saßen, da hatte der Rost jedes Mal einen kleinen braunen Ring herumgezogen oder das Zeug durchfressen, und sie stacken vereinzelt in dem Holz. Auch alte, merkwürdig aussehende und sonderbar verzierte Schlitten waren da mit vergoldeten Gestellen, auf welchen Hirsche, Bären und andere Unthiere standen, deren Leib oben geöffnet und mit schwarzem Pelz ausgeschlagen war, um die Herrschaften in sich aufzunehmen. Diese waren ebenfalls seit undenklichen Zeiten nicht mehr gebraucht worden und schauten wehmüthig zu den kleinen Fenstern der Mansarde hinaus, wenn draußen der Schnee fiel und sie zurückbleiben mußten. Ingrimmig sperrte ein weißer Eisbär seinen Rachen auf, und wir sind überzeugt, daß er hie und da einen klagenden Laut ausstieß und wüthend sein Schellengeschirr schüttelte, wenn draußen die lange Peitsche knallte, wenn die Schellen an lustig dahinfahrenden Schlitten klingelten, wenn Fackelglanz an den trüben Fenstern vorbeifuhr, das Gemach auf einen Augenblick wie Blitze erhellend.

Die ganze Einwohnerschaft dieses Zimmers war überhaupt recht gespensterhaft und sehr geeignet zu einem tollen Getreibe um Mitternacht. Da stand das Schlachtroß irgend eines alten Herzogs, plump ausgestopft, mit den glasigen Augen weit in unabsehbare Fernen hinausstierend, als erblicke es die Vergangenheit und sehe deutlich

vor sich das alte blutgetränkte Feld, wo es sich zum letzten Male wiehernd gebäumt, und die alten Fahnen, denen es voll Kampfbegierde gefolgt. Auf seinem Rücken lag derselbe alte Sattel, und in dessen Halftern staken noch dieselben alten Pistolen, die sein Herr gebraucht. In der einen befand sich vielleicht noch altes verrostetes Pulver, eine alte, fleckige Kugel und irgend ein zweihundertjähriger Papierpfropfen, abgerissen von einem unvordenklichen Landesanzeiger.

Neben diesem Schlachtroß befand sich ein kleines Voltigirpferd von einem außerordentlich füllenartigen Ansehen; der Kopf hatte einen höchst wunderlichen Ausdruck und schaute auf dem dünnen Halse sehr altklug in die Welt; dazu der runde, mit Leder ausgestopfte Rücken, die vier geraden, unten ausgestreckten Beine, unförmlich und eckig, wie die eines lebendigen Füllens. Dieser Voltigirbock war um die Mitternachtsstunde das prachtvollste angehende Geisterpferd, das man je hätte sehen können; wie schauerlich und komisch zugleich, wenn es, von irgend einem Kobold geritten, daher galoppirt wäre, beständig stolpernd mit den unbehülflichen, steifen Beinen und beständig wackelnd mit dem viel zu schweren Kopfe!

Wenn wir uns auch nicht unbedingt für das Dasein von Spukgestalten und Gespenstern aussprechen, so glauben wir doch lebhaft an leise Gespräche, welche das hohe, weitgereiste Schlachtroß mit dem kleinen, nicht über die Sattlerwerkstatt und den Marstall hinaus gekommene Voltigirpferd zur Erinnerung an alte, herrliche Tage für das Eine und zur Belehrung für das Andere hielten.

„Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?"

Wenn man nun zu diesem kleinen Gemach sehr niedrige Mansardenfenster nimmt, mit kleinen Scheiben, die angelaufen sind und trüb und dunstig in allen Farben des Regenbogens spielen und obendrein durch dichte Spinngewebe tief verschleiert sind, und wenn man hiezu die sonderbaren Fresken betrachtet, welche von der kunstreichen Hand talentvoller Stallbuben keck auf die schmutzig-gelben Wände

geworfen, Bilder aus dem Stalldienst oder Stillleben im Stalle darstellend, so kann man dieses Gemach nicht geradezu wohnlich und annehmlich finden.

Die eben erwähnten Fresken waren entstanden zu einer Zeit, als das Zimmer eine Art von Carcer für die Stallbuben war, weßhalb sich hier namentlich Scenen aus dem Märtyrerthum verschiedener Reitzöglinge vorfanden.

Dort war der Oberkutscher, Herr Mundels, zum Sprechen ähnlich getroffen, wie er im Begriffe war, mit einer Hand von sechs Fingern eine ungeheure Ohrfeige auszutheilen; hier stand ein arabischer Hengst, der, wenn die Zeichnung vollkommen correkt war, was Körperschönheit anbetraf, freilich weit hinter dem Voltigirbock zurückblieb, und war derselbe in dem Moment aufgefaßt, wo er sich vermittelst mehrerer, der Anatomie bis jetzt unbekannter Gelenke in seinem Rückgrathe, auf's allermerkwürdigste bäumte.

Daneben sah man Hinrichtungen verruchter Verbrecher, sowie einige Stallobere gezeichnet, sinnreich mit der Erscheinung einiger handfester Mägde in Verbindung gebracht, wie sie offenbar auf verbotenen Wegen gingen.

Bei Abend dagegen, wenn namentlich, wie es heute der Fall war, in dem Zimmer einige Talglichter brannten, wenn der große Ofen in der Mitte eine behagliche Wärme ausströmte, so daß der Schlitten-Eisbär vor Wärme beinahe zu heulen anfing, — eine merkwürdige Thatsache, welche die Menageriebesitzer zu behaupten pflegen, — wenn die leblosen Gestalten rings umher, wie heute, mit lustigen Gesichtern besetzt waren, so befand man sich nicht so übel in dem alten Kutscherzimmer.

Wenn wir so eben von den leblosen Gegenständen rings umher sprachen, die von den Anwesenden besetzt seien, so ist dies buchstäblich zu verstehen; denn da es in dem Kutscherzimmer an Stühlen und Bänken fehlte, so wurden Schlitten oder Sattelböcke zum Liegen oder Sitzen benutzt.

Der Oberkutscher, Herr Mundeis, welcher die Einladung Josephs auf eine Herzstärkung herablassend angenommen, hatte es sich in einem Schlitten bequem gemacht und ruhte in dem Bauche des erwähnten Eisbären, denselben vollkommen ausfüllend; hinter ihm auf der Wurst hockte ein Vorreiter, die Peitsche im Stiefel, und ein anderer Kutscher hatte sich vorn auf das Trittbrett gesetzt, dem Vorgesetzten die Aussicht auf den Ofen und den Punsch gehorsamst freilassend. Joseph befand sich neben dem Ofen selbst, schüttete Rum und warmes Wasser in eine sehr große Waschschüssel, schnitt Citronen und Zucker hinein, ungefähr in denselben Dimensionen, wie man den Pferden das Brod einbrockt, und rührte diese Brühe behutsam mit einem zinnernen Löffel um, nachdem er denselben vorher vermittelst seines Sackuches vom Staube gereinigt.

Im Ganzen waren acht Personen hier versammelt, worunter unser Bekannter, der Herr Dubel, der neben dem Ofen auf dem defekten Sitz einer Kutsche saß, den er aus einem Winkel herbeigeschleppt hatte.

Seinen Frack hatte der Schneider zwischen die Geweihe eines Schlittenhirsches zum Trocknen aufgehängt und fühlte sich in dem ihm verbliebenen und auch zu Theil gewordenen Kutschermantel, durchglüht von dem warmen, starken Getränke, äußerst behaglich.

Jean, der nicht fehlte, hatte sich ein Lager auf dem Boden zubereitet und ruhte da auf einem alten ledernen Sitzkissen. Zwischen dem Gastgeber selbst und dem Jäger Lukas, der ebenfalls erschienen war, hatte sich ein kleiner Höflichkeitsstreit entsponnen, indem Jeder dem Andern den Sattel des Schlachtrosses anbot und Jeder mit dem Volligirbock vorlieb nehmen wollte. Endlich aber drang Joseph durch, der Herr Lukas schwang sich auf den schwarzen Hengst, und das alte Gestell erzitterte, während er aufstieg, wahrscheinlich aus Freude über den stattlichen passenden Reiter; denn wie der Jäger da oben saß mit dem bleichen Gesicht und dem kohlschwarzen Bart, in dem grünen,

reich mit Gold geschmückten Kleide, fiel es Jedem auf, wie sehr Pferd und Reiter zusammenpaßten.

Der Herr Dubel, der sehr für das Wunderbare geneigt war, versicherte, es sei ihm, als müsse der todte Hengst jeden Augenblick anfangen zu wiehern; und der Oberkutscher meinte, nachdem er einen tüchtigen Schluck von dem Punsch zu sich genommen, es habe durchaus keinen Anstand, daß der Jäger auf dem Schlachtrosse wie der selige Herr von Rodenstein, der wilde Jäger, ausschaue. Lukas selbst fand diese Vergleichung außerordentlich passend und meinte, ein solcher Traum in dem gewöhnlichen, langweiligen Traum des Lebens würde ihm nicht so übel gefallen.

Joseph schwang sich, nachdem alle Gläser gefüllt waren, auf den Voltigirbock und setzte sich dort zurecht, beide Beine auf einer Seite, wie es in manchen Gegenden die Bauern zu machen pflegen, wenn sie zu Markt fahren.

„Ja, ja," unterbrach nach einer Pause der Oberkutscher die Stille, „es hat durchaus keinen Anstand, daß der alte Hengst mehr erfahren hat, als wir Alle zusammen; wenn der erzählen wollte!"

„Es ist auf jeden Fall etwas Merkwürdiges um das Ausgestopftwerden," sagte Jean; „das ist doch dieselbe Haut von demselben Hengst, den der alte Herzog selbst geritten."

„Und dasselbe alte Sattelzeug und dieselben alten Pistolen," sagte Joseph, und Lukas fügte hinzu:

„Man fühlt sich auch ganz sonderbar hier oben, und wenn man so hinausstarrt und mit den Augen die Mauern durchbohrt, so kann man einen hübschen Schlachtenlärm träumen."

Jean, der sein großes Glas ausgetrunken hatte, konnte sich von der Idee des Ausstopfens nicht trennen und meinte, es sei sehr traurig, daß man nicht auch die Menschen solchergestalt conservire, auf jeden Fall sollte man in jeder Familie das ausgestopfte Exemplar eines berühmten Vorfahren besitzen.

„Es muß doch eine ganz eigene Race von Pferden gewesen sein, diese Dinger da," sagte schüchtern der Vorreiter, „denn wenn man annimmt, daß so ein Vieh den schweren Reiter trug und in der Schlacht bolzgerade in die Höhe stieg und so zu sagen mitkämpfte, — das würde keines mehr von unsern Gäulen thun."

„Das macht der Ehrgeiz und das Selbstgefühl," sagte wichtig der Oberkutscher; „in der heutigen Schlacht lauft Alles in einer Reihe und Eins verläßt sich auf das Andere; aber damals gingen so zwei Reiter auf einander los — hast du mich gesehen! und wenn sich die Herren mit ihren Schwertern zerschlugen, so bieben die Pferde mit ihren Hufen auf einander los; ich habe einmal in einem Buch gelesen, wie das Schlachtroß eines Ritters mit dem rechten Huf die Lanze des Feinds auf die Seite schlug, während es mit dem andern das Pferd so auf die Brust stieß, daß es sich überschlug."

„Erstaunlich! — Unbegreiflich!" — sagten die Zuhörer, und der Oberkutscher, der in den Augen Joseph's und des Jägers einige Zweifel zu lesen schien, fügte hinzu: „Ich versichere euch, dergleichen hat durchaus keinen Anstand, und Niemand von euch wird einem Pferde Klugheit und Muth absprechen."

„Das ist wahr," sagte der Kutscher auf dem Trittbrett, „ein Pferd ist das gescheidteste Thier in der ganzen Welt;" und der Vorreiter fügte hinzu: „das allergescheidteste."

„Ich möchte mir erlauben zu sagen," mischte sich der Herr Dubel schüchtern in die Unterhaltung, — „daß neben dem Pferde wohl der Elephant genannt werden könnte; der Elephant issss't wohl eben so intelligent wie das Pferd."

Der Oberkutscher dachte einen Augenblick nach, that einen tüchtigen Zug aus seinem Glase und sagte alsdann beistimmend: „Es hat durchaus keinen Anstand; namentlich ist der Elephant außerordentlich ehrgeizig; ich habe einmal in einem Buch gelesen, daß ein Elephant in einer Menagerie, der bei einer Vorstellung zu viel

Rum trank und sich vor einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum berauscht zeigte, sich aus Scham und Reue selbst um's Leben brachte."

„Wahrhaftig!" riefen der Kutscher und der Vorreiter, und der Herr Dubel erlaubte sich schüchtern zu fragen, wie der Elephant das angefangen, worauf der Oberkutscher versicherte, er habe sich an seinem Rüssel aufgehängt, und hinzusetzte mit einem Ton, der alle Zweifel niederschlug: „Es hat durchaus keinen Anstand, daß sich ein Elephant an seinem eigenen Rüssel aufhängen kann."

Diese Erzählung aber war den Anwesenden so wunderbar erschienen, daß eine Zeit lang tiefes Stillschweigen herrschte, und als darauf der Herr Dubel die Unterhaltung wieder aufnahm, zeigte dessen Frage, daß sich sein Geist mit etwas Phantastischem beschäftigte; denn er erkundigte sich, ob Niemand von den Anwesenden wisse, ob die Benennung: „Gespensterwagen," welchen sein Freund, der Herr Joseph, heute Abend zu führen die Ehre habe, nicht irgend einen bestimmten und glaublichen Grund habe.

Joseph zuckte die Achseln und sagte, er habe sich nie darum bekümmert und die alte Benennung recht passend gefunden für das ewige Herumschwärmen des alten Gespensterwagens.

Der Kutscher auf dem Trittbrett aber meinte, indem er sich nach dem Oberkutscher umsah, er habe früher einmal etwas von einem Gespensterwagen gehört, und wenn eine dergleichen Geschichte wirklich existire, so müsse dieselbe dem Herrn Mundels unbedingt bekannt sein.

„Es hat durchaus keinen Anstand," sagte der so schmeichelhaft Aufgeforderte, „daß einmal in früheren Jahren eine Geschichte mit einem Gespensterwagen passirt ist, und so viel ich mich deren erinnere, will ich euch davon mittheilen."

Joseph schwang sich von seinem Voltigirbock herab, füllte die Gläser auf's Neue, und der Oberkutscher erzählte:

Von Veilchen I. und dem Gespensterwagen.

„Vor langen Jahren, ich glaube, es war in der Zeit, wo der schwarze Hengst da noch als Füllen auf der Wiese herumlief, und wo die Schlitten und Geschirrstücke hier im Zimmer nur als etwas außerordentlich Prächtiges bei hohen festlichen Gelegenheiten gebraucht wurden, da war ein Ur-Urvetter meines Vaters ebenfalls Kutscher bei Hof, und dem ist eine seltsame Geschichte mit dem Gespensterwagen passirt.

Da war nun ein alter Kammerherr bei Hof, der bei sehr vielen guten Eigenschaften eine Schwäche für Veilchen hatte: das ganze Jahr standen dergleichen Blumen blühend in seinem Zimmer, seine Knieschnallen an den weißen seidenen Strümpfen waren mit Veilchen gestickt, seine Beinkleider waren veilchenfarben und die goldenen ciselirten Knöpfe auf seinem Rock bildeten ebenfalls diese Blumen; dabei hatte er gewöhnlich einen Veilchenstrauß in der Hand, seine sämmtlichen Kleider rochen nach Veilchenpulver, und die Hofherrn nannten ihn nur Veilchen I.

Der Kammerherr wäre ein vortrefflicher Mann bei Hof gewesen, wenn er nicht einen großen Fehler gehabt hätte: er litt nämlich an einer fürchterlichen Zerstreuung, die sich schon öfters kund gethan und manche komische Geschichten hervorgebracht hatte.

Endlich eines Tages wurde er beauftragt, eine sehr vornehme Dame zum Hofdiner abzuholen. Hätte man nun schon damals die kleinen miserablen zweisitzigen Coupé's gekannt, welche, beiläufig gesagt, kein ordentlicher Kutscher im Stande ist, würdevoll und großartig zu führen, so wäre dem Kammerherrn wahrscheinlich nichts passirt; aber in jener Zeit war ein Hofwagen eine majestätische schwere Maschine, sechssitzig, mit hohen Spiegelgläsern, auf allen Seiten schwer vergoldet, mit ungeheuer hohen Federn und kleinen Rädern, und wenn davor ein Kutscher saß, von solidem Umfange,

mit weißer Perrücke und langem gesticktem Paraderock, so hatte es gar keinen Anstand, daß eine solche Auffahrt sich prachtvoll und großartig ausnahm.

Der Kammerherr nun fährt vor, holt die vornehme Dame auf's zierlichste aus ihren Gemächern herab, und als sie unten am Wagen angekommen sind, begeht er in der Zerstreuung das Entsetzliche — steigt zuerst hinein, setzt sich auf den Ehrensitz und läßt die vornehme Dame auf dem Rücksitz Platz nehmen. Wie sehr sie sich auch bemüht, auf den andern Platz zu gelangen, so gibt es der Kammerherr um keine Welt zu, da er fest und steif glaubt, er sitze, wie es sich gehöre, auf dem Rücksitz, und bittet die Dame um Gotteswillen, ihm das nicht anzuthun und auf seine Seite zu sitzen.

So kommen sie vor's Schloß unter beständigen Demonstrationen und Complimenten, gehen zum Hofdiner, und als dort die Hofherren Veilchen I. seine Zerstreuung erzählen, fällt er wie aus den Wolken und bald darauf in die tiefste Ungnade, und ich versichere euch, es ist kein Spaß, bei Hof in Ungnade zu fallen. Seine vertrautesten Freunde wandten sich von ihm ab, er fand keine Partie Piquet mehr, die Kammerdiener, welche früher die Thür weit aufrissen, wenn er hereintrat, öffneten sie jetzt faul und nachläßig, so daß er öfters mit dem Degen anstieß; die Damen bei Hof, welche ihn bisher um seine Leidenschaft für die Veilchen bewundert, konnten plötzlich den Geruch dieser Blumen nicht mehr ausstehen; bei den größten Cirkeln sprachen die höchsten Personen mit ihm kein Wort, und wenn er den Dienst hatte, so pflegte der Fürst, wenn er sich zurückzog, die Thür seines Schlafzimmers selbst zu öffnen; kurz, Veilchen I. war eine gefallene Größe.

Umsonst sprachen einige ihm treugebliebene Freunde von lebensgefährlichen Selbstmordversuchen, die der unglückliche Kammerherr glücklich überstanden; umsonst fiel er in eine lange Krankheit — sein Glück wollte nicht aufblühen; man that, nachdem er endlich wieder kam, als sei er gestern erst dagewesen, und fragte nicht einmal,

warum man ihn monden lang nicht gesehen; umsonst schwand er zum Schatten und wurde entsetzlich mager. Niemand erkundigte sich, wo seine Körperfülle geblieben.

Da kam er auf die sinnreiche Idee und ließ sich einen neuen Anzug machen, wieder mit Veilchen besetzt, aber statt der veilchenfarbnen Beinkleider waren dieselben von weißer Seide, und statt des dunklen Violett prangten diese Blümchen auf Rock und Weste jetzt im tiefsten Schwarz; er sah von Weitem aus, wie mit großen schwarzen Schmeißfliegen bedeckt, und sein Anblick glich dem eines kranken und melancholischen Fliegenschimmels.

Das wirkte endlich, und bei dem nächsten großen Hofzirkel, als er so auf diese Art tieftrauernd erschien, blieb der Fürst erstaunt vor ihm stehen und sprach mit ihm. Wie Engelsgeläute klang die Frage, die er that, in den Ohren des armen Kammerherrn; der Fürst fragte nämlich: Sind Sie musikalisch? und Veilchen I. bückte sich tief und antwortete: Ja, Euer Durchlaucht, ich schlage das Spinet und singe häufig:

Blühe, liebes Veilchen!

Der Fürst lachte, der ganze Hof lachte, und Veilchen I. lachte mit."

Hier machte der Oberkutscher eine Pause und ließ sich neuen Punsch eingießen; die Anderen änderten ihre Stellung ein wenig, um bequemer zu sitzen, nur Lukas behauptete wie eine Statue seinen Sitz in dem alten Reitersattel, er versetzte sich lebhaft in jene Zeit zurück, und wenn er sich die Sache recht überlegte, so hatte er vielleicht damals schon einmal gelebt und träumte vielleicht von da an immerfort, schon ein paar Jahrhunderte lang. Aber nein; einmal hatte er eine kurze Zeit lang wirklich gelebt und etwas Entsetzliches erlebt, das war ihm in seinen Träumereien vollkommen klar, und doch kam er sich zuweilen vor wie ein Wesen, das von Anbeginn der Welt existirt und das, Gott weiß in welchem unbekannten Winkel

irgend eines alten Hauses fortschlummert und an dem lange, lange Jahre vorbeirollen, während es schläft und träumt; ein Wesen, das sich nur einmal, wie gesagt, erhoben hatte und wirklich in's Leben getreten war; aber an den Moment dachte er nur mit Schaudern und war außerordentlich froh, als er darauf wieder einschlief und ruhig fortträumen konnte.

Im Uebrigen trank er seinen Punsch so gut wie jeder Andere und horchte aufmerksam wie jeder Andere auf die Erzählung des Oberkutschers, der also fortfuhr:

„Es hat also durchaus keinen Anstand, daß man anfing, den armen Kammerherrn bei Hofe wieder zu bemerken, und daß die Sonne der Gnade wieder über seinem Haupte zu leuchten begann; aber es war keine fette, wohlthuende Sommersonne, die einem alten Körper so gut bekommt, nein, es war eine magere, blasse Wintersonne, die sich meistens hinter neidischen Schneewolken verbarg und nur höchst selten ein kümmerliches Licht auf den armen Kammerherrn fallen ließ.

Als er das nächste Mal den Dienst hatte und dem Fürsten die Thür des Schlafzimmers öffnete, sah ihn Seine Durchlaucht lächelnd an, bewegte die Lippen und pfiff zum höchsten Entzücken des Kammerherrn einen Theil von der Melodie:

Blühe, liebes Veilchen!

Der Glückliche war außer sich und ging aufrechten Hauptes und stolzen Schrittes durch die dichten Reihen der Dienerschaft nach Hause. Daß eine solche Gnade, eine solche Anerkennung ihm heute zu Theil geworden war, konnte sein schwaches Herz nicht ohne heftige Aeußerungen ertragen. Zu Hause angekommen, setzte er sich an sein Spinet und raste in wilden Phantasieen über das Thema:

Blühe, liebes Veilchen!

Natürlicher Weise ließ der Kammerherr am andern Tage die

Trauer von seinen Kleidern verschwinden und die Veilchen an seinem Leibe blühten in ihrer natürlichen Farbe und Schönheit wieder auf; aber Niemand bemerkte es: die Zeit sämmtlicher Veilchen war eigentlich vorbei, und nach diesem Rückfalle grämte sich der Kammerherr mehr als je ab, er wurde nach wie vor nicht bemerkt, man sprach nicht mehr mit ihm — doch halt! — richtig! noch ein einziges Mal, als er den Dienst hatte, sah ihn der Fürst an und pfiff gedankenlos einen Takt des bekannten Liedes, worauf sich Veilchen I. tief, sehr tief verneigte und worauf die Gnadensonne für ihn auf immer untergegangen war.

Vergeblich kam er nach längerer Zeit, als er gänzlich unbeachtet blieb, wieder mit den Trauerveilchen, selbst das schlug nicht mehr an; vergebens erklärte er, unter solchen Umständen seinen Abschied nehmen zu müssen, es hielt ihn Niemand davon zurück; sein Schmerz steigerte sich auf eine fürchterliche Höhe, er begann unzusammenhängend zu sprechen und allerlei seltsames Zeug zu treiben.

So geschah es, daß, als er eines Tages den Dienst hatte und den Fürsten an der Thür an sich vorbeigehen ließ, er den Kopf erhob und halblaut zwischen den Zähnen summte: „Blühe, liebes Veilchen!" Der Herr lachte aber nicht mehr darüber, sah vielmehr seinen Kammerherrn ernst an, machte eine sonderbare Handbewegung, und den andern Tag wurde der Kammerherr in Ruhestand versetzt.

Der Ur-Urvetter meines Vaters fuhr ihn an jenem Tage nach Hause und hat versichert, er hätte nie ein jämmerlicheres Geschäft versehen; den Strauß, den er in der Hand trug, zerpflückte er unterwegs Stück für Stück und ließ die Blumen auf die Straßen flattern; in seinen Zimmern angekommen, setzte er sich an sein Spinet und spielte die verhängnißvolle Melodie immer und immerfort, ohne aufzuhören, von Morgens zehn Uhr bis Nachts um zwölf Uhr, und auch da spielte er noch fort, in die stille Mitternachtsstunde hinein, und wie Geisterruf klang es durch die hohen Zimmer: „Blühe, liebes Veilchen!" Gespenstige Schatten stiegen aus den Saiten des

Spinet's hervor: eine Legion verstorbener Kammerherrn, die alle in Ungnade gefallen waren, schritten in's Zimmer und begrüßten ihn freundlich, nickten ihm zu und winkten ihm, in ihre Reihe zu treten. Aus der Luft herab fielen Myriaden von Veilchenblättern und hüllten die ganze Welt in violette Trauerschleier. Die Wachskerzen auf den schweren Leuchtern tropften dicke Thränen herab und hüllten sich ebenfalls in dichte Wachsschleier, und rings durch das Zimmer zogen tiefe Seufzer." — — —

Hier hielt der Oberkutscher einen Augenblick inne, um den Eindruck zu gewahren, welchen die tiefen, mitternächtlichen Seufzer auf seine Zuhörer hervorgebracht. Augenscheinlich waren Alle davon ergriffen, und er fuhr also befriedigt fort:

„Es hat demnach keinen Anstand, daß ein solch' mitternächtliches Gesenfze etwas höchst Grausiges an sich hat. Keiner von euch hat je etwas dergleichen gehört — oder du etwa?" wandte sich der Herr Mundels zum Vorreiter, der unruhig hin und her rückte; „hast du etwa schon ein Geseufze um Mitternacht gehört? und wenn du schon eines gehört hast, so wird es wohl ein eigenes gewesen sein, daß du mit einer blauen Nase nach Haus gekommen bist — aber," fuhr der Oberkutscher feierlich fort, „ein Seufzer, den die Wände ausstoßen, ist etwas höchst Merkwürdiges, das fühlte auch der Kammerherr, ließ sich zu Bett bringen und legte sich hin, um nicht mehr aufzustehen.

Er wäre am Ende ruhig und sanft gestorben, wie es einem guten Christen zukommt, und sein ewiger Schlaf wäre wahrscheinlich nicht gestört worden, wenn ihm nicht ein alter Bekannter unvorsichtig und voreilig genug erzählt hätte, daß sich der Fürst oft seiner in Gnaden erinnere, daß er fast jeden Abend beim Zubettegehen den dienstthuenden Cavalier frage: Wie war doch die verrückte Melodie? — blühe — blübe — und daß der Herr ebenso wenig wie der Diener die Melodie je vollkommen zu Stande brächten.

Und was pfeift der dienſtthuende Kammerherr auf die Frage Seiner Durchlaucht für eine Weiſe? fragte der Sterbende mit matter Stimme, und der Andere antwortete: Nun, eine beliebige Melodie.

Eine beliebige Melodie ſtatt des herrlichen Liedes:

Blühe, liebes Veilchen!

das iſt ja ganz entſetzlich! und damit ſchloß er die Augen und war todt.

Kurze Zeit darauf, es war Winter geworden," erzählte der Oberkutſcher mit ernſter Stimme weiter, „ſtand der Ur-Urvetter meines Vaters ſpät in der großen Remiſe und putzte die Spiegelſcheiben an dem Wagen, womit er an dem Abend die Herrſchaften vom Balle abholen mußte; der Wagen ſchaukelte und ächzte von der Bewegung, draußen war es kalt und unfreundlich, und als er mit ſeinem Geſchäft fertig war, ſetzte er ſich hinein auf die weichen Sammtkiſſen der Carroſſe und verſank bald in einen feſten und geſunden Schlaf.

Mitten in ſeinen Träumen aber war es ihm, als ſtehe vor dem Wagen und ſchaue durch die Spiegelfenſter hinein ein ihm wohlbekannter Lakai und ſage, er, der Kutſcher nämlich, habe vor zwölf Uhr einzuſpannen und um die Mitternachtsſtunde vor die St. Hubertuskirche zu fahren. Das träumte ihm nur, aber ſo außerordentlich klar und deutlich, daß unſer Vetter, als er um drei Viertel auf zwölf Uhr aus ſeinem Schlaf erwachte, eilig ſeine beiden Pferde einſpannte und nach der St. Hubertuskirche fuhr.

Er hat ſpäter oft geſagt, wenn er dieſe Geſchichte erzählte, er ſei nie im Stande geweſen, darüber nachzudenken, wie ſonderbar es doch ſei, daß er Nachts um zwölf Uhr Jemanden an der Hubertuskirche abholen ſolle, er habe ſich dies und das gedacht und es für nicht unglaublich gehalten, daß es einer Hofdame wohl einmal einfallen könne, Nachts um zwölf Uhr eine Beichte zu thun.

So ſei er alſo ruhig hinaus gefahren und habe gleichmüthig

vor dem Thore des Friedhofs gehalten, welcher die Kirche umschließt. Bald darauf habe sich diese Thüre geöffnet, es sei Jemand herausgekommen und sei in den Wagen gestiegen, auch habe es außerordentlich nach Veilchen gerochen. Der Kutscher hat sich in diesem Augenblick nur gewundert, daß der Wagen gar keine Bewegung gemacht und daß er, ohne einen Befehl zu erhalten, vollkommen genau gewußt, er müsse nach Hof fahren. Das that er denn auch, und obgleich er selbst durchaus nicht erschreckt oder alterirt war, so waren dagegen die beiden Rappen vor dem Wagen, sonst die besten Pferde von der Welt, kaum zu halten.

Am Portal des Schlosses angekommen, wurde der Wagen geöffnet, die diensthuenden Lakaien im Gange stießen einen entsetzlichen Schrei aus, indem die Wagen- und die Schloßthür von selbst aufsprangen, ohne daß man Jemanden hindurchgehen sah, und unser Vetter, der Kutscher, der jetzt plötzlich wie aus einem tiefen Schlaf erwachte, jagte nach Hause, spannte aus und verkroch sich zitternd in sein Bett."

Hier schwieg der Oberkutscher, trank den Rest seines kalt gewordenen Punsches aus und war sichtlich erfreut, seine Zuhörer in großer Spannung gelassen zu haben und mit einiger Neugierde, was mit dem Passagier des Gespensterwagens eigentlich geschehen sei.

Der Herr Dubel konnte auch nicht unterlassen, sich nach demselben zu erkundigen, worauf sich der Herr Rundels sein Glas abermals füllen ließ und mit ernster feierlicher Stimme sprach:

„Als sich nach Beendigung dieses Hofballes der Fürst in sein Schlafgemach zurückzog, soll er zu seinem diensthuenden Cavalier gesagt haben: Mein armer Kammerherr schläft also ruhig bei St. Hubertus; schade um ihn, er hatte sonst gute Eigenschaften — wie war doch die verrückte Melodie?

Doch ehe der Cavalier antworten und den Mund öffnen konnte, trat eine sonderbare Gestalt aus dem leicht verdunkelten Nebenzimmer im weißen Kleide, mit schwarzen Veilchen gestickt, neigte sich

tief, öffnete ihre eingefallenen Lippen und ſummte mit tiefer, ſchauerlicher Stimme:

Blühe, liebes Veilchen!

Dann zerfloß ſie in Nebel, die Geſtalt nämlich, und der Herr und der Cavalier ſtanden da, ſtarr vor Entſetzen.

So ſoll es geſchehen ſein," ſchloß der Oberkutſcher und ſah ſich vorſichtig rings um.

Die Zuhörer ſahen ebenfalls vorſichtig rings in die dunklen Ecken des großen Zimmers, und bei dieſer Bewegung, die ſie auf ihren Sitzen machten, klingelten die alten Schlittenglocken und klirrten die Ketten an dem Geſchirr des alten Schlachtroſſes, der Kutſcherbock, auf dem Herr Dubel ſaß, ſeufzte bei dieſer Veranlaſſung ſo bedenklich, als habe er die ganze Geſchichte mitgemacht und ſei von ihm aus der Geſpenſterwagen an jenem Abend dirigirt worden.

Noch eine Zeit lang, nachdem der Herr Mundels dieſe Geſchichte erzählt, blieb ein gewiſſer Ernſt auf den Geſichtern und Unterhaltungsgegenſtänden der Zuhörer haften und es wurde viel von Träumen geſprochen, welche namentlich der Herr Lukas, ſowie auch der Herr Dubel als etwas durchaus Untrügliches darzuſtellen verſuchten.

Der Oberkutſcher meinte jedoch, gute und böſe Träume kämen aus dem Magen, und da das, was man eſſe, doch einigermaßen mit dieſem Theile des Körpers in Verbindung gebracht werden könne, ſo bilde ſich die Gattung der jedesmaligen Träume nach der Gattung des jedesmaligen Eſſens.

„Ich kann ſicher darauf gehen," ſagte Herr Mundels, „wenn ich Blutwurſt eſſe, ſo träumt es mir von Gefechten, ungeheuren Schlägereien und ſchrecklichen Geſchichten; eſſe ich aber z. B. Kutſcherbraten, ſo träume ich des Nachts gewiß etwas, was mit meiner Kunſt in Verbindung gebracht werden kann. So hatte ich unter Anderem vor einiger Zeit in Folge eines derartigen Nachteſſens einen ſehr unangenehmen und peinigenden Traum.

Mir träumte nämlich, ich sei ein Omnibus, ein alter, gebrechlicher Omnibus, der auf seinen Rädern hin und her wackelte und der bei jedem Anstoß auf der Chaussee krachte und seufzte. In mich hinein packte der Omnibuskutscher, ein eigensinniger, schlecht gesinnter Hallunke, eine solche Menge von Passagieren, daß meine Seiten auf eine schreckliche Weise aus einander getrieben wurden, und das Volk in dem Omnibus, das heißt in mir, lärmte auf eine ganz unanständige Weise; auch glaube ich, daß sie sehr viel Bier und ein nicht geringes Quantum Wein getrunken hatten, es kam mir auch vor, als rauchten die Sünder in dem Omnibus entsetzlich schlechte Cigarren; kurz, ich wackelte in einem furchtbar elenden Zustande über die Straße und dabei war vor mich hin ein struppiger, krummbeiniger und lahmer Gaul gespannt, der es auf meine Schienbeine abgesehen hatte und so oft nach ihnen ausschlug, als ich einen Versuch machte, mich aus Verzweiflung in einen Chausseegraben zu wälzen. Endlich kamen wir ans Thor und als wir hinein wollten, war ich, oder der Omnibus, viel zu breit und das Thor viel zu eng; ich sollte hineingezwängt werden, die Kerle in mir schrieen, der Kutscher schimpfte, der Thorwärter fluchte, der alte Gaul schlug heftiger als je an meine Schienbeine, und ich erwachte."

„Erstaunlich," sagte Jean.

„Das war ein fürchterlicher Traum," meinte Joseph und beeilte sich das Glas des Oberkutschers wieder aufzufüllen, damit er das Andenken an dieses schreckliche Gesicht hinabspüle in den Sitz der Träume.

Der Jäger meinte auf seinem Schlachtroß, nachdem er sein Glas ausgetrunken und es dem alten Gaul wie eine Kappe auf's linke Ohr gestülpt: „Wenn wir, das heißt wenn ihr heute Nacht träumt, so werdet ihr glauben, in Citronengärten zu wandeln."

„Oder," setzte Jean hinzu, „es kommt uns vielleicht auch vor, als seien wir dort hinten in Jamaika und müßten als elende Gschlafen Rum kochen."

„Ganz richtig!“ lachte der Oberkutscher, dessen dickes Gesicht auf eine merkwürdige Art zu leuchten begann, „und ich komme mit der großen Fahrpeitsche als Oberaufseher hinter euch.“

Pflichtschuldigst lachten der Kutscher auf seinem Trittbrett und der Vorreiter hinten ungeheuer über diesen Witz, so daß der Letztere fast von seiner Wurst hinuntergefallen wäre.

Als nun gar Jean hinzufügte, der Herr Lukas werde eine solche Existenz, wenn sie wirklich bestände, für einen sehr schlechten Traum halten, ging das Lachen von Neuem los. Der Herr Mundels stampfte mit den Füßen in dem alten Eisbären, die Thränen liefen ihm über die blauroth angelaufenen Backen, und als ihm in diesem Moment obendrein noch ein Stück von einem Citronenkern in den unrechten Hals kam, so fing er an fürchterlich zu husten und erlitt einen kleinen Erstickungsanfall, der nur dadurch gehoben werden konnte, daß der Vorreiter hinten seinen lackirten Hut wegwarf und sich mit dem Kopfe in den Rücken des Oberkutschers eingrub und ihn so plötzlich in eine aufrechtsitzende Stellung brachte.

Ueber die Züge des Jägers glitt bei dieser Veranlassung ein leichtes Lächeln, er nahm Schluß in dem Sattel des alten Gaules, faßte die Zügel und sah aus, als wolle er hohnlachend die kleine Menschheit da unten über den Haufen reiten.

Der Herr Dubel sah mit großer Ehrerbietung zu ihm hinauf.

„Was wollt' ihr von Träumen sprechen?“ fragte Lukas; „was ihr des Nachts seht oder zu sehen glaubt, kommt allerdings aus dem Magen, das sind keine Träume; wenn man heute Nacht ein Omnibus ist und morgen vielleicht ein Karrengaul, und wenn man vielleicht übermorgen ohne Hosen auf dem Markt herumläuft, — das ist nicht geträumt; aber wer kann sagen, er träume immerfort? Immer dasselbe Leben, bald anmuthig, bald langweilig, und wo er an seinem Traume heute aufhört, fangt er morgen wieder an; wer kann das von sich sagen?“

„Ei, ei,“ antwortete der Oberkutscher, indem er sich mit einem

rothkarrirten Sacktuch die letzten Thränen aus dem dicken Gesicht wischte; „das ist mir auch schon vorgekommen, daß ich mehrere Nächte hinter einander von einem ungeheuren Nierenbraten geträumt habe.“

„Ein Traum ohne Unterbrechung?“ rief Lukas, „durch nichts unterbrochen, als die stille ruhige Nacht, wo ein gesunder Mensch schlafen und keine Träume haben soll — aber ein Traum am Tage, das ist etwas ganz Anderes.“

„Und sind Sie aus diesem Traume niemals aufgewacht?“ fragte Jean pfiffig lächelnd.

„Bis jetzt nicht,“ entgegnete der Jäger; „wird aber vielleicht noch kommen.“

„Und könnten Sie uns nicht erzählen, theurer Herr Lukas, wann der Traum eigentlich anfing?“

Der Jäger fuhr mit der Hand durch sein schwarzes Haar, und seine Augen leuchteten wie Blitze; er paßte so genau zu dem kohlschwarzen Roß mit den unheimlich glänzenden stieren Blicken, als habe nie etwas Anderes auf dem Sattel gesessen. Mann und Roß schienen Eins zu sein, ein berittenes Gespenst, gleich bereit, in der Mitternachtsstunde irgend einen wilden Spukritt anzutreten.

„Ihr wollt wissen,“ sagte der Jäger, „wann ich anfing zu träumen? meinetwegen, sei's darum! 's ist eine kurze Geschichte.“

Und Lukas erzählte also:

Vom blauen Regenschirm.

„Ich war ein junger Bauernbursche, lebhaft und vergnügt, siebenzehn, achtzehn Jahre alt, — ja, es mag so gewesen sein, — und ich hatte für nichts Sinn als für die Pferde, mit denen ich auf dem Felde ackerte, und für die Blumen, welche ich im Walde fand, für letztere aber nur, weil ich sie, so lange es deren gab, allabendlich der jungen Tochter unserer Nachbarin, einer armen Frau, gab. Und das Mädchen war sehr schön.

Das fühlte ich wohl, und wenn der Tag noch so freundlich aufstieg, und wenn die Morgenwolken noch so rosig am Himmel zogen, und wenn die Lerchen noch so munter aufwirbelten aus dem grünen thauigen Fruchtfelde, das alles war für mich nur dann erst schön, nachdem sie ihr kleines, mit Papier verklebtes Fenster geöffnet und hinaus gerufen hatte: Guten Morgen, Lukas!

Damals träumte ich auch zu Nacht und träumte, wie das Mädchen mein wäre und ich sie in meinem Arm hielt, kurz, wie wir liebten und glücklich waren; dazwischen lagen aber in der Wirklichkeit noch ganze Berge von Hindernissen, und wenn ich mit dem Vater nur sprach von der Bettlerin und ihrer Tochter, so verfinsterte sich sein Gesicht, und einmal, als ich wie im Scherz sagte, die möchte ich heirathen, da hob er seine schwere Peitsche gegen mich auf. Trotzdem aber war ich viel drüben in dem kleinen verfallenen Häuschen und half der Alten, wo ich nur helfen konnte.

Das Mädchen war meistens traurig und in sich gekehrt, die Alte dagegen lustig und guter Dinge, namentlich wenn ich ihr ein Säckchen mit Frucht über den Zaun warf oder des Winters einige Scheiter Holz oder dergleichen.

Das dauerte so eine Zeit lang fort, und alsdann gingen Mutter und Tochter nach der großen Stadt, die nahe lag, um für das Mädchen ein Unterkommen zu finden; und sie fand auch eins bei einer Nähterin und ging von da an jeden Morgen dorthin und kam Abends wieder. Bald besserte sich auch das Verhältniß der Alten; es ging ihr nicht mehr so schlecht wie früher, und ich — nun, ich freute mich darüber.

Das Mädchen war damals fünfzehn Jahre alt und frisch und gesund aufgeblüht wie eine Rose, man konnte nichts Schöneres sehen. Wenn sie aber so zuweilen daher kam durch das Dorf an Sonn- und Feiertagen, und wir junge Burschе standen beisammen, und ich dem Mädchen triumphirend nachsah, indem es in mir sprach: „die wird doch dein werden!“ dann stießen sich einige der ältern Burschе

lachend an; und als sie eines Tages ein neues hübsches Tuch trug, sagte einer von ihnen: „Ich möchte beim Blitz, die hätte das Geld von mir verdient!“ und die Andern lachten.

Das aber ging mir im Kopf herum, und ich dachte darüber nach und grübelte und wollte doch nichts herausbringen; auch mit der Alten sprach ich darüber, doch die lachte, sah mich mit einem sonderbar pfiffigen Blick an und brummte in sich hinein: „Man muß ja leben, das Hungersterben ist sehr unangenehm.“

Mir ließ aber diese Geschichte Tag und Nacht keine Ruhe, und nachdem ich lange hin und her gesonnen, ging ich eines Morgens, es war Samstags vor Tagesanbruch nach der Stadt und verbarg mich am Thor, bis das Mädchen kam, dann folgte ich ihr von Weitem nach und sah, wie sie allerdings zu einer Nähterin ging, um da zu arbeiten.

Ich blieb und wartete Stunde um Stunde, und endlich gegen vier Uhr, es war im Spätherbst, kam sie wieder heraus. Abermals folgte ich ihr von Weitem und sah, daß sie absichtlich durch mehr Straßen ging, als nothwendig war, und daß sie herumgehen wollte, bis es anfing, dunkel zu werden; dann trat sie vor ein großes Haus, sah sich schüchtern nach allen Seiten um und eilte durch ein Hofthor und dann durch eine kleine Thür in dieses Haus hinein, das sah ich. Ich schlich ihr nach, fand eine kleine, finstere Treppe, die ich langsam hinaftappte, und kam auf einen ebenfalls dunklen Vorplatz, wo ich nichts bemerkte, als gleich zwei feurigen Punkten zwei Schlüssellöcher, durch welche das Licht in den Zimmern auf den Vorplatz fiel. An dem einen horchte ich; es waren zwei Stimmen, die zusammen sprachen, Gott sei Dank! zwei Männerstimmen — aber was sprachen sie?

Der Eine sagte lachend und flüsternd: „Wer ist da?“ und die andere Stimme antwortete:

„Es ist das hübsche Bauermädel, die alle Mittwoch und alle Samstag kommt.“

„Schade um die," erwiderte die erste Stimme, „die hätte in die rechten Hände fallen sollen, als daß sie so auf eigene Faust herumläuft;" und die andere Stimme entgegnete:

„Allerdings, es ist eigentlich schade." — — —

Ich ging zurück an die andere Thür, und vor derselben stand ein alter blauer Regenschirm, den ich ganz genau kannte; vor nicht langer Zeit hatte ich an eben diesem alten blauen Regenschirm, als ich Abends in dem ärmlichen Zimmer draußen im Dorfe saß, die Stange mit einem Nagel befestigt, — sehen und hören konnte ich aber nichts aus dem Zimmer, wo der Regenschirm stand, es herrschte da eine entsetzliche sonderbare Stille. —

Ich ging langsam des Weges zurück, wo ich hergekommen und es fror mich auf eine schreckliche Art, die Zähne schlugen mir im Munde zusammen und meine Hände waren starr, doch wartete ich geduldig, bis sie aus dem Hause auf der kleinen Treppe und dem dunklen Vorplatz herunter kam, und dann folgte ich ihr von Weitem, und als sie in einen kleinen Laden trat, ging ich ebenfalls da hinein.

Als sie mich sah und erkannte, erschrak sie sichtlich und fuhr zusammen; sie sah sonderbar aus, ich habe ihr Gesicht seit damals nicht vergessen; ihr Auge war feucht, und ihre Hand zitterte, als sie ihre kleinen Einkäufe bezahlen wollte; auch wandte sie sich ängstlich rechts und links und wollte mich das Geldstück nicht sehen lassen, das sie gab." — —

Nach einer Pause, die der Jäger hier in der Erzählung gemacht, fuhr er ruhig und gleichmüthig fort:

„Es war ein Zweiguldenstück und ich sagte: Du verdienst viel Geld, worauf sie mit leiser Stimme antwortete:

„Ach Gott! ich habe das eigentlich nicht verdient; ich habe es mir nur entlehnt, und es hat mich eine entsetzliche Mühe gekostet, es zu bekommen. Aber," setzte sie hastig hinzu, „ich habe es

wahrhaftig nothwendig gebraucht, ich verdiene täglich sechszehn Kreuzer, und davon können wir nicht leben."

„Das ist ganz richtig," entgegnete ich sehr ruhig, „davon könnt ihr nicht leben; aber wenn du es mir gesagt hättest, so hätte ich dir zwei Gulden geschenkt, so viel kann ich schon erübrigen."

Darauf zitterte ihre Hand heftiger als zuvor, und die Geldstücke, welche sie zurück bekam, klapperten ordentlich zusammen.

„Wir wollen nach Hause gehen," sagte ich nach einer Pause, und sie sah mich mit einem schrecklichen Blick an. „Ja, wir wollen nach Hause gehen," fuhr ich fort, „ich will dich begleiten."

Sie ging neben mir her, und erst als ich's ihr zehnmal gesagt, hing sie sich an meinen Arm, und da es heftig regnete, so spannte ich den alten, blauen Regenschirm, der auf dem Vorplatze gestanden, über uns aus.

Unterwegs muß ich allerlei sonderbares Zeug zu dem Mädchen gesprochen haben; oft lachte ich laut auf, und dann schauderte sie zusammen, endlich aber hörte ich sie einen gellenden Schrei ausstoßen, und dann war ich allein, doch kümmerte mich das durchaus nicht weiter; ich spazierte mit dem blauen Regenschirm ruhig nach Hause, legte mich zu Bett, und da war es, wo ich in einen tiefen, tiefen Schlaf fiel.

Entsetzliches träumte mir: bald lag ich in einem glühenden Ofen, bald lag ich eingefroren in einem See und sah ganz sonderbare, gräßliche Gestalten, Gewürme, das aus dem glühenden Ofen an mein Herz kroch, und seltsame Eisvögel, die auf dem See um mich herum flogen; am schrecklichsten aber war mir der blaue Regenschirm, den ich häufig sah — zuerst war es eine blaue Wolke, auf welcher sie lag, ein fünfzehnjähriges Mädchen, frisch und blühend; die Wolke sank aber tief herab und verwandelte sich in einen schmutzigen, gähnenden Schlund, und als ich ihr nachschauen wollte, schloß er sich krachend über ihr zusammen.

Dann träumte mir, es werde Frühjahr und ich kam hinaus in

den grünen duftenden Wald zu einem Förster und lebte da ein ruhiges, träumerisches Leben. Jahre vergingen, so träumte ich nämlich, und dann wurde ich herrschaftlicher Jäger. Alles im Traume, und heute Abend träume ich von einer lustigen Punsch-Partie, die man eigentlich nicht mit alten, unangenehmen Erinnerungen trüben sollte.

„Joseph," so schloß der Jäger, „fülle mein Glas auf!" Damit nahm er dasselbe vom Ohr des Pferdes herunter, schwang sich aus dem Sattel auf den Boden und trank das gefüllte Glas auf einen Zug aus.

„Lustig, lustig!" sagte er mit blitzenden Augen; „das Leben ist ein Traum, das haben schon weit klügere Leute als ich gesagt und bewiesen; nur fürchte ich mich einigermaßen vor dem Erwachen nach jenem Abend," setzte er plötzlich ernst werdend hinzu, und seine Züge nahmen einen gespenstigen Ausdruck an; „wenn ich einmal erwache, so steht neben meinem Bette der blaue Regenschirm, und ich muß hinaus an den tiefen Dorfsee und mit den andern Burschen mit langen Stangen nach ihrem Leichnam suchen." —

Draußen auf den Kirchthürmen schlug es zwölf Uhr.

Die Erzählung des Jägers hatte die Anwesenden sonderbar gestimmt, und Alle waren es zufrieden, daß die Mitternachtsstunde zum Aufbruch mahnte. Der Oberkutscher wälzte sich aus seinem Schlitten und meinte, es habe durchaus keinen Anstand, daß das ein ganz curioser Vorfall sei; der Kutscher und der Vorreiter sprangen eilfertig in die Höhe, und während der Erstere seinem Vorgesetzten den Rock, der sich durch's Liegen etwas in die Höhe geschoben hatte, sanft herabzog, reichte ihm der Vorreiter die kleine Mütze, die vom Kopf des Herrn Mundels gefallen war.

Joseph füllte zum letzten Male die Gläser, und der Herr Dubel, den die Geschichte des Jägers besonders angeregt hatte, und der dieselbe sehr poetisch fand, sah nachsinnend in die leere Punsch- und Waschschüssel, er seufzte tief auf und wandte sich an Lukas, der sein Glas in der größten Ruhe trank.

„Für mich," sagte er, „wäre es wahrhaftig außerordentlich angenehm, auch so träumen zu können, nur möchte ich wünschen, daß diese Träume angenehmer Art wären; — was bietet uns das Leben? was bietet mir das Leben?" setzte er traurig hinzu. „Ach! meine Exisss-tenz, mein wirkliches Dasein ist ein höchsss-t bejammernswerthes, und doch bin ich nicht dazu gemacht, als Flickschneider untergehen zu müssen, wenigsss-tens fühle ich es in meinen Träumen; oder wenn ich anmuthige Bücher lese, ja, dann fühle ich es, wie sehr ich meinen Zweck verfehlt habe. Warum bin ich nicht mit meiner Nadel zufrieden? warum zieht es mich zu einem vornehmen, eleganten Leben, wenn ich nicht die Mittel dazu besitze?"

„Das sind ebenfalls Träume," sagte Jean, „und wir alle haben dergleichen Gedanken."

„Aber nicht wie ich," sagte hastig der Schneider; „ihr fühlt euch in eurem Zusss-tande glücklich, ihr wünscht euch nichts Anderes, als . . ."

„Höchstens eine tüchtige Zulage!" lachte Jean.

„Aber ich," fuhr der Herr Dubel fort, „verzehre mich in Sehnsucht nach einem Glück, das mir doch nie zu Theil wird; bei jeder Equipage, die vorbeirollt, denke ich an meine eigene, die ich besitzen könnte; wenn die Leute in's Theater fahren, so sehe ich im Geiste meine Loge von rothem Sammt mit weichen Stühlen, und die liegt," setzte er trübe vor sich hin lächelnd hinzu, „dicht neben der Bühne und hat eine Thüre da hinaus."

Alle lachten bei den Phantasieen des Schneiders; der Oberkutscher sagte, es habe gar keinen Anstand, daß es viel besser und vernünftiger sei, sich mit seinem kleinen Loose zu begnügen. Dabei schaute er auf seinen dicken Bauch und dachte an seinen reichgestickten Rock, der zu Haus im Schranke hing, und erblickte schmunzelnd in dem Punschglase die große Staatscarosse und die Leute mit den abgezogenen Hüten.

Alle, wie gesagt, lachten über die Worte des Schneiders, nur

der Jäger nicht, der mitleidig zuschaute, wie der Herr Dubel den warmen Kutschermantel auszog und sich besondere Mühe gab, sein noch feuchtes Fräckchen an den Leib zu bringen.

„Ich bin ja nicht unbescheiden in meinen Wünschen," klagte der Schneider, indem er die Arme weit aus einander breitete und unter kräftigem Ringen den Versuch machte, den Kragen seines engen Rockes seinem Halse näher zu bringen, „es könnte mich ja glücklich machen, wenn ich nur auf Augenblicke in dem Wagen eines vornehmen Herrn schwelgen könnte; ich bin gewiß nicht unbescheiden."

„Dazu könnte Rath werden," meinte der Jäger; „wenn es Ihn z. B. glücklich machen kann, einmal mit allem Zugehör nach Hause gefahren zu werden, so komm Er mit mir, ich will Ihn in aller Form vor Seine Wohnung bringen."

Herr Dubel lächelte ungläubig; aber Jean, der dem Jäger einen Wink gab, sagte: „Warum denn nicht? ich bin überzeugt, wenn der Herr Lukas was sagt, so fährt er Euch in dem Brougham des Barons nach Hause."

Joseph trat ebenfalls lachend näher, klopfte dem Schneider auf die Schulter und sagte: „Steig' Er ein, alter Dubel; mich soll der Teufel holen, wenn in dem alten Stall dergleichen alte Späße nicht übel aufgenommen würden, so führe ich Ihn auch einmal nach Hause."

Und der Oberkutscher setzte hinzu, das sei ohne allen Anstand ein Kapitalspaß.

Demgemäß verließen Sämmtliche von der Punschgesellschaft das Kutscherzimmer und stiegen in den Stall hinab, oder gingen, um ihre bereits eingespannten Equipagen aufzusuchen.

Lukas, der mit dem Schneider ging, blieb vor dem Thor des Marstalles stehen und wartete auf die Equipage des Barons, die auch bald mit zwei Laternen heranrollte. Der Herr Dubel lachte freudig in sich hinein über die bevorstehende Fahrt und bedauerte nur, daß es nicht Mittagsstunde sei, um Bekannten, die ihm allen-

falls begegnen würden, freundliche Grüße zu spenden. Ernst und feierlich wie immer öffnete der Jäger den Schlag des haltenden Broughams, erkundigte sich, ob Seine Gnaden eine Cigarre anzustecken wünschten, machte auf die bejahende Antwort Feuer und reichte dasselbe dem Schneider sammt einer guten Cigarre, welche der Herr Dubel alsbald anbrannte, sich darauf in die weichen Kissen zurückwarf und schläfrig befahl, nach Hause zu fahren.

„Elstergasse, Numero vierundvierzig!" sagte Lukas zu dem Kutscher, und der Herr Dubel fügte hinzu: „Vier Treppen hoch, hinten hinaus!" und dahin fuhr der elegante Brougham, dumpf rollend und angenehm schaukelnd. Die Laternen warfen zitternde Lichter auf die Gegenstände rechts und links, an welchen sie vorbeikamen; die Hufe der Pferde klapperten auf dem Pflaster und der Herr Dubel war überglücklich.

„Ach," seufzte er, „wenn mich so die Honoratorentochter sehen könnte! wenn ich so bei ihr vorfahren dürfte! 's wäre doch eine Möglichkeit da, ihr Herz zu erringen."

Es ging dem Schneider in diesem Augenblicke, wie es den meisten Menschen geht, die immer weiter schweifen, wenigstens in Gedanken, obgleich das Schöne doch so nahe liegt. Ihm genügte nicht mehr der elegante Wagen, in welchem er lag: nein! er knüpfte an denselben Eroberungsversuche, Herzenseinnahmen, das ganze lustige und leichte Leben eines reichen Cavaliers und fand sich deßhalb sehr unangenehm berührt, als der Wagen in die tiefer gelegenen Stadttheile einbog, wo arme Miethsbewohner bei kleinen Gewerbsleuten ihr bescheidenes Zimmerchen haben.

Man hätte dieses Viertel den Federviehhof der Stadt nennen können; denn in ihm gab es Elster- und Krähenstraße, Tauben- und Hühnerhof; und hier wohnte auch der Herr Dubel, dort in jenem langen, schmalen Gebäude, ausgezeichnet durch einen kohlschwarzen Giebel und durch ein kleines, stilles Weinhaus im untern

Stock, welches gewöhnlich von Gästen aus der höheren Bürgerklasse benützt wurde.

Man sollte glauben, dieselben hätten Wirthshäuser, auf den breiteren Straßen gelegen, besucht; dem war aber nicht so, und je enger und schmieriger eine Weinkneipe zwischen Häuser und Düngergruben eingekeilt lag, desto größeren Zuspruchs erfreute sie sich in hiesiger Stadt. Nur recht verborgen, nur ungesehen von der ganzen Nachbarschaft mußte man in die Wirthsstube gelangen können, das war neben einem guten Wein ein Haupterforderniß und ein Anziehungspunkt für die Stammgäste.

Ein spekulativer Kopf, dessen Haus mit der vorderen Seite an einer belebten Straße lag, während auf der andern Seite des Hauses ein tiefer Graben war, der das Gebäude von einem unscheinbaren Stadtviertel trennte, und von wo man nur auf ausgetretenen Treppen zwischen den schmutzigen Mauern aufwärts in das Haus gelangen konnte, hatte die glückliche Idee, den Eingang zur Weinstube nach hinten zu verlegen, — eine zeit- und stadtgemäße Veränderung, welche ihm eine ungeheure Menge Gäste zuführte und ihn in Kurzem zum wohlhabenden Manne machte.

In der Elstergasse nun, vor dem Hause Numero vierundvierzig, standen in der geöffneten Thür neben dem schlaftrunkenen Wirth die letzten Gäste, welche die Mitternachtsstunde zum Aufbruch gemahnt hatte und die daran waren, sich nach Hause zu verfügen. Sie waren gerade im Begriff, das Wetter für die nächsten Tage zu prophezeien, und einer unter ihnen wollte aus verschiedenen lichten Streifen am Himmel ein heranziehendes Frostwetter erkennen.

Es waren ihre drei, die da standen, wovon zwei außer dicken Ueberröcken und Mützen nicht viel Bemerkenswerthes hatten, der dritte dagegen, der im Laufe des Gesprächs mit „Herr Direktor" angeredet wurde, eine hohe, d. h. große Persönlichkeit, war, mit gerade aufsitzendem, etwas nach vorn geneigtem Hute, in einen weiten Carbonarimantel gewickelt. Er hielt in der Hand ein langes,

spanisches Rohr mit goldenem Knopf, das er stolz auf das Pflaster aufgesetzt hatte, ungefähr in der Art, wie man es auf der Mensur mit dem Stoßdegen zu machen pflegt.

Zwischen diese Gruppe hinein rollte der Brougham des Barons und die drei Gäste, denen vor dem Wirthshause in der Elstergasse noch nie ein solches Attentat auf ihre Hühneraugen begegnet war, hatten kaum Zeit, an das Haus zu springen. Der Kutscher, den der Jäger von dem Spaß unterrichtet, fuhr so dicht hinan, daß die Räder des Wagens die ausgetretenen Treppenstufen fast berührten, und parirte die Pferde im schärfsten Trab. Lukas flog vom Bocke herunter, riß den Schlag auf, salutirte dem aussteigenden Schneider und sagte ernst und würdevoll: „Wünsche wohl zu schlafen!" Er hätte gern hinzugesetzt: „Herr Graf," fürchtete aber damit den Spaß zu verderben. Dann schwang er sich wieder neben den Kutscher, schrie ihm viel lauter als nöthig war in die Ohren: „Nach dem Schlosse!" und dahin sauste der Wagen.

Die drei Stammgäste blickten verwundert den Schneider an, der ebenfalls einen Augenblick unter der Thür stehen blieb und nach dem Wetter sah, und dann wandten sie sich an die Wirthin, welche im Ton der höchsten Ueberraschung ausrief: „Ei, der Dubel!" um zu erfahren, wer der Mann der Equipage eigentlich sei.

Der Schneider, der durch das Schaukeln in dem Wagen ganz in die Rolle eines gnädigen Herrn verfallen war, nahm sehr würdevoll den alten zinnernen Leuchter aus der Hand der Wirthin, lüftete seinen alten Hut kaum merklich zum Gruß und stieg die Treppen hinan.

Die drei Stammgäste aber, wenigstens zwei von ihnen, steckten ihre Köpfe mit denen des Wirthes und der Wirthin zusammen und vernahmen zu ihrem größten Erstaunen, daß der junge Mensch ein Flickschneider sei und in der vierten Etage hinten hinaus wohne. Der dritte der Stammgäste, der Herr Direktor, schüttelte den Kopf

und meinte, dahinter stecke etwas, der junge Mensch müsse, Gott weiß woher, eine vornehme und sehr mächtige Protektion haben.

Er sprach diese Worte, obgleich in ziemlich ordentlichem Deutsch, doch mit sehr fremdem und weichem Accent. Was er sagte, leuchtete auch dem Wirth und der Wirthin ein, und sie beschlossen, den Herrn Dubel künftig mit größerer Achtung als bisher zu behandeln.

Dann schloß sich das Haus und starb für heute Nacht wie die umstehenden ab; noch eine kleine Weile sah man flackernde Lichter an den Fenstern hin und her wandeln, dann erloschen auch diese und Alles war nächtig und finster.

Die Stammgäste zogen ihres Weges, zwei rechts, der Herr Direktor links, und wenn man ihn so dahinwandeln sah, den Mantel malerisch umgeworfen, die Beine zierlich setzend, und wenn man noch in der Entfernung hörte, wie der Stock auf dem Pflaster klirrte, den er fest und gleichmäßig aufsetzte, so paßte Figur und Gang so gar nicht in das Revier der Elstergasse, und man hätte darauf schwören mögen, der Mann gehöre dahin,

„wo die letzten Häuser steh'n."

Und diese Ansicht war auch keineswegs unrichtig, denn, theurer Leser, der Mann, der dort hinwandelt, ist keine geringe Persönlichkeit, es ist vielmehr Signor Benetti, Direktor des königlichen Ballets und der königlichen Tanzschule.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Hofball und seine Folgen.

Joseph hatte jetzt für heute zum dritten Mal seine Schimmel eingespannt und wartete, bis sämmtliche Hofwagen die Remise verlassen hatten, dann öffnete er die Laternen, blies die Lichter aus, indem er bei sich dachte: „Das Anhalten an dem alten Triumphbogen wird sich viel schöner ausnehmen, wenn der alte Wagen ohne Licht dasteht, als wenn die beiden naseweisen Laternen weit in die Nacht hinaus rufen: hier steht eine herrschaftliche Equipage."

Nachdem er dieses Geschäft besorgt, stieg er auf den Bock und fuhr langsam dem Palais zu.

Dort an den hellen Fenstern, die eigenthümlich gefärbt waren, je nach den Farben der seidenen Vorhänge, und auf diese Art mit blauem, rothem und grünem dämmerigem Scheine in die Nacht hinaus schienen, sah man Gruppen von Ballgästen stehen, aus dem Tanzsaale drangen die Töne eines zweiten und dritten Cotillons, und dort sah man die Paare bei den Fenstern vorbeischweben.

Auf dem weiten Platze vor dem Schlosse wimmelte es von Equipagen aller Art, und die Pechkränze, die dort in dem großen, eisernen Becken flammten, beleuchteten die herrschaftlichen Kutscher auf dem hohen Bocke und die Droschkenführer auf ihren niedrigen Wagen. Dort stand eine ganze Menge Equipagen zusammengeschichtet und die Kutscher unterhielten sich lärmend. Hier fuhr einer im kurzen Trab umher, um die Pferde warm zu erhalten, und die glänzenden Laternen spiegelten sich auf dem nassen Boden und bildeten, wo der Wagen auch hinfuhr, neben den Rädern einen leuchtenden Streifen.

Jetzt war drüben der Cotillon zu Ende, der Prinz Eugen führte seine Gemahlin durch die Zimmer zurück in das Innere des Palais

und nahm die tiefen Verbeugungen, die dem Fürsten und dem liebenswürdigen Wirthe zugleich galten, mit freundlicher Handbewegung entgegen.

In dem letzten Gemache des Ballappartements, wo sich noch höhere Personen und vertraute Bekannte des Hauses befanden, krönte ein letzter kurzer und freundlicher Cercle das anmuthige Fest. Dann machte die Prinzessin gegen die Anwesenden eine leichte Verbeugung, der Prinz grüßte zur guten Nacht freundlich mit der Hand, die Hof- und anderen Damen in dem Cercle machten zu guter Letzt einen tiefen Knix, die Herren betrachteten entzückt lachend ihre Schienbeine, und Alles rauschte durch die Zimmer die Treppen hinab in das Vestibul, nach Bedienten oder Wagen rufend.

Die erste Hofdame, Frau von C., welche während der einen Hälfte des Balles beständig in stummem Schmerz dagesessen und welche, die höchsten Personen abgerechnet, nur mit einigen genauen Bekannten freundliche Worte gewechselt, war nach Empfang des Billets wie umgewandelt; ihr Auge blitzte auf, sie athmete tief und heftig, und in ihrem ganzen Wesen ging seit jenem Moment eine große Veränderung vor. Sie hatte danach eine lange Unterredung mit der alten Herzogin, und als sich später dieselbe entfernte, küßte Hochdieselbe im Vorbeigehen zum Erstaunen aller Umstehenden das Hoffräulein auf die Stirn und sagte ihr: „Gute Nacht, meine Liebe, auf baldiges Wiedersehen; folge der Frau von C., sie weiß meinen Willen."

Dem jungen Mädchen waren diese Worte nicht aus dem Gedächtniß entschwunden, sie wiederholte sich dieselben tausend Mal, konnte aber keinen rechten Zusammenhang darin finden. Während des Abends blickte sie zuweilen schüchtern nach dem Baron, und wenn sie es auch schmerzte, ihn nicht zu sehen, so war sie anderntheils froh darüber; denn schon allein die Erinnerung an den gestrigen Abend, so oft sie dieselbe aus dem Innersten des Herzens hervorrief, ließ ein tiefes glühendes Roth in ihrem Gesichte aufsteigen. Aber er

konnte wenigstens im Schlosse bleiben! dachte Pauline, denn sie fühlte in der Française, als sie mit dem Prinzen tanzte, daß er jetzt wegging; sie sah seinen Freund, den Grafen, aus dem Nebenzimmer kommen, sah später die Gräfin Clara mit Frau von C. verkehren, sah, wie die Hofdame den Brief las, und all' dieses Räthselhafte erschütterte sie tief.

Frau von C. blieb in einem der äußern Zimmer stehen, und als das Hoffräulein herankam und schüchtern hinter ihr stehen blieb, wandte sie sich um und sprach seit gestern Morgen wieder zum ersten Male mit dem jungen Mädchen. Auf ihren Zügen lag ein gewinnendes Lächeln, und als sie sagte: „Wir fahren zusammen, meine liebe Pauline!“ hätte man glauben können, sie sei die zärtlichste Mutter und habe den ganzen Abend für nichts Sinn gehabt, als für das Glück ihrer schönen Tochter und für die Triumphe derselben während des heutigen Balles. Pauline fühlte sich unangenehm berührt, ohne zu wissen, weßhalb; sie ließ sich klopfenden Herzens von Jean ihren Mantel umgeben und trat mit der Hofdame in das Vestibul.

Es waren draußen schon viele Wagen weggefahren, namentlich hatte sich die Zahl der hell glänzenden Laternen sehr vermindert, da fast der ganze Hof schon nach Hause war; man konnte es deßhalb einem Droschkenführer nicht verargen, daß er, als Jean hinausrief: „Hofwagen! — Joseph!“ — laut antwortete: „Es ist kein Hofwagen mehr da!“ denn er hatte den Wagen hinter sich mit den erloschenen Laternen nicht für einen solchen angesehen. Doch Joseph nahm diese Bemerkung gewaltig übel, und als er im kurzen Galopp die Rampe zu dem Palais hinauffuhr und so dicht bei dem Droschkenführer vorbei, daß sich derselbe auf den Tritt seines Wagens retiriren mußte, konnte er sich nicht enthalten, ihm zornig zuzurufen: „Meint Er vielleicht, alte Droschke, wenn so ein Hofwagen zufällig keine Laternen hat, es sei ein alter Mistkarren? Platz da!“ Und damit hielt er vor der Glasthür, sich sorgsam umsehend, wer hin-

einsteige, damit es ihm nicht passire, daß er mit der unrechten Dame an dem alten Triumphbogen halte. Doch wie ward ihm zu Muth, als nun beide Damen vortraten, zuerst die Frau von C., dann das Hoffräulein, als Jean den Schlag zuschloß und hinaufrief: „Nach Hause!"

„Alle Hagel!" fluchte der Kutscher unmuthig; „da soll ein altes Donnerwetter drein schlagen! Was mach' ich nun? halte ich an dem alten Triumphbogen oder halte ich nicht an dem alten Triumphbogen?" —

Joseph wußte sich durchaus nicht zu helfen, denn ihm waren für den Fall keine Instruktionen zugegangen, und er beschloß, zu einem Mittel seine Zuflucht zu nehmen, das ihm schon öfters in zweifelhaften Fällen gut gedient: er zählte nämlich die Gaslaternen ab und sagte an der ersten Ja! an der zweiten Nein! und so fort, bis er an den Triumphbogen hinkam, wo ihm die letzte Laterne mit freundlichem Flackern ein lustiges Ja! zurief.

Augenblicklich hielt der Wagen und augenblicklich voltigirte Joseph von seinem Bocke und Jean von seinem Tritt herunter.

„Einen Stein in den Huf getreten!" brummte der Kutscher und dabei faßte er den Lakaien kräftig am Kragen und zog ihn vor bis zu den Pferden hin und hob alsdann den linken Vorderfuß des ehrlichen Tibull auf, der mit dem Kopf schüttelte, als wolle er versichern, daß er diesen Spaß ganz und gar nicht verstände. Joseph hämmerte aber unverdrossen an dem Huf herum und gab sich eine Mühe, als müsse er einen Meilenstein daraus entfernen; und Jean wollte an den Wagenschlag eilen und die Baronin über den Aufenthalt aufklären, als rasch ein Mann in einem Mantel an die Equipage trat, die Hand der Baronin ergriff, welche eben das Fenster heruntergelassen, sie heftig küßte und alsdann sagte: „Verzeihung für den Ueberfall, aber ich muß Sie einen Augenblick sehen!"

Der Kutscher hörte auf zu klopfen, denn er dachte: Jetzt geschieht da etwas Verkehrtes und absonderlich Falsches. Jean biß

die Lippen auf einander und riß dann das Maul vor Erstaunen weit auf, als er die Stimme der Frau von C. hörte, welche antwortete: „Ei, ei, Baron, kommen Sie lieber morgen, als daß Sie sich hier einer Erkältung aussetzen; — gute Nacht!“

Das Licht der unglückseligen Laterne, welche Ja! gesagt, schien hell und glänzend in den Wagen hinein, der Baron bemerkte seinen entsetzlichen Irrthum und trat verwirrt und betreten zurück, als habe er eine ganze Legion Gespenster gesehen; Joseph, der dies für ein Zeichen zum Weiterfahren nahm, schwang sich behende auf den Bock, Jean hinten auf den Tritt, und fort ging es, was die Pferde laufen konnten.

Der Kutscher, obgleich unschuldig, war außerordentlich unzufrieden mit sich selbst, und wenn nicht leider schon ein Theil seiner vier Dukaten für den famosen Punsch aufgegangen gewesen wäre, so würde er, nachdem er die Damen am Schlosse abgesetzt, wieder mit dem Wagen umgekehrt sein nach dem alten Triumphbogen, um das Geld an den Mann zurück zu geben, an den Mann, der wahrscheinlich dort noch immer stände, steif vor Entsetzen. So aber fuhr Joseph aufgeregt und zornig nach dem Stalle, knallte mit seiner Peitsche für einen Hofkutscher sehr unanständig durch die stille Nacht und hätte an der Ecke des Schlosses beinahe noch ein Individuum überfahren, das ihm in den Weg trat.

Dieses Individuum, statt auf die Seite zu springen, blieb keck vor den Pferden stehen und ergoß sich in einen Strom von Citaten aus dem Polizeireglement über schnelles Fahren um die Ecke und über Fahren ohne Laternen bei der Nacht.

„Platz da!“ rief der Kutscher; „aus dem Wege, alte Ratte!“ und dabei wirbelte er die Peitsche verdächtig in der Luft, Tibull und Pluto wurden unruhig, und das Individuum, welches sah, daß hier in der Einsamkeit nicht viel auszurichten sei, sprang auf die Seite, der Wagen schoß vorbei, und die Peitsche des Kutschers, einmal in Bewegung gesetzt, ruhte nicht eher, als bis sie behende rück-

wärts gefahren war und das Individuum fein, aber scharf getroffen hatte, und zwar genau auf dieselbe Stelle, wie den Sänger des Schwalbenliedes und wie Jean den Lakaien.

Im Schloß aber schritten die beiden Damen durch die halbdunkeln hallenden Corridore die einsamen breiten Marmortreppen hinauf, und es war in dem großen, weiten Gebäude Niemand wach, als sie und das Echo, welches die Tritte wiederhallen ließ und vervielfältigte, als ginge über alle Corridors und Treppen eine ungeheure Menge von unsichtbaren Ballgästen nach Hause.

Auch die hohen Zimmer lagen düster da, und die Wachskerzen, die Jean voraustrug, zeigten nur in unbestimmten Umrissen die großen Familienbilder an den Wänden, die sich zu verneigen und zu bewegen schienen, und strahlten weder von irgend einem vergoldeten Möbel in der Ecke, das da wie ein unbekanntes Thier lag mit vielen funkelnden Augen.

Die Kronleuchter glänzten und rauschten, wie sie unter ihnen dahinschritten, der Tritt war unhörbar, und so glitten die beiden weißen Gestalten von einem Gemache in das andere und alle schienen bei Nacht gleich groß, gleich dunkel, gleich unheimlich. Nur das Boudoir der Frau von C. machte hievon eine Ausnahme: es war kleiner, hier brannten mehr Lichter, und hier fühlte man eine behagliche Wärme.

Die Hofdame setzte sich in einen Fauteuil und winkte ihrer Begleiterin, nachdem Jean abgetreten war, in dem andern Platz zu nehmen.

Es entstand für den Augenblick eine tiefe Stille, die nur unterbrochen wurde durch das Picken der Uhr auf dem Kamin und durch das Picken der Uhr im Vorzimmer, welche in eifrigem Gespräch begriffen zu sein schienen; bald schienen diese Uhren der gleichen Meinung, dann fingen sie an gelinde zu streiten, wurden immer heftiger, haspelten durch einander, wollten sich übertönen, und das ging so

fort. Dazwischen hustete im Nebenzimmer zuweilen eine schlaftrunkene Kammerjungfer, und dann war es wieder ganz still.

„Ich war gestern etwas hart gegen dich," sagte die Hofdame und breitete ihren Fächer aus; „ich gestehe mein Unrecht vollkommen ein; du warst überrascht und wußtest nicht, was du thun solltest; es ist das in der Welt schon öfters vorgekommen."

Die Uhren schienen der gleichen Meinung zu sein.

„Es läge auch durchaus nichts Schlimmes, nichts Strafbares darin und liegt auch dergleichen nicht zum Grunde; denn ich bin überzeugt, daß du diese unangenehme Sache für das ansiehst, was sie leider ist, für einen unverantwortlichen Leichtsinn des Barons, für eine Ueberraschung, ja, für eine Ueberrumpelung, wie man sie sich gegen ein junges unerfahrenes Mädchen zuweilen erlaubt."

Die Hofdame schlug ihren Fächer zu und sah Paulinen mit einem festen Blicke an.

Die Uhren begannen ihren kleinen Streit wieder und schienen nicht ganz derselben Ansicht zu sein.

„Antworte mir Pauline," fuhr Frau von C. fort, „antworte mir, mein liebes Mädchen, denn ich bin überzeugt, daß du mir in deinem Herzen Recht gibst; darum gestehe es mir zu, daß du jene unangenehme Ueberraschung zu würdigen weißt und daß du es begreifst das Spiel, das man mit dir getrieben, oder nein! das man mit dir treiben wollte. Gestehe es deiner mütterlichen Freundin."

Das junge Mädchen fuhr schmerzhaft berührt zusammen und blickte, ohne ein Wort zu sprechen, aber flehend auf ihre mütterliche Freundin.

Die Uhr neben ihr auf dem Kamin und die im Vorzimmer schienen sich immer mehr zu entzweien, sie begannen einen lebhaften, heftigen Streit mit einander, und es war ungewiß, welche den Sieg davon tragen würde.

„Antworte mir doch, liebe Pauline!" fuhr die Hofdame fort und schlug ihren Fächer ungeduldig und sehr rasch zusammen, „sprich

dich aus über die . . . Vermeſſenheit jenes Mannes, über jene Unſchicklichkeit, die du wohl fühlen muſt, namentlich du, ſonſt in allen Dingen ſo zart und ſo außerordentlich empfindlich für jede noch ſo leichte Berührung; — oder ſiehſt du vielleicht," fuhr ſie lauernd fort, „nicht die Unſchicklichkeit ein, die gegen dich begangen wurde, eine ganze Kette von Unzartem, von Unartigem, von dem Moment an, wo er in dein Cabinet drang, bis zu dem Moment, wo er dich küßte? — — — Ja, dich küßte, mein Fräulein!" fuhr Frau von C. entſchieden fort, als ſie bemerkte, wie das junge Mädchen die Hand erhob und antworten zu wollen ſchien — „aber jetzt bitte ich dich um Antwort! Fandeſt du das Benehmen des Barons gegen dich nicht im höchſten Grade unſchicklich und lächerlich?"

„Nein!" ſagte das Mädchen mit kaum hörbarer Stimme, „ich kann das gerade nicht finden;" faßte dabei aber die Lehne ihres Seſſels, als fürchte ſie, nach dieſer Antwort durch einen Blick ihrer mütterlichen Freundin in einen bodenloſen Abgrund geſchleudert zu werden.

Frau von C. aber ſank bei dieſer Antwort in die innerſte Tiefe ihres Fauteuils und wunderte ſich alsdann ungemein, daß die Erde ſie nicht wirklich und wahrhaftig verſchlungen.

„In der That," ſagte ſie nach einer langen, langen Pauſe, während welcher die Uhren, ein unangenehmes Geſchlecht, nachdem ſie kaum wieder einig geworden waren, ſchon wieder ihren Streit begonnen, — „in der That, mein Fräulein, Sie ſehen das wirklich nicht ein? In der That nicht? — Ganz gewiß nicht? — Und empfinden nicht die entſetzliche Unſchicklichkeit, die man gegen Sie begangen?"

„Nein!" wiederholte das Mädchen abermals und dieſes Mal mit etwas beſtimmterem Tone, „ich kann das, was geſtern Morgen zwiſchen dem Baron und mir vorgefallen, wohl eine Ueberraſchung nennen, aber keine Unſchicklichkeit; es iſt durchaus nichts, was mich herabſetzen könnte — durchaus nichts — ich glaube wenigſtens

so, meine theure Frau von C., gewiß nichts, was mir Ihre Vorwürfe zuziehen könnte."

„Keine Unschicklichkeit wäre begangen worden? nichts, was Ihnen Vorwürfe zuziehen könnte?!" rief die Hofdame so laut, daß sie die leisen Stimmen der Uhren übertönte; „o Gott, wie das naiv ist! Keine Unschicklichkeit, wenn ein junger Mann ein Hoffräulein in ihrem Zimmer küßt? — Die Frau Herzogin aber," fuhr sie strenger fort und sprang bei der Nennung dieses Namens von ihrem Fauteuil auf, als sei die gewaltige Dame selbst in der Nähe, „die Frau Herzogin aber und ich, wir halten dafür, daß man Sie compromittirt hat, daß man sich sehr unschicklich gegen Sie betragen."

Das junge Mädchen war ebenfalls aufgestanden und sagte mit leiser Stimme, aber bestimmt und fest: „Ich kann nur bedauern, gnädige Frau, daß ich zum ersten Mal im Leben in den für mich traurigen Fall gekommen bin, wo meine Ansichten mit den Ihrigen nicht übereinstimmen; der Baron hat mir keine Liebeserklärung gemacht — — aber er bot mir seine Hand an."

„Er bot dir seine Hand an?" sagte die Hofdame und lachte dabei entsetzlich laut. „In der That, mein Fräulein, er bot dir seine Hand an; er ein reicher, unabhängiger, junger Mann, du ein armes mittelloses Fräulein, darin liegt ja eben das, das — Komische, wenn es nicht so furchtbar ernst wäre."

Sie drückte ihren Arm fest auf die Kaminplatte, zerknitterte dabei die herrlichen Spitzen ihres Ballkleides und bemerkte nicht einmal, daß sie das Schloß eines ihrer Armbänder aufgedrückt und daß dies in die glimmende Asche gefallen. Doch mochte sie dem jungen Mädchen gegenüber, deren Gestalt um ein Bedeutendes höher, ihr imponirend vor ihr stand, für besser halten, wenn sie ihre frühere sitzende Stellung wieder einnahm, überhaupt ihren Angriffsplan änderte; genug, sie glitt in ihren Fauteuil zurück, brachte ihre Hand mit dem Schnupftuche vor das Gesicht und weinte heftig; wenigstens

glänzte in ihren großen, immerhin schönen Augen eine Thräne, als sie nach ein paar Minuten die Hand mit dem Schnupftuche sinken ließ und mit der anderen die Rechte des Mädchens ergriff und sie sanft in ihren Sessel zurückzog.

„Mein liebes, gutes Kind," sagte sie mit bewegter Stimme, „ich bin ja nur um dein Wohl besorgt, wir wollen ja nur dein Bestes; traue mir, Pauline, traue der Freundin, die es gut mit dir meint! Es ist vielleicht grausam, dir deinen Glauben zu zerstören, aber zu deinem Besten muß es sein; glaube, der Baron meint es nicht gut mit dir — ich weiß es, arme Verblendete! Was er dir gestern Morgen gesagt, hat er vielleicht heute Abend mehreren Andern wiederholt."

„Hättest du nicht," fuhr sie nach einer Pause fort, „bis jetzt in glücklicher, beneidenswerther Unwissenheit gelebt, so würdest du Manches gehört haben von dem leichtsinnigen, wilden Leben, das der Baron schon seit längerer Zeit mit mehreren seiner Bekannten führt; sehen hättest du es wenigstens schon lange müssen, wie er in der Gesellschaft umherflattert, von einer Dame zur anderen, und wie er, man muß das gestehen, bei allen Theilen gern gesehen wurde. Man sagt, der Blick der Liebe sei scharf, — o liebes Kind, der Blick einer mütterlichen Freundin ist schärfer; ich könnte dir Details erzählen," sagte sie seufzend, „deren hundertster Theil zu viel wäre, um sie in dem Reste dieser bald abgelaufenen Nacht sagen zu können. — Mich selbst," fuhr die Dame fort und senkte ihre Augen, „mich selbst verfolgt er mit seinen Galanterieen, allerdings sehr unverfänglicher Natur, die ich ihm jedoch hundertmal untersagt, obgleich umsonst; du warst heute Abend beim Nachhausefahren Zeuge davon. Eine andere Dame, die wir Beide genau kennen, hat er heute Abend mit diesen Zeilen — um eine Zusammenkunft auf morgen." — Sie suchte bei diesen Worten ein Billet hervor, faltete es auf, und während Pauline mit zitternder Hand dasselbe in Empfang

nahm und durchlas, ließ sie das Couvert mit der Adresse in die glühenden Kohlen fallen.

Das junge Mädchen saß da, ein Bild des Jammers; eine erschreckende Bläße bedeckte ihr Gesicht, ihre Brust wogte heftig und einzelne schwere Thränen stahlen sich unter den langen Wimpern hervor und rollten über ihr Gesicht; sie hob das Auge mit einem unnennbar flehenden Ausdruck zu ihrer mütterlichen Freundin empor, und ihr Blick sagte: „Ist es wahr, was du so eben gesprochen? Bin ich wirklich eine Unglückliche? um so unglücklicher, da mein Herz sich warm und rasch erschloß? dreifach unglücklich, da ich, dem Blick seines Auges, seinem Worte trauend, ihm ohne Scheu gestand, was in meinem Herzen für ihn sprach, daß ich ihn liebe und daß ich sein Weib werden wolle."

Frau von C. folgte diesen stummen Fragen mit ihrem Blicke, und als verstände sie vollkommen, was die bebenden Lippen nicht sprachen, nickte sie mit dem Kopfe und zerriß mit dieser stummen Bejahung das Herz des armen Mädchens vollends.

Es entstand eine längere Pause, an den hohen Fenstern rauschte der Wind und die Nacht sah gespenstig herein zwischen den schweren Seidevorhängen und ärgerte sich über die brennenden Wachskerzen, welche ihr so hartnäckig die Herrschaft in dem Zimmer streitig machten.

„Du weißt, Pauline," fuhr Frau von C. fort, „wie sehr mir dein Wohl, dein Bestes am Herzen liegt; würde ich so mit dir sprechen, wenn es nur eine Möglichkeit gäbe, dir eine so ehrenvolle und glänzende Existenz zu verschaffen, wie eine Heirath mit jenem Manne? Nein, gewiß nicht! Glaube mir, wir alle, die für dich besorgt sind, haben die Sache reiflich hin und her überlegt, es ist nur ein Mittel da, um dich aus einem unangenehmen Gerede zu bringen, das auf jeden Fall entstehen wird, sowie man dem Baron Zeit läßt, die Vortheile zu verfolgen, welche du ihm so unbedachtsamer Weise eingeräumt. — — Die Frau Herzogin hat deßhalb

befohlen, daß du noch heute den Hof auf einige Zeit verlaſſen und dich zu meiner Verwandtin nach B. begeben ſollſt. Ihre Hoheit hat es mir zur traurigen Pflicht gemacht, dir dieſes anzukündigen, ſowie ſie mir auch befahl, dir in ihrem Namen ein herzliches und freundliches Wort zum Abſchiede zu ſagen; es iſt keine Ungnade, mein Kind, die dich betrifft; du machſt eine kleine Reiſe und kehrſt nach einiger Zeit hierher zurück."

Dies war ein ſchrecklicher Moment für das arme Hoffräulein; ſie fühlte bald die Wahrheit des Geſagten, oder es wurde ihr vielmehr dieſe Wahrheit eingeredet; dabei hatte die Frau von C. ihr ſtrenges Auge feſt auf ſie gebeftet, ein Auge, ihr ſo wohlbekannt, ein Blick, der ſich nicht abweiſen ließ und der, wenn er fragte, nur eine Bejahung wollte.

Die beiden Damen erhoben ſich darauf, wie nach einem vollkommen abgemachten Geſchäfte; Pauline machte eine Verbeugung und fragte, wann ſie reiſen ſolle.

„Die Nacht iſt bald vorbei," entgegnete Frau von C. mit einem leiſen Seufzer und warf einen Blick in den Schloßhof; „der Wagen iſt für dich mit Tagesanbruch beſtellt, und während du einpacken läßt, will ich mich hinſetzen und einige Briefe für dich ſchreiben. Adieu, meine Liebe!"

Mit dieſen Worten faßte ſie die beiden Hände des Mädchens und küßte ſie auf die Stirn, auf dieſelbe Stelle, wo geſtern andere Lippen eine Secunde geruht, — ein Kuß, wonach geſtern das Herz des Mädchens freudig und glückſelig geſchlagen, — aber jetzt! — — Sie ging in ihr Zimmer, in daſſelbe Zimmer, und ſetzte ſich an den Tiſch, an denſelben Tiſch, ſie ſtützte die Stirn auf ihre Hand, fuhr aber gleich darauf wieder erſchreckt in die Höhe und beſchaute ängſtlich die Handfläche, als wäre darin ein rothes, brennendes Mal zurückgeblieben.

Frau von C. ließ ſich einen Tiſch an den Kamin ſetzen und ſchrieb, während der Tag langſam zu grauen anfing, mehrere Briefe.

Als sie fertig war und aufstand, glänzte ihr aus den Kohlen das herabgefallene Armband entgegen, sie hob es auf und betrachtete es nachdenkend; es war ein einfacher goldener Reif mit einer Muschel-Camee, das Portrait Paulinens. Diese hatte es ihr einst zu ihrem Geburtstage geschenkt. Das Gold war von der Gluth der Kohlen matt angelaufen und die Camee war zersprungen. — — — —

Der junge Tag kam endlich herauf, faul und langweilig, nicht wie der Sohn des Hauses, sondern wie ein gemietheter Knecht; zuerst zog er im Osten die grauen Regenvorhänge aus einander und ließ sich in einem mattgelben Streifen sehen, der dann aber verdrießlich wieder verschwand; bald darauf kam er auf die Erde, ohne viele Umstände, ohne Glanz und Pracht, in grauem nassem Wettermantel, dessen Enden der scharfe Morgenwind hoch emporjagte; triefend von Regen und mißmuthig setzte er seine Füße in die großen Wasserlachen, welche Straßen und Plätze bedeckten.

Draußen aber im Freien war es noch unheimlicher, als in den Straßen der Residenz, der Wind bog die Pappeln an der Landstraße, er trieb unterschiedliche Wettrennen mit den Regenschauern, welche niederschlugen, und beide, Wind und Regen, jagten einem einsamen Reisewagen nach, der ihnen vorausfuhr und weit und breit allein unterwegs war.

Der Postillon trof vor Näsſe, die Pferde gingen in schläfrigem Trabe weiter und der Wagen selbst war fest verschlossen; Wind und Regen aber hatten ihn bald erreicht; der Regen klatschte an die Fenster und der Wind machte Bekanntschaft mit den Rädern, heulte durch sie hin und fragte: „Wohin des Weges?“ Aber der Wagen schüttelte den Kopf, als wolle er sagen, er wisse das selbst nicht, und rollte weiter, immer fort auf der endlos langen Chaussee. — —

Vierzehntes Kapitel.

Elstergasse Numero vierundvierzig.

Es mochten nach den oben erzählten Vorfällen ungefähr acht Tage verflossen sein, der Winter war strenger eingetreten und es herrschte jene trockene Kälte ohne Schnee, welche so empfindlich und unangenehm ist.

Es war Abend, die Sterne funkelten am Himmel, der Boden war hart gefroren und der einsame Schritt eines Wanderers in den engen Straßen der unteren Stadt hallte an den Häusern wieder.

Dieser einsame Wanderer, welcher trotz der durchdringenden Kälte außerordentlich leicht gekleidet war und die Hände in die Hosentaschen gesteckt und die Schultern, als wolle er die Ohren schützen, in die Höhe gezogen hatte, hüpfte mehr als er ging und war unser Freund Dubel, der von seiner Arbeit nach einem mühsam vollbrachten Tagewerk in seine bescheidene Klause zurückkehrte.

Der Wagen des Baron Karl hatte seit jenem denkwürdigen Abend auf die Hauswirthin von Numero vierundvierzig der Elsterstraße seine Zauberkraft noch nicht verloren, und sie, welche sich früher um den Dubel nur vielleicht an Quartalen, wo der Miethzins fällig war, den aber unser Freund noch nie einen halben Tag schuldig geblieben war, bekümmert hatte, war seit damals aufmerksam gegen ihn geworden, reichte ihm nicht selten höchsteigenhändig den zinnernen Leuchter dar und sah obendrein darauf, daß dieser Leuchter, wie es der Herr Dubel so sehr liebte, blank und sauber geputzt wurde.

Seinerseits hatte aber auch der Schneider jenen Abend nicht vergessen, und wenn er von da an in die Küche trat, um besagten Leuchter zu holen, so erkundigte er sich sorgfältig, ob keine Briefe für ihn angekommen seien. Dieser Fall war indessen bis jetzt noch

nicht eingetreten, Herr Dubel besaß auch keine auswärtigen Correspondenten und deßhalb wunderte er sich um so mehr, als ihm die Wirthin zugleich mit dem zinnernen Leuchter ein kleines Billet einhändigte, welches er, als sei es etwas durchaus nichts Ungewohntes, nachläßig in seine Westentasche steckte.

Herr Dubel stieg die Treppen hinan, die schmalen gewundenen Treppen mit dem vor Alter glänzenden, schwarzen Geländer und jeder Tritt krachte unter seinen Füßen und er ging langsam hinauf in den ersten, zweiten, dritten und vierten Stock und öffnete im letzten eine Thür, welche in sein Appartement führte.

Dieses Appartement befand sich im Giebel des Hauses und hätte eigentlich Bodenkammer genannt werden sollen, hatte sich aber den stolzen Namen „Zimmer" erworben, weil die Decke desselben geweißt war und die vier Wände tapezirt, auch befand sich sogar ein Nebenkabinet da, eine Art Verschlag unter dem Dache, in welchem das Bett des Inwohners stand, und auf diese Art war der Herr Dubel vollkommen berechtigt, von seinen Appartements zu reden, denn er hatte ein Schlafzimmer, sowie einen Salon, um seine Freunde zu empfangen.

Wir müssen leider gestehen, daß der Salon auf Kosten der nächtlichen Wärme des im Bette liegenden Inwohners erschaffen war, denn der Verschlag unter dem Dache war einigermaßen der äußern Luft zugänglich; namentlich in kalten, windigen Nächten, wenn die Ziegel auf dem Dach vor Kälte und Wind klapperten und seufzten, machte es der Herr Dubel in seinem Bett aus derselben Veranlassung nicht selten ebenso.

Nachdem der Schneider sein Licht auf einen kleinen Tisch gesetzt, der im Zimmer stand, warf er seinen dünnen Rock ab, eilte in das Schlafgemach und kehrte bald darauf mit einem Arm voll Holz zurück, worauf er sich bemühte, ein Feuer in dem kleinen eisernen Ofen des Salons anzumachen. Bald krachten auch die Holzscheiter lustig durch einander, zischten, seufzten und hie und da geschah ein kleiner

Knall in dem Ofen, auf dem Fußboden ſpiegelte ſich eine röthliche zitternde Helle ab und bald begann von dem kleinen Ofen eine behagliche Wärme auszuſtrömen, die das Zimmer noch und nach erfüllte, ſo daß der alte Tiſch und ein paar alte Stühle vor Vergnügen zu knarren anfingen.

Herr Dubel rückte nun den Tiſch in die Nähe des Ofens, holte hiezu aus der Ecke einen etwas wackeligen Lehnſtuhl, öffnete einen kleinen Schrank, aus welchem er eine große Taſſe, einen Theetopf, einen Waſſerkeſſel und eine Zuckerdoſe nahm und pflanzte dieſe Gegenſtände ſymmetriſch auf den Tiſch, nachdem er dieſelben zuvor mit einer Art Serviette bedeckt, d. h. Theekanne, Zuckerdoſe und Taſſe kamen dort zu ſtehen, der Waſſerkeſſel aber wurde gefüllt und in den Ofen geſchoben.

Der Herr Dubel vollbrachte dieſe kleinen häuslichen Arbeiten mit einer gewiſſen Behaglichkeit, er pfiff eine Melodie dazu, warf ſo oft er bei dem kleinen Spiegel, der an der Wand hing, vorbeikam, einen wohlgefälligen Blick in denſelben und ſtrich ſich alsdann die Haare in die Höhe. Bald ſummte das Waſſer in dem Keſſel, Herr Dubel goß das kochende Waſſer auf den Thee, ſtellte alsdann den Waſſerkeſſel wieder in die Ecke, ſchnitt etwas Brod auf einen Teller, den er neben die Taſſe ſetzte, rückte auf dem Tiſche Alles in die ſchönſte Ordnung, warf noch einiges Holz in den Ofen und verſchwand alsdann in ſein Schlafgemach.

Bald darauf erſchien er wieder und wunderbar verändert: ſtatt der dünnen Beinkleider und Stiefel trug er eine weite, blaue Morgenhoſe und geſtickte Pantoffeln, und ſtatt des fadenſcheinigen Röckchens hatte er einen rothcarrirten Schlafrock an, der um den Leib von einer dicken Schnur, an welcher anſehnliche Quaſten hingen, zuſammengehalten wurde. Das Haar war ſorgfältig gekämmt und bedeckt mit einer blauſammtnen Mütze.

Die Verwandlung des Herrn Dubel war ſo außerordentlich und überraſchend, daß das kleine Gemach ſogar in einem andern Lichte

zu strahlen schien, der Ofen glitzerte freundlicher, die Theekanne warf stolze Rauchwolken in die Höhe und von dem Talglicht in dem zinnernen Leuchter sprühten glänzende Funken ab, als freue es sich, einem so vornehmen Herrn zu leuchten. — Und wie würdevoll schritt der Schneider auf seinen Tisch zu! Er war nicht mehr derselbe, der er vor wenigen Minuten gewesen, ein ganz anderer Mensch hatte das Feuer angezündet, den Theetisch besorgt, — ein armes dienstbares Wesen, das demüthig verschwand, als der Herr eintrat.

Herr Dubel trug ein paar Bücher unter dem Arm, welche er auf den Theetisch niederlegte und es sich darauf in dem großen Lehnstuhl vor dem kleinen Tisch am Feuer so bequem wie möglich machte. Er goß sich eine Tasse Thee ein, that Zucker hinzu und schien sich durch eine graziöse Handbewegung für Rahm, für welchen er keinen Geschmack hätte und welchen er niemals zum Thee nähme, bei sich selber zu bedanken.

Er lehnte sich ganz zurück in die geöffneten Arme des alten Möbels, legte die Füße auf einen Stuhl, schlug die Enden des herabfallenden rothen Schlafrocks zierlich auf seinen blauen Beinen über einander, rückte seine Sammetmütze auf das Ohr und öffnete das Buch, nachdem er einen zufriedenen Blick rings um sich her geworfen.

Dies Buch war eine Uebersetzung Bulwer's „Pelham" oder Schicksal eines Weltmanns, und der Herr Dubel vertiefte sich in diese Lektüre und ging mit dem Helden der Geschichte auf Soireen und Bälle, war ein vornehmer Mann, wie Pelham selbst, vertändelte seine Zeit in nichtsbedeutenden Gesprächen auf schwellenden Polstern mit eleganten Damen, hatte Wagen und Bediente wie er, kurz war überglücklich.

Häufig veränderte er seine Stellung, je nach dem Inhalt, sah bald zufrieden lächelnd in das Buch, bald runzelte er finster die Stirne, und wenn von einem kleinen, feinen Diner die Rede war, so nahm er einen Schluck Thee und aß ein Stück Brod dazu.

Jetzt stützte er den einen Arm auf den Sessel, legte den Kopf darauf, stellte die Füße auf den Boden und hielt das Buch etwas weiter von sich ab — und so saß er, vertieft in Lesen und Theetrinken, vergessend mit welch' saurer Mühe, mit welch' tagelanger harter Arbeit er diese paar glücklichen Stunden erzwang, und träumte dabei von einer bessern Zukunft bei einem angenehmen eleganten Leben, von schönen Augen, die ihn zärtlich anblickten, von weißen Armen, die sich ihm öffneten, und fühlte in solchen Momenten die Kraft, den Muth, sich in den Strudel des Lebens zu stürzen, um schwimmend eine glückselige Insel zu erreichen, oder — unterzugehen — ein zweiter anderer Don Quixote.

Herr Dubel hatte so eben für einen Augenblick sein Buch weggelegt, als etwas die Treppen heraufpolterte und an die Stubenthür klopfte.

„Herein!"

Es trat ein junger Mann in's Zimmer in einem anständigen Paletot, einem sehr schönen, neuen Hut auf dem Kopfe und dieser Angekommene freute sich, wenn man anders seinen Worten und seinem äußerst gleichgültigen Gesicht glauben wollte, den Herrn Dubel zu Hause zu finden und so ein angenehmes, warmes Zimmer anzutreffen. Er rieb sich die kalten Hände und bat den Schneider, der aufstehen wollte, ruhig in seinem Lehnstuhle zu bleiben, stellte sich mit dem Rücken gegen den Ofen, hob die Schöße seines Paletots in die Höhe und wärmte sich auf behagliche Art, wobei er sich zuweilen schüttelte, wenn er an die Kälte dachte, die draußen herrschte, und die weiße klare Mondsichel erblickte, die durch einen Riß in dem Vorhang zum Zimmer hereinsah.

Herr Dubel schien durch den so eben Angekommenen nicht unangenehm überrascht, er holte eine zweite Tasse aus dem Schrank und nachdem er seinen Gast mit Thee bedient, erkundigte er sich nach der Veranlassung, welche ihm die Ehre verschaffe, denselben noch so spät bei sich zu sehen.

Der Angeredete war ein junger Mann, nicht älter als der Schneider, groß und schlank gewachsen, mit einem etwas verlebten Gesicht, dunkeln Augen und Haaren und sehr leichten und freien Manieren. Er trug eine Brille, gehörte im Allgemeinen zur Klasse der Literaten und war im Speziellen Verfasser von Theaterrecensionen für einige unbedeutende Winkelblätter der Residenz. Sein Name war Stechmaier; — Herr Doktor Stechmaier nannten ihn seine Freunde.

Er nahm einen Schluck von dem warmen Thee, sah einen Augenblick aufmerksam an die Decke, betrachtete alsdann den Fußboden und antwortete: „Ich war gerade im Begriffe, zu Bette zu gehen, als ich, ehe ich in's Haus trat, noch hier oben bei Ihnen Licht sah, und kam deßhalb herauf, um mich ein wenig zu wärmen und einige Augenblicke mit Ihnen zu verplaudern."

„Sie wohnen noch immer hier im Hause?" fragte Herr Dubel mit einem sonderbaren Lächeln.

„Leider!" sagte der Doktor und zuckte mit den Achseln. „Was soll ich machen? die Einnahmen sind schlecht, anständig gekleidet muß ich wegen meiner Stellung, die ich in der Welt einnehme, doch gehen, und so fällt für ein anständiges Quartier nicht viel ab, ich mache mir eigentlich auch nichts aus einer guten Wohnung, bin ja doch nie zu Hause. Heute Abend hatte ich eine Einladung in ein sehr solides Haus, wo der Tasso vorgelesen werden sollte, doch wurde die Dame des Hauses krank und die Geschichte abgesagt und ich hatte nicht mehr Zeit, mich irgendwo anders einladen zu lassen; im Kaffeehaus am Petersplatz war Niemand mehr von meinen Bekannten und in andere Wirthshäuser, wo ich welche von ihnen hätte treffen können, kann ich nicht gehen, ich bin in den meisten zu viel schuldig; es thut sich wahrhaftig nicht mehr."

Der Schneider erschrak ordentlich über die Ruhe, mit welcher der Doktor von seinen Schulden sprach, und erkundigte sich schüchtern, ob er denn keine Aussicht habe, sich etwas zu arrangiren.

„Ich bin im Begriff," entgegnete Stechmaier, „einen neuen literariſchen Klubb zu bilden, ich habe ſchon zehn Unterſchriften, wir werden alsdann zwei Zimmer miethen, einige Zeitungen auflegen, ein Sopha anſchaffen und darauf werde ich alsdann des Nachts ſchlafen, ſo lange der Winter dauert; ich muß auch geſtehen, daß ich unten im Hauſe das Quartier vollkommen ſatt habe."

„Sie wohnen," ſagte ſchüchtern der Schneider und ſah den Doktor fragend an, „Sie wohnen da unten, wie ich mir ſagen ließ . . ."

„In dem Wandſchrank im Gange," entgegnete der Doktor ſehr ruhig; „'s iſt leider wahr, ich kann es nicht leugnen, doch iſt der Wandſchrank ſehr breit, ziemlich lang, auf dem Boden liegen eine Menge alter Mehlſäcke, und wenn es nicht zuweilen ſo verdammt kalt wäre, ſo würde dieſe Wohnung nicht ſo ſchlecht ſein, als man glaubt; auch hat ſie für mich den großen Vortheil, daß ſie auf der Polizei eigentlich nicht als Wohnung gilt und es deßhalb meinen Gläubigern unmöglich wird, eine Exekution gegen mich auszuwirken. Ich war noch heute zufälliger Weiſe bei dem Commiſſär des Viertels; er hatte ſich ſchon lange darnach geſehnt, meine Bekanntſchaft zu machen, aber auf ſeine höflichen Einladungen, die mir hie und da von den Polizeidienern ausgerichtet wurden, entgegnete ich ſtets, ich könne dergleichen nicht unter freiem Himmel annehmen, man möge es in meiner Wohnung hinterlaſſen. Heute aber, wo mir dieſer würdige Staatsbeamte ſelbſt begegnete, konnte ich ihm ſeinen Wunſch nicht abſchlagen und mußte ihn auf die Polizei begleiten."

„Herr Doktor, ſagte er allda, die Polizei befindet ſich in dem Falle, durchaus wiſſen zu müſſen, wo Sie eigentlich wohnen."

„Herr Commiſſär," entgegnete ich ihm, „ich finde dieſes Verlangen der Polizei vollkommen begreiflich, bin aber nicht im Stande, meine Wohnung anzugeben, da ich nicht ſo glücklich bin, eine Wohnung zu beſitzen."

„Sie beſitzen keine Wohnung?"

„Nein, Herr Oberpolizeicommiſſär, ich bin Literat, Schriftſteller, Poet, ich kann mich nicht in die engen Mauern einſchließen, ich finde dort nichts, was meinem Geiſte Nahrung gewährt, ich muß das öffentliche Leben ſtudiren, bei Tag und bei Nacht, und bin deßhalb, wenn nicht gerade im Wirthshaus oder in den Häuſern meiner Freunde, unter freiem Himmel. — Sie werden bemerken, Herr Dubel, daß ich die Polizei nicht belogen habe.“

„Aber,“ fuhr der Commiſſär fort, „Sie müſſen doch ſchlafen und zum Schlafen ein Bett haben und zum Bett einen Platz, wo Sie daſſelbe hinſtellen?“ worauf ich entgegnete:

„Ohne ſtolz zu ſein, Herr Oberpolizeicommiſſär, kann ich mich für eine Ausnahme von der gewöhnlichen Regel halten, ich ſchlafe ſitzend und ſtehend, wie es gerade vorkommt, aber immer ohne Bett und ohne Wohnung.“

„Ohne Wohnung?“ entgegnete er, „da wird die Polizei ſich veranlaßt ſehen, Ihnen eine freie Wohnung anweiſen zu müſſen.“

„Wenn Sie,“ ſagte ich, „unter polizeilicher Wohnung das verſtehen, was man im gewöhnlichen Leben Gefängniß heißt, ſo ſehe ich in meiner Abneigung, in einem Bette, in einer Wohnung zu ſchlafen, keinen hinlänglichen Grund dafür ein; ich glaube, daß jeder freie deutſche Mann das Recht hat, keine Wohnung zu haben, und daß deßhalb die Polizei nicht das Recht hat, ihm eine ſolche anzuweiſen.“

„Dieſe Gründe ſchienen dem Commiſſär einzuleuchten, er ſtimmte den ernſten Ton ſeiner Rede etwas herab und fragte mich, wo ich früher gewohnt, früher nämlich, ehe ich es für paſſender gehalten ſtatt wie andere Menſchen zu ſchlafen, auf den Straßen herum zu laufen.“

„In dem Wolfsgäßchen Numero vier,“ entgegnete ich.

„Warum ſind Sie dort ausgezogen?“

„Ich bin dort eigentlich nicht ausgezogen, Herr Oberpolizeicommiſſär, ſondern vielmehr ausgezogen worden; denn als ich eines

Nachts nach Hause kam und mit dem Hausschlüssel die Thüre öffnen wollte, fand ich den Riegel vorgeschoben, und es blickte von oben der Eigenthümer herab und versicherte mir, ich sei ausgezogen. Er gab mir sein Wort, ich wohne nicht mehr in seinem Hause, und da er das besser wissen mußte als ich, so ging ich meiner Wege."

„Sie hatten wohl mehrere Quartale Ihre Hausmiethe nicht bezahlt?" fragte der Commissär, und ich entgegnete ihm, „das könne wohl der Fall sein; und so war es auch in der That."

Der Herr Dubel hatte bei dieser Erzählung einigermaßen bewundernd zu dem Doktor aufgesehen und fand, daß trotz des neuen Paletots und Hutes und trotz des Besuchens von eleganten Gesellschaften, sein, des Schneiders Loos noch weit behaglicher sei, als das des Doktors Stechmaier. Wenn er auch des Morgens ärmlich gekleidet, ja frierend an die Arbeit ging, so hatte er doch dafür Abends eine warme Stube, eine gewisse Bequemlichkeit, ja Eleganz um sich, die ihn für all' die Leiden auf dem Nähtische entschädigten; er dachte bei sich, so sollte der Doktor auch sein Leben einrichten, nämlich wenig auf seine Kleidung wenden und sich für das, was er verdiene, eine ordentliche Wohnung anschaffen; und der Herr Dubel machte in dieser Richtung einen kleinen Bekehrungsversuch.

Der Doktor hatte sich gerade zwei Seiten des Körpers vollkommen gewärmt und stand jetzt en face gegen den Ofen, doch hatte er das Gesicht der Hitze wegen etwas abgewendet. Dubel trug seine Gründe vor und versicherte, wie viel rathsamer er es hielte, etwas weniger auf seinen äußern Menschen zu verwenden, dagegen eine Stelle zu haben, wo man sein Haupt ruhig und ungehindert hinlegen könne.

Der Doktor zuckte die Achseln und sagte mit unverwüstlicher Ruhe und völligem Gleichmuth: „Bester, das verstehen Sie nicht! Freilich, wenn ich das Geld daliegen hätte oder mir dasselbe einginge und ich die Wahl hätte, entweder einen neuen Paletot, einen neuen Hut zu kaufen, oder mir eine Wohnung anzuschaffen, so würde

ich vielleicht das Letztere thun; aber ich hatte weder zu dem Einen, noch zu dem Andern die nöthige Baarſchaft und rechnete ſo: der Zimmervermiether gibt dir vier, höchſtens acht Wochen Credit, der Schneider und Kaufmann aber mindeſtens ein halbes Jahr; weßhalb ich mich zu Gunſten der Letzteren entſchied."

„Alſo Sie haben Ihren Paletot und Hut nicht bezahlt?" fragte der Schneider mit etwas langem Geſichte; und der Doktor verſetzte:

„Ich bin nicht im Stande, etwas Unmögliches zu thun; leider waren meine Einnahmen für ſchriftſtelleriſche Arbeiten in der letzten Zeit ſo außerordentlich gering, daß ich damit kaum ein Mittageſſen und den nöthigen Kaffee beſtreiten konnte; ich bin, was die Schulden anbelangt, wirklich einigermaßen heruntergekommen, und wenn eines Tages irgend ein Zauberer vor meinen Augen in die Hände klatſchte und ſpräche: Was du nicht bezahlt haſt, fliege ab von dir! — ſo würde ich in vollkommenem Naturzuſtande zurückbleiben."

„Ach," ſagte der Schneider, „das iſſſ-t eigentlich ganz entſetzlich!"

„Das Entſetzliche daran iſt," verſetzte gleichmüthig der Doktor, „daß das Schuldenmachen einen magiſchen unſichtbaren Kreis um einen herumzieht, den man nicht durchbrechen kann, der einen gewaltig einengt, der einen ſehr genirt. Ein Menſch ohne Schulden — dieſelben ſind freilich ſehr ſelten — wandelt durch alle Straßen aufrechten Kopfes, ſieht jedem frei in's Geſicht, kann vor jedem Laden ſtehen bleiben, gefällt ihm etwas und er hat Geld dazu, ſo kann er's kaufen: hauptſächlich aber befindet ſich ein ſchuldenfreier Menſch in der Lage, ohne Schwierigkeit enorme Schulden machen zu können. Der Schuldbeladene dagegen, der mit Mahnbriefen Verfolgte und mit Executionsdrohungen Ueberſchüttete, muß, im Fall er ſich eine Wohnung ſucht, eine ſolche nehmen, welche auf einen Hof hinausgeht, damit man von der Straße kein Licht ſieht, er muß ſeine Schlüſſel-

löcher zustopfen, er muß sich angewöhnen, nicht zu singen, und wenn er gern pfeift, dies leise zu thun, und muß sich vor allen Dingen einen Stadtplan kaufen."

„Einen Stadtplan?" fragte erstaunt der Herr Dubel.

„Allerdings, einen Stadtplan," entgegnete der Doktor und zog ein ähnliches Instrument aus der Tasche, welches er zur besseren Uebersicht auf den Tisch legte. „Bemerken Sie hier," fuhr er fort, „welche Straßen mit rothen Streifen bezeichnet sind? All' diese Straßen sind für den Schuldbeladenen verbotene Wege, in all' denselben befinden sich für ihn Scyllen und Charybden, und wenn ihn vielleicht der Tabackshändler nicht mit den freundlichsten Worten in den Laden hineinlockt, um ihm da furchtbar die Meinung zu sagen, so thut es der ihm gegenüber wohnende Schuster auf noch gröbere Art. Demnach muß man sich an jedem Morgen einen Feldzugsplan entwerfen, man muß genau wissen, wo man an dem und dem Tage hingehen will, und wie man sich am geschicktesten dahin dirigirt, um so wenig Zeit als möglich zu verlieren. Sie bemerken diesen dicken Strich auf der untern Königsstraße?" sagte der Doktor seufzend und nahm seinen Hut ab und betrachtete ihn wehmüthig. „Sehen Sie, dieser Hut kostet mich den für alle Communikationen nothwendigen untern Theil dieser Straße: bemerken Sie hier, welch' furchtbaren Umweg ich nehmen muß, um künftig von der unteren in die obere Stadt zu gelangen; ja, ja, dieser Hut ist theuer bezahlt!"

Der Herr Dubel putzte das Licht in seinem zinnernen Leuchter und gratulirte sich im Geheimen über die bessere und anständigere Stellung, die er selbst in der menschlichen Gesellschaft einnehme. Er war ein sehr gutherziger Mensch und erkundigte sich deßhalb nach einer längeren Pause, ob denn der Doktor keine Aussicht für eine bessere Zukunft habe, worauf dieser entgegnete:

„Wahrhaftig, ich habe drei merkwürdig schöne Projekte, ich glaube, daß eins davon reussiren muß. Das erste ist der Klubb, von dem ich vorhin sprach, das zweite ist die Idee zu einer conser-

vativen Zeitung, die äußerst zeitgemäß wäre und sehr passend, um einem längst gefühlten dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, das dritte Projekt wäre zugleich die Befriedigung einer längst in mir schlummernden Neigung und besteht darin, auf's Theater zu gehen, Schauspieler zu werden."

Der Schneider schaute mit verklärtem Gesicht empor, als der Andere vom Theater sprach und nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Der Doktor Stechmaier verließ seine Stellung am Ofen, nachdem er auf allen Seiten ziemlich geröstet war, und setzte sich dem Herrn Dubel gegenüber auf die Ecke des Tisches, während er das Theaterprojekt weiter ausmalte und also sprach:

„Ich glaube nicht, daß es mir beim Theater bedeutend fehlen könne; ich bin ziemlich gerade gewachsen, habe dunkle Augen und Haare, was sich auf Theater am besten macht, mein Organ wurde schon öfters gelobt, Auswendiglernen ist mir eine Kleinigkeit, und nebenbei verpflichte ich mich, im Geheimen Theaterrecensionen zu schreiben, was meine zukünftigen Collegen außerordentlich für mich einnehmen wird."

„Ach ja," seufzte der Schneider, „Ihnen iſſſ't von der Natur Alles verliehen, Sie brauchen nur in das Leben hineinzugreifen und haben gleich eine Handvoll — ach, wenn nur unsereins auch so glücklich wäre!"

„Ich habe hier," fuhr der Doktor wichtig fort und zog ein Blatt Gedrucktes aus der Tasche, „ich habe hier im Tagblatt „die Spinne" eine äußerst gelungene Recension geschrieben und darin des ersten Regisseurs des Hoftheaters ehrenvoll erwähnt und mit kurzen, aber kräftigen Worten gesagt, wie vortrefflich er als Künstler, als Mensch und als Heranbilder junger Talente sei, unerreichbar in seinen Rollen, gebildet im gewöhnlichen Leben und eifrigst bemüht, das junge emporkeimende Genie zu unterstützen, dem unbekannten Genius, der schüchtern die Schwingen regt, einen ehrenvollen Platz zu verschaffen; ich werde mit dieser Recension nächstens zu dem er-

ſten Regiſſeur hingehen, und geben Sie Achtung, ich debutire in kurzer Zeit."

„Das glaube ich auch," entgegnete der Herr Dubel; „wer es ſo in ſeiner Macht hat wie Sie, alle hindernden Schranken niederzutreten, der muß an's Ziel kommen; aber ein armer Teufel wie ich bleibt auf der ſchmutzigen Landſſſſ-straße ſitzen, und wenn er zwei Schritte vorwärts macht, ſo rutſcht er wieder drei zurück, 's iſſſ-t jammervoll!"

Ach ja, es ſah wirklich jammervoll im Innern des Herrn Dubel aus; ſeine Seele verlangte nach Erlöſung und höheren Sphären, ſein Körper nach anderen Verhältniſſen, über ſeinem Haupte ſchwebten hohnlachend Nadel und Scheere. Auch das kleine Stübchen ſchien Mitgefühl mit ſeinem Bewohner zu haben — es wurde kälter, da das Feuer am Ausgehen war, und düſterer, da das Talglicht in dem zinnernen Leuchter in den letzten Zügen flackerte.

Der Doktor Stechmaier verſprach nächſtens mitzutheilen, wie es ihm mit ſeinen Bemühungen, zum Theater zu gelangen, gegangen, und verfügte ſich alsdann die Treppen hinab nach ſeinem ſonderbaren Schlafgemache.

Der Herr Dubel zog Schlafrock, Morgenhoſen und Pantoffeln aus und legte Alles zuſammen mit der blauſammtnen Mütze in einen kleinen Koffer unter dem Bette. Der Arbeitsanzug für morgen wurde mit einem tiefen Seufzer vor daſſelbe auf einen Stuhl gelegt, ſich ſelbſt aber warf der Eigenthümer in's Bett, wo er bald einſchlief.

Nicht ſo leicht wurde es dem Herrn Doktor Stechmaier, zur Ruhe zu kommen; der Wandſchrank, von dem wir oben ſprachen und welcher ſich in der Flur des Hauſes befand, war richtig die einzige Wohnung, die der Literat beſaß; für den Weinwirth unten im Hauſe hatte er einmal in öffentlichen Blättern eine Lanze gebrochen, als demſelben vorgeworfen wurde, ſein Zwölfer ſei ein ſaures, miſerables Getränk, und ſein Achtzehner ſei aus demſelben Faſſe; und zur Erkennt-

lichkeit dafür hatte ihm der Wirth den Wandschrank für die Nacht zur unentgeltlichen Benützung eingeräumt.

Dieser Wandschrank befand sich ungefähr zwei Fuß vom Boden, war vier Fuß lang und zwei Fuß tief, weßhalb sich der Doktor Stechmaier bequemen mußte, in etwas zusammengezogener Stellung zu schlafen. Doch dieß war nicht das kleinste Uebel, was den armen Schlafgänger hie und da betraf; vielmehr stopften Mägde und Knechte allerlei Geräthschaften, die ihnen gerade in die Hand kamen, Abends in den Wandschrank und diese Sachen mußte der Doktor vorher beseitigen, ehe er seinen dürftigen Platz einnehmen konnte.

So auch heute, und er brauchte eine gute Viertelstunde, ehe er die Besen, die leeren Flaschen, die Regenmäntel und alten Säcke gehörig aufgestapelt hatte; dann zog er seinen Paletot aus, hängte ihn nebst dem Hut an die innere Seite des Wandschrankes, stieg hinein und wickelte sich in eine große wollene Decke und träumte, wie der Schneider im vierten Stock, vom Theater, von der Stelle und dem Gehalte eines ersten Liebhabers, von großen Appartements und einem reichen und bewegten Künstlerleben.

Fünfzehntes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Das kleine Mädchen, welches die Frau Welscher zu sich genommen hatte und das ebenfalls Marie hieß, wie seine verstorbene Mutter, war ein freundliches, hübsches Kind, das in kurzer Zeit alle Bewohner des alten Klosters lieb gewannen.

Als das Kind einige Tage im Hause war und seine Scheu vor den fremden Gesichtern, die es umgaben, abgelegt hatte, wurde es

außerordentlich zutraulich, unterhaltend und hatte sich bald, was viel sagen will, die Neigung der beiden kleinen Töchter des Hauses und sogar diejenige des Herrn Welscher junior erworben. Dieser behauptete nämlich, keine der beiden Schwestern sei im Stande, so angenehm und freundlich mit ihm zu spielen, wie die kleine Marie. Sie ging leicht in seine Ideen ein, krähte mit ihm um die Wette wie der Hahn, miaute außerordentlich täuschend wie die Katze und setzte ihm bereitwillig die Kegel auf, wenn er auf dem weiten steinernen Vorplatz mit großem Gepolter dieses Spiel trieb.

Dabei hatte das kleine Mädchen eine merkwürdige Ordnungsliebe und ein Auge für Symmetrie, daß es fast unglaublich war. Die Spielsachen räumte sie allabendlich sorgfältig auf, rückte die Stühle in die Ecken, wo sie hingehörten, litt nicht, daß die Bügeleisen, die, wenn sie nicht gebraucht wurden, auf einem kleinen Gerüste hinter dem Ofen standen, in Unordnung waren, das heißt, daß sie nicht gerade neben einander standen, zuerst die ganz kleinen, dann die mittleren und größeren, denn sie richtete sie immer wie die Orgelpfeifen. Auch die zerbrochenen Spielsachen wieder so gut als möglich zusammen zu stecken und die Stücke mit Bindfaden wieder zu vereinigen, beschäftigte das Kind angelegentlich.

Da die Jungfer Kiliane die kleine Marie unter ihren besonderen Schutz genommen hatte, so vergalt sie alle Güte und Freundlichkeit der alten Person durch eine außerordentliche Anhänglichkeit, welche das Kind, wo es nur konnte, für dieselbe an den Tag legte. Wenn die Büglerin bei der Frau Welscher beschäftigt war und Mariechen aus der Schule kam, wohin sie mit den andern geschickt wurde, oder wenn sie einen freien Nachmittag hatte, so war ihr erstes Geschäft, der Jungfer Kiliane alles zu zeigen, was sie in der Schule gelernt, und wenn dies vorbei war und sich ihre Gönnerin zufrieden erklärte, so nahm die Kleine einen Schemel, setzte sich neben die Büglerin und ahmte mit einem kalten Bügeleisen an einem Stücke Zeug alle Bewegungen der Jungfer Kiliane auf's Genaueste

nach. Sie bügelte das Stück Zeug unverdrossen, faltete es zusammen, warf es wieder auseinander und trieb das Spiel so fort; sie eiferte auch hiedurch die kleinen Welscher zur Nachahmung an, und eines Sonntag Nachmittags, als die Waschfrau aus der Kirche nach Hause kam, saß die kleine Marie auf dem Platze der Jungfer Kiliane, hatte die Haube und Brille derselben aufgesetzt und bewegte den Kopf ernsthaft und gemessen hin und her, wie es die alte Person zu machen pflegte. Von den beiden Fräulein Welscher stellte die eine die Mutter vor, die andere war eine Büglerin, und der Herr Welscher saß als Herr Dubel mit untergeschlagenen Knieen auf dem Tische.

Die Waschfrau behauptete später immer, die Marie habe Jungfer Kiliane auf eine wirklich erschreckend ähnliche Weise dargestellt.

Ueberhaupt hatte das Kind ein ungemeines Nachahmungstalent und eine Beweglichkeit in seinen kleinen Gliedern, die erstaunlich war. So war namentlich das Tanzen für sie eine große Lust, und obgleich sie weder von Française, Walzer noch sonst dergleichen eine Idee hatte, tanzte sie die Art dieser Figuren, so oft sich eine Straßenorgel hören ließ oder der Klang der vorüberziehenden Militärmusik aus der Entfernung in das Zimmer drang; ja, der Tanz war ihre Leidenschaft, und wenn sie unbeachtet war, tanzte sie so zu sagen Alles, was sie zu thun hatte; tänzelnd schritt sie im Zimmer auf und ab, schwenkte sich in der Ecke zierlich herum, holte mit einer angebornen Grazie ein Buch, ein Gefäß oder dergleichen, und am liebsten war es ihr, dergleichen Sachen auf den Kopf zu setzen, mit einer Hand zierlich fest zu halten und sie leicht heranschwebend dem zu bringen, der sie verlangt.

Das Mädchen hatte durchaus nichts Eckiges, nichts Unbehülfliches, wie viele andere Kinder in diesem Alter, weder in ihren Bewegungen, noch in ihrem Wuchse; dieser war schlank und zierlich, im vollkommensten Ebenmaß, sie trug ihren Kopf auf einem langen Halse und hatte allerliebste kleine Füße und Hände.

Das Gesicht hatte einen nachdenkenden, ja schwermüthigen und dabei tiefsinnigen Ausdruck; und so war auch die Denkungsart des Kindes: so leicht sie in ihrem Gange um die äußern Gegenstände herumflatterte, so ernst und tief dachte sie über Alles nach, was ihr unbegreiflich erschien.

So konnte sie oftmals stundenlang an dem großen Bogenfenster sitzen und hinaus in die Gegend sehen, neben einer der Hausmägde, welche die Küche besorgte, und konnte mit tausenderlei Fragen immer weiter und weiter schweifen.

„Was kommt hinter jenem großen Hause? fragte sie, und die Magd antwortete: Eine Straße. — Und hinter jener Straße? — Andere Häuser und andere Straßen. — Und dann: Wieder Häuser und wieder Straßen und zuletzt das Ende der Stadt. — Und dann? — Feld und Wald und große Flüsse. — Und dann? — Wieder Feld und Wald und das unendliche Meer, wohl viele, viele Tausend Stunden lang. — Und dann? — Hört Alles auf," sagte zuletzt die Magd, die anfing, um eine Antwort verlegen zu werden.

Nach dieser erhaltenen Aufklärung reiste aber das kleine Mädchen in Gedanken in die Welt hinaus und tanzte im Zimmer auf und ab und sagte, wenn sie an die Wand kam: „Jetzt bin ich am Ende der Stadt, jetzt reise ich durch's Feld, durch den Wald und über große Flüsse, jetzt wieder über Feld und Wald und komme an das unendliche Meer;" — „worauf die großen Schiffe fahren," sagte die älteste Tochter Welscher — „ganz richtig, wo die Schiffe fahren," wiederholte die kleine Marie, drehte den Fußschemel herum, setzte sich hinein und steuerte über das große Weltmeer.

Die fremden Leute, welche im Hause aus und ein gingen, machten ihrem Nachdenken viel zu schaffen; in den nachmittäglichen Freistunden konnte sie lange, lange Zeit in einem verborgenen Winkel an der Treppe sitzen und studirte auf's Sorgfältigste jedes Gesicht, das herauf kam oder hinunter ging.

Diese fremden Gesichter brachte sie mit den Erzählungen in den

Bilderbüchern der Kinder Welscher zusammen und bevölkerte die gedruckten Seiten mit diesen lebendigen Gestalten. Jener mit dem langen Bart und dem dunkeln, finstern Gesicht mußte unbedingt der verkleidete Kohlenphilipp sein, welcher plötzlich hervortrat und die Kinder mitnahm, wenn sie unartig waren. Der alte Mann mit weißem Haar und freundlichem Gesicht, ein Schulkamerad der alten Kiliane, der zuweilen auf ein Viertelstündchen kam, der Büglererin einen Besuch zu machen, war Niemand anders als der Herr Winter selbst, der Herr Winter, der im Monat Mai verstirbt, nachdem er sein Töchterlein Frühling, welches er mit tausend Knospen und Blüthen geschmückt an der Hand führt, zur Herrscherin des Erdenreichs eingesetzt hat.

Ja, sie kannte sie, alle jene Gestalten, welche den Kindern so viel Vergnügen und Entsetzen einjagen; sogar den Blaubart hatte sie einige Male gesehen und den Zwerg Nase; auch trieben sich Abends auf dem großen Boden gar seltsame und verdächtige Katzen herum, und wenn der Mond in das große Bogenfenster herein schien und den Vorplatz mit seinem Licht erfüllte, dann war es der kleinen Marie genau zu Muthe, als schwebe die Lilienkönigin empor und befehle ihr, mit den Nachtvögeln, den Schmetterlingen und Leuchtkäfern um die Wette zu tanzen und in dem klaren Dufte zu schweben — und in solchen Momenten konnte das Kind seine Röckchen zusammen nehmen und mit dem bleichen Gesichte gegen den Mond gekehrt, zierlich und sonderbar tanzen, immer stärker, immer wilder, die zierlichsten Sprünge machen, nie gesehene Figuren mit ihren Füßen beschreiben, und hatte dabei das schwarze Auge fest auf die Mondscheibe gerichtet. Sie tanzte in Einem fort und fort, bis man sie mit lauter Stimme in's Zimmer rief oder sie festhielt und herein führte. Danach setzte sie sich jedes Mal in eine Ecke des alten Canapee's und schlief mit zufrieden lächelndem Gesicht ein.

Die Jungfer Kiliane aber wollte dieses Tanzen im Mondschein auf's Strengste verboten haben, denn sie hatte einmal eine grausige

Geſchichte geleſen, wo junge Mädchen, die es nicht unterlaſſen können, in den Strahlen des Mondes zu tanzen, nach ihrem Tode nicht ruhig im Grabe zu liegen vermögen, und das erzählte ſie eines Tages dem Kinde zur Warnung.

„Siehſt du," ſagte die alte Perſon mit zitternder Stimme, „es muß etwas Köſtliches ſein um die Ruhe im Grabe, und denke dir nur, Kind, wie es jenen unglücklichen Perſonen geht, von denen ich dir ſagte: alles ſchläft da unten tiefen, erquickenden Schlaf, nur dieſe nicht; kaum ſteigt der Vollmond am Horizont empor und blitzt durch die Trauerweiden auf dem Kirchhof, ſo bewegt ſich das Gras und Geſträuch um die Gräber jener Unglücklichen, es zieht ſie herauf in die Nachtluft, und ſie müſſen tanzen die ganze Nacht hindurch und dabei immer den Mond anſehen, bis er wieder untergeht."

Es ſchauderte dem Kinde bei dieſer Erzählung, und der junge Herr Welſcher verſicherte hoch und theuer, wenn die Marie das Tanzen draußen im Mondſchein nicht ließe, ſo ſchliefe er nicht mehr in einem Zimmer mit ihr, das ſei ihm gar zu grauſelig. Das kleine Mädchen verſprach dann auch, ſie wolle nicht mehr draußen im Mondſchein tanzen, und ſo war die Sache für jetzt abgemacht.

Es ging in dem Welſcher'ſchen Hauſe alles ſeinen regelmäßigen Gang fort, wie ein Uhrwerk, und jedem Tage, jeder Stunde war von der ordentlichen Frau ein Geſchäft zugewieſen, Samſtag und Montags kamen ungeheure Haufen Wäſche an, welche ſortirt und zum Waſchen vorbereitet wurden; dann erſchien am Montag Abend die erſte Wäſcherin, eine alte gediente Perſon, welche nie anders ſprach als mit in den Seiten geſtemmten Armen. Sie hieß Frau Wurzel und hatte in ihrem ganzen Leben nichts gethan, als gewaſchen und immerfort gewaſchen.

Die Frau Wurzel nun holte ſich den großen Hausſchlüſſel und erſchien Nachts um ein Uhr wieder mit dem Glockenſchlage der alten Kirchenuhr, und in ihrem Gefolge waren drei bis vier andere Wä-

scherinnen, und jede derselben trug eine kleine Laterne in der Hand und dann begannen sie um ein Uhr ihr Geschäft, nahmen gegen vier Uhr des Morgens einen Schnaps und ein Stück Brod, um acht Uhr ihren Kaffee, um zehn Uhr ein Glas Wein und Brod, nach dem Mittagessen um vier Uhr wieder ihren Kaffee, und wenn Abends zum Nachtessen die Suppe auf den Tisch kam und die große zinnerne Schüssel mit Kartoffeln, Wurst und Gänsefett, dann war für heute ihre Arbeit fertig, und die Frau Wurzel ging zu einer andern Frau, sich den Hausschlüssel zu holen, und in der nächsten Nacht um ein Uhr standen die armen Weiber vor einer anderen Thür und fingen ihr mühseliges Tagwerk von Neuem an.

Bei der Frau Welscher aber wurde Mittwochs die Wäsche auf dem großen Boden getrocknet, und Donnerstag Morgens erschien Jungfer Kiliane und Freitags der Herr Dubel und die Nätherinnen, und Samstag Mittags war Alles wieder in Ordnung.

Heute war also Freitag und die Stube sah Nachmittags bei Tageslicht ungefähr gerade so aus, wie an jenem Abende, wo wir sie zum ersten Mal betraten, mit dem einzigen Unterschiede, daß die drei Kinder Welscher und die kleine Marie, welche soeben aus der Schule gekommen waren, um ein Tischchen in der Ecke des Zimmers saßen und ihren Kaffee tranken, — sonst war Alles wie damals; draußen in der Küche klapperten die Bügeleisen, im Zimmer pickte die Schwarzwälderuhr und zischte die Wäsche; Jungfer Kiliane saß am Fenster, neben ihr die Nätherinnen und auf dem Tische Herr Dubel.

Nach einer längeren Pause ließ die Kiliane ihr kleines Bügeleisen ruhen, schaute bedächtig zum Fenster hinaus und prophezeite wegen des Glanzes am Himmel und der Gluth, mit welcher die Sonne unterging, ein strenges Frostwetter für die nächsten Tage, und das sagte sie so bestimmt, daß es den Herrn Dubel im Voraus fröstelte und die Weiber am Bügeltische schon seufzend einen Holz-

anſchlag berechneten und verſicherten, das Geld für's Brennholz ſei gar nicht mehr aufzubringen.

„Wenn es nur keinen Winter gäbe!“ meinte der Schneider; „wenn man nicht mehr im Schnee zu waten brauchte und kein Feuer anzuzünden! Ach, was müſſen das für herrliche Länder ſein,“ ſetzte er ſchwärmeriſch hinzu, „wo ein ewiger Frühling herrſcht, wo die Bäume immer grün bleiben, wo immerfort die Blumen blühn, wo es keine kalte Jahreszeit gibt!“

„Solche Länder,“ entgegnete Kiliane, „haben dafür anderes Ungemach genug; da brennt die Sonne im Sommer die Leute ſchwarz und braun; da gibt es ſchreckliche reißende Thiere, Schlangen und giftiges Gewürm, das den Menſchen ſeines Lebens nicht froh werden läßt. Bei uns legt man ſich, wenn man müde gearbeitet iſt, in ſein Bett und ſchläft getroſt ein; wird man auch Nachts von einem kleinen Stich geweckt, ſo hat das weiter nichts zu ſagen; aber in jenen Ländern, wo man nicht weiß, was einem Nachts durch das Bett kriecht und einen ohne Schmerzen im Schlafe umbringt — huh, das iſt grauſig! Ich möchte nicht da wohnen.“

„Ganz richtig,“ ſagte Herr Dubel und ſchaute nachſinnend zum Fenſter hinaus, „und dann iſſſt in jenen Ländern eine Einrichtung, eine Eintheilung der Menſchen in Klaſſen, welche alles Selbſtgefühl zu Boden drückt: wer nicht vornehm geboren iſſſt, bleibt all' ſein Leben ein Paria, das heiſſſt, ein unterdrückter, nicht geachteter Menſch.“

„Ganz richtig!“ ſagte die Kiliane, „was man bei uns ein Geſchlaf nennt.“

„Das iſt doch hier ganz anders,“ fuhr der Schneider fort; „wenn es auch höchſſſt mühſam iſſſt, ſich aus einer niederen SSSStufe empor zu ſchwingen, ſo iſſſt doch die Möglichkeit vorhanden, und wenn der Menſch von der geringſten Familie ſich Reichthümer erworben hat oder ein Amt, ſo kommt er in die Rangklaſſe, die ihm gebührt, und iſſſt ebenſo geachtet, wie der Grafen-

ſohn. Nehmen Sie einmal meinen SSSS-tand an, es iſſſſ-t leider keiner der bevorzugteſſſſ-ten, ja ich muß es geſſſſ-tehen, er wird mit einer unverdienten Lächerlichkeit betrachtet, man ſagt ſchlechtweg: ein Schneider! und zuckt die Achſeln, und doch wie viel Schneider haben ſich ſchon emporgeſchwungen zu Reichthum, zu großen Aemtern und Würden! Ich meine nicht einmal Leute, wie der große SSSS-tulz, die auf dem Handwerk reich wurden und Schulen und mildthätige Anſſſſ-talten bauen ließen; nein, ich meine ſolche Schneider, welche durch außerordentliche Geiſſſſ-tesgaben, die durch Tapferkeit ſich hervorthaten."

Die Kiliane ſah bei Nennung dieſes Prädikats lächelnd zu dem Herrn Dubel auf, doch dieſer ließ ſich nicht ſtören. Er ſchwang die Scheere begeiſtert in der Luft und fuhr, da er den Blick der Kiliane wohl bemerkt, fort:

„Ja, auch durch Tapferkeit —. Schneider haben ſchon in allen Fächern der Kunſſſſ-t und Wiſſenſchaft geglänzt; es fallen mir nur gerade keine Namen ein, und wenn ich einen nenne, von dem ich noch vor Kurzem geleſen, nämlich Jan von Leyden, der König zu Münſſſſ-ter wurde, ſo will ich ſein Treiben durchaus nicht loben, doch war er ein verflucht geſcheidter Kerl, der wahrſcheinlich unter anderen Verhältniſſen ein beſſeres Ende genommen hätte, und was die Tapferkeit anbelangt, ſo iſſſſ-t dieſe Eigenſchaft dem Schneider nicht abzuſprechen — es ſind ſchon Mehrere von unſerem Handwerk Generale geworden."

Ob dieſer kühnen Behauptung ſchüttelte die Kiliane den Kopf und verſicherte, davon habe ſie in ihrem ganzen langen Leben nichts gehört; der Herr Dubel aber richtete ſich ſtolz auf, hielt die Scheere wie ein Schwert in der rechten Hand, faßte mit der linken ein Tiſcheck an, als wolle er ein Schlachtroß zügeln, und ſagte:

„Mir hat gerade dieſes Beiſpiel von Tapferkeit ein Kunſſſſ-tmaler erzählt, bei dem ich zuweilen arbeite; er hat mir auch den

Namen des Schneiders genannt und dabei versichert, es seien schon mehr als tausend Schneider Generale geworden."

Dagegen ließ sich nun freilich nichts einwenden, und die Jungfer Kiliane, welche sah, wie Herr Dubel in Begeisterung zum Fenster hinausschaute und die Arbeit liegen ließ, brachte das Gespräch auf ein anderes Thema und fragte den Schneider, warum er vergangenen Freitag nicht zur Arbeit gekommen sei; worauf derselbe seinen Blick alsbald in's Zimmer zurückwandte, im Geiste von dem Schlachtrosse herunterstieg und die Scheere zu dem gebrauchte, wozu sie eigentlich da war.

„Am vergangenen Freitag," sagte Herr Dubel und paßte mit einigen kühnen Schnitten ein Stück Zeug zu einem anderen, wozu es gehörte, „war ich außerordentlich verhindert; ich fand Donnerssss-tag Abends in meiner Wohnung ein Billet vor von dem Jäger eines meiner hohen Gönner, des Herrn Barons Karl, worin ich gebeten wurde, den andern Tag beim Ausbessern einiger Livreessss-stücke zu helfen — ein charmanter Herr, der Baron Karl, ein liebenswürdiger Cavalier!"

„Aha!" sagte die Büglerin; „Frau Welscher hat seine Wäsche; ein sehr ordentlicher und sauberer Mann, es ist derselbe, von dem mir die alte Winklere erzählte, der die Geschichte bei Hof hatte . . ."

„Und in Ungnade fiel wegen des schönen Hoffräuleins," ergänzte Herr Dubel.

„Was da oben für merkwürdige Leute sind!" sagte die Kiliane und ließ sich ein neues und heißes Bügeleisen bringen, wodurch in ihrer Arbeit eine kleine Pause entstand, während welcher sie die Hände in den Schooß legte und zum Fenster hinaussah. „Bei uns Bürgersleuten ist man froh," fuhr sie fort, „wenn ein armes Mädchen eine gute Parthie macht, und die da oben trennen ein solches Paar gewaltsam, 's ist kein Menschenverstand darin! — Und weiß man nicht, wohin sie das arme Fräulein geschickt haben?"

„Vor der Hand wissen wir es nicht," antwortete der Herr Dubel sehr wichtig; „ich habe mir die Geschichte ausführlich von dem Lakaien Jean erzählen lassen, der weiß Alles, was bei Hofe geschieht; auf einem Hofballe wurde das abgemacht, und nachher in aller Früh reisssst-te das Fräulein fort. Der Baron Karl, welcher das alles am andern Morgen erfuhr, eilte in's Schloß und soll mit einer der Hofdamen eine furchtbare Scene gehabt haben; diese fiel darauf in Ohnmacht, ein Umstand, der an sich bei solchen Damen nicht viel sagen will; doch in diesem Falle wurde die Alteration, welche der Baron der erssst-ten Dame verursacht, für sehr wichtig genommen und war Ursache, daß man ihn bessst-timmt und ausdrücklich bat, das Schloß ferner nicht mehr zu besuchen. Hierauf entschloß sich der Baron, die SSSS-tadt zu verlassen, wahrscheinlich will er das Fräulein aufsuchen, und ich wurde deßhalb am vergangenen Donnerssst-tage durch ein Billet meines genauen Bekannten, des Herrn Jägers Lukas, eingeladen, Einiges an den Reiselivreen zu verbessern. Morgen oder übermorgen reisssst reisssst-t der Baron ab, und da wird das hübsche Haus, das er in der Allee draußen hat, geschlossen, und in all' den Zimmern, wo man so schön wohnen könnte, wird sich ferner keine Seele aufhalten."

Dies sagte der Schneider mit einem tiefen Seufzer.

„Und das Fräulein?" forschte die Kiliane, „hat sie keine Eltern, keine Verwandten, keine Heimath, wohin man sie geschickt haben wird und wo der Herr Baron sie leicht finden kann?"

„Ich glaube nicht," entgegnete Dubel; „sie soll ein verwaisssst-tes Kind sein und hat, so viel ich höre, nur noch einen einzigen Onkel, der da unten an der belgischen Grenze wohnt, der sich aber nie viel um sie bekümmert; zu dem hat man sie auf keinen Fall geschickt. Aber laßt's nur gut sein," fuhr der Schneider bestimmt fort und schwang drohend seine Scheere, „wir werden sie schon finden, Jungfer Kiliane, es isssst-t Alles bereits dazu eingeleitet, und dann prosit

die Mahlzeit, Hofdamen, alte Herzoginnen, dann wird geheirathet trotz aller Einsprachen!"

Herr Dubel hätte noch längere Zeit solchergestalt seinem Ingrimme gegen schreckliche Hofintriguen, wie er es nannte, Luft gemacht, wenn nicht in diesem Augenblicke die Frau Welscher eingetreten wäre und darauf Jedes beim Anblick der gestrengen Frau seine Arbeit eifrigst fortgesetzt hätte. — — —

Unten aber, in dem Durchgange des alten Stadtgrabens wurde eine außerordentlich glänzende Gesellschaft sichtbar, welche sich auf das alte Kloster zu bewegte, in die Thür desselben eintrat und nun sporenklirrend, lachend und lärmend die breite finstere Wendeltreppe hinaufstieg.

Diese Gesellschaft war nichts Geringeres als der Hofkutscher, Herr Joseph Winkler, mit ein paar Collegen und Stallbuben, ferner der Herr Vicarier Steinle, welche alle zu dem Zweck gekommen waren, um dem alten Kloster einen Begriff davon zu geben, wie sehr sich die vom alten Hof bemühten, ihre Theilnahme für das Kind der verstorbenen Marie an den Tag zu legen. Zu diesem lobenswerthen Zwecke hatten sich ihnen angeschlossen: der Jäger Herr Lukas und der Hoflakai Herr Jean.

Alle befanden sich in großer Uniform, die Stallbeamten in weißen Lederhosen, glänzenden Kappenstiefeln, himmelblauem Leibrock, mit Gold besetzt, und sauber lakirten Hüten, die alle keck auf dem rechten Ohr hingen. Die Stallbuben trugen den Anzug der Vorreiter, hatten himmelblaue Jacken an, ebenfalls mit Gold gestickt, und eine runde Jockaimütze mit schimmernder Troddel.

Jean hatte ein Uebriges an sich gethan und zeichnete sich namentlich durch glänzend weiße, feine, waschlederne Handschuhe aus; Lukas war ebenfalls im höchsten Staat, sein grüner Rock schimmerte von Stickereien, sein reiches Wehrgehänge mit dem Hirschfänger klapperte und glänzte, auf dem Kopf hatte er einen großen Hut mit wallendem, dunkelgrünem Federbusche und an den Händen schwarze

Stülphandschuhe. Besonders ihn schien der alte hölzerne Bruder Pförtner, der unten an der Wendeltreppe stand, freundlich anzusehen; derselbe hatte vor langen, langen Jahren gewiß viele dergleichen kecke Jägergestalten in's Kloster eintreten sehen, und als ihm Lukas lachend auf den dicken hölzernen Bauch schlug, würde er gewiß gelächelt haben, wenn es zufällig gerade um die Mitternachtsstunde gewesen wäre.

Als die Gesellschaft auf dem ersten Stocke ankam, stutzte Joseph, als er ein neues Schild sah, das, wie früher mit weißen mageren Buchstaben auf einem schwarzen Brett, jetzt mit Gold auf Grün deutlich sagte: „Weinwirthschaft." Seine Collegen und der Vicarier stutzten ebenfalls, und die Stallbuben schmunzelten. —

Weinwirthschaft! Dieses Wort hat eine merkwürdige Anziehungskraft, besonders wenn man es mit goldenen Buchstaben auf grünem Grunde liest und eine etwas regsame Phantasie sich dabei den goldenen Wein in grünen Flaschen vorstellt. Der Zauber siegte auch dieses Mal, und Alle traten, die Stallbeamten voran, in das ehemalige Refectorium des Klosters.

Es war eine große, geräumige Stube mit hohem, vor Alter geschwärztem Getäfel, und gewiß einmal sehr lustig und hell gewesen, denn es hatte zwei große Bogenfenster, von denen aber das eine im Verlauf der Zeit wegen allzu viel zerbrochener Scheiben zugemauert worden und deßhalb die Fensterwand heutigen Tages recht trübselig und einäugig anzuschauen war, um so trübseliger, als das noch vorhandene Fenster nebelhaft angelaufen aussah, wodurch man jetzt beim schönsten Wetter und beim klarsten Himmel in der Stube geschworen hätte, es regne draußen. Möbelwerk, Fußboden, Thüre, Decke, Ofen und Wirthin paßten zu dieser Trübseligkeit; letztere eigentlich war das unpassendste Möbel in der ganzen Wirthschaft, denn eine dickere, schmutzigere und schlampigere Bettel war auf zehn Meilen im Umkreise nicht zu finden; sie sah aus wie Grau in Grau gemalt.

Diese Wirthin nun wandte sich beim Eintritt der Gesellschaft

ſchmunzelnd um, warf Ueberreſte von Kartoffelſchalen und eine große ſchwarze Katze vom Tiſche herab und eilte in den Schenkverſchlag, um mehrere Schoppen des befohlenen Achter ſo ſchnell wie möglich herbeizubringen.

Am Ofen ſaß ein einziger Gaſt, welcher bei dem Sporengeklirr nicht umgeſchaut hatte, wenigſtens ſchien es ſo; auch nahm er gar keine Notiz von den Eingetretenen, ſondern ſchien angelegentlich die Zeichnungen an dem großen, gußeiſernen Ofen zu betrachten.

Joſeph, der ſich ſcheute, mit den weißen Reithoſen auf die ſchmutzige Bank hinzuſitzen, lehnte ſich an den Tiſch und trank das Wohl der alten Frau Welſcher, der alten verſtorbenen Marie und blinzelte dabei auf den Mann am Ofen hin, dem dieſer Toaſt nicht beſonders zu behagen ſchien. Auch die ſchmutzige Wirthin hätte etwas Anderes gewünſcht, denn ſie warf die Oberlippe auf und murmelte dem fremden Gaſte lachend etwas in die Ohren.

Dies hielt aber den Kutſcher durchaus nicht ab, beſagten Toaſt noch einmal auszubringen, und dabei ſtieß er den Hoflakaien Jean in die Rippen, murmelte lachend ein paar Worte und zeigte dabei auf den Mann am Ofen.

Jean ſchmunzelte, hob ſein Glas in die Höhe und ſagte: „He, Joſeph! wißt Ihr nicht, wer jener dumme Kerl war, der Euch beim letzten Hofball in den Weg ſprang und den Ihr nur dreiſt hättet überfahren ſollen?“

„Genau weiß ich es nicht,“ lachte der Kutſcher, „aber es wird wohl ein Polizeiſpion geweſen ſein. Ueberfahren, das darf man nicht thun, bei Leibe nicht! aber ich habe meine neue Peitſchenſchnur an ihm verſucht, daß der Hallunk einen Satz machte, es war gar zu poſſierlich.“

„Wer war das, von dem die Rede iſt?“ fragte der Jäger.

„Wer wird's geweſen ſein?“ ſagte Joſeph; „ſo ein alter räudiger, abgeſchlagener alter Hund von einem Aufpaſſer, ſo ein Kerl, der es nicht wagt, ein paar Beſoffene feſtzuhalten, die aus dem

Wirthshaus herausstorkeln und den größten Scandal auf der Straße machen, weil er fürchtet, Prügel zu bekommen, so ein verflitzter alter Hallunke, der einen Hofwagen Nachts um ein Uhr anhält, wo weit und breit keine Menschenseele mehr auf der Straße, einen alten Hofwagen, die immer in solidem Trab fahren und noch nie Jemanden beschädigt haben, so ein alter Kerl, der allen Mädels nachläuft, der anständigen Leuten das Cigarrenrauchen verbietet und armen Weibern, die ihr altes Amt verlieren, durch scheußliche, giftige Bemerkungen das Leben sauer macht — so ein alter Lump — ein miserabler — einäugiger!"

Der Gast am Ofen zuckte bei den Ehrentiteln, die dem großen Unbekannten so freiwillig gespendet wurden, heftig zusammen und war namentlich beim letzten Prädikat, das von einem fehlenden Auge sprach, im Begriff, sich hastig herum zu drehen; doch bezwang er sich und blieb ruhig sitzen.

Der Achter war endlich getrunken, und die Gesellschaft schickte sich an, mit großem Geräusch, laut gesprochenen Worten und vielem Sporengeklirr in den zweiten und dritten Stock hinauf zu steigen. Kaum aber hatten Alle das Zimmer verlassen, so sprang der Gast am Ofen von seiner Bank in die Höhe, ballte die Fäuste nach der Thür, fletschte die Zähne und rief, während sein einziges Auge giftig leuchtete: „Wartet, ihr Hofgesindel, ich will euch den einäugigen, miserablen Lumpen noch eintränken!"

Droben indessen klopfte der Herr Joseph Winkler gar zierlich an die Thür der Frau Welscher, und als man von innen Herein! rief, öffnete er, und der Glanz und die Pracht, von der wir oben gesprochen, trat in das Zimmer vor die verwunderten Büglerinnen.

Nach ein paar Augenblicken des Staunens von Seiten der Frau Welscher, der Kiliane, des Herrn Dubel und sämmtlicher Kinder und Arbeiterinnen nahm Joseph das Wort und erklärte, daß sie sammt und sonders gekommen seien, um der Frau Welscher feierlichst dafür zu danken, daß sie sich des armen und verwaisten Kindes an-

genommen, wofür ihr Gottes Lohn nicht ausbleiben werde, und daß sie ferner sich erkundigen wollten, wie es der kleinen Marie gehe und was sie thue und treibe, daß sie nicht unterlassen könnten, eine Kleinigkeit an Geld, worunter zwei Dukaten, die sie für das Kind zusammengebracht, hiermit geziemend zu übergeben.

Diese Rede des Herrn Winkler war sehr rührend und feierlich, und die Frau Welscher, welche dieselbe Livree vor sich sah, die ihr seliger Mann auch getragen, fuhr, übermannt von süßen Erinnerungen und nachdenkend, mit der Hand über die Augen; die alte Kiliane trocknete sich ein paar Thränen ab, Herr Dubel war sichtbarlichst gerührt, der Vicarier Herr Steinle verzog sein Maul auf eine entsetzlich wehmüthige Art, als er das Kind der Marie vor sich stehen sah, und der junge Herr Welscher heulte ohne alle Ursache, vielleicht weil er die Kiliane weinen sah oder weil ihm seine Schwestern den Rest des Kaffee's ausgetrunken hatten.

Nachdem das vorüber war, bot die Frau Welscher so viel Stühle an, als sie besaß, und Alle fanden einen Sitz bis auf die Stallbuben, welche ehrerbietigst an der Thür stehen blieben.

Da wurde nun gesprochen von den letzten Augenblicken der unglücklichen Marie, von ihrer Herzensgüte und ihrem lustigen Sinne; ferner von der alten Winklere, daß ihr der Stadtrath Schwämmle das Austragen der Museumsquittungen anvertraut, und daß sie nächstens auch bei einer conservativen Zeitung angestellt werden würde; ferner von der Abreise des Baron Karl, welcher die Frau Welscher sehr betrübe, — so sagte dieselbe zum Jäger Lukas und versicherte, einen anspruchsloseren und artigeren Herrn habe sie noch nicht bedient; dann sprach man vom Wetter, von der Gesundheit der Kiliane, vom Heranwachsen der Welscher'schen Sprößlinge; dann wurden Stühle gerückt, Sporen klirrten gegen einander, die Stallbuben rissen die Thür auf, und nach vielmaligem Abschiednehmen und außerordentlich zahlreichen „Behüt' Euch Gott!" polterte die ganze Gesellschaft die Treppen hinab, mit Ausnahme des Jägers

Lukas, welcher mit der Frau Welſcher in das Nebenzimmer ging, um einige Rechnungen in Ordnung zu bringen.

Dieſes Geſchäft war bald abgemacht; der Jäger bedauerte, ſo ſagte er als höflicher Mann, daß er morgen die Stadt verlaſſen müßte, und ſetzte hinzu: „Ich hoffe nicht, daß mein Herr lange Zeit ausbleiben wird, vielmehr, daß wir bald und glücklich zurückkehren und den Leuten hier zeigen, wie viel es geſchlagen hat. Apropos!“ fuhr der Jäger fort, „ich habe noch eine Commiſſion von meinem Herrn an Sie; er weiß nämlich genau, wie ſehr alle Leute, die Sie kennen, von Ihrer Rechtlichkeit überzeugt ſind und wie man ſich darauf verlaſſen kann, wenn Sie Jemanden empfehlen. Nun bin ich vor einiger Zeit zufällig mit dem jungen Menſchen, dem Herrn Dubel, der draußen in Ihrer Stube ſitzt und arbeitet, bekannt geworden und bin im Stande, etwas für ihn zu thun, im Falle Sie mir ihn als zuverläſſig und getreu empfehlen können.“

Die Waſchfrau nickte vergnügt lächelnd und hörte aufmerkſam zu.

„Mein Herr,“ fuhr der Jäger fort, „verreist, wie Sie wiſſen, morgen und hat ſeine Gründe, von beiden Lakaien keinen im Hauſe zu laſſen, wünſcht aber einen vertrauten Menſchen, der ſich Nachts dort aufhält, der Briefe ꝛc., die für uns ankommen, weiter beſorgt, der vor allen Dingen ehrlich und verſchwiegen iſt; und zu dieſem Poſten habe ich den Herrn Dubel vorgeſchlagen.“

„Und da haben Sie ein ſehr gutes Werk gethan,“ ſagte die Waſchfrau freudig überraſcht, „ich kenne den Herrn Dubel von ſeiner Kindheit an und kann ihn in alle Wege zu dem Poſten empfehlen.“

„Abgemacht!“ ſagte der Jäger und reichte die Hand zum Abſchied. „Bitte, dem Herrn Dubel noch nichts darüber zu ſagen, da ich mit dem Baron noch Einiges beſprechen muß. Adieu, Frau Welſcher! halten Sie ſich geſund, ich hoffe, wir ſehen uns bald wie-

der.“ Damit verließ der Jäger das Zimmer, grüßte den Schneider und die Jungfer Kiliane und stieg die Treppen hinab.

Der Herr Dubel, der keine Ahnung davon hatte, welcher helle Stern in der Nacht seines Daseins aufzusteigen im Begriffe war, nähte emsig darauf los, bis es acht Uhr schlug; dann aß er mit der Familie zu Nacht, gab beim Abschiednehmen der kleinen Marie die Hand und brachte die Jungfer Kiliane nach Hause, worauf er eiligst durch die glatten Straßen schlüpfte, um seine Dachkammer zu erreichen, seinen Thee im Morgenanzug zu genießen und sich, in Pelham lesend, für einen angehenden großen Herrn zu halten.

Bald hatte der Herr Dubel die Elstergasse erreicht und kam an das Haus Numero vierundvierzig, vor welchem sich eine vielleicht fünf Fuß breite Eismasse gelagert hatte; Dubel mit seiner Leichtfüßigkeit setzte zum Sprunge an, flog in die Hausthür hinein zierlich und gewandt und parirte auf dem glatten Stein, als stehe er auf einem Teppich, weil er sah, daß er im andern Falle einen Herrn fast umgerannt hätte, der aus der Thüre der Weinstube trat.

Dieser Herr aber blieb ob Sprung und Parade erstaunt stehen, klatschte langsam und gemessen in die Hände und sagte: „Bravo, bravissimo! ein schöner Sprung, ein merkwürdiger Aplomb, bravo!“

Der Schneider sah den Lobsprecher erstaunt an, zog aber höflich seine Mütze, als er den gravitätisch aussehenden Mann genau ansah und den königlichen Balletmeister erkannte.

„Bravo!“ wiederholte Signor Benetti, „Sie entwickelten eine Gelenkigkeit und Kraft, wie man sie sich auf der Bühne nur wünschen kann.“

Er hätte wahrscheinlich noch weiter fortgesprochen, doch wurde in diesem Augenblicke die Hausthür von einer riesenhaften Figur verdunkelt, welche Niemand anders war, als der Herr Lukas, der sich nach dem Herrn Dubel erkundigte.

Der Balletmeister verließ das Haus, und die beiden Andern stiegen die Treppe hinauf.

Bald war der Schneider von dem Glücke, das ihn erwartete, in Kenntniß gesetzt, und man kann seine Seligkeit, eine elegante Wohnung sowie einen kleinen Gehalt zu erhalten, kaum ermessen. Er verließ noch denselben Abend die Elstergasse; sein Quartier, das fast noch ein Vierteljahr bezahlt werden mußte, kam dem Doktor Stechmaier zu Gute, der seinen Wandkasten verließ und sich oben einlogirte.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Bürgerball und seine Folgen.

Die Hofräthin war nach jenem unglückseligen Bürgerball das nicht mehr, was sie früher gewesen; im innersten zartesten Kern ihres Lebens war sie schmerzlich verwundet, und ihr Sohn, auf den sie alle Hoffnung gesetzt, daß er nicht in die Fußstapfen des Vaters treten, vielmehr ihr, der Trauerweide, ein Stab sein werde, an welchen sie gestützt fortan durch das Leben säuseln könne, — ihr einziger Sohn, ihr Eduard hatte Schmach auf ihren Namen gehäuft, hatte eine ganze ehrenwerthe Bürgergesellschaft blamirt, hatte mit einer Putzmacherin getanzt!

Zwischen jenem unglücklichen Ballabend und jetzt lagen schon ein paar Wochen, und während dieser Zeit hatte die Hofräthin nebst Gemahl und Sohn ihre bisherige Wohnung verlassen und war in den oberen Stock zu dem Herrn Stadtrath Schwämmle gezogen.

Diese Wohnungsveränderung, obgleich schon seit einem halben Jahr vorbereitet und deßhalb mit der Ballgeschichte in keiner Verbindung stehend, wurde doch wegen letzterer eine Quelle der bittersten Vorwürfe für Gatten und Sohn. Die Hofräthin, welche von

ihrer zerknickten Hoffnung auf den Sohn immer in Parabeln ſprach, wie von einer theuren Verſtorbenen, konnte, ſo ſagte ſie nämlich, die alten Räume, in welchen ſie ſich ſo glücklich geträumt, ferner nicht mehr ſehen und wurde auf dieſe Art gezwungen, die ihr ſo unnennbar lieb gewordenen Zimmer zu verlaſſen. Umſonſt hatte ſich der Hofrath eines Tags unterſtanden, ihr zu bemerken, es ſei ja ſchon vorher eine andere Wohnung gemiethet geweſen; dieſe unzarte Aeußerung hatte nur einen heftigen Migränenanfall zur Folge und das arme Schlachtopfer zog ſeufzend in die neue, viel ſchönere Wohnung.

So ſehen wir ſie am Fenſter ſitzen und bemerken, wie ſie ihren Blick zuweilen, über Nähzeug und Nadel ſeufzend, auf die beſchneiten Dächer der nachbarlichen Häuſer wirft. Neben ihr in einem Arbeitskörbchen befinden ſich verſchiedene Bücher höchſt frommen Inhaltes, und wir wollen es im Vertrauen geſtehen, daß die Hofräthin einmal faſt im Begriff war, einer frommen Brüdergemeinde beizutreten und Betſtunden zu beſuchen; doch überdachte ſie noch zeitig genug, daß ſie als Mitglied einer ſolchen Bälle und Theater unbedingt für Anſtalten des Teufels zum Fange einer armen Seele betrachten müſſe, und das war nicht gut thunlich, denn ſie hatte im königlichen Hoftheater ein halbes Jahresabonnement mit zehn anderen Damen der ſiebenten Rangklaſſe auf einen Sitz der zweiten Gallerie, und dieſes Abonnement war nicht rückgängig zu machen.

Was ſollen wir von Eduard ſagen? — von Eduard, deſſen Gemüth nicht ſo verhärtet war, daß er nicht am andern Morgen den Kummer der Mutter und die Unſchicklichkeit gefühlt hätte, die er begangen? Aber der Vater Hofrath hatte dieſen Keim zum Guten mit roher Hand erſtickt, indem er des andern Tages bei Tiſche, als ihm die Geſchichte erzählt wurde, laut hinaus lachte. Wie ſchauerte dabei der Hofräthin zart Gemüth zuſammen! Welcher Abgrund von Schlechtigkeit öffnete ſich vor ihren Augen! Sie hatte ihren Mann freilich ſchon als roh erkannt, als unzart im höchſten Grade, aber als ſo verderbt, wie ſie ihn jetzt kennen lernte, hatte ſie ſich ihn

nicht vorgestellt. Sie spielte hierauf eine Zeit lang die arme Dulderin, hustete bedeutend, ließ den Arzt kommen, trank ungeheure Medicinflaschen leer und ließ in das Tagblatt setzen, es werde auf nächstes Frühjahr eine Eselin gesucht, die gute Milch habe. Alles umsonst! Der Hofrath ging nach wie vor in's Wirthshaus und in seinen Klubb, und der Sohn ging in mehrere Klubbs und in mehrere Wirthshäuser!

Darauf hatte die Hofräthin ihren Kriegsplan geändert; sie machte ihrem Manne das Leben sauer, wo es thunlich war, das heißt beim Kaffeetrinken und Mittagsessen und Nachts in ihrem Bette, wo sie bei zugezogenen Gardinen die furchtbarsten Predigten hielt. Andere Stunden des Tages und Abends war der Hofrath nicht zu haben, wohl aber der unglückliche Eduard — er mußte mehrere Abend in der Woche zu Hause bleiben, bekam keinen Hausschlüssel, mußte hie und da mit der Mutter eine Visite machen, kurz, er wurde außerordentlich tyrannisirt.

Es mochte gegen elf Uhr Morgens sein, als es bei Hofraths draußen an der Klingel schellte und gleich darauf der Schritt des Hausherrn hörbar wurde, der sich den Schnee von den Stiefeln klopfte und in's Zimmer trat.

Der Hofrath war ein großer, starker Mann mit rothem, freundlichem Gesicht und einem höchst glücklichen, harmlos vergnügten Zug in demselben. Er kam so eben von der Bibliothek, wo er seine Beschäftigung hatte, und wollte zu Hause nur einen Augenblick nach eingelaufenen Briefen sehen und sich alsdann in seinen Klubb begeben, um die Zeitung zu lesen und zur Stärkung des Appetits einen Schoppen Zwölfer zu genießen. Zu diesem Geschäfte mit Hut, Mantel und Stock gerüstet, trat er in das Zimmer der Hofräthin, um sich eine vergessene Cigarrendose zu holen, und der Hofräthin kam ein sehr guter Gedanke.

Sie nickte bei seinem Eintritt kaum merklich mit dem Kopf, schaute alsdann gedankenlos durch's Fenster und sagte mit der gleich-

gültigſten Miene von der Welt: „Es iſt gut, daß du kommſt, ich wollte dich gerade von der Bibliothek holen laſſen.“

„Was hat's gegeben, mein Schatz?“ fragte der Hofrath mit vergnügtem Geſicht. „Was wird von mir gewünſcht, womit kann ich dienen?“

Die Hofräthin hob ein Sacktuch, welches ſie gerade ausgebeſſert, gegen das Licht und ſagte, indem ſie aufmerkſam nach einer defekten Stelle ſpähte: „Du weißt, wir wohnen ſchon vier Tage hier im Hauſe und haben bei Stadtrath Schwämmle's noch keinen Beſuch gemacht; es iſt unumgänglich nothwendig, dieß heute noch zu thun, man kann nicht längere Zeit mehr ſo hingehen laſſen.“

„Ich ſollte meinen,“ ſagte lächelnd der Gemahl, „daß das eigentlich nicht nothwendig ſei, bei ſo guten Bekannten wie Schwämmle's einen formellen Beſuch zu machen; man thut das wohl bei wildfremden Leuten, zu denen man in's Haus zieht, — geh' mein Schatz, das iſt eine leere Förmlichkeit.“

Die Hofräthin ließ ihr Sacktuch wie entſetzt in den Schooß fallen und ſchaute ihren Mann ein paar Sekunden lang mit dem ihm wohlbekannten feſten Blicke an, einem Blicke, den er unmöglich lange Zeit aushalten konnte.

„Leere Förmlichkeit!“ ſagte ſie alsdann; „ja, du möchteſt freilich alle Formen aus der Welt verbannen, dir könnte freilich die Geſellſchaft nicht zwanglos genug ſein — ein Einzugsbeſuch ſei eine leere Förmlichkeit?! O, es iſt unglaublich, was ich Alles erleben muß! Aber,“ fuhr ſie heftig fort, „in dem Hausweſen, dem ich vorſtehe, die Formen des Anſtandes aufrecht zu erhalten, ſo weit es meine ſchwache Kraft zuläßt, werde ich mich bemühen, und ſollte ich darüber zu Grunde gehen, trotz deinen Einreden und dem ungeſchliffenen Betragen deines Herrn Sohnes! Die Stadträthin Schwämmle gibt heute Abend eine große Theegeſellſchaft und nur ein Menſch ohne alle Formen iſt im Stande, zu glauben, man könne da erſcheinen, ohne einen Einzugsbeſuch gemacht zu haben.“

„Aber ich ſehe durchaus nicht ein, warum ſich ereifern!“ ſagte der Hofrath und ſteckte die Cigarrendoſe ein, die er gefunden.

„Warum ich mich ereifere?“ rief die Hofräthin mit ziemlich lauter Stimme; „freilich, warum ich mich ereifere? Die Frage habe ich auch ſchon tauſend Mal an mich ſelbſt geſtellt und finde auch nur eine einzige Antwort; warum mich ereifern, warum auf die nothwendigen Formen halten? — — — Um wenigſtens vor den Augen der Leute mit einigem Anſtand und Ehre beſtehen zu können.“

Sie warf ſich erſchöpft in ihren Stuhl zurück und ſchaute gen Himmel auf, als wollte ſie ſagen: „Unterſtützt mich kein Donner, ſpricht kein Blitz für mich?“

Der Gemahl aber, dem bei allem Gleichmuth nichts unangenehmer war, als häusliche Scenen, denn er kannte die Zähigkeit der Hofräthin und wußte, daß ſie nicht nachließ, ihm eine und dieſelbe Geſchichte wochenlang vorzukauen, hakte ſeinen Mantel los und erlaubte ſich dabei die ſchüchterne Frage: „Aber, mein Schatz, könnteſt du dieſen Einzugsbeſuch nicht allein beſorgen?“

Ein vernichtender Blick aus den grauen Augen der Hofräthin zeigte ein ſchweres Unwetter an, das alsbald erfolgen würde, und gleich darauf brach es auch wirklich los und platzregnete eine Fluth von Worten: „Ich allein ſoll hinuntergehen?“ jammerte die unglückliche Frau; „ich allein, immer allein, ewig allein? Sind wir denn eigentlich zuſammen verheirathet, oder betrachteſt du mich nur als deine Sclavin. — Ich allein? — ja allein, das iſt das Loſungswort, das mich durch dieſen Eheſtand geſchleppt hat — nun ſchon ſeit zwanzig Jahren allein zu Hauſe, allein auf der Straße, allein in der Kirche, allein auf Bällen, allein im Theater, allein, immer allein! Und du, wo warſt du in all' den Stunden, die ich nun ſchon ſo lange, lange Jahre allein verbringen mußte? — In Geſchäften? — nein; aber im Wirthshaus, im Klubb; ja, dieſen Orten, dem Klubb und dem Wirthshaus bin ich geopfert worden, o, es iſt herzzerreißend! Tauſend Jahre ewigen Sprechens könnten nicht all' die

Leiden erzählen, die ich in all' den langen Jahren erduldet habe, ich unglückliche Frau! In der ganzen Reſidenz, ja im ganzen Lande gibt es keine, die den hundertſten Theil ſo viel durchgemacht hat, wie ich."

Der Hofrath hatte die gute Eigenſchaft, daß er dergleichen heftigen Redeausbrüchen durch Erwiderungen keinen Damm entgegen zu ſetzen ſuchte, vielmehr riß er alle Schleuſen auf und ließ das Waſſer frei durchſtrömen, indem er hie und da mit dem Kopfe nickte oder Ja, Ja! ſagte, oder Freilich! und dergleichen mehr. Er wußte, daß die Hofräthin doch am Ende aufhören würde — dann folgte noch ein ſanftes Thränengerieſel, und danach hatte er wieder auf circa acht Tage Ruhe.

Er legte ſeinen Mantel ab, zuckte mit den Achſeln, meinte, wenn es nicht anders ſei, ſo müſſe man in Gottes Namen bei Schwämmle's einen Beſuch machen und zog ſich in ſein Zimmer zurück, um die zu einem ſolchen Einzugsbeſuche bei guten Freunden, die man täglich ſah, höchſt nothwendige Toilette zu machen, den ſchwarzen Frack, die ſchwarze Halsbinde anzuziehen, kurz, ſich äußerlich wie bei den feierlichſten Gelegenheiten heraus zu putzen.

Die Hofräthin, welche nach dem eben gehabten Erfolge beſchloß, heute feſt aufzutreten, umgeben von ſämmtlichen Großen ihres Reichs, ſandte in die benachbarte Buchhandlung, wo Eduard auf dem Comptoir beſchäftigt war, und ließ ihn augenblicklich herkommen; dann mußte Hofraths Mine, ihre Magd, zu gleicher Zeit einen freundlichen Beſuch bei Stadtraths Ricke, der anderen Magd, machen und mußte im Geſpräche fallen laſſen, Hofraths würden nach zwölf Uhr herabkommen und einen Einzugsbeſuch machen. Nach dieſer Mittheilung verſchwand Stadtraths Ricke in das Zimmer der Frau Schwämmle und ſagte, als ſie wieder kam, Stadtraths würden auf jeden Fall heute Mittag zu Hauſe ſein, und nachdem dieſe diplomatiſchen Verhandlungen beendigt waren und deren Reſultat der Hof-

räthin mitgetheilt, warf sie sich in ein dunkelgrünseidenes Kleid und schmückte sich auf's Beste zu dem vorhabenden Besuche.

Der junge Eduard, der vor Tische eine Partie Billard passender gefunden hätte, fügte sich dem strengen mütterlichen Befehl, warf sich zu Hause angekommen ebenfalls in einen schwarzen Frack, und so gerüstet stand die hofräthliche Familie da, wartend, bis es zwölf Uhr schlagen würde.

Endlich verkündeten alle Glocken der Stadt die Mittagsstunde, und wenige Minuten nachher zog der Hofrath an der Klingel des Stadtraths, und es zeigte sich, daß der Herr Hofrath und Hofräthin dem Stadtrath und der Stadträthin einen Besuch zu machen gedächten.

Auf die Versicherung von Stadtraths Ricke, daß Stadtraths zu Hause seien und daß es dem Herrn Stadtrath und der Frau Stadträthin ein außerordentliches Vergnügen machen würde, den Herrn Hofrath und die Frau Hofräthin bei sich zu sehen, traten die Letzteren in das Besuchszimmer. Nachdem das Dienstmädchen der Frau Hofräthin einen Platz auf dem Sopha angewiesen, für den Hofrath und Hofraths Eduard Stühle daneben gestellt, entfernte sie sich, und aus dem Nebenzimmer trat der Stadtrath Schwämmle mit seiner dicken Gattin, der Stadträthin, heraus.

Schwämmle's sonst so lebhaftes Gesicht war in feierliche Falten gelegt, die außerordentlich leichten Bewegungen, welche er sonst im Gehen auszuführen pflegte, waren gemäßigt; denn wenn er auch den Hofrath fast jeden Tag in dem Klubb sah, wenn er auch die Hofräthin häufig auf der Treppe, auf der Straße oder bei seiner Frau angetroffen, wenn auch beide Familien in einem sehr befreundeten Verhältnisse zusammen standen, so war doch ein solcher erster Besuch als Miethbewohner desselben Hauses ein viel zu feierlicher Akt, als daß man ihn nicht hätte außerordentlich würdevoll begehen sollen.

Die Stadträthin machte bei ihrem Eintreten einen Knix, der Stadtrath zwei tiefe Neigungen mit dem Kopfe, welche Begrüßungen

von Hofraths durch Aufſtehen von Stühlen und Sopha, durch eben ſo viele Neigungen mit dem Kopfe des Hofraths und durch einen eben ſo tiefen Knix von der Hofräthin erwidert wurden. Der junge Eduard, der die üble Gewohnheit hatte, bei einer Verbeugung mit dem Fuße hinten auszuſcharren, warf bei dieſer Gelegenheit den Stuhl um, auf welchem er geſeſſen, was eine augenblickliche Störung verurſachte; doch war der Stadtrath Schwämmle Weltmann genug, die Sitzung ſchnell wieder herzuſtellen.

Die Stadträthin ſaß an der linken Seite der Hofräthin auf dem Sopha, der Stadtrath und der Hofrath hatten ihre Stühle gleich weit vom Tiſche und vom Sopha entfernt, wie es die Etiquette verlangte und der junge Eduard, dem dies noch beſonders eingeſchärft worden war, hatte reſpektvoll ſeinen Stuhl ungefähr einen halben Schuh hinter den ſeines Papa's zurückgezogen. Alle drei Herrn aber befleißigten ſich, wie es in hieſiger Reſidenz als Ausdruck des höchſten gegenſeitigen Reſpektes angeſehen wurde, von ihren Sitzen nur den kleinſten Raum einzunehmen, und alle drei ſaßen ſo ſcharf auf der Kante ihrer drei Stühle, daß ſie bei dem geringſten Huſtenanfalle unfehlbar herabgeſtürzt wären.

Zum Eingange des Beſuches wurde ſich nach den Geſundheitsumſtänden der verehrten Anweſenden und ſämmtlicher Familienangehörigen bis in's hundertſte Glied ſorgfältig erkundigt; daß jedes einen Katarrhanfall und Huſten gehabt hatte, verſtand ſich von ſelbſt. Die Hofräthin klagte mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf den Hofrath, daß ſie in letzterer Zeit ſehr an Herzklopfen und Migräne gelitten; die Stadträthin Schwämmle befand ſich noch am leidlichſten und dankte für die gütige Nachfrage nach der Geſundheit ihres Vaters, des Herrn Oberzunftmeiſters. Der Hofrath und der Stadtrath hatten außer den angegebenen Uebeln ebenfalls nicht viel zu klagen, und der junge Eduard befand ſich nur inſofern unwohl, als er lieber von der ſtadträthlichen Viſite weit entfernt geweſen wäre.

Das Gespräch drehte sich ferner um das Wetter und die Hofräthin prophezeite einen längeren Frost . . .

„Mit einigem Schnee in den nächsten Tagen," meinte die Stadträthin, und der Stadtrath, den seine Hühneraugen schmerzten, glaubte, etwas Regen werde nicht ausbleiben, worauf der Hofrath auf Thauwetter rieth, und der junge Eduard, um auch etwas zu sagen, diese vier Meinungen resumirte und in einiger Geistesabwesenheit von sehr starkem Frost mit Schnee und Regen und großem Thauwetter sprach.

Hierauf bot das Theater weiteren Stoff zu ebenso interessanten und geistreichen Gesprächen. Die Hofräthin war überzeugt, daß das Haus beständig angefüllt sein würde, wenn man bei Entwerfung des Repertoirs billige Rücksichten auf das Publikum nähme. Aber es könne einer deutschen Frau doch nicht zugemuthet werden, so fort und fort und weiter nichts als italienische Musik zu hören, und was die Trauerspiele anbelange, so sei man nur dazu da, den Herrn B. in einem neuen Kleide zu bewundern und das Fräulein C. in irgend einem grassen französischen Machwerk als schreckliche Mutter oder Gattin zu verabscheuen. — „Gemüthliche deutsche Trauerspiele werden gar nicht mehr gegeben, und von den Lustspielen, die uns früher so ergötzten, will ich gar nicht reden."

„Aber das Ballet," sagte der unglückliche Eduard, — „ist doch recht schön" — so hatte er eigentlich seine Rede beschließen wollen, doch bemerkte er noch frühzeitig genug den strafenden Blick seiner Mutter und erinnerte sich ihrer Lehre, daß es unanständig sei, vor anständigen Bürgerfrauen und Töchtern vom Ballet zu sprechen. Die Hofräthin und die Stadträthin schlugen hierauf vereint ihre Augen nieder und schämten sich recht sichtbar. Vater Schwämmle aber zog den Mundwinkel in die Höhe und gedachte jenes unvergeßlichen Bürgerballes.

Die eben so unpassende als unzarte Erwähnung des Ballets hatte den Redefluß auf einige Sekunden gehemmt, und es schlich

ſich, wie man zu ſagen pflegt, ein Polizeidiener durch's Zimmer. In anderen Städten pflegt man auch bei ähnlichem plötzlichem Stillſchweigen zu ſagen, es ſchwebe ein Engel durch die Converſation; hier aber war es ein Polizeidiener, und der Stadtrath Schwämmle bemächtigte ſich ſeiner augenblicklich, und brachte das Geſpräch geſchickt auf polizeiliche ſtädtiſche Verordnungen und Einrichtungen, auf Straßenreinigung, Kaminfegerrecht, Feuerſchau und verſicherte, als er bei Feuersbrünſten im Allgemeinen angekommen war, die Einrichtung eines Pompier- und Löſchcorps ſei eigentlich nicht ſo außerordentlich nothwendig; die Spritzen befänden ſich in anſtändigem Zuſtande und leiſteten, wenn ſie einmal auf dem Platze ſeien und wenn nicht gerade etwas am Pompwerk gebrochen oder eine Röhre geplatzt ſei, die erſprießlichſten Dienſte. „Ich bin," ſagte der Stadtrath Schwämmle mit erhobener Stimme, „pro neue Kirche, contra Pompiercorps; Feuersbrünſte haben wir, Gott ſei Dank! ſehr wenig, und es geſchehen geringe Unglücke dabei; gegen alle dieſe Firlefanzereien: bewegliche Brandleitern, Rettungsſäcke für Menſchen und Mobilien, bin ich unbedingt, es kommt nichts dabei heraus. Unglücksfälle gibt es überall, und daß eine Feuersbrunſt nicht ohne dergleichen abgeht, iſt voraus zu ſehen."

Die Frau Stadträthin Schwämmle, welche große Luſt hatte, gegen ihren Mann in Oppoſition zu treten, um ſich des neuen Löſchcorps, contra neue Kirche anzunehmen, dachte zur guten Zeit noch, wie wenig die Feier eines erſten Beſuchs zu einem derartigen Streite geeignet ſei, und ſchwieg ſtill.

Die Hofräthin würde aber auch unbedingt auf Seite des Stadtraths pro neue Kirche getreten ſein, und ſo war es gut, daß die Stadträthin das Geſpräch fallen ließ. Jetzt erhob ſich die Hofräthin von dem Sopha, ſtammelte etwas von ewiger Freundſchaft, von gutem Einvernehmen, und dann empfahl ſich die hofräthliche Familie unter alt hergebrachten Förmlichkeiten, unter den verſchiedenen Knixen und Verbeugungen, welche bei einer ſo feierlichen

Veranlassung gegeben und angenommen werden. Der Stadtrath begleitete die Familie bis an die Glasthür, die Stadträthin aber nur bis an den Ausgang des Zimmers, was die Hofräthin ein wenig übel nahm. Darauf aber verfügten sich Hofraths nach Hause, und da es für den Chef des Hauses zu spät für einen Schoppen Zwölfer und für den jungen Eduard zu spät für eine Partie Billard war, so setzte sich die ganze Familie alsbald zu ihrem Mittagsmahl nieder.

Nachher machte Hofraths Mine der Stadtraths Ricke einen ebenfalls sehr nothwendigen Einzugsbesuch, welcher der Hofraths Mine eine Viertelstunde darauf von der Stadtraths Ricke feierlich erwidert wurde.

Wir können aber, obgleich wir bei den verschiedenen Diner's im Hause vollkommen überflüssig sind, dasselbe doch so bald nicht verlassen, indem ein unterschiedlicher Geruch von feinem Backwerk im untern Stock, sowie zahlreiches Porzellan, das in der Küche aufgestellt ist, vermuthen läßt, daß der Thee, welchen die Frau Hofräthin heute Abend gibt, sehr glanzvoll zu werden verspricht und wohl der Mühe werth sein wird, um ihm unsichtbar beizuwohnen.

Nach Tische begann auch in der Küche der Stadträthin ein unerhörtes Rumoren, eine beispiellose Geschäftigkeit. Ricke hatte alle Hände voll zu thun, die lange nicht gebrauchten Theetassen sauber auszuwischen, während die Stadträthin das Backwerk zierlich auf die dazu bestimmten Platten schichtete; dann holte Ricke aus der Speisekammer mächtige Gläser voll eingemachter Früchte, womit von der Stadträthin verschiedene Porzellan- und Krystallschaalen angefüllt wurden.

So ging der Nachmittag vorbei, und ehe es anfing zu dämmern, wurde der Theetisch in dem Besuchszimmer hergerichtet. — Und welcher Theetisch! Eine mächtige Tafel, an welcher wenigstens zwanzig Personen Platz hatten. Darüber wurde ein feines Tischtuch und

eine rieſenhafte Theeſerviette gebreitet, dann die Taſſen umhergeſtellt, an die Unterſeite der Tafel, wo die Stadträthin ihren Sitz hatte, der Waſſerkeſſel von engliſchem Metall mit der Spirituslampe, Theeſeiher, Zuckerzange, einigen Vorrathslöffeln und dergleichen Kleinigkeiten mehr.

In der Mitte der Tafel ſtand ein broncener Armleuchter und trennte dieſelbe ſo zu ſagen in zwei Hälften, welche beide mit einer wahren Armee von Backwerk und Süßigkeiten beſetzt wurden. Das Centrum dieſer beiden Heerflügel bildete hier eine rieſenhafte Punſch-, dort eine eben ſo große Sandtorte; Kugelhopfen mit und ohne Chokolade-Ueberguß beſchützten das Centrum wie ſchwere zwölfpfündige Batterien, dann kamen ganze Regimenter von kleinem Backwerk und es iſt faſt unmöglich, die Namen all' der Legionen, die hier aufmarſchirt waren, anzugeben. Da ſah man Theebrod von allen Formen, Seelen, Kaffeekächlein, übergoſſenen Zwieback, Zimmtſterne, Berliner Pfannkuchen, hernach unter dem gemeinen Troſſe: Hefenkränze, Mannheimerle, Kümmelkuchen und Mürbes in allen Geſtalten. Dieſe zahlreiche Armee wurde flankirt und umſchwärmt von einem ganzen eingemachten Sommer und Herbſt. Von den Erdbeeren des Frühjahres waren alle Früchte vertreten bis zu den welſchen Nüſſen des Spätjahres, und wehe der Hausfrau, welche irgend eine eingemachte Frucht nicht aufgetiſcht hätte oder auf deren Tafel ein namhaftes Backwerk gefehlt — ihr wäre beſſer, ſie wäre nie geboren!

So ſtand die Tafel gerüſtet und die Stadträthin war angethan mit ihrem ſchwarzſeidenen Kleide, welches wir vom Bürgerball her kennen; der Stadtrath war ausgegangen, da es nur eine Damengeſellſchaft war, zu welcher die Männer nur inſofern Zutritt hatten, als ſie ſpät am Abend ihre Frauen und Töchter ꝛc. abholen durften.

Stadtraths Ricke empfing die Ankommenden an der Glasthür, und bald nach ſieben Uhr war die ganze Geſellſchaft verſammelt

Allmählig kam frisches Leben in die Unterhaltung; die achte Rangklasse lachte häufig, machte zuerst schüchterne Bemerkungen unter einander, wagte dann ein Gespräch mit der siebenten Rangklasse, welche ein Auge zudrückte und sehr herablassend war, und als sich erst die andere Oberregierungsräthin, eine liebe, scharmante Frau nach dem Befinden eines kranken Kindes der ihr gegenüber sitzenden Stabssekretärin erkundigt hatte, lüfteten sich in etwas die starren Bande der Etiquette, die Zungen wurden frei und heitere Gespräche zu Nutz und Frommen der abwesenden Nebenmenschen nahmen an dem Theetische überhand. Wetterbeobachtungen und Gesundheitsverhältnisse, inclusive Ausgleiten und Fallen auf dem Glatteis, waren abgehandelt, und indem man das Repertoire des Theaters zerfleischte und die einzelnen Mitglieder scharf vornahm, hatte man Blut geschmeckt und ging mit voller Kraft an die Ereignisse des Tages. Zuerst wurden sämmtliche Mägde verdammt und schreckliche Beispiele erzählt von der Rohheit und dem Uebermuthe dieser verworfenen Klasse: hatte nicht die Oberregierungsräthin erlebt, daß ihr Bäbele, nachdem sie eine schöne Tasse zerbrochen — man fand sie nämlich zerbrochen in der Küche stehen, — ihr zur Antwort gab, es sei noch die Frage, ob sie, nämlich das Bäbele, die Tasse wirklich zerbrochen oder nicht vielleicht Jemand anders. — Jemand anders? konnte das Bäbele nicht vielleicht damit gesagt haben wollen, am Ende habe die Oberregierungsräthin die Tasse selbst zerbrochen — fürchterliche Frechheit! Der ganze Tisch erhob einen Weheruf und Alle versicherten, so etwas sei ihnen noch nie vorgekommen.

Eine andere, nicht minder schreckliche Geschichte erzählte die Kanzleiräthin: nur durch nachlässiges Verschließen der Wärmflasche im Bette ihres zehnjährigen Sohnes sei derselbe ganz durchnäßt worden, und als man das der Marie vorgehalten, habe sie gelacht und die Frechheit gehabt zu erwidern: das Bett sei des Durchnässens schon gewohnt. Sämmtliche unverheirathete Damen schlugen bei dieser Geschichte die Augen nieder und die Verheiratheten fanden

sie ebenso schrecklich, wenn nicht noch schrecklicher, als die der Oberregierungsräthin.

Von den Mägden kam man auf die Bedienten, auf die Handwerker, auf die niederen Beamten und allmälig auf die Colleginnen der sechsten, siebenten und achten Rangklasse.

In diesem Augenblicke trat der pensionirte Hauptmann von Müller in das Zimmer, und sein Anblick wurde mit außerordentlicher Freude begrüßt. Er war, da er nicht Gattin noch Schwester abzuholen brauchte, einer von den wenigen Männern, welche das Vorrecht hatten, früher kommen zu dürfen; er war das aufregende Element bei diesen Gesellschaften, indem er mit den Ansichten der Damen fast immer in Opposition war und es zuweilen wagte, ihnen seine Meinung unverhohlen zu sagen.

Nach seinem Erscheinen ward das Gespräch anfänglich sanfter, als es bis jetzt gewesen; auch brachte der Hauptmann eine Menge Neuigkeiten mit, von einem alten Schornstein, in welchem es gebrannt, von einem Concerte oder Balle bei Hof, von einem schrecklichen Unglücksfalle und dergleichen mehr, und so flossen einige kleine Stündchen dahin unter Theetrinken, Backwerk- und Eingemachtem-Essen, Stricken und sanftem Geplauder.

Nach und nach erschienen noch die musterhaftesten der Ehemänner, welche sich eine Stunde vom Wirthshause abzogen, um noch eine Zeit lang in der Theegesellschaft zubringen zu können. Vater Schwämmle erschien auch, daß aber der Hofrath und der junge Eduard nicht erschienen, brauchen wir nicht zu sagen.

Stadtrath Schwämmle erzählte von einem höchst unerwarteten Bankerotte, der in der Stadt ausgebrochen sei, und versicherte, nur merkwürdige Unglücksfälle hätten den Fall des Herrn A. zu Wege gebracht. Der Herr A. war als fleißiger und geschickter Kaufmann bekannt, aber Frau A. hatte das Unglück, beständig eine sehr gewählte Toilette zu besitzen, weßhalb der Damenkreis dieses Falliment mit wenig christlicher Liebe besprach.

„Wer einen ſolchen Aufwand macht," meinte die Kanzleiräthin, „wer namentlich an Wochentagen ſeidene Kleider trägt, bei dem muß es bergab gehen."

„Namentlich war es bei der Madame A. vorauszuſehen," ſagte eine der Regierungsräthinnen, welche gewöhnlich wie eine Vogelſcheuche ausſah, aber in Geſellſchaft und des Sonntags das Uebermögliche an ſich leiſtete. „Wer ſollte es glauben, daß die A. ſich einmal unterſtanden hat zu ſagen, eine anſtändige Frau müſſe immer ſauber und gut gekleidet gehen und brauche keine eigenen Sonntagskleider!"

Bei der Kundgebung dieſer frevelhaften Aeußerung der unglücklichen Madame A. kreiſchte am untern Ende ein ganzer Chor von Weiberſtimmen entſetzt auf und die gellend laute Stimme einer Sekretärin drang durch den Lärmen und rief: „Was die Frau Oberregierungsräthin ſo eben erzählt haben, iſt vollkommen richtig und ſehr glaublich, daß ſie noch viel Schlimmeres geſagt, denn Madame A. iſt ja eine . . . eine . . ."

Lieber Leſer, du wirſt etwas Entſetzliches erfahren, was die gute Madame A. wirklich iſt; wir können das durchaus nicht läugnen und müſſen der Wahrheit die Ehre geben; aber ſie iſt an der Benennung eigentlich unſchuldig, früher konnte man ſie eigentlich nicht ſo nennen, aber ſeitdem ſie die Mauern hieſiger Stadt betrat, wurde ſie es. — Wir ſchaudern! —

Die gellende Stimme der Sekretärin rief alſo, Madame A. ſei ja eine — Fremde. Wie lächelten die Damen, welche dieſes ungeheure Verbrechen der Madame A. ſchon kannten, auf ihren mit Backwerk angefüllten Teller, wie wunderten ſich die Anderen nun nicht mehr, daß der Herr A. fallirt ſei, und wie befriedigte und beglückte Alle der Gedanke, daß die Fremde nun nicht mehr im Stande ſei, auf der Straße ſeidene Kleider zu tragen, daß ſie es jetzt wohl unterlaſſen würde, franzöſiſche und andere Stoffe den inländiſchen vorzuziehen, und daß ſie ſich nicht mehr unterſtehen würde, ächtes köln iſches Waſſer für beſſer zu halten, als das in hieſiger Stadt fabricirte Eau de Cologne — die Sünderin, die Anmaßende!

Warum war auch Madame A. eine Fremde? Aber ſie war es ja nicht überall, ſie hatte ja eine Heimath und hatte dieſe Heimath ihrem Manne zu lieb verlaſſen, der hieher zog und ohne ſeine Schuld zu Grunde ging. Ja, ſie war eine Fremde, und das war in hieſiger Stadt ein Fehler, ein Unglück, das nicht vergeſſen, nicht ſo leicht wieder gut gemacht werden kann. Eine Fremde oder ein Fremder in hieſiger Stadt iſt nämlich ein Weſen, das man ſich mit allen Fehlern und Untugenden des menſchlichen Geſchlechts begabt vorſtellt. Anderswo wundert man ſich, wenn ein Fremder plötzlich häßliche Eigenſchaften kundgibt, denn man hielt ihn bis dahin für einen ordentlichen Menſchen; hier dagegen wundert man ſich, wenn ein Fremder, nachdem er Jahre lang in der Stadt gewohnt, weder gemordet noch betrogen, weder ein Säufer oder ein Spieler, noch ſonſt ein liederlicher Menſch war. Manche dieſer Eigenſchaften hatte man bei ihm vorausgeſetzt, weßhalb? — Weil er ein Fremder war. Was anderswo eine Empfehlung war, war hier, wie geſagt, ein Verbrechen; anderswo nimmt man ſich eines Fremden an, iſt ihm freundlich und behülflich und wartet ruhig ab, ob er ſich dieſer Theilnahme werth oder unwerth erzeigt, und läßt ihn im letzten Falle natürlicher Weiſe laufen und links liegen; hier aber läßt man ihn von Anfang links liegen und laufen, und wenn er einmal zwanzig Jahre in der Reſidenz zugebracht und ſich in all' der Zeit muſterhaft und gut betragen, ſo öffnen ſich ihm — nicht die Herzen der Einwohner, auch nimmt man ſich ſeiner noch nicht an, — ſondern es öffnen ſich ihm vielleicht ein paar anſtändige Häuſer, die den Muth haben, gegen den Strom zu ſchwimmen.

Das war ſo in hieſiger Reſidenz vor nicht gar langer Zeit und iſt auch heute noch nicht ganz verſchwunden. Geh' noch heutigen Tages und erkundige dich nach einer Straße, ſo kann es dir paſſiren, daß dir unter dreien wenigſtens einer in's Geſicht lacht und ohne zu antworten davongeht, indem er überzeugt iſt, daß du ein Fremder — er erkennt dich nämlich an der Sprache — ſelbſt ganz genau

wüßtest, wo die fragliche Straße ist und du ihn nur zum Besten haben wolltest. —

Die Sekretärin [illegible] die Madame A. so niedergeschlagen mit dem einzigen Worte, sie sei eine Fremde, wie wohl jene Dame in Venedig, als man ihr die Larve abriß und der Chor der jungen Edelleute rief: Es ist Lucretia Borgia! — Sie war todt für diesen Kreis; ihr Name wurde fürder nicht mehr genannt.

Es war nun noch an der Zeit, dem Stadtvater Schwämmle, den man seit jenem Ballabende so öffentlich nicht mehr gesehen, einige Worte der Anerkennung und des Beileids zu stammeln, und die Hofräthin entschloß sich zu diesem schwierigen Geschäfte. Der Stadtrath, der seit jener Zeit die besten Vorkehrungen hatte treffen lassen, damit ein ähnliches Unglück nicht wieder vorfallen könnte, glänzte vergnügt wie der Mond in lichten Abendwölkchen und sprach die Hoffnung aus, daß der nächste Ball, der in wenigen Tagen stattfinden werde, außerordentlich glänzend ausfallen müsse, worauf der Kanzleiräthin Tochter, welche auch etwas Freundliches sagen wollte, mit der Nachricht herausplatzte, wie sie ganz genau wisse, daß auf dem nächsten Balle eine Gasbeleuchtungspolka gespielt würde, in welcher die Musik das Erlöschen der Flammen angebe, die Verzweiflung der Ballgesellschaft, um damit mit einem neuen glänzenden Aufflackern aller Lichter, beziehungsweise Instrumente zu schließen. Diese Polka aber, setzte sie schüchtern hinzu, werde dem würdigen Stadtrath Schwämmle gewidmet sein.

Die Theilnahme sämmtlicher Damen sowohl für den Stadtrath Schwämmle, wie für die Gasbeleuchtungspolka sprach sich in lautem Beifallrufen und Händeklatschen aus, welches noch lauter und stürmischer wurde, als der Hauptmann von Müller versicherte, er habe aus guter Quelle gehört, daß die Blutmenschen einen Talglichtgalopp und eine Schlachthauspolka componiren ließen. Ja, der Enthusiasmus pro Gasbeleuchtung contra Schlachthaus und pro Gasbeleuchtungspolka contra Talglichtsgalopp ging so weit, daß sämmtliche Damen sich entschloßen, die letztgenannten Tänze, falls sie wirklich

zur Ausführung kämen, zu refüsiren; die älteren Damen und die ältere Honoratiorentochter gaben diese Erklärung mit fester lauter Stimme von sich, die jüngeren Damen aber etwas unbestimmter und schüchtern.

Da nun das Gespräch einmal bei jenem unvergeßlichen Ballabende war, so besprach man noch eine Zeit lang die Vorfälle auf demselben und die Hofräthin war hochherzig genug, sogar der Verirrung des jungen Eduard selbst zu gedenken als jugendlichen Leichtsinn — „und," rief die Sekretärin mit der gellenden Stimme, „als schändliche Verführung jener beiden Geschöpfe."

Bei dem Worte „Verführung" schlugen die jüngeren Damen die Augen auf die Teller und verspeisten eifrig Backwerk und eingemachte Früchte, ja, die Honoratiorentochter erröthete ein klein wenig, und es wurde dieses Wort zu einem Thema, dessen sich die Herren fast ausschließlich bemeisterten.

Der Stadtrath Schwämmle erzählte schauerliche Fälle der Art, wie es kühnen, unternehmenden Putzmacherinnen und Nähterinnen gelungen sei, die Herzen ehrbarer Bürgerssöhne zu erwerben und dieselben in allerhand verdrießliche Geschichten zu verwickeln. Seiner Ansicht nach, so aufgeklärt auch dieselbe sich sonst zu sein bemühte, sollte man von Polizei wegen ein strenges Auge auf derlei Umtriebe haben, und er war dafür, den Kastengeist wieder so weit einzuführen und zu verschärfen, daß schon das Sprechen solch' unbefugter Wesen mit Bürgerssöhnen durch harte Strafen geahndet werden könne. Sämmtliche Damen pflichteten ihm bei, und die Sekretärin meinte wahrhaft kreischend, da man leider solche Individuen, wie Putzmacherinnen, Nähterinnen und dergleichen nun einmal haben müsse, so sollte man wenigstens ein strenges Auge auf sie haben, ihnen eigene Straßen anweisen und nur erlauben, zu gewissen Stunden des Tages auszugehen.

„Gott," sagte die dicke Kanzleiräthin und schlug die Augen gen Himmel, „wie haben sich die Zeiten geändert! Wie hätte sich vor Jahren eine Putzmacherin unterstanden, nur einen Ballsaal zu be-

treten, in welchem sich unsereins befindet, — und jetzt?" sagte sie mit einem krampfhaften Lächeln; „ich glaube, jetzt würde sich ein solches Geschöpf nichts daraus machen, vor unseren Augen herum zu tanzen."

„Allerdings nicht, Frau Kanzleirath," sagte die Sekretärin; „es soll ja im vergangenen Winter bei einem Maskenballe passirt sein, daß einige solcher Geschöpfe es gewagt, im Domino vermummt, dort zu erscheinen, und noch mehr, sogar Einige vom königlichen Ballet."

„Vom Ballet?" murmelte der Damenkreis entsetzt, und der Stadtrath Schwämmle gab dieses entsetzliche Faktum achselzuckend zu.

Der Hauptmann von Müller war der Einzige, der es wagte, dieses allgemeine Murmeln des Entsetzens nicht zu theilen und der die kühne Behauptung aufstellte, daß es unter Putzmacherinnen, Näherinnen und unter dem Ballet ganz anständige Personen gebe.

Es erscholl aber ein wahrer Schrei der Entrüstung gegen ihn, den er, sich im Voraus auf die Opposition freuend, stillschweigend und lächelnd austoben ließ und dann fortfuhr:

„Ich versichere Ihnen, meine Damen, was ich vorhin behauptet, hat gewiß seine vollkommene Richtigkeit. Erlauben Sie mir, zu bemerken, daß kein Mensch im Stande ist, bei seiner Geburt ein Wort mitzusprechen. Wer seine ersten Tage auf einem schönen Bette verträumt unter der Obhut und Sorgfalt geschickter Aerzte, hat gewöhnlich ein platt geebnetes Leben vor sich, und die Hand einer sorgsamen Mutter führt das Mädchen, wenn es ein solches ist, auf's Angenehmste in's Leben hinein, läßt sie Nöthiges und Unnöthiges lernen; sie weiß, daß ihr Vater Geld hat und einen Titel, und sie auf solche Art einen guten und vornehmen Stand hat, ohne daß ihr Inneres deßhalb besser zu sein braucht oder ist, als das jenes armen Kindes, welches bei seiner Geburt in elende Lumpen gewickelt wird, ein armes kleines Geschöpf, das die noch ärmere und elendere Mutter in Ermanglung einer Wiege vielleicht in die Schublade einer Kommode auf ihr armseliges Weißzeug bettet, damit es weich liege. Beide wachsen zusammen auf, jenes unter Lust und Scherz, vor aller

Verführung bewahrt, dieses unter Thränen und Noth, aller Verführung Preis gegeben, aber derselben nicht immer unterliegend und sich in seinem leichten Kattunkleidchen oft ein eben so reines Herz bewahrend, wie die reiche Bürgerstochter in ihrer feinwollenen Robe. Ja, ich verschärfe meine Behauptung noch," setzte der Hauptmann mit erhobener Stimme hinzu, „spreche wenigstens meine Meinung frei und offen aus, welche dahin geht, daß ich der Nähterin, welche anständig und tugendhaft geblieben, — ja, der Nähterin, meine Damen, der Tänzerin und der Putzmacherin vor der Bürgerstochter im gleichen Falle den Vorzug gebe."

„Den Vorzug gebe!" kreischte die Sekretärin und sagte leise und spöttisch lachend zu ihrer Nachbarin, „daß über die Herkunft der Mutter des Hauptmannes ein gewisses Dunkel liege."

„Ja wohl den Vorzug gebe," fuhr der Hauptmann fort; „denn ich nehme an, daß der Urstoff, der bei roher Berührung und Angriffen aller Art klar und rein geblieben ist, den Vorzug vor dem verdient, welcher beständig eingewickelt und keinem rauhen Lüftchen ausgesetzt war."

Mehrere Herrn und Damen warfen sich in Parade, um die wirklich außerordentlich unpassenden Worte des Hauptmanns zu widerlegen; doch kündigte die Hofräthin, bekannt durch ihre scharfe Zunge, durch ein lautes Räuspern und Husten ihren unzweifelhaften Entschluß an, als Sprecherin aufzutreten, daß Alles ehrfurchtsvoll schwieg — Alles, bis auf die Sekretärin, welche nicht unterlassen konnte, zu bemerken, daß sie bei den Herrn Offizieren schon oftmals so leichte Gesinnungen angetroffen; ein Ausfall, den der Hauptmann aber nicht der Mühe werth fand, auch nur mit einer Sylbe zu beantworten. Die Hofräthin wandte sich zum Hauptmann und sagte: „Demnach stellen Sie eine Putzmacherin, Nähterin ꝛc. über unsere Töchter und erkennen jenen wenigstens in der Gesellschaft den gleichen Rang zu?"

„Unter den oben angegebenen Verhältnissen," versetzte der Haupt-

mann. „allerdings, das heißt in der menſchlichen Geſellſchaft; in der Geſellſchaft dagegen, wie ſie ein hohes und verehrungswürdiges Publikum verſteht, kann man ſo etwas freilich nicht verlangen, und da brauche ich nicht einmal einen ſolch' rieſenhaften Sprung zu machen, wie von der Nähterin zur Hofräthin, und weiß wohl, daß viele kleinere Rangdifferenzen ſich dort nicht zuſammen fügen laſſen; dafür iſt aber auch, meine Damen," ſagte der Hauptmann, welcher warm wurde, „von einer Geſellſchaft nichts zu erwarten, in der jede Rangklaſſe und tauſend Thaler mehr Vermögen ein eigenes Zimmer, ein eigenes Lokal bedingen."

„Sie wollen demnach," kreiſchte die Sekretärin, „alle Standesunterſchiede niederreißen?"

„Durchaus nicht," ſagte ruhig der Hauptmann, „aber alle Standesüberhebungen, wenn ich es könnte, mit den Füßen niedertreten; ich kann und will nun einmal nicht einſehen, daß der, welcher in glücklicheren Verhältniſſen geboren iſt, als ich, berechtigt ſein ſoll, mir auf dem Kopf herumzutreten und mich fühlen zu laſſen, er ſei aus einem beſſeren Stoffe, als ich."

„Aber," antwortete die Hofräthin mit voller Majeſtät, „würde es denn nicht gegen Ihre Gefühle anſtoßen, auf einem Bürgerball, wo unſere Töchter tanzen, auch Putzmacherinnen und Nähterinnen mit dem gleichen Rechte herumſchweben zu ſehen, würde Ihnen Ihr Gefühl dieß nicht als unpaſſend bezeichnen?"

„Und wenn dies ſo wäre," ſagte der Hauptmann, „würde vielleicht daraus folgen, daß die Bürgerstöchter im Grunde eine beſſere Art Weſen wären, als jene Geſchöpfe, welche, auf ihren eigenen Füßen ſtehend, ſich ihr Leben mit harter Arbeit friſten müſſen?"

„Und kann das noch eine Frage ſein?" kreiſchte die Sekretärin. Aber der Hauptmann fuhr ruhig fort:

„Wenn Sie, Frau Hofräthin, mit mehreren Ihrer ſehr achtbaren Bekannten zufällig auf einem Hofball erſchienen, würden ſämmtliche Hofdamen Sie nicht als unbefugte Eindringlinge anſehen, Ihr

Betragen nicht höchſt unpaſſend finden? Daß dem ſo wäre, müſſen Sie mir zugeben, und ich frage Sie ferner, halten Sie ſich im Grunde deßhalb geringer, als eine Hofdame?“

Die Hofräthin warf ſich in die Bruſt, blickte ſtolz um ſich, als wollte ſie ſagen: Ihr kennt mich Alle! Der Hauptmann aber fuhr fort und ſagte:

„Unſer Geſpräch, meine Damen, hat ſich einigermaßen verirrt und wir ſind auf ein Terrain gekommen, das wir Anfangs nicht betreten wollten. Jeder behalte den Rang, auf den ihn Geburt und Vermögen geſtellt, aber Jeder hüte ſich, durch liebloſe Aeußerungen und durch hartes Benehmen jene Schranken zu erhöhen, welche nun einmal einen Stand vom andern trennen.“

„Mein Herr Hauptmann!“ rief die Sekretärin mit äußerſt gellender Stimme, „Sie mögen einen Rückzug antreten, ſo fein Sie wollen, und mögen ſagen, was Sie wollen, ich bleibe doch dabei und behaupte: wenn es je eine etwas leichte Bürgerstochter gegeben hätte, ſo wäre ſie doch noch mehr werth, als zwanzig tugendhafte Putzmacherinnen.“

Der Hauptmann zuckte mit den Achſeln, die meiſten der Damen ließen ein leiſes Gemurmel vernehmen, welches deutlich anzeigte, daß ſie mit den Anſichten der Sekretärin wohl harmonirten, die Hofräthin aber ſagte, anſcheinend mit großer Bekümmerniß: „geben Sie zu, beſter Herr Hauptmann, daß unter jener Klaſſe von Menſchen eine große Immoralität herrſcht, daß die meiſten derſelben ein ſchrecklich leichtes Leben führen.“

„Sie wollten ſagen,“ verſetzte der Hauptmann, ironiſch lächelnd, „daß jene Klaſſe der menſchlichen Geſellſchaft nicht ſo die Mittel hat, ihr Thun und Laſſen zu verſchleiern, wie andere, und daß man viel eher reden hört von den Fehltritten von zwanzig Putzmacherinnen, als von denen einer einzigen Bürgerstochter; ich gebe das gern zu, nur müſſen Sie bedenken, daß die Anſicht, welche Sie von dem Lebenswandel dergleichen Mädchen haben und welche Sie, meine Damen, täglich ausſprechen, ſehr viel Schuld an der Immoralität derſelben

trägt. Wenn Jemand weiß, Sie halten ihn unbedingt für einen Dieb, weil sein Bruder einer war, so denkt er vielleicht: was hilft's mir, daß ich nicht stehle, man glaubt mir's doch nicht! — — Ich will das gerade nicht entschuldigen, aber es ist so."

„Der Herr Hauptmann entwickeln sonderbare Ansichten," kreischte die Sekretärin, „und machen sich eine Ehre daraus, die Liebschaften liederlicher Mädchen zu entschuldigen."

Auch die Hofräthin schien entrüstet und sagte: „so können wir nicht fortstreiten, wenn Sie sich gänzlich auf die Seite von Personen stellen, die sich nichts daraus machen, alle Jahre, um mich gelinde auszudrücken, bereitwillig eine Menge Liebschaften einzugehen und dieselben eben so bereitwillig wieder aufzulösen."

„Das kommt Alles nur auf die Art an," versetzte der Hauptmann, „wie man solche Liebschaften schließt und auflöst; eine Nähterin, eine arme Tänzerin hat freilich keine Aussichten zum Heirathen und sagt nichts desto weniger zu dem, der ihr gefällt: lieben wir einander so lange es geht, und wenn wir einander nicht mehr gefallen, so trennen wir uns; so sagt die Nähterin und macht kein Hehl daraus, und eben so denkt manche Bürgerstochter und macht aus diesem Gedanken ein großes Geheimniß."

Die Damen saßen erstarrt . . .

„Wollen sie mir vielleicht abstreiten, meine Damen," fuhr der Hauptmann fort, „daß es bei recht anständigen Mädchen vorkommt — wenigstens gelten sie dafür, — daß sie ihre Liebhaber in einem Jahre mehrmals wechseln? Und das wirft durchaus keinen Makel auf sie, wenn nur der Schein gehörig bewahrt wird. Dem Fräulein A. nähert sich der Herr B. und fängt mit ihr eine kleine Liebschaft an; — natürlich, es soll geheirathet werden, wenn es die Verhältnisse erlauben; aber die Verhältnisse erlauben es nicht, und der Herr B. wird nach einigen Monaten, oder wenn Sie auch wollen, nach einem Jahr, von dem Herrn C. ersetzt — wieder dieselben Verhältnisse, den Herrn C. ersetzt der Herr D., diesen der Herr E. u. s. w.; und das

hat durchaus nichts auf sich; denn alles, was in solchen Fällen geschieht, geht vor sich unter dem Deckmantel einer vielleichtigen Heirath mit hoher Bewilligung der ganzen Familie; und eine solche junge Dame, die das halbe Alphabet durchgemacht hat, bleibt was sie ist; sie hat nur einiges Unglück gehabt."

Der Hauptmann schwieg, die Damen schwiegen auch, nicht als ob sie sich überwunden gefühlt, nein, sie erkannten den Hauptmann nicht mehr als ebenbürtigen Gegner und hielten es unter ihrer Würde, demselben ferner zu antworten, und als bald darauf die Theegesellschaft aus einander ging, als Alle der Frau Stadträthin Schwämmle versicherten, einen köstlichen Abend verlebt zu haben, und darauf die Meisten voll Gift und Galle schieden, war es stillschweigend unter ihnen ausgemacht, den Hauptmann zu keiner Theegesellschaft mehr einzuladen.

Sie verließen das stadträthliche Haus und wandelten ihres Weges; Laternen jeder Rangklasse leuchteten ihnen heim, und von der Sekretärin wissen wir es bestimmt, daß sie zu Hause ein niederschlagendes Pulver nahm. — Sehr vielen Damen und jungen Mädchen zu Hause, die nicht bei der Theegesellschaft waren, wurden noch die schrecklichen Aeußerungen des Hauptmannes mitgetheilt, und manche, die das Buchstabiren schon recht tüchtig erlernt, legten sich seufzend, aber sehr gekränkt zu Bette.

Die Honoratiorentochter allein ging aufrechten Hauptes und stolzen Schrittes über die Straßen, sie war im Punkte des Buchstabirens noch ein ganz kleines, unschuldiges Kind, und wenn auch in ihrem Herzen ein A. aufdämmerte, so warf sie geschwind einen Schleier darüber. Dieses A. kam jedoch immer wieder, zog sich in die Länge, und es wurde daraus die Gestalt jenes jungen blonden Mannes, der sie an jenem Ballabende an seinen Busen gedrückt, bis die Schlachthaus- und Blutmenschen auch die stille Garderobe mit Talglichtern erleuchtet. Darauf hatte sie sich mit Schrecken emporgerissen und war wie aus einer tiefen Bewußtlosigkeit erwacht; Du-

bei aber, den die ſchönen Blumen in dem ſchwarzen Haar etwas verwirrt gemacht, der die vollen überſchwellenden Formen der ältlichen Honoratiorentochter in dem Roſacrepekleide für Glanz der erſten Jugend hielt, hatte einige verlegene Worte geſtammelt, von außer-ſich-ſein, von unnennbarem Glück und dergleichen mehr, und Beide waren geſchieden mit einer kleinen Herzbeklemmung.

Als nun gar wenige Tage darauf die Jungfer Kiliane im Hauſe der Honoratiorentochter einige Wäſche beſorgte, als nun zufällig das Geſpräch auf jenen Ballabend und den Herrn Dubel kam und die alte Büglerin voll ſeines Lobes war, da las die Honoratiorentochter die Geſchichte der Maria Stuart und anderer hochgeſtellter Damen, die in Liebe entbrannt waren zu Individuen ſehr niederen Rangs, und beſuchte in Folge dieſer Lektüre eines Abends die arme Kiliane, welche ſich unwohl befand, und das war gerade jener denkwürdige Abend, wo wir im Regen und Wind den Herrn Dubel auf dem Wege nach einem ſehr anſtändigen Hauſe begegneten, jener Abend, den er im königlichen Kutſcherzimmer beſchloß.

An das alles dachte die Honoratiorentochter, während ſie ihres Weges ging, hinter ihrer Magd drein, welche ihren Pfad mit einer großen Laterne beleuchtete. Sie hatte einen weiten Weg zu machen, und als ſie in die innere Stadt kam, wo es auf den Straßen ſchon ſehr menſchenleer war, hörte ſie ſich plötzlich von einer wohlklingenden Stimme angeſprochen, welche leiſe und ſchüchtern einen guten Abend bot und darauf ſagte:

„Es iſſſ-t das gröſßßßß-te Glück meines Lebens, Ihnen, mein Fräulein, ſo unvermuthet zu begegnen.“

Die Honoratiorentochter erſchrak anfangs heftig, dann aber gab ſie dem jungen Manne, der neben ihr herwandelte, eine nicht gar zu barte Antwort, und ſo entſpann ſich ein Geſpräch, welches andauerte faſt bis zu dem Hauſe der Dame; dann verſchwand der junge Mann, von dem wir nicht beſchwören können, wer es eigentlich geweſen; auch wiſſen wir nicht, ob er nicht einen ſchüchternen Verſuch gemacht,

die Hand der Honoratiorentochter zu küssen, ebenso wenig ob dieser Versuch gelungen oder mißlungen; so viel aber wissen wir, daß die Honoratiorentochter die Einzige war, welche den pensionirten Hauptmann einigermaßen entschuldigte.

Siebenzehntes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Der Herr Dubel hatte sich in seiner neuen Wohnung in dem hübschen Hause des Barons Karl baldigst und sehr angenehm eingerichtet und führte hier ein stilles, beschauliches Leben. Seine Stube ging ins Freie hinaus und war mehr als anständig möblirt; ja, Lukas hatte ihm sogar ein Fauteuil hinaufgestellt und ihn durch dieses Möbel in den Stand gesetzt, des Morgens eine Cigarre, wie ein echter Cavalier, rauchen zu können. In dem Hause war sonst Niemand, als ein alter Diener, der die Appartements in Ordnung hielt. Dubel, der eine Art Oberaufsicht führte, kleine Aufträge besorgte, welche ihm der Jäger schrieb, Briefe und dergleichen beförderte, hatte einen kleinen Gehalt für diese leichten Geschäfte, fast von derselben Größe, wie das, was er sich früher mit seiner Nadel verdient.

Da er demnach sehr gut leben konnte, fühlte sich Dubel außerordentlich glücklich in seinen neuen Verhältnissen und hatte, was seine Kunst anbelangt, nur ein paar Häuser in der Stadt nicht aufgegeben, wo man ihn lange Jahre beschäftigt hatte und wo er aus einem Gefühle der Dankbarkeit nicht wegbleiben mochte; so, wie man sich leicht denken kann, unter andern das Haus der Frau Welscher.

Dubel hatte sich eine elegantere Toilette zugelegt und es würde ihm jetzt nicht mehr passirt sein, daß er bei schlechtem Wetter oder überhaupt bei irgend welchem Wetter im fadenscheinigen schwarzen Frack über die Straßen gegangen wäre.

Es war Sonntag Morgens zehn Uhr, und der ehemalige Flick-

ſchneider ſaß oder lag vielmehr in ſeinem Fauteil, vor ſich eine Taſſe Kaffee, welche ihm der alte Diener bereitet hatte. Dieſelben lebten nach dem Lancaſter'ſchen Syſtem, welches ſich zwar nicht auf gegenſeitige Belehrung, aber auf gegenſeitige Dienſtleiſtung gründete. Dubel's Leben begann ſich recht freundlich zu geſtalten, wenigſtens nahm er ſeinen jetzigen Zuſtand für ein Verſprechen des Glückes, daß ſein Schickſal von jetzt an eine beſſere Wendung nehmen werde; ſeine glühendſten Wünſche fingen an, ſich zu realiſiren. Lebte er nicht in einem anſtändigen Hauſe, konnte er nicht ſeine Lebensbedürfniſſe befriedigen auf eine elegante Art, wie ſolches ſeinem Herzen ſo wohl that, ohne ſich dafür auf einer anderen Seite das Nothwendigſte abzwacken zu müſſen? Durfte er nicht ſogar in die Bibliothek hinunter ſteigen und von den Büchern des Barons gebrauchen, was ihm gerade gefiel?

So ſaß er, wie geſagt, in ſeinem Fauteuil, las zuweilen in einem Buche, jetzt zog er einen Zug aus ſeiner Cigarre, trank darauf einen Schluck Kaffee und ſchaute alsdann zum Fenſter hinaus auf die kahlen winterlichen Aeſte der Bäume, welche das Haus umſtanden. Jetzt bellte unten im Hofe der Hund, es kam Jemand die Treppen herauf und klopfte an. Es war der Briefträger mit einem Schreiben des Herrn Lukas, worin dem Herrn Dubel einige kleine Aufträge ertheilt wurden; nun entnahm derſelbe aus dem Befehle des Barons, eingelaufene Briefe ꝛc. wieder nach einer anderen Stadt zu dirigiren, daß derſelbe immer noch ohne Ziel umherſtreife.

Der Briefträger ging fort, der Hund unten bellte abermals, dann wieder, und es ſtieg ein neuer Gaſt die Treppen herauf, welcher anklopfte und gleich darauf die Thür öffnete. Es war der Doktor Stechmaier, der ohne Complimente hereintrat, er war in ſeinen blauen Paletot gekleidet, hatte ſeinen faſt neuen Hut auf und that wie immer ſehr gleichgültig gegen Alles. Nachdem er die dargebotene Cigarre genommen, ſetzte er ſich auf die Fenſterbank, mit dem Rücken gegen das Freie und putzte ſeine Brillengläſer ab, welche

von der Kälte draußen und der Wärme drinnen angelaufen waren. Sodann erzählte er von den Fortschritten, die er in den verschiedenen Fächern gemacht, um sich in die Höhe zu bringen.

„Mir scheint's," sagte der Doktor, „daß von den drei Projekten, die ich habe, nämlich: dem literarischen Klubb, der conservativen Zeitung und dem Theater, wohl das letztere für mich etwas werden könnte; ich habe den Oberregisseur gesprochen, er ist mit meinem Aeußern nicht unzufrieden, auch mein Organ gefällt ihm wohl, und er hat mich dem Intendanten als ein junges strebsames Talent vorgestellt. Der Intendant schien mit seiner Ansicht und meiner Person nicht unzufrieden, und so kann ich mit einigem Stolz sagen, daß mir in einem klassischen Stücke der nächsten Woche bereits eine Rolle zugetheilt wurde."

„Eine Rolle!" rief der Schneider und sprang von seinem Fauteuil in die Höhe, „eine Rolle in einem klassischen SSSStücke? O Sie Glücklicher!"

„Allerdings in einem sehr klassischen Stücke," versetzte ruhig der Doktor — „Hamlet, Prinz von Dänemark — ich werde den Fortinbras spielen und hoffe ihn darzustellen, wie er bis jetzt noch nicht dargestellt worden. Diese Rolle ist allerdings keine der bedeutenderen und wurde deßhalb bis jetzt immer von untergeordneten Subjekten gegeben, von Choristen und dergleichen Leuten, denen alles Verständniß Shakespeare's mangelt; ich aber will als denkender Künstler spielen und hoffe sie dadurch hervorzuheben, das Auftreten in dem Fortinbras ist nicht so übel." — Hier hüpfte der Doktor von der Fensterbrüstung herunter und machte drei große dröhnende Schritte in das Zimmer. „Fortinbras kommt zu Ende des Stücks in voller Rüstung, um die Krone Dänemarks in Empfang zu nehmen:

Die Niederlage hier schreit Mord! O stolzer Tod,
Welch' Fest ging vor in deiner ew'gen Halle,
Daß du auf einen Schlag so viele Fürsten
So blutig trafst? — —

Dann nehme ich die Krone in Empfang, blicke den Sterbenden, die da liegen, ſchaudernd in's Antlitz — ungefähr ſo — trete bis an den Souffleurkaſten, blicke gen Himmel — ich kann in dieſem Moment auch noch einen Blick rückwärts auf die Todten werfen — und beſchließe alsdann das Stück mit den Worten:

Mein Glück umfang' ich traurend.

Dann fällt der Vorhang und ich glaube auf Applaus rechnen zu dürfen."

Staunend hatte der Herr Dubel zugeſehen und zugehört. — Sein Bekannter, der Doktor Stechmaier, der Mann, welchem er aus ſeinem Wandkaſten in ſeine eigene Wohnung geholfen, dem er manchen Thee, manche Cigarre gegeben und der ihm deßhalb ſehr nahe befreundet — angenommen bei der königlichen Hofbühne, ein dramatiſcher Künſtler — Prinz Fortinbras! Was hätte er nicht alles um ein gleiches Loos gegeben! Wie ſtand der Doktor Stechmaier in dieſem Augenblick erhaben da, nachdem er das erreicht, was Dubel in ſeinen ausſchweifenden Träumen für ſich ſelber ausgemalt!

„Ich werde natürlich im Harniſch ſpielen," ſagte der Doktor; „ich werde ferner dem Souffleur einen freundlichen Wink ertheilen, den Vorhang nicht zu ſchnell fallen zu laſſen, damit ich vollkommene Zeit habe, mein durchdachtes Spiel vor dem Publikum anzubringen — herausrufen wird man mich nicht, man unterläßt das gewöhnlich bei ſolch' einer kleinen Rolle und bei einem erſten Debut; doch hoffe ich bald als würdiges Mitglied der Hofbühne dazuſtehen."

„Und Sie fühlen keine Angſſſſt," ſagte der Schneider, „ſo hinaus zu treten vor die vielen Menſchen? Ich glaube, ich könnte vor Beklemmung kein Wort hervorbringen."

„Ich glaube kaum, daß ich Angſt habe," ſagte der Doktor zuverſichtlich, und drückte die Brille feſter an die Naſe; „ich bin ſchon mehrere Mal vor einem größeren Publikum aufgetreten, wenn auch nicht als dramatiſcher Künſtler, und habe meine öffentlichen Reden beſtändig mit ziemlichem Beifall gehalten."

„Ach ja," ſeufzte der Herr Dubel, „Sie haben gediegene Kennt-

niſſe, die unſer einem abgehen, haben Vorſiſſ-tudien gemacht; Sie ſind vollkommen befähigt zu einer künſiſſ-tleriſchen Laufbahn."

Der Doktor zupfte geſchmeichelt an ſeiner Halsbinde und erkundigte ſich danach, wo der Herr Dubel heute zu Mittag ſpeiſe.

„Ich denke in meinem gewöhnlichen Koſiſſ-thauſe," antwortete derſelbe, „in der Krähengaſſe."

„Man ſpeist da nicht ſchlecht?"

„Sehr gut und billig!" ſagte der Herr Dubel; und da ihm die Idee kam, es könne ſeinem Rufe nur nützen, wenn er mit einem angehenden Künſtler zu Tiſche käme, ſo lud er den Doktor zum Diner ein, was derſelbe auch annahm, nachdem man ſich vorher über die Straßen geeinigt hatte, auf welchen man in das Koſthaus in der Krähengaſſe gelangen wollte. Da der Doktor zugeſtand, im Hinblick auf ſeine eben beginnende glänzende Carriere, und weil er ſich durch einen Spaziergang mit dem Oberregiſſeur neuen Credit verſchafft, noch einige weitere Schulden kontrahirt zu haben, ſo waren die Beiden genöthigt, um zu der Krähengaſſe zu gelangen, einen Spaziergang um beinahe die ganze Stadt zu machen, was, wie der Doktor verſicherte, ſehr appetiterregend und außerordentlich angenehm ſei.

Sie gingen demgemäß zuſammen fort, ſpeisten mit einander zu Mittag, dann nahmen ſie von einander Abſchied und der Herr Dubel begab ſich unter den Stadtgraben zu der Frau Welſcher, um mit dieſer würdigen Frau gemeinſchaftlich zu Jungfer Kiliane hinzugehen, welche die Beiden zu einem Kaffee bei ſich eingeladen hatte.

Jungfer Kiliane wohnte am andern Ende des Stadtgrabens im dritten Stock eines anſtändigen Hauſes, und ihr Appartement beſtand aus zwei Zimmern und einer kleinen Küche. Die Möbel der alten Büglerin, womit dieſe Zimmer geziert waren, noch ein Erbtheil ihrer Mutter, hatten ein durchaus ehrwürdiges Anſehen und paßten vollkommen zu der Beſitzerin, nur war die Beſitzerin rüſtiger auf ihren Beinen, als man dies von ſämmtlichen Möbeln ſagen konnte. Die Stühle mit den hohen Lehnen waren etwas wackelig und litten an

Beinfraß, die Commoden und Tiſche ſtanden vor Alter auf die Seite gebeugt, und nur die große Schwarzwälderuhr, die ebenfalls ein halbes Jahrhundert alt war, pickte luſtig und unverdroſſen darauf und ſchlenkerte den Perpendickel verwegen hin und her, als wollte ſie im Takte ſagen:

Seht mich an, ihr alt Gerümpel,
Seht mich an, wie jung ich bin.

Dabei müſſen wir leider geſtehen, daß die Möbel, überhaupt die Geräthſchaften des Appartements, nicht ſo in Ordnung gehalten waren, wie die Perſon der Jungfer Kiliane ſelbſt; das heißt, ſie waren im Zimmer nicht ordentlich aufgeſtellt, obgleich auf den Tiſchen kein Stäubchen zu ſehen war und die Kiſſenüberzüge der Stühle friſch gewaſchen und ſehr reinlich waren. Es ſah in dem Zimmer aus, als ſei die Beſitzerin eben erſt eingezogen, ſo proviſoriſch ſtanden alle Möbel umher; ja die Bettlade war noch nicht einmal zuſammengefügt, und Jungfer Kiliane ſchlief auf ihren Matratzen am Boden. Man hätte glauben können, ſie ſei erſt ſeit einer halben Woche eingezogen und doch wohnte ſie ſchon ſeit ſechs Jahren in dieſem Quartier; aber ſie fand platterdings keine Zeit, ihre Einrichtung zu machen, wie ſie Willens war. „Sonntags," ſo ſagte ſie, „kann ich doch eine ſolche Arbeit nicht vornehmen; der Sonntag iſt zum Ausruhen und Beten da, und bis jetzt habe ich immer darauf gewartet, daß ich einmal ein Bischen unwohl ſein würde und deßhalb zu Hauſe bleiben müßte." — Aber dieſer Tag war bei der vortrefflichen Geſundheit der vierundachtzigjährigen Dame immer noch nicht erſchienen, und ſo blieben Möbel und Bett ſtehen und liegen, wie die Laſtträger ſie in's Zimmer gebracht. —

Der Kaffee, der beiläufig geſagt, ſehr gut war und welcher aus alten ſoliden Porcellantaſſen getrunken wurde, war in der Abſicht arrangirt, um in Betreff der kleinen Marie eine Art Familienrath zu halten, und zu dieſem Zwecke waren der Herr Winkler und ſeine Frau Mutter ebenfalls eingeladen, indem ſich der Hofkutſcher durch

die Spendung der beiden Dukaten und durch sonstige mannigfaltige Freundschaftsbezeugungen gegen das alte Kind ein Recht erworben hatte, über ihr künftiges Schicksal ein Wort mitzusprechen.

Frau Welscher hatte nämlich, als sie die einzige Verlassenschaft der verstorbenen Marie, den kleinen Koffer, der unter dem Bette der Verstorbenen stand, genau untersucht und unter mehreren Briefen, von dem Vater des kleinen Mädchens an die arme Marie geschrieben, ein Papier gefunden, welches mit einer Oblate versiegelt war und auf welchem geschrieben stand: „Für den, der sich meines armen Kindes annimmt."

In diesem Paket fanden sich Aufklärungen über den Staud und die Verhältnisse des Vaters — eine Geschichte, wie sie so oft vorkommt: — ein junger, reicher Mann hatte das arme schöne Mädchen kennen gelernt, da er einen Zeitvertreib für einige Tage oder Wochen suchte; angezogen von der Herzensgüte, der Fröhlichkeit und der Gemüthstiefe des Mädchens, wurde dieses Verhältniß dauernder und löste sich erst mit einer traurigen Katastrophe, als nämlich jener junge Mann die Residenz verlassen mußte und von einer Scheidung für immer, aber von einer Versorgung für sie und das neugeborene Kind sprach. Da sah sich die Aermste an einem Abgrund stehen, den sie sich aber selbst mit den trügerischsten Hoffnungen, mit Bildern einer glänzenden, ja ehrenvollen Existenz verdeckt. Wenn sie auch an eine Verbindung mit jenem Manne nur in ihren Träumen und zitternd gedacht, so hatte sie doch daran gedacht, und wenn in einsamen, traurigen Augenblicken, deren sie viele hatte, ihre heißen Thränen auf das holde Gesicht des kleinen hülflosen Wesens in ihrem Schooße fielen, so sprach die Hoffnung in ihr: Dies ist das Band, das uns zusammenhält, das nie zerrissen werden kann. — Und doch wurde es zerrissen, jenes Band, und ihr Herz zerriß mit und die rosenfarbenen Nebel über dem tiefen Abgrunde zerrissen ebenfalls, und da stand sie am Rande der gähnenden Kluft, sie mit ihrem Kinde diesseits, er jenseits. Wohl streckte er zum letzten Male die Arme nach ihr aus, aber sie waren getrennt für immer; sie konnte und

wollte nichts mehr von ihm wiſſen, ſie ſtrengte ſich an in harter Arbeit für ſich und ihr Kind — auch für ſein Kind — und wies alle Briefe, alle Unterſtützungen, die Jahre lang an ſie kamen, zurück. — —

Bei dieſen Papieren fand ſich eine Schrift der Mutter, worin ſie bat, man möge das kleine Mädchen eine Tänzerin werden laſſen, denn ſie habe die feſte Ueberzeugung, daß ſie nur auf dieſe Art zu einer guten und glänzenden Exiſtenz gelangen könne. „Sie hat ja keinen Vater," ſchrieb ſie, „und ſo leider einen Makel an ſich, der ihr in Manchem, was ſie ergreift, hinderlich ſein wird; auch hat mein kleines Mädchen ein großes Talent zum Tanzen, ich habe das ſchon vor ihrer Geburt gewußt, daß ſie es haben würde."

Dieſe Bitte hatte der Frau Welſcher viel zu denken gegeben, und wenn ſie auch eine aufgeklärte Frau war, aufgeklärter, als viele Damen ſämmtlicher Rangklaſſen, und wenn ſie auch vollkommen überzeugt war, daß jedes Geſchäft den, der es ordentlich ausführt, ehrt, ſo hatte ſie doch ein ſtarkes Aber gegen das königliche Ballet, und hielt bei dem heutigen Kaffee eine feierliche Rede, bei deren Schluß ſie den Wunſch der verſtorbenen Mutter ausſprach, wonach das kleine Mädchen eine Ballettänzerin werden ſollte.

Die alte Kiliane ſchüttelte bedächtig mit dem Kopfe, huſtete bedeutend und räuſperte ſich ſehr ſtark, ehe ſie ihre Meinung von ſich gab, welche dahin ging, daß der Stand einer Ballettänzerin ein ſehr leichter, beweglicher ſei und daß man feſt auf ſeinen Füßen ſtehen müſſe, um ſich ſeinen Füßen ganz allein anvertrauen zu wollen. Doch hatte die alte Jungfer, welche ſelbſt ſo nahe am Grabe ſtand, einen gewaltigen Reſpekt für alle Stimmen von jenſeits, wie ſie Teſtamente und letzte Willen zu nennen pflegte, weil ſie hoffte und wünſchte, daß auch ihr letzter Wille in allen ſeinen Theilen erfüllt werden würde, ſo daß ſie es nicht wagte, viel gegen den letzten Wunſch der Verſtorbenen zu ſagen.

Die Frau Welſcher ging von der vernünftigen Anſicht aus: wenn das Kind Luſt habe, eine Tänzerin zu werden, und wenn die

Leute, die es verſtänden, Talent an ihr entdeckten, ſo ſolle man demſelben nicht in den Weg treten, und es könne ja in ſeinen Freiſtunden noch alles Mögliche erlernen. „Eine geringe, unbedeutende Tänzerin iſt ein ärmliches Geſchöpf, aber wenn man an große Tänzerinnen denkt, ja, das iſt ſchon was Schönes; ich habe damals für die Taglioni gewaſchen und kann euch verſichern, keine Prinzeſſin iſt beſſer verſehen, als es jene Dame war.“

Die Winkler trank ſehr viel Kaffee, aß ſehr viel Mürbes dazu und war bei einer jedesmaligen Anſicht mit der Majorität ſo vollkommen einverſtanden, wie man es nur von einem unbedeutenden Mitglied eines Familienrathes verlangen kann.

Auch der Herr Dubel und der Herr Winkler, namentlich der Erſtere, ſprachen ſich ſehr für den letzten Willen der Verſtorbenen aus, und Dubel war entzückt mit dem Gedanken, daß das kleine Kind zu gleicher Zeit mit ſeinem Freunde, dem Doktor Stechmaier, eine glänzende Laufbahn auf den Brettern beginnen ſollte. Der Hofkutſcher, der weniger die Kunſt im Auge hatte, freute ſich abſonderlich auf das Vergnügen, das der alte Vicarier Steinle haben würde, wenn er das Kind der Marie eines Tags in dem alten Theaterwagen nach Hauſe führen könne. Er lud den Teufel ein, ihn gelegentlich zu holen, wenn er eine Lüge ſage und wenn es ihm nicht ſelbſt Spaß machen würde, einmal daſſelbe zu thun; doch erlaube es ihm ſein Rang nicht, indem kein Hofkutſcher, ſondern nur Vicariere und Maulthierknechte die oben genannte Equipage zu fahren pflegen.

Es iſt wohl ſelten ein Familienrath über das Schickſal eines Pflegebefohlenen ſo bald einig geworden, wie der unſrige. Nicht ſo bald war die Kaffeekanne geleert und von dem Backwerk nichts mehr übrig, ſo war auch beſchloſſen, daß der Herr Dubel am andern Tage ſich mit der kleinen Marie zu dem königlichen Balletmeiſter begeben ſolle, um mit ihm das Nähere zu beſprechen. Die Briefſchaften und Papiere der kleinen Marie verſchloß Jungfer Kiliane in eine alte Schublade.

Achtzehntes Kapitel.

Im Hoftheater.

Da am andern Morgen die Witterung etwas zweifelhaft war, ſo beſchloß der Herr Dubel, eine Droſchke zu nehmen, um vor etwaigem Schnee geſchützt zu ſein und ſeine Auffahrt bei dem königlichen Hoftheater, alſo eigentlich bei Hofe, glanzvoller zu machen. Er holte die kleine Marie ab, welche in ihrem hübſcheſten Kleide prangte und mit den ſchön geringelten ſchwarzen Locken wie ein kleiner Engel ausſah. Man hatte ſie ſchon darauf vorbereitet, was ſie dem Wunſch ihrer Mutter gemäß erlernen ſollte, und der Gedanke, tanzen zu dürfen, machte ſie ganz glücklich. Auch war es für ſie ein unbeſchreibliches Vergnügen, zum erſten Mal in einer Kutſche fahren zu dürfen. Sie ſtrampfte mit den Füßchen und lachte hell auf, ſo oft der Wagen ſcharf um eine Ecke fuhr und ſie ſich ein wenig auf die Seite neigen mußte und bald hatten ſie das Theater erreicht und ſich in dem weitläufigen Gebäude bis zu dem Balletſaal durchgefragt, aus welchem die ſcharfen Töne einer einzelnen Violine herausklangen und wo Beide, der Herr Dubel wie das Kind, herzklopfend ſtehen blieben. Nachdem Erſterer verſchiedene Male und vergeblich angeklopft, öffnete er die Thüre und trat in den Saal.

Dieſer war ſehr groß, ſehr lang, ziemlich ſchmal und der Fußboden deſſelben abwärts geneigt, wie es bei der Bühne ſelbſt der Fall iſt, damit die jungen Künſtler und Künſtlerinnen die Schwierigkeit des Zurücktanzens bergauf ſchon hier überwinden lernen. An den Wänden dieſes Saales waren lange Stangen horizontal angebracht und an dieſen Stangen befanden ſich die Tänzerinnen, hielten ſich mit den Händen daran feſt und machten mit den Füßen die ſonderbarſten und ſeltſamſten Verdrehungen.

Es war hier ein heiteres Völkchen beiſammen und dieſes Völk-

chen um ſo luſtiger, als ſich ihr Chef, Signor Benetti, mit den Solotänzerinnen im Nebenzimmer befand. Da ſtanden ſie in den merkwürdigſten Coſtümen und Farben, vorherrſchend waren Papilloten und kleine Hauben, worunter das Haar verſteckt war; eng anliegende Mieder von farbigem oder weißem Zeuge zeigten die ſchlanke Taille und unter einem ſehr kurzen, weißen Tanzröckchen ſah man den unentbehrlichen ſeidenen Tricot und alte, ſchon halb abgenutzte Tanzſchuhe. Lautes Lachen und fröhliches Sprechen flog durch den Saal. Hier ſtanden drei zuſammen, die Füße fürchterlich auswärts gedreht, die Hände auf dem Rücken — eine Stellung, die das Durchbiegen deſſelben erleichtert und die Bruſt herausbiegt — und erzählten ſich eine höchſt merkwürdige und lächerliche Geſchichte; dort verſuchten zwei mit einem langen, dürren Chortänzer einen neuen Pas, zu welchem ein zweiter Tänzer mit dem Stabe den Takt ſchlug. Mehrere andere polkten zu ihrem Privatvergnügen in einer entfernten Ecke des Saales und kleine Anfänger und Anfängerinnen, mit dem techniſchen Ausdruck „Ratten“ genannt, verſuchten eine äußerſt ſchwierige Schlußgruppe, die aber nie gelingen wollte. Bald gab Eins, bald das Andere nicht Achtung und alsdann purzelten ſie durch einander, fielen auf den Boden, krabbelten wieder in die Höhe und verſuchten ihr Glück und ihre Kunſt abermals. Andere Tänzerinnen hatten eines ihrer Beine hoch auf die Stange gelegt und dies bildete alsdann mit dem anderen, das auf dem Boden ſtand, einen ſtumpfen Winkel. In dieſer Stellung verharrten ſie immer einige Minuten und plauderten während der Zeit mit einander.

Mit dem Abend auf der Bühne verglichen, wo bei der rauſchenden Muſik die Tanzfiguren ſicher und feſt gezogen werden, wo die Haare zierlich geordnet ſind, wo die Geſichter von Schminke und Erhitzung aufflammen, wo die goldgeſtickten Kleider in dem glänzenden Farbenſpiel ſtrahlen, — gegen eine ſolche Balletaufführung hatte das Getreibe hier in dem Tanzſaale bei hellem Tageslicht etwas Abgeſchoſſenes, Nebelhaftes. Es war wie ein Ball, der bis zum

Tagesanbruch gedauert, wo Anzug und Frisur der Tänzerinnen zerstört, ihre Gesichter blaß und vollkommen erschöpft aussetzen.

Bei diesem Anblick blieb der Herr Dubel an der Thür stehen, und es dauerte ein paar Minuten, bis er von den Anwesenden bemerkt wurde, oder vielmehr, bis die Tänzerinnen das kleine niedliche Kind erblickten, ihre Stellungen, ihre Polka, ihren Pas verließen und neugierig herbeikamen, um dasselbe in der Nähe anzusehen. Ein Gemurmel des Beifalls flog durch ihre Reihen, namentlich wurden die hellen Augen, die schwarzen Haare und die kleinen Füßchen des Kindes bewundert, und die ganze Schaar begleitete den Herrn Dubel an die Thür des Nebenzimmers, wo mehrere der „Ratten", die vorausgesprungen waren, mit ihren kleinen Fingern eifrigst anklopften. Dubel trat mit dem Kinde in dieses Nebenzimmer und machte vor Signor Venetti, der sich dort befand, eine tiefe Verbeugung.

Der Balletmeister und Chef der königlichen Tanzschule stand da im Gefühl seiner Würde, jeder Zoll ein großer Künstler, und richtete sich noch straffer empor und drehte seine Fußspitzen noch mehr auswärts, als er einen Fremden eintreten sah. Er war in ganz helles, fast weißes Zeug gekleidet, trug Schuhe und Strümpfe, weite Beinkleider und eine rund abgeschnittene Jacke, aus deren einer Tasche ein rothseidenes Sacktuch hervorglänzte. Auf dem Kopfe hatte er eine rothe Mütze mit goldener Quaste, welche er abnahm und die Verbeugung des Herrn Dubel herablassend erwiderte. Signor Venetti war ein Italiener, vielleicht fünfzig Jahre alt, ziemlich dürr von Figur und Gesicht und hatte schwarzes, aber schon stark grau melirtes Haar.

In demselben Zimmer befand sich ein anderer Tänzer, eine dürre, bescheidene Figur, welcher in der Ecke stand und schwer athmend von der gehabten Anstrengung ausruhte. Die beiden Solotänzerinnen, die ebenfalls hier waren, schöne volle Figuren, die eine mit hellblondem, die andere mit kohlschwarzem Haar, ließen sich beim Eintritte des Herrn Dubel auf ein paar Stühle nieder und schauten

mit Theilnahme auf das kleine Kind. Sie waren bei weitem eleganter gekleidet, als ihre Colleginnen draußen, und trugen feine, weiße Tanzröcke. Ihre Mieder von schwarzem starkem Atlaß, die bei jeder Bewegung krachten, waren an den Armen und am Halse mit schwarzen kostbaren Spitzen besetzt.

Signor Benetti strich sich mit der Hand über das Gesicht und erinnerte sich, den Herrn Dubel schon irgendwo gesehen zu haben, worauf dieser die Elstergasse nannte und, indem er sich in die Brust warf, hinzufügte, er glaube den Herrn Balletmeister eines Abends erschreckt zu haben, indem er in der Equipage eines — Bekannten zu hart an dem Hause vorgefahren sei. „Doch wohne ich nicht mehr in der Elstergasse," setzte der Herr Dubel hinzu, „sondern an dem Petersthore in dem dort einzeln stehenden Hause."

Der Balletmeister verbeugte sich, als wolle er sagen, er kenne das Haus und den vornehmen Eigenthümer desselben vollkommen und bemerkte dann, indem er sich an die beiden Tänzerinnen wandte: „Meine Damen, ich sah diesen Herrn neulich Abends auf glattem Eisboden einen Sprung machen, einen Sprung von sechs Fuß, wie gesagt, auf glattem Eise, und dann feststehen mit einem Applomb, der wirklich ans Fabelhafte grenzt. Ich mache Ihnen nochmals mein Compliment darüber."

Herr Dubel verneigte sich sehr geschmeichelt und begann von dem Grunde seines Besuchs zu reden, indem er das Kind, das hinter ihm mit großen neugierigen Augen die beiden Tänzerinnen betrachtete, vorführte.

Der Balletmeister warf sich in eine prüfende Stellung und drehte seine Beine so furchtbar auswärts, daß man glauben konnte, er müsse nothwendig umfallen und gebrauche für solche Momente den großen Stock, mit dem er den Takt auf den Boden stieß, um sich fest zu erhalten. Dabei neigte er den Kopf auf die rechte Seite und unterstützte das Kinn mit der Hand.

„In der That," sagte Signor Benetti nach einigen Augenblicken, „dem Aeußern nach ein niedlicher Amor, eine kleine Liebesgöttin —

wie ſchlank das Kind gewachſen iſt! ſehen Sie, meine Damen, die ſchlanke Taille und die kleinen Füßchen."

Die Tänzerin mit dem ſchwarzen Haar zog das Kind an ſich, nahm es auf den Schooß und küßte es auf die Stirn, während ſie mit der Hand durch die ſchwarzen Locken fuhr. Die Andere mit dem blonden Haar beſah aufmerkſam ſeine Füßchen und bewunderte die feinen Knöchel derſelben.

Signor Venetti nahm den Herrn Dubel etwas bei Seite und fragte mit ſehr wichtiger Miene: „Das Kind iſt doch von guter anſtändiger Familie und wird dem Theater nicht zur Laſt fallen?" — welches letztere der Herr Dubel eifrigſt verneinte und hinzuſetzte, man ſei im Stande, für ſeinen Unterhalt beſtens zu ſorgen.

„Und der Vater?" erkundigte ſich der Herr Balletmeiſter weiter, worauf Herr Dubel mit voller Wahrheit entgegnete: der Vater ſei von angeſehener und reicher Familie, wünſche aber nicht genannt zu ſein.

„Ich verſtehe," ſagte der Balletmeiſter vollkommen befriedigt, und verſprach, bei dem Intendanten des Hoftheaters, welcher der Aufnahme der Kleinen gewiß kein Hinderniß in den Weg legen werde, Alles einzuleiten. „Sie gefällt mir außerordentlich," ſagte er, „es iſt draußen von allen Ratten keine, die ſich entfernt mit ihr meſſen könnte; ja, ich finde im Geſicht eine Aehnlichkeit mit Ihnen, Mademoiſelle Eliſe," ſagte er zu der Tänzerin mit ſchwarzem Haar, welche geſchmeichelt die kleine Marie noch freundlicher küßte.

„Jetzt aber, meine Damen," ſprach der Balletmeiſter, „wollen wir in unſrer Scene fortfahren; wenn es dem Herrn Spaß macht, uns zuzuſehen, ſo werden Sie wohl nichts dagegen haben; alſo en place, meine Damen!"

Die Tänzerinnen ſprangen auf, Herr Dubel ſetzte ſich auf den Stuhl der blonden Dame; der Tänzer am Fenſter band ſein langes Haar mit einem ſeidenen Faden an dem Kopf feſt, daß es nicht ſo herumflattere, und ein alter Muſiker, der hinter einer ſpaniſchen Wand ſeine Violine mit einer neuen Saite bezogen, kam zum Vor-

ſchein, ſchnupfte mit dem Balletmeiſter aus der Doſe des Letzteren, und die Scene begann.

„Alſo, meine Damen," ſagte Signor Benetti, „es kommt die Scene, wo Sie, Mademoiſelle Pauline — ſo hieß die Tänzerin mit dem blonden Haar — Ihr Pas de deux mit dem Ritter Aſtolfo tanzen; ſchon im Adagio zeigt er Ihnen an, daß er Sie liebe, und ſagt Ihnen tanzend: was ſind die Reize meiner Braut, die mir vom Schickſal beſtimmt iſt, gegen die deinigen, o Holde? Die erſte Pirouette kommt auf das Wort: o Holde, und wenn Sie halten — damit wandte er ſich an den Tänzer — ſtrecken Sie ſehnſüchtig die Arme nach Mademoiſelle Pauline aus, die, von dieſem Geſtändniß erſchreckt, entſetzt vor Ihnen flieht. — So! — eins! — zwei! — drei! — vier! — fünf! — ſechs! — ſieben! — acht! — Pirouette: o Holde — fliehen Sie, Mademoiſelle Pauline! — So! — aber das Entſetzen müſſen Sie kräftiger ausdrücken, ſonſt war es nicht ganz ſchlecht — mehr Entſetzen! Bedenken Sie dieſen wichtigen Moment! Die Entwicklung des ganzen Ballets beruht darauf; — noch einmal! — eins! — zwei! — drei! — vier! — fünf! — ſechs! — ſieben! — acht! Pirouette: o Holde! — die Arme viel flehender ausgeſtreckt, viel flehender! — Bravo, Mademoiſelle Pauline! Ihr Entſetzen war köſtlich, ſehr ſchön! — Weiter: in Ihrem Solo antworten Sie ihm, Sie können ihn nicht lieben, er habe ja eine Braut, und dabei drücken Sie den Schmerz aus, daß es ſo ſei, denn eigentlich lieben Sie ihn doch — ſo! jetzt Ihre Pirouette, dann drücken Sie pantomimiſch aus: leider trennt uns das Schickſal! — ſchön! — gut gemacht! — Jetzt kommt das große Solo Ritter Aſtolfo's, er kann ohne Sie nicht leben, es iſt ſein Tod, er wird dahinſterben in Kummer und Verzweiflung — ſo! — ſehr gut! — Bei Ihrem Solo, Mademoiſelle Pauline, laſſen Sie ſich erweichen, Sie werden hingebender — ſo iſt's recht! — vortrefflich! — Sie machen die Hingebung ſehr gut; — jetzt beginnt das Allegro, das Pas de deux, Sie entfliehen dem Ritter, er führt Sie zurück, Sie halten Ihre Hände beſchämt vor das Geſicht, er

nimmt die Roſe aus Ihrem Haar, Sie entreißen ſie ihm wieder — Bravo! Mademoiſelle Pauline — bravo! Sie vertheidigen Ihre Roſe ſehr ſchön — ſo iſt's recht! — Ritter Aſtolfo, dringender! — dringender — bomm! — bomm! — bodomm! — bomm! — bomm! — er hält ſie feſt, ſie ſinkt an ſeine Bruſt, dumpfer Paukenwirbel — ſechste Scene — der ſchwarze Ritter tritt auf."

Der Balletmeiſter machte den Paukenwirbel mit ſeinem Stock ſo gut wie möglich nach, ergriff dann die Hand der Mademoiſelle Eliſe und ſein Geſicht verzerrte ſich auf eine ſeltſame und ſchreckliche Art — er ſelbſt war der ſchwarze Ritter und trat jetzt aus dem Hintergrunde mit der unglücklichen Braut näher, welche mit Wuth im Herzen ihre Nebenbuhlerin in den Armen des Ritters Aſtolfo findet. Schrecklicher Moment! — Sie tritt zwiſchen Beide, während der ſchwarze Ritter im Hintergrunde die befriedigte Rache außerordentlich kunſtvoll ausdrückt. — „So, meine Damen," ſagte der Balletmeiſter, „die Scene iſt recht gut gegangen, wir wollen für heute beſchließen."

Der Herr Dubel, welcher mit größter Aufmerkſamkeit und klopfenden Herzens zugeſchaut, erhob ſich dankend und verſicherte in den gewählteſten und blumenreichſten Ausdrücken, dieſer ſchöne Blick in das Innere, Heiligſte der Kunſt, den man ihm erlaubt, werde ihm ewig unvergeßlich ſein. Darauf nahm er die kleine Marie, welche ebenſo entzückt von dieſer Probe ſchien, bei der Hand, ging durch den großen Balletſaal die dunklen Treppen des Theaters hinab und fuhr mit den widerſtreitendſten Gefühlen in ſeiner Bruſt nach Hauſe. Er verglich die beiden Damen, welche er eben bewundernd angeſtaunt, mit der Honoratiorentochter — weßhalb, wußte er eigentlich ſelbſt nicht — und ging, nachdem er die Frau Welſcher von dem wahrſcheinlich günſtigen Ausgange ſeines Beſuchs in Kenntniß geſetzt, ziemlich unbefriedigt nach Hauſe.

Neunzehntes Kapitel.

Ein erſtes Debut.

Der Tag, an welchem der Doktor Stechmaier auf den Brettern der königlichen Hofbühne glänzen ſollte, kam immer näher, und endlich an einem ſchönen Morgen wurde in der Elſtergaſſe Numero vierundvierzig eine Probe auf den andern Tag um zehn Uhr angeſagt, welche Ankündigung der Doktor durchaus nicht mit bangen, wohl aber mit ſehr triumphirenden Gefühlen entgegen nahm.

Es war ein fremder bedeutender Gaſt da, welcher den Hamlet ſpielte, und darum dauerte heute die Generalprobe länger als ſonſt, da für den Gaſt manche ganze Scene, manches Auftreten und dergleichen mehr abgeändert wurde.

Doktor Stechmaier ging mit verſchränkten Armen hinter den Couliſſen auf und ab, warf ſich in die Bruſt und deklamirte in einem leiſen Tone:

„Die Niederlage hier ſchreit Mord, o ſtolzer Tod!“ und machte alsdann vier gewaltige Schritte auf dem dunkeln Raum hinter dem letzten Vorhang, griff an eine hölzerne Mauer, die gerade da ſtand, als wolle er die Krone Dänemarks in Empfang nehmen, und ſagte:

„Mein Glück umfang ich traurend.“

Fortinbras kommt bekanntlich am Schluſſe des fünften Akts, alſo des ganzen Stücks, und der Doktor war überzeugt, daß ſein Auftreten, ſein Spiel, ſeine Deklamation ſchon auf dieſer Generalprobe eine kleine Senſation hervorrufen würde. Vielleicht applaudirten ihm ſeine künftigen Herren Collegen, es war das ſchon vorgekommen bei meiſterhaft ausgeführten Scenen, und wenn es nicht geſchah, ſo tröſtete er ſich auch, indem er dachte, daß Neid und Mißgunſt dem Debutanten gewöhnlich kein freundliches Wort gönnen. So kam der Moment her-

an, der Inſpicient rief den Doktor Stechmaier zu ſich, nahm ihn beim Arm und harrte des Augenblicks, wo er den jungen Künſtler loslaſſen wollte, wie einen Schweißhund von der Leine.

„Gleich kommt Ihr Stichwort," ſagte der würdige Theaterbeamte und ſchaute mit trübem Auge durch eine Brille, einen ſogenannten Naſenklemmer, auf das alte zerwetterte Exemplar von Hamlet, das er in der Hand trug; dabei neigte er den Kopf vorwärts, um das Stichwort zu erlauſchen. — „Jetzt hinaus!"

Woher es kam, wußte der Doktor nicht, aber ihn befiel in dieſem Augenblick ein kleines Herzklopfen. Vergeſſen war ſein Vorſatz und was ihm der Regiſſeur angegeben, nämlich mit weiten dröhnenden Schritten auf die Bühne zu ſtürmen. Er — Fortinbras, ein gewaltiger, normänniſcher Kriegsheld — zitterte ein wenig; das: Jetzt hinaus! war ihm ſo plötzlich gekommen, wie ein ungeahnter Guß kalten Waſſers, unverſehens, obgleich er den ganzen Morgen nichts Anderes gedacht — alſo hinaus!

Der Doktor kam heraus, nicht wie ein kecker Prinz, der mit gewaltiger Hand die Königskrone an ſich nimmt, ſondern ſchlich aus der Couliſſe, wie ein Hund mit eingezogenem Schwanz, dem in der Ecke, die er jetzt hinter ſich hat, ein heftig geſchleuderter Beſen unſanft zwiſchen die Füße kam; auch deklamirte er nicht den hundertſten Theil ſo gut, wie er es früher in ſeiner Stube gethan, ſondern

die Niederlage hier ſchreit Mord!

wehklagte der Doktor, und es klang wie Unkengeſchrei und Jammerruf, ſo daß der Oberregiſſeur vorn am Tiſche ſich die Ohren zuhielt und die Wiederholung des Auftritts, noch ehe er beendigt war, verlangte, aber leider nicht mit den begeiſterten Worten, mit welchen man gewöhnlich ein Dacapo begehrt.

„Oho, Herr Doktor!" rief der Oberregiſſeur, „Sie haben das ſehr ſchlecht gemacht, Sie trippeln da heraus, wie ein bleichſüchtiges Mädchen, bedenken Sie doch den Moment! Auch kleben Sie an den

Couliſſen feſt wie ein leckes Schiff, das ſich nicht in's offene Waſſer wagt; ſteuern Sie von der Couliſſe aus dreiſt mitten auf die Bühne und kommen in einem großen Bogen nach vorn, mit weiten, hallenden Schritten; ich will Ihnen das einmal vormachen — ungefähr ſo — dann halten Sie einen Augenblick und beginnen mit kräftiger Stimme:

Die Niederlage hier ſchreit Mord u. ſ. w.

Etwas will ich Ihnen aber dabei noch bemerken: Sie ſind ein Norddeutſcher, und man iſt hier ſehr empfindlich für das G und J. Ihr Glück, das Sie traurend umfangen, ſchwebt immer zwiſchen den beiden Buchſtaben; ich muß mir ausbitten, daß Sie deutlich ſagen Glück mit G, denn wenn Sie deklamiren:

Mein Jlück umfang' ich traurend,

ſo lacht Sie das ganze Publikum aus, alſo . . ."

Dieſes Mal ging es etwas beſſer; der Doktor ſtürzte wie ein Raſender auf die Bühne und hätte um ein Haar einige Damen des däniſchen Hofes umgerannt, dann wandte er ſich nach links, dann nach rechts und lavirte ſolchergeſtalt bis vor den Souffleurkaſten. Er hatte die Augen weit aufgeriſſen und ſchnaubte ordentlich vor Wuth und Kühnheit; auch die Sprachklippe umſchiffte er glücklich und empfing das Glück ohne J, ja mit einer ſtarken Hinneigung zum K.

Den andern Morgen beim Frühſtück erhielt der Doctor einen Theaterzettel und las ſich mit einigem Stolze gedruckt zwiſchen den Namen der beſten Künſtler des Hoftheaters.

Prinz Fortinbras . . . . . † † †

und dieſe drei Kreuze hießen weiter unten: Herr Stechmaier als erſter theatraliſcher Verſuch.

Bis zu dieſem Moment hatte er ſich noch immer gefaßt. Wenn es mich auf einmal gereute, Schauſpieler zu werden, ſprach er zu ſich ſelber, oder wenn ich fühlte, es ginge doch nicht recht, was würde mich verhindern, zurück zu treten? Dieſes Bewußtſein, den Rückzug frei zu haben, hatte ſeinen Muth bedeutend gehoben und aufrecht

erhalten; jetzt aber, als er vor sich sah, wie dem verehrungswürdigen Publikum der Herr Stechmaier als erster theatralischer Versuch angekündigt war, wie er, wenn es ihm plötzlich einfiele, nicht zu spielen, die Wuth des Parterre's deutlich voraussah, wie sie tobend den Debutanten Stechmaier verlangten, wie er solchergestalt an das Theater gekettet sei, wie er den Rubikon überschritten, seine Brücke hinter sich abgebrochen, seine Schiffe verbrannt hatte, da rieselte es ihm leicht den Rücken hinauf, und es wollte ihm der Kaffee durchaus nicht schmecken.

Auch verlief der heutige Tag so außerordentlich geschwind — kaum hatte er seine Rolle ein paar Mal überlesen, so war es schon Mittag, und kaum hatte er diniert und darauf eine kleine Promenade gemacht, so fing es schon an zu dämmern. Diese Promenade aber hatte ihn erfrischt und ihm neuen Muth gemacht, und so betrat er das Theater gefaßt und wieder mit dem alten Glauben an seine Unfehlbarkeit.

Bei einem Trauerspiele ist es auf der Bühne hinter den Coulissen durchaus nicht behaglich, es pulsirt alsdann dort kein fröhliches und lustiges Leben, wie bei einer Oper oder einem Ballet. Alles ist still, der Inspicient, die andern Beamten gehen auf den Fußspitzen umher und sehen sich bei dem kleinsten Geräusch zornig um, jeden Augenblick heißt es: sssst! — sssst! — Die ersten Künstler stehen in den Coulissen und wagen kaum eine halblaute Bemerkung über den fremden Collegen, der den Hamlet spielt, über sein Costüme und über eine verfehlte Stelle. Ophelia, eine stolze Dame, rauscht nach jeder Scene in ihre Garderobe zurück und findet es nicht der Mühe werth, mit den Schauspielern zweiten Ranges ein Gespräch anzuknüpfen; Polonius ist verstimmt, denn der Gast hat ihm durch zu rasches Einfallen eine sehr gute Bemerkung abgeschnitten; das Gefolge des alten Königs und die norwegischen Krieger des Prinzen Fortinbras lungern hinter der Bühne, die dänischen Hofdamen führen halbleise Haushaltungsgespräche und stricken sehr lange, wollene Strümpfe; die Zimmerleute schleichen faul und verdrossen einher, denn es gibt nicht viel zu thun, keine schönen Dekorationen und doch alle Augenblicke eine Verwandlung.

Hinter der Scene iſt ein großer Raum, den die Helle der Gaslichter nicht erreicht und der in tiefem Halbdunkel liegt; dort ſpaziert in der ſchwarzen Rüſtung der Geiſt von Hamlet's Vater auf und ab, einer der erſten Schauſpieler, den es gerade nicht ſehr amüſirt, dieſe kleine, aber wichtige Rolle zu ſpielen. Schon zu Anfang des Stückes ſtieß der Debutant, Herr Doktor Stechmaier, an dem eben beſchriebenen Orte auf den Geiſt von Hamlet's Vater, welcher dort, da der Geiſt ſehr fett und corpulent iſt, mit ſchweren, dröhnenden Schritten auf- und abſpaziert. Der Debutant, welcher ja erſt am Schluſſe kommt, iſt natürlicher Weiſe noch nicht angekleidet und zieht vor dem ſchwarzen eiſernen Geſpenſte verehrungsvollſt den Hut. Der Geiſt von Hamlet's Vater bleibt ſtehen, nimmt eine ſtarke Priſe und ſagt: „Sie ſind der junge Mann, der heute zum erſtenmal auftritt?“

„Ihnen zu dienen, Herr Maurer,“ ſprach der Debutant; „ich mache heute meinen erſten theatraliſchen Verſuch.“

„So bewundere ich es,“ entgegnete der Geiſt, „daß Sie noch nicht angezogen ſind.“

„Ich habe geglaubt, ich hätte noch vier Stunden Zeit und brauchte mich deßhalb mit dem Anziehen nicht zu beeilen.“

„Junger Mann,“ verſetzte das Geſpenſt und nahm abermals eine Priſe, „Sie müſſen nicht vergeſſen, daß Sie, wie geſagt, heute zum erſtenmal auftreten, und daß Sie vom Kopf bis zu den Füßen in einen Harniſch geſteckt werden, und in ſolch' einem Harniſch bewegt man ſich verflucht ſchlecht, das kann ich Ihnen verſichern; man muß ſich mehrere Stunden daran gewöhnen.“ — Bei dieſen Worten raſſelte der Geiſt von Hamlet's Vater bedeutend mit ſeiner Rüſtung und ging klirrenden Schrittes von dannen.

Der Debutant, dem der rauſchende Beifallsſturm des übervollen Hauſes die Nerven ſchon ziemlich erſchüttert, indem er bedenkt, wie kräftig ein ſolches Publikum allenfalls ſein Mißfallen auszudrücken im Stande wäre, geht in die Garderobe, und bittet den bei ſolchen Gelegenheiten anweſenden Flaſchnermeiſter, ihn gefälligſt zu wappnen.

Darauf zieht man dem Prinzen Fortinbras gelbe Tricots an, zwängt ihn in einen blauen Leibrock mit kurzem Schooß und führt ihn nach einer Rüstung, die in der Garderobe auf dem Boden liegt, ein wahrer Berg von Meſſingplatten, von Gelenken aller Art, von Riemenzeug und Schnallen. Zuerſt werden ſeine Füße und Beine beſchient und bepanzert, dann ſchnallt man ihm den Harniſch an, hängt ihm den Ringkragen auf, ſteckt ihn in die Armſchienen, ſetzt ihm den Helm auf, gürtet ihm das Schwert um; der Friſeur hatte ſeine Haare geordnet, ihm einen verwegenen Bart aufgeklebt, und ein gefälliger Choriſt färbte ihm ſeine Backen roſenroth.

So ſteht er da, eng zuſammengeſchnallt und gepreßt, ein armes Opfer der Kunſt, und iſt nicht im Stande, eine Bewegung zu machen, welche einer menſchlichen ähnlich ſieht; er kann die Arme kaum an ſeinen Leib bringen, ſondern muß ſie immer von ſich abgeſtreckt halten; die Knieſcheiben, welche etwas zu lang für ihn ſind, erlauben ihm nicht, auf natürliche Art ſeine Beine zu biegen, und ſo muß er, wenn er gehen will, mit den Füßen eine Seitenbewegung machen, wie die Matroſen zu thun pflegen und was man weltſpurig gehen zu nennen pflegt. Dabei raſſelt der Harniſch auf eine unerträgliche Art, und wo er ſich hinter den Couliſſen ſehen läßt, da ſchreit der Inſpicient ſein: Sst! — Sst! und die Schauſpieler, die gerade hinaustreten wollen, bitten ihn, ſich ſoweit wie möglich zurückzuziehen.

Dies Alles verurſacht ihm ein gewiſſes moraliſches und phyſiſches Unbehagen, und als nun der zweite Akt vorbei iſt, bedenkt er, indem er gelinde ſeufzt, daß jetzt nur noch drei kleine Akte ſind und dann an ihn die Reihe kommt. Der Geiſt von Hamlet's Vater erklärt ſich mit ſeinem Anzuge vollkommen einverſtanden, und der Oberregiſſeur ſagt ihm einige ermunternde Worte.

Der dritte Akt geht vorbei, und die zu langen Knieſcheiben haben den armen Prinzen Fortinbras faſt ganz wund gedrückt; der Inſpicient ſieht ihn beim Beginn des vierten Aktes ſcharf durch die Brille an und ſagt ihm mit gleichgültigem Tone, als wenn das gar nichts wäre und

ſich ganz von ſelbſt verſtünde: „Im nächſten Akt kommen Sie.“ — Ja, im nächſten Akt! denkt der Debutant, und es fröſtelt ihn in der kalten Rüſtung. Iſt vielleicht der Ringkragen zu feſt geſchnallt oder der Schwertgürtel? Genug, das Athemholen wird ihm ſauer und er muß oftmals tiefe Seufzer ausſtoßen. Gott, wenn es ihm draußen ſchlecht erginge! wenn ihn ſein Gedächtniß verließe! wenn er den todten Hamlet, der auf dem Boden liegt, auf die Naſe träte! Alles das kann ihm paſſiren, er kann ſich lächerlich machen vor dem Auge des Publikums, er kann ſich blamiren vor ſeinen Kunſtgenoſſen, er kann ſeine ganze Carriere verderben! — Ja, wenn dies vielleicht erſt nach einem Jahre geſchehen könnte, aber nein! das kann in einer halben Stunde vor ſich gehen, ſeine Zeit iſt um, der Zeiger geht unaufhaltſam vorwärts, ſeine Stunden, ſeine Minuten ſind gezählt, wie die eines zum Tode Verurtheilten. Es ergreift ihn eine namenloſe Angſt. —

Der fünfte Akt beginnt.

Der unglückliche Debutant kann ſich von der Idee, als ſei er zu einem moraliſchen Tode verdammt, nicht losmachen, er ſteht auf dem dunklen Platz hinter der Scene und ſieht den Geiſt von Hamlet's Vater nochmals vorübergehen, aber der Geiſt iſt dieſes Mal im Ueberrock und will ſich gerade nach Hauſe begeben. Aus der Couliſſe raſſelt es auf ihn zu, wie von vielen Harniſchen: es ſind ſeine Reiſigen, das Gefolge des Prinzen Fortinbras, die mit ihm eindringen in die däniſche Hofburg; ſie ſind geführt von dem Schlachtenlenker der Bühne, welcher den unglücklichen jungen Schauſpieler fragt, ob er bereit ſei. Wie ſchaut ihn der Schlachtenlenker mit dem wilden falſchen Bart und den ſchwarzgemalten Augenbrauen ſo finſter an! Wie klingt ſeine Stimme ſo tief und grimmig, als er fragt: „Sind Sie bereit?“ — Der Inſpicient ſchaut hinter dem Vorhange hervor und ſagt: „Herr Stechmaier, Sie kommen bald!“ Prinz Fortinbras rafft allen ſeinen Muth zuſammen und tritt in die Couliſſe; ſeine Mundwinkel zucken, ſeine Augen ſtarren, und er würde todtenblaß ausſehen, wenn ihn der Choriſt nicht ſo ſchön roſenroth bemalt hätte.

„Kann es nicht zuweilen vorkommen," fragte er den Schlachtenlenker mit zitternder Stimme, „daß ein Schauspieler in der Coulisse unwohl wird und nicht auftreten kann?" worauf dieser antwortet: Das sei noch nie vorgekommen und ein Schauspieler, der einmal angezogen in der Coulisse stehe, müsse auch hinaus, und wenn man ihn hinausschleppen sollte. „Denn wenn einer fehlt, ist ja das ganze Stück umgeworfen, und das Publikum würde einen schönen Lärm machen." — „So?" — „Ganz gewiß!" — Der Mann sagte das so bestimmt und mit fester Stimme, daß es den Prinzen Fortinbras schauderte; er dachte an einen kleinen Fluchtversuch und wandte sich um; doch stand der Schlachtenlenker hinter ihm, ihn mit festem Blicke ansehend, und sein eigenes Gefolge hielt in Wehr und Waffen die Coulisse so besetzt, daß an kein Entrinnen zu denken war.

Hamlet hat seine letzte Rede.

„Herr Stechmaier," sagt der Inspicient, „jetzt kommt's." Dem Debutanten tritt der Schweiß auf die Stirn, und er spricht stotternd zu dem Schlachtenlenker: „Wahrhaftig, ich kann nicht hinausgehen, mich bringt die Angst um, ich kann kein Wort sprechen."

„Sie müssen," sagt der finstere Mann in dem großen Bart, „Gott verdamm' mich, das wär' eine schöne Geschichte! ich schiebe Sie im Notbfalle vor mir her; paßt mir auf, Soldaten — vorwärts!"

Durch einen gelinden Druck von der Hand des Schlachtenlenkers stolpert Prinz Fortinbras einige Schritte vorwärts; er muß eine Coulissenstange überschreiten, die vor ihm am Boden liegt, über welche er fast hinstürzt, da er sie nicht sieht; er fühlt zugleich, daß ihm an seiner Rüstung etwas gerissen ist und daß die Kniescheibe klafft. Der Hof des Königs und die dänischen Damen sehen ihn mit Entsetzen an; vor ihm liegt der todte Königssohn und seine Nase, wie absichtlich, um sich darauf treten zu lassen. Die Prosceniumslampen tanzen auf und ab und bilden seltsame Schlangenlinien, das Publikum wogt vor ihm, ein stürmisches Meer — wilde bewegte Wellen in allerlei Farben.

Er stottert etwas Weniges von Niederlage und Mord, von einem Fest, das in diesen heiligen Hallen, wo man keine Rache kennt, vor sich geht; man drückt ihm die Krone in die Hand, und wie der Vorhang langsam herunterfällt, erwacht er ebenso langsam aus einem entsetzlichen erdrückenden Gefühl, und erst, als er die Prosceniumslampen nicht mehr sieht, holt er tief Athem, läßt die Krone fallen und fühlt sich wie erwacht aus einem wirren, gespensterartigen Traume. — — —

Glücklicher Weise hatte die Vorstellung bis halb Zehn gedauert, das ermüdete Publikum erhob sich beim Tode des Prinzen Hamlet, um nach Hause zu gehen, und schenkte dem Eintritte des unglücklichen Prinzen Fortinbras wenig Aufmerksamkeit.

Der Doktor Stechmaier ging sehr erschöpft in die Garderobe, er fühlte sich furchtbar ermüdet. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, vier Stunden lang, in einen engen Harnisch geschnallt, hinter den Coulissen stehen zu müssen; das erkannten auch sämmtliche Schauspieler mitleidig an, und der Oberregisseur meinte, es werde bei einem zweiten Versuch schon besser gehen; nur scheine ihm die Persönlichkeit des Doktors für heroische, kräftige Charaktere nicht besonders passend.

Der Debutant verließ das Theater, und als er die hohen Mauern hinter sich hatte, kam er sich vor, als sei er wunderbar und glücklich gerettet, einer fürchterlichen Zauberhöhle entsprungen. Ihm schauderte, wenn er an den fünften Akt des Hamlet zurückdachte; er beschloß, den literarischen Klubb zu gründen, mit allem Eifer das conservative Journal zu redigiren und verschwor sich hoch und theuer, nie mehr jene Bretter zu betreten, welche die Welt bedeuten.

Zwanzigſtes Kapitel.

Thauwetter und Frühlings-Anfang.

Thauwetter iſt eine Revolution gegen den Winter, jenen harten, gewaltigen Selbſtherrſcher großer Reiche, und je größer die Veränderungen ſind, die dieſer Eroberer in den Gewohnheiten und Sitten der unterworfenen Völker erzwingt, da er ja die Länder ſelbſt bei ſeinem Regierungsantritt nach ſeinem Eigenſinn umwandelt, um ſo gewaltiger iſt auch jener Aufſtand ſämmtlicher Völker in Wald und Flur, in Waſſer und Luft gegen ihn, wenn ſeine Kraft einmal anfängt, nachzulaſſen.

Aber es geſchieht ihm ſchon recht, dem Tyrannen Winter! Hat er wohl eine einzige der Regeln und Vorſchriften befolgt, welche kühne, eroberungsſüchtige Heerführer aufgeſtellt und zur Nachahmung beſtens empfohlen haben? Nein, er achtet nicht die Lebensweiſe der unterdrückten Völker; ja ſogar das äußere des Landes, das ſeine kriegeriſchen Heerſchaaren überzogen, muß ſich ſeinem allgewaltigen Willen fügen. Er ſchüttelt das letzte Laub von den Bäumen, befiehlt der weichen, guten Erde, ſich zu verhärten, hält Bäche und Flüſſe in ihrem Laufe auf und läßt ſie ſtill ſtehen. Die Thiere des Waldes, die Vögel in der Luft zittern bei ſeiner Ankunft vor ſeinem ſcharfen, unheilbringenden Odem und verkriechen ſich unter das raſchelnde Laub des Waldes und in ihre weichen Moosbetten. — Umſonſt! Er dringt ihnen nach, er fährt ſchaurig wehend über die Erde, und Alles, was noch widerſtanden, fügt ſich dem eiſigen Hauch und erſtarrt bis zur Lebloſigkeit.

Jetzt iſt der Winter Herr und Meiſter, und da er das Innere ſeiner Untergebenen nach ſeinem Willen geändert, ſo macht er ſich jetzt auch an's Aeußere, und vom Himmel herab fällt Tage und Nächte lang der weiße Stoff, aus dem er ſeine Livreen bereiten läßt. An einem ſchönen Morgen ſind ſie fertig, und Alles, ſo weit das Auge ſieht, prangt in weißem Pelzwerk — aber was iſt weißes, einengendes Pelzwerk gegen ein, wenn auch ganz nacktes Daſein, in

welchem man sich frei bewegen kann, jenem guten Lufthauch folgend, sich leicht hin und her in der lauen Luft wiegend?

So denken die revolutionären Bäume und Sträucher, und das Gras unter der weißen Schneedecke bewahrt merkwürdige Traditionen von sonnigen, heißen Tagen, von frischen, angenehmen Regenschauern, die Pflanze und Wurzel so angenehm tränken und wonach Tausende von Blumen emporsprießen. Sie flüstern einander zu: Sie kehrt zurück, diese schöne Zeit — ach, du Zeit des Frühlings und Sommers! — wo wir uns schmücken mit Blumen und allen Farben und wo unsere Modehändlerinnen, die Spinnen, glänzende Schleier über unsere Köpfe ziehen, unter denen wir wie geputzte Bräute stehen.

Unterdessen wird der Winter alt und schwach, seine Hand erlahmt und ist nicht mehr im Stande, stark und gewaltig die Zügel seiner Reiche zu führen. Wo er früher mit strenger, aber anhaltender Kälte regierte und die Gefilde mit seinem weißen Wollenpelz warm bedeckt hielt und sich seiner Macht bewußt war, da ist er jetzt boshaft und tückisch geworden; er hört von Aufstandsversuchen in Wald und Feld und schickt seinen schlimmsten Gesellen, den eisigen Winterregen, der unter dem Schnee nachsehen muß, ob Alles in gehöriger Ordnung und fest gefroren sei. Er führt die Zügel des Regiments schwach und wankelmüthig, bald zieht er sie in Erinnerung an frühere Macht zu straff an, daß die Erde und was auf ihr wächst sich vor seinem Grimme beugt, und läßt er sie wieder weichlich schießen, und diesen Augenblick benutzt seine ewige Feindin, die Sonne, und zaust an den weißen Winterlivreen, reißt das Pelzwerk hie und da hinweg, befreit für einen Augenblick die starren Bäume und Gesträuche aus ihrem Gefängniß und treibt allerlei Kurzweil, die der Winter, sobald er sie merkt, nicht ungeahndet läßt. Er schließt in der Nacht die Gefängnisse wieder fester, und das arme kleine Volk hat wie immer, wenn sich ein paar Mächtige zanken, den Schaden davon. Dort erfriert ein Weinberg vor plötzlich eingetretener Kälte, hier bleibt ein Mensch auf der Landstraße todt, der leichtsinniger Weise geglaubt, es

sei jetzt schon mit der Macht des Winters vorbei. Dieser aber bietet seine letzten Kräfte auf, um sich noch so lange wie möglich auf dem Throne zu erhalten; aber vergebens! seine Zeit ist um, die Winde, die er so lange regiert und die nach seinem Sinne scharf und eisig gesprochen, sind seiner harten Regierung müde, machen Opposition und blasen warm und angenehm.

Die Vögel in den Lüften sind die Ersten, welche dies bemerken, und jubeln in Feld und Wald hinaus, daß ein ander Regiment beginne. Schwere Tropfen als hinterlistige Spione fallen heimlicher Weise von den Bäumen und sagen es dem Schnee auf dem Boden an, daß die Dinge da oben eine andere Wendung nehmen; die Wassertropfen dringen durch den Schnee, vermehren sich in demselben durch alle leichtfertigen und verwegenen Köpfe, welche begierig sind, die Revolution mitzumachen, und rieseln unbemerkt, gedeckt durch die äußere Schneerinde, durch die anscheinend ruhige Haltung dieser guten Bürger, auf dem Boden dahin, Alles unterwühlend und zum Einsturz reif machend. Von allen Seiten strömen diese Bächlein hernieder, sammeln sich und stürzen mit gewaltiger Kraft als angeschwollene reißende Wasser von der Höhe des Bergwaldes in's Thal, wo der entsetzte Winter sich auf die großen Flüsse zurückgezogen hat und da, gestützt auf seine eisgebarnischten Schaaren, den Angriff des revolutionären Bergvolkes erwartet.

Oftmals gelingt dieser Angriff nicht gleich, oft springt einer der warmen Winde um und befestigt im Rücken der herabrieselnden Wasser das Reich des Winters auf's Neue. Entsetzen faßt die Schaaren, die in ihrem heftigen Laufe nicht mehr anhalten und doch nicht mehr vorwärts dringen können, sie zertheilen sich, erstarren auf dem Eise, das unter ihnen nicht schmelzen will, gleiten an kalten Felsen hinab und bleiben dort hangen, erbarmungswürdige verunglückte Eiszapfen.

Anders aber ist es, wenn das aufthauende Gebirge immer neue Kämpfer nachsendet, — wie rauschen die Wasser, wie reißen sie mit sich fort, was ihnen nicht gutwillig folgt, und wie imposant stürzen

sie in die großen Flüsse, den dort lagernden Winter unter seinen Eismassen angreifend! Heftig ist ihr Kampf, fest stehen dagegen die starren Streiter — jetzt sind die Bergwasser zurückgeschlagen, es ist ihnen unmöglich, die festgefrornen Phalanxe zu durchbrechen, sie ergießen sich rechts und links durch das platte Land und bringen denen, welchen sie helfen wollen, Tod und Verwüstung. Auch würden sie von dem Kriege gern abstehen, doch das ganze Gebirge hinter ihnen ist im Aufruhr begriffen, schiebt und drängt sie vorwärts. Ein neuer Angriff — das Eis unterliegt. Keck haben es die leichten behenden Flutben umgangen, sind unter die Massen hineingedrungen und heben die Eisdecke kräftig in die Höhe. Ein entsetzliches Krachen wird gehört, — die Macht des Winters ist gebrochen und das zerstückte Heer flieht den Strom hinab. Wie knirschen die Eisschollen, wie stürzen sie neben und über einander hin! Der Winter in eiliger Flucht zerrauft seinen langen weißen Bart und findet nirgends mehr Hülfe und Unterstützung. Hinab in's Weltmeer treiben ihn die empörten Massen, und dort verkriecht er sich in irgend eine finstere Höhle und denkt an die Zukunft, an seine Zeit, die wiederkehren wird, und die auch wirklich wiederkehrt.

In der Stadt wollen nun die Hausdächer, die sich ebenfalls für Gebirge halten, den großen Befreiungskampf der Natur nachäffen, und der Schnee auf ihnen fängt ebenfalls an zu schmelzen. Wie gießen die übervollen langweiligen Rinnen, wie plätschern sie so pöbelhaft herab aus den langen Blechröhren und verwandeln die Straßen in einen unergründlichen Morast! Was draußen nothwendig war, ist hier lächerliche Affenwirthschaft, eine tolle Laune des losgelassenen Regenpöbels, ein schauerliches Interregnum. Die Flucht des Winters hat alle Bande der Ordnung gelöst, und die zarte Hand des Frühlings ist nicht im Stande, das trotzige Gesindel zu bändigen. Da treibt es sich als schmutziges Wasser herum, auf Plätzen und Gassen, ein Schrecken aller reinlichen Leute, aller dünnen Herrenstiefel und aller weißen

Damenſtrümpfe. Und erſt das Glatteis, das vorhergeht, welcher furchtbare Feind aller Eleganz, ja, aller Sitte und alles Anſtandes!

Betrachten wir jenen jungen Herrn, der ſeine Füße ſtets ſo zierlich auswärts ſetzte, der den dünnen Spazierſtock nur zum in der Luft herum Fuchteln brauchte, der nie auf den Boden ſah, ſondern immer in die Luft hinauf, an die Fenſter der erſten Stockwerke und auch hie und da einen Blick höher warf an die zweiten und dritten. Vorhin bei einem zierlichen Gruß wäre er um ein Haar hingeſchlagen, jetzt aber ſchleicht er vorſichtig weiter und nimmt ſich ungemein zuſammen, denn er kommt an ein Haus, wo er ohne Gnade hinaufgrüßen muß, ob Jemand da iſt oder nicht; er grüßt ja immer hinauf hundert Mal die Vorhänge oder die Blumen am Fenſter, die er recht ſinnig für das Geſicht der Intereſſanten hält; jetzt ſchwingt er den Hut, blickt hinauf, ſieht ſie am Fenſter und — bauz! liegt er auf dem glatten Eiſe. Ach! dieſe Niederlage wird ihm nie vergeſſen.

Zwei dicke Damen wandeln die Straße entlang, und eine hält ſich an der anderen feſt, — es geht Alles gut, bis an die Ecke der Straße; ſie haben ſich in Acht genommen, ſorgfältig auf ihre Füße geſehen, und da ſie ſich feſt zuſammen geſchloſſen halten, ſo bilden ſie einen einzigen Körper mit vier Beinen, von denen ſchon zwei immerhin ohne Gefahr ausgleiten können. Aber an der Straßenecke müſſen ſie nothwendig der Madame X. nachſehen, welche ſchon wieder mit einer neuen Mantille kommt, und was für eine Mantille! — dunkelblauer Sammt mit ſchwarzen Spitzen — vergeſſen iſt Glatteis und Gefahr, ſie wenden ſich um, gleiten aus und fallen hin, und man ſieht im nächſten Augenblicke nichts als einen großen Kleiderhaufen und zwei Paar weiße Strümpfe an zwei Paar etwas unförmlich dicken Beinen.

Es iſt eine ſchlechte Zeit, das Glatteis, eine Zeit ohne Treu' und Glauben, man kann ſich nicht einmal mehr auf ſich ſelbſt verlaſſen, und während wir daſtehen und den komiſchen Fall eines armen Nebenmenſchen belächeln, verlieren wir ſelbſt das Gleichge-

wicht und gleiten in eine tiefe Eisrinne, deren bräunlich graue Sauce himmelan spritzt.

Ein solides Thauwetter dagegen ziehen wir unbedingt vor, gerüstet mit hohen Wasserstiefeln, einem undurchdringlichen Paletot und einem Hut vom vergangenen Jahr, bei Leibe aber mit keinem Regenschirm. Wir hassen und verabscheuen die Regenschirme und thun es um so mehr, als wir gerade vor uns zwei junge Damen sehen, die, mit diesem Instrument beladen, alle Hände voll haben. Die Rechte hält krampfhaft den Griff des Schirms und zu gleicher Zeit ein Stück des Mantels, das Kleid und ein Paar sehr weiße Unterröcke, die Linke ein Packetchen und ebenfalls Mantel, Kleid und Unterrock auf der andern Seite.

So wandeln sie dahin, klagen entsetzlich über das Wetter, über die schmutzigen Straßen, und wie sie einen Hügel in der Stadt abwärts steigen, heben sie die Röcke immer mehr aufwärts. — Liebenswürdiges Thauwetter! was man bei deinem Regiment zu sehen bekommt, ist nichts Zufälliges, Entsetzliches, wie bei jenen alten Damen auf dem Glatteis, sondern es ist wohlberechnet für ein dahinwandelndes, kunstgeübtes Auge; unten zierlich schlank und anmuthig und weich anschwellend, wie der volle, warme Ton eines Waldhornes in stiller Nacht! — Doch wo du bei einem Thauwetter das Kleid lang herabwallen siehst, und die Röcke dahinschleifen in Koth und Schmutz:

„Da begehre nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen."

Die vielen glatten Strümpfe auf der Straße und die zierlichen Stiefelchen sind eine Vorahnung des Frühlings; entfesselt von mancherlei Verhüllungen langer, dicker Röcke und Pelzüberschuhe sind sie die ersten Boten einer herannahenden bessern Zeit, die ersten Blumen, die nach Schnee und Eis aufblühen, und nur aus diesem Grunde angenehm und höchst erfreulich zu sehen. Und es ist dies ja nur eine sehr kurze Zeit, ein rasch vorüberfliehender schöner Mo-

ment, wie die Schneeglöckchen für den Blumenfreund, der Schnepfenſtrich für den Jäger.

Dichte Wolken bedecken während dieſer Zeit den Himmel und nur hie und da ſchlängelt ſich ein Sonnenblick auf die Erde herab und läuft eilfertig über die naſſen Felder, gefolgt von dunklen Wolkenſchatten, die ihn ſchleunigſt zu verjagen ſtreben; nach und nach werden dieſe Sonnenblicke häufiger, und wo ſie Feld und Wald den warmen Kuß aufdrücken, ſprießen tauſend grüne Keime, Blätter und Blüthen empor; hoch in der Luft aber ſind noch Abkömmlinge der gewaltigen Winterwolken zurückgeblieben und ſtreiten tagelang und heftig mit der jungen Frühlingsſonne. Eiſige Winde helfen ihnen, und der Himmel, der eben noch ſo klar und ſchön glänzte, iſt nun dunkelgrau überzogen und ſendet unangenehmen Schnee hernieder und ergrimmten Hagel. Doch iſt es aus, das kalte Reich des Winters, umſonſt verſuchen jene Wolken ihre letzte Kraft, — ſie müſſen unterliegen und entfliehen langgeſtreckt und in phantaſtiſche Formen zerriſſen; die Lerchen aber, die allenthalben auffliegen, ſingen Siegeslieder und jauchzen dem Frühling zu, der nun kräftig das Regiment übernimmt.

Wie in Wald und Feld ſich der Frühling bemerkbar macht durch das Herausſchießen der grünen Blätter, durch das Entfalten der Blüthen mit ihren hellen lieben Farben, durch den Geſang der Vögel, ſo iſt es in der Stadt die liebe Jugend, welche ein Ahnungsvermögen der nun wirklich erſcheinenden ſchöneren Zeit beſitzt und mit Jubelgeſchrei auf Gaſſen und Plätzen dieſelbe verkündet. Der Bergſchlitten wird auf den Söller geſtellt, bleibt da träumend bis zum nächſten Winter ſtehen und ſetzt in ſeinem Mißmuthe den allerſtärkſten Roſt an; die Kinder dagegen eilen freudig auf die Straße und beginnen ihre Spiele, welche nach alt hergebrachter Reihenfolge immer dieſelben ſind. Der Schmutz auf den Straßen und die breiten Waſſerrinnen locken zum Stelzenlaufen, und man ſieht die kleinen Burſche und Mädchen auf einmal ungeheuer groß geworden über die Spielplätze eilen; um einen Virtuoſen in der Kunſt des Stelzen-

laufens verſammeln ſich Alle und ſehen mit Bewunderung, wie weit es derſelbe darin gebracht. Nicht nur, daß er auf ſeinen Stelzen eine Polka tanzt, er nimmt die eine wie ein Gewehr in den Arm, und während er auf der andern herumhüpft, macht er mit der erſteren das ganze Exercitium durch; die kleineren Buben natürlich verſuchen ebenfalls alle dieſe Kunſtſtücke, fallen ebenſo natürlich von ihren Stelzen herab und kommen dann, was am allernatürlichſten iſt, mit blutigen Naſen nach Hauſe.

Bald aber verſchwinden ſämmtliche Stelzen — ſie ſind für dieſes Frühjahr aus der Mode gekommen, und es iſt zu Anfang Mai nicht mehr faſhionable, ſich auf ihnen ſehen zu laſſen. Jetzt bilden Kirchen und andere große öffentliche Gebäude den Verſammlungspunkt der ſpielluſtigen Jugend, namentlich auf der Sommerſeite derſelben, wo die warme Sonne Schnee und Regen ſchnell wegtrocknet und wo die breiten, warmen Steine ſo freundlich zum „Anwerfen" einladen. Da ſitzt die kleine Generation in großen Haufen beiſammen, klebt an dem Gebäude feſt und ſchwärmt durch einander herum, wie über ihrem Haupte die Fliegen und Bienen. Sowie aber die Sonne ſtärker wird und die Straßen und Plätze allmählig anfangen, ihre winterliche Feuchtigkeit zu verlieren und hübſch ſolid aufzutrocknen, ſo ziehen die Kinder ſich auch von den Mauern der Sommerſeite hinweg, breiten ſich in den Straßen aus, ſchlagen den Reifen, werfen den Kreiſel, die Mädchen ſpielen mit bunten Steinkugeln und werfen Knöchel auf, die Buben ſpielen Räuber und Gensd'armen, man ſieht bunte Bälle auffliegen, und Nachmittags nach vier Uhr ſind die Hauptplätze der Stadt bedeckt mit dem kleinen luſtigen Volk.

Es iſt merkwürdig, wie faſt in allen Städten Deutſchlands, wenn ſie auch ſonſt durchaus keine Aehnlichkeit mit einander haben, wenn in jeder andern Beziehung hier und dort die Lebensweiſe vollkommen verſchieden iſt, doch die Kinderſpiele ſich in ihrer Art und Reihenfolge ſo vollkommen ähnlich ſind. Man fängt faſt überall

im Frühjahre mit dem Stelzenlaufen an und hört im Spätherbſt mit dem Papierdrachen auf; auch die Art der Spiele iſt ſich durchaus ähnlich: man ſpielt in Stettin und Königsberg Anwerfen und Räuber und Gensd'armen ebenſo, wie an der Schweizer Gränze. Ja, wir hatten ſogar einmal Gelegenheit, in Conſtantinopel auf dem Atmaidan einige kleine Türken ein ähnliches Spiel, wie das erſtgenannte, ſpielen zu ſehen. Es ſind dieſe Kinderſpiele wie die Kinderlieder und wie die Mährchen: ſie ſind auf der ganzen Welt verbreitet und man weiß kaum, wo ſie zuerſt entſtanden ſind.

Ach, es iſt etwas außerordentlich Anmuthiges und Liebliches um die hellen, friſchen Kinderſtimmen, wenn ſie auf der Straße jubeln und luſtig aufſchreien — namentlich für den Geneſenden, den eine ſchwere Krankheit zwingt, den herannahenden Frühling in ſeinem Zimmer zu erwarten. Die Luft iſt für ihn noch zu ſcharf, er darf ſie nicht einathmen, ſelbſt der Duft der erſten Blumen iſt ihm noch nicht erlaubt, ſie regen ſeine Nerven auf, und es iſt dem Arzte nicht lieb, daß beim Anblick der erſten Veilchen ſeine Thränen fließen; — aber Eines hört er mit Entzücken von ſeinem Lehnſtuhl am Fenſter aus, und das ſind eben jene jubelnden Kinderſtimmen, die eine Luſt ausſprechen, welche er ſelbſt fühlt, da er ſie ehedem mitgemacht. In welch' ſüße Träume verſetzt ihn das luſtige Geſchrei! Er denkt des Tages, wo er in der erſten Hoſe zum erſten Mal ſchüchtern mitgeſpielt; wie er größer wurde und unter den Wilden der Wildeſte war; wie er endlich in die Flegeljahre trat und in ſeinem hochmüthigen Sinne, der nach Tabak und Bier trachtete, bei jenen harmloſen Spielen mit der gebührenden Verachtung vorüberſchritt, wie ſie ihm ferner wieder lieb und immer lieber wurden, dieſe Spiele, je mehr er ſich von dem Zeitpunkt entfernte, wo er ſelbſt mitgemacht; wie er ſie allmählig nur noch mit wehmüthiger Freude anſah, bis endlich jener große Moment kam, wo er ſein leiblich Contingent zu der Bevölkerung des Spielplatzes ſtellte, wo ſein Erſtgeborener in der erſten Hoſe ſchüchtern daſtand und wo er eben dieſen Erſtge-

horenen eines Tages antraf, wie er dieſe erſte Hoſe freventlich zerriſſen hatte.

An das Alles denkt er in ſeinem Lehnſtuhl am Fenſter, an Freunde, die mit ihm geſpielt und gelitten, und noch an tauſenderlei andere traurige und heitere Dinge. — — — — — — — —
— —

Der finſtere Durchgang unter dem Stadtgraben hatte immer noch daſſelbe, öde, kalte und unfreundliche Anſehen, wie in der Mitte des Winters, wo noch überall das Eis auf den Straßen lag und der Schnee ſeine luftigen Flocken hineinwirbelte. Der kleine Hof vor dem Kloſter ſah ſchon etwas freundlicher aus, die grünen Blätter des Epheu's wankten, vom Winde bewegt, auf und ab, und hoch über den vier ſchwarzen Mauern, die dieſen Hof bildeten, ſah man ein freundliches Stück des blauen Himmelsgewölbes.

Das Innere des Kloſters war ebenſo unfreundlich, wie immer. In der Schenkwirthſchaft des erſten Stockes brannte im Kamin noch ein mächtiges Feuer und durch die trüben Bogenfenſter konnte man nicht recht unterſcheiden, ob der Himmel grau oder blau ausſehe. Die dicke ſchmutzige Wirthin ſpülte einige Gläſer, das heißt, ſie goß ſchmutziges Waſſer hinein und trocknete ſie mit einem ſchmutzigen Tuche wieder ab.

Auf der Ofenbank ſaßen zwei Perſonen, die ſich angelegentlichſt unterhielten; ſie hatten dem Zimmer den Rücken zugekehrt und ſchleuderten während der Converſation die Füße hin und her.

Die Weinkneipe hatte zu dieſer Jahreszeit, namentlich am Tage, faſt gar keine Gäſte; denn auch der getreue Stammgaſt, der täglich ſeine ſechs Stunden feſtſaß, dem der Wein im Glaſe über Alles ging, liebte es doch, wenn ein heller Sonnenſtrahl ihm denſelben vergoldete. Die Beiden aber, die hier am Ofen ſaßen, paßten mit ihren Reden vollkommen in die trübſelige Umgebung, und es war ihnen offenbar lieb, daß ihr Geſpräch von keinem heiteren Blick der Frühlingsſonne beleuchtet wurde.

Wenn wir uns um die Ofenbank herumſchleichen, um den beiden Gäſten in's Geſicht zu ſehen, ſo erkennen wir in dem einen unſern alten Bekannten, den Herrn Stadtſoldaten Steinmann, der mit ſeinem einen Auge gar vergnügt blinzelte und mit dem ganzen Körper behaglich wackelte.

Das andere Subjekt, das neben ihm auf der Bank ſaß, hatte in ſeinem Geſicht eine Familien-Aehnlichkeit mit dem Herrn Steinmann, übertraf ihn aber, was Häßlichkeit anbelangt, bei Weitem. Dieſe Familien-Aehnlichkeit beſtand nämlich in einem höchſt unangenehmen Schielen mit beiden Augen, welches ſehr bedenklich wurde, wenn das Individuum angelegentlich etwas ſprach. Zuerſt neigten ſich die Augen in einem harmloſen Winkel zu einander, je eifriger aber jener ſprach, um ſo ſtumpfer wurde jener Winkel, und zuletzt hätte man glauben können, die beiden Augen ſchauten ſich gegenſeitig an, ergrimmt und boshaft.

Dazu war das Individuum in ſeinem Aeußern erſchrecklich vernachläßigt, und wenn man es mit dem Stadtſoldaten auf der Straße hätte gehen ſehen, ſo würde man darauf geſchworen haben, daſſelbe würde von jenem als Vagabund der ſchlimmſten Art auf die Polizeiwache gebracht. Seine Beinkleider (die Stiefel an ſeinen Füßen waren ſolche Ruinen, daß es eigentlich nicht verlohnt, ihrer zu erwähnen) von grauem Militärtuch waren ziemlich abgeſchabt, und unterſchiedliche Löcher in denſelben hatte das Individuum mit weißem und ſchwarzem Zwirn zugenäht. Durch ſehr lange Stege war dieſes Kleidungsſtück entſetzlich in die Höhe gezogen, reichte aber trotzdem nicht bis an den zugeknöpften ſchwarzen Frack und ließ bei jeder Bewegung da, wo Hoſe und Frack ſich hätten berühren ſollen, ein ſchmutziges Hemd ſehen. Die Halsbinde war ſtrickähnlich aus einem bunten Cattuntuche zuſammengedreht, und auf dem ungekämmten Haar ſaß eine verwelkte Mütze. Die Sprache des Individuums, tief und heißer, paßte zu dem Anzug, ebenſo ſeine Manieren und Reden, welche letztere nicht ohne Humor waren, und wenn man alles

das zuſammen nahm, ſo war man feſt überzeugt, daß man es mit einem ausgemacht ſchlechten Kerl zu thun hatte.

Der Steinmann that jetzt einen großen Zug aus ſeinem Weinglaſe und ſagte: „Ihr wißt ganz gut, daß ich mich durchaus in keine Geſchichten einlaſſen kann, die nur einigermaßen öffentlich betrieben werden, in Geſchäfte, bei denen man zulangen muß, wo es gilt, ſich ſelbſt und ſeinen guten Namen auf's Spiel zu ſetzen; ich bin das mir ſelbſt und meiner Stellung ſchuldig, alſo kein Wort mehr davon!“

Der Andere lächelte, und während er in den entfernteſten Winkel des Zimmers zu ſchauen ſchien, ſind wir bei der Conſtruktion ſeiner Augen überzeugt, daß er dem Steinmann feſt in's Geſicht blickte. „Ihr habt es eigentlich ſehr angenehm, Gevatter,“ ſprach er alsdann; „Ihr tragt Eure Haut niemals zu Markt, geht bei irgend einem Geſchäft in den angrenzenden Straßen ſpazieren und ſeid ebenſo bereitwillig, das Gewonnene mit uns zu theilen, als uns feſtzunehmen, ſobald einmal die Geſchichte fehlſchlüge.“

„Dummheiten!“ brummte der Steinmann. „Soll euch vielleicht einer von der Polizei die Leiter halten, oder arbeite ich nicht außerordentlich für euch, indem ich mich Abends vor den Häuſern ſehen laſſe und die Leute alsdann glauben, ſie könnten ruhig ſchlafen? — Laßt das dumme Geſchwätz ſein und ſagt mir lieber, ob Ihr was erdacht habt, wie wir jenen Hallunken faſſen können, den Hofkutſcher, den miſerablen Lumpen, der mich einen einäugigen, abgeſchlagenen alten Hund genannt; ja einen Aufpaſſer hat er mich genannt, einen Spion, und Gott vergeſſe mich, wenn ich ihm das vergeſſe!“ — Der Stadtſoldat ſpuckte vor Wuth heftig auf den Boden und ballte ingrimmig die Fäuſte.

„Das Beſte wäre,“ meinte der Andere, „wenn wir ihm Abends einmal aufpaßten, unſer vier, fünf, in der Dunkelheit, und ſchlügen ihm ein paar Knochen an ſeinem Leibe entzwei, — was meint Ihr dazu, Gevatter?“

„Schlechte Ideen, miſerable Ideen!“ brummte der Steinmann:

„was habt Ihr davon, was hat er davon? Ich ſetze den Fall, Ihr ſchlagt ihm wirklich ein paar Knochen entzwei, ſo koſtet das euch ebenfalls ein paar Naſen und ein halb Dutzend Zähne; denn der Kerl iſt ſtark und läßt nicht mit ſich ſpaſſen; vielleicht erkennt er einen von euch, und verklagt ihn, und dann habt ihr die Beſcheerung — und was ſchaden ihm die genoſſenen Prügel? — Er legt ſich vier Wochen lang auf die faule Haut, läßt ſich kuriren und iſt nachher ebenſo wohl daran, wie früher — nein, wir müſſen ihn tiefer faſſen."

„Ich kenne ſeinen Schatz," ſagte der Andere nach einer Pauſe, „ein ſehr ſauberes Mädel, aber dumm: ſie will brav bleiben und keine Liebſchaften anfangen, und könnte welche haben, die ihr viel eintrügen; ſollen wir der einmal einen Streich ſpielen, ſie in's Gerede bringen? Die alte Müllere wird ſich ein Vergnügen daraus machen — der hochmüthige Fratz hat ſie ein paar Mal ablaufen laſſen."

„Nebenbei könnte das nicht ſchaden," entgegnete nachdenklich der Steinmann; „doch wegen der Hauptſache, da muß man das anders anfaſſen, wir müſſen ihm etwas zurecht machen, daß er im Dienſt einen großen Fehler macht, wo möglich ein Unglück anrichtet und ſo ſeine Stelle verliert, wenigſtens vom Hofkutſcher degradirt wird; — o, wenn ich die Freude erleben könnte, den Kerl ſtatt in der rothen Livree in der grauen Jacke mit Mauleſeln und Miſtwagen fahren zu ſehen, wie wollte ich mich hinſtellen und ihn anlachen und ihm den alten, räudigen Hund hinaufwerfen auf ſein altes, ſchäbiges Maulthier!"

„Das wäre allerdings zu überlegen," entgegnete der Andere, dem dieſe Idee augenſcheinlich gefiel; „man müßte nur auf eine pfiffige Art dem Wagen, bevor er ihn einſpannt, beizukommen ſuchen, eine Schraube an der Deichſel losdrehen, ein Rad losmachen, etwas am Geſchirr verderben, was aber ſchwierig iſt, oder . . . ."

„Vielleicht etwas in den Weg werfen, den er eines Abends zu fahren hat," ergänzte Steinmann, und der Andere entgegnete:

„Ja, ja, es will überlegt ſein; aber man muß da verflucht vorſichtig zu Werke gehen."

„Das ist Eure Sache!“ sagte der Steinmann ernst und gebietend; „denkt Ihr auch einmal darüber nach, ich habe schon so viel für Euch herausklügeln und mein Gehirn anstrengen müssen, daß Ihr einmal selbst etwas erfinden mögt, das gelingen wird; denn gelingen muß es, oder mich soll der Teufel holen! Herunter muß der Kerl!“ — Bei diesen Worten schlug er ergrimmt mit der Faust auf die Bank.

„Laßt mich nur machen,“ sagte der Andere lachend und zog seine Mütze unternehmend in die Augen; „wenn wir ihn nicht veranlassen, an einem schönen Abend auf der geraden Straße einen Hofwagen umzuwerfen, so soll mich der Teufel holen oder mich der Steinmann am hellen Tag bei einem Einbruch erwischen!“

„Schrei nicht so laut, Vieh!“ entgegnete der Steinmann und stieß seinen Gevatter freundschaftlich, aber derb in die Rippen, dann wandte er sich an die Wirthin, die eingetreten war, und ließ noch zwei Schoppen Zwölfer einschenken. Die Beiden stießen lächelnd an und wußten ganz genau, auf wessen Gesundheit sie tranken.

„Aber wie ist es mit der andern Geschichte?“ sagte das schäbige Individuum; „ich muß immer wieder daran denken.“

„Das schlagt Euch vor der Hand aus dem Kopf,“ antwortete der Stadtsoldat; „was die Alte besitzt, das hat sie gegen gute Sicherheit ausgeliehen, die läßt nie baar Geld bei sich liegen.“

„Das weiß ich wohl,“ sagte eifrig der Andere, „aber ebenso genau weiß ich auch, daß sie zweihundert Gulden baares Geld bei sich hat. Woher sie's hat, weiß der Teufel, aber heute Morgen, ehe sie hieher in's Haus kam — sie bügelt droben bei der Welscher, — ging sie zu dem Commissionär in der Steinstraße, und als sie herauskam, trug sie ein paar Rollen Geld in ein Sacktuch gewickelt; ich eilte ihr voraus und hörte, wie sie auf der Treppe zu einer andern Büglerin sagte, die sie mit den Worten ansprach: Nun, Jungfer Kiliane, da hat Sie gewiß ein paar tausend Goldstücke? — „Ach, es sind nur zweihundert Gulden sauer verdienten Geldes, ich will sie auf die Sparkasse thun.“

„Ei, ei!“ sagte der Steinmann, und dachte über etwas nach; „zweihundert Gulden, hm, das wäre nicht so übel, wenn wir Beiden die allein verdienen könnten! Kennt Ihr auch das Haus, wo die Kiliane wohnt?“

„Das will ich meinen, so ziemlich!“ lachte der Andere, mäßigte aber seinen Eifer, als er bemerkte, wie das Auge des Steinmann funkelnd und lauernd auf ihm lag. „Das heißt: so ziemlich! wollte ich sagen,“ fuhr er fort; „es wohnt ja, wie Ihr wißt, die alte Müllere in demselben Hause; sie ist meine Verwandte, und ich komme zuweilen hin.“

„Daß Ihr zuweilen hinkommt, weiß ich,“ sagte finster der Steinmann, „und ich hoffe, Kamerad, daß du bloß hingehst wegen der Verwandtschaft mit der alten Müllere; denn das schwöre ich dir zu, hast du dort andere Mucken im Kopf, siehst du mir das Mädel, die Anna, nur mit einem unrechten Blicke an, und ich erfahr's, was nicht ausbleibt, so hast du deinen letzten Gang gemacht.“

„Ach, was werd' ich!“ sagte der Andere mühsam lachend. „Gott verdamm' mich, was habt Ihr für dumme Ideen, Gevatter! Die Anna ist jetzt achtzehn Jahre und bleibt für Euch aufgehoben; hat's Euch die alte Müllere nicht versprochen? und die sitzt wie ein Drache da und hütet das Mädchen.“

„Ich habe sie sauer verdient,“ sagte der Steinmann nachdenkend, „wie viel Geld habe ich nicht an die Alte gehängt! wie oft kam sie zu mir gelaufen und sagte: ich muß Dies und Das haben, sonst ist mir Alles feil: Weiß der Teufel, ich habe dieses Mädchen doppelt und dreifach bezahlt.“

„Dafür wird sie Euch auch bleiben,“ antwortete der Andere, „sie ist ja noch blutjung.“

„Aber schön, verdammt schön!“ sagte der Steinmann, „und man hat Beispiele . . .“

„Denkt nicht mehr daran,“ erwiderte der Andere; „was meint Ihr also zu der Geschichte mit dem Gelde?“

„Nun ja," ſagte der Steinmann nach einer Pauſe, „ich will nicht mehr daran denken, aber denket Ihr daran, was ich vorhin geſagt." — Damit langte er ein großes Brodmeſſer vom Tiſche und ſtieß es zwiſchen ſich und den Gevatter in die Ofenbank.

„Natürlich, natürlich!" entgegnete der Andere; „wir werden uns da nicht betrügen." Alſo abgemacht iſt, daß die alte Kilians zweihundert Gulden baares Geld hat, die wird ſie heute Nacht mit nach Hauſe nehmen und unfehlbar morgen in irgend einer Sparkaſſe anlegen; denn darin habt Ihr ſchon recht, Gevatter, daß die Alte kein Geld lange bei ſich verwahrt; alſo was geſchehen muß, ſoll heute Nacht geſchehen."

„Allerdings," ſagte der Gevatter Steinmann.

„Sorgt mir alſo dafür, daß heute Nacht unter dem Stadtgraben nicht viel patrouillirt wird, beſchäftigt Eure Herrn Collegen in einem andern Theile der Stadt und laßt mich das Geſchäft ausführen."

„Alſo geht Ihr heute Abend zur Müllere," ſagte der Steinmann und blickte den Collegen forſchend an, „verbergt Euch da, und wenn Alles ſtill iſt, ſchleicht Ihr Euch hinauf zu der Alten und holt das Geld, aber laßt's kein Unglück geben; wenn die Alte wirklich aufwacht, — Ihr wißt, ſolche Perſonen haben einen leichten Schlaf — begeht mir ja nichts Gewaltthätiges gegen ſie; der Teufel auch, das könnten wir brauchen! Um zweihundert Gulden dürfen wir die Müllere, auf die natürlich einiger Verdacht fällt, nicht ausſetzen, daß man hart gegen ſie verfährt; ſchläft aber die Alte feſt und kann man das Geld nehmen: gut, alsdann geht Ihr wieder zurück zur Müllere und ich komme hinauf — ja, ich komme hinauf," wiederholte er mit leiſer Stimme, „und wir theilen gehörig; die Alte muß auch etwas Ordentliches haben, etwas recht Ordentliches." — Damit trank er ſein Glas leer, fuhr mit der Hand über die Augen und ſtand von der Ofenbank auf.

Wir brauchen wohl nicht zu ſagen, daß das Geſpräch ſo leiſe geführt wurde, daß Niemand als die Beiden, ja, Niemand, der im

Zimmer gewesen wäre, auch nur eine Silbe davon verstanden hätte. Vieles, was wir mit Worten ausdrückten, wurde nur leicht angedeutet mit bezeichnenden Geberden.

Nachdem nun die Beiden eine leichte Conversation mit der Wirthin gehalten, und nachdem der Stadtsoldat seinem Gevatter noch sehr [illegible]deutlich und bestimmt gesagt, er warne ihn hiemit zum letzten Mal vor allen bösen Streichen und ersuche ihn, sich des Vagabundirens zu enthalten, auch sich eine solide Arbeit zu suchen und damit sein Brod ehrenhaft zu verdienen, setzte er seine Dienstmütze auf und verließ das Zimmer. Der Gevatter scherzte noch einen Augenblick mit der dicken Wirthin, dann ging er ebenfalls hinaus, spähte die Treppe hinauf und verließ schleichend das alte Kloster.

Zwei Stockwerke höher, als das Gemach, welches wir soeben verlassen, in dem Zimmer der Frau Welscher, herrschte dasselbe Leben und Treiben, wie wir es schon früher gesehen, nur mit dem Unterschiede, daß sich der Dubel nicht an seinem gewöhnlichen Platze, auf dem Tische befand, und daß die Luft heute viel reiner und angenehmer war, da der Bügeldampf zu dem geöffneten Fenster hinausdrang und dagegen angenehme, freundliche Frühlingsluft hereinspielte.

Die Kiliane saß wie gewöhnlich am Fenster, und schaute häufig von ihrer Arbeit zum Fenster hinaus in die blaue Luft auf einen großen Kastanienbaum im benachbarten Hofe, der vor allen anderen Bäumen im Frühjahr seine saftigen grünen Blätter zuerst trieb, da er auf einer Wasserleitung stand und seine Wurzeln deßhalb sanft befeuchtet wurden. Sie dachte an all' die Jahre zurück, die sie schon verlebt, an all' die neuen grünen Blätter, die sie schon entstehen sah, und daß es jetzt schon an sechszig Jahre sei, daß sie vor eben diesem Fenster, eben diesen Baum, zum ersten Mal grün werden sah. Sie erinnerte sich noch, wie man ihn gepflanzt, wie der alte Gärtner, der das besorgt, längst verstorben, ebenso dessen Gehülfe und Lehrbursche, und wie all' die kleinen Buben, die damals jubelnd den jungen Baum umstanden, jetzt ebenfalls größtentheils unter dem Rasen lagen, oder

wie die, welche noch übrig waren, das graue Haupt gebückt, einhergingen. Niemand, so dachte die alte Büglerin, sei sich gleich geblieben wie sie und der frische gesunde Baum da unten. Sie hatte nicht gealtert, denn das war so allmählig gekommen, daß sie es gar nicht gemerkt, und wenn sie in diesem Momente die Augen schloß und sich die alte Zeit zurückrief und auf der Straße die Buben schreien hörte, so meinte sie, es seien dieselben kleinen Knirpse, die damals um den Baum standen; denn sie erinnerte sich deutlich des Anzuges eines jeden derselben und sah heute noch, wie sie damals lustig um den Baum herumtanzten, nachdem er gesetzt war.

Die alte Kiliane war aber auch ein liebenswürdiges, gut erhaltenes Bild hohen Alters, und wie sie so dasaß mit ihrem weißen Haar, neben sich die kleine Marie, die artige Tänzerin mit den langen, schwarzen Locken, so bildeten die Beiden ein Gemälde von Jugend und Alter, wie man nichts Schöneres sehen kann.

Die Kleine war ganz glücklich und freute sich zu Hause unbeschreiblich auf den Augenblick, wo sie ihre Schularbeiten beendigt hatte und alsdann ihre Tanzexercitien vom Morgen wiederholen durfte. Frau Welscher, die sich über die außerordentlich guten Zeugnisse freute, welche die kleine Tänzerin jede Woche von Signor Benetti nach Hause brachte, hatte ihr an der Wand eine lange Stange befestigen lassen, wie sie im Balletsaale war, und da stand sie nun Stunden lang und machte ihre Fuß- und Körperübungen. In diesen Bestrebungen wurde sie nachgeahmt und unterstützt durch die Familie Welscher, namentlich durch den Herrn Welscher, welcher sich die erstaunliche Mühe gab, seinen Körper auf die entsetzlichste Art zu verdrehen, und welcher bei einem jedesmaligen Versuch, eine Pirouette hervorzubringen, mit einem lauten Plumps auf den Boden fiel. Wie herzlich lachte die Kleine bei diesen künstlerischen Bestrebungen und wie unermüdlich drehte sie den andern Kindern die Füßchen auswärts, und wie manche Thränen entflossen den Augen der beiden Fräulein Welscher, da sich die strenge Mutter durch keine

Bitte wollte bewegen laſſen, ihre beiden Töchter ebenfalls auf den Balletſaal zu geben!

Draußen auf dem Vorplatz war das groſſe Bogenfenſter ebenfalls geöffnet, und die letzten Strahlen der untergehenden Sonne wetteiferten mit der rothen Gluth in dem Bügeleſen, wer am beſten die dunkle Treppe zu vergolden im Stande ſei. Später ſaßen die Kinder draußen und ſchauten dieſem Farbenſpiel zu, bis es dunkler und immer dunkler wurde; dann gingen ſie in das Zimmer zurück, es wurde wie gewöhnlich zu Nacht gegeſſen, die Kleinen zu Bette gebracht, und die Kiliane überwachte das Nachtgebet derſelben. Marie mußte immer zweimal das Zeichen des Kreuzes machen, einmal wie die anderen Kinder und das andere Mal, weil ſie eine Tänzerin war; dann küßte die alte Büglerin ſie herzlich auf die Stirn, zündete ihr Laternchen an und ließ ſich von der Frau Welſcher aus dem Wandſchrank ihr rothgeſtreift-s Taſchentuch geben, in welches ſie zwei Hundert-Guldenrollen eingeknüpft hatte.

„Laß' Sie doch das Geld da," ſagte die Waſchfrau, „ich bin überzeugt, daß morgen der Dubel kommt, der macht ſich ein Vergnügen daraus, es Ihr auf die Sparkaſſe zu beſorgen; was will Sie ſich damit herumſchleppen."

Doch die alte Kiliane ſchüttelte mit dem Kopf und ſagte: „Sie weiß, Frau Welſcher, daß ich meine Geſchäfte gern ſelbſt beſorge; ich werde morgen eine Stunde ſpäter kommen und vorher mein Kapitälchen beſorgen — oder darf ich vielleicht nicht ſpäter kommen?" ſetzte ſie ſchlau lächelnd hinzu, „muß ich meine Arbeitszeit ſo genau einhalten?"

„Ach, geh' Sie mir weg!" ſagte die Frau Welſcher ebenfalls lächelnd, „komm' Sie morgen, wann Sie will, nur nicht nach zehn Uhr, damit Ihr Kaffee nicht kalt wird. Gute Nacht!"

„Gute Nacht! behüt' Euch Gott!" ſagte die Kiliane und ging diesmal allein nach Hauſe mit ihrem Laternchen und ihren zweihundert Gulden im Sacktuche.

F. W. Hackländer's Werke.

II. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Cyrandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Namenlose Geschichten.

Zweiter Band.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Das Haus, in welchem die Jungfer Kiliane wohnte, war, wie überhaupt die meiſten, die von der Stadt aus gerechnet, dieſeits des alten Grabens ſtanden, uralt und zählte noch mehr Lebensjahre, als das Kloſter ſelbſt. Es war verſehen mit jenem hohen und ſpitzen Giebeldache, wie es die Alten ſo gern auf ihre Häuſer ſetzten, mit mehreren Etagen, Böden und Kammern; daſſelbe hielt das Haus warm, ſchützte es vor allen Winterſtürmen und es ſtund darunter da, wie mit einer rieſenhaften und warmen Schlafmütze verſehen.

Im Hofe dieſes Gebäudes befanden ſich Wagenſchuppen, Holzremiſen, die, obgleich ſie einer viel, viel ſpäteren Zeit angehörten, doch neben dem geſunden und ſoliden Hauptbau krüppelhaft und altersſchwach daſtanden. Auf dieſen Remiſen waren ein paar Zimmer, die einmal von einem Handelsherrn erbaut worden, der, im Vorderhauſe wohnend, im Hintergebäude ſeine Schreibſtuben haben wollte; auch hatte er eine Gallerie bauen laſſen, durch welche die verſchiedenen Gelaſſe mit einander verbunden wurden. Nachdem aber nach einer Reihe von Jahren das Geſchäft des Kaufmannes in dem Vorderhauſe aufgehört, wurden die Stuben im Hintergebäude vermiethet — zuerſt an ordentliche Leute, ſo lange ſie gut ausſahen;

ſpäter, als die Tapeten nach und nach alt wurden, als man die zerbrochenen Fenſter nur noch nothdürftig flickte, als die alte Treppe wackelte und unter jedem Fußtritt knarrte, da kam das Logis immer mehr herunter, bis es zuletzt von einer gewiſſen Madame Müller gemiethet wurde, deren Bekanntſchaft wir ſpäter machen werden, und die in der ſchlechten Wohnung vortreffliche und verborgene Eigenſchaften erkannte, welche hauptſächlich darin lagen, daß man ihr einen Ausgang durch den finſtern Holzſchuppen geſtattet hatte, durch welchen man in ein Labyrinth dunkler Gäßchen gelangte, vermittelſt deren es möglich war, namentlich bei Nacht, faſt ungeſehen zur Wohnung der Madame Müller zu gelangen.

Die Gallerie, von der wir oben ſprachen, wurde, als man die beiden Wohnungen nicht mehr zuſammen benutzte, ebenfalls ſehr vernachläßigt; die Bretter, über welche man ging, verſchwanden nach und nach und flogen in Rauch auf; es blieb nichts als das nackte Gerüſt, das, ohne erhaltenden Anſtrich, ohne Ausbeſſerung von Regen und Schneewaſſer nach und nach zerfreſſen wurde, und jetzt nur noch zwiſchen beiden Häuſern eine gefährliche Brücke bildete, auf der nur zuweilen die verwegenſten der Buben aus der Nachbarſchaft durch Herumklettern augenſcheinliche Halsbrechungsverſuche anſtellten und es gründlich unterſuchten, wie weit die Langmuth ihres himmliſchen Schöpfers und Erhalters gehe. Auch wurde dieſes Gerüſt zum Waſchtrocknen benutzt und that ſo ſeine Dienſte, aus welchem Grunde man es nicht ſchon lange abgeriſſen hatte.

Für dieſes Abreißen hatten ſich auch ſchon mehrere Male die Einwohner des Haupthauſes ausgeſprochen; denn ihnen war die Verbindung zwiſchen ihren Zimmern und denen der Madame Müller durchaus nicht angenehm; es waren im Haupthauſe ſchon einigemal allerlei verdächtige Geſchichten paſſirt: Thüren erbrochen worden, Kleidungsſtücke waren verſchwunden und dergleichen mehr, überhaupt waren Sachen vorgefallen, zu deren Mitwiſſenſchaft man die Madame Müller im Hinterhauſe wohl für fähig hielt. Man hätte auch

ein schärferes Auge auf sie gehabt; doch gelang es den eifrigen Bemühungen des vortrefflichen Stadtsoldaten Steinmann jedesmal, einen — wenn auch geringen — Theil der im Haupthause gestohlenen Effekten, aber in ganz anderen Gegenden der Stadt, zu entdecken, wodurch natürlicher Weise die Eigenthümer wegen des Verdachtes, den sie auf Madame Müller geworfen, diese arme gekränkte Frau in ihrem Innern stets um Verzeihung baten. Aus diesem Grunde, und weil ein Bauverständiger erklärt hatte, daß das alte morsche Gerüst zwischen beiden Häusern nicht im Stande sei, einen erwachsenen Menschen zu tragen, wurde es nicht weggerissen, der Ausspruch des Bauverständigen dagegen wurde mit leserlicher Schrift als Warnung auf dem Gerüste selbst bemerkt. — —

Es war bereits Abend geworden, als der Stadtsoldat Steinmann, nachdem er die Weinstube im Refektorium des Klosters verlassen und noch einige dienstliche Geschäfte besorgt hatte, nun abermals durch den Stadtgraben ging, und, als er an dem Hause der Kiliane vorbei kam, beifällig hinauf blinzelte; dann ging er seines Weges durch die Straßen, eine einäugige Nemesis, ein Engel der Gerechtigkeit, hier leise warnend, dort strafend; an diesem Platze jagte er wohlgekleidete Buben, die ein verbotenes Spiel trieben, mit einem entsetzlichen Fratzengesicht nach Hause, an einer andern Stelle, wo er eine Schaar Bettelbuben bei derselben Beschäftigung fand, fuchtelte er sie mit der ledernen Scheide seines Säbels tüchtig zusammen und war auf diese Art streng gerecht und unpartheiisch. Auch verschmähte er es nicht, gelegentlich unter Wegs in verschiedene Wirthshäuser einzukehren, und, indem er den Schoppen trank, den ihm der Wirth bereitwillig und gratis vorsetzte, versäumte er es nicht, nach verdächtigen Gesichtern auszuspähen; denn er haßte die fremden Gauner und Vagabunden als Störer der öffentlichen Sicherheit und als — Concurrenten. So gelangte er nach und nach in die breite Straße, wo der Stadtrath Schwämmle wohnte, und wenige Zeit darauf sehen wir ihn auch an der Glasthüre des Genannten

die Klingel ziehen. Stadtraths Nicke öffnete die Thür, und nachdem er abermals den vergeblichen Versuch gemacht, das gesunde Mädchen in die dicken Wangen zu kneifen, fragte er nach dem Herrn Stadtrath.

„Der Herr Stadtrath sind zu Hause," sagte das Mädchen und öffnete ihm die Thüre zum Arbeitszimmer ihres Herrn.

Vater Schwämmle, der eben im Begriffe war, eine Rede zu memoriren, die er in der nächsten Stadtrathssitzung halten wollte pro neue Kirche contra Löschanstalt, ging dem Stadtsoldaten entgegen und fragte nach seinem Begehren.

„Sie verzeihen, Herr Stadtrath," sagte der Steinmann, „daß ich so spät Abends noch störe; aber es treibt sich wieder auf den Straßen so allerhand verdächtiges Gesindel umher, und ich wollte mir erlauben, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es gar nicht so schlimm wäre, in der obern Stadt, wo weniger Läden und weniger Verkehr auf den Straßen ist, ein Bischen schärfer patrouilliren zu lassen; in der unteren Stadt, wo ich jedes Haus wie meine Tasche kenne, wird nicht leicht etwas vorfallen, und da — bin ich selber."

„Allerdings," sagte der Stadtrath und unterstützte nachdenkend das Kinn mit der Hand, „allerdings muß die Polizei ihren Dienst mit der größten Schärfe versehen; denn ich versichere Ihn, Steinmann, es ist entsetzlich, welche Menge Gaunereien und Diebstähle aller Art in hiesiger Residenz vorkommen; alle Tage bekommt man die Meldung von irgend einem Einbruche, irgend einer Spitzbuberei; es ist ganz entsetzlich, unter den Menschen gibt es weder Treu' noch Glauben mehr; die Immoralität ist furchtbar gestiegen, und weßhalb? das will ich Ihm sagen: weil die Hauptstütze der Moralität, die Religion, in ihren Fundamenten wankt — weil es — weil es — unter den Menschen fast keine Religion mehr gibt; deßhalb, Steinmann, geschehen so viele Gräuelthaten und deßhalb muß jeder redliche Staatsbürger, — — jeder rechtliche, eifrige Staatsbürger, und dazu rechne ich auch Ihn, Steinmann, dafür besorgt sein, daß

die Religiosität unter den Menschen immer mehr angeregt wird und daß die christliche Gemeinde, der wir anzugehören die Ehre haben, fest zusammenhalte in Glaube, Liebe und Hoffnung."

„Allerdings!" sagte der Steinmann, der außerordentlich gerührt schien; „und der Herr Stadtrath haben in jeder Beziehung über mich zu befehlen."

„Ich weiß das, guter Steinmann," sagte Vater Schwämmle, „und rechne in allem Guten stark auf Ihn. Wir alle müssen Hand anlegen, daß die Religion wieder zu einem festen Band wird, das uns innig umschlingt und uns stark macht, den Versuchungen zum Bösen zu widerstehen — nicht wahr, Steinmann?"

„Allerdings!" wiederholte der Stadtsoldat und blinzelte mit augenscheinlicher Freude auf das Papier, welches Vater Schwämmle in der Hand hielt und in welches derselbe während des Sprechens zuweilen einen Blick warf.

„Ein festes Band, das uns umschlingt, und dieses feste Band, dessen größter und schönster Theil freilich unsichtbar unsere Herzen zusammenhält, muß auch zur Ehre Gottes an's Tageslicht treten, majestätisch und unvergänglich, in Stein und Eisen, ein würdiger Dom für die gläubigste Gemeinde."

Der Stadtsoldat wischte an seinem einen Auge, und Vater Schwämmle legte die Hände mit dem Papier auf den Rücken, hob den Kopf in die Höhe und schritt würdevoll auf und ab.

Es entstand eine längere Pause, welche endlich der Stadtsoldat unterbrach, indem er schüchtern sagte: „Es kann mit der neuen Kirche nicht fehlen, Herr Stadtrath, der ganze Honoratiorenstand ist dafür, und die paar Spritzenmacher und Schlauchweber, welche für das Löschcorps stimmen, sind nicht der Rede werth."

„Glaubt Er, Steinmann?" sagte Vater Schwämmle, indem er plötzlich stehen blieb, „glaubt Er, daß wir durchdringen?"

„Ohne Zweifel," entgegnete der Andere und fügte schlau lächelnd hinzu, indem er eine Verbeugung machte: „Und wenn alsdann der

Kirchenoberälteſte ſich gnädigſt daran erinnern wollte, welch' ſaurer Dienſt bei der Polizei iſt und wie es ſich dagegen in der Meßnerei ſo angenehm ſitzt, ſo wäre der Tag der glücklichſte für den armen Steinmann."

Der Stadtrath klopfte ſeinem ergebenen Diener auf die Schulter und ſagte ſichtlich bewegt: „Sein Eifer, mein Freund, im Dienſte der Stadt iſt wohlbekannt, wir wollen ſehen, was für Ihn zu machen iſt; ſuche Er mir aber ja Gewißheit zu verſchaffen, wie im Einzelnen die Stimmung iſt, pro neue Kirche contra Löſchcorps — apropos? Er geht doch fleißig in die Kirche? ich ſehe Ihn in der That nicht allzu oft."

Der Steinmann faltete die Hände und ſagte mit einer wahren Jammermiene: „der Dienſt, Herr Stadtrath, der Dienſt läßt unſereins nicht oft dazukommen, das Haus des Herrn zu beſuchen. Die Leute haben des Sonntags Morgens eine wahre Wuth, ihre Wäſche zum Fenſter hinauszuhängen, ſowie ihre Blumentöpfe vor demſelben zu begießen; auch kann man es den herrſchaftlichen Wagen tauſendmal anempfehlen, bei der Kirche langſam vorbeizufahren, 's hilft Alles nichts und in dem Punkte ſind die Hofkutſcher die allerſchlimmſten, und unter den Hofkutſchern einer — wie heißt er doch gleich? — richtig! Winkler! der allerſchlimmſte."

„Winkler — Winkler," entgegnete der Stadtrath; „ſonſt kein übler Mann, dieſer Winkler; ich kenne ihn; ſeine Mutter war früher bei den Stadtlaternen angeſtellt, ich habe ihr jetzt die Muſeumsquittungen anvertraut."

„Leider!" entgegnete der Steinmann; „leider! ich muß das wiederholen, leider! Es iſt ein altes, böſes Weib, und wenn ich mich recht erinnere, ſo trägt ſie gerade im jetzigen Augenblicke ein Circular des Löſchcorps herum."

„Ein Circular des Löſchcorps?!" rief entſetzt der Stadtrath; „eine alte Frau, ſo nahe dem Grabe, agitirt contra neue Kirche? O, das iſt ganz entſetzlich!"

„Freilich entſetzlich!“ ſeufzte der Stadtſoldat, „und der Herr Stadtrath ſollten auf dieſe Perſon ein ſtrengeres Auge haben.“

„Das werde ich, guter Steinmann,“ entgegnete Vater Schwämmle, und machte in ein Papier auf ſeinem Pult eine kleine Bemerkung; „das werde ich, wie kann ein vernünftiger Menſch pro Löſchcorps contra Kirche ſein?“

Der Stadtſoldat, der, innerlich frohlockend, überzeugt war, Unkraut unter den Waizen geſäet zu haben, und den das Geſpräch über eine neue Kirche bedeutend langweilte, zog ſich ſachte nach der Thür zurück, indem er ſagte: „alſo vermelde ich beim Appell dem Polizeiwachtmeiſter den Befehl des Herrn Stadtraths . . . .“

„In der obern Stadt fleißig zu patrouilliren,“ antwortete beſtimmt Vater Schwämmle, „ich will es ſo, es iſt mein Befehl!“

„Wünſche eine geruhſame Nacht, Herr Stadtrath!“

„Adieu, guter Steinmann!“

Der Stadtſoldat ſtieg die Treppe hinab und konnte kaum an ſich halten, um nicht laut hinauszulachen; aber er erſchien mit der freundlichſten Miene von der Welt beim Appell der Polizeimannſchaft und theilte dem Wachtmeiſter mit, daß ihn der Stadtrath Schwämmle erſuchen laſſe, fleißig in der obern Stadt zu patrouilliren.

Unterdeſſen war es ſpät geworden, die Gaslaternen wurden größtentheils ausgelöſcht, und als die Glocken zwölf Uhr anſagten, war die gute Stadt ſo finſter, als es Gauner und Spitzbuben nur wünſchen konnten.

In dem engen Gäßchen hinter dem Hauſe, wo die Madame Müller wohnte, ſchlich jenes Subjekt, das wir heute Nachmittags bei dem Stadtſoldaten geſehen, langſam einher und that, als es die Thür des Holzſchuppens erreicht, drei leichte Schläge mit der Hand an dieſelbe und dann ſpähte der Kerl an den dunkeln Fenſtern hinauf, und als er nach einer Minute bemerkte, daß droben Feuer geſchlagen wurde, zog er einen Schlüſſel aus der Taſche, öffnete die Thür und trat in den Schuppen, da ihm jenes Zeichen geſagt, daß

droben die Luft rein und nichts Verdächtiges in der Nähe ſei. Er tappte zwiſchen Holzhaufen und altem Gerümpel aller Art vorſichtig nach einer Treppe, die er hinaufſtieg, oben die Zimmerthür öffnete und in ein kleines Gemach trat, welches nur ein einziges Fenſter nach dem Hofe zu hatte; es war eigentlich eine Glasthür, die auf die früher erwähnte Gallerie führte und welche, von innen mit einem dichten wollenen Vorhang bedeckt, keinen Lichtſtrahl in den Hof fallen ließ.

Das Zimmer war klein, mit einer ärmlichen Eleganz möblirt, das heißt, es befand ſich ein Sopha da, mit einem, einſtens roth geweſenen Plüſch überzogen, dazu Stühle mit andersfarbigen Stoffen, eine alte Commode, in der Ecke ſtand eine Guitarre, auf der aber ſämmtliche Saiten fehlten.

Anweſend war die Madame Müller ſelbſt, eine Frau in den Vierzigen, hoch gewachſen, mit einem verlebten Geſicht, das Spuren früherer Schönheit trug, und dieſe Frau paßte mit ihrem Anzuge, einem abgeſchabten ſchwarzſeidenen Kleide, zu der ärmlichen Eleganz des Zimmers.

„Was gibt's ſo ſpät?“ fuhr ſie den Eintretenden an: „biſt du wieder einmal auf der Flucht, oder was hat's ſonſt gegeben? — was willſt du hier?“

„Pſt!“ machte der Mann und drückte die Thüre hinter ſich zu, worauf er ſich in das Sopha warf und die Frau mit einem frechen lachenden Blick anſah.

„Nun, werd' ich erfahren, was du hier willſt?“ ſagte dieſe und ſtemmte ihre kräftigen Arme in die Seite.

„Thut doch nicht ſo unwirſch! es iſt ja gerade ſo, als ob Ihr mich freſſen wolltet! — wir haben ein Geſchäft vor, heute Nacht.“

„Ein Geſchäft?“ fragte Madame Müller und ließ die Hände herabſinken; „was für ein Geſchäft, Taugenichts?“

„Das wird ſich Alles finden,“ verſetzte der Andere; „wo iſt die Anna?“

„Was geht Dich die Anna an, Dummkopf!“ entgegnete die Frau und eine gewisse Verlegenheit malte sich auf ihren harten Zügen.

„Mich geht sie freilich nichts an,“ lachte der Andere mit einem entsetzlichen Schielblick und dehnte sich auf dem Sopha; „aber der Steinmann wird heute Nacht kommen, und wenn der nach der Anna fragt, die — setzte er pfiffig lächelnd hinzu — wohl in Geschäften auswärts ist, so werdet Ihr wohl nicht sagen, daß es den nichts angehe! O, ich bin nicht so dumm, wie der Steinmann bei all seiner Pfiffigkeit, das kann ich Euch versichern.“

„Der Steinmann wird herkommen?“ sagte Madame Müller und erschrak sichtlich.

„Ja, der Steinmann wird herkommen,“ äffte sie der junge Mensch nach, „und wollt Ihr mich jetzt noch anschnauzen, da ich herkomme, Euch das zu sagen, he?“

„Aber was will er hier und was willst du hier? — was habt Ihr für ein Geschäft?“

„Das will ich Euch einfach sagen, Frau; da drüben die Alte hat heute Abend baar Geld mit nach Hause gebracht, zweihundert Gulden baar Geld, und das wollen wir ohne Quittung bei ihr leihen.“

„So, so!“ sagte die Frau und wurde augenscheinlich freundlicher. — „Aber,“ setzte sie nach einer Pause hinzu, „es geht nicht, wahrhaftig, es geht nicht! Wir sind schon im Verdacht, und wenn da drüben wieder etwas passirt, so werden wir an's Messer geliefert.“

„Dafür laßt den Steinmann sorgen und antwortet mir: ist Anna im Hause oder nicht?“

„Nein, sie ist nicht im Hause,“ entgegnete die Frau, „aber ich kann sie holen.“

„So thut das ja, und schnell, denn es könnte eine Haussuchung geben, und wenn in dem Falle der Steinmann das unschuldige Mädchen nicht in ihrem Bette fände, nun, nun, da wüßtet Ihr selbst, was es geschlagen hat.“

„Freilich," entgegnete Madame Müller, „das wäre schlimm, sehr schlimm! Bleibt Ihr unterdessen hier, ich will sie holen; dort im Wandschrank steht ein Krug Wein, auch was zu essen dabei, und das Tau werdet Ihr wohl mitgebracht haben?"

„Allerdings," sagte der Andere lachend, „ich gehe nie aus, ohne meinen Strick bei mir zu führen; macht aber jetzt, daß Ihr fort kommt."

Madame Müller nahm ein Tuch von der Wand, schlug es über die Schultern und verließ leise das Haus. Der junge Mensch aber holte aus dem Wandschrank den Krug Wein und was er zu essen vorfand, und während er soupirte, zog er seinen Frack aus und brachte einen festgedrehten soliden Strick zum Vorschein, den er unter dem Hemde vielfach um den bloßen Leib gewickelt hatte und der von ansehnlicher Länge war. Dann zog er seine Stiefeln aus, nahm aus der Hosentasche einen kleinen Bindfaden, den er abwickelte und durch eine zerbrochene Scheibe des Glasfensters in den Hof rollen ließ; sodann stieg er die Treppe hinab, schlich auf dem Hofe unter der Gallerie bis an das vordere Haus und spähte da nach einem starken, eisernen Haken, an dem früher in der Höhe der Gallerie Brandleitern aufgehängt waren. Richtig! dort war der Haken; er nahm den Strick doppelt und warf die auf solche Art entstandene Schlinge nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen in den Haken, so daß sie hängen blieb, band die beiden anderen Enden des Strickes an den Bindfaden fest, der auf dem Boden lag, schlich die Treppen hinauf, leitete den Strick durch die Glasthüre in's Zimmer, zog ihn so straff als möglich an und befestigte ihn an dem Steine, auf welchem der Ofen stand. Als er damit fertig war, setzte oder legte er sich vielmehr wieder auf das Sopha und sprach von Zeit zu Zeit dem Weinkruge fleißig zu.

Es dauerte nicht lange, so hörte er unten an dem Holzschuppen die Thür öffnen, es stieg Jemand die Treppe hinauf, und einige Augenblicke danach traten Mutter und Tochter in's Zimmer. Letz-

tere, eleganter als erstere angezogen, war groß, schön und schlank gewachsen und hatte etwas wirklich Vornehmes an sich. Sie warf einen Blick unaussprechlicher Verachtung auf den jungen Menschen, der es bei ihrem Eintritt nicht der Mühe werth fand, sich aus seiner Lage zu erheben, und der ihr, mit vollen Backen kauend, vertraulich zuwinkte. Das Mädchen war sehr jung, frisch und blühend, und bei all' diesen Körpervorzügen erschien die Entsittlichung, der sie in ihrer frühen Jugend — sie war wirklich erst achtzehn Jahre alt — anheimgefallen schien, um so entsetzlicher. Sie trug ein graues seidenes Kleid, einen langen grünen Shwal, den sie flüchtig umgeworfen hatte und dessen Enden sie auf dem Boden nachschleppte; ebenso flüchtig hatte sie ihren Hut aufgesetzt, und man sah überhaupt, daß sie ihre Toilette in großer Eile gemacht.

„Ei, ei, mein Lieb," sagte der junge Mann auf dem Sopha, „warum so verdrießlich? hat man dich gestört? Thut uns gewiß leid, der Mama sowohl, wie mir, aber was ist zu machen, mein Engel? Die Pflicht ruft, die Zeit verrinnt, wir müssen an's Geschäft gehen."

Er hatte augenscheinlich den Wein zu hastig getrunken und war dadurch lustiger geworden, als es zu seinem Vorhaben gerade nothwendig war. Er wollte auf das Mädchen zu und sie mit täppischer Freundlichkeit umarmen, doch stieß sie ihn mit geballter Faust auf die Brust, daß er auf das Sopha zurücktaumelte; dazu blitzte ihr Auge, ihre Oberlippe hob sich trotzig in die Höhe, und während sie eine Reihe schöner, weißer Zähne sehen ließ, stemmte sie den rechten Arm in die Seite und richtete sich herausfordernd empor, als wollte sie sagen: komm heran, wenn du noch was willst! Als sich aber der junge Mensch nach diesem Auftritt emporraffte, und, ohne sie weiter zu beachten, an die Glasthüre trat, wandte sich das Mädchen um, schleuderte Hut und Shwal auf das Sopha, öffnete ohne Weiteres ihren grauseidenen Ueberrock, und während sie in's Nebenzimmer ging, ließ sie denselben von ihrem Körper herabgleiten und auf der

Schwelle liegen, nicht ohne mit dem Fuße noch einen Versuch zu machen, ihn von sich wegzuschleudern.

„Ihr habt da ein gut Stück Erziehung gemacht!“ sagte der junge Mensch, als das Mädchen verschwunden war, zu der Mutter; „die ist Euch famos über den Kopf gewachsen.“

Die Alte zuckte die Achseln, stieß einen tiefen Seufzer aus, ohne Antwort zu geben, raffte die Kleidungsstücke vom Boden und Sopha auf und verschloß sie sorgfältig in einen geheimen Schrank, der sich in der Mauer hinter einem gewöhnlichen Schranke befand, welch' letzterer mit Weiberröcken ganz geringer Art angefüllt war.

Der junge Mann prüfte die Festigkeit des Seiles, und als er es fest genug angespannt fand, zog er seine Kleidungsstücke wieder an, bis auf die Schuhe, welche er an einer kleinen Schnur an dem Halse festband; dann wandte er sich zur Müller und sagte: „paßt mir genau auf, Frau, ich gehe jetzt hinüber und will mein Heil versuchen. Ihr bleibt hier an dem Glasfenster stehen und behaltet genau die Thüre drüben im Auge; wenn Ihr mich ruhig zurückkommen seht und nichts weiter hört, als daß ich die Thür wieder schließe, so ist Alles in Ordnung; hört Ihr mich aber wie eine Ratte pfeifen — Ihr kennt das Zeichen? — so habt Ihr nichts weiter zu thun, als den Strick vom Ofenstein loszumachen, ihn in den Hof hinabzuwerfen und Euch in's Bett zu legen. — Apropos! ist die Thür am Holzschuppen blos angelegt, daß ich sie im Falle der Flucht nur hinter mir zuzuschlagen brauche?“

„Alles besorgt!“ versetzte die Frau mit einiger Bewegung; „jetzt aber macht, daß Ihr hinüber kommt, mir ist das Herz so schwer, ich habe immer den Gedanken, es müsse ein Unglück geben.“

„Ich auch,“ sagte ruhig lächelnd der junge Mensch und fühlte an seine Hosentaschen, ob sein langes Messer auch da sei, das er hier gewöhnlich verwahrte. „Alles in Ordnung!“ rief er dann lustig. Madame Müller löschte das Licht aus und der Andere schwang sich durch die Glasthür auf die Gallerie und faßte das Seil, das

über seinem Kopfe hing, mit fester Hand. Auf diese Weise war es durchaus nicht schwer, über die morsche Gallerie in's Vorderhaus hinüber zu steigen; er trat mit den Füßen auf die alten Balken, denen er nicht mehr zutraute, als er wußte, daß sie tragen könnten, die jedoch seinem, an dem Seile schwebenden Körper, einen augenblicklichen Unterstützungspunkt boten.

Bald hatte er das Vorderhaus erreicht, und die Thüre, welche von dort auf die Gallerie führte, war so leicht verschlossen und dabei so morsch und alt, daß er mit seinem Messer bequem zwischen den beiden Flügeln durchfahren und von innen den Riegel öffnen konnte. Jetzt einmal im Hause, schlich er die Treppen hinan in den zweiten und dritten Stock und blieb oftmals stehen, um zu lauschen, ob sich in dem weiten Gebäude nichts Verdächtiges rege; da war aber Alles still und ruhig, so still, daß er aus einem Zimmer an der Treppe die schweren Athemzüge eines fest Schlafenden vernahm und hörte, wie im untern Stock ein kleines Kind leise hustete.

Jetzt hatte er die Thür der Kiliane erreicht. Dieselbe war unverschlossen — er trat hinein und sah bei dem Sternenlicht, wie im zweiten Zimmer die alte Person ruhig auf ihrer Matratze am Boden ausgestreckt lag und schlief, und schauderte einen Augenblick, denn die Schlafende auf der Matratze mit der rothen Einfassung sah in dem dämmerigen Licht gerade so aus, als läge die Person in ihrem Blute schwimmend auf der Erde. Dem Gauner pochte das Herz heftig in der Brust, und seine gierig umherschweifenden Augen entdeckten zu seiner größten Freude das rothcarirte Sacktuch mit dem Gelde vor dem Lager der Kiliane auf einem Stuhle liegen, daneben ein Gebetbuch und eine ausgelöschte Kerze.

Er drückte sein Messer fest in die Hand zurück und schlich dem Lager näher. Ihm klapperten fast die Zähne im Munde, als er bei sich selbst sprach: „wenn die alte achtzigjährige Person dort auf der Matratze jetzt aufwachte und dich mit weit aufgerissenen

Augen anstierte, so müßtest du doch vielleicht dein Messer gebrauchen!"

Glücklicherweise aber schlief die Kiliane ruhig fort, der Dieb nahm ungehindert das Geld von dem Stuhle weg und schlüpfte zurück in's Vorzimmer; dort schaute und tappte er umher, und sah in der halb geöffneten Commode neben andern Dingen, die ihm vollkommen werthlos schienen, ein kleines Packetchen liegen, das er durch einen raschen Griff zu sich brachte, weil es ihm etwas Nützliches zu enthalten schien, und nun entfernte er sich eilig. Ihm war außerordentlich wohl zu Muthe, als er so mit den zweihundert Gulden in der Tasche die Treppen hinabschlüpfte in den zweiten Stock, und dann in den ersten, und als er nur noch wenige Schritte bis zur Gallerie, bis zur Sicherheit hatte.

Da blieb er plötzlich horchend stehen, denn es war ihm, als höre er in dem stillen Hause auf einmal leise schlurfende Tritte, die sich einer der Zimmerthüren näherten, welche auf den Gang hinaus gingen. Ihm stockte das Blut in den Adern, er stand regungslos da, nur seine Augen eilten umher, um einen Versteck zu suchen, wo er sich verbergen könne. Da war aber nichts wie die platten Wände; hinab in den Parterrestock durfte er sich nicht wagen, er hatte da keinen Ausgang und man konnte ihm oben an der Treppe den Rückzug zur Gallerie abschneiden. — Entsetzlich! Jetzt waren die Tritte an der Thüre, jetzt wurde die Klinke des Schlosses aufgedrückt, und der Gauner hatte kaum die Zeit, sein Messer zu ziehen und eine Stellung anzunehmen, die es ihm leicht machte, sich augenblicklich auf den, der heraus trat, stürzen zu können. Obgleich das Aufklinken des Schlosses keine Sekunde dauerte, so däuchte es dem jungen Menschen doch eine lange Zeit, und wenn er auch schon viel gestohlen und betrogen hatte, so klebte doch noch kein Blut an seinen Fingern, und es war der Augenblick gekommen, wo er sich sagen mußte, er sei vielleicht in der nächsten Sekunde ein Mörder! —

Jetzt öffnete sich die Thüre und es trat ein alter Mann heraus

in einem großblumigen Schlafrock, die Nachtmütze auf dem Kopfe, ein Licht in der Hand. Das Entsetzen, als dieser vor sich eine Gestalt erblickte, die mit aufgehobenem Messer dastand, lähmte seine Zunge und er blieb unbeweglich stehen. So standen Beide vielleicht eine Sekunde einander gegenüber, und der Dieb, der wohl wußte, daß wenn er seine Stellung nur im mindesten ändere, der Andere einen furchtbaren Schrei ausstoßen würde, sagte mit leiser Stimme, ohne die Lippen zu bewegen und ohne seinen Blick von dem Auge desselben wegzuwenden: „Herr, gehen Sie in Ihr Zimmer zurück, oder Sie sind des Todes!"

Mechanisch folgte der alte Mann diesem Befehle, zog sich rückwärts in das Zimmer zurück, und der junge Mensch auf dem Gange hatte die Geistesgegenwart, den Schlüssel der Thüre augenblicklich umzudrehen; im gleichen Moment wurde von innen der Riegel vorgeschoben; doch kaum hatte der draußen die Thüre zur Gallerie erreicht, als er hörte, wie der alte Mann im Zimmer das Fenster nach der Straße zu aufriß und nach den Nachtwächtern und Patrouillen schrie: „Mörder! Räuber! Feuer!"

Der Gauner zog die Thüre fest hinter sich zu und blieb wartend stehen, während er fein und scharf nach dem Hintergebäude hinüberpfiff. Augenblicklich gab der Strick drüben nach und fiel in den Hof, der junge Mensch schwang sich über das Geländer der Gallerie und rutschte an dem andern Ende des Strickes, den er mit den Händen festhielt, ebenfalls hinab; dann zog er ihn aus dem Haken heraus, warf ihn über die Schulter, verschwand durch den Holzschuppen und zog die Thüre desselben, welche in die engen Gäßchen führte, hinter sich zu.

In dem eben noch so stillen Hause wurde jetzt auf das Geschrei des alten Mannes ein furchtbarer Lärmen wach; die Nebenwohnenden, als sie „Mörder" und „Räuber" rufen hörten, schrieen unter ihren Decken ebenfalls hervor, und Jeder glaubte schon, in irgend einem Fenstervorhang oder einem Handtuch einen Kerl zu erblicken, der ihm

nach Geld und Leben trachte; Kinder ſchrieen, Weiber kreiſchten, und die alte Kiliane, die geträumt hatte, es ſchleiche Jemand in ihr Zimmer, wurde durch den Spektakel erweckt, rieb ſich die Augen, machte Licht und ſah beim Scheine deſſelben zu ihrem größten Entſetzen, daß die zweihundert Gulden von ihrem Stuhle verſchwunden waren. Man kann ſich denken, wie ſchnell ſie ihr Kleid überwarf und mit Zetergeſchrei hinabeilte, um drunten den erwachten Hausgenoſſen zu verkünden, daß ſie beſtohlen worden ſei.

Der Lärm pflanzte ſich von dem Haus auf die Straße fort, ein herbeigeeilter Nachtwächter ließ ſein Pfeifchen ertönen, alsbald ſchritt eine Patrouille heran und einige Polizeiſoldaten, unter ihnen der unermüdliche Steinmann, welcher immer der erſte war, wo es galt, für die Ruhe und das Eigenthum der Bürger einzuſtehen. Vorſichtig wurde die Hausthür geöffnet, der Steinmann mit ein paar Soldaten von der Patrouille hereingelaſſen, und der alte Mann erzählte von dem Mörder, der mit gezücktem Meſſer vor ihm geſtanden, und die Kiliane berichtete jammernd, daß man ihr zweihundert Gulden baares Geld geſtohlen.

„Zweihundert Gulden baares Geld?“ ſagte der Steinmann entſetzt und ſchlug die Hände zuſammen; „und aus Ihrem Zimmer?“

„Ja!“ jammerte die Kiliane, „zweihundert Gulden in lauter Guldenſtücken, die ich geſtern mit nach Hauſe gebracht — es iſt ganz entſetzlich!“ Und der ganze Chor von alten und jungen Weibern, von alten und jungen Männern, in den phantaſtiſchſten Coſtümen jammerte nach: „es iſt ganz entſetzlich!“

Der Steinmann und die Soldaten gingen in den erſten Stock hinauf, und Erſterer ließ ſich zeigen, wo der Mörder mit dem Meſſer geſtanden; dann unterſuchte er den Platz ringsum, ging an die Thüre zur Gallerie und ſagte, während er that, als ſchiebe er den Riegel der Thüre jetzt erſt zurück: wenn der Dieb entkommen iſt, ſo iſt er wahrſcheinlich hier heraus geflüchtet.“

„Unmöglich!“ meinte der alte Herr, „auf die morſche Gallerie

kann ſich keine Katze wagen, und dann meine ich auch, ich hätte ihn die Treppen hinab in den untern Stock ſpringen hören."

„In den untern Stock?" kreiſchten mehrere Weiber, die da wohnten, und der würdige Stadtſoldat Steinmann hatte ſein ganzes Anſehen nothwendig, um das Geſchrei endigen zu machen und die Ruhe wieder herzuſtellen. „Wir müſſen unbedingt eine Hausſuchung halten," ſagte er und ordnete dazu das Nöthige an.

Die Männer des Hauſes ſchloßen ſich den Soldaten und dem Steinmann an, es wurden Laternen gebracht, und man fing zuerſt auf dem Boden des Hauſes an, emſig zu ſuchen, um, wie der Steinmann wohl wußte, nichts zu finden; ebenſo in den Zimmern der Kiliane und in den andern des dritten Stocks, dann im zweiten Stock, im erſten, im Parterre und zuletzt in dem Keller — nirgends fand ſich eine Spur von Räubern und Mördern! Der Steinmann war äußerſt ergrimmt und fluchte bedeutend über die Frechheit und Verwegenheit der Diebe; er ging in den Hof hinaus, unterſuchte den Holzſchuppen unter den Zimmern der Madame Müller, fand aber natürlicher Weiſe nichts und ſah, daß die Hinterthüre feſt verſchloſſen und ſogar von innen verriegelt war.

„Es hilft nichts," ſagte der Steinmann, „wir müſſen auch die Zimmer da droben im Hinterhauſe unterſuchen, meine Herren, wenn Sie hier unten warten wollen, ich will mit den Soldaten hinauf gehen und mich droben umſehen."

Mit zitternder Hand zog er an der Klingel, die zur Wohnung der Madame Müller gehörte, und erſt, als er ſah, daß man droben Feuer ſchlug, ſtieg er mit den beiden Soldaten hinauf. Im tiefſten Negligé wurden ſie droben von der Bewohnerin empfangen, welche ſich ſchreiend zurückzog, als ſie den Steinmann von der Polizei und ein paar Soldaten erblickte und erſt nach längerem Parlamentiren dem Erſteren den Eintritt in's Zimmer gewährte; die Soldaten mußten auf der Treppe bleiben.

„Alles in Ordnung?" grinste der Steinmann, als die Thüre

hinter ihm in's Schloß fiel, und ſetzte lauernd hinzu: „Iſt die Anna im Bette?“

„Verſteht ſich von ſelbſt!“ ſagte die Frau; „das arme Kind iſt ſo erſchrocken!“

„Schön,“ entgegnete der Stadtſoldat und ein Lächeln flog über ſein Geſicht; „ich muß auch in ihrem Zimmer unterſuchen, ob ſich Niemand dort verſteckt hat.“

„Aber, Herr Steinmann,“ ſagte die Alte und that ſehr erſchreckt, „die Anna iſt in ihrem Bette!“

„Deſto beſſer!“ lachte der Andere, heute komme ich im Dienſte! und wenn ſie ſich an meinen Anblick in ihrem Schlafzimmer gewöhnt hat,“ grinſte er luſtig und ſetzte mit einem finſtern und böſen Blicke hinzu: „ſo wird ſie auch ein anderes Mal nicht mehr ſo viele Schwierigkeiten machen. Schließt nur immerhin die Thüre auf, es iſt nicht anders.“

Die Frau ging an die Thüre ihrer Tochter, klopfte leiſe an und ſagte: „Anna, biſt du wach?“

„Was wollt Ihr von mir? Was ſoll es, Mutter?“ erſchallte die Stimme des Mädchens zurück.

„Erſchrick nicht,“ fuhr die Mutter fort, „in dem vorderen Hauſe hat man eingebrochen und nun iſt Jemand von der Polizei da und muß auch in deinem Zimmer, wie in jedem andern nachſehen, ob ſich vielleicht Jemand hier verſteckt hat.“

„Bei mir iſt Niemand verſteckt!“ ſagte grollend das Mädchen, „das muß ich am Beſten wiſſen!“

„Aber wir müſſen uns davon überzeugen,“ entgegnete der Steinmann und ſein Auge funkelte, während er in das Schlafzimmer des Mädchens trat.

Da lag ſie oder ſaß vielmehr auf ihrem ärmlichen Bette, das Mädchen, welches mit ihrem ſtolzen Blick und herriſchen Weſen ſo gar nicht in dieſe Armſeligkeit paßte; die blonden, reichen Haare hingen aufgelöst um ihren Kopf und fielen über ihr erhitztes Geſicht,

erhitzt von Zorn und — Scham; von Scham, daß ſie gezwungen war, ſich vor dem Menſchen, den ſie vor allen anderen grimmig haßte, ſo wie ſie war, zeigen zu müſſen. Ihr dunkelbraunes Auge blitzte, während ſie die ſchlechte geflickte Decke ihres Bettes ſo hoch als möglich empor zog und während ſie heftig ſagte: „und das könnt Ihr leiden, Mutter, daß Der in mein Schlafzimmer kommt!“

Die Frau zuckte mit den Achſeln und der Steinmann ſagte entſchuldigend: „s iſt nicht anders, ich muß meine Pflicht thun.

Das Mädchen drehte ihr Geſicht nach der Wand und gab keine Antwort auf die Frage des Stadtſoldaten, ob ſie nichts Verdächtiges gehört oder geſehen, worauf die beiden Eingetretenen das Gemach wieder verließen und der Steinmann die Thüre ſorgfältig hinter ſich zuzog. Als ſie im vorderen Zimmer allein waren, ſagte er mit leiſer, gepreßter Stimme, während er mit flammendem Auge rückwärts nach der Thüre ſah: „'s bleibt dabei, Frau Müller, ich habe die Geſchichte jetzt ſatt und will ernten, wo ich ſo viel geſäet! Sowie davorn im Hauſe Alles ruhig iſt, komme ich wieder; laßt mir die Thüre offen.“

Die Frau preßte ihre Hände in ſichtlicher Angſt zuſammen und ſagte: „Aber, Herr Steinmann, das geht wahrhaftig nicht, es iſt rein unmöglich.“

„Was unmöglich?“ entgegnete er, und ein böſer Blick blitzte aus ſeinem Auge; „ich werde das Unmögliche ſchon möglich machen, dafür laßt mich ſorgen! Habt Ihr mir nicht ſchon ſeit längerer Zeit alle Verſprechungen gemacht? warum thut Ihr nicht das Eurige und ſorgt nicht, daß Ihr das, was Ihr verſprochen, auch halten könnt? Mir iſt alles das gleich, jetzt muß ich hinunter, aber ſorgt nur dafür, daß ich eine offene Thüre finde.“

Die Frau ſtieß ſtatt aller Antwort einen tiefen Seufzer aus, und der Steinmann ging mit den beiden Soldaten wieder die Treppe hinab und verkündigte den unten Harrenden, daß er auch dort oben nichts gefunden.

Es herrſchte unter den Einwohnern des Vordergebäudes ein wirres Durcheinanderſprechen, ein Berathſchlagen über ähnliche Fälle, wenn ſie wieder vorkämen, und es wurden Vermuthungen aller Art Preis gegeben über den frechen Dieb und ob er entkommen ſei oder trotz des Nachſuchens ſich noch irgendwo im Hauſe verſteckt befinde. Die Mehrzahl des weiblichen Theils neigte ſich letzterer Anſicht zu und drang mit Bitten in die Männer, doch ja für die heutige Nacht eine Wache zu beſtellen, wozu ſich auch die Männer bereit erklärten und den Stadtſoldaten Steinmann unter dem Verſprechen einer anſtändigen Belohnung ebenfalls erſuchten, von der Parthie zu ſein. Letzterem ſchien die Idee des Wachehaltens nicht ganz unerwünſcht zu kommen und er ſtimmte bei und ſetzte hinzu: „wenn der Kerl irgendwo im Hauſe noch verſteckt iſt, ſo kann er ſeinen Weg nur hinten hinaus nehmen, weßhalb es, glaube ich, das Beſte iſt, wenn ich da oben die Bewohner des Hinterhauſes erſuche, mir bis zum Morgen einen Platz in ihrem Zimmer zu bewilligen.“

Gegen dieſen Vorſchlag aber erklärten ſich Viele, namentlich der alte Herr, der vorhin in Lebensgefahr geſchwebt hatte; er ſchwor mehrere Eide, es ſei viel zweckmäßiger, das Vorderhaus zu bewachen und allenfalls eine Patrouille in den Hof gehen zu laſſen, als das Hinterhaus polizeilich zu beſetzen; er ſei zu ſehr alterirt und müſſe eingeſtehen, daß er heute Nacht nicht im Stande ſei, allein in ſeinem Zimmer auszuhalten; auch ſei es, da der Mordverſuch vor ſeinem Zimmer ſtattgefunden, das Allerbeſte, wenn ſich der Steinmann dorthin poſtire. Er nahm den Stadtſoldaten bei dieſen Worten am Arm, verſprach ihm, Geſellſchaft zu leiſten, und ſetzte leiſe hinzu: für einen guten kalten Punſch werde er ſchon ſorgen.

Da die ganze Hausbewohnerſchaft für die Idee des alten Herrn ſich ausſprach, dieſer auch für alle Fälle erklärte, er gehe heute Nacht unbedingt nur dahin, wo der Steinmann hingehe, und ſei es ſelbſt auf die Polizei, ſo ſah ſich der Stadtſoldat genöthigt, nachzugeben,

und that dies äußerlich mit vielem Anſtande und gutem Willen, innerlich aber voll Zorn und Bosheit.

Nun wurde das Haus mit ſämmtlichen in demſelben wohnenden Männern und Knaben über zwölf Jahre militäriſch beſetzt, um den verſteckten Spitzbuben einzufangen. Im Hofe ging eine beſtändige Patrouille von Vieren, bewaffnet mit Musketen und roſtigen Säbeln; an der Kellertreppe und an der Hausthüre ſtanden wenigſtens ebenſo viele, auf den Treppen ſaßen die beherzteſten der Weiber und Mädchen, um im Nothfalle Allarmzeichen zu geben, und vor ſeinem Zimmer auf dem erſten Stocke befand ſich der alte Herr mit dem Steinmann bei einem Glaſe kalten Punſches, und letzterer ſchielte mit ſeinem einen Auge beſtändig nach der Thüre, die zur Gallerie führte, und überlegte, ob es denn wirklich ſo halsbrechend ſei, auf dem alten Gerüſt in's Hinterhaus zu gehen, in dem Falle nämlich, daß der alte Herr und die übrige Einwohnerſchaft des Wachens noch vor Tagesanbruch müde würden und ihre Betten aufſuchten.

In dem Hinterhauſe hatten die beiden Bewohner die Ruhe auch nicht wieder gefunden, welche durch den Eintritt des Steinmann geſtört und unterbrochen worden war. Die Frau ſaß am Ofen, gedachte des Geſprächs mit dem Stadtſoldaten, lauſchte erſchreckt auf jedes Geräuſch draußen und marterte ihr Gehirn ab, um einen Gedanken zu finden, auf welche Art es möglich ſei, den pfiffigen und gewaltthätigen Steinmann zu überliſten. Dabei warf die Frau von Zeit zu Zeit einen ſchüchternen Blick auf ihre Tochter, welche auf der andern Seite des Ofens ſaß, bald den Kopf in die Hände legte und in tiefes Hinbrüten verſank, bald wieder ebenſo wie die Mutter auf jedes Geräuſch drunten lauſchte, aber nicht verzagt und ängſtlich, wie dieſe, ſondern wild und herausfordernd, als erwarte ſie mit Vergnügen einen heftigen Kampf, der ihr bevorſtehe.

Das Geräuſch unten, welches die Beiden hie und da verſchiedenartig aufregte, kam von der Patrouille im Hofe, und jedesmal, wenn ſich die Schritte dem Holzſchuppen näherten, richtete ſich das Mädchen

in die Höhe, ſchüttelte die blonden Locken aus dem Geſicht, ihre Augen blitzten und unter den trotzig aufgeworfenen Lippen glänzten jedesmal die großen, ſchneeweißen Zähne.

Die Mutter ſeufzte mehrere Mal tief auf, als wolle ſie die Aufmerkſamkeit ihrer Tochter auf ſich lenken, und ſtieß endlich einen wirklichen Seufzer aus, als ihr das nicht gelang und das Mädchen ſie in ihren tiefen Gedanken nicht beachtete.

„Wenn die Nacht endlich vorüber iſt," ſagte nach einer längeren Pauſe die Mutter und ſchauerte vor Froſt und Erwartung, „ſo will ich zufrieden ſein."

„Und was habt Ihr dadurch gewonnen? ſagte das Mädchen raſch auffahrend; „dann kommt der Tag und wieder eine Nacht ähnlich der heutigen; — o, wir ſind recht unglücklich!"

„Ja, ja!" ſeufzte die Mutter, „wir ſind freilich recht unglücklich, und du vermehrſt meinen Kummer durch deinen Trotz und deine Unbeugſamkeit."

„Durch meinen Trotz und meine Unbeugſamkeit?" ſagte das Mädchen krampfhaft lachend; „bin ich gegen Euch trotzig geweſen? habt Ihr mich nicht unter Euren Willen gebeugt, tief gebeugt, entſetzlich tief gebeugt?! und als ich Euren Willen that und mich herabbeugen ließ — o, ſo tief! — habt Ihr mir nicht das Verſprechen gegeben, daß jener ſchändliche, ſchlechte Kerl mir nie zu nah' kommen dürfe? habt Ihr das nicht gethan?"

„Allerdings!" ſagte die Frau ſeufzend; „aber was thut die Armuth nicht? habe ich unſer Verhältniß anders machen können, habe ich nicht ſeine Hilfe annehmen müſſen?"

„Nein, bei Gott!" rief das Mädchen, „das hättet Ihr nicht gebraucht, das hättet Ihr nie nöthig gehabt, wenn Ihr anders hättet handeln wollen! Warum haben wir bisher nicht gearbeitet? warum habt Ihr mich nichts lernen laſſen — als mich anziehen und Guitarre ſpielen?" ſetzte ſie ſchrecklich lachend hinzu; „warum nicht? — ich will es Euch ſagen," fuhr ſie flüſternd fort: „weil Ihr nicht arbeiten

wollt und weil Ihr gesehen, wie ich trotz Elend und Kummer gesund und kräftig heranwuchs, wie ich — ja, ich kann es Euch sagen — ein schönes Mädchen wurde."

Die Mutter barg das Gesicht in ihre Hände und das Mädchen fuhr fort:

„Geschehene Dinge, Mutter, sind nicht wohl zu ändern; ich will Euch auch nicht fluchen, denn wenn mein Mund gegen Euch harte, zornige Worte sprechen will, so dränge ich sie gewaltsam zurück; denn, Mutter, wenn ich einmal anfangen wollte, Euch zu sagen, wie es mir hier in meinem Herzen zu Muthe ist, dann solltet Ihr entsetzliche Sachen hören! — — — — Wie gesagt, vergangen ist vergangen; ich blicke nur selten rückwärts und möchte gern vorwärts sehen, aber ich kann nicht, bei Gott! ich kann nicht; nur das möchte ich Euch tausend Mal wiederholen: schützt mich vor jenem Menschen, oder es gibt ein furchtbares Unglück!"

„Ich muß deine Worte ertragen," entgegnete leise die Frau, „obgleich sie nicht ganz gerecht sind; was hätte ich bei unserer Armuth thun sollen, nachdem dein unglückseliger Vater gestorben?"

„Arbeiten, Mutter!"

„Womit hätte ich dich erziehen sollen?" fuhr die Frau fort, ohne jene Antwort zu beachten; „mußte ich nicht alle Mittel ergreifen, um Geld zu verdienen, um —"

„Mich erziehen zu lassen!" lachte das Mädchen. — „Eine vortreffliche Erziehung, die Ihr mir gegeben! Ja, Ihr habt mich erzogen, daß sich Gott erbarm! zu einer . . ."

Statt dieses entsetzliche Wort auszusprechen, schlug sie sich selbst mit ihren Händen wie wahnsinnig in's Gesicht.

Es entstand eine längere Pause, dann fuhr das Mädchen, das mühsam mit sich gekämpft, fort zu sprechen: „als der Vater noch lebte, Mutter, da war es schlimm und doch golden gegen jetzt. Wohl erinnere ich mich aus meiner Kindheit einer glücklicheren Zeit, aber sie liegt so fern und war so kurz, daß ich oft glaube, ich habe sie

nur geträumt. Dann, Mutter, kam das Unglück in unser Haus, und damals wußte ich nur — so sagtet Ihr mir freilich, wenn Ihr mir des Morgens statt des Frühstücks ein Stück Schwarzbrod gabt, dann saget Ihr: Sieh', Kind, an all' unserem Unglück ist dein Vater schuld! Und wenn ich fragte: wie, Mutter? dann gabt Ihr mir zur Antwort: das Geld, von dem wir einen ganzen Tag leben könnten, vertrinkt dein Vater Abends im Wirthshause; und das war die Wahrheit, denn so jung ich war, so bemerkte ich doch, wie der Vater Abends berauscht nach Hause kam, und zitterte, wenn er kam, Euch schlug und mich, ein kleines, armes, unschuldiges Kind, mit den Füßen von sich stieß; denn er sagte — was sagte er doch, daß ich sei? — wißt Ihr's noch? ich habe es nicht vergessen — ich sei ein Bastard, sagte er, ein Kukuksei! — o Mutter! von da an, obgleich ich nicht wußte, was er damit meinte, hatte ich sogar an dem grünen Walde keine Freude mehr, wie die übrigen Kinder, und wenn der Kukuk schrie, so dachte ich an die Schläge zu Haus und schauderte."

Die Frau saß da, ohne eine Sylbe zu antworten, ohne einen Blick auf die Tochter zu werfen, den Kopf in die Hände vergraben und seufzte und stöhnte nur zuweilen tief auf.

„Ich habe Euch das noch nie gesagt, Mutter," fuhr das Mädchen fort, „und ich thue es auch nur wegen der heutigen Nacht und wegen der Zukunft; aber Ihr sollt Alles hören! Freilich mißhandelte uns der Vater, Euch und mich, freilich wurden wir eine Bettler-Familie, freilich suchte und fand er seinen Tod in dem Flusse, aber wer, Frau, hat ihn dazu gebracht? — ich will es Euch sagen — Ihr selbst!"

Bei diesen Worten fuhr die Frau gewaltsam in die Höhe und starrte ihre Tochter mit einem schrecklichen Blicke an; das Mädchen aber erhob sich ruhig und gab der Mutter Blick um Blick zurück.

„Wer hat dir das gesagt?" brachte die Frau endlich mühsam hervor, „wer hat dir das gesagt?"

„Iſt es vielleicht nicht wahr?“ entgegnete ruhig das Mädchen, „bin ich vielleicht kein Baſtard — was?“

Die Frau fiel auf ihren Stuhl zurück, ohne eine Anwort zu geben, und die Tochter fuhr fort:

„Wie geſagt, das iſt Alles vorbei, und alle Klagen, alle Verwünſchungen beſſern uns beide nicht; doch, Mutter, ich beſchwöre Euch, laßt uns ein anderes Leben anfangen! Ich bin ja jung und ſtark, ich kann und will arbeiten, laßt uns die Stadt verlaſſen, laßt uns im Lande herum betteln gehen — das iſt ja für mich doch nichts Neues! — bis wir einen ehrlichen Erwerbszweig gefunden haben.“

Nach dieſer Rede zum erſten Mal ſchaute die Mutter ihre Tochter mit einem Blicke an, in welchem ſich einige Hoffnung malte, und während ſie ſich ſcheu rings umſah, ſagte ſie haſtig, aber mit leiſer Stimme: „ja, wir wollen, mein Kind! mein armes, unglückliches Mädchen! — und zahlreiche Thränen entſtrömten ihren Augen — ja, wir wollen fort von hier, komm! — jetzt gleich! noch heute Nacht!

„Heute Nacht? jetzt gleich?“ entgegnete das Mädchen und eine tiefe Röthe flammte in ihrem Geſicht auf. „Heute Nacht wird's nicht gut gehen, auch iſt ja die Nacht bald vorüber, aber morgen Nacht, dann ſicher, Mutter! — Nicht war, Ihr verſprecht mir das?“

„Ja, wenn du willſt, mein Kind,“ ſagte die Frau ſichtlich erleichtert; „aber der Steinmann? — Wenn der Steinmann kommt?“

„Den laßt nur kommen, Mutter,“ entgegnete das Mädchen und richtete ſich hoch empor, „den laßt kommen, mit dem werde ich fertig, wenn Ihr, Mutter, ihn nicht unterſtützt.“

So endigte das Geſpräch zwiſchen Mutter und Tochter, und es war der Frau in dieſem Augenblicke mit der projektirten Flucht vollkommen Ernſt, und während das Mädchen durch den heranbrechenden Morgen ermuthigt, in ihr Bett zurückging, ſuchte die Mutter allerlei Kleidungsſtücke und andere Sachen in den Schub-

laden und Schränken zuſammen, machte ein Paket daraus und verbarg es in dem geheimen Fache des Wandſchrankes.

Drüben in dem Vorderhauſe ſaßen der alte Herr und der Steinmann noch immer vor dem Zimmer des Erſteren und Beide rauchten fleißig Cigarren und tranken fleißig kalten Punſch dazu. Der Steinmann bemerkte ebenfalls den Morgen, der heraufdämmerte, und wenn er auch ſehnſüchtig nach dem Hinterhauſe hinüberblickte, ſo tröſtete er ſich doch mit dem Gedanken, daß er am heutigen Tage einiges Geld einzunehmen habe, und daß nach demſelben eine andere und beſſere Nacht folgen werde.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Anna.

Man kann ſich leicht denken, daß die plötzliche Abreiſe des Barons Karl noch zu weit mehr Gerede und Vermuthungen Anlaß gab, als ſeine Ungnade bei Hofe. Die, welche den Grund derſelben wußten, bedauerten ihn von Herzen, und wenn auch Keiner den Muth hatte die allgewaltige Hofdame direkt ihr Unrecht einigermaßen fühlen zu laſſen, ſo konnten doch Manche nicht umhin, ihre indirekten Bemerkungen ſo laut und deutlich zu machen, daß ſie der Frau von C. zu Ohren kommen mußten und ihr nothwendig ſagten, wie man in der Geſellſchaft über ſie dachte.

Von dem Hoffräulein hatte Niemand mit ihr geſprochen, ſeit ſie in den erſten Tagen nach deren Abreiſe auf dergleichen Fragen die kurze Antwort gab: ſie ſei zu Verwandten gereist. In der Gunſt der alten und der jungen Herzogin ſtand die Hofdame feſter als je. Da ſie es nicht verſchmähte, hie und da eine Andere ihre Macht fühlen zu laſſen, ſo war ſie wohl gefürchtet, aber nicht geſucht und man fing ſchon an, in den Cirkeln einer geſellſchaftlichen Oppoſition

den Baron Karl, er mochte nun begangen haben, was er wolle, in Schutz zu nehmen, und begann über den Abwesenden nur Gutes zu reden.

Eigentlich wäre es auch schwer gewesen, ihm etwas Böses, etwas Unrechtes oder nur Unliebenswürdiges nachzusagen: er war ein vollendeter Gesellschafter, ein excellenter Tänzer, stets gefällig und liebenswürdig, sowie aufopfernd bis zum Exceß für seine Freunde und Bekannten. Die Schaar der letzteren — eigentliche Freunde hatte er, wie jeder vernünftige Mensch, wenige — fühlten auch seine Abwesenheit recht schwer. Das kleine Haus vor der Stadt war und blieb verschlossen; aus dem Schornstein der Küche schlängelte sich kein Rauch mehr empor, und im Innern ward kein Diner mehr servirt, keine Spieltische aufgestellt; die nächsten Bekannten empfanden dies um so schmerzlicher, und unter diesen am allerschmerzlichsten der Graf Alfons, welcher, ohne sich durch großen Verstand oder sonst etwas auszuzeichnen, mit dem Baron sehr liirt war, weil er, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, ein guter Kerl war.

Der Graf hatte soeben einen Spazierritt beendigt, er hatte eine Promenade um die Stadt herum gemacht und ließ seinem großen englischen Pferde den Zügel, als er jetzt bei dem kleinen Hause seines Freundes vorbeikam, und stemmte den Arm in die Seite, um mit mehr Muße, und, wie er sich selbst glauben machte, gedankenvoll nach dem Fenster hinaufzuschauen. Da war aber Alles öde und leer und nichts Lebendiges zu sehen und zu hören als der große Hofhund, der seinen Kopf auf die Vordertatzen gelegt hatte und leise heulte als er einen eleganten Reiter vorbeikommen sah, der nicht sein Herr war.

Nachdem sich der Graf einige Sekunden lang mit dem Gedanken gequält, wo der verfluchte Kerl wohl sein könne, ob er das Mädchen gefunden habe oder finden werde, nahm er die Zügel wieder in die Hand und verfolgte in schnellerer Gangart den Weg nach seinem Hause zu. In einer der Hauptstraßen bemerkte er den Wagen seiner

Clara und sah sie selbst aussteigen und die hohe Treppe eines Hauses hinangehen, und da sie oben auf dem Ruheplatz vor der Thür angekommen mit ihm zu Pferde nun in gleicher Richtung sich befand, so ritt er näher, um ein paar Worte mit der Schwester zu wechseln.

„Wie geht's bei dir zu Hause?" fragte der Bruder; „was macht dein Mann, hat er ausgeschlafen? Tröste ihn nur über seinen Verlust im Whist gestern Abend; ich habe ihn in der Tasche und sein Gold ist somit in der Familie geblieben."

„Nichts Neues?" fragte die Gräfin, die das Gespräch über die Whistpartie vollständig überhörte.

„Gar nichts, mein Kind; wie kannst du auch von mir Neuigkeiten verlangen? Du, die immer an der Quelle des Neuen, des Schönen und alles Heiles sitzt, zu den Füßen deiner angebeteten Adelaide?"

Die Gräfin machte ein verdrießliches Gesicht und sprach: „lasse doch deine ewigen ungenießbaren Späße, sage mir lieber, ob du von dem Baron Karl etwas weißt."

„Und wenn ich etwas wüßte, mein Kind?" fragte lachend der Graf.

„So wäre ich begierig darauf, es zu hören," entgegnete die Schwester.

„Nun, so viel kann ich dir schon anvertrauen," antwortete der Graf, „daß man wohl annehmen kann, daß er dem Aufenthaltsort des Fräuleins auf der Spur ist."

„Und wenn er sie findet", sagte das Fräulein mit hoher Miene und kaltem Tone, „so wird es ihm doch nichts nützen, ehe er nicht zurückkommt und die Verzeihung der Frau von C. erfleht; sie allein hat das Schicksal Paulinen's zu bestimmen und wird zu solch einer improvisirten Heirath, wie sie der Baron vor hat, nimmermehr ihre Einwilligung geben."

„Das mag sie halten wie sie will," antwortete der Graf achselzuckend, „aber in dem Falle heirathen wir ohne Einwilligung."

„Das wollen wir ſehen!“ entgegnete die Schweſter und winkte zum Abſchiede leicht mit dem Kopfe, worauf der Bruder ſeinen Hut lüftete und nach Hauſe ritt, während er zwiſchen den Zähnen ſummte:

„Einſam wandelt dein Freund im Frühlingsgarten, Adelaide.“

An dem Thorweg ſeines Hauſes angekommen, wurde ihm derſelbe von einem Stallbuben geöffnet; — er ſtieg gemächlich von ſeinem Pferde herunter und ging in ſeine Zimmer, welche ſich im Parterreſtock des großen Hauſes befanden und mit dem größten Theil ihrer Fenſter auf einen großen und zierlich angelegten Garten gingen.

Der Graf Alfons war ein Blumenfreund, er hatte zur erſten Zeit des Frühjahrs die ſchönſten Camellien und pflegte ſie mit eigener Hand.

Während der Kammerdiener einen ſchweren Vorhang emporhob, unter welchem er in ein kleines Vorzimmer und dann in ſeine Garderobe kam, die an's Schlafzimmer ſtieß, flüſterte ihm der Diener leiſe zu: im Salon befinde ſich eine Dame, die ſchon ſeit länger als einer Viertelſtunde auf den Herrn Grafen warte.

„Wer iſt's, Friedrich, eine meiner Bekannten? Kennſt du ſie?“

„Der Herr Graf werden entſchuldigen, aber ich habe ſie, glaube ich, noch nicht geſehen; ſie iſt groß, ſcheint ziemlich ſchlank, aber dicht verſchleiert.“

„Sie kam zu Fuß?“

„Nein, Herr Graf, in einer Droſchke, die unten wartet.“

Der Graf gab Hut, Reitpeitſche und Handſchuhe in die Hände des Kammerdieners, fuhr mit der Hand leicht über das Haar, als er an einem kleinen Spiegel vorbeikam, drehte ſeinen ſchwarzen Schnurrbart aufwärts und trat in ſeinen Salon, ſehr geſpannt, wer die Dame wohl ſein möge.

Da ſaß dieſelbe in einem kleinen Fauteuil in ſehr eleganter Morgentoilette, ein grauſeidenes Kleid, blauer Atlashut, in einen großen Shawl gewickelt; ſie hatte ihren Schleier zurückgeſchlagen

doch konnte der Graf im Augenblicke des Eintretens ihr Geſicht nicht ſehen, da ſie angelegentlichſt den Blumentiſch voll prachtvoller Camellien, der etwas ſeitwärts ſtand, zu betrachten ſchien. Bei dem Geräuſche aber, das der Eintritt des Grafen verurſachte, wandte ſie ihren Kopf herum und Jener blieb erſtaunt in der Mitte des Salons ſtehen mit dem überraſchten und freudigen Ausrufe: „Anna! — Anna, ſind Sie es wirklich? Sehe ich Sie endlich einmal wieder, Sie böſes Mädchen? Schöne blonde Fee, die plötzlich erſchien, um ſpurlos wieder zu verſchwinden!“

„Ich bin es ſelbſt, Herr Graf,“ entgegnete das Mädchen mit ruhiger Stimme und heftete die großen dunkelblauen Augen feſt auf ihn; „ich muß geſtehen, ich bin mir einer Schuld gegen Sie bewußt.“

„Einer großen, Anna, einer ſehr großen! Sie hatten mir verſprochen“ — er wollte eigentlich ſagen: du hatteſt mir verſprochen, aber das Mädchen imponirte ihm — „Sie hatten mir verſprochen, ich dürfte Sie wieder ſehen und haben Ihr Verſprechen nicht gut gehalten! wie geſagt, Sie waren ſpurlos verſchwunden — o Gott, Anna! wenn Sie wüßten, wie ſehr ich nach Ihnen geforſcht, wie ich die ganze Stadt nach Ihnen durchſucht! Nein, Sie haben mich unverantwortlich behandelt!“ — Der Graf lehnte ſich bei dieſen Worten an den Fenſtervorhang und verſank in ſtille Bewunderung beim Anblick dieſer reizenden Geſtalt und dieſes edlen, ſchönen Geſichts mit den ſeelenvollen Augen.

„Aber ſagen Sie mir,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „wo waren Sie in all der Zeit? ich glaube, es iſt ein halbes Jahr. Hatten Sie die Stadt verlaſſen? — hatten Sie? — haben Sie Freunde gefunden, Anna, die es redlicher und beſſer mit Ihnen meinen, als ich, daß Sie mich ſo ganz vergeſſen konnten?“

Das Mädchen ſchüttelte den Kopf und ſagte mit feſter Stimme: „nein, Herr Graf, ich habe Sie nicht vergeſſen, ich habe Ihrer beſtändig freundlich gedacht.“

„Nur freundlich, Anna?“

Das Mädchen zuckte mit den Lippen und wollte sie trotzig aufwerfen, und man sah schon ihre schneeweißen Zähne hervorblitzen; doch fuhr ein schmerzliches Lächeln über ihre Züge, und sie sagte: „gewiß, Herr Graf, freundlich, recht freundlich; wie kann ich Ihrer anders gedenken?"

„Mit Liebe, Anna, mit ein klein wenig Liebe," versetzte der junge Mann und faßte ihre kleinen Hände, die sie ihm ruhig ließ.

„Mit Liebe?" entgegnete das Mädchen und ihre Zähne wurden abermals unter der Oberlippe sichtbar; — „mit Liebe? Ei, Herr Graf, die läßt sich nicht gebieten, die haben Sie auch nicht von mir verlangt." — Diese Worte sagte sie in dem scharfen und schneidenden Tone, mit welchem sie in vergangener Nacht zu ihrer Mutter gesprochen.

„Ei, ei, Anna!" sagte der Graf lachend, „Sie sind immer noch dieselbe Schwärmerin, eines der sonderbarsten und liebenswürdigsten Mädchen, die ich je gesehen. Aber jetzt Scherz bei Seite! ich freue mich wirklich ganz ungemein, Sie wieder zu sehen, und ich hoffe, Sie werden nicht wieder so spurlos verschwinden."

Die Züge des Mädchens hatten den früheren ruhigen und ernsten Ausdruck wieder angenommen; ja, sie blickte schmerzlich auf, und doch leuchtete ihr Auge im nächsten Augenblick freudig, als sie antwortete: „wer weiß, Herr Graf, vielleicht verschwinde ich noch spurloser, als bisher! das heißt, vielleicht, ja, wahrscheinlich werden Sie mich nie wieder sehen; und daß ich Ihnen das sage und daß ich Ihnen darauf mit einer großen Bitte lästig falle, soll Ihnen beweisen, wie gut ich von Ihnen denke, ja, wie sehr freundlich ich stets Ihrer gedacht."

„Schönste Anna," sagte der junge Mann entzückt, „Sie haben eine Bitte? Sprechen Sie sie aus, und wenn es mir möglich ist, sie zu erfüllen, so soll es gewiß geschehen! Wollen Sie ein reizendes Appartement, eine kleine niedliche Equipage? befehlen Sie, ich will Alles thun, was Sie wünschen — ich bin so froh, Sie wieder zu sehen!"

Das Mädchen schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „es wird mir schwer, meine Bitte auszusprechen, aber ich gebe Ihnen die heilige Versicherung, daß das, was ich von Ihnen wünsche, nicht für mich ist."

„Sprechen Sie, Anna," entgegnete der Graf und küßte die Stelle ihrer Hand, die zwischen Handschuh und Kleid sichtbar war.

„Wohlan," sprach das Mädchen und zog ihre Hand zurück; „ich brauche fünfzig Louisd'or — — — — — nicht für mich, Herr Graf, bei Gottes Barmherzigkeit, auf die ich hoffe, auf die wir ja alle hoffen müssen, nicht für mich!"

„Liebes Kind," sagte der Graf lächelnd, „ob Sie die Kleinigkeit für sich brauchen, oder für Jemand anders, ist mir wahrhaftig gleichgültig! ich schätze mich nur glücklich, Ihnen diesen unbedeutenden Dienst leisten zu können." — Damit eilte er in sein Schreibzimmer und holte eine kleine Rolle, die er in die Hand des Mädchens legte.

„Gott lohn' es Ihnen!" versetzte Sie, und zwei große Thränen zitterten in ihren Augen. — „Gott lohn' es Ihnen, Herr Graf, Sie haben vielleicht das Glück eines Menschen gemacht!"

„Das soll mich freuen," sagte der leichtsinnige, aber gute junge Mann; „wenn ich Ihnen einen frohen Augenblick gemacht habe, ist mir's genug. Aber Sie wollen mich schon verlassen?" setzte er hinzu, als er sah, wie sich Anna aus ihrem Fauteuil erhob und den Schleier über ihr Gesicht fallen ließ. Wann werde ich Sie wiedersehen, Anna?"

„Ich weiß es nicht, Herr Graf; Sie sehen, ich will ehrlich gegen Sie sein, ich weiß wahrhaftig nicht, wann ich Sie wieder sehen werde; aber bemerken Sie den heutigen Tag, Sie haben ein sehr gutes Werk gethan! Dieses Geld wird zu einem schönen und edlen Zwecke benützt."

„Und das ist Alles, was Sie mir heute sagen?" entgegnete der Graf und stützte sich auf den Fauteuil, den das Mädchen eben ver-

laſſen; nicht einmal ein Verſprechen geben Sie mir, wann ich Sie wieder ſehen ſoll?"

„Ich kann nicht," ſagte Anna und reichte ihm die Hand zum Abſchiede; „glauben Sie aber, wir ſehen uns gewiß wieder. Nehmen Sie nochmals meinen herzlichſten und innigſten Dank für Ihre Güte — leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl!" erwiderte der junge Mann und zog das nicht widerſtrebende Mädchen leicht an ſich, alsdann drückte er einen Kuß auf den Schleier, der ihr Geſicht bedeckte, und als er durch denſelben ihre Thränen fühlte, geleitete er ſie ehrfurchtsvoll bis an die Thür.

Gleich darauf rollte unten ein Wagen fort, und der Graf, der an das Fenſter getreten war, fuhr mit der Hand über das Geſicht und ſagte zu ſich ſelber: „dieſes ſchöne Mädchen iſt wahrhaftig eines der ſonderbarſten Geſchöpfe, die ich je kennen gelernt, und daß ich ſie einſtens kennen gelernt, iſt für mich eine der ſeligſten Erinnerungen! — — — So gern ich aber auch ihre Bitte erfüllte, muß ich doch geſtehen, daß fünfzig Louisd'or für einen Kuß auf einen Schleier, ſelbſt wenn der Schleier ein ſo ſchönes Geſicht bedeckt, theuer genug bezahlt iſt."

Die Droſchke, worin das Mädchen ſaß, rollte durch die obere und untere Stadt, verließ den Bezirk der ehemaligen Stadtmauer und die eigentlichen Grenzen der jetzigen Stadt, und der Kutſcher lenkte nach einer Vorſtadt, wo kleine Häuſer mitten in Gärten lagen, und worin der Wohlfeilheit der Miethpreiſe halber ſich Offiziers-Wittwen, penſionirte Beamte, junge Kaufleute und Künſtler aller Art zuſammengefunden hatten. Ehe ſie die Vorſtadt erreichte, ließ das Mädchen den Wagen halten, ſtieg aus und ging, in ihren Shawl gewickelt, tief verſchleiert weiter.

Der Kutſcher, der dieſe Fahrt ſchon öfters gemacht zu haben ſchien, wandte ſeinen Wagen um, ſtellte ſich mit demſelben hinter eine alte Gartenmauer, befeſtigte für ſein Pferd einiges Heu auf der

Spitze der Deichsel, und fiel alsdann auf seinem Bock in einen sanften Morgenschlummer.

Das Mädchen schritt durch einige enge Straßen, wandte sich rechts, dann links und kam jetzt an ein großes Gartenthor, das sie öffnete und durch das sie eintrat.

Dieser Garten schien von bedeutender Ausdehnung zu sein, war größtentheils zum Gemüsebau angelegt, auch sah man Frühbeete und Glashäuser, und einige hundert Schritte vom Eingang war eine Baumgruppe, zwischen welcher versteckt ein kleines Haus lag, heimlich und reizend im frischen jungen Grün, das eben aus den geschwellten Knospen hervorgebrochen war, umduftet von Tausenden von Veilchen, die an der Mauer und unter den Bäumen in großen Partieen wuchsen, und umspielt von einer großen Menge Singvögel, die an diesem schattigen, schönen Plätzchen ihre lustigen Morgenlieder erschallen ließen. Es lag etwas Geheimnißvolles und dabei Anmuthiges über dem kleinen Hause, das, nach der Höhe und Länge zu rechnen, nur zwei Zimmer haben konnte; von der Wand sah man fast gar nichts, denn sie war dicht mit Epheu bekleidet, und die schlanken grünen Ranken umspannen bereits die Fenster und wiegten sich in diesem Augenblicke sehnsüchtig auf den vollen Tönen eines Fortepiano, die aus dem Zimmer erschallten.

Das junge Mädchen blieb einen Augenblick horchend stehen, und ihre ernsten, ja trotzigen Züge lösten sich in angenehme Weichheit auf, als sie rasch auf das Häuschen zueilte und in demselben verschwand. Sie durchschritt das erste Zimmer und blieb auf der Schwelle des zweiten stehen, laut und fröhlich lachend über die ausgezeichnete Unordnung, die sich hier ihren Blicken darbot.

An dem Clavier saß ein junger Mann, der bei ihrem Eintritte hastig emporsprang, und, obgleich man ihm die Freude wohl ansah, welche ihm dieser Besuch verursachte, doch einen Augenblick schüchtern an seinem Stuhle stehen blieb, dann aber auf das Mädchen zueilte,

welches sich ihm leidenschaftlich in die Arme warf, worauf er ihren lachenden Mund mit Küssen bedeckte.

„Warum lachst du wieder über mich?“ sagte der junge Mensch nach einer kleinen süßen Pause; „ich habe geglaubt, ich hätte das Uebermögliche gethan, um mein Zimmer in Ordnung zu bringen.“

„Das muß ich gestehen,“ entgegnete lustig das Mädchen, „wenn du meinst, ein Uebermögliches gethan zu haben, so möchte ich einmal sehen, wie es hier aussähe, wenn deine Zimmer nach deinen eigenen Begriffen einmal in Unordnung gerathen wären.“ — Bei diesen Worten ließ sie sich auf einen Stuhl nieder, der junge Mann blieb neben ihr stehen, legte seine Hand auf ihre Schulter und folgte aufmerksam und selbst mitlachend den Bewegungen ihres Sonnenschirms, mit welchem sie die erwähnte Unordnung klassificirte.

„Dort, mein Herr,“ sagte sie, „um bei Ihrem Handwerkszeug anzufangen, steht auf dem Clavier eine Kaffeetasse, die Zuckerdose auf der Fensterbank und die Kanne hiezu auf dem Ofen.“

„Aber das ist keine Unordnung, mein Herz!“ versetzte der junge Mann; „am Clavier habe ich aus der Tasse getrunken, auf der Fensterbank steht mein Vogelbauer, ich habe deinem Vogel Zucker gegeben, und die Kanne habe ich auf den Ofen gestellt, damit sie warm bleiben solle.“

„Richtig! auf den kalten Ofen, damit sie warm bleiben solle. Dort auf dem Violinkasten liegt eine weiße Halsbinde und malerisch über jene Pfeife gehängt ein paar hellgelbe Glace-Handschuhe. Pfui, mein Herr! Waren dieselben gestern Abend in einer Soiree?“

„Leider!“ entgegnete der junge Mann; „leider muß ich sagen, denn ich fühle mich in diesen Cirkeln entsetzlich unbehaglich. Weßhalb werden wir armen Künstler auch eingeladen? Um unser selbst willen, um unserer Kunst willen? — Gott bewahre! sondern nur um das, was wir gerade zum Tödten der Zeit zu leisten vermögen oder leisten wollen . . . . . Ich wollte diesen Leuten ja gern den ganzen Abend vorspielen, wenn ich nur nicht wüßte, daß meine Leistung von der

Dame des Hauses schon vorher genau aufgerechnet ist — von Acht bis halb Neun Conversation, — natürlich nicht mit mir, man beschäftigt mich mit Aussuchen von Noten an dem Flügel, um der Gesellschaft gleich zu sagen, wer ich eigentlich bin, sie zu warnen vor mir, einem Musiker, einem Paria — also von halb Neun bis Neun singt der Herr K. eine Arie, dann spiele ich, und so weiter. Und wenn dergleichen musikalische Quälereien nur großartig betrieben würden, wie z. B. bei den Engländern, wo man eben so gut weiß und ausgemacht hat, was mein Spiel kosten wird, wie die Gänseleberpasten und die Austern des Souper, und wo ich nachher meinen Hut nehme und mich stolz wie ein König entferne! — O, nein! das geht hier nicht, — man ist ein Mittelding zwischen eingeladenem Gast und Bedienten, wenigstens der, der es sich gefallen läßt. Und wenn man abgesungen und abgespielt hat, wenn man von Leuten, die von der Kunst nicht so viel verstehen, wie mein Handschuh, ein Dutzend Mal: Göttlich! — Charmant! — Bezaubernd! gehört hat, so soll es vorgekommen sein, daß der Bediente, während die Gesellschaft zum Souper ging, dem Künstler ein Glas Wein und ein paar Butterbrode mit vielsagendem Blick auf das Clavier gestellt — das soll vorgekommen sein, ich habe mich freilich kluger Weise immer gehütet, so was zu erleben."

Der junge Mann hatte dies halb lustig, halb zornig von sich gegeben und rannte dabei unter dem Lachen des gänzlich verwandelten Mädchens im Zimmer auf und ab, um die Ordnung unter Mobilien und Geräthschaften wieder etwas herzustellen, vermehrte aber durch den Eifer, in welchen er gerathen war, die Unordnung bedeutend, indem er unter anderem das Kaffeegeschirr auf ein Blumenbrett vor's Fenster setzte und Halsbinde und Handschuhe in den Papierkorb warf.

„Nein, das ist zu arg! Charles, laß' das Aufräumen nur sein, ich will es gleich besorgen. Aber wie kann man sich über so eine Soiree so ereifern?"

„Nun," ſagte der junge Mann, „wer ſich über dergleichen unwürdige Geſchichten nicht ereifert, der iſt kein Mann, oder wenigſtens kein Künſtler. Ich freilich habe es nie bis zu einer Demüthigung kommen laſſen, und wenn mitten in einem Muſikſtücke ſo ein rothnaſiger Bedienter meldet, daß das Souper ſervirt ſei, ſo mache ich augenblicklich meinen Schluß, denn ich weiß, daß alsdann doch das Bischen Aufmerkſamkeit für uns vorbei iſt und ſich den gedeckten Tiſchen zuwendet. Die Dame des Hauſes ſagt mir mit einem ſauerſüßen Geſichte: Sogleich werden wir ſoupiren! und iſt unendlich froh, wenn ich meinen Hut nehme und ihr verſichere, daß eine kleine Geſellſchaft guter Freunde, der ich verſprochen, noch zu kommen, mir nicht erlaube, dieſe Auszeichnung anzunehmen, und ich mich deßhalb bis nächſtens zu Gnaden empfehlen müſſe. — Aber verzeih', geliebte Anna," fuhr der junge Mann fort, nachdem er gezeigt, mit welch' tiefem Compliment er ſich alsdann beurlaube, „verzeih' mir, du gehörſt ja auch zu jenen vornehmen Leuten, zu der ſogenannten Geſellſchaft."

Das Mädchen hatte luſtig in die Hände geklatſcht und entgegnete geſchwinde: „ich als Dame des Hauſes würde ſagen: Monsieur Charles, geben Sie mir Ihren Arm, dort neben jener alten Fürſtin und jener dicken Gräfin iſt ein Platz für Sie, ich will jene beiden Damen ehren."

„Das würdeſt du allerdings thun, theures Mädchen," ſprach der junge Muſiker; „wenigſtens haſt du in dieſen beſcheidenen Zimmern den guten Willen, es zu thun; ob ſich aber dein Herz nicht ändert, wenn du das ſtille Leben, das du in hieſiger Stadt führſt, wieder verlaſſen mußt, um in deine Salons zurückzukehren? Aber, meine Anna, ich glaube das nicht, du biſt ein herrliches Geſchöpf, voll Gluth für alles Schöne, voll Poeſie, du allein biſt im Stande, meinen Widerwillen gegen dieſe höhere Geſellſchaft zu überwinden, du — ſelbſt dieſer höheren Geſellſchaft angehörend, die dabei den armen

Künſtler liebt, der nichts hat, als den redlichen Willen, etwas Großes zu ſchaffen und ſich einen Namen zu machen."

„O Charles, mein Freund," ſagte das Mädchen plötzlich ſehr ernſt werdend und nahm eine ſeiner Hände zwiſchen die ihrigen, „o ſprich nicht ſo mit mir! du biſt dir deines herrlichen Talentes bewußt und in deinem Geiſte liegt eine große glänzende Zukunft; du wirſt dich emporſchwingen, du wirſt dir einen Namen machen, du wirſt gefeiert daſtehen — aber ich . . . "

„Aber du?" entgegnete der Muſiker und küßte ihre ſchönen, weißen Hände innig und herzlich, „aber du? du gehörſt einer reichen, mächtigen Familie; und der ſelige Traum," ſetzte er leiſer hinzu, „dich einſtens zu beſitzen, wird immer ein Traum bleiben, und das, Anna, meine geliebte Anna, das wirſt ſchwarze entſetzliche Schatten in mein Leben."

Das Mädchen zitterte leicht und ſchauerte zuſammen, während ihre Augen feucht wurden.

„Wenn ich auch noch ſo hoch ſteige," fuhr der junge Mann fort, „kann ich die Schranken niederwerfen, welche deinen Stand von dem meinigen trennen? Und doch iſt es meine einzige, meine ſeligſte Hoffnung, dich zu verdienen, dich zu erringen, dich, die du mit deinem großen liebevollen Herzen zu mir herabſtiegſt, die du mich aufgemuntert und unabläſſig angeſpornt haſt, wenn mich die Kraft verlaſſen wollte und ich verzweifelte, ob ich je das Ziel erreichen würde, das ich mir vorgeſteckt!"

Das Mädchen erhob ſich von ihrem Stuhle, legte ihren Shawl und Hut ab und begann, ohne eine Sylbe zu antworten, in dem Zimmer aufzuräumen. Der junge Mann blickte entzückt auf ihre Beſchäftigung, und als ſie fertig war und ſich in der Ecke des Zimmers ſtill auf einen Schemel niederließ, da wußte er, was ſie jetzt wünſchte, und ſetzte ſich an das Inſtrument und ließ herrliche, jauchzende, glückſelige Töne erklingen.

Der junge Muſiker war ein ſchöner Mann, vielleicht vier- bis

ſechsundzwanzig Jahre alt, hatte ein edel geformtes Geſicht, dunkle Haare, eben ſolche Augen und Bart, feingeformte Hände und eine natürliche Grazie in allen ſeinen Bewegungen. Während er auf dem Inſtrumente phantaſirte, blickte er weit, weit hinaus in die Ferne oder ſchwärmeriſch gen Himmel, und nur zuweilen, wenn er den wilden Strom ſeiner Töne zügelte und in ein reizendes Thema überleitete, blickte er ſeitwärts auf das Mädchen, die da ſaß, ihre beiden Hände vor das Geſicht gedrückt. Er bemerkte aber dabei nicht, daß zahlreiche Thränen durch ihre Finger quollen und daß ihr Buſen krampfhaft auf und nieder flog.

„Der zweite Akt meiner Oper iſt fertig," ſagte der Muſiker, „und das Duett in demſelben iſt mir, glaube ich, ſehr gelungen. Natürlich iſt das nur dein Verdienſt, Anna, denn ich ſprach zu dir, während ich ſpielte, dein Bild umgab mich in ſüßen Tönen — ja, wahrhaftig, wenn ich ein Maler wäre, oder wenn man in den Tönen Farben erkennen könnte, ſo würde man überall dein hellblondes, dichtes, liebes Haar durchflattern ſehen. Für mich haben allerdings die Töne Farben, und die Menſchen ſind mir Tonarten. Des-dur mit ſeiner tiefen Liebe, ſeinem Wohlklang, ſeiner ſanften Innigkeit biſt du, meine Anna, ich möchte meine ganze Oper in Des-dur ſchreiben, wenn das anginge — aber was iſt dir, mein Mädchen? du weinſt ja!" fuhr der junge Mann fort und ſprang auf, „was fehlt dir, Anna? Um Gottes willen, was haſt du?" Er kniete neben ihr auf den Boden hin, und ſie drückte die blonden Locken feſt an ſein Geſicht und er fühlte, wie das ihrige fieberhaft brannte.

Mehrere Minuten lang hielt er ſie feſt umſchlungen, und ihr Schmerz ſchien ſich allmälig zu legen; ſie erhob den Kopf wieder, machte ſich ſanft aus ſeinen Armen los und legte ihre beiden Hände auf ſeine Schultern.

„Charles," ſagte ſie, „mein Freund, mein Geliebter, wir müſſen ſcheiden! vielleicht auf immer!"

Der junge Muſiker ſprang in die Höhe und ſprach feierlich:

„Scheiden? — So ſei es drum, wenn es ſein muß! Du haſt mich auf dieſen Augenblick lange vorbereitet — aber auf lange, auf immer? — Nein, Anna, gewiß nicht! Du weißt, ich habe dir nie nachgeforſcht, weil du es nicht gewollt; ich weiß nicht einmal den Namen deiner Familie, und warum ſollte ich auch? Eine Liebe, wie die unſrige, iſt ein Band für das ganze Leben, ein Band, das nicht zerriſſen werden kann."

„Iſt das wahr, Charles?" entgegnete das Mädchen; „iſt das gewiß und wahrhaftig wahr, glaubſt du wirklich daran?"

„Du zweifelſt, Anna?" verſetzte der Muſiker; „haſt du mir nicht daſſelbe zu meinem größten Entzücken ſelbſt geſagt, und jetzt willſt du zweifeln?

„Aber es gibt Verhältniſſe," ſagte das Mädchen mit lautloſer Stimme, „die mächtiger ſind, als unſer Wille; ja, mächtiger, als unſere Liebe."

„Nicht als die meinige!" entgegnete der junge Mann mit feſter Stimme; „mag kommen, was da will, Anna, ich will es wenigſtens verſuchen, dich zu verdienen, und dieſer Verſuch muß gelingen!"

Abermals ſchauderte das Mädchen zuſammen und barg ihr Geſicht in die Hände, und der junge Mann fuhr fort:

„Ich glaube ſo feſt an dich, daß, wenn du mir ſagſt: wir ſehen uns wieder! oder wenn du mir verſprichſt, mir bald eine Nachricht von dir zu geben, ich auch jetzt nicht forſchen will, wohin du gehſt und was dich von hier forttreibt; aber gib mir nur die kleinſte Hoffnung, daß ich dich wieder ſehen werde, daß du einſtens die Meinige wirſt, ſo will ich ruhig fortarbeiten, will aufwärts ringen, bis ich hoch genug ſtehe, um ſagen zu können: Anna, die Welt ſieht mich, ſiehſt du mich auch?"

Das Mädchen ſchien vor Schmerz zu vergehen, ſie ſchüttelte leicht mit dem Kopf und ſagte: „ich glaube nicht, daß ich je die Deinige werden kann, ich fürchte, Charles, daß wir auf immer getrennt werden; aber wir wollen hoffen! Ich verſpreche dir bald, ja recht

bald, Nachricht von mir zu geben; Gott ist barmherzig, warum sollte er sich nicht auch meiner erbarmen?"

Sie faltete krampfhaft die Hände und sank zu den Füßen des jungen Mannes auf ihre Kniee nieder; sie schien einen Augenblick leise zu beten, dann erhob sie sich rasch, strich die Locken aus dem erhitzten Gesichte, nahm schweigend ihren Hut und reichte ihre Hand ihrem Freunde zum Abschiede hin.

„Ist es denn wahr, o Gott! ist es wahr?" rief dieser leidenschaftlich erregt, schloß das schlanke Mädchen ungestüm in seine Arme und drückte brennende Küsse auf ihren Mund, während sich seine Thränen mit den ihrigen vermischten. Einen Augenblick gab sie seiner Umarmung nach, drückte sich fest an seine Brust und erwiderte Kuß um Kuß, gleich wild, gleich leidenschaftlich; dann wand sie sich aus seinen Armen, nahm seine Hand und drückte sie gegen ihr Herz und an ihre Lippen und eilte der Thür zu, während sie ihm durch eine gebietende Bewegung befahl, zurück zu bleiben.

Sie glitt durch die Thüre in den Garten hinaus, eilte festen Schrittes auf die Straße, und erst, als das Gartenthor hinter ihr zufiel, schien das Mädchen zusammenbrechen zu wollen und mußte sich an der Mauer festhalten. Sie stieß einen leisen, aber entsetzlichen Weheruf aus und blickte verzweifelnd gen Himmel; ihr Auge war glänzend und glühend, wie das dunkle Blau da droben; der Himmel lächelte ruhig und freundlich auf sie herab und schien es nicht zu wissen, nicht zu verstehen, daß hier unten ein Geschöpf im tiefen Seelenschmerze fast verging.

Der junge Musiker lag nahe am Fenster auf seinen Knieen, und als er sich erhob, fielen die Strahlen der Sonne schräg in das Zimmer. Er war betrübt und legte häufig die Hand auf die Stirn, wobei er den Kopf schüttelte und zuweilen glaubte, das Alles sei nichts, als ein böser finsterer Traum gewesen, und doch fühlte er die Wahrheit des Erlebten in seinem zerrissenen Herzen. — Wie hatte

er das Mädchen geliebt, wie liebte er ſie mehr denn je! — Als er durch das Zimmer ſchritt, ſah er neben einem ihrer Handſchuhe, die ſie zurückgelaſſen, ein kleines Packetchen liegen; es war eine Geldrolle, in einen Brief gewickelt, den er haſtig erbrach und las:

„Mein geliebter Freund!

Lebe wohl! rufe ich dir nochmals zu — hoffen wir auf Gott, daß er uns wieder zuſammenführt, und wenn er ſo gnädig iſt, um uns dieſes Glück zu Theil werden zu laſſen, ſo iſt es vielleicht möglich, daß wir uns nicht mehr trennen! Ich ſage: vielleicht; meine Liebe für dich iſt unwandelbar. O, mein Freund, wie habe ich dich geliebt, wie liebe ich dich noch! wie ſchaute ich zu dir empor, wie faßte ich jedesmal zitternd deine liebe Hand und betete Nächte lang, dieſe Hand möge mich einſtens emporziehen an dein gutes und edles Herz! O mein Karl, vergiß nie dieſes mein Gebet! und wenn wir uns wiederſehen, wenn mir das Glück zu Theil wird, ſo ziehe mich empor an dein Herz, laß' mich dorthin flüchten vor all' dem Entſetzlichen, was ich in dieſer Welt ſchon erlebt!

Wenn du mich wahrhaft liebſt, ſo mache Gebrauch von dem Beigeſchloſſenen, ich will daran deine Liebe erkennen und bin ja reich, ſo unendlich reich! Es iſt ja nicht für dich, dieſes kleine Anlehen, es iſt für die heilige Kunſt; ich lege es bei dir an, du wirſt mir einſtens, wenn du willſt, ſchwere Zinſen dafür entrichten müſſen. Sei fröhlich, Karl, hoffe auf ein Wiederſehen, wie ich darauf hoffe.

Deine Anna."

— — — — — — — — — — — — — — —

Als es nun Nacht geworden war, da ſchlichen ſich durch die Straßen der Stadt zwei ärmlich gekleidete Geſtalten, eine ältere Frau und ein junges Mädchen. Beide waren in grobe Halstücher gehüllt, beide trugen kleine Bündel in der Hand und gingen dem Thore zu, ohne zuſammen zu ſprechen und ohne die ihnen Begeg-

nenden zu beachten. Auch ſie wurden nicht beachtet, nur ein einziges Mal blieb auf ihrem Wege ein Mann ſtehen, und ſah ihnen einige Sekunden nach. Dieſer Mann war der Herr Stadtſoldat Steinmann, dem die beiden Weiber verdächtig ſchienen; doch ließ er ſie ihres Weges ziehen und ging den ſeinigen in entgegengeſetzter Richtung; denn er hatte für heute Nacht andere und höchſt wichtige Geſchäfte.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Ein Bürgerball und ſeine Folgen.

Die Honoratiorentochter, welche wir ſchon einige Mal zu erwähnen das Vergnügen hatten, hieß Eliſe, und die zahlreichen Kinder der zahlreichen Familie, mit denen ſie umging, nannten ſie nur Tante Eliſe — eine Benennung, die ſie ſich hätte gern gefallen laſſen und gefallen ließ von den kleinen Kindern bis zum vierten Jahr; daß aber herangewachſene Bengel von zwölf bis vierzehn Jahren immer noch Tante Eliſe ſagten, war ihr ſehr unangenehm, denn ſie fürchtete mit einigem Grunde, ſie werde aus dieſer Tantenſchaft nie mehr herauskommen, eine ewige Tante bleiben, ohne von einem menſchlichen Weſen je den Namen einer näheren Verwandten zu erhalten.

Tante Eliſe war die verwaiſte Tochter eines Oberregierungsraths und einer Oberregierungsräthin. Ohne daß ſie gerade häßlich geweſen wäre, konnte man ſie auch nicht hübſch nennen. Sie wurde im nächſten Sommer vierundzwanzig Jahre alt, das geſtand ſie nämlich ihren vertrauten Freundinnen nunmehr ſeit zehn Jahren ein, und wenn man ſo ihr Aeußeres in Summa betrachtete, ſo war

Tante Elise eines von jenen Wesen, von denen man unmöglich glauben kann, daß sie einstens jung und niedlich gewesen sind, — ein Gedanke, der uns ebenfalls beim Anblicke eines Elephanten oder eines Kameels beschleicht. Die ganze jetzt lebende Generation junger Leute kannte die Tante Elise nur, wie sie jetzt war, und behauptete, sie sei immer so gewesen.

Der selige Oberregierungsrath Vater hatte die Erziehung dieses einzigen Kindes geleitet, da die selige Oberregierungsräthin Mutter schon zu ihren Ahnen versammelt wurde, als Elise noch ganz klein war. Der Vater war schon damals ein mürrischer alter Mann, hatte spät geheirathet und haßte alle öffentlichen Vergnügungen, Theater, Bälle, junge Männer und Confectionerei. Daher kam es, daß sich die beiden letzteren Artikel nicht oder nur sehr schüchtern in die Höhle dieses Drachen wagten und daß im Allgemeinen nur sehr schwache Versuche gemacht wurden, Tante Elise aus derselben zu erlösen. Gott! die Arme hatte ein äußerst prosaisches Leben geführt und fühlte dies um so mehr, weil sie viele verbotene Bücher las, wo das, was ihr fehlte, so schön und glühend beschrieben wurde. Eine Zeit lang verzehrte sie sich im stillen Gram nach einem Gegenstande ihrer allerreinsten Liebe, später nach einem Gegenstande ihrer Liebe und dann bloß noch nach einem Gegenstande.

— — — — — Ach vergebens!
Alle Freuden dieses Lebens
Schwanden hin in ein verlornes Ach!

sang sie mit dem unsterblichen Dichter und kam in einigen Jahren zu der festen Ueberzeugung, daß das ganze Männergeschlecht eine elende Räuberbande sei, die durchaus nichts tauge und sich nur auf der Welt befinde, um arme Mädchen unglücklich zu machen. Ehe sie zu dieser Erkenntniß kam, hatte sie eine Uebergangsperiode, in welcher sie sich aller verlassenen Geliebten, aller unglücklichen Bräute eifrigst annahm. Bald aber genügten diese eingebildeten Leiden

ihrem fühlenden Herzen nicht mehr, und dagegen wurde es ihr Bedürfniß, sich an wirklichem Schmerz zu erlaben, zu welchem Zwecke sie sich in alle unglücklichen Ehen drängte, alle verstimmten Eheleute aufsuchte, eine milde Trösterin den Weibern, ein Schrecken den Männern. Von da an datirte sich auch ihre innige Freundschaft für die Hofräthin.

Tante Elise kannte demnach die kleinen Zerwürfnisse all' ihrer Bekannten, soweit die unglücklichen Weiber sie ihren jungfräulichen Ohren preisgeben konnten, und indem sie in das Getreide des Ehestandes hineinsah, vergrößerte sich, wie sie nämlich sagte, der Abscheu vor den Männern in's Fabelhafte, und so faßte sie in ihrem vierunddreißigsten Jahre den unabänderlichen Entschluß, nicht mehr zu heirathen.

Aber tugendhaft war Tante Elise, das mußte der Neid ihr nachsagen; es war eine Gott wohlgefällige, herrliche Jungfrau, und wenn in der Oper „Norma" die Seherin ihre Arie anhob:

O keusche Göttin!

dann blickte sie auf dem zweiten Range stolz umher, als wollte sie sagen: „Seht auf mich!"

Da kam das Schicksal an jenem denkwürdigen Balladende und warf im Drange der Finsterniß und der Gefühle die Honoratorentochter an die Brust des Herrn Dubel, und der Herr Dubel, von diesem Augenblicke profitirend, schloß seine Arme fester als gerade nothwendig war, und einen solchen Druck nach dem aufregenden Tanze, in der Erschütterung der Angst, welche über die ganze Ballgesellschaft kam, vergißt ein Mädchen nicht leicht, eine alte Jungfer aber niemals! Tante Elise schwärmte für ihren Retter und malte sich ihn mit den schönsten Farben aus, bis sie erfuhr, daß dieser Retter nur ein — Schneider sei; das gab freilich eine Sonnenfinsterniß in ihrem Gemüthe, welcher jedoch der Brand ihres Herzens zu Hülfe kam, den selbst diese Entdeckung nicht löschen konnte.

Die heimliche glühende Leidenschaft des so tief unter ihr Stehenden, meinte sie, habe einen ungeheuern poetischen Reiz; sie dachte an alle Romane, wo der Sklave seine Gebieterin geliebt, der gemeine Knecht die Fürstin, und beschloß, sich auch so lieben zu lassen — heimlich und verschwiegen, aber süß und innig! —

Anders aber dachte der Herr Dubel. Als er sich die Sache näher und Tante Elise bei Tageslicht besah, kühlten sich seine Gefühle, die er an jenem Ballabende gefaßt, bedeutend ab; als er aber im königlichen Balletsaale die blonde Solotänzerin gesehen, hatte sich sein Herz ganz verwandelt; wenigstens beschloß er, vorsichtig und überlegt zu Werke zu gehen. „Wer weiß," sagte er zu sich selber, „wer weiß, ob die Liebe jener Dame — er meinte nämlich die Tante Elise — nicht so heftig zu dir ist, daß sie dir Mittel gibt und Wege anzeigt, um zu einer hohen, schönen Stellung im Leben zu gelangen, und will sie dann, wenn du erhaben und würdig dastehst, dich heirathen, so mußt du schon ein Auge zudrücken. In diesem Falle kannst du einer glücklichen Zukunft dein Herz schon zum Opfer bringen. — Wohlan! du willst sie also heirathen!"

Tante Elise aber brannte in hellen Flammen und dachte: „warum soll ich nicht, wenn auch in späteren Jahren, die Süßigkeiten einer ersten Liebe genießen, einer Liebe, so verschwiegen, so unschuldig, so gefahrlos? Wer wird eine Ahnung davon haben, daß ich hier bei der alten Büglerin mit einem jungen Manne zusammenkomme? und wenn es Jemand erführe — was thut's? Würde wohl die böseste Zunge im Stande sein, mich zu beschuldigen, ich hätte einen Schneider zum Geliebten?"

Mit diesen Gedanken saßen der Herr Dubel und die Tante Elise am nächsten Sonntag in den späteren Nachmittagsstunden in der Wohnung der Jungfer Kiliane, und die alte Büglerin, nachdem sie noch einmal die grauenvolle Geschichte des nächtlichen Einbruchs erzählte, entfernte sich auf eine Viertelstunde, wie sie sagte, um draußen eine nothwendige und dringende Bestellung auszurichten.

Die beiden Liebenden waren allein. Sie saßen auf dem alten Sopha, jedes in einer Ecke; der Herr Dubel aber zunächst dem Fenster, wodurch es ihm vergönnt war, ein Stück des blauen Himmels zu sehen, der, von der untergehenden Sonne bestrahlt, glühte und leuchtete.

Herr Dubel blickte sinnend zum Fenster hinaus, ohne ein Wort zu sprechen, und die Honoratiorentochter sagte nach einer kleinen Weile:

„Warum schauen Sie so angelegentlich da hinaus? Sie erblicken wahrscheinlich den lieblichen Frühlingshimmel?"

„Sie sehen ihn nicht, mein theuerssss-tes Fräulein?" fragte der Herr Dubel; „richtig, das Haus verbirgt ihn von Ihrem Sitze aus Ihren Blicken."

„Wenn ich mich etwas bücke," sprach das schelmische Mädchen, „so kann ich ihn ebenfalls sehen." Dabei bückte sie sich, rückte näher nach der andern Ecke und sagte: „ach, ich sehe noch nichts!"

„Aber er isss-t so schön," bemerkte der Herr Dubel, dem es warm wurde, und die Honoratiorentochter, die unter allen Umständen einen Blick in den Himmel werfen wollte, bückte und rückte so lange, bis ihre Schulter die Brust des Herrn Dubel berührte.

Wer hätte diesen Moment können vorbeigehen lassen, ohne, wie es der Herr Dubel that, ganz leise seinen Arm um ihren Leib zu legen, sie sanft an sich zu drücken und sie zu fragen: „sehen Sie jetzt den Himmel, Elise?" — woranf sie ihm sanft zur Antwort lispelte:

„O Heinrich, ich ahne etwas dergleichen!"

Das war ein schöner Moment für Beide, wenigstens für die Honoratiorentochter; der Herr Dubel dagegen, der, wenn er gen Himmel in die Höhe sah, an die Höhe dachte, welche er in Folge dieser Leidenschaft in der Gesellschaft wohl einnehmen könne, brachte das Gespräch sanft auf praktische Gegenstände und sprach von einer schönen Zukunft. Was isss-t eine Liebe," meinte er, „die sich nicht zum Hauptziel macht, den geliebten Gegenssss-tand zu sich emporzu-

ziehen, ihn ſowohl im Innern, als auch vor den Augen der Welt zu veredeln und zu erheben? Dieſe Liebe iſſſt die wahre und ſchöne, und da, theure Eliſe, Ihre Liebe zu mir gerade von dieſer Art iſſſt, ſo fühle ich mich doppelt ſelig, doppelt glücklich!"

„O Heinrich," ſagte die erglühte Dame, „wie kann man in der Liebe nach Zwecken, nach Abſichten fragen? Sie braust daher, ſie ergreift unſer Herz, ſie macht uns glücklich, und wer kann dabei an Anderes denken?"

„Theuerſſſte Eliſe, „entgegnete der Herr Dubel, „eine Liebe ohne Zweck, ohne reellen, ſoliden Zweck iſſſt Leidenſchaft, und leidenſchaftlich," ſetzte er etwas ängſtlich hinzu und rückte, ſo weit er konnte, in die Ecke des Sopha's, „leidenſchaftlich wollen wir nicht ſein!" Doch er hatte gut reden, der Herr Dubel, er hatte dem Feuer, das neben ihm loderte, gut befehlen, es ſolle einhalten; er ſah mit Schrecken ein, wie gefährlich es ſei, ſich mit einer Jungfrau von gewiſſen Jahren zu einem Rendezvous zu vereinigen.

„Wie können Sie," fuhr er mit einiger Aengſtlichkeit fort, „von einer Liebe ohne Zweck ſprechen? — was iſſſt eine zweckloſe Liebe? — ein Unding! Hat denn unſere — Liebe nicht einen ſo edlen und ſchönen Zweck? Ich hoffe ſo, weil ich Ihr edles Herz zu kennen glaube. O Eliſe, Sie ſſſtehen auf einer andern SSSS-tufe der menſchlichen Geſellſchaft, auf einer viel höheren, und wenn ich auch in meinen Gedanken keck dort hinzureiſen im SSSS-tande bin, ſo können es doch meine äußern Verhältniſſe nicht. Um nun dieſe glänzend umzugeſſſtalten, bieten Sie, ein reiches, unabhängiges Mädchen, Alles auf, was Sie beſitzen, — o, wie ſind Sie ſo edel, Eliſe!"

Die Dame ſtarrte noch immer zum Himmel empor und ſah bei den letzten Worten, die er ſprach, auf den Herrn Dubel mit einem Ausdrucke, der zu ſagen ſchien: ſie verſtehe ihn nicht ganz.

„Die Mitwelt wird Sie preiſen, Eliſe," fuhr der junge Mann fort, „Sie werden hoch daſſſtehen bei Ihren Bekannten; Sie lernen

mich durch einen eigenthümlichen Zufall kennen, Ihr Herz bebt nicht zurück, als Sie erfahren, daß ich nur ein Schneider bin — edles Mädchen, nein! Sie bewilligen mir sogar Ihre Liebe, Sie bieten mir Ihr Herz, Ihre Hand."

„Meine Hand?" sagte zweifelnd die Honoratiorentochter; „ich hätte Ihnen meine Hand angeboten?" — Sie rückte ein wenig auf die Seite und sah den Herrn Dubel mit einem sonderbaren Blick an.

„Können Sie noch fragen? O, Sie verſſſſtellen sich, edles Wesen, sprechen Sie es aus, daß Sie mich zu sich emporheben wollen, daß Sie mich durch eine Heirath . . ."

„Durch eine Heirath?" kreischte die Dame und fuhr erschrocken zurück; „ich soll Sie heirathen? Sie sollten mich heirathen? O mein Herr," sagte sie mit einiger Entrüstung, „wer hat Ihnen so etwas weiß gemacht?"

„Wie, mein Fräulein!" entgegnete der Herr Dubel ziemlich überrascht, „Sie geſſſſtanden mir nicht Ihre Liebe, Sie wollten mich nicht durch den Besitz Ihrer Hand glücklich machen?"

„Nimmermehr!" sagte die Honoratiorentochter und rückte in die Ecke des Sopha's, welche sie vorhin freiwillig verlassen. „Kommen Sie mir nicht näher, mein Herr, Sie werden zudringlich!"

Obgleich der Schneider über diese Wendung, welche die zärtliche Scene nahm, sich durchaus nicht unglücklich fühlte, so war er doch im höchsten Grade überrascht und konnte sich nicht enthalten, zu fragen: „aber was wollten wir denn eigentlich, mein Fräulein?"

„Ich weiß es nicht," sagte entrüstet die Honoratiorentochter, indem sie von dem Sopha aufstand; „das scheint mir hier ein vorbereiteter Ueberfall gewesen zu sein — o Gott! in welche Falle bin ich gerathen?" — Sie ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab und murmelte zwischen den Zähnen: „eine Heirath? — O Gott, diese Schmach! Eine Heirath mit einem Schneider!"

Seinerseits erhob sich der Herr Dubel ebenfalls sehr entrüstet und sprach feierlich: „mein Fräulein, ich habe mich entsetzlich in

Ihnen getäuscht, ich glaubte bei Ihrem SSSS-tande, bei Ihrer Bildung annehmen zu können, daß die Zuneigung, welche Sie zu mir gefaſſſſ-t, auf eine edle Absicht begründet sei, mir die Hand zu reichen und mich dadurch zu dem Range zu erheben, den Sie einnehmen, mir durch Ihre Glücksgüter äußerlich das zu verschaffen, was mir fehlt; ich sage nur äußerlich, mein Fräulein, denn was mein Inneres anbelangt, so iſſſſ-t es unendlich reich und könnte zehn Herzen wie das Ihrige mit Edelmuth und anſſſſ-tändigen Gesinnungen ausfüllen, zehn solcher armen Herzen."

„Ich ein armes Herz?" schrie entsetzt das Fräulein und sank auf das Sopha, indem sie that, als weine sie bittere Thränen; „ich ein armes Herz? — Was an mir ist arm? — Nichts! sage ich Ihnen; o mein Gott! und was soll ich mir von einem solchen Subject bieten lassen?"

„Sie brauchen sich von mir gar nichts bieten zu lassen!" versetzte feierlich Herr Dubel und nahm seine schönste Stellung an; „ich habe überhaupt nicht Luſſſſ-t, Ihnen etwas anzubieten; das einzige Gefühl, das mich manchmal beschleicht, iſſſſ-t allein das des Erbarmens, des Bedauerns; ja, mein Fräulein, ich bedaure Sie!" — Damit wandte sich der Herr Dubel nach der Thüre und überhörte, was die erhitzte und erzürnte Schöne ihm nachrief, indem er die Thüre hinter sich in's Schloß warf und schwer aufathmend, aber gar nicht unglücklich, die Treppen hinabeilte.

Unten angekommen, ging er in den Hof, um durch die Hinterthüre, welche erst bei einbrechender Nacht geschlossen wurde, in die Straßen zu gelangen. Als er mit leichten Schritten in den dunklen Holzschuppen trat, hörte er, wie zwei Männer die Treppen zur Wohnung über diesem Gelasse hinaufstiegen und miteinander sprachen. Der Eine sagte:

„Nun, ich will es Euch glauben, daß sie Euch von ihrer Flucht nichts auf die Nase gebunden haben; ich muß es glauben und ich will es glauben, denn, beim Teufel! wenn ich Euch im Verdacht

hätte, daß Ihr den Weibern gegen mich geholfen, ſo machte ich Euch kalt, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen."

„Seid nur nicht gleich ſo hitzig, Gevatter," ſprach der Andere, „und denkt einmal vernünftig nach, was es mir hätte nützen können, die Weiber zur Flucht zu ermuntern oder ihnen zu helfen; verliere ich nicht an unſerer guten Freundin Madame Müller mehr, als Ihr an dem dummen hochmüthigen Mädel? O, ſie war eine geſcheidte, kluge Perſon, die Alte nämlich! Was für einen guten Rath hatte ſie nicht immer bei der Hand, wie wußte ſie Alles zu erklären und ſcharf zu beurtheilen! Das Geſchäft iſt faſt ruinirt, weil ſie nicht mehr dabei iſt." — Dies ſagte er mit einem großen Seufzer.

„Freilich, freilich!" murmelte der Andere, „ſie hat uns viel genützt und ihre Flucht iſt uns ein großer Schaden."

„Auch könnte ſie uns verrathen."

„O unbeſorgt!" entgegnete der Erſte, „die Alte iſt hart wie Fels und das Mädel weiß wenig von unſern Geſchichten — wenn es mir nur nicht immer vorſchwebte, als ſei ich den Beiden an dem Abend ſelbſt, wo ſie davonliefen, auf der Straße begegnet. Wenn dem ſo iſt, möchte ich mir den Kopf einrennen! Aber ich werde ſie wieder bekommen, dafür ſtehe ich Euch; ich habe ſchon an ein paar gute Bekannte geſchrieben, und ſo wie man mir Nachrichten von den Beiden gibt, ſetze ich ihnen ſelbſt nach und laſſe ſie irgendwo als gefährliche Landſtreicherinnen arretiren."

„Bravo, Gevatter!"

„Wie ſteht's aber mit der anderen Sache?" fragte die erſte Stimme; „habt Ihr was ausgedacht, wie wir den hochmüthigen Kerl ruiniren?"

„Laßt mich nur machen!" lachte der Andere; „wir haben ein herrliches Plänchen und das kann nicht fehlſchlagen."

Jetzt verloren ſich die Stimmen der beiden Sprechenden in's Innere der Wohnung, und der Schneider, welcher weiter nichts hörte, auch genug hatte, um ſich allerlei Gedanken darüber zu machen, indem er

die Stimme des Herrn Steinmann erkannt hatte und sich wohl erinnerte, wie ihm die alte Kiliane heute Nachmittag gesagt, Niemand als die schlechte Person im Hinterhause, die auch mit ihrer Tochter bereits davongelaufen sei, habe ihr das Geld gestohlen.

Nachdenkend schlenderte der Schneider durch die Straßen weiter, und da er keinen Zweck hatte, der ihn da- oder dorthin trieb, so befand er sich bald in der untern Stadt und stand mit einem Male vor seiner früheren Wohnung, Elstergasse Numero Vierundvierzig. Er schaute hinauf und da er in dem Zimmer des Doktor Stechmaier Licht gewahrte, so beschloß er, demselben einen Besuch zu machen. Er trat in's Haus, grüßte die Wirthin freundlich und herablassend und stieg die wohlbekannten Treppen hinauf bis zur Thüre seines ehemaligen Wohnzimmers, wo er sachte anklopfte.

„Herein!“

Der Doktor saß an seinem Tische, hatte eine Menge Zeitungen vor sich liegen und schrieb emsig. Dem Eintretenden nickte er mit dem gewöhnlichen gleichgültigen Gesichte zu und bat ihn, sich einen Stuhl zu nehmen, da er mit seiner Arbeit im Augenblicke fertig sein würde.

Dem Herrn Dubel, dem es sehr interessant war, einen Schriftsteller im Augenblicke des Schaffens zu belauschen, lehnte sich an die Fensterbank und bemerkte von dort aus, wie der Doktor eifrig die Spitze seiner Feder zerkaute, bald an die Decke hinaufsah, in einige Zeitungen blickte und dann wieder eifrigst fortschrieb. Endlich war er fertig, spritzte die Feder aus, legte sich in seinen Stuhl zurück und sagte mit wohlgefälliger Miene zu dem Herrn Dubel: „so, das wäre abgemacht! Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen — jetzt wollen wir eine Cigarre oder eine Pfeife rauchen — was beliebt?“

Dubel entschied sich für Cigarren, und da der Doktor im Augenblicke die seinigen nicht finden konnte, so nahm er von denen seines Bekannten, steckte aber dagegen bereitwilligst ein Zündhölzchen an.

„Darf ich fragen," ſprach der Schneider, nachdem er einige Züge gethan, „welche Arbeit Sie ſoeben beendigt? ein neues, unſſſſterbliches Werk, ein Kapitel eines Romans, einen Akt einer Tragödie?"

„Für dieſes Mal iſt es nur geringere Arbeit," erwiderte der Doktor ruhig: „eine kleine Theaterrecenſion."

„Ei!" ſagte der Herr Dubel, „verzeihen Sie meine Neugierde, lieber Herr Doktor, aber ich habe niemals eine ſolche im Manuſcript geleſen; wäre es vielleicht unbeſcheiden, wenn ich Sie bäte, mir Ihre Arbeit zu zeigen?"

Der Herr Dubel nahm das Blatt und las: Sonntag, den 4. Mai: Robert der Teufel von Meyerbeer. — „Das iſſſſt ja erſſſſt heute Abend!" rief er mit ziemlichem Erſtaunen.

„Allerdings," bemerkte der Doktor ſehr ruhig, „es iſt das eine Recenſion für die Vorſtellung, welche heute Abend ſtattfindet; dieſelbe wird wohl bis zehn Uhr dauern, und nachher habe ich nicht Zeit noch Luſt, das Ding zu ſchmieren."

„Aber wie kann man ſo etwas im Voraus machen?" meinte Herr Dubel, worauf der Doktor entgegnete:

„Bei einer Theaterrecenſion kommt es für den Kritiker nicht ſo genau darauf an, wie jene Vorſtellung wirklich geweſen; man folgt dabei dem Schema, das man ſich ſelbſt gemacht. Seine Freunde lobt man natürlich, ſeine Feinde ſetzt man herunter, mögen ſie nun geſpielt haben, wie ſie wollen, das iſt ganz gleichgültig."

„Ah ſo!" ſagte der Schneider mit ziemlich langem Geſichte; „alſo ſchreibt man Kritiken, ohne zu wiſſen, wie die Künſſſtler geſpielt?"

„Auf alle Fälle," entgegnete der Doktor; „das bleibt ausgemacht, Unrichtigkeiten kommen natürlicher Weiſe häufig genug vor, auch wenn man die Sache noch ſo gründlich betreiben wollte, die meiſten Recenſionen werden eben um's tägliche Brod geſchrieben, und da muß man in daſſelbe Horn mit dem Eigenthümer des Blattes blaſen; andere ſchreibt man, wie geſagt, um ſeine Freunde zu

erheben, um ſeine Feinde zu ärgern, das iſt einmal Herkommen, eine ewige Ueberlieferung. Glauben Sie mir, theurer Freund, unter hundert Kritikern verſteht kaum Einer etwas Gründliches davon, und die meiſten betreiben das Geſchäft, bewußt oder unbewußt, auf die gleiche Art; mich wundert nur Eins: wie nämlich Künſtler und Publikum ſo dumm ſein können, auf Recenſionen etwas zu geben. — Und ſie geben etwas darauf, geben ſehr viel darauf! Sehen Sie, wenn z. B. morgen der Herr A., der den Robert ſpielt — und er ſpielt ihn nicht ſchlecht, — in der „Spinne" lieſt, wie folgt: Die Schönheiten des großartigen Tonwerks von dem unſterblichen Meyerbeer — Meverbeer, müſſen Sie wiſſen, wird immer gelobt, erſtens, weil er ein reicher Mann iſt, dem es, wenn er einmal zufällig die „Spinne" zu Geſicht bekommt, nicht darauf ankommt, dem Referenten zwanzig Dukaten zu ſchicken, und zweitens, weil es der große Meiſter wirklich verdient — ſind zu oft geſchildert und beſprochen worden, als daß unſere ſchwache Feder nur ein Wort über dies herrliche Eigenthum ſämmtlicher muſikliebender Nationen ſich zu ſagen erlauben dürfte. Man kann vor dieſem koloſſalen Werke nur bewundert hinſtehen und kann den Genius des Meiſters nur preiſen, der es vermochte, ſolch' eine eminente Compoſition von dieſer Ausdehnung ſo zu erſchaffen, daß das entzückte Ohr des Muſikkenners von Anfang bis zu Ende athemlos und gefeſſelt lauſcht. Was helfen uns, wie bei unſern großen ältern deutſchen Compoſitionen, ſanfte einſchmeichelnde Melodieen, wenn ſie, wie ſo manche derſelben, nicht unterſtützt durch glänzende, prachtvolle Chöre, farblos vorübergleiten? Hier bei Meyerbeer iſt wahres Leben, wahres Gefühl, und wenn jene Opern, für welche die ſogenannten klaſſiſchen Muſikfreunde in vollkommener Lächerlichkeit ſchwärmen, längſt verblichen ſind, werden „Robert", die „Hugenotten" und der „Prophet" ein herrliches Dreigeſtirn, ewig jung und ewig friſch am muſikaliſchen Himmel prangen!"

„Sehen Sie, darüber ärgern ſich die Mozart'ſchen, ſie ſagen

freilich: es steht nur in der „Spinne!" aber sie ärgern sich doch, und daß sie sich ärgern, geschieht ihnen vollkommen recht. Denn dieses ekelhafte Coquettiren mit alter klassischer Musik, wenn sie auch noch so herrlich und groß ist, wird eben durch derartige Leute, die für sonst nichts Sinn haben — sie thun wenigstens so — oder die nichts Anderes mehr wollen gelten lassen, nachgerade entsetzlich langweilig. Derjenigen, die wirklich im Stande sind, die Tiefe und Schönheit unserer älteren deutschen Musik zu begreifen, sind sehr wenige, und die, welche nur nachbeten, was sie von Jenen hören, die schon entzückt sind, wenn sie nur den Namen Mozart und Beethoven lesen, die auf die Gesichter jener Ersteren lauschen, um ja gewiß zu wissen, wo sie eigentlich applaudiren sollen, die, wenn man es ihnen vorher nicht sagte, den ersten Akt des Nabuco für den ersten Akt des Idomeneo hinnehmen und beklatschen würden, das ist das allerschlechteste Publikum, und die sind nicht werth, daß ein Rossini und Bellini so schöne, rein menschliche und zu Herzen gehende Melodieen geschrieben haben. — Es ist eigentlich schade," fuhr der Doktor fort und rückte an seiner Brille, „daß ich das, was ich eben gesagt, nicht für die „Spinne" aufgeschrieben; — doch weiter im Texte:

Um so weniger begreifen wir aber, wie die Theater-Intendanz uns gerade solche Meisterwerke wie „Robert" vorführt, da sie doch wohl selber weiß, daß sie nicht im Stande ist, uns die Schönheiten derselben vollkommen! genießen zu lassen. Wer keinen besseren Robert vorzuführen hat, als den Herrn A., der sollte uns die Oper lieber gar nicht vorführen. Träger des ganzen Werkes, ohne Stimme, ohne Vortrag, ohne Schule, ohne Spiel, ein Robert ohne Stimme und Spiel, das ist zu viel verlangt, und wir können unsere gerechte Entrüstung bei allem Wohlwollen für die Bemühungen der Intendanz nicht verbergen. Und ist es denn bloß das Publikum allein, welches durch den Herrn A. leidet? muß sich nicht auch ein trefflicher Sänger, ein großer Künstler, — diesen Namen können wir dem

Herrn B. (Bertram) mit voller Wahrheit zuerkennen, — nicht sehr gedrückt fühlen, wenn er von Herrn A., Robert, durchaus nicht unterstützt wird, ja beständig gehindert? Und trotz allem dem, wie führte Herr B. seine Parthie durch, wie groß war er namentlich im dritten Akte, wo er sich gehoben fühlte durch unsere Nachtigall, die liebliche Blume der Normandie, durch Fräulein C. als Alice. Doch das Schicksal ist gerecht, und wie sich das Schöne, Würdige findet, so findet sich auch das Häßliche und Unbedeutende, deßhalb erhält auch der Herr Robert am Schluß die Hand der Isabella, der Madame D., und ein würdigeres Paar im Unbedeutenden ist nicht leicht zu finden. Wäre das große Duett im vierten Akt zu ruiniren, so würde es Madame D. unbedingt ruinirt haben, aber ist es zu glauben? — — — — sie wurde sogar applaudirt!" —

„Aber woher wissen Sie das?" fragte der Schneider.

„Diese Arie wird immer applaudirt," sagte der Doktor ruhig und fuhr fort:

„O ja, es ist zu glauben; außer Denjenigen, welche diese schöne Perle aus dem Diadem des großen Meisters bewundert anerkannten, gibt es in unserm Theater eine gewisse Anzahl bekannter junger Leute, welche durch unanständiges Händeklatschen gegen alles Schöne eine unwürdige Opposition machen und für alles Unschöne schwärmen. Sollte man es z. B. glauben, daß unsere reizende, vortreffliche Künstlerin, unsere Sylphide, Demoiselle Pauline, einer der Glanzpunkte unseres Ballets, kaum beachtet wurde, als sie so graziös und meisterhaft den ungelenken Robert dazu vermocht, den Cypressenzweig zu rauben? So betrübend das für uns und alle Kunstkenner war, so dankbar müssen wir im Namen der Künstlerin die Bemühungen einiger anderer sehr gebildeter Jünglinge anerkennen, welche sich eifrigst bemühten, den verdienten Applaus der liebenswürdigen Tänzerin zu spenden. — Doch genug für heute! Nur noch ein Wort zum Publikum, von dem eine nicht geringe Anzahl in jener leider bekannten, schlafmützenartigen Indolenz von Anfang bis zu

Ende dasaß, die herrliche Musik über sich ergehen lassend, wie der Hund einen kalten Regenguß. Liebes Publikum, wir bemerken mit Schmerz, daß wieder sehr viel geplaudert wird und daß wieder außerordentlich viel Aepfel verspeist werden. Beides ist sehr störend, aber am allerstörendsten ist und bleibt es jedenfalls, daß ein hoher Adel und verehrungswürdiges Publikum es nicht erwarten kann und ruhig sitzen bleiben, bis der Vorhang am Schluß des letzten Aktes fällt. Dies Aufstehen, Scharren, Sichbewegen, ist ein Raub an dem wahren Musikfreund, der sein Geld doch bezahlt hat, um das ganze Stück zu genießen. Wird man diese Unanständigkeit nicht endlich einsehen lernen, glaubt man vielleicht, das Nachtessen könne nicht noch einen Augenblick länger warten, oder glaubt man vielleicht, Dichter und Componist hätten ihre Stücke so eingerichtet, daß es erbaulich sei, den Schluß derselben durch unausstehlichen Spektakel accompagnirt zu sehen?"

Hiemit endete der Doktor seine Vorlesung, setzte sich in seinen Stuhl und legte das Blatt auf den Tisch.

Der Herr Dubel war sichtlich ergriffen von der Größe seines Freundes, der sogar im Stande, seine Artikel prophetisch abzufassen, und der obendrein that, als seien derartige Arbeiten gar nichts Besonderes. Er machte ihm einige schüchterne Complimente hierüber und meinte, es sei wohl eben so schwer, solche Artikel zu verfassen, wie auf die Entgegnungen, die doch zuweilen folgen würden, gehörig zu antworten.

Der Doktor streckte sich auf seinem Stuhle aus, steckte seine Hände in die Hosentaschen, gähnte höchst gleichgültig, und meinte: auf Erwiderungen müsse man sich gar nicht einlassen; „was einmal gedruckt ist, ist gedruckt," sagte er, „und der erste Eindruck ist nicht zu verwischen, solche Erwiderungen nützen den Angegriffenen gar nichts. Etwas Anderes dagegen ist viel schlimmer, wenn z. B. eine auswärtige Redaktion, denen man hie und da Kunstkritiken zusendet, unter irgend einem Artikel boshafte Bemerkungen macht, hie und

da ein Fragezeichen einschiebt, ein Ausrufungszeichen, einen Gedankenstrich oder ein ei! in Parenthese, das ist sehr unangenehm und kann unter Umständen einen ganzen Aufsatz vernichten. So geschah es mir vor einiger Zeit, daß ich in einer Theaterchronik unser Fräulein C., die heutige Alice, außerordentlich lobte und ihre Leistungen bedeutend hervorhob, ich stellte sie als Stern erster Größe hin, als eine Erscheinung, auf die nothwendiger Weise ganz Deutschland sein Auge richten müsse. Was that die Redaktion? — Sie machte unter meinen Artikel die höchst unpassende Bemerkung: tant de bruit pour une omolette! Das war doch höchst abgeschmackt von dieser Redaktion, und ich habe es ihr auch fühlen lassen, indem ich ihr keine Artikel mehr zusende. Hatte sie nicht durch diese hämischen Worte mein ganzes Lob vernichtet? und dazu die unzarte Vergleichung einer Sängerin mit einem Eierkuchen, pfui Teufel!"

Der Herr Dubel hielt es im Verlauf des Gesprächs für passend, dem Herrn Doktor Stechmaier einige passende Worte über seine Leistung als Fortinbras zu sagen; er that es in höchst feiner Weise, indem er sagte, daß ein Mann, wie der Doktor, ein solch' großes publicistisches Talent, sehr Unrecht thue, wenn er die mit so viel Glück betretene, ihm von Natur angewiesene, literarische Laufbahn verlasse, um sich einer andern Kunst in die Arme zu werfen, von der er doch nicht gewiß sei, ob sie ihm holdselig zulächeln würde.

„Das habe ich auch gedacht," erwiderte der Doktor," und ich muß Ihnen gestehen, daß ich zu dem Entschluß gekommen bin, unter keinerlei Bedingungen mehr die Bühne zu betreten. Es ist doch ein höchst schlüpfriges und gefährliches Terrain, ich habe durch mein erstes Auftreten einen tiefen Blick in jenes Treiben geworfen. Von aufopfernder Freundlichkeit für einen Anfänger ist bei diesen Leuten keine Rede, Jedem bangt für seine Existenz, und je größer sich ein aufkeimendes Talent zeigt, um so weniger wird es unterstützt; ich könnte einen Band darüber schreiben. Warum veranlaßte mich der

Herr M. schon im ersten Akt, meine Rüstung anzuziehen? — um mich zu ermüden! — warum zog mich der Garderobediener mangelhaft an? — weil ihn der Herr A., ein ganz miserabler Anfänger, dazu bestochen! warum gab endlich der Souffleur das Zeichen zum Fallen des Vorhanges so früh? — weil er ein Vetter des Herrn A. ist, und weil er sah, daß ich mich nach einer sehr passenden Kunstpause würdevoll aufrichtete, um durch meine Rede das Trauerspiel effektvoll zu Ende zu bringen. Ich versichere Sie, das ganze Theater ist ein Gewebe von lauter Abscheulichkeiten, weßhalb ich mich auch fest entschlossen habe, keinerlei Versprechungen nachzugeben, sondern mich mit aller Kraft auf die Schriftstellerei zu werfen. Das conservative Journal, von dem ich Ihnen neulich sagte, ist im Entstehen begriffen, mehrere Gutgesinnte haben sich entschlossen, die „Spinne" zu kaufen und sie bedeutend zu vergrößern, der Adel hat seine Mitwirkung zugesagt und Sie werden bald etwas Großes erleben."

Der Schneider seufzte tief auf, wenn er bedachte, welche Wege zu Glanz und Ruhm seinem Freunde offen ständen und wie er so gar nichts habe, um eine Leiter zu erbauen, auf der er emporsteigen könne über das gewöhnliche Treiben der Menschheit. Er klagte dies dem Doktor, welcher die Achsel zuckte und sagte: „es ist freilich wahr, daß ein Mensch vor dem andern begabter erscheint, doch muß man nicht verzweifeln; machen Sie einmal den Versuch, einen kleinen Artikel zu schreiben. Recensiren Sie einmal ein Buch oder eine Vorstellung im Theater; man muß immer mit dem kleinsten und leichtesten anfangen."

Herr Dubel schüttelte traurig mit dem Kopf und versicherte, hiezu gehen ihm alle Kenntnisse, alle Fähigkeiten ab.

„Es ist schade," fuhr der Doktor fort, „daß Sie es mit dem Theater nicht versuchen können; Sie haben keinen Namen, man wär' von Ihnen überzeugt, daß Sie mit einer bescheidenen Stellung vor-

lieb nehmen und man würde alsdann keine Kabalen gegen Sie schmieden, es ist wirklich schade!"

„Freilich, Freilich!" seufzte der arme Schneider, „aber mir fehlt Alles dazu, obgleich ich eine ſiſſ-starke Bruſſiſ-t habe, iſſſ-t meine SSSS-timme doch schwach, und dann kann ich, wie Sie wiſſen, das es ſiſſ-te nicht aussprechen."

„Ja, ja," sagte der Doktor und senkte den Kopf nachdenklich auf die Brust, „schade, schade; aber wie wär' es," sprach er nach einer Pause und sah seinen Bekannten scharf durch die Brille an, „wie wär' es, wenn ich plötzlich etwas für Sie gefunden hätte, wodurch Sie im Stande sind, zu Geld, zu Ruhm, zu Ehre, zu einem Namen zu gelangen?"

„Doktor Stechmaier!" rief der Schneider entzückt, „iſſſ-t das wahr, hätten Sie wirklich etwas für mich erdacht?"

„Allerdings," sagte der Doktor sehr ruhig und mit einem wichtigen Ausdruck in seinem Gesicht. „Sie sind gut gewachsen, schlank, leicht, haben angenehme Bewegungen — gehen Sie zum Ballet, werden Sie Tänzer."

Da ward es dem Schneider, als haben sich dunkle Wolken, die bis jetzt seinen Horizont umschattet, gelichtet und würden heller und rosiger, je mehr sie empor schwebten, endlich brach ein heller Sonnenstrahl in sein Gemüth und ließ ihn fast aufjauchzen vor Freude. — Ein Tänzer! — ja, das war es, wonach er sich unbewußt immer gesehnt, hiezu fühlte er die Kraft in sich und es stand klar vor seiner Seele, daß er etwas Großes zu leisten im Stande sei; er erblickte sich schon im seidenen Trikot mit einem zierlichen Kleide von weißem Atlaß. Die Balletratten, welche er neulich gesehen, umschwebten ihn, eine Schaar holdseliger Amoretten, er verdrehte seinen Körper auf die zierlichste Weise und reichte der Mademoiselle Pauline, der schönen blonden Tänzerin, die Hand, seine Brust war so voll, er hörte kaum, was der Doktor Stechmaier lächelnd zu ihm sprach: daß er ihn protegiren werde, daß die „Spinne" ein herrliches Netz

um seinen Namen weben solle und der erstaunten Welt zurufen, ein zweiter Vestris sei entstanden.

Bald nahm er seinen Hut und eilte, die Brust voll herrlicher Gedanken und schöner Pläne eilends davon.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein neuer Tänzer.

Der Herr Dubel hatte eine ziemlich schlaflose Nacht verbracht. Der Wendepunkt seines Lebens, welcher durch den Rath des Doktor Stechmaier jetzt einzutreten schien, war ihm zu wichtig, als daß er nicht hätte stundenlang, ja, fast die ganze Nacht darüber denken sollen. So viel er aber auch die Sache überlegte, so viel er contra Ballet bei sich selber vorbrachte, so war er doch bald mit sich einig, und, als er am andern Morgen aus dem Bette stieg, fest entschlossen, noch heute seinen Bekannten, Signor Benetti, aufzusuchen. Da es ihm aber nicht angenehm und thunlich erschien, seine Wünsche im Theatersaale vor dem Balletpersonale zu sagen, so ging er schon vor Neun von seiner Wohnung, um den Balletmeister noch zu Hause zu treffen, da sich derselbe erst um zehn Uhr in's Theater begab.

Signor Benetti wohnte in einem andern Theile der Stadt, in einer zwischen Gemüsegärten neu erbauten Straße, im dritten Stock eines ansehnlichen Hauses. Da stand es auf einer Messingplatte an der Klingel zu lesen: Benetti, Balletmeister und Direktor der königlichen Tanzschule.

Je näher der Schneider diesem Hause kam, desto mehr schlug ihm das Herz; es ging ihm, wie dem Doktor Stechmaier bei sei-

nem erſten Debüt. Geſtern Abend war er feſt überzeugt, daß ihn Signor Benetti mit offenen Armen empfangen würde, und er erinnerte ſich mit Freuden, wie ihn derſelbe wegen ſeiner Muskelkraft und Behendigkeit gelobt. Heute Morgen aber ſtiegen leiſe Zweifel in ihm auf, er ſetzte dieſes Lob auf Rechnung der Höflichkeit, das ihm als einem Fremden, Unbekannten der Balletmeiſter bereitwilligſt geſpendet, höchſt wahrſcheinlich auch verblendet durch die Equipage des Baron Karl; dem ſei nun, wie ihm wolle, unſer Freund überlas mehrere Male die Meſſingplatte an der Thür, zupfte ſeine Halsbinde in die Höhe und überdachte ſich die paſſenden Worte, welche er ſich vorgenommen hatte, an den Balletmeiſter zu richten.

Er ſtieg die Treppen hinauf, zog oben an der Glasthür im dritten Stock, wo ſich eine zweite Meſſingplatte befand, an der Klingel, und augenblicklich wurde ihm der Eingang geöffnet von einer Frau an die Vierzig mit einem runden, blühenden Geſicht und leuchtenden Augen. Die Haare, von denen man aber nicht viel ſah, da der ganze Kopf mit Papilloten bedeckt war, ſchienen ſchwarz zu ſein.

Herr Dubel, der den richtigen Satz recht beherzigte: in einem Hauſe, wo man etwas wünſcht, gegen Alles außerordentlich freundlich zu ſein, verbeugte ſich tief beim Anblicke der kleinen dicken Dame und ſagte: „mein Fräulein, dürfte ich mir erlauben, Sie zu fragen, ob der Herr Balletmeiſſſter vielleicht zufällig zu Hauſe ſind?“

Die Dame ſchien durch die Anrede geſchmeichelt, und nachdem Sie mit einem Kennerblick den Anzug des jungen Menſchen überſchaut und verſichert war, daß hier von keiner Bettelei die Rede ſei, antwortete ſie freundlich: „mein Mann, Signor Benetti, iſt allerdings zu Hauſe. Wen habe ich das Vergnügen, ihm anzumelden?“

Der Herr Dubel verneigte ſich ſehr tief vor der Frau des Mei-

sters, er faßte ihre Hand und küßte sie respektvoll, worauf die Dame fortfuhr:

„Vielleicht ein junger Künstler, der hier durchreist? — ja, ich bin überzeugt, Sie sind ein Künstler."

Abermals verneigte sich der Herr Dubel und stammelte, daß er allerdings im Begriff sei, sich der göttlichen Kunst zu nähern, daß er überzeugt sei oder vielmehr hoffen wolle, der Ausspruch der Signora sei prophetisch, und daß von solchen Lippen als Künstler begrüßt, ihm erscheine, als habe er schon einen großen Schritt vorwärts gemacht auf der schwierigen Bahn.

Die Balletmeisterin ging in's Zimmer und der Herr Dubel vernahm, wie er, Dank seiner Liebenswürdigkeit, dort angemeldet wurde als ein wohl aussehender, sehr anständiger junger Mensch, der den Balletmeister zu sprechen wünsche und den man augenblicklich einlassen müsse. Gleich darauf kam sie wieder in den Gang heraus getrippelt und ließ unsern Freund in ein kleines Zimmer eintreten, wo sie ihm einen Stuhl anbot mit der Versicherung, der Balletmeistet werde im Augenblick erscheinen.

Bald trat dieser auch aus dem Nebenzimmer heraus, mit würdevoller Haltung und feierlichem Blick, der aber sogleich freundlich wurde, als er den Herrn Dubel erkannte.

„Ah! mein lieber Freund," rief er ihm entgegen und streckte beide Hände aus; „charmirt, Sie wieder zu sehen, sehr charmirt! Was verschafft mir das Vergnügen? Erkundigungen vielleicht nach dem kleinen Engel, der lieben Marie? Ein vortreffliches Kind — macht reißende Fortschritte — muß alle unsere Damen überholen, wird eine große Tänzerin werden!"

Dies Letztere sagte er flüsternd mit vorgehaltener Hand und einem schlauen Blick gegen das Nebenzimmer. Dann fuhr er wieder laut fort: „aber was verschafft mir das Vergnügen? vielleicht die Bitte um einen Gehalt für die Kleine? Ist schon besorgt, mein Vortrefflicher!" — dabei rieb er sich freundlich die Hände. „Schon

eingegeben zu einem kleinen Gehalt; erhält vom nächsten Ersten an vier Gulden monatlich — ein Nadelgeld, aller Anfang ist klein."

Der Herr Dubel verbeugte sich und dankte dem Balletmeister für seine Sorgfalt und seine Bemühungen um das kleine Kind; dann aber sagte er, daß er noch einen andern Wunsch auf der Seele habe und daß er deßhalb den Herrn Balletmeister so frühe belästige, weil die Spannung, in der er seit gestern Abend lebe, in einen Herzkrampf überzugehen drohe und er Gewißheit haben müsse, ob es nicht möglich sei, auch ihn so glücklich zu machen, wie das kleine Mädchen, kurz, mit Einem Worte, ob der Herr Balletmeister etwas für ihn thun wolle, daß er bei dem Ballet angenommen würde, die Tanzschule besuchen zu dürfen, um zu erfahren, ob er das Talent, die Gelenkigkeit und Kraft habe, etwas im Fache der Tanzkunst leisten zu können.

Signor Benetti legte nach dieser Eröffnung seinen Kopf sinnend in die linke Hand, wobei er den Zeigefinger derselben an die Nase drückte, kurz, eine nachdenkliche Stellung einnahm. Er betrachtete das Gebäude des Schneiders mit Kennerblicken, und schien mit dem, was er sah, nicht unzufrieden. Er nickte einige Male mit dem Kopfe, dann führte er den jungen Mann von der Thüre des Nebenzimmers hinweg in die Fensternische, als fürchte er, belauscht zu werden, und sagte nach einer langen Pause:

„Also Sie haben Lust, auf die Bühne zu gehen?"

„Es ist mein sehnlichsss-ter Wunsch."

„Wie alt sind Sie?"

„Zweiundzwanzig Jahre."

„Haben Sie einiges Vermögen, daß es ihnen möglich wird, eine Zeit lang ohne Gage zu dienen? denn Sie müssen wissen, daß eine hohe Intendanz sich schwer dazu versteht, einem Anfänger etwas zu bezahlen."

„Ich glaube wohl, mich während meiner Lehrzeit durchbringen

zu können; ich habe eine kleine Anſſſtellung im Hauſe des Herrn Baron Karl."

„Richtig!" ſagte der Balletmeiſter, „ich weiß das ja ſchon; aber welches Geſchäft haben Sie bis jetzt getrieben, was haben Sie gelernt?"

„Ich war ein Schneider, ich lernte . . . ."

„Bſt!" entgegnete Signor Benetti und deutete auf's Nebenzimmer, „das brauchen die da drinnen nicht zu wiſſen; das iſt Mademoiſelle Pauline, ſie wohnt hier im Hauſe bei mir, und ſo eine Solotänzerin hat gar hochmüthige Ideen; Sie verſtehen mich ſchon, lieber, charmanter junger Mann? das Schneiderhandwerk iſt ein außerordentlich ehrenvolles Handwerk, aber — die Damen beim Ballet — nun, Sie verſtehen mich, das träumt von lauter jungen Grafen und Baronen, die ihnen zu Lieb' Tänzer werden ſollen. Ich für meine Perſon verſichere Ihnen, daß ich ſchon aus Schneidern die beſten Tänzer herangebildet habe; die Beine ſind von dem Sitzen auf dem Tiſch außerordentlich biegſam und ſehr gelenkig, die Hand, welche die leichte Nadel geführt, verſteht ſich gratiös zu drehen, und dann, was Sie mein Freund, ſpéciell anbelangt, ſo denke ich noch immer an den Sprung auf dem Eis mit einer Sicherheit, einem Aplomb, der Sie zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt."

„Alſo Sie glauben wirklich, eine hohe Intendanz . . . .?" — ſagte der entzückte Schneider.

„Eine hohe Intendanz," entgegnete wichtig der Balletmeiſter, wird Sie in die Tanzſchule aufnehmen, ſowie ich Sie vorſchlage, und daß ich Sie vorſchlage, darauf können Sie ſich verlaſſen; die Sache iſt abgemacht. Es ſoll mich freuen, etwas Tüchtiges aus Ihnen herauszubilden. Sie erinnern ſich doch," ſagte er flüſternd, „des großen Craſpolini, des eminenten Grotesktänzers? — er war ebenfalls ein Schneider und kam aus Italien hieher, arm, zerlumpt;

ich habe einen Mann aus ihm gemacht; — aber wie heißen Sie, mein lieber Freund?"

„Mein Name iſſſ-t Dubel," antwortete der Schneider.

„Dubel, Dubel," entgegnete der Balletmeiſter und wiegte den Kopf hin und her. „Dubel iſt ein harter deutſcher Name, er klingt nicht gut; laſſen Sie ſehen, wie wir ihn ändern, wie wir ihn geſchmeidig machen." Er dachte einen Augenblick nach, dann ſagte er: „Richtig! ich hab's! es iſt ganz leicht, wir hängen ihm zwei kleine Sylben an, und ſo wird's prächtig. Sie heißen fortan — Dubelli, und ſo ſtelle ich Sie bei dem königlichen Ballete vor. Ich bin ſtolz auf dieſe Erfindung," lachte er, „und verſichere Ihnen, als Signor Dubelli könnten Sie, was den Namen anbelangt, in Mailand gaſtiren."

Der Schneider, der das Fremdartige liebte und ſchon heute Nacht überlegt, daß es ſich auf dem Zettel nicht gut ausnehmen würde, wenn es z. B. hieße:

„Don Alfonſo. . . . . Herr Dubel,"

war mit ſeinem neuen Namen vollkommen zufrieden und verbeugte ſich geſchmeichelt und dankbar.

Während nun Beide nach dieſer Unterredung in der Fenſterecke ſich dem Nebenzimmer näherten, ſagte der Balletmeiſter leiſe: „ich will Sie meiner Frau, der Signora Benetti, und der Demoiſelle Pauline vorſtellen; ich hoffe, die Letztere, die ſchon lange einen gutgewachſenen Tänzer wünſcht — denn wir ſind darin nicht gut verſehen, — ſoll Sie protegiren. Sie hat bei der hohen Intendanz einen tüchtigen Stein im Brette und kann Einiges durchſetzen. — Bſt!" er winkte geheimnißvoll mit dem Finger.

Sie traten nun in's Nebenzimmer, wo die Balletmeiſterin mit ihren Papilloten hinter einem gut beſetzten Kaffeetiſch auf dem Sopha ſaß und ſich freundlich erbot, ſobald Herr Dubelli ihr vorgeſtellt war, ihm eine Taſſe Kaffee zurecht zu machen. Demoiſelle Pauline hatte einen reizenden Morgenüberrock an, die blonden Haare unter

einem allerliebsten Häubchen verborgen und lag neben dem Kaffeetisch in einem niedrigen Fauteuil und spielte mit einem kleinen Wachtelhunde. Sie streckte die Fußspitzen gerade aus und neckte den Hund, indem sie ihn bald emporhob, bald von sich stieß. Die Tänzerin erinnerte sich gnädigst des Herrn, und als der Balletmeister ihn als einen Beamten, ja, Bekannten des Baron Karl vorstellte, und darauf eröffnete, der Herr Dubelli wolle sich dem Theater, dem Ballet widmen, so schenkte ihm die Künstlerin einen zweiten, forschenden Blick und versicherte, es sollte sie außerordentlich freuen, wenn der Balletmeister endlich Jemanden gefunden habe, mit dem man möglicherweise tanzen könne; „denn," setzte sie hinzu und warf den Kopf in die Höhe, „ich versichere Ihnen, Benetti, es ist nächstens hier nicht mehr auszuhalten, wenn man nicht für bessere Tänzer sorgt! Herr Walzer ist ein recht guter Mensch, aber er hat keine Kraft, er hält nicht aus; wenn Elise und ich erst recht anfangen und wenn er uns am Schlusse leviren soll, so müssen wir uns furchtbar anstrengen, um in die Höhe zu kommen. — Haben Sie schon getanzt?" fragte sie den neuen Collegen und dieser entgegnete:

„Getanzt, was man unter Tanzen als Kunssss-t verssss-teht, so eigentlich nicht" — der Balletmeister winkte ihm mit dem Auge — „das heißt auf keinem größern Theater," verbesserte sich der Herr Dubel, „Vorssss-tudien habe ich wohl schon gemacht, und ich hoffe, es soll mir bald Einiges gelingen unter Ihrem Protektorate, mein Fräulein, und unter der trefflichen Leitung des Signor Benetti."

Die Tänzerin lächelte geschmeichelt und zeigte bei dieser Gelegenheit ein paar rosige Grübchen in ihren Wangen; die Balletmeisterin bot dem artigen Fremden eine zweite Tasse Kaffee an, und Signor Benetti streckte seinen Kopf in die Höhe und versicherte, das Seine thun zu wollen.

Der Herr Dubelli, der sich die Lehren des Doktor Stechmaier, daß man auch Alles loben könne, was man nicht gesehen, fest ein-

geprägt, ſchwärmte über die geſtrige Vorſtellung Robert des Teufels und erhob die Leiſtung von Mademoiſelle Pauline als Aebtiſſin des verruchten Kloſters über alle Himmel hinaus. Die Tänzerin lächelte abermals, und der neue College ſchien ihr zu gefallen.

„Es iſt ſchade," ſagte der Balletmeiſter, „daß Niemand von unſeren jungen Damen in der Nähe iſt, um mit Herrn Dubelli eine kleine Probe zu machen. Was meinſt du Frau, ſollte wohl Mademoiſelle Karoline, die uns gegenüber wohnt, noch zu Hauſe ſein? Wir könnten ſie ja herüber holen laſſen, um mit Herrn Dubelli eine Polka, einen Walzer oder ſo etwas zu tanzen, um praktiſch zu ſehen, ob er einen richtigen Begriff von der edeln Tanzkunſt hat."

„Sie wird wohl ſchon in's Theater gegangen ſein," erwiderte Signora Benetti und warf einen Blick zu dem Fenſter über die Straße; „ja, ſie iſt ſchon fort, ihre Fenſter ſtehen weit offen."

„Schade, ſchade!" ſagte der Balletmeiſter, „wir hätten uns dadurch eine Probe auf dem Balletſaal erſpart."

„Nun, wir können die Probe ja immerhin machen," nahm Demoiſelle Pauline nachläſſig das Wort; „gehen Sie an Ihren Flügel, Benetti, ich will mit dem jungen Mann tanzen."

„O!" ſagte der pfiffige Italiener, als erſchrecke er über dieſen Vorſchlag, „das wäre wahrhaftig zu viel verlangt, Mademoiſelle Pauline! La prima ballerina wollte die Gnade haben? Herr Dubelli," ſprach er ſtolz zu dieſem, „Sie haben einen glücklichen Tag."

Der neue Tänzer war ſichtlich erſchüttert von dem übergroßen Glück, das ihm zu Theil wurde, und erhob ſich ganz gerührt; er fuhr über ſeine hellen, lederfarbenen Glacehandſchuhe, die er ſich zu dieſem Zwecke eigens gekauft, als wolle er ſie feſter an die Hand ſtreifen, legte ſeinen Hut auf einen Nebentiſch und ſtellte ſich in Poſitur. Die Tänzerin warf den kleinen Hund mit ihrer Fußſpitze auf den Sopha, erhob ſich aus dem Fauteuil, und während ſie ihre beiden Hände auf die Hüften legte, wiegte ſie ihren Oberkörper in

die Höhe und streckte sich um ein paar Zoll. Das Mädchen hatte eine prachtvolle Taille, und der Herr Dubelli wagte es anfangs nur schüchtern, seinen Arm um sie zu schlingen.

„Eine Polka-Masurka!“ befahl die Tänzerin und fragte mit einem Blicke, der deutlich sagte, daß eine Verneinung auf diese Frage ihr unmöglich erscheine: „Sie tanzen doch Polka-Masurka?“

„Allerdings, mein Fräulein! entgegnete der Exschneider, und da er sich bewußt war, ein wirklich guter Tänzer zu sein, so fühlte er sich erstaunlich leicht und sein Herz klopfte nur noch ganz gelinde.

Signor Benetti fing an zu spielen, und der Tanz begann. Leicht und gewandt schwebten die Beiden dahin, und Dubelli gab sich alle Mühe und nahm sich sehr zusammen, um den schlangenartigen Wendungen seiner Tänzerin zu folgen, was ihm auch so gut gelang, daß ihm die Balletmeisterin auf dem Sopha tüchtig Beifall klatschte und entzückt ausrief: „göttlich! — Demoiselle Pauline — außerordentlich! — großartig! — Gut, Herr Dubelli! — Brav gemacht!“ — Der Balletmeister spielte indessen immer geschwinder, und die Beiden rasten ordentlich im Zimmer umher. Endlich fing die Tänzerin an, stärker zu athmen, ihr Busen hob sich heftig in die Höhe, und als bald darauf Signor Benetti aufhörte, zu spielen, erklärte sie, der neue College tanze leicht und gewandt, und was die Ausdauer anbelange, so sei sie ebenfalls mit ihm zufrieden.

Der Balletmeister erhob sich von seinem Flügel, klopfte dem angehenden Tänzer auf die Schultern und versicherte ihm, er könne stolz sein auf den Ausspruch der Demoiselle Pauline. „Ich werde noch heute unseren Chef sprechen,“ sagte er, „und wenn wir erst ein halbes Jahr auf dem Balletsaale und zu Hause die allergründlichsten Studien gemacht, so hoffe ich etwas Anständiges zu erleben.“

Der Herr Dubelli dankte der Tänzerin für die außerordentliche Güte und Freundlichkeit, die sie ihm erzeigt, für die Weihe der Kunst, die sie ihm hiedurch ertheilt; ebenso sagte er dem Balletmeister einige tief empfundene und passende Worte und der Signora

Benetti ebenfalls etwas Schönes über den Antheil, den sie an ihm genommen.

Als nun bald darauf der Theaterdiener mit der Meldung erschien, der Wagen sei unten, um Demoiselle Pauline nach der Probe abzuholen, beurlaubte er sich durch einen Handkuß von der Signora Benetti und begleitete die Tänzerin an den Wagen, hob sie hinein, machte hinter ihr und seinem neuen Chef den Schlag zu und eilte alsdann, den Doktor Stechmaier aufzusuchen, den er in Kenntniß setzte von all' dem Schönen, was ihm heute Morgen bereits passirt. Der Doktor freute sich aufrichtig über das Glück des Herrn Dubel und versprach, in der nächsten Nummer der „Spinne" etwas über den vortrefflichen Balletmeister des Hoftheaters zu sagen, und wie sehr es anzuerkennen sei, daß er sich bemühe, junge emporkeimende Talente für das Balletcorps zu gewinnen.

Frau Welscher und Jungfer Kiliane waren nicht wenig überrascht, als sie den Entschluß des Herrn Dubel erfuhren und er ihnen erzählte, daß er schon so gut wie angenommen bei dem königlichen Balletcorps sei. Sie freuten sich besonders darüber, daß nun die kleine Marie in der Anstalt einen Beschützer habe, und der Herr Dubel dagegen, der das kleine Mädchen außerordentlich lieb hatte, war ebenso erfreut, daß sie dort sei, und ihm kam deßhalb der Balletsaal mit seinen Ratten, seinen Tänzern und Tänzerinnen durchaus nicht so fremd vor, wie einem wohl zu Muthe ist, wenn man unter lauter unbekannte Gesichter hineintritt.

Das kleine Mädchen hatte eine außerordentliche Freude, als sie erfuhr, sie werde nun künftig ihren Freund Dubel ebenfalls im Balletsaale sehen; sie nahm ihn gleich an die Stange im Zimmer, er mußte die Füße erschrecklich auswärts biegen, sie machte ihm alle Bewegungen vor, die sie schon gelernt, und es war possirlich, wie sie das Alles that mit dem ernsten Ton einer Lehrmeisterin.

Den andern Tag schon erhielt der Herr Dubelli ein Dekret von der königlichen Hoftheaterintendanz, das ihm gestattete, die königs-

liche Tanzschule zu besuchen und ihm ein Engagement beim Balletcorps in Aussicht stellte, sowie ihn Signor Benetti hiezu würdig befinden werde.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Flucht.

Die wohlorganisirte Gaunerei in einem wohlgeordneten Staate hat ihre Polizei, wenn man es so nennen kann, die meistens besser eingerichtet ist, als jene Polizei, welche uns vor jenen Gaunern selbst schützen soll. Ihre Chefs (die der Gauner nämlich) sind wohlbekannte, unter ihnen sehr angesehene Leute; ihre Hehler sind meistens von einer musterhaften Pflichttreue; ihre Schlupfwinkel sind sicher und selten einem Verrathe ausgesetzt, und unter ihnen besteht eine immerwährende Communikation, wodurch sie einander mit der Schnelligkeit eines Telegraphen gegen böswillige Anschläge zu wahren und zu schützen wissen, und wodurch sie rasch und mit Leichtigkeit das erfahren, was der wirklichen Polizei viel fruchtlose Mühe und Kosten verursacht.

Der treffliche Steinmann war aber in dieser Hinsicht doppelt gut berathen, da er im öffentlichen Leben an einer Ecke stand und dadurch, wie wir wissen, im Stande war, zwei Seiten auf einmal zu übersehen. Daher kam es denn auch, daß er wenige Tage nach der Flucht der Madame Müller mit ihrer Tochter abermals und mit sehr vergnügtem Gesicht neben seinem Gevatter im Refektorium des alten Klosters saß und sich mit einigen Schoppen weißen Weins erlabte. Es war noch ziemlich früh, in dem Lokale sonst Niemand zugegen und der Steinmann saß an seinem Lieblingsplatze auf

der Ofenbank, ſchlenkerte mit den Füßen und rieb ſich lächelnd die Hände.

Der Gevatter befand ſich, Dank dem Gelde der Jungfer Kiliane, in einem ziemlich anſtändigen Anzuge, der, wenn er ihm auch theilweiſe zu weit und zu eng war, ihm doch geſtattete, ſich auf der Straße an der Seite des Steinmann ſehen zu laſſen.

Dieſer hatte ſeine Uniform mit einer bürgerlichen Kleidung vertauſcht, trug einen ſchwarzen Hut und in der Hand ein ſpaniſches Rohr mit weißem Knopf. Er ſah zuweilen auf ſeine Uhr und ermahnte jetzt den Gevatter, ſeinen Schoppen auszutrinken, da ſie fortgehen müßten.

„Was werden die Beiden für ein Vergnügen haben," lachte der Gevatter, wenn ſie uns plötzlich erſcheinen ſehen!"

„Vergeßt nur nicht," ſagte der Steinmann, „daß wir mit gehöriger Vorſicht auftreten müſſen; die Alte iſt ſchlau und brennt durch, wenn ſie nur Einen von uns ſieht, geſchweige denn alle Beide. Wir müſſen einen vollkommenen Operationsplan entwerfen und getrennt manövriren. Daß ſie in Metthauſen ſind oder heute Abend dorthin kommen, das weiß ich ganz beſtimmt, meine Berichte ſind ſicher, und wir werden mit dem Omnibus ebenfalls gegen Zehn dort eintreffen: ich werde alsdann gleich erfahren, wo ſie ſich befinden, und wenn wir das einmal wiſſen, ſo dürfen wir unter keiner Bedingung zu gleicher Zeit in's Haus treten; ich gehe dann allein in die Stube, und da ich natürlicher Weiſe kein Aufſehen erregen will, ſo werde ich zuerſt verſuchen, ob ſie freiwillig zurückkehren; im Fall ſie ſich deſſen weigern, ſo habe ich hier in meiner Taſche einen Ausweis für den dortigen Bürgermeiſter, worin ich ermächtigt bin, die Beiden als gefährliche Landſtreicherinnen, als liederliche Perſonen zu verhaften. Ihr habt ein ähnliches Papier und bleibt vor dem Hauſe ſtehen, bis ich Euch hineinrufe, wenn Alles in Ordnung iſt. So lange ich Euch aber nicht rufe, paßt mir auf's Genaueſte auf, und wenn Eine von den Beiden aus dem Hauſe ſchlüpft,

ſo folgt Ihr derſelben, und wenn ſie aus dem Dorfe rennt, ſo rennt Ihr ihr nach; nur macht mir auf der Straße keinen Spektakel und gebt Euch nicht vor verſammeltem Volk als Polizeiagent aus, denn ſonſt könntet Ihr im Geheimen die ſchönſten Prügel bekommen."

Der Gevatter verſprach, Alles ſorgfältig zu beobachten, und nachdem er auf dieſe Art vollſtändig inſtruirt war, gingen die Beiden mit einander fort nach dem Omnibus, ſetzten ſich auf und fuhren zur Stadt hinaus.

Es war ein unangenehmer, windiger Tag, dunkle Wolken ſandten häufig Regenſchauer herab, und als es Mittag wurde, umzog ſich der Himmel mit einem dichten Grau, gegen Abend fing es wieder an zu regnen; anfangs tröpfelte es nur ſchwach, dann immer ſtärker und endlich ſtrömte ein tüchtiger Landregen auf die Erde, der für die Nacht anzuhalten verſprach. Dem Steinmann war dies nicht angenehm, denn er fürchtete, daß die Flüchtlinge, wenn ſie Metthauſen noch nicht erreicht hätten, vorher ſchon in irgend einem Bauernhofe oder einer Fuhrmannsherberge an der Straße anhalten und übernachten könnten.

Indeſſen rollte der Omnibus vorwärts, ſo gut es ging; doch wurde es allmälig ſpät, aus allen Ortſchaften, durch welche ſie kamen glänzten ſchon die Lichter heraus und immer war von Metthauſen noch nichts zu ſehen.

Während die Reiſenden im Omnibus auf dieſer Seite des erſehnten Orts häufig und ungeduldig nach demſelben umſchauten, machte es ein Reiſender auf der andern Seite deſſelben ebenſo. Dieſer ſaß in einer Poſtkaleſche, mit zwei Pferden beſpannt; er hatte die Ledervorhänge feſt zugezogen, um ſich vor dem hereinſchlagenden Regen zu ſichern, und ſchaute, wie geſagt, nur zuweilen hinaus, um endlich die Station zu erblicken, oder den Poſtillon zu ſchnellerem Fahren anzutreiben. Dieſer, ſowie die Pferde, troſen von Waſſer

und trabten so langsam wie möglich durch den unergründlichen Schmutz, den der Platzregen schnell auf der Straße gebildet.

Metthausen, das Ziel dieser beiden Wagen, war ein kleiner Ort mit einer Posthalterei, mit welcher eine Wirthschaft verbunden war, die aber hauptsächlich von Fuhrleuten und Gästen niederen Ranges besucht wurde. Alles Andere ging in den „Rothen Ochsen", der gegenüber lag; doch machte der „Rothe Ochse" durch diesen höheren Rang keine besseren Geschäfte, und wenn es hier fast beständig leer war, so sah man drüben die Post beinahe immer mit Gästen angefüllt. So war es auch heute Abend, und in der großen Wirthsstube kaum noch ein Plätzchen zu finden, so besetzt war Alles mit Fuhrleuten, die hier über Nacht blieben, mit Handwerksburschen und mit Einwohnern des Orts, die nach vollbrachtem Tagwerk hier ihren Schoppen genossen. Durch diese große Anzahl von Gästen und durch die Art, wie die Meisten, von dem Regen draußen zugerichtet, herein kamen, das Wasser abschüttelnd, den Schmutz der Straße von den Stiefeln abtretend, war das Zimmer der Post durchaus kein behaglicher Aufenthalt. Der Fußboden war mit Wasser und Schmutz bedeckt; die durchnäßten Kittel der Fuhrleute dampften ebenso arg, wie die Suppe, die vor ihnen auf dem Tische stand; denn wegen des kühlen Wetters hatte man ein Feuer im Ofen angemacht und nebenbei qualmten aus eben so vielen Tabakspfeifen, als hier waren, ebenso viel unangenehme Gerüche.

In der Ecke der Wirthsstube, ziemlich unbemerkt von den übrigen Gästen, saß eine Frau, die wir bereits kennen, mit ihrer Tochter. Das Regenwetter hatte ihre Kleidung stark mitgenommen, und die Frau saß da, den Kopf auf ihre Arme gestützt, und sah mürrisch vor sich hin. Das Mädchen hatte die Hände in den Schooß gelegt und starrte, in tiefes Nachdenken versunken, auf das Gewühl der Trinkenden und Essenden. Vor den Beiden auf dem Tische stand ein Glas Bier nebst einigen Kartoffeln in der Schale.

Die Mutter seufzte tief auf und das Mädchen fuhr aus ihren

Träumereien in die Höhe. „Warum seufzt Ihr, Mutter?“ sagte sie, „es wird nicht alle Tage so schlecht gehen, wie heute; wir werden, wenn die Leute fort sind, unsere Kleider trocknen und uns ein Bett zum Schlafen geben lassen. Morgen oder übermorgen kommen wir in eine größere Stadt und da werden wir schon Arbeit finden. Seid nur getrost, Mutter, es wird schon gut werden.“

Ein tiefer Seufzer war Alles, was die Frau zur Antwort gab.

„Seid doch nicht so entsetzlich betrübt, Mutter,“ fuhr das Mädchen fort. „Daß wir Unangenehmes aller Art erleiden müßten, das war ja vorauszusehen; aber haben wir uns nicht vorgenommen, Alles freudig und geduldig zu ertragen, um ein besseres und glücklicheres Leben zu beginnen?“

„Ein besseres und glücklicheres Leben?“ fragte die Mutter, ohne aufzublicken.

„Allerdings, Mutter, ein glücklicheres Leben! Meint Ihr, es könne uns nicht gelingen, mit Ehren durchzukommen? Meint Ihr, Gott im Himmel werde Jemanden verlassen, der sich vornimmt, durch ehrliche Arbeit sich durchzubringen? — Gewiß nicht, Mutter! Drum seid getrost, eßt und trinkt etwas, Ihr müßt gewiß Hunger haben.“

„Ich mag aber nicht,“ war die Antwort.

„Ihr mögt nicht, Mutter? — Leider könnt Ihr für heute nichts Besseres haben, aber lasset den Muth nicht sinken; morgen oder übermorgen finden wir etwas, das für uns paßt, und wir werden gewiß noch zufrieden und glücklich.“

„Zufrieden und glücklich?“ sagte die Mutter bitter lachend und erhob ihren Kopf, um das Mädchen anzuschauen. „Du willst zufrieden und glücklich werden, wenn du mit den feinen Händen da den ganzen Tag arbeiten sollst? — Wer wird dir überhaupt Arbeit geben? O, es ist nicht so leicht, zu arbeiten! Gehe doch hin und vermiethe dich als Magd, versuch's einmal, man wird dir Zeugnisse abverlangen, und wenn du dich auf dein ehrliches, schönes Gesicht

berufſt und ſie deine glatten Hände ſehen, da werden die Leute ſagen: du ſeieſt nicht zu harten Arbeiten gemacht, und werden dir den Rath geben, zu deinem früheren Geſchäft zurückzukehren."

Obgleich die Mutter die letzten Worte ſehr leiſe ſprach, ſo fuhr doch das Mädchen entſetzt in die Höhe, als habe ſie ihr etwas Fürchterliches laut und gellend in die Ohren geſchrieen; die Alte ſtützte den Kopf wieder in ihre Hände, und das Mädchen erwiderte nach einer Pauſe:

„Ihr bereut es wohl, Mutter, daß wir die Stadt verlaſſen haben? Sagt mir, Mutter, ob Ihr es bereut."

„Ja, das thue ich!" entgegnete die Frau; „ich bereue es gewiß und wahrhaftig, dir gefolgt zu ſein, es war nichts als eine Lächerlichkeit von dir, eine Laune; am Ende hätteſt du doch zu Hauſe arbeiten können und . . ."

„Ein anderes Leben anfangen, wollt Ihr ſagen, Mutter," bemerkte das Mädchen mit gelaſſenem Tone, obgleich ſie unter dem Tiſche ihre Hände krampfhaft in einander ſchloß. „Oder," fuhr ſie fort, „es wäre Euch am Ende gleichgültig geweſen oder noch lieber, wenn ich kein anderes Leben angefangen hätte, ſagt es nur frei und offen heraus."

„Ja," ſagte die Alte trotzig, „wozu auch eine ſolche Geſchichte? Was geſchehen iſt, iſt leider geſchehen; kannſt du dich beſſer machen, kannſt du mit aller Arbeit oder aller Buße anders werden, ungeſchehen machen, was einmal geſchehen iſt?"

„Vor den Leuten kann ich das freilich, Mutter," entgegnete das Mädchen mit leiſer Stimme; „in einer fremden Stadt, wo mich Niemand kennt, wo man nicht weiß, was ich gethan, kann ich ein anderes Leben führen, kann geachtet ſein und mit Ehren angeſehen. Hier," ſie preßte die Hand auf ihr Herz, „kann ich freilich nicht verwiſchen, was ich erlebt; aber das thut nichts, Mutter, dieſe quälenden Gedanken ſind meine Strafe. — — — Aber was ſoll geſchehen?" fuhr das Mädchen nach einer langen Pauſe fort; „wollt Ihr viel-

eicht umkehren, Mutter, und mich allein in die Welt hinausgehen
assen?"

Die Alte blickte abermals in die Höhe und schwere Thränen-
ropfen liefen über ihre Wangen hinab. „Nein, nein," sagte sie; „ich
kann dich nicht allein lassen, aber ich kann auch nicht in der Welt
mit dir herumziehen; kehre mit mir wieder um, wir wollen alle bis-
herigen Verbindungen abbrechen, und können ja auch zu Hause ar-
beiten, können ja auch zu Hause ein anderes Leben anfangen.

„Ich habe schon einmal gesagt," entgegnete fest und bestimmt
das Mädchen, „daß es zu Hause nimmermehr angeht; wie wollt
Ihr Eure Verbindungen abbrechen? Denkt nur an den Steinmann
— — — den Steinmann, Mutter!" wiederholte das Mädchen und
starrte mit weit aufgerissenen Augen nach der Thüre des Zimmers
— „der Steinmann!" fügte sie mit dem Tone des höchsten Schreckens
hinzu und drückte krampfhaft den Arm der Frau — „der Stein-
mann, Mutter! Ich habe ihn draußen vor der Thüre im Gange
gesehen!"

„Was sagst du?" rief die Alte und fuhr in die Höhe. „der
Steinmann wäre hier?"

„Ja, ich habe ihn gesehen!" sagte das Mädchen; „bei Gott, er
war es! Kommt, Mutter, laßt uns fliehen! dort durch die Küche
in den Hof hinaus, — fort, fort!"

„Ich kann heute Abend nicht weiter!" sagte die Alte mürrisch
und spähte forschend nach der Thüre, doch schien ihr Blick nicht
mehr so trüb und finster, wie früher. „Siehst du wohl," fuhr sie
fort, „ich habe es dir ja gesagt! Was hilft das Fortlaufen? der
findet uns doch wieder."

„Nein, nein!" entgegnete das Mädchen in namenloser Angst;
„es ist draußen finster, der Regen gießt noch immer vom Himmel
herab, und wenn wir nur ein anderes Haus erreichen, so findet er
uns nicht. Mutter, ich bitte Euch um Gottes willen, kommt mit!"

„Nein," entgegnete die Alte bestimmt, „ich gehe nicht weiter.

ich habe gethan, was ich gekonnt, aber dem können wir doch nicht entfliehen."

„Wir nicht, Mutter?" sagte das Mädchen mit gänzlich verwandeltem Tone und warf, wie an jenem Abende, die Oberlippe trotzig in die Höhe; „sagt doch lieber: ich nicht, weil Ihr nicht wollt. Mich dagegen soll keine Macht der Erde vermögen, lebendig wieder in ein Joch zurückzukehren, dem ich einmal entflohen, mich soll nichts in meinem Entschlusse wankend machen; ich will fliehen, so lange mir ein Ausweg offen bleibt, und nur im schlimmsten Falle der offenbaren Gewalt weichen und alsdann noch hinausschreien in die Ohren Aller, die es hören können, was man mit mir vor hat, wozu man mich zwingen will. — Aber der Augenblick drängt, noch einmal beschwöre ich Euch, Mutter, kommt mit!" — Sie wollte die Alte am Arme fortziehen, aber diese blieb unbeweglich. Noch einen Augenblick harrte das Mädchen und schaute mit der entsetzlichsten Angst auf ihre Mutter; als diese aber kein Zeichen gab, folgen zu wollen, legte sie ein kleines Paketchen — es enthielt ihr letztes Geld, ihre Ohrringe und was sie sonst an Schmuck besaß — in die Hände der Frau, warf noch einen schmerzlichen Blick auf sie und verschwand durch die neben ihnen befindliche Küchenthüre.

Es war in der That der Steinmann gewesen, den der scharfe Blick des Mädchens im Hausgange entdeckte. Mit dem Omnibus, der ihn gebracht, war auch zu gleicher Zeit die Postkalesche angekommen und hielt vor dem Hause. Der Steinmann seinerseits hatte Mutter und Tochter ebenfalls bemerkt, hatte seinen Gevatter im Hausgange gelassen und wollte gerade in die Stube treten, als er sah, daß Anna durch die Küchenthüre hinaus eilte.

Das arme Mädchen hatte es mit einem schlauen und hartnäckigen Feinde zu thun, und kaum betrat sie die Küche, so zeigte sich auch der Steinmann an der anderen Thüre. Das Mädchen stand erstarrt und schaute rathlos um sich; in der Küche war von den Hausleuten Niemand; nur ein einzelner sehr großer Mann, der-

ſelbe, den die Poſtkaleſche gebracht, ſtand vor dem Herdfeuer und trocknete die Enden ſeines Mantels, die der Regen draußen durchnäßt hatte. Er zog es wahrſcheinlich vor, lieber hier auf einen neuen Wagen und friſche Pferde zu warten, als in der überfüllten Wirthsſtube.

Das Mädchen, welches den Steinmann näher treten ſah und welches keine Rettung mehr erblickte und eine Sekunde überlegte, ob ſie in das anſtoßende Zimmer zurückkehren und die Anweſenden zu ihrem Schutze auffordern ſolle, verwarf dieſen Gedanken ebenſo ſchnell wieder als unausführbar, und wandte ſich dagegen mit der verzweiflungsvollen Hoffnung, mit welcher der Ertrinkende nach einem Strohhalm greift, an den fremden Mann am Herde, ergriff ſeinen Mantel und flehte um Gottes Barmherzigkeit willen ſeinen Schutz an.

Der fremde Mann drehte ſich ſchnell zu dem Mädchen herum, das zitternd vor ihm niederſank, und blickte erſtaunt in das Geſicht Steinmanns, welcher ebenſo erſtaunt ihm gegenüber wie angefeſſelt ſtehen blieb. Der Stadtſoldat erkannte den Jäger Lukas und wußte, daß er es hier mit keinem geringen Gegner zu thun hatte.

„Was ſoll das bedeuten?“ fragte der Jäger mit finſterem Blick, indem er den linken Arm in die Seite ſtemmte, wodurch der Griff ſeines Hirſchfängers ſichtbar wurde, während er mit der andern Hand das Mädchen vom Boden in die Höhe zog. „Was ſoll das ſein? Warum verfolgt Ihr dieſes Kind?“

Der Steinmann ſchleuderte einen wüthenden Blick auf den Jäger, da er wohl wußte, daß derſelbe jedenfalls Partei gegen ihn nehmen würde, und entgegnete mit frechem Ton: „Was das ſein ſoll? — Ich möchte mich erkundigen, was es bedeuten ſoll, daß Ihr Euch in meine Angelegenheit miſcht?“

Ein Lächeln der tiefſten Verachtung überflog die Züge des rieſenhaften Mannes, er führte das Mädchen gegen das Herdfeuer, ſtellte ſich zwiſchen ſie und ihren Verfolger und fragte ſo ſanft wie möglich:

„ſage du mir, mein Kind, was ſoll das alles bedeuten, warum verfolgt dich dieſer Menſch?“

Das Mädchen ſchlug bitterlich weinend die Hände vor's Geſicht und war nicht im Stande, ſogleich eine Antwort zu geben; der Steinmann aber übernahm dieſelbe an ihrer Statt und ſagte höhniſch:

„Der Herr Lukas werden mich wahrſcheinlich kennen und werden vielleicht wiſſen, daß ich der Polizei angehöre und in dieſer Eigenſchaft bin ich alſo hier und trage den ſchriftlichen Befehl bei mir, dieſes Mädchen mit ihrer Mutter, zwei Landſtreicherinnen der ſchlimmſten Art, zu verhaften.“

Bei dieſen Worten ließ Anna ihre Hände vom Geſicht heruntergleiten, ſah den Jäger an und ſprach durch Thränen: „glaubt ihm nicht, Herr, o glaubt ihm nicht! Ich bin keine Landſtreicherin, aber dieſer da iſt ein ſchlechter Menſch, der mich verderben will.“

„Das hat gewiß ſeine Richtigkeit,“ ſagte der Jäger lächelnd und ſchaute über ſeine Achſel nach dem Stadtſoldaten hin; „ſei aber die Sache, wie ſie will, ſo ſoll ihm der Spaß dieſes Mal verdorben werden, ich nehme dich unter meinen Schutz.“

Jetzt erlaubte ſich der Steinmann eine laute Lache aufzuſchlagen, nahm ſeinen Verhaftsbefehl aus der Taſche, hielt ihn dem Jäger vor die Augen und bemerkte: „wir wollen doch einmal ſehen, ob Ihr, ein fremder unbekannter Menſch, Euch unterſtehen wollt, der Polizei in's Amt zu greifen und ſie zu verhindern, zwei ſchlimme Perſonen zu verhaften, das wollen wir einmal ſehen!“

Der Jäger überlegte gerade, ob jetzt ein günſtiger Moment ſei, um den Steinmann zum Fenſter hinauszuwerfen, als ihm und dem armen Mädchen in der ſtämmigen Wirthin des Hauſes eine unerwartete Hülfe zu Theil wurde, die kräftig gegen den Steinmann auftrat.

„Was?“ rief dieſe würdige Dame mit zornrothem Geſicht, welche die letzten Worte gehört hatte, „ein verkleideter Poliziſt will in meinem Hauſe Gäſte inſultiren und ſie verhaften? — Nehme Er

sich in Acht, oder ich werde Ihm zeigen lassen, was mein Hausrecht ist!"

„Aber, liebe Frau," entgegnete der Steinmann geschmeidig, „Sie muß wissen, warum es sich handelt. Will Sie in Ihrem Hause vagabundirende Weibsbilder behalten und will Sie die Polizei hindern, solche Geschöpfe, die zum Schaden aller Menschen umherstreifen, unschädlich zu machen? O, das wird Sie nicht wollen, wackere Frau Siemlich! In einem Gasthofe, wie der Ihrige, solche Frauenspersonen? — Denk Sie nur, wie sich darüber die Frau Ochsenwirthin freuen würde! O nein, Sie wird mir helfen und beistehen lassen gegen diesen Herrn da, der sich unbefugter Weise in meine Geschäfte mischt."

Die Frau ließ bei dieser Rede ihre Arme langsam vom Leibe heruntergleiten und sah das Mädchen und den Jäger mit fragenden Blicken an. Allerdings mochte das schöne Gesicht der Ersteren, die weißen Hände und die wohlgeordnete dicke blonde Flechte, die unter der groben Haube hervorgekommen war, im Vergleich mit der unscheinbaren Kleidung verdächtig erscheinen; doch trat der Jäger fest auf sie zu und sagte mit bestimmtem Tone:

„Ich versichere Sie, Frau Wirthin, ich kenne jenen Menschen, ich weiß, daß er ein schlechter Gesell ist, und bin fest überzeugt, daß es sich hier um eine Spitzbüberei handelt, um eine Schlechtigkeit, die er einem armen, wehrlosen Geschöpf Ihres Geschlechts anthun will. Das Mädchen ist gewiß unschuldig und von Ihnen, Frau Wirthin, bin ich überzeugt, daß Sie es überhaupt nicht dulden werden, daß in Ihrem Hause ein Spektakel der Art vorfällt, und daß es in dem Orte morgen heißt: die Polizei habe es für nöthig gefunden, aus Ihrem Hause, aus dem Gasthofe „zur Post" Leute zu entfernen. Denken Sie, was Ihnen das hier, sowie in der Residenz, die ich morgen früh erreiche, für ein Renommée geben würde."

Der Steinmann warf dem Jäger einen wahrhaft teuflischen Blick zu, als er sah, wie die Frau Siemlich abermals ihre Arme in

die Seite ſtemmte, und als ſie ſagte: „der Herr hat Recht, ich laſſe nun und nimmermehr in meinem Hauſe Jemanden arretiren; ſie können heute Nacht dableiben, und wenn ſie morgen das Wirthshaus „zur Poſt“ verlaſſen haben, ſo mag mit ihnen geſchehen, was da will, ich habe dann keine Verantwortung.“

Der Steinmann, welcher nicht ſo leicht abzuweiſen war, entgegnete: „dann werdet Ihr mich zwingen, Frau Siemlich, daß ich zum Bürgermeiſter gehe und mir mit Gewalt nehme, was Ihr mir in Güte verweigert. — Ich will ja durchaus keinen Spektakel machen,“ ſetzte er liſtig hinzu, „wir bringen das Mädchen mit ihrer Mutter auf ein Zimmer droben, und morgen früh fahren wir mit ihr nach der Reſidenz zurück, das kann gar kein Aufſehen erregen.“

„Nein, nein!“ flehte Anna, „laßt es um Gotteswillen nicht geſchehen, gebt mich nicht in die Gewalt dieſes Menſchen!“

„Mit Gewalt?“ ſagte die Wirthin, die nur dieſes Wort gehört zu haben ſchien, und deren Geſicht abermals zornigroth aufflammte, „mit Gewalt in meinem Hauſe? Das wollen wir doch einmal ſehen! — Und mir mit dem Bürgermeiſter drohen, der drinnen ſeinen Schoppen trinkt? Iſt nicht der Chriſtoph und der Johann im Hauſe, ſitzen nicht in der Wirthsſtube draußen ſechs meiner beſten Kunden, ſechs vierſpännige Fuhrleute, die der armen Frau Siemlich nichts geſchehen laſſen? O, wir wollen das einmal ſehen!“ — Die Frau ſteigerte ihre Rede zu ſo lautem Ton, daß der Steinmann und ſelbſt der Jäger ſie zu beſchwichtigen verſuchten.

Der erſtere, der einen ſchnellen Blick in der Küche umherwarf, bemerkte, daß dieſelbe nur zwei Ausgänge hatte, einen nach der Hausflur, wo der Gevatter verſteckt war, und den andern nach der Wirthsſtube, wo hinein er ſich zurückzuziehen beſchloß, um mit Madame Müller zu verhandeln, die gewiß nicht ſo hartnäckig war, und abzuwarten, bis ſich die Wirthsſtube geleert haben würde. Der Jäger aber bat die Frau Siemlich ſich zu beruhigen, indem er ſchon mit dem Herrn da fertig werden wolle.

Der Polizeisoldat zog sich in die Wirthsstube zurück und begann alsbald ein eifriges Gespräch mit der Mutter des Mädchens; die Wirthin eilte in das Hintergebäude, um sich für den Nothfall zu überzeugen, ob Johann und Christoph kampffähig seien. Anna aber sank auf einen Stuhl am Herde und berichtete dem Jäger, der sich neben sie an den Kaminstein lehnte, so viel es nöthig war, von ihrem früheren Leben und wodurch es gekommen sei, daß der Steinmann sie verfolge.

„Ich habe immer gewußt, daß er ein schlechter Kerl ist, und es wäre am Besten, wenn man auf Untersuchung gegen ihn antrüge."

„Nein, nein!" entgegnete Anna, „das kann und darf nicht geschehen. Er würde sich herauszuziehen wissen und meine arme Mutter angeben, und sie käme in's Unglück, in's bitterste, entsetzlichste Elend! O, glauben Sie mir, mein Herr, ich habe, so jung ich bin, schon viel, sehr viel erlebt, schon viel, sehr viel gefehlt, aber ich bin kein schlechtes Geschöpf, gewiß nicht! nur unglücklich, fühle jedoch alle Kraft in mir, wieder gut zu machen, was ich vielleicht verbrochen!"

Der Jäger blickte in die Gluth des Feuers und versank in tiefes Nachsinnen, ihm kamen wieder seine Ideen des immerwährenden Traumes, er dachte an seine Jugend, an den blauen Regenschirm, an den tiefen See des Dorfes, und gestand sich schaudernd, wenn er damals älter gewesen wäre und verständiger, so wäre das nicht vorgefallen, als er damals aus der Stadt im Regen nach Hause ging an ihrer Seite; er hätte vielleicht nicht zu Hause so lang im Bett gelegen und wäre vielleicht nicht in jenen Schlaf gefallen, in welchem er heute noch fortträumte; aber hier war fast der gleiche Fall: eine Mutter, die ihr Kind geopfert, aber ein Kind, das sich selbst emporreißen wollte aus der Tiefe, in die es versunken. Das hatte ihm freilich Anna alles nicht mitgetheilt, aber wie gesagt: er träumte von dem blauen Regenschirm, er träumte von jener Mutter und fühlte in dem Innersten seines Herzens, daß hier der gleiche Fall sei.

Das Mädchen hatte lange zugeschaut, wie ihr Retter so tief in Gedanken versunken dastand, und wußte nicht, wie genau er unbewußter Weise in dem Augenblicke ihre Vergangenheit ergründet; doch machte der finstere traurige Blick, mit dem er jetzt aufschaute, sie ängstlich, und ihr Auge hing an seinen Lippen, um zu erfahren, ob er ihr helfen werde.

„Da ist nichts zu thun," sagte Lukas nach einer langen Pause, „als Sie heute noch aus diesem Hause, aus diesem Orte zu bringen. Nach der Residenz zurück wollen Sie nicht und können Sie nicht, ich finde das begreiflich; aber ich will Ihnen etwas sagen: Sie fahren mit dem Wagen, der mich hiebergebracht, zurück nach der Station im nächsten Orte, dort halten Sie sich auf, bis ich nach einigen Tagen zurückkehre, und dann wollen wir sehen, was für Sie zu thun ist."

Das Mädchen ergriff die Hand des Jägers und küßte sie, ehe er dieses hindern konnte; er hätte das auch wohl geschehen lassen, denn er kam sich vor, wie um viele, viele Jahre älter, als die übrige Welt, und es war ihm, als säße jenes andere Mädchen neben ihm am Feuer, ein junges, unglückliches Kind und klammerte sich fest an seine Hand und flehte ihn an: „ziehe mich empor aus dem tiefen Dorfsee, empor an das freundliche Licht der Sonne!"

Der Steinmann hatte unterdessen seinem Gevatter draußen die größte Aufmerksamkeit eingeschärft und ihm befohlen, dem Mädchen zu folgen, wohin sie sich auch begeben würde. So saß er denn selbst gesichert bei der Alten in der Wirthsstube, die eigentlich froh war, daß der Stadtsoldat gekommen war und sie wieder mit nach der Residenz nehmen wollte.

Was Anna anbelangt, so dachten die Beiden, sie würde nicht weit laufen, und der Gevatter werde sie morgen schon zurückbringen.

Unterdessen hatte der Jäger den Postillon, der ihn hieher gebracht, in die Küche kommen lassen, gab ihm ein reichliches Trinkgeld und ersuchte ihn, das Mädchen bis zur Station mitzunehmen.

wozu sich derselbe auch bereitwillig erklärte. Er spannte seine Pferde ein, fuhr an der Hausthüre vor und der Jäger begleitete Anna bis an den Schlag der Postkalesche, hob sie hinein und legte etwas Geld neben sie, damit sie in den nächsten Tagen nicht in Verlegenheit komme. Obgleich sich das Zartgefühl des Mädchens anfangs sträubte, von ihm, dem Fremden, eine Gabe anzunehmen, so waren doch die Worte, mit welchen er sie überreichte, so wohlwollend, überhaupt sein Benehmen gegen sie so ernst und väterlich, daß sie das Geld annahm, ihm die Hand drückte und sich in eine Ecke des Wagens schmiegte. Der Postillon setzte sich auf den Bock, knallte gewaltig mit seiner Peitsche und fuhr durch die nächtlich stille Straße davon.

Der Jäger blieb einen Augenblick unter der Hausthür stehen und blickte dem fortrollenden Wagen nach; kam es ihm doch vor, es springe dicht an den Häusern hin neben der Kalesche her ein Mensch, der dem Wagen zu folgen schien. Der Steinmann konnte es nicht sein, denn der saß ruhig in der Wirthsstube. Ah! dachte Lukas, vielleicht ein armer Teufel, der sich die Gelegenheit zu Nutzen macht, um wohlfeil und trocken nach Hause zu kommen.

Obgleich der Jäger mit seiner Reise nach der Residenz eilig war, und er hier schon eine halbe Stunde verloren hatte, so konnte er sich doch nicht von der Straße trennen, sondern mußte immer und immerfort dem Wagen nachblicken, der jetzt den Ort verlassen hatte und auf der geraden ansteigenden Chaussee dahinrollte. Er wußte nicht, woher der Antheil kam, den er an dem unbekannten Mädchen nahm, aber es hatte ihn etwas mit Gewalt zu ihr hingezogen, etwas Unerklärliches, Räthselhaftes, und dieses Etwas schien ihm zu winken und ihn dem Wagen nachzuziehen zu wollen, denn er machte mehreremal einige Schritte nach dem Ausgange des Dorfes, und er mußte sich mit Gewalt zur Umkehr zwingen. Jetzt eilte er an seinen Wagen, um sich hineinzuwerfen und seinen Weg fortzusetzen; jetzt zog er den Fuß wieder von dem Tritte zurück und war im Begriff, umkehren zu lassen und dem andern Wagen nachzufahren.

Der Regen hatte aufgehört und die zerrissenen Wolken jagten in phantastischen Gestalten an dem Monde vorbei, der zuweilen hindurchscheinend einen Lichtstrahl auf die Erde fallen ließ; bald hier und bald da durch die zerrissenen Wolken fielen diese Lichter auf die Erde, bald zogen sie sich zu kleinen Punkten zusammen, bald breiteten sie sich für einen Augenblick bis zum Horizonte aus — wie jetzt — und da erblickte der Jäger den Wagen auf der Höhe des Weges, wie er nun eilfertig abwärts fahrend verschwand. Dann war wieder Alles ringsum dunkle Nacht. — — —

Endlich riß sich Lukas mit Gewalt von seinen Träumereien los, stieg in seinen Wagen, versprach doppeltes Trinkgeld für gutes Fahren und fuhr im Galopp davon auf der Straße nach der Residenz.

Nach einer kleinen Stunde, die er nachdenkend verbracht, beruhigte sich sein Gemüth und er konnte lächeln über den Antheil, den er an dem unbekannten Mädchen genommen; dann aber kam es wieder über ihn wie eine gewaltige Sehnsucht, er blickte rückwärts zum Wagen hinaus und meinte oftmals, am Ende des Weges eine andere Kalesche der seinigen folgen zu sehen. Zuweilen versank er auch in einen leichten Halbschlummer, war aber jedesmal froh, wenn ihn das Rütteln des Wagens wieder erweckte, denn er dachte einen und denselben fürchterlichen Gedanken immer und immer wieder. Er stand an dem Dorfsee und blickte hinab und suchte auf dem Grunde desselben einen Gegenstand zu erkennen, den er für den Körper eines Mädchens hielt; doch war es ihm nicht möglich, zur Gewißheit zu gelangen, ob dem wirklich so sei. Er lief um den See herum und blickte von der andern Seite wieder hinein — derselbe Gegenstand tief im Wasser; dieses war so durchsichtig und klar, und jetzt, wo es kühlend sein Gesicht berührte, konnte er deutlich den Grund des See's erblicken. Da sah er auch das Mädchen, aber nicht abschreckend, wie eine Todte, nein! sie saß da unten auf glänzendem Kiesel und flocht sich einen Kranz. Tiefer und tiefer beugte er sich hinab und glitt endlich von dem Ufer in den See. Da sank er

langsam unter, und obgleich er anfänglich heftig erschrack, so lachte er gleich darauf und sagte: „ich träume ja nur, und werde erwachen, sowie mein Fuß den Grund des See's erreicht — und so war es auch — — — heute Nacht! Sowie er mit dem Fuß auf dem Boden des Wassers aufstieß, so erwachte er und fuhr in die Höhe.

Draußen war es noch immer finstere Nacht, am Himmel jagten sich die dunklen Wolken, und auf dem Bocke arbeitete der Postillon mit Zügel und Peitsche, um die ermüdeten Pferde rascher vorwärts zu treiben.

Schon dämmerte der Morgen, als der Jäger die Residenz vor sich liegen sah und, nach einem kurzen Aufenthalt am Thore, durch die todten, stillen Straßen der schlafenden Stadt rasselte. Noch eine Viertelstunde, und er hielt an dem Gitter, welches das Haus seines Herrn umgab; der Hofhund bellte zuerst zornig, dann heulte er vor Freuden und wedelte mit dem Schweife, als der Jäger abstieg und die Glocke an dem Thore zog. Bald öffnete der alte Diener und Lukas stieg die Treppen hinauf in das Schlafzimmer des Herrn Dubel, der vor Erstaunen fast aus seinem Bette gefallen wäre. Der Jäger legte Mantel und Hirschfänger ab, schüttelte fröstelnd die Erinnerung an die vergangene Nacht von sich, reichte dem Exschneider freundlich die Hand und erzählte, nachdem der alte Diener einen wärmenden Kaffee gebracht, von dem der Herr Dubel in seinem Bette ebenfalls genoß, daß er die besten Nachrichten bringe und freudige Botschaft habe für alle, welche sich für seinen Herrn lebhaft interessirten. „Wir haben sie gefunden, unsere zukünftige Gebieterin, und wie ich glaube, sind Beide vollkommen einig."

„Und auch vereinigt?" fragte Herr Dubel; „schon verheirathet? darf ich gratuliren?"

„Das noch nicht," entgegnete der Jäger; „gefunden, wie gesagt, wäre das Fräulein, glücklich hat sie die Ankunft des Herrn auch gemacht, und einverstanden ist sie auch damit, jede Stunde seine Gemahlin zu werden, aber . . ."

„Aber?“ ſagte der Herr Dubel kleinlaut; „ſchon wieder ein Aber?“

„Als eine dankbare und gehorſame Dame hat ſie verlangt, der Baron ſolle nochmals alle Schritte thun, die Einwilligung der Hofdame, der Frau von C., reſpektive die der alten Frau Herzogin zu erlangen, und ſobald die erfolgt iſt, wird die Hochzeit mit allem Glanze vor ſich gehen.“

„O weh!“ ſagte der Schneider; „und wenn die Einwilligung n i ch t erfolgt?“

„Hoffentlich werden ſie dieſes Mal geſcheidter ſein, die alten Weiber, und wenn dem nicht iſt, ſo wird, wie ich denke, doch geheirathet; der Baron will dieſen Verſuch nur machen, um Alles gethan zu haben und ſeine Braut zu beruhigen. Daß er ſelbſt nicht hieher kommen konnte, wird Jedermann begreiflich finden; er hat mich darum zum Courier gewählt, und ich habe Briefſchaften für den Grafen Alfons, der mit der Frau von C. unterhandeln ſoll, und ich bleibe nur ſo lange hier, bis ich Ja oder Nein, Schwarz auf Weiß habe.“

Herr Dubel rieb ſich in ſeinem Bette vergnügt die Hände und ließ ſich alsdann Einiges erzählen von den Reiſen, den Kreuz- und Querzügen, die der Baron unterdeſſen gemacht.

„Wir waren in München und Wien,“ ſagte der Jäger, „gingen dann durch die Schweiz nach Frankreich, nach Paris, und alles das wurde im Fluge abgemacht, die Nächte, welche wir nicht durchfuhren, verbrachte der Baron in Soiréen und auf Bällen; es ſtanden ihm ja bei ſeinen großen Bekanntſchaften alle Häuſer offen, und ſo forſchte er nach und erkundigte ſich überall nach dem Fräulein, und wo er das bei ſeinen oder ihren Bekannten that, da wunderte man ſich ſehr über ſeine Fragen und meinte, er komme ja aus unſerer Reſidenz; man wußte nichts von der Reiſe der jungen Dame, noch viel weniger von ihrem Aufenthaltsorte, und ſo zogen wir immer weiter und weiter. Auch Paris, wo ſich ein Zweig ihrer Familie befindet, verließen wir, ohne eine Spur entdeckt zu haben, und kamen ſo nach Brüſſel.“

„Aha!“ sagte Dubel, „nach Brüssel, wo in der Nähe auf einem Schlosse ein alter Onkel des Fräuleins wohnt, der mit der ganzen Familie in Feindschaft lebt; nun, habt ihr ihn besucht? der wird schöne Augen gemacht haben?“

„Allerdings machte er schöne Augen,“ lächelte der Jäger, „der Baron, der die Feindschaft des alten Herrn mit seiner ganzen Familie wohl kannte, hatte natürlich zu allerletzt daran gedacht, ihn aufzusuchen. O, wären wir nur zuerst dahin gegangen, denn ... was meinen Sie wohl, Dubel?“

„Ich will nicht hoffen!“ sprach der Exschneider und richtete sich in seinem Bette empor.

„Versteht sich!“ sagte lachend Lukas, „dort haben wir sie gefunden; der Teufel mag wissen, womit sie den alten Kameraden von hier besänftigt haben; genug, das Fräulein befand sich auf seinem Schlosse, er liebt sie, wie eine Tochter, was auch nicht anders möglich ist, und da man uns ebenfalls von hier aus wahrscheinlich als furchtbare Kerls geschildert hat, so fehlte nicht viel, daß der Alte, als der Baron sich melden ließ, Sturm läuten und die Bauern seiner Dorfschaften herbeirufen ließ, damit sie uns wie einen bösen Feind wegjagen sollten. Aber es brauchte keine großen Explikationen; in einer Stunde Zeit war Alles aufgeklärt, und der Baron hatte, wie es auch nicht anders möglich ist, bei dem alten Herrn den größten Stein im Brette. Alles wurde in Ordnung gebracht; der Onkel gab seine Einwilligung, und jetzt bin ich, wie gesagt, hier, und der Baron macht schriftlich einen vielleicht fruchtlosen Versuch, sich mit Frau von C. zu versöhnen.“

Nach dieser Erzählung stand der Jäger von seinem Stuhle auf, ging an's Fenster, blickte auf die bekannten Umgebungen und erkundigte sich, ob Dubel gut Haus gehalten und ob im Innern des Gebäudes Alles in Ordnung sei.

Der Exschneider, der sich indessen von seinem Lager erhoben hatte und im Begriffe war, sich anzukleiden, versicherte, er habe sein

Möglichstes gethan, und sprach die Hoffnung aus, man werde mit ihm vollkommen zufrieden sein.

„Aber, was Teufel!“ sagte der Jäger, nachdem er sich im Zimmer umgesehen, „was haben Sie sich für eine Stange da an die Wand befestigen lassen? Ist das zum Kleidertrocknen oder zum Wäschaufhängen? So ein Möbel habe ich in meinem Leben nicht gesehen.“

„Richtig, richtig!“ sagte Herr Dubel einigermaßen in Verlegenheit und sprang mit einem Entrechats von seinem Bette herunter; „das hatte ich wahrhaftig beinahe vergessen; ja, ja, es hat sich bei mir Manches verändert, ich habe die Flickschneiderei an den Nagel gehängt; wie Sie mich hier vor sich sehen, verehrter Herr Lukas, so sehen Sie in mir nichts Geringeres, als einen angehenden Tänzer der königlichen Hofbühne.“

„Sie spassen!“ lachte der Jäger.

„Ohne Spaß!“ entgegnete feierlich der Herr Dubel, „ich habe die erſſſ-te Stufe auf der Leiter des Ruhms erſſſ-tiegen. Sie wissen selbſſſ-t, ich fühlte es immer, daß in mir etwas schlummere, ein unnennbares Etwas, welches zur That erweckt, vielleicht im SSSS-tande sein würde, dereinſſſ-t die Welt in ein gewisses SSSS-taunen zu versetzen. Man hat Talente in mir entdeckt, und obgleich nur eine Eleve der edlen Tanzkunſſſ-t, glaubt doch Signor Benetti, der königliche Balletmeiſſſ-ter, daß er im SSSS-tande sein würde, mich baldigſſſ-t vor einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum zu produciren. Doch habe ich mir seit jenem Tage den Namen Dubelli beigelegt.“

Der Tänzer sagte das in einer sehr gewählten Stellung verharrend, mit außerordentlich wichtiger Miene, und der Jäger lachte dazu, so gut er überhaupt lachen konnte.

„Also ein Künstler, Herr Dubelli? Nun, ich gratulire; aber warum haben Sie das nicht geschrieben? Der Baron würde sich außerordentlich darüber gefreut haben.“

„Glauben Sie das wirklich?“ sagte forschend Herr Dubelli; „glauben Sie wirklich, daß mein hoher Gönner einigen Antheil an mir nimmt und es wirklich nicht ungern sieht, daß ich mit dem ehrenvollen Amte eines Hüters seines Hauses bekleidet, mich dem Theater zugewendet habe?“

„Im Gegentheil!“ versetzte Lukas, „es wird ihn gewiß freuen, er liebt die Kunst und beschützt, so viel er kann, jeden Künstler.“

Herr Dubelli verbeugte sich geschmeichelt und entgegnete: „für jetzt noch nicht Künssss-tler, nur erssss-t Tänzer, aber ich will Alles anwenden, um dem Protektorate meines Gönners Ehre zu machen.“

„Nun warten Sie,“ sprach der Jäger, „der Baron wird Ihnen Ihr kleines Gehalt, auch wenn Sie dieses Haus verlassen müßten, gern lassen, so sagte er und trug mir auf, irgend etwas für Ihr Unterkommen zu thun, und da ich nun gleich zum Grafen Alfons hingehe, der ein guter Freund des Intendanten ist, so will ich denselben im Namen des Barons um ein Wort für Sie bei Ihrem neuen Chef bitten, was Ihnen gute Früchte tragen solle.“

Herr Dubelli war voll Dankbarkeit, und glaubte es dem Jäger schuldig zu sein, ihm einen Begriff geben zu müssen, wie weit er es bis jetzt in der hohen Tanzkunst gebracht. Dieses Exercitium in dem mangelhaften Morgenanzuge des Tänzers sah nun freilich einigermaßen komisch aus, und als es beendigt war, versicherte der Jäger lachend, es scheine allerdings ein großes Talent in ihm zu schlummern.

Unterdessen war es nicht mehr zu früh für den Jäger, seine Briefschaften abzugeben, und nachdem er seinen Anzug geordnet, schritt er durch die Zimmer seines Herrn. — Wie war hier Alles so öde und traurig! Die schweren Vorhänge waren zugezogen, die Fauteuils standen leer vor dem Kamin, die Uhren gingen nicht, dort in dem Schlafzimmer standen Spazierstöcke und Fahrpeitschen so theilnahmlos und ruhig, als wären sie nie gebraucht worden. Selbst die bekannten schönen und freundlichen Bilder blickten dunkel aus ihren Rahmen, und nur ein einziges gefiel dem Jäger heute absonderlich und fesselte

seine Aufmerksamkeit. Früher war ihm das Bild nie aufgefallen, und er hatte es doch so oft gesehen! — Es stellte einen Bergsee vor, der mit hohem Gebüsch umgeben war, welches sich auf allen Seiten dunkelgrün in dem Wasser wiederspiegelte; nur in der Mitte, wo der Himmel auf das Wasser sah, glänzte es klar und blau. Es lag eine tiefe, feierliche Stille auf der ganzen Landschaft und hoch in den Lüften kreiste ein Raubvogel. — — Dieser See war der See seines Traumes aus vergangener Nacht, und er trat nachdenkend an's Fenster, hob den Vorhang in die Höhe und schaute nach der Richtung hin, wo er gestern hergekommen war. Wieder glaubte er den Wagen zu erblicken, der langsam davonrollte, bis er hinter dem Berge verschwand, und dann war Alles aus! — — — —

Als sich Lukas überzeugt, daß der nunmehrige Herr Dubelli das Haus zur Zufriedenheit in Ordnung gehalten, ging er zum Grafen Alfons, um seine Briefe abzugeben. Dieser empfing den treuen Diener seines Freundes mit großem Vergnügen, meinte aber, es werde immer einige Tage kosten, bis von der Frau von C. eine Antwort zu erhalten sei — an eine günstige glaube er, aufrichtig gesagt, nicht.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das Ende des Traumes.

Unterdessen war die Postkalesche, welcher der Jäger Lukas mit so unerklärlicher Sehnsucht nachgeschaut, ebenfalls in dunker Nacht dahingerollt und hatte früher ihren Bestimmungsort erreicht, als dieser die Residenz.

Das Mädchen saß mit gefalteten Händen in der Ecke des Wagens in tiefes Nachdenken versunken und gab dem gutmüthigen Postillon nur spärliche Antworten auf seine mannigfaltigen Fragen.

Hinten auf dem Wagen saß aber dieselbe Gestalt, die in Metthausen bei den Häusern vorbeigeschlichen und die Niemand anders war, als der Gevatter des Steinmann. Vergnügt hockte er auf dem Trittbrett der Kutsche, schlenkerte zuweilen mit den Füßen und dachte an die Ueberraschung des Mädchens, wenn er sich ihr morgen früh vorstellen würde. Er hatte beschlossen, vorsichtiger und, wie er glaubte, pfiffiger aufzutreten, als der Steinmann. Er wollte das Mädchen ruhig zu Bette gehen lassen, den Morgen abwarten und dann den Verhaftsbefehl präsentiren.

Endlich erblickte man in der Ferne an der Straße dunkle Gegenstände, Häuser, einen Kirchthurm; der Postillon knallte entsetzlich mit seiner Peitsche oder stieß, abwechselnd mit diesem Signal, welches dem schlafenden Schatz seine glückliche Rückkehr anzeigen sollte, lustig in sein Posthorn. Jetzt rollte der Wagen durch die einzige Straße des kleinen Dorfes, kam jetzt vor das Posthaus und hielt an. De Postillon befahl dem herbeigeeilten Hausknecht, ein Zimmer für die Mamsell zurecht zu machen, hob alsdann das Mädchen aus dem Wagen und begleitete sie in's Haus. Es wurde ihr eine Stube angewiesen, sie schloß in derselben die Thüre hinter sich zu, und ehe sie zu Bette ging, dankte sie Gott mit innigem Gebet für die Rettung, welche er ihr hatte zu Theil werden lassen.

Der Gevatter aber, indem er wußte, daß seine Beute in Sicherheit war, kam eine Viertelstunde später als müder Fußgänger und quartierte sich in demselben Hause ein. Am andern Morgen war er schon bei Tagesanbruch wieder auf den Beinen, und sein erster Gang war zum Schultheißen des Orts, wo er sich als geheimer Polizeiagent auswies und den Fall, so wie er jetzt vorlag, erzählte.

Der Schultheiß, ein wohlgenährter, freundlicher Bauer mit weißem Haar, saß eben an seiner Morgensuppe und schien gerade

nicht viel Behagen daran zu finden, zu so früher Morgenstunde in's Wirthshaus zu gehen, um eine Verhaftung vorzunehmen. Der Gevatter trug nämlich auf eine solche an, nachdem er vorher noch einen Versuch gemacht haben werde, Anna zur freiwilligen Rückkehr nach der Residenz zu bewegen, doch wußte er zum Voraus, daß dieser Versuch fehlschlagen würde.

Man kann sich das Entsetzen des armen Mädchens leicht vorstellen, als der Gevatter sich in ihr Zimmer führen ließ, und sie davon in Kenntniß setzte, daß er ihr gefolgt sei und sie mit ihm freiwillig oder gezwungen nach der Residenz zurückkehren müsse. Wenn Anna den Steinmann haßte, so verachtete sie dagegen seinen Gehülfen aus tiefster Seele, und nachdem der erste Moment ihres Schreckens vorbei war, trat sie dem Gevatter mit jener Hoheit in Wort und Blick entgegen, die ihm so bekannt war und die einen solch gränzenlosen Stolz, eine solche Entschlossenheit aussprach, daß sich der Gevatter achselzuckend nach der Thür zurückzog.

„Was wollt Ihr von mir?" sagte das Mädchen und faßte die Lehne eines Sessels, aber durchaus nicht mit dem Ausdruck, als wenn sie sich darauf stützen wollte. „Wie könnt Ihr, der Schlechteste unter den Schlechten, es wagen, in mein Zimmer zu dringen, Euch vor meine Augen zu stellen?"

Der Gevatter zuckte abermals mit den Achseln und erwiderte: „warum sich ereifern, Mamsell Anna? Meinetwegen hätten Sie hingehen können, wohin es Ihnen beliebt, aber ich bin hier im Auftrag der Polizei und habe einen Verhaftsbefehl gegen Sie in der Tasche, von dem ich vollen Gebrauch machen werde, wenn Sie mich dazu zwingen."

Das Mädchen athmete schwer auf und hielt mit ihrem Blicke das Auge des Gevatters fest, als wolle sie erspähen, ob es wahr sei, was dieser Mensch sage; doch blieb sich das Gesicht des Gauners, der diesen fragenden Blick verstand, bis auf den Sehwinkel im Auge, der bald spitz, bald stumpf wurde, vollkommen gleich. Er

zog das Papier aus der Tasche und fragte: ob sie ihm in Güte folgen wolle oder nicht.

Das Mädchen machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und trat an's Fenster, worauf der Gevatter den Schultheißen, der draußen gewartet, in das Zimmer rief und ihn zur Unterstützung aufforderte, damit er den Befehl, den man ihm ertheilt, ausführen könne.

Der alte Bauer trat auf das Mädchen zu und erklärte ihr mit ruhiger Stimme, um was es sich handle, daß er in seinem Amte gezwungen sei, jenen Mann in seiner Pflicht zu unterstützen, daß ihm oft schon ähnliche Fälle unangenehme Stunden bereitet, und daß es am besten wäre, wenn sie in Frieden nach der Residenz zurückkehrte.

„Und was geschieht mit mir," fragte Anna, „wenn ich mich nun weigere, mit jenem Menschen diesen Ort zu verlassen, wenn ich mich alles Ernstes weigere? wenn ich keinen Schritt zurückgehe, wenn ich mich nicht einmal mit Gewalt in einen Wagen bringen lasse? Und das werde ich alles thun! Denn Sie können mir glauben, Herr Schultheiß, daß ich eher das Fürchterlichste begehe, als daß ich mit jenem Menschen nach der Residenz zurückkehre."

Der Beamte des Dorfes blickte fragend auf den Gevatter, welcher eine Geberde machte, die anzeigen sollte: er sei an dergleichen überspannte Geschichten von Seiten des Mädchens schon gewöhnt.

„Antworten Sie mir, Herr Schultheiß," fuhr das Mädchen fort, „was kann also mit mir geschehen, wenn ich mich weigere, mit jenem Menschen zurückzukehren?"

„So können wir nichts thun," entgegnete der alte Bauer, „wahrhaftig, wir können Angesichts dieses Befehles nichts thun als Sie alsdann in sicheren Gewahrsam bringen."

„Sie meinen in's Gefängniß?" sagte das Mädchen mit fester Stimme; „und dann?"

„Wird der Fall nach der Residenz zurück berichtet, und wenn

man von dort verlangt, daß Sie eingebracht werden, so ist alsdann nichts Anderes zu machen, als Sie mit einem Gensd'armen zu transportiren."

„Mit einem Gensd'armen?" rief das Mädchen aus, „wie eine Verbrecherin?" und dabei schlug sie die Hände vor das Gesicht. Doch dauerte diese Erschütterung nur einen Augenblick, dann sagte sie ruhig, aber entschlossen zu dem Beamten: „diesem Menschen da folge ich unter keiner Bedingung; thun Sie aber, was Ihre Pflicht ist; werfen Sie mich in's Gefängniß, berichten Sie nach der Residenz, man soll mich mit Gensd'armen transportiren, lieber mit ehrlichen Gensd'armen, als mit einem schlechten Polizeispion!" — Abermals zuckte ihre Oberlippe in die Höhe und ließ eine ganze Reihe blendend weißer Zähne sehen.

Umsonst versuchte es der Schultheiß, das Mädchen auf andere Gedanken zu bringen, sie beharrte fest auf ihrem Entschluß, worauf beide Männer das Zimmer verließen. Anna sank auf einen Stuhl am Fenster nieder, drückte ihr glühendes Gesicht an die kalten Scheiben, und aus der Tiefe ihres zerrissenen Herzens drangen die Worte heraus: „Karl! Karl! mein Karl! Entsetzlich, wenn du es erfahren solltest!"

Der Gevatter hatte eine längere Unterredung mit dem Schultheißen, welcher sich zu Gewaltsmaßregeln gegen das Mädchen nicht verstehen wollte, sich überhaupt mit Wohlwollen für dieselbe zu interessiren schien, und hiezu trug des Postillons Zeugniß das Seinige bei. Er erzählte von dem fremden Herrn, den er gestern gefahren, von dem guten Trinkgeld, das er bekommen, zugleich mit dem Befehl, das Mädchen sorgfältig hieher zu bringen, und meinte, der Kerl aus der Residenz, der sie verfolge, scheine ihm viel eher in das Dorfgefängniß zu passen, als das schöne Mädchen.

So mußte denn der Gevatter wieder unverrichteter Sache abziehen und eilte zurück nach Metthausen, wo er den Steinmann noch zu finden hoffte, und neue Verhaftungsbefehle von ihm. Doch

war der Stadtsoldat im Vertrauen auf die Gewandtheit seines Gehülfen schon nach der Residenz zurückgekehrt, und dorthin folgte ihm der Gevatter mit dem Omnibus und einem schweren Herzen.

Der Schultheiß aber nahm das Mädchen mit sich in seine eigene Wohnung und schloß sie in eine Stube ein, die im Erdgeschoße lag und gegen den Garten hinaus ging. Er suchte das Mädchen zu trösten und aufzuheitern so gut wie möglich. „Ich hoffe nicht," sagte er, „daß ich von der Residenz den Befehl bekomme, Sie dorthin transportiren zu lassen; das wäre dann allerdings sehr schlimm, und ich könnte nichts thun, als Sie bedauern."

„Und bis wann könnte dieser Befehl eintreffen?" fragte Anna ängstlich, worauf der Schultheiß erwiderte:

„Wenn es ihnen da drinnen pressirt, schon in dieser Nacht."

„Das wäre entsetzlich!" sagte das Mädchen, worauf der alte Bauer pfiffig lächelnd meinte:

„Ich hoffe nicht, daß Sie mir einen Fluchtversuch machen werden, da ich Sie hier in meiner eigenen Wohnung bewahren muß. Das Ortsgefängniß wird reparirt, und ich habe heute nur diese einzige Stube zur Verfügung, welche allerdings nicht dazu eingerichtet ist, Gefangene aufzubewahren. Das Fenster nach dem Garten ist kaum zwei Schuh vom Boden, die Gartenthüre steht des Nachts gewöhnlich offen und geht auf einen Weg, der von der Chaussee ab in's Gebirge nach dem Städtchen B. führt. Von diesem Fenster aus können Sie die Berge sehen, dort hinter dem großen Tannenwalde liegt das Städtchen, es ist kaum drei Stunden von hier entfernt. Der Schultheiß in demselben ist mein Bruder, und ich heiße Gottlieb Baumberg der Aeltere." — Dabei lachte der alte Mann laut auf, als er das Zimmer verließ und die Thüre hinter sich zuschloß.

Anna setzte sich an's Fenster, ihre Blicke schweiften nach den Bergen, die in schönen Formen nach dem gestrigen Regen so rosig und freundlich vor ihr lagen. Sie hatte den alten Mann wohl

verstanden, es gebrach ihr nicht an Muth, der gelinden Haft zu entfliehen und allein in die Welt hinauszugehen; doch dachte sie lebhaft an den finsteren und doch so guten Mann, der sie gestern Abend errettet, und daß er ihr versprochen, er käme in einigen Tagen hier durch und wolle dann sehen, was weiter zu machen sei. „Aber erst in einigen Tagen!“ sagte sie zu sich selber, „und morgen schon kann der Steinmann vielleicht selbst wieder hier sein!“ Sie legte die Hände in den Schooß, ihr Kopf sank auf die Brust, und sie rief aus der Erinnerung all' die schlimmen und guten Tage, die sie erlebt, all' die schrecklichen und all' die lieben Gestalten, die ihr begegnet, vor ihr inneres Auge. Mit heißer Liebe und klopfendem Herzen gedachte sie des kleinen Hauses, dessen Fenster gerade so in den Garten hinausgingen, wie jetzt die ihres Gefängnisses. Sie dachte des Mannes, den sie unaussprechlich liebte, in dessen Andenken sie so erhaben und edel dastand. Sie hatte ihn betrogen, aber dieser Betrug war das Einzige, was sie glücklich machte, sowie er und ihre Liebe die einzigen Sonnenblicke waren, die hellstrahlend auf ihr trübes, düsteres Leben fielen. — — Beständig aber tauchte zwischen diesen Gedanken das Bild des Mannes auf, den sie gestern Abend kennen gelernt, und sie konnte den Blick nicht vergessen, mit dem er tief nachsinnend in das Herdfeuer sah. Die Ereignisse des gestrigen Abends, die finsteren Straßen, die sie durchwandelt, der strömende Regen, der sie durchnäßt, die Wirthsstube mit dem Abschied von ihrer Mutter, die Erscheinung Steinmann's — alle diese finsteren Erinnerungen lagen ihr fern, als sie jetzt hinaus in die lachende Gegend blickte, fern, wie etwa ein Traum, den sie vor langen, langen Jahren gethan. Nur sein Bild, getragen von süßen Klängen, erfüllte ihr ganzes Herz. Ja, sie wollte fliehen, wollte in das Gebirge hinauf, und schon jetzt träumte sie lebhaft, wie es ihr zu Muth sein würde, wenn sie droben stünde unter den Tannen und hinausschaute in die Freiheit, die vor ihr lag. — Aber wenn sie so nachsann und sich fern am Horizont einen Punkt dachte,

eine freundliche Stadt, ein stilles Haus, wo sie vielleicht einstens mit ihm glücklich sein könnte, dann stieg die Vergangenheit gespenstig neben ihr auf und sie hörte die Stimme ihrer Mutter, die ihr wie gestern Abend sagte: „kannst du dich besser machen, kannst du mit aller Arbeit, mit aller Buße anders werden — ungeschehen machen, was einmal geschehen ist?“ — — —

Flehend wandte das Mädchen ihr Gesicht gegen den Himmel empor und murmelte leise: „soll es denn keine Barmherzigkeit geben da oben? wird mir nicht ein Schutzengel seine rettende Hand reichen, mich vor jedem Rückfall bewahren und emporhalten? wird mir Gott nicht helfen, Gott, der in mein Herz sieht und meine tiefe Reue kennt und meinen innigen Wunsch weiß, durch Buße, Mühseligkeit, Plage und Arbeit aller Art geläutert zu werden, um einstens ihm wieder begegnen zu können mit reinem Herzen, mit reiner Hand?“ — — —

„Wenn es aber keine solche Barmherzigkeit gibt, wenn ich nicht ungeschehen machen kann, was geschehen ist? und ich fürchte, ich fürchte, meine Mutter hat Recht! O, dann wäre es besser, ich suchte mir einen stillen, tiefen See, um allem Leid auf einmal ein Ende zu machen!“ — — —

einander zu bringen, so schwamm sie doch immer in Eine zusammen, und vor sich hatte er den stillen, tiefen See.

Endlich riß er sich mit Gewalt von dem Bilde los und faßte den Entschluß, augenblicklich wieder hinauszufahren, das arme Mädchen aufzusuchen und sie vor ihren Verfolgern in Sicherheit zu bringen. Er machte sich Vorwürfe, gestern Abend nicht gleich besser für sie gesorgt zu haben, und er fühlte es deutlich, daß er sie der Gefahr nicht entrissen. Hatte er nicht ein paar Tage Zeit, die er hier müßig zubringen mußte? war nicht auf alle Fälle der Dubel da, dem man die nöthigen Instruktionen geben konnte?

Gesagt — gethan! Lukas wies Dubel an, wenn er in zwei Tagen nicht zurückgekehrt sei und nur für diesen Fall, der aber beinahe unmöglich war, bei dem Grafen Alfons die Antworten zu holen; er bekam eine Summe Geldes, sowie die Adresse des Barons und wurde beauftragt, ihm, wenn Lukas in vier Tagen nicht zurück sei, die Schreiben selbst zu überbringen. Dubel, der die verschlossene Weise des Jägers und Vertrauten seines Gönners kannte, erlaubte sich keine Fragen. Lukas ließ eine leichte Reisekalesche aus der Remise hervorziehen und Postpferde kommen, und als er bei sinkender Nacht zum Thore hinausrollte, athmete er tief auf und wunderte sich selbst über die Instruktionen, die er dem Tänzer gegeben.

Was ihn eigentlich so schnell vorwärts zog, dem unbekannten Mädchen nach, das wußte er nicht; aber daß ihn etwas beunruhigte und gewaltsam hinaus trieb, konnte er sich nicht verhehlen. Oft erwachte er wie aus tiefem Traume und konnte dann verwundert um sich schauen und nicht begreifen, was er hier im Wagen auf dem Wege nach Metthausen thue; oft wieder überfiel ihn eine unerklärliche Unruhe und es war ihm, als solle er den Wagen stehen lassen und querfeldein rennen, den Bergen zu, die im schwimmenden Lichte des Mondes langgestreckt neben seinem Wege lagen. Dann aber ermahnte er den Postillon, zu eilen, und der leichte Wagen flog dahin mit der größten Geschwindigkeit, und in der Frühe bei An-

bruch des Tages erreichte er Metthausen und gegen acht Uhr den kleinen Ort, wo sich das Mädchen befinden mußte. Jener Postillon, der sie hieher gebracht, lehnte am Hofthor und lachte freundlich, als er den Herrn von vorgestern Abend aussteigen sah. Er erzählte ihm in aller Kürze, was bisher vorgefallen, von der Verfolgung des Polizeiagenten, daß aber der Schulze festgeblieben und daß sich das fremde schöne Mädchen jetzt in dessen Hause befinde. Dabei kniff er listig ein Auge zu, als wollte er sagen: das finde ich begreiflich, daß man einen solchen Schatz aufsucht.

Der Jäger eilte indessen zum Hause des Schulzen und der alte Mann öffnete ihm selbst die Thüre, führte ihn in's Zimmer und bat ihn, sich niederzusetzen. Der Dorfbeamte schien einigermaßen in Verlegenheit zu sein, als der Jäger nach dem fremden Mädchen forschte. Er nahm sein Lederkäppchen von dem weißen Haar und drehte es unruhig zwischen den Fingern. Lukas saß da in unbeschreiblicher Spannung und ihm ahnte wohl, was geschehen, und noch viel Schrecklicheres obendrein.

„Sehen Sie, mein lieber Herr," sagte der Schultheiß, „mit der Wahrheit kommt man überall am besten durch; wissen Sie, wenn ich mich nicht selbst für jenes arme Kind lebhaft interessirt hätte, so würde ich sie in's Ortsgefängniß gesperrt haben und würde Ihnen jetzt einfach sagen: was geht Sie meine Gefangene an? Ich habe keinem Fremden darüber Rechenschaft zu geben. Aber so, mein Herr, ist der Fall anders. Ich behielt sie in meinem Hause, hier gleich nebenan — Sie können das Zimmer sehen — die Fenster gehen nur zwei Schuh hoch in den Garten und da hinaus hat sie sich heute Nacht geflüchtet."

Daß er das Mädchen nicht mehr hier finden würde, hatte dem Jäger geträumt, er hatte jedoch seinem Traume nicht geglaubt; deßhalb aber war er nicht weniger bewegt und schmerzlich berührt, sagte aber blos: „so, so! entflohen ist sie in der vergangenen Nacht; und wann kann das gewesen sein?"

„Ich schätze so zwischen Zehn und Eilf," versetzte der Schultheiß, „um diese Zeit hat der Hofhund gelärmt. — Sie müssen wissen, Herr," sagte er pfiffig lächelnd, „daß ich den Hund gestern Abend an seiner Kette ließ, und ebenso machten es die Nachbarn: wissen Sie, es hätte dem armen Geschöpf Unglück passiren können."

„Also habt Ihr gedacht," entgegnete der Jäger, „daß sich das Mädchen flüchten würde?"

„Na, unglaublich erschien es mir nicht," lachte der Beamte; „mag das Mädchen nun gewesen sein, wer sie will, und gethan haben, was sie will, ich glaube, mit dem Gensd'armen wäre sie nicht nach der Residenz zurückgekehrt, eher hätte sie sich ein Leid angethan."

„Ja, ja!" sagte der Jäger Lukas ruhig und wie zu sich selber sprechend; „ich glaube fast, sie hat sich ein Leid angethan."

„Das wäre ja entsetzlich!" sprach eifrig der Schultheiß und stülpte sein Käppchen hastig auf das Haar; „o, ich kann es nicht glauben, ein so junges und schönes Mädchen!"

„Ja, Freund," versetzte der Jäger, „es gibt Verhältnisse, wo einem jungen, schönen Mädchen der tiefe Grund eines See's lieber ist, als die klare Himmelsluft; ich habe das schon erlebt! — Aber laßt mich das Zimmer sehen, wo sie gewesen."

Bereitwillig führte der Beamte seinen räthselhaften Gast in die Kammer nebenan, und darin befand sich noch alles so, wie Anna es gestern Abend verlassen. Das Fenster nach dem Garten war geöffnet, der Stuhl, auf welchem sie gesessen, stand daneben und vor dem Fenster bemerkte man in der weichen Erde des Gartenbeetes den leichten Abdruck eines kleinen Fußes, und im Kieswege, aber kaum sichtbar, eine zweite ähnliche Spur. Weiter sah man nichts.

Der Jäger setzte sich auf den Stuhl am Fenster, und während er sinnend nach den Bergen hinauf sah, fühlte er und sah er deutlich, welchen Weg sie hinauf geeilt; er sah sie dahin schweben, leicht wie ein geschcuchtes Reh, und konnte den Weg, den sie gemacht,

verfolgen bis zu dem dunklen Tannenwalde. „Dort hinauf ist sie!“ sagte er und zeigte mit dem Finger nach den Bergen.

„Das glaube ich auch,“ sprach lächelnd der Schultheiß, „ich habe ihr gestern den Weg da hinaus erklärt.“

„Und habt Ihr dem Mädchen auch gesagt,“ fragte der Jäger wie in tiefem Traume, „daß da droben der Bergsee liegt, umgeben von dichtem Gebüsch, welches nur auf die Mitte des Wassers den blauen Himmel sich abspiegeln läßt?“

„Nein, das habe ich ihr nicht gesagt!“ entgegnete der Schultheiß überrascht, „aber waren Sie schon in der Gegend, Herr? Haben Sie den wilden See schon gesehen?“

„Ich habe davon geträumt,“ erwiderte der Jäger finster, worauf der alte Bauer den Kopf schüttelte und seinen Gast mit einem sonderbaren Blicke ansah.

„Was sollte ich dem Mädchen von dem See sprechen?“ fuhr er fort; „auch liegt er nicht an dem Wege, den sie gegangen ist.“

„Ich fürchte, er liegt hart an ihrem Wege!“ sagte Lukas finster.

„Ach, Possen!“ meinte der Schultheiß; „keine so finsteren Gedanken! Ich will Ihnen einen guten Rath geben: gehen Sie die Berge hinauf, dort den Weg, den Sie sehen, er führt nach dem Städtchen B., und da fragen Sie nach Johann Baumberg dem Jüngern, das ist der Schultheiß des Orts, vielleicht werden Sie da etwas Näheres erfahren.“

„Und an dem Wege liegt der See, von dem wir vorhin sprachen?“ fragte nachdenkend der Jäger.

„Keine zweihundert Schritte rechts von der Straße; „wir nennen ihn nur den „wilden See“, obgleich er eben und klar ist, wie ein Spiegel, man kann fast auf seinen Grund sehen?“

„So, man kann auf seinen Grund sehen?“

„Nun, wissen Sie, Herr, das ist hier so eine Redensart; eigentlich ist er sehr tief, der See und . . .“

„Wer hinein fiele, käme so leicht nicht mehr heraus!“ ergänzte

nachsinnend der Jäger. „Nun, ich will mich einmal auf den Weg machen," fuhr er fort: „also hier durch Euren Garten geht es, dann über die Wiesen, — richtig! Ich will's schon finden! Adieu, Herr Schultheiß! — Auf Wiedersehen!" —

Der alte Bauer begleitete seinen Gast bis an das Gartenthor, welches auf die Wiese hinaus führte, dann nahm er Abschied von ihm und ging kopfschüttelnd in's Haus zurück.

Es war ein klarer, schöner Frühlingsmorgen, der Regen der letzten Tage hatte Flur und Wiese getränkt, und Alles rings herum dampfte mit innigem Wohlbehagen unter den warmen Strahlen der Sonne. Auf der Wiese blühten Tausende von Blumen, die Lerchen schwangen sich trillernd in die Höhe und dem Jäger war es unbeschreiblich wohl zu Muthe. Er dachte an seine Jugend, an sein stilles Dorf und an jenen Morgen, wo er nach der Stadt ging, um Abends in einen tiefen, langen Schlaf zu fallen. Die Zeit zwischen damals und jetzt schwand ihm zusammen und er ging jetzt, wie damals, nachzusehen, wo das arme Mädchen geblieben sei. Die Geschichte mit dem blauen Regenschirme hatte ihm vielleicht nur geträumt, denn der Himmel war ja so klar über ihm, nirgends eine finstere Wolke, die ein böses Wetter anzeigte; ja, es war gewiß: wenn er in den Wald hinauf kam, fand er dort das Mädchen sitzen im grünen Moos, vielleicht einen Kranz windend, vielleicht auch eingeschlafen von der Ermüdung der vergangenen Nacht.

Unter diesen Gedanken schritt er rüstig aufwärts und bald hatte er den schattigen Wald erreicht. Der Weg wand sich in die Höhe zwischen weißstämmigen Birken und hohen Eichen hindurch und bald erreichte er eine Brücke, unter welcher ein geschwätziger Waldbach rauschte, der ihm von der Höhe des Gebirges entgegen kam. Das Wasser murmelte und rauschte über die glatten Kiesel fort, und als sich Lukas über das Geländer der Brücke lehnte und dem herabstürzenden Wasser entgegen sah, und nachdem er lange nachsinnend zugelauscht, verfinsterten sich seine Züge und er glaubte das

gemurmel des Felsbaches, der direkt aus dem Bergsee kam, zu verstehen. Ja, sie war sehr schön! — sehr schön! schien es zu murmeln; so schön haben wir nie etwas gesehen, niemals! Nie! — Nie! Und das lange Haar so blond! So schön und blond! So blond und schön! — Ach! — Ach! Das blonde Haar und das schöne Mädchen! Hin! — Hin! Hinab! Hinab! Hinab! So flüsterte das Wasser, und Lukas, nachdem er längere Zeit zugelauscht, stieg ruhig weiter, fort in die Höhe. Als er nach einiger Zeit rückwärts sah, lag zu seinen Füßen das kleine Dorf, von dem er eben herkam; auch sah er die Chaussee nach Metthausen, die sie und er in der Nacht gefahren; damals aber rauschte der Regen nieder, heute war Alles klar, und wo ein Wagen denselben Weg rollte, da wirbelte eine leichte Staubwolke empor.

Jetzt hatte er die Höhe des Gebirges erreicht, der Weg bog sich sanft links; er ging tiefsinnend rechts durch das Gestrüpp und über Felsen, es zog ihn zu dem stillen See, er wußte selbst nicht wie. — Jetzt lag er vor ihm, gerade so, wie es ihm geträumt und gerade so, wie er ihn auf dem Bilde gesehen. Ringsum war er mit dichtem Gebüsch umgeben, welches sich auf allen Seiten dunkelgrün in dem Wasser wiederspiegelte; nur in der Mitte, wo der Himmel auf das Wasser sah, glänzte es klar und blau. Um ihn hier lag eine tiefe, feierliche Stille, und hoch in den Lüften kreiste ein Raubvogel.

Der See war nicht groß und der Jäger hatte ihn rasch und ängstlich umschritten. Sorgfältig untersuchte er die Gebüsche am Ufer, ob dieselben irgendwo niedergetreten seien; aber er sah nichts dergleichen — die schlanken Zweige wiegten sich im Morgenwinde auf und ab und schienen wohlgefällig ihr Bild im Wasser zu betrachten. Es war schwer, an das Ufer des Sees zu gelangen und nur an einer Stelle ging es leichter: da war nämlich ein umgehauener Baum auf das Gesträuch gefallen und die Krone desselben ruhte auf dem Wasser. Hier drang Lukas durch, setzte sich

auf den Baumstamm, stützte die Arme auf die Zweige und starrte hinab in das Wasser. Oftmals glaubte er auf dem Grunde etwas zu bemerken, das mit einem menschlichen Körper Aehnlichkeit habe; dann sah er aber wieder, daß er sich getäuscht und daß es Schilfrohr war oder vielleicht ein Baumstamm. — — — — — —

An jenem Morgen, wo er in tiefem Schlaf in seinem Bette lag, hatten wohl die Bursche des Dorfes ebenso an dem See gestanden und emsig auf den Grund gespäht. Wenn er nur damals dabei gewesen wäre, er hätte den Körper des Mädchens gewiß entdeckt, und dann wäre er nicht in jenen ewigen Traum verfallen, der so finster und quälend auf seinem Geiste lag, und aus dem zu erwachen er sich vergeblich abgemüht! — Der Gedanke, nicht wie die anderen Menschen zu leben, ein wirkliches Dasein zu genießen, hatte ihn finster, verschlossen und lebensatt gemacht. Es zog ihn nieder auf den ruhigen Spiegel des Sees, und er beugte sein glühendes Gesicht auf die kalte Fluth, und die Kühlung that seinem brennenden Gehirn so wohl! — — Wieder flossen die Bilder der beiden Mädchen in einander und wenn er an eines dachte, dachte er an das andere. „O, wenn ich damals," seufzte er, „ihr nachgefolgt wäre bis an den See, ich hätte sie gewiß herausgeholt! — — oder wäre auch drunten geblieben und hätte nicht den ewigen quälenden Traum gehabt! — Aber träume ich jetzt nicht auch?" fuhr er rascher fort und beugte sich tiefer gegen das Wasser; „träume ich nicht von jener Nacht, von jenem unglücklichen Mädchen? von diesem Wasser? Wie, wenn ich auf dem Grunde desselben ein angenehmes und fröhliches Erwachen fände?" — — —

Und es geschah, wie er es in der Nacht im Wagen ahnungsvoll gesehen! — Seine Zeit war aus, er glitt durch die Zweige des Baumes in den See, und als er langsam untersank, zitterten tausend glänzende Strahlen um seinen Kopf. Nebel drangen von dem Grund herauf, diese Nebel wurden zu weißen Gewändern und die glänzenden goldenen Strahlen, die ihn immer enger umspannen,

waren wie langes und blondes Haar, und er fühlte sich wie mit weichen Armen umschlungen, die ihn langsam niederzogen, und nachdem er eine Stimme vernommen, hell und klar wie Glockentöne, die ihm zurief: „willkommen hier unten!“ hörte er weiter nichts mehr. —

Noch einige Augenblicke später bewegte sich das Wasser des Sees unruhig und warf weite Kreise an die Ufer, und die Bilder der Gesträuche, die rings umher standen, zitterten heftig vor Schrecken und Entsetzen, und es dauerte eine Zeit lang, ehe sie wieder ruhig und klar wurden. Der Raubvogel, der hoch in den Lüften geschwebt, stieß kreischend hernieder auf den See, und dann schwang er sich empor und verschwand hoch in der Luft an dem unermeßlichen, ewig klaren Himmelsgewölbe. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Anlagen ging, und eine neue Schnur an ihrer Peitſche befeſtigte. Nachdem dies Geſchäft beendigt war, ſteckte die Stallwache ihre beiden Hände in die Hoſentaſchen, ließ ſich auf dem Schrank an der Thüre nieder und machte ſich allerlei Gedanken von kühlem Bier und ſaftigen Rettigen, während ſie ihre Blicke über den klaren See des Parks und über das friſche junge Grün der Bäume ſtreifen ließ. Dieſes ſelige Nichtsthun in dem offenen Stalle mochte vielleicht eine halbe Stunde gedauert haben, als man um die Ecke des Schloſſes ein paar Stallleute kommen ſah, denen bald noch mehrere folgten, alle im beſten Anzuge, und jetzt wieder ein paar; ja, der ganze Stall ſchien im höchſten Staate einen Spaziergang gemacht zu haben.

Freilich hatten ſie das, aber es war ein Spaziergang trauriger Art, indem das ſämmtliche Stallperſonal ſoeben dem Oberkutſcher Mundels die letzte Ehre erwieſen und ihn feierlichſt zu ſeiner Ruheſtätte auf dem Kirchhofe begleitet hatte. Er war dahingeſchieden, der treffliche Roſſelenker, an den Folgen eines kleinen Schlages, der ſich nach einem ſehr ſtarken Nachteſſen bei ihm eingeſtellt; verſammelt zu ſeinen Vätern, ſaß er jetzt wahrſcheinlich im Paradieſe, wenn auch nicht im Schooße Abrahams, doch in Geſellſchaft vorangegangener Collegen, verſtorbener Hof- und Leibkutſcher und anderer roß- und wagenkundiger Perſonen bis hinauf zu den Ajaxen und Achillenſen, welche den Herrn Mundels, als eine Zierde ihrer Kunſt, wahrſcheinlich mit Stolz empfangen hatten.

Die königlichen Stalleute traten in den Stall und wiſchten ſich die Stirn ab; denn es war ihnen in Folge des langen Spazierganges in der Nachmittagsſonne, ſowie der eindringlichen Grabrede warm geworden. Der Pfarrer hatte ſich ſehr anzüglich über die Sterbefälle im Allgemeinen, über Schlagfälle im Speciellen und im ſpeciellſten über dergleichen in Folge von ſtarkem Nachteſſen, beziehungsweiſe Nachttrinken ausgelaſſen, und hatte darauf, in einige Lebensregeln über die Erhaltung der Geſundheit übergehend,

vor dem allzu luſtigen Lebenswandel wieder im Allgemeinen und vor dem zu vielen Weintrinken im Speciellen gewarnt. Er eröffnete dabei den entſetzten Kutſchern und Vorreitern die gar nicht tröſtliche Ausſicht, daß, je naſſer es dieſſeits bei ihnen zugehe, um ſo trockener und durſtiger ihr jenſeitiges Leben ausfallen würde. Das hatten ſie, um das Grab des Seligen ſtehend, mit anhören müſſen, und obendrein noch hatte ihnen während dieſer Rede Seine Excellenz der Oberſtſtallmeiſter forſchende Blicke zugeworfen, welche ſo viel heißen mochten, als: „ich werde nächſtens unter euch treten und fürchterliche Muſterung halten.“

Aber bei allem dem ſind wir feſt überzeugt, daß das Stallperſonal heute Mittag ein Uebriges that und daß im Laufe des Tages und Abends das Uebermögliche geleiſtet wurde, um ihren Kummer über den Dahingeſchiedenen in gutem Vierunddreißiger in den Magen hinabzuſchwemmen, wo ſich, wie wir wiſſen, nach der Theorie des Verſtorbenen die Quelle der Träume befand.

Es war bei dieſem Verluſt ein Glück zu nennen, daß der Herr Mundels keine Familie zurück ließ, daß kein Weib und keine Kinder ſein Grab beweinten. Da war Niemand da als einige vergnügte Erben, die das Hausweſen des Leibkutſchers baldigſt beſorgten, das heißt forttrugen.

Die zurückkehrenden Stallleute, welche keinen Dienſt hatten, begaben ſich in ihre Zimmer oberhalb des Stalles und gingen alsdann, wie ſchon angedeutet, ihrer Wege, um über den ſo ſchnellen Verluſt alles Irdiſchen gehörig nachzudenken. Zu denen aber, die im Stalle zurückbleiben mußten, gehörte auch unſer Freund, der Herr Winkler, welcher Hut und Rock einem Stallbuben übergab, der ihm dafür ſeine gewöhnlichen Kleider herunterholen ſollte. Joſeph klopfte Tibull und Pluto auf die Hinterbacken, welche Liebkoſung von den Thieren durch freundliches Ohrenſpitzen und Kopfumdrehen erwidert wurde, dann nahm er die Geſchirre, legte ſie auf den Rücken der Thiere, nachdem er das Kummet über den Kopf geſtreift, und

schnallte sie fest. Er sollte den Gespensterwagen anspannen, um die erste Hofdame gegen fünf Uhr zu irgend einem Diner zu fahren. Doch war er kaum mit dem Anschirren fertig geworden und wollte die Pferde eben im Ständer herumdrehen, als der Hoflakei Jean erschien und die Fahrt für heute Nachmittag absagte, dagegen den Befehl überbrachte, der Gespensterwagen solle heute Abend um acht Uhr am Schlosse vorfahren.

„Wenn die nur einmal da oben in dem alten Schloß eigentlich wüßten, was sie wollten!“ brummte Joseph und begann die Pferde sogleich ihres Geschirres zu entledigen. „Also wird heute nicht diniert?“

„Wenigstens nicht auswärts,“ lächelte Jean; „wir haben bei uns zu Hause alle Hände voll zu thun und finden deßhalb nicht Zeit, auswärts zu speisen. Ich habe ein Billet von der gnädigen Frau zum russischen Gesandten hingetragen, in welchem sie ihr Ausbleiben entschuldigt!“

„Ja so!“ sagte Joseph, indem er Pluto's Kummet an den Nagel hängte. „Ihr habt heute wichtige Briefschaften erhalten, ich habe darüber etwas von dem alten Dubel gehört. Na, die da oben wird sich recht ärgern!“

Jean schmunzelte wohlgefällig und antwortete: „so viel ist gewiß, daß ihr die Briefe, die heute Morgen der Graf Alfons übergeben, einen unangenehmen Tag gemacht. Zuerst hatten die Beiden eine ziemlich lebhafte Unterredung und der Graf muß sehr bestimmt zu Gunsten seines Freundes gesprochen haben; doch hat er sie keineswegs zum Nachgeben bewogen, denn ihr letztes Wort, das ich deutlich durch die Flügelthüren hörte, war: Nie! nie! und das wiederholte sie mehrere Male und setzte noch hinzu: „„schreiben Sie ihm, Herr Graf, daß Sie mich gesprochen haben und daß ich entschlossen sei, dazu nie meine Einwilligung zu geben, ich handle vollkommen im Auftrage der Frau Herzogin.““ Darauf zog der Graf natürlich ab und die gnädige Frau schrieb den ganzen Nachmittag Briefe; sie ist auch jetzt noch dabei, läßt Niemanden vor sich und will nur heute Abend einen kleinen Besuch bei der Gräfin Clara

machen, die, wie ich glaube, die Antwort der gnädigen Frau ihrem Bruder, dem Grafen Alfons, übergeben soll."

„Das sind ja alte verfluchte Geschichten!" lachte Joseph; „ich würde mich vor der Sünde fürchten, so ein Paar, das so famos zusammen paßt, wie der Baron und das alte Hoffräulein, gewaltsam zu trennen; aber ich hoffe, der Baron wird sich nichts daraus machen; und geheirathet wird doch. So meint auch der Dubel."

Der Lakai nahm eine sehr wichtige Miene an, legte die Hände auf den Rücken und entgegnete: „so viel ich von diesen Geschichten vkrstehe — und ich verstehe Manches davon — und so weit ich das Hoffräulein kenne, wird die sich dagegen sehr viel daraus machen, wenn die Hofdame und die alte Herzogin nun einmal platterdings ihre Einwilligung zu der Heirath nicht geben wollen."

„Ich wollte die da oben lange fragen!" sagte Joseph; „weit davon ist gut vorm Schuß! Und mich sollte so ein Brief abhalten, wenn ich im Begriff wäre, meinen alten Schatz zu heirathen! Notabene, versteht sich von selbst, wenn ich keine Vorgesetzten hätte."

„Nun, was Eure Heirath anbelangt, Meister Joseph," sprach pfiffig lächelnd der Lakai, „so wird das arme Mädel da drunten auch bald aus ihrem Jungfernstand erlöst werden; denn ich denke so bei mir: wenn Seine Excellenz einen der Geschicklichkeit nach zum Oberkutscher vorschlägt, da könnte es bei Euch langen. He, Joseph, meint Ihr nicht auch so?"

Winkler zuckte mit den Achseln und entgegnete: er habe noch nicht daran gedacht, daß ihm ein solch' unerhörtes altes Glück begegnen könne. „Auch glaube ich heute nicht daran," setzte er hinzu; „Ihr werdet sehen, Jean, da schiebt man uns einen Fremden hinein, und ich kann mir schon denken, wen. Der selige Mundels hat mir einmal gesagt, als wir mit unserem Wagen neben einander hielten und auf das Ende des Balles warteten — nicht weit von uns stand die Equipage des russischen Gesandten — und da sagte der selige Mundels, indem er auf dieselbe wies: „„Siehst du, mein Junge, ich

will dir was ſagen: wenn es in dem Stalle eine Gerechtigkeit gäbe, ſo könnte es gar keinen Anſtand haben, daß du einmal Oberkutſcher würdeſt; aber da es nicht immer nach der Ordnung geht, ſo ſiehſt du da auf dem Inchtenbocke meinen Nachfolger, wenn ich einmal abſteige; ich hab's geſagt, denke an mich!'" Das ſind die eigenen Worte des ſeligen Mundels, und Ihr ſollt ſehen, Jean, daß er Recht hatte."

„Die Sache iſt nicht ganz ohne," entgegnete der Hoflakai, nachdem er einen Augenblick nachgedacht; „wir wiſſen ganz genau, wie viel der ruſſiſche Geſandte bis oben hinauf gilt, namentlich hat er bei den Allerhöchſten Damen einen ungeheuren Stein im Brett, und wenn der Jemand empfiehlt, ſo kann man dem Empfohlenen gratuliren. Aber ich glaube immer nicht," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „daß Seine Majeſtät einen Ausländer zum Oberkutſcher macht, und was für einen Ausländer! — Ja, wenn es nur ein deutſcher Ausländer wäre, ein Oeſterreicher oder ein Preuße, das wär' ſchon ſchlimm genug, aber ein Engländer! und noch obendrein ein Engländer, der beim ruſſiſchen Geſandten gedient und dort alles Mögliche gelernt; nein, das glaube ich nimmermehr! Ich würde immer denken: ſo ein Kerl notirt ſich, wenn und wie ich ausfahre, und berichtet darüber an ſeine Geſandtſchaft; die Engländer miſchen ſich ohnedies gern in Alles, was ſie nichts angeht, und nun obendrein ein Engländer, der, wie geſagt, bei Rußland war — 's iſt eigentlich unmöglich!"

„Gebt nur Acht!" erwiderte Joſeph, der ſeine Geſchirre wieder geordnet hatte und den blauen Rock anzog, den ihm einer der Stallbuben ehrfurchtsvoll hinreichte, „gebt nur Acht, der Engländer wird Oberkutſcher!"

„Wie heißt der Kerl eigentlich?" fragte Jean, und Joſeph antwortete:

„Ja, wer kann das wiſſen! Ich habe den Namen wohl ſchon einmal geſchrieben geſehen, aber darauf kann man bei ſo einem Engländ-

der gar nicht gehen; wenn so ein Kerl sich Snowdov schreibt, so heißt er vielleicht Simpelmaier."

„Das ist ganz richtig!" entgegnete Jean, indem er wichtig thuend seine Halsbinde in die Höhe zog; „ich lese zuweilen Einiges von einem englischen Schriftsteller, der sich Dickens schreibt und wird „Boz" ausgesprochen; ja, so ist's bei den Engländern, und daher kommt's auch, daß sie sich überall schlau durchwinden und nie abzufassen sind."

„Und so ein alter Engländer wird unser Oberkutscher!" sagte Joseph bestimmt, setzte den Hut auf's Ohr und ging seiner Wege.

Jean rief ihm nach: „Also bis acht Uhr, nicht vergessen!" Und dann verließ dieser ebenfalls den Stall und ging in's Schloß zurück.

Unterdessen hatte es sich in Betreff des Baron Karl wirklich so begeben, wie der Hoflakai erzählt. Vergeblich hatte Graf Alfons, nachdem er die Briefschaften übergeben, versucht, die Hofdame zu Gunsten seines Freundes umzustimmen. Sie war erbitterter als je gegen das glückliche Paar und fest entschlossen, alle ihre Macht anzuwenden, um eine Verbindung zu hintertreiben, die sie nicht zugeben konnte, weil sie sie nicht eingeleitet und die jenen Menschen beglücken sollte, der es gewagt, sie zu hintergehen.

Neben allem dem war Neid und Mißgunst im Spiele und sie konnte es nicht ertragen, das arme Mädchen so plötzlich in eine Existenz versetzt zu sehen, die neben ihrer eigenen, in so falschem Glanz und Schimmer strahlenden, unendlich erhaben war. Sie war freilich erste Hofdame, sie war die Vertraute der Fürstin und das schon lange, lange Jahre gewesen; aber eben, weil sie es lange, lange Jahre gewesen war, so hatte sie die fürchterlich drückende Existenz einer ewigen Hofdame in ihrer ganzen Schwere kennen gelernt. Centnerschwer schleifte die Vergangenheit hinter ihr eine Kette von trostlosen, verlorenen Tagen, eine kalte, glänzende Zeit ohne Wärme, ohne Gemüth.

Wie war sie so natürlich und lebensfroh gewesen, als sie an

dem Portal des Schloſſes zum erſten Mal aus ihrem Wagen ſprang und von ihrem Vater, einem armen Landedelmann, in die prachtvollen Gemächer eingeführt wurde! Welch' herrliches Leben, ſo glaubte ſie damals, liege vor ihr! denn ſie hatte bis jetzt den Hof nur aus der Entfernung geſehen, ſtaunend und bewundernd den Glanz und die Pracht deſſelben, wie man im Theater einem großen Schauſpiele zuſieht. Jetzt ſollte ſie hinter die Couliſſen treten und freute ſich darauf. Anfänglich war ihr auch die Dämmerung, die hier herrſchte, die Schattenſeite des Glanzes, deſſen ſtrahlende Seite nur dem Publikum zugekehrt iſt, neu und intereſſant; anfänglich bewunderte ſie die künſtliche Maſchinerie, die dieſes Ganze nach außen ſo blendend in Bewegung erhält; erſtaunte über die unzähligen Drähte, welche, manchmal in der Hand eines Unbedeutenden zuſammenlaufend, oft im Stande ſind, die größten Effekte hervorzubringen; ſchauderte hie und da bei den Verſenkungen und Fallthüren, die ſich oft unvermuthet zu den Füßen der Mitſpielenden eröffneten; fühlte ſich aber dennoch glücklich, mitwirken zu können in all' dem Glanze und hie und da in Pracht und Herrlichkeit herauszutreten vor das Auge des erſtaunten Publikums. — —

Das ging mehrere Jahre ſo fort, dann begann ihr der Zwang, der ſie rings umgab, unerträglich zu werden, und obendrein ſpielte ſie in dieſem allgemeinen Schauſpiel eine eigene Tragödie der finſterſten Art, eine Tragödie, die wie ein Luſtſpiel anfing und im fünften Akt mit Verrath und Treubruch endigte, und als ſich ihr Schickſal ſo gewendet, ſah ſie ſchaudernd ein, wie ſo gar keine Wahrheit in dem Leben liege, wie Einer mit dem Andern Tag für Tag das gleiche Spiel treibe: freundliches Lächeln auf den Lippen und die geballte Fauſt hinter dem Rücken. Wie durfte ſich ſo nichts zeigen, wie es wirklich war! Kein Gefühl, warm und friſch, wie es aus dem Herzen quoll, war in ſeiner Natürlichkeit in dieſem Kreiſe erlaubt; es mußte ſich mit allem Anderen beugen unter die herrſchenden Regeln, ja unter die jeweilige Laune der Gebieterin. Auf der Wange durfte

die Blässe eines tiefen Seelenschmerzes nicht wagen, frei und offen zu erscheinen; das grollende Wort mußte hinabgedrängt werden und eingesperrt im ängstlich klopfenden Herzen, und die Fluth der Gedanken, die oftmals wild und schäumend emporzuschlagen drohte, mußte sanft geebnet daliegen, Frieden athmend und Bild und Wunsch der Gebieterin sanft widerstrahlend.

Das dachte die Hofdame, während sie in ihrem Boudoir auf dem kleinen Fauteuil saß und die Hand fest auf's Herz preßte. Wie viele qualvolle Stunden schwebten an ihrem Gedächtnisse vorüber, wie viele finstere Tage schwangen sich im Reihentanz vor ihren Augen, behängt mit dem bunten Lappen der Freude, aber die Faust, mit der sie eine Kette bildeten, krampfhaft zusammengedrückt. Verschwunden war von dem Gesicht der Hofdame jene ruhige Freundlichkeit, jener Ausdruck des liebenswürdigen Scherzes, mit dem sie stundenlang die Gesellschaft ergötzt; ihr Gesicht, wie ein Spiegel die Bilder vergangener Zeiten wiedergebend, war blaß und eingefallen und zeigte eine fieberhafte Aufregung. Sie hatte ihre Briefschaften beendigt und die einzelnen Schreiben lagen zerstreut vor ihr. So viel es ihr möglich war, hatte sie in dem Brief an Pauline an deren Herz, an deren Dankbarkeit appellirt und sie beschworen, jene Verbindung nicht einzugehen; aber sie fühlte schon während des Schreibens, daß sie dem jungen Mädchen keine haltbaren Gründe gegen die Verbindung angeben könne, und es zitterte ihre Hand, als sie jene Zeilen schrieb. Sie hatte das Mädchen erzogen, sie hatte sie gebildet, sie hatte sie bei Hof eingeführt und ihr den Weg angebahnt zu dem, was sie selber war. Sie hatte sie mild und freundlich behandelt in Betracht der dornenvollen Bahn, die das Mädchen gleich ihr zu durchlaufen habe; jetzt aber auf einmal und ohne ihr Zuthun wandte sich das Schicksal derselben einem glänzenden Lichte entgegen, einem Lichte, von dem die Hofdame geglaubt, es leuchte ihr selbst in finsterer Nacht und bringe in ihr eigenes Leben einen neuen rosigen Morgen. — —

Das war jetzt Alles vorbei und finstere Nacht lag um sie, sie fühlte sich einsam und allein, und eben deßhalb streckte sie die Hand aus und hielt das Mädchen zurück, welche im Begriffe war, mit entzücktem Herzen jener blendenden goldenen Helle, die vor ihren Augen aufstieg, entgegenzueilen. „Ich will nicht," sprach sie mit fester Stimme, „ich will nun einmal nicht, und wenn die ganze Welt sich mir bittend für die Beiden nahte, bei Gott, ich will nicht!"

Es war spät am Nachmittag geworden, und Frau von C. erhob sich aus ihrem Fauteuil, trat an die großen Spiegelfenster und drückte ihre erhitzte Stirn an die kalten Scheiben. Vor ihr lagen die Berge, welche die Stadt umgaben, von der Gluth der Abendsonne bestrahlt, in violetter und rosiger Färbung. Leichte Wolken schifften gegen Westen der Nacht voraus, die nun bald mit dunklem Schleier Alles überziehen würde.

„O bräche auch der Abend meines Lebens schon herein!" seufzte die Dame, „o, könnte auch ich untergehen, nur einmal noch bestrahlt von dem Lichte eines seligen Glückes! o, wäre meine Zeit um! Es ist ja gewiß keine Redensart, es hört mich ja Niemand — aber ich verlange wirklich nach dem Ende meiner Tage, nach einer Ruhe, die ich ja doch nie hier finden werde!"

Die Sonne verschwand allmälig, der Fuß der Berge hüllte sich in ein dunkles Grau, und nur auf den Spitzen derselben lag noch ein letzter goldener Sonnenschein. Auf diesen letzten Schein blickte die Hofdame anhaltend und starr und wollte ihn mit dem Blicke ihrer Augen festhalten — umkehren, meinte sie, solle die Sonne für dieses Mal, wieder größer und heller werden, dieser letzte kleine Punkt, den sie vergoldete, sich ausbreiten und ein neuer Tag anbrechen; aber das war ja unmöglich, die Sonne war untergegangen, der Abend heraufgestiegen, und in wenig Stunden brach die finstere Nacht herein.

Seufzend wandte sich die Hofdame vom Fenster ab und warf sich auf's Neue in ihren Fauteuil. Jean trat so eben mit leisen

kaum hörbaren Schritten in das Gemach und trug zwei Armleuchter in den Händen, welche er auf den Kamin niedersetzte, um sich dann, rückwärtsschreitend, ehrerbietig zu entfernen.

„Ist mein Wagen bestellt?“ fragte die Dame den Lakaien, worauf Jean erwiderte:

„Nach dem Befehl der gnädigen Frau auf acht Uhr.“

Alsdann befahl ihm ein leichtes Kopfnicken, sich zu entfernen, und er verließ das Boudoir, auf den Zehen schreitend, und zog die Flügelthüren leise hinter sich zu. — — —

In der Nähe des Marstalles gingen in diesem Augenblick zwei Personen und näherten sich demselben in angelegentlichem Gespräch. Es war der Herr Winkler mit seiner Frau Mutter, und als sie das Thor erreicht, öffnete er dasselbe als galanter Mann und guter Sohn und ließ die Mutter zuerst in den Stall treten. Beide näherten sich nun den Ständern von Tibull und Pluto, und während der Kutscher seinen blauen Rock auszog und ihn neben dem Hut an den Nagel hängte, sagte er:

„Habt lieber gar keine Hoffnungen, alte Frau, ich versichere Euch, 's ist besser so, und dann kann ich vor allen Dingen das Beschreien nicht leiden. Sagt mir heute Nachmittag der Steinle, der alte Esel: ich gratulire, Herr Oberkutscher! Ich habe ihm aber gleich das Handwerk gelegt und ihn gebeten, er möge gefälligst sein altes Maul halten!“

Die Frau Winklere schüttelte still lächelnd den Kopf und sprach: „du magst nun sagen, was du willst, ich habe es gestern Abend in den Karten gelesen, es steht dir ein großes Ereigniß bevor.“

„Ja,“ versetzte Joseph, „es ist mir in meinem alten Leib wahrhaftig auch so wie ein Ereigniß, aber wie kein angenehmes, hol' mich der Teufel; ich habe so eine alte Unruhe in mir, wie in meinem ganzen Leben nicht.“

„Das glaub' ich wohl!“ kicherte die Alte; „wenn man so schöne Aussichten hat, Herr Oberkutscher und Frau Oberkutscher! Ach!“

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20755 / 021

ſetzte die Frau Winklere gerührt hinzu; „wenn mich unſer Herrgott noch dieſes Vergnügen wollte erleben laſſen!“ — Sie fuhr mit dem Zipfel ihrer Schürze an die Augen, und that, als trockne ſie ſich Freudenthränen ab.

„Altes dummes Zeug!“ brummte Joſeph; „was geſchehen ſoll, das ſoll geſchehen, aber man muß ſo etwas nicht vorher beſprechen, das taugt in alle Ewigkeit nicht.“

„Aber hat nicht Seine Excellenz, der Herr Oberſtſtallmeiſter, ſchon ein ähnliches Wörtlein fallen laſſen?“ fragte die Mutter.

„Allerdings!“ entgegnete der Sohn; „er hat geſagt, man könne nicht wiſſen, was Seine Majeſtät der König zu thun geſonnen ſei, bei fortgeſetztem gutem Lebenswandel, und wenn die Aufführung im Stalle ſo bliebe wie jetzt; na! was ſo Herren überhaupt ſchwätzen, wenn ſie einem armen Teufel eine vergebliche Hoffnung machen.“

Unterdeſſen hatte er die Pferde aufgeſchirrt und drehte ſie in ihren Ständern herum, um ihnen das Kopfzeug aufzulegen. Als dies beendigt war, ſah er auf ſeine Uhr. es war halb Acht, und zog dann ſtillſchweigend ſeinen Rock an.

„Ich weiß nicht,“ ſagte die Frau Winklere, die ihm dabei behülflich war, „warum du heute ſo mürriſch und verdrießlich biſt; ein Anderer würde lachen und ſpringen.“

„Ich weiß es ſelbſt nicht,“ entgegnete Joſeph, „aber Gott ſoll mich — — es liegt mir wie tauſend Pfund Blei auf dem Herzen, es iſt mir gerade, als ſollte mir etwas Unangenehmes paſſiren. Ich bin doch ſonſt nicht furchtſam und weiß nicht, woher mir heute ſo alte dumme Gedanken kommen.“

„Das iſt ganz begreiflich,“ ſagte beſchwichtigend die Mutter, „das kommt von dem Begräbniß heute; wenn man ſo etwas mitmacht und eine Leichenpredigt anhört, da hat man den ganzen Tag ſeine abſonderlichen und betrübten Gedanken.“

„Ich glaube, Ihr habt Recht, alte Frau,“ entgegnete Joſeph; „was helfen auch die alten Grübeleien? Was kommt, kommt doch,

und wenn ich mit meiner heutigen Fahrt glücklich zu Ende bin, ſo ſeht Ihr mich noch am Abend bei Euch — ſie wird doch auch kommen!“

„Allerdings wird ſie kommen!“ ſchmunzelte die Mutter; „ach, was das gute Mädchen für eine Freude hat bei den ſchönen Ausſichten!“

„Mutter. . . .“

„Nun ja!“ ſagte die Alte beſchwichtigend, „laß' mir doch die guten Ausſichten! Es iſt mir ja bis jetzt immer ſo betrübt gegangen. kaum meine ich ja, ich hätte etwas — muck! wird mir's wieder entzogen. Ich war auch heute bei dem Stadtrath Schwämmle und bat ihn, er möchte mir doch die Muſeumsquittungen wieder geben, doch er ſagte: er könne für mich gar nichts mehr thun, und er rieth mir recht höhniſch, ich ſolle mich bei dem neuen Löſchcorps anſtellen laſſen.“

„Ein unverſchämter Geſell,“ brummte Joſeph, indem er die Pferde herauszog; „aber ſo ein ſchlechter Reiter, wie der iſt, kann das alte Herz nun und nimmermehr auf dem rechten Flecke haben. Nun lebe Sie wohl, Frau Mutter, ſo Gott will, bis nachher!“

Dahin ging der gewandte königliche Hofkutſcher und gute Sohn, und die Mutter ſah ihm mit großem Stolze nach. Auch gewahrte ſie zu ihrer großen Befriedigung, wie die Stallwache ehrfurchtsvoller als ſonſt die Thüre vor ihm aufriß; denn es war ſchon etwas Wahres an dem Gerüchte, welches den Hofkutſcher Winkler an die Stelle des verſtorbenen Herrn Mundels beförderte.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Aus dem Marſtall.

Joſeph zog in die Remiſe, ſpannte Tibull und Pluto ein, befeſtigte Alles noch ſorgfältiger als ſonſt, unterſuchte die Zugſtränge, die Aufhalter, die Schnallen am Kopfzeug, was er ſonſt auf die gleiche Art nie that, ſchwang ſich endlich in den Bock, faßte die Zügel feſt in die Hand und fuhr langſam durch das Portal des Schloſſes „Wenn die Alte da oben heute nicht ausfahren wollte," brummte er in ſich hinein, „ſo — ich weiß nicht warum, — aber ſo wäre mir ein großer Dienſt geſchehen." Und darauf ſprach er ermuthigend zu ſich: „nun, die Augen auf, die Hand feſt, es wird, ſo Gott will, wohl gut gehen wie immer."

Jean ſtand ſchon am Thor, als der Wagen anfuhr, und eilte hinauf, um ſeine Meldung zu machen. Wenige Augenblicke danach ſtieg die Hofdame die beiden Treppen hinab, trug ein kleines Paket in der Hand und näherte ſich dem Wagen. Jean riß den Schlag auf und ließ den Tritt herab.

„Wer fährt heute?" ſo hörte Joſeph die Dame fragen, ehe ſie einſtieg, und der Hoflakai antwortete:

„Es iſt der Winkler, gnädige Frau, der Sie ja faſt immer fährt, der beſte Kutſcher des ganzen Stalles."

„Er ſoll vorſichtig ſein," bemerkte die Dame und zog bei dieſen Worten den Fuß zurück, den ſie ſchon auf den Tritt geſtellt hatte, während ſie fortfuhr: „ſehen Sie einmal nach, Jean, ich glaube, der Tritt iſt nicht recht feſt, er gab unter meinem Fuße nach."

„Gnädige Frau wollen verzeihen," entgegnete der Lakai, „aber es iſt Alles an dem Wagen in Ordnung, der Wagenkaſten ſchwankt nur ein wenig auf die Seite."

„So so!“ sagte die Dame und stieg ein. Jean schlug den Tritt hinauf, drückte die Wagenthür zu und nannte dem Kutscher den Namen der Gräfin Clara, dann sprang er hinten auf, und Joseph fuhr aus dem Schloßhof auf die Straße.

Es mochte nun daher kommen, daß der Kutscher, angeregt wie er war, die Zügel etwas schärfer anzog, als sonst, oder daher, daß die beiden Pferde den Stall gestern und heute noch nicht verlassen — genug, Tibull und Pluto waren lustiger als sonst und galoppirten abwechselnd auf dem Pflaster dahin, statt in einem ruhigen Trabe zu laufen. Dunkel war es auf den Straßen, es brannten noch keine Gaslaternen und jetzt bog der Wagen von der Hauptstraße ab auf einen einsam gelegenen Platz, der dicht mit Bäumen besetzt war und vollkommen finster dalag. Joseph blickte scharf vor sich hin und sah nichts, wie ein paar Leute, die ebenfalls desselben Weges zu gehen schienen und jetzt, wie der Wagen näher kam, rechts und links hinter die Bäume traten. — — — —

Auf einmal straucheln beide Pferde zugleich, Tibull stürzte hin und Pluto, der sich auf den Beinen hält, macht einen Satz rechts gegen die Bäume, wobei der Kutscher zu seinem größten Schrecken deutlich fühlte, daß die Deichsel brach. Jetzt schnellte auch Tibull in die Höhe, bog ebenfalls rechts ab und die starken Thiere rissen, trotz des Kutschers verzweifeltem Anhalten, den Wagen zwischen die dicht stehenden Bäume hinein. Jean, der durch den Stoß des Wagens von dem Tritt hinten herab geschleudert wurde und glücklicher Weise mit seinen Armen einen Baumstamm erhaschen konnte, sah, wie die Hofdame den Schlag öffnete, um aus dem Wagen zu springen. Umsonst rief er ihr zu, sie möge sitzen bleiben; die durchgehenden Pferde rasten mit dem Wagen dahin, bald mit diesem, bald mit jenem Rad krachend an die Bäume schlagend. Einen Augenblick hielt die Hofdame am Schlage fest, dann sprang sie rasch hinaus und wurde von der Gewalt des Falles so gegen einen Baumstamm geschleudert, daß sie besinnungslos liegen blieb. Noch immer hielt Joseph die

Zügel in der Hand und suchte die Pferde mit übermenschlicher Kraft zu halten, aber umsonst! Schon sah er den Schloßplatz vor sich, wo er einen weiten Spielraum hatte, um die Thiere vielleicht bändigen zu können, ehe sie den Wagen zerschellten, da streckte sich ein Baumast gerade vor ihm aus, und auch hier in der drohenden Gefahr ließ er seine Zügel nicht fahren, doch fühlte er in der nächsten Sekunde diesen Baumast an seine Stirn schlagen, und bald darauf jagten die Pferde ohne Kutscher mit dem halbzertrümmerten Wagen über den freien Platz dahin nach den Ställen zurück, wo sie von der entsetzten Stallwache aufgefangen wurden.

Der Hoflakei, der sich im ersten Augenblick vergeblich nach Hülfe umsah — es waren wenig Menschen auf der Straße, — bemerkte endlich ein paar Wagenlaternen durch die Nacht schimmern und sah bald darauf, daß es ein Hofwagen war, der sich dem Platze, wo das Unglück geschehen war, näherte. Auf seinen Ruf hielt die Equipage, der Bediente sprang herab und half seinem Collegen Jean die wie leblos daliegende Dame in den Wagen heben. Dann fuhren sie langsam in's Schloß zurück. An dem Portal kam ihnen schon die alte Kammerfrau händeringend entgegen, denn die Kunde von einem Unfall hatte sich wie ein Lauffeuer aus dem Stalle in das Schloß verbreitet. Frau von C. wurde sorgfältig hinaufgetragen und in ihre Zimmer gebracht.

Unterdessen hatten sich mehrere der Stallleute mit großen Laternen auf den Weg gemacht, um nach Joseph zu suchen, den sie auch nach kurzer Zeit unter den Bäumen dahin gestreckt auffanden. Er stöhnte schwer, als man ihn aufhob; der Baumast, gegen den er gestoßen, hatte ihm die Stirn bedeutend verletzt; doch er war bei Besinnung und im Stande, auf einige Fragen über den Vorfall selbst Antwort zu geben; woher und wie es eigentlich gekommen sei, und weßhalb die Pferde niedergestürzt und gescheut, war er nicht im Stande anzugeben. Doch meinte Joseph und ebenso Jean, der auch hinzueilte, nachdem Frau von C. im Schlosse war, die Sache

sei nicht mit rechten Dingen zugegangen, und mehrere Kutscher eilten an den Ort, wo die Pferde auf die Seite gesprungen, fanden aber auf dem Boden durchaus nichts Verdächtiges. Joseph wurde nun auf eine Tragbahre gelegt und von seinen Collegen in das Hospital gebracht.

Mittlerweile waren die Leibärzte in's Schloß geeilt, ebenso die Gräfin Clara, die man von dem Vorfalle augenblicklich in Kenntniß gesetzt. Im Vorzimmer befanden sich mehrere Lakaien der alten Herzogin, um über das Befinden der Kranken von Viertelstunde zu Viertelstunde Nachricht zu geben. Die Aerzte umstanden das Lager, sie hatten die Kranke, welche wieder zu sich gekommen war, sorgfältig untersucht, und der erste Leibmedicus, ein alter Herr mit grauen Haaren, sagte mit tiefbekümmertem Gesicht, daß man äußerlich durchaus keine Verletzung wahrnehme und daß er überzeugt sei, die Sache werde ohne große Folgen vorübergehen. Zu gleicher Zeit aber warf er einem jüngeren Collegen einen bedeutungsvollen Blick zu und fuhr leicht mit der Hand über den Rücken desselben, ihm so ein Zeichen gebend, worauf Jener traurig nickte und so beistimmte.

Nachdem die Herren Mehreres verordnet, zogen sie sich in das Nebenzimmer zu einer Consultation zurück, die aber gar nicht lange dauerte. Der alte Leibmedicus sagte am Schlusse derselben: „es ist furchtbar, aber da kann nur Gott allein helfen. Lassen wir den Doktor M. und den Chirurgus C. für alle möglichen Fälle heute Nacht da, und wenn die Kranke, was ich aber nicht glaube, nach mir verlangen sollte, so schicken Sie nur in meine Wohnung. Uebrigens werde ich auch ungerufen gegen vier Uhr morgen früh wieder kommen. — Guten Abend, meine Herren!"

Der Leibmedicus mit einem andern Collegen begab sich hinweg und der Doktor M. und der Chirurgus gingen in leisem, angelegentlichem Gespräche auf dem dicken Teppich des Vorzimmers unhörbar auf und ab.

Neben dem Bette der Kranken saß die Gräfin Clara und hatte ihre Hand erfaßt, welche sie mit ihren Thränen benetzte. „Arme Adelaide!“ sagte sie im Uebermaße eines wirklichen Schmerzes; „wie kann man so unglücklich sein!“

Die Hofdame drückte die Hand ihrer Freundin und blickte bedeutungsvoll aufwärts, als wollte sie sagen: „es ist ein höheres Geschick, das so plötzlich in unser Leben eingreift; „und dann bat sie mit leiser Stimme, die Gräfin möge ihr ein kleines Packet geben, welches der Hoflakai der Kammerfrau eingehändigt und diese auf den Tisch gelegt hatte. Mit zitternder Hand riß Frau von C. den Umschlag herunter, öffnete einen Brief in demselben, den sie der Gräfin zum Lesen offen darreichte. Nachdem diese das Schreiben durchflogen, gab sie es kopfnickend in die Hände der Hofdame zurück, worauf diese sagte: „liebe Clara, Sie versprechen mir, nie Jemanden den Inhalt dieses Schreibens mitzutheilen. Sie habe ich davon in Kenntniß gesetzt, um Sie zu überzeugen, daß erst ein großes Unglück über mich kommen mußte, um gegen das arme Mädchen mild und gerecht zu verfahren.“ — Damit zerriß sie den Brief in viele Stücke und fuhr mühsam fort: „Theure Clara, erzeigen Sie mir die Liebe und schreiben Sie dort an meinem Schreibtische ein paar Zeilen, die ich Ihnen ansagen werde — wollen Sie so gut sein?“

Die Gräfin nickte schweigend, denn sie konnte nicht sprechen, erhob sich von ihrem Stuhle und setzte sich an den Schreibtisch. Die Kranke im Bette diktirte:

„Mein liebes gutes Mädchen!

„Es hat mich ein großes Unglück getroffen, und wenn du diese Zeilen erhältst, bin ich wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden.“ — —

„Adelaide!“ schrie die Gräfin entsetzt auf; „das kann ich nicht niederschreiben!“

„Schreiben Sie immerhin!“ sagte die Kranke mit einem mat-

ten Lächeln. „Mit dem Gefühle, das ich im Herzen habe, ſpricht man keine Unwahrheit; mit ihm ſind alle Täuſchungen verſchwunden.“ —

„Bin ich nicht mehr unter den Lebenden,“ — fuhr ſie fort. „O, Pauline, mein liebes Kind, daß du in dieſem Augenblicke nicht an meinem Lager ſtehſt, iſt die ſchrecklichſte Empfindung, die ich habe. Daß ich dir ſo aus der Ferne ein ewiges Lebewohl zurufen muß, o, das quält und martert mich entſetzlich! Aber es hat ja ſo kommen ſollen! Nimm, mein gutes Kind, dieſen letzten Abſchied hin! Vergiß die trüben Stunden, die ich dir gemacht; ich ſegne deine Verbindung; ſei glücklich und denke zuweilen an mich.“

Als die Gräfin dieſes Papier mit einer Feder in die Hand der Kranken gab, war es ganz feucht von ihren Thränen, und ſie wandte ſich ab, als ihre Freundin mit zitternder Hand „Adelaide“ darunter ſchrieb. Dann eilte ſie in's Vorzimmer, zog die beiden Aerzte durch mehrere Gemächer mit ſich fort und forſchte alsdann verzweiflungsvoll, ob ihre Freundin in einer wirklichen und dringenden Gefahr ſchwebe. Die beiden Herren zuckten mit den Achſeln und ſprachen von ſchweren, unheilbaren, innerlichen Verletzungen. Als die Gräfin darauf gefaßter in das Zimmer zurückging, lag die Kranke in einem leichten Schlummer. Die alte Kammerfrau ſtand am Bette, hatte eine ihrer Hände erfaßt, und ihre Thränen rieſelten unaufhörlich hinab.

So ſchritt die Nacht langſam dahin und lagerte finſter und geſpenſtig mit ihrem dunklen Gefolge in den hohen Zimmern des Schloſſes und auf den langen Corridors und Treppen. Die Uhren in der Stadt ſchlugen oftmals, eine nach der andern; die Schildwachen marſchirten mit gleichförmigem Tritt auf und ab, und als gegen vier Uhr der Wagen des Leibmediens in den Hof rollte, brach auch der junge Tag im Oſten herauf; aber die Sonne, welche die Kranke geſtern Abend noch ſo ſchön untergehen ſah, kam noch lange, lange nicht.

Die Hofdame war von ihrem Schlummer erwacht, und als der Arzt an ihr Bett trat, ſchien ſie ihn zu erkennen; ſie bewegte leiſe die Lippen und flüſterte den Namen der alten Herzogin. Der Leibmedicus ging in das Vorzimmer, gab dem dort wartenden Lakaien einen Befehl, und dieſer eilte alsbald die Treppen hinab zu den Appartements der Fürſtin. In kurzer Zeit kehrte er wieder zurück, meldete dem Arzte etwas, und dieſer ſagte darauf der Kranken, die Frau Herzogin werde ſogleich herauſkommen, worauf ein freundliches Lächeln über ihre Züge flog. Sonſt aber ſchien ſie theilnahmlos gegen Alles, was ſie umgab, und der Leibmedicus zog ſich mit der Gräfin in's Vorzimmer zurück; nur die alte Kammerfrau blieb bei der Kranken, welche derſelben ein Zeichen machte, ihren Anzug einigermaßen in Ordnung zu bringen. Als dies geſchehen war, ſagte ſie mit kaum verſtändlicher Stimme: „wenn die Frau Herzogin da iſt, ſo unterſtütze meinen Kopf, daß ich eine kleine Verbeugung machen kann," worauf die Kammerfrau gehorſam ihre Hand unter das Kopfkiſſen legte.

Jetzt hörte man Tritte auf der Treppe, man vernahm, wie die Flügelthüren in mehreren nach einander folgenden Zimmern geöffnet und wieder geſchloſſen wurden; jetzt rauſchte ein ſeidenes Kleid vor dem Eingange des Schlafzimmers, der Leibmedicus öffnete die Thüre und die Herzogin trat ein.

Die Kerzen auf den ſilbernen Armleuchtern waren tief herabgebrannt und durch die dichten Fenſtervorhänge merkte man das Grauen des Tages. Die alte Fürſtin trat tief erſchüttert an das Bett ihrer Hofdame und ſtützte die gefalteten Hände auf das Fußende deſſelben.

Die Hand der Kammerfrau ließ die Kranke eine tiefe Neigung mit dem Kopfe machen. —

„Wie geht es Ihnen, theure Adelaide?" ſagte die Herzogin; „man hat mir von Stunde zu Stunde während dieſer unglückſeligen

Nacht den Stand Ihres Befindens mitgetheilt, und ich glaube, die Aerzte ſind nicht unzufrieden damit."

Ein kaum bemerkbares Lächeln ſpielte um den Mund der Hofdame, während ihr Kopf eine tiefe Verbeugung machte; doch gab ſie keine Antwort.

„Sie befinden ſich etwas beſſer?" fragte die Herzogin ängſtlich und blickte ihr forſchend in das bleiche Geſicht. — — — —

Dieſes Mal zuckte nicht mehr der Mund der Kranken, ihr Auge war feſt verſchloſſen und nur die Kammerfrau ließ das Haupt ihrer Gebieterin eine abermalige Verbeugung machen.

Die alte Herzogin zog ſich langſam zurück nach dem Vorzimmer, wo ſich der Leibmedicus befand, und ſchaute entſetzt nach dem bleichen Geſicht, das ſich tief verneigte.

„Doktor!" rief die Fürſtin und hielt ſich erſchrocken an der Thüre; „Doktor, um Gotteswillen, kommen Sie herein!"

Der Leibmedicus öffnete ſchnell die Thüre in dem Augenblicke, als ſich der Kopf der Hofdame zur letzten Verbeugung ſchwer erhob. Er eilte an das Bett, warf einen Blick in das Geſicht der Daliegenden und ſagte erſchüttert zu der Kammerfrau, die der verſchwindenden Herzogin dieſe letzte Verbeugung machte: „laßt die Todten ruhen!" — — —

der im Begriffe iſt, ſich zu entfernen. Das junge Mädchen hat den Kopf herumgewandt, um zu hören, was er ſpricht.

„Seien Sie ganz ruhig," ſagte der Chirurgus lächelnd, „unſer Freund Winkler hat einen harten Kopf, es iſt von einer ernſtlichen Verletzung gar nicht die Rede; in ſechs bis acht Tagen kann er geſund hinausſpazieren."

„Gelobt ſei Gott!" ſprechen die Weiber, das Mädchen küßt innig die Hand des Kranken und dieſer lächelt im Schlafe.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

Die Dämmerung war hereingebrochen, und es war jene Zeit, ehe es ganz dunkel wird, wo man gern ohne Licht in der Stube ſitzt und ſeinen Gedanken Audienz gibt, wo ſich der Blick, unbeirrt von zerſtreuenden Gegenſtänden, ſo gern nach innen kehrt, und man die Erinnerung an gute und ſchlechte Stunden, an gute und böſe Thaten, die ſchmerzliche Vergangenheit und die Hoffnung für die Zukunft ſo gern hervorruft, um mit ihnen in mannigfaltigen Geſtalten die Einſamkeit zu bevölkern.

Ebenſo that es die Frau Müller in ihrer Stube im Hinterhauſe unter dem Stadtgraben, nur daß bei derſelben dunkle und unheimliche Erinnerungen ſehr vorherrſchend waren. Sie ſaß da in der einen Ecke des alten Sopha's gegenüber der Thüre des Schlafzimmers, das ihre Tochter noch vor Kurzem bewohnt; ſie hatte ihren Kopf auf den Arm gelegt, und man hätte glauben können, ſie ſchliefe; doch war die wohlthätige Ruhe ihr fern, denn ſie ſaß da und ließ ihr ganzes vergangenes Leben in Gedanken an ſich vor-

übergleiten, und diese finstere Reise, die sich ihrem inneren Blick entfaltete, preßte ihr manchen tiefen Seufzer ab, manch schmerzliches Stöhnen. Eigentlich jagte sie die Bilder finsterer Tage hinweg und schlug im Buche ihres Lebens die schwarzgefärbten Blätter hastig um, um auf den ersten Seiten desselben, bei ihrer Jugendzeit, länger zu verweilen. Ach! es waren ihrer nur wenige, die sich mit freundlichen Erinnerungen angefüllt dem nachsuchenden Blicke zeigten; nur sehr kurz war die Zeit ihrer Freude, ihrer Unschuld gewesen; nur wenige gute, freundliche Jahre waren da, welche von dem Gewicht des ganzen übrigen schuldbeladenen Lebens in die Höhe geschnellt wurden.

Es war eine alte bekannte Geschichte, dieses Leben, aber darum nicht minder entsetzlich, weil sie in dieser Welt so oft vorkommt. Ihre eigene Mutter hatte sie dem Laster in die Arme geführt und hatte ihre Reue, ihre Verzweiflung, diese Zeugen ihrer Schuld, die sich anfänglich heftig einzustellen pflegten, durch falsche Trostgründe zu entkräften gesucht, und es war ihr das auch gelungen und sie als Mädchen immer tiefer gesunken. Doch hatte sie Glück gehabt, sie hatte eine Heirath geschlossen, die im Stande gewesen wäre, sie wieder emporzuheben; ihr guter Engel hatte ihr in der Gestalt ihres Mannes die Hand gereicht, um die Verlorene aufzuheben und sie zu unterstützen, daß sie auf einem guten Pfade fortan dahinwandle. — Aber vergebens! — sie strauchelte und fiel als Weib, wie sie als Mädchen gefallen war; das Glück verließ sie fortan vollständig, und der Engel ihres Lebens verhüllte sein Gesicht und entfloh weinend. Dann ward ihre Tochter geboren, und das arme, kleine, unschuldige Wesen rief ihr für einige Jahre die eigene Kindheit in's Gedächtniß zurück, und sie fühlte öfter die eigene Reue und Verzweiflung, die damals ihr Herz ergriffen, als ihre Mutter sie ebenso angeleitet, wie sie ihre Tochter.

Zwischen diesen Gedanken entwand sich ihren Lippen oftmals ein schmerzlicher Ausruf nach der Tochter und der Name „Anna"

zitterte häufig durch das ſtille Gemach. Wie war das Kind ſo gut und unſchuldig geweſen! Wie fühlte jetzt die Mutter mit entſetzlichem Schmerze, was ſie ſchon hier allein verbrochen, wie furchtbar ſie gefrevelt an dem herrlichen heiligen Geſchenk, das ihr der gütige Himmel mit ihrem Kinde gegeben! — Einmal in ihrer Jugend war ſie dem Tode nahe geweſen, und das war gerade damals, als ſie ihre erſten Fehltritte begangen, und nur durch ein Wunder war ſie gerettet worden. Wie wahr und innig entrang ſich jetzt der Wunſch ihrer Bruſt: o wenn man mich damals nicht gerettet hätte, wenn ich untergegangen wäre in dem tiefen See meines heimathlichen Dorfes!" — — —

Immer tiefer vergrub die Frau ihren Kopf in die Hand und eine Fluth von Thränen bedeckte ihr Geſicht. „Anna!" ſeufzte ſie abermals und die Sehnſucht nach ihrem Kinde wurde zur Verzweiflung. Sie hatte ſie gefürchtet, die eigene Tochter, gefürchtet, wie man in ihrer Lage ein beſſeres Weſen fürchtet; denn ſie kannte das Herz ihres Mädchens und wußte, daß es rein geblieben war, rein in der Sünde, welche ſie umgeben. Ja, ſie hatte ſie gefürchtet, aber zugleich mit Hoffen zu ihr emporgeſchaut, indem ſie geglaubt, daß, ſo lange Anna in ihrer Nähe ſei, der Himmel ſich ihrer noch erbarmen und kein größeres Unglück über ſie hereinbrechen würde. Jetzt war das Mädchen fort. Wohin? — wer konnte es wiſſen? Ihr ärmliches Lager drüben im Schlafzimmer war ſo liegen geblieben, wie ſie es damals verlaſſen, und als ſie den erſten und zweiten Tag nicht zurückkam, als ſelbſt der Steinmann keine Kunde von ihr erhielt, da hatte ſie in halb wahnſinniger Freude das ſeidene Kleid des Mädchens, ihre feinen Schuhe, ihren Hut und einen Handſchuh, den ſie gefunden — wo der andere geblieben war, wußte ſie nicht — auf das armſelige Bett gelegt. Das war heute Nachmittag geweſen, und ſie hatte mit teufliſcher Luſt den Steinmann an das Lager geführt, ihm die Kleider gezeigt und ihm Alles von dem Mädchen erzählt, Alles, was ſie wußte und was er nicht geahnt. Sie hatte ſich ge-

weidet an seiner Wuth, an dem wilden Schmerze, den er gezeigt, und es hatte sie die Fluth von Verwünschungen beruhigt, welche er auf ihr Haupt herabströmen ließ — Verwünschungen, die der entflohenen Beute galten, welche er so sicher geglaubt, und die allein ihm nicht zu Theil geworden. Wie hatte er erstarrt dagestanden, als ihm die Mutter erzählt von dem ungeheuren Frevel, den sie an ihrer Tochter begangen, und wie hatte er das Messer in seiner Tasche ergriffen, als sie ihm hohnlachend erzählte, nur um seinetwillen sei das Mädchen geflohen, und ihr wäre der tiefe Grund des Flusses lieber gewesen, als ein freundliches Wort von seinen Lippen!

Der Steinmann hatte nie etwas Schrecklicheres erfahren, eine härtere Strafe hätte dem wüsten und leidenschaftlichen Menschen nie zu Theil werden können. Mit einem Geheul der Wuth war er hinweggestürzt, furchtbare Rache schwörend. Darüber aber lachte die Frau — was konnte er thun, das sie noch elender machte, als sie sich im jetzigen Augenblicke schon fühlte? — Wie hatte sie das Kleid ihrer Tochter mit Küssen bedeckt, wie ihre feinen Stiefelchen und den kleinen Handschuh! — —

Das alles überdachte die Frau in der Ecke des Sopha's, und obgleich ihr die Dämmerung in dem Zimmer wohl that, so fürchtete sie sich doch. Oft hob sie den Kopf empor, indem sie geglaubt, sie höre Geräusch in dem Schlafzimmer ihrer Tochter, doch war das jedesmal Täuschung und nur das eigene Blut, das rasend in ihren Pulsen klopfte.

Jetzt erhob sie abermals den Kopf und blieb wie erstarrt sitzen, denn die Thüre, die von der Treppe in das Zimmer führte, hatte sich langsam geöffnet, und sie erblickte eine lange, dunkle Gestalt, welche unbeweglich stehen blieb und nach ihr hinzublicken schien.

Die Frau faßte krampfhaft die Lehne des Sopha's und erhob sich langsam und leise; denn sie fürchtete, daß das unter der Thüre ein entsetzliches Gespenst sei, das bei dem geringsten Laute, bei der geringsten auffallenden Bewegung über sie herfallen würde.

Das dauerte einige Sekunden, während Beide ſich feſt anblickten, worauf die Geſtalt einen Schritt in's Zimmer trat und die Frau mit leiſer, zitternder Stimme ſagte: „wer biſt du?“

Bei dem Klange dieſer Stimme zuckte das dunkle Weſen an der Thüre zuſammen und antwortete mit tiefer, klangloſer Stimme: „ich bin der Lukas!“

Noch einen Augenblick hielt die Frau ſich aufrecht an dem Sopha, dann ſtürzte ſie auf denſelben nieder und rief: „Jeſus, Maria, was wollt Ihr von mir?“

„Ich habe einen Brief von deiner Tochter,“ ſagte die Geſtalt mit derſelben tiefen Stimme, „wahrſcheinlich das letzte Wort, das du in dieſem Leben von ihr erhalten wirſt. Der Brief war offen, als er gefunden wurde, ich weiß ſeinen Inhalt. Daß du es ſein mußteſt, habe ich geahnet, als ich deine Anna zum erſtenmal geſehen; dein Ausruf, als du vorhin meinen Namen hörteſt, hat es mir beſtätigt.“ — —

„Hatteſt du nicht genug mit deinem eigenen Geſchick?“ fuhr die Geſtalt fort zu reden; „jammervolles Geſchöpf, erinnerteſt du dich nicht mehr der Qualen, die du, wenn auch nur kurze Zeit, ſelbſt erduldet, als deine Mutter dich zu ſo etwas Entſetzlichem gezwungen? — Nein, du haſt dich daran nicht erinnert, du haſt ein viel beſſeres Geſchöpf, tauſendmal beſſer, als du je geweſen, und reiner als tauſend andere ihres Geſchlechts, die ſtolz und ohne Makel einhergehen, hinuntergedrückt, zuerſt geiſtig, dann leiblich vernichtet!“ — —

„Du haſt nicht die Hand Gottes erkannt, die dich in jener Nacht errettet, zweimal verkannt haſt du ſie, du fingſt kein beſſeres Leben an und brachteſt deine Tochter demſelben Tode zur Beute, dem du wunderbarer und ungerechter Weiſe entgangen!“

„Meine Anna!“ ſchrie die Frau verzweifelnd auf, „meine Anna! wo iſt mein Kind?“

„Bei Gott!“ ſagte die Geſtalt feierlich, „du haſt dem klaren

tiefen See Luſt nach ſeiner Beute gemacht, aber er mochte dich nicht, du warſt dem Tod zu ſchlecht, du entgingſt ihm, aber deine Tochter fiel ihm zu. Ihr iſt wohl!"

„O, o!" ſtöhnte die Frau und zerrauſte ihr Haar; „du biſt nicht der, für den du dich ausgibſt, du biſt kein lebendes Weſen, du biſt ein Teufel, der mich zur Verzweiflung bringt!"

„Kann wohl ſein," antwortete die Geſtalt mit derſelben tiefen Stimme; „wahrlich, ich bin ein Todesbote! nimm hin den Brief."

Als die Frau ihr wirres Haar aus dem Geſichte warf und aufblickte, ſah ſie durch die Dunkelheit ein weißes Blatt Papier auf dem Boden flattern, die Thüre ſchloß ſich ebenſo geräuſchlos, wie ſie ſich geöffnet, und als die Frau in entſetzlicher Angſt an die Treppe eilte, erblickte ſie nichts, als einen ſchwarzen Mantel, der hinabzuflattern ſchien. —

Wie lange nach dieſer ſchauerlichen Scene die Frau in der Sophaecke gelegen, wußte ſie ſelbſt nicht. Sie war beſchäftigt mit ſchrecklichen, ja blutigen Bildern, die unabläſſig ihr Inneres erfüllten. Sie kämpfte einen gewaltigen Kampf und endlich drang ein Lichtſtrahl in ihr finſteres Gemüth. Darauf blieb ſie noch einen Augenblick ruhig ſitzen und hörte alsdann, wie die Treppe, welche zu ihren Zimmern führte, unter ſtarken Fußtritten knarrte und ächzte. Die Thüre wurde geräuſchvoll geöffnet und zwei Männer traten in das Zimmer, blieben aber an der Thüre ſtehen, als ſie die Dunkelheit bemerkten.

„Iſt Niemand da? he!" vernahm ſie die Stimme Steinmanns, „Frau Müller, ſeid Ihr nicht da?" Und die Angeredete antwortete: „was ſoll's wieder? was wollt Ihr von mir?"

„Die Frau hält Betrachtungen im Dunklen," ſagte lachend der Gevatter, welcher mit dem Stadtſoldaten eingetreten war; „was ſollen die Geſchichten? macht doch Licht!"

„Sogleich!" erwiderte die Frau, ſtand von ihrem Sopha auf und that, wie der Gevatter ſie geheißen. Dieſer aber ſchüttelte mit dem

Kopf, als er nun bei dem Scheine der Kerze in das Gesicht der Frau sah, das so geisterhaft bleich und entsetzlich abgespannt aussah, und als er die wirren Haare bemerkte, die um den Kopf und um die unheimlich glühenden Augen flatterten.

Der Steinmann, der das ebenfalls bemerkte, wunderte sich weniger darüber, denn ihm schien das Aussehen der Frau eine Nachwirkung zu sein von dem Auftritte, den er heute Nachmittag mit ihr gehabt. Da es ihn nebenbei freute und ihm schmeichelhaft war, daß sein Zorn diesen Eindruck auf sie gemacht, er es auch für viel passender und kluger hielt, mit seiner redlichen Hehlerin nicht vollkommen zu brechen, so reichte er ihr die Hand, indem er sagte: „nun laßt's gut sein, Frau! Geschehen ist einmal geschehen! Laßt uns für die Zukunft unsere Sachen ehrlicher und besser einrichten!" worauf die Frau mit ruhiger, aber klangloser Stimme erwiderte:

„Ja, geschehen ist einmal geschehen, wir wollen für die Zukunft unsere Sachen schon ehrlicher und besser einrichten."

„Aber vor allen Dingen," sprach der Gevatter lustig dazwischen, „vor allen Dingen, Frau Müller, öffnet Euren Wandschrank und laßt einen Krug guten Weins herausspazieren; ich bin verteufelt durstig und hab' während des ganzen Nachmittags nur ein paar elende Schoppen über die Lippen gebracht."

„Denkt nicht eher an's Saufen," sagte grämlich der Steinmann, „als bis Ihr wißt, ob alles ringsum sicher ist — habt Ihr nichts Verdächtiges bemerkt, Frau? — nicht? so ist's recht! Jetzt aber riegelt vor allen Dingen die Hinterthür zu und laßt den dicken grünen Vorhang vor das Fenster da herab."

Schweigend that die Frau, wie ihr geheißen, und während sie die Hinterthüre verschloß und verriegelte, verbarg sie das Briefchen ihrer Tochter, denn sie hatte nicht den Muth, es zu lesen.

Die beiden Herren hatten es sich unterdessen droben bequem gemacht, und jeder lag in einer Ecke des alten Sopha's. Der Gevatter hatte höchsteigenhändig einen Krug Wein aus dem verborgenen

Schranke hervorgeholt, und nachdem er einen tüchtigen Zug gethan, wischte er sich behaglich den Mund, und die Blicke seiner beiden schiefstehenden Augen gaben sich alsdann ein vergnügliches Rendezvous auf der röthlichglänzenden Nase.

Der Steinmann schien nicht so ganz guter Laune zu sein; er dämpfte oftmals die Lustigkeit des Gevatters mit einem Wort und versank ein anderes Mal in tiefes Hinbrüten.

Die Frau Müller hatte sich neben den Ofen gesetzt, den Kopf an die Wand gelegt und that, als ob sie schliefe.

Aus einem solch tiefen Nachdenken fuhr der Steinmann in die Höhe und sagte: „ich hätte doch nicht gewünscht, daß die ganze Geschichte so schlimm abliefe! es schauert mich doch ein wenig, wenn ich daran denke."

„Daß das Mädel davongelaufen ist?" lachte der Gevatter, „wie kann man so etwas nicht schon in der nächsten Stunde vergessen!" — Seine Augen kreuzten sich bei diesen Worten auf dem Weinkruge, den er emporhob.

„Nein!" antwortete der Steinmann, „ich meine die andere Geschichte."

„So, die andere Geschichte," murmelte achselzuckend der Gevatter, wobei seine Augen mit einiger Verlegenheit gegeneinander hinzuschielen schienen. „Ja, da läßt sich nichts mehr ändern, man muß die Sache als ein Unglück betrachten; das ist gerade so, als wenn ich Jemanden die Fenster einwerfen will und treffe ihn selbst zufällig mit dem Steine vor den Kopf, daß er todt hinfällt, — das ist nichts weiter als ein Unglück."

„Freilich ein Unglück, aber ein großes; wir haben freilich dem Kerl, dem Winkler einen tüchtigen Possen gespielt, er liegt an einer Kopfwunde bedeutend, wenn auch nicht gefährlich, darnieder, und sowie er gesund wird, heißt es freilich vor der Hand: Adieu Hofkutscher! und er kann die graue Livree anziehen, aber der Oberstallmeister hat eine gründliche Untersuchung versprochen, und wenn man auch

nichts herausbringt, daß an dem Abend Jemand um den Weg geweſen, der die Pferde abſichtlich zum Stürzen und Durchgehen gebracht, ſo werden doch Alle vom Stalle auftreten, wenigſtens die Meiſten, und ein gutes Zeugniß für den hoffärtigen Lumpen ablegen — was iſt da gewonnen?"

Der Gevatter zuckte abermals mit den Achſeln und gab die Richtigkeit dieſer Bemerkungen zu.

„Ich bin ſonſt nicht ängſtlich," fuhr der Steinmann fort, „aber mich ſchaudert's, wenn ich an den Leichenzug von der Hofdame denke; ſteigt da Abends geſund und friſch in den Wagen und liegt am andern Morgen todt auf ihrem Bette!"

„Allerdings!" antwortete der Gevatter, „es iſt ein unangenehmer Zufall." Er that einen neuen Zug aus dem Kruge, und die Frau am Ofen zuckte kaum merklich zuſammen. „Bei allem dem aber," fuhr der Gevatter fort, „müßt Ihr meine gutgetroffenen Anſtalten höchlich beloben: wie haben die vom Stalle den ganzen Platz mit den Laternen unterſucht, und haben ſie etwas gefunden? — nicht das Geringſte! und ich ſelbſt hatte mich wohl gehütet, als Zuſchauer auf dem Platz zu bleiben."

„Man muß geſtehen," verſetzte der Stadtſoldat, „daß die Sache außerordentlich ſchön eingefädelt war; nur hat dieſer Kerl ein unverſchämtes, unerhörtes Glück. Ich ließ mich gleich nach dem Vorfall auf dem Platze ſehen und ſtieß zufällig auf den Hoflakaien Jean; ich hätte den Kerl gern niedergeſchlagen, denn er ſah mich mit einem wahren Giftblick an, mit einem Blick, als wollte er ſagen: du wirſt auch nicht betrübt ſein über das Unglück des Hofkutſchers."

„Ihr hättet doch beſſer gethan, an dem Abend wegzubleiben," entgegnete der Gevatter; „ich war froh, als ich das ganze Stadtviertel hinter dem Rücken hatte, und das verſichere ich Euch, es wird lange Zeit dauern, ehe ich mich entſchließen kann, des Nachts dort unter die Bäume zu gehen; ich ſehe noch immer zu deutlich den Stamm vor mir, an welchem die Frau hinſtürzte und liegen blieb; es iſt, beim

Teufel, ein unangenehmes Gefühl — sprechen wir nicht mehr von der Sache, kommen wir auf etwas Anderes!"

Der Steinmann ließ sich herab, jetzt ebenfalls einen Schluck aus dem Kruge zu nehmen, und sagte beistimmend: „ja, von etwas Anderem!"

„Apropos," fuhr der Gevatter fort, „ich habe auch die Papiere gründlich durchgesehen, die in dem Packetchen waren, welches ich in jener denkwürdigen Nacht bei der alten Person im Vorderhaus mitspazieren ließ. Sie betreffen die verstorbene Marie, Ihr wißt ja wohl, die damals als Lampenputzerin mit unter Eurer Fuchtel war. Sie hat ein kleines Mädchen hinterlassen, welches die Welscher aufzieht. Es fanden sich nun in dem Packete meistens dünne Liebesbriefe, vertrocknete Blumen, Haare und dergleichen einfältige und nichtssagende Geschichten; nur ein Papier darunter ist sehr beachtenswerth; es ist das Schreiben eines Advokaten aus Mailand, welcher der Verstorbenen anzeigt, daß er den Auftrag habe, ihr eine nicht unbedeutende Summe nach und nach auszahlen zu lassen, sowie sie sich, die Marie nämlich, an ihn deßhalb wenden wolle und genaue Auskunft gebe, wie es ihr und namentlich ihrem kleinen Kinde ergehe. Dieser Advokat heißt, wenn ich nicht irre, Cäsar Bartolini, und sagt in einem zweiten Schreiben, welches ein halbes Jahr nach dem ersten hier angekommen sein muß: wenn dagegen die Marie geneigt sein sollte, ihr Kind durch die Vermittlung eines hiesigen Handlungshauses in eine Pension nach Paris zu geben, so habe eben dieses Handlungshaus den Auftrag, derselben einen anständigen Jahresgehalt für ihre Lebenszeit auszuzahlen."

„Ei, ei!" sagte der Steinmann und sein eines Auge glänzte freundlich, „und die dumme Person ist darauf nicht eingegangen? Ich glaube wenigstens nicht, daß sie es that, denn sonst wäre sie nicht in so bitterer Armuth gestorben."

„Versteht sich!" lachte der Gevatter, „die dumme Gans hat diese Anerbietungen alle abgelehnt; denn ich fand einen dritten Brief

von dem Advokaten, worin er sagt: „„ich habe Ihre Antwort auf meine beiden Briefe erhalten und dieselbe dem Herrn Grafen mitgetheilt; es hat ihn außerordentlich schmerzlich berührt, daß Sie seinen vernünftigen Vorstellungen kein Gehör geben. Indem ich mich genöthigt sehe, Ihnen hiermit zum letzten Male zu schreiben, glaube ich die Versicherung ausdrücken zu können, daß der Herr Graf stets geneigt sein wird, Ihnen zu helfen, sobald Sie einmal in den Fall kommen werden, diese Hülfe durch mich in Anspruch nehmen zu wollen.““

Nach dieser Mittheilung dachte der Steinmann eine Weile ruhig nach, und der Gevatter schien sich ebenfalls in ergiebige Plane zu versenken.

„Da wären nun zwei Wege," sagte der Erstere nach einer Pause, „um aus diesem Briefe einigen Nutzen zu ziehen: entweder wir schreiben diesem Herrn Bartolini, das heißt, wir lassen die Marie eigentlich schreiben — es wird Euch ein Leichtes sein, aus vorgefundenen Briefen ihre Handschrift so täuschend nachzuahmen, daß der Italiener damit zufrieden sein kann — oder wir bleiben bei der Wahrheit und schreiben dem Advokaten, daß die Marie gestorben ist, daß sich das Kind im Elend befinde, daß es von der Gnade armer Leute leben müsse, was ja Alles wahr ist, und erbitten uns eine nahmhafte Summe zu deren Unterstützung."

„Das Letztere ist besser," versetzte der Gevatter und rieb sich vergnügt die Hände; „bleiben wir bei der Wahrheit, ich liebe die Wahrheit über Alles; und dann haben wir auch wegen der Adresse keine Schwierigkeit. Ihr unterschreibt den Brief, Ihr mit Eurem Namen und Titel, als zur Polizei gehörig, und so wird Euch der Italiener vollkommen trauen."

„Das wird doch nicht gut angehen," meinte der Steinmann und unterstützte das Kinn mit der Hand; „beim Teufel auch, meinen Namen! bedenkt doch, meinen Namen!"

„Den Teufel auch!" spottete ihm der Gevatter nach, „bedenkt

doch, meine Haut, die ich immer zu Markt getragen, und meinen Hals, wenn die Kutschergeschichte herauskäme, und meinen ehrlichen Namen, wenn sie mich einmal als Vagabund aufgreifen, und meinen Rücken, wenn sie mich wegen ausgezeichneten Diebstahls einmal sechs Jahre aufheben, zu Anfang und zu Ende geschärft durch Stockhiebe; bedenkt doch das auch, Gevatter; all' diese edlen Theile um Euren lumpigen Namen! Thut in's Teufels Namen nicht so kostbar, Ihr wißt selbst, wenn die Leute „Steinmann" gesagt haben, so spucken sie nachher aus, und das soll alsdann so viel heißen, als: Pfui Teufel!"

„Die Gauner und Vagabunden," sagte ruhig lächelnd der Stadtsoldat „thun freilich dergleichen, und die bösen Buben auf der Gasse und einige alte Weiber mit schlechten Mäulern." Bei diesen Worten schaute der Stadtsoldat auf die Müller, die aber fest zu schlafen schien. „Aber was rechte Leute sind, die wissen schon, was sie an dem strengen, aufmerksamen, unnachsichtigen Steinmann haben, das versichere ich Euch; ich bin bei einem wohlweisen Magistrat recht gut angeschrieben, und weil ich das bin und mich dadurch emporzubringen hoffe, so wollen wir dieses letzte Geschäft noch selbander bestens zu Ende bringen."

„Wie so, dieses letzte Geschäft?" fragte erstaunt der Gevatter und stellte den Krug, den er eben erhoben, erwartungsvoll auf das Knie.

„Das will ich dir sagen, mein Junge," versetzte der Steinmann, „ich hoffe nächstens aus dem Polizeidienste auszuscheide und ein anderes Pöstchen zu erlangen; es kann mir das auf keinen Fall fehlschlagen; wenn ich aber eben dieses Pöstchen bekomme, so ist es unumgänglich nothwendig, daß ich wenigstens vor der Hand alle Verbindungen abbreche, die meinem guten Rufe Abbruch zu thun im Stande wären."

„So, so! ei, ei!" entgegnete der Gevatter, und ihm schien diese Aussicht nicht besonders zu gefallen; „aber was soll dann aus mir werden."

„Du haſt dir auf alle Fälle etwas zuſammengeſpart," meinte der Steinmann, „und für dich wäre es auch die höchſte Zeit, nach einem ſoliden, ſtillen Lebenswandel zu greifen, denn . . ."

„Ich mir etwas zuſammengeſpart?" lachte der Gevatter, „nicht einen Kreuzer! Wie gewonnen, ſo zerronnen! Was hab' ich nicht für ſchwere Ausgaben gehabt! koſtet mich doch z. B. die Kutſchergeſchichte für Zurüſtungen an fünf Gulden dreißig Kreuzer, die Ihr mir aber auf alle Fälle erſetzen müßt, Steinmann, und was Euer Pöſtchen anbelangt, ſo wird die Anſtellung wohl noch gute Wege haben. Ihr habt ſchon oft von dergleichen geſprochen, ich bin aber vor der Hand erfreut, daß wir das einträgliche Geſchäft mit dem Italiener zuſammen machen; ich entwerfe und unterſchreibe den Brief, und ſo könnt Ihr auf keine Weiſe compromittirt werden."

„Abgemacht!" entgegnete der Steinmann; „aber vergeßt nicht, was ich Euch geſagt; ſeht Euch nach irgend einem anſtändigen Brod um, unſere Sache wird mir nachgerade langweilig; auch das Haus hier," ſetzte er leiſe hinzu, „eckelt mich an — wie war das ſonſt anders!" ſetzte er mit einem Seufzer hinzu; „aber die Frau da wird unausſtehlich langweilig."

„Ja, ja," bekräftigte der Gevatter, „ſie gönnt uns kaum mehr ein freundliches Wort, und ſelbſt ihr Wein iſt in der letzten Zeit verdammt ſchlecht geworden; jetzt lehnt ſie in einer Ecke und ſchläft."

„Den Schlaf der Gerechten!" lachte höhniſch der Steinmann, und dann erhoben ſich Beide und ſchlichen, ohne „Gute Nacht" zu ſagen, die Treppen hinab zur Hinterthüre hinaus in die engen Gäßchen. Obgleich Beide über die Frau droben kein Wort weiter ſprachen, ſo hatten ſich doch Beide mit ihr beſchäftigt, und als ſie ein paar hundert Schritte von dem Hauſe entfernt waren, blieb der Gevatter plötzlich ſtehen und ſagte:

„Seit die Anna fort iſt, gefällt die da droben mir wahrhaftig ganz und gar nicht mehr; mich ſoll der Teufel lothweis holen, aber

ich gehe nicht mehr gern in das Haus; 's ist mir immer, als müsse ja einmal irgend einem von uns ein großes Unglück geschehen."

„Na, wißt Ihr was, Gevatter," sagte der Steinmann grinsend, und aus seinem einen Auge schoß ein wahrhaft teuflischer Blick: „so kommt Eurer Ahnung zuvor und richtet selbst ein großes Unglück da an."

„Meint Ihr?"

„Warum nicht?"

„Ich hab' der alten Hexe nie recht getraut, und wenn Ihr nicht von den Augen ihrer Tochter verblendet gewesen wäret, so hätten wir sie nie so tief in unser Getreibe sehen lassen," sprach der Gevatter, und der Steinmann fügte hinzu:

„Auch hat sie beständig ihren Vortheil . . ."

„Glaubt Ihr?"

„Da ist vom Glauben keine Rede, ich weiß, daß die Alte Geld hat, viel Geld hat sie versteckt."

„Glaubt Ihr wirklich?"

„Hat sie doch in Metthausen ein schweres Päckchen — es mußte Geld darin sein — nie aus der Hand geben wollen; o die Alte ist schlau und hat uns Beide immer an der Nase herumgeführt! oder hat sie," setzte der Steinmann ingrimmig hinzu, „mich vielleicht nicht an der Nase herumgeführt? mich mit dem verfluchten Mädel, Euch mit vielem, vielem Geld!"

„Mit vielem, vielem Geld!" wiederholte der Gevatter gedankenvoll und faßte zuckend nach dem Messer in seiner Hosentasche. „Ja, das soll anders werden!" setzte er wie zu sich selbst sprechend hinzu, „wir wollen der Geschichte ein Ende machen!

„Aber nicht eher darf das geschehen," sagte der Steinmann fest und bestimmt, „bis das italienische Geschäft bereinigt ist; dann mit den Piastern in der Tasche und mit dem Gelde der Alten da oben könnt Ihr Euch schon durch die Welt schlagen; aber früher etwas thun, wäre der offenbarste Wahnsinn."

„Ich haſſe die Müllerin!“ ſprach ingrimmig der Gevatter; „ich habe ſie immer gehaßt; haben mich dieſes Weib und ihre ſchlechte Tochter nicht immer behandelt wie ein ränidiges Thier? Ja, die Anna hat ausgeſpuckt vor mir, bis ich ihr eines Tages zugeſchworen, ich ſteche ſie nieder, wenn ſie es noch einmal thue.“

„Nur noch eine kleine Weile Geduld!“ ſagte der Steinmann, „keine voreiligen Thorheiten! Jetzt geht ruhig nach Hauſe und ſchlaft Euren Rauſch aus — widerſprecht mir nicht — Ihr habt wieder einen Rauſch, macht morgen die Briefe, und in circa vierzehn Tagen, ſo denk' ich, haben wir ein ordentliches Kapitälchen beiſammen.“

Der Gevatter wünſchte gute Nacht und ſtolperte brummend und fluchend nach Hauſe; der Steinmann aber lachte ſich in's Fäuſtchen und dachte bei ſich: „wenn der Kerl eine rechte Dummheit anſtellt, ſo muß er ſchleunigſt flüchtig werden, dann bin ich ihn für alle Zeiten los.“ —

Droben in ihrem Zimmer lag unterdeſſen das auserkorene Opfer der teufliſchen Berechnung der beiden Gauner vor ihrem Sopha auf den Knieen und benetzte ein kleines, beſchmutztes Papier mit ihren Thränen. Es waren die letzten Worte ihres einzigen Kindes, ihrer ſchönen Anna, und ſie hatte, mit Bleiſtift geſchrieben, der Mutter ein ewiges Lebewohl geſagt. „Allein in der Welt ſtehend,“ ſchrieb ſie, „erliegend unter fürchterlichen Erinnerungen ſei ihr das Leben eine Laſt, und die Mutter möge noch das Einzige für ihr Kind thun, was ihr zu thun übrig bliebe, und Gottes Barmherzigkeit anflehen, daß er ihre vielen und ſchweren Sünden ihr vergebe.“

Dreißigstes Kapitel.

Das Ende des Traumes.

An jenem denkwürdigen Morgen, wo der Jäger Lukas aus der Wohnung des Schultheißen in die Berge hinaufgeeilt war, um von dem verschwundenen Mädchen eine Spur aufzufinden, an jenem Morgen, wo er das Ende seines Traumes erleben sollte, blieb der Schultheiß des Dörfchens, Gottlieb Baumberg der Aeltere, als er den Jäger bis an das Ende seines Gartens begleitet, kopfschüttelnd stehen und sah dem sonderbaren Fremden einen Augenblick nach in tiefe Gedanken versunken, dann rückte er sein Morgenkäppchen auf dem weißen Haar unschlüssig hin und her, stützte sich auf das Gartenthor und überdachte die sonderbaren Reden, die der unbekannte Mann geführt. Sein sorgfältiges Erkundigen nach dem Bergsee da droben, nach der Tiefe desselben und ob er recht einsam vom Wege abläge, dieses Alles schien ihm sehr verdächtig.

„Hollah, hollah!“ sagte er zu sich selber, „die Sache will mir durchaus nicht gefallen, da muß ich schon ein Bischen meine Vorkehrungen treffen! Peter! Anton!“ rief er, während er eilig durch den Garten nach seiner Wohnung zurückschritt, „Anton! Peter! wo steckt ihr?“

Bald erschienen die Gerufenen, zwei handfeste Bauernburſche, unter dem Scheuernthor und liefen zu ihrem Herrn in den Garten. „Paßt mir auf,“ sagte der Schultheiß, „und merkt euch, was ich jetzt will! Ihr Beiden, ohne aber vorher im Dorf mit Jemand darüber zu sprechen, lauft, was ihr könnt, zu meinem Gevatter nach der Sägmühle, da nehmt ihr die beiden Söhne des Gevatters mit — ich lasse meinen schönen Gruß machen und darum bitten — und nehmt zugleich den leichten Nachen vom Mühlteich und fünfzig Klafter Strick, ein paar lange Stangen und springt hinauf, was

ihr könnt, an den wilden See. Ich werde noch vor euch da ſein, — na! ſchaut mich nicht ſo an! macht, daß ihr fortkommt! Ich habe euch noch niemals eine Dummheit befohlen und ſchlechte Witze mache ich auch keine; — aber eilt, was ihr könnt, s' gilt ein Menſchenleben!"

Jetzt flogen die Burſche davon über das bethaute Gras hinweg nach der Mühle, die in einer Schlucht am Fuße der Berge lag. Der alte Schultheiß ging an das Gartenthor zurück, hielt die Hand als einen Schirm gegen die Sonne an die Augen und blickte nach dem fremden Manne. Dieſer war rüſtig aufwärts geſtiegen und ſtand jetzt auf der Brücke des Waldwaſſers in demſelben Augenblicke, wo Anton und Peter die Mühle erreichten. Jetzt nickte der Schultheiß zufrieden lächelnd vor ſich hin, ging in's Haus zurück, entledigte ſich ſeiner Schuhe und zog dafür ein paar hohe Stiefel an; dann ſetzte er den runden Hut auf, ging in ſeinen Stall, ſattelte ein kleines, gedrungenes braunes Pferd, und nachdem er noch einige Befehle für das Haus zurückgelaſſen, ſchwang er ſich auf den Rücken des Thieres und trabte ebenfalls den Bergen zu.

Anton und Peter hatten, wie geſagt, die Mühle erreicht, hatten den Gevatter des Schultheißen bei Seite genommen und ihm eilig den Wunſch, beziehungsweiſe Befehl deſſelben zugeflüſtert.

„Da hat's Eile!" meinte der alte Müller, brachte ſeine Finger an den Mund und pfiff ſo gellend, daß es das Geklapper der Mühle übertönte. Augenblicklich darauf ließ ſich an einem der oberen Fenſter ein weißgepuderter Kopf ſehen ſowie ein paar breite Schultern, worauf der Kopf ſaß, und bald darnach kam ein zweites Geſicht zum Vorſchein, welches dem erſtern über die Achſel ſah, und Beide zuſammen verſchwanden wie der Blitz, als ihnen der alte Müller eine Geberde machte, welche ſie eiligſt herabkommen hieß. Mit wenigen Worten theilte nun der Vater ſeinen beiden Söhnen mit, um was es ſich handle, worauf Tau und Stangen in der größten Geſchwindigkeit herbeigeſchafft und der leichte Nachen aus dem

Mühlenteich gehoben wurde. Darauf traten sie ihre Wanderung in's Gebirge an, und da abwechselnd zwei und zwei den Nachen trugen, so kamen sie rasch vorwärts.

Bald hatten sie die Höhe des Berges erreicht und brauchten auf dem Kamme desselben nur noch ein paar tausend Schritte zu gehen, um den „wilden See" zu erreichen. Rings um war Alles still und auch nicht der leiseste Wind rauschte in den Blättern der Bäume; daher kam es denn auch, daß sie, obgleich noch eine gute Strecke von dem See entfernt, auf einmal deutlich ein Geräusch vernahmen, als plätschere etwas in dem Wasser. Dies hören und im schnellsten Laufe herbeieilen, war bei den vier kräftigen Burschen Eins und dasselbe. Jetzt sahen sie den See vor sich liegen und sahen, wie das Wasser nur noch kaum bemerkbar weite Kreise warf.

In diesem Augenblicke kam auch der Schultheiß auf seinem Pferde herbeigesprengt, warf sich vom Sattel und leitete mit großer Umsicht die Rettungsanstalten. Der Nachen wurde in das Wasser geschoben und schnell an das Ende eines großen Tannenbaums gerudert, der umgefallen war und weit in den See hineinragte. Einer der Söhne des Müllers, ein tüchtiger Schwimmer, warf seine Kleider ab, wand das Ende des Strickes um die Faust und stürzte in den See. Schnell sank er unter, doch vergingen einige bange Sekunden, ehe an dem Seil durch eine zitternde Bewegung ein Zeichen gegeben wurde, es hinaufzuziehen. Heftig zogen nun die vier starken Männer, theils im Nachen stehend, theils sich an dem Baumstamme haltend, das Tau in die Höhe, und bald drauf kam der Retter in die Höhe, den Geretteten fest am Kragen nach sich ziehend.

Der Schultheiß nickte vergnügt mit dem Kopf, als sie nun den unbekannten Mann auf das weiche Moos am Ufer des See's niederlegten und derselbe nach wenigen Sekunden tief aufathmete, die Augen öffnete, sie aber bald darauf wieder schloß. Der Schultheiß, der auf Alles vorbereitet war, hielt ihm ein Fläschchen an die Lippen und flößte ihm etwas Stärkendes ein; dann befahl er den

jungen Burſchen, in die Mühle zurück zu gehen und einige Kleidungsſtücke für den Fremden herauf zu bringen. Dieſer ſchlug nach einiger Zeit abermals die Augen auf, ſchaute den alten Mann, der neben ihm kniete, mit großen Augen an und richtete ſich langſam in die Höhe.

„Wir haben uns ja heute Morgen ſchon geſehen," ſagte der Jäger mit matter Stimme, und blickte ſchaudernd um ſich auf das ſtille Waſſer an ſeiner Seite.

„Allerdings, mein Freund," erwiderte der Schultheiß lachend, „bevor Sie an den See gegangen und auf jeden Fall aus Unvorſichtigkeit hinein gefallen ſind."

„Ja, das muß wohl ſo ſein," entgegnete Lukas; „aber habe ich nicht jenes Mädchen ſuchen wollen, das drunten im See liegt?"

„Poſſen! wer wird drunten im See liegen?" verſetzte der alte Mann? „das Mädchen wahrhaftig nicht."

„Doch, doch!" entgegnete der Jäger; „ich habe ſie geſehen, ſo glaube ich wenigſtens; ihre langen blonden Haare habe ich geſehen, es iſt ſchade um das arme ſchöne Geſchöpf."

„Na, wenn Sie wollen, ſo können wir nachher den ganzen See nochmal mit Stangen und Seilen unterſuchen," ſagte der gutmüthige alte Mann; „doch wenn die Unglückliche wirklich da unten liegt, ſo thut ihr kein Finger mehr weh. Aber wie fühlen Sie ſich? Wie iſt Ihnen zu Muthe?"

„Mir iſt außerordentlich wohl zu Muthe," antwortete lächelnd der Jäger, „mir iſt eine ſchwere drückende Laſt von der Bruſt genommen, ich habe das Gefühl, als ſei ich aus einem tiefen, lang anhaltenden Traume erwacht. — Ganz richtig!" ſagte er nachſinnend, „ich ging nach der Reſidenz mit Briefen von meinem Herrn, den ich liebe und verehre, und dann traf ich unterwegs jenes Mädchen und ſchickte ſie mit meinem Wagen in das Dorf da unten — das iſt doch Alles wahr, Schultheiß? Ich habe alſo eigentlich nie geträumt! Wie man doch ſo ſeltſames Zeug denken kann! — Rich-

tig! richtig! der See hat mich angezogen; denn ich erinnere mich aus meiner Jugend einer ähnlichen Geschichte, wo ein armes Mädchen ebenfalls in einen See sprang und wo man lange nach ihr suchte, sie aber nie fand. Damals fiel ich in eine schwere Krankheit, und als ich genas, war es dunkel und trübe in meinem Kopfe; aber jetzt hat sich's aufgeklärt, — ja, Gott sei Dank! es hat sich aufgeklärt, das kalte Bad hat mir wohlgethan."

Der Schultheiß hatte diesem Selbstgespräch lächelnd zugehört und sah sichtlich erfreut, wie die finsteren Schatten auf dem Gesichte des fremden Mannes einem angenehmeren, milderen Ausdrucke Platz gemacht. Nur so oft er an das verschwundene Mädchen dachte, flog es wie tiefer Kummer über seine Züge, und er konnte sie nicht vergessen.

Nachdem die Kleider gekommen, ging der Schultheiß mit dem Jäger langsam nach dem Dorfe zurück, und die vier jungen Männer gaben sich nochmals alle Mühe, wie es der Schultheiß versprochen, und untersuchten den See mit Tau und Stange ohne Erfolg nach allen Richtungen.

Nach ein paar Stunden brachten diese die Botschaft in's Dorf hinab, zugleich aber ein kleines Papier in der Form eines Briefes, das sie auf dem Waldwege am See gefunden. Lukas las diesen Brief, und obgleich man in dem See nichts gefunden, so war er doch überzeugt, daß sich das arme Mädchen ein Leides angethan, um so mehr, als ihm der Schultheiß gestand, daß man den tiefen See eigentlich nicht gründlich untersuchen könne.

Wie der Jäger schon droben auf dem Berge gesagt, so war es ihm wirklich zu Muthe. Er fühlte sich befreit wie aus beengenden Banden, wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, und da er sich wie im Traume in den See gestürzt hatte, so schlauderte er wohl zurück, wenn er daran dachte, er habe so leichtsinnig und frevelhaft seinem Leben ein Ende machen wollen; doch wurde der Kummer darüber gemildert durch das Andenken an jenen Zustand, in welchem er so

Manches faſt willenlos gethan. Jetzt lag ein neues, angenehmes Leben vor ihm, er brauchte nicht mehr wie früher ein ſchreckliches Erwachen zu befürchten; das lag hinter ihm, wie dunkle Wetterwolken, wie das Leuchten falber Blitze und wie das tiefe, unheimliche Rollen des Donners. Vor ihm aber hatte ſich der Himmel aufgeklärt und er ſah einen hellen Schein auf der Zukunft ſeines Lebens.

Wenn er rückwärts blickte, ſo erſchütterte ihn nur Eins, das war nämlich das Bild jenes fremden und ihm doch ſo bekannten Mädchens, das aus dem dunklen Gewölbe die Arme flehend ausſtreckte und ihn bat: rette mich! Zuweilen erſchien ihm dieſes Bild auch, wenn er in die Zukunft blickte, und ſtand alsdann licht und freundlich vor ſeinem inneren Auge.

Die Aufſchrift jenes Briefes hatte er hundert Mal geleſen, kannte aber den Namen der Frau nicht, an welche der Brief gerichtet war, beſchloß jedoch, bei ſeiner Rückkunft in die Reſidenz genaue Erkundigungen einzuziehen über Alles, was das verſchwundene Mädchen beträfe; und das that er auch. — — — — — — — — — — — — — — —

Wenige Tage nach dieſem Vorfalle hielt abermals eine Extrapoſt in dem kleinen Dorfe D., und während der Poſtillon von Metthauſen aus-, und der neue Poſtillon, den wir bereits kennen, lächelnd einſpannte, unterhielt ſich der Herr Lukas, der ſoeben von der Reſidenz zurück kam, neben dem Wagen ſtehend auf's Freundlichſte mit dem alten Schultheißen.

Beide ſchüttelten einander herzlich die Hände, und als nun der Jäger wieder in ſeine Kaleſche ſtieg, und während der Schultheiß vergnügt ſich die Hände rieb, da er überzeugt war, er habe einem wackeren Manne geholfen, rollte der Wagen des Jägers von dannen, das Verdeck zurückgeſchlagen, in der milden, warmen Frühlingsluft. Hinter ſich ließ er die Reſidenz mit vielen finſtern und unheimlichen Erinnerungen, die in den letzten Tagen noch um eine vermehrt

worden waren; neben ſich hatte er in einer ledernen Taſche den ſo ſehr wichtigen Brief für den Baron Karl, traurig und angenehm zugleich, und ſo fuhr er dahin durch die grünen Felder auf der langen, langen Chauſſee, durch Dörfer und Städtchen, ein ſehr glücklicher Menſch. —

Reiſen, namentlich im Frühjahr, iſt etwas ſehr Angenehmes, und wenn uns der geneigte Leſer im nächſten Kapitel folgen will, ſo wollen wir mit Zaubermacht dem dahinrollenden Wagen voraus eilen und uns ſelbſt nach dem Baron Karl umſehen, der ſchon ſo lange aus unſerem Geſichtskreis entſchwunden.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Ein Hofball und ſeine Folgen.

Der Baron Karl verlebte in Brüſſel oder vielmehr auf einem Schloſſe bei Brüſſel, wo ſich Pauline bei ihrem Oheime aufhielt, die ſeligſten Stunden. Der alte Oheim, der ihn lieb gewonnen hatte, that anfänglich etwas kurz mit den Stunden, in denen es dem jungen Manne erlaubt war, herauszukommen und ſeine Braut zu ſehen. Der Baron aber verſtand, ſich dem alten Herrn bald nützlich und angenehm zu machen, indem er jetzt mit ihm in die Waldungen ritt, jetzt ihm in den Glashäuſern ordnen half und Abends mit ihm über Belgien politiſirte und Beide dieſes Land als das glücklichſte auf dem weiten Erdenrunde darzuſtellen bemüht waren — und ſie hatten Recht! Man muß dieſes herrliche Land kennen mit ſeinen blühenden Städten, ſeinen reichen Dörfern inmitten ungeheurer Getreidefelder, mit ſeinen Kanälen, ſeinen ſchiffbaren Flüſſen, beſpült vom Weltmeer, zu welchem hin aus allen

Theilen des Landes die keuchende Lokomotive große Waarentransporte hinſchleppt, um andere dafür zurückzunehmen.

Der Baron liebte aber Belgien wie ſein Heimathland. War es doch das Land, wo ſeine Wiege geſtanden, wo er ſeine Jugendzeit verlebt. Sein Vater, von dem altfranzöſiſchen Geſchlecht der René, hatte nach dem Sturze des Kaiſerreichs Frankreich verlaſſen, ſein ganzes ungeheures Vermögen nach Belgien übergeſiedelt, ſich dort verheirathet und hinterließ, als er noch im beſten Mannesalter ſtarb, dieſen einzigen Sohn, der von der Mutter in Brüſſel und ſpäter auf einem Schloſſe bei Lüttich erzogen wurde.

Sobald in dieſem glückſeligen Frühjahr die Sonne aufging, ſo ſaß der Baron in ſeinem leichten Wagen und fuhr hinaus nach dem Schloſſe des alten Herrn, um erſt bei der Dämmerung oder bei einbrechender Nacht wieder zurückzukehren. Mit welcher Sehnſucht harrte er der Rückkehr des Jägers, und wie oft rechnete er Station um Station nach und zählte die Stunden, wann er wieder eintreffen könne! Unterdeſſen kam aber Lukas immer noch nicht, und der Baron, den dringende Geſchäfte nach Lüttich, wo er große Güter hatte, riefen, ſah ſich gezwungen, dieſe kleine Tour zu unternehmen, was ihm am Ende lieb war, da es ihm peinlich wurde, die Antwort auf ſeinen Brief an Frau von C. in der Nähe des Weſens abwarten zu müſſen, das mit Zittern und Zagen einem Ja oder Nein entgegen ſah. Auch freute er ſich darauf, Lüttich einmal wieder zu ſehen, die ſchöne Stadt, wo er als Knabe und Jüngling gelebt, wo er geſpielt und wo er gelernt unter den Augen ſeiner verſtorbenen, unvergeßlichen Mutter.

Der Abſchied von Paulinen und dem alten Herrn war kurz und herzlich, und bald ſaß der Baron auf dem Eiſenbahnzuge, welcher gegen Lüttich hinabfuhr. Da er begreiflicher Weiſe dieſen Weg früher auf der Eiſenbahn nie hatte machen können, weil ſie noch nicht exiſtirte, ſo erſchien ihm die Gegend ziemlich unbekannt, und erſt, als er die Kirchthürme wieder ſah, als er die Landhäuſer

auf den Höhen erblickte, wo er als Knabe so oft gewesen, und als er vom Bahnhofe hinweg durch die bekannten Straßen rollte, erst da fand er sich wieder zurecht, und die Erinnerung an seine Jugendzeit stieg freundlich in ihm auf und machte sein Herz schneller schlagen.

Wie ist es so süß und angenehm, nach langer Abwesenheit seine Heimath wieder zu sehen, den Ort, wo man geboren und erzogen wurde, wo man spielte und lernte, wo man der Kindheit Leiden und Freuden erfuhr! Wenn auch in dem Hause, wo unsere Wiege stand, kein verwandtes Herz mehr ist, wenn uns auch kein freudiger Ausruf, keine herzliche Bewillkommnung die Thüre des elterlichen Hauses öffnet, wenn aus den Fenstern auch unbekannte Gesichter schauen und den Fremden neugierig betrachten, wie er die alte Hausthüre anstarrt und emsig auf der steinernen Bank vor derselben die Stelle sucht, wo er als Kind mit seinem kleinen Messer einen Schnitt in den Stein gemacht — ach! es ist doch das Elternhaus es ist doch der Grund und Boden, wo wir gewurzelt und zu dem uns eine unerklärliche Sehnsucht immer wieder hinzieht. Dort ist der kleine Bach, wo die ungeheure Flotte, kunstreich aus Holz und Bindfaden gemacht, hinabschwamm; dort ist der Spielplatz und immer tummelt sich dort ein frisches, junges Leben. Andere Kinder spielen freilich da, just dieselben Spiele, wie wir vor dreißig Jahren; aber kleiner ist Alles geworden; es kommt uns wenigstens so vor. Der Bach, der in unserer Erinnerung wie ein ziemlicher Strom lebte, ist mit einem guten Satz zu überspringen, der Spielplatz ist gegen das, was in der Erinnerung davon lebte, ganz zusammengeschrumpft, und das elterliche Haus, das wie ein großer Palast dastand, ist ein kleines Gebäude mit kleinen Fenstern, und man begreift nicht mehr, wie unser drei Kinder da auf einmal hatten hinausschauen können. Nur eins noch: der Gottesacker hinter der Kirche, wie ist der klein geworden! Welche fürchterliche lange Strecke war das, als ich dort zum letzten Mal hinging in dem großen Zuge, ein armes, verwaistes Kind, dem man das Theuerste,

was es auf Erden beſaß, in die kalte, ſchwarze Erde ſenkte! Sogar das Grab iſt kleiner geworden, damals wenigſtens bildeten die Gräber von Vater und Mutter einen einzigen großen Garten; jetzt ſteht nur noch ein einziges Stöckchen da, das auch bald abſterben wird. —

Auch die Freunde ſind anders geworden, die Geſpielen und Schulkameraden, d. h. die, welche noch aufzufinden ſind. Die Meiſten ſind in alle Welt zerſtreut, Hunderte von Meilen auseinander hat Jeder ein Plätzchen gefunden, wo er entweder ſeinen eigenen Herd gründete oder an fremdem Tiſche ſein Brod findet. Was auf dieſe Art in der Heimath von Freunden noch übrig blieb, hat ſich gewaltig geändert und die Meiſten können auf die Frage: „wie geht es dir?“ mit Falſtaff antworten: „alt, Herr Schaal alt!“ Das heißt: alt im Verhältniß zu ihren Jahren, denn eigentliche Greiſe ſind aus den Schulkameraden noch nicht erwachſen. —

Nachdem der Baron ſeine Geſchäfte beſorgt, beſuchte er ſeine alten Bekannten nach der Reihe, und es that ſeinem Herzen wohl die Freunde und intimſten Schulkameraden in guten, ja, meiſtens glänzenden Verhältniſſen zu finden. Bei den Meiſten war die Brille vorherrſchend und faſt bei Allen hatte ſich der üppige Haarwuchs gelichtet. Arbeit und Sorge, das Hauptbuch und das Fabrikbuch, deren ſchwere Laſten ſie unabläſſig getragen, hatte ſie im Aeußeren einigermaßen verändert. Die Meiſten waren verheirathet und von dieſen waren drei Viertel, welche ſich über das Wiederſehen eines alten Schulkameraden, der freilich noch Junggeſelle iſt und mit dem ſie viel tolle Streiche gemacht, herzlich freuten. An dieſer aufrichtigen Freude nahm auch alsdann die ganze Familie Theil. Die Frauen drohten zuweilen ſchalkhaft mit dem Finger und verriethen ihren Mann, der ihnen hie und da ſchöne Dinge aus dem Jugendleben erzählt. Die Kinder pflanzten ſich vor dem Baron hin und ſtaunten den Freund des Vaters an, von dem er ihnen oft erzählt.

„Siehſt du,“ ſagt ſein Freund, „ſo waren auch wir, als wir

über die Hecke des Nachbars die Aepfel holten, oder Nachts einige Klingeln abrissen."

„Das kann ich auch, Papa!" meint der hoffnungsvolle Sprößling, und Alles lacht.

Fast ein Viertel der Freunde aber lebt still zurückgezogen für sich und öffnet dem alten Schulkameraden, der noch dazu unverheirathet ist, nicht leicht seine Häuser. „Meine Frau hat Migräne und bedauert sehr," hieß es da, „meine Frau sieht Niemanden. Kann ich dir ein Glas Wein anbieten?" — „Danke recht schön! Aber wenn du zu Mittag im Gasthof mit mir speisen willst, beschwören wir bei einem Glase Wein die Jugendzeit herauf." — Da zuckt eine wehmüthige Freude über das Gesicht des armen Bekannten und er sagt schnell: „mit Vergnügen, wenn — wenn es die Geschäfte erlauben!" setzt er seufzend hinzu und blickt scheu nach der Thüre des Nebenzimmers, wo sich ein Schlüssel, wie es ihm scheint, langsam herumdreht.

So wären denn die lebendigen Zeugen seiner Jugendzeit; die leblosen aber sind ganz anders. Feld und Flur, Bach und Wald ist immer dasselbe geblieben und es treibt den Baron Nachmittags hinaus, die alten entfernten Spielplätze wieder aufzusuchen. Da ist es doch gerade, als habe er gestern hier sein Lesebuch verloren und komme heute, es zu suchen. Da sieht man nicht, daß zwischen gestern und heute ein Zeitraum von ungefähr zwanzig Jahren liegt. Der Bach macht dieselben Biegungen, wie früher; dort, wo die großen Steine seinen Lauf hemmen, spritzt er das Wasser, ungeduldig werdend, einen Schuh in die Höhe, wie damals, und benetzt den großen Stein am Ufer, an dem die wilden Rosen wachsen, ganz wie damals. Einer seiner Bekannten begleitet ihn, und die ganze Gegend, die sie jetzt durchschreiten, ist ihnen wie ein großes historisches Blatt, das die Weltgeschichte leserlich und deutlich beschrieben. Dort auf jenem Teich liefen sie Schlittschuh; drüben auf der Höhe hatten sie eine kleine Burg erbaut, wo der tapfere Ritter wohnte,

und daneben im Thal ſammelten ſich die räuberiſchen Schaaren, welche die Burg überfielen und verbrannten.

„Apropos,“ ſagte der Baron zu ſeinem Bekannten, „wir wollen zu guter Letzt noch die Wieſe beſuchen, von der man die ganze Stadt überſieht; du weißt, jenen herrlichen Hügel, der ſich an den dichten Waldberg legt und von wo es hinaufgeht zu dem alten Förſterhauſe.“

„Ja ſo,“ entgegnete ſein Freund, „das hätte ich bald vergeſſen, dir zu ſagen; gut, daß du mich daran erinnerſt; den Punkt haben auch andere Leute ſchön gefunden, und denk nur, wer ſich dort eine wunderliebliche Villa erbaut hat!“

„Mich freut's nur,“ antwortete Baron Karl, „daß überhaupt ſich dort Jemand angebaut hat. Man überſieht von da die ganze Stadt, aber wer hat den klugen Einfall oder vielmehr das Geld dazu gehabt? Ich wüßte doch keinen von unſern hieſigen Bekannten.“

„Es iſt auch keiner unſerer hieſigen Bekannten, und doch, wie er mir oft erzählt, ein Bekannter von dir. Unſer Kriegskamerad in Friedenszeiten, Alfred aus C.“

„Richtig,“ entgegnete der Baron, „Alfred!“ und er ſann nach, wo er ihn zuletzt geſehen. Es zog wie bunte glänzende Fäden durch ſein Gedächtniß und bildete ſeltſame maleriſche Bilder vor ſeinem innern Auge. „Ja, ſo war's! Zwiſchen Ruſchtſchuk und Adrianopel hatte ich ihm zum letzten Mal die Hand gedrückt, ich ging damals nach dem Orient, Alfred kam von da zurück. In einer kleinen Thalſchlucht des Balkans, nicht weit von Schumla, kreuzten ſich unſere Wege. Unſer Tatar kochte eine Taſſe Kaffee bei dürrem Reiſig, das wir aufgeleſen. Ermüdet von dem weiten Ritt, lagerten wir neben unſern Pferden und rauchten aus der langen Pfeife. Da meldete der türkiſche Reitknecht, daß ſich drei Reiter nahen, ein Tatar, ein Franke und deſſen Diener. Du kannſt dir denken, wie geſpannt wir auf dieſe Begegnung waren. War es ein Engländer, ein Franzoſe oder ein Deutſcher? Richtig, es mußte ein Deutſcher

ſein und noch obendrein einer meiner beſten Bekannten. Eine herzlichere Begegnung iſt vielleicht uns Beiden nie mehr zu Theil geworden. Alfred ſah ganz wie ein Türke aus. Du kennſt ſeine Liebhaberei für Waffen. Er hatte die koſtbarſten an ſeinem Gürtel ſtecken oder an ſeinem Sattel hängen. Leider war die Zeit zu kurz, um viel zu erzählen. Wir tranken unſere Taſſe Kaffee zuſammen, ſchüttelten uns die Hände und ich gab ihm tauſend Grüße an die Heimath mit."

„„Grüß' mir den Libanon!"" rief er mir noch zu, „„grüß' mir Beirut und das kleine Haus, wo ich gewohnt!""

„Damit ſchieden wir. Wir ſtiegen aus dem Thal, Beide aufwärts, und ſahen uns noch lange, wenn wir uns umwandten. Noch einen Gruß von der Höhe des Berges und abwärts ging's in ſauſendem Galopp in das nächſte Nachtlager. — Iſt er verheirathet? — wohnt er beſtändig hier?"

„Nein!" entgegnete der Freund des Barons, „er lebt nur den Sommer über hier, im Winter geht er bald nach Rom, bald nach Paris. Er führt ein ganz glückliches Leben. Gehen wir gleich zu ihm."

„Iſt er alt geworden?" fragte der Baron. „Seinem unſteten Leben nach könnte man es vermuthen."

„Das könnte ich gerade nicht ſagen, obgleich er ziemlich ſtark wurde, und du weißt ja, daß er ſich durch einen Sturz mit dem Pferde das linke Bein ſtark verletzt hatte. Seit der Zeit führt er beſtändig einen tüchtigen Stock."

„So, er hinkt noch immer ein wenig?"

„Unmerklich."

Bei der Biegung des Weges ſahen die Beiden nun den bekannten Hügel vor ſich liegen und auf demſelben eine der pikanteſten Villen, die der Baron ſeit lange geſehen. Sie ſtand auf einer großen Terraſſe, zu der eine breite Treppe hinanführte. Vor demſelben war ein Springbrunnen, der ſeine Strahlen luſtig in die Höhe warf.

Das ganze Häuschen war keck und luſtig, wie der Sinn des Bewohners, und ſchaute mit einer übergroßen Menge von Fenſtern, Bogengängen und Balkonen in die ſchöne Gegend hinaus. Ueberall rankten üppige Schlingpflanzen, und die Terraſſe war mit Orangenbäumen dicht beſäet, welche ihren ſüßen Duft weit hinaus ſandten. Hie und da blickte verſtohlen durch das dunkle Grün eine weiße Marmor-Figur, und überall rauſchten Waſſer, das Leben der Landſchaft.

Die Beiden ſtiegen auf einem guterhaltenen, breiten Fahrwege hinauf bis an die große Treppe der Terraſſe. Alles war ſtill und ruhig. Es war ein ziemlich warmer Tag, man hörte nichts als den Geſang einiger Vögel in dem Wald hinter dem Hauſe und das Murmeln der Quellen. Niemand war zu ſehen. Auf der Terraſſe genoſſen ſie eine wahrhaft entzückende Ausſicht; denn war ihnen dieſelbe früher ſchön vorgekommen, ſo fanden ſie ſie jetzt, eingerahmt durch hochſtämmige Bäume und Säulengänge, doppelt reizend.

„Wir müſſen einen Diener ſuchen," ſagte der Freund des Barons, „der Teufel mag wiſſen, wo Alfred ſteckt!"

„Ich will mich lieber auf gut Orientaliſch annonciren," erwiderte der Baron und ſtieß den lauten gellenden Ruf aus, mit dem die Tartaren in ein kürkiſches Dorf einziehen.

„Oho!" antwortete es von der andern Seite des Gartens, und derſelbe Ruf erſcholl von dorther lauter zurück. Ihm folgte augenblicklich darauf der Freund, und kurz darauf umarmten die Zwei ſich auf das Herzlichſte.

„Allah il Allah!" rief der Baron, „du biſt ziemlich ſtark geworden."

„Muhamed Raſul Allah! wo warſt du in all' der Zeit?"

Nun ging es an ein Fragen und Erzählen aus Abendland und Morgenland, daß einem Dritten, wie dem Freunde, mit dem der Baron gekommen, ganz einſam zu Muth wurde. Er behauptete, in

der Stadt heute Vormittag noch dringende Geschäfte zu haben und wollte sich empfehlen.

„Du bleibst aber da!“ sagte Alfred zu dem Baron. „Gustav soll dein Gepäck hieher schaffen lassen, denn ich fürchte nicht, daß du meinem kleinen Landhause den Gasthof vorziehst — du thust mir den Gefallen,“ sprach er zu dem Anderen, „und besorgst das. Können wir dich heute zum Diner haben? Na, du mußt schon kommen, und dann bringst du heute Nachmittag den und den mit, und so wollen wir einen vergnügten Abend feiern und uns in Jugend- und anderen Erinnerungen satt schwelgen.“

„Abgemacht, ich komme!“ — —

Die innere Einrichtung der kleinen Villa stimmte, was Geschmack, Eleganz und Lieblichkeit anbetraf, vollkommen mit der äußeren überein. Man konnte keine zweckmäßigere Einrichtung sehen. Da wechselten Zimmer, kleine Cabinette mit heimlichen Ruhewinkeln; alle Gemächer liefen durch einander und jedes hatte doch wieder seinen besonderen Ausgang. Die Wohn- und Arbeitszimmer des Besitzers sahen mit ihren Fenstern in die freie Gegend hinaus, während das Schlaf-, sowie das Speisezimmer nach einem Hofe gingen, der ein Muster von Nettigkeit und Eleganz war. So wenig wie im ganzen Hause ein strenger Baustyl herrschte, so wenig auch in diesem Hofe, und ein orthodoxer Architekt würde bedeutend den Kopf geschüttelt haben. Einen ähnlichen Hof hatte der Baron in seinem Leben nicht gesehen, und doch trafen ihn in demselben tausend Erinnerungen. Da war die ganze Form wie dem Hofe des Diomedes aus Pompeji entnommen. Da waren kleine geschnitzte Thüren, wie aus Damascus. Da war maurisches Marmor-Mosaikpflaster und ein lustiger Springbrunnen, der aus einer Schaale emporsprudelte, welche von weißen marmornen Löwen getragen ward — eine Erinnerung an die Alhambra. Da führte aus einer Ecke des Hofes, lustig von Säulen getragen und mit dichten Reben umsponnen, eine Treppe in die obern Zimmer, wie sie in italienischen

Häuſern, namentlich auf der wunderſchönen Küſte von Genua nach Livorno, in allen Höfen zu finden iſt, dort meiſt mit reizenden Weibern bevölkert; denn dieſe Treppe iſt, als zu den Schlafzimmern führend, das ausſchließliche Eigenthum der italieniſchen Damen, und dort in dem kühlen Hofe ſitzen ſie auf den Stufen der Treppe amphitheatraliſch über einander, ſtrickend und ſpinnend, nähend und ſingend, und laſſen ihre gefährlichen großen ſchwarzen Augen und herwandeln, während unten mit ihnen Converſation gemacht wird.

„Woran denkſt du?“ fragte Alfred den Baron, als er ſah, wie dieſer in tiefes Nachdenken verſunken daſtand.

„An Italien,“ entgegnete der Gefragte, „namentlich an ein kleines Landhaus bei Genua, wo auch eine ſolche Treppe war.“

„Die in die oberen Gemächer führte,“ unterbrach ihn Alfred lachend, „ich verſtehe.“

„Dann dachte ich lebhaft an Pompeji,“ fuhr der Baron fort, „es war ein heißer Tag, wie wir dort waren. Ferner erinnerte ich mich lebhaft an Damascus, an Scham, die herrliche, und insbeſondere an meine guten kleinen Armenierinnen, die mir die Pfeife anrauchten und denen ich dafür ſchlechte Zeichnungen machte. Du kannſt das ſehr genau in meiner berühmten Reiſe nachleſen.“

„Eigentlich,“ ſagte Alfred, „wird es dir ſonderbar vorkommen, wie ich mich unterſtehen konnte, dieſe Bau-Erinnerungen in dem kleinen Hofe zuſammen zu bringen.“

„Ein Architekt würde dich dafür ſteinigen,“ entgegnete der Baron, „aber mir macht es unbeſchreibliche Freude.“

Und ſo war es auch. Es war nichts von allen dieſen Bildern aus verſchiedenen Weltgegenden mit den Haaren herbeigezogen. Jedes ſchien vollkommen an ſeinem Platze zu ſein und dahin zu gehören.

„Meine ganze Villa,“ lachte Alfred, „iſt einer Göttin geweiht, die ich für die größte und mächtigſte halte und der ich täglich und ſtündlich opfere; ja in ihrem Dienſte werde ich mein ganzes Leben verbringen. Die Göttin, die ich meine, iſt die Erinnerung. Ihn

habe ich in jedem Winkel meines Hauses Altäre errichtet. Was sind wir ohne Erinnerungen? Was sind namentlich Reisen ohne die Erinnerung daran? Ein solch' wahnsinniges Reiten, Tage lang durch Dick und Dünn, ist in der Wirklichkeit sehr prosaisch; aber wenn ich vor meinen Reitaltar hintrete, das heißt, dort in jenes kleine Zimmer, wo mein ganzes Sattelzeug hängt, meine Reisepistolen, mein bulgarischer Kantschu, meine ausgenähten Stiefel, da kommt es mir vor, als habe ich mit diesen Gegenständen eine Reihe von glückseligen und wunderschönen Stunden verlebt, und in der Wirklichkeit waren nur sehr wenige und kurze Augenblicke wirklich schön."

Und Alfred hatte Recht. Sein ganzes Haus war der Erinnerung geweiht. Es war phantastisch eingerichtet und dabei äußerst geschmackvoll.

Die Wände bedeckten Costümbilder und Landschaften aus Gegenden, die er besucht hatte. In den Ecken und Nischen standen Statuen, und Waffen aus allen Weltgegenden sah man in Trophäen zusammengestellt oder als einzelne kostbare Exemplare auf den Tischen ausgelegt. — Ein ganzes Reiseleben!

Nur ein einziges kleines Gemach war sehr einfach möblirt und seine ganze Verzierung bestand in einem großen Gemälde, das, mit einem grünen Schleier bedeckt, die hintere Wand einnahm. Das kleine Zimmer machte einen wehmüthigen Eindruck auf den Baron, den er sich nicht erklären konnte. Das einzige Fenster desselben ging in den Wald hinauf, und dort folgte das Auge in gerader Richtung einem ausgefahrenen alten Waldwege, der mit Moos und niederem Strauchwerk bedeckt war und dessen Richtung nur noch hie und da von alten, verwitterten Steinen angegeben wurde oder von morschen Kreuzen, welche der fromme Glaube früherer Zeiten dort hingepflanzt und die sich nun, alt und gebrechlich, vor dem Wind auf die Seite gebeugt hatten.

Das Ende dieses Weges wurde von dem alten Försterhause

begränzt, das mit seinem spitzen Dach und hohen Wartthurm einer Dorfkirche ähnlich sah; ja, einer Dorfkirche, und wenn man so aus dem Fenster hinausſah in den stillen Waldweg, so konnte man glauben, man habe einen heimlichen, ruhigen Friedhof vor sich.

Vor dem Gemälde stand ein Tischchen in Form eines Altars und auf demselben lag ein Album — so lautete wenigstens die Aufschrift des schwarz eingebundenen Buchs.

Sehr ernst schaute der Hausherr den Baron an, als sie dieses kleine Gemach betraten, und sagte ihm:

„Um dir einen Beweis zu geben, wie hoch ich deine Ankunft schätze, führe ich dich auch in dieses Zimmer und zeige dir dieses Bild. Es wird nur an hohen Festtagen enthüllt, nicht Festtagen, die der Kalender bringt, sondern Fest- und Feiertagen, die in meinem Herzen unauslöschlich eingegraben sind."

Er zog den Vorhang von dem Bilde zurück und eine unnennbar wohlthuende Wärme durchströmte das Herz des Barons.

Sorrento —

Ja, es war Sorrento, die wunderbare liebliche kleine Stadt im prachtvollen Meerbusen Neapels.

Der Standpunkt des Malers war auf der Terrasse der Villa Tasso, rechts lag in violetter Abendfärbung der Vesuv und über ihm die unbewegliche Rauchwolke, von der untergehenden Sonne wie ein flammender Pinienbaum bemalt.

Am Fuße des Gebirges hingeschmiegt lag Portici und Neapel, und dunkelblau vor ihnen ausgebreitet war das Meer und all' die herrlichen Inseln: Capri, Ischia und Procita. An der Terrasse lehnte ein junges Mädchen in einfachem, schwarzen Kleide, welches die zierlichen und schlanken Formen des Körpers reizend hervorhob. Sie wandte den Blick träumend von der Landschaft ab, indem sie die rechte Hand auf das Geländer stützte, und auf diese Art hat uns der Maler gegeben, was er vermochte: die reiche herrliche Landschaft und den Kopf eines Weibes, reizend, wie ihn die Natur nur

an Feiertagen hervorbringt. War es eine Italienerin? Sie hatte den edlen römischen Gesichtsschnitt. War es eine Französin? Sie hatte den zierlichen Mund und die elegante Gestalt.

Der Baron sah seinen Freund fragend an. Dieser verhüllte das Gemälde wieder und sagte leise: „eine Reisebekanntschaft."

„Also ein Portrait und ähnlich?" fragte der Baron.

„So ähnlich," antwortete er, „wie es ein geschickter Maler, der sie nur zweimal sah, machen konnte."

„Gib mir Aufschlüsse darüber," bat ihn der Baron.

„Später einmal," entgegnete er und lehnte sich an's Fenster.

Der Baron öffnete den Deckel des Albums. Es lag nichts darin, als ein einfaches gelbes Blatt und auf demselben ein kleines Briefchen.

„Komm," sagte Alfred, „wir wollen lustig sein."

„Ja," versetzte der Andere, „das Leben ist so kurz."

„Und doch wieder so lang," sagte Alfred.

Und ohne zu sprechen schlenderten Beide durch den Garten. — —

Bald kamen die erwarteten Freunde, und es waren nun ihrer Sechs, die gute und richtige Zahl für ein kleines, feines Diner.

Das Speisezimmer, das, wie schon bemerkt, in den Hof hinaus lag, war zweckmäßig und passend möblirt. Ein großes Buffet in der Ecke bog sich unter der Last von Krystall und Silber, und wie das Service, das den Tisch bedeckt, elegant und solid, so war auch das Diner, mit Einem Worte: unübertrefflich.

Nach Tisch aber lernten die Gäste ihren Freund als Weltmann doppelt schätzen, denn er gab ihnen den Kaffee in einem anstoßenden Zimmer, dem Ideale eines Kaffee- und Rauchzimmers. Hier herrschte unbedingt der Orient. Den Boden bedeckten persische Teppiche und an drei Seiten des Zimmers liefen breite schwellende Divans, während die vierte Seite eine einzige große Glasthüre bildete und die Aussicht ließ auf den schönsten Punkt der Umgegend.

Hier lagerten nun Alle und rauchten ihre Cigarren, und Jeder überließ ſich ſeinen Betrachtungen, wie man das nach einem guten Diner überhaupt thun ſoll. Es dauerte eine ſtarke halbe Stunde, ehe eine ſparſame Converſation in Gang kam, und Niemand wollte ſich zum Hauptſprecher hergeben.

„Jetzt fehlt nur der Mährchen-Erzähler," ſagte der Baron, „wie in den Kaffeehäuſern von Stambul."

„Ja," entgegnete Alfred, „die Orientalen wiſſen zu leben."

„Sei liebenswürdig, Alfred," ſprach ein Anderer und gib uns eine Geſchichte zum Beſten. Krönе deine Gaſtfreundſchaft."

„Als Mährchen-Erzähler?"

„Wie du willſt," antwortete der Baron. „Weißt du was, Alfred, wir ſind hier unter lauter guten Freunden. Ich kann den Eindruck des Bildes nicht los werden. Gib uns die Geſchichte deſſelben."

„Halt!" ſagte einer der Gäſte; „du weißt, Alfred iſt als Freund vollkommen. Wenn du ihn unter einem guten Grunde um ſeine Villa bitteſt, ſo zieht er morgen aus. Aber von der Geſchichte hat er noch keinem Menſchen etwas zum Beſten gegeben."

Alfred war ſichtlich ernſt geworden und ſagte endlich zu dem, der eben geſprochen: „ich will dir beweiſen, daß du nicht Unrecht haſt. Ich thue Alles für meine Freunde — hört mir zu."

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Alfred's Erzählung.

„Die meiſten von euch," ſagte Alfred, „haben meinen Vater gekannt; wenigſtens müßt ihr euch des alten Herrn noch deutlich erinnern mit der weißen Halsbinde und dem freundlich lächelnden

Gesicht. Er selbst, ein tüchtiger Kaufmann, ein großer Banquier, der sein immenses Vermögen am Comptoirtische selbst verdient hatte, konnte doch seine Aversion gegen das Zahlenleben, wie er es nannte, nicht überwinden. Wie oft sagte er zu uns: „Jungens, werdet mir keine Kaufleute, werdet Alles in der Welt, nur keine Zahlenmenschen! Lauft herum in Gottes freier Natur, geht auf Reisen, wenn ihr könnt, werdet Jägerburschen, in Gottes Namen, wenn's nicht anders ist, Holzhauer, nur bleibt aus der Schreibstube!" Bei mir fanden diese Lehren den willigsten Eingang, mir war das Stillsitzen von jeher verhaßt gewesen. Ich hatte schon als Kind etwas Praktisches an mir und lernte am liebsten das, was von außen auf mich einwirkte. Dank aber der Strenge meines Vaters blieb ich auch in den Schulfächern nicht zurück und hätte mit sechszehn Jahren ein preußisches Artillerieofficiers-Examen machen können, was schon etwas sagen will. Dann schickte mich mein Vater auf Reisen, und ich war in London, als er starb. Nach Hause zurückgekehrt, um seinen letzten Willen zu vernehmen, sah ich, daß mir die Wahl blieb, in das Geschäft einzutreten oder, mich mit einer sehr ansehnlichen Jahresrente begnügend, dasselbe meinem Onkel zu überlassen. Ich wählte Letzteres und saß eine Stunde darauf in meinem Reisewagen, gegen Süden eilend. Ich ging über Mailand, Florenz, Rom nach Neapel und beschloß, dort einige Monate zu bleiben.

Eines Tages schlenderte ich auf dem Molo umher, und mir fiel ein, daß ich einem Deutschen, der in der Villa di Roma wohnte, schon mehrere Tage einen Gegenbesuch schuldig sei. Ich nahm deßhalb ein Cabriolet und fuhr nach diesem Hôtel ab. An der Thüre desselben angekommen, bricht das linke Rad des Cabriolets, ich springe hinaus, komme glücklicher Weise auf die Füße zu stehen, pralle aber an einem alten Herrn an und hätte um ein Haar eine junge Dame, mit der er im Begriffe war, auszugehen, über den Haufen gerannt. Ich war in ziemlicher Verwirrung und entschuldigte mich, so gut es ging. Mein deutscher Bekannter war ausge-

gangen, und am andern Tage fuhr ich wieder bei der Villa di Roma vor, dieses Mal aber in meinem eignen Wagen, um kein neues Malheur zu haben, und machte zwei Besuche, den gestern projektirten und den andern bei dem alten Herrn, mit dem ich carambolirte. Es war ein Franzose, ein Vicomte tel et tel; die junge Dame aber, die gestern bei ihm war, seine Tochter, dieselbe, die auf dem Bilde dort in jenem Cabinet an der Terrasse der Villa Tasso lehnt.

„Ah!"

Der alte Herr nahm meinen Besuch freundlich auf und erlaubte mir wieder zu kommen. Auch Mathilde, so hieß seine Tochter, schien sich in meiner Gesellschaft nicht zu langweilen, und von der Zeit an war ich in der Villa di Roma mehr als in meinem eigenen Hôtel.

Schon nach den ersten vierzehn Tagen unserer Bekanntschaft liebte ich das Mädchen leidenschaftlich. Gibt's wohl einen zweiten Ort in der Welt, der mit seiner großartigen, wunderbaren Natur so dazu gemacht ist, zärtliche Gefühle zu nähren, wie Neapel? Denkt an die unzähligen prachtvollen Punkte der Umgegend, die ich alle mit Mathilden und ihrem Vater besuchte. Denkt an Camaldoli, mit seiner herrlichen Aussicht! Wir standen an einem Rande der wilden Felsen, die fast senkrecht in's Meer hinunter gehen. Dort schwindelte es ihr und sie legte ihre Hand auf meine Schulter: es war ihre erste Berührung, aber ich werde die sanfte Wärme, die mich in diesem Augenblicke überströmte, nie vergessen. Denkt an Portici, an Pompeji. Die Meisten von euch haben auch kleine Parthieen dorthin gemacht. Wir waren immer zu Drei, oder, wenn man will, zu Zwei; denn der alte Herr, obgleich bei uns, hatte beständig mit seinen Correspondenten zu thun. Er las entweder eingelaufene Briefschaften oder notirte die Antworten in seine Schreibtafel. Mathilde hing unbefangen an meinem Arme, und ihr süßes Geplauder will ich nie vergessen.

Es war eines Abends in Torre del Greco. Wir hatten den

Vesuv bestiegen und machten hierunten auf der Terrasse eines niedlichen Landhauses ein kleines Diner. Vor uns stieg majestätisch der schwarze Lavakegel empor. Mathilde stand neben mir, wiegte sich an einer Rebe und ich sprach viel und emsig in sie hinein — nicht von Liebe, das hätte ich nie gewagt, auch nicht von dem flammenden Vesuv, sondern von der Heimath erzählte ich, von Deutschland und seinen herrlichen Thälern, und malte eine kleine Villa aus, wie ich sie in meinen süßesten Träumen erfunden.

Das Mädchen hörte mir aufmerksam zu und drückte ihr Gesicht in das Laub der Rebe. Ich verwandte keinen Blick von ihr, während ich sprach, und sah, wie ihr schlanker Körper sichtbar erzitterte.

Mathilde, sprach ich leise und innig, wäre ein solcher Ruhepunkt, nachdem man die Welt gesehen, nicht himmlisch und beneidenswerth?

Aber ich erhielt keine Antwort, sie wandte sich um und verließ schnell die Terrasse. Ich sah ihr schmerzlich bewegt nach.

Ist denn kein Gefühl in diesem für alles Schöne sonst so empfänglichen Herzen? murmelte ich verletzt in mich hinein. Wenn sie mich auch nicht liebt, etwas müßte sie doch empfinden, wenn ich ihr mit aller Innigkeit ein Bild der Heimath gebe. — Und einen Augenblick darauf wollte ich mich überreden, ich liebe sie auch ganz und gar nicht, und wollte mich glauben machen, wenn ich Neapel verließe, bliebe mir nichts übrig, als das Andenken an eine Reisebekanntschaft. Doch nein, nein, tönte es mir, betrüge dich nicht, du liebst das Mädchen namenlos, du kannst ferner nicht ohne sie leben. Und einmal diese Scheu meines eigenen Herzens überwunden, jauchzte und frohlockte es an den dunklen Nachthimmel hinauf: Ja, ich liebe dich, liebe dich unendlich, ewig! Ich drückte meinen Mund gegen die dunklen Blätter, gegen dieselbe Stelle, wo ihre Stirn geruht, und fuhr überrascht, ja entsetzt zurück; denn die Blätter waren feucht, nicht vom Abendthau: sie hatte geweint.

Ich hoffte, aber Mathilde war nicht mehr dieselbe. Wenn wir allein vorausgingen, war sie befangen und zerstreut, und wenn wir

Abends allein auf der Terrasse der Villa di Roma standen, so wußte sie Gespräche einzuleiten und festzuhalten, Gespräche, die ich alsdann unmöglich in meine Bahn hinüberziehen konnte. Der alte Herr, ihr Vater, blieb sich immer gleich. Ich sah, daß er nicht reich war. Er lebte ziemlich bescheiden, und nachdem einmal seine Scheu vor mir, als Fremden, überwunden war, bediente er sich gern meiner Bedienten und meiner Equipage. Er war aus der Normandie, wie er mir eines Tags erzählte, und nach dem Tode seiner Frau nach Italien gegangen, weil ihm die Gesundheit seiner Tochter Mathilde Besorgnisse eingeflößt. Seine Frau war überdieß eine Italienerin gewesen, und Mathilde hatte sich schon lange darauf gefreut, das Heimathland ihrer Mutter zu sehen. Ich könnte gerade nicht behaupten, daß das Aeußere des Vicomte angenehm und Vertrauen erregend gewesen wäre. Es war meistens ein finsterer Ernst auf seinem Gesicht und oft, wenn er nach Beendigung seiner Correspondenzen zu uns auf die Terrasse kam, war er fürchterlich abgespannt, und nur das liebenswürdige Geplauder seiner Tochter vermochte ihn nach und nach zu beruhigen.

Ich versichere euch, ich stand mehrere Mal auf dem Punkte, ihm meine Liebe zu Mathilden zu erklären und förmlich um ihre Hand anzuhalten; denn daß ich ihr nicht gleichgültig war, wußte ich. Ich leitete auch diese Sache langsam ein, indem ich ihm mit größter Offenheit meine Verhältnisse auseinandersetzte.

Da schlug ich eines Tages eine kleine Partie nach Capri vor und nach Sorrento, das die Beiden noch nicht kannten. Wir fuhren nach der Tafel; das Meer war wie ein Spiegel, und Capri glänzte in einer Farbenpracht, wie ich es nie gesehen. Wir fuhren auf den kleinen, niedrigen Booten durch das enge Felsenthor in die blaue Grotte und Mathilde war vor Vergnügen außer sich. Der Schiffer erzählte die alte bekannte Geschichte von Fremden, die bei gutem Wetter eingefahren waren und durch einen plötzlichen Sturm genöthigt wurden, volle zwei Tage in der Grotte zu bleiben. Ma-

thilde meinte, so hier abgeschieden von der Welt zu leben, wenn es möglich sei, wäre herrlich.

Möchten Sie so leben, Mathilde? fragte ich sie, so jetzt hier leben? — und auch mit mir? setzte ich zögernd hinzu.

Ja, sagte sie mit leiser Stimme und fügte mit entschlossenem Tone hinzu: wohl verstanden, wenn es möglich wäre, abgeschnitten von der Welt und allen Erinnerungen.

Das gab mir zu denken, und doch hoffte ich.

Abends waren wir in Sorrent, der Vicomte las seine Briefe, und wir standen auf der Terrasse allein, auf der Terrasse der Villa Tasso, von deren wunderbarer Aussicht euch der Künstler einen schwachen Begriff gab. Wir sprachen lange kein Wort; ich legte meine Hand auf ihre Hand, sie zuckte zusammen, zog sie aber nicht weg. Ich legte meinen Arm um ihren Leib, sie entwand sich mir nicht, aber sie athmete tief und schwer.

Mathilde, sagte ich mit zitternder Stimme, Mathilde, ich liebe Sie, wollen Sie die meine sein?

Sie antwortete nicht.

Mathilde, sagte ich weiter, seien Sie aufrichtig gegen mich, seien Sie barmherzig! Könnten Sie mich lieben? Darf ich hoffen?

Da wandte sie sich rasch und leidenschaftlich um, und reichliche Thränen zitterten auf ihrem Gesicht.

Alfred, sagte sie zu mir, ich will Ihre Frage beantworten, aber geben Sie mir Ihr Ehrenwort, alsdann einer Bitte, einem Wunsch, einem Befehl augenblicklich Folge zu leisten.

Ich gab ihr mein Wort.

Ja, Alfred, sagte sie, ich liebe Sie, ich liebe Sie, wie die Rose das Licht, wie alles Lebende die Luft, die es einathmet!

Sie warf sich an meine Brust und weinte und zitterte heftig in meinen Armen. Ich war für einen Augenblick der glücklichste Mensch auf der weiten Welt, doch nur für einen Augenblick. Sie entwand

sich mir und sagte mit tonloser, aber fester Stimme: jetzt meine Bitte, mein Befehl!

Wäre nach diesem Moment der Vesuv flammend und krachend in's Meer gestürzt, es hätte mich nicht so überrascht und entsetzt, wie ihre Worte.

Gehen Sie zu meinem Vater, sprach das Mädchen, sagen Sie ihm, wichtige Briefe riefen Sie in die Heimath. Gehen Sie noch heute nach Neapel zurück und verlassen Sie morgen Italien.

Nie, nie! rief ich, du liebst mich, Mathilde, das ist mir genug.

Ja, entgegnete sie, ich liebe Sie, aber ich würde Sie hassen, wenn Sie Ihr Wort brächen.

Ich will euch nicht erzählen von der schrecklichen Scene, die ich noch durchmachte. Sie blieb fest und sagte nur: Gott sieht mein Herz!

Ich stürzte fort, und hörte noch Ihren letzten Ruf: lebe wohl, Alfred! Ich warf mich auf mein Pferd, und weiß nicht, wie ich nach Neapel kam. Ihr Geständniß, daß sie mich liebe, klang unaufhörlich in mir wieder, und dazwischen wie Hohnlachen mein Ehrenwort, das ich ihr gegeben.

Ich ließ augenblicklich einpacken und verließ mit dem ersten Schiff Neapel. Mein Wort jagte mich; ich ging nach Marseille und Paris, blieb dort über ein halbes Jahr und stürzte mich in den Strudel aller Vergnügungen, um sie zu vergessen. Unmöglich. Bald aber widerte mich das wilde Leben an. Ich verließ Paris und durchstreifte die Normandie allein und zu Fuß. Ich forschte in jeder Stadt, in den zahlreichen Schlössern, ja in jedem Dorfe, in jedem einzeln stehenden Hause nach dem Vicomte. Ich hatte ja nicht mit meinem Ehrenwort versprochen, sie nicht wieder aufzusuchen. Alles umsonst. Niemand kannte ihn. Er mußte mir einen falschen Namen genannt haben. Ich ging zurück nach Italien, nach Neapel, nach Sorrent. Ich besuchte alle die Orte wieder, die ich mit ihr gesehen, und ihr könnt denken, was ich dabei gelitten.

Von dem Vicomte und seiner Tochter natürlich keine Spur. Sie waren abgereist, Niemand wußte wohin.

Zu meinem größten Troste fand ich dort einen Maler, der bei Ausflügen viel in unserer Gesellschaft gewesen und der es unternahm, aus der Erinnerung ihr Bild zu malen — das Bild, wie ihr es alle kennt. Ich ging durch Spanien nach Paris zurück, stürzte da auf einem Spazierritt mit dem Pferde und verletzte meinen Fuß, woran ich noch heute zu leiden habe.

Da schrieb mir eines Tages mein Onkel und sandte mir eine Menge Papiere. Von einem der Commis unseres Hauses, der darauf flüchtig wurde, war ein falscher Creditbrief ausgestellt worden im Betrage von dreitausend Pfund auf ein Londoner Haus. Der junge Mensch, dessen Signalement beigefügt war, gehörte einer guten uns befreundeten Familie an, weßhalb mich mein Onkel ersuchte, selbst nach London zu gehen, um dort, wenn der Creditbrief von dem Commis vorgezeigt werde, so schonend wie immer möglich gegen ihn zu verfahren.

Da ich nicht viel zu thun hatte, so fuhr ich sogleich nach Ostende; das Packetboot nach England ging Abends um acht Uhr ab.

Es dämmerte schon, als ich das Schiff betrat. Wir fuhren ab. Das Meer war ziemlich ruhig, obgleich das Wetter sonst nicht angenehm war. Wie meistens gegen Ende August, bedeckten schon trübe Wolken den Himmel, kalt wehte der Wind, und nur hie und da stahl sich ein Blick des Mondes auf's Verdeck, die dort Umherwandelnden matt beleuchtend. Die See war schmutzig grau. Das Schiff stöhnte, kurz es war eine unerquickliche Fahrt. Ich dachte unwillkürlich an meine Seereisen auf dem Mittelmeer.

Die Gesellschaft war auch nicht bemerkenswerth. Ich hinkte an meinem Krückenstock über das Verdeck, ließ mich endlich gegen zehn Uhr in der Nähe des Steuerruders nieder und starrte gedankenvoll in die Fluthen.

Die Schiffsglocke schlug mehrere Male an, ich saß lange da,

Nicht weit von mir hatte ſich ein Herr mit einer Dame niedergelaſſen, doch beachteten wir uns gegenſeitig nicht. Plötzlich ſagte der Herr: wenn du noch oben bleiben willſt, ſo iſt mir's recht, ich gehe hinunter.

Die Stimme durchſchauerte mich furchtbar, und ich erhob mich raſch. Als aber erſt die Dame antwortete: ich werde nicht lange mehr hier oben bleiben, ſo war ich meiner Sache gewiß — es war Mathilde!

Ihr glaubt nun, ich wäre auf ſie zugeſtürzt, ich hätte leidenſchaftlich ihren Namen ausgerufen. — Nein! ich hielt mich ruhig an dem Verdeckgeländer, und obgleich mein Herz fieberhaft ſchlug, ſo war doch etwas Unerklärliches in mir, das mich an die Stelle bannte. Ich ſah den Vicomte — er war es — ruhig in der Cajüte verſchwinden; ich ſah, wie Mathilde den Kopf auf den Arm geſtützt, in das Meer hinabblickte.

Nach wenigen Augenblicken trat ich ruhig vor ſie hin und nannte ihren Namen. Sie ſchaute auf, erſchrak heftig, und machte eine Bewegung, mir entfliehen zu wollen.

Bleiben Sie, Mathilde! bat ich, um Gotteswillen bleiben Sie! Und ich ſetzte mich an ihre Seite und erzählte ihr ruhig, was ich von dem Tage an, wo ich ſie in Sorrent verlaſſen, um ſie gelitten, wie ich ſie in der Zeit geſucht. Aeußerlich ruhig erzählte ich ihr das; aber nicht leidenſchaftslos. Ihr Blick ruhte auf mir und Thränen entſtrömten ihren Augen; Thränen wie damals in Sorrent, nur ganz anderer Art. Sie hatte ſich ſehr verändert. Sie ſah ſehr bleich aus; hatte ſie ſich um mich gegrämt? Aber alles das war mir eigentlich ganz gleichgültig.

Eine merkwürdige Ruhe hatte ſich um mein Inneres ergoſſen. Ich hatte ſie, die ich heute ebenſo liebe, wie damals, wieder gefunden. Rings um uns war das Meer. Sie konnte mir nicht entfliehen. Ob ſie das wohl fühlte? Ihre Hand, welche ich in der meinigen hielt, zitterte heftig.

Mathilde, sagte ich endlich, und Sie freuen sich nicht, mich wieder zu sehen? Und habe ich nicht mein Wort gehalten? bin ich nicht abgereist, wie Sie befohlen?

O Alfred, entgegnete sie, halten Sie auch ferner Ihr Wort; verpfänden Sie mir es wieder und gehen Sie nach Norden, wenn ich gegen Süden gehe.

Eisig durchzuckten mich diese Worte.

Und Sie lieben mich nicht mehr? haben mich vergessen?

Ich liebe nur einmal in diesem Leben, und wen ich liebe, habe ich in Sorrent gesagt.

Nun denn, Mathilde! rief ich aus, so verlasse ich Sie nicht mehr. Jetzt gleich will ich zu Ihrem Vater und ihn um seine Einwilligung bitten. In kurzer Zeit sind wir in England, und dort wirst du mein Weib.

Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht, und ein recht furchtbares Lächeln überflog ihre Züge.

Fliehen Sie mich! sprach sie tonlos, halten Sie Ihr Wort!

Nein, entgegnete ich, ich will zu Ihrem Vater.

Zu meinem Vater! sprach sie schrecklich lachend.

Ja, zum Vicomte, zu Ihrem Vater.

Der Vicomte ist so wenig mein Vater, wie ich seine Tochter.

Oh!

Sie fuhr anscheinend ruhig fort.

Was kümmert Sie das? — Ja, ich bin nicht die Tochter des Vicomte.

Mathilde, um Gotteswillen! wer sind Sie?

Sie lachte wieder so entsetzlich, wie vorhin.

Wer ich bin? Nun, eine Französin bin ich. Ich habe mir die Welt besehen. Der Vicomte hat mich kürzlich geheirathet und deßhalb, mein Herr, sehen Sie wohl ein, daß ich nicht länger hier oben bei Ihnen allein bleiben kann.

Sie stand auf und entfernte sich langsam.

Ich knirſchte mit den Zähnen, ich riß an dem Verdeckgeländer. Ich war einen Augenblick unſchlüſſig, ob ich nicht da unten in dem grauen Waſſer ein ewiges Vergeſſen finden könne.

Betrogen! betrogen! hohnlachte es in mir, und mir klang das Rollen der Wogen, das Pfeifen des Seewindes im Tauwerk wie Hohngelächter. Ich verbrachte eine ſchreckliche Nacht, bei Weitem entſetzlicher, als jene, wo ich Sorrent verließ. Ich hatte den Glauben an die ganze Menſchheit verloren.

Endlich brach der Morgen an, trübe und unheimlich. Englands weiße Küſte lag dicht vor uns. Wir fuhren in die Themſe, und bald legte das Schiff am Uferplatze bei. Ich ſprang an's Land, warf mich in einen Wagen und fuhr zu dem Banquier, bei dem ich meines Oheims Geſchäft beſorgen ſollte. Noch denſelben Mittag wollte ich London wieder verlaſſen. Die ganze Welt war mir voll ſchrecklicher Geſpenſter. Ich hatte ja nichts mehr zu ſuchen. Sorrent, Neapel waren nicht mehr, wie damals, ſchmerzliche Gräber meiner ſchönen Vergangenheit: Alles, Alles war für mich verloren. Ich war in meinen heiligſten Empfindungen leichtſinnig und frevelhaft betrogen worden.

Unſer Geſchäftsfreund war von meiner Ankunft unterrichtet. Wir kannten uns von früher her ſehr genau, und er empfing mich auf's Herzlichſte.

Was die verdrießliche Geſchichte mit dem falſchen Creditbriefe anbelangte, ſo hatte er ſeit mehreren Tagen einen Conſtabler in einem Nebenzimmer ſeines Bureau's, um den Vorzeiger des Creditbriefes augenblicklich feſtnehmen zu können.

Wir ſaßen in ſeinem Cabinet neben dem Zimmer der Hauptkaſſe und hatten die Thüren da hinein geöffnet. Es herrſchte hier das Leben und Treiben, das ihr alle kennt. Da wurden Creditbriefe, Wechſel vorgezeigt und ausgezahlt; da wurden Gelder gebracht, Banknoten und andere Papiere ausgewechſelt. Ich lehnte an der Thüre und ſah dem Getreibe zu, als plötzlich mir gegenüber der

Vicomte in das Kaſſenzimmer trat. Ich wollte mich zurückziehen; doch es war zu ſpät: er hatte mich ſchon bemerkt und trat freundlich lachend auf mich zu. Der Mann hatte mir eigentlich nichts gethan, und ich war ihm obendrein Dank ſchuldig, daß er mir in Neapel ſo freundlich und unbefangen erlaubte, ſeiner Geſellſchafterin den Hof zu machen.

Aha, Monſieur Alfred! rief er mir zu, italieniſcher Flüchtling! findet man Sie ſo wieder?

Er reichte mir die Hand und trat in das Cabinet des Banquiers. Ich machte die Beiden mit einander bekannt, und der Vicomte nahm gern eine Cigarre, die ihm der Banquier offerirte. Wir plauderten über Italien und der Vicomte erzählte von unſerem Zuſammenleben in Neapel. Es war für mich eine peinliche halbe Stunde. Glücklicherweiſe erwähnte er ſeiner Tochter gar nicht, und man kann ſich denken, wie froh ich endlich war, als er ſeine Briefſchaften hervorzog und dem Banquier einige Papiere gab, die derſelbe, ſich auf den Kamin ſtützend, durchlas. Ich ſtellte mich an's Fenſter und ſah in die nebelige Morgenluft hinaus. Ich ſtarrte in das emſige Getreibe auf den Straßen und es that mir wohl, auch draußen ein ſolch wirres Durcheinanderlaufen zu finden, wie in meinem Kopfe. Ich tauchte meine Ideen da hinein und konnte es ſo einen Augenblick über mich gewinnen, an nichts zu denken. Ich hatte den Banquier und den Vicomte vergeſſen. Doch bewog mich ein Ausruf des letztern, den Kopf herumzudrehen.

Der Banquier hatte die Thüre in's Kaſſenzimmer geſchloſſen. Neben ihm ſtand der Conſtabler. Er deutete auf den Vicomte und ſprach: arretiren Sie dieſen Herrn, ſein Creditbrief iſt falſch.

Einen Augenblick ſtand ich regungslos am Fenſter. Mich hatte der Schreck faſt gelähmt. Dann ſtürzte ich hinzu, noch ehe der Conſtabler Zeit hatte, ſich dem Vicomte zu nähern.

Halten Sie ein! rief ich dem Banquier zu. Hier muß ein Irrthum vorliegen.

Der Vicomte hatte, bleich wie der Tod, die Lehne eines Stuhles erfaßt.

Es iſt kein Irrthum möglich, ſagte der Banquier; es iſt der Creditbrief, von dem Sie ſelbſt die Anzeige brachten, daß er verfälſcht ſei.

Der Vicomte warf mir einen ſchmerzlichen Blick zu. Ich nahm das Papier und ſtarrte hinein. Es war der von mir bezeichnete Creditbrief von dreitauſend Pfund, und die Unterſchrift meines Oheims war täuſchend nachgemacht.

Wie kommen Sie in den Beſitz dieſes Papiers? fragte ich den Vicomte.

Ich habe es gekauft, ſagte er; denn er bemerkte wohl, daß er entdeckt war, und machte gar keinen Verſuch, zu läugnen.

Auf meine Bitte trat der Conſtabler ab.

Machen Sie keine Umſtände! ſprach der Vicomte bitter lachend. Das Schmerzliche, daß Sie, Monſieur Alfred, mein Ankläger ſind, iſt nun überwunden. Gehen wir.

Aber plötzlich fuhr er zuſammen und ein entſetzlicher Schmerz malte ſich auf ſeinem Geſichte.

Mathilde! ſtöhnte er; Mathilde! o das Unglück! Er wandte ſich zu mir.

Sie waren ſo freundlich gegen uns, ſagte er dringend. Hier iſt die Adreſſe meiner Wohnung. Gehen Sie zu Mathilden, erzählen Sie ihr mein Unglück. Sagen Sie meiner Tochter, was mich betroffen.

Ihrer Tochter? entgegnete ich ihm und wies die Karte zurück.

Er ließ die Hand ruhig ſinken und entgegnete: verzeihen Sie, aber ich bedachte in dem Augenblicke nicht, daß Sie die Tochter des entehrten Vaters nicht mehr kennen werden.

Ihre Tochter wohl, antwortete ich, aber nicht Ihre — Frau.

Meine Frau, entgegnete der Vicomte, hat das Alles nicht erlebt. O mein unglückliches Kind!

Ihm ſchoſſen die Thränen über den grauen Bart. Ich zitterte wie ein Kind vor einem Geſpenſt, zitterte vor etwas Entſetzlichem, was hier verhüllt ſchien.

Reden Sie! rief ich ihm zu; reden Sie um alles was Ihnen heilig iſt: iſt Mathilde Ihre Tochter oder nicht?

Er reichte mir ſtillſchweigend aus ſeiner Brieftaſche einige Papiere, aus denen ich erſah, daß Mathilde wirklich ſeine Tochter war.

Ich verſichere euch, ich war in dem Moment dem Wahnſinn nahe, und doch jauchzte mein Herz auf, wie vor einer ungeheuren Freude. Ich riß die Karte aus der Hand des Vicomte, überlegte wenige Augenblicke und nahm alsdann den Creditbrief, dem ich einige Worte hinzufügte.

Was machen Sie da? rief der Banquier, der mir über die Achſel ſah; Sie beſtätigen dies verfälſchte Papier?

Als Bevollmächtigter meines Oheims.

Ich überreichte den Creditbrief dem Vicomte, der uns zweifelnd anſah. Der Banquier öffnete die Thüre des Nebenzimmers und ſagte kalt: dort iſt die Kaſſe.

Ich ſtürzte fort, warf mich in meinen Wagen und eilte der Straße und dem Hauſe zu, die auf der Karte verzeichnet waren. Ich eilte die Treppe hinauf, ſuchte das Quartier; die Thüren deſſelben ſind weit geöffnet. Ich nenne bebend den Namen Mathildens. Das Mädchen übergibt mir einen Brief und ſagt gleichgültig: die Dame iſt vor einer halben Stunde abgereist.

Ohne die Aufſchrift des Briefes näher anzuſehen, reiße ich das Couvert ab und leſe:

„Mein Vater!

Ich kann Sie nicht verlaſſen, ohne ihnen Lebewohl zu ſagen. Ich kann aber auch nicht bleiben; denn es müßte Ihnen fürchterlicher ſein, das beſtändige Unglück Ihrer Tochter, als dieſelbe gar nicht mehr zu ſehen. Ich kann und darf Ihnen keine Vorwürfe machen,

aber ich kann und darf Ihnen in Erinnerung bringen, wie oft ich Sie auf meinen Knieen gebeten, nicht durch unüberlegte Handlungen die Ehre Ihres und meines Namens auf's Spiel zu ſetzen. Ich habe Ihnen geopfert, was ein Kind ſeinem Vater opfern kann; mein ganzes Lebensglück, meine Liebe, alles, alles, was ich beſaß. Leben Sie wohl, Vater, und forſchen Sie nicht nach mir. Für uns iſt kein Wiederſehen möglich.

Mathilde."

So lautete der Brief und mir ward Alles ſchrecklich klar. Ich hatte das edelſte Herz verloren, das je in einem weiblichen Buſen ſchlug, auf ewig verloren — ich habe ſeit der Zeit nie wieder etwas von ihr gehört. — Das, meine Freunde, iſt die Geſchichte des Bildes, und jenes Albumblatt der Creditbrief meines Oheims — er wurde mir ſpäter von dem Banquier in London geſchickt." — —

Das war die Erzählung des Hausherrn.

Unterdeſſen war es Nacht geworden, und der Mond, der drüben über die ſchwarzen Tannen emporſtieg, beleuchtete die ernſten Geſichter der Geſellſchaft und eine ſtille Thräne.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Ein Hofball und ſeine Folgen.

Am andern Morgen ſaßen die beiden Freunde auf der ſchattigen Terraſſe des kleinen Landhauſes. Sie hatten gefrühſtückt, von alten Tagen geſprochen, Alfred ließ ſich eine vortreffliche Cigarre bringen, und während Beide ſich in ihre kleinen Drahtfauteuills zurücklehnten, ſchlürften ſie den würzigen Duft des guten Blattes.

Die Terraſſe war tief beſchattet von rothblühenden Kaſtanien und hochſtämmigen Orangen. Die Sonne konnte nicht in das Dickicht dringen, und die Kühle hier war um ſo wohlthuender, als

man bemerkte, wie die Hitze des Junimorgens draußen auf den Feldern brütete. Nur hie und da, wenn ein leichter Luftzug die Blätter hob und senkte, drang ein Sonnenblick durch, spielte auf dem feinen gelben Sand der Terrasse und beleuchtete irgend einen kleinen Käfer, der dort munter herumlief. Neben der Terrasse befand sich ein Springbrunnen, zwei weiße marmorne Schalen über einander und oben eine schöne Copie der prachtvollen Venus von Jean de Bologne, deren Original auf dem herrlichen Landhause di Petreia in der Nähe von Florenz steht. Die Göttin ist dargestellt, wie sie, dem Meer entstiegen, ihr herabwallendes Haar mit den Händen ausdrückt; das Wasser, das demselben unaufhörlich entfließt, füllt die obere Schale und strömt aus dieser, melodisch murmelnd, in die zweite über.

Dieser Morgenwinkel, wo sich die Freunde gerade befanden, und so genannt, weil er während des Vormittags durch seine Lage der Sonne den Eintritt verweigerte, war ein lieber, kleiner Platz mit schönen Vasen und Marmorstatuen verziert. Eine weite Flügelthüre führte in eine kühle gewölbte Halle, wo man sich während der Mittagshitze zurückzog und auch wohl frühstückte. Diese Halle, mit einem bunten Steinboden, Wände und Decke mit reichen Holzsculpturen verziert, war dem Mittelalter geweiht. Ein riesenhafter Kamin nahm fast eine ganze Wand ein, auf demselben waren Aufsätze fast bis zur Decke, und auf ihnen sah man kleine Steinfiguren, Drachen und allerlei von tapfern Rittern besiegte Ungeheuer und dazwischen große Glaspokale, auf welchen Turniere und bunte Wappenschilder eingebrannt waren, sowie irdene Krüge mit merkwürdigen Verzierungen. Die übrigen Wände dieses Gemachs waren bedeckt mit mittelalterlichen Waffen aller Art, und in zierlichen Gruppen geordnet sah man hier alte Harnische, Hellebarden, zweihändige Schwerter, blanke Helme und schöne, mit Gold und Silber eingelegte Armbrüste. In der That, der Erschaffer dieses Landhauses war zu beneiden um dieses herrliche Besitzthum und um die Kunst-

ſchätze, die er ſeit einer langen Reihe von Jahren auf ſeiner weiten Reiſe geſammelt und die er mit ſeinem Geſchmacke zuſammengeſtellt. Wenn man auf der Terraſſe ſaß, ſo erblickte man das Gebüſch wie durch Zufall auf einer Seite geöffnet und es gewährte einen herrlichen Blick auf die reizende Stadt Lüttich und auf die klaren Fluthen der Maas, welche die Stadt liebend umfaßt.

Die beiden Freunde hatten eine Zeit lang fortgeraucht, ohne zu ſprechen, und der Baron Karl blickte mit Intereſſe über die Stadt hinaus, nach der Höhe von Ans, wo der Eiſenbahnzug von der ſtehenden Maſchine hinaufgeſchleppt wurde, um von da gegen Brüſſel zu rollen. Dorthin zog ſein Herz auch ihn, und er konnte nicht unterlaſſen, an den Rand der Terraſſe zu treten und dem davondampfenden Zuge ſtille Grüße mitzugeben. Luſtig flog der Convoi über die Hochebene dahin und war bald ſeinen Blicken entſchwunden. Alfred war ruhig ſitzen geblieben und lächelte dem zurückkehrenden Freunde herzlich zu.

„Du biſt wirklich ein glücklicher Menſch, Karl,“ ſagte er nach einer Pauſe, „und ich hoffe, du wirſt es zu erkennen und zu würdigen wiſſen. Wenn ich überhaupt zum Neid geneigt wäre, ſo würde ich dich unbedingt beneiden; deine Braut muß ein vortreffliches Weſen ſein. Obgleich ich ſie noch nicht kenne, ſo entnehme ich es aus deinen Schilderungen und kenne ja deinen feinen Geſchmack für alles Schöne.“

Der Baron nickte glückſelig lächelnd mit dem Kopfe.

„Du ſtehſt am Ziel deiner Wünſche,“ fuhr Alfred fort, „heute Morgen kann die nothwendige Bewilligung eintreffen, du feierſt eine kleine, ſtille Hochzeit, hebſt deine kleine Frau in einen Reiſewagen und fort geht's im ſchönſten Frühlingswetter über die Berge, hinaus in die Welt, ohne Raſt und Ruh, immer weiter, immer weiter. Du biſt doppelt glücklich — außer deiner großen orientaliſchen Tour biſt du nicht viel gereist, wenigſtens in den letzten Jahren nicht, und wie neu und friſch wird dir Alles erſcheinen? wie lieblich wird ſich eine

prachtvolle Stadt, eine reizende Landschaft in dem vor Freude funkelnden Blick deines Weibes wiederspiegeln. Wahrhaftig, du bist unverschämt glücklich!"

„Wahr, sehr wahr," lachte der Baron; „aber lieber Freund, sag' um Gottes willen: unberufen! Wenn mir die Frau von C. irgend einen Spuk macht, so wird es mich Mühe kosten, Paulinen zu bereden, und wenn sie auch am Ende ohne die verlangte Einwilligung meine Frau wird, so gibt's doch eine verdrießliche Verzögerung."

„Sie wird dir keinen Spuk machen, die Frau von C.," sagte Alfred ernst; „ich habe in solchen Sachen eine richtige Vorahnung — sie wird ihre Einwilligung geben, es hat mir heute Nacht von der unbekannten Dame geträumt."

„Ah!" lachte der Baron, „dein zweites Gesicht kommt wieder zum Vorschein; und hast du etwas Gutes im Geiste gesehen?"

„So, so!" sagte der Andere. „Ich sah die Frau v. C., wie du sie mir beschrieben, nur sah sie todtenbleich aus; sie reichte deiner Braut die Hand, dann versank sie vor unsern Augen. Nun, das ist nicht so übel," setzte Alfred hinzu, „und du wirst auf jeden Fall baldigst Nachricht bekommen."

„Nach meiner Berechnung," meinte der Baron, „hätte mein Jäger schon gestern zurück sein können. Ich muß dir nur gestehen, daß ich auch einestheils deßhalb hieher gekommen bin, um hier meinen Boten zu erwarten und eine gute oder schlimme Nachricht selbst zu überbringen. Ach, mein Freund, du kannst mir's glauben, dieses kleine Hinderniß, das noch immer zwischen unserer Verbindung steht, thut mir eigentlich wohl; mein Glück ohne alle Beunruhigung wäre offenbar zu groß. Aber," fuhr er lebhaft fort und stieß die Asche von seiner Cigarre ab, „du sprachst vorhin mit so großem Feuer, mit wahrer Begeisterung von Reisen in die Weit hinaus — ich muß dir offenherzig gestehen, ich würde es jedenfalls vorziehen, statt auf der staubigen Chaussee zu rollen, eine kleine Sejour mit meiner jungen

Frau auf einer reizenden Villa, wie die deinige iſt, zu machen, natürlich, wenn die Villa mein eigen wäre."

„Ich will ſie dir gern abtreten," ſagte ruhig der Andere; „ich muß geſtehen, ich fange an, mich bedeutend hier zu langweilen."

„Unmöglich!" rief der Baron aus. „wie könnte ich mich hier auf dieſem herrlichen Punkte langweilen, wenn ich mir denke, daß ich hier jeden Morgen ſäße, in dem kühlen Schatten, bei dem murmelnden Springbrunnen, vor mir die ſchönſte Ausſicht der Welt!"

„Und mit deiner Frau," ſagte der Andere mit einem trüben Lächeln.

„Allerdings mit meiner Frau," fuhr der Baron luſtig fort; „und dann die kleinen Diners in deinem charmanten Speiſezimmer."

„Mit deiner Frau," ſagte abermals der andere.

„Ja, das verſteht ſich von ſelbſt; ich glaube, ich wäre unbeſchreiblich glücklich."

„Das wäre ich auch an deiner Stelle," antwortete Alfred; „aber auf dieſer Terraſſe, deren Schönheiten du ſo rühmſt, ſitze ich faſt Morgen für Morgen allein; in meinem Speiſezimmer ſiehſt du beſtändig ein einzelnes Couvert, und wenn es mir je einmal zu einſam wird und mein Herz dringend nach einer Geſellſchaft verlangt, ſo ziehe ich den Vorhang von dem Bilde, das du geſtern Abend geſehen — voilà tout."

Der Baron reichte ſeinem Freunde ſtumm die Hand und es trat eine längere Pauſe ein, in der man nichts hörte, als das Rauſchen des Waſſers und den Geſang der Vögel in dem dichten Laubwerk.

„Höre, Alfred," fragte endlich der Baron, „willſt du wirklich keinen Verſuch mehr machen, das Mädchen aufzufinden?"

„Freilich habe ich zuweilen daran gedacht," ſagte der Andere, „aber wo ſoll ich mich hinwenden? Die Spuren, die ihr leichter Fuß hinterläßt, ſind zu unbedeutend. Iſt ſie in England geblieben, iſt ſie nach Frankreich gegangen oder nach Italien? und geſetzt den

Fall, ich kreuzte ihren Weg durch ein glückliches Ungefähr, wird sie nicht Alles anwenden, um vor mir unsichtbar zu bleiben? — Ja, sie wird mich fliehen und sie hat die Macht dazu, dies zu thun. Wenn ich, wie gesagt, wirklich durch Zufall den Ort erreiche, wo sie sich gerade befindet, was wird's mir nützen? Ich stehe im Licht, sie im Schatten; sie wird erfahren, daß ich da bin, sie wird mir verschwinden, ehe ich eine Spur von ihr sehe."

„Aber ich habe ja auch gesucht und gefunden," entgegnete der Baron.

„Das lieber Freund," sagte Alfred, „ist ein ganz anderes Verhältniß. Deine Braut, wenn sie auch, ihrer Erzieherin gehorsam, den Ort verließ, wo du warst, that es nicht aus eigenem Antrieb und hatte wahrhaftig kein Interesse dabei und auch nicht den festen Willen, dich nie wieder zu sehen. Aber lassen wir diese traurigen Gespräche; ich fühle wohl, daß ich es nicht lange mehr hier allein aushalten werde; sprechen wir lieber von deinen Planen für die Zukunft; vielleicht, daß ich später euren Schritten folge. Wohin denkst du zu gehen?"

„Ich habe mir vorgenommen, Italien einmal wieder zu besuchen," versetzte der Baron. „Der alte Herr, bei dem Pauline sich aufhält, hat mir von einer allerliebsten Besitzung gesprochen, die er am Comersee hat, und ich glaube, es würde ihm sehr angenehm sein, wenn dort Jemand von der Familie ein paar Jahre zubrächte, und ich denke, man kann sich's am Comersee schon gefallen lassen. Wir wollen also auf unserer Tour nach Mailand diese Besitzung ansehen und dann Florenz, Rom und Neapel besuchen, dann das Frühjahr am Comersee und vielleicht später den Winter in Paris zubringen, und so fort. Mich zieht's gewaltig nach Italien, und wenn es Paulinen ebenso dort gefällt, so wäre es nicht unmöglich, daß wir dort für mehrere Jahre unsern beständigen Aufenthalt nähmen."

„Bravo!" sagte Alfred; „ich kann diesen Entschluß nur billigen,

und mir wäre es außerordentlich erwünſcht, euch dort vielleicht ſpäter finden zu können. Nach Italien zieht's mich auch wieder, und wenn ich hier noch eine Zeit lang ausgeruht habe und vielleicht ruhiger geworden bin, folge ich euch, und einer ſolchen Zeit des freundſchaftlichen Zuſammenlebens würde ich mit Sehnſucht entgegenſehen. — Daß es dich nach deinem bisherigen Aufenthalt, der kleinen Reſidenz, nicht zurückzieht, kann ich mir ganz gut denken, überhaupt begreife ich nicht recht, wie du es dort ſo lange aushalten konnteſt."

„Das habe ich oft ſelbſt nicht begriffen," lachte der Baron, „aber jetzt danke ich meinem Schickſal, das mich vor ſechs Jahren — ich wollte damals nur durchreiſen — dort feſthielt. Fand ich nicht da das Glück meines Lebens? Aber jetzt iſt mir die Stadt und das Leben dort entſetzlich verleidet. Schade um die paar guten Menſchen, die ich dort kennen lernte und wahrſcheinlich ſo bald nicht wieder ſehe! — Doch ſchau," unterbrach der Baron den Fluß ſeiner Rede und blickte ſcharf in die Gegend hinaus, „dort biegt von der Hauptſtraße ein Wagen ab und ſcheint ſich hieher zu dirigiren."

Die beiden Freunde traten an den Rand der Terraſſe, Alfred richtete ein großes Fernrohr, das ſich dort befand, nach dem fraglichen Punkte und ſagte, nachdem er hindurchgeſehen: „es iſt ein leichter Wagen mit Poſtpferden, ſchaue ſelbſt!"

Der Baron richtete ſeine Augen an das Glas und nachdem er einen Augenblick hingeſehen, hob er vergnügt die Hand empor und rief aus; „das iſt bei Gott meine kleine Reiſekaleſche und Lukas ſitzt darin. Freund, der große Augenblick naht, dort kommt eine Botſchaft!"

In der That war es Lukas, den man durch das ſcharfe Glas in ſeiner ganzen Geſtalt und deutlich bemerkte. Wie aufrecht ſaß er im Wagen, die Arme über einander geſchlagen und ſchaute unverwandten Blickes nach der kleinen Villa empor, die jetzt der

Postillon als Ziel der Reise, indem er mit der Peitsche darauf hinwies, zeigte. Bald kam der Wagen näher und in einer kleinen Viertelstunde schien der Jäger zu bemerken, wie ihm Jemand von der Terrasse dort oben zuwinkte. Herzlich erwiderte er diesen Gruß und stieß darauf den Postillon freundschaftlich in die Rippen, der nun seinerseits, eines guten Trinkgeldes gewärtig, die schäumenden Pferde im Galopp den Berg hinaufsliegen ließ. Jetzt hielten sie vor der Treppe und Lukas schwang sich aus der Kalesche, eilte hinauf und der Baron in der Freude seines Herzens begrüßte den treuen Diener wie einen langvermißten guten Freund, der endlich wieder gekommen ist.

„Wie steht's Lukas?" rief er ihm schon von Weitem entgegen, und der Jäger, der aus seiner Reisetasche ein großes Schreiben hervorholte und übergab, entgegnete:

„Ich glaube, es steht nicht so schlecht, ich habe neben diesem Briefe eine Menge persönlicher Grüße von dem Grafen Alfons auszurichten."

„Wie kommt's aber," sagte der Baron bestürzt, als er das Schreiben betrachtete, „daß der Graf schwarz siegelt? Ist Jemand gestorben?"

Der Jäger zuckte mit den Achseln, während der Baron den Umschlag abriß.

Eifrig durchlas er die Zeilen, die ihm sein Freund schrieb, und beim Lesen wurden seine Züge nachdenklicher und ernster. Als er mit dem ersten Schreiben fertig war und die Einlage geöffnet hatte, fuhr er mit der Hand über die Augen und ging abseits in den Garten, um die letzten Zeilen der verstorbenen Erzieherin seiner Braut durchzulesen. Als er nach einiger Zeit zurückkam, theilte er den Inhalt beider Schreiben seinem Freunde Alfred mit, der an dem schrecklichen Ereignisse innigen Antheil nahm, und dann mußte Lukas erzählen von dem traurigen Vorfalle selbst, von den Bekannten in der Residenz, und als nun später die beiden Freunde wieder allein

waren, sagte der Baron: „ich bin überzeugt, daß diese Nachricht Paulinen tief erschüttern wird; es ist eigentlich ein trauriges Hochzeitsfest durch den Tod eingesegnet."

„Desto freundlicher wird sich ihr Leben gestalten," entgegnete Alfred; „es ist eine Fügung des Himmels, schauerlich, aber glücklich für euch; denn nach dem, was du mir früher über die Frau von C. mitgetheilt, und nach dem, was ich aus den Briefen des Grafen Alfonds erfahren, standen eure Sachen nicht zum Besten. Die Dame hätte sicherlich nicht nachgegeben; deßhalb sei Egoist und beruhige dich. Jedes Leben muß durchgekämpft werden, und nur wenn Andere fallen, ist eine Möglichkeit da, daß wir stehen bleiben. Der Verstorbenen ein gutes Andenken, meinetwegen eine stille Thräne und dann auf nach Brüssel!"

So geschah es denn auch am Nachmittage desselben Tages und den letzten Eisenbahnzug, der mühsam die Höhe von Aus erklomm, sahen die Freunde nicht mehr von der Terrasse des Landhauses; vielmehr droben angekommen, blickten Beide hinab auf das stille Haus, wie es so friedlich zwischen den Bäumen lag, und dann sausten sie in traulichem Gespräche mit dem Zuge davon.

Der Baron hatte Recht, als er geglaubt, daß die Nachricht von dem Tode der Frau von C. seine Braut tief erschüttern würde. Ja, es bedurfte seiner innigen Bitten und der ernstlichen Zureden des alten Oheims, um sie zu dem Entschlusse zu vermögen, ihre Verbindung mit dem Baron nicht länger hinauszuschieben.

Diese fand auch in den nächsten Tagen statt — eine stille Trauung mit wenigen Zeugen, worunter natürlicher Weise Alfred, und nach einem kleinen Frühstücke bestiegen die beiden, nun für's Leben vereinigten glücklichen Menschen ihren Reisewagen. Lukas war ein paar Stunden vorher als Courier vorausgereist und genoß, seiner finstern Träume ledig, schon im Voraus die herrlichen Gefilde Italiens. Alfred hatte das junge Paar in den Wagen gehoben, hatte nochmals versprochen, ihnen, wenn er überhaupt seine Villa verließe,

nachzufolgen, und kehrte trotz der Bitten des alten Herrn, er möge einige Tage bei ihm bleiben, noch am selben Abend nach Hause zurück. Dort angekommen, begab er sich in das kleine, uns wohlbekannte Zimmer, zog den Vorhang von dem Bilde zurück und saß lange davor in tiefes Nachdenken versunken.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Elstergasse Numero Vierundvierzig.

Doktor Stechmaier gehörte zur literarischen Aristokratie. Er trug, wie wir bereits wissen, einen guten Hut, einen untadelhaften Paletot und Glacehandschuhe, so lange er deren besaß. Wenn der letztere Luxusartikel nicht mehr zusammenhalten wollte, pflegte er lieber die Hände in seine Rocktaschen zu stecken, als sich vor dem Publikum eine Blöße zu geben. Dabei hatte er stets verabscheut, sich, wie die meisten seiner Collegen, einen großen Bart wachsen zu lassen, war überhaupt der einmal eingeschlagenen Richtung beständig treu geblieben und hatte nicht einmal den Versuch gemacht, durch eine kleine Neigung nach links, der „Spinne" ein größeres Netz zu geben, um durch dieses Mannöver zahlreiche Abonnenten einzufangen. Daher konnnte es auch nicht fehlen, daß der wohlhabende und ruhige Bürger, sowie der hohe Adel, nachdem dieselben endlich eingesehen, daß die Presse anfange, eine Macht zu werden, ihr Auge auf die „Spinne" und Doktor Stechmaier warfen, als besonders tüchtig und fähig, die Interessen der conservativen Partei in die Hand zu nehmen. Nicht so bald hatte der Doktor seinerseits diesen Entschluß vernommen, der seine kühnsten Wünsche, ein größeres Journal mit ausgebreitetern Mitteln zu redigiren, realisiren sollte, als er in

Anbetracht der Mittel, welche jener Partei zu Gebot ſtanden, ſich der kühnen Hoffnung hingab, jetzt die Thürklinke zum Glückstempel in der Hand zu haben.

Was konnte nicht aus einem Journal werden, für das ſich die beſitzende Klaſſe und der hohe Adel intereſſirte! Gelang es nicht ſchon der andern Partei, die wenige Kapitale in der Hand hatte, ihre Journale als ſelbſtändig hinzuſtellen, ihnen ein Anſehen zu geben, ſie würdig auszuſtatten? Und das ging von Leuten aus, denen die wenigen Kreuzer, welche ſie ihrer politiſchen Meinung darzubringen im Stande waren, ja ſogar die Zeit, welche ſie ihren Journalen opferten, ſehr koſtbar war. Dagegen die conſervative Partei mit großen Geldmitteln, mit tüchtigen Mitarbeitern: Ja, der Doktor war ſeines Gelingens gewiß, und der Eigenthümer der „Spinne," ein armer Buchdrucker, begeiſterte ſich bei dieſen ſchönen Hoffnungen für den Conſervatismus und fing an, vollkommen rechts überzuhängen. In ſeiner Druckerei wurden keine vorwitzigen Redensarten mehr geduldet, das Tragen von rothen Halsbinden den Setzern auf's Strengſte unterſagt und der Druck eines kleinen Blattes von entſchieden liberaler Färbung von der Hand gewieſen.

Das projektirte neue Journal auf Aktien herauszugeben, erſchien nicht ganz thunlich, denn die wenigſten conſervativen Menſchen ſind, bei aller Begeiſterung für ihre Sache, geneigt im erſten Augenblick eine größere Summe ſo in's Ungewiſſe hin auszugeben. Dieſem widerſpricht ſchon der Name „Conſervatismus," als das Erhalten des Beſtehenden bezeichnend, und hiebei iſt auch außerordentlich begreiflich, daß die Leute, welche etwas zu erhalten haben, zuerſt an ſich denken und ihre eigenen Geldmittel conſerviren. Nebenbei ſchien ein anderer Plan, den der Doktor gefaßt, ihm viel erſprießlicher und für die gute Sache nützlicher. Das war nämlich der, die vielen vermögenden Mitglieder der conſervativen Partei: Fürſten, Grafen, Herren, wohlhabende Bürger, zu vermögen, eine erkleckliche Anzahl von Unterſchriften zu zeichnen, eine große Anzahl von Exem-

plaren zu nehmen, diese Exemplare an unbemitteltere zu vertheilen und so nach allen Seiten hin zu wirken. Eine vorläufige Liste von den erwähnten Personen, welche der Doktor und der Buchdrucker gemeinschaftlich aufsetzten, und eine ganz bescheidene Zahl von Exemplaren, die sie jeder zuerkannten, gab eine solch' immense Summe von Abonnenten, daß den beiden Unternehmern ordentlich schwindelte. Wir sagen: den beiden Unternehmern; denn der Buchdrucker hielt es für gerathener, seinen Hauptredakteur mit in's Interesse — und, wenn die Sache nicht so ganz gut ginge, was aber unmöglich schien — ebenfalls mit in den Schaden zu ziehen.

Die Idee des neuen conservativen Journals fand denn auch bei der ersten Besprechung in verschiedenen Cirkeln den besten Anklang. Dies war eigentlich durchaus nicht zu verwundern; denn der Doktor Stechmaier war mit seinem Unternehmen der Erste, der für die Rechte arbeiten und leiden wollte. Es war nämlich die Führung eines solchen Journals für den Redakteur nicht ganz ohne Gefahr; denn es war schon früher einmal vorgekommen, daß ein ähnliches Unternehmen sich gewaltsam zerschlagen hatte, oder vielmehr nächtlicher Weise auf dem armen Redakteur zerschlagen worden war. Darum bekümmerte sich aber der Doktor Stechmaier bei seiner bekannten Gleichgültigkeit nicht besonders. Er verachtete allen Zwang, und es that seinem Herzen wohl, denen, die ihn haßten und verfolgten, tüchtig die Meinung sagen zu können.

Für das Unternehmen interessirten sich nun gewichtige Männer aller Klassen der conservativen Partei. Diese gewichtigen Männer zeichneten auch eine ziemliche Anzahl von Exemplaren und mancher unter ihnen hatte dabei das Zartgefühl, dem andern den Vorrang auf der Subscriptionsliste einzuräumen, woher es denn kam, daß die ersten Seiten dieser Listen ein wenig leer blieben und nur sich auf den letzten untern Spalten einige Namen in schüchterner Bescheidenheit zeigten. Die Meisten unterzeichneten aber vor der Hand gar nicht und waren großherzig genug, im Stillen für das neue

Unternehmen wirken zu wollen. So sagten sie dem Doktor Stechmaier mit gnädigem Händedruck, und wenn man ihrem vielsagenden Blick glauben wollte, so konnte sich der Buchdrucker veranlaßt sehen, ganze Bände geheimer Subscriptionslisten einbinden zu lassen, und große Geldkisten aufzustellen, und die reichlichen anonymen Beiträge aufzunehmen. Ebenso ging es auch mit den Versprechungen zu schriftlichen Beiträgen für das Beste ihrer eigenen Sache und des Blattes. Der Doktor sah schon im Geiste, wie er täglich aus einem ungeheuren Stoße von Manuscripten das Beste herauszulesen habe, und war überzeugt, daß er sich bald genöthigt sehen würde, Ergänzungsblätter zu dem neuen Journal auszugeben; denn geistreiche Mitarbeiter, die ohne Honorar liefern, dadurch vor den Kopf zu stoßen, daß man ihre Sachen in den Papierkorb legt, war durchaus nicht thunlich.

So war es denn auf's Beste vorbereitet; die paar hundert Abonnenten der bisherigen „Spinne", der bürgerlichen Mittelklasse angehörend, schienen trotz des vergrößerten Formats und des erhöhten Preises treu bleiben zu wollen, und der Doktor begann frohen Muthes sich mit der großen Schwierigkeit zu befassen, dem neuen Journal einen pikanten und noch nie dagewesenen Namen zu geben. Diese Sache, die an und für sich sehr leicht erscheint, ist aber außerordentlich schwierig; denn jeder, der etwas mit dem Journalwesen vertraut ist, weiß, wie viel man auf einen neuen passenden Namen hält und wie schwer es ist, einen solchen aufzufinden, da in der Welt fast schon Alles dagewesen. Der Doktor begann damit, das Original zur bisherigen Benennung, „die Spinne", in Gedanken körperlich zu vergrößern: — Kreuzspinne, Vogelspinne, — unmöglich! hat keinen Sinn. — Tarantel würde bei dem Blatt eine abenteuerliche, schwankende Haltung voraussetzen; auch gäbe es zu schlechten Witzen auf den Redakteur Veranlassung, wenn man z. B. einmal sagte: der Redakteur der Tarantel scheint von seinem eigenen Blatte gestochen zu sein. Weiter also! — Meerspinne — mit einem stehen-

den Artikel: Deutsche Flotte — zu ungewiß und nicht bezeichnend genug. — Der Krebs — wäre nicht so ganz übel, man könnte vielleicht die demokratische Partei als den Krebs bezeichnen, welcher an den Grundrechten der menschlichen Gesellschaft nagt. — Doch weiter! — Krebs könnte den Buchhändlern nicht angenehm erscheinen und sie veranlassen, sich nicht für das Journal zu interessiren. Der Doktor verließ das Reich der Insekten und suchte unter den gefiederten Bewohnern der Luft. Die Lerche, mit hellem Lied aufsteigend, eine bessere Zeit verkündigend — unpassend für ein conservatives Journal! — die Fledermaus — zu dämmrig! — Der Phönix — schon dagewesen, schon einigemal verbrannt, ohne verjüngt wieder aufgestanden zu sein — die Schnepfe, mit dem Motto: Oculi, da kommen sie — schmeckt zu sehr nach einer Jagdzeitung. Adler — Lämmergeier — Habicht — Sperber — sind lauter Raubvögel und von keiner conservativen Haltung. — Einen Augenblick blieb der Doktor bei dem Edelfalken stehen, dem schönen Jagdvogel, dem Verfolger schädlichen Gevögels — ja, der Name „Edelfalke" schien ihm bei dem Antheil, den die edlen des Landes seinem Unternehmen zuwendeten, nicht so ganz unpassend. Doch suchte er weiter unter den fliegenden Geschöpfen — Wespe — war leider schon mehrere Mal dagewesen — Fliege — zu alltäglich, obgleich der Titel: „die conservative Fliege" keinen so schlechten Klang gehabt hätte. Einen Augenblick dachte der Doktor an das Fabelthier, den Drachen oder den Greif, der verborgene Schätze hütet. Dieser Name war wirklich nicht zu verwerfen; Schätze besaß die Partei genugsam, sowohl Schätze des Geistes, wie klingende Schätze, verborgen waren diese Schätze vorderhand auch noch; ebenso hätte sich der Greif bildlich dargestellt nicht so übel gemacht. Indessen überlegte der Doktor, daß es dabei doch wohl nöthig sei, vorher bei der Cotta'schen Buchhandlung anzufragen, ob man sich deren Wappenthier aneignen dürfe.

So saß der Doktor lange, und konnte nicht mit sich in's Reine kommen, welcher gewichtige, pikante und unbekannte Namen dem

Journal eigentlich geſchöpft werden ſollte. Zur gewöhnlichen Zeitung, Kronik oder Journal mit einem bezeichnenden Vorwort ſeine Zuflucht zu nehmen, war ihm zu alltäglich, zu unbedeutend, und, nebenbei geſagt, wie viele Zeitungen, Kroniken, Journale gab es nicht ſchon durch das ganze Alphabet durch! Waren nicht ſchon alle nur einiger Maßen paſſende Bezeichnungen mit Zeitung, Journal ꝛc. zuſammengeleimt worden? — Unmöglich, hierin etwas noch nicht Dageweſenes zu finden. Aber ein Name mußte entdeckt werden, und wo möglich noch heute; denn ſchon in den nächſten Tagen ſollte die erſte Nummer des vergrößerten, conſervativen Journals erſcheinen. Der Doktor hatte ſchon mehrere Federn zerkaut, hatte mit ſeinem Blicke faſt ein Loch durch die Decke gebohrt und ſtand jetzt mißmuthig von ſeinem Stuhle auf und trat an's Fenſter, Feder und Papier in der Hand, da ihm die eingetretene Dämmerung nicht mehr erlaubte, das am Tiſche aufzuſchreiben, was ihm vielleicht in nächſter Sekunde einfallen würde.

Da unten auf der Straße gingen die Leute ihren Geſchäften nach, ſo beruhigt und alltäglich wie immer. Jeder dachte nur an ſich, und keiner der Vorübergehenden ſchien eine Ahnung davon zu haben, wie ſehr der unglückliche Journaliſt droben ſein Gehirn abquälte, um eine paſſende Benennung zu finden. Allmälig wurden in den gegenüberliegenden Häuſern die Lichter angeſteckt, Geſellen und Lehrbuben erſchienen unter der Hausthüre, um vor dem Nachteſſen noch einen Mund voll friſche Luft zu nehmen. Drüben an dem Eckhauſe waren noch die letzten und unartigſten einer Schaar Buben mit dem intereſſanten Spiel „Anwerfen“ beſchäftigt. Die beſſeren dieſer kleinen Galgenvögel oder die, welche ſich auf keine ſolide Lüge hinſichtlich ihres Ausbleibens beſinnen konnten, waren ſchon längſt zu Hauſe. Dort kamen ſchon die Weiber mit den Zeitungen gelaufen, hinter ihnen drein auch der kleine Bube mit der „Spinne.“ Ach! er hatte an ſeinen Exemplaren nicht viel zu ſchleppen, aber doch kam er, der kleine Junge mit der defekten Hoſe, ein

winziges Packetchen unter dem Arm, neben jenen andern Großmächten der Gesandte eines sehr kleinen Staates. Und er trug heute die vorletzte „Spinne“ herum, morgen früh nach dem Kaffee gab es verschiedene heißhungrige Setzer, welche erstaunlich lüstern waren, den Namen des neuen Blattes zu setzen. Der Prospektus war da, schön, bieder, gerade, wahr, umfassend und kurz, wie ein Prospektus sein soll. Schon lange hieß es in irgend einer bescheidenen Stelle, ist ein großer Theil von vierzig Millionen Deutschen mit uns derselben Ansicht, wie dringend und nothwendig es sei, auch in unserer Residenz den Uebergriffen einer zügellosen Presse kräftig und geharnischt entgegen zu treten. — Aber gerade diese Kunststelle war es, welche den Doktor einigermaßen unmuthig stimmte; denn so gleichgültig im Allgemeinen er auch war, so fand er es doch durchaus nicht spaßhaft, den größeren Theil von vierzig Millionen Deutschen, wenn auch nur einen Tag lang, auf das Journal warten zu lassen. Und warten mußten sie ohne alle Gnade, wenn der Doktor nicht noch heute Abend einen Namen erfand. Drum einen Namen.

Ein Königreich um einen Namen!

Mittlerweile war es ganz dunkel geworden, und der Doktor, der sehr hoch oben wohnte, bemerkte an dem plötzlichen Hellwerden hie und da in den Straßen, daß die Gaslaternen angesteckt wurden. Jetzt erschien der Aufklärungsbeamte mit seinem langen Stock und der kleinen Laterne daran auch in der Elstergasse, wo sich dem Hause Nummer Vierundvierzig gegenüber ebenfalls eine Gaslaterne befand. Der Anzünder drehte mit seinem Stock den Hahn, hielt sein Läternchen in die Oeffnung des Brenners, und ein milder Lichtstrahl ergoß sich über die dunklen Häuser der Elstergasse, welche darüber vor innerer Freude ordentlich zu schmunzeln schienen, wenigstens blinzelte hie und da ein altes Fenster vergnüglich in die Nacht und bei dem hellen Licht und dem tiefen Schatten an den Vorsprün-

gungen eines andern Hauses hätte man darauf schwören können, es verziehe grinsend sein Gesicht zu einer behaglichen Geberde.

Der Doktor hatte dem Anzünder nachsinnend zugeschaut, und als jetzt die weiße Flamme herausfuhr und sich auf seine Fenster und sein Gesicht lagerte, ging ihm plötzlich ein riesenhaftes Licht auf, eine ganze Gasbeleuchtung, ein wahrer Waldbrand — prächtig! jubelte er in sich hinein; — köstlich, unübertrefflich! ja, das ist neu, noch nicht dagewesen, bezeichnend, umfassend! Hastig schrieb er ein Wort auf sein Papier hin, faßte sich aber bald wieder, denn er hielt es für schwach und unmännlich, sogar sich selber eine freudige Bewegung zuzugestehen, sich zuzugeben, daß er sich selbst durch einen sublimen Gedanken überrascht. Er drückte das Kinn fest auf die Halsbinde und brachte die Brille näher an's Gesicht und sagte mit außerordentlicher Ruhe: „ja, so könnte es vielleicht gehen, das Blatt muß auf jeden Fall „die Laterne"" heißen, ein helles Licht, das wir der Welt aufstecken, angenehm für unsere Partei, hell und blendend für die blöden Augen der Radikalen!"

So hieß denn das berühmte conservative Journal „die Laterne", und der Eigenthümer fand den Namen nicht so ganz übel, die heißhungrigen Setzer setzten ihn den andern Morgen, in der Residenz las man es noch denselben Tag, und in den nächsten Tagen wußte die Mehrzahl von vierzig Millionen Deutschen, daß ein neues Blatt, die „Laterne" entstanden sei.

Jetzt war für die conservative Partei einem längst gefühlten dringenden Bedürfniß abgeholfen, das Blatt war da und es fehlte an nichts, als an zahlreichen Abonnenten, um es zu unterstützen. Hatte man nicht schon lange geseufzt und gesprochen? — Freilich, statt zu handeln, nur geseufzt und gesprochen. Ja, wenn wir einmal ein Organ hätten, worin wir unsere Ansichten niederlegen könnten, unsern gerechten Grimm aussprechen über die Uebergriffe einer zügellosen Partei, wie wollten wir auftreten! hatten sie gesagt

und hatten gedroht, wie in dem Mährchen das Schlachtmesser zum Dachladen heraus:

O hätt' ich dich,
Wie wollt' ich dich
Mit meinem langen Messer!

Das lange Messer war nun freilich schon lange da; auch die, auf welche es gezückt werden konnte, zogen sich nicht feig zurück, sondern stellten sich dahin und sagten: „hier bin ich!" Aber das lange Messer wurde darum noch nicht gezückt; sie scheuten es, das lange Messer, und wenn es hie und da einmal zu arg wurde, und es nahm Einer muthig das lange Messer in die Hand, so eilten die Andern davon oder blickten scheu und vorsichtig auf die Seite und konnten es nicht mit ansehen, wie das lange Messer — — in das Innere eines Beefsteaks fuhr.

Aber es war den Leuten nicht übel zu nehmen, daß sie sich nicht gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigten; sie hatten keinen Vereinigungspunkt. Ja, wenn sich einmal ein muthiger, gewandter Arm fände, der das lange Messer kräftig in die Hand nähme und es zum Nutzen und Frommen gegen den Feind führte, wie wollten wir ihn heimlich unterstützen! Ihm öffentlich zur Seite stehen, war freilich nicht thunlich, aber ihm wenigstens aus dem Dunkel heraus unter die Arme zu greifen und ihn aufrecht zu erhalten, das hätten sie schon thun können. Der Arm hatte sich gefunden: Doktor Stechmaier stellte sich offen und frei hin, hieb mit der Waffe der Satire und des Humors um sich und focht mit einem Heldenmuthe, der, wenn auch nicht einer besseren Sache, doch besserer Mitkämpfer würdig gewesen wäre.

Die Mitkämpfer aber, einige gewichtige, hochherzige Männer ausgenommen, hatten schon am ersten Tage Manches an der „Laterne" auszusetzen, an dem Journal für die conservative Partei, für welches sie bis jetzt gar nichts gethan. Schon der Name war ihnen anstößig, unangenehm, unheimlich, und es schwebte ihnen die Aristokratie an

der „Laterne" vor. Dann erlaubte es sich der Doktor Stechmaier auch zuweilen, auf ein altes verrostetes Vorurtheil der eigenen Partei hinzuweisen, oder erkühnte sich zu sagen: „hättet ihr das und das von selbst gethan, so würde man es euch nicht abnöthigen!" Edel von dem Doktor Stechmaier, schade für das Blatt; denn darauf hin beschlossen Viele, die bis jetzt kein Abonnement auf die Laterne hatten, gar keins zu nehmen. Andere und sehr hohe Herren, von denen man mit Recht erwartet, sie würden ein Unternehmen, das ihre Sache verfechte, auf's Kräftigste unterstützen, trieben die Bescheidenheit so weit, sich mit einem einzigen Exemplar zu begnügen. Die geheimen Geldbeiträge blieben aus, die geistigen Beiträge ebenfalls; denn es war doch zu gewagt, sich mit einem Blatte einzulassen, das so offenkundig und schonungslos gegen die mächtige demokratische Partei auftrat. Man konnte ja nicht wissen, ob die Namen der Mitarbeiter nicht später einmal bekannt würden, und was daraus entstehen könnte. So blieben die Kassen auf der Druckerei leer, und die großen Bücher füllten sich mit unbezahlten Rechnungen, von denen sich der Unternehmer des Blattes für seinen Theil sehr, der Doktor Stechmaier für den seinigen gar nicht gedrückt fühlte.

So brannte in der „Laterne" ein kümmerliches, elendes Licht, und wenn es auch den Aufopferungen derer, die es mit dem Blatte gut meinten, gelang, hie und da einen hellen Schein auf das Treiben der andern Partei zu werfen, so waren dieser Wenigen zu wenig, und nach einem solchen Aufflackern herrschte allemal trübseligeres Dunkel als zuvor, und bald sah jede Nummer wie eine Grabrede auf sich selbst aus. Die gewichtigen Männer, die ihr Geld dazu gegeben, sahen bald, daß das Blatt, an allgemeiner Theilnahmlosigkeit kränkelnd, nicht zu halten sei und zogen sich gleichfalls zurück. Der Buchdrucker und Eigenthümer hängte dem Doktor Stechmaier von den aufgeopferten Unkosten so viel an den Hals, als er, ein deutscher Literat, zu tragen im Stande war, und die acceptirten

Wechsel des Redakteurs, die vor der Verfallzeit wie leichte, lose Blätter flatterten, wurden plötzlich nach diesem denkwürdigen Tage zu eben so viel Mühlsteinen, welche, an ihm hangend, ihn unaufhaltsam in den Abgrund niederzogen.

Das Blatt hörte demnächst auf, und Doktor Stechmaier, der, seit er nicht mehr in dem Wandschranke wohnte, der Polizei zugänglich geworden war, sah sich an einem schönen Morgen genöthigt, der freundlichen Einladung des Polizeicommissärs seines Bezirkes nachzukommen und sich auf das Polizeibureau zu verfügen, wo der eben genannte vortreffliche Beamte eine solche Anhänglichkeit an den Doktor und Redakteur bezeugte, daß ein härteres und grausameres Gemüth als das unseres Freundes dazu gehört hätte, dieser zarten Neigung zu widerstehen. Der Doktor, der dies auch einsah, machte keinen fruchtlosen Versuch, sich der Freundschaft des Polizeicommissärs zu entziehen, und so geschah es denn, daß er das Quartier in der Elstergasse Numero vierundvierzig verließ, ohne eigentlich ausgezogen zu sein, und daß er dafür ein anderes Gemach bezog, in der Nähe des eben genannten würdigen Freundes, ein kleines bescheidenes Zimmer mit vier weißen Wänden, einem tannenen Tisch und Stuhl, einer Bettlade und einigem Bettwerk, versehen mit Wasserkrug und sonstigen nothwendigen Utensilien und geschmückt mit einem kunstreichen Gitter, welches das Fenster in phantastischen Formen bedeckte.

Hier befand sich der Doktor eigentlich nicht schlecht, abgesehen davon, daß die Sonne nur Mittags zwischen zwölf und ein Uhr den schwachen Versuch machte, mit dem erwähnten Gitter zu liebäugeln; und abgesehen von der sonderbaren Gewohnheit, ein paar Riegel vor die Thüre zu schieben, welche der alte Mann, der ihm das spärliche Essen brachte, angenommen hatte, sah der Doktor in dieser Aufbewahrungsanstalt durchaus nichts Abschreckendes, und nachdem er berechnet, daß er wohl lebenslänglich hier sitzen könne, bis sich eine mitleidige Seele seiner Partei herbeiließ, ihm die Schulden zu

bezahlen, und nachdem er gefunden, daß diese Zeit doch gar zu lang sei, entschloß er sich, mit allem Fleiß an literarische Arbeiten zu gehen, vor Allem aber seine Memoiren zu schreiben, um darin jungen, unerfahrenen Schriftstellern durch sein Beispiel zu zeigen, wie höchst gefährlich es sei, auf die Theilnahme der conservativen Partei bauend, ein Journal in deren Interesse zu unternehmen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Im Hoftheater.

Es war ein heißer Sommernachmittag. Schattenlos lagen die Straßen der Stadt, kein kühles Lüftchen ging, und wenn sich hie und da einmal ein kleiner Wind erhob, so war das, als bliese die Natur in übermäßiger Hitze und stieße einen heißen, schweren Seufzer aus, der aber nur einige Kehrichthaufen beunruhigte oder eine leichte Staubwolke durch die heißen Straßen jagte.

In den Zimmern des Grafen Alfons war das Mögliche gethan, um durch Zugluft, Jalousieen, aufgespannte Marquisen die Hitze zu verscheuchen, und dies war auch so weit gelungen, daß, wenn man von der Straße hereintrat, man eine angenehme Kühle fühlte und eine frische, würzige Luft, hervorgezaubert durch die Menge von Gewächsen und Blumen, welche auf der Treppe, im Gange und in den Zimmern dufteten und blühten. Der Hausherr lag in einem Fauteuil am Fenster und rauchte eine Cigarre, wobei er fleißig einer Limonade zusprach, die neben ihm auf dem Marmortischchen stand. Das Zimmer war ganz verdunkelt und kein Strahl der Sonne drang durch die rothen Fensterverhüllungen. Es herrschte eine tiefe Dämmerung, sämmtliche Bilder an den Wänden sahen bräunlich aus,

und die breiten goldenen Rahmen glänzten wie dunkelglühendes Feuer. Am Ende des Salons vor einem großen Flügel saß ein junger Mann, den Arm auf das Notenpult gestützt und den Kopf in die Hand gelegt. Er rauchte ebenfalls eine süß duftende Cigarre und schlug jetzt mit der linken Hand eine chromatische Tonleiter piaussimo an, wie um eine im Gespräch entstandene Pause auszufüllen.

„Wie schon bemerkt, mein lieber Charles," lachte der Graf nach einer Weile, „ist durchaus nichts Anderes zu machen, als Donna Elisa, unsere stolze erste Tänzerin, um Verzeihung zu bitten und sie beinebst feierlicher Versprechung einer künftigen besseren Aufführung zu vermögen, daß sie die Rolle in Ihrem Ballet dennoch übernimmt."

„Nimmermehr!" sagte der Andere und schlug einen dröhnenden Accord an.

„Aut aut!" antwortete der Graf; „entweder Elise oder kein Ballet; was Sie nun von diesen Sachen vorziehen, weiß ich wahrhaftig nicht; aber das wird Ihnen jeder Coulissenkundige schriftlich geben, daß Ihr Ballet, so schön und gediegen es ist, nimmermehr zur Aufführung kommt, wenn unsere erste Tänzerin sagt: ich will nicht!"

„Aber ist es nicht entsetzlich," sprach der Musiker am Flügel, „ist es nicht herabwürdigend für Kunst und Künstler, daß es von dem Willen einer Tänzerin abhängen soll, ob ein Musikwerk, über welches sich der Kapellmeister günstig ausgesprochen, ob ein Ballet, welches der Balletmeister für eines der besseren neueren erklärt, gegeben werden soll oder nicht; ist es nicht ganz entsetzlich, von der Laune eines Weibes abhängen zu müssen?"

Der Graf lachte laut auf und sagte alsdann: „mein guter Charles, man sieht wohl, daß Sie die Welt nicht mehr besuchen, oder vielmehr, daß Sie eigentlich nie den Versuch gemacht haben, den inneren Mechanismus unseres gesellschaftlichen Verkehrs zu ergründen. Ihnen kommt es entsetzlich vor, von der Laune eines

Weibes abzuhängen; aber sagen Sie mir, Theuerster, wer, der einigermaßen eine Stellung einnimmt, befindet sich nicht im selben Falle? Glauben Sie mir, wir Herren der Schöpfung sind im Grunde nichts als die Sclaven des sogenannten schwachen Geschlechts und werden von diesem, wenn es hoch kommt, sanft geleitet, gewöhnlich aber derb an der Nase herumgeführt. Ich könnte Ihnen davon merkwürdige Geschichten erzählen."

Abermals trat eine Pause ein, und wieder säuselte eine chromatische Tonleiter aus den Tasten hervor. Dann antwortete der Musiker: „ich verstehe vollkommen, was Sie eben sagten, aber mein Fall ist eigentlich ein ganz anderer. Sich von einem vielleicht geliebten Weibe leiten zu lassen, oder von der tyrannischen Laune eines unbekannten abzuhängen, ist zweierlei."

„Versteht sich, ist zweierlei," entgegnete der Graf; „aber es ist darum nichts Unerhörtes, das Sie zu einem Schrei des Entsetzens veranlassen könnte, und Sie sind wahrhaftig nicht der Einzige, dem die Laune einer Frau einen Strich durch seine schönste Rechnung macht; das kommt uns Allen täglich, ja stündlich vor und ich wollte vorhin nur sagen, daß ich nicht begriffe, wie dergleichen Sie eigentlich so außer sich bringen kann. Und dann haben Sie im Grunde gegen die Tänzerin gefehlt."

„Ich hätte gegen sie gefehlt?" sagte hastig der Musiker; „und in wie fern, wenn ich fragen darf?"

„Das liegt auf der Hand," versetzte der Graf, „und ich hätte Sie bei Gott nicht für so befangen, nicht für so blind gehalten, daß Sie die Ecken, wo Sie anstoßen, nicht sehen sollten. Ich werde mir eine neue Cigarre anstecken und Ihnen es dann aus einander setzen, was Sie verschuldet. Wenn wir auf diese Art Anfang und Sitz der Krankheit ergründen, so finden wir vielleicht ein Heilmittel. — Brennt Ihre Cigarre noch? Werfen Sie sie weg und nehmen Sie sich eine andere. — Ich würde mir einen geistreichen Vergleich erlauben, indem ich Ihnen sage, daß mir das ganze Leben wie eine

Cigarre vorkommt, süß und berauschend, versteht sich von selbst, oder auch scharf und bitter; aber der Hauptpunkt, worin sich Cigarre und Leben außerordentlich ähnlich sind, ist, daß beide nur bis zur Hälfte schön sind: dann geht's abwärts, sie will nicht mehr recht brennen, sie bekommt zugleich mit dem angenehmen Dampf mehr und mehr einen bitteren Nachgeschmack, die Asche glimmt nicht mehr rund und voll; kurz, es ist eine ganz verdrießliche Geschichte. Darum werfen Sie Ihren Rest weg und nehmen eine neue. — So. — Ach! die ersten Züge haben etwas wunderbar Wohlschmeckendes, wie die ersten vollen Züge aus dem Becher des Lebens."

Der Musiker hatte den Rath seines Freundes befolgt, und einen Augenblick darauf sah man zwei dunkle glühende Punkte durch die Dämmerung des Zimmers leuchten.

„Jetzt also hören Sie Ihre Geschichte, Theuerster! Sie haben eine vortreffliche Oper geschrieben, die aber nicht ganz fertig ist; der zweite Akt soll, ich mache ihm keine Complimente, nach dem Urtheil von Musikkennern ein kleines Meisterwerk sein — sehr gut! Sie componiren in der Zwischenzeit ein Ballet, und da das schneller fertig ist als die Oper, so beeilen Sie sich, es der Intendanz zur Aufführung zu übergeben."

„Um einmal selbst zu hören," unterbrach ihn der Musiker, „um einen vollkommen klaren Begriff von meiner eigenen Instrumentation zu bekommen; es war mir dies für meine Oper von großem Nutzen."

„Ganz recht!" fuhr der Graf fort, „die Intendanz nimmt Ihr Ballet an, man schickt Sie zu dem Balletmeister und so weit ist Alles in Ordnung. Sie kommen zu Signor Benetti und hätten ihm sagen müssen: Hier bin ich, der Componist des neuen Ballets, dem ein Erfolg in Aussicht steht, sowie Sie es in Ihre Künstlerhand nehmen. Was die Besetzung der Rollen anbelangt, Herr Balletmeister — so mußten Sie nämlich sprechen — so verfahren Sie darin ganz nach Ihrem Gutdünken. — Statt aber also zu thun, sehen Sie bei dem

Italiener zufällig unſere zweite, auch ſehr gute Tänzerin, Demoiſelle Pauline, und ſagen dem Balletmeiſter, dieſer und keiner andern dürfe die erſte Rolle in Ihrem Ballet zu Theil werden. — Und weßhalb thaten Sie das, junger, leichtſinniger Künſtler? — Sie thaten es nur, wie Sie mir ſelbſt eingeſtanden, weil das Mädchen ſo ſchöne blonde Haare hat."

„Ich gebe das zu," ſagte der Muſiker mit leiſer Stimme, indem er eine reizende Melodie anſchlug; „ich gebe das vollkommen zu, denn mir ſchwebte bei meiner Arbeit ein himmliſches Weſen vor, mit hellem, lichtem, goldenem Haar."

„Das iſt Alles ſchön und gut," antwortete der Graf, „man kann ſeine Paſſionen haben — auch ich liebe die blonden Haare leidenſchaftlich; doch hören wir weiter, wohin dieſe Liebhaberei Sie geführt! Daß Demoiſelle Pauline Ihren Ausſpruch, den Ausſpruch des Componiſten, für ein Orakel hält und ſich die Rolle zueignet, können Sie ſich denken. Sie iſt entzückt davon, ſie wird in den vier verſchiedenartigen neuen Coſtümen deliciös ausſehen und alle Einwendungen des Signor Benetti beantwortet ſie kurz dahin, daß die Rolle für ſie componirt ſei. Mit ähnlichen Geſchichten, mein lieber Freund, machen Dichter und Componiſten den Intendanzen viel böſe Händel, und wenn der Verfaſſer irgend eines neuen Trauerſpiels an einen beliebigen Schauſpieler, um ihm zu ſchmeicheln, ſchreibt: dieſe oder jene Rolle (die eigentlich gar nicht für ihn paßt) wird in Ihren Händen gut aufgehoben ſein, ſo klammert ſich der Mime daran, und gute Nacht Rollenaustheilung von Seiten der Intendanz oder der Regiſſeure! Dieſe Rolle iſt ſpeziell für mich geſchrieben, ſagt der Künſtler, der Dichter hat meine Perſönlichkeit dabei bis in die kleinſten Einzelnheiten berückſichtigt, er hat mir die Rolle ſelbſt zugetheilt, und ich werde ſie ſpielen, werde groß darin ſein, jeder Zoll ein Künſtler!"

„Nun ich ſollte meinen, „antwortete der Muſiker, „daß im Grunde genommen Dichter und Componiſt auch wohl das Recht

haben, eine Rolle in irgend einem Stück, einer Oper für dieſe oder jene Perſönlichkeit zu ſchreiben.“

„Verzeihen Sie, theuerſter Freund,“ antwortete der Graf, „dieſes Recht gebe ich Ihnen für die Pariſer große Oper zu, auch vielleicht für ein paar unſerer erſten Bühnen in Deutſchland, wo die Künſtler und ihre Fähigkeiten ſo genau bekannt ſind; aber für kleinere Theater kann man Dichtern und Componiſten dieſes Recht durchaus nicht einräumen, wenigſtens ihre Anſicht nicht zum Geſetz erheben. Was nun überhaupt das Ballet anbelangt, ſo iſt dieſes in der Theatergrammatik ein höchſt unregelmäßiges Zeitwort, und die Eigenheiten und Launen der Tänzerinnen ſind nach keiner feſtſtehenden Regel zu conjugiren.“

„Das iſt ihre eigene Schuld und ſchlimm für ſie,“ ſagte der Muſiker.

„Nein, mein Freund,“ lachte der Graf, „im Gegentheil, das iſt ſchlimm für den Componiſten, wir werden das erfahren. — Alſo Demoiſelle Pauline hat kaum ihre Rolle erhalten und Demoiſelle Eliſe, dem Rang und Titel nach die erſte Tänzerin, hat dies kaum erfahren, ſo reklamirt ſie die Rolle als ihr Eigenthum, die Andere von Signor Benetti unterſtützt, gibt nicht nach. Eliſe fährt zum Intendanten, der Intendant zuckt die Achſel, ſagt, ſie habe ein Recht auf die Rolle und weist ſie an den Balletmeiſter. Signor Benetti ſucht ſie zu beſänftigen, verſichert ſie, es ſei für Demoiſelle Pauline die größte Demüthigung, wenn ſie eine einmal empfangene Rolle abgeben müſſe. Umſonſt! Die Andere beſteht auf ihrem Recht; jetzt werden Sie, edler Muſikmeiſter, nochmals gefragt und . . .“

„Bleibe bei meinem erſten Ausſpruch,“ ſagte der Muſiker.

„Richtig!“ fuhr der Graf lachend fort, „Demoiſelle Pauline ſoll die Rolle erhalten, weil ſie blonde Haare hat.“

„Ja, weil ſie blonde Haare hat,“ ſprach ebenfalls lachend der Muſiker.

„Der Intendant,“ fuhr der Graf fort, „nachdem er ſich natür-

licher Weiſe lange geſträubt, gibt endlich Ihren Bitten, meinen Bitten, denen des Balletmeiſters und der ſchönen blonden Tänzerin nach und Sie triumphirten für einen Augenblick; ich aber, der die Verhältniſſe beſſer kenne, triumphirte nicht und fand es vollkommen begreiflich, als am ſelben Tage, wo die Proben Ihres Ballets beginnen ſollen, unſer erſter Tänzer ſich unwohl erklärt, indem er verſichert, Alles, was er für die Intendanz thun könne, ſei, das morgen ſtattfindende, ſchon längſt einſtudirte Ballet ein paar Mal zu tanzen, dann müßte er aber wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit einige Monate Ruhe haben. Nun ſieht der Tänzer allerdings erbarmungswürdig mager und elend aus, aber ſo war er ſchon ſo lange ich ihn kenne, und wenn morgen Demoiſelle Eliſe die bewußte Rolle erhielte, ſo tanzte er Ihr Ballet ſechsunddreißig Abende nach einander, ohne dadurch kränker zu werden."

„Gleichviel!" ſagte heftig der junge Muſiker, „ich habe das Meinige gethan und bin nicht im Stande, dieſe Intriguen zu contrecariren."

„Alſo iſt das Ende vom Lied," verſetzte der Graf, „daß der Tänzer nicht tanzt, und daß, da wir keinen andern haben, Ihr Ballet nicht gegeben wird."

„Immerhin!" entgegnete der Muſiker, „ich habe der Demoiſelle Pauline einmal die Rolle übertragen und kann ſie ihr nicht wieder abnehmen, und wenn ich es könnte, thäte ich es doch nicht. Ich habe mir einmal vorgenommen, dies Mädchen in meinem Ballete zu ſehen und dabei bleibe ich!"

„Wegen der blonden Haare," lachte abermals der Graf. „Sie ſind ein Trotzkopf, aber da mir dieſe Caprice gefällt — man hat ſogar in der Geſellſchaft ſich über dieſe Ihre Grille ſchon beifällig geäußert und die Damen behaupten, wenn Sie nicht gar ein ſtiller Anbeter unſerer blonden Tänzerin ſeien, ſo müßte Ihre Geliebte nothwendiger Weiſe ein ähnliches Haar haben — ſo will ich alles Mögliche für verſuchen, allen meinen Einfluß aufbieten, um zu ſehen, ob ein

Sie oder Ihr Ballet zu thun ist; meine einzige Hoffnung beruht auf Signor Benetti, der Alles daran setzen wird, Ihr Werk durchzubringen. — Jetzt wollen wir aber gleich einen Schritt hiezu thun und Sie können mich begleiten."

Mit diesen Worten zog der Graf an einer Klingelschnur, die in der Nähe hing, worauf der Kammerdiener leise eintrat und auf die Frage seines Herrn: wann heute die Balletprobe anfinge, zur Antwort gab, es sei ihm angezeigt worden, dieselbe beginne um fünf Uhr. Ein Blick auf die Pendule belehrte den Grafen, daß bis dahin eine Viertelstunde Zeit sei, er erhob sich langsam und schwerfällig aus seinem Fauteuil, ließ die Gardine zu einer Glasthüre, die in den Garten führte, aufziehen, die Thüre selbst öffnen, und da die Sonne von dieser Seite des Hauses verschwunden war, so zog eine kühle, mit Blumenduft geschwängerte Luft in den Salon.

In wenigen Minuten war die Toilette beendigt, der Phaeton des Grafen fuhr vor, Beide stiegen ein und die munteren Pferde, sich der kühleren Luft freuend, tanzten lustig und heiter dem Theatergebäude zu. —

Wenn die Treppen und Gänge im königlichen Hoftheater, welche auf die Bühne führen, schon am Abend bei spärlicher Lampenbeleuchtung ziemlich finster waren, so gehörte heute am Tage, wo die einzige Beleuchtung in einem Sonnenstrahl bestand, der sich am Ende eines ungeheuer langen Corridors durch ein kleines, vergittertes Fenster stahl, keine geringe Ortskenntniß dazu, um nicht, statt auf die Bühne, unter das Podium oder auf den Schnürboden zu gerathen.

Graf Alfons aber, der diese Ortskenntniß hier in hohem Grade besaß, behielt die richtige Mitte, und so gelangten die Beiden durch eine kleine, von selbst zufallende Thüre hinter die Coulissen, wo ein lebendiges, aber nebelhaftes Getreibe stattfand.

Es wurde hier, wie schon bemerkt, eine Balletprobe gehalten, mit sehr vielen Maschinerien, Versenkungen, Statisten und sehr wenig Licht. Nur vornen brannten einige Prosceniumslampen und

aus dem Orcheſter glänzte hie und da ein Lichtſtrahl gedämpft unter einem Schirm hervor und beleuchtete das Notenblatt, die Violine des Muſikanten und deſſen Naſe, die eifrig dem abgeſpielten Takt auf dem Papier folgte.

Der Anzug der Tänzerinnen war ganz in derſelben Art, wie wir ihn auf dem Balletſaale kennen gelernt haben, ebenſo der des Balletmeiſters. Der erſte Tänzer mit dem ſeidenen Faden um den Kopf ſtand in der vorderſten Couliſſe und verſuchte mit einigen kühnen Verdrehungen ſeines Körpers, ob kein Gelenk an demſelben eingeroſtet ſei. In der zweiten Couliſſe ſtand unſer Freund, der Herr Dubel, jetzt Dubelli, in gelben Nanking gekleidet und ſein langes blondes Haar wurde ebenfalls durch den unentbehrlichen ſeidenen Faden feſtgehalten. Herr Dubel wurde gerade von einigen ältern Ratten haranguirt, indem es denſelben zu Ohren gekommen war, der College wohne in dem allerliebſten Hauſe vor dem Thore ganz allein, was die Tänzerinnen im höchſten Grade unpaſſend, ja menſchenfeindlich und durchaus nicht gentil fanden. Eine volle kleine Perſon aber mit einem der eleganteſten, ſehr langen Oberkörper, wie man ihn nur ſehen konnte, und den ſie ſo leicht in den Hüften wiegte, daß man glauben mußte, ſie müſſe nothwendiger Weiſe einmal mitten von einander brechen, meinte: wenn der Baron Karl noch immer ein Beſchützer der Kunſt iſt, ſo ſoll er es beweiſen und einigen von uns in ſeinem hübſchen Hauſe ebenfalls Wohnung einräumen. „Seien Sie ganz unbeſorgt, Dubelli," ſagte die kleine Kokette und machte ein immenſes Battement, „ſeien Sie ganz unbeſorgt, Ihr Ruf ſollte nicht darunter leiden, denn Sie wiſſen, ich wohne mit meiner Mutter zuſammen."

„Ja," lachte eine Andere mit einem außerordentlich kurzen Tanzrock und ſehr ſtarken Waden, „und die ganze Welt weiß ja auch, daß du einen feurigen Anbeter haſt. Eure treue Liebe iſt bekannt."

„Das iſt ſie auch, Jungfer Naſeweis," entgegnete die Erſte

gereizt und warf ſich mit einer halben Pirouette dem Tänzer für einen Augenblick in die Arme; „und ich hoffe nicht, daß es dich etwas angeht; du ſollteſt dich überhaupt in deinem Alter beſinnen und nicht von Courmachen und dergleichen ſprechen. Pfui! du junges, unreifes Ding!“

Nach dieſer Strafpredigt ſchritt ſie ſtolz auf die Bühne hinaus, mit den Händen feſt ihre Hüften umſpannend und hin und her wedelnd wie ein junger Wachtelhund. Die Anderen lachten ihr unbändig nach, namentlich die Ausgeſcholtene, eine ſchlanke Blondine mit einem reizenden Geſichtchen. Sie mochte ſiebenzehn Jahre alt ſein und die erzürnte Tugend, die eben von dannen ſchritt, vielleicht neunzehn.

„Es iſt recht, daß ſie geht, das hochmüthige Ding,“ ſagte eine Dritte, während ſie einen Entrechat um die Andern machte, „ihre Courmacher hat ſie nicht durch gutes Tanzen erworben und wenn ſie hie und da einmal applaudirt wird, ſo weiß man ſchon, aus welcher Loge das Zeichen gegeben wird und wo im Parterre die bezahlten Claquers ſitzen. Das braucht unſereins nicht.“

Die alſo ſprach, war von der Natur mit minderer Körperſchönheit begabt, aber die erſte Chortänzerin, die auch zuweilen zu kleinen Partien benützt wurde. „Wohnen ſie denn wirklich in dem Hauſe allein, Dubelli?“ fragte ſie, während ſie ihren Fuß auf eine der Couliſſenlatten ſetzte und an dem Sitz ihres Trikots etwas corrigirte. „Wohnen Sie denn wirklich in dem ganzen Hauſe allein? na, da könnten Sie wirklich unſereinem ein Stübchen abtreten; der Baron, ſo heißt es, kommt ja doch nicht wieder, er ſoll artig ſein und ſein Haus jungen tugendhaften Tänzerinnen vermachen, die natürlicher Weiſe keine Liebhaber haben dürfen und ſich ſolid und anſtändig aufführen.“

Alle lachten abermals laut auf, als nun der Tänzer antwortete: „auf ſolche Art, unter ſolchen Bedingungen glaube ich, kann's der Baron ſchon verſprechen, da wird's ziemlich leer bleiben,“ worauf die ſchlanke Blondine erwiderte:

„Pfui, Dubelli! meinen Sie das wegen dem ſolid und anſtändig ſein?“ Doch küßte ihr der Tänzer galant die Hand und ſagte: „Nein, theuerſſſſte Bertha, ich meine es nur von wegen der Liebhaber.“ Er wollte noch einige paſſende Worte hinzufügen, doch machte in dieſem Augenblick auf der Bühne die dritte Solotänzerin, Mademoiſelle Thereſe, ein ſo gewaltiges Pirouette, daß ſie darüber das Gleichgewicht verlor und ſich nur vor dem Fallen retten konnte, indem ſie dem Tänzer an die Bruſt ſtürzte, der ſie auch als guter College feſthielt und von dem Fall rettete.

„Du wirſt dich auch mit deinen wilden Pirouettes einmal blamiren!“ ſprach die erſte Chortänzerin, „dein Oberkörper iſt viel zu ſchwer zu dergleichen und dann trittſt du mit dem Fuße viel zu heftig ab. Ihr meint aber immer, ein Pirouette ſei nur ſchön, wenn man vierundzwanzig Mal herumfliegt wie ein Kreiſel. Das iſt aber eine ganz falſche Vorausſetzung, dreht euch drei — vier Mal ſicher, und ſteht dann mit einem Applomb und einer graziöſen Attitude vor dem Publikum feſt, ſo iſt's viel ſchöner. Da iſt der Dubelli, der macht ein Pirouette, wie es vielleicht Benetti in ſeiner guten Zeit nicht beſſer ausgeführt.“

„Oho?“ ſagte der geſchmeichelte Tänzer, „Sie ſind viel zu gütig, ich? — ein Anfänger? ein Pirouette iſt eine ſehr ſchwere Sache.“

„Ja, das iſt's!“ verſetzte Demoiſelle Thereſe, „und ich weiß, das meine iſt mangelhaft.“

„Du haſt recht, mein Schatz,“ lachte die Chortänzerin, „Takt und Applomb muß einem angeboren ſein. Allons, Dubelli! machen Sie uns einmal ein Pirouette in vier ſchnellen Touren und dann ſtehen Sie wie eine Mauer. — kommt hinaus auf die Bühne!“

„Ja, ja,“ ſagte Demoiſelle Thereſe, „er ſoll eins machen, hat ja heut' doch nichts zu thun.“ Und das Corps der Ratten drängte ihn auf die Bühne und wiederholte unter lautem Gelächter: „ja, ja, er muß ein Pirouette machen!“

Nun hatte sich mit dieser Art von Exercice der ehemalige Schneider schon früher eifrigst beschäftigt. Denken wir nur an jenen unvergeßlichen Bürgerball, wo er dadurch den jungen Eduard und die Putzmacherin so sehr entzückte; und er war wirklich im Stande, ein Pirouette zur vollkommensten Zufriedenheit des Signor Benetti und zum vollkommensten Aerger des ersten Tänzers auszuführen. Doch war er durchaus nicht geneigt, dem Drängen, ja Befehlen dieses jungen unverschämten Volkes nachzugeben. Er sträubte sich mit Händen und Füßen gegen den Vorschlag, diese Tanzübungen anzustellen; aber umsonst! je mehr er sich weigerte, um so stärker lärmten die Ratten, und von dem Spektakel angelockt, eilten alle Chortänzerinnen aus ihren Schlupfwinkeln hervor auf die Bühne, hinter Felsen und Büschen, aus Pallästen und Grotten kamen sie hervor und der einstimmige Ruf erscholl: „Dubelli muß ein Pirouette machen!“ Umsonst klopfte der Balletmeister, der mit einigen Kunstfreunden im Hintergrunde stand, mit seinem Stock auf die Bühne, es half Alles nichts, die Tänzerinnen bildeten einen großen Kreis und sogar Signor Benetti sah sich endlich veranlaßt, lächelnd näher zu treten und seinen Schüler zu ersuchen, dem wilden Volke diesen Gefallen zu thun.

Endlich gab er nach, strich das Haar zurecht, wiegte den Oberkörper aus den Hüften heraus, nahm seine Stellung, stieß sich kunstgerecht mit dem Fuße ab, fuhr sechs Mal herum und stand danach wie eine Mauer. — Allgemeines Bravo! — Hiedurch ermuntert und geschmeichelt, machte der Tänzer ein zweites und drittes Pirouette, eins besser als das andere. Sogar der Balletmeister klatschte ihm Beifall zu. Jetzt spähte Dubelli neben sich auf den Boden, wo eine Versenkung mit einem weißen Kreidestrich bezeichnet, bereit war, um einen bösen Geist zu Anfang des Ballets in die Hölle hinabzuführen, er wußte, ein leichter Stoß mit dem Fuß war das Zeichen für die Zimmerleute drunten, um die Fallthüre herabzulassen. Dies überlegend und angespornt durch die Blicke

des ganzen Personals, die auf ihm ruhten, machte er ein neues, wunderschönes Pirouette, stand darauf, sich zierlich verneigend, einen Augenblick still, sprang aber mit einem gewaltigen Satz auf die Versenkung, gab das Zeichen und verschwand unter einem nimmer endenwollenden Beifallsgeschrei.

Der Graf, der mit dem Musiker bei Signor Benetti stand, hatte eifrigst applaudirt und wandte sich alsdann zum jungen Künstler, indem er ihm leise in's Ohr flüsterte: „unbesorgt, lieber Freund, wir sind gerettet! Dubelli muß die erste Partie in Ihrem Ballet übernehmen und wird sie glanzvoll ausführen."

Als nun der Tänzer unter dem Podium herauf wieder an das Tageslicht hervortrat, wurde er mit einer Fluth von Complimenten überschüttet. Der Balletmeister schüttelte ihm die Hand, nannte den Sprung etwas gewagt, aber von außerordentlichem Effekt. Die erste Chortänzerin hob stolz den Kopf, als wollte sie sagen: sie sei es, die den Collegen auf die in ihm wohnende Kraft aufmerksam gemacht, und Demoiselle Pauline, die ebenfalls herbeigeeilt war, versicherte ihn, sie sei bereit, morgen, wenn es sein müßte, ein Pas de deux mit ihm zu tanzen.

Nur zwei Personen schienen von dem Talent des Herrn Dubelli nicht erbaut, das war der magere erste Tänzer und Mademoiselle Elise, La Prima Ballerina Assoluta. Sie saß in einem kleinen Fauteuil vorn bei den Prosceniumslampen und that, als ob sie den Spektakel gar nicht gesehen. Er drehte der Bühne den Rücken zu und sagte etwas von Seiltänzerei, von Mangel an jedem Kunstgefühl, und dann warf die Tänzerin trotzig den Kopf in die Höhe und versicherte, es sei bald auf dieser Bühne gar nicht mehr auszuhalten.

Es waren noch einige Vorbereitungen an Maschinerieen und Zaubereien aller Art zu machen, ehe die Probe beginnen konnte, und während dieser Zeit näherte sich Graf Alfons der ersten Tänzerin, die er sehr genau gekannt, um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

Doch drehte ihm die ſchöne ſtolze Dame, als er nun neben ihrem Fauteuil ſtand, entſchieden den Rücken, antwortete auf ſeine verbindlichen Redensarten lange nicht und als er nicht nachließ, ihr ein freundliches Wort abzugewinnen, wandte ſie ihm das reizende, erzürnte Geſicht zu und ſagte heftig: „Graf, ich haſſe Sie!“

„Das iſt ja entſetzlich, ſchöne Eliſe!“ entgegnete der alſo Empfangene, „und doch iſt mir ſelbſt Ihr Haß ſchmeichelhaft, man kann nur etwas haſſen, dem man einſtens Werth beigelegt hat; aber Scherz bei Seite,“ fuhr er ſchmeichelnd fort, „ich glaube in der That nicht, daß ich Ihren Haß verdiene.“

„In der That, Sie glauben das nicht?“

„Wahrhaftig nicht, ſchöne Eliſe!“

„Das iſt in der That komiſch.“

„Es iſt gar nicht komiſch, Ihr Haß iſt mir ſchrecklich, um ſo mehr, da ich mir nicht bewußt bin, ihn verdient zu haben.“

„Sie protegiren meine Feinde!“ fuhr die Tänzerin heftig auf und der Graf entgegnete:

„Ich Ihre Feinde protegiren? haben Sie überhaupt Feinde, reizende Künſtlerin?“

„Sie protegiren jenen jungen Muſiker,“ ſagte ſie entrüſtet, „Sie protegiren ſein abgeſchmacktes Ballet, ein Ballet ohne Sinn und Geſchmack, wie der Maeſtro ſelbſt, der es gemacht!“

„O, Sie urtheilen in doppelter Hinſicht ungerecht; erſtens, indem Sie vorausſetzen, daß ich durch meine Protektion jenes jungen Künſtlers Ihnen zu ſchaden beabſichtigte, und dann, daß Sie einen jungen Menſchen unſinnig und geſchmacklos nennen, der noch nicht das Glück hat, von Ihnen gekannt zu ſein.“

„Wahrhaftig, Graf,“ ſagte die Tänzerin bitter lachend, „ich bin nach der Bekanntſchaft nicht lüſtern. Haben Sie je etwas Lächerlicheres gehört, als das, eine zweite Künſtlerin für eine Rolle befähigter zu halten, als die erſte, weil die zweite blondes Haar hat? o es iſt ganz abſurd!“

„Nennen Sie es eine Grille," antwortete begütigend der Graf.

„Eine Grille?" rief entrüstet die Tänzerin und fuhr in die Höhe, „eine Laune also? ein junger, unbekannter Mensch wagt es, gegen eine erste Tänzerin grillenhaft, launenhaft zu sein! — doch was ereifere ich mich? mich geht die Geschichte weiter nichts an, und vielleicht ist es auch Bescheidenheit von Ihrem jungen Menschen," setzte sie höhnisch lachend hinzu, „er zieht es wahrscheinlich vor, sein Ballet zweiten Ranges mit Künstlern zweiten Ranges zu besetzen. Aber Ihnen, Graf, werde ich diese Perfidie niemals vergessen; wie gesagt, ich hasse Sie!"

Damit sprang die Dame so hastig auf, daß ihr atlaßnes Mieder krachte und rauschte, und ging in die Coulissen. Der Graf sah ihr achselzuckend und lächelnd nach und sagte zu sich selber: „wenn ich nur einmal das Protegiren lassen könnte! da stehe ich nun, wie Herkules am Scheidewege. Es ist mir zum Bedürfniß geworden, mit den Tänzerinnen auf einem guten Fuß zu leben, ich kann nicht leiden, wenn mir eine auf der Bühne ein böses Gesicht macht. Was thun? Sie wieder ärgern und der tugendhaften Pauline nun zuletzt die Cour machen oder der da morgen das kleine Pferd schicken, das sie neulich so auffallend gelobt? mich dauert nur der arme Charles! — — — — — Nun, wenn sie ferner keine Geschichten machen will, so will ich das Pferd schon opfern, schreib's zu dem Uebrigen." — — — —

In diesem Augenblicke begaben sich die Musikanten an ihren Pult, der Kapellmeister schraubte seinen Stuhl in die Höhe, setzte sich hinauf, grüßte auf die Bühne und schlug die Partitur auf, nachdem er eine Prise genommen. Signor Benetti trat vor, an der Hand führte er die kleine Marie, seinen Liebling, und setzte sie sorgfältig auf den Fauteuil nieder, den die erste Tänzerin eben verlassen. Hier mußte das liebliche Kind die Probe mit ansehen und der alte Italiener trat öfter neben ihren Stuhl und erklärte ihr dies und das. Die Kleine wurde aber auch von dem ganzen Per-

sonal auf den Händen getragen, und als nun die Probe begann und der Chor mit Blumenkörben auf die Bühne tanzte, neigten sich Alle freundlich vor dem Kinde und grüßten sie mit Hand und Mund, und die, welche gerade in ihre Nähe kamen, drückten ihr die kleinen Händchen.

Nach dem ersten Akte versuchte es der Balletmeister unter Beihülfe des Grafen, nachdem sie vorher den jungen Charles bearbeitet, Demoiselle Elise zu bereden, sie möge die Rolle in dem Ballet übernehmen. Aber umsonst! Sie erklärte fest und bestimmt, eine Partie, die ihr einmal entzogen, nicht anzunehmen. Dann begann der zweite Akt, und da die erste Tänzerin in demselben fast nichts zu thun hatte, so ging sie zu ihrem Fauteuil, auf welchem die kleine Marie saß. Sorgfältig hob sie das Kind empor, nahm es auf ihren Schooß und drückte sein Köpfchen an ihre Brust. Da saß sie nun auf der halbdunklen Bühne, die gefeierte Tänzerin, reich, jung und schön, ein munteres, lebenslustiges Mädchen, und vor ihren Augen entwirrten sich die Touren, in welchen auch sie morgen erscheinen würde, mit ungeheurem Beifall überschüttet; und während sie das dachte und das Kind, das die Tänzerin gern hatte, sich fest an sie schmiegte, wurde ihr Auge feucht und schwere Thränen tropften dann unter den langen, schwarzen Wimpern hervor. Sie umschlang das kleine Geschöpf mit ihren Armen, und der Schmerz, der in ihrem Herzen zuckte, war keine Folge der ihr entrissenen Partie, auch haßte sie in diesem Augenblicke diejenigen nicht, welche ihr die Rolle genommen, weil sie sie genommen, sondern sie haßte sie, weil Beide im öffentlichen Leben einen so verschiedenen Standpunkt einnahmen. Pauline war arm, das heißt, sie hatte nur ihre Gage, und die junge Männerwelt sagte: sie ist ein kaltes Geschöpf. Sie, die erste Tänzerin, dagegen war sehr reich, und die elegantesten jungen Männer geizten darnach, ihr die Hand küssen zu dürfen. An alles das dachte sie und drückte das unschuldige Mädchen auf ihrem Schooße fester in die Arme. Sie neigte das Gesicht auf das schwarze Haar des

Kindes und flüſterte unhörbar: „warum mußt du eine Tänzerin werden, mein Kind? thu' es nicht! flieh' unſer glänzendes Elend! ſo gut, ſo lieb, ſo unſchuldig! O, wenn ich denken muß, welcher Schmerz nach zehn Jahren in dieſer kleinen Bruſt wohnen wird, wie viel getäuſchte Hoffnungen, wie viel Kummer und Leid! O Kind, dir wäre beſſer, du hätteſt kein Talent, und Gott möge es denen vergelten, die dich hieher brachten!"

Sie drückte ihre heißen Lippen auf die Stirn des Mädchens und ſagte unter reichlichen Thränen: „armes Kind, warum willſt du eine Tänzerin werden?"

Die Probe ging unterdeſſen ihren Gang fort, es kam die Scene, deren ſich der Leſer vom Balletſaal her erinnern wird, das Pas de deux des Ritters Aſtolfo mit Demoiſelle Pauline. „Was ſind die Reize meiner Braut, die mir vom Schickſal beſtimmt iſt, gegen die deinigen, o Holde?" und dann antwortete ſie: ſie könne ihn nicht lieben, er habe ja eine Braut und doch liebt ſie ihn, aber das Schickſal trennt ſie unerbittlich. Auch das ging vorüber und das ganze Ballet zur vollkommenſten Zufriedenheit des Signor Benetti. Als Alles beendigt war, verließen die Muſiker ihre Plätze, der Kapellmeiſter wechſelte noch ein paar Worte mit dem Inſpicienten, dann wurden die Lichter an den Muſikſtändern ausgelöſcht, die Proſceniumslampen verſchwanden, die Theaterwagen mit den erſten Tänzerinnen rollten nach Hauſe, die Ratten gingen zu Fuß hinweg, unter dem Arm ein kleines Bündel oder ein paar Schuhe tragend, die nothwendiger Reparaturen bedurften, und die Letzten, die das Opernhaus verließen, waren der Balletmeiſter, Graf Alfons, Charles der Muſiker und der Herr Dubelli.

Auf dem Geſicht des Letzteren ſtrahlte ein außerordentliches Glück, und wir finden das begreiflich, nachdem wir die letzten Worte des Signor Benetti vernommen. „Es bleibt alſo dabei," ſagte dieſer würdige Mann, „Demoiſelle Pauline behält ihre Partie und Sie, Dubelli, tanzen die andere. Ich will doch ſehen, ob ich noch Herr

und Meister im Balletsaal bin. Aber, junger Mann, es gilt ein ernsthaftes Studium, Tag und Nacht bis zu der Aufführung, Tag und Nacht unausgesetzt fort, da Sie das ungeheure Glück haben, nach kaum zweimonatlichen Studien eine schöne glänzende Rolle vor dem Publikum tanzen zu dürfen. — Guten Abend, meine Herrn!"

Die Pferde des Grafen, die lange gewartet — es war beinahe halb Neun geworden und die Sonne am Untergehen — kutschten ungeduldig in die Zügel und fuhren nun wie der Blitz mit dem leichten Phaeton davon. Der Graf brachte den Musiker nach dessen kleinem bescheidenem Gartenhause vor der Stadt, und als nun der Künstler allein in seinem Zimmer war, setzte er sich an sein Instrument, rief wilde schmerzliche Melodien aus den Saiten und seufzte, indem er das Licht der untergehenden Sonne sah: „o Anna, mein entschwundener Schutzgeist, wenn auch du mein erstes Werk hören könntest!"

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Ein Bürgerball und seine Folgen.

Es gibt unter dem, was man gesellschaftliche Formen, oder noch besser gesagt, herkömmliche Anstandsregeln nennt, gewisse Dinge, denen sich die meisten Menschen nur mit Widerwillen unterwerfen, deren Fesseln sich aber der Ungebundenste nicht entziehen kann, wenn ihm ferner daran gelegen ist, unter seinen Mitbürgern zu leben. Wir rechnen hiezu das Hutabnehmen im Allgemeinen, namentlich aber Visiten aller Art; mögen es nun Antrittsvisiten sein, mögen sie nothwendig sein, als von einer Reise zurückgekommen, oder nach einem Diner, einer Abendgesellschaft, alle sind gleich hassenswerth, und das Menschengeschlecht von diesem Zwange zu erlösen, sollten

sich einige muthvolle liberale Männer zusammenthun und man sollte gesellschaftliche Grundrechte erfinden und §. 7. müßte heißen:

Alle zwecklosen Visiten, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, sind aufgehoben.

Und wenn man auch drei Tage nach einem Diner nicht vor der betreffenden Thüre kratzfußt, kann man doch ein gebildeter Mensch sein.

Die schrecklichste dieser schrecklichen Visiten aber ist eine Species, welche ich dir, geliebte Leserin, schüchtern nenne und welche du sanft erröthend vernimmst: so reizend, hold und anmuthig auch die Quelle ist, aus welcher diese Art Visiten entspringen, so sind sie um so schrecklicher, da sie die Betreffenden veranlassen, eine kostbare unersetzliche Zeit nutzlos zu vergeuden.

Wir meinen nämlich: Braut-Visiten.

Obgleich wir selber nicht in dem Fall waren, dergleichen zu machen, denn wir glaubten nie, diese Zeitverschwendung entschuldigen zu können, so sehen wir doch täglich dergleichen Schlachtopfer gesellschaftlicher Grausamkeit durch die Straßen rollen, mit langweiligen, ermüdeten Gesichtern, mit einer Leere im Herzen, die selbst für diesen Tag das gegenseitige zärtlichste Händedrücken nicht auszufüllen vermag. Er hat eine lange Liste in der Hand mit circa achthundertvierundachtzig Namen, welche man alle brautvisiten muß. Einige sind freilich so anständig und lassen sich nicht zu Hause finden, und das Brautpaar, über diese seine Aufmerksamkeit entzückt, gibt schnell ein paar Karten ab und der Wagen rollt weiter. Aber die wenigsten von denen, welche auf der Liste stehen, sind so, die allerwenigsten. Gewöhnlich rapportirt der Bediente das Donnerwort: „es wird Herrn und Madame N.N. eine große Ehre sein, und der alten Fräulein N. ebenfalls;" und Herr und Madame N. N. und die alte Fräulein N. bilden sich zuweilen noch obendrein ein, sie seien in diesem Moment ungeheuer höflich gegen das Brautpaar, und sie fühlen nicht, daß sie zwei ihrer Nebenmenschen um die kostbarsten Minuten bestehlen. Sie haben das Brautpaar noch gestern

Abend in der Gesellschaft gesehen. Thut nichts, sie müssen die vier Treppen hinauf und sich präsentiren. Und was müssen sie da oben hören? Eine alltägliche, langweilige, abgedroschene Leier. Ist die Braut eine Fremde und kommt durch die Heirath in die Stadt, so belobt man den Bräutigam, daß er die Häuser um ein angenehmes vermehrt und die Damengesellschaft um eine reiche Zierde bereichert. Ist er aber fremd und nimmt die junge Dame mit sich, dann wird er sanft geschmäht und man bedauert unendlich, daß er die schönste Perle der Mädchenwelt so grausam den stillen Vergnügungen der heimathlichen Stadt entreiße. Dann ist man ferner von ewiger Freundschaft überzeugt, oder hofft auf ein baldiges Wiedersehen, es werden Stühle gerückt und unten im Wagen angekommen, ist der Bräutigam hoch erfreut, auf seiner Liste einen neuen Strich machen zu können. Oben in seinem Zimmer aber sagt der Herr N.: die Braut hätte wohl eine andere Partie machen können, und dasselbe sagt Madame N. vom Bräutigam. Auch die alte Fräulein Y. seufzt von so vielen verfehlten Hoffnungen im Allgemeinen, von schlechten Ehen im Speciellen und schätzt sich glücklich, daß sie allen Versuchungen bis jetzt glänzend widerstanden.

Einen solchen Brautvisitenwagen kennt man schon von Weitem. Wo keine eigene Equipage vorhanden, da bedient man sich einer nicht nummerirten Droschke. Die Geschirre sind blank geputzt, der Wagen und der Kutscher ebenfalls. Letzterer befindet sich im blauen Rock mit rundem Hut und neben ihm sitzt ein Lohnbedienter im schwarzen Frack, weißer Halsbinde, ditto baumwollenen Handschuhen und mit einem erfreulichen, sehr heiteren Gesichtsausdruck. Dieser Ausdruck steigert sich zu einem seligen Lächeln, wenn er irgendwo die Klingel zieht und der Braut den Wagenschlag öffnet. Zuweilen während des Fahrens schleicht sich aber auch ein ernster, melancholischer Zug über sein Gesicht, und dies geschieht gewöhnlich in der Nähe einer der Hauptkirchen, denn da denkt er an das morgige Leichenbegängniß, bei welchem er, in derselben Kleidung wie heute,

ebenfalls eine Rolle ſpielen wird, und probirt ſchon die Miene für Morgen.

Eine ſolche Kutſche nun bewegt ſich bei dem langſamen Hundetrapp der Pferde in ſtiller Langweiligkeit Nachmittags durch die Straßen der Reſidenz, von denen die brennende Sonne des Spätſommers Fußgänger und Wagen ziemlich vertrieben. Die Brautkutſche hält faſt vor jedem Hauſe, und da das Paar in demſelben beinahe in jedem Hauſe angenommen und hinaufgenöthigt wird, ſo ſind wir feſt überzeugt, es muß etwas Außerordentliches, ganz Beſonderes ſich in der Kutſche befinden. Dort in dem großen Hauſe bleiben ſie ziemlich lange, jetzt aber bellt ein Hund die Stiegen hinab, der Lohnlakai öffnet die Thüre — aufgepaßt! — — — —

Lieber Leſer, verzeihe uns die ſonderbare Ueberraſchung, aber Wahrheit vor Allem! — Es iſt der junge Eduard und die Honoratorentochter, welche dort in den Wagen hüpfen. Die Sache iſt ziemlich unglaublich, aber wir können ſie nicht leugnen. Doch wollen wir uns bemühen, ſo viel wie möglich den unſichtbaren Fäden nachzuſpüren, welche dieſe Verbindung geknüpft, und ſehen uns deßhalb veranlaßt, in unſerer Erzählung einige Monate zurückgreifen, bis zu jenem Moment, wo der Herr Dubel, jetzt Dubelli, ein zweiter Joſeph, die Flucht ergriff.

In dem Zimmer der Kiliane blieb damals Niemand zurück als Tante Eliſe mit ihrem Schmerz. Aber dieſer Schmerz war fürchterlich, und Tante Eliſe war es nicht minder. Vergebens ſehnte ſie ſich nach einem Opfer, das bereit ſei, ihrem Grimme zu fallen. Es war Niemand da, die Kiliane erſchien nicht wieder und die alte Katze derſelben ſchien kein genugſam aufopferndes Gemüth zu beſitzen, um ſich ungeſtraft knuffen zu laſſen. Tante Eliſe raffte demnach Hut und Shawl zuſammen, und eilte auf die Straße, wo die einbrechende Dämmerung und der würzige Hauch der Frühlingsluft ihren Schmerz einigermaßen beſänftigte und ihren Zorn in reichliche Thränen auflöste, die unter dem Schleier über ihre dicken Backen herabfloſſen.

Wohin mich wenden? fragte sie sich selbst und die Beantwortung dieser Frage war nicht leicht. Soll ich nach Hause in meine einsamen Zimmer, kann ich mit verweinten Augen in's Theater oder zu einer Freundin, und welche von den letztern wäre passend, um ihr irgend eine fabelhafte Geschichte zu erzählen, die ihr Mitleid rege macht? — Daß Tante Elise natürlich nicht im Sinne hatte, das Vorgefallene, wie es sich wirklich begeben, zu erzählen, kann sich jeder Unbefangene selbst denken. Da fiel der armen Dulderin die Hofräthin ein, und sie beschloß, am Busen dieser fühlenden Frau, welche wußte, was Jammer des Herzens sei, sich auszuweinen. Hatte nicht die Hofräthin ihrerseits den Augen der Tante Elise ebenfalls manches Thränenspiel zum Besten gegeben, und konnte Letztere deßhalb nicht ein Gleiches erwarten? Gesagt, gethan. Es trieb die Honoratiorentochter eilenden Laufes durch die Straßen, ein allgewaltiges Schicksal jagte sie und ließ nicht ab von ihr, bis sie das Haus der Hofräthin erreicht, bis sie die Treppen hinaufgeeilt, bis sie die Glasthür geöffnet hatte und nun bereit war, in's Zimmer zu stürzen an den Busen ihrer mütterlichen Freundin. Hier stand sie einen Augenblick still und wunderte sich ein Paar Sekunden lang, daß sie Hofraths Mine nicht in der Küche beschäftigt hörte. Doch da es zuweilen vorkam, daß diese Dame ihre eigenen Gänge zu besorgen pflegte, in der Zeit des Zwielichts, wo die Hofräthin es außerordentlich liebte, in ihrer Sophaecke zu sitzen und über ihr vergangenes freudenloses Leben nachzudenken, und deßhalb auf das Treiben des Dienstmädchens nicht genau Acht gab, so dachte die Honoratiorentochter, es sei heute ebenfalls so, eilte in das Zimmer der Hofräthin und warf sich, um ihren Eintritt recht ergreifend zu halten, schluchzend auf das Sopha und in die Arme — nicht der Hofräthin, wie sie erwartet, sondern des jungen Eduard, der hier in der Ecke einem sanftem Schlummer oblag.

Dieser vortreffliche junge Mann hatte heute sein Comptoir geschwänzt und eine kleine Landpartie gemacht, aber durchaus nicht in

der Abſicht, um der Arbeit zu entgehen, vielmehr mit dem ſehr löblichen Vorſatze, etwas Nützliches zu erlernen, indem ein anderer junger Buchhändler, der lange am Rheine conditionirte, verſprochen hatte, ein neues, ſehr gutes Getränk anzufertigen, bekannt unter dem ſanften Namen: Maitrank, und deſſen Recept mitzutheilen. Dies war auch geſchehen. Der Maitrank gelang außerordentlich gut und eine allgemeine Erheiterung war die Folge der zweiten Bowle.

Man kann ſich denken, daß der junge Eduard, vollſtändig überraſcht, aus ſeinem Schlummer emporfuhr, und da ihm geträumt, er müſſe ſich an irgend einen beliebigen Pfeiler anklammern, um nicht in ein wildes toſendes Meer zu ſeinen Füßen zu fallen, ſo hielt er einen Augenblick die erſchrockene Honoratiorentochter feſt in ſeinen Armen. Bald aber klärte ſich das Mißverſtändniß auf, und in dem Zimmer dagegen wurde es immer dunkler. Wir wollen mit dieſer Aufklärung nicht geſagt haben, als ob die Honoratiorentochter die Scene, welche ſie mit dem Herrn Dubel gehabt, erzählt — Gott bewahre! ſondern ſie erfand vielmehr ein recht artiges Mährchen, an deſſen Schluſſe ſich der junge Eduard in dem Glauben befand, als habe Tante Eliſe ſeit jenem unvergeßlichen Ballabend ſeiner zärtlich gedacht, ja, ihn eigentlich geliebt. Dafür nun bezeugte ſich Eduard ſehr dankbar; auch er erklärte der Tante Eliſe, nach jenem erſten Tage beſtändig mit einer Hochachtung, die an Liebe grenze, ihrer gedacht zu haben, und als die Hofräthin, vielleicht eine Stunde ſpäter, nach Hauſe kam, fand ſie zu ihrem größten Erſtaunen ein Brautpaar vor, das ſich ihren mütterlichen Segen erbat. Was wollte die gute Frau machen? Sie kannte die Honoratiorentochter als ein ſehr braves, verſtändiges Mädchen, die mit einem anſtändigen Vermögen ſehr viele Vorzüge des Geiſtes und Herzens verband. Den jungen Eduard zu beſſern, hatte ſie ohnedies als zu ſchwierig aufgegeben und beſchloß, dieſes ſeiner Frau zu überlaſſen. Der Hofrath Vater machte an demſelben Abend ebenfalls eine gute Miene zum böſen Spiel, meinte aber in den nächſten Tagen und Wochen

der junge Eduard sei eigentlich viel zu jung zum Heirathen und müsse noch ein paar Jahre zuwarten, wogegen sich aber Tante Elise auf's Entschiedenste erklärte, und fest darauf bestand, die Hochzeit müsse in ganz kurzer Zeit vor sich gehen.

Das sollte also geschehen und die Brautvisiten wurden schleunigst abgemacht. Nur müssen wir bei dieser Gelegenheit noch bemerken, daß der junge Eduard, als er in den Wagen stieg, durchaus nicht das freudetrunkene Gesicht zeigte, das man an den meisten Bräutigamen zu sehen gewohnt ist; vielmehr sah er oftmals schüchtern die Straße hinauf und hinab, und wenn ihm alsdann die Tante Elise die Hand zum Schlage hinausreichte, um ihn sanft hineinzuziehen, so war es, als fasse ihn ein finsteres Verhängniß und ziehe ihn gewaltsam ab von den Freuden dieses Lebens und einer trüben Zukunft entgegen.

Man kann sich denken, daß nichts desto weniger im Hause der Tante Elise, sowie in dem der zukünftigen Schwiegereltern viel Lust und Freude herrschte. Die junge Braut saß regelmäßig des Morgens mehrere Stunden im Prunkgemache ihres Appartements und nahm Gegenbesuche an. Dieses Prunkgemach, wie es die meisten Familien, welche wissen, was sich geziemt, besitzen, war das schönste im Hause, sehr elegant möblirt und wurde nur bei großen Veranlassungen gebraucht. An gewöhnlichen gemeinen Tagen waren hier die Fensterläden verschlossen, die Vorhänge herabgelassen, Plüsch-Sopha und eben solche Stühle waren mit weißem Zeug verhängt, ebenso der Kronleuchter an der Decke und es sah aus, als trüge der Haken, an dem er hing, einen ungeheuren Kuchen in einer riesenhaften Serviette. Die Goldrahmen der Spiegel waren mit Gaze verkleidet, und im ganzen Raume wehte jener bekannte Duft, den man in verschlossenen Zimmern findet. Es ist etwas sehr Trostloses um diese Prunkstuben; finster und unbewohnt liegen sie zwischen den andern Zimmern, als befinde sich darin ein Gestorbener oder

als sei sonst etwas Schreckliches da verwahrt. Der Hausherr mit seinen Stiefeln darf dieses Heiligthum nie betreten, die Mutter nur geht zuweilen leisen Schrittes hinein, um den Staub abzuwischen, die Kinder schleichen entsetzt hindurch, denn sie fürchten, einer der weißen Vorhänge, die auf dem Sopha ruhen, hebe sich langsam empor und zeige das Gesicht eines Kobolds, der sich dort eingenistet. So sind jene Stuben, und manche Hausfrau würde sie gern aufschließen und sich beständig an den freundlichen hübschen Möbeln erfreuen, aber sie darf nicht, da die alt hergebrachten Regeln, von denen wir oben zu sprechen die Ehre hatten, dagegen sind, und keine ihrer Bekannten das beste und wohnlichste Zimmer zum Wohnen benutzt.

In des Hofraths Hause ging es nun schon lustiger und vergnügter zu, als in dem der Braut.

Stadtrath Schwämmle, der anfänglich auf's höchste überrascht war, hatte sich doch mit der Partie einverstanden erklärt, und meinte, ein solcher Wildfang wie der junge Eduard, sei eigentlich nur durch eine solide, gesetzte Frau zu bändigen. Er hatte so eben die Visite der Schwiegereltern erwiedert, -- denn auch diese sind bei derlei Veranlassungen gezwungen, ihre Bekannten unnöthiger Weise zu belästigen, wie denn überhaupt die Verlobung eines bekannten Brautpaars eine ganze Stadt in Allarm bringen kann — und ging vergnügt und händereibend in seinem Zimmer auf und ab. Doch glaube man nicht, daß die große Seele dieses würdigen Stadtvaters durch die Aussicht auf eine große Hochzeit in Jubel versetzt worden sei, — weit gefehlt! Vielmehr waren heute Morgen andere sehr erfreuliche Nachrichten eingelaufen, welche in nichts Geringerem bestanden, als daß der Stadtrath beschlossen und die Regierung genehmigt habe, den Bau einer neuen Kirche unverzüglich in Angriff zu nehmen. Des Löschcorps wurde vorderhand nicht weiter gedacht, denn es hatte den ganzen Winter nur sechsmal gebrannt, und es

waren durch mangelhafte Rettungsanſtalten nur vier brave Familienväter verunglückt, als ſie ihren Nebenmenſchen zu Hülfe eilen wollten. Die frommen Seelen der Stadt hatten bedeutende Beiträge. eine verſtorbene Wittib hatte mitten in der Stadt einen ſehr ſchönen Bauplatz für die projektirte Kirche dem Baucomite teſtamentariſch vermacht, mit der ganz beſcheidenen, anſpruchsloſen Bedingung, daß ihr Name am Altarſtein eingravirt würde. Da dies natürlicher Weiſe bewilligt wurde, ſo hatte man den Bauplatz bereits in Beſchlag genommen, und eine Menge gottgefälliger alter Jungfern begannen, als ſie vom Vermächtniß gehört, eine große, wunderſchöne Decke zu ſticken, welche zum Zweck hatte, den Altarſtein und jenen Namen auf ewige Zeiten vollſtändig zu verhüllen.

Stadtrath Schwämmle eilte in ſeinem Zimmer auf und ab, hielt die Hände auf den Rücken und hatte ein Papier in denſelben, von welchem er aber dieſes Mal keine Rede memorirte. Dieſes Papier war nichts weniger als eine feierliche Dankſagung des geſammten Magiſtrats für Schwämmle's vielfache und erfolgreiche Bemühungen pro Gasbeleuchtung und pro neue Kirche. Es war eine papierne Bürgerkrone, welche ihm überreicht ward, zugleich mit dem ſehr ambitionirten Poſten eines Vorſtandes des Stiftungsrathes — ein ſehr wichtiger Poſten für Kirche und Schule; aber wo fand ſich zu dem erledigten Poſten ein Würdigerer, als Vater Schwämmle?

Häufiger als je blieb er an der Thüre des Nebenzimmers ſtehen und warf der dicken Gattin einige Worte hinein, ſprach von Beharrlichkeit und ſchönſtem Ziele, von außerordentlicher Willenskraft und glorreichem Ueberwinden aller Schwierigkeiten und ſetzte am Ende ganz gerührt hinzu: wie er ſeinem Schöpfer zu ſo großem Danke verpflichtet ſei, da es ihm geſtattet, der Familie Schwämmle einen ſo neuen und noch nie dageweſenen Glanz zu verleihen. Umſonſt wartete der Gatte nach dieſer feierlichen Rede auf einige Acclamation

aus dem Nebenzimmer! Die dicke Stadträthin blieb vor der Hand stumm, und man vernahm nichts, als das Geklapper ihres Bügeleisens, mit welchem sie lebhaft hantierte.

„Es ist aber auch an der Zeit," fuhr der Stadtrath fort, „die Anhänger der Partei zu belohnen und es die Gegner fühlen zu lassen, daß sie nicht bloß gegen uns, sondern auch gegen die heilige Kirche gefrevelt." — Er hob bei diesen Worten sein Kinn drohend aus der Halsbinde hervor und ließ es einen Augenblick frei um sich schauen, ehe er es wieder in die Tiefe derselben hinabtauchte. „Ich werde es machen wie die Minister in großen Staaten, und nur unsere Freunde und die, so ihnen zugethan sind, sollen ruhen unter dem Schatten des neuerschaffenen Oelbaums. Ich habe da eben," sagte er mit erhobener Stimme und rauschte mit einigen Papieren „die Meßnerei, den Dienst eines Küsters an der Stadtkirche zu vergeben, und wer wäre hiezu tauglicher, als der gute Steinmann, jener mißkannte und so vielfach falsch beurtheilte Mann?"

Vater Schwämmle blickte bei diesen letzten Worten, die er sehr laut gesprochen, forschend nach der Thüre des Nebenzimmers und lächelte sanft, als er hörte, daß dort das Bügeleisen lebhaft niedergesetzt wurde, und als die Stimme der Stadträthin nun erscholl, welche sagte: „so ist es denn wahr, was sich die halbe Stadt mit Verwunderung erzählt, du wolleſt dem Steinmann, dem einäugigen Polizeidiener, zu der Meßnerei in der Stadtkirche verhelfen, allen Gegenvorstellungen zum Trotz und zum Skandal der Bürgerschaft, die jenen Menschen mit vollem Recht verabscheut?"

„Liebe Frau," entgegnete der Stadtrath sehr sanft, „die Welt pflegt nur nach dem Aeußeren zu urtheilen, und dieſes ist allerdings an dem guten Steinmann nicht das Empfehlungswertheſte. Ich aber habe den Kern, das Innere desſelben ergründet, und bin mir bewußt, keinen Fehlgriff zu thun."

Die Stadträthin wollte etwas heftig erwidern, doch sagte Va-

ter Schwämmle, nachdem er einen Blick durch's Fenster geworfen: „ich bitte dich, Frau, mäßige deine Stimme, ich sehe den wackeren Steinmann unserm Hause sich nähern und möchte nicht gern, daß er es vernähme, wir zwei Eheleute seien in einem Streit begriffen, und gar in einem Streite, der seine Person angeht.“ —

Die Stadträthin eilte in ihr Zimmer zurück, die Thüre flog ziemlich heftig in's Schloß, und als es draußen schellte und der Steinmann eintrat, rumorte das Bügeleisen, oder vielmehr zwei Bügeleisen, indem Stadtraths Ricke das andere führte, auf eine wirklich erschreckliche Art.

Vater Schwämmle, der im Grunde seines Herzens ein gemüthlicher Mensch war und alles Ernstes überzeugt, der Kern in der häßlichen Steinmann'schen Schaale sei rein und echt, reichte dem Stadtsoldaten gerührt die Hand, vergrub sein Kinn tief in die Halsbinde und war sichtbarlich ergriffen, als er nun dem Steinmann das große Glück, welches ihn erwarte, mittheilte.

Auch über die Züge des nunmehrigen würdigen Meßners flog ein falber Schein von Freude, ein unheimliches Wetterleuchten des Entzückens, und er fand nicht Worte, seinen Dank auszudrücken. Er hörte auch nur mit halbem Ohr, was ihm der Stadtrath von der neuen Kirche sagte, und empfahl sich so bald wie möglich und ging so nachdenklich seines Weges, daß er beim Weggehen nicht einmal Stadtraths Ricke bemerkte, welche ihm freundlicher als sonst die Glasthüre öffnete.

Der Steinmann schien mit seiner Ernennung in der Tasche augenblicklich den Polizeibeamten ausgezogen zu haben; wenigstens ging er auf der Straße theilnahmlos bei einigen Buben vorbei, die in ernstlichem Streit mit einer Obsthändlerin begriffen waren, er sah eine Drotschke auf der Straße dahingaloppiren, ohne sie anzurufen oder sich die Nummer zu merken, ja er bemerkte mehrere Cigarrenraucher und stellte sie nicht zur Rede.

Es war aber nicht die Freude über ſeine Ernennung, welche ihn ſo nachdenklich machte; denn er wünſchte im jetzigen Augenblicke die Stelle eines Meßners nicht ambitionirt zu haben, ja er wollte, ſie wäre nicht erfolgt und er harmloſer Polizeiſoldat geblieben. Ihm graute vor der Kirche, und wenn es auch bei ihm lag, ein anderes Leben anzufangen, ſo war es ihm doch nicht möglich, das Andenken an vergangene Tage zu verwiſchen. Doch dauerten dieſe de- und wehmüthigen Betrachtungen nicht gar zu lange, und als er ſich den Zorn der vielen durchgefallenen Aſpiranten auf dieſe Stelle lebhaft vorſtellte, ſo blinzelte ſein eines Auge freundlicher und er ſchritt wieder erhobenen Hauptes dahin. Eilig nahm er ſeinen Weg nach dem Stadtgraben, verſchwand hinter dem Hauſe, in welchem die Jungfer Kiliane wohnte, drückte ſich an den Häuſern in den engen Gäßchen hin und eilte ſchnell durch die Hinterthüre der Holzſtälle über die Treppe hinauf in die Wohnung der Frau Müller.

Dort ſchien man ihn erwartet zu haben, wenigſtens der Gevatter, der in ausgelaſſener Luſtigkeit entſetzlich ſchielte und, auf dem Sopha ſitzend, die Füße luſtig hin und her ſchlenkerte. Die Frau ſaß in der Ecke des Zimmers und nähte an einem alten Ueberrock.

„Wie gerufen, wie gerufen!“ lachte der Gevatter dem Eintretenden entgegen; „rathet, was ich hier für euch habe!“

„Nun, was wirds ſein!“ ſagte mürriſch der Steinmann; „irgend eine Gaunerei, eine ſchlechte Geſchichte, oder,“ ſetzte er freundlicher hinzu, „am Ende ein Brief von der Anna — wie, Alte?“

Die Frau gab keine Antwort, ja, ſie blickte nicht einmal in die Höhe; der Gevatter aber rief luſtig: „beſſer als das, viel beſſer als das! Na, rathet einmal! — Könnt Ihr nicht? Habt Ihr gar keine Ahnung? Nun, ich will es Euch ſagen, — Briefe aus Mailand habe ich, ſchöne Briefe aus Mailand, poste restante an Eure Adreſſe, ich habe ſie von der Poſt geholt. Da nehmt! Gott verdamm mich, die haben ſchnell geantwortet!“

Der Steinmann wechselte einen Augenblick die Farbe, aber kaum merklich, als ihm der Gevatter das Packet überreichte; dann schielte er zu der Frau Müller hinüber, welche aber wie vorhin that, als achte sie nicht auf das Gerede der Beiden. Darauf trat er mit dem Packet ans Fenster, riß den Umschlag ab und der Gevatter, der vom Sopha aufgestanden war, lehnte sich an dasselbe und sah forschend in das geöffnete Packet und auf die Züge des Steinmanns.

Es waren ein paar Briefe in demselben, sowie einige zusammengefaltete Papiere, welche das gierige Auge des Gevatters alsbald für Wechsel erkannte. Der Steinmann las die Briefe durch, sein Gesicht wurde ernster und ernster, und er ließ die Unterlippe nachdenklich herabhängen. Als er mit Lesen fertig war, fuhr er mit der Hand über die Augen und sagte: „ich wollte wahrhaftig, wir hätten das nicht gethan. Da ist ein Schreiben darin von dem Vater des kleinen Mädchens, der gar kläglich und gerührt über den Tod desselben thut."

Der Gevatter rieb sich vergnügt die Hände, während die Frau Müller näher trat und sich angelegentlich erkundigte, von welchem Kind und von welchem Todesfall man eigentlich spreche.

„Fazen, Fazen!" rief lustig der Gevatter. „Frau, Ihr bekommt ein merkwürdig schlechtes Gedächtniß in der letzten Zeit. Ihr wißt doch, die Papiere, die ich drüben mitnahm, die von dem kleinen Mädchen, das bei der Welscher wohnt — nun ja! — und da haben wir deren hochgeborenem Papa geschrieben und ihm angezeigt, daß Mutter und Kind gestorben seien, und daß wir braven Leute sie bis zu ihrem Ende unterstützt und ihnen die letzten Stunden leicht gemacht. — Ha! ha! ha? und jetzt schickt der Herr einiges Geld — nun, wie viel ist's denn?"

Er griff mit zitternden Händen nach den Wechseln.

„Es sind nach unserem Geld achthundert Gulden," sagte der Steinmann und eine tiefe Röthe schlug auf seinem Gesicht auf.

„Achthundert Gulden!“ jauchzte der Gevatter, und die Frau ſchauderte zuſammen und ging in ihre Ecke zurück.

„Achthundert Gulden,“ wiederholte der Steinmann, ſetzte ſich an den Tiſch und breitete die Wechſel vor ſich aus.

Der Gevatter wollte darnach langen, aber der Stadtſoldat legte ſeine breite Hand darüber hin und wehrte ihn ab. „Ich wollte,“ ſagte er alsdann, „wir hätten die Geſchichte nicht gemacht, es iſt riskirt, es kann herauskommen, wahrhaftig ich wollte, es wäre nicht geſchehen!“

„Wie iſt mir denn, Gevatter?“ lachte der Andere und ſah dem Steinmann ſtarr in's Geſicht. „Seid Ihr fromm geworden, oder iſt es vielleicht wahr, was man ſich in der Stadt munkelt, man habe Euch die Meßnerei an der Stadtkirche übertragen? He! was iſt Wahres daran?“

„Ja,“ ſagte der Steinmann feſt und beſtimmt, „es iſt ſo, und deßhalb bin ich eigentlich da, um mit euch Beiden ein paar ernſte Worte zu ſprechen. Mit dir und mit der Frau da.“

Der Gevatter ſtützte die Ellbogen auf den Tiſch, legte den Kopf darauf und horchte aufmerkſam zu, ohne einen Blick von den Wechſeln abzuwenden.

„Ihr wißt,“ ſagte der Steinmann, „daß ich ſtets mit Euch treu und redlich zuſammen gehalten, daß wir eine Reihe von Jahren gute Geſchäfte gemacht, und daß ich Euch in keiner Weiſe übervortheilt. Gebt das zu, Gevatter, und Ihr auch, Frau, das Bischen, das ich hie und da mehr bekam, war nicht der Rede werth für die größere Arbeit, für die Gefahr, in der ich beſtändig geſchwebt, und für den trefflichen Rath, den ich Euch immer gegeben, nicht zu gedenken des polizeilichen Schutzes, der Euch durch mich zu Theil wurde. Ich habe Euch aber ſchon vor längerer Zeit geſagt, daß wenn ich einmal in den Fall komme, meine bisherige Stellung zu verlaſſen und mich zu verbeſſern, alsdann unſere Verbindung auf-

hören müſſe, und der Augenblick iſt jetzt gekommen. Es iſt wahr, ich habe den Meßnerdienſt an der Stadtkirche erhalten und ebenſo wahr iſt es, daß ich einestheils auf dieſem Poſten doch ſchicklicher Weiſe unſere Geſchäfte nicht fortſetzen kann, und daß ich Euch anderntheils wenig mehr nützen kann, indem ich meine bisherige Stellung verlaſſe. Deßhalb müſſen wir uns trennen."

Der Gevatter nickte finſter mit dem Kopfe und die Frau nähte ruhig weiter.

„Ja," fuhr der Steinmann fort, „wir müſſen uns trennen, aber in Freundſchaft. Was die Frau Müller anbelangt, ſo wird ſie ſchon einen kleinen Erwerb finden, und bin ich auch gern bereit, ihr, wo es thunlich iſt, mit gutem Rath an die Hand zu gehen. Ihr aber, Gevatter, müßt die Stadt verlaſſen und das ſobald wie möglich. Ich kann Euch verſichern, Ihr ſeid in den Regiſtern der Polizei ungeheuer ſchlecht angeſchrieben, man ſpäht Euch nach, und wenn Sie Euch einfangen, ſo ſitzt Ihr ohne Gnade für eine lange Reihe von Jahren. Nehmt deßhalb Euren Wanderſtab und zieht in's Teufels Namen von hinnen. Hier ſind die Mittel, daß Ihr eine Zeit lang Euer Leben anſtändig friſten könnt, und dann müßt Ihr Euch anderswo ſelbſt helfen. Von dem Betrag dieſer Wechſel will ich nichts."

„Nichts, gar nichts?" ſagte der Gevatter mit gierigem Auge; „das ſoll Alles mein ſein?"

„Nicht ſo ganz, mein Freund," verſetzte der Steinmann liſtig lächelnd; „bedenkt unſere wackere Frau Müller, und dann will ich Euch etwas ſagen, was ohne Widerrede gilt: hier ſind achthundert Gulden, die theile ich in zwei gleiche Hälften — ſchaut mich doch nicht an, wie ein böſer Hund, ich will ja nichts von dem Bettel, — die eine Hälfte, vierhundert Gulden, iſt für Euch, die andern vierhundert Gulden aber ſind für das Kind ſelbſt, dem wir die ganze Summe eigentlich doch geſtohlen."

Die Frau blickte zweifelnd von ihrer Arbeit auf und der Gevatter knirſchte mit den Zähnen.

„Seid doch nicht ſo dumm und habgierig!“ ſagte der Steinmann heftig, „wir müſſen dem Kinde etwas abgeben — den Teufel auch, wer weiß, ob der Italiener nicht ſeinen Correſpondeten hier hat! Ich glaube wohl, daß Euch Alles einerlei iſt, aber nicht mir. Mein Name hat auf dem Briefe geſtanden, und wenn von der Geſchichte je etwas herauskäme, ſo würde man ſich an mich halten; alſo keine Widerrede; wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Ich bringe Euch morgen die vierhundert Gulden — oder mich ſoll der Teufel holen, wenn ich nicht die Wiſche da vor Euren Augen zerreiße, dann habt Ihr gar nichts.“

Der Gevatter vergrub die Hände in ſein Haar, murmelte etwas vor ſich hin, und als er vergeblich verſucht, den Steinmann zum Nachgeben zu bewegen, ſagte er mürriſch: „und was meint die Frau dazu?“

„Ich?“ erwiderte die Müller, „o, laßt mich bei der Geſchichte aus dem Spiel, ich will nichts, gar nichts von Eurem Geld.“

„Nichts?“ ſagte der Gevatter grinſend; „ei, das iſt ſchön! dann kommen auf meinen Theil vierhundert Gulden, ich laß' mir das gefallen.“

„Nein, nein!“ ſprach der Steinmann eifrig, „die Frau muß ihren Theil haben; wovon will ſie leben, wenn das Geſchäft aufhört?“

„Vielleicht werde ich arbeiten,“ ſagte die Frau mit Thränen in den Augen und blickte nach dem Zimmer, wo ihre Tochter gewohnt. „Kümmert Euch nicht um mich, ihr Herrn, denkt nicht mehr an mich.“

Der Steinmann zuckte mit den Achſeln, raffte Wechſel und Briefe zuſammen und ſtand auf.

Die Frau erhob ſich ebenfalls von ihrem Platze und ſagte: „Laßt mich den Brief leſen, den der Vater des Kindes geſchrieben hat.“

„Wozu Frau?“ entgegnete der Steinmann; „es iſt ein jammervoller Brief, hätt' nicht geglaubt, daß dem Herrn das uneheliche Kind ſo am Herzen liegt, obendrein da er verheirathet iſt, wie der italieniſche Advokat ſchreibt.“

„Aber er hat vielleicht weiter keine Kinder?“ ſagte forſchend die Frau.

„So ſcheints in der That,“ entgegnete der Steinmann, nachdem er noch einen Blick in die Papiere geworfen. „Ich glaube, er wäre im Stande geweſen, das Mädchen zu ſich zu nehmen; er iſt aber jetzt nach Sicilien abgereist.“

„Und wie heißt der Herr?“ forſchte die Frau weiter und der Gevatter lachte lachend:

„Ja, das möchte ich auch wiſſen!“

„Graf von St. Alban,“ las der Steinmann aus dem Briefe und ſteckte ſeine ſämmtlichen Papiere in die Taſche, worauf der Gevatter luſtig ſagte:

„Nun, jetzt weiß ich doch, wem ich dankbar bin, und werde wahrhaftig nicht ermangeln, einige Schoppen auf das Wohl des Grafen von St. Alban zu trinken — wann bekomme ich mein Geld Steinmann?“

„Morgen früh,“ entgegnete mürriſch der Stadtſoldat. „Ihr könnt kommen und es bei mir holen; aber ſchmieret Eure Sohlen und packt Eure Garderobe zuſammen. Ihr müßt morgen noch die Stadt verlaſſen. An Euch werde ich denken, Frau.“

Damit ging er die Treppen hinab, gefolgt von dem Gevatter, der in dem dunklen Vorplatze zurückblieb, bis der Steinmann die

nächſten Gäßchen hinter ſich hatte. Dann ſchlüpfte auch er auf die Straße.

So waren denn die Verbündeten zum letzten Male freundſchaftlich bei einander geweſen, und es hatte ſich ein Bund aufgelöst, der ſo lange und feſt gehalten in guter und ſchlechter Zeit. Der Steinmann war der Einzige, der, wie immer, ſich mit Vortheil zurückzog, während des ganzen Zuſammenlebens mit ſeinen Verbündeten und ſo auch heute. Luſtig und vergnügt ſchritt er durch die Straßen, die gute Meßnerei in Ausſicht und achthundert Gulden in der Briefταſche, von denen er freilich vierhundert abgeben mußte, doch blieben ihm noch immerhin vierhundert, um — ſeine erſten Ausgaben beim Antritt des neuen Amtes beſtreiten zu können.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Aus dem Marſtall.

Der Sommer war vergangen, der Herbſt gekommen. Alles Laubwerk in den Spaziergängen und in den Waldungen um die Stadt nahm die wohlbekannte, maleriſch bunte und ſo wehmüthige Färbung an.

Schöner iſt der Anblick der Natur in dieſem Theile des Jahres, als im Frühling, aber nicht ſo lieblich, nicht ſo hoffnungs- und wonnevoll. Der Herbſt, ein ſtattlicher Mann bei Jahren, mit ge-

bräunter Wange und leicht ergrautem Haar, geht langſamen Schrittes nach dem Hauſe, das er ſich gebaut, um darin zu ſterben und nicht mehr zum Vorſchein zu kommen. Wohl athmet man noch längere Zeit ſein Daſein; aber ſeit die letzten Blätter von den Bäumen fielen, ſeit der Wind mit eiſigem Hauch über die Stoppeln jagt, ſpricht man leiſer vom vergangenen Jahr, ſehr leiſe, damit der ſterbende Herbſt nicht erfahre, daß man von ſeinem Regimente nichts mehr hält und daß man ſich nur auf den zukünftigen Herrſcher freut. Armer alter Herbſt! Sie haben dich bei lebendigem Leibe beerbt, ja, ſie haben Alles genommen, was du ihnen ſo freundlich, ja reichlich geboten. In Keltern und auf Speichern lagern deine Gaben in bunten farbigen Haufen. Das ganze Menſchengeſchlecht haſt du bedacht und jede Altersklaſſe beſonders, und wenn das Kind in den rothbackigen Apfel beißt, ſo verſucht der Mann prüfend den neuen ſchäumenden Wein und dankt dir kaum, wenn er ausgezeichnet iſt, und ſchmäht dich, wenn er den vorjährigen nicht übertrifft. — Armer alter Herbſt! Die Menſchen ſind ein undankbares Geſchlecht; wie haben ſie in deinem Arme, an deinem warmen, liebevollen Herzen geſchwelgt, ſo lange du noch friſch und jung warſt! Jetzt verläugnen ſie dich alle, und wenn man von dir ſpricht, ein ſeltener Treugebliebener nämlich, und will dich aufſuchen auf ödem Feld und in entblättertem Walde, ſo ſagen ſie: bleib' doch zu Hauſe, der Spätherbſt iſt unangenehm! — So entſchläfſt du ſanft und ſelig, im ſüßen Bewußtſein all' des Guten, das du gethan, und flüſternde Nachtwinde vertrauen dem neuen Winter, der nun mit ſtarker Hand das Regiment ergreift, wie das undankbare Menſchengeſchlecht mit dir umging. Das macht den Winter hart und wild, denn er denkt: wartet, ich will euch ſchütteln! Und er ſchüttelt und bläst und ſauſt und kracht durch die Natur und ſeine wilden Geſellen, die Schneewinde, ſchlagen den Menſchen die Thüre vor der Naſe zu, wenn ſie in's Freie wollen, und zerzauſen ſie, wo

ſich einer ſehen läßt. Der Winter ſelbſt aber ſchreitet hohnlachend einher und ſchüttelt ſeine weiße Pelzmütze, und wenn er ſie ſchüttelt, rufen die Menſchen: es ſchneit, es ſchneit!

So war es denn wieder einmal Herbſt geworden. Der Wind, der des Morgens über die Stoppeln zur Stadt kam, riß in den Alleen ganze Körbe voll Blätter ab und warf ſie auf den Boden, einen buntfarbigen Teppich bildend, was ganz allerliebſt ausſah. Reizendes ſchuf die herrlichſte Natur bei einem kleinen Raſenplatz vor dem Schloſſe, — ein friſcher, grüner Fleck, umgeben von einer doppelten Reihe uralter Kaſtanienbäume, welche ihre dürren Blätter ſchon faſt alle fallen ließen, und ſo ſah der Platz aus, wie mit einem koloſſalen, grünen Shawl beſpannt, deſſen Bordure das herabfallende Laub gebildet, Gelb in Gelb, Roth, Braun, Violett, die wunderlichſten und ſchönſten Figuren in allen erdenklichen Farben.

Die Bäume vor dem königlichen Marſtall waren ebenfalls entblättert, und die Stallwache, die heute da ſaß und in die Anlagen hinausblickte, konnte bis an's äußerſte Ende deſſelben ſehen und bemerkte große Teiche mit Schwanenhäuſern, Statuen, Gebäude: lauter Sachen, die ſonſt dem Blick durch die grüne Laubwand verdeckt waren.

Als wir uns, geneigter Leſer, zum letzten Mal hier befanden, war es noch Frühjahr und dieſelbe Stallwache, auf demſelben Eckſtein, hatte unterſchiedliche Ahnungen von kühlem Bier und ſaftigen Rettigen. Jetzt aber ſchauerte ſie gelinde zuſammen, wenn ein Windſtoß um die Ecke des Schloſſes kam, und dachte an einen warmen Ofen und an ein Glas Punſch. Ja, die Stallwache dachte an ein großes Souper, das nächſtens ſtattfinden ſolle mit verſchiedenen Gattungen von Getränken, auf's reichlichſte verſehen mit ungeheuren Portionen Kutſcherbraten, anſehnlichen Schinken, großen Schüſſeln voll Kartoffelſalat, mit Würſten von verſchiedenem Ge-

ſchmack und ſehr verſchiedenem Kaliber. — Ueberhaupt müſſen wir geſtehen, daß der ganze Marſtall einen feſtlichen Anſtrich hatte; die Strohmatten am Boden waren auf's allerzierlichſte geflochten, die Fenſter blank geputzt, die Geſchirre wie nach der Schnur aufgehängt und die Ständer von Tibull und Pluto waren mit Epheukränzen verziert.

Angelegentlich blickte dieſelbe Stallwache von demſelben Eckſtein wie damals nach dem Schloſſe, und wie an jenem traurig denkwürdigen Tage, wo ſie dem zu ſeinen Vätern verſammelten Oberkutſcher Mundels die letzte Ehre erwieſen, kam auch heute das ſämmtliche Stallperſonal feſtlich geputzt daher. Doch waren ihre Mienen fröhlicher, die ältern Kutſcher und Reitknechte ſchienen mit dem, was ſie eben gehört und erlebt, zufrieden, die Stallbuben machten einander kleine Anlehen von Kopfnüſſen und dergleichen, die in demſelben Augenblicke aber ſchon mit reichlichem Zins zurückbezahlt wurden. Sie pufften ſich nach allen möglichen Richtungen herum und thaten ſo, als freuten ſie ſich heute zum letzten Mal ihres Lebens, indem ſie wußten, daß ſchon morgen eine feſte, ſtrenge Hand über ihrem Haupte ſchweben würde.

Jetzt war das ſämmtliche Perſonal in dem Stalle verſammelt, und Alles begab ſich unaufgefordert zu ſeinen Pferden, ſtellte ſich dort auf und ſah erwartungsvoll die Stallgaſſe hinab. Auch die Stallwache hatte ihren Poſten verlaſſen, hatte neben Tibull und Pluto zwei Stallbuben aufgeſtellt, wovon der eine einen bordirten Hut, der andere die berühmte Peitſche mit dem Elfenbeingriffe trug.

Lieber Leſer! wir bemerken deine peinliche Spannung und wollen deßhalb kraft der Macht, die uns verliehen, unſerer „Namenloſen Geſchichte“ einen Augenblick vorgreifen, und wollen dir hiemit feierlichſt verkündigt haben, daß Seine Majeſtät der König geruht, an die Stelle des ſeligen Herrn Mundels einen neuen Oberkutſcher zu ernennen, und daß dieſer Oberkutſcher nicht der ruſſiſche Engländer

mit dem unausſprechlichen Namen war, vielmehr unſer Freund, — der Herr Joſeph Winkler.

Dort kommt er in Begleitung eines königlichen Stallmeiſters von dem alten Oberſtallmeiſteramte mit dem alten Dekret in der Taſche, kraft deſſen er nicht mehr nöthig hat, den alten Geſpenſterwagen zu fahren, vielmehr dadurch befähigt iſt, die Allerhöchſte Leibkutſche zu dirigiren.

Obgleich der Chirurgus nach jenem Unglücke die Geneſung in circa ſechs bis acht Tagen verſprochen, ſo hatte doch dieſelbe länger auf ſich warten laſſen, und der Oberſtallmeiſter, der dem Joſoph ſehr gewogen war, hatte eine genaue Unterſuchung über jenen Vorfall anſtellen laſſen, woraus ſich nun freilich ergab, daß eine Teufelei im Spiele geweſen war, doch hatte man ſonſt nichts herausgebracht. Das war am Ende für den Joſeph auch einerlei, denn er wurde Oberkutſcher, und als ſolchen ſehen wir ihn ſoeben die Gratulationen ſeiner Collegen, ſowie Hut und Peitſche aus den Händen der Stallbuben feierlichſt in Empfang nehmen.

Nachdem dieſer offizielle Akt vollzogen war, begab ſich der Oberkutſcher, Herr Winkler, in ſeine neue Wohnung, aus vier geräumigen Pieceu beſtehend, und nahm dort andere, noch angenehmere Glückwünſche in Empfang. Hier befanden ſich die Frau Winkler in neuem, ſehr ſauberem Anzuge, ferner die Frau Welſcher und die Jungfer Kiliane mit der kleinen Marie, auch Herr Dubelli, ſowie Jean der Hoflakei, und alle ſaßen um einen großen Tiſch, auf dem verſchiedene Kaffeekannen prangten und große Kugelhopfen aufgeſtellt waren. Die Honneurs dieſer Geſellſchaft machte jenes reizende, friſche Mädchen, das wir am Krankenbette des Herrn Winkler geſehen und das einmal über das andere erröthete, wenn die Frau Winkler **senior** oder Jean der Hoflakai einige unpaſſende Bemerkungen zum Beſten gaben.

Man ſchien bei der Ankunft des Oberkutſchers in einem klei-

nen Streite begriffen zu sein über die Reihenfolge der Festlichkeiten für die nächsten Tage, und die verschiedenen Parteien appellirten deßhalb an das endgültige Urtheil der eben eingetretenen Hauptperson.

„Hör' Sie, alte Frau," sagte der Oberkutscher nach einiger Ueberlegung, „mir scheint, der Dubelli hat eigentlich die beste Ansicht, und ich glaube, wir könnten die alten Geschichten so abmachen. Morgen also, da Sie noch genug Vorbereitungen zu der alten Hochzeit zu machen hat, lassen wir Ihr den ganzen Tag Zeit dazu und gehen den Abend alle zusammen in's Theater, um das Ballet anzusehen, in welchem unser Freund, der alte Dubel, jetziger Dubelli zum ersten Male auftreten wird. Uebermorgen ist dann die Hochzeit, wenn die Jungfer Braut nichts dagegen hat."

„O ja!" lachte Jean; „ihr wird's schon morgen lieber sein!" — eine Bemerkung, welche die Erwähnte zu überhören schien, indem sie dem Oberkutscher freundlich zunickte.

„Also übermorgen die Hochzeit!" fuhr der Oberkutscher fort, „und den Tag danach das Banket mit dem Stallpersonal. Auf diese Art haben wir, wie die großen Herrschaften, drei hohe festliche Tage."

Alles war mit diesem Plane einverstanden und versprach, nicht zu fehlen bei dem Theater morgen Abend und der Hochzeit übermorgen, bis auf die alte Kiliane, deren Aussehen heute überhaupt nicht so frisch und gesund war, wie sonst. Sie hatte auch nur eine einzige Tasse Kaffee und ein halbes Stück Kugelhopfen genossen und versicherte, es sei ihr gar nicht zu Muthe, wie sonst. Dies bekräftigte die Frau Welscher und sagte leise zu ihrer Nachbarin, die Jungfer Kiliane sei mehrere Tage zu Hause geblieben, habe ihr Bett aufschlagen lassen und ihr Zimmer in die schönste Ordnung gebracht, worauf die Winklere unter dem Tisch die Hände faltete und leicht mit dem Kopf schüttelte. Die alte Jungfer dagegen schien

dies, sowie überhaupt von den Verhandlungen nicht viel zu bemerken. Neben ihr auf einem Schemel saß die kleine Marie und sie rätschelte mit ihren dürren weißen Händen den schwarzen Lockenkopf des Kindes. Sie saß in tiefen Gedanken, und als die Gesellschaft schon längst wieder über etwas Anderes gesprochen hatte, sagte sie auf einmal: „ja, übermorgen ist Donnerstag und wenn ich auch vielleicht nicht selbst zur Trauung kommen kann, so will ich zu Hause für Euch beten."

„Ei, ei! Jungfer Liliane," bemerkte die Frau Welscher ermuthigend, „wer wird so sprechen! Warum soll sie nicht zur Trauung kommen können, zum Hochzeitsschmaus? Sie, welche die ganze Stadt durchläuft, wird doch die paar Schritte zur Stadtkirche machen können!"

Die alte Person schüttelte traurig lächelnd mit dem Kopfe, und Frau Winkler, die das Wort der Welscher aufnahm, sagte bekümmert zu ihrem Sohne: „also willst du dich doch in der Stadtkirche trauen lassen, trotzdem, daß der böse Kerl dort Meßner geworden ist? Ich ließ' mir doch durch den Anblick dieses häßlichen Gesichtes meinen schönsten Tag nicht verderben."

„Und ich versichere euch," entgegnete lustig der Oberkutscher, „daß mich der Anblick des Steinmann's doch eigentlich freut; was für ein Gesicht wird der alte Hallunke schneiden! Ich bin fest überzeugt, er hat alle die drei Sonntage, wo wir abgerufen wurden, Bauchweh gehabt, und ich lebe immer noch der Hoffnung, daß er sich am Glockenseile aufhängt, wenn er mich ankommen sieht als Oberkutscher und alter Hochzeiter."

„Das meine ich auch," sagte Jean, „und was kann der schlechte Gistmichel machen? Er soll läuten, daß er schwarz wird und bekommt von mir nicht einen Kreuzer Trinkgeld."

„Auch nicht von mir!" sprach Dubelli und so alle Andern.

Als es nun dunkel ward, wurde die Kaffeegesellschaft aufgehoben, der Oberkutscher brachte seine Braut nach Hause und ließ sie dort mit ihrer Mutter allein, denn sie hatten erschrecklich viel zu thun.

Wie verging dem Oberkutscher die Zeit mit rasender Geschwindigkeit! Am andern Morgen war er kaum aufgestanden, hatte kaum sein Amt angetreten, so war es schon Mittag und nachdem er bei seiner Braut dinirt, jagten die Stunden einander ordentlich hinweg, ja sie schienen sich förmlich auf die Haken zu treten, und kaum hatte es voll ausgeschlagen, da vernahm er schon wieder ein neues Viertel. Es war wahrhaftig nicht zum Aushalten! Jetzt schlug es Fünf, und sämmtliche gestern Eingeladene, mit Ausnahme der Kiliane, die sich zu Bett gelegt hatte, stiegen die Treppen zum königlichen Hoftheater hinauf — Alle in ängstlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, Alle sehr aufgeregt, da sie eifrigst Partei nahmen für den Debütanten Herrn Dubelli.

Als sie in dem weiten Hause ankamen und auf der dritten Gallerie ihre Sitze einnahmen, war es noch ziemlich dunkel rings umher; nur die Plätze oben und neben ihnen waren besetzt, in den Logen sah man noch keine Seele und unten im Parterre nur leere Bänke. Blos im Orchester waren ein paar Lampen angezündet und warfen ein schwaches Licht um sich her und strahlten kümmerlich auf der reichen Vergoldung der Prosceniumslogen wider. Die Leute in den oberen Logen, die sich vor der eigenen Stimme fürchteten, welche so laut in dem leeren Raume klang, sprachen leise, aber eifrig zusammen, und so summte und wogte es unverständlich durch einander. Jeder fühlte sich in der Dunkelheit, die hier herrschte, unbehaglich; es war wie bei Erschaffung der Welt, ehe es Licht ward, wonach sich Alles gesehnt, und deßhalb schaute auch hier Jeder erwartungsvoll an die Decke hinauf, wo ein kleiner, unbeleuchteter Spalt sichtbar wurde, der sich allmählig vergrößerte, jetzt zu einer

großen runden Oeffnung wurde, aus welcher langsam und feierlich der Kronleuchter mit seinen hundert Lichtern hell und strahlend darniederschwebte. Wie kehrten sich nun plötzlich alle Gesichter, wie die Blätter einer Epheuwand im Thurm, dem Lichte zu! Wie fühlten sich die Aelteren so beruhigt, wie lachten und jubelten die Jüngeren, die das zum ersten Male sahen! Jetzt wurden auf Notenpulten im Orchester die Stimmen aufgelegt, jetzt erschienen die Musiker nach und nach, jetzt der Kapellmeister, dann füllte sich das Parterre, endlich auch kurz vor dem Anfange die Logen mit Einem Male; es war gerade, als hätten die Leute auf diesen Moment draußen auf dem Gange gekarrt. Jetzt erscheint der Hof, die Offiziere auf ihren Plätzen erheben sich, und ebenso auf dem dritten Range der neue Oberkutscher respektvollst, denn es ist heute die erste Vorstellung, der er sitzend beiwohnt. Die Ouvertüre beginnt und wird am Schlusse rasend beklascht. Zuerst fängt ausnahmsweise die erste Gallerie an, dann der dritte Rang, wo der Oberkutscher nicht sobald seine Hände in Bewegung gesetzt hatte, als die wackeren Fäuste von einigen dreißig Stallleuten auf's Allerkräftigste einfielen und das erstaunte Parterre mit sich fortrissen.

Jetzt begann das Ballet und die Zeit bis zum Auftreten des Herrn Dubelli, die seinen bangen Freunden so unendlich lang erschien, flog rasch dahin. Jetzt betrat der Debütant die Bühne. Ein lauter Applaus empfing ihn und munterte ihn auf, und wir sind im Stande, gerührten Herzens versichern zu können, daß er sich dieses Empfanges vollkommen würdig erwies. Jede Nummer der wirklich schönen Musik gefiel außerordentlich, jeder Tanz wurde rasend applaudirt und schon nach dem ersten Akt verlangte das Publikum nach dem Componisten, nach dem Tänzer und nach dem Balletmeister. Ebenso nach dem zweiten Akt; und erst am Schlusse. Da wollte des Tobens und Schreiens kein Ende werden. Es flogen Blumen in Massen auf die Bühne, und als Demoiselle Pauline, und die blonde Syl-

phide, dem jungen Componisten einen Lorbeerkranz aufsetzte, da wurde das Publikum zur Begeisterung gebracht und es raste wahrer Beifallssturm durch das Haus.

Armes kleines harmloses Lustspiel, welches nach dem Ballet gegeben wurde! Niemand achtete deiner, Niemand wollte dich hören! Laut sprach man im Parterre und in den Logen von der vortrefflichen Musik und dem neuen Componisten, und die Gesellschaft, welcher er, wie wir bereits wissen, hie und da etwas vorgespielt, war stolz darauf, dieses Talent geahnt zu haben, und Manche sah man bei den lieblichen Melodieen selbstzufrieden den Kopf wiegen, als wollten sie sagen: diese Melodie hat mir immer am Besten gefallen, und: Publikum, du verdankst uns diesen Abend, denn wenn wir den jungen Künstler nicht in unsere Gesellschaft gezogen hätten, ihn nicht auf's Kräftigste mit Thee und Butterbrod protegirt, so hättest du auf den heutigen köstlichen Genuß verzichten müssen. — — —

Wo war aber in diesem Augenblick das Mädchen, das dem jungen Mann treu zur Seite gestanden, jenes edle Herz, das untergegangen war, das sich selbst geopfert hatte, um den Geliebten zu erheben? War sie vielleicht in jenen glänzenden Logen, bedeckt mit Brillanten, deren Glanz vor dem Schimmer ihres Auges erblichen wären? War sie dort, wo der beste Platz eben gut genug gewesen wäre für ihr aufopferndes, edles, reines Herz? — — — Nein, sie war nicht da, es war ihrer Seele nicht gegönnt, unter jenen lieblichen Melodieen, die sie gekannt und gepflegt, unter jenem Beifallssturm süß zu erschauern und zu erzittern. Sie war verschwunden, spurlos verschwunden! untergegangen, wie rosige Gluth des Abends, verflogen, wie der Duft eines ganzen Blüthenwaldes! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dem Oberkutscher Herrn Winkler hatte diese Vorstellung außer dem Eintrittsgeld für sich und seine Gesellschaft ein paar schöne

neue Handſchuhe gekoſtet, die er buchſtäblich zerklopfte, auch war er ſo heiſer geworden, daß er nicht ganz ohne Grund fürchtete, der Pfarrer werde ſich morgen bei der höchſt wichtigen Ceremonie ſtatt des feierlichen Ja mit einem Kopfnicken begnügen müſſen. Nichts deſto weniger aber ging er außerordentlich zufrieden nach Hauſe, und allen Betheiligten erging es heute Abend ſo.

Der große Beſchützer des jungen Componiſten, der Graf Alfons, hatte demſelben ein kleines Souper veranſtaltet, zu welchem auch Signor Benetti und Signor Dubelli, der erſte Tänzer, geladen waren. Mit welchen Gefühlen ſich hierauf Letzterer in einen eleganten ſchwarzen Frack und in eine Droſchke warf, brauchen wir nicht zu ſagen. Genug, er hatte vor der Hand keine Wünſche mehr, fühlte ſich überſelig und konnte mit jenem großen Manne ſagen:

„Dieſer Abend iſt der glücklichſte Tag meines Lebens!“

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Eine Hochzeit ohne Geläute.

Die Meßnerei der Stadtkirche war ein ſtilles, harmloſes Gebäude, ein kleines Häuschen, an die Kirche gebaut, mit vier Zimmern, wovon eines eine Art Vorſakriſtei war und von den Geiſtlichen bei Ausübung ihres Amtes meiſtens zum An- und Ausziehen benützt wurde.

Es mochte Morgens gegen neun Uhr ſein, als der Meßner benannter Kirche, der ehemalige Stadtſoldat Herr Steinmann, die

Hände auf den Rücken gelegt, eifrigst auf- und ab spazierte. Sein Aeußeres hatte sich sehr verändert; er war ganz in Schwarz gekleidet, trug eine weiße Halsbinde, ein Anzug, welcher gegen seine frühere bunte Kleidung sehr abstach, und auch auf dem Gesichte schien sich offenbar der Ernst eines anderen Lebens zu spiegeln. Verschwunden war die lustige, fröhliche Bosheit, die auf seinen Zügen thronte, sein einziges Auge sogar hatte das bekannte unheimliche Feuer verloren, in welchem es meistens zu glänzen pflegte; ja, der ganze Mann sah vollkommen ermüdet, ja abgespannt aus. Häufig wischte er mit der Hand die Stirne und besah alsdann die Fläche derselben, ob sie nicht feucht sei; denn er hatte beständig das Gefühl, als trete ihm der Schweiß in dicken Tropfen auf die Stirn, und dieses Gefühl schien daher zu entstehen, weil ihn eine heftige, nie gekannte Brustbeklemmung anwandelte, sowie ein lebhaftes Herzklopfen, das er bis jetzt nicht gekannt. Hatte er doch in den letzten Tagen sehr harmlos und ruhig gelebt, hatte gesund geschlafen, seine Nerven waren nicht aufgeregt durch irgend ein Geschäft, das er vorhatte, und doch diese Unruhe, die ihn im Zimmer auf und ab trieb! Er sah über den Platz hin, als erwarte er Jemanden und als fürchte er zugleich, es möchte dort etwas Ungeahntes, Schreckliches erscheinen. Er zählte die Bretter des Fußbodens, während er über sie hinschritt. Verflucht! sein Blut wollte sich nicht beruhigen, seine Pulse schlugen heftiger und nicht einmal ein guter Schoppen Vierunddreißiger war im Stande, sein Gemüth zu beruhigen. Hätte er nur auffinden können, woher diese Unruhe komme! — Die Hochzeit des Oberkutschers, seines Todfeindes, heute Morgen in der Stadtkirche, zu welcher er läuten mußte, war ihm freilich nicht angenehm; doch wenn er sich selbst überreden wollte, dies allein quäle und beunruhige ihn, so gelang ihm das nicht, indem er es selbst nicht glaubte. Auch war diese Handlung höchstens im Stande, ihn mit Zorn und Wuth zu erfüllen; aber die Unruhe, die ihn umhertrieb, mit der er jeden

Augenblick durch's Fenſter ſchaute und zuſammenfuhr, wenn er draußen einen Schritt vernahm! Wahrhaftig, er mußte geſtern etwas ſehr Unverdauliches gegeſſen haben! Ein paar Mal war es ihm zu Muthe, als zöge es ihn mit Gewalt aus der Meßnerei fort, als jage ihn etwas haſtig von dannen, und er hatte das Gefühl, als könne ihm nur Erleichterung werden durch eine Flucht in die weite Welt hinaus; wenn er Alles dahinten ließe, ſein Amt, ſein Haus, ſein ſo mühſam erworbenes Vermögen. Doch lächelte er einen Augenblick darauf über dieſe Phantaſien; aber dieſes Lächeln war ein mattes, erkünſteltes, und obgleich er ſich feſt aufrichtete, als wolle er Allem, was da kommen könne, ſtandhaft in's Angeſicht ſehen, ſo fuhr er doch im nächſten Augenblick heftig erſchreckt nach der Stubenthüre, wo ſich ein Geräuſch vernehmen ließ, und knickte faſt zuſammen, als dieſelbe geöffnet wurde und der Gevatter herein trat — der Gevatter, der, wie der Steinmann ſicher glaubte, Stadt und Land ſchon längſt verlaſſen habe.

Mit bebender Lippe verſuchte es der Steinmann, eine Fluth von Verwünſchungen über ihn auszuſprudeln; aber der Gevatter, welcher ſehr blaß und angegriffen ausſah, ſchüttelte leicht mit Kopf und Hand und verſuchte ſolchergeſtalt pantomimiſch auszudrücken, daß der Zeitpunkt nicht gut gewählt ſei, eine Strafpredigt zu halten.

„Gebt mir einen Schluck Wein," ſagte er, indem er ſich auf einen Stuhl niederwarf, nach der Flaſche auf dem Tiſche griff und einen langen Zug daraus that. „So! jetzt iſt mir beſſer. Wenn ich nur ſchon wieder fort wäre!"

Als der Gevatter nach der Flaſche griff und ſie an ſeinen Mund brachte, ſah der Steinmann ſtarr auf die Hand deſſelben, und er mußte etwas Unheimliches da bemerken, denn ſein Geſicht wurde noch fahler, als es ſchon war, ſein eines Auge vergrößerte ſich zuſehends und ſogar das andere, das ſchon Jahre lang in ſeiner Höhle

verborgen schlief, schien neugierig durch den Spalt derselben zu lauschen. Dann, ohne seinen Blick von der Hand abzuwenden, nickte er dem Gevatter fragend mit dem Kopfe, worauf derselbe ebenfalls einen Blick auf die Faust warf und dann mit den Achseln zuckte und ebenfalls nickte.

An der Hand befand sich ein kleiner rother Blutflecken. —

„Wer?" fragte der Steinmann mit tonloser Stimme; „war sie es?"

„Natürlich!" entgegnete der Gevatter, indem er den Flecken naß machte und wegputzte; „aber die Sache ist schlecht abgelaufen, ich habe sie gefehlt, Gott verdamme sie, sie war mir zu stark! Sie schrie wie rasend um Hülfe und ich fand kaum noch Zeit, zur Hinterthüre hinaus zu fliehen, als ich auch schon merkte, daß mir Leute auf der Ferse waren."

Bei dieser Nachricht durchfuhr ein heftiges Zittern den Körper des Steinmann, und wie ein Fisch auf trockenem Sande nach Luft, so schnappten seine Finger nach einem großen Messer, das neben dem Weinkruge auf dem Tische lag.

„Hollah!" rief ihm der Gevatter zu, „es ist keine Zeit zu Faseleien, laßt die Dummheiten sein und kommt eiligst mit."

„Hast du mir nicht versprochen, du wolleſt die Stadt sogleich verlassen?" sagte der Steinmann nachsinnend, aber wie in halber Geistesabwesenheit. „Es war damals, als ich dir die vierhundert Gulden gab, warum bist du hier geblieben? — — — Schlechter Kerl!"

„Warum ich hier geblieben bin? Soll ich dir vielleicht das Geld, das die Müller zusammengescharrt hat, allein überlassen? So hast du freilich gewollt, nicht wahr, Bursche?"

„Welches Geld?" antwortete der Steinmann, „die Müller ist arm, sehr arm; wer sagt, daß sie Geld hat?"

„Hast du es mir nicht gesagt, verfluchter Lügner, falscher, mein-

eidiger Hund? Hast du mir nicht erzählt, sie hätte in Mettbausen ein ganzes Packet mit Geld gehabt?" schrie der Gevatter und sprang auf den Steinmann zu, ihn am Halse nehmend.

Dieser machte gar keine Bewegung, sich zu vertheidigen, sondern fuhr mit der Hand über die Stirn, als besinne er sich auf etwas.

„Ja, du hast es gesagt!" wiederholte der Gevatter fast schreiend! „du hast mich dadurch verlockt, Satan, miserabler! Du hast mich hingehalten; wer hätte nicht mit vierhundert Gulden in die Welt hinaus können und glücklich sein? Vierhundert Gulden und Freiheit, und jetzt! — gar nichts! und verloren zu sein! — Barmherzigkeit, es ist zu spät!"

Bei diesen Worten ließ der Gevatter den Steinmann los und schaute mit erdfahlem Gesicht über den Platz hin, wo sich mehrere Leute näherten, unter ihnen einige frühere Collegen des Steinmann. Dieser drehte bei den Worten: „es ist zu spät!" den Kopf langsam nach dem Fenster herum, als fürchte er, ein Gespenst zu sehen; dann aber, als er für ihn noch viel Schrecklicheres bemerkte, warf er den Gevatter hastig von sich ab, stürzte zur Zimmerthüre hinaus und warf sie hinter sich in's Schloß, und das war das Werk eines Augenblickes.

Der Gevatter, davon überrascht, stürzte ebenfalls nach der Thüre und erfaßte gerade mit den Händen das Schloß, als er bemerkte, wie von außen der Schlüssel umgedreht wurde. Dann eilte er zurück an die vergitterten Fenster, riß einen Flügel auf, und schrie hinaus auf den Platz: „Hieher, Leute, hieher! Da bin ich! Der Steinmann ist auch hier, aber paßt um Gottes willen auf, er ist in die Kirche hinein! Gebt Achtung, ich bitte euch, gebt Achtung, daß er nicht davon kommt!"

Auf dies hin sprangen einige der Polizeisoldaten in die Meßnerei, und während sie die Thüre des Wohnzimmers aufschloßen,

und den Gevatter festnahmen, blieben andere um die Kirche herum, Thüren und Fenster derselben genau im Auge behaltend.

Der Steinmann, dem, als er Gewißheit über sein Schicksal hatte, für einen Augenblick die alte Geistesgegenwart zurückkehrte, war in der That durch die Sakristei in die Kirche geeilt und spähte umher, wo eine Möglichkeit des Entkommens sei. Richtig! dort war die kleine unbekannte Thüre, die hinab in unterirdische Gewölbe führte und durch einen kleinen Gang mit dem Keller des benachbarten ehemaligen Klosters unter dem Stadtgraben zusammenhing. Dieser Gang war unten nur mit einer leichten Lattenthüre verschlossen, welche unschwer zu erbrechen war. — Also da hinaus! — Dort war allerdings die Thüre, welche in die Gewölbe hinabführte, und als der Steinmann sie bemerkte, sprang er auf sie zu, prallte aber im nächsten Augenblicke zurück, denn ihm fiel ein, daß er die Schlüssel zu derselben auf dem Tisch im Zimmer liegen gelassen. Umsonst rannte er mit dem Kopf gegen die eiserne Pforte, sie wankte nicht unter seinen kräftigen Stößen; wohl aber verwirrten sich seine Gedanken, und sein Auge starrte gläsern nach der Thüre des Glockenthurms, welchen er aufgeschlossen hatte, um an die Glocken zu gelangen. Da hinauf eilte er, willenlos und gejagt von schrecklichen Gedanken, die wie Gespenster hinter ihm drein zogen, und die er vergebens von sich abzusperren suchte, indem er die eiserne Thüre zur schmalen Wendeltreppe des Thurmes hastig hinter sich zuwarf und von innen verriegelte.

Vergebens! sagen wir, denn die Gedanken schienen die schmale Treppe zu erfüllen und ihn aufwärts zu drängen, immer höher den Thurm hinauf und ließen nur zuweilen von ihm ab, damit er durch eines der schmalen Fenster hinabschaue auf den Platz vor der Kirche, welcher jetzt plötzlich mit Menschen bedeckt war, und alle die tausend Augen starrten auf die Kirche und jubelten, daß der Steinmann gefangen sei und daß sie ihn bald herausschleppen würden, gefesselt

wie ein wildes Thier. Er aber, dem alles das galt, knirſchte mit den Zähnen, und in ſeinem ſiedenden Gehirn rollte ein einziger Gedanke — die Luſt, all' denen da drunten ihre Freude zu verderben, und während ſich ſein Haar aufſträubte und er die letzte Treppe hinaufraste bis zu dem Raum, wo die Glockenſeile herabhingen, knüpfte er mit zitternden Händen eines um ſeinen Hals und jauchzte in teufliſcher Freude: „nein: Ihr ſollt den Steinmann nicht lebendig haben!“ — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unterdeſſen hatte ſich der Oberkutſcher, Herr Winkler, im beſten Civilſtaat: ſchwarzem Frack und dergleichen, in dem er ſich aber ganz ſonderbar vorkam, mit einem mächtigen Blumenſtrauß im Knopfloch, bei ſeiner Braut eingefunden, hatte außerordentlich herablaſſend die Gratulationen verſchiedener Collegen angenommen, die ſich zu dieſem Zwecke dort befanden, hatte darauf ſämmtliche Gäſte ſehr zum Eſſen und Trinken genöthigt, und lief nebenbei alle Augenblicke an's Fenſter, um zu lauſchen, ob denn von der Stadtkirche noch nicht geläutet werde. Ihm lag dieſes Geläute ſehr am Herzen, weniger, weil es die feierliche Fahrt zur Kirche verherrlichte, als vielmehr weil er dabei bedachte, mit welch' unſinniger Wuth der Steinmann, der alte Hallunke, an dem Seil zerren würde. „Thut nichts!“ ſagte er nach jedesmaligem vergeblichem Hinaushorchen, „er mag ſich ſo lange ſperren, als er will, endlich muß der alte Steinmann doch an die Glocke, das iſt ausbedungen und bezahlt.“ — Aber der Mund der Glocke blieb ſtumm, ſo ſehnſüchtig auch ſämmtliche Hochzeitsgäſte dieſes Zeichen zum Aufbruch erwarteten. Dort lag der alte graue Thurm vor ihnen, einige Dohlen flogen ſchreiend um ſeine Spitze, und der Zeiger der Uhr ging unaufhaltſam vorwärts.

„Jetzt können wir aber nicht mehr warten!“ ſagte Frau Winkler, „es iſt drei Viertel auf Zehn vorbei, und Punkt zehn Uhr kommt der Pfarrer. Laßt uns in Gottes Namen aufbrechen!“

„Nun, meinetwegen!“ sagte Joseph, „laßt uns fahren! Die alten Glocken werden wahrscheinlich unter Wegs anfangen. Alter Dubel — Dubelli wollte ich sagen, — nehm' er die alte Braut am Arm, und dann vorwärts!“

So geschah es.

Drunten standen mehrere Miethwagen bereit, welche nach und nach von der zahlreichen Gesellschaft angefüllt wurden und dann einzeln davonfuhren. Signor Dubelli saß neben der Braut, welche ihr Sacktuch vor die Augen hielt und, wie es bei solchen feierlichen Veranlassungen Sitte und Anstand gebietet, einige Thränen vergoß.

„Laßt sie fließen, die Thränen der Wonne,
Sie verkünden unendliche Lust.“

Jetzt nahten sie der Kirche, und zu seiner großen Befriedigung bemerkte der Herr Winkler die ziemliche Menschenmenge auf dem Platz vor derselben, indem er überzeugt war, daß Alles blos hieher geeilt sei, um seiner Hochzeit zuzuschauen. Endlich schienen auch in diesem Augenblicke die Glocken ihren Dienst thun zu wollen, aber nein, es war nur ein einziger schriller Schlag, den die kleine Feuerglocke that, ein Schlag so seltsam und eigenthümlich, daß er einem durch Mark und Bein ging.

Joseph hatte Lust in einen großen Zorn zu gerathen, indem er versicherte, den einzigen Schlag mit der Feuerglocke habe der alte boshafte Kerl, der Steinmann, nur gethan, um ihn zu ärgern. — Es war nur ein einziger, klagender, schriller Klang. — —

An der Kirchthüre entledigten sich die Wagen ihres Inhalts, und das Brautpaar, von den Brautführern und Brautjungfern begleitet, trat in die Kirche. Es waren viele Menschen versammelt, die unruhig durcheinandergingen und sprachen. Doch wurde es still, als die heilige Handlung begann, und ein Schlosser, der mit seinem

Gehülfen die Thüre zum Glockenthurm aufzubrechen verſuchte, hörte ebenfalls auf zu arbeiten und ſah zu.

Jetzt war das Paar eingeſegnet und der Winkler, als er ſeine junge Frau an der Hand zur Kirche hinausführte, konnte ſich nicht enthalten, ihr im Uebermaße des Glückes einen tüchtigen Kuß auf die friſchen Lippen zu drücken. Vor der Kirchthüre hob er darauf die Frau Oberkutſcher in den Wagen; Jean, der Hoflakai, hatte ehrerbietig den Tritt herabgelaſſen, und dann muſte die junge Frau ihren Gemahl lachend daran erinnern, daß heute neben ihr im Wagen ſein Platz ſei; denn er war in einiger Geiſtesabweſenheit eben im Begriff geweſen, ſich vorn auf den Bock zu ſchwingen.

Alsdann ging's nach Hauſe zu einem ſehr ſolliden Mittageſſen, und wenn es leider nicht ſo oft in der Welt vorkäme, daß Freude durch Leid getrübt wird, ſo wäre am heutigen Tage nichts zu wünſchen übrig geblieben. Aber ſo erhob ſich am Ende der Mahlzeit, und nachdem das junge Paar, deſſen Eltern und Verwandte, Seine Majeſtät der König und Seine Excellenz der Oberſtſtallmeiſter mit vielen Toaſten gefeiert worden waren, erhob ſich, ſagen wir, der Herr Dubelli mit ſehr ernſter Miene, hielt ſein Glas vor die Augen und ſagte:

„Meine Herren und Damen! Nehmen wir das Unvermeidliche an, und erlauben Sie mir in die freudigen Töne allgemeiner Luſſſſ-t die hier herrſchen, einen kleinen Akkord der Trauer anzuſchlagen. Unſere Freundin, unſere wackere Freundin, ja unſere edle und geliebte Freundin, Jungfer Kiliane — iſſſſ-t nicht mehr! Sie ſſſſ-tarb heute Morgen ſanft und ſelig, wie wir alle wiſſen, in dem hohen Alter von vierundachtzig Jahren. Ihr, meine Freunde, habt ſie gekannt, ihre Luſſſſ-t an guten Thaten, ihren vortrefflichen Lebenswandel. Leeren wir dieſes Glas auf ihr Andenken, auf die Hoffnung, daß ſie jetzt in heiteren beſſeren Gefilden, wie ſie es ſo ſehr verdiente, aufgenommen iſſſſ-t. Friede ihrer Aſche!“

Damit leerten Alle ihre Gläser, und manches Auge wurde feucht, und namentlich rollten von der Wange der Frau Welscher ein paar große Thränen herab in den Wein. Die kleine Marie sah man allein nicht weinen, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht bei Tisch war. Sie hatte flehentlich gebeten, sie bei ihrer alten Freundin zu lassen, und dort saß sie an dem Bette derselben; das gute, träumerische Kind hatte eine der erkalteten Hände erfaßt, und wenn sie die Augen schloß, so durchschauerte es sie mild und freundlich; denn sie dachte, sie sitze an dem Bette ihrer Mutter, ihrer armen, unglücklichen unvergeßlichen Mutter. —

K. K. HOF- UND STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schnellpreſſendruck der J. G. Sprandel'ſchen Offizin in Stuttgart.

Namenlose Geschichten.

Zehn Jahre später.

Dritter Band.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Neununddreißigstes Kapitel.

Ein Schloß im Walde.

Wenn man dem Laufe des Neckars abwärts folgt bis beinah zur alten Reichsstadt Heilbronn, an den malerisch gelegenen Städt chen Besigheim und Lauffen mit ihren uralten Römerthürmen und hochgelegenen Kirchen vorbei und sich alsdann auf dem linken Ufe des reizenden Flusses von der Chaussee ab auf schmalen Wald- und Gemeindewegen in das Gebirge hinein wendet, so kommt man i ein reizendes Waldrevier, viele viele Stunden lang und breit, hie un da untermengt mit Getreidefeldern und kleinen freundlichen Ortscha ten. Klare Waldwasser rieseln von den Bergen in die Thäler; un neben der hochstämmigen Tanne wächst die kräftige Buche, und zah reiche Gesellschaften alter knorriger Eichen breiten ihre Aeste au über dicht bemoostem, bewachsenem Waldboden und ragen hoch i die Luft hinauf, wo auf der Spitze ihrer Krone vorwitzige Waldv gel hinausschauen in das Neckarthal und dem Silberfaden des Flu ses zu folgen im Stande sind, weit über Heilbronn hinaus, in d flache Land hinein.

Es ist ein liebes stilles Stück Erde, dies Revier; das Geräu großer Landstraßen bleibt ihm fern und nur auf schmalen Waldpf den hört man das vereinzelte Knallen einer Peitsche und das Aechz

eines Holzwagens, weit ab accompagnirt von dem Gekreische des Raubvogels und den Schlägen einer Axt.

Geneigter Leser, zur Zeit, wo unsere wahrhaftige, wenn auch namenlose Geschichte spielt, hatten diese Waldgründe außer ihrer natürlichen Schönheit noch einen andern Reiz. Es war damals das herrlichste Jagdrevier, welches sich weit und breit finden ließ. In tiefster Einsamkeit auf den stillen Höhen, in den dichten, heimlichen Buchenwaldungen wechselte der edle Hirsch, weiter draußen, in lichten Eichen- und Tannenwaldungen neben dem bebauten Lande äßte sich das unruhig hin- und hereilende Reh, an den Abhängen hinter alten dicken Bäumen hatten zahlreiche Hasen ihre Niederlage und auf dem Heidegrün in der Nähe der Dörfer besorgte Reinecke, der Fuchs, seinen stillen gemüthlichen Handel und Wandel.

Damals, zur Zeit des Herbstes, war der Forst lebendig und tönte wider von sonst unbekannten fremdartigen Klängen. Verwundert vernahm der Hirsch das Knallen der Büchsen und das Gebelle der Hunde, die Rehe huschten hin und her, aufgeschreckt von dem Rufe der Treiber, und Hasen und Füchse eilten einträchtig zusammen, davon gejagt von allgemeinem Schrecken.

Jetzt ist es ganz anders geworden, und der Wald steht im Herbst verlassen und todt und still. Man hört nichts als das höhnische Geschrei des Raubvogels, der fast allein übrig geblieben. Das edle Geschlecht der Hirsche ist ausgerottet, die Anwesenheit eines Rehes ist zu einem Ereigniß geworden, was von den Hasen dem allgemeinen Morden entgangen, kommt verjagt und eingeschüchtert fast gar nicht mehr zum Vorschein, oder wird dem schmunzelnden Fuchs zur Beute, dessen Geschlecht fast allein unvermindert geblieben. Der Waldpalast trauert, er ist entvölkert, und wenn man die alten Bäume nächtlicher Weile zusammenflüstern hört und ihre Sprache versteht, so jammern sie über die Einsamkeit, über die entsetzliche Stille, die sie rings umgibt, über die verlorene Poesie ihres Daseins.

Mitten in diesem Wald- und Bergrevier liegt ein altes Schloß,

aber ziemlich moderniſirt und den Bedürfniſſen des jetzigen Lebens angepaßt. Der alte unveränderte Theil deſſelben beſteht in einem maſſiven runden Thurme und einem kleinen gewölbten Gebäude, in welchem ſich heutzutage das Archiv des Beſitzers und eine kleine Schloßkapelle befindet. Der andere Theil des Schloſſes, zwei Flügel, welche mit jenem alten eine Hufeiſenform bilden, wurden zu Anfang dieſes Jahrhunderts neu erbaut; ſie ſind von heller Farbe, haben große Fenſter und bilden zu jenem alten Theile einen gewaltigen Contraſt. Aber dieſer Contraſt iſt für das Auge durchaus nicht unangenehm. Man ſieht, daß der Erbauer den Zweck im Auge hatte, ſich eine geräumige angenehme Wohnung zu verſchaffen, und dabei Pietät für das Beſtehende, um daſſelbe zu laſſen, wie es war, ja es auf's Sorgfältigſte zu unterhalten. Dieſer Erbauer, der Vater des jetzigen Beſitzers, mochte nicht im Style des alten Bauweſens ſeine neue Wohnung aufführen, und man kann ihm hierin nicht Unrecht geben. Er hatte eine zahlreiche Familie, mit der er faſt das ganze Jahr hier oben zubrachte, und deßhalb waren ihm große Säle und viele geräumige Zimmer wünſchenswerthe Einrichtungen, welche ſich mit dem Bauſtyl des alten Gebäudes nicht wohl vereinigen ließen.

Die freie Seite der Gebäude war mit einem großen Gitter verſchloſſen; ein klares Bergwaſſer, das man hoch im Walde gefaßt und gebändigt, warf in der Mitte des Hofes ſeine ſenkrechten Strahlen hoch empor, und diente unter Anderm einem zahlreichen Geflügelhofe, der ſich hier befand, zum Spielzeug und theilweiſe zum Lebensunterhalt. An den Wänden des neuen, ſowie des alten Gebäudes rankten ſich Epheu und die mannigfaltigſten Schlingpflanzen empor, die Wände mit Grün und farbigen Blumen bedeckend. Eine große Treppe, die in den mittleren und Hauptflügel führte, war mit Orangenbäumen beſetzt und mit Blumen und ſeltenen Gewächſen verziert. Der ganze Hof hatte etwas Heiteres und überaus Wohlthuendes und der alte graue Thurm beſchattete das Ganze mit

der Zufriedenheit des Alters und blickte die neueren Gebäude freundlich an, wie ein Großvater seine Kinder und Enkel, die sich um ihn liebend versammeln, wenn auch in anderen Kostümen und mit anderen Lebensansichten.

So sah dieser Hof aus zur schönen Zeit des Frühlings und Sommers, und jetzt in den Tagen unserer wahrhaftigen Geschichte fehlten nur die Orangenbäume auf der Treppe, die man bereits in's Winterquartier gebracht, und die bunten Blumen zwischen den Schlingpflanzen, wogegen sich aber die Natur dort eine andere Färbung geschaffen; denn in leichten malerischen Linien blickte zwischen dem saftigen Grün des Epheus das dunkle Roth der absterbenden Jungfernrebe hervor.

Es war zu Ende Oktober, ein klarer frischer Herbsttag. In dem Waldrevier, welcher das Schloß umgab, hatte man vom frühen Morgen an das Knallen der Gewehre, das lustige Halloh der Treiber gehört, bald näher, bald ferner. Gegen Mittag hatte sich die Jagd weiter abgezogen, und es war beschlossen worden, an einer bekannten großen Eiche, ungefähr zwei Stunden entfernt, den letzten Trieb endigen zu lassen. Dorthin waren auch Pferde und Wagen bestellt, um die müden Jäger auf bequeme Art heimzubringen.

Zu diesem Zweck waren die Stallthüren im Schloß geöffnet, der Stallmeister des Jagdherrn stand in demselben, seine Befehle ertheilend, und Kutscher, Reitknechte und Stallbuben waren beschäftigt, Geschirre aufzulegen und zu satteln. Der Anzahl der Pferde nach, die herausgeführt wurden, bestand die Jagdgesellschaft aus acht bis zehn Personen, auch einige Offiziere darunter, denn mehrere Kopfzeuge und Sättel waren militärisch. Für den Jagdherrn wurde ein Reutitscheinka mit vier kräftigen Braunen eingespannt, einer der Kutscher schwang sich auf, vier Reitknechte nahmen die acht Pferde an der Hand und hinaus ging es aus dem Schloßhof in den Wald.

Der Stallmeister gab noch einige Befehle, dann ging er langsam auf die große Treppe des Schlosses zu, auf welcher sich eine

Gestalt sehen ließ, in schwarzem Frack, schwarzen Beinkleidern, weißer Weste und Halsbinde, wie sie soeben aus dem Vestibul heraustrat — der Kammerdiener und Haushofmeister des Grafen. Sein Haar war fast ebenso weiß, wie seine Wäsche, sein ernstes faltenreiches Gesicht zeugte von hohem Alter, und dieses Zeugniß war vollkommen richtig, denn Meister Amadäus, wie er sich am liebsten nennen hörte, war ein guter Sechziger und hatte seinen jetzigen Posten schon bei dem Vater des jungen Herrn versehen. Er nahm aus seiner kleinen goldenen Dose bedächtig eine Prise, hob seine ziemlich große Nase alsdann schnüffelnd in die Höhe und meinte, es werde kalt werden heute Nacht, recht kalt.

Der Stallmeister war die Treppen hinaufgestiegen und pflichtete bei, indem er sagte, es sei nicht unmöglich, daß man heute Nacht einen gelinden Frost bekäme.

Einige Lakaien, die im Vestibul standen, erlaubten sich hierauf die schüchterne Frage, ob in den Schlafzimmern eingeheizt werden solle.

Meister Amadäus zog die Manschetten über seine Hände herab und erwiderte: „wenn der große Salon vierzehn Grad hat und das Billardzimmer ebenso viel, so bleibt es bei meiner Anweisung: man öffnet die anstoßenden Schlafzimmer und läßt die dort befindliche kalte Luft mit der Wärme in Verbindung treten. Ich hoffe, es ist also geschehen!“

„Ja wohl, Herr Haushofmeister.“

„Nach einem also fatigirten Tagewerk in freier Luft taugt übergroße Wärmung der Schlafzimmer nicht. Die Herrschaft kommt durch Diner und Spiel überdies in Hitze, wornach ihr eine höhere Temperatur lästig fiele, und in dem Hause, wo Meister Amadäus das Commando führt, soll einem Gaste durchaus nichts lästig werden.“

Die Lakaien hinter dem Haushofmeister machten eine gleichförmige und tiefe Verbeugung mit dem Kopfe, worauf Amadäus

das Gleiche that und bedächtig zu einem anderen Gesprächsthema überging.

An den Stallthüren standen Reitknechte und Stallbuben, die Ankunft der Herrschaften erwartend, und einer der Letzteren zog seine Uhr heraus, um sich zu unterrichten, welche Zeit des Tages es eigentlich sei, eine Sache, welche dem Haushofmeister Veranlassung gab, Einiges von der guten alten Zeit Erwähnung zu thun, von jenen Tagen, wo im Schloß außer der Thurmuhr nur eine einzige Uhr vorhanden war, eine kleine silberne Taschenuhr, welche bei der hochseligen gnädigen Frau auf dem Toilettetische lag; ein höchst eigensinniges Ding von vielem Selbstbewußtsein und sehr zarter Natur, denn sie konnte es nicht vertragen, wenn sie hingelegt wurde, und ging um keinen Preis in der Welt weiter, wenn die hochselige Frau Gräfin es einmal vergaß, sie Abends Punkt zehn Uhr aufzuziehen.

Der Haushofmeister trug diese Geschichte so überaus lehrreich vor, daß die Stallleute sich langsam der Treppe näherten, ein Küchenjunge schüchtern um den Treppenpfeiler herumschaute, und der Koch in weißer Jacke und ditto breiter Mütze aus seinem Departement heraus in den Hof trat.

„So war's," sprach der Haushofmeister, „und so ist es jetzt." Dabei schlug er auf den Deckel seiner Dose und sah sich fragend ringsum; die Lakaien nickten pflichtschuldigst, die Stallleute ebenso, ferner der Koch und der Stallmeister — ein Zeichen der Beistimmung, welches Meister Amadäus mit einem leichten Rundcompliment wohlwollend für sich in Anspruch nahm. Es erfolgte einige Sekunden lang eine feierliche Stille, während welcher der Kammerdiener den Koch mit festem Blicke ansah.

„Es ist wahrhaftig nicht meine Schuld, Meister Amadäus," sagte dieser, „nach meiner Berechnung mußte gestern Mittag die Suppe mit dem dritten Schlage um sechs Uhr auf dem Tische stehen."

„Was aber nicht der Fall war," versetzte ernst, fast traurig der

Kammerdiener, „ich verließ mich auf Eure Pünktlichkeit wie immer, laſſe mit dem dritten Schlage um ſechs Uhr die Flügelthüren des Speiſeſaals öffnen und ſehe zu meinem Erſchrecken, ja zu meinem Entſetzen, daß die Suppe erſt hereingetragen wird, ich war blamirt, wenn in dieſem Augenblicke der Herr Graf nicht glücklicher Weiſe mit ſämmtlichen Herrn Gäſten durch das Fenſter nach einem Raubvogel geblickt hätte. Es war wenigſtens vier Sekunden nach Sechs, bis die Suppe auf dem Buffet ſtand — fürchterlich!"

„Fürchterlich!" wiederholten die Lakaien, die Stallbuben ſchauderten augenſcheinlich zuſammen, und der Koch ſtand da, in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle.

Jetzt vernahm man in der Entfernung Rädergeraſſel und Hufſtritte von Pferden. Es war die Jagdgeſellſchaft, die zurückkehrte. Auf einen feierlichen Wink des Kammerdieners verſchwanden ſämmtliche Untergebene in die Gebäulichkeiten ihrer Departements, nur Amadäus blieb allein auf der großen Treppe ſtehen, nahm eine letzte Priſe und ſtäubte darauf jedes ſchwarze Pünktchen des Schnupftabacks ſorgfältig von Weſte und Halsbinde. Jetzt jagten die vier Braunen mit dem leichten Wagen in den Hof. Es ſaßen vier Herrn in demſelben; unter ihnen iſt der, welcher die Zügel führt, uns wohl bekannt — es iſt Graf Alfons, freilich um zehn Jahre älter geworden, aber immer noch garçon, heiter, ja luſtig, ein Lebemann und guter Kamerad. Ihm gehört Schloß und Jagdrevier: er hat die Freunde hier zu einem luſtigen Herbſtvergnügen verſammelt.

Hätten wir es dem geneigten Leſer auch nicht verrathen, daß wir uns auf dem Gute des Grafen Alfons befinden, ſo würde er es an der Ehrerbietung bemerkt haben, mit welcher der Stallmeiſter Peitſche und Zügel in Empfang nahm und an dem tiefen Bückling, den Meiſter Amadäus auf der unterſten Treppenſtufe zu machen ſich verpflichtet hielt.

Dem Wagen nach jagten ſechs Reiter in den Hof, das Doppelgewehr auf dem Rücken, den grünen Hut, wo bei Manchem zwiſchen

Gemsbart und Spielhahnfeder ein grüner Bruch steckte, keck auf dem rechten Ohre sitzend, in grauen Röcken, anliegenden Beinkleidern und darüber hohe Juchtenstiefel. Auf gleiche Art war auch der Graf und alle Uebrigen costumirt. Den Reitern nach drängten sich Förster und Jägerburschen in den Hof, die auf kürzeren aber engen Waldwegen ebenso schnell nach Hause gekommen, fast gezogen von den ungeduldigen Hunden, die für heute des Jagens genug hatten und heulend und schnuppernd ihrem Zwinger zueilten.

Der Hof sah in diesem Augenblicke malerisch genug aus: die Nacht war hereingebrochen und ein paar Pechpfannen zu beiden Seiten der Treppe warfen ihr rothes zitterndes Licht auf den lebendigen Knäul von Menschen, Pferden und Hunden. Ein stattlicher Hirsch, ein schon in den damaligen Tagen seltener Zwölfer, ward auf einem Pony hereingeführt und vor der Treppe auf das Pflaster des Hofes gelegt, wo ihn die Hunde augenblicklich umstanden und die Schweißhunde fast ihre Leinen zerrissen, um mit ihren Nasen das aufgebrochene Wild berühren zu können.

Der Graf mit seiner Gesellschaft blieb noch einen Augenblick auf der Treppe stehen, theils um jenem malerischen Schauspiele zuzusehen, theils auch um — als Nachklang jener alten ritterlichen großartigen Jagden, wo am Schlusse derselben der Herr seinen Hut abnahm, um sich bei seinem Oberjägermeister für das Jagdplaisir zu bedanken, — seinem ersten Jäger, der die Treppen hinaufstieg, um Befehle für den nächsten Tag zu holen, die Hand zu reichen und sich zu bedanken für die gute Aufstellung und für die gute Führung der Treiber. Dann wandte er sich um, und die Herrn schritten in's Haus. Eine breite hohe Treppe, deren Stufen mit Teppichen belegt waren, die Wände aber mit stattlichen Hirschgeweihen verziert, gingen sie hinauf und kamen in einen langen Corridor, in welchem Kupferstich an Kupferstich hing, die meisten mit Bezug auf das edle Waidwerk; dazwischen Rehgewichte von allen Größen und von den seltensten Abnormitäten. Zierliche Broncelaternen mit rothem ge-

ſchliffenem Glas verbreiteten ein warmes zweifelhaftes Licht in dem Corridor, der ſich bis in die Unendlichkeit zu verlängern ſchien, da ſeine beiden Enden aus rieſenhaften Spiegeln beſtanden, die unten am Fuße mit Blumen bedeckt, oben im Widerſchein eine Ausſicht ließen auf Hunderte von dunkelglühenden Lampen und auf einige Meilen Corridors. Am Ende des wirklichen ſtieß er in einem rechten Winkel an einen andern faſt ebenſo langen Gang, der zu den zahlreichen Gaſtzimmern führte.

Dieſe Gaſtzimmer, eines wie das andere möblirt, waren erfüllt mit allem möglichem erdenkbarem Comfort des Lebens. Teppiche bedeckten den Boden, vor den zierlichen Kaminen ſtanden niedrige weiche Fauteuils, die man nur herumzudrehen brauchte, um vor dem Schreibtiſche zu ſitzen, oder ſich vis à vis dem Toilettenſpiegel zu befinden, aus dem zwei Bouquete Wachskerzen zu beiden Seiten eine fabelhafte Helle herausſtrahlten. Hier ſtanden die Diener bereit, und es war ein angenehmes Gefühl, nach dem mühſamen Jagen und nach dem Durchwaten von Bächen und Moräſten, dem beſchwerlichen Erklimmen von Bergen und dem ſtundenlangen unbeweglichen Ausharren auf den verſchiedenen Ständen ſich nun behaglich des ſchweren Anzugs entledigen zu können.

In Schatten und Licht, in Contraſten beſteht die Annehmlichkeit des Lebens; deßhalb wurde hier auf dem Schloſſe, obgleich keine Dame zugegen war, im Gegenſatz zum Jägeranzuge jetzt eine feine Toilette gemacht, und es gewährte jedem der Betreffenden das größte Vergnügen, aus der ſchweren Fußbekleidung in ſeine lakirte Stiefel zu ſchlüpfen und den dicken Jagdrock mit dem weichen ſchmiegſamen Frack zu vertauſchen. Bart und Haar wurden ſorgfältig friſirt, ein Tropfen Eßbouquet auf das battiſtene Sacktuch gegeben, und ſo fertig und bereit harrten alle der Hornfanfare, die zur Jagdzeit ſtatt der Glocke das Zeichen zum Diner gab.

Nun ertönte dieſelbe und die Jagdgeſellſchaft, aus den verſchiedenen Zimmern tretend, fand ſich im langen Corridor und ſchritt

denſelben munter plaudernd hinab bis an's Ende, wo entfernt von allem Geräuſche ſtill und heimlich das Speiſezimmer lag. Die Fenſter deſſelben gingen auf eben dieſen Corridor und waren bei Abend dicht verhängt. Das Speiſezimmer glich in ſeiner Einrichtung dem des Baron Karl, in welchem wir einſtens einem Diner beigewohnt, ſeine Tapeten waren wie in demſelben lederfarben, Stühle und Büffet ſchwer in Eichenholz geſchnitzt, ebenſo der Kronleuchter und zwei Girandolen, welche in den Ecken ſtanden.

Meiſter Amadäus unterließ es bei ſolchen Veranlaſſungen nicht, das reiche Silberzeug des gräflichen Hauſes, wenn auch ohne Prätenſion zur Schau zu ſtellen, nichts Ueberflüſſiges, aber Alles, was nur einen Schein von Nothwendigkeit hatte. Und ſo war der Tiſch bedeckt mit mattem und glänzendem Silber, mit hellem funkelndem Kryſtall und dem feinſten weißeſten Damaſtzeug. Im Kamin loderte eine leichte Flamme, mehr zum Staat als zur Nothwendigkeit.

Mit dem Schlag ſechs hob der Kammerdiener am Büffet den Deckel von der Suppenterrine und das Diner nahm ſeinen G[illegible] mit einer Ruhe und Präciſion, die außerordentlich wohlthuend war. Jäger und Lakaien gingen beim Serviren mit unhörbaren Schritten durch das Gemach, Teller und Platten wurden gewechſelt, ohne die Idee eines Geräuſches, und Alles das dirigirte der alte Kammerdiener mit raſtloſem Auge, hier durch einen Blick das Tempo beſchleunigend, dort durch eine zurückhaltende Handbewegung den zu eiligen Lauf eines noch jugendlichen eifrigen Lakaien mäßigend. Er pflegte zu ſagen: in einem guten Hauſe ſind die Bedienungen auf den Zimmern, das Kaffeefrühſtück, das Dejeuner die Proben, wo ſchon ein kleines Unglück vorfallen kann (unter Unglück aber verſtand er das Räuſpern eines Lakaien, das harte hörbare Niederſetzen eines Glaſes), das Diner aber iſt die Ausführung, und ob ein Haus gut geführt iſt, ob Hausmeiſter und Lakaien verdienen, daß ſie überhaupt in der Welt ſind, zeigt ſich bei der Ausführung eines Diners, bei dem richtigen Takt, der hier herrſcht, bei dem

ununterbrochenen Fortgang, bei dem richtigen Zuſammenſpiel. — Amadäus war aber auch nach einem gutgelungenen Diner, obgleich glücklich, immer ein wenig erſchöpft und pflegte alsdann in ſeinem Zimmer eine Stunde auszuruhen.

Endlich wurden Stühle gerückt, die Geſellſchaft ſtand auf und ging durch den langen Corridor zurück in das Wohnzimmer des Hausherrn, das unſtreitig eines der wohnlichſten und comfortabelſten war, die wir je geſehen. Es war ein Eckzimmer mit hohen Fenſtern, ſehr geräumig und reich beſetzt, mit einer ganzen Muſterkarte von Seſſeln, Fauteuils und Ruheplätzen aller Art. In zwei Ecken befanden ſich Rauchtiſche mit kurzen und langen gewöhnlichen Pfeifen, ſchweren Meerſchaumköpfen, mit dem feinſten Lettinger angefüllt, und mit ſtarken und ſchwachen Cigarren für das Bedürfniß jedes Rauchers.

Neben dieſen Tiſchen in den Fenſterniſchen waren Jagdpyramiden, mit den koſtbarſten Zwillingen garnirt, mit Piſtolen, Kavalleriesäbeln, Dolchen, Jagdhörnern und vielerlei anderen Gegenſtänden. In der Mitte des Zimmers ſtand eine große runde Ruhebank mit einer gepolſterten Säule zum Anlehnen, auf welcher eine koſtbare Vaſe ſich befand, die vom Gärtner jeden Tag mit einer neuaufgeblühten, ſeltenen Blume verziert wurde. An den Wänden ſah man in Rahmen von dunklem Holze eine Auswahl alter koſtbarer Kupferſtiche, eine der ſchönſten Sammlungen dieſer Art, die es gab; das Auge eines Kenners konnte ſich hier ſtundenlang beluſtigen.

Nachdem unter Vortritt des Tafeldeckers der Kaffee ſervirt worden war, — bei dieſem unbedeutenderen Geſchäfte pflegte Amadäus nicht zu erſcheinen — ſuchte jeder der anweſenden Herrn einen bequemen Platz zum behaglichen Ausruhen; die Cigarren wurden angezündet und nach wenigen Augenblicken war eine ziemliche Converſation im Gange.

„Was werden wir heute geſchoſſen haben?“ fragte Herr von C.,

ein junger Reiteroffizier. „Es hat bei jedem Trieb auf der ganzen Linie bedeutend geknallt.“

„Ich schätze,“ sagte Graf Alfons, „an die zweihundertsechzig Hasen, vierzehn Stück Rehe und dann einen capitalen Hirsch.“

„Du hast immer ein unerhörtes Glück!“ meinte ein Herr von M., ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft. „Wie oft bin ich schon einem Hirsche nachgegangen, wie vielmal hätte ich einen schießen sollen und müssen bei der Parforcejagd, beim Treiben, auf der Pürsche und nie ist mir einer schußgerecht angelaufen. Heute — wir standen gar nicht weit von einander, Alfons und ich, — oben im Gebirg an dem wilden See, und wenn der Hirsch das Wasser statt links rechts umkreiste, so kam er mir vollkommen schußgerecht.“

„Das ist Jägerglück,“ sagte ein anderer der jungen Herrn.

„Oder Jägerunglück!“ lachte Herr von M.

„Dieser starke Zwölfer — es ist doch ein Hirsch, wie wir lange keinen gesehen — wurde von den Jägern schon seit mehreren Jahren bestätigt, wir kannten seine Wechsel wie unsere Tasche und wir bekamen ihn doch nie zu Schuß.“

„Wir?“ lachte der junge Offizier, „ja wir, du und deine Jagdgesellschaft, aber deine Jäger werden ihm oft das Compliment gemacht haben und gedacht, der trägt uns noch ein gutes Trinkgeld ein.“

„Wohl möglich,“ entgegnete der Graf, „aber wie oft war ich draußen mit meinem besten Jägerburschen, gleich nach Mitternacht und wartete hinter dem solidesten Schirm, hörte ihn auch majestätisch röhren, daß es weit in den Bergen wiederhallte, harrte Stunde um Stunde, bis die Sonne aufstieg, aber es kam kein Hirsch.“

„Meister Amadäus würde sagen,“ meinte von M., „es stecke irgend ein Zauber dahinter, vielleicht der Geist eines Wilddiebes, der nicht eher zur Ruhe und zum Schuß kommen konnte, bis seine Zeit abgelaufen war.“

„Im Allgemeinen," ließ ſich ein älterer Offizier hören, „wurde gut geſchoſſen, das Meiſte ſtürzte im Feuer zuſammen, daß es eine Luſt war."

„Ja, ja, das Meiſte!" lachte von C., und ſah einen angehenden Diplomaten und Jäger bedeutſam an, der ſich eifrig mit einer Cigarre zu beſchäftigen ſchien.

„Es iſt ſchade," ſprach Herr von M. lachend, „daß der Gebrauch des Jagdmeſſers für Solche, „„ſo ſich auf der Jagd unrein verhielten"" in deinem Revier nicht mehr in Anwendung gebracht wird. Was meinen Sie, Baron C.?"

Der junge Diplomat, alſo angeredet, ſagte mit viel Selbſtbewußtſein: „ich meines Theils wäre unbedingt für Anwendung des Jagdmeſſers;" — eine Antwort, über welche die Andern laut lachten.

„Was iſt da zu lachen?" fuhr der junge Diplomat fort, „ich bin mir wahrhaftig keines Jagdvergehens bewußt."

„Teufel auch!" ſagte der ältere Offizier. „Sie haben ein paarmal in die Linie hineingeſchoſſen, daß die Schrotkörner nicht zehen Schritte von mir in einen Eichbaum hineinfuhren."

„Ja, ja!" lachten Alle, „und die unglückliche Gais haben Sie auch auf dem Gewiſſen."

„Ich bitte recht ſehr, meine Herrn, die Sache iſt ein großer Irrthum; wer die Gais geſchoſſen hat, dem, hoffe ich, wird das Gewiſſen bedeutend ſchlagen, meines iſt ruhig."

„Ruhig und weit," lachte der Cavallerieoffizier, „ein Diplomatengewiſſen."

„Geſtehen Sie nur," nahm Herr von M. das Wort, „daß Sie im zweiten Trieb auf zwei bis drei Rehe Ihr Gewehr abſchoſſen. Freilich gingen ſie hinter uns durch, doch eins, das Sie getroffen, fand man im nächſten Trieb, — es war — die bewußte unglückliche Rehgais."

„Ich habe allerdings auf Rehe geſchoſſen," ſagte gleichmüthig

der Diplomat, „aber das Stück, worauf ich hielt, war unfehlbar ein Bock. Ich sah deutlich beide Hörner.“ —

„Hörner!“ riefen Einige ganz entsetzt; „horrible!“ die Andern; „hat man je so was gehört?“

„Sah also das,“ fuhr der junge Diplomat gleichmüthig lachend fort, „was man in der gewöhnlichen Sprache Hörner nennt und was auf jeden Fall ein Bock sein mußte. Dem schoß ich eins hinauf und er —“

„Verwandelte sich in eine Gais!“ lachte Herr von C., worauf Alles einstimmte; selbst der Jagdherr lächelte.

„Ich wende mich an Sie,“ sagte der unerschütterliche Diplomat zum Grafen Alfons, „als die höchste Behörde hier. Sprechen Sie Recht in meiner Angelegenheit.“

„Lassen wir das ruhen; behandeln wir es wie ein geheimes Geschäft, das unter uns bleibt.“

„Nein, nein, durchaus nicht! Gerechtigkeit vor Allem!“

„Und Oeffentlichkeit und Mündlichkeit!“ sagte lachend der ältere Offizier.

„Schreckliche Grundsätze!“ bemerkte der Diplomat; „Oeffentlichkeit und Mündlichkeit! — Aber hier kann es mir schon recht sein, damit die Beweise meiner Unschuld desto glänzender zu Tage treten.“ Bei diesen Worten lehnte sich der junge Herr in seinen Lehnstuhl zurück, schloß die Augen und machte schmunzelnd ein spitzes Maul, als sei er überzeugt, etwas ungeheuer Angenehmes über seine Leistung als Jäger zu vernehmen. Diese Miene des Angeklagten war so mit Unschuld getränkt, daß eine einigermaßen befangene Jury zweifelhaft geworden wäre. Doch lag das Verbrechen zu klar am Tage, der galante Wirth aber mußte mehrere Mal aufgefordert werden, ehe er sich herbeiließ, seine Entscheidung abzugeben, und es erforderte mehrere: „nun, Alfons!“ sprechen Sie Recht! — Sei ein ächter Freigraf!“ ehe er sich entschloß, sein Stillschweigen zu brechen und also sprach:

„Meine Herrn! Da Sie mich zum Richter quasi in meiner eigenen Sache ernennen, so muß ich mich bemühen, glaubwürdige Zeugen aufzustellen, die ich im vorliegenden Falle vernommen und deren Ausspruch ich ohne ein Resumé meinerseits wieder gebe. Mein Förster Steinbach und sein Jagdgehülfe, der alte Joseph, geben an (diese Beiden hatten im bewußten Trieb den nächsten Stand bei unserm jungen Freunde), es seien Rehe angetrieben worden, fünf Stück: zwei Böcke, drei Gaisen, der erste schwache Bock voraus, der zweite, ein starker Bock, hintendrein."

Bei Erwähnung von Böcken schob der junge Diplomat selbstgefällig lächelnd seine Augen ein wenig in die Höhe und blinzelte im Kreise umher.

„Von diesen beiden Böcken nun habe der vordere kleine, der angeschossen gewesen, stark geschweißt, weßhalb ihn Joseph zusammenschoß. — Wohlgemerkt, meine Herren, das Rudel mit dem schweißenden Bock kam nicht *von* dem Stande unseres jungen Freundes, sondern kam erst *auf* denselben zu. — Den zweiten, sehr starken Bock aber, da ist nichts dagegen zu sagen, schoß — der Förster Steinbach, er stürzte im Feuer zusammen, und was blieb da übrig? Nichts, als" —

„Drei Gaisen!" jubelten Alle mit Ausnahme des Angeklagten. Dieser erwachte aus seinen süßen Träumen und sagte: „dagegen muß ich feierlich protestiren, es ist das eigentlich gar kein Beweis; der Förster und der Jagdgehülfe können ihre Böcke gefehlt haben; ich schoß dem einen nach."

„Aber verzeihen Sie, edler Mann, die benannten beiden Böcke wurden von den Treibern *vor* den benannten Ständen betroffen."

— „Drei Gaisen —" sagte feierlich Graf Alfons, „und ferner will der Förster, sowie der Jagdgehülfe einen feierlichen Eid darauf ablegen, daß unser theurer Freund und Gönner unbarmherzig in

besagte drei Gaisen hinein schoß; eine davon fiel als unglückliches Schlachtopfer."

Allgemeines Gelächter. — Der junge Diplomat lächelte ironisch.

„Also," sagte der ältere Offizier, „unterliegt es keinem Zweifel, daß sich der Angeklagte auf der Jagd unrein verhalten, und ihm gebührt das Jagdmesser. Was meinen Sie, Herr von M.?"

„Das Jagdmesser!" —

„Und Sie, Lieutenant C.?"

„Das Jagdmesser!" —

„Und du?"

„Das Jagdmesser!"

„Und Sie, der gestrenge Richter!"

„Nach des Gesetzes Kraft das Jagdmesser! — Und wenn ich Sie begnadige, so geschiehts:

Aus schuldiger Achtung gegen meinen Herrn und Kaiser."

„Nein, nein!" riefen fast alle Anwesenden lachend, „keine Begnadigung!"

„Nur den bußfertigen Sündern sei verziehen!" fügte Herr von M. hinzu, und der Jagdherr fuhr fort:

„Ich gebe Eurem Drängen nach, edle Vasallen, und erkenne dem Beklagten die ausgesprochene Strafe zu."

Allgemeine Bewegung.

„Da aber die Ausführung besagten Urtheils einer vergangenen Zeit angehörend, für unsere jetzigen Verhältnisse unpassend erscheinen möchte, Wir auch anbetrachtlich der großen Jugend des Verbrechers eine Milderung eintreten lassen möchten, so verordnen Wir hiemit: daß demselben die betreffende Stelle vom Jagdmesser aus „Döbel's Jägerpraktika" feierlich verlesen werde zur Warnung und Erinnerung für künftighin. So geschehe es!"

Alle erhoben sich lärmend und lachend. Graf Alfons holte das

bewußte Buch, man bildete einen Kreis, und der Jagdherr las wie folgt:

„Der Verurtheilte mußte, nachdem er sein Seitengewehr abgegeben, sich quer über den stärksten der gefällten Hirsche legen, wobei an manchen Höfen die Cavaliers und Jäger ihre Waidmesser ein wenig aus der Scheide zuckten, und der, welcher dies vergaß, der gleichen Strafe verfiel. Dem Liegenden wurden die Rockschöße zurückgeschoben und der Oberjägermeister trat hinzu, oder der erste Hofjäger, wenn der Verurtheilte kein Edelmann war. Sobald der Verwalter des Strafamtes das Messer zuckte, bliesen die Jäger auf ihren Hüfthörnern. Bei dem ersten „Pfund" sprach der Schlagende mit „wohllautender Stimme:" Jo ho! das ist für meinen gnädigsten Fürsten und Herrn; bei dem andern: Jo ho! das ist für Ritter, Reiter und Knecht; beim dritten: Jo ho! das ist das edle Jägerrecht! worauf die Jägerei das Waldgeschrei erhob und der Gestrafte mit einem Kratzfuß sich zu bedanken hatte."

Der junge Diplomat, der den Scherz verstand, hörte nicht nur andächtig dieser Vorlesung zu, sondern erhob sich auch am Schlusse, gute Miene zum bösen Spiel machend, und bedankte sich mit einem Kratzfuß für die gnädige Strafe.

Vierzigstes Kapitel.

Meister Amadäus.

Dieser Vorfall hatte die Gesellschaft ungemein heiter gestimmt, und man beschloß, die aufgestellten Spieltische nicht zu benützen, sich vielmehr für den Abend einer allgemeinen Conversation hinzu-

geben. Cigarren und Pfeifen dampften mit erneuerter Kraft und Jeder machte es ſich auf einem der vielfachen Sitzgelegenheiten ſo bequem wie möglich.

„Alſo heute war der letzte Jagdtag," ſagte Herr von M., „wenigſtens für uns hier auf deinem gaſtfreundlichen Schloß und für dich in Deutſchland."

„Ich könnte faſt ſagen: leider!" entgegnete Graf Alfons, „und wenn ich meinem Freunde Alfred nicht das beſtimmte Verſprechen gegeben hätte, den Winter mit ihm in Italien zuzubringen, ſo blieb' ich wahrhaftig lieber hier."

„Pah!" machte der ältere Offizier, „eine Reiſe nach Italien iſt was Schönes, und wenn man ſie auch nur zu Fuß macht, ein zweiter Spaziergänger nach Syrakus, — wenn auch die Jagd was Schönes iſt, ſo gäb' ich ſie wahrhaftig gern für eine ſolche Tour hin."

„Er hat ganz Recht!" ſagte Herr von M., „was wollteſt du auch den ganzen Winter in der Reſidenz machen? zum Gott weiß wie vielſten Male dieſelbe langweilige Vergnügungskarte abſpeiſen? Sechs Bälle bei Hof, vier ebenſolche Concerte, das war von jeher nicht ſehr amüſant; aber wie das Alles jetzt traurig und verdrießlich geworden iſt! Den Herren machen begreiflicher Weiſe dergleichen Geſchichten nicht mehr das mindeſte Vergnügen, und uns Andern eben ſo wenig. Sind wir nicht mit allen Tänzern und Tänzerinnen aufgewachſen? Kennen wir uns nicht zur Uebergenüge? und was die neuen Elemente anbelangt, die in die Geſellſchaft gefloſſen, ſo waren ſie zu unbedeutend, um das ſtagnirende Waſſer friſch und lebendig zu erhalten."

„Ja, ja!" lachte Graf Alfons, „wir ſind recht alte Sumpfpflanzen geworden, aber wir waren doch einmal friſch bewegt, aber das kann man wahrhaftig von der jüngeren Generation nicht ſagen."

Herr von C. räuſperte ſich.

„Natürlich mit Ausnahmen, lieber C.! aber einige Schwalben

machen keinen Sommer. Auch wollen wir gerecht ſein und zugeben, daß die alte feſtgewurzelte Geſellſchaft die Hauptſchuld daran hat; damals waren wir alle noch muntere junge Leute, ebenſo die Damen, wir hatten das Uebergewicht, riſſen die Alten mit uns fort — aber jetzt haben die oder vielmehr wir uns in der Fluth feſtgewurzelt und verengen in ſtarrer Grandezza der jüngeren Generation das Fahrwaſſer, denn wenn die noch ſo fröhlich den Fluß hinabſchwimmt, ſo prallt ſie ſo häufig an die alten Stämme an, verletzt hier und verletzt da und ſich ſelbſt am allermeiſten, ſo daß ſie bald erlahmen und ſich anſtändig ſteif im engen Kreiſe drehen muß."

„Ja, ja!" ſeufzte der Lieutenant, „'s iſt eine wahre und betrübte Geſchichte."

„Dieſe Amüſements," fuhr der Graf fort, „obgleich ſie ſchon lange gekränkelt, erſtarben damals faſt mit Einem Schlage gänzlich; es war bei dem unglücklichen, ſchrecklichen Tode Ihrer Tante, der Frau von C. Sie werden ſich deſſen kaum mehr erinnern, denn Sie waren damals noch zu jung, um die Geſellſchaft zu beſuchen. Damals verließ auch eine Hauptfeder aller Unterhaltung, unſer lieber Freund, Baron Karl, Reſidenz und Land, und iſt bis jetzt immer nur für Augenblicke zu uns zurückgekehrt."

„Er iſt im Augenblicke in Italien," ſagte Herr von M.

„Am Comerſee," warf der junge Diplomat dazwiſchen, „geht aber, wie man mir ſchreibt, den Winter nach Rom und Neapel."

„Ich werde ihn alſo da ſehen," bemerkte der Graf, „und freue mich recht darauf."

„Die Klagen, die Sie eben ausſtoßen, liebſter Graf," nahm der Diplomat das Wort, „vernimmt man in allen Schichten der Geſellſchaft, und wenn ſie gerecht ſind, ſo iſt es für uns Nachgeborene ſehr entmuthigend und unangenehm. Aber," ſetzte er ironiſch lächelnd hinzu, „die Herren von damals übertreiben Alle, denn Sie werden mir zugeſtehen, daß in der vergnüglichen, angenehmen Zeit, von der Sie ſprechen, die damaligen alten Herrn von ihrer längſt vergangenen

Zeit mit demſelben Enthuſiasmus ſprachen, wie Sie jetzt. Zum Beiſpiel meine alte Excellenz, die ſchon ein rüſtiger Tänzer war, ehe die Aelteren unter uns noch geboren waren, rümpft die Naſe, wenn er von den Bällen ꝛc. der letzten zwanzig Jahre ſpricht, und denkt ſeufzend ſeiner Geſellſchaft und ſagt: es gebe keine Jugend mehr und habe ſchon ſeit dreißig Jahren keine Jugend mehr gegeben. Nehmen wir einen ähnlichen Fall: das Theater. Da lobt Jeder die Zeit, in der er ſelbſt, ein lebensfriſcher, luſtiger junger Mann, daſſelbe zu beſuchen anfing."

„Gerade das Theater!" entgegnete der ältere Offizier, „ſpricht für unſere Behauptung. Du lieber Gott! was war das früher und was iſt es jetzt!"

„Ja, das iſt wahr!" ſagte der Graf, ſowie Herr von M.

„Aber das gerade bleibt noch zu beweiſen," fuhr der Diplomat fort; „nehmen Sie die Namen von damals und unſere jetzigen Talente. Wo hörten Sie je in der Reſidenz eine Sängerin, wie unſere jetzige Prima-Donna, die Graßmann-Degenhölzer-Koppelfeld?"

„Einen ſolchen Namen freilich nicht!" lachte der ältere Offizier, „aber einen anderen Geſang, das ſchwöre ich Ihnen zu."

„Eine Künſtlerin," ſagte der junge Diplomat, ohne die Einwendung zu beachten, „von der die ganze Welt ſpricht, von der Alles entzückt iſt."

„Was Alles nichts bedeuten will," entgegnete Herr von M.; „wir waren damals ebenſo entzückt, wie Sie jetzt und wohl mit beſſerem Recht."

„Und dann das Ballet!" fuhr der junge unbeſiegbare Attaché fort, „auf eine Stufe der Vollkommenheit gebracht, glänzend ausgeſtattet, wie noch nie."

„Das iſt geradezu zum Lachen," ſagte der ältere Offizier. „Lieber Freund, hätten Sie vor zehn, acht Jahren Ballete bei [illegible] geſehen! Nicht wahr, Graf Alfons? Dazumal, he!"

Der Graf lächelte geheimnißvoll und erwiderte, den Kopf wiegend: „ich darf darüber kein Urtheil abgeben. ich war damals zu sehr Parthei; aber es war 'ne schöne Zeit.“

„Hätten Sie in der Residenz,“ nahm Herr von M. bitzig das Wort, „hätten Sie auf dem jetzigen Theater nicht das, was sich noch aus unserer Zeit herschreibt, den alten, würdigen Benetti mit seiner gediegenen Schule und Mademoiselle Pauline, die, obgleich schon an die Dreißig, immer noch sehr brav, so wollte ich sehen, wie es heute mit dem Ballet aussähe! Aber weißt du noch, Alfons, damals war Benetti in seiner Kraft, dann die schöne Elise, Pauline in ihrer Blüthe, Dubelli nicht zu vergessen, und das junge, aber wie einexercirte Balletcorps, ja, Freund, das war schon was Anderes als jetzt!“

„Es mag sein,“ sagte der Diplomat, „daß die Genannten fehlen, aber unter unserem Nachwuchs sind himmlische Mädchen.“

„Die aber nichts lernen,“ bemerkte Herr von M., „als in die Offiziersplätze hinunter und in die Logen hinauf zu schielen. Keine Kunst mehr, kein Takt, keine Grazie, kein Applomb. Ich mag kein Ballet mehr ansehen.“

„Und ich auch nicht,“ sagte der ältere Offizier.

„Aber wir!“ versetzte lächelnd der Diplomat. „Uns trüben den heutigen Genuß keine Erinnerungen von damals. Darin liegt, glaube ich, der ganze Unterschied, und so auch vielleicht bei den jetzigen Bällen und überhaupt bei allen den jetzigen Vergnügungen.“

Da Niemand den Streit von vorhin wieder aufnehmen zu wollen schien, so stieß der Diplomat mit einem ungemein wichtigen Gesichte die Asche von seiner Cigarre und sah sich triumphirend im Kreise um.

Graf Alfons war in tiefes Nachdenken versunken, Herr von M. [illegible] enbar den Siegesjubel des jungen Diplomaten überhört und der [illegible] Offizier war zum Nebentische gegangen, um sich eine Meerschaumpfeife zu holen.

„Erinnerſt du dich noch,“ ſprach nach einer längeren Pauſe der Graf zu dem Herrn von M., „denkſt du noch an das kleine Mädchen, das niedliche graziöſe Geſchöpf, welche — es mögen jetzt ſechs Jahre ſein, ſie mochte damals fünfzehn Jahre haben, — bei ihrem erſten Debüt ſo ungeheures Aufſehen machte, — die kleine Marie, der Liebling des alten Benetti und des Publikums?“

„Ob ich mich erinnere!“ entgegnete der Angeredete, „ſie ging bald darauf nach Paris und dann nach Italien. Dubelli begleitete ſie ja; ich habe noch bis vor wenigen Jahren von ihr gehört, ſie machte in Mailand, Rom, Neapel, kurz, wo ſie auftrat, ein unerhörtes Glück, dann ward es auf einmal ſtill von ihr.“

„Sie ſprechen von der Signora Marina?“ ſagte der junge Diplomat; „ſie nahm den Zunamen von ihrem Vornamen, da ſie, glaube ich, leider in dem Fall war, den Namen ihres Vaters nicht zu kennen.“

„Dieſelbe!“ erwiderte Graf Alfons; „haben Sie von ihr gehört?“

„Noch mehr!“ ſagte wichtig der Attaché; „ich habe ſie ſogar vor zwei Jahren in Neapel geſehen und muß geſtehen, in San Carlo nie etwas Aehnliches erlebt zu haben. Sie tanzte die Giſele — ah! das war immenſe! Dieſe Grazie, dieſe Fertigkeit! — und ihre himmliſche Schönheit! Als Landsmann ſuchte ich mich ihr natürlich zu nähern, ihre Päſſe befanden ſich in unſerm Hotel und ich nahm Gelegenheit, ſie ihr ſelbſt zu überbringen.“

„Das intereſſirt mich außerordentlich,“ meinte der Graf und lehnte ſich horchend in ſeinen Fauteuil. „Sie waren alſo bei ihr.“

„Natürlich empfing ſie mich,“ fuhr wichtig der junge Diplomat fort, „doch nur in meinem geſandtſchaftlichen Charakter, denn ſie lebte ſehr eingezogen, ſehr anſtändig.“

„Keine Liebſchaft? Wußte man nichts der Art von ihr?“ fragte der Graf.

„Hören Sie nur," antwortete der Attaché, „ſie wohnte auf der Chiaja, elegant, reich, hatte Equipage, und Dubelli, der damals mit ihr tanzte, ſtellte ihren Haushofmeiſter und ihre Ehrendame vor. Daß ſie außerordentlich bezahlt war, können Sie ſich denken, denn in San Carlo koſteten bei ihren erſten ſechs Auftreten die Plätze das Vierfache des gewöhnlichen Preiſes und Alles war überfüllt. — Von Liaiſons, die ſie hatte, erfuhr man nur — und Sie können ſich denken, daß ich mir Mühe gab, etwas zu erfahren, — daß ein junger Franzoſe, ein Graf tel et tel, ſie nicht nur außerordentlich häufig beſuchte, ſondern auch mit ihr ausfuhr, mit ihr ritt, kurz der augenſcheinlich Begünſtigte war. Seinen Namen habe ich vergeſſen, doch kam er, als ich der Künſtlerin meinen Beſuch machte, legte unaufgefordert Hut und Stock ab, holte ſich einen Fauteuil an's Kamin und wurde mir ohne die mindeſte Verlegenheit, ohne etwas Außergewöhnliches als le Comte ſo und ſo vorgeſtellt."

„Und hatte ſie etwas vom Leben gelernt?" fragte Herr von M., „wußte ſie ſich zu benehmen?"

„Ich verſichere Sie," antwortete würdevoll der junge Diplomat, „ſie war ganz die Dame von gutem Ton, von Welt: elegant, freundlich, redſelig. Ich verplauderte mit ihr eine angenehme halbe Stunde und als ich aufſtand und mich empfahl, becomplimentirte mich il Comte zur Thüre hinaus, ganz der Herr vom Hauſe. Draußen Alles ſehr anſtändig, Bediente in Livrée, ruhig und einfach, das Ganze gab mir Stoff zum Nachdenken; ich forſchte hie und da; man wußte nur Gutes, und wenn ich von jenem jungen Manne ſprach, ſo hieß es, wie wenn ſich das von ſelbſt verſtehe: ah! il Comte! Er war auch mit ihr von Florenz gekommen. Ich machte mich ſpäter noch an eine Dame, in deren Haus ſie öfters kam, und brachte das Geſpräch auf den franzöſiſchen Grafen — wenn mir nur der verfluchte Namen einfallen wollte! ein gutes Haus, ſehr reich, haben bedeutende Güter in der Normandie — alſo die Dame, die ich um jenes Verhältniß befragte, ſagte mir von einer heimlichen Ehe und

ſetzte hinzu: il Comte läugnet das auch nicht, aber er gibt es auch gerade nicht zu."

„Dieſe Auskunft iſt mir ſehr lieb," nahm der Graf nach einer Pauſe das Wort, „denn ich war überzeugt, daß das Mädchen eine glänzende Zukunft habe. Man hat nie erfahren, wer ihr Vater war, aber in ihren Adern fließt ein gutes Blut, deß' bin ich gewiß. Nie ſah ich kleinere Füße, nie eine ariſtokratiſchere Hand. Der alte Benetti lehrte ſie neben dem Tanzen franzöſiſch und italieniſch, und nach ein paar Jahren ſprach ſie Beides mit einer Fertigkeit und dazu mit einem Accent, der ganz erſtaunlich war. — Und hörten ſie ſpäter noch von ihr?"

„Leider nicht viel," entgegnete der Diplomat, „ſie ging nach Genua, man war geſpannt auf ihr dortiges Auftreten. Doch hieß es plötzlich, ſie habe bei der Meerfahrt ein Unglück gehabt, ſich einen Fuß verletzt oder ſo etwas. Es war das jene Fahrt, von der Sie gewiß gehört haben; ich glaube, das Dampfboot Ferdinando Primo, auf dem in der Nacht während der Fahrt von Livorno nach Genua plötzlich Feuer ausbrach. Man ſteuerte nach der Küſte zu und der Capitän, welcher das große Boot herabließ, ſchlug vor, vor allen Dingen die Damen zu retten. Es war obendrein eine ziemlich hohe See und die unglücklichen Weiber in den troſtloſeſten Coſtümen ließen ſich auch von Bord bringen, bis auf die Marina, welche ihren Grafen mit dem Arm umſchlang und beſtimmt erklärte, ſie verlaſſe ihren Gemahl nicht. Die andern Männer mögen darüber ſaure Geſichter gemacht haben, enfin! die Damen im Boot wurden über dies Wort ſtutzig, und eine nach der andern kam, ſo ſchnell ſie konnte, an Bord und zu ihrer Pflicht zurück. Das Feuer wurde glücklich gelöſcht durch naſſe Matratzen, mit welchen man es erſtickte. — Seit jenem Vorfall aber erfuhr ich nichts mehr von ihr. Ich ging auch bald darauf nach Petersburg und hatte ſeit der Zeit wenig Verbindung mit Italien."

„Ich werde mich auf alle Fälle nach ihr umſehen," ſagte der

Graf, „und es sollte mich außerordentlich freuen, ihre Spur zu finden. Das Mädchen hat, wie ihr Alle wißt, seit ihrer Geburt die merkwürdigsten Schicksale gehabt. Die Ersten, die sich ihrer annahmen, war eine arme Waschfrau und eine achtzigjährige Büglerin, eine höchst merkwürdige Person. Sie arbeitete angestrengt bis wenige Tage vor ihrem Tode; als man darauf ihre Habseligkeiten investirte, fand sich bei den alten Möbeln an baarem Gelde, Schuldverschreibungen und dergleichen die Summe von viertausend Gulden, welche einem Testament zur Folge zur Hälfte den Kindern jener Waschfrau und der kleinen Marie vermacht waren. Ich habe diese Details von Dubelli, der mich damals öfter besuchte. Diese alte Büglerin besaß auch, so hieß es, wichtige Papiere, welche über die Herkunft der kleinen Tänzerin einigen Aufschluß geben sollten, doch traf man trotz dem sorgfältigsten Suchen nicht eine Spur davon, sie mußten verloren gegangen sein."

„Ich erinnere mich ganz genau," sprach Herr von M., „du setztest damals eine Belohnung von hundert Gulden aus, wer die Papiere herbeischaffe, und es meldete sich, glaube ich, Niemand."

„O ja," erwiderte lachend der Graf, „es meldete sich kurze Zeit nach meiner Aufforderung eine einigermaßen übel berüchtigte Person, eine sichere Madame Müller, welche mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraute, jene Papiere müßten sich in der Hinterlassenschaft eines damals sehr bekannt gewordenen Stadtsoldaten und Kirchenmeßners, Namens Steinmann, befinden, oder in den Händen eines Spießgesellen desselben. Der Meßner aber hatte sich an seinem eigenen Glockenseil aufgehängt, und von dem Spießgesellen, einem entsetzlichen Subjekte, unter dem Namen der „Gevatter" bekannt, erfuhr man nie mehr etwas, selbst nicht die Gerichte, trotz der sorgfältigsten Steckbriefe."

„Und diese Madame Müller?" forschte der ältere Offizier.

„Nun, diese Madame Müller," lachte der Graf, „war eben die Madame Müller und wußte nichts weiter. — Das war damals eine

Zeit der seltsamsten Räthsel und Verwicklungen. Man könnte einen Roman darüber schreiben. Ihr werdet euch Alle des eigenthümlichen Falles erinnern, der sich damals hier in der Nähe mit dem Jäger des Baron Karl begab, der aus dem See gezogen wurde, in den er, angeblich um ein armes Mädchen zu retten, hineingefallen war."

„Diese Geschichte spielt am wilden See, wie ich glaube," sagte Herr von M.

„Wo wir heute gejagt?" fragte der Diplomat.

„Ja wohl!" lachte der ältere Offizier, „wo Sie die unglückliche Gais geschossen."

„Es war am wilden See," fuhr Graf Alfons fort, „und die Sache blieb deßhalb räthselhaft, weil das Mädchen schon längere Zeit Metthausen verlassen hatte, und der Jäger ihr einen Tag nachher erst folgte, bei welcher Gelegenheit er in's Wasser fiel oder sprang. Dieser Mann, ein außerordentlich treuer Diener, litt seit langem an einer Gemüthsverstimmung, weßhalb die Annahme, er habe seinem Leben freiwillig ein Ende machen wollen, wohl die richtige ist. Im andern Fall hätte ja das Mädchen sich vierundzwanzig Stunden lang an den Ufern des wilden See's bedacht, ehe sie hineingesprungen wäre, im Falle er nämlich nachsprang, in der Absicht, sie zu retten."

„Also ist es wahr, was man damals sagte, daß ein Mädchen wirklich in den See gesprungen?"

„Man glaubte es annehmen zu können," antwortete der Graf, „es lag oder liegt immer noch etwas Geheimnißvolles um diese Geschichte. Den Beschreibungen nach, die mir der Schultheiß von Metthausen gemacht, sollte ich das Mädchen gekannt haben."

„Oh! — eine unglückliche Liebe!"

„Gewiß nicht, was mich anbelangt!" lachte der Graf, „ich gab mir alle Mühe, den Schleier zu lüften, der über dem Vorfall ruhte, aber vergebens, und was meinen eifrigsten Nachforschungen nicht gelang, das hätte ich damals mit leichter Mühe erreicht, wenn ich

jene Nachforſchungen gleich begonnen und zufällig hier im Schloſſe anweſend geweſen wäre. Doch fiel in jene Zeit die Hochzeit des Baron Karl, das Begräbniß der armen Adelaide — Ihrer Tante, Herr von C. — ich reiste alsdann nach Lüttich zu einem guten Freunde, und erſt als ich zurückkam, begann mich dieſe Geſchichte ſehr zu intereſſiren, und was ich erfuhr, blieb immer räthſelhaft genug. Hier auf dem Schloſſe nämlich — doch wird Meiſter Amadäus gleich mit dem Thee kommen, und wenn der alte Herr bei guter Laune iſt und ihr ihn ernſtlich erſucht, ſo erzählt er euch vielleicht ſelbſt, was zuſammenhangend mit jener Geſchichte ſich hier im Schloſſe begab. — Doch muß ich euch um eins bitten: lacht um Gotteswillen nicht oder macht kein ungläubiges Geſicht, wenn euch Amadäus vielleicht eine etwas befremdende Einleitung giebt. Es iſt ein Geiſterſeher, aber von der originellſten und luſtigſten Art, und ſeine Viſionen haben weder für ihn ſelbſt, noch für den, dem er ſie erzählt, etwas Grauenhaftes."

Der ältere Offizier, der Herr von M., ſowie einige andere der älteren Gäſte nickten mit dem Kopfe, den jüngeren entfuhr ein Ausruf des Erſtaunens, und über die Züge des Diplomaten flog ein leichtes ſpöttiſches Lächeln.

„Der alte Mann," fuhr der Graf fort, „war in den Kriegsjahren beſtändig bei meinem Vater, machte in deſſen Regiment alle die damaligen Schlachten mit, ging mit der Armee nach Rußland, erhielt an der Bereſina einen tüchtigen Säbelhieb und ſchleppte ſich trotzdem, ſehr langſam freilich, aber glücklich nach Deutſchland zurück. Ich erinnere mich noch recht gut, wie er eines Abends ſpät hier auf dem Schloſſe ankam, mit zerriſſenen Schuhen, in einem Weiberrock, den Oberkörper in einen alten ſeidenen Damenmantel gewickelt, deren Kapuze er über den Kopf gezogen hatte, und dieſer Kopf ſelbſt — er war ſchrecklich anzuſehen. Die zuſammengetrocknete Haut lag auf den Knochen, die eingeſunkenen Augen braunten in fieberhafter Gluth und ſein Bart hing faſt bis zum Gürtel herab.

Ich, der Aelteste selbst konnte diesen Anblick nicht vergessen und für die jüngeren Kinder war er ein wahrer Popanz geworden, denn man brauchte nur zu sagen: Amadäus kommt mit seinem Bart, so waren sie mäuschenstill. Von da an blieb er nach seinem Wunsche hier auf dem Schlosse, das damals noch mit dichtem Wald umgeben war, oft Jahrelang mit ein paar Jagdgehülfen allein, was wohl im Verein mit seinem vergangenen Soldatenleben sowie mit dem Säbelhieb daran Schuld ist, daß er sich seine Einsamkeit mit den seltsamsten Gestalten und Bildern bevölkert. Er sieht nämlich, wie gesagt, Geister, das heißt Personen, die, wie er behauptet, vor langer Zeit gelebt. Doch kommen und gehen dieselben nicht, wie man sich gewöhnlich Gespenster vorstellt, mit unheimlichen verzerrten Gesichtern, in langen schleppenden Gewändern, sondern gesund und frisch, lustig oder traurig, wie sie im Leben gewesen, treiben ihr Geschäft, sprechen zusammen, kurz, es ist ihm, als sei er auf einmal in eine vergangene Zeit versetzt und wandle er selbst als Gespenst darin herum."

„Seltsam! merkwürdig!" sagten einige der Gäste.

„Und er sieht diese Geister beständig?" forschte der Diplomat, noch immer ungläubig lächelnd.

„Wenn er will, ja. Es liegt nämlich für ihn zwischen jenen Gestalten und seinem inneren Auge ein leichter Nebel, den er aber mit seinem Blicke durchbrechen kann, wenn er will. Andere Personen, die er im Leben genau gekannt, behauptet er dagegen, an verschiedenen Stellen beständig zu sehen."

„Da sollte man ja den Meister Amadäus," lachte der junge Diplomat, „bei irgend einer Kunstschule oder beim Theater anstellen, da er dann den jungen Malern oder Schauspielern die richtigsten Costüme angeben könnte."

„Dies könnte er auch," sagte ernsthaft der Graf, „ich erinnere mich einer merkwürdigen Geschichte mit ihm. — Ihr wißt Alle, daß

hier in der Gegend zur Zeit des Bauernkrieges der „arme Konrad“ arg gehaust, namentlich auch auf dieſem Schloſſe. Da war vor ein paar Jahren ein Maler hier, der nahm das alte Gebäude drüben und die Gegend auf, um aus jener Zeit eine Scene zu malen. Da er ein artiger gebildeter Menſch war, ſo lud ich ihn ein, ſein Bild hier zu vollenden, was er auch gerne that. Er hatte eine Menge Mappen bei ſich, darunter viele Coſtümzeichnungen aus alten Werken und nach Angaben ſeiner Freunde, die er zu dem Bilde zu benutzen pflegte. So komme ich eines Tages in ſein Zimmer hinüber und höre durch die angelehnte Thüre, daß er mit dem alten Jagdgehülfen Joſeph, der, nebenbei geſagt, wie auch die ganze übrige Dienerſchaft, den Haushofmeiſter wie eine Art Propheten verehrt, laut ſpricht und lacht. Joſeph hatte einen Staubbeſen in der Hand, ſchaute in die Skizzen und ſagte mit dem Kopfe ſchüttelnd: ſo haben die Leute damals nicht ausgeſchaut! — Woher wißt Ihr das? fragte der Maler. Da ſah ihn Joſeph groß an und ſagte: fragen Sie den Meiſter Amadäus, der kann es Ihnen beſſer ſagen, als Ihre Bilder und Bücher. Joſeph fährt ab, wie ich eintrete, und der junge Maler fragt mich lachend, wie er jene Rede zu deuten habe. Ich erzählte ihm von den Eigenheiten des alten Hausmeiſters, und da ich ſelber auf eine ähnliche Probe geſpannt war, ſo erſuchte ich ihn, ſich, aber in allem Ernſte, an Amadeus zu wenden. Das that er auch und die Beiden wirthſchafteten eine Zeit lang ſehr vertraut zuſammen. Anfangs entſetzte ſich der Maler über das, was ihm der Alte ſagte, und der junge Menſch ſchwur hoch und theuer, ſo und nicht anders können Kleidung, Bewaffnung, ja Sitten und Gebräuche in der damaligen Zeit geweſen ſein. Das Bild wurde vortrefflich, machte Furore in allen Kunſtausſtellungen; ich habe es ſpäter gekauft, es hängt in der Stadt in meinem blauen Salon.“

„Das iſt eine ganz unglaubliche Geſchichte,“ ſprach lachend der Diplomat. „Reſpekt vor der Phantaſie und der Erzählungsgabe

des alten Herrn, aber ich glaube, er gefällt ſich darin, ſich auf ſolche Art eigenthümlich, ja wichtig zu machen."

Der Herr von M. zuckte mit den Achſeln. Ihn verdroß das Lachen des Attachés's und er ſagte: „Wenn Sie glauben, daß ſich Amadäus ein Vergnügen oder eine Ehre daraus macht, Ihnen, mein Lieber, von ſeinen Viſionen zu erzählen, ſo irren Sie gewaltig."

„Das iſt wohl möglich," entgegnete der Diplomat etwas hochmüthig, „weil er wohl wiſſen wird, wo er ſeine Mährchen an den Mann bringen kann."

Herr von M. ſchien den Ausfall überhören zu wollen und fuhr fort: „der Alte iſt durchaus nicht zum Spaſſen aufgelegt. Wenn er freilich nur ſo vor Einen hinträte und von ſeinen Viſionen ſpräche, ſo könnte man am Ende Ihrer Meinung ſein. Aber betrachten Sie ihn in ſeinen ruhigen Geſchäften, mit welcher Ehrerbietung er ſich plötzlich auf eine Seite hinwendet, wo wir nichts Außergewöhnliches ſehen, oder wie er auf einmal auf eine Thüre zugeht, und die Flügel derſelben, ſich tief verneigend, öffnet, ſo könnte man glauben —"

„Daß es in ſeinem Kopfe nicht richtig iſt," ſagte der Diplomat.

„Das könnte man," fuhr Herr von M. fort, wenn er ſich nicht in allen ſeinen Verrichtungen als den treuſten, umſichtigſten und verſtändigſten Diener zeigte."

„Aber Sie wollen mir doch nicht alles Ernſtes einzureden verſuchen, daß der Alte das wirklich ſieht, was er zu ſehen vorgibt?"

Herr von M. zuckte die Achſel: „Ich will überhaupt Niemand etwas einreden," ſagte er, „aber daß Meiſter Amadäus einer der ſonderbarſten, ja intereſſanteſten Menſchen iſt, das haben tiefe Denker und große Phyſiologen einſtimmig anerkannt."

„Die Sache kann recht unterhaltend ſein," ſprach ſehr würdevoll der Diplomat, „aber auf mich macht keinerlei Geiſterſeherei irgend einen Effekt."

Herr von M. wollte etwas antworten, doch winkte ihm Graf Alfons mit den Augen und ſagte ruhig: „Und doch wette ich, mein lieber Baron, daß das Benehmen des alten Mannes auch auf Sie ſeinen Eindruck nicht verfehlen wird. Betrachten Sie ſich den alten Lehnſtuhl, auf welchem Sie ſitzen: das Schnitzwerk daran und das durchfreſſene Holz zeugen von ſeinem hohen Alter. — Ich ſetze mich nie auf den Stuhl — Sie ſehen mich fragend an? — weil Amadäus mir augenblicklich einen andern an den Tiſch rückt; er wird's Ihnen auch ſo machen."

„Und weßhalb?" fragte lächelnd der Diplomat, betrachtete aber den alten Lehnſtuhl etwas genauer.

„Das will ich Ihnen ſpäter ſagen," fuhr der Graf fort. „Es iſt jetzt eilf Uhr und Amadäus wird gleich erſcheinen, um uns den Thee zu ſerviren. Geben Sie genau auf ihn Achtung, lieber Baron, aber ihr Andere thut mir den Gefallen und plaudert unbefangen miteinander."

Einundvierzigſtes Kapitel.

Magdalene.

Draußen auf dem alten Thurme ſchlug es eilf Uhr, und mit dem Schlag öffneten ſich langſam die Flügelthüren des Zimmers und Amadäus trat herein, ernſt und feierlich, wie immer. Sein vertrocknetes Geſicht mit den tiefen Falten zeigte zuerſt keinerlei Bewegung, dann aber wandte er die ſcharfen, durchdringenden Augen auf den jungen Diplomaten, machte ihm eine tiefe Verbeugung und ſchritt vor den beiden Dienern her, die hinter ihm das Theeſervice, Brod, kaltes Fleiſch, Rum und dergleichen trugen, einem

großen Tische zu, wo er Alles der Ordnung nach aufstellte und dann dem Grafen meldete, daß der Thee servirt sei. Sodann rückte er einen bequemen Fauteuil an den Tisch, trat vor den jungen Diplomaten und sagte ernst und feierlich: „Wollen der Herr Baron vielleicht die Gnade haben, dort in dem Fauteuil Platz zu nehmen?" und als ihn der Sitzenbleibende fragend ansah, fuhr er fort: „die Zugluft könnte Ihnen schaden, ich möchte auch die Jalousieen schließen lassen."

Wie der junge Diplomat so seltsam lächelnd in das Gesicht des Haushofmeisters sah, glätteten sich seine Züge plötzlich zum Ernste, und er versicherte später, der Blick des alten Mannes habe ihn sonderbar ergriffen, weßhalb er auch aufstand, um sich an dem Seitentisch, wie er sagte, eine andere Cigarre zu holen.

Amadäus machte eine zweite Verbeugung, goß den Thee in die Tassen, und ließ ihn herumreichen. Plötzlich sagte der Graf, der bemerkte, wie der junge Diplomat im Geiste des Widerspruchs sich abermals dem Lehnstuhle näherte, und der ferner sah, wie die Augen des alten Dieners besorgt dieser Bewegung folgten: „nicht wahr, Amadäus, du hast es nicht gern, wenn sich Jemand dort hinsetzt?"

„Herr Graf!" sprach der alte Mann und sah ihn bittend an.

„Antworte mir, guter Amadäus, du brauchst dich durchaus nicht zu geniren, wir sind ja unter lauter guten Freunden. Gestehe mir, daß du es nicht gern siehst, wenn jener Stuhl besetzt ist."

Mittlerweile hatte der junge Diplomat kühn wieder seinen Platz eingenommen.

„Nun, Amadäus!"

„Es ist ja nicht meinetwegen!" sagte der alte Mann im ernstesten und zugleich bittendsten Tone, „aber es ist der Stuhl des hochseligen Herrn Großvaters."

„Und wo ist mein guter Großvater? du siehst ihn, nicht wahr?" fragte freundlich der Graf. „Frisch mit der Sprache heraus, Amadäus!"

Der alte Mann blickte mit ſtarrem Blick nach der Fenſterecke und dem Stuhle, und ſeine Augen ſchienen ſich durch den Vorhang bohren zu wollen, der am Fenſter herabhing. „Der hochſelige Herr," bemerkte er in ruhigem, aber beſtimmten Tone, „ſteht dort hinter der Stuhllehne und ſtützt ſeinen rechten Arm auf dieſelbe. Er ſieht mich fragend an und deutet mit der linken Hand auf den jungen Herrn, der ſeinen Platz einnimmt. Er möchte ſich ſelber gern ſetzen, der alte hochſelige Herr."

Das Lächeln war bei dieſen Worten von den Wangen des jungen Diplomaten verſchwunden. Ja er war etwas Weniges blaß geworden, und er blickte, wie er glaubte, muthig hinter ſich an den Vorhang. Doch war in Wahrheit ſein Geſichtsausdruck etwas verzagt geworden. Auch ſuchte er nach einer Pauſe mit einer ſcherzhaften Wendung von dem unheimlichen Platze wegzukommen, indem er mühſam lächelnd ſagte: „fern ſei es von mir, einem Würdigeren den Platz zu verſperren."

Damit trat er an den Tiſch und bat um eine Taſſe Thee.

Keiner der Anweſenden lächelte, wie es wohl das Benehmen des jungen Herrn verdient hätte, vielmehr waren Alle ergriffen von der Viſion des Meiſters Amadäus.

Die beiden Lakaien entfernten ſich, und der Thee wurde ſchweigend getrunken.

„Du erwähnteſt," wandte ſich nach einer Pauſe Herr von M. an den Grafen, „der damals räthſelhaften Geſchichte am wilden See und eines Vorfalls auf dem Schloſſe hier, der mit derſelben in Berührung ſtehen ſolle. Sei ſo gut und gib uns etwas Näheres darüber zum Beſten."

„Mit Vergnügen," ſagte der gefällige Wirth, „was mir ſelber darüber mitgetheilt wurde, ſollt ihr alles erfahren. Doch halt! da fällt mir eben ein; wie wär' es denn, Amadäus" — damit wandte er ſich an den alten Diener — „wenn du uns dieſe Geſchichte erzähleſt? Du warſt ja dabei, dich hat die Schöne beſonders intereſ-

ſirt, alter Herr, und du kannſt uns ſicher das Wahrſte und Genaueſte darüber mittheilen."

Aller Augen wandten ſich nach dem Angeredeten, und über die Züge deſſelben glitt ein melancholiſches Lächeln. „Es iſt ja nichts Intereſſantes," antwortete er in einem Tone als wollte er ſagen: erlaßt mir dieſe Erzählung! — „ein unbedeutender Vorfall, etwas, von dem nicht viel zu ſprechen iſt."

„Alter Herr! alter Herr!" lachte der Graf. „dir war der Vorfall nicht unintereſſant. Weißt du noch, wie du mir damals darüber ſchriebſt? Hätte ich nur den Bericht da, den wollte ich euch vorleſen."

„Der Schulmeiſter drunten im Dorfe hat ihn ja gemacht, den Bericht," ſagte bittend Amadäus. „Er, der Schulmeiſter nämlich, war freilich damals etwas überſpannt und aufgeregt. Nun, ich kann es ihm eigentlich nicht übel nehmen," ſetzte er murmelnd hinzu.

„Nun ſo erzähle denn, Amadäus!" ſprach der Graf und ſämmtliche Gäſte baten ebenfalls: „Thun Sie uns den Gefallen, Amadäus, und laſſen die Geſchichte hören."

„Aber Sie müſſen dabei ſitzen," ſagte der ältere Offizier, und der Graf fügte hinzu: „das verſteht ſich von ſelbſt; dort iſt ein bequemer Fauteuil für dich, Amadäus," — und hier eine Taſſe Thee," fügte Herr von M. hinzu, — „mit Rum nicht wahr, alter Herr?"

Der Haushofmeiſter dankte nach allen Seiten aufs Verbindlichſte, ſetzte ſich alsdann nieder und erzählte:

„Es können jetzt zehn Jahre ſein, — es war um dieſelbe Zeit wie jetzt, gegen Ende Oktober, — da machte ich Nachmittags — es war von der Herrſchaft Niemand auf dem Schloſſe — meinen gewöhnlichen Spaziergang nach dem wilden See. Ich liebe ihn ſehr, den wilden See, man ſieht da, namentlich im Mondſchein, ſo allerlei wunderſchöne und ſeltſame Geſchichten. Man hört dort am

Tage auf der Höhe des Berges den tiefen hallenden Ton der Hüfthörner, das laute Taujaut! Taujaut! das Gebell der Rüden, das luſtige Treiben der Jagd; und dann war da oben ein kleines ſchattiges Plätzchen, wo ich verſteckt das ganze Getreibe mit anſehen konnte, den flüchtigen Hirſch und welchen Hirſch! — Achtzehn- und Vierundzwanzig-Ender, dahinter die Meute, begierig und klaffend, die Jäger zu Pferde, pfeilſchnell hinter dem edlen Thiere an das Ufer des See's. Dort ſchwimmt er Kopf und Geweih hoch, lange Furchen nach ſich ziehend, die Fanfare ertönt, il bat l'eau, ja, ja er wird ihnen kommen. Raſch verſammeln ſich die Jäger und von den Reitern haben bei dem Aufenthalt auch die Letzten Zeit nachzukommen. Schöne Frauen auf flüchtigen Pferden, Jägerburſchen zu Fuß, Alles kommt herbei, Alles. Jetzt ſtürzt die Meute ins Waſſer, die Jäger theilen ſich, umjagen den See rechts und links und weiter geht es fort, die Thalſchlucht hinab, immer weiter, das Getöſe wird leiſer und leiſer und verſchwimmt endlich in dem Rauſchen der dürren Blätter bis zum Hallali, das nach einiger Zeit lang und freudig ertönt, daß die Bergwände melancholiſch wiederhallen. — Wenn nun ſo Alles vorbei, ſo ging ich ebenfalls die Schlucht hinter dem wilden See hinab bis zu dem Felſengrund, wo jetzt die Mühle ſteht. Hier hatten ſie im Bauernkriege ein wohlverſtecktes Hauptquartier. Ich hab' das dem Müller oft geſagt, aber es graust ihm davor und er wollt' es nicht glauben; ich aber ſah ſie oft genug die wilden Geſellen, jubelnd und praſſend an den Feuern, lagernd auf Säcken von geraubtem Gut, und der Anführer des „armen Konrad" lachte höhniſch herab auf den Gräuel und die Verwüſtung, wenn er hinter der dicken Müllerin zum Fenſter hinausblickte.

Abſeits von der Mühle führte eine Schlucht, die das herabſtürzende Waldwaſſer geriſſen, und dorthin ging ich am liebſten. Denn es war ein ſtilles heimliches Plätzchen, einſam und öde, ich glaube nicht, daß in früheren Zeiten es je eines Menſchen Fuß betreten. Ich hatte wenigſtens bis damals nie Geſtalten da bemerkt. Dahin

ging ich, und wollte mich, wie ich oft gethan, auf eine bemooste Felsplatte, die über dem Waſſer hing, niederlaſſen. Doch wie ich hinkam, bemerkte ich mit Erſtaunen, daß die Felsplatte bereits beſetzt war. Auf derſelben lag ein Mädchen, ziemlich ärmlich gekleidet, mit der Hand unterſtützte ſie ihren Kopf und ſchlief. Ich ſtand überraſcht und wußte für den Augenblick nicht, ob es ein lebendes Weſen oder ein Phantom ſei. Es konnte ein guter Engel ſein, der menſchliche Geſtalt und Kleidung angenommen, um irgend hier auf Erden eine gute That zu verüben. Die tiefe, ſüße Ruhe auf den Zügen ſprach dafür, ebenſo ihre Schönheit, wie ich nie etwas Aehnliches geſehen. Das Mädchen hatte langes, blondes Haar, früher in dicken Flechten geordnet, jetzt aber aufgelöst und über Nacken, Schultern und Bruſt herabfallend. Schuhe und Strümpfe hatte ſie ausgezogen, und wie ich ſie länger betrachtete, die feinen, weißen Füße auf dem grünen Mooſe, das milde liebe Geſicht mit dem goldblonden Haar, ſo glaubte ich ein Bild zu ſehen, ein Bild aus unſerem Schloſſe, — das der büßenden Magdalene. —

Aber es war kein Bild, es war ein lebendes Weſen, und wie ich näher trat, raſchelte das dürre Laub unter meinen Füßen. Sie ſchlug die Augen auf, ſetzte ſich in die Höhe und ſah mich überraſcht an, während ſie ihr Haar aus dem Geſichte ſtrich. So blickten wir uns eine Weile ſtumm an, dann fragte ich: „wer biſt du, Mädchen, und wo kommſt du her?“ Sie faltete die Hände und antwortete: „das kann ich Euch Beides nicht ſagen; ich habe mich verirrt, zeigt mir den Weg nach dem nächſten Dorfe und Gott ſoll es Euch lohnen.“

Ich ſchüttelte den Kopf und fragte ſie: „und was willſt du im Dorfe machen?“ worauf ſie nach einigem Beſinnen entgegnete:

„Mir einen Dienſt ſuchen, um mich durch meiner Hände Arbeit zu ernähren.“

Aber dieſe Hände waren zu fein zum Arbeiten, wenigſtens für eine Arbeit, wie ſie ſie drüben bei den Bauern finden konnte. Das

ſagte ich ihr auch, und darauf ſah ſie ihre weißen Hände ſchaudernd an und fing an zu weinen. „Heißeſt du nicht Magdalene?“ fragte ich darauf und ſie antwortete mir: „ja ſo heiße ich — und ich bin es.“

„So komm' mit mir ins Haus,“ ſagte ich, „in das Schloß meines gnädigen Herrn, des Grafen,“ und darauf blickte ſie mich mit großen Augen an und entgegnete: ſie wolle doch lieber ins Dorf gehen. Ich verſtand, was ſie mit ihrem Blick ſagen wollte, und antwortete ihr: „ſie ſolle nur getroſt mit mir gehen, im Schloß ſei Niemand als eine Wirthſchafterin und ein paar graue Knaben in meinem Alter. Mein gnädiger Herr, der Graf,“ fügte ich hinzu, „werden in den nächſten Jahren nicht in die Gegend kommen.“

„Leider war es ſo!“ warf Graf Alfons ein und zündete ſich eine friſche Cigarre an.

„Darauf reichte ſie mir die Hand, „fuhr der alte Mann fort, „und ging mit mir in's Schloß. Es dunkelte ſchon, als wir die Schlucht hinaufſtiegen, und als wir droben auf der Höhe das Waſſer des wilden See's blinken ſahen, ſchaute ſie ſich erſchrocken und ſcheu um und eilte haſtig mit mir vorwärts. Im Schloſſe aber hatte ich mit der alten Wirthſchafterin einen harten Kampf zu beſtehen; ſie hatte gar ſonderbare Ideen, lachte mir ins Geſicht und wollte ſich anſtellen, als werfe ſie einen curioſen Verdacht auf mich. Ich aber ſagte ihr Alles mit eindringlichen Worten, wie ich das Mädchen gefunden, wie ich mich nicht täuſche, wenn ich ein Geſicht genau anſehe, ob zu dieſem Geſichte ein gutes Herz gehöre oder nicht, und erklärte feſt und beſtimmt, daß es mein Wille ſei, ſie nehme das Mädchen zu ſich und ſehe, was mit ihr anzufangen.“

„Ich durfte das ſchon thun,“ fuhr der alte Mann fort, indem er ſich an den Grafen wandte, „ich kannte meinen gnädigen Herrn und wußte, daß er mir Dank wiſſen würde, einer unglücklichen Verlaſſenen geholfen zu haben.“

„Freilich, freilich!“ ſagte der Graf lächelnd, „du hätteſt mir nur damals gleich die Geſchichte umſtändlicher ſchreiben ſollen.“

„Das unterließ ich aber, Herr Graf,“ erwiederte ernſt der Diener, „weil ſie mich flehentlich darum bat und weil ich mit allem Reſpekt vermuthete, daß es ſo beſſer ſei.“

Bei dieſen Worten lächelten die Zuhörer und Herr von M. ſagte fröhlich: „es muß wahr ſein, Amadäus kennt die Herzen, abſonderlich die unſrigen. In jener Zeit ritt ich mehrere Male hieher, um Einiges, warum du mir ſchriebſt, nachzuſehen. Wiſſen Sie noch, Meiſter Amadäus, wie ich eines Tags drüben in dem Archiv einen ganzen Tag umherſtöberte, und weil es mir zu ſpät wurde, über Nacht blieb? Da wollte mich der alte Herr zum Geiſterſeher machen. Es war ein herrlicher Abend, der Vollmond hing über dem alten Thurme, der Dichter ſagt: wie der Punkt über einem i, und ich lag in meinem dunklen Zimmer im Fenſter, des herrlichen Abends genießend. Es war ſpät, da ging drüben in dem alten Gebäude die Thüre auf und über den weiß beſchienenen Hof ſchritt eine Geſtalt, nein ſie ſchwebte, ſie glitt dahin über den Strahlen des Mondes, und als ſie ihren Kopf emporwandte und in die weiße Scheibe blickte, ſah ich in ein Geſicht ſo ſchön, ſo edel, kurz in das Geſicht jenes Mädchens, das der alte Herr eben ſo glühend beſchrieben. Sie verſchwand unter dem Portal des neuen Schloſſes. Ich rief überraſcht nach Joſeph, der ſtellte ſich erſtaunt und läugnete mir ins Geſicht, und als ich dort den Meiſter Amadäus frage, ſo verſicherte er mich mit dem ernſteſten Geſichte von der Welt: „Joſeph könne nichts davon wiſſen, aber er habe die Geſtalt auch ſchon öfter bemerkt. Um ein Haar hätte er mich auf die Vermuthung gebracht, ich habe ein überirdiſches Weſen geſehen. Schön genug war das Mädchen dazu. — Aber verzeiht mir die Unterbrechung, und auch Sie, Amadäus, bitte, fahrt fort!“

„Die Wirthſchafterin,“ nahm der Haushofmeiſter wieder ſeine Erzählung auf, die mit Mühe zu bewegen war, Kleidungsſtücke

und ein Zimmer für das Mädchen herzurichten, war ſchon nach den erſten Tagen, die ſie mit ihr verlebt, wie umgewandelt; ſie räumte ihr einen Theil ihrer eigenen Wohnung ein, ſie vertraute ihr die Schlüſſel des ganzen Schloſſes, ſie ließ ſie ſchalten und walten. Und wie ſchaltete und waltete das Mädchen? Es war, als ſchreite ein guter Geiſt durch's Schloß. Alles wußte ſie zu ordnen, Alles gedieh unter ihren Händen. Dabei war ſie klug und verſtändig, beſcheiden und fromm — — — — So ging das ein Jahr lang fort, und die Wirthſchafterin und wir drei alte Leute lebten wie im Himmel. Da kam eines Tags unverſehens der Schulmeiſter drunten aus dem Dorfe auf's Schloß, und trat ſo plötzlich in's Zimmer, daß er uns Alle bei dem Mittageſſen überraſchte. Er machte große Augen — war ſonſt ein recht braver junger Menſch — und wir mußten ihm, mochten wir wollen oder nicht, die Magdalene aufführen (ſie galt als Geſchwiſterkind der Wirthſchafterin) und von da an kam er zuerſt alle Wochen, dann alle Tage herauf, und es geſchah, was ich ihm nicht übel nehmen konnte, er verliebte ſich auf's Heftigſte in das Mädchen."

„Das finde ich begreiflich!" ſagte Herr von M., „es hätte andern Leuten auch ſo gehen können. O Amadäus, Sie haben eigentlich ſchlecht an Ihrer Schutz- und Pflegebefohlenen gehandelt!"

Der alte Mann verbeugte ſich lächelnd, dann fuhr er fort: „wie ſchon geſagt, der junge Schulmeiſter war ein braver, ſolider, geordneter Mann. Wir hätten gegen ſeine Beſuche in keinerlei Weiſe etwas gehabt, im Gegentheil, namentlich die Wirthſchafterin ſah dieſelben gern und wie die alten Weiber ſo ſind, ſo dachte ſie bald an eine Heirath der beiden jungen Leute, und ſah die Magdalene ſchon als Frau Schulmeiſterin."

„Die Alte war immer eine kluge, verſtändige Perſon," ſchaltete der Graf ein.

„Das Mädchen ſah die Beſuche ebenfalls nicht ungern, freilich aus einem ganz anderen Grunde, denn der Schulmeiſter erbot ſich,

ihr in verſchiedenen Dingen, namentlich in Sprachen und Muſik Unterricht zu ertheilen, und ſie ergriff dieſen Vorſchlag, wie man ſo zu ſagen pflegt, mit beiden Händen. Jetzt trieben die Beiden franzöſiſch und engliſch zuſammen, namentlich aber Muſik, und das Letztere, ſo ſagte der Schulmeiſter, erfaßte und vollführte ſie am Allerleichteſten. In kurzer Zeit ſpielte ſie auf dem Klavier drunten die ſchönſten Sachen, und dies wurde für uns eine neue Quelle der angenehmſten Unterhaltung. Stundenlang konnte ſie ihre Finger über die Taſten gleiten laſſen und irrte umher in einem Wald voll Tönen, lange umſonſt in ihren Phantaſien ein ruhiges Plätzchen ſuchend — ſo kam es mir nämlich vor — wo ſie ausruhen könne. Endlich aber wurde ihr Spiel ruhiger und lichter und dann lächelte ſie einen Augenblick, doch war dieſes Lächeln nur der Vorbote von Thränen, die alsdann ihren Augen entſtrömten, während ſie das Geſicht in beide Hände verbarg. — — — — Verzeiht, ihr Herrn, daß ich ſo umſtändlich erzähle; von Dahingeſchiedenen, von Verſtorbenen erinnert man ſich ja gern der kleinſten Züge, man hat ſie ja ſo lieb, die an und für ſich unbedeutendſten Erinnerungen.“ —

„Dieſes zweite Jahr verflog uns noch angenehmer und pfeilgeſchwinde. Das Mädchen wurde ruhiger, ihr Blick freudiger, ſie ſelbſt heiterer, als ſie Anfangs geweſen. Von ihrem Herzen ſchien allmälig ein ſchwerer Druck zu weichen; mir ſchien es immer, als fangen ſchreckliche Erinnerungen ihres früheren Lebens nach und nach an zu verbleichen und es verliere ein quälendes Bewußtſein vergangener bitterer Tage allmälig die Kroft, ſie zu martern. Das Mädchen ſchritt ohne Fröhlichkeit aber mit einem innern Frieden ſo ruhig einher, als habe ſie nach vielem, mühſamem Ringen endlich ihr Ziel erreicht. Ihr Auge ſtrahlte ſo wunderbar klar und blickte ſo vertrauend gen Himmel, als wolle es ſagen: dort droben iſt meine Heimath.“ — —

„So vergingen alſo zwei Jahre, da lief vom gnädigen Herrn der Befehl ein, das Schloß zu ſeinem Empfang zu rüſten, da er

demnächſt mit einer Geſellſchaft Freunde erſcheinen werde, um die Jagdzeit hier zuzubringen. — Der Herr Graf werden ſich deſſen erinnern. Der Schulmeiſter, der ſich bis dahin ſehr zurückhaltend betragen, mochte nun glauben, es ſei der Zeitpunkt gekommen, um ſich gegen das Mädchen zu erklären, genug — er bot ihr ſeine Hand an; und das war ein trauriger Tag für alle Beide. Sie weinte und er weinte — und als er nach einer Stunde mit roth angelaufenen Augen das Schloß verließ, kam er zu mir in den Garten und ſagte: Amadäus, ſprach er, ich bin ein ganz unglücklicher Menſch, aber das Mädchen iſt ein Engel. Sie aber ſchlich ſeit der Zeit betrübt und traurig umher und befand ſich in ſichtbarer Unruhe. Da kam eines Abends der große Fourgon in den Hof gefahren, das Mädchen erſchrak, wie es ihn ſah und wie die beiden Lakaien in ihren Livréen herabſprangen." — — — —

Der alte Mann hatte das Letzte zerſtreut erzählt mit niedergeſchlagenen Augen und verſank jetzt, ohne zu endigen, in tiefes Nachdenken.

„Und weiter, Amadäus?" bat der Graf.

Weiter iſt nicht viel mehr zu ſagen. Am andern Morgen — ich hatte viel nachzuſehen und herzurichten, die Wirthſchafterin ebenfalls, und ſo kamen wir erſt beim Mittageſſen ſo eigentlich zu uns — da fehlte das Mädchen. Unſere erſte Frage war: wo iſt die Magdalene? — es hatte ſie Niemand geſehen, auch war ſie nicht auf ihrem Zimmer, dafür aber auf ihrem Tiſch ein Schreiben an mich, worin ſie von uns Allen Abſchied nahm, indem ſie verſicherte, es ſei ihr ferner unmöglich, hier zu bleiben; wir möchten ihr das nicht übel nehmen, und ſo weiter, und ſo weiter. Natürlich begnügten wir uns nicht damit, ſondern eilten nach allen Richtungen in den Wald hinaus. Der alte Joſeph, der alte Arnold, ich natürlicher Weiſe, ja ſelbſt die Wirthſchafterin. Letztere aber kam nicht weiter, als in's Dorf drunten, wo ſie heulend zum Schulmeiſter lief. Auch der auf und davon mit vielen Männern des Dorfs.

Holzhauer und Jägerburſchen durchſtreiſten alle Waldpfade, ſtiegen jede Schlucht hinab — umſonſt! Man fand keine Spur — — — — und hörte nie mehr etwas von ihr. — — — — Ich wußte wohl, daß alles Suchen vergebens war," fuhr der Alte nach einer längeren Pauſe wieder fort. „Weſen ihrer Art laſſen keine Spur zurück."

„Und wer meinen Sie denn, daß es geweſen ſei, Amadäus?" fragte Herr von M., worauf der Alte feierlich erwiderte:

„Ein gutes Geſchöpf, Herr Graf, ein Weſen, das vielleicht Fehltritte begangen, die es aus ſeinem Himmel verbannten und die es hier unten abbüßen mußte. Daß wir ſie nicht wieder fanden, war natürlich, ſie entſchwand dahin, wo ſie hergekommen."

Bei dieſen letzten Worten hob der alte Mann ſeinen Blick in die Höhe und man ſah Thränen in ſeinem Auge ſchimmern. Auch die Zuhörer waren von der ſeltſamen Erzählung ſichtlich ergriffen und es herrſchte momentan eine tiefe Stille in dem Gemach.

Der Graf unterbrach dieſe Pauſe wieder, indem er ſagte: „wie war es doch mit dem Schulmeiſter, Amadäus?"

„Er grämte ſich ſichtlich ab, Herr Graf," antwortete der alte Mann, indem er aufſtand. „Später errichtete er ein Kreuz auf der Felſenplatte, wo ich das Mädchen gefunden, und zog alljährlich an einem beſtimmten Tage mit der Schuljugend dahin. Er lebte der fixen Idee, als ſei die büßende Magdalena wirklich noch einmal erſchienen, um die Menſchen aufzufordern, ihre Sünden zu bereuen. Er iſt Pietiſt geworden, ſonſt aber ein ganz braver Mann." Damit trank der Erzähler ſeinen Thee mit Rum, der indeſſen zu kaltem Grog geworden war, und empfahl ſich, nicht ohne dem alten Lehnſtuhle ein beſonderes und tiefes Compliment zu machen.

„Es war damals wirklich komiſch," ſprach der Graf, „als ich ein paar Tage nach dem Ende der Geſchichte im Schloſſe ankam. Die alte Wirthſchafterin jammernd mit rothverweinten Augen, Amadäus betrübt umherſchleichend und dem Joſeph und Arnold, die

auf's Neue jeden Tag den Wald durchſtöberten, bei ihrer Zurückkunft tauſenderlei Fragen ſtellend; ich mußte ein paar Tage lang wirklich ſtreng ſein, um das Hausweſen wieder in das alte gewohnte Geleiſe zurückzubringen. Aber als mir erſt die Geſchichte mit allen Nebenumſtänden erzählt war, mußte ich noch lange nachher Anſpielungen darauf hören, namentlich als ein Jahr nachher die alte Wirthſchafterin ſtarb, deren Tod Amadäus dem Kummer um die Verlorene zuſchrieb. Ich mußte mir zu jener Zeit das Hexen- und Geiſterweſen alles Ernſtes verbitten, denn die ſterbende alte Frau behauptete vor ihrem Ende, die Verſchwundene deutlich geſehen und erkannt zu haben, und der alte Joſeph kam eines Abends heim und behauptete, er habe ſie an dem Kreuz bei der Felſenplatte geſehen, und wie er ihr zugerufen, ſei ſie langſam aufwärts geſchwebt."

Draußen auf dem Thurme ſchlug es zwölf Mal — die Mitternachtsſtunde. —

„Brrr!" ſagte der junge Offizier, „das ſind ja eigentlich ſchauerliche Geſpenſtergeſchichten, es könnte Einem in dem Schloſſe Angſt werden."

„Was das Mädchen anbelangt," meinte lächelnd der Graf, „ſo war ſie — deſſen bin ich gewiß — keine überirdiſche Erſcheinung, wohl aber ein höchſt merkwürdiges Weſen."

„Du haſt ſie gekannt?" fragte Herr von M.

„Vor zehn Jahren," erwiderte der Graf, „würde ich dir geantwortet haben: ja, ich habe ſie gekannt! aber jetzt, da mir ſpäter einige Fäden in die Hand geſpielt wurden, die auf's Allerromantiſchſte und Seltſamſte in das Leben eines lieben und guten Freundes hinüberſpielen, verſichere ich Euch: ich weiß nichts von ihr. Ich würde ſie nicht kennen, wenn ich ſie heute wieder ſähe, ich würde ihr feiernd nahen und mich glücklich ſchätzen, auf's Ehrerbietigſte ihre Bekanntſchaft machen zu können. — Doch, es iſt ſpät, meine Freunde, ſuchen wir unſere Zimmer, denn morgen nach dem Frühſtück, zu welcher Zeit Jeder mit ſeinem Gepäck fertig iſt, wollen wir uns

für eine Zeit lang trennen. Ich hoffe euch nächſtes Jahr, ſpäteſtens über zwei Jahre, wieder zu derſelben Zeit hier bewirthen zu können. — Gute Nacht, ihr Herrn, gute Nacht, lieber M.! — adieu, Capitän!"

Draußen im Vorzimmer befanden ſich Bediente mit Lichtern und Jeder ſuchte das ihm angewieſene Zimmer. Der junge Diplomat, der am Anfang des Corridors neben dem Eßzimmer wohnte, war einigermaßen ernſt geworden und konnte ſich ſpäter nicht enthalten, nochmals auf den langen Gang zurück zu blicken, der noch immer von den dunkelrothen Laternen mit ſchwachem, ſeltſamem Lichte erfüllt wurde.

Im Schloß war Alles ruhig, Alles ſchien in den Schlafzimmern zu ſein, bis auf den alten Amadäus, der — dort hinten — rüſtig den Gang herabkam. Es ſchien, als ſchreite Jemand neben ihm her, denn er verbeugte ſich beſtändig ehrerbietigſt auf die Seite, und als er zu der großen Flügelthüre kam, die neben der Haupttreppe in die Zimmer einführte, ſo öffnete er dieſelbe behutſam, als laſſe er Jemand hindurchgehen und zog ſie mit einer tiefen Verbeugung wieder zu.

Der junge Diplomat legte ſich zu Bett und beſchloß im Laufe der Nacht, künftig des Abends keinen ſtarken Thee mehr zu ſich zu nehmen, denn er ſchlief entſetzlich unruhig und hatte gar ſchreckliche Träume. — —

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Herbſt-Vergnügen.

Am andern Tage nach dem Frühſtück — es hatte eben elf Uhr geſchlagen — ſtanden in dem Schloßhofe vier beſpannte Wagen

und ein paar gesattelte Pferde. Die Gäste, in Paletot und Reisemütze, gingen die Treppen hinab, begleitet von ihrem liebenswürdigen Wirthe, der ihnen zum Abschied die Hände schüttelte und sie bis an den Wagentritt begleitete, bevor er seine eigene Kalesche bestieg. Meister Amadäus, wie gestern in schwarzem Frack mit weißer Halsbinde, wohl frisirt und stattlich anzuschauen, stand am Fuße der Treppe, jedem der Scheidenden eine tiefe, freundliche Verbeugung machend. Die Meisten drückten dem alten Manne mit frohem Wunsch auf baldiges Wiedersehen die Hand und nur der junge Diplomat, der ihm die schlaflose Nacht nicht vergessen konnte, und der sich jetzt bei dem hellen Tageslichte wunderbar beherzt fühlte, konnte sich nicht enthalten, ihm im Vorbeigehen zu sagen: „ei, lieber Amadäus, grüßen Sie mir die Gespenster!“ worauf der alte Mann ernst erwiderte: „Herr Baron, man spendet nur denen Abschiedsgrüße, die man verläßt.“

„Zum Teufel!“ entgegnete lachend der Attaché, „wie meinen Sie das, Amadäus?“

„Nun,“ entgegnete dieser, „was Sie Gespenster zu nennen belieben, befindet sich überall, nicht blos hier auf dem Schlosse. — Verzeihen Sie, Herr Baron, das ist Ihr Wagen da unten, die grüne Kalesche mit der Chiffre A und der Krone?“

Der Blick des Alten war seltsam starr.

„Allerdings und was soll das?“

„Sie kauften ihn,“ fuhr Amadäus fort, „von einem Husaren-Offizier?“

„Ganz richtig, in Wien!“

„Der bald darauf im Duell erschossen wurde, ich sehe das deutlich.“

„Aber wo sehen Sie etwas?“ sagte ernst werdend der Diplomat.

„In der rechten Ecke Ihrer Kalesche sitzt er sehr bleich, die Uniform hellblau mit Silber. Nun, ihm wird die frische Morgenluft gut thun. Sie verzeihen, Herr Baron.“ Damit fuhr der alte

Mann mit der Hand über die Augen und machte eine tiefe Verbeugung.

Es hatte sonst Niemand diese Unterredung gehört, und deßhalb konnte auch Niemand vermuthen, weshalb der junge Diplomat seinen Wagen leer vorausfahren ließ und sich mit einem Platze auf dem Jagdwagen des jüngeren Offiziers begnügte.

Jetzt waren sämmtliche Gäste abgereist, der Graf reichte dem alten Diener beide Hände, sah ihm einen Augenblick liebevoll und fest in's Gesicht und sagte: „lebe wohl, Amadäus, wir sehen uns bald wieder! — Besorge das Schloß, fahr' zuweilen nach der Residenz und sieh' auch da nach der Wohnung, sowie nach meiner Schwester und besorge ihre Aufträge, als seien es die meinigen."

Stumm verneigte sich der alte Mann, der Graf schüttelte ihm nochmals die Hände, dann bestieg er seine Kalesche, vor welche vier starke elegante Braunen, seine eigenen Pferde, gespannt waren. „Du fährst den engen Waldweg," sagte er zu dem Kutscher, ich möchte den andern Wagen vorkommen."

Ein Zungenschlag — dahin flogen die kräftigen Thiere, in wenig Augenblicken war der Wagen zwischen den, größtentheils schon entlaubten Bäumen verschwunden. — — Das Schloß lag öde und still. — —

Amadäus blieb noch eine Weile oben auf der Treppe stehen, nahm eine starke Prise, dann ging er hinauf, zog statt des schwarzen Frackes einen Ueberrock an und schritt durch sämmtliche Zimmer des ersten Stockes, wo er überall die Jalousien eigenhändig verschloß. Ebenso machte er es im Corridor, dann im Treppenhaus, und nachdem er so überall das Tageslicht ausgeschlossen, und eine stille trübe Dämmerung hergestellt, ging er in sein Zimmer und sah nach seinen Papieren und Büchern. —

Der Graf in seinem Wagen fuhr im scharfen Trab durch den engen Waldweg und hatte schon die Chaussee erreicht, ehe noch seine Gäste, welche vor ihm abgefahren, aus den Bergen heraus waren.

Eine Stunde oder zwei fuhr er ſo auf der breiten Straße dahin, dann bog der Kutſcher links ab, einem herrſchaftlichen Gute zu, einem einſam ſtehenden hohen Gebäude, an den vier Ecken mit runden Thürmen flankirt, umgeben von tiefen Gräben, welche aber ſtatt des Waſſers mit kleinen Gemüſegärten angefüllt waren. Auf dieſem Schloſſe befand ſich die Schweſter des Grafen, Gräfin Clara, zum Beſuch, und da es immer für einen Dritten peinlich iſt, einer ſolchen Abſchiedsſcene beizuwohnen, und da wir den geneigten Leſer in aller Wahrheit verſichern können, daß nichts da droben zur Sprache kam, das irgendwie von Intereſſe wäre für unſere namenloſen Geſchichten, ſo wollen wir auf einer alten Steinbank neben der Zugbrücke geduldig warten, bis der Graf ſeine Reiſe wieder antritt.

Von dieſer Steinbank aus, geliebter Leſer, ſiehſt du zu deiner Rechten ein altes graues Thor, das in den Schloßhof führt, die einzige Verzierung deſſelben beſteht in einem faſt bis zur Mumie eingetrockneten Habicht, der dort angenagelt iſt, ein armer unglücklicher Räuber, von einem Stärkeren überwältigt, eine Geſchichte, welche dies Schloß und die anderen auf den umliegenden Höhen ſchon öfters mit angeſehen.

Vor uns und weit hinaus zur Rechten liegt in der herrlichen Abendbeleuchtung der Gebirgszug, von dem wir eben herkommen, auf den höchſten Höhen mit Nadelholz bedeckt, dann kommen hohe Buchen und Eichen und an dieſe ſchließen ſich Weinberge, die hinab bis zum Fuß des Neckars gehen, der ſich dort unten, ein ſilbernes Band, an die Bergwand ſchmiegt und verſtohlen eindringt in die reizendſten und heimlichſten Gaue.

Wir wiſſen, daß es ſpät im Oktober iſt, die Zeit der Weinleſe oder des Herbſtens, wie man hier zu ſagen pflegt. Daher das Gewühl an den Bergen, die emſigen Menſchen, die auf und ab klettern, die Fäſſer an der Straße voll Trauben, die einſpännigen Karren, der Fuhrmann rittlings auf dem ſanft gerötheten Faſſe — ein mo-

derner Bacchus; und deßwegen aller Enden und Orten das Krachen der Böller und kleinen Geschütze, das Knattern der Gewehre und Pistolen. Dort saust hoch eine Rakete hinauf, aber ihr schwaches, kaum sichtbares Licht klagt melancholisch, daß es noch zu früh sei, und sie bittet mit kläglich gesenktem Haupte, man möge gefälligst warten, bis der Abend gekommen.

Endlich kommt Abend und Dunkelheit und zugleich unser Reisender aus dem Innern des Schloßhofs. Er hat sich zwei frische Pferde einspannen lassen, die seinigen gehen zurück in das Waldschloß; die Laternen an der Kalesche brennen hell und er drückt sich in die Ecke des Wagens, fest in den Mantel gewickelt, die glühende Cigarre im Munde. Hinter ihm ist Platz genug, wir schwingen uns unvermerkt auf und folgen, und lustig geht's den Bergwänden zu, an denen jetzt unzählige Funken in allen Farben aufblitzen. Raketen sausen, Schwärmer sprühen, Gewehre knallen und dazwischen jubeln Menschenstimmen; — Alles freut sich seines Lebens.

Bald hat der Wagen den Neckar und die Chaussee erreicht und vorbei geht's am Fuß der Weinberge. Hie und da beleuchtet ein bengalisches Feuer das Licht des Reisenden, hie und da platzt ein Schwärmer über den Köpfen der Pferde, sie schütteln sich und schnauben heftig, und der Kutscher muß seine ganze Aufmerksamkeit anwenden, um die Thiere ruhig und in Ordnung zu erhalten.

Wir lassen nun die Berge abermals hinter uns und biegen links ab, der Ebene zu, in welcher die Residenz liegt. Eine lange finstere Stunde vermissen wir das lustige Treiben des Herbstes, wir sehen keine Rakete, keinen Schwärmer und fahren die einsame Chaussee zwischen entlaubten Obstbäumen und längst abgemähten Fruchtfeldern, wo der Wind melancholisch über die Stoppeln streicht. Doch bald glitzert und funkelt es wieder vor uns auf den Bergen, dann bemerken wir im Thal eine nebelhafte Helle, wie einen dampfenden vom Mond beschienenen See, aus dem sich einzelne Gebäude wie große schwarze zackige Felsmassen erheben — die Residenz mit ihren

Lichtern, und rings um dieſelbe, in all' den zahlreichen Weinbergen, jubelt und ſingt, trompetet und knallt es. Feuer in allen Farben blitzen auf, Hunderte von Raketen, ſchwerer und brillanter, als die draußen auf dem Lande, ſteigen zum Nachthimmel empor, neigen ſich, beugen ſich, ſprühen Lichter aus, roth, grün, gelb, blau und erſterben krachend. Dazwiſchen fahren Leuchtkugeln empor, weiße, glänzende Ballen, leuchten langſam auf und verlöſchen wieder ebenſo mit weißem ſanftem Schein, dem Auge wohlthuend, wie dem Ohr die anſchwellenden Töne eines Waldhorns. Dazwiſchen luſtige, glückliche Menſchen, hin- und herſpringend, jubelnd und ſchreiend, unkenntliche Geſtalten, jetzt in dem Dunkel der Gebüſche verſchwindend, jetzt hell beſtrahlt vom plötzlichen Lichte — dann abermals tiefe Nacht und wir vorbei, vorbei! —

Der Kutſcher auf dem Bock flucht und wettert und hält mühſam ſeine Pferde. Die edlen Thiere haben des Feuerwerks genug und zucken hin und her, doch geht Alles gut, bis dicht vor der Stadt, wo in einem beſonders hellerleuchteten Garten das Schickſal in Geſtalt zweier naſeweiſer Buben erſcheint, die ſich ungeſehen von den Augen ihrer Eltern das außerordentliche und ſehr beſondere Vergnügen machen, mitten auf der Straße einen koloſſalen Feuerteufel zu präpariren. Dieſer Feuerteufel, aus ein paar Loth Pulver und einem Haufen Fröſchen beſtehend, explodirt dicht vor den Pferden, gerade da, wo ſich der Weg ſtark abwärts neigt, die erſchreckten Thiere prallen zurück, und der Kutſcher, der den Moment kommen ſieht, wo ſie im tollen Jagen den ſteilen Berg hinab durchgehen werden — er hat ſie bereits nicht mehr in ſeiner Gewalt — beſitzt Geiſtesgegenwart genug, um ſie einem Garten an der Weinbergsmauer zuzureißen, doch ſtürzen die Räder auf einer Seite hinein, die Kaleſche drückt ſich feſt an die Mauer, die Pferde ſtehen und der Graf ſpringt heraus. Glücklicher Zufall! — Graf Alfons, hinausſpringend, erfaßt das Thor am Eingang in jenen hellerleuchteten Garten, der Kutſcher wettert und ſchimpft, die Buben erheben

ein erschreckliches Zetergeschrei, und aus dem Garten nähert sich eine ganze Gesellschaft mit Lichtern in der Hand, um zu sehen, was draußen vorgefallen. In wenig Augenblicken hat man das ganze Unglück übersehen, einige Damen, die, als sie von scheugewordenen Pferden und Umschlagen des Wagens gehört, die solidesten Vorbereitungen trafen, in Ohnmacht zu fallen, besinnen sich eines Besseren, als Graf Alfons, der von der Gesellschaft augenblicklich erkannt ward, lachend versichert, ihm sei kein Unglück passirt, vielmehr gratulire er sich für den kleinen Unfall, der ihn so unverhofft in so angenehme Gesellschaft geworfen. Er hat mit Kenneraugen einen Blick auf den Kreis geworfen, der sich um ihn versammelt, und bemerkt zwischen ältlichen wohlhabenden Bürgern und Bürgersfrauen, die er schon öfter gesehen, frische lustige Mädchengesichter, erhitzt von Springen, Schießen, Feuerwerk-Abbrennen und süßem Most.

„Da ist nichts zu machen," sagte er munter zu seinem Kutscher, „als daß du die nun einmal unruhigen Pferde die halbe Stunde zur Stadt hinabführst und mir einen andern Wagen heraufschickst. Vielleicht daß man dir Jemand von hier oben mitgeben kann." Glücklicher Weise war am Wagen nichts gebrochen, ein Arbeiter zur Begleitung fand sich auf und so wurden die Pferde, scheu auf die Seite sehend und zitternd vor Furcht und Erwartung, zur Stadt hinabgeführt. Graf Alfons aber nahm die Einladung an und trat in den Garten.

Unter einem Zelte von Rebenlaub und grauer Leinwand nahm die Gesellschaft Platz. Auf dem Tische standen Windlichter, zerstörte Kuchen, Obstpyramiden, lagen abgeschossene Pistolen, Pulverhörner und ganze Berge von Schwärmern und Fröschen. Der Graf nahm den ihm angebotenen Platz, die ältern Herrn und Damen setzten sich nach den nothwendigsten Complimenten und nur die jungen Mädchen umschwärmten den Tisch, als wenn es so sein müßte, merkwürdiger Weise alle leeren Plätze am untern Theil der Tafel übersehend

und sich endlich nach vielen Ermahnungen und complet gezwungen schüchtern und errötheud in der Nähe des neuen Gastes niederlassend. Die Keckſten bemerkten dann lächelnd, daß doch nicht gut zwei auf einem Stuhl ſitzen könnten, und auf dieſe Art ſahen ſich die Beſcheidenſten gezwungen, die leeren Stühle am Ende des Zelts in Beſchlag zu nehmen.

Geneigter Leſer! es wäre wahrlich nicht unſere Schuld, wenn es das Schickſal, das oft ſo ſeltſam in dieſen namenloſen aber wahrhaften Geſchichten eingreift, uns in den unangenehmen Fall gebracht hätte, dich hier in dem Garten in eine neue, gänzlich unbekannte Geſellſchaft einzuführen. Aber der Zufall iſt dem armen Erzähler, wie du gleich erfahren wirſt, günſtiger. Wir hätten auch im anderen Falle dieſe an ſich unbedeutende Epiſode gewiß nicht aufgezeichnet, doch ſo können wir es nicht unterlaſſen, vor unſerer Reiſe nach Italien alte Bekannte, die uns unverhofft in den Weg kommen, zu begrüßen. —

„Dies Herbſt-Vergnügen," begann ein kleiner Mann mit lebhaften Geſichtszügen, „iſt an und für ſich ein harmloſes zu nennen und gewiß gefahrlos, wenn man die vorgeſchriebenen und gewiß ſo nothwendigen Vorſichtsmaßregeln in keiner Weiſe verabſäumt. Dazu gehört vor allen Dingen das ſtrenge Enthalten, Feuerwerk auf öffentlichen Straßen und Plätzen abzubrennen. Zur Zeit, als ich die Ehre hatte, Mitglied des hieſigen Stadtraths zu ſein, — es war in jener Zeit, Herr Graf, als die Gasbeleuchtung eingerichtet und die neue Kirche erbaut wurde, zwei gemeinnützige Anſtalten, zu welchen ich mir ſchmeichle, das Meinige beigetragen zu haben, — wurde ſo etwas ſtrenge geahndet."

„Ich erinnere mich genau jener Zeit," entgegnete höflich der Graf, „die Stadt ſchuldet Ihnen viel, Herr Stadtrath Schwämmle."

Vater Schwämmle verbeugte ſich geſchmeichelt und ſeine dicke Gattin, die an Umfang bedeutend zugelegt, ebenfalls. Der geweſene

Stadtrath hatte sich einigermaßen verändert: er hatte sich eine Brille zugelegt und ein kleines spitzes Bäuchlein.

Aber ebenso waren sie Alle verändert, die alten bekannten Gesichter, die um den Tisch herum saßen. Den Hofrath hatten die zehn Jahre, die über seinem Haupte dahingeschwebt, dem häuslichen Leben geneigter gemacht; er blieb jetzt den Abend häufig daheim und versäumte es selten, seine Gemahlin von den verschiedenen Kaffee- und Theegesellschaften nach Hause zu führen. In seine Fußstapfen war dagegen sein Sohn Eduard getreten, und die Honoratiorentochter hatte das Glück nicht gefunden, das sie zuversichtlich erwartet. Dort saß sie neben der Schwiegermutter, der Hofräthin, welche sich von Allen im Aeußern wie im Innern am meisten gleich geblieben war. Dasselbe strenge und harte Gesicht, nur die Falten in demselben vertiefter, sonst aber feierlich, würdevoll wie immer. Die Honoratiorentochter hatte sich ihrer Führung und Leitung vollkommen anvertraut und umschlang sie — eine volle, aber verregnete und abgeblaßte Dalie den nachbarlichen Zaunpfahl. — — — Der junge Eduard, der jetzt an den Tisch trat, hatte in den letzten zehn Jahren einigen Lebensmuth und sehr viele Jahre eingebüßt. Er kam soeben von einem Strafamt zurück, das er an seinem ältesten Sprößling ausgeübt, — wir können nicht verschweigen, daß es der hofräthliche Enkel war, der den Grafen Alfons in augenscheinliche Lebensgefahr gebracht.

So saßen sie Alle im Kreise und ihr Leben hatte sich nicht viel geändert. Nächstens fingen auch die Bürgerbälle wieder an, und wenn auch unsere bekannte Honoratiorentochter sich dort keinen Tänzer mehr octroyirte, so waren dort genug andere Honoratorentöchter, die aufstiegen lächelnd und blühend am Horizont anderer junger Eduarde.

Neben dem Grafen saß ein allerliebstes junges hübsches Mädchen mit dichtem blondem Haar, einem Stumpfnäschen und schelmischen blauen Augen. Blonde Haare waren ihm von jeher gefährlich ge-

weſen und ſo erwies er ſeiner hübſchen Nachbarin alle mögliche Aufmerkſamkeit. Mutter Schwämmle machte die Honneurs der Tafel und wenn der Graf von allem dem, was ſie dringend anpries, nur von jedem einen Biſſen genommen hätte, ſo hätte er über Nacht jedenfalls einer Unverdaulichkeit erliegen müſſen. So aber nahm er nur, was ihm ſeine Nachbarin überreichte.

Bald aber wurde der ganzen Geſellſchaft das ſtille Sitzen unbehaglich und der junge Eduard forderte dringend auf, das noch vorhandene Feuerwerk zu vertilgen. Er ging auch mit einem guten Beiſpiele voran, nahm zwei der jungen Mädchen mit ſich in den Garten und alle Andern folgten ſeinem Beiſpiele. Man ſchrie, man kreiſchte, man jubelte und ſang auf's Neue, der Graf zündete ſeiner blonden Nachbarin die Schwärmer an ſeiner Cigarre an, und da ſie ſich fürchtete, ſo hielt er ihre kleine Hand feſt, die offenbar vor Angſt zitterte. — Wie jagte die Geſellſchaft in dem Garten umher, hier eine Partie, dort eine Partie, wie ſchrie Mutter Schwämmle ſo gellend, wenn ihr ein Schwärmer oder Froſch zu nahe kam! Selbſt die alte Hofräthin braunte ein römiſches Licht ab, nicht ohne bei jeder Leuchtkugel melancholiſch zu ſagen: ſo iſt unſer Leben, ſo ſtrahlt es auf, um ſo bald in ſchwarze Nacht zu verſinken! — Sehr wahr und ſehr poetiſch. Dabei ſah ſie aus, wie eine alte Druide vor ihrem Hexenfeuer, weiß, grün, roth, blau angeſtrahlt — ein chameleoniſches Geſpenſt. —

Endlich war das Feuerwerk verpufft und die Nacht ſchwamm triumphirend in ſchwarzem Schleier. Die verſchiedenen Parthien fanden ſich nach und nach unter dem Zelte wieder zuſammen, die kleine Blondine war in der Dunkelheit in einen Roſenſtock, und ihre blonden Bandeaus in eine kleine Unordnung gerathen.

Jetzt kam auch der Wagen des Grafen und er ließ es ſich nicht nehmen, ſo viele von den Damen als möglich nach Hauſe zu begleiten. Mutter Schwämmle wurde in die bedeckte Droſchke gehoben, dann die Honoratorentochter, zwiſchen ſie hinein keilte man die Hof-

räthin, auf dem Rücksitz saß der Graf, neben ihm das blonde Mädchen und deren Mutter, eine wohlwollende, freundliche Frau, und so wurden sie nach Hause befördert, zuletzt Mutter und Tochter. Der Graf versicherte der kleinen Blondine, er habe lange nicht einen so charmanten Abend verlebt, und die kleine Blondine glaubte es, und als sie sich später in ihrem Schlafzimmer auszog, seufzte sie und sagte zu sich selber: „wie schade, daß der Graf Alfons morgen nach Italien abreist!“ Etwas Aehnliches dachte auch die wohlwollende Mutter und erinnerte sich mehrerer Fälle, wo Bürgertöchter in hochadelige Familien geheirathet.

Der Graf aber fuhr ebenfalls nach Hause, nahm ein einfaches Souper und setzte sich gegen Mitternacht abermals in seine bequeme Reisekalesche. Diesmal aber waren vier Postpferde davor gespannt.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Nach Italien.

Vor dem Gasthofe zur Post in Reutte hielt am frühen Morgen ein elegantes Coupé, noch unbespannt, die lange schwere Deichsel mit der Vorderbaracke leer. Neben diesem Wagen aber hielt eine Reisekalesche mit beschmutzten Rädern und mit vier Pferden bespannt, die dampfend und schwer Athem holend eben erst vor dem Gasthof angekommen waren. Der Postillon in Hut und Mantel, über letzteren das Horn, tappte mit den schweren Courierstiefeln neben den Pferden, beschäftigt, sie mit Hülfe des Stallknechts auszuspannen.

„Verdammt sei euer Weg!“ sagte er, indem er die Zugstränge aufknüpfte, „ich habe doch wahrhaftig jeden Augenblick geglaubt,

ich laß' die leere Kalesche irgendwo in tausend Stücken auf der Straße liegen."

„Was fahrt Ihr auch wie nicht gescheid?" entgegnete der Stallknecht und schnallte die Aufhalter los.

„Nun, mir hat's mächtig pressirt, so ein paar Gulden kann man schon verdienen. Der Herr hatte den ganzen Morgen die Uhr in der Hand und rief mir beständig zu, er müsse um sechs Uhr in Reutte sein. Hat's da oben was?" setzte er pfiffig hinzu und kniff ein Auge zu, während er mit dem andern am Hause hinaufblinzelte.

„War nichts dergleichen," entgegnete der Stallknecht und warf dem Postillon die vorderen Zügel zu. „Es ist nur ein einziger Fremder im Haus, ein Herr an die Vierzig, etwas wohlbeleibt, mit einem fehlerhaften Hinterfuß. Er hinkt ein wenig und braucht einen Stock zum Gehen."

„So, also nichts Anderes?" sagte der Postillon, während er seine Pferde durch einen leichten Hieb von dem Wagen weg und dem Stalle zulenkte, „weiter nichts? hatte mir schon gedacht, da oben sei was Lieb's, das mit dem Passagier nach Italien reiste; er hat wüthend pressirt, — hopp, alter Schimmel!"

Während dieses Gesprächs war der Besitzer der Kalesche, — Niemand anders, als Graf Alfons, — die Treppen hinaufgeeilt und hatte hastig die Thüre eines Zimmers geöffnet, das ihm der vorauseilende Kellner zeigte. In diesem Zimmer saß der Herr, von dem der Stallknecht soeben gesprochen, beim Frühstück und sprang freudig lachend in die Höhe, als der Graf ins Zimmer trat.

„Bin ich nicht pünktlich?" rief der Letztere, „Schlag sechs Uhr, wie wir verabredet. — Wie geht dir's? — Freut mich unendlich dich wieder zu sehen."

Alfred von C. drückte dem Angekommenen freundlich die Hand und sagte lachend: „ich wäre bei dem Rollen deiner Kalesche gern an's Fenster und die Treppen hinabgesprungen, doch ermahnte mich mein langjähriger Freund, mein Krückstock, alle dergleichen heftige Bewe-

gungen zu unterlassen. Setz' dich her, der Kaffee ist gut. — Wo warst du zuletzt? wie ist es dir seit Jahren ergangen?"

Graf Alfons berichtete nun, was er in der letzten Zeit getrieben, was die Bekannten in der Residenz machten, erzählte von seinem Schlosse, von den letzten Jagden und von seiner Reise hieher. „Und du," schloß er, „was hast du getrieben, seit ich dich nicht mehr gesehen, edelster aller Einsiedler? Ich glaube, du bist in all' der Zeit nicht aus deinen reizenden vier Pfählen gekommen?"

„Abgerechnet einiger kleiner Touren in meiner nächsten Umgebung hast du Recht," sagte Alfred; „doch brauchst du deßhalb nicht zu denken, ich habe, ein ächter Deutscher, auf der Bärenhaut gelegen, faul und theilnahmlos, weil mich nichts gewaltsam in Bewegung gesetzt oder vorwärts gestachelt; im Gegentheil, ich bin in Allem fleißig gewesen und betrachte jetzt die Reise mit dir nach Italien als eine Erholung und ein Vergnügen in doppelter Hinsicht."

„Du warst fleißig, du hast gearbeitet?" lachte der Andere, „was hast du denn eigentlich gethan? vielleicht deine sämmtlichen Zimmer jede Woche anders arrangirt?"

„Scherz bei Seite!" entgegnete Alfred lächelnd, „ich bin Oekonom geworden, Landwirth, Bauer, wenn du willst."

„Ei der Tausend!"

„Wie du weißt, habe ich von jeher nichts mehr gehaßt, als den Handel, ja den Schacher mit Geld, mit Obligationen, mit Staatspapieren, kurz, was man Banquiergeschäft nennt. Ich kaufte deßhalb ein paar Güter in der Nähe meines Landsitzes und bewirthschaftete dieselben mit der Hülfe von ein paar Pächtern. Der Nutzen, den das Kapital abwirft, ist freilich nicht groß, aber die Sache an sich interessirte mich, ich fand die mir so nothwendige Beschäftigung, Unterhaltung, Zerstreuung."

„Vortrefflich!" lachte der Graf, „du wirst aber doch nicht an Ernst das herrliche Wäldchen hinter deiner Villa, du weißt, wo man

ſo prächtig im Schatten nach dem alten Förſterhaus ging, in ein rentables Getreidefeld umgewandelt haben? das wäre ja ſchrecklich!"

„Welche Idee!" entgegnete Alfred, „ſo nah' habe ich meine Felder nicht, — doch trink deinen Kaffee, ich höre, daß drunten eingeſpannt iſt, ich will dir im Wagen getreulich berichten, was ich einigermaßen Wichtiges in der Zeit verlebt. 'S iſt aber nicht viel."

Die beiden Freunde ſtiegen hinab und drunten war das Coupé zum Wegfahren bereit. Das Gepäck des Grafen hatte man aus der Caleſche in eine leergelaſſene Vache untergebracht, er gab dem einen ſeiner Diener, welcher mit ſeinem Wagen nach Hauſe zurückkehrte, noch einige Aufträge, dann beſtieg er das Coupé, in welchem Alfred bereits ſaß. Die Pferde zogen an und aus dem hellen, freundlichen Thale, in welchem Reutte von hohen Bergen eingeſchloſſen liegt, glitt der Wagen hinein in die dunkeln, duftigen Schluchten der Tyroler Berge, wo die Straße durch den Felſenpaß der Scharnitz ins Innthal führt.

Der Weg iſt herrlich, voll beſtändiger Abwechslung, ſteile Felſen umſtehen die Straße, die man an den wenigſten Stellen eine weitere Strecke vor ſich mit den Augen verfolgen kann. Bald wendet ſie ſich rechts, bald links, an ſchroffem Geſtein vorbei, von welchem kleine Felswaſſer herabrieſeln, die Straße in einer offenen Rinne überſchreitend, und zur Seite ſchäumend und brauſend in die hellgrüne Iſar ſtürzend, welche dieſe wilden Wald- und Bergſöhne freundlich in ſich aufnimmt, ſie langſam zähmt und ſie alsdann in die Ebene hinabführt aus der finſtern kalten Felſenwelt durch wallende Fruchtfelder, an prachtvollen Städten vorbei. Inzwiſchen wankt der Wagen auf der Straße fort, über ihm wiegt ſich Brombeergeſträuch, und feingezackter Ginſter ſtreift hie und da das Verdeck und beſprengt die Reiſenden mit klaren Thautropfen — ein Weihegruß vom Fuße der mächtigen Berge, deren Felſenhäupter hoch in der Luft von der Sonne beſtrahlt dem dahinrollenden Wagen ernſt und feierlich nachblicken.

Den Weg durch diese engen Schluchten, den die Reisenden zurücklegen, erwärmt so früh kein Sonnenstrahl, da müssen sie erst die Scharnitz hinter sich haben, die Porta Claudia, deren lange, starke Mauern sowie der mächtige Bogen, der sich über den Weg spannt, grau und verwittert aussieht, wie das Gestein, an welchen er sich lehnt. Hier ist es noch kühl und frisch, und die feuchten Nebel der kalten Herbstnacht ziehen an den Bergwänden langsam in die Höhe. Selten erscheinen an der Straße kleine Häuser, von Holz erbaut, das Dach mit großen Felsstücken beschwert, und Vater, Mutter und Kinder drängen sich an die Thüre, um den vorüberrollenden glänzenden Wagen zu sehen.

Endlich fängt die Sonne an über die Berge hereinzublicken und sich zu erinnern, daß da unten noch viel tausend Pflänzchen und Gesträuche wachsen, die ihres warmen Kusses bedürfen.

Rechts liegen die malerischen Ruinen des Schloßberges, beglänzt vom Sonnenschein, die starren Felswände ziehen sich zurück, man erblickt Berge, grün bewachsen mit Laubwaldungen, aus den dunklen, schattigen Schluchten rollt nun der Wagen in das freundliche Seefeld hinab.

„Wie einem die Sonne so wohl thut!“ sagte Graf Alfons und sprang vor dem Posthause, wo umgespannt wurde, aus dem Wagen. „Kommst du nicht heraus?“

„Freilich,“ entgegnete Alfred und stieg langsam über den Tritt hinab, „es war wirklich verdammt kalt heute Morgen und ich kann nicht einmal im zugemachten Wagen fahren.“

„Mir geht es auch so, jetzt aber brauchen wir zur innern Erwärmung eine Cigarre.“

Die Bedienten hinten auf zeigen recht frostige Gesichter und rothe Nasen, um das Kinn haben sie große schottische Tücher geschlagen, sich dicht in ihre Mäntel gewickelt, und sehen verschlafen aus. Jetzt sind andere Pferde eingespannt und es geht weiter.

Wir wollen nur gestehen, die Beiden im Wagen haben von

der herrlichen Alpenwelt, durch welche sie gefahren, das Meiste verschlafen, jetzt aber fühlen sie sich munterer. Die Sonne ist wärmend und angenehm, die Cigarren schmecken vortrefflich und der Wagen bewegt sich so leicht und schaukelnd den Berg hinan.

„Also seit zehn Jahren hast du keine weitere Reise gemacht?" sagte der Graf; „mir ist es auch so ergangen. Was machen Freunde und Bekannte da drunten?"

„Die Meisten leben wie damals," antwortete Alfred; „von Karl, dem glücklichen Ehemann, hatte ich hie und da Nachrichten durch dessen Onkel in Brüssel, es geht ihm gut, er soll reizende Kinder haben, lebt meistens in Italien, und was will man mehr, um glücklich zu sein?"

„Und die andere Sache, lieber Freund? nehme mir nicht übel, die Geschichte hat mich von jeher so interessirt, daß ich sehr begierig bin, ob du in all' der Zeit nichts erfahren."

„Du meinst von ihr?" fragte Alfred und seine Züge wurden ernst. „Ich hörte nichts mehr von dem Mädchen, ebensowenig von ihrem angeblichen Papa, nach welchem ich mich auch eine Zeit lang eifrig erkundigt."

„Ihrem angeblichen Papa?" sagte erstaunt der Graf, „so sprachst du früher nie von ihm, du zweifelst doch nicht an dem, was sie dir zuletzt schrieb?"

„Sind wir nicht alle Zweifler," entgegnete Alfred, „von der Geburt bis zum Tode? zweifeln wir nicht an Allem, an uns selbst? ja ich gestehe dir, nachdem mich die Jahre ruhiger machten, — und sie haben mich ruhig gemacht — fange ich an, über jenen Roman anders zu denken, als sonst."

„Teufel, das mußt du nicht! Warum dir eine so angenehme Erinnerung verbittern? Und es kann ja nach deinen frühern Erzählungen auch durchaus kein gerechter Zweifel Platz finden. Worin zum Beispiel?"

„Daß mich Beide betrogen!"

„Par exemple: daß dich Beide betrogen, und du könntest glauben, daß Alles, daß sie dich in Sorrent nach Hause geschickt, die Geschichte mit dem falschen Wechsel, Alles das sei ein angelegter Plan gewesen, überlegt zwischen Vater und Tochter?“

„Ueberlegt zwischen Vater und Tochter, oder wenn du willst, zwischen ihm und ihr. Das sind meine finstersten Gedanken. Auch ist ein Betrug denkbar,“ fuhr Alfred fort, „nachdem ich in London durch den Vater betrogen war; vielleicht hatte sie es früher mit mir ehrlich gemeint, aber nachher, als die Sache einmal geschehen war, — — weßhalb floh sie mich, wenn sie vollkommen unschuldig war? das Ganze konnte abgemacht werden zwischen dem Banquier, dem Vicomte und mir. Ich hätte sie, weiß Gott, geheirathet, den Vicomte hätte man in die Welt spazieren geschickt, und ich hätte mir wenigstens einbilden können, glücklich geworden zu sein.“

Der Graf schüttelte den Kopf und entgegnete: „ich glaube, du thust dem Mädchen Unrecht, wie du die Geschichte mir damals erzähltest, so konnte ich mich vollkommen in ihre Lage hinein denken. Belastet mit der Schande ihres Vaters, von einem Betrug wissend oder erfahrend, der an dir verübt worden war, da konnte sie dir nimmer froh und heiter ins Auge sehen.“

„Dann hat sie mich nie geliebt.“

„Das kann ich wieder nicht einsehen,“ sagte Alfons, „du warst auch selbst früher anderer Meinung.“

„Und diese Ansicht,“ entgegnete Alfred, „hat mir zwölf Jahre meines Lebens verbittert! glaube ja nicht, daß, wenn ich heute erführe, daß sie mich Beide betrogen, mein Herz dadurch schmerzlicher berührt würde; für den Augenblick vielleicht, ja, dann aber würde ich ruhiger sein, eine noch so traurige Gewißheit wäre doch eine Gewißheit, und sie würde die dunklen Schatten bannen und vertreiben, die jener einzige helle Sonnenblick zwischen schwarzen drohenden Wolken über mein Leben geworfen; aber so kämpfe ich mit

ewigen Zweifeln. — — — Doch ich glaube, wir kommen schon nach Zirl."

Hiemit wurde das Gespräch abgebrochen, der Wagen rollte den steilen Berg hinab, der nach Zirl hineinführt, dort wurde umgespannt und man hatte die letzte Station nach Insbruck.

Bald lag auch das herrliche Innthal vor den Reisenden, weit, breit und sonnig. Aecker und Wiesen, welche mit einander abwechselten, mit Kanälen durchzogen und mit Obstbäumen eingehegt. Dazwischen weiße Wohnhäuser, Kirchen im Thal und auf den Mittelbergen. Links ließen sie die Martinswand, wo Kaiser Max bei der Gemsjagd jenes bekannte Abenteuer bestand. Dann lag in einem weiten Thalkessel die Stadt Insbruck vor ihren Blicken und bald hatten sie dieselbe erreicht.

Den andern Tag, kaum war die Morgendämmerung angebrochen, fuhren sie den Schönberg, dann den Brenner hinauf, in eine wilde, öde Felsennatur hinein, und rollten, auf der Höhe angekommen, unaufhaltsam dem schönen Italien zu. Neben ihnen brauste die Eisack und begleitete sie in tollen Sprüngen bei Sterzing vorbei nach Botzen, wo der klare Felsenbach in die Etsch fließt, welch' letztere nun den Reisenden fast beständig zur Seite blieb und sie begleitete über Trient, Roveredo nach Verona.

Von da wendeten sie sich nach Venedig und vier Wochen später rollte derselbe Reisewagen von Ferrara gegen Bologna an einem warmen Novembertage, wie es deren in Italien in guten Jahren viele gibt.

Die beiden Freunde, die sich, je länger sie reisten, um so mehr an einander anschlossen, hatten in der Inselstadt einige sehr angenehme Wochen verlebt und unterhielten sich von dem Schönen, was sie dort gesehen, von den kleinen Abenteuern, die sie erlebt.

„So oft ich Venedig verlasse," sagte der Graf, „kommt mir mein Aufenthalt dort wie ein schöner Traum vor, aus dem ich, auf dem festen Lande wieder angekommen, plötzlich erwache. Die Ruhe,

die über Venedig liegt, namentlich auf seinen Wasserstraßen, das melancholische Plätschern der Ruderschläge, Abends der Reflex der Lampen auf der zitternden Fluth, das Alles wiegt die Seele ein wie ein schönes Ammenmährchen, das nach dem jedesmaligen Refrain: schlaf, mein Kindchen, schlaf! von alter Pracht und Herrlichkeit erzählt, von prächtigen Festen, von vergoldeten Gondeln, deren buntfarbige Teppiche mit ihren Enden langsam auf dem Wasser nachschleifen, von seltsamen Schiffen, bemannt mit weißen und farbigen Menschen, von Lust und Freude, und von tiefem Kummer und herber Noth. Neben der Piazetta, wo sich Tausende von Menschen an milden Sommerabenden in herrlichem Mondschein ergötzen, wo Liebesintriguen aller Art angesponnen werden, liegt der finstere Dogenpalast mit seiner Seufzerbrücke, seinen Brunnen, seinen Bleidächern, und dort neben der bunt verzierten Gondel, wo auf schwellenden Atlaßkissen üppige Mädchengestalten ruhen, wo Lachen erschallt und der Klang der Mandoline, rauscht eine schwarze Gondel vorbei, mit sechs Rudern und finster blickenden Männern — ein Staatsschiff. Die Mandoline verstummt, der Gondolier wendet scheu das Schiff um, wer weiß, wen die dort hinten so eben nach dem Lido schleppen. Schlaf, mein Kindchen, schlaf! — Ich bin, wie gesagt, die ganze Zeit über wie ein Träumender umhergewandelt und komme jetzt erst zum rechten Bewußtsein."

„'S ist eine herrliche, poetische Stadt," versetzte Alfred, „und ich bin gerne dort für vierzehn Tage, vier Wochen, aber da wohnen möchte ich nicht, oder vielleicht draußen bei den Armeniern, wenn ich mich einmal entschlossen hätte, während der übrigen Zeit meines Lebens Freunde und Bekannte nicht wieder zu sehen."

Vor den beiden Freunden am Ende der breiten Straße, wo diese sich etwas rechts bog, rollte ein anderer Reisewagen, der aber so langsam fuhr, daß sie ihm bald näher kamen und auch in der nächsten, nicht fernen Station erreichten. Es war eine offene Kalesche, ein ziemlich eleganter, obgleich nicht mehr neuer Pariser Wagen.

Doch hatte er keinen Bedienten hinten auf, auch wurde er statt mit Postpferden von einem Vetturin geführt, der in langsamem Trabe die staubige Chaussee dahinfuhr. Auf der Station hielten beide Wagen, unsere Reisenden, um umzuspannen, der Vetturin, um seinen müden Pferden etwas Brod und Wasser zu geben.

Der Graf sprang aus dem Coupé, um sich die Reisenden in der Calesche anzusehen. Es saßen zwei Damen darin; eine ältere, etwas corpulente Frau, die sehr laut und ohne Scheu mit dem Vetturin zankte und ein aufgedunsenes, ziemlich gemeines Gesicht hatte. Dies Alles zusammengenommen mit der reichen Toilette, einem buntfarbenen seidenen Kleide, einer Atlaßmantille, an den Armen Bracelets, sowie eine goldene Uhr mit Kette und Chateleine am Gürtel, lauter Gegenstände, die für die staubige Chaussee durchaus nicht paßten, zeigten deutlich, daß sie kaum zur guten Gesellschaft gehören mochte. Auch die Zusammenstellung der Equipage und des Gepäcks zeugte von wenig Geschmack und wenig feinem Ton. Der Wagen, hellblau mit Roth, schien frisch lackirt und hatte auf dem Schlage die Chiffre T. mit einer Krone. Hiezu bestand das Gepäck aus abgeriebenen alten Koffern und Hutschachteln, welche mit Stricken und Ketten hinten und oben aufgeschnürt waren.

Neben der dicken alten Dame saß eine jüngere Dame, deren Aeußeres, so viel man davon sehen konnte, schon ganz anders aussah. Sie trug ein dunkelgraues anliegendes Tuchkleid, hatte sich fest in einen eleganten Shawl gewickelt, zwischen dem eine kleine Hand mit perlfarbnen Glacéhandschuhen herausschaute. Dazu hatte sie einen dunkelblauen Hut mit ebensolchem Schleier auf, und was der Graf von dem Gesichte bemerkte, war so edel und schön geformt, daß er die Damen überrascht begrüßte.

Die dicke Frau machte ihm eine heitere Verbeugung, die junge Dame nickte kaum merklich mit dem Kopf, ohne ihn weiter zu beachten. Letztere war, wie gesagt, eine vollkommen elegante Erscheinung und schien so gar nicht zu ihrer Nachbarin und in diese Equi-

page hinein zu paſſen. Ihre zierlichen Füße hatte ſie auf das Kiſſen des Rückſitzes gelehnt und der Graf geſtand ſich, in der letzten Zeit keine kleinere und niedlichere Chauſſure geſehen zu haben.

„Maledetto!“ ſagte die dicke Frau, nachdem ſie mit vielem Spektakel auf ihre Uhr geſehen, „es iſt vier Uhr, und wir ſollten ja um dieſe Zeit ſchon in Bologna ſein. Verlaß' ſich Einer auf euch Italiener!“ Dies ſprach ſie in ſehr ſchlechtem Italieniſch, ſetzte aber alsdann im ächteſten und reinſten Boulevard-Franzöſiſch, zu ihrer Nachbarin gewendet hinzu: „wir kommen wahrhaftig nicht vor acht Uhr nach der ver — — dammten Stadt!“ Da ſie bei dieſen Worten den Grafen, der vor dem Wagen ſtand, voll anſah, ſo hielt dieſer es für ſeine Schuldigkeit, zu antworten und that dies lächelnd:

„Wenn Ihr Kutſcher in demſelben Tempo, in welchem wir ihn überholt, fortfährt, ſo kommen Sie allerdings nicht vor acht bis neun Uhr nach Bologna.“

„Hörſt du es, Birbante?“ ſchrie die erboſte Dame dem Kutſcher zu, der ſich achſelzuckend und lächelnd mit ſeinen Pferden beſchäftigte.

„Wir reiſen ſonſt immer mit Extrapoſtpferden,“ fuhr die Dame heftig fort, „ließen uns aber in Ferrara von dieſem da beſchwatzen, mit ſeinen Pferden weiter zu fahren. Hat er nicht ein Maulwerk und verſprach er nicht hoch und theuer, wir kämen auf dieſe Art ſchneller hin, aber warte nur, maudit Postillon, nicht einen Sou Trinkgeld ſollſt du bekommen! Ma pauvre fille,“ ſagte ſie hierauf zu der jungen Dame, „tu seras terriblement fatigué.“ Dabei warf ſie einen Blick auf dieſelbe und ſah den Grafen forſchend an.

Die halb und halb Angeredete hob ihren Kopf etwas in die Höhe und entgegnete, ohne die Alte anzuſehen: „ich bin nicht müde, nein — — Mama.“

„'S iſt ganz entſetzlich,“ fuhr dieſe fort, „wenn man ſich dies

viele Geld koſten läßt und dann ſo fürchterlich betrogen wird. Fahren wir jetzt bald weiter, he?"

„Im Augenblick, Signora," entgegnete der Vetturin, der all' dem Lamentiren lächelnd und ſtumm zugehört. Doch rückte er jetzt in der That den Futtertrog von den hungrigen Thieren hinweg, warf ihnen die Treuſe über und kletterte auf den Bock, nachdem er mit vieler Feierlichkeit dem Wirth die verlangten Bajocci bezahlt.

Die alte Dame legte ſich würdevoll in ihre Ecke, beantwortete den Gruß des Grafen ſehr vornehm, aber herablaſſend, und die junge Dame erhob ihren Kopf, unſern Reiſenden anſtändig grüßend, welcher hiedurch Gelegenheit bekam, für einen Augenblick ihr Geſicht zu ſehen. Daſſelbe war blaß, ein langes, edles Profil, feine Lippen, ſchwarze, etwas ſchmachtende Augen, überdeckt mit langen, feinen Wimpern, und dazu hatte ſie ſehr dunkelbraunes Haar. Es war eine jener Phyſiognomien mit leidendem Ausdruck, die ſo ſehr intereſſiren, ja die im Stande ſind, plötzlich zu feſſeln. Eine hohe, edel geformte Stirne, hinter welcher das Leben Erfahrungen aller Art aufgehäuft; und ein Mund, der zu ſprechen verſtand von vergangenen herben Tagen, aber auch gewiß ſüß zu lächeln, wenn er ſich vornahm, dies zu thun.

Dahin rollte die Kaleſche und der Graf beſtieg kopfſchüttelnd das nun ebenfalls wieder beſpannte Coupé. „Ich habe da," ſagte er lächelnd zu ſeinem Freunde, „eine merkwürdige Bekanntſchaft gemacht: eine alte Hexe mit einem jungen Mädchen, das heißt, mit einem in noch guten Jahren, ich ſchätze ſie ſo auf vier- bis ſechsundzwanzig, aber mit einer ganz anſtändigen Tournure und mit einem intereſſanten, vielverſprechenden Geſichte. Es wird ſich wahrhaftig der Mühe verlohnen, ſie näher kennen zu lernen. Sie gehen nach Bologna und ich glaube nach Florenz. Wir können da ſehen, wie die Alte auftritt und ſich gerirt."

„Biſt du wieder einmal gefangen?" lachte Alfred, „hat das

Mädchen vielleicht blonde Haare oder ſo etwas Gewiſſes im Blick? Du biſt wahrhaftig unverbeſſerlich."

„Diesmal iſt das Haar zufällig dunkelbraun," entgegnete luſtig der Graf, „aber das Auge hat wirklich etwas unnennbar Angenehmes."

„Da haben wir's! Jetzt wirſt du wieder in Bologna und Florenz ungenießbar ſein. Gott, wenn man dich einmal glücklich verheirathet hätte!"

„Nun, vom Heirathen iſt keine Rede, lieber Freund," antwortete der Graf, „die Alte ſieht mir einigermaßen verdächtig aus, es iſt eine Franzöſin und hat den Hut; den ſie trägt, auf alle Fälle ſelbſt gebaut; es wär' vielleicht ein Amuſement für ein paar Tage. Wenn ſie wirklich nach Florenz geht, ſo könnten wir die Tour zuſammen machen."

„Ganz recht!" lachte Alfred, „ich mache den Elephantenführer oder den Mephiſto, hinkend bin ich ohnedies, und während ich mit der alten Martha luſtwandle, verführſt du, ein glücklicher Fauſt, das hübſche Gretchen."

Jetzt hatten ſie die Kaleſche wieder eingeholt und der Graf beugte ſich hinaus, ſoweit er konnte, um die Damen nochmals feſt ins Auge zu faſſen.

Bald waren ſie weit vorausgeeilt und erreichten nach ein paar Stunden Bologna, ehe der nachkommende Wagen noch die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte. Sie kamen ſehr ſpät an, die armen Damen mit ihrem Vetturin, und die beiden Freunde, nachdem ſie vorher noch eine Zeit lang durch die Straßen der alten ehrwürdigen Stadt gezogen und ſich wieder einmal die ſeltſamen ſchiefen Thürme beſchaut, ſaßen eben beim Souper, als der Wagen der dicken Signora in den Hof fuhr.

Der Graf eilte ans Fenſter und ergötzte ſich ungemein an den heftigen Redensarten, mit der die Frau ihren Vetturin auch hier überſchüttete. Da ſtand ſie zwiſchen den Kellnern, welche die Lichter hoch emporhoben und wandte ſich mit ihren Klagen und Betheuerungen

von Einem zum Andern. Vom Trinkgeld ſollte natürlich keine Rede ſein, und auch von dem bedungenen Preis wollte ſie ein Erkleckliches abziehen, worüber der Vetturin endlich die Geduld verlor und es ihr praktiſch bewies, daß eine italieniſche Zunge noch geläufiger ſein kann, als eine franzöſiſche.

Die junge Dame ſtand daneben, eine Zeit lang theilnahmlos in den Hof blickend, als ginge ſie die Geſchichte gar nichts an, doch hatte ſie die Lippen auf einander gebiſſen und warf hie und da einen ruhigen, aber finſteren Blick auf die bewegliche Mama. Endlich aber wandte ſie ihr und dem Vetturin entſchieden den Rücken, warf ihren Kopf in die Höhe und verlangte ſo gebieteriſch nach ihren Zimmern, daß mehrere Kellner zugleich vor ihr her und die Treppen hinanſtürzten.

Der Graf droben am Fenſter hatte bei dem Vorleuchten der Geſchäftigen drunten noch einmal Zeit, das Geſicht der Fremden zu ſehen. Es waren ſchmerzvolle Züge: vielleicht unangenehm erregt von der Scene im Hofe hatte dies Geſicht etwas Finſteres, Bitteres, etwas wie Haß gegen die ganze Welt angenommen.

Das war aber auch Alles, was der Graf während ſeines Aufenthalts in dieſer älteſten Stadt Italiens von der Unbekannten zu ſehen bekam. Sie ſchien es zu vermeiden, einem der beiden Freunde auf den Treppen und Gängen des gemeinſchaftlichen Gaſthofes zu begegnen, denn dies kam nicht ein einziges Mal vor. Es ſchien, als wüßten beide Damen auf's Allergenaueſte, wann und wohin die beiden Herren in dieſer oder jener Stunde ihre Schritte lenkten. Madame allein begegnete der Graf in dem Hauſe häufig und er konnte ſich alsdann über Mangel an Freundlichkeit in Wort und Blick nicht beklagen: ſie grüßte ihn herablaſſend, auch erfuhr er von ihr, daß ſie in einigen Tagen nach Florenz gingen, um dort vielleicht den Winter zuzubringen, weiter aber auch nichts. Die Alte lud den Grafen nie ein, ſie und die Tochter zu beſuchen, oder einen gemeinſchaftlichen Gang in die Stadt mit ihnen zu machen, und allen Anſpielungen ſetzte ſie huldvollſt die Verſicherung entgegen: in

Florenz, so hoffe sie, werde sie die Ehre haben, den Herrn Grafen — sie wußte seinen Namen — häufiger bei sich zu sehen. Madame de Saint Auville würde für einige Tage im Hotel Schobinger absteigen und dann eine Privatwohnung beziehen.

Bald hatten unsere Reisenden alles Schöne und Merkwürdige von Bologna, das sie schon früher gesehen, in ihrem Gedächtniß wieder aufgefrischt, namentlich die herrlichen Bilder in der academia Clementina, viel und lange Raphael's Meisterwerk: die heilige Cäcilie, betrachtet und verließen nun die Stadt an einem dunklen, windigen Herbstabend, um die Apenninen zu passiren und den andern Tag Florenz zu erreichen. Beide hatten den wildromantischen Weg schon öfter gemacht und wünschten die Hauptstadt von Toskana am Tage zu erreichen, weßhalb sie während der Nacht fuhren.

Es war ein unfreundliches Wetter, die Nacht finster und unheimlich und die Bedienten hinten auf dem Wagen, welche sich mit Hirschfängern und Pistolen reichlich versehen hatten, riefen sich die zahlreich vernommenen Räubergeschichten, so passirt waren auf dem Weg, den sie heute Nacht fuhren, in's Gedächtniß zurück; die Postillone, für je zwei Pferde einer, wie es hier in Italien Mode ist, versicherten dagegen, die Straße sei vollkommen sicher, und fuhren mit lautem Peitschengeknall und viel unnöthigem Geschrei das Gebirge hinan.

Bald ließ der Wagen die letzten Häuser der Vorstadt hinter sich und rollte noch zuletzt bei einem einsamen Marienbilde vorbei, vor welchem eine kleine Lampe, vom Winde bewegt, ächzend hin und her schwankte. Man hätte bei diesem beweglichen Licht glauben können, die Madonna wiege ihren Kopf über dem Kinde in ihrem Schooße hin und her. Dann wurde Alles finster und still. Die Laternen warfen einen zitternden Schein auf die Straße, die Pferde zogen den schweren Wagen langsam bergan, die Postillone waren abgestiegen, klatschten mit ihren Peitschen und sangen italienische Schelmenlieder.

Es wäre jetzt eine herrliche Gelegenheit, von einem kleinen Räuberanfalle zu erzählen, und wir bedauern in der That, dies nicht thun zu dürfen; doch haben wir uns einmal fest vorgenommen, bei diesen namenlosen Geschichten streng der Wahrheit getreu zu bleiben, und können deßhalb nur berichten, was sich in Wirklichkeit begeben. Wohl sahen die Bedienten auf dem Wagen, welche ängstlich umherspähten, seltsame Gestalten auf der Straße, breit und unförmlich von weißer Gestalt, die ihnen entgegenkamen — vielleicht Banditen in weißen Mänteln. Doch wenn diese Gestalten näher kamen, so zeigte es sich, daß es harmlose Zugochsen waren, die zum Vorspann gebraucht wurden und jetzt nach Hause zurückkehrten. Die Treiber wechselten mit den Postillonen einige Worte, wünschten dann eine glückselige Nacht und verschwanden in dem Dunkel. Der heftige Wind war die einzige unangenehme Begegnung, welche die Reisenden im Gebirge hatten, namentlich aber am andern Morgen in der Früh auf den Höhen der Apenninen.

Im Uebrigen legten sie, mit Ausnahme einer zahlreichen Schaar Bettler auf jeder Station, ihren Weg unangefochten zurück und fuhren am andern Mittag zwischen prachtvollen Villen, uralten Cypressen-Alleen, dichtem Lorbeer- und Oleander-Gebüsch das schöne Thal hinab, in welchem der Arno fließt und Firenze la bella liegt.

„Eine herrliche göttliche Stadt!“ rief der Graf entzückt aus und Alfred sprach leise vor sich hin die Worte Arioſto's, des großen Italieners, mit welchen er so innig und so treffend die schöne Stadt mit ihrer lieblichen Umgebung, den zahllosen Kirchen, Klöstern und Villen bezeichnet:

A veder pien di tante ville i colli
Par che'l terren vo le germogli, come
Vermene, e germogliar suol' i rampolli.
Se dentro un mur, sotto un medesmo nome
Fosser raccolti i tuoi palazzi sparsi,
Non ti sarian da pareggiar due Rome.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Genua.

Das Dampfboot Ferdinando Primo, von Neapel kommend, näherte ſich in den erſten Stunden eines jungen Oktobertages dem Hafen von Genua. Die beiden Leuchtthürme zu den Seiten der ſchmalen Einfahrt in denſelben leuchteten mit ihrem beſtändig wechſelnden Lichte. Jetzt ſank daſſelbe zu einem kleinen Punkte zuſammen, dann flammte es wieder hell auf und warf ſeine zitternden Strahlen auf das dunkle, ruhige Meer, welches leiſe gegen den mächtigen Hafendamm wogte, wie unwillig, daß ihm derſelbe den Eintritt in den reizenden Meerbuſen, in welchem die Stadt liegt, ſtreitig mache.

Das Dampfboot verminderte die Kraft ſeiner Maſchinen, der Kapitän ſtand auf dem Radkaſten und der Steuermann bohrte ſeine Blicke in das Dunkel vor der Spitze des Bootes, um die ſchwierige Einfahrt nicht zu verfehlen. Die Paſſagiere unten im Schiffe in ihren kleinen Betten wachten auf, da nun die vorwärts ſtrebende Bewegung des Schiffes aufgehört und es auf dem ſpiegelglatten Hafenwaſſer nur noch leicht und unmerklich ſchaukelte. Die Leute mit einem feſteren Schlafe wurden bald darauf gewaltſamer erweckt, denn die Ankerkette raſſelte hinab, rollend und ziſchend, der Anker ſchlug auf das Waſſer, dann verſank er rauſchend, griff in dem Sande auf dem Grunde feſt ein, das Schiff erlitt einen ganz leichten, leiſen Stoß, die neugierigen Wellen kamen, durch das Einfahren des Schiffes in Bewegung gebracht, von allen Seiten murmelnd heran, plätſcherten eine Weile um die Seiten des Schiffes und kehrten dann in weiten Kreiſen an das Ufer zurück, um demſelben geſchwätzig zu erzählen, daß der Ferdinando Primo angekommen ſei.

Dies war aber auch das einzige Leben, das man für jetzt noch an dem Hafen wahrnahm. Dicht an den Quai's lagen zahllose Schiffe, ein ganzer Maſtenwald, faſt Alles finſter und ohne Bewegung; nur hie und da bemerkte man durch die Kajütenfenſter einen Lichtſchein oder hörte einen Eimer herabfallen, der Waſſer heraufholte, vielleicht für die Morgentoilette eines ſehr frühzeitigen Schiffsjungen.

Wer aber ſo noch vor der Morgendämmerung den Hafen von Genua erreicht, der begebe ſich ja auf das Verdeck und es wird ihn nicht gereuen, ſich einige Stunden am Schlafe abgebrochen zu haben. Mit offenem Auge ſchaue er um ſich, denn majeſtätiſcher, lieblicher und großartiger, als hier vor der herrlichen Stadt der Paläſte, wird er den jungen Tag wohl an keinem Punkte der Welt aufſteigen ſehen. Unmerklich, kaum ſichtbar, verwandelt ſich die ganze Dekoration vor ſeinen Augen. Bald nimmt der Himmel im Oſten über der Villa Monte Negro eine lichtere Färbung an, das Feuer auf den Leuchtthürmen fängt an zu verbleichen, in demſelben Maße, wie das grüne Waſſer des Hafens in der weiten See draußen heller und durchſichtiger wird. Hier ſcheint das Licht nicht von einem einzigen Punkte der aufſteigenden Sonne auszuſtrömen, nein, auch der Ozean ſcheint ſeine eigene Sonne zu haben; denn wie drüben auf den Bergen der gelbe glänzende Schein mehr und mehr an dem dunklen Himmel aufſchießt, ſo ſcheint ſich das Waſſer vom Meeresgrunde auf zu erleuchten.

Bis jetzt ſah es dunkelgrau, ja farblos aus, hat nun aber ſchon eine dunkelgrüne Färbung angenommen; immer heller leuchtet und ſtrahlt es dann von unten herauf, immer heller, immer durchſichtiger wird die Farbe des Waſſers, vom Dunkelgrün zum Hellgrünen, zuletzt glüht es wie aufgelöste Smaragden. Es hat ſich bereit gemacht, den erſten Kuß der Morgenſonne glänzend herausgeputzt zu empfangen, und nun, wenn dieſer erſte leuchtende Gruß weit hinaus auf das Meer fällt, wie glänzt und ſtrahlt und ſpiegelt es ringsum

in der ſeligſten Wonne? Die Seele vernimmt ein freudiges Ah! einen Ausruf des Glücks und des Entzückens, das Waſſer theilt ſeine Luſt und ſeine Freude den bunten Schiffen, den ſchlanken Maſten, den luſtigen Wimpeln mit. Jedes naſſe Tau nimmt Theil an der allgemeinen Luſt und ſprüht ſtatt der Waſſertropfen mit der größten Freigebigkeit funkelnde Brillanten von ſich. — Und erſt die weite Waſſerfläche des Hafen, vom Morgenwinde und den einſtrömenden Wellen ſanft auf und ab bewegt! Iſt die ganze Fläche nicht, wie mit Myriaden von Spiegelchen bedeckt, hier in großen Haufen, dort in einzelnen Stückchen, jetzt in dem grünen Waſſer verſchwindend, jetzt wieder glänzend zum Vorſchein kommend?

Langſam erwacht die Stadt aus ihrem Morgentraum; eine gewaltige, finſtere Schönheit ruht ſie am Buſen des Meeres und ſieht ernſt auf das Spiel der Fluth, auf das luſtige Schwanken und Gaukeln der Schiffe und Nachen, und kein freundliches Lächeln überfliegt ihre harten, marmornen Züge. Wie mit ſtarkem Arm hält ihren Rücken die Bergwand umſchlungen, und umſonſt lebt und webt dort oben auf den Höhen Alles in Luſt und Sonnenſchein! umſonſt glänzen die weißen Landhäuſer freundlich herüber, umſonſt ſtehen die ſchwarzen Linien an dem Morgenhimmel, wie auf Goldgrund gemalt, da, die Stadt bleibt finſter und grau; — im Gegentheil: je heiterer Alles ringsum ſtrahlt und glänzt, je düſterer und ernſter geſtalten ſich in tiefen Schatten ihre Züge. Sie kann es nicht vergeſſen, daß man ſie hier hingebaut und ſo gelegt, daß der Strahl der Sonne zuletzt in ihr Angeſicht fällt — die ſtolze Schöne — ſie bleibt deßhalb mürriſch und verdrießlich, bis ſpäter der warme Strahl in ihr Inneres dringt und ſie nun nicht mehr umhin kann, eine freundliche Miene anzunehmen. —

Mit dem erſten Licht des Tages erwacht nun auch das Leben auf den Quai's und Schiffen. Zahlreiche Menſchen ſtrömen an den Hafen, Karren fahren hin und her, Fäſſer werden gerollt, ſchwere Ballen gewälzt und bald bedecken zahlloſe Boote und Fahrzeuge

aller Art das grüne Hafenwaſſer. Aus den kleinen Ofenröhren auf den Schiffen ſteigt blauer Rauch in die Höhe, aus den Lucken klettern Leute aller Art, Matroſen in Hemdärmeln und der Schiffpatron, und Alle ſchauen auf das angekommene Dampfboot, das jetzt den Dampf ausſtrömen läßt und auf welchem allmälig ebenfalls Alles in Bewegung geräth.

Es iſt da oben ein Durcheinander von verſchlafenen Geſichtern, von den verſchiedenartigſten Toiletten und von Gepäckſtücken in unglaublicher Anzahl und allen nur erdenklichen Formen und Größen. Jeder ordnet das, was ihm zugehört, und Alle blicken mit Sehnſucht der Polizeibarke entgegen, die nun endlich langſam und ſchwerfällig von dem Ufer abſtößt und auf das Schiff zurudert.

Ein junger Mann, die Enden des weiten ſchwarzen Mantels über die linke Schulter geworfen, ſtand ſchon ſeit lange, wie es ſchien, theilnamlos an den Radkaſten gelehnt. Er war ſchon da vor Tagesanbruch, als das Schiff in den Hafen einfuhr, er ſtand da, während die Sonne aufging, doch ſchien ihn das herrliche Schauſpiel, das wir zu beſchreiben verſuchten, nicht im Geringſten zu intereſſiren. Auf derſelben Stelle ſtand er ſeit mehreren Stunden, den Arm auf den Radkaſten geſtützt, und blickte gedankenvoll auf die dunkle Stadt. Zuweilen wandte er ſich unruhig und haſtig ab, that ein paar Schritte auf dem Verdeck hin und her, um gleich wieder an ſeinen früheren Platz zurückzukehren. Er ſchien ein Haus mit ſeinen Augen zu ſuchen, und als es endlich heller wurde, ſo daß man die Umriſſe der einzelnen Gebäude erkennen konnte, hatte er wohl gefunden, was er geſucht, und dann ſeufzte er tief auf, drückte die rechte Hand auf die Bruſt und blickte feſt und unverwandt nach derſelben Richtung. Das einzige Zeichen von Theilnahme, das er dem Getümmel auf dem Schiffe zuwandte, war der Augenblick, wo die Polizeibarke anlegte. Da winkte er dem Kapitän des Ferdinando mit der Hand einen Abſchiedsgruß, ſagte einem Diener, der in ſeine Nähe trat, einige Worte und eilte die Schiffstreppe hinab in jenes

Boot, wo er dem Beamten, der die Päſſe ſämmtlicher Reiſenden in Empfang nahm, einige Worte ſagte. Der Polizeimann griff an ſeinen Hut, indem er ſagte: ah, il Signore Comte! und nahm ihn alsdann mit ſich in die Stadt, alle andern Paſſagiere an Bord zurücklaſſend, bis ihre Papiere auf der Douane gehörig unterſucht und für unverdächtig befunden waren.

Bei dem Quai angekommen, dankte der junge Mann dem Beamten, ſprang gewandt die ſteinernen Treppen, die zum Ufer führten, hinauf und ſchritt eilig durch das Hafenthor in die Stadt. Hier eilte er durch die engen ſchmutzigen Straßen hinan bis zur Strada Balbi, die er mit ſchnellen Schritten hinaufeilte. Doch verminderte er bald dieſe Eile, ging immer langſamer und ſchlich zuletzt nur noch an den Häuſern dahin, offenbar mit tiefen Gedanken kämpfend. Einmal blieb er ganz ſtehen, heftig mit ſich ſelber ſprechend, ein anderes Mal zog er die Mantelenden von der linken Schulter und warf ſie haſtig und unruhig über die rechte.

Jetzt hatte er das obere Ende der Strada Balbi erreicht, wo ſie in einen weiten Platz mündet, auf welchem eine Menge kleiner zierlicher Häuſer ſtehen, theils auf dem Platze ſelbſt, theils auf kleinen Anhöhen, mit Gärten beſetzt, an die Bergwand gebaut, in welchen niedliche Wohnungen ſind. An der Mündung der Straße blieb der junge Mann ſtehen und zögerte, auf den Platz zu treten. Bald ging er einen Schritt vorwärts, dann wandte er ſich plötzlich wieder um und eilte die lange Straße hinab, die er ſo eben heraufgeſtiegen war, und nachher blieb er, ſich beſinnend, wieder ſtehen, wandte ſich abermals haſtig um und ſagte zu ſich ſelber: „haſt du denn bei Gott gar keinen Muth, es muß ja einmal ſein, ich muß es ihr ſagen, wie unſere Sachen ſtehen, ich muß es ihr auseinander ſetzen!“ Bei dieſen Worten ſchien ihn etwas tief zu erſchüttern, doch ging er feſten Schrittes die Straße wieder hinauf, beſtändig vor ſich hin murmelnd: „ich hab' es ihm verſprochen, dies Verhältniß zu löſen — was kommt auch dabei heraus? — O verdammt!

daß ich damals nicht ihren eigenen Worten folgte! Sie hatte Recht, vollkommen Recht, die Aermſte!"

Jetzt war er wieder an der Ecke des Platzes angekommen und zögerte abermals. „Nein!" ſagte er und ſtamrſte heftig mit dem Fuß auf den Boden, „bei Gott, ich kann nicht mit ihr ſprechen, nicht offen mit ihr ſprechen! Ja, wenn ſie eine Italienerin wäre, wenn ſie heftig gegen mich würde, mich mit Klagen, mit Vorwürfen überſchüttete, wüthend würde, ſo daß ſich an ihrem Zorn der meine entflammen könnte! — Aber das wird ſie nicht, geduldig wird ſie mich anhören und wird mir ſagen: „„thu' immerhin, wie du es denen ſchuldig biſt, die Vater- und Mutterſtelle an dir vertreten. Aber vergiß mich nicht, gedenke mein, ich will geduldig hoffen und harren." — O dieſe Deutſchen!"

Es war gut, daß die Strada Balbi in der todten Herrlichkeit ihrer gewaltigen Paläſte von ſo wenig Menſchen betreten wird, ſonſt hätte man den jungen Mann mit ſeinen heftigen Geberden beobachtet und ihn vielleicht für einen Verrückten gehalten; doch ſo konnte er auf der langen, menſchenleeren Straße ſein Selbſtgeſpräch ruhig beendigen.

„Wenn ich ſie nicht mehr liebte," fuhr er fort, „wenn ich ſie gern von mir ließe, ah! das wäre was ganz Anderes! Und wenn es nicht mein heißeſter Wunſch wäre, ſie öffentlich die Meine zu nennen, ſo würde es mir nicht ſchwer ankommen, den Schritt zu thun, wie ich mit meinem Worte gelobt! Ja!" rief er trotzig aus, „ich hab' es gelobt, ich habe mein Wort gegeben! Aber mit ihr offen darüber ſprechen kann ich nicht!"

Bei dieſen letzten Worten, die er lauter als die übrigen geſprochen, raffte er ſich gewaltſam zuſammen und ging quer über den Platz auf ein kleines Haus zu, das ſich freundlich aus grünen Orangen- und Citronenbüſchen hervorhob.

Dies kleine Haus hatte im untern Stock neben der Treppe Küche und Bedientenzimmer, oben war ein kleines Vorzimmer, zwei Schlaf-

zimmer und ein Salon, von deſſen Fenſtern man die reizendſte Ausſicht hatte. Vor dem Hauſe dehnte ſich der breite Platz aus, links lag das Haus des Columbus, rechts in der Tiefe der Palaſt Doria und zwiſchen dieſen beiden Gebäuden hindurch erblickte man den belebten Quai mit ſeinem Maſtenwalde, weiter hinaus den Molo mit dem Leuchtthurm, und das Ganze ſchloß die gewaltige Meerfluth.

Die Fenſter des Salons waren geöffnet, und da das Haus bei der frühen Morgenſtunde im Schatten, Stadt, Hafen und Meer dagegen von der Sonne beleuchtet wurde, ſo war die Ausſicht in dieſem Augenblick hier oben entzückend ſchön. Eine junge Dame in blendend weißem Peignoir, der den eleganten ſchlanken Körperbau auf's Vortheilhafteſte hervorhob, lehnte an dem Fenſter und unterſtützte den Kopf mit dem Arm, indem ſie ſcharf nach dem Hafen hinunter blickte.

Das reizende gute Geſicht dieſer Dame brauchen wir dir, geneigter Leſer, nicht zu beſchreiben, du kennſt es, du wirſt dich deſſelben hoffentlich erinnern: du ſahſt es bei der Leiche ihrer armen Mutter, bei ihren kindlichen Spielen, bei ihrem Eintritt in die Welt. Das Geſicht der kleinen Marie hat ſich nicht viel verändert, die großen dunklen Augen haben noch immer denſelben ſchwärmeriſchen Ausdruck, nur hat ſich das ruhig Träumeriſche, mit dem das Kind die Gegenſtände um ſich betrachtete, in einen rührenden, unausſprechlichen Ausdruck verwandelt, nicht des Kummers, nicht des Schmerzes, aber eines Ausdrucks, bei dem man ihre Hand ergreifen möchte und ſie fragen: was fehlt dir?

Wenn wir einen Blick in den Salon werfen, ſo ſehen wir uns veranlaßt, die Gegenſtände, namentlich die Bilder und Bildchen an den Wänden, näher zu betrachten. Wir finden lauter gute alte Bekannte. Dort iſt eine Skizze des Hauſes unter der Mauer, von Meiſterhand in Aquarell gemalt, man ſieht in das dunkle Gewölbe hinein, es iſt Nacht; lieber Leſer, wir erblicken das erſte Kapitel unſerer wahrhaftigen Geſchichte. Die alten Straßenlaternen werden

vom Winde hin und her geweht; richtig! dort ſchreitet Frau Welſcher, an ihrer Hand ein kleines frierendes Mädchen. Neben dieſem Bildchen iſt ein ſprechend ähnliches Portrait der alten Kiliane und daneben nochmals die Frau Welſcher im Sonntagsſtaat mit harten hölzernen Zügen, unkünſtleriſch zwar, aber rührend in ſeiner Aehnlichkeit in dem prächtigen goldenen Rahmen. — Noch ein Bekannter. Ja, es iſt Dubelli's ehrliches, treuherziges Geſicht, im eleganten ſchwarzen Frack mit hohem weißem Kragen, das Aeußere freilich anders, als wir es zu ſehen gewohnt, aber das Innere iſt daſſelbe geblieben, wie damals, wo er die alte Büglerin nach Hauſe begleitete. Unter dem Tänzer befindet ſich eine äußerſt elegante Zeichnung von der ehemaligen Collegin deſſelben, Mademoiſelle Eliſe, von großer Aehnlichkeit, die prachtvollen Formen ihres Körpers ſchön wieder gegeben. Sie iſt im Coſtüm, lehnt mit der einen Hand an der Couliſſe und wendet den Kopf zur Seite. Es iſt der Moment in einem Ballet, wo ihr neuer Pas kommt. — — „Denk an mich!“ ſagte ſie in ſolchen Momenten zu der kleinen Marie, „denk an mich, du gutes freundliches Herz und dann wird mir's draußen gut geben.“ — Auch ein Portrait von ihr ſelber ſteht auf einem Eckiſchchen und gegenüber ein anderes mit Epheu umgeben: das eines jungen Mannes, den wir ſchon geſehen, leider ſchon gehört. Wir gäben viel darum, hätten wir ſein Selbſtgeſpräch nicht belauſcht. Die Züge dieſes Geſichtes ſind ſchön zu nennen, doch liegt im Auge etwas Weichliches, Charakterloſes, das der trotzig aufgeworfene Mund umſonſt zu verwiſchen ſucht.

Nach einer langen Pauſe, während welcher Maria aufmerkſam auf den Platz und den Hafen hinabſieht, öffnet ſich die Thüre des Nebenzimmers und von den Armen einer ſtämmigen Genueſerin gleitet zappelnd und lachend ein kleines, allerliebſtes Bübchen auf den Fußboden und trippelt auf die Mutter zu, welche ſich umwendet, das Kind zu ſich emporhebt und es mit Liebkoſen und glühenden Küſſen bedeckt.

In dieſem Augenblicke eilte der junge Mann aus der Strada Balbi über den Platz gegen das Haus.

„Signora," ſagte das Dienſtmädchen im Nebenzimmer, „man hat mir geſagt, daß der Ferdinando Primo heute früh von Neapel hier angekommen iſt."

„Heute früh?" forſchte die junge Dame, „alſo ſchon vor mehreren Stunden?"

„Allerdings ſchon vor mehreren Stunden," antwortete die Genueſerin, ſetzte aber lächelnd hinzu: „doch wiſſen Sie wohl, Signora, daß es den Paſſagieren nicht ſobald erlaubt iſt, an das Land zu gehen."

Jetzt hörte man auf der Treppe raſche Tritte, die ahnungsvolle Mutter drückte ihr Kind feſt an die Bruſt und ſtarrte erwartungsvoll nach der Thüre des Salons, die jetzt haſtig aufgeriſſen wurde und unter welcher der ſo ſehnlichſt Erwartete erſchien. Einen Augenblick blieb er zögernd am Eingange ſtehen, als wage er nicht, die Schwelle zu überſchreiten und ſein Mund warf ſich trotzig auf, wie wir es auf dem Bilde bemerkt. Das dauerte aber nur eine Sekunde, dann ſchlich ſich jener andere, weichliche Zug aus den Augen und über das Geſicht, er ſtürzte heftig Mutter und Kind entgegen, ſank vor erſterer auf die Knie, drückte heftige Küſſe auf ihre herabhängende Hand und rief: „Maria! meine geliebte Maria!"

„Eugen!" ſagte ſie und ihre Wimpern wurden feucht, „mein Eugen, biſt du da? Ich habe dich ſchon ſeit langen Wochen erwartet." Sie ließ das Kind auf den Boden herab, und der Kleine, als er die Eltern weinen ſah, verzog ebenfalls das Geſichtchen und konnte nur durch die herzlichſten Schmeichelworte des Vaters und durch die zärtlichen Küſſe der Mutter beruhigt werden.

Längere Zeit hielt der junge Mann darauf ihre beiden Hände in den ſeinigen feſt und ſah ihr lang und forſchend in die Augen. „Du warſt wieder recht unglücklich während meiner Abweſenheit?" ſagte er innig und liebevoll, ſetzte aber etwas ungeduldig hinzu:

„haſt wieder viel geweint und verſprachſt mir doch, dies nicht zu thun.“

Sie nickte ſtumm mit dem Kopfe und drückte ihr Geſicht auf den Kopf des Kindes, damit er die reichlichen Thränen nicht ſehen ſolle, die ihren Augen entquollen.

„Du quälſt mich, Maria!“ ſprach er unmuthig, „du weißt ja, ich kann nicht immer bei dir ſein.“

„Leider!“

„Freilich leider! aber was iſt da zu machen? Wir müſſen uns dem Schickſal fügen, Maria, wir können mit Gewalt nichts durchſetzen, wir müſſen ruhig und geduldig abwarten.“ Er zuckte bei dieſen letzten Worten ungeduldig mit den Schultern. Da ſie ihn aber feſt und ruhig anſah, mit dem ſo unendlich liebevollen und rührenden Blick, ſo ſchlug er den ſeinen nieder, legte die Hand auf den Kopf des Kindes und ſagte: „freilich, freilich, Maria! ich weiß, wie geduldig du ausharrſt, wie zufrieden du in die Zukunft ſchauſt, es kann und wird aber Alles beſſer und angenehmer werden. Für jetzt bin ich gebunden, das weißt du ſo gut, wie ich. Ich bin nicht frei, leider, leider abhängig, ſehr abhängig. Du wirſt überzeugt ſein, Maria“ — dabei hob er wieder den Blick zu ihrem Auge empor, — „du wirſt mir glauben, daß wenn es mir möglich wäre, dich heute der Welt als meine Frau vorzuſtellen, daß ich's bei Gott dem Allmächtigen thun würde, gern thun würde; aber“ — er zog die Achſeln wieder in die Höhe, — „was kann ich machen? — Warten und warten.“

„Und dein Onkel,“ fragte ſie ſchüchtern, „iſt noch immer hart gegen mich? Er will nichts von mir wiſſen, von mir, deiner Frau? — und von dem armen Kinde da?“

„Härter als je!“ entgegnete der junge Mann und warf ſich in einen Fauteuil. „Er weiß viel ſchöne Geſchichten von ähnlichen Mißheirathen, ſo ſagt er, — verzeih' mir das Wort, Maria, — und die tiſcht er mir bei allen Gelegenheiten auf.“

„Das ist sehr traurig," sagte sie.

„Allerdings — sehr traurig!" entgegnete er und zog das Bübchen zwischen seine Knie. „Entsetzlich! es zerstört mein ganzes Lebensglück." Er sah dem Kind in das rosige Gesichtchen und versank in tiefes, langes Nachdenken. Plötzlich schien er einen Gedanken zu fassen und kämpfte wieder augenscheinlich mit sich selbst, diesem Gedanken gegen die Mutter Worte zu leihen. Er erhob nochmals den Blick, um sie anzusehen, brachte ihn aber nur bis zum Rande des Fauteuils, auf dem ihre gefalteten Hände auflagen. Am Mittelfinger ihrer linken Hand trug sie einen einfachen goldenen Reif und über diesen goldenen Reif konnte er nicht hinwegkommen. „Ich habe mir schon gedacht," sagte er nach einer abermaligen Pause stockend, „daß es vielleicht möglich sei, den Onkel günstiger zu stimmen, wenn wir ihm den Kleinen da vorführten. — Was meinst du, Maria? Er liebt die kleinen hübschen Kinder leidenschaftlich, obgleich oder weil er selbst keine hat. Gib' mir den Knaben auf kurze Zeit, ich will ihn mit nach Neapel nehmen." — — — —

„Mein Kind?" rief die Mutter, „mein kleines liebes Kind soll ich von mir lassen? — O nein, Eugen, das kann dein Ernst nicht sein! — Ich soll allein hier zurückbleiben, allein in der kalten, fremden, prächtigen Stadt? O Eugen, wenn du wüßtest, welchen Trost mir mein Kind gewährt! Wie er mich versteht, wenn ich hier am Fenster sitze und von dir, seinem Vater spreche! Wie weiß er so gut, daß du dort über das große Wasser fahren mußt, um zu uns zu kommen. Das böse Wasser! sagt er, denn er hat dich lieb, sehr lieb, mein Eugen, obgleich er dich so selten sieht."

Der junge Mann, der an der Heftigkeit, mit welcher sie diese Worte sprach und mit welcher sie das Kind bei denselben an sich zog, wohl entnahm, daß es ihm nicht gelingen würde, den Knaben in seine Hände zu bekommen, entgegnete in gereiztem Ton: „immer Vorwürfe, du machst mir beständig Vorwürfe, daß ich dich so wenig sehe, aber, bei Gott! ich kann ja nicht anders, und du verwickelst

unſere Sache immer mehr, indem du meinen vernünftigen Rathſchlägen kein Gehör gibſt."

„Ich will Alles thun, was du willſt," rief ſie ernſt und beſtimmt, „aber mein Kind laß' ich nicht von mir. Laß' mich mit dem Kleinen allein nach Neapel, ich will zu deinem Onkel, ich will Alles thun, ich will ihm zu Füßen fallen, ich will ihn bitten für dich und für mich. Du ſagteſt ſonſt, er ſei nicht hartherzig, er habe ein gutes, liebevolles Gemüth. Er iſt kränklich — ich will ihn pflegen, das Kind ſoll ihn erheitern, laß mich zu ihm nach Neapel."

Sie hatte das mit Feuer und Ueberzeugung geſprochen, und einen Augenblick blickte er fragend und nachdenklich in ihr glänzendes Auge, als überlege er, ob dieſer Plan nicht gelingen könne, dann aber ſchüttelte er heftig den Kopf und ſagte hart! „du kennſt die Verhältniſſe nicht, Marie, das geht nun und nimmermehr! denk nur an die Frau meines Onkels, die kalte, herzloſe Italienerin." Er ſtand von ſeinem Sitze auf und ſchritt haſtig im Salon auf und ab. Plötzlich blieb er vor ihr ſtehen und fragte mit erzwungenem Lächeln: „wie iſt's mit deiner Kunſt, ſchöne Tänzerin? Haſt du keinen Verſuch mehr gemacht?"

„Wie kommſt du auf die Frage?" entgegnete ſie in einem leiſen ſchmerzlichen Tone.

„Ei! ich wollte nur das wirklich unangenehme Geſpräch von vorhin abbrechen."

Sie ſchüttelte leicht den Kopf, als er wieder durch das Zimmer dahinſchritt, und ihre Blicke folgten ihm ernſt und nachdenklich. „Wohl habe ich meine Kunſt wieder verſucht," ſagte ſie nach einer Weile, „und wenn Signora Marina jetzt erſt das Theater beträte, ſo würde ſie auch mit dem Bischen, was ihr von früher übrig geblieben, einigen Beifall erringen. Aber mein Fuß iſt und bleibt zu ſchwach, um Großes auszuführen. Alle, die mich früher geſehen, würden die Marina nicht mehr erkennen, mitleidig den Kopf ſchüt-

teln und mich bedauern. — Deine Frage hat mir wehe gethan, Eugen!“ Sie wandte den Kopf nach dem Fenster und weinte leise.

„Immer Thränen, Maria!“ versetzte er mit ziemlich welcher Stimme, „o weine nicht, thu' es mir zu lieb, du kannst ja noch ganz glücklich werden.“

„Kann ich's wirklich, Eugen? — Glaubst du daran? — sage mir die Wahrheit.“ Sie wandte sich hastig gegen ihn, umschlang seinen Hals mit beiden Armen und drückte einen innigen heißen Kuß auf seinen Mund. „Sage mir, ich soll geduldig warten, befiehl' mir, dich nie mehr zu fragen, aber laß' mir eine kleine Hoffnung. Bedenke, wie du über diesen Punkt früher mit mir gesprochen! Denk' an die erste Zeit unserer Liebe in Neapel!“

„Ich denke daran,“ antwortete er schmerzlich bewegt.

„Damals,“ fuhr sie fort, „hieltest du es für so leicht, die Einwilligung deines Onkels zu erlangen. O Eugen, ich habe nicht leicht, nicht willig deinen Bitten nachgegeben, ich habe dir Alles so vorgestellt, ich habe ahnungsvoll gesehen, wie es nun wirklich gekommen ist. Ich habe dich gewarnt, ich habe dir gesagt, wie deine mächtige Familie es dir nimmermehr erlauben würde, eine unbekannte, namenlose, wenn auch damals große Künstlerin in ihren Kreis aufzunehmen. Alles, Alles haben wir dir gesagt, ich und der getreue Dubelli. Damals aber sahst du klarer und heller in die Zukunft; — doch will ich dir keine Vorwürfe machen, nur sprich offen und ehrlich mit mir. Ich will ja nur dein Glück, wenn auch mein Herz darüber brechen müßte.“

„Nicht diesen Ton, Maria!“ bat er heftig; „es ist leider wahr, ich habe dir Versprechungen gemacht, die ich nicht halten konnte, ich habe dich einer glänzenden Carriere entrissen, die du aufgeben mußtest, vielleicht mittelbar durch meine Schuld; du hast das Recht, mir Vorwürfe zu machen — thu' es! schilt mich, klage mich heftig an, laß' mich deinen Zorn fühlen, aber nicht jenen Ton! Ich habe Unrecht, Gott, wie fühle ich das! Ah! sei nicht immer so verzeihend,

ſo geduldig — — ſei zornig, ſei heftig! — dann kann ich es auch ſein," ſetzte er ganz leiſe hinzu.

Aber ſie wurde nicht heftig, ſie litt geduldig und ſtill. Sie nahm das Bübchen auf ihren Schooß und ließ ihn einzelne Worte ſagen, die er ſchwer auszuſprechen gelernt, und da kam Alles durch einander, Deutſch, Italieniſch und Franzöſiſch. Aber dies unſchuldige Geplauder erweichte ſein Gemüth, er hörte dem Kinde zu, zuerſt ernſt, dann lächelnd, endlich nahm er es auf ſeinen Arm, küßte es unzählige Male und tanzte ſingend und lachend im Zimmer auf und ab.

Unter dieſen Eindrücken hätte er auch Alles für Kind und Mutter gethan, was nur eine Menſchenſeele thun kann. Er hätte für ſie gelitten, gedarbt, ja gearbeitet — das Letzte wäre aber für ihn das Härteſte geweſen, denn er hatte es nie gethan. Doch ſo leicht ſeine guten Vorſätze kamen, eben ſo leicht verſchwanden ſie auch wieder. Bald ſetzte er das Kind auf den Boden und warf ſich in eine Sophaecke, nach gleichgültigen Dingen fragend.

„Apropos!" ſagte er, „haſt du Nachrichten von Dubelli? Wie geht es ihm, was treibt er?"

„Von Paris hat er mir vor einiger Zeit geſchrieben. Er tanzt in der großen Oper, iſt gut bezahlt, ſparſam wie immer und legt das Seinige zurück, um ſpäter in der Heimath, in Deutſchland, ruhig leben zu können." Das Letzte ſagte ſie mit einem unterdrückten Seufzer.

Obgleich er die Bewegung ihrer Stimme wahrnahm, ſo wollte er ſie doch nicht beachten, und fuhr fort: „wie iſt denn der Menſch, der dir nun ſeit zwei Jahren deine Geſchäfte beſorgt? Hältſt du ihn für treu und ergeben?"

„Ich glaube ſo," entgegnete Maria, „du weißt, wie wir ihn fanden und aufnahmen; wir können auf ſeine Dankbarkeit den gerechteſten Anſpruch machen."

„Ja, das muß wahr ſein," lachte der Graf, „Gott, wenn ich je etwas Heruntergekommenes geſehen, ſo war es dieſer Deutſche. —

Aber ein unangenehmeres, widerwärtigeres Geſicht ſah ich nie. — Und du glaubſt wirklich, daß er uns ergeben und anhänglich iſt?“ fragte er nach einigem Nachſinnen.

„Er hat mir nie Urſache zu einer Klage gegeben; er iſt ſorgſam für das Hausweſen, hat das Bübchen gern und beſorgt meine kleinen Geſchäfte gewandt und pünktlich.“

„So, ſo,“ entgegnete der junge Mann. Doch wäre bei der ganzen letzten Unterredung für jeden Unbefangenen eine peinliche Spannung bemerkbar geweſen, die ihn nicht verließ. Er holte tiefer Athem als nothwendig und blickte zerſtreut im Zimmer umher. „Wo iſt dein Hund? ich ſehe ihn nicht — dein kleiner Engländer?“

„Er iſt geſtorben,“ antwortete ſie, „es hat mir ſehr leid gethan.“

„Ei, ei! — So? — Und das kleine Bübchen,“ fuhr er gezwungen lachend fort, „willſt du mir nicht mitgeben nach Neapel? Es wäre wirklich beſſer.“

„Gehſt du denn ſo bald wieder zurück?“ fragte ſie erſchreckt, „ich glaubte, du bliebeſt eine Zeit lang hier. Iſt es dir nicht möglich, einige Wochen da zu bleiben? kleiner Eugen, bitte den Papa, er ſoll uns nicht ſo bald wieder verlaſſen.“

„Quäle mich nicht, Maria!“ ſagte er ungeduldig, „du weißt, ich bleibe, ſo lange ich kann, ich habe mich nur von Neapel weggeſtohlen, um dich eine kleine Weile zu ſehen“ — er war aufgeſprungen und ans Fenſter getreten. „Adieu, Maria,“ brachte er mühſam hervor, „ich muß einige Geſchäfte beſorgen, ſeh' dich aber nachher wieder.“

Sie reichte ihm die Hand und blickte ihn feſt und innig, aber aufmerkſam an. Seine Hand zitterte heftig in der ihrigen, ſein Geſicht war bleich, aller Trotz um den Mund verſchwunden, ſeine Augenlider zuckten und immer heftiger, bis plötzlich ein Strom von Thränen über ſeine Wangen herabkam. „Adieu, Maria!“ wiederholte er mit gebrochener Stimme, und ſetzte hinzu: „ſieh dich jetzt nicht um nach mir, blick mir nicht nach, um Gottes Barmherzig-

keit willen, leb wohl, leb wohl!“ Haſtig wandte er ſich und eilte zur Thüre des Salons hinaus, die Treppe hinab.

Unten angekommen, biß er die Zähne heftig in ſeine Lippen, wiſchte ſich mit der Hand die Thränen aus dem Geſicht, ſetzte den Hut auf und trat anſcheinend gefaßter auf die Straße hinaus.

Hier an der Hausthüre lehnte jene Perſon, von der Beide vorhin droben geſprochen. „Joſeph,“ ſagte der Graf ohne den Mann anzuſehen, „ich wohne Croce di Malta, komm' in einer Stunde zu mir, aber ohne droben was zu ſagen. — Verſtanden?“

Damit wandte er ſich von dem Hauſe links, eine kleine Bergſtraße hinauf; es war ihm unmöglich, über den Platz zu gehen, wo er wußte, daß ſie ihm nachſah. — ſie und das kleine liebe Kind.

Der Mann an der Hausthüre, den er Joſeph genannt, blickte ihm kopfſchüttelnd und häßlich lachend nach und ſagte: „hm: hm! — endlich!“

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Genua.

In dem Gaſthofe angekommen, wurde il Signor Comte von dem Wirth auf's Ehrerbietigſte empfangen und in die Zimmer eingeführt, die für ihn beſtellt waren. Dort befahl er, daß man ihn allein laſſe, und ging haſtigen Schrittes auf und ab, ſich in die Erinnerung vergangener Zeiten verſenkend.

Der Graf war kein ſchlechter Menſch, aber entſetzlich weich und wankelmüthig. Er beſaß jene Energie, die raſtlos, ohne nachzulaſſen, einem einmal vorgeſetzten Ziele nachſtrebt, es mit allen Kräften zu

erreichen sucht, so lange Andere demselben Ziele nachjagen und so lange man ihn um die Fortschritte, die er gemacht, beneidet, und dadurch seine Zustimmung zu dem, was er unternimmt, kund gibt. Dann scheute er keine Zeit, keine Kräfte, und er mußte durchsetzen, was er sich vorgenommen. War er aber in den Besitz des Ersehnten gelangt, so freute es ihn nur dann, wenn seine Bekannten fortfuhren, ihn darum zu beneiden. Das Gegentheil aber konnte er nicht ertragen, und wenn Leute, auf deren Ausspruch er Gewicht legte, anfingen, an das, was er errungen, einen kritischen Maßstab zu legen, so hatte er nicht festen Willen genug, diesen Urtheilen entgegen zu treten, sondern er war der Erste, der das mühsam aufgerichtete Gebäude einzureißen begann. —

So war es mit seinem Verhältniß zu der Tänzerin. Er hatte sie unaussprechlich geliebt, er war stolz darauf, überglücklich, daß er ihre Gegenliebe errungen, und aller Neid, alle Mißgunst, die er in dieser Sache erfahren, hatte nur dazu beigetragen, sein Verhältniß zu ihr inniger zu machen.

Das ging so lange gut, bis er alle andern Bewerber verdrängt, bis er durch eine heimliche Ehe in den ungestörten Besitz der Geliebten getreten war. Da blickte er zurück und begann nachzudenken. Jedes leichte, spöttische Wort seiner Freunde, ein Achselzucken, eine Bemerkung: „ja, wenn man gleich heirathen will, läßt sich viel erreichen!“ verletzten ihn tief und kränkten seinen Stolz aufs Empfindlichste.

Sein Vater, der jüngere Sohn seines Großvaters, hatte ihm wenig hinterlassen, dagegen aber hatte ihn sein Onkel, der Erbe sämmtlicher Güter, an Kindesstatt angenommen und dieser Onkel sah die ganze Geschichte mit der Tänzerin für etwas Vorübergehendes an. Er hatte ihm früher zu seiner Eroberung lächelnd Glück gewünscht, ihm gern die größten Summen bewilligt, um den Aufwand hiezu zu bestreiten, war aber alsdann, nachdem der Neffe von einer dauernden Verbindung mit der unbekannten Deutschen gespro-

chen, auf einmal ganz anders geworden und hatte ihm zuerſt lächelnd, dann ernſthaft die unangenehmen Folgen einer ſolchen Verbindung zergliedert, und der Onkel, ein Lebemann, der die Welt kannte, wie wenige, der ähnliche Verhältniſſe in Liebe, Angſt und Kummer genugſam durchgemacht, verſtand es meiſterhaft, die Schattenſeiten derſelben darzuſtellen.

Der Onkel, ein Mann in den Fünfzigen, bedeutend von der Gicht geplagt, hatte vor zwanzig Jahren wahrhaftig anders geſprochen. Er, ein franzöſiſcher Graf, hatte eine italieniſche Herzogin geheiratbet, ohne in dieſer Ehe das Glück zu finden, auf das er ſehnlich gehofft. Die Italienerin, wie ſie der Neffe richtig genannt, eine kalte herzloſe Perſon, um vieles jünger als der Graf, bewegte ſich in der großen glänzenden Welt, ſo lange das anging, mit dem Gemahl; als aber denſelben ſeine Kränklichkeit zu Hauſe hielt, nach italieniſcher Sitte mit einem Hausfreund. Kinder waren keine da, man erwartete auch keine mehr, ja das eheliche Verhältniß der Beiden wurde in dieſem Punkte ſo troſtlos, daß der Graf ſeiner Gemahlin erklärte, er füge ſich, ſo lange er in Italien lebe, italieniſcher Sitte, um kein Ridicul auf ſich zu laden, gebe ihr aber ſein Wort, daß eine augenblickliche Eheſcheidung erfolgen würde, ſobald unter dem Schirm ſeiner Grafenkrone gewiſſe kleine Umſtände eintreten würden, die er nicht näher bezeichnen wolle.

Von dieſem Augenblicke an begann der Oheim das Verhältniß ſeines Neffen zur deutſchen Tänzerin mit andern Augen anzuſehen. Er wünſchte demſelben nämlich eine Frau aus guter Familie, die ihm, dem Kranken, in langen, einſamen Stunden zur Unterhaltung dienen ſolle, die ihn freundlich und liebreich pflegen, die in ſeinem großen Hauſe die Honneurs machen und mit der er den böſen Launen der Gemahlin begegnen könne, denn der alte Graf liebte Geſellſchaft- und Unterhaltung und haßte die finſteren Säle ſeines großen Palaſtes, in denen der freundliche Geiſt einer liebenswürdigen Dame des Hauſes vollſtändig fehlte.

Nachdem längere freundschaftliche Ermahnungen, ja Bitten, mit denen er seinen Neffen beehrt, durchaus fruchtlos geblieben waren, hatte er ihm eines Tages ernst und bestimmt gesagt: „mein lieber Freund! du bist freilich der Sohn meines Bruders und von mir an Kindesstatt angenommen, doch läßt sich dergleichen füglich lösen, sobald wir einander nicht mehr conveniren, und mir scheint, auf dem Punkte sind wir angekommen. Ich habe, wie du weißt, um deinetwillen die Familie meiner Schwester außerordentlich vernachläßigt, ich habe dir und deinen Launen beständig die Zügel schießen lassen, habe nie gezürnt, wenn ich das dir ausgesetzte Geld verdoppeln, ja verdreifachen mußte, ja ich erlaubte dir, auf meinen Banquier zu ziehen, so viel du gewollt. Ich will auch gerade nicht behaupten, daß du diese Erlaubniß gemißbraucht — nein — aber für Alles das verlange ich jetzt eine Kleinigkeit, daß du nämlich jenes bewußte Verhältniß abbrichst und mir dafür eine Frau in's Haus schaffst, die ich sehen lassen kann."

„Das nennen Sie eine Kleinigkeit, lieber Oheim?" hatte der junge Mann schmerzlich lächelnd gefragt. „Sie haben das Mädchen nie gesehen!" Worauf Jener erwiderte, daß ihn darnach auch durchaus nicht verlange.

„Wir setzen ihr," fuhr er ruhig fort, „ein Jahrgehalt aus, wovon sie anständig leben kann, unter der Bedingung, daß sie das Kind — ich glaube, du hast mir einmal gesagt, es sei ein Knabe — daß sie dir also das Kind übergibt, welches wir alsdann nach Paris schicken und es auf's Sorgfältigste und Beste erziehen lassen. Das sind wir ihm schuldig, da es doch einmal von dir ist, nicht wahr?"

Darauf hatte der junge Mann als Letztes, und wie er glaubte, Wirksamstes angegeben, daß das Mädchen nicht eher habe die Seine werden wollen, bis er sich mit ihr habe trauen lassen. Doch machte dies auf den Herrn Onkel durchaus nicht die erwartete Wirkung. — „Eine Kapuziner-Ehe!" sagte er, „ohne die nöthigen Papiere, ohne

Legitimation von der Familie. Ich kenne das und werde es arrangiren." — -- — —

Die Unterredung, dieser fest ausgesprochene Wille erreichte bei dem schwachen, jungen Menschen vollkommen seinen Zweck. Er begann das Drückende seines Verhältnisses zu fühlen, und wenn er es auch früher für den seligsten Augenblick gehalten hatte, wo er im Stande gewesen, sie, die Geliebte, die an edlem Sinn, Tugend, Schönheit, ja Bildung allen Damen seiner Bekanntschaft gleichzustellen war, feierlich in sein Haus zu führen, sie öffentlich die Seine zu nennen, so fing er jetzt an, diese Pläne für unausführbar zu halten und malte sich die Hindernisse, die zwischen denselben und ihrer Ausführung lagen, als unübersteiglich.

Mit diesen Gedanken war er denn, ein gehorsamer Neffe, von Neapel abgereist und nach Genua gekommen. Doch was der Onkel von ihm verlangt, mit dem unglücklichen Mädchen offen und ehrlich zu sprechen, und was er auch anfänglich für leicht gehalten, das war er, wie wir gesehen haben, nicht zu thun im Stande.

Deßhalb warf er sich nun auf seinem Zimmer im Gasthofe an seinen Schreibtisch, um ihr nach Art treuloser und dabei feiger Seelen den Dolch unversehens in das arglose Herz zu stoßen. Er schrieb lange und viel, und den Kellner, der nach Ablauf von einer Stunde eine Meldung machen wollte, winkte er mit der Hand zurück, und so verflossen drei Stunden, bis er den Brief an sie beendigt hatte und ihren Diener Joseph vorließ.

Der Mensch blieb demüthig an der Thüre stehen, doch als er bemerkte, wie der Graf am Fenster ihm den Rücken zuwandte, hob er seine Augen in die Höhe und ließ sie tückisch lächelnd durch das Zimmer schweifen. Er hatte in der That eine widerwärtige Physiognomie, dieser Mensch. Ein vergangenes wildes Leben mußte diese Züge verzerrt, das Haar gebleicht, so tiefe Furchen auf Stirn und Wangen geschnitten haben. Dabei schielte er, wie nicht leicht ein anderer Sterblicher und die Sehwinkel seiner Augen kreuzten sich

so sonderbar, daß der Anblick derselben komisch gewesen wäre, wenn der Blick dieses Auges selbst nicht so etwas offenbar Bösartiges an sich gehabt hätte.

Jetzt wandte sich der Graf um, und obgleich er das Gesicht oft gesehen, so erstaunte er doch heute wieder ob diesem unangenehmen Ausdruck.

„Erinnerst du dich noch," sagte er nach einer Pause, „auf welche Art du in die Dienste der Signora Marina getreten, oder vielmehr in meine Dienste? Es kann nicht schaden, wenn du mir das nochmals erzählst."

„Es mögen jetzt drei Jahre sein," sagte Joseph geschmeidig und willfährig, „da kam ich hieher nach Genua, um Arbeit, ein Unterkommen zu finden. Ich fand weder das Eine noch das Andere; mein Gesicht," sagte er seltsam lächelnd, „war den Leuten nicht angenehm genug und da ich auf diese Art weder Obdach noch Nahrung hatte, so wurde ich krank, sehr krank. Ich wohnte in einem elenden Hause hinter dem Freihafen; es war vielmehr ein Stall, und die alte Frau, die mich in meinem brennenden Fieber mit einer Citronenschnitte erquickte, oder mir, wenn ich jämmerlich fror, eine alte Pferdedecke überwarf, sagte mir eines Tages, es sei eine reiche Dame angekommen, ebenfalls eine Deutsche, und, wie sie glaube, aus demselben Lande, aus dem ich sei. Sie hatte das von ihrer Schwester, einer Wäscherin, erfahren, die hier in diesem Gasthofe, wo auch die deutsche Dame wohnte, beschäftigt war."

Der Graf nickte mit dem Kopfe und sagte sehr leise: „ja, ja, es war derselbe Gasthof, ich glaube sogar, dieselben Zimmer!"

„Die deutsche Dame nun," fuhr der Diener fort, „schickte mir Geld und kam eines Tages, nach dem Landsmanne zu sehen. Sie erschrak, wie sie meinen Zustand, mein Lager sah, — — — darauf kamen der Herr Graf und ließen mich aus dem Stalle fortbringen, in ein gutes Haus, und ließen mich pflegen, vollständig heilen und thaten viel an mir."

„Und als du gesund wurdest," unterbrach ihn der junge Mann, „und mir sagtest, du wissest in der Welt nicht aus noch ein, nahm dich Signora Marina in ihre Dienste und verschaffte dir auf diese Weise ein angenehmes, behagliches Leben. — Ist's nicht so?"

„Ja, Herr Graf!"

„Vergiß das nie, sei an deine Gebieterin anhänglich und man wird für dich sorgen."

„Das bin ich gewiß, Herr Graf," sagte Joseph, „wie könnte ich je vergessen, was man an mir gethan, wie könnte ich je undankbar sein gegen die Retterin meines Lebens?" Er versuchte bei diesen Worten einen sanften Gesichtsausdruck anzunehmen, was ihm aber nicht gelingen wollte, ebensowenig als seine beiden Augen in einen anständigen, menschlichen Sehwinkel zu bringen. Das eine blickte angelegentlich nach der Decke, während das andere die Schiffe im Hafen zu betrachten schien. Doch bemerkte er trotz allem dem, daß auf dem Gesichte des Grafen eine seltsame Spannung lag, daß er unruhig hin- und herging, bald ihn fest anblickte, bald wieder zum Fenster hinaussah.

Der junge Herr schien mit sich selbst zu kämpfen, ob es räthlich sei, ihren Diener zu seinem Vertrauten zu machen. Doch blieb ihm keine andere Wahl. Zuerst war derselbe der einzig sichere Weg, um das bewußte Schreiben sicher in ihre Hände gelangen zu lassen, und da sie ihm vertraute, wie sie gesagt, so konnte es nicht fehlen, daß er auch bald von dem Inhalt dieses Schreibens einige Kenntniß erlangen würde. Ueberhaupt war es ja nicht möglich, die ganze traurige Geschichte geheim zu halten, und dann brauchte auch der Graf, da Dubelli leider fern war, einer Mittelsperson, um ihre Schritte ferner beobachten zu können, um je öfter je lieber Nachrichten von ihr und dem Kinde zu erhalten.

Schon mehrere Mal hatte der junge Mann den Mund geöffnet, um zu dem Diener zu sprechen, doch jedes Mal, wenn er in dieses unangenehme Gesicht blickte, war es ihm nicht möglich, nur ihren

Bibliothek

Namen auszusprechen. Aber was geschehen sollte, mußte bald geschehen. Der Graf konnte und wollte sich nicht länger in Genua aufhalten, er fürchtete, sie noch einmal zu sehen, es jagte ihn hinweg von dem Platz, wo sie athmete. Unwillkürlich fühlte er sich zu ihrem Hause hingezogen und wußte sicher, daß er bei einer zweiten Unterredung mit ihr unterliegen würde.

Jetzt warf er sich in einen Sessel an dem Fenster, blickte auf den Himmel hinauf und sagte: „ich habe dir noch etwas mitzutheilen, Joseph, wodurch ich dir einen Beweis gebe, wie gut deine Gebieterin dich mir empfohlen und wie sehr ich dir vertraue. Höre mich an.

„Verhältnisse nöthigen mich, eine Zeit lang nicht hieher zu kommen, deine Gebieterin nicht zu sehen. Ich habe schon mit ihr darüber gesprochen und das Nähere findet sich in diesem Schreiben, welches du ihr heute Abend übergeben wirst, aber nicht eher, bis der Ferdinando Primo, den du dort unten siehst, den Hafen verlassen hat. Deine Gebieterin wird," — sagte er mit ganz leiser Stimme, — „über den Inhalt dieses Schreibens, trotzdem, daß sie Manches davon weiß, doch ungehalten, verdrießlich, ja traurig sein; trauriger, als nothwendig ist, und wie weit diese Traurigkeit geht, möchte ich in einem Schreiben, das du mir morgen zu senden hast, von dir auf's Genaueste erfahren, um alle Maßregeln treffen zu können, ihre Traurigkeit zu vermindern. — Damit fangen die Dienste an, die du mir zu leisten hast und für welche ich dich fürstlich belohnen will. Wer," fuhr er fort und sah den Diener nach längerer Zeit wieder an, „wer besorgt das Hauswesen, die Rechnung, wer hat das Amt Dubelli's übernommen?"

„Anfänglich, als ich in ihre Dienste trat, versah es die Signora selbst," sagte der getreueste aller Diener mit gefalteten Händen und lispelnder Stimme, „doch als sie bemerkte, ich sei werth, daß man mir einiges Zutrauen schenke, ungefähr nachdem ich ein Vierteljahr im Hause war, legte sie Alles in meine Hand."

„Gut, gut!“ verſetzte der Graf, „ſo ſoll's denn auch in Zukunft bleiben, du wirſt von Zeit zu Zeit an deine Adreſſe auf der Poſt Alles finden, was du empfangen und wiſſen ſollſt und du verſprichſt mir, Alles, was man dir aufträgt, getreu und pünktlich zu erfüllen und ebenſo von allen Schritten, die hier geſchehen, mir augenblicklich Bericht zu geben. Das iſt Alles. Jetzt ſind wir fertig!“

So ſagte und dachte der Graf, aber der ſchlaue Diener dachte anders. Obgleich er Vermuthungen hatte, wo Alles das hinauslief, ſo war es ihm doch von Intereſſe, in manchen Dingen klarer zu ſehen.

„Und werden der Herr Graf,“ ſagte er, ſich tief verbeugend, „längere Zeit, als es bisher geſchah, nicht nach Genua kommen, oder vielleicht nur in den nächſten Wochen nicht?“

„Längere Zeit? was fragſt du?“ entgegnete der junge Herr. „Natürlich längere Zeit nicht! Sei nicht neugierig, Joſeph, thu', was man dir ſagt und damit genug.“

„Verzeihen Sie, Herr Graf,“ bemerkte der Diener, „es iſt ja keine Neugierde, ich frage nur aus Anhänglichkeit an meine Gebieterin, ich frage nur, um Ihnen beſſer dienen zu können. Doch beſcheide ich mich gern,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich ehrerbietig nach der Thüre zog, „es wäre aber gewiß beſſer, wenn der Herr Graf mir mehr vertrauten, ich kenne die Signora. Sie iſt eine Deutſche, Herr Graf.“

„Wie ſo? Was willſt du damit ſagen? entgegnete der junge Mann und ſtand haſtig von ſeinem Stuhle auf. „Wenn ich um deiner Gebieterin willen Alles, was ſie wiſſen ſoll, in dem Schreiben mitgetheilt, was brauche ich dich dann ins Vertrauen zu ziehen? he! mehr, als ich ſchon gethan?“

„Es wär' für alle Fälle,“ ſagte der unerſchütterliche Joſeph, „und mein Beſtreben iſt ja, dem Herrn Grafen ſo gut und getreu zu dienen wie möglich, und ich bin im Stande, dem Herrn Grafen große Dienſte zu leiſten — aber wie kann ich ſicher meinen Weg

gehen, wenn man mir die Richtung nach dem Ziel nicht genauer angibt? — — — — Der Herr Graf werden wohl nicht mehr zu uns zurückkehren?"

Dies sagte der Mensch mit einem recht fatalen Lächeln und trat einen Schritt näher auf seinen Gebieter zu.

Dieser blieb auf seinem hastigen Spaziergang durch's Zimmer erstaunt stehen und sah den unberufenen Sprecher mit großen Augen an. „Maledetto!" murmelte er zwischen den Zähnen, „was wagst du mir zu sagen?"

„Wenn ich zu viel gesagt, bitte ich um Verzeihung, aber ich habe mir nur die Frage erlaubt, ob der Herr Graf nicht mehr zu uns zurückkehren würden — ich muß das wahrhaftig wissen, gnädiger Herr, um in Ihrem Interesse richtig wirken zu können. — Glauben Sie, daß Signora Marina mir von dem Inhalt dieses Schreibens mittheilen wird? — Gewiß nicht, Herr Graf. Sie wird Niemand etwas davon mittheilen, sie wird ihre Entschlüsse allein fassen. Sie wird ihre Pläne nach ihrem eigenen Kopf machen; sie ist eine Deutsche, Herr Graf, und an einem schönen Morgen wird Ihr getreuer Diener nicht mehr in der Lage sein, Ihnen Bericht machen zu können. Wenn ich Ihnen gut dienen soll, Herr Graf," setzte er fest und bestimmt hinzu, „so müssen Sie offen gegen mich sein. — Sie werden nicht mehr zu uns zurückkehren, Herr Graf!"

Der schwache junge Mann war an das Fenster getreten, zuckte mit den Achseln, seufzte tief auf und sagte endlich mit ganz leiser, unsicherer Stimme: „du hast eigentlich Recht, Joseph, 's ist besser, daß ich offen gegen dich bin, ich brauche Jemand, auf den ich mich ganz verlassen kann. O ich bin entsetzlich bedrängt und unglücklich!"

Er warf sich abermals in den Lehnstuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Ja, ja," sprach er nach einer Pause, „ich kann nicht anders, bei Gott, ich bin gezwungen, aber ich werde nicht mehr hieher zu-

rückkehren. Ich werde ſie nicht wieder ſehen und das Kind nicht wenigſtens nicht in den nächſten Jahren."

„Das habe ich mir gedacht," ſagte ruhig der Diener und jenes fatale Lächeln flog abermals über ſeine Züge. „Sie folgen den Befehlen Ihres gnädigen Herrn Onkels. Sie löſen Ihr Verhältniß auf Sie werden ſich wieder verheirathen."

„Nie! nie!" rief der junge Mann.

„Ganz recht, Herr Graf. Verzeihen Sie mir, ich dachte, ich wäre zu Haus, in Deutſchland, wo man bei uns Proteſtanten eine Ehe löſen kann, um eine andere einzugehen. Aber das geht ja hier nicht." Er ſagte das anſcheinend vollkommen überzeugt von ſeiner eigenen Meinung. Doch hätte ein aufmerkſamer Beobachter bemerken können, wie der Sehwinkel ſeiner Augen ſehr ſcharf wurde und ſich ſeine Blicke auf der Naſenſpitze kreuzten. „Ja, ja," fuhr er ruhig fort, „unter den Verhältniſſen kann freilich von einer neuen Ehe keine Rede ſein."

„Was faſelſt du? was ſprichſt du da von Verhältniſſen?" entgegnete finſter der Graf. „Nun ja, es wird von einer Ehe bei mir keine Rede ſein, weil ich ſie nie, nie vergeſſen werde; ſonſt aber —" ſetzte er trotzig hinzu.

„Sonſt aber?" wiederholte Joſeph.

„Nun, ſonſt," ſagte ungeduldig der Graf, „würde mich nichts hindern."

„Ganz richtig," entgegnete ſchlau der Diener, „ich war ja im Irrthum, verzeihen Sie, Herr Graf, ich wollte nur ſagen — in dem Falle nämlich — wenn Sie mit meiner Gebieterin wirklich verheirathet geweſen wären, und das ſind Sie ja nicht, ohne allen Zweifel, das ſind Sie ja nicht, — wenigſtens nicht in den nöthigen Formen!" —

„Und wer ſagt das?" fuhr der Graf heftig auf.

„Meiner Gebieterin dieſer Brief," lächelte Joſeph, „und mir hat es freilich Niemand geſagt. — — — — Und doch iſt es ſo."

„Du wirst zudringlich, Bursche!“ bemerkte der junge Mann, der wieder ans Fenster getreten war. „Du fragst nach Sachen, die dich nichts angehen.“

„Um Ihnen desto besser dienen zu können,“ entgegnete Joseph, sich tief verbeugend und die Hand auf sein Herz legend. „Gewiß nur in dieser Absicht, Herr Graf.“

„Es mag dir so hingehen,“ sagte dieser nach einer Pause, „ich brauche dich, ich muß dich brauchen. Aber diene mir gut, sei getreu, denn im andern Fall, mein guter Freund, sind wir in Italien und ich bin kein Deutscher, der geneigt wäre, dir großmüthig zu vergeben.“ Bei den letzten Worten nahm er den Brief vom Tische, sowie ein anderes Papier, das darunter lag. „Hier ist das Schreiben,“ sprach er mit einem Seufzer, „und hier ein Creditbrief auf deinen Namen für eine beträchtliche Summe, lautend auf euren bisherigen Banquier. Da nimm Beides. Adieu, morgen erwarte ich deinen ersten Bericht.“

Mit den Papieren erfaßte der Diener die Hand des Grafen, die er mehrere Male inbrünstig küßte. Auch zwinkerte er vergeblich mit den Augen, um eine Thräne herauszudrücken. Dann zog er sich rückwärts nach der Thüre und verschwand mit einem tiefen Seufzer.

Der Graf stützte die Arme gegen das Fenster und drückte das Gesicht an die kalten Scheiben. — —

Er blieb so eine Zeit lang stehen und als er sich endlich umwandte, war die Fensterscheibe feucht. — —

Wir wissen nicht genau, ob von seinen Thränen oder dem Hauch seines Mundes, der unzählige Male Maria! Maria! rief.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der getreue Diener Joseph war unterdessen die Treppen hinabgeeilt, und als er das Haus verließ, glänzten seine Augen hämisch und boshaft vor Freude. Er drückte die Hand an seine Brusttasche, wo er die beiden Papiere verwahrt, und ging raschen Schrittes

durch die Straßen, anfänglich in der Richtung nach Hause, dann aber schlug er eine enge Straße ein, die hinauf in die obere Stadt führte, und nach einer halben Stunde raschen und mühsamen Steigens erreichte er die letzten Häuser und eine kleine Schenkwirthschaft, in einem Garten mit einer offenen Laube, welche eine Aussicht auf die ganze Stadt Genua und auf den Hafen gewährte.

In diese Laube ließ er sich eine Foglietta Asti bringen, legte die wichtigen Papiere neben sich auf den Tisch, um sich an deren Anblick zu erfreuen, und versank in tiefes Nachsinnen, während er ein Glas des sprudelnden Weines um das andere leerte. Er machte Pläne für die Zukunft, heitere, angenehme Pläne, und da es dem Verlauf unserer Geschichte von Nutzen sein kann, diese Pläne, für deren richtige Ausführung der gute Joseph der Mann war, zu erfahren, so wollen wir uns einen Augenblick an seiner Seite niederlassen.

„Das hat nothwendiger Weise so kommen müssen," sprach er zu sich selber beim sechsten Glase; „aber daß es so schnell käme, hätte ich mir nicht gedacht. So! so! ei! ei! — Also wir wollen unser bisheriges Verhältniß lösen und der gute Joseph, der getreue Joseph, ist der Mann, dazu die hülfreiche Hand zu leisten. — Vortrefflich! Und verheirathet in Form Rechtens sind wir auch nicht. Ich habe mir das lange gedacht. Er fährt, so denkt er, heute Abend, ruhig nach Neapel, ich übergebe den Brief in dem Augenblick, wo das Schiff zwischen den Leuchtthürmen dahin dampft; sie wird weinen, verzweifeln wollen und morgen schon ruhiger sein. So hofft und so wünscht er, daß mein Bericht lautet.

Aha! Also wenn das Schiff da unten abfährt, bist du ein freier Mann, edler Graf, so denkst du, und so wird es sein, wenn wir hier oben wollen. Wir sind ein kleines Stück Vorsehung und haben eure Geschicke in der Hand, wollen aber einen Augenblick überlegen, ob es für uns von größerem Nutzen ist, wenn du frei und ledig von dannen ziehst, oder ob es uns mehr einträgt, wenn

ich jetzt nach Hause eile, den Brief überreiche und dir vor der Abreise noch eine angenehme Unterredung verschaffte. Schön wär' es allerdings, miserabler Edelmann, schön, aber sehr dumm, Gevatter. Dein schöner Creditbrief wär' beim Teufel; ihr würde es weiter nichts nützen; was heute nicht geschähe, geschähe morgen und der einzige Unterschied wäre, daß ein anderer ins Rohr gesetzt würde, um die Pfeifen zu schneiden, die schon so gut wie in deiner Hand sind. — Ein anderes Bild, Gevatter! Ehrlichkeit! — Treue! Soll ich euch auf meine Fahne malen, soll ich euch, die ihr bestaubt im verborgensten Winkel meines Herzens ruht, ans Licht der Sonne hervorziehen und fürder mit euch wandeln, Hand in Hand auf dem rauhen Pfade der Tugend? — Es wär' ein komisches Bild — hier der Gevatter, links die Ehrlichkeit, rechts die Tugend; und wenn mich der hochselige Steinmann so sehen könnte, er würde Thränen der Rührung weinen, oder sich im Grabe umdrehen. — Pfui! nichts von Steinmann! — Also Ehrlichkeit und Treue! — Ich bleibe meiner Herrin ergebener Diener, sorge für sie, wirthschafte für sie, spare für sie und begnüge mich am Ende mit der Belohnung, die mir der Herr Graf versprochen. — Aber der Herr Graf hat schon Manches versprochen und es nicht gehalten, zum Beispiel meiner Gebieterin, wie Figura zeigt, und wo er es anfänglich gewiß ehrlicher gemeint hat, als heute mit mir. — — Weg mit der Ehrlichkeit! Sie ist nicht vortheilhaft! — Und wenn ich das Schicksal meiner Gebieterin ins Auge fasse — der ich allerdings vielleicht einigen Dank schuldig bin — vielleicht — sie schickte mir Geld, als ich krank lag, sie ließ mich heilen; was war das weiter? Die Kosten, die ich ihr verursacht, sind für das, was sie besaß, nicht der Rede werth und wahrhaftig nicht zu theuer erkauft durch das Bewußtsein, eine gute That gethan, einem Menschen das Leben gerettet zu haben, und welchem Menschen? — Parbleu!" — —

Der Gevatter stach die zweite Flasche Asti an.

„Also weg mit der Dankbarkeit! Dann bin ich mir auch selbst

der Nächste, und wenn es mir gut geht, so kann es den Andern schon ein wenig schlechter gehen. Wozu hat auch sie ein Recht, die Herrin spielen zu wollen? — Die Tochter einer miserablen Mutter, so zu sagen geboren auf der Straße, aus Mitleid erzogen von einer armen Wäscherin? Was braucht sie in die Welt hinaus, statt im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren? Ihr geschieht schon ihr Recht, ihr vollkommenes und solides Recht! Ha! ich war lange genug der arme Teufel, den man aus Mitleid aufgenommen, das elende Thier, das man aus Gnade beibehielt, und dann — was hab' ich davon, wenn ich von nun an bei ihr bliebe, ihre ewigen Klagen anhörte? — Ein ehrliches mäßiges Einkommen und ein geachtetes Leben. Hei!" rief er lustig, „das ist besser, frei sein mit dieser honetten, lieben Summe!" Dabei schlug er das Papier auseinander und las mit gierigem Blick und zitternder Hand: zweitausend Collonati, das sind über fünftausend Gulden! — So was kommt in diesem Leben nicht wieder, den Brief will ich übergeben, auch morgen einen Bericht machen, dazu noch eine tüchtige Summe verlangen für eine Reise nach Deutschland, die wir mit gebrochenem Herzen und tiefem Gram zu unternehmen Willens sind, dann aber, adieu Partie!"

Er trank noch einige Gläser Asti, stützte alsdann den Kopf in die Hände und versank abermals in tiefes Nachsinnen. Er mußte einige unangenehme Gedanken haben, denn er schüttelte zuweilen mit dem Kopfe, stierte auch von Zeit zu Zeit an den Himmel hinauf und strich seine wenigen Haare mit der Hand. „Der Mensch macht zuweilen dumme Streiche," seufzte er alsdann, „und ich kann mir den größten, den ich je gemacht, nicht verzeihen. Das war damals vor vier Jahren, als ich in Mailand in äußerster Noth dem verfluchten Advokaten für das Schandengeld von hundert Thalern jenes Päckchen Papiere übergab, die ich mit wirklicher Kunst und großer Gefahr aus den Händen der alten Kiliane befreite. Sie hatten freilich schon Einiges eingetragen, jene Papiere, und hätten mir noch

mehr gebracht, wenn mich der lumpige Steinmann nicht so schmählich übervortheilt! — Ah! es war ein so schöner Todtenschein dabei von Mutter und Kind, hätte ich nur dem Papa selbst das Päckchen Papiere überbracht; — aber Noth kennt kein Gebot. Auch ist's am Ende besser so. Auf alle Fälle sind geschehene Dinge nicht zu ändern."

Unter diesen Gedanken saß der würdige Mann noch mehrere Stunden bei seinem Asti, und saß da, bis die Sonne sich langsam dem Meer zuzuneigen begann.

Er hätte eigentlich schon früher nach Hause gemußt, Zubereitungen zum kleinen Diner zu treffen, welches Maria dem Vater ihres Kindes so freundlich und liebevoll zubereiten ließ.

„Seine Geschäfte halten ihn in der Stadt," dachte sie, „er wird nicht vor sechs Uhr kommen!" — Und doch blickte sie jeden Augenblick über den Platz hin.

Der Gevatter aber dachte ironisch lächelnd: „wozu auch ein Diner, wozu den Tisch besorgen? Wenn ich mit meinem Schreiben komme, wird sie doch keinen Appetit mehr haben, und dann besitze ich auch ein so schwaches Gemüth, könnte mich vielleicht verrathen, wenn ich früher hinginge. Trinken wir noch einige Gläser Asti!"

Und er trank noch verschiedene Gläser Wein, bis die Sonne in der erglühenden See untersank — ein herrlicher Anblick von der Veranda hier oben.

Wie ein schwarzer Wald lagen die Masten der Schiffe da unten, scharf abgezeichnet von der glänzenden See und dem goldenen Horizont. Der Ferdinando Primo, dessen Maschinen schon vor einer Stunde geheizt wurden, schien aus dem schwarzen Schornsteine lange Feuerwellen zu speien, denn so erschien der dichte Rauch, beglänzt von den Strahlen der untergehenden Sonne. Jetzt krachte vom Bord des Dampfers der erste Schuß, — dann der zweite, dann der dritte. Die kleinen Boote, welche Passagiere gebracht und

das rieſenhafte Schiff umſchaukelten, zogen ſich eilig zurück, wie kleine Waſſervögel vor dem majeſtätiſchen Schwan auf ſtillem Teich, wenn er anfängt, ſeine Schwingen zu regen. Nun begannen die Räder, ſich umzuſchwingen, das Schiff verließ den Hafen und ſteuerte zwiſchen den Leuchtthürmen in die ruhige See hinaus. — — — —

An ſeinem Bord war Einer, der den Kopf in die Hände vergrub, ein ſchwacher, wankelmüthiger Menſch, der heiße Thränen weinte über eine That, die er jetzt, wo es zu ſpät war, um Alles in der Welt gern ungeſchehen gemacht hätte. —

Der Gevatter ſchob ſeine Papiere in die Taſche, trank ſein letztes Glas Aſti und ging bedächtig nach Hauſe.

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Florenz.

Florenz war in dieſem Jahre glänzender und zahlreicher beſucht, als ſeit langer Zeit. Zur Winter- und Hauptſaiſon der ſchönen toskaniſchen Hauptſtadt fand man ſchon zu Anfang des Herbſtes faſt keine eleganten Wohnungen mehr. Alles war bereits vermiethet an die vielen Fremden, aus allen größern Städten der Welt, die aus alter Gewohnheit hieher kamen, um ſich noch einmal recht luſtig zu machen, ehe ſie die ernſtere Zeit in Rom zubrachten.

Die florentiniſche Saiſon beginnt zu Anfang Oktober und dauert bis zum neuen Jahr, wo alsdann die Weltſtadt und ihre beginnenden Carnevalsfreuden die Fremden dorthin zieht.

Es iſt etwas Eigenthümliches um die Saiſon von Florenz. In dieſer Zeit geben die großen und reichen Familien der Stadt mit wenig Ausnahmen ihre Herrſchaft, was geſellſchaftliche Vergnügungen

anbelangt, an Fremde ab und ziehen sich in ihre Paläste und Villen zurück, wenig Theil an dem einigermaßen wilden Treiben nehmend, das nun beginnt. Von allen Seiten rollt herbei, was sich zu amusiren gedenkt: Franzosen, Engländer, Deutsche, Russen, Spanier, und ebenso wieder Französinnen, Engländerinnen, Russinnen, Spanierinnen. Man giebt sich hier Rendezvous, man setzt angefangene Liebes-Intriguen fort, man entschädigt sich für ein stilles eingezogenes Leben zu Haus, kurz, man bricht alle menschlichen Fesseln und schwimmt in einem Meer von Freuden jeglicher Art. Hiezu gehören aber Empfehlungen an einige der Haupttonangeber, um in kleine pikante Salons eingeführt zu werden, ferner gute und gewichtige Creditbriefe, sehr elegante Toiletten und, wer das nicht mitzubringen vermag, wenigstens ein sehr angenehmes Aeußere, und bei den Damen Schönheit und Liebenswürdigkeit.

So trifft nun zu Anfang September schon eine Unzahl von Fremden in Florenz ein. Einzelne Herrn und einzelne Damen, in eleganten vierspännigen Coupé's, andere in bescheidenen Equipagen, wieder andere in Eilwagen, ja mit Vetturinen, und es rollt und rasselt durch die Straßen der Stadt. Hier fährt man mit Prätension vor den ersten Hotels an, dort schleicht man, den Lastträger mit gewaltigen Koffern hinter sich, in eine abgelegene Privatwohnung, und man wird ja keinen Garçon, der in guter Toilette auftritt und anständige Häuser besucht, fragen, wo er wohne.

Daß sich hier Abenteurer aller Art einfinden: Spieler, Spekulanten und Spekulantinnen auf anderer Leute Kassen, kann man sich leicht denken. Wenn sich in der Florentiner Gesellschaft auch Elemente genug bewegen, die anderwärts als Leute vom feinsten Ton gelten, so kann man doch durch die zweideutigen Gestalten, die hier herumwandeln, eben von dieser Versammlung nicht sagen, sie sei vollkommen das, was man unter ganz guter Gesellschaft versteht. Man nimmt es hier nicht so genau mit dem früheren Leben einer Dame oder eines Herrn und drückt schon beide Augen zu, wenn man

die gesellschaftlichen Formen achtet und namentlich einen bekannten Namen führt.

Was zum Kern der Gesellschaft gehört, sieht man selten im Laufe des Tages, Vormittags nie, und begegnet man im Palazzo degli Uffizy ebensowenig, wie in der Gallerie Pitti. Für sie gibt es nur nächtliche Vergnügungen, und die einzigen Stunden des Tages, welche sie benützen und in welchen sie sich der freien Luft und des Sonnenscheins auf ihre Art freuen, ist die nachmittägige Spazierfahrt in den Cascinen. Bis zu dieser Zeit, Nachmittags vier Uhr, währt bei den eleganteren Damen und Herrn Nacht und Morgendämmerung. Man erhebt sich gegen Mittag und dejeunirt, nimmt in seinem Boudoir vertraute Besuche an, man erzählt sich da kleine Abenteuer und lustige Geschichten, die gestern Nacht vorgefallen, macht alsdann eine kleine Toilette und fährt nach den Cascinen hinaus.

Diese Cascinen, vor der Porta del Prado gelegen, sind reizende Spaziergänge an den Ufern des Arno für die Fußgänger, dicht bei dem klaren Wasser vorbei, für die Reiter und Fahrenden mit diesem parallel laufend in einer breiten, dicht belaubten Allee.

Es ist ein schöner Herbsttag, an dem tiefblauen Himmel schweben in malerischen Formen weiße, durchsichtige, langgestreckte Wolken, welche die Gegend durch ihre Schatten noch lebendiger und interessanter machen. Der Fußweg für die Spazierenden ist stellenweise mit großen Steineichen besetzt, deren dunkelgrünes Laub, sowie das der Orangen- und Citronengebüsche, auch den Winter über dauert. Dazwischen glänzen in gelb, roth und violett die herbstlich gefärbten Blätter anderer Bäume und Sträuche, und daneben sieht man hohe Stämme Buchen und Kastanien, die ihr Laub verloren haben und dafür mit riesenhaftem Epheu, wie mit grünen, wehenden Schleiern bedeckt sind.

Der breite Fußweg am Arno, auf's Beste unterhalten, mit dem feinsten Sande bedeckt, bietet in eleganten Sesseln und Marmor-

bänken die angenehmsten Plätze zum Ausruhen. Die Allee für die Wagen öffnet sich an verschiedenen Stellen und bietet breite Plätze, die mit jenen Fußwegen in Verbindung stehen und wodurch es den Spaziergängern möglich ist, ohne ihren Weg zu verlassen, die eleganten Reiter und glänzenden Equipagen bei sich vorüberziehen zu sehen.

Es ist so Sitte in den Cascinen, die Allee einmal hinab zu fahren, dann den Wagen am Eingange stehen zu lassen und den Fußweg zu betreten.

Hier begegnen wir den feinsten Toiletten, fein im Begriff der Jahreszeit, eleganten Männern, schönen Frauen — einem buntfarbigen reichen Gewimmel. Was dem Anblick dieser Spaziergänger, ja dem Anblick der ganzen Promenade etwas besonders Reizendes und Liebliches gibt, sind die Tausende von Bouquets der seltensten und schönsten Blumen, die von niedlichen Mädchen auf dem ganzen Wege feil geboten werden und ohne welche eine Dame von gutem Ton nicht die Cascinen betritt. Die Herrn tragen eine aufgeblühte Rose, auch wohl ebenfalls ein kleines Bouquet in der Hand, um es irgend einer Dame ihrer Bekanntschaft zu überreichen.

So rauscht nun der Strom der Spaziergänger in zwei langen Reihen an einander vorbei — wirkliche ächte und unächte Elegants; vornehme Damen im einfachen Seidenkleid, in ihren Shawl gewickelt vor und hinter ihnen in bunter auffallender Robe mit hochrothen Atlaßmantillen, neu Angekommene, deren Cavaliere, jetzt um fünf Uhr schon im Frack mit schreiend gelben oder hyacinthfarbnen Handschuhen. Dort wandelt lachend eine Schaar junger Herrn von guten Häusern im einfachen dunklen Paletots mit lederfarbnen Handschuhen; dort schreiten zwei ältliche Herrn mit verwitterten Gesichtern, den Schnurrbart hinaufgedreht, und erregen einige Aufmerksamkeit, weil sie unter dem offenen Ueberrock einen blauen Frack mit Metallknöpfen und an demselben ein rothes Ordensband sehen lassen.

Vor ihnen wandeln zwei Damen in feinster anständiger Toilette, schöne üppige Gestalten; sie sind ohne männliche Begleitung, und als sie bei den jungen Herrn vorbei kommen, sieht man ein paar derselben freundlich lächeln, die Damen drücken ihren Blumenstrauß vor das Gesicht und gehen vorüber.

An den Plätzen, welche die Allee mit dem Fußweg verbindet, hält eine Reihe von Equipagen und eine der schönsten Frauen, nachlässig in die Kissen geschmiegt, empfängt herablassend die Huldigungen einer Schaar gut berittener Herrn und eleganter Fußgänger, die sich um ihren Wagen drängen. Ein paar der Bekanntesten und Vertrautesten haben ihre Hand auf den Schlag gestützt und lachen und plaudern mit der Dame, während sich andere nur hie und da eine schüchterne Bemerkung erlauben. Andere minder reiche Equipagen mit minder schönen Frauen rollen vorüber, weil kein Platz mehr ist, daß auch sie halten können, und manches glänzende Augenpaar verbirgt sich erstaunt und zornig unter dem Fächer, da die Besitzerin desselben bemerkt, wie sie so unbeachtet vorüberfahren muß.

Auf dem Fußwege versammelt sich um eine der gefeiertsten Schönheiten, die an dem Arm ihres ältlichen Gemahls erschienen, ebenfalls eine ganze Schaar bekannter Herrn und Damen; Erstere um einiges süße Geplauder anzubringen, Letztere weniger um ihre Huldigungen an den Tag zu legen, als um die Toilette jener Dame im Geheimen zu bekritteln, oder um einige Worte aufzufangen, aus der sich vielleicht eine kleine niedliche Erzählung verarbeiten läßt. — Hier freut man sich auf ein gemeinschaftliches Diner, auf den Ball dieses Abends, belächelt und bespricht gestern Vorgefallenes und denkt schon an morgen.

Immer neue Gestalten erscheinen, immer neue Toiletten, und je mehr sich die Sonne dem Horizont zuneigt, deste mehr füllt sich die Promenade. Es ist nicht vornehm, so früh zu kommen, und die Helden und Heldinnen des Tages oder der Nacht erscheinen so spät

als möglich. Complimente und Geſpräche in faſt allen bekannten Sprachen erfüllen die Luft.

Der Engländer ſpricht engliſch und ungenirt mit ſeinen Bekannten, der Franzoſe franzöſiſch und behandelt die unbedeutendſte Geſchichte mit einer wahren Wortverſchwendung. Aus dem Munde der Italienerinnen ertönt, erklingt die weiche, liebliche, toskaniſche Mundart, das reinſte und angenehmſte Italieniſch, das irgendwo geſprochen wird.

Die beiden jungen Deutſchen, die ſich dort eben einer erſt angekommenen Landsmännin vorſtellen laſſen, unterhalten ſich mit derſelben in franzöſiſcher Sprache und alle vier, der Gemahl, die Dame und die beiden Deutſchen fangen jetzt wie auf Commando an, engliſch zu ſprechen, als ein langer, dürrer Britte ſich gähnend erkundigt, wie es ihnen geht. —

Unſere beiden Freunde, die wir Angeſichts der Stadt verlaſſen, hatten in einem Gaſthof am Arno die beſtellten Zimmer gefunden und befanden ſich als Leute von gutem Ton ebenfalls in den Cascinen. Sie hatten ſich auf einer Marmorbank ungefähr in der Mitte des Fußweges niedergelaſſen, und die vielen Grüße von Herrn und Damen, mancher Blick aus ſchönen Augen und manche freundliche Handbewegung zeigen deutlich, wie bekannt und wohlgelitten ſie ſind.

„So ſchön die Cascinen an und für ſich ſind," ſagte Alfred, „und ſo gern ich ſie beſuchte an einem ſchönen Morgen, oder vor der allgemeinen Spazierfahrt, ſo langweilig wird mir dieſes ewige Hin- und Herrennen."

„Wenn man keinen Zweck dabei hat," ſagte Alfons, „ſo gebe ich dir vollkommen Recht. Aber für die Meiſten, die du hier hin und her gehen ſiehſt, ſind die Cascinen ſo angenehm, wie ein gutes Diner, ſo nothwendig, wie der Schlaf. Wo willſt du die Zeit her-

bringen, um mit den vielen Bekannten in Relation zu bleiben, ihnen jeden Tag das ſo nothwendige Unnöthige zu ſagen?"

„Ja, ja, in dem Fall haſt du Recht."

„Und dann die vielen Beſtellungen, die hier gemacht werden: die angenehme Fortſetzung eines Geſprächs, das der geſtrige Cotillon unterbrochen. Auch muß man gerecht ſein und dieſen armen geplagten Geſchöpfen das Bischen friſche Luft gönnen, das ſie jetzt wieder für vierundzwanzig Stunden zu ſich nehmen. Die Zeit des Spazierengehens fliegt ſo ſchnell dahin, es iſt wahrhaftig ſchon halb Sechs und Alles wogt nach der Stadt zurück."

„So laß uns gehen!" ſagte Alfred, „ich freue mich auf unſer Diner."

„Noch einen Augenblick!" bat der Graf. „Vielleicht kommt unſere alte dicke Signora mit ihrer liebenswürdigen Tochter hieher."

„Die Alte vielleicht wohl," verſetzte Alfred, „aber die Tochter nicht; ich möchte eigentlich doch wiſſen, weßhalb ſie das Mädchen ſo verſteckt bei ſich hält. Es ſcheint mir das für den Zweck, der ſie doch wohl hiehergeführt, nicht wohl zu paſſen."

„Mir auch nicht!" ſagte lachend der Graf, „und in dem Punkt iſt mir die Alte ein Räthſel."

„Oder hat ſie es auf eine beſtimmte Perſon abgeſehen, die noch nicht angekommen iſt."

„Das hab' ich mir auch ſchon gedacht!" meinte der Graf; „du weißt ja, ich habe ſie neulich beſucht. Ich ſtellte mich der Alten vor und ſie präſentirte mich ihrer soit-disant Tochter, — ein liebenswürdiges Geſchöpf, gebildet, fein, ſehr anſtändig, weniger für eine kurze Bekanntſchaft gemacht, als um längere Zeit mit ihr in Verbindung zu bleiben. Ich verſicher' dich, ſie iſt ſo angenehm, daß ich mich augenblicklich mit ihr engagiren würde!"

„Ich merke wohl," lachte Alfred, „daß ich von hier allein weiter reiſen muß."

„Ich glaube nicht," entgegnete der Graf. „Dies Mädchen iſt

in der That eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Mit der Alten würde ich schon fertig werden, aber als ich bei ihr anfing, mich gesprächsweise zu nähern, wurde sie kalt und glatt wie Eis. Sie parirte meine Worte so geschickt, ich konnte nicht das Geringste bei ihr anbringen. — Nein, nein," fuhr er fort, als er die lächelnde Miene des Freundes sah, „ich weiß, was du sagen willst, es ist nicht jene Kälte, die herausfordert oder herausfordern soll, es liegt etwas so Starres, Entschlossenes und Anständiges in dem Mädchen, daß ich es nicht wagen würde, ihr so leicht einen förmlichen Antrag zu machen."

„Nun, wenn du es nicht wagst," lachte Alfred, „dann haben wir uns doch vielleicht in Mutter und Tochter getäuscht!"

„In der ersteren schwerlich. Doch gebe ich die Geschichte noch nicht auf; Beharrlichkeit führt zum Ziel. Doch laß' uns gehen, sie scheint auch heute nicht zu erscheinen."

„Oder kommt sie vielleicht, wenn Alles fort ist."

„Das wäre schlimm für sie," sagte der Graf, „denn sie kann von mir nicht verlangen, daß ich ihrethalben mein Diner aufschiebe. — Gehen wir!"

Wenn der Graf diesmal der vorhabenden Eroberung zu Liebe sein Diner eine halbe Stunde aufgeschoben hätte, so würde er doch heute Einiges gewonnen haben. Denn kaum hatten mit ihm die Letzten der eleganten Welt die Cascinen verlassen und waren nach allen Enden der Stadt gefahren zu ihren verschiedenen Diners, so kam aus der Porta del Prado ein einfacher Wagen und rollte den Cascinen zu — der einzige um diese Zeit. Am Anfang des Fußwegs hielt er und zwei Damen stiegen aus, zwei Damen, die unsern Lesern nicht unbekannt sind, die wir vor einigen Tagen auf der Landstraße zwischen Ferrara und Bologna gesehen — Madame de St. Auville mit ihrer Tochter.

Die dicke alte Dame hätte, wenn sie eine Stunde früher gekommen wäre, auf alle Fälle die Aufmerksamkeit des ganzen Corso

auf ſich gezogen. Sie ging in einem ſeidenen Gewande, hellgrau mit Jamoiſtreifen, würdevoll, wie es ſich geziemte, den hoch erhobenen Kopf mit einem himmelblauen Federhute geſchmückt, außerordentlich beachtungswürdig dahin. An Schmuckwerk hatte ſie ein Uebriges gethan, und um nicht ganz gegen den guten Ton anzuſtoßen, welcher um dieſe Zeit des Tages den Shawl vorſchrieb, hatte ſie beſagtes Kleidungsſtück um ihre Schultern gehängt, wo es aber bis auf die Ellbogen herabſank, und ſie trug den Shawl in der Art, wie vielleicht eine junge Schöne mit der brillanteſten Taille zu Haus eine kleine leichte Seidenmantille ungeſtraft tragen darf. Ihr ganzer Oberkörper hatte etwas Panzerartiges, und wie an einem ſolchen klirrten und raſſelten Hals- und andere Ketten, Lorgnette, Uhr und Braſſelets bei jedem Schritt, den ſie machte.

Ihre Tochter ging an ihrer Seite, einen halben Schritt rückwärts, und ihre Kleidung bildete den größten Contraſt zu der Mutter. Ein einfaches, ſchwarzes Seidenkleid umſchloß die ſchlanke und doch volle Geſtalt. Den Shawl trug ſie feſt anliegend und elegant, und ihr blaſſes, etwas dunkles Geſicht wurde hervorgehoben, es ſchien faſt weiß unter dem Hut von violetter Seide.

„Es iſt kein Menſch mehr da," ſagte die Alte, nachdem ſie die Mitte des Spaziergangs erreicht hatte, „kein einziger ſterblicher Menſch mehr, als wir Beide auf den ganzen Caſcinen. Wozu habe ich denn eigentlich Toilette gemacht, wozu ſind wir eigentlich noch hieher gefahren?"

„Nun, ich denke," erwiderte das Mädchen, „um friſche Luft zu ſchöpfen, um den herrlichen Abend zu ſehen, um aus der dumpfigen Stadt heraus zu kommen."

„Was geht mich der herrliche Abend und die friſche Luft an!" entgegnete mürriſch die Alte, „ich habe elegante Damen ſehen wollen und uns ſehen laſſen von vornehmen Cavalieren. — — Wir können uns ſehen laſſen."

„O ja, Mama!“ sagte das Mädchen, doch nicht ohne einen bitteren, spöttischen Ton in der Stimme.

„Also, das ist die schönste Zeit für die Cascinen, jetzt, wo die Sonne am Untergehen ist und man nichts mehr hier sieht als lumpige Blumenverkäuferinnen und miserable Fiaker, das ist die Zeit, die Mademoiselle zu unserer Spazierfahrt sich ausgesucht? — Ich bin erstaunt!“

Dabei blieb sie in der Mitte des Weges stehen und stemmte beide Arme in die Seite.

„Es ist allerdings wahr,“ sprach die junge Dame, „daß man früher hinausfahren muß, um das Gewühl der eleganten Welt zu sehen. Aber die Cascinen selbst in ihrer Stille und Einsamkeit sind unendlich reizend. Und was kümmert uns das Gewühl der Menschen? — Mich ebensowenig, wie Sie der herrliche Abend.“

„Was uns das Gewühl der Menschen kümmert?“ sagte erzürnt die dicke Frau und wandte sich so schnell wie möglich nach ihrer Begleiterin um, die immer noch etwas zurückgeblieben war. „Ei! es kümmert mich sehr viel, dies Gewühl der Menschen, ich begreife Sie nicht, Mademoiselle. Ich kann es durchaus nicht fassen, was Ihnen durch Ihren Kopf fährt. So wie Sie jetzt sind, habe ich Sie in Paris nicht gekannt.“

„Ich habe mich allerdings in den letzten Tagen verändert,“ versetzte das junge Mädchen bitter lachend, „ich gebe das zu. Aber ich kann nicht anders, und wenn es so bleibt, müssen wir Italien verlassen.“ Bei diesen Worten ging sie auf eine Steinbank, ließ sich darauf nieder und blickte in den glühenden Abendhimmel.

„Aber um aller Wunder willen,“ rief die Alte und warf sich neben die Tochter, wobei der Panzer bedeutungsvoll krachte, „so ist es also nicht blos eine Grille, eine vorübergehende Laune, weßhalb du Zimmer und Haus nicht verlassen, seit wir hier sind? So könnten wir also auf diesem so ergiebigen Feld nichts unternehmen?“ setzte sie wehmüthig hinzu, als sie bemerkte, wie ihre Begleiterin den

Kopf heftig schüttelte. „Und jener liebenswürdige, charmante Cavalier, Graf Alfons, ein so gutmüthiger, reicher und lieber Herr —"

Die junge Dame schüttelte bei Nennung dieses Namens heftig mit der Hand, als wehre sie etwas Unangenehmes von sich ab.

„Sei doch vernünftig!" fuhr die Alte nach einer Pause fort, „oder sage mir wenigstens, was du vorhast, was dich auf einmal überkommen? So eine Reise von Paris nach Florenz ist doch wahrhaftig keine Kleinigkeit, und wenn man das viele Geld dafür ausgegeben, um gleich wieder abzureisen, da kann man doch fragen, aus welchem Grunde."

„Und mit welchem Recht können Sie so fragen, Madame?" sagte stolz die junge Dame. „Auf wessen Kosten bin ich gereist? Ich auf die Ihrigen oder Sie auf die meinigen?"

„Aber in meinem Wagen, Schätzchen!" sagte die Alte. „Sei nicht eigensinnig, mein liebes, gutes Kind, sei folgsam, laß' uns unser Glück verfolgen. — Der Graf —"

„Schweigt mir davon!" entgegnete heftig das Mädchen. „Lassen Sie Ihre Ueberredungen und Ihre Drohungen! Ich werde mich nicht ändern, bis wir Florenz verlassen, aber sobald wie möglich."

„Wir wollen nach Rom gehen; wozu das viele Geld hier verzehren?"

„Nicht sogleich!" sagte die Andere mit leiser Stimme nach einigem Nachdenken, „ich kann nicht so schnell von hier, ich muß noch eine Weile da bleiben."

„Ein geheimes Geschäft!" versetzte die Alte mit schlauem Lächeln, und, wie es schien, angenehm überrascht.

„Allerdings ein geheimes Geschäft!" entgegnete das Mädchen und zeichnete mit ihrem Sonnenschirm allerlei Figuren in den feinen Kies zu ihren Füßen.

„Und nach Beendigung dieses gewiß guten Geschäfts," fuhr die Alte schmunzelnd fort, „bist du fertig? — Wie, mein Engel?" —

„Fertig und bereit!" sagte das Mädchen mit tiefer Betonung.

indem es aufſtand, um den Fußweg hinabzuſchreiten. Die Alte folgte ihr trippelnd, denn nur ſo war ſie im Stande, mit der hohen gebietenden Geſtalt an ihrer Seite gleichen Schritt zu halten.

So erreichten ſie ihren Wagen, ſtiegen hinein und fuhren nach der Stadt zurück. — — —

ich fürchte, Alfons wird es ungern ſehen, wenn ihr euren Aufenthalt in Florenz abkürztet."

„Danke ſchön für die gute Meinung!" ſagte der Graf, welchem Alfred den Brief vorlas.

„Solltet ihr jedoch," fuhr dieſer zu leſen fort, „unerwarteter, aber für mich angenehmer Weiſe euren Aufenthalt in Florenz abkürzen wollen, ſo findet ihr mich heute über acht Tage in Genua und wir gehen alsdann gemeinſchaftlich nach Neapel. Freilich wär's für euch ein ziemlicher Umweg, von Florenz über Genua dorthin zu gehen, aber ſoviel ich mich erinnere, kennſt du ebenſowenig wie Alfons die herrlichſte aller Straßen zwiſchen den erſtgenannten Städten; am Meeresufer vorbei über Piſa, Lucca, Maſſa — die reizendſte Tour in der ganzen Welt. Rede mit dem guten Alfons, ſage ihm Einiges über die Luccheſerinnen; er wird nicht leicht ſchönere Geſtalten und glühendere Augen zu ſehen bekommen. Ueberlegt euch das wohl und denkt vor Allem, daß ich, wo es auch ſei, auf euch warte mit freudigem Herzen und weit geöffneten Armen. Tauſend Grüße von Pauline." —

Graf Alfons hatte Briefe von Haus, von Amadäus, von ſeiner Schweſter Clara, unbedeutenden Inhalts.

„Was denkſt du von dem Vorſchlage?" ſagte nach einer längeren Pauſe Alfred, während welcher er ſinnend in das Kaminfeuer geblickt.

Der Graf ſtellte ſeine beiden Füße auf den Schirm, hinter welchem das Feuer brannte, ſteckte ſeine Hände in die Taſchen des Rocks und machte lächelnd ein ſpitzes Maul, gab aber vorderhand keine Antwort.

„Leider Gottes," fuhr Alfred nach einer Pauſe lachend fort, „biſt du hier einigermaßen gefeſſelt und kannſt über den Vorſchlag Karl's kein unpartheiiſches Ja oder Nein abgeben. Ich meinestheils wäre ſchon dafür eingenommen. Florenz iſt ſchön, prachtvoll im Frühjahr und Vorherbſt, aber wenn es einmal anfängt kühl zu werden, ſind

dieſe hohen Zimmer, die Steinpflaſter, das Flämmchen da im Herde nicht gemacht, um eine Kälte, wie ſie hier zuweilen herrſcht, vergeſſen zu machen, und was das geſellſchaftliche Leben anbelangt, ſo geht es mir wie Karl — und — ich habe jetzt ſchon genug. — Nun, was ſagſt du dazu? — ſprich dich aus!“ —

„Florenz,“ ſagte der Graf nach einer Weile, „hält mich auch eigentlich nicht zurück, aber — aber — ich verſichere dich,“ fuhr er ſehr lebhaft fort, „hätteſt du jenes Mädchen geſehen und obendrein geſprochen, wie ich, nun, du bliebeſt gern noch einige Zeit hier.“ Er ſtieß mit der Feuerzange an die brennenden Holzſtücke, daß Myriaden von Feuerfunken in die Höhe ſtoben. — „Was geht mich Lucca an?“ ſagte er laut lachend nach einer Pauſe, „was kümmern mich die Luccheſerinnen?“

„Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Schöne liegt ſo nah.“

„Uebrigens werde ich dem Ehemann über verſchiedene Stellen ſeines Briefes bedeutend den Text leſen, und nach Umſtänden im Beiſein ſeiner Frau.“

„Bleiben wir alſo noch die vierzehn Tage hier, wie wir uns vorgenommen,“ erwiderte lächelnd Alfred, „aber keine Stunde länger, nicht wahr, das verſprichſt du mir? Wenn du bis dahin nicht reuſſirt, ſo laß das Abenteuer fallen oder überrede deine namenloſe Unbekannte, dir nach Neapel zu folgen.“

„Mehr Reſpekt!“ ſagte mit komiſchem Ernſte der Graf, „die Tochter der hochanſtändigen und ſehr achtbaren Marquiſin von St. Auville iſt keine namenloſe Unbekannte.“

Beide Freunde ſchlugen ein herzliches und lautes Gelächter auf.

„Aber Scherz bei Seite,“ ſprach Alfred, nachdem das Lachen eine Zeit lang gedauert, „nach vierzehn Tagen reiſeſt du mit mir ab — nicht wahr?“

„Allerdings!“ verſetzte der Graf, indem er aufſtand und ſich vor

dem Kaminſpiegel Halsbinde und Kragen in die Höhe zog, auch unternehmend durch das Haar fuhr. „Selbſt, wenn ich bis dahin nicht geſiegt hätte.“

„In dem Fall,“ lachte Alfred, „tröſte dich mit jenem Huſaren, der zwei Jahre bei einem ſchönen Mädchen in Quartier lag und zum Ziel gekommen wäre“ —

„Wenn er noch vierundzwanzig Stunden hätte bleiben können,“ ſetzte der Graf hinzu, indem er ſein Bild im Spiegel freundlich und holdſelig anlächelte.

Jetzt wurde leiſe die Thüre geöffnet und der Kammerdiener Alfred's überbrachte einen Brief, der ſo eben unten abgegeben worden ſei. „Es wartet Niemand auf Antwort,“ ſagte er und zog ſich zurück. Alfred nahm das Schreiben in die Hand, ein kleines, zierlich convertirtes Briefchen, überſchrieben an ihn, Vor- und Zuname ganz richtig, geſiegelt mit einem unbekannten Wappen.

„Ei, ei!“ ſagte Alfons, „trifft man dich auf Nebenwegen, Sittenprediger? Ich muß wahrhaftig geſtehen, ich bin beſſer, als mein Ruf, aber bei dir iſt dieſer beſcheidene Ausſpruch der ſchottiſchen Königin umgekehrt zu nehmen.“

„Du ſiehſt mich überraſcht,“ erwiderte Alfred und betrachtete das Siegel, „'s iſt eine Damenhand, aber ich weiß auf Ehre nicht, welches weibliche Weſen hier in Florenz an mich zu ſchreiben hätte.“

„So öffne den Brief und laß uns ſehen!“ ſagte der Graf.

Alfred riß das Couvert ab und ging mit dem Briefchen an den Tiſch. Es waren nur einige Zeilen auf dem Papier und kaum hatte er ſie überleſen, ſo brach er in ein lautes Lachen aus. „Wie heißt auch,“ fragte er den Freund, „die hochanſtändige Mutter deiner Angebeteten?“

„Die Dame, die ich liebe, nenn' ich nicht!“ ſang der Graf, ſetzte aber hinzu: „Madame la Baronne de St. Auville hatte die Gnade, mich zu empfangen.“

„Richtig, St. Auville!“ fuhr Alfred lachend fort. „Lieber Freund, die ſchreibt ſo eben an mich.“

„Par exemple! an dich?“ rief der Graf und trat zum Tiſche. — „Da lies!“ —

„Meine Tochter,“ las der Graf, „wünſcht Sie, hochverehrter Herr, heute Abend nach eilf Uhr bei ſich zu ſehen. La Baronne de St. Auville. — Wahrhaftig und an dich überſchrieben, das iſt ſeltſam.“ Er nahm bei dieſen Worten das Couvert vom Boden auf und ſagte mit einem langen Geſicht: „ein Irrthum iſt rein unmöglich, es iſt dein Name deutlich und richtig.“

„Und doch ein Irrthum!“ verſetzte Alfred luſtig, „glücklicher Alfons! der Brief, an dich gerichtet, iſt an mich überſchrieben. Das iſt klar wie der Tag.“

„Wie ſo?“ —

„Nun, nichts klarer als das,“ fuhr Alfred fort, „die Alte hat deine Karte verlegt, oder haſt du am Ende, als du unſere Viſiten machteſt, ſtatt deiner Karte die meinige dort hinterlaſſen.“

„Teufel, das wäre möglich!“

„Nun, ſiehſt du? Und im anderen Falle hat ſie, wie geſagt, deine Karte verloren, lieſt unſere Namen in der Fremdenliſte und ſchreibt zufälliger Weiſe an mich.“

„Meinſt du, daß dem ſo ſein könnte?“ fragte zweifelnd der Graf.

„Auf alle Fälle, glücklicher Sterblicher! Alſo nach eilf Uhr, Beneidenswerther!“

„Ich weiß doch nicht recht —“

„Zweifle nicht. Ich habe die Dame nicht geſehen und ſie mich eben ſo wenig, und ſollte ſie — was rein unmöglich iſt — mit mir in irgend einem Zuſammenhange ſtehen, ſo übertrage ich auf dich feierlich meine Rechte.“

„Topp! es gilt, ich verſuche mein Glück! — Doch da iſt ja noch eine Nachſchrift auf der anderen Seite. — „So unerwartet

Ihnen dieſe Einladung auch kommen mag, ſo bittet, beſchwört Sie meine Tochter, derſelben Folge zu leiſten und ich ſetze hinzu: es wird Sie nicht gereuen! Die Obige."

„Ich werde alſo hingehen!" ſagte der Graf und ſteckte den Brief in die Taſche. „Doch beſuchen wir vorher ein paar Toiréen. Nicht wahr?"

„Warum nicht?" entgegnete Alfred, „meinſt du, ich wolle mich hier langweilen, während du dem ſchönſten Abenteuer entgegenflatterſt?"

„So werde ich denn einige Toilette machen," ſagte der Graf, „ich bin gleich wieder da." Damit verließ er das Zimmer.

Alfred ſetzte ſich noch einen Augenblick vor das Kaminfeuer und lächelte über den erhaltenen Brief. Es gab eine Zeit, wo es ihm nicht im Traum eingefallen wäre, daß ein an ihn überſchriebener Brief einem Anderen gegolten hätte. — „Aber hier," ſprach er zu ſich ſelber, „was habe ich mit der würdigen Tochter der Baronin von St. Anville zu ſchaffen?"

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Florentiniſche Nächte.

Es mochte gegen eilf Uhr an dem Abend ſein, an welchem unſer voriges Kapitel ſchließt, da meldete der Kammerdiener den beiden Freunden, welche wieder vor dem Kamin Platz genommen, daß der Wagen vorgefahren ſei.

Es war ein unangenehmer November-Abend, ein kalter Wind fegte durch die Straßen von Florenz; wenige Fenſter waren zu dieſer Zeit noch erleuchtet, und das Leben auf den Straßen beſchränkte

ſich auf einige Kaffeehausgäſte, die aus- und eingingen, oder auf ein altes Weib, das noch ſo ſpät gebratene Kaſtanien an irgend einer Ecke feil hielt.

So ſehr es der Italiener liebt, an warmen Sommernächten die halbe Nacht auf der Straße zuzubringen, ebenſo ſorgfältig zieht er ſich vor der Kälte des Herbſtes und Winters in ſeine hohen Zimmer mit Steinboden, vor ſein ſchlechtes Kamin, vor ſeinen noch ſchlechteren Ofen und in Ermanglung alles deſſen vor ein einfaches Kohlenbecken zurück, um dort erbärmlich zu frieren. Man ſpürt aber auch in der That in Italien ſechs bis acht Grad Kälte weit mehr und leidet empfindlicher dabei, als wenn es bei uns zwölf bis ſechzehn Grad hat.

Auch die beiden Freunde in ihrem Wagen, die ſich bei einer gleichen Temperatur in Deutſchland mit einem Paletot begnügt hätten, wickelten ſich feſter in ihre Pelzmäntel, als der Wagen längs des Arno dahinfuhr und über die große Brücke, wohin ſie ihr Weg führte, um den Salon der Marquiſin P. zu erreichen, den ſie heute Abend zuerſt beſuchen wollten.

An dem großen finſteren Gebäude mit den ſtark vergitterten Fenſtern, wo der Wagen nun hielt, war nichts Freundliches und Einladendes zu ſehen, als allenfalls das rieſenhafte Thor, aus welchem heller Schein in die Nacht hinausdrang.

Die Beiden eilten durch den Thorweg, wandten ſich links zu einer großen Glasthüre, welche bei ihrem Erſcheinen von dem Portier ehrerbietigſt geöffnet wurde.

Hier ſah es freundlicher aus und hier herrſchte eine angenehme wohlthuende Atmoſphäre. Die elegante marmorne Nebentreppe, welche zu den Gemächern der Marquiſin führte, endete hier unten auf einem kleinen Vorplatz, glänzend beleuchtet und angenehm erwärmt, wo auf langen Bänken an den Wänden eine Menge reich gallonirter Bedienten ſaßen, die Befehle ihrer Herrſchaft gewärtigend. Links war die Portierloge, abermals durch eine Glasthüre abgeſperrt, auf einem

Tiſche die Lampe mit großem Schirm, daneben der ſo nothwendige, weich gepolſterte Lehnſtuhl.

Die Treppe ſelbſt, die Stufen von weißem cararíſchem Marmor, das Geländer vergoldetes Gitterwerk mit dem bunten ſchmalen Teppichſtreifen, reich mit Orangenbäumen und blühenden Blumen beſetzt, ſchlang ſich wie eine bunte Guirlande in den erſten Stock hinauf; oben Bediente des Hauſes, welche unhörbar herbeiſchlichen und geräuſchlos die Flügelthüren zu dem Vorzimmer öffneten, — ein großes Gemach mit dunklen Seidentapeten, einfachen Möbeln von Paliſander, ebenfalls dunkel bezogen, das Ganze durch eine ſchwache Beleuchtung dem Auge wohlthuend, welchem das blendende Licht des Treppenhauſes nach der finſteren Straße einigermaßen weh gethan.

An dieſes erſte Vorzimmer ſchloß ſich ein zweites, etwas heller gehalten, etwas mehr erleuchtet, mit einem prachtvollen Kamin von weißem Marmor, in welchem freundliche Flammen ſpielten und die Vorübergehenden zu bitten ſchienen, ſeine Einſamkeit zu verſcheuchen und ihm Geſellſchaft zu leiſten.

Aus dieſem führten nun rechts und links halb verhängte Thüren in kleine Plauder-Cabinette, geradeaus aber gelangte man in einen größern Salon, wo eine Menge Gäſte in glänzenden eleganten Toiletten verſammelt waren. Rechts und links grüßend gingen die beiden Freunde zwiſchen Bekannten, die ihnen freundliche Worte zuriefen, zwiſchen Fremden, die ihnen Platz machten, in einen zweiten Salon, wo ſich die Dame des Hauſes, umgeben von ihren Intimſten und Anbetern, befand.

Die Marquiſin P., eine Dame von etwas über dreißig Jahren, von der einſt alle Welt behauptet, daß ſie eine der ausgezeichnetſten Schönheiten von Florenz ſei, galt immer noch für eine brillante Erſcheinung. Sie hatte eine volle Geſtalt, einen auffallend weißen Teint, den man namentlich bei Abend unbedingt bewundern mußte, nicht wiſſend, wo die Grenzlinie zwiſchen Natur und Kunſt war;

dazu dunkle schwärmerische Augen und ein kohlschwarzes Haar, welches ihre Gesichtsfarbe durchsichtig weiß, ja auffallend bleich erscheinen ließ. Doch hätte die Marquisin diesem gespensterhaften Teint um Alles in der Welt nicht durch einiges Roth nachgeholfen: sie hatte unglücklich geliebt, dann eine Convenienz-Heirath geschlossen, und die Bleiche ihres Gesichts machte sich durch diese Erinnerungen doppelt interessant — es war ihre Haus-, ihre Herzensfarbe, die Farbe ihres Gemüthes. So sollten Fremde und Uneingeweihte glauben, aber ihre Intimen wußten das schon anders.

Der Salon, in welchem sie sich huldigen ließ, und den sie während der Soirée selten oder nie verließ, war ein herrliches, prächtiges und geschmackvoll eingerichtetes Gemach. Die Möbel von vergoldeter Bronze, bezogen mit weißem, golddurchwirktem Atlaß, waren nach Angabe berühmter Künstler gefertigt. Dazwischen befanden sich, eigensinnig ihren unpassenden Platz behauptend, einzelne Prachtstücke: Lehnsessel, kleine Tische, kunstvoll aus schwarzem Holz geschnitzt, oder auf Untersätzen mit reichen Sammtdecken kleine niedliche Truhen von Elfenbein, Schildkrot und rothen und weißen Korallen. Merkwürdige seltsame Pflanzen mit einer einzigen Blüthe, der Triumph eines Gärtners, der sie vielleicht Jahre lang bis zu diesem Augenblick gehegt und gepflegt, verblühten hier in Einer Nacht, oder wurden während eines Gesprächs von der Herrin gleichgültig abgezupft. Den Boden bedeckten die reichsten Smyrnateppiche, und die bekannten dicken persischen Bodendecken, kleine, reizende Stücke mit den sonderbarsten Dessins lagen unter Tischen, Sesseln und Fauteuils, drei- und vierfach übereinander.

Die Marquisin begrüßte die beiden Freunde auf eine außerordentlich gnädige und herablassende Art. Sie reichte Jedem die Hand zum Kuß, verabschiedete mit einer Handbewegung ein paar junge Elegants, die sich einige Minuten mit ihr unterhalten hatten und die sich nun ehrerbietig zurückgezogen, ihre Plätze den beiden Fremden überlassend.

„Ich bin wirklich erfreut, Graf Alfons," ſagte die Dame, „Sie bei uns zu ſehen; ein artiger Repräſentant Ihrer deutſchen Landsleute. Sie ſprechen unſere liebe Sprache wirklich erträglich; — hoffentlich bleiben Sie den Winter bei uns? die Saiſon wird brillant werden."

Der Graf verbeugte ſich geſchmeichelt und entgegnete: „für mich, Frau Marquiſin, hat die Saiſon in dieſem Augenblick ihren Höhepunkt erreicht. Ich finde mich jetzt in Florenz außerordentlich zufrieden, vollkommen beglückt."

„Graf, Sie lernen gut!" lachte die ſchöne Frau und dazu belohnte ſie ihn durch einen vollen Blick ihres feurigen Auges. „Haben Sie," fragte Sie mit bezauberndem Lächeln, „eine Loge in Percola oder werden Sie die meinige mit Ihrem Beſuch erfreuen?"

„Ich wollte mich morgen," entgegnete der Graf, „nach einem beſcheidenen Winkel in Ihrer Nähe umſehen, doch da Sie ſo außerordentlich liebenswürdig ſind und mir ein Glück in Ausſicht ſtellen, das ich zu hoffen nicht gewagt, ſo werde ich von Ihrer gütigen Erlaubniß den umfaſſendſten Gebrauch machen; an den Abenden dagegen, wo ich nicht kommen darf, werde ich bei mir zu Hauſe bleiben, um über all' das geſehene und erlebte Schöne in der Erinnerung zu ſchwelgen."

„Laſſen Sie der letzten Abende nicht zu viel werden!" lachte die Marquiſin, „Sie ſind mir in der That ſehr willkommen. Apropos," fuhr ſie fort, „man ſieht Sie ja wenig in den Caſcinen, höchſtens auf einige Augenblicke, wenn ſich ſchon Alles anſchickt, nach der Stadt zurückzukehren. Graf! Graf! Man will ſogar bemerkt haben, daß Sie zuweilen emſig etwas ſuchen, alle Wege aufmerkſam muſtern, in alle Nebenwege blicken." Sie drohte ihm ſchalkhaft mit dem Finger.

„Ich hatte noch nicht das Glück, gnädige Frau, Sie in den Caſcinen zu finden, ich hoffe, man wird mir morgen nicht mehr nachſagen können, daß ich dort etwas vergeblich geſucht, indem Ihre

Geſundheit, wie ich mit Entzücken gehört, Ihnen morgen ſchon wieder geſtatten wird, dort die Huldigungen Ihrer Freunde anzunehmen."

„Wollen Sie da hinaus!" ſagte lachend die Dame des Hauſes, „ſchämen Sie ſich, Graf Alfons, Sie ſind ein unausſtehlicher Schmeichler!" Ihr Zorn über dieſe Schmeicheleien war in der That nicht ſo außerordentlich groß. Sie ſchlug freilich die Augen nieder, aber nur, um einen Augenblick darnach das angeſammelte Feuer mit einem einzigen Strahl auf den unglücklichen Verbrecher zu entladen. Auch entzog ſie ihm ihre Hand nicht, die er, um Vergebung flehend, innigſt küßte. „Erlauben Sie jetzt," ſprach ſie nach einer Pauſe, „daß ich Sie meiner Couſine, der Gräfin N. vorſtelle, einer armen jungen Frau, deren Mann von ſeinen Geſchäften in Neapel nicht wegzubringen iſt."

Der Graf erhob ſich und ließ ſich der armen jungen Frau vorſtellen. Eine reizende, blühende Erſcheinung. Sie lag neben ihrer Tante in einem weichen niedrigen Fauteuil und hatte beim Eintritt der beiden Deutſchen ihr ſtolzes Haupt nicht im Geringſten erhoben.

Die arme junge Frau mochte zwanzig Jahre alt ſein, und zeigte unter dem ſtraffen Atlaßkleide die herrlichſten, üppigſten Formen, dazu weiße Schultern, einen ſchlanken ſtolzen Hals mit ſchön gewölbtem Nacken und eine Büſte, wie man ſie nur bei Römerinnen findet. Sie war von der heiligen Stadt, die entfernte Verwandte eines Cardinals, der es für gut fand, ſie außerordentlich auszuſteuern, und an einen etwas ältlichen neapolitaniſchen Nobili zu verheirathen. —

„Graf Alfons — Gräfin N. — ein ſehr artiger deutſcher Cavalier!" ſetzte die Marquiſin lächelnd hinzu, und auf dieſe Empfehlung hin wurde der Vorgeſtellte mit einem Blick beehrt; auch machte die junge Dame einen Verſuch, ihren Fauteuil ein wenig gegen ihn zu drehen, was ihr aber wohl nicht gelungen wäre, wenn ſie bei dieſem ſchwierigen Geſchäfte nicht ein franzöſiſcher Geſandtſchafts-

ſekretär unterſtützt hätte, der hinter ihr ſtand und den Stuhl ſanft drehte. Sie dankte für dieſe Hülfe, indem ſie den Kopf und Oberkörper rückwärts bog, und leicht ihr Auge öffnete und wieder ſchloß. Da hiedurch die Hand des jungen Diplomaten von ihrem Haar ſanft berührt wurde, ſo flammte eine Röthe auf ſeinem Geſicht auf, und er ſchaute das herrliche Weib eine Sekunde lang mit glühenden Blicken an.

„Es iſt mir ein unſchätzbares Glück," ſagte der Graf, „ſogleich bei meiner Ankunft ſo hoch gewürdigt und Ihnen vorgeſtellt zu werden. Ich weiß dies Glück zu ſchätzen."

Die Dame lächelte kaum merklich, doch entgegnete ſie mit freundlichem Ausdruck: „Sie waren nie zur Saiſon in Florenz, überhaupt noch nie in Italien?"

„Sie verzeihen, Gräfin, aber ich habe Ihr herrliches Land mehr als einmal durchreist, das ſchöne, ernſte Rom, das göttliche Neapel, habe freilich noch keine Saiſon in Florenz mitgemacht, doch fühle ich mich dafür jetzt von meinem freundlichen Schickſal glänzend entſchädigt."

Der Franzoſe ärgerte ſich ſichtlich über die Complimente und Zungengeläufigkeit des Deutſchen, die jener für ſeine Nation als Monopol betrachten mochte. Doch ſchien ſein Stern für heute Abend hinter dieſem Fauteuil untergegangen, er wurde von der Gräfin nicht weiter beachtet, der Graf dagegen von Vielen ſchon mit neidiſchen Blicken angeſehen.

„Haben Sie den Marquis ſchon geſehen?" fragte nun die Dame des Hauſes im gleichgültigſten Tone.

„Ich hatte noch nicht das Glück, Ihrem Herrn Gemahl meine Aufwartung machen zu dürfen, doch hoffe ich ſogleich" —

„Laſſen Sie's gut ſein! Sie werden ihn ſchon ſpäter ſehen, er macht draußen eine Partie Whiſt."

Alfred, der nicht in der Laune ſchien, den leichten glänzenden Ball der Converſation aufzufangen und ſpielend wieder wegzuſchleudern, machte neben dem Seſſel der Marquiſin einem Glücklicheren

Platz und zog ſich in den erſten Salon zurück, hier einen Bekannten grüßend, dort ein paar Worte wechſelnd; dann trat er zu den Spieltiſchen.

Es war hier, wenn auch eine ebenſo vornehme und glänzende, doch weniger blühende und ſchöne Geſellſchaft. Nur die ältere Generation ſpielte, oder wettete auf die Spielenden, und was zuſah, waren unintereſſante, ſchüchterne junge Leute oder ebenfalls ältere Herrn, die zufällig keine Partie gefunden. Es wurde größtentheils Whiſt geſpielt, den Point um einen Napoleon, Wetten nach Belieben.

Da ſaßen Kammerherrn, Großwürdeträger der Höfe kleinerer Nachbarſtaaten, alte Generale fremder Nationen und einfache Leute in Civil aus guter Familie, aber ohne eigentlichen Charakter. Viel bleiche und gelbe Geſichter waren hier zu ſehen, kohlſchwarze Haare, die im Schimmer der Kerzen einen röthlichen Schein gaben, eben ſolche Augenbrauen, denen man ebenfalls künſtliche Nachhülfe anſah, dazwiſchen graues, feſtes Haar und eben ſolcher ſtarker Schnurrbart, weiße Halsbinden, blaue und ſchwarze Fräcke, magere Hände mit und ohne Manſchetten, und Ordensbänder in allen Farben: ein ganzes Firmament von Sternen. Dann ältliche Damen, welche ebenfalls mitſpielten, in der größten Toilette, alte Herzoginnen von unermeßlichem Vermögen, mit Blumen und hochfriſirten Haaren, andere mit Brillanten, und das rauſchte und funkelte, huſtete und räuſperte durch einander, und dazu hörte man Worte von faſt allen Zungen Europa's. Hier waren Italiener, Ruſſen, Franzoſen, Polen, Deutſche vertreten; Letzterer waren es nur wenige, auch ſchauten die meiſten derſelben zu, faſt Keiner wettete hoch.

Alfred ſtellte ſich an einen Tiſch zu einer Whiſtpartie, welche mit dem Strohmann arbeitete; ein alter ruſſiſcher General mit einem breiten rothen Geſicht und kurzen grauen Haaren hielt mit einer verlebten Oberſthofmeiſterin irgend einer benachbarten Fürſtin die Partie gegen einen beweglichen Franzoſen, der außerordentlich ruhig,

aber ebenſo unglücklich ſpielte. Er war ſo eben groß Schlemm geworden und gab nun, milde lächelnd, die Karten aus. Ihm gegenüber auf dem Platze des Strohmanns ſaß ein jugendlich ausſehender Italiener mit ſtark gefärbter Perrücke, auch hatte er etwas Roth aufgetragen, und ſah freundlich und zufrieden dem Spiele zu.

„Soll ich die Karten des Strohmanns aufdecken?“ fragte er mit leiſer Stimme; „was meinen Sie, Vicomte? Vielleicht ſchlägt Ihnen dadurch das Glück zu.“

„Ich bitte Sie um Gotteswillen, beſte Excellenz!“ lächelte der Franzoſe, „rühren Sie meine Karte nicht an, das würde mir entſetzliches Unglück bringen! Ich habe einmal den Aberglauben.“

„Ich auch!“ ſagte der ruſſiſche General, und warf einen zufriedenen Blick in ſeine Karten, nachdem Pique zu atout gemacht war, von welcher Farbe er die Hand voll hatte.

„Ueberhaupt,“ ſprach freundlich der Franzoſe, „koſten mich Euer Excellenz eine ſchöne Summe, denn abgeſehen von den Wetten, die ich gegen Sie verloren, bringen Sie mir als Zuſchauer die ſchlechteſten Karten.“

Alles lachte.

„Da ſehen Sie nur! Kein Trique im Blinden, zwei kleine atout, gar keine Handkarten. — Ich bin ein ruinirter Mann.“

Das Spiel begann und der Strohmann entging mit Mühe einem abermaligen Schlemm. Er zahlte auf die freundlichſte und liebenswürdigſte Art rechts und links ſeine Wetten, dann ſtand er auf, um ſeinem Nachfolger, dem ruſſiſchen General, Platz zu machen. Dieſen erſetzte ein Anderer.

„Ich ſollte Ihnen, General,“ ſagte er lachend, „nicht zu noch größerem Glück behülflich ſein, aber ich will es doch thun, indem ich unſere Excellenz da entführe. Der ſchaut Ihnen das größte Unglück in die Karten hinein. Kommen Sie, Excellenz, ich vergebe Ihnen. Aber thun Sie mir dafür den einzigen Gefallen und ſehen

Sie mir niemals wieder in meinen Strohmann, ich bin auf Ehre nicht reich genug, Sie als Zuſchauer zu bezahlen."

Lachend traten die Beiden, Arm in Arm, an einen andern Spieltiſch, wo drei Damen mit einem Herrn eine Partie l'hombre machten.

„Wie geht's Euer Durchlaucht?" fragte der Franzoſe eine dicke italieniſche Prinzeſſin.

„Sehr ſchlecht den ganzen Abend," war die Antwort, „doch ich glaube, Sie bringen mir Glück, Vicomte. Sehen Sie, das ſcheint mir keine ſchlechte Karte, was glauben Sie, ich will ein Schlemm anſagen. Meinen Sie nicht auch?"

Der Vicomte durchflog die Karten. „Das habe ich mit einem ähnlichen Blatt ſchon hundertmal gethan," ſagte er ruhig.

„In der That?"

„Allerdings!"

Ueber die Züge des Vicomte's flog ein leichtes ſonderbares Lächeln, dann trat er mit der italieniſchen Excellenz in das Nebenzimmer, glitt gewandt zwiſchen den Umherſtehenden und den Seſſeln bis zur Dame des Hauſes — und man ſah an der Art, wie ihm alles Platz machte, daß er der Intime und Begünſtigte war — und flüſterte ihr einige Worte in die Ohren.

„Köſtlich!" ſagte ſie und blickte forſchend in das Spielzimmer.

Dort huſtete und räuſperte es wie bisher und zuweilen hörte man eine Karte auf den Tiſch fallen. Plötzlich aber wurde die Stimme der Principeſſa laut. „Das iſt ja erſchrecklich!" rief ſie ärgerlich. „Vicomte! — wo iſt der Vicomte?" —

Es wurde draußen ein Stuhl gerückt, und die Marquiſin ſagte lachend zu dem Franzoſen: „ich bitte Sie um Gotteswillen, gehen Sie hinaus, ſonſt macht ſie wahrhaftig hier eine Scene!" Er eilte geräuſchlos in das Spielzimmer zurück.

„Aber das ſind ſchöne Geſchichten!" rief ihm die Fürſtin entgegen und ihr Geſicht erſchien ſanft geröthet. „Ich ſage meinen

Schlemm an, ich wette auf meine Karten ganz entſetzlich, und mache keinen Stich. Und das Alles auf Ihren Rath, auf den Rath eines der vorzüglichſten Spieler."

„Ich wüßte doch nicht!" entgegnete unbefangen der Vicomte, „daß ich Euer Durchlaucht eigentlich dazu gerathen hätte!"

„Aber habe ich Sie nicht gefragt, Vicomte, ob ich auf dieſe Karten nicht einen Schlemm anſagen könne?"

„Allerdings!"

„Und haben Sie mir nicht geſagt, daß Sie das mit ähnlichen Karten hundertmal gethan?"

„Allerdings!"

„Und doch habe ich die ganze Partie verloren, keinen Trique gemacht. O das war ein ſchlechter Rath!"

„Verzeihen mir Euer Durchlaucht, ich habe mir nur zu ſagen erlaubt, daß ich mit ähnlichen Karten ſchon hundertmal daſſelbe Spiel geſpielt; aber Spielen und Gewinnen iſt zweierlei: auch ich habe es alle hundertmal verloren."

„Pfui, Vicomte, Sie ſind ein Jeſuit?" ſagten die andern Damen und die Prinzipeſſa miſchte erzürnt ihre Karten. Aber an allen Tiſchen wurde über dieſe Geſchichte beifällig gelächelt, denn die Prinzipeſſa war als ungeheuer geizig bekannt.

An einem dritten Spieltiſche in demſelben Zimmer, in einer heimlichen Ecke des Gemachs, wo ein junger Bacchus, ein Meiſterwerk Tenerani's, aus cararíſchem Marmor, halbverſteckt zwiſchen grünen Geſträuchen ſtand, ſpielten zwei intereſſante jüngere Damen mit zweien Dienern der hohen Kirche: einem eleganten neapolitaniſchen Abbate, und einem römiſchen Monſignore eine Partie à quatre. Das Spiel war gering, die Wetten dabei die Hauptſache. Es ſtand viel Gold auf dem Tiſche, welches, wie natürlich in guter Geſellſchaft, ohne irgend eine Bewegung zu verurſachen, bald auf dieſe, bald auf jene Seite rollte. Die eine der Spielerinnen, eine Spanierin mit wachsgelbem Teint, pechſchwarzen Augen und Haaren,

ſah ziemlich fatigirt aus und ſpielte und wettete mit großem Glück. Der neapolitaniſche Abbate verlor gegen ſie und ſchob ihr die größten Gewinnſte mit einer außerordentlichen Freundlichkeit zu.

Der Vicomte, der mit Alfred, den er ſchon von früher kannte, hinter die Spielenden getreten war, flüſterte dieſem zu: „ſehen Sie nur, wie glücklich es den guten Neapolitaner macht, auf ſolch geſchickte Weiſe ſein Geld anzubringen. Jetzt hat er wahrhaftig ſogar das Doppelte von dem bezahlt, was er ſchuldete.“

„Sie wird es nicht gemerkt haben,“ entgegnete Alfred.

„Ich glaube wohl!“ fuhr der Vicomte fort, „unter andern Verhältniſſen könnte man faſt glauben, ſie ſpielten aus und in eine gemeinſchaftliche Kaſſe. Le pauvre abbé! — Aber er iſt unermeßlich reich.“

„Und wer iſt die Dame?“ fragte Alfred.

Der Vicomte zuckte mit den Achſeln. „Aus einem unbekannten ſpaniſchen Hauſe!“ ſagte er eigenthümlich lachend, und jene italieniſche Excellenz, mit der ich vorhin von dem Spieltiſche wegging, nennt ſie ſeine Gemahlin. — Aber es iſt erſtaunlich, wie der junge hübſche Menſch da ſein Geld wegwirft! — Der geſunde blühende Monſignore da verſteht es ſchon anders. Sein Goldhaufen vermehrt ſich zuſehends und es iſt wahrhaftig zum Lachen, mit welch' freudigem Geſicht ihm die deutſche Baroneſſe das Geld zuſchiebt. — O Welt! o Welt!“

Er that einen Schritt zurück und zog Alfred mit ſich bis hinter die grünen Geſträuche, wo ſie, auf einem Sopha Platz nehmend, die Spielgeſellſchaft im Auge behielten.

„Man könnte von Jedem und von Jeder der Spielenden dort einen nicht unintereſſanten Roman ſchreiben, man brauchte dabei nicht viel zu erfinden, ſondern ſich ganz einfach an ihr vergangenes Leben halten und es mit ſeinen kleinen und großen Vorfällen, ſeinen Intriguen, ſeiner Freude und ſeinem Jammer, ſeinen Hoffnungen und Täuſchungen niederſchreiben.

Es war aber auch in der That eine äußerſt merkwürdige Gruppe intereſſanter Geſichter dort um den Spieltiſch verſammelt. Namentlich aber feſſelte eine Dame die Aufmerkſamkeit Alfred's in hohem Grade. Dieſelbe ſaß auf der andern Seite des Gebüſches, in welchem der Bachus ſtand, vielmehr lag ſie da in einem niederen Fauteuil, faſt zu den Füßen des Gottes, eine erhitzte, liebeglühende, ermattete Bacchantin.

Ein prachtvolleres Haar, dunkel gefärbt, welches das glühende Geſicht umgab, konnte man nicht ſehen. An der Fülle und dichten Maſſe deſſelben war alle Kunſt vergeblich und der Friſeur war nicht im Stande, etwas Zierlicheres daraus zu formen, als einen Kranz von dicken Flechten, welche den Hinterkopf umgaben, und zwei glänzende Bandeaux von übermäßiger Breite, welche die friſchen, blühenden Wangen in einer ſanften Wellenlinie einrahmten. Dichte Augenbrauen wölbten ſich über einem herrlich geformten Auge, deſſen tiefe Gluth und lodernder Brand glücklich durch auffallend lange Wimpern bedeckt und gemildert wurden. Dazu hatte die Dame friſche, etwas trotzig aufgeworfene Lippen, weiße Zähne, und Alles an ihr war Natur — hier eine große Seltenheit. Wie voll und weiß war ihr entblößter Arm, ebenſo die Schultern, welche von letzteren durch einen unbedeutenden Theil des Oberkleides getrennt waren. Um ihren Nacken und die Bruſt lief eine breite Reihe der koſtbarſten und zierlichſten Spitzen, die ſich bei jedem Luft- und Athemzuge haſtig emporhoben und mehr den Blick anzogen, als daß ſie ihn abgeleitet hätten.

Sie war ſich aber auch ihrer vollen gefährlichen Schönheit wohl bewußt, und ihre Lage in dem Fauteuil eine ausgeſucht verführeriſche.

Hinter demſelben lehnte ein junger Mann, der für ſich ſelbſt und ſie zu ſpielen ſchien. Er hielt eine kleine Börſe in der Hand, aus welcher er ſeine und ihre verlorenen Wetten bezahlte, doch achtete er nicht ſehr auf das Spiel, folgte aber mit vielbeſagendem Blick jeder Bewegung ſeiner Partnerin. Kaum warf ſie den Kopf ein

wenig empor, ſo beugte er den ſeinigen tief hinab, um ihre Befehle und Wünſche zu vernehmen.

Der junge Mann, welcher auf dieſe Art mit ihr ſpielte, mochte an die Dreißig ſein; ſeine Kleidung, ſein Benehmen zeigte an, daß er der guten Geſellſchaft angehörte.

„Es iſt ein Lucheſe," ſagte der Vicomte, der die fragenden Blicke Alfreds ſah, „er hat eine der niedlichſten kleinen Frauen, die man ſehen kann, und ſpielt ſich hier um das ganze Glück ſeines Lebens, ohne etwas davon zu haben."

„Verzeihen Sie mir, Vicomte," erwiederte Alfred, „Letzteres iſt mir unwahrſcheinlich, denn er ſcheint mir hier der Begünſtigte zu ſein."

„Es ſcheint nur ſo, lieber Baron. Das iſt eines der merkwürdigſten Weiber und hat ſonderbare Sachen erlebt. — Die Drei da ſpielen heute aber wieder die eigenthümlichſte Komödie, welcher ich zuzuſchauen je das Glück hatte."

„Welche drei?"

„Nun, die Dame, der Marquis hinter ihrem Stuhl und jener junge blühende Menſch, ein kleiner öſterreichiſcher Huſarenoffizier, der dort anſcheinend ſo unbefangen hie und da einen Napoleon gegen die Beiden hält. — Ich verſichere Sie: ein kleiner verfluchter Kerl!"

„Aber was hat er mit der Dame zu ſchaffen?"

„Außerordentlich viel. Doch weiß das ſo eigentlich Niemand als ich, der ich mir ein Vergnügen daraus mache, zuweilen hier in dieſer Geſellſchaft den ſehr aufmerkſamen Beobachter zu machen," entgegnete der Vicomte. „Sie ſind ein discreter Menſch und werden das Geheimniß Ihres Landsmanns zu bewahren wiſſen. Der Huſar, ein bildhübſcher junger Menſch, von gutem Hauſe, gewandter Reiter, hat das Herz jener Dame vollkommen eingenommen, und aus dem einfachen Grunde, weil man ihn zuvor vor ihr gewarnt hatte, er ſie anfänglich auf's Sorgfältigſte mied, und ſie deßhalb Alles daran ſetzte, ihn zu gewinnen. Das gelang ihr natürlicher Weiſe und da es ihr gelungen war, ſchämte ſich der junge Deutſche,

ſeine Niederlage einzugeſtehen, und auch ſie findet dieſe Liebe ſo en secrets delicids und —"

„Und der Luccheſe?" —

„Hat zu Haus, wie geſagt, eine charmante Frau, der bis jetzt nichts nachzuſagen iſt. Doch ſpielt hier eine etwas dunkle Geſchichte, die Sie für unglaublich halten, aber dennoch iſt ſie wahr. Ein früherer Liebhaber, jetzt Freund der ſchönen Dame da vor uns, hat ſich in die Frau des Luccheſen aufs Heftigſte verliebt, und weil in dieſer Welt die eine Hand die andere wäſcht, ſo ſpannt hier die Freundin den Gemahl an ihren Triumphwagen und feſſelt ihn, damit der Freund in Lucca freie Hand bei den Bewerbungen um die kleine charmante Frau hat."

„Aber das iſt ja unerhört!" ſagte Alfred erſtaunt.

„Das möchte ich gerade nicht behaupten," bemerkte der Vicomte trocken, „aber wie geſagt, es können für den Luccheſen die unangenehmſten Dinge daraus entſtehen."

„Aber man ſollte ihn warnen!" meinte Alfred.

„Da ſieht man den unbefangenen Deutſchen!" lachte der Vicomte. „Als wenn Jeder nicht hier vollkommen genug mit ſich ſelbſt zu thun hätte! Ich verſichere Sie, beſter Baron, wenn man ſich einigermaßen in die hieſige Welt hineinlebt, kann man zu häufig gezwungen werden, Degen und Piſtolen für eigene Rechnung in die Hand zu nehmen, und man thut wahrhaftig beſſer, ſich nicht in anderer Leute Händel zu miſchen."

„Aber wer iſt dieſe ſchreckliche Frau?" fragte Alfred.

„Dieſe ſchöne ſchreckliche Frau," entgegnete der Vicomte, „iſt ein außerordentlich liebenswürdiges und ſehr gebildetes Weib — eine Polin. Sie ward durch ein ſeltſames Unglück, nachdem ſie wenige Tage mit ihrem Manne gelebt, eine jungfräuliche Wittwe."

Alfred ſah den Vicomte erſtaunt und fragend an.

„Von einer habgierigen Mutter gezwungen," fuhr dieſer ruhig fort, „wurde ſie an einen ältlichen Sarmaten verheirathet, der ein

unermeßliches Vermögen beſaß und ſtark gelebt hat. Es müſſen da ſeltſame, unerhörte Dinge geſchehen ſein, denn wenige Tage nach der Hochzeit ſtürzte der Pole eines Nachts aus dem Schlafgemach und — — erſchoß ſich im Nebenzimmer. Sie war damals ein junges, unerfahrenes, unſchuldiges Weſen von vielleicht achtzehn Jahren. — Nach dem Tode ihres Gemahls wurde ſie die Erbin ſeiner immenſen Güter und reiſt ſeit der Zeit zu ihrem Vergnügen in der Welt umher. — Aber jetzt, beſter Baron, achten Sie genau auf das intereſſante Spiel, das uns die Drei gratis aufführen. Sehen Sie, der junge Huſar ſcheint ſich um die ganze Geſellſchaft nicht zu bekümmern und nur auf ſein Spiel zu achten. Doch bemerken Sie wohl, wie er ſeine Napoleon hie und da zu ſeltſamen Figuren zuſammenlegt und dann einen ſcheinbar gleichgültigen Blick auf ſeine Gegnerin wirft."

Alfred, ſo aufmerkſam gemacht, bemerkte nun in der That an kleinen Zeichen, Winken mit den Augen und dergleichen Kleinigkeiten, daß hier ein Einverſtändniß obwalte. Doch ſchien ſich die Dame nur mit dem Lucheſen hinter ihrem Stuhle zu beſchäftigen. Jetzt wandte ſie das glühende Geſicht freundlich zu ihm empor, und als er ſich haſtig zu ihr hinabbeugte, flüſterte ſie ihm einige Worte zu, die ihn augenſcheinlich ſehr glücklich machten.

Der junge Huſarenoffizier blickte unterdeſſen unbefangen in die Karten von Monſignore und machte ihm einen ſcherzhaften Vorwurf, daß er zu ſparſam mit atout umgehe, und dadurch das Spiel und ſeine Wetten verlieren würde. Nachdem er dies geſagt, legte er einen Napoleon bedeutſam vor ſich auf den Tiſch.

Der Vicomte ſagte mit leiſer Stimme: „Ein Uhr!"

Die Polin in ihrem Fauteuil nahm hierauf langſam ihr Blumenbouquet in die Höhe, das an der kleinen goldenen Kette eines Braſſelets hing, führte es einmal an ihre Lippen, und als ſie zum zweitenmal daran riechen wollte, hielt ſie auf halbem Wege inne und ließ die Blumen dann wieder neben ſich hinabfallen.

„Ein und ein halb," bemerkte der Vicomte lächelnd, „oder halb Zwei, — glücklicher junger Menſch!"

Unterdeſſen ging das Spiel ſeinen Gang fort; der Abbé verlor, Monſignore gewann, und die andern Drei ſpielten kleine Spiele und Alles ſchien befriedigt. So eben hatte die Polin eine Kleinigkeit gewonnen, und reichte die Goldſtücke mit einem ſüßen Lächeln ihrem Partner in die Höhe, der ſie mit ſtrahlendem Geſichte annahm. Dabei berührte ſeine Hand die ihrige, er zitterte und faßte die Napoleon etwas ungeſchickt. Eines der kleinen Stücke fiel wieder herab auf ihre weiße Schulter, doch da ſich das blanke Goldſtück auf der kühlen glatten Fläche nicht zu halten vermochte, ſo rollte es weiter hinab und verſchwand mit Blitzesſchnelle zwiſchen Brillanten, Blumen und Spitzen. Die Dame ſchreckte durch dieſe Berührung kaum merklich zuſammen, und der Vicomte ſowie Alfred blickten aufmerkſam auf ihre Mienen. Einen Augenblick nachher, nachdem eine dunkle Röthe, die auf ihrem Geſicht aufflammte, wieder langſam verſchwunden war, blickte ſie holdſelig lächelnd in die Höhe und ihre Blicke trafen die des Luchesen und verwirrten ihn augenſcheinlich dergeſtalt, daß er beinahe die ganze Börſe hätte fallen laſſen. Die Dame aber wandte ſich ruhig dem Spiel wieder zu und nahm nach einiger Zeit gelaſſen ihren Blumenſtrauß wieder in die Höhe, mit welchem ſie daſſelbe Manöver wie vorhin machte.

Der junge Offizier ſagte luſtig lachend: „Monſeigneur, dies Spiel ſo eben mußten wir verlieren, coeur war atout;" und der Vicomte nahm gelaſſen eine Priſe und bemerkte ruhig lächelnd zu Alfred: „welch ſüßer Lohn — verlierend zu gewinnen!"

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Florentiniſche Nächte.

In den andern Theilen des Appartements der Marquiſin ſpielten kleine Intriguen ähnlicher Art; doch da wir zu den wenigſten einen Schlüſſel beſitzen und wir uns vor Allem der Wahrheit und Genauigkeit zu befleißigen die größte Mühe geben, ſo muß ſich der geneigte Leſer mit dem begnügen, was wir im Stande ſind, ihm mitzutheilen.

Graf Alfons hatte unterdeſſen bedeutende Fortſchritte in der Gunſt ſowohl der Marquiſin, namentlich aber in der der armen jungen Frau aus Neapel gemacht. Obgleich es bereits eilf Uhr vorbei war, ſo ſchien er nicht an das ihm gegebene Rendezvous zu denken. Er plauderte und lachte, erzählte luſtige Geſchichten und ließ ſich ähnliche wieder erzählen, wurde allen anweſenden Damen vorgeſtellt, gefiel außerordentlich, erregte den Neid ſämmtlicher Herrn und amuſirte ſich durch alles dieſes unbeſchreiblich.

Der Vicomte und Alfred machten eine Partie Billard, und obgleich Erſterer ein großer Meiſter darin war, verlor er doch beſtändig, denn er ſchien außerordentlich zerſtreut und beobachtete mehr die Aus- und Eingehenden, als den Gang des Spieles. Plötzlich legte er das Queue nieder, faßte Alfred am Arm und ſagte mit leiſer Stimme, aber haſtig: „kommen Sie, beſter Baron, mir ſcheint, wir erleben zu der Komödie von vorhin einen letzten, aber ernſten Akt. — Die Weiber ſind doch ein unbeſonnenes Geſchlecht und wir Männer entſetzlich leichtſinnig. Es iſt traurig, in einer ſolchen Welt leben zu müſſen.“

„Aber was haben Sie, beſter Vicomte?“ fragte Alfred erſtaunt, „ich bemerke nichts Außergewöhnliches — Lachen, Flüſtern in den Spielzimmern, wie bisher, laute Converſation im Salon; ich glaube wahrhaftig, Sie ſehen Geſpenſter.“

„Zuweilen," ſagte ernſt der Vicomte, „aber mich bekümmert die Geſchichte mit dem Lucheſen. Erſtens nehme ich Antheil an dem Schickſal ſeiner Frau, ohne ſie zu kennen, und dann bin ich ferner ſo lange unſichtbarer Zuſchauer geweſen, daß mich jede neue Scene außerordentlich intereſſirt."

„Wie das?" —

„Sie bemerkten im Eifer des Spiels nicht, beſter Baron, wie unſere Polin ſo eben anſcheinend ganz abſichtslos durch das Billardzimmer dem kleinen Plauder-Cabinete zuſchritt, das ſo reizend verſteckt am Ende des Appartements liegt. Aus dem Spielzimmer drüben ſah ich den deutſchen Offizier ebenfalls dahin eilen, nachdem er ſich vorher überzeugt, daß der Lucheſe mit der alten Principeſſa dort drüben in ein eifriges Geſpräch verwickelt ſcheint, und ſie iſt bekannt dafür, Jemand, den ſie einmal feſt hat, nicht ſo bald wieder los zu laſſen. Aber obſchon der Italiener angelegentlich ſpricht, hat er ebenſo gut bemerkt, wie ich, wohin die Angebetete ihre Schritte lenkte, und er wird, ahnungslos auf ein ſüßes Geplauder rechnend, ſogleich ebenfalls dorthin eilen. — Kommen Sie, Baron."

„Ei, ei, Vicomte," ſprach Alfred lachend, „Sie ſagten mir doch vorhin, man ſolle ſich nicht in ſolche Geſchichten einmiſchen."

„Ma foi!" entgegnete dieſer ungeduldig, „das iſt was ganz Anderes, ſo und ſo, wir wollen kein rencontre zu Stande bringen, aber vielleicht eines verhüten. Treten wir zugleich mit Ihrem unbeſonnenen Landsmanne, der noch nicht zu wiſſen ſcheint, daß es gefährlich iſt, einen verliebten Italiener zu necken, in jenes Cabinet, ſo wird er unbefangen mit der Dame plaudern, im anderen Falle aber — — doch kommen Sie, der Lucheſe ſcheint gelangweilt und hat ſchon ein paar Mal um ſich geblickt."

Das Plauder-Cabinet in den Appartements der Marquiſin war in der That zu heimlich gelegen und ein allerliebſtes reizendes Gemach. Es war eigentlich ein kleines Glashaus am Ende der Zimmer neben einer Terraſſe, die in den Garten hinabführte; ein

allerliebſter Wintergarten, der den Vortheil hatte, daß man Abends von den finſteren Scheiben nichts bemerkte, indem die Terraſſe, welche ihn umgab, dicht mit Orangen und Citronen beſetzt war, die ſich an das Glashaus lehnten, und, vom Nachtwinde bewegt, mit ihren grünen Blättern und gelben Früchten freundlich durch die Scheiben nickten.

In dieſem Wintergarten befanden ſich die ſchönſten und reichblühendſten Blumen, aufs Geſchmackvollſte arrangirt, und kleine Ruheplätze mit ſchwellenden Divans und niedrigen Fauteuils, abgeſonderte Winkelchen bildend, die es möglich machten, daß ſich mehrere Partien hier ungeſehen aufhalten konnten. In der Mitte plätſcherte ein aus einem weißen Marmorbecken ſpringendes Waſſer und murmelte und koste ſo laut mit den hereinnickenden Blumen, daß die Plauderer ihre Stimme ziemlich laut erheben konnten, ohne ſich den Nebenſitzenden zu verrathen.

Dieſe Einrichtung war außerordentlich ſinnreich, ebenſo die Beleuchtung: kein aufdring[illegible] flammendes Licht zerſtreute hier die Phantaſie, die Helle fiel von außen oben herab durch die Glasſcheiben und durch ein Netz von Schlingpflanzen gedämpft ſo anmuthig, ja heimlich herein, daß man glaubte, in einer dichten Laube zu ſitzen, die, vom ſanften Strahl des Mondes erhellt, der das Schöne nur ahnen, aber nicht deutlich ſehen läßt.

Die Polin betrat dieſes Gemach und ſtützte ihre Hand auf den Marmorbrunnen, gedankenvoll in das klare ſprühende Waſſer niederblickend. Der junge Offizier, der ihr raſch gefolgt war, trat zu ihr hin, legte ſeine Hand auf ihren vollen Arm und ſagte leiſe und haſtig: „Eleonore, ich bin zu glücklich, mein Herz iſt zu voll, ich vermag es nicht, länger ſo kalt an dir vorüberzugehen, mit dir zu ſprechen im gewöhnlichen Tone; ſage mir ein einziges, liebendes, ein einziges freundliches Wort, nur ein einziges aus deiner vollen blühenden Seele; gib mir nur einen Blick, ich will daran zehren, bis —“

„Entſetzliche Ungeduld!“ lachte das ſchöne Weib, und ein unendlich inniger und verlangender Blick brach aus ihren Augen, doch ſetzte ſie hinzu, indem ſie forſchend um ſich blickte: „mein ſüßer Arthur, du biſt wieder einmal ſehr unbeſonnen, man braucht in dieſen Appartements nicht gerade in ein Glashaus zu treten, wie hier, um von der ganzen Welt beobachtet und geſehen zu werden. — Sei ruhig, mein Herz.“

„Nun, ich muß doch geſtehen,“ entgegnete luſtig der junge Offizier, „daß ich es an Ruhe heute Abend nicht fehlen ließ. Dir, meine geliebte Eleonore, ſo ſtundenlang gegenüber zu ſitzen, deinen entſetzlichen Tändeleien zuzuſchauen, und dabei vollkommen ruhig und gleichgültig zu erſcheinen, ſich mit keinem Blick zu verrathen, das kann nur —“

„Ein Deutſcher!“ lachte die Polin, „allerdings! — Und wie liebe ich dich dafür! Aber noch einmal: ſei vorſichtig, laſſe meine Hand. — — Aber was thuſt du, mein kleines Herz?“

„Nun, deinen Arm will ich küſſen, hier einmal in der mißgünſtigen, neidiſchen Welt, vor allen Augen und doch heimlich, nur einen einzigen, innigen, warmen Kuß!“

Er beugte ſich ſchnell auf ihren Arm nieder, und als ſie ſeiner Tändelei zuſah, berührten ihre rothen friſchen Lippen ſchnell wie der Blitz ſein blondes Haar, und ſie ſagte leiſe flüſternd: „laß' gut ſein, Arthur, ich kenne deine Küſſe. Sie laſſen flammende Spuren zurück. Spare ſie auf, mein Kind, man beobachtet uns hier.“ — — — —

„So iſt's, Signora!“ ſagte eine tiefe Stimme mit zitterndem Tone, und als die Donna erſchrocken aufblickte, ſah ſie den Luccheſen vor ſich ſtehen, der hinter einem Gebüſch aufgetaucht war und ſie mit einem entſetzlichen Blick anſtarrte.

Ihre erſte Bewegung war, mit ihrem einen Arme das Haupt des jungen Offiziers zu decken, als drohe demſelben etwas Fürchterliches —

„So ist's, Madame!“ wiederholte der Italiener, „man beobachtet Sie in der That, und man hat ein Recht dazu.“

„Ein Recht?“ sagte die Dame, und der junge Offizier, der sich rasch emporrichtete und auf den Lucchesen zutrat, sprach ebenfalls mit heftigem Tone: „ein Recht, mein Herr?“

„Entweder habe ich ein Recht, Signora, und dann ist dieser junge Herr ein Unbescheidener, ein Zudringlicher, den ich werde zu bestrafen wissen, — oder,“ setzte er hinzu, mit den Zähnen knirschend, „habe ich kein Recht, und dann sollen Sie mir Rede stehen, Madame, für das — Spiel, das Sie mit mir getrieben, und Jener soll es auch, bei Gott!“ —

Die Dame wollte antworten, doch der junge Offizier winkte ihr mit der Hand und sagte, indem er noch einen Schritt vortrat: „ich bitte Sie, Madame, sprechen Sie kein Wort, es ist dies eine Sache, die mich allein angeht, die ich herbeigeführt, die ich allein und mit Freuden ausfechten will.“

„Vorderhand, Signor,“ entgegnete der Italiener, „wünschte ich von der Dame selbst eine Antwort, und dann erst werde ich mich an Sie wenden. — Hat dieser Herr,“ fuhr er mit einer leisen, aber fürchterlich erregten Stimme fort, „ein Recht, das Recht — sich zu Ihrem Vertheidiger aufzuwerfen? Ich beschwöre Sie, antworten Sie mir!“ — — — —

„Ja!“ sagte die Dame nach einer Pause.

Das Gesicht des Lucchesen nahm bei diesem einzigen Worte einen fürchterlichen Ausdruck an. Die gelbe Farbe desselben spielte ins Aschgraue, und seine Augen, roth unterlaufen, vergrößerten sich auf eine entsetzliche Art und nahmen einen wilden Ausdruck an. „Ah maledetto!“ brach er nach einer kurzen, peinlichen Pause los und mit einem so schrillen Tone, daß man es in dem anstoßenden Zimmer hören mußte. Er ballte die Faust, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke der Vicomte mit Alfred in das Glas-Cabinet getreten wären und sich ersterer, als

beſonnener, kluger Mann, raſch zwiſchen die Streitenden geworfen hätte. „Meine Herren," ſagte er mit leiſer, eindringlicher Stimme, Sie ſind beide Männer von Ehre, von gutem Ton. Ich bitte, ich beſchwöre Sie, keinen Scandal, kein öffentliches Aergerniß! Geben Sie ſich nicht fremden Augen und Ohren Preis!"

„Ah, Vicomte!" hauchte der Lucheſe hervor, und man ſah ihm an, daß er ein gewaltiges Weh kräftig niederzudrücken verſuchte; „ah, Vicomte, mir iſt Entſetzliches geſchehen!" Er faßte krampfhaft die Hand des ihm nicht unbekannten Franzoſen, und zwei Thränen floſſen über ſein eingefallenes Geſicht herab.

Alfred hatte ſich unterdeſſen mit dem jungen Offizier beſchäftigt und bat die Dame in dem ehrerbietigſten und höflichſten Tone, für einen Augenblick das Cabinet zu verlaſſen. Er begleitete ſie bis an die Thüre deſſelben, und ſie entfernte ſich, obgleich widerſtrebend.

Glücklicher Weiſe hatten ſich die Spieler in den inneren Salon zurückgezogen und deßhalb nichts von dem Wortwechſel vernommen.

„Sie erlauben mir," ſagte in dem Glas-Cabinet der Vicomte, „Ihnen, meine Herren, hier meinen genauen Bekannten, den Baron Alfred von G., vorzuſtellen, der ſich ein Vergnügen daraus machen wird, ſeinem Landsmanne zur Seite zu ſtehen, während ich mit Ihnen," — er wandte ſich an den Luchesen — „darüber ſprechen will, wie ſich dieſe unangenehme Geſchichte vielleicht ausgleichen läßt."

Bei dem Worte „ausgleichen" ſchüttelte der Italiener heftig die Hand gegen den deutſchen Offizier, ließ ſich aber von dem Franzoſen in eine Ecke des Cabinets führen, wo ſie lang und eifrig mit einander ſprachen. Doch ſchien alle Ueberredungskunſt des Vicomte nicht das gewünſchte günſtige Reſultat zu erzielen. Er ſtand nach einer Viertelſtunde auf, näherte ſich dem jungen Offizier und bat ihn, auf Morgen mit Tagesanbruch Zeit und Ort zu beſtimmen,

ſowie die Waffen zu wählen. Der Deutſche aber verſicherte, dies nicht thun zu können, ſondern ſämmtliche Arrangements ſeinem Gegner überlaſſen zu müſſen.

Nach einer kurzen Unterredung war dies der Lucheſe zufrieden und willigte ſogar in den Vorſchlag des Vicomte, den Sekundanten ſeines Gegners, Alfred von C., mit ſich nach Hauſe zu nehmen. Der vorſichtige Franzoſe, ein vollkommener Ehrenmann, fühlte, da er namentlich die Verhältniſſe kannte, das große Unrecht, das dem Italiener geſchehen, und hatte ſich vorgenommen, während der Zeit, welche ſein Gegen-Sekundant bei demſelben zubrachte, den jungen Offizier über Manches aufzuklären, was dieſer nicht gewußt.

Der Lucheſe, der in einem Zuſtande vollkommener Abſpannung war, blieb mit gefalteten Händen in ſeinem Winkel ſitzen, und indeſſen eilte Alfred in den Salon hinaus, um den Grafen Alfons mit wenigen Worten von der vorgefallenen unangenehmen Geſchichte in Kenntniß zu ſetzen.

Glücklicher Weiſe kam ihm dieſer ſchon unter der Thüre des Spielzimmers eilfertig entgegen; er hatte gerade ſeine Uhr eingeſteckt und ſagte lachend: „ich habe mich leichtſinniger und unverantwortlicher Weiſe über die Zeit verſpätet, es iſt ſchon halb Zwölf. Was wird die ſchöne Tochter der ſehr nobeln Marquiſin von St. Auville von mir denken! — Aber du machſt ja ein merkwürdiges Geſicht, Alfred — was iſt dir begegnet? — Bereuteſt du vielleicht, daß ich unter deiner Firma zu dem Rendezvous gehe? — In dem Fall trete ich dir zu Liebe gerne zurück.“ —

Der Graf war nicht wenig überraſcht, als er von der Geſchichte erfuhr, worein ſein Freund ſo unvermuthet verwickelt worden. — „Eine Nacht, reich an Vorfällen,“ ſagte er nachdenkend, „ich möchte wohl lieber nicht dahin gehen.“

„Warum?“ entgegnete Alfred; „du kannſt mir und der Sache nichts nützen, und es iſt wahrhaftig beſſer, daß ich vielleicht

morgen beim Austauſch unſerer Erlebniſſe etwas Fröhliches, Heiteres erfahre."

„Eigentlich haſt du Recht," ſagte der Graf. „Allons! kann ich den Wagen nehmen, oder brauchſt du ihn ſelber?"

„Nimm' ihn auf alle Fälle," antwortete Alfred, „ich muß ja doch mit dem Lucheſen fahren. — Alſo auf Wiederſehen morgen früh!"

Der Graf warf im Vorzimmer, ein Liedchen ſummend, ſeinen Mantel um und eilte die glänzende Marmortreppe hinab, während Alfred in den Salon trat, um noch hie und da unbedeutende Worte zu ſprechen und ſich alsdann unbefangener, und ohne Aufſehen zu erregen, entfernen zu können.

Die Polin ſaß da, im vollen Glanze ihrer Schönheit, neben der armen jungen Frau aus Neapel, lachte und plauderte mit einigen jungen Herren, und man ſah es ihr durchaus nicht an, daß ſie noch vor Kurzem Urſache geworden, daß ein paar hier ſehr wohlbekannte Männer nach ein paar Stunden im Begriff waren, ihr Blut vielleicht gegenſeitig für ſie zu vergießen. —

Alfred beſtieg mit dem Lucheſen deſſen Wagen und Beide fuhren nach einem entfernten Stadttheile, wo Letzterer ſeine Wohnung hatte, ein mächtiges, finſteres Gebäude mit fünf Stockwerken, die nach der Straße zu öde und todt erſchienen; nur im Hofe bemerkte man in den verſchiedenen Etagen hie und da noch ein Licht.

Der Lucheſe wohnte im zweiten Stock; ein alter Diener öffnete ſchweigend die Vorthüre und geleitete nach einem tiefen Bücklinge den Herrn und ſeinen Gaſt nach einem großen Zimmer, ſchwach erhellt und durch ein kleines Feuer im Kamin mäßig erwärmt. Die Einrichtung dieſes Gemachs war nicht ärmlich, aber auch nichts weniger als comfortable. Es war den beſcheidenen Anſprüchen gemäß, welche ein Italiener im Winter an ſein Zimmer, namentlich an ein Zimmer in der Fremde, das er für kurze Zeit bewohnt, zu machen pflegt. Den Steinboden bedeckte vor dem Sopha und dem

Tiſche ein nicht ſehr großes und dünnes Stückchen Teppich, die Vorhänge welche ſonſt an den Fenſtern waren, hatte man hinweggenommen, denn es war in dieſer Jahreszeit ja nicht nothwendig, der Sonne den Eintritt zu verwehren. Daß Einen dagegen die ſchwarzen Scheiben bei Nacht unfreundlich und unheimlich anblicken, ſolche Kleinigkeiten fühlen die Italiener im Allgemeinen nicht.

Der alte Diener ſtellte ein paar Kerzen auf den Tiſch, welche das große Zimmer nur ſpärlich beleuchteten; von Erleuchtung war keine Rede, und die Finſterniß, aus der Nähe des Tiſches vertrieben, ſchmiegte ſich in die fernen Ecken des großen Gemaches, breitete ſich am Boden aus und fuhr hoch an die dunkle holzgetäfelte Decke empor.

Der Lucheſe hatte ſich in einen Stuhl neben dem Sopha geworfen, auf welchem Alfred Platz genommen. —

„Briefe, Signor!“ ſagte der alte Diener und legte zwei Schreiben auf den Tiſch. „Das eine ſcheint mir ein Geſchäftsbrief; — das andere iſt von Haus,“ ſetzte er leiſer hinzu.

„Gut!“ entgegnete der Lucheſe, und ſpielte mit dem letzten Schreiben; „du kannſt gehen.“ —

„Ich bin ſo neugierig!“ ſprach der alte Mann, „verzeihen Sie mir, aber ich wäre gewiß wahrhaftig nicht ſo frei, ich möchte ja nur fragen, wie es zu Hauſe ſteht.“

Der Italiener warf ſeinem Diener einen ſonderbaren Blick zu, dann riß er das Couvert ab und reichte den Inhalt deſſelben ſeinem Diener hin, der das Blatt ſeufzend entfaltete. Der Lucheſe ſtützte den Kopf auf beide Arme und verſank in tiefes Nachſinnen, das noch fortdauerte, nachdem der Diener den Brief ſchon lange geleſen und erſt aufhörte, als er das Blatt auf den Tiſch niederlegte, wodurch ein kleines Geräuſch entſtand. Der Italiener fuhr empor und blickte fragend in die Höhe.

„Alles wohl!“ ſagte der alte Mann. — „Sonſt aber —“

„Die alten Geſchichten!“ fiel ihm der Lucheſe finſter in's Wort, „ich ſoll zurückkommen, ein gehorſamer, fügſamer Gatte, ein ſuperber Schwiegerſohn ſein.“

„Die Schwiegermamma ſind nach Nizza abgereist,“ ſagte leiſe der alte Diener.

„So? — Ei das wäre? — — Pah! — mir gleich viel! — leider gleich viel! — Hätte ſie das vor vier Wochen gethan, — ſo wäre ich vielleicht — aber geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern! — — Ja, ja, vor vier Wochen, vor vierzehn Tagen, vor acht Tagen, ja vor zwei Stunden fühlte ich noch anders — träumte ich ſüß und angenehm; aber es war eigentlich ein wüſter, wilder Traum. — — Guiſeppe, leuchte mir in's Schlafzimmer, ich bin entſetzlich abgeſpannt.“ —

Bei dieſen Worten richtete er ſich in die Höhe und ſah erſtaunt auf ſeinen Gaſt. Er hatte ihn vollkommen vergeſſen.

Alfred hatte da geſeſſen in unangenehmer Spannung und erinnerte jetzt den Italiener, gezwungen lächelnd, an ihre Bekanntſchaft von heute Abend und an einige ernſte Geſchäfte, die ſie abzumachen hätten.

Der alte Diener ſah ihn beſtürzt und fragend an.

„Verzeihen Sie mir, Herr Baron, ich war einigermaßen geiſtesabweſend; Sie verſtehen wohl, Briefe aus der Heimath, die Einem manches Neue ſagen, — Briefe von meiner Frau.“

„Briefe von Ihrer Frau?“ wiederholte Alfred abſichtlich und gedehnt, und der alte Diener nickte heftig und haſtig mit dem Kopfe.

Der Lucheſe blickte in dem weiten Gemach umher und ſagte, anſcheinend ruhig lächelnd: „ja, ja, Sie haben das hier für eine Junggeſellen-Wirthſchaft gehalten und nicht mit Unrecht; ein unheimliches, kaltes Gemach. — Friert Sie's auch? — Aber um wieder auf den Brief zu kommen, eigentlich bin ich verheirathet, in Lucca verheirathet, meine Frau iſt eine ſehr brave Frau.“

„Schön und liebenswürdig!“ ſetzte der alte Mann hinzu.

„Kinder habe ich keine," fuhr der Italiener fort, „es iſt immer ſchade, wenn man keine Kinder hat, die kleinen Weſen ſind eine ſo liebenswürdige Kette, die einen an das Haus, an den eigenen Herd feſſeln; — ja, es iſt ſehr ſchade, wenn man keine Kinder hat."

Der alte Diener ſchob bei dieſen Worten den Brief vor ſeinen Gebieter hin, und ſeine Hand zitterte ſo, daß es dieſem auffiel. Er blickte, wie fragend, in die Höhe und bemerkte kopfſchüttelnd, daß über die Wangen des alten Mannes dicke Thränen herabliefen. Er nahm den Brief in die Hand und entfaltete ihn langſam.

„Es iſt ſchade," ſagte er während deſſen verbindlich zu Alfred, „daß ich Ihnen nicht zu Lucca, und beſſer, die Honneurs meines Hauſes machen kann, daß ich jetzt nicht im Stande bin, Sie meiner Frau vorzuſtellen."

Der alte Mann huſtete bedeutſam, und als ſein Herr aufblickte, ſagte er: „bitte, geben Sie mir den kleinen Schlüſſel!"

„Wozu das?"

„O der gnädige Herr wollen mir freundlichſt erlauben, das Bildchen herauszunehmen, vielleicht es dem Herrn Freunde dort zu zeigen, dann möchte ich auch einmal nachſehen, ob Alles in Ordnung iſt. — Bitte, geben Sie mir den Schlüſſel!"

Der Lucheſe zuckte die Achſel, warf einen Schlüſſel auf den Tiſch und ſagte lächelnd zu Alfred: „ſehen Sie, Baron, ſo ſind die alten Diener. Es tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein, man muß ihnen gehorchen."

Unterdeſſen hatte Giuſeppe eilfertig ein Käſtchen herbeigetragen, es geöffnet, ein kleines Maroquin-Etui herausgenommen, welches er feierlich aufſtellte, vermittelſt einer Stütze, die hinten angebracht war. Dann öffnete er das Etui langſam, wie einen kleinen Schrank, wie ein Altarblatt, rückte die Kerzen davor und Alfred erblickte das ſchön ausgeführte und reizende Bild einer jungen Frau, die mit unendlicher Sanftmuth im Auge freundlich und gutmüthig heraus-blickte. Es war ein liebes Geſichtchen, heiter und ohne Falſch, die

ehrlichſte und zutraulichſte Phyſiognomie, die man nur ſehen konnte. Freilich hatte es nichts von der krankhaften, aber intereſſanten Bläſſe der Marquiſin, noch viel weniger von der wilden Schönheit der Polin, aber es war ohne allen Vergleich weit wohlthuender, weit angenehmer.

Alfred drückte ſeine Bewunderung, ſeine aufrichtige Freude über den Anblick des Bildes aus; auch der Luccheſe, der es lange und ſchweigend angeſehen, ſchien über den freundlichen Anblick deſſelben tief gerührt und ergriffen.

„Leſen Sie den Brief!“ bat der alte Diener, und Alfred, der wohl fühlte, daß er in dieſem Augenblicke an dem Tiſche ein überflüſſiger Zuſchauer ſei, ſtand leiſe auf und trat an's Fenſter.

Da lag die Straße, öde und leer, nur wenige ſpäte Wandler gingen vorbei, je nach ihrer Laune ſtumm und eilfertig oder langſam und ſchlendernd, eine Arie laut vor ſich hinträllernd.

In der Nähe des Hauſes hielt eine Kutſche, die augenſcheinlich ſchon eine geraume Zeit wartete. Die Pferde ſtanden unter einer wollenen Decke mit geſenkten Köpfen, und der Kutſcher lag auf dem Bocke, mit dem Kopfe auf dem Verdeck des Wagens und war ſanft entſchlummert. Es mußte ſpät in der Nacht oder vielmehr früh am Tage ſein; die Sterne fingen an zu verbleichen, und der Himmel nahm gegen Oſten, freilich kaum merklich, aber doch ſchon ſichtbar, eine hellere Färbung an.

Es war kalt, ebenſowohl im Freien, wie auch hier im Zimmer; das Kaminfeuer war erloſchen. Alfred zog ſeinen Mantel feſter um ſich, indem er bemerkte wie der Kutſcher draußen auf dem Wagen jetzt aufzuwachen ſchien, zuſammenſchauerte und alsdann eine wollene Decke, die auf ſeinen Füßen lag, feſter um den Leib zog.

Jetzt mochte der Luccheſe mit dem Leſen ſeines Briefes fertig ſein; Alfred ſah ſich um, und wie er bemerkte, daß er mit dem Kopfe auf dem Tiſche lag, und daß der alte Mann mit tief bekümmertem Geſichte neben ihm ſtand, trat er an den Tiſch zurück, und

der Italiener, als er die Schritte hörte, fuhr in die Höhe. Sein Geſicht war mit tiefer Bläſſe überzogen und ſeine Augen hatten einen troſtloſen Ausdruck.

„Sie waren am heutigen Abend der Zeuge einer Scene, die für mich ſehr peinlich, ja erniedrigend war und nur das einzige Gute hatte, daß ſie mir die Ehre Ihrer Bekanntſchaft verſchaffte. Ich halte Sie für einen vollkommenen Ehrenmann, für einen Mann von Takt und Gefühl, — leſen Sie" — er reichte ihm den Brief, den er in der Hand hielt, — „was ich im Begriff war, jenem Weib Alles zu opfern, — leſen Sie, ich bitte darum!"

Alfred nahm das Schreiben und las es. Es war von der Frau des Luccheſen und die Worte ſo lieb, ſo freundlich, ſo ergreifend, wie der Ausdruck des Geſichts auf dem kleinen Bilde. Sie beſchwor ihn, zurückzukommen, ſie verſprach, es ſolle von ihrer Seite Alles geſchehen, damit der Friede ihres Hauſes nie wieder geſtört würde, ſie habe freilich in Manchem Unrecht, — das war gewiß die einzige Unwahrheit, die in dem Briefe ſtand, — ihre Mutter, ſo ſagte ſie, habe eingeſehen, daß es beſſer ſei, wenn ſie ihren Aufenthalt für einige Zeit anderswo nehme, und ſei nach Nizza gegangen. — — Zum Schluſſe, und das las Alfred mit einem leiſen Schauer, vertraute ſie ihrem Manne ein rührendes Geheimniß, ein inniges, ſeliges Geheimniß an, und man bemerkte an den zitternden Schriftzügen, wie ihre Hand, während ſie das niederſchrieb, vor unausſprechlicher Wonne und Freude gezittert. „Komm' zurück!" ſagte ſie ſchließlich, „komm bald zurück. Du ſiehſt, die Madonna iſt uns gnädig und will uns das Schönſte bewilligen, was es für ein Weib auf Erden gibt, will uns ganz glückſelig machen!" — —

Alfred legte den Brief tief erſchüttert auf den Tiſch, und war nicht im Stande, ein Geſpräch zu eröffnen.

„Jetzt zu Geſchäftsſachen!" ſagte der Luccheſe gefaßt und mit ruhiger Stimme. „Ich ſtehe vollkommen zu Befehl und bin bereit, mit Ihnen zu unterhandeln über das, was heute früh geſchehen

ſoll. Der Vicomte iſt in mich gedrungen, Zeit, Ort und Waffen zu beſtimmen. Ich denke, wir machen die Sache ab, ſobald der neue Tag uns ſo viel Licht gibt, als nothwendig. Hier," ſagte er zu dem alten Diener, indem er einen andern Schlüſſel auf den Tiſch warf und bitter lachte, „hol' ein anderes Käſtchen!"

„Die Piſtolen, Signor?" rief der Alte erſchrocken und ſah bald ſeinen Herrn, bald den Fremden wie um Auskunft bittend an.

Alfred nickte ſchweigend mit dem Kopfe und der Lucheſe ſagte: „natürlich die Piſtolen, Giuſeppe, ich habe eine kleine Sache abzumachen; nicht mit dieſem Herrn da, Gott bewahre! ſondern mit einem Anderen, eine Ehrenſache, die keinen Aufſchub leidet." — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Florentiniſche Nächte.

In dieſem Augenblicke tönte aus dem untern Stock ein Wehe-ruf, zwar gedämpft durch die Entfernung, aber immer noch ſo ſchneidend und entſetzlich, daß der Lucheſe von ſeinem Sitz in die Höhe ſprang und Alfred und der alte Diener erſchrocken lauſchten. Aber es folgte dieſem erſten unbeſchreiblichen Rufe, in welchem Jammer, Wuth, geiſtiger und körperlicher Schmerz, kurz, eine Hölle lag, kein zweiter; nur eine Thüre hörte man unten heftig aufreißen und zuwerfen, dann einige Schritte auf der Treppe nach dem Hausthore zu. Alfred eilte an's Fenſter, das auf die Straße ging, er ſah bei der ſchwachen Morgendämmerung einen Mann dem Hauſe entteilen, deſſen Äußeres ihm bekannt ſchien; doch war es noch zu dunkel, um ihn zu erkennen. — — — — Gott im Himmel! war

es ſein Freund, Graf Alfons? Er glaubte es faſt, ehe er aber in einer unbegreiflichen, gewaltigen Angſt das Fenſter aufreißen und hinausrufen konnte, hatte der da unten bereits den Wagen erreicht, ſich hineingeworfen, und dieſer verſchwand ſo eben um die Straßenecke.

„Wer wohnt unten im Hauſe?“ fragte er haſtig den Italiener.

Dieſer zuckte mit den Achſeln, doch der alte Diener entgegnete: „ſo viel ich weiß, ſind im untern Stock zwei Damen, Fremde, die vor vielleicht acht Tagen hier eingezogen; ihre Namen aber weiß ich nicht, mir ſcheint, Mutter und Tochter.“

„Das iſt eine unheimliche Nacht!“ ſagte Alfred zu ſich ſelber und ſtrengte ſich an, etwas aus dem untern Stocke zu vernehmen. Doch, obgleich er einige Male ein tiefes Seufzen zu hören glaubte, ſo war doch der Ton zu unbeſtimmt und ſchwach, ſo daß er ſich leicht überredete, ſein Ohr habe ihn getäuſcht. Aber jetzt vernahm er einen andern Ton, den Schall von Tritten auf der Treppe, die ſich von dem untern Stock her nach oben näherten. Jetzt wurde an der äußeren Thüre geläutet, und der alte Diener, der hinaus eilte, ließ den Vicomte eintreten.

„Charmant, daß ich Sie noch finde,“ ſagte er zu Alfred, „ich hatte in der That gefürchtet, Sie hätten ſich nach Hauſe begeben, um noch einige Stunden Schlaf zu genießen. — Ich komme ſo eben von ihrem Gegner,“ wandte er ſich an den Lucheſen, „doch wie die Sache vorliegt, ſcheint mir durchaus kein hinreichender Grund, um auf Leben und Tod übereinander herzufallen. Meinen Sie nicht auch, Baron?“

Der Italiener machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ah!“ ſagte der Vicomte lächelnd, „ich ſehe, Sie verlangen nach dem Blute ihres Feindes, Ihr Herz dürſtet nach Rache. Ja, das iſt was Anderes. Sie ſind der angegriffene beleidigte Theil, wenn auch nicht beleidigt nach unſeren Geſetzen der Ehre, ſo doch

in den heiligſten Gefühlen, und dieſe Beleidigung wollen Sie nicht vergeben."

Der Italiener ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte nach einer Pauſe: „wir wollen uns nicht mißverſtehen; ich verlange wahrhaftig nicht nach dem Blute meines Gegners, eines jungen, liebenswürdigen, und, wie ich überzeugt bin, ſehr ehrenhaften Cavaliers. Er hat am Ende nicht mehr und nicht weniger gethan, als Jeder von uns an ſeiner Stelle. Wenn er auch meine ſchmachvollen Bewerbungen mit anſah, ja, wenn er auch wußte, wie es die Signora mit mir gemeint, ſo iſt es am Ende für Jeden ſüß, im Geheimen über einen ſcheinbar vor der Welt begünſtigten Nebenbuhler zu triumphiren. Laſſen wir deßhalb die Sache wie ſie iſt, beſter Vicomte. Stellen wir uns heute früh einander gegenüber, — es ſoll eine Art Gottesgericht ſein," ſagte er mit düſterer Stimme, „und wenn ich falle, nun gut, ſo habe ich meine Schulden abgebüßt, bleibe ich dagegen am Leben, ſo ſehe ich das als ein Zeichen an, daß man mir Zeit geben will, ein anderes und beſſeres Leben anzufangen, als bisher."

„Amen!" ſprach der alte Diener und der Vicomte, der lange in die lieblichen Züge des Bildes geblickt, welches auf dem Tiſche ſtand, drückte dem Lucheſen innig die Hand. — — — — —

Und abermals ließ ſich von unten herauf jener Angſtruf vernehmen, der die drei Männer vorhin zitiern gemacht. Auch der Vicomte ſtand erſtarrt, und über ſeine gleichmüthigen ruhigen Züge flog der Ausdruck eines unwillkührlichen Schauders. „Wer iſt da unten?" fragte er nach einer kleinen Pauſe, „das iſt die Stimme eines Weibes, einer Leidenden, ja ich ſollte meinen, einer Sterbenden. Wär' vielleicht unſere Hülfe da willkommen?"

„Es ſind zwei Damen," wiederholte der alte Diener, wie ich ſchon vorhin ſagte, Mutter und Tochter, ſo denke ich. Etwas Aehnliches habe ich nie da unten gehört, doch glaube ich, wenn ſie unſerer Hülfe bedürften, ſo würde die Mutter ſchon heraufkommen;

ſchon öfters war ich in dem Fall, ihr kleine Gefälligkeiten zu erzeigen."

„Seltſam!" ſagte der Vicomte, „es war nur ein einziger Schrei, jetzt ſcheint Alles wieder ſtille geworden zu ſein."

„Gerade ſo war es vorhin," entgegnete Alfred, der in horchender Stellung daſtand und jetzt auf einmal zur Thür eilte, die er weit öffnete. „So viel ich höre," ſagte er nach einer Weile, „kommt Jemand eilig die Treppen herauf."

Jetzt wurde an der äußern Thüre des Appartements, die auf den Corridor führte, heftig geklingelt, der alte Diener eilte hinaus, um zu öffnen, und kaum hatte er die Riegel weggeſchoben, ſo ſtürzte die Marquiſin von St. Auville mit verſtörtem Geſicht, Todesbläſſe auf den Wangen und verwirrtem, herabfallendem Haar herein.

Das war nicht mehr dieſelbe Frau, wie wir ſie vor einigen Tagen geſehen, das runde, behagliche, blühende Geſicht mit glänzenden Augen: es war, als habe man ihre Lebenskraft zerriſſen, den Faden zerſtört, der Seele und Körper zuſammenhält und verbindet. Ihre aſchgrauen Wangen hingen ſchlotternd herab, das Auge war tief in ſeine Höhle zurückgeſunken, und ihr Körper machte allerlei zuckende und ſeltſame Bewegungen. „Ah!" ſagte ſie, — „ich ſterbe!" und obgleich Giuſeppe und der Baron hinzueilten, um ſie zu unterſtützen, ſo glitt ſie doch halt- und kraftlos zwiſchen ihren Armen durch und ſank in die Knie. Mit Mühe brachten Beide ſie in's Zimmer, ſetzten ſie in einen Lehnſtuhl und warteten, bis die Frau im Stande ſein würde, zu ſprechen. Sie war durchaus nicht ohnmächtig, aber die Zunge verſagte ihr den Dienſt, ſie konnte keine Worte finden; doch während ſie ſo ſtumm daſaß, belebten ſich ihre Augen wieder und verſuchten, hin- und herfahrend, blitzend und rollend, ſich verſtändlich zu machen.

Alle ſtanden in geſpannter Erwartung um ſie herum, am meiſten aber Alfred, der mit einer ertödtenden Ungeduld dieſem Kampfe

zuſah und überzeugt war, er vernehme etwas Entſetzliches, das auf den zitternden Lippen der Frau ruhte, die für etwas Fürchterliches, was da unten geſchehen, nicht im Stande war, Worte zu finden. — Hatte nicht Graf Alfons, ſein Freund, da unten die Zimmer vor Kurzem verlaſſen, und hatten nicht die Drei hier oben kaum vorher zum Erſtenmal jenen fürchterlichen Schrei gehört? — Was konnte da geſchehen ſein? Welches Wort würde die Frau in der nächſten Sekunde ausſprechen? —

„Gift!!!“ rief ſie nach der für ſie und die Umſtehenden ſo qualvollen Pauſe. — „Gift! — Gift! — Sie hat ſich vergiftet!“

„Sie?“ wiederholte Alfred ſichtlich erleichtert, obgleich wie die Uebrigen tief ſchaudernd bei dieſem entſetzlichen Worte. — „Sie? — Sie? — Und was iſt mit dem Grafen?“ fuhr er haſtig fort, „wo iſt Graf Alfons?“

Dieſer Name hier oben von ſcheinbar fremden Menſchen ausgeſprochen, ſchien der Marquiſin plötzlich die verlorene Kraft wieder zu geben. Sie riß ihre Augen weit auf, faßte krampfhaft die Lehne des Seſſels und wiederholte ebenſo haſtig: „der Graf Alfons? — Sie — Sie kennen ihn?“

„Sprechen Sie um Gotteswillen!“ rief Alfred, „hat er Theil an jenem ſchrecklichen Vorfalle da unten? — hat er? — O gewiß nicht! — So ſprechen Sie doch!“ —

„Sie — Sie kennen ihn! — Sie wußten, daß er hier im Hauſe war?“ ſagte die Frau mit ſteigerndem Tone, indem ſie ihn mit fürchterlicher Aufmerkſamkeit anſah; „Sie wußten darum? — Sie ſind Alfred von E.?“

„Ja!“ antwortete der Baron und trat unwillkührlich einen Schritt zurück, „ſo heiße ich!“

Convulſiviſch flog die Marquiſin bei dieſem Worte von ihrem Seſſel in die Höhe, griff nach ſeinem Arm, den ſie krampfhaft feſthielt und ſchrie: „um aller Heiligen und Gottes Barmherzigkeit

willen, ſo kommen ſie mit mir? — Auf der Stelle kommen Sie mit! — Ich bitte, ich beſchwöre Sie! ich flehe Sie an! — Ich will es! — Kommen Sie! kommen Sie!"

„Aber wohin?" fragte Alfred.

„Wohin?" rief die Frau, — „zu ihr! nur zu einer Sterbenden! mein koſtbarer Herr, 's iſt nichts zu befürchten, ſie wünſcht Sie zu ſehen. Sie werden ihr und mir doch nicht wieder dieſe Bitte abſchlagen, wie Sie es heute Abend gethan?"

„So war jener Brief an mich?" fragte der Baron tief erſchüttert.

„Wenn Sie Alfred von C. ſind," ſagte die Frau mit gellender Stimme, „ſo war der Brief für Sie, und ſo kommen Sie jetzt hinab, es iſt keine Minute zu verlieren. — O die Unglückliche!"

Sie ließ ſeinen Arm nicht los und zog ihn mit ſich nach der Thüre, die Treppen hinab; doch ſo eilig ſie anfangs ging, ſo ſehr zögerte ſie nach den erſten Schritten und ſchlich Stufe um Stufe hinab, angſtvoll lauſchend.

In den Zimmern unten war es todtenſtill, nur zuweilen hörte man ein leiſes Schluchzen und ein Geliſpel von Stimmen, die ſich durch die inneren Zimmer dem Corridor zu nähern ſchienen. Es war eine männliche und eine weibliche Stimme.

Alfred, deſſen Erwartung auf's Höchſte geſpannt war, drängte jetzt ſeinerſeits, raſcher hinab zu kommen, doch die alte Frau hielt ihn kräftigſt zurück und ſagte mit leiſer zitternder Stimme: „bſt! bſt! mir ſcheint der Arzt iſt gekommen, er ſpricht mit meiner Kammerfrau; laſſen Sie uns hören, was er ſagt. Ich habe vorher nicht den Muth, in das Zimmer zu ihr zurückzukehren, ſo oder ſo, nur Gewißheit, Herr Gott im Himmel, nur Gewißheit!" Sie ſank auf der Treppe in die Knie und betete leiſe.

Die Stimmen unten näherten ſich der Treppe, die des Arztes ſagte: „wenn ihr mich auch früher gerufen hättet, ſo wär' doch keine Hülfe möglich geweſen, wer die Pillen gemacht hat, von welchen

die unglückliche Frau verſchluckt, weiß ich nicht, das geht mich auch nichts an, aber eine davon war genug, um zehn Leben auszulöſchen, ich bin wirklich froh, daß ſie todt iſt."

„Todt!" wiederholte die alte Frau mit tonloſer Stimme und blickte in die Höhe, und dies einfache Wort ſchmetterte trotz den dunkeln Räthſeln, die es umgaben, den Baron ſo darnieder, daß es ihm dunkel vor den Augen ſchwamm und er ſich an der Treppenlehne halten mußte, um auf ſeinen Füßen zu bleiben.

„Todt!" wiederholte die Frau nochmals, „todt alſo! Gott ſei ihrer Seele gnädig und mir auch! Auch Sie," ſagte ſie mit feſter Stimme, indem ſie ſich an Alfred wandte, „bedürfen vielleicht ſeiner Gnade. Kommen Sie!"

Wunderbar gefaßt erhob ſie ſich alsdann und ging mit feſtem Schritt die Treppen vollends hinab. Laut weinend warf ſich ihr die Kammerfrau in den Weg, doch drückte ihr die Marquiſin, ohne ein Wort zu ſprechen, einfach die Hand und ſagte: „ſchließe das innere Zimmer, Suſanne!"

Dem Baron, der ihr wie betäubt folgte, öffnete ſie ein kleines Cabinet und bat ihn einzutreten. Sie winkte ihm, in einem Fauteuil Platz zu nehmen und ließ ſich in einem andern ihm gegenüber nieder. Er wollte ſprechen, er wollte ſie beſchwören, ihm wo möglich mit einem einzigen Worte dies dunkle Räthſel zu löſen, doch bat ſie ihn mit einer Handbewegung, ihr zuzuhören, und ſagte:

„Ich bin eine Franzöſin, eine Pariſerin. Mein früheres vergangenes Leben kann Sie nicht intereſſiren, und Sie werden aus dem, was ich Ihnen mitzutheilen habe, ſchon genugſam erfahren, worin meine Vergangenheit beſtand. Vor acht Jahren ungefähr lernte ich durch Zufall jene Unglückliche kennen, die ſoeben geendigt. Sie war eine Landsmännin, und kam in den dürftigſten Umſtänden aus England —"

„Ah! vor acht Jahren!" —

„Ich hatte damals ein Geſchäft, einen Handel mit künſtlichen

Blumen und verkehrte viel mit vornehmen Damen und vornehmen Herrn. Sie bat mich um Arbeit; ſie vertraute mir einen Theil ihrer Geſchichte, aus welchem ich erſah, daß ſie vor einem Manne floh, der ſie emſig ſuchen würde, einem Manne, den ſie liebte, dem ſie aber niemals angehören könne, weil irgend eine Schmach auf ihrem Namen ruhe. Umſonſt ſtellte ich ihr das Thörichte dieſes Benehmens vor, umſonſt bat ich ſie, dem Manne zu ſchreiben, ihm ihren Aufenthalt anzuzeigen, ſich mit ihm zu vereinigen — ja, das that ich — Gott iſt mein Zeuge. — Umſonſt! Alles Andere wollte ſie thun, ſie wollte arbeiten, ſie wollte entbehren, um ſich zu erhalten, ſich und, wohl verſtanden, ihren Vater, der ſich ebenfalls im Elende herumtrieb. Aber, mein Gott, wie iſt es möglich, daß eine junge Dame, die bisher gewohnt war, eine Menge Hände für ſich in Bewegung zu ſetzen, nun im Stande ſein ſollte, mit ihren eigenen Händen für ſich eine Exiſtenz zu verſchaffen, eine junge Dame," ſetzte ſie, höhniſch und grimmig lachend hinzu, „die ſchön, elegant, fein, gebildet in mein Haus kam?" —

Alfred ſchauerte.

„Sie war fleißig," fuhr die Frau fort, „aber was nützte mich ihr Fleiß? Ich dachte natürlich zuerſt an mich und mein Geſchäft; was nützten mich die paar Franken, die ich durch ihrer Hände Arbeit gewonnen? In welchem Verhältniß ſtanden ſie zu dem Kapital, das mir die junge Dame ſelbſt war und das ich auszubeuten verſtand." —

„Ah, Madame! — Schändlich! — infam!" —

„Ja, ſchändlich und infam, mein Herr! Das ſind die bezeichnenden Worte meiner Handlungsweiſe. O ich fühle das ſehr gut, namentlich in dieſem Falle, der für mich ſchwieriger war, als je ein anderer." — —

Hatte je ein Mann entſetzliche Seelenleiden ausgehalten, ſo war es der Baron in dieſem Augenblick. Unbeſchreiblich war der Schmerz, die Qual, die ſein Herz durchwühlten. Wie lange hatte

er nach ihr geforſcht, nach dem Mädchen, das er geliebt mit der erſten Kraft ſeiner Jugend, das er einzig geliebt, das er nie vergeſſen! Und jetzt riß ſo plötzlich der Schleier, der ihm ihr vergangenes Leben bisher bedeckt, ſo auf einmal, ſo ſchonungslos, und eine ganze Hölle zuckte darunter hervor und zeigte ihm ihr zerriſſenes Herz, ihre fürchterlichen Leiden in einem Abgrund von Schlechtigkeit! — Er ſprang von ſeinem Fauteuil in die Höhe; — was konnte er einer Frau gegenüber thun, wie konnte er ſie beſtrafen für ein Verbrechen an ihm, das er, hätte es ein Mann gegen ihn begangen, mit Wolluſt durch deſſen oder den eigenen Tod gerächt haben würde?

„Sie müſſen weiter hören," ſagte die Frau gelaſſen, „und dann erſt häufen Sie die ganze Wucht Ihrer Vorwürfe, Ihrer Flüche, Ihrer Verwünſchungen auf mein ſchuldiges Haupt."

Er ließ ſich abermals auf ſeinen Seſſel nieder.

„Nach einigen Jahren," fuhr die Frau fort, „hatte das arme Weib nur noch einen Gedanken, den ſie ſich glühend ausmalte und dem ſie beſtändig nachhing, — den Mann, — Sie, Herr Baron, — den ſie früher geflohen, nur noch ein einziges Mal wieder zu ſehen. — „Unſere Wege haben ſich ja unwiderruflich getrennt, eine tiefe Kluft liegt zwiſchen mir und ihm," ſo ſagte ſie ſchmerzlich lächelnd; „jetzt kann ich ihn wiederſehen, und wenn er mich freudig empfangen würde, und alles Frühere vergeſſen, alle Schmach, die in früheren glücklichen Tagen auf unſerem Namen ruhte, ſo brauchte ich ihm nur ein einziges Wort zu ſagen und er würde vor mir zurückſchaudern, aber ich hätte ihn doch wieder geſehen, einen einzigen, kurzen, aber ſeligen Augenblick, einen Moment, der mich bezahlt machen würde für mein ganzes vergangenes, verlorenes Leben, — — und dann — ſterben!" — Sie war eine Schwärmerin, Herr Baron, ſie wollte Sie wiederſehen, Ihnen zuerſt unbekannt und dann Ihnen ſagen: „ich bin es geweſen, die an deiner Bruſt geruht, die ſich dies einzige, unnennbare Glück geſtohlen, die, nachdem ſie ſo

viel gethan, an dir zur Diebin geworden, und die du, mit ſo viel Schmach beladen, ſchaudernd wirſt dahinziehen laſſen, ihren dunklen Weg, — um zu ſterben.“ Das Letztere aber hat ſie mir nicht anvertraut, denn ſie war mir werth, die Unglückliche, ich liebte ſie wie meine Tochter. O mein Herr,“ ſetzte ſie unter ausbrechenden Thränen hinzu, „ſagen Sie mir, was Sie wollen, machen Sie mir die entſetzlichſten Vorwürfe, Ihre Worte werden mir matt und gelinde erſcheinen gegen das, was laut hier in meinem Herzen ſpricht.“

Alfred gab ihr keine Antwort, ſein Kopf war tief auf die Bruſt herabgeſunken, er athmete ſchwer und mühſam.

„Wir kamen nach Italien,“ fuhr die Frau fort, „wir ſahen Sie in Bologna, wir erfuhren durch Ihren Freund, den Grafen, der uns in Florenz beſuchte, daß Sie in den nächſten Tagen nach Genua und Neapel gehen würden. Da ſchrieb ich Ihnen im Namen der Unglücklichen, da bat ich Sie um eine Zuſammenkunft. Sie ſagten zu und zum erſten Male ſeit langen Jahren verlebte ſie einen glücklichen Abend voll angenehmer Erwartung. Sie mußte lange warten. — — — — Endlich kamen Sie.“

„Ich?“ rief Alfred wild.

„Endlich kamen Sie,“ ſagte die Frau ruhig, „und das Mädchen empfing Sie ſchweigend, dort, wo ſie jetzt liegt, im verdunkelten Zimmer.“

„Mich?“ ſchrie der Baron und fuhr wie wahnſinnig in die Höhe, „mich? — entſetzliches Blendwerk!“

„Nein, nicht Sie:“ antwortete laut weinend die Frau, „nicht Sie, der Andere kam an Ihrer Stelle, und als das Mädchen das ſchaudernd bemerkte — war es zu ſpät.“

„Zu ſpät! — zu ſpät!“ rief Alfred, „ja, zu ſpät!“ — und die Hand, mit welcher er ſeine Augen bedeckte, zitterte heftig.

„Das Uebrige wiſſen Sie,“ ſchloß die Frau mit matter Stimme und erhob ſich mühſam von ihrem Stuhle. Auch Alfred ſtand auf, und als ſei das zwiſchen den Beiden ſo verabredet, gingen ſie lang-

ſam nach der Thüre des Nebenzimmers, die von der weinenden Kammerfrau geräuſchlos geöffnet wurde.

Es war ein großes Gemach, mit einem Bett im Hintergrunde, auf welchem unter einem weißen Tuche etwas lag, in den bekannten ſchauerlichen Formen, und unter dem herabwallenden weißen Zeuge doch wieder ſo entſetzlich formlos. Der heranbrechende Tag blickte trüb durch die niedergelaſſenen Vorhänge und ſtritt ſich mit den herabgebrannten roth flackernden Kerzen, und mit dunklen, geſpenſterartigen Schatten, welche das erſterbende Licht in ſeltſamen Formen auf die Wände warf, um die Herrſchaft in dieſem Zimmer des Todes.

Alfred trat mit feſtem Schritte an das Lager, hob mit ſicherer Hand die Decke von dem Geſichte der Todten, welches wachsbleich, aber unverzerrt ſo ſchöne, bekannte, geliebte, unvergeßliche Züge trug. Er ſank vor dem Bett auf die Knie, und nachdem er ihre kalte herabhängende Hand unzählige Mal geküßt, löste ſich ſein wilder Schmerz in ſanftes Weinen auf, aus welchem hervor man nichts hörte als ihren Namen: „Mathilde! meine Mathilde!“ —

Das Duell am heutigen Morgen zwiſchen dem Lucheſen und dem deutſchen Offizier fand wirklich ſtatt. Alfred hatte die Kraft, dabei zu ſecundiren, doch lief dieſer Zweikampf außerordentlich glücklich ab: der Lucheſe, welcher den erſten Schuß hatte, ſchoß ſein Piſtol in die Luft ab, und der junge Offizier machte es gerade ſo, dann reichten ſich Beide die Hände und der Italiener ſagte: „wenn Sie einmal nach Lucca kommen, ſo ſind Sie mir willkommen!“ und der Deutſche verſicherte: er hoffe ſeinem Gegner einſt in Wien die Honneurs der Vaterſtadt machen zu können.

Auf dem Kampfplatz befanden ſich zwei beſpannte Reiſewagen, um bei einem unglücklichen Ausgange des Kampfes ſogleich benützt werden zu können. Doch auch jetzt bei dem glücklichen Ende deſſelben machten die Betreffenden Gebrauch davon, denn Beiden, ſo-

wohl dem Italiener als dem Deutſchen, war der Aufenthalt in Florenz äußerſt unangenehm geworden. Erſterer eilte nach Lucca zurück, der Andere, dem der Vicomte in vergangener Nacht merkwürdige Aufklärungen gegeben, beſchloß, die ſchöne Polin nicht wieder zu ſehen, und wandte ſich mit dem Franzoſen, der ihn lieb gewonnen, gegen Rom.

Mit welchen Gefühlen Alfred nach dieſer Nacht in ſein Hotel zurückkehrte, und ſeinen Freund, den Grafen wieder ſah, iſt ſchwer zu beſchreiben. Nur die wirklich innige und lang beſtandene Freundſchaft zwiſchen Beiden vermochte ſie nach längerer Ueberlegung dazu, ihre Reiſe gemeinſchaftlich fortzuſetzen. Natürlich wurde der vergangenen Nacht und was in derſelben geſchehen, nie in ihrem ganzen künftigen Leben mit einer Sylbe erwähnt.

Die beiden Freunde blieben noch ein paar Tage in Florenz; Alfred hatte heilige Pflichten zu erfüllen, welchen er auf das Umfaſſendſte und Edelſte nachkam.

Den einzigen reellen Nutzen von all' dem Schrecklichen jener Nacht hatte die Kammerfrau jener polniſchen Dame, denn als ſie am Mittag darauf ihrer Gebieterin das Peignoir darreichte, fand ſie auf dem Teppich vor dem Bette einen Napoleon, den die Dame haſtig und verächtlich mit dem Fuße von ſich ſtieß.

Fünfzigſtes Kapitel.

Genua.

In den Straßen von Genua ſchlenderten zwei Männer umher, denen man es auf den erſten Blick anſah, daß ſie fremde Reiſende waren. Sie gafften angelegentlich die großen Paläſte an, blieben

bewundernd vor den riesenhaften Thorwegen stehen, befühlten gelegentlich die großen Marmor-Quadern an den Gebäuden, um sich zu überzeugen, ob es wirklich Stein sei, sowie die künstlich verschlungenen zierlichen Eisengitter vor den Fenstern und an den Geländern, zweifelnd, ob die Dinge wirklich von Metall seien. Auch baten sie hie und da einen Vorübergehenden in einem barbarischen Gemengsel von Deutsch, Italienisch und Französisch um einige sehr nothwendige Aufklärungen und machten während allem dem beständig Vergleiche zwischen diesem und jenem Platz, dieser und jener Straße, die sie besucht, und der Eine meinte, die Strada Balbi in Genua habe eine große Aehnlichkeit mit der Königsstraße in Stuttgart.

Der eine dieser Fremden, eine große Gestalt mit starkem pechschwarzem Bart, war Niemand anders als unser Freund, der Jäger Lukas, der andere der Kammerdiener des Baron Karl. Sie gingen langsamen Schrittes die Strada Balbi hinab.

„Es ist doch schade," sagte der Kammerdiener, „daß keiner von uns Beiden gründlich Italienisch versteht, es geht einem so Manches verloren, man muß viel Angenehmes entbehren, wenn man sich nicht recht verständlich machen kann. Ah! ich versichere Sie, Herr Lukas, ich habe auf die schönsten Liebeshändel verzichten müssen, weil ich nicht im Stande war, mich auf feine und eindringliche Weise verständlich zu machen."

Lukas lächelte und erwiderte: „was das anbelangt, da sollte man einen Mangel an Sprachkenntniß nicht vermissen, denn die Liebe hat eine allgemeine Sprache, eine Zeichensprache, die überall gleichbedeutend ist. Ein Händedruck besagt hier das Gleiche, wie in Deutschland, und ein Blinzeln mit dem Auge wird in Italien ebenso gut verstanden, wie dort."

„Aber ehe man zu Beidem kommt, Herr Lukas! Die Vorbereitungen sind entsetzlich schwierig, das erste Anbandeln fast unmöglich, wenn man nur weiß, daß Brod, Kaffee, Zucker, Wein so und so heißt.

Aber ich weiß," ſetzte er ſchlau lächelnd hinzu, „Ihnen macht das nichts aus, Sie wollen nichts von der Liebe wiſſen und halten ſich fern von den Italienerinnen."

„Allerdings!" ſagte der Jäger, „doch fühle ich nicht weniger, wie ſehr mir abgeht, daß ich der Landesſprache nicht mächtig bin. Dieſe ſchönen Straßen, die weiten Plätze, die prächtigen Paläſte ſtehen für uns da, ſtumm und unverſtändlich. Ah! und wenn man ſich dagegen kann erzählen laſſen, was hier Alles geſchehen iſt, ſo erfährt man wunderſame und ſchauerliche Hiſtorien, daß Einem das Herz aufgeht. Wenn ich auch leider kein Italieniſch kann, ſo finde ich doch immer noch einiges Franzöſiſch und erinnere mich verſchiedener Brocken Latein, die mir gute Dienſte leiſten."

„Jägerlatein!" lachte der Kammerdiener.

„Freilich Jägerlatein," ſagte Lukas, „doch iſt es bei manchen Gelegenheiten ſchon beſſer, als gar keines."

„Ja, 's iſt recht betrübt," antwortete der Kammerdiener, „ſehen Sie, da geht wieder ſo ein prachtvolles Exemplar von einer Genueſerin in der ſchönen dunklen Tracht, mit dem ſchwarzen Schleier über dem Kopf. — Gott! welche Augen: — Geſtern iſt mir ein lächerlicher Streich paſſirt; ich ſchlendere ſo hin und her, über den Aquä Solo —"

„Aqua Sola!" verbeſſerte der Jäger.

„Dann über die große Brücke dahinten, komme in ſehr ſteile Bergſtraßen und klettere immer höher. Ich war müde, hungrig und durſtig geworden, da ſah ich endlich vor mir ein großes Gebäude mit der Aufſchrift: „Albergo di Poveri", und denke bei mir: Albergo, das heißt Wirthshaus, di Poveri iſt der Name des Wirths, und trete kühn hinein, um mir einen Schoppen Wein geben zu laſſen. Doch kaum bin ich durch das Hofthor getreten und wende mich an einen alten Kerl, der dort in einer verblichenen Uniform herumſchlendert, ſo ſehe ich ſchon meinen Irrthum ein: ich war in's Armenhaus gerathen und der Spaß koſtete mich nach unſerem Gelde

vierundzwanzig Kreuzer, denn als ich mich ſogleich wieder entfernen wollte, kam die alte Uniform auf mich zu und zwang mich faſt mit Gewalt, in das Haus zu folgen. Je mehr ich ihm auf Deutſch aus einander ſetzte, ich habe gemeint: Albergo — Wirthshaus, um einen Schoppino Vino zu trinken, um ſo mehr ſchwatzte er mir auf Italieniſch allerlei unverſtändliches Zeug vor, Poveri und immer Poveri, und wieder Poveri, und ſchien mir ſagen zu wollen, daß ſich die Poveri außerordentlich nach meiner perſönlichen Bekanntſchaft ſehnten."

„Oder nach denen Ihrer vierundzwanzig Kreuzer!" ſagte lachend der Jäger.

„Die haben ſie," verſetzte der Andere, „und ich war wirklich froh, als ich die düſtern Mauern endlich hinter mir hatte."

So kamen die Beiden auf den großen Platz am Ende der Strada Balbi, wo das Haus des Columbus ſteht, welches Lukas ſeinem Begleiter auf's Gründlichſte erklärte. „Ich hatte immer geglaubt," ſagte der Letztere, nachdem er das Haus aufmerkſam von allen Seiten betrachtet, „daß hier außen irgendwo die Ketten aufgehängt, die man dem Columbus angezogen, nachdem er Amerika entdeckt."

„Ich habe auch davon gehört," ſagte der Jäger, „doch glaube ich, hat man ſie auf ſein Grab gelegt. Sie verwechſeln das mit der großen Kette, die am Wiener Zeughaus hängt."

„Das kann ſchon ſein!" antwortete der Kammerdiener. „Aber das iſt hier in der That ein merkwürdig ſchöner Platz, die hübſchen Häuſer rings herum und die weite Ausſicht auf's Meer — ganz prächtig!"

„Hier muß auch weit angenehmer zu wohnen ſein," meinte Lukas; „ich haſſe die unangenehmen engen Straßen mit dem ewigen ekeln Fettgeruch, wo man nichts ſieht als zwei unendlich hohe Mauern und nur ein ſchmales Streifchen blauen Himmels."

„Ja, ja, hier möchte ich auch wohnen. Sehen Sie dort das

kleine nette Haus, das gerade gegen uns ſieht, mit dem breiten Fenſter im erſten Stock, das muß eine wirklich angenehme Ausſicht haben."

„Es ſcheint unbewohnt," ſagte der Jäger, „die Läden ſind rings herum verſchloſſen und ebenſo die Hausthüre."

„Ja, ja, man bemerkt auch, daß hier vor Kurzem ein Auszug ſtattfand; ſehen Sie das Stroh, das ſich aus dem Thorweg in die Straße hinaus verweht hat, zerſtückelte Brettchen, Reſte von Kiſten, und da liegt ein Zeitungspapier, das man wahrſcheinlich zum Einwickeln gebraucht."

Er hob ein Stückchen davon in die Höhe und reichte es dem Jäger dar.

„Merkwürdig!" rief dieſer erſtaunt aus und ſchüttelte den Kopf mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Das iſt ein Zeitungsblatt aus der Heimath, ein ſehr altes, faſt vor zehn Jahren gedruckt. Wir müſſen das durchſtudiren. Gott! ich habe in der Stadt, wo das herkommt — es mögen auch jetzt zehn Jahre ſein — merkwürdige Dinge erlebt. — Das intereſſirt mich gewaltig. So eine alte Zeitung iſt wie ein Brief von damals, und für mich iſt nichts ſo im Stande, mir Geſtalten, Geſichter, Ereigniſſe lebendiger zu vergegenwärtigen, als wenn ich wieder aus den alten Anzeigen leſe, was die Leute, die ich gekannt, damals getrieben, was ſie ankündigten, was ſie verſprochen, worüber ſie klagten. — — Hier iſt mein alter Tabakshändler, J. H. Steinbrecher & Comp., „direkt importirte Cigarren, treffliche Blätter, feinſten Varinas." Ich habe manches Pfund bei ihm gekauft. — Da iſt ein Wachtelhund verloren gegangen; ich erinnere mich der Dame, die ihn verlor, hier ſteht ihr Name, — dort iſt ein Geldbeutel gefunden worden, und hier — und hier, — o das iſt wirklich komiſch! — armer Doktor Stechmaier! Neues Journal, „die Laterne"; ſie hat nicht lange gebrannt, deine Laterne, und Gott mag wiſſen, welch' trübſeliges Licht jetzt an deinem, wahrſcheinlich ärmlichen, Lager brennt? — — Wie

ſehne ich mich, wieder einmal die alten grauen Thürme zu ſehen, hinein zu fahren in den grünen Thalgrund, wo die kleine Reſidenz liegt, in der ich wahrlich manche angenehme Stunde, aber auch manche traurige verlebt!“ — —

„Ich leſe auch gern in den alten Zeitungen,“ ſagte der Kammerdiener, „aber namentlich, wenn es wieder nach Hauſe zu geht, um zu ſehen, wer noch lebt, wer noch durch die Zeitung mit mir ſpricht, wer verſtorben und wer verdorben iſt. — Aber hier in dem Häuschen müſſen offenbar Deutſche gewohnt haben.“

„Möglich!“ verſetzte der Jäger und ſchaute zu dem Fenſter empor, „doch können auch durchreiſende Fremde dies Zeitungspapier aus der Heimath mitgenommen haben. Die Deutſchen reiſen nicht ſo viel, man findet nicht ſo häufig ihre Fußſtapfen, namentlich hier in Genua ſind faſt gar keine unſerer Landsleute; ich will nicht von Bekannten ſprechen,“ ſetzte er traurig hinzu, „die zu verfehlen ich ein eigenes Unglück habe. — Wie hatte ich mich auf Genua gefreut, ſeit drei Jahren gefreut! Sie müſſen wiſſen, Freund, daß ich hier in Genua eine Bekannte zu finden hoffte, freilich jetzt eine reiche vornehme Dame, aber die mir am Herzen liegt, als ſei ſie mein eigenes Kind; denn ich habe ſie gekannt ſeit den erſten Tagen ihrer Jugend, wo ſie arm und hülflos von einer unbekannten Frau aufgenommen und erzogen wurde. O es ſchlug ein gutes, liebes Herz in dem kleinen Mädchen.“

„Die Tänzerin, von der Sie mir oft erzählt?“

„Dieſelbe. Sie lebte in den letzten Jahren hier, weßhalb, habe ich nie recht erfahren können, ſie ſchrieb mir nie genau, wie es ihr gehe, und zuweilen — ja zuweilen, ich habe es wohl bemerkt, — ſprach eine tiefe Traurigkeit aus den fröhlich ſein ſollenden Geſchichten, die ſie mir in ihrem Briefe erzählte. Der Baron, der ſich ebenfalls ſehr für ſie intereſſirte, ließ ſich durch ſeinen Banquier oftmals nach ihr erkundigen, ohne je eine genügende Antwort zu erhalten. Einigemal hieß es, ſie ſei da, man habe Gelder an ſie bezahlt oder

von ihr erhalten, ein andermal war ſie abgereist und was das Seltſamſte an der Geſchichte iſt, Briefe, die wir direkt an ſie ſchrieben, ſchien ſie nie erhalten zu haben, denn ſie erwähnte derſelben trotz unſerer Anfragen nie auch nur mit einer Sylbe."

„Das iſt ganz ſonderbar," meinte der Kammerdiener, „wer weiß, ob ſie nicht gerade in dem Hauſe gewohnt hat, vor dem wir ſoeben ſtehen? Hier iſt vor einiger Zeit augenſcheinlich Jemand ausgezogen, und das Zeitungsblatt aus Ihrer Stadt ſpricht wohl für meine Vermuthung."

Der Jäger zuckte mit den Achſeln und ſagte: „allerdings können wir uns erkundigen, doch was hilft's, wenn wir im glücklichſten Falle wirklich erführen, daß ſie, die ich ſuche, hier gewohnt? Sie iſt abgereist, wer weiß, wohin?"

„Aber fragen wollen wir doch," ſagte der eifrige Kammerdiener. „Das Haus iſt leider ringsum verſchloſſen und ſteht vollkommen vereinzelt da; ſonſt könnte man die Nachbarn fragen. Oder wiſſen Sie was, da Sie etwas Italieniſch ſprechen, ſo gehen Sie in das erſte Haus auf der anderen Seite und erkundigen Sie ſich da, ich warte hier auf Sie."

Während Lukas dem Rathe ſeines Begleiters folgte, zog dieſer eine Cigarrendoſe aus der Taſche, nahm eine Cigarre heraus, bemerkte aber, daß er ſein Feuerzeug zu Hauſe gelaſſen. Vergeblich ſah er ſich nach einem freundlichen Raucher um, der ihm hätte aushelfen können: der Platz lag öde und leer, wie gewöhnlich. Doch jetzt ſtieg die Straße, welche hinter dem bezeichneten Hauſe hervorkam, ein elegant gekleideter Herr herab, die brennende Cigarre im Munde, und an dieſen wandte ſich der Kammerdiener, ihn in gutem Deutſch um einiges Feuer bittend.

Der Fremde reichte ihm die Cigarre bereitwillig dar. Nachdem ſich der Kammerdiener verſehen, gab er ſie mit den Worten zurück: „ich danke recht ſchön!" worauf der Fremde erwiederte: „gar keine Urſache!"

„Sieh da! sieh da!“ rief der Kammerdiener freudig aus, „ein Landsmann, ein Deutscher! Ich bin außerordentlich erfreut!“

Der Angeredete schien aber nicht in gleichem Maaße erfreut zu sein. Wenigstens drückte sich auf seinem Gesichte nichts dergleichen aus. Dies Gesicht war überhaupt kein angenehmes zu nennen. Er brummte etwas in den Bart, griff an seinen Hut und wollte sich entfernen. Doch so leicht ließ der Kammerdiener den Fremden, den ersten seit längerer Zeit, mit dem er Deutsch plaudern konnte, nicht fahren.

„Sie werden doch für einen Landsmann eine Minute Zeit übrig haben?“ sagte er. „Zum Teufel! ich bin wirklich erfreut, wieder einmal von einem fremden Gesichte Deutsch reden zu hören.“

„Was geht Sie mein Gesicht an? Lassen Sie mich, ich habe Eile!“

„Ihr Gesicht nichts, Freundchen, aber Ihre Zunge. Ich lasse Sie wahrhaftig nicht eher los, Freundchen, bis Sie mir einige Auskunft gegeben.“

„Es sind sonderbare Manieren, fremde Leute so auf der Straße anzuhalten.“

„Allerdings; aber hundert Meilen von der Heimath kann man sich dergleichen von einem Landsmann schon gefallen lassen.“

„Nun, was wollen Sie denn eigentlich?“

„Kennen Sie dieses Haus, das verschlossene da, mit den großen Fenstern im ersten Stock?“

„Nein, ich kenne es nicht.“

„Daß wir uns recht verstehen; dieses da, wo Heu, Stroh, Papier umherliegt. Es müssen da kürzlich Leute ausgezogen sein.“

„Kann wohl sein, aber ich weiß nichts davon.“

„Auch nichts von den Leuten, die dort gewohnt haben?“

„Ebensowenig.“

„Schade, da müssen wir uns anderswo erkundigen; dann bedaure ich sehr, Sie aufgehalten zu haben, mein Herr Landsmann. Nehmen

Sie es mir nur nicht übel.“ Er lüpfte seinen Hut und machte dem Fremden eine Verbeugung.

Dieser aber ging nicht davon, sondern blieb jetzt seinerseits freiwillig stehen, bald das Haus, bald den Kammerdiener eifrig betrachtend.

Man konnte eigentlich nicht bestimmen, was er genau betrachtete, denn er schielte ganz entsetzlich.

„Haben Sie,“ sagte er nach einer Pause, „irgend einen Zweck dabei, sich nach den Leuten, die in jenem Hause gewohnt, zu erkundigen?“

„Ja und nein,“ entgegnete der Kammerdiener. „Wir vermutheten nach einer deutschen Zeitung, die wir am Boden fanden, daß die dort Ausgezogenen Landsleute gewesen seien.“

„Deutsche?“

„Allerdings Deutsche.“

„Darüber kann ich Sie aufklären,“ sagte zuversichtlich der Fremde, „Deutsche sind's nicht gewesen. Es haben hier auf dem ganzen Platz seit mehreren Jahren keine Deutsche gewohnt. Die Wohnungen hier sind sehr theuer und die deutschen Reisenden haben gewöhnlich nicht viel Geld. Auch erinnere ich mich, vor einiger Zeit zufällig gehört zu haben — eben fällt mir's ein — daß dort in dem bezeichneten Hause ein alter Franzose mit seinem erwachsenen Sohn gewohnt, die sich vordem längere Zeit in Deutschland aufgehalten.“

„Ah so?“

„Und dann habe ich das Vergnügen, Ihnen einen guten Tag zu wünschen.“

„Nehmen Sie meinen besten Dank!“ entgegnete der höfliche Kammerdiener; „aber würden Sie nicht vielleicht noch einen Augenblick warten, dort kommt eben mein Freund, der sich vielleicht ebenso wie ich eine Ehre daraus machen wird, die Bekanntschaft eines

Landsmannes zu machen. Vielleicht trinken wir eine Foglietta zusammen."

Der Fremde schielte über den Platz hin und fuhr fast unmerklich zusammen, als er die hohe Gestalt des Jäger Lukas auf sich zuschreiten sah. „Unmöglich!" sagte er und setzte hastig hinzu: „ich habe sehr dringende Geschäfte, wünsche guten Tag und glückliche Reise!"

Damit eilte er gegen die Strada Balbi und hielt sich sehr nahe auf der linken Seite des Platzes, wie es schien in der Absicht, um nicht zu dicht bei dem Herrn Lukas vorbei zu kommen.

Dieser hatte den Fremden mit dem Kammerdiener sprechen sehen und zog höflich seinen Hut, um ihn zu begrüßen. Der Andere that mit halb abgewandtem Gesicht ein Gleiches, und man bemerkte in diesem Augenblick, wie der Jäger dem schnell Enteilenden mit einer Mischung von Ueberraschung, ja Erstaunen in den Zügen nachblickte. Ja, er schien einen Augenblick Willens zu sein, ihm zu folgen, doch er besann sich eines Anderen, fuhr mit der Hand über die Augen und trat zu dem Kammerdiener.

„Haben Sie etwas erfahren, Lukas?" fragte dieser.

„Man sagte mir da drüben," entgegnete der Jäger, „es habe hier in dem Hause eine deutsche Signora mit ihrem Kinde gewohnt."

„Eine deutsche Signora?"

„Die früher Tänzerin gewesen sei."

„Also doch? — So hat mich unser Landsmann, der dort eben von uns ging, ein wenig angelogen, indem er mir sagte, in dem Hause habe ein alter Franzose mit seinem Sohne gewohnt."

„Ah, Canaille!" sagte der Jäger grimmig, indem er die Faust ballte, „mich sollte nicht wundern, wenn er es war, daß der Kerl hier wieder eine Büberei ausgeführt hätte! — Wissen Sie, mit wem Sie soeben gesprochen?"

„Nein, Lukas, Sie erschrecken mich."

„Nun," fuhr der Jäger bestimmt fort, „ich will nicht selig wer-

den, wenn das nicht der berüchtigte Gevatter war. Sie haben bei uns von dem Gevatter gehört?"

„Na, ob —?" sagte erstaunt der Kammerdiener. „Den sie in Deutschland mehrmal einfingen und der immer wieder ausbrach."

„Derselbe. Doch gehen wir nach Hause, ich muß dem Baron mittheilen, was wir hier gesehen und erfahren, vielleicht, daß sich etwas auffinden ließe."

Sie gingen mit einander fort, die Strada Balbi hinab und bogen unten in die schmalen Gassen ein, die nach dem Hafen führten, wo ihr Hotel, Croce di Malta, lag. Unterwegs kamen sie an einem Trödlerladen vorbei, vor welchem der Jäger einen Augenblick stehen blieb, durch die Fensterscheiben etwas genau ansah und dann schnell hineineilte. Der Kammerdiener folgte ihm.

Da stand altes Möbelwerk, Krüge, Gläser, Hellebarden, rostige Schwerter, und auf einem schwarzen Schrank zwischen den schlechten Copien eines alten Genueser Nobili und eines graubärtigen Heiligen ein kleines Bild, einen Mann in schwarzem Frack vorstellend.

Der Jäger nahm das Bild hastig herunter und betrachtete es lange. Der Kammerdiener sah es ebenfalls erstaunt an. „Ist das nicht Dubelli, der Tänzer?" rief er aus, „den wir in Paris gesehen."

Der Jäger nickte mit dem Kopfe.

„Wie mag das hieher kommen? Fragt doch den alten Kerl da. He! bonus amica!"

„Laßt's gut sein!" sagte der Jäger, „ich will versuchen, mich ihm verständlich zu machen. „Woher ist dieses Bild?" fragte er den Händler, ebenfalls in schlechtem Italienisch. Doch verstand ihn der pfiffige Genueser vollkommen.

„Dieses Bild?" entgegnete er, „von einem außerordentlich guten deutschen Maler, ein vorzügliches Stück — es stellt, wie ich glaube, einen deutschen Prinzen vor —"

„Aber woher habt Ihr das Bild?“

„Dies Bild — nun laßt mich nachdenken — richtig! richtig! bei der Auktion, wo die Sachen der Signora Marina, der großen Tänzerin, verkauft wurden.“ —

„Sie war eine Deutſche?“

„Man ſagte ſo,“ entgegnete wegwerfend lächelnd der Genueſer, „aber ich glaube es nicht, denn ſie tanzte viel zu gut, viel zu graziös für eine Deutſche.“

„Und weßhalb wurden ihre Sachen verkauft? — War ſie dabei zugegen?“

„O nein, ſie war ſchon längere Zeit fort, ſo ſagte man. Einige meinten, ſie ſei geſtorben, Andere wollten wiſſen, ſie wäre nach Deutſchland zurückgekehrt.“

„Und wann war die Auktion?“

„Vor ungefähr vier Wochen.“

„Wer beſorgte dieſelbe?“

„Ihr Geſchäftsmann.“

„Kennen Sie ihn?“

„Nur dem Aeußern nach,“ ſagte der Italiener.

„Und dieſes Aeußere iſt nicht ſchön,“ fuhr der Jäger fort, „ein häßlicher Mann?“

„Ein ſchlechtes Geſicht!“

„Er iſt's!“ ſagte der Jäger zu dem Kammerdiener, und ſchüttelte traurig den Kopf. „Wie ſie an den Menſchen gekommen, iſt mir ein Räthſel. — Was ſoll dies Bild koſten?“

„Es iſt von einem ausgezeichneten Meiſter, Herr,“ verſetzte der Italiener, und betrachtete das Portrait angelegentlichſt mit Kennerblicken. „Man hat mir auch ſchon zehn Scudi dafür geboten, blos weil es aus der Sammlung der Signora Marina iſt.“

„Ich geb' Euch fünfzehn dafür.“

„Nun meinetwegen!“ verſetzte der Italiener pfiffig lächelnd und

ſehr erfreut über den guten Verkauf, denn es hatte ihn vielleicht ein paar Franken gekoſtet.

Als die Beiden mit dem Portrait in den Hof des Croce di Malta kamen, war dort eben ein Reiſewagen angefahren, — ein elegantes Coupé; der Poſtillon ſchob zufrieden lächelnd ſein Trinkgeld in die Taſche und ſpannte die dampfenden Pferde aus. Zwei Bediente in dunkeln Reiſelivreen waren beſchäftigt, die ſchweren Koffer loszuſchrauben und die Bache herabzunehmen. Lukas und der Kammerdiener fanden alte Bekannte. Sie ſchüttelten ihren Collegen freundlich die Hände und gingen ihnen mit Rath und That beim Unterbringen der Effekten und ihrer werthen Perſonen an die Hand. —

Oben in dem Salon des erſten Stockes, den wir vor einiger Zeit beſuchten, mit der reizenden Ausſicht über den Hafen und das Meer, war ein eleganter Frühſtücktiſch ſervirt. Eine hohe ſchöne Frau mit edlen Geſichtszügen, aber etwas bleich, die Baroneſſe von C., bereitete den Thee.

Sie hatte ſich nicht viel verändert, unſere liebenswürdige Bekannte, nur ſo viel, wie ein, obgleich glücklicher und ſorgenfreier Eheſtand von zehn Jahren bedingt. Sie war ſchlank und graziös, wie damals; ein braunſeidener Morgenüberrock zeigte ihre eleganten angenehmen Formen, und die edle Stirn wurde hervorgehoben durch ein ſchwarzes Schleiertuch, unter welchem ſie ihr dichtes, braunes Haar verſteckt hatte.

Ihr Gemahl, der Baron Karl, hatte ſich ebenfalls wenig verändert, nur war er etwas ſtärker geworden. Er ſtand an dem Fenſter mit ſeinen beiden Freunden, dem Grafen Alfons und Alfred, die eben von Florenz angekommen.

„Ihr ſeht mich einigermaßen überraſcht," ſagte er, „das heißt, freudig überraſcht, euch ſo ſchnell hier in Genua zu ſehen. Nicht wahr, Pauline, wir hatten ſie ſo bald nicht erwartet?"

Die Baroneſſe lächelte.

„Ich muß mich gegen deine Vorausſetzungen ernſtlich verwahren," ſagte Alfons lachend. „Ich verſichere Sie, Madame, ich begreife nicht, aus welchem Grunde Karl zu den ſonderbaren Vermuthungen über mich kommt, ich habe ihm wahrhaftig nie Anlaß dazu gegeben."

„O, erinnern Sie ſich, Graf Alfons," entgegnete die Dame, „das Wahre an der Sache iſt, daß er ſich auf ſeiner einſamen Campagne am Comerſee gewaltig nach ſeinen Freunden und auch wohl ein wenig nach der unvergeßlichen Florentiner Saiſon geſehnt."

„Aber, Pauline, du mußt nicht aus der Schule ſprechen!"

„Und ich," ſagte Alfons, „bin der gnädigen Frau ſehr verbunden, daß ſie Partei für uns nimmt. Der Baron iſt ein entſetzlicher Sittenprediger geworden."

„Für mich iſt das Wahre an der Sache," ſprach der Baron luſtig, „daß ich außerordentlich erfreut bin, euch endlich hier zu haben. Wie wollen wir von alten Zeiten ſprechen! die damalige Geſellſchaft meines kleinen Hauſes vor der Stadt durchhecheln, kurz uns amuſiren, ſo gut es geht! — Aber, Alfred, du biſt entſetzlich ernſt geworden, eigentlich ſollte ich ſagen, nicht munterer; denn ich erinnere mich ganz wohl, du warſt damals gerade ſo, als du uns in Brüſſel in den Wagen hobſt. Erinnerſt du dich noch, Pauline?"

„O ja!" lachte die junge Frau, „es war meine erſte, meine glücklichſte Reiſe. Doch kommen Sie her zu mir, Alfred," ſagte ſie, plötzlich ernſt werdend, „ſetzen Sie ſich hier neben mich, Sie müſſen mir erzählen, wie es Ihnen in den letzten zehn Jahren ergangen."

„Recht gern!" ſagte Alfred mit freundlichem Ausdruck in Ton und Stimme, „und es wird mich unendlich glücklich machen, Ihrem fühlenden Herzen von meinen kleinen Erlebniſſen mittheilen zu können."

„Nur nicht ſentimental, Alfred!" rief der Baron lachend, „wirf die Vergangenheit hinter dich, ſchau' der Zukunft froh und heiter

entgegen. — — Mama," fuhr er fort, indem er durch's Fenſter blickte, „dort kommen die Kinder; dürfen ſie einen Augenblick herein?"

„Allerdings!" entgegnete die Baronin mit außerordentlich altkluger Miene; „wir müſſen ſie doch unſern Gäſten vorſtellen!"

Einen Augenblick darauf öffnete der Baron die Thüre und drei allerliebſte kleine Weſen kamen in verſchiedenen Gangarten in's Zimmer. Das Aelteſte, ein Mädchen, ging mit zierlichen Schritten auf den Papa los, gab ihm einen Kuß und den beiden Freunden die Hand, worauf es ſich zur Mutter an den Sopha begab. Das Zweite, ein Knabe, der während des Eintretens im Begriff war, eine ſehr laute Rede zu halten, verſtummte plötzlich beim Anblick der Fremden und flüchtete ſich ſchüchtern an die Hand des Papa's. Das Kleinſte, ebenfalls ein Knabe, wankte mit ſehr unſicheren Schritten durch das Zimmer und eilte, ohne ſich um Jemand zu bekümmern, nach einer Ecke deſſelben, wo der Spazierſtock des Vaters lehnte, ſein willkommenſtes Spielzeug.

Jetzt war die Familie beiſammen, der Baron ſtrahlte als Vater, und die Baronin war nicht unempfänglich für die anerkennenden Worte, die ihren wirklich allerliebſten Kindern von den beiden Freunden geſpendet wurden.

Doch jeder der beiden Freunde benahm ſich auf andere Art: Alfred zog die Kinder an ſich mit einer unendlichen Liebe, einer rührenden Herzlichkeit, wie ein Glück, das man gern mit Anderen genießt und theilt, um das man ſie aber nicht beneidet, weil man weiß, daß man ſelbſt darauf verzichtet, das Gleiche zu erringen. Der Graf dagegen ſah die Kinder freundlich und gütig an, wie etwas, das er ebenfalls haben würde, ſobald es ihm nur beliebte. Dabei blickte er in den Spiegel, fuhr mit der Hand durch das Haar und bemerkte mit Vergnügen, daß er ſich in den letzten zehn Jahren auffallend gut conſervirt habe.

In Genua nun verlebte der Baron mit ſeiner Familie und den beiden Freunden einige recht heitere und glückliche Tage.

Lukas hatte das Bild des Signor Dubelli noch am ſelben Tage vorgeſtellt und das Erfahrene mitgetheilt. Doch ſo ſehr ſich der Baron Karl und Alfons bemühten, eine Spur von der Verſchwundenen aufzufinden, ſo waren doch alle Schritte, die ſie gethan, vergeblich, und ebenſo wenig gelang es Lukas, trotzdem er die Hülfe der Polizei in Anſpruch nahm, den Aufenthalt des Gevatters zu entdecken, oder denſelben wieder zu ſehen. —

Es war gegen Ende Dezember, als ſie ſammt und ſonders die Stadt verließen und auf dem Ferdinando Primo nach Neapel abreiſten.

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Der Graf von St. Alban.

Wer war in Neapel und erinnerte ſich nicht mit Vergnügen der herrlichen Strada Toledo, jener Pulsader der gewaltigen Stadt, die ſie ihrer ganzen Länge nach durchſtrömt? wer erinnerte ſich nicht des herrlichen Anblicks dieſer Straße, ihrer Freuden bei Tag und bei Nacht?

In der heißen Zeit des Tages berührt kaum ein Sonnenſtrahl ihr breites Lava-Pflaſter, welches, vom Nachtthau benetzt, erquickende Kühle aushaucht.

Dicht an den gewaltigen Paläſten, aus welchen der größte Theil von Toledo beſteht, unter den Vorſprüngen rieſenhafter Balkons und Thore haben ſich Obſtverkäufer und Blumenhändlerinnen eingeniſtet; in den glänzendſten, mannigfaltigſten Farben liegen die

lockenden Früchte aller Zonen dort beiſammen; feuchte Blätter, mit denen ſie bedeckt werden, erhalten ſie in der angenehmſten Friſche. Man kann nichts Reizenderes ſehen als ſolch' einen wohlgeordneten Fruchtſtand: prächtige Melonen, Trauben, Orangen, Citronen und Granatäpfel zwiſchen dem grünen Laub, die ſo fein verſteckt und halb verhüllt ſind, um den Vorüberwandelnden noch ſtärker zu reizen. Dazu ſpendet der Blumenſtand auf der anderen Seite in ſeiner noch mannigfaltigeren Pracht den feinſten Duft, und das glüht und ſchillert, blendet und duftet durch einander ſo entzückend und bezaubernd, daß man nicht weiß, wohin man ſich zuerſt wenden ſoll.

Aber noch andere Genüſſe winken dem Umherſtreifenden. Dort iſt die große Eisbude geöffnet und die Karte, welche davorhängt, zeigt eine ziemliche Auswahl. Der Limonaden-Verkäufer ſchwingt ſein Faß; vor dem Cigarrenladen werden die feinſten Sorten ausgepackt, die Conditoreien mit allen möglichen Süßigkeiten ſind ebenfalls geöffnet, wo Tauſende der verſchiedenartigſten Augen, worunter recht ſchwarze und glühende, die Blicke kreuzen und an den Herrlichkeiten rings umher mit dem gleichen Entzücken, wie du, hängen bleiben, wo die Träger dieſer verſchiedenen Augen wieder ebenſo verſchieden in Tracht und Alter bei dir vorbeigehen, eilen, laufen, plaudern, lachen und ſingen, dich hierhindrückend, dich dorthinſtoßend; da bald die breite Straße obendrein noch mit Karren und eleganten Equipagen angefüllt und vollgepropft iſt; da namentlich die Letzteren in dem entſetzlich ſchnellen Tempo, womit ſie dahineilen, nur durch die wunderbare Geſchicklichkeit ihrer Kutſcher von unangenehmen Zuſammenſtößen mit anderen Equipagen bewahrt werden können; da Alles ſo um dich herum immer- und immerfort, ohne einen Augenblick Ruhe zu geben, rauſcht, raſſelt, dröhnt, plaudert, lacht, glänzt, ſo tritt bei Zeiten an den oben erwähnten Blumenſtand, laß' dir für wenig Geld den prachtvollſten Strauß geben und drück' dein Geſicht da hinein, um das brauſende Getümmel um dich

her einen Augenblick zu vergeſſen: daſſelbe iſt wahrhaftig nicht lange zu ertragen.

Einen ſolchen Anblick, wie wir ihn mit unſern ſchwachen Kräften wiederzugeben verſuchten, bietet die Strada Toledo in Neapel an allen ſchönen Tagen jeder Jahreszeit. Und dergleichen ſchöne Tage hat die glückliche Stadt, gering gezählt, jährlich über dreihundert. Es gibt aber dagegen auch Zeiten, wo der Anblick von Toledo ein ganz anderer, ein minder erfreulicher iſt.

Solche Zeiten ſind zur Winterſaiſon an einem neblichten und reguneriſchen Tage, im Monat Januar. Den Italiener, welcher die Kälte außerordentlich fürchtet und ſcheut, obgleich er ſie ſehr gut ertragen kann, treibt ein unfreundlicher Seewind, der von Santa Lucia zuweilen in die offene Straße hereinpfeift, gleich von derſelben hinweg in ſeine Wohnung oder in das Kaffeehaus. An ſolchen Tagen eilt er, in ſeinen Mantel gehüllt, ſo daß man vom Geſicht faſt gar nichts mehr ſieht, im Geſchwindſchritt vorüber, und man hört nur das Wort: freddo! freddo! das Einer dem Andern zähneklappernd zuruft.

Die breite gewaltige Straße liegt dann, namentlich Abends, wie ausgeſtorben, öde und leer da. Die Beleuchtung auf derſelben reicht kaum hin, um einen ſchwachen Begriff von der coloſſalen Front der Paläſte zu geben, oder ein paar rieſenhafte Cariatiden zu beleuchten, die ihren ſchweren Balkon mißmuthig zu tragen ſcheinen.

Da die meiſten dieſer großen Paläſte noch wie in der guten alten Zeit von einer einzigen edlen Familie bewohnt werden, dieſe Familie aber nicht mehr, wie es in jener alten guten Zeit Mode war, das Haus mit Gefolge und Dienerſchaft vollſtändig ausfüllt, ſondern jetzt nur noch eine Reihe Zimmer im erſten Stock zum eigenen Gebrauche benützt, und dieſe nicht einmal mehr gaſtlich jeden Abend den Verwandten und Freunden des Hauſes öffnet, ſo gewährt an ſolchen Abenden, wo der Menſchen- und Lebensſtrom in Toledo ausgefloſſen iſt und nichts zurückgeblieben, als die ſchwarzen hohen

Häusermassen mit ihren todten Fensterreihen, die Straße ein ödes, erstorbenes Ansehen.

Hie und da rollt vielleicht eine Equipage, hie und da huschen einige Personen von einer Nebengasse in eine andere hinein, als fürchteten sie sich vor der langen Toledo, die heute Morgen noch so jugendlich frisch erschien, heute Abend aber so grau und todt daliegt. Ein seltener Limonaden-Verkäufer schwingt vielleicht in irgend einer Ecke wie zum Hohne sein Eiswasser, dasselbe vergeblich dem stillen Abend empfehlend, und neben ihm sitzt ein altes Mütterchen, und erhält ihr kleines loderndes Feuer im Brand, theils um sich gegen die Kälte zu schützen, theils aber, um immer die Kastanien warm zu halten. So sieht man auch in weiter Entfernung vielleicht ein paar ähnliche rothe Feuerchen brennen, kleine Punkte — das einzig übrig gebliebene Leben.

Geliebte Leser, wir befinden uns gerade vor einem der größten Paläste in Toledo, einem Gebäude, wie eine kleine Festung; hat auch vielleicht schon zu dergleichen Zwecken gedient. Der untere Stock, in rustico aus rauh behauenen Quadern aufgeführt, als haben ihn die Cyclopen zusammengetragen, befleißigt sich allein an den Fenstern und dem Thore einer einigermaßen freundlichen Idee, dies starre Mauerwerk dem Auge angenehm unterbrechend. Die schweren reichen Gitter an den Fenstern passen zu dem wilden Felsenartigen des ganzen Stockes, als sei dort eisernes Gesträuch herausgewachsen, und die beiden Giganten, die an dem Thore stehen, vielleicht übrig gebliebene Trümmer der alten Riesengeschlechter, die bei dem Baue halfen, dann nicht abgelöst wurden und langsam erstarrten, und deren Blicke sich vor demselben kreuzen, scheinen fragen zu wollen: „wird sich wohl Jemand dort hineinwagen?“

Die oberen Partieen des Hauses wachsen schon etwas schlanker und anmuthiger in die Höhe; die Wände sind mit passenden Verzierungen versehen, die Fenster hoch und breit, und die Balkons zierlich und geschmackvoll.

Das vordere Thor ist weit geöffnet, wir treten unter den Bogen — ein starkes eisernes Gitter hemmt unsern Schritt. Die Schnur, welche das Schloß an demselben aufzieht, ruht in der Hand jenes alten und feisten Portiers, der mit goldbordirtem Rocke und Pelzüberwurf, mit geschlossenen Augen in einem mit Glas bedeckten Verschlag an der Treppe sitzt, wie eine ausgestopfte Seltenheit, hier allerdings eine solche, denn nur wenige der großen Familien treiben in ihren Palästen noch den Luxus eines so wohlgenährten und gut costümirten Portiers. Aber was wir von dem Hause sehen, in welches wir nun eintreten, — denn die Gitterthüre öffnet sich unserer Zaubermacht von selbst — zeigt uns an, daß wir uns bei einer jener alten Familien befinden, die einen Stolz darin suchen, ihren Palast, wenn er auch für Feste und Lustbarkeiten nicht mehr geöffnet ist, so im Stande zu erhalten, daß es nichts braucht, als einige Lichter mehr anzuzünden und die Flügelthüren aufzureißen, um eine ganze Gesellschaft der elegantesten und vornehmsten Leute auf's Beste zu empfangen und zu bewirthen.

In dem großen Hofe, den wir vor uns sehen, plätschert ein einsamer Springbrunnen zwischen alten hochstämmigen Orangebäumen; ein Koch mit weißer Jacke und Mütze spricht zum Fenster der Küche hinaus mit dem Kutscher eines sehr niedrigen Broughams, der, mit einem starken englischen Pferde bespannt, dort hält und dessen beide glänzende Laternen das Grün der Bäume sanft beleuchten.

Im Hause aber ist es todtenstill. —

Die breite Marmortreppe, mit Teppichen bedeckt und sanft erleuchtet, ist öde und leer, auf den langen Corridors hört man kein Geräusch, keinen Fußtritt, und nachdem wir drei bis vier hohe gewölbte Zimmer durchschritten, alle reich möblirt, alle mit einigen Wachskerzen erhellt, deren Licht die Einsamkeit und Oede ringsum recht deutlich zeigt, hören wir hinter einer fünften hohen und weiten Flügelthüre ein leises Husten.

In dieſem Zimmer iſt der Boden mit Teppichen bedeckt, daſſelbe iſt beſſer erleuchtet, im großen Kamin lodert ein Feuer, und zwei alte Bediente ſpielen an einem kleinen Tiſche eine Partie Schach, während ein Dritter ſich huſtend und gähnend auf einem Lehnſtuhle dehnt.

Die Thüre zum Nebenzimmer iſt nur angelehnt, wieder Teppiche, Kaminfeuer, Lichter, aber keine menſchliche Seele; in dem darauffolgenden ebenſo, dann aber öffnet ſich die Thüre eines kleineren Kabinets und ein Kammerdiener in ſchwarzem Frack öffnet einem anderen, ebenfalls ſchwarz gekleideten alten Manne, der einen Stoß Papiere unter dem Arme trägt, die Thüre. Beide machen ſich eine freundliche Verbeugung, der Mann mit dem Papier, eine kleine Gerichtsperſon, mehr unterthänig, der Kammerdiener des großen Hauſes mehr herablaſſend, dann ſchließen ſich die Thüren wieder, und wir wagen es, durch das Kabinet in das dahinterliegende Zimmer einzutreten.

Ein hohes gewölbtes Gemach; dicke perſiſche Teppiche bedecken den Boden, die Wände mit dunkelbraunen, gepreßten Sammettapeten bedeckt, zeigen kleine ſchimmernde Goldſtreifen, ein Kronleuchter hängt von der Decke herab und beleuchtet eine Menge reichgeſchnitzter eleganter Möbel, ein paar koſtbare alte Bilder, einige kleine Marmorfiguren, Waffen und ſeltſame Gefäſſe auf kleinen Eckti ſchen, in der Mitte auf einem großen, runden Tiſch ein Haufen Bücher, unordentlich durcheinandergeworfen, vor welchen ein Lehnſtuhl ſteht. Aus dem Kamin von außerordentlicher Höhe und Breite ſtrahlt eine luſtige, behagliche Gluth, und die bronzenen Feuerhunde, welche dieſelbe tragen, zeigen ganz erhitzte rothglühende Geſichter.

In dem Gemach befinden ſich zwei Leute: ein älterer und ein jüngerer Mann. Der Aeltere, vielleicht an die Fünfzig, mit ſtark ergrautem Haar, ſitzt vor dem Kamin in einem Lehnſeſſel; er trägt einen braunen Ueberrock unter dem Kinn zugeknöpft, und hat ſeine Füße auf die meſſingne Kaminſtange geſtellt. Der junge Mann ſteht

an der anderen Seite vor dem Kamin und hat die Stirne gegen das marmorne Geſims gedrückt.

Der alte Herr hält ein Papier in der Hand und ſchaut über daſſelbe hinweg in die Gluth des Feuers. Sein Kopf hat einen edlen, ruhigen Ausdruck, und die breite hervorragende Stirne und die blitzenden Augen zeigen ein lebhaftes Temperament und einen feſten Willen.

„Eh bien, Eugen," ſprach der alte Herr und wiegte das Papier in ſeiner Hand, „hier habe ich das wichtige Dokument, nach dem ich mich lange geſehnt, welches zu erhalten mir ſo viele Schwierigkeit gemacht und das ich jetzt — ich kann es nicht läugnen — wohlbehaglich in meiner Hand fühle. Wir ſind geſchieden, Madame la Ducheſſe und ich."

„Es hat Sie aber Opfer genug gekoſtet," entgegnete der junge Mann, ohne ſeine Stellung zu verändern.

„Bah!" ſagte der Andere, „ſehr kleine in Betreff meiner Freiheit, meiner häuslichen Ruhe, die ich nun wieder gewonnen. — Ach, wenn ich dieſe Freiheit und häusliche Ruhe auch nur recht benutzen, recht genießen könnte! Wenn du mir endlich dazu verhelfen wollteſt, Eugen!" —

Es erfolgte keine Antwort.

„Sei ein Mann! Du haſt die Vergangenheit hinter dich geworfen, lösche ſie aus, alle Erinnerungen daran! — — Vorwärts! — — Ins Leben hinein!"

Der junge Mann machte eine ungeduldige Bewegung.

„Seit du von Genua zurück biſt, finde ich dich insupportable; du haſt meinen Willen erfüllt, du haſt reine Bank gemacht, aber jetzt laß die Schutthaufen deines ſogenannten früheren Glücks nicht zwiſchen deinen Füßen umherliegen, mach' Platz für ein neues Fundament, und laß' uns einen neuen tüchtigen, ſoliden Bau aufführen, mon garçon; dein Onkel wird dir geſetzlich helfen. — Allons! Courage!"

„Ich kann nicht!“

„Ah, du kannſt nicht?! — Immer daſſelbe Wort! — Der Menſch kann Alles, was er will, das heißt, wenn er etwas Vernünftiges ernſtlich will; aber du, mein Freund, willſt nichts ernſtlich, weil du keinen eigenen Willen haſt.“

„Leider habe ich gegen Sie bewieſen, mein Onkel, daß Sie Recht haben, ich habe meinen Willen unter den Ihrigen gebeugt, leider! leider! — O das arme Weib!“

„Mille tonnere!“ rief der alte Herr heftig, „mach' mich nicht toll! Ich habe in deinem Intereſſe gerathen, du haſt in deinem Intereſſe gehandelt, und wenn du das bereuſt, ſo zeigſt du darin eine unverantwortliche Charakterſchwäche; ich würde heute gerade wieder ſo rathen, und über ein Jahr ſo und über zehn Jahre ſo und in alle Ewigkeit ſo.“

„Weil Sie ſie nie geſehen haben, Onkel, ſie nicht und das Kind.“

„Kann ſie mir ganz genau vorſtellen, brauche ſie nicht zu ſehen! — Aber meiner Treu, was ſoll die ganze Unterredung wieder? Biſt du ein Knabe oder biſt du ein erwachſener Menſch? Haſt du nicht mit freiem Willen jene Verbindung abgebrochen?“

„Leider.“

„Ja leider, weil du — —“

„Nun, Onkel, weil ich —?“ entgegnete der junge Mann und wandte dem alten Herrn haſtig das Geſicht zu.

„Weil du ein ſchwacher Menſch biſt, ſchwach von der Fußſohle bis zum Scheitel, weil du kein eigenes Ja und Nein haſt, weil du —“

„O halten Sie ein! Gerade weil Ihre Vorwürfe ſo gerecht ſind, treffen ſie mich fürchterlich, gerade weil ich mir meiner Schwäche bewußt bin, muß ich mich ſelbſt verachten und bin beſtraft genug. O hätte ich damals Ihre Anguade vorgezogen, mein Onkel, und

hätte dagegen behalten die Ruhe meines Lebens, mein Weib und mein Kind."

„Dein Weib?"

„Ja, mein Weib, Onkel! und wenn Sie auch wegen einiger mangelnder Formalität die Ehe für nichtig erklären laſſen, wenn man das Ihnen, dem reichen und mächtigen Herrn, zu Gefallen thut, deßhalb iſt ſie vor Gott doch nicht gelöst, vor Gott nicht und nicht vor meinem Gewiſſen, das kann ich Sie verſichern."

Es entſtand eine längere Pauſe, während welcher der junge Mann einigemal heftig in dem Gemach auf und ab ſchritt, der Andere aber mit dem polirten Eiſen in die Kohlen hineinſtieß, daß die Funken umher flogen.

„Eugen," ſagte er alsdann und wandte ſich ins Zimmer hinein. „Eugen," wiederholte er, „ſei verſtändig, laß' uns, die beiden einzigen und letzten Glieder dieſer großen und mächtigen Familie, friedlich bei einander wohnen. Geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern, und wenn dieſe gewiſſen Dinge zu ändern wären, könnte ich doch nimmer zugeben, daß ſie geändert würden. — Du haſt A geſagt: ſei ſo vernünftig und buchſtabire durch bis zum Z."

„Nein, Herr Onkel, ich komme über Ihr B wahrhaftig nicht hinaus!"

„Schon über mein B nicht? Darin liegt doch durchaus nichts Verfängliches, vielmehr etwas ſehr Reizendes und Lockendes für jeden jungen Cavalier von Verſtand und Lebensluſt."

„Ich habe ja Beides nicht!" murmelte zähneknirſchend der Neffe.

„Zum Teufel auch!" fuhr der Onkel ſpöttiſch lachend fort, ohne jene Antwort gehört zu haben, „dies mein erſtes Verlangen iſt natürlicher Weiſe ſehr ſchwer zu erfüllen! Du ſollſt dieſes Haus öffnen, meinetwegen in der erſten Zeit als garçon, ſollſt dir und deinen Bekannten kleine Feſte arrangiren, Diner's geben, den alten Steinhaufen lebendig machen, und mir erlauben, mich bei eurer

Feſtivitäten meiner Jugend zu erinnern und mit froh und vergnügt zu ſein! — O mein Sohn," fuhr er weicher fort, „es iſt dies gewiß ein billiges Verlangen. Sieh' mich an, wie ich hier ſitze, von meinem bitterſten Feinde, der Gicht, Monate lang in dieſen Stuhl geſchmiedet, und in dieſem weiten öden Zimmer, in dieſem ungeheuren Palaſt allein, ganz allein. Du weiſt nicht, wie die Stunden ſchleichen, du haſt keine Idee davon, wie lang die jetzigen Abende dauern; welche Ewigkeit es iſt von dem Moment, wo man die Lichter hier in dieſem Zimmer anzündet, bis zu jenem, wo ich mich entkleiden laſſe, um einer noch zehnmal längeren ſchlafloſen Nacht entgegen zu ſehen."

Der junge Mann hatte ſich an den Lehnſtuhl geſtellt, und ſchaute mitleidig auf ſeinen Onkel hinab. „Ja," ſprach er alsdann mit leiſer Stimme, „wie ſchön wäre es für uns, wenn ſich die Flügelthüren dort öffneten, und ſie hereinträte mit dem kleinen Kinde an der Hand und wir Alle mit ihr plauderten und das kleine Kind mit uns lachte!"

Der alte Herr ſah gedankenvoll in die Kohlen und nickte mit dem Kopfe.

„O warum war das nicht möglich, mein Onkel?" ſagte der junge Mann ſo leiſe, daß man ſeine Worte kaum verſtehen konnte.

Doch der alte Herr verſtand ſie und erwiderte feſt und beſtimmt: „unmöglich! Glaubſt du," fuhr er nach einer Pauſe fort, „wir hätten mit unſerem Stande keine Pflichten übernommen, die wir erfüllen müſſen? glaubſt du, die hohen Schranken, welche uns von der übrigen Welt trennen, beſtänden nur ſo lange, als es uns convenirte, und wir brauchten ſie nicht mehr zu reſpektiren, ſobald es uns amüſanter und beſſer dünkte, über ſie hinweg zu ſetzen? — Nein, mein Freund! Jene Schranken, die dich abgeſondert dahinſtellen, die Gränzen deines Standes ſollen dir heilig ſein, auch wenn ſie dich beengen, auch wenn ſie dich drücken. Willſt du ein Cavalier ſein, ſo ſei es ganz, willſt du das nicht, eh bien! ſo zerbrech' deine Grafenkrone,

nenne dich Monsieur tol et tol, und du bist unstreitig etwas ganz Anderes — — vielleicht ebenso gut, wie früher, — — wenn du alsdann das Neue ganz bist."

„Aber mein Sohn, —" entgegnete der junge Mann, „soll er büßen, was ich begangen?"

„Nein, gewiß nicht!" versetzte der alte Herr mit leuchtenden Augen, „nimm ihn hieher, wenn du kannst, er soll seinem Stande gemäß erzogen werden."

„Seinem Stande gemäß? — Also ihm erkennen Sie einen Stand zu?"

„Allerdings, wenn er dein Sohn ist."

„Und sie?"

Der Alte wehrte mit der Hand von sich ab, und sagte nach einer längeren Pause mit unsicherer Stimme: „jeder glaubt, auch du, mein Freund, daß das Unglück, was ihn selbst betrifft, mit solcher Kraft noch nie auf einen andern Menschen niedergefallen sei, und doch ist Alles schon da gewesen. Was du heute erlebst, ist mir vor so und so viel Jahren ebenfalls widerfahren, vielleicht nicht ganz im selben Verhältniß, aber auch ich mußte ein Herz, das mich sehr geliebt, von mir stoßen, auch ich mußte ein Kind, mein eigenes Kind, zurücklassen, und der Unterschied zwischen mir und dir war, daß ich jenes Kind allen meinen Anstrengungen zum Trotz nicht wieder sehen konnte, nie wieder sehen kann, weil es — — — — wie seine Mutter — — in Kummer und Elend verstorben." — — — —

und der Kammerdiener trat herein und übergab dem alten Grafen ein Schreiben. Dieſer riß das Couvert ab, durchflog den Brief, und nickte freundlich mit dem Kopfe. „Da lies,“ ſagte er zu dem Neffen, und reichte ihm das Blatt in die Höhe. „So eben kommt mein alter Freund, mein alter luſtiger Vicomte von Florenz hier an und wird mich gleich beſuchen. Ich freue mich außerordentlich. Man bringe den Herrn, der gleich anfahren wird, augenblicklich zu mir herein!“

Der Kammerdiener verbeugte ſich tief und ging hinaus.

„Eh bien, Eugen, du bleibſt noch einige Augenblicke hier, oder haſt du was Dringendes vor?“

„Durchaus nichts, Onkel, ich wollte ſpäter ein paar Beſuche machen, mein Wagen kann unten warten.“

„Bon. — Ich freue mich ſehr, den alten Knaben wieder zu ſehen. So eben rollt eine Equipage unter das Thor; er wird es ſein.“

Es war wirklich der Vicomte, derſelbe, den wir in Florenz geſehen und der jetzt durch die langen Gänge dahinſchritt. Jedes Zimmer betrachtete er ſich im Vorbeigehen aufmerkſam und ſah nirgends etwas verändert, ebenſo wenig an dem alten Kammerdiener, den er ſchon vor langen Jahren gekannt. Jetzt öffneten die Lakaien die Flügelthüren und er trat eilig in das Gemach.

Der Graf war aufgeſtanden, kam ihm an der Thüre entgegen und umarmte ihn auf's Herzlichſte. Eugen ſchüttelte ihm die Hand.

„Da ſind wir!“ rief luſtig der Vicomte, „kaum vor dem Hôtel angefahren, etwas umgekleidet und ſchon hier. Du ſiehſt, daß wir den Dienſt nicht verlernt. Ich ſage den Dienſt,“ wandte er ſich zu dem jungen Grafen, „weil Ihr Oheim ſchon damals Sekretär der Legation war, als ich, ein blutjunger Attaché, dort eintrat. — Wie geht es dir?“

Der Graf zuckte mit den Achſeln, als er ſeinen Freund an den Kaminwinkel führte und auf ſeinen Lehnſtuhl zeigte.

„Alſo immer noch im Kampf mit dem alten Feind?“ ſprach der

Vicomte, „das iſt ſchlimm, mein Freund. Es iſt aber auch wahrhaftig heute ein Wetter dazu draußen, beim heiligen Ludwig, auch gar nichts Neapolitaniſches, man könnte in Rußland ſein!“

„Und du kommſt direkt von Florenz?“ fragte der Graf.

„Allerdings, und bin ſogar durch Rom ohne Aufenthalt gefahren; es war troſtlos in Rom, ebenſo ſchlechtes Wetter. Apropos, Monſieur Eugen, Sie hätten nach Florenz kommen ſollen! Wir haben ein merkwürdiges Stück Saiſon erlebt, ich muß das gelegentlich ausführlicher erzählen, eine ganz verfluchte Epiſode, in deren Folge ein Duell und deßwegen bin ich eigentlich abgereist.“

„Du haſt dich geſchlagen, alter Roué?“

„Ich mich eigentlich nicht, nur ſekundirt gegen einen jungen charmanten deutſchen Offizier, den ich mit hieher geſchleppt. Es war eine ganz fabelhafte Geſchichte. Doch das ein andermal. — Ich hätte euch den jungen Deutſchen gleich hieher gebracht, aber ich wußte nicht, ob die Allergnädigſte — verzeih mir, lieber Freund, daß ich mich nicht nach dem Befinden deiner hochadeligen Duchesse erkundige.“

Der Graf lächelte ſarkaſtiſch gegen die Gluth. „Ich hoffe,“ verſetzte er nach einer Weile, „daß ſie ſich wohl befindet, genau aber kann's ich wahrhaftig nicht ſagen?“

„Alſo immer noch dieſelbe Geſchichte?“

„Nicht ganz — wir ſind ſeit heute geſchieden.“

„Ah, da gratulir' ich!“ ſagte lachend der Vicomte. „Dieſe Ehe war für dich keine Roſenkette, und ich bin überzeugt, du wirſt im Ganzen genug haben und zu keiner anderen eine Diſpenſation nachſuchen. — Aber was geſchieht heute Abend bei euch? — Gar nichts? — Du bleibſt zu Hauſe, und Eugen —?“

„Ich kann mich bei dem naſſen Wetter nicht auf die Straße wagen,“ entgegnete der Graf. „Und du unſteter Geiſt, willſt du mit einem kleinen Souper à trois vorlieb nehmen, oder vielmehr à deux? Denn Eugen hat noch einige Beſuche zu fahren.“

„Verſteht ſich von ſelbſt!“ lachte der Vicomte, „ich mach' heute Abend den Krankenwärter, und wenn Eugen ſpäter, vielleicht um eilf Uhr, ſo freundlich iſt, mir im Café de l'Europe ein Rendez-Vous zu geben, bin ich ihm ſehr dankbar dafür, denn ich kann unmöglich ſo früh zu Bette gehen. — Sie werden da auch,“ fuhr er zu dem jungen Grafen gewendet fort, „meinen jungen Offizier kennen lernen, und zwei andere Deutſche, die ich ebenfalls in Florenz ſah, ein Graf Alfons von B., und ein Baron von C., angenehme, charmante Leute. Der Eine war mein Gegenſekundant.“

„Abgemacht!“ ſagte der junge Graf, „es bleibt dabei. Lieber Oheim, ich wünſche Ihnen eine gute Nacht!“

„Adieu, mein Sohn!“

Der Graf Eugen verließ leiſe das Gemach, ſchritt die Treppen hinab und warf ſich in ſeinen Wagen, der noch immer unter den Orangenbäumen hielt. Droben hörten die beiden alten Herrn das Fortrollen deſſelben.

Da die Beiden nun allein waren, ſo ſprachen ſie von vergangenen Zeiten und tauſchten, was ſie in den letzten Jahren erlebt, gegenſeitig aus. Sie hatten ſich vielleicht in acht Jahren nicht geſehen und in der Zeit war ſchon Manches vorgefallen, was den Einen und den Andern auf's Höchſte intereſſirte.

Sie hatten ein kleines feines Souper eingenommen und ſaßen nun vor dem Kamin, alte Tage, alte Leiden und Freuden recht vergnüglich ins Gedächtniß zurückführend.

„Wie war es doch mit der bewußten Geſchichte?“ fragte der Vicomte, „du weißt jener Geſchichte, die dir ſo viel zu ſchaffen gemacht, mit jener Deutſchen und ihrer Tochter?“

„Meiner Tochter?“ ſagte gedankenvoll der Graf, „ja das iſt eine traurige Geſchichte.“

„Du haſt etwas darüber erfahren?“

„Genug, mehr als genug! Sie ſind Beide todt — Mutter und Kind!“

„Ah!“

„Ich hatte in der That ſo ſchöne Hoffnungen auf das kleine Mädchen geſetzt, je mehr ſich die lindernde Zeit zwiſchen jene Tage ſchob, je mehr ſchwanden meine Skrupel, je größer wurde meine Sehnſucht nach dem Kinde. O hätte ich früher beſtimmtere Schritte gethan! aber wie ich anfing, mich gern meiner eigenen Sache anzunehmen, war es zu ſpät. Jetzt iſt alle Hoffnung hin: ich habe einen Todtenſchein in Händen von Mutter und Kind, und ſie ſind im Elend geſtorben!“ Der alte Graf beugte ſich bei dieſen Worten über das Kamin hin, und ein paar dicke Tränen rollten über ſeine eingefallenen Wangen. „Vicomte,“ ſagte er mit zitternder Stimme, „das ſind die Sünden unſerer Jugend!“

Der Vicomte nickte ſchweigend mit dem Kopfe und verſetzte nach einer langen, langen Pauſe:

„Aber, lieber Freund, nimm die Sache, wie ſie iſt; traurig, höchſt traurig bleibt es immer, aber es iſt doch vielleicht etwas Gutes daran. Wie hätteſt du das arme Mädchen, die Kleine nämlich, ſelbſt wenn ſie auf's Beſte erzogen wäre, in der Geſellſchaft placiren können? Bedenke das auch.“

„Ich habe das wohl bedacht,“ ſagte der Graf mit feſter Stimme; „ich hätte ihr die ihr zukommende Stellung als meine Tochter gegeben.“

„Nun ja, mein Beſter, aber als —“

„Gräfin von St. Alban!“

„Ah, das iſt was Anderes! Freilich, du biſt unabhängig, die Mutter des Kindes war todt. —“

„Jetzt das Kind auch, und ſo ſtehe ich ganz allein. Denk' dir dieſen Palaſt, dieſen finſteren Steinhaufen belebt mit luſtiger heiterer Geſellſchaft, ich gehegt und gepflegt von ihr, die mich auf den Händen tragen würde; einen Schwiegerſohn würde ich ſchon finden. Ah! das wäre ein anderes Leben! Es hat wohl vielleicht Niemand ſo empfunden, wie ich, wie wohlthuend der freundliche

Gruß eines weiblichen Wesens ist, das dich liebt, wie wohlthuend der Druck ihrer Hand ist, wenn sie dich fragt, wie es dir geht. — Doch genug dieser traurigen Geschichten! Es ist meine Bestimmung, obgleich Gatte und Vater, doch allein auf der Welt zu bleiben, allein zu sterben. Komm es, wie es will!"

Noch eine kurze Weile blieben die beiden Freunde beisammen, dann empfahl sich der Vicomte bis auf Morgen und der Graf blieb in dem Zimmer allein zurück.

Nachdem er eine Zeit lang heftig auf und ab geschritten war, blieb er vor einem Marmortische stehen, auf welchem ein kleines schwarzes Kästchen stand. Er öffnete den Deckel, indem er auf eine geheime Feder drückte, und nahm einen Pack alter vergilbter Papiere heraus.

Lieber Leser, auch wir kennen diese Papiere, und obgleich wir es im Allgemeinen für unvortheilhaft halten, dem Laufe der Geschichte voranzueilen, so dürfen wir in diesem Fall nicht verschweigen, daß es dieselben Papiere sind, welche in jener denkwürdigen Nacht aus dem Zimmer der guten seligen Kiliane entwendet wurden. — — — —

Der Graf wickelte das rothe Band, welches die Papiere umschlang, behutsam ab und betrachtete mit eigenthümlichem Lächeln bald diesen, bald jenen Brief. Unten auf dem Grunde des Kästchens befand sich ein kleines Portrait, das er ebenfalls lang und aufmerksam anschaute, dann verschloß er Alles wieder; durch einen Zug an der Glocke rief er den Kammerdiener herbei und ließ sich ins Schlafzimmer leuchten.

Dies Schlafzimmer lag am Ende des Palastes nach dem Hofe zu, und man sah von den Fenstern desselben auf ein großes, unregelmäßiges Hintergebäude, das in früheren Zeiten ebenfalls zu dem Palaste gehört, dann aber wegen seiner finsteren Lage zwischen den Häusermassen verkauft und jetzt von armen Leuten bewohnt wurde. Von all' den Fenstern an demselben, wo fast ebenso viele arme Familien wohnten, war nur ein einziges erleuchtet, und auf dieses

einzige, mit dürftigen Vorhängen bedeckt, schaute der alte Graf, der noch einen Augenblick an's Fenster getreten war.

War es diese einzige Helle an der ungeheuren Wand, welche seine Blicke auf sich zog und festhielt? — er wußte es nicht; genug! er blieb lange, lange stehen und schaute in den dämmernden Schein hinüber. Endlich wandte er sich seufzend ab. Der Kammerdiener zog die schweren damastnen Vorhänge dicht zusammen, zündete die silberne Nachtlampe an und verließ mit leisen Schritten das Zimmer, nachdem der Gebieter in seinem breiten prächtigen Bette lag. Ein großer Neufundländer Hund streckte sich darauf an die Thüre auf ein gewaltiges Bärenfell, die Diener löschten in den Zimmern die Lichter aus, und nach und nach wurde es stille in dem Palast von St. Alban. — —

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Vedi Napoli, pui muori.

Sieh' Neapel und stirb.

(Italienisches Sprüchwort.)

Das Fenster, welches wir von dem Schlafzimmer des Grafen von St. Alban matt erleuchtet mit dürftigem Schein durch die Nacht glänzen sahen, gehörte zu einem kleinen Zimmerchen, in dem ein hellerer Glanz, als der von der einzigen verdeckten Talgkerze ausstrahlende, noch trostloser die nackte Armuth der Wände und, wie es schien, auch der Bewohner gezeigt hätte.

Dieses Zimmer hatte eine schräge, in das Dach hineingebaute Decke, vier weiße Wände, das einzige Fenster, von dem wir vorhin sprachen, und eine Thür auf den Gang. Das Mobiliar war hiezu passend: ein einziges, obgleich sehr breites Bett, wie es in Italien überall gebräuchlich ist, enthielt eine schlechte Matratze, grobes Leine-

zeug, eine dünne Decke. Ein paar Stühle ſtanden in den Ecken des Zimmers und daneben in merkwürdigem Contraſt mit allem Uebrigen ein ſehr eleganter Reiſekoffer.

Aber er war leer. —

Wenn es möglich wäre, würden wir es vermeiden, einen Blick auf die Bewohner dieſes Zimmers zu werfen; aber es iſt unumgänglich nothwendig, der Faden in unſerer Erzählung verlangt dies ebenſo gebieteriſch, als er von uns fordert, das Elend und den Kummer Derer, die wir im Glücke geſehen, nicht zu verläugnen. In dem Bette lag ein kleines Kind, ein Bübchen, und auf einem Stuhle vor demſelben ſaß die Mutter dieſes Kindes und beugte ſich ängſtlich über das Geſicht deſſelben. —

Das kleine Kind war ſehr krank. Ein wildes Fieber tobte durch ſein Gehirn, ſein Puls flog, ſeine Schläfe braunten und eine dunkle Gluth, die ſich bald noch mehr anfachte, bald einer tiefen Bläſſe Platz machte, bedeckte ſeine Wangen. Jetzt ſchlug das Kind die Augen auf und der halbgebrochene Blick irrte zitternd gleich dem Flattern eines ſchattenhaften Schmetterlings an der Wand hinauf, an der Zimmerdecke vorbei, blieb alsdann eine Sekunde auf dem Geſichte der Mutter haften, ehe ſich dies kleine, liebe Auge wieder ſchloß.

O es iſt etwas Jammervolles, ſo ein armes kleines Kind leiden zu ſehen, jammervoll für jeden Anderen, entſetzlich, herzzerreißend für eine Mutter; ja entſetzlich, herzzerreißend für jede Mutter, auch wenn ein geſchickter Arzt neben dem Bette ſteht, auch wenn theilnehmende Verwandte im Vorzimmer ſich erkundigen und gern ihre Hülfe ſpenden, auch wenn es an keinem Bedürfniſſe fehlt, auch wenn Alles vorhanden iſt, was die Natur zu Linderung einer ſolchen Krankheit in allen ihren Reichen barmherzig geſpendet.

Aber man denke ſich dagegen die Gefühle einer armen Mutter, die allein bei ihrem Kinde iſt, allein den ganzen Tag, die lange Nacht; denn ſie hat keine Verwandte in der Stadt, ja nicht in dem ganzen weiten Lande, eine Mutter, die von keines Anderen Munde

einen liebevollen Troſt erfährt, die zu Niemand ſagen kann: „ſieh' mein Kind an, ich glaube, es ſchläft ruhiger, befühle auch du ſeine Händchen, mir ſcheint, ſie ſind nicht mehr ſo brennend heiß!“ — eine arme, arme Mutter, die, während ſie am Lager ihres Kindes ſitzt, in ihren Gedanken gierig an die Heilmittel denkt, die es für ihr Kind wohl geben könnte, wenn ſie im Stande wäre, ſie anzuſchaffen, eine Mutter, — kurz, eine Unglückliche, wie ſie in der kleinen Dachſtube vor unſeren Blicken ſitzt.

Jetzt erhebt ſie ſich von dem Stuhle, auf welchem ſie geſeſſen, eine ſchöne, ſchlanke Geſtalt, ein junges Weib, und wie ſie aufſteht, durchſchauert ſie die Kälte, die in dem Zimmer herrſcht. — Ob das Kind auch wohl friert? — Es zuckt mit ſeinen Füßchen. Sie nimmt von ihrem Hals ein Tuch und legt es über die Füße des Kleinen, dann ſtreicht ſie das dunkle Haar aus dem Geſicht, und tritt einen Augenblick an's Fenſter.

Auf den Treppen des großen Hauſes iſt Alles todtenſtille, hier oben hört man keinen Fußtritt. — Wenn nur der Arzt bald käme, nach dem ſie geſendet!

Der Himmel iſt ſchwarz, kein Sternlein blinkt hernieder und die Wolken ſind ſo dunkel, daß man ſie von dem großen Palaſte, der vor ihrem Blicke liegt, kaum zu unterſcheiden vermag. Auch in dieſem Palaſte iſt faſt kein Licht, nur aus einem einzigen Fenſter dringt durch ſchwere Vorhänge ein leichter Schimmer hindurch, der Schein bleibt ſich immer gleich. Sie hat ihn ſchon oft geſehen, wenn ſie während mancher Nacht ruhelos durch das Zimmer ſchritt, ſich bald über das ſchlafende Kind beugte, jetzt wieder an das Fenſter trat. Sie hat ihn oftmals ſeufzend betrachtet, dieſen Schein; aus einem hohen breiten Fenſter drang er hervor und hie und da war ein Mann an dieſes Fenſter getreten und hatte die ſchweren Vorhänge auseinandergethan und ihr dadurch einen Blick in das Innere des Zimmers vergönnt.

Da bemerkte ſie wohl, wie prachtvoll es eingerichtet ſei, präch-

tige Teppiche auf dem Boden und die ſpielende Flamme des Kamins, wie ſie ſo freundlich Wände und Fenſter vergoldete. Und in ſolchen Momenten hatte ſie ihren Kopf an die kalten Scheiben gelegt und aus tiefem Herzensgrunde geſeufzt, wenn ſie bedacht, daß auch ſie noch vor Kurzem ſolche Zimmer bewohnt. Nicht als ob ſie es bereue, daß ſie dieſelben nimmer bewohne, für ihre Perſon war ſie nicht unglücklich darüber, daß ſie ſie verlaſſen, aber wohl für das arme Kind hier in dem kalten Zimmer, in dem elenden Bette. „O hätte das Bübchen," dachte ſie, „nur für die Dauer ſeiner Krankheit ein ſolches Zimmer, es würde gewiß bald geſund werden!" —

„Und kann es hier nicht wieder geſund werden?" fragte ſie ſich plötzlich, drückte die Hand an die Stirne und ſchaute wild um ſich. „Wäre es denn möglich, daß das Kind hier ſterben könnte, weil es ihm an einem Arzte fehlt, an nothwendiger Pflege, an Allem? — O nein! Gott im hohen Himmel, das kannſt du nicht zugeben! Mein Kind, mein einziges, geliebtes, kleines Kind!"

Und ſie warf ſich wieder über das Bett hin und weinte lang und bitterlich. —

Gehen wir für einen Augenblick in unſerer Geſchichte um einige Zeit zurück, bis zu jenem Tage, wo in Genua der Gevatter den Auftrag erhielt, den bewußten Brief ſeiner Herrin, der Signora Marina, zu übergeben.

Er that es auch pflichtſchuldigſt, und wunderte ſich nur, daß der Inhalt deſſelben keinen größeren Eindruck auf ſie zu machen ſchien. Aber konnte er in ihr Herz ſehen, konnte er es fühlen, wie wenig ihre äußere Ruhe die fürchterlichen Kämpfe in ihrem Innern kund werden ließ? Auch traf ſie der Schlag nicht ganz unvorbereitet. Sie hatte mit dem richtigen Gefühl des Weibes lange geahnt, daß es ſo kommen müſſe, und die letzte Unterredung mit dem Vater ihres Kindes hatte ſie von der Richtigkeit dieſer Ahnung überzeugt.

Was ſollte ſie thun? Nach Deutſchland zurückkehren und dort

mit dem leben, was ſie ſich erübrigt? — Ja, das wollte ſie. Aber zuerſt zog es ſie nach Neapel, nicht, um ihn wieder zu ſehen, um ihn zu einer Aenderung zu vermögen, nein, ſie wollte blos zu erfahren ſuchen, ob er im Stande ſei, die eheliche Verbindung mit ihr nicht blos zu löſen, nein, für ungültig erklären zu laſſen (ſo etwas hatte ihr der Gevatter zugeflüſtert) — und dadurch ihrem Kinde ſein Recht, ſeinen ehrlichen Namen zu nehmen, und ſie auf dieſelbe Art in die Klaſſe tauſend anderer unglücklicher Weiber zu werfen.

Sie ſchrieb an Dubelli, ſie bat ihn, Briefe für ſie nach Genua zu ſchicken, ſie übergab ihrem getreuen Diener, dem Gevatter, die ausgedehnteſten Vollmachten über ihre Wohnung, über ihr Vermögen. Sie nahm wenig Geld mit ſich nach Neapel, und beauftragte ihn, ihr die und die Summe nach Neapel zu ſchicken.

Somit reiste ſie ab, kam dort an und um in dieſer Stadt, wo ſie ſo unerhörten Triumphs genoſſen, wo ſie ſo viele Freunde, Verehrer beſaß, nicht erkannt zu werden, miethete ſie ſich bei Santa Lucia ein kleines anſtändiges Quartier.

Da blieben aber gleich zum Erſtenmale die Gelder aus, die ſie von Genua erwartete. Sie ſchrieb augenblicklich dorthin und bekam keine Antwort. Sie ſchrieb an ihren Banquier, auch der ließ nichts von ſich hören. Da gerieth ſie in große Verlegenheit. Zum Erſtenmale ſo recht allein in der Welt ſtehend, wußte ſie ſich nicht zu helfen. Sie bezahlte mit dem Wenigen, was ihr geblieben, ihr Quartier und bezog das kleine Zimmer in dem Hinterhauſe des Palazzo Albano.

Ihre Erkundigungen hatten auch bisher kein Reſultat geliefert, denn der Name des Grafen war unbekannt: ſie wußte nicht, daß er den ſeines Onkels angenommen.

Sie ſchrieb auf's Neue an Dubelli und ſtellte ihm ihre Lage vor, mittlerweile aber mußte ſie von ihren wenigen Sachen verkaufen, um ihr Leben und das ihres Kindes friſten zu können.

Da wurde das Bübchen krank, anfänglich unbedeutend: die Kälte

des Winters hatte es angegriffen, die veränderte Lebensweiſe ihm geſchadet. Anfänglich ſpielte es noch mühſam lächelnd im Zimmer umher, wurde blaß und ſchwach, taumelte an den Stühlen, mochte nicht mehr ſpielen, und dann erfaßte es auf einmal jenes fürchterliche Fieber, welches das Kind auf das Bett hinwarf, vor dem jetzt die Mutter ſaß, es mit ihren Thränen benetzend. —

Horch! waren das nicht Fußtritte auf der Treppe; ſollte es vielleicht der Armenarzt ſein, den die mitleidige Frau, welche unten wohnt, verſprochen, hinaufzuſchicken? — Nein, ſie hatte ſich geirrt, diesmal war es Jemand anders, denn die Tritte verhallten auf der unteren Treppe. — Aber jetzt wieder, ja, jetzt tappte es höher hinauf, jetzt war es ſchon auf dem Gange, jetzt verſuchte es in der Dunkelheit draußen den Schlüſſel zu finden, und die arme Mutter ſprang an die Thüre hin, um ſie zu öffnen.

Es war der Arzt, ein alter freundlicher Italiener, — der Armenarzt; man ſah ihm an, daß ſeine Praxis gering und ſchlecht war. Er trat an das Bett des Kindes, fühlte ſeinen Puls, ſeinen Kopf, ſeine brennenden Schläfe, und blickte die Mutter nachdenklich an.

Mit namenloſer Spannung hingen ihre Augen an den Lippen des Arztes.

„Das arme Kind iſt ſehr krank!“ ſagte er. „Es hat ein heftiges Gehirnfieber.“ —

„Iſt das ſehr gefährlich?“ hauchte die Mutter kaum hörbar hervor.

„Allerdings, Signora, ſehr gefährlich, aber es ſterben nicht alle Kinder daran.“

„Nicht alle?“ — —

Der Arzt ſah die junge Frau theilnehmend an, dann blickte er in dem Zimmer umher, ſah auf den eleganten Reiſekoffer und fragte: „Sie ſind eine Fremde? Sie haben keine Verwandte, keine Bekannte in der Stadt?“

„Niemand!“

Der Doktor schüttelte den Kopf. — „Und Ihr Vermögen, — Sie verzeihen mir, ich frage nicht aus Unbescheidenheit, — erlaubt Ihnen keine andere Wohnung? Es ist nämlich etwas kalt hier, Signora, ein Kaminfeuer könnte nichts schaden."

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Es wäre auch für das Kind besser," fuhr er fort und betrachtete das Bübchen theilnehmend, „ich will morgen Schritte für Sie thun, Madame; — Sie sind eine Deutsche? das Beste wäre, wenn ich mich an Ihre Gesandtschaft wendete, Sie haben doch Ihre Papiere?"

„Ja, ich habe meine Papiere!" sagte sie mit tonloser Stimme, „aber ich will sie nicht aus meinen Händen geben, ich will, ich kann bei der Gesandtschaft nicht genannt werden."

„Das ist schlimm!" entgegnete der Arzt, „aber ich will wenigstens versuchen, ob ich auch ohne Ihre Papiere morgen etwas für Sie thun kann."

„Morgen!" sagte sie ziemlich erleichtert und blickte auf das Kind, „also ist es, Gott sei gelobt! nicht so gefährlich, daß man heute noch etwas thun müßte?"

Der Doktor sah sie verwundert an. „Ei, Madame," sagte er, „ich sprach nur von morgen wegen einer möglichen Wohnungsveränderung für Sie, das Kind aber ist sehr gefährlich krank, für dasselbe muß schleunig etwas geschehen."

„Ah!" — —

„Sie haben wohl einiges Geld? Sonst würde ich Ihnen mit einer Kleinigkeit aushelfen, eine Arznei, die ich selbst machen kann, will ich Ihnen schicken, jetzt aber müssen wir sogleich dem Kinde Eisumschläge machen."

„Ah, Eisumschläge!"

„Haben Sie Jemand, den Sie in ein benachbartes Kaffee schicken können, um dergleichen zu holen?"

Die Frau, die mir hie und da Einiges hilft, kommt erst morgen früh."

„Aber es muß ſogleich ſein! — Es iſt wahrhaftig nichts Anderes zu thun, gehen Sie die paar Schritte ſelbſt, Sie wiſſen vielleicht, gleich unter der Ecke von Toledo iſt das Café do l'Europe. Gehen Sie dahin und treten Sie dort zu der erſten kleinen Thüre herein, es ſind immer da viel weniger Leute als in den großen Zimmern."

„Aber das Kind? Ich kann doch mein Kind nicht allein laſſen!"

„Seien Sie unbeſorgt, Madame, ich bleibe ſo lange bei dem Kinde; ein Arzt iſt in ſolchem Falle faſt ebenſogut wie eine Mutter."

„Nun denn in Gottes Namen! — Gott lohne es Ihnen!"

Eilig ſuchte ſie im Zimmer nach einem groſſen Shawl, den ſie umwarf, nicht ohne bei jedem Schritt und Tritt den Kopf rückwärts nach dem Bette zu wenden. Auch als die unglückliche Mutter endlich zur Thüre hinaus ging, blieb ſie noch unter derſelben ſtehen und ſchaute ihr Kind mit innigſtem, zärtlichſtem Blicke an. Der freundliche Arzt mußte ihr mehrere mal mit der Hand winken, ſie ſolle jetzt endlich gehen. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Vicomte mit dem deutſchen Huſaren-Offizier, ſowie Alfons und Alfred, auch Baron Karl und die beiden Grafen von St. Alban hatten ſich in kurzer Zeit an einander gewöhnt, und man fand ſie faſt immer in derſelben Geſellſchaft.

Da die herrſchende Saiſon zu weiten Ausflügen in die prachtvollen Umgebungen Neapels nicht geeignet war, ſo beſchränkte man ſich mehr auf das, was die Stadt ſelbſt bot. Man beſuchte gemeinſchaftlich die Muſeen, man dinirte zuſammen, häufig im Palazzo Albano, man traf ſich in Geſellſchaften, kurz, man amuſirte ſich außerordentlich gut.

Der alte Graf von St. Alban, ſehr vergnügt darüber, daß er Gelegenheit hatte, einem kleinen angenehmen Kreis ſein Haus zu öffnen, war in ſolchen Stunden heiter, ja luſtig, aber auch nur in dieſen Stunden, und nachher, wenn er wieder allein ſaß, in dem

großen Gemach bei ſeinem Kaminfeuer, ſtiegen nach wie vor die Geſpenſter des Mißmuths und der Einſamkeit neben ihm auf und verſetzten ſein Herz in Trauer.

Es war heute ein ſolcher Abend; der Graf fühlte heftige Schmerzen und ſaß zuſammengebeugt in ſeinem Lehnſeſſel. Draußen vom Meere her pfiff der Wind kälter und unfreundlicher als je.

Es war vielleicht acht Uhr; die Straßen waren leer, in den Kaffeehäuſern wogte ein luſtiges, glänzendes Leben, beſonders in dem Café de l'Europe, dem Zuſammenfluß aller vornehmen, eleganten Leute. In den oberen Zimmern deſſelben bei dem berühmten franzöſiſchen Reſtaurateur befand ſich eine Geſellſchaft junger Leute beim Beſchluß eines außerordentlich feinen Diners. Die theuerſten Weine funkelten in allen Farben in den feingeſchliffenen Kelchen. Graf Eugen, der einige Bekannte eingeladen hatte, ſetzte ihnen an edlen Weinen vor, was die Krater und Felswände ſeines Heimathlandes nur Geiſtvolles und Edles im Stande waren, auszukochen.

„Ich muß geſtehen," ſagte Graf Alfons, „daß man ſchon im Stande wäre, ſich, was dieſen Wein anbelangt, bei euch gerne bald zu acclimatiſiren."

„Das glaube ich gerade nicht," entgegnete Alfred, „wenigſtens ich für meinen Theil trinke auch hie und da gern ein Glas Syrakuſer oder Lacrymä, möchte aber keinen eurer italieniſchen Weine täglich auf meinem Tiſche haben."

„Ganz meine Anſicht!" lachte der Vicomte! „Alles, was wir hier auf dem Tiſche ſehen, ja Champagner, ſpaniſche Weine, Tokayer, feine Rheinweine, ſind nur eine angenehme Verzierung des ſoliden Gebäudes, welches man mit dem erſten Weine der Welt, dem Bordeaux, aufgeführt. Bordeaux iſt der einzige Wein, den man als ſolchen behandeln, von dem man viel trinken kann. Bordeaux erwärmt, ſättigt, erheitert, reſtaurirt. Erhebt euch von einem ſchweren Gelage und ihr könnt eurem Magen nicht beſſer thun, als wenn ihr ihm gleich eine Arznei zur Verdauung, ein Glas guten alten Medoc eingebt."

„Der Vicomte hat Recht!“ lachte der junge Offizier, „ich ziehe all' dieſe leichten feurigen Truppen bereitwillig zurück und laſſe meine Artillerie auf der ganzen Linie abfahren, ſobald ſich eine ſchwere Bordeaux-Batterie zeigt.“

„Ich will damit nicht geſagt haben,“ fuhr der Vicomte fort, „daß ich die italieniſchen Weine verachte. Im Gegentheil, es gibt nichts Reizenderes und Lieblicheres als ein kleines Glas dieſes vortrefflichen Syracuſers.“

„Italien iſt ein herrliches, prächtiges Land!“ ſprach der Baron Karl und hob ſein Glas in die Höhe, „und wenn es auch gar keinen Wein darin gäbe, ich wäre ſchon zufrieden mit der Ausſicht von meinem Fenſter, den deliciöſen Frutti di Mare und dem unübertrefflichen Gefrorenen.“

„Dergleichen haben wir nicht in Paris,“ ſagte der Vicomte, „obgleich Tortone auch ein Italiener iſt, ſo bringt er doch nie ein Pezze zu Stande, wie der göttliche Donzelli auf Toledo.“

Da die Unterhaltung auf Italieniſch geführt wurde, ſo verſtand ſie der ſervirende Kellner vollkommen und ſetzte jetzt ſchmunzelnd ein wahres Meiſterwerk von Gefrorenem auf. Es war eine Fruchtpyramide, beſtehend aus künſtlichem Eis, geformten Trauben, Granat-Aepfeln, Ananas, Orangen, Citronen, Mandeln und jedes hatte, analog der Fruchtart, die es vorſtellte, einen andern feinen Geſchmack. Das Hauptſtück dieſer Pyramide, eine koloſſale Melone, deren Rinde aus dem Aromatiſchſten beſtand, das man Pflanzen und Früchten herausziehen konnte, war gefüllt mit zuſammengefrorenem Champagner-Schaum.

Zu allem dieſem Gefrorenen, ſowie zum Abkühlen der verſchiedenerlei Flaſchen für die Tafel da droben hatte man aber auch am heutigen Abend drunten in der Küche eine ſolche Menge Eis und Schnee verbraucht, daß es dem erhitzten, ermüdeten Koch eigentlich nicht übel zu nehmen war, daß er eine arme Frau, die drunten im Buffet erſchien, um für eine Kleinigkeit Eis für ihr krankes

Kind zu kaufen, nicht gerade den freundlichſten Beſcheid gab. Sie hätte auch vielleicht gar nichts erhalten, wenn ſich nicht die mitleidige Dame des Comptoirs ihrer angenommen und den Tyrannen in der Küche mit einigen ernſten und eindringlichen Worten dazu vermocht, der armen Frau das Verlangte zu geben.

Dieſe packte das Erhaltene in ein kleines Tuch und wollte ſich eben dankend entfernen, als an der Thüre, aus welcher ſie heraustreten mußte, ein elegantes Coupé ſo dicht vorfuhr, daß die arme Frau genöthigt war, einen Schritt zurückzutreten. Ein großer Mann, der vorn neben dem Kutſcher auf dem Bocke ſaß, ein herrſchaftlicher Jäger mit ſchwarzem Federbuſch, die Uniform reich geſtickt, bandelirt und mit klirrendem Hirſchfänger ſprang herab und eilte in's Haus.

In dem hell erleuchteten Veſtibul ſtand er ſo plötzlich jener armen Frau gegenüber, die an ihm vorbei auf die Straße wollte; ſie ſchaute in dieſem Augenblick in die Höhe, und darauf war es, als wollten ihr die Kniee zuſammenbrechen. Lukas, der einer armen hülfloſen Frau auf alle Fälle beigeſprungen wäre, eilte in ihre Nähe, hielt ſie mit dem linken Arm aufrecht, und wie ſie alsdann nochmals in die Höhe ſchaute, fuhr er mit der Hand über ſeine Augen und ſagte mit leiſer, zitternder Stimme: „Herr Gott im Himmel!“

War denn das möglich, konnte er die kleine Marie, die gefeierte Tänzerin, die eine vornehme, reiche Dame geworden, hier ſo wieder finden? — in dieſer ärmlichen, unſcheinbaren Kleidung auf dem Vorplatze des Kaffeehauſes, wo man ſonſt kein weibliches Weſen ſah, mit einem kleinen Päckchen unter dem Arm? — War das möglich?

Als habe ſie ſeine Gedanken vollkommen verſtanden, ſo ſah ihn die unglückliche junge Frau einen Augenblick an, dann ſagte ſie ihm leiſe einige erklärende Worte, weßhalb ſie hier in dieſem Hauſe ſei, ſchüttelte mit dem Kopfe und ſank dann ohnmächtig zuſammen. Wie ein Kind nahm ſie der große ſtarke Mann auf den Arm, öffnete den Schlag des Wagens und legte ſie ſanft in die Kiſſen, worauf er den

Schlag wieder ſchloß und in drei bis vier Sprüngen die Treppe hinauf in das Speiſezimmer eilte.

Die Frucht-Pyramide war eben zerſtört und zerſchnitten worden, als der Jäger mit Ungeſtüm in das Zimmer trat. Sein Geſicht war todtenblaß und er ſchien faſt leichenhaft unter dem kohlſchwarzen Haar und Bart. Sein Hirſchfänger, den er gefaßt hielt, klirrte in ſeiner zitternden Hand.

„Ei, Lukas," rief Graf Alfons bei ſeinem Eintreten, „was iſt denn, haben Sie ein Geſpenſt geſehen?"

„Ja, Herr Graf," ſagte der Jäger mit dumpfer Stimme und wandte ſich darauf an ſeinen Herrn. „Herr Baron, ich bitte Sie um Gottes Willen, nur einige Worte zu hören!" —

Alle, die den Jäger Lukas, dieſen ſonſt ſo ernſten, geſetzten Mann kannten, ſahen ſich erſtaunt an und blickten aufmerkſam auf den Baron Karl, der mit ihm in eine Fenſterecke getreten war. Sie ſahen, wie der Baron zuſammenfuhr, und hörten ihn ſagen: „aber Lukas, das iſt ja unmöglich! Haſt du ſie erkannt? biſt du deiner Sache ſicher?"

„So gewiß, als ich Sie kenne, Herr Baron, und ſo gewiß ich Sie vor mir ſtehen ſehe."

„Und haſt du ſie in meinen Wagen gebracht?"

„Ja, Herr Baron."

„Schön! Fahre im Schritt mit ihr nach meinem Hotel, ich werde noch vor euch da ſein, um meine Frau zu benachrichtigen. Man muß alles Mögliche für ſie thun?" — Was mag ihr widerfahren ſein? — Sie verzeihen, meine Herrn," wandte er ſich an die Geſellſchaft, „ein dringendes Geſchäft, eine unglückliche Landsmännin, der ich helfen muß!"

„Aber ſo ſprechen Sie doch, Baron, — was iſt's denn? — Sie ſehen, wie neugierig wir ſind!" riefen die jungen Leute durch einander, und der Graf Alfons ſagte lachend: „Ehemann! Ehemann!"

„Macht keine Späſſe!" entgegnete ernſt der Baron; „du wirſt

dich entsetzen, wenn ich dir sage, wen mein Jäger drunten an der Thüre getroffen, in ärmlicher Kleidung sich für ein paar Soldi Eis kaufend für ihr krankes Kind, das an einem heftigen Fieber darnieder liegt."

„Nun?"

„Maria, unsere kleine, liebenswürdige Tänzerin!" sagte bewegt der Baron und griff nach seinem Hute.

„Maria?" — — —

„Doch nicht dieselbe, die hier in Italien so großes Furore machte?" fragte Alfred.

„Dieselbe!" —

„Die sich bei einer Schiffbruchs-Geschichte so famos benommen?" sagte der Vicomte.

„Dieselbe!"

„Signora Marina?"

„Dieselbe!"

Einen wahrhaft fürchterlichen Anblick bot in diesem Augenblicke Eugen, der Graf von St. Alban. Er hatte krampfhaft die Lehne des Sessels gefaßt, und lauschte den obigen Fragen und Antworten mit einem entsetzlichen Interesse. Alles Blut war aus seinem Gesichte verschwunden; es war gelb, wie das eines Todten. Seine Augen, weit aufgerissen, starrten bald den Baron, bald den Jäger an, sein Athem stockte, seine Brust hob sich mühsam.

„Signora Marina!"

Diese Worte schrie er gellend heraus und machte sich gewaltsam Bahn nach der Thüre zu.

„Um Gotteswillen! was ist das nun wieder?" rief der Baron aus und hielt ihn fest am Arme. „Wo wollen Sie hin? — Was ist geschehen?"

„Zu ihr! zu ihr!" rief der junge Mann flehend, „lassen Sie mich um Gottes Barmherzigkeit willen gehen!"

Alle traten erstaunt näher.

„Ah!“ ſagte Alfons, dem ein ſchreckliches Licht aufzudämmern begann, und faßte den Italiener feſt an dem anderen Arme. „Ah, Herr Graf, Sie kennen die deutſche Tänzerin?“ Und bei dieſen Worten lagerte ſich ein fürchterlicher Ernſt auf ſeinen Zügen.

„Ja, ja!“ ſtieß der Andere mühſam hervor, „ob ich ſie kenne, die Unglückliche?“

Entſetzt ließ ſowohl der Baron, wie Alfons die Arme des jungen Mannes los, und der Graf ſagte mit leiſer Stimme: „ſo waren Sie derjenige —?“

„Nur jetzt keine Fragen!“ bat der Graf von St. Alban, „um aller Heiligen Willen, nur jetzt nicht! Ich will Ihnen morgen in Allem Rede ſtehen.“

„Aber was wollen Sie jetzt beginnen?“ fragte kalt der Baron.

„Ich will ſie in das Haus meines Onkels bringen. Ich habe ein Recht dazu, — — — — ſie iſt ja doch mein Weib.“

Mit einer tiefen Verachtung in den Zügen traten Alle einen Schritt von dem jungen Manne zurück.

„Sie werden mir aber erlauben,“ ſprach nach einer Pauſe der Baron Karl, „daß ich Sie, Herr Graf, begleite, denn nach allem dem, was hier vorgefallen ſcheint, will ich das arme Weib Ihren Händen nicht allein überlaſſen.“

Ein Blick des tiefſten Schmerzes fuhr bei dieſen Worten aus den Augen des jungen Grafen, doch er faßte ſich und ſagte: „ich kann Ihnen nicht Unrecht geben. — Doch eilen wir, Baron.“

Lukas war ſchon die Treppen hinab geeilt, und die beiden Herrn folgten ihm.

Das arme Weib lag noch immer beſinnungslos in der Ecke des Wagens; auf einen Wink des Barons ſetzte ſich Lukas, der ja mit ihr am Genaueſten bekannt war, an ihre Seite und der Kutſcher erhielt den Befehl, im Schritte nach dem Palazzo Albano zu fahren. Die beiden jungen Männer warfen ſich in das Coupé des Grafen und fuhren im geſtreckten Galopp dem anderen Wagen voraus. — — — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Graf von St. Alban saß, wie gesagt, an diesem Abend mißvergnügter und verdrießlicher als seit längerer Zeit vor seinem großen Kamin in dem einsamen Gemach. Er unterhielt sich damit, das Brennholz zu kunstvollen Pyramiden zu bauen und dann zuzusehen, wie die Flamme behend hindurch leckte und die Gluth seine Arbeit so schnell verzehrte. Wenn die verbrannten Stücke knisternd zusammenstürzten, so konnte er ihnen längere Zeit gedankenvoll nachsehen und sich, wie es schien, in recht unangenehme Gedanken versenken. Er fuhr dann plötzlich in die Höhe mit einem halblauten verdrießlichen Ausruf und blickte zornig um sich.

Der Graf, nachdem er wieder mehrere Tage angenehme Gesellschaft um sich gehabt, fühlte sich heute, durch seine Schmerzen im Zimmer allein zurückgehalten, doppelt einsam und verlassen. Er hatte nicht gewollt, daß man ihm zu lieb, um ihm Gesellschaft zu leisten, das besprochene Diner aufschiebe; er wollte Niemandem sein Vergnügen rauben, und zog es vor, allein hier zu sitzen, nachdenklich, verstimmt, traurig und verlassen.

Da rasselte eine Equipage mit außerordentlicher Geschwindigkeit in das Portal des Palastes. Die Thür wurde aufgerissen und Eugen stürzte herein, gefolgt von Baron Karl.

In wenigen Worten, aber mit leidenschaftlicher Hast erzählte der junge Mann, was sich zugetragen, und bat um ein Asyl für die Mutter seines Kindes. Der Baron unterstützte seine Bitte, indem er versicherte, Graf Eugen habe mit Gewalt verlangt, sie hieher zu führen, und er sei eben im Begriff gewesen, die unglückliche Landsmännin, die er schätze und achte, seiner Frau zuzuführen.

Der alte Graf hatte sich mühsam erhoben, stützte sich auf seinen Stock, und sah bald den Einen, bald den Andern fragend an.

„Aber ich will nicht hoffen," sagte er nach einer Pause, „daß das eine verabredete Geschichte ist, ein vorbereiteter Ueberfall, ein überlegter Angriff auf mich!"

Der Baron ſchüttelte ernſt mit dem Kopfe, und Eugen faltete bittend die Hände.

Unterdeſſen hörte man eine andere Equipage in den Hof fahren, und einige Zeit darauf erſchien der alte Kammerdiener, wie fragend an der Thüre des Gemachs.

„Man geleite Madame hieher!“ ſagte ernſt der Graf, und dieſen Befehl verſtehend, ſtürzte Eugen an dem Kammerdiener vorbei, der Treppe zu. — — —

über dieſes Ausbleiben ungeduldig geworden wäre, oder als ob ihn ſeine koſtbare Zeit gedauert, — nicht im Geringſten! — denn ſeine Zeit war ihm leider nicht koſtbar. Er hatte faſt gar keine Praxis und war aus dieſem Grunde nicht blos ein Armen-Arzt, ſondern auch ein armer Arzt. — In's Kaffeehaus, um vor Schlafengehen ſeinen Kaffee zu trinken, kam er immer noch zeitig genug; auf ſeiner Stube war es nicht wärmer und comfortabler als hier, und dann war er vollkommen verſichert, daß ihm die Madonna für die Hülfe, die er dieſem armen Kinde angedeihen ließe, einen tüchtigen Strich im Buche des Himmels machen würde.

Das Bübchen war in einen ruhigeren Schlaf geſunken. Der Doktor hatte ihm aus dem Waſſerkrug kalte Umſchläge auf die brennende Stirne gemacht, und das ſchien dem Kinde wohl zu thun.

Wenn nur die arme Frau, dachte er bei ſich ſelbſt, keine Ungelegenheiten gehabt hat, oder irgendwo zu Schaden gekommen iſt! Bah! den Weg nach dem Café de l'Europe kann ja von hier jedes Kind finden. — Er ſtand auf und ging eine Zeit lang in dem Stübchen auf und ab, dann trat er an's Fenſter, welches auf den Hof des Palazzo Albano führte.

Da unten bei den großen Fenſtern ſah man Lichter vorbeirren, der ſonſt ſo finſtere Hof war ebenfalls erleuchtet, und der helle Schein einiger Wagenlaternen glänzte zwiſchen den grünen Bäumen herauf.

„Wie ſind doch die Glücksgüter ſo ungleich vertheilt!“ ſeufzte der arme Doktor, „all der Spektakel da unten iſt zu Bedienung eines Einzigen, auf ſeinen Wink bewegen ſich ein paar Dutzend Hände, und wenn ich morgen früh anſtändig ausgehen will, muß ich mir Rock und Hut ſelbſt ausbürſten. — Und wenn ich auch nur an die arme Frau hier denke. Mit dem, was ſie heute Abend da unten an Lichtern verbrennen, könnte ſie die Krankheit ihres kleinen Kindes ruhig abwarten und daſſelbe bis zu ſeiner Geneſung vollkommen pflegen. — O verkehrte Welt!“

Drunten im Hofe wurde unterdeſſen eine Stimme laut und rief einem der Kutſcher: „Giuſeppe!“

„Hier! Was ſoll's?“

„Augenblicklich zum Doktor B. hinfahren! Die Pferde laufen laſſen, was ſie können, ihn aufſuchen, wo er iſt! Er muß in einer Viertelſtunde hier ſein!“

Der Kutſcher ſchwang ſich auf ſeinen Bock, und der Wagen raſſelte und dröhnte zum Thore hinaus.

Der Armen-Arzt oben am Fenſter nahm achſelzuckend eine Priſe und ſagte: „ja, ja, zum Doktor B., den läßt man mit der Equipage holen und bezahlt ihn mit Gold, nachdem er einmal einen Puls gefühlt und vielleicht etwas Niederſchlagendes verſchrieben. Und dies Niederſchlagende aus der Pharmazia wird ebenfalls geholt, was die Pferde laufen können!“ — Er wandte ſich unmuthig in's Zimmer zurück und trat wieder an das Bett. „Armes Kind!“ ſprach er, „und du, das wirklich in Gefahr iſt, für dich rennen nicht Pferde und Bediente, für dich muß eine arme Mutter in die Nacht hinaus, um etwas Eis für dich zu holen. — Armes Weib! — verkehrte Welt!“

Diesmal hatte der Armen-Arzt einigermaßen Unrecht.

Jetzt hörte er Schritte auf der Treppe; aber es konnte nicht die Frau ſein: es waren Männerſchritte, und er vernahm Stimmen, die etwas fragten, und die Stimme eines alten Weibes, die antwortete: „noch eine Treppe höher, Signori!“ Dann wurde die Thür des kleinen Zimmers, in welchem er ſich befand, haſtig geöffnet, ein junger, elegant gekleideter Mann trat herein, blickte ſich überall um und fragte: „wo iſt das Kind?“

Der Doktor ſchaute ihn verwundert an und ſagte: „wenn Euer Gnaden das Kind der armen Frau, die hier wohnt, meinen, ſo liegt es da in dem Bette und ſchläft.“

Darauf trat der junge Mann näher, kniete vor das Bett hin, legte ſein Geſicht auf die kleine herabhängende heiße Hand des Kindes und blieb ſo einige Minuten lang ohne Bewegung liegen. Mit

Erſtaunen bemerkte der Doktor, daß ihm mehrere Männer gefolgt waren, die nun ebenfalls in das Zimmer traten. Ein großer Mann mit ſchwarzem Bart trug eine Wachsfackel und ſtellte ſich an das Bett, und ihm liefen die dicken Thränen in den ſchwarzen Bart.

Der gute mitleidige Doktor konnte ſich bei dieſem Anblick nicht enthalten, ſich ebenfalls die Augen zu wiſchen, doch blickte er fragend auf den großen Mann mit dem ſchwarzen Bart.

„Wir wollen das Kind abholen," bemerkte dieſer mit leiſer Stimme.

„Aber die Mutter?"

„Iſt ſchon da."

„Hier?"

„Gleich neben an in dem Palazzo Albano."

„Ah!" — Dem Doktor begann ein ſchwaches Licht aufzudämmern. „Aber," ſagte er, man kann das Kind in der kalten Nacht nicht über die Straße transportiren, und dann," ſetzte er leiſe hinzu, „habe ich auch der Mutter verſprochen, bei dem kranken Kinde zu bleiben, bis ſie zurückkäme. Ich weiß dann auch nicht, ob ich zugeben darf —"

„Wer ſind Sie?" fragte der junge Mann, der ſich jetzt von dem Boden erhoben hatte.

„Ich bin der Armen-Arzt. Man hat mich zu dem Kinde gerufen, ich habe, wie Sie ſehen, bereits das Nöthige angeordnet und ihm kalte Umſchläge gemacht."

„Ich danke Ihnen von Herzen; aber wir wollen das Kind zu ſeiner Mutter bringen."

„Ueber die Straße?"

„O nein! Dies Haus ſtößt an den Palaſt, wir brauchen nur eine Thüre zu öffnen. Wenn es Ihnen gefällig iſt, gehen Sie mit und helfen uns das Kind gut und warm hinüber bringen."

Mit Freuden legte der Doktor Hand an; die Männer hatten einen großen Korb mitgebracht, und auf die durchwärmten Bettchen in demſelben wurde das kranke Bübchen ſanft gelegt, dann deckte

man den Korb mit Teppichen zu, zwei der Männer faßten ihn an, Lukas leuchtete mit der Fackel vor und ſo ging's die Treppen hinab, durch eine alte eiſerne Thüre, die ſeit Jahren nicht geöffnet war, hinüber in den Palaſt des Grafen St. Alban.

Die unerwartete Geſchichte hatte mehrere Weiber aus dem Haus auf die Beine gebracht, und ſie weinten reichliche Thränen und prieſen die Madonna, daß es der ſanften, ſchönen Frau und dem armen, kleinen Kinde durch Gottes Hilfe ſo wohl ergangen.

Die eiſerne Thüre ſchloß ſich knarrend, und damit trat das Bübchen in ein ganz anderes, ſchöneres Leben.

In demſelben Gemache, dem Schlafzimmer des Grafen von St. Alban, zu deſſen Fenſtern die arme, junge Frau ſo oft des Abends ſehnſüchtig hinabgeſchaut, lag ſie jetzt ſelbſt in einem weichen Armſeſſel; eine alte Kammerfrau der Herzogin, die in dem Palaſte des Grafen geblieben, war um ſie beſchäftigt und hatte die ſchweren Damaſt-Vorhänge des Fenſters zurückgeſchlagen, damit Maria hinaufſehen konnte in ihr ehemaliges Dachſtübchen, das jetzt von dem Glanz der Wachsfackel hell erleuchtet war. Bald aber erſtarb das Licht, es wurde dunkler und wenige Augenblicke nachher hatte die Mutter ihr Kind neben ſich, und an der andern Seite den Vater ihres Kindes, dem ſie vergebend und vergeſſend und dankbar für die Wendung ihres Geſchicks gern ihre Hand ließ. — — —

verworrene, undeutliche Bilder wurden in seiner Seele klar und lebendig.

Mit zitternder Hand öffnete er jenes Kästchen, ohne jedoch ein Wort mit ihr zu sprechen. Mit tiefer Bewegung hatte er sie aber in sein eigenes Schlafzimmer geführt, das am behaglichsten eingerichtet war, und dann war er in sein Zimmer zurückgegangen, hatte die Papiere, Briefschaften, das Portrait auf dem Marmortische ausgebreitet, und horchte mit außerordentlicher Theilnahme und steigendem Interesse, was ihm Baron Karl von dem Leben der deutschen Tänzerin erzählte. Auch Lukas mußte erscheinen, und dessen Zeugniß, der die Mutter der kleinen Marie gekannt, stellte unzweifelhaft die Thatsache fest, über welche der Graf im Innersten seines Herzens erschüttert, ja unendlich erfreut war.

Diese Conferenz dauerte mehrere Stunden, und nachdem sich der Baron Karl empfohlen, machte sich der alte Graf das unendliche Vergnügen, seinen Neffen kommen zu lassen, und ihm nach einigen Umschweifen Alles mitzutheilen. Wir sind erfreut, sagen zu können, daß diese Nachricht den Grafen Eugen auf's Höchste beglückte.

Der alte Graf von St. Alban ließ noch in derselben Stunde seinen Haushofmeister und Kammerdiener vor sich erscheinen, und zeigte ihnen an, daß die junge Dame, die so eben aus Deutschland angekommen und auf ihrer Reise einiges Unglück gehabt, die künftige Herrin seines Hauses sei, die Gemahlin seines Neffen, des Grafen von St. Alban. — — —

April Blätter und Knoſpen friſch und bunt eben erſt aus der winterlichen Hülle herausgeſprungen wären.

Aus dieſer Reiſe, die des Schönen ſo Vieles bot, müſſen wir uns mit kurzen Worten erlauben, noch eine Begebenheit hervorzuheben, indem ſie zu innig mit den Namenloſen Geſchichten verwandt iſt.

Lukas, der Jäger, der als Courier vorauseilte, kam Abends nach Molo di Gaëta, dieſem herrlichen, reizenden Ort mit ſeinen Orangen- und Citronen-Gärten. Vor demſelben begegnete er auf der Heerſtraße einem Trupp Galeeren-Sklaven, welche nach Capua und den Gefängniſſen von Neapel gebracht wurden. Einer der Erſten, den er unter dieſem Trupp mit Ketten beladener Menſchen bemerkte, war — der Gevatter.

Auf einer Reiſe von Genua nach Civita Vecchia hatte er auf einem neapolitaniſchen Schiffe einen Streit bekommen und ſeinen Gegner mit einem Meſſerſtich tödtlich verwundet. Sein Maß war voll. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenſtrafe verurtheilt, und wer die Wohnung, Beſchäftigung und Lebensweiſe dieſer unglücklichſten aller Menſchen je geſehen, wird eingeſtehen, daß er für ſeine vielen begangenen Verbrechen, wenn auch gerecht, doch ſchrecklich büßen mußte.

Auf der großen, prächtigen Villa des Baron Karl am Comerſee richteten ſich alle unſere Bekannten, mit Ausnahme der beiden Grafen von St. Alban, die ihr eigenes Landhaus dort hatten, häuslich ein. Sie waren aber meiſtens mit und bei einander, machten gemeinſchaftlich ihre Partieen auf dem ſchönen See und führten ein angenehmes, freudiges Leben.

Wenn Marie, ſo unendlich glücklich mit dem Bübchen (welches durch ihre eifrigſte Sorgfalt und durch die Kunſt der beiden Aerzte in kurzer Zeit wieder hergeſtellt worden war), an ihrem Bogenfenſter ſaß und in die ſpiegelnde Fluth hinabſchaute, ſo ſchwammen ihre Blicke auf der breiten Fläche dahin bis zu dem Fuß der Alpen- und ſchwangen ſich an den rieſenhaften Felſen leicht in die Höhe,

und ihr geiſtiges Auge blickte alsdann ſehnſuchtsvoll nach der Heimath, — nach Deutſchland, nicht um ferner dort zu wohnen, ſondern um das Grab ihrer Mutter aufzuſuchen und all' die Lieben wieder zu ſehen, die ihr, dem Kinde, ſo gut und freundlich geweſen. — Graf Eugen, der hinzutrat, ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken und unterbrach ihre Träumereien mit den Worten: „ſobald es anfängt, hier ſehr heiß zu werden, geliebte Maria, ſo wandern wir etwas weiter nach Norden.

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Alte Bekannte.

An einem außerordentlich warmen Herbſtnachmittag deſſelben Jahres, in welchem unſer voriges Kapitel ſchließt, fuhr ein Wagen in langſamem Schritt auf einer der Landſtraßen, welche zu der Reſidenz führen, wo ſich der erſte Theil unſerer namenloſen, aber ſehr wahrhaftigen Geſchichte begab. Dieſe Equipage war kein Poſtwagen, auch keine Extrapoſt, ſondern jenes ſolide, ruhige Fortbewegungsmittel, welches man Hauderer zu nennen pflegt. Langſam fuhr dieſer Wagen über alle Beſchreibung, einestheils, weil er etwas bergan ging, hauptſächlich aber, weil der Kutſcher, vornen übergebengt, feſt ſchlief und alſo ſeine müden Pferde nicht antreiben konnte, dann, weil die zwei Paſſagiere im Wagen ebenfalls ſchliefen und ſich deßhalb nicht in der Verfaſſung befanden, ihrerſeits den Kutſcher anzutreiben. Fuhrleute, die dieſer Equipage begegneten, knallten zuweilen heftig mit der Peitſche, verſetzten auch wohl den Pferden einen gelinden Schlag und alsdann fuhr der Kutſcher ſchlaftrunken in die Höhe, riß an den Zügeln, rief: hi! hi! und ein paar Schritte ging es dann weiter in einem ſchläfrigen Trab. Doch gleich darauf wackelte der Kopf des Kutſchers wieder ſo heftig vornüber, daß man glauben konnte, er ſuche

auf dem Trittbrett ein verlorenes Geldſtück; die Pferde ſenkten ihre Köpfe ebenfalls tiefer hinab, die beiden Reiſenden ſchnarchten gelinde und die ganze Geſellſchaft bewegte ſich ſchneckenlangſam vorwärts.

Die kleine Anhöhe, welche der Wagen hinanfuhr, war nun erſtiegen, und oben, wo es wieder bergab ging, ſtand rechts an der Straße ein Wirthshaus und vor demſelben dichtbelaubte Nußbäume, die einen herrlichen Schatten gaben, unter dieſen tannene Tiſche und Bänke und daneben ambulante Futtertröge für die Pferde, welche hier raſteten und gefüttert wurden. Die beiden ermüdeten Thiere, welche den vorhin erwähnten Wagen zogen, ſchienen es für gewiſſenlos zu halten, den nun folgenden ſteilen Berg ohne Aufſicht hinab zu fahren, auch mochten ſie ſich angezogen fühlen durch die erfriſchende Kühle unter den Bäumen und namentlich durch die Futtertröge: ihr Schritt wurde noch langſamer, ſie ſchienen einen Augenblick zu überlegen, dann aber wankten ſie, vom gleichen Gedanken beſeelt, rechts von der Straße ab dem Wirthshauſe zu und blieben genau vor der Thüre deſſelben ſtehen. Ein Hausknecht mit rother Weſte und weißer Schürze bemerkte lachend die ſchlafende Geſellſchaft, und nachdem er einen Augenblick gewartet, ob ſie durch das plötzliche Anhalten des Wagens nicht aufwachen würde, rief er, als das nicht geſchah, ein lautes Hoi! Der Kutſcher fuhr in die Höhe, ſchaute ſich verwundert um und ſchien nicht unangenehm überraſcht, als er ſich ſo von der ſtaubigen heißen Chauſſee weg auf einmal in dieſe ſchattige Kühle verſetzt ſah und das Wirthshausſchild bemerkte, das ihm in Geſtalt eines Arms ein hölzernes Bierglas faſt unter die Naſe hielt, von welchem der gemalte Schaum recht appetitlich herniederfloß.

„Ihr ſeid mir brave Fuhrleute!“ ſagte der Hausknecht lachend, „dankt Gott, daß euch die Poſt nicht begegnet iſt. Die hätt' euch in Grund und Boden hineingefahren.“

„Ich wär' ihr ſchon ausgewichen,“ entgegnete brummend der

Kutſcher, indem er von ſeinem Bock herabſtieg, „meint Ihr denn, wenn man in der Hitz' einmal ein Bischen die Augen zuthut, ſo ſchlafe man wie ein Dachs? Gib' mal 'nen Laib Brod heraus für die Pferde und 'nen Schoppen für mich!"

Der Hausknecht verſchwand in der Thüre und der Kutſcher, nachdem er ſeinen Pferden die Trenſen abgeſtreift, trat an den Wagen, um ſeine Paſſagiere zu ermuntern. Dieſe beiden Herren hatten bis jetzt, feſt in die Ecke des Wagens gedrückt, ruhig fortgeſchlummert.

„Hier wollen wir ein Bischen halten," rief der Kutſcher hinein, „es wird Ihnen ſchon recht ſein; es gibt hier ein gutes Glas Bier, und das kann man bei der fürchterlichen Hitze ſchon brauchen."

Der Eine der beiden Reiſenden, die ſehr feſt geſchlafen hatten, erwachte jetzt, ſchaute zuerſt den Kutſcher, dann ſeinen Reiſegefährten verwundert an und konnte nur langſam begreifen, wo er ſich eigentlich befinde. Der Andere dagegen öffnete ſchneller die Augen, ſtreckte die Hand zum Schlage hinaus und fragte, getäuſcht durch einen plätſchernden Brunnen im Hofe, ob es denn regne. Bald aber hatten ſich Beide verſichert, wo ſie eigentlich ſeien, und ſtiegen aus dem Wagenkaſten, worauf der Eine ſeine Uhr herauszog und ſich dann prüfend in der Gegend umſah.

„Mir ſcheint, lieber Freund," ſagte er alsdann, „wir ſind entſetzlich ſchlecht gefahren; „es iſt jetzt vier Uhr und Sie verſprachen uns, wir ſollten bis ſechs Uhr in der Stadt ſein; wenn ich mich aber nicht ſehr irre, ſo befinden wir uns hier noch eine Stunde von Malzberg entfernt, von da haben wir immer noch zwei gute Stunden nach der Reſidenz."

Der Kutſcher zuckte mit den Achſeln, murmelte etwas von der fürchterlichen Hitze, von der ſtaubigen Chauſſee und verſicherte, wenn die Pferde hier ein Bischen ausgeruht, würde es von hier hinabgehen wie „ein ſiediges Donnerwetter."

Die Reiſenden ließen ſich an einem tannenen Tiſche nieder, eine Kellnerin brachte Bier, faſt ſo ſchäumend wie das gemalte über der

Hausthüre, und reichte es den Gäſten dar, die einen tiefen Zug aus den Gläſern thaten.

Wir haben uns von jeher im Lauf unſerer wahrhaftigen Geſchichte bemüht, unſern Leſern die Wahrheit zu ſagen, wir haßten alle künſtlich hervorgebrachten Effekte und hielten es als gebildete Leute für unſere Pflicht, neu auftretende Perſonen dem geneigten Leſer ſogleich vorzuſtellen. Wir wollen dies jetzt um ſo weniger unterlaſſen, da wir es mit ein paar alten Bekannten zu thun haben, die uns aber im Drange der Umſtände ſeit längerer Zeit aus dem Geſichte verſchwunden ſind.

Von den beiden Reiſenden, die ſich ſoeben eine Cigarre anzündeten und unter den hochſtämmigen Nußbäumen in das weite hügelige Land vor ſich ſchauten, heiterem Blickes, aber nachdenkend, iſt der Eine der ſehr ehrenwerthe Tänzer Dubelli und der Andere unſer Freund, der Doktor Stechmaier. An dem Aeußeren dieſer beiden uns werthen Perſonen bemerken wir zu unſerer Freude, daß es ihnen wohl zu ergehen ſcheint. Beide ſind ſehr anſtändig gekleidet, und wenn ſie auf dem Kopfe die Reiſemütze tragen, ſo ſehen wir zur Rechten und Linken des Wagens ein paar Hutſchachteln baumeln und bemerken hinten aufgeſchnallt mehrere anſtändige Koffer und nebenbei können wir verſichern, daß die Uhr, auf welcher ſich Dubelli vorhin nach der Zeit erkundigte, von Gold war à cylindre, quatre trous en rubis fin.

Zehn Jahre ſind eine lange Zeit, und wenn man ein gewiſſes Lebensalter überſchritten hat, ſo macht uns dieſer Zeitraum ebenſo wenig jünger, als er uns verſchönert. Dubelli hatte ſich beſſer conſervirt als der Doktor. Letzterer zeigte, als er ſeine Reiſemütze zufällig ablegte, einen erſchrecklichen Ueberfluß an Haarmangel. Er ließ die Haare ſeines Hinterkopfes ziemlich lang wachſen und trug den dort überflüſſigen Saldo auf das gänzlich entblößte Haben ſeiner unverhältnißmäßig hohen Stirne. Dubelli hatte ſeine Locken ziemlich behalten, ſein Geſicht ſah gutmüthig, freundlich, angenehm wie

immer aus und ſein Körper war ſchlank geblieben, wogegen der Doktor wohlbeleibter ausſah als früher, mit etwas rötherem Geſichte! auch hatte er ſeine Brillengläſer der ſchlechten Augen wegen blau färben laſſen.

„So ſind wir denn wieder im Vaterlande,“ ſagte Dubelli und ließ ſeinen Blick über die freie Gegend freundlich hinweggleiten, „wir kehren zurück mit dem freudigen Bewußtſein, daß wir unterdeſſen vorwärts gekommen ſind, etwas errungen, etwas vor uns gebracht und Manches erlebt haben.“

Der Tänzer ſchien ſich in den verfloſſenen Jahren Mühe gegeben zu haben, der Schwierigkeiten Herr zu werden, die ihm in früherer Zeit das Ausſprechen des St. verurſachte. Er ſtieß nur noch zuweilen und faſt unmerklich an, aber von einem förmlichen Stolpern wie früher war gar keine Rede mehr.

„Lieber Doktor,“ fuhr der Tänzer fort, „ich kann Ihnen nicht ſagen, welche große Freude es mir gemacht, als ich Sie geſtern Abend ſo unverhofft wieder ſah. Sie ſind einer jener lieben Menſchen, die ich gekannt in der damaligen wildbewegten Zeit. Ihnen ging es wie mir damals hundeelend und als Sie auf der tiefſten Stufe des Elends ankamen, betrat ich ſchon die unterſte Sproſſe jener Leiter, die mich, wenn auch nicht hoch empor, doch in eine angenehme, behagliche Mittelregion brachte.“

Der Doktor hob würdevoll ſein Glas gegen die Sonne, ſchielte ſanft lächelnd in die glänzende Flüſſigkeit und ſprach: „ich war damals auf dem Punkt angekommen, auf einer Stellung im Leben, von der man wohl ſagen kann, ſie ſei mit eine der unterſten, jedenfalls eine der unbehaglichſten und unerquicklichſten.“

„Ja, theurer Freund, jetzt, da Alles vorbei iſt, kann man ſchon frei und offen darüber ſprechen. Als ich damals die Reſidenz verließ, um nach Paris zu gehen — Gott, ich vergeſſe jenen Abend nie, wo ich von Ihnen Abſchied nahm —“

„Saß ich im Schuldgefängniß,“ entgegnete der Doktor; „in

jenem kleinen, einfachen Gemach mit vier harmloſen Wänden, einer melancholiſch verſchloſſenen Thüre, einem aufdringlichen Gitter vo den Fenſtern und meinem Bewußtſein. Das Letztere war das troſtloſeſte von Allem — das Bewußtſein nämlich. Meine Schulden hatten eine für mein Verhältniß erſchreckliche Höhe erreicht. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie ich am erſten Tage meiner Gefangenſchaft mein Sündenregiſter entwarf. Hierbei leiſtete mir der bewußte Stadtplan die beſten Dienſte. Ich nagelte ihn an die Wand, meinem Bette gegenüber und entwarf Pläne, auf welche Art ich die Straßen der Stadt, wenn ich wieder einmal in Freiheit ſei, für mich wieder gangbar und offen machen könne. Von meinen Gläubigern hatte mich nur der Drucker und Verleger der „Laterne“ einſtecken laſſen, und dieſer heimtückiſche Buchhändler, ein kleiner, knuſperiger Kerl, machte ſich ein Vergnügen daraus, mich da feſtzuhalten, obgleich er wohl wußte, daß ich in langen Jahren nichts zahlen könne, und obgleich er obendrein noch ein Erkleckliches für meine Unterhaltungskoſten zahlen mußte. So ſaß ich über ein halbes Jahr ohne irgend eine Ausſicht; mein einziger Troſt in dieſem Leiden war Kerkermeiſters Töchterlein, nicht als ob ich in Liebe zu ihr entbrannt wäre — Gott ſoll mich bewahren! das war nie meine ſchwache Seite — aber ſie lieh mir Zeitungen, ſie hielt mich mit den Stadtneuigkeiten auf dem Laufenden, ſie ließ mich von ihres Vaters Tabak rauchen, ſie kochte mir für die ſechs Kreuzer, die dem Papa täglich für mein Mittagsmahl ausbezahlt wurden, ein gar ordentliches Diner und ſie ſprach mir vor allen Dingen Muth ein. Sie hatte leider Gottes einen heftigen Anſatz zur Schwindſucht, war dabei ſanft wie ein Engel, kurz in Allem eine alte treue Seele.“

„Eine alte Seele?“

„Oder wenn Sie lieber wollen, eine junge Seele in einem alten Körper. Sie war hoch in den Dreißigen, als ſie ſtarb, denn daß ſie geſtorben, habe ich erfahren.“

Der Doktor trank bei dieſen Worten ſtill und wehmüthig ſein Glas aus, und klopfte alsdann heftig auf den Tiſch, um ſich friſch einſchenken zu laſſen.

„Und die conſervative Partei, für die Sie geſchrieben und gelitten, that nichts für Sie?“

„Die conſervative Partei,“ ſagte der Doktor ſehr ernſt, „bekam bald wieder die Oberhand und als ich mich eines Tages an einen Träger derſelben ſchriftlich wandte, bekam ich zur Antwort: ich möchte in meinem Dunkel ruhig ſitzen bleiben, denn man habe entdeckt, daß ſich in der damaligen Laterne unter dem Mantel der beſten Geſinnungen erſchrecklich radikale Grundſätze befunden; und man würde nichts thun, als mich freundlich verwarnen. — Nun bitt' ich Sie! Sie haben mein damaliges Blatt gekannt, die einzige Stütze jener Leute, der grimmigſte Feind aller Blätter von lieberaler Färbung.“

„Da wurde endlich es Ihr Peiniger müde, Sie feſtzuhalten?“ fragte Dubelli, der mit ſeinem erſten Schoppen noch lange nicht zu Ende war.

„Auch er ſtarb, der Gute,“ fuhr der Doktor fort, „er ging zu Grunde an diverſen, unverdaulichen Verlags-Artikeln. Eines Tags kam meine einzige Freundin betrübten Herzens auf mein Zimmer und erklärte mir weinend, daß ich heute in Freiheit geſetzt würde. — Was ſollte ich aber vorderhand mit meiner Freiheit machen? Freilich hatte ich einen Roman beendigt, doch noch keinen Verleger dafür; aber die Geſchichte war wahr: man kündigte mir meine Freiheit an. Doch ſah ich mich veranlaßt, ein Cirkular an meine ſämmtlichen Gläubiger zu erlaſſen, des ungefähren Inhaltes: man ſei im Begriff, mich wieder auf freien Fuß zu ſetzen, doch ſei ich durchaus nicht geſonnen, mich dieſer Freiheit für einige Tage zu bedienen, bis es vielleicht einem andern dieſer Herrn einfallen würde, mich wieder beiſtecken zu laſſen, und erklärte darauf ſämmtlichen, nicht das Gefängniß verlaſſen zu wollen, bis ſie einen Vergleich mit mir eingegangen, wonach ſie ſich verpflichteten, meiner Freiheit durchaus nicht mehr nachzuſtellen, ſondern mir erlaubten, ſie ſo bald ich einmal könnte, nach beſtem Gewiſſen und Vermögen zu bezahlen.“

„Die Herren hatten mich in dem halben Jahr auch ziemlich vergeſſen und unterſchrieben deßhalb auch ſämmtlich meinen Vorſchlag und ich befand mich nach einem halben Jahre zum erſten Male wieder unter Gottes freiem Himmel. Meine Garderobe hatte während der Zeit nicht ſehr gelitten: ich konnte ziemlich anſtändig ausgehen und wanderte mit meinem Roman zum nächſten beſten Buchhändler, bot ihm das Werk an, von einer abſchlägigen Antwort im Voraus überzeugt. Doch ſchien das Unglück müde zu ſein, mich zu verfolgen. Mein Roman wurde angenommen, ich erhielt ſogar ein anſtändiges Honorar, das ich in zwei Hälften theilte; die eine überlieferte ich meinen Gläubigern, was dieſe leichtſinnigen Menſchen ſo in Verwunderung brachte, daß ſie mir bereitwilligſt neuen Credit anboten. Doch enthielt ich mich, an dieſem Köder anzubeißen, denn ich behielt ja die andere Hälfte für mich. Die Freundin meiner Gefängnißtage erfreute mich mit einem Andenken und eines Morgens wandte ich der Reſidenz, wo ich ſo lange unglücklich gelebt, den Rücken und ging nach B., einer kleinen freundlichen Stadt, wo ich eifrig anfing zu ſtudiren und zu arbeiten. Mein erſter Roman erlebte mehrere Auflagen, ich ſchrieb neue, die ebenfalls gingen, und erfreue mich jetzt eines guten literariſchen Rufes. — Sie können ſich denken, beſter Dubelli, daß es auch mir geſtern die größte Freude machte, Sie ſo unverhofft zu ſehen, und noch mehr, als ich vernahm, daß wir heute den gleichen Weg machen würden, nach unſerem ehemaligen Aufenthaltsorte. Ich verſichere Sie, die kleine freundliche Reſidenz habe ich nicht vergeſſen und wenn ein größeres Unternehmen, das mich dorthin ruft, zu Stande kommt, ſo ſiedle ich mich dort wieder feſt an.“

Der Tänzer hatte aufmerkſam der Erzählung ſeines alten Bekannten zugehört und reichte ihm jetzt über den Tiſch hinüber die Hand, die Dieſer herzlich drückte.

„Mir iſt es in der langen Zeit,“ ſagte Dubelli, „ſeit wir uns nicht geſehen, gut, ich kann ſogar ſagen, ſehr gut ergangen. Sie

wissen, daß ich mit einer königlichen Unterstützung nach Paris geschickt wurde, um mich in meinem Fache zu vervollkommnen. Ich war fleißig, ich lernte viel, ich sah noch mehr. Man war so freundlich, über mich künstlerische Kritiken in die Zeitungen zu schreiben, ich bekam von allen Seiten her Anträge, nur von der Heimath nicht. Dort war mein alter Lehrer Benetti gestorben, — man hatte mich vergessen, und das schmerzte mich, spornte mich aber zu noch größeren Anstrengungen an. Ich arrangirte einige Ballets mit großem Erfolge, mein Name wurde bekannt, ich erhielt einen Ruf nach Berlin und endlich zu gleicher Zeit einen nach der Heimath. Dort sollte das Ballet, das in der letzten Zeit sehr gesunken, wieder zu altem Glanz gebracht werden; man berief mich als Balletmeister dorthin, und Sie sehen mich auf dem Wege, diese ehrenvolle Stelle zu übernehmen."

„Also sind auch Sie," sagte der Doktor, „an dem Punkte angelangt, den Sie vor einigen zehn Jahren sich in Ihren kühnsten Phantasieen kaum als erreichbar gedacht haben. Sehr hoffe ich auf ein Zusammenleben von uns Beiden; Sie werden sehen, daß auch ich in den vergangenen Jahren in Ihrem Fache Manches gesehen, Manches erfahren. Ich kann Ihnen hie und da an die Hand gehen, und das würde meine größte Lust sein, denn ich versichere Sie, meine Neigung zum Theater, die mich damals zu dem unglücklichen Versuch trieb, als Prinz Fortinbras aufzutreten, hat nicht abgenommen, hat sich nur auf's Praktische geworfen, denn ich will nächstens den Versuch machen, ein großartiges Ballet für Sie zu schreiben."

„Das wäre köstlich!" meinte der neue Balletmeister, „in unserer Zeit lassen sich wirkliche Talente selten herbei, den Text zu einem Ballet zu schreiben. Das Alles bleibt uns überlassen, und wenn es auch viele Balletmeister gibt, die im Stande sind, ein ihnen gegebenes Schema auszufüllen, so haben doch wenige das Talent, eine pikante Handlung zu erfinden. — Aber, lieber Freund, wir haben ja lange genug geplaudert, die Sonne sinkt stark gegen Westen hinab; ich denke, wir nehmen unsern Weg schleunigst wieder auf."

Bald hatte der Fuhrer eingeſpannt, unſere Reiſenden ließen das Verdeck des Wagens zurückſchlagen, ſetzten ſich auf ihre Plätze und rollten in der Kühle des Abends der Reſidenz entgegen.

Wir verſanken Beide in Träumereien, als ſie nun der bekannten Gegend immer näher und näher kamen. „Dort," ſagte der Doktor, „unter jener großen Linde, ſchaute ich vor zehn Jahren zum Letztenmal rückwärts auf die Stadt, die ich verlaſſen."

„Und hier an dieſer Stelle," erwiderte der Tänzer, „warf ich alle betrübten Erinnerungen hinter mich und träumte von einem neuen glänzenden Leben."

So rollten ſie in ihrem Wagen dahin und je näher ſie der Stadt kamen, deſto einſylbiger wurden Beide. Die Phantaſie des Doktors beſchäftigte ſich mit der Elſtergaſſe Numero Vierundvierzig, mit dem Wandſchranke unten in dieſem Hauſe, mit dem Quartier im vierten Stock, dann mit ſeinem Gefängniß auf der Polizei, und zuletzt dachte er an Kerkermeiſters Töchterlein und nahm ſich feſt vor, ihr Grab auf dem Kirchhof, das gewiß in irgend einer Ecke einſam und verlaſſen liegen würde, aufzuſuchen und auf demſelben friſche Blumen ſetzen zu laſſen, Geranien und Reſeda, die ſie ſo ſehr geliebt und womit ſie wöchentlich ſein Fenſter geſchmückt.

Die Phantaſieen des ehemaligen Schneiders bewegten ſich unterdeſſen in viel höheren und glänzenderen Regionen. Er dachte an Maria, die Tänzerin, die er als kleines Mädchen in das Theater geführt, die eine berühmte Künſtlerin geworden war und dann in Italien ſpurlos verſchwunden. Lange hatte er nichts von ihr gehört, lange waren alle ſeine Briefe, die er ihr nach Rom, Neapel, Genua und Florenz geſchrieben, unbeantwortet geblieben, die ſorgfältigſten Erkundigungen, die er nach ihr angeſtellt, blieben ohne Reſultat; da eines Tages — es war noch gar nicht ſo lange her, und wenn Dubelli an dieſen Moment dachte, ſo ſchmunzelte er freundlich in ſich hinein, — da erhielt er einen dicken Brief, die Aufſchrift von ihrer Hand und dabei war das Couvert mit einem ſchönen Wappen ver-

ſchloſſen, über welches die neungezackte Grafenkrone ſchwebte. Wie hatte ſeine Hand gezittert, als er jenes Siegel erbrochen, und wie wurden ſeine Augen feucht, als er den Inhalt jenes Schreibens las! — Maria, die kleine arme Maria, die Tänzerin hatte ihren Vater gefunden, und dieſer Vater war ein reicher, vornehmer Herr, und hatte ſie mit ſeinem Neffen verheirathet, und das namen- und vaterloſe Kind war jetzt Gräfin von St. Alban geworden! — Dubelli ſchüttelte lächelnd den Kopf, wenn er an alles das dachte und an die vielen Bekannten, die er da unten in der Stadt wieder finden würde.

Jetzt hatten ſie die Stadt erreicht. Plötzlich rollte der Wagen nicht mehr auf weichem Sand und das Klirren der Hufe und Räder auf dem Pflaſter riß den Faden ihrer Phantaſie plötzlich ab und die Wirklichkeit trat wieder in ihr Recht.

„Wo fahren wir hin?“ fragte der Doktor, „haben Sie ſchon eine Privatwohnung, oder gehen wir zuſammen in den Gaſthof?“

„Ich denke, wir gehen in den Gaſthof,“ entgegnete Dubelli, „ich werde mir dann mit Muße in dieſen Tagen ein anſtändiges Quartier in der Nähe des Hoftheaters ſuchen.“

„Alſo in den engliſchen Hof!“ rief der Doktor dem Kutſcher zu und der Wagen rollte dorthin.

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Ein neuer Theater-Intendant.

Der Graf Alfons war aus Italien zurückgekehrt. Im Hofraum ſeines ſchönen, elegant eingerichteten Hauſes waren ſeine Stallleute beſchäftigt, ſein Reiſe-Coupé vermittelſt einer außerordentlichen Waſſerverſchwendung vom Staube und Chauſſee-Schmutz, der ſich vom Comerſee über den Splügen angeſetzt hatte, zu reinigen.

Dies Geschäft versahen zwei Stallbuben, und währenddem sie eifrig an den Rädern herumwuschen, lehnte der Bediente, welcher den Grafen begleitet hatte, an der Thüre der Remise und unterhielt das ganze Dienstpersonal mit anmuthigen und schrecklichen Historien aus dem Wunder- und Räuberland Italien. Dabei flocht er die unsinnigsten italienischen Ausdrücke in seine Erzählung, und so oft er das that, schaute die sämmtliche Zuhörerschaft mit wahrer Ehrerbietung zu ihm auf.

Die Stallbuben, die den Hinterwagen jetzt vermittelst des Bockes in die Höhe hoben, um die Räder abzuziehen und frisch zu schmieren, behaupteten mit Kennerblick, die Achsen haben bedeutend gelitten und der Wagen müßte wahnsinnig gefahren worden sein, eine Bemerkung, die der betreffende Bediente mit einem stummen Kopfnicken bekräftigte, worauf der Koch, der ebenfalls in die Thüre getreten war, die Behauptung aufstellte: „es wird in Italien fast so schnell gefahren, wie in Rußland;" eine Bemerkung, die ihm durch einen Blick unbeschreiblicher Verachtung von dem Gereisten erwidert wurde.

„Nirgends fährt man wie in Italien," sagte er alsdann nach einer längeren Pause, und fuhr mit Wichtigkeit fort, als er sah, wie die Stallbuben aufhörten, die Räder zu drehen und erwartungsvoll aufschauten: „dort sind die Pferde ganz wild, sie laufen mit den Büffeln auf der Waide herum, und wenn eine Extrapost ankommt, fängt man ein Stück zwanzig ein, daraus sucht man die vier besten aus, der Postillon wird auf eines hinaufgeschnallt —"

„Aufgeschnallt?" fragte verwundert der Reitknecht des Grafen.

„Aufgeschnallt!" wiederholte der Gereiste mit großer Bestimmtheit; „dann läßt man die Pferde los und die vier Pferde gehen durch bis zur nächsten Station, wo sie aufgefangen werden. Dies ist namentlich der Fall in den Spontinischen Sümpfen."

„Aber," erlaubte sich ein Stallbube die schüchterne Frage, „wenn nun einer der Reisenden unterwegs aussteigen will, oder wenn man etwas aus dem Wagen fallen läßt, was man gern wieder haben möchte?"

„Ist rein unmöglich!“ entgegnete der Gefragte und zog die Halsbinde in die Höhe. „Die italienischen Pferde sind von einer unbeschreiblichen Kraft und Wildheit; es ist schon vorgekommen, daß unterwegs ein Rad zerbrochen, ja beide Hinterräder, und dann haben sie den Wagen auf den Achsen, und mit derselben Geschwindigkeit fortgeschleppt.“

„Das ist aber fürchterlich!“ sagten die Stallbuben, und der hartnäckige Koch meinte, etwas dergleichen sei in Rußland nichts Ungewöhnliches. „Italien kenne ich nicht,“ fuhr er fort, „aber von Petersburg nach Moskau bin ich sehr oft gefahren, als ich noch in Diensten war bei dem Grafen Tatschkowsky. Wir legten diese Strecke, über hundert deutsche Meilen, gewöhnlich in zehn Stunden zurück.“

„Oh!“ riefen die Stallbuben, und der Reitknecht kniff lächelnd sein linkes Auge gegen den Koch zu, als wollte er sagen: so ist's recht! Der soll nicht glauben, daß allein er im Stande sei, uns anzulügen.

Der Gereiste mochte den Koch kennen, und wohl wissend, daß er mit ihm nicht fertig würde, schien er einlenken zu wollen, indem er sagte: „die russischen Pferde haben allerdings ihre Vorzüge, sie sind sehr ausdauernd, aber gegen die Schnelligkeit der italienischen kommen sie doch nicht an.“

„Ausdauernd und schnell!“ sagte der unbezwingbare Koch; „ein russisches Pferd läuft zwei Tage an Einem fort, es frißt, saust, ja schläft im Galopp und kommt nie außer Athem.“

„Aber das ist ja unmöglich!“ versetzte der Gereiste verdrießlich, der noch viel Ungeheuerliches über Italien auf dem Herzen hatte, und sich so unverantwortlich überboten sah. „Wie kann ein Pferd nur einen halben Tag im Galopp laufen, ohne außer Athem zu kommen?“ worauf der Koch ruhig entgegnete:

„Diese Art russischer Pferde braucht gar keinen Athem, sie gehören zur Race der Unlungerer.“ —

Die Stallbuben hielten erstaunt in ihrer Arbeit inne, der Reitknecht lachte, und der Gereiste schlug ergrimmt die Arme übereinander.

„Ulungerer,“ fuhr der Koch unbarmherzig fort, „ſind Pferde, denen man als Füllen die Lungen herausgeſchnitten und dafür Schwämme hineingeheilt hat, worin ſie für mehrere Tage Waſſer faſſen, ungefähr wie die Kameele.“

„Aber Monſieur George,“ brauste der Gereiste auf, „wie können Sie ſich einbilden, daß wir Ihnen ſolche Dummheiten glauben!“

„Dummheiten?“ ſagte der Koch: — „nichts wie reine Wahrheit! Dieſe herausgeſchnittenen lebendigen Lungen ſind ſogar als Leckerbiſſen in der Küche ſehr geſucht, und die vornehmen Ruſſen bezahlen ſie mit ſchwerem Gelde.“

Nachdem er auf dieſe Art den Streit in ſein Departement herübergeſpielt, zog er ſich in daſſelbe zurück und überließ den gereisten Lakaien ſeinem Schickſale, der noch einige ſchreckliche Räubergeſchichten auf dem Herzen hatte, die er aber jetzt nicht wagte loszulaſſen. Auch wurde die ganze Geſellſchaft im Hofe durch einen Zug an der Klingel beunruhigt, die aus dem Zimmer des Grafen läutete und den Lakaien ſchleunig in's Haus rief.

Es war eigentlich nichts Bedeutendes, der Graf verlangte blos ein brennendes Licht zum Siegeln; doch da wir einmal mit dem Lakaien in die inneren Gemächer eingedrungen ſind, ſo wollen wir auch dort bleiben und die Dienerſchaft im Hof ihrem Schickſal überlaſſen.

Das waren noch dieſelben Zimmer, in denen wir ſchon einigemal geweſen: die heimlichen Winkel mit den ſchwellenden Divans, die prachtvollen Oelbilder, meiſt ſchöne Weiber vorſtellend, die dicken Teppiche mit Blumen in allen Ecken und Enden. Graf Alfons ſaß vor ſeinem Schreibtiſch, er hatte eben ſein Schreiben geſiegelt, und während er lange Züge aus ſeiner Cigarre that, lehnte er ſich nachſinnend in ſeinen Stuhl zurück.

Er hatte Italien vor ſeinem Freunde verlaſſen, denn es war ihm langweilig geworden in der Nähe des liebenden glücklichen Paares, und dann hatte ihm auch ſeine Schweſter Clara geſchrieben, er

möge nach Hause zurückkehren: es scheine ihr, — so waren ihre Worte — man habe allerhöchsten Ortes die gnädige Absicht gefaßt, ihm einen Posten anzuvertrauen, den er schon lange ambitionirt, und der mit seinen langjährigen Wünschen im vollsten Einklange stünde. Darauf war dann Graf Alfons in aller Eile angekommen, hatte sogleich eine Audienz bei Seiner Majestät dem König gehabt, und jetzt sehen wir auf seinem Tische ein Königliches Dekret liegen, welches ihn zum General-Intendanten der Königlichen Schauspiele ernennt. Der Graf war von der Gnade hocherfreut; ihm war das Theater das Höchste, er konnte jetzt mit vollem Recht Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen protegiren, er hatte von nun an dekretlich das größte Recht, hinter den Coulissen zu sein; und dann die Kunst selbst: wie nahm er sich vor, sie fortan zu hegen und zu pflegen! Er hatte soeben in den verbindlichsten, allergehorsamsten Ausdrücken sein Danksagungsschreiben abgefaßt, und sann nun darüber nach, ob es räthlich und thunlich sei, das sämmtliche Personal des Hoftheaters, welches ihm dieser Tage in Masse vorgestellt und übergeben werden sollte, mit einer feierlichen Rede zu begrüßen. Das Sprechen vor vielen Leuten war sonst nicht seine Sache, und wenn er jetzt seinen Stuhl verließ, im Zimmer auf- und abschritt, und mehreremal ansetzte: nachdem mir Seine Königliche Majestät den schmeichelhaften Auftrag ertheilt, das Königliche Hoftheater zu übernehmen, oder: meine Herren und Damen! Sie sehen in mir Ihren neuen Chef; oder vielleicht auch: die Kunst, meine Herren und Damen, bedarf eines neuen Aufschwungs. — Nachdem er so verschiedene Anfänge zu neuen Reden probirt, und selbst in seinem Zimmer nicht viel weiter, als zu den einleitenden Worten gekommen war, fand er, daß eine förmliche Rede doch vielleicht zu familiär sein könnte, und beschloß, das sämmtliche Personal mit keiner dergleichen zu erfreuen, sondern dasselbe stumm und ernst zu übernehmen.

Der Kammerdiener, der schon einigemal an der Thüre erschienen war und sich jedesmal zurückgezogen hatte, als er seinen Herrn in

eifrigem Selbſtgeſpräch begriffen ſah, meldete jetzt einen Bekannten, der den Herrn Grafen zu ſprechen wünſchte.

„Ein Bekannter? — Wer kann das ſein?“

„Ich glaube, ein junger Muſiker,“ antwortete der Kammerdiener, „der —“

„Aber wie können mich dieſe Leute jetzt ſchon überlaufen?“ ſprach ernſt der Graf, und ließ ſich würdevoll in ſeinen Fauteuil nieder; „ich habe das Hoftheater noch nicht übernommen und alſo auch keine Mittel, etwas zu thun.“

„Der Herr General-Intendant werden gnädigſt verzeihen!“ ſagte lachend eine Stimme, bei deren Klange der Graf haſtig aufſprang und dem Eintretenden entgegeneilte.

„Was zum Teufel!“ rief er luſtig aus, „ſeit wann laſſen Sie ſich bei mir anmelden? Und obendrein als Muſiker! — Welche Idee, lieber Charles! — Seit wann ſind Sie angelangt, wo kommen Sie her?“

Der junge Componiſt ſchüttelte herzlich die Hand des Grafen, legte ſeinen Hut auf einen Stuhl und warf ſich dem Grafen gegenüber in einen Fauteuil.

„Kurz, nachdem Sie im vergangenen Herbſt,“ ſagte er, „Ihre italieniſche Reiſe antraten, kam ich hieher. Es war mir natürlich ſehr unangenehm, Sie, theuerſter Gönner und Freund, nicht hier zu finden, doch hatte ich dafür auch wieder den Vortheil, daß ich mich von allen Zerſtreuungen, allen Geſellſchaften zurückziehen und nur meinen Arbeiten leben konnte. Ich war ungeheuer fleißig.“

„Und haben Sie eine neue Oper componirt?“ fragte der Graf; „es wäre mir außerordentlich angenehm.“

Der junge Componiſt nickte mit dem Kopfe und erwiderte: „doch war ich im Begriff, mit einer fertigen Partitur davonzuwandeln, um anderwärts mein Heil zu verſuchen; denn Sie werden ſich erinnern, beſter Graf, wie wenig Glück ich bisher mit meinen Compoſitionen beim hieſigen Hoftheater hatte.“

„Mit Ausnahme des ersten Ballets!“ lachte Alfons, „das einen ungeheuren Erfolg hatte —“

„Aber nur einmal gegeben wurde,“ ergänzte der Musiker, „weil die erste Tänzerin gegen mich intriguirte.“

„Sagen Sie vielmehr, lieber Freund,“ antwortete der Graf, „daß die erste Tänzerin nicht eher gegen Sie intriguirte, bis Sie sie durch Entziehung der ersten Rolle auf's Tiefste gekränkt. Ach, Elise war schön, ein liebenswürdiges Geschöpf! — Apropos, haben Sie immer noch diese Marotte? —“

„Welche, lieber Graf?“

„Nun, die mit den blonden Haaren, weßhalb Mademoiselle Pauline damals die Rolle bekam. — Ja, ja, die blonden Haare waren Ihnen gefährlich, sie haben Ihnen viel Kummer, viel Sorge gemacht.“

„Das weiß Gott im Himmel, Graf Alfons!“ sagte sehr ernst der junge Musiker, „sie haben fast mein Lebensglück zerstört.“

„Was Teufel!“ erwiderte der Graf lachend, „so waren Sie wirklich in Pauline verliebt? — das hätte ich mir nicht eingebildet; und sie war gewiß auch hart gegen Sie — ich habe in meinem ganzen Leben keine niedlichere, hartherzigere, sprödere Person gekannt, als Pauline. Aber sie hat ihren Lohn erhalten, sie hat ungeheuer prosaisch geendet. Sie hat einen Landjunker geheirathet, wohnt etwa zwölf Stunden von der Residenz, an der Grenze des Schwarzwaldes, wo alle Kultur aufhört, und kann jetzt ihren Hühnern und Kälbern was vortanzen. — Ich kann das Bild gar nicht aus dem Kopfe bringen, wenn ich mir so einen großen Hof denke, das Ganze eine einzige Mistpfütze, und nun Pauline dazu, zierlich ihr Kleid aufhebend und mit den allerliebsten Füßchen von einem Stein auf den andern springend, um sich nicht naß zu machen. — Welche Engagements hätte das Mädchen haben können; sogar hohen Orts hat man sich eine Zeitlang für sie interessirt, aber es war Alles vergebens.“

Der Graf hatte mit einer Selbstgefälligkeit dies gesprochen, mehr zu sich selbst, als zu seinem Gegenüber. Charles schien auf seine

Worte gar nicht zu achten; er hatte den rechten Arm unter den Kopf gelegt, und hob die Blicke ernſt und nachdenkend zur Decke.

„Alſo Pauline," ſagte der Graf abermals, „hatte es Ihnen damals angethan? Tröſten Sie ſich, junger Mann, Sie waren nicht der Einzige."

„Was ich?" antwortete der junge Muſiker, der aus ſeinen Träumereien erwachte, „ich verſichere Sie, lieber Graf, Mademoiſelle Pauline, ſo ſchön ſie war, hat mich vollkommen kalt gelaſſen."

„Aber die blonden Haare, beſter Freund! — Das Faktum mit den blonden Haaren werden Sie mir doch nicht abläugnen wollen!"

„Allerdings!" ſagte Charles mit einem tiefen Seufzer, „die blonden Haare, ja die blonden Haare! — — — — Aber gewiß nicht die blonden Haare der Tänzerin!"

„Alſo doch blonde Haare!" antwortete der Graf, „ja es gab eine Zeit, wo ich mich auch für dieſe Farbe lebhaft intereſſirte, warten Sie einmal, das Haar der Tänzerin war freilich ſchön, aber ich kannte damals ein anderes, viel reicher, viel glänzender, von einer herrlichen Farbe."

„Wo, beſter Graf?" fragte der Muſiker, der aufmerkſam wurde, „doch was nützt mich mein Fragen; ſie, die ich meine, iſt und bleibt verſchwunden."

„Fragen Sie immerhin!" lachte Alfons, „ſchon früher verſprachen Sie mir einmal, mir etwas ganz Merkwürdiges mitzutheilen, das Ihnen hier geſchehen. Hängt jenes Ereigniß mit den blonden Haaren zuſammen?"

„Allerdings!" ſagte der Muſiker und fuhr dringender fort: „Sie erwähnten vorhin eines Mädchens mit dieſen ſeltenen Haaren, die Sie in damaliger Zeit gekannt. War das hier in der Stadt?" —

„Ja — a — a!" antwortete ſtockend der Graf.

„Sie war aus der Geſellſchaft?"

„Allerdings!" antwortete Alfons nach einigem Zögern, „ſie war aus der Geſellſchaft."

„Und dieſe Dame kannten Sie vor ungefähr zehn bis zwölf Jahren?“

„Es mögen zehn bis zwölf Jahre ſein.“

„Und Sie kannten ſie genau, Graf Alfons?“

„Gott, wie Sie auf einmal anfangen, mich zu examiniren! — Nun ja, ich kannte ſie genau, wie man hundert Andere genau kennt. Aber ſie war es gewiß nicht, für welche Sie ſchwärmten.“

„Wer kann das wiſſen!“ ſagte Charles nachdenklich.

Der Graf ſchüttelte den Kopf, dann fuhr er fort: „aber dem ſei wie ihm wolle, laſſen Sie mich etwas von Ihrer Geſchichte wiſſen, wenn Ihnen das eine Erleichterung iſt, oder, wenn Sie vielleicht hoffen, dadurch etwas zu erfahren; Alles, was ich weiß, will ich Ihnen gerne mittheilen.“ —

Der Muſiker lehnte ſich in den Fauteuil zurück und gab eine Zeit lang keine Antwort. Plötzlich ſagte er: „Nun ja, hören Sie mich an! — Ich lernte damals durch Zufall ein Mädchen kennen — das Wie und Wo kann Ihnen gleichgültig ſein — ein Mädchen, ſchön wie ein junger Frühlingstag, eine friſche Knoſpe, ſüß geſchwellt von der Kraft und Gluth der Jugend.“

„Mit dem bewußten hellblonden Haar!“ ergänzte der Graf.

„Ich wurde mit ihr bekannt, wir ſahen uns häufig, wir liebten uns. Doch durfte ich ſie nur verſtohlen ſehen und ſprechen, und nie in ihrem eigenen Hauſe, denn ſie gehörte einer vornehmen und reichen Familie an und wohnte bei einer der erſten Familien in hieſiger Stadt.“

„Was Teufel!“ rief der Graf plötzlich auf, „bei einer der reichſten und vornehmſten Familien in der hieſigen Stadt? — Alſo war das Mädchen aus der Geſellſchaft? — Das iſt mir ſehr merkwürdig! Ich erinnere mich doch aus jener Zeit her nicht einer einzigen bemerkenswerthen Blondine.“

„Aber vorhin ſagten Sie doch, nur ein einziges Mädchen und zwar aus der Geſellſchaft, habe daſſelbe Haar gehabt, wie Pauline.“

„Ja, die!“ antwortete lächelnd der Graf, „die kann es doch nicht geweſen ſein!“

„Sie war groß und ſchlank — vielleicht ſechszehn Jahre.“

Der Graf nickte mit dem Kopf.

„Sie hatte die ſchönſten, glänzendſten, blauen Augen.“

Der Graf nickte abermals.

„Und wenn ſie ſprach,“ fuhr der Muſiker eifriger fort, „namentlich wenn ſie eifrig ſprach oder über etwas in Heftigkeit gerieth, ſo warf ſie trotzig die Oberlippe auf und zeigte ſchön geformte, blendend weiße Zähne.“

„Und ſie warf häufig die Oberlippe trotzig in die Höhe,“ ſagte der Graf nachdenkend. — „Herrliche Zähne!“

„Alſo war's am Ende doch dieſelbe!“ forſchte eifriger der Muſiker, „ich beſchwöre Sie, Alfons, wenn Sie eine Idee haben, wenn Sie glauben, daß auch Sie jenes Mädchen gekannt, ſo bitte ich Sie, ſo beſchwöre ich Sie, ſagen Sie mir, was haben Sie ſpäter von ihr erfahren? was iſt aus ihr geworden? ſeien Sie mein wahrer Freund, geben Sie mir auch nur die kleinſte Spur, ſagen Sie mir ein einziges Wort über meine Anna!“

„Ich glaube, ſie hieß Anna,“ ſagte der Graf ſehr leiſe und verſank in tiefe Träumereien.

Charles Blicke hingen feſt an ſeinem Munde.

„Aber nein,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „das iſt unmöglich.“

„Es könnte aber doch möglich ſein!“

„Gewiß nicht! gewiß nicht!“

„Fahren Sie in Ihrer Geſchichte fort!“

„Aber wenn Sie etwas wüßten, ſo —“

„So — —“ ſagte der Graf nach einer Pauſe, „will ich Ihnen mittheilen, was ich kann. — — — — Alſo Sie liebten dieſes Mädchen? — ſie hieß Anna?“

„Ja, ich liebte meine Anna mit dem Feuer der Jugend, mit der Gluth der erſten Liebe, ich betete ſie an und hatte auch alle Urſache

dazu. Sie — einer reichen, vornehmen Familie angehörend — liebte ja mich so innig, so glühend, mich den armen unbekannten Musiker, der, niedergedrückt von Kummer und Mangel, nichts hatte, als seine Kunst und diese Liebe. Und das Mädchen mit ihrer Liebe war mir das Höchste; wie zu einem Stern in finsterer Nacht schaute ich zu ihr empor, die so hoch über mir stand, und da ich mich mit aller Kraft meiner Seele, meines Talents ihr zu nähern suchte, so hob ich mich empor, vielmehr sie hob mich empor, und wenn ich etwas geworden bin, so habe ich es ihr zu verdanken. Wie ein lichter Geist schwebte sie über mir und reichte dem armen Versinkenden ihre Hand und zog mich aus dem Dunstkreis dieser Welt in die heiteren himmlischen Gefilde der Kunst." — — — —

Der Graf schüttelte leise den Kopf.

„Ich war damals der Verzweiflung nahe," fuhr der Musiker fort, „ich fühlte in mir die Kraft, in meiner Kunst etwas zu leisten, aber diese Kraft war gelähmt, ich litt Mangel an Allem, ich fand keine Anerkennung. Sie half mir in jeder Beziehung; und dabei blieb unser Verhältniß so unschuldig, so rein, wir waren zwei spielende Kinder, und wenn sie stundenlang neben meinem Klavier saß und sich endlich entfernte, so war es mir genug, wenn sie mir die Hand reichte, und ich diese kleine weiße Hand in Verehrung und Liebe an meine Lippen drücken durfte."

Der Graf schüttelte stärker mit dem Kopfe und sagte nach einer Pause: „nehmen Sie mir nicht übel, lieber Charles, ich thue merkwürdige Blicke in Ihr früheres Leben. Sie sagen mir, Sie hatten mit Mangel und Noth zu kämpfen gehabt, aber Sie kamen doch in die besten Kreise der Gesellschaft, Sie hatten ja Freunde, wie mich zum Beispiel. Warum haben Sie denn um Gotteswillen nie über Ihre Lage gesprochen?"

„Erlauben Sie mir, bester Graf," entgegnete der Musiker mit einem bitteren Lächeln, „das ging damals nicht wohl an; es ist ganz richtig, Sie und viele Ihrer Standesgenossen kannten mich,

hatten mich gern, aber weßhalb? Mich, meiner Kunſt zu Liebe? — Gewiß nicht! das heißt der wahren Kunſt zu Liebe nicht; ich war gern bei Ihnen geſehen, ich durfte eine Cigarre bei Ihnen rauchen, denn ich wußte mich in Ihren Salons zu benehmen, und es gelang mir durch die fürchterlichſten Entbehrungen, in meinem Aeußern ſo zu erſcheinen, daß Sie ſich nicht zu ſchämen brauchten, mich Ihrem Freund dem Grafen A. oder dem Baron B. zu präſentiren. — Monſieur Charles — ein junger Muſiker, der's aber, wie es ſcheint, nicht nöthig hat, der uns durch vielleichtige Anforderungen nicht in Verlegenheiten bringen wird. — So ging ich bei Ihnen aus und ein, und nur deßhalb wurde ich bei Ihnen geduldet. Ein einziges Wort über meinen wirklichen Zuſtand hätte dieſen Nimbus zerſtört und mich in Ihren Augen in die Alltäglichkeit zurückgeworfen; — ich brauchte Ihre Kreiſe, ich brauchte Ihre Protektionen, wenn auch keiner beſonders viel für mich gethan. Als ich mein erſtes Werk ſchrieb — und ich hätte es nicht ſchreiben können, Graf Alfons, wenn ich jenes Mädchen nicht gekannt hätte; ich bin ſtolz darauf, Ihnen das zu geſtehen — als ich mein erſtes Werk ſchrieb und Ihnen und andern Bekannten daraus vorſpielte, fand man es charmant, ja geiſtreich, aber Viele, nicht weil es charmant und geiſtreich war, ſondern weil es Jemand geſchrieben, der in ihren Salons aus- und einging, der ein Anhängſel ihrer Geſellſchaft war, der — es eigentlich nicht nöthig hatte, ſein Brod damit zu verdienen. So glaubten Viele. Denn hätten Manche gewußt, wie dringend ich auf mein erſtes ärmliches Honorar gewartet, ſo hätten ſie mich ſchon vor der Aufführung fallen laſſen, fürchtend, wenn mein Werk falle, ſo falle ihnen der Componiſt ebenfalls zur Laſt."

„Aber beſter Charles, Sie urtheilen hart über uns."

„Aber gewiß nicht ungerecht, Graf Alfons. Heute haben Sie freilich eine andere Anſicht von mir; ich habe Erfolge gehabt, mein Name iſt genannt, und ich glaube faſt, Sie würden mir heute jede Bitte erfüllen. Aber wenn heute an meiner Stelle ein anderer armer

Künſtler zu Ihnen käme, der Ihnen als talentvoll präſentirt würde, der nach einiger Zeit um Ihre Unterſtützung bitten müßte —"

„So würde ich ihn wahrhaftig unterſtützen," ſagte der Graf.

„Vielleicht wohl!" fuhr der Muſiker lachend fort, „aber Sie würden ihn unterſtützen, wie man Jemand ein Almoſen gibt, aber hier Ihre Fauteuils und dort Ihr Cigarrenkiſtchen blieben ihm fortan verſchloſſen. Ihr gebt wohl, ihr vornehmen reichen Leute, aber die wenigſten von euch verſtehen zu geben."

„Brrr!" ſagte der Graf und ſchüttelte ſich, „da habe ich eine tüchtige Lektion bekommen. Aber ich werde ſie mir zweifach merken, als Menſch und als General-Intendant der Theater. — Doch fahren Sie in Ihrer Geſchichte fort."

„Dieſe Geſchichte," ſprach der junge Muſiker mit ſehr trübem Tone, „iſt, wie es in jenem Liede heißt

— eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Wir mußten uns trennen, ſie ſagte mir beim Abſchiede: Familienrückſichten, über welche ſie ſich jedoch nicht näher erklären könnte, zwängen ſie, die Stadt zu verlaſſen, nöthigten ſie, mir Lebewohl zu ſagen, vielleicht auf immer — — vielleicht; freilich gab ſie mir Hoffnung auf ein Wiederſehen, aber dieſe Hoffnung hat ſich bis jetzt nicht erfüllt: ich habe nie mehr etwas von ihr erfahren."

„Und machten Sie damals," forſchte der Graf, „keinen Verſuch, ihre Wohnung ausfindig zu machen? Oder hat ſie Ihnen nie geſagt, wo ſie wohne? Wenn ſie das verheimlicht, warum ſuchten Sie es nicht zu erfahren, warum folgten Sie ihr nicht einmal von Weitem? — Thaten Sie denn nie Schritte, zu erfahren, wer das Mädchen eigentlich ſei?"

„Das hatte ſie mir ſtrenge unterſagt," antwortete Charles, „ſie hatte mich beſchworen bei Allem, was ihr und mir heilig ſei, ihr

nicht nachzuforschen; sie versicherte mich hoch und theuer, daß in dem Augenblick, wo ich etwas Näheres über sie erfahren würde, unser Verhältniß zu Ende sein würde, zu Ende sein müßte. — Ach! und ich liebte sie so innig!"

„Und sagte sie oft," fragte Alfons weiter, „daß sie aus einer großen reichen Familie sei?"

Der junge Musiker schüttelte mit dem Kopfe und entgegnete nach einer Pause: „nein, sie deutete das nur einigemal an, aber oft sprach sie davon, wie elend sie sei, wie gering sie sich neben mir vorkomme. Ich, der doch zu ihr aufschaute, wie zu einem Schutzgeist, stünde hoch über ihr. Ich begriff diese Reden nie, ihre einzige Hoffnung wäre — so sagte sie mir beim Abschiede — daß mir später einmal vergönnt sei, sie zu mir emporzuziehen."

„Ah so!" sagte der Graf und versank in tiefes Nachdenken.

„Doch was helfen diese Grübeleien!" fuhr Charles fort; „noch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, das Mädchen einst wieder zu finden, und wenn ich sie finde, so soll keine Macht der Erde im Stande sein, sie mir wieder zu entreißen."

„Und Sie besitzen kein Bild von ihr?" fragte Alfons nach längerem Stillschweigen; „ich wäre wirklich begierig, diese Züge zu sehen, vielleicht, daß ich mich doch ihrer erinnerte."

Der Musiker zog aus einer Brieftasche ein kleines Portefeuille heraus, öffnete es, drückte an einer Feder, und ein kleines Miniaturbild kam zum Vorschein, das er dem Grafen überreichte.

Dieser nahm es rasch aus seinen Händen, lehnte sich in seinen Fauteuil zurück, und betrachtete das kleine Bild lange ernst und schweigend. — — Ja, sie war es, es war Anna, die ihm zweimal erschienen war, und die selbst auf ihn, den Vielerfahrenen, einen solchen Eindruck gemacht hatte, daß er heute nach langen Jahren dieses Mädchen nicht vergessen konnte.

„Und es ist dieselbe mit dem blonden Haar, die Sie auch gekannt?" fragte Charles erwartungsvoll; worauf der Graf, ohne ihm

eine Antwort zu geben, nur leicht mit dem Kopfe ſchüttelte, aufſtand und die Klingel zog.

Ein Bedienter erſchien in der Thüre.

„Iſt Amadäus von ſeinen Ausgängen zurückgekommen?“ fragte der Graf, und Jener antwortete:

„Soeben trat der Haushofmeiſter in's Vorzimmer und wünſchte den Herrn Grafen zu ſprechen.“

„Laß' ihn ſogleich hereinkommen!“

Der Diener zog ſich zurück und Amadäus trat herein.

Er hatte ſich ſeit dem letzten Herbſte durchaus nicht verändert, der alte Mann. Wenn man ihn ſo ſah mit ſeinem ſchneeweißen Haar, dem ruhigen Geſichtsausdruck, im ſchwarzen Frack, weißer Weſte und Halsbinde, die ganze Geſtalt auch bis in das kleinſte Detail unverändert, ſo hätte man glauben können, er komme ſoeben von der Treppe herein, wo er im vergangenen Herbſte draußen auf dem Jagdſchloſſe die Herrſchaften entlaſſen.

Meiſter Amadäus näherte ſich ehrfurchtsvoll dem Grafen, der ihm, die Hand entgegenſtreckend, die ſeine herzlich ſchüttelte.

„Nun, alter Herr,“ ſagte Alfons lächelnd, „habe ich Alles ordentlich wieder nach Hauſe gebracht, fehlt nichts an meinem Wagen und den Reiſe-Requiſiten; iſt von meinen Kleidern und der Wäſche nicht zu viel dahinten geblieben?“

Worauf Meiſter Amadäus lächelnd erwiderte:

„Man kann nicht mehr verlangen, Herr Graf, es iſt in der That ordentlich zugegangen. Freilich muß der Reiſewagen gleich zum Sattler, es iſt viel daran ruinirt, aber das iſt bei ſo einer langen Reiſe nicht anders zu erwarten. Ein Fußſack iſt allerdings zurückgeblieben, von den Reiſepfeifen fehlen auch einige, Franz behauptet, ſie wären zerbrochen — dafür aber —“ hier ſtockte der Alte ſchlau lächelnd.

„Nun, dafür aber? — Was wollen Sie ſagen, Amadäus?“

„Dafür aber haben Sie auch Einiges mit zurückgebracht, Herr Graf, was ich Ihnen nicht mit auf die Reiſe gegeben.“

„Nun, was denn?“

„Es iſt nicht der Rede werth,“ ſagte Meiſter Amadäus und ſchaute von ſeinem Herrn zu dem jungen Muſiker hinüber, der den Kopf in die Hand gelegt hatte und das ganze Geſpräch nicht zu hören ſchien.

„Sie brauchen ſich da vor dem Herrn nicht zu geniren!“ bemerkte der Graf laut lachend. — „Was habe ich denn zurückgebracht, das ich nicht mitgenommen?“

„Nun, ein paar Damentaſchentücher!“ verſetzte ebenfalls lachend der Haushofmeiſter, worauf der Graf in ein unmäßiges Gelächter ausbrach und zu dem Muſiker ſagte: „ſehen Sie, Charles, ich bin eigentlich nicht verheirathet, wie Sie wiſſen, aber meine Gardinen-Predigten bekomm' ich dennoch. Ich verſichere Sie, Meiſter Amadäus führt ein ſcharfes Regiment, das heißt, was mich anbelangt; nicht das Geringſte läßt er mir paſſiren. Aber ſollten Sie glauben, daß dieſer alte Herr ſelbſt die merkwürdigſten Geſchichten anſtellt?“

„Ich, Herr Graf?“

„Daß er junge Mädchen im Walde aufliest, mit ſich nach Hauſe nimmt und lange Zeit in meinem Schloſſe bei ſich behält?“

„O, Herr Graf,“ bat der alte Mann, „nicht dieſen Scherz! Sie wiſſen, Herr Graf, in dem Punkte bin ich in der That wie ein Kind; in dieſer Sache verletzt mich das kleinſte Wort, ſelbſt von Ihnen, Herr Graf.“

„Es iſt ja nur Scherz!“ fuhr dieſer fort, „ich wollte Sie eigentlich nur fragen, wem gleicht dieſes Portrait?“ Mit dieſen Worten übergab er ihm das Taſchenbuch.

„Das iſt die Magdalene! — bei Gott, das iſt ſie!“ rief der alte Mann aus, nachdem er einen Blick auf das Bild geworfen. „Gewiß, Herr Graf, die Magdalene!“

Der junge Muſiker war bei dieſen Worten raſch aufgeſprungen und trat ſo haſtig auf den Haushofmeiſter zu, ſchaute ihm ſo dringend in's Geſicht, daß dieſer mit einer leichten Verbeugung einen Schritt zurücktrat und bald den Grafen, bald den Fremden überraſcht und befremdend anblickte.

„Ich glaube auch," sagte der Graf nach einer kleinen Pause, „nach Ihrer Schilderung, Amadäus, könnte es die Magdalene sein."

„Wer ist die Magdalene, was soll's mit ihr?" fragte Charles heftig.

Der Graf winkte mit der Hand, ruhig zu sein, und zeigte auf den Haushofmeister, der das Bildchen nah vor seine Augen brachte, es lange betrachtete und stumm mit dem Kopfe nickte. Endlich sagte er: „o, Herr Graf, wollten Sie mir vielleicht solch' eine große Freude machen? — ist das Bildchen hier für mich? — Ich wär' außerordentlich glücklich!"

„Es gehört nicht mir," erwiderte Alfons, „es gehört jenem Herrn."

Bei diesen Worten blickte Meister Amadäus zuerst den Grafen ernst an, dann blickte er forschend auf den Musiker, ließ die rechte Hand mit dem Bildchen sinken und fuhr mit der linken mehreremal über seine Stirne und sein Gesicht. — — — — — — — — —
— —

„Ja, ja," sagte der alte Mann nach einem längeren Stillschweigen, „dies Bild gehört Ihnen. Sie haben ein Recht darauf; Sie haben dies Wesen — ich glaube nicht, daß sie von dieser Welt war — vor mir gekannt, genauer gekannt. Sie sind wahrscheinlich ein Dichter, ein Poet. — Es ist wohl möglich, daß Ihnen ein solch' reines Geschöpf in Ihren Phantasieen erschienen ist. — Doch nein! Sie müssen sie auch in der Wirklichkeit gekannt haben! — Sie haben sie gekannt — Sie haben sie oft gesehen! — Gab es ein Mädchen, so gut, so lieb, so mild wie sie? — —

Heftig wollte der Musiker etwas entgegnen, oder eine Frage stellen, doch der Graf faßte ihn schnell bei der Hand und bedeutete ihm, stille zu sein, indem er abermals auf den alten Mann zeigte. Das Gesicht desselben hatte einen merkwürdigen Ausdruck angenommen: sein Auge glänzte und starrte vor sich weit in unendliche Fernen. —

„Jetzt seh' ich sie wieder," sagte er auf einmal mit leiser Stimme, „ich seh' sie hier in diesem Zimmer; o lächeln Sie nicht so ungläubig, ich sehe sie gewiß. Dort an jenem Stuhle steht sie, sie stützt die Hand auf die Lehne desselben. Ihr Gesicht ist verschleiert, und

sie streckt Jemand die Hand zum Abschiede entgegen, — aber nicht Ihnen — sondern meinem Herrn, dem Grafen, der diese kleine Hand küßt und sie ehrfurchtsvoll zur Thüre hinausbegleitet. — Dort schwebt sie hin — -- ja, sie war es — sie war es gewiß!" Hier seufzte der alte Mann tief auf und schaute alsdann lächelnd um sich. Sein Gesicht und seine Augen nahmen den gewöhnlichen Ausdruck an, und erst, als er sah, daß die Blicke der beiden Anwesenden überrascht, ja entsetzt an seinem Gesichte hafteten, wurde er sehr ernst und sagte, mühsam lächelnd: „ah! ich habe gewiß etwas Sonderbares gesprochen; verzeihen Sie mir, Herr Graf, es ist die alte schlimme Gewohnheit, die ich nicht lassen kann."

Er reichte das Bild mit einer tiefen Verbeugung dem Musiker, der aber zugleich mit dem Taschenbuch die Hand des alten Mannes ergriff und festhielt.

„Welche Bewandtniß und welcher Zusammenhang," fragte er alsdann mit leiser, aber dringender Stimme, „ist zwischen diesem Bild und jenem Mädchen, das Sie Magdalene nennen? Sprechen Sie, Amadäus! Und Sie, Graf Alfons, martern Sie mich nicht länger. Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir Alles, was Sie wissen!"

Der Haushofmeister sah seinen Herrn fragend an, dieser zuckte die Achseln und entgegnete: „was ich weiß, ist wenig genug, aber Amadäus kann Ihnen Einiges mittheilen, was Ihnen interessant sein wird. — Sprechen Sie, Amadäus, ich bitte Sie darum; thun Sie meinem Freunde den Gefallen, und sagen Sie ihm, was Sie von der Magdalene wissen. Er hat sie in der That genau gekannt, sehr genau, und kann Ihnen auch seinerseits Einiges über sie mittheilen. Mir aber erlaubt, daß ich mich entferne, ich habe dringende Geschäfte. — Bester Charles, ich sehe Sie morgen auf dem Theater. Bleiben Sie ruhig da, Amadäus! und nochmals bitte ich Sie, erzählen Sie meinem Freund ausführlich Ihre Geschichte!" —

Damit ging der Graf in das Nebenzimmer und Charles blieb mit Meister Amadäus allein.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Aus der Requisiten-Kammer.

Der Balletmeister Herr Dubelli hatte nie die zarten Neigungen des menschlichen Herzens gekannt, hatte sich nie auf gewisse Art zu einem weiblichen Wesen hingezogen gefühlt, hatte nie eine Geliebte gehabt. Was bei ihm die Stelle einer solchen vertrat, was sein ganzes Herz ausfüllte, war die Kunst, war das Theater. Sie liebte er leidenschaftlich, für sie hätte er sein Leben gelassen. In dieser Beziehung hatte Dubelli einmal den einzigen Streit seines Lebens; da einstens ein großer langer Mime behauptete: die Tanzkunst sei eigentlich keine Kunst, da hatte Dubelli am Rande des Duells geschwebt und somit vielleicht am Rande des Grabes.

Der neue Balletmeister hatte sein Devartement übernommen, und er als Chef desselben sah mit großer Betrübniß, daß viel, sehr viel zu thun sei, um aus den übrig gebliebenen Trümmern einer früheren besseren Zeit wieder etwas Neues, dem Auge Wohlgefälliges, aufzubauen. Die ersten Tänzerinnen, die er damals gekannt, waren von der Bühne abgetreten; die Künstlerinnen zweiten Ranges ebenfalls; die einen hatten einen anderen Lebenslauf ergriffen, andere sich geheirathet und wieder andere waren gestorben und verdorben. Was nun noch übrig geblieben aus jener Zeit, das waren ältere Damen, welche die zwölf Jahre, die über sie dahin gerollt, nicht schöner gemacht, wohl aber dicker und fauler. Dubelli bemerkte mit Schmerz, daß diese Wenigen, die er bis jetzt als kräftige Stützen seines neuen Aufbaues betrachtet, ein schlechtes Fundament abgeben würden, denn ach! es war nicht mehr wie damals, wo sich Alles herzudrängte, um an einer schwierigen Gruppe, an einem großen Ensemble Theil zu nehmen, wo es für eine Schande angesehen wurde, wenn Signor Benetti Jemand nicht beschäftigte. Heute

ſuchte ſich Alles vom Dienſte zu befreien, ſo gut es ging, und da wurde Alles Mögliche vorgeſchützt, um auf den Abend vom Dienſt befreit zu ſein. — Schauerlich! ſogar die ſchreckliche Gewohnheit des Strickens hinter der Scene, auch bei den Proben, war unter den Tänzerinnen eingeriſſen und auf dem Balletſaal wurden, ehe Dubelli kam, ſtatt ſich an der Stange zu üben, die mannigfaltigſten Handarbeiten angefertigt.

Die älteren Koryphäen, die ſich jetzt Solotänzerinnen nennen ließen, zogen ſich bei ihren Uebungen gar nicht mehr aus, ſondern tanzten in ihren langen Kleidern ſchläfrig den Pas durch, den ſie gezwungen waren, dem Publikum heute Abend zum Beſten zu geben. Die Violine, die früher nie geraſtet, die den ganzen Vormittag in den kläglichſten Tönen die luſtigſten Tanzmelodieen hinausgejubelt hatte, war verſtummt und hing in einer Ecke; wir glauben, um die Saiten hatten die Spinnen ihr Neſt aufgeſchlagen, wie einſt um die Säulen der alten griechiſchen Kaiſerpaläſte. Der Künſtler ſelbſt ſaß an einem Tiſchchen auf dem Balletſaale und ſchrieb Noten zu einem kleinen Nebenverdienſt. Die jüngeren Ratten, eine ganze Schaar kleiner fauler, unbehülflicher Weſen, ſaßen am Boden und ſpielten mit Knochen und Kugeln, und auf der Straße waſchelten ſie ſo entſetzlich einwärts daher, daß man ſie für Alles, nur nicht für Tänzerinnen gehalten hätte.

In dieſe Wirthſchaft nun trat der neue Balletmeiſter, der ſchon eine Ahnung von dieſem Unweſen hatte, feſt entſchloſſen, mit kräftiger Hand die Zügel zu ergreifen; er ſchauderte aber förmlich zurück, als er am erſten Morgen die tolle Wirthſchaft im Balletſaale mit angeſehen. Ja, er ging trauernd nach Haus, verhüllte ſein Haupt, und wir glauben, er weinte heiße Thränen.

Darauf ermannte er ſich aber kräftig und begann, ein zweiter Herkules, dieſen Auglasſtall der Kunſt auszumiſten. Da gab es in den erſten Tagen rothgeweinte Augen und müde Beine, da krachten die alten Balken des Balletſaals, da janchzte die Fidel, daß es eine

Lust und Freude war, und bald schälte sich, Dank diesen Bemühungen, aus der wirren Masse ein gesunder Kern heraus, in das ganze Balletwesen kam ein neues Leben, neues Gedeihen. Aber den Balletmeister kostete das manche trübe Stunde, manche schlaflose Nacht. Und er hätte es auch nicht so durchsetzen können, wenn er nicht von seinem neuen Chef, dem Grafen Alfons, aufs Kräftigste unterstützt worden wäre. Der ganzen Tag hatte er zu thun, bald in den Garderoben, bald in den Requisiten-Kammern, und der Intendant, von seiner Tüchtigkeit, seiner Brauchbarkeit in jedem Punkt überzeugt, ließ ihm auch da freie Hand.

Es war für Dubelli in mancher Hinsicht ein wehmüthiges Gefühl, wenn er so durch die Ballet-Garderobe auf und abschritt und die alten Sachen durchmusterte. Da hingen sie so still, so friedfertig, so leblos neben einander, die einst so glänzenden, jetzt abgetragenen Kleider, die an dem Körper der schönsten Mädchen das Publikum entzückten. Da waren Ausrüstungen vom Ballete, welche die jetzige Generation kaum dem Namen nach kannte. Da hing Freund und Feind traulich neben einander; neben leichten Nymphen und Bajaderen Helden aus dem Mittelalter, neben dem Kopfschmuck wilder Indianerinnen das glänzende, malerische Kopfnetz der zahmsten Spanierinnen.

Müd und matt ging der Balletmeister nach so vollbrachtem Tagwerk in seine Wohnung und auch da hatte er keine Ruhe, arbeitete an neuen Entwürfen, an neuen Plänen für sein nächstes Ballet. Spät am Abend konnte er noch oft sein Haus verlassen und nach dem Theatergebäude gehen, vielleicht auch zuweilen die dunklen Treppen hinaufsteigen bis zur Bühne, oder den Balletsaal öffnen, Alles in dem Gefühle, das wir Eingangs dieses Kapitels andeuteten, und was Andere für eine lebende Geliebte thun, in ihrer Umgebung zu weilen und selbst ungesehen in ihrer Nähe zu sein.

Das Gebäude des Königlichen Theaters lag auf einem freien Platz, seine Front war demselben zugekehrt, eine Seite begränzte

eine vorbeiführende Straße, die anderen beiden ſtießen an den großen Schloßpark, und hier war es Abends, namentlich wenn keine Vorſtellung gegeben wurde, todt und ſtill. Das Opernhaus war vordem ein Luſtſchloß geweſen, eines der merkwürdigſten Gebäude, das man ſehen konnte. Auf hohen Treppen, die außen angebracht waren, trat man in den erſten Stock, wo ſich damals große Concertſäle und Geſellſchaftszimmer befanden. Alle Decken waren hier gewölbt und ruhten auf Hunderten von ſchlanken Säulen; Springbrunnen plätſcherten in den Gängen und Treppen und ſammelten ihr Waſſer in zierlichen Marmorbaſſins, die namentlich Abends bei großen Feſten, wenn das Haus im Lichterglanz ſtrahlte, ſeltſam glänzten und leuchteten. Das Haus war von innen und außen mit den reichſten Sculpturen bedeckt, mächtige Kariatyden ſtützten die Thore, ſchlanke Statuen trugen die Fenſterbalken und auf den Schultern rieſenhafter Geſtalten ruhte das Dach. Dieſes hatte an der Front einen ungeheuren Giebel, welcher von Verzierungen aller Art, von Laubwerk und Figuren in Holz geſchnitzt wimmelte und ſeine Spitze über alle Nachbargebäude, ſelbſt über das Schloß hoch emporſtreckte.

Im Laufe der Zeiten wurde aber das Luſthaus nicht mehr zu großen Feſten benutzt. Die Springbrunnen verſiegten, die Baſſins trockneten aus. Die Armleuchter an den Wänden trauerten in Stille und Dunkelheit, die Gemächer, in welchen Seide und Sammt geraſcht, wo der Fuß der Damen zierlich geſchleift, wo Degen und Sporen des Cavaliers geklirrt, bedeckten ſich mit Staub, und in den Sälen faſt ohne Fenſter, nur für nächtliche Feſte berechnet, herrſchte eine dichte melancholiſche Finſterniß.

Da wurde das Luſthaus zum Theater umgeſchaffen. Die große Treppe an der Front des Gebäudes hinweggeriſſen machte einem bequemeren Eingang für das Publikum Platz. Die verſchiedenen kleineren und größeren Säle im Innern wurden zu einem einzigen großen Raume vereinigt. Gewölbe hie und da durchbrochen, die

breiten ſteinernen Wendeltreppen in ſchmale hölzerne verwandelt. An der Seite nach der Straße zu baute man ein neues Gebäude an das alte, und hier herein verlegte man Muſikſäle, Garderoben, die Bureaus und dergleichen mehr. Das Ganze bekam ein jugendliches friſches Anſehen und als nun am erſten Theater-Abende der innere große Raum im Glanze von Hunderten von Lichtern ſtrahlte, lachende Geſichter im Parterre und in den Logen ſaßen, als der Contrebaß brummte und die Violine ihre luſtigen Weiſen dazwiſchen ertönen ließ, da ſchien den Körper des alten Gebäudes eine innerliche Luſt zu durchſtrömen und eine große Freude, daß durch ſein Inneres nun wieder friſches Leben rauſche und es nicht mehr ſo todt, ſtarr und einſam dazuliegen brauche. Doch konnten die alten Mauern, die Säulen und Steingebilde der alten Zeit doch nicht ſo bald vergeſſen, und wenn in ſeinen Räumen auch wieder wie ehemals Sammet und Seide rauſchte und Harniſch und Schwert klirrte, ſo war dies doch nur eine künſtliche, nachgemachte Geſchichte und dauerte nur wenige Stunden und dann war es wieder todt wie vorher.

Auch an dem Gebäude ſelbſt hatte man die früheren prächtigen Zeiten nur unvollkommen verwiſchen und verdrängen können. Da ſah man von außen die rieſenhaften Geſtalten, welche Thor und Dach trugen, halbvermauert und aus einer neuentſtandenen Niſche, wie aus einem Kerker hervorſchauend. Da kam man in den neumodiſchen Corridors an langen Säulenreihen vorbei, die, wenn man ſie auch hinter einem neuen Ueberzug verborgen, doch durch Kalk und Mörtel trotzig hervorblickten und nicht ganz verſchwinden wollten. Die Gewölbe unter der Bühne waren faſt ganz wie ehedem geblieben und wenn an den zierlich gehauenen Kapitälern oder an den ſchweren phantaſtiſchen Fenſtergittern neugemalte Dekorationen ähnlicher Art lehnten, ſo ſah das wehmüthig und komiſch aus.

An der Seite, die auf die Schloßgärten führte, hatte man das alte Gebäude faſt ganz unverändert gelaſſen. Dort führten noch hohe Treppen von Außen hinauf, da waren die Fenſter noch in

alter Pracht und Herrlichkeit geblieben, da ſtrömte das Regenwaſſer noch aus den Mäulern fabelhafter Unthiere, die ſich unter dem Dach mit langen Hälſen und vorgeſtrecktem Oberkörper weit hinaus bengten auf den Boden herab, da ſah man unten noch eine offene Gallerie, deren Decke von einer Reihe alter Rittergeſtalten getragen wurde und die mit einem prächtigen Gitter verſchloſſen war. Doch waren die armen alten ſteinernen Ritter hier unten müde geworden, ſo ganz allein den Dienſt zu verſehen, und zuerſt hatten ſie traurig ihren Kopf geſenkt, dann war ihnen der eine Arm abgefallen, dann der andere und endlich hatte man ihre edlen, aber morſchen Leiber ſtützen müſſen, mit neuerem gemeinem Mauerwerk, zwiſchen dem ſie traurig hingen, hier die Geſichter ohne Naſen, dort die Körper ohne Hände, ja ohne Kopf. Ihre Waffen waren ſchon lange vorher verwittert und die Zeichen auf ihren Schildern verwiſcht und mit Schlingkraut überwachſen. — Ach, das Schlingkraut, die Pflanzen und Geſträuche, welche ſich von dem Schloßgarten zu ihnen hinſchlichen, war in ihrem friſchen ſaftigen Grün nur ihr einziger Troſt, vor Allem aber die uralten mächtigen Bäume, welche auf dieſer Seite des Gebäudes ſeit undenklichen Zeiten in einer Reihe ſtehen geblieben waren. Sie hatten ſich ſo lange, lange Jahre hindurch gekannt, die Bäume und die Ritter, und gute und ſchlimme Tage zuſammen verlebt, Regen und Sonnenſchein zuſammen ertragen, ſich beſtändig anſchauend, anfänglich die ehrenfeſten, kräftigen Ritter, die ſchwächlichen unbehülflichen Bäumchen, jetzt die alten, kräftigen Stämme, die armen, alten, zerfallenen, unbehülflichen Rittersleute. — Das iſt der Lauf der Welt.

Hier herum erging ſich unſer Freund, der Balletmeiſter Dubelli, an ſtillen Abenden ſo gern. Er umkreiſte das weite Gebäude und ließ ſich dann wohl auf eine Steinbank nieder, die unter den Bäumen vor den verwitterten Stein-Cavalieren angebracht war.

Das that er auch an einem ſchönen Herbſttage und verſank da in tiefe Träumereien, und blieb hier, an vergangene Tage und an

die Zukunft denkend, ſitzen, bis die Dunkelheit mächtig hereingebrochen war. Der weite Garten lag ſtill und einſam, die Bäume erſchienen faſt ſchwarzgrün, in einiger Entfernung violett, die niedrigen Sträucher bildeten nur eine einzige unförmliche Maſſe, die Alleen ſahen wie Schluchten und Hohlwege aus und von den Raſenplätzen leuchteten die Marmorfiguren geſpenſtig durch die Dämmerung. Von den Teichen und Waſſerbaſſins ſtiegen dunſtige Nebel in die Höhe und halfen der Nacht Alles in ihren ſchwarzen Schleier zu hüllen. Zuweilen erſcholl der Ruf einer wilden Ente, die von einem Waſſer zum andern hinüberſtrich, und hörte die ſtillen melancholiſchen Schwäne, die alsdann mit geſträubten Federn ihrem kleinen Haus auf einer Inſel mitten im Teiche zuruderten. Der Mond, der hinter den Bergen voll aufſtieg, vermehrte noch das Feierliche und Geheimnißvolle der ſchlummernden Natur. Zuerſt beſtrahlte er die Gipfeln der höchſten Bäume, und die Blätter da oben zitterten fieberhaft dem hellen Lichte entgegen. Dann blickte er abwärts und kämpfte mit den Nebeln, die ihn nicht durchdringen ließen und auf die er ſich lagerte in bläulichem Scheine. Nur hie und da gelang es ihm, das Waſſer zu küſſen, und die Wellen erzitterten dann ebenfalls vor Luſt und Freude, wie die Blätter an den Bäumen. Vor einer weißen Statue auf hohem Poſtament, welche mit dem weißen lebloſen Marmorgeſichte aufwärts an den Himmel blickte, ſchienen die Nebel in ängſtlicher Scheu vorüberzuwallen, denn wenn ſie hin und her wogend Alles wieder mit ihrem grauen Schleier bedeckten, ſo wagten ſie ſich doch nicht an jenes Marmorbild, auf welches ſich nun das volle Licht des Mondes ergoß und es leidenſchaftlich küßte, ſo daß es ſchien, als zuckten die todten Augen und bewegten ſich die marmornen Lippen. —

So kam es auch Dubelli vor, der nicht weit von dem Steinbilde ſaß, und es wurde ihm unheimlich in deſſen Nähe. Es war ihm nicht anders, als ſei aus den Gewölben des Theatergebäudes vor ihm die Marmorbraut entſprungen und thue ſich hier gütlich im Mon-

denſcheln. Ja es war ihm, als höre er drinnen Violinen und Clarinetten das Lied Zampa des Corſaren begleiten, und dann war es ihm wieder, als müßte jetzt die Marmorbraut neben ihm den Arm ausſtrecken und ihm mit dem verhängnißvollen Ringe drohen.

Ach, der gute Dubelli war ja nie ein Zampa geweſen und ſeine Verheerungen, die er in weiblichen Seelen angerichtet, beſchränkten ſich auf jenes Spiel mit dem morſchen Herzen der Honoratorentochter, das einſtens vor dem Andrang ſeiner Liebenswürdigkeit zu zerbröckeln gedroht. Und doch hatte er eigentlich ſo wenig Antheil an dieſer Neigung gehabt! Aber die Erinnerung an jene Tage war ihm ſchauerlicher, als ſeine vorherige Phantaſie mit Zampa's Marmorbraut und er raffte ſich auf, um dieſen unheimlichen Platz zu verlaſſen. Kam es ihm doch vor, als ſei es die ſelig verſtorbene Honoratorentochter, die jetzt vor ihn hintrete, um alte, nie gerechtfertigte Anſprüche auf ihn geltend zu machen. Glaubte er doch faſt, ſie wende den Kopf herum und blicke ihm bedeutungsvoll nach, als er über den Schloßplatz ging und nach ſeiner Wohnung eilen wollte. Ja, ſo oft er einen Schritt vorwärts machte und ſich umwandte, ſah er das weiße Geſicht, und nur, als er hiedurch geängſtigt in die alte Gallerie trat, hinter die Reihen gebrechlicher Ritter, verſchwand ihm Statue und Erſcheinung, denn die Ausſicht dorthin wurde ihm verdeckt durch die Leiber der alten Cavaliere.

Es gibt Stunden, wo der Menſch ſehr ſchwach iſt und wo ſich ſogar ein ſonſt ſehr ruhig denkender, aber phantaſiereicher Menſch vor Geſpenſtern fürchtet, und ſo erging es dem Balletmeiſter heute Abend. Er hatte dem Begräbniß der Honoratorentochter vor einigen Tagen beigewohnt, die Glocken hatten ſo traurig geläutet, ihre beiden Söhne hatten hinter unendlichen Sacktüchern geweint, und der junge Eduard, der eigentlich kein junger Eduard mehr war, hatte unſerem Freunde, als er im Zuge bei ihm vorbeiſchritt, einen ſonderbar lächelnden Blick zugeworfen, als wolle er ſagen: „warte nur, jetzt bin — ich ſie los, jetzt kommt die Reihe an dich!“

Von dieſen Gedanken gequält, huſchte er hinter den alten Rittern vorbei, ſich ſcheu umſchauend, ob das unheimliche Marmorbild ihm nicht nacheile, und eilte die Treppen hinan in das Theater; dort wollte er durch wohlbekannte Treppen und Gänge zur andern Seite wieder hinaus gehen.

Für manchen Andern wäre in ſolcher Stimmung und zu ſolcher Zeit das weite leere Theatergebäude kein Zufluchtsort geweſen. Wie krachte die alte Thüre, als Dubelli ſie langſam öffnete, wie ſchwarz gähnten ihm die weiten Gänge zur Rechten und Linken entgegen. Wie hohl klang nicht das leiſeſte Räuſpern, der Ton ſeiner Schritte! Doch Dubelli fühlte ſich hier ſo heimiſch und heimlich, daß er mit den Händen vor ſich tappend ruhig ſeines Weges ging. Er war nur froh, daß er die mondſcheinbeſchienene Figur nicht mehr vor ſich ſah.

Bald hatte er die Bühne erreicht, die von einer einzigen kleinen Laterne, das Licht der Wache, erleuchtet war. In tiefer Dunkelheit lag vor ihm das große Haus. Die Couliſſen ſtanden rechts und links in unſichern Umriſſen und das „Wer da?“ der Wache, die ihn kommen hörte, dröhnte wie eine Rieſenſtimme durch das leere Gebäude.

„Ah, Herr Balletmeiſter!“ ſagte der Wachhaltende, nachdem ſich ihm der Ankommende zu erkennen gegeben, „was machen Sie ſo ſpät auf der Bühne?“ Der alte Mann, der heute Abend den Dienſt hatte, war eigentlich froh, daß er in ſeiner Einſamkeit geſtört wurde. Er zog geſchäftig eine alte Tabaksdoſe aus Birkenrinde hervor und bot dem Herrn Dubelli eine Priſe. Dann wiederholte er ſeine Frage, was den Herrn ſo ſpät in das Theatergebäude führe.

„Ich war — ich wollte nur,“ ſagte Dubelli in einiger Verlegenheit, „ich hatte im Balletſaal etwas vergeſſen, ein wichtiges Papier, das ich mir heute Abend noch mitnehmen möchte.“

„Aha!“ meinte der Wachhaltende, „das iſt Ihnen auf dem Spaziergange eingefallen. Na, warten Sie, ich will Ihnen ein Bischen leuchten.“

„Gott bewahre!“ ſagte der Balletmeiſter und hob den Arm des Andern zurück, welcher eben ſeine Laterne emporheben wollte. „Das

geht nicht an, Ihr dürft Euren Poſten nicht verlaſſen, es muß nach der Vorſchrift immer Licht auf der Bühne ſein."

„O, ſo einen Augenblick!"

„Auch keinen Augenblick!" ſagte ernſt der Balletmeiſter; „nein, nein, ich mag nicht die Urſache ſein, daß Jemand ſeinen Dienſt verſäumt, ich finde meinen Weg ſchon allein. Den Weg zum Balletſaal kenne ich wie meine Taſche, das Papier, welches ich ſuche, liegt auf dem Tiſch an der Thüre, will's ſchon finden, will's ſchon finden. — Gute Nacht!"

Der Wachhabende bot noch eine Priſe an, und als ſich hierauf Dubelli mit eiligen Schritten entfernte, ſah er ihm traurig nach. Er hätte ſogar gern noch eine Viertelſtunde von der Wache verplaudert: es war ſo entſetzlich ruhig und einſam hier auf der Bühne, und das fühlte der Wachhabende wohl, wenn er ſo auf und ab ſchritt von einer Seite des Theaters zur andern, oder vom Hintergrunde zum Vorhang.

Dubelli hatte die Bühne hinter ſich und eilte in dem langen Gange fort, in welchem ſich auf der Seite gegen den Park allerlei alte Gelaſſe, unter Anderem die große Requiſiten-Kammer befand. Die Thüre derſelben war nur angelehnt und der Balletmeiſter konnte ſich nicht enthalten, einen Augenblick hier hinein zu treten. Das Gemach hatte nur ein einziges langes, ſchmales Fenſter, an welchem aber heute Abend eine alte weiße Fahne mit rothem Kreuz, ein Stück aus den Kreuzzügen, herabhing und dem Mond, der drüben ſchon hoch am Himmel ſtand, nicht verſtattete, mit ſeinem vollen Licht in das Zimmer zu dringen. Nur ein weißer dämmeriger Schein erfüllte es und zeigte in unbeſtimmten Umriſſen all' die merkwürdigen Gegenſtände, die an den Wänden hingen, in den Ecken ſtanden, auf dem Boden umher lagen, oder ſich auf den verſchiedenartigſten Geſtellen befanden. Hier war die Rüſtkammer großer Kriegs- und anderer Züge, von hier aus wurden die Heere bewaffnet, die, jedes aus ſechsunddreißig Mann beſtehend, die blutigſten Schlachten auf der Bühne aufführten. Hier ſah man Harniſche und Helme

berühmter Männer, manche ebenso genau und wahr, wie sie in den großen Arsenalen gezeigt werden. Dort lehnten alte verblichene Fahnen aus dem Mittelalter neben reich vergoldeten Infulen, Pickelhauben neben Bischofsmützen. Hier stand die Rüstung von Hamlets Vater, dort der Harnisch des blutgierigen Gloster, da ein Schäferstab neben dem Beile, womit unglückliche Königinnen, sowie außerordentliche Verbrecher enthauptet worden waren. Von einem Schrank herab grinste ein Todtenschädel aus Faust's Zimmer und daneben hing an einem dünnen Faden der Marschallstab Talbot's, halb verdeckt von der Fahne der Jungfrau von Orleans.

All' diese Gegenstände sah Dubelli mit einer gewissen Freude, der sich aber heute in stiller Nachtstunde ein kleiner Schauder beimischte. War doch sein Dichten und Trachten von Jugend auf bei diesen höchst phantastischen und merkwürdigen Geräthschaften gewesen! Hatte er nicht schon früher, ehe er noch mit sich im Reinen war, welcher Branche im Theater er sich zuwenden wollte, ehe er noch fühlte, daß er in sich die Kraft habe, ein außerordentlicher Tänzer zu werden, für die Stellung eines Schauspiel-Direktors geschwärmt, zu einer Zeit, wo er noch Flickschneider war und wo er noch ebensowenig die Gewißheit hatte, König zu werden? — Ihm war diese Kammer der liebste Tummelplatz seiner lebhaften Phantasie, und wenn er früher sah, wie sein Freund, der Theaterschneider, eine alte Fahne auszubessern hatte, so konnte er sich ganz leicht den Zug vergegenwärtigen, welchem dieselbe feierlichst vorangetragen würde, und wie die hohe Geistlichkeit aussah, die ihr folgen mußte, und die Bettelmönche dahinter und die Ritter und Edelfräuleins und der ganze Troß des gemeinen Volkes. Mit welchen erhabenen Gefühlen nahm er damals ein großes Ritterschwert in die Hand, oder einen alten Harnisch und dachte der wilden Worte alle, welche Schwert und Harnisch schon vernommen. Oder wenn es auch nur eine Laute ohne Saiten war, mit der er sich beschäftigen konnte, so drangen für ihn süße Melodieen aus dem alten Holze, und er sah verliebte Pagen

und glühende Damen in allerlei verbotenen und höchſt gefährlichen Situationen.

Auch heute Abend ſtand der gute Dubelli feſt gebannt in dem Zauberkreiſe, den er mit der Schwelle zur Requiſiten-Kammer überſchritten. Ach, er betrachtete alle dieſe Gegenſtände mit einem unnennbar ſüßen Gefühl. War er doch kein Fremdling mehr in dieſen heiligen Hallen, war er doch in gewiſſen Beziehungen Gebieter über dieſe herrlichen Sachen und konnte ſie in's Leben rufen, konnte ſie mitſpielen laſſen, angenehm und ſchauerlich.

In der Mitte der Requiſiten-Kammer ſtand ein uralter Lehnſtuhl mit Leder bezogen, in welches alte Wappen in Gold und Farben eingepreßt waren. Was hatte dieſer Stuhl nicht ſchon Alles erlebt, ſeit vordenklichen Zeiten, wo er in wirklichen alten Schlöſſern gedient, bis heute, wo er oft gebraucht wurde in Ritterburgen von Holz und Papier!

Der alte Stuhl öffnete ſeine Arme ſo traulich und weit, und ſchien den Balletmeiſter ordentlich einzuladen, ſich einen Augenblick auf ihn niederzulaſſen, daß er in der aufgeregten Stimmung, in welcher er ſich gerade befand, nicht unterlaſſen konnte, dieſer freundlichen Einladung Folge zu leiſten.

Dubelli träumte von einem nächſten, erſten und großen Ballet, von dem Werke, das er ſelbſt erfunden und in Scene ſetzen wollte. Zu dieſem unerhörten Spektakel mußte die ganze Requiſiten-Kammer herhalten. Da gab es Hochzeiten in feierlichem Zuge genug, Tanz und Spiel, Freude und Luſt, Mord und Todtſchlag. Dubelli warf einen Blick um ſich und zählte die Harniſche, die ihm aus den Schränken aus allen Seiten des Gemachs entgegenfunkelten. Doch war es zu trüb in dem Zimmer, weßhalb er die alte mittelalterliche Fahne vor dem Fenſter in die Hand nahm und auf die Seite ſchob. — — — —

Das volle Licht des Mondes, das ſo lange abgeſperrt geweſen, drang nun gierig in das Gemach und beleuchtete die fernſten Ecken

deſſelben mit ſeinem weißen ſanften Scheine. — Da war es auf einmal, als ziehe rings um die Wände des alten hohen Zimmers ein tiefer langer Seufzer. Es war ein Ton, wie ihn Jemand ausſtößt, deſſen Seele von einem heftigen unerträglichen Drucke endlich befreit wird. Dieſer Seufzer dauerte einige Sekunden, und dazu krachten die alten Schränke, ſtöhnten die geſchnitzten Bänke und knaxten die wackeligen Stühle rings herum, ja dieſes Krachen und Knaxen ſetzte ſich an dem Holzgetäfel der Wand und Decke fort, und jedes Brett dort, jede Fuge gab einen eigenthümlichen Ton von ſich. Es war ein Geräuſch, wie es wohl in einer Stube mitten im Winter entſteht, in der plötzlich ſehr ſtark geheizt wird, wo ſich alsdann alle Möbel, alle Geräthſchaften von innerem Wohlbehagen dehnen und recken.

Entſetzt blickte Dubelli um ſich und ließ bei dieſer Bewegung den Zipfel der Fahne, den er in der Hand behalten hatte, fahren, die nun ſogleich wieder das Fenſter bedeckte, und wie ſie ſolcher Geſtalt den Mond ausſchloß, ward es auch wieder ruhig und ſtill wie vorher in der Requiſiten-Kammer. — „Sonderbar!“ murmelte der Ballettmeiſter und ſchaute mit ſcheuen Blicken in dem Gemach umher und horchte mit ſcharfem Ohr auf den Gang hinaus, ob dort vielleicht ſchwere Tritte ſich vernehmen ließen, die etwa die alten Balken des Zimmers in Bewegung geſetzt und ſo den Lärm hervorgebracht. Aber da draußen war Alles ruhig und ſtill, ſo ruhig, daß man nichts hörte, als das ſonderbare Klingen und Rauſchen dieſer Stille ſelbſt. —

Nach einigen Minuten wollte Dubelli über das, was er gehört, lächeln. Doch brachte er dieſes Lächeln nur mühſam hervor, und doch lächelte er und redete ſich ein, es ſei doch in der That komiſch, ſich ſo etwas einzubilden, und ſo lächelnd, aber dabei wie von einer unſichtbaren Macht gezwungen, faßte er nochmals die alte Fahne und dabei zitterte ſeine Hand ſo heftig, als er ſie wieder vom Fenſter wegzog, daß er an dem morſchen Zeug einen ſo ſtarken Ruck that, wodurch derſelbe von der Stange herabfiel und auf den Boden niederwallte.

Und abermals gab es denſelben Ton wie vorhin. Und das Seufzen rings herum wurde immer ſtärker und lauter. Aber je länger es dauerte, je mehr verlor es den Charakter der Unheimlichkeit und verwandelte ſich in ein vergnügliches Sumſen und Sauſen. Dazwiſchen klirrten die Harniſche leiſe und rauſchten die Kirchenfahnen und krachten die Tiſche und Stühle und raſſelten die Schwerter und Ketten, deren es auch hier gab, und aus jener Ecke hervor kicherte es und lachte aus dieſem Schrank und lachte anhaltend und immer lauter, und ſchien eine tolle Fröhlichkeit rings herum zu herrſchen, die nicht zu bändigen war.

Mitten in dieſem Lärmen ſaß Dubelli auf dem alten Stuhle und ſchaute zuerſt entſetzt, dann verwundert um ſich her, und als das Gekicher und Lachen nicht aufhören wollte, lächelte er ſelbſt mit; aber es war ein verlegenes, unfreiwilliges Lächeln, wie man es in einer Geſellſchaft zu thun pflegt, wo eine plötzliche Heiterkeit losbricht, von der wir nicht wiſſen, ob wir ſie nicht ſelbſt durch irgend etwas Unſchickliches oder Sonderbares hervorgerufen. Und wie der Balletmeiſter lächelte, ſo lachten die Geiſter rings herum — es waren offenbar Geiſter, die hier ihr Weſen trieben — und als nun Dubelli, hievon angeſteckt, ebenfalls, aber krampfhaft anfing zu lachen, ſo brach von allen Seiten ein ſolch' tolles Gelächter und Gewieher los, daß Dubelli plötzlich ernſt wurde und entſetzt um ſich her ſchaute. Da hörte das tolle Lachen mit Einemmale auf und aus der Todtenſtille, die nun herrſchte, vernahm er eine alte zitternde Stimme, die aber ſehr heftig und gebieteriſch ſagte: „was ſoll das wahnſinnige Lärmen, ihr Lumpenpack? Was ſoll der tolle Jubel, ihr undankbares Geſindel?“

Dieſe Stimme tönte dem Balletmeiſter ſo entſetzlich nahe, daß er erſchrocken in die Höhe fuhr. Doch fühlte er ſich ſanft wieder auf den Sitz des Stuhls zurückgezogen und die Stimme von vorhin ſagte: „bleiben Sie ruhig ſitzen, Verehrteſter, haben Sie keine Furcht! Ich bin es, der mit Ihnen ſpricht, ich, der alte Lehnſtuhl, auf dem Sie ſitzen. Kehren Sie ſich nicht an die ſchlechte Aufführung des Volkes da an den Wänden; ſie freuen ſich eigentlich nur über den kräftigen Mondſchein, der durch das Fenſter hereindringt, der ihre alten Leiber angenehm durchſtrahlt.“

Es war das Erſtemal in ſeinem Leben, daß unſer Freund einen Stuhl ſprechen hörte, weßhalb wir es begreiflich finden, daß er vor Ueberraſchung, ja Schreck keines Wortes mächtig war und regungslos ſitzen blieb.

„Sie müſſen wiſſen, mein Sohn," fuhr der alte Stuhl in ſanftem Tone fort, „daß das Licht des vollen Mondes auf uns arme alte Weſen einen merkwürdig kräftigenden Einfluß ausübt. Durch daſſelbe ſind wir im Stande, uns in einſamen Nächten Mittheilungen zu machen, wir können uns früherer, längſt vergangener Zeiten erinnern und es iſt alsdann keine kleine Luſt, uns gegenſeitig aus dieſen alten Zeiten etwas mitzutheilen. — Ihr aber, ſchlechtes, undankbares Geſindel, laßt euer unanſtändiges Lachen bleiben! Ihr ſolltet euch doch dieſem Menſchenkinde zu Dank verpflichtet fühlen, denn ſeine Hand war es, welche jene neidiſche, mißgünſtige Fahne von dem Fenſter entfernte."

„Ich bin gar nicht mißgünſtig," klagte die Fahne, „man hat mich gewaltſam vor das Fenſter geheftet."

„Es iſt auch gar keine Fahne," brummte eine alte zerfetzte Standarte aus der Ecke; „dieſes Geſchöpf war ehedem ein ſchlechtes Betttuch, auf welches man ein unbekanntes Wappen gemalt und ſo dieſen Fahnen-Baſtard hergeſtellt."

Das tiefgekränkte Tuch am Boden wollte etwas erwidern, doch ſagte der alte Lehnſtuhl ernſt und beſtimmt: „laßt mir das Gezänk ſein. In einer kleinen Stunde verſchwindet der Mond für uns und dann iſt auch Alles wieder aus. Aber wie geſagt, ſeid freundlich und höflich gegen dies Menſchenkind, man könnte doch wahrhaftig bei Einigen von euch einen gewiſſen Grad von Bildung erwarten. Und wenn auch gemeine Landsknecht-Harniſche und geringe Reiterſporen in ein ſo pöbelhaftes Lachen ausbrechen, ſo ſolltet doch ihr aus der guten Geſellſchaft, ihr aus Grafen-, Herzogs-, ja Königs-Geſchlechtern nicht mit einſtimmen!"

„Das Schwert Karl Moor's hat angefangen," klirrte ein goldener Harniſch, „freilich ein Graf, aber was für einer!"

„Von einem Räuberſchwert kann man nichts anderes erwarten," ſagte ernſt der Lehnſtuhl; „aber jetzt ruhig! — Junger Menſch," fuhr er fort, „wir danken dir für den Dienſt, den du uns erzeigt, und

zur Belohnung hiefür wollen wir dir gerne gestatten, zu deiner Belehrung noch einige Zeit hier zu verweilen, wofern es dir nämlich Freude macht. Doch wenn du dich entfernen willst, nimm nochmals unsern besten Dank; die Thüre steht dir offen."

Dubelli hätte nun gern das Letztere gethan, doch war er so erschreckt und bestürzt von dem, was er gehört, daß er nicht im Stande war, aufzustehen und zu entfliehen. Ja, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, er konnte nicht einmal ein Wort der Erwiderung, wie er als höflicher Mensch gerne gethan, hervorbringen.

„Du willst also da bleiben?" fuhr die zitternde Stimme nach einer längeren Pause fort; „wohlan, du sollst eine jener Geschichten hören, wie sie sich die Geister zu erzählen pflegen. Erwarte aber gar keine jener erbärmlichen Gespenstergeschichten, womit ihr Menschen einander zu erschrecken pflegt und woran kein wahres Wort ist, wir theilen uns der Reihe nach aus unsern Erlebnissen mit, und was du von uns hören wirst, hat sich einstens begeben und du kannst es uns getrost nacherzählen."

Statt aller Antwort nickte Dubelli mit dem Kopfe, schielte aber dabei nach der Thüre und überlegte, daß dieselbe mit einem guten Sprunge zu erreichen wäre.

„An wem ist denn eigentlich die Reihe heute Abend?" sagte der alte Lehnstuhl mit etwas lauterer Stimme und auf diese Frage hin brach fast ein ebenso großer Lärm los, wie vorhin. Alles klang und klirrte, krachte und stöhnte durcheinander und Jeder wollte das Recht haben, eine Geschichte zu erzählen. Vor Allem krachte ein Tisch auf's allerlauteste und versicherte, etwas nie Erhörtes auf dem Herzen zu haben. Dazwischen klapperte ein Dolch vor allen Andern hervor und versprach eine Schauergeschichte, wie sie noch nie da gewesen. Es gelang dem alten Stuhl nicht, diesen Sturm zu beschwichtigen, und wer weiß, wann endlich Ruhe eingetreten wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke der kurze Rock einer Tänzerin, der sich, Gott weiß wie, hieher verirrt, mit einer feinen, aber durchdringenden Stimme ebenfalls um das Wort gebeten hätte. Dieser Vorschlag aber rief eine solche Indignation bei den altadeligen Geschlechtern hervor, daß sie starr vor Erstaunen sämmtlich still schwiegen und es hiedurch dem alten Stuhle möglich ward, sich verständlich zu machen.

Mit einigen wenigen, aber passenden Worten hielt er dem Kleid der Tänzerin das höchst Unziemliche seines Antrags vor und sagte dann zur Versammlung: „leider ist unsere Zeit für heute Nacht so knapp zugemessen, daß wir uns der möglichsten Kürze befleißigen müssen. Ich habe selbst eine Kleinigkeit auf dem Herzen, die ich euch nicht vorenthalten will, soferne ihr mir hiezu eure Zustimmung gebt. Ihr wißt Alle, wie ungern ich erzähle. Doch wenn ich über das Recht des Erzählens eine Debatte eröffne, so kommen wir heute zu nicht mehr, als zu Zänkereien und ich möchte doch unsern Gast hier nicht mit einem so schlechten Begriff über unsere Zusammenkünfte entlassen. Erlaubt mir deßhalb, daß ich euch berichte, auf welche Art ein Künstler, dem ich angehörte, bevor ich zum Theater kam, wahnsinnig wurde. Es ist dies eine wahre Geschichte, eigentlich nur eine kleine Episode, aber ganz nach eurem Geschmack."

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Aus der Requisiten-Kammer.

„Ich habe sehr viel auf dieser Welt erlebt," so sprach der alte Lehnstuhl, „Manches durchgemacht, Gutes und Schlimmes, viel gesehen, viel mit angehört seit jener Zeit, wo mein Urstoff, kräftiges Eichenholz, in frischer Jugendkraft lustig im dichten Walde wuchs, die Wurzel war ausgebreitet, die Zweige hoch gegen den Himmel gestreckt. Ach! wir dachten, das würde ewig so fortgehen, und wir nach einigen hundert Jahren, alt und mürbe geworden, endlich zusammenfallen und müde und schwach auf dem weichen Waldboden ausruhen können, den wir so lange beschattet. Wenn ich von wir spreche, so meine ich damit den Baum als Familie, dessen Glieder seltsam in der Welt herum verstreut wurden, wie ihr gleich hören werdet.

Eines Tages kamen die eigennützigen, habgierigen Menschen und maßen uns in die Breite und Höhe. Dann hieben sie mit scharfer Axt ein Stück von unserem Kleide hinweg, und wir glaubten schon, das sei Alles, was uns geschehe. Wir lachten darüber; was that uns

am Ende dieſe kleine Wunde? die verharſchte und wuchs in ein paar Sommern wieder zu! Aber wir hatten uns verrechnet. Eines Morgens kamen jene Menſchen wieder und hatten noch andere bei ſich, welche große Aexte und Sägen trugen, und dieſe Mordinſtrumente legten ſie lachend vor uns hin. Da wußten wir ſchon, was die Stunde geſchlagen hatte. Bald begannen ſie denn auch ihren Angriff auf unſer Familienglück, und während von einer Seite die ſcharfe Säge ſeufzend ob der harten Arbeit in unſere Grundveſten einbiß, wütheten auf der andern Seite die ſchneidigen Aexte und bald fühlten wir ein leiſes Beben und Zittern durch den Stamm bis hinauf in die letzten Zweige. Nun legten ſie Seile an und zogen uns nieder. Es war ein gewaltiger Fall, als wir dahin ſtürzten, und rechts und links riſſen wir in unſerem Schmerze große und kleine Aeſte von den benachbarten Bäumen und unten knickten wir Geſträuch in großer Menge zuſammen. Sogar von unſerer eigenen Nachkommenſchaft, die luſtig um uns emporgewachſen war, wurden einige zerſchmettert und vernichtet, aber wir tröſteten uns damit, indem wir dachten: es iſt beſſer, in erſter unbewußter Kindheit zu ſterben, als ein Schickſal zu erfahren, wie das unſrige.

Nun ging es, wie es mit uns armen Bäumen gewöhnlich geht: unſere Familie wurde gewaltſam getrennt und wir erlebten an den verſchiedenen Gliedern derſelben viel Unglück. Wären wir noch beiſammen geblieben zum Bau eines großen Hauſes, in Gemeinſchaft mit ehrenfeſten Steinen, geſchwätzigem Kalk, blinkendem Glas und vornehmen Tapeten, oder wären wir mit andern Hölzern unſerer Gattung zum Bau eines prächtigen Schiffs benutzt worden, das ſtolz auf allen Meeren ſchwimmt, ſo was hätte ich mir ſchon gefallen laſſen. Aber wir wurden jämmerlich zertheilt und Manche verfielen einem entſetzlich harten Schickſal. Viele von uns wurden zu gemeinen Kiſten und Kaſten verarbeitet, Anderes zu Mühlenrädern verſchnitten, doch der Schandfleck unſerer Familie war ein Galgengerüſt, zu welchem viele meiner Brüder verwendet wurden. O das war ein niederdrückendes Gefühl! — Mir allein wurde ein beſſeres Loos zu Theil: ich erhielt in der Werkſtätte eines Kunſtſchreiners eine ariſtokratiſche Erziehung, wurde ſorgfältig vor Näſſe und Kälte bewahrt und vor den garſtigen Würmern, und als ich endlich das gehörige

Kameraden, mit welchen ich manche Stunde vergnügt zugebracht, nahmen nach einander von mir wehmüthigen Abſchied, und endlich blieb ich allein. Auch ich hätte ſchon längſt fort gemußt, doch war der alte Lehnſtuhl dem unglücklichen Maler wie das tägliche Brod. Er ſaß darin den ganzen Tag und brütete vor ſich hin, niedergebeugt von Kummer und Unglück, unfähig zu jeder Arbeit. Dafür aber arbeitete die unglückliche Frau deſto mehr, und daß ſie arbeitete und ſo viel arbeitete und Nächte durch arbeitete, ſich und das Kind zu erhalten, das mußte ſie ihm verheimlichen, denn er liebte ſie ſo unausſprechlich.

Auf ſeine Kraft vertrauend, hatte er ſie nur in der guten Abſicht zum Weibe genommen, ihr, der Angebeteten, eine glänzende, ſorgenloſe Exiſtenz zu bereiten. — — Und nun? — Ich wußte wohl, wie es in ſeinem Kopfe tobte und arbeitete, und warum er die Nägel krampfhaft in meine Arme vergrub und vor ſich hinſtarrte ſtundenlang, tagelang. Aus dieſen tiefen, finſteren Träumereien konnte ihn nur das kleine unſchuldige Kind aufwecken, wenn es ſich zwiſchen ſeine Kniee drängte und ihm ſo lieb, ſo ruhig, ſo lächelnd in die Augen blickte.

Zuerſt ſaß er ſo in dem alten Lehnſtuhl und dachte nach, wie ſeine Lage zu ändern ſei. Dann aber fing er an ſich zu überzeugen, daß er doch ein großer Künſtler ſei und daß nächſtens ein Prinz, ein König bei ihm vorbeifahren müſſe und an ſeine Thüre klopfen und große Beſtellungen machen. — —

Und auf dies Klopfen wartete er nun lange Tage und ſchaute unverwandt nach der Thüre hin. Ja, wenn in dem Zeitpunkt das kleine Kind zu ihm hinlief und ihn freundlich anlächelte, ſo ſchob er es auf die Seite: bſt! bſt! ſei ruhig, es wird gleich klopfen! Und wenn das arme Weib ihm die feuchten Haare aus der bleichen Stirne ſtrich, ſo entfernte er langſam ihre Hand von ſeinem Kopfe und ſagte: „ſei ruhig, meine Liebe, ich kann ja nicht hören, wenn es klopft.“ Und wenn man ihm ſein ärmliches Mahl brachte, ſo legte er plötzlich Meſſer und Gabel nieder und neigte das Ohr gegen die Thüre des Zimmers und wartete auf das Klopfen. — —

So ging das eine Zeit lang fort, und der Arzt, den man rief, ſchüttelte den Kopf und rieth eine Luftveränderung, und die Freunde von ehemals traten zuſammen, als ſie von dem troſtloſen Zuſtande

des armen Künſtlers hörten und gaben die Mittel zu dieſer Reiſe und Luftveränderung. — Aber da war es zu ſpät und er wollte um Alles in der Welt nicht aus ſeinem Zimmer. Er ſagte, er müſſe da bleiben, um zu hören, wenn es endlich einmal anklopfe, und es müſſe bald anklopfen und es könne gar nicht mehr lange dauern. — Horch! —

Da war nun nichts mehr zu machen und die arme junge Frau zehrte ſichtlich ab, und das kleine Kind floh entſetzt den Vater.

Der hatte nun auch bald des Nachts keine Ruhe mehr; ihn floh der Schlaf und er fuhr Stunde um Stunde in die Höhe und horchte, ob es nicht endlich klopfen würde. Da eines Nachts, wo Alles draußen ſo ruhig und ſtill war, wo man nichts hörte als das leiſe Rauſchen und Flüſtern des Nachtwindes in den Bäumen vor dem Fenſter, da richtete er ſich plötzlich in ſeinem Bette empor, abgezehrt und hager, und ſchaute mit den erhitzten Augen um ſich herum und ſagte: „horch, es hat geklopft!“ Entſetzt fuhr die Frau in die Höhe; ſie ſaß auf dem alten Lehnſtuhle neben dem Bette und verſetzte: „du irrſt, mein Lieber, ich habe nichts gehört, es hat gewiß nicht geklopft.“

„Du haſt Recht!“ ſprach er darauf lächelnd, „es preſſirt gar nicht, es hat ſehr entfernt geklopft, draußen auf dem Felde.“

Die Frau legte ihr Geſicht auf ſeine weiße Hand und weinte lange und viel, bis der Morgen kam.

In der nächſten Nacht richtete er ſich wieder auf und ſagte abermals: „horch, es klopft ſchon wieder, und ſchon viel näher und deutlicher. Ich glaube, es war unten an der Hausthüre.“ Obgleich nun die Frau wieder verſicherte, es habe in der That nicht geklopft, ſo lächelte er ungläubig und ſagte: „es thut nichts, es wird ſchon noch deutlicher klopfen.“

In der darauf folgenden Nacht ſprach er mit einem ſeltſamen Lächeln: „jetzt wirſt du doch endlich das Klopfen auch hören, es iſt ſchon ganz nah', es klopft ſchon ganz deutlich. Jetzt an der Stubenthüre, jetzt hier, ſehr ſtark, ſehr ſtark!“ Darauf führte er ihre Hand an ſein Herz, und das ſchlug gewaltſam, als wollte es die Seiten aus einander ſprengen. „Weißt du was,“ fuhr er fort, „laß' einen Augenblick das Kind zu mir kommen; wenn es morgen Nacht wieder klopft und noch näher, o viel näher, da werde ich rufen: herein! und es kommen die ungeheuren Aufträge von Königen und

Kaisern, und ich werde dann so mit Arbeit überladen sein, weißt du, daß ich mich eine lange Zeit hindurch gar nicht mehr um euch bekümmern kann, ja, euch vielleicht gar nicht mehr kenne, wenn ihr bei mir steht. — O das ist freilich sehr traurig, entsetzlich traurig!" Und wie er das sagte und sie ihm das kleine Kind brachte, da drückte er es fest in seine Arme, und seine Thränen träufelten herab über sein eingefallenes Gesicht auf den Kopf des Kindes. „Ich habe euch lange nicht so lieb gehabt, wie in diesem Augenblicke," fuhr er mit leiser, schwankender Stimme fort; „o, ich habe euch unendlich lieb, und Alles, Alles wird jetzt besser werden. Du, süßes Weib, lebe wohl, und auch du, armes, armes Kind, morgen hat aller Kummer ein Ende. — O Gott!" —

Und wieder kam eine Nacht und wieder richtete er sich im Bette auf, aber sein Auge glänzte unheimlich, seine Lippen zitterten fieberhaft. Und endlich sagte er wieder: „horch es klopft!" und dann hielt er seinen Kopf mit beiden Händen und rief laut hinaus: „O hier klopft es; — — wie es hier so entsetzlich klopft! Und überall, überall, draußen auf dem Felde, auf der Straße, an der Hausthüre, überall, überall! an der Stubenthüre, an den Wänden, an der Decke; überall, überall sind Herrn und Grafen, Könige und Kaiser, und sie wollen herein, um mir große Aufträge zu geben!" — Bei diesen Worten sprang er von seinem Lager auf und war nicht mehr zu halten. Er riß die Thüre und Fenster auf, damit die Besteller bequemer herein kommen könnten; und alsdann machte er tiefe Bücklinge, nahm die Aufträge freundlich in Empfang und ging eifrigst an die Arbeit. — Sein Atelier aber war fortan das Irrenhaus; dort stand er vor einer großen Wand mit einem Stück schwarzer Kohle und zeichnete die entsetzlichsten, fratzenhaftesten Gestalten." — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dubelli hatte dieser unheimlichen Erzählung des alten Lehnstuhls mit wahrem Entsetzen zugelauscht, und wie er sagte: der Künstler habe zuerst lange auf das Klopfen gewartet, so horchte auch er ängstlich um sich herum, ob er nicht irgend etwas Aehnliches vernähme; wie Jener alsdann das Klopfen auf weitem Felde vernommen, so glaubte auch er, er höre die dumpfen Schläge, und immer näher und näher. Und dann schien es unter dem Boden zu klopfen,

und dann in dem alten Stuhle; jetzt fühlte er ſein Herz gewaltſam ſchlagen, dann ſeine Pulſe fieberhaft pochen. Sein Haar klebte ihm auf dem Kopfe feſt, er erhob ſich langſam vom Seſſel, um zu entfliehen, doch fürchtete er ſich, einen Schritt zu thun, denn er war überzeugt, ſowie er ſich zur Flucht wende, ſo jage all' das tolle Geſindel hinter ihm drein, mit Halloh, mit Geklirr und Gekrache.

„Ja, ja," fuhr der alte Lehnſtuhl mit leiſerer Stimme fort, „ſo ging es dem armen Künſtler, dem ich dazumal angehörte, und ich mußte ihn in das Irrenhaus begleiten. Er war einer von den gutmüthigen Wahnſinnigen, und wenn er je zuweilen etwas heftig wurde, ſo brauchten die Wächter, um ihn zur Ruhe zu bringen, nur ganz leiſe an die Thüre zu klopfen, dann war es ſogleich todtenſtill in ſeinem Zimmer." —

In dieſem Augenblick klopfte es wirklich ganz leiſe an die Thüre der Requiſiten-Kammer; Dubelli fuhr in die Höhe, und rings um ihn her ward es todtenſtill. Er fürchtete etwas Neues, noch weit Entſetzlicheres, das zu ihm hereintreten würde, und wandte ſcheu ſeinen Kopf nach dem Eingange. Dieſer öffnete ſich langſam, und dem Balletmeiſter wurde es außerordentlich wohl zu Muth, als er bemerkte, wie ein Lichtſtrahl durch den offenen Spalt hereindrang, und wie darauf die Leuchte des alten Wächters ſichtbar wurde, und dann ſein Arm, ſein Kopf und die ganze Geſtalt.

„Sind Sie wirklich noch da, Herr Balletmeiſter?" fragte der alte Mann, „es war mir, als habe ich Sie vorhin hier hereingehen ſehen, und da Sie ſo lange in dem finſteren Gemach blieben, ſo dachte ich, du mußt doch ſehen, es iſt Ihnen am Ende was zugeſtoßen."

Dubelli erhob ſich von dem alten Lehnſtuhle, ſtrich ſich das Haar aus der Stirne und nahm ſeinen Hut wieder auf, der neben ihm herabgefallen war. Er ſah ſo verwirrt und aufgeſchreckt aus, daß man vollkommen die Anſicht des Wachhabenden theilen konnte, der lachend ſagte: „Ei, ei, Herr Balletmeiſter, Sie haben heute viel geſchafft und ſind, ermüdet, wie Sie waren, auf dem alten Stuhle eingeſchlafen."

„Ganz recht," erwiderte Dubelli mühſam lachend, „ganz recht,

mein Freund, es muß wahrhaftig so sein. Ich weiß nicht, wie es kam, ich fand die Thüre nur angelehnt, ging in das Zimmer, setzte mich auf den alten Stuhl und muß eingeschlafen sein."

„Fest eingeschlafen?" fragte der alte Wächter und hob seine Laterne in die Höhe, um dem Balletmeister ins Gesicht zu leuchten.

„Fest eingeschlafen!" entgegnete Dubelli, „und ich habe obendrein noch ganz merkwürdiges Zeug geträumt."

„Und ich bin nur froh," sagte der Wächter ernst, „daß Sie hier geschlafen haben; ich habe schon gefürchtet, Sie hätten hier wachend allerlei gesehen und gehört."

„So? So? — Also man sieht hier zuweilen etwas?"

„Still, still! Man spricht nicht gern davon. Ich habe es von dem alten Requisiten-Verwalter. Ihm machte es Spaß, oft in der Nacht, wenn der Vollmond recht klar herein scheint, auf dem alten Stuhle zu sitzen, aber er sagte immer man müsse Nerven wie Stricke haben."

— „So, so! — In der That!"

„Ganz gewiß!"

Bei diesen letzten Worten nahm der Wachhabende seine Laterne unter den Arm, zog seine Dose abermals hervor und offerirte dem Balletmeister eine Prise, die dieser auch annahm. Dann verließen Beide die Requisiten-Kammer, zogen die Thüre hinter sich zu, und Dubelli ließ sich die langen Gänge und Treppen hinableuchten, und verließ auf der andern Seite eiligen Laufes das Theatergebäude.

Er war außerordentlich ergriffen von dem, was er gehört, erfahren, vielleicht geträumt, wie er sich selbst einreden wollte. Doch war kein Schlaf in seine Augen gekommen, und er mußte sich gestehen, daß es schon etwas ganz außerordentliches sei, was ihm widerfahren.

Der Mond war ruhig seines Weges fortgewandelt und war eben im Begriff, hinter dem Dache des Schlosses niederzutauchen.

Die eine Seite des Theaters, wo Dubelli dasselbe verlassen, lag in tiefem Schatten, und man konnte hier die Gegenstände auf der Straße schwer unterscheiden. Mochte es nun von dieser Dunkelheit kommen, oder war es vielleicht der Umstand, daß Dubelli, als er vorwärts auf die Straße eilte, sich rückwärts scheu nach dem Theatergebäude umsah, und deßhalb nicht bemerkte, wer ihm in den Weg

lief, genug, er hörte auf einmal dicht vor ſeinen Ohren das Raſſeln eines ſchweren Wagens, und bemerkte jetzt, plötzlich zurückſpringend, daß ein allerhöchſter Hofwagen erſter Klaſſe mit vier Laternen, zwei vornen und zwei hinten, gerade im Begriff geweſen war, mit ihm zu caramboliren, wobei er als der Schwächere, jedenfalls unterlegen wäre. „Hoi ho!“ rief eine kräftige Stimme vom Bock herunter, „muß das alte Miſtzeug einem gerade zwiſchen die Räder rennen, kann Er ſeine beſoffenen Augen nicht aufthun, oder meint er vielleicht, ein alter Hofwagen mit vier Laternen werde ihm aus dem Wege fahren? — He, alter Schlingel!“

Der Kutſcher auf dem Bock, der dieſe Kraftworte von ſich gab, hatte im gleichen Augenblick ſeine Pferde angehalten, einestheils um den Anprallenden nicht zu überfahren, anderntheils aber auch, um die eben erwähnten Worte mit mehr Nachdruck von ſich geben zu können. Dabei beugte er den Kopf auf die rechte Seite, und als nun das volle Licht der einen Wagenlaterne auf ſein Geſicht fiel, konnte Dubelli einen Ausruf der Freude, ja des Erſtaunens nicht unterdrücken.

„Mögt Ihr nun wettern, wie Ihr wollt,“ antwortete er dem Kutſcher, „ſo war es doch in der That nicht ſchön von Euch, Meiſter Winkler, einen alten Bekannten in halbe Lebensgefahr zu bringen. Ich hab' doch oftmals von Euch ſelbſt gehört, daß ſo ein alter ſolider Hofwagen, wenn er leer nach Hauſe gehe, ſich im Schritt zu bewegen habe.“

„Ei, wie iſt mir denn?“ antwortete der Kutſcher von oben, „die alte Stimme ſollte ich doch wahrhaftig kennen. Gebt Euren Namen an, da unten! Mich blenden die alten Laternen teufelmäßig. Man kann vor ihnen gar nicht auf die Seite ſehen, und mich ſoll der Teufel holen, wenn ich im Stande bin, zu unterſcheiden, ob Ihr ein Menſch, ein Vogel oder ſonſt ein Ding ſeid.“

„Diesmal bin ich nur ein Menſch!“ antwortete lachend der Balletmeiſter, „und noch dazu ein Menſch, der ſich Dubelli nennt.“

„Dubelli! — alter Dubel!“ lachte nun der Herr Winkler von ſeinem Bock herunter, „na, da ſoll ja ein — Frey' mich ungeheuer, Sie wieder zu ſehen. — Alter Balletmeiſter geworden — hätten mich eigentlich auch beſuchen können; aber natürlich ein Künſtler

und ein alter Hofkutscher! Nun, wartet einen Augenblick. Jetzt will ich in der Geschwindigkeit den Wagen an die alte Remise fahren, und komme gleich wieder zurück; so schnell lass' ich Euch nicht wieder los. Soll doch ein altes Donnerwetter dreinschlagen! Nur einen Augenblick, guter Dubel, bin gleich wieder da. — Brr!" —

Und dahin flogen die Pferde mit dem schweren Wagen bis vor die Thüre der Remise. Dort stand schon die Stallwache, den Oberkutscher erwartend; dieser warf die Zügel herab, übergab feierlich die Peitsche mit dem Elfenbeingriff, und stieg nun eilends von dem Bock herunter, um seinen alten Freund sogleich aufzusuchen.

Der Oberkutscher, Herr Winkler, war etwas dicker und stattlicher geworden, und die reiche goldbesetzte Livree stand ihm recht gut. Er vertauschte den schweren Hut mit einer leichten Mütze, die er im Andenken an frühere Zeiten etwas verwegen auf's Ohr setzte. Auch steckte er im Gehen seine Hände in die Hosentaschen, was sonst bei einem Oberkutscher nicht leicht vorkommt, und dann suchte er den alten Dubel auf.

„Aber jetzt sagt mir vor allen Dingen," redete er den Balletmeister an, „seid Ihr vornehm geworden, Herr Dubel, kennt Ihr einen alten Bekannten nicht mehr, oder darf man sich mit Euch ungenirt unterhalten, wie zu jener vortrefflichen Zeit als wir im Kutscherzimmer jenen famosen Punsch tranken?"

„Das sollt' ich Euch fragen!" sagte lachend der Balletmeister, und schob seinen Arm unter den des Herrn Winkler. „Ihr seid eine wichtige Person im Staate, führt die allerhöchste Person und leitet auf diese Art gewissermaßen das ganze Reich. — Aber wohin gehen wir?"

„Wenn Ihr mir die Freude machen wolltet," antwortete der Oberkutscher, „so laßt uns einen Augenblick nach meinem Hause gehen, zu meinem alten Weib."

„Aber es ist ja schon sehr spät."

„Thut gar nichts," antwortete lachend der Oberkutscher, „wenn ich Dienst habe und darauf nach Haus komme, fängt das rechte Leben immer erst an. Marie soll Euch einen guten alten Punsch machen, und meine Nachkommenschaft, es sind deren bereits sechs,

könnt Ihr in ihren alten Nestern bewundern. Am Tage habt Ihr doch keine Zeit mich zu besuchen."

Bald hatten sie die Wohnung des Herrn Winkler erreicht, und dieser in der Freude seines Herzens, den alten Dubel wieder gefunden zu haben, machte schon auf der Treppe einen solchen Heidenlärm, daß dieser ihn dringend bat, doch ruhig zu sein und die späte Nachtstunde zu bedenken.

Wirklich öffnete auch die Frau Oberkutscher ganz erschreckt ihre Stubenthüre, und entsetzte sich noch viel mehr, als sie am Arm ihres Gemahls einen fremden Mann erblickte, der sie in ihrem etwas tiefen Negligee überraschte. Dazu bellten ein paar Hunde, und aus dem Nebenzimmer ließen sich einige schreiende Kinderstimmen vernehmen, die es sehr übel aufzunehmen schienen, daß man sie so unsanft aus dem Schlafe geweckt.

„Da bring ich den alten Dubel! rief der Oberkutscher äußerst lustig, als er in sein Zimmer trat, „du wirst dich doch noch erinnern, Marie! Einer meiner besten Bekannten, und wenn ich nicht irre, dein Brautführer bei der Hochzeit."

Madame Winkler, immer noch eine sehr hübsche, runde, kleine Frau, hatte in der Eile ein Tuch umgeworfen und begrüßte ihren späten Gast auf's Beste.

„Das war eine Hochzeit!" fuhr der Herr Winkler lachend fort, „wie habe ich mich damals alterirt, als die alten Glocken nicht anfangen wollten zu läuten — weißt du noch, Marie — und es endlich einen einzigen Schlag that, als sich der alte Steinmann selbst an die Glocke gehängt."

„Schweig' doch davon still," bat die Frau, „wer wird noch an so schauerliche Geschichten denken? Nehmen Sie Platz, Herr Dubelli."

„Du hast Recht," entgegnete Herr Winkler, „aber jetzt mach' nur einen kleinen Punsch; wir müssen noch eine Stunde zusammen verplaudern."

Eilfertig räumte hierauf der Oberkutscher in eigener Person alles vom Tische, was sich darauf befand und womit die Kinder am Abend gespielt; Bilderbücher, zerbrochene hölzerne Pferde, Peitschen und dergleichen mehr. Dann sollte Dubel ruhig sitzen bleiben, gleich darauf bat er ihn, einen Augenblick in's Nebenzimmer zu

kommen, und die Winkler'sche Familie anzuschauen, und als die Frau dagegen protestirte, gab er eine Sekunde lang nach, um seinen Gast im nächsten Augenblick doch in das Schlafzimmer zu führen, wo die sechs Stücke Nachkommenschaft theils schliefen, theils erweckt, sich in ihren Betten herumwälzten. Auch ruhte er nicht eher, bis er sie alle aus dem Schlafe aufgestört, und seinem Gaste bestens vorgefahren, wie er sich auszudrücken pflegte. „Das ist der künftige Oberkutscher," sagte er, der da will leider Gottes ein Tänzer werden, wie Ihr, alter Dubel, und dieser da hat Neigung zum Tambour, und was die drei Mädel anbelangt, so sind es halt drei Mädel, über die sich noch nichts sagen läßt. — Aber jetzt kommt zu unserem Punsch!"

Damit zerrte er den Balletmeister, der als ein höflicher Mann Alles gelobt und bewundert hatte, in das Wohnzimmer zurück und drückte ihn auf einen Stuhl nieder.

Hier ging es nun an ein gegenseitiges Fragen und Erzählen. Zuerst mußte Dubelli mit der größten Umständlichkeit von sich geben, was er von den Schicksalen des Baron Karl, des Jägers Lukas und vor allen Dingen von dem der kleinen Marie wußte. Was die Letztere anbelangt, so war schon davon, daß sie ihren Vater wieder gefunden, ein unbestimmtes Gerücht in die Residenz gedrungen, und die Freude des Oberkutschers war unmäßig, als er erfuhr, daß das Kind der verstorbenen Marie, die seine Mutter gepflegt und erhalten, eine vornehme Dame geworden sei.

Ja, seine Mutter, die alte Frau Winkler, danach erkundigte sich der Herr Dubel nun eifrigst und wunderte sich, daß sie nicht da sei.

„Ach, die gute Frau!" sagte der Oberkutscher, nachdem er wehmüthig ein Glas Punsch ausgetrunken. „Sie hat noch ein paar Jahre heiter und vergnügt mit uns gelebt, und dann ist sie gestorben; Gott hab' sie selig!"

„Die Frau Welscher hab' ich gestern besucht," sagte Dubelli; „es war mir ein eigenes Gefühl, als ich so die Treppen wieder hinaufstieg, als ich oben die alten Zimmer wieder sah und den Tisch, auf welchem ich so oft mit Nadel und Scheere gesessen. Die Frau selbst hat sich sehr gut erhalten; sie sieht gut und rüstig aus."

„Das will ich meinen!" sagte Herr Winkler, „sie kommt häufig zu uns, ihre Kinder sind nun herangewachsen, die beiden Mädchen

führen das Geſchäft fort, und der junge Herr Welſcher iſt ein geſchickter Schreiner geworden. — Eine brave, brave Frau. Ich verſichere Euch, wenn die Frau in dem Viertel nicht wohnen würde, ſo gäbe es dort allein mehr Prozeſſe als im ganzen Land. Aber Alles fragt ſie um Rath, die Leute der halben Stadt kommen zu ihr, und wenn Einer triumphirend kommt und ſagt: die Frau Welſcher hat mir Recht gegeben! ſo läßt der Andere die alten Flügel hängen und ſpricht kein Wort mehr. — — Wenn nun die kleine Marie," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich wollte ſagen, die alte Gräfin oder vielmehr die junge Gräfin, einmal wieder hieher kommt, wird ſie auch die alte Frau Welſcher beſuchen? — Ich hoffe ſo!"

„Davon bin ich überzeugt!" antwortete Dubelli, „das Mädchen hat ein Herz wie ein Edelſtein, und was darin einmal eingegraben iſt, das verwiſcht ſich nicht."

„Ich verſichere Euch, alter Dubel," lachte der Kutſcher, nachdem er ein anderes Glas Punſch getrunken, „es würde mir die unſinnigſte Freude machen, wenn ſie hieher käme. Als Gräfin würde ſie zu Hof geladen, man ſchickt ihr eine Equipage, und mich ſoll der Teufel holen, wenn es mir nicht das größte alte Plaiſir machen würde, ſie ſelbſt durch die Straßen zu kutſchiren."

„Aber Winkler!" ſagte die Frau Oberkutſcher mit einem Ton des Vorwurfs.

„Nun ja, ich weiß ſchon, was du ſagen willſt," entgegnete begütigend der Herr Winkler, „freilich, ich meine nur ſo. Natürlich als Oberkutſcher; ich ſagte ja nur, es würde mir außerordentlich gefallen, wenn es anginge."

„Von dem Gevatter ſchrieb mir Lukas auch," erzählte Dubelli weiter, „der Kerl hat in Italien entſetzliche Streiche gemacht, und der Jäger wird Euch das ſelbſt einmal erzählen; — endlich haben ſie ihn aber erwiſcht und in Neapel zu den Galeeren-Sklaven geſetzt, wo er das Tageslicht nimmer ſieht, und wo iſt Heulen und Zähneklappern."

„Amen!" ſagte die junge Frau.

„Habt Ihr denn nichts weiter gehört," fuhr Dubelli fort, „was aus jener Frau Müller geworden iſt? — Ihr erinnert Euch doch noch ganz genau: im Hinterhaus der Kiliane, wo jenes Lumpengeſindel ſeine Auflage hatte."

„Die ist verschollen, wahrscheinlich gestorben und verdorben," antwortete der Oberkutscher. „Damals vor zehn Jahren, das werdet Ihr Euch noch erinnern, machte der Gevatter einen Versuch, sie um's Leben zu bringen, indem er glaubte, die Alte habe sehr viel Geld bei sich versteckt. Hiedurch wurde die Polizei aufmerksam gemacht, und bekümmerte sich ein bischen angelegentlich um die alte Müller, und da fand es sich denn, daß sie gar kein Recht habe, hier in der alten Stadt zu wohnen. Sie war aus einem kleinen Dorfe an der Donau, und dahin hat man sie auf den alten Schub gebracht. — Sieh, da fällt mir eben ein," fuhr der Oberkutscher, gegen seine Frau gewendet, fort, „Marie, du mußt dich doch der Tochter dieser Müller erinnern, der Anna. — Nicht?"

„Ich hab' sie nur ein paarmal flüchtig gesehen," antwortete die Frau Winkler; „sie soll sich aber an dem Treiben ihrer Mutter geschämt haben, überhaupt ein braves Mädchen gewesen sein."

„Und schön," sagte Herr Dubelli, indem er sein Glas zum Munde führte.

„Das muß wahr sein!" rief der Oberkutscher. „Schön war die Anna, ein prächtiges Mädchen! Wahrhaftig schön, sehr schön! — Und da wollte ich also sagen — du weißt, daß man seit langen Jahren nichts von ihr gehört hat — neulich fuhr ich also nach dem Jagdschloß, und wie ich so mit leerem Wagen zurückkomme — ich ließ die Pferde langsam gehen, es war da draußen vor dem Thor, du weißt, wo die vielen Gärtner wohnen — da begegnete mir ein Frauenzimmer, die ich mir so ganz zufällig anschaue."

„Winkler! — Winkler! —"

„Auf Ehre, Marie, ganz zufällig!" lachte der Oberkutscher, „das Frauenzimmer sieht auch in die Höhe, und ich erkenne — wen glaubt Ihr wohl? — Nun, mich soll der Teufel holen, es war die Anna."

„Du hast dich geirrt!" sagte die Frau.

„Nein, ich hab' mich nicht geirrt," fuhr Herr Winkler ruhig fort, „es war die Anna, wie sie leibt und lebt, sehr einfach, ja ärmlich gekleidet. Sie war älter geworden, recht älter; aber immer noch schön, ich versichere Euch, alter Dubel, immer noch schön!"

„Ich kann das nicht gut glauben," sagte die Frau nachdenkend; „möglich wäre es freilich. Es war ein armes unglückliches Mädchen."

„Recht arm!" sagte der Oberkutscher.

„Recht unglücklich!“ ſetzte Dubelli hinzu.

Damit ſchlug die Uhr die Mitternachtsſtunde und der Balletmeiſter nahm ſeinen Hut und war nicht mehr zu halten. Er verſprach, nächſtens wieder zu kommen, wünſchte der Frau gute Nacht, und der Oberkutſcher begleitete ihn die Treppen hinab.

„Apropos,“ ſagte der Balletmeiſter unten an der Treppe, „was iſt denn aus Jean geworden, dem Hoflakaien? Iſt er immer noch im Dienſte?“

„Ei freilich!“ lachte der Oberkutſcher, „aber er iſt nicht mehr hier beim alten Hof. Er war ihnen zu ſchlau und vorwitzig; es wollte ihn keine Hofdame mehr nehmen, und da haben ſie ihn zum Portier gemacht auf dem Jagdſchloſſe, von dem ich vorhin ſprach. Da zeigt der alte Kerl den Fremden die ſeltenen Waffen und Hirſchgeweihe und ſchwätzt ihnen dabei die Ohren voll. Ihr müßt ihn wahrhaftig einmal beſuchen.“

„Das will ich auch gewiß thun,“ entgegnete Dubelli, reichte ſeinem Freunde die Hand und ging ſeiner Wohnung zu.

Siebenundfünfzigſtes Kapitel.

Benetti.

Das geſammte Hoftheater-Perſonal war ſeinem neuen Chef, dem Grafen Alfons, feierlichſt vorgeſtellt und übergeben worden. Der neue General-Intendant hatte keine Rede im Allgemeinen gehalten, es dagegen vorgezogen, den verſchiedenen Klaſſen ſeiner Untergebenen einige paſſende Worte zu ſagen, und die Meiſten waren, zufrieden mit ihrem neuen Chef, wieder an ihre Beſchäftigungen gegangen.

Der Graf hatte hiebei mit Erſtaunen bemerkt, welche Menge Menſchen er nun unter ſeinem Befehle hatte: ein Reich im Kleinen, eine ganze Naturgeſchichte; denn unter der Erde und auf der Erde gab es von ſeinen Angeſtellten, Andere, die es mit dem Feuer zu thun hatten, wieder Andere, deren Element das Waſſer war, oder die ſich in heiterer Luft, auf dem Schnürboden, umhertrieben. Dazu kamen die vielen Angehörigen großer Opern und des Ballets, ein Departement der Statiſten, die Darſteller von Kameelen, Löwen und

Affen, von Fröschen und Eidechsen, die Feuer- und Wassergeister, unterirdische Stimmen, Geheule und dergleichen mehr; unter den Zimmerleuten die Donnerer und Blitzer, die Regen- und Winderzeuger, unter den jüngeren Choristen die Volksstimmen, höhere Geister-Erscheinungen, alte Nobili, die im Hintergrunde der Bühne, kaum erkennbar, zum Schaffot geschleppt werden. Alles das hatte er gesehen und mit einem freundlichen Wort entlassen. Auch war er in die unterirdischen Räume hinabgestiegen, unter das Podium, und noch tiefer, wo sich große Coulissen-Magazine befinden. Hier sah er aber mit einer wahren Wehmuth so viele bekannte Gegenden, die er während einer Reihe von Jahren von seiner Loge aus betrachtet, und woran sich für ihn heitere, sowie traurige Erinnerungen knüpften.

Oben auf der Bühne begann jetzt die Generalprobe einer großen Oper mit Ballet, und die hiebei zu thun hatten, waren in den halbdunklen Räumen zurückgeblieben. Die Musiker saßen vor ihren Pulten, auf denen schwache Lichter bei der ungeheuren Finsterniß des ganzen Hauses kaum im Stande waren, die jedesmalige Seite des Notenblattes zu erhellen. Der Kapellmeister schob seine Brille etwas in die Höhe und bot dem Opernregisseur über den Soufleurkasten hinüber eine Prise.

„Was halten Sie nun eigentlich von der Musik der neuen Oper? Viel Spektakel, wenig Melodieen. Vor allen Dingen ein schlechtes Buch."

Der Kapellmeister, der selbst Componist war, zuckte mit den Achseln, wollte aber doch das harte Urtheil des Collegen nicht unbedingt zugeben.

Die Oper war von dem neuen Chef dringend empfohlen, man interessirte sich höchsten Orts für den jungen Componisten desselben, und dieser hatte den Kapellmeister durch freundliches, ehrerbietiges Benehmen für sich zu gewinnen gewußt.

„Sie ist bei Allem dem nicht so schlimm," sagte der Letztere über das Theater hinauf und schlug die Partitur auf. „Natürlich kein eminentes Talent, etwas Anfänger-Arbeit; im Ganzen wenig gelernt. Doch ist die Ballet-Musik darin nicht übel, und dann wird meine Kapelle schon das ihrige thun, die Sache durchzureißen. — Aber warum fangen wir noch nicht an? Es ist bei Gott schon zehn Uhr durch, und wenn eine Probe länger als bis zwölf Uhr dauert, so

sind meine Musiker nicht zu haben; man kann aber in der That nicht verlangen, daß sie zu Hause ihre Suppe kalt werden lassen. — Woran liegt's denn eigentlich?"

„Weiß der Teufel!" entgegnete der Regisseur, „ich habe schon sechsmal klingeln lassen, aber man bringt die Sängerinnen nicht auf ihren Platz. — Wo ist Mademoiselle Steinberg?" rief er in die halbdunkle Bühne hinein.

„Hier!" antwortete eine Damenstimme, „ich lasse nie warten, Herr Regisseur."

„Das liegt wieder an unserer sogenannten Ersten," sagte mißmuthig der Kapellmeister, worauf der Regisseur sich herumdrehte und dem Inspicienten anbefahl, die Madame Grölzer-Fidelbogen-Tarpacci dringend zu bitten, jetzt endlich einmal die Garderoben-Geschäfte bei Seite zu lassen und gefälligst auf die Bühne zu kommen.

Bald darauf rauschte auch die Gerufene, einigermaßen erzürnt, zwischen den Coulissen hervor, zog aus der Seitentasche ihres schweren Damastkleides eine kleine goldene Uhr hervor und meinte gereizt, der Lärm sei gar nicht nöthig gewesen, es sei überhaupt erst ein Viertel über zehn Uhr.

Jetzt hatte sich auch Graf Alfons auf der Bühne eingefunden, nahm vornen seinen Platz unter den Prosceniums-Logen, neben ihm der Componist der neuen Oper, unser Bekannter: Musiker Charles.

„Also, meine Herren, die Ouvertüre!"

Ehe er aber anfing, sah der Kapellmeister verbindlich auf die Bühne hinauf und sagte: „lieber College, wenn Sie bei der Ausführung einige Ausstellungen in Betreff des Taktes, in Betreff der Tempi's oder sonst zu machen haben, so bitte ich dringend, mich zu unterbrechen."

Drei Schläge mit dem Taktirstock — die Musik beginnt.

Es ist eine große blutgierige Oper, die heute probirt wird, dumpf wirbeln die Pauken, die Contrebässe grollen und solchergestalt beginnt die Ouvertüre mit einem raschen lebendigen Satz, der sich dreimal wiederholt. Dann folgt ein düsteres melancholisches Adagietto und hier schon nähert sich der junge Componist dem Kapellmeister und bittet ihn, das Adagietto mehr adagio zu nehmen und sich eines außerordentlichen Piano zu befleißigen."

„Also noch einmal!"

Drei neue, ungeduldigere Schläge mit dem Taktirstock; aber bei

der Wiederholung wird das Adagio nicht ſanfter vorgetragen, ja ſogar etwas mehr forte, als vorher. Auch ſeufzt eine erſte Clarinette einen nicht hieher paſſenden wehmüthigen Ton dazwiſchen, der dem jungen Componiſten die Nerven erſchüttert und den der Kapellmeiſter mit einem ſtrengen Blicke beſtraft. — Ach, der arme Clarinettiſt wird bei der heutigen Probe noch mehr falſche Noten blaſen, denn auch er iſt Componiſt und hat ſeit vierundzwanzig Jahren eine Oper fertig liegen, die er während drei neuen Regierungen und während zehn ſich folgender Intendanten vergebens zur Aufführung eingereicht hat! Auch der Pankeniſt leidet an denſelben Schmerzen und hat trotz des häufigen Zuredens des Kapellmeiſters in ſeiner düſteren Gemüthsſtimmung die Pauke um einen Achtelston in der Stimmung zu tief geſtellt, was ſeinem erſchrecklichen Wirbeln einen höchſt unheimlichen Charakter verleiht.

Der junge Componiſt fügt ſich in das Unvermeidliche — die Ouvertüre geht vorüber. Die erſte Scene iſt ein lachendes Gefilde: der prächtige Garten vor einem Schloß, das im Hintergrund auf maleriſchen Terraſſen thront, ländliche Tänze ſollen das Auge einer jungen Braut entzücken, die vorn mit maleriſch aufgeſtütztem Arm auf einer Ottomane ruht. — Aber ach! die Braut iſt nicht entzückt; ſie liebt nicht den, den ſie lieben ſoll, und den, welchen ſie liebt, ſoll ſie nicht lieben.

Die Tänzerinnen produciren vor ihrem Auge die maleriſchſten Gruppirungen, von dem trefflichen Dubelli großartig angelegt, doch ſie ſind nicht im Stande, dem Auge der Frau Grölzer-Fidelbogen-Tarpacci ein Lächeln abzugewinnen, vielmehr erhebt ſie ſich mit einer Thräne im Auge und ſinkt an den Buſen ihrer Vertrauten, während ſie ſingt: wozu all' dieſe Spiele, all' dieſe Tänze? Er, der allein mein Herz erfreuen kann, kommt doch nicht! Unmöglich — er wird nicht erſcheinen. —

Aber in einer Oper und in einem Ballet iſt Alles möglich. Und ſo erſcheint denn auch der fern Geglaubte; das diskrete Ballet zieht ſich leiſe zurück, ſechsunddreißig Tänzerinnen ſagen ſich pantomimiſch: was müſſen wir ſehen? — Die Braut in eines Anderen Armen! Und dazu ſchaudern zwei Dutzend Tänzer und ſcheinen ſich zu ſagen: wehe, das wird gräßlich enden!

So nimmt die Probe ihren Anfang und Verlauf, und die Muſik iſt in der That nicht ſo ſchlecht, wie der Regiſſeur geſagt, ja, die

harten Muſiker drunten ſcheinen ſich hie und da über melodiſche Klänge zu erfreuen, und der Kapellmeiſter kann es nicht unterlaſſen, dem jungen Componiſten an verſchiedenen Stellen mit voller Befriedigung zuzulächeln.

Actus. —

Die Bühne wird verwandelt; Choriſtinnen, das ganze Ballet ſtrömt aus ihren Schlupfwinkeln hinter der Bühne herbei und erfüllt die Scene mit einem luſtigen Gewühl. Der Kapellmeiſter ſchüttelt dem Collegen die Hand, ältere erfahrene Muſiker thun das Gleiche. Charles iſt mit ſeiner Arbeit zufrieden und ſchwimmt in einem Meer von Wonne, weßhalb er ſogar auch ſehr bereitwillig die große Arie der Madame Fidelbogen für den zweiten Akt noch am heutigen Tage in einigen Kleinigkeiten abzuändern und ſich obendrein bereit erklärt, dem Baſſiſten, deſſen Partie ſehr klein iſt und der ihn dringend hierum erſucht, eine fürchterliche Wuth- und Rache-Arie für den letzten Akt zu ſchreiben und einzulegen.

Die neue Dekoration ſteht; doch ehe die Muſik wieder beginnt, hat der Kapellmeiſter eine ernſtliche Klage über ein Orcheſter-Mitglied anzubringen.

„Sie werden natürlicher Weiſe bemerkt haben, Herr Graf," ſagte er, „daß die Contrebäſſe bei gewiſſen Stellen nicht kräftig genug durchgreifen. — Herr Charles," hiemit wendet er ſich an den Componiſten, „hat gewiß nur aus Freundlichkeit gegen die Kapelle dieſes Mangels nicht erwähnt."

Der Letztere hatte in der That bemerkt, daß ſtatt der gewöhnlichen ſechs Contrebäſſe nur vier an ihrem Platz waren und hatte ſchon während der Ouvertüre und des erſten Aktes in ſeinem Inneren ſehr eine Verſtärkung dieſer Inſtrumente gewünſcht. Der gute Alfons mit einer ſehr ſchwachen Idee von der Nothwendigkeit eines ſtarken Grundtones, hatte nicht im Geringſten dieſe Schwäche des Orcheſters geahnt, half ſich aber trotzdem bei der Klage des Kapellmeiſters mit der ſehr ernſt ausgeſprochenen Frage, woher es denn komme, daß heute ſo ungeheuer wenig Contrebäſſe da ſeien.

„Im Ganzen haben wir ſechs," referirte der Kapellmeiſter, „vier ſind da unten, wie der Herr Graf ſehen werden, der fünfte iſt krank." —

„Und der ſechste?" forſchte der Graf mit einer ſehr wichtigen Amtsmiene.

„Ja, ſehen Sie, Herr Graf, der ſechste,“ entgegnete der Kapellmeiſter mit einem Achſelzucken, „iſt einer von den alten privilegirten Muſikern, unter der Regierung des höchſtſeligen Königs angeſtellt, für die Hauskapelle engagirt, welchen man leider nicht die ſtrenge Verpflichtung auferlegen kann, im Orcheſter mitzuwirken. Was namentlich die Proben anbelangt, ſo hat man immer mit dieſen Leuten zu kämpfen. Sie zu einer Probe heran zu bringen, iſt ungebener ſchwer. Bei der Vorſtellung freilich fehlt der alte Benetti, von dem ich eben ſpreche, niemals.“

„Benetti,“ ſagte der Graf, „den Namen ſollte ich ſchon oft gehört haben.“

„Sie werden den alten verſtorbenen Balletmeiſter Benetti meinen,“ antwortete Charles. „Dieſer iſt ein Bruder deſſelben, ein tüchtiger Muſiker und außerdem ein Componiſt für Kirchen-Muſik.“

„Richtig, richtig!“ ſprach der Graf ſehr ernſt und zupfte ſeine Halsbinde in die Höhe; „aber da ſcheinen mir Unordnungen eingeriſſen, die man künftig nicht dulden ſoll. Es iſt ja vollkommen unmöglich, daß der Mann Abends richtig ſpielt, wenn er vorher ſeine Stimme nicht durchſtudirt und den Proben beigewohnt.“

Bei dieſer Aeußerung des neuen Chefs lächelte der Kapellmeiſter ein klein wenig, der Operuregiſſeur, der hinzugetreten war, huſtete, und Charles ſagte zum Grafen: „das wird in der That nichts machen, ob der alte Italiener zur Probe kommt oder nicht; mir wäre es nur lieb geweſen, heute Morgen ſchon die volle Wirkung zu hören. — Aber,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „wenn Benetti heute Abend die ihm unbekannte Muſik aufſchlägt und einmal ſeinen Bogen in der Hand hat, ſo geigt er ſchon beſſer, als die übrigen Vier zuſammen genommen, die vielleicht alle Proben mitgemacht.“

„Iſt dem ſo?“ fragte der Graf.

„Allerdings!“ entgegnete der Kapellmeiſter, doch wäre es mir gerade wegen den andern jüngeren Muſikern angenehm, wenn man den alten Italiener beſtimmen könnte, den Proben, wie die Andern, beizuwohnen.“

„Man muß ihm darüber einen Befehl zugehen laſſen!“ meinte der General-Intendant.

„Herr Graf, das wird nicht angehen,“ warf der Regiſſeur dazwiſchen, „dieſe alten Muſiker haben ihre eigenen Privilegien, und

wenn man versucht, die anzugreifen, so könnte man gar mit diesen Leuten nicht mehr fertig werden."

„Natürlich!" sagte Alfons, „Privilegien sind heilig; aber wie wär' es, wenn ich mit Signor Benetti einmal privatim ein freundliches Wort spräche? — Bei der Vorstellung ist er mir, glaube ich, nicht genannt worden — er war vermuthlich heute Morgen nicht im Theater?"

„Nein, Herr Graf, er kommt nur in den Stunden, wo er zu spielen hat."

„Und was ist er für eine Art von Mann?"

Der Kapellmeister zuckte die Achseln und der Regisseur lächelte.

„Das kann ich Ihnen ganz genau sagen," entgegnete Charles. „Ich habe vor mehreren Jahren längere Zeit bei ihm Unterricht gehabt, und das muß ich schon gestehen: ich habe was Tüchtiges bei ihm gelernt. Aber es ist ein merkwürdiger alter Kauz. Benetti ist hoch in die Sechzig, vielleicht ein Siebziger, unverheirathet; er kam vielleicht vor fünfzig Jahren hieher, als der selige Herr die große Oper einrichten ließ. Damals waren die meisten Angestellten Italiener, und die beiden Benetti's, junge, unternehmende Bursche, beide angehende Musiker, malten mit an den großartigen Dekorationen, die damals beliebt wurden, und darauf blieben sie hier. Der Eine bildete sich für das Ballet und war auch für das Ausland ein berühmter Name, der Andere warf den Pinsel weg, widmete sich ganz der Musik und gab anfänglich in vornehmen Häusern Stunden. Doch wollte das Letztere nicht gut thun, denn der alte Italiener ist ein so fürchterlich heftiger Mann, daß ihn der kleinste Fehler seiner Zöglinge veranlassen konnte, sie entweder mit dem Notenheft hinter die Ohren zu schlagen, oder wenn das nicht anging, fortzugehen, um nicht mehr in das Haus zurückzukehren. Wie viel dergleichen Scenen habe ich mit ihm erlebt! Wie oft hat er mich zur Thüre hinaus bekomplimentirt und mich hoch und heilig versichert, er wolle mit mir nichts mehr zu thun haben! Aber er hatte mich lieb, das kann ich mit Stolz sagen; denn am andern Tag schon nach solchen Scenen schrieb er mir mit zwei Worten, ich solle wieder kommen, und wenn ich alsdann, wie sich das von selbst verstand, in seine Wohnung zurückkehrte, so nahm er mich mit offenen Armen auf und er that alsdann seiner Heftigkeit vierzehn Tage die größte Gewalt an."

„Hat er Familie?“ fragte der Graf.

„Nein,“ ſagte der Kapellmeiſter; „er war auch niemals verheirathet, lebte ſehr eingezogen, ſehr anſtändig und man konnte von ſeinem Lebenswandel nur Rühmenswerthes ſagen. Ich war lange nicht mehr in ſeiner Behauſung. Vor fünf, ſechs Jahren, wo ich mit ihm ein größeres Werk über ältere italieniſche Kirchen-Muſik bearbeitete, kam ich häufig zu ihm. Damals hatte er eine alte Haushälterin, die mußte viel mit ihm ausſtehen; ich glaube, ſie iſt unterdeſſen geſtorben.“

„Ja wohl, ſie iſt geſtorben,“ verſicherte der Regiſſeur, „ich weiß, der heftige, knauſerige Italiener war damals in großer Verlegenheit, denn es wollte ſich lange keine Perſon finden, die ſich dazu hergab, ſeine ewigen Schimpfereien anzuhören, ja ſogar die Zielſcheibe eines Tellers oder eines Glaſes zu werden, wie das oftmals ſchon früher vorgekommen ſein ſoll.“

„Kann der alte Mann leben?“ fragte der Intendant; „iſt er gut bezahlt?“

„Außerordentlich gut!“ antwortete der Kapellmeiſter, „dieſe älteren Muſiker haben eine ungleich höhere Gage, als die neu Angeſtellten, und nebenbei hat ſich Benetti ein anſtändiges Vermögen zuſammengeſpart, von deſſen Zinſen er allein leben könnte.“

„Ich muß die Bekanntſchaft dieſes Mannes machen,“ ſagte lächelnd der Intendant; „ich muß den alten Muſiker haranguiren. — Weiß Jemand, wo er wohnt?“

Der Kapellmeiſter zuckte mit den Achſeln, der Regiſſeur ebenſo, und ſogar Charles wußte nicht die Wohnung ſeines früheren Lehrers.

Man rief nach dem Theaterdiener, doch ehe dieſer erſchien, näherte ſich eine kleine ſechszehnjährige Balletratte, die mit den feinen Ohren ihres Geſchlechts aus einiger Entfernung das Geſpräch ihres Intendanten belauſcht, und flüſterte nach einem tiefen Knix dem Regiſſeur die gewünſchte Adreſſe in die Ohren. Dieſer pätſchelte zum Dank ſehr herablaſſend und freundlich den blonden Lockenkopf der jungen Tänzerin, die darauf mit einem ungeheuer tiefen Knix hinter die Couliſſen entſchwebte.

„Nun?“ fragte Alfons.

„Der Herr Graf wiſſen vor den Thoren das Königliche Jagdſchloß?“ ſagte der Regiſſeur. „Wenn man dort hinaus fährt, ſo

hat man links an der Straße, ehe die Chauſſee beginnt, eine Menge Gärten, in welchen kleine Wohnungen zerſtreut liegen."

„Ah!" rief Charles, „da herum wohnte auch ich früher."

In einem der erſten Gärten rechter Hand," fuhr der Regiſſeur fort, „bei einem Handelsgärtner — der Herr Graf werden dort mehrere große Treibhäuſer bemerken — liegt ein kleines Häuschen, ganz in Grün verſteckt; dort ſoll Benetti wohnen."

„Ah, das Haus iſt mir bekannt," ſagte der junge Componiſt nachdenkend; „es wär' eigenthümlich, wenn es meine alte Wohnung wäre."

„Richtig, lieber Charles," entgegnete der Graf lächelnd, „ich glaube, da herum war vor zehn Jahren Ihr Hotel."

„Ein ſehr beſcheidenes."

„Wiſſen Sie was; ich habe auf zwölf Uhr meinen Wagen beſtellt; bis dahin iſt die Probe wohl aus, dann begleiten Sie mich und zeigen mir den Weg."

„Wenn Sie es wünſchen, Graf Alfons, recht gern!" entgegnete Charles mit leiſer Stimme.

Der zweite Akt.

Auch dieſer ging vorüber; ebenſo der dritte, und mit jeder Nummer ſtieg die Zufriedenheit, das Wohlgefallen der ganzen Kapelle an der neuen Arbeit. Mehrmals konnten ſich ſämmtliche Muſiker nicht enthalten, am Ende einer derſelben in ein lautes Bravo auszubrechen. Charles empfing Glückwünſche von allen Seiten und war außerordentlich glücklich.

Der Intendant lobte die Leiſtungen der Kapelle und der Sänger, ſowie die wirklich ſchöne Arbeit des Balletmeiſters Dubelli, der mit neuen Tänzen, zierlichen Arrangements und Gruppen ſein Möglichſtes zur Ausſchmückung der Oper beigetragen. Dann packten die Muſiker ihre Inſtrumente zuſammen, die Lichter wurden ausgelöſcht, die Sängerinnen fuhren nach Hauſe, Choriſten und Choriſtinnen verließen das Theater, ihre Notenhefte unter dem Arm, und bald lag das weite Gebäude einſam und ſtill.

Dubelli, als er bei der Requiſiten-Kammer vorbei ging, konnte nicht unterlaſſen, einen Blick hinein zu werfen, indem er jenes Abends gedachte, wo ihm hier ſo Sonderbares begegnet.

Da ſtanden die alten Geräthſchaften und Waffen ruhig an ihrem Platze und die einzige Bewegung, die erſichtlich war, ging von der

armen alten Kreuzfahrersfahne aus, die früher ein Bettuch geweſen war; und auch dieſe Bewegung kam einzig und allein von dem Luftzuge her, welchen das Oeffnen der Thüre verurſachte. Eine ſorgſame Hand hatte die Fahne wieder an ihren alten Platz vor dem Fenſter geheftet, und da jetzt bei der Mittagsſtunde daſſelbe ohnehin im Schatten lag, ſo herrſchte in dem Gemach faſt eine ähnliche Dämmerung wie neulich in der Nacht.

Aber das Rennen und Laufen in dem Gebäude, das Oeffnen und Zuſchlagen der Thüren, die vielen Menſchenſtimmen, ſowie das Raſſeln der wegrollenden Wagen hatte alle Poeſie von dieſem Orte verwiſcht und ſelbſt Dubelli's Auge ſah heute nichts als alte Waffen und Geräthſchaften, und ſelbſt der weite Lehnſtuhl, der auch heute Morgen ſeine Arme wieder gaſtlich zu öffnen ſchien, hatte etwas ganz Harmloſes und durchaus nichts Geſpenſterhaftes. Dubelli lächelte über ſeine Phantaſien in jener Nacht und meinte am Ende, er könne vielleicht auf dem alten Lehnſtuhle eingeſchlummert ſein und nur geträumt haben. Ja, als er ſich nun dem Fenſter näherte und durch daſſelbe knapp in dem Schloßgarten die Marmorfigur ſah, die ihm ſolchen Schrecken eingeflößt, ſo begriff er in der That nicht, wie er jenes lächelnde Geſicht einer ſchönen Flora für die Züge der ſeligen Honoratorentochter habe halten können.

„Täuſchungen! nichts als Täuſchungen!“ murmelte er vor ſich hin, als er das Gemach verlaſſen hatte und allein die Treppen hinabſtieg. „Unſer ganzes Leben iſt eine fortlaufende Kette von Täuſchungen; es iſt am Ende natürlich, wenn man ungläubig wird, und wenn ich einmal todt bin und jenſeits erwache, ſo werde ich mich am Ende nicht mehr davon überzeugen laſſen, daß ich dieſſeits Dubelli der Balletmeiſter geweſen.

Und doch war der gute Dubelli hier ſo überzeugt und durchdrungen von der Größe und der Wichtigkeit ſeines Amtes, jeder Zoll ein Balletmeiſter; und als die zu Acht in einem Wagen wegfahrenden Tänzerinnen ihm mit den niedlichen Köpfen und kleinen Händen auf's Ehrerbietigſte zuwinkten, als die Tänzer und Choriſten auf der Straße den Hut abzogen und ihn auf's Tiefſte grüßten, da ſchritt er ſtolz dahin und ſagte triumphirend zu ſich ſelber: „und ich war vor einigen Jahren nichts als ein armer, hoffnungsloſer Flickſchneider!“

Der gereiste Reitknecht des Grafen Alfons stand neben dem Vordersitze des Phaetons seines Herrn und hielt die ungeduldig sich schüttelnden Pferde im Zügel. Die edlen Thiere hatten in der warmen Sonne schon lange gewartet und schäumten in die Zügel, thaten bald einen Schritt vorwärts, bald rückwärts. Endlich trat der Graf mit dem jungen Componisten aus dem Gebäude, der Reitknecht fuhr so nah wie möglich an die Treppen desselben, Alfons stieg auf seinen Sitz, nahm die Zügel in die Hand und Charles setzte sich neben ihn.

Der Reitknecht, der die Gewohnheiten seines Herrn genau kannte, zog eine riesenhafte Cigarrendose hervor, nahm zwei Stücke heraus, die er mit Zündern versah, worauf er, als beide brannten, eine dem Grafen in den Mund steckte, die andere dem jungen Musiker anbot.

Jetzt flogen die Pferde dahin, über den freien Platz vor dem Theater, durch die Straßen, zum Thore hinaus, bis vor die Wohnung des Handelsgärtners, hinter welcher im Garten das bezeichnete Haus lag.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Venetti.

Sobald der Wagen des Grafen Alfons vor dem Garten anhielt, sprang der Reitknecht von seinem Sitze hinten hinab, um die Zügel in Empfang zu nehmen.

„Nun, lieber Charles," sagte Alfons, während er von dem Wagen stieg, „Sie gehen doch mit, Sie machen doch Ihrer früheren Wohnung und Ihrem alten Lehrer einen Besuch?"

Der junge Musiker schüttelte mit dem Kopfe. „Wenn Sie mich hier lassen wollen, ist es mir lieber," versetzte er. „Ich möchte den Garten und das Haus dort wegen der doppelten Erinnerung, die es für mich hat, nicht gerne wiedersehen. Ich habe, wie Sie selbst wissen, in den kleinen mir einstens so lieben Zimmern zu traurige Stunden verlebt. Und dann, was meinen alten Lehrer anbelangt, so schämt er sich schon seit längerer Zeit seines Schülers."

„Ah, das ist unmöglich!" sagte der Graf lachend.

„Verlaſſen Sie ſich darauf,“ entgegnete Charles; „als ich damals mein erſtes Werk aufführen ließ, das bewußte Ballet —“

„Worin die blonden Haare vorkamen!“ lachte der Graf.

„Daſſelbe!“ antwortete Charles mit trübem Lächeln. „Nun, der alte Benetti hat mir von jeher von der ſogenannten profanen Muſik abgerathen und mich oft dringend gebeten, mein Talent der Kirche zuzuwenden. Aber ich hatte einmal keinen Sinn dafür und ſo entſtand trotz ſeiner dringenden Ermahnungen jenes Ballet.“

„Welches ſo außerordentlich gefiel!“

„Nur nicht meinem Lehrer. Er hätte an jenem Abend um Alles in der Welt den Bogen nicht angerührt und ſchrieb mir einige Tage nachher einen förmlichen Abſagebrief. Ja, als ich es kurze Zeit darauf doch wagte, ihn zu beſuchen, wies er mir die Thüre und erſuchte mich um Gotteswillen, ihm die Schande nicht anzuthun und Jemanden zu ſagen, daß ich ſeinen Unterricht genoſſen. — Sie ſehen, lieber Graf,“ ſchloß Charles achſelzuckend, „da iſt nichts zu machen.“

„Freilich, da iſt nichts zu thun,“ pflichtete der Graf bei, „da werde ich mein Heil allein verſuchen müſſen.“

Damit zupfte er ſeine Halsbinde etwas in die Höhe, zog ſeinen Frack vornen und hinten in die Taille und ſchritt unternehmend dahin.

Das Gartenthor, das wir aus dem erſten Theil unſerer wahrhaftigen Geſchichte bereits kennen, ſtand offen und der Graf ſchritt auf einem breiten Sandwege gerade aus, auf ein kleines Häuschen los, das, zwiſchen grünen Bäumen und Schlinggewächſen faſt verſteckt, die Wohnung des alten Muſikers ſein mußte.

Richtig, als er jetzt näher kam, hörte er die rührenden Töne eines Cello's aus den geöffneten Fenſtern heraus dringen. Der Bogen, welcher dieſe Klänge hervorbrachte, wurde offenbar von einer Meiſterhand regiert, doch ſchien der Spieler zu ſeinen Uebungen ein ſeltſames Muſikſtück gewählt zu haben. Auch war es dem Grafen, als ſinge er zuweilen dazu, denn er vernahm zwiſchen dieſen Tönen doch bis jetzt ſehr undeutlich, eine Menſchenſtimme. Bald groſſte das Inſtrument in den tiefſten Klängen und lärmte und klagte, und als Alfons jetzt näher trat, da vernahm er ſtatt des Geſangs den er zu hören geglaubt, die polternde Stimme des alten Benetti, die analog der Muſik zu ſprechen ſchien.

„Das Alles habe ich ſchon zehntauſendmal wiederholt! Aber es hilft nichts, es iſt gerade, als wenn in mein Haus zehntauſend Teufel gefahren wären. Warum läßt man mir keine Ruhe, warum muß das ganze Haus immer auf den Kopf geſtellt werden? He! he! — Nun?“ —

Dies ſchien eine Frage zu ſein, doch als keine Antwort darauf folgte, klangen unendlich weiche und rührende Töne aus dem Cello hervor, und der Alte fuhr fort zu ſprechen: „freilich iſt der alte Benetti ein hartherziger Polterer, ein unangenehmer Kerl, — ſo ſagen die Leute. Aber ſie wiſſen es nicht, daß der arme alte Italiener immer gequält wird, daß ſie ihm keine Ruhe laſſen, Corpo di bacco! Und ich will Ruhe haben. — Nun, was haſt du darauf zu antworten?“

Der Graf blieb ob dieſem ſonderbaren Geſpräche erſtaunt ſtehen und hörte jetzt, wie eine weibliche Stimme antwortete:

„Ich will Sie ja um Gotteswillen nicht ſtören, Signor Benetti, aber ich muß doch einmal im Tage in Ihr Zimmer kommen, um es in Ordnung zu bringen! Gewöhnlich ſind Sie um dieſe Zeit in der Probe —“

„Ja, dieſe Probe,“ ſchrie Benetti dazwiſchen. „Maledetto! dieſe Probe und die Aufführung morgen Abend, lieber zerſchlage ich morgen meinen Fidelbogen, ehe ich eine Note von dem verfluchten Werk herunter geige. — Und gerade an ſolchen Tagen, wenn ich gereizt bin, da mußt auch du noch mich obendrein quälen, du, von der mir das eigentlich am weheſten thut.“

„Aber Sie müſſen doch ſchon lange wiſſen,“ ſagte die weibliche Stimme, „daß ich ja nur auf der Welt bin, für Ihre Ruhe zu ſorgen, Sie zu pflegen wie einen Vater.“

„Si Signora, das weiß ich!“

„Auch müſſen Sie mir zugeſtehen, daß es Sie freut, wenn Sie Mittags nach Hauſe kommen und finden Ihr Zimmer aufgeräumt, die Noten hübſch ordentlich hingelegt, das Cello an ſeinem Platz und friſche Blumen in den Töpfen.“

„Si Signora!“ wiederholte der alte Italiener, und das Cello begann, wie ganz leiſe und unbewußt, eine freudige, glückliche Melodie.

Graf Alfons, der unwillkürlich dieſem Zwiegeſpräch zugelauſcht hatte, trat näher und war diskret genug, ſeine Ankunft durch ein

heftiges Räuspern und Husten, sowie durch starkes Auftreten an der Thürschwelle kund zu thun.

Augenblicklich verstummten auch sowohl Menschenstimmen als Cello und der Graf trat in das kleine Haus. Durch eine kleine Küche kam er in ein Vorzimmer und da von diesem die Thüre in ein anderes Gemach offen stand, so konnte er nicht umhin, sich jetzt auf einmal dem erstaunten Musiker zu präsentiren, der, sein Instrument zwischen den Knieen haltend, den Eintretenden eben nicht gerade freundlich anblickte. Eine weibliche Gestalt, die sich beim Eintreten des Fremden einen Augenblick umgewandt hatte, drehte nun ihr Gesicht dem Fenster zu und beschäftigte sich auffallend mit den Blumen, die am Fenster standen.

Der Graf hatte seinen Hut abgenommen und grüßte den Musiker freundlich. Dieser erwiderte den Gruß ziemlich ernst.

„Da Sie nicht zu mir kommen, lieber Benetti," sagte hierauf der Intendant mit der freundlichsten Miene, die ihm möglich war, anzunehmen, „so muß ich Sie aufsuchen."

„Ich wüßte aber in der That nicht, Signor, antwortete der Italiener, „woher Sie auf die Vermuthung kommen, ich solle Sie besuchen?"

„Sie kennen mich also nicht?"

„Nein, Signor, erinnere mich auch nicht, daß ich je die Ehre gehabt habe, Sie zu sehen."

„So muß ich mich Ihnen förmlich vorstellen," sagte lachend der Graf. „Durch die Gnade Seiner Majestät bin ich zum General-Intendanten der Königlichen Theater ernannt worden. Graf Alfons von B."

Der alte Musiker lehnte sein Cello an den Stuhl und erhob sich langsam, um seinem neuen Chef eine tiefe Verbeugung zu machen. Das Mädchen am Fenster aber zuckte bei Nennung dieses Namens, jedoch fast unmerklich, zusammen.

„Ich habe Sie heute Morgen vermißt, lieber Benetti, und da ich viel Gutes von Ihnen gehört und Sie hochschätze, so komme ich hieher zu Ihnen, um Ihre Bekanntschaft zu machen."

Benetti war ein Mann hoch in die Sechzig, sein Rücken etwas von diesem hohen Alter gebeugt; doch waren seine Bewegungen noch frisch und lebendig. Sein Kopf, mit dichtem weißem Haar bedeckt, zeigte scharfe, aber gutmüthige Gesichtszüge, die man fast hätte sanft nennen können, wenn nicht die kohlschwarzen Augen

unter buſchigen, immer noch kohlſchwarzen Augenbrauen dem ganzen Geſichte etwas außerordentlich Lebendiges, ja in gewiſſen Augenblicken etwas Herausforderndes, faſt Trotziges gegeben hätte. Die Kleidung Benetti's war ſich ſeit vielleicht fünfzig Jahren gleich geblieben. Er trug heute noch wie damals kurze ſchwarze Beinkleider, ſchwarzſeidene Strümpfe mit Schuhen, dazu ein weißes Halstuch mit lang herabfallenden Zipfeln und einen ſchwarzen, wenn auch etwas altmodiſch geſchnittenen, doch ſehr anſtändigen Tuchfrack.

Er fuhr mit der Hand über ſeine hohe Stirn durch ſein weißes Haar und ſuchte ſich, leicht lächelnd zu entſchuldigen, daß er bei der heutigen Probe, die ihm wohl angeſagt worden wäre, gefehlt.

„Eure Excellenz werden wohl wiſſen," ſagte er, „wie vergeßlich das Alter iſt. Ich erinnerte mich wohl, daß mir für heute Morgen ein Geſchäft oblag, doch welches, war mir nicht mehr erinnerlich. Ich war im Begriff, in die Hauptkirche zu gehen, es war mir gerade, als ſollte dort Probe von einer großen Meſſe ſein. — Excellenz werden einem alten Manne verzeihen!"

„Magdalene! — gib dem Herrn Grafen einen Stuhl."

Aber das Mädchen am Fenſter, dem dieſe Worte offenbar galten, ſchien dieſelben entweder nicht hören zu wollen oder wirklich nicht zu hören. Die einzige Bewegung, die ſie machte, war, daß ſie ihren Kopf tief zu den Blumen herabſenkte.

Graf Alfons warf einen flüchtigen Blick nach dem Fenſter und bemerkte, daß das Mädchen, welches da ſtand, eine hohe, ſchlanke Geſtalt war. Sie war dürftig, ja faſt ärmlich gekleidet und ſchien offenbar die Haushälterin oder die Magd des alten Italieners zu ſein.

Dieſer warf ebenfalls einen Blick nach dem Fenſter, einen Blick, in welchem es zornig aufblitzte, und wiederholte mit ernſterer Stimme: „Magdalene, du ſollſt dem Herrn Grafen einen Stuhl geben!"

„Ich nehme mir ihn ſchon ſelber!" ſagte lachend der Intendant und that ein paar Schritte nach dem Fenſter, wo mehrere Stühle ſtanden.

In dieſem Augenblick drehte ſich auch das Mädchen am Fenſter herum, und wenn Graf Alfons nicht durch die vielen ſeltſamen Lagen, in welchen er ſich während ſeines langen Hoflebens ſchon befunden, ſo vollkommen Herr ſeiner ſelbſt geweſen wäre, wie er es

war, ſo hätte er in dieſem Augenblicke einen Ruf der Ueberraſchung nicht unterdrücken können.

Es war Anna, die vor ihm ſtand, die ihm mit zitternder Hand einen Stuhl darbot.

Seit jener Zeit, wo der Graf das Mädchen zum Letztenmale geſehen, waren zehn Jahre vergangen, zehn Jahre, die für ſie gewiß keine Zeit der Freude geweſen waren. Das ſah man wohl ihren Zügen an. Doch ſchien die harte Hand des Schickſals das Antlitz des Mädchens ſo ſchonend wie möglich, ja mit einer gewiſſen Scheu berührt zu haben, denn noch immer war dies Antlitz ſchön geblieben, ja auffallend ſchön und edel, und nur die früher ſo trotzigen, ja mitunter wilden Züge hatten ſich weich und ſchwermüthig geſtaltet. Das war noch daſſelbe ſchöne blonde Haar, dieſelben glänzenden blauen Augen, die herrlichen weißen Zähne.

In dem Augenblicke, als ſich das Mädchen herumwandte und dem Grafen voll in das Geſicht ſchaute, nahmen ihre Augen, ihre Züge einen ſchmerzlichbittenden Ausdruck an, der den Grafen wie ein Blitz durchfuhr, den er aber alsbald verſtand. Und wohl auch mit aus dieſem Grunde blickte er das Mädchen mit erkünſtelter Gleichgültigkeit an, und kein Zug in ſeinem Geſichte verrieth, daß er ſie jemals geſehen. Das Einzige, was er nicht laſſen konnte, war, ihr eine tiefe, ja ehrfurchtsvolle Verbeugung zu machen, durch ein unbekanntes Gefühl der Verehrung hervorgerufen, das ihm aus dem Innerſten ſeines Herzens kam. Auch nahm er ſchnell den Stuhl aus ihrer Hand, ſtellte ſich vor ihn hin und ſtützte ſich mit dem Arm auf die Lehne deſſelben.

Das Alles aber war das Werk von kaum zwei Sekunden, und dann ſagte der alte Benetti zu dem Mädchen: „geh' hinaus, Magdalene!“

Der Graf blickte ihr einen Augenblick nach und ſagte dann mit dem gleichgültigſten Tone von der Welt: „eine Verwandte von Ihnen?“

„Nein, nein!“ antwortete der Italiener lächelnd, „Benetti hat keine Familie in Deutſchland. Sie führt meine Wirthſchaft, — ſie iſt meine Haushälterin.“

„Ei, ei!“ ſagte lachend der Graf und drohte dem Muſiker mit dem Finger, „ei, ei! alter Herr! Sie haben eine ſchöne Haushälterin.“

Benetti ſah einen Augenblick nachdenkend an die Thüre, durch welche das Mädchen verſchwunden war, und erwiderte alsdann ziem-

lich ernſt: „Excellenz, ich bin bald ſiebenzig Jahr; iſt das Mädchen wirklich ſchön? Ich weiß es wahrhaftig nicht; ſie ſieht mir aus wie jede Andere. Aber ſie iſt ſehr brav und ſehr gut, und dient mir redlich, treu und unverdroſſen. Und daß ſie gerade mir unverdroſſen dient, iſt wohl ihre größte Empfehlung, denn ich kann ſehr eigenſinnig, ſehr wild und heftig ſein, Herr Graf."

„In der That," entgegnete der Intendant, „dergleichen hat man mir von Ihnen geſagt, lieber Benetti, und namentlich was Ihren erſteren Fehler, den Eigenſinn, anbelangt, deßhalb bin ich wahrhaftig gekommen, um mit Ihnen ein freundliches Wort zu ſprechen."

„Und das wäre?" ſagte forſchend der alte Italiener, und ſeine Augen, mit denen er den Grafen feſt anſchaute, blitzten unter den herabhängenden Brauen hervor.

„Der Kapellmeiſter wünſcht," fuhr der Graf fort, „daß Sie mit Ihrem eminenten Talent auch ihn bei den Proben hie und da unterſtützen möchten; namentlich heute bei der Probe einer neuen Oper hat man Ihre kräftige Hand ſehr vermißt."

Der Graf ſagte das eigentlich nur, um etwas zu ſagen; ſeine Gedanken waren aber durchaus nicht bei der Frage, die er an den alten Muſiker that. Vielmehr ſuchte er ſich die Möglichkeiten klar zu machen, welche Anna vermocht haben könnten, ſich zehn Jahre verſteckt zu halten und hier in die Dienſte des Italieners zu treten, gerade hier zu wohnen, in den Zimmern, wo ſie mit Charles ſo viele glückliche Stunden verbracht. — Und auch hier hieß ſie Magdalene, wie auf ſeinem Jagdſchloſſe, nach der Erzählung des alten Amadäus. — Magdalene, eine büßende Magdalene! — Die Seele dieſes Mädchens kam ihm groß und erhaben vor; ſie wußte gewiß, was aus Charles, ihrem Freunde geworden war, gewiß war ſie überzeugt, daß deſſen Liebe zu ihr nicht erloſchen. Und doch verbarg ſie ſich vor ihm; ja, ſie wäre wahrſcheinlich nicht in die Reſidenz zurückgekehrt, hätte ſie ahnen können, daß Charles ebenfalls wieder kommen würde. Und dies herrliche Mädchen, dies große edle Herz ſollte zu Grunde gehen, weil ſie in Armuth und Noth geboren, nicht nur keine ſorgſame ſchützende Hand fand, die ſie vor Fehltritten bewahrte, ſondern weil ihr das unerbittliche Schickſal eine Mutter gab, der Alles käuflich geweſen, ſelbſt die Ehre ihres Kindes? — Alfons ſchüttelte bei dieſem Gedanken heftig mit dem Kopfe.

Inzwiſchen aber hatte er die ihm in der That vollkommen gleichgültige Antwort des alten Muſikers überhört, ja er hatte ſeine eigene Frage vergeſſen, und wunderte ſich, als ihm Benetti jetzt ernſt und feſt ſagte:

„Ei freilich, Excellenz; wenn auch der Herr Graf über meine Antwort den Kopf ſchütteln, ſo muß ich doch wiederholen: Privilegien ſind und bleiben Privilegien!“

Alfons ſah den Muſiker mit großen Augen an, dann, wie aus einem tiefem Traume erwachend, erinnerte er ſich wieder des vorhin geführten Geſprächs und erwiderte lachend: „verzeihen Sie mir, beſter Benetti, ich war mit meinen Gedanken ein wenig auswärts. Aber Sie haben vollkommen Recht: Privilegien ſind Privilegien, und Gott ſoll mich bewahren, daß ich eines antaſte! Ich habe blos geglaubt, in einigen Fällen, wo es wichtig iſt, daß Sie den Proben beiwohnten, würden Sie vielleicht mir zu liebe eine Ausnahme von der Regel machen.“

„Das werde ich auch gewiß recht gerne thun, Euer Excellenz zu Gefallen,“ entgegnete der alte Italiener, der ſich etwas geſchmeichelt fühlte. „Nur muß ich Euer Excellenz dringend erſuchen, mich für die vorliegende Oper gnädigſt diſpenſiren zu wollen.“

„Sie lieben den jungen Componiſten nicht, der ſie geſchrieben?“

Der alte Mann ſchüttelte den Kopf und ſagte: „ich habe ihn einſtens ſehr geliebt — er war mein talentvollſter Schüler.“

„Ich weiß das,“ erwiderte der Graf, „er hat mir mit der größten Verehrung, mit wahrer Herzlichkeit von Ihnen geſprochen.“

„Er war nicht böſe,“ ſagte nachſinnend Benetti, „nur etwas leichtſinnig. Die neue Zeit mit ihren leichtfertigen Moden, ihrem ganzen ſeichten Weſen hat ihn mit fortgeriſſen. Er hat ſeinem alten Lehrer, mit einigen ſeiner Werke, die er gefertigt, ſehr wehe gethan.“

„Er bedauert das gewiß von Herzen!“ ſagte der Graf; „ich glaube, er würde Alles darum geben, wenn Sie ihm geſtatten würden, daß er ſich Ihnen wieder nähern dürfte.“

Der Italiener ſchüttelte bitter lächelnd ſeinen Kopf und wiederholte die Worte des Grafen: „er würde Alles darum geben?“ Dann fuhr er fort: „und ich verlangte ſo wenig von ihm! Als ihn damals, Gott weiß, welcher Dämon, antrieb, jene Ballet-Muſik zu componiren, da habe ich, ſein Lehrer, ihn gebeten, ja beſchworen,

das nicht zu thun. Wenn es nur eine Oper geweſen wäre! — aber eine Ballet-Muſik! — Pfui!"

„Aber das Publikum war ſehr damit zufrieden," entgegnete der Graf, „und vor allen Dingen Ihr verſtorbener Bruder."

„Mein Bruder?" ſagte der alte Benetti, „Gott hab' ihn ſelig! — Ja, mein Bruder, das war nun einmal ſein Geſchäft. Aber wenn Euer Excellenz wüßte, welche Scenen ich mit dieſem meinem einzigen Bruder hatte, ob der abſurden Zumuthung, ihm Tanzmuſiken zu ſchreiben! — Und dann erſt das Publikum — was will das beweiſen? Dem gefällt Alles, was neu iſt und glänzt und rauſcht, und für das Publikum! — Excellenz können mir glauben — das hat mich hauptſächlich verdroſſen, daß gerade jene Muſik dem Publikum gefallen, oder vielmehr, daß er ſo gediegene Sachen der Menge für Tanzmuſik auftiſchte. Da hätte es der elendeſte Walzer ebenſo gut gethan. Und es waren gediegene Sachen darunter, Excellenz — herrliche Motive, an denen ſich der ernſteſte Geſang nicht hätte zu ſchämen gebraucht. Erinnern ſich der Herr Graf vielleicht noch etwas aus jenem Ballet?" — Benetti griff nach ſeinem Cello, ließ ſich auf einen Stuhl nieder und nahm das Inſtrument zwiſchen die Knie. „Da war im zweiten Akt ein Gedanke, den hatte er herrlich durchgeführt. Freilich mußte das zu den widerſinnigſten Sprüngereien dienen, und für Jedermann klang es ganz einfach und nichtsbedeutend; aber der Muſiker fühlte wohl, daß er hier einem großen Talent begegne. — Erlauben Sie einen Augenblick, Excellenz."

Damit ſetzte der Muſiker ſeinen Bogen an die Saiten und ſpielte mit der feſten, kunſtgeübten Hand ein einfaches, reizendes Motiv. Es lag etwas Melancholiſches und Klagendes darin, tiefer Seelenſchmerz, eine ganze traurige Liebesgeſchichte. Und wie ſpielte der alte Mann dies einfache Thema! Es kam ihm vom Herzen und ging zum Herzen.

Der Graf hörte neben ſich ein leiſes Geräuſch und als er ſich leiſe zur Seite wandte, ſah er an der Thüre die Magdalene ſtehen, und während ſie den ihr wohlbekannten Tönen lauſchte, floßen die Thränen über ihr Geſicht herab.

„So war es!" ſagte Benetti, nachdem er eine Zeit lang das Thema variirt, „ich kann Ihnen nicht beſchreiben, Herr Graf, wie

es mich geſchmerzt, als ich dies Thema in der Partitur des Balletes fand.“ Damit ſtellte er das Cello an die Seite, und wie er ſich von ſeinem Stuhle erhob, bemerkte er an der Thüre das weinende Mädchen, die ſich gerade zurückziehen wollte.

„Was willſt du da, he?“ rief er ihr zu, „kannſt du nicht draußen in der Küche bleiben?“ Und als die Arme verſchwand, ſagte er, zum Grafen gewendet: „die Magdalene, ſonſt ein gutes Geſchöpf, iſt eine vollkommene Muſiknärrin, und wenn ich auf dem Cello anfange zu ſpielen, dann weint ſie. Es iſt doch wahrhaftig recht komiſch.“

Der alte Italiener fand es aber eigentlich im Grunde nicht komiſch, und ſein Zorn, mit welchem er dem Mädchen nachblickte, war offenbar ein erkünſtelter, denn als der Graf ſeinen Hut nahm und dem Muſiker zum Abſchied die Hand reichte, ſchaute dieſer immer noch nach der Thüre und ſagte ganz leiſe: „ja, ja, ſie iſt in der That ein armes unglückliches Geſchöpf!“

Der Graf verließ das Haus und ſchritt durch den Garten dahin, zuerſt ſchnell, dann immer langſamer, und wie er faſt am Thore war, blieb er ganz ſtehen. Sollte er ſeinem Freunde etwas von dieſer Begegnung ſagen? — Nein, gewiß nicht! Wenigſtens vorderhand nicht, bis er vielleicht im Stande geweſen, noch etwas Näheres und Genaueres über jenes Mädchen zu erfahren. — Ja, erkundigen wollte er ſich, genau erkundigen, die ganze Geſchichte auf's Reiflichſte prüfen und überlegen; und wenn etwas zu machen ſei für die Zukunft jener Unglücklichen, dazu wollte er das Seinige nach beſten Kräften beitragen. — Aber, war eine Vereinigung mit Charles möglich, durfte *er* hiezu die Hand bieten, nach dem, was er von der Vergangenheit jenes Mädchens wußte? — Nein, nein! Als Ehrenmann durfte er keine Schritte thun, die Beiden zu vereinigen; *ihn*, ſeinen Freund, ein Talent, ein geachteter, ja faſt berühmter Name, und *ſie* — — O, der Gedanke war fürchterlich für ihn.

Endlich aber mußte er den Garten verlaſſen, und draußen auf der Straße hielt Charles mit ſeinem Wagen.

„Nun?“ rief ihm der junge Componiſt lachend entgegen, „der Herr General-Intendant haben ſich anſtändig lange aufgehalten. Ich glaube, Hochdieſelben ließen ſich die Anfangsgründe des General-Baſſes beibringen. Das wär' für einen Chef des Theaters allerdings recht nothwendig.“

„Ja, ja," ſagte der Graf trübe lächelnd, „es iſt ſo was, wir ſprachen lange über Muſik."

Damit trat er an ſeinen Wagen und ſtieg auf ſeinen Sitz.

„Aber Sie ſcheinen mir trübe geſtimmt, lieber Graf," fuhr Charles fort: „haben Sie mit Venetti eine ernſte Unterredung gehabt, oder hat Sie vielleicht da ſonſt etwas intereſſirt? Ei, ei?" fuhr er laut lachend fort, „ich habe mir ſagen laſſen, der alte Italiener habe ſich eine neue Haushälterin zugelegt, und da — haben ſich natürlich der Herr Graf länger als gewöhnlich aufgehalten!"

Alfons nahm Zügel und Peitſche in die Hand; jedes der Worte, die Charles ſprach, berührte ihn unangenehm, ja ſchmerzlich. Doch lag ihm Alles daran, nicht befangen zu erſcheinen, weßhalb er ſich Mühe gab, in den Scherz einzugehen.

Die Pferde, des langen Wartens müde, ſchoſſen ungeduldig dahin, und Alfons ſagte zu ſeinem Nachbar: „ja, ja, Sie haben es errathen, ich habe einige Worte mit der Haushälterin des Alten geſprochen."

„Iſt ſie hübſch?"

„Paſſirt!"

„Jung?"

„Das kann ich nicht ſo genau ſagen; aber," fuhr der Graf mit einem trüben Lächeln fort, ehe der Wagen raſſelnd in das enge Thor hinein fuhr, „ſie könnte Ihnen gefährlich werden, denn ſie hat blonde Haare."

Neunundfünfzigſtes Kapitel.

Anna.

Das Geſchäft, welches den Doktor Stechmaier in die Reſidenz geführt, — wir glauben verrathen zu dürfen, daß es die Geſchichte eben dieſer Reſidenz ſelbſt war, welche ein unternehmender Buchhändler in Worten und Bildern herauszugeben beabſichtigte — war vollkommen zu Gunſten des Doktors abgemacht worden, doch bedingte daſſelbe ſeinen längeren Aufenthalt in hieſiger Stadt.

Der Doktor, nachdem er während der Verhandlungen und während dem Abſchließen des Contraktes im engliſchen Hofe gewohnt,

fand es jetzt für passender, sich nach einer Privatwohnung umzusehen und zog deßhalb die öffentlichen Tagesblätter zu Rathe, welche mit jeder Nummer eine große Menge zu vermiethender Zimmer unter den allerbesten Bedingungen für die respektiven Miether ankündigten. Da gab es denn allerlei, von acht Zimmern in der Belletage mit allen Erfordernissen bis herab oder vielmehr hinauf zu gemeinschaftlichen Schlafstellen. Der Dokter aber, dem weder das Eine noch das Andere für seine Bedürfnisse passend schien, suchte nach Wohnungen von zwei bis drei Zimmern, und nachdem er sich aus den betreffenden Blättern eine Menge solcher, die ihm zu conveniren schienen, mit Straße und Hausnummer notirt, nahm er sich eines Tages die vollkommenste Zeit, waffnete sich auch mit der größtmöglichen Geduld, denn er wußte, was es zu sagen hatte, in hiesiger Stadt ein Logis zu suchen und zu finden.

Drei Zimmer in einer der besten Straßen der Stadt in einer der besten Lagen, verwandelten sich bei näherem Betrachten in eine finstere feuchte Parterre-Wohnung, mit einem einzigen Zimmer in der Mitte, das rechts und links zwei Cabinette mit schiefen Wänden hatte, welche letztere unter zwei verschiedene Treppen hinein gebaut waren. Eine andere Wohnung, sommerlich gelegen, mit Zutritt in den Garten, ergab sich als ein altersschwacher Gartensalon, dessen Thüre und Fenster morsch waren, und der sich allerdings insofern zu einer Sommer-Wohnung qualificirte, als es der sommerlichen Luft durch eine Menge Risse und Sprünge in Thüre und Mauern gestattet war, wenn und wie sie eben wollte, durch das Zimmer zu streichen. Ein drittes Quartier, mit schöner Aussicht, gut gelegen, bestand aus einem Zimmer an der Seite eines unaussprechlichen Gemachs, dessen Nachbarschaft, auch ohne daß man es vorher gesehen, von dem Miethsmanne auf's Unangenehmste geahnet wurde. Die schöne Aussicht, welche dieses Quartier auszeichnete, bestand im Ueberblick auf die schwarzen Dächer der Nachbarschaft, und wenn der Einwohner vielleicht im Stande war, seinen Hals auf eine fast unnatürliche Art zu verdrehen und um die Ecke des Nachbarhauses zu schauen, so gelang es ihm vielleicht, ein Stückchen Berg, ein paar Bäume und einen alten Kuhstall zu erblicken.

Andere Wohnungen, die der Doktor Stechmaier durchsah und prüfte, und die nicht so sehr an den eben gerügten Gebrechen und

Fehlern litten, zeichneten ſich dagegen durch die billigen Bedingungen aus, welche man bei Ihnen ſtellte. Dieſe billigen Bedingungen nämlich beſtanden meiſt in den übertriebenſten Forderungen, zuweilen in einem ſolch großen Miethpreis, daß ihn kein Menſch im Stande war zu erſchwingen, oder in der Verweigerung eines Hausſchlüſſels, in dem Verlangen, gar keine Beſuche anzunehmen oder um zehn Uhr ſein Licht auszulöſchen, ferner in dem Wunſche des Hauseigenthümers, auf ſeinem Zimmer nicht zu pfeifen oder zu ſingen, keine Hunde, Katzen und Vögel zu halten, ſich ſelbſt zu raſiren, damit der auf und ab eilende Barbier die Treppen nicht verderbe, und dergleichen Quälereien und Chikanen mehr.

Der Doktor, als ſolcher und Schriftſteller, hatte nebenbei noch einige Schwierigkeiten mehr zu überwinden, denn wenn er hie und da ein Quartier fand, das ihm gefiel, und er ſich darauf zu erkennen gab, ſo bedauerte man gewöhnlich, das Quartier nicht ſogleich verſprechen zu können: man hatte noch einem Andern zugeſagt, ein paar Tage auf ihn zu warten; oder man war freimüthig genug, geradeaus zu erklären, der Herr Doktor möge verzeihen, aber man habe ſich einmal zur Regel gemacht, die Zimmer weder an Seiltänzer, Schauſpieler, noch Literaten zu vermiethen.

Eines der letzten Quartiere, die dem Doktor Stechmaier auf ſeiner Rundreiſe durch die Stadt noch zu beſichtigen blieben, war in einem anſehnlichen Hauſe in einer neuen Straße, Nummer Vierundvierzig, und hier beſchloß er, zum Letztenmal ſein Heil zu verſuchen. Es waren in dieſem Hauſe zwei anſtändige möblirte Zimmer zu vergeben, im erſten Stock das Nähere zu erfragen. Der Doktor ſtieg die Treppe hinauf und kam oben an eine Glasthüre, wo neben der Klingel der Name des Bewohners zu leſen ſtand: „Stadtrath Schwämmle.“ Der Doktor erinnerte ſich dieſes Namens aus früheren Zeiten her noch ziemlich dunkel und ungewiß, und da er mit ſich ſelbſt nicht ganz im Reinen war, ob er dieſen Mann nicht früher gekannt, ſo zögerte er einen Augenblick, ehe er ſich entſchloß, anzuläuten. Der Titel „Stadtrath“ war ihm einigermaßen unbehaglich, und wenn er ſich auch in ganz anderen Verhältniſſen als damals befand, ſo hatte er immer eine gewiſſe Scheu vor dem Stadtrathe behalten, denn für ihn war dieſe würdige Behörde beſtändig in ge-

wiſſer Verbindung mit gerichtlichen Vorladungen, mit Schulden-Liquidationen und dergleichen mehr geweſen.

Doch zog er endlich dennoch die Klingel und ein Dienſtmädchen öffnete die Glasthüre.

„Iſt der Herr Stadtrath Schwämmle zu Hauſe?“

Das Dienſtmädchen zögerte einen Augenblick mit der Antwort und beſah ſich erſt den Fragenden vom Kopf bis zu den Füßen. Als ſie aber finden mochte, daß er nicht wie ein bettelnder Vagabund ausſah, ſo ſagte ſie: „der Herr Stadtrath ſind noch im oberen Stock und werden im Augenblick in ſeine Wohnung kommen. Aber die Frau Stadträthin ſind zu Hauſe.“

Der Doktor Stechmaier trat in das Vorzimmer; es war daſſelbe, deſſen ſich vielleicht der geneigte Leſer von früher her erinnert, daſſelbe, wo ſeiner Zeit der ſelige Steinmann Gasbeleuchtungs- und Kirchendienſt-Audienzen gehabt.

In dem Zimmer hatte ſich eigentlich gar nichts verändert. Da ſtanden noch dieſelben Tiſche und Stühle wie damals, doch waren ſie älter und gebrechlicher geworden, die Geſtalt derſelben altmodiſch, der Ueberzug abgeſchoſſen und verblichen. Wie damals, ſtand die Thüre zum Nebenzimmer geöffnet, und wie damals ſaß die Stadträthin Schwämmle in eben dieſem Zimmer beim Kaffeetiſch. Sie war in ihrem Aeußeren noch dicker, in ihrem Weſen aber zänkiſcher geworden. Mit einer ſehr fetten Stimme befahl ſie der Magd, dem fremden Herrn einen Stuhl zu geben, und als das geſchehen war, ſchien ſie wieder in ſtilles Nachdenken zu verſinken. Die Schwarzwälder Uhr pickte, der Kanarienvogel verſuchte einige Töne: doch war ſeine Zeit vorüber und es wollte nicht recht mehr gelingen. Zuweilen auch glaubte der Doktor, es ſchnarche ein Mops im Nebenzimmer, doch da dieſer gelinde Schnarcher meiſt mit einem menſchlichen Räuſpern ſchloß, ſo erkannte er bald, daß es das ſchwere Athmen der Stadträthin ſei, welches er ſo unverantwortlich verkannt hatte.

Endlich wurde draußen die Glasthüre geöffnet, gleich darauf die Stubenthüre; der Doktor erhob ſich und Stadtrath Schwämmle trat ein.

Der Stadtrath, obgleich bedeutend älter geworden, hatte immer noch ſo viel als thunlich ſein imponirenſollendes Aeußere feſtgehalten. Sein Kinn vergrub er noch immer würdevoll in die Halsbinde, ja

das Bäuchlein, das er sich zugelegt, sowie die silberne Brille gaben seiner ganzen Haltung etwas Wichtiges, Ehrwürdiges, zu welchem allein die sehr geschwinden Bewegungen, die sich der Stadtrath noch nicht abgewöhnt, nicht vollkommen im Einklange standen. Seine Züge dagegen hatten bedeutend gealtert, sein Haar war gebleicht, sein Blick etwas kummervoll geworden. Er begrüßte den Fremden mit einem sehr förmlichen Kopfnicken, dann fragte er: „wen habe ich die Ehre? Was verschafft mir diese Ehre?

Der Doktor nannte seinen Namen und sagte, er habe in Tagblatte gelesen, daß hier im Hause Numero Vierundvierzig eine Wohnung von zwei Zimmern zu vergeben sei, wornach man sich in der Belletage zu erkundigen habe.

Der Stadtrath räusperte sich, rieb die Hände übereinander, nahm ein freundlich feinsollendes Lächeln an und sagte: „der Herr Doktor sind ein Fremder, eben erst in der Stadt angelangt?"

„Vor einigen Tagen. Ich wohne im englischen Hofe," entgegnete auf diese Frage der Doktor.

„Ein sehr gutes Hotel," fuhr der Stadtrath fort, „ein sehr anständiges Hotel; allerdings sind hier im Hause zwei Zimmer zu vergeben, sehr schöne Zimmer, gut möblirt, doch —"

„Aber wie kannst du so genau wissen, ob die Zimmer wirklich noch frei sind?" ließ sich die fette Stimme der Stadträthin vernehmen. „Heute Morgen waren mehrere Partieen da, welche die Wohnung eingesehen haben."

Der Stadtrath machte eine Bewegung mit der Hand nach dem Nebenzimmer und sagte als höflicher Mann: „meine Frau!" Dann fuhr er mit lauterer Stimme fort: „allerdings bin ich nicht im Stande, dem Herrn Doktor die Wohnung für bestimmt zuzusagen, die Hofräthin X. ist die Vermietherin und ich habe es nur aus freundnachbarlicher Rücksicht übernommen, den Anfragenden die nöthige Auskunft zu ertheilen. — Der Herr Doktor sind Mediciner?"

„Bitte um Entschuldigung!"

„Also Jurist?"

„Noch weniger," entgegnete Stechmaier, „ich bin Doktor der Philosophie und Schriftsteller."

„Ah! — Ah! — So? — Schriftsteller?" antwortete der Stadtrath, und die fette Stimme aus dem Nebenzimmer rief so laut als

möglich: „ich kann dich aber verſichern, Schwämmle, daß die Zimmer wahrſcheinlich ſchon genommen ſind. Die verwittwete Hauptmännin Steiner hatte große Luſt dazu, und was die Hofräthin anbelangt, ſo könnte ſie für ſich keine angenehmeren Miethsleute finden."

„Auch ich würde mich bemüht haben, im beſten Einverſtändniß mit der Frau Hofräthin zu leben," ſagte der Doktor ſo laut, daß die Stadträthin im Nebenzimmer dieſe Antwort auf alle Fälle hören mußte.

„Davon bin ich vollkommen überzeugt," verſetzte der Stadtrath mit einem verlegenen Lächeln und rieb ſich emſig die Hände. „Ja, ich bin deſſen ganz gewiß; man muß natürlich vor allen Dingen bei der Hofräthin anfragen, ob die Zimmer noch frei ſind, und in dieſem Falle und wenn dem Herrn Doktor die Wohnung gefällt, wird die Sache durchaus keine Schwierigkeiten haben. — Im Gegentheil, ich für meine Perſon würde mich außerordentlich freuen, einen Mann, wie der Herr Doktor, einen bedeutenden literariſchen Namen in unſerem Hauſe zu wiſſen."

Der Stadtrath hatte bis jetzt nicht die entfernteſte Ahnung davon gehabt, daß es überhaupt einen Doktor Stechmaler auf dieſer Welt gebe. Dieſer dagegen, nachdem er den Stadtrath geſehen und geſprochen, begann ſich deſſelben doch von früheren Zeiten her ſo allmählig zu erinnern, und Geſchichten, wie mit der Gasbeleuchtungs-Einrichtung contra Schlachthaus, und der neuen Kirche contra Löſchcorps, begannen in ſeinem Innern aufzudämmern. An Widerſpruchsgeiſt hatte es dem Doktor von jeher nicht gefehlt, und da es ihn namentlich ärgerte, daß ſich die fette Stimme des Nebenzimmers in ſeine Angelegenheiten miſchen zu wollen ſchien, ſo beſchloß er, das Herz des Stadtrathes und die beiden Zimmer der Hofräthin im Sturme zu erobern.

„Es iſt allerdings ſchade," ſagte er nach einer Pauſe, „daß es den Anſchein hat, als ſeien die fraglichen Zimmer bereits vergeben. Es wäre mir namentlich wünſchenswerth geweſen, in dieſem Hauſe zu wohnen, es hätte mir bei einer größeren Arbeit von einigem Nutzen ſein können."

„Ei?" ſagte der Stadtrath.

„Ich wurde," fuhr der Doktor in gleichgültigem Tone fort, „durch die Cotta'ſche Buchhandlung hieher berufen, um für dieſe eine größere Arbeit, welche die hieſige Stadt betrifft, an Ort und Stelle zu vollenden."

„Sie wurden," entgegnete der Stadtrath mit ſo lauter Stimme,

daß man es im Nebenzimmer deutlich hören konnte, „von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Stuttgart und Tübingen, hieher berufen?"

„Um für sie eine größere Arbeit zu vollenden," ergänzte der Doktor sehr bestimmt.

„Das ist sehr zu bedauern!" rief die fette Stimme aus dem Nebenzimmer, „aber ich versichere dich, daß die Hauptmännin Steiner das Quartier bereits genommen hat!" Worauf der Stadtrath an die andere Thüre eilte und mit leiser, aber eindringlicher Stimme sagte: „Ich wollte, daß du mich in Frieden ließest mit deiner Hauptmännin Steiner!" Darauf kehrte er ebenso schnell zurück und sprach verbindlichst: „wollen Sie nicht gefälligst Platz behalten, Herr Doktor Stechmaier?"

„Ich will Sie durchaus nicht länger aufhalten," entgegnete dieser, „aber Sie erlauben mir vielleicht, Ihnen Behufs dieser größeren Arbeit später einen Besuch zu machen, wenn es nämlich meine Zeit erlaubt. Bei einer Wohnung hier im Hause hätte sich das freilich besser abmachen lassen."

„Und diese größere Arbeit?" fragte der Stadtrath.

„Betrifft die Geschichte der hiesigen Residenz, ihre Entstehung ihren ältere und neueren Bauten, ihre Fortschritte mit der Zeit, ihre gesellschaftlichen und andern Einrichtungen, und dabei wäre mir Ihr Rath, Ihre Erfahrung sehr zu Statten gekommen. Ich glaube sogar, wenn ich mich recht erinnere, daß wir eine unserer besten städtischen Einrichtungen — die Gasbeleuchtung, und unser schönstes Bauwerk — die neue Kirche, Ihrem Eifer verdanken."

Der Stadtrath, auf's Höchste geschmeichelt, zog seine Augenbrauen sehr in die Höhe, als wolle er sagen: damals stand ich unendlich erhaben, dann vergrub er sein Kinn so tief in die Halsbinde, als wolle er damit seine jetzige verborgene Stellung ausdrücken.

„Ich hatte mir mit zwei vortrefflichen Kapitein für diese große Arbeit geschmeichelt, — Gasbeleuchtung — und dann — die neue Kirche. Wie gesagt, zwei vortreffliche Kapitel, vortrefflich durch die Mittheilungen, die ich von Ihnen zu erhalten hoffte."

„Das ist leider traurig," ließ sich die Stimme im Nebenzimmer hören, „aber die Hauptmännin Steiner wird morgen einziehen, wie ich glaube."

Stadtrath Schwämmle zuckte mit den Achseln und sagte: „diese

Frau gibt niemals Ruhe und mit großem Unrecht. Sie liebt leider," setzte er mit leiser Stimme hinzu, „die Herren Schriftsteller nicht besonders, — wissen Sie, die sogenannten Literaten, und so eine Frau versteht gar keinen Unterschied zu machen. Aber ich kann Sie versichern, daß die Zimmer droben noch nicht vermiethet sind."

„Das wäre mir äußerst angenehm!" erwiderte der Doktor mit sehr lauter Stimme, „und was das Kapitel Gasbeleuchtung anbelangt, so —"

„Ha, ha, ha!" lachte die fette Stimme im Nebenzimmer, „dabei bitte ich aber nicht zu vergessen, des alten Schlachthauses zu erwähnen, das heute noch wie vor fünfzig Jahren zum Scandal der ganzen Nachbarschaft, zum Scandal der ganzen Stadt geblieben ist, wie es war."

„Frau!" sagte sehr ernst der Stadtrath.

„Und wenn Sie an die neue Kirche kommen," fuhr die hartnäckige Stadträthin fort, und bei der Anstrengung des lauten Sprechens holte sie tief Athem, „so gedenken Sie ja des Löschcorps, das deßhalb niemals zu Stande kam, wodurch bereits so viel Unglück geschehen."

„Frau!" wiederholte der Stadtrath mit lauterer Stimme als bisher und eilte an die Thüre des Nebenzimmers; „schweige still, oder ich könnte mich veranlaßt sehen, dir einige Unannehmlichkeiten zu sagen! Es ist aber in der That besser, daß ich diese Thüre zuschließe und dich auf solche Art für unser Gespräch unschädlich mache."

Bei diesen Worten drückte er die Thüre in's Schloß, doch ehe er mit diesem Geschäft zu Ende war, hörte man die Stadträthin sehr laut und gellend rufen: „dann bitte ich aber auch ein Kapitel zu machen, und das muß Steinmann heißen, und das muß erzählen, wie der Meßner von der Kirche sich am Glockenseile aufgehängt hat, weil er ein durchaus schlechter Kerl gewesen."

Den Stadtrath hatte die bösartige Anspielung sichtlich erschüttert. Er zuckte mit den Achseln und sagte: „mit dieser Frau läßt sich nichts machen." Nach einer Pause fragte er den Doktor: „sind Sie verheirathet?" und als dieser verneinte, fuhr er fort: „so machen Sie auch nie den Versuch, sich eine Frau anzuschaffen, man hat davon nur Kummer und Verdruß. Wenn auch Alles Anfangs sehr gut geht, — und dieß war bei mir der Fall, — so legt einem doch endlich der Teufel ein Ei in die Wirthschaft. Was hat mich diese Frau nicht seit zwölf Jahren gequält, daß ich die Gasbeleuchtung

contra Schlachthaus protegirt? Ihr Vater, nur Metzgeroberzunftmeister, sonst ein achtbarer Mann, agirte seit jener Zeit gegen mich; ich verfeindete mich mit der ganzen Familie, man that mir alles gebrannte Herzeleid an, ich habe nichts, als mein Bewußtsein, und vielleicht die öffentliche Stimme, wenn ich einmal nicht mehr bin; und auch das Wenige will mir die eigene Familie nicht einmal lassen. Bester Herr Doktor Stechmaier," dabei faßte er gerührt die beiden Hände des Schriftstellers, „ich werde Sie der Hofrätbin vorstellen, Sie und kein Anderer soll die beiden Zimmer haben! Und was die Kapitel anbelangt: Gasbeleuchtung und neue Kirche —"

„So können Sie sich ganz auf mich verlassen," entgegnete der Doktor.

Nachdem der Stadtrath noch einen vorsichtigen Blick auf die Nebenthüre geworfen, verließ er mit dem angehenden Miethsmanne seine Wohnung und stieg eine Treppe höher hinauf, zu derjenigen der Hofräthin, wo er sich alsbald durch das Stubenmädchen anmelden ließ.

Sie traten in das Empfangzimmer, wo die violetten Plüschmöbel der seligen Schwiegertochter mit einem Ueberzug von weißem Zeug verhüllt waren; nicht wegen der Trauer, vielmehr wegen des Staubes und der Motten. An der Wand hingen in schweren goldenen Rahmen die Portraits des einstigen jungen Eduards und seiner nunmehr dahingeschiedenen Frau, der Honoratiorentochter. Sie waren von einem der ersten Portrait-Künstler der Residenz gefertigt; dieser gefühlvolle Mann hatte sich bemüht, in den zu einander hingeneigten Köpfen der beiden Portraits, wie in zwei Paar zärtlich schmachtenden Augen, der Nachwelt ein inniges glückliches Verhältniß ahnen zu lassen, wie solches aber leider bei dem Paare im dornenvollen Diesseits nie existirt. Unter diesen Portraits bemerkte man ein Aquarell, die Söhne Eduard's vorstellend; nicht die unglücklichen Sprößlinge der englischen Königsfamilie, sondern die beiden Nachkommen des darüber hängenden Elternpaars. Wir würden dieses Aquarells nicht erwähnt haben, wenn es nicht so außerordentlich in Zeichnung und Farbe gewesen wäre, daß man es auf einige Schritte für eine Landschaft hätte halten, oder wenn man einmal erkannt, daß es wirklich lebende Wesen gewesen seien, es nicht ebensogut für eine kleine Bärenfamilie oder für eine Zucht junger Meerschweine hätte ansehen können.

Doch die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich und die Hofräthin trat herein. Sie war ganz schwarz gekleidet, mit einem kleinen weißen Kragen, über welchem das eingetrocknete, sehr lange schmale Gesicht in blaßgelber Farbe glänzte. In der Hand trug sie ein Gebetbuch und ihr Schritt war so abgemessen und feierlich, ihren Kopf trug sie so wichtig und steif, die Augen blickten so unbeweglich, ja schwärmerisch auf den Stadtrath, daß man hätte glauben sollen, sie probire den letzten Akt einer schrecklichen Tragödie, z. B. der Maria Stuart, und wandle geraden Wegs auf das Schaffot. — Aber ach, die Frau, die so ernst mit dem Kopfe nickte und sich nach einer gelinden Handbewegung so feierlich auf ihren Stuhl niederließ, war kaum noch der Schatten einer Hofräthin. Sie hatte mit dem Diesseits abgeschlossen, sie lebte nur noch in freundlichen Betrachtungen des Jenseits, und wenn sie sich ja, was aber höchst selten vorkam, auf irdische Weise beschäftigte, so bestand das neben den Kaffee-Gesellschaften ihrer Glaubens-Genossinnen in unendlichen Gardinen-Prediguten, die sie dem unverbesserlichen Hofrath hielt, der in Gesellschaft seines, nunmehr wieder ledig gewordenen, Sohnes die Wirthshäuser wieder mehr als je frequentirte.

Der Stadtrath stellte den Dokter in bester Form vor, bezeichnete ihn als einen unserer ersten deutschen Schriftsteller, der sich bei einem größeren Werke, das er im Begriff sei, herauszugeben, namentlich zur Aufgabe gemacht habe, die kirchlichen Einrichtungen der Residenz kritisch zu beleuchten und hauptsächlich für die Sonntagsfeier dringende Verbesserungen vorzuschlagen. Der Stadtrath garantirte in jeder Hinsicht für seinen Freund, den Doktor Stechmaier, und nach einer kurzen Unterredung erhielt der Letztere die beiden Zimmer um einen billigen Preis und begab sich in den englischen Hof zurück, um seine Effekten in das neue Quartier bringen zu lassen. —

Der Balletmeister Dubelli war ebenfalls vor einigen Tagen ausgezogen und traf nun zufällig an der Thüre des Gasthofes mit dem Doktor zusammen, worüber sich Beide außerordentlich freuten.

„Ich habe nach Ihnen sehen wollen, bester Doktor," sagte Dubelli, „und es ist mir sehr lieb, daß ich Sie hier treffe. Wenn Sie einen Augenblick Zeit haben, so kommen Sie mit mir, ich soll Sie unserem neuen Intendanten vorstellen, der es sehr wünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Der Doktor, nachdem er die nöthigen Befehle wegen seiner Effekten gegeben, fügte sich gerne in das Verlangen seines Freundes, und Beide begaben sich nach dem Hause des Grafen Alfons, wo sie auch sogleich vorgelassen wurden.

Der Graf war ganz Geschäftsmann geworden und saß vor einer Menge von Papieren, die er aber bei Seite legte und seinen Balletmeister, sowie den Doktor Stechmaier auf's Freundlichste empfing. Die Cigarren wurden angezündet und das Gespräch beschäftigte sich mit dem Theater, mit neuen Einrichtungen desselben, dann mit bedeutenden Erscheinungen der Literatur und hierauf mit dem neuen Werke des Doktor Stechmaier.

Eine Hand wäscht in dieser Welt immer die andere, und eine anständige Kameraderie ist ebenso erlaubt, wie nothwendig. Der Doktor nahm, nachdem Unterredung und Besuch vielleicht eine halbe Stunde gedauert hatte, aus den Händen des Intendanten gern einen Freiplatz für das Theater und hatte zu gleicher Zeit die Idee zu einem neuen Kapitel für sein unsterbliches Werk erobert.

„Apropos," sagte Graf Alfons beim Weggehen zu Dubelli, „Ihr Gönner aus früherer Zeit, mein Freund, der Baron Karl, kommt in diesen Tagen mit seiner Familie hieher, um den Winter in der Residenz zuzubringen. Sie werden sich gewiß seines kleinen Hauses vor dem Thore noch erinnern; machen Sie ihm Ihren Besuch und stellen Sie dem Baron Ihren Freund, den Doktor Stechmaier, vor. Ich hoffe, daß wir den nächsten Winter recht heiter unter uns zubringen werden. Bälle und große Gesellschaften sind für uns keine Vergnügungen mehr; ich hoffe, wir werden uns wöchentlich ein paar Abende sehen, um da einige Stunden angenehm zu verplaudern. Auch mein Haus soll zu diesem Zweck beständig offen sein. — Adieu, Dubelli! guten Morgen, Doktor!"

Graf Alfons setzte sich wieder zu seinen Papieren nieder, doch hatte er kaum einige Minuten darin gelesen, als ihm sein Kammerdiener eine Dame meldete.

„Vom Theater?"

„Ich glaube nicht, Herr Graf. Ich habe sie nicht erkannt, denn ihr Gesicht ist dicht verschleiert," sagte der Kammerdiener.

„Wenn sie vom Theater ist," antwortete der Intendant, „eines

unſerer Mitglieder, oder vielleicht eine fremde Künſtlerin, ſo ſoll ſie ſich an den betreffenden Regiſſeur wenden. Im andern Falle aber, wenn ſie mich perſönlich zu ſprechen verlangt, ſo laß ſie eintreten."

Der Kammerdiener ging hinaus und einige Augenblicke darauf trat die angemeldete Dame in's Zimmer. Der Graf erhob ſich und machte eine leichte Verbeugung. Er blickte forſchend und betroffen auf dieſe Geſtalt, die ihm bekannt erſchien. — Sie ſchlug den Schleier zurück.

„Anna!"

„Ja, Herr Graf, ich bin es," ſagte das Mädchen mit ruhiger Stimme; „ich hatte nicht geglaubt, ja nicht gehofft, Sie wieder zu ſehen. Doch das Schickſal wollte es anders."

„Ich danke dem Schickſal dafür," verſetzte Graf Alfons verbindlich und bat das Mädchen, in einem kleinen Fauteuil, den er ihr hinſchob, Platz zu nehmen.

„Das Schickſal, Herr Graf," fuhr ſie mit ruhiger Stimme fort, „oder vielleicht der Zufall, führte Sie vor einigen Tagen in unſer Haus. Sie ſahen mich, Sie ſchienen mich leider zu erkennen. O, Herr Graf, um Gottes Barmherzigkeit willen," — dabei faltete ſie ihre Hände und ihre erkünſtelte Ruhe wich einer heftigen Aufregung — „haben Sie Jemand davon geſagt, daß Sie mich wieder geſehen? — Haben Sie es ihm geſagt, daß ich hier in der Stadt bin, daß ich mich in ſeiner ehemaligen Wohnung befinde? — Nein, Sie haben das nicht gethan! Ich hoffe auf Sie. — Nicht wahr, Sie haben ihm nichts geſagt?"

„Nein, Anna," ſagte Alfons ſehr ernſt, „ich hielt es für beſſer, nicht davon zu ſprechen."

„O, ich danke Ihnen dafür!" entgegnete das Mädchen, „ich wußte es wohl, Sie wollen mir nicht auf's Neue meine Ruhe, meinen Frieden rauben. — Dann iſt Alles gut."

Graf Alfons blickte ſie fragend an.

„Benetti," fuhr Sie nach einer Pauſe fort, „hat dieſes Schreiben an Sie gerichtet, er hat mich beauftragt, es bei der Dienerſchaft abzugeben. Sie werden mir verzeihen, Herr Graf, daß ich es ſelbſt in Ihre Hände lege."

Graf Alfons nahm erſtaunt den Brief aus ihrer Hand, riß das Couvert ab und durchflog das Schreiben.

Der alte Italiener ſchrieb an den Chef des Hoftheaters:

„Euer Excellenz!

Euer Excellenz werden wissen, daß ich über fünfzig Jahre dem hiesigen Theater diene. Schon seit zehn Jahren befand ich mich im Recht meiner vollen Pensions-Ansprüche, die ich aber nicht geltend machte, da ich mich noch in der Kraft und Laune fühlte, für das Institut wirken zu können. Jetzt aber, Excellenz, beginnt diese Kraft nachzulassen, und zu gleicher Zeit fühle ich eine unbezwingbare Sehnsucht, noch einmal das Land zu sehen, wo ich geboren; es zieht mich zurück nach dem schönen Italien, dort möchte ich meine letzten Tage verbringen, um mich, wenn ich sterbe, begraben zu lassen in der heiligen Erde Roms. Euer Excellenz werden diese dringende Bitte eines alten Mannes und getreuen Dieners gerechtfertigt finden und Allerhöchsten Orts bevorworten. Bekannt mit den wohlwollenden Gesinnungen Euer Excellenz, bitte ich demnach: mir baldigst meine Entlassung gestatten zu wollen; ich möchte gern dies Land verlassen, ehe der Winter kommt, ich möchte gern jenseits der Alpen noch einige warme, angenehme Herbsttage genießen — es sind vielleicht meine letzten."

Der Intendant ließ die Hand mit dem Papier sinken und blickte nachsinnend vor sich hin. „Und was bewog den alten Benetti zu diesem Schreiben?" sagte er nach einer Pause.

„Er hat diesen Entschluß schon seit längerer Zeit gefaßt," antwortete Anna, „ich glaube wirklich, Herr Graf, man kann es diesem alten Manne nicht übel nehmen."

„Und Anna — Sie?" — forschte Alfons weiter, „was wird aus Ihnen?"

„Ich verlasse mit ihm dies Land, ich begleite den alten Mann. Aufrichtig gesagt, Herr Graf, habe ich meinestheils diesen Entschluß erst gefaßt, seit ich Sie wieder gesehen, seit ich dadurch in meiner Verborgenheit entdeckt war. Auch er könnte ja eines Tages abermals den Versuch machen, seinen alten Lehrer aufzusuchen, sich mit ihm zu versöhnen — mich wiederfinden. — O das wäre schrecklich! Sie wissen nicht, Herr Graf, wie angenehm mir mein Geheimniß war, die Verborgenheit, in der ich lebte, — wie er glaubte, weit, weit weg von ihm, und doch in seiner Nähe! O ich war glücklich in dem Gedanken!"

„Und es ist Ihr fester Entschluß, Anna, mit dem alten Italiener zu gehen, dem mürrischen, alten Manne, der gewiß Ihr Leben verbittert; eine Existenz fortzusetzen, die Ihnen unerträglich sein muß?"

„Glauben Sie das nicht!“ erwiderte ernst und bestimmt das Mädchen. „Es ist wahr, er kann heftig gegen mich sein, Tage lang unfreundlich, er kann mich schelten wegen Kleinigkeiten. Aber bin ich nicht vollkommen glücklich darin, soll ich nicht leiden und dulden, um wieder gut zu machen, was ich einstens gefehlt?“ Bei diesen Worten glänzte ihr Auge und ihre Stimme hob sich. „Glauben Sie ja nicht, Herr Graf, daß ich ihn vergessen habe. O, ich liebe ihn inniger, ja leidenschaftlicher, als damals. Aber ich fürchte, ich würde ihn nur so lange lieben können, bis zu dem Momente, wo ich ihn wiedersehen müßte, wo ich seine Stimme hörte, wo mich seine Hand berührte. Dann wäre Alles vorbei, dann würde ich fühlen, daß ich kein Recht habe, ihn zu lieben, dann käme das entsetzliche Bewußtsein meines Unglücks — — meiner Schmach über mich, und ich wäre wieder so unerhört elend, wie damals. — Jetzt bin ich ruhiger geworden, und wenn ich so zurückdenke auf die Jahre, die verflossen sind, so begreife ich nicht, wie ich, die ihn so wahr, so innig, so rein geliebt, je daran denken konnte, es könnten Tage kommen, wo mich jenes entsetzliche Bewußtsein nicht mehr quälen würde — ja, wo ich ihm angehören könnte. — Das ist Alles vorbei, Herr Graf; ich bin dem Schicksal dankbar dafür, daß es mir vergönnte, Ihnen diese wenigen Worte sagen zu können; es ist mir eine Erleichterung, eine Beruhigung; und dann habe ich noch eine Bitte: Sie versprechen mir feierlich, Herr Graf, — ich kann das von Ihnen verlangen — ihm meinen Namen jetzt nicht zu nennen; aber nach Jahren, vielleicht nach vielen Jahren, wenn Sie ihn dann wiedersehen, so sprechen Sie von mir; o dann sagen Sie ihm, wie unendlich ich ihn geliebt, weßhalb ich mich verborgen, weßhalb ich ihn geflohen, und daß ich mein ganzes Lebensglück mit Freuden geopfert, um seinen Namen rein zu erhalten!“

Mit diesen Worten hatte sich Anna langsam erhoben und ihr glänzendes Auge blickte begeistert in die Höhe.

„Nein, Anna!“ rief Alfons, dies Versprechen lege ich Ihnen nicht ab, bis jetzt sprach ich mit meinem Freunde nicht von Ihnen; aber ich müßte mich selbst verachten, wollte ich ihm durch ein feiges Stillschweigen sein höchstes Glück rauben, ein so edles, großes Herz, wie das Ihrige. — Ich werde ihm Alles sagen!“

„Alles?“ wiederholte das Mädchen mit seltsamer Stimme und

ihr Auge blickte finster, ja wild. „Alles, Herr Graf?“ Dabei hob sie ihre Oberlippe trotzig wie damals, so daß die glänzenden Zähne hervorblickten. „Alles, einem Freunde, dem Sie bis jetzt geschwiegen? — O Gott! Und mich seiner Verachtung preisgeben!“

Graf Alfons stützte sich mit der Hand auf den Tisch und schwieg erschüttert stille.

Aus ihren Augen brachen die Thränen hervor und rollten langsam über ihr schönes bleiches Gesicht. „Ja, nach langen, langen Jahren,“ sagte sie mit leiser Simme, „dann dürfen Sie sprechen, ich bitte Sie, ich flehe Sie an, alsdann zu sprechen! Nach langen Jahren, wenn ich vielleicht nicht mehr bin, wenn er meiner kaum mehr gedenkt, — aber heute!“ — ihre Stimme wurde heftiger und sie richtete sich stolz auf, — „aber heute, jetzt, Herr Graf, soll er glauben, ich wolle mich in seine Arme werfen, ich wolle zu ihm zurückkehren, soll er mich vielleicht achselzuckend aufheben? — Und wenn auch nicht — soll er mich vielleicht nachschleppen durch dieses Leben, mich, die Verworfene, mich — — — — einst die Geliebte seines glücklicheren Freundes?“

Der Graf war erschütterter, als je in seinem Leben. Er fühlte sich klein vor der Größe der Seele dieses Weibes. Er hatte einen Edelstein, ein unschätzbares Gut gefunden, und das sollte er hinwegwerfen in den Staub des gewöhnlichen Lebens, verschwinden, untergehen sehen in der Alltäglichkeit?

„Sie sind hart gegen mich,“ sprach er nach einer längeren Pause, „aber Sie haben Recht und doch Unrecht. Wir wollen sie nicht heraufrufen, jene Zeit, die lange hinter uns liegt, wo ich, ohne es zu wissen und zu wollen, das Gift in Ihre Seele träufelte, das — ich sehe es ein — Ihr ganzes Lebensglück verzehrt. Und doch kann ich Sie nicht so von mir lassen. Ich liebe Charles, wie meinen Bruder; ich habe Sie kennen gelernt, Anna, Sie sind wie ein Engel einem alten Manne erschienen, der edler und besser ist, als Tausende von uns; ich kann Sie nicht von mir lassen, ich muß Sie meinem Freunde erhalten!“

„Unmöglich, Herr Graf;“ sagte ernst und bestimmt das Mädchen.

„Warum unmöglich?“ erwiderte Alfons mit fester Stimme nach einem tiefen Athemzuge. „Lassen Sie mich meinem Freunde Alles sagen — Alles, theure Anna, Ihre Fehltritte, Ihre Buße, Ihre

Leiden! Ich will mit den Worten der Wahrheit Ihr ganzes Herz, Ihre Seele vor ihm offen hinlegen, und wenn er Ihnen darauf nicht mit dem größten Entzücken ſeine Arme öffnet, ſich nicht glücklich ſchätzt, ein ſolches Weib zu beſitzen, wenn in ſeinem Geſichte der geringſte Zweifel zuckt, wenn nur eine Miene etwas Anderes, als das unbeſchreiblichſte Glück ausſpricht, ſo — biete ich ſelbſt Ihnen meine Hand an, um ihm, um der Welt zu beweiſen, wie ich von Ihnen denke, für welches unſchätzbare Kleinod ich Ihr Herz, Ihre Seele halte."

Das Mädchen war erſtaunt einen Schritt zurückgetreten; ſie ſah den Grafen mit ihren großen Augen feſt an und ein leichtes Lächeln ſtahl ſich über ihre bleichen Züge. Dann preßte ſie die Hand auf ihr Herz und ein langes: Ah! wie ein Seufzer der Befriedigung, des Glückes tönte aus dem Innerſten ihres Herzes empor.

„Was kümmert mich die Welt?" fuhr der Graf leidenſchaftlich fort, „ich habe ſie verachten gelernt. Was kümmert mich meine Stellung? — Ich werfe ſie dahin. Ich könnte Ihnen ſagen, Anna, daß ich Sie ſeit jenem Augenblicke nicht vergeſſen, daß Ihr Bild, wenn auch unklar und unbewußt, mich nicht verließ. — Doch glaube nicht, Mädchen, daß ich dir eine Erklärung machen will; ich will dich nur feſthalten, wie einen koſtbaren Edelſtein, der am Rande des Abgrundes rollt: du ſollſt nicht verloren gehen, ich will dich retten, ſei es für einen Anderen, ſei es für mich."

Anna war bei dieſen Worten des Grafen in ihren Fauteuil zurückgeſunken und preßte beide Hände vor das Geſicht. Lange ſaß ſie ſo da, und als ſie langſam ihre Hände ſinken ließ, ſtanden ihre Augen voll Thränen, aber es waren nicht Thränen des Schmerzes, es waren Thränen des Glücks.

„Anna!" rief der Graf und faßte eine ihrer Hände, „darf ich reden oder nicht?"

Da ſchüttelte ſie leiſe ihr Haupt und ſagte mit ruhiger Stimme: „wie danke ich Ihnen, Graf Alfons, für das Geſchenk, das Sie mir mit Ihren Worten gegeben! O ich könnte niederknieen und unſäglich danken, dem Himmel danken, Ihnen danken! Wenn das, was Sie eben ſagten, Ihr Ernſt war, und ich zweifle nicht daran, ſo müſſen Sie mich achten, ja, Sie müſſen mich ehren, und dieſer Achtung will ich mich werth machen."

„So darf ich reden?“ fragte der Graf.

„Nein, nein, gewiß nicht!“ entgegnete leidenſchaftlich das Mädchen. „Ein Wort aus Ihrem Munde zu ihm, daß ich in ſeiner Nähe ſei, würde all' mein Glück zerſtören, und wenn er mir auch ſeine Arme liebevoll wie damals öffnete, und wenn er mich auch wieder an ſein Herz zöge mit unendlicher und inniger Liebe, nachdem Sie ihm geſagt, was Sie ihm ſagen wollten, nachdem Sie ihn verſichert, wie hoch ich in Ihrer Achtung ſtände, o glauben Sie mir, Graf Alfons, das alles wäre nur für den Augenblick. Nach einiger Zeit würden doch Zweifel in ihm aufſteigen, er müßte ſich ſagen, das alles ſei eine verabredete Sache zwiſchen uns Beiden geweſen, und dann wäre ſein und mein Leben gleich unglücklich. So aber bin ich es nur allein,“ fuhr ſie mit leuchtenden Blicken und erhobener Stimme fort, „ja, Graf Alfons, ich achte Sie hoch, ich werde Ihren Edelmuth nie vergeſſen, aber ich verlange Ihr Ehrenwort, einen Schwur bei Allem, was Ihnen heilig iſt, jetzt nicht zu ihm zu ſprechen! Aber dabei bitte ich Sie flehend, ihm nach Jahren meine Geſchichte zu erzählen, mein Herz offen darzulegen!“

„Anna!“ entgegnete der Graf und küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand, „Anna, Sie ſind grauſam, Sie thun Unrecht.“

„Schwören Sie mir, Graf Alfons! Es iſt wohl die letzte Bitte, die Sie mir in dieſem Leben erfüllen können.“

„Und nichts kann Sie in dieſem Entſchluſſe wankend machen?“ ſagte ſchmerzlich bewegt der Graf, „alſo nichts iſt im Stande, Ihren Sinn zu ändern?“

„Nichts, Graf Alfons! — Schwören Sie mir!“

„Ich ſchwöre es Ihnen!“

„Weder ihm ſelbſt von mir zu ſprechen, noch ihm durch einen Andern von mir ſprechen zu laſſen, noch ihm in dieſer Sache zu ſchreiben.“

„Ich ſchwöre es Ihnen feierlich!“

„So danke ich Ihnen herzlichſt, Graf Alfons!“ ſagte das Mädchen in unendlich weichem Tone. — „Leben Sie wohl, ich darf Sie meinen Freund nennen; beweiſen Sie mir dieſe Freundſchaft, und gewähren Sie bald die Bitte jenes alten Mannes. Ich kann nicht eher ruhig ſein, bis ich weit, weit von hier bin.“

„Ich werde thun, was ich kann, Anna,“ antwortete Graf Alfons gerührt und reichte ihr zum Abſchiede die Hand. „Da ich es

nicht vermag, Sie zurückzuhalten, so will ich Ihren Wunsch schleunigst erfüllen. Sie haben Recht: was Sie thun wollen, muß schnell geschehen. Schon morgen soll Benetti seine ehrenvolle Entlassung haben."

Er geleitete das Mädchen ehrfurchtsvoll an die Thüre, und da wandte sie sich noch einmal um, reichte ihm ihre beiden Hände, die er fest und innig drückte. Sie blickte ihm dabei forschend in die Augen, sie hatte noch etwas auf dem Herzen, doch brachte sie eine Zeit lang kein Wort hervor. Endlich sagte sie aber mit ganz leiser Stimme, während sich ihre Augen abermals mit Thränen füllten: „nicht wahr, Graf Alfons, er liebt mich noch? — Sie müssen das wissen. Liebt er mich noch wie damals? hat er keine Ahnung, wer ich war? Steht mein Andenken noch rein und unbefleckt in seinem Herzen?"

„Gewiß, Anna!" sagte der Graf tief ergriffen, „gewiß, er liebt Sie wahr und innig wie damals. Es wäre sein höchstes Glück, Sie zu finden, und deßhalb sollten Sie nicht so fest auf Ihrem Entschlusse bestehen!"

„Das ist Alles vorbei," erwiderte ruhig das Mädchen; „wie danke ich Ihnen, Graf Alfons, für Alles, was Sie mir heute gesagt. — Leben Sie wohl! wir sehen uns wohl niemals wieder." Dabei zog sie ihren Schleier über das Gesicht, winkte dem Grafen mit der Hand, er möge zurückbleiben, und verschwand in dem Vorzimmer.

Graf Alfons schritt eine Zeit lang heftig im Zimmer auf und ab: ihn beschäftigte lebhaft das Schicksal jenes armen Mädchens. Aber er konnte nichts für sie thun, er konnte ihr in keiner Weise helfen. Er hatte ihr ja geschworen, nichts von ihrem Aufenthalte zu sagen, weder direkt an ihn, noch durch eine dritte Person, noch schriftlich. Die Hände waren ihm vollkommen gebunden. Mißmuthig warf er sich in seinen Schreibstuhl und blickte lange Zeit gedankenlos in die Papiere vor ihm, ohne sich mit deren Inhalt zu beschäftigen. Er versank in tiefe Träumereien; bald wollte er sie schriftlich um eine zweite Unterredung bitten, bald wollte er seinen Wagen verlangen, um zum alten Benetti hinaus zu fahren. Aber alle diese Projecte verwarf er wieder als unausführbar, und nach langem Nachsinnen nahm er das Schreiben des alten Italieners, schrieb dazu einige flüchtige bevorwortende Zeilen, siegelte diesen Brief zu und klingelte dem Bedienten.

Der gereiste Lakai trat herein.

„Dieser Brief wird sogleich besorgt!“ sagte der Intendant, „aber augenblicklich, er darf keine Minute mehr im Hause bleiben. — War Jemand da?“

„Niemand als der junge Herr, der häufig zum Herrn Grafen kommt. Er erfuhr im Vorzimmer, daß der Herr Graf beschäftigt seien und ließ diese Karte zurück.“

„Charles,“ sagte der Graf leise vor sich hin, „er war ihr so nah und doch so fern! — Wo ist Amadäus? Wenn er sich im Hause befindet, soll er gleich zu mir kommen!“

Auf diese Frage hin machte der gereiste Lakai ein äußerst verschmitztes Gesicht und verzog die Mundwinkel zu einem so komischen Grinsen, daß Graf Alfons, der zufällig aufblickte, gezwungen war, nach der Ursache dieses sonderbaren Lächelns zu fragen.

„Der Herr Haushofmeister,“ sagte der Lakai, „wartete lange im Vorzimmer, bis die Dame, welche beim Herrn Grafen war, herauskam.“

„Bis jene Dame, welche eben bei mir war, herauskam?“ wiederholte aufmerksam Alfons.

„Ja wohl, Herr Graf. Dann —“

„Nun dann? — Weiter!“

„Dann riß der Herr Amadäus seine Augen entsetzlich weit auf, wie er zuweilen thut, wenn er Gespenster sieht.“

„Weiter, weiter!“

„Die Dame eilte sehr schnell an uns vorbei die Treppen hinab und der Herr Haushofmeister“ — hier grinste der Lakai abermals —

„Nun, was that er?“ fragte der Graf hastig in der höchsten Erwartung.

„Er nahm seinen Hut von dem Tische und eilte der Dame nach, die Treppen hinab. Wir sahen aus dem Fenster, — der Herr Graf werden verzeihen — und auf der Straße —“

„Nun, auf der Straße?“

„Dort oben an der Ecke holte der Herr Haushofmeister die Dame ein und verschwand mit ihr in einer Nebengasse.“

„Gott sei Dank!“ sagte Graf Alfons, indem er von seinem Sessel emporsprang, „das ist ein Hoffnungsstrahl für die Arme; vielleicht kann noch Alles gut werden!“

Sechszigſtes Kapitel.

Unter dem Stadtgraben.

So ſind wir denn, geliebter Leſer, am Schluſſe unſerer namenloſen, aber ſehr wahrhaftigen, Geſchichten angekommen. Es wäre uns vielleicht wohl möglich geweſen, die ferneren Ereigniſſe unſerer Bekannten aus den vorliegenden Blättern noch durch einige Kapitel weiter zu erzählen, wozu aber in der That kein rechter Grund vorhanden iſt, indem das Leben aller Derer, die ſich in den ſicheren Hafen einer angenehmen Exiſtenz gerettet, fortan freundlich und beruhigt dahinfloß, und ſie keine weiteren Stürme zu erleiden hatten, die bedeutend genug wären, um ſie hier aufzuzählen.

Dem Balletmeiſter Dubelli, ſowie dem Doktor Stechmaier ging es fortan auf das Allererwünſchteſte, namentlich der Erſtere ſah ſeine kühnſten Hoffnungen erfüllt, als er an einem der nächſten Abende jener Zeit, wo unſer voriges Kapitel ſchließt, zu einer kleinen Geſellſchaft bei unſerem alten Freunde, dem Baron Karl, gebeten war, der mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern, wie es Graf Alfons geſagt, den Winter in der Reſidenz zubrachte.

Alfred von C. war ebenfalls aus Italien zurückgekehrt und auf ſein Gut bei Brüſſel gereist, aber nicht um dort zu bleiben. Die Einſamkeit war ihm quälend, unerträglich geworden und er hatte es zugeſagt, auch dieſen Winter mit den Freunden zubringen zu wollen, aber diesmal in Deutſchland. Graf Alfons hatte ihm den erſten Stock ſeines Hauſes eingeräumt und erwartete ihn täglich.

So war es abermals Spätherbſt geworden, und der geneigte Leſer, der uns ſo lange und weit gefolgt, muß zu guter Letzt noch die Freundlichkeit haben, mit uns in jenes dunkle, feuchte Gewölbe zu treten, in welchem unſere namenloſen Geſchichten beginnen. Wie damals fegte ein rauher, naßkalter Wind hindurch, befeuchtete Wände und Boden mit einem Gemiſch aus Schnee und Regen. Wie damals eilten die Fußgänger, die hier vorüber mußten, gern durch das alte Gewölbe, wo ſie eine Zeit lang vor dem Wetter draußen geſchützt gehen konnten, und ſtampften wie damals mit den Füßen und traten hart auf, und ſchüttelten ſich, um Regen und Schnee von Stiefeln und Röcken zu entfernen.

Da fuhr eine glänzende Equipage dicht vor den Eingang zum alten Stadtgraben; auf dem Bocke neben dem Kutscher saß in seinen Mantel gehüllt ein großer Mann mit schwarzem Haar und Bart, der jetzt, sowie der Wagen hielt, den Mantel abwarf und vom Bocke sprang, um den Schlag des Wagens zu öffnen. — Es war Lukas im schwarzen einfachen Anzug, und nachdem er den Tritt herabgelassen, reichte er einer jungen blassen Dame den Arm, half ihr sorgsam auf das Pflaster und hob dann ein kleines Bübchen aus dem Wagen, das neben der Dame gesessen. Einige Augenblicke blieb diese stehen und blickte in dem finsteren, schmutzigen Gewölbe umher, dann stützte sie sich auf den Arm des Jägers und preßte ihre feinen Lippen zusammen, als wolle Sie das Weinen unterdrücken.

„Hier also hat sie oft gesessen?“ sagte die Dame, worauf Lukas schweigend mit dem Kopfe nickte und sich mit der Hand über das Gesicht und den Bart strich.

„Wer, Mama?“ fragte der kleine Graf von St. Alban.

„Deine Großmutter,“ entgegnete die Dame mit zitternder Stimme, „deine Großmutter, die sehr arm und elend war.“

Dem Kleinen schien das ein Spaß zu sein, denn er blickte lächelnd zu seiner Mutter empor und schüttelte seinen schwarzen Lockenkopf.

Alle drei gingen durch den Gang unter dem Stadtgraben nach dem ehemaligen Kloster. An der Thüre blieb die Dame stehen und beschaute mit ängstlicher Hast die Treppen vor dem Hause, die alte Thüre, den großen eisernen Klopfer: Alles war noch da, wie vor langen Jahren, Alles nicht mehr und nicht weniger zerstört, voll Löcher, voll Flecken und Rost, wie damals, wo sie aus der Tanzstunde kam und Mühe hatte, mit ihren beiden kleinen Händchen den schweren Klopfer in die Höhe zu heben.

Maria preßte die Hand auf ihr Herz und athmete schwer auf, als sie nun in den dunklen Hausgang trat. Da war die große Wendeltreppe mit dem morschen braunen Holzgeländer, mit den ausgetretenen Stufen und mit dem alten holzgeschnitzten Kapuziner, der hier unten, ebenso wie damals, mit ewig unverwandtem Blick nach der Thüre, Schildwache zu stehen schien. Hier nahm Lukas seinen Hut von dem Kopfe, wahrscheinlich in stiller Verehrung vor dem alten Herrn.

Die Gräfin von St. Alban stützte sich auf seinen Arm und sie

ſtiegen die Treppen hinauf. Da wurden bei jedem Tritt, den ſie that, bei jedem Winkel, an dem ſie vorbeikamen, tauſend Erinnerungen in ihr wach. Hier hatte ſie ſich verſteckt, dort hatte ſie hinabgelauſcht in das finſtere Haus, um zu hören, ob ſich der Kapuziner nicht zuweilen räuſpere; denn ſo hatten es die anderen Kinder erzählt. Ach, es war ihr jeden Augenblick, als müſſe jetzt Dubel die Treppen herabkommen, der Schneider Dubel in ſeinem abgeſchabten Röckchen, ein Bündel unter dem Arm, oder die alte Kiliane mit ihrem weißen Haar und dem durchfurchten freundlichen Geſichte, die ſie ſo unendlich lieb gehabt. — Aber es kam nichts die Treppen herab, ſie zu begrüßen: das Haus ſchien überhaupt viel ſtiller als früher. Da hörte man keinen Lärm aus der Wirthsſtube im erſten Stock, da erklangen durch das Haus keine jubilirenden Kinderſtimmen.

Je höher Maria hinaufſtieg, um ſo mehr fühlte ſie ihr Herz zuſammengepreßt, um ſo gewaltſamer drängten ſich die Thränen nach ihren Augen. Jetzt hatte ſie den Vorplatz erreicht: dort war die Waſchküche, daneben das große Fenſter, durch welches Abends der Mond hereinſchien und wo die kleine Maria ſo gern getanzt hatte.

Hier war die Stubenthüre — Lukas klopfte an.

„Herein!“

Maria mußte ſich gewaltſam zuſammennehmen, damit es ihr möglich würde, etwas gefaßt über dieſe Schwelle zu treten, über dieſe Schwelle, die ſie als Kind ſo oft betreten. Sie öffnete die Thüre — ſie trat in das Zimmer. Da war Alles noch, wie es ehedem geweſen, Tiſche und ſämmtliche Stühle ſtanden auf derſelben Stelle, an den Wänden hingen dieſelben alten vergilbten Kupferſtiche; ach, zu den Fenſtern herein blickten unverändert die Giebel der Nachbarhäuſer, die alten bekannten Dächer mit ihren Kreuzen, mit ihren Fenſterladen, mit ihren Dachrinnen.

Es war Samſtag Nachmittag, wo die Arbeit der Woche gethan war und die Feierſtunde bereits eingetreten. Dort war auch noch der alte große, viereckige Ofen, und neben ihm ſaß eine alte Frau, die emſig in einem Buche geleſen und jetzt verwundert aufblickte, wie der vornehme Beſuch in ihr Zimmer trat. Sie hatte die Füße auf einen Schemel geſtellt, ach, und dieſen Schemel kannte Maria nur zu gut! Wie oft hatte ſie darauf geſeſſen, wie oft hatte ſie mit ihm geſpielt!

Ueberwältigt von all' diesen Erinnerungen, überwältigt endlich vom Anblick der alten Frau, ihrer zweiten Mutter, eilte Maria auf die Erstaunte zu, faßte ihre beiden Hände, kniete auf den Schemel nieder und verbarg ihr Gesicht laut weinend an deren Brust. Auf's Höchste überrascht, aber mit ahnungsvollem Herzen blickte die Frau Welscher auf die Dame zu ihren Füßen, dann aber erkannte sie Lukas, der ebenfalls in's Zimmer getreten war und dessen großes schwarzes Auge sonderbar funkelte und glänzte. Doch dauerte die Ueberraschung der Frau nur einige Sekunden. Wenn sie auch die Fremde nicht sogleich erkannt, so wußte sie doch jetzt und auf einmal ganz genau, welche Hände sie in den ihrigen hielt. Sie beugte ihr Haupt herab, sie hob das der jungen Frau in die Höhe, sie blickte ihr lange in die fremdgewordenen, ihr früher so bekannten Züge, dann rannen ihr langsam die Thränen über das Gesicht herab und sie sagte mit zitternder, ungewisser Stimm: „Maria, du bist es!"

Ja, sie war es, sie kehrte heim aus der Fremde, wo sie so unendlich viel geduldet und gelitten, wo sie endlich vor den Augen der Welt glücklich geworden war. Sie kehrte in ihre Vaterstadt zurück, in dies alte, geringe Haus, das ihre Gedanken, ihr Herz nie verlassen. Sie war Gattin und Mutter; aber sie hatte in dem prächtigen Palaste des Grafen von St. Alban nie jenes wohlthätige heimische Gefühl gefunden, das sie jetzt durchströmte beim Anblick des alten Kapuzinerklosters, dieser vier weißen, einfachen Wände.

Das Alles sagte sie mit vielen beredten Worten der alten Frau Welscher, und ihre zweite Mutter verstand sie vollkommen.

Das kleine Bübchen blickte neugierig in dem einfachen Zimmer umher und verwunderte sich höchlich, als ihm die Mutter erzählte, hier habe sie als Kind lange, lange Jahre gewohnt, dort habe sie geschlafen, hier habe sie gespielt. Ha, wie lachte Maria vor Freuden laut auf durch ihre Thränen, als sie auf einem Schranke im Nebenzimmer eine alte hölzerne Figur erblickte, mit der sie als Kind so oft gespielt.

Den kleinen Grafen betrachtete die Frau Welscher lange und nachdenkend, dann sagte sie: „ja, er sieht dir ähnlich, Maria, sein Gesichtchen ist wie das deinige, als du noch klein warst." — — — — — — — — — — — — — — —

Mehrere Stunden blieb Maria bei ihrer Pflegemutter: sie hat-

ten sich gegenseitig so viel zu erzählen. Oefters kam Lukas in das Zimmer und meldete die Zeit, zog sich aber immer lächelnd zurück, wenn ihm die Gräfin ungeduldig, aber freundlich zurückwinkte und sagte: sie habe noch so viel zu besprechen. Endlich aber mußte man sich für heute trennen, und dann rief Maria erst noch den Jäger herbei, und auch er mußte der Frau Welscher in der Geschwindigkeit sagen, wie es ihm ergangen, was er Alles gesehen und erlebt.

„Und Sie haben in Italien schon den Baron Karl verlassen?“ fragte die Frau Welscher, worauf Maria entgegnete:

„Ei freilich, Lukas war es, der mich in Neapel erkannt und aufgefunden. Ohne ihn wäre ich und das Kind hier elend zu Grunde gegangen. Dafür mußte er bei uns bleiben, und er ist unser Freund, unser Rathgeber.“ — Sie reichte ihm ihre Hand, die er gerührt und herzlich drückte.

„Jetzt, Mutter, muß ich mich entfernen. — Aber Morgen komme ich wieder, oder du kommst zu mir, und so alle Tage, so lange wir hier sind.“ Damit schloß sie die alte Frau fest in ihre Arme, drückte mehrere innige Küsse auf ihren Mund und ihre Stirne und verließ das alte Kloster wieder.

Die Frau Welscher trat an das Fenster, blickte mit gefalteten Händen hinauf an den Himmel und dankte Gott, daß er das Herz ihres Pflegekindes so gut, so rein, so dankbar erhalten. —

An diesem selben Tage war am Königlichen Hoftheater die erste Aufführung der neuen Oper unseres Freundes, des Componisten Charles, und das Publikum nahm dieselbe über alle Erwartung günstig auf. Der Componist wurde nach jedem Akte und am Schlusse stürmisch gerufen, und als er erschien und seine Freunde hiebei bemerkten, daß er ungewöhnlich blaß und verstört aussah, so schrieben sie das dem ungeheuren Erfolge zu, den er gehabt, und der Gemüthsbewegung, in welcher sich jeder Künstler in einem ähnlichen Falle befindet.

Einige dieser Freunde waren nach der Vorstellung in der Wohnung des General-Intendanten versammelt, um dem Componisten ihre besten Glückwünsche darzubringen und ihre große Freude auszudrücken über das Gelingen seines vortrefflichen Werkes.

Aber er kam lange nicht.

Alfred von C. war von Lüttich zurückgekehrt und er erzählte dem Baron Karl, welche Aenderungen er an seiner kleinen Villa getroffen. Der Balletmeister Dubelli, im eleganten schwarzen Frack, dehnte sich mit ungeheurem Wohlbehagen in einem weichen Fauteuil und rauchte eine feine Cigarre. Der Doktor Stechmaier durchblätterte einige Albums, die auf dem Tische lagen.

Graf Alfons wurde von seinem Kammerdiener in das Nebenzimmer gerufen. Dort fand er seinen Freund Charles in heftiger Bewegung auf- und abgehen.

„Aber was treiben Sie, bester Freund?“ fragte der Graf überrascht. „Wir erwarten Sie drinnen, um Sie mit dem gerechtesten Lob zu überschütten und Sie rennen hier im Halbdunkel auf und ab. Sind Sie von der Vorstellung so aufgeregt, oder haben Sie etwas Anderes? — Bei Gott, was ist Ihnen begegnet?

„Viel, unendlich viel!“ erwiderte ernst der Musiker. „Sie wissen, daß ich vor einigen Tagen mit Ihrem alten Haushofmeister Amadäus über gewisse Sachen sprach.“

„Ich weiß es.“

„Heute sprach ich wieder mit ihm.“

„Ah!“

„Ich weiß Alles, Graf Alfons. Mein Unglück, mein Glück. — Der alte Venetti ist abgereist.“

„Ja, gestern Abend,“ erwiderte der Graf mit gespannter Erwartung.

„Er ist nach Florenz?“

Der Graf nickte mit dem Kopfe.

„So habe ich,“ sagte leidenschaftlich der Andere, „eine kleine Bitte an Sie, Graf Alfons, die Sie mir nicht abschlagen werden.“

„Gewiß nicht!“ entgegnete schnell der Graf. „Ich will mit dem größten Vergnügen Alles für Sie thun, was in meinen Kräften steht.“

„So leihen Sie mir einen Ihrer kleinen Wagen: ich muß noch heute Nacht abreisen.“

„Und wohin?“ fragte Alfons.

„Und das fragen Sie im Ernst?“ rief Charles mit bewegter Stimme. „Wissen Sie nicht, daß ich sie seit länger als zehn Jahren suche, daß ich jetzt endlich eine Spur erhalten, daß ich ihr nachreisen werde, wohin sie sich auch wenden mag?“

„Ich verſtehe Alles,“ entgegnete Alfons; „Gott ſei Dank, daß es ſo gekommen iſt!“ Er zog die Klingel und gab dem eintretenden Kammerdiener einige Befehle. „Aber Sie kommen doch einige Augenblicke zur Geſellſchaft?“

„Es iſt mir faſt unmöglich!“ ſagte Charles, „ich bin zu aufgeregt, ich habe für nichts Anderes Sinn, nur für meine ſchnelle Abreiſe.“

„Die Vorbereitungen hiezu werden ſoeben gemacht,“ antwortete Alfons, „kommen Sie nur einen Augenblick; natürlich erwähnen wir drinnen dieſer Sache gar nicht. Sie ſind fatigirt, ich laſſe Sie, — ſo ſagen wir — nach Ihrer Wohnung fahren. Sobald eingeſpannt iſt, wird es mir gemeldet. Mein Kutſcher führt Sie bis zur nächſten Station. Adieu, Charles — adieu, mein Freund! Möge Sie der Himmel glücklich führen; glauben Sie mir — ich kann über dieſe Angelegenheiten nicht viel reden — aber glauben Sie dem Wort eines Mannes, der Ihretwegen gelitten hat, glauben Sie meiner Verſicherung: wenn Sie glücklich werden, ſo werden Sie unendlich glücklich.“

Charles drückte dem Grafen ſtillſchweigend die Hand und Beide begaben ſich in das Nebenzimmer.

Hier wurde viel geplaudert und gelacht, nur der Held des heutigen Abends, der Componiſt jener vortrefflichen Oper war und blieb einſylbig und in ſich gekehrt. Er iſt ermüdet, dachten die Anderen, und fanden es deßhalb auch begreiflich, daß ihm eine halbe Stunde ſpäter Graf Alfons einen Wagen anbot, um nach Hauſe zu fahren, und darauf verließ er ſeine Freunde mit dem Wunſche des baldigen Wiederſehens.

Indem wir hiemit unſere namenloſen Geſchichten ſchließen, müſſen wir den geneigten Leſer verſichern, daß der junge Muſiker, der in derſelben Nacht mit flüchtigen Pferden nach Italien reiste, ſo bald nicht wiederkehrte, daß aber dagegen nicht ſehr lange nachher Briefe von ihm in der Heimath eintrafen, worin er ſeinen Bekannten ſagte, daß er jenſeits der Alpen vollkommen glücklich geworden ſei, und daß er ſtill und zufrieden in Florenz lebe.

F. W. Hackländer's Werke.

IV. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Das Soldatenleben im Frieden.

Erſtes Kapitel.

Die Einkleidung.

Wenn ein jugendliches Gemüth natürlichen Muth beſitzt, eine etwas lebhafte Phantaſie und einigen Leichtſinn, und viele edle Bücher geleſen hat, als da ſind Spieß und Kramer und andere..ſo kann es unmöglich glauben, daß jenes großartige, geharniſchte Zeitalter mit dem blanken Rüſtzeug, mit den wallenden Federbüſchen und und den ſchönen Damen auf lichtbraunen Roſſen ſo gänzlich vom Erdboden verſchwunden ſein ſolle. Hat einen das Schickſal, wie mich, hinter den Ladentiſch in ein kleines Städtchen geworfen, wo es kein Militär gibt, ſo kann es ihm gar leicht ergehen wie mir.

Der Soldatenſtand war für mich derjenige, in welchem die alte Ritterzeit fortlebte, in dem noch der kriegeriſche Geiſt, das friſche lebendige Leben der Herren und reiſigen Knechte des Mittelalters zu finden war. Nur das Thal, in dem unſere Stadt lag, ſchien mir entgeiſtert und öde; hinter den Bergen, die es begrenzten, da mußte es anders ſein. Unfehlbar gab es dort noch dichte Wälder, wo böſe Drachen auf den vorüberziehenden Wanderer lauerten, und ſtille Seen, an denen weißgekleidete Jungfrauen, die Hände ringend, auf Erlöſung aus den Klauen des furchtbaren Rieſen harren, welcher ſie an langer goldener Kette gefeſſelt hält.

Einmal in meinem Leben hatte ich zwei Offiziere geſehen. In dieſen beiden Perſonen concentrirten ſich nun alle meine Begriffe von der jetzigen Ritterſchaft. Ich war Augenzeuge, wie einer derſelben mit wallendem Federbuſch, klirrendem Säbel, mächtigen Sporen und gewaltiger Reitpeitſche, eine junge Dame mit der graziöſeſten Handbewegung und den kühnen Worten: „Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich," durch eine Schaar kläffender Hunde führte. Dieſen ſetzte meine Einbildungskraft an die Ufer jenes Sees; ich ſah, wie der Rieſe vor ſeinem gewaltigen Schnurrbarte und wüthenden Blicke die Flucht nahm, und er die Dame befreite mit den Worten: „Vertrauen Sie mir Ihre Ehre und verlaſſen Sie ſich ganz auf mich."

Nun hatte meine Phantaſie unglücklicherweiſe einen Anhaltspunkt. Ja, ſie lebte noch fort, jene edle Zeit, noch gab es einen Stand, deſſen Beſtimmung es war, die Unſchuld zu ſchützen, das Recht zu vertheidigen und mit flammendem Schwerte drein zu ſchlagen. In meinem kaufmänniſchen Herzen keimten verderbliche Saaten. Warum gab mir das Schickſal das farbige Band der Elle ſtatt der ſchwarzen Zügel eines muthigen Roſſes in die Fauſt! warum mußte ich anſtatt Rieſen mit der Länge des Schwertes, Band und Zeug mit jenem unpoetiſchen Werkzeuge meſſen! Zur Speiſung ſolcher gefährlichen Gedanken las ich alle Ritterromane und Kriegsgeſchichten die mir in die Hände fielen. Rollſtabs 1812 hat viel an mir verſchuldet.

Ich erfuhr, daß es außer Fußvolk und Reiterei auch Artillerie gebe. „Kanonen!" das Wort ſchlug kühn an mein Ohr; ich ſah ſie dahinfliegen, mit muthigen Pferden beſpannt, ich belagerte ein Schloß und ſandte meiner Geliebten, welche dort in einem Thurm gefangen war, einen roſenfarbigen Liebesbrief vermittelſt einer Bombe, in welche ich ihn vorſichtig geſteckt hatte. Ich ſang beſtändig:

Burgen mit hohen,
Dräuenden Zinnen,

und als eines Tages Straßenjungen an unserm Laden ein Fenster eingeworfen hatten, entgegnete ich meinem Prinzipal auf seine Frage in der größten Zerstreuung: „Den Schuß that die große Feldschlange hinten am Saum des Waldes.“ — Ich fing allen Ernstes an, Plane zu machen, wie ich mich dem verhaßten Stand nach beendigter Lehrzeit entziehen und frei, d. h. königlicher Kriegsknecht werden möchte. Dazu kam noch, daß eines Tags eine Abtheilung Artillerie durch unsere Stadt zog, und dies brachte mich vollends von Sinnen. Die muthig schmetternde Musik, das fröhliche Aussehen der Reiter, welche das Geschütz wie eine geheiligte Person umgaben, das dumpfe Dröhnen desselben auf dem Pflaster, alles das regte mich unbeschreiblich auf. Einer der Unteroffiziere erkannte unser Ladenmädchen, das vor der Thüre stand; es war seine Cousine. Er warf sein Pferd aus der Reihe und sprengte kühn und stolz an uns heran, um dem Mädchen die Hand zu drücken; sie wechselten einige Worte und er jagte wieder vor sein Geschütz, daß das Pflaster Funken sprühte. Das Mädchen war den ganzen Tag stolz gehoben, und wir standen dabei in „unsers Nichts durchbohrendem Gefühle.“

Einige Meilen von meinem Wohnort war die nächste Garnisonsstadt, wo mir ein alter Vetter, ein Obristlieutenant außer Dienst, lebte, mit welchem ich beschloß, Rücksprache zu nehmen. Ich bat um Urlaub und reiste eines Sonntag Morgens dahin ab. Mein Verwandter nahm mich sehr freundlich auf; ein kleines Männchen mit einem scharf markirten Gesicht, welchem die hoch empor gezogenen Augenbrauen etwas sehr Gebietendes gaben. In der Schlacht bei Pirmasens kommandirte er ein Infanterieregiment, und da versperrte ihm eine neidische Kartätschenkugel den Weg zum ferneren Avancement. Er trug meistens einen grünen Ueberrock, graue Beinkleider mit breiten rothen Streifen, um den Hals den russischen St. Annen-

orden erſter Claſſe und in der Hand eine groſse ſilberne Tabaksdoſe, auf welcher ſein Familienwappen gravirt war. Er war ein gemüthlicher alter Herr, beſonders wenn er in ſeinem Zimmer ſaſs und von ſeinen Feldzügen erzählte. Um ihn lagen auf allen Tiſchen und Stühlen kriegswiſſenſchaftliche Werke und Schlachtplane; an den Wänden hing eine Maſſe Säbel und Piſtolen, auf welche er bei ſeinen Erzählungen beſtändig hinwies; den Säbel hatte er bei jenem Scharmützel, dieſe Piſtole anderswo hauptſächlich in Thätigkeit geſetzt; in der Ecke ſtand das Modell einer kleinen Schanze, mit Kanonen garnirt, in deren Original er ſich ein paar Tage tapfer gehalten; auch zeigte er gern jene Kartätſchenkugel, die er in einem Maroquinkäſtchen verwahrte. Ihm eröffnete ich nun meinen Wunſch, die kaufmänniſche Laufbahn zu verlaſſen und den edlen Stand eines Vaterlandsvertheidigers zu ergreifen.

Obgleich ihm dieſer Entſchluſs ſehr gefiel, denn in ſeinen Augen galt nur der Soldat etwas, ſetzte er mir doch wohlmeinend die Schwierigkeiten auseinander, im jetzigen Zeitpunkte zu avanciren. Aber was vermögen Vernunftgründe über ein jugendliches Herz, welches einen Vorſatz mit heiſser Liebe empfangen und mit glühender Phantaſie ausgebildet hat! Ich beſchwor den Vetter, mir die Einwilligung meines Vormunds und die nöthigen Papiere zu verſchaffen. Der alte Herr verſprach mir endlich, das Seinige zu thun, und ich kehrte in meinen Laden zurück.

Eine Woche ſpäter empfing ich von meinem Vormund einen nichts weniger als freundſchaftlichen Brief, worin er mir mit kurzen, aber kräftigen Worten auseinander ſetzte, ich ſei ein Taugenichts, ihm ſei es einerlei, ich möge immerhin zum Kalbsfell ſchwören. Zugleich ſandte er mir die nöthigen Papiere, um in der Artillerie auf Avancement zu dienen, als: ſeine ſchriftliche Einwilligung, eine Erklärung, wie viel ich monatlich zuſetzen könne, meinen Taufſchein und ein Atteſtat, daſs ich in meinem frühern Leben mit der wohllöblichen Polizei nie in Conflict gerathen. Dieſe Documentenſamm-

lung vervollständigte ich durch ein Zeugniß des Kreisarztes, welches mich körperlich gesund und zum Kriegsdienste tüchtig erklärte, und mit einem Schein vom Gymnasium, daß ich Sekunda absolvirt habe. Darauf packte ich meine Habseligkeiten zusammen, nahm von dem Principal und meinen Kollegen, welche mir neidisch nachsahen, Abschied, und drückte dem Ladenmädchen die Hand, indem ich ihr die inhaltesschweren Worte zuflüsterte: „es wird eine Zeit kommen, wo — —" Dann fuhr ich nach D., der Garnisonsstadt, wo mein Vetter wohnte, unter dessen Aegide ich zum Tempel des Ruhms aufzusteigen gedachte. Ich war sechszehn Jahre alt.

Meine Aufnahme hing vom Ermessen des Brigadeobristo ab. Dieser lag nicht hier in Garnison, sondern besuchte D. nur von Zeit zu Zeit, um die hier stationirte Artillerie zu inspiciren, und zu diesem Zwecke wurde er glücklicherweise morgen erwartet.

Ueber den Obrist v. T. erzählte man sich eine Masse von Anekdoten. Er hatte von der Pike auf gedient, war in den letzten Kriegen avancirt und ein tüchtiger Soldat, aber seine Grobheit kannte keine Grenzen. Sein bloßer Anblick jagte den untergeordneten Offizieren und Gemeinen Schrecken ein, und wenn es hieß, der Obrist v. T. ist in der Stadt, so sah man am Benehmen und Anzug des Militärs gewiß nicht das geringste Dienstwidrige. Er war sehr groß, breit geschultert, und besaß eine ungeheuere Körperkraft; so hatte er einst, als vier Kanoniere auf einer schlammigen Wiese ihr Geschütz zum Aufprotzen nicht rasch genug herumdrehten, dieselben weggeschleudert und es, mit Einer Hand den Protzring fassend, allein emporgehoben und herumgewendet. Sein rothes Gesicht sah beständig zornig drein, obgleich er es so böse nicht meinte; er war im Ganzen sehr gutmüthig, quälte die Soldaten nicht aus Laune, sondern forderte nur die größte Ordnung, genaues Richten und die möglichste Schnelligkeit in den Bewegungen. Der größte Theil der Soldaten sah das Vernünftige dieser Forderungen ein und liebte ihn, trotz der Unmasse von Donnerwettern, die seinem Munde ent-

ſtrömten. Während des Manövrirens dictirte er für den kleinſten Fehler dem drei, jenem acht und vierzehn Tage Arreſt, und auch auf ſechs Wochen kam es ihm im Zorn nicht an. War jedoch nach dem Exercitium zum Apell geblaſen und ſein Adjutant las ihm die Liſte der Strafen vor, die er am Morgen dictirt, ſo ſtieg er mit einem gewaltigen Fluche vom Pferde, lief unter den Kanonieren herum, die ermüdet um ihre Geſchütze lagerten, und wenn keine zu groben Fehler vorgefallen waren, ſchrie er mit ſeiner Donnerſtimme: „Na, ik will euch Millionen Hunden noch eenmal eene vollkommene Amneſtie angedeihen laſſen.“ Nun wären aber auch alle Kanoniere für ihn durch's Feuer gelaufen; ſie drängten ſich in ſolchen Augenblicken um ihn herum und hörten vergnügt die Strafpredigt an, die er ihnen hielt, während er frühſtückte. Behufs letztern Geſchäfts ritt ihm gewöhnlich ein Bedienter nach, der eine Flaſche Rum, Geflügel, oder ſonſt kaltes Fleiſch in einer großen Jagdtaſche trug. Eines Morgens forderte der Obriſt von ſeinem Burſchen das Frühſtück; dieſer reichte ihm die Flaſche, war aber ſo unglücklich, ein gebratenes Feldhuhn, nachdem er es aus dem Papier gewickelt, in den Sand fallen zu laſſen. Darüber gerieth der Mann in eine unbeſchreibliche Wuth, ein Strom von Donnerwettern ward von einem Schlag auf des Burſchen Tſchako begleitet, welcher ihm denſelben bis über die Ohren herabdrückte; dann endigte er ſeine lange Tirade mit den Worten: „Nu det Fleiſch voll Sand is, kannſt du't ſelbſt freſſen.“ Nach einigen Minuten, während welcher der Soldat in Folge der gewaltigen Ohrfeige regungslos dageſtanden, wagte er es, ſeinen Tſchako langſam empor zu rücken. Der Obriſt ſtand eine Strecke von ihm, trank aus ſeiner Flaſche und aß ein Stück Brod dazu, warf aber dabei dem Burſchen von Zeit zu Zeit verſtohlen einen Blick zu. Dieſer, aufgemuntert durch die Stichelreden ſeiner Kameraden, welche um ihn ſtanden, hob das Hühnchen auf, blies den Sand weg und wollte eben damit zum Munde, als es ihm der Obriſt mit den Worten aus der Hand riß: „Wenn et wirklich im

genießbaren Zustande ist, so kann ik et selbst zu mir nehmen." Zur Entschädigung des Burschen aber beorderte er eine Marketenterin, demselben ein Frühstück zu reichen. — Die feinen und geschniegelten Offiziere nannten dergleichen Scenen, wenn sie unter sich waren, gemein und unpassend. Die meisten waren überhaupt gegen den Obrist sehr eingenommen; dies kam aber vorzüglich daher, daß er den Soldaten vor den Plackereien der jungen Herrn schützte, welche, meistens in aristokratischen Sphären aufgewachsen, den gemeinen Mann wie eine Sache behandelten.

Morgen also sollte ich diesem Manne vorgestellt werden, und in der bangen Erwartung schloß ich die Nacht fast kein Auge. Kaum ließen sich die ersten Strahlen der Sonne blicken, so stand ich auf und spazierte einige Stunden umher, den Kopf voll großer, herrlicher Plane für die Zukunft. Um neun Uhr holte ich meinen alten Obristlieutenant ab, welcher mit dem Obrist bekannt war und mich demselben vorstellen wollte. Wir trafen im Vorsaal des Gasthofs zwei junge Leute, welche sich ebenfalls dem Kriegsdienste widmen wollten, der eine war eine große dürre Gestalt mit unangenehmer Fistelstimme, der Andere eine kurze, gedrungene Figur. Letzterer ward durch einen Adjutanten zuerst in das Zimmer des Obristen gerufen und kam bald mit freudestrahlendem Gesicht zurück; man hatte ihn angenommen und einer sechspfündigen Batterie zugetheilt. Nun kam der Lange an die Reihe, und dieser trat nach kurzer Frist als zwölfpfündiger Kanonier aus dem Cabinette. Mir schlug das Herz mächtig, als nun der Adjutant meinen Namen rief.

Der Obrist saß auf einer Tischecke und rauchte gewaltig, er trug die Uniform, auf dem Kopfe einen Federhut, und neben sich hatte er eine große Masse Papiere liegen, worauf er das linke Bein legte. Er war bei guter Laune, lachte, als ich hereintrat, und sagte zu meinem Vetter und dem Abtheilungschef, die neben ihm standen: „Wenn det so fortgeht, meine Herren, so kann ich bald meine ganze Brigade aus lauter so Windbeuteln completiren." — Ich hatte mich

beſtmöglichſt herausgeputzt; im Frack, mit hoher Halsbinde und noch höherem Kragen ging ich mit zierlichen Schritten auf ihn zu. Nachdem er mich einige Minuten von oben bis unten betrachtet, ſagte er: „Sie ſind mir freilich gut empfohlen, haben auch Ihre Papiere in beſter Ordnung beigebracht, aber ich muß Ihnen doch geſtehen, daß Sie zur Artillerie, beſonders zur reitenden, verdammt ſchwach ſind, auch haben Sie noch nicht das erforderliche Alter. Sechszehn Jahre!“ Ich entgegnete ihm freimüthig: „Herr Obriſt, dies ſind zwei Fehler, welche ſich mit jedem Tage beſſern. Ich habe Luſt und guten Willen, und die werden, hoff' ich, meinen Mangel an Körperkraft in der erſten Zeit erſetzen.“ Er lachte und erwiderte: „Ja, aber ich fürchte nur, wenn ich Sie nicht mit Stricken an das Geſchütz feſtbinden laſſe, wird Sie der Wind umpuſten.“ Darauf nahm er nochmals meine Papiere vor und blätterte darin, während ich ihn bat, gefälligſt einmal den Verſuch zu machen. „Nun,“ ſagte er endlich, „wir wollen es denn zuſammen probiren. Merken Sie ſich aber vor Allem drei Dinge, welche ich in meiner Brigade will gehandhabt wiſſen: det is erſtens Ordnung, zweetens Ordnung und drittens Ordnung: nur dies kann den Dienſt aufrecht erhalten und begreift alles andere in ſich. Gehen Sie mit Gott in die Artilleriekaſerne zum Wachtmeiſter Löffel und ſagen ihm, ſein Obriſt mache ihm ſein Compliment und ſchicke ihm eine Kleinigkeit. Adieu, Herr reitender Artilleriſt.“ — Berauſcht von meinem Glück, machte ich eine Verbeugung und wandte mich nach der Thüre, aber der Obriſt rief mir nach: „Wenn ich ſpäter die Ehre habe, Sie wieder zu ſehen, möchte ich gern die hohe Halsbinde und die Vatermörder vermiſſen.“

Ich ging in die Kaſerne und ſtellte mich dem Wachtmeiſter vor. Er beſah meine geringe Figur mit nicht ſehr zufriedenem Blicke, murmelte etwas von zu vielen Freiwilligen, ſchwerem Dienſt, zu ſchwachem Körperbau, dann rief er einem jungen Manne, welcher am Tiſche ſaß und ſchrieb: „Bombardier, bringen Sie den

jungen Mann zum Quartiermeister, er soll ihm die Montirungsstücke anpassen."

Der Bombardier ging mit mir durch einen langen Corridor; endlich betraten wir Nr. 66, ein großes Gemach, einen geheiligten Raum, deßwegen auch, als der erste seines Geschlechts, kurzweg „die Kammer" genannt, wie das erste Buch der Welt auch nur Bibel heißt. — An diesem Orte werden sämmtliche bessere Waffen und Kleider verwahrt. Hier hing nummerweise geordnet die ganze felddienstmäßige Ausrüstung, vom Hufnagel der Trainpferde bis zum neuen Borstwischer der Haubitze, vom Sprungriemen an der Hose bis zum warmen Tuchmantel. Bricht Krieg aus, so können sich alle Kanoniere und Pferde der alten Lumpen und Geschirre, welche sie im gewöhnlichen Leben tragen, entledigen, können nackt zur Kammer hereinmarschiren und wohlgerüstet wieder herausgehen.

Mich ergriff eine heilige Scheu, ein erhebendes Gefühl, als ich in diesen Tempel trat; ich hätte die blanken Waffen und strahlenden Uniformen an mein volles Herz drücken mögen; da tauchte der Quartiermeister hinter einem großen Haufen von Mänteln hervor. Mein Bombardier sprach: „Herr Quartiermeister, das Dutzend (nämlich Freiwilliger) ist voll;" worauf der Andere erwiderte: „Nun, so haben wir zu eilf Stockfischen einen Pickling." — Vor der Einkleidung ward ich gemessen; man kennt das Instrument hiezu, wie es auf jedem Paßbureau steht. Ich stellte mich auf den Tritt, der Quartiermeister nahm den beweglichen Schub und ließ ihn so unsanft auf mein Haupt fallen, daß ich mich erschrocken etwas zusammenkrümmte. Er lachte und erklärte mir sehr ruhig, er thue dies, um das richtige Maß zu bekommen, weil die jungen Herren sich gewöhnlich länger streckten, als sie wirklich wären; praktisch, aber nicht angenehm, denn mir that der Kopf weh. Nun ward ich angezogen, aber Alles war mir zu groß und weit, und wie ich vollständig ausgerüstet dastand, sah ich aus wie die Kinder

auf dem bekannten Kupferſtich, welche mit den Waffen ihres Vaters Soldaten ſpielen. Außer Tſchako, Uniform, Reithoſe, Säbel, Stiefeln mit Sporen, befand er mich noch mit Mantelſack, Piſtolen, Putztaſche, Mantel, und führte mich in dieſem Aufzug lachend zum Wachtmeiſter zurück, welcher ſich nicht weniger an mir ergötzte. Ich ward ſofort auf die Stube Nr. 64 gebracht, welche ich mit einem Unteroffizier und zehn Kanonieren bewohnen ſollte, aber ſogleich von da in die Schneiderſtube geführt, wo mir meine Kleider angepaßt werden ſollten.

Als ich auf mein Zimmer zurückkehrte, fand ich meine neuen Collegen, welche ſich meiner ſämmtlichen Waffen bemächtigt hatten, in voller Arbeit, dieſelben zu putzen. Das ganze Rüſtzeug ſah aber auch abſcheulich aus; man glaube ja nicht, daß einem Rekruten blanke Armaturſtücke von der Kammer geliefert werden, zumal einem Freiwilligen; einem ſolchen wird das Roſtigſte und Unſauberſte gegeben, was zu finden iſt; er kann da gleich ſein Meiſterſtück machen. Ich, der nicht wenig in Verlegenheit geweſen wäre, hätte ich zum erſtenmal meine Waffen ſelbſt putzen ſollen, war höchlich erfreut, ſie in ſo guten Händen zu finden. Ich bezeugte den Herren Kameraden meinen Dank für ihre Gefälligkeit und wollte mich über meine Sporen hermachen, welche noch roth an den ſchmutzigen Stiefeln ſaßen; doch der Kanonier mit dem größten Barte ſagte zu mir: „Laſſen Sie nur ſtehen, wir reinigen das in wenig Augenblicken. Doch," ſetzte er mit ſehr ernſter Miene hinzu, „man hat Ihnen da verdammt ſchmutziges Zeug hingehängt, und ich fürchte, ohne Branntwein wird's ſchwerlich ganz blank; auch könnte etwas Butter nicht ſchaden, um ſpäter die Säbelklinge und die Piſtolen einzuſchmieren; doch wäre ein Stück Wurſt eben ſo gut." Ich erklärte mich bereit, für Schnaps, Butter und Wurſt zu ſorgen, und zog einen Thaler heraus. Sogleich ſchickte er damit einen fort und ſagte freundlich: „Wenn Sie ſich ein wenig in der Stadt umſehen wollen, ſo finden Sie bei ihrer Zurückkunft die Sachen im beſten Zuſtande." Ich

befolgte dieſen angenehmen Rath, und als ich nach einigen Stunden zurückkam, fand ich meine Waffen blank und ſauber auf dem Gerüſte. Meine Kameraden ſaßen um den Tiſch in lauter Fröhlichkeit, alle in einem Zuſtande, der deutlich verkündete, daß ſie nicht allen Schnaps zum Putzen verbraucht. Vor dem Bette, das man mir angewieſen, hing, wie an den übrigen, ein zierliches Täfelchen, auf welchem mit großen Buchſtaben zu leſen war: „H. Kanonier," und dies entzückte mich. Eine gute Weile betrachtete ich es und ſprach oft meinen Namen und nunmehrigen Titel „Kanonier" halblaut vor mich hin; ich fühlte, ich war etwas in der Welt geworden.

Am folgenden Morgen ſollte ich dem Kapitän vorgeſtellt werden. Ich kann ſeinen wahren Namen nicht herſetzen, und ſo mag er Feind heißen, denn er iſt, weiß Gott, nie mein Freund geweſen. Die Freiwilligen konnte er überhaupt nicht leiden, denn es waren meiſtens junge luſtige Leute, welche außer dem Dienſt nicht gerade immer thaten, was recht war. So gingen wir ſelten in der groben Dienſtuniform, ſondern hatten eigene feine Kleider; wir trugen nicht immer die vorſchriftsmäßige ſchwere Säbelgurte; eine zierliche von weißem Glanzleder dünkte uns zum Spazierengehen zweckmäßiger. Auch war es dem Kapitän Feind ſehr fatal, wenn wir in dem Kaffeehauſe, wo er ein Glas Zuckerwaſſer trank, ein Flaſche Wein anſtachen, was wir ſehr häufig thaten, um ihn zu ärgern.

Eine gute Stunde mußte ich in dem Zimmer des Wachtmeiſters warten, ehe der Hauptmann erſchien. Der ſteife Halskragen des Kollets, der meinen Hals zum erſten Male, und ſehr feſt umſchloß, trieb mir das Blut in den Kopf, und ein Spiegel, in welchen ich zufällig blickte, zeigte mir, daß ich ein ſehr rothes Geſicht hatte. Dies ſchien dem Kapitän aufzufallen, welcher mittlerweile eingetreten; denn ſeine erſte Frage war, nachdem er mich eine Zeit lang mit verſchränkten Armen betrachtet: „Wir ſcheinen dieſen Morgen bedeutend ſtark gefrühſtückt zu haben." Dieſe Phraſe führte er beſtändig im Munde; er wollte damit ſagen, er glaube, man habe

ſtark Branntwein getrunken. Ich erwiderte der Wahrheit gemäß, ich habe noch gar nichts zu mir genommen; er warf mir einen böſen Blick zu und ſagte: „Wir wiſſen das beſſer.“ Ich verbeugte mich und ſchwieg, er fuhr fort: „Sechszehn Jahre alt?“ — „Ja wohl, Herr Hauptmann.“ — „Man ſagt: zu befehlen, Herr Hauptmann.“ — „Zu befehlen, Herr Hauptmann.“ — „Sie ſcheinen mir ſehr ſchwach zu ſein.“ — „Zu befehlen, nein, Herr Hauptmann.“ — „Ich weiß das beſſer.“ Darauf wandte er ſich zum Wachtmeiſter: „Der Unteroffizier Doſe ſoll ihn zu ſeinem Beritt nehmen und exerciren.“

So lautete die erſte Unterredung mit meinem Chef, von der ich eben nicht ſehr erbaut war. Ich hatte gehofft, er werde theilnehmend nach meinen früheren Verhältniſſen fragen, mir ſeine Freude ausdrücken über meine Liebe zum Militärſtande und dergleichen. Von alle dem nichts. Am ſonnenhellen Horizonte meiner Phantaſie ſtiegen einige dunkle Wölkchen auf. Ach! wie bald ſollte ſich mein Himmel nächtig ſchwarz überziehen!

Zweites Kapitel.

Das Exercitium. — Der Apell.

Ich ſollte den erſten Unterricht im Exerciren zu Fuß erhalten, wozu mich der Wachtmeiſter auf den Kaſernenplatz führte und mich daſelbſt mit wenigen Worten meinem Lehrmeiſter, dem vom Kapitän zu dieſem Dienſt bezeichneten Unteroffizier Doſe übergab. — Dieſer Mann war der längſte in der ganzen Batterie: ein neunzölliger. Mit dieſer ungemeinen Körperlänge und einer Figur, welche oben ſo breit war wie unten, ſah er in der Uniform von weitem einem

bunten Uhrgehäuse nicht unähnlich. Sein Gesicht bewahrte beständig einen ernsten Ausdruck, und doch bemühte er sich stets, witzig zu sein, sogar gegen seinen Kapitän und andere Offiziere, was ihm manchmal schlecht bekam; in seinen Freistunden machte er Gedichte. So war der Herr Unteroffizier Dose; dieses „Herr" setzte er seiner Charge und seinem Namen in Augenblicken vor, wo der Hauptmann nicht in der Nähe war; denn Letzterer hatte ein für allemal streng erklärt, in seiner Batterie sei er der einzige und wahre Herr. Dies war aber mir sehr gleichgültig; für mich war Dose auch ein Herr, und aus schlagenden Gründen. Trat ich Morgens mit den Worten bei ihm an: „Herr Unteroffizier Dose, ich melde mich zum Exerciren," so war er bedeutend herablassender, als wenn ich schlechtweg dem Unteroffizier Dose die Meldung machte.

So standen wir denn auf dem Exercierplatz, wo ich, wie sich mein Lehrmeister ausdrückte, zum Menschen sollte gemacht werden. Seinem Katechismus nach war ein gewöhnlicher Rekrut wenigstens zu drei Viertel Vieh; ich, als Freiwilliger, hatte das Glück, unter die Halbmenschen gezählt zu werden; er gestand mir sogar einige Lebensart zu, da ich von einem Bittern, den wir gemeinschaftlich tranken, nur ein Sechstel genoß und ihm das Uebrige ließ.

Die Uebung begann und ich nahm mich zusammen. „Stillgestanden!" — Ich fuhr zusammen, wie vom Blitz gerührt, und stand wie ein Pfahl; das war getroffen. „Sehen Sie," erläuterte Dose, „kommandire ich jetzt: rührt euch! so darf der Soldat den rechten Fuß vorsetzen und die Glieder bewegen, doch beileibe nicht sprechen; sage ich dann wieder: stillgestanden! so müssen Sie nicht nur dieses Kommandowort buchstäblich ausführen, ich muß ein Zusammenfahren, ein Erschrecken bei Ihnen wahrnehmen, das mir beweist, daß Ihnen die Wichtigkeit dieses Moments nicht entgangen. Das Wort Stillgestanden haucht den Gliedern die Seele ein, macht den zügellosen, ungeregelten Haufen zu Soldaten; also: Stillgestanden!"

Ich ſtand da, eine unfertige Statue, und der Unteroffizier fungirte als Bildhauer vor mir. Er beſah mich ſcharf, trat einen Schritt zurück, ging um mich herum und bemerkte in gehöriger Entfernung die Mängel meiner Stellung, welche er alsdann mit kunſtfertiger Hand verbeſſerte, indem er mich bald einen Zoll links oder rechts wog, bald meine Schulterblätter zurückzog, jetzt mein Geſicht durch einen ſanften Druck unter dem Kinn zur Anſchauung des Himmels geeignet machte, dann meine Hände herumzog und die kleinen Finger mit der rothen Naht meiner Hoſe in Berührung brachte. Letzteres ſchien ihm unumgänglich nothwendig zu ſein. „Finger an Hoſennaht!“ wurde beim Exerciren unter den andern Kommando's ſehr häufig eingeſchoben. Meine Stellung am erſten Tage gefiel ihm nicht übel. — „Rührt euch!“ — Mein rechter Fuß zuckte vor, ich durfte wieder ein Vieh ſein, Doſe's Lieblingsausdruck für Rekruten außer Reih und Glied.

So fing mein praktiſches Militärſtudium an. Jetzt ſchritt mein Lehrmeiſter zum theoretiſchen, und dazu gab er eine Vorrede oder Einleitung, die nicht ſo ſchlimm war. „Wie in den Exercirſtunden,“ ſo ungefähr begann er, „das Wort Stillgeſtanden dem Körper des Soldaten die geringſte Bewegung verbietet, ſo iſt das Wort Subordination im engeren Sinne ganz daſſelbe Kommando für den Geiſt, und beſonders für die Sprache. Subordination heißt eigentlich gar nichts, als: das Maul gehalten; denn wenn ein Soldat weder mukst, noch raiſonnirt, ſelbſt nicht in Gedanken, d. h. keine verdrießliche Geberde macht, ſo hat er Subordination. Das einzige Wort, das Sie allenfalls ſprechen dürfen, und wenn Ihnen ein Offizier ſagte: „Sie ſind ein Eſel; das iſt: „zu befehlen,“ damit iſt die Sache abgemacht. Dies iſt aber, und beſonders bei euch jungen Herren, die ſchwierigſte Aufgabe; das kann nie ſchweigen oder doch wenigſtens eine höfliche, beſcheidene Antwort ertheilen; ſondern meiſtens ſind ſie etwas loſe im Maul, und das ſchlägt gewöhnlich übel für ſie aus; ich könnte Ihnen viele Beiſpiele erzählen.

Da hatten wir vor nicht langer Zeit einen Freiwilligen, der hieß Laufer; er hatte was gelernt und hätte es vielleicht zum Offizier bringen können, denn es war ein gewichster Kerl, der einem was weiß machen konnte; doch trieb er gar zu viel Unsinn. Er trat in denselben Verhältnissen bei uns ein, wie Sie, als Offizierspflanze, wollte Lieutenant werden. Der hatte nun sein erstes Kommisbrod noch nicht aufgegessen, und steht eines Morgens hinter der Front, um dem Exerciren der Batterie zuzuschauen. Was geschieht? Unser Herr Adjutant kommt zufällig daher, sieht meinen Musjeu stehen und fährt ihn ein bischen barsch an; er hatte das grobe Sprechen so in der Gewohnheit, meinte es aber so böse nicht; es sollte ihm nur ein Ansehen geben. Das thun viele Offiziere, deren Herz wirklich zu weich wäre, eine Fliege umzubringen. Also der Adjutant fragte: „Wer ist Er?" — Anstatt nun zu sagen: „Herr Lieutenant, wenn der Herr Lieutenant befehlen, bin ich der Kanonier Laufer von der sechspfündigen reitenden Batterie und stehe hier auf Befehl des Herrn Hauptmanns und sehe dem Exerciren zu," plagt ihn der Teufel und er antwortet: „Herr Lieutenant, Er ist ein persönliches Fürwort." Der meint, der Laufer habe ihn nicht verstanden und fragt nochmals; da fängt das Bürschchen gar an französisch zu sprechen: „Herr Lieutenant, Er ist ein pronomen personalis." Da hätten Sie den Spektakel hören sollen, der Adjutant schreit von Arrest, Standrecht, Festung, und der Freiwillige, weiß Gott, lacht noch obendrein dazu. Wir Alle hören das, der Hauptmann läßt halten, rühren, und schon ist auch mein Lieutenant da und zeigt den Laufer an. Der wird vor die Kompagnie gerufen, und denken Sie, erklärt mit unglaublicher Frechheit, es sei ihm gar nicht in den Sinn gekommen, den Herrn Lieutenant zu beleidigen! Wie impertinent schon das Wort beleidigen, als wenn ein ordinärer Rekrut einen Herrn Lieutenant beleidigen könnte! Er habe geglaubt, man wolle ihn in der deutschen Sprache examiniren. Der Hauptmann, der gerade bei Laune war, wandte sich um und lachte; der Adjutant lief erbost

fort und meldete die Sache dem Major. Der Laufer kam gut weg, man hat wenigstens nichts mehr davon gehört, aber geschadet hat es ihm doch. Bald nachher ward er versetzt, und der Adjutant hat schon dafür gesorgt, daß er zu keinem Examen kam, darum — „Stillgestanden!“

So auf einmal? Trotz der eben gehörten Regeln über die Unbeweglichkeit, konnte ich doch nicht umhin, ein wenig seitwärts zu schielen. Warum fing Dose so plötzlich wieder an zu exerciren? Aha, da oben lehnte ein geblümter Schlafrock im Fenster, und in demselben stak der Herr Wachtmeister, der aus einer langen Pfeife rauchend meinen Uebungen zusah. Nun strengte ich mich doppelt an, hing in einem Winkel von wenigstens sechszig Graden vorne über, hob den Kopf so hoch, daß ich bequem den Hahn auf dem Thurme der nahe liegenden Garnisonskirche sehen konnte; ich stand wirklich meisterhaft und machte einigemal rechts, links um, wobei ich niedertrat, daß mich der Absatz schmerzte. Aber der Wachtmeister an seinem Fenster nickte huldreich und lachte wohlgefällig; da wagte es der Unteroffizier, in die Höhe zu sehen und dem wichtigen Manne im Schlafrock zu versichern, ich mache meine Sachen schon ziemlich gut, worauf jener sofort befahl, für heute den Unterricht abzubrechen. Wir fielen nun aus dem ernsten steifen Tone des Dienstes in einen leichten, bequemen und verfügten uns zu Madame Linksen, deren Restauration mir der Unteroffizier nicht genug rühmen konnte.

Ich stellte mir vor, so ein militärisches Kaffeehaus werde eine große Halle sein, wo das Kriegsvolk, an langen Eichentischen sitzend, bei vollen, blankgescheuerten Kannen sich wohl sein läßt, und ringsum an den Wänden Waffen hängen; mir schwebte so etwas von einem Rittersaal vor. Meine Phantasie hatte mir wieder einen schlimmen Streich gespielt. Madame Linksen war die Frau des Feuerwerkers und hatte hinsichtlich der Reinlichkeit den Vorrang vor allen andern Etablissements in der Kaserne. Man glaube aber deßhalb ja nicht, daß es wirklich in ihrer Wirthschaft reinlich und ordent-

lich zugegangen. Nur ein ausgepichter Soldatenmagen oder ein unschuldiger Neuling konnten hier tägliche Kunden werden. Madame Linksen war dafür bekannt, daß sie den meisten Kredit gab, aber auch den größten Profit nahm; besonders wußte sie sehr gut uns jungen Leuten das noch vorräthige Geld aus der Tasche zu locken, den Aufenthalt in ihren vier Wänden erträglich, sogar angenehm und in Ermanglung eines besseren zuletzt unentbehrlich zu machen. Erschien ich in den ersten Monaten meiner Dienstzeit, wo ich noch bei Kasse war, an der Thüre ihres Zimmers, und es mochte noch so voll darin sein, so ward mir sicher ein Plätzchen eingeräumt. Madame warf entweder ihren kleinen Sprößling vom ehelichen Bette und bot es mir als Sopha an, oder sie blickte mit prüfendem Auge umher, schlug im Geist ihr Rechnungsbuch auf und sah nach, welcher von den Dasitzenden bei ihr am tiefsten in der Kreide war. Dieser mußte weichen, und hatte er guten Ton, so erhob er sich freiwillig auf den bedeutsamen Wink ihres Auges; man konnte dann glauben, er sei des Sitzens müde; war er aber ein Harthöriger, so kam es der Madame Linksen nicht darauf an, ihm ihr Anliegen mit Worten bekannt zu machen.

In diesem Café militaire waren Morgens zwischen zehn und eilf Uhr sämmtliche Geld oder Kredit habende Gourmands und Fashionables der Batterie zu finden. Es gehörte zum guten Ton, hier um diese Stunde einen Bittern zu vier Pfennigen, ein Brödchen mit Wurst zu acht Pfennigen, kurz ein Frühstück im Betrag von einem Silbergroschen zu sich zu nehmen und dabei bedeutend über Dienst, Offiziere, Pferde und gehabte Abenteuer zu raisonniren. Die Jungen und Unerfahrenen, wie ich, verhielten sich dabei ganz leidend und lauschten aufmerksam den wichtigen Worten, die dem Munde der Langgedienten entfielen. Bänke und Stühle waren besetzt, sogar auf Tisch und Bett lagen die Völker; der Tschako hing nachläßig auf einem Ohr und wurde durch die Schuppenketten, welche man zwischen die Zähne nahm, festgehalten; der Säbel zwischen den

Beinen diente dem geſenkten Haupte zur Stütze. So ſaß die Geſellſchaft beiſammen, plaudernd, lügend und aufſchneidend. Der eine war am Morgen mit einem Offizier, den er nicht leiden konnte, zuſammengerathen, und wenn man ſeiner undeutlichen Erzählung, und beim plötzlichen Abbrechen derſelben ſeiner vielſagenden Handbewegung, verbrämt mit einem zufriedenen Lächeln, glauben wollte, ſo hatte er ſeinem Vorgeſetzten wenigſtens Ohrfeigen angeboten. Ein Anderer war in der vergangenen Nacht in einem Wirthshauſe geweſen, hatte da Alles kurz und klein geſchlagen, war durchgebrannt, dann einer Patrouille in die Finger gefallen, hatte ſie in die Flucht geſchlagen, und zu guter Letzt noch den Poſten am Kaſernenthor, der ihn arretiren wollte, umgerannt. Einer überbot den Andern im Bericht von Heldenthaten. So ſaß, ſprach, fluchte und lachte Alles durcheinander, bis endlich gegen eilf Uhr ein Trompetenſtoß ganz anderes Leben in die Verſammlung brachte. Draußen verſuchte der Trompeter du jour ſein Inſtrument, ließ es leiſe ertönen, um das Signal zum Apell gleich darauf richtig und rein blaſen zu können, und augenblicklich war die Sitzung aufgehoben; jeder brachte ſeine Waffen und Kleider in Ordnung, bezahlte ſein Genoſſenes oder gab der Madame einen bedeutenden Wink, und ſowie das Signal erſcholl, ſtob Alles in der größten Eile auseinander und begab ſich auf den Sammelplatz der Batterie zum Apell.

Der Apell iſt für einen Militär, beſonders von der leichten Art, wozu wir jungen Leute faſt alle gehörten, eine peinliche, kitzliche Viertelſtunde. Man kann auf ſie vollkommen das bekannte Sprichwort anwenden: „Es iſt nichts ſo fein geſponnen ꝛc.“ Alles kommt beim Apell an die Sonne. Es iſt der Moment, wo der Hauptmann und die Offiziere nichts Weſentliches zu thun haben und deßhalb die Fehler und Unordnungen, welche in der Kompagnie begangen worden, ruhig überdenken, rügen und beſtrafen, ſowie neue Mängel auffinden können. Hatte etwa ein Unglücklicher unter uns einen abgeriſſenen Knopf durch ein noch ſo künſt-

liches manoeuvre de force erſetzt, d. h. den Hoſenträger und die Hoſe vermittelſt eines Bindfadens zuſammengeknüpft (der Ausdruck manoeuvre de force, womit wir etwas der Art bezeichneten, kommt daher, weil der Artikel in unſerem Artillerieleitfaden vom Zuſammenflicken zerbrochener Geſchützſtücke ebenſo überſchrieben iſt), und war der Schaden noch ſo ſehr verborgen und beim Exerciren oder Reiten am Vormittag durchaus nicht bemerkt worden, beim Apell entdeckte ihn ſicher einer der herumſpürenden Offiziere und zog den Betreffenden vor die Batterie zu gebührender Strafe. Hatte einer am Morgen aus Mangel an Luſt zum Exerciren ſich krank gemeldet, hatte er ſogar den Doktor überliſtet und von ihm ein Zeugniß erpreßt über bedeutenden Katarrh oder ſchlimme Kolik, beim Apell wurde der Kranke dem Kapitän gemeldet, welcher ſich ſofort durch den wachthabenden Unteroffizier theilnehmend nach ihm erkundigen ließ, eigentlich aber, um zu erfahren, ob ſich der Patient wirklich in ſeinem Bette oder doch auf ſeiner Stube befinde. Meldete nun der Dienſthabende, der Kranke ſei im Revier nicht zu finden, wehe ihm! Befand ſich dagegen der Kranke auf ſeiner Stube, ſo mußte er gewöhnlich vor der Kompagnie erſcheinen, und kam dann meiſtens in einem alten zerriſſenen Stubenmantel und Pantoffeln, um ſich über ſeinen Zuſtand vernehmen zu laſſen.

Eines Tages hatte ſich ungefähr ein Dutzend krank gemeldet, worüber der Hauptmann beim Apell ein gewaltiges Geſchrei erhob und den Dienſthabenden in größter Eile hinaufjagte, ſie ſammt und ſonders auf den Hof zu bringen. Der Unteroffizier ging, kam aber ſogleich mit dem Beſcheid zurück, ſämmtliche Kranke ſeien in ihren Betten und weigerten ſich, in ihrem Zuſtande ſich der Luft auszuſetzen. Neues Fluchen von Seiten des Kapitäns und der Befehl, die Kranken auf der Stelle hieher zu bringen; bei dem Worte hieher zeigte er vor ſich auf die Erde, und der Unteroffizier, ein pünktlicher Menſch, hakte ruhig ſeinen Säbel los, und machte, ungefähr da, wo der verlängerte Finger des Kapitäns die

Erde berührt hätte, ein Kreuz und wollte gehen. Ein donnerndes Halt des Offiziers hielt ihn zurück. „Was soll das Zeichen, Herr?“ Der Unteroffizier entgegnete ganz ruhig, um dem Befehl des Herrn Hauptmanns genau nachzukommen, habe er sich die Stelle bemerkt, wo er die Kranken hinbringen solle. Der unglückliche diensteifrige Mensch! ihm hatte am Morgen nicht geträumt, daß er sein Mittagsbrod, und Brod im eigentlichen Sinne des Worts, im Arrest verzehren sollte. Fünf Minuten nach obigem Vorfalle führte man den Diensthabenden nach Nr. 7½; so hieß der Kürze halber das Militärgefängniß, weil es diese Nummer führte.

Dergleichen Auftritte, Arrestverleihungen ꝛc. waren die gewöhnlichen Zugaben zum Apell, dem wir deßhalb auch täglich ungemein ängstlich entgegensahen; denn das Unglück schreitet schnell, und unser Hauptmann besaß ein ganz kleines rothes Büchelchen, worin jeder, besonders wir Freiwilligen, ein eigenes Conto hatte, worauf er alles Unordentliche und Dienstwidrige eintrug. Dieses zog er täglich zu Rathe und sah nach, wer durch viele Kreuze und Bemerkungen zur Strafe reif sei: dann griff er mit der rechten Hand in seine Uniform, sah gen Himmel und sann nach, wie viel Tage er diesem oder jenem vergönnen solle, an dem Orte, wo da ist Heulen und Zähnklappern, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Den rechten Fuß setzte er vor und begann mit demselben allerlei uns wohlbekannte Bewegungen zu machen. Stieß er z. B. mit dem Absatz auf den Boden, so war dies ein untrüglicher Sturmbote, und wehe, wem der Wind in's Takelwerk fuhr! Fing der Kapitän an, mit seinem Fuße aufzuhauen, so standen besonders die, welche ein schlechtes Gewissen hatten, gerade gestreckt, wie die Kerzen, und ein Eingeweihter konnte an ihrer vorzüglichen Haltung die Größe ihres Debet im Buche des Kapitäns ermessen.

Sah er nun auf unsern Gesichtern die allgemeine Anstrengung, ihm zu gefallen, und die Furcht, ihm zu mißfallen, und war er gerade bei guter Laune, so drohte er mit dem Finger, als wollte

er ſagen: ich werde nächſtens unter euch treten und fürchterliche Muſterung halten. Damit hatte es dann für heute ſein Bewenden; wollte er aber im andern Falle mit einem anbinden, ſo bot ein ungeputztes oder beſtaubtes-Sporurad einen ſchönen Haken dazu.

„Herr, wann ſind Ihre Stiefeln zum letzten Male geputzt worden?“ — „Heute Morgen, Herr Hauptmann,“ lautete es zurück. — „Herr, das iſt eine dicke Lüge! laſſen Sie ſich nicht auf fahlem Pferde ertappen! Ich kenne Sie, Sie ſind ein Schmierfinke.“ — „Aber, Herr Hauptmann, heute Morgen —“ — „Herr, wollen Sie ſchweigen? oder Sie ſoll das Donnerwetter erſchlagen! Wachtmeiſter, notiren Sie den Mann wegen Unreinlichkeit und Widerſprechen drei Tage auf's Holz!“ (eine Variante für Arreſt). Dann hielt er noch einen langen Sermon, lud einigemal den Blitz ein, uns gelegentlich auf die Köpfe zu fahren, und entfernte ſich mit klirrenden Schritten.

Die eigentliche Beſtimmung des Apells iſt, einmal am Tage vollſtändig die ganze Kompagnie zu verſammeln, um zu ſehen, ob auch alle noch hübſch vorhanden ſind, zu welchem Zweck nach der Liſte jeder bei ſeinem Namen gerufen wird und ſein Daſein durch ein lautes „Hier“ anzeigt; die Fehlenden werden natürlich beſtraft. Der Wachtmeiſter gibt darauf als Organ des Kapitäns den Befehl für die nächſten vierundzwanzig Stunden, und die ganze Sache kann, wenn nicht Intermezzos wie die oben beſchriebenen einfallen, in einer Viertelſtunde abgemacht ſein; wir hatten aber das Glück, beinahe jedes Mal zwiſchen zwölf und ein Uhr eine ganze Stunde in der brennenden Sonnenhitze oder Winters in der Kälte zu ſtehen.

Mein erſter Apell, dem ich heute beiwohnte, ging ziemlich gelinde vorbei. Der Hauptmann Feind kam einige Mal an mich heran, drückte mir die Schulterblätter zuſammen, hob meinen Kopf in die Höhe und murmelte dazu beſtändig: „Stellung! Stellung!“ Einige meiner Kameraden fragte er, ob ſie heute morgen nicht ſehr

ſtark gefrühſtückt, war aber im Ganzen ſehr gnädig. Auch lernte ich heute die übrigen Offiziere der Batterie kennen. — Von dieſen Herrn ein andermal.

Drittes Kapitel.

Die Reveille. — Der Stall. — Unterricht.

Die erſte Nacht, welche ich in der Kaſerne zubrachte, ſchlief ich herzlich ſchlecht. Der friſch geſtopfte Strohſack gab dem Druck meines Körpers durchaus nicht nach; auch hatte ich in der Nacht mehrmals einen und denſelben Traum. Mir war, als ruhe ich auf einem Hügel, den ich, wie man das in der Jugend wohl thut, hinab zu rollen verſuchte. Dies gelang anfangs vortrefflich; doch im Thal angekommen, ſtieß ich mit dem Körper an einen Baumſtamm, der im Wege lag, erwachte und ſah zu meiner Verwunderung, daß ich aus dem Bette gefallen war. Dies begegnete mir mehrere Male, weßhalb ich denn gegen drei Uhr beſchloß, nicht mehr zu ſchlafen. Auch ermunterte mich der Gedanke: heute wirſt du zum erſten Mal in die Myſterien des Stalldienſtes eingeweiht. Guter Gott! ich ſollte ſie nur zu genau kennen lernen, dieſe wahren Myſterien. Um vier ſtand ich auf und erwartete ſehnſüchtig das Signal, welches mich zu den Pferden hinab rief, jenen Geſchöpfen, die ein tapferer Ritter als ſein zweites Selbſt achten, lieben, putzen und füttern muß. Endlich erklang die Trompete; die ganze Stube gerieth in Aufruhr, und ich war der Erſte auf dem Gang, wo ich eben noch ſah, wie der Horniſt im bloßen Hemde da-ſtand und das Signal blies. Dann ſchlüpfte er wieder in ſeine Stube zurück, um ſich noch ein paar Stunden in's warme Bett zu legen. Das gefiel mir nicht am Trompeter, dem Manne, der im Feld der

Erste sein muß, muthig, gewandt. Was kann er nicht Alles durch einen einzigen Trompetenstoß ausrichten! Und er hatte nicht einmal eine Hose an, als er sein Signal vortrug! Erkannte denn der Mann gar nicht seine hohe Stellung? Wenn ich mir sonst einen Trompetenstoß vorstellte, so mußte er von einem Manne ausgehen, mit gewaltigem Barte, gewappnet, den Säbel an der Seite, einem Mann, würdig, daß eine ganze Schaar tapferer Männer dem Hauch seines Mundes folgte. Wieder eine Seifenblase, die mir zersprang! Ich konnte den Trompeter ohne Hose lange nicht vergessen; aber nicht lange, so sah ich gar Manches nackt und blos, was aus der Entfernung so glänzend und elegant erscheint.

Im Stalle empfing mich mein Unteroffizier Dose nach seiner Gewohnheit mit einer feierlichen Anrede, welche er aber aus einem Buche ablas. Er sprach von der Wichtigkeit des Stalldienstes, wie der Kavallerist ohne Pferd kein Kavallerist, item gar nichts sei, wie der Reiter darum für sein Pferd die größte Sorgfalt haben müsse ꝛc. Er übergab mir darauf das Buch, aus dem er gelesen, das von außen und innen sehr an die klimatischen Einflüsse des Stalles und der Wachtstube erinnerte, wobei er mir sagte, es sei von einem unserer höheren Offiziere verfaßt, welcher auch schon viele patriotische Lieder gedichtet. Man kann kein barockeres Werk sehen. Das erste Kapitel handelte vom Putzen und Reinigen der Pferde und fing wörtlich also an:

§. 1. „Sieh, mein liebes Pferdchen, das ist der Mann, der dich putzen und pflegen soll. Er wird jeden Morgen um fünf Uhr (im Winter um sechs Uhr) zu dir kommen, zuerst die Streu, auf welcher du die Nacht über geschlafen, draußen im Hofe ausbreiten, damit dieselbe trockne, dann wird er deine Halfterketten kurz binden und §. 2 das Putzen sub a) mit der Striegel beginnen ꝛc." Das ganze Buch bestand größtentheils aus Paragraphenzeichen, Titeln und Nummern. In der Vorrede war gesagt, die resp. Batteriechefs möchten gütigst darauf halten, daß vorliegendes Buch jeder

Kanonier seinem Pferd zuweilen vorlese, wodurch nicht nur die Kenntniß des Dienstes befördert, sondern auch der Mannschaft Gelegenheit geboten werde, sich im Lesen zu üben.

Ich steckte das Buch in die Tasche und der Unteroffizier ging mit mir im Stalle umher, zeigte mir vorerst dessen Einrichtung und forderte mich auf, den andern Kanonieren genau zuzusehen, damit ich Nachmittags, denn es wird täglich zweimal geputzt, mein Pferd selbst besorgen könne. In einem Militärstalle ist ein recht lustiges Treiben, die Reinlichkeit, die überall herrscht, der gepflasterte, rein gewaschene Fußboden, die saubern Latierbäume, welche ein Pferd vom andern absondern — Alles sehr artig. Der eine Kanonier pfiff, ein anderer sang, hier zankten sich ein Paar um einen Halmen Stren. Dazu das Schütteln und Schnauben der Pferde, das Wiehern der kitzlichen, wenn sie unter dem Bauche gestriegelt werden — es ist ein recht lebendiges Bild. Mein Unteroffizier blieb mit mir vor einer langbeinigen Stute stehen, welche er mir als ein Schlachtroß vorstellte. Dabei spuckte er aus und sprach: „Das ist der Krokus, eines der vornehmsten Pferde der ganzen Christenheit. Sie sehen, daß es mich kennt, weil es den Kopf nach mir wendet. Doch Krokus," fuhr er fort, „wende dich wieder um; sonst wenn der Herr Hauptmann Feind kommt, wird er sagen: wir scheinen stark gefrühstückt zu haben." Kaum hatte er diese Worte gesprochen, es war wahrhaftig wie ein Theatercoup, so klopfte ihm der Kapitän, welcher unterdessen leise eingetreten war, eigenhändig und ziemlich derb auf die Schulter, indem er sagte: „Hören Sie, Unteroffizier Dose, es kommt mir vor, als hätten wir wirklich heute Morgen besonders stark gefrühstückt." Dose stand wie angedonnert und stotterte einige unverständliche Worte, auch ich war ziemlich betroffen, und wurde es noch mehr, als mir der Kapitän mit scharfem Tone sagte: „Es wäre mir lieber, wenn ich Sie bei Ihrem Pferde getroffen hätte." Ich schlich mich leise weg, nahm Striegel und Kartätsche und fing an, meinen braunen Wallachen zu bearbeiten.

Jeder Mann muß von seinem Roß zwölf Striche herunterputzen, einen Fuß lang und einen Zoll dick. Das will heißen: den weißen Staub, welcher mit der Kartätsche vom Pferde geputzt wird, streicht man in die Striegel und klopft ihn aus dieser in Strichen auf den Boden. Es gehört viel Uebung und Kraft dazu, diese Quantität Staub von einem Pferde täglich zweimal herunter zu bringen, und die Faulern in der Batterie halfen sich zuweilen damit, daß sie die Striche von Kalk formirten und so die scharf controlirenden Unteroffiziere hintergingen. Ich konnte trotz aller Mühe, und obgleich mir schon in der ersten Viertelstunde der Schweiß vom Gesichte lief, nicht mehr als acht Striche zu Stande bringen, womit sich denn auch Dose für heute zufrieden erklärte und mir erlaubte, auf meine Stube zu gehen.

Nachdem ich hier eine halbe Stunde geruht, mußte ich, wie gestern, zum Exerciren, dann zum Apell und Abends um sechs Uhr in den Vortrag, auf den ich sehr begierig war. Es ist dies eine Unterrichtsstunde, in welcher ein Offizier den Soldaten aus einem kriegswissenschaftlichen Lehrbuche, bei uns dem früher erwähnten Artillerieleitfaden, eine Vorlesung hält, und sich nachher durch Fragen über das eben Vorgetragene überzeugt, ob auch etwas in den Köpfen der Zuhörer hängen geblieben. Er ward auf einer von unsern Stuben vom Lieutenant von R. gehalten, welcher ein ziemlich gnädiger Herr war, nur etwas stolz. Wenn er hereintrat, hütete er sich sorfältig, in irgend eine Berührung mit dem Mobiliar unserer Stube zu kommen. Sein Bursche mußte ihm einen Stuhl nachtragen, auf welchen er sich setzte. Darauf drehte er die Spitzen seines Bartes, rümpfte die Nase und begann stets mit den Worten: „Es riecht aber hier gar zu sehr nach schlechtem Tabak.“ Er räusperte sich, roch an einem Bouquet, welches er mitgebracht, und nahm heute das erste Kapitel des Leitfadens vor, welches von der Eintheilung der Artillerie im Allgemeinen handelt. So erfuhr ich denn, daß eine Brigade von einem Oberst kommandirt werde

und drei Abtheilungen habe, deren Chef jedesmal ein Major sei, und welche aus fünf Batterien bestehe, einer reitenden, einer zwölfpfündigen, zwei sechspfündigen und einer Festungskompagnie; jede Batterie habe acht Geschütze, als: sechs Kanonen und zwei Haubitzen. Ferner trug er vor, das Gewicht der Kanonenkugel sei stets gleich ihrer Benennung, eine sechspfündige Kugel z. B. wiege sechs Pfund, aber bei den Granaten und Bomben sei es anders u. s. w. Das Alles und dergleichen mehr lernte ich im ersten Vortrage. Ich bemerkte dabei, daß fast die Hälfte meiner Kameraden selig entschlafen war und sie auf die an sie gerichteten Fragen, durch einen Rippenstoß ihres Nebenmannes erweckt, die seltsamsten Antworten gaben, was aber auch zuweilen bei den wachenden vorfiel.

Ich habe während meiner Dienstzeit Gelegenheit gehabt, Subjekte kennen zu lernen, welche, von Mutterwitz überflossen, alle lustigen Streiche mitmachten, sobald es aber darauf ankam, etwas zu lernen und zu begreifen, unbegreiflich bornirt waren. So erinnere ich mich, wie ein gewisser Kanonier nicht behalten konnte, daß das Schießpulver aus Salpeter, Schwefel und Holzkohlen bestehe. Alle angewandte Mühe war vergebens; in diesem Augenblick wußte es der Mensch, und fragte man ihn einige Stunden später, so nannte er meistens zwei dieser Stoffe, ohne sich auf den dritten besinnen zu können. Die Offiziere und der Kapitän hatten sich alle erdenkliche Mühe gegeben; es half nichts. Da hörte der alte Obrist v. T. von dem Menschen und wollte sich selbst von dieser Originalität überzeugen. Er ließ sich den Kanonier vorstellen und fragte ihn: „Mein Sohn, sage mir, woraus denn det Pulver so eegentlich besteht?“ Jener blieb stumm; v. T. erklärte ihm, es sei aus Salpeter, Schwefel und Holzkohlen zusammengesetzt, und forderte ihn auf, ihm nun diese drei Artikel zu nennen. Der Kanonier stotterte: „aus Holzkohlen, Schwefel —“ und stockte. Auf's Neue sagte ihm der Oberst die Bestandtheile vor, und diesmal nannte jener: „Salpeter, Schwefel“ und hatte die Kohle vergessen. Nach-

dem sich dies so mehrere Male wiederholt hatte, glaubte v. T., der Mann sei verlegen, weil ihn sein Oberst in eigener Person examinirte, er nahm also seinen Federhut ab und sagte: „Stelle dir einmal vor, ich sei nicht der Oberst v. T., sondern dein guter Kamerad, der Kanonier T., und komme nun ganz freundschaftlich zu dir, klopfe dich auf die Schulter und sage: Mein lieber Kamerad, thu mir doch den Gefallen und sage mir, woraus das Pulver besteht. — Was würdest du antworten?" Da öffnete der Kanonier seinen Mund und entgegnete mit ziemlich verdrießlichem Tone: „Dann würde ich sagen, Kamerad T., das weißt du besser als ich." Der Oberst stand von ferneren Versuchen ab und entfernte sich mit lautem Lachen.

So verlebte ich einige Wochen, lernte zu Fuß exerciren, Wendungen machen, den Säbel gebrauchen, im Stall von meinem Pferde zwölf Striche putzen, es satteln und zäumen, und sollte nun zum Reiten selbst schreiten. Hierin erhielt ich mit den übrigen Freiwilligen Unterricht vom Lieutenant L. Dieser war in jeder Hinsicht, als Soldat wie als Mensch, ein achtungswürdiger und liebenswerther Mann. Sollten ihm vielleicht diese Blätter zu Gesicht kommen, so sage ich ihm hiemit meinen herzlichsten Gruß und besten Dank für die Nachsicht und Güte, die er statt Hochmuth und kleinerlicher Quälerei zu meiner und meiner Kameraden Erziehung verwandte. Alle, welche damals und später unter ihm dienten, werden sich dankbar seiner erinnern, wenn es mir auch nicht erlaubt ist, den Namen dieses Braven auszuschreiben. Es ist einem Offizier so leicht, sich die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben. L. war im Dienste sehr streng, aber er war gerecht und brauchte seine Vernunft. Freilich ist es eine Aufgabe, welche viel Geduld erfordert, einen rohen Haufen, meistens Bauern und Handwerker, umzuformen, ihn gehorsam, ordentlich, kurz zu Soldaten zu machen. Aber es geht schon, wenn man die Sache nur recht angreift. Die jungen Herren, von der Kriegsschule kommend, haben in ihren Heften und wissen vielleicht auch auswendig, was sie mit einer Kompagnie anzufangen

haben, wenn es gilt, die Evolutionen durchzumachen. Sie wissen vielleicht die fertige Maschine zu brauchen; sie zusammenzusetzen, jedes Rad, jeden Stift auszubilden, scheint ihnen auch eine leichte Sache, aber sie können es doch nicht. Mit Gewalt, mit jugendlicher Heftigkeit fahren sie über den rohen Stoff her und glauben, es bedürfe nur einiger zierlich geführten Hammerschläge, und das unförmliche Eisen bilde sich zur elastischen Feder, zum Triebwerk der Maschine: aber im Gegentheil; es will ruhig und besonnen angegriffen sein, langsam ausgefeilt und sorgsam angepaßt. Ein ungestümes Anstürmen auf den einzelnen Mann fruchtet nichts; mit einer Fluth von Schimpfworten, mit unzeitigen Strafen und Quälereien kann man in einer Stunde mehr verderben, als in einem halben Jahre wieder gut zu machen ist. Der Rekrut will ruhig behandelt und sorgfältig unterrichtet sein, und das verstand Lieutenant L. Ging eine Sache zum ersten Male nicht, so ließ er sie zum zweiten, zum dritten Male machen, ohne großmäulig zu räsonniren, und nur dann erfolgten harte Worte und nachdrückliche Strafen, wenn durch die Fehler böser Wille oder Eigensinn blickte. Da höre man aber Offiziere, wie ich deren manche kennen gelernt. „Auf mein Kommando: Auf! Ihr hebt euch mittelst beider Arme die linke Hand in die Mähne gefaßt, die rechte auf die Croupe des Pferdes gestützt, mit geradem Körper an demselben in die Höhe und bringt auf das zweite Wort: Gesessen! das rechte Bein gestreckt über die Croupe, wobei euch nur die rechte Hand als Stütze dient." Da sollte es jeder Mann nach ein- oder zweimaligem Probiren genau so machen, denn im Buche stand ja, es müsse so sein. Daß aber die Sache langsam und mühselig gelernt sein will, fiel den gelehrten Herrn nicht ein. Was für complicirte Schimpfworte konnte man in solchen Stunden hören! Waren die Herrn Lieutenants recht gut gelaunt, so bedienten sie sich, mit mancherlei Variationen, eines Ausdrucks, der vom alten Oberst v. T. ausging. Dieser hatte einmal von einem Kanonier, der langsam und schwer-

fällig zu Pferde stieg, gesagt: „Das erinnert mir an die Kuh, welche uf enen Appelbohm klettern wollte.“

Blieb es allein bei Worten, so konnte man schon zufrieden sein; aber zuweilen sprach die große Peitsche, mit welcher der Offizier in der Mitte der Bahn herumfuchtelt, auch ihr Wörtchen mit. Nicht daß gerade damit zugeschlagen wurde, nein, Dank sei es den humanen Bestimmungen, körperliche Mißhandlung ist strenge verboten und wird, wenn eine Klage hierüber bis zu einer gewissen Potenz durchdringen kann, hart geahndet. Aber man spricht z. B.: „das Pferd geht einen faulen Trab,“ und versetzt demselben einen Streich über die Flanken; trifft dabei die Peitsche unglücklicherweise die Beine und den Leib des Reiters, was kann man dafür? Auf diese Art habe auch ich, nachdem der gute Lieutenant L. nicht mehr bei uns war, manche Schmarre erhalten. Doch genug hievon. — Nach und nach schälte ich mich mit Hülfe meines Unteroffiziers, der mir auch das Exerciren mit dem Geschütz beibrachte, aus der rohen Hülse eines Rekruten und ward eigentlicher Kanonier. Von den romanhaften Gedanken, mit welchen ich eingetreten, war in meinem Kopfe nicht viel mehr vorhanden. Ich lernte einsehen, daß der jetzige Militärstand ein Organismus ist, bei dem es darauf ankommt, wer am besten schweigen kann, seine Knöpfe am saubersten putzt und das Lederzeug recht weiß macht. Alles Andere, die schönen Gesinnungen, Tapferkeit und Hochherzigkeit, was ich mir früher so sauber ausgemalt, wird wahrscheinlich im Frieden auf der Kammer bewahrt und nur in Kriegszeiten herumtergegeben.

Eines Tages, beim Apell, eröffnete uns der Hauptmann, der Stab der Brigade, das ist, der Oberst mit seinen Adjutanten, Schreibern u. s. w. sei durch allerhöchste Bestimmung von seinem bisherigen Garnisonsorte M. zu uns nach D. verlegt worden. Der Herr Oberst v. T. würde also jetzt beständig unter uns sein, weßhalb wir uns beim Ausgehen der größten Propretät zu befleißigen und alles Dienstwidrige streng zu vermeiden hätten. Wir sollen z. B.

mit keiner offenſtehenden Uniform gehen, keine weiße Weſte unter derſelben ſichtbar werden laſſen, vor Allem keine hohen Halsbinden tragen, weil der Oberſt namentlich dieſe drei Dinge mehrmals ſtrenge unterſagt und mit ſchwerer Arreſtſtrafe bedroht habe. „Sollte ſich jedoch einer betreffen laſſen," ſchloß der Kapitän ſeine Rede, „und beſtraft werden, ſo ſetze ich ihm auf jeden Fall noch einige Tage zu. Doch hoffe ich, keiner von meiner Kompagnie wird mir dazu Veranlaſſung geben. Die Freiwilligen haben mich doch auch verſtanden?"

Bald nach dieſer Ankündigung erſchien der Oberſt und verherrlichte ſeinen Einzug durch eine große Parade, auf welcher er erſchrecklich brüllte und fluchte. Beſonders Kleinigkeiten wußte er heute verzweifelt genau zu finden. So war an der Kinnkette meines Pferdes ein kleiner Roſtfleck, ſo klein, daß ich ihn ſelbſt nicht bemerkt hatte; den entdeckte er und hielt mir eine donnernde Rede, in welche er eine Einladung auf vierzehn Tage Arreſt ſehr lockend zu verflechten wußte. In der Art ging es die ganze Reihe hinunter. Einer hatte die Hufe ſeines Pferdes nicht ſorgfältig geſchwärzt, jener den Sattel etwas zu weit nach hinten gelegt, und ward dafür mit dem Titel „Millionenhund" belegt. Nach der Revue beſichtigte der Oberſt die Stuben, Ställe und übrigen Räume der Kaſerne, wobei Alle, die irgend etwas zu verantworten hatten, in nicht geringe Verlegenheit kamen. Zu dieſen gehörte auch Doſe, welcher die Futterkammer der Batterie unter Aufſicht hatte. Ich unterſtützte ihn in dieſem Amte getreulich, führte das Buch über Abgang und Zuwachs und ſchrieb den jedesmaligen Beſtand von Hafer und Heu auf große ſchwarze Tafeln, welche zu dieſem Zweck im Lokal aufgehängt waren. Dies war ein großer Speicher, der an einen alten Thurm ſtieß. Die Kaſerne war früher ein Kloſter geweſen und beherbergte eine Unzahl von Ratten und Mäuſen, zu deren Vertilgung Doſe eine tüchtige Katze angeſchafft hatte. Zum ſelben Zwecke war auf dem Boden eine Eule, die ich eines Tages

im Thurm gefangen, an einer langen dünnen Kette am Fuß befestigt. Die kleinen Jäger hatten auch bald unter dem Wildpret bedeutend aufgeräumt. Aber Dose war jetzt in nicht geringer Verlegenheit, wohin er die beiden Thiere, von denen der Hauptmann nichts wußte, während der Besichtigung flüchten sollte. Sie auf unsere Stube zu nehmen, war nicht rathsam, denn man war nicht sicher, wo der Oberst anfing. Ich rieth ihm kurz und gut, sie ruhig auf dem Boden zu lassen; die Eule schlafe immer und die Katze werde sich klugerweise verkriechen. Auch hatten wir keine Zeit mehr, andere Anordnungen zu treffen, denn schon schritt der Oberst, umgeben von seinem Stabe, auf unser Lokal zu: bereits hörten wir seine klirrenden Schritte und seine tiefe Stimme auf der Treppe. Dose murmelte die Meldung, die er zu machen hatte, noch einigemal halblaut vor sich hin: „Herr Oberst, die Futterkammer der Batterie, Nummer — Bestand: 118 Scheffel Hafer, 1000 Pfund Heu; täglicher Abgang 16 Scheffel, 120 Pfund Heu." Die Thüre öffnete sich, der Oberst trat ein. Dose ging ihm entgegen und meldete sehr gut für sein Alter. Der Oberst sah sich überall um, schien zufrieden mit der Anordnung der Futterhaufen und wollte eben umkehren, als die unglückselige Eule, wahrscheinlich durch den Glanz der Epauletten und Säbel aus dem Schlummer gestört, von ihrer Dachsparre herabflatterte und dadurch auch die Katze beunruhigte, welche mit lautem Miauen in einen andern Winkel des Speichers sprang. Der Oberst sah sich um und sprach: „Nu, wat is denn det für eene Ordnung, det sich uf eenem königlichen Futterboden allerhand Onthier ufhält? wat is det, Unteroffizier?" Dose entgegnete mit banger Stimme: „Es sind hier sehr viele Mäuse, Herr Oberst, und da ist die Katze und die Eule —" — „Oho," fiel ihm T. lachend in die Rede, „um die Mäuse zu fangen? Nu, ik muß det loben." Der Hauptmann, der auf einen gewaltigen Lärm gefaßt war, rührte sich jetzt, da er sah, wie alles so gut ablief, und sprach: Ja wohl, Herr Oberst, ich habe diese Thiere ein-

fangen lassen, um den Speicher von den Mäusen zu säubern, worauf v. T. im Herabgehen antwortete: „Det is janz jut und ik bin damit zufrieden.“ Dose aber war es nicht, sondern spuckte aus, als wir allein waren, und sagte zu mir: Sehen Sie, so geht es in der Welt. Wie der Hauptmann sieht, daß unsere Acquisition der beiden Mäusejäger wohlgefällig aufgenommen ist, raubt er uns die Ehre der Erfindung, aber ich versichere Sie, er soll in Zukunft etwas für die Unterhaltung derselben bezahlen.“ Wirklich mußte ich unter das nächste Verzeichniß über zerbrochene Besenstiele und Schippen setzen: „An Ernährungskosten der Thiere, welche der Herr Hauptmann einfangen ließen, so und so viel, indem das frühere Futter dieser nützlichen Geschöpfe, die Mäuse, bedeutend abgenommen.“

Seitdem der alte Oberst in unserer Stadt residirte, konnte man sich nicht genug in Acht nehmen, um nicht auf die eine oder andere Art von ihm abgefaßt zu werden. Von Morgens früh bis Abends spät war er auf den Beinen und fand sich meistens ein, wo man ihn am allerwenigsten erwartete. Oft stand er nach dem Zapfenstreich in einem Winkel des Kasernenhofs und beobachtete; ob viele zu spät hereinkamen. Er hatte ein merkwürdiges Talent, Menschen wieder zu erkennen, und wenn er sie einen Augenblick oder bei Nacht gesehen hatte. So kam eines Abends zwischen eilf und zwölf Uhr ein Freiwilliger lustig und guter Dinge aus einem Weinhause und traf an einer Ecke, wo eine Laterne brannte, auf den alten T. Ihn sehen, umwenden und davon laufen, war das Werk eines Augenblicks. Der Oberst lief ihm eine Strecke nach, konnte aber den Schnellfüßigen nicht einholen. Am andern Mittag beim Apell sah man ihn überall herumspüren, ohne daß er den Schuldigen von gestern Abend entdeckte, welcher zufällig wegen Schreibereien, die er für den Hauptmann zu besorgen hatte, heute vom Dienst dispensirt war. Er ließ sich Alle, welche in den Rapporten, als zu spät gekommen, gemeldet waren, vorstellen; jener war nicht darunter. End-

lich trat er zu den Adjutanten, um den Parolebefehl auszugeben, wobei er seine Augen überall umherschweifen ließ. Kaum hatte er einige Worte diktirt, als er plötzlich den Kreis der Offiziere durchbrach, unter die Corridors stürzte, welche das Gebäude umgaben, und da jenen Unglücklichen, der zufällig in Schlafrock und Pantoffeln herabgekommen war, am Zipfel des Gewandes ergriff und auf den Hof schleppte. Der Arme, der sich in seinem Negligé zwischen den Offizieren in vollem Kostüm, mit dem ängstlichsten Gesicht traurig genug ausnahm, erhielt nebst einer langen Strafpredigt einige Tage Stubenarrest und war froh, so gut davon zu kommen. Der Oberst aber sprach mit seiner Donnerstimme, daß man es in dem ganzen Gebäude hörte: „Oho, mir entlooft keener; ik kenne sie doch alle wieder."

Oft war er schon am frühen Morgen in der Kaserne, um zu sehen, ob Alles zu gehöriger Zeit in den Stall ging; besonders paßte er den Offizieren auf und holte sie nicht selten aus dem Bett, wenn sie ihm gar zu lange blieben. Eines Morgens setzte draußen auf dem Gang der Trompeter zum Signal an, hatte aber kaum zwei Töne geblasen, so brach er mit einem Mißlaut ab und stieß ein klägliches Geschrei aus, welches die fluchende Stimme des Obersten accompagnirte. Alles lief vor die Thüre. Da hatte der Trompeter wieder, wie gewöhnlich, im bloßen Hemde sein Signal blasen wollen, war aber vom Oberst erwischt und derb geschüttelt worden; drauf hatte er ihn am Hemd ergriffen, um ihn so zum Wachtmeister zu transportiren. Es war äußerst komisch anzusehen, wie der gewaltige Mann mit dem armseligen Trompeter den Gang hinabflog: ein kleines Boot, von einem sprühenden Dampfschiffe in's Schlepptau genommen. Der Trompeter bekam drei Tage Mittelarrest und blies künftig seine Signale im vollständigen Kostüm.

Viertes Kapitel.

Die Wache. — Der Arreſt.

Die Zeit war herangekommen, wo ich meine erſte Wache thun ſollte, zu der ein Rekrut von ſeinen Kameraden mit groſſen Feierlichkeiten eingeweiht wird, welche hauptſächlich darin beſtehen, daß er die ganze Mannſchaft der Wache den Tag über mit Bier, Brod ꝛc. bewirthet. Er bekommt dafür auch den beſten Poſten zugetheilt. Ich fügte mich in dieſes Herkommen und ſollte dafür zum erſtenmal am Hauſe des Oberſten ſtehen, was ein ſehr gelinder Poſten ſein ſollte. Der Wachtmeiſter und mein Unteroffizier hatten mich gehörig inſtruirt. Der Oberſt wohnte in einem Hauſe, welches vor der Thüre einen kleinen Garten hatte, wo das Schilderhaus ſtand und in welchem ich auf und ab marſchiren konnte. Ich zog um drei Uhr Nachmittags auf, und der Kamerad, den ich ablöste, meldete mir, der Herr Oberſt ſei nicht zu Hauſe, was die Schildwache immer wiſſen muß. In der erſten halben Stunde gefiel mir das Wachestehen. Ich ſpazierte in dem Garten auf und ab, beſah mir die Blumen, ſummte ein Lied vor mich hin und bildete mir ein, ich ſei ein bedeutender Mann im Staate geworden. Bald aber fing die Zeit an mir lang zu werden; ich zählte die Knöpfe meiner Uniform, die Hühner, welche um mich herumliefen, und die Tauben auf den benachbarten Häuſern; ich maß das Gärtchen nach allen Richtungen und geſtand mir, Schildwache ſtehen ſei doch kein ſehr beneidenswerthes Loos.

Da trat die Frau Oberſtin an die Hausthüre; es war eine vornehme Dame aus einem adeligen Geſchlecht. Sie ſprach zu mir mit ſehr feiner Stimme: „Kanonier, ſieh auch ein wenig nach den Hühnern, damit ſie nicht auf den Blumen herumtreten.“ Das ſchien mir eine eigene Zumuthung. Ich, als Ehrenwache vor die Thüre

meines Chefs geſtellt, ſollte mich ſo weit herablaſſen, die Hühner zu bewachen! Dies erwägend, nahm ich meine feinſte Stellung an und entgegnete der Dame: „Frau Oberſtin, es thut mir leid, aber meine Inſtruktion beſagt nur —“ Doch weiter hörte mich die Gnädige nicht an, ſondern ging in's Haus zurück, ohne mich ferner eines Blickes zu würdigen. Ich dachte: auch gut, und machte wie früher meine Gänge, trat zuweilen an die Fenſter der Küche und wechſelte dann und wann einige Worte mit dem Kutſcher, welcher an einem derſelben ſtand und Stiefeln putzte. Endlich fragte ich ihn, ohne gerade viel dabei zu denken: „Johann, kommt der Alte bald zurück?“ Ich meinte den Oberſten; aber o Himmel! kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, als ſich über mein Haupt ein ſichtbares Gewitter, in der Perſon des Alten ſelbſt, entlud. Er lag oben im Fenſter, hatte meine Rede vernommen und brüllte herab: „Oho, wohl iſt der Ole da; wird aberſt bald herunter kommen, Ihm en Bisgen den Hals zu brechen, Er Millionenhund!“ Ich prallte an mein Schilderhaus, zog den Säbel feſt an die Schulter und regte mich nicht. Der Alte mußte indeſſen zur Hinterthüre hereingekommen ſein. Mein Herz pochte heftig; es verging eine peinliche Viertelſtunde, noch eine, und es nahte die Zeit, wo die Ablöſung jede Minute erſcheinen konnte, und die wohl nie ein Soldat ſo ſehnlich erwartet hatte, wie ich in dieſem Augenblick. Die Uhr ſchlug fünf, da polterte es die Treppe herab und der Oberſt trat mit ſeinem großen Federbuſch aus dem Hauſe, gerade vor mich hin. Ich präſentirte ſo ſchön, wie ich es in meinem Leben nicht gemacht hatte. Er ſah mich genau an, muſterte mit finſterem Blick meinen Anzug, und weil er bemerkte, daß Alles in der beſten Ordnung war, legte ſich ſein Zorn etwas; er ſagte blos: „Och ſo'n Freiwilliger, ſo'n Windbeutel! Ja, ja, die Hühner fortjagen, det is den jungen Herrn zu viel, aberſt uf'm Poſten zu ſprechen, zu fragen, ob de Ole bald kommt, det können ſe. Na, ich bedanke mir für die gütige Erkundigung, will ſie mir aberſt in Zukunft verbe-

ten haben." Damit ging er und mir rollte ein Stein vom Herzen. So war ich denn zum zweitenmale seinem Zorne entronnen; aber das Schicksal wollte, daß ich nach einigen Tagen wieder mit ihm zusammengerieth, wo es mir nicht so gut erging.

Es war uns Freiwilligen sehr unangenehm, daß wir unsere eigenen feinen Uniformen nicht mehr offen tragen und darunter eine propere weiße Weste zeigen durften, auch immer mit dem schweren Dienstsäbel gehen sollten, statt des eigenen leichten, mit der schön lackirten Kuppel, wie ihn die Offiziere trugen. An einem unvergeßlichen Sonntage berieth ich mich mit einigen Andern, ob wir es nicht wieder einmal wagen sollten, uns im vollen Glanz aller dieser verbotenen Gegenstände, wozu noch die sehr streng verpönte hohe Halsbinde kam, welche aber zu einem feinen Anzuge gehörte, in der Stadt sehen zu lassen. Es wurde viel dafür und dagegen gesprochen. Einer meinte, man könnte ja sorgfältig umherspähen und bei der geringsten Gefahr rechts und links davon laufen. Ein Anderer rieth, man sollte sich bis vor die Stadt durch entlegene Gäßchen schleichen, welcher letztere Vorschlag als der beste angenommen wurde. So zogen wir Nachmittags aus der Kaserne, auf's Beste geschmückt, jeder hatte ein unerlaubtes Kleidungsstück angezogen, der eine schwarze Beinkleider, ein Anderer eine feine Kuppel, ein Dritter eine ungeheuer hohe Halsbinde mit starrendem Kragen; ich trug das Collet aufgeknöpft und eine weiße Weste darunter. So wandelten wir mit ziemlicher Angst durch einige Straßen, scharf um uns herspähend; doch plötzlich blieb der Erste stehen und brach in den Schreckensruf aus: „Da kommt der Oberst!" Verschwunden waren alle die schönen Vorsätze, ihm zu entfliehen. Wir standen beim Anblick seines wackelnden Federbusches festgebannt, wie der Wanderer, wenn er eine giftige Schlange sieht, und machten Front. Ich versuchte eilig mein Collet zuzuknöpfen; der mit der Halsbinde stand gerade an der Seite, woher der Oberst kam, und war so der ersten Ansicht bloßgestellt! er hatte jedoch die Geistesgegenwart und

eben noch ſo viel Zeit, die Binde an der Seite des Halſes, welche zuerſt geſehen wurde, hineinzuſtopfen, was im Gegenſatz zur andern, wo ſie himmelhoch emporragte, höchſt ſonderbar ausſah. Wir ſtanden, der Oberſt kam heran, bemerkte anfänglich nicht das Dienſtwidrige unſeres Anzugs, denn er ſagte: „Nu, die jungen Menſchen ſehen recht flott aus, ik liebe det.“ Einer meiner Kameraden hat mir ſpäter geſtanden, er habe in dieſem Augenblick gebetet: „Lieber Gott, laß den Oberſt an uns vorübergehen;“ aber er ging nicht vorüber, ſondern mit einemmal lagerte ſich ein finſterer Ernſt auf ſeinen Zügen; die Ader auf ſeiner Stirn ſchwoll, er bemerkte den ſtehen gebliebenen Theil jener Halsbinde und zog ihn noch höher, dem Unglücklichen beinahe bis über die Ohren.

„Oho, wat is denn det, Millionenhund!“ ſchrie der Oberſt, „und Ihm,“ er wandte ſich zu mir, „Ihm guckt ja das Hemd aus der Hoſe!“ Ich ſchaute erſchrocken hinunter. O weh! in der Eile hatte ich das Collet ſchief zugeknöpft und die weiße Weſte lugte verrätheriſch hervor. — „Nun,“ fuhr der Oberſt fort, „iſt et nich das Hemd? nich?“ — „Nein, Herr Oberſt,“ ſtotterte ich, „meine Weſte!“ — „So? ene Weſte? Nu, ik will euch beweſten! Und der da trägt eine dienſtwidrige ſchwarze Hoſe! Ihr ſeid mir ein ſchönes Corps! Und der vierte der noblen Geſellſchaft trägt ene Kuppel wie ſie ſein Oberſt nicht trägt. Marſch in die Kaſerne! Ik will euch dahin begleiten!“

Wir mußten gehorchen und er führte uns zum Wachtmeiſter, der nicht wenig über dieſen Aufzug erſtaunt war. Die ganze Kaſerne gerieth in Aufruhr, Alles ſah zu den Fenſtern heraus, wie wir ankamen; denn der Oberſt fluchte in einem fort über den Hof die Treppe hinauf. Er machte kurzen Prozeß; wir erhielten wegen dienſtwidrigen Anzugs vierundzwanzig Stunden Mittelarreſt, welche Strafe, da es Sonntag war, gleich an uns vollzogen wurde. Der Wachtmeiſter ſchrieb einen Zettel an die Verwaltung des Arreſtlokals, worauf unſere Namen prangten und der uns einen freund-

lichen Empfang ſicherte. Wir mußten unſere ſchlechteſten Kleider anziehen und ein Stück Brod, 2 Pfund ſchwer, welches für einen Tag reichte, unter den Arm nehmen. Es iſt das einzige Nahrungsmittel, das nebſt Waſſer dort genoſſen wird.

Arreſt! Militärarreſt! O es iſt etwas Fürchterliches! Hat ein edler Menſch an einem Tage kein gutes Werk gethan, ſo denkt er, der war verloren in einer Lebenszeit; aber er hat ihn doch verlebt, dieſen Tag, in Luft und Sonnenſchein. Spricht ein Spitzbube am Abend, während er eine harte Brodrinde mit Mondſchein genießt: „Auch wieder unnütze vierundzwanzig Stunden mitgemacht, nichts profitirt!“ ſchweig' Elender! du haſt doch den blauen Himmel geſehen, dich an der milden Luft erfreut! konnteſt dich in Gras und Blumen legen und von vergangenen beſſeren Dingen träumen! Kommt der Kettengefangene nach Hauſe und wirft ſich ſeufzend auf die harte Pritſche, ſo murmelt er: „Habe wieder ein neues Tagewerk in den Abgrund geſchleudert, der meine ganze Lebenszeit verſchlungen hat!“ Aber haſt du nicht Menſchen geſehen? Hat nicht das Licht der Sonne deine Ketten vergoldet! Haben ſich nicht tauſend Gegenſtände, die dich bei der Arbeit umgaben, an die Laſt deiner Stunden gehängt! ſie vom Zeitrade raſch abwickelnd. Aber der Tag, den ich im Militärarreſt verbringe, iſt todt und ſchwarz, ich habe ihn nicht verlebt; er iſt eine Lücke in meinem Leben! —

In mehreren Thurmgewölben, welche über einander liegen, ſind hölzerne Käfige gebaut, in jedem ſechs bis acht, drei Fuß breit, fünf lang und vielleicht acht Fuß hoch. Ueber der Thüre, welche nach Art der Menageriekaſten mit zwei Riegeln verſchloſſen wird, iſt ein vergittertes Luftloch von einem Fuß im Quadrat. Die Thüre des Kaſtens iſt jedoch ſo angebracht, daß ſie von den Fenſtern des Gewölbes abgekehrt iſt, daher jene Oeffnung faſt gar kein Licht gibt. Das Mobiliar beſteht aus der Pritſche, einem Brett, welches beinahe den ganzen Raum einnimmt und an der einen Seite feſtgemacht iſt, ferner aus einem Waſſerkrug und einem Ei-

mer. Das iſt der Militärarreſt. Die leichteſte Sorte iſt der gelinde Arreſt, wobei der Gefangene ſtatt der Pritſche einen Strohſack hat und täglich warmes Eſſen bekommt. Dieſen Arreſt haben auch diejenigen Soldaten, welche eines Verbrechens halber in Unterſuchung ſitzen, wodurch für den, der blos wegen eines leichten Vergehens hieher gebracht wird, viel Unannehmliches entſteht. Es iſt mir vorgekommen, daß ich in dieſem gelinden Arreſt mit Dieben, einmal ſogar mit einem Mörder zuſammenſaß. Der ſtrenge Arreſt endlich iſt ein Lokal, in welches kein Strahl des Tageslichtes fällt, das weder Pritſche noch Strohſack hat, wo alſo der Gefangene auf dem Fußboden ſchlafen muß. Er wird meiſtens durch kriegsgerichtliches Erkenntniß ertheilt, für ſchwere Vergehen in Portionen von drei Tagen bis ſechs Wochen. Ich habe nie die Ehre gehabt, perſönliche Bekanntſchaft damit zu machen. Ferner befinden ſich in einem Militärgefängniß noch einige Kammern, deren Wände und Fußboden mit ſcharfkantigen Hölzern beſetzt ſind, die ſogenannten Latten. Sie werden indeſſen nicht mehr gebraucht, höchſtens in ganz ſeltenen Fällen, wenn z. B. einer der Kettengefangenen ſich Widerſetzlichkeiten gegen ſeine Wachen erlaubt.

Unſer Militärgefängniß wurde, wie ſchon früher bemerkt, Nummer 7½ genannt und ſtand unter Aufſicht eines alten Invaliden von der Infanterie, der ſich Herr Inſpektor ſchimpfen ließ. Wir nannten ihn im gewöhnlichen Leben den Onkel; auch hatte man ihm den Titel Rattenkönig gegeben, wegen der Maſſe dieſer Thierchen, welche mit den Soldaten in Nummer 7½ unter ſeinem Kommando ſtanden. Dieſer Rattenkönig war ein alter, mürriſcher Kerl. Die kleine gebrechliche Figur mit einem Geſicht, welches ſtets ein boshaft lächelnder Zug markirte, war in einen blauen Invalidenrock gehüllt; auf dem Kopf trug er eine weiße Nachtmütze, welche bei ſeiner Gewohnheit, im Sprechen mit dem Kopf zu nicken, beſtändig vornüber wankte. Dazu huſtete er beim dritten Wort und es war ſeine Seelenluſt, wenn einer von uns Freiwilligen ſeinen

Arrest benutzte. Bei unserer Ankunft lächelte er bedeutend und sagte: „Ha, neue Namen! hä — soll euch bei mir gefallen! — Ich will euch in den Thurm setzen, wo die Eulen pfeifen, in die Spitze unter das Dach; da ist viel frische Luft! hä, hä!“ Er untersuchte, ob wir keine verbotenen Gegenstände, als Branntwein, Butter oder dergleichen Lebensmittel bei uns trugen, und brachte uns darauf in eines der Gewölbe, wovon ich oben sprach, öffnete die Kasten und hieß uns eintreten. Beim Anblick des Lokals konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen: „In dieses Hundeloch!“ Dies nahm er aber sehr übel und entgegnete zornig: „Hä hä! der Grünschnabel! will es besser haben, als andere ehrliche Menschen! Nur hinein! nur hinein!“ Ich gehorchte und die Riegel wurden vorgeschoben.

Es war ungefähr fünf Uhr. Die Zeit schlich entsetzlich langsam; von einer Viertelstunde zur andern, welche ich alle deutlich schlagen hörte, däuchte mir eine Ewigkeit. Ich ging in meinem Käfig herum; mit zwei Schritten war ich von einem Ende zum andern, und ich habe diesen Raum wenigstens tausendmal gemessen. Wie gern hätte ich jetzt die Hühner der Frau Oberstin bewacht! Zuweilen nahm ich mein Brod zur Hand, dann setzte ich mich auf die Pritsche, trank Wasser, stand wieder auf. Horch, die Uhr schlägt! Erst wieder ein Viertel! Ich versuchte zu schlafen, aber die Glieder schmerzten mich schon nach den ersten Minuten auf dem harten Holze, kurz, ich langweilte mich entsetzlich. Doch so lange der Tag dauerte, ging es noch an; denn obgleich es in dem Kasten so dunkel war, daß man die Farbe der Kleidungsstücke nicht unterscheiden konnte, so hatte man doch einen Schimmer von Licht, und es war allenfalls möglich, in dem Gefängnisse auf und ab zu gehen, ohne sich den Kopf zu zerstoßen. Auch hörte man zuweilen von der Straße her ein dumpfes Gemurmel, Sprechen, Lachen der Vorübergehenden, das Kommando der Wache, wenn sie ablöste, lauter Kleinigkeiten, welche indessen die Zeit doch etwas tödteten. Doch wie

sich die Nacht herabsenkte, es immer dunkler, endlich stockfinster ward, als der Lärm auf den Straßen schwieg und rings Todtenstille herrschte, da wurde es rein unerträglich. Obendrein war es ziemlich kühl; ich lief auf und ab, wie der Bär in der Menagerie, ebenso brummend, wobei ich die Arme vor mich hielt, um zu fühlen, wann ich an die Wand kam. Ich dachte an meine Sünden, und daß ein hübsches junges Mädchen in diesem Augenblicke bei jedem Geräusch an ihrer Thüre den Schirm der Lampe, bei der sie saß, emporhob und mich zu hören glaubte. Ihr zu Liebe hatte ich mich gepupt und dafür meine Wohnung in Nummer 7½ erhalten. — Ich machte es, wie Jean Paul räth, wenn man nicht schlafen kann, ich zählte bis in die hunderttausend; ich conjugirte unregelmäßige Zeitwörter, bis ich ganz verwirrt ward. Meine Phantasie forcirend, begann ich den Kerker mit verschiedenen Bequemlichkeiten auszumalen: eine Lampe, welche von der Decke hing, beleuchtete mit zauberischem Licht ein kleines Tischchen, worauf einige Flaschen Wein und Beefsteaks standen, an die Stelle der Pritsche dachte ich mir ein schwellendes Ruhebett, auf welches gelagert ich diese Herrlichkeiten genoß. Aber ein Biß in mein schwarzes Brod entzauberte mich; ich saß auf dem Brette und die Dunkelheit gaukelte vor mir her in seltsamen Gestalten.

Auf einmal rasselte die Trommel vor der Wache; an entfernten Punkten der Stadt hörte man den Zapfenstreich blasen; also neun Uhr, und so hatte ich denn noch acht volle Stunden zu genießen, ehe der Tag kam. Ich machte Anstalten zum Schlafen, legte mir ein zusammengewickeltes Taschentuch unter den Kopf, kauerte auf der Pritsche wie ein Igel zusammen, und deckte mein Kollet, welches ich ausgezogen hatte, über Brust und Arme, weil es so mehr wärmt. Nach vielmaligem Umändern meiner Lage schlief ich endlich ein und träumte schrecklich. Ich machte ein ganzes Heidenleben durch, ich kämpfte mit Riesen, fiel in tiefe Abgründe, wo ich Schlangen, wilde Thiere und Gespenster erwürgte. Pidp-

lich fahre ich aus dem Schlafe auf, beſinne mich. Gott ſei Dank! nach dem, was ich im Traume Alles gethan, muß ich lange geſchlafen haben; in kurzer Zeit wird mir ein ſchönes Morgenroth tagen. Neben mir höre ich etwas plätſchern: ein Mäuslein iſt in meinen Waſſerkrug gefallen; ich befreie es von dem gewiſſen Tode, wofür es mich in den Finger beißt. In ſtiller Ergebung ſetze ich mich auf die Pritſche, bewege meine Glieder, die vom langen Liegen ganz ſteif geworden ſind, und harre geduldig —, bis eine Uhr ſchlagen wird, damit ich erfahre, ob bald der Morgen kommt. Horch! eins, zwei, drei vier — es ſind Viertel; und welche Stunde? — eins, zwei — ſchon zwei Uhr? — drei — das iſt ſchön! — vier — nun, Gott ſei Dank; — fünf — ich ſpringe auf — ſechs — unmöglich! da müßte es heller ſein! — ſieben — oh weh! ſollte es erſt zwölf Uhr ſein! — acht — neun — zehn — Ich ſinke entſetzt zurück. Zehn Uhr! gerechter Himmel! erſt zehn Uhr! iſt es möglich? ich habe nur eine einzige Stunde geſchlafen? Aber es war nicht anders; eine Uhr ſchlug nach der andern — alle nur zehn.

Ich wiederholte jetzt das Manöver mit dem Zudecken und Zuſammenkriechen, wie früher, wünſchte mir die Haut des gehörnten Siegfrieds, ſeufzte viel und ſchlief am Ende wieder ein. Ich träumte dies und das; mehrmals wäre ich beinahe in einen reißenden Strom geſtürzt, denn ich fühlte im Halbſchlummer ſtets, wenn ich durch eine Bewegung im Schlaf in Gefahr war, von der Pritſche zu fallen, und klammerte mich dann an das Holz feſt. Auf einmal aber wurde mein Traum düſter, unheimlich! ich war nicht mehr der luſtige Freiwillige, den eine weiße Weſte in den Kerker gebracht, nein! mein Athem konnte kaum die Bruſt erheben, ſo ſchwer drückte ein Mord darauf: ich war ein Mörder, und dies meine letzte Nacht. Schon dämmerte der Morgen, ſchon klirrten die Gewehre der Wachen, welche mich zum Tode führen ſollten. Die Riegel an der Thüre raſſelten zurück — ich fuhr wirklich empor, durch eine plötzliche Helle erweckt, die mir ſcharf und ſchmerzend in die Augen

drang. Die Thüre meines Kaſtens ward geöffnet, vor derſelben ſtand die Wache, an ihre Flinte gelehnt und der Inſpector Rattenkönig trat herein. Er krähte: „Grünſnabel — hä! — will er aufſtehen, der Grünſnabel!“ — „Was ſoll's?“ entgegnete ich heftig, „laßt mich ſchlafen!“ — „Ei ſieh doch! hä —“ ſprach jener, „ich bin der Herr Inſpector und unterſuche die Lokale, ob auch Alles in gehöriger Ordnung iſt — hä. — So, mein Söhnchen, das Kollet ausgezogen? — Darf das ſein? Hätte wohl Luſt, den Grünſnabel der Kommondantur zu melden, und die Kommandantur ſpaßt nicht — hä — gibt drei Tage Mittelarreſt, daß die Seele pfeift! Gleich das Kollet anziehen! — Und hat auch auf die Erde geſpuckt, der Grünſnabel — hä! — Wozu is der Eimer da?“ — Damit lief er ſo ſchnell hinaus, als ſeine alten Beine erlaubten, ſchob die Riegel vor und ich ſaß wieder im Dunkeln. — Heute, wo ich dies ſchreibe, iſt der Rattenkönig todt, und jetzt wäre es mir noch weit unheimlicher, dort im Arreſt zu ſitzen. Ich fürchte, er geht um und ſchleicht in der Mitternacht hüſtelnd längs aller Käfige, im alten Invalidenrock, mit der weißen Nachtmütze über dem vertrockneten Geſicht.

Die Nacht ging zu Ende, wie alles in der Welt zu Ende geht. Aus einem neuen Halbſchlummer, in den ich geſunken, erweckte mich das Lärmen der Reveille auf allen Punkten der Stadt. Nie habe ich einen Morgen mit größerer Freude begrüßt. Um ſechs Uhr wurden unſere Käfige durch den Onkel geöffnet, und wir durften, von Wachen umgeben, in einem kleinen vergitterten Hofe eine Viertelſtunde lang friſche Luft ſchöpfen. Die Geſellſchaft, welche ſich hier aus allen drei Stockwerken des Thurms zuſammenfand, glich, mich eingerechnet, eher einer Bande Wegelagerer, Ueberbleibſeln eines langwierigen Krieges, als friedlichen Soldaten einer wohlgeordneten Macht, welche eine kleine Unregelmäßigkeit, höchſtens ein dummer Streich an dieſem Orte des Grauens verſammelt. Infanteriſten, Dragoner, Artilleriſten, Pioniere bewegten ſich in der alten,

durch die Leiden eines mehrtägigen Arreſtes noch defekter gewordenen Uniform durcheinander. Die Beinkleider ohne Träger hingen der Bequemlichkeit halber herunter und zeigten ein gelbes Hemd mit unzähligen kleinen Blutflecken. Von Natur friſche Geſichter ſchimmerten, [illegible] des Arreſtes ſelten gewaſchen wurden, in's Dunkelgraue, die Haare flatterten verwildert um den Kopf, ebenſo der Bart, denn Kamm und Scheermeſſer ſind verpönte Gegenſtände. Während dieſer Morgenaſſemblee ſchienen aber die Leiden der vergangenen Nacht rein vergeſſen. Da wurde geſcherzt und gelacht; Bekannte trafen ſich und erzählten einander, was ſie hierhergebracht, wobei ſich auswies, daß ſie alle gleich unſchuldig waren. Die Waſſerkrüge wurden neu gefüllt, und als nach Ablauf der beſtimmten Zeit der Onkel mit einem bedeutenden Winke in den Hof trat, folgten ihm Alle und zogen ſich in ihre Cabinette zurück.

Von jetzt an verging mir die Zeit viel geſchwinder. Ich war ja auf dem Berge und wandelte dem Thale der Erlöſung entgegen. Endlich kam die Stunde der Befreiung: der Inſpector trat in unſer Gewölbe, rief uns mit Namen auf und öffnete die Thüren unſerer Käfige. Ha, mit welcher Wolluſt ſchlürfte ich die milde Luft des Frühlingstages ein! und ganz ohne Schranken wäre meine Luſt geweſen, hätte uns der Rattenkönig nicht ein finſteres Geſpenſt auf den Weg gegeben mit den höhniſchen Worten: „Hä! hä! werde hoffentlich das Vergnügen baldigſt wieder haben, Sie zu bewirthen.“

Mit meiner Ausbildung ging es indeſſen raſch vorwärts. Mein geſchmeidiger Körper lernte beſonders das Reiten und Voltigiren mit Leichtigkeit. Ich ſprang ſogar von hinten über den Mantelſack in den Sattel und gewann mir dadurch ſo ziemlich die Gunſt meines Kapitäns. Mein Unteroffizier betrachtete meine Evolutionen und Exercitien mit freudeſtrahlendem Geſicht. Offiziere wie Kameraden nannten mich wegen meiner kleinen Figur und der zuweilen ſehr kindiſchen Streiche, die ich machte, nur „das Kind“. Mein Muth-

wisse war, wenn auch nicht stadt-, doch batteriekundig, und wenn irgendwo eine Neckerei vorgefallen war, so pflegte mein Freund, der Lieutenant L., seinen Schnurrbart zu zupfen und zu sprechen: „Na, da wird wieder das Kind die Hand im Spiel gehabt haben!“ Nachdem ich so sechs Monate gedient, geschah das Außerordentliche, daß ich, obgleich noch nicht siebzehn Jahr alt, zum Bombardierexamen zugelassen wurde. Der Bombardier ist die unterste Charge in der Artillerie. Er hat Unteroffiziersrang in der Armee und ihm liegt im Felddienst und im Kriege das Richten des Geschützes ob. Er muß lesen, schreiben, die vier Species rechnen können, etwas Mathematik verstehen, muß bei allen Arten von Geschütz exerciren, Munition anfertigen, schadhafte Lafetten ꝛc. herstellen können, ferner wissen, wie man ein Pferd beschlägt, besonders aber sich stets ordentlich betragen haben. Noch vier andere wurden mit mir zu gleicher Zeit examinirt. Wir bestanden Alle ziemlich gut und wurden einige Wochen darauf zu Bombardieren ernannt, bei welchem Akte der Oberst v. T. mir die Geschichte mit der weißen Weste noch einmal vorhielt. Wir bekamen das Zeichen unseres Ranges, eine goldene Tresse an jedem Aermelaufschlag genäht. Ich werde des glorreichen Tages stets gedenken, wo ich als Chargirter zum erstenmale auf der Straße ging und beständig meinen Arm in die Höhe hob, damit jeder gleich sehen könne, ich sei etwas geworden. Ich fühlte mich nicht wenig, als einige Kavalleristen bei mir vorbeigingen und mich vorschriftmäßig grüßten; ich fing wirklich an, etwas zu werden, denn wer's erst zum Bombardier hat gebracht, steht auf der Leiter zur höchsten Macht.

Da mit meinem Avancement meine militärische Ausbildung nun beendigt war, so schließt hiemit ein wichtiger Abschnitt meines Militärlebens. Es war unterdessen Sommer geworden und die Zeit rückte heran, wo wir die jährlichen Schießübungen begannen, zu welchem Zweck sich die ganze Brigade auf einer großen Haide bei W. versammelte, welches ungefähr zehn Stunden von unserm

Garnisonsorte lag, und auf den Dörfern um die Stadt Kantonirungsquartiere bezog. Die Protzen wurden mit scharfer Munition bepackt, die Geschütze kriegsmäßig beladen, und an einem schönen Morgen rückte die ganze Batterie aus, der Oberst v. T. an unserer Spitze, der sehr gut gelaunt war, wie meistens, wenn es zu Felde übungen ging. Kaum hatten wir die Stadt im Rücken, so erlaubte er, daß gesungen wurde. Wir setzten uns in den Sätteln bequem, ließen dem Pferd die Zügel, lüfteten den Tschako und begannen unser Leiblied:

Wie ziehen wir so fröhlich
Mit Sang und Klang hinaus!
Beschirmet ist ja immer
Des Artilleristen Haus.
Es schreckt uns nicht
Des Feindes Uebermacht,
Wir führen ja den Donner
Der heißen Schlacht.

Fünftes Kapitel.

Marsch und Einquartierungs-Leiden.

Aber nicht den ganzen Tag wurde so gesungen und gelacht. Es war im Juli, und die Hufe unserer Pferde wirbelten dicke Staubwolken von dem durch die glühende Sonne ausgedörrten Boden empor. Unsere roth verbrannten Gesichter gingen allmälig in die Farbe der Chaussee über, einem gelblichen Weiß, das auch Kollet, Waffen und Pferde überzogen hatte. Der Mund wurde

trocken und die Stimme, wie Doſe richtig bemerkte, ſehr roſtig. Man rückte ſeinen Tſchako bald vom rechten Ohr auf's linke, und ſuchte ſich vor dem Drucke dieſes bei uns ſo unendlich ſchweren Möbels bald durch ein untergelegtes Sacktuch, bald durch die loſer geſchnallten Schuppenketten, einige Erleichterung zu verſchaffen. Hie und da machte einer eine vergebliche Anſtrengung, aus der geleerten Feldflaſche noch einige Tropfen zu ziehen; aber umſonſt, denn die Kraft ihrer Lenden war verſiegt, ein Wort, deſſen Wahrheit auch heute Morgen der Oberſt von L. oder vielmehr deſſen Reitknecht ſehr ſchwer empfand; denn obgleich dieſer eine unmenſchlich große Korbflaſche voll Rum zur Tränkung ſeines Chefs mitgenommen hatte, ſo war ſie doch ſchon um 10 Uhr geleert und an den ſonderbar ängſtlichen Blicken, womit der Burſche jedesmal das Gefäß aus den Händen ſeines Oberſts zurücknahm und gegen die Sonne hielt, um den Inhalt überſchauen zu können, hatte ich bemerkt, daß der Durſt des Herrn mit den Ideen des Dieners über denſelben nicht im Einklang ſtand. Aus dieſem Mißverſtändniß entwickelte ſich ein gräuliches Donnerwetter, das dem armen Burſchen ſo gegen zehn Uhr heute Morgen auf den Tſchako gefahren kam. Da hatte der Oberſt, nicht ahnend, daß der Vorrath zu Ende ſei, die Hand rückwärts gehalten und geſagt: „Friedrich, gib mir die Flaſch, ik will 'mal enen nehmen.“ Und als der Friedrich die Flaſche nicht gab, ſondern nur einige verlegene Worte ſtotterte, ſahen wir, wie das Geſicht unſeres Chefs erſt röthlich wurde und dann, als der Burſche ſich ein Herz faßte, und ihm eröffnete, die Flaſche ſei leer, in's dunkelblaue überging. Er warf ſein Pferd herum, und während er dem Friedrich durch einen gewaltigen Schlag den Tſchako bis über die Ohren in den Kopf drückte, hielt er ihm eine lange Rede, deren Grundtext ungefähr die Worte waren: „Wie ik ſehe, du Millionenhund, biſt du ein ſchlechter Kerl, der ſeinen Chef zu Grunde richten will;“ worein er eine Einladung auf einen vierzehntägigen Arreſt ſehr gut zu verflechten wußte. Mir that

wirklich der arme Oberst mit seinem Durst leid, und da ich Anstands halber auch eine Flasche voll Liquer an meinen Sattelknopf gehängt hatte, aus der ich jedoch nicht trank, da mir aller Schnaps von jeher widerstanden, so hätte ich gern dem Alten meinen ganzen Vorrath überlassen; doch wäre es allem Respekt zuwider gewesen, wenn ich mich meinem Chef genähert und ihm die Flasche angeboten hätte. Ich dachte in meiner Unschuld, ich brauchte ihn nur darauf aufmerksam zu machen und er würde mich schon selbst darum bitten. Dies glaubte ich sehr klug angefangen zu haben, indem ich die Flasche in die Hände nahm und mich stellte, als tränke ich daraus, und sie recht nahe dem Auge des Obersten, der zufällig nicht weit von mir ritt, im Sonnenglanze spielen liess. Auch konnte ich dabei nicht unterlassen, zu ihm hinzuschielen, begegnete aber einem Blicke, der mir nichts weniger als freundschaftlich oder wohlwollend vorkam. Mir schien, als habe er alle meine Manipulationen bemerkt, aber wie ich später mit Schrecken einsah, ganz anders ausgelegt, als ich sie in meiner Gutmüthigkeit erdacht hatte. Auch Dese, der, wo er konnte, mein Schutzgeist war, hatte bemerkt, daß mir der Alte [illegible] ähende, zornige Blicke zuwarf, und flüsterte mir zu: „Er hat was auf Sie: entweder fangen Sie gleich sein Leiblied an zu singen, wissen Sie das, wo der eine Vers anfängt:

Da sprachen die Herren Hausknechte ꝛc.

oder drücken Sie sich sachte hinter mich, daß ich neben ihn komme; ich will ihn schon anlaufen lassen.“ Ungeachtet ich im Augenblick nicht wußte, was ich dem Oberst gethan haben konnte, wollte ich doch diesen zweiten Vorschlag befolgen, und suchte mein Pferd langsam zurückzuhalten. Aber da kam ich schön an: v. T. hatte alle meine Bewegungen beobachtet, und kaum hatte ich eine kurze Bewegung halb links ausgeführt, so donnerte er mich an: „Nu, nu, wo will denn der Herr Bombardier hin? Hoho, hoho? ik hab schon die Unordnung an det Sattelzeug bemerkt. Sehen Se male

Herr Hauptmann Feind, iſt der Mann wohl heute Morgen von ſeinem Unteroffizier revidirt worden? He! Nein ſag' ich Ihnen! Da ſehen Se die Mantelſchnallen, die ſitzen nicht mal in einer Linie. Der ganze Menſch iſt in einer gewaltigen Confuſion — Abgeſeſſen! — Ik will ihm lehren ordentlich ſatteln. Der junge Herr laufen bis in's Quartier zu Fuß. Ja, dem alten Oberſt entgeht niſcht!" Während er nach dieſer Predigt in ein höhniſches Gelächter ausbrach, ſtieg ich doch ruhig und mit dem vergnügteſten Geſichte von der Welt von meinem Roſſe, obgleich es eben kein angenehmes Manöver war, mit der ſchweren Reithoſe und dem langen Säbel in dem Staub herumzuſpringen, daß ich eine dicke, weiße Wolke aufrührte, worin ich wie die Engel auf einem Raphael'ſchen Gemälde ausſah. Auch nahm ich mir erſt die Zeit, meine Feldflaſche vom Sattel zu nehmen, um mit vielſagendem Blick auf den Alten einen tüchtigen Schluck gegen mein Gefühl daraus zu thun, und es war mir nun klar geworden, er hatte geglaubt, ich wolle ihn nach dem Vorfall mit dem Bedienten mit meiner gefüllten Flaſche nur zum Beſten haben. Das war mir gewiß nicht eingefallen, und es that mir in meiner Seele weh, ſo verkannt zu werden. Meine Fußreiſe dauerte übrigens nicht ſehr lange, denn ſchon nach einer Viertelſtunde ſahen wir das Städtchen M. vor uns liegen.

Bei einer Windmühle, nicht weit von dem Städtchen, wurde Halt gemacht und die Quartiermeiſter erſchienen, um den verſchiedenen Batterien die Nachtquartiere anzuweiſen. Die unſrige, ſowie alle reitenden, wurden in die benachbarten Dörfer vertheilt; nur ich, der ich in dieſem Augenblicke das Glück hatte, beim Regimentsſchreiber einige Schreiberdienſte zu verrichten, wurde, da er mich zu dieſem Zweck um ſich haben wollte, zum Stab in die Stadt gelegt. Als der Park arrangirt und die Batterie auseinander in die Quartiere gezogen war, blieb der Oberſt mit ſeinen Adjutanten und den Wachtmeiſtern zurück, um den Befehl für den folgenden Tag auszugeben. Ich durfte auch nicht fort; doch zog ich mich von dem Ge-

ſtrengen in einige Entfernung zurück, mußte mich ihm jedoch bald wieder nähern; denn er ſtieg von ſeinem Pferde, und rief, ſich rings umſehend: „Nu, wer hält denn ſo egentlich meinen Gaul?“ Sein Reitknecht war mit dem Gepäck ſchon zur Stadt gezogen, und da außer den Offizieren ſonſt Niemand in der Nähe war, ſo mußte ich, ich mochte wollen oder nicht, herbei, und ihm ſein Pferd halten. Wohlweislich hatte ich an dem meinigen die Sattelſchnallen gleich bei der Ankunft wie nach der Schnur geordnet und nicht umſonſt; denn ſobald er mir ſeinen Zügel in die Hand gegeben, ging er rings um mich herum, und bemerkte gleich, daß ich meine Schnallen gerichtet hatte. Sein Geſicht nahm einen wohlwollenden Ausdruck an und er ſagte: „Nu, nu, wenn man nur ſeinen Fehler retouchirt, det liebe ich.“ Dies machte mir Muth, ihm, als er einen Augenblick darauf einen Bürger fragte, ob nicht in der Nähe ein gutes Wirthshaus ſei, aus dem man einigen Rum könne holen laſſen, nochmals, jetzt aber mit deutlichen Worten meine Flaſche anzubieten. Er ſah mich überraſcht an, und als ich ihm kurz hinzuſetzte: ſchon früher habe ich ihm, da ſein Vorrath ausgegangen ſei, den meinigen anbieten wollen, es jedoch nicht gewagt, da ſchien aus dem rothen Meere ſeines Geſichts eine gelinde Rührung aufzutauchen, und es war mir ſehr erfreulich, daß er durch den Inhalt der Flaſche, den er alsbald ergründete, meine guten Geſinnungen für ihn ebenfalls ergründen konnte. Ich glaube, wir ſchieden als die beſten Freunde, denn indem er mir die Flaſche zurückgab, ſagte er: „Ik bin Sein wohlwollender Oberſt!“ Und das wollte viel heißen.

Auf meinem Quartierbillet ſtand: Straße: Mühlenſtraße; Haus: Nr. 18. Herr Kaufmann N. N. bekommt einen Mann und ein Pferd einen Tag lang mit oder ohne Verpflegung; das „ohne“ war aber ausgeſtrichen, wonach ich verpflegt werden mußte. Doch hatte mir mein guter Doſe allerhand nicht ſehr erbauliche Geſchichten von dieſen Verpflegungen erzählt, mich auch, nachdem er mir eine Maſſe Verhaltungsregeln gegeben, mit ſichtbarer Rührung entlaſſen und

gesagt: „Sakerment, wenn der verfluchte Schmierer nicht wäre," — damit meinte er den Regimentsschreiber — „so hätte ich Ihnen ein gutes Quartier verschafft; jetzt müssen Sie aber für sich selbst sorgen. Beißen Sie sich nur gehörig mit den Bürgern herum; freiwillig geben sie nichts Gutes. Vor Allem hatte er mir eingeschärft, ich solle mich nur ja nicht aus dem Hause, auf welches mein Billet laute, unter dem Vorwande, man habe keinen Platz, in ein anderes Quartier legen lassen, wo mehrere Soldaten wären; denn da käme man zu Leuten, die für die fünf Silbergroschen, die per Mann täglich bezahlt würden, von andern Bürgern, denen die Einquartierung eine Last sei, sie übernehmen. Sie wollten dann an diesen fünf Silbergroschen wenigstens vier verdienen und wie eine Verpflegung zu einem Silbergroschen ausfallen müsse, könne ich mir denken. Mit diesen guten Lehren im Herzen hatte ich den festen Vorsatz gefaßt, auf jeden Fall in mein Quartier, Mühlenstraße Nr. 18, zu dringen, und wenn man vor die Hausthüre einen ganzen Berg von Vorstellungen und Gründen lagern würde. So ritt ich durch die Straßen des Städtchens, alle Hausnummern betrachtend und über denselben zu den Fenstern hinaufsehend, aus denen manch' niedlicher Mädchenkopf blickte; einige waren so hübsch, daß ich wohl gewünscht hätte, hier sei Mühlenstraße Nr. 18. Endlich kam ich an's Ziel, und es war ein Haus, das mir von außen recht gut gefiel; nur wollte es mir nicht einleuchten, daß an allen Fenstern die Läden zugemacht waren, und ich hätte schon gefürchtet, es sei unbewohnt, wenn nicht an der Thüre ein Bedienter in Livree gewesen wäre, der mich fragend ansah. Mit vielem Anstand schwang ich mich von meinem Pferde und reichte ihm mein Billet. Er las es durch und sagte mir ruhig: „Ja, das ist ganz richtig; doch müssen Sie sich ausquartieren lassen; denn die Herrschaft ist seit zwei Tagen in's Bad gereist, und man hat nur vergessen, es auf der Polizei anzuzeigen. Doch kann es Ihnen gleich sein, ich bringe Sie zum Vetter der Herrschaft, auch ein sehr gutes Haus." Ei, dachte ich und freute

mich sehr, jetzt gleich schon die Ermahnungen meines Dose in Ausführung zu bringen. Ich versuchte dem Domestiken gegenüber eine imponirende Stellung einzunehmen, was mir aber nicht ganz gelang, denn mein Säbel, auf den ich mich hierbei nothwendig stützen mußte, um mir das gehörige Ansehen zu geben, war für mich zu lang zu diesem Manöver. Aber ich blitzte ihn an, und griff, wie es Dose in ähnlichen Fällen that, an die Stelle, wo ich einen Bart hätte haben können.

„So," sprach ich, „mich ausquartieren zum Vetter Ihrer Herrschaft? Na, das wird wohl so ein Vetter sein, der die Soldaten für fünf Silbergroschen verpflegt. Nicht wahr? Hier steht auf meinem Billet Nr. 18, Mühlenstraße, und da werde ich bleiben."

Sehr ruhig entgegnete mir der Bediente: „Wenn Sie auf der Straße bleiben wollen, so kann mir das schon sehr gleichgültig sein; doch ist der Vetter meiner Herrschaft keiner, der Soldaten um fünf Silbergroschen in's Haus nimmt."

„Entweder in dies Haus oder in keins," sagte ich zu dem Lakaien in sehr gereiztem Tone. „Hör' Er, guter Freund, ich bin Bombardier bei der sechspfündigen reitenden Batterie Nr. 21, und habe nicht Lust, mich mit Ihm herumzuzanken."

Ich stieg auf mein Pferd, wandte mich im Sattel noch einmal um und setzte noch hinzu: „Jetzt gleich werd' ich auf's Rathhaus gehen und mir schon Recht verschaffen."

„Sehr gut," meinte jener und schloß die Hausthüre von außen; „aber ich möchte doch den jungen Herrn ersuchen, unser Haus erst anzusehen und dann erst auf's Rathhaus zu reiten. Es könnte doch vielleicht so gut sein, wie hundert andere, die man Ihnen anweisen möchte."

Doch hatte ich schon mein Pferd gewandt und ritt die Straße hinab gegen das Rathhaus, wo ich die Sache anzeigte, und mußte endlich, trotz allen Protestationen meinerseits, doch ein anderes Quartierbillet nehmen. Ich weiß Straße und Nummer nicht mehr,

doch machte ich ſie bald ausfindig, und ſtieg vor dieſem Hauſe, was auch nicht übel ausſah, zum zweiten Mal vom Pferde, ſchellte, und wer mir die Thür öffnete, war der Bediente aus Nr. 18. Mich ärgerte das, doch dieſer lächelte und ſchien einige witzige Bemerkungen über meine Zurückkunft von ſich geben zu wollen. Doch verbat ich mir in kurzen Worten allen Scherz und verlangte nach dem Stall. Er führte mich zu einem, der gar nicht übel ausſah, und in dem ich neben den Wagenpferden des Hausherrn meinen Rappen in einen bequemen Stand ſtellen konnte. Der Stallknecht kam und half mir abſatteln und putzen, was ich heute, da mein Burſche bei der Batterie draußen blieb, ſelbſt hätte beſorgen müſſen. Er erbot ſich, aus dem Magazin meine Fourage zu holen, was mir ſehr lieb war; denn ich wäre doch nicht gern mit einem großen Bunde Stroh und Heu und einem Sack Haſer durch die Straßen gelaufen. Zur Schlafſtelle wurde mir ein Bett in einem Verſchlag neben dem Stalle angewieſen. Es war neben zwei andern, die der Stallknecht und Bediente einnahmen. Ich wollte gegen dieſe Kameradſchaft proteſtiren; doch die beiden, welche mich natürlich ganz für ihres Gleichen anſahen, meinten gutmüthig, ich ſolle mich durchaus nicht geniren, wir würden ſchon gute Freundſchaft halten, und ſie machten ſich für eine Nacht nichts daraus, mit einem Fremden in einem Zimmer zu ſchlafen.

O, Doſe! dachte ich, unterdrückte einen tiefen Seufzer, lief, ſobald ich im Stalle fertig war, auf die Straße, um unter meinen Bekannten nachzuſehen, wie es ihnen ergangen ſei. Glücklicherweiſe ſtieß ich auch wenige Schritte vom Hauſe auf einen derſelben, Namens R., der ſchon im vollen Wix herumflankirte. Dieſer R. war ein aufgeweckter, munterer Junge, dem nichts lieber war, als einen tollen Streich mitzumachen. Wir nannten ihn nur den Weißkopf, ſeines ganz hellblonden Haares wegen, eine Naturgabe, die oft an ihm und uns zum Verräther wurde. Denn hatten wir die Bürger etwas gequält und wurden denuncirt, ſo antworteten ſie meiſtens

auf die Frage: ob sie keinen von uns beschreiben könnten: „Ja wohl, Herr Hauptmann, der eine hat ganz weißes Haar.“ Da wußte denn unser lieber Feind genug, winkte erst dem R., dann mir und noch einem andern, Namens E. — Gott hab den letztern selig, er studirt jetzt in Berlin Thierarzneikunde! — stellte uns dem Ankläger vor, und in den meisten Fällen wurde dieses würdige Kleeblatt freudig wieder erkannt.

Dem Weißkopf theilte ich nun mit, ich müsse mit zwei Kerls in einem engen Verschlag schlafen und bat ihn um seine Meinung, ob da nichts zu machen sei. Er überdachte die Sache einen Augenblick, schnippte dann mit den Fingern in der Luft, und bat mich, ich sollte ihn nur gewähren lassen, nur einige Minuten auf der Straße herumspazieren und dann nach Hause zurückkehren. Es schien ihm ganz leicht zu sein, mir ein besseres Logement zu verschaffen.

Ich schlenderte die Gasse hinab und bemerkte, als ich mich an der Ecke umwandte, daß R. ruhig auf mein Haus losteuerte. Nach einer Viertelstunde kehrte auch ich dahin zurück, und sah durch die geöffnete Hausthüre, daß der Bediente mit einer jungen, ziemlich hübschen Dame im Gang stand und neugierig eine Karte betrachtete, die letztere in der Hand hielt. Doch gab sie dieselbe bei meinem Eintritt dem Diener und schlüpfte in ein Zimmer zur linken Hand. Ich trat näher und mein neuer Schlafkamerad übergab mir die Karte mit einem etwas ehrerbietigeren Blick, als ich seit unserer Bekanntschaft an ihm gewohnt war, jedoch mit der schüchternen Frage: ob die Karte auch wohl für mich bestimmt sei? Ein junger Militär mit sehr blonden Haaren habe nur gefragt, ob nicht ein Bombardier, der ungefähr so und so aussähe, hier im Quartier läge, und dann seine Karte mit dem Bescheid zurückgelassen, er würde in einer Viertelstunde wieder vorkommen. Ich betrachtete das Papier und mußte auf die Lippen beißen, um nicht laut aufzulachen. Wo mochte der Weißkopf das wohl wieder aufgegabelt

haben? — „Graf Weiler“ stand darauf in zierlicher Schrift, ein Name fremd meinem Ohr, wie seine Absicht meinem redlichen Herzen. Daß ich die Karte mit der Aeußerung: „Ah, von meinem Freund Weiler!“ leicht hinnahm, kann jeder denken; dann ging ich nach dem Stalle; der Bediente sah mir nach und trat zur Dame in's Zimmer.

Nach einer halben Stunde, ich hatte sie dazu benutzt, um aus meinem Mantelsack eine eigene Hose, Kollet ꝛc. zu nehmen und mich bestens zu schmücken, schellt es am Hause; ich lauschte an der Thüre, von wo ich die Hausflur übersehen konnte, und vernahm die Stimme meines Freundes, welcher fragte, ob Baron von Stein jetzt zu Hause sei, und in seiner kurzen Manier befahl, ihn mir zu melden. Der Bediente entgegnete darauf mit halb leiser Stimme, ob ich ein Baron von Stein sei? und öffnete dem Weißkopf ein Zimmer rechts, er wolle mich rufen; doch R. entgegnete ihm: er könne mich besser in dem meinigen aufsuchen, und folgte dem Bedienten, der zögernd voranging. Die Dame öffnete ihre Thüre im Gange, sah ihm nach und einen Augenblick darauf traten die Beiden in meinen Verschlag. Ich ging dem Weißkopf entgegen und sagte ihm so unbefangen als möglich: „Lieber Graf, es thut mir leid, daß ich Sie in so sonderbaren Umgebungen empfangen muß; auch war ich eben im Begriff zum Bürgermeister zu gehen und wiederholt um ein neues Quartier zu bitten. Sehen Sie sich dieses Loch an, ich bin überzeugt, meine Burschen draußen bei der Batterie sind gegen mich elegant logirt.“

R. zuckte die Achseln, und sah mit einem verächtlichen Blick erst das ganze Zimmer, dann den Bedienten von oben bis unten an. „Es ist doch wahrhaftig lächerlich,“ fuhr ich fort, „daß mich die Leute hier, die doch in ihrem großen Hause sicher ein Zimmer frei haben, in die Stallkammer legen. Nicht wahr, ganz lächerlich? Lachen Sie doch, Graf!“

„Vraiment,“ sagte R., und wollte sich in elegant nachlässiger

Stellung auf einen Stuhl fallen laſſen; doch gelang ihm das nicht vollkommen, denn dieſes Möbel, von Holz und dreibeinig, war ziemlich klein, ſo daß er die rechte Figur nicht herausbringen konnte. Doch ſtreckte er ſeine Beine ſo weit als möglich auseinander und vor ſich hin und ſagte nochmals: „Vraimont, ſehr lächerlich! Lachen Sie doch, Baron!“ Und wir Beide, allen Zwangs entbunden, platzten heraus, daß die Pferde zuſammenfuhren.

Der Bediente ſtand dabei und ſah mit einem ziemlich dummen Geſicht bald den Einen, bald den Andern an. Ich glaube, ſeine Gedanken hatten ſich in unſere Grafſchaften verlaufen und es dauerte einige Minuten, ehe er ſie wieder in den Stall zurückbringen konnte. Dann machte er eine linkiſche Verbeugung, ſagte etwas von Irrthum, Herrſchaft ſagen und ſchob ſich zur Thüre hinaus.

„Jetzt fort!“ rief der Weißkopf, „komm, nimm meinen Arm, wir gehen etwas ſpazieren, und wenn du zurückkehrſt und haſt kein anderes Zimmer und gehörige Bedienung, ſo will ich verflucht ſein, morgen alle Pferde der ganzen Batterie zu putzen!“ —

Auf der Flur, ſobald er glaubte, die Hausleute könnten ihn hören, ſchrie er mir noch mehrere Male zu: „Ja, Baron, das iſt ſehr ridiculo, ſehr ridiculo!“ wobei er den berliniſchen Dialekt nachzuahmen ſuchte.

Wir ſchlenderten einige Stunden in der Stadt herum, beſuchten alle Kaffeehäuſer und trieben in den Straßen die ordinären Witze, die man ſich in den Jahren erlaubt; frugen z. B. in einem Eiſenladen nach dem Preiſe des feinſten Cattuns, und einen Schuhmacher, was der Beſchlag eines Pferdes per Fuß koſte, kamen auch zuweilen an den Unrechten, wo es dann einen Austauſch von Grobheiten und unfeinen Redensarten gab. Ach, es war eine glückliche Zeit, als man noch halbe Tage auf den Gaſſen flankiren konnte, ohne zu ermüden, und bei einem Pfeifenladen Stunden lang in tiefes Anſehen verſunken ſtand. — Sie iſt dahin!

Es fing an zu dunkeln, als ich mich von dem Weißkopf trennte

und nach meiner Wohnung ging. Die Hausthüre stand offen, und ich wollte in meinen Verschlag gehen, als mir der Bediente entgegen trat und mich bat, ihm in den ersten Stock zu folgen, wo ein Zimmer für mich bereit sei. Es wäre heute Mittag nur ein Versehen gewesen, man bäte um Entschuldigung und dergleichen mehr, schwatzte er, worauf ich ihm nichts antwortete und mich mit einem ganz ernsten Gesicht, obgleich ich kaum das Lachen verbeißen konnte, in ein anständiges Zimmer führen ließ, wo schon ein kleiner Tisch gedeckt stand und ein paar Weinflaschen zwischen zwei brennenden Kerzen mir entgegen glänzten. Ich setzte mich, und als mir der Bediente ein gutes Abendessen servirte, trank ich in der Stille einige Gläser Rheinwein auf die Gesundheit des Weißkopfs, dessen Einfall meine Lage so gebessert hatte. Bald kam er auch selbst, um mir die Last zu erleichtern, zwei Flaschen allein austrinken zu müssen, und mich noch zu einer abendlichen Promenade einzuladen. Vor meiner Wohnung stießen wir noch auf vier Andere von der Batterie und vereinigten uns gemeinschaftlich, auf Abenteuer auszugehen.

Von unserem Garnisonsorte her waren wir es noch gewohnt, bis zum Zapfenstreich herumzuschlendern und auf den Straßen zu ulken — ein unübersetzbares Wort, das vom Singen auf der Gasse bis zum Schilderverhängen und Fenstereinwerfen alle möglichen Scandale in sich schließt. Doch dachten wir in unserem Uebermuthe heute Abend nicht daran, daß unser Garnisonsort eine große Stadt, und W., wo wir uns eben befanden, ein kleines Nest sei nnd voll Offiziere liege, die uns aus allen Ecken belauern könnten. Leichtsinniger Weise wußte sogar keiner von uns, in welchem Hause der Alte lag, was man auch von außen nicht sehen konnte, denn er pflegte auf dem Marsch seine Ehrenposten gleich fortzuschicken; eine Unwissenheit, die uns theuer zu stehen kam. Von jeher war es unser größtes Vergnügen gewesen, wenn wir in den dicken Reithosen mit großen Sporen und dem schweren Säbel durch die

Straßen zogen, etwa zu fünf oder sechs wie heute, in plono in eines der stattlichsten Häuser, wo die Thüre während der Abenddämmerung noch nicht verschlossen war, zu dringen und, ohne ein Wort zu sprechen, alle Treppen hinaufzusteigen bis in den Giebel oder so hoch wir sonst gelangen konnten. Gewöhnlich kamen bei dem gelinden Getrappel, das wir hierdurch verursachten, Bediente mit Lichtern heraus, die, wenn sie uns so keck hinauf gehen sahen, in dem Wahne standen, wir wollten einen Besuch machen, und uns stillschweigend folgten. Oben im Hause wurde gehalten und einer fragt die nachfolgenden Bedienten, die uns erwartungsvoll umstanden: „Lieber Freund, wohnt hier nicht ein gewisser Herr Müller?“ und bei dieser Frage wandten sich Alle und jeder suchte ein Stück Treppengeländer zu erhaschen, um die Pointe des Streichs mit mehr Gewandtheit und Sicherheit ausführen zu können; denn kaum hatten die Bedienten, wie es sich von selbst verstand, verneint, so machten wir die Säbel vom Haken der Kuppel los, ließen die Spitzen der Scheiden auf den Boden niederfallen und rasten die Treppen mit solch' entsetzlichem Spektakel und Geschrei hinab, daß alle Bewohner des Hauses erschrocken aus ihren Zimmern kamen, um die Ursache dieses gräßlichen Lärmens zu erfahren. Schon öfter hatten wir dies gethan, und waren immer mit heiler Haut auf die Straße gekommen, obgleich uns mehrere Male allerlei verdächtiges Geschirr nachflog.

Doch heute wollte es ein tückisches Schicksal anders. Wir kamen bei unserem Umherstreifen an ein ansehnliches großes Haus; es war wie gebaut zu unserem Vergnügen, hatte vier Stockwerke, durch welche breite schöne Treppen liefen, alle mit Lampen hell erleuchtet, und die Thüre stand sperrweit offen. Diese Gelegenheit war zu schön, um sie vorbeigehen zu lassen. Ungeachtet ich die Stufen zum erstenmal mit einer gewissen Beklemmung erstieg, ich wußte nicht warum, schämte ich mich doch umzukehren, und wanderte deßhalb getrost vor den Andern her. Wir kamen glücklich in

den ersten Stock, wo sich ein Lakai nach unsern Wünschen erkundigte. Doch war es eine Hauptregel bei diesem Unternehmen, nie auf eine Frage zu antworten, sondern stillschweigend und eilfertig empor zu steigen. Der Diener, da er keine Antwort bekam, folgte uns kopfschüttelnd bis zur Speicherthüre, wo wir Halt machten, wandten und ich ihm mit der größten Ruhe sagte: „Hier soll ja ein gewisser Herr Müller wohnen. Weiß Er vielleicht dessen Zimmer, mein Freund?“ Der Bediente stand da mit seinen Lichtern und sah uns recht dumm an; antwortete aber treuherzig: „Nein, ihr Herrn, das muß ein Irrthum sein,“ worüber wir in ein schallendes Gelächter ausbrachen, die Säbel fallen ließen und die wilde Jagd die Treppen hinabstürmten, die, recht breit und gewölbt, unter unsern Säbeln und Sporen entsetzlich krachten und stöhnten. — Im Hinaufsteigen der Erste, war ich natürlich im Herabsteigen der Letzte. Auch blieb mir mein Säbel einen Augenblick im Geländer der Treppe hängen, so daß meine Kameraden schon auf der untersten Treppe rasten, während ich noch auf der zweiten war. Um ihnen nachzukommen und aus dem Hause hinaus, denn es fing mir an unheimlich zu werden, da sich überall Thüren öffneten und von oben eine Menge Bedienten mit Lichtern hinter mir drein kamen, sprang ich die zehn Stufen der zweiten Treppe auf einmal herab, und stand plötzlich wie angedonnert; denn unten im Hause wurde eine Stimme laut, die ich zu meinem größten Entsetzen für die des alten T., unseres Obersten erkannte.

„Ho ho!“ brüllte er, „seh 'mal ener diese nixnutzigen Millionenhunde! Euch sollen ja gleich tausend Schock Donnerwetter uf eure Köppe fahren! Ho ho! ene ganze Bande! ik will euch Randal schlagen! — Still gestanden! Mukf' sich ener — und ich thu' etwas, wat mir morgen nicht lieb wär'! Friedrich schließ die Thür ab und schick auf die Parkwache, es soll en Unteroffizier und drei Mann hieher kommen! Standrecht, Standrecht sollt ihr mir haben!“

Wie ich nach dem schnellen Herabstürzen der Treppe so plötzlich zum Stehen gekommen war, weiß ich nicht, doch stand ich hinter einem Treppenpfosten eine Sekunde lang regungslos, und drückte meinen Säbel fest an die Brust, damit mich dessen Klirren nicht verrathen könne. Oben die Bedienten, unten der Oberst. Wohin sollte ich mich wenden. Ich sah mich rings nach einem Versteck, nach einem Loche um, ein rusiges Kaminloch wär' mir der Eingang zum Himmel gewesen, da seh' ich neben mir eine Thüre, in welcher wie ich bemerkte, leis' ein Schlüssel herumgedreht wird; dann öffnet sie sich ein wenig und ein Lichtstrahl fällt durch die entstandene Spalte auf mein Gesicht; in meiner großen Angst werfe ich mich gegen das Gemach; ich fühlte, als ich versuchte, hineinzudringen, von innen einen schwachen Widerstand, der aber bei meinem kräftigen Anstürmen nachließ, dann schrie eine Stimme laut auf und ich stand in einem netten Zimmerchen zwei Mädchen gegenüber, die halb entkleidet sich bei meinem Eintritt schnell zu verbergen suchten. Eine zog die Bettdecke über sich, die Andere verbarg ihren leichten Anzug, Corsett und Unterrock, unter einem großen Kleidervorhang. Rasch riegelte ich die Thüre von innen zu, und sagte so leise wie möglich: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, verrathen Sie mich nicht. Nur einen Augenblick lassen Sie mich hier, ich verspreche Ihnen, ruhig an der Thüre stehen zu bleiben." Die beiden antworteten mir nichts und schienen in noch größerer Angst zu sein als ich; denn ich sah trotz Bettdecken und Vorhang, wie sie zitterten und kaum zu athmen wagten. Ich horchte gegen die Thüre. Unten fluchte der Oberst noch immer, und jetzt, ja wahrhaftig jetzt zählte er: — „Zwei, drei, vier, fünf, nur fünf? und es sollen doch sechs gewesen sind. Wo steckt der H.? denn det der och zu dieser Bande gehören muß, ist mir zu wahrscheinlich? Wo de Raben sich versammeln, fehlt de Krähe och nicht." — Meine Kameraden schienen ihm etwas geantwortet zu haben, doch zu leise, als daß ich's verstand. Aber verrathen hatten sie mich nicht, denn der Oberst brüllte wieder: „So

so, kene sechs? Na, ik will ihn doch schon finden. Mein Friedrich hat sechs gezählt, und sechs muß ich haben, oder en Donnerwetter — Johann, Friedrich, sucht mir enmal durch alle Treppen und Zimmer. Na, der Hausherr wird mir det schon erloben und Dank wissen, wenn ich solch Gesindel such auszurotten. — Und ich will euch ausrotten, wenn och nicht physisch, doch für einige Zeit moralisch." — Darauf hörte ich, wie von allen Seiten Zimmer geöffnet wurden und die Bedienten Treppe auf, Treppe ab sprangen, endlich nahten sich auch schwere Tritte der Thüre, hinter welcher ich ängstlich erwartete, was meine beiden gezwungenen Beschützerinnen mit mir anfangen würden. — Es klopfte leise und sprach draußen: „Mamsell Emilie — Mamsell Bertha!" Keine gab Antwort, doch zogen sie ihre recht hübschen Köpfe aus dem Versteck und blickten sich fragend an. Ich legte meine rechte Hand auf's Herz und schaute so bittend zu ihnen hinüber, wie mir nur möglich war. Es klopfte wieder: „Ich soll Sie fragen, ob Sie nicht gehört hätten, daß Jemand in ein Nebenzimmer gelaufen sei. Man suche eine fremde Person, die sich im Hause versteckt habe." Der edle Domestik hatte doch zu viel Zartgefühl, um direct zu fragen, ob Jemand in ihrem Zimmer sei. Jetzt war für mich der entscheidende Augenblick gekommen. Entweder hatte sich mein Unglück in Glück verwandelt, und ich durfte noch eine kleine Weile in einem Zimmer bei den hübschen Mädchen bleiben, oder sie lieferten mich ohne Gnade aus, ich kam auf die Pritsche, in Arrest, Gott weiß, wie lange! Doch nein! sie lieferten mich nicht aus. Nach einer peinlichen Sekunde, in der ihre Augen eifrig mit einander zu sprechen schienen, schüttelte die hinter dem Vorhang leise den Kopf, worauf die Andere kaum vernehmlich sagte: „Ich weiß von nichts" — „Verzeihen Sie," sprach der draußen, und ich hörte, wie er sich von der Thüre entfernte. In der Freude meines Herzens konnte ich mich nicht enthalten, beiden einen Kuß auf die möglichst ehrerbietige Art zuzuwerfen.

Das Nachsuchen im Hause hatte natürlich für den Oberst kein

Resultat geliefert, und die Bedienten kamen, einer nach dem andern die Treppen herunter und meldeten ihm, man habe nichts gefunden; ein Bescheid, den er jedesmal mit einigem Fluchen und Raisonniren hinnahm. Und ich glaubte schon aus verschiedenen Aeußerungen merken zu können, das Gewitter, welches sich über mich zusammen gezogen, werde sich über dem Haupt Friedrichs entladen, von dem der Oberst nun meinte belogen worden zu sein. „So so," schrie er, „sechs!" Oho, da hast du wohl deine Ogen in einer Bierkneipe gelassen! Wo sind die sechs? Ik will die sechse haben. Er Millionenhund wagt es, Seinem Herrn und Oberst wat vorzulügen? — Sechse — als wenn's mit fünf von diesen Galgenstricken nich schon mehr als zu viel sei! Nu? Ik werde ihn besechsen, ja besechsen." Wäre der Friedrich ein rechtschaffener Kerl gewesen und nicht der beständige Aufpasser und Angeber, so hätte ich mich sicher gemeldet, und ihn von dem Ungemach, das ihn bedrohte, errettet. Doch so dachte ich, daß für die manchen Unbilden, die er uns schon zugefügt, eine Nacht Arrest nicht zu viel wäre. Auch waren meine unglücklichen Freunde gewiß sehr erbaut, wenn ihn der Alte mit auf die Wache schickte, was ihm auch nicht ausblieb. An der Thüre wurde eine Stimme laut, über die ich mich nicht irren konnte. Es war die des Unteroffiziers Herrschaft, der in seinem gewöhnlichen Tone, dem weinerlichsten von der Welt — es war eine eigene Art von diesem Manne, Alles, was er zu sagen hatte, selbst die lustigsten, muntersten Dinge mit einem gewissen Schluchzen der Stimme hervorzubringen, als erzähle er die fürchterlichste Geschichte — dem Obersten die Meldung machte: „Auf Befehl des Herrn Oberst mit drei Mann von der Parkwache," worauf ihm der Alte erwiderte: „Hier übergebe ich Ihnen fünf Vagabunden, die die ehrlichen Leute im Schlaf stören, und denen ik dafür die Nachtruhe auch für einige Zeit verderben will. Die behalten Sie auf die Wache, und" — fuhr er lauter fort, „behandeln sie als Untersuchungsarrestanten. Ik will Standrecht über sie halten lassen, ja Standrecht. Euch soll

en Donnerwetter" — Hier verlor sich seine Stimme in ein gelindes Murmeln, einem verziehenden Gewitter nicht unähnlich, und mit dem Ton, den er annahm, wenn er ironisch sein wollte, fuhr er fort: „und hier ist noch ener, mein geliebtester Bedienter Friedrich, der sich untersteht, seinen Herrn und Obersten anzulügen; den setzt mir die Nacht uf Mittelarrest, ja ja, uf Mittelarrest."

„Herr Oberst," entgegnet ihm H.. „unsere Parkwachtstube ist so klein, daß sie unmöglich alle diese Arrestanten aufnehmen kann. Befehlen der Herr Oberst vielleicht" —

„Oho," sagte der, „ja, da hab' ik eine gute Idee, lassen Se die Wache in ihr Quartier abziehen und besetzen Sie bis morgen früh alle Posten mit dieser liebenswürdigen Gesellschaft."

„Aber der Bediente des Herrn Oberst hat keine Uniform."

„So bleibt er als Arrestant in die Wachtstube, bis um fünf; dann schicken Se ihn mir wieder zu. Ik will die sechse voll haben, ja die sechse."

Unteroffizier H. marschirte nun mit seinen Gefangenen ab, und kaum waren sie vor der Thüre, so hörte ich deutlich die Stimme des Weißkopf, der ein altes bekanntes Lied zu singen anfing, dessen Text er so abänderte:

Er mußte wohl den sechsten haben,
Und sollt' er'n aus der Erde graben.

Auch der Oberst mußte diesen Gesang noch gehört haben, denn während er mit dem Hausherrn und einigen Andern, die wahrscheinlich zur Abendgesellschaft dagewesen und von dem eben erzählten Intermezzo zurückgehalten waren, die Treppe heraufstieg, hörte ich ihn sagen: „Ja, sehen Se, meine Herren, nu haben Se gehört, wie ik den Jungens die beste Ermahnungen und Reden gehalten habe, und det hilft Alles nischt. Ik schick sie in Arrest und kaum drehen sie sich 'rum, so fangen sie an zu singen. Aber ik will dem R. det Singen schonst noch legen."

„Ach, Herr Oberſt," ließ ſich jetzt eine Damenſtimme vernehmen, „verzeihen Sie doch den jungen Leuten, die in ihrem Uebermuth etwas zu weit gegangen ſind."

„Ja," ſagte ein Anderer, „ſie ſind wahrſcheinlich von guter Familie, haben Geld und in ihrer Luſtigkeit des Guten etwas zu viel gethan. Nu, wir haben alle unſere Streiche gemacht. Nicht wahr, Herr Oberſt?"

„Ja wohl, ja wohl," ſagte dieſer. „Aber wenn ik unter meinem alten General ſo in en reputirliches Haus eingebrochen wäre, ſo wäre ik uf die Feſtung ſpaziert. Allens mit Unterſchied."

„Denk dir, Louiſe," ſetzte ein Dritter hinzu, „der mit den weißen Haaren iſt ein junger Graf Weiler, wahrſcheinlich ein Sohn des Regierungsraths in W., der" —

„Wat ſprechen Sie da?" unterbrach hier die Stimme des Alten recht grob die Bitten, die zum Beſten meiner unglücklichen Kameraden laut wurden. „En Graf Weiler in meiner Brigade, da bitt' ik ſehr um Entſchuldigung. Es muß en Irrthum vorwalten."

„Aber, Herr Oberſt, erlauben Sie," antwortete jener, „der junge hübſche Mann mit den ſehr blonden Haaren hat heute Nachmittag in meinem Hauſe eine Karte zurückgelaſſen, auf der deutlich ſtand: Graf Weiler."

„Und wenn ik fragen darf," ſagte der Alte halb lachend, „wat wollte denn egentlich der Herr Graf bei Ihnen, eine Viſite oder ſo etwas?"

„Nein," ſprach jener, „mir galt der Beſuch nicht, ſondern einem andern jungen Militär, der heute bei mir einquartirt wurde, einem Baron von Stein, wie er ſich nannte."

Jetzt brach von T. in ein entſetzliches Lachen aus. Lachen war es eigentlich nicht zu nennen, nein, er wieherte, ſo daß meine beiden Schutzengel, die nicht darauf gefaßt waren, wie ich, zuſammenfuhren. „Hahaha!" brachte er huſtend heraus, „Graf Weiler, Baron Stein! Der Baron, das iſt ſicher der H. Na, ik will

Ihnen nur erklären, daß die beeden Jungens wieder einen von ihren schlechten Witzen gemacht haben. Aber ik kenne diese Geschichten."

Der Andere fing nun an und erzählte, wie es mir diesen Nachmittag in seinem Hause ergangen und daß mir wirklich nur der Graf und Baron ein besseres Zimmer verschafft hätte, da er mich anfangs für einen ganz gewöhnlichen Kanonier gehalten und zu den Bedienten gelegt hätte. Zwischendurch lachte der Oberst beständig, und ich hörte ihn noch durch die jetzt wieder verschlossene Thüre des Salons manchmal in die Worte ausbrechen: „Nu, ich werde det den Jungens nicht nachhalten. Es sind freilich Galgenstricke, aberst wenn sie mir nur keine schlechten Streiche machen. — Nu, ik werde sehen, ob noch einmal Gnade für Recht passiren kann."

Während dies über mich draußen verhandelt wurde, stand ich noch immer an der Thüre, den beiden Mädchen gegenüber, deren Verlegenheit von Minute zu Minute stieg. Keine wagte sich, halb angezogen, wie sie waren, sehen zu lassen, und die ganze Nacht konnte ich doch nicht hier bleiben, obgleich es mir erwünscht genug gewesen wäre. Hatten sie mich einmal errettet, so mußten sie auch auf meine gänzliche Befreiung aus der Höhle des Löwen denken. Dergleichen schienen sie auch zu überlegen; denn die unter der Bettdecke sagte ganz leise zur andern: „Du, Bertha, was machen wir?" — welche antwortete: „Ich weiß nicht," worauf beide wie aus einem Munde leicht hinseufzten: „Ach, wenn wir nur angezogen wären!"

„Meine Damen," sagte ich so sanft wie möglich, „es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo man durch Verhältnisse in Umstände verwickelt wird, die, wenn sie vergangen, nur noch eine Erinnerung wie an einen Traum zurücklassen; Verhältnisse, zu denen man nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge Jahre gebraucht hätte, können sich im Augenblicke knüpfen. So erging es mir. Vor einer Stunde hatte ich noch nicht die Gunst des Schicksals erfahren, Ihre Bekanntschaft zu machen, und stehe jetzt schon so nahe, so traulich vor Ihnen." Hier sah ich, wie die hinter dem Vorhang sich noch fester

hineinwickelte. „Laſſen Sie mich ausreden; vielleicht noch einige Minuten, und ich trete aus dem Zauberkreiſe und halte morgen das Ganze für ein Mährchen, aber," ſetzte ich bedeutend hinzu, „für ein köſtliches Mährchen, an dem ſich nur mein Herz ergötzen darf, und das, erführe es ein Dritter, allen Reiz verloren hätte."

Die unter der Bettdecke wollte ſprechen, brachte es aber nur zu einem gelinden Huſten und Räuſpern, und ich fuhr in meiner Tirade fort: „Schenken Sie mir deßhalb Ihr ganzes Vertrauen, ſprechen Sie zu mir nur ein Wort, damit ich weiß, ob Sie mir ſehr zürnen und wie ich es anzufangen habe, um Sie von meiner läſtigen Gegenwart zu befreien."

So leiſe ich mich auch durch einen Umweg über Menſchenverhältniß, Traum und Schickſal glaubte näher geſchlichen zu haben, mußte ich doch noch eine halbe Viertelſtunde warten, ehe Mamſell Emilie unter der Bettdecke her zu mir ſprach; doch machte ſie auch Umwege, und viel holperichtere, als ich, denn ſie kam ohne Zuſammenhang bei manchem: Ach, O, Ja, und einer ganzen Legion Hm's vorbei, ehe ſie mir ſagte: „Wir — wir — haben — Sie — hm! deßwegen — hm! hm! — nicht verrathen — weil unſer Bruder — auch — Soldat iſt, und — zuweilen — wenn er erzählt — wie — er — auf Urlaub kommt — auch ſolche — du — du — hm! dumme Streiche — macht — und deßwegen — darum — ſo —"

„So — haben wir —" fiel jetzt die Andere ein — „Sie — nicht verrathen — und wollen — auch ſehen — wie wir Sie — ohne Aufſehen fortbringen können — denn hier im Hauſe — können Sie — doch nicht bleiben — das ſehen Sie ein."

„Ja — das werden Sie einſehen," ſetzte Emilie ſchnell hinzu.

„Freilich muß ich das einſehen," entgegnete ich ſehr leiſe.

„Aber Emilie," ſagte die eine, „Ja, Bertha," die andere, „wenn wir nur angezogen wären."

Meine Blicke, die ich mehrmals durch das Zimmerchen ſpazieren ließ, hatten ſich jedesmal auf zwei Seſſel niedergelaſſen, die neben

mir an der Wand ſtanden, und worauf die ſchönſten Sachen in maleriſcher Unordnung lagen, als: zwei ſchneeweiße Corſettchen, zierliche Morgenüberröcke, einige Paar Strümpfe in der liebenswürdigſten Nachläſſigkeit und dergleichen kleine Geſchichten mehr. Kaum waren nun jene Seufzer wegen des Ankleidens zum zweiten Mal erklungen, ſo deutete ich auf die beiden Stühle und bat, ganz über meine Perſon zu verfügen, wenn ich ihnen von dieſen Sachen etwas darreichen könne. Zuerſt' bekam ich keine Antwort; nach einigen Augenblicken ſagte die Eine: „Ja, aber ſchnell!“ und die Andere ſetzte hinzu: „Aber ſchnallen Sie Ihren Säbel ab; es wäre ſchrecklich, wenn der auf den Boden fiele und vielleicht gehört würde.“ Raſch ſtand meine Waffe an der Wand, ich packte die beiden Ueberröcke auf meinen Arm und trug ſie mit leiſen Schritten zu den Mädchen hin, wobei ich das Vergnügen hatte, ſie zweimal auswechſeln zu müſſen, und während ich mich umdrehte, um die Pantoffeln zu holen, ſchlüpften beide hinein und ſtellten ſich zum erſten Mal meinem Blicke ganz dar. Es waren allerliebſte, hübſchgewachſene junge Mädchen. Die eine huſchte zur Thüre hin, legte ihr Ohr an's Schlüſſelloch und lauſchte.

„Es iſt jetzt Alles ruhig,“ ſagte ſie nach einigen Augenblicken, „und wir können wagen, Sie fortzubringen. Willſt du mitgehen, Bertha, oder ſoll ich?“ ſetzte ſie fragend hinzu. — „Ach, geh' du nur,“ entgegnete die Andere. „Wenn dich im allerſchlimmſten Fall auch Jemand ſähe, ſo würde man doch eher alles Andere denken, als die Wahrheit. Aber ich — würde man nicht wieder glauben, ich hätte — ich wäre — nein, nein, geh' du nur!“

„So hören Sie denn,“ ſagte die Erſte wieder, „und merken Sie genau, wir haben noch eine Treppe bis unten, dann gehen wir um die eine Säule links und ſteigen nach vier oder fünf Schritten wieder einige Stufen hinab. Ich öffne eine Thüre und Sie ſchleichen an der Mauer links, drücken ſich aber dicht an dieſe Mauer, damit Sie nicht geſehen werden, bis zum Hofthor, das nicht ver-

ſchloſſen iſt, gehen hindurch und dann ebenſo nahe an der Gartenmauer rechts vorbei, wo Sie zu den Windmühlen am Eingange des Orts gelangen; von da werden Sie den Weg ſchon finden. Nun kommen Sie!"

„Hu!" ſagte Bertha, „mir iſt ſo angſt," und meine kleine Führerin ſeufzte tief auf. „Und Ihren Säbel, den müſſen Sie umſchnallen und feſthalten, damit er uns nicht verräth. Und nun eilen Sie ſich, eilen Sie ſich!"

Sie reichte mir die ſchwere Waffe hin, und wie ich mich bemühte, die Kuppel um den Leib zu ſchnallen, faßte ſie drängend mit ihren Händen an das weiße Leder, als wolle ſie mir helfen. So ſtanden wir uns einen Augenblick ſehr nahe gegenüber, und ich ſah ihr beinahe zu tief in die ſchönen blauen Augen. Sie öffnete behutſam die Thüre und winkte mir. Ich trat einige Schritte weiter in's Zimmer gegen die Andere und bot ihr mit wenigen Worten des Danks meine Hand, die ſie zögernd annahm. Dann folgte ich der kleinen Emilie. Leicht huſchte ſie die Treppe hinab, die jetzt, wie das ganze Haus, in tiefem Dunkel lag. Ich bemühte mich, ihr ganz geräuſchlos nachzugehen. Doch war ich boshaft genug, unten an der Säule zu thun, als wüßte ich den Weg nicht mehr zu finden. Ich fragte ſie leiſe: „Wo ſind Sie, mein Fräulein?" — „Mein Gott, hier," entgegnete ſie, „da, kommen Sie nur." Ahnungsvoll griff ich vor mich in das Dunkel und erhaſchte wirklich ihre hübſche, weiche Hand, die ſie mir entgegenſtreckte. Aber ach, der Weg, den wir noch zurücklegen mußten, war ſo kurz, denn trotzdem, daß ich meine Schritte ſo klein wie möglich machte, waren wir mit neun und einem halben an die Hausthüre gelangt. Emilie öffnete. Ich weiß nicht, mir war die Bruſt eng zuſammengeſchnürt, als ſie verſuchte, ihre Hand aus der meinigen zu ziehen. Der Nachtwind trug aus dem Garten hinter dem Hauſe einen würzigen Duft von Roſen und Jasminblüthen an mein Geſicht, welches ſie dem Herzen hinabſandte, zu lauter Liebesgedanken umgewandelt — noch

eine einzige Minute — und ich ſchlich durch das Hofthor längs der Gartenmauer zur Windmühle, an deren weißem Gemäuer ich mich einige Minuten niederließ und zwiſchen Wachen und Träumen philoſophirte:

Unſer Lebensfaden, eine Blumenguirlande, wird von Genien gehalten und bewacht, die aber, in ihrer Beweglichkeit, bald hierhin bald dorthin ſpringen und ſo unſer Leben in ſteter Unruhe erhalten. Auch ſtreift ihr muthwilliges Spiel manche Blume ab, und mit den abgefallenen ſuchen ſie, mitleidig wie ſie ſind, ein anderes, ganz kahles Gewinde auszuſchmücken. Bald ziehen ſie die Guirlande zu ſtark an, und verurſachen uns Schmerz, bald ſchweben ſie mit ihr in Luſt und Freude herum — doch zuweilen, und das iſt ſehr gefährlich, entſchlüpft ihren Händen das eine Ende, flattert im Unermeßlichen herum, und verwickelt ſich nicht ſelten um eine andere Guirlande. Freilich ſuchen die Genien, beſonders wenn ihnen die Farben der Blumen nicht recht zuſammenzupaſſen ſcheinen, das Verwirrte aufzulöſen, aber bevor es ihnen gelingt, knickt manche Blume, und mancher ſchöne Blüthenkelch wird entblättert. — Die Unachtſamen! Heute Abend hatten ſich wieder zwei Fäden ineinander verſchlungen. — Der alten Windmühle durfte ich vertrauen. — An der Hofthüre hatte ich die kleine hübſche Emilie auf den Mund geküßt und dabei einen leiſen Druck auf meinen Arm gefühlt.

So mochte es ungefähr zwölf Uhr geworden ſein. Ich erhob mich, um mein Haus aufzuſuchen. Trotzdem ich traurig an meine Kameraden dachte, konnte ich mich doch nicht enthalten, über unſer Abenteuer zu lachen, und ſang im Heimweg halblaut vor mich hin:

Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn,
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Nach einigem Umherſuchen fand ich mein Quartier, ſchellte aber wohlweislich nicht, ſondern ſtieg über die Mauer und ſchlich nach

dem Stall, wo ich mich ein paar Stunden neben meinen Rappen in's Stroh legte.

Kaum graute indeſſen der Morgen, ſo war ich auch ſchon munter und der Stallknecht wunderte ſich nicht wenig, mich ſchon ſo früh beim Putzen meines Sattelzeugs zu finden. Auch meinte er, wir ſeien ja auf dem Marſch und da brauche nicht Alles ſo rein und blank zu ſein. Doch wußte ich ſehr gut, warum ich Säbel und Kupferwerk ſorgfältig wie zur Parade putzte, und mit einem naſſen Schwamme die Löcher im Lederzug glättete. Kam ich heute auf den Sammelplatz, und der Oberſt, der mich natürlich noch von geſtern her im Verdacht hatte, wollte ſich an mir reiben, ſo ſollte er wenigſtens lange ſuchen, ehe er etwas Dienſtwidriges an meinen Waffen fand. Auch der Stallknecht half mir, und wie ich gegen fünf Uhr mein Pferd geſattelt hatte und es aufmerkſam beſah, fand ich nichts daran auszuſetzen. Man rief mich zum Frühſtück. Als ich in's Haus ging, ſtand unter der Thüre ein Herr im Schlafrock, der mit einer Stimme, die mir bekannt ſchien, und mit ziemlich ſpöttiſchem Ausdruck dem Herrn Baron von Stein einen guten Morgen wünſchte, den ich mit größtmöglichſter Herablaſſung erwiderte. Nach einer halben Stunde ſchwang ich mich auf mein Pferd und ritt der Windmühle zu, auf welchem Weg ich an dem Hauſe von geſtern Abend, an dem Unglückshauſe vorbei mußte. Ich bog um die Ecke, und ſah vor der Thüre deſſelben die Pferde des Oberſten ſtehen, und er ſelbſt — dies kam mir ſehr ungelegen, — trat gerade aus der Hausthüre, wie ich dieſelbe erreicht hatte. Ich ſetzte mich auf meinem Pferde zurecht, faßte die Zügel ſo ſchön als möglich und ließ meine rechte Hand ganz vorſchriftsmäßig am Sattel herunterhängen. v. T. ſah mich an, und ich glaubte ſchon glücklich vorbei zu ſein, als er mir zurief: „Na, Bombardier H., halten Sie 'mal einen Augenblick.“ Ich wandte mein Pferd auf ihn zu, flog aus dem Sattel und ſtand wie der Blitz zur linken Seite, mit der rechten Hand den Zügel faſſend. Der Alte ging um mich herum,

beſah Alles ganz genau, und fand, Gott ſei Dank! nichts in Unordnung. Auch ſah er ziemlich gut gelaunt aus. „Wahrſcheinlich en gutes Quartier gehabt?“ fragte er mich. „Und enen guten Stall?“

„Zu Befehl, Herr Oberſt.“

„Früh zu Hauſe geweſen, Herr Bombardier? Oder och mit gewiſſen Andern herumflankirt?“

„Zu Befehl des Herrn Oberſt war ich von acht Uhr an zu Hauſe,“ log ich, ohne eine Miene zu verziehen, ſchaute aber ſchüchtern an dem Hauſe empor, wo ſich ein Fenſter öffnete, der Kopf der kleinen Emilie ſichtbar wurde, aber im Augenblick wieder verſchwand.

„Ja, ja,“ lachte der Alte, „nach meinem Befehl ſollte det wohl ſind; aber ik weeß ganz kurioſe Geſchichten. Der Herr Baron von Steen, ja, ja, ik weeß Allens, nu, nu, ik hoffe, det Pferd wird och aus der Baronie fouragirt haben. War det Futter gehörig?“

„Zu Befehl, Herr Oberſt, das gelieferte gut, die blinde Fourage noch beſſer.“

„Na, Bombardier H., ſitzen Se 'mal uf,“ ſagte er, „ik will von de blinde Fourage nichts wiſſen. Und det ſage ik Ihnen, wenn Se mal enen kriegen, ſo muß ich ihn ganz beſonders anlaſſen. Pah! mit det blinde Fouragiren. Wir ſind nicht in Feindesland. — Nu, ik freu mich, dat det Pferd gut ausſieht. Aufg'ſeſſen! Marſch!“

Ich wagte noch einen ſcheuen Blick zu den Fenſtern des Hauſes hinaufzuſchicken, ſah aber Niemand. Wer mochten wohl die beiden Mädchen geweſen ſein! Meine Eitelkeit ſagte, Töchter des Hauſes, wogegen meine Vernunft einige beſcheidene Zweifel aufſteigen ließ. Die Töchter würden wahrſcheinlich mit in der Geſellſchaft geweſen ſein und noch nicht in ihrem Zimmer. Aber die ſorgſame Mutter mochte ſie vielleicht nicht mit den Offizieren in Berührung bringen wollen; und doch wäre zu den Töchtern nicht der Bediente gekommen, und hätte gefragt: „Mamſell Emilie, Mamſell Bertha!“ ſon-

dern die Mama selbst. Vielleicht Verwandte des Hauses oder ein paar Kammermädchen? ich mochte das Letztere nicht glauben. Hätte ich nur heute morgen meinen Stallknecht gefragt! doch hielt mich die Furcht ab, die Mädchen zu verrathen. Unter diesen Betrachtungen kam ich auf den Sammelplatz, und hatte weiter nichts ausgeklügelt, als daß es für mich ein paar allerliebste Mädchen, ein paar rettende Engel gewesen waren.

An der Windmühle waren schon die meisten Batterien versammelt; die fahrenden Artilleristen spannten ihre Pferde ein, und die Unteroffiziere untersuchten Protzen und Laffettenkasten, ob Alles noch in der gehörigen Ordnung sei. Auch Dose war damit beschäftigt; doch sah ich, wie er jeden Augenblick seinen langen Hals herumdrehte, alle Ankommenden musterte und etwas zu suchen schien, wahrscheinlich mich, und so war es auch. Ich ritt zu ihm hin, um mich bei ihm zu melden, stieg ab und nahm meinen Platz bei der Kanone ein.

„Sakrement,“ fing Dose leise zu mir an, und ich bemerkte, daß er sehr mißmuthig aussah. „Ihr habt da gestern wieder schönes Zeug angegeben. Herrschaft hat's dem Kapitän heute Morgen gleich gesteckt und auch gesagt, daß einer der fünf Arrestanten während der Nacht erzählt, auch Sie seien dabei gewesen. Nehmen Sie sich ja vor dem Feind in Acht, er ist gestern und heute fuchswild. Ich habe auch schon meine achtundvierzig Stunden Arrest am Hals.“

„So,“ entgegnete ich ihm, „wofür denn? weßwegen?“

Doch ich konnte seine Antwort nicht mehr anhören, denn schon trat der Hauptmann Feind mit einem Gesichte auf mich zu, das mir nichts Gutes weissagte.

„Warum,“ fragte er böse lächelnd, „melden sich der Herr Bombardier nicht bei mir, anstatt hier zu stehen und zu schwatzen?“

„Herr Hauptmann, ich komme“ —

Er betrachtete mich von oben bis unten, doch da meine Waffen

alle in Ordnung und gut geputzt waren, so suchte er einen andern Haken. Da ich eben vom Pferde gestiegen war und mich natürlicher Weise einige Augenblicke später beim Abmarsch der Batterie wieder aufsitzen mußte, so ließ ich meinen Säbel am Kuppel hängen und nahm ihn nicht in die Hand, wie er mit mir sprach. Darauf blieb sein Blick haften.

„Wissen Sie nicht, wie man seinen Säbel zu halten hat," fuhr er fort, „wenn man mit dem Vorgesetzten spricht?"

„Zu Befehl, ja, Herr Hauptmann."

„Hören Sie, Herr, mir scheint, Sie haben heute Morgen wieder einmal zu stark gefrühstückt. Wachtmeister — Auch ist mir von dem großen Scandal erzählt worden, bei dem Sie, Herr, natürlich auch betheiligt waren. — Wachtmeister Löffel!"

Der Gerufene trat näher und ich wußte bei diesem Eingang schon, wie weit ich für heute war; denn der Hauptmann Feind steckte seine Hand unter's Collet und begann mit dem Fuß auf die Erde zu treten.

„Wachtmeister, dieser Mann hier — notiren Sie" — sprach er so langsam wie möglich und mit einer unnachahmlichen Malice, „kommt in W. drei Tage auf's Holz bei Wasser und Brod wegen nächtlichem Unfug auf der Straße."

„Aber, Herr Hauptmann," entgegnete ich.

„Aber, Herr Bombardier," sagte er höhnisch, „drei Tage Mittelarrest. Herr, Sie soll ein Donnerwetter erschlagen! Ich will Ihnen schon den Weg zu den Epauletten versperren!"

Ich stand wie angedonnert. Nach diesem freundlichen Morgengruß wandte er sich von mir und bestieg sein Pferd! denn neben der Windmühle ließen sich mehrere weiße Federbüsche sehen, und von allen Seiten galloppirten die Offiziere dahin, um ihren Rapport zu machen. Der Oberst v. T. kam so eben an, und ritt von den Abtheilungs-Kommandanten und Adjutanten begleitet, freundlich lachend zwischen den Batterien umher. Wie waren diese

beiden Vorgesetzten, der Feind und unser Alter, von einander verschieden! Jener, die Malice selbst, strafte ohne Herz, kalt und grausam, ohne sich dabei zu ereifern. Dieser war mürrisch, unendlich grob, strafte auch, aber gewöhnlich erst, nachdem er sich so erelfert hatte, daß es uns leid um ihn that. Doch war er meistens gerecht und pflegte oft zu sagen: „Nu, sitzt man die drei Tage, ik würde euch schon pardonniren; aberst Ordnung muß sind.“ Deßwegen wären wir aber Alle für den Mann in den Tod gegangen.

Bei dem Obersten meldeten nun zuerst die Abtheilungs-Kommandanten, und die meisten schienen die wichtige Meldung gemacht zu haben: es sei nichts vorgefallen; denn v. T. legte zuweilen, ohne eine Miene zu verziehen, seine Hand grüßend an den Federhut, und ritt langsam auf unsere Batterie zu. Dann kamen die Hauptleute und Alles blieb ruhig, bis unser lieber Feind, den der Oberst wegen vielerlei Ursachen, so auch wegen des ewigen Verklagens und Strafens nicht recht leiden konnte, seinen Morgengruß darbrachte. Dose und ich paßten genau auf, was der Oberst für eine Miene machen würde, denn daß uns der Kapitän noch obendrein bei ihm anzeigen werde, war gewiß. Jetzt hielt von T. sein Pferd an, und ich hörte ihn sehr laut sagen: „Nun, mit det ewige Strafen bei dieser Batterie! Was is denn da wieder passirt? Ik will doch enmal sehen, Se nennen mir da wieder eine ganze Litanei von Namens, die ik nich alle behalten kann. Na, was hat denn der Unteroffizier Dose, den ik doch als einen ziemlich ordentlichen Menschen kenne, begangen?“ Bei diesen Worten stieg er mürrisch vom Pferde und trat an unser Geschütz.

„Herr Oberst,“ rapportirte der Feind, Hand an den Tschako, „als die Batterie heute Morgen zusammentrat, sah ich zufällig in dem Vorrathswagen dieses Unteroffiziers nach, und fand in demselben einen unserer Fouragiersäcke, die gestern alle leer waren, voll Hafer. Auf meine Frage, woher die Fourage sei, hatte der Mann

die Verwegenheit mir vorzulügen, die Kanoniere hätten von der gestrigen Ration das, was heute Morgen noch in der Krippe gelegen, zusammengescharrt und in den Sack gethan. Aber, Herr Oberst, ich kann ihn herholen lassen, es ist mehr, als gestern im Ganzen geliefert wurde. Ich dictirte dem Unteroffizier achtundvierzig Stunden Mittelarrest."

„Hm! so! so!" entgegnete von T. „Aber man weiter! Wat hat denn so egentlich der Trompeter gethan, von dem Se mir vorhin sagten? Lassen Se mal vortreten. Hierher, mein Sohn!"

Einem unserer Trompeter hatte ich heute Morgen angesehen, daß er kein gutes Gewissen hatte; denn er blinzelte beständig nach dem Oberst hin, und seine Sachen waren gerade so ausnehmend sauber geputzt, wie die meinigen. Jetzt, wo der Alte sich nach ihm erkundigte, streckte er sich lang und begegnete gleich dem suchenden Blick des Hauptmanns, der ihm mit einer gebieterischen Handbewegung befahl, näher zu treten. Der Trompeter war ein sehr hübscher, schlank gewachsener Kerl, und trug die Decoration der Unteroffiziere, denn er diente schon an zehn Jahren und sah, wie er nun dem Oberst gegenüber stand, gar nicht mehr so verlegen aus, wie früher, sondern schaute dem Alten recht keck in's Gesicht. Sein schwarzer, sehr langer Schnurrbart, den er gewöhnlich gegen die Vorschrift zierlich zuspitzte und wichste, hing ihm heute, wie es von T. am liebsten sah, über den ganzen Mund, die Lippen und das halbe Kinn verdeckend.

„Nun," fuhr ihn der Alte an, „was hat Er denn wieder angegeben? Dient schon eine gute Zeit und kann die Narrenstreiche noch nicht lassen. Doch ik hoffe, er hat bei Seiner Maskerade, von der ik durch Seinen Herrn Hauptmann etwas gehört habe, nur einen schlechten Witz ausführen wollen. Wie war die Geschichte?"

„Herr Oberst," erzählte der Trompeter, „gestern Abend, nachdem ich in mein Quartier gegangen war, mein Pferd abgesattelt und gehörig verpflegt hatte, sitze ich kaum in der Stube, da tritt

der Kanonier Müller herein und beklagt sich, er habe ein gar zu schlechtes Quartier, auch fast nichts zu essen bekommen, und trotz dem, daß das Haus seines Bauern sehr groß wäre, sei ihm ein schmutziger Winkel hinter der Treppe zum Schlafen angewiesen worden, und dabei bat er mich, weil ich doch schon länger diente und die Sache besser verstände, ich möchte ihm doch helfen, daß ihn der Bauer etwas besser tractire. Ja, sehen Sie, Herr Oberst, und da bin ich mit ihm hingegangen, und hab' dem Wirth etwas scharf in's Gewissen geredet, und — dann — ja" —

Feind griff an seiner Tschako und sagte: „Erlauben, Herr Oberst, der Trompeter beging die außerordentliche Frechheit, auf seinen Tschako einen weißen Federbusch zu stecken und an die Schwalbennester auf seinem Collet Fransen von Goldpapier zu nähen."

„So," sagte von T., „Er hat auf seinen Hut einen Federbusch gesteckt, wie ihn Sein Oberst trägt?"

„Zu Befehl, nein," erwiderte der Trompeter, „er war nur von Papier."

„Dann," referirte der blasse Feind weiter, „ist dieser Mensch in das Quartier des Kanonier Müller gegangen, hat gewaltig geflucht und unter einer Masse von Schimpfwörtern dem Bauern auseinander gesetzt, er sei der Hauptmann der Batterie und habe gehört, man lege seine Kanoniere in's Hundeloch unter die Treppe. Augenblicklich soll er ihm die Zimmer seines Hauses zeigen, unter denen er eins aussuchen werde."

Dem Oberst fuhr ein kleines Lächeln wie ein Blitz über die Züge, doch hörte er gleich wieder mit ernster Miene zu.

„Der arme Bauer," erzählte der Hauptmann weiter, „schließt in der Angst seines Herzens, weil ihm der Trompeter mit dem Säbel droht, seine Wohnung auf, und die beiden saubern Gesellen suchen sich das beste Gemach aus, wo sie das Sattelzeug und ganze Gepäck des Kanonier Müller hineinschleppen und der Bauer mußte

obendrein noch einen Krug Bier bringen, den sie auf das Wohl Seiner Majestät unseres allergnädigsten Königs austrinken. Doch kommt dem Hauswirth die Sache ein wenig verdächtig vor, und nachdem sie die beiden entfernt haben, geht er zum Wachtmeister, der in einem Nebenhofe liegt, und erzählt ihm das Vorgefallene, wodurch es sich natürlich gleich aufklärte. Ich ließ den Trompeter und Kanonier holen und dictirte Beiden drei Tage Mittelarrest."

„So, so, hm, hm!" sprach der Oberst wieder und sein Gesicht, das sich bei der Erzählung des Hauptmanns Feind aufgeklärt hatte, wurde bei der Erwähnung der drei Tage Arrest so mürrisch, wie früher. Er rückte seinen Federhut auf's rechte Ohr. „Nu, nu," fuhr er heraus, „und wat hat denn der Dritte gethan, von dem Sie gesprochen. Ik globe, es war der Bombardier H. Kommen Sie hierher, Bombardier! der hat ja in der Stadt gelegen, wat is mit dem?"

„Wie mir heute Morgen der Unteroffizier Herrschaft meldete," fuhr der Feind fort, „haben der Herr Oberst gestern Abend fünf junge Freiwillige auf die Parkwache geschickt, weil sie sich nächtlichen Straßenunfug zu Schulden kommen ließen, und da einer von diesen während der Nacht äußerte, der Bombardier H. sei ebenfalls dabei gewesen, aber entkommen, so habe ich ihm, denn ich kenne den Mann und weiß, daß er bei einer ähnlichen Gelegenheit nie fehlt, auch drei Tage-Mittelarrest zuerkannt."

Nach dieser Anklage schaute ich erwartungsvoll zum Alten empor, der mit einem gewaltigen Ruck seinen Federhut wieder auf das linke Ohr brachte, den Säbel auf die Erde stemmte und einen gelinden Zorn zu bekämpfen schien.

„Hören Se, Herr Hauptmann Feind," sprach er so ruhig als möglich, doch sahen wir zu unserer großen Freude, daß er an sich halten mußte, um nicht grob zu werden; „ik will ihnen unter uns sagen, dat mir det ewige Strafen durchaus nicht gefällt, überhaupt bei solchen Gelegenheiten wie die drei erwähnten, und wenn der

Oberſt von T. ein gut Wort einlegt, ſo wird der Trompeter, ſowie der Unteroffizier Doſe nur eine Strafwache erhalten, und der Bombardier H. gar nischt, denn ik, der alte T., Commandeur von die ſiebente Brigade, ſage Ihnen, det er nich bei die fünf geweſt iſt. Hören Se, Herr Hauptmann Feind, er war nich bei die fünf, und wenn er och dabei war, ſo bekommt er doch keene drei Tage Arreſt; denn ik, ſein Oberſt, habe ſie alle pardonnirt, weil ſie nur einen dummen Streich gemacht haben, und zwei dumme Streiche verzeihe ik viel lieber als eine Nachläſſigkeit. Ordnung muß ſind."

Wir ſahen uns alle mit verklärtem Blicke an; jedem rollte ein Stein vom Herzen. Der Alte griff an ſeinen Federhut und wandte ſich an einen Commandeur der Abtheilung.

„Herr Oberſt-Wachtmeiſter, laſſen Se uffſitzen und abmarſchiren."

Dann beſtieg er ſein Pferd, und ritt, von ſeinen Adjutanten und Ordonnanzen gefolgt, aus den Batterien, nach dem freien Platze an der Windmühle, um die Abtheilungen bei ſich vorbei defiliren zu laſſen.

Auch der Hauptmann Feind beſtieg ſein Roß, wobei er Doſe und mich mit einem böſen Seitenblick beehrte, zog den Säbel und commandirte: „An die Pferde — Stille geſtanden" — Mit einem Male ſtockte jetzt die noch vor einem Augenblick ſo lebhafte Bewegung an allen Geſchützen, die Stückknechte traten zu ihren Pferden, den Kantſchuh in der linken Hand, die Reiter hinter die Kanonen und Haubitzen — keiner rührte ſich. Für mich war dieſer Augenblick immer der angenehmſte und intereſſanteſte geweſen. Wenn Alles in Ordnung war, das Pferd gehörig geſattelt und gepackt, alles Reinliche Nachſuchen nach Roſtflecken am Säbel u. ſ. w. hinter uns lag, wenn das Pferd ungeduldig trat, und ich mich nur hinaufſchwingen durfte, um ein Reitersmann zu ſein; dann war ich mit den Piſtolen am Sattel und dem Säbel an der Seite ein wirklicher Krieger; kein Soldat, deſſen Hauptbeſchäftigung es iſt, nach Zählen rechts- und linksum zu machen und das Lederzeug zu

putzen. Dies war der einzige Augenblick, in welchem mir das Soldatenleben noch in dem Lichte erschien, in dem ich es in meinen früheren romantischen Träumen erblickt hatte. Besonders heute Morgen beim Abmarsch war ich sehr froh gestimmt. Vor uns lag das Manöver, von dem mir Dose so viel Schönes erzählt hatte, sowie von der Annehmlichkeit, einmal vier Wochen bei den Bauern zu liegen, natürlich auf einem schönen großen Hofe, wo man sich Abends in's Gras unter die jungen Aepfel- und Birnbäume legte und dem melodischen Läuten der heimkehrenden Heerde zuhorchte; hinter mir waren die verfluchten drei Tage Mittelarrest, die mir der gute Feind gegönnt; unter mir das bethaute duftende Gras; über mir der blaue Himmel, und in meinem Herzen der Kuß der hübschen, lieben Emilie. — „Aufgesessen!" das Wort fuhr zündend in meine Träume. Ich flog in den Sattel — „Marsch!" — und als die Trompeter munter die Melodie: „Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd! aufs Pferd!" schmetterten, fühlte ich mich ganz glücklich und pfiff dieselbe Weise laut für mich hin: doch nicht lange, denn unser Wachtmeister Löffel, das Echo des Kapitäns, der mich ebensowenig leiden konnte, wie dieser, ritt an mich heran, drehte seinen Schnurrbart und sagte in nicht sehr liebevollem Tone: „Hören Sie, Herr, Ihnen wird man das Pfeifen doch noch einmal legen." Schnee an einem Frühlingsmorgen. Ich konnte mich im jugendlichen Uebermuth nicht enthalten, dem dicken Wachtmeister ganz ruhig zu antworten: „Meinen Sie mich? Ganz recht, heute ist Dienstag." Er antwortete nichts darauf, doch zog er sein Notizenbuch hervor, und schrieb etwas hinein, was er später dem Kapitän zeigte, der eine Bewegung mit Kopf und Hand machte, als wollte er sagen: „Ich will das schon arrangiren!" Und er arrangirte es auch so, daß mir der Abtheilungs-Commandeur bei der nächsten Parade für einen kleinen Riß in meinem Futterbeutel drei Tage Mittelarrest gab. Ländlich, sittlich!

Durch Staub und Sonnenhitze, abwechselnd bald singend, bald

sachen, bald mürrisch und fluchend, zogen wir durch die einförmige Pappelallee der Landstraße, und es mochte ungefähr zwei Uhr geworden sein, als wir

„wie ein Gebild aus Himmelshöhen"

den Stabsquartiermeister auf seinem magern Schimmel mit der mächtigen Briefstasche unter dem Arm bei einer Biegung der Straße auf uns zutrotten sahen. Jedes Gesicht klärte sich auf und selbst die Pferde schienen des langen Marschirens müde; denn als der alte Oberst vorn an der Spitze sein Halt donnerte, bedurfte es nur eines gelinden Zupfens an den Zügeln, um sie gleich zum Stehen zu bringen. Der Mann mit der Briefstasche öffnete dieselbe, und herauspazierte Dorfschaft um Dorfschaft, in die unsere Batterien zu liegen kamen; ein Theil der Brigade nach der Festung W., die eine Batterie hierhin, die andere dorthin, und da die Dörfer in hiesiger Gegend meistens nur aus einigen Höfen bestehen, so blieb auch fast keine einzige Batterie beisammen, sondern beinahe jedes Geschütz hatte seinen eigenen Hof oder sein Dorf. Das unsrige hieß Fettenweiden, ein Name, der unserem Oese sehr zu gefallen schien, indem er hoffte, etwas von der fetten Weide müsse auf's Quartier übergegangen sein; doch leider weit gefehlt: es war entsetzlich mager. Der Alte hielt uns noch von seinem Roß herunter, wobei er beide Arme in die Seite stemmte, eine Rede über gutes Verhalten, Ordnung in den Quartieren und Sorgsamkeit auf Waffen und Monturen, wovon wir aber bei dem allgemeinen Scharren der Pferde und Klirren der Geschirre nur einzelne Worte und Ausdrücke, die den dumpfen Baß seiner Stimme wie Blitze durchschutten, verstanden, besonders sein „denn ich sage euch, Ordnung muß sind!" das er heute sehr häufig anwandte. Auch der Kapitän Feind, von dem wir uns leider trennen mußten, denn er lag in einem andern Dorfe, hielt uns zum Abschied noch eine Rede voll Moral. Seine liebenswürdigen Redensarten wegen um den alten Text vom

zu starken Frühstücken gewickelt. Endlich waren wir erlöst. Dose ließ aufsitzen und nach einer halben Stunde gelangten wir zur fetten Weide, fünf bis sechs kleinen Häusern, die am Rande der Haide lagen, auf der die Manöver abgehalten wurden. Doch hatten wir auf der andern Seite einen dichten Eichenwald, den ein kleiner Bach von den Höfen trennte, und im Hintergrund stiegen schlanke Pappeln und Tannen auf, zwischen denen ein schönes gelbes Gebäude durchblickte, das Landhaus eines Grafen R., bei dem unser Abtheilungs-Commandeur im Quartier lag.

Dose's Gemüth, das der Anblick der kleinen Häuser etwas niedergebeugt hatte, wurde erfreicht durch den grünen Wald, den Bach, und das Palais im Hintergrunde. Er vertraute, daß er fühle, wie die Poesie bei ihm zurückkehre, versprach mir fest, mich nächstens mit einigen Gedichten zu überraschen, und träumte, während wir unsere Pferde durch eine große Mistpfütze in einen schlechten Stall ziehen mußten, von Waldpromenaden, Nachtigallen, murmelnden Quellen und dergleichen, und sagte mir: „Ach, es gibt für mich nichts Poetischeres, als Verse zu machen!“

Sechstes Kapitel.

Standquartier. — Marketender.

Der Stall, romantisch am Ufer einer Mistpfütze gelegen, genügte kaum den allerbescheidensten Ansprüchen, die man in Cantonirungen an dergleichen Lokale machen kann. Wir hatten unsere vier Pferde, meines, das des Unteroffiziers und die zweier Kanoniere, unserer Bursche, nothdürftig untergebracht. Wir traten in's Haus, und ich war nun gespannt auf Dose! denn er hatte mir

Achtsamkeit auf seine Mienen und Reden geboten, damit ich lerne, wie man es anzufangen habe, um sich bei den Bauersleuten in Respekt zu setzen. Die Frau kam uns an der Thüre entgegen und hinter ihr stand der Bauer, einen weiten Kratzfuß machend, wobei er seine Mütze abnahm. Sie jedoch pflanzte sich in freier Haltung vor uns auf, die Herrscherin, und fragte ziemlich barsch nach unserem Quartierbillet. — Da steckte Dose seine Hand unter's Collet und begann mit dem Fuße heftig auf die Erde zu treten, ungefähr wie es unser Kapitän Feind in wichtigen Momenten zu thun pflegte. Dann begann er der Frau eine Rede zu halten, von der ich jedoch nur einzelne Worte verstand, obgleich ich so ziemlich in Dose's Redensarten eingeweiht war, und ich nicht nur seine Stallmaximen auf's Genaueste kannte, sondern auch bei allen Ergüssen seiner Poesie, sobald ich die drei ersten Worte gehört hatte, das Ende zum Voraus wußte. Er sprach vom beschwerlichen Kriegsdienst, von mühsamer Beschützung des Vaterlandes, sehr häufig hörte ich die Worte Patriotismus und Preußen; er verstieg sich sogar bis zu Deutschlands Einheit, und schloß ungefähr so: wenn er auch ein Ostpreuße sei, müsse man ihn doch hier am Rhein als Vaterlandsvertheidiger mit offenen Armen empfangen.

Der Frau erging es bei dieser Rede nicht besser, als mir; sie sah bald Dose, bald mich und die beiden Kanoniere hinter mir an, und wußte wahrscheinlich heute noch nicht, was sie ihm antworten sollte, wenn nicht der Bauer, der mehreremale wohlgefällig mit dem Kopfe genickt, uns Allen aus der Verlegenheit geholfen hätte. Er stieß das Weib ziemlich heftig in die Seite und sagte zu ihr, als sie sich unfreundlich nach ihm umwandte: „Verstehst du denn die Herren nicht? Sie wollen hier bei uns gut essen und trinken.“ — Ich mußte über die Naivetät des Bauers herzlich lachen; aber Dose, der sich nicht aus dem Concept bringen ließ, war durch diese Aeußerung gerührt und deklamirte mir, während wir nach der Stube gingen:

— Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Die Frau, welcher die unverstandene Rede Dose's, sowie seine Figur sehr imponirte, fragte für den Augenblick nicht weiter nach dem Quartierbillet und gab uns, nachdem ihr Gemahl unsere Gefühle gedolmetscht, die Versicherung, darüber sollten wir uns beruhigen, wir würden mit ihnen an Einem Tisch und aus Einer Schüssel essen. — Sehr schmeichelhaft! Aber die Frau hatte leider die Wahrheit gesagt; alle Mahlzeiten, während der ganzen Dauer unseres Aufenthaltes, bestanden im wahren Sinne des Wortes nur aus Einer Schüssel, die sich mit einigen Variationen täglich zweimal wiederholte. Morgens war die Schüssel mit einer Art Mehlbrei angefüllt, worin einige Kartoffeln und Bohnen schwammen; Nachmittags dagegen, wenn wir von den Schießübungen zurückkamen, enthielt die Unvermeidliche dasselbe, nur daß die genannten festern Bestandtheile vorherrschend waren und der Mehlbrei nur eine Art Brühe darüber bildete.

Dieser Eintritt in unser Cantonirungsleben wischte sogleich eine ziemliche Menge des glänzenden Staubes ab, den Dose's Aeußerungen darauf gestreut, besonders nachdem uns die Wirthin das Nachtlager gezeigt hatte. Es bestand aus einem Alkoven in der Hausflur, der keinen andern Aus- und Eingang hatte, als eine Elle über dem Boden ein Loch von drei Fuß im Gevierte, daß ich anfänglich für die Thüre eines Wandschranks hielt. Als es Abend wurde und wir uns hineinlegten, kam uns das Lager so spaßhaft vor, daß wir lange Zeit vor Lachen nicht einschlafen konnten. Dose, sonst ein so großer Wagehals, getraute sich nicht, in den Kasten zu steigen, ehe er das Terrain genau recognoscirt hatte. Unserer vier sollten diesen Raum einnehmen, und wir fanden ihn dafür gerade groß genug. Er war an zehn Fuß lang und ebenso breit, auf dem Boden mit Stroh bedeckt, darüber einige große Federbetten gebreitet. Wir vier standen ausgezogen hintereinander vor der Oeffnung, und

Doſe als unſer Chef ſtieg mit ſeinen langen Beinen bequem hinein. Da aber der Boden im Innern etwas tiefer war, als außen, verlor ich bei meiner kleinen Statur, als ich reitend in der Oeffnung ſaß, das Gleichgewicht und fiel meinem Vorgeſetzten auf den Leib. Den beiden Kanonieren erging es nicht beſſer, ſo daß wir im Alkoven auf einem großen Haufen übereinander lagen.

Daß in Doſe ein General verloren gegangen ſei, daran hatte ich nie gezweifelt, und in dieſem kritiſchen Augenblick zeigten ſich ſeine großen Eigenſchaften: Kaltblütigkeit und Energie, wieder recht deutlich. Er forderte von der Wirthin mit ſeiner Stentorſtimme ein Licht, richtete ſich dann mühſam auf und theilte, obgleich er gebückt ſtehen mußte, mit vieler Würde die Plätze aus. Ich kam neben ihn zu liegen, die beiden Kanoniere uns ſo gegenüber, daß ihre Beine faſt an unſere Knie reichten. Doſe hatte mit vieler Einſicht dieſe Einrichtung getroffen, weil wir nur eine einzige Decke beſaßen, die obendrein etwas zu klein war. Legten wir uns Alle nebeneinander, ſo war vorauszuſehen, daß ſie ſich in der Nacht durch die Bewegung des Einen oder des Andern verſchieben mußte, was ſo nicht leicht möglich war; wir hielten das obere Ende feſt, die beiden Kanoniere das untere, wodurch die Decke wie ein Trommelfell ausgeſpannt wurde.

Doſe, der die Humanität beſaß, faſt alle ſeine Befehle mit triftigen Gründen zu belegen, erzählte uns vor dem Einſchlafen aus ſeinem früheren Leben eine Geſchichte, weßhalb er ſich ſcheue, in einem Bette mit vielen Leuten nebeneinander zu ſchlafen. Ich will den Leſer mit der Vorrede, die er immer anbrachte, verſchonen und gleich beim Kerne anfangen. „Wir waren," erzählte er, „mit der ganzen Batterie einſtens bei einem Durchmarſch in ein kleines Dorf gelegt worden, wo auf jedes Haus acht bis zehn Mann kamen. In meinem Quartier waren neun Mann, die ſich auf zwei Betten vertheilen mußten. Ich, damals noch Bombardier, wurde als Vorgeſetzter mit vier Kanonieren in ein Bett gelegt; der Unteroffizier

nahm mit den drei übrigen das andere. Unser damaliger Geschützführer, Gott habe ihn selig! hatte nämlich die sehr richtige Ansicht, die Kanoniere, wenn es möglich sei, selbst im Bett nicht ohne Aufsicht zu lassen. Obgleich mein Bett sehr breit war, fand es sich doch, daß wir nicht anders als auf der Seite liegen konnten, zusammengeschachtelt wie die Löffel in einem Löffelkörbchen. Ich hatte den rechten Flügel und die weise Einrichtung getroffen, daß Alle sich nach meinem Commando zugleich auf die andere Seite legen mußten, zu welchem Zwecke ich zuweilen während der Nacht die Commando's zu rechts- und linksum gab. Einmal jedoch verstand der linke Flügelmann schlaftrunken das Commando falsch und machte die entgegengesetzte Wendung. Ihr könnt euch denken, daß die ganze Linie in die größte Confusion kam. Mein Rufen nach Ordnung half nicht mehr; die schwache Bettlade konnte den gewaltsamen Evolutionen nicht widerstehen, brach mit lautem Gepolter auseinander, und wir lagen auf der Erde. Das Sonderbarste bei der Sache war aber, daß, nachdem wir die Betttrümmer bei Seite geschafft und das Bettzeug auseinandergezogen hatten, jeder mit Verwunderung bemerkte, daß er besser liege als vorher. Ich versichere euch," schloß Dose, „es geht nichts über die Erfahrung."

Die Haide, auf der die Schießübungen abgehalten wurden, hatte eine Erstreckung von mehreren Stunden. Der Boden war ziemlich hart, an den meisten Stellen eben, und das ganze Terrain von dichten Tannenwäldern eingeschlossen, zwischen denen die Dörfer lagen, in welchen sich die Brigade vertheilt hatte. Bei der Einrichtung dieser Haide zu unserem Schießplatze hatte man, was beim Militärdienst sonst so selten vorkommt, sich bemüht, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Auf der einen Seite befand sich, aus Rasen und Erde aufgeführt, das Modell einer Bastion nach Vauban, das als Ziel für die schweren Geschütze und leichten Mörser galt; daneben befand sich eine kleine Redoute, in welche man schwere Bomben warf, und rechts und links von diesen Werken

waren zwei Scheiben aufgestellt, jede sechs Fuß hoch und an hundert Fuß lang, entsprechend der Ausdehnung eines Bataillons Infanterie. Die weißen Wände waren durch schwarze senkrechte Striche, je zwei Fuß voneinander, abgetheilt, um bei Kartätschenfeuer genauer sehen zu können, wie viele Kugeln auf die Person kämen. Hinter diesen Werken dehnte sich die Haide etwa noch eine Stunde weit aus. Dort befand sich eine andere große Erhöhung von Sand, der Kugelfang genannt, wo sich die Kugeln, die über die Ziele hinausflogen, einbohrten und später ausgegraben wurden. Diese Anstalten waren das Nützliche bei der Sache.

Das Angenehme befand sich ungefähr tausend Schritt von der Bastion, nämlich die Standplätze für die Batterien, für die Marketender und die Bier- und Weinbuden. Hier war der eigentlich poetische Theil des ganzen Manövers. Ein Platz von ungefähr vierhundert Fuß im Gevierte war mit Akazien bepflanzt worden, die einen nothdürftigen Schatten gaben. In der Mitte stand auf einem kleinen Hügel die Wachthütte der verschiedenen Artillerieparks; ein stattlicher Vierundzwanzigpfünder, aus Blech geschnitten, zeigte als Fahne auf dem Dache die Richtung des Windes an. Um diesen Hügel lagen Interimsbauten, einfach aus Brettern aufgeführt, theils für Laboratorien eingerichtet, theils zur Aufbewahrung der Munition, sowie, etwas entfernt, verschiedene Pulverschuppen. Ein Brunnen mit sehr klarem Wasser, der neben der Wachtstube stand, gab das wohlfeilste, unschuldigste Getränk.

Ebenso gut organisirt, wie die Brigade selbst, und ebenso abgetheilt in schwere und leichte Batterien, war das Marketender- und Verpflegungskorps. Die Unteroffizierweiber, die Kommisweiber, nach dem technischen Ausdruck, bildeten die leichten, reitenden Batterien. Sie umschwärmten uns mit ihren Tragkörben oder kleinen Ziehkarren den ganzen Tag, und einige der couragirtesten brachten sogar während des Schießens Gläser mit Branntwein und dergleichen bis an die Geschütze. Andere hatten unter die Akazienbäume

kleine Tische gestellt, wo sie in den Ruhestunden ihre Artikel verkauften, die sich hier schon bis zu einem Glase Bier ausdehnten, wogegen die ebengenannten leichten Truppen nur Branntwein mit in's Feld nahmen. Die schwere, solide Festungsartillerie hatte sich etwa hundert Schritt hinter der Wachtstube in langer majestätischer Reihe gelagert. Dies waren Lieferanten aus der Stadt, die meistens vollständige Buden gebaut hatten, in denen sie für baares Geld an Eß- und Trinkwaaren abgaben, was ein Soldatenherz nur erfreuen kann. Um Kunden anzuziehen, hatte jeder seine Bude mit einem saftigen oder pikanten Namen geschmückt. Besonders die Aufschrift einer Bude: „zum nassen Schwamm," hatte Nachahmer gefunden. Es gab da einen Comparativ, und Einer, um den Andern den Rang abzulaufen, nannte seine Bude sogar „zum allernassesten Schwamm." Daneben prangte „der lustige Kanonier," sowie „der flotte Kanonier." Letztere Benennung war dem alten Oberst stets ein Dorn im Auge. Da er gleich am ersten Tage geboten, dieses Schild abzunehmen, und dadurch die Bude gleichsam in Verruf gethan hatte, erfreute sie sich des größten Zuspruchs und die Benennung „zum flotten Kanonier" pflanzte sich um so mehr fort. So oft der Alte mit seinem Schimmel auf die Haide kam, hielt er ein paar Sekunden vor der Bude still und pflegte stets einige böse Worte zu murmeln, als: „Ik will det nich leiden! Ik will keenen flotten Kanonier, oder een Donnerwetter! —" Dabei bewies er eine so merkwürdige Consequenz, daß er Alle, die er aus dem flotten Kanonier herauskommen sah, von Weitem auf das Genaueste musterte, und wehe, wenn er an einem Solchen etwas Dienstwidriges fand. Man hatte sich sehr in Acht zu nehmen, ihm auf diesem bösen Platze zu begegnen; es war, als wolle er ihn zu einer Art Schädelstätte machen und dadurch in schlimmen Geruch bringen.

So stand einst ein unglücklicher Hornist vor dieser Bude und sah den Oberst nicht, der plötzlich hinter ihm aus dem Gebüsch heraustritt. Der Aermste hatte dadurch gegen die Regeln des An-

zugs gefehlt, daß er sein Horn am langen Riemen, der sich daran befindet, über der Schulter trug, während er es ordonnanzmäßig um dasselbe herumgewickelt haben sollte. Der Oberst sah dies, stieg flugs vom Pferde, näherte sich dem Hornisten, faßte mit seiner kräftigen Hand plötzlich den Riemen, zog ihn stark an und hatte so den Kanonier wie in einer Schlinge gefangen. Unter einer Fluth von Flüchen schwang er ihn wie einen Kreisel um sich herum. „Seht mir eenmal einer den Herrn an!“ schrie er. „Ik, sein Oberst, hab' ihm befohlen, das Riemenzeug zu schonen, und der nixnutzige Blechpfeifer amusirt sich, et systematisch zu ruiniren! Ha, Millionenhund! du bist wohl och euer von die flotte Kanoniers? Ik will euch beflotten? Wem gehörst du so egentlich? Bei welcher Batterie bist du?“ — „Von der siebenten Fußbatterie, Herr Oberst.“ — „So, so,“ wandte sich der Alte zu einem der herbeigekommenen Offiziere, „von Ihrer Batterie, Herr Hauptmann N.? Sie commandiren die flotten Kanoniers? Na, geben Sie diesem eenmal vierundzwanzig Stunden Mittelarrest. — Een Donnerwetter!“

Der Oberst war durch dieses gewaltsame Manöver so außer Athem gekommen, daß er seine Rede abbrechen mußte. Er ging lange mit großen Schritten vor dem „flotten Kanonier“ auf und ab und drohte mit der Faust; aber alle Gäste hatten sich durch eine Hinterthüre längst geflüchtet, und der Eigenthümer war im Zweifel, ob er nicht, wie vor einem Gewittersturm, Fenster und Thüren schließen sollte.

Eine andere Bude hieß „zur brennenden Lunte“ und eine solche hing beständig an einem Stück Holz vor der Thüre. Auch diese erfreute sich nicht der Gunst des Obersten: denn er pflegte zu sagen: „Er will mir so egentlich nich gefallen, det man en königliches Kriegsmaterial so vor einem Wirthshause ufhängt.“ — Ferner hieß eine Bude „zum Herrn Lieutenant,“ wo sich viele Offiziere versammelten. Neben dieser hatte ein Spekulant die seine „zum Herrrn Lieutenant von“ getauft; doch machte er nicht viel Glück, da in

der Brigade nur wenige Adelige waren. Die Bude, wo sich der Oberst am meisten aufhielt und die darum Ehren halber auch vom Offizierskorps stark besucht wurde, hieß „zur lustigen Marketenderin."

Unsere Uebungen fingen, wie immer, auch diesmal an einem Samstag und mit Aufführung der Batterien gegen die obengenannte Bastion an. Diese Arbeiten verrichtet man während der Nacht, in Kriegszeiten, um, durch die Dunkelheit geschützt, den feindlichen Kugeln nicht so ausgesetzt zu sein, in Friedenszeiten, um das Arbeiten im Dunkeln zu lernen. Der Samstag wird gewählt, damit die Leute am folgenden Tag ausruhen können.

Es war Nachmittags drei Uhr, als wir die fetten Weiden verließen, um uns bei dem nächsten größern Dorfe, wo der Kapitän lag, mit der Batterie zu vereinigen, und nach der Haide zu marschiren. Wir waren natürlich ohne Waffen und Pferde. Im Artilleriepark ward zuerst ein großer Apell gehalten, und dann erhielten sämmtliche Truppen Erlaubniß, sich bis zum Einbruch der Nacht auf ihre eigene Faust zu belustigen. Bald kam auch der Oberst auf seinem kleinen Schimmel, vom Kommandanten und mehreren andern Offizieren der Festung begleitet, und stieg bei der lustigen Marketenderin ab. Dies that er überhaupt täglich, und wer von uns ein reines Gewissen hatte, ging ebenfalls dahin und lagerte sich auf dem Rasen vor der Bude; denn der Oberst gab uns gar oft ein Schauspiel zum Besten. Wenn er gut gelaunt war, konnte er über die geringsten Dinge so furchtbar lachen, daß man es durch das ganze Lager hörte. Zuweilen nahm er auch etwas von den Marketenderinnen, welche die Buden umschwärmten, und unterhielt sich mit ihnen. War er dagegen schlecht aufgelegt, so setzte es nicht selten entsetzliche Donnerwetter. Eine eigene feinere Mütze z. B. bemerkte er dann schon aus weiter Ferne und faßte den sich unbesorgt Nähernden plötzlich.

Unter den Offizieren, die ihn heute aus der Stadt begleitet, waren zwei merkwürdige Exemplare. Der eine war ein Oberst von

N., von dem man sich erzählte, daß Alles an seinem Körper falsch sei. Daß er sich schnürte, konnte nicht bezweifelt werden, und einer seiner Bedienten hatte einmal gesagt, seine Beinkleider und Uniformen seien so stark wattirt, daß sie, wenn er dieselben ausgezogen, aufrecht stehen bleiben. Der Mann war schon hoch in den Fünfzigen, aber noch ausnehmend eitel. Kenner behaupteten, sein schwarzes Haar sei ursprünglich stark roth gewesen und werde von Zeit zu Zeit gefärbt. Daß bei Sonnenschein ein fataler Goldschimmer darauf lag, kann ich selbst bezeugen. Nie in meinem Leben sah ich eine frischere Gesichtsfarbe, als bei diesem Oberst; man behauptete aber, sie sei in Paris fabrizirt. Auch färbte er sich die Augbrauen und malte sich zu Zeiten eine blaue Ader auf die Stirn. Er war Kommandant in einer unserer größeren Festungen, in welcher ich auch einige Zeit lang gelegen, und gegenwärtig hier in W. auf Urlaub. Wir wußten bei Regenwetter oder scharfer Luft gleich, woher der Wind wehte, wenn wir nur den Oberst von N. ansahen; er stellte sich beständig so, daß ihm Wind und Regen nicht in's Gesicht schlugen, was den schönen Zeichnungen auf demselben sehr geschadet habe müßte. Mit unserm Alten stand er jetzt in ziemlich gutem Verhältnisse, obgleich sie früher einmal in C. einen harten Strauß mit einander gehabt hatten.

In einem der Festungswerke nämlich, das die Artillerie schon seit mehreren Jahren besetzt hielt, waren große Vorräthe an Werg aufgehäuft, die der eine unserer Unteroffiziere bei der Ablösung vom andern übernahm, ohne sie genau abzuwiegen. Eines Tags jedoch wurde dieses Werg der Infanterie übergeben, und der übernehmende Corporal wog in seinem Diensteifer Alles genau nach und fand ein Deficit von acht Pfund Werg. Dies wurde dem Kommandanten gemeldet, und da derselbe die Artillerie von jeher nicht leiden konnte, dictirte er dem Artillerieunteroffizier mit der größten Ruhe drei Tage Arrest. Dieser, ein alter, gedienter Mann, der bei unserm Oberst v. T. besonders in Gunst stand, trug demselben die Sache vor: wie leicht bei einer

großen Masse nach Jahren acht Pfund fehlen könnten. T. versprach ihm, die Sache zu arrangiren. Bei der Parade ging er auf den Kommandanten zu, und wir, die wir umherstanden, waren auf die Verhandlungen sehr gespannt. Von jeher hatten sie im Dienste kleine Händel gehabt, und wir Alle wußten, daß unser Alter, der derbe, ehrliche Mann, jenem wegen seines gezierten Wesens nie besonders gut war. T. begann: „Herr Oberst von N., ik wünsche Ihnen einen guten Morgen." — „Guten Morgen, Herr Oberst." — „Ich hab' es mißfällig vernommen, Herr Oberst, dat Sie wieder emmal enen von meinen Unteroffizieren wegen einer großen Kleinigkeit Arrest gegeben haben." — „Herr Oberst, dies sind Dienstsachen, welche am besten auf dem gewöhnlichen Weg der Eingaben abgemacht werden."

Unser alter Oberst fing an, ungeduldig zu werden: „Ja, wat Eingaben! det kenne ik schon! Papier und nischt wie Papier. Aberst ik möchte Ihnen gern ein gutes Wort für meinen Unteroffizier sagen; denn ik versichere Ihnen, Herr Oberst von N., daß er im Dienst gerad ein Mann ist wie wir Beede, Herr Oberst." — „Ich bedaure sehr, Herr Oberst, aber des Beispiels wegen —" — „Ja wat bedauern! deß macht mir meinen Kohl nich fett." — „Herr Oberst es ist unmöglich." — „So? is et unmöglich! Ja, es is man sehr bequem, so immer uf die Artillerie rumzureiten." — „Herr Oberst, ich weiß nicht, aber —" — „Ja, Herr —" unser Alter war schon so in Eifer gekommen, daß er zwischen diesem „Herr" und dem nachfolgenden „Oberst" eine lange, zornige Pause machte — „Oberst, ik weß och nur so viel, dat der Mann um die lumpige Kleinigkeit nich in Arrest kommt; ik werde det Werg bezahlen." — „Bitte recht sehr, Herr Oberst, von bezahlen kann keine Rede sein; es ist nicht der Sache, sondern der Ordnung wegen." — „Ho ho!" rief unser Alter, ik weß och, was Ordnung ist! Um det Werg is es Ihnen zu thun, um det Werg! Ik will et Ihnen nur im Vertrauen sagen, ganz im Vertrauen;" bei diesen Worten warf er die Hände auf den

Rücken und brüllte furchtbar über den Platz hin: „Ik weß wohl, dat es gewisse Herrn gibt, die uf det Werg so erpicht sind: sie stopyen sich die Uniformen damit uf.“ Wir Alle, die wir dastanden, mußten uns gewaltig zusammennehmen, um nicht laut aufzulachen. — Oberst L. rannte einmal um den Platz herum, trat dann vor unsere Batterie und rief dem Kapitän zu: „Der Unteroffizier S. geht noch in dieser Stunde auf Kommando nach B.“ — Er wurde richtig nicht bestraft; aber zwischen den beiden Obersten kam es zu argen Händeln, die, wenn man sich nicht von mehreren Seiten hineingemischt hätte, mit einem Duell geendigt haben müßten.

Der andere Offizier, dessen ich oben erwähnte, war ein sehr alter Mann, ein Major von Ente. Er hatte die Feldzüge in den neunziger Jahren gegen die Franzosen mitgemacht, war darauf im Jahr 1816 verabschiedet worden und lebte von einer kleinen Pension in C. Bei feierlichen Gelegenheiten, wie am Geburtstag des Königs, oder wenn auf der Durchreise von hohen Personen Parade abgehalten wurde, holte der Major von Ente regelmäßig seine Uniform hervor und schmückte sich aufs Beste. Er pflegte in solchen Fällen den Degen, anstatt denselben ordonnanzmäßig perpendikulär herabhängen zu lassen, horizontal anzustecken, wie die Stutzer in der Zopfzeit. Die ganze Figur des kleinen gebückten Mannes mit den ernsten Zügen und der altmodischen Uniform ward durch die sonderbare Art, seine Waffe zu tragen, noch komischer, und so oft er bei einer Parade erschien, lief ein beifälliges Gemurmel durch die Reihen der Offiziere. Er stellte sich gewöhnlich in der Suite des Commandirenden auf, wobei ihn die jungen Offiziere in einem großen Zirkel umgaben, damit jeder die sonderbare Figur des alten Mannes im Auge behielt.

Ehe ich meine militärische Laufbahn angetreten, befand ich mich eines Tages in C. und strömte mit einer Menge Neugieriger auf den großen Exerzierplatz, um eine Parade anzusehen, die der Prinz A. bei seiner Durchreise abhielt. Die ganze Garnison war in Colonnen aufgestellt; vor der Front hielt der General, von einer

zahlreichen Suite umgeben, in deren Mitte sich auch heute, wie immer, der Major von Ente befand, in voller Uniform mit dem horizontalen Degen. Der Prinz erschien; doch kaum hatte die Parade begonnen, als die Feierlichkeit des militärischen Aktes durch einen sonderbaren Zufall gestört wurde.

Ein Offizier der paradirenden Reiterei besaß einen wunderschönen Pudel, den er bei solchen Gelegenheiten in's Zimmer einschloß. Das Thier war aber durch einen Zufall entkommen, und trieb sich bei der Suite herum, um seinen Herrn zu suchen. Der Pudel, der gewohnt war, vor dem Offizierkorps seine Künste zu produziren, trieb auch heute seine Possen, stellte sich auf die Hinterbeine, tanzte und wartete auf. Seine Hauptforce jedoch bestand darin, über einen vorgehaltenen Stock oder Degen zu springen. Auf einmal bemerkt der Hund den herausfordernden Degen des Majors von Ente, läuft hinzu und springt mit einem großen Satz darüber weg. Die Offiziere, die das sehen, lachen laut. Der Hund hiedurch aufgemuntert, kehrt zurück und springt bellend zum zweiten und dritten Mal über den Degen. Die höheren Offiziere werden aufmerksam und lachen ebenfalls. Der arme Major, der nicht weiß, was hinter seinem Rücken vorgeht, dreht sich um, und wendet so den aufgestellten Truppen die Degenspitze zu. Der Hund in seiner Lustigkeit folgt der Bewegung und zeigt den Truppen ebenfalls seine Geschicklichkeit. Die Offiziere im Glied lachen zuerst, Unteroffiziere und Gemeine folgen, eine Kolonne steckt die andere an, und wie der Prinz die Geschichte sieht und in ein lautes Gelächter ausbricht, stimmt die ganze Garnison mit ein. Man mußte für einen Augenblick rühren lassen.

Das Schlimmste bei der Sache war, daß die Einwohner von C., die bekanntlich mit einem Bonmot gleich bei der Hand sind, vom Major erzählten, dies sei das erstemal, daß er Jemand habe über die Klinge springen lassen. Von der Zeit an erschien er nie mehr in Uniform, besuchte aber noch immer in Civilkleidern alle

Paraden und Manöver. Und so war er auch heute mit auf die Haide geritten, um dem Batteriebau zuzusehen.

Indessen war die Zeit unserer Ruhe verstrichen. Der Tag neigte sich zu seinem Ende und von allen Seiten riefen die Signalhörner die Kanoniere zusammen. Im Ganzen sollten heute Nacht fünf Batterien gebaut werden: eine Mörserbatterie, eine Ricochettebatterie, zwei Batterien für schwere Belagerungsgeschütze und eine für schwere und leichte Haubitzen. — Die Hauptsache bei jeder Batterie ist natürlich die Brustwehr, die dazu dient, Geschütze und Kanoniere vor den feindlichen Kugeln sicher zu stellen. Bei Mörser- und Haubitzbatterien, die ihr Geschoß im Bogen über die Brustwehr hinaussenden, ist sie gewöhnlich von Rasen und Erde aufgeführt; bei Kanonenbatterien aber, wo der Schuß durch Einschnitte geradeaus geht, besteht sie aus Erde, die von allen Seiten mit Faschinen und Schanzkörben bekleidet ist.

Kaum war es so dunkel geworden, daß man die Gegenstände auf der Haide nicht mehr genau unterscheiden konnte, so trat die zum Bau bestimmte Mannschaft jeder Batterie zusammen und die Offiziere schlichen sich vor, um die Linien auf dem Boden abzustecken. Die Mannschaft ist unterdessen abgetheilt worden; einige stehen bei den Schanzkörben, andere bei den Faschinen, um auf das gegebene Zeichen gleich anfangen zu können. Die Hämmer zum Einschlagen der Pfähle sind mit Filz umwickelt und alle Kommando's werden ganz leise gegeben, damit der Feind in der Festung nichts merke. Mein guter Dose, der eine Wand der Batterie zu bauen hatte, theilte mich nicht den Arbeitern zu, sondern ließ mich mit einigen andern Freiwilligen im Depot zurück, um das Material zu bewachen.

Jetzt erschallte durch die ganze Linie das Commando zum Angriff der Arbeit. Die erste Reihe der Soldaten mit Schanzkörben stürzte so eilig wie möglich vor; sie richteten ihr Material an der bezeichneten Stelle auf, ergriffen dann ihre Schippen und Hacken, und füllten ihre Körbe mit Erde, um sogleich eine, wenn auch nur

schwache Brustwehr zu haben. Nachdem diese eine Zeit lang gearbeitet hatten, liefen sie zurück und wurden durch eine andere gleiche Anzahl abgelöst.

Es macht einen eigenen Eindruck, dieser Arbeit zuzusehen. Alles geht so still und geheimnißvoll zu; man hört die Schläge nur leise und dumpf auf die Pfähle fallen, die Schippen und Hacken rascheln, und dazwischen tönen die Kommandoworte zum Antreiben der Arbeiter mit gedämpfter Stimme. Es war mir, als seien in der Mitternachtsstunde nächtliche Geister aufgestiegen und bauen an einem geheimnißvollen Werke. Die Geschwindigkeit, mit der eine solche Brustwehr wächst, ist wirklich fast zauberhaft. So eben war noch der glatte Boden da, jetzt ragt schon ein fünf Fuß hohes Werk, wenn auch nur in den ersten Anfängen, empor. — Durch die ganze Umgebung, durch das geheimnißvolle eifrige Arbeiten kommt man ganz in die Idee hinein, als liege man wirklich vor einer feindlichen Festung, wo der Bau der Batterien, mag er noch so leise betrieben werden, meistens von den Belagerten bemerkt wird, die ihn dann auf unangenehme Art zu stören suchen. Oft sahen wir erwartend die Bastion an, die sich fern auf der Haide in dunkeln Umrissen unsern Blicken zeigte, und meinten, jetzt müsse dort ein Blitz auffahren und die Belagerten schicken uns eine Leuchtkugel oder Fallschirmrakete zu, um zu sehen, was es hierunten gebe. — Wenn man in der Festung nicht schon am Tage durch Verrath oder sonst woher weiß, wo die Belagerer ihre Batterien aufrichten werden, und die Geschütze nicht schon im Voraus dahin gewendet hat, eine Richtung, die man festzuhalten sucht, indem man längs der Räder Balken nagelt, so fangen die Belagerten in der Nacht an, Leuchtkugeln zu werfen, die das Terrain auf vier-, fünfhundert Schritte weit tagheil erleuchten. Dann folgt ein Kartetschenregen, und wehe den armen Arbeitern, wenn die Brustwehr nicht schon so hoch gestiegen ist, daß sie sie einigermaßen schützt.

Wir hatten unsere Mäntel auf einen Haufen getragen und la-

gen zu vier behaglich da und sahen dem Spektakel zu. Die Nacht wurde indeß sehr dunkel, und da wir bald nichts mehr sehen konnten und nur das dumpfe Scharren und Klopfen der Arbeiter hörten, ließ das Interesse an der Sache, das uns bisher warm und munter gehalten, nach und die kalte Nachtluft fing an, uns lästig zu werden. Erst deckten wir uns mit den Mänteln zu und versuchten zu schlafen, dann hielten wir einen Kriegsrath, in dem der einstimmige Beschluß gefaßt wurde, da das Material, welches wir zu bewachen gehabt hatten, nach und nach abgeholt worden war, uns hinter die Coulissen des Artillerieparks, das heißt in eine der Buden zurückzuziehen. Nur einige waren diese Nacht geöffnet, worunter wir nach kurzer Ueberlegung „die lustige Marketenderin" wählten. Das Innere dieser Bude war nämlich in zwei Theile getheilt und hatte auch zwei Ausgänge. Man konnte sich also, im Fall sich einer der Offiziere blicken ließ, durch die eine oder die andere Thüre retten: denn es war nichts weniger als erlaubt, sich während des Batteriebaus zu entfernen. So leise wie möglich schlichen wir von unserm Platz und kamen glücklich aus dem Bereich der Arbeiter, obgleich wir mehrere Male angerufen wurden. Waren die Offiziere oder Unteroffiziere, die uns bemerkten, weit genug entfernt, so antworteten wir ihnen gar nicht, und hie und da, wo uns einer der Depotslieutenant in den Weg trat, hatten wir die beisten Ausreden zur Hand: bald hatten wir Erlaubniß auszutreten, bald mußten wir hier und dort etwas holen. Daß wir uns einzeln zur lustigen Marketenderin stahlen, kann man denken; aber in kurzer Zeit waren wir dort Alle glücklich beisammen. Hier traten uns anfänglich neue Schwierigkeiten in den Weg. Den ersten Schrecken verursachte uns der Federhut und der Säbel des alten Obersten, die in der einen Stube auf dem Tisch lagen, er hatte sie zurückgelassen, um die Batterien in der Feldmütze zu inspiciren und beim Herumschleichen weniger erkannt zu werden. Vorher aber hatte er der Wirthin eingeschärft, keinem Kanonier während der Nacht das Ge-

ringste zu verabreichen. Anfangs weigerte sie sich auch, das Gebot zu übertreten, und erst nachdem wir ihr Mitleid erregt und ihr vorgestellt, wie erbärmlich wir frieren, gab sie nach.

Wir waren alle vier ganz junge Burschc, keiner über siebzehn Jahre alt, diese unsere Jugend erweichte ihr strenges Herz und machte, daß sie uns einen vortrefflichen Punsch bereitete. Natürlich blieb es nicht bei einem Glase, und wir waren schon an der fünften und sechsten Auflage dieses vortrefflichen Getränks, als wir die Thüre des vordern Zimmers aufgehen hörten und — man kann sich unsere unangenehme Ueberraschung denken — die Stimme des Hauptmanns Feind vernahmen, der laut nach der Wirthin rief. Diese, welche uns Freiwilligen, die wir viel bei ihr verzehrten, weit geneigter war als dem ganzen Offiziercorps, erschrack nicht weniger und winkte uns mit der Hand, ruhig zu sein, während sie in das vordere Zimmer trat. Sie wußte so gut wie wir, daß, wenn uns der böse Feind entdeckte, drei Tage Arrest uns gewiß waren. Es war eine gute Person, die Wirthin zur lustigen Marketenderin, auch von keinem üblen Aeußern, eine untersetzte Figur in den Zwanzigen, mit einem frischen Gesicht und einem außerordentlichen Mundwerk. Man sagte unserem Alten nach, er protegire sie nicht umsonst so außerordentlich.

Wenn wir nicht sogleich die Flucht ergriffen, so geschah es nur, weil wir recht gut wußten, der Hauptmann Feind sei mit eben so wenigem Rechte hier wie wir, denn auch er durfte die Batterie nicht verlassen. — Trotzdem richtete er sich im Nebenzimmer recht häuslich ein, hatte seine Mütze abgelegt und bat die Wirthin in äußerst freundlichem Tone, sie mögte doch die Thüre vorne zuschließen, damit er nicht überrascht würde! es wäre ihm nicht lieb, wenn der Oberst zufällig käme. Dieser müsse dann zur andern Thüre herein, während er durch die vordere entwischen könnte. Wir bedankten uns im Stillen herzlich für die Güte unseres Batteriechefs, uns so dem ersten Anlauf bloß stellen zu wollen, und griffen schon

nach unſern Mützen, um uns zu entfernen, als einer, der durch die Holzwand ſah, uns winkte, näher zu treten. Der Hauptmann Feind bemühte ſich im Nebenzimmer, gegen die Wirthin den Liebenswürdigen zu machen. Er faßte ſie am Kinn und fing ſchon an, aus dem kalten ceremoniöſen Sie und der förmlichen Rede: Frau Wirthin, in das zarte, weiche Du überzugehen, und nannte ſie beim Vornamen Margaretha, den er in Gretchen umwandelte. Wir mußten an uns halten, um nicht laut aufzulachen; mir aber kam plötzlich ein verwegener Gedanke. Ich wußte ſehr gut, wie ſchlecht der Feind mit unſerm Alten ſtand, und daß er um Alles in der Welt hier nicht von ihm hätte ertappt werden mögen. Ich nahm den Säbel des Oberſten leiſe vom Tiſch, ſetzte zum Ueberfluß den Federhut ſchief auf's Ohr, und obgleich mich meine Kameraden mit ängſtlichen Geberden abzuhalten ſuchten, begann ich derb aufzutreten und huſtete und räuſperte einigemale, ſo tief es meine Stimme nur erlaubte, genau ſo, wie es der Oberſt zu machen pflegte, wobei ich den Säbel klirrend nachſchleifen ließ. Wie ein Haſe, der von weitem das Gebell der Hunde hört, flog der Feind nach der Thüre und verſchwand augenblicklich. Auch die Wirthin blickte erſtaunt auf und erſt als wir die Thüre öffneten und hineintraten, brach ſie mit uns in lautes Gelächter aus. Aber das Sprichwort: wer Andern eine Grube gräbt u. ſ. w., bewährte ſich an uns wieder einmal recht traurig. Während wir im Uebermuth bei offenen Thüren dieſe Poſſen trieben, hörten wir plötzlich die Stimme des Alten, der ſich mit einigen Offizieren raſch der hintern Thür näherte. Gerechter Gott! er war obendrein gerade ſchlecht bei Laune; denn er fluchte entſetzlich und wir hörten deutlich die Worte: „Ja, ich ſage Ihnen, Herr Major, ich will den Leuten den ſchon vertreiben — Ein Donnerwetter!“ Ich machte eine Bewegung nach der vordern Thüre zu ſtürzen, war aber ſo verwirrt, daß ich den Hut auf dem Kopf behielt. Meine Kameraden waren ſo vom Schrecken gelähmt, daß keiner entſprang, ſondern Alle mir zuriefen: „Wirf den Feder-

hut weg! wirf den Federhut weg!“ Doch zu ſpät; der Alte mit dem Major A., ſeinem Adjutanten, und, das fehlte noch, dem Hauptmann Feind ſelbſt, der ſich liſtiger Weiſe der Suite angeſchloſſen hatte, traten raſch durch das hintere in's vordere Zimmer.

Die Pauſe, während welcher mein ſonderbarer Anblick die Zunge des Oberſten feſſelte, war der ſchrecklichſte Moment in meinem Leben. So wüthend habe ich ihn niemals wieder geſehen. Er griff nach der linken Seite, und ich glaube, es war ein Glück für uns, daß er ſeinen Säbel nicht bei ſich hatte. — „Mene Waffe! mene Waffe!“ ſchrie er, „und men Hut! in ſo unreputirlichen Händen! det is en Verbrechen! An menen Säbel iſt det Port d'Epée Seiner Majeſtät, und wer det mißbraucht, kann nur durch en Kriegsgericht beſtraft werden. Herr Major, laſſen Se mal die Wache kommen. Margareth, enen Stuhl! Ik verſichere Sie, mene Herren, det hat mich angegriffen!“

Der Alte ließ ſich einen Augenblick nieder und trank ein großes Glas Grog, das ihm die Wirthin unaufgefordert reichte. Ich hatte natürlich den Hut abgenommen, hielt ihn aber noch, ſowie den Säbel in der Hand. Ich war wie verſteinert; dies brachte ihn nach kurzer Ruhe wieder zu einem neuen Ausbruch von Wuth. — „Menen Hut dahin;“ ſchrie er, „oder et gibt en Unglück!“ — Faſt alle Offiziere gaben ſich Mühe, ihn zu beſchwichtigen, und einer der Adjutanten nahm mir Hut und Säbel ab; unſer Feind aber war boshaft genug, ihn noch mehr aufzureizen, indem er äußerte, er habe beſtändig mit uns wegen dergleichen Streichen zu thun, und Freiwillige, wie wir, ſchaden der Ordnung in der ganzen Batterie. Aber der gute Feind hatte ſich durch dieſe Aeußerung auf doppelte Art ſelbſt geſchadet. Erſtens ſagte ihm der Oberſt mit grimmigem Blick: „Herr Hauptmann Feind von die ſechspfündige reitende Batterie Nro. 21, et is aber doch ſonderbar, dat gerade nach dieſer Batterie alle ſolch Volk zuſammenſtrömt; ſie muß dazu ene beſondere Anziehungskraft haben!“ Ich aber, empört durch

dieſe Anklage unſeres Kapitäns, vergaß alle Rückſichten; eine unabſehbare Reihe von Arreſttagen war uns doch einmal gewiß. Da ich wohl wußte, wie man unſern Alten anzureden hatte, trat ich feſt vor ihn hin, ſah ihm ſtarr in die Augen und erzählte ihm, warum wir es gewagt hätten, ſeinen Hut zu mißbrauchen. Obgleich er mir während meiner Rede noch manches Donnerwetter und manchen Millionenhund zuſchickte, befahl er mir doch kein Stillſchweigen und ließ mich zu Ende kommen; den Namen des Offiziers jedoch, der im Nebenzimmer geweſen ſei, nannte ich nicht. Er wurde neugierig, ihn zu erfahren, und theilte, während er mir die größeren Blitze zukommen ließ, auch zuweilen ein kleines Wetterleuchten dem Offiziere zu, der es gewagt, ſeine Batterie zu verlaſſen. Es that mir leid, daß ich es der guten Margarethe nicht erlaſſen konnte, und ziemlich umſtändlich auch von den kleinen Scherzen berichten mußte, die jener ſich mit ihr erlaubt. Unſer Feind ſtand wie auf Kohlen.

„So, ſo!“ fing der Alte wieder an, „det is die ſaubere Geſchichte? und ik will ſchon herauskriegen, wer der Herr Offizier geweſen is. Margereth, ſag Se mer de Warheet, oder ik werde die Bude zur luſtigen Marketenderin zuſchließen laſſen, weil Sie gegen meine Befehle gehandelt und dem jungen Volke hier Getränke verabreicht hat.“ — „Ach, Herr Oberſt,“ entgegnete die Wirthin, „ich kann ja nichts dafür, wenn mir die Herren Offiziere und Soldaten in die Bude kommen.“ — „Nu ja,“ ſagte der Alte, „wer war der Offizier?“ — „Ach, Herr Oberſt, es war der Herr Hauptmann Feind!“ — „So?“ ſprach der Oberſt und dehnte dieſes „ſo“ unendlich lange, während er den Hauptmann Feind von oben bis unten muſterte! „alſo der Herr Hauptmann Feind! Och von die reitende Batterie Nr. 21.“ — Der Feind wußte nichts zu antworten und ſtotterte nur einige Worte her. Die Wache kam indeſſen und wir wurden bis auf weiteren Befehl in den Artilleriepark geführt, um nachher zum Arreſt nach der Feſtung W. gebracht zu werden.

Hinter uns wurde wieder die Stimme des Obersten laut, die crescendo in ein fürchterliches Donnerwetter ausbrach, das wahrscheinlich unserem Feind auf den Kopf fuhr.

Die Batterien waren jetzt größtentheils fertig, nur das äußere Ansehen wurde hie und da verbessert, hier der Boden etwas geebnet, dort noch ein paar Pfähle in einen Schanzkorb geschlagen. Die meisten Kanoniere waren beschäftigt, die Bohlen, auf welche die Geschütze zu stehen kommen, mit großen hölzernen Nägeln am Boden zu befestigen. Eine solche Unterlage von schweren Brettern wird allen größeren Geschützen gegeben, weil sie ohne dieselbe beim Rücklauf den Boden zu sehr aufreißen würden. Der Himmel war ganz klar und färbte sich im Osten purpurroth. Es wurde heute gewiß ein schöner Tag; aber vor uns lag ein recht trauriger. Wie hatten wir uns gestern Abend auf den Morgen gefreut, wenn die Batterien fertig sein würden und, mit Kanonen und Mörsern bespickt, uns einen Anblick böten, wie wir ihn noch nie gehabt. Ach, wir sahen von alle dem fast nichts mehr. Wir spähten nur nach dem Oberst, der durch alle Batterien ritt und sie auf's Genaueste ansah. Es that uns sehr leid, daß alle Arbeiter, auch mein Dose, unter dem Zorn leiden mußten, den wir in ihm erregt; denn der Alte schüttelte beständig den Kopf, und mehreremale hörten wir ihn laut rufen: „Det is ene schlechte Geschichte, ene janz miserable Arbeet!"

Kurz darauf riefen die Signalhörner die Batterien zusammen, und der Befehl für den folgenden Tag wurde ausgegeben, der für uns lautete: wir sollten zunächst nach der Festung W. in den Untersuchungsarrest gebracht werden, der Oberst wolle Standrecht über uns halten lassen. — Bei Sonnenaufgang trennten sich die Batterien, jede ging in ihr Standquartier zurück; Dose wollte mir noch einige Worte sagen, doch der Hauptmann Feind, der es nicht unterlassen konnte, uns noch eine Strafpredigt zu halten, verscheuchte ihn. Als seien wir die größten Verbrecher, mußten wir abgeson-

dert von der Batterie marschiren, und hinter uns ritten die Ordonnanzen des Obersten, ein paar Unteroffiziere, in völliger Bewaffnung.

Anfangs waren wir sehr niedergeschlagen, doch bald siegte der natürliche jugendliche Muth, und wir fingen an, uns durch lustige Einfälle gegenseitig aufzuheitern. Der Oberst, nachdem er in der unglücklichen Bude zur lustigen Marketenderin noch einen soliden Trunk zu sich genommen, verlor auch seine üble Laune und sprach, während er neben den Kanonieren ritt, die theils müde von der Arbeit, theils mißmuthig durch das beständige Raisonniren des Alten schweigend nach Hause zogen, zuweilen freundlich mit ihnen und munterte sie zum Singen auf, was sie sonst immer thaten. Heute jedoch wollte keiner den Anfang machen; Alle marschirten ruhig dahin; es herrschte ein so guter esprit de corps in der Brigade, daß wir armen Arrestanten die sonstige Fröhlichkeit diesen Morgen nicht aufkommen ließen. Bei jedem Andern als unserm Oberst wäre es für uns rathsam gewesen, recht zerknirscht einher zu schreiten, mit gesenktem Kopfe, als habe uns die Größe unserer Schuld gänzlich zu Boden gedrückt; wir wußten aber recht gut, daß er so etwas nicht leiden konnte, und marschirten deßhalb recht flott und munter vor den Andern her.

Als einmal der Alte etwas zurückgeblieben war und am Ende der Truppen ritt, steckten wir uns eine Cigarre an; doch sollte uns heute nichts hingehen. Der Oberst sprengte vor, und ehe ich meine Cigarre wegnehmen konnte, hatte er sie schon erblickt. Ich machte mich auf ein neues Ungewitter gefaßt, doch hatte sich der Zorn des gutmüthigen Mannes sogar gegen uns bereits etwas gelegt, und er begnügte sich, mir zuzurufen: „Eigentlich soll enem Arrestanten nicht erlobt sein, Tabak zu rochen.“ Es soll ihm *eigentlich nicht* erlaubt sein; dies dolmetschten wir, als wolle er es für diesmal erlauben, und rauchten wacker darauf los. Da wir wußten, welche Freude es ihm machte, wenn die Kanoniere auf dem

Heimwege munter waren und sangen, so stimmten wir vier Arrestanten aus voller Kehle eines seiner Leiblieder an, und es dauerte nicht lange, so fielen alle Batterien ein. Es ist ein bekanntes Lied und beginnt:

Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein,
Da kehren die Soldaten ein.
Frau Wirthin schenkt vom besten
Ulrichsteiner Fruchtbranntwein,
Und setzt ihn vor den Gästen.

Da wir einmal im Zuge waren, ging es in Einem fort mit Lachen und Singen bis nach W. Auf dem Glacis wurden die Batterien entlassen und die Kanoniere konnten in ihre Quartiere gehen. Wir mußten mit unserer Leibwache durch die Stadt, um bis auf Weiteres in Arrest gebracht zu werden. Da, nach der uns bekannten Einrichtung in solchen mildthätigen Anstalten nichts als Wasser und Brod verabreicht wird, so veranlaßten wir die uns befreundeten Unteroffiziere, daß sie mit uns in eines der Wirthshäuser auf dem Marktplatze gingen, wo wir in aller Eile und Heimlichkeit vorerst ein kleines Frühstück verzehrten. Endlich war keine Zeit mehr zu verlieren; sie mußten uns abliefern. Die Sonne war in aller Pracht und Herrlichkeit aufgegangen und die Einwohner der Stadt W. erwachten allmälig. Hier öffnete sich ein Fensterladen, dort eine Thüre, und die Dienstmädchen gingen mit ihren Krügen an den Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Es war schrecklich, diesen herrlichen Sonntag und wer weiß wie viele Tage noch sollten wir im dumpfen Arrest zubringen! Als wir vor's Haus traten, fuhr eine elegante Reisekalesche mit vier Postpferden vor. Wir vier in schlechten Jacken und dahinter die Ordonnanzen zu Pferd mußten die im Wagen aufmerksam gemacht haben. Ich hörte, wie Jemand den Kellner fragte, was dies für Leute seien, und wie er antwortete: Arrestanten von der Artillerie. Was ging die im Wagen unsere Geschichte an! Ich konnte mich nicht enthalten, einen

unfreundlichen Blick hinein zu werfen. Aber, Gott im Himmel wen sah ich? Ja, sie war es! im Wagen saß neben einem dicken, ältlichen Herrn meine Bekanntschaft aus D., die kleine hübsche Emilie. Entsetzlich! sie hatte mich erkannt, ich sah es ihr an. Ich machte, daß ich fortkam; in diesem Aufzug, als Arrestant, konnt. ich beim größten Eigendünkel nicht glauben, daß ich ihr gefalle.

Die Formalität des Einspinnens, mit welchem technischen Ausdruck wir den Augenblick des Einsperrens bezeichneten, ging hier ungefähr vor sich, wie im ehrwürdigen Lokal Nr. 7½ in C., nur daß der hiesige Aufseher einen Akt derselben, das Untersuchen, ob man verbotene Eß- und Trinkwaaren bei sich führe, nicht mit so raffinirter Grausamkeit betrieb, wie der Rattenkönig glorreichen Andenkens. Dafür hatte ihm aber auch die öffentliche Meinung eine weit niedrigere Charge ertheilt als jenem; man nannte ihn nur den Wanzenmajor, weil die niedlichen, aber für uns äußerst lästigen Thierchen die Räume hier ebenso stark bevölkerten, wie die Ratten das Lokal in C. Der Major fragte nur oberflächlich, ob wir nicht Verbotenes bei uns führten, und da wir natürlich diese Frage verneinten, retteten wir einige Flaschen Rum und sonstige Effekten, die wir kunstreich zwischen Stiefel und Reithose verborgen hatten. „Die Kultur, die alle Welt beleckt" — es sollte eigentlich heißen: befleckt — hatte sich glücklicherweise hieher noch nicht so weit erstreckt, daß, wie in unsern andern Garnisonen, die Militärgefängnisse nach dem pennsylvanischen Absperrungssysteme eingerichtet waren; vielmehr wurde uns ein großes Gemach angewiesen, worin eine mächtige hölzerne Pritsche eine ganze Wand einnahm und zum Liegen einlud. Die Fenster waren zwar hoch über dem Boden und vergittert; aber das schlugen wir nicht hoch an. Waren wir doch von der Nachtwache und dem Marsche nach W. sehr ermüdet, so daß wir wohl ein gutes Stück des Tages schlafen konnten, und die übrigen Stunden konnten wir ja verplaudern.

Als ein gutes Zeichen sahen wir es an, daß uns der alte Oberst

nicht in den Untersuchungsarrest hatte bringen lassen, wo wir allerdings Matratzen und warmes Essen gehabt hätten, aber dafür auch vor uns ein Kriegsgericht, hinter welchem folgt „Heulen und Zähnklappern.“ So kamen wir vielleicht mit drei Tagen Mittelarrest davon; ein Standrecht dagegen hätte uns wenigstens zu vierzehn Tagen oder drei Wochen verurtheilt. — Es war sehr gut, daß ich mich aus meiner frühesten Jugend noch des Spruches erinnerte: ‚Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen“; dies war auch wahrhaft das Einzige, worauf wir heute unser Haupt legen konnten, und nicht lange, so lagen wir auch Alle in tiefem Schlaf. — Wir mochten einige Stunden geschlafen haben, als uns das Rascheln der Schlüssel aufweckte. Schlaftrunken fuhren wir von der Pritsche auf und sahen den Adjutanten des Obersten in der Thüre stehen, der mit lachendem Gesicht zusah, wie wir an unsern verschobenen Kollets herumarbeiteten, um uns in einigermaßen anständiger Haltung vor ihm aufpflanzen zu können. Das heitere Aussehen des Lieutenants M. wälzte mir eine ganze Ladung Steine vom Herzen; denn er war nicht wie viele seiner Herren Kameraden, die nur dann ein freundliches Gesicht machten, wenn sie uns Freiwillige recht „in die Dinte reiten“ konnten. Ich hatte mich nicht getäuscht, Lieutenant M. sagte uns, der Oberst sei diesen Morgen sehr vergnügt nach Hause gekommen, weil der Bau sämmtlicher Batterien in der Nacht so ausgezeichnet gut ausgefallen; er habe, nachdem er einige Stunden geschlafen, die gute Laune beibehalten, weßhalb er, der Adjutant, es gewagt, ihn an uns zu erinnern und um eine Milderung unserer Strafe zu bitten. Da sah ich den alten Oberst im Geiste lebhaft vor mir, wie er bei diesem Antrag im Zimmer auf- und abging und vor sich hinmurmelte: „Et sind Millionenhunde! wenn sie man nich immer so gottlose Streiche anfingen! Doch ik will für dies eue Mal noch sehen, wat wir thun können.“ Ja, so hatte er diesen Morgen gesprochen und uns nach kurzem Bedenken gänzlich pardonnirt; doch mit dem Zusatz: „det se sich aber uf'm Fleck in

die Cantonirungen scheeren und sich nicht mehr hier in M. herum treiben."

Man kann sich denken, mit welcher Freude wir die Verkündigung dieses Gnadenakts anhörten, und ich konnte mich nicht enthalten, dem Wanzenmajor, den man nach dem bedeutenden Corps, das er hier commandirte, wenigstens zum Obersten hätte avanciren sollen, herzlich für gute Herberge zu danken. Gott! wie viel menschenfreundlicher als der Rattenkönig war dieser Mann. Er bat sich nicht einmal die Ehre unseres Besuchs für ein andermal aus.

Wir verfügten uns augenblicklich in den Gasthof am Markt, wo wir am Morgen gefrühstückt, und in meinem Herzen schimmerte ein kleiner Hoffnungsstrahl, daß vielleicht die Kalesche und in ihr die kleine Emilie noch daselbst zu finden sein möchten. Doch der Markt war leer, d. h. es war keine Equipage dort zu sehen, aber zu unserem Verdruß in ganzen Schaaren Militär- und Civilpersonen, die den schönen Sonntag zum Spazierengehen benützten. Erstere sahen an unserem Aufzug gleich, woher wir kamen, und fanden nichts Besonderes daran; sie wußten wohl, wie leicht man sich einen Platz in Nr. Sicher verschafft. Die Anderen dagegen waren nicht civil genug, dasselbe zu denken, sondern blieben stehen und sahen uns erstaunt und lachend nach; besonders die jungen Mädchen im Sonntagsstaat machten sich über unsere schlechtgeputzten Köpfe lustig.

Im Gasthofe nahmen wir ein kleines Mahl ein und bestellten einen Wagen, der uns nach den Cantonirungen zurückbringen sollte. Ich schlich mich vor die Thüre und fragte einen der Bedienten des Hauses, wohin wohl die Equipage gefahren sei, die diesen Morgen gegen sechs Uhr hier vor der goldenen Sonne die Pferde gewechselt; aber der Herr Hausknecht, als er einen Gemeinen in sehr schlechter Uniform vor sich sah, steckte seine Hände in die Tasche und ging, ohne mich einer Antwort zu würdigen, pfeifend von dannen. — Es war auch eine vermessene Idee von mir, mich als Soldat

nach einer Extrapost mit Bieren zu erkundigen. Selbst wenn ich ein Herr Lieutenant gewesen wäre, hätte mir ein routinirter Kellner vielleicht Antwort gegeben, aber doch den Kopf geschüttelt.

Das bestellte Fuhrwerk, ein stattlicher Wagen mit zwei guten Pferden, kam vor das Haus, und wir setzten uns stolz hinein. Doch ließen wir das Verdeck erst vor der Stadt zurückschlagen und legten uns dann recht bequem in die Ecken. Nachdem wir über unsere Freiheit eine Weile gejubelt und gesungen, langweilte uns das langsame Fahren durch den tiefen Sand und die öde Gegend, und wir schliefen alle vier fest ein.

Plötzlich weckten mich einige lautgerufene Worte. Ich fuhr in die Höhe, und wen erblickten meine Augen? Am Wagenschlag hielt zu Pferde unser lieber Hauptmann Feind und hinter ihm der dicke Wachtmeister Löffel. Ersterer machte mir ein Gesicht, so grimmig, daß ich es in meinem Leben nicht vergessen kann, und der Anblick Beider erregte in mir ungefähr das Gefühl, wie wenn man von wilden Thieren träumt, unter die man gerathen und denen man nicht mehr entgehen kann. Wie zwei erboste Tiger auf dem Sprung sahen uns die beiden guten Freunde an. Meine Kameraden erwachten auch, und wir Alle waren so bestürzt, daß erst die einladende Stimme des Feindes: ob man nicht wisse, was man zu thun habe, wenn man seinem Hauptmann begegne, uns aus unserer Erstarrung emporriß und wir sofort aus dem Wagen sprangen, um dem Guten, den kleinen Finger an der Hosennaht, unsere Honneurs zu machen, wobei ich nach der Vorschrift meldete: „vier Freiwillige von der und der Batterie aus dem Arrestlokal in W. entlassen.“ — „Und wer hat Ihnen die Erlaubniß gegeben,“ entgegnete der Feind in seiner äußerst langsamen, boshaften Manier, „sich in einen Wagen zu setzen, und, anstatt zu Fuß nach Hause zu gehen, wie es sich für entlassene Gefangene ziemt, vornehm nach den Cantonirungen zu fahren, gerade als wollten Sie Ihre Vorgesetzten verhöhnen?“

Wir konnten darauf nichts antworten und schwiegen stille, wie

es bei solchen Gelegenheiten am besten ist. Der Feind, der sich gewaltig ärgerte, steckte die Hand unter's Kollet; da er aber mit dem Fuß nicht auftreten konnte, wie er im Zorne pflegte, drückte er ihn heftig gegen das Pferd, das diese Bewegung falsch verstehen mochte und einen plötzlichen Satz machte, wodurch der Hauptmann jetzt auch körperlich aus der Contenance kam. „Wachtmeister Löffel," schrie er diesem zu, der als der Diener seines Herrn genau wußte, was jetzt kommen würde, und sein Gedenkbuch schon aus der Tasche gezogen hatte, „notiren Sie die saubere Geschichte. Wir wollen die Herrn dem Oberst melden, und daß der Wagen wieder nach der Stadt zurückfährt, versteht sich von selbst. Den Anmaßungen dieser jungen Herrn wollen wir doch so viel wie möglich ein Ziel stecken."

Unser Kutscher, dessen Wohlwollen wir uns vor der Abfahrt durch eine Flasche Wein erworben hatten, und der bisher diesen Verhandlungen lächelnd zugehört und nur bisweilen einem von uns mit dem Auge gewinkt hatte, fragte den Hauptmann mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, ob er seinen Wagen meine? In diesem Falle bedaure er, seinem Wunsch nicht entsprechen zu können; er sei von der Frau Prinzipalin beauftragt, die Herren nach den fetten Weiden, nach Feldern und Langenwiesen zu führen, und wenn sie neben dem Wagen zu Fuß hergehen wollen, sei ihm das einerlei; er müsse aber thun, was ihm die Frau befohlen. Der Hauptmann Feind, der wohl wußte, daß er, besonders als Offizier, mit diesen Leuten nichts ausrichte, versuchte es nicht einmal, sich auf's hohe Pferd zu schwingen, sondern setzte unserm Wagenlenker so deutlich wie möglich auseinander, was wir in verwichener Nacht Alles begangen und wie groß die Frechheit sei, daß wir uns jetzt oben drein noch nach Hause wollten fahren lassen. Aber umsonst, der Bursche war ebenfalls Soldat gewesen und sagte dem Feind ganz trocken: dergleichen Sachen gehen ihn nichts an und er müsse nun einmal seine Stationen abfahren. Was war zu thun? Der Feind, der wohl wußte, daß wir, sobald wir ihm aus den Aug[illegible]

unſern Wagen wieder beſteigen würden, war ſo klug, deßhalb kein ferneres Gebot ergehen zu laſſen, und begnügte ſich mit der Bemerkung, daß er die Geſchichte ſchwer ahnen werde. Der Wachtmeiſter notirte etwas eifrig in ſeine Schreibtafel und Beide ritten ihres Weges. Wir kletterten in den Wagen, einer von uns, der aber nicht bei meiner Batterie war, fing laut an zu ſingen:

Es ritten zwei Reiter zum Thore hinein, hurrah!

und wir dachten ungefähr wie der alte Miller in Kabale und Liebe: „da ich doch einmal in's Zuchthaus muß," und ſangen:

„So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage
Bei der allerflottesten Feldbatterie."

Unſer Kutſcher hatte ſich bei dieſem Intermezzo ungemein amüſirt; er erzählte uns viel von ſeiner militäriſchen Laufbahn, und wie er auch manchmal im Arreſt geſeſſen, verſteht ſich von ſelbſt, ganz unſchuldig. Ich kam noch bei guter Zeit nach den fetten Weiden, glücklicher Weiſe aber nach dem Mittagsmahl. Ich verabſchiedete mich von meinen Kameraden, um, nachdem ich mich beſſer gekleidet, meinen poetiſchen Doſe aufzuſuchen, der im Wald und Feld herumſtrich.

Siebentes Kapitel.

Eine Cantonirungs-Idylle.

Der Sonntagnachmittag in den ländlichen Quartieren gewährt dem Soldaten zur Manöverzeit die angenehmſten Stunden. Der Sonntagmorgen dagegen iſt gewöhnlich noch langweiliger als jeder andere, der auf der Haide zugebracht wird, denn da wird die ganze Batterie in das Dorf conſignirt, wo der Hauptmann liegt, gewöhnlich mit Lederzeug, Waffen und ſonſtigem Geräthe, nicht ſowohl,

um die Sachen zu untersuchen und das Fehlende zu ergänzen, als vielmehr um dem Soldaten auch an diesem Tag etwas zu thun zu geben. Besonders unser Hauptmann hatte eine eigene Force darin, diese Sonntagsapelle, die uns Allen ein Dorn im Auge waren, durch allerlei Mittel in die Länge zu ziehen. Meistens waren aber um die Mittagsstunde diese Untersuchungen beendigt, und wir kehrten in unsere Dörfer zurück, wo sich dann jeder auf eigene Faust belustigte, so gut er konnte. Die Soldaten zogen dann ihre besseren Uniformen an, rüsteten ihre Pfeifen und spazierten zwischen den Häusern und Baumgärten umher oder gesellten sich zu der Jugend des Dorfs auf den Tanzböden, wo es aber nicht selten zu Scenen der Eifersucht und zu Händeln kam.

Im Quartier angekommen, erfuhr ich, mein Herr Unteroffizier sei schon vor einer Stunde durch den Garten gegen den Wald gegangen, wo ich ihn wahrscheinlich noch finden würde. An den Mauern und Hecken, die das Gut des Grafen N. umgeben, vorbei, gelangte ich an einen kleinen Bach, der, zwischen Moos und niederem Gesträuche verdeckt, aus dem Walde kommt. Mich mußte Alles trügen, oder ich fand meinen Dose, wenn ich das Ufer dieses Wassers verfolgte. Schon das Wort Waldbach hatte einen ungeheuern Reiz für ihn; aber einen wirklichen zu sehen, an den Ufern desselben in Poesie schwelgen zu können, so gut war es ihm lange nicht geworden. Nach einer kleinen halben Stunde kam ich auf einen freien Platz, wo der Bach etwas breiter wurde und recht klar und freundlich bei einer Gruppe großer Tannen und Eichen vorbeifloß. Richtig, da lag mein Vorgesetzter; seine lange, dünne Figur, die er behaglich ausgestreckt, hätte man für einen umgehauenen Stamm halten können.

— ein entlaubter Stamm: doch innen
Im Marke lebt die schaffende Gewalt.

Er hatte sein blasses Haupt auf den rechten Arm gestützt und schien in seinem Buche zu lesen. Wenn ich sage in seinem, so meine ich

damit keines, das er selbst verfaßt, sondern eines, das er beständig mit sich herumführte, die Geschichte von der schönen Magellone, die er, wie er sich schon seit vielen Jahren vorgenommen, in Versen umarbeiten wollte. So viel er auf sein Dichtertalent hielt, und so oft er von den Werken sprach, mit denen er einst die Welt in Erstaunen setzen wollte, so hatten sich doch, Gott sei Dank! die Arme der Druckerpresse nur ein einziges Mal geöffnet, um seine poetischen Erzeugnisse aufzunehmen: der allgemeine Anzeiger der Stadt C. hatte einst eine Charade von ihm gegeben. Dies reichte jedoch vollkommen hin, ihm den Kopf zu verrücken. Er wollte seitdem nur mit schönen Geistern umgehen, wozu er uns natürlich nicht rechnete; aber um seine Poesien anzuhören, dazu waren wir ihm gut genug. Namentlich war sein Gedicht: „auf der Wacht" — es hatte, wenn ich mich recht besinne, nicht weniger als sechsunddreißig Strophen — uns zur Strafruthe geworden. Statt es wie Demosthenes zu machen und am brausenden Meer, oder wenigstens am Rhein, seine Deklamirübungen anzustellen, mußten wir ihm dazu verhalten. Ich namentlich habe das Stück wenigstens vierzigmal angehört.

Da lag nun mein Dose und las; sein Haupt reichte bis an einen der Tannenstämme, die nicht gerade dicht am Wasser standen, und doch hätten seine Fußsohlen, bei einer andern Richtung der Beine, das jenseitige Ufer des Baches erreicht. Ich trat, eine bekannte Melodie pfeifend, zu ihm; er blickte auf, und so sehr er sich über mein plötzliches Wiedersehen freute, bemerkte ich doch, daß sich ein melancholischer Zug auf sein Gesicht gelagert hatte. Auch die faulen Bewegungen, womit er seine Glieder von einer Seite auf die andere legte und das Haupt gähnend auf den linken Arm brachte, zeigten mir an, daß er entweder über einen großen Gedanken brütete, oder daß ihm etwas Unangenehmes begegnet war. Schon seit lange hatte er sich alles Fluchen als unpoetisch abgewöhnt und dagegen eine gewisse Nonchalance angenommen, die ihm nobel und schön däuchte, uns aber gewaltig lächerlich vorkam.

„Es ist traurig," begann er mit leiser Stimme, „daß Sie meinen Anleitungen so wenig Ehre machen und durch Ihre leichtfertigen Streiche fast jede Woche einmal in Arrest kommen oder hart daran vorbeischweben, oder besser gesagt, daß der Arrest wie das Schwert des Damokles stets über Ihrem Haupte aufgehängt ist." — „Ja, lieber Dose," antwortete ich, „es thut mir wirklich leid, daß die Staffeln zum Tempel des Ruhms für meine ungelenken Füße so glatt sind und ich immer hinstürze; aber ich versichere Sie, die Nacht bin ich wieder einmal ganz unschuldig dazu gekommen. Was konnten wir dafür? unsere Wache bei den Baumaterialien hörte ja von selbst auf, als diese fortgeschafft waren." — „Nun ja," erwiderte Dose, „ich will für dieses Mal nichts sagen. Der wachthabende Unteroffizier wandelt immer längs einem Abgrunde, den emporgewachsene Disteln verdecken. Sie werden sich der Stelle aus meinem Gedichte erinnern, die folgendermaßen ungefähr dasselbe sagt" — „Um Gotteswillen, lieber Dose, keine Poesie! Erzählen Sie mir lieber, was diesen pikant melancholischen Zug hervorgebracht, den ich über Ihre Züge gelagert sehe."

Dose lud mich mit einer Handbewegung ein, neben ihm Platz zu nehmen, und als ich mich in das Moos gestreckt, sagte er mit affektirt leiser Stimme: „Sie fanden mich in Gedanken über die Poesie dieses Lebens. Es ist doch in dem materiellen Zustande unseres Seins oder Nichtseins wenig von diesem reinen Prinzip zu finden. Das Traurigste aber an der ganzen Sache ist, daß die wenigsten Leute Sinn für Poesie haben, sonst könnten sie durch geringe Kleinigkeiten ihr armes Leben doch wenigstens in etwas damit ausschmücken. Ich dachte so eben an meine Geburt, an meine Taufe, die, was an sich poetisch genug war, kurze Zeit nach der Hochzeit meines Vaters stattfand. Warum wurde ich gerade in Norddeutschland geboren, wo die Leute in gewissen Provinzen die unglückliche Wuth haben, von zehn Knaben wenigstens einen Friedrich Wilhelm, und von den übrigen neun auch noch fünf oder sechs

Friedrich zu nennen? Leider bekam auch ich den sehr unpoetischen Namen Friedrich Dose. Das hat mich von jeher gekränkt. Könnte ich nicht eben so gut Max, Emil, oder wie der große Feldherr: Eugen heißen? Denken Sie: Eugen Dose! Lange hab ich daran gedacht, mir einen andern Vornamen beizulegen, aber die gemeinen Seelen würden dies lächerlich finden, weshalb ich heute auf eine andere Idee gekommen bin. Man könnte ja den Namen Friedrich in einer andern Sprache geben, und da habe ich denn mit Hülfe des Schulmeisters heute Morgen einige Lexika's nachgeschlagen. Auf Französisch Frédéric — schmeckt zu sehr nach dem Oeuvres posthumes des alten Fritze, den ich doch nicht nachahmen will; — auf Hebräisch: Salomon Dose; da könnte man meinen, ich sei ein Jude; das ist Alles nichts. Aber russisch, russisch! Ich versichere Sie, in Rußland ist, abgesehen von der Knute, viel Poesie zu finden. Wissen Sie, wie zart Friedrich auf Russisch heißt? — Dose richtete sich bei diesen Worten in die Höhe und sah mich feierlich fragend an. „Feodor heißt es; nicht Fedor, sondern Feodor. Thun Sie mir die Liebe und nennen Sie mich künftig Feodor Dose.“

Ich muß gestehen, so viel Poesie rührte mich. Ich drückte seinen langen Oberkörper an mein Herz und sagte ihm, so schmeichelnd es mir möglich war: „Theuerster Feodor!“ — Dose streckte sich sehr befriedigt wieder unter den Baum, nahm das Buch, das vor ihm lag, und zeigte mir das Titelblatt desselben. Da hatte er mit Bleistift hineingeschrieben: „In hochdeutsch gereimte Verse gebracht von Feodor Dose.“

Eine halbe Stunde lang hielt ich es bei ihm aus und hörte all den Unsinn geduldig an, der dem ersten leidenschaftlichen Ausbruch seiner Poesie folgte, und da es für heute doch nicht mehr möglich war, ihn auf ein vernünftigeres Kapitel zu bringen, so empfahl ich mich, um meinen Spaziergang fortzusetzen. Eine Strecke von ihm wandte ich mich noch einmal um und erfreute ihn mit

einem lauten: „Adieu, mein Feodor!“ eine Aufmerksamkeit, die er mit einer sehr herablassenden Bewegung der Hand belohnte.

Wenn ich zum erstenmal in einer Gegend bin, ist es mein erstes und angenehmstes Geschäft, das Terrain zu recognosciren. Man trifft da so zufällig auf Kleinigkeiten, die einen freundlich ansprechen und die Phantasie, besonders beim langweiligen Manöverleben, angenehm beschäftigen. Am Bach aufwärts gehend, wollte ich ihn links überspringen, um über die Hecken des Parks, der zum Gute gehörte, das Innere desselben etwas zu übersehen, als ich rechts im Gebüsch einige Schüsse hörte. Ich wandte mich der Gegend zu und erreichte bald einen freien Platz, wo ich einige meiner Kameraden fand, die sich am Abhange eines Hohlwegs eine kleine Schanze erbaut hatten, nach der sie mit Kanönchen und Pistolen schossen. Es war ein allgemeiner Jubel, die Schanze hatte Schießscharten, in welchen sie kleine Brettchen aufgestellt, die als Scheiben dienten. Ich belustigte mich einige Augenblicke mit ihnen und wandte mich dann wieder zum Bache zurück.

Eine kleine, grün angestrichene Brücke, die sich meinen Blicken darbot, lud mich viel zu angenehm ein, auf ihr den Bach zu überschreiten, als daß mich der herrschaftliche Park, der gleich hinter derselben anfing und hier ein offenes Thor hatte, davon abgeschreckt hätte. Vielmehr trat ich hinein; im schlimmsten Falle konnte mich ein grober Gärtner wieder hinausweisen. Ich ging mit innerem Wohlbehagen über die reinlichen Kieswege, die von hohen dichtbelaubten Bäumen umgeben waren und hie und da um saftiggrüne Rasenplätze mit leuchtenden Blumenkörbchen in der Mitte umherliefen. Als ich in den Park trat, überschlich mich der Gedanke, ich thue Unrecht, ein fremdes Eigenthum zu betreten, und ich wunderte mich über mein Herz; war es doch in ähnlichen Fällen früher nie so bedenklich gewesen; auch stand ja an der Thüre keine Tafel mit der Inschrift: „Verbotener Eingang.“ Ich überredete mich leicht, wie es mir Niemand verwehren könne, durch ein geöffnetes

Thor in einen Park zu treten, indem ich ja durch mein stilles Umherwandeln Niemanden Schaden zufügen könne. Es war mir so wohl hier zwischen den frischen Bäumen und duftenden Blumen.

Der Aufenthalt im Arrest ließ mir sonst immer für einige Tage ein unangenehmes, drückendes Gefühl zurück. Wenn man in den dunkeln Käfigen sitzt, kann man sich kaum selbst überreden, daß es eine Kleinigkeit ist, die einen hierher gebracht. Mir wenigstens war es oft, als sei ich ein arger Verbrecher, und dieses Gefühl, wie gesagt, verfinsterte mir wie ein Nebel noch Tage nachher meine Umgebung. Doch heute wie ich in den Garten trat, ward mir ganz anders zu Muth. Langsam schlenderte ich unter den Bäumen umher und kam an eine Stelle, wo man den Bach in den Park und in ein rundes Marmorbecken geleitet hatte, das allem Anschein nach zum Bad diente. Dichte Taxushecken umgaben das Bassin und die Zweige waren so fest zusammengewachsen, daß kein Blick hindurchzudringen vermochte. Oben hatte man über die Laubwände Latten gelegt, die mit Reben, Rosen und Gaisblatt überzogen, eine schöne Laube bildeten. Ein kleines in den Taxus gehauenes Pförtchen, dessen hölzerne-Thüre offen stand, führte in dieses heimliche Rund.

Ich trat hinein, und war es die schwüle Sommerluft oder das klare Wasser im weißen Becken, mich wandelte plötzlich die Lust an zu baden und da ich leider in meinem ganzen Leben einen gefaßten Entschluß nie lange überlegt habe, schob ich flugs den Riegel an der Thüre vor und fing an mich auszukleiden. Doch ging ich zur Vorsicht noch einmal rings an den Wänden herum und horchte nach allen Seiten, ob nicht Schritte oder sonst Geräusch von nahenden Menschen zu vernehmen sei. Aber Alles war ruhig und still. Der heiße Nachmittag schien nicht nur die Menschen in den kühlen Zimmern festzuhalten, selbst die Vögel hatten sich versteckt und nur hie und da tönte leise das Anschlagen einer Nachtigall, als wolle sie versuchen, ob ihre Kehle für den kommenden Abend noch die gehörige Kraft besitze.

Das Wasser war so frisch, so reinlich und angenehm, und der

Schatten der Laube, sowie die duftenden Blüthen des Gaisblatts hielten Herz und Sinne mächtig gefangen, so daß ich mich gar nicht vom Bade trennen konnte. Ich plätscherte vergnügt im Wasser herum, und die Rosenblätter, die von oben in die Fluth fielen, waren mir mächtige Flotten, die ich, der Erderschütterer Poseidon, zusammenblies oder nach allen Winden zerstreute. Plötzlich horchte ich auf, denn mir war, als hörte ich, obgleich noch sehr entfernt, Jemand auf den Kieswegen gehen. So rasch als möglich entsprang ich dem Bassin und griff nach meinen unentbehrlichsten Kleidungsstücken. — Es war so: es kamen mehrere Personen durch den Park, ich hörte plaudern und lachen — und jetzt — nun das fehlte noch! unterschied ich die Stimme des Adjutanten unseres Majors, der ebenfalls auf dem Gute im Quartier lag. Ich zog mich so rasch wie möglich an, um vielleicht noch entspringen zu können. Aber unmöglich! schon näherte man sich der Laube: Der Lieutenant v. L., ein ältlicher Herr, wahrscheinlich der Graf R., dann eine ältliche Dame und eine jüngere — gerechter Himmel! Emilie, meine kleine Emilie! Wie schön war das Mädchen! die feinen Formen der zarten, erst aufblühenden Gestalt ließ ein helles Kleid recht hervortreten. Der kleine niedliche Kopf mit dem naiven Gesichtchen! Das Mädchen hatte ein spitzes Näschen, das ohne ihre schönen Augen gewiß die schönsten, die ich in meinem Leben gesehen, großen Vorwitz ausgedrückt hätte. Und ich mußte ihr nun so wieder gegenübertreten! Heute Morgen als Arrestant, jetzt als Frevler an ihrem Eigenthum, ja am Heiligsten, das sich in demselben befand, am Bade, worin auch sie gewiß zuweilen ihre zierlichen Glieder erfrischte.

Der einzige vernünftige Gedanke, der mir bei dieser unangenehmen Ueberraschung kam und den ich noch Zeit hatte anzuführen, war, den Riegel zurückzuschieben und mich schlafend zu stellen. Ich legte mich in eine Ecke der Moosbank und schloß die Augen. Doch schlug mein Herz so heftig gegen das eng anliegende Kollet,

daß jeder Argwöhnische mir gleich meinen Betrug angesehen hätte. Näher kommend, sprach die Gesellschaft von dem neu eingerichteten Bade und den Vorzügen desselben, die auch mich leider verführt hatten. Jetzt öffnete der alte Herr die Thüre, trat aber mit dem lauten Ausruf: „Nun, was soll das sein?“ einen Schritt zurück. Die andern kamen überrascht näher, und da sie verwundert laut zusammensprachen, mußte ich natürlich Ihren halber erwachen. Ich richtete mich gerade im Augenblick auf, wo die kleine Emilie ihr Köpfchen neugierig durch die Thüre steckte. Ach, sie hatte mich wieder erkannt! denn sie fuhr mit einem leisen Schrei zurück, sagte aber nur zum alten Herrn: „Ei, Onkel, da ist ja ein Soldat!“

Jetzt trat der Lieutenant v. L. näher und fragte, nachdem er mich mit dem strengsten seiner Blicke von oben bis unten gemessen, wie ich hieher komme und was ich da gemacht. Zu meiner größten Beruhigung sah ich durch die geöffnete Thüre, wie Emilie der alten Dame etwas lachend erzählte, worauf diese mit freundlich wohlwollendem Ausdruck mich ansah, weßhalb mir mein Humor wieder kam und ich dem Herrn Lieutenant kurz antwortete: „Aus dem Wald, über den Steg, zu der offenen Thür dort herein.“ Aber dieser Herr gehörte auch zu denen, die glauben, ein Soldat und ein Offizier, noch dazu ein Adeliger, wie er war, seien aus verschiedenen Stoffen bereitet, und fuhr mich deßhalb sehr grob an: „Herrrr! wie können Sie sich unterstehen, in einen Garten zu treten, wo Sie nichts verloren haben? Eine Frechheit, die noch viel größer wird, da Sie wissen mußten, es sei möglich, mir oder gar dem Herrn Oberstwachtmeister zu begegnen.“ Ich antwortete dem Lieutenant v. L. gar nicht, sondern wandte mich an den alten Herrn und bat ihn mit Worten, die ich so zierlich setzte, als mir möglich war, die Freiheit zu entschuldigen, mit der ich sein Eigenthum betreten; die wunderschönen Anlagen haben mich verführt, und ich sei unbesonnen genug gewesen, in das Rondel zu treten, wo ich im kühlen Schatten eingeschlafen. Der alte Herr schien

meine Vertheidigung freundlich aufzunehmen; er lachte und sagte, ich solle nur in seinem Port nach Belieben herumspazieren. Da fiel der Lieutenant mit der heftigen Frage ein: wie ich denn im Schlafe meine Haare so naß gemacht? worauf ich ihm entgegnete, es müsse wohl geregnet haben. Er biß sich auf die Lippen und schwieg für jetzt; aber daß mein Name in seinem schwarzen Buch mit einem dicken Strich versehen wurde, darauf konnte ich mich verlassen.

Ich trat zur alten Dame, um ihr, sowie Emilien, meine Verbeugung zu machen und mich zu entfernen. Da sagte erstere, sie habe so eben gehört, daß ich ein Bekannter ihrer Nichte sei, wenigstens habe sie mich in Dr. bei unserem Durchmarsche gesehen, und die Kleine fügte lachend hinzu: „Ja, und auch heute Morgen in W., als wir die Pferde wechselten.“ Letzteres war mir gerade keine angenehme Reminiscenz; doch sprach ich natürlich mit einigen Worten meine Dankbarkeit aus, daß sie sich meiner erinnere. Der alte Herr, der dem Lieutenant die Einrichtung des Bades gezeigt, trat jetzt ebenfalls herzu, und da er im Verlauf des Gesprächs hörte, daß ich meinen heutigen Tag im Arrest begonnen, lud er mich freundlich ein, den Abend in seiner Gesellschaft zuzubringen. Welch Entzücken für mich! Wir wandelten zusammen durch den Park, ich ging neben der kleinen Emilie und der alten Dame, und all die versteckten Gefühle, welche die Badscene und mein Mißgeschick von heute Morgen fast ganz niedergedrückt, schossen jetzt an der Seite des Mädchens wilder als je empor. Zuweilen sah ich mich lachend von der Seite an und warf eine leichte Anspielung auf unsere flüchtige Bekanntschaft in D. hin, die nur wir verstanden. Es war vielleicht das erstemal, daß sie ein Geheimniß hatte, und gerade dieß schien sie sehr zu ergötzen. Der Lieutenant ging mit dem alten Herrn hinterher und mußte sich von ihm über Gartenanlagen und dergleichen unterhalten lassen. Wenn ich mich aber zufällig umwandte, sah ich, daß seine Blicke nie dem Zeigefinger

des Grafen setzten, wenn er ihn auf irgend ein Beet aufmerksam machte; er sah äußerst mißmuthig dem Treiben des muthwilligen Mädchens zu, das bald eine Weile ruhig einherging, bald vorwärts tanzte, beständig rechts und links lachend sich umsah und auf dem für mich so kurzen Weg in die Mitte des Gartens wenigstens ein halb Dutzendmal ihr Taschentuch oder ihren Sonnenschirm fallen ließ, welche ich ihr natürlich mit der größten Dienstfertigkeit aufhob. Auch der Lieutenant machte jedesmal eine Bewegung, vorzuspringen; aber der Graf hielt ihn am Arm fest und ließ sich, trotz dem verdrießlichen Gesicht des armen Offiziers, nicht aus seinen Combinationen bringen.

Unter einer großen Laube inmitten des Gartens setzten wir uns um einen Tisch und es wurde Thee servirt. Emilie saß neben mir und ich hatte das Glück, öfters von ihr bedient zu werden. Bald bot sie mir Zucker, und ich konnte dann, wenn auch nur einen Augenblick, ihre kleine Hand flüchtig berühren, bald sprang sie auf, um in die Theemaschine zu sehen, ob das Wasser auch recht koche, wobei ihr Athem, duftig wie der leise Wind aus einem Orangenhain, auf mein Gesicht fuhr und in meinem Herzen einen klingenden Schlag that. Nie in meinem Leben sind mir Stunden so schnell vergangen. Ich wäre gern noch eine kleine Ewigkeit sitzen geblieben; aber die alte Dame stand auf, ein Zeichen für die Gesellschaft in's Haus zurückzugehen, und für mich leider, Abschied zu nehmen. Ich dankte für die Freundlichkeit, mit der man mich behandelt, wobei ich absichtlich einflocht, daß ich sie in meiner untergeordneten Stellung als Soldat doppelt zu schätzen wisse. Der alte Herr lud mich ein, wenn ich nichts zu thun habe, den Garten zu einem Spaziergang zu benutzen.

Wer nicht Soldat war, wer es nicht weiß, daß das ewige hochmüthige Betragen der Offiziere einen am Ende selbst glauben macht, man sei eine ganz andere, viel schlechtere Menschenart, der hat keinen Begriff davon, wie wohlthuend es ist, so guten freund-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20756 / 022

lichen Menſchen zu begegnen. — Ich ging dem Pförtchen zu, blieb aber am erſten Boskett ſtehen, wo ich die Geſellſchaft aus der Laube treten ſah. Der Lieutenant v. L. bot der kleinen Emilie ſeinen Arm und ich ſchalt mich heimlich einen Dummkopf, daß ich das vorhin nicht auch gewagt. Aber ſie nahm ihn nicht an, und ich hörte, wie ſie ziemlich laut rief: „Ach, ich muß beim Bad einen meiner Handſchuhe liegen gelaſſen haben. Bitte, Herr Lieutenant, und du, Onkel, geht nur voraus in's Haus, ich komme gleich nach.“

Ohne Antwort abzuwarten, machte ſie ſich von der Geſellſchaft los und flog eilig nach der Gegend des Taxusrondels hin. Ich geſtehe meine Blödigkeit; ich war einen Augenblick im Zweifel, ob es auch ſchicklich ſei, wenn ich meinem Herzen folgte, das mir dringend anrieth, ihr voraus zu eilen, um ſie vor der Laube noch einmal zu ſehen. Endlich mit mir ſelbſt hierüber einig, jagte ich in gewaltigen Sätzen über Beete und Blumen hinweg und ſtand in ein paar Sekunden am Rondel. Das Mädchen mußte nicht den nächſten Weg eingeſchlagen haben; ich trat in die Hecke des Gartens; und ach Gott! da ſtand ſie an der grünen Brücke und ſchaute hinüber. Ich riß haſtig eine Roſe ab und eilte auf den Steg zu. Wir ſtanden uns gegenüber. Ich hätte mich nachher ſelbſt prügeln können; ich war ſo dumm, ihr zu ſagen, ich habe vernommen, daß ſie ihren Handſchuh im Taxusrondel holen wolle, und ſei ihr dorthin vorausgeeilt, ohne etwas zu finden. Mußte ſie nicht glauben, ich habe gelauſcht? Obgleich das Mädchen bei dieſer Aeußerung erröthete, ſo wußte ſie ſich doch beſſer zu helfen, als ich, und ſagte, ſie habe den Handſchuh unterwegs gefunden und ſei hieher gegangen, das Thor zu ſchließen.

Blöde, wie ich war, mußte ich dieſe Aeußerung für einen ſeinen Wink nehmen, mich zu entfernen, obgleich Emilie gewiß daran nicht dachte; ich hätte lieber im Arreſt geſeſſen, als ihr noch länger beſchwerlich zu fallen, und doch war ich wie mit Ketten an den

Platz geschlossen, und konnte um Alles in der Welt die Wendung zum Abschied nicht finden. Ohne ein Wort zu sprechen, bot ich ihr die Rose, die ich ihr gepflückt; sie nahm sie aber nur einen Augenblick, um daran zu riechen. Wenn ich recht sah, wenn mich meine Einbildung nicht betrog, so drückte sie die Rose an ihren Mund, statt gegen ihr spitzes Näschen, und gab sie mir mit den Worten wieder: „Nehmen Sie sie nur mit, wir haben hier doch so viele und Sie wahrscheinlich da draußen keine einzige; ich will Ihnen noch eine geben.“ Sie wandte sich etwas zurück und brach eine weiße Rosenknospe ab. — Als sie mir die Blume reichte, hielt ich ihr die rechte Hand fest, und ob mir die linke etwas entgegenkam, oder ob ich meine Freiheit zu weit trieb, sie selbst zu ergreifen, weiß ich wahrhaftig nicht; nur so viel schwebte mir die ganze Nacht in süßen blumigen Träumen vor, daß sie ihre Hände nicht zurückgezogen, als ich sie einen Augenblick gegen meine Brust gedrückt und gesagt: „Gute Nacht, liebe Emilie!“

Achtes Kapitel.

Manövertage.

Mehrere Tage waren seit jenem Abend verstrichen, und ich hatte Emilien nicht wieder gesehen. Dafür hatte ich von meinem Vormund einen Brief erhalten, der mich in den jetzigen Verhältnissen äußerst glücklich machte. Wir waren schon seit längerer Zeit wieder ausgesöhnt. Seinem heutigen Schreiben lag ein Wechsel bei, den ich vortrefflich brauchen konnte, was mich aber noch mehr erfreute, ein Brief an den Grafen R., wobei er mir schrieb: „Da du in der Nähe des Gutes meines alten Bekannten, des Grafen

R., im Quartier liegen mußt, so schließe ich dir ein Empfehlungsschreiben an denselben bei, das dir von großem Nutzen sein kann. Ist der Mann noch, wie ich ihn von früher kenne, so wird er dich freundlich aufnehmen und du kannst dich in besserer Gesellschaft bewegen als unter deinen Herren Unteroffizieren und Bombardieren."

Ich ritt auf das Gut, um mein Schreiben einzuhändigen, erfuhr aber zu meinem großen Leidwesen, der Graf sei mit seiner Nichte nach W. gefahren und kehre erst andern Tags zurück. Wie hatte ich mich gefreut! es war nichts! Und noch dazu hatten wir heute einen äußerst unangenehmen Dienst. Wir mußten mit den Festungsgeschützen aus den neuerbauten Batterien nach den Bastionen schießen!

Ich sollte heute zum ersten Mal ein größeres Geschütz losbrennen, einen Vierundzwanzigpfünder, wobei des heftigen Knalles wegen die übrige Bedienungsmannschaft aus der Batterie tritt und nur Nr. 3, der die Lunte hat, zurückbleibt, um abzufeuern. Noch obendrein gab es dabei ein kleines Unglück. Als ich die Stoppine, die im Zündloche steckt, angezündet, glimmte sie, statt gleich durchzuschlagen und den Schuß zu entzünden, wider die Regel langsam fort, was sehr unangenehm ist, da man ein paar Secunden in der Erwartung des entsetzlichen Knalles bleibt. Der Oberst stand vor der Batterie und wurde sehr ungeduldig. „Det is eine schlechte Wirthschaft!" schrie er. „Welcher Oberfeuerwerker hat die Stoppinen für diese Batterie anfertigen lassen?" Das Geschütz ging noch immer nicht los, und es mag sein, daß ich ein bischen bestürzt aussah, worüber mir der Alte zurief: „Oho! ik globe, passirt Ihnen etwas! Werden Se man nicht so blaß, et wird Se nicht beißen. Mit die schlechte Wirthschaft! Soll en Donnerwetter drein schlagen!" — Bm! krachte das Geschütz los und das Sprichwort: was lange währt, wird gut, ging in Erfüllung; die schwere Kugel schlug mitten in eine Scharte des Bastions und riß die alte Lafette, aufgestellt war, sowie vier bretterne Kanoniere in Splitter.

Für Rekruten, die zum ersten Mal ein Manöver mitmachen, wobei mit scharfer Munition geschossen wird, ist das entsetzliche Krachen der Geschütze ein wahrer Probirstein ihrer Constitution. Man glaubt kaum, wie das Schießen auch moralisch auf die Leute wirkt. Ich gestehe, anfangs war auch ich bei jedem Schuß wie mit kaltem Wasser übergossen. Bei verschiedenen meiner Kameraden aber, die schwächere Nerven hatten, äußerten sich die Wirkungen des Schießens oft auf traurige oder lächerliche Weise. So eingeübt die Leute auch auf die Haide kommen und so pünktlich sie alle Bewegungen auf dem Exercierplatze ausführen, so schlecht geht Alles bei den ersten Uebungen im Feuer. Der vergißt, daß schon geladen ist, und will einen zweiten Schuß einsetzen, ein anderer will abfeuern, ehe die Schlagröhre im Zündloch steckt, ein dritter springt beim Kommando: „Geschütz, Feuer!“ unwillkürlich ein paar Schritte zurück, wieder andere lassen die Gerätbschaften, die sie in den Händen haben, beim Knallen des Schusses auf den Boden fallen. So erinnere ich mich noch eines Kanoniers, der als Nro. 1 die Wischerstange auf den Boden warf, die Finger in die Ohren steckte und wie unsinnig herumsprang. Viele, die sich an das Schießen gar nicht gewöhnen können, müssen zur Infanterie oder Kavallerie versetzt werden.

Am folgenden Morgen mußten wir sehr früh ausrücken. Es wurde gemeinschaftlich mit der Garnison der Festung W. ein großes Feldmanöver abgehalten, zu welchem wir vollständig gerüstet und die Mantelsäcke gepackt erscheinen mußten. Ich hatte als Freiwilliger meine eigenen Uniformen, von denen heute ich trotz alles Suchens eine Stalljacke nicht finden konnte. Und doch erinnerte ich mich genau, sie aus der Garnisonsstadt mitgenommen zu haben. Dies war mir sehr fatal; wenn es dem guten Hauptmann Feind einfiel, meinen Mantelsack zu untersuchen, so brachte mir die fehlende Jacke mit dem, was ich bei ihm bereits auf der Kreide hatte zusammenaddirt, bestimmt ein paar Tage Arrest, im gnädigsten Fall

eine Strafwache. Glücklicherweise hatte Dose ein sehr altes Exemplar übrig; wir trennten die Auszeichnung des Unteroffiziers herunter und ich steckte am Morgen die Jacke in meinen Mantelsack.

Wir rückten mit Tagesanbruch in das Dorf, wo der Hauptmann lag, und ich hatte mein Pferd und meine Waffen in so außerordentlich gutem Zustande, daß er mir, was höchst selten geschah, bei der Inspektion kein unfreundliches Gesicht machte, vielmehr erklärte, er finde meine Sachen in bester Ordnung. — Die ganze Artillerie, ein Regiment Uhlanen, zwei Regimenter Infanterie und ein paar Compagnien Schützen wurden getheilt, um gegeneinander zu manövriren. Zur Unterscheidung hatten wir unsere Tschako's auf, der Feind nur Feldmützen.

Es war ein schöner Morgen; der Himmel, klar und wolkenlos, versprach einen heißen Tag. Unserer Batterie wurde eine halbe Schwadron Uhlanen zugetheilt und unsere erste Schlachtposition war auf einem Hügel, wo wir einen kleinen Wald bestreichen konnten. Man hatte uns zur Aufgabe gemacht, es so lange als möglich zu verhindern, daß sich Fußvolk zwischen den Bäumen festsetze und damit auf der Fläche einen Anhaltspunkt gewinne. So ein Feldmanöver, wo es ein wenig lebhaft, wie in einer Schlacht, zugeht, liebten wir Alle. Es war dann keine Rede mehr vom strengen Kamaschendienst und von der maschinenartigen Pünktlichkeit der Handgriffe, wie sonst. Die Hauptsache war, daß das Schießen recht schnell ging, und keine groben Unordnungen dabei vorfielen. Auch wurden alsdann die Marketenderinnen bei den Batterien geduldet und die Offiziere drückten an solchen Tagen ein Auge zu, wenn die Commißweiber überall herumliefen, um Schnaps und Brod zu verkaufen.

Anfangs hatten wir diesen Morgen einen verlorenen Posten, worüber wir uns nicht wenig ärgerten. Nach allen Seiten ging das Knallen los, zuerst Artillerie gegen Artillerie, dann breiteten sich die Tirailleurlinien aus, und in allen Feldgräben, an den klein-

ſten Sträuchen begann das Geknatter des kleinen Gewehrs, doch immer zu entfernt, als daß wir am Gefechte hätten Theil nehmen können. Der Sonnenſtrahl fiel auf die Gewehre des Fußvolks, die Lanzen der Uhlanen, die weit von uns unter einigen kleinen Anhöhen herumdefilirten. Ich glaube, in einer wirklichen Schlacht kann die Mannſchaft nicht geſpannter umherblicken und den Gang des Gefechts verfolgen, als wir es thaten. Jede Artilleriesalve wurde beobachtet und beſprochen. „Das war die zweite zwölfpfündige Batterie! Dort jagt die erſte reitende Batterie den Hügel hinauf! Jetzt protzt ſie ab — Hurrah! das muß getroffen haben! Seht, wie die Infanterie dort abſchwenkt und ſich zurückzieht! noch eine Salve!“

Es dauerte indeſſen nicht lange, ſo begann auch in unſerer Nähe das Gewehrfeuer. Einzelne vorwitzige feindliche Schützen krochen bis vor den Wald heran und ſchoſſen auf uns; doch die unſern gingen ihnen entgegen und warfen ſie zurück. Ein Adjutant des Oberſten jagte mit unſerem Hauptmann heran, der etwas vorgeritten war, um die Stellung der verſchiedenen Corps zu überſehen, und der Alte folgte ihm unmittelbar auf ſeinem Schimmel. — „Oho!“ rief er uns ſchon von Weitem zu. „Jetzt man ufgepaßt? Hauptmann Feind, laſſen Sie nur genau richten und nicht zu früh abfeuern.“ Dieſer ſalutirte zur Antwort mit dem Degen und kommandirte: „Batterie, geladen! Tauſend Schritt nach der Höhe vor uns!“ Die Protzkaſten raſſelten zu und das Laden ging mit der größten Schnelligkeit vor ſich. Die Bombardiere legten ſich an's Geſchütz, um zu richten, und wir ſchielten geſpannt nach der Höhe hinüber, was da kommen ſollte. Es war die dritte reitende Batterie, die im Carrière den Hügel heraufjagte und ſo frech war, gerade vor unſerer Naſe aufzufahren. Unſere Geſchütze waren geladen, gut gerichtet; Hauptmann Feind paßte den günſtigſten Moment ab, um der Batterie dort drüben eine volle Ladung zu geben. Sie war uns ſo nahe, daß wir deutlich die Signale konnten blaſen

hören. Jetzt protzten sie ab, und wie auf einen Augenblick dadurch Pferde und Menschen in einen großen Knäuel durcheinanderliefen, gab der Hauptmann sein Kommando: „Batterie, Feuer!“

Unsere Kanoniere feuerten mit lautem Hurrah ab. Unsere acht Kugeln richteten — will sagen, hätten eine schöne Verwirrung in der feindlichen Batterie angerichtet. Aber kaum krachten die Schüsse, so sagte der Oberst neben unser Geschütz und schrie uns zu, es sei nicht losgegangen. Ich muß gestehen, ich konnte nichts Gewisses darüber sagen; das Krachen und der Dampf waren so groß, daß ich darauf geschworen hätte, unsere Kanone sei sogar doppelt geladen gewesen. „Geladen!“ kommandirte der Hauptmann auf's Neue, doch Dose, der sehr blaß geworden war, hielt die Kanoniere zurück, zog dann den Säbel, warf die Schlagröhre aus dem Zündloch, sprang vor's Geschütz, holte richtig mit der Hand die unverbrannte Patrone heraus, fuhr mit einem gräßlichen Fluch wieder in die Mündung und zog meine unglückselige Jacke hervor, die ich, wie mir jetzt zu meinem Entsetzen einfiel, auf dem Marsche aus der Garnison hineingesteckt hatte. — Das mußte eine schöne Geschichte geben. Sowohl Dose als ich, waren am Aufenthalte Schuld, ich durch die That selbst, jener, weil er das Geschütz vor dem Laden nicht genau revidirt hatte. Die Wuth des Alten in diesem Augenblick ist nicht zu beschreiben. Er fand auch nicht Worte, sich auszudrücken; das Ausladen des Geschützes war indessen das Werk einer Sekunde, und unsere Kanoniere, die wohl einsahen, daß keine Zeit zu verlieren sei, arbeiteten so schnell, daß unser Schuß nur einen Gedanken später kam, als die andern. Der Hauptmann, welcher glücklicher Weise nichts bemerkt hatte, gab jetzt, da Infanterie hinter dem Hügel hervorkam, das Kommando: „Mit Kartätschen geladen!“ wobei jeder Unteroffizier sein Geschütz selbst abfeuern läßt, sobald es geladen ist. Man kann sich denken, daß, wie ich meine Jacke erblickte, mehr todt als lebendig war.

Der Alte war vom Pferd gesprungen und schrie meinem un-

glücklichen Dose zu: „Wer hat det gethan? Ik will wissen, wem die Jacke gehört?“ Doch dieser, der nun einmal sah, daß doch Alles verloren war, hatte sich gesammelt und entgegnete ruhig: „Herr Oberst, wenn der Feind geworfen ist, werd' ich mich zum Arrest melden, jetzt muß ich der Infanterie drüben auch meine Kartätschen spendiren. — Geschütz, Feuer! — Mit sechslöthigen Kartätschen geladen!“

Ich fürchtete nach diesen Worten Dose's, der Oberst werde auf ihn zustürzen, um sich thätlich an ihm zu vergreifen, aber im Gegentheil, er stieg wieder auf sein Pferd und sagte nur: „Det wird sich finden!“ Glücklicherweise hatte unser Geschütz außer mir lauter alte Kanoniere, die wohl wußten, daß es jetzt galt, schnell zu schießen, und deßhalb ihr Möglichstes thaten. Die Batterie that in den nächsten zwei Minuten sechs Schüsse, unser Geschütz neun. Die Infanterie drüben zog sich hinter die Hügel zurück und auch die feindliche Batterie protzte auf und verschwand. — „Batterie, halt!“ kommandirte der Hauptmann. „Zum Avanciren aufgeprotzt! Batterie, Galopp! Batterie, Marsch, Marsch!“

Wir jagten dahin, daß die Pferde mit dem Bauch die Erde berührten. Dose rief uns noch zu, den nächsten Schuß ja so schnell als möglich zu thun, und vorwärts ging es den andern Hügel hinauf mit unbeschreiblichem Gerassel. Der Alte blieb dicht hinter uns. Jenseits auf der Fläche jagte die feindliche Batterie, von Uhlanen umgeben, zurück. Wir folgten ihnen den Hügel hinab und suchten näher zu kommen. Unten war ein ziemlicher Graben, über den wir hinweg mußten. Unser Geschütz war das erste, das hinüberflog. „Batterie, halt! Mit zweilöthigen Kartätschen geladen!“ Die übrigen Geschütze waren kaum zum Schießen herumgedreht, so krachte unser Schuß schon dahin, und so ging es mit beispielloser Geschwindigkeit fort.

Als wir im besten Schießen waren, sprengte einer der Adjutanten unseres Abtheilungskommandanten zum Obersten heran und

verlangte drei reitende Geschütze zur Verstärkung eines Kavallerie-Regiments auf dem rechten Flügel. Unser Geschütz und noch zwei andere wurden dazu bestimmt. Wir protzten im Feuer auf und folgten dem Offizier über die Fläche dahin, was die Pferde laufen konnten. Doch es war, als sollten wir heute alles mögliche Unglück haben. Vor uns lag eine Landstraße mit zwei ziemlich breiten Gräben, über die wir hinweg mußten. Beim ersten ging es ganz glücklich, aber im zweiten lagen einige große Feldsteine, gegen die eines der Geschützräder so heftig schlug, daß eine Felge und mehrere Speichen brachen. Da lagen wir. Der Offizier rief uns zu, er könne sich nicht aufhalten, wir sollen allein zurückbleiben, um womöglich das Rad nach der Vorschrift auszubessern, das heißt, es entweder mit Stricken zusammenzubinden, oder, wenn dies nicht mehr angeht, einen sogenannten Schleppbaum unterzubinden, der, an Lafette und Achse befestigt, das Rad für kurze Zeit nothdürftig ersetzt. Wir mußten zu letzterem Mittel unsere Zuflucht nehmen. Doch woher einen Baum nehmen? Glücklicherweise befand sich einige Schritte von uns ein Nebenpfad, an welchem ein Wegweiser stand. Unser Stangenreiter, ein wahrer Riese, meinte lachend, wir seien ja im Kriege, und Noth kenne kein Gebot; er lief hin und riß mit einem gewaltigen Ruck den Baum aus der Erde, der, mit den Landesfarben angestrichen, zu unserem manoeuvre de force paßte, als sei er dazu gemacht. — Eilig zogen wir das zerbrochene Rad ab und banden den Wegweiser so fest wie möglich unter die Lafette. Das Brett, worauf der Name des Orts stand, wollte Dose nicht abnehmen lassen, was äußerst komisch aussah. Die Hand, die vorne gemalt war, zeigte in die Höhe, als wollte sie des Himmels Strafe für unsere Frevelthat herabbeschwören. Das Rad wurde auf dem Protzkasten festgebunden. Wir saßen auf und galoppirten dahin. Glücklicherweise erreichten wir den rechten Flügel noch zeitig genug, um am lebhaften Feuer der beiden andern Geschütze Theil nehmen zu können. Doch bald wich der Feind auch hier zurück,

natürlich wie es vorher befohlen war, und die Manöver waren für heute beendigt.

Wir zogen nach dem Park zurück, wo der Oberst, sowie die Kommandanten der übrigen Truppentheile die verschiedenen Corps defiliren ließen. Ehe wir in unsere Batterie einrückten, hatten wir den Baum noch einmal recht fest gebunden. Wir ritten bei dem Paradiren auf der Seite, wo der Oberst stand, dem wir schon von Weitem ansahen, daß er gut gelaunt war und die Jackengeschichte wahrscheinlich vergessen hatte. Als wir bei ihm vorüberkamen und er unsern Schleppbaum erblickte, war leicht zu bemerken, daß er sich sehr darüber freute; er rief einigemal: „Det is gut gemacht, ik muß det loben!" und als der Parademarsch vorbei war, ritt er mit den fremden Offizieren vor unser Geschütz und zeigte ihnen wohlgefällig, wie sich der Artillerist zu helfen wisse; besonders daß wir einen Wegweiser genommen, belustigte ihn sehr. „Ik muß det wirklich loben," sagte er, „man kann sehen, daß der Dose ein gewandter Unteroffizier is, und es scheint mir, als wenn der Bom sehr gut gehalten hätte." — „Ja wohl, Herr Oberst," antwortete Dose, „wir haben einigemal damit auf- und abgeprotzt und so eine ziemliche Strecke im Galopp zurückgelegt." Plötzlich schien dem Obersten die Geschichte von heute Morgen wieder einzufallen; er sagte: „Hoho, is denn det dasselbe Geschütz, wat heute Morgen den groben Fehler gemacht hat? — det aber," setzte er gutmüthig hinzu, „sich drauf im Schießen so sehr hervorthan?" — „Zu Befehl, Herr Oberst?" — „Aber wie war denn die Geschichte so eigentlich? Ik muß doch den Mann bestrafen, der die Jacke in das Rohr gesteckt hat." — Ich trat vor und sagte dem Oberst, ich sei der Schuldige. „So?" antwortete er mir, „hab ik Se darum neulich aus dem Arrest pardonnirt, daß Se mir heute wieder solche Streiche angeben? En Donner . . . .! Wenn sich det Geschütz nich heute so brav gehalten hätte, wäre et meine Schuldigkeit, en ganz fatales Examen anzustellen; doch so sollen Se mit einem blauen Aug' davonkommen.

Der Kanonier H. bleibt die Nacht zur Strafe auf der Haide in die Wachtstube. Ordnung muß sind!"

Ich, und besonders Dose, waren froh, so wohlfeilen Kaufes losgekommen zu sein; denn wäre die Sache an den Hauptmann Feind oder an den Abtheilungskommandanten gekommen, so hätte des Letztern Adjutant, der Lieutenant von L., der der Badgeschichte noch wohl gedachte, mir wenigstens drei Tage in Nro. Sicher verschafft. Dessen ungeachtet war mir die kleine Strafe, daß ich die Nacht über hier bleiben mußte, für heute unangenehmer, als unter andern Verhältnissen ein Tag Arrest. Ich hatte mir vorgenommen, sogleich nach dem Einrücken in's Quartier auf das Gut zu gehen und die ersten Früchte meines Empfehlungsschreibens zu ernten. Das war nun nichts, und morgen sollte wieder exercirt werden.

Es war indessen vier Uhr geworden; die verschiedenen Batterien zogen mit schmetternder Musik nach Hause, und ich mußte mein Pferd abgeben; der Oberst und die Offiziere zogen sich in die Bude zur lustigen Marketenderin zurück, und ich verfügte mich in die Wachtstube, wo glücklicherweise einer meiner guten Bekannten heute den Dienst hatte. Ich ließ mir aus einer der Buden ein Mittagsmahl kommen, legte die Waffen ab und wir setzten uns vor die Thüre, um den schönen kühlen Abend zu genießen. Wenn ich nur nicht so viel an das kleine Mädchen gedacht hätte! Ich wurde darüber ganz melancholisch und recitirte:

Eilende Wolken, Segler der Lüfte ꝛc.

Plötzlich rief die Wache in's Gewehr, der Oberst kam mit seinen Offizieren aus der lustigen Marketenderin und schien einer seiner Ordonnanzen eifrig etwas zu erklären, was der Mann jedoch nicht begriff, denn der Oberst sagte mehreremale: „Aber, mein Sohn, jet will mich bedünken, als hättst du mich doch nicht verstanden. Sag mir, wat sollst du eigentlich ausrichten?" Der Kanonier stotterte einige Worte, worauf der Oberst fortfuhr: „Siehst du wohl, det du mir nich verstanden hast? — Der Wachthabende soll mal ene Bank

herausbringen, det ich ene Karte ufpflanzen kann." — Ich nahm den Feldſtuhl, auf dem ich ſaß, und brachte ihm denſelben. Er breitete ſeine Karte aus und begann dem Kanonier eine ſehr einfache Geſchichte zu erklären. Unſere Batterie ſollte zum morgigen Manöver ſich nicht bei einer gewiſſen Windmühle aufſtellen, ſondern an der Ecke eines benachbarten Waldes. Glücklicherweiſe war aber der Kanonier ein ſehr beſchränkter Menſch und konnte oder wollte den Oberſt nicht verſtehen, ſo daß dieſer endlich ausrief: „Na, ik muß aber och verſichern, det das ene ſehr traurige Geſchichte is, det man mir immer die dummſten zu Ordonnanzen gibt!" — Mir blinkte auf einmal ein Hoffnungsſtrahl und ich wandte mich, ſo demüthig als möglich an den Oberſten, indem ich ihm ſagte: wenn er mir die Commiſſion anvertrauen wolle, werde ich mich bemühen, ſie auf's Beſte auszurichten. Der Alte ſah mich an und ſagte: „Aber Se ſind ja Arreſtant!" worauf ich erwiderte: „Zu Befehl, aber nur ſo lang es der Herr Oberſt wollen." Es ſchien ihm doch einzuleuchten, daß ich zu der Commiſſion brauchbarer ſei; denn er wiederholte nochmals, was ich unſerem Hauptmann ausrichten ſolle und befahl mir, das Pferd der Ordonnanz zu nehmen. „Aber," ſetzte er hinzu, „wenn Se meinen Befehl ausgerichtet, reiten Se wieder hieher, geben dem Kanonier det Pferd zurück und bleiben dann die Nacht in die Wachtſtube. Ik kann Ihnen die Strafe nich ſchenken." Das war mir auch ſehr gleichgültig, ich hatte jetzt doch Hoffnung, Emilien wenigſtens einen Augenblick zu ſehen. Raſch legte ich meine Waffen an, ſaß auf und ritt davon.

Es dunkelte bereits, als ich vor das Quartier ritt, wo unſer Hauptmann Feind lag. Der Wachtmeiſter ſchaute in ſeinem geblümten Schlafrock zum Fenſter heraus und wunderte ſich nicht wenig, mich zu ſehen. Ich ſprengte im kurzen Galopp, wie ſich für eine rechtſchaffene Ordonnanz gebührt, in den Hof und meldete dem Hauptmann den Auftrag des Oberſten. Wie ich gehofft hatte, befahl mir der Feind, dieſelbe Meldung unſerem Abtheilungskomman-

danken zu überbringen. Bald lagen die fetten Weiden vor mir; ich ritt einen Augenblick vor unſer Quartier, um meinem theuern Feodor, der ſich vor der Hausthüre mit der Frau Wirthin unterhielt, einen guten Abend zu wünſchen und jagte dann längs der Mauern und Hecken des Parks vor das Schloß, wo mir der alte Gärtner das Pferd hielt.

Als ich die Treppen hinaufſtieg, ſah ich mich überall um, fand aber nicht, was ich ſuchte. Oben im Vorſaal ließ ich mich anmelden und mußte eine Zeit lang warten, ehe der Adjutant, der Lieutenant von L., herauskam, um meine Meldung anzuhören. Ich ſah dem Theuern gleich an, daß es ihm nicht gelegen war, mich hier zu ſehen, weßhalb er mich auch ſo kurz wie möglich abfertigte. Wäre nur zufällig der Graf herausgekommen, ſo hätte er mich in Folge des neulich bei ihm abgegebenen Empfehlungsbriefes ohne Zweifel auf einige Augenblicke hineingerufen, und ich hätte Emilien vielleicht geſehen. Verwünſcht! keine Seele kam, und ſo langſam ich dem Adjutanten meine Honneurs machte und mich zurückzog, ſo war ich doch in wenig Minuten wieder die Treppe hinab und auf dem Hof. Der alte Gärtner, der mich kannte, weil ich ihm damals den Brief übergeben, ſagte mir, während ich nach allen Fenſtern blickend aufſtieg: „Der Herr Graf und das Fräulein fahren Morgen Abend auf die Halde, um die Truppen im Bivouak zu ſehen.“ Dann zog er aus ſeiner Taſche einige Blumen hervor und gab ſie mir lächelnd mit den Worten: „Das Fräulein hat den Strauß heute Abend gepflückt und mir gegeben, zu welchem Zweck weiß ich nicht. Nehmen Sie ihn nur!“ Hatte ich nun doch wenigſtens etwas von ihr! Haſtig nahm ich das Bouquet und ſteckte es in meine Säbelgurt vor die Bruſt.

Jetzt wollte ich mit einigen kühnen Courbetten zum Thore hinaus, als ich eine wohlbekannte Stimme hinter mir rufen hörte: „Johann! Johann!“ Ich wandte mein Pferd um, und an einem der Fenſter ſtand das kleine Mädchen, die liebe Emilie. Hätte ich

nur ein anderes Pferd gehabt, um einen Reitergruß zu machen; aber mein alter Gaul wollte keine Hülfe verſtehen und machte bei meinem Sporendruck nur einen gewaltigen Satz in den Hof hinein. Ich aber drückte meine Hand an die Blumen und dann an den Mund. Ob ſie meinen Gruß erwiderte, konnte ich nicht ſehen, doch als ich, zum Thor hinausreitend, mich noch einmal umwandte, ſah ich am Fenſter ein weißes Tuch flattern.

Neuntes Kapitel.

Manöver.

Mein Ordonnanzritt nach den fetten Weiden hatte mir die freudeloſe Nacht auf der harten Pritſche der Wachtſtube ſehr erleichtert, und das weiße Tuch, das ich zurückblickend an einem Fenſter des Schloſſes hatte flattern ſehen, erſchien mir öfters im Laufe der Nacht in ſeltſamen angenehmen Traumgeſtalten. Bald war es eine weiße Taube, die auf mich niederflatterte, bald dehnte es ſich nach allen Seiten aus und ward zu einem fliegenden Gewande, das ſich allmälig an die niedlichen Formen eines weiblichen Körpers anſchmiegte und oben einen blendenden Hals umſchloß, auf dem ein mir wohlbekannter kleiner Kopf ſtand, ein freundliches Geſichtchen, das mich neckend anſah. Wenn auch die Härte des Lagers, auf dem ich ruhte, zuweilen einen düſtern Ton in die blühenden Gemälde warf, die der gütige Traum um mich aufſtellte, ſo ſchlief ich doch auf einer Pritſche nie beſſer, als heute, und mußte mich durch die ſchmetternde Reveille der Parkwache wecken laſſen.

Der Tag brach an und verſprach zu den heutigen Manövern das ſchönſte Wetter. Nach und nach rückten die einzelnen Truppen-

theile aus der Umgegend der Stadt heran, die Infanterie zuerſt, mit klingendem Spiel. Vor unſerem Park ſtellte ſie ihre Gewehre zuſammen und trat auseinander. Ihr folgte eine Abtheilung Schützen; bald kam auch von allen Seiten das Geſchütz an, und die erſte reitende Batterie, die erſchien, war die unſrige. Mein Feodor hatte meine Waffen und mein Pferd putzen laſſen und brachte letzteres mir höchſt eigenhändig, wobei er mir nachträglich noch eine kleine Strafpredigt wegen der Jackengeſchichte hielt, die ihn beinahe ins Verderben, d. h. in Arreſt gebracht hätte. Ich war eben im Begriff, den Sattelgurt meines Pferdes etwas feſter anzuziehen, als der Hauptmann Feind vorüberritt. Ich machte mich ſchon auf eine derbe Strafpredigt gefaßt, doch begnügte er ſich für heute mit einem bedeutſamen Schütteln des Kopfes und ritt weiter nach der Bude „zur luſtigen Marketenderin," wo ſich die Offiziere nach und nach einfanden, um zu frühſtücken. Bald kam auch der Oberſt an, den wir nach ſeiner Gewohnheit ſchon geraume Zeit, bevor er von der Chauſſee um die Ecke eines Waldſaums auf die Halde kam, laut ſprechen, heute ſogar lachen hörten. Er war, wie faſt immer bei den Feldmanövern, gut gelaunt und ſchaute mit ſeinem rothen, gutmüthigen Geſicht recht vergnügt auf die Soldaten, die an der Erde lagen und ſich für den heutigen Tag ſtärkten. Wenn er ſo durch den Park ritt, hatte er es gern, wenn die Leute ihm einen guten Morgen wünſchten, was denn auch von den meiſten geſchah. Auch ſetzte zuweilen einer hinzu: „Iſt heute ſchönes Wetter, Herr Oberſt!" was er mit einem freundlichen: „Ob — ob! det will ik menen!" beantwortete.

So mit Soldaten, Pferden, Kanonen und Waffen aller Art umgeben, ich möchte ſagen durchflochten, gab unſer Artilleriepark mit ſeinen grünen Akazienbäumen ein ſchönes lebendiges Bild. Hier lehnten ein paar Kanoniere an ihrem Geſchütz und zertheilten auf der Röhre eine Wurſt, die ſie zuſammen gekauft. Neben ihnen waren die Pferde an einem Rad feſtgebunden und ſchnoberten mit

weit geöffneten Nüstern in den frischen Morgenwind, der säuselnd über die Haide strich. Hier lag ein Dutzend Infanteristen um eine Trommel, auf der die geschäftige Marketenderin das einfache Frühstück servirte, Weißbrod und Branntwein. Alles war in behaglicher Ruhe, die sich plötzlich in ein bewegtes, geschäftiges Leben auflöste, sowie die Trompeten schmetternd das Signal zum Zusammentreten gaben. Da lief die bunte glänzende Masse zuerst in dichte Knäuel zusammen, aus denen sich nach und nach lange Linien bildeten, die sich weit in's Feld hinaus erstreckten. Die Infanterie maschirte zuerst ab, um den Bewegungen der Kavallerie und Artillerie nicht hinderlich zu sein, und gleich darauf rückte auch erstere aus dem Park, um uns noch freieren Spielraum zu lassen.

Jetzt kam der Oberst mit seinem Stabe von der „lustigen Marketenterin" her, die Offiziere commandirten: „Aufgesessen!" und der Alte ritt auf's Neue zwischen den Batterien durch, bald freundlich lachend, bald über dies und das einen Tadel aussprechend. — Die Manöver waren im Allgemeinen wie in den vorhergehenden Tagen angeordnet. Der Feind war nicht mit auf die Haide gekommen, sondern von der Festung aus gleich nach den vorgeschriebenen Punkten gerückt. Wir trugen heute die leichten Mützen, die andere Partie die Tschakos.

Der Divisionsgeneral P. nebst einem Brigadegeneral der Kavallerie bestimmten in Gemeinschaft mit unserm Oberst die Aufstellungen unseres Truppencorps, und die bezeichneten Schwadronen und Batterien gingen nach den angewiesenen Punkten ab. Unsere Batterie war die letzte, die auf dem Platze blieb, und da wir hinter einem großen Pulverschuppen standen, hatte uns der Alte anfänglich nicht bemerkt. Jetzt ritt er um die Ecke des Gebäudes und stieß, wie er uns ansichtig wurde, einen erschrecklichen Fluch aus. „Ein Schock Donnerr!" schrie er. „Was is denn det! Ene ewige Confusion bei die Batterie!" Der Hauptmann Feind sprengte vor, salutirte mit dem Säbel und stellte sich über diese Aeußerung des

Obersten sehr verwundert; aber der Alte fuhr in scheltendem Tone fort: „Ik möchte aber wissen, wer so egentlich wieder die Ursache von der Unordnung is. Ik habe doch gestern ausdrücklich befohlen, det die Hälfte dieser Batterie bei det feindliche Corps agiren soll. Herr Hauptmann Feind, haben Sie det wieder nich verstanden? Ik muß doch sehr bitten!“

Bei diesen Worten des Obersten sah ich, wie der erste Adjutant desselben einem andern Offizier der Suite kopfschüttelnd die Brieftasche wies. Auch glaubte ich, unserm Feind anzusehen, daß er diesmal im Rechte sei, denn er nahm eine ziemlich gereizte Miene an und entgegnete: „Herr Oberst, ich habe ganz nach dem Parolebefehl gethan. — Wachtmeister Löffel!“

„Na nu,“ entgegnete ihm der Oberst, „wenn hier vielleicht ein Irrthum obwalten könnte, so lassen Sie doch man nur den Wachtmeister weg, denn det Original meines Befehls is mir uf jeden Fall lieber, wie ene Copie. Herr Lieutenant von L., geben Sie mal die Brieftasche.“ Dieser hatte sie schon geöffnet und reichte sie dem Alten mit einem Paar leise gesprochenen Worten. Der Alte sah hinein, schüttelte den Kopf und mußte endlich gestehen, „det er sich och mal geirrt habe.“ Darüber war eine halbe Viertelstunde vergangen, weßhalb der zweiten Hälfte der Batterie, wozu unser Geschütz gehörte, der Befehl ertheilt wurde, sich im Galopp nach der Stadt zurückzuziehen und bei dem General zu melden, der heute die feindliche Armee commandirte. Wir schwenkten ab und jagten lustig über die Halde dahin. Unser guter Lieutenant C. commandirte uns, und wir hatten alle bösen Elemente, den Hauptmann Feind, sowie den Wachtmeister Löffel, zurückgelassen.

In kurzer Zeit erreichten wir dicht bei der Stadt die ersten Vorposten des Feindes, die im ersten Augenblick unser rasches Dahinjagen für einen Angriff nahmen und anfingen auf uns zu feuern. Ein junger Uhlanenoffizier, der mit einem Piket von vierzig Mann auf einem Hügel stand, glaubte hier einen Beweis seiner Tapferkeit

geben zu können, und sprengte den Hügel herab uns entgegen, auf den Lieutenant C. zu, den er sammt seinen vier Geschützen gefangen nehmen wollte. Der Kavallerieoffizier hatte ein gutes Pferd und war bald unserm Lieutenant zur Seite; die Uhlanen aber, die ihrem Anführer folgten, blieben eine gute Strecke hinter unsern im schärfsten Galopp dahinjagenden Geschützen zurück, was Lieutenant C. sehr gut bemerkte, daher er dem Uhlanenoffizier auf die Forderung, sich zu ergeben, laut lachend erwiederte: „Herr Kamerad, sehen Sie sich einmal nach Ihren Reitern um und nehmen Sie sich in Acht, daß ich Ihnen nicht den Säbel abfordere und Sie vor den Augen Ihres eigenen Pikets entführe. Uebrigens sind wir, freilich erst heute Morgen, Ihrem Armeecorps zugetheilt worden. Wo ist der General?“ — Der Uhlanenoffizier wollte bei dieser Nachricht aus der Sache einen Scherz machen, fing ebenfalls an zu lachen und deutete mit dem Säbel auf eine Menge schwarzer und weißer Federbüsche, die tiefer im Felde sichtbar wurden. Der junge Herr hätte uns gar zu gern zu Gefangenen gemacht, um am Abend hinter der Flasche mit dieser Heldenthat renommiren zu können. Er sprengte zu seinem Piket zurück und ein lautes Gelächter vom ersten Geschützführer der Haubitze bis zum letzten Fahrer der Kanone folgte ihm.

Der General und seine Suite waren ebenfalls nicht wenig erstaunt, als sie uns, die wir doch den Mützen nach Feinde sein mußten, auf sich zusprengen sahen. Der Lieutenant C. meldete sich, worauf ihm der General erwiderte, er habe eigentlich auf diese halbe Batterie gar nicht mehr gerechnet, weßhalb er sie trennen und geschützweise einzelnen Truppentheilen beigeben wolle. Dem Lieutenant C. gefiel diese Zersplitterung seiner Batterie nicht besonders, weil er nun der Suite des Generals folgen mußte, desto mehr aber den einzelnen Geschützführern, besonders meinem Feodor. So selbstständig einmal manövriren und schießen zu können, däuchte ihm außerordentlich poetisch. Mit solcher Gravität wie jetzt, nachdem ihm der General seine Bestimmung bezeichnet, hatte er noch

rie: „Geſchütz, marſch!“ kommandirt. Wir waren an's Ende der ganzen Linie beordnet, wo ſich Doſe beim Führer zweier Schwadronen Huſaren melden ſollte. — Während wir auf der Halde hintrabten, ritt er mehreremale an mich heran, freute ſich der Kommandeurſtelle, die ihm ſo unverhofft zugefallen, und bedauerte nichts, als daß er heute nur in einem friedlichen Manöver mitwirken könne. „Sie würden ſehen,“ ſagte er, „was ſelbſt ein einzelnes Geſchütz vermag, wenn es mit Muth und Gewandtheit geleitet und aufgeſtellt wird.“

Die beiden Huſarenſchwadronen, die wir bald erreichten, kommandirte ein alter mürriſcher Major mit einem ungeheuren Schnurrbarte, der neben ſeinem Pferde ſtand, aus einer kurzen Pfeife rauchte und uns ſehr gleichgültig antraben ſah. Doſe flog ſo ſchnell als möglich aus dem Sattel und „klapperte“ auf den Major zu; dieſen Ausdruck hatte der Oberſt erfunden wegen der bedeutenden Magerkeit meines Unteroffiziers, ſowie wegen ſeiner ſtorchähnlichen Beine und bezeichnete damit glücklich die hölzernen Bewegungen deſſelben. Feodor meldete dem alten Huſaren, daß er den beiden Schwadronen folgen ſolle, und war nicht wenig erſtaunt, als ihm der Offizier kurzweg entgegnete: das müſſe ein Irrthum ſein, er könne ihn nicht brauchen. So tief verwundete ihn eine ſolche Geringſchätzung ſeines Geſchützes, daß er augenblicklich ſein Pferd wieder beſtieg und davon reiten wollte. Indeſſen rief ihm der Major nach: „Hören Sie, Unteroffizier, reiten Sie dorthin an die Ecke des Waldes. Da ſtehen ein paar Schwadronen Uhlanen: vielleicht ſind Sie dorthin beſtimmt.“

Wir trabten dahin, aber dort ging es uns nicht beſſer, als bei den Huſaren. Der Kommandeur wollte uns nicht haben und ſchickte uns wieder fort. Das war zu viel für Doſe; er konnte ſeinen Unmuth nicht verbergen und machte ihm in lauten Worten gegen die Offiziere Luft. Am meiſten ärgerte es ihn, daß zwei naſeweiſe junge Herrn, die ihrem Ausſehen nach eben erſt aus dem Kadetten-

hause gekommen sein mochten, uns ein lautes Gelächter nachschickten und durch allerlei sonderbare Geberden Dose's steife Bewegungen nachzuäffen schienen. Wir ritten längs dem Waldsaume dahin, und Dose war im Begriff, wieder auf die Haide zu lenken und zum General zurückzumarschiren, als wir zwischen den Tannen und den Buchen das Dach eines Hauses hervorblicken sahen, über dessen Thüre auf einem großen Schild die beruhigenden Worte zu lesen waren: „Bier und Branntwein." Ja, sie wirkten wirklich beruhigend auf Dose; zu seinem poetischen Gefühl, das durch die Mißachtung seines Geschützes empört war, sprach friedlich die idyllische Ruhe dieser Schenke im Gegensatz zum geräuschvollen Treiben draußen auf der Haide. Er kommandirte „Halt," und nach einem kurzen Kriegsrath mit dem Bombardier des Geschützes fuhren wir in den Hof des Hauses, wo er die Kanoniere absitzen ließ.

Es war sehr vernünftig von Dose, daß er, statt uns auf der Haide im Sonnenschein spazieren zu führen, hier mit uns einkehrte. Wir thaten ganz, als seien wir zu Hause; wir führten das Geschütz hinter einen Schuppen, zogen die Pferde in den Stall und gingen in die Wirthsstube. Was sollten wir auch eigentlich sonst thun? kein Mensch hatte uns ja haben wollen, und bei bereits eröffnetem Tirailleurfeuer durch beide Linien hindurchzufahren, hätte ein großes Aufsehen gegeben. In der Wirthsstube dagegen war es recht heimlich. Die einzige Ausschmückung der Wände bestand in einer großen Schwarzwälderuhr, deren einförmiges Picken die Stille, die über dem ganzen Hause lag, nicht unangenehm unterbrach. Der Wirth und die Knechte des Hofes waren schon mit dem frühesten auf's Feld gegangen und nur eine alte Frau mit einem jungen Burschen zurückgeblieben, welche die Wirthschaft versahen. — Das Bier, das man uns vorsetzte, war nicht zu verachten: es war recht kühl und schmeckte nach dem scharfen Ritt über die Haide in der Morgenhitze vortrefflich. Dose's sehr vernünftige Befehle, die Waffen nicht abzulegen und kein Glas über Durst zu trinken, wurden, da

unſer Geſchütz nur alte Kanoniere hatte, gehörig reſpektirt. Die Leute machten es ſich ſo bequem wie möglich, ſtemmten die Ellbogen auf den Tiſch, ſteckten ihre kurzen Pfeifen an und ſangen wohl halbleiſe vor ſich hin. Doſe und ich hatten uns in eine Ecke zurückgezogen; wir ſaßen an einem der Fenſter, das, wie alle andern, mit ſtarken Eiſenſtäben vergittert war und obendrein noch ein natürliches luſtiges Gitter von friſchem Rebenlaub hatte. Alle Fenſter waren auf dieſe Art mit Laubwerk verziert und wir befanden uns in einer kleinen Feſtung, wo wir Alles nach Außen zu beobachten konnten, ohne von Jemand geſehen zu werden.

Doſe's Gemüth war tief bewegt; das klare friſche Bier in der ſtillen Stube, der grüne Wald draußen, das Bewußtſein, ſeine Pflicht gethan zu haben, und doch, während die Kameraden im Schweiße ihres Angeſichts über die Haide jagten, hier im Kühlen ſitzen zu können, alles dieß hatte ihn ganz poetiſch geſtimmt. Nur mit Mühe konnte ich ihn abhalten, daß er mir nicht ſein Gedicht: „Auf der Wacht!“ Gott weiß zum wievielten male vordeklamirte; dagegen vermochte ich es nicht zu hindern, daß er ſeine dicke ſchmierige Brieftaſche hervorholte und mir neue Bemerkungen über Stalldienſt und das Putzen des Lederzeugs vorlas, die er nach dem Muſter des Stalldienſtes unſeres lieben Hauptmanns Feind in poetiſche Form eingekleidet hatte und „proſaiſch-poetiſche Militär-Aphorismen“ nannte.

Die Manöver draußen hatten indeſſen ſchon lange begonnen. Die Lagen des Geſchützes, welches an dieſem Morgen viel Pulver verſchoß, rollten wie ein ferner Donner über die Haide, vermiſcht mit dem Knattern des Kleingewehrfeuers und den Klängen einzelner Signale, die der Wind zuweilen an unſer Ohr führte. Das einzige Unangenehme und Unſichere unſerer Lage war, daß keiner wußte, wohin ſich die Manöver heute ziehen würden. Kamen ſie zu unſerer ſtillen Klauſe, ſo ſchwebten wir in Gefahr, überraſcht zu werden, was es konnte, je nachdem der Oberſt gelaunt war, fatale Geſchichten abſetzen; zogen ſie ſich dagegen auf die andere Seite der Haide,

so hatten wir am Abend einige Stunden zu reiten und kamen zu spät in's Bivouac, das den heutigen Tag beschließen sollte. Um sein Möglichstes zu thun, hatte Dose am Rand der Haide, die wenige Schritte von unserem Hause anfing, einen Lauerposten aufgestellt, den er von Zeit zu Zeit ablösen ließ und der öfters hereinkam, die Bewegung der Manöver anzuzeigen.

Das Schießen kam indeß immer näher, und gegen Mittag, als ich den Posten bezogen hatte, wohin mich Dose begleitete, sahen wir mehrere kleine Anhöhen in unserm Gesichtskreis mit Batterien besetzt, die lustig darauf losschossen. Hie und da rückten auch Infanteriecolonnen vor und einzelne Reiterregimenter stießen zusammen, da und dort lange Reihen bildend. Besonders die letztern zogen sich sehr verdächtig in unsere Nähe, und bei einem allgemeinen Reiterangriff konnte der Flügel leicht vor unser Wirthshaus streifen. Dazu kam noch, daß die Kavallerie, von der wir dies fürchteten, feindliche war, denn sie hatten Tschako's auf, und obgleich wir ihnen heute Morgen zugetheilt worden, sprach doch das große Herz Feodors für die, denen wir in Folge unserer Kopfbedeckung eigentlich angehörten.

Unsere Furcht, hier überrumpelt zu werden, schien sich mehr und mehr zu bestätigen. Es sammelte sich hinter einigen Anhöhen eine große Masse Reiterei, die sich in Colonnen aufstellte, deren Ende beim Deployiren uns erreichen mußte. Dose ließ daher das Geschütz wieder anspannen und die Kanoniere, von denen glücklicherweise keiner einen bedeutenden Rausch hatte, sich hinter den Schuppen bei ihren Pferden aufstellen. Das Geschütz wurde auf einen Waldweg geführt, der, wie uns die Wirthin versicherte, ein paar Schritte hinter dem Haus auf die Haide führte. — Alle hintern Thüren des Hofes wie des Hauses wurden verschlossen und verriegelt, damit ein Trupp Kavallerie, der von der Haide hereinbräche, nicht durch das Gehöft könne, um uns zu verfolgen. Wir ließen die einzige Thüre unter dem Wirthshausschild offen; diese führte

in einen dunkeln Gang, aus dem man linker Hand in die Wirthsstube trat, und war, da die Leute mitten im Walde wohnten, von dicken eichenen Bohlen mit einem großen Schlosse versehen.

Dose und ich waren auf den Schuppen geklettert, von wo wir durch eine kleine Dachlucke einen ziemlichen Theil der Haide überschauen konnten. Was wir befürchtet, geschah. Von einem Trupp von Offizieren, in dem wir an den weißen Federbüschen den General und seine Suite erkannten, sprengten jetzt nach allen Richtungen Adjutanten über die Haide. Die Trompeten und Hörner lärmten und die Kavallerie begann, während die Batterien auf den Höhen immer eiliger schossen, nach unserer Seite hin zu deployiren. Jetzt stand die ganze Linie da und war dem Saum des Waldes so nahe gekommen, daß sie beim Vorrücken dicht daran streifen mußte. Auch auf der andern Seite bei unsern Freunden mit den Feldmützen, wurde es lebendig, und die Stellung ihrer Kavallerie zeigte ebenfalls an, daß bald ein allgemeiner großer Reiterangriff erfolgen werde. Die feindliche Kavallerie begann jetzt vorzurücken und kam uns immer näher. Nicht lange, so konnten wir die einzelnen Truppentheile unterscheiden; auf dem Flügel, der bei uns vorbeistreifen mußte, waren Uhlanen. In kurzem Trab rückte die Linie vor und nach einer kleinen Viertelstunde stand das Ende derselben vor unserer stillen Klause. Dose und ich stiegen leise von unserem Schuppen herunter, um uns zum Abmarsch fertig zu machen, wozu wir Zeit genug hatten, denn im Herabsteigen hörten wir längs der ganzen Linie Apell blasen, woraus wir entnahmen, daß ein Theil des Manövers vorbei sei und vor Beginn des zweiten eine Pause eintreten werde. Und so war es auch. „Rührt euch!“ erscholl es durch die einzelnen Schwadronen und die Reiter legten den Säbel auf den Hals des Pferdes, lüfteten den Tschako und setzten sich bequem in den Sattel.

Dose ließ nun das Geschütz langsam in den Wald rücken, was auf dem mit Moos bedeckten Boden so leise geschah, daß man nicht

das Geringste davon hörte. Dann ging er mit mir zurück und wir lauerten um eine Ecke des Hauses, was unsere Feinde beginnen würden. Die Offiziere sammelten sich in kleinen Gruppen hinter der Front, um miteinander zu plaudern, und ritten langsam auf und ab. Nahe dem Waldsaum trieb sich auch ein Trupp dieser Herrn herum, worunter Dose die beiden Lieutenants erkannte, die ihn heute Morgen verhöhnt. Zuweilen ließen sie ihre Pferde ansprengen, um sich gegenseitig zu zeigen; aber ein junger Husarenoffizier, der mit ihnen ritt, setzte mit seinem Pferd über den kleinen Graben, der die Haide vom Walde trennte, und rief den andern laut lachend zu: „Meine Herren, hieher! Das hat sich außerordentlich getroffen; ich habe hier ein Wirthshaus entdeckt.“ Drei der Offiziere, worunter jene beiden Uhlanen, folgten ihm, die andern aber winkten gegen die Linie zurück, als ob sie sagen wollten: wir dürfen unsern Posten nicht verlassen und uns auf unbekanntes Terrain wagen. Der Husar meinte aber, es sei ja doch nur ein Kriegsspiel und da könne hier von keiner Gefahr die Rede sein.

Als die vier auf unser Haus zuritten, schien in meinem Dose ein großer Gedanke aufzusteigen. Er rief dem Burschen, von dem ich oben sprach, und schickte ihn vor's Haus, damit er den Herrn die Pferde halten sollte, wofür er ihm ein Trinkgeld versprach. Die Offiziere ritten vor die Thüre und riefen, wie wir uns gedacht hatten, nach Jemand, der ihnen etwas zu trinken herausbringen sollte. Aber der Bursche, der das versprochene Trinkgeld im Kopfe hatte, war so klug, sie zu fragen, ob sie nicht absteigen wollten; es sei nur eine alte Frau im Hause, welche die Gläser nicht gut herausbringen könnte. Uns klopfte hinter dem Hause das Herz, als die Offiziere nun auf das Zureden des Jungen abstiegen und ihm die Pferde gaben, die er langsam auf und ab führte. Jetzt befahl mir Dose, zum Geschütz zu gehen und ihn da zu erwarten. Er selbst stieg mit seinen langen Beinen über die niedrige Hofmauer und schlich sich in's Haus. Ich folgte seinem Befehl, obgleich ich

manchmal stehen blieb und mich umsah. Er blieb lange aus; endlich kam er leise aus der hintern Thüre, die er mit dem Schlüssel, den er von innen herausgezogen, verschloß; dann stieg er über die Hofmauer, schlich sich auf die andere Seite des Hauses und winkte dem Jungen, der die Pferde führte. Dieser kam herbei und nahm das Geldstück, das ihm Dose reichte. Jetzt schienen aber beide in einen kleinen Wortwechsel zu gerathen; Dose verlangte etwas, der Junge weigerte sich, endlich faßte ihn jener bei den Ohren, drohte ihm mit der Faust und trieb ihn mit den Pferden vor sich her in den Wald hinein. Ich eilte zum Geschütz und erzählte meinen Kameraden in aller Kürze, was vorgegangen, worüber natürlich allgemeiner Jubel entstand.

Jetzt kam auch Dose, der von seiner Heldenthat etwas erhitzt aussah und triumphirend den widerstrebenden Burschen mit den Pferden nach sich zog. Letztere wurden vier Kanonieren an die Hand gegeben; wir saßen auf und trabten lustig in den Wald hinein. Der Junge blieb eine Zeit lang im Wege stehen, kratzte sich hinter den Ohren und lief endlich, statt nach Hause zurückzukehren, was er laufen konnte, in den Wald hinein.

Draußen auf der Haide bliesen jetzt die Trompeter zum Angriff. Wie mochte es den im Hause eingeschlossenen Offizieren dabei zu Muthe sein! Bald hörten wir die Kavallerie vorwärts rasseln; wir unterschieden deutlich den Trab, gleich darauf den Galoppschlag der Pferde. Durch die Gebüsche gedeckt, ritten wir auf einem ordentlichen Wege neben ihnen her bis zu einer Stelle, wo die Haide weiter in den Wald hineintrat, und wir, um nicht gesehen zu werden, Halt machen mußten. Da wir das ganze Feld überblicken konnten, sahen wir, wie unsere Kavallerie der feindlichen entgegenging. Die beiden langen Linien mit den schnaubenden Pferden und glänzenden Waffen sahen wirklich prächtig aus. Hinter der Front unserer Freunde entdeckten wir bei mehreren hohen Offizieren, die der Kavallerie folgten, unsern Alten auf seinem Schimmel.

In der nächsten Minute mußten die Massen zusammentreffen und ein Theil geworfen werden, was natürlich beim Manöver nur markirt wird. Diesmal siegte der Feind mit den Tschako's. Bei unserer Reiterei schmetterten plötzlich die Trompeten, die ganze Linie machte Kehrt und jagte dahin, wo sie hergekommen war. Die feindliche Kavallerie folgte ihr eine Strecke; doch jetzt machte die unsrige wieder Halt, wandte sich auf's Neue gegen den Feind und rückte im Carriere vor. Diesen Augenblick hatte Dose erwartet, um seine Geschicklichkeit als Geschützführer im glänzendsten Lichte zu zeigen. Natürlich wurde jetzt der Feind geworfen, dem wir, da er bei uns vorbei mußte, eine volle Lage Kartätschen geben konnten. Die Haide war vom Wald durch einen Graben getrennt, der eine natürliche Brustwehr hatte, hinter welcher wir abprotzten. Dose ließ laden und das Geschütz auf die Haide richten. Jetzt kam das Gerassel der Reiterei näher, die feindliche fliehend, die unsrige verfolgend. Wir ließen die erstere einige zwanzig Schritte bei uns vorbei, dann commandirte Dose: „Geschütz, Feuer!" und die einundvierzig Stück zweilöthiger Kartätschenkugeln, die wir im wirklichen Krieg mit dem einen Schuß versendet hätten, müßten aus der geringen Entfernung unter der Kavallerie tüchtig aufgeräumt haben „Geladen!" wir feuerten wieder ab, und so mehreremale hintereinander. Beide Theile, Freund und Feind, waren durch das plötzliche Schießen auf einem Flügel, wo sich keine Artillerie befand, seltsam überrascht. Der Commandant der feindlichen Reiterei, der wohl an einen Fehler dachte, der hier vorgefallen sein könnte, ließ die einzelnen Schwadronen abschwenken und rückte weiter in's Feld hinein. Dose ließ aufprotzen und wir setzten mit dem Geschütz glücklich über den ziemlich breiten und tiefen Graben. Unsere Kavallerie hatte uns jetzt fast erreicht und verschiedene Offiziere, worunter auch unser Alter, jagten auf das Geschütz zu.

„Ho, ho!" schrie er schon von Weitem, „wat is denn da wieder passirt? Wo kommen Sie denn da her, Unteroffizier?" — Bald

war unſer Geſchütz von den Offizieren umringt, die nach dieſer Frage des Oberſten ebenſo neugierig waren, zu wiſſen, wo wir herkamen, als was es mit den Offizierspferden für eine Bewandtniß habe, die wir mit uns führten, und von denen der und jener eines erkannte. — „Ei, das iſt ja der Braune des Lieutenants von P.," rief Einer, und ein Anderer ſetzte hinzu: „Ja, und der Fuchs gehört meinem Vetter bei den Huſaren." — Doſe aber ſtand, umgeben von den fragenden und ſich verwundernden Herrn, wie ein Fels im Meer, und meldete unſerm Oberſt mit der größten Umſtändlichkeit den ganzen Verlauf der Sache, wobei er beſonders hervorhob, daß ihn die beiden Uhlanenoffiziere verſpottet.

Der Alte, der ohnehin ſchon gut gelaunt ſchien, wurde immer munterer, je finſterere Geſichter die Vettern und Kameraden der gefangenen Offiziere bei der Erzählung Doſe's machten. Endlich brach er in ein unbändiges Gelächter aus. „Hohohoho!" ſchrie er, „ik muß geſtehen, dat mich die Geſchichte außerordentlich amuſirt." Und je mehr ſich die andern Offiziere bemühten, ihm die Handlungsweiſe des Unteroffiziers als dienſtwidrig zu bezeichnen, deſto lauter lachte er. Er ließ den Zügel auf den Sattelknopf fallen, ſtemmte die Arme in die Seite und ſah ſich vergnügt im Kreiſe um. „Ja, ſehen Se, meine Herren," fing er wieder an; „da globen denn viele von den jungen Herren der Kavallerie, dat ſo en Ding uf vier Räder gar nicht zu beachten wäre, und lachen obendrein meine Artilleriſten aus. Aber ſo etwas beſtraft ſich früh oder ſpät: ik verſichere Ihnen, meine Herren, et beſtraft ſich." — „Aber, Herr Oberſt," entgegnete ihm ein alter Huſarenmajor, „ich würde den Unteroffizier auf jeden Fall in Arreſt ſchicken, weil er ſich aus dem Manöver weggezogen und nicht wieder bei ſeiner Abtheilung gemeldet hat." — „So, meinen Se, Herr Oberſtwachtmeiſter?" grinſte ihn der Alte an. „Ich glaube vielmehr, dat er ſeine Schuldigkeit gethan hat. Dat en Geſchütz vier feindliche Offiziere zu Gefangenen

macht, iſt doch unerhört und eine große Geſchichte. Ich werd ſie dem Herrn General ſelbſt melden."

Dieſer, der auf dem andern Flügel war, hatte bemerkt, daß ſich um das Geſchütz ein Kreis von Offizieren bildete und immer vergrößerte und eilte mit ſeinem Adjutanten darauf zu. Ihm kam ebenfalls die Sache ſehr ſpaßhaft vor, und nun war natürlich von Beſtrafung meines Doſe keine Rede mehr. Ihm wurde befohlen, die Pferde der Offiziere an die Ordonnanzen des Generals, ſowie die Schlüſſel des Hauſes an einen Adjutanten abzugeben und zu unſerer Batterie zurückzureiten. Der General und unſer Oberſt, umgeben von einer zahlreichen Schaar von Offizieren aller Art, die, da das Manöver beendigt war, allmälig herbeigekommen waren, ritten dem Hauſe zu, um die gefangenen Offiziere zu erlöſen, deren Geſichter ich bei dieſem feierlichen Akt hätte ſehen mögen.

Wir trafen unſere Batterie nicht weit vom Artilleriepark, und ſelbſt der Hauptmann Feind mußte laut lachen, als ihm Doſe den Vorfall referirte. Es war allermittelſt vier Uhr geworden, und wir hatten zwei Stunden Zeit, um auszuruhen. Um ſechs Uhr bezogen beide Armeecorps ein Bivouac, das den heutigen Tag beſchließen ſollte. Um dieſes ſeltſame militäriſche Schauſpiel zu ſehen, hatten ſich aus der Feſtung und von den umliegenden Landgütern bereits viele Wagen mit Damen und Herrn eingeſtellt. Ich hatte mein Pferd an ein Geſchützrad feſtgebunden und ſaß auf dem Lafettenkaſten, wobei ich ſcharf umherſpähte, ob ſich nicht ein leichter grüner Wagen mit zwei Rappen ſehen laſſe, eine Equipage, die ich gar zu gut kannte. Vergebens, er kam nicht und doch hatte mir der Gärtner geſagt, der Graf werde mit der kleinen Emilie das Bivouac beſuchen. Ich fürchtete, der alte Herr möchte ſich anders beſonnen haben.

Schnell verfloß die Zeit unſerer Ruhe, und die einzelnen Truppentheile unſerer Armee mit den Feldmützen zogen ſich um den Park zuſammen. Die andere Partie rückte gegen die Feſtung.

An den Ufern des kleinen Flusses L., durch denselben getrennt, sollten beide Theile das Bivouac beziehen. Bald gingen wir auch dahin ab und hatten nach kurzer Frist den Fluß erreicht, wo wir am andern Ufer das feindliche Heer schon in voller Arbeit sahen.

Zehntes Kapitel.

Bivouac.

Schon im Laufe des Tages hatten die Genieoffiziere die Lagerplätze für die einzelnen Truppentheile mit Pfählen bezeichnet. Die Kavallerie stand auf dem rechten Flügel, wir auf dem linken, in der Mitte lagerte die Infanterie. Um im Bivouac die Pferde gehörig anbinden zu können, werden die Vorderräder des Geschützes mit Pflöcken, die neben sie in die Erde geschlagen werden, befestigt; ebenso wird ein starker Pfahl vor die Spitze der Deichsel geschlagen und beide mit einem Strick verbunden, so daß das Geschütz beim ungeduldigen Zerren und Drücken der rings herum angebundenen Pferde einen festen Punkt bietet. Hinter den Geschützen liegen die Geschirre, das Gepäck und die Waffen der Mannschaft und einige hundert Schritt hinter dem Lager werden Löcher in die Erde gegraben, worin die Soldaten ihre Feuer machen und kochen.

Beim Apell, der vor dem Einrücken in's Bivouac gehalten wurde, traf unser Geschütz das Loos, während der Nacht den Vorpostendienst zu versehen, und wir mußten uns an's äußerste Ende des Lagers begeben. Ein Piket Uhlanen und eine kleine Abtheilung Schützen wurden uns zugetheilt. Am Ufer des Flusses läuft hier eine kleine Hügelkette hin. Auf einem derselben wurde das Geschütz aufgestellt. Nro. 3 stand mit brennender Lunte daneben,

die Schützen und Uhlanen zerstreuten sich um die Hügel und wir hatten uns mit den Pferden und der Protze hinter dieselben zurückgezogen, um beim Plänkeln der Posten unsern Munitionskasten nicht der Gefahr auszusetzen, in Brand geschossen zu werden. — Obgleich wir sehr romantisch gelagert waren und es auch eine große Ehre für uns war, den Vorpostendienst zu versehen, so hätte ich doch lieber die Nacht im Lager selbst zugebracht; denn hieher, so weit vom Mittelpunkt, verlor sich schwerlich ein Besuch, den ich sehnlich wünschte.

Ich stand mit Dose bei den Pferden, und der Edle war nie poetischer gestimmt, als heute Abend. Seine Heldenthaten beim heutigen Manöver beschäftigten seinen Geist, und er malte mir recht anschaulich aus, welch glänzende Belohnung ihm hätte zu Theil werden müssen, wäre die Sache Ernst gewesen: nichts geringeres als ein Orden, eine Auszeichnung, die ihm von jeher als die größte erschienen. Wie oft hatte er sich, wenn wir allein waren, ein Papierkreuz vor die Brust geklebt und sich dabei den sonderbarsten Phantasien überlassen. „Gott!. so ein Orden!“ konnte er sagen! „würden die Leute nicht fragen: wer ist der interessante, ziemlich lange Mann dort? — Das ist der Unteroffizier Dose. — Ah so! der bekannte!“ — Ach, er hat es sobald nicht zu einem Orden gebracht, der gute Feodor.

Das heutige Bivouac war aber auch für ein minder poetisches Gemüth wirklich schön und anregend. Eine helle Mondnacht hatte sich über das Lager und die umliegenden Schlachtfelder des heutigen Tages gebreitet; aber kein Aechzen der Sterbenden oder Verwundeten schlug an das Ohr des ruhig Auf- und Abwandelnden. Nur zuweilen wurde die Stille der Nacht von einem leisen Gesang oder einem ächt westphälischen Fluch unterbrochen. Kein zerschossener Freund richtete sich, halb Mensch halb Geist, empor, um ein „Grüße mein Lottchen, Freund!“ zu stöhnen; was sich allenfalls hier oder dort erhob und einige kaum verständliche Worte murmelte,

war eine Marketenderin, für schweres Geld leichten Schnaps anbietend. Wenn auch im Bilde die schauerlichen Effekte des wirklichen Krieges fehlten, so war doch immer viel Romantisches bei der Sache. Hinter und neben uns lag das Bivouac, und man konnte deutlich das Schnauben und Wiehern der Pferde hören, das Gesumme der Menschen, dazwischen ein leise gesungenes Lied. Wir sahen Wachen des Fußvolkes, Gewehr im Arm, ruhig und muthvoll auf- und abmarschiren, die Uhlanen, den Czapka auf dem rechten Ohr, bei ihren Pferden, unsere Leute unter und neben den Geschützen! dort die Offiziere um ein großes Feuer gruppirt, das auf ihren Gesichtern flackerte und sich geehrt fühlte, das Licht solcher Lichter zu sein. — Alles das regte ein vaterländisches Herz auf und machte es schlagen für die gerechte Sache.

Gegen den Feind zu sahen wir unser Geschütz, das, auf der Höhe stehend, vom hellen Nachthimmel dunkel abstach. Dorthin war das Kriegsspiel am schönsten; unsere Schützen und Uhlanen plänkelten und neckten sich die ganze Nacht mit den feindlichen Vorposten, die uns viel zu schaffen machten. Oft ritten die Husaren durch den seichten Fluß und schlichen, in ihre Mäntel gehüllt, bis vor die Hügel, hinter welchen wir standen, Nachtgespenstern gleich. Das Mondlicht glitzerte auf ihren blanken Karabinern, daher wir sogleich sahen, wenn sie schießen wollten; denn der blanke Lauf des Gewehres beschrieb bei der Bewegung zum Anlegen im Mondschein einen glänzenden Bogen; der Schuß fiel und sie jagten im Galopp über den Fluß zurück, wenn unsere Jäger ihnen ebenfalls ein paar Schüsse nachsandten. — Dose und ich hatten uns auf eine Pferdedecke gelegt; wir nahmen unsere Kochgeschirre vor, die er gestern, an das Bivouac denkend, von der Frau Wirthin mit einem soliden Kartoffelsalat hatte anfüllen lassen. Doch hatte das scharfe Reiten während des Tages, sowie die Hitze, auf das ohnehin nicht sehr feine Oel so unvortheilhaft eingewirkt, daß wir, obgleich in solchen Dingen nicht verwöhnt, ihn kaum hinunterbringen konnten.

Im Bivouac herrſchte reges Leben; am großen Feuer ſahen wir zahlreiche Epauletten blitzen, und die Muſikchöre der Infanterie und Kavallerie ſpielten abwechſelnd. Auch ſahen wir deutlich die Beſucher aus der Umgegend, wie ſie zu Pferde und Wagen um das Lager herumſchwärmten, erkannten auch die Damen an ihren hellen Kleidern, wenn ſie zwiſchen den dunkeln Gruppen der Soldaten, Pferde und Geſchütze umherwandelten. Zu uns kam Niemand; oft meinten wir freilich das Raſſeln eines Wagens in der Nähe zu hören; doch das Geräuſch, bei deſſen Näherkommen ich jedesmal aufſprang und erwartungsvoll lauſchte, verlor ſich immer wieder in die Ferne. Einzelne Reiter ſprengten zuweilen bis zu uns, kehrten aber, da hier Alles ſo ruhig ſchien, wieder nach dem Lager zurück. Gewiß war der alte Herr auf die Haide gefahren und hatte Emilien mitgenommen; vielleicht dachte auch das Mädchen an mich und ſah zwiſchen den Geſchützen nach mir; vielleicht, ſage ich; ach die Gewißheit, daß dem ſo war, hätte mich allein ſchon glücklich gemacht. Im Ganzen war es freilich gleichgültig, ob ich im Lager oder hier auf den Vorpoſten war; denn wenn ſie auch wirklich dort mit ihrem Onkel umherſpazierte, wäre es doch faſt ein Wunder geweſen, wenn ſie mich im Dunkel unter der Menſchenmenge geſehen hätte.

Horch! jetzt raſſelte wieder etwas heran; ich hörte am Geräuſch, daß es ein leichter Wagen war, der auf uns zukam, und eine Maſſe von Wenn und Aber fing in meinem Herzen an zu ſtreiten. Wenn der Wagen zu uns käme — wenn es ihr Wagen wäre — wenn ſie darin wäre! Eben ſo viele Aber, und ich wurde darüber ſo unruhig, daß ich wie ein Schulknabe zitterte, der ſeine Lection nicht gelernt hat. Indeſſen kam der Wagen näher, und ich hielt den Athem an, als fürchtete ich, ihn durch das Pochen meines Herzens wieder zu verſcheuchen. Jetzt ſah ich ihn; ja, es war ein leichter Wagen, ähnlich dem, den ich ſo ſehnlich erwartete. Ich ging ihm leiſe entgegen, und im ſelben Augenblick, wo ich die beiden

Rappen erkannte, vernahm ich auch eine mir ſo liebe Stimme, die laut zum Kutſcher ſagte: „Was iſt denn das hier, Friedrich?“ worauf dieſer erwiderte: „Gnädiges Fröle, das ſeind Vorpoſten;“ und die liebe ſanfte Stimme ſagte darauf: „Friedrich, fahr um die Vorpoſten herum, ich hab' noch nie Vorpoſten geſehen.“

Jetzt trat ich an den Wagen und bot der kleinen Dame einen guten Abend. Meine Eitelkeit ſagte mir: ſie muß erwartet haben, dich hier zu finden; denn ſie beantwortete meinen Gruß mit dem freundlichen Ruf „Ach, da ſind Sie ja!“ Friedrich hielt die Pferde an, und ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, als er jetzt zum Fräulein ſagte: „Sehen Sie, gnädiges Fröle, wenn Sie die Vorpoſten in der Nähe ſehen wollen, ſo wird Sie der Herr Kadet, der ja neulich beim gnädigen Fröle und dem Herrn Onkel im Garten war, gern bis an die Kanone da oben führen, wo Sie die Vorpoſten auf einander können ſchießen ſehen. Ich will mit dem Wagen hier halten.“

Ich ſtand erwartungsvoll da, was Emilie ſagen würde, und fürchtete ſchon, ſie möchte den ſo vernünftigen Vorſchlag Friedrichs ablehnen. Aber himmliſcher Mondſchein! ſo viel Glück hatte ich nicht verdient; ſie willigte ein, ich öffnete den Schlag, ſie ſtützte ſich auf meinen Arm und ſprang aus dem Wagen. Ich muß geſtehen, daß ich mich Anfangs wieder ſehr albern benahm. Ich fing an, vom Artillerieweſen im Allgemeinen und vom Vorpoſtendienſt in's Beſondere recht trocken zu erzählen. Das gute Kind hörte mir ruhig und geduldig zu. Hätte ich wenigſtens nur gleich den Muth gehabt, ihr meinen Arm anzubieten; aber ich fürchtete, ſie zu erzürnen und auch ihr feines ſeidenes Kleid mit meinem groben beſtaubten Kollet in Berührung zu bringen. Mein Herz warf endlich meine Vernunft über den Haufen, und um ihr meinen Arm unter einem triftigen Vorwand anbieten zu können, führte ich ſie zu den Pferden, wo ich dann endlich mit Mühe die Worte hervorbrachte, ob ſie nicht erlaube, daß ich ſie führe, um gefahrlos bei den Pferden vorbei zu

kommen. Als ſie mir nun ihren Arm reichte und die Wärme deſſelben durch mein dickes Kollet drang, ſchienen im erſten Augenblick Geſchütz und Pferde, ja die ganze Landſchaft um mich herum zu tanzen. Sie erzählte mir von ihrem Onkel; er ſei drüben bei den Generalen und habe ſie allein um das Lager fahren laſſen, wovon ich jedoch nur abgeriſſene Worte verſtand. Ich ſummte allerlei Melodien zwiſchen ihre Reden, denn jetzt etwas Vernünftigeres zu erwidern, wäre mir nicht möglich geweſen. Wir ſtiegen den Hügel hinan, um den kleinen Fluß überſehen zu können, und da ſie meine Warnung wegen des Schießens nicht ſo nahe an das Geſchütz zu treten, ſehr triſtig fand, ſo wandelte ich mit ihr abſeits am Ufer des Fluſſes hinab, wo wir unſere Kanone, einen Theil des Bivouacs, ſowie das Plänkeln der Vorpoſten deutlich ſehen konnten.

Da ſtand ich denn mit dem Mädchen allein in der ſchweigenden Nacht. Die ganze fremde Umgebung machte ſie etwas ängſtlich, ſo daß ſie ſich feſter an mich ſchmiegte. Die dumpfe Muſik aus dem Lager drüben, deren trübe Tonmaſſe nur zuweilen vom gellenden Jauchzen der Trompeten wie von leuchtenden Blitzen durchſchnitten wurde, denen die Schläge der großen Trommel wie ferner Donner folgten, dabei das zuckende Wetterleuchten am Himmel, der ſich unterdeſſen mit Wolken bezogen hatte, die dunkle Fluth des Baches zu unſern Füßen, in deſſen glattem Spiegel die Blitze ſeltſame Zerrbilder ſchnitten — das Alles war ihrem Herzen ſo fremd, ſo neu, und wenn ſie auch dem Leben der Menſchen und Elemente mit Luſt zuſchaute, ſo umzog doch ihre Bruſt ein heimliches Grauen, wie ein feiner Flor, der auch mich umhüllte, während ich ihren Arm feſt an mich drückte und zuweilen ſein leiſes Zittern fühlte. Ich weiß nicht, trotz der warmen Sommernacht fühlte ich zuweilen ein heimliches Fröſteln, und ob ich gleich den Lärm um mich herum ſo ziemlich gewohnt war, bemerkte ich doch das leiſeſte Geräuſch, den kleinſten Blitzſtrahl, und ſchaute gleich dem Mädchen ängſtlich hinauf in den dunkeln Himmel und fuhr zuſammen beim Knattern der Gewehre,

das hie und da längs der Ufer laut wurde. Was sie am meisten erschreckte und zugleich doch belustigte, waren die fortwährenden Plänkeleien zwischen unsern Uhlanen und den feindlichen Husaren. Ihren Arm hatte sie mir entzogen, aber dafür ihre kleine Hand gelassen, die ich mit unzähligen Küssen bedeckte.

Gott, die Zeit flog so rasch vorbei! und wir mochten wohl ziemlich lange hier gestanden haben, jedenfalls waren wir dem Friedrich zu lange ausgeblieben. Er war uns mit dem Wagen nachgefahren und knallte auf einmal in unserer Nähe derb mit seiner Peitsche. Wir mußten uns trennen. „Gute Nacht, liebe Emilie," sagte ich wie im Traum; sie erwiederte etwas ganz leise, aber wenn ich auch kein Wort davon verstand, so sah ich doch an ihrem glänzenden Auge und dem Lächeln ihres Mundes, daß ihr Gruß so herzlich war wie der meinige. Wir gingen zum Wagen zurück, ich hob Emilien hinein, wünschte ihr nochmals gute Nacht, und der Wagen rollte dahin.

Wenn die Sonne untergeht, wird's kalt, und wie meine Sonne im Dunkel der Nacht verschwand, fiel in das eben aufgeblühte Blumenbeet meines Herzens ein kalter scharfer Hagel. Hätte ich nicht dem Friedrich für seine Gefälligkeit ein kleines Douceur geben sollen? Ja, es wäre meine Schuldigkeit gewesen, und ich erinnere mich auch ganz deutlich, daß ich, zum Wagen tretend, an meine Tasche gegriffen hatte — aber da war es wüst und leer, eine Oede, die sich blitzschnell über mein ganzes Herz verbreitete, und aus demselben sprach höhnend eine Stimme: „Du, ein königlicher gemeiner Kriegsknecht, und dieses Mädchen!" Ja, was wollte ich denn? Ich wollte ja gar nichts. Hatte ich doch schon von frühester Jugend an oft von ungeheurem Glücke geträumt, das mir einst zu Theil werden müßte, von Glanz, Reichthum, Ehre. Ich konnte mich da so lebendig hineinversetzen, ich baute an solch einem Luftschloß unermüdlich fort, und erst wenn ich die goldenen Treppen hinaufsteigen wollte, stürzte das ganze Gebäude zusammen. Mein heutiger Traum

aber war mir zu süß, zu groß und herrlich, als daß mir der Gedanke gekommen wäre, ihn weiter auszumalen. Ich ging nachdenkend zu meinem Unteroffizier zurück, der lang ausgestreckt auf seiner Pferdedecke lag, seine Arme ausgebreitet hatte und den Kopf so seltsam bewegte, daß man ihn aus einiger Entfernung für eine große Eidechse hätte halten können. Er hatte den Wagen wohl bemerkt, hatte auch das Mädchen aussteigen und mit mir an den Fluß gehen sehen, und war darüber in gar anmuthige, poetische Betrachtungen versunken. Ich legte mich auf die andere Seite ihm gegenüber, so daß sich unsere Köpfe fast berührten, und er erzählte mir gewiß zum hundertstenmale seine Liebschaft mit einer Kaufmannstochter, wobei er freundschaftlich hinzusetzte, er wolle mir nicht wünschen, daß meine Flamme im wahren Sinne des Wortes so unpoetisch gelöscht werde wie die seinige. Als mir Dose zum erstenmal diese Geschichte erzählte, zeigte er mir seine Uniform, deren Aufschläge und Tressen die unvertilgbaren Spuren des letzten seiner seligen Abende trugen.

Unterdessen wurde es im Lager ruhiger. Mitternacht war vorüber, die Musik verstummte und die Feuer erloschen allmälig. Auf einmal trat einer der Kanoniere zu uns und meldete dem Unteroffizier, die Infanteristen auf dem anderen Ufer schießen mit kleinen Steinen herüber. Wir eilten zum Geschütz hinauf und fanden die Angabe bestätigt. Drüben im Gebüsch lagen die Burschе versteckt und schossen von Zeit zu Zeit nach unserm Geschütz. Wenn auch die Entfernung zu groß war, als daß uns die kleinen Kiesel hätten schaden können, so war es doch eine große Unvorsichtigkeit. Mir schlugen kleine Steine an die Sporen und Dose traf einer auf den Fuß. Was sollten wir thun? Wenn wir Lärm machten und die Sache im Lager anzeigten, so wurde es auf's Strengste untersucht und die Infanteristen drüben kamen zum wenigsten sechs Wochen in Arrest. Das mochten wir doch nicht und beriethen uns lange hin und her, wie wir uns für die Steine revanchiren könnten. Endlich hatte unser Stangenreiter einen sehr klugen Einfall. Unser Ge-

ſchütz war geladen und wir mußten am andern Morgen zur Reveille einen Signalſchuß thun, weßhalb jener vorſchlug, das Geſchütz mit kleinen Kartoffeln, mit denen in der Nähe große Felder angepflanzt waren, vollzuſtopfen und dieſelben den Infanteriſten drüben zum Morgenimbiß zuzuſchicken. Doſe wollte lange nicht auf das Projekt eingehen; er fürchtete, ſich im ſchlimmen Fall einer großen Verantwortung und ſchwerer Strafe auszuſetzen. Doch überredeten wir ihn und er gab endlich wenigſtens ſo weit nach, daß er nichts wollte geſehen haben. Ich ging mit dem Stangenreiter auf die Felder, wo wir einen Fouragierſack mit Kartoffeln anfüllten, die klein und rund waren, wie zu unſerem Zweck gewachſen. Die Cartouche in der Röhre wurde noch einmal recht feſt angeſetzt, die Kartoffeln hineingefüllt, und oben drauf kam ein tüchtiger Raſenvorſchlag. Als die Feinde drüben das nächſtemal ſchoſſen, richtete ich das Geſchütz genau nach der Gegend, wo ich den Blitz des Feuers geſehen, und wir konnten nun ruhig den Anbruch des Tages erwarten.

Ehe aber die Zeit kam, wo wir unſere Rache ausführen konnten, hatten wir noch eine ziemliche Angſt auszuſtehen. Kaum lagen Doſe und ich wieder auf unſerer Decke, als wir den Poſten oben beim Geſchütz ſein „Werda?“ rufen hörten, dem eine tiefe, uns wohlbekannte Stimme mit dem heutigen Feldgeſchrei antwortete. Es war der Alte, der bei den Vorpoſten herumritt, um ſich von ihrer Wachſamkeit zu überzeugen. Bei ihm war der Lieutenant von L. Wir eilten hinauf und Doſe machte ihm ſeine Meldung. Von T. hielt ſich zu unſerem Glück nicht lange auf und kam auch nicht auf den Gedanken, wie er ſonſt wohl that, das Geſchütz zu unterſuchen. Deſto mehr quälte uns aber der Lieutenant, der mir die Badgeſchichte noch nicht vergeſſen konnte, mit ſeinen Fragen. — „Unteroffizier Doſe.“ — „Herr Lieutenant.“ — „Das Geſchütz gehörig geladen?“ — „Zu befehlen, ja, Herr Lieutenant.“ — „Schon die Schlagröhre eingeſetzt?“ — „Zu befehlen, nein, Herr Lieutenant.“ — „Mit Ihrem verd...mten zu befehlen! Wiſſen Sie weiter nichts,

Herrrrr?" — „Zu Ihren Befehlen, nein, Herr Lieutenant." — „Herrrrr! laſſen Sie mit Vorſicht abfeuern! — „Zu befehlen, Herr Lieutenant."

Wir Alle wußten ſehr wohl, daß der Lieutenant v. L. das Wort „zu befehlen" nicht leiden konnte, und da er gerade keiner von denen war, die uns am gelindeſten behandelten, ſo wurde ihm das Wort ſo oft vorgeſetzt wie möglich. Im Fortgehen wandte er ſich noch einmal um und fragte: ob nicht vor etwa zwei Stunden ein Wagen hier herumgefahren ſei, was Doſe aus Rückſicht auf mich verneinen wollte; aber ich wandte mich raſch zum Herrn Lieutenant und ſagte ganz ruhig: „Zu Befehl des Herrn Lieutenants iſt ein Wagen hier herumgefahren, in dem ſich eine junge Dame befand." — „Welche die Vorpoſten beſichtigen wollte," ſetzte nun Doſe hinzu. Der Blick, den er uns hiefür zuwarf, war nicht der freundſchaftlichſte.

So verfloß die Nacht für uns ziemlich ſchnell und bald färbte ſich der Himmel im Oſten heller und immer heller. Das Erwachen des Tages habe ich ſtets mit großer Luſt betrachtet, und auch heute lehnte ich mich, in meinen Mantel gewickelt, an das Geſchütz und ſah ſinnend, wie der dunkle Schleier der Nacht in Oſten durchſichtiger wurde. Bald war der Lichtkreis ſo groß, daß die Sterne allmälig erbleichten; jetzt färbte er ſich röthlich und in Kurzem waren die Wolken, die dort am Horizonte hinflogen, roth geſäumt. Ich dachte bei mir, wie manches Augenpaar ſich jetzt langſam öffnete, um einem entſchwebenden ſchönen Morgentraume nachzublicken. Auch an ſie dachte ich, die mir Alles und doch wieder nichts war, und ſandte ihr einen herzlichen Kuß zu.

Jetzt begann am andern Ende des Lagers die Reveille; die Trommeln wirbelten, die Signalhörner der Schützen erklangen in lang gezogenen Tönen und die Artillerie und Kavallerie ſchmetterte luſtig dazwiſchen. Nun fiel auch von der dort aufgeſtellten Kanone der Schuß, dem wir mit unſerem Geſchütz antworten mußten. So viel es die Morgendämmerung zuließ, ſpähten wir in das Gebüſch

am andern Ufer des Fluſſes und ſahen da die Plagegeiſter, welche in der Nacht ſo unartig herübergeſchoſſen. An ihrem ſchwarzen Lederzeug erkannten wir, daß es Füſiliere waren. Das Geſchütz wurde ſo tief gerichtet, daß ein Theil der Kartoffeln auf dem Spiegel des Fluſſes aufſchlagen mußte, um von da in einem Bogen an das andere Ufer zu ſetzen. Jetzt waren wir fertig; die Schlagröhre wurde eingeſetzt und unſere ganze Mannſchaft lauerte, um die Wirkung unſeres Schuſſes auf die Infanterie drüben zu beobachten. „Geſchütz, Feuer!“ Der Schuß krachte und die Kartoffeln flogen auf das Waſſer, prallten ab und ſchlugen mit ziemlicher Kraft und weit ſich ausbreitend in die Gebüſche am Ufer. Das Piket, das dort gelagert hatte — es war ein Unteroffizier und einige zwanzig Mann — wandte um und lief ſchleunigſt in's Feld hinein. Von ihrer unaufhaltſamen Flucht zeugte das Klappern ihrer großen Patrontaſchen, das wir noch einige Zeit lang deutlich hören konnten.

Raſch wurde es im Bivouac lebendig. Dieſer Augenblick, wo der anbrechende Tag die komiſche Verwirrung zeigt, die ſich während der Nacht eingeſchlichen, war mir immer einer der intereſſanteſten. Dort blickte einer der Offiziere erſtaunt um ſich und fand, daß er die ganze Nacht mit ſeinem Burſchen in trautem Verein geſchlummert. Die erwachende Marketenderin wunderte ſich über ihren Korb, deſſen beſter Inhalt über Nacht verſchwunden war, und hatte ihre Kinder in Verdacht, die bei ihrem Schelten und Raiſonniren die Köpfe aus der wollenen Pferdedecke herausſtreckten und deren begierige, hungrige Blicke auf die übrig gebliebenen Semmeln deutlich genug ſagten, daß ſie am Raub unſchuldig ſeien. Hier löste ſich ein Knäul Tuch auseinander und zeigte das nüchterne Geſicht eines erwachenden Kriegers, der ſich am Abend feſt in ſeinen Mantel gewickelt hatte.

Die lärmenden Signale der Trompeten und Hörner brachten plötzlich ein luſtig bewegtes Leben in das vor wenig Augenblicken noch ſo todte und ſtille Lager. Das Schnauben und Schütteln

der Pferde, wenn sie ihre Nüstern der aufgehenden Sonne entgegenstrecken, das eilige Durcheinanderlaufen der Soldaten, die jeden Augenblick die Signale zum Ausrücken erwarten, das alles gibt ein herrliches Bild, das ich mit immer neuem Vergnügen beobachtete. — Jetzt schmetterten die Trompeten auf's Neue: es wurde den einzelnen Truppentheilen das Signal gegeben, sich zusammenzuziehen. Wir zogen unser Geschütz vom Hügel herunter, protzten auf und jagten um das Lager herum zu unserer Batterie, wo noch alles in einem bunten Knäuel durcheinanderlief.

Da es heute Sonntag war, so wurden die Manöver natürlich eingestellt, und nach einem allgemeinen Parademarsch, den der Divisionsgeneral abhielt, zogen sich die Truppen auseinander nach ihren Quartieren. Wir erreichten bald die fetten Weiden, legten dort unsere schweren Waffen und Uniformen ab und ließen uns den Kaffee der Frau Wirthin, der heute am Sonntag besser war als gewöhnlich, trefflich schmecken. Dose hatte bei unserer Ankunft im Quartiere außen an die Wand unseres Bettkastens so viele Kreidenstriche gemacht, als unser Manöver Tage dauerte. Täglich, ehe er in's Bett stieg, löschte er einen derselben aus. Er war in dergleichen Geschäften außerordentlich pünktlich, und wenn er es zufällig einmal vergaß, so fiel es ihm gewiß noch vor dem Einschlafen ein, und er stand wieder auf, um seinen Strich auszuputzen. Die Zahl derselben war schon bedeutend zusammengeschmolzen und wir hatten nur noch wenige Tage bis zum Abmarsch nach den Garnisonsstädten vor uns. Wegen der Manöver selbst wäre es mir schon recht gewesen, morgen abzureiten, aber wegen anderer Angelegenheiten hätte ich gern noch Jahre lang in den fetten Weiden zugebracht.

Eilftes Kapitel.

Der getheilte Lieutenant. — Avancement.

Wir verbrachten den Sonntag Morgen mit allerlei kleinen Geſchäften, die zum Betrieb einer ſoldatiſchen Junggeſellenwirthſchaft gehören, als da ſind, defekt gewordene Stellen an der Uniform ausbeſſern, das Unterfutter in den Beinkleidern zuſammennähen, Löcher in den Fouragierſäcken und Futterbeuteln ſtopfen, und dergleichen kleine Haushaltungsgeſchäfte mehr. Ich ſaß gerade rittlings auf einem großen Fouragierſack, den wir, um einem bedeutenden Riß in demſelben beſſer beizukommen, mit Stroh ausgeſtopft hatten, und arbeitete wacker drauf los, als ich hinter mir ein leiſes Lachen hörte und meinen Doſe mit einer ungemein zierlichen Verbeugung Jemand begrüßen ſah. Ich wandte mich raſch um und erblickte zu meinem nicht geringen Schrecken die kleine Emilie, die mit ihrem Kammermädchen um den Garten herumgekommen war und uns bei dieſem idylliſchen Geſchäfte überraſchte. Doſe wußte ſich im erſten Augenblick weit beſſer zu helfen als ich. Er zuckte die Achſeln, welche, beiläufig geſagt, bei ſolchen Bewegungen faſt bis an die Ohren reichten, und ſagte, ein Soldat im Felde müſſe ſich zu helfen wiſſen. Ich konnte natürlich auch nichts anders ſagen, und ſetzte nur hinzu: „Wir haben einmal verſuchen wollen, ob wir dergleichen Kleinigkeiten auch ſelbſt repariren können.“

Ich wagte das Mädchen kaum anzuſehen, ſo ſchön war ſie heute Morgen. Sie trug ein weißes Ueberröckchen, dem eine kaum aufgeblühte Roſe, die lüſtern aus dem feinen Stoffe hervorſchaute, als Agraffe zu dienen ſchien. Das dunkle Haar hielt ein Netz von farbiger Seide zuſammen. Ach, dieſes Haar erregte mir allerlei ſonderbare ſüße Gedanken; die Locken, die hie und da durch die Maſchen des Netzes drangen, ſchienen noch von geſtern zu ſein;

es waren vielleicht dieselben, die ich durch meine zitternde Hand hatte gleiten lassen. Wenn sie meinen Anzug so aufmerksam musterte, wie ich den ihrigen, so fand sie gerade nicht viel Reizendes, weßhalb meiner Eitelkeit dieser sonst so liebe Besuch sehr unangenehm war. Doch ein Mädchen denkt in dem Punkt ganz anders als wir, und wenn ich meine Blicke von ihrem lieben Gesicht oft abwärts sandte, um mir die ganze niedliche Figur recht zu betrachten, so sah sie mir dagegen beständig in's Auge und lächelte dabei gar freundlich.

„Es scheint mir," sagte Emilie lachend, „daß Sie doch mit dem Nähen nicht so recht fertig werden können." Und das Kammermädchen setzte etwas naseweis hinzu: „Sehen Sie doch, gnädiges Fräulein, was es für grobe Stiche sind." Dose vertheidigte uns so gut wie möglich, indem er sagte, der Stoff selbst sei nicht fein genug, um die Sache ordentlich zu machen. Auch komme es bei dieser Arbeit nur darauf an, daß die Näherei über die Manöver halte. Gott! Dose war bei aller seiner Poesie doch ein recht unverschämter Kerl; denn er wandte sich an das Kammermädchen und setzte hinzu: wenn sie übrigens selbst einen Versuch machen wolle, stehe ihr seine Nädel zu Diensten; auch habe er noch allerlei defekte seine Sachen, als Futterbeutel und Kochgeschirrüberzüge; besonders in einem der letztern befinde sich ein so verdächtiger Riß, daß er ihn zum morgenden Manöver nicht wieder herzustellen wüßte. Die beiden Mädchen lachten, und obgleich ich Dose sehr unsanft auf den Fuß trat, entschwebte er doch mit langen Schritten, um seinen Ueberzug herbeizuholen. Was war zu thun? ich stand in großer Verlegenheit da, denn ich war überzeugt, daß er das Kammermädchen geradezu bitten würde, ihm das Loch zuzunähen, und so war es auch. Ich blickte durch die Hausthüre und sah ihn dem Bettkasten entsteigen, in der einen Hand den Ueberzug haltend; mit der andern ergriff er einen Stuhl, der im Gang stand, und kam so mit großen Schritten zum Vorschein. „Sehen Sie," schrie er noch

in der Hausthüre, „hier ist er, und ich würde mich glücklich schätzen —“ — „Aber, Dose,“ unterbrach ich ihn, „Sie werden doch wohl nicht glauben“ -- „Daß Babet die Kleinigkeit zunähen soll?“ setzte Emilie hinzu; „warum nicht? das ist ja im Augenblick geschehen.“

Das Kammermädchen lachte und Dose präsentirte ihr mit äußerster Grazie den Ueberzug, sowie Nadel und Zwirn. Es war glücklicher Weise auf dem ganzen Hofe Niemand als wir. Die Hausleute waren in die Kirche gegangen und unsere Kanoniere trieben sich im Dorfe herum. Da Dose nur einen Stuhl mitgebracht hatte, den er so galant war, dem Fräulein zu präsentiren, die sich aber nicht setzte, so mußte sich Babet mit unserem Fouragiersack begnügen, auf den sie sich auch laut lachend niederließ und mit ihrer Nadel zu arbeiten anfing. Es war eine köstliche Gruppe. Dose sah ihr bei der Arbeit zu, und in seinem Herzen schienen für das niedliche Kammermädchen noch ganz andere Gefühle aufzudämmern, als ihm die Dankbarkeit wegen Wiederherstellung seines Ueberzuges eingab.

Emilie erzählte mir unterdessen, daß sie dem Onkel gestern Abend mit dem Wagen etwas zu lange ausgeblieben sei, daß sie ihm gesagt, sie habe mich getroffen und mit mir die Vorposten gesehen. Ich war leider nicht mehr unschuldig genug, daß mich dieses Geständniß sehr gefreut hätte; der Reiz, sie heimlich gesprochen zu haben, war mir das Angenehmste bei der Sache. So standen und saßen wir beisammen und der zerrissene Ueberzug war glücklich hergestellt, als in unserer harmlosen Unterhaltung plötzlich ein anderer viel größerer Riß entstand. Der Lieutenant von L., der wahrscheinlich dem kleinen Mädchen in den Garten gefolgt war und sie jetzt hier außen aufsuchte, erschien plötzlich um die Ecke des Parks und machte beim Anblick der Gruppe, die wir bildeten, ein entsetzliches Gesicht.

Der Lieutenant hatte sich sehr herausgeputzt; er trug die In-

terimsuniform und dazu eine kleine Mütze, die er unternehmend auf die Seite gesetzt hatte; sein Bart war auf's Sorgfältigste gekräuselt und das wenige Haar, das er besaß, an beiden Seiten des Mützchens nach vorne gestrichen. Ein verliebter Lieutenant ist von einem gewissen Prädikat der Positiv, ein eifersüchtiger der Comparativ, aber ein Herr Lieutenant, der auf seinen Untergebenen eifersüchtig ist, der Superlativ. Gott! und der Lieutenant von L. war in diesem Augenblick im höchsten Grade Superlativ! — Ich bin überzeugt, er wäre gern in größter Wuth auf uns losgefahren, doch da wir ihn frühzeitig genug erblickten, konnte er sich uns nur langsam nähern und mußte obendrein die Formen der Höflichkeit beobachten, wodurch die eine Seite seines Körpers von der andern höchst komisch abstach. Mit dem linken Auge lachte er, und dieses, obgleich etwas tückische Lachen erstreckte sich über die ganze linke Seite, so daß die Hand derselben eine Bewegung zum Grüßen machte und der linke Fuß sich zierlich vorschob, ein Bild der Ruhe, während auf der rechten Seite, die mir zugekehrt war, die fürchterlichsten Gewitter tobten. Sein rechtes Auge suchte mich mit einem einzigen Blicke zu vernichten, sein Mund war etwas geöffnet und ließ ein paar gelbe Zähne sehen, und dabei ballte sich seine Hand krampfhaft.

So kam der unglückliche, äußerlich getheilte Lieutenant auf uns zu, und auch sein Herz war jämmerlich zerrissen; denn nicht genug, daß ihn das Fräulein im Garten nicht aufgesucht hatte, war sie sogar davon gegangen und sprach hier mit dem „gemeinen Volk," ein Ausdruck, den der Herr Lieutenant von L. vielfach gebrauchte. Diese äußere und innere Zerrissenheit erstreckte sich auch auf seine Sprache, und nachdem er es durch einige höchst graziöse Bewegungen zu Stande gebracht, zwischen beide Parteien zu kommen, begann er nach der einen Seite mit lachender Miene der jungen Dame freundschaftliche Vorwürfe zu machen, daß sie sich seiner Unterhaltung entzogen, und machte zu gleicher Zeit mit seiner

tapfern Faust, welche die Reitpeitsche hinter seinem Rücken hielt, einige verdächtige, drohende Bewegungen gegen uns. Ich verstand seine Mienen sehr wohl, wenn er uns zuweilen über die Schulter ansah und eine Pause im Gespräch machte, das er allein führte; denn Emilie hörte ihn gar nicht an, sondern schielte beständig zu uns und ihrem Kammermädchen herüber, die sich auf unserer Seite befand und sich bei den Geberden des Lieutenants auf die Zähne biß, um nicht laut aufzulachen. Ich hatte aber gar keine Lust, seinen stummen Winken Folge zu leisten, so unzweideutig sie uns befahlen, wir sollten uns zum Teufel scheeren. Dose war obendrein unverschämt genug, dem Lieutenant zu sagen, er freue sich ungemein, die Bekanntschaft der jungen Dame gemacht zu haben — er meinte damit Babet — da sie ihm einen Riß in seinem Ueberzug auf das Schönste zugenäht habe. Darauf ein neuer, viel grimmigerer Blick für uns und die Frage an das Fräulein: „Oh, oh, Fräulein Emile, wie können Sie —" dann wandte er den Kopf vornehm gegen uns und wußte seinen Körper dabei so kunstreich zu drehen, daß wir zugleich mit seinem linken Gesicht seine ganze hintere Seite betrachten konnten, und sagte in befehlendem Ton: „Unteroffizier Dose, der Kanonier da wird sich gleich auf mein Bureau verfügen und sich vom Abtheilungsschreiber die Depesche geben lassen, mit der er augenblicklich — ich sage augenblicklich — nach der Festung zum Herrn Oberst reitet, und Sie, Unteroffizier, melden sogleich dem Herrn Hauptmann Feind, daß der Kanonier ihm die fragliche Depesche überbringen werde."

Da war nun freilich nichts einzuwenden; diesen Befehle mußte schleunigst Folge geleistet werden. Ich machte meine Verbeugung gegen das Fräulein, die sie mit einem Blick erwiderte, einem Blick, der mir reichlich den unerwarteten Spazierritt vergalt, den mich der Lieutenant machen ließ. Dieser bot der jungen Dame den Arm und führte sie nach dem Garten zurück. Doch ehe er die Waldecke erreicht hatte, wandte er sich noch einmal um, zog seine Uhr und

rief mir zu: „Kanonier H., es ist 10 Uhr. Sie werden mich verstehen, junger Mensch, wenn ich Ihnen sage, daß ich aus Ihrer Zurückkunft die Zeit genau berechnen kann, wenn Sie abgeritten sind.“ Der gute Herr hatte wahrhaftig nicht nöthig, mich zur Eile zu treiben; mich mußte Alles trügen, wenn ich auf den neulich abgegebenen Empfehlungsbrief meines Oheims nicht heute eine Einladung zum Mittagessen erhielt, das um fünf Uhr begann, und da ich nicht wissen konnte, wie lange man mich in W. aufhalten würde, so eilte ich mit dem Abreiten aus eigenem Antriebe, um zeitig wieder zurück zu sein.

Mein Pferd war bald gesattelt; ich ritt auf das Schloß, ließ mir, ohne mich viel umzusehen, die Depesche geben und jagte über die Haide, was das Pferd laufen konnte. Nach einer starken Stunde ritt ich über die Zugbrücke der Festung und stieg vor dem Brigadekommando ab. Ich ging die Treppe des großen Hauses hinauf, durch einen langen Gang, an dessen Ende sich das Bureau befand. An diesen Gang stießen auch die Zimmer des Obersten, bei denen ich vorbei mußte, und da eines derselben offen stand, sah ich hinein und wollte mich beim Anblick des Alten, der, eine Pfeife rauchend, im Zimmer auf und ab spazierte, sachte vorbei drücken. Aber er hatte mich schon bemerkt und rief mich ziemlich freundlich an. Der Oberst von T. war, wie ich schon oft bemerkt, außer den Dienststunden meist sehr guten Humors; aber heute sah er ganz ungewöhnlich freundlich aus und sprach dabei so ruhig und still, wie man es an ihm nicht gewohnt war.

„Na, Kanonier H.,“ fragte er, „wo kommen Sie denn eigentlich her?“ Ich meldete dienstgemäß „Ordonnanz von der dritten reitenden Batterie, dem Brigadecommando diese Depesche zu übergeben.“ Der Oberst erbrach sie, durchflog das Papier rasch und gab es mir mit den Worten wieder: „Aha, ik weeß schon. Gehen Sie man uf det Bureau und lassen Se sich enen Bescheid ausfertigen.“ — Ich wollte mich entfernen, aber der Alte ließ sich auf die Ecke

des Sopha's nieder und befahl mir zu bleiben. „Na, Se werden jetzt bald en ganzes Jahr bei meiner Batterie sein," begann er wieder. — „Zu befehlen, Herr Oberst." — „Na, lassen Se man det Befehlen und sagen Se nur ja. Wenn Se mir och im Ganzen in der kurzen Zeit etwelche viele dumme Streiche gemacht haben, so is et mir darum doch nich leid, daß ich Sie damals in D. angenommen habe. Ik mag et wohl leiden, wenn alsmal hie und da en dummer Streich vorfällt. Nu müssen mir die jungen Herren frisch, munter, willig und keine Kopfhänger sein. Det Andere findet sich schon. Och der Hauptmann Feind, der sich vielfach über Sie beklagt, hat mir gesagt, wat Ihre Capacität und Ihren Diensteifer anbelangt, wär' er ganz mit Ihnen zufrieden; deßwegen — Na nu, gehen Sie mal uf die Canzlei, bringen Se mer den Bescheid auf die Depesche zur Unterschrift, un lassen Se sich de Avancementsliste geben."

Ich wußte eigentlich nicht, was er sagen wollte, doch durchblitzte mich ein seliger Gedanke. Was? sollte ich gar Unteroffizier geworden sein? Ich ging rasch auf das Bureau. Dem Adjutanten übergab ich die Depesche; während er sie durchlas, trat ich zu einem meiner Freunde, der hier schrieb, und dieser reichte mir ungefragt die Avancementsliste, auf der ich mit freudigem Schreck meinen Namen als Unteroffizier eingetragen sah. Ich hielt die Liste gedankenvoll in der Hand und versank in tiefe Betrachtungen, wie schön mir die goldenen Tressen an den Aufschlägen und am Kragen stehen müßten, und dachte dazwischen immer: was wird wohl Emilie dazu sagen? — als mir mein Freund ein anderes Circular gab, woran er eben so eifrig schrieb, und dessen Inhalt mich nach der großen Freude so niederschlug, daß ich die Avancementsliste aus der Hand fallen ließ. Das Circular lautete ungefähr folgendermaßen: „Da Seine Majestät, unser Allergnädigster König, für gut befunden, in Berücksichtigung meiner langjährigen Dienste mich mit dem Charakter als Generalmajor und der verdienten Pension allergnädigst in

Ruheſtand zu verſetzen, ſo zeige ich dies hiermit meinem Brigadekommando an, welches dieſe Allerhöchſte Verfügung durch Circulare dem betreffenden Offiziercorps, ſowie den Batterien und Kompagnien mit dem Zuſatze bekannt machen ſoll, wie ſehr es mir leid thut, ein ſo geregeltes und ordentliches Corps, wie meine Brigade von jeher war, verlaſſen zu müſſen, und daß ich auch fern von meinen früheren Untergebenen mit Freude der Liebe, die mir neben dem nöthigen Gehorſam von ihnen zu Theil geworden, gedenken werde.

v. T., Oberſt und Brigadekommandant."

Wie mir beim Leſen dieſer Zeilen wurde, kann ſich jeder denken. Auch mein Freund ſchüttelte nachdenklich den Kopf und brauchte mich nicht zu fragen, ob wohl nicht Alle, die hier auf der Avancementsliſte ſtanden, dieſelbe tauſendmal zerreißen würden, wenn wir uns damit den alten guten Oberſt erhalten könnten?

Meine Depeſche war unterdeſſen ausgefertigt worden und ich hätte viel darum gegeben, wenn ich nach dieſer traurigen Nachricht nicht nöthig gehabt hätte, heute noch einmal vor den Oberſten zu treten. Aber ich mußte ſeinem Befehl gehorchen und trat zu ihm in's Zimmer. Er rief mir freundlich entgegen: „Na nu, Herr Unteroffizier, wie hat Ihnen det gefallen?" Ich war zu bewegt, um viel zu antworten, und dankte ihm nur in kurzen, aber herzlichen Worten. „Na," fuhr er fort, „halten Sie ſich man recht, und et wird Ihnen auch ferner gut gehen. Wenn Sie mal ſpäter die Epauletten haben, ſo denken Sie an den alten T., det er mit euch jungen Herrn, och wenn er euch beſtraft hat, et doch immer gut meinte." Er ging einige Schritte im Zimmer auf und ab und fuhr dann fort: „Ik will Ihnen noch wat ſagen; der Herr Graf von R. hat mir geſagt, dat er Ihre Familie kenne, und dat et ihn ſehr freuen würde, wenn ik Ihnen nach den Manövern einen vierwöchentlichen Urlaub gäbe. Ik will dat och noch thun, und Se können

ſich morgen beim Adjutanten um dat fragliche Papier melden. Adieu, Herr Bombardier."

Ich legte gegen alle Dienſtvorſchrift meine Hand auf's Herz und zog mich zurück. Er nickte mir freundlich zu. Meine Gedanken waren in einer ſeltſamen Aufregung und die Freude über mein Avancement und der Schmerz über den Verluſt unſeres guten Oberſten kämpften gewaltig gegeneinander. Doch ſiegte für den Augenblick die Freude, und ich trat in einen Laden, wo ich meine letzten Pfennige zuſammenſuchte, um mir einen Treſſenbeſatz zu kaufen, den ich auf meine Uniform wollte nähen laſſen. Dann ſtieg ich wieder zu Pferd, und die fünfte Stunde, die mir beſtändig vorſchwebte, ſowie der Drang, meinem Unteroffizier die gute und die böſe Zeitung baldigſt zu überbringen, fuhren mir aus dem Herzen in die Sporen und gingen von dieſen auf mein Pferd über, das mit mir im Galopp davonjagte. Bald hatte ich die fetten Weiden und das Schloß erreicht, wo ich meine neue Depeſche abgeben mußte. Ich eilte die Treppen hinan in das Bureau, wo ich nur den Major traf, dem ich meinen Brief übergab. Auch konnte ich mich nicht enthalten, ihm von dem traurigen Circular zu ſagen. Doch er gab mir ziemlich verſtimmt zur Antwort: „Ich weiß das ſchon! ich weiß das ſchon!" Auf der Treppe im Hinabſteigen begegnete ich dem Grafen von R., der mich freundlich anhielt und, wie ich dies erwartet hatte, auf heute zum Mittageſſen einlud.

Ich eilte jetzt, Doſe aufzuſuchen, und als der gute Feodor meine beiden Nachrichten hörte, ging es ihm gerade wie mir: nur wirkte bei aller Freundſchaft für mich die traurige noch ſtärker auf ihn, und er konnte ſich nicht enthalten, in ein unendliches Fluchen auszubrechen. Er war in dieſem Augenblick ganz Unteroffizier, und ich mußte ihn bei dem Heiligſten, was er verehrte, bei der Poeſie, beſchwören, ſich zu mäßigen. Sonſt würde es der Frau Wirthin zu den fetten Weiden ſicherlich die Schüſſel gekoſtet haben, aus der Doſe eben einen Mehlbrei verſpeiſte und in der er nach

Anhörung meiner Hiobspost schrecklich mit dem hölzernen Löffel herumfuhr. Ich setzte mich in eine Ecke und hörte seinen Demonstrationen gelassen zu, während ich mir die mitgebrachten Tressen auf mein Kleid heftete. Dann putzte ich mich auf's Beste heraus, um beim Diner würdig erscheinen zu können. Dese lieh mir seine frischgewaschenen Paradehandschuhe, da meine eigenen sehr defekt waren, und ich begab mich zur bestimmten Zeit auf's Schloß.

Der Lieutenant von L. machte ein sehr langes Gesicht, als er mich eintreten sah. Er meinte Anfangs, ich habe eine Meldung zu machen, und war im Begriff, mich wegen meines dienstwidrigen Anzugs herunterzumachen, als mich der Graf von R. der Gesellschaft vorstellte. Ich kannte leider noch zu wenig die Gebräuche in vornehmen Häusern, sonst hätte ich, als der Kammerdiener meldete, daß servirt sei, der kleinen Emilie meinen Arm angeboten, um sie in's Speisezimmer zu führen. In diesem Augenblick wandte sie sich gegen mich und schien mich fragend anzusehen! aber der Lieutenant von L. fuhr hinzu, gab der jungen Dame seinen Arm, führte sie hinweg und ich mußte hintendrein spazieren. Indessen war der Graf von R. so freundlich, scherzweise meinen Arm zu ergreifen, wobei er meine neuen goldenen Tressen sah und sogleich im Speisesaal lachend mein Avancement bekannt machte.

So angenehm es mir war, mit dem lieben Mädchen an einem Tische zu sitzen, so kam mir doch im Ganzen das Diner sehr unbehaglich vor. Ich speiste zum Erstenmal in einem vornehmen Hause und saß wie auf glühenden Kohlen. Schon zu Anfang der Tafel erregte mir das Zurücken des Stuhls durch einen Diener ein höchst unbehagliches Gefühl, und trotz dem Vertrauen, er werde mich nicht fallen lassen, sah ich mich doch schüchtern um, ob ich auch wirklich den Stuhl erreiche. Ferner kamen verschiedene Gerichte, bei denen ich mich weislich umsah, wie die Andern sie behandelten, ehe ich mich darüber hermachte. So gut ich mich durch meine Aufmerksamkeit während der Mahlzeit gehalten hatte, so wäre

ich doch am Ende faſt noch über das Mundwaſſer geſtolpert, das in blauen durchſichtigen Taſſen herumgereicht wurde. Ich hielt es natürlich für ein köſtliches Getränk, und da alle die Taſſen an den Mund ſetzten, ſo that auch ich einen herzhaften Schluck daraus. Aber ſchon der Geſchmack des lauen Waſſers mit etwas Citronenſaft war mir verdächtig; ich ſah auch ſogleich, daß die Andern ſich blos den Mund damit ausſpülten, und das Ungeſchick fiel mir ſchwer auf's Herz. Erſchrocken ſchielte ich über den Rand der Taſſe, doch ſchien es Niemand bemerkt zu haben, außer meinem lieben Herrn Lieutenant, auf deſſen dürrem Geſichte ſich ein ironiſches Lächeln entwickelte und der ſich nicht enthalten konnte, laut zu ſagen: „Der Herr Bombardier ſcheinen noch ſehr durſtig zu ſein.“ Natürlich wurde ich feuerroth, doch hatte ich die Genugthuung, daß Emilie dem Lieutenant für ſeine Bosheit einen unfreundlichen Blick ſchenkte.

Wir verfügten uns in den Garten, diesmal aber war ich ſo frei, der jungen Dame meinen Arm anzubieten, den ſie auch nicht ausſchlug, und ich fühlte mich unendlich glücklich. Doch ſollte mir heute nicht mehr zu Theil werden; der Lieutenant ließ uns den Abend keine Secunde aus den Augen. Wie kochte es in meinem Herzen! mit welcher Wonne hätte ich mit ihm angebunden! aber es war mein Vorgeſetzter und ich mußte ſchweigen. Es dunkelte ſchon, als ich den Garten verließ, und obgleich mich das kleine Mädchen, wie es ſchien, ganz abſichtslos bis an die Gartenthüre begleitete, wurde mir doch wegen der andern Geſellſchaft nur ein flüchtiger Händedruck zu Theil.

Doſe war wegen des morgenden großen Feldmanövers noch mit dem Geſchütz beſchäftigt und auch ich hatte noch einige Stunden zu thun, bis ich Pferd und Waffen in Ordnung hatte; dann kletterten wir in unſern Bettkaſten, und nachdem Doſe wieder einen Strich ausgeputzt, auch noch Livius lamentirt und philoſophirt hatte, ſchliefen wir ein.

Zwölftes Kapitel.

Unglück.

Es war kaum drei Uhr, als wir mit dem Geschütz ausrückten, um zu der Batterie zu stoßen. Der Hauptmann Feind hatte eine sehr feierliche Miene angenommen und ging mit einigen Papieren in der Hand vor den Geschützen auf und nieder. Dose meldete sich, wir rückten in die Linie, der Hauptmann trat vor die Front, räusperte sich einigemale, commandirte: „Stille!“ und las das traurige Circular des Obersten vor. Wie ein Schlag durchfuhr diese Kunde die ganze Mannschaft. Da war kein Gesicht, das sich nicht plötzlich verzogen hätte, und ein leises Gemurmel der Ueberraschung und des Schreckens lief durch die Glieder. Der Feind legte das Circular bei Seite und las aus der Avancementsliste, die er ebenfalls in der Hand hatte, die Namen derer, die in seiner Batterie zu Bombardieren und Unteroffizieren befördert waren. Ich war darunter, und der Hauptmann konnte sich nicht enthalten, mir zu bemerken, ich möchte ja bedenken, wie sehr er diesmal Gnade vor Recht habe ergehen lassen.

Mein neuer Wirkungskreis begann gleich diesen Morgen; da einer unserer Unteroffiziere krank geworden war, wurde ich commandirt, sein Geschütz zu übernehmen, und es während des heutigen Feldmanövers zu führen, ein Auftrag, der mich sehr stolz machte. Wenn auch dieses Commando für einen Neuling sehr schwierig war, und ich Pferde und Mannschaft jenes Geschützes fast gar nicht kannte, welch' letztere ihrem Geschützführer die Sache sehr erleichtern oder erschweren kann, so wußte ich doch, daß mich alle Kanoniere gern hatten und ihr Möglichstes thun würden, mir durchzuhelfen. Mein Dose, den ich für heute verlassen mußte, gab mir noch kürzlich einige Verhaltungsregeln, und wir ritten mit der ganzen Batterie

nach der Haide. — Dort waren schon mehrere Truppentheile eingetroffen, andere kamen mit uns zugleich an, und wie wir einer Batterie begegneten, rief jede der andern leise zu: „Wißt ihr's denn schon von unserem Alten?“ und die Antwort war gewöhnlich: „Ja, das ist verflucht!“

Nach und nach hatten sich alle Batterien beim Park versammelt, und endlich kam auch der Alte mit seinem Stab um die Waldecke geritten. Er saß nachdenkend auf seinem Schimmel und sprach gegen seine Gewohnheit wenig und leise mit den Offizieren, die ihn umgaben. Gleiche Stille herrschte diesen Morgen in der Brigade. Die Kanoniere standen bei ihren Pferden oder lehnten am Geschütz und blickten schweigend dem Obersten entgegen, der langsam näher kam. Er ritt durch die erste Batterie, sah sich, wie gewöhnlich, freundlich um und wünschte den Leuten einen guten Morgen. Alles war still, jeder war durch die Botschaft von seiner Entlassung zu bewegt, um ihm wie sonst munter antworten zu können. Doch kaum hatte der Oberst die Mitte der Brigade erreicht, wo vor dem Wachthaus unsere Fahne stand, kaum hatte er, wie gewöhnlich, seinen Hut abgenommen, um das Ehrenzeichen zu grüßen, als ein alter Trompeter, der mit dem Obersten die Feldzüge gemacht, mit lauter Stimme rief: „Kameraden, unser Oberst soll leben! hoch!“ und damit machte sich das Gefühl in aller Herzen Luft und die ganze Brigade brachte dem alten Obersten ein dreimaliges donnerndes Hoch. — Von T. war so gerührt, daß er seinen Federhut tief in die Augen drückte und rasch in die Wachtstube trat, von wo aus er den Batterien den Befehl zum Abmarsch nach den bezeichneten Punkten gab.

Mir ging es beim Manöver, das nun begann, mit meinem Geschütze Anfangs ziemlich gut. Wenn ich einen Fehler machen wollte, riefen mir die Fahrer zu: „Bombardier, etwas mehr rechts, oder etwas mehr links!“ und da auch Dose mit seinem Geschütz in meiner Nähe blieb, fiel keine Unordnung vor, die das umherspähende Auge

des Hauptmanns Feind beleidigen konnte. Heute, als am letzten Manövertage, waren der Neugierigen aus Stadt und Umgegend eine große Menge. Auch glaubte ich mehreremale die beiden bekannten Rappen zu sehen; doch blieben mir die Wagen zu fern, als daß ich einen genau hätte unterscheiden können.

Es mochte ungefähr zwölf Uhr sein, als der Oberst sämmtliche reitende Batterien zusammenrücken und, von den Uhlanen und Husaren unterstützt, in Front vorrücken ließ, um einen kräftigen Angriff auf die vor uns liegende Reiterei zu machen. Ich hatte den linken Flügel der ganzen Linie und lauschte mit klopfendem Herzen auf das Commando; denn es war ja das erstemal, daß ich so in gerader Richtung ein Geschütz gegen den Feind führte. Die Commando's wurden gegeben; „Tra-a-a-ab! Batterie, Galopp!" und wir jagten dahin, was die Pferde laufen konnten. Bald hatten wir die Landstraße erreicht, vor der wir wahrscheinlich halten und feuern mußten. Aber die Straße vor mir machte eine Biegung, so daß ich, um in der Linie zu bleiben, über den einen Chausseegraben setzen und mitten auf der Straße halten mußte. Hier standen auch schon eine Menge Wagen und Reiter, die unsern Angriff sehen wollten. Und unter den ersten erblickte ich die Equipage des Grafen R. und meine kleine Emilie, die im Wagen aufrecht stand, um besser sehen zu können. Ach! sie erkannte mich im Augenblick und machte auch den alten Herrn auf mich aufmerksam, der mir freundlich zuwinkte.

War es mir in diesem Augenblick nicht zu verzeihen, daß ich meine Blicke nach der linken Seite wandte, da ich doch so nöthig gehabt hätte, nach dem rechten Flügel zu sehen? Mein Pferd machte einen ausgezeichneten Satz über den Graben, und ich war so entzückt, mich einmal im vollen Glanze des Reiters vor dem Mädchen zeigen zu können, daß ich Batterie, Angriff, Commando, Alles vergaß und erst nach einigen Sekunden, durch das Geschrei meiner Fahrer aufmerksam gemacht, die mir Halt! Halt! zuriefen, mich um-

sah und zu meinem Schrecken bemerkte, daß alle andern Unteroffiziere bereits hinter die Geschütze sprengten, die im Carrière noch einige Schritte vorwärts fuhren, hielten und abprotzten. Ich warf mein Pferd rechts herum, und mein vorderster Fahrer jagte, um nicht zu spät zu kommen vorwärts, als ich kaum mein Pferd gedreht hatte. Ich machte unglücklicherweise die Wendung zu kurz; das Pferd gleitet aus, stürzt mit mir hin, ich will meinen Tschako halten, der mir heruntergeschleudert wird, komme dadurch mit der Hand an das Geleise, und beide Räder des Geschützes fahren mir im Augenblick über die rechte Hand. — So entsetzlich der Schmerz war, sprang ich doch wieder auf, an's Geschütz, und glücklicherweise hatte von meinen Vorgesetzten keiner den Fehler bemerkt. Wir thaten einige Schüsse auf die feindliche Kavallerie, die von der unsrigen geworfen wurde, dann wurde zum Apell geblasen, und das Manöver war beendigt.

Jetzt befühlte ich erst meine Hand und versuchte den Handschuh herunterzuziehen; aber der Schmerz war zu groß. Meine Kameraden kamen herbei. Dose brachte einen der Chirurgen mit, der meinen Arm befühlte und mir die trostlose Nachricht gab, daß wahrscheinlich ein paar Finger gebrochen seien und ich ohne Verzug nach W. in's Lazareth müsse. Der Hauptmann Feind, welcher auch schon von meinem Unfall gehört hatte, kam herbei, und ich wunderte mich sehr, daß er mir keine Vorwürfe machte. Auch der Wagen mit den beiden Rappen fuhr hinter unsere Batterie; der Graf von R. stieg aus und fragte besorgt, was mir begegnet, hörte auch kaum, daß ich nach W. in's Lazareth müsse, als er sich erbot, mich, da er eben dahin fahren wolle, in seinem Wagen mitzunehmen. Was konnte mir erwünschter sein? Fast hätte ich dem Schicksal für mein Unglück gedankt, wenn der Schmerz an meiner Hand nicht immer größer, ja fast unerträglich geworden wäre.

Wir stiegen ein; der alte Herr saß vorn und kutschirte, Emilie und ich saßen auf dem zweiten Sitz. Wie wohl that mir die Theil-

nahme dieſer guten Menſchen! Dem kleinen Mädchen traten die Thränen in die Augen, als ich auf die Zähne biß, um die Schmerzen zu ertragen, die mir das Schaukeln des Wagens verurſachte. Der Graf fuhr raſch, und wir hatten bald die Feſtung erreicht. Ich ſtieg auf dem Markte vor demſelben Wirthshauſe aus, wo ich damals, in Arreſt gehend, Emilien zum erſtenmal wieder geſehen. Viel lieber hätte ich noch eine Nacht beim Wanzenmajor zugebracht, als in das traurige Lazareth zu kriechen, das die einmal erfaßte Beute ſo leicht nicht wieder losgibt. Der Graf reichte mir die Hand und wünſchte mir gute Beſſerung, und auch Emilie gab mir ihr liebes Händchen, das ich gern an meine Lippen gebracht hätte, wenn nicht der alte Herr in der Nähe geweſen wäre. So mußte ich mich mit einem herzlichen Druck begnügen, den das gute Mädchen erwiderte. — Ich ging über den Marktplatz und ſah mich an der Ecke noch einmal um. Sie hielt ihr Tuch an den Mund und ich warf ihr einen Kuß zu. —

Dreizehntes Kapitel.

Das Lazareth.

In ſeiner Art hat das Militärlazareth viel Aehnlichkeit mit den militäriſchen Gefängniſſen. Auch in dieſem iſt man von aller Welt rein abgeſchloſſen, und muß, wenn man nicht gerade todtkrank iſt, oder wie ich glücklicherweiſe gute Geſellſchaft traf, entſetzlich langweilige Stunden da verleben. Hereingebracht kann man jeden Tag werden, aber hinaus kommt man nur dann, wenn der Stabsarzt in den verſchiedenen Zimmern ſeine Runde gemacht, und das geſchieht die Woche höchſtens zweimal. Daneben hat das Lazareth noch aller-

hand ſonſtige läſtige Einrichtungen, und die Speiſevorräthe werden nach Nummern ausgetheilt, die jeder Kranke erhält und ihr Vorrath ſtimmt nicht immer mit der Gßluſt des armen Patienten zuſammen. Menſchenfreundliche Hauptleute oder Vorgeſetzte, die es wiſſen, wie ſpärlich die neu ankommenden Kranken faſt ohne Unterſchied mit Speiſen bedient werden, um ſie recht auszuhungern und ihren geſchwächten Magen zur Aufnahme von Arzneien geneigter zu machen, halten die Leichterkrankten im Kaſernenrevier, und geben ſie nicht bei jeder Kleinigkeit in's Lazareth ab. Unſer guter Hauptmann Feind aber war auf nichts ſo ſehr erpicht, als den Revierkranken die Schwindeleien zu vertreiben, wie er es nannte, indem er ſie in's Lazareth ſchickte. Wurde ihm beim Apell einer als unpäßlich gemeldet, ſo begann er alsbald mit dem Fuß aufzutreten, ſteckte die Hand unter das Collet und befahl dem dicken Wachtmeiſter Löffel, den Mann augenblicklich zu notiren! „er iſt reif für das Lazareth; ihn ſoll ein Donnerwetter! In meiner Batterie gibt's keine Revierkranken," pflegte er hinzuzuſetzen. „Nichts halb, entweder ganz krank oder ganz geſund." Dafür aber paſſirte es dem Guten auch zuweilen, daß bei großen Paraden, wo ihm Alles daran gelegen war, die Batterie ſo vollſtändig wie möglich zu ſtellen, die ſämmtliche Mannſchaft eines Geſchützes erkrankt war, wodurch in der Compagnie viele Lücken entſtanden. Dies bemerkte der alte Oberſt gleich, und da er die ewigen Plagereien bei der Batterie kannte, ſo erhielt der Hauptmann Feind bei ſolchen Veranlaſſungen nicht die freundlichſten Geſichter.

„Det is doch wunderbar," pflegte der alte T. zu ſagen, während er die Hände auf den Rücken gelegt an der Front herabging, „det is doch wunderbar, det bei dieſer Batterie ene ſo krank Luft herrſchen thut, uf jeden Fall ene verdorbene Luft, denn," ſetzte er kopfſchüttelnd hinzu, „wat nich im Lazareth liegt, det befindet ſich im Arreſt. Oho, ich kenne det."

Aber wenn es der gute Mann auch wirklich kannte, so konnte er doch unmöglich etwas dagegen thun.

Das Lazareth in W., das mir nun für einige Zeit zum Aufenthalte dienen sollte, kannte ich nur dem Aeußern nach, und das war, wie bei den meisten dergleichen Anstalten, nicht sehr einladend. Es lag hart an der Wallmauer und war ehedem ein Franziskanerkloster gewesen. Es bestand aus einem Hauptgebäude, das einen großen gepflasterten Hof hatte, der mit einer hohen Mauer umgeben war. Um das ganze Gebäude herum standen uralte Kastanienbäume und Platanen, die recht melancholisch die zerrissenen Zweige hängen ließen und durch ihr Alter, sowie ihr dichtes schwarzes Laub der ganzen Anstalt von außen einen traurigen Anstrich gaben. Vornen an dem Hofthor hing an einem langen eisernen Draht eine mißtönende Klingel, deren Ton dem Lazarethportier anzeigte, daß er auf seiner Hut sein müsse; denn ebenso wie im Arrestlokal hatte dieser würdige Beamte auch hier die Pflicht, die eintretenden Kranken genau zu untersuchen, ob sie nicht Speise und Trank bei sich führten, was ihnen alsdann nach dem Lazarethreglement abgenommen wurde, damit die Kur nicht durch den Genuß von Rum, gesalzenem Fleisch und dergleichen mehr gestört würde. Man sieht, es war hier Alles zum Besten der leidenden Menschheit eingerichtet.

So stand ich denn mit dem Unteroffizier, der mich hinbrachte, vor dem Lazareththor und hatte nicht geringe Schmerzen an meiner Hand, und neben diesen physischen Leiden war ich moralisch sehr darnieder gedrückt; denn in den ersten drei bis vier Wochen ließ mich das Lazareth nicht los, und ich weiß nicht, wenn mir auch gewöhnlich die Erbauung der glänzendsten Luftschlösser immer rasch von Statten ging, so vermochte ich es heute doch nicht, den Gedanken an die kleine Emilie und ein baldiges fröhliches Wiedersehen recht fest und lebendig zu erhalten. Es lagen schwarze Schleier über meinen Phantasien und selbst mein Stand, der mir trotz vieler Plagereien und Mühseligkeiten doch gerade bis jetzt nicht unlieb gewesen war,

fing jetzt, namentlich seit dem Ausscheiden des alten Oberst, an, mir recht widerwärtig zu erscheinen.

Zugleich mit mir kamen an die Lazareththür noch einige Kanoniere und Bombardiere von andern Batterien, die mit kleinern und größern Uebeln behaftet, auch nicht selten aus bloßer Faulheit Schutz hinter diesen geheiligten Mauern suchten. Die Klingel ertönte und ich traute kaum meinen Ohren, als ich die heranhabenden schleifenden Tritte von einem gewissen unverkennbaren Hüsteln begleitet, hörte, wie es nur ein Mensch in der ganzen Welt haben konnte. Langsam öffnete sich das Thor, und richtig, ich hatte mich nicht getäuscht: es war der Rattenkönig aus Nr. 7½ in C.

Trotz der sehr unangenehmen Erinnerungen, die mir sein Anblick verursachte, erwiderte ich dem alten vertrockneten Männlein auf sein: „He, he, he! neue Gesellschaft, neue Gesellschaft!“ laut lachend: „O der alte Herr Inspector; wie befinden Sie sich?“

„Aha,“ entgegnete er lachend, und man sah ihm an, daß er offenbar sehr guter Laune war, „einer meiner Grünsnäbel aus C., freue mich sehr, freue mich sehr; bin aber nicht mehr Inspector; alter gedienter Sergeant, wegen langjähriger treuer Dienste Lazarethverwalter geworden, he! ja, Lazarethverwalter; nur hereinspaziert.“

Wir folgten dem Rattenkönig nach, der hastig über den Hof vor uns her in's Haus ging, wobei seine spitze weiße Mütze auf dem Kopfe hin- und wiederwankte. In seinem Zimmer angekommen, nahm er unsere Zettel ab, trug uns in sein Buch ein und schrieb jedem einen Schein für das Zimmer und die Nummer des Bettes, das er erhalten sollte. Darauf trat er mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit vor uns hin und sagte: „Thut mir leid, thut mir leid, he, ist aber ein sehr strenges Lazarethreglement, muß Alle untersuchen, drum wer etwas bei sich hat, sag' es lieber vorher, he. Alter Arrestinspector ich, he, werd's doch finden, he!“

Aus alter Bekanntschaft, und da er wohl wußte, daß ich mich

mit geistigen Getränken nicht abgab, ging er bei mir nur leicht vorüber, nahm aber dafür einen alten gebräunten Bombardier, der einen ungeheuren schwarzen Schnurrbart hatte und auf der Brust die silberne Schnalle, das Zeichen seiner fünfzehnjährigen Dienstzeit, trug, desto schärfer aufs Korn, und fand bei diesem, was er vermuthet und gesucht zu haben schien, nämlich eine ziemliche Flasche Rum, die der Aermste zwischen Stiefel und Reithose verborgen hatte. Bei diesem Anblick funkelten die Augen des Rattenkönigs vor Vergnügen und Bosheit, und nachdem er den heftigen Anfall seines sehr trockenen Hustens glücklich überwunden, begann er mit der größten Zungenfertigkeit dem alten Bombardier das Schändliche seines Betragens auseinanderzusetzen. Dieser, der sich anfänglich an dem Zorn des kleinen Ungethüms ergötzte, bemerkte ihm endlich ganz ruhig: es erscheine ihm sehr unpassend, einen Kranken mit harten Worten anzulassen, und er möchte gefälligst sein Maul halten. Das war zu viel für den Rattenkönig.

„He, he!" schrie er, „alter Sergeant, das von einem Bombardier zu hören; werd's anzeigen, werd's anzeigen, he, he."

„Was Bombardier zu hören," spottete ihm der Andere nach, „ein Bombardier in der Artillerie ist gerade so viel werth, wie ein Dutzend verbrauchter Sergeanten. Basta!"

Doch der Rattenkönig sagte nicht Basta, und wer weiß, wohin der Streit noch geführt hätte, wenn nicht in diesem Augenblicke bei der offenen Thüre Jemand vorbeigegangen wäre, der bei dem Wortwechsel stehen blieb und hereinschaute. Es war der Lazarethinspector. Er trug einen Civilüberrock, an welchem man einige Ordensbänder sah, hatte den Bart, wie man es oft bei alten Infanterie-Offizieren bemerkt, bis auf zwei übriggebliebene Punkte unter der Nase wegrasirt, und sein Kopf war mit einer Infanteriemütze bedeckt. Ein unangenehmes Gesicht hat der Herr Inspector, dachte ich mir. Kaum wurde der Rattenkönig seiner ansichtig, so brachte er seine Klage vor, die er mit den Worten schloß: „He, Herr Hauptmann, muß auf Bestrafung

des Mannes dringen; zu mir, einem alten gedienten Sergeanten gesagt, das Maul halten, he!"

Der Inſpector ſah uns gerade nicht freundſchaftlich an, und ſprach gegen den Bombardier: „Weiß Er, Herr, daß hier kein Widerſprechen geduldet wird, ebenſowenig wie vor der Front. Hab' doch immer des Teufels Schererei mit der Artillerie."

Das war zu arg, und ich konnte mich nicht enthalten ihm zu erwidern, daß ſich die Artillerie freilich nicht von einem Lazarethhausverwalter auf der Naſe herumtanzen laſſe. Kaum hatte ich das geſagt, ſo trat der Herr Hauptmann und Inſpector in die Stube herein gerade vor mich hin, beſah mich von oben bis unten, wobei einige Röthe des Zorns auf Wange und Stirn glänzte, und forſchte nach meinem Namen. Als ich ihm denſelben angegeben, ſowohl den meiner Familie, als wie meinen Vornamen, auch wo ich her ſei und die Nummer der Batterie, kurz ihm in der Kürze einen kleinen Lebensabriß von mir ertheilt, ſchloß ich meinen Bericht mit den Worten: „Jetzt, Herr Hauptmann oder Herr Inſpector, da Sie wiſſen, wer ich bin, werden Sie mich hier nicht länger in dem Zimmer des Verwalters aufhalten, ſondern mich in den Saal entlaſſen, dem ich zugetheilt werde."

„Ja," ſagte auch der Unteroffizier, der mich hergebracht hatte, „ich möchte den Bombardier auch jetzt abgeliefert haben, und begreife nicht, was das Stehen und Ausfragen hier nützen ſoll."

Dieſe Frechheit war zu groß für den Hauptmann. „Herrrr!" brach er gegen meinen Unteroffizier los, „wiſſen Sie, daß ich Sie auf die Wache kann ſetzen laſſen? Wie iſt Ihr Name?"

Nachdem der Unteroffizier lächelnd dieſen angegeben, fügte der alte Bombardier aus übergroßem Dienſteifer den ſeinigen auch noch hinzu, worauf der Inſpector, nachdem er uns noch einmal von Kopf bis zu den Füßen angeſchaut, hinwegeilte, wobei er etwas von ſchwerer Ahndung zwiſchen den Zähnen murmelte. Mein Unteroffizier gab mir noch einmal die Hand und verließ das Lazareth.

Der alte Bombardier wurde in eine Abtheilung des Gebäudes gebracht, welche man unter uns mit dem techniſchen Ausdruck „Ritterſaal“ benannte. Für mich rief der Rattenkönig einen andern Krankenwärter herein, einen Kerl, der auf dem Hofe ſtand und ſich geſonnt hatte, mit einer höchſt widerwärtigen und verſchmitzten Phyſiognomie. Er trug eine ſchmierige Tuchjacke, um den Leib eine weißſeinſollende Schürze und an den Füßen weiße, wollene Strümpfe und Pantoffeln; eigentlich waren es keine Pantoffeln, ſondern nur ein paar Schlappſchuhe. Den Zipfel einer unſaubern Nachtmütze trug der Kerl auf die Seite gedrückt, nach Art der Hausknechte. Ueberhaupt hatte er viel mehr Aehnlichkeit mit einem ſolchen, als mit einem Krankenwärter.

„He, he,“ ſagte der Rattenkönig, „der junge Herr kommt auf Nro. 20, den Reconvalescentenſaal.“

Der Kerl ſah mich ſcheel von der Seite an, legte die Hände auf den Rücken und ſchlich faul vor mir her, die Treppen hinan, bis vor Nro. 20.

Vierzehntes Kapitel.

Der Reconvalescentenſaal.

Wir ſtiegen in den zweiten Stock hinauf und machten vor einer Thüre Halt.

„Sind viele Leute in dem Saal?“ fragte ich den Krankenwärter.

Zur Gegenantwort ſah er mich an, ſagte aber keine Sylbe. Auch gut, dachte ich, und trat in die geöffnete Thüre, wo mich alsbald ein einziger Blick über die Anzahl der Kranken in Nro. 20 aufklärte. Es waren mindeſtens zwanzig Betten drin, von denen nur

zwei unbeſetzt waren. Mein ſtummer Führer brachte mich an eins derſelben, machte eine Bewegung mit dem Kopfe und ſagte: „Das Bett!“ dann drehte er ſich um, und ging durch die Reihen der Kranken nach der Thüre zu. Obgleich er auch von dieſen vielfach angeredet und gefragt wurde, ſo nickte er ſtatt der Antwort höchſtens mit dem Kopfe, oder zuckte verächtlich mit den Achſeln.

„He, Mathes!“ ſchrie einer, „was gibts zu eſſen heut?“

Und ein Anderer ſagte: „Iſt das Sechspfennigbrod bald wieder auf acht Pfennige herabgeſtiegen?“

„Mathes!“ rief eine Baßſtimme aus einem Winkel hervor, „ich wünſchte mich in den Beſitz eines Schoppen Rums. Aber du mußt mir pumpen, Mathes.“

„He, he!“ ſpottete ein Anderer dem Rattenkönig nach, „eine Flaſche Rum — Lazarethreglement — Inſpector anzeigen. He, he!“

„Hör, Mathes,“ ſagte wieder einer in ſcheinbar ernſtem Ton, „ſchick den Speiſezettel von deiner öffentlich-heimlichen Garküche herauf. Da mir der Arzt alles Scharfe verboten hat, ſo kannſt du mir einen Pfannkuchen mit Schinken anfertigen laſſen.“

Auf alle dieſe Witzeleien antwortete der Krankenwärter kein Wort, ſondern hier zuckte er verächtlich mit den Schultern, dort warf er einem der Sprecher einen wüthenden Blick zu oder ſtreckte die Zunge gegen ihn heraus und zuletzt fing er an eine Weiſe vor ſich hinzupfeifen und verließ ſo den Saal, gefolgt von einem ſchallenden Gelächter.

„Der Hallunk,“ ſagte die Baßſtimme, und ein Anderer entgegnete: „Seit man ſeiner Frau das Speiſehandwerk gelegt hat, bin ich überzeugt, treibt er mit dem verfluchten Rattenkönig Muſchelei, denn für viel Geld kann man von dem Kerl haben, was man will.“ „Ja, für viel Geld!“ ſeufzte ein Dritter.

So war ich denn im Lazareth, in Nro. 20, auf dem Reconvalescentenſaal, und ſah, daß in der That hier nur Geneſene und keine Kranke waren; denn nur wenige von den achtzehn Leuten, die ſich

hier befanden, lagen still und ausruhend auf ihrem Bett. Die meisten wälzten sich faul umher oder saßen zu fünf bis sechsen beisammen und unterhielten sich. Da die Kleidung aller Kranken in Militärlazarethen die gleiche ist — weite graue Beinkleider, ein gestreifter Zwilchkittel, weiße wollene Strümpfe und Pantoffeln — so hört hier aller Rangunterschied auf, und Sergeanten, Unteroffiziere, Gemeine, Alles saß und lag durcheinander und lachte und plauderte zusammen. Ich saß in der äußersten Ecke des Saals einsam auf meinem Bett, meine Hand schmerzte mich heftig. Jetzt erschien der Krankenwärter wieder, und brachte auch mir den oben beschriebenen Anzug. Bei seinem Eintritte dieselben Späße und Witzeleien von Seiten der Kranken, und das gleiche Stillschweigen von seiner Seite. Nur einmal, als eine Stimme rief: „Pfui über den Spion!" drohte Mathes mit der Faust nach dem Bette, wo der also Sprechende lag. Doch wurde gleich darauf die Baßstimme wieder laut und erklärte, wenn er noch einmal mit der Faust drohe, so würde er ihm ein paar Medicinflaschen an den Kopf werfen.

Da hatte ich nun meinen Anzug vor mir liegen und wenn ich auch die verzweifeltsten Anstrengungen machte, mich auszuziehen, so konnte ich von der kranken Hand nicht einmal den Handschuh herunter ziehen, geschweige, daß ich sie hätte gebrauchen können. Einige der Leute, die mir zunächst lagen, sahen meinen fruchtlosen Anstrengungen zu, waren aber zu faul aufzustehen und mir zu helfen, bis plötzlich die Baßstimme wieder laut wurde und im befehlenden Tone rief: „Sieht denn keiner von euch, daß der Unteroffizier seine Hand nicht gebrauchen kann! Zum Teufel, so helft ihm doch ausziehen!"

Wer die Baßstimme war, wußte ich natürlich nicht, doch merkte ich wohl, daß sie hier im Saal ein Gewicht haben mußte, denn alsbald erhoben sich einige von ihren Betten, und waren mir behülflich, Stiefel und Reithose auszuziehen. Doch mit dem Kollet wollte es nicht gehen, wenn wir uns auch alle mögliche Mühe gaben. Der

Arm war ſchon ſo geſchwollen, daß wir nicht einmal die Knöpfe an dem Aermel löſen konnten.

„Wir wollen den Doctor rufen," ſagte einer von den Leuten, die mich ausziehen halfen. Die Baßſtimme wiederholte: „Ja, ruft den Cigorius, das Kameel ſoll ſeinen Dienſt thun."

Einer ging darauf hinunter, kam aber bald mit der Antwort zurück, der Doctor ſei ausgegangen, und der Rattenkönig hätte geſagt, da es doch halb vier Uhr ſei, ſolle man nur warten, um vier Uhr ſei ohnehin Inſpection und da würde der Doctor ſchon kommen. Nach dieſer Antwort legte ich mich auf mein Bett hin, denn ich war ſehr ermüdet, und verſuchte zu ſchlafen, doch wollte mir das vor Schmerz an meiner Hand nicht gelingen. Endlich ſchlug es vier Uhr, und kaum war der letzte Schlag verklungen, ſo befahl die Baßſtimme: „daß ſich kein Menſch rührt und eine Antwort gibt, bis ich anfange, Alles ſoll ſchlafen;" und dieſem Befehl gemäß wurden alle Sitzungen plötzlich aufgehoben; jeder ſtreckte ſich auf ſein Bett aus und eine tiefe Stille trat ein.

Ungefähr eine Viertelſtunde nach vier Uhr hörten wir Schritte den Gang heraufkommen, worauf die Baßſtimme einen ſchnarchenden Ton von ſich gab, in welchen augenblicklich die ſiebzehn Andern einfielen, und es entſtand ein Concert, das über alle menſchlichen Begriffe geht.

Jetzt öffnete ſich die Thüre und der dienſtthuende Arzt, ein langer, ſchmächtiger, blaſſer, junger Mann, trat ein, der an dergleichen Muſiken im Reconvalescentenſaal ſchon gewöhnt ſchien; denn er hörte gar nicht darauf, ſondern ging, von Mathes geführt, und gefolgt von zwei Lazarethgehülfen, ſehr jungen Menſchen, die ſich lachend anſtießen und luſtig um ſich ſchauten, nach meinem Bette hin. Ich richtete mich auf und da mich der Schmerz gerade nicht gut gelaunt machte, ſo antwortete ich dem Chirurgus auf ſeine vorwurfsvolle Frage: ob ich nicht wüßte, daß die Uniform nicht ins Bett gehörte? „Wenn man hier ſeine Pflicht gethan hätte und gleich

nach mir geſehen, ſo hätte ich freilich nicht nöthig gehabt, mit meinem verwundeten Arm in dem engen Collet ſtecken zu bleiben.“ Der Skandal in dem Saal war aber ſo groß, daß man kaum ſein eigen Wort hören konnte, und der Doctor, der meine Antwort überhören zu wollen ſchien, harangnirte die Schnarcher, indem er mit lauter Stimme zu ihnen ſagte: „Wenn ihr fortfahrt, einen ſolchen Spektaktel zu machen, ſo iſt es mir unmöglich, mich nach den Umſtänden eures Kameraden zu erkundigen.“

Nach dieſen Worten hörte die Baßſtimme in derſelben Art zu ſchnarchen auf, wie man es zu machen pflegt, wenn man in der Nacht plötzlich aus dem Schlafe geweckt wird, und wie auf Commando machten es die ſiebzehn übrigen ſo nach, worauf der Spektakel ſehr effectvoll ſchloß.

Nachdem der Arzt einen Augenblick meinen Arm befühlt und unterſucht, wurde er weit artiger, als ich es ſeiner erſten Anrede nach vermuthen konnte. Er ſagte: „es thut mir wirklich leid, daß ich Sie ſo lange warten ließ, aber man ſagte mir, Ihre Hand ſei nur ganz unbedeutend verletzt: aber das iſt wahrhaftig nicht unbedeutend; wir müſſen Kollet und Handſchuh heruntertrennen und ſorgfältig abziehen.“

Alsdann fand es ſich, daß zwei Finger gebrochen waren, die mir unter fürchterlichen Schmerzen eingerichtet wurden. Nun wurde meine Hand mit Leinwand dicht umwickelt und in ein blechernes Ding gelegt, das wie ein Stück Dachrinne ausſah. Und als man mir dieſes mit einem alten ſchwarzen ſeidenen Tuch um den Hals gehängt, war der Verband fertig und ich ſah aus wie ein junger Invalide.

Glücklicher Weiſe hatte mich der Doktor auf die zweite Form geſetzt, ein Ausdruck, den ich auch nicht am erſten Tage verſtand und den ich mich daher bemühen muß, den Uneingeweihten klar zu machen.

Schon früher ſprach ich davon, daß in den Lazarethen nur

ſchmale Biſſen ausgetheilt würden, und die Art der Verköſtigung beſteht aus drei Rangſtufen: erſte, zweite und dritte Portion, oder mit dem gewöhnlichen Soldatenausdruck: erſte, zweite und dritte Form.

Für wirkliche und hauptſächlich innerlich Erkrankte wurde, da ſie nur wenige und leichte Speiſen vertragen können, meiſtens die dritte Form verordnet, die zum Frühſtück aus einem Glas Brodwaſſer beſtand, zu Mittag aus einer ditto Suppe oder Reisſuppe und zu Abend aus etwas Aehnlichem. Zu dieſer Form wurden aber auch ſolche verurtheilt, die man im Verdacht hatte, daß ſie ſich aus Faulheit im Lazareth aufhielten, um keinen Dienſt zu thun.

Die zweite Form, der ich zugefallen war, beſtand ſchon aus etwas beſſeren Sachen. Da bekam man des Morgens eine Milchſuppe oder Thee und etwas weißes Brod dazu, hatte Mittags eine Fleiſchſuppe mit einer Idee von Fleiſch, ſowie nach Umſtänden ein Glas Wein oder Bier, und Abends eine ähnliche Brühe, worin allerlei nützliche und angenehme Gegenſtände, wie Kartoffeln, Graupen, Reis und dergleichen zerkocht waren.

Wer aber gar der erſten Form theilhaftig wurde, der war ein glücklicher Mann, und es haben mich Viele verſichert, mit der erſten Form würden ſie ihre dreijährige Dienſtzeit gern in den Mauern des Lazareths eingeſchloſſen verbringen.

Ich alſo hatte die zweite Form und das ſtand an einem ſchwarzen Täfelchen ſäuberlich geſchrieben zu leſen unter meiner Charge Unteroffizier H., meinem Alter und dem Uebel, das ich hatte. Wie ich ſo vor meinem Bett ſaß, und das ſchwarze Täfelchen anſah, fiel mir der erſte Tag meiner Dienſtzeit in D. ein, wo ich vor meinem Bette ſtand und mit einem ſehr ſtarken Wonnegefühl Kanonier H. las. Seit damals waren nur ein paar Jahre verſtrichen, und, o Gott, wie hatten ſich meine Begriffe über den edeln Stand, dem ich angehörte, geändert! Wie ſah ich jetzt recht ein, daß dies Leben in Friedenszeiten, wo ihm natürlich die rechte Wirkſamkeit

abgeht, nur äußerer Glanz und Schein ohne den mindesten Kern, ist ein hohles Gespenst, das, zu rechter Zeit erscheinend, Schrecken einjagt und jetzt am ruhigen stillen Tage, im hellen Sonnenschein selbst den Kindern nur lustig und ungefährlich erscheint. Was ich mir schon oft gesagt hatte, daß ich des Soldatenspielens müde sei, und gern einen andern Wirkungskreis ergriffen, wenn mich nicht meine äußern Mittel daran gehindert hätten, das sagte ich mir heute erst recht wieder, als ich in so großer Gesellschaft und doch einsam auf meinem Bette saß, und blickte vergeblich in meine Zukunft, wo sich mir kein lichter Punkt zeigte.

Meine Collegen waren schonend genug, mich, den sie vor Schmerz und Müdigkeit erschöpft hielten, gänzlich in Ruhe zu lassen. Auch war es bald Essenszeit und jeder suchte aus den kleinen Schränken, die zwischen den Betten standen, seine Speisewaffen in Löffel und Gabel bestehend, hervor, um dem Abendbrode, sobald es ankäme, gleich zu Leibe gehen zu können. Dieser große Augenblick erschien in kurzer Zeit, denn kaum hatte es sechs Uhr geschlagen, so erschien Mathes an der Thüre, eine große Schlüssel tragend, gefolgt von einem andern Krankenwärter, der eine ähnliche trug und woraus jeder nach der Form, auf welche er gesetzt war, den Antheil an Fleischbrühe, Brodsuppe oder Fleisch erhielt.

Bei diesem Austheilen irrte sich Mathes der Krankenwärter nie zu Gunsten eines der Patienten, wohl aber machte er hie und da den Versuch, einem die dritte Form zu ertheilen, dem die zweite zukam. Obgleich ich ihm mein Täfelchen zeigte, auf welches der Doktor eigenhändig zweite Form geschrieben, so zuckte er verächtlich mit den Achseln und theilte mir einen Haferbrei mit sehr verdünnter Potenz zu. Da ich natürlich nicht wußte, daß mir eine solide Fleischbrühe und ein kleines Glas Wein zukam, so wollte ich mich nach meinem Bette zurückbegeben, um das Erhaltene zu genießen, denn mein Appetit war nicht klein, als die wachende Vorsehung durch jene Baßstimme, die ich schon einige Male erwähnte,

ihr Mißfallen laut und kräftig zu erkennen gab. Jetzt entdeckte ich auch zum ersten Mal, daß die Baßstimme einem jungen, kräftiggebauten Mann angehörte, welcher drei bis vier und zwanzig Jahr alt sein konnte. Er lag nicht weit von mir auf seinem Bette, und hatte keine Miene gemacht aufzustehen, um seine Speisen zu holen, war aber dafür mit aufmerksamem Auge der Suppenaustheilung gefolgt.

„He, Mathes!“ schrie er jetzt plötzlich, „kann Er nicht lesen, was auf der Tafel des Unteroffiziers da steht? Zweite Form heißt es, und nicht dritte. Unteroffizier, thun Sie mir den Gefallen und werfen Sie ihm Ihren Haferbrei an den Kopf. Er muß Ihnen Fleischsuppe geben, weißes Brod und ein halbes Glas Wein.“

Mathes grinste zur Seite hin, wo der Mann mit der Baßstimme lag, die Andern hörten zu essen auf und gaben ihren Beifall über diese Zurechtweisung zu erkennen.

„Ja,“ sagte einer, „mir hat er's auch so gemacht.“

Und ein Anderer sprach: „Ja, den Wein will er verkaufen und das Brod und die Fleischbrühe selbst essen. Von dem Haferbrei hat er doch immer genug übrig.“

Mathes entgegnete kein Wort, sondern fuhr höhnisch lachend in der Suppenaustheilung fort. Obgleich ich keine Lust hatte, Streit anzufangen, so konnte ich mich doch unmöglich übervortheilen lassen, sondern ich ging zu dem Krankenwärter hin und sagte ihm, er solle mir geben, was mir zukomme. Unverschämter Weise sah mich der Kerl auf meine Aufforderung gar nicht an, sondern faßte, da er mit der Austheilung fertig war, seinen Kessel auf und wollte davon gehen.

„Hören Sie,“ sagte ich dringender, „haben Sie mich nicht verstanden, ich will haben, was mir zukommt!“ Er blöckte die Zähne gegen mich, und sagte: „Was ihm zukommt! Ich kann nichts dafür,

daß heute für die dritte Form nicht Kalbsbraten und Kartoffeln gekocht iſt. Hahaha!"

„Recht ſo, Unteroffizier!" rief die Baßſtimme zu. „Er ſoll Ihnen zweite Form geben."

„Ja," ſagte ich, auch hitzig werdend, „das ſollen Sie," und dabei ſetzte ich meine Suppenſchüſſel auf eine Bank und faßte ihn am Aermel.

„So," ſagte der Kerl boshaft, „Sie greifen mich an; ja, alle haben geſehen, daß Sie mich angegriffen haben. Ich will das dem Inſpector melden, und da wollen wir ſehen, wer Recht behält."

„Ja, leider Gottes," ſchrie die Baßſtimme, „hält dich der Inſpector, oder der Herr Hauptmann, wollte ich ſagen, für etwas Ordentliches und glaubt dir. Aber ruf ihn nur herauf, den Inſpector, wir wollen ihn fragen, ob du dritte Form geben darfſt, wo zweite angeſetzt iſt."

„Ja! ja," ſchrien die Andern, denen die Ausſicht auf einen Scandal und einen Zank mit dem Inſpector höchſt erwünſcht war, „ja, der Inſpector ſoll herauf kommen."

„Werd's beſtellen," lachte der boshafte Kerl, und ging mit ſeinem Suppennapf nach der Thüre.

Der junge Mann mit der Baßſtimme hatte unterdeſſen einen ſeiner Pantoffel mit in's Bett genommen und zielte damit augenſcheinlich nach dem abgehenden Krankenwärter, ſagte aber: „Paßt auf, wie ich dort an der Wand die Fliege treffen will."

Kräftig flog der Pantoffel dahin, doch Mathes, der wohl wußte, wem der Wurf galt, ſprang ſchnell zur Thüre hinaus und prallte auf dem Gang glücklicher oder unglücklicher Weiſe gegen den Rattenkönig an, den der Lärm im Reconvalescentenſaal herauf gelockt hatte. Dieſe Begegnung war ſo unvorhergeſehen und heftig, daß ſich kein Theil retten konnte. Die Schüſſel ſchlug um, und begoß Beide mit dem übrig gebliebenen Haferbrei.

„He, he," ſchrie der Rattenkönig, „ich ein alter gedienter Sergeant und Hausverwalter, ſo behandelt werden, werd's dem Inſpector und der Kommandantur melden, und die Kommandantur ſpaßt nicht, gibt drei Tage Mittelarreſt, daß die Seele pfeift. He, he, meinen ganzen Rock verdorben, und das Band meiner Verdienſtmedaille beſchmutzt. He! Schändung eines Königlichen Ordens! He! wird hart beſtraft!"

Obgleich Mathes ſelbſt von oben bis unten begoſſen war, ſo war er doch äußerſt beſtürzt, den Hausverwalter auf dieſe Art zugerichtet zu haben und ſtammelte einige Worte der Entſchuldigung, die aber für uns eben ſo viele der Anklage wurden. Aufmerkſam hatten wir auf die Strafrede des Rattenkönigs gelauſcht und nach Beendigung derſelben brach die Baßſtimme in ein lautes Gelächter aus, in welches die Andern kräftig einſtimmten. Wüthend darüber, ſtürzte der Rattenkönig in den Saal, und bot er ſchon im gewöhnlichen Zuſtande einen lächerlichen Anblick dar, ſo war er jetzt, von Zorn geröthet und über und über mit Haferbrei begoſſen, das Luſtigſte, was man nur ſehen konnte. Gegen das Bett, in welchem der Mann mit der Baßſtimme lag, wandte er ſich und ſchrie ihm zu: „He, he, Rekrut, nichts wie Rekrut, dreijähriger Rekrut, hat wieder wie immer Alles angeſtiftet. He! Und macht einen alten gedienten Sergeanten lächerlich, der Grünſnabel. Sollten ſich aber alle ſchämen," wandte er ſich zu uns, „Unteroffiziere, Bombardiere und Gefreiten, ſich mit dem grünſnabligen Rekruten abzugeben. Ja, Rekrut, Rekrut!"

„Hören Sie," ſagte die Baßſtimme lachend, „hören Sie, Herr Lazarethverwalter, geweſener Arreſtaufſeher! vor Gott ſind wir Alle gleich, und im Lazareth auch. Jeder hat denſelben Kittel an, und wenn Sie nicht zufällig eine Haferbrelauszeichnung trügen, würde man Ihnen nicht anſehen, daß Sie ein alter gedienter Sergeant ſind. He! he!"

Und der ganze Saal wiederholte: „He! he!"

Da der Rattenkönig kein Sprachtalent war und ſchon auf dem Gange und im Saale ſeine Kraftausdrücke: Kommandantur melden, drei Tage Mittelarreſt, Seele pfeift, Grünſnabel und Rekrut aufgebraucht hatte, ſo wußte er ſeiner Wuth keine Worte mehr zu geben, ſondern ſchrie nur: „Inſpector melden, Inſpector melden! he! he!“ und ſtürzte zur Thüre hinaus, gefolgt vom Geſchrei ſämmtlicher Kranken, die ihm taktmäßig nachriefen: „He — he — hehehe!“

Hiermit war aber der Auftritt nicht zu Ende, denn er rief wirklich den Inſpector, der auch bald darauf in Perſon, gefolgt von dem wachthabenden Unteroffizier und zwei Infanteriſten an der Thüre erſchien. Ich war wirklich begierig, wie ſich der Inhaber der Baßſtimme bei dieſer Gelegenheit aus der Affaire ziehen würde.

Der Inſpector trat ein, ſeine Infanteriemütze wie vorhin auf dem Kopfe, ſtemmte ſeine Arme in die Seite und ſah ſich ringsum.

„Nein,“ ſagte er nach einer Pauſe, „das muß ich geſtehen, ſolch eine Wirthſchaft iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen. Werde dieſe — — Herren noch Alle in Arreſt ſpazieren laſſen — einen nach dem andern — muß ich das in dem Haus erleben, wo ich Inſpector bin. Was hat's wieder gegeben, Mathes? Wie fing die Sache an?“

Ehe Mathes antworten konnte, ſtreckte ſich der Mann mit der Baßſtimme in ſeinem Bette lang aus und gähnte, mit einem hohen Ton anfangend durch mehrere Octaven hinab, worauf ein allgemeines kaum unterdrücktes Lachen der Uebrigen folgte.

„So,“ fuhr der Inſpector fort, „ſelbſt in meiner Gegenwart Scandal! Sie werden mich zwingen, daß ich das Zimmer mit Wache beſetzen laſſe und Alles in Unterſuchungs-Arreſt erkläre. Wie fing es an?“

Jetzt dachte ich: es iſt Zeit, um mich auf dem Saale in Reſpect zu ſetzen; deßhalb trat ich vor, und ſagte recht beſcheiden in

Ton und Miene: „Die beste Auskunft kann ich geben, denn ohne mein Verschulden fing der Wortwechsel durch mich an.“

„So,“ lachte der Inspector ingrimmig, „Herr Unteroffizier von der Artillerie. Erst eine Viertelstunde im Haus und schon Streit. Mathes, wie war's?“

Dieser sagte achselzuckend: „Wegen der Form, Herr Hauptmann.“

„Ja, wegen der Form,“ entgegnete ich. Und ein Dutzend Stimmen aus den Betten heraus schrien mir nach: „Ja, wegen der Form!“

„Auf meinem Täfelchen,“ fuhr ich fort, „hat der Arzt eigenhändig die zweite Form aufgeschrieben, und Mathes gab mir trotz aller Einwendung die dritte Form, in Haferbrei bestehend.“

Bei diesen Worten machte ich eine leichte Handbewegung gegen den Krankenwärter und den Rattenkönig, welche von einem unauslöschlichen Gelächter sämmtlicher Kranken begleitet wurde. Der Inspector biß zornig die Zähne übereinander, legte die Hände auf den Rücken und sagte mit einem gewissen Kopfnicken: „Womit hab' ich es eigentlich verschuldet, daß ich solche K — in Ordnung halten muß. Hausverwalter, notiren Sie den Namen dieses jungen Mannes.“

„Halten zu Gnaden, Herr Inspector,“ entgegnete ich, „ist unten schon geschehen. Ich bin meines Namens überall geständig. Unteroffizier H. von der zweiten reitenden Batterie, siebenter Artilleriebrigade.“

Ohne mich ferner eines Blickes zu würdigen, verließ der Inspector den Saal, gefolgt von Mathes und dem Rattenkönig. Meine Kameraden im Reconvalescentensaal versicherten mich, ich habe mich außerordentlich gehalten und ich hatte einen ziemlichen Grad in ihrer Achtung erstiegen.

Fünfzehntes Kapitel.

Herr Forbes. — Doſe's Abſchied.

Solche Auftritte, wie am erſten Tage meines Lazarethaufenthaltes kamen übrigens mehr oder minder ſtark täglich vor. Bald wurde der Rattenkönig auf alle erdenkliche Art geneckt, indem man ihm Drohbriefe ſchrieb oder von einer begangenen Untreue ſeiner Frau in Kenntniß ſetzte und was dergleichen mehr war. Mathes, wie ſchon geſagt, einer der boshafteſten Kerle, die mir in meinem Leben vorgekommen, wurde bald gut, bald ſchlecht behandelt, wie er gerade eben mit der Baßſtimme ſtand. Als Krankenwärter hatte er darauf zu ſehen, daß die Angehörigen und Freunde der Kranken, wenn ſie zum Beſuch kamen, keine verbotenen Eßwaaren einſchleppten, und dieſes Spioniramt trieb er mit der gehörigen Umſicht und Schlauheit. Er hatte aber auch mehrere Gründe hiezu, um den armen Eingeſperrten eine ſolche Freude nicht zu gönnen; denn erſtens machte es ihm viel Spaß, Andern wehe zu thun, und dann, was unglaublich klingen mag, hatte er in ſeiner Kammer im Lazareth ein kleines Magazin aller verbotenen Eßwaaren aufgehäuft, die er gegen ſchmähliches Geld denen, die ihn baar bezahlen konnten, verkaufte.

Unter ſeinen Abnehmern ſtand nun obenan der Mann mit der Baßſtimme, welcher Forbes hieß und von dem der Rattenkönig geſagt hatte, er ſei ein dreijähriger Rekrut. Und das war eigentlich wahr. Herr Forbes war der Sohn eines wohlhabenden Pachters und ſeine beiden älteſten Brüder hatten der Soldatenpflicht bereits genügt, als die Reihe an ihn kam. Da aber auf ihm, als dem umſichtigſten und fleißigſten, und weil der Vater ſchon alt war, der ganze Betrieb der Güter ruhte, ſo hatte er bei allen Behörden reclamirt, um vom Militärdienſte frei zu werden. Natürlicher

Weiſe aber vergeblich. Aus Zorn hierüber faßte er einen Entſchluß, Alles mit ſich machen zu laſſen, aber keinen Dienſt zu thun. Und dieſes ſonderbare Gelöbniß hatte er nun faſt drei Jahre durch richtig gehalten. Den erſten Tag nach ſeinem Eintritt in die Kaſerne meldete er ſich krank und kam in das Lazareth, wurde aber bald darauf wieder als geſund entlaſſen. Jetzt blieb er auf ſeinem Zimmer unter dem Vorwande, er habe eine Schwäche in den Beinen, welche ihm nicht geſtattete, aufrecht zu ſtehen oder zu gehen. Er wurde aufs Neue unterſucht, aber wieder für geſund erklärt. Doch behauptete er das Unvermögen, ſtehen zu können, und verließ ſein Bett nicht. Man kommandirte Leute, die ihn aufheben, anziehen und auf den Kaſernenhof herunterbringen mußten. Dort ließen ſie ihn los und Herr Forbes blieb augenblicklich auf dem Boden liegen. Man ſchleppte ihn wieder auf ſein Zimmer zurück und von da in's Lazareth, wo man bei Tag und Nacht die ſorgfältigſten Beobachtungen über ihn anſtellte, was aber Alles nichts half; denn er konnte entweder wirklich nicht gehen, oder er ſpielte ſeine Rolle ſo meiſterhaft, daß man ihm keinen Trug beweiſen konnte. Man hatte ihn mitten in der Nacht aus dem tiefſten Schlaf durch Feuerlärm aufgeſchreckt und gehofft, er würde aufſpringen, um ſein Heil in der Flucht zu verſuchen. Weit gefehlt. Er erwachte, langte aber ruhig nach ſeinen Krücken, die neben ihm an der Wand ſtanden und kroch mühſam aus dem Bette. Die Aerzte aus allen Lazarethen der Stadt, welche an ſeinem Bette Conſultationen hielten, ſprachen ſich über die Sache als ganz unerklärlich aus, und wenn ſie in ihrem Innern auch an Verſtellung glaubten, ſo ſprachen ſie dies doch nicht geradezu aus, ja der Stabsarzt hatte in einem Bericht über ihn geſagt, daß ihm freilich die Sache unerklärlich und verdächtig vorkomme, doch wolle er die Möglichkeit einer ſolchen Schwäche, ohne daß ſie ſich äußerlich an einem Gliede ſelbſt bemerkbar mache, gerade nicht in Abrede ſtellen. Forbes hatte ſich hievon eine Abſchrift zu verſchaffen gewußt, und

da ihm Geld genug zu Gebot ſtand, ſo betrieb er darauf hin ſeine Entlaſſung aus dem Dienſt ſo eifrig als möglich, ohne daß es ihm bis jetzt gelungen wäre. Wie geſagt, ſchon lag er faſt drei Jahre da, und hatte während der Zeit ſchon viel ausgeſtanden. Man hatte ihm anfänglich die dritte Form gegeben und es hatte ihn viel Mühe gekoſtet, ja ſogar einige Eingaben an das Kriegsminiſterium, um auf die zweite und erſte Form geſetzt zu werden. Auch hatte man ihn mehrere Monate lang in ein entlegenes Zimmer geſperrt, worüber aber endlich ſein Vater eine Eingabe an den König machte, welche mit einer gewaltigen Naſe für den Inſpector, aber zu Gunſten Forbes zurückkam. Seinerſeits that auch der Inſpector Alles, um ihn los zu werden, indem er behauptete, dieſer Menſch ſei ein Krebsſchaden an der guten Zucht des Lazarethes. Und er hatte daran nicht ſo unrecht; denn alle tollen Streiche, die gemacht wurden, kamen aus dem Kopfe des Herrn Forbes, der, Tag und Nacht auf dem Rücken liegend, Zeit genug hatte, darüber nachzudenken.

So ließ er ſich eines Tages, als ihm der Inſpector wieder einmal unterſuchungshalber die Aerzte auf den Hals gehetzt, einen Bruder in's Lazareth kommen, der ihm ein kleines Säckchen mit Mäuſen mitbringen mußte. Dieſe wußte er während einer Conſultation plötzlich entwiſchen zu laſſen und gab dann zu Protokoll, es ſei natürlich, daß man hier nicht geſund werden könne, indem die Inſpection nichts dagegen thue, daß die Kranken nicht von ganzen Schaaren Mäuſen beunruhigt würden.

Mit meiner Hand ging es indeſſen langſam vorwärts, und wenn mich die Schmerzen an derſelben ſehr quälten, ſo war es mir doch noch beunruhigender, nichts von dem Grafen R. das heißt von der kleinen Emilie und nicht einmal etwas von meinem Feodor Doſe zu hören. Endlich eines Morgens gegen zehn Uhr wurde die Thüre des Saales vom Rattenkönig geöffnet, und ich jauchzte vor Freude laut auf, als Doſe eintrat. Er ſah recht feierlich, ja

traurig aus, der arme Menſch, und ſetzte ſich mit einem tiefen Seufzer auf mein Bett nieder.

„Ei, ei, lieber Doſe," ſagte ich, „warum ſo mißſtimmt? Was macht die Poeſie, Ihre Tröſterin?"

„O Gott," antwortete er ſchwermüthig. „mit der Poeſie iſt's aus. Ich bin ſo eben über die Haide geritten, da ſind der Park, die Batterie und die Pulverhütten ſchon abgebrochen, — Alles kahl, die „luſtige Marketenderin" hat das Schild eingezogen. Gott, es iſt alles eitel in dieſer Welt, „der naſſe Schwamm" iſt vertrocknet und in der „brennenden Lunte" verließ ich ſo eben ein Stücker Zwanzig Feuerwerker, Unteroffiziere ꝛc. von der Brigade, die bei dem neuen Kommando ihre Entlaſſung eingeben wollen und Anſtellungen bei der Poſt, bei dem Steueramt, ja ſelbſt bei der Gendarmerie nachſuchen, für die ſie ihre lange Dienſtzeit berechtigt, um nur nicht unter einem neuen Oberſt dienen zu müſſen. Auch ich," ſetzte Doſe ſeufzend hinzu, „habe mich gemeldet, und da ich mit einer von den Aelteſten bin, ſo werde ich meine Anſtellung wohl am erſten erhalten."

„Aber, Doſe," entgegnete ich erſchrocken, „was ſoll ich dann anfangen? Ohne Sie möchte ich auch nicht gerne fortdienen."

Der lange Menſch legte mir gerührt ſeine Hand auf meinen linken geſunden Arm und zuckte dabei ſonderbar mit ſeinen Wimpern. „Ach," ſagte er, „mein lieber H., wenn ich auch da bliebe, ſo würde es doch mit dem Zuſammenleben die längſte Zeit gedauert haben. Sie ſind nun Unteroffizier geworden, und werden, geben Sie Acht, ich ſag' es Ihnen voraus, in kurzer Zeit zu irgend einer Fußbatterie verſetzt werden. Ja, zu einer Fußbatterie, mich ſchauderts! oder am Ende gar zu einer Feſtungscompagnie."

„Ach," ſagte ich überraſcht, und der Gedanke erſchien mir wirklich ſchrecklich. „Ich zu einer Feſtungscompagnie? da geh' ich eben nicht hin."

„Nichts gegen die Subordination," erwiderte Doſe; „Sie

wiſſen, der gute Feind iſt Ihnen nicht grün. Nächſter Tage, wenn Sie in C. ankommen, wird der Hauptmann Feind an einem ſchönen Morgen beim Apell die Hand unter's Collet ſtecken, mit dem Fuße auftreten und der dicke Wachtmeiſter Löffel wird Ihnen freundlichſt vorleſen, daß Sie zur Feſtungscompagnie nach J. verſetzt ſind. Sie werden Ihrem guten Rappen Adieu ſagen, wie ich meinem alten Braunen, den ich nun ſchon ſeit zehn Jahren geritten." Bei dieſen Worten zuckte es wieder wie vorhin über die Wimpern des alten Unteroffiziers.

Doſe war augenſcheinlich in einer trüben Stimmung und ſeine Prophezeiung von der Feſtungscompagnie, an der viel Wahres war, beugte mich ſehr darnieder.

„Mit Ihrem Avancement," fuhr Doſe fort, „iſt es alsdann auch ſo ziemlich zu Ende. Der gute Alte hatte die bürgerlichen Offiziere ſehr gerne und hatte ein Herz, und wem er wohl wollte, dem half er; aber wen wir jetzt kriegen, das weiß der Teufel. Ich fürchte, ich fürchte, im nächſten Jahr wird auf der Haide die Bude „zum Herrn Lieutenant von" glänzende Geſchäfte machen. Ich las einmal," fuhr Doſe mit trauriger Stimme fort, „von dem Begräbniß eines alten indiſchen Feldherrn. Als der ſtarb, verließen ſeine treueſten Hauptleute und Untergebenen die Armee und ließen ſich mit ihm verbrennen. — Das Letztere können wir nun gerade nicht thun; aber die Armee verlaſſen wollen wir auch zum Todtenopfer für unſern guten Alten."

Damit ſtand Doſe von meinem Bette auf und reichte mir die Hand. „Nun leben Sie wohl," ſagte er, „wir reiten morgen früh ab und ich muß nach den fetten Weiden hinaus. Die Striche am Bettkaſten," ſetzte er ſchalkhaft lächelnd hinzu, „ſind alle verwiſcht, aber ich wollte ſie gern noch einmal und doppelt neu da ſtehen ſehen, wenn das die ganzen Sachen anders machte. Frau Wirthin will ich von Ihnen grüßen. — Apropos, und da iſt noch Jemand. Aha, Sie wiſſen ſchon," ſagte er, als ich ihn plötzlich erröthend

anſah. „Nun Jemand kam häufig zu mir, und fragte mich, wie es Ihnen gehe und dergleichen. Aber geſtern und vorgeſtern hab' ich ſie nicht mehr geſehen."

„So," ſagte ich nachdenkend, und das „Nicht mehr geſehen" wollte mir gar nicht gefallen.

„Noch einmal leben Sie wohl," ſprach Doſe, „in C. ſehen wir uns wieder." Er reichte mir ſeine Hand, und nachdem ich einen zärtlichen Abſchied von ihm genommen und ihn mit meinem linken geſunden Arm ſo gut als möglich umarmt, ſchieden wir auf's Herzlichſte voneinander.

Als ich nachher allein auf meinem Bette lag, und Alles, was mir mein alter Unteroffizier geſagt, nochmals überlegte, fühlte ich, daß er mir wahr prophezeit hatte, aber daß er viel glücklicher ſei, als ich. Er konnte die Brigade verlaſſen, als ihm durch den Abgang des alten Oberſten und durch meine wahrſcheinliche Verſetzung das Soldatenleben unangenehm geworden war. Er hatte Ausſichten, bekam eine Anſtellung; ich aber dagegen hatte gar nichts dergleichen, und man kann ſich denken, daß ein Leben wie dieſes, nachdem es allen Reiz verloren, mir hart und unerträglich erſcheinen mußte.

Wenn ich aber auch viele Plane machte, davon loszukommen, ſo ſah ich doch bei näherem Betrachten, daß alle unhaltbar und unausführbar waren. Ich hatte kein Vermögen, meine Familie hatte auch keines, und wenn es auch in weiteren Kreiſen der Verwandtſchaft einige Vettern gab, die man hätte reich nennen können, ſo waren ſie doch meiſtens mehr oder minder mit eigener Familie geſegnet und ſelbſt die ſanguiniſchſten Hoffnungen wären nicht im Stande geweſen, von ihnen eine kräftige Hülfe zu erwarten.

Im Reconvalescentenſaal ging das luſtige leichtſinnige Leben ſeinen gewöhnlichen Gang. An dem Tage, wo der Wechſel des Herrn Forbes ankam, war Mathes der höflichſte Menſch von der

Welt. Da brachte er herbei, was gut und theuer war, und es wurde gezecht und gejubelt bis in die späte Nacht.

Noch immer hatte ich nichts von dem Grafen R. gehört und ein bitteres Gefühl gegen die kleine Emilie hatte in meinem Herzen Platz genommen. Ach, sie konnte sich wohl denken, wie einsam und verlassen ich hier war, und wie sehr mir ein Zeichen, daß sie meiner noch gedächte, wohlgethan hätte.

Eines Morgens, als ich gerade lebhaft an sie dachte, und an den schönen Abend, wo ich ihr eine Erklärung über Vorpostendienst gegeben hatte, trat der wohlbekannte Gärtner des Grafen von R. in den Saal und überbrachte mir einen Brief desselben. Ich erbrach ihn hastig und las nach Versicherung der Theilnahme an meinem Unfall die schrecklichen Worte: „er bedaure sehr, durch diese Zeilen schriftlichen Abschied von mir nehmen zu müssen. Dringende Geschäfte, die ihn verhindert, mich in den verflossenen Tagen zu besuchen, veranlaßten ihn, noch heute abzureisen. — Ich starrte den Gärtner an, und konnte im ersten Augenblick meine Gedanken nicht in Ordnung bringen. Der alte Mann sah mich lächelnd an und zog aus seiner Tasche einen kleinen Blumenstrauß, den er mir übergab.

„Ja," sagte er, „das ist so plötzlich gekommen mit der Abreise. Der Herr Graf gehen nach Süddeutschland, um das gnädige Fräulein zu Verwandten zu bringen, die in Heidelberg wohnen, und werden sobald nicht zurückkehren. Den Blumenstrauß hat mir das gnädige Fräulein aber gegeben, und auch dies kleine Briefchen." Ich suchte in den Taschen meines Lazarethschlafrocks, um dem Gärtner ein kleines Trinkgeld zu geben, aber er wollte nichts nehmen, was mir eigentlich in vielerlei Hinsicht nicht unlieb war. Da er eilige Geschäfte hatte, brach ich aus dem Blumenbouquet zur Antwort auf das noch nicht gelesene Billet ein Immergrün heraus, drückte es vor seinen Augen an meine Lippen und übergab es ihm für das Fräulein. — Der alte Mann hat, wie ich später

gehört, meinen Gruß pünktlich und bestens bestellt. In dem Briefchen aber stand:

„Der Onkel reist heute mit mir ab, und ich kann Sie nicht mehr sehen, was mir wirklich sehr leid thut.“ Das wirklich und sehr war unterstrichen. „Leben Sie denn wohl, und wenn Sie an mich so oft denken, wie ich an die diesjährigen Manöver, so werden wir nichts vergessen, was wir Freundliches dort erlebten.

Emilie.“

Nach Lesung dieser Zeilen legte ich mich mit dem Gesicht nach der Wand zu und schien zu schlafen; aber die Schriftzüge auf dem Billet bezeugten noch lange nachher, daß ich etwas ganz Anderes gethan.

Sechszehntes Kapitel.

Suppe mit Mäusedreck.

Wenige Tage nach diesem Vorfall bekam ich einen Brief mit einem großen Siegel, welchen ich hastig öffnete. Es war mein vierwöchentlicher Urlaubspaß von der Brigade und der Name des guten alten von T. stand darunter. Dies Papier war mir äußerst wichtig und ich verwahrte es daher mit der größten Sorgfalt. Daß die Liebe des Hauptmanns Feind zu mir wegen des Umstandes, daß ich mich an den Obersten um Urlaub gewandt, nicht eben sehr zugenommen hatte, kann man sich leicht denken. Auch war ich gewiß, ich mußte mich mit meinem Urlaub sehr in Acht nehmen, denn wenn ich eine Stunde zu spät kam, ließ er mich sicher in Arrest setzen.

Wenn im Allgemeinen das Essen hier im Lazareth nicht be-

ſonders gerühmt werden könnte, ſo war es doch ſeit einiger Zeit auffallend ſchlecht geworden. Die Fleiſchportionen beſtanden faſt nur aus Knochen, die Kartoffeln waren fleckig und von der ſchlechteſten Art, und was noch ſchlimmer war, Graupen, Hafer, Reis, und dergleichen war gewöhnlich ſo mit Mäuſedreck verſehen, daß es ganz ſchwarz ausſah. Namentlich über das Letztere hatten wir ſchon häufig mit Mathes, mit dem Rattenkönig, ja ſogar einmal mit dem Inſpector debattirt, welch Letzterer aber als geweſener Infanterie-Hauptmann viel zu vornehm war, um auf die Klagen von ſo gemeinen Subjecten, wie wir, zu achten. Was ſollten wir thun? An wen ſollten wir uns mit unſerer Beſchwerde wenden? Wenn auch der Major du jour wöchentlich ein paar Mal ins Lazareth kam, und wenn es gleich ſeine Verpflichtung war, die Speiſen und dergleichen zu unterſuchen und ſich hie und da in den Zimmern zu zeigen, um allenfalls eine Klage entgegenzunehmen, ſo war hier im Lazareth doch hievon durchaus keine Rede. Der Inſpector wußte ganz genau, an welchem Tage die Offiziere kamen, und da das gewöhnlich Morgens zwiſchen 10 und 11 Uhr ſtattfand, ſo war es alsdann ganz natürlich, daß ein ſolides Gabelfrühſtück für ſie parat ſtand, wobei ſie dann ohne viele Mühe ſchmecken konnten, wie für uns nicht gekocht wurde. Der Inſpector wußte ſo das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und die Herren du jour, die nicht über die Wohnung des Herrn Inſpectors wegkamen, konnten mit gutem Gewiſſen beſchwören, ſie hätten im Lazareth Alles auf das Vortrefflichſte und Beſte gefunden.

Schon oft hatten wir uns vorgenommen, über das Eſſen klagbar zu werden und namentlich über die mit Mäuſedreck geſchwängerte Gerſte. Aber ſo oft wir auch hofften, der Major du jour verirrte ſich nie bis zu uns herauf. Da wurde eines Tages im großen Rathe beſchloſſen: wenn die Offiziere morgen früh wieder nicht durch die Säle gingen, ſollte einer von uns ihnen mit einer Schüſſel voll Graupen auf dem Hof in den Weg treten, um in

Gegenwart des Inſpectors dieſes ſchlechte Nahrungsmittel vorzuzeigen. Eine Schüſſel voll Graupen wurde zu dieſem Zweck unter einem Bett verborgen gehalten, und mich traf das Loos, eine königliche Lazarethinſpection zu verklagen.

Am andern Morgen gegen zehn Uhr nahm ich meine Schüſſel unter dem Bett hervor, deren Inhalt unterdeſſen kalt geworden, auf der Oberfläche eine zuſammengelaufene Rinde bildete; die ſchwarzen Mäuſedrecke, ſehr zahlreich vorhanden, machten ſich auf der weißen Farbe des Gerſtenbreis recht artig. Mit dieſem Corpus delicti auf dem Arm trat ich an das Fenſter des Flurs, das auf den Hof hinabführte und wartete, bis der Major du jour erſcheinen würde; endlich gegen halb eilf Uhr wurde die Klingel gezogen, das Thor geöffnet und er trat, von einem Offizier gefolgt, ein. Mir ſchlug das Herz, und wer da weiß, daß es beim Militär keine Kleinigkeit iſt, eine vorgeſetzte Behörde zu verklagen, wird mir nicht übel nehmen, daß ich die Treppe zögernd und langſam hinabſtieg. Meine Kameraden aus Nr. 20, die zuerſt durch die Thüre nach mir gelauſcht, kamen jetzt alle auf den Gang, um durch das Fenſter herab dieſes wichtige Ereigniß mit anzuſchauen.

Jetzt hatte ſich der Major du jour, wie es herkömmlich war, bei dem Rattenkönig nach dem Krankenſtand des Lazareths erkundigt, und ſchritt nun über den Hof, dem Inſpector entgegen, der ihm freundlich ſchmunzelnd und Kratzfüße machend, entgegen kam. Die beiden würdigen Herren kannten ſich genau, ſchüttelten ſich die Hände, worauf der Major den Inſpector unter dem Arm nahm und lachend mit ihm in das wohlbekannte Parterreſtübchen trat, wo die Frühſtücke ſervirt wurden. Ich ſtand hinter einem Pfeiler der Thüre, mit meinem kalten Gerſtenbrei auf dem Arm und wartete geduldig. Nach einer halben Stunde kamen die Offiziere mit dem Inſpector wieder in den Hof, das Geſicht des dicken Majors du jour glänzte von eben genoſſener Seligkeit, ſeine Naſenſpitze und ſeine

Wangen waren etwas gerötbet und der ſchmächtige Lieutenant hinter ihnen kaute noch mit beiden Backen.

„Lieber Major," ſagte der Inſpector, „wollen Sie vielleicht noch die Küche, die Speiſekammern anſehen?"

Doch dieſer machte eine abwehrende Handbewegung und ſagte: „Laſſen's nur gut ſein, Herr Inſpector, Ihre Küche iſt ja ausgezeichnet. Was meinen Sie, Herr Lieutenant?" wandte er ſich zu dieſem, „könnte man nicht eine Reisſuppe, wie ſie die Leute hier im Hauſe bekommen und wie wir ſie eben gekoſtet, auf jede Tafel bringen?"

„Ja, ja," ſagte der Lieutenant und ſchluckte den letzten Biſſen hinunter.

In dieſem Augenblicke, auf's Neue ermuthigt durch die Blicke meiner Kameraden, die mir droben am Fenſter des Ganges zuwinkten, trat ich zwiſchen die drei Herren und präſentirte ihnen meinen geſtandenen Gerſtenbrei. Erſtaunt hoben ſie ihre Blicke, betrachteten mich und die Schüſſel, und die beiden Offiziere wußten anfänglich nicht, was das bedeuten ſollte; nur der Inſpector, der den Zuſammenhang ahnte, wurde dunkelroth im Geſicht und fuhr mich mit einem „Herrr! was unterſtehen Sie ſich?" an.

„Was ich mich unterſtehe," entgegnete ich ganz ruhig, „dazu habe ich mein volles Recht. Wollen der Herr Oberſtwachtmeiſter die Güte haben, die Beſchaffenheit dieſes Gerſtenſchleims zu unterſuchen?" —

„Nein, dieſe Frechheit geht zu weit," ſagte der Inſpector.

„Der Herr Oberſtwachtmeiſter werden mir dazu die Bemerkung erlauben," fuhr ich fort, „daß wir dieſe Speiſe ſo mit Mäuſedreck verſehen, trotz unſerer wiederholten Vorſtellungen gegen den Krankenwärter und den Herrn Inſpector ſelbſt, ſchon ſeit mehreren Tagen genießen müſſen. Ich bitte, die Sache zu unterſuchen."

„Ja, meine Herren," fiel der Inſpector mir in's Wort, vor

Zorn und auch vielleicht vor Verlegenheit etwas zitternd, „hier liegt eine tiefe Bosheit versteckt, ich kenne diesen Menschen.“

Ich hob meine Schüssel und hielt sie dem Major dicht unter die Nase.

„Allerdings,“ meinte der Lieutenant, „es ist einiger Mäusedreck darin.“

„Paperlapapp,“ entgegnete der Major, „der Inspector hat Recht, junger Mensch, nehmen Sie sich in Acht, mir kommt von Ihrer Seite die Sache ein Bischen verdächtig vor.“

„Herr Oberstwachtmeister,“ sagte der Inspector, durch diese Worte sehr ermuthigt, „ich bitte, die Sache zu untersuchen.“

„Wann ist die Suppe gereicht worden?“ fragte der Major.

„Gestern, Herr Oberstwachtmeister.“

„So, so! Und wo haben Sie die Suppe aufbewahrt?“

Bei dieser Frage stockte ich; dachte aber, Wahrheit vor Allem und sagte: „Unter meinem Bette, Herr Oberstwachtmeister.“

„Sehen Sie,“ schrie der Inspector, „sehen Sie die Bosheit, lieber Major; was kann ich dafür, daß es in den Stuben Mäuse hat?“

Diese Wendung hatte mich in der That frappirt und eingeschüchtert. Doch entgegnete ich: „Wir haben in unsern Zimmern nie etwas von Mäusen bemerkt, sondern die Suppe ist gestern so aus der Küche gekommen, wie ich sie hier bringe.“

O Gott, das Schicksal hatte meinen Untergang durch die Hand jenes unschuldigen Lieutenants beschlossen, der vom Boden ein Stöckchen aufgehoben hatte, und damit den Brei umgerührt. Denn als er so recht auf dem Grund umher fuhr, mochte er dort einen Körper fühlen, der seine Aufmerksamkeit erregte. Er brachte ihn an die Oberfläche und es war — eine Maus, die vielleicht in der Nacht in die Schüssel gesprungen und dort ersoffen war.

„Sehen Sie, sehen Sie, lieber Major,“ schrie der Inspector auf's Neue und rieb sich die Hände. „Behandle einer die Menschen

gut und freundlich wie ich, und es wird einem ſo vergolten. Gott, das thut mir weh! Aber ich muß auf Beſtrafung dieſes Mannes dringen."

„Ja, ja," ſagte der dicke Major, der ſich beim Anblick der todten Maus voll Abſcheu herumgedreht hatte, „ſo etwas iſt ſtark. Laſſen Sie ein Protokoll aufnehmen; an dem Mann muß ein Beiſpiel ſtatuirt werden."

„Erlauben Sie," ſagte der Lieutenant, indem er die Hand an den Tſchako legte, „aber ohne den Herrn Inſpector verdächtigen zu wollen, vielmehr um das Protokoll zu vervollſtändigen, wäre es wohl nöthig, das Zeugniß einiger jener Leute auf demſelben Zimmer, wo dieſer junge Menſch liegt, einzuholen."

Der Inſpector warf dem Lieutenant für dieſen Vorſchlag einen ſehr unfreundlichen Blick zu; doch der dicke Major, dem Alles recht war, und der nicht merkte, daß der Vorſchlag des Lieutenants gegen den Inſpector gerichtet war, willigte ein und die ganze Unterſuchungs-Commiſſion ſtieg die Treppen hinauf.

In dieſem Augenblick verſchwanden alle Geſichter droben vom Gang und meine Kameraden zogen ſich wahrſcheinlich in ihre Stube zurück. Wir traten in Nro. 20 ein, und beim Anblick des Majors du jour, des andern Offiziers, ſowie des Inſpectors, ſprang Alles in die Höhe, mit Ausnahme des Herrn Forbes, der ruhig im Bette liegen blieb, und manches Geſicht zog ſich in die Länge, als man bemerkte, daß es ſich hier um eine Unterſuchung handle. Der Major nahm ſich einen Stuhl und der Inſpector, nachdem er ſeine Infanteriemütze abgenommen, wie er früher in unſerem Saale nie gethan, ſagte: „Der Herr Oberſtwachtmeiſter kommen hier herauf, um eine Sache zu unterſuchen, die ebenſo unglaublich klingt, wie ſie boshaft angelegt iſt. Da aber die meiſten von euch Unteroffiziere, Gefreite und Gemeine, vom Bataillon des Herrn Majors ſind, vertraut er deſto mehr auf eure Wahrheitsliebe und verlangt euer Zeugniß in der Sache."

„Ja wohl, ja wohl," sagte der Major, „eine ganz schlechte boshafte Geschichte und wer von euch nicht die Wahrheit sagt, den soll ein — Donnerwetter regieren. Aha," wandte er sich an einen, „Unteroffizier Knoll, auch hier, na, reden Sie einmal, haben Sie schon seit einigen Tagen Suppe bekommen, die nicht zu essen war. Pst! Pst! daß mir keiner dazwischenspricht!"

Der Unteroffizier Knoll zuckte bei dieser Anrede die Achseln und sagte: „daß ich seit einigen Tagen in der Suppe etwas Mäusedreck vorgefunden, ist schon wahr — aber —"

„Aber man hat sie doch essen können? Haben Sie sie gegessen, Unteroffizier?""

„Allerdings," entgegnete dieser, „habe ich sie gegessen."

„So, so," fuhr der Major fort. „Wer hat seine Suppe nicht gegessen? Ich will nichts anderes wissen," sagte er abwehrend, als einige sprechen wollten. „Wer hat seine Suppe nicht gegessen seit einigen Tagen?"

Da auf diese Frage natürlich Alles still schwieg, sagte der Major: „Genug, lieber Inspector, nehmen wir das zu Protokoll. Der Unteroffizier Knoll gibt zwar zu, allerdings etwas Mäusedreck in der Suppe gefunden zu haben, was dieselbe aber nach einstimmigem Zeugniß nicht ungenießbar machte."

Der Lieutenant hatte kopfschüttelnd diesem sonderbaren Verhör angewohnt, mochte aber gleichwohl seine guten Gründe haben, zu schweigen, und begnügte sich deßhalb damit, den Kopf zu schütteln. Herr Forbes schwieg dagegen nicht, sondern setzte sich in seinem Bette auf und verlangte ebenfalls zu Protokoll genommen zu werden. „Ja," schrie er so laut, daß man es in vier anstoßenden Zimmern bequem mußte hören können, „ja, ich sage, daß die Suppe ungenießbar war, und wenn wir sie auch gefressen haben, so geschah es, weil wir nichts anderes hatten, und weil wir bei all' dem andern, was man in dem Lazareth aushalten muß, nicht auch noch gar vor Hunger krepiren wollen. Die Suppe war so schwarz vor Mäusedreck,

wie die Schüſſel da, und es iſt keine Bosheit dahinter. Ich aber will einen Brief an den König ſchreiben laſſen und ihm die ganze Geſchichte auseinanderſetzen.“

Der Major hatte erſtaunt den Sprecher betrachtet und fragte den Inſpector über dieſen Mann, der ihm achſelzuckend einige Worte ſagte, wahrſcheinlich er ſei der und der, ein ausgemachter Simulant, der ſchon ſeit mehreren Jahren im Lazareth liege und ſich krank ſtelle, um nicht dienen zu müſſen, worauf der Major ſich erhob und ihm in der zwiefachen Würde eines Oberſtwachtmeiſters und eines Majors du jour befahl, er ſolle das Maul halten, ein militäriſches Endurtheil, ein Beweis, eine Ueberzeugung, kurz der Schluß einer Sache, der zwiſchen Offizier und Gemeinen Alles ſchlichtet und hinter welchem gar nichts mehr kommt.

Als der Major und der Inſpector den Saal Nr. 20 verlaſſen, erhob ſich Herr Forbes gegen unſere Kameraden und warf ihnen ihre Feigheit in ſo nachdrücklichen Worten vor, daß es zu einem großen Skandal kam, den ich als Hauptbetheiligter nur mit Mühe ſchlichten konnte. Herr Forbes hatte ſie ſpeichelleckende Infanteriſten genannt, ein Ausdruck, der freilich ein klein wenig zu ſtark war; aber verdient hatten ſie ſchon etwas.

Um drei Uhr wurde ich hinabbeordert in die Wohnung des Inſpectors, wo dieſer im Beiſein eines wachthabenden Offiziers meine Sachen zu Protokoll nahm. Meine Ausſagen wurden dabei ſo wunderſchön hingeſtellt und verdreht: ich hatte ſo an dem Anſehen der Vorgeſetzten gefrevelt, ich hatte auf ſo merkwürdig boshafte Art falſche Klagen gegen die vortreffliche Verwaltung des Lazareths erhoben, aber glücklicher Weiſe beſaßen meine Stubenkameraden Ehrgefühl und Wahrheitsliebe genug, um durch ihre freimüthigen Aeußerungen meine niedrigen Ausſagen darniederzuſchlagen, kurz, dieſer Akt der Gerechtigkeitspflege war ein Meiſterſtück in ſeiner Art, und als der Inſpector und der Offizier ihre Namen unter das Protokoll ſchrieben, ſah ich ſchon im Geiſte den Wanzenmajor vor mir ſtehen, wie er mich be-

willkommte, und für einige vier bis sechs Tage einschloß. Ja, und wenn der Kommandant von W. mein Bruder gewesen wäre, er hätte mir auf das Protokoll hin eine gute Portion Arrest geben müssen.

Siebenzehntes Kapitel.

Flucht aus dem Lazareth. — In Urlaub.

So standen die Sachen, als ich am andern Tage nach Abfassung dieses gerechten Aktenstücks von meinem Vormund einen Brief erhielt, dessen Wohlbeleibtheit mir gegen die sonstige Magerkeit seiner Handbillets etwas Gutes anzudeuten schien. Und richtig, so war es auch. Das Schicksal entschädigte mich für Protokoll und Mäusedrecksuppe auf's Glänzendste. Das erste, was mir aus dem Brief in die Hand fiel, waren 50 Thaler in Tresorscheinen und dabei lag folgendes wundersame Billet: „Lieber Junge, es kommt mir in der That so vor, als wenn Du mehr Glück wie Verstand hättest; daß du zum Unteroffizier avancirt bist, ebenso, daß Du mit dem Pferd gestürzt und die Hand verletzt hast, habe ich von dem Grafen R., der hier durchreiste, erfahren. Apropos, seine niedliche Nichte hat von Dir gesprochen und ein Interesse für Dich an den Tag gelegt, was mich sehr gefreut hat. Man muß das cultiviren. Jetzt aber zur Sache. Deinen Vetter P. hat ein großes Unglück betroffen, was Dir aber zum Heil ausschlägt. Sein Sohn hat mit seiner Tochter eine Spazierfahrt gemacht. Du weißt, es war immer ein wilder Bursche, die Pferde sind ihm durchgegangen. Er ist umgeworfen worden und leider an den daran erhaltenen Verletzungen gestorben. Auch das Mädchen ist stark beschädigt, lebt aber noch,

und wenn sie wirklich aufkommt, wird sie doch ihr Leben lang an den erlittenen Beschädigungen zu tragen haben. Du weißt, wie reich Dein Vetter P. ist. Auch konnte er Dich von jeher gut leiden, und hat Deine tollen Streiche immer gelinde beurtheilt. Er schreibt mir nun soeben, ob es nicht möglich sei, Dich vom Militär loszubringen, indem er vorhabe, sich Deiner anzunehmen. Siehst Du, mein Junge, das ist kein kleines Glück für Dich. Das Herumstreifen in Feld und Wald war von jeher Deine Passion; auch hast Du auf der Jagd bei mir zuweilen einen guten Schuß gethan, obgleich ich Dir nicht verzeihen kann, daß Du damals im Klingelholz meiner Diana beinahe den rechten Hinterlauf abgeschossen. Notabene sie ist wieder ganz wohl und hat sechs Junge, die ausgezeichnet zu werden versprechen. Du sollst eines davon haben. Nun aber wieder zu unserer Sache. Du kannst Dir denken, daß ich gleich an das Generalartillerie-Kommando schrieb und um Deine Entlassung bat. Dabei habe ich mir ausgerechnet, daß, wenn du aus dem Lazareth kommst und darauf in C. anlangst, Du dort Deinen Abschied findest, was Deinem lieben Hauptmann Feind nicht sehr angenehm sein wird. Du kommst dann zu mir, wo ich Deine Ausrüstung besorgen werde, zu welcher der Vetter P. eine artige Summe geschickt. Ich kann mir denken, daß Du mal wieder entsetzlich abgerissen bist. Schreib nur gleich an den Vetter P., aber nicht mit Deiner gewohnten Faulheit. Nun lebe wohl, und mache, daß Du bald aus dem Lazareth kommst."

Wie es mir nach Durchlesung dieser Zeilen war, kann sich jeder, der meinen Schicksalen gefolgt, namentlich denen der letztern Zeit, wohl denken. Ich glaubte zu träumen, und erst nachdem ich den Brief mehrere Male gelesen, war ich überzeugt, daß mir wirklich ein großes Glück zu Theil geworden. Ich kannte den Vetter P., er war sehr reich, lebte bald in der Stadt, bald auf einem seiner Landgüter. Ach, und obendrein lag eine dieser Besitzungen und gerade die, wo er sich am liebsten aufhielt, in der Nähe von

Heidelberg. Ich lag den ganzen Tag auf meinem Bette und baute die ſchönſten und herrlichſten Luftſchlöſſer. Es war aber auch in der That gut, daß mich für die Ungerechtigkeit des Protokolls das Schickſal ſo glänzend entſchädigte; denn wie der Rattenkönig zuweilen zu ſagen pflegte: „die Kommandantur ſpaßt nicht!“ ſo war es in der That; die Kommandantur machte fürchterlichen Ernſt und drei Tage nach Abgang des Protokolls wurde ich in das Bureau des Inſpectors citirt, allwo man mir eröffnete, daß ich wegen dienſtwidrigen Benehmens, ſowie wegen verſuchter verläumderiſcher Anklage gegen meine Vorgeſetzten zu acht Tagen Mittelarreſt verurtheilt ſei. Acht Tage Mittelarreſt, das war hart. Wer ſich meiner ſchwachen Schilderungen über dergleichen Inſtitute erinnert, und wer mir glaubt, daß dieſe menſchenfreundlichen Anſtalten in Wahrheit zehntauſendmal ſchlimmer ſind, der wird mir auch glauben, daß ich einen ſolchen Schrecken und dabei eine ſolche Wuth hatte, daß es mir ein Vergnügen geweſen wäre, den Inſpector einen Teller voll Mäuſedreckſuppe verſchlucken zu laſſen, was keine geringe Strafe geweſen wäre.

Dieſe acht Tage Mittelarreſt ſollte ich beim Austritt aus dem Lazareth hier noch in W. abſitzen, was mir noch am liebſten war, wenn denn überhaupt einmal geſeſſen werden mußte. Kannte man doch hier nicht das furchtbare Abſperrungsſyſtem, wie in C. und brauchte ich doch hier vom Hauptmann Feind keine Rede anzuhören, der ich dort ſicher nicht entgangen wäre.

Wenn mich auch die ſchönen Ausſichten, die ich durch den Brief meines Vormunds hatte, einigermaßen über die Ungerechtigkeit tröſteten, ſo waren doch acht Tage Mittelarreſt keine Kleinigkeit, und ich nahm mit dem Herrn Forbes Rückſprache, was hier wohl zu thun ſei. Dieſer gab mir einen guten Rath, den ich auch befolgte.

Meine Hand war indeſſen ſo weit wieder gut geworden, daß man die Binde entfernen konnte und der junge Arzt, mit dem ich in ganz gutem Einverſtändniſſe war, ſagte, ich würde in einigen

Tagen, ja schon heute das Lazareth verlassen können, wenn ich wollte. Da er im Hause selbst wohnte und ein umgänglicher artiger Mann war, so hatte ich ihn während der Zeit meines Aufenthaltes häufig besucht, und da ich allerlei nützliche und angenehme Geschicklichkeiten besaß, — als z. B. ich konnte ausgezeichnete Stiefelwichse und Dinte anfertigen, machte trotz meiner einen verwundeten Hand ganz vortreffliche Patentfidibusse; dazu fütterte ich seine Vögel, deren er sechs hatte, worunter ein Dompfaff, dem ich den Anfang des berühmten Liedes: So leben wir, so leben wir ꝛc. auch der Dessauer Marsch genannt, beibrachte, — so hatte ich bald seine ganze Gunst erworben, bekam die erste Form und er protegirte mich, wo es möglich war. Die Suppengeschichte hatte ihn gegen den Inspector, mit dem er so nicht im besten Vernehmen stand, sehr in Zorn gebracht, weßhalb er mir in einem, wie schon gesagt, von Herrn Forbes angegebenen Plan so viel als möglich beizustehen versprach.

Gleich am andern Morgen bekam ich demnach einen Schein von ihm, worin er den Rattenkönig ermächtigte, mir meine auf der Lazarethkammer aufbewahrten Montirungsstücke zum Ausgehen herunterzugeben; da es meiner Gesundheit sehr zuträglich sei, mich in frischer Luft zu bewegen. Obgleich der Rattenkönig einige Einwendungen machte, sich sogar der Inspector einmischte, so blieb der Doctor fest, ich bekam meine Uniform und trat aus der dumpfen Luft des Lazareths hinaus in Gottes freie Natur.

Es that mir wirklich wohl, mich wieder einmal wie ein freier Mensch in der Stadt umherbewegen zu können, und als ich in ein Kaffeehaus trat, sah ich dort in einem Spiegel, daß ich sehr blaß geworden war. Mein erster Gang war hierauf zu einem Schneider, bei dem ich mir einen fertigen Civilanzug kaufte, den ich aber dort ließ mit der Bemerkung, ich würde morgen kommen und ihn anziehen. Dann suchte ich einen Lohnkutscher auf, bei dem ich auf morgen

früh einen Wagen bestellte, der mich vor dem Thore der Festung erwarten mußte.

Man wird aus diesen höchst geheimnißvollen und gefährlichen Anstalten ersehen, daß ich nichts weniger im Sinn hatte, als die Flucht aus einem königlichen Lazarethe. Und so war es auch. Am Abend dieses Tages kehrte ich pünktlich um sieben Uhr zurück, und begab mich zu meinem Freunde, dem Arzte, der, da morgen der Tag war, an welchem Kranke aus dem Lazareth entlassen werden, die Scheine hiezu ausfertigte. Auch der meine war darunter, und das Strafbare, was der gute Doctor meinetwegen beging, war, daß er zufällig die Anzeige des Inspectors vergessen hatte, wonach ich beim Austritt als Arrestant zu betrachten sei und gleich vom Lazareth in das Arrestlokal gebracht werden müsse. Noch am selben Abend bekam ich meinen Schein und dachte nun glücklich alle Gefahr beseitigt, denn, argumentirte ich, wenn du auch freilich unrechtmäßiger Weise das Lazareth verlässest, um einer Strafe von acht Tagen Mittelarrest zu entgehen, so hast du ja den Ausgangsschein des Doctors; freilich sah ich im Hintergrund die schreckliche Gestalt des Hauptmanns Feind, wie mich dieser in C. empfangen würde, wogegen mir aber mein jugendlicher Leichtsinn zuflüsterte: Ach was, bis dahin ist dein Abschied angelangt, und dein Vormund wird dich schon herausbeißen.

Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Wie ich mein Papier in der Hand bei Nro. 20 ankam, empfing mich der Rattenkönig mit einem seiner freundlichen Worte: „He, he," sagte er höhnisch lachend, „sind lange ausgeblieben, Herr Unteroffizier, werden uns morgen verlassen, he! aber nicht in Urlaub! werden acht Tage in Arrest gehen! Schade, daß wir nicht mehr in C. sind, hätte alsdann die Ehr' von dem Herrn Unteroffizier."

Ich schob den Kobold etwas bei Seite, um in's Zimmer zu treten, wodurch sich aber seine Wuth noch vergrößerte: „He, Grünschnabel, alten gedienten Sergeanten bei Seite drücken, werd's dem

Herrn Inſpector melden, und jetzt kommen Sie gleich mit, junger Herr, und geben die Uniform ab. Soll nach der Dienſtvorſchrift keine Nacht auf dem Zimmer bleiben." — Himmel, daran hatt' ich nicht gedacht. Wenn ich die Uniform abgab, hatte ich ja nichts zum Anziehen, und wenn man mir ſie morgen früh wieder zuſtellte, ſo ſorgte der Inſpector gewiß dafür, daß ich ſie nur in dem Augenblick bekam, wo ich in Arreſt abgeführt wurde. Das war eine böſe, böſe Geſchichte. Ich verſuchte erſt gegen den alten Rattenkönig den Freundlichen zu ſpielen, und ſagte ihm: „Aber lieber Herr Verwalter, ich bekomme ſie ja doch morgen früh wieder, was wollen Sie ſich die Mühe machen. Wenn Sie mir erlauben, komme ich gleich zu Ihnen hinunter, und wir trinken eine Flaſche zum Abſchied zuſammen."

Doch er war nicht zu bewegen, und mir ahnete, daß er gemeſſene Befehle hatte, und daß der Inſpector dahinter ſtecke, weßhalb ich meine Uniform ausziehen mußte und ſie ihm überlieferte. Ich zog meinen Lazarethkittel wieder an und begab mich troſtlos zum Herrn Forbes, indem ich ihm mein Mißgeſchick mittheilte!

„Hm, hm," ſagte er, „es iſt allerdings ſchlimm, doch da Sie A geſagt haben, müſſen Sie B. ſagen, und Sie werden doch lieber etwas wagen, als ſich acht Tage einſpinnen laſſen. Ich will Ihnen etwas ſagen, die Feſtungsthore werden Morgens um fünf geöffnet. Sie ſtehen um vier auf, ſchleichen mit ihrem Lazarethkittel in den Garten hinab, der eine ganz niedrige Mauer hat, und wenn Sie, ſo Gott will, Niemand bemerkt, klopfen Sie ihren Schneider aus dem Bett, holen Ihren Wagen und fahren um fünf Uhr in Gottes Namen zum Thor hinaus."

Der Vorſchlag war ſehr kühn erdacht, und es ſchien mir gewagt, ihn auszuführen. Doch hatte ich mich ſchon zu ſehr in das Glück hineingedacht, die verfluchten acht Tage Arreſt zu umgehen, um in einem bequemen Wagen zu meiner Schweſter zu fahren, die ich während meiner Urlaubszeit beſuchen wollte, als daß ich mich hätte entſchließen

können, dieſe ſchönen Projekte aufzugeben. Ich drückte Herrn Forbes ſtillſchweigend die Hand, ſprach die Hoffnung aus, ihn einmal wieder zu ſehen und war zur Flucht entſchloſſen.

Daß ich während der Nacht kein Auge zuthat, kann man ſich leicht denken. Ich zählte alle Stunden und ſchon um drei Uhr ſtand ich langſam auf, band meine kleinen Habſeligkeiten, ein Cigarrenetui und die Blumen der kleinen Emilie, in ein Sacktuch, und ſchlich leiſe durch das Zimmer. Alles ſchlief, mit Ausnahme des Herrn Forbes, der ſich langſam aufrichtete, und mir, ohne ein Wort zu ſprechen, noch einmal die Hand drückte. Jetzt war ich zum Saale hinaus, ging die Treppen hinab, und durch den Hof an die Gartenthüre. Bei dem Zimmer des Rattenkönigs kam ich vorbei und hörte ihn drinnen heftig huſten. Ach, ich war überzeugt, er träumte in dem Augenblick von mir, der Gute, daß wir beide in C. wären. Er führte mich gerade unter das Dach, wo man die Engel pfeifen hört und ſchloß mich dort auf acht Tage ein. Ich aber ſchloß in dieſem Augenblick den Garten auf und mich trennte nun von der Freiheit nichts mehr als die Mauer, die ihn umſchloß. Doch hatte ich nicht bedacht, daß eine Schildwache nächtlich die Gebäude zu umgehen hat, und man kann ſich mein Entſetzen denken, als ich durch ein lautes: „Halt! Werda!“ plötzlich geſtellt wurde. Glücklicher Weiſe faßte ich mich, und ſagte dem Soldaten ganz ruhig: ich könne nicht ſchlafen und wolle etwas in die friſche Luft gehen. Da in dem Dienſtreglement der Fall nicht vorgeſehen war, was ein Poſten zu thun hat, wenn ein Kranker in der Nacht einen Spaziergang in den Garten machen will, ſo ließ mich die Wache zum Glück paſſiren und ich trat mit ruhigem Schritt unter die Bäume. Kaum aber war jener um das Haus verſchwunden, ſo ſchwang ich mich auf den Aſt eines Nußbaums, alsdann auf die Mauer und ſprang die Straße hinab. Jetzt lief ich, was ich konnte, um zwiſchen die Häuſer zu kommen, da das Lazareth auf einem freien Platze lag, und ich

fürchten konnte, in meinem Lazarethanzug von einer Patrouille aufgegriffen zu werden.

Bald hatte ich das Haus des Schneiders erreicht, und weckte ihn mit vieler Mühe aus dem Morgenschlafe. Erstaunt sah er mich in solch sonderbarem Aufzuge kommen, doch da ihn die Sache weiter nichts anging und er ein verständiger Mann war, so gab er mir meine Kleider, ich bezahlte ihn und nachdem ich den Lazarethanzug verpackt und an den Rattenkönig adressirt, nahm ich ihn unter den Arm und suchte meinen Kutscher auf, der leichter zu erwecken war.

Unterdessen war es beinahe fünf Uhr geworden, die Pferde wurden eingespannt, ich ließ das Packet bei der Frau des Kutschers zur Besorgung zurück, setzte mich in den Wagen, und wir kamen glücklich zum Thore hinaus. Durch ein gutes Trinkgeld, das ich meinem Rosselenker versprochen, fühlte sich dieser angefeuert und feuerte dafür seine Pferde ebenfalls an, so daß wir mit dem ersten Strahl der Sonne, die über den Bergen heraufkam, die Haide, unsern artilleristischen Tummelplatz, erreichten. Da lag die weite Fläche leer vor mir, aber verschwunden war von ihr das bewegte Leben, das sich noch vor wenig Wochen dort gezeigt. Von den Lagerplätzen und Bivouacs sah man nichts wehr als schwarze Aschenhaufen, die oft vereinzelt, oft in langen Linien da lagen. Die Schenken waren nicht mehr und man erblickte nur auf dem Boden einen viereckigen Platz, den die Bretterwände umgaben und der von den Füßen der Gäste fest zusammengestampft war. Dort hatten die Pulverschuppen und Laboratorienhäuser gestanden, da war der Platz, wo wir in der Nacht Batterie gebaut, aber von all' dem sah man nur schwache Spuren auf dem Haideboden; nur weit hinten in der Haide ragte der Kugelfang empor, glänzend im ersten Licht der Sonne und an die vielen heißen Stunden erinnernd, wenn wir dort hinaufklettern und die verschossenen Kugeln suchen mußten. Ich winkte dem Allem mit der Hand zu, während ich vorbeifuhr und lustig eine Cigarre dampfte. Jetzt kam ich auch

an die Stelle, wo ich mit dem Pferd gestürzt war. Bald hatte ich die fetten Weiden erreicht, und ich konnte mich nicht enthalten, für einen Augenblick auszusteigen. Ich suchte sogleich die Frau Wirthin auf. Ach, wie viel wehmüthige Erinnerungen, vermischt mit angenehmen. Unser gemeinschaftlicher Bettkasten mit den verwischten Strichen an der Wand, wo ich Dose's lange Finger noch erkennen konnte, besonders aber der Park des Grafen, dessen grüne Thüre wie immer offen stand. Ich ging nachdenkend unter den Bäumen umher, deren Laub schon anfing gelb zu werden und abzufallen. Dort das Haus, da war das Rondell mit dem Bad. Das schmerzvolle Andenken an die paar glücklichen Stunden, die ich hier verlebt, ließ mich nicht lange verweilen. Ich brach mir von der Jasminlaube ein Paar Blätter, und steckte sie zu den vertrockneten Blumen, die mir der Gärtner als letzten Gruß gebracht. Dann warf ich mich wieder in meinen Wagen, und fuhr in die Welt hinaus.

Ungefähr gegen vier Uhr Nachmittags erreichte ich das kleine Landstädtchen D., wo ich meinen Wagen zurückschickte und den Kutscher bat, doch gefälligst in's Lazareth zu gehen und dem Herrn Inspector, sowie dem Rattenkönig meine besten Grüße auszurichten.

Am folgenden Morgen setzte ich mich auf die ordinäre Post und kam gegen Abend desselben Tages bei meiner Schwester an. Hier verlebte ich nun eine recht angenehme und glückliche Zeit, und es war mir zu Muth, wie Jemand, der sowohl geistigen wie leiblichen Fesseln entsprungen ist. Ach, und ich konnte mich der süßen Luft dieser Freiheit so ganz hingeben, denn vor mir begannen sich ja die Bande zu lüften, die mich an ein Leben ketteten, das zwar anfangs lustig und glänzend erschien, aber doch zu wenig Gehalt hatte, um einem Gemüth, wie glücklicherweise das meinige war, nicht bald schaal und langweilig zu werden. Aber mitten in diesen vergnügten Tagen brachte mir eines Tages mein Schwager ein Zeitungsblatt in die Hand, und wies mir auf eine Stelle hin, die mich nicht wenig entsetzte. Da sah ich mich nämlich deutlich und höchst leserlich als

Deſerteur hingeſtellt und mit Steckbriefen verfolgt. Ich war auf das Genaueſte abgezeichnet und es fehlte ſogar nicht, daß, als beſonderes Kennzeichen, der kleine Finger meiner rechten Hand krumm ſei. Da es am Schluſſe dieſer höflichen Aufforderung hieß, alle Civil- und Militärbehörden werden erſucht, den oben ſignaliſirten H. im Betretungsfalle arretiren und an das Kommando der zweiten reitenden Batterie nach C. abliefern zu laſſen, ſo begab ich mich augenblicklich mit meinem Urlaubspaß in der Hand zum Bürgermeiſter der Stadt, ſagte ihm, wer ich ſei und bemerkte dabei, ich könne nicht anders denken, als daß hier eine ſehr unangenehme Namensverwechslung ſtattfinde. Nachdem er meine Papiere unterſucht, auch meinen Entlaſſungsſchein aus dem Lazareth geſehen, entließ er mich lachend, indem er mich verſicherte, obgleich er nach C. berichten müſſe, daß der ſteckbrieflich verfolgte Unteroffizier H. ſich bei ihm gemeldet, id est geſtellt, ſo habe das doch nichts auf ſich und es würde wohl nichts weiter erfolgen.

Aber trotz dieſer Verſicherung des guten Bürgermeiſters erfolgte doch etwas Weiteres, darin beſtehend, daß mein guter Hauptmann Feind einen Befehl des Abtheilungskommandeurs einſandte, wornach der Unteroffizier H. augenblicklich als Arreſtant nach C. einzuliefern ſei. Das war denn doch ein Bischen zu ſtark und ſtatt mich als Verbrecher nach meiner Garniſon zurückſchleppen zu laſſen, beſchloß ich heftig zu erkranken, was ich auch alsbald ausführte. Vom Lazareth her ſah ich noch etwas übel aus; auch hatte mich dieſe letzte Zeit ſehr alterirt, weßhalb ich vom Kreisphyſikus, der in hieſiger Stadt wohnte, ein Zeugniß erwarb, daß ich krank ſei, welches ſtatt meiner nach C. wanderte.

So war ich denn für den Augenblick wieder entronnen und da es hier gerade eine luſtige bewegte Zeit war, Theater mit Tanzvergnügen, und dieſes wieder mit Landpartien abwechſelte, ſo lebte ich in den Tag hinein, und erwachte erſt aus meinem Taumel, als ich eines Morgens meinen Urlaubspaß nachſah, und zu meinem nicht ge-

ringen Schrecken bemerkte, daß ich schon drei Tage über die mir erlaubte Zeit hier verweilt. Wär' ich nicht fest entschlossen gewesen und hätte die Aussicht gehabt, das Militärwesen zu verlassen, so wär' ich pünktlicher gewesen. Doch so war mir an der guten Meinung meiner Vorgesetzten nichts mehr gelegen und dann lebte ich ziemlich fest der Hoffnung, mein Abschied sei unterdessen in C. angekommen und damit habe Alles ein Ende.

Mit Mühe und Noth riß ich mich endlich los, meldete dem Bürgermeister, daß ich morgen nach C. gehen werde und sagte meiner Schwester unter der frohen Aussicht Lebewohl, daß ich sie hoffentlich bald in glücklicheren und freieren Verhältnissen wieder sehen würde. Dann setzte ich mich in den Eilwagen und langte noch denselben Abend in C. an.

Achtzehntes Kapitel.

Species facti.

Als ich die Kaserne betrat, und in meine Stube ging, fand ich meine Kameraden dort versammelt, und die Erscheinung eines Gespenstes hätte kein größeres Erschrecken bei ihnen zu Wege bringen können, als mein unvermuthetes Eintreten. Sie betrachteten mich als ein rettungslos verlorenes Wesen und da sie mich eigentlich alle gern hatten, so erwiesen sie mir tausend Gefälligkeiten, an die sie vielleicht sonst nicht gedacht, kurz ich sah mich behandelt, wie Jemand, der am andern Tag zum Richtplatz geführt wird. Auf meine Frage nach Dose hieß es, sein Gesuch um Anstellung sei sogleich berücksichtigt worden und er führte schon seit ungefähr acht Tagen als Conducteur den Schnellwagen von B. nach K. Auch von

den übrigen Feuerwerkern und Unteroffizieren fehlten mehrere, und ich fand, daß Dose mir im Lazareth die reine Wahrheit gesagt, denn es hatten sich sehr viele zum Abgang gemeldet und die meisten waren schon bei der Gendarmerie, der Post, dem Steueramt zur Probe beschäftigt.

Am andern Morgen meldete ich mich in der Frühe beim Wachtmeister Löffel, der sich bei meinem Anblick vergnügt die Hände rieb, als wollte er sagen: Aha, dich haben wir endlich beim rechten Fleck. Mit schwerem Herzen trat ich darnach meinen Weg zum Kapitän Feind an und ließ mich bei ihm melden. Er saß in einem groß geblümten Schlafrock auf seinem Sopha, trank Kaffee und rauchte seine Pfeife. Bei meinem Eintritt flog eine unheilverkündende Röthe über sein Gesicht; doch bezwang er sich, nahm meine Meldung ruhig hin und klopfte nur ein ganz klein wenig mit dem Fuß auf den Boden.

„Sie konnten Krankheits halber Ihre Urlaubszeit nicht einhalten?“ sagte der Feind. „Hm, hm! waren Sie beim Wachtmeister Löffel?“

„Zu befehlen, Herr Hauptmann!“

„Schon gut, Sie können gehen.“

Ich machte auf dem Absatz Kehrt, nicht wenig überrascht von diesem Empfang und wußte nicht, was ich davon denken sollte. Auch meine Kameraden verwunderten sich höchlich, als sie mich so frei und frank wieder in die Stube treten sahen und ich in meinem Leichtsinn dachte: Nun, Gott sei Dank, die Sache ist glücklich beendet. Um eilf Uhr ging ich wie gewöhnlich zum Apell. Der Hauptmann Feind kam an, ging mit großen Schritten vor der Front auf und ab spazieren und hatte wenig zu erinnern. Als der Apell beendigt war, rief mich der Kapitän Feind plötzlich vor die Front und sagte zum Wachtmeister Löffel: „Wachtmeister, notiren Sie diesen Unteroffizier, es soll ein Beispiel an ihm statuirt werden. Herr Lieutenant L., Sie haben wohl die Güte,“ wandte er sich an

dieſen, die Species facti aufnehmen zu laſſen. Und Sie," wandte er ſich an mich, ſoll ein zehnfaches Donnerwetterrrr erſchlagen. Herrrr — Herrrr — Sie wollen Ihrem Kapitän, ja, der ganzen Brigade auf der Naſe herumtanzen. Deſertiren aus dem Lazareth, ja deſertiren, und anſtatt dann zur gehörigen Zeit in Ihre Batterie einzurücken, übertreten Sie ihren Urlaub und kommen fünf Tage ſpäter. O Herr! Ihnen wird man heim zünden, ſo wahr ich Hauptman Feind heiße. An mir ſoll es nicht liegen, wenn Sie Ihre Treſſen behalten. Auseinander treten!"

Noch einen einzigen fürchterlichen Blick warf mir der Feind hierauf zu, und der Wachtmeiſter Löffel nahm mich mit auf ſein Zimmer, wo der Akt der Species facti gleich ſeinen Anfang nahm. Daß der Lieutenant L. das Verhör leitete, war mir recht lieb, denn er war einer von den beſten.

„Haben ſich da," ſprach er mit ſeiner ſchnarrenden Stimme, „eine gute Suppe eingebrockt, werden Mühe haben, ſie hinab zu würgen. Na, hören Sie, Wachtmeiſter Löffel, wir kennen uns, die Sache iſt ſchlimm genug, nicht wahr? Wollen eher etwas davon ab, als was dazu thun."

Der Wachtmeiſter verbeugte ſich mit einem recht ſauern Lächeln, dann begann das Verhör. Auf die erſte Frage, warum ich aus dem Lazareth entwichen, antwortete ich, man könnte das keine Entweichung nennen, ich habe meinen regelmäßigen Entlaſſungsſchein gehabt, wie er hier vorliege, ſei am Morgen, da ich nicht hätte ſchlafen können, in den Garten hinabgegangen, und ſo auf die Straße gekommen, wo ich dann ruhig fortgegangen ſei. Darauf habe ich einen Wagen gefunden, der nach T. fuhr, meine Kleider geholt, die ich beſtellt und ſei hinweggefahren. Der Lieutenant ſchüttelte den Kopf, und der Wachtmeiſter fragte: ob ich nicht gewußt, daß ich acht Tage Mittelarreſt beim Ausgang aus dem Lazareth hätte antreten ſollen. Als ich hierauf Ja ſagte, warf ihm der Lieutenant einen finſtern Blick zu und zuckte mißmuthig die

Achſeln. Wegen der Frage, warum ich über Urlaub ausgeblieben, verwies ich auf das Atteſt des Kreisphyſikus. Damit wurde das Verhör geſchloſſen, unterſchrieben und dem Brigadekommando zugeſchickt.

Von meinem Vetter P. hatte ich unterdeſſen einen recht freundlichen Brief empfangen, worin er mir ungefähr daſſelbe ſagte, wie der Vormund. Auch dieſer hatte mir noch ein paarmal geſchrieben und ſeine Verwunderung ausgedrückt, warum mein Abſchied nicht käme. Meine einzige Hoffnung beruhte noch auf der Ankunft desſelben, denn ich dachte bei mir, daß man mich alsdann nicht mehr feſthalten könne. Vergebens faßte ich jeden Tag die Ordonnanz des Wachtmeiſters ab und erkundigte mich auf dem Abtheilungsbureau, ob nichts eingelaufen ſei, das mich beträfe: mein Abſchied kam nicht; wohl aber ungefähr acht Tage nach Abgang der Species facti eine Antwort darauf vom Brigadekommando, in welcher ich zu nicht weniger als vier Wochen Mittelarreſt verurtheilt war. Obendrein wollte der gute Hauptmann Feind dieſen vier Wochen noch die acht Tage beigefügt wiſſen, die ich in W. hätte zu ſitzen gehabt. Doch proteſtirte der Lieutenant L. dagegen, indem er ſagte, dieſe acht Tage ſeien zum Anklagepunkt geworden. Die Brigade wiſſe alſo darum und habe mir im Ganzen eine Strafe von vier Wochen dictirt, die man nicht willkürlich in fünf Wochen umändern könne.

Da mir Alles daran gelegen war, Zeit zu gewinnen, ſo mußte ich krank werden, und es traf ſich dabei glücklich oder unglücklich, wie man will, daß mich mein Pferd im Stalle auf den Fuß trat, wodurch ich genöthigt war, ein paar Tage das Zimmer zu hüten. Wie ſehnlichſt ich einer Antwort auf den Brief an meinen Oheim entgegen ſah, kann man ſich denken. Aber es kam nichts. Ich wurde wieder geſund erklärt und der Hauptmann Feind, der es nicht erwarten konnte, befahl, mich nun ſchleunigſt den andern Morgen in Arreſt zu bringen. Da die Poſt, mit der die Briefe

vom Brigadekommando einliefen, erst um eilf Uhr Morgens ankam, so wußte ich durch allerhand Kunstgriffe zu zögern, um bis auf diese Zeit zu warten. Abermals vergeblich. Endlich mußte ich mich bequemen, eine alte verblichene Arrestuniform anzuziehen und der Feuerwerker Lingsen, der beordert war, mich nach Nr. 7½ zu bringen, holte mich ab. Ich war in einer ganz entsetzlichen Gemüthsstimmung, denn vier Wochen Mittelarrest ist kein Spaß. So langsam als möglich schlenderten wir durch die Straßen, aber es half nichts, wir kamen dem verfluchten Lokale immer näher.

Plötzlich vernehme ich aus einem Bilderladen neben mir eine Stimme, die mir sehr bekannt vorkam, und ich gewahre einen großen starken Mann in Civil, der mit einem Obersten der Infanterie eifrig spricht.

„Oho," sagte der große Mann, „oho, Herr Oberst, aber ik sage Ihnen, daß det Bild von unserem allergnädigsten König durchaus nit getroffen is. Ik muß dat wissen."

Was der Andere darauf entgegnete, konnten wir nicht verstehen, doch unser alter Oberst von T., jetziger verabschiedeter General, denn Niemand anders als er war es, brüllte in dem Bilderladen so laut, als kommandire er die Brigade. „Sie menen den Backenbart," sagte er. „O ik versichere Ihnen, den hat der Allergnädigste nie so getragen."

Als wir auf der Straße stehen geblieben waren, und erstaunt hineingafften, kam er heraus und wurde uns augenblicklich gewahr.

„Oho," sagte er zu dem Obersten der Infanterie, „da sind zwee von meiner Brigade und der Ene sieht aus, als wollten sie'n gerade in Arrest schleppen. Wie, das ist der Unteroffizier H. Nun, wat ist's wieder mit Ihnen?" wandte er sich an mich.

„Ach, Herr Oberst, bitt um Verzeihung, Herr General, wollt' ich sagen, eine ganz traurige Geschichte."

„So," schrie der Alte, „ik hoff doch nit, daß Sie sich unredlich aufgeführt haben?"

Als der Feuerwerker Lingſen hierauf verſicherte, daß dies durchaus nicht der Fall ſei, beruhigte er ſich und ſagte: „Na nu, kommt mal eine Strecke mit und erzählt mir. Ik," wandte er ſich lachend an den Oberſten der Infanterie, „ik ſchäme mir niemals, mit meine Unteroffiziere zu gehen, och ſogar, wenn ſie in Arreſt gebracht werden. Nu erzählt man die traurige Geſchichte."

Ich begann von meinem Sturz mit dem Pferde, deſſen der Alte ſich noch zu erinnern wußte, dann wie ich in's Lazareth gebracht wurde, und bei der Geſchichte von der Suppe mit Mäuſedreck lachte der Alte ſo unmäßig, daß die Leute auf der Straße erſchrocken ſtehen blieben.

„Oho," brüllte er, „ik kenne den Inſpector, ob ik ihn kenne: hab ſchon mehrmals ähnliche Klagen mit ihm zu regeln gehabt, aber ik habe nie Luſt gehabt, mir in ſeinen Mäuſedreck zu miſchen als wenn et mene Leute gar zu nahe anging. Bei Ihnen," ſetzte er ſtiller hinzu, „hab ik niſcht mehr thun können. Na nu weiter!"

Jetzt erzählte ich ihm meine Urlaubsgeſchichte, daß ich krank geweſen ſei, dann wie die Species facti abgefaßt worden und wie man mich nun zu vier Wochen Arreſt verurtheilt. Das Alles brachte ihn in einen gelinden Zorn und er konnte ein paar kräftige Verwünſchungen gegen den Hauptmann Feind nicht unterdrücken. Auch das neue Brigadekommando bekam einen Seitenhieb, „dat," wie er ſagte, „mit vier Wochen Arreſt bei der Hand is, ohne eine Sache genau zu unterſuchen." Als ich ihm nun ferner erzählte, daß ich wie viele meiner Kameraden nach ſeinem Abgang auch nicht länger mehr dienen wolle, und daß mein Vormund deßhalb ſchon vor ſechs Wochen um meinen Abſchied eingekommen ſei, ohne daß bis jetzt eine Reſolution erfolgt, rückte er zornig ſeinen Civilhut auf das linke Ohr und ſagte: „Nu, ik ſehe, es iſt ſchonſt keine Ordnung mehr im Kommando, aber ik will ſehen, was ik zu Ihren Gunſten thun kann. Feuerwerker Lingſen, ik hoff, Sie wer-

den dat wohl bei Ihrem Kapitän verantworten wollen, dat ik Sie und den Unteroffizier H. mit zum Abtheilungskommandeur nehme, um über die Sache zu sprechen."

Natürlich gingen wir mit ihm auf das Bureau, wo alle Schreiber vergnügt aufsprangen, als sie den alten v. T. hereintreten sahen. Schon von Weitem hielt mir der Abtheilungsschreiber, der mein Freund war, ein Papier entgegen, welches ich nach hastiger Durchsicht mit großer Freude für meinen Abschied erkannte. Nach demselben war ich schon vor sechs Wochen entlassen und Gott weiß, welche Umstände Schuld waren, daß dieses Papier erst heute hier anlangte. Ich gab es dem Obersten, der es mit sich nahm, um im Nebenzimmer mit dem Major zu sprechen. Nach einiger Zeit kam er mit diesem heraus. Es wurde ein Befehl dictirt, nach welchem meine Strafe bis auf Weiteres zu suspendiren sei. Dies wurde dem Feuerwerker Lingsen eingehändigt und wir sollten damit gehen. Ich konnte mich nicht enthalten, dem guten alten v. T. herzlich für seine Güte zu danken, und da mir dieser Dank von Herzen kam, so traten mir die Thränen in die Augen, so daß der alte Mann ganz gerührt wurde und mir beide Hände entgegenstreckte. Wie auf ein Kommando verließen in diesem Augenblick sämmtliche Schreiber ihre Dintenfässer und stürzten auf den alten Mann zu, seine Hände ergreifend.

„Ich bitte euch, Kinder," sagte er mit etwas zitternder Stimme, „laßt dat man gut sein, na un gewiß, laßt gut sein!"

Er suchte seine Hände frei zu machen, und als ihm das nach einiger Mühe gelang, wischte er sich über die Augen und wünschte dem Major einen guten Morgen. Dann wandte er sich noch einmal zu uns, indem er sagte: „Ik werde morgen C. verlassen und an den Oberrhein gehen und euch wahrscheinlich sobald nicht wieder sehen. Lebt indessen wohl und haltet euren alten Oberst etwas im Andenken."

Bei den letzten Worten wurde seine Stimme so leise und

ſchwankend, wie wir es nie von ihm gehört. Er ging die Treppen hinunter, und keiner von uns hat ihn wieder geſehen; denn er ſtarb kurze Zeit darauf in einem kleinen Städtchen am Oberrhein. Er konnte ſein Kanoniere nicht vergeſſen.

Neunzehntes Kapitel.

Freiheit.

Als wir die Treppen hinabſtiegen, rief mir der Abtheilungsſchreiber nach, es ſei nicht nothwendig oder gut, daß ich dem Hauptmann Feind von meinem unterdeß eingetroffenen Abſchied etwas ſage, ſondern ich ſoll ihm nur das Papier einhändigen, wonach auf Befehl des Majors meine Strafe zu ſuspendiren ſei. Wir kamen gerade recht zum Apell, und ſahen ſchon von Weitem den Hauptmann Feind, wie er wohlgelaunt und lachend vor der Batterie auf- und abſtieg, wahrſcheinlich dachte er in dieſem Augenblicke an mich und wie wohl es mir im Arreſt ſein würde mit der Ausſicht auf eine vierwöchentliche Verſorgung dort. Der Zornblick dagegen, womit er den Feuerwerker Lingſen und mich empfing, womit er den Befehl des Majors las, iſt nicht auszudrücken. Heftiger als je trat er mit dem Fuß auf den Boden, ſprudelte vor ſich hin und fuhr den Feuerwerker Lingſen an: „Herrrr!“ ſagte er, „wenn ich Sie mit einem Arreſtanten in Arreſt ſchicke, wer heißt Sie alsdann in der Stadt umherlaufen und Begnadigungen nachſuchen. Sie ſoll das Donnerwetter regieren!“

„Herr Hauptmann,“ entgegnete der Feuerwerker feſt, „ich bin nicht in der Stadt nach Begnadigungen umhergelaufen; ich habe nur dem Erſuchen eines ſehr würdigen Mannes, meines früheren

Chefs gefolgt. Aber, Herr Hauptmann," ſetzte er finſter hinzu, „ich diene ſchon zu lange, um mich wie einen Rekruten behandeln zu laſſen."

Wenn auch der Feuerwerker Lingſen ein überaus ruhiger Mann war, ſo konnte er dagegen, unſchuldig gereizt, in eine außerordentliche Wuth gerathen.

„Herr Feuerwerker," entgegnete der Feind, „halten Sie Ihr Maul, oder ich werde Species facti über Sie aufnehmen laſſen."

„Thun Sie das, Herr Hauptmann," ſchrie der Feuerwerker, „thun Sie es ja; aber laſſen ſie es alle meine Kameraden mit unterzeichnen. Wir wollen alsdann auch ſagen, wie wir von Ihnen behandelt werden. Wir ſind keine Hunde, denen jeden Augenblick das Donnerwetter auf die Köpfe fahren ſoll."

Der Hauptmann Feind, blaß vor Wuth, brachte hiegegen ſtammelnd nur abgebrochene Worte hervor, wobei er die Hand an den Säbel legte. Der Feuerwerker aber ſtand ihm ruhig, ich möchte ſagen imponirend gegenüber und blickte ihm feſt in's Auge.

„Wachtmeiſter Löffel," ſchrie nun der Kapitän außer ſich, „laſſen Sie den Mann augenblicklich auf die Kaſernenwache ſchleppen. Er ſoll Standrecht haben, ja Standrecht!"

Der Feind hatte geglaubt, dies Wort würde den Feuerwerker einſchüchtern und er einige Worte zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, was er ſogar wünſchte, um ſeinen Zorn beſänftigen zu laſſen. Als der Feuerwerker aber dagegen kein Wort ſagte, ſogar lächelnd die Achſeln zuckte, verlor der Hauptmann Feind vollkommen ſeine Beſinnung. Er ſtürzte auf den Feuerwerker zu, um ihn am Kragen zu faſſen; doch warf ſich der Lieutenant L. in dieſem Augenblick zwiſchen die Beiden, und befahl dem Feuerwerker, ſich in die Kaſerne zurückzuziehen. Jetzt kehrte ſich für einen Augenblick der ganze Zorn des Hauptmanns auf mich, und der Auftritt mit dem Feuerwerker Lingſen würde ſich wahrſcheinlich bei mir wiederholt haben, wenn nicht in dieſem Augenblick der Adjutant des Majors erſchienen

wäre, um dem Feind ein Papier zu überreichen, das er erbrach. Es war mein Abſchied, dem von Seiten des Majors an die Batterie hinzugefügt war, was die Strafe anbeträfe, zu der ich verurtheilt ſei, ſo wolle er an die Brigade berichten, der Unteroffizier ſei aber vorläufig mit Angabe ſeines Aufenthaltsortes ſogleich zu entlaſſen.

Der Hauptmann Feind benahm ſich bei dieſer Nachricht, die ihm gewiß höchſt ſchmerzlich war, für ſein Alter ganz vortrefflich.

„Nun, Gott ſei Dank!“ ſagte er zu mir, indem er mit der einen Hand auf das Papier ſchlug. „Herrrr, daß wir Sie los ſind. Solche Pflanzen ſind der Ruin einer Batterie, und ich muß Ihnen vor verſammelter Batterie das Endzeugniß geben, daß Sie nie einen Schuß Pulver werth waren. Gehen Sie —“ dieſen letzten Satz ſchloß er mit einem Gemurmel, doch las ich aus ſeinen Mienen, daß er mich eher der Hölle, als dem Himmel empfahl.

Da ich nicht mehr Soldat war, machte ich ihm eine anſtändige tiefe Verbeugung, drehte der Batterie den Rücken und ging auf meine Stube. Es war mir doch ein eigenes Gefühl, als ich jetzt mit meinen ſämmtlichen Sachen auf die Montirungskammer ging, um ſie abzugeben, und ich erinnere mich noch ganz genau des Morgens, wo ich dem Quartiermeiſter als Bückling vorgeſtellt wurde. Zwiſchen damals und jetzt lagen ein paar Jahre, in denen ich viel geſehen und, wenn man will, auch viel gelernt hatte.

Den Feuerwerker Lingſen fand ich auf ſeiner Stube in großer Gemüthsbewegung; er wollte die Sache mit dem Kapitän nicht ruhen laſſen und that es auch nicht, vielmehr drang er darauf, daß Species facti aufgenommen wurden, zu welchem ſich nach und nach mehrere Unteroffiziere als Mitarbeiter meldeten. Es kam dabei vielerlei zur Sprache, was dem Hauptmann Feind im höchſten Grade unangenehm war und mit Recht; denn ungefähr ſechs Wochen, nachdem die Species facti an die Brigade geſchickt waren, kamen ſie mit einem Beſcheid von dem Generalkommando der Artil-

lerie zurück, durch welchen der Feuerwerker Lingsen zu drei Tagen gelindem Arrest verurtheilt, der Hauptmann Feind aber nach einer entlegenen Festungscompagnie versetzt wurde. Lieutenant L. bekam später als Kapitän die zweite reitende Batterie.

Sobald ich in C. mit meinen sämmtlichen Geschäften fertig war, packte ich meine Sachen zusammen und nahm einen Platz auf der Post. Von meinem Vetter P. hatte ich noch ein paar freundliche Briefe bekommen, worin er seine Ungeduld aussprach, mich baldigst zu sehen. Auch sagte er mir in einem Briefe, er kenne einen gewissen Grafen R., der mich bei W. gesehen haben wolle, und erzählte mir von einer Nichte, die bei demselben wohnte und die ihn mit dem Grafen häufig besuchte. Der gute Vetter meinte, es sei ein sehr liebes charmantes Mädchen, und ich würde mich gewiß freuen, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Ob ich mich in der That darauf freute?

In der Nacht gegen zwei Uhr verließ ich C. und kam Morgens gegen fünf Uhr nach B., wo ich eine Stunde warten mußte, um den Eilwagen besteigen zu können, der den Rhein hinauf weiter fährt. Plötzlich fiel mir ein, daß ich hier ja wohl meinen theuern Dose treffen könne, und kaum hatte ich mich auf den Weg gemacht, um nach ihm zu schauen, als ich den langen Feodor in der Postconducteursuniform aus dem Packhofe kommen sah. Auf seiner linken Brust prangte die goldene Dienstschnalle und daneben der silberne Postadler an den drei Kettchen in ungeheurer Größe. Dose sah übrigens ganz gut aus, und er trug sein versiegeltes Briefpaket mit vieler Wichtigkeit. Jetzt wurde er mich gewahr, stieg mit langen Schritten auf mich zu und umarmte mich mit dem linken Arm, den er frei hatte, auf's Herzlichste. Er sagte mir, daß er sich außerordentlich wohl befinde und versicherte mich, es sei in dem Postwesen eine ungemeine Poesie verborgen. Schon jetzt kenne er fast alle Steine und Bäume auf der Strecke, die er täglich befahre, und dabei habe er Zeit genug, lauter lehrreiche und

nützliche Bücher zu lesen. In Kürze erzählte ich ihm meine Schicksale bis hieher, und er freute sich wirklich, daß auch ich einer guten Versorgung, wie er sich ausdrückte, entgegen ging.

Sein Postillon stieß in's Horn, er machte den Schlag des Wagens auf und lud seine Passagiere ein, ihre Plätze zu nehmen von 1 bis 6. Dann stieg auch er in's Coupé und ich streckte ihm nochmals meine Hand hin, von ihm vielleicht auf lange Abschied nehmend. „Apropos," rief er mir plötzlich zu, und zog seine Brieftasche heraus, „bald hätt' ich's vergessen, ich will mich in dem Genre der Dichtung versuchen, die Sonnet heißt. Es ist auf einen Freund, z. B. auf Sie, der Abschied von mir nimmt, und die erste Zeile heißt:

„Freund, wenn ich dich einstens wieder fände."

Nun aber," sagte Feodor, „fehlen mir einige Reime auf fände. Bitte, sagen Sie mir ein paar."

„Ei," entgegnete ich dem poetischen Conducteur lachend, „nehmen Sie Hände oder Wände."

Dose schrieb's eifrig auf.

„Blende," rief ich ihm weiter zu, während der Postillon die Peitsche über seinem Kopf schwang und im Begriff war, sie auf die Pferde niederfallen zu lassen.

Noch einmal streckte mir Dose die Hand aus dem Schlag und bat mich noch um einen einzigen Reim.

Während der Wagen langsam durch das Thor fortrollte, hatte ich noch Zeit, ihm zuzurufen: „Lieber Dose, ein Reim, den wir bis jetzt noch nicht hatten, ist:

Ende."

Wachtſtubenabenteuer.

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Der Leſer lernt das Innere einer Unteroffizier-Wachtſtube kennen und macht die Bekanntſchaft des commandirenden Bombardiers.

Man muß ſich in die Myſterien einer Wachtſtube nicht zur Zeit des Sommers einweihen laſſen, wenn draußen Alles grünt und blüht, und der Geruch der Birke oder der Duft des Graſes neugierig zu den Fenſtern hereinſäuſelt, um von den ſchweren Dämpfen im Innern des Lokals gleich erſtickt und verſtickt zu werden. Man muß ebenfalls nicht lüſtern ſein, dieſem Orte einen neugierigen Blick zu ſchenken in den Vormittagsſtunden, wo die alte Wache ſich damit beſchäftigt, das Local und die Geräthſchaften für die neue, die Mittags einzieht, in beſtmöglichen Stand zu ſetzen. In dieſem Augenblick würde der Staub, der von dem arbeitenden Beſen aufwirbelt, im Einklange mit ſeinen Verwandten, die aus den Uniformen und Mänteln der Soldaten hervorkommen, ſelbſt Einem, der an dergleichen Sachen gewöhnt iſt, den Athem verſetzen. Auch wenn Alles nach militäriſchen Begriffen reinlich geputzt und geſäubert iſt, wenn von den Bänken und Tiſchen die kleinen Häufchen übrig gebliebener Tabackaſche fortgeblaſen ſind, wenn der Ofen als Vulkan in Thätigkeit nicht mehr von Aſchenhaufen umgeben iſt, die gleich ausgebrannten Kratern um ihn herliegen, ſo iſt doch in

solchen Augenblicken die Wachtstube noch nicht befähigt, einen anständigen Besuch zu empfangen.

Die neue Wache ist eben eingezogen und macht es sich bequem. Der Commandant schreibt seinen Meldezettel oder bereitet sich seinen Kaffee und wird in diesen Geschäften jeden Augenblick von meldenden Soldaten oder visitirenden Offizieren gestört. Er muß seine Posten besichtigen, hat die verschiedenen Lokalitäten zu übernehmen, die zu seiner Wache gehören, und auf diese Art vergeht ihm der Nachmittag eines Wintertags. Wir nehmen an, daß das Lokal, von dem wir die Ehre haben, zu erzählen, zu einem detaschirten Fort, das sich eine kleine Viertelstunde von der Stadt befindet, gehört. Die Wachtstube ist ein bombenfestes Gewölbe, dessen einzige fensterartige Oeffnung eine enge Schießscharte ist, die noch obendrein durch grünes trübes Glas geblendet wird. Da die Kälte es nicht erlaubt, wie an einem schönen Sommerabend die Thüre zu öffnen, so ist hier die Nacht schon längst eingetreten, während draußen noch die Sonne ihre letzten Strahlen über die fernen Berge schießt. Rings ist die Gegend verschneit und die Schildwache vor dem Fort wickelt sich fester in ihren Mantel und läuft auf und ab, um sich zu erwärmen. Dabei hat sie an diesem Ort nicht nöthig, mit besonderer Aufmerksamkeit auf herumwandelnde Patrouillen oder Runden zu achten; denn erstere haben in dieser entlegenen Gegend nichts zu thun, und der Offizier, der letztere zu versehen hat, trat heute Mittag auf dem Paradeplatz zum Wachcommandanten und sagte ihm so herablassend wie möglich: „Sie Unteroffizier, halten Sie Ihre Wache gut in Ordnung, 's ist verflucht kalt, ich komme vielleicht, den Posten untersuchen, ohne in die Wachtstube zu treten, ich bin dann so zwischen eins und zwei da gewesen."

Der Offizier, der so zu seinem Untergebenen spricht, hat wahrscheinlich erst vor Kurzem die Epauletten erhalten, und da auf der Kriegsschule Unteroffiziere seine Kameraden waren, hat er sich noch nicht so an den kolossalen Unterschied der Stände gewöhnt und

gedenkt noch der Zeit, wo ihm der Offizier der Runde ein Gleiches sagte. — „Sie haben mich also verstanden, Unteroffizier? zwischen eins und zwei Uhr!“ — „Zu Befehlen, Herr Lieutnant!“

Durch das Bewußtsein, nicht überrascht zu werden, ist nun auf der Wachtstube des detaschirten Forts die vollkommenste Sicherheit und Sorglosigkeit eingetreten. Zwischen den dicken Mauern wird seit Beginn der kalten Witterung täglich auf das Fürchterlichste geheizt, denn Holz und Kohlen bekommt jede Wache so ziemlich genug geliefert und daran etwas zu sparen, würde sich ein gewissenhafter Wachtcommandant als einer Sünde fürchten. Im Gegentheil, es findet nicht selten eine gewisse Verschleuderung des Brennmaterials statt. Da wird zuweilen eingeheizt, daß die Fliegen vor Hitze von der Wand fallen müssen, und alsdann die Thüre geöffnet, um auch draußen der kalten Welt etwas zukommen zu lassen. Da aber durch ein solches Verfahren doch je zuweilen der Kohlen- und Holzvorrath früher erschöpft wird, als nöthig, so nimmt man zu allerhand unerlaubten Fouragierungen die Zuflucht.

Es ist Abends sechs Uhr; die neuen Posten sind soeben aufgezogen und die alten vor Kälte ziemlich steifgewordenen, treten in das Gewölbe und lassen sich auf einen der hölzernen Bänke nieder, um die Eisentheile ihrer Gewehre und Säbel, die von der Hitze angelaufen, mit dem Mantel abzuputzen, damit sie nicht rostig werden. Der Ofen pfeift und summt und verbreitet eine ziemliche Hitze um sich. Vor demselben steht eine Bank, und auf ihr liegt der Wachtcommandant lang ausgestreckt. Er hat den Tschako als Kopfkissen unter sein Haupt gedrückt, das Lederzeug gelöst, und die Patrontasche und den Säbel auf die Seite geschoben, damit diese Gegenstände, die, wenn sie ordonnanzmäßig befestigt werden, auf seinem Rücken befindlich sind und ihn sehr geniren würden, ihn in seiner bequemen Lage nicht hindern.

Der Wachtcommandant ist ein junger Mensch von vielleicht fünfundzwanzig Jahren und seines Ranges Bombardier bei der

Fußartillerie. Er trat, wie viele ſeines Gleichen, vor einigen Jahren ein, mit der feſten Abſicht, ſich die Epauletten zu verdienen; doch ging es ihm wie manchem Andern, anſtatt in ſeinen Nebenſtunden zu ſtudiren und ſich die nöthigen Kenntniſſe anzueignen, zog er es vor, ſich in ſeiner eigenen feinen Uniform auf den Straßen und den Kaffeehäuſern zu zeigen. So verlebte er ſein erſtes und zweites Jahr und als endlich die Zeit kam, wo er das Examen ablegen ſollte, nach deſſen Beſtehung er in die Kriegsſchule aufgenommen werden konnte, hatte er die wenigen Kenntniſſe, die er mit in den Militärſtand gebracht, rein vergeſſen. Andern, die ſich in gleichem Falle befanden, waren in dieſem kritiſchen Zeitpunkt die Augen aufgegangen, und weil ſie nun vernünftig genug waren, einzuſehen, daß ſie, da ſie bei dem täglichen ſchweren Dienſt genug zu thun hatten, das Fehlende nicht nachholen würden, ſo ergaben ſie ſich in ihr Schickſal, und verließen, wenn ſie andere Ausſichten hatten, den Militärſtand.

Nicht ſo der Bombardier Tipfel, der in dem detaſchirten Fort auf der Ofenbank ſeinen Wachtverpflichtungen obliegt. Die Natur hat ihn bei einer ziemlichen Körperfülle mit einer guten Doſis Gleichgültigkeit ausgeſtattet, ſo daß es ſchwer war, ihn zu einem Entſchluß zu bringen. Ehe es ihm in den Sinn gekommen war, ſeine Stirne mit militäriſchen Lorbeern zu ſchmücken, war er Schreibergehülfe bei einem Advokaten geweſen, und hatte da bei der Langeweile, die ihm das Copiren der Prozeßakten verſchaffte, langſam die Idee in ſich verarbeitet, die Feder aus der Hand zu legen und die Lunte zu ergreifen. Obgleich ihm ſein Prinzipal dieſen Schritt ſehr widerrathen hatte und ihm unter Anführung der traurigſten Beiſpiele die Zukunft vor Augen geſtellt, daß er es doch nie zum Offizier bringen würde, und alſo ſein Leben als Unteroffizier oder höchſtens als Feldwebel verbringen müßte, ſo war doch Tipfel gerade durch ſein Phlegma nicht der Mann, ſich von einem einmal vorgenommenen Schritte abbringen zu laſſen. Er wurde alſo Ka-

nonier, avancirte zum Bombardier, und als die Zeit endlich kam, wo ihm der Abtheilungscommandant die Gewissensfrage vorlegen ließ, ob er sich mit Kenntnissen wohl so gerüstet glaubte, um vor dem Auge des Brigadecommandeurs das nöthige Examen abzulegen, so ging er drei Tage mit sich selbst zu Rath und hatte alsdann, wie schon oben bemerkt, die traurige Entdeckung gemacht, daß ihm von seinen früheren Kenntnissen nichts geblieben war.

Anstatt nun aber zu seinem vorigen Geschäft zurückzukehren, nahm Tipfel aufs Neue drei Jahre Dienst an, und faßte den, für seine unendliche Faulheit wenigstens merkwürdigen Entschluß, einen Versuch zu machen, ob es nicht gelingen könnte, das Fehlende nachzuholen. Diesem Vorsatz getreu, sehen wir ihn auf der Ofenbank liegen, sein dickes rothes Gesicht etwas gegen das Feuer gekehrt, und mit beiden Händen ein Buch haltend, aus dem er auswendig lernt. Es sind Kohlrausch's Geschichtstabellen, dessen erste Abtheilung er seinem Gedächtnisse einzuprägen versucht.

Die Soldaten, die um ihn her sitzen und aus ihren kurzen irdenen Pfeifen einen nichts weniger als wohlriechenden Tabak rauchen, mögen den Bombardier Tipfel gut leiden, weil er bei seinem Gleichmuth sehr gutmüthig ist und selten zu dem Entschluß kommen kann, ein böses Wort gegen seine Untergebenen zu gebrauchen. Außer dieser Gutmüthigkeit und seinem Phlegma, die ihm nicht erlauben, aufsahrend und heftig zu werden, ist auch noch eine andere Ursache vorhanden, welche ihm gebietet, seine Untergebenen mit der größten Nachsicht und Güte zu behandeln, um sie bei guter Laune zu erhalten. Durch seine Anstrengungen beim Auswendiglernen ist ihm der Tschako etwas auf die Seite gerückt und fast im Begriff auf den Boden zu fallen. Anstatt sein schweres Haupt zu erheben und sein Kopfkissen wieder in die richtige Lage zu bringen, hält er es mit dem Hinterkopfe krampfhaft fest, und die Anstrengung, die sich in seinen Gesichtszügen malt, gibt genugsam zu erkennen, daß er damit keine leichte Arbeit hat. Endlich aber rutscht

der Tſchako immer mehr auf die Seite, und da er nicht mehr im Stande iſt, ihn feſtzuhalten, ſo läßt er ihn gleichmüthig auf den Boden rollen, wo dann einer der Kanoniere alsbald in pflichtmäßigem Dienſteifer herbeiſpringt und ihm denſelben unter den Kopf ſchiebt.

Ohne dieſen zu verdrehen, murmelt er zwiſchen den Zähnen ſeinen Dank und fügt hinzu: „Höre du, Alter, ſei doch ſo gut und rücke die Bank einen Fuß vom Ofen weg, es wird mir zu warm — ſo — noch ein Bischen weiter — jetzt iſt's recht! Danke, Männeken!“ —

Wir müſſen hier beifügen, daß Tipfel eine Zeitlang in Norddeutſchland gelebt hatte und es liebte, wenn ihn die Leute für einen Berliner anſahen. Nach dieſer kleinen Dienſtleiſtung rückten die Soldaten näher um den Ofen und legten neues Holz und Kohlen zu, was der Bombardier geduldig mit anſah, ob ihm gleich die Hitze ein Bischen zu groß wurde, ſo daß er ſich in kurzer Zeit wieder einige Zoll vom Ofen wegrücken ließ. Da aber die Wachtſtube ſehr klein war, ſo war er mit dieſen Manövern bald am Ende derſelben, und nachdem der gute Bombardier einen ſchwachen Verſuch gemacht hatte, ſeine Untergebenen dahin zu bringen, daß ſie die Thüre ein wenig öffneten, wogegen ſich aber dieſe einſtimmig erklärten, zwinkerte er freundlich mit ſeinen kleinen Augen und ließ auf ſeinem Geſicht ein Lächeln erſcheinen, wie es wohl der ſelbſtgefällig thut, der einen klugen Einfall hat. Bei dem Bombardier Tipfel war ein ſolcher ebenfalls Veranlaſſung zu dem freundlichen Geſicht, das er machte, denn er wandte ſich gegen den Ofen und rief einen der Kanoniere namentlich an:

„Lieber Schulten,“ ſagte er ſo artig wie möglich, „du könnteſt mir einen großen Gefallen erzeigen, willſt du das wohl thun?“

„Jo,“ antwortete der Kanonier in ſeiner niederrheiniſchen Mundart, „wat ſoll ik dohn? Ik heff ehnen nok nix afſchloon. Bombardier.“

„Ich weiß das, liebs Männeken," entgegnete dieser, „sei also so gut und setz' dich hier neben mich auf die Erde — so — nun nimm dieses Buch." Der Kanonier that, warum er gebeten worden, und nahm Kohlrausch's Geschichtstabellen zur Hand. „Es ist mir nämlich hier viel zu heiß," erörterte Tipsel, indem er dann dem Kanonier die Bewegung vormachte, mit der er das Buch handhaben sollte, um ihm frische Luft zuzufächeln und die zudringlichen Fliegen zu entfernen, die sich in diesen Gewölben immer aufhalten. Schulten that lachend, wie ihm befohlen, und lachend fiel das Corps der andern Soldaten hinter dem Ofen ein. Auch über das Gesicht des Bombardiers Tipsel ergoßen sich einige Strahlen des seligsten Entzückens und er murmelte das, was er eben auswendig gelernt hatte, behaglich vor sich hin. Doch die angenehme Lage, in der er sich befand, ließ ihn nicht lange das beschwerliche Geschäft des Memorirens fortsetzen. Wie eine sehr defekte Straßenorgel bei dem eifrigsten Drehen noch hie und da einen Ton des Liedes von sich gibt, so auch der Bombardier. Er lallte noch einigemal mit schwerer Zunge und entschlief sanft. Schulten, der dies auch bald merkte, senkte Kohlrausch's Geschichtstabellen und wandte sich darauf gegen seine Kameraden, von denen einer gerade im Begriff war, eine schaudervolle Gespenstergeschichte zu erzählen, indem er ihnen mit den Augen zuwinkte und leise sagte: „Bst! bst! Bombardier schlöpt."

Ja, er schlief wirklich. Vergessen war die Aufgabe, die er sich gestellt, in seinen leeren Kopf alle die Gegenstände hineinzubringen, die zu einem militärischen Examen nöthig sind. Vergessen waren die Geschichtstabellen und selbst im Traum mußte ihm etwas ganz Anderes vorschweben, denn er schmatzte zuweilen mit dem Mund, als genöße er ein gutes Bier und darauf zog er die Luft an sich, als rauche er eine Pfeife dabei. Die Kanoniere wollten den Schlaf ihres Vorgesetzten nicht stören, Schulten war hauptsächlich hiefür gestimmt, denn er hatte an der Wedelei mit dem Buche nicht viel Geschmack gefunden und gebrauchte es, da er es jetzt ein-

mal in der Hand hatte, ſo profan wie möglich, denn mit den vier Ecken deſſelben kratzte er ſich auf ſeinem Kopfe oder an andern Theilen ſeines Körpers, wo er ein Bedürfniß hiezu verſpürte.

Die feierliche Stille, welche ſeit dem Entſchlafen des Bombardiers auf dem Fort ruhte, ſollte indeſſen nicht lange dauern. Der Himmel hatte ſich ſchon beim Untergang der Sonne leicht getrübt, und der Kanonier, der von Vier bis Sechs die Wache gehabt hatte, erzählte, daß der Himmel ganz mit Schafheerden bedeckt geweſen, daß die Sonne blutroth untergegangen und nach dieſen untrüglichen Anzeichen in der Nacht noch ein Schneeſturm zu gewärtigen ſei. Und er hatte ſich nicht getäuſcht. Denn bald machte ſich der Wind bemerkbar und heulte und rauſchte um das Fort herum, und da es in einer Ebene lag, ziemlich entfernt von der Stadt, ſo konnte das Wetter an den freiſtehenden eckigen Werken ſeine ganze Tücke ausüben, was es denn auch nicht unterließ. Man hörte den Sturm langſam näher kommen, wie er ſich zuerſt mit den Birken, die auf dem Glacis des Forts ſtanden, beſchäftigte, dann wie eine kluge Armee die kleine Feſtung langſam zu umzingeln ſchien, und plötzlich von allen Seiten heulend und tobend gegen ſie hereinbrach, ſo daß es auf den Schießſcharten der äußern Mauer ordentlich pfiff, und zwiſchen den tiefen brummenden Tönen, die der Wind in den langen Thorwegen verurſachte, trillerten oben auf den Thürmen die Windfahnen auf's Kräftigſte.

Die Soldaten ſaßen in der Wachtſtube ruhig bei dem Ofen und lauſchten aufmerkſam dem Toben des Sturmes. Schulten meinte: der Düvel ſei los, und alle dachten fröſtelnd an die nächſten Stunden, wo auch ſie, draußen auf dem Poſten ſtehend, dem Unwetter preisgegeben ſein würden.

Da hörte man plötzlich, wie die äußere Barriere des Forts eilig geöffnet wurde; dann kamen Fußtritte über den Hof und die Soldaten, die emporſchracken und nichts anders glaubten, als es ſei die Runde, die ſie ſo unvermuthet überfalle, rückten eilfertig ihr

Lederzeug zurecht, und dann sprang Schulten auf den Bombardier zu und fing an, ihn auf's Kräftigste zu rütteln. Jetzt öffnete sich aber auch schon die Thüre und die Soldaten erkannten unter dem beschneiten Tschako, der hereinsah, das Gesicht ihres Kameraden, der ihnen eilig meldete: es komme Jemand auf das Fort zu, der ganz genau wie ein Offizier aussehe.

Der feste bleierne Schlaf des Bombardiers war jetzt auch der kräftigen Faust Schulten's gewichen, und nachdem er noch einmal heftig mit den Lippen geschmatzt, als wolle er den Bierkrug, der ihm vielleicht im Traume vorschwebte, bis auf den Grund leeren, riegelte er seine schweren Augenlider auf und fragte so freundlich wie möglich: „Nu Menneken, was gibt's denn?"

Doch kaum hatte ihm Schulten zugerufen, daß sich die Runde dem Fort nähere, so fühlte sich Tipsel gänzlich erwacht, und versuchte es, mit einem gewaltigen Satz auf die Beine zu springen. Doch gelang ihm dies nur halb und er kam auf die Bank zu sitzen, wo er sich so schnell wie möglich daran machte, sein Lederzeug in Ordnung zu bringen. Er war aber mit diesem Geschäft noch nicht zu Ende, als die äußere Barriere wieder knarrend aufging und ihn die herannahenden Tritte überzeugten, daß sich die gefürchtete Runde innerhalb des Hofes befinde. Wenn sich in diesem Augenblicke seine dicken Finger so viel als möglich beeilten, um mittelst des ordonnanzmäßigen Knotens Patrontasche und Säbel auf dem Rücken zu vereinigen, so hielt er doch plötzlich in dieser Arbeit ein, denn eine Stimme, welche die stolpernden Schritte im Gange draußen accompagnirten, überzeugte ihn, daß sie keiner Runde angehörte.

„Himmelsakerment!" fluchte es draußen, „soll man sich denn in diesem verwünschten Rattennest Arm und Beine brechen? He, Tipsel, laß doch einmal leuchten!" Doch wenn auch Jemand minder langsam in seinen Entschlüssen und Befehlen gewesen wäre, als der Bombardier Tipsel, so hätte er doch diesem Befehle nicht Folge

leisten können; denn kaum waren die Worte verhallt, so öffnete auch der Sprecher, ohne Hals und Bein gebrochen zu haben, von selbst die Thüre und warf darauf einen beschneiten Mantel so hastig von sich, daß die Schneeflocken im ganzen Gewölbe umherstoben in die Gesichter der Kanoniere, die sich rasch abwandten, und auf den heißen Ofen, der davon zu zischen begann.

Zweites Kapitel.

Worin ein junger Freund des Commandirenden erscheint, und welches daher von kleinen militärischen Vergehen handelt; auch wird in diesem Kapitel gezeigt, wie schön es ist, wenn Offiziere und Unteroffiziere in gutem Einverständnisse leben.

Der Eingetretene war ein junger Mann, wohl jünger als der Bombardier Tipfel, und wie man auf den ersten Blick sah, von einem ganz andern Temperament als dieser. Der Bombardier hatte nicht so bald erkannt, daß es keine Runde sei, die ihn bedrohe, als er die Arbeit, sein Lederzeug zusammenzubinden, weder zu Ende brachte, noch den halbgeschürzten Knoten auflöste, indem er wahrscheinlich bei sich selbst dachte, daß diese beiden Armaturstücke, die sich nur mit Mühe auf seinem dicken Rücken vereinigen ließen, sich ohne seine Hülfe bald wieder trennen würden. Er ließ sich langsam auf die Bank nieder und lächelte vergnügt, als er seinen Besuch jetzt genauer besichtigte, ohne sich die Mühe zu nehmen, ein paar Schneeflocken zu entfernen, die sich auf seinen dicken Wangen niedergelassen hatten, und da sehr langsam schmolzen. Der Eingetretene trug ebenfalls die Uniform der Artillerie, d. h. er trug gerade das, was man bei den Offizieren Interimsuniform, bei den Gemeinen aber Jacke zu nennen pflegt, ein Gewand mit kurzem Schoos und vorn auf der Brust mit einer Reihe Knöpfe. Da diese Jacke so-

wohl wie ſeine Beinkleider von feinem Tuche waren und dem wohlgewachſenen Manne recht gut angepaßt, ſo bildete er einen angenehmen Contraſt mit dem Bombardier Tipfel, der der Bequemlichkeit halber ſich die weiteſte Uniform hatte geben laſſen, die nur auf der Kammer zu finden war. Der Andere war von der reitenden Artillerie, und hatte freilich gegen alle Vorſchrift den ſchönen zierlichen Säbel an einer feinen glänzenden Kuppel hängen. Auch waren die kleinen weißen Bänder, die er als Zeichen ſeiner Bombardierſchaft auf den Achſeln trug, nicht von Zwirn, ſondern von Silber, ganz wie die der Herren Offiziere, ein Verbrechen, das im Falle der Entdeckung ſchwer beſtraft worden wäre.

„Guten Abend, lieber Tipfel," ſagte der junge Mann, und warf ſich neben ihn auf die Bank hin, „thut mir leid, daß ich dich geſtört habe, du haſt wahrſcheinlich geſchlafen, liebes Herz?"

„Ah, bitte recht ſehr," entgegnete Tipfel, und machte einen Verſuch, ſich der Geſchichtstabellen zu bemeiſtern, die Schulten in der Verwirrung neben den Ofen in die Aſche hatte fallen laſſen. Doch da er, ohne ſich gar zu ſehr anzuſtrengen, ſie nicht erreichen konnte, zeigte er nur darauf hin, und ſagte: „Siehſt du denn nicht, Freund Robert, daß ich memorirt habe?"

„Gott," ſagte der Andere, laut lachend, „du haſt alſo memorirt? Na, beruhige dich nur, ich will dich nicht examiniren. Ich habe in der That ganz andere ernſte Dinge mit dir zu ſprechen. Ich habe geſtern ein Abenteuer gehabt, ſieh, Tipfel, ein Abenteuer; daß ich dir jetzt Alles ausführlich erzähle, iſt ein Beweis, wie ſehr ich dich liebe."

Tipfel ſchien dieſen Grund gerade nicht bemerkenswerth genug zu finden, daß man ſeine Ruhe hätte zu ſtören brauchen und entgegnete deßhalb: „So, ein Abenteuer? und darum kommſt du daher, mich zu ſtören? Das hat wahrſcheinlich noch ſeine Nebenurſachen."

„Ja, die hat's, Bruder Tipfel," ſagte Robert, „ich komme hieher, um von dir einen ungeheuren Dienſt zu verlangen."

„So, entgegnete Tipfel, und ſah ihn zweifelhaft an, „ich will dir gern Alles zu Gefallen thun, was ich kann; aber," fügte er leiſer hinzu, „wenn es dir an Geld fehlen ſollte, da ſoll mich der Teufel holen, wenn ich dir helfen kann."

Lachend ſagte darauf der Andere: „Sei nur ruhig, ich weiß ſehr gut, daß du beſtändig ſelber auf dem Trockenen ſitzeſt, und kannſt dir wohl einbilden, daß ich den Schuhmacher nicht beſuche, wenn an meiner Uhr etwas zerbrochen iſt."

Einen Augenblick ſah ihn Tipfel an, als ſuche er den Sinn dieſes Vergleichs, dann ſchien ihm plötzlich ein Licht aufzugehen; er lächelte aber nur ein ganz klein wenig und ſprach darauf: „War nicht ganz ſchlecht!"

„Jetzt aber höre mein Abenteuer," fuhr Robert fort und nahm ſeinen Säbel zwiſchen die Beine, um die Arme und den Kopf darauf zu ſtützen.

„Warte noch einen Augenblick, Männeken, ehe du anfängſt," entgegnete Tipfel, und darauf wandte er ſich zu den Kanonieren, denen er ſagte: „Na, ſeid doch ſo gut und gebt mir die Bank her, worauf ihr ſitzt, könnt euch ja ſo lange auf dem Tiſch placiren. Und du, Schulten, da haſt du meine Pfeife, ſtopf ſie mir, mein Tabak liegt in der Schublade. So, ſetze die Bank hier neben die andere."

Die Kanoniere thaten, wie ihnen befohlen war, und darauf ließ ſich Tipfel den Mantel ſeines Freundes zuſammenwickeln, den er als Kopfkiſſen an das Ende der Bank legte, ſtreckte ſich nicht ohne Mühe lang darauf aus und machte ein recht vergnügtes Geſicht, als ihm Schulten die Pfeife in den Mund geſteckt hatte, und auf den Tabak ein brennendes Papier gelegt.

Der junge Mann hatte allen dieſen Vorbereitungen unter lautem Lachen zugeſehen, ſetzte ſich dann dicht neben ſeinen bequemen Freund und bat um geneigtes Gehör. Tipfel that einige mächtige

Züge aus seiner Pfeife und sagte darauf sehr herablassend: „Ja, Männeken, jetzt wollen wir dich anhören.“

„Du weißt,“ begann Robert mit großer Lebhaftigkeit zu erzählen, „daß ich vorgestern auf vierundzwanzig Stunden in Arrest kam, weil ich mir mit meinem Vetter Eduard den, auf Ehre! ganz unschuldigen Spaß gemacht hatte, meinem Pferd die Füße roth zu färben. Sieh, es war Sonntag Nachmittag, es kam Niemand, der mit uns Whist spielen wollte, und du weißt sehr gut, daß mein Vetter Eduard der ungeheuer schlechteste Piquetspieler ist, den es auf Gottes weiter Erde nur gibt. Ecarté kann er auch nicht, und was sollen wir mit einander häufeln und uns das Geld abgewinnen, da es der Glückliche doch dem Andern wieder pumpen müßte, und wahrscheinlich nie etwas davon zurückbekäme. Ich hatte auf der Guitarre schon alle meine Arien abgeklimpert, und die beiden Putzmacherinnen, die uns gegenüber wohnen, waren ausgegangen, der Teufel mag wissen, wohin, und so gab es also auch nichts zu kokettiren. Vetter Eduard — du kennst ihn ja, er ist gleich melancholisch gestimmt — legte schon seinen Kopf in die Hand und wir grübelten zusammen nach, womit wir uns amüsiren könnten; da hatte er plötzlich den ganz delicösen Einfall, einmal den Versuch zu machen, wie meinem ehrwürdigen Rappen, anstatt der vier weißen Füße, die er hat, wohl dergleichen von rother Farbe stehen würden. Ich fand diese Idee ganz famos, mein Bursche mußte Zinnober holen, und wir gingen in den Stall und falbten meinem Rappen die Beine brennend roth.

„Es sah gar nicht schlecht aus, ich versichere dich, und wir standen gerade in gehöriger Entfernung, um den Totaleffekt, den das Ganze machte, besser übersehen zu können, als plötzlich die Stallthüre aufging. Ich dachte an gar nichts Böses, weßhalb du dir meinen Schrecken denken kannst, als der Wachthabende, der uns bis dahin gar nicht bemerkt, in die Stallgasse flog und meldete:

„Auf Stallwache, Herr Hauptmann, ein Unteroffizier und drei Mann, hundertſechsunddreißig Pferde, wovon zwei krank.“

„Denke dir, Tipfel, dieſen ſchrecklichen Augenblick! Ich ſprang raſch zu meinem Pferde in den Ständer, nahm mein Sacktuch heraus und fing an zu reiben, was das Zeug hielt. Mein Vetter Eduard, der lange unbehülfliche Menſch, der obendrein nur Infanteriſt iſt, konnte mir nicht einmal helfen, und ſchon kam der Hauptmann Dampfſchiff nach und nach näher. Du weißt wohl, die ganze Batterie nennt ihn ſo, weil er immer von ſich bläst und ſchnaubt, und weil er mit ſo großem Getöſe Athem holt. Alſo Kapitän Dampfſchiff kommt näher, und obendrein muß ich hören, daß er ſich gerade in ſehr ſchlechter Laune befindet, denn er bläst ſtärker als ſonſt und hat an allem was auszuſetzen. — „Puh, Unteroffizier!“ ſagte er, „die Streu da ſcheint mir auch noch ſehr naß zu ſein. Puh! puh! Habens wahrſcheinlich vergeſſen, ſie gehörig ausbreiten zu laſſen!“ — „Entſchuldigen, Herr Hauptmann,“ entgegnete der Wachtcommandant. — „Puh, puh! ſchweigens nur,“ ſagte der Kapitän darauf, und jetzt iſt er an meinem Ständer.

„Nun, lieber Tipfel, laß mich keinen Verſuch machen, ſein Geſicht in jenem Augenblicke zu ſchildern. Er blies die Backen auf, und da er zu gleicher Zeit vor Zorn und Wuth roth im Geſicht wurde, ſo verſchwanden ſeine kleinen Augen gänzlich. — „Puh! puh, Bombardier!“ ſchrie er, „was ſoll denn das heißen? Sind Sie des Teufels? Puh, des Teufels? oder ſind Sie verrückt? Was ſoll das heißen? und was macht die Infanterie in meinem Pferdeſtall?“ — Da ich ſolche Fragen doch unmöglich alle auf einmal beantworten konnte, ſo beantwortete ich gar keine, und ſtotterte nur etwas ſo ungefähr wie: Entſchuldigen, Herr Hauptmann — kleiner Spaß — bitte recht ſehr — und erwartete geduldig mein ferneres Schickſal.

„Die Unmaſſe von Luft, die der große Zorn in den Augen des Hauptmanns Dampfſchiff aufgejagt hatte, ließen ihn nicht, wie

es ſonſt wohl ſeine Art iſt, eine große Rede halten, ſondern er diktirte mir kurz meine Strafe, die aber noch ziemlich gelinde ausfiel, und ich mußte meinem Roß die Beine wieder abwaſchen, und dann händigte mir der Wachtmeiſter eine Verpflegungskarte auf Nro. Sicher ein, wo ich mich, ſo gut es gehen wollte, vierundzwanzig Stunden zu amüſiren hatte."

Hier unterbrach ſich Robert einen Augenblick, und Tipſel, der indeſſen mit dem vergnügteſten Geſichte von der Welt zugelauſcht hatte, wandte, ohne den Kopf zu bewegen, ſeine Augen ein wenig auf die Seite, und fragte mit einer Stimme, die ſo dick und faul aus dem Munde herauskam, als beſtänden alle Worte aus viereckigen Klötzen: „So, das iſt das ganze Abenteuer?" Der Gefragte ſeufzte etwas Weniges und entgegnete darauf: „Ach, nein, lieber Tipſel, ich habe dir dieſen kleinen Streich nur als Einleitung erzählt. Ich bekam alſo dafür vierundzwanzig Stunden Arreſt."

„Und das mit Recht," ſchaltete der dicke Bombardier ein, „denn ich muß dir geſtehen, du haſt wirklich ſchon beſſere Witze gemacht."

„Du kannſt dir denken," fuhr Robert nach einer kleinen Pauſe fort, „daß es übrigens eine verfluchte Geſchichte war, an einem Sonntagnachmittage, wo es entſetzlich kalt iſt, und wo im Theater eine meiner Lieblingsopern: Zampa, gegeben wurde, nach Nro. Sicher wandern zu müſſen. Ich zog meine dickſten Reitſtiefel an, eine weite Reithoſe darüber und ließ ein Fläſchchen, das einen halben Schoppen Rum enthielt, zwiſchen Stiefel und Strumpf hinabgleiten, um es vor dem Beherrſcher des Militärarreſthauſes, auch Rattenkönig genannt, zu verbergen. Das gelang denn auch vollkommen. Des Rattenkönigs Majeſtät fuhr mit ſeinen beiden Händen zur Unterſuchung nur ſehr oberflächlich an meinem Leib herunter, und als er in die verdächtige Gegend kam, wo die Stiefel anfingen, verurſachte ihm das Bücken einen ſo heftigen Huſten, daß er ſich alles Viſitirens enthalten mußte. Da wir auch alte Bekannte ſind,

ſo brachte er mich in's erſte Stockwerk, wo ſeiner Verſicherung nach den ganzen Tag eingeheizt worden war. Doch es war bodenlos kalt da, und als ich ihm hierüber meine beſcheidenen Vorſtellungen machte, wurde er auf einmal ganz zornig, ſchlug mir die Thüre vor der Naſe zu, und ich hörte ihn noch im Gang huſten und murmeln: He, he! Grünſnabel! Grünſnabel! wollen Alles beſſer wiſſen, wie alte erfahrene Leute! he! he! Dann flogen noch einige Thüren krachend zu, und ich war einſam und allein. Sieh, es fing ſchon an dunkel zu werden, als ich eincachottirt wurde; es war bald ſechs Uhr und das Theater mußte gleich beginnen. Da fiel mir dann der betrübte Contraſt zwiſchen hier und dort recht ſchwer auf's Herz. Hier bei der Kälte, daß einem die Zähne klapperten, eine Finſterniß, die man mit den Händen greifen konnte, dort der lampenerhellte glänzende Raum, behaglich erwärmt und angefüllt mit der bunten Maſſe vergnügter Menſchen, die ſcharren und plaudern, klopfen und lachen. Das Parterre, wo hie und da Einer eine lächerliche Aeußerung macht, die ein Anderer auf dem Paradies mit dem Geſchrei irgend eines Thiers beantwortet; ach, das ganze ergötzliche Vorſpiel zu jedem Stück, das mit einem allgemeinen Klopfen auf dem Boden nach dem Takte der großen Regimentstrommel endigt, hatte jetzt wahrſcheinlich angefangen, und ich ſaß hier in Ketten und Banden. Der Kapellmeiſter trat jetzt vor ſeinen Stuhl und ſchraubte ihn, um Zeit zu gewinnen, da er noch nicht gleich anfangen wollte, etwas in die Höhe, und jetzt, ja, jetzt, Tipfel trat auch ſie in ihre Loge."

Dieſe letzten Worte hatte Robert Mann mit erhöhter Stimme geſprochen, beugte ſich etwas tiefer auf ſeinen faulen Freund herab, um zu ſehen, was dieſes Räthſelwort für eine Wirkung auf ſeinem Geſicht hervorbringe. Doch war dieſelbe eben nicht ſehr bedeutend. Tipfel ſpitzte ſeinen Mund wie ein Karpfen, blies mit der größten Ruhe ſeinen Tabak kunſtreich, zu runden Ringen geformt, in die

Luſt, und fragte dann höchſt proſaiſch und gleichgültig: „Sie? Wer iſt das? Sie?“

„Großer Gott!“ fuhr der junge Mann lebhafter fort, „Tipſel, du biſt gräulich vernachläſſigt; kannſt du denn nicht denken, wer ſie war? Sie, die ich mit dieſem allgemeinen Ausdruck benenne? und die ſelbſt unter dieſem unklaren Begriff ewig in meinem Herzen leben würde?“

„Vielleicht eine der beiden Putzmacherinnen, mit welchen du und der Vetter Eduard kokettirſt?“

„Ah, Tipſel, ich bitte dich! Sie war ja auf der erſten Gallerie.“

„Na,“ entgegnete der Andere, „ich verſichere dich, daß mich deine Erzählung ſchon gehörig ennuyirt. Quäle mich daher nicht noch unnöthig mit Fragen.“

Der junge Mann ſtieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr fort: „Sie, die ich meine, Sie, die ich liebe und anbete, iſt die Tochter des Generals von P.“

Bei dem Namen dieſes hohen Vorgeſetzten nahm Tipſel die Pfeife aus dem Munde und ſah den Erzähler ſo ſonderbar lächelnd an, als wollte er damit ſagen: es ſcheine mit ihm nicht ganz richtig zu ſein. Doch dieſer ließ ſich nicht ſtören, ſondern fuhr fort:

„Ja ich hatte mich ſchon lange in das Mädchen ſterblich verliebt. Was habe ich nicht Alles gethan, um ihre Aufmerkſamkeit zu erregen? Habe ich nicht im vorigen Sommer alle Bälle, alle Kirchweihen rings herum beſucht, ja, jeden Ort, wo es nur die kühnſte Phantaſie für möglich halten konnte, daß der General mit ſeiner Tochter da ſein würde! Ich habe die Empfehlungsbriefe aus meinem Koffer hervorgeſucht, alle die außerordentlichen Empfehlungsbriefe von meiner Mutter, mit denen ich vor zwei Jahren hier ankam. Sie waren vom Liegen ganz gelb geworden. Doch da ſie vor zwei Jahren von dieſem Monat datirt waren, ſo habe ich es gewagt, ſie abzugeben in der Hoffnung, die Leute würden die Jahreszahl für einen Schreibfehler anſehen.

„Durch dieſe Briefe nun wurde ich in langweilige Theevisiten eingeladen und habe ſo einige Dutzend ſchrecklicher Abende verlebt, ehe mir einmal gelang, die ſchöne Auguſte zu ſehen und zu ſprechen. Ja, Tipſel, ich habe ſie geſprochen. Es war freilich nur ſehr wenig. Als ich ihr nämlich vorgeſtellt wurde, fragte ſie, ob ich ſchon lange hier ſei? Und dann kam der Papa und führte ſie an den Flügel, wo ſie eine Arie von Bellini ſingen mußte. Sieh, Tipſel, dieſer Geſang hat mich gänzlich verliebt gemacht. Doch wo bin ich eigentlich hingerathen?

„Ich ſaß alſo im Arreſt, und nachdem ich mir zu meiner größten Qual mein trauriges Kerkerloch mit den ſchönſten Bildern bevölkert hatte, und mich darauf recht unglücklich fühlte, zog ich die Flaſche mit dem Rum aus meinem Stiefel hervor, trank ihn bis auf den letzten Tropfen aus und fiel bald darauf in einen tiefen Schlaf. Als ich wieder erwachte, war es ſchon heller Tag, und dann wurde es bald Mittag, zwei, drei, vier Uhr, und als ſich mein Kerker wieder anfing zu verdunkeln, öffnete ſich meine Thüre, und ich war wieder ein freier Menſch. Nachdem ich mich dem Rattenkönig auf's Beſte empfohlen, ging ich in die Kaſerne und zog mich anders an.

„Ich habe mich nie mit größerem Behagen recht fein herausgeputzt, als nach ſo einer Gefängnißnacht, des Contraſtes halber. Es iſt ein göttliches Gefühl, Tipſel, wenn man ſich dann ſo recht tüchtig gewaſchen hat, da wird's Einem ſo recht heiß und behaglich, ja man glaubt, man könne die Welt auswärmen. Ich ſchlendere alſo herum, es war ſo ein recht angenehmer Abend, das heißt, für meine damalige Hitze grimmkalt — und es lag ſo auf den Straßen bis hoch in die Mitte der Häuſer ein feiner Duft, ein halb gefrorener Nebel. Ich habe das ſehr gern. Dann ſehen die Leute von Weitem ſchon ſo groß aus, die Wagen rollen ſo dumpf und man hört den Gang der Menſchen ſo genau; es iſt, als wenn Alles ein Echo hätte, und dabei brennen die Straßenlaternen dunkelroth und

werden in der Entfernung immer röther und kleiner. Ich lief dann herum, Straßen auf und ab, ohne eigentlichen Zweck, ja doch, damit ich nicht lüge, ich ging auch ein paarmal an ihren Fenſtern vorbei, es war Geſellſchaft oben. So mochte es acht Uhr geworden ſein, der Himmel hatte ſich etwas umzogen, und es fing ganz leicht an zu ſchneien; auch war es nicht mehr ſo kalt wie früher.

„Da ich keinen Mantel bei mir hatte, ſo wollte ich mich gerade nach Hauſe begeben, als vor mir aus einer Seitengaſſe ein Menſch auftaucht, den ich, ſo bald er in meine Straße einbiegt, an ſeinem Mantel, ſeinem weißen Federbuſch und Säbel für einen Offizier erkenne. Dieſe Entdeckung hätte mich weiter nicht neugierig gemacht, wenn der Gang dieſes edlen Kriegsmannes nicht von außerordentlichen Erſcheinungen begleitet geweſen wäre. Weißt du, er marſchirte gerade ſo, wie bei einer Belagerung der erſte Ingenieur, wenn er die Laufgräben traſſirt, was man ſo nennt im Zickzack gehen.

„Anfänglich bildete ich mir ein, er ſuche irgendwo die Nummer eines Hauſes, und ſei nicht recht mit ſich einig, auf welcher Seite ſie zu finden ſei. Ich wollte ſchon näher eilen, und ihn unterrichten, daß ſich die ungeraden Nummern links, die geraden rechts an der Straße befänden, als er ſich an den Ständer einer Gaslaterne lehnte, und ich durch die ſonderbaren Bewegungen, die er dabei machte, deutlich einſah, daß der Hoffnungsvolle etwas Weniges beſkneipt ſei. Weißt du, lieber Tipfel, er ſtreckte die Beine weit von ſich ab, ließ den Kopf auf die Bruſt herunterhängen und ſtieß einige ſonderbare Töne aus. Schon wollte ich mich ſachte vorbeiſchleichen, als er langſam ſeinen Kopf erhob und meiner anſichtig wurde. Der Aermſte dachte in dieſem Augenblicke wahrſcheinlich, er ſei auf dem Exercierplatz, und mit dieſer Idee mochte ſich wohl der Wunſch vereinigen, mich zur Beihülfe näher zu rufen, denn er raffte ſich ſchwankend auf, wobei ſeine Knie ſich nach vorn beugten, als wollte er mir zu Füßen fallen, während die Spitze ſeines gewaltigen Hutes ſich leicht an den Laternenpfahl anlehnte. Wenn ich auch jetzt an ſeiner

Uniform nicht gesehen hätte, daß er gleichfalls dem edlen Corps der Artillerie angehöre, so hätte ich es doch an seinen Worten gemerkt.

„Batterie, Batterie, haalt!“ murmelte er erst leise, und schrie dann das Commandowort laut.

„Doch da ich keine Lust hatte, mich mit ihm abzugeben, so wollte ich langsam meiner Wege ziehen.

„Daß Euch das Himmel — Saker — Batterie — haalt!“ schrie er wieder, und da er hinzufügte: „Es ist wahnsinniges Volk, ganz wahnsinniges Volk — wahn — sin — nig!“ so erkannte ich an diesem Ausdruck augenblicklich unsern lieben Lieutenant Schüler und trat näher.

„Er betrachtete mich eine Zeit lang stillschweigend mit so schwerfälligen Augen, denen man wohl ansah, daß ihr Eigenthümer des Guten viel zu viel gethan hatte. Dann schien er mich zu erkennen. Er machte eine Gesichtsverdrehung, die wie Lachen aussehen sollte; doch da ihm dies nicht recht gelingen wollte, so versuchte er seine Augenbrauen finster zusammenzubringen und sagte mir:

„Sie, wahnsinniger Mensch, warum — folgen — Sie — nicht — 'm Befehl 'res Vorgesetzten und machen — — mit Ihrem Geschütz Haalt, wenn ich commandire?“

„Ich konnte mich bei diesem Anblick und dieser Rede des Lachens nicht enthalten, in das auch er, nach einigen vergeblichen Versuchen, die finstere Miene beizubehalten, einstimmte. Herr Lieutenant, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Er lehnte seine ganze Figur wieder an den Laternenpfahl und vertraute mir unter oftmaligem schweren Schlucken, daß er auf heute Abend um acht Uhr zum Thee eingeladen sei, zum Thee in einem Hause, wo er der Gouvernante sehr den Hof mache, und wo er also auf keinen Fall fehlen dürfe. Ich machte ihm meine bescheidenen Vorstellungen über den Zustand, in dem er sich gerade befände, eine Thatsache, die er eingestand, mir aber dabei versicherte, es sei nicht das Erstemal, daß er sich unter ähnlichen Verhältnissen bei einem Thee auf das Feinste benommen, und gar keinen Verdacht

erregt habe. Es sei nur eine Hauptschwierigkeit zu überwinden, nämlich die, zur rechten Thüre hineinzukommen, dann nach allen Seiten zu eine Verbeugung zu machen und ohne Aufsehen nach einem Sessel zu gelangen, wo er dann einige Stunden ruhig sitzen bleiben könne. Einen Freund, der für heute Abend versprochen, ihm über diese Klippen hinwegzuhelfen, habe er verfehlt, und also möchte ich ihm den Gefallen thun, und ihn nach dem bezeichneten Hause hinbegleiten.

„Was sollte ich machen? Meine leisen Einreden, daß er sich doch in einem etwas gar zu erheiterten Zustande befinde, beantwortete er mit seiner gewöhnlichen Phrase: ich sei ein wahnsinniger Mensch, und ich zog also mit ihm von dannen. Unterwegs wandte ich meine ganze Ueberredungskunst an, und brachte es endlich so weit, daß er sich von mir an einen Brunnen führen ließ, wo ich ihm von dem eiskalten Wasser ins Gesicht spritzte und ihn dann so lange anhielt, bis er mir durch die That bewies, daß er im Stande sei, eine ziemliche Verbeugung zu machen. An dem Brunnen im Schneegestöber fing mich die Sache an sehr zu amüsiren, und du hättest den guten langen Kerl sehen sollen; ich hatte seinen Mantel auf die Schulter genommen, denn ich hoffte, daß die kalte Nachtluft wohlthätig auf ihn einwirken würde, was denn auch der Fall war. Schon nach einigen Proben, die anfangs sehr mißglückten, konnte er seinen Federhut mit Anstand unter den Arm nehmen; ich setzte mich auf den Brunnenrand; er machte mir seinen Bückling und that dann, wie wenn er in anderer Richtung fortgehen wollte.

„So einstudirt, gelangten wir bald an das bezeichnete Haus, und hielten dort im Thorweg noch eine Generalprobe. Dann brachte ich seine Toilette in Ordnung, ging als sein Diener mit ihm in das Haus, wobei ich den Mantel über den Arm geschlagen hatte, machte ihm die Thüre des Vorzimmers auf, schob ihn in Gottes Namen hinein, und sah, wie er hier mit Beihülfe eines Bedienten in ziemlich gerader Richtung auf die Salonthüre losteuerte."

Den dicken Bombardier hatte diese Geschichte augenscheinlich

ſehr ergötzt. Zuweilen flog ein leiſes Lächeln wie ein Blitz über ſein Antlitz. Er lachte einige Male ſogar laut, und als ſein Freund am Schluß des oben Erzählten von ſeinem Platze aufſtand und die ſteife Haltung und den ſchwankenden Gang des Offiziers ziemlich gut nachbildete, ließ der Bombardier Arme und Beine von der Bank herunterhängen, warf den Kopf hintenüber und brach in ein fürchterliches Gelächter aus. Wie eine Kugel, die von der Höhe eines Berges hinabrollt, ſich unaufhaltſam in die Tiefe fortbewegt, ſo ging es dem Bombardier Tipſel mit ſeinem Gelächter. Er begann in den höchſten Tönen und lachte durch einige Octave hinunter, bis ihm der Athem ausging und er mit einem gelinden Baßgemurmel aufhören mußte, wobei er beſtändig ausrief: „Das iſt ein famoſes Abenteuer!“ Hahaha! Außerordentlich famos! Auf Ehre, ganz famos! Hahahaha!“

Drittes Kapitel.

Von Verlegenheiten, in die man gerathen kann, wenn man eine Hinterthüre benützt; — bedenkliche Lage für einen Bombardier der reitenden Artillerie.

Anfänglich hatte Robert ebenſo herzlich mitgelacht, doch ſchien ſich bald ſeine Luſt zu vermindern, und er verzog das Geſicht unangenehm, wie Jemand, der eine ſchmerzliche Erinnerung hat. Dann ließ er ſich wieder auf ſeine Bank nieder, rüttelte ſeinen dicken Collegen, der die außerordentliche Luftverſchwendung bei ſeinem Gelächter durch ungeheure Athemzüge wieder einzubringen ſuchte, und ſagte in einem Tone, der traurig ſein ſollte:

„Ach, lieber Tipſel, nimm mir mein langweiliges Geplauder nicht übel. Du weißt, wenn ich einmal anfange, ſo kann ich kaum ein Ende finden. Das, was ich dir ſoeben erzählte, iſt auch nicht mein Abenteuer, ſondern die Sache fängt jetzt erſt an, recht pikant zu werden. Waffne dich alſo mit Geduld und höre, was mir paſſirte, nachdem ich mich aus jenem Vorzimmer zurückgezogen.

„Die Thüre hatte ſich hinter meinem würdigen Lieutenant geſchloſſen, und es war mir ſehr troſtreich, von dem Salon her ein leichtes Lachen zu vernehmen; woraus ich dann abnahm, daß die ſonderbare Verfaſſung ſeiner Perſon, die nothwendig bemerkt werden mußte, nur eine allgemeine Heiterkeit hervorgerufen hatte. Ich ſtieg die erleuchteten Treppen hinunter, und erſt, als ich unten in der Hausflur angekommen war, bemerkte ich, daß ich vergeſſen hatte den Mantel meines Vorgeſetzten oben abzugeben und daß ich ihn noch auf dem Arme trug. Da ich keine Luſt hatte, wieder umzukehren, und es auch draußen recht kalt war, ſo nahm ich den Mantel um meine Schultern, wickelte mich feſt hinein, und ich verſichere dich, daß ich ganz wie ein Offizier ausſah. Die Wache vor dem Haus — es war wahrſcheinlich ein Rekrut — zog trotz dem, daß der Zapfenſtreich vorbei war, das Gewehr an, als ich an die Hausthüre trat. In demſelben Augenblick, als ich mich auf die Straße begeben wollte, ſah ich einen weißen Federbuſch, der auf dem Kopfe einer Figur prangte, die ebenfalls in einen Offiziersmantel gewickelt war, auf mich zukommen. Da ich aus leicht denkbaren Gründen gerade keine Luſt hatte, in der Hausthüre eine neue Bekanntſchaft anzuknüpfen, ſo zog ich mich wieder zurück, bei den Treppen vorbei, und ließ den Federbuſch, der wahrſcheinlich auch einem verſpäteten Gaſt gehörte, die Treppen hinanſteigen. Jetzt war die Luft vor mir wieder rein und ich wollte mich alles Ernſtes fortbegeben, als mir, ich weiß nicht wie, die Idee kam, einer andern offenen Thür zuzuwandeln, die wahrſcheinlich in den Garten führte. Es ſtiegen in mir ſo dunkle, ahnungsvolle Bilder von irgend einem Abenteuer auf."

„Du dachteſt wahrſcheinlich an ſie," ſprach Tipſel, und zwang ſein dickes Geſicht zu einem Lächeln, das verſchmitzt ausſehen ſollte.

„Ja, ich dachte an ſie," ſagte Robert, „und da ich eine ſehr lebhafte Einbildungskraft habe, ſo kann ich mich beim Eſſen einer Holzbirne leicht überreden, es ſei eine ſaftige Orange. Ich ging

alſo durch die Hinterthüre hinaus, eine breite Treppe hinab und kam in einen großen Garten, der nicht übel angelegt zu ſein ſchien, aber jetzt in ſeinem Wintercoſtüm recht traurig ausſah. Die kleinen Beete waren fußhoch mit Laub bedeckt, und die kahlen Aeſte der Bäume ſchauten aus ihren Strohmänteln ſo frierend in die Luft, daß es mir ordentlich leid that. Ohne Zweck und Abſicht ging ich, ſo langſam es mir die Kälte erlaubte, durch die Baumgänge, blieb hie und da bei einer verödeten Laube ſtehen und bedauerte recht ſehr die armen weißen Figuren, die ſo nackt daſtanden ohne Schutz gegen den rauhen Nordwind.

„So hatte ich bald das Ende des Gartens erreicht und kam an ein breites Gitterthor, das ich langſam öffnete und hindurchging. Es führte auf eine ſtille Straße, die längs der Wallmauer hinlief, und ich verſichere dich, es war hier recht öde und feierlich. Es brannten hier keine Gaslampen, und nicht einmal der Schein erhellter Fenſter ſah mich freundlich an. Rings um mich war Alles ſchwarz und finſter, hinter mir der Garten und vor mir die zackige Wallmauer mit ein paar alten, ſchwarzen Thürmen. Da ich obendrein nicht wußte, wo ich mich befand, ſo hatte ich ſchon das Gitterthor wieder in die Hand genommen, um zurückzukehren, als ich plötzlich das Rollen eines Wagens vernahm, der ſich hierher zu bewegen ſchien. Meine natürliche Neugierde veranlaßte mich, ſtehen zu bleiben, ſowie auch der Gedanke, mich hinten auf dieſen Wagen zu ſchwingen, der doch wahrſcheinlich einem belebteren Stadttheile zueilte, und mir ſo die Mühe zu erſparen, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Jetzt bog der Wagen links um die Ecke, ich ſah, daß ſich Jemand zum Schlag herauslehnte, darauf hörte ich den leiſen Ton einer Klingel, wie ſie ſich in herrſchaftlichen Wagen befindet, um den Kutſchern ein Zeichen zu geben, und dicht vor meiner Naſe hielt der Wagen.

„Ich hatte den Kragen meines Mantels in die Höhe geſchlagen, um mich unkenntlich zu machen, und freute mich jetzt ſehr dar-

über, denn ich glaubte, irgend ein Bewohner des Hauſes oder Gartens habe die Idee, hier unten auszuſteigen und möchte mich vielleicht über meine Erſcheinung zur Rede ſtellen, weßhalb ich mich denn auch ſanft bei dem Gartenthor vorbeidrücken und meiner Wege gehen wollte. In dieſem Augenblicke ſchaute dieſelbe Perſon wieder zum Schlage heraus — denke dir, Tipfel, es war ein Frauenzimmer — und rief mich bei Namen."

Bei dieſer unerwarteten Wendung hob der Bombardier ſeinen Kopf in die Höhe und ſagte ſo erſtaunt wie möglich: „dich bei Namen?"

„Nun ja," fuhr Robert fort, „ſie rief mich bei meinem Vornamen, oder rief wenigſtens meinen Vornamen. Robert! Robert! rief's, biſt du's? und ich entgegnete natürlich eben ſo leiſe: Ja! Darauf zog die Dame den Kopf wieder zurück und ich hörte deutlich, wie ſie zu Jemand Anderem ſagte: Er iſt da! Dieſes Andere war ebenfalls ein Frauenzimmer, das hörte ich an dem Tone der Stimme mit der es lachend zur Antwort gab: Nun ſo öffne den Schlag."

„Jetzt ſah ich, wie die Dame, die zuerſt geſprochen, einen Arm herausſtreckte und mit ihrer Hand nach dem Griff des Wagenſchlages angelte, ohne ihn erreichen zu können. Dienſtfertig ſprang ich hinzu, öffnete den Wagen, und da man mich, nämlich mich als Robert, bat, einzuſteigen, ſo ſäumte ich auch keinen Augenblick, ſprang hinein, warf die Wagenthüre hinter mir zu und fiel auf eins der weichſten Kiſſen, auf welchem ich in meinem Leben geſeſſen."

„Alſo es war kein Fiakerwagen?" ſchaltete Tipfel fragend ein.

„Es waren weiche Kiſſen von Seide, und ebenſo war der Wagen ringsum gepolſtert. Doch unterbrich mich nicht, denn es paſſirte in dem Augenblick ſo viel hintereinander, daß ich nicht Zeit habe, mich mit Einzelnheiten aufzuhalten. Kaum ſitze ich alſo in dem Wagen, und ſchaue ganz verblüfft über dieſen plötzlichen Wechſel auf das Gartenthor, das mir der Eingang zu einem ſo ſüßen Abenteuer geworden, als dort plötzlich eine andere Geſtalt

auftaucht, die, den Wagen erblickend, raſch auf ihn zuſtürzt. Im gleichen Augenblicke ziehen die Pferde an, ich ſehe nach jener Perſon, die neben dem Wagenſchlage herſpringt und erkenne, daß es ein Bedienter in eleganter Livree iſt, der nach einigem vergeblichen Rufen: man möchte halten, mir ein Briefchen hinaufreicht, und dann hinter dem raſch fortrollenden Wagen zurückbleibt.

„Ich ſitze alſo da, natürlich ſtumm wie ein Fiſch, und harre mit etwas Schrecken auf die Entwicklung dieſer merkwürdigen Geſchichte. Die Dame, die neben mir ſitzt, — ja, Tipfel, und die mir ſo nahe ſitzt, daß ich ihre Athemzüge an meinem Geſicht ſpüre, ſeufzt und ſagt dann leiſe: „Ach, lieber Robert, wie froh bin ich, daß du gekommen biſt. Pauline hat ſchon geglaubt, es würde dir unmöglich ſein, abzukommen.“ — „Ja, das habe ich geglaubt,“ ſagte jetzt die Andere, die mir auf dem Rückſitz gegenüber ſaß, „denn ich kenne den alten Herrn, und weiß, daß, wenn er zufällig die Idee gehabt hätte, heute Abend eine Partie Piket zu ſpielen, Sie gewiß nicht losgekommen wären.“ —

„Denke dir nun, daß ich von Allem dem nichts verſtand, daß ich natürlich nicht wußte, wer die beiden Mädchen waren, und wer der andere Robert und der alte Herr. Sprechen durfte ich auch nicht, oder ich mußte gleich ſagen: Meine Damen, Sie befinden ſich auf einem ſtarken Holzwege, und das wäre doch das Nobelſte geweſen. Aber ich hatte augenblicklich nicht den Muth dazu. Die Kleine neben mir überhob mich auch während zehn Minuten der Verlegenheit, ihr eine Antwort geben zu müſſen, denn ſie plauderte in Einem fort, ſtellte mir Fragen und beantwortete ſie ſelbſt. Ach, und unſere Hände hatten ſich gefunden, und jedesmal, ſo oft ſie die meinigen ſanft gegen ihr Herz drückte, war's mir, als bekäme ich eine heftige Ohrfeige. Doch, was ſoll ich dir all' dieſe Qualen lange erzählen. Genug, nachdem mir der glückliche Gedanke gekommen war, den Brief, den man mir gegeben, der Dame unter der Rubrik zu überreichen, als ſei ich der unmittelbare Abgeſandte, öffnete ich

den Wagenschlag, um, im Fall die Sache verwickelt werden könnte, — denn auf dem Bocke saß ein sehr handfester Kutscher — alsogleich den Weg zur Flucht ergreifen zu können. Hierauf gestand ich Alles.

„In den ersten Sekunden nach meiner Erklärung, daß ich nicht der gemeinte Robert sei, sondern nur einen Brief zu übergeben habe, schloß ich die Augen und begann, um alle Zeichen des entsetzlichen Schreckens, den diese Nachricht auf die Beiden ausüben mußte, nicht mitzugenießen, zu zählen von Eins bis Hundert und rückwärts — in solchen Fällen ein sehr probates Mittel. Die Sache wurde indessen nicht so schlimm, wie ich erwartet hatte. Die Dame neben mir stieß anfänglich einen gelinden Schrei aus und fuhr so hastig in die andere Ecke, daß ich glaubte, sie würde den Wagen auseinander brechen. Dann merkte ich an ihrer schluchzenden Stimme, daß sie einige Thränen fallen ließ; doch war ich mit meinem Abwärtszählen noch nicht bis zu den Fünfzigen gelangt, als die Andere mir gegenüber in ruhigerem Tone sagte: „Nun, liebe Sophie, sei nur still, der Herr ist ja einer von Robert's Bekannten, und wird uns gewiß nicht verrathen." —

„Darauf wandte sie sich an mich mit der Frage: ob ich nicht wisse, was meinen Freund abgehalten oder was in dem Briefe stehe. Zu gutem Glück fiel mir der alte Herr und die Piketpartie ein, und ich log also auf das Unverschämteste: Jener sei in der That das Hinderniß gewesen und der Brief, dessen Inhalt ich nicht kenne, würde ein Mehres besagen.

„Fräulein Sophie beruhigte sich auch darauf, und bat mein Gegenüber, aus der Seitentasche des Wagens das kleine Feuerzeug zu nehmen, um den Brief lesen zu können. Bei dieser Aufforderung vermuthete ich, daß den Damen neben Lesung des Billets ebenfalls darum zu thun wäre, den ihnen bis jetzt unbekannten Spiegel meiner Seele zu sehen. Da ich nun, Gott sei Dank! keine Ursache habe, mich meines Gesichts zu schämen, so schlug ich meinen Mantelkragen zurück, zog aber den untern Theil dieses Gewandes fest um

mich zusammen, denn ich wußte nicht, ob es gerathen sei, den Damen mein Bombardierkollet zu zeigen.

„Jetzt zündete das Schwefelhölzchen, und mein Blick belehrte mich, daß die Augen meiner beiden Unbekannten beim ersten Schimmer neugierig auf mir ruhten. Doch, Gott im Himmel! welchen Streich hatte mir meine Einbildungskraft gespielt! Du wirst doch auch gedacht haben, wie ich dir von dem süßen Athem und dem Händedrücken erzählte, meine Nachbarin sei ein junges, hübsches Mädchen gewesen. Denke dir nun also meinen Schrecken, als ich in das Gesicht einer alten Jungfer von ungefähr Sechsunddreißig sehe.

„Meine Lage wäre jetzt in Wahrheit wohl recht schrecklich geworden, wenn mich nicht ein Blick auf mein Gegenüber überzeugt hätte, daß dieses im Stande sei, dem verwickelten Abenteuer etwas Interessantes beizumischen. Denn dieses war nämlich ein junges, hübsches Mädchen, hatte reiches, blondes Haar, blaue Augen und ein allerliebstes Stumpfnäschen, das dem Gesichte etwas Munteres, ja sogar etwas Keckes gab. Natürlich waren Beide auf das Eleganteste gekleidet. Nachdem wir uns so gegenseitig betrachtet, übergab ich meinen Brief, nach einem vergeblichen Versuch, die Adresse zu lesen. Er wurde geöffnet, und während mein Gegenüber das Licht hielt, las die Andere ungefähr Folgendes:

„Süße Sophie! Perle deines Geschlechts! Und wenn ich dich zehntausendmal um Verzeihung anflehte, daß ich mein Versprechen nicht hielt und selbst gekommen bin, so kannst du mir doch auf Ehre nicht leicht verzeihen. Papa hat einmal wieder seine böse Laune und läßt mich nicht fort. Gott, ich sitze hier und muß Piket spielen, während du — o, auf Ehre! der Gedanke macht mich ganz rasend! Holde Sophie! du kennst meine unermeßliche Liebe zu dir, und kannst dir meinen Schmerz denken, dich in diesem Augenblick nicht sehen zu können. Wirst du es mir übel nehmen, wenn ich nachstehende Bitte gegen dich ausspreche? Wenn ich dich bitte, auf den alten

Schloßplatz zu fahren und dort in die große Bude der Wachsfiguren zu treten, wo gegen halb zehn Uhr dein Robert dich erwarten wird.

„Postscriptum. Ich bin nämlich überzeugt, daß um die angegebene Stunde sonst Niemand dort sein wird. Der Ueberbringer dieses Briefes wird euch hingeleiten.

Dein Robert."

Viertes Kapitel.

Welches als Fortsetzung des vorigen zur Verwicklung der Geschichte wesentlich beiträgt, ohne die Neugierde des Lesers zu befriedigen, ein Kapitel wie unzählige andere, — enthält auch etwas Wachtdienst.

„So lautete der Brief, und ich versichere dich, daß ich mir den Zipfel meines Kragens in den Mund stopfen mußte, um nicht während des Lesens laut aufzulachen. Die kleine, blonde Pauline hielt das Wachskerzchen an ihren Mund, um es auszublasen, und als sie mein verstecktes Lächeln bemerkte, glitt auch über ihre Züge ein sonderbarer lustiger Ausdruck. Dann blies sie das Licht aus und wir saßen wieder im Dunkeln. Ich also war der Ueberbringer des Briefes und nun vom Schicksal und meinem Vorwitz gezwungen, die Damen auf dem Schloßplatz nach der Wachsfigurenbude zu begleiten. Mein Gegenüber klopfte dem Kutscher und gab ihm Befehl, dorthin zu fahren. Als sie bei dem Manöver sich aus dem Wagenfenster bog und mich berührte, — o Tipfel! wie wurde mir da zu Muthe! Die Dame neben mir, der jene harte, hölzerne Hand und wahrscheinlich auch als Fortsetzung von derselben ein eben solcher Arm und Körper gehörte, denn ihr Gesicht sah mager genug aus, sagte mir jetzt: „Also Sie kennen Robert? Ich habe Sie nie in seiner Gesellschaft gesehen."

„Als ich ihr darauf erwiderte: Robert sei einer meiner genauesten Freunde, log ich wahrhaftig nicht, denn ich meinte mich selbst. Doch hätte mich diese Versicherung fast auf's Neue in Verlegenheit gebracht, denn die Dame war auf dem besten Wege, mich über den

unbekannten Robert ein Langes und Breites auszufragen, als zu meinem guten Glück der Wagen das Pflaster erreichte, und das laute Raſſeln auf demſelben unſere Converſation unterbrach.

Aber ich war an dem Abende wirklich zu lauter Qualen verdammt. Kaum dieſem Verhör entgangen, zu welchem Zweck ich mich nebenbei auch noch zum Schlage hinauslehnte, um zu ſehen, ob wir nicht bald auf dem alten Schloßplatz waren, fiel mir plötzlich ein: Gerechter Himmel! du wirſt mit den Damen an der Bude ausſteigen, du wirſt Billete für ſie kaufen müſſen, und haſt höchſtens einige wenige Groſchen in deiner Taſche. Sieh, das war für mich der ärgſte Schlag, der mich hätte treffen können. Wenn der liebenswürdige Robert, den aber vorher beſſer der Teufel geholt hätte, in der Bude erſchien, ſo wurde ich natürlich entlarvt, aber die Sache behielt immer etwas Poetiſches, und ich war dann überzeugt, daß mich die Augen der kleinen Blondine mit noch größerem Intereſſe würden angeſehen haben. Aber ſo auf das Allerprofaiſchſte abzutreten und am Eingang der Bude ſagen zu müſſen: Meine Damen, ich bin ein Lump ohne Geld, der Gedanke war ſchrecklich für mich.

„Doch es kam beſſer, als ich gedacht hatte. Wie ein Verbrecher, der zum Richtplatz geführt wird, ſpähte ich nach der Wachsfigurenbude, ob ſie nicht vielleicht ſchon geſchloſſen ſei. Jetzt fuhr der Wagen auf den alten Schloßplatz, jetzt waren wir bei der Bude. Denk' dir meine Freude, Tipſel, ſie war verſchloſſen und finſter. Die Perle des weiblichen Geſchlechts neben mir wurde dies verſchloſſene Bretterhaus mit weniger Freude gewahr als ich. Sie ſtieß einen leichten Seufzer aus, und als der Kutſcher, dem Befehle gemäß, den man ihm gegeben, ſtille hielt, fragte ſie die kleine Pauline: was nun zu machen ſei? Doch dieſe hatte noch nicht antworten können, als aus dem Schatten der Bäume, die um die Bude ſtanden, eine Geſtalt an den Wagenſchlag trat, glücklicher Weiſe nicht an meine Seite, die dann auch die holde Sophie alsbald für ihren Geliebten zu erkennen ſchien. Sie erhob ſich mit einem leiſen

Schrei und machte eine Bewegung, als wollte ſie durch das geöffnete Wagenfenſter flattern. Doch wäre dies bei der Maſſe von Mänteln und Shawls, die ſie um ſich gehangen hatte, mit einiger Schwierigkeit verknüpft geweſen, weßhalb ſie ſich damit begnügte, ihre beiden Arme unter dem Ausruf: „O mein ſüßer Robert!“ hinauszuſtrecken.

„Die Stimme, mit der dieſer Treffliche ihr zur Antwort gab: „Ja, ich bin's, meine holde Angebetete!“ paßte genau zu dem abgeſchmackten Briefſtyl von vorhin. Ich verhielt mich in dieſem Moment natürlich ſo ruhig als möglich, denn ehe ich das Weite ſuchte, wollte ich gern noch einen Verſuch machen, mich bei der kleinen Blondine zu entſchuldigen, und dieſe Hoffnung gründete ich auf die Vorausſetzung, das zärtliche Paar würde noch einige Worte allein zu ſprechen haben und deßhalb genöthigt ſein, den Wagen zu verlaſſen, denn ſie konnten doch unmöglich der armen Pauline zumuthen, in die finſtere Nacht hinauszuſpazieren. Ich hatte mich auch nicht getäuſcht. Der Edle öffnete den Wagen und fragte: ob ſonſt noch Jemand da ſei, worauf ihm Fräulein Sophie beim Ausſteigen die Antwort gab: „Ja, Pauline und der“ — — Die Nennung meiner werthen Perſon, als Ueberbringer des Briefes, verſchwamm in einem langen Kuß und das Pärchen ſpazierte davon.

„Kaum war ich ſicher, daß ſie nicht mehr in der Nähe des Wagens waren, ſo faßte ich das kleine Händchen Paulinen's und ſagte ihr ſo ſanft und ſchmeichelnd wie möglich:

„Mein Fräulein, zürnen Sie mir nicht, ich habe Sie, ohne es zu wollen, betrogen.

„Bei dem letzten Worte zuckte ſie mit der Hand, als wollte ſie ſie fortziehen, und unterdrückte einen gelinden Ausruf, wobei ſie eine Bewegung machte, als wollte ſie aus dem Wagen ſpringen. Ich ließ aber das kleine warme Händchen nicht los und erzählte ihr haarklein, wie ich dazu gekommen ſei, die Rolle des Briefträgers zu übernehmen. Das Mädchen ſchien durch meine Berichte ganz

verwirrt zu werden, und wenn sie früher dem Unbekannten, weil er mit jenem Briefe kam, ruhig gegenübersaß, so schien sie jetzt doch die trauliche Nähe mit dem fremden Menschen etwas zu incommodiren.

„Aber, mein Gott," sagte sie, „das ist doch sonderbar und unangenehm; was wird Sophie sagen?" worauf ich ihr die Versicherung gab, daß ich nicht große Lust hätte, das Letztere abzuwarten, und daß mir überhaupt nicht viel daran gelegen sei, was jene würdige Dame sagen würde. — „Doch Ihnen, mein Fräulein," fuhr ich fort, indem ich den Wagenschlag leise öffnete, „möchte ich nicht gern eine unangenehme Erinnerung an mich hinterlassen. So schmerzlich es mir ist, Sie durch meinen Vorwitz betrübt zu haben, so preise ich doch mein Glück, das mich Ihnen gegenüber so angenehme Minuten erleben ließ." — Bei diesen letzten Worten stand ich schon auf der Erde, hielt aber noch immer ihr Händchen fest. Dann drückte ich es feurig an meine Lippen und entfernte mich mit den Worten Lionel's in der Jungfrau von Orleans: „Diesen Kuß zum Pfande, daß ich dich wieder seh'!"

„Es war sehr gut, daß ich im gleichen Augenblick auch schon im Schatten der Bäume war, denn das zärtliche Paar näherte sich dem Wagen, und ich glaubte aus manchen Aeußerungen des Erstaunens von Seiten des jungen Herrn wahrnehmen zu können, daß sich das geheimnißvolle Dunkel meiner Person aufgehellt hatte. „Oh, oh! ich bitte dich, mein Leben," sagte der Zärtliche; „nein, das ist zu arg, so ein — — Mensch." — Darauf rief er ein paar Mal laut: „Georg! Georg!" so heißt wahrscheinlich einer seiner Freunde, und er dachte vielleicht, ich würde meine Rolle noch beibehalten und, dem Rufe gehorsam, auf ihn zustürzen. — Aber weit gefehlt, ich hütete mich, hatte mich schon dicht an einen Baumstamm gedrückt, und blos meinen rechten Arm unter dem Mantel etwas gelüftet, um im Nothfalle mit einer kräftigen Ohrfeige dienen zu können. Aber der Treffliche stellte keine Nachforschungen nach mir an, er schob die Perle in den Wagen und wünschte ihr unter den

zarteſten Ausdrücken eine ſanfte, gute Nacht, wobei er die Hoffnung ausſprach, ſie morgen wieder zu ſehen. Dann ſchloß er den Schlag und entfernte ſich eilig.

„Der Wagen ſetzte ſich jetzt in Bewegung und du kannſt dir leicht denken, daß ich mich in gleicher Richtung mit ihm unter den Bäumen fortbewegte, denn ich wollte doch wenigſtens wiſſen, wo die kleine Blondine wohne. In wenig Augenblicken hatten wir den alten Schloßplatz hinter uns, die Pferde zogen raſcher an und ich ſah nun wohl, daß ich mit der Kutſche keinen gleichen Schritt halten konnte. Da tauchten plötzlich alte Erinnerungen aus meiner Kindheit in mir auf, wie ich ſo oft ohne Abſicht und Urſache hinten auf den Wagen geklettert und mit fortgefahren ſei. Es iſt gut, wenn man in ſeiner Jugend etwas lernt, oder" — fügte der Erzähler mit einem Seitenblick auf ſeinen Collegen hinzu — „wenn man nicht ſo dick iſt, wie gewiſſe Leute. Denn du, lieber Tipſel, hätteſt auf dem Trittbrett der Kutſche, wo ich mich im nächſten Augenblick befand, keinen Platz gehabt. So rollten wir denn dahin, ich noch vor einer halben Stunde joli coeur, jetzt hinten auf als Bedientenſeele. Die Pferde liefen gut, jetzt bogen wir in eine Hauptſtraße ein, die Gaslampe ſchien ſo hell, daß ich meinen Mantelkragen und die glänzenden Knöpfe, ſo gut es ſich thun ließ, verdecken mußte. Obendrein machten ſich hie und da ein paar Gaſſenbuben einen ſchlechten Witz und riefen dem Kutſcher zu: Hinten auf! hinten auf! worauf dieſer auch einige Male mit der Peitſche herumfuhr, aber glücklicher Weiſe ohne mich zu treffen.

„Bald kamen wir wieder in dunklere Straßen, jetzt auf den freien Platz bei der Peterskirche und dort vor einem anſehnlichen Hauſe — über der Thüre ſtand Nummer zehn — an welchem ich auf meinen Entdeckungsreiſen durch die Stadt oft vorbeigeſtrichen bin, hielt der Wagen. Ich ſprang herab, und nachdem ich geſehen, daß die beiden Damen in's Haus gingen, und daß der Kutſcher mit ſeinen Pferden in den Thorweg einfuhr, entfernte ich mich, an

nichts als an die kleine Blondine denkend, deren Bild von jenem Abend an unvertilgbar in meinem Herzen steht."

Hier schwieg der Erzähler und faßte den großen steinernen Wasserkrug, um mit einem frischen Trunk seine trocken gewordene Zunge wieder anzufeuchten. Tipsel hatte den letzten Theil der Erzählung nicht mit dem Wohlgefallen und dem sichtlichen Behagen angehört, wie den Anfang derselben. Auch gestand er seinem leichtsinnigen Collegen, daß er sich einen ganz andern Ausgang erwartet habe, entweder eine solide Prügelei mit jenem dummen Kerl, oder ein ebenfalls solides Nachtessen mit den beiden jungen Damen. Die drei Kanoniere in der Wachtstube, die, obgleich sie der Erzählung ebenfalls zugehorcht, doch wenig davon verstanden hatten, kauerten vor dem Ofen und Schulten ertheilte ihnen Anweisung, wie sie die Rinde ihres Commißbrodes durch Rösten genießbarer machen konnten. Darauf verzehrten sie das gemeinschaftlich zubereitete Abendbrod, und nun erhob sich Schulten, schob das Lederzeug auf der Brust etwas auseinander, öffnete dann die untern vier Knöpfe seiner Uniform, und begann mit derselben Anstrengung, als zöge er aus einem tiefen Brunnen den Eimer herauf, einen langen Strick aus seinen Beinkleidern hervorzuzerren, an dem ein lederner Beutel von ziemlicher Größe hing.

Nachdem er dies Futteral geöffnet, zog er eine silberne Uhr heraus, die, ihrem Umfange nach zu urtheilen, wenigstens vier Gehäuse haben mußte. Er löste auch wirklich drei Kasten von Horn, Kupfer und Silber von seiner Zwiebel, wie er die Uhr nannte, ab, eh' er einen prüfenden Blick darauf werfen konnte; dann trat er vor seinen Wachtcommandanten hin und sagte: „Bombardeir, sechs Ohr! wer möten aplösen!"

Nachdem sich auf diese Aufforderung Bombardier Tipsel durch einen Blick auf seine eigene Uhr überzeugt, daß er noch anderthalb Minuten bis sechs Uhr Zeit habe, benutzte er diese Frist, um seine Glieder durch starkes Recken und Dehnen zum Momente des Auf-

ſtehens vorzubereiten. Er drehte aus lauter Faulheit ſeinen Körper auf eine gar merkwürdige Art, wobei er mit dem Kopfe nicht ſelten den Boden der Wachtſtube berührte. Doch zeigte der zufriedene Ausdruck in ſeinem Geſichte deutlich an, daß er mit dieſer Leibesübung ganz zufrieden ſei.

Jetzt war es vollkommen ſechs Uhr geworden und Tipfel befahl die Ablöſung. Schulten, den die Reihe traf, von ſechs bis acht Uhr vor dem Fort auf Poſten zu ſtehen, zog aus ſeiner Uniformtaſche eine ziemliche Flaſche voll Branntwein heraus und that acht gewaltige Züge daraus, gerade acht, um, wie er ſagte: „vor jedwede Viertelſtunde en te han.“ Dann band er ſich ein buntes Kattuntuch um Mund und Naſe, was, wenn auch nicht erlaubt, doch von dem Bombardier Tipfel geduldet wurde.

Auch eine andere Unregelmäßigkeit ließ ſich ſowohl der Ablöſende, als der Abgelöste zu Schulden kommen, denn als es draußen von allen Kirchen ſechs Uhr geſchlagen hatte, verließ der draußen ſeinen Poſten und kam in die Wachtſtube, um ſich drinnen beim warmen Ofen ablöſen zu laſſen. Hier unter den Augen ihres würdigen Chefs übergaben ſich die wachſamen und trefflichen Kriegsmänner den Poſten mit der wichtigen Meldung, daß nichts vorgefallen ſei, und daß die Feſtung und das Schilderhaus noch auf dem alten Fleck ſtehen.

Schulten wickelte ſich hierauf in den uralten Wachtmantel, eigentlich waren es zwei, die auf einander genäht waren, da die rollende Zeit in den urſprünglichen ſo viel Löcher geriſſen, daß er nur durch einen neuen Ueberzug wieder geflickt werden konnte. Jetzt zog Schulten ſein Heldenſchwert heraus, tauchte einen Zipfel des Mantels, dem man anſah, daß er ſchon oft zu dieſem Zwecke gedient hatte, in die Oellampe und ſchmierte ſeine Klinge mit dieſer ſchmutzigen Fettigkeit, damit ihr die Näſſe draußen nicht ſchade. So gerüſtet zog Schulten hinaus und trat ſeinen Poſten an. — Vaterland, du kannſt ruhig ſchlafen, deine Heldenſöhne wachen!

Fünftes Kapitel.

Souper in der Wachtſtube; kleine Charakterzüge des kommandirenden Bombardiers Tipfel; rührender Freundſchaftsbeweis.

Nachdem der Bombardier Tipfel auf die ſo eben angedeutete Art für die Bewachung des ihm anvertrauten Forts Sorge getragen, erhob er ſich ganz von ſeiner Bank und lud ſeinen Bekannten zum Abendeſſen ein, was dieſer nicht abſchlug. Zu dieſem Zwecke ließ der Bombardier einen Korb aus der Ecke hergeben und begann die Geräthſchaften und Materialien auszupacken. Zuerſt kam eine roſtige Kaffeemaſchine, d. h. es war nur ein blecherner Topf, um welchen eine kleine Rinne angebracht war, die mit Spiritus gefüllt wurde. In Ermanglung deſſelben ſchüttete der Bombardier aus einer runden, platten Flaſche Kornbranntwein hinein. Darauf packte er einige Eier aus, ein Papier, worein Butter gewickelt war, ein anderes mit Wurſt, ein paar ziemlich ſchmutzige Meſſer und eine Gabel mit verbogenen Zinken; ferner noch Brod, in einer kleinen Düte gemahlenen Kaffee und Zucker. Als alle dieſe Gegenſtände aufgeſtellt waren, begann er das Nachtmahl zuzubereiten. Das Waſſer in dem blechernen Topfe wurde zum Sieden gebracht, und nachdem die Eier darin gekocht waren, nahm er ſie heraus und ſchüttete in daſſelbe Waſſer den Kaffee, den er mit der Gabel tüchtig umrührte.

Tipfel befand ſich bei dieſer Arbeit recht glücklich. Da überhaupt ſeine liebſten Beſchäftigungen die waren, wo er ſich nicht vom Platz zu bewegen brauchte, ſo hatte ihm von jeher, neben dem Eſſen ſelbſt, die Zubereitung deſſelben am meiſten Freude gemacht. Er erzählte ſeinen Kameraden oft, daß eine jüngere Schweſter von ihm einſt einen kleinen Kochherd gehabt, mit dem er ſich ſtunden-

ja, tagelang vergnügt habe, und es sei im ganzen Hause Niemand gewesen, der einen Pfannenkuchen so ausgezeichnet habe zubereiten können, wie er auf dem kleinen Kochherde. Solche Erinnerungen konnten ihn ganz begeistern, und er sprach dann, wider seine Gewohnheit, eifrig und viel, besonders wenn er, wie heute Abend, mit der Zubereitung seines Nachtmahls beschäftigt war.

„Ja, ja, Männeken," sagte er zu Robert, der in der Wachtstube ruhig auf- und abging, „ich versichere dich, das macht mir eine ungeheure Freude, wenn ich meine kleinen Sächelchen selbst kochen kann, ja, ja. Weißt du, die Commißweiber sind so entsetzlich schmutzig und dat gefällt mir nich."

Bei diesen letzten Worten wischte der Bombardier das Messer, mit dem er die Butter geschnitten, an einem Zipfel seiner Uniform ab, um mit diesem Instrument die Gabel aus dem Kaffee herauszufischen, die ihm unglücklicher Weise hineingefallen war. Während er nun auf eine so luxuriöse Art sein Souper zubereitete, hatten seine Untergebenen gleichfalls Anstalten getroffen, für das ihrige zu sorgen. Einer der Kanoniere hatte sich nämlich hinausgeschlichen und kam jetzt wieder in die Wachtstube, wobei er den Tschako, der ganz mit Kartoffeln angefüllt war, unter dem Arm trug. Er zeigte sie lächelnd den beiden andern Kanonieren, und aus seinen Aeußerungen, mit denen er das that, ließ sich deutlich abnehmen, daß er gerade kein Geld dafür ausgegeben, sondern sie vielmehr von einem der Aecker, die um das Fort herumliegen, eigenmächtig mitgenommen.

Diese Kartoffeln wurden nun der Reihe nach an dem Wachtmantel des Bombardiers, der in einer Ecke hing, sorgfältig von ihrem Schmutze befreit, und darauf in die heiße Asche unter dem Ofen gelegt, worauf die Kanoniere abwechselnd davor hinknieeten und mit mehr Sorgfalt darauf Acht gaben, als sie früher auf die Bewachung des Forts verwendet hatten.

Tipfel ersuchte seinen Bekannten, jetzt Platz zu nehmen und

Beide thaten dem Kaffee, den Eiern, sowie dem Butterbrod alle erdenkliche Ehre an. Als der Hunger Tipfels einigermaßen gestillt war, hatte er die Gefälligkeit, über die erzählten Abenteuer seines Freundes noch einmal zu lächeln und versicherte, daß er sie höchst angenehm finde.

„Aber, Männeken," sagte er, „du hast mir vorhin von einem Dienst gesprochen, den ich dir leisten soll, und ich bin so sehr dein Freund, daß ich dich sogar auffordere, mir diesen Dienst zu nennen, denn wenn es in meinen Kräften steht, will ich dir gern helfen."

Der junge Mann, dem man während des Essens nicht angemerkt hatte, daß ein tiefer Kummer seine Seele beenge, legte jetzt das Messer mit einem gelinden Seufzer hin, wischte sich den Mund mit dem roth und weiß karrirten Taschentuch des Bombardiers Tipfel ab, welches derselbe als Tischtuch vor sich ausgebreitet hatte, und entgegnete:

„Ja, lieber Freund, ich habe das wahrhaftig nicht vergessen. Siehst du, seit vorgestern, wo mir das merkwürdige Abenteuer passirte, bin ich um das Haus des hübschen blonden Mädchens herumgeschlichen, ohne sie zu sehen. Ich hatte einen Brief bei mir, den ich ihr geschrieben, ich versichere dich, Tipfel, einen Musterbrief. Aber es war mir nicht möglich, auch nur eine Seele aus dem Hause zu sehen, der ich mein Vertrauen hätte schenken mögen. Der Kutscher, der uns den Abend gefahren, ging wohl einige Mal aus und ein, aber der Kerl hat ein so infam patziges Gesicht, daß ich es nicht wagte, ihn anzureden. Auch sah er mich so von der Seite an, als wenn er sich meiner erinnerte, und deshalb mußte ich jedesmal unverrichteter Dinge abziehen. Meinem Burschen, du kennst das Hornvieh, konnte ich den Brief unmöglich anvertrauen, und da komme ich denn rathlos zu dir."

„Hm, Männeken," sagte Tipfel, „aber du hättest ja in's Haus

gehen können. Weißt du, wie wir schon oft gethan, und dich nach einem sichern Herrn Müller erkundigen."

„Ganz recht," versetzte Robert, „aber wenn mich die Aeltere gesehen hätte; denn ich fürchte doch, die traut mir nicht recht, und hätte einen Brief an die kleine Blondine gewiß unterschlagen."

„Ja, was ist da zu machen?" sagte Tipfel.

„Ach, lieber Freund," entgegnete Robert, „sie nicht wieder zu sehen, wäre schrecklich."

„Sie," lächelte Tipfel, „wer ist denn die Sie? etwa die Tochter des Generals von P.?"

„Ach," sprach der junge Mann, „wie kannst du jetzt nur schlechte Witze machen? Wer kann sie denn anders sein, als das liebe blonde Mädchen, die kleine Pauline?"

„Nun, Männeken," spöttelte der Bombardier, „es war mir nur wegen der Konsequenz."

„Ja so," fuhr der Andere fort, „na laß nur gut sein und höre mich. Meinen Brief muß sie erhalten und heute noch, aber in dem Wie? besteht der Dienst, den du mir leisten sollst. Du bist mein Freund, Tipfel, und wirst mir den Gefallen schon erzeigen. Es ist jetzt noch nicht einmal sieben Uhr, hieher auf das Fort kommt weder Patrouille noch Runde, also kannst du es schon wagen, deine Wache zu verlassen. Ich bleibe für den Nothfall da, und werde deine wichtigen Geschäfte hier schon versehen können."

Bei dieser Aufforderung legte der Bombardier Messer und Gabel hin und sah seinen Freund mit seltsam erstaunten Blicken an. Diese Zumuthung hatte der gute Tipfel nicht erwartet. Seine Wache zu verlassen und in die Stadt zu gehen erschien ihm so sehr dienstwidrig, daß er erst langsam, dann immer heftiger mit dem Kopf schüttelte, und endlich, so bestimmt es ihm möglich war, sagte: „das geht gewiß nicht an."

Neben dem Gedanken, so ganz gegen seine Instruktion als Wachtcommandant zu fehlen, lag der Hauptgrund dieser entschie-

denen Weigerung in dem unangenehmen Wetter draußen, denn der Wind pfiff und heulte noch immer um das Fort herum. Und dann der weite, lange Weg zur Stadt, das war ja das Einzige, was dem guten, dicken Bombardier das Wachehalten überhaupt so unangenehm machte; denn wenn er einmal auf seiner Wachtstube festsaß, wenn er sich an dem Feuer durchwärmt und seinen Korb untersucht hatte, daß ihm nichts zum Kaffee Nachmittags, Abends zum Nachtessen, sowie Morgens zum Frühstück fehlte, wenn er die Pfeife und den Tabak nicht vergessen und ein Buch bei der Hand hatte, etwa wie Kohlrausch's Geschichtstabellen, womit er sein Gedächtniß kitzelte, oder im Nothfall auch nur einen Roman von Spieß oder Cramer, um die Zeit todtzuschlagen, so war es ihm sehr gleichgültig, ob seine Wache vierundzwanzig Stunden, achtundvierzig oder gar noch länger gedauert hätte. Ja, es war schon einige Mal vorgekommen, daß ein Kamerad, der ihn ablösen mußte, einen gut versehenen Korb mit auf die Wache nahm, und mit Hülfe desselben den Bombardier überredete, statt seiner noch einmal vierundzwanzig Stunden dazubleiben, was er denn auch gern gethan.

Der Kapitän, der von dieser seltenen Leidenschaft Tipfel's für das Wachehalten in Kenntniß gesetzt wurde, hatte einmal die Erlaubniß gegeben, ihn so lange auf der Wache zu lassen, als er freiwillig durch Uebereinkunft mit seinen Kameraden dablieb, und der dicke Bombardier hatte ohne Widerstreben fünf Tage lang den Dienst versehen, und versicherte am sechsten, er befinde sich recht wohl dabei; wahrscheinlich hätte er es auch noch Monate lang ausgehalten, wenn nicht an demselben Tage eine Instruktion von der Commandantur gekommen wäre, welche den Wachthabenden auf dem Fort auf das Strengste befahl, viermal in der Nacht sämmtliche Werke zu untersuchen. Diese Zumuthung fand denn der Bombardier Tipfel etwas zu hart, und verließ deßhalb am sechsten Tage traurig den Ort, wo er so glücklich gewesen.

Nach Erzählung dieser Thatsache kann sich Jeder leicht denken,

mit welchem Erstaunen Tipfel die Forderung seines Freundes erfuhr, und wie standhaft er sie anfänglich zurückwies.

Doch Robert ließ sich nicht so leicht abschrecken, und wandte alle Künste der Verführung an, um seinen Freund zu überreden. Lange war Alles umsonst, doch als ihm endlich der junge Mann sagte, er solle eine von den Wachtmannschaften mitnehmen, dem er einige gültige Zettel, lautend auf Rüdesheimer und westphälischen Schinken, zwei Sachen, die Tipfel gern zu frühstücken pflegte, einhändigen wollte, ließ er sich erweichen und versprach die Commission zu übernehmen. Darauf legte er sein Lederzeug ab, welches sich der Andere mit Hülfe der Kanoniere umhing, wickelte sich in seinen Wachtmantel, ermahnte jeden der Kanoniere in einer besondern Rede, sie möchten doch um's Himmels willen keinen Unfug treiben, und erklärte sich darauf unter einigem Geseufze zum Fortgehen bereit. Robert hatte sich unterdessen an den Tisch gesetzt und schrieb auf ein Blatt Papier:

„Da ich Ihre Rechnung vom 1. v. M. unglücklicher Weise verlegt habe, so muß ich um eine neue bitten, ehe ich die kleine Summe bezahlen kann. Zugleich bitte ich, dem Ueberbringer zwei Flaschen Rüdesheimer und drei Pfund westphälischen Schinken mitzugeben. Er wird Ihnen den Betrag dafür einhändigen.

Bombardier N."

„Notabene. Da es mir schon einige Male passirte, daß die Kanoniere von dem Geld, das man ihnen mitgab, verloren, so bitte ich, mir morgen früh die Rechnung zu schicken, wo ich alsdann nicht ermangeln werde."

Er händigte diesen Zettel, sowie ein zierlich zusammengefaltetes Billet dem Bombardier Tipfel ein, welcher das letztere, um es nicht zu beschmutzen, in einen alten Patrouillenzettel wickelte und in die Tasche steckte. Dann nahm er einen der Kanoniere mit und trat seinen schweren Gang an.

Sechstes Kapitel.

Aus welchem junge Militärs erſehen, wie ſie es nicht machen ſollen, indem darin Wachtdienſt-Vergehen von der größten Art vorkommen. — Myſterien einer Dachkammer und Anleitung zum Copiren ſchwieriger Aktenſtücke.

Draußen flogen die Schneeflocken und heulte der Wind: man konnte keine drei Schritte vor ſich ſehen. Aus der Stadt blickte hie und da der Schimmer eines Lichts durch Schnee und Nebel, wie ein blutrother Punkt hervor, es war ein ſehr ſchlechtes Wetter; ſogar das Geſumme und Gemurmel auf den Straßen, das man ſonſt durch die Stille der Nacht auf weite Entfernung hört, wurde durch die fallenden Flocken und den liegenden Schnee zu einem kaum vernehmbaren Geräuſch gedämpft. Tipſel ſagte an der Barrière des Forts ſeinem Freunde noch einmal, er ſolle nur bedenken, wie er ſich jetzt für ihn aufopfere und welchen ungeheuren Dienſt er ihm aus purer Freundſchaft leiſte. Dann zog er ſeinen Mantel feſter um ſich und ging der Stadt zu. Schulten, der für dieſen beſondern Fall als der umſichtigſte und brauchbarſte Mann der Wache wieder von ſeinem Poſten abgelöst worden war, begleitete ſeinen Chef.

So zogen ſie feierlich und langſam dahin, hatten bald das Fort mit ſeinen Außenwerken und dem Glacis hinter ſich und ſchlugen einen kleinen Feldweg ein, der ſie in wenig Augenblicken auf die Chauſſée führte, wo ſie bald das erſte Thor der Stadt erreichten. Vor demſelben ſtand der Bombardier einen Augenblick ſtill und rief den Kanonier beim Namen.

„Höre, Schulten," ſprach er, „wenn du nicht ein langgedienter Kerl wäreſt, würde ich dir nicht anvertrauen, daß mir das Verlaſſen meiner Wache doch etwas ſehr gewagt vorkommt, und mir eine Ahnung vorſchwebt, als führe die Sache zu keinem guten Ende."

Schulten, der dagegen ſchon im Geiſte einen kleinen warmen

Kramladen vor sich sah, wo er den Rüdesheimer und Schinken abholen sollte, und der dabei in dem Gedanken schwelgte, daß für ihn unentgeldlich ein solider Bitterer abfallen würde, entgegnete: „Bombardeir, heft nix ze sein. Sed doch schon de mehrmolen von Wachen ablopen.“

Nach dem Austausch dieser Gefühle traten Beide in die Stadt. Das düstere Feld draußen mit dem Schneegestöber und die ganze traurige und schmutzige Winterlandschaft hatte wohl den Bombardier so bedenklich gestimmt, denn als er jetzt die Straßen zwischen den erleuchteten Häusern dahinwandelte, als er die Menschen sah, die lustig beieinander vorbeistrichen und aus den zahlreichen Bierhäusern und Weinkneipen munterer Lärm an sein Ohr schlug, begann er aufzuthauen und machte sich allerhand Gedanken, wie er wohl am Besten und Zweckmäßigsten jenen Brief an seine Adresse bringen könne. Dabei fiel ihm plötzlich ein, daß sein Erscheinen in der groben Dienstuniform wohl nicht dazu geeignet wäre, ihn für einen Liebesboten zu halten, weßhalb er den Entschluß faßte, sich sogleich zu einem Bekannten zu begeben, um sich von diesem einen bürgerlichen Anzug zu leihen, wie er es schon oft gethan.

Bei der nächsten Straßenecke, unter einer großen Laterne, zog Tipfel seine beiden Schreiben heraus, wovon er jedes besonders eingewickelt hatte, und übergab dem Kanonier das eine, auf Rüdesheimer und Schinken lautend, und steckte das andere wieder in die Tasch.

Der Freund Tipfel's, welchen er nun zu obigem Zwecke aufsuchte, war Schreiber bei einem Advokaten, und wohnte in einem abgelegenen, engen Gäßchen, im fünften Stock eines kleinen Hauses. Der Bombardier überzeugte sich erst von der Straße aus, daß sein Bekannter wirklich zu Hause sei, denn ein schwacher Schein erhellte die kleinen Fenster, ehe er die schwierige Arbeit unternahm, fünf schlechte Treppen hinaufzuklettern. Mit einiger Anstrengung gelangte e hinauf bis unter das Dach und klopfte an die Thüre.

Neben der Aussicht, sich seinem Freunde zu Liebe hier umkleiden zu können, hatte auch Tipsel daran gedacht, daß sein anderer Freund, der Schreiber, beständig einen guten Tabak vorräthig habe, und er hatte sich schon beim Hinaufklettern der fünf Treppen dem süßen Gedanken überlassen, sich dort oben einige Augenblicke auf's Bett legen zu können und bei einer guten Pfeife Tabak von den gehabten und noch zu erwartenden Mühseligkeiten eine halbe Stunde ausruhen zu können. Um so unangenehmer war es daher dem Bombardier, als, nachdem er auf drei verschiedene Arten an die Thüre geklopft hatte, nämlich zuerst leise mit dem Zeigefinger, dann mit einer Faust und endlich mit beiden Fäusten zugleich — von innen keine Antwort erfolgte.

Da sich Tipsel von früher her erinnerte, daß die Thüre verschiedene Spalten hatte, durch welche man bequem das Innere des Zimmers übersehen konnte, so fuhr er mit seinem Kopfe nach allen Richtungen bei derselben vorbei, ohne aber nur den kleinsten Lichtstrahl zu erspähen. Entweder hatte sich Tipsel getäuscht, als er unten Licht zu erspähen glaubte, oder der Schreiber hatte die Thüre von inwendig mit etwas verhängt, um neugierige Blicke von den Eindringen in sein Heiligthum abzuhalten. Letzteres schien den Bombardier am wahrscheinlichsten, und da er wußte, wie sich bei ähnlichen Gelegenheiten sein Freund schon gegen ihn benommen, so zwängte er sich mühsam bis zum Schlüsselloch herunter und rief mit gedämpfter Stimme hinein:

„He, du! ich bin's, Tipsel! Mach mir doch in's Teufels Namen auf! Ich habe dringend mit dir zu sprechen. Brauchst dich doch vor mir nicht zu geniren."

Anfänglich folgte auch hierauf in dem Zimmer keine Bewegung. Dann aber hörte man eine Stimme leise murmeln, ein Stuhl wurde gerückt, und das oben erwähnte Tuch an der Thüre eine Handbreit zurückgezogen und dann von Innen herausgefragt: „Aber was hast du denn eigentlich vor, daß du mich im Arbeiten

ſtörſt? Laß mich in Ruhe. Ich habe von einem äußerſt verwickelten Aktenſtück eine Copie zu nehmen. Wenn du alſo nicht ſehr preſſirt biſt, laß mich in Frieden."

„Ja, aber lieb' Männeken," erwiderte der Bombardier, durch die Ausſicht auf eine warme Stube und eine Pfeife Tabak, die ihm doch noch werden konnte, ſichtlich erheitert, „es preſſirt ſehr ich verſichere dich. Ich bin expreß von der Wache draußen auf dem Fort hereingelaufen, und muß dich nothwendig ſprechen. Mach' nur auf."

Der drinnen gab hierauf anfänglich keine Antwort, ſondern zog ſich von der Thüre zurück, und es war, als habe ihn ein gewaltiger Bruſtkrampf überfallen, denn er fing an laut zu huſten, darauf zu pfeifen und dazwiſchen ſchien es dem Bombardier Tipfel, als würde ein Stuhl oder irgend ein anderes Möbel bei Seite gerückt, worauf ſich denn endlich die Thüre öffnete und ihm der Eintritt geſtattet wurde.

Trotz dem die Dachkammer des Sreibers eben nicht mit Eleganz und Luxus angefüllt war, wozu auch dies Lokal nicht paßte, denn die Wand der einen Seite neigte ſich ſo ſchief unter das Dach hinab, daß, wenn ſelbſt die Beleuchtung aus mehr als einer Talgkerze beſtanden hätte, ſie doch nicht im Stande geweſen wäre, den hinterſten Raum zu erhellen, war doch etwas in dem Gemach, was der Bombardier Tipfel mit vielem Wohlbehagen betrachtete, nämlich auf dem Tiſch in der Mitte des Zimmers ſtanden ein paar Teller mit kaltem Fleiſch und Kartoffelſalat, ſowie auch ein großer Waſſerkrug, der aber mit Bier angefüllt war. Der Beſitzer all' dieſer Herrlichkeiten, der ſich, wie ohne Abſicht, beim Eintritte Tipfel's in eine Ecke des Zimmers zurückzog, wo er hinter einem großen Vorhang ſeine Kleiderſchätze verwahrte, ſchien auch jetzt noch nicht über das unvermuthete Erſcheinen des Bombardiers ſehr erfreut. Dieſer aber, der ein ſehr argloſes Gemüth hatte, ſah ſich auf dem Tiſch nach jenen Akten um, von welchen eine Copie zu

nehmen sein Freund gerade beschäftigt gewesen war. Und da er nichts davon bemerkte, so erkundigte er sich theilnehmend: wo sich denn sein Schreibpult befände? — eine naseweise Frage, die der Schreiber nur durch einen verlegenen Blick hinter sich nach dem Vorhang beantwortete.

Tipfel warf sich auf einen Stuhl nieder, und nachdem er den Inhalt des Wasserkruges mit vieler Tiefe untersucht, entdeckte er seinem Freunde mit so wenig Worten als möglich, was ihn hierher führe, und welchen unendlichen Gefallen er ihm erzeigen würde, wenn er ihm auf einige Stunden einen bürgerlichen Anzug leihen würde.

Wenn auch, wie gesagt, der Schreiber seinem Freunde schon einige Male solchen Liebesdienst erwiesen, so schien ihn doch heute Abend die Bitte nicht wenig in Verlegenheit zu setzen. Er machte einige Ausreden, die aber der Bombardier, den Wasserkrug beständig in der Hand haltend, mit einem leichten Lächeln und den Worten zu widerlegen suchte: „Na, Männeken, es wird schon gehen."

„Nu, ja," entgegnete der Andere mit einiger Ueberlegung, „ich will dir den Anzug geben. Packe also die Sachen in deinen Mantel und mach', daß du fortkommst."

„Ja, Männeken," entgegnete Tipfel, „du kommst mir sehr ridikül vor. Wo soll ich mich denn eigentlich anziehen? Du weißt ja doch, daß ich heute Abend nicht in die Kaserne gehen kann, denn wenn mich der Feldwebel irgendwo sähe, so säße ich morgen, weil ich von der Wache gegangen, mindestens drei Tage auf's Holz. Denke dir drei Tage ohne Bett, wo man nichts bekommt, als Wasser und Brod."

„Was?" entgegnete ihm der Schreiber, „du willst dich doch nicht hier bei mir aus- und anziehen?"

„Es wird wohl nicht anders zu machen sein, Männeken," sagte Tipfel, worauf der Andere hastig im Zimmer auf- und ablief

und in nicht geringer Verlegenheit zu sein schien. „Wenn es dich aber genirt," fuhr der Bombardier fort, „mich in meiner ganzen Schönheit zu sehen, so laß mich nur hinter den Vorhang treten. Ich will mich da allein behelfen."

Bei dieser Zumuthung sprang der Schreiber wie ein gereizter Löwe mit einem Satze vor den Vorhang, und rief so hastig und ausdrucksvoll: „Nein, nein, das geht nicht!" daß es selbst den gleichmüthigen Tipfel aufmerksam machte, und allerlei Ideen bei ihm aufstiegen. Doch da er viel zu faul war, über irgend etwas nachzudenken, es auch gerade auf dem benachbarten Kirchenthurm drei Viertel auf acht schlug, so that er einen neuen Zug aus dem Bierkrug und versicherte: es falle ihm gar nicht ein, sich hinter dem Vorhang zu amusiren, und wenn es ihm lieber wäre, wolle er sich mitten in der Stube, ja sogar im Nothfalle oben auf dem Tische aus- und anziehen.

Nachdem der Schreiber eine Zeitlang mit sich selbst gekämpft, siegte doch seine Freundschaft für den Bombardier, und er versprach ihm die Kleider unter der Bedingung, daß das Licht ausgelöscht würde, und er sich im Dunkeln aus- und anziehen müsse, was dieser denn auch nach vielen Einreden zu thun versprach.

Bei diesen Verhandlungen hätte ein sehr feines Ohr hinter dem Vorhang ein leises Kichern hören können, doch jede der beiden handelnden Parteien war so mit sich selbst beschäftigt, daß sie auf dergleichen nicht Acht gab. Der Schreiber ging nun zu seinem Kleiderschatz und warf hinter dem Vorhang her eine alte schwarze Hose, einen sonstigen schwarzen Frack, der aber sehr fadenscheinig geworden war und eine entschiedene Vorliebe für die braune Farbe zeigte, dann eine gewesene Sammetweste, löschte darauf das Licht und war dem Bombardier beim Aus- und Anziehen behülflich.

Das unentbehrlichste Kleidungsstück war nach zweimaligem Aus- und Anziehen — denn man hatte in der Dunkelheit das Vordertheil hinten genommen — glücklich placirt worden, als es

ſich fand, daß dem dicken Bombardier die Weſte ſeines Freundes zu klein ſei, worauf dieſer in Gedanken ſeine Kleidervorräthe durchging und ſich erinnerte, noch eine alte weiße Weſte zu beſitzen, die von ſeinem Vater ſelig herſtammend, auf jeden Fall weit genug wäre. Nach einigem Umhertappen wurde dies Kleidungsſtück wirklich gefunden, und der Bombardier betaſtete ſie ſorgfältig, um ſie nicht verkehrt anzuziehen. Er hatte glücklich ein Aermelloch erwiſcht und ſagte, wie er mit einem Arm hindurchfuhr: „ich verſichere dich, Männeken, dein Alter muß die Weſte in ſeiner früheſten Jugend haben machen laſſen, denn ſie hat einen ganz ſonderbaren Schnitt, auch vermiſſe ich die Knöpfe und“ —

„Nun ja, mach' nur fort,“ ſagte der Andere, „ſie iſt freilich nicht von dieſem Jahr, aber auf jeden Fall weit genug für dich.“

„Na, höre,“ entgegnete Tipſel, „was das betrifft, brauchſt du auch nicht ſo ſehr ſtolz zu ſein“ — hier machte er eine verzweifelte Anſtrengung, das andere Aermelloch zu erreichen — „zu weit iſt ſie mir gerade auch nicht.“

„Thu' mir den Gefallen, und ſei nur nicht ſo entſetzlich faul, ſie iſt dir weit genug, fahr' nur mal hinein.“

Der Bombardier that, wie ihm geheißen, ſchlüpfte durch das andere Aermelloch, und that ſich ſolche Gewalt an, das fragliche Kleidungsſtück an ſeinen Körper zu bringen, daß ſich ſeine Anſtrengungen durch ein lautes Krachen kund thaten, das einem geübten Ohr deutlich verrieth, die Weſte müſſe von unten bis oben zerriſſen ſein.

„Du biſt doch ein ſchrecklich ungeſchickter Menſch,“ brummte der Schreiber, „was iſt nun da wieder zu machen?“

„Das Beſte wäre wohl,“ entgegnete Tipſel kleinlaut: „wenn du ein bischen Licht machen wollteſt, damit wir den Schaden in der Nähe beſehen; denn,“ ſetzte er zögernd hinzu, „dein Wort in Ehren, daß die Weſte von deinem Alten iſt, und das ſind ſchon

einige Jahrzehnten her, aber der Schnitt an der Weſte, da greif' nur hin, iſt wirklich ganz ſonderbar."

„Wie wird es denn ſonderbar ſein!" verſetzte der Andere ärgerlich, indem er das Kleidungsſtück mit der Hand befühlte.

„Na, Männeken" entgegnete der dicke Bombardier, „ſo 'ne Weſte iſt mir nie vorgekommen; ja wahrhaftig, die hat ja Schnürlöcher. Du! du! du! O du Copiſt verwickelter Aktenſtücke!" Dabei lachte er wie wüthend.

„Halt dein Maul," rief der Andere mit leiſer Stimme. „Verfluchte Geſchichte mit dem Kerl! Gib das Ding her. Könnteſt auch wohl ohne Weſte gehen."

„O, Männeken," ſprach der Bombardier, „bei der Jahreszeit. Suchet ſo werdet ihr finden. Aber das Beſte wäre auf jeden Fall, wenn du ein bischen Licht machen wollteſt."

Der Schreiber war aber hierzu nicht zu bringen, ſondern trieb Tipfel an, ſeine Toilette zu beendigen, indem er ihm ſtatt des zerriſſenen Kleidungsſtückes eine wirkliche Weſte einhändigte.

Das Bild, welches Tipfel jetzt zum Beſten gab, war wirklich lächerlich, und nachdem der Schreiber von einem Schranke herunter einen alten Hut mit kaum fingerbreiter Krämpe herabgeholt, und ihn dem Bombardier eingehändigt hatte, war die Umwandlung vollendet.

Es ſchlug gerade acht Uhr, als Tipfel den letzten Zug aus dem Waſſerkruge that, ſich darauf von ſeinem Freunde beurlaubte, und mit dem Verſprechen, die geliehenen Sachen in höchſtens einer Stunde wieder zu bringen, ſeinen Weg die dunkeln fünf Treppen hinabſuchte.

Siebentes Kapitel.

Welches theils vor, theils in dem Hause Nro. 10 auf dem Petriplatze spielt. Es erscheint eine Person, die nicht genannt sein will und welche den Bombardier Tipfel zum Bedienten annimmt.

Es war recht kalt und unfreundlich auf der Straße, und nachdem Tipfel viele vergebliche Versuche gemacht hatte, den alten Frack über seinem Bauche zusammenzuknöpfen, oder wenigstens die Hände in die Hosentasche zu stecken, eilte er, so schnell es ihm seine Körperfülle erlaubte, auf dem Schnee die Straße hinab gegen den Petriplatz zu, an dessen Ecke ihn Schulten laut erhaltenen Befehls erwartete. Der Kanonier saß auf einem Eckstein, hatte seine Arme unter den Mantel gesteckt und vor sich in den Schnee die beiden befohlenen Flaschen Rüdesheimer gestellt, sowie ein Päckchen mit grauem Papier umwunden, welches wahrscheinlich den Westphälinger enthielt.

Schulten erfreute sich nicht wenig beim Anblick seines Vorgesetzten, und als dieser, um sich zu dem vorhabenden Abenteuer zu stärken, einige gute Züge aus einer der Flaschen that, und ein großes Stück Schinken dabei verzehrte, wobei er aber, um sich zu erwärmen, von einem Bein auf das andere sprang, machte der Kanonier die höchst treffende Bemerkung: der Herr Bombardier gliche sehr einer schwarzen Krähe, wenn sie im Winter auf den Schneefeldern umherhüpfe. Dabei erzählte er auch, daß ihm der Kaufmann, dem er schon lange bekannt sei, Alles auf sein ehrlich Gesicht gegeben habe, nachdem er gesagt, wer ihn sende, und daß er des Schreibens nicht einmal nöthig gehabt hätte.

Mit dem letzten Bissen im Munde schritt nun Tipfel auf dem nicht allzugroßen Platze umher, um sich wie ein kluger Feldherr die

Festung, die er zu allarmiren gedachte, das Haus Nr. 10, in der Nähe zu betrachten, damit er einen guten Operationsplan entwerfen könne. Endlich hatte er es gefunden, und stellte sich einige Schritte davor, um sich von dessen Eingängen, wobei er aber mehr an den Ausgang dachte, zu überzeugen.

Das Gebäude hatte eine recht ansehnliche Höhe, eine Hausthüre und daneben einen großen Thorweg, für welch' letztern sich Tipfel augenblicklich entschied, da er die größte Breite hatte.

Ob der Bombardier wirklich persönlichen Muth besaß, darüber waren seine Kameraden noch nicht einig geworden, doch sprachen ihm die meisten derselben eine gute Portion dieser edlen Eigenschaft zu, wogegen aber Andere behaupteten, Tollkühnheit und Unerschrockenheit, die ihr dicker Freund meistens an den Tag legte, rührten von seiner unerhörten Gleichgültigkeit her, und er sei viel zu faul, wenn er einmal einen Schritt vorwärts gethan, wieder zurückzugehen, um sich nochmals zu besinnen, weil er dann neben der Mühe des Bedenkens selbst, auch den zurückgethanen Schritt wieder vorwärts thun müsse.

Das Haus, wie der ganze Platz, war in nächtliches Dunkel und Stille gehüllt. Der Petriplatz war ziemlich entlegen, und außerdem befanden sich nur wenige Privathäuser hier. Eine Seite des Platzes nahm die Petrikirche ein, eine andere das dazu gehörige Kloster, an der dritten vereinigten sich mehrere Straßen, die in die Stadt führten, und nur auf der vierten standen einige zwanzig große Häuser, meistens von reichen Leuten bewohnt, die keine öffentlichen Geschäfte trieben und deren Bewohner die Stille und Ruhe des Platzes dem geräuschvollen Treiben anderer Straßen vorzogen.

In dem Hause Nr. 10 waren vier Fenster der ersten Etage erleuchtet, und in dem Thorweg schimmerte ein schwaches Licht, das sich in einem Parterrezimmer, vielleicht in der Küche, befand, und gegen diesen Schein wandte sich Tipfel, mit dem Vorsatz, das Innere dieses Zimmers vorher zu übersehen, um dort vielleicht Jemand

zu finden, der ihm behülflich sein könnte, seinen Brief an die richtige Adresse zu bringen.

Es war wirklich die Küche, aus welcher der Lichtschein kam, und Tipfel blickte durch die Fenster aufmerksam in dies Gemach, und labte seine Augen an einem mächtigen Feuer, das auf dem Herde brannte, auf welchem mehrere Töpfe und Pfannen standen, aus denen mit einem süßen, heimlichen Gemurmel allerlei Dämpfe in die Höhe stiegen. Der Bombardier versenkte sich bei diesem Anblick in Betrachtungen und erschöpfte sich in glühenden Phantasieen, was wohl in jedem dieser Kessel sein könne. Hinten aus dem großen Topfe glaubte er durch die Fensterscheiben den süßen Geruch von aufgeplatzten mehligen Kartoffeln zu genießen; daneben in der kleinen Pfanne konnten prasselnde Bratwürste liegen, oder war es vielleicht irgend ein Geflügel. Doch nein, Tipfel entschied sich für Bratwürste, es war sein Lieblingsgericht. Auf dem Anrichttisch stand Salat, Essig und Oel daneben, sowie geschnittenes Brod, zierlichgeformte Butter und ein appetitliches Stück Schweizerkäse. Doch fehlte die Herrscherin dieses Zaubergartens. Tipfel spähte vergeblich umher nach der Fee mit weißer Schürze und Kochlöffel. Es war keine lebende Seele in der Küche zu sehen. Was war zu thun? Der Bombardier hielt es für's Beste, auf die Straße zurückzukehren, und nachdem er noch einen schwärmerischen Blick auf die Töpfe und Kessel geworfen, trat er unter den Thorweg, um hier noch einige Augenblicke zu warten, bis sich in der Küche Jemand zeigen würde.

Er hatte noch nicht lange hier gestanden, als er bemerkte, daß ein Mann, in einen Mantel gewickelt, auf der Straße dicht vor dem Hause Nr. 10 auf- und abging. Jetzt kam er auch bis an den Thorweg, betrachtete den Bombardier von der Seite, ging aber immer bei ihm vorbei, nachdem er jedesmal einige Augenblicke unschlüssig zu sein schien, ob er ihn anreden solle. Dem Bombardier war diese Erscheinung gerade nicht angenehm, denn er fürchtete einen Aufpasser, der ihm Ungelegenheiten machen könne, weßhalb er

beſchloß, ſich ſo ſorglos als möglich zu ſtellen, um jenen zu täuſchen, daher lehnte er ſich an den Thorpfoſten und pfiff leiſe eine Melodie vor ſich hin. Wirklich ſchien er auch den im Mantel hierdurch auf den Glauben zu bringen, als ſei er berechtigt, hier zu ſtehen. Denn dieſer kam auf ihn zu und fragte ihn ganz leiſe: „Liebſter Freund, Sie gehören wahrſcheinlich in dies Haus?“

„Das nicht,“ entgegnete Tipfel mit vieler Ruhe, „aber ich habe hier in der Küche gute Bekannte.“ Damit ſpielte er auf Kartoffeln und Bratwürſte an.

„Sagen Sie, mein Beſter,“ ſprach der Andere, „würde es Ihnen vielleicht darauf ankommen, einen Thaler zu verdienen und mir einen großen Dienſt zu erweiſen?“

„O, warum das nicht? Ich würde wohl,“ ſagte Tipfel.

„Nun denn, ſehen Sie, lieber Freund,“ entgegnete der im Mantel, „es iſt mir von äußerſter Wichtigkeit, Jemand aus dieſem Hauſe zu ſprechen. Ich geſtehe es Ihnen, eine Dame; doch darf ich es Umſtände halber nicht wagen, ohne die größte Vorſicht in's Haus zu treten.“

„Sehr ſchön,“ antwortete Tipfel, dem plötzlich ein Gedanke kam, „aber ſagen Sie nur, ſoll ich aus der Küche Jemand herbeirufen?“

„Ja, ja, mein Beſter,“ ſagte der im Mantel, „thun Sie ſo. Gehen Sie nur ohne Furcht in die Küche, ſchlagen Sie die Thüre zu oder machen ſonſt ein Geräuſch, und wenn die Köchin hereinkommt, mein Lieber, ſagen Sie ihr nur, der Herr S., verſtehen Sie wohl, Herr S., warte draußen.“

Tipfel rieb ſich die Hände vor Vergnügen, denn er bedachte wohl, er könne es jetzt getroſt wagen, in die Küche zu gehen, und beſchloß, im Nothfall ſich für den Bedienten des Herrn S. auszugeben. Er bat dieſen, nur leiſe unter den Thorweg zu treten, und ging darauf wieder an das Küchenfenſter. Es war Niemand da. Tipfel wagte ſich einige Schritte weiter und fand eine Thür, die auf eine kleine Treppe führte, über welche er in die Küche ſelbſt

gelangte. Hier ermangelte er nicht, ein kleines Geräusch zu machen, indem er die Thüre hinter sich zuwarf, mit den Füßen scharrte und einigemal bedeutungsvoll hustete. Auch that dies Manöver alsbald die gewünschte Wirkung, denn er stand noch keine Minute da, so hörte er von der andern Seite eine Thür öffnen, es näherten sich Schritte, und ein hübschgekleidetes Dienstmädchen trat in die Küche und blieb beim Anblick des Bombardiers überrascht stehen. Tipfel schwenkte seinen Hut, machte einen zierlichen Kratzfuß und berichtete, daß Herr S. draußen warte, worauf das Dienstmädchen sogleich freundlich wurde, ihn bat, sich niederzusetzen, und augenblicklich wieder verschwand.

Tipfel hatte jetzt Muße, sich Töpfe und Pfannen anzusehen, und freute sich innerlich, als ihm sein Geruchssinn sagte, daß er sich früher in Betreff der Kartoffeln und des Gebratenen nur in so fern geirrt, als Letzteres keine Bratwürste, sondern irgend ein feines Geflügel war.

Jetzt kam auch das Dienstmädchen wieder, schlüpfte durch die Küche in den Thorweg und kehrte in wenig Augenblicken mit dem Herrn im Mantel zurück, worauf sie ebenso schnell mit ihm durch die andere Thüre wieder verschwand. So viel der Bombardier von seinem unbekannten Herrn in diesem Augenblicke sehen konnte, fand er, daß dessen Gesicht, sowie die ganze Figur ihm nicht sehr behagte. Sie war in den Augen des feisten Bombardiers von einer unwürdigen Magerkeit, und ebenso ärgerte sich auch Tipfel über die unordonnanzmäßige Beschaffenheit des Kopfes. Ein röthlicher Backenbart zog sich um das spitze magere Kinn, und lange braune Haare bedeckten, sorgfältig geringelt und gekämmt, beinahe die unförmlich großen geistlosen Augen. Beim Vorbeischreiten hatte der Fremde im Mantel seinerseits den Bombardier etwas näher in's Auge gefaßt, und ein spöttischer Blick schien die ärmliche Toilette des Bombardiers zu bedauern.

Tipfel stand allein in der Küche, und wußte jetzt fast ebenso

wenig, ſeinen Brief an die Behörde zu bringen, wie früher. Sollte er das geräuſchvolle Manöver von vorhin noch einmal probiren? Doch er hatte es nicht nöthig, denn nach wenig Augenblicken kam das Dienſtmädchen allein zurück und begann ſich eifrig mit ihren Töpfen und Keſſeln zu beſchäftigen, wobei ſie mit dem Bombardier ein herablaſſendes Geſpräch anknüpfte.

„Iſt Er ſchon lange bei dem Herrn S.?“ fragte ſie ſchnippiſch, und hob den Deckel von der Bratpfanne, ſo daß Tipfel, der dabei ſtand, in einem Meer von Duft und Wonne ſchwamm und kaum die Worte hervorbringen konnte: „Paſſirt ſo, noch nicht gar lange.“

Darnach beſchäftigte ſie ſich mit ihren Tellern, Meſſern und Gabeln, ſo daß ein unerhörtes Geklapper entſtand, während ſie obendrein die letzte Arie aus der Nachtwandlerin ſang, und dabei die Worte:

Ei ſo komm doch ꝛc. ꝛc.

einige Dutzend Mal mehr als nöthig wiederholte.

Der Bombardier ſah bei dieſem Lärmen nicht ein, wie es ihm möglich ſei, ſich auf eine feine Art ſeiner Privatbotſchaft zu entledigen. Er hatte ſeinen Brief aus der Taſche gezogen, den Patrouillenzettel ſorgfältig davon abgewickelt und wollte eben die Adreſſe betrachten, als ſich mit einem Male die Thüre öffnete und ein Mädchen hereinhüpfte, ſo ſchön und freundlich anzuſehen, daß Tipfel mit offenem Munde daſtand und ſich in allerlei ſeltſame Phantaſieen vertiefte. Doch jetzt ſah er mit einem Male, daß um das runde friſche Geſichtchen die ſchönſten hellblonden Locken niederfielen. Er hörte, wie das Küchenmädchen, nachdem ſie noch einmal: Ei, ſo komm doch! geſungen, ſich mit der Frage an die Dame wandte: „Was befehlen Fräulein Pauline?“ und er wußte jetzt, wen er vor ſich habe.

„Wo iſt denn die Tante?“ fragte die junge Dame, und die diplomatiſche Köchin verzog ihr Geſicht zu einem ſonderbaren Lachen und präſentirte den Bombardier mit einem vielſagenden Blick als

den Bedienten des Herrn S. Jetzt war der entscheidende Augenblick gekommen. Die Köchin hatte in der Nebenkammer etwas zu thun, und Fräulein Pauline wandte sich zum Fortgehen. Da trat der Bombardier festen Fußes vor sie hin, machte eine der zierlichsten Verbeugungen, die je ausgeführt wurden, und sagte dem überraschten Mädchen ungefähr Folgendes:

„Mein Fräulein, Sie entschuldigen, ein Mißverständniß, ich bin nicht der Bediente des Herrn S., vielmehr bin ich der Diener des Herrn, der vor einigen Abenden das Glück hatte, seltsamer Weise mit Ihnen zu fahren. Er ist untröstlich, Sie nicht wieder zu sehen, und hat es deßhalb gewagt, Ihnen einige Zeilen zu schreiben, die Sie vielleicht die Güte und Gnade haben, anzunehmen. Gewiß, mein armer Herr ist untröstlich, Sie bis jetzt nicht wieder gesehen zu haben."

Tipfel hatte in seinem Leben keine so lange Rede gehalten, und schwieg ganz erschöpft still, um seine Lungen durch einen tiefen Athemzug zu restauriren; ein Athemzug, der einem schmerzlichen tiefen Seufzer glich, wofür ihn auch die junge Dame halten mochte, denn sie betrachtete den treuen Diener keineswegs mit einem bösen Blick. Als nun Tipfel noch hinzufügte, daß sein armer junger Herr in Verzweiflung sei, und er beständig in Furcht lebe, seine Kühnheit von neulich Abends habe Fräulein Pauline erzürnt, verwandelte sich ihr ernstes Gesicht in ein halb freundliches, und sie nahm wirklich den ihr dargebotenen Brief. Doch sind wir fest überzeugt, sie that es nur in der reinen Absicht, um den armen treuen Diener nicht zu kränken, und wird den Brief wahrscheinlich, als sie jetzt die Küche verließ, ungelesen verbrannt haben.

Achtes Kapitel.

Die handelnden Personen mehren sich und spielen theils angenehm, theils — unangenehm mit. Von der verwerflichen Eitelkeit der Dienstboten. Schreckliche Verwechslungen und wie selbst der Unschuldigste in Verdacht kommen kann.

Nachdem Tipfel auf so glänzende Art seinen Auftrag vollführt, wandte er sich gegen das Küchenmädchen, das unterdessen wieder eingetreten war, und manövrirte, mit demselben sprechend, gegen die Thüre, um einen schicklichen Moment zu erwischen, wo er das Haus verlassen könne, ohne seinen Gebieter, den Herrn S., wieder zu sehen. Doch das Schicksal beschloß es diesmal anders. Kaum war nämlich Fräulein Pauline fort, so trat von der andern Seite ein Mann ein, der den Bombardier Tipfel mit einem forschenden Blick betrachtete, sich darauf gegen das Küchenmädchen wandte, und während er seinen Mantel abwarf, diese in sehr ernstem Tone fragte: „Wer ist der Mensch da, und was will er?“

Tipfel machte bei dieser Bezeichnung seiner Person vermittelst eines sehr allgemeinen Ausdrucks ein sonderbares Gesicht, und konnte es nicht unterlassen, den Frager etwas näher anzusehen. Dieser war ein ältlicher Herr von sehr solidem und gesetztem Aeußern; er trug einen braunen Ueberrock bis unter das Kinn zugeknöpft, hatte an den Füßen Pelzüberschuhe und um seinen Hals ein dickes schwarzseidenes Tuch geschlungen, in welches er von Zeit zu Zeit seinen Kopf bis zur Nase vergrub. Trotz der barschen Frage, die er gethan, war doch sein Gesicht nichts weniger als unfreundlich zu nennen, und jetzt, als ihm beide Theile die Antwort schuldig blieben, sah er das Küchenmädchen mit einem halb spöttischen Lächeln an, und wiederholte seine Frage von vorhin, während er sich die Pelzschuhe ausziehen ließ, mit dem Zusatze: „Wahrscheinlich dein Schatz, Marie, he?“

Hätte nur in diesem Augenblicke Tipfel ein stattlicheres An-

ſehen gehabt, ſo hätte die ungeheure Eitelkeit des Mädchens ihre Gebieterin in keine Ungelegenheiten gebracht. Aber wer des Bombardiers Anzug, incluſive Hut und beſchmutzte Stiefel ſah, der konnte der Köchin ſo arg nicht darüber zürnen, daß ſie den Kopf erhob, den Bombardier etwas geringſchätzig von der Seite anblickte, und mit ſpöttiſchem Ausdruck ſagte:

„Na, hören Sie, Herr Regierungsrath, ſo ein Schatz, das ſollte mir noch abgehen;“ — eine Geringſchätzung ſeiner Perſon, die ſelbſt den gleichmüthigen Bombardier etwas aus der Faſſung brachte und ihn für den Augenblick vergeſſen ließ, daß der eingetretene Herr vielleicht gerade eben der ſei, vor deſſen Auge zu erſcheinen der Herr im Mantel nicht für gut befunden hatte. Er zupfte deßhalb im Gefühl des gekränkten Stolzes an ſeiner ſtrickartigen ſchwarzen Halsbinde und ſagte:

„Mein Herr, Sie irren ſich ſehr; ich ſtelle hier nicht den Schatz dieſer Perſon vor, ſondern“ —

Doch jetzt ſah Marie ein, daß der Bediente des Herrn S. im guten Zuge ſei, ihre Gebieterin, und ſomit auch ſie zu verrathen, weßhalb ſie ihm raſch einen Wink gab und zu dem Herrn ſagte: „O, Herr Regierungsrath, es iſt nur ein armer Menſch, der zuweilen etwas zu eſſen hier bekommt!“

Die Unbeſonnene! So etwas konnte doch unmöglich ein königlicher Bombardier auf ſich ſitzen laſſen. Tipfel ſtreckte ſich auch alsbald in die Höhe, fühlte einen gelinden Zorn, ſagte aber noch mit vieler Mäßigung:

„Herr Regierungsrath, dieſe Küchenperſon da hat ſich unterſtanden, Sie zu belügen. Nachdem ich die Ehre hatte, Ihnen zu vermelden, daß ich nicht ihr Schatz bin, füge ich hinzu, daß ich noch viel weniger ein armer Menſch bin, der hier zu eſſen bekommt, ſondern ich fungire vielmehr hier als ein Bedienter eines Herrn S., der, der“ —

Kaum hatte der Bombardier eines Herrn S. erwähnt, als der

alte Herr plötzlich in die Höhe fuhr, wobei man deutlich sehen konnte, daß der freundliche Ausdruck seines Gesichts gänzlich verschwunden war. Er zog seine Augenbrauen so sichtbar zusammen, daß es schien, es bringe absichtlich sein Gesicht in den Ausdruck des Zorns, um das Dienstmädchen zu erschrecken; dann fragte er mit sehr ernstem Tone: „der Herr S., wer ist der Herr S.? Ich will doch nicht hoffen" —

Jetzt verlor die diplomatische Köchin plötzlich ihre ganze politische Haltung; sie fuhr mit dem Zipfel ihrer Schürze nach den Augen und stotterte: „Ach, Herr Regierungsrath — ich weiß doch nicht — ich kann doch nicht — was soll ich sagen?" worauf der alte Herr seinen Hut auf dem Kopfe festdrückte und mit der andern Hand über das Kinn fuhr, als wolle er über etwas nachdenken. Sodann ging er stillschweigend durch die Thüre und man hörte ihn die Treppe hinaufsteigen.

Tipfel hatte dieser kleinen Scene mit nicht geringem Schrecken zugehört, und er begann sich selbst Vorwürfe zu machen, daß er nicht lieber das Maul gehalten und seinen Zorn niedergekämpft habe, als wie den Verräther zu machen. Doch kamen diese guten Vorsätze jetzt zu spät, und das Räthlichste, was er thun konnte, schien ihm, sich langsam nach der Thüre zurückzuziehen, die unter den Thorweg führte. Aber die Köchin hatte nicht sobald seine Absicht bemerkt, als sie ihm in den Weg sprang und ihm, freilich mit etwas anders gestellten Worten, sagte: daß nur über ihre Leiche der Weg in's Freie gehe. Darauf schluchzte sie sehr vernehmlich und Tipfel hörte deutlich die Worte: „So ein lumpiger Bedienter verräth seinen Herrn! O Gott! o Gott! was sollen die Fräuleins von mir denken? Was wird der alte Herr sagen und der Herr S.?"

Ueber dies Letztere verschaffte ihr die nächste Minute gehörige Auskunft, denn man hörte Schritte die Treppe herabkommen, der alte Herr öffnete die Thüre, und da er seinen Hut tief in den Kopf gedrückt, seine Augenbrauen wieder so finster wie möglich zusam-

mengezogen, auch den untern Theil ſeines Geſichts tief in die Halsbinde vergraben hatte, ſo glich er einem Vermummten der heiligen Vehme, der ein armes Schlachtopfer zum Richtplatz führt. Dies arme Schlachtopfer war der Herr S., der mit einer Armenſündermiene hinter dem alten Herrn drein kam. Er hielt ſeinen Hut in der Hand und ſeine waſſerblauen großen Augen ſchienen ſich in die Steine des Fußbodens verliebt zu haben.

Der Regierungsrath gab dem Küchenmädchen mit kurzen Worten zu verſtehen, daß ihre Gegenwart hier unnöthig ſei, und als dieſe das Gemach verlaſſen, wandte er ſich gegen den Herrn S. und ſagte ihm in ſehr ernſtem Tone: „Herr Auditeur, es thut mir leid, Ihnen hier in Gegenwart Ihres Bedienten wiederholen zu müſſen, was ich Ihnen ſchon früher unter vier Augen ſagte. Ich kann ein Verhältniß mit meiner Schweſter, die beinahe Ihre Mutter ſein könnte, weder billigen, noch viel weniger erlauben, zu Ihrem eigenen Beſten, Herr Auditeur, und muß Sie alſo nochmals dringend bitten, Ihre Beſuche meines Hauſes in dieſer Abſicht nicht weiter fortſetzen zu wollen.“ Hier ſchöpfte der alte Herr tief Athem, und es war, als habe er ſein Geſicht unten und oben nur verhüllt um dieſe Worte mit gehörigem Ernſt und halbem Zorn ſprechen zu können; denn er ſchien ſich vor ſeiner eigenen Gutmüthigkeit zu fürchten. Sobald er nun alſo ſeinen Willen kund gethan, nahm er ſeinen Hut ab, reckte Kinn und Mund aus dem umſchlingenden Halstuche, und ſetzte mit freundlichem Geſichte hinzu: „Wie geſagt, Herr Schmidt, es thut mir ſehr leid. Ich bin kein harter Mann, aber — nun ja, Sie wiſſen's ſchon. Wenn ich Ihnen ſonſtwo dienen kann, bin ich gern bereit.“

Herr Schmidt hatte noch nicht aufgehört, mit den Steinen des Fußbodens zu liebäugeln; nur ein einziges Mal, als ſeines Bedienten erwähnt wurde, hob er den Kopf und warf dem Bombardier einen forſchenden Blick zu. Als aber der alte Herr geendigt hatte, machte der Auditeur zum Zeichen des Einverſtändniſſes eine

tiefe, stumme Verbeugung, wobei er seine Hand auf das Herz legte, den Kopf auf die Brust herabsinken ließ, — eine Verbeugung, welche, im Verein mit seiner Jammermiene, ungefähr ausdrücken wollte: Mein Herz ist gebrochen, ich senke mein Haupt in Betrübniß. Darauf machte er eine lange Pause, strich sich dann mit der dünnen weißen Hand die Haare aus dem Gesicht, und sagte mit süßer Stimme:

„Bester, geehrtester Herr Regierungsrath, Sie sprachen vorhin von meinem Bedienten, und sahen mich erstaunt darüber. Dort, jene Person?"

„Nun ja," entgegnete der alte Herr, „ist das nicht ihr Diener? Höre, du" — wandte er sich an Tipfel, „bist du denn nicht der Diener des Herrn Auditeur da?" wogegen der Diener statt aller Antwort mit dem Kopfe schüttelte und die Achseln zuckte, eine Pantomime, die der Regierungsrath auch gegen den Herrn Schmidt ausübte. Doch dieser, der Herr Auditeur, der nun zu seiner großen Zufriedenheit Jemand fand, an dem er seinen Zorn auslassen konnte, warf den Kopf zurück und fragte genau in demselben Tone, als sei er bei seinem Militärgericht beschäftigt, einen armen Soldaten über einen Subordinationsfehler auszuforschen: „Wer ist der Dummkopf?"

Tipfel würde ihm wahrscheinlich eine passende Antwort ertheilt haben, wenn nicht schon vor dieser Frage der ferne dumpfe Ton eines Kanonenschusses an sein geübtes Ohr geschlagen wäre. Aufmerksam lauschte er, die Worte des Auditeurs gänzlich überhörend —

Bumm! richtig es fiel ein zweiter Schuß, jetzt ein dritter. Auch der Regierungsrath hörte die Schüsse und wandte sich fragend an den Auditeur, worauf dieser gleichgültig antwortete: „wahrscheinlich ein Kettengefangener entsprungen. Das wird wieder auf allen Wachen Allarm geben, und ist alsdann des Patrouillirens auf den Straßen kein Ende."

Tipfel war bei jedem der Schüsse bleicher geworden; denn ihm

fiel deutlich ein, daß ſich jetzt von allen Thoren größere und kleinere Patrouillen draußen nach den Forts begeben, um dieſe genau zu unterſuchen, da es ſchon mehrmals vorgekommen, daß ſich die entſprungenen Gefangenen in den Kaſematten und verdeckten Gräben tagelang aufgehalten. Ihm fiel ferner ein, daß die Thüren geſchloſſen würden und Niemand hinaus dürfe. Alles das beſtürmte ſein Herz dermaßen, daß er den Reſpekt gegen einen königlichen Regierungsrath und Auditeur gänzlich bei Seite ſetzte.

„O Himmel tauſend Sakerment! Meine Wache!“ fluchte er, riß die Küchenthüre auf, ſtürzte in den Thorweg und von da in's Freie. Haſtig ſprang er gegen die Ecke des Platzes, wo er den Kanonier Schulten gelaſſen. Doch dieſer war verſchwunden, und Alles wüſt und leer. Vom Boden glänzte ihm etwas entgegen, es war eine der Weinflaſchen, aber Schulten hatte ſie ausgetrunken; die andere war gar nicht zu finden. Auch zeigten dem Bombardier hie und da auf dem Schnee zerſtreute Stücke grauen Papiers deutlich an, daß Schulten ſeinem Landsmann, dem Weſtphälinger, ebenfalls den Garaus gemacht. Auch den Kanonier mußten die drei Schüſſe fortgetrieben haben, denn er hatte in der Eile auf dem Stein einen kleinen Zettel liegen laſſen, wahrſcheinlich die Anweiſung auf den Rüdesheimer und den Schinken, den köſtlichen Zettel, deſſen Reſultate hier vergeudet worden waren, ohne daß der unglückliche Bombardier mit gemächlicher Ruhe davon genoſſen hätte. Mechaniſch riß er das Papier auseinander, hielt es gedankenlos gegen den Mond und las:

„Mein Fräulein!

Werden Sie einem Unbeſonnenen zürnen, der, nachdem ihn neulich Zeit und Umſtände getrieben, eine der glücklichſten Stunden ſeines Lebens in ihrer Nähe zu verbringen —“

Das las Tipfel und griff an ſeine Stirn, um zu erfahren, ob er wache oder träume; er griff an ſeine Stirn, ja, die brannte fie-

berhaft ob all dem Schrecklichen, was ihm heute Abend passirt und noch passiren würde; er griff in seine Brust, und hier fror es ihn erbärmlich durch den dünnen Frack; er faßte an seinen Magen, der war hungrig und leer. Dann warf er noch einen Blick in das Papier, in den Brief seines Freundes, den er unglücklicher Weise verwechselt und an dessen Stelle er dem hübschen blonden Mädchen die Anweisung auf Rüdesheimer und westphälischen Schinken eingehändigt hatte. Dann schlug er sich abermals vor die Stirn und trabte schwerfällig nach der Gasse, wo sein Freund, der Schreiber wohnte, um da auf's Geschwindeste seine Uniform wieder anzuziehen.

Er stürzte vor das Haus und sah nach dem fünften Stock empor, aber es war da oben kein Licht zu sehen. Was sollte der Aermste machen? Seine Uniform mußte er doch wieder haben. So rasch als möglich kletterte er die Treppe hinauf und klopfte erst leise, dann immer lauter an die Thüre der Dachkammer. Doch es öffnete Niemand. Tipfel trommelte in seiner Angst mit Händen und Füßen gegen die Bretter, fluchte dabei ganz entsetzlich und rief seinen Freund beim Namen. Kurz, er vollführte einen solchen Spektakel, daß sich bald die Bewohner der untern Stockwerke darüber empörten. Im vierten Stock öffnete sich eine Thüre, und ein altes Weib in einem ächten Hexennegligée leuchtete die Treppe hinauf und erkundigte sich mit einer kreischenden Stimme, was für ein Hallunke, Spitzbube oder Mörder da oben sein Wesen triebe? Aus dem dritten Stock herauf fluchte eine tiefe Baßstimme: wenn der Lärm da oben nicht aufhöre, werde man sogleich auf die Polizei gehen. Dazwischen ließen sich mehrere Kinderstimmen im höchsten Diskant vernehmen, ein paar Hunde bellten, und durch all' den Lärm hörte Tipfel von unten ein paar schleppende Pantoffeln die Treppe heraufklappern, die ohne Zweifel der Hauswirthin gehörten, einer alten stämmigen Dame, die im Erdgeschoß einen Spezereiladen dirigirte.

Der Bombardier hatte beim Ersteigen der Treppen seinen Frack ausgezogen, um mit dem Umkleiden schneller fertig zu werden, doch

hatte ſich ja Alles gegen ihn verſchworen. Da ſtand er vor der Thüre rathlos und thatlos. Sollte er ſich mit dem Rücken gegen die morſchen Bretter fallen laſſen und ſo das Zimmer erſtürmen; er hätte es wahrhaftig gethan, wenn nicht das Haus in allen ſeinen Stockwerken ſchon durch ſein Hämmern an der Thür in den größten Aufruhr gekommen wäre. Die klappernden Pantoffeln hatten ſchon die Belletage erreicht und die Baßſtimme erwähnte immer häufiger der Polizei, worauf dann der arme geängſtigte Bombardier für das Gerathenſte hielt, ſich ſo ſchnell als möglich zum Rückzug anzuſchicken. Er polterte die vierte Treppe hinab, gegen das alte Weib, welches beim Anblick des Menſchen in Hemdärmeln laut kreiſchend die Flucht ergriff und in Einem fort ſchrie: „Ein Dieb! haltet den Dieb!“ Die Baßſtimme unten vereinigte ſich mit dem Ruf, und der Eigenthümer derſelben ergriff, als Tipſel bei ihm vorbeirennen wollte, einen Aermel des unglücklichen ſchwarzen Fracks. Doch Tipſel, in ſeiner Todesangſt, ließ nicht los, und da er ſchon auf der dritten Treppe war, ſo hätte er alſo unfehlbar durch die Schwere ſeines Körpers ſeinen Frack mit der daran hängenden Baßſtimme hinuntergeriſſen, wenn der Mann im dritten Stockwerk nicht klüglicher Weiſe mit dem einen Arm das Treppengeländer erfaßt hätte. So aber wurde der Lauf des dicken Bombardiers für den Augenblick durch den ſchwarzen Frack gehemmt und der Aermſte ſchwebte, im wahren Sinne des Wortes, über einem Abgrund, in deſſen Tiefe die dicke Hauswirthin, mit Licht und Feuergabel bewaffnet lauerte. Wer weiß, zu welchem Ende dies geführt hätte, wenn nicht der Frack auf einmal mit einem lauten Krachen auseinander geriſſen wäre, worauf Tipſel in möglichſter Geſchwindigkeit die Treppe hinabrollte. Doch kam dies glücklicher Weiſe ſo unerwartet für die Untenſtehenden, daß Alles, was im Begriffe war, den Dieb feſtzuhalten, die dicke Hauswirthin an der Spitze, auf die Seite ſprang, und dem armen Tipſel geſtattete, ſchleunigſt das Haus zu verlaſſen.

Neuntes Kapitel.

Von den ſchrecklichen Folgen, die das Entſpringen eines Kettengefangenen haben kann. Der Bombardier Tipfel geräth in Verzweiflung, will zum Selbſtmörder werden und begeht in der Todesangſt den erſten geſcheidten Streich ſeines Lebens, in deſſen Folge er arretirt wird.

Auf der Straße angekommen, wandte ſich Tipfel raſch um die nächſte Ecke und lief um ſo ſchneller, als er aus dem Hauſe ſtürzend, auf einen Menſchen geſtoßen war, der ihn aufzuhalten ſuchte und der ihm jetzt nachzurennen ſchien.

„Halt doch, halt doch!“ rief es hinter ihm. „Zum Teufel, ich bin's ja! Halt doch, Tipfel!“

Vergebens. Der Dämon, der heute Abend alle Schritte des armen Bombardiers begleitet hatte, ließ ihn die Stimme ſeines Freundes, des Schreibers, verkennen, und je mehr dieſer ſchrie, um ſo ſchneller rannte Tipfel, und da er dabei in alle Nebengäßchen hineinſprang, überhaupt ſo oft um eine Ecke ſegelte, wie nur möglich, ſo hörte er bald nichts mehr und blieb einen Augenblick ſtehen, um Athem zu ſchöpfen und ſeinen Frack wieder anzuziehen, den er bis jetzt wie eine Huſarenjacke auf dem Rücken getragen hatte. Ach, es war nur noch der Theil eines Frackes, ein Aermel war ganz ausgeriſſen und die Hälfte des Kragens, ſowie das linke Vordertheil fehlten ebenfalls.

Aber trotzdem mußte ſich Tipfel entſchließen, das Gewand ſo gut wie möglich anzuziehen, denn da es ſeither noch kälter geworden war, fror es ihn ganz erbärmlich. Jetzt ſchlug es auf den Kirchen neun Uhr, und das letzte ſchreckliche Unglück, daß man ihn für einen Dieb gehalten, hatte ihn gar nicht mehr daran denken laſſen, daß er Wachthabender ſei und noch dazu auf einem Fort, das wenigſtens eine gute halbe Stunde von dem Platz entfernt lag, wo er ſich gerade befand. Aber die Nothwendigkeit ſchärfte ſeinen Verſtand und er entwarf ſchnell einen Operationsplan, um ungefährdet auf

ſein Fort zu entkommen, wo er dann ſeinen Freund in die Stadt ſchicken konnte, um ſeine Uniform zu holen.

Da die Thore der Stadt jetzt verſchloſſen waren, ſo ließ er ſeine Gedanken auf den Wällen umherſpazieren, um einen Ort zu finden, wo er über Wälle und Gräben das Freie gewinnen konnte. Glücklicher Weiſe fiel ihm ein, daß nach der Richtung, wo ſein Fort lag, ſich die Baſtion befand, wo das Geniecorps der Garniſon zur Uebung eine Descente in den Hauptgraben gelegt hatte, und wo er alſo die zwanzig Fuß hohe Mauer nicht hinabzuſpringen brauchte. Er wandte ſich eilig dorthin und ſchlüpfte dicht an den Häuſern vorbei, um den Patrouillen oder der Polizei, die heute Nacht wegen dem entſprungenen Gefangenen überall umherſtreifte, nicht in die Hände zu fallen. Hierin begünſtigte ihn auch das Glück und er hatte bald die belebtern Straßen hinter ſich und bog in die ärmlicheren Stadtwinkel ein, wo Milchverkäufer, Gemüſehändler und dergleichen Leute in kleinen Häuſern wohnten, die meiſtens in Gärten ſtanden, welche an den erſten Wallgang ſtießen. Da Tipfel ſchon ſehr oft in dieſem Theile der Feſtung den Dienſt eines Wallaufſehers verrichtet hatte, ſo kannte er glücklicher Weiſe alle Eingänge, Gräben und Wälle auf's Genaueſte. In kurzer Zeit ſtand er vor einem hohen Gitterthor, über welches er nicht ohne große Anſtreng hinwegkletterte. Dann ſtieg er eine ſchmale ſteinerne Treppe hinauf und befand ſich auf dem erſten Walle. Da er ſehr wohl wußte, daß die Wachen an den Pulverthürmen von allen Seiten dieſe Werke genau überſehen konnten, und beſonders heute Nacht, wo der weiße Schnee alle dunkeln Gegenſtände ſcharf hervortreten ließ, ſo drückte er ſich dicht an die Bruſtwehren und ſchlüpfte, wo er konnte, von einer Schießſcharte zur andern.

So gelangte er auf die ſogenannte Exercirbaſtion, wo die ſchweren und leichten Feſtungsgeſchütze ſtehen, an denen in ſchönen Vormittagsſtunden die Artillerie zu ihrem Nutzen und Vergnügen

ſich einige Stunden mit der praktiſchen Erlernung des Ladens, Richtens und Abfeuerns beſchäftigen darf. Erſchöpft lehnte ſich Tipfel hier an einen coloſſalen Vierundzwanzigpfünder, der durch ſeine gemauerte Schießſcharte gleich einem eiſernen Zeigefinger ſpottend nach der Gegend wies, wo das Fort des Bombardiers lag, jene heimliche, trauliche Wachtſtube, die er einem Freunde zu Liebe verlaſſen habe, um ſich in tauſenderlei Gefahren zu ſtürzen, die noch nicht beendigt waren.

So überaus unangenehm auch die Exercirſtunden waren, die Tipfel hier ſchon verbracht, beſonders wenn der Wind recht kalt und ſcharf über die Bruſtwehr der Baſtion blies, ſo daß er oft vor Zähnegeklapper das Commando nicht geben konnte, ſo wünſchte er ſich doch ſehnlichſt einen jener Augenblicke zurück, ja ſogar den, wo er wegen eines Fehlers vierundzwanzig Stunden Arreſt erhalten hatte. Ach, damals wußte er doch, was ihm bevorſtand, damals konnte er doch die Baſtion auf einem ſchönen geebneten Wege verlaſſen, aber heute, wenn er auch wirklich glücklich durch die Descente in den Hauptgraben kam, ſo hatte er doch noch eine Lunette zu erklettern, noch ein paar Reihen Palliſaden zu überſpringen, und konnte, was das Allerſchlimmſte war, noch an allen dieſen Orten von irgend einer Patrouille aufgegriffen werden. Obendrein ſchimmerte im Hintergrunde noch die ſchreckliche Ungewißheit, ob nicht vielleicht ſeine Wache unterſucht worden ſei, ſeine Abweſenheit entdeckt, und nicht ſchon an die Commandantur ein Meldezettel abgegangen mit den Worten, daß der Wachtcommandant vom Fort IV. heimlicher Weiſe ſeinen Poſten verlaſſen und ſich der Deſertion ſehr verdächtig gemacht habe. Dabei ſchwebte ihm ſo etwas von Degradation vor, ein graues Gemiſch von ſechs Wochen Arreſt, vom Verluſt der Nationalkokarde, ſo daß der arme geängſtigte Menſch, beſonders da er wohl wußte, daß weder Pulver noch Blei auf der Baſtion war, einen Augenblick bei ſich überlegte, ob er ſich nicht

lieber mit dem Vierundzwanzigpfünder erſchießen ſolle, um ſo ſeinen Leiden auf einmal ein Ende zu machen.

Doch ſeine beſſere Natur ſiegte, er ſuchte und fand bald den Eingang der Descente und rutſchte durch den finſtern, ſteil abwärts ziehenden Gang raſch in den Hauptgraben. Hier wand er ſich an der Feſtungsmauer links, um dort, wo ſich der vorſpringende Winkel der Lunette am meiſten dem Hauptgraben nähert, in die Höhe zu klettern. In der hohen Mauer des Hauptwalles befinden ſich mehrere Eingänge, welche in Kaſematten und Mineuwege führen, und wo zur Friedenszeit allerlei Vorräthe der Artillerie aufbewahrt werden. Dieſe Eingänge ſind mit ſtarken eiſernen Thoren und vermittelſt eines eiſernen Querbalkens verſchloſſen.

Als ſich der Bombardier hier von hohen Feſtungsmauern umgeben ſah in ſo ſpäter Stunde der Nacht, wo Alles weit umher ruhig und ſtill war, auf dem Grunde des tiefen Grabens, wohin weder der Lärm der Landſtraße, noch das geräuſchvolle Treiben der Stadt dringen konnte, trat ihm plötzlich der Gedanke an jenen entſprungenen Kettengefangenen wie ein Geſpenſt vor die Seele. Wie, wenn auch dieſer, da er vielleicht nicht über die Werke hinauskonnte, hier in den Gräben umherirrte, wenn er ihm zufällig begegnete, und wenn der Verbrecher vielleicht über ihn herfiele und ihn todtſchlug! denn von einem ſolchen Kerl, der in der Verzweiflung war, ließ ſich Alles erwarten. Daß es ein ſchwerer Verbrecher, wahrſcheinlich ein Mörder war, hatte Tipſel an dem Signal gehört, das durch drei Kanonenſchüſſe gegeben wurde, indem für entſprungene Militärſträflinge nur ein Schuß gethan wird, für geringere Verbrecher zwei.

Auch geſellte ſich zu dieſen Phantaſien noch ein anderer ſchrecklicherer Gedanke, daß man ihn, den armen unſchuldigen Bombardier, im Fall er ergriffen würde, am Ende gar für den entlaufenen Mörder halten könne.

So ſchlich er an der Feſtungsmauer dahin, ſcharf umherſpähend,

und blieb plötzlich wie angefeſſelt ſtehen. Vor ihm, keine hundert Schritte, ſah er in der Hauptmauer einen jener Eingänge, von dem wir eben ſprachen, und wenn ihn das Dunkel der Nacht nicht getäuſcht, erblickte er eine Geſtalt, die von der andern Seite der Mauer herſchlich, um in jenen Eingang hineinzuſchlüpfen. Das iſt der entſprungene Mörder! ertönte es plötzlich durch ſeinen ganzen Körper, und er fühlte, wie eine Gänſehaut ihn bedeckte. Er war ohne Waffen, ja ſogar ohne Stock; was ſollte er thun? Sollte er umkehren? denn wenn er vorwärts ging, mußte er bei jenem Eingange vorbei, der Verbrecher ſah ihn, ſtürzte wie ein wildes Thier aus ſeiner Höhle auf ihn los und — die Blüthe deutſcher Bombardierſchaft war nicht mehr.

Es iſt vielleicht jedem von unſern Leſern ſchon vorgekommen, daß ſich in ſolchen Augenblicken, wie der eben beſchriebene, der vorhandene Muth krampfhaft zu einer unbegreiflichen Höhe ſteigert. Wir nehmen an, es fürchte ſich Jemand vor Geſpenſtern, er geht ſchon in Gedanken einem ſolchen Weſen hundert Stunden aus dem Wege. Da ſieht er in einer ſchönen Nacht etwas Unbegreifliches neben ſich auf der Straße wandeln; es iſt vielleicht eine ſchattenhafte Geſtalt, die über den Boden dahin gleitet, ſtatt ſolide mit den Füßen aufzutreten. Hätte er vorher gewußt, daß ihm auf jenem Wege etwas der Art begegnen würde, ſo würden ihn vielleicht die Schätze Indiens nicht vermocht haben, dahin zu gehen. Aber jetzt übermannt ihn die Furcht, es zuckt durch ſeinen Körper eine unbeſchreibliche Wuth, ſich an jenem Weſen zu rächen, das ihn in Furcht verſetzt, und auf einmal ſtürzt er willenlos auf das Geſpenſt zu, mit dem feſten Vorſatz, ihm den Hals umzudrehen. Da es keine Geſpenſter gibt, wird er wahrſcheinlich an eine weiße Thüre oder an einen harmloſen Menſchen rennen, und jetzt iſt auch ſein Muth ſchon wieder verraucht, und er begibt ſich nach einer kurzen Entſchuldigung eilig nach Hauſe, nicht ohne ſich einige hundert Mal ängſtlich umzuſehen.

Genau ſo erging es dem Bombardier Tipſel. Nachdem eine plötzliche Furcht in ſeinem Körper alle Ideen von Muth wie ein raſendes Feuer aufgezehrt, fühlte er plötzlich ein krampfhaftes Zucken in ſeinen Händen und den feſten Vorſatz in ſeiner Seele, ſich von jenem Verbrecher nicht den Schädel einſchlagen zu laſſen, ſondern ihm vielmehr im Fall der Noth ein Aehnliches zu thun. Auf den Zehenſpitzen ſchlich er dem Eingange zu, Schritt vor Schritt ſtehen bleibend und horchend. Jetzt hatte er ihn erreicht, und ſein Ohr an die Mauer legend, hörte er leiſe tappende Schritte, die von der gemauerten Wendung des Ganges widerhallend, ſich nach innen zu verlieren ſchienen. Wie ein gereiztes Thier ſprang jetzt Tipſel vor die Oeffnung, warf die Thorflügel zu und ſchob den Querbalken davor. Doch, wie ſchon geſagt, nach dieſer That war ſein Muth und ſeine Kraft plötzlich dahin, und er mußte ſich einen Augenblick an dem Gitter halten, um nicht umzufallen. Jetzt kamen die Schritte aus dem Innern des Ganges eilig näher, Tipſel konnte die Geſtalt eines Menſchen unterſcheiden und ſprang zu ſeinem guten Glück zurück, denn der entflohene Mörder — er war es wirklich — warf ein Stück Eiſen mit ſolcher Gewalt gegen ihn, daß es ihm unfehlbar würde den Kopf zerſchmettert haben. Doch ſo fuhr es klirrend durch das Gitter bis in die Mitte des Grabens.

Obgleich der Bombardier von dem Eingeſperrten nichts mehr zu fürchten hatte, indem das Thor ſo ſtark und gut verſchloſſen war, daß dieſer es unmöglich aufbrechen konnte, ſo überwältigte Tipſel doch die Furcht, und er kletterte mit größter Anſtrengung an dem Walle der Lunette empor. Jetzt war er faſt oben, warf ſchaudernd einen Blick zurück in den dunkeln Graben und konnte noch deutlich die Oeffnung jenes Gewölbes entdecken, die von hier wie ein ſchwarzer Flecken in der Mauer ausſah. Es graute ihm, wenn er an den Menſchen dort unten dachte, den er gleich einem wilden Thiere eingeſperrt, der nun wahrſcheinlich in ſtummer Verzweiflung an den Eiſenſtäben rüttelte und ihm gewiß tauſende von Flüchen

nachſandte. Es war ihm auch, als hörte er von unten die dumpfe Stimme des Mörders und raſch ſchlüpfte er an eine Schießſcharte der Lunette, um von dort an einen der Außengräben zu gelangen, als er plötzlich durch ein lautes: „Halt! wer da?“ das aus dem Munde eines Poſtens kam, der bei den Kugelhaufen auf der Lunette ſtand, aufgehalten wurde. „Halt! wer da!“ wiederholte der Soldat, als Tipfel keine Antwort gab, und ſchlug das Gewehr an.

„Gut Freund,“ entgegnete der Bombardier, und trat näher, indem er ſich nicht wenig freute, einen Kameraden gefunden zu haben, mit dem er über ſein eben beſtandenes Abenteuer plaudern konnte. Doch der Poſten, ein einfacher Infanteriſt, nahm die Sache anders. „Stehe!“ ſchrie er, „oder Gott verdamm mich, ich ſchieß' dich über den Haufen.“

Jetzt fiel es aber auch dem armen Tipfel plötzlich wieder ein, daß er nicht in der unſchuldigen Bombardier-Uniform daſtand, ſondern in ſeinem zerriſſenen ſchwarzen Frack, der bei dem Durchſchlüpfen zwiſchen den Schanzen und über Palliſaden noch mehr zerfetzt worden war. Den Hut mit der ſchmalen Krämpe hatte er bei dem eiligen Laufe ganz verloren.

Nachdem ſich der Bombardier ſtillſchweigend von oben bis unten ſelbſt betrachtet, blieb er nicht lange in Zweifel, für was ihn der Poſten auf der Lunette eigentlich halte, und er erkannte mit Schrecken, daß es Jetzt heiße: bis hieher und nicht weiter. Der Infanteriſt ließ ihn gewiß nicht wieder laufen, und wenn er ihm auch ſeine unglückliche Geſchichte noch ſo klar auseinanderſetzte. Es war alſo nichts Beſſeres zu thun, als ſich ruhig auf einen Kugelhaufen zu ſetzen und ſich alsdann, dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nach, mit der nächſten Ablöſung auf die Hauptwache bringen zu laſſen. Vor ſich erblickte er die ſchneebedeckte Landſchaft, in welcher ſich wie ein dunkler Fleck das Fort Nro. IV. mit ſeinen Außen-

werken und den es umgebenden Bäumen zeigte. So nahe dem rettenden Lande mußte er Schiffbruch leiden.

Jetzt begannen die Uhren der Stadt die zehnte Stunde zu schlagen und bald darauf wurde auf dem Wallgange der einförmige Schritt der Ablösung hörbar. Jetzt öffnete der Gefreite das kleine Gitterthor, das auf die Lunette führte und trat in das Werk.

„Halt! Wer da?"

„Ablösung!"

„Ablösung vor! Auf dem Posten ist Alles in Ordnung; nur habe ich eben einen Menschen arretirt, der auf höchst verdächtige Art aus dem Hauptgraben auf die Lunette geklettert ist. Mir scheint," setzte die Schildwache leiser hinzu, „es ist der entsprungene Kettengefangene;" worauf sich der Gefreite sehr in die Brust warf, und wahrscheinlich schon in dem Gedanken schwelgte, daß ihm nächstens das allgemeine Ehrenzeichen nicht entgehen könne. Tipfel betrachtete sich den Gefreiten etwas genauer, und als er sah, daß es ein alter Soldat sei, mit gewaltigem Schnurbart und mit einem strengen, Ehrfurcht gebietenden Unteroffiziersgesichte, machte er gar keinen Versuch, den wahren Stand der Dinge zu erzählen, indem er doch wohl wußte, daß ihm dies hier gar nichts helfen würde, sondern ließ sich vielmehr in stiller Ergebung auf die Hauptwache bringen, wo er sogleich in das Zimmer des wachthabenden Offiziers geführt wurde.

Zehntes Kapitel.

Worin der Leſer den Unterſchied einer Unteroffizier-Wachtſtube von der im erſten Kapitel beſchriebenen kennen lernt.

Die Offizierſtube der Hauptwache war Abends beim Kerzenſchein ein heimliches und ſehr angenehmes Gemach; daß ſich nur ein Fenſter in demſelben befand, welches noch obendrein ſtark vergittert war, hatte alsdann nichts zu ſagen. Die vier weißgetünchten Wände waren bis auf eine kleine Stelle leer, eine Stelle, welche von Weitem wie ein dunkler Oelfleck ausſah. Doch fand ſich bei näherem Betrachten, daß dieſer Fleck kein Fleck, ſondern vielmehr eine Lithographie war, die einen Infanteriſten in Paradeuniform darſtellte, welcher von ſeinem Herrn Lieutenant zum Präſentiren abgerichtet wurde. Dies Bild war von einem Portepée-Fähnrich geſtiftet worden, der das Gelübde gethan hatte, die Wachtſtube mit einem nützlichen Möbel zu ſchmücken, ſobald ihm die Seligkeit der Epauletten zu Theil würde. Anfänglich hatte er an die Stiftung eines Armſeſſels gedacht, doch war er aus verſchiedenen Umſtänden ſo heruntergekommen, daß er am Ende nichts Wenigeres zu ſchenken wußte, als das Bild eines Lieutenants.

An den übrigen Wänden des Zimmers befanden ſich verſchiedene Nägel und Haken, an welchen allerlei luxuriöſe und nützliche Gegenſtände hingen, als: ein alter Wachtmantel, ein länglicher Eßkorb, eine Guitarre mit einem verſchoſſenen himmelblauen Bande, eine Reitpeitſche, eine beſchmutzte Wachtinſtruktion, ein ſtark gebrauchtes Handtuch, an welchem unten ein zerſprungener Spiegel feſtgemacht war. Auf einem Eckti[illegible]chen befand ſich ein großes blechernes Dintenfaß, das aber ausſah, wie eine alte verſchüttete Stadt, denn es war ſo mit Tabakaſche bedeckt, daß nur hie und da noch ein kleiner Rand des Bleches hervorſah. Unter ihm lag

eine einzige halbe Oblate, die letzte eines zahlreichen Geschlechts, die schon seit Jahren wie ein Heiligthum unantastbar war. Hier thronte auch auf einem unordentlich umherliegenden Spiel Karten eine bestaubte Bibel — ein Geschenk der Elberfelder Missions- und Bibel-Gesellschaft. Diesem Ecktischchen gegenüber stand links vom Eingang ein mit Leder überzogener Sopha, dessen Naturfarbe sehr in's Dunkle übergegangen war, und welches mit der Zufriedenheit und Glückseligkeit des Alters glänzte. Vor diesem Sopha stand ein viereckiger Tisch, um welchen theils auf alten defekten Stühlen, theils auf dem eben beschriebenen Wachtdivan selbst fünf bis sechs junge Helden saßen, die bei Bier und Tabak die Zeit mit geistreichen Gesprächen verbrachten.

Der wachthabende Lieutenant, eine kleine runde, sehr gesund aussehende Figur, mit dünnen blonden Haaren und einem kaum bemerkbaren, weißblonden Barte, saß als der Wirth auf einem der Stühle und machte die Honneurs, d. h. er schenkte die Biergläser voll und brannte die Fidibusse an, wo es verlangt wurde. Neben ihm lag in der Ecke des Sophas ein unendlich dürrer Mensch; es war ein Fähnrich mit so langen Beinen, daß sie auf der andern Seite des Tisches noch hervorsahen. Er hatte den Kopf melancholisch in die Hand gelegt und sah nachsinnend zur Decke empor. Neben ihm in der andern Ecke saß ein Kavallerieoffizier mit schwärzlichem Haar und Bart, der sich vergebens bemühte, eine Arie aus den Hugenotten, von welcher er unaufhörlich versicherte, daß sie ganz gottvoll sei, wieder in's Gedächtniß zu bekommen.

Ihm gegenüber waren zwei andere Lieutenants in einen sehr interessanten Streit verwickelt. Sie hatten einen Bierkrug zwischen sich und waren beschäftigt, den eingebrannten Stempel „Selters" zu lesen, von dem der Eine behauptete: dies Wort würde Selter, das t wie t ausgesprochen und ohne s gelesen, worauf der Andere versicherte: es heiße Selzers, das t wie z und mit s ausgesprochen. Da sie sich hierüber nicht vereinigen konnten, so wandte sich Einer

an den langen jungen Fähnrich und trug ihm den Streit vor, worauf dieser, ohne die Augen zu senken, oder seine Stelle etwas zu verändern, mit vieler Würde dahin entschied: Jeder könne lesen, wie es ihm am besten gefiele, ein Ausspruch, der von allen Anwesenden mit einem lauten Gelächter verehrt wurde.

„Ausgezeichnet!“ sagte der Wirth. „Ganz witzig!“ meinte der mit dem schwarzen Bart, und einer der Mineralwasserkruguntersucher versetzte laut lachend: „Ein unvergleichlicher Kerl, der Eduard!“

In diesem Zustande der Heiterkeit befand sich die Offizierstube, der Hauptwache, als man draußen Gewehre aufstoßen hörte, und der Gefreite der Ablösung mit der Meldung hereintrat: er habe auf der Lunette Nro. XXIV. so eben einen höchst verdächtigen Menschen aufgegriffen, und wenn er es wagen dürfe, vor seinem Vorgesetzten eine Meinung auszusprechen, so vermuthe er fast, es sei der entsprungene Kettengefangene.

Diese Meldung wirkte sehr überraschend auf die versammelten Offiziere. Zuerst sahen sich Alle mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an; dann baten sie den wachthabenden Offizier, den Delinquenten doch gleich hereinkommen zu lassen, und der lange Eduard meinte, man solle ein förmliches Verhör mit ihm anstellen, sie würden das ebenso gut können, wie der Herr Auditeur. Worauf man den Gefreiten beauftragte, den Verhafteten eintreten zu lassen.

Aller Augen waren nach der Thüre gerichtet. Man stellte sich unter dem Gefangenen einen hagern, wild aussehenden Kerl vor, mit eingefallenem, bleichem Gesicht, borstigen Haaren und zerrissenen Ketten an Füßen und Armen, und war daher nicht wenig überrascht, als der dicke Bombardier eintrat, sich so gut wie möglich verneigte und Alle mit seinem gutmüthigen Gesicht der Reihe nach ziemlich verlegen anstarrte.

Die Erscheinung des armen Tipfel hatte etwas höchst Lächerliches. Der zerfetzte Anzug, der ihm überall zu klein war, der zerrissene Frack, dem der linke Aermel fehlte und statt dessen ein

ziemlich schmutziges Hemd hervorsah. — wir wollen übrigens damit nicht andeuten, daß die Wäsche des Bombardiers in keinem guten Zustande gewesen sei, sondern Alles auf den sonderbaren Weg schieben, den er heute Abend gemacht, — kurz, dem ganzen verdächtigen Aeußern wurde aber durch das gar zu gutmüthige Gesicht alles Pikante weggenommen.

Nachdem der Wachthabende seinen Tschako, den er der Bequemlichkeit halber abgelegt, wieder aufgesetzt hatte, und sich seine Freunde um ihn gruppirt, begann das Verhör, indem man dem Bombardier die Frage stellte: wer er sei? worauf Tipfel alle seine Abenteuer von heute Abend, seit er das Fort verlassen, mit größter Genauigkeit erzählte, wobei er aber, wie es sich von selbst versteht, als ein verschwiegener Mensch, keinen Namen von Straßen oder Personen nannte.

Schon gleich zu Anfang seiner Erzählung sahen sich die Offiziere enttäuscht und es mochte ihnen gar nicht gefallen, daß des Bombardiers einziges Verbrechen darin bestand, seine Wache verlassen zu haben. Als er aber von dem Hauptgraben erzählte, von dem Kerl, den er dort eingesperrt, geriethen die Krieger in das sichtlichste Erstaunen und konnten sich nicht enthalten, als der Bombardier geendigt hatte, in einen lauten Ausruf des Beifalls auszubrechen. Der Wachthabende ging mit großen Schritten auf und ab, zuckte mehrere Male die Achseln und meinte, es thue ihm sehr leid, daß er über den Dienstfehler des Bombardiers nicht ganz die Augen zudrücken könne. Doch wolle er in seinem Bericht an die Commandantur die Sache in's möglichst beste Licht für ihn stellen.

Der lange Eduard, der bei der Erzählung sichtlich nachdenkender als zuvor geworden war, öffnete jetzt den Mund und erkundigte sich nach dem Namen des Freundes, für den Tipfel alle diese Leiden ausgestanden, worauf der Bombardier auf ihn aufmerksam wurde und sich erinnerte, ihn schon öfter gesehen zu haben. Plötzlich fiel ihm die Stallgeschichte ein, die ihm sein Freund erzählt hatte, und

wo ein langer Vetter Eduard behülflich geweſen war, dem Rappen die Beine roth zu färben. Er nannte ihm deßhalb den Namen ſeines Freundes, der auf jeden Fall den Wachtdienſt an ſeiner Stelle in der größten Angſt verſah, und bat den Vetter Eduard, auf das Fort Nro. IV. zu gehen, um dorthin durch Erzählung der Abenteuer der heutigen Nacht einigen Troſt zu bringen.

In Betreff des Verbrechers that der wachthabende Offizier alle Schritte, die ihm in einem ſolchen Falle vorgeſchrieben waren. Er behielt den Bombardier in ſeiner eigenen Stube und ließ den Eingang zu der Kaſematte des Hauptgrabens, worin der Entſprungene eingeſperrt war, mit einem doppelten Poſten verſehen. Dann ſchickte er einen Gefreiten hinaus auf das Fort Nro. IV. und ließ den Bombardier von der reitenden Artillerie, der dort commandirte, ablöſen und freundſchaftlich zu ſich einladen, welch' letztere Maßregel es denn unnöthig machte, daß ſich der lange Eduard durch die kalte Nacht auf das entlegene Fort bemühte. Dafür aber trabte dieſer Treffliche eigenfüßig in die Stadt und holte alle Beſtandtheile zu einem guten Punſch, der denn auch alsbald mit Beihülfe der drei andern Offiziere unter ſeiner unmittelbaren Aufſicht gebraut wurde. Der wachthabende Lieutenant aber ſetzte ſich an den Tiſch, nahm einen großen Bogen vor ſich und machte der Commandantur eine wichtige Meldung über das Vorgefallene.

Daß ihn dieſer Bericht viel Kopfzerbrechens koſtete, ſah man an der Anſtrengung, ja, wir möchten ſagen, Wuth, mit der er das obere Ende ſeiner Feder zerkaute. Vielleicht wäre er auch nicht ſo bald damit zu Stande gekommen, oder wäre er nicht ſo trefflich ausgefallen, wenn ihm nicht ſämmtliche Gäſte der Offizierwachtſtube, mit Ausnahme des langen Eduards, geholfen hätten. Selbſt der Bombardier Tipfel half an ſeinem eigenen Todesurtheil und endlich lag es gerundet auf dem Tiſch.

Der Leſer wird uns verzeihen, wenn wir ihn mit dieſem merkwürdigen Aktenſtück verſchonen.

Bald kam der lange Eduard zurück in Begleitung eines Laufbuben, der mehrere Flaschen Rum, Zucker und Citronen trug. Auch die Ablösung vom Fort Nro. IV. stellte sich ein und brachte den Bombardier von der reitenden Artillerie mit, für den Tipsel zum Opfer geworden war, und in diesem Betracht ereignete sich eine wirklich rührende und herzbrechende Scene. Bombardier Robert verlangte ausdrücklich, mit in das Protokoll aufgenommen zu werden, wogegen Tipsel feierlichst protestirte. Da Keiner nachgeben wollte, so entschied sich der Wachthabende dahin, daß der Bombardier Robert nicht in's Protokoll verzeichnet würde, indem der Stadtcommandant, Oberst von Lunte, schon von selbst die Lunte riechen und die Bekanntschaft dieses guten Freundes zu machen suchen würde.

Eilftes Kapitel.

Handelt von verschiedenen angenehmen und geistreichen Gesprächen, wie solche in einer Offizier-Wachtstube geübt werden, sowie von sinnreichen Militärstrafen.

Nachdem auf diese Weise die Dienstgeschäfte vor der Hand besorgt waren, gruppirte sich Alles um den Tisch, auf welchem der Punsch dampfte; der Wachthabende von der Infanterie war artig genug, auf eine gute Laune des Oberst von Lunte anzustoßen.

Die Hauptwache einer großen Stadt so zu versehen, daß der Ablösende am nächsten Morgen dem Abgelösten nicht bei Uebergabe der Parole zuflüstert: „Lieber Bruder, es thut mir verdammt leid, aber die alte Lunte hat auf Stubenarrest für dich angetragen," ist keine Kleinigkeit. Die gewöhnlich vorkommenden Sachen, wie Visitir- und Haupt-Runden, Patrouillen ꝛc. sind so ziemlich ein gewiesener Weg. Da aber die Hauptwache bei nächtlichen Aufläufen, bei Wirthshaus-Skandalen und dergleichen, Mannschaft zum Ein-

schreiten abzugeben hat, so muß der Wachthabende genau wissen, wie weit er gehen darf, um nicht aus dem Takt zu fallen. Sogar bei den Runden kommt es viel auf die betreffenden Offiziere an, ob der Wachthabende sehr aufpassen muß oder nicht. Um dieses Thema drehte sich auch das Gespräch der Punschgesellschaft, und der lange Eduard meinte, ihm sei als Rundenführer Niemand widerwärtiger als die Artillerieoffiziere, indem keine diensteifriger und genauer seien, sowie strenger im Anzeigen der ebenfalls vorgefallenen Fehler; ein Vorwurf, gegen den sich Robert feierlich verwahrte, wobei er versicherte, bei einer Wache, die er mit seinen Artilleristen habe, wo er wisse, daß Infanterie visitire, mache er sich jedesmal auf drei Tage Arrest gefaßt.

Der Wachthabende dagegen meinte, man könne dies nicht so sehr der Infanterie beimessen, als der Leidenschaft der Artillerieoffiziere für das Arrestgeben; eine Behauptung, der Tipfel mit einem vielsagenden Blick gegen den Himmel beipflichtete.

„Ich hab's," rief plötzlich der Kavallerieoffizier mit dem schwarzen Bart, „die famose, ganz gottvolle Stelle aus den Hugenotten, so geht's, so geht's!

Dum, dum, dum, dum,
Dem Edlen von Saint Bris
Bring' den Brief alsogleich,
Also sprach mein R—i—i—i—ter!

Wirklich famos!"

„Ja," meinte der lange Eduard, „'s ist nicht ganz schlecht. Doch der Chor im vierten Akt, ja, darüber geht gar nichts. Wißt ihr — — um Mitternacht! — Das hört grandios auf —"

„Apropos, Eduard," sagte ein Anderer, „hast du deinen großen Hund noch? Das ist ein Kapitalkerl, und auf den Mann dressirt, famos!"

„Da will ich euch eine Geschichte erzählen von einem Ratten-

fänger," sprach der Wachthabende, „von einem Rattenfänger, der einem Freunde von mir gehört, und der gar keinen Namen hat."

„Wie, der Freund?"

„Nein, der Rattenfänger. Mein Freund ist bei der Eisenbahn angestellt und so heißt der Rattenfänger blos der Eisenbahnhund oder der Tunellhund, wie man will. Ich versichere euch, der Hund ist auf die Katzen, auf die Katzen sage ich, nun wie jeder Hund. Neulich gehen wir spazieren, mein Freund, ich und der Eisenbahnhund. Wenn der letztere nur eine Idee von einer Katze wittert, stöbert er ihr halbe Stunden nach. Endlich kommt ihm eine in Wurf. Anfänglich stellt sie sich, der Tunellhund wüthend über sie her, sie retirirt in ein Haus, der Hund ihr nach und Beide gerathen in eine Stube, wo eine Familie am Mittagessen sitzt. Ihr könnt euch denken, daß es da heißt: Thüre zugemacht und auf den Hund losgeschlagen. Es entstand ein erbärmliches Geheul; wir stehen unten und rufen dem Eisenbahnhund, endlich prdautz! kling, kling! und was denkt ihr? Der Hund springt euch durch die Scheiben auf die Straße. Mein Seel, das ist doch viel!"

„Ja, außerordentlich!" meinte ein Anderer, der sich durch eine auffallende Stumpfnase auszeichnete, unter welcher der Schnurrbart zu zwei kleinen Punkten zusammengeschoren war, die von Weitem wie englisch Pflaster aussahen. „Aber kennt ihr die Geschichte mit dem Hund, dem Thaler und den Hosen des Handwerksburschen?"

„Ich bitte dich," entgegnete der lange Eduard. „Das steht schon im Meidinger."

Unterdessen hatte sich der Bombardier Robert etwas in die Ecke der Wachtstube zurückgezogen, wohin ihm Tipfel gefolgt war und ihm die fehlgeschlagene Expedition ziemlich aufrichtig meldete. Nur verschwieg er die Verwechslung der Billets, als zu prosaisch und wohl wissend, daß durch Eingestehen einer solchen Blamage der große Dienst, den er seinem Freunde geleistet, in dessen Augen allen Werth verlieren würde.

„Es ist eine ganz verfluchte, verfluchte Geschichte," meinte Robert, „daß du, unglückseliger Kerl, da von der Wache erwischt werden mußtest. Wenn es nur einen Ausweg gäbe!"

„Ja," sagte Tipfel, „einen Ausweg weiß ich nicht; aber eine Einkehr in Nr. 7½ auf circa sechs Wochen! 's ist schrecklich."

Beide schwiegen betrübt still und ließen die Köpfe hängen. Doch schien dem Bombardier Robert ein großer Gedanke gekommen zu sein.

„Tipfel," sprach er, „alter Junge, du hast dich für mich geopfert; ich will etwas für dich thun, was dir freilich nicht groß erscheinen mag, aber es zerreißt den ganzen Fortgang meines Abenteuers, von dem ich mir viel Schönes versprochen."

„Ich bitte dich," sagte Tipfel, der zum ersten Mal in seinem Leben in einen gelinden Zorn zu gerathen schien; „bleib' du mir mit deinen ungeschickten Abenteuern vom Leibe."

„Morgen," fuhr der Andere entschlossen fort, „gehe ich in das Haus an dem Petriplatz Nro. 10 und lasse mich bei dem alten Herrn melden, von dem du gesagt hast, man habe ihn Regierungsrath genannt. Ich erzähle ihm offenherzig die ganze Geschichte und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht gerührt würde und ein gut Wort einlegte."

„Was hilft mir das Gerührtsein, und bei wem soll er ein gutes Wort einlegen?" meinte Tipfel.

„So Herren," entgegnete Robert, „haben allerlei Bekanntschaften, Abends im Wirthshause oder in der Gesellschaft kommt er vielleicht mit dem Kapitän oder mit dem Major oder gar mit Schippenbauer zusammen."

„Ja," seufzte Tipfel, „gerade Schippenbauer macht mir Angst, ob, wenn der Alte noch da wäre!"

„Ja freilich," antwortete Robert, „der Alte würde sagen: Ordnung muß sind, aber dumme Streiche kann ich verzeihen. Doch Schippenbauer wird dich auch nicht fressen. Wer weiß, der Regie-

rungsrath ſpricht vielleicht mit ihm und die Sache kann noch gut gehen."

„He, ihr Herren dahinten!" rief der Wachthabende, „warum ſondert ihr euch ſo ab. Eduard, ſchenkt Eurem Vetter einmal ein. Die Artillerie ſoll leben!"

Dieſe ausgezeichnete Behandlung Seitens des regierenden Infanterielieutenants gegen den unglücklichen Artilleriſten verſetzte Letzteren in eine ganz gerührte Stimmung und brachte ihn dem luſtigen Kreiſe immer näher.

„Meine Herren von der Artillerie," fing der Kavallerieoffizier wieder an, „ſagen Sie mir doch, was eigentlich aus dem famoſen Oberſten von T. geworden iſt. Man ſagt, er habe eigentlich ſeinen Abſchied bekommen, ſtatt ihn zu nehmen."

„Hierüber, Herr Lieutenant," entgegnete der Bombardier Robert, „kann Ihnen mein Freund Tipfel die beſte Auskunft ertheilen, der gerade damals als Schreiber auf dem Brigadebureau beſchäftigt war."

Tipfel rückte ſich etwas in die Höhe und meinte, in die Geheimniſſe des Geſchäfts habe er nicht dringen können; doch ſei er auch überzeugt, daß der Oberſt von T. ſeinen Abſchied nicht freiwillig genommen. „Sehen Sie, meine Herren, der Alte — Sie verzeihen den Ausdruck — war für uns Soldaten einer der beſten Offiziere, die es geben konnte; aber, ohne etwas Reſpektwidriges ſagen zu wollen, mit den Herren Offizieren konnte er nicht auskommen, namentlich war das gelindeſte, allergeringſte Widerſprechen genug, um ihn in Harniſch zu verſetzen, und wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen einen kleinen Beleg geben, daß er ſeine Offiziere, namentlich wenn er ein kleines Vorurtheil gegen ſie hatte, wie es bei einem Lieutenant, Namens Werthen, ſchon der Fall war, nicht immer ſchonend, ja ich möchte ſagen, gerecht behandelte."

„Lieber Bombardier," unterbrach der lange Eduard den Sprecher, „nur keine Geſchichte aus dem Meidinger."

„Schweig still," unterbrach ihn der Wachthabende; „der Bombardier versteht deinen Meidinger Witz nicht."

„Eduard theilt nämlich," erläuterte der Bombardier Robert, „alle Anekdoten, die man erzählt, in zwei Klassen ein, ihm bekannte oder unbekannte, und die erstere, deren Zahl Legion ist, nennt er aus Meidinger Grammatik entsprossen, was so viel sagen will, als sie sei alt und verbraucht, eigentlich ein sehr schlechter Witz."

„Zugegeben," sprach gähnend der lange Eduard; „nur kann ich nicht umhin, dir zu bemerken, daß deine Erklärung ungeheuer Meidinger ist."

„Silentium!" rief der Wachthabende. „Laßt den Bombardier erzählen. Also der Lieutenant Werthen . .?"

„Ja," fuhr Tipfel fort, „der Lieutenant Werthen hatte die leidige Gewohnheit, weder vor seinem Kapitän, noch vor dem Major, ja nicht einmal vor dem Alten stillschweigen zu können. Nun hatten wir einmal auf der Haide ein Schießen mit Kugeln; es wurde nach einer Scheibe auf sechszehnhundert Schritte ricochetirt, und da auf die große Entfernung die Kugeln sehr weit gingen, so waren die Distanciers über die Scheibe hinaus aufgestellt."

„Was sind Distanciers?" fragte der Kavallerieoffizier.

„Distanciers," fuhr Tipfel fort, „sind die zu beiden Seiten der Scheibe rückwärts aufgestellten Leute, welche verhindern sollen, daß Jemand in die Schußlinie läuft. An diesem Morgen aber war der Alte ungeheuer schlecht gelaunt. Er ritt auf der ganzen Haide brummend und fluchend umher, und bei jeder Batterie, die er untersuchte, gab's Nasen die Hülle und Fülle. Dabei war er von einer schrecklichen Geschwindigkeit und sein weißer Federhut wackelte jetzt hinter uns, jetzt weit vor uns. Endlich fällt es ihm ein, nachzusehen, ob die Distanciers auch recht wachsam auf ihren Posten seien, und wie wir ihn da hinausreiten sahen, bedauerten wir schon die Unglücklichen, an welchen er etwas auszusetzen hätte und deren Zahl nicht gering sein würde. Bald hörten wir ihn auch schon auf

circa tauſend Schritt ſchreien und lärmen: „Hoho! Er Millionenhund! Weeß Er nich, daß Er uf Poſten is und den Tſchako nicht abnehmen darf?“ und dann dumpfer und undeutlicher: „Wer hat Ihm gelehrt, ſich uf die Erde ſetzen, wenn Er uſpaſſen ſoll!“ und ſo hörten wir ihn weiter und ferner, bis er unſern Blicken entſchwand, einem dahinziehenden Ungewitter vergleichbar. Endlich, am Ende der Diſtanciersſlinie, ja faſt am Ende der Halde . . .“

„Wo die letzten Häuſer ſtehen,“ ſchaltete Eduard ein.

„Lag, wie wir ſpäter hörten, ein Kanonier hinter einem Hügel und war, ermüdet von dem weiten Marſch und dem heißen Wetter, eingeſchlafen. Der Unglückliche hört den Oberſten nicht heranreiten und wird von einem gelinden Hieb erweckt, den ihm der Alte mit der flachen Klinge irgend wohin applicirt. Natürlich, aufſpringen und in den größten Schrecken gerathen, war das Werk eines Augenblicks. „Ei, ſieh doch, ſieh doch!“ brüllte der Alte, „von welcher Batterie, mein Sohn? Oh? Er nixnutziger Millionenhund!“ und bei dieſen Worten gab er ihm einen Schlag von oben auf den Tſchako, daß ihm derſelbe über Augen und Ohren herunter fuhr. — „Von der zwölfpfündigen Batterie Nro. 4, Herr Oberſt.“ — „Und wat für ein Lieutenant commandirt den Zug, der die Ehre hat, Ihn zu beſitzen? — „Der Herr Lieutenant Werthen, zu Befehl des Herrn Oberſt.“ — „Oho,“ lachte der Alte grimmig, „nit zu meinem Befehl, ſonſt wär' es anderſt; aber komm Er mit, mein Sohn, ik will Ihn eigenhändig zu der Batterie bringen; und da ik Eile habe,“ ſetzte er laut lachend hinzu, „und er von wegen Seinem Tſchako nicht viel zu ſehen ſcheint, ſo will ik mir die Mühe machen und Ihn mitnehmen. Komm Er her, mein Sohn!“ Dabei faßte er den Aermſten mit der Hand in der Halsbinde, ſetzte ſein Pferd in Trab und ließ ihn nebenherſpringen, wobei der Kanonier, da das Pferd ziemlich groß und die Figur des Alten bekanntermaßen coloſſal war, kaum mit den Fußſpitzen die Erde berührte. Auf dieſe Art näherten ſie ſich in Kurzem der Batterie, in welcher

wir standen und mit Schrecken die Scene erwarteten, die jetzt kommen würde. Der Lieutenant Werthen, der den Mann seines Zuges schon von Weitem erkannte, ärgerte sich nicht schlecht über den Anblick, faltete die Arme über einander und stampfte mit dem Fuße. Jetzt war der Alte so nahe, daß er die Batterie übersehen und den Lieutenant Werthen erkennen konnte, der stillschweigend zusah, wie die Sache sich entwickeln würde. „Oho! oho!“ schrie der Alte, und sein ohnedies rothes Gesicht wurde vor Zorn noch röther: „da ist ja die liebenswürdige Batterie, die solche Kanoniere uszieht — — — Herr Lieutenant Werthen, halten Sie dat Maul, ik kann dat Widersprechen nit leiden!“

„Das ist stark,“ meinten die Offiziere; „und der Lieutenant Werthen hatte nichts gesagt?“

„Nicht eine Sylbe,“ entgegnete Tipfel, „aber Sie können sich denken, daß er die Sachen nicht so hingehen ließ. Wie der Oberst in der Batterie abgesessen war, verlangte der Lieutenant Werthen zum Inspecteur gehen zu dürfen, um ihm den Vorfall zu melden, worauf ihm der Alte entgegnete: „Mein lieber Herr Lieutenant Werthen, dat will ik Ihnen von Herzen gern erloben: nur so viel sage ik Ihnen, da oben kennen sie den alten von T. schonst und fangen keinen Streit wegen so einer Lapalie mit ihm an.“

„Im Ganzen eine famose Geschichte,“ meinte der Kavallerieoffizier; „aber ich wäre doch nicht bei dem Regiment geblieben.“

„Und warum nicht?“ fragte der Wachthabende. „Cujonnirt wird man doch so viel wie möglich; und bei dem alten von T. hatte man doch den Vortheil, daß er gerade und ehrlich zu Werk ging, und man nicht zu fürchten hatte, er werfe Einem bei den obersten Behörden Steine in den Weg von wegen dem Avancement.“

„Nein, das that er nicht,“ entgegnete Tipfel, „und der Lieutenant von Werthen, von dem ich eben erzählte, wurde bald nachher Abtheilungsadjutant und erhielt eine gute Zulage, die er brauchen konnte.“

„Du, Eduard," lachte der Wachthabende, „möchtest du nicht auch Abtheilungsadjutant werden?"

„Von wegen der Zulage," ergänzte Robert.

„Meidinger," entgegnete der lange Eduard verächtlich.

Und Tipfel fuhr fort:

„Doch haben seine ewigen Neckereien mit dem Offizierscorps seinen Abschied zuwege gebracht. Er hatte nämlich die vielleicht, wenn es erlaubt ist, zu sagen, nicht ganz unrichtige Idee, daß die Haupt- und liebste Beschäftigung der Herren Lieutenants sei, ihre Untergebenen zu malträtiren, und kleine Aergernisse, als langweiliges Avancement, oder kurzweilige Nasen von oben herab, an ihnen auszulassen."

„Ei, ei, Herr Bombardier," meinte der Wachthabende, „das sind gefährliche Ansichten. Wenn man auch zuweilen bei schlechter Laune etwas schärfer exercirt, als sonst, so ist doch das Malträtiren, Dank den neuesten Bestimmungen, gänzlich aus der Mode gekommen."

„Den Bestimmungen nach wohl," bemerkte der Bombardier Robert. „Doch sieht der unparteiische Beobachter auf dem Exercierplatz hie und da Scenen, welche sehr an's Mittelalter streifen. So ist das Zurückbiegen der Schulterblätter, indem man dem betreffenden Rekruten mit dem Säbelgefäß, freilich ganz sanft, auf den Rücken klopft, nicht zu verachten, und wenn man Mittags zwischen zwei und drei im Sommer ein Glied gegen die Sonne schwenken läßt und fünf Minuten lang still stehen, na, da muß ich danken."

„Freilich," sprach der Kavallerieoffizier, „es giebt so kleine Kunstgriffe, auch in der Reitbahn, wo man mit der Peitsche, statt das Pferd zu treffen, aus Versehen anderswohin schlägt, oder beim Aufsitzen die Kerls in der dritten Stellung verharren läßt, bis sie schwarz werden."

„Ich habe einen Unteroffizier gekannt," sagte der lange Eduard, „das war ein infamer Kerl, der hatte seiner Korporalschaft das Tabackkauen auf das Strengste untersagt, und wenn er beim Exerciren

einen Kerl traf, der sich dies unschuldige Vergnügen machte, wie glaubt ihr wohl, daß er ihn bestrafte?"

„Nu," meinte der Kavallerieoffizier, „sie mußten die Geschichte ausspucken."

„Weit gefehlt," entgegnete der lange Eduard, selbstgefällig lächelnd, „er zwang sie, die ganze Geschichte hinunterzuschlucken."

„Brr!" sagte der Wachthabende, und selbst der gleichmüthige Bombardier Tipfel schüttelte sich.

„Die wirklich immense, mit Respect zu sagen, Grobheit unsers alten T." sagte Bombardier Tipfel, „hatte bei Nasen, die von oben herunterkamen, in der Brigade den Vortheil, daß die Bestrafungen gelinder wurden, je mehr sie in den untern Regionen anlangten."

„Was anderwärts umgekehrt ist," schaltete der lange Eduard ein.

„Ja wohl," fuhr Tipfel fort, „der alte von T. konnte für einen fehlenden Knopf sechs Wochen Arrest diktiren. Der Major zeigte dies bei der Parole mit den Worten an: daß sich vielleicht bei der bekannten Gnade des Herrn Obersten die Strafe auf acht Tage mildern könnte, und der Kapitän meinte alsdann: obgleich der Betreffende ein ungeheurer Himmelsakermenter sei, so würde er vielleicht, wenn's gut ginge, diesmal mit drei Tagen davonkommen, worauf der Zugführer dem Manne vor Auseinandergehen sagte: wenn dir auch der Herr Oberst den Arrest ganz schenkt, wie zu erwarten steht, so kannst du dich doch von mir auf eine Strafwache gefaßt machen. — Und so geschah es auch in den meisten Fällen."

„Ja," lachte der Offizier mit der Stumpfnase, „da will ich euch eine ganz außerordentliche Geschichte erzählen, von der vielleicht der lange Eduard behaupten wird, daß sie Meldinger sei; aber das thut nichts."

„Es ist eigentlich keine Geschichte, die du erzählen willst," meinte der Fähndrich; „ich kenne sie ganz wohl; man kann es einen allgemeinen Vorgang nennen; doch wenn du es gut erzählst, so ist es nicht schlecht."

Zwölftes Kapitel.

Die Erzählung des ſtumpfnaſigen Offiziers handelt von Naſen in aufſteigender Potenz. Ein Kapitel, welches wegen ſeiner außerordentlichen Wichtigkeit dem Leſer hiermit illuſtrirt vorgeführt wird.

„Denkt euch alſo," erzählte der Lieutenant mit der Stumpfnaſe, „es iſt eine große Parade, die der commandirende General über einige Regimenter Infanterie und Kavallerie, über Artillerie und Ingenieurs abhält. Das Frontreiten lief glücklich ab. Es hat Niemand mit dem Kopf gewackelt und es ſind nur wenige ohnmächtig geworden. Parademarſch! mit Zügen rechts ſchwenkt, marſch! Drumm, drumm, drumm, drumm! Es geht ganz famos. Die Züge kommen ganz gut vorbei. Jetzt wird Compagnienweiſe aufmarſchirt; da iſt auch nichts zu erinnern; aber jetzt kommt die neue heilloſe Paradeerfindung, der Bataillonsvorbeimarſch. Ich ſage euch, da muß man ungeheuer aufpaſſen. Wenn ihr da nicht auf dem Flügel einen Kerl habt, den zehn Pferd nicht aus dem Geleis bringen, ſo iſt's unmöglich. Und in die Mitte hinein gehört auch ein Unteroffizier, der nicht von Stroh iſt. So einer, wie der Tabacksſchlucker, von dem Eduard erzählte, einer, vor dem die Kerls zittern, wenn er ſie nur ſchief anſieht. Nun geht's los. Ihr habt eine ganz ausgezeichnete Richtung. Aber zwanzig Schritt von dem General liegt vielleicht ein Maulwurfshaufen, einer tritt mit dem Fuß hinein — und das ganze Bataillon kommt in einem ſtumpfen Winkel vorbei. Jetzt iſt die Parade zu Ende. Die Leute gehen auseinander und der Commandirende, der mit der Haltung der Truppen ganz zufrieden iſt, ſagt den betreffenden Brigade-, Diviſions- und anderen Generalen einige ſchmeichelhafte Worte. „Meine Herren, ich bin mit den Leiſtungen der Truppen vollkommen zufrieden!" Ungefähr ſo. „Ich habe an den Anzügen nichts auszuſetzen gehabt; die Haltung war ſicher, die Griffe wurden mit Schnelligkeit und Präciſion ausgeführt, und das Schwenken ſowie der

Vorbeimarsch ließ nichts zu wünschen übrig. Nur Herr Oberst vom 16.," so wendet er sich an einen derselben. „Ihr Füselierbataillon hat beim großen Vorbeimarsch einen kleinen Winkel gemacht. Aber die Leute haben sich Mühe gegeben und man muß dem Terrain die Schuld beimessen. Ich bitte zum Beweise meiner Zufriedenheit den Leuten einige Tage Ruhe zu gönnen und sie nicht zu beschäftigen. Nochmals, meine Herren, ich bin ganz zufrieden und werde im Rapport an Seine Majestät den König den wirklich guten Zustand des Armeecorps zu rühmen wissen." So reitet er davon und der Divisionsgeneral, unter dem das 16. Regiment steht, wiederholt die schmeichelhaften Aeußerungen des Commandirenden und setzt am Schluß hinzu: „Es thut mir nur leid, daß gerade Ihr Füselier-Bataillon, Herr Oberst, den kleinen Fehler gemacht. Ich versichere Sie, gerade bei Ihrem Regiment, das sich sonst durch musterhafte Haltung auszeichnet. Aber das Terrain war sehr ungünstig. Guten Appetit, meine Herren." Der Brigadier, der das 16. und 17. Regiment commandirt, erklärt sich ebenfalls mit der Parade im Allgemeinen zufrieden, nur meint er, der Fehler mit dem Füselier-Bataillon hätte nicht passiren sollen, und es sei ihm sehr ärgerlich, daß solches gerade bei seiner Brigade vorgekommen. „Ohne Ihnen einen Vorwurf machen zu wollen," sagt er am Schluß, „so muß ich Sie recht sehr bitten, den Vorbeimarsch im Bataillon recht fleißig zu üben. Wenn auch der Commandirende gütig genug war, die ganze Schuld auf's Terrain zu schieben, so bemerkte ich doch schon von Anfang an ein Schwanken in der Linie, die mich ahnen ließ, daß wir krumm vorbeikämen. Nochmals gesagt, Herr Oberst, es ist mir wirklich sehr ärgerlich, daß gerade Ihr Füselierbataillon das einzige war, was nicht genau Achtung gab. Adieu, meine Herren!" Der Oberst vom 16. reitet nachdenkend in die Kaserne zu den drei Bataillons-Commandanten, die sich eben über die gehabte Parade unterhalten und den Chef umringen, um das Gesammturtheil des Commandirenden zu erfahren. Doch will ihnen

das ernſte Ausſehen des Oberſten nicht gefallen. „Meine Herren,“ begann dieſer ziemlich gereizt, „ich bin überzeugt, daß Sie nicht erwarten, der Commandirende würde aus Artigkeit gegen uns grobe

Mängel und Fehler nicht entdeckt haben; aber daß es gerade eines meiner Bataillons sein muß, das sich durch schlechte Haltung und noch schlechteren Vorbeimarsch auszeichnet, thut mir wirklich in der Seele leid. Ja wohl, Herr Oberstwachtmeister N.," ich muß es Ihnen leider bekennen, Ihr Füselierbataillon hat das ganze Armeecorps um den Ruhm einer vollkommen guten Parade gebracht. Aber haben Sie denn um Gotteswillen nicht bemerkt, wie ich Ihnen beständig gewinkt, denn ich sah ganz gut, daß Ihr Bataillon schon beim Antreten seine Haltung verlor und in eine complette Schlangenlinie aufgelöst war. Sie, meine Herren, hören nichts von den Artigkeiten, die ich mir vom Commandirenden, vom Divisions- und Brigadegeneral muß sagen lassen. In acht Tagen ist Seine Majestät der König von der schlechten Haltung meines Regiments unterrichtet und das kann meinem Avancement gerade nicht zuträglich sein. Morgen früh um acht Uhr tritt das Füselierbataillon zum Parademarsch an, nachdem dasselbe vorher in Compagnien geübt wurde." — Der Commandant des Füselierbataillons nimmt seine Kapitäns bei Seite. Er steckt die rechte Hand unter die Uniform und man sieht ihm an, daß er einen großen Grimm mühsam verbeißt. „Sie werden mir das Zeugniß geben, meine Herren," fängt er endlich an, und klopft dabei mit dem linken Absatz heftig auf den Boden, „daß ich mir beständig Mühe gab, das Bataillon im besten Stand zu erhalten. Was aber kann der Major machen, wenn er von seinen Offizieren nicht unterstützt wird! Was ich so oft sagte, wiederhole ich. Sie waren zu bequem, meine Herren, und haben den Parademarsch viel zu wenig geübt. Aber glauben Sie nicht, daß ich ein ewiger Krittler bin, der ohne Noth schilt und immer etwas auszusetzen findet. Haben Sie denn meine Bewegungen mit dem Säbel nicht verstanden? Haben Sie nicht gesehen, wie heftig ich Ihrem rechten und Ihrem linken Flügel winkte, indem schon beim Anmarsch die Compagnien sich in vollkommener Auflösung befanden? Aber da hilft nichts mehr. Die Herren ge-

ben ſich keine Mühe und das weiß der Soldat und marſchirt vorbei, daß es eine Schande iſt. Was glauben Sie, daß der Commandirende geſagt hat? Er war durch ihren Fehler mit der ganzen Parade unzufrieden und will es ſich noch überlegen, ob er nicht die ſchlechte Haltung des 16. Regiments Seiner Majeſtät dem König anzeigen ſoll. Sie, Herr Hauptmann," wendete er ſich an einen, den er nicht leiden kann, „tragen mit Ihrer Compagnie die größte Schuld. Ich habe beſtändig mit Ihnen zu kämpfen, denn Ihre Mannſchaft zeichnet ſich immer durch Malpropreté und Nachläßig-

keit aus. Merken Sie ſich das und nehmen Sie ihre Leute beſſer zuſammen. Morgen früh um ſechs Uhr tritt das Bataillon zum Parademarſch an, nachdem es ſich vorher in Compagnien und Zügen fleißig geübt hat.“ Damit dreht er ſich um und geht ab. Die drei Kapitäns gehen wüthend auf ihre Compagnien los und namentlich der, der die letzte Naſe empfing. Er legt die Hände auf dem Rücken zuſammen, beißt die Lippen auf einander und ſpaziert zwiſchen der Compagnie und den Unteroffizieren eine Zeit lang ſtillſchweigend auf und ab. Alsdann tritt er bei Seite und ruft die Herren Offiziere. „Meine Herren, ich habe es mir immer zum Geſetz gemacht, Ihre Unaufmerkſamkeiten und Fehler nicht vor den Leuten zu rügen, damit Ihr Anſehen nicht leidet. Aber, meine Herren, nach dem, was heute vorgefallen,“ — dabei ringt er verzweiflungsvoll die Hände — „könnte man es mir nicht übel nehmen, wenn ich Offiziere und Mannſchaft über einen Kamm ſcheere: denn Sie allein tragen die Hauptſchuld, meine Herren. Ei freilich, es iſt viel leichter, die Kaffeehäuſer zu beſuchen und ſich durch Vergnügungen zu wälzen, als den Dienſt in der Compagnie zu verſehen. Wiſſen Sie denn das Endreſultat unſerer heutigen Parade? Ja, meine Herren, und durch Ihre Schuld, denn was kann der Kapitän thun, wenn ihn die Offiziere nicht unterſtützen? O Gott im Himmel, es iſt meine Compagnie geweſen, die höchſt malpropre ausſah, die keinen Tritt hatte, die das Gewehr zum Erbarmen trug, kurz, die die ganze Parade verdarb. Daß der Commandirende im höchſten Zorne fortgeritten iſt, können Sie ſich denken. So ein Schandmarſch ſei ihm in ſeinem Leben nicht vorgekommen, obendrein da das Terrain das günſtigſte von der Welt geweſen ſei. Er will Unterſuchung anordnen und ich muß das Ganze büßen, meine Herren. Aber die Compagnie ſoll ein Donnerwetter regieren! Kommen Sie, meine Herren! Und Sie, mein Herr Lieutenant,“ wendete er ſich an einen, den er ebenfalls nicht ausſtehen kann, „daß Ihr Zug der ſchmählichſte war, hat mich gar nicht gewundert. Rechts und links

ſchwenkt, formirt den Kreis! Feldwebel, leſen Sie mir die Leute vor, deren Anzug heute Morgen vor dem Ausrücken Veranlaſſung zur Klage gab. Ich will euch ſchuhriegeln, daß es eine Freude iſt.“ Nun lieſt der Feldwebel eine Reihe von Namen vor, Unglückliche, die gegen das allerhöchſte Geſetz der Kleinlichkeit gefrevelt haben, ſei es durch einen abgeriſſenen Knopf, oder durch eine ſchlecht

umgebundene Halsbinde, oder durch einen lose aufgeschraubten Flintenstein, oder durch einen Rostflecken am Bajonett und die wenn die Parade gut ablief, mit einem Verweis davon gekommen wären. Jetzt aber wirft der Kapitän mit Arrest um sich, daß es eine Freude ist. Jener bekommt 24 Stunden, dieser 3 Tage, sogar ein unglücklicher Unteroffizier, den der Kapitän besonders auf dem Strich hat, wird, weil er einen eigenen blendend weißen Kochgeschirr-Ueberzug hat, weil er nur von etwas feinerer Leinwand ist, als die andern, zu acht Tagen verdammt. „Morgen früh um vier Uhr steht die Compagnie da im Paradezug, vollkommen bepackt und die Herren Lieutenants werden die Gnade haben, ihren betreffenden Zügen heute Nachmittag noch etwas Parademarsch beizubringen.“ Damit dreht der Chef seiner Mannschaft den Rücken und jeder Offizier nimmt seinen Zug freundschaftlich bei Seite; der, welcher vom Kapitän ausnahmsweise einen Verweis erhielt, ein junger Tyrann, stellt sich mit ausgespreizten Beinen vor seine vier Unteroffiziere und betrachtet sie kopfschüttelnd. „Na, das muß ich sagen,“ eifert er, „ich hab' eine schöne Bande beisammen. Unteroffizier Adam, Ihre Luderei ist, Gott sei Dank, stadtkundig; aber, Herr, ich will Sie schubriegeln, daß Sie den Verstand verlieren sollen. Und Sie, Unteroffizier Schnabel, der mit seinem Maul immer voran ist, thun Sie lieber Ihre Pflicht, als daß Sie sich immer mit schlechtem Weibsvolk herumtreiben. Mich soll der Teufel holen, wenn ich Ihnen nur noch das Geringste durch die Finger sehe. Und was Sie betrifft, Sergeant Kuhbach,“ sagt der junge Herr zu einem alten Manne, der die goldene Schnalle für zwanzigjährige Dienstzeit trägt, „daß ein alter Esel, wie Sie, seine Korporalschaft nicht besser im Zaume hält, das muß mich nur wundern. Aber wissen Sie was, Herr Unteroffizier Kuhbach, kümmern Sie sich nicht so viel um das Marketendergeschäft Ihrer Frau, die, nebenbei gesagt, der Teufel mit ihrer ganzen Wirthschaft holen soll.“ Hiebei muß ich bemerken, daß der junge Lieutenant der Frau des Unter-

offiziers Kuhbach viel Geld ſchuldig iſt und daß der Gemahl die Rechnungen und allenfallſige Mahnbriefe ſchreibt. „Wißt ihr,“ fuhr der Erboſte fort, „daß Seine Excellenz, der commandirende General, ſchon während der Parade in die höchſte Wuth gerathen

iſt. Alles ging unter dem Affen, unter dem Luder, namentlich bei unſerer Diviſion, und der Commandirende ſagte beim Wegreiten, daß ihm ein ſolches Schandregiment wie das unſrige noch nicht vorgekommen und daß er es zu einem Strafregiment machen wolle, wenn es möglich ſei. Es iſt jetzt zwei Uhr. Um viere ſteht der Zug vollkommen bepackt da, Paradeanzug. Euch ſoll die Schwernoth in den Magen fahren. Abmarſchirt!" Der Commandant der vierten Korporalſchaft, Sergeant Kuhbach, geht nachdenkend die Treppen hinauf in die Stube ſeiner Mannſchaft. Er erinnert ſich, daß er dreiundzwanzig Jahre dient, und daß er in dieſen dreiundzwanzig Jahren nur ein einziges Mal beſtraft wurde, und das war gerade an ſeinem Hochzeitstage, als er die Neuvermählte prügelte, nachdem ſie ihm unter Thränen geſtanden, daß von einer früheren Liebe ein zarter Sprößling vorhanden ſei. Damals wüthete und tobte der Sergeant Kuhbach ganz entſetzlich, wofür ihm der Offizier du jour eine Strafwache gab. — Aber daß er ein alter Eſel ſei, hatte bis jetzt noch Niemand gewagt ihm zu ſagen. „Muß ich denn," murmelte er zwiſchen den Zähnen, „mit einer ſolchen Schweinekorporalſchaft geſtraft ſein, mit Kerls, die Haupturheber ſind, daß ein ganzes achtbares Armeecorps Seiner Majeſtät dem König als eine regelloſe Bande geſchildert wird!" — Sergeant Kuhbach dachte an Selbſtmord, und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn er nicht zufälliger Weiſe auf der Treppe einen ſeiner Leute erwiſcht hätte, der ihm als der größte Schmierfinke bekannt war. Der Aermſte kam gerade von ſeinem verſpäteten Mittageſſen aus der Küche und war recht ſinnig damit beſchäftigt, den gebrauchten ſchmutzigen Löffel an dem Unterfutter ſeiner Dienſtmütze zu reinigen. Laßt uns ſchweigen über den Ausbruch des ſergeantlichen Zorns, der nun erfolgt. Aber Kuhbach verſchaffte ſo ſeinem Grimm einigermaßen Luft und konnte ziemlich geſammelt und ruhig in dem Zimmer ſeiner Korporalſchaft erſcheinen. Hinter ihm fliegt die Thüre krachend in's Schloß und dies Getöſe, ver-

bunden mit dem Anblick des Vorgeſetzten, ſchnellt die Soldaten aus ihren Betten empor. „So, ſo, ihr Himmelſakermenter!“ ruft der Sergeant, „liegt ihr wieder auf euren faulen Bäuchen, wenn ringsherum der Teufel los iſt? Hat ſich denn der Herr Kapitän

umsonst die Lunge ausgeschrieen, um euch Viehvolk die saubere Geschichte von heute Morgen klar zu machen. Nein, es ist unbegreiflich und unglaublich, warum wird nicht geputzt und lakirt, oder glaubt ihr Himmelhunde, mit einer so verhunzten Parade sei es abgemacht! oh, wartet! oh, wartet! Angezogen, aufgepackt! und wessen Lederzeug einen Flecken hat oder bei wem nicht auf's Sauberste lakirt ist in Zeit von einer halben Stunde, den melde ich dem Herrn Kapitän als einen Vagabunden und er soll drei Tage brummen oder ich will Sergeant Schweinepelz heißen. So was ist zu arg!"

Die Soldaten nun, die von Morgens vier bis Mittags zwei im Dienst der Parade waren, fangen natürlich an zu putzen und zu wichsen, und nicht blos die vierte Korporalschaft des Sergeanten Kuhbach, nicht blos die Compagnie, in welcher er dient, nicht blos das 16. Regiment, ja nicht blos die Brigade, zu welcher das 16. Regiment gehört, nein, das 16. Armeecorps ist in der emsigsten Bewegung. Sämmtliche Divisionen, sowie die Commandeurs der Artillerie und des Geniecorps haben ihren Truppen zu verstehen gegeben, daß die Parade sehr schlecht gegangen sei. Leider kann der commandirende General den Obersten vom 16. nicht leiden, und hat die ganze Schaale des Zorns auf dessen Haupt ausgegossen. Aber alle Divisions- und Brigadegenerale, alle Obersten, alle Majors, alle Kapitäns, alle Lieutenants und alle Sergeanten Kuhbach's sind auf's Festeste überzeugt, daß der Soldat durchaus seine Pflicht nicht gethan hat und daß der commandirende General aus übergroßer Gnade nur das 16. Regiment als das fehlerhafte dargestellt habe." — —

„Ja ja, Gott verdamm' mich!" lachte der Kavallerieoffizier, „so geht's;" und die Andern pflichteten bei.

„Die drei bis vier Tage Ruhe, die der Commandirende dem Armeecorps gegeben hat, werden dazu benutzt, um den Parademarsch fleißig zu üben, und es ist eine Bewegung in allen Garni-

ſonen, als wenn der Feind vor dem Thor ſtünde. Am Abend dieſes denkwürdigen Tages erzählen ſich die Soldaten auf der Wache von der verunglückten Parade."

„Siehſt du," ſagte Einer zum Andern, „in unſerer Compagnie ging es ſo ziemlich her; aber die vierte vor uns und die ſechste nach uns, da ſoll's ſchauderhaft geweſen ſein. Das ganze Füſellerbataillon hatte keinen Tritt."

„Und erſt bei den Dragonern und Uhlanen," ſagt ein Anderer; „es weiß kein Menſch, was es heute Morgen mit der Parade geweſen iſt; aber es ſoll Alles ſchrecklich gegangen ſein."

„Ihr könnt euch denken," meint ein Dritter, „daß der Commandirende nicht ſchlecht getobt hat. Herr Gott's Donnerwetter! iſt der auf ſeinem Pferd umhergefahren."

„Wißt Ihr auch?" ſagt ein Vierter, „daß der Brigadegeneral und der Oberſt vom 16. Regiment Stubenarreſt haben?"

„Ja," ſetzt der Erſte hinzu, „ebenſo wie vier Hauptleute und ſechs Lieutenants."

„So," fragt ein Anderer, „die hat er alle in Arreſt geſchickt?"

„Ei freilich," entgegnete Jener, „und Einige ſollen Standrecht haben; es iſt eine verfluchte Geſchichte!"

So erzählte der Lieutenant mit der Stumpfnaſe in der Offizierswachtſtube und erregte allgemeine Heiterkeit. Sogar der lange Eduard nickte beifällig und meinte, wenn er auch ſchon beſſere Geſchichten gehört habe, ſo ſei darum doch die eben erzählte nicht ganz ſchlecht.

Dabei wurde den Punſchgläſern fleißig zugeſprochen, und die Geſellſchaft befand ſich in einem Zuſtand angehender Erheiterung, als dieſe plötzlich durch einen lauten Ruf von außen unterbrochen wurde.

„Heraus — — s!"

Dreizehntes Kapitel.

Wachtstuben-Abenteuer unangenehmer Art.

Draußen vor der Hauptwache hatte ſich während der friedlichen Unterhaltung im Innern unterdeſſen allerlei begeben.

Wir wollen nicht von ganz gewöhnlichen Dingen ſprechen, als abgehende und ankommende Patrouillen, mit denen der Poſten unter dem Gewehr ſchon fertig werden kann, ſondern es war kurz nach eilf Uhr, als ein Weib mit aufgelöstem Haare heulend auf den wachthabenden Poſten zuſtürzt und den Offizier der Wache zu ſprechen verlangt. Der Soldat will ſie nicht heran laſſen; aber ſie ſchreit immer ungeſtümer, und läßt ſich nicht abweiſen. Was ſoll er am Ende machen? das Weib läßt ihn nicht los, und ſo ruft er das ſchreckliche Wort: heraus! das, wie die Poſaune des letzten Tages an die Ohren der Wache ſchlagend, einen ungemeinen Knäul von Patrontaſchen, Beinen und Tſchakos hervorbringt, aus dem ſich die Wache vor dem Poſten langſam formirt.

„Stille geſtanden! Gewehr auf! Nicht euch!“ commandirt der wachthabende Offizier, und fragte darauf leiſe den Unteroffizier neben ſich. „Aber zum Teufel, wo iſt denn die Runde? oder weßhalb hat der Eſel denn herausgerufen?

„Herr Lieutenant,“ meldete nun der Poſten unter dem Gewehr, — es iſt ein Rekrut — wobei er krampfhaft links ſchielt, „dieſe Weibsperſon will den Herrn Commandirenden ſprechen, und da habe ich mir nicht anders zu helfen gewußt, als die Wache unter's Gewehr zu rufen.“

„Ihn ſoll das Donnerwetter regieren!“ erklärt ihm der wachthabende Offizier, „wenn Er wegen einer ſolchen Dummheit einen Skandal aufſchlägt. Wo iſt das M—, die Perſon!“

„O Jeſus, Herr Lieutenant,“ entgegnete die Frau, „hier bin

ich ja, und will ja gar nichts als Schutz und Hülfe, was ich als ehrliche Bürgersfrau von jeder königlichen Wache anſprechen kann."

„Und was will ſie denn?"

„Ach, ſehen Sie, Herr Lieutenant, da iſt mein Kerl zu Haus — mein Mann wollte ich ſagen — der beſauft ſich jeden Abend, den Gott werden läßt, und ſtatt nun nach Haus zu kommen und ſich ruhig zu Bett zu legen, was thut der Unmenſch? da prügelt er mich und die armen Würmer, die obendrein hungrig zu Bett gegangen ſind."

„Ja, das iſt freilich ſehr ſchlimm," meint der Wachthabende; „aber was kann ich dazu thun?"

„O, Herr Lieutenant," jammerte die Frau, „Du, mein Jeſus! was Sie dazu thun können? mir eine Wache mit in's Haus geben. Das deponirt den beſoffenen Kerl und er kriegt einmal Reſpekt."

Der Wachthabende wollte aber von dieſem Vorſchlage nichts wiſſen, und ſuchte dem Weibe auseinanderzuſetzen, daß es gerade nicht das Geſchäft der Wache ſei, ſich in dergleichen häusliche Zwiſte zu miſchen; wogegen die Frau jammerte und klagte, und hoch und theuer ſchwor, daß, wenn ſie jetzt nach Haus käme, der Kerl ſie todtſchlagen würde.

Da nun der Offizier bei ſeiner Weigerung blieb, eine Wache mitzugeben, ſo bat ſie um die Vergünſtigung, die Nacht auf der Wachtſtube zubringen zu dürfen, wogegen aber der Commandirende, wie ſich von ſelbſt verſtand, wieder ebenſo viele Schwierigkeiten machte, und ihr mit allen möglichen Vernunftgründen auseinander zu ſetzen verſuchte, daß er ſie unmöglich auf die Wache nehmen könnte, wenn ſie nicht in Folge eines Vergehens arretirt worden ſei.

„So! ſo!" ſchrie nun ihrerſeits das Weib, „alſo wenn ich geſtohlen hätte, oder mich ſonſt wo herumgetrieben, dann thäte mir der Herr Lieutenant erlauben, auf der Wache zu bleiben, aber wenn der Herr Lieutenant auch weiß, daß ich als ehrliche Bürgersfrau, ja als brave rechtſchaffene Frau von meinem Kerl zu Haus

todtgeſchlagen werde, darum bekümmert ſich die königliche Wache nix. O Gott, o Gott! Herr Lieutenant, aber ich bitt' Sie, laſſen Sie mich nur eine Stunde in der Wachtſtube bleiben, bis der Kerl zu Haus eingeſchlafen iſt."

So viel Bitten und Flehen vermochte am Ende die weiche Seele des Infanterieoffiziers nicht zu widerſtehen.

„In's Teufels Namen denn!" ſagte er. „Nehmet ſie auf Eure Wachtſtube, Unteroffizier Kümmerlich; aber paßt auf, es geſchieht mir ein Streich damit, ich kenn' ſolche Geſchichten, — Gewehr ab! auseinandertreten!"

So war denn die Ruhe wieder hergeſtellt und die Gemeinen, ſowie der Offizier, zogen ſich in ihre Wachtſtuben zurück, um die verſchiedenen unterbrochenen Unterhaltungen fortzuſetzen. Der lange Eduard hatte den Moment benutzt, etwas neuen Punſch zu brauen, auch einige Pfeifen geſtopft und der wachthabende Offizier wollte eben die Geſchichte zum Beſten geben, die draußen paſſirt, als ein neuer Lärm die Unterhaltung ſtörte.

Es war eine Mannsſtimme, die vor der Wachtſtube laut wurde und wie es ſchien, einen Streit mit dem Poſten unter dem Gewehr hatte.

„Werden's mir doch wohl erlauben, Herr Soldat," ſchrie er, „den Herrn wachthabenden Commandeur zu ſprechen, und das kann ich als königlicher Unterthan, der ſeine Steuer bezahlt, verlangen."

„Du!" rief der lange Eduard, indem Alle aufſprangen, „die Geſchichte müſſen wir mit anhören. Kommt hinaus!"

Und Alle eilten vor die Thüre.

Vor dem Poſten ſtand ein kleiner ſchwächlicher Mann. Trotz des kalten Wetters hatte er Nankinghoſen an und der halbzugeknöpfte langſchößige ſchwarze Frack ließ deutlich ſehen, daß er keine Weſte trug. Einen alten Filzhut trug er auf dem Hinterkopf hängend, und während er mit der rechten Hand in der Luft herum-

focht, hielt er ſich mit der linken am Schilderhäuschen feſt, um nicht umzufallen, denn er war außerordentlich betrunken.

„Herrn Lieutenant von der Wacht,“ ſagte er mit lallender Zunge, „mir iſt meine Gemahlin davongelaufen — und ein undeutliches Gerücht — hat mir g'ſagt, ſie ſei hier in der königlichen Wachtſtube. — Ich bin ein ehrſamer — und ſolider Schneidermeiſter, und komme zu fragen — ob meine Gemahlin hier auf der Wachtſtube iſt. Sollte dies undeutliche Gerücht wahrſprechen, ſo möchte ich wiſſen, was ſie begangen hat, um auf die Wachtſtube geſchleppt worden zu ſein.“

„Wenn Ihr,“ entgegnete lachend der Wachthabende, „von einem Weibe ſprecht, die vor einer halben Stunde hierhergelaufen kam, weil ſie ihren beſoffenen Mann fürchtet, der ſie beſtändig prügelt, ſo ſeid Ihr recht, und ich rathe Euch, ruhig nach Hauſe zu gehen.“

„So, Herr Lieutenant von der Wacht,“ ſchluchzte der Schneidermeiſter, „alſo meine Frau Gemahlin — iſt auf die Wachtſtub perſchwadirt worden. O Gott, o Gott! was muß ich erleben, Weib, du haſt mir betrogen!“

Und bei dieſen Worten faßte er mit beiden Händen das Schilderhaus, und begann daran wie wüthend zu rütteln. Doch bald faßte er ſich wieder, rückte den Hut etwas auf die Seite, und näherte ſich mit ſchwankendem Schritt dem Wachthabenden.

„Herr Lieutenant,“ ſagte er, „ich verlange das Weib zurück, das Sie mit Gewalt in der Wachtſtube feſthalten. — Ich bin eine ehrſame Frau, und eine ehrſame Frau ſoll nicht mit Gewalt von den Soldaten auf der Wachtſtube feſtgehalten werden. O Gott! o Gott! Aber es iſt noch Gerechtigkeit im Land.“

„Hör' Er,“ ſagte der Wachthabende jetzt ärgerlich, „mach' Er, daß Er mit ſeinem Geſchwätz jetzt fortkommt, und nehm' Er Sein Weib mit nach Haus; verdammt, wer ſich mit ſolchem Packe einläßt.“

„So, ſo, Herr Lieutenant,“ lachte der Schneider höhniſch, „jetzt ſoll ich die Frau noch mit nach Hauſe nehmen, nachdem ſie eine halbe Stunde bei dem Soldatenvolke auf der Wacht war. O nein! ich laſſe mir ſcheiden!“

Und dabei fing er an bitterlich zu weinen und ſchluchzte laut auf.

„Meinen Sie ja nicht, Herr Lieutenant, daß ich die Sache ſo hingehen laſſe. O nein, es gibt noch Gerechtigkeit im Land. O Gott! einer ehrſamen Frau Gewalt anthun. O Loiſe, Loiſe, warum haſt du mir das gethan! — aber es muß geſchieden ſein!“

Der Wachthabende ſtand bei dieſer Scene wie auf Kohlen, denn bei dem Geſchrei war die halbe Wache aus der Thüre geſchlichen und umſtand neugierig den betrübten Schneider.

„Das hat man davon,“ ſagte der Wachthabende leiſe, „wenn man gutmüthig iſt. Jagt mir das Weib aus der Wachtſtube, und dann packt euch eurer Wege.“

Auf dieſen Befehl wurde Louiſe herausgeführt und dem Gemahl übergeben, der aber nichts von ihr wiſſen wollte und anfänglich auf ſeinem Vorſatze beharrte, ſich ſcheiden und der Gerechtigkeit ihren Lauf zu laſſen. Doch wäre wahrſcheinlich die Sache noch gütlich beigelegt worden, wenn nicht plötzlich in der Straße vor der Wache eine Geſtalt ſichtbar geworden wäre, die mit feſtem Schritt näher kam.

„Halt, wer da?“ rief der Poſten.

„Ronde!“ antwortete es.

„Was für Ronde?“

„Hauptronde.“

„Heraus!“

Alles ſtürzte an die Gewehrpfoſten, während der Schneider noch wüthender als vorher lärmte.

„Nicht euch! Gewehr auf! Präſentirt's Gewehr! Ein Ge-

freiter und zwei Mann vom linken Flügel vor zum Examiniren der Ronde. — Marſch!“

„Halt, wer da?“ ſagte der Gefreite, der mit zwei Mann vorgetreten iſt.

„Hauptronde.“

„Wer hat die Hauptronde?“

„Major von Z.“

„Parole?“

„Stockholm.“

„Herr Lieutenant, die Ronde iſt richtig,“ ruft der Gefreite, und der Wachthabende erwidert:

„Avancir, Ronde!“

Der Major von Z. war als Ronde nicht ſehr beliebt. Er war von einer entſetzlichen Pünktlichkeit und hatte leicht was auszuſetzen. Gegen das Heraustreten der Wache war diesmal nichts zu erinnern. Sie war, Dank ſei es dem Schneider-Intermezzo! zeitig genug da geweſen und auch der Gefreite, der die Ronde examinirte, hatte ſeine Schuldigkeit gethan. Und ſomit wäre der Major von Z. befriedigt abgezogen, wenn nicht der unglückſelige Schneidermeiſter lauter als je nach Gerechtigkeit geſchrieen hätte.

„Ja, was iſt denn da los?“ fragte Major von Z.

„Oh, Herr Oberſtwachtmeiſter,“ entgegnete der Lieutenant der Wache, „eine unangenehme lächerliche Geſchichte mit einem Schneider, der ſeine Frau prügelt, und welche deßhalb Schutz bei der Wache ſuchte.“

Der Schneider, welcher auf das Geſpräch aufmerkſam geworden war, taumelte näher und ſagte ſchluchzend: er ſuche nur Gerechtigkeit, aber von Prügeln und Schutzſuchen ſei gar keine Rede. Man habe ſeine Frau in die Wachtſtube perſchwadirt und er müßte ſich ſcheiden laſſen.

„Ah, Herr Lieutenant,“ ſagte leiſe der Major zu dem Wachthabenden, „was ſind das für Sachen?“

„Ich versichere Sie, Herr Oberstwachtmeister," entgegnete jener, „es ist kein wahres Wort daran: das Weib kam unter dem Vorwande, ihr Mann prügle sie zu Haus, mich bittend, ich möge ihr erlauben, ein paar Stunden auf der Wachtstube zu bleiben."

„Was Sie doch natürlicher Weise nicht erlaubten?" sagte der Offizier von der Ronde.

„Allerdings," antwortete der Lieutenant, „hätte ich mich nicht sollen erweichen lassen; aber das Weib jammerte so arg, daß ich am Ende zugab . . . ."

„Was Sie durchaus nicht hätten thun sollen, Herr Lieutenant," sagte der Major.

Und der Schneider jammerte dazwischen: „Gerechtigkeit! nur Gerechtigkeit! aber es muß geschieden sein."

„Wie heißt Er?" fragte der Major, „und wo wohnt Er?"

„Dem Herrn Oberstwachtmeister zu dienen, heiße ich Kaspar Müller und bin wohlbestallter Schneidermeister in hiesiger Stadt, Sanct-Annenstraße Nr. 40, vier Treppen hoch, hinten, zu dienen?"

„Seinem Ansehen nach," antwortete der Offizier der Ronde, „scheint Er eher wohlbestallt im Wirthshaus als auf Seiner Schneiderbank zu sein, und ich merke Ihm an, daß Er einen ungeheuren Rausch hat."

„Kummer, Kummer, Herr Major," seufzte der Schneider. „O Loise! Aber es muß geschieden sein."

„Scheer' Er sich jetzt ruhig nach Hause und leg' Er sich zu Bett," erwiderte der Offizier; „nehm' Er sein Weib mit und hüt' Er sich künftig, bei den Wachtposten Scandal zu treiben, sonst wird Er eingesteckt. Verstanden?"

Der Schneider wollte noch einige Einwendungen machen und sprach noch Verschiedenes von Gerechtigkeit und sich scheiden lassen, doch mochte ihm die strenge Art des Majors verdächtig vorkommen, und er schlich sich am Ende mit seiner Frau von dannen.

„Mir thut es sehr leid," sagte der Major zu dem wachthaben-

den Offizier, daß ich diese Sache der Commandantur melden muß; aber solche Unordnungen sollen auf den Wachen nicht geduldet werden. Ich will dabei erwähnen, daß Ihre Wache sehr gut in Ordnung war; aber meine Schuldigkeit muß ich thun. Gute Nacht, Herr Lieutenant!"

Dieser unangenehme Auftritt hatte sowohl auf die Stimmung des Offiziers der Wache, als auch auf die der Gäste einen schlimmen Einfluß. Keinem wollte der Punsch mehr recht schmecken. Der lange Eduard zog seine Uhr hervor und meinte, es sei Ein Uhr und also Zeit zum Nachhausegehen, und der Kavallerieoffizier, der einen Witz machen wollte, fügte hinzu: „Ja es muß geschieden sein!

So trennten sich alle und gingen eilfertig durch die naßkalte Novembernacht ihrer Wohnung zu. Der lange Eduard meinte unterwegs, es sei ein schlechter Witz gewesen mit dem Schneider, und einen der andern Offiziere hörte man noch durch mehrere Straßen singen:

Dem edeln Commandant
Bringt den Rapport alsogleich
Der Hauptmann von der No—o—o—o—nde.
Bum! Bum!

Mag es sein, daß die Laune des commandirenden Lieutenants sich durch den Vorfall etwas getrübt hatte, oder war es wirklich die Strenge des Dienstes, die er zum Vorwand nahm, indem er dem Bombardier Robert bedeutete, daß er sich ebenfalls gefälligst nach Haus verfügen möge und dem Bombardier Tipfel versicherte: es thue ihm wirklich sehr leid, aber er könne nicht anders und müsse ihn bitten, sich in der allgemeinen Wachtstube drüben ein Nachtlager aufzusuchen; was denn auch Tipfel alsbald, für das genossene Gute dankend, that.

Gott, aber welchen Unterschied fand er dort im Vergleich mit seiner stillen heimlichen Wachtstube auf dem Fort Nro. IV. hier auf der Hauptwache, wo sich circa vierzig Mann von allen möglichen

Waffengattungen befanden; Infanterie und Dragoner, Husaren und Pionniere, Alles durcheinander, das Bouquet der verschiedenartigsten schlechten Tabake, die hier geraucht wurden, dazwischen Geschnarch und Gestöhn, und der Boden ganz naß von dem feuchten Schnee, der an den Schuhen hereingetragen worden, alle Pritschen besetzt, sogar nicht einmal ein Stuhl frei, auf dem der unglückliche Bombardier die Nacht hätte zubringen können!

In der Ecke spielten ein paar Husaren Karten und schlugen mit den Fäusten auf den Tisch, daß es dröhnte. Der commandirende Unteroffizier von der Infanterie saß in stiller Majestät am Ofen, in den vier Haimonskindern lesend und bekümmerte sich nichts um den unglücklichen Kollegen. So war der arme Tipfel ganz einsam und hätte sich nicht einmal niedersetzen können, wenn nicht der Soldat von der Lunette Nro. 24, der ihn arretirt hatte, ihm ein Lager auf einer Pritsche verschaffte, wo sich Tipfel hinstreckte, eingekeilt zwischen einem Infanteristen und einem Dragoner — — — eine Rose zwischen Dornen.

Vierzehntes Kapitel.

Ein sehr kurzes Kapitel, aber mit sehr langen und sehr traurigen Folgen.

„Parole! Lissabon.

Commandanturbefehl.

Gestern Abend hat sich der Fall ereignet, daß der Wachthabende des Forts Nr. IV., Bombardier Tipfel von der sechspfündigen Fußbatterie Nr. 21., auf wirklich sehr unverantwortliche und nicht zu entschuldigende Weise sein Fort und seine Wache verließ, und später auf der Lunette Nro. 24 arretirt wurde, als er eben im

Begriffe stand, sich in Civilkleidern aus der Stadt zu schleichen: weßhalb sich der betreffende Bombardier eines Desertionsversuchs sehr verdächtig gemacht hat.

Als Mitschuldiger höchst verdächtig ist der Bombardier Robert von der reitenden Batterie Nr. 2, der allem Anscheine nach dem genannten Bombardier Tipfel zu der vorgehabten Desertion behülflich hat sein wollen. Beide sind deßhalb ihrer Brigade anzuzeigen, respektive zu übergeben, welche die kriegsrechtlichen Untersuchungen einzuleiten hat.

Auf die Anzeige des Major v. Z. als Hauptronde wird dem wachthabenden Lieutenant bei der Hauptwache ein Stubenarrest von acht Tagen erkannt, weil er unbefugter Weise Leute auf seine Wache genommen, die durchaus nicht dahin gehören.

Gezeichnet:
Oberst v. Luete."

Brigadebefehl.

„Laut Anzeige der hochlöblichen Commandantur ist der Bombardier Tipfel von der sechspfündigen Fußbatterie Nr. 21 von der Hauptwache zu übernehmen und nebst dem Bombardier Robert von der reitenden Batterie Nr. 2 in Gewahrsam zu bringen.

An die zweite Abtheilung.

Gezeichnet:
Der Brigadier."

Abtheilungsbefehl.

„Der Bombardier Tipfel von der Fußbatterie Nr. 21 und der Bombardier Robert von der reitenden Batterie Nr. 2 sind laut Commandantur- und Brigadebefehl sogleich in Gewahrsam zu bringen. Auch sind die Nationale's und Führungslisten dieser Leute diesseitigem Commando sogleich abzugeben, welches den betreffenden Batterien anheimstellt, gemäß der bisherigen Aufführung, diese beiden Bombardiere entweder in Stuben- oder Kasernenarrest zu behalten, oder sie in das allgemeine Arrestlokal abzuliefern.

An die sechspfündige Fußbatterie Nr. 21 und die reitende Batterie Nr. 2.

Gezeichnet:
Dampfschiff,
Major und Abtheilungs-Commandeur."

Batteriebefehl.

„Der Bombardier Tipfel hat seine guten Kleider auf die Kammer zu liefern und ist im schlechtesten Anzug augenblicklich in's Arrestlokal abzuführen. Nationale und Führungsliste sind sogleich an's Abtheilungs-Commando abzugeben.

Gezeichnet:"

Geheimer Befehl.

„Den Bombardier Tipfel soll der Teufel regieren, und da er ein Mann ist, den ich nie habe ausstehen können, der sich untersteht, in einer feinen Uniform herumzufegen, wie sie sein Kapitän trägt, und der sich sogar in anständigen Kaffeehäusern blicken läßt, so soll ihm die Führungsliste möglichst geschärft werden. Auf diese Art werden wir den Mann vielleicht los.

Nicht gezeichnet, aber mündlich."

Am Abende dieses Tages, wo vorstehende Befehle erlassen wurden, saßen der Bombardier Tipfel und der Bombardier Robert einträchtiglich bei einander in Nr. 7½ im Untersuchungsarrest, unter den Befehlen des Rattenkönigs Majestät, welcher ihnen bei ihrem Einzug eröffnete, daß morgen früh um acht Uhr ein vorläufiges Verhör mit ihnen angestellt werden würde.

Fünfzehntes Kapitel.

Außerhalb der Wachtstube: ein unmilitärisches Kapitel, das zu den vorangehenden gar nicht paßt, in welchem aber der Leser alte Bekanntschaften erneuert.

Der Tag, der auf die denkwürdige Nacht folgte, war eben so verschieden von derselben, wie das Lokal, in welches wir den Leser jetzt einzuführen gedenken. Als wollte die Natur über das Unglück der beiden Bombardiere weinen und klagen, so hatte sich das Wetter nach Mitternacht geändert. Auf den Schnee hatte es geregnet, und ein heftiger kalter Wind fegte durch die Straßen, heulte an den Häusern umher und fuhr pfeifend durch die Schornsteine hinab und hinauf, auf den Herden die ausgebrannten Kohlen durchnässend und aufwirbelnd. Es war, wie die Schildwachen, die zwischen zwölf und ein Uhr den Dienst hatten, versicherten, ein Hundewetter gewesen.

Nach ein Uhr aber legte sich der Sturm; der graubedeckte Himmel wurde hie und da heller, bald drang ein einzelner Stern hervor, dann mehrere, die Luft wurde reiner und kälter, und als bei der frühesten Morgendämmerung die Dienstmädchen an den Brunnen gingen, waren Straßen und Bäume mit weißem Reif bedeckt und die Erde knitterte und knatterte unter ihren Fußtritten.

Dazwischen begannen von allen Thürmen die Glocken zu läuten, denn es war Sonntag und ihm zu Liebe hatte sich die gestrige schmutzige Erde wahrscheinlich so reinlich und freundlich aufgeputzt; — wirklich, so ein Wintermorgen, kalt und strahlend, hat etwas sehr Angenehmes und Freundliches, besonders wenn man ihn aus dem geheizten Zimmer auf Straßen, Feld und Wald so streng und gewaltig herrschen sieht.

Die Leute auf der Straße trippeln eilig vorüber, die Hände in den Taschen oder unter die Tücher gesteckt, Nase und Wangen

ſanft geröthet und den Hauch des Mundes wie eine dicke Wolke von ſich blaſend.

Die großen Kirchenglocken brummen ernſt dazwiſchen und die kleinen accompagniren ſie, luſtig, leichtſinnig und wohlgemuth. Dazu ein freundliches Zimmer; an den großen Spiegelſcheiben rollen langſam die Waſſertropfen herab, im weißen Marmorkamin kniſtert luſtig ein Feuer; auf dem Tiſch ſteht das Kaffeeſervice, in den Taſſen dampft der braune Trank, heiß und ſüß, angenehm im Gegenſatz zu der bitteren Kälte draußen.

In einem ſolchen Zimmer befinden wir uns, der Boden iſt mit weichen Teppichen belegt, an den Wänden hängen Gemälde in ſchweren goldenen Rahmen, und das Licht, das von dem weißen Reif draußen gar zu heftig abprallen und den Augen wehthun würde, wird gemildert durch ſchwere Vorhänge, die, von dunkelm Seidenſtoff in hellen weiß geſtickten Mouſſelin übergehend, gerade ſo viel Licht hereinlaſſen, als eben nöthig iſt.

Der heimlichſte Platz in dem Gemach hier iſt die Kaminecke, und vor derſelben ſteht ein großer roth ſammtener Fauteuil, der den Rücken in's Innere des Zimmers kehrt und von dem wir im Augenblick nicht wüßten, ob Jemand darauf Platz genommen hätte, wenn wir nicht zwei kleine Damenfüße ſähen, die auf der meſſingenen Stange, die das Kamin umgibt, im Takt auf und nieder treten, begleitet von einem unterdrückten Lachen, das zuweilen hörbar wird.

An dem Kaffeetiſch ſitzt eine Dame, in ein ſehr jugendliches weißes Morgenkleid gehüllt, von welchem das etwas ältliche Geſicht nicht ſehr günſtig abſticht, eben ſo wenig wie von dem Kopfputz, der aus einem bunten oſtindiſchen Tuch beſteht, turbanartig um den Kopf geſchlungen iſt, und das einzige Gute hat, daß er den wahrſcheinlich nicht zu üppigen Haarwuchs der jungen alten Dame gründlich verſteckt.

„Aber ich bitte dich, Pauline, wie kann man nur ſo unauf-

hörlich über dergleichen Kindereien lachen! Ich versichere dich, deine Lustigkeit thut mir ordentlich weh."

Ein neues unterdrücktes Lachen aus dem Fauteuil war die Antwort.

„Es ist eigentlich ganz traurig," fuhr die andere Dame fort, „daß wir so unglücklich waren, statt in lieber Gesellschaft" — hier seufzte sie tief auf — „durch einen sonderbaren Zufall mit so einem gemeinen Menschen fahren zu müssen."

„Oh, Tante Sophie," sprach jetzt die Stimme aus dem Lehnstuhl, „man kann doch eigentlich so genau nicht wissen, ob der Soldat ein gemeiner Mensch war. Wer weiß, er kann von ganz ordentlicher Familie sein! Meine beiden Brüder haben ja auch gedient, und sogar der Herr Auditeur, liebe Tante, war eine Zeit lang Soldat."

„Alles mit Unterschied," meinte die Tante. „Aber wie der Mensch schon in den Wagen hineinstieg, hat mich sogleich etwas Unheimliches angeweht."

„Ach," entgegnete Pauline spöttisch, „Sie haben doch eine Zeit lang recht zärtlich mit dem lieben Robert gesprochen, eh' ich Licht machte."

„Das wohl," sagte die Tante; „aber wie gesagt, es war mir von Anfang an unheimlich, und, guter Gott im Himmel! erst den Schrecken, als ich das fremde ordinäre Gesicht sah."

Bei diesen Worten drehte Pauline ihren Fauteuil etwas rasch zur Hälfte herum.

„Nun, das muß ich sagen, liebe Tante, von einem ordinären Gesicht hab' ich doch nun gewiß nichts gesehen. Daß es mich auch ein wenig erschreckt hat, einem fremden Menschen vis-à-vis zu sitzen, ist wohl wahr; aber nachdem ich erfuhr, daß es nur eine Verwechslung war, war mir das vis-à-vis des ordinären Gesichts ebenso lieb, wie manches andere."

„Behüt' mich Gott," entgegnete die Tante, „was du für

Grundsätze hast. Einen ganz gewöhnlichen unbekannten Soldaten einem Freunde deiner Tante, ja unseres Hauses gleich zu stellen."

„Was die Freundschaft unseres Hauses anbelangt," lachte Pauline, „so ist der Herr Auditeur Schmidt noch weit davon entfernt. Papa, das wissen Sie wohl, kann ihn nicht leiden, weil —" hier stockte sie.

„Nun, weil, weil . . . ."

„Nun ja, weil er Ihnen den Hof macht," lachte die Nichte. „Sie wissen, er hat es hundertmal selbst gesagt. Ich will Ihnen gegenüber dabei nichts Böses denken, liebe Tante; aber es ist so, weil er Ihnen den Hof macht."

„Nun, es ist ein Verbrechen, mir den Hof zu machen?" entgegnete die Tante, etwas pikirt.

„Das will ich wieder nicht gesagt haben," lachte die Kleine im Fauteuil; „aber, — nun erlassen sie mir das, Tante."

„Nein," antwortete diese heftiger, „ich erlasse dir nichts. O Gott, ich will doch sehen, wie das Kind meines eigenen Bruders gegen mich, ihre leibliche Tante, denkt!"

Dabei zog sie ein weißes Taschentuch aus ihrem Morgenkleid und avancirte damit gegen die Augen.

Pauline hatte ihren Fauteuil wieder an's Kamin gedreht und stampfte auf der messingenen Kaminstange eifriger als früher.

„Bekomme ich keine Antwort, Pauline?"

„Nein, Tante, denn ich will Ihnen nichts Unangenehmes sagen."

„Aber ich will wissen, weßhalb es ein Verbrechen ist, mir den Hof zu machen."

Dies Letzte sagte sie mit schluchzender Stimme.

„Nun denn," entgegnete die Kleine gereizt; „aber ich will keine Scene haben, weil der Herr Auditeur Schmidt ein paar Jahre älter ist als ich, und Sie die ältere Schwester meines Vaters sind."

„Also endlich hab' ich es heraus," schluchzte die Tante laut auf. „Auch du verschwörst dich gegen mich und fällst von mir ab."

„Nein, ich verschwöre mich gar nicht gegen Sie, Tante Sophie; und falle auch gar nicht von Ihnen ab; aber Sie haben mich ja forcirt, Ihnen etwas Unangenehmes zu sagen.“

„O Gott, o Gott!“ jammerte die Tante; „jetzt begreife ich, warum der Bruder den Herrn Schmidt gesehen hat. Ja, ich bin hier im Haus verrathen und verkauft.“

Nach dieser Anklage flog der Fauteuil wieder herum, aber noch viel hastiger als das erste Mal und die Kleine fragte sehr scharf:

„Was wollen Sie damit sagen, Tante?“

„Schändlich, schändlich!“ jammerte diese.

„Was ist schändlich? Ich bitte recht sehr, Tante, erklären Sie sich darüber. Ich habe Ihnen nichts gethan, was schändlich ist.“

Bei diesen Worten machte die Kleine Miene, aus ihrem Fauteuil aufzustehen, und die Tante, die wohl einsah, daß sie zu weit gegangen und welche die Bundesgenossin nicht verlieren wollte, lenkte ein, indem sie statt aller Antwort noch lauter zu schluchzen anfing. Ueber das Gesicht der Kleinen fuhr ein leichtes Lachen; sie drehte ihren Fauteuil wieder langsam gegen das Kamin und strich mit der Schaufel die glühenden Kohlen zusammen.

Es trat eine lange Pause ein, welche draußen von den Kirchenglocken, die in allen Tönen klangen, ausgefüllt wurde.

Endlich trocknete die Tante die Augen und rief mit leiser Stimme: „Pauline!“

„Was befehlen Sie, Tante?“

„Ja, ich sehe ein,“ fuhr diese fort, „daß ich dir Unrecht gethan habe; du bist nicht im Stande, mich zu verrathen.“

„Nun,“ sagte die Andere, „das käme darauf an, liebe Tante; aber bis jetzt habe ich es gewiß nicht gethan.“

„Und wirst es auch nicht thun.“

„Ich glaube nicht, Tante.“

„Nun ja, siehst du, mein Kind, es ist eigentlich Unrecht, daß

wir Beide uns entzweien, und das wegen einem so ganz ordinären Menschen."

Die Kleine wandte etwas heftig den Kopf herum: „Liebe Tante, ich habe Ihnen das schon einmal gesagt, ich mag das nicht leiden. Der junge Mensch hat sich recht artig benommen, und gar nicht ordinär."

„Ei, ei, Pauline," sagte die Tante mit einem Gesicht, das schelmisch aussehen sollte: „Du nimmst dich ja des Soldaten so eifrig an, daß ich gar nicht weiß, was ich davon denken soll."

„Liebe Tante," entgegnete die Kleine lachend, „denken Sie darüber, was Ihnen beliebt; aber der junge Mann hat mir nun einmal nicht schlecht gefallen."

Bei diesen letzten Worten schaute sie links über den Fauteuil, um das Gesicht der Tante zu beobachten, welche in der That ziemlich verwundert aussah.

„Ich möchte auch einmal ein Abenteuer haben, liebe Tante, und werden Sie mir da auch beistehen?"

„Gott soll mich bewahren," entgegnete diese erschrocken, „du hast wirklich leichte Ideen, Pauline. Auch Abenteuer haben! Wer hat denn sonst noch Abenteuer?"

„Nun Sie, liebe Tante," lachte die Andere. „Ich habe mich nun einmal darauf capricirt, den kleinen Soldaten charmant zu finden. Und da ich Sie so oft begleitet habe, so werden Sie mir einen ähnlichen Dienst nicht abschlagen."

Bei diesen letzten Worten preßte die Kleine ihr Sacktuch an den Mund, um nicht laut aufzulachen; denn man sah von dem bestürzten Gesicht der Tante, daß sie die Neckerei für Ernst nahm.

„Aber so sage mir doch um Christi willen, was soll es denn mit dem Soldaten? hast du ihn früher schon gesehen? und bist du näher mit ihm bekannt?"

„Sie wissen ja, liebe Tante, daß gestern Abend sein Kammerdiener da war."

„Ein sauberer Kammerdiener!“ grollte diese. „Und was weiter?“

„Nun er hat mir ein Billet-doux von seinem Herrn überbracht.“

„Ein Billet-doux, Pauline, ich kenne dich ja gar nicht mehr.“

„Hier ist es, liebe Tante.“

Bei diesen Worten stand sie auf und legte ein kleines Papier auf den Tisch.

„Nun, das muß ich sagen,“ entgegnete die Tante, indem sie es in die Hand nahm, „der Liebesbrief sieht ziemlich schmutzig aus.“

„Nun ja, von so gemeinen Menschen,“ lachte Pauline, „aber lesen Sie nur.“

Die Tante hatte das Papier mit den Fingerspitzen angefaßt und versuchte es behutsam zu entfalten, um sich nicht schmutzig zu machen. Sie hatte aber auch nicht Unrecht daran, denn der Kanonier Schulten war gerade nicht ganz säuberlich damit verfahren. Mit großem Erstaunen las sie:

„Da ich Ihre Rechnung vom 1. v. M. unglücklicher Weise verlegt habe, so muß ich um eine neue bitten, ehe ich die kleine Summe bezahlen kann.“

„Mir steht der Verstand still,“ unterbrach sich die Tante.

„Mir auch,“ entgegnete Pauline, „aber lesen Sie nur weiter.“

„Zugleich bitte ich, dem Ueberbringer zwei Flaschen Rüdesheimer und drei Pfund westphälischen Schinken mitzugeben; er wird Ihnen den Betrag dafür einhändigen.

Bombardier Robert.“

Die Tante sah ihre Nichte fragend an und schüttelte den Kopf.

„Und das ist von ihm an dich?“

„Ja, liebe Tante, das ist von ihm an mich. Es kommt, wie Sie sehen, noch ein Notabene.“

Die Tante las weiter:

„Da es mir schon einige Mal passirt ist, daß die Kanoniere von dem Geld, das man ihnen mitgab, verloren, so bitte ich, mir

morgen früh die Rechnung zu schicken, wo ich alsdann nicht ermangeln werde . . . ."

„Ach, geh' doch," lachte die Tante, „das muß ein Mißverständniß sein. Der Brief ist auf keinen Fall an dich gerichtet."

„Aber der Herr Kammerdiener hat ihn mir übergeben und hat hinzugesetzt: er sei von seinem Herrn an mich und er wolle mich darin um Verzeihung bitten für die unangenehme Stunde, die er mir verursacht."

„Oh, das ist, wie gesagt, ein Mißverständniß," entgegnete die Tante; „aber die Verwechslung ist drollig." Und dabei lachte sie laut auf.

Pauline stimmte lustig mit ein, und Beide bemerkten im ersten Augenblick in ihrer Fröhlichkeit nicht, daß ein Bedienter eingetreten war, der den Herrn Auditeur Schmidt anmeldete, welcher die Damen in einer geheimen und dringenden Angelegenheit zu sprechen wünschte.

Sechszehntes Kapitel.

Der Leser wohnt einem halbmilitärischen Verhör bei und ersieht, wie ein verspäteter Empfehlungsbrief manchmal doch noch zur rechten Zeit wirken kann.

Man kann sich bei dieser Meldung das Erstaunen der Tante und ihrer Nichte leicht denken; denn der Herr Auditeur Schmidt hatte, wie wir aus den vorhergehenden Kapiteln erfuhren, es noch nie gewagt, sich öffentlich im Hause des Regierungsrathes zu zeigen. Pauline, die den Liebesbrief des Bombardier Robert eiligst versteckt hatte, meinte nach einem augenblicklichen Nachdenken: der Herr Auditeur werde zum Papa wollen, um sich über sein gestriges unangenehmes Rencontre mit demselben zu entschuldigen. Der Tante aber fuhr es wie ein Blitz durch die Glieder, sie seufzte tief in sich

hinein und dachte: „O Gott, der stürmische junge Mann! Er wird es wagen, und — o Seligkeit! förmlich bei dem Bruder um meine Hand anhalten!“

Wir werden aber bald sehen, daß sich die beiden Damen geirrt hatten.

Der Herr Auditeur Schmidt war unterdessen schüchtern eingetreten und hatte sich befleißigt, den Damen in der feinsten Toilette aufzuwarten. Zur Hauptfarbe seines Anzugs hatte er schwarz gewählt, wahrscheinlich um die Trauer seines Herzens zu bezeichnen. Sein fahles blondes Haar war platt um den Kopf gelegt und seine großen wasserblauen Augen bedeckte er hie und da mit den Augenlidern, dadurch, wie er glaubte, ein gewisses Schmachten ausdrückend.

„Meine Damen,“ lispelte er, „indem ich Sie um Verzeihung bitte, die Ruhe Ihres schönen Morgens gestört zu haben, setze ich zu meiner Entschuldigung hinzu, daß nur ein wichtiges und dringendes Geschäft mich veranlaßte, einem harten Befehl —“ hier seufzte er tief auf — „der mich fern von diesem Hause bannt, ungehorsam worden zu sein.“

Die Tante erröthete bei diesen Worten sichtlich und blickte verwirrt zu Boden, wogegen die Nichte recht laut und unbefangen fragte:

„Ein Geschäft mit uns, Herr Auditeur? Ihre Geschäfte erstrecken sich ja just nur auf das Militär.“

„Es kommt auch Militär darin vor, mein Fräulein.“

„So,“ sagte die Tante, schmerzlich enttäuscht.

Und an ihrer Stelle wurde die Nichte befangener, und bemerkte sogar etwas kleinlaut:

„Sonderbar, in einem Geschäfte mit uns Militär! Ei! dürfte ich bitten, Platz zu nehmen?“

Der Auditeur ließ sich nieder und nickte mit dem Kopf, wobei er sich wie entschuldigend verbeugte und eine Sekunde lang seinen Hut vor das Gesicht hielt.

„Sie verzeihen, meine Damen," ſagte er, „daß ich ſo weit ausholen muß, wie nöthig iſt. Sie haben vielleicht zufällig gehört, daß es geſtern einem Kettengefangenen — das heißt, es war eigentlich nur ein Militärſträfling — gelungen, wenn auch nur für wenige Stunden, aus ſeinem Gefängniß zu entfliehen. Als zu gleicher Zeit, durch die Allarmſchüſſe aufmerkſam gemacht, die Wachen auf den Außenwerken ſorgfältiger als gewöhnlich ihre Poſten überſahen, wurde bei einem derſelben ein Menſch entdeckt und in dem Augenblick angehalten, als er verdächtiger Weiſe durch eine Schießſcharte in's Freie ſchlüpfen wollte. Es ergab ſich, daß dieſer Menſch der Wachthabende einer der kleinen Feſtungen war, die um die Stadt herum liegen; er war in Civil und hat ſich der Deſertion ſehr verdächtig gemacht, iſt auch von ſeinem Kapitän als ein Mann prädicirt, der eines ſchlechten Streiches wohl fähig iſt."

„Aber, Herr Auditeur," unterbrach ihn Pauline, „was können wir mit einem Deſerteur zu ſchaffen haben?"

„Darf ich ganz unterthänigſt bitten," entgegnete jener, „mich in meinem Berichte fortfahren zu laſſen. Alſo dieſer Menſch wurde arretirt, auf die Hauptwache gebracht, und als man ihn befragt, weßhalb er ſeine Wache verlaſſen und ſtatt in Uniform ſich in einem ſehr fatalen Civilanzuge auf den Wällen der Stadt habe betreffen laſſen, gab er leichthin zu Protokoll: er habe in der Stadt ein dringendes Geſchäft gehabt. Mir wurde heute Morgen das unangenehme Geſchäft, den Verhafteten, nebſt einem andern Bombardier, der ſehr verdächtig iſt, bei dem Deſertionsverſuch mitgewirkt zu haben, in's Verhör zu nehmen, und ich inquirirte namentlich auf den angeblichen Beweggrund oder vielmehr das wichtige Geſchäft, das den Mann veranlaßte, ſeine Wache ſchnöder Weiſe zu verlaſſen. Denken Sie ſich aber, meine Damen, daß es mir beim erſten Anblick des einen Verhafteten vorkam, als habe ich ihn geſtern Abend hier in Ihrem Hauſe geſehen. Auf meine Anfrage darüber betheuerte er hoch und heilig, ich müſſe mich irren,

er kenne Ihr Haus gar nicht, was ich denn am Ende" — setzte er mit einem vielsagenden Blick hinzu — „vielleicht glauben könnte." Die Tante und die Nichte sahen sich bei diesen Worten eine Sekunde lang verlegen an. „Im Verlaufe des Verhörs nun," fuhr der Auditeur fort, „wurde es natürlicher Weise nicht schwer, aus den Angaben zu ersehen, daß dieselben falsch seien. Und wenn wir wirklich zu Gunsten des Verhafteten eingestehen müssen, daß der Sache mehr ein unüberlegter Streich, als Desertionsversuch zu Grund liegt, so mußten wir doch, um die Akten zu arrondiren, und —" setzte er mit einem lauernden Blick hinzu, „den armen Soldaten zu helfen, der Sache auf den Grund sehen. Die Angabe des Einen aber, wo er gewesen, war, wie gesagt, so unhaltbar und unglaubwürdig, daß sie, einem hohen Kriegsgerichte gegenüber, den Verdacht der Desertion schärfen müssen. Ich rieth ihm mehrmals, offen und ehrlich zu gestehen und Zeugen herbeizubringen, aber vergebens."

Die kleine Pauline, die unterdessen in der größten Spannung da saß, athmete tief auf und sagte:

„Nun ja, und was weiter?"

„Ich schloß mein Verhör," fuhr der Auditeur fort, „und nahm dagegen die Kanoniere bei Seite, und einer derselben, nachdem ich ihm versichert, daß seine Aussagen den Bombardier von der Festungsstrafe retten würden, erzählte mir eine ganz sonderbare Geschichte."

„Eine sonderbare Geschichte?" fragte die Tante.

„Ja, meine Gnädige, in der That sonderbar. Der Kanonier will den Bombardier in die Stadt begleitet haben. Dort habe derselbe seine Uniform mit Civilkleidern vertauscht, indem er von seinem Freund, dem andern Bombardier, der unterdessen das Fort hütete, ein Billet-doux zu besorgen gehabt, ein zartes Geschäft, meine Damen, das, wie Sie einsehen werden, sich in der groben Uniform nicht gut abmachen läßt."

Dieſe letzten Worte hatte der hellblonde junge Mann außerordentlich langſam und betonend geſprochen.

„Das iſt in der That merkwürdig,“ meinte die Tante, „einen Liebesbrief.“

Und dabei wollte ſie lachen; aber ein Blick auf ihre Nichte, die in dieſem Augenblick purpurroth geworden war, warf ihr Geſicht wieder in ſehr ernſte und nachdenkende Falten. Auch der Auditeur hatte das Erglühen des ſchönen jungen Mädchens bemerkt, und ſpielte den Verwirrten und Verlegenen, wobei er ſich aber geberdete wie ein Fiſch, der auf trockenen Sand gelegt iſt; denn er ſchloß ſekundenlang die Augen und ſchmatzte dabei mit den Lippen, als ſchnappe er nach Luft.

Die Scene war etwas peinlich und wurde durch die inquiſitoriſche Feierlichkeit des Auditeurs noch unangenehmer. Ein Anderer an ſeiner Stelle würde die Sache lachend vorgetragen haben, und man hätte ihm wahrſcheinlich lachend das ganze Abenteuer eingeſtanden.

„Ja, meine Damen, ein Liebesbrief,“ fuhr er leiſe fort, „und dieſer Liebesbrief ſei von dem Verhafteten — — hier in Ihrem Hauſe abgegeben worden.“

„Mein Gott!“ ſchrie die Tante auf, und affectirte einen großen Schrecken. „Ein gemeiner Soldat mit einem Liebesbrief in unſerm Hauſe. O Gott, Pauline!“

„Nun ja, liebe Tante,“ ſagte dieſe, welche ſich wieder gefaßt hatte, „was denn weiter? Sie wiſſen ja darum.“

Der Auditeur ſah bei dieſen Worten die Tante mit einem langen ſchmerzlichen Blicke an, ſo daß ſie auffuhr und die arme Pauline mit einer Fluth von Vorwürfen überhäufte, wobei ſie ihr nochmals auf's Heftigſte auseinanderſetzte, von welch' ſchlimmen Folgen die Begegnung mit jenem gemeinen Soldaten für ſie werden könnte, und daß ſie im Begriff ſei, ſich vor der ganzen Welt zu compromittiren.

Der Auditeur, aufmerkſam geworden, warf hie und da eine Frage ein und hatte bald die ganze fatale Wagengeſchichte heraus, welche wir dem verehrten Leſer im vierten Kapitel ſo ſchön und ausführlich erzählten.

Nachdem ſich der gewaltige Sturm der Gefühle wieder etwas gelegt, fragte die Tante kleinlaut, was nun in dieſer böſen und fatalen Sache zu thun ſei? worauf der Auditeur ſein Haupt nachdenklich ſinken ließ und dann verſicherte, die Sache ſei ſchon ſehr weit gediehen und daher auf's Unangenehmſte verwickelt.

„Ja, ſehen Sie, meine Damen, ich muß meine Akten ſchließen, und ſie dem Kriegsgericht vorlegen — eine fatale, fatale Geſchichte, — doch wiſſen Sie was," fuhr er nach einigem Beſinnen fort, „ſo wird es gehen. Ich beſeitige das Verhör des Kanoniers, der Bombardier wird der Deſertion angeklagt und was ſchadet das ſo einem Kerl, wenn er auch ein paar Jahre unter die Sträflinge kommt. Der Andere erhält vielleicht ſechs Wochen Arreſt und wird ſich," ſetzte er mit einem ſüßen Blick auf die Tante hinzu, „künftig in Acht nehmen, ſich achtbaren Perſonen auf eine ſo leichtſinnige Art zu nahen."

Die Tante ſah verwirrt in ihre Kaffeetaſſe. Doch Pauline war heftig aufgeſtanden und ſah den Mann des Geſetzes mit einem ziemlich verächtlichen Blick an.

„Und wenn der Bombardier ſich ausweiſen kann, wo er geweſen, und ein hohes Kriegsgericht einſieht, daß die jungen Leute nur einen leichtſinnigen Streich gemacht haben? wie iſt dann ihre Strafe?"

„Alsdann," meinte der Gefragte, „kommen ſie ziemlich leicht davon. Der Wachthabende erhält vielleicht einen drei- bis vierwöchentlichen leichten Arreſt und der Andere, dem man eigentlich nichts anhaben kann, wird von ſeinem Kapitän mit ein paar Tagen Einſperrens geſtraft."

„Ich danke Ihnen recht ſehr, Herr Auditeur," entgegnete das

junge Mädchen, und wollte mit einer leichten Verbeugung das Zimmer verlaſſen.

„Wo willſt du hin, Pauline?“ rief die Tante.

Und der Herr Schmidt, der raſch aufſtand, fragte:

„Ei, Fräulein Pauline, was ſoll das bedeuten?“

„Nicht viel,“ entgegnete das Mädchen, „nicht viel, liebe Tante. Ich will nur dem Papa die ganze Geſchichte erzählen, ganz aufrichtig erzählen und ihn recht herzlich und dringend bitten, ſich für die jungen Leute zu verwenden.“

„Oh!“ ſagte der Auditeur.

Und die Tante fuhr von ihrem Stuhl in die Höhe.

„Um Gotteswillen!“ ſagte ſie, „du willſt mich dem Papa verrathen?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Pauline. „Ich werde Sie ganz aus dem Spiele laſſen und Alles auf mich nehmen. Ich kann dem jungen Bombardier auch wohl ſonſt wo begegnet ſein. Daß er es gewagt hat, an mich zu ſchreiben, iſt nicht meine Schuld. Und ſollte auch der Papa ernſtlich böſe auf mich werden, ſo wäre mir das doch weit lieber, als das Unglück zweier Menſchen auf dem Gewiſſen zu haben.“

„Aber, Herr Auditeur,“ jammerte die Tante, „das geht durchaus nicht, das dürfen wir nicht zugeben. Ich kenne meinen Bruder. Er wird am Ende mit den Leuten ſelbſt ſprechen, und ſo gemeine Menſchen machen ſich zuletzt gar nichts daraus, mich Unglückliche zu verrathen.“

„Hören Sie, liebe Tante,“ ſagte Pauline. „Wenn Papa wirklich zu den gemeinen Menſchen hinginge und ſie ihm die Geſchichte erzählten, wie ſie wäre, um ſich von der entſetzlichen Strafe zu befreien, ſo könnte man es doch keinen Verrath nennen; aber meinetwegen will ich ſchweigen, doch der Herr Auditeur ſoll ein anderes Mittel erſinnen, denn ich will nicht, daß ſie für einen ſolchen Spaß hart beſtraft werden.“

„Mein Fräulein," entgegnete Herr Schmidt ſehr ernſt, „es thut mir wirklich leid, wenn Sie ein ſolches Vergehen einen Spaß nennen können. Das Verlaſſen der Wache iſt beim Militär eines der furchtbarſten Vergehen."

„Nun ja, in Kriegszeiten," meinte das junge Mädchen; „aber beſinnen Sie ſich, Herr Schmidt, oder ich gehe zu Papa."

Dies Beſinnen ſchien dem Auditeur ſchwer zu werden; denn als Gerichtsperſon in dermaligen mageren Zeiten mochte er einen ſo fetten Biſſen, wie Wache verlaſſen, mit einem gelinden Anflug von Deſertion nicht gern fahren laſſen; ebenſowenig wie er Urſache zu haben glaubte, den Andern zu ſchonen, der ſich, ein ganz gewöhnlicher Bombardier, erkühnt hatte, der holden Angebeteten zu nahen. Doch ſollte ihn diesmal eine neue Verlegenheit der ganzen Mühe des Beſinnens überheben; denn auf dem Gang draußen wurde eine Stimme laut, bei deren Klang die drei Anweſenden einſtimmig ausriefen:

„Um Gotteswillen, der Bruder! der Papa! der Herr Regierungsrath!"

„Was iſt zu thun?" ſagte der Auditeur.

„Ja," meinte die Tante verſchämt, „was iſt zu thun? was ſagen wir dem Bruder?"

„Sagen Sie ihm, Herr Auditeur," ſprach das junge Mädchen ernſt und nachdrücklich, „ſagen Sie ihm, Sie hätten ſeine Ermahnung zu Herzen genommen, indem Sie einſähen, daß er ihr Beſtes damit bezwecke, und Sie ſeien hieher gekommen, um der Tante dieſe Erklärung zu machen."

Indem trat der Regierungsrath ein, und ſein Geſicht, das, wie es bei ihm gewöhnlich der Fall war, einen ſehr freundlichen und lachenden Ausdruck hatte, umzog ſich wieder ernſt und finſter, ſo bald er des Auditeurs Schmidt anſichtig wurde. Doch ließ ihm Pauline nicht Zeit, dieſe verdrießliche Miene in Worten zu überſetzen, ſondern ſie nahm den Papa raſch bei Seite. Hinter dem

Regierungsrath war in der geöffneten Thüre eine Sekunde lang eine andere Person sichtbar geworden, die aber, wie sie den Auditeur Schmidt bemerkte, auf's Schleunigste wieder verschwand.

„Ja, wenn es so ist," sagte der Regierungsrath leise, „à la bonheur! das lasse ich mir gefallen. Herr Auditeur, ich wünsche Ihnen guten Morgen. Aber," — er sah sich nach der Thüre um — „wo ist denn mein junger Verbrecher geblieben?"

„Ein Verbrecher, Papa," lachte Pauline.

„Und was für ein Verbrecher?" meinte der Regierungsrath, „der noch obendrein seinem Gefängniß entsprungen ist! Denkt euch nur, vor einer halben Stunde wird mir ein junger Mann gemeldet, der mich dringend zu sprechen wünschte. Es kommt ein Militär herein, ich versichere euch, ein recht hübscher Bursche, und ich weiß nicht, er hat mir ein Gesicht, das mir ganz bekannt vorkam. Er überreicht mir einen alten, ganz gelb gewordenen Brief, und wie ich ihn aufmache, denke ich, mich soll der Schlag treffen, ist er von dem alten Hauptmann Robert, der vor zwei Jahren gestorben ist, und der mir seinen Neffen empfiehlt, welcher zum Militär gehen will. Ich sehe das Datum an, und, parblen, der Brief ist über zwei Jahre alt. Ich lasse mir die Sache erklären, und da kommt eine ganz tolle Geschichte zum Vorschein. „Aber," unterbrach er sich, „wo ist denn der junge Mann hingekommen, ich habe ihn euch vorstellen wollen. — Ja so, ja so!" lachte er, daß ihm die Thränen in die Augen traten. „Er hat den Herrn Auditeur Schmidt durch die Thürritze bemerkt, und ist davon gelaufen. Nun, Sie werden ein Auge zudrücken und ihn nicht gesehen haben. So kommen Sie nur herein!" rief er zur Thüre hinaus. „Sie sind unter meinem Schutz, und der Herr Auditeur Schmidt wird Sie gar nicht bemerken."

Dieser Letztere hatte bei der lustigen Erzählung des Regierungsraths die beiden Damen überrascht angeschaut, und die kleine Pauline war sichtlich verlegen geworden.

Wir wollen den Leser nicht lang im Zweifel lassen, sondern ehrlich gestehen, daß es der Bombardier Robert war, der nun eintrat und sich ziemlich verlegen nach allen Seiten verbeugte. Auf welche Art er seinem Arreste entkommen, versprechen wir in den nächsten Kapiteln zu erklären.

Der Bombardier sah gar nicht übel aus. Er hatte das schon beschriebene feine Kollet an, und ein ungemein blank geputzter Säbel hing an einer weiß lakirten Kuppel, die, recht fest um den Leib geschnallt, eine zierliche Taille erkennen ließ.

Der Auditeur Schmidt versuchte gnädigst zu lächeln, was ihm aber gar nicht gelingen wollte, um so weniger, als er zu seinem Aerger bemerken mußte, daß schon nach einigen Minuten der gewandte junge Mann Gnade vor den Augen der Tante gefunden zu haben schien.

Pauline war eben so einsylbig wie der Auditeur, nur aus andern Gründen, und der Regierungsrath lachte in Einem fort über die tolle, tolle Jugend.

„Aber hören Sie, lieber Herr Auditeur Schmidt," wandte er sich an diesen, „helfen wir den Aermsten ein Bischen aus ihrem Arreste. Sie können viel dazu thun. Aber Sacre Dieu, ich habe euch den jungen Menschen nur eine Sekunde lang vorstellen wollen, denn sein Onkel, der alte Hauptmann, war einer meiner allerbesten Freunde. Doch jetzt ist es genug. Ich will einmal den militärischen Tyrannen spielen," wandte er sich an den Bombardier, „und befehle Ihnen hiermit, sich bis auf Weiteres augenblicklich in Arrest zu verfügen." —

Siebenzehntes Kapitel.

Kameradſchaftliche Begegnungen und ſeine Beſtechungsverſuche, die zum gewünſchten Ziele zu führen ſcheinen.

Wir ſehen uns in die traurige Nothwendigkeit verſetzt, den geneigten Leſer nicht nur aus dem freundlichen Lokal, das wir ſoeben zu bewohnen das Vergnügen hatten, in ein minder angenehmes zu verſetzen, ſondern müſſen uns ſogar erlauben, einen Tag rückwärts zu ſchreiten, ſowie vom warmen, mit Teppich belegten Zimmerboden auf eine rauhe ſchneebedeckte Straße und dort drei Geſtalten zu folgen, die im Dämmerlichte vor uns herwandeln.

Die eine dieſer drei iſt in voller Uniform, den Tſchako auf dem Kopfe, den Säbel an der Seite und an den Stiefeln klirrende Sporen. Die beiden andern ſtecken in abgetragenen, verſchoſſenen Jacken, eben ſolchen Beinkleidern, und haben ſtatt des Tſchako's eine leichte Dienſtmütze auf dem Kopfe.

Obgleich der eine von ſehr dickem, ſogar etwas feiſtem Aeußern, in Folge dieſer Leibesbeſchaffenheit, ſehr langſam fortwandelt, ſo ſcheint doch der andere abſichtlich zu zögern, und es iſt, als wollten ſie ſich dem Ziele, dem ſie unfehlbar entgegengehen, ſo langſam wie möglich nahen.

Dieſes Ziel war aber auch unangenehm genug; denn es war das ehemalige Nonnenkloſter zur heiligen Agatha, ein Aſyl unglücklicher Schweſtern, jetzt zu einem ſtillen, heimlichen Militärarreſt umgewandelt; ein Aſyl für unglückliche Jünglinge.

Von Außen ſah das Gebäude recht düſter und unheimlich aus. Es hatte, Dank ſeiner früheren Beſtimmung! nur ſehr wenige und ſehr enge Fenſter, und dieſe waren obendrein noch mit hölzernen Kaſten verſehen, welche von Weitem faſt wie coloſſale Schwalbenneſter ausſahen.

Eine Thüre öffnet ſich knarrend vor den drei Ankömmlingen

und schließt sich ebenso hinter denselben wieder zu. Sie befinden sich in einem dunklen Gang, in welchem links eine halb geöffnete Thüre ist, aus der Waffengeklirr und menschliche Stimmen hervortönen. Der Gang, sowie die beiden Thüren, haben so etwas unheimlich Solides; Alles ist aus gehauenem Stein und die Thüren aus schwerem Eichenholz, mit Eisen beschlagen. Obendrein herrscht eine dicke Luft in dem Gebäude, und an den Wänden des Ganges trieft die Feuchtigkeit herunter.

Die halb geöffnete Thüre führt in die Wachtstube des Arrestlokals und der regierende Unteroffizier derselben — er ist von der Infanterie — läßt augenblicklich Licht anzünden, um die Arrestzettel zu untersuchen, die ihm der Begleiter der Bombardiere einhändigt.

Der Infanterist ist einer von den Leuten, die man mit dem gewöhnlichen militärischen Ausdruck: „Commisunteroffiziere" benennt, die nie einen Faden Leinwand oder Baumwolle auf dem Leibe getragen haben, der nicht von der Kammer geliefert wurde, und deren ganzes Leben nach der Dienstvorschrift für Unteroffiziere eingerichtet ist.

Er entfaltete den ersten Zettel und las:

„Bombardier Schlipfel von der —"

„Tipfel, muß ich bitten," wandte dieser ein, wofür ihm der Unteroffizier von der Infanterie einen bösen Blick zuwarf.

„Auf Befehl der Commandantur," las er weiter, „wegen eines Desertionsversuches von seiner Batterie in Untersuchungsarrest geschickt. — Also Deserteur!"

„Hören Sie," entgegnete Tipfel, äußerst gleichmüthig, „wenn mir nur das Geringste daran gelegen wäre, was ein Unteroffizier von der Infanterie über mich denkt, so würde ich mich wegen des Deserteurs gelegentlich zu revangiren wissen; aber so . . . ."

„Der Arrestant wird gebeten, das Maul zu halten," sagte der Wachthabende. „Hat hier durchaus nicht zu schwadroniren."

Dann öffnete er den zweiten Zettel.

„Bombardier Robert, verdächtig bei dem Deſertionsverſuch mitgewirkt zu haben; ebenfalls in Unterſuchungsarreſt.“ — „Müller,“ wandte er ſich an einen der Infanteriſten, „ruft den Inſpector; er ſoll die Arreſtanten einſchließen.“

Darauf, ohne die Beiden eines ferneren Blicks zu würdigen, oder ohne ſie zum Sitzen einzuladen, wie es wohl kameradſchaftlich geweſen wäre, ſetzte er ſich an ſeinen Tiſch und ſchrieb Namen und Chargе der Arreſtanten in's Wachtbuch. Tipfel, der ihm nahe ſtand, ſchaute in's Buch und bemerkte nach einer Weile in ſeiner trockenen Manier:

„Ich glaube, man ſchreibt Bombardier, nicht Pompardier,“ worüber der Bombardier Robert in ein unmäßiges Gelächter ausbrach und an den Tiſch lief, um die Orthographie des Infanteriſten zu bewundern.

Aber man hätte dieſen ſehen ſollen, wie er, von der unerhörten Frechheit gereizt, aufſprang und die Bombardiere zur Rede ſtellte, welche ihm indeſſen kein Wort ſchuldig blieben; und wer weiß, welchen Ausgang die Sache noch genommen hätte, wenn nicht in dieſem Augenblicke auf den Steinplatten des Ganges ſchlürfende Tritte zu vernehmen geweſen wären, ſowie ein leichtes, trockenes Hüſteln, welches des Rattenkönigs Majeſtät anzeigte.

„Hehe!“ lachte er hämiſch, nachdem er eingetreten war, „ein paar Grünſ'näbel von der Artillerie! freue mich ſehr, Dero werthe Bekanntſchaft zu machen. Werden's bei mir gut haben; hehe! beſonders wenn ſie gleich den Unteroffizier von der Wache angefangen zu zanken. Sollen unter das Dach, unter das Dach! Hehe! wo man die Engel pfeifen hört!“

„Haben Unterſuchungsarreſt,“ murmelte der Infanteriſt, „Deſertion!“

„Ei, ſieh' da, ſieh' da, Deſertion!“ lachte der Alte, und ſein Geſicht verzog ſich unter der weißen Nachtmütze zu einem ſcheuß-

lichen Lachen. „Unterſuchungsarreſt! freut mich, freut mich! finden da ſehr gute Geſellſchaft! He! he!“

Damit machte er einen großen Bund Schlüſſel los und ſchritt auf eine ſchwere Thüre im Hintergrund der Wachtſtube zu, die er langſam und mit Mühe aufſchloß.

Ehe er aber die beiden Riegel, welche dieſelben verſchloſſen, unten und oben zurückſchob, wandte er ſich grinſend zu den beiden Arreſtanten.

„Hätte ja bald vergeſſen,“ lachte er, „die Herren zu unterſuchen, ob ſie auch verbotene Sachen bei ſich führen. Eßwaaren, Trinkwaaren, Bücher. Wollen gleich nachſehen. Hehe!“

Dabei fuhr er dem dicken Bombardier mit ſeinen dürren Fingern am Leibe herum und ſuchte emſig nach den verbotenen Gegenſtänden.

„Herr Unteroffizier von der Infanterie,“ ſagte er dann, „wollen bei dem andern Arreſtanten ein Bischen nachſehen. Hehe!“

Dieſer trat auf den Bombardier Robert zu, um der Aufforderung Genüge zu leiſten. Doch dieſer ſagte ihm ſo ruhig wie möglich, aber mit ſehr zorniger Stimme:

„Herr, bleiben Sie mir drei Schritte vom Leib; wenn ich einmal unterſucht werden muß, ſo ſoll es dort jener würdige Mann thun! aber Ihre Finger ſollen mir nicht an den Leib kommen.“

„Was ſoll's?“ meinte der Rattenkönig, als der Unteroffizier ein gelindes: „Himmelſakerment!“ zur Antwort gab.

„Nun ja,“ entgegnete der ſchlaue Bombardier, „ich mein' nur, man kann ſich das Unterſuchen, was ſicher eine ſehr unangenehme Sache iſt, allerdings von einem würdigen gedienten Sergeanten gefallen laſſen, von einem Manne, der das Kreuz hat und diverſe Orden; aber die Finger eines ſolchen — — ſollen mich nicht anrühren.“

„Freilich, hehe!“ lachte der Rattenkönig, „ein alter gedienter Sergeant, Sie, Grünſnabel, war in Rußland und bei Waterloo.“

„Vor Ihnen haben wir alle ſehr groſſen Reſpect," entgegnete der Bombardier Robert, „das muß man ſagen; von Ihnen läßt man ſich ſchon was gefallen."

Jetzt kam die Reihe des Gefallenlaſſens an den Sprecher, und der Inſpector unterſuchte ihn etwas genauer, denn er war nicht ſo dumm, daß er die Elogen des Bombardiers für baare Münze genommen hätte. Er unterſuchte ſein Collet, ließ die Hände langſam an den Beinen heruntergleiten, und als er unten an die Stiefel kam, buſtete er laut und zornig auf.

„Hehe!" ſchrie er, „hab' mir's gedacht! hab' mir's gedacht! hat der Grünſ'nabel eine Flaſche mit S'naps. Was ſagt das Reglement? He!"

Der Bombardier Robert griff wie verwundert an ſeinen Stiefel und rief:

„Hol' mich der Teufel! das hab' ich gar nicht gewußt. Das muß noch vom geſtrigen Exercíren in der Taſche geſteckt und durchgerutſcht ſein!"

„So, ſo," meinte der Rattenkönig giftig, „muß durchgerutſcht ſein? Wollen's zu uns nehmen."

„Wenn ich Ihnen ein Vergnügen damit machen kann," entgegnete der Bombardier.

„Mir ein Vergnügen machen? Hehe!" lachte der Inſpector. „Wollen's deponiren! Und jetzt marſch in die Klauſe. Haben die Herren Brod bei ſich? oder wie werden's zu Nacht ſpeiſen?"

„Der Herr Inſpector," entgegnete der Bombardier Robert, „wird wohl ſo gut ſein, uns etwas Eſſen zukommen zu laſſen, wie's das Reglement vorſchreibt."

„Ganz natürlich," meinte dieſer und etwas freundlicher, „wie es das Reglement vorſchreibt, hehe! Eſſen, aber keine geiſtigen Getränke. Jetzt kommen Sie hinein!"

Die Beiden folgten dem Rattenkönig, der ſie aus der Wachtſtube durch die eben geöffnete Thüre in einen andern Gang führte,

welcher von einem trüben Licht erhellt war, und an dessen Ende sich das Untersuchungsarrestlokal befand.

„Soll ich Ihnen einen Mann aus der Wachtstube mitgeben?“ rief der Infanterie-Unteroffizier dem Inspector nach; doch dieser entgegnete:

„Hehe! fürchte mich nicht, ein alter, gedienter Sergeant, hehe!“

Kaum waren die drei in dem Gang allein, so wandte sich der Bombardier Robert an den Rattenkönig und sagte so ehrerbietig wie möglich, indem er ihm ein kleines zusammengewickeltes Papier in die Hand gab:

„Sie werden mir erlauben, Herr Inspector, Ihnen auf das Nachtessen, Frühstück ꝛc. einen Vorschuß zu thun; auch,“ setzte er hinzu, „möchten wir um Alles in der Welt nicht in Ihren Augen, in den Augen eines gedienten Sergeanten, als Deserteurs dastehen. Wir sind ganz harmlose Menschen, haben uns einen kleinen Spaß erlaubt. Nun, das Verhör morgen früh wird's ausweisen. Sie sind ein gebildeter Mann, der einen lustigen Streich schon versteht.“

Der Rattenkönig fühlte sich durch diese Anrede und das Papier in seiner Hand ungemein geschmeichelt. Er hustete viel gelinder und meinte, indem er die Beiden in das Untersuchungsarrest-Lokal eintreten ließ: „Wollen schon sehen, wollen sehen, was zu machen ist.“

Nachdem er die Thüre hinter ihnen verschlossen, wickelte er das Papierchen auseinander und war freudig überrascht, als ihm ein Goldstück entgegen funkelte.

„Ei, ei!“ murmelte er, „fünf Thaler zwanzig Silbergroschen, der Grünschnabel muß von guter Familie sein, von einer guten Familie.“

So gestimmt, trat er in die Wachtstube, und dem Unteroffizier von der Infanterie, der ihm, noch immer sehr gereizt, sagte: — „Hören Sie, Herr Inspector, das sind ein paar Himmelsakermenter. Die beiden Kerls sollte man krumm schließen dürfen,“ entgegnete

er: „Mein lieber Herr Unteroffizier, man muß es, wie ich, verſtehen, die Leute nach ihrer Bildung zu behandeln. Grob ſein hilft nicht immer! Hebe! Merken Sie ſich das, Herr Unteroffizier. Die Kommandantur will nicht, daß man die Arreſtanten grob behandelt. Hebe! und ich auch nicht, der Inſpector."

Damit ſchlug er die Thüre der Wachtſtube hinter ſich in's Schloß, daß ſie klirrte, und der Unteroffizier von der Infanterie ſchaute ihm überraſcht und erſtaunt nach.

Achtzehntes Kapitel.

In welchem der Leſer das Innere eines Unterſuchungs-Arreſtlokals kennen lernt und in Kurzem die Schickſale der dort Hingeſperrten erfährt. — Später wird ſoupirt.

Wenn wir in einem Buche, welches „Wachtſtubenabenteuer" betitelt iſt, den geneigten Leſer bitten, in ein Unterſuchungsarreſtlokal zu treten, ſo können wir dagegen verſichern, daß es mit einer Wachtſtube viel Aehnlichkeit hat, oder daß es vielmehr die richtige Mitte zwiſchen beiden Lokalen angibt. Von dem Arreſtlokal hat es den Namen und das freilich ſehr Unangenehme, daß die Bewohner ihrer Freiheit beraubt ſind, und Mancher durch eine mit Verhören reich beſetzte Zukunft das Gefängniß in ſchlimmer und ſchlimmſter Zeit vor ſich ſieht. Dagegen aber findet man im Unterſuchungsarreſtlokal nichts von jenem traurigen Abſperrungsſyſtem, wie im mittleren oder ſtrengen Arreſt. Die Leute haben eine gute Pritſche, wie auf der Wachtſtube, und können vom Inſpector des Locals, verſteht ſich für ihr gutes Geld, alle möglichen militäriſchen Leckerbiſſen haben, als da ſind: Kartoffeln mit Zwiebelſauce, Sauerbraten, Schinken und geräucherte Würſte.

Daß weder bei dieſen Speiſen auf ſorgfältige Zubereitung noch übergroße Reinlichkeit, ſowie in dem Lokale ſelbſt der geringſte Comfort zu ſuchen iſt, kann man ſich leicht denken. Das Gefäng-

niß, für heiligen Agatha war ein mittelgroßes Gewölbe, und die Alterthumsforſcher, die hier zuweilen eingeſperrt waren — denn es gibt auch deren beim Militär — behaupteten, es ſei ehedem eine kleine an die Kirche anſtoßende Kapelle geweſen. Ein dicker Pfeiler in der Mitte trug die maſſive, vom Lampenlicht und allen möglichen Ausdünſtungen geſchwärzte Decke. An zwei Wänden waren lange hölzerne Pritſchen, auf welchen die Inſaſſen des Lokales, in Gruppen bei einander liegend, der Unterhaltung pflogen. Ungefähr ſechs Fuß vom Boden, ſo daß man nicht daran reichen konnte, hingen zwei Lampen, von denen man befürchten mußte, daß ſie jeden Augenblick erlöſchten.

Ausgänge hatte dieſes Gemach zwei, den, durch welchen unſere Bombardiere eingetreten waren, und welcher mit der Wachtſtube in Verbindung ſtand, ſowie eine kleine eiſerne Thüre, die ſich auf der andern Seite befand, und welche, wie wir ſpäter ſehen werden, von dem Inſpector benützt wurde.

Als die beiden Bombardiere in das Gewölbe traten, wurde die ziemlich lebhaft geführte Unterhaltung einen Augenblick unterbrochen und es dauerte eine Zeit lang, bis die Ankömmlinge und die älteren Gäſte ſich gegenſeitig vorgeſtellt waren. Dieſes Geſchäft übernahm ein alter Unteroffizier von der Artillerie, der ſich hier ſeit vier Wochen wegen Verdachts der thätlichen Vergreifung an einem Vorgeſetzten befand.

Man kann ſich leicht denken, daß den Bombardieren Tipfel und Robert ein guter Platz eingeräumt wurde, denn die Geſchichte des Erſteren, von dem entlaufenen Sträflinge bis zu ſeiner eigenen Arreſtation auf der Lunette, war auch in dieſe finſteren Gewölbe gedrungen.

„Donnerwetter!“ meinte der alte Unteroffizier von der Artillerie, „ich hätte den Kerl ſehen mögen, wie ihm das Gitter vor der Naſe zufuhr! Tipfel, Sie haben verdammt viel Geiſtesgegenwart.“

„Ich rühme mich deſſen," meinte der alſo Belobte. Nachdem er ſeinen dicken Körper bei dem Zwielicht, das in dem Gewölbe herrſchte, ſo gut wie möglich auf der harten Pritſche zurecht gelegt hatte, erzählte er auf allgemeines Verlangen ſeine geſtrige Geſchichte von A bis Z; aber als discreter Menſch, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit Hinweglaſſung aller Perſonen- und Straßen-Namen.

Die anweſende Geſellſchaft beſtand, außer dem alten Unteroffizier, aus einem Feldwebel der Infanterie, dem man nachſagte, er ſei mit den Lazarethgeldern in gar zu vertrauliche Bekanntſchaft gerathen, aus einem Tambour, einem ſehr liederlichen Subjekte, der gegen zwei Silbergroſchen täglich einem Kameelführer ſeiner Bekanntſchaft die Trommel ausgeliehen, dann noch aus zwei Infanteriſten, einem Dragoner und einem Pionnier — Leuten, die ſich wegen unbedeutender Kleinigkeiten hier befanden.

„Wenn ich mir die Sache recht überdenke," meinte der Feldwebel, „ſo kommt Alles darauf an, wie Ihr Wachtmeiſter das Nationale eingerichtet hat. Ich kenne das. Will der Ihnen einen Stein in den Weg werfen, und bekommen Sie einen Auditeur, der den Teufel im Leib hat, ſo ſtecken Sie in vier Wochen in der rothen und grauen Jacke."

„Oder," ſprach der Tambour mit einer äußerſt verſoffenen und beiſeren Stimme, „Sie bekommen ſechs Wochen ſtrengen Arreſt, was am Ende noch ſchlimmer wäre."

„Hol' dich der Teufel, Trommler," rief der alte Unteroffizier „will doch lieber ſechs Wochen Latten haben, als das verfluchte graue Kamiſol."

„Erlauben Sie, lieber Herr Unteroffizier, haben Sie ſchon Latten gehabt?" fragte der Tambour, und als jener die Frage verneinte, fuhr er fort: „Sehen Sie, da kann ich mit ſprechen. Ich habe einmal acht Tage Latten gehabt, und obgleich ich nach dem Reglement alle drei Tage mein Bett bekam, war ich doch ſo hin,

ſo hin, daß der Doktor zu einem Kameraden von mir geſagt haben ſoll: Paſſen Sie auf, das arme Luder wird drauf gehen!"

„Nun," antwortete der Unteroffizier, „dann in's Teufels Namen lieber hin ſein; aber nur nicht das verfluchte Kamiſol."

„Wenn man Ihnen die Ohrfeige beweiſen kann," meinte der Feldwebel hämiſch, „ſo könnt's Ihnen auch paſſiren, daß Sie Ihre Treſſen los würden."

„Ich weiß von keiner Ohrfeige," entgegnete der Andere, „die Geſchichte beruht auf einem ungeheuren Mißverſtändniß."

„Wie iſt denn die Geſchichte, lieber Herr Unteroffizier? fragte Tipfel.

„Ganz verflucht einfach," entgegnete dieſer; „ſehen Sie, da kriege ich wegen ſo einer Lumperei acht Tage Arreſt. Und wie das vorbei iſt, gehe ich zum Kapitän, um mich zurückzumelden. Er iſt zu Haus; aber die Ordonnanz und der Bediente ſind nicht da. Ich trete in ſein Zimmer, mach' die Thüre hinter mir zu, und weiß der Teufel, bleib' mit einem Knopf des Kollets an dem Riegel hängen, ſo daß er ſich von ſelbſt zuſchiebt. Darauf fährt der Kapitän wie das böſe Gewiſſen in die Höhe und ſchreit mir entgegen: Herr, warum ſchließen Sie die Thür ab? Bei dieſem Aufſpringen wirft er ein Buch herunter, ich ſpringe herzu, um es aufzuheben. In dem Augenblick ſchreit er wüthend auf und da muß der Teufel ſeinen Bedienten durch eine andere Thüre hereinführen. Und nun ſitz' ich hier, daß ſich Gott erbarme."

Alle lachten bei dieſer Erzählung laut auf, und der kleine Tambour, der noch immer in Erinnerung an die acht Tage Latten zu ſchweigen ſchien, begann das ſtufenweiſe Erſtarren des Körpers auszumalen, wenn man einmal zwei Stunden lang auf den ſpitzen Brettern gelegen hat, und am ganzen Körper keine Stelle mehr iſt, die nicht entſetzlich wehe thut.

„Weiß einer von den Herren," ſprach der Vater Feldwebel

nach einer kurzen Pauſe, „auf welche Art der Sträfling geſtern entkommen iſt? Es ſoll ein ganz gewandter Kerl ſein.“

„Das iſt er auch, meinte der Dragoner, der heute gekommen war. „Er hat ſich während der Arbeit ſo leiſe und geſchickt von dem Wall hinabgelaſſen, daß kein Menſch etwas gemerkt.“

„Als ich noch Unteroffizier war,“ ſagte der Feldwebel, „lagen wir in der kleinen Feſtung F. und bekamen einen neuen Commandanten, auf den man das Sprichwort mit den neuen Beſen, die ſcharf kehren, famos anwenden konnte. Da war des Wachethuns und Patrouillirens kein Ende, und da es bei dem früheren Commandanten, einem alten Herrn, manchmal vorgekommen war, daß Kettengefangene und Sträflinge entwichen, ſo ſetzte der neue ſeinen Kopf darauf, daß dergleichen nicht mehr geſchehe. Da wurde die ganze Nacht viſitirt und wo wir ſonſt zwanzig Mann Wache zu einer Feſtungsarbeit gaben, da mußten wir von da an vierzig ſtellen. Wir hatten aber auch Kerls unter den Kettengefangenen, da konnte einem von dem bloßen Anſehen Angſt werden. Drei Viertel von ihnen hatten große eiſerne Hörner an den Kopf geſchmiedet, worin Glocken hingen. Nun war eine große Parade vor dem Inſpecteur, und da der Commandant den Kettengefangenen keinen Tag Ruhe gönnen und auch die zu den Arbeiten nöthige Mannſchaft nicht zu Hauſe laſſen wollte, ſo befahl er, daß ſie auf einer kleinen Schanze Ziegelhaufen aufſetzen ſollten, indem dieſelbe, ſo mit hohen Mauern und Waſſergräben umgeben war, daß man an ein Entweichen daſelbſt gar nicht denken konnte. Morgens in aller Frühe wurden vierzig Gefangene hin transportirt, in die Schanze eingeſchloſſen und von ungefähr zwölf Mann bewacht, die ſich um das Feſtungswerk herum vertheilten. Oben wurde unter der Aufſicht eines Pionnierunteroffiziers ein Ziegelhaufen abgebrochen, die Ziegel abgeputzt und daneben wieder aufgeſetzt. Nachmittags, als die Parade vorbei war, ſchickt der Commandant noch zwanzig Mann hinaus, um die Gefangenen heimzubringen; und

was glaubt ihr, als sie einzeln die schmale Treppe hinunter kommen und abgezählt werden, sind es statt vierzig nur neununddreißig, und es fehlte der schlimmste der ganzen Bande. Ehe man die Sache meldet, wird die ganze Schanze untersucht, daß keine Maus unentdeckt bleiben konnte, was ganz leicht war, da das Ding nichts wie viereckigte nackte Mauern hatte und oben einen ebenen Platz, auf welchem der noch dampfende neu aufgesetzte Ziegelhaufen stand. Man findet nichts. Jetzt macht man die Meldung und der Commandant kommt wüthend herangeritten. Er läßt ein Bataillon ausrücken und unnöthiger Weise die ganze Umgegend untersuchen, auf der meilenweit kein Baum und Strauch zu sehen ist. Man findet nichts. Die Gensd'armerie streift wochenlang im Land herum, der Kerl wird nicht gefunden."

„Das ist merkwürdig," meinte Tipfel, „und hat man nie mehr eine Spur von ihm entdeckt?"

„Ei freilich," lachte der Feldwebel. „Als man einige Tage später auf die Schanze hinauf kam, fand man in dem neu aufgesetzten Ziegelhaufen ein Loch, zu welchem ein Mensch hinausgekrochen sein konnte, und kam so der Sache auf den Grund."

„Nun," sagte der alte Unteroffizier, „das ist wirklich nicht schlecht."

„Ei, das denk' ich," entgegnete der Feldwebel. „Denkt euch, daß sich der Kerl während der Arbeit einmauern läßt, und es zwischen den heißen glühenden Steinen eine Nacht und vielleicht einen ganzen Tag lang aushält. In seinem Leben hat man ihn nicht wieder gesehen."

Ein Geräusch an der kleinen eisernen Thüre unterbrach die Unterhaltung, und der Inspector erschien mit einer sehr robusten Magd, um sich nach den Wünschen der Gefangenen zu erkundigen. Der Feldwebel bestellte sich einen Kartoffelsalat mit Schinken und wurde dafür am höflichsten behandelt. Der alte Unteroffizier bat um eine geräucherte Wurst, welche ihm die robuste Magd mit einer

Hand einhändigte, während ſie die andere zum Empfang des Geldes hinreichte. Der kleine Tambour wünſchte für drei Pfennige Butter, bekam aber den Beſcheid: er ſolle ſein Brod trocken genieſſen; „denn," ſetzte der Rattenkönig höhniſch lachend hinzu: „es ſchläft ſich auf Butter gar ſchlecht, hehe! mein lieber Tambour. Ueberhaupt ſollen Sie ſich das gute Eſſen etwas abgewöhnen. Es iſt mir nur leid um die ſchöne heiſere Stimme."

Mit deſto größerer Artigkeit wurden aber unſere beiden Bombardiere behandelt, welche die Beſtandtheile ihres Abendbrodes ganz dem Inſpector anheim ſtellten, und ſich alsdann in den Hintergrund des Zimmers zurückzogen und ein eifriges Zwiegeſpräch mit einander hielten.

„Wo haſt du denn deinen Empfehlungsbrief?" fragte Tipſel ſeinen Collegen. „Wir müſſen wahrhaftig für die Nacht eine andere Lagerſtätte bekommen, denn hier in dem verfluchten Loch bin ich bis morgen ein Kind des Todes. Bedenk' doch, lieb Männeken," ſetzte er zärtlich hinzu, „ich habe die ganze vorige Nacht nicht geſchlafen. Na nu, ſorg ein Biskeu."

„Wenn mich der lange Eduard nicht angeführt hat," entgegnete Robert, indem er aus ſeiner Taſche ein kleines Briefchen herauszog, „ſo kann es nicht fehlen. An Fräulein Nanuete M. las er. „Aber wenn der verfluchte Rattenkönig die Magd nur einen Augenblick allein hereinkommen ließ."

„Weißt du was, Robert," entgegnete der dicke Bombardier, „ich ſtelle mich an die Thüre und ſchick dir dein Eſſen dort hinten in den Winkel hinein, und dann applicirſt du der Magd das Billet auf deine gewohnte feine Manier."

Geſagt, gethan. Tipſel trat dem Rattenkönig entgegen, nahm ſeinen Teller raſch in die Hand, und befahl der Magd, den andern ſeinem Freunde dort hinten zu bringen. Gleich darauf kam ſie wieder zurück und hatte die linke Hand unter der Schürze verſteckt. Tipſel ſetzte ſich neben ſeinen Freund, der ihm zuflüſterte: „es iſt

Alles in Ordnung," und Beide fielen heißhungrig über einen ganz erſchrecklichen Häringsſalat her, den ihnen der Rattenkönig mit einem großen Stück Schinken aufgetiſcht hatte. Dazu accompagnirte draußen eine raſſelnde Trommel, denn es war neun Uhr, und der Zapfenſtreich wurde an allen Enden der Stadt verkündet.

Neunzehntes Kapitel.

In welchem als eigentliches Schlußkapitel des erſten Theiles alles Mögliche geſchieht, um die Geſchichte zu einem vernünftigen Hauptabſchnitte zu bringen.

Nachdem auf die eben beſchriebene Art das Souper in dem Unterſuchungsarreſtlokal beendigt war, wurden verſchiedene Toiletten gemacht, um die lange Nacht auf der harten Pritſche ſo gut als möglich hinzubringen. Die meiſten zogen ihre Jacken oder Uniformen aus und applicirten ſie unter den Theil des Körpers, der bei jedem ſeiner Individualität nach durch das harte Holzlager am meiſten litt. Der wohlgenährte Feldwebel machte ein Kopfkiſſen daraus; der alte Unteroffizier, der ſehr dünne Lenden hatte, legte ſie dieſem Theile ſeines Körpers unter, und der arme heiſere Tambour, den es beſtändig fror, kauerte wie ein Igel unter dem kurzen und ſehr ſchmalen Kleidungsſtück zuſammen, nachdem er vorher ſeine Stiefel ausgezogen hatte und die halb herabgeſtreiften Beinkleider unten um die Füße herumgeſchlagen, um ſie auf dieſe Art beſſer zu erwärmen.

Unſere beiden Bombardiere hielten noch ein kleines Zwiegeſpräch über das Gelingen des Empfehlungsbriefes an Nannette, welches die wirklich gar nicht üble Tochter des Rattenkönigs war, und die der lange Eduard etwas näher zu kennen ſchien. Seine Empfehlung ſollte dahin wirken, durch ſie den Papa zu bewegen, den beiden Bombardieren für dieſe Nacht ein beſſeres Lager zu verſchaffen.

„Weißt du was, Tipfel,“ flüſterte Robert, „nimm den Schemel da und ſteig' an die Lampe hinauf und thu', als wollteſt du ſie ein Bischen putzen; löſch ſie aber als wie ungeſchickter Weiſe aus, das wird dir nicht ſchwer fallen, damit kein Licht mehr auf die kleine Thüre fällt. Dann leg' dich auf die Pritſche und thu', als ob du einſchlieſeſt.“

Der dicke Bombardier that, wie ihm geheißen, ſtocherte mit einem alten Nagel, den er aus der Pritſche herausgeriſſen, in der Lampe und löſchte ſie glücklich aus.

Die andern Gefangenen merkten es kaum, außer dem kleinen Tambour, der zähneklappernd unter ſeiner Montirung hervorjammerte: „O Gott, ſo im Halbdunkel iſt das ſchwarze Gewölbe noch ſchauerlicher als ſonſt.“ Und der alte Unteroffizier brummte halb im Schlaf: „jetzt könnten wir verflucht ſchöne Geſpenſtergeſchichten erzählen: worauf der durch das Zwiegeſpräch erweckte Feldwebel meinte: „er ſei gar kein Freund davon und wolle ſchlafen.“

Der dicke Bombardier kletterte auf die Pritſche hinauf, kroch ſo gut wie möglich in ſich zuſammen und that, wie ihm befohlen, als wenn er ſchlieſe. Doch leiſtete er dieſer Weiſung ſo pünktlich Gehorſam, daß ihm das ſchwarze Gewölbe bald nur noch in dunkeln Umriſſen verſchwebte. Das leiſe Stöhnen des Tambours ſchlug ferne wie aus einer andern Welt an ſein Ohr und ſelbſt als er meinte, er höre ein Geräuſch, wie wenn ſich die kleine Thüre öffne, war er nicht im Stande, die ſchweren Augenlider aufzuriegeln. Aber er hatte auf dem entſetzlich harten Lager, halb ſchlafend, halb wachend, die furchtbarſten Träume. Bald hatte ihn der Kettengefangene hinten an ſeinem ſchwarzen Frackſchooß erwiſcht, und zog ihn langſam hinter dem Gitter, in welchen er ihn eingeſperrt durch, wobei der unglückliche Tipfel lang und breit und platt wurde, wie gewalztes Eiſen. Jetzt befand er ſich auf der Lunette und er fühlte, wie es ihn fror. Von der Ebene herüber, in welcher ſein Fort lag, wehte ihn ein kalter Wind an. Der Infanterie

posten rief: halt! wer da? Umsonst versuchte der Unglückliche zu sprechen, er brachte die Lippen nicht von einander! er versuchte zu entfliehen, sein Fuß wurzelte im Boden. Halt! wer da? hört er den Posten auf's Neue rufen, und er fühlte, wie man ihm das Bayonnet auf die Brust setzte. Und dabei wußte er ganz genau, daß wenn er beim dritten: halt! wer da? keine Antwort gab, er von der verfluchten Spitze aufgespießt ward, wie ein Schmetterling.

In dieser Verzweiflung nahm er all seine Kraft zusammen und that einen gellenden Angstschrei, worauf er erwachte und die Stimme seines Freundes neben sich hörte, der ihm zornig zuflüsterte: „So schweig' doch, Kameel, mit deinem verfluchten Geschrei. Alles ist in der schönsten Ordnung, das Mädchen wartet draußen. Jetzt brüllt der Kerl, als wenn er am Spieße steckte, und weckt die andern alle auf."

Wirklich regten sich die Gefangenen auf der Pritsche neben Tipfel und stöhnten und jammerten im Schlaf auf die herzbrechendste Weise.

„Um so einer elenden Trommel willen," schluchzte der Tambour, „muß ich hier krumm liegen."

Der Feldwebel seufzte und meinte: „O Gott, wenn der Mensch manchmal eine Woche seines Lebens noch einmal verleben könnte!"

Und der Dragoner winselte: „Wenn meine Mutter wüßte, wie's mir hier ergeht! „O Gott und die Annaliese!" Dabei seufzte er tief auf.

Und der Husar neben ihm seufzte ebenfalls, und es war ein Geseufze und Gestöhne in dem Arrestlokal, als bräche der jüngste Tag heran.

Unterdessen war die andere Lampe auch erloschen und es ward stockfinster in dem Gewölbe. Nach und nach beruhigten sich indessen die Gemüther wieder, und Tipfel, der mühsam aufgestanden war, wollte seinen Freund eben versichern, daß er wie gerädert und an allen Gliedern zerschlagen sei, als ihm dieser befahl, gefälligst das

Maul zu halten, und ihn langsam mit sich fortzog. Die kleine eiserne Thüre stand offen und wurde, als die beiden hindurchgegangen wären, wieder leise hinter ihnen zugemacht.

Tipsel athmete frische Luft und folgte tappend seinem Freunde, der vor ihm herging und den er bei der Jacke festhielt. Jetzt stiegen sie eine Treppe hinauf, und oben öffnete sich ein kleines Zimmer, bei dessen Anblick dem dicken Bombardier das Herz vor innerster Wonne selig erbebte. Es war freilich nur ein kleines Gemach mit weißen Kalkwänden; aber in der Mitte stand ein gedeckter Tisch mit Flaschen und Gläsern, und rechts und links von der Thüre befanden sich zwei sehr gute Militärbetten, Strohsäcke mit Matrazen, weißen Leintüchern und wollenen Decken. Dazu die behaglichste Wärme in dem kleinen Gemach. Ach, das Ganze war so rührend und selig für den dicken Bombardier, daß man es wohl begreiflich finden konnte, wie er mit über den Bauch gefalteten Händen strahlend an das kleine Tischchen trat, die Augen weit aufgerissen und in Entzücken schwimmend, wie ein Kind bei der ersten Weihnachtsbescheerung.

Es dauerte auch eine Zeit lang, bis er zu sich selber kam und eine ziemlich gelungene Verbeugung machen konnte, als ihm Robert ein sehr gesund aussehendes, rundes Mädchen, als Fräulein Nannette M. und als den Schutzengel vorstellte, der sie aus der Hölle drunten in den Himmel versetzt.

Bei diesen letzten Worten lachte die kleine Person schalkhaft und der Bombardier Robert räusperte sich gelinde. Das Mädchen war gar nicht übel und Tipsel gestand sich gerührt, er habe nie geglaubt, daß der lange Eduard so honnette, solide Bekanntschaften habe. Auch dankte er in den bestgesetzten, zierlichsten Worten für den Antheil, den das Fräulein an ihren beiderseitigen Schicksalen nehme, worauf sie erwiederte: daß es ihr ein großes Vergnügen mache, einem so artigen Herrn, wie dem Bombardier Robert, einen Gefallen erzeigen zu können.

Nach diesen Worten empfahl sich das Mädchen, Robert begleitete sie zur Thüre hinaus, und Tipfel meinte bei seiner Zurückkunft, er habe eigentlich viel länger draußen verweilt, als gerade nöthig gewesen, worauf der Andere lachend entgegnete:

„Lieber Tipfel, wenn du wüßtest, welche ungeheure Opfer ich dir und meinem Herzen bringe, du würdest zerknirscht zu meinen Füßen hinstürzen. Ach, Eduard und Pauline mögen mir verzeihen," setzte er seufzend hinzu.

Tipfel genoß einige Gläser Wein, sowie ein paar Schnitten kalten Braten, und meinte dann, es sei Zeit, zu Bett zu gehen, womit auch Robert einverstanden war.

Wer je in einem Arrestlokale schmachtete, und sich in einer kalten Novembernacht auf der Pritsche krümmte, dabei jede Viertelstunde schlagen hört, und sich bei jedem Schlage anders wendet, weil ihm die Seite, auf welcher er eben ruhte, ganz erstarrt und steif geworden ist, wer das Frösteln kennt, das langsam den Rücken hinabschleicht, bis in die Füße und Fingerspitzen, das den befällt, der mit hungrigem Magen auf dem nackten Holz ohne Mantel oder Decke liegt, und wer so eine ganze lange Winternacht vor sich sieht, der kann das selige Gefühl ermessen, mit dem sich der Bombardier Tipfel auf der weichen Matratze ausdehnte, und sich in die dicken Teppiche einwickelte. Er vergrub sich bis an die Nase hinein, und man sah nur noch seine wenigen Haare und seine vor Vergnügen funkelnden Aeuglein.

Auch der Bombardier Robert hatte sich niedergelegt, doch mit viel weniger Behagen und lange nicht mit der stillen Seligkeit Tipfel's. Fürchtet er in der Nacht von dem Rattenkönig oder dem Unteroffizier der Wachtstube aufgestört zu werden? Genug, er legte sich nicht, was man so nennt, recht fest in's Bett, sondern vielmehr wie Jemand, der auf seiner Hut ist, und im Nothfall augenblicklich herausspringen kann.

Es dauerte nicht lange, so entschlief Tipfel und träumte wie-

der, aber viel seliger als vorhin auf der Pritsche. Doch als er am andern Morgen aufwachte, versicherte er seinem Freunde: er wisse nicht, was es gewesen sei, aber es sei ihm, als habe sich die Thüre geöffnet und als habe er neben sich einige Male lachen und flüstern gehört. — —

Wir wissen nun aus einem der letzten Kapitel, daß die beiden Arrestanten vor dem Auditeur Schmidt ein Verhör zu bestehen hatten. Nach Beendigung desselben verschaffte die Tochter des Inspectors, welche eine innige Theilnahme an dem Bombardier Robert zu nehmen schien, diesem seine eigene gute Uniform durch einen dienstbaren Geist aus der Kaserne; denn der leichtsinnige junge Mensch, der seine Empfehlungsbriefe, als er vor zwei Jahren zur Brigade kam, nicht abgegeben hatte, erinnerte sich glücklicher Weise dessen an den Regierungsrath, wodurch er hoffte, einen guten Fürsprecher zu erlangen, was ihm denn auch, wie wir bereits erfahren, eigentlich unverdienter Weise gelang.

Diese Fürsprache wurde so kräftig angewandt, daß noch an demselben Sonntage ein Brigadebefehl an den Arrestinspector kam, worin er angewiesen wurde, den beiden Bombardieren ein Untersuchungsarrestlokal anzuweisen, wie das war, in welchem sie sich durch die Milde und Gefälligkeit der Inspectorstochter schon befanden, Lokale, welche für allenfallsige Verbrecher mit Epauletten bestimmt sind.

Der Auditeur Schmidt ließ sich durch das Zureden der Tante, und wir wollen es gestehen, auch durch die Fürbitte Paulinen's bewegen, die beiden jungen Leute gnädig zu behandeln. Hatte der Bombardier Robert den Inspector schon durch die fünf Thaler zwanzig Silbergroschen für sich eingenommen, sowie die Tochter durch den Empfehlungsbrief des langen Eduards und durch eigene Liebenswürdigkeit, so stieg er doch noch unendlich mehr in der Achtung des Rattenkönigs, als ihm an einem der nächsten Tage der sehr bekannte und verehrte Regierungsrath in eigener Person

einen Besuch machte, bei welcher Gelegenheit die unschuldige Ursache alles Unheils, Tipfel, vorgestellt wurde. Der Regierungsrath lachte herzlich über die drollige Figur des dicken Bombardiers und ließ sich von demselben mit vieler Weitschweifigkeit seine militärische Carriere erzählen.

Tipfel war so klug, dem vielvermögenden Manne gegenüber durchblicken zu lassen, daß es ihn doch sehr gereue, die ehrsame Laufbahn eines Avokatenschreibers verlassen zu haben, und der Regierungsrath war dagegen gütig genug, dem dicken Bombardier zu versichern, daß sich vielleicht dieser übereilte Schritt wieder gut machen ließe.

„Parbleu!“ sagte er, „ihr jungen Leute träumt da von Heldenthaten, baut euch ungeheure Luftschlösser, und meint, wenn ihr das zweierlei Tuch auf dem Leibe habt, da braucht ihr nur in die Welt hineinzurennen, alle Würden bleiben an euch hängen und alle Herzen öffnen sich vor euch. Aber dem ist nicht so, Sacre Dieu, dem ist nicht so. Und auch Sie, mein junger Robert, haben, scheint mir, Ihre Carriere bis jetzt verfehlt. Müssen was anders anfangen. Ich werd' mir's überlegen. Nun aber adieu.“

Damit eilte er zum Zimmer hinaus und sagte auf der Treppe noch zu dem Bombardier Robert, der ihn begleitete: „Apropos, bald hätt' ich's vergessen. Meine Damen laden Sie auf heute über acht Tag zu Tisch ein. Punkt zwei Uhr wird bei mir gespeist. Sie werden bis dahin längst wieder frei sein. Adieu.“

Der Bombardier Tipfel fiel dem eintretenden Kameraden um den Hals und sagte sehr gerührt:

„Ja, Robert, ich werde in meinem Leben kein guter Soldat. O, wenn mir doch wieder geholfen würde, daß ich Aktenstücke kopiren könnte. Ich versichere dich, ich habe das faule Leben satt, und möchte wieder arbeiten, recht arbeiten.“

Auf welche Art dieser fromme Wunsch des Bombardiers Tipfel

in Erfüllung gegangen ist, wird der geneigte Leser im zweiten Theil dieser Geschichte alsbald erfahren.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein äußerst kurzes Kapitel, aber ein sehr angenehmes für die Helden dieser Geschichte, mit welchem auch der erste Theil derselben schließt, indem man dem Leser beweist, daß es noch Gerechtigkeit auf Erden gibt.

Commandanturbefehl.

„Nachdem ich aus den Verhören eines wohllöblichen Kriegsgerichtes gegen die Bombardiere Tipfel und Robert ersehen, daß die Entfernung des Ersteren aus seiner Wachtstube vom Fort Nro. IV. in der Nacht vom 10. auf den 11. ds. nur in leichtsinniger Weise geschah und ein Desertionsversuch dabei durchaus nicht stattfand, übergebe ich das Urtheil des wohllöblichen Kriegsgerichts vom 16. mit Gegenwärtigem einer königlichen Artilleriebrigade zur gefälligen Vollstreckung.

Gezeichnet: der Commandant."

Brigadebefehl.

„Die Bombardiere Tipfel und Robert sind sogleich aus dem Untersuchungsarrest abzuholen und hat der Erstere außer der schon bestandenen Strafzeit noch einen achttägigen Arrest abzusitzen, für welchen aber derselbe während dieser Zeit zu Kasernendiensten verwendet werden kann. Auch ist Bombardier Tipfel vom heutigen Tage an von der sechspfündigen Fußbatterie Nro. 21 zu der zwölfpfündigen Batterie Nro. 10 versetzt, und ist dem Commando der Batterie Nr. 21 durch den resp. Abtheilungscommandeur einzuschärfen, bei künftig abzugebenden Nationalen sich der größten Gewissenhaftigkeit zu befleißigen. Bombardier Robert aber ist augenblicklich gänzlich auf freien Fuß zu setzen.

Gezeichnet: der Brigadecommandeur."

Bibliothek

F. W. Hackländer's Werke.

V. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpreſſendruck der J. G. Brandel'ſchen Buchdruckerei in Stuttgart.

Wachtstubenabenteuer.

Zweiter Theil.

Erſtes Kapitel.

Worin der geneigte Leſer eine Poſt-Wachtſtube kennen lernt und vielleicht eine alte Bekanntſchaft erneuert — gewiß etwas Seltenes für ein erſtes Kapitel.

Es iſt in den meiſten großen Poſthöfen ein Winkel, ein heimliches Plätzchen, das der oberflächlichen Beſchauung fremd bleibt und das ſich nur dem Blicke eines Eingeweihten in ſeiner ganzen Anmuth und Lieblichkeit offenbart. Es iſt dies nicht des Paſſagier-Zimmers troſtloſe Einſamkeit mit vier grau angeſtrichenen Wänden, einem faſt durchgerutſchten ledernen Sopha, einem übermäßig großen Ofen mit übermäßig kleinem Feuer darin, mit einem trübe glimmenden, herabgekommenen Talglicht und einem verdrießlich ausſehenden, ebenfalls herabgekommenen Kellner. Nein, es iſt nicht dieſer Schreckens-Aufenthalt für alle unglücklichen Reiſenden: der Platz, den wir meinen, iſt die Poſtwachtſtube, ein gerade nicht beſonders großes Gemach, gewöhnlich hinter der Packkammer gelegen und auf der anderen Seite an die Expeditions-Zimmer ſtoßend. Der Eingang zur Packkammer beſteht in der Regel aus einer Glasthüre, in der ſich oben ein Fenſterchen öffnen läßt und vermittelſt deſſen der Wachthabende und Aufſichtführende ſich mit den Packknechten zu verſtändigen im Stande iſt.

Dieſe Poſtwachtſtube kann ſich nur des Abends ſehen laſſen. Sie erhielt bei ihrer Erſchaffung kein Fenſter und iſt deßhalb nur

wohnlich und traulich, wenn der Talglichter Schein die Wände erhellt. Dieſe Wände ſind geſchmückt mit einem Poſt-Reglement, einem Brief- und Paket-Tarif und einigen großen Nägeln, an welchen hier Rock und Mütze des Wachthabenden, dort eine überaus lange Papierſcheere und ein Knäul Bindfaden hängt.

Von dem Ameublement und ſonſtiger Verzierung läßt ſich nicht viel ſagen; ſie beſtehen aus einer alten hölzernen Kiſte, die als Heu-, Stroh- und Papierkorb dient, ferner aus einem wackeligen Tiſche, aus einem großen ledernen Lehnſtuhle, und endlich aus dem Portrait des General-Poſt-Directors Excellenz.

Es iſt Abends zehn Uhr. Der Poſthof, der noch vor einer Viertelſtunde mit Wagen, mit ſchüttelnden, ſchnaubenden Pferden, mit ungeduldig ſchreienden Condukteuren, mit ſchluchzenden und lachenden Paſſagieren angefüllt war, hat ſich nun nach allen Richtungen entleert. Die Po[illegible]one auf ihren Pferden blaſen, die Poſt uhr ſchlägt langſam und feierlich zehn Mal, der expedirende Secretär ruft ſein „Fertig!“ die Wache haltenden Hunde auf den Wagendächern kläffen, als ſähen ſie ſich jetzt ſchon durch eine Legion Räuber beunruhigt, und ſo ſchwankt einer der ſchweren Kaſten nach dem anderen durch das Thor, der eine hierhin, der andere dorthin. Man hört eine Zeit lang das Knallen der Peitſchen, das Rollen der Räder, auch vielleicht das ſchmetternde Horn des Poſtillons, der durch die finſteren Straßen reitend und an den Fenſtern hinauf blinzelnd in einer gewiſſen Dachkammer ein Licht erblickt — dem gilt ſein Blaſen; für ſie, die droben wacht, ertönt durch die ſtille Nacht das Lied:

Es reiten drei Reiter zum Thore hinaus — Ade!

Auf dem Poſthofe, von dem wir zu ſprechen die Ehre haben, wurde es mittlerweile ruhig und ſtill; die Uhr ſchlägt ein Viertel auf Eilf, und der wachthabende Packmeiſter kann bis Mitternacht, wo wieder einige Pack- und Eilwagen abgehen, ruhig träumen.

Seine Geschäfte sind besorgt; in der anstoßenden Packkammer liegen sämmtliche Pakete, groß und klein, wohlgeordnet nach den verschiedenen Stationen neben einander, und die dazu gehörigen Begleitschriften und Frachtbriefe, ebenso sorgfältig geschichtet, neben ihm auf dem Tisch.

Der Wachthabende hier ist ein Mann an die Vierzig, groß und schlank, fast mager zu nennen. Er trägt eine graue Militärhose, darüber das blaue Collet der Post-Conducteure, und auf der Brust neben dem silbernen Adler an den drei Ketten hat er die goldene Schnalle, wodurch wir die Gewißheit erhalten, daß er fünfzehn Jahre lang in irgend einem Regiment oder einer Artillerie-Brigade gedient. Wir wissen nicht, woher es kommt, aber es ist etwas außerordentlich Würdevolles in der ganzen Haltung und den Bewegungen dieses Mannes, ja, in seiner Art, zu sitzen, wie er den Kopf aufstützt, wie er das ernste, nachdenkende Haupt in die Hand gelegt hat. Da gibt er uns auf dem alten Lehnstuhle so ein bekanntes Bild: der linke Fuß, etwas zurückgezogen, erreicht fast die Sprossen des Stuhles, der rechte, auf ein mächtiges Paket in schwarzem Wachstuche aufgestellt, zeigt uns ein außerordentlich spitzes Knie, so spitz, daß es seine Bekleidung zu durchbohren droht, was auch unfehlbar geschehen müßte, wenn die Hosen mit Steegen versehen wären. So aber ziehen diese sich durch die ungeheure Anstrengung nur unten krampfhaft in die Höhe und zeigen über einem Paar blank gewichster Stiefel die hierzu gehörigen, aber sehr fuchsigen Schäfte. Er hält ein außerordentlich großes Buch, eine Art Foliant, auf den Oberschenkel gestützt, mit der rechten Hand aufrecht; und der Kopf, den, wie wir schon bemerkten, die linke Hand unterstützt, ist den großen Blättern des Buches zugewendet.

Der Mann scheint eifrig zu lesen; doch ist dies eigentlich zu wenig gesagt: er scheint, versunken in seine Lectüre, sonst für nichts in der ganzen weiten Welt in diesem Augenblicke Interesse zu haben.

— Und dieſes Geſicht, es paßt vollkommen zu der ganzen nachdenklichen Haltung des Körpers. Die hohe Stirn, deren Grenzen nach oben wegen Haarmangels nicht mehr genau zu beſtimmen ſind, und die ſich wie eine Waldlichtung faſt bis zu den buſchigen Abhängen des Hinterkopfes ſanft hin verliert, endet nach unten in ein Paar dichter Augenbrauen, welche finſter die ernſten, aber gutmüthigen Augen überſchatten. Die Naſe iſt lang und ſpitz und wendet ſich drehend den Zeilen zu, bald nach rechts, bald nach links, den leſenden Augen folgend. Der Schnurrbart iſt gewöhnlich militäriſch verſchnitten, doch verrathen die Spitzen deſſelben eine kühne Neigung nach aufwärts; der Mund iſt feſt zuſammengekniffen, wahrſcheinlich in Folge der ſchlechten Lectüre.

Jetzt erinnern wir uns auch plötzlich, wem dieſes ganze Bild ähnlich ſieht. Ja, es iſt Don Quixote, wie er den Amadis von Gallien lieſt. — Doch der Wachthabende zerſtört uns dieſes Bild im Augenblicke wieder, indem er das Buch zuſammenklappt, es neben ſich auf den Tiſch legt, dann die Talgkerze in dem eiſernen Leuchter putzt und auf ſeine Taſchenuhr ſieht, welche halb Eilf anzeigt. Darauf erhebt er ſich, legt ſeine Hände auf den Rücken zuſammen und gebt mit großen Schritten in dem kleinen Gemache auf und ab. Der Raum der Wachſtube iſt ſo beſchränkt, daß der Packmeiſter nach dem vierten Schritt jedesmal wieder umkehren muß.

Obgleich ſich der zuſammengekniffene Mund etwas geöffnet hat, obgleich die Augenbrauen nicht mehr finſter und drohend herab hängen, ſo lagert doch noch ein tiefer Ernſt und eine gewiſſe Schwermuth auf den Zügen des langen Mannes. An der Glasthüre zur Packkammer bleibt er endlich ſtehen, ſchlägt die Arme über einander und blickt nachdenkend auf den großen Haufen von Paketen und Kiſten aller Art. „Das habe ich mir früher alles ſo poetiſch und ſchön gedacht,“ ſagte er nach einer längeren Pauſe mit leiſer Stimme, „ſo den Vermittler der ganzen Welt zu machen,

und wenn man gewiſſer Maßen Phantaſie hat, ſo kann man ſich bei dem Anblick dieſer kleinen ſchwarzen und grauen Dinge gewiſſer ſeltſamer Gedanken nicht erwehren; da gehen Zettel und Briefe durch meine Hand und fließen in alle Welt hinaus — dem Einen bringen ſie Luſt und Freude, dem Andern Kummer und Schmerz. Und doch iſt nichts reell Poetiſches dabei! Es iſt ein höchſt langweiliges, trübes Leben! Ja, wenn man den Poſtdienſt ſo von Weitem anſieht — die dahin eilenden Wagen; der Conducteur, in ſeine Ecke gedrückt, raucht eine der vortrefflichen Cigarren ſeines Paſſagiers; oder der Ruhetag in einer fremden Stadt, wo man behaglich und wohlgemuth einherſpaziert und all' das Merkwürdige mit Muße anſchaut, ja, das ſind die Lichtſeiten davon, und an die dacht' ich nur, als ich den Rock mit dem ſchwarzen Kragen auszog, als ich den Säbel abſchnallte und von meinem Geſchütze, der Minerva, Abſchied nahm. Jetzt iſt Alles ganz anders geworden, und als ich noch im Eilwagen fuhr und zuweilen, wie es ſich gerade traf, über eine Chauſſee kam, durch ein luſtiges Manöver hindurch, und rechts und links die weißen Staubmaſſen aufwirbelten, da wollte mir die Sehnſucht ſchier das Herz zerbrechen, wenn ich ſo aus den dichten Rauchwolken hindurch in weiter Ferne an irgend einem Waldſaume das Glänzen der Geſchützrohre ſah, oder wenn quer vor mir über die Landſtraße hinweg eine reitende Batterie dahinflog. — Ja, es gibt auf dieſer Welt nichts Schöneres, als eine reitende Batterie, und es war mir in ſolchen Augenblicken, als zög' es mich Nachts zu dem Kutſchen-Fenſter hinaus und als gehörte ich immer noch dazu und ſei nur zufällig zu ſpät gekommen; — was aber während meiner Dienſtzeit nie vorgekommen," ſetzte er mit großer Wichtigkeit hinzu und ſtrich ſich mit der rechten Hand über die Augen.

Draußen wurde in dieſem Augenblicke die äußere Thüre der Packkammer geöffnet, und der Conducteur, der einen Zwölfuhr-Wagen zu fahren hatte, kam in die Wachtſtube, um mit dem Col-

legen noch eine halbe Stunde zu plaudern. Hinter dem Conducteur drein kam deſſen Hund, ein kleiner, wachſamer, poſſierlicher Spitz, der in der Packkammer nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als ſämmtliche Pakete zu beſchnüffeln, über eine große Kiſte leicht und gewandt hinwegzuſetzen und ſich alsdann auf den Boden nieder zu kauern, um eine Jagd zu beginnen, deren nähere Beſchreibung wir für vollkommen überflüſſig halten.

„Sie ſind ja heute außerordentlich früh!“ nahm der Packmeiſter das Wort, nachdem er ſeinen Sitz im Lehnſtuhl wieder eingenommen. „Erſt halb Eilf und ſchon im Poſtgebäude!“

„Ja, ja,“ meinte der Andere, „wenn man ſo um zwölf Uhr fort muß, ſo iſt gar nichts anzufangen. Legt man ſich zu Haus auf's Bett, ſo wird man ſo ſchläfrig, daß man Mühe hat, ſeine fünf Sinne wieder zuſammen zu ſuchen; im Wirthshaus verzehrt man nur ſein Bischen Geld, und da komme ich lieber hierher, um mit Ihnen ein Stündchen zu verplaudern.“

„Das iſt mir ſehr angenehm,“ entgegnete der Wachthabende. „So die Zeit zwiſchen zwei Poſtwagen iſt ziemlich langweilig. Da liegt ſchon Alles geordnet, dort die Pakete, hier meine Frachtbriefe und wenn es auf dieſe Art nichts mehr zu thun gibt, da wird einem auch die Zeit recht lang.“

„Aber Sie leſen zuweilen,“ ſagte der Conducteur, „und haben immer ſo abſonderlich merkwürdige Bücher. Was iſt denn das da wieder?“ — Bei dieſen Worten zeigte er auf den dicken Folianten, den der wachthabende Packmeiſter auf den Tiſch gelegt.

„Das iſt der hölliſche Proteus,“ antwortete dieſer wichtig; „ein ſehr anſtändiges und lehrreiches Buch, handelt von Geiſtern und Geſpenſtern und deren Beſchwörung. Man kann außerordentlich viel Gutes daraus lernen.“

„Iſt keine Lectüre für mich,“ meinte der Conducteur. „Ich haſſe dergleichen Geſchichten von Geiſtern und Geſpenſtern. Warum ſoll man es ſich abſichtlich grauſelich machen? Wenn man ſo Nachts

allein fährt, hat man ohnedies seine kuriosen Gedanken — so über eine Haide hinweg, wenn der Mond recht hell scheint, wo man Meilen weit sieht und der Wagen so dumpf rollt."

„Ja, ja," nahm der Wachthabende nachdenkend das Wort, „und wenn so plötzlich querfeldein ein Reiter kommt, so nebelig und federleicht, und flattert nur so auf dem Boden dahin, und kommt immer näher und näher und dicht an Ihr Wagenfenster, und wenn er Sie gerade grüßen will, so fällt ihm ein, daß er keinen Kopf mehr hat."

„Das sind ja gräuliche Possen! Laßt die Geschichten unterwegs."

„Aber sie sind voll Poesie, und nach solchen Phantasieen, wenn mein Gemüth dergestalt aufgeregt war, habe ich meine schönsten Gedichte gemacht."

„Apropos, was Ihre Gedichte anbelangt," bemerkte der Conducteur, der augenscheinlich froh war, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu leiten, „so werde ich heute mit einem Bande fertig. Wollen Sie dieselben jetzt drucken lassen, wie ist's damit? Das kann ich Sie versichern, sobald sie heraus kommen, kaufe ich sie, und wenn sie auch einen halben Thaler kosten."

Bei diesen Worten überflog die Züge des wachthabenden Packmeisters ein trübes Lächeln; doch nur einen Augenblick blitzte dieses Lächeln auf seinem Gesichte auf, und dann erschien dasselbe finster, kalt und abstoßend. — „Das ist eine Geschichte," sagte er nach einer Pause und zog die Mundwinkel ernst in die Höhe, „woran vor der Hand nicht mehr gedacht wird. Ich versichere Sie, lieber Conducteur es ist keine Poesie mehr auf Erden, kein Gefühl mehr für das Gute und Schöne."

„Ah," entgegnete dieser und schaute den Packmeister mit ziemlich dummem Gesichtsausdrucke an, „ist das wirklich wahr?" — Er wußte nämlich nicht, was er Anderes antworten sollte.

„Keine Poesie mehr," versetzte der Packmeister und machte eine

horizontale Bewegung mit der Hand, wodurch er augenſcheinlich ausdrücken wollte: die Sache iſt abgemacht!

Es entſtand hiedurch eine längere Pauſe, und nach derſelben legte der Conducteur ſein rechtes Bein auf das linke, ſchlug die Arme über einander und ſah den gegenüber Sitzenden feſt an. Der Spitz machte es gerade ſo, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſeine Beine nicht über einander ſchlug, ſondern ſie der größeren Bequemlichkeit halber weit von ſich ab ſtreckte. — „Ich möchte nur wiſſen," ſagte jetzt der Conducteur, „weßhalb Sie ſich in der That überzeugt haben, daß keine Poeſie mehr auf Erden iſt? Ich kann das nicht glauben; denn wenn ich ſo ein Zeitungsblatt durchleſe oder bei den Bücherläden vorbeifahre, ſo ſehe ich eine ſolch' ungeheure Menge von Poeſie, daß es mir oft ganz übel zu Muth werden könnte."

Das trübe Lächeln auf den Zügen des Packmeiſters verwandelte ſich nach dieſen Worten in ein mitleidiges. Er zog ſeine Achſeln in die Höhe und entgegnete: „Wenn ich vorhin ſagte, es ſei keine Poeſie mehr auf Erden, ſo wollte ich darunter verſtanden haben, es ſei kein Gefühl für Poeſie mehr vorhanden."

„Ja ſo; ja ſo! — Bei den Leuten im Allgemeinen, was man Publikum nennt, da mögen Sie gewiß Recht haben; aber bei denen, die ſich mit Poeſie abgeben müſſen, bei den Zeitungsſchreibern und Buchhändlern, da muß doch noch ein ſchönes Stück Poeſie zu finden ſein."

„Wie ſehr Sie namentlich in letzterem Punkte Unrecht haben, will ich Ihnen beſtens beweiſen, wenn Sie nämlich Zeit haben, mich anzuhören."

Statt aller Antwort zog der Conducteur aus ſeiner Taſche ein ledernes Uhren-Futteral heraus, eine dicke, unbehülfliche Maſchine, aus welcher nur das Zifferblatt hervor ſah, warf auf Letzteres einen prüfenden Blick und bemerkte dann: „ich habe noch volle achtundzwanzig Minuten Zeit."

„Von jeher,“ ſagte der Packmeiſter, „fühlte ich einen Drang zu etwas Höherem in mir und haßte alles Gemeine. Schon in jenen Tagen, wo ich zum Militärdienſt tauglich befunden wurde und wo ſich alle Anderen entſetzlich fürchteten, man möge ſie zur Artillerie einſchreiben, meldete ich mich gerade zu dieſer Waffe und war ſtolz darauf, als man mich derſelben zutheilte. Ich war Artilleriſt mit Leib und Seele, und in einem halben Jahr erreichte ich das Höchſte, was Rekruten-Ehrgeiz verlangen kann — ich wurde zur reitenden Artillerie verſetzt. Ich weiß noch ganz genau, wie Tages vorher, als es ſo halb und halb bekannt geworden war, wir ſollten die tüchtigſten Leute zur reitenden Batterie abgeben und ich ſei unter dieſen, wie ich mir damals einen Schleppſäbel borgte und mit demſelben klirrend durch die dunkeln Straßen ſchritt. — Es war das ein ſchöner Moment!“

„Aber da bekamen Sie ja ein Pferd zu putzen?“ meinte der Conducteur.

„Freilich zu putzen,“ fuhr der Packmeiſter fort. „Aber auch eins zum Reiten,“ ſetzte er ſtolz hinzu. — „Nun ſtudirte ich auf's Eifrigſte den Leitfaden für Artillerie-Wiſſenſchaften, exercirte mit einer wahren Begeiſterung und hatte in kurzer Zeit meinen Dienſt inne, wie der älteſte Kanonier. Bald wurde ich auch Bombardier, die erſte Stufe auf der Leiter zur höchſten Macht. Ich hoffte es zum Offizier bringen zu können, doch andere Umſtände ließen mich nicht weiter daran denken. Ich ſah leider ein, daß meine Schulbildung in der Jugend nicht der Art vorbereitet worden ſei, um ſie als Fundament zu einem dereinſtigen Examen betrachten zu können. Ich dachte nicht weiter an die Epauletten und beſchloß, es zu machen, wie jener große Römer ſo treffend ſagt: Aut Caesar, aut nihil! das heißt auf Deutſch: Lieber ein großer Unteroffizier als ein kleiner Lieutenant. — Und alſo geſchah es, und ich kann mit großem Stolze ſagen, daß ich meinen eigenen Erwartungen entſprach und denen meiner Vorgeſetzten. Orden und Ehrenzeichen

konnte ich freilich dafür keine bekommen, aber allen, die damals bei der Brigade waren, wird der große Moment unvergeßlich ſein, als wir bei einer Schießübung nach einer Rotonde mit fünfzigpfündigen Bomben warfen und ich das Glück hatte, nicht nur unter acht Schuß ſechs hinein zu bringen, ſondern als obendrein das Unglaubliche geſchah, daß mein vierter Wurf die Flaggenſtange mitten in der Rotonde herab riß. — — — — Da ritt unſer alter Oberſt von T. — Gott mög' ihn ſelig haben! er konnte ſehr grob ſein, und hatte das in derſelben Viertelſtunde an einem unglückſeligen Lieutenant bewieſen, aus deſſen Mörſer-Batterie eine Bombe zwiſchen die Diſtanz flog, die ſtatt mit Ausſtoß mit Springladung verſehen war — da alſo ritt der alte T. auf mich zu, nahm ſeinen Federhut ab und ſagte: „Nu, et is nur gut, dat es neben ſolche Offiziere noch ſo reſpektable Unteroffiziere gibt!“ Und darauf reichte er mir die Hand, und ich muß Ihnen geſtehen, liebſter Conducteur, was mir nie geſchah, geſchah mir in dieſem Augenblicke: mir liefen ein paar Thränen über die Backen herab.“

„Ja, das war auch ſehr ſchön,“ entgegnete der Andere; „das hätte mich auch unſinnig gefreut.“

„Oh! — Und wie!“ gab der Packmeiſter zur Antwort; „ich erfand mir auch für jenen glorreichen Tag ein eigenes Erinnerungszeichen, über das Manche freilich damals gelacht; doch hat mich dieſes Lachen geſchmerzt. Ich machte mir nämlich von weißem Leder einen kleinen Stern und ſchrieb darauf hin:

Unter acht Wurf ſechs geglückt —
Mir der Oberſt die Hand gedrückt —
Die Kameraden mich ſtolz angeblickt.

Dann kam Datum und Jahreszahl, und dieſen Stern nähte ich mir innerhalb des Collets gerade auf die Stelle, wo man einen Ordensſtern zu tragen pflegt. Jener Händedruck hätte mich geadelt: mein eigenes Bewußtſein gab die Erlaubniß, mich ſelbſt, wenn auch unſichtbar für Andere, zu dekoriren.“

„Da hatten Sie vollkommen Recht,“ ſagte der Conducteur mit wichtiger Miene; „wenn das während eines Krieges geſchah, ſo konnte Ihnen das allgemeine Ehrenzeichen doch nicht entgehen.“

„Das dachte ich auch,“ antwortete der wachthabende Packmeiſter, ſetzte aber mit trüber Stimme hinzu: „Leider war's Friedenszeit, und ich mußte den ſchwarzen Kragen ablegen, ohne den ernſtlich gemeinten Kanonenſchuß zu erleben.“

Zweites Kapitel.

Handelt von Redacteuren und Buchhändlern, und zeigt, wie wenig Poeſie überhaupt bei den Menſchen zu finden iſt.

„Doch bin ich ganz von dem Faden meiner Erzählung abgekommen,“ fuhr der Packmeiſter nach einem Augenblicke tiefen Nachſinnens fort. — „Alſo von der Poeſie der Redacteure und Buchhändler ſprachen wir?“

„Die keine Poeſie verſtänden,“ ergänzte der Conducteur.

„So war's! — Als ich nun ſah, daß ich wohl Zeit meines Lebens Unteroffizier bleiben würde, nahm mein Geiſt eine andere Richtung und ich begann in meinen Freiſtunden mich mit poetiſchen Gedanken zu befaſſen. Mein erſtes Gedicht galt meinem Pferde; es waren da ſehr ſchöne Reime anzubringen: Pferd — Werth — ehrt — mehrt — nährt und Herd. Es war dies kein unſauberes Stück Arbeit, doch hatten wir damals bei der Batterie einen naſeweiſen Freiwilligen — H. hieß er, ein vorlauter Burſche, ſonſt ein guter Kerl — der nannte mein Gedicht, als ich mich ihm anvertraute und es ihm vorlas, eine Pferds-Poeſie, was mich ſehr darniederdrückte; doch ſchreckte mich das nicht ab, auf dem einmal

betretenen Wege fortzufahren. Ich machte Gedichte über alles Mögliche; ich ſchrieb ſie ſauber ab und hatte bald zwei ganze Bände beiſammen, die ich beſtändig bei mir führte, den einen Band in dem linken Piſtolen-Halfter, den anderen in dem Mantelſack, weßhalb der Herr Hauptmann, wenn er gut gelaunt war, mein Pferd, den Cato, nur Pegaſus nannte. — Darauf kam eine ſtille betrübte Zeit: ich verließ die Batterie-Brigade, ich hatte fünfzehn Jahre gedient und bekam eine Stelle als Poſt-Conducteur. Anfänglich kam mir dies ſehr poetiſch vor, beſonders das beſtändige Hin- und Herfahren in dem gut gepolſterten Eilwagen. Doch es war viel Geſchrei und wenig Wolle; vorn getrommelt und hinten keine Soldaten."

„Das weiß Gott!" ſeufzte der Andere; „es gibt gar keine Trinkgelder mehr. Wenn man gegen ſo einen Paſſagier noch ſo artig iſt, wenn man ihm Nachtſack und Hutſchachte noch ſo bereitwillig erlaubt, in das Cabriolet zu nehmen, daß man ſelbſt kaum ſitzen kann, wenn man ihm einmal ums andere Feuer für Cigarren und Pfeife macht, 's iſt Alles einerlei: einen höflichen Dank, aber kein Trinkgeld."

„Ja, ja," bekräftigte der Packmeiſter düſter, „wie ich vorhin geſagt: es hat alle Poeſie aufgehört."

„Jetzt haben Sie aber einen angenehmen Poſten," fuhr der Conducteur fort; „nicht mehr das ewige Herumrutſchen auf der Chauſſee, nur hie und da eine kleine Wache, und einen beſſeren Gehalt."

„Allerdings," entgegnete der Packmeiſter; „aber dafür auch die langweiligſte Beſchäftigung, die man ſich denken kann: Packete zu ordnen und einzuſchreiben den ganzen lieben Tag hindurch. Anfänglich hat es mich amüſirt, die Frachtbriefe zu leſen und dann darüber nachzudenken, was wohl in den Paketen ſein könne, namentlich zur Weihnachtszeit. Da kommen viermal ſo viel als ſonſt, groß und klein, leicht und ſchwer, die meiſten mit geſtickten Sachen

und ähnlichen Schnurpfeifereien. — — Aber lassen Sie mich wieder auf meine Gedichte zurückkommen: als ich nun Conducteur war, hatte ich keine Zeit, etwas dafür zu thun, und erst als ich nach C. in die Packkammer versetzt wurde, fand ich Lust und Muße, die beiden Bände nochmal sauber abzuschreiben, sie wieder durchzusehen und zu corrigiren. Ich hatte jetzt den großen Entschluß gefaßt, damit vor die Oeffentlichkeit zu treten, und wandte mich zu diesem Zwecke an den Redacteur eines geachteten Blattes, der zuweilen Gedichte abdruckt. Ich sandte ihm aus beiden Bänden eine Auswahl zu, ich versah sie mit lieblichen und passenden Motto's. Denn ich wußte, der Redacteur liebte dergleichen; und als ich nun sehr lange Zeit vergeblich auf eine Antwort gewartet, ging ich eines Tages hin, dem Redacteur einen Besuch zu machen. Ich traf ihn in seinem Studierzimmer. Es war ein kurzer dicker Mann mit einem rothen Schlafrock, einer ziemlich langen Nase und auf derselben eine Brille, durch welche er mich einen Augenblick ansah und alsdann meine Verbeugung mit einem kurzen Kopfnicken beantwortete. Er rauchte eine lange Pfeife und beschäftigte sich gerade damit, im Zimmer mit großen Schritten auf und ab zu gehen. Ich theilte diese Beschäftigung und lief ebenfalls mit ihm auf und ab. Als wir auf solche Art das Zimmer viermal gemessen hatten — ich brauchte dazu sechszehn Schritte, kleiner als meine gewöhnlichen, denn der Redacteur hatte sehr kurze Beine, — da faßte ich mir endlich Muth und sagte, ich sei gekommen, mich nach dem Schicksal meiner Gedichte zu erkundigen." — „Ja so! Ihre Gedichte!" versetzte der Redacteur; „ja, ich habe sie freilich gelesen, über Felddienst im Allgemeinen — recht gut; über Behandlung der Pferde — mit vielem Gefühl geschrieben; dann die vernagelte Kanone — enthält viel Poesie." — Ich verbeugte mich unendlich geschmeichelt. — „Aber," fuhr er fort, „diese Gedichte befinden sich in so schöner chronologischer Ordnung, daß es schade wäre, sie aus ihrem Zusammenhange herauszureißen, wirklich schade. Die Poesien sind

recht gut, aber wenn Sie meinem Rathe folgen würden, ſo ſollten Sie keines davon einzeln abdrucken laſſen, Sie ſollten das Ganze einem Buchhändler anbieten. Gewiß, das wäre beſſer!“ — Bei dieſen Worten waren wir auf unſerem Zimmer-Spaziergange in die Nähe eines Schreibtiſches gekommen, und da nahm er ein Paketchen in die Hand, das ich augenblicklich als meine Gedichte erkannte. Ich muß geſtehen, wenn ich auch gar zu gern einzelne der Gedichte in dem geachteten Journale abgedruckt geſehen hätte, namentlich die vernagelte Kanone, ſo nahm ich doch das Wort des Redacteurs, meine Gedichte ſogleich geſammelt erſcheinen zu laſſen, als baare Münze, und das ſchmeichelte mir. Ich kannte damals noch nicht die Argliſt der Menſchen. Als wir nun wieder an ſeine Zimmerthür gelangt waren, drückte er mir mit ungemeiner Geſchwindigkeit jenes Paketchen in die Hand, nickte abermals mit dem Kopfe, und ich befand mich auf dem Gange, ohne eigentlich zu wiſſen, wie das ſo ſchnell gekommen ſei. — — —

„Ein Buchhändler alſo! Ich hatte mit ſolchen Herrn noch nie zu thun gehabt, beſaß aber noch einen großen Reſpekt vor ihnen. Wir hatten bei der Batterie einen einjährigen Freiwilligen, der war Buchhändler-Gehülfe und außerordentlich beleſen. Er lieh uns ſchöne Bücher, war ſelbſt voll Poeſie, konnte aber den Dienſt nicht lernen. Auch hatte er krumme Beine, ſchielte ein wenig und wurde deßhalb zur Infanterie verſetzt. — Doch genug davon! Ich hatte alſo beſchloſſen, einen Buchhändler aufzuſuchen, und verſchaffte mir zu dem Zwecke eine Adreſſe. An den bedeutendſten wandte ich mich natürlicher Weiſe zuerſt, der wohnte in einem großen, prächtigen Hauſe. Doch konnte ich hier nicht einmal bis in's Vorzimmer gelangen. Ein langer, magerer Bedienter, der ſehr ſchwer zu hören ſchien, verſicherte mir mehrere Male, ſein Herr ſei ausgegangen, und als ich ihm bei einem weiteren Beſuche anvertraute, ich ſei nicht blos Poſt-Conducteur, ſondern auch wirklicher Dichter, und wünſche angelegentlich gedruckt zu werden, da machte der Bediente ein ungeheuer langes

Geſicht und verſicherte mir hoch und theuer, ſein Herr habe plötzlich verreiſen müſſen und werde auch in den nächſten zehn Jahren wahrſcheinlich nicht zurückkehren.

„So lange zu warten, hielt ich für unnöthig und beſchloß, einige Stufen tiefer hinab zu ſteigen und mich an einen jungen ſtrebſamen Buchhändler zu wenden, der dafür bekannt war, daß er aufkeimende Talente gern unterſtütze, der keinen Livree-Bedienten beſaß und auch kein Geld, um ſo große Reiſen zu unternehmen. Zu dem Manne ging ich alſo eines Tages hin. Meine beiden Bände Gedichte, ſauber in blaues Papier eingeſchlagen, trug ich unter dem Arme. Ich hatte mich in Civil-Kleidung geworfen, damit der Buchhändler nicht auf die Idee kommen ſollte, als hätte mein Beſuch den Zweck, ihm irgend etwas Poſtliches zu überbringen. Er hatte ſein Bureau in einem Hinterhauſe, unten roch es ſehr gut nach friſch gedrucktem Papier, und ich ſtieg eine hühnerleiterartige Treppe hinauf zum Comptoir. An der Thür deſſelben machte ich Halt, zog meinen Hemdkragen ans Tageslicht, drehte den Schnurrbart etwas in die Höhe und klopfte an.

„Herein! hieß es.

„Ich klopfte aus Beſcheidenheit zum zweiten Male, und erſt als drinnen nochmals Herein! gerufen wurde, öffnete ich die Thür und trat in das Zimmer.

„Der Buchhändler ſaß an ſeinem Pulte; ein kleiner, blaſſer, wackeliger, aber noch junger Herr mit einer ſpitzen Naſe und nur wenig Haar. Er hörte zu ſchreiben auf, als er meiner anſichtig wurde, hüpfte von ſeinem Drehſtuhle herunter, fuhr ſich mit der rechten Hand durch ſeine Haarreſte und wünſchte zu wiſſen, womit er dienen könne. Der Mann hatte eine recht unbedeutende Stimme, überhaupt keine imponirende Perſönlichkeit, und das machte mir Muth, mit drei großen Schritten auf ihn zuzugehen und ihn freundlich lächelnd zu betrachten, während ich ihm meine beiden Bände Gedichte übergab. Der Buchhändler — er reichte mir, unter uns

gesagt, höchstens bis zum vierten Uniformsknopfe — nahm die Bücher aus meiner Hand, fuhr sich mit den fünf Fingern abermals durch die Haare und blickte dabei angelegentlich nach einer Ecke des Zimmers. Da er Letzteres während unserer Unterredung sehr häufig that, so sah ich auch einmal verstohlen dahin und bemerkte einen Spiegel, in welchem er jeden Augenblick sein Gesicht betrachtete. Doch war dies nicht der Mühe werth.

„So freundlich der Mann Anfangs war, so nahm doch sein Gesicht plötzlich etwas Peinliches, Befangenes an, als er das blaue Papier herunter nahm und den Titel meiner Werke las: Kanonenlieder. Doch als er meines Namens ansichtig wurde, erheiterte sich seine Physiognomie wieder etwas, und er sagte: das wäre nicht so übel, Kanonenlieder klingt ganz gut, und der Name, den Sie da gewählt, ist auch nicht schlecht — Kanonenlieder von Feodor Dose. — Dabei blickte er abermals in den Spiegel, um den pfiffigen Ausdruck seines Gesichtes zu bewundern, mit welchem er mich fragte: aber haben Sie auch Erlaubniß, diesen Namen auf den Titel zu setzen?

„Meinen eigenen Namen? fragte ich erstaunt.

„Der Buchhändler schüttelte lächelnd mit dem Kopfe und gab mir zur Antwort: der Mann hier, um den es sich handelt, ist längst gestorben, war überhaupt wohl nur ein Phantasie-Bild — eine Erfindung."

„Bei diesen Worten stand ich wie erstarrt. Ich wußte wohl, daß jener vorwitzige Freiwillige, von dem ich Ihnen vorhin erzählt, Einiges über mich hatte drucken lassen, doch nur die Wahrheit, das muß ich anerkennen. Und jetzt wollte es dieser knusperige Buchhändler wagen, mich selbst mir gegenüber für eine Erfindung, für ein Phantasie-Bild zu erklären! Herr! rief ich in voller Entrüstung, halten Sie mich für einen Narren? sehe ich aus wie ein Phantasie-Bild, wie eine Erfindung?

„Er betrachtete mich lächelnd von oben bis unten, und dann

blinzelte er seinem Spiegelbilde zu, als wollte er sagen: warte, dem wollen wir schon imponiren! Darauf hüpfte er wieder auf seinen Drehstuhl hinauf, kratzte sich mit einer Feder an der Nase herum und sagte sanft lächelnd: Sie wollen mich zum Besten haben, Herr . . . Ihren Namen weiß ich nicht.

„Feodor Dose," versetzte ich würdevoll und groß.

„Darauf schüttelte er mit dem Kopfe und entgegnete: Sie wollen einen Spaß mit mir machen. Feodor Dose, Artillerie-Unteroffizier, starb als Eckensteher in Berlin. So stand es vor nicht langer Zeit in unseren geachtetsten deutschen Journalen zu lesen.

„Das war zu viel! Herr Buchhändler, sagte ich ihm, ich bekümmere mich den Teufel um Ihre geachteten deutschen Journale; aber Sie können mir glauben, daß ich weder Eckensteher war noch gestorben bin.

„Nun, es ist ja gut, es ist ja gut! gab er mir hierauf zur Antwort und erschrak vor seinem eigenen Bilde im Spiegel, das sehr ängstlich und kläglich aussah; denn ich war ihm bei den eben gesprochenen Worten sehr nahe getreten. Lassen Sie's nur gut sein, ich will ja Alles glauben, was Sie nur wünschen. Vertrauen Sie mir Ihr Manuscript ein paar Tage an, und lassen Sie mir Ihre Adresse da, vielleicht läßt sich etwas machen. Doch muß ich mir die Sache reiflich überlegen.

„Was konnte ich thun? Ich vertraute ihm meine Manuscripte an und empfahl mich anscheinend sehr ruhig, obgleich mich die ganze Geschichte sehr erschüttert, auf's Tiefste gekränkt hatte. Ich wartete drei bis vier Tage, dann erhielt ich nicht blos einen Brief des Buchhändlers, sondern auch meine Gedichte zurück."

„Ah," sagte der Conducteur im bittern Tone getäuschter Erwartung.

„Ja, meine Gedichte zurück," fuhr der Packmeister mit tiefem Seufzer fort, „und mit welchem Briefe dazu! — Hier habe ich ihn,

ich will Ihnen denſelben vorleſen.“ — Bei dieſen Worten zog er einen blauen Umſchlag aus der Taſche und entfaltete ein gelb gewordenes Papier, welches darin verborgen war.

„Verehrter Herr!“ ſo ſchrieb er an mich, „Sie beehrten mich mit der Uebergabe Ihrer Gedichte, und indem ich Ihnen für dieſes Zutrauen danke, ſehe ich mich veranlaßt, Ihnen dieſelben aus verſchiedenen Gründen anbei zurück zu geben. Die unterzeichnete Buchhandlung iſt erſtens im gegenwärtigen Augenblicke durch eingegangene Verbindlichkeiten ſo beſchäftigt, daß ſie etwas Weiteres zu unternehmen außer Stande iſt.“ — „So heißt es immer bei den Buchhändlern,“ unterbrach ſich der Vorleſer. — „Zweitens,“ fuhr er zu leſen fort, „habe ich nach reiflicher Durchſicht der mir übergebenen Gedichte gefunden, daß ſich dieſelben in dieſer Geſtalt noch nicht recht zum Drucke eignen, es müßte noch bedeutend geändert und gefeilt werden. „Der angenommene Name“ — dieſen Satz las der Packmeiſter im Tone höchſter Entrüſtung zweimal — „berechtigt zu Erwartungen, die in den vorliegenden beiden Bänden leider nicht erfüllt werden. Feodor Doſe, als ein hochpoetiſches Gemüth bekannt, voll Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, würde, wenn er noch lebte, gewiß nicht Gedichte, wie z. B. Nro. 10 „Mittelarreſt“ oder Nro. 12 „das verlorne Hufeiſen“ anerkennen wollen. Mein Rath wäre, zu einem unſerer deutſchen geachteten Journale zu gehen und daſſelbe um Aufnahme eines oder des andern dieſer Gedichte zu erſuchen. Mich damit ꝛc.“

„Das heißt Jemanden von Pontius zu Pilatus ſchicken,“ ſprach ärgerlich der Conducteur. „Und haben Sie nie Schritte gethan, um dieſem Buchhändler zu beweiſen, daß Sie der echte und wirkliche Doſe ſind?“

„Ich that ſo,“ antwortete der Packmeiſter mit gebeugtem Haupte. „Ich wandte mich ſogar an einen Advokaten, der mir aber erklärte, daß ſich da nichts machen ließe. Wenn es ſich um die Erbſchaft irgend welcher Realitäten handelte, meinte er, ſo würde es nicht

schwer sein, die Identität Ihrer Person zu beweisen; aber ungleich schwerer wird es sein, den Beweis zu führen, daß Sie mit jenem anderen Dose, dessen Thaten und Abenteuer beschrieben wurden, ein und dasselbe Individuum sind."

„Für diesen Ausspruch mußte ich dem Advokaten fünfundzwanzig Silbergroschen bezahlen und ging zerknirscht und melancholisch nach Hause. Von meinen früheren Kameraden hat sich hieher an die äußerste Grenze bis jetzt keiner verloren, der für mich zeugen könnte. Und was würde mir auch ein solches Zeugniß nützen! Jenem schändlichen Buchhändler gegenüber gar nichts! — — Gedichte zu verschmähen, in welchen „die vernagelte Kanone" vorkommt! Ich habe mich aber furchtbar an ihm gerächt, indem ich ein Seitenstück dazu schrieb: „der vernagelte Buchhändler." Doch was half's? Es kostete mich acht Silbergroschen Insertions-Gebühr, und er hat's gewiß nicht gelesen. Das ist der Fluch der Poesie, das ist der Fluch eines großen Namens."

Der Packmeister stützte seinen Kopf in die Hand und schwieg tief erschüttert still. Auch der Conducteur sprach eine Zeit lang gar nichts, und der Spitz war das einzige Wesen, welches die peinliche Pause, die nun entstand, dadurch unterbrach, daß er sich erhob, sich lang ausstreckte, dann den Kopf schüttelte und hierauf mit dem Schweif anhaltend wedelte, was so viel sagen wollte, als: er fange an, es hier langweilig zu finden, und wünsche eine angemessene Unterhaltung.

„Apropos!" sagte der Conducteur nach einer längeren Pause, „da fällt mir eben ein, ich erfuhr vorhin auf der Brief-Expedition, daß einer Ihrer früheren Kameraden hieher als Post-Sekretär ernannt wurde, ein sicherer Bombardier Tipfel. Haben Sie ihn nicht gekannt?"

„Tipfel?" versetzte der Wachthabende nach einigem Ueberlegen, während er an die Zimmerdecke blickte, „Tipfel? — Ja ich erin-

nere mich! Er war bei der Fuß-Artillerie, eine Offiziers-Pflanze, war vordem Schreiber bei einem Advokaten."

„Und wird so plötzlich Sekretär?"

„Protektionen! — Wird irgend einen Bekannten haben, der ihn gut empfohlen hat. — Und kommt hieher? Ei, ei!"

„Kann man mit ihm leben, läßt er sich ordentlich an?" fragte der Conducteur.

„So viel ich von ihm weiß," entgegnete Dose, „ist er einer der ruhigsten, ja, faulsten Menschen, die es nur geben kann, einer, der nicht zwei Schritte geht, wenn das nicht absolut nothwendig ist, und der gewiß nicht unnöthig von seinem Stuhle aufsteht. Er war eine Zeit lang Schreiber bei der Geschütz-Revisions-Compagnie. Das Schreiben machte ihm keine Mühe, das konnte er einen ganzen Tag aushalten; aber alle körperlichen Bewegungen haßte er; wenn ihm ein Blatt Papier herabfiel, so schrieb er lieber ein neues, als daß er sich gebückt hätte, um das alte aufzuheben. — So, so! der kommt hieher? Nun, den Dienst wird er uns nicht sauer machen, dafür kann ich einstehen."

Drittes Kapitel.

Der Packmeister Dose erhält einen ehemaligen Untergebenen zum Vorgesetzten, und was sich weiter dabei ereignet.

Es ist immer von großer Wichtigkeit und gibt vielfachen ergötzlichen Unterhaltungsstoff, wenn man vom Wetter reden kann. In einem Zwiegespräch ist ein solches Thema freilich oft nicht nothwendig und nicht einmal unterhaltend; für den Erzähler einer kleinen Geschichte aber, wie vorliegende, ist es äußerst wichtig, seinem Leser vom Wetter sprechen zu dürfen, namentlich zu Anfang

eines Kapitels, welches im Freien beginnt. Wir erlauben uns alſo davon zu ſprechen.

Der geneigte Leſer, der dem Erzähler gefolgt iſt, befindet ſich in dieſem Augenblicke in jener unangenehmen Wetter-Uebergangsperiode, wo der überwundene Winter, indem er dem ſiegreich einherziehenden und mächtig andringenden Frühling fliehend den Rücken kehrt, ſich noch manchmal umwendet, um ſeinem Verfolger kalte Schnee- und Regenſchauer in das Angeſicht zu werfen, und wo die entfeſſelten Winde, noch ungehorſam dem neuen Herrſcher, auf eigene Fauſt marodiren, die Leute plagen und den größtmöglichen Unfug treiben. Mit anderen Worten: es iſt zu Ende März, und der unglückliche Reiſende, der um dieſe Zeit unterwegs iſt, ſieht ſich genöthigt, alle Waffen bei ſich zu führen, die zur Vertheidigung gegen des Wetters Ungeſtüm nur erdacht ſind. Gegen die Kälte dienen ihm Paletot und Mantel, gegen das Schneewaſſer braucht er Fußſack und Ueberſchuhe, gegen die himmliſchen Waſſer, die ihn auf ſo vielerlei Arten beläſtigen, Regenſchirm und Wachstuch-Ueberzieher.

Und mit allen dieſen Geſchichten verſehen ſitzt der leidende geduldige Reiſende zu Sechs in einem Wagenkaſten, dicht zuſammengepreßt, faſt ohne alle Regungs- und Bewegungsmöglichkeit. Die Fenſter des Wagens ſind verſchloſſen; denn wenn auch vom Himmel herab hie und da einige freundliche Sterne glänzen, ſo dauert dies doch um dieſe Jahreszeit nicht lange. Man hört den Wind hinter ſich drein brauſen, man ſieht den Poſtillon ſich niederducken und ängſtlich ſeinen Hut feſthalten, während ſein weiter, dunkler Mantel in die Höhe flattert. Schnee und Regen peitſchen den Wagen und klatſchen ſauſend und klirrend an Fenſter und Lederdach. Die Pferde ziehen ihre Schweife ein, und im Augenblicke trieft das ganze Geſchirr, Wagen, Pferde, Poſtillon, als ſeien ſie eben aus dem Waſſer gezogen worden. Die Paſſagiere ſitzen in einem entſetzlichen Qualm, das Waſſer der Kleider und Pelze löst ſich durch die Hitze in Dämpfe auf, dazu der Athem der vielen Menſchen in

dem kleinen Raume, sowie Tabaksqualm, der sich von heute Nachmittag, wo bei offenem Fenster und gutem Wetter geraucht werden durfte, festgesetzt hat — es ist ein qualvoller Aufenthalt. Durch die lange Fahrt den ganzen Tag über sind die Glieder wie gelähmt; da wird von allen Sechsen kein Gespräch mehr gehört, da sitzen sie stumm mit der Geduld der Verzweiflung neben einander; die Zähne sind auf einander gebissen, der Körper folgt fast willenlos den Stößen des Wagens. Nur das Auge ist frei, und das Auge schaut gierig um sich und sucht durch die angelaufenen Scheiben in's Freie zu dringen. Man hat die letzte Station hinter sich, und wenn sich jetzt rechts und links die Häuser am Wege mehren, und nach und nach große städtische Gebäude auftauchen, so hat man die Hoffnung, bald erlöst zu sein. Jetzt zittert ein Licht bei den trüben Wagenfenstern vorbei und scheint röthlich und dunstig wie der Mond, wenn er einen Hof hat; jetzt sieht man auf der anderen Seite auch eins, und nun auf dieser Seite wieder eins, und drüben mehrere. — Gott sei Dank! da huscht ein großes Gebäude vorbei mit vielen erleuchteten Fenstern — eine Fabrik. Man hört einen tiefen Seufzer der Befriedigung von einem Passagier, der die Gegend kennt. — „Ist das die Stadt?" fragen die anderen Fünf. — „Ja, wir sind sogleich da," ist die tröstliche Antwort. Und dieses Wort löst plötzlich die Zungen der bisher in stummes und trübes Nachsinnen versunken gewesenen Gesellschaft. — Das war ein abscheulicher Weg. — Und eine lange Station. — Und dabei so enge, sechssitzige, miserable Menschenquälungs-Anstalten! — Meint denn die Post, man würde sich das immer so gefallen lassen? — Man sollte von allen Seiten und kräftig auf Abschaffung dieser Marterkarren antragen. — „Aber die Post kann dies mit Einem Male nicht ändern," versetzt eine fette Stimme, die man bisher nicht gehört. Doch wird die fette Stimme übertönt von dem allgemeinen Rachegeschrei, und wenn man allen diesen Ausrufungen und Verwünschungen Glauben schenken wollte, so könnte man erwarten,

daß, sobald der Wagen ankommt, nicht nur der Postmeister ein Opfer dieser Volkswuth würde, sondern seine sämmtlichen Sekretäre schmählich enden müßten zum abschreckenden Beispiele für andere. — Aber der Mensch vergißt die ausgestandenen Leiden so schnell!

Jetzt klappern die Hufe der Pferde auf dem Pflaster, der Wagen rollt dumpf rasselnd durch die Straßen, und die Poesie dieser Töne — Poesie für arme Reisende nämlich — besänftigt offenbar die empörten Gemüther. Dort ist der Gasthof zum Adler, wo der Eine einkehren wird, hier das große königliche Hotel, wo der Andere schon seine Zimmer bestellt hat. Dieser denkt an seine Familie, die ihn erwartet, oder an Freunde, die er wieder sehen wird. Jenem schwebt eine lange Speise- und Weinkarte vor Augen, und auf solche Art werden die wilden Gedanken friedlich und freundlich. Der Postmeister wird nicht zerrissen, sämmtliche Sekretäre nicht gehängt, ja, der Conducteur erhält von dem Einen oder dem Anderen noch ein anständiges Trinkgeld, und nur ein einziger Passagier — er saß rückwärts in der Mitte — ein blutdürstiger „Reisender in rothen Weinen," verlangt das Beschwerdebuch und schreibt hinein: „Der ganz gehorsamst Unterzeichnete erlaubt sich, Eine verehrliche Postverwaltung geziemendst darauf aufmerksam zu machen, daß zur Winterzeit, wo der Reisende durch Mäntel und Fußsäcke eingeengt ist, wohl die sechssitzigen Wagen zu beseitigen und dafür viersitzige zu nehmen sein dürften." — Dieser Mann ist der Einzige, der für die Leiden seiner Mitmenschen wirkt, und wenn er nachher in seinem Gasthofe dem Oberkellner davon erzählt und demselben versichert, die Seite des Beschwerdebuches werde der Postmeister nicht hinter den Spiegel stecken, so zittern der Oberkellner und zwei Unterkellner, und das Stubenmädchen, das später davon hört — ihr Schatz ist wirklicher schmierender Postgehülfe — erkundigt sich erschreckt, ob in einem solchen Falle wohl das ganze Postpersonal entlassen werden könnte.

Alſo der Poſtwagen kam glücklich an, hatte auch nur zehn Minuten verſäumt; es war faſt ein Viertel vor zwölf Uhr. Der Poſtillon, der vom Pferde herunter ſteigt, erſucht den Stallknecht, der ihm ausſpannen will, ein wenig auf die Seite zu treten. „Wenn du da ſtehen bleibſt, mußt du erſaufen," ſagt er, und nun beugt er ſeinen Kopf etwas auf die Seite, und aus der breiten Krämpe des lackirten Hutes fließt das Regenwaſſer wie eine kleine Cascade auf den Boden. Dann überſieht er kopfſchüttelnd den unendlichen Schmutzüberzug, womit Pferde und Geſchirr bedeckt ſind. Der dienſtthuende Poſtſpitz iſt ganz dunkelbraun geworden, und ſeine Haare ſtarren vor Schmutz und Waſſer. — „Das könnte einem 's Leben verleiden," meint der Conducteur, „ſo ein Hundewetter!" Und dabei bemüht er ſich, die Brief-Pakete aus dem Kaſten unter dem Sitz hervorzuziehen. „Leuchtet doch einmal ordentlich daher," ruft er dem Packknecht zu. Aber da iſt ſchwer leuchten; die Pferde dampfen, daß ſie faſt unſichtbar ſind, der Poſtillon hat ebenfalls einen Dunſtkreis um ſich, und die Paſſagiere, die noch allerlei in dem Wagen zu ſuchen haben, treten zu wiederholten Malen zwiſchen den Conducteur und die Laterne.

„Haſt du nicht acht Paſſagiere?" fragt den Ankommenden nun der andere Conducteur, deſſen Bekanntſchaft wir im vorigen Kapitel im Wachtzimmer gemacht haben.

„Verſteht ſich!" entgegnete er verdrießlich. „Zwei im Cabriolet, ſechs im Wagen."

„Aus dem Wagen kamen aber erſt fünf; haſt du denn unterwegs einen verloren?"

„Ei was, dummes Zeug!" meint der Angekommene, „es wird noch einer drin ſtecken. Richtig! ja, der wird's ſein. — Ich habe auch einen neuen Poſt-Sekretär mitgebracht, ein wenig dick und unbeweglich, hat faſt den ganzen Tag über geſchlafen, und als wir zum Mittageſſen anhielten, ließ er ſich etwas Kaltes in den Wagen hineingeben. Der wird euch keine überflüſſige Arbeit machen." —

Mit diesen Worten trat der Conducteur an den Schlag seines Wagens, tastete mit der Hand hinein, und als er höchst wahrscheinlich ergriffen, was er gesucht, wandte er sich lächelnd zu seinem Kollegen um und sagte: „Es ist schon so, er ist wieder fest eingeschlafen." — „He! Herr Sekretär!" schrie er in den Wagen hinein, „wollen Sie nicht gefälligst aufwachen? Wir sind angekommen, Sie können aussteigen."

„Ja so, Männeken," gab die fette Stimme, die wir schon während der Fahrt einmal gehört, von sich, „wir sind wirklich angekommen? in L. angekommen? Nun, das freut mich! Wenn ich nur schon aus dem Wagen wäre!"

„Das Beste wird sein," sagte lachend der Conducteur, „Sie versuchen es einmal und gehen mit Ihren Füßen voran."

„Richtig, Männeken!" erwiderte die fette Stimme. Und dann hörte man, wie der Besitzer derselben sich mit einigermaßen schwerem Athem abmühte. Das Resultat dieser Bemühungen waren denn nun auch zwei unförmliche Beine, die jetzt am Schlage zum Vorschein kamen; unförmlich, weil sie mit großen Filzstiefeln versehen waren. „Seien Sie doch so gut, Männeken," sagte darauf der Besitzer der fetten Stimme und der unförmlichen Beine, „und ziehen Sie mir meine Filzstiefel ein Bischen aus, dann wird sich die Sache schon nach und nach machen."

Und so geschah es. Die Filzstiefel wurden beseitigt, die daraus befreiten umhertappenden Füße auf das Trittbrett des Wagens dirigirt; dann wurden zwei dicke Kniee sichtbar, und somit wäre Alles gut gegangen, wenn der corpulente Passagier es nicht in diesem Augenblicke für rathsamer gehalten hätte, statt vorwärts rückwärts aus dem Wagen zu steigen, zu welchem Ende er sich gewaltsam herum drehte und dadurch einen anderen Theil seines Körpers zum Vorschein brachte, der so colossal war, daß beide Conducteure sowie der Stallknecht in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen.

Jetzt hatte dieser letzte Passagier das Pflaster des Hofes er-

reicht, und als er sich nun in seiner ganzen Größe und Breite da aufpflanzte, schien er geneigt, jenes Lachen nicht ungnädig zu nehmen, ja es sogar mit seinem eigenen freundlichen Lächeln zu begleiten. Doch blieben seine Züge hierbei auf halbem Wege stehen, sein Mund sperrte sich verwunderungsvoll auf, und er sagte: „El, der Tausend, wer hätte das gedacht!"

Nun hatte aber Niemand anders diesen höchsten Grad der Verwunderung und Theilnahme erregt, als der Packmeister Feodor Dose, der in seiner ganzen Länge vor den erstaunten Augen des neuen Sekretärs unter der Thür der Packkammer erschien.

Auch Dose schien nicht minder gerührt. Er fuhr mit der Hand über sein langes dürres Gesicht, und auf seinen Zügen malte sich eine wehmüthige Freude, als er so plötzlich dem alten Kameraden gegenüber stand.

„Dose!" sprach der frühere Bombardier, jetzt Sekretär Tipfel „das hätte ich nicht erwartet, Sie hier zu finden. Wie sind denn Sie hieher an's Ende der Welt verschlagen worden?"

„Das kam so nach und nach," entgegnete wehmüthig der Packmeister. „Zuerst fuhr ich aus der Residenz ab und zu, dann schickte man mich weiter weg, und zuletzt avancirte ich hieher als Packmeister. Es ist das freilich eine Beförderung; aber Unsereiner mit einem poetischen Gemüth ist doch mehr an die großartigen Einrichtungen der Residenz gebunden und fühlt sich hier so unter den Bauern — unter uns gesagt — durchaus unbehaglich, ganz und gar nicht an seinem Platz. — Aber kommen Sie doch von dem nassen Boden hinweg; in der Packkammer ist es behaglich warm, da können wir uns gegenseitig unsere Freude bezeugen. — Da ist die Thür, Sie haben den Vortritt, Herr Post-Sekretär." — Damit salutirte der Packmeister seinem ehemaligen Kameraden und Untergebenen, jetzt seinem Vorgesetzten. Das ist der Lauf der Welt, und obgleich Dose innig überzeugt war von der Gerechtigkeit und Unpartheilichkeit der Behörden, welche diese Stellen zu besetzen

pflegen, und er hieraus blos auf große, ihm bisher unbekannt gebliebene Eigenſchaften des Bombardiers Tipfel ſchloß, ſo ward doch ſein an ſich ſchon gekränktes Gemüth durch dieſe Anſtellung noch tiefer verletzt.

Da ſaßen nun die Beiden in der Packkammer einander gegenüber, als der Mitternachts-Wagen endlich abgefahren war, und hatten Muße genug, ſich über vergangene Zeiten zu unterhalten. Der Bombardier behauptete, den Tag über ſo durch einander geſchüttelt worden zu ſein, daß ihm noch lange kein Schlaf in die Augen komme; die Wahrheit aber war, wie wir bereits wiſſen, daß er während der Fahrt, mit Ausnahme der Eſſenszeit, im Ganzen nicht eine halbe Stunde gewacht.

Ein ſchläfriger Kellner aus der Paſſagierſtube, den Doſe herbei gerufen, brachte ein paar Gläſer Punſch und ließ alsdann die beiden Waffengefährten allein. Der Poſtillon war begreiflicher Weiſe noch ausgegangen. Der Conducteur nebſt Poſtſpitz, welche vorhin Doſe noch Geſellſchaft geleiſtet, ſchaukelten im eben abgefahrenen Wagen, und auf dieſe Art herrſchte in der Packkammer Ruhe und Friede.

Der neue Poſtſchreiber Tipfel hatte den Lehnſtuhl ſeines Freundes eingenommen, ſein Haupt hatte er auf das Seitenpolſter gelegt; ſeine Füße hatten ihre Stützpunkte gefunden auf einem Paket in Wachspapier, in welches die nägelbeſchlagenen Abſätze nach und nach ein paar Löcher bohrten, was übrigens in dieſem Falle weiter nichts zu ſagen hatte; denn wie es auf dem Begleitſchein hieß, ging die Verpackung auf Gefahr des Abſenders.

„Ja, ja, ſo geht's!“ ſprach der Sekretär nach einer längeren Pauſe, während welcher er den Inhalt des Punſchglaſes näher unterſucht. „Da bin ich denn wieder in einem ſcheinbar ſehr ruhigen Hafen eingelaufen, einem ähnlichen, wie ich damals leichtſinniger Weiſe verließ, als ich Soldat wurde.“

„Ganz richtig," bemerkte der Packmeiſter Doſe. „Sie waren Schreiber bei einem Advokaten und wollten Offizier werden."

„Wie ſo Mancher," entgegnete Tipfel. „Aber Viele ſind berufen und Wenige auserleſen. Ich glaube, ſo heißt der Spruch."

„Wenige, ſehr Wenige," ſagte Doſe melancholiſch. — „Es iſt mir noch wie heute, als Sie zur Batterie kamen, und der kleine H. und der weißköpfige R., und wo wir dazumal achtzehn Offiziers-Pflanzen bei der einzigen Batterie hatten. Dadurch waren ſämmtliche Unteroffiziere der Batterie geplagt und kamen in Schaden, bis auf den Unteroffizier Linkſen, deſſen Frau als Marketenderin fungirte und von euch ein ſchönes Geld verdiente."

„Das iſt wahr," antwortete Tipfel, „wenn ſie überhaupt Geld bekam, das heißt: pünktlich ihr Geld bekam. Doch mußte ſie oft lange Zeit warten." — Der geweſene Bombardier ſchaute angelegentlich an die Decke; nicht als ob er ſich an etwas erinnern wollte, ſondern als ob er die wenigen Gedanken, die ſich bei ihm verſammelten, wieder zu verabſchieden gedächte.

Viertes Kapitel.

In Folge eines Austauſches militäriſcher und anderer Erinnerungen findet ſich der Packmeiſter Doſe ſehr aufgeregt, der Poſtſchreiber Tipfel aber ſehr ſchläfrig.

„Leſen Sie auch hier zuweilen Zeitungen?" fragte nach einer Weile der neue Poſtſchreiber.

„Selten," entgegnete Doſe, „ja, ſo gut wie gar nicht; wenn ich darin was ſuche, ſo ſind es die Anzeigen, und da freue ich mich jedesmal, wenn ich einen bekannten Namen finde und mich ſo der alten guten Zeit erinnern kann. Es war doch damals eine glückliche, höchſt vergnügte Zeit."

„Was! ſo lange wir dienten?“ fragte faſt erſchrocken der dicke Poſtſchreiber.

Doſe nickte traurig mit dem Kopfe, dann fuhr er ſich mit der Hand über die Augen, und etwas, woran er in dieſem Augenblicke gedacht, brachte ein ſchmerzliches Lächeln auf ſeinem mageren Geſichte hervor. — „Was macht denn die Minerva?“ fragte er endlich.

„Die Minerva?“ wiederholte der Poſtſchreiber und kniff dabei das linke Auge zu, augenſcheinlich in der Abſicht, nachdenklich auszuſehen. „War das ein Schatz von Ihnen?“

„Das war mein Geſchütz,“ ſprach Doſe mit ziemlich entrüſtetem Tone, „und, wenn Sie wollen, als ſolches auch mein Schatz. — Aber man kann Ihnen dergleichen nicht übel nehmen,“ fuhr er lächelnd fort, „denn ich glaube, Sie haben in Ihrer ganzen Dienſtzeit nicht zehn Mal exercirt.“

„Ja, das iſt wahr,“ entgegnete ſchmunzelnd der geweſene Bombardier. „Wenn die Andern draußen in der Kälte ſtanden oder in Schnee und Regen, da war ich droben bei meinem Feldwebel. Es war im Grund ein guter Kerl, der alte dicke Löffel, und wenn wir ſo recht fleißig waren, dann machte er gegen zehn Uhr ſeinen Wandſchrank auf, rief uns zu: Batterie Halt! Im Avanciren protzt ab! — Mit Kartätſchen geladen! — Feuer! Und dann warfen wir Feder und Papier bei Seite, und Jeder bekam einen ſoliden Bitteren und ein Stück Brod und Käſe. — Das waren die Sonnenblicke meines Militärlebens.“

„Tipfel, Tipfel!“ ſagte der Packmeiſter. „Und bedenken Sie nun, jetzt ſind Sie Poſtſchreiber geworden; Sie haben wahrhaftig mehr Glück als Ver — — gnügen.“

„Hatten auch unſere großen Plagen: die Wachen. Damit beſtrafte uns der dicke Löffel, wenn wir etwas angeſtellt hatten. Sie wiſſen, er hatte ſo eine dünne heiſere Stimme; wenn er mich alſo

Strich hatte, mußte ich ihm auf den Compagnie-Befehl

ſetzen: Zur Wache auf Fort Nr. IV — Bombardier Tipfel. Und wenn ich ihn erſchrocken und fragend anſah, ſetzte er lächelnd hinzu: Das macht geſund und verdünnt das Blut. Leider darf ich ſelbſt keine Wache thun, deßhalb bin ich auch wahrhaftig ſo gefährlich im Zunehmen begriffen. — Was konnte der aber im Eſſen nicht alles ertragen! — Apropos, Männeken!" unterbrach hier der Sekretär den Strom ſeiner Rede, „da wir gerade vom Eſſen reden, ſo kann ich Sie verſichern, daß ich einen Mordhunger habe; wäre nicht irgendwo etwas aufzutreiben? In dem Falle plaudere ich gern noch ein paar Stunden mit Ihnen; denn morgen," ſetzte er ſeufzend hinzu, „fängt das Geſchäft an, und da wird's genug zu thun geben."

Der Packmeiſter rief abermals den ſchläfrigen Kellner; doch war dieſer junge Mann ſo ſchlaftrunken, daß er kaum auf ſeinen Füßen ſtehen konnte, und als ihm Tipfel endlich verſtändlich gemacht hatte, er ſolle etwas kaltes Fleiſch und Brod bringen, irrte er wie eine geängſtigte Fliege an den Wänden vorbei, und es war ihm längere Zeit unmöglich, die Oeffnung, zu welcher er hereingekommen, wieder zu erkennen. Doſe half dieſem mangelnden Bewußtſein auf etwas ſoldatiſche Art nach, wodurch der Kellner einigermaßen erſchrack, aber vollſtändig aufwachte und hiedurch im Stande war, das Verlangte ſchnell herbei zu bringen.

Tipfel hatte unterdeſſen über etwas eifrig nachgedacht und ſagte jetzt: „Ich habe mich beſonnen wegen der Minerva."

„Nun?" fragte Doſe geſpannt.

„Die Minerva," fuhr der Poſtſchreiber fort, „wurde der Geſchütz-Reviſions-Compagnie übergeben, welche ihr Geſtell für ſehr wackelig erklärte. Da ſich auch herausſtellte, daß man ihr, um ſie zum Felddienſt beizubehalten, ein neues Zündloch einſchrauben müſſe, ſo wurde ſie bei Seite geſtellt und dient jetzt als Exercir-Geſchütz."

„Was?" rief der Packmeiſter wahrhaft entrüſtet aus. „Die

Laffette der Minerva ſei wackelig geweſen? Ich habe ſie doch aus meinen Händen gegeben als eine der ſolideſten Laffetten der ganzen Monarchie. — Die Minerva — Nr. 4 — der Stolz der Batterie! Es gab nichts Untadelhafteres als dieſes Stück mit Beſpannung."

„Ja, ſie hatte aber ein Unglück bei dem letzten Manöver," fuhr der Bombardier mit kaum vernehmlicher Stimme fort, denn er kaute an einem übergroßen Stück Kalbsbraten. „Die Batterie ſollte über einen Graben ſetzen, und weiß der Himmel, wie das kam — kurz und gut, das Geſchütz warf um."

„Mein Geſchütz!" rief ſchmerzvoll der Packmeiſter.

„Die Deichſel brach, ein Rad auch, das weiß ich; das Stangen-Handpferd wurde bedeutend verletzt."

„Der Kosmus?"

„Ich glaube Männeken, daß er ſo hieß. — Kurz, es war ein Unglückstag; auch der Geſchützführer ſtürzte mit ſeinem Pferde, und dadurch verletzte er ſich ſo, daß es ausrangirt wurde."

„Mein Cato ausrangirt!" ſagte Doſe und faltete, von tiefem Schmerz erfüllt, ſeine Hände. „Das erſte Dienſtpferd der Chriſtenheit! Es geht zurück mit der Monarchie. Das ſind böſe Vorzeichen!" — Bei dieſen Worten ſank der Packmeiſter zerknirſcht auf ſeiner Kiſte zuſammen und hätte wahrſcheinlich ſein Haupt verhüllt, wenn die Schöße ſeines Rockes nicht ſo gar kurz geweſen wären. — „Und wie lange kam der Geſchützführer dafür auf's Holz?" fragte er ſodann nach einer längeren Pauſe mit tiefer Stimme.

„Ich glaube, er wurde gar nicht beſtraft," entgegnete Tipfel, „denn man ſah die Sache als ein Unglück an."

„Als ein Unglück?!" wiederholte Doſe und blickte an die Decke empor, als wollte er ſagen: Hörſt du es auch, Herr des Himmels und der Artillerie! — — Und nach einer längeren Pauſe ſetzte er noch hinzu: „Zur Zeit unſeres Oberſten von T., dem Gott im Himmel ein großes Commando verleihen möge, wäre das

unter drei Tagen nicht abgegangen nebſt einem Schlag auf den Gzako und einigen Tauſend-Millionen-Hunden. Dat hat ſich viel verändert!"

„Ja, ſehr viel," antwortete Tipfel, „wir wollen ſpäter darüber ſprechen."

„Das kommt davon," fuhr Doſe fort, „weil man es den gedienten Unteroffizieren ſo leicht macht, den Dienſt zu verlaſſen und eine Civil-Anſtellung zu bekommen. Hätte der Major freundſchaftlich zu mir geſagt: Doſe, Er iſt ein Narr! bleib' Er bei der Batterie, ſolche Leute kann man nicht entbehren: — ich wäre wahrhaftig nicht fortgegangen, Nro. 4 wäre nicht geſtürzt, Kosmus und Cato hätte man nicht ausrangirt, und die Minerva wäre nicht wackelig geworden! Aber da waren wir überflüſſig, da wurden die ſchönen Batterieen demobil gemacht, da hieß es: man muß die jungen Leute avanciren laſſen. — Gott der Gerechte! Und wir gingen damals mit Vergnügen fort! Wenn man ſo, wie unſereins, etliche zwanzig Pferde unter Commando gehabt hat, und mit ſeinem Geſchütz als unumſchränkter Herr auf einem Dorfe allein lag, ſtets zu Gaſt gebeten vom Bürgermeiſter, vom Schulmeiſter, ja, zuweilen vom Pfarrer, und ſoll dann zurück in die Kaſerne mit leerer Prope, ohne Kugel- und Kartätſchwagen, das kommt einem ſchwer an. Unterſchrieb ich doch damals meine Rapporte: Feodor Doſe, Geſchützführer der vierten reitenden Batterie, zweite Abtheilung, ſiebente Brigade, Commandirender in Niederbühl. — Das war gerade ſo, als wenn der öſterreichiſche General ſchreibt: Commandirender in Siebenbürgen. — Und nun ſollte ich gar nichts mehr ſein, vielleicht noch mein Geſchütz verlieren; denn es hieß damals, wir ſollten nur vier Stück beſpannt haben. Es wäre mein Tod geweſen, bei der Batterie zu Fuß herum zu laufen; deßhalb zeigte ich auf meine ſilberne Schnalle und wurde alsbald Poſt-Conducteur."

Der geweſene Bombardier vertilgte mit großer Aufmerkſamkeit die Reſte von Brod und Kalbsbraten, und nagte dabei die Knochen

ſo rein ab, daß eine Maus nach ihm nicht ſatt geworden wäre.' Als dieſes Geſchäft beendigt war, ſtieß er einen tiefen, nachdenklichen Seufzer aus, wälzte ſich in dem Lehnſtuhl auf die rechte Seite, wodurch ſich der Riß in dem Wachstuch-Paket unter ſeinen Füßen bedeutend vergrößerte. — „Seien Sie froh," ſagte er nach einiger Zeit, „daß Sie von der Batterie weg ſind! Es hat ſich doch viel geändert. Später mehr davon."

„Ach ja!" entgegnete Doſe mit kummervollem Geſicht, „das erfährt man alles noch früh genug. Aber ſagen Sie mir jetzt vor allen Dingen, lieber Tipfel, wie ſind Sie eigentlich zur Poſtſchreiberei und hieher gekommen? Allen Reſpekt vor Ihren Kenntniſſen, aber dazu gehört doch ein Bischen Protektion."

Bei dieſen Worten kniff der dicke Bombardier liſtig lachend ſein linkes Auge zu, und er lachte dabei in der That mit dem ganzen Körper, denn dieſe ſchwere Maſſe zitterte dergeſtalt, daß der Lehnſtuhl bedeutend ſchwankte. „Viel Letzteres," ſagte er, nachdem er wieder zu Athem gekommen, „viel Protektion. Ich habe dieſe Stelle dem dümmſten Streich meines ganzen Lebens zu verdanken, einer ſehr unüberlegten Handlung, die aber durch Zuſammentreffen verſchiedenartiger Umſtände zu einer außerordentlich famoſen wurde. Schade, daß Sie nie Zeitungen leſen, ſonſt hätten Sie darin eine Geſchichte leſen können, wie durch die Kaltblütigkeit, durch die Energie, durch das taktvolle Benehmen eines Bombardiers der Fuß-Artillerie ein entſprungener Ketten-Gefangener wieder beigebracht wurde."

„Davon habe ich gehört," erwiderte Doſe. „Es hat mir's ein Poſt-College erzählt, der hier durchkam."

„Nun denn," ſagte Tipfel und richtete ſeinen Kopf mit der größten Anſtrengung in die Höhe, welcher durch dieſe, bei der Lage des Bombardiers ſehr verdrehte Stellung ſich tief roth färbte: „dieſer kaltblütige, energiſche Mann mit dem taktvollen Benehmen war Niemand anders, als — ich ſelbſt."

„Sie?" rief erſtaunt Doſe. „Es hieß aber doch bei der Geſchichte,

der Bombardier, dem dies geſchehen, ſei bei dieſer Gelegenheit von ſeiner Wache gelaufen."

„Nun ja, zufällig."

„Und habe deſertiren wollen," fuhr der unerbittliche Doſe fort.

„Ach was, Narrenpoſſen!" verſetzte Tipſel. „Sehe ich aus wie Jemand, der deſertiren will? — Aber Sie haben Recht, Doſe: man hat damals ſo was geſagt. Ich wurde auch mit einem guten Freunde gehörig eingeſteckt, und nur unſerer genauen Bekanntſchaft mit hochgeſtellten Perſonen hatten wir's zu danken, daß wir mit ein paar Tagen Arreſt glücklich davon kamen."

„Ei der Tauſend!" entgegnete Doſe. „Und dieſe hohen Perſonen halfen Ihnen weiter?"

„So iſt's," gab der ehemalige Bombardier mit wichtiger Miene zur Antwort und verſuchte ſeine ſtrickartige Halsbinde etwas in die Breite zu ziehen, was ihm aber nicht gelang, da ſie von ſeinem feiſten Unterkinn augenblicklich wieder herab rutſchte. — „Wir waren bei dieſem Unternehmen unſer zwei betheiligt, ich und einer meiner Bekannten, ein ſicherer Bombardier Robert, von der reitenden Artillerie, unter uns geſagt, ein verfluchter Kerl; lief allen Mädchen nach und hatte erſtaunliches Glück bei ihnen. Nun ſehen Sie, bei ſo einer Geſchichte kam es vor, daß ich ihm zu Lieb meine Wache verließ — gewiß nur ihm zu Lieb! das konnte mir die ganze Batterie bezeugen — und ich ſehe auch wahrhaftig nicht aus wie Jemand, der einen ruhigen Poſten, wie ſo eine Wache, freiwillig verläßt. — Ich half ihm alſo, und dabei wurden wir erwiſcht und eingeſteckt. Dieſe Liebesgeſchichte betraf aber die Tochter eines Mannes von großem Einfluſſe; Robert, der verfluchte Kerl, wußte ſich obendrein einen Empfehlungsbrief an den Vater des Mädchens zu verſchaffen, und dadurch kam er in's Haus hinein und ich aus dem Unterſuchungs-Arreſt heraus. Ja, noch mehr; jener Herr empfahl mich der Poſt-Verwaltung, und da bin ich nun hieher geſchickt ~ rden, als wohlbeſtallter Sekretär."

„Das sind merkwürdige Geschichten," sprach Dose lächelnd. „Das heiße ich Glück haben! — Und der Andere?"

„Der Bombardier Robert wurde aus zweierlei Gründen aus E. fort nach der Hauptstadt geschickt, und das hatte der Papa sehr gut arrangirt. Erstens sollte er dem jungen Mädchen aus den Augen kommen und zweitens was Tüchtiges lernen, um bald Offizier zu werden. Er ist jetzt auf der Artillerieschule und wird nächstens sein Examen machen können."

„Also doch dabei geblieben? Das ist recht von ihm."

„Ja er hatte alle guten Aussichten," entgegnete Tipsel. „Ich sprach vorhin von Veränderungen, die bei uns vorgefallen."

„Nun, was die Veränderungen anbelangt," versetzte Dose verstimmt, „die werden ihm nicht viel helfen."

„Im Gegentheil," antwortete der ehemalige Bombardier; ihm können diese Veränderungen wohl nützen, uns freilich nichts. — Aber lesen Sie denn gar keine Zeitungen?"

Dose schüttelte betrübt sein dürres Haupt.

„Ja, in dem Falle wundert es mich nicht, wenn Sie nichts erfahren," versetzte Tipsel. „Da unten ist einigermaßen der Teufel los; man spricht davon, und mit vieler Gewißheit, daß nächstens die vierte, die sechste, die siebente und achte Brigade mobil gemacht werden."

Bei diesen Worten hätte man das Gesicht, die Haltung des ehemaligen Unteroffiziers sehen sollen! Seine Augen, die er weit aufgerissen, funkelten in höchster Freude, sein etwas zusammengesunkener Körper richtete sich straff in die Höhe, er erhob sich langsam von der Kiste, stellte sich aufrecht hin; den kleinen Finger der Linken an die Hosennaht haltend, fuhr er mit der Rechten militärisch grüßend an seine Stirn. Dabei sah er seinen Kameraden mit einem unaussprechlichen Blicke an, und nachdem er ihn dergestalt ein paar Sekunden lang fixirt, sprach er mit tiefer, etwas zitternder Stimme: „Herr Postschreiber, Sie sind als solcher mein Vorgesetzter, und ein

Vorgeſetzter darf um Alles in der Welt einem Untergebenen keine Unwahrheit ſagen, und ich bitte Sie nochmals, wiederholen Sie mir das Wort von vorhin und ſagen Sie mir: iſt es gewiß und wahrhaftig wahr, daß die Brigaden mobil gemacht werden?"

Tipfel war nicht wenig erſtaunt über das ſonderbare Benehmen des Packmeiſters; doch beeilte er ſich, ihm eine Antwort zu geben; denn Doſe blieb aufrecht vor ihm ſtehen, die Hand an den Kopf haltend, in der allermilitäriſchſten Haltung, mit einem erwartungsvollen, faſt ängſtlichen Ausdruck in den Geſichtszügen. „Allerdings iſt es wahr, was ich vorhin geſagt," verſicherte Tipfel; „die Batterien werden mobil gemacht und ziehen aus mit gefüllter Protze und Kartätſchenwagen; ja, was noch mehr iſt: dieſe Kugeln und Kartätſchen werden wahrſcheinlich nächſtens gebraucht werden."

„Und das iſt wahr, wirklich wahr?" rief der ehemalige Unteroffizier, und ſein Auge leuchtete vor Freude und Luſt.

„Gewiß; die Befehle zur Mobilmachung ſind ſchon an das General-Commando gelangt."

„Hurrah!" ſchrie nun Doſe und warf ſeine Hände jubilirend in die Höhe; „abermals Hurrah! und zum dritten Mal Hurrah!" Und das ſchrie er nicht ſchüchtern hinaus, ſondern ſo laut und kräftig, daß der wachthabende Sekretär nebenan erſchrocken ſein Fenſter öffnete, mit dem Kopfe heraus fuhr und fragte, ob eine Räuberbande in die Packkammer eingebrochen ſei.

Dieſe Frage beruhigte den aufgeregten Packmeiſter einigermaßen und ließ ihn erwachen aus ſeinem Freudenrauſche. Er ſetzte ſich wieder auf die Kiſte nieder; doch konnte er ſich nicht enthalten, mehrere Signale zum Angriff und heftigen Feuern vor ſich hin zu brummen und dazu mit den Füßen den Sturmmarſch zu trommeln, wie er es bei Manövern von der Infanterie gehört.

Tipfel hatte ſtill lächelnd dieſem Paroxysmus zugeſchaut und bildete ſich dabei ein, Doſe fühle gerade wie er ſelbſt und freue ſich ſo unſinnig, weil er, in Anbetracht, daß es da unten bald losgehen

würde, ſich glücklich ſchätze, hier in der entfernten Gränzſtadt bei dem ruhigen Poſtdienſt ſo weit vom Schuſſe zu ſitzen. Er hatte gar keine Ahnung davon, welche Kampfbegierde in der Bruſt des ehemaligen Geſchützführers wogte. — „Hier iſt ein ganzes Paket Zeitungen," ſagte der Poſtſchreiber nach einer Pauſe, „ich habe ſie zufällig mitgenommen, und Sie können daraus den Gang der Begebenheiten leſen, es iſt eine merkwürdige Geſchichte, ganz unglaublich."

„Geben Sie her!" bat eifrig der Packmeiſter.

„Da ſind ſie, legen Sie's nur hin bis morgen, es iſt jetzt wahrhaftig Zeit, daß man ſich nach einem Bette umſieht. Der Kalbsbraten iſt verſchwunden, der Punſch ausgetrunken. — Ich habe gut gegeſſen und gut getrunken, Männeken, jetzt iſt es nicht mehr als billig, daß man nach dieſen Anſtrengungen dem ermatteten Körper einige Ruhe gönnt."

Doſe fand dieſes Begehren des Kameraden vollkommen gerechtfertigt; der ſchlaftrunkene Kellner aus der Paſſagierſtube wurde zum dritten Male herbei beſchieden, und da neben dem Poſtgebäude glücklicher Weiſe der erſte und beſte Gaſthof des Ortes lag, ſo hatte Tipfel nicht weit zu gehen und lag ſchon eine Viertelſtunde ſpäter in ſeinem Bette, ſchlief den Schlaf des Gerechten und ſchnarchte dazu, daß es klang, als ſeien ein Dutzend Schreiner beſchäftigt, die hartnäckigſten und dickſten Mahagoni-Blöcke zu durchſägen — lauter Aſtknollen.

Fünftes Kapitel.

Worin einiges von dem vergangenen Leben des Packmeisters vorkommt, sowie auch, welch großen Entschluß derselbe faßt. Der geneigte Leser macht schließlich die Bekanntschaft eines bayonnetfechtenden Postmeisters.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß Feodor Dose unverheirathet war; wer den Charakter und die erhabenen Gesinnungen, sowie das hochpoetische Gefühl dieses merkwürdigen Mannes etwas näher in's Auge gefaßt, wird unsere Ansicht vollkommen theilen, daß ein solch hochstrebender Charakter nicht dazu geschaffen ist, die Fesseln des Ehestandes zu tragen, ja, nicht einmal die Rosenketten der Liebe zu dulden. Dose hatte bei seinem fünfzehnjährigen Militärleben sowohl in dem Garnisons-Orte den Eroberungs-Versuchen unternehmender Köchinnen und beutelustiger Dienstmädchen siegreich widerstanden, als auch in den Cantonirungs-Quartiren den wirklich stattgehabten Anträgen einer Schulmeisters-Tochter und einer unversöhnlichen Steuerbeamten-Wittwe, die ihn als zweites Opfer zu einem langsamen Martertode liebevoll erkoren hatte. Als Dose den Militärstand verließ, war er vollkommen frei; kein weibliches Auge weinte ihm sanfte Thränen nach; seine Erinnerungen drückte nichts als eine leichte, aber dennoch verdrießliche Geschichte mit einer tugendhaften Wäscherin, deren Schlingen und Banden er sich nur durch den bündigen Ausspruch des französischen Gesetzbuches entzog, unter dessen Schutz er gelebt, geliebt und gesündigt.

Wir wollen aber mit dem eben Gesagten den geneigten Leser durchaus nicht auf die Vermuthung bringen, als sei Dose ein Weiberfeind, ein Verächter des schönen Geschlechts gewesen — im Gegentheil: Dose war galant, unternehmend, feurig, zuvorkommend; aber bei all diesen Punkten, die zur Angriffs-Theorie gehören, vergaß er das Hauptaugenmerk eines klugen Soldaten nicht und wußte

sich beständig einen klugen Rückzug offen zu halten. — Darauf fuhr er mit dem Eilwagen, wie wir bereits wissen; er reiste Tag und Nacht; er machte den edlen, fürsorglichen Ritter bei allen Damen, die sich seinem Schutze anvertrauten, er betrachtete sie als ein ihm übergebenes Heiligthum, als unverletzlich, kurz, wie alle übrigen ihm anvertrauten Poststücke und Briefe, die man ebenfalls nicht angreifen darf, nicht untersuchen, nicht durchlesen. Dose war zartfühlender Conducteur in der weitesten Bedeutung des Wortes; ja er stellte eines Tages den Antrag, die Post-Verwaltung möge ihm gestatten, die Hemm-Maschine seines Wagens ändern zu dürfen, indem er durch unvorsichtigen Gebrauch derselben — sie war nämlich neben ihm unten am Sitze angebracht — in unangenehme, leicht zu mißdeutende Berührungen mit seinen weiblichen Passagieren gerathen könne. Wir bezweifeln übrigens, ob die Post-Behörde dieses Zartgefühl verstanden, und glauben, daß die Hemm-Maschine an ihrem alten Platze blieb.

Da wurde Dose zum Packmeister befördert und kam hieher in diese entlegene Gränzstadt. Anfänglich versprach er sich von eben dieser nahen Gränze eine Menge romantischer und hochpoetischer Abenteuer, Schleichhändler-Romane, welche den Räuber-Geschichten so ähnlich sind, und dergleichen mehr. Doch fand er sich hierin, wie so oft im Leben, bitter getäuscht, und das Städtchen — sein jetziger Aufenthaltsort — gehörte zu den allerprosaischsten des Landes. Auch war die Lage durchaus nicht so malerisch, wie Dose's Phantasie dieselbe für eine Gränzstadt unbedingt verlangte. Da war kein wilder Wald mit tiefen Schluchten, durch welche die Schmuggler, gefolgt von riesenhaften Hunden, auf und nieder kletterten; da war nichts als nüchterne Fruchtfelder, und was sie hier einen Wald nannten, das war eine Gruppe von sechs Birken und einem Tannenbaum, in dessen Schatten die Honoratioren des Sonntags ihren Kaffee zu trinken pflegten.

Dose war hieher gekommen mit dem guten Vorsatze, Land und

Stadt umher wunderſchön zu finden. Er langte zur ſelben Nachtſtunde an, wie geſtern der Bombardier Tipfel, und als der Packmeiſter am erſten Morgen ſeines Hierſeins erwachte, fand er, daß der eben erwähnte Vorſatz gänzlich unausführbar wäre. Wir können nicht verſchweigen, daß Doſe's Gemüth hierüber ſehr betrübt war; ſein Geiſt brauchte Nahrung, ſeine Augen mußten etwas Schönes, Maleriſches ſehen, ſein poetiſches Gefühl drohte bei dieſer Fruchtfelder- und Birken-Proſa unterzugehen.

Dieſes Gefühl, verbunden mit der Erinnerung an ſeine früher ſo angenehm verlebte Militärzeit, hatte ihm bald ſeinen jetzigen Aufenthalt, ja, ſeine Stellung unbehaglich gemacht. Nur die Frage: was beginnen, wenn er den Poſtdienſt verließ? war ihm bis heute zu beantworten unmöglich geweſen. Da brachte der harmloſe Tipfel mit ſeinem Bericht von der Mobilmachung der ſo geliebten Artillerie-Brigade den ehemaligen Unteroffizier auf einmal mit ſich ſelbſt in's Klare.

Am andern Morgen ſchritt Doſe mit weiten Schritten in der Packkammer auf und ab. Er war in der Nacht wo möglich um einen Zoll gewachſen. Zuweilen blieb er vor den Paketen ſtehen, die ſo hübſch geordnet auf Haufen dalagen, wandte ſich aber alsbald wieder verächtlich davon ab, drehte ſich auf dem Abſatz herum, ſpuckte gelinde auf die Seite und ſagte zu ſich ſelber: „Das Vaterland ruft!“ — Und wie wir ſchon Eingangs dieſes Kapitels dem geneigten Leſer verſicherten, ſo feſſelte den Packmeiſter nicht das Geringſte an die kleine Gränzſtadt, was ihn verhindert hätte, dieſem Rufe Folge zu leiſten.

Der neue Poſt-Sekretär hatte ſich, weil er heute ſeinen Dienſt antreten mußte, ziemlich frühzeitig und ſeufzend dem Bette entwunden und ſortirte im Nebenzimmer Briefe und ſchrieb Begleitſcheine für die abfahrenden Conducteure, daß es eine Luſt und Freude war. Sein ſtilles, harmloſes Gemüth hatte mit großem Wohlgefallen das einſame, geräuſchloſe Städtchen begriffen und war glücklich.

Asyl gefunden zu haben, wo er ungeplagt von dem Geräusche der Welt, still betrachtend leben, d. h. essen, trinken und schlafen konnte.

Dose hatte schon mehrmals einen Schritt an den Schalter gethan, um dem Freunde mitzutheilen, was ihm auf dem Herzen liege. Doch hatte ihn bis jetzt der Respekt vor dem Vorgesetzten abgehalten, den ehemaligen Kameraden anzurufen. Glücklicher Weise aber für ihn legte der Sekretär in diesem Augenblicke die Feder nieder, rutschte äußerst langsam von seinem Stuhle herunter und trat an das Fenster, welches in die Packkammer führte. Dose näherte sich alsbald und bat ihn, einen Augenblick in das Nebengemach zu treten. Tipfel gehorchte, wenn auch langsam, und als er sich in dem Wachtzimmer auf dem großen Lehnstuhl niedergelassen, theilte Dose dem auf's höchste überraschten Postschreiber seinen Entschluß mit, den Civildienst zu verlassen und zur Batterie zurück zu kehren. Dieser, der so etwas gar nicht begreifen konnte, sah ihm besorgt in die Augen, ob sich nicht dort eine Spur aufkeimenden Wahnsinns entdecken ließe. Aber der Blick des ehemaligen Unteroffiziers war ruhig, groß, edel. „Das Vaterland ruft," sagte er, „und seinem Dienste auf dem blutigen Feld der Ehre werde ich mich treu und gewissenhaft widmen."

Dagegen ließ sich nun nichts einwenden; Tipfel war überhaupt viel zu faul, um sich die Mühe zu geben, Jemanden von einem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen; ja, nicht einmal sich selbst mochte er bei ähnlichen Veranlassungen Vorstellungen machen, und so kam es denn oft, daß man bei ihm für Charakterstärke ansah, was eigentlich nur übermäßige Faulheit war.

„Noch im Laufe des heutigen Morgens," fuhr der Packmeister fort, „werde ich mich zum Herrn Postmeister begeben, um demselben meinen Entschluß kund zu thun. Ich bin überzeugt, es wird ihm schmeicheln, daß einer seiner Beamten sich zum bevorstehenden Kriege bei der Armee meldet. Und wenn er auch hieran keine

große Freude hätte, ſo läßt er mich dennoch gern ziehen. Ich war ihm beſtändig ein großer Dorn im Auge, und es machte ihm einen großen Strich durch eine gewiſſe Rechnung, als ich hieher verſetzt wurde; denn meinen Poſten hatte er einem ſeiner Schützlinge verſprochen."

Lipſel, der den Entſchluß des Packmeiſters, ſeinen ſo behaglichen und angenehmen Poſtdienſt zu verlaſſen, für das größte Unglück anſah, das den ehemaligen Kameraden nur treffen könnte, hielt es für ſeine Pflicht, ihn wo möglich von dem Abgrunde zurückzuziehen, in welchen er mit gleichen Füßen ſpringen wollte, und hätte ihm zu dem Zwecke gern kräftige Gegenvorſtellungen gemacht. Doch lag er zu behaglich in dem alten Lederſtuhle, und es wäre in dieſem Augenblicke wahrhaftig zu parteilich gegen ſeinen Geiſt geweſen, ihn ſo ſehr anzuſtrengen, während der Körper behaglich ausruhte. Deßhalb begnügte er ſich mit der einfachen Frage: „Aber, Doſe, haben Sie das ſich auch reiflich überlegt?"

„Das werden Sie ſogleich ſehen," erwiderte ſehr ernſthaft der Packmeiſter. „Es iſt die Stunde, wo man den Poſtmeiſter ſprechen kann, und ich werde die Sache noch heute am Morgen in's Reine bringen, damit meiner Abreiſe — noch heute Abend — nichts entgegen ſteht."

Der Poſt-Sekretär hatte ſchon die Augen zu einem kleinen Schlafe geſchloſſen, ſonſt würde er ſich doch wohl laut verwundert haben. So aber begnügte er ſich mit einem gelinden Grunzen, welches vielleicht auch etwas heißen ſollte, was aber kein Menſch im Stande war, zu verſtehen.

Doſe ließ ſich unterdeſſen bei dem Poſtmeiſter anmelden und wurde auch ſogleich vorgelaſſen.

Dieſer war ein kleiner dicker Mann mit gewaltigem Bauch, den er des Morgens in einen rothſeidnen Schlafrock gehüllt hatte. Er war vordem Hauptmann bei der Infanterie geweſen, und da er dieſe Waffenart für die erſte unter allen anderen hielt, ſo wählte

er auch seine Beamten möglicher Weise darunter aus und war durchaus nicht zufrieden damit, daß man ihm zu Condukteuren, Wagenmeistern und dergleichen so viele Unteroffiziere von der Artillerie einschob. Der Postmeister hieß Dachsinger, eigentlich Freiherr von Dachsinger, obgleich weder auf der genauesten Post- noch Flurkarte die Güter verzeichnet waren, welche das Glück hatten, ihre Namen dem Namen des Postmeisters abgeben zu dürfen. Dessen ungeachtet hieß die Postmeisterin gnädige Frau und der sechsjährige Sprößling der kleine Herr Baron. Wir müssen aber dabei gestehen, daß letztere Benennung nicht vor den Ohren des Vaters gebraucht werden durfte; überhaupt war der Postmeister ein aufgeklärter Mann, sehr bekannt mit seinem Dienst und deßhalb außerordentlich geschätzt von seinen Vorgesetzten. Da aber kein Mensch auf dieser Welt vollkommen ist, so hatte auch der Herr von Dachsinger zwei Passionen, zwei schwache Seiten, zwei Stellen, wo er sterblich war. Das war erstens eine Leidenschaft für Singvögel aller Art, und zweitens eine ihm von der Infanteriezeit nachgebliebene Liebhaberei für das Bayonnetfechten. Letztere Kunst hielt er für die größte und wichtigste auf Erden. Sein Bedienter, ein ehemaliger Infanterist, mußte des Postmeisters Sohn darin unterrichten, und nebenbei gehörte es zu des Vaters liebsten Studien, wenn er sich ebenfalls diesem angenehmen Zeitvertreib widmen konnte.

Herr von Dachsinger hielt das Bayonnetfechten für die beste aller Vertheidigungsarten, und er war fast daran, zu glauben, dieselbe könne, wie einen Säbelhieb oder Lanzenstich, beinahe eine feindliche Kugel abwehren. Er hatte schon einmal daran gedacht, bei der General-Post-Direktion darauf anzutragen, sämmtliche Conducteur-Stellen mit des Bayonnetfechtens kundigen Leuten zu besetzen, um etwaigen Raubanfällen kräftig begegnen zu können; nebenbei aber auch, um es einem Artilleristen oder Kavalleristen unmöglich zu machen, eine Condukteur-Stelle zu erhalten.

Der Poſtmeiſter war, als Doſe ſich anmelden ließ, gerade im Begriff, ſeinen Singvögeln ein Frühſtück zu reichen, und er ließ den Packmeiſter augenblicklich eintreten. Dabei rauchte der Herr v. Dachſinger aus einer langen Pfeife, wie er beſtändig zu thun pflegte, und dieſe ſehr lange Pfeife hatte einen doppelten Zweck: denn wenn er auf und ab ging oder mit Jemand ſprach, ſo gebrauchte er ſie nebenbei, um die Griffe des Bayonnetfechtens mit derſelben durchzumachen.

Sobald Doſe eintrat, nahm der Poſtmeiſter eine Stellung zur Abwehr ein, indem er die Pfeife vor die Bruſt hielt, das Mundſtück nach oben. Doſe trat militäriſch grüßend näher, worauf der Poſtmeiſter dieſen günſtigen Moment nicht vorbeigehen laſſen konnte, ohne gegen die Bruſt des Untergebenen einen Ausfall zu machen. Aus der erſten Stellung ging er in einen Quartſtoß über, ſprang darauf in eine kunſtgerechte Abwehr, nahm alsdann die zweite Stellung an und ſchulterte hierauf ruhig ſeine Pfeife.

Dieſe Manöver, die Doſe längſt kannte, waren nicht im Stande, ihn einzuſchüchtern, ja, ſie ermuthigten ihn; denn er wußte, daß der Poſtmeiſter ſich bei ſolchem Benehmen in recht guter Laune befand.

„Der Herr Poſtmeiſter werden verzeihen," ſagte der Untergebene, „ich bin gekommen, um eine große Bitte vorzutragen."

Herr von Dachſinger that ein paar mächtige Züge aus der Pfeife und nahm dieſelbe alsdann leicht zur Abwehr vor ſich hin.

„Der Herr Poſtmeiſter werden wiſſen," fuhr der ehemalige Unteroffizier fort, „daß da unten im Lande, wenn ich mir erlauben darf, mich ſo auszudrücken, der Teufel los iſt."

„Ja, allerdings!" antwortete der alſo Angeredete, und machte dabei einen wüthenden Ausfall mit Terzſtoß nach links.

„Die Armee wird auf den Kriegsfuß geſetzt, die Artillerie-Brigaden mobil gemacht, und man verlangt nach tüchtigen und langgedienten Unteroffizieren."

„Ja, es wird was geben," versetzte eifrig der Herr v. Dachsinger, „und dann passen Sie auf, mein lieber Dose, welchen unsäglichen Nutzen es haben wird, daß unsere Infanterie so vertraut mit dem Bayonnetfechten ist. Die feindliche Kavallerie wird hiedurch ganz unschädlich. Haben Sie mich schon gesehen mit zwei Reitern fechten? Ich glaube, ich habe das einmal ausgeführt, so lange Sie da sind; sich zwei Husaren vom Leib zu halten, ist keine Kleinigkeit. Ohne Schuß — wohl verstanden! Denn mit Schuß nehme ich es mit dreien auf. —. Haben Sie mich damals fechten sehen?"

„Zu Befehlen, Herr Postmeister," antwortete Dose. „Ich erinnere mich dieses Ereignisses."

„War freilich nur kleine Arbeit," fuhr der Chef fort. „Keine gewandten Leute, keine flüchtigen Pferde; aber doch sah man deutlich den Segen dieser Fechtart."

Dose pflichtete den Worten des Vorgesetzten eifrigst bei, obgleich der Vorfall, den derselbe erwähnte, ihm damals keinen überaus günstigen Begriff von dem Bayonnetfechten beigebracht hatte. Zwei Postillone, ehemalige Trainsoldaten, auf halb lahmen und ganz blinden Pferden hatten natürlicher Weise mit der größten Schonung und Vorsicht gegen ihren Vorgesetzten manövrirend mit diesem gefochten.

„Man wird das erleben," sagte ernst der Postmeister, nachdem er seine Pfeife geschultert, „man wird noch so weit kommen, der Artillerie ebenfalls die Gewehre wieder zu geben und sie ebenso genau in dieser Fechtart zu unterrichten, wie in dem Bedienen ihrer Geschütze. — — Aber was haben Sie von mir gewollt? — Lassen Sie hören!"

„Ich erlaube mir, dem Herrn Postmeister zu sagen, daß ich gehört, man suche, namentlich bei der Artillerie, alte, gediente Unteroffiziere für den Dienst wieder zu gewinnen; deßhalb geht meine unterthänige Bitte an den Herrn Postmeister, mir einen vierzehn-

tägigen Urlaub nicht verweigern zu wollen, damit ich nach C. reisen kann zu meiner Brigade und dort den Versuch machen, ob man mich wieder aufnimmt und einstellt."

„Ah!" erwiderte ihm rasch der Postmeister und berührte mit einem Quartstoß sanft die Brust seines Untergebenen, „das nenne ich mir einen löblichen Vorsatz!"

„Und werden mir der Herr Postmeister diesen Urlaub nicht verweigern?"

„Wo denken Sie hin! das hieße ja gefrevelt gegen den Wunsch Sr. Majestät unseres allergnädigsten Königs; solche wackere Männer zurückzuhalten, wäre ja eine Sünde!"

Herr v. Dachsinger dachte neben diesen Worten, die ihm wirklich von Herzen kamen, auch daran, wie angenehm es sein würde, alsdann die Packmeisterestelle mit einem des Bayonnetfechtens kundigen Infanterie-Unteroffiziere besetzen zu können.

Er schulterte seine Pfeife und ging einigemal im Zimmer auf und ab, immer dicht an den Wänden und tief in Gedanken. Plötzlich aber traversirte er das Zimmer und trat vor den Packmeister hin, die Pfeife hoch gehalten, zum Anschlag bereit, wie es ein vorsichtiger Tirailleur zu machen pflegt, der sich einem verdächtigen Gebüsche naht. „Teufel, Teufel!" sprach er nach einer Pause, „da fällt mir eben ein, daß es mir unerklärlich ist, woher Sie so genau wissen können, daß es drunten im Lande einigermaßen Spektakel gibt. Wir halten doch hier so gut wie gar keine Zeitungen, und außerdem war ich bemüht, keine Nummer auszugeben, worin sich etwas befindet, das den Leuten ihre Köpfe aufregen könnte. — Haben Sie Briefe?"

„Das nicht," entgegnete Dose etwas beunruhigt. „Doch traf gestern einer meiner Bekannten hier ein, der neuernannte Post-Sekretär."

„Und der hat Ihnen diese Neuigkeit mitgebracht?" fragte eifrig der Vorgesetzte, wobei er seine Pfeife mit beiden Händen rasch

und so eilfertig und heftig erhob, als parire er einen kräftigen Säbelhieb. „Ich muß mich da vorsehen!“ sagte er. „Zum Teufel auch! das könnten wir hier brauchen, wenn die Post-Sekretäre selbst sich unterfingen, dergleichen Nachrichten zu verbreiten! Tipfel ist von der Artillerie; ich möchte sagen, leider, und läßt sich deßhalb leicht zu raschen Handlungen hinreißen. Wäre er Infanterist, so würde er das Bayonnetfechten studirt haben, und diese Kunst, mein lieber Dose, gibt dem Mann etwas Verschlossenes, etwas Umsichtiges; sie wird bei einem braven Manne zur Leidenschaft und geht so zu sagen in Fleisch und Blut über. Ein echter Bayonnetfechter ist immer gerüstet, er schaut beständig rechts und links!“ — Der Postmeister that also. — „Ja, zuweilen hinter sich! — Er wandte seinen Kopf mit einer erschrecklichen Geschwindigkeit um. — „Er ist immer auf seiner Hut, stets fertig zum Ausfall nach rechts, nach links, nach vorwärts, nach rückwärts. — So!“ — Und während Herr v. Dachsinger das sprach, sprang er mit einer merkwürdigen Behendigkeit in die Höhe, stieß mit der Pfeife nach allen Seiten, so daß Dose einen Schritt zurücktrat, wandte sich dann plötzlich um, um einen Feind hinter sich niederzustechen, wobei aber die Tabaksasche umherflog und der rothseidene Schlafrock malerisch umherwallte.

Dose kannte die Ausbrüche seines Chefs und blieb vor ihm stehen mit einer unerschütterlichen Ruhe.

„Ich werde,“ fuhr Herr v. Dachsinger nach einem augenblicklichen Stillschweigen, in welchem er Athem schöpfte, fort, „dem Herrn Tipfel den Rath geben, einigen Unterricht bei mir zu nehmen. Sie, lieber Dose, haben das leider versäumt. Nun, Sie müssen sehen, wie Sie sich ohne Bayonnetfechten durch dieses Leben zu schlagen im Stande sind. Ihren Urlaub sollen Sie haben, dazu ein Empfehlungsschreiben an den mir unbekannten Chef Ihrer Brigade, sowie die Erlaubniß, bei Ihrer Reise den Packwagen zu benutzen. — Gehen Sie mit Gott, und sollten Sie je in den Fall kommen, irgend einem

jungen Manne, der zum Militär eintreten will, einen heilsamen Rath geben zu müssen, so denken Sie an mich, und haben Sie Selbstüberwindung genug, diesem jungen Manne, zu versichern, daß das Bayonnet die erste aller Waffen ist. — Leben Sie wohl!"

Dose ergriff gerührt die dargebotene Hand seines Chefs, hatte Takt genug, den Singvögeln rings umher zum Abschied einen wehmüthigen Blick zu schenken, dann wandte er sich echt militärisch um, und sah, während er abging, wie Herr v. Dachsinger es nicht unterlassen konnte, mit der Pfeife einen so wüthenden Stoß nach seinem Rücken zu führen, daß ihm im Falle des Ernstes das Bayonnet mindestens drei Zoll vorn zur Brust heraus gedrungen wäre.

Der Packmeister traf nun seine Anstalten zur Abreise; er ließ unter der Obhut Tipfel's die Reichthümer, so er sich im Postdienst erworben, als ein paar lange Pfeifen, Filzschuhe, wenige Civilkleider und Postuniformen, Schiller's Gedichte und den höllischen Proteus. Seine Leibwäsche packte er in einen kleinen Mantelsack, das Manuscript seiner eigenen Gedichte in eine Putztasche, und Abends um acht Uhr — der Packwegen ging erst um Neun — zog Dose mit einem gewissen behaglichen Schauer seine Unteroffiziers-Uniform der siebenten Artillerie-Brigade, die er wie eine Reliquie aufbewahrt hatte, an. Dann umarmte er den Bombardier Tipfel, welcher den Versuch machte, sehr betrübt auszusehen, stieg zu dem Condukteur in das Cabriolet des Gepäckwagens und rasselte mit demselben zum Thore hinaus.

Sechstes Kapitel.

Ein kurzes, aber doch wichtiges Kapitel; — handelt von einer Bürgerwehr-Wachtstube.

Der April hat seine Launen — ein wahrer Spruch, den keiner der geneigten Leser bezweifeln wird. Es gibt Monate dieses Namens voll Aprilwetter, die sich in der angenehmen Abwechselung zwischen Regen und Schnee, Hagel und Frost gefallen. Es gibt aber auch wieder andere, welche als Vorboten des Frühlings ein süßes Gesicht machen, welche Blumen und Gräser verführen, ihre Köpfe neugierig emporzustrecken, und welche die Lerchen veranlassen, jubilirend in die Höhe zu steigen, als sei es Mai und Juni und niemals Winter gewesen.

So gelaunt war der April, in welchem wir uns erlauben, im Verlauf unserer Abenteuer den Leser in eine herrliche Gegend zu führen, wo an den grünen Ufern des Rheines sich am Fuß dunkler steiler Felsen ein Städtchen hinschmiegt, ein Städtchen von wenig neuen Häusern und vielen alten, mit spitzen Giebeldächern, seltsam geformten Schornsteinen und weiten Einfahrten, die für das jetzige Leben nicht recht mehr zu passen scheinen. Rings herum laufen Mauern, theils gut erhalten, mit Zinnen versehen, theils eingestürzt und sich alsdann nur wenige Fuß über den Boden erhebend. Diese Mauern umfangen das Städtchen wie mit einem steinernen Gürtel, und da sie hinter den Häusern zusammen laufen und sich zu einem alten Schlosse, das droben auf der Bergwand liegt, hinaufziehen, so sieht es gerade aus, als sei es eine Zierde, welche die alte Ruine droben an zwei gewaltigen steinernen Ketten recht kokett in das Thal herabhangen lasse.

Die Schloßruine ist von ziemlichem Umfange, aber Alles an derselben bunt und malerisch über einander gestürzt. Thürme von der Gewalt des Pulvers gesprengt und von Alter geschwärzt, bestehen nur noch aus großen Steinbrocken, durch uralten Mörtel und Kalk

verbunden. Die Gräben sind ausgefüllt mit dem Schutt der Mauern, und von den Schloßgebäuden, die hier existirt haben, steht nur noch ein einziger hoher Giebel, der vor dem Falle durch eine riesenhafte Eiche geschützt ist, welche unter seinem Schutze emporgewachsen, nun ihm wieder als Schutz und Stütze dient. Dazwischen wuchert überall Strauchwerk, Unkraut und Epheu, welch letzteres in langen Linien über die Steinhaufen zieht und sich hier und da an einem noch stehen gebliebenen Mauerwerk emporrankt.

Nach dem Städtchen, dem Rheine zu, fällt die Bergwand ziemlich steil ab, und ist hier wenig von ehemaliger Fortifikation zu sehen; nach dem Lande zu aber, das fast eben bis zu den Thoren des Schlosses liegt, sind die oben erwähnten früher tiefen Gräben, sowie Ueberreste von Brückenpfeilern, ein Stück Thorbogen und neben demselben ein ziemlich erhaltenes Gewölbe, das man restaurirt hatte, indem man es mit einem einzigen kleinen Fenster versehen, sowie mit einer Thür, die man sogar verriegeln konnte. Wegen des schönen Wetters aber, von dem wir vorhin sprachen, steht diese Thür weit offen und zeigt ein ziemlich kahles Gemach, dunkle Steinwände, an denen als einzige Verzierung eine schlechte Lithographie prangt, die einen Mann vorstellt, auf dem Kopfe einen Schlapphut mit großer Feder, angethan mit einer Blouse, an den Füßen Wasserstiefel mit dicken Sohlen, einen Säbel an der Seite, Pistolen und Dolch im Gürtel. An Möbeln sind hier ein Tisch und einige Stühle vorhanden.

Obgleich glänzender Sonnenschein auf Berg und Thal lag und die erwachte Natur tief in Frieden athmete, sah man doch auf dem freien Platze vor der Ruine und jenem alten Gewölbe seltsame kriegerische Vorkehrungen. Da befanden sich Leute in Gruppen von acht bis zehn Mann, die von andern Leuten geplagt wurden, jene zierlichen Wendungen zu machen, welche man Links- und Rechtsum nennt. Da waren Andere, die sich verzweifelte Mühe gaben, sich gerade zu strecken, die Brust heraus und den Bauch

hinein zu drücken, die Naſe ſehr hoch zu halten und krampfhaft ein Gewehr zu faſſen, das ihren Bewegungen ſo gar nicht gehorchen zu wollen ſchien. Es war dies eine eigenthümliche Spielerei, die aber mit großem Ernſt und mit ſeltener Gutmüthigkeit betrieben wurde, mit einer Gutmüthigkeit, welche das vortrefflichſte Zeugniß ablegte von dem guten kameradſchaftlichen Verhältniß, in dem Commandirende und Commandirte zu einander ſtanden. Man ſah den guten Willen an den entſetzlich geſtreckten Beinen, an der furchtbar herausgedrückten Bruſt, an der Höhlung, die hiedurch hinten auf dem Rücken entſtand, ſowie namentlich an den Schweißtropfen, die zahlreich von den Geſichtern der Betheiligten herab floſſen. Aber trotz allen dieſen Leiden bemerkte man auch deutlich eine ungeheure Genugthuung in den Mienen dieſer alten Rekruten, das Bewußtſein, für eine wichtige Sache zu exerciren, und dazu die freudige Hoffnung, morgen vielleicht ſelbſt nach freier Wahl als Commandirender dort zu ſtehen. Dieſe Ausſicht ließ auch eine ſtrenge Disciplin nicht zur gehörigen Reife gedeihen. Wohl fuhr hie und da einer der Exercirmeiſter mit einem gutgemeinten „Kreuzdonnerwetter“ dazwiſchen, doch hatte dieſer Ausdruck oftmals nur den einzigen Erfolg, daß der alſo Angeredete im Gliede den Kopf herumdrehte und leicht erwiderte: „Dös Schimfen könne Se ſich verſpare, Herr Rottemöſter!“

Das ging denn ſo eine Zeit lang fort, dann aber nahm das Exerciren für heute, wie Alles auf dieſer Welt, ein Ende, worauf die vierzig Mann, die dieſes Geſchäft betrieben hatten, eine impoſante Macht bildend, als Bataillon in einer Linie mit zwei Gliedern aufmarſchirten. Ungefähr zwölf Offiziere und Unteroffiziere vertheilten ſich zwiſchen und hinter der Front, und ein junger Mann von etwa ſechsunddreißig Jahren mit großem, blondem Bart, Schlapphut und Hahnenfeder, ſtellte ſich als Major vor der Front auf, zu ſeinen beiden Seiten zwei Hauptleute ohne Compagnieen und hinter

dieſen zwei Adjutanten, natürlicher Weiſe unberitten, aber mit vielverſprechenden Sporen an den Abſätzen.

„Bataillon — ſtillgeſtanden!“

Das Bataillon rührte ſich nicht, d. h. es ließ trotz dieſes Commandowortes keine Aenderung in dem harmloſen Natur-Zuſtande eintreten, in welchem es ſich vorher ſchon befunden. Dort kratzte ſich Einer am Kopfe, hier Einer anderswo; Der nahm das Gewehr auf die rechte Schulter, weil ihn die linke ſchmerzte, Jener hatte es ſogar bei Fuß geſtellt, da er im Augenblicke beſchäftigt war, ſeine Naſe zu putzen.

Der Major vor der Front überſchaute das Bataillon mit Wohlgefallen; er blickte die beiden Hauptleute an, als wollte er ſagen: Seht hin und erſtaunt. Dann rückte er den Hut noch etwas weiter auf das rechte Ohr, legte die Hände auf den Rücken zuſammen und ſprach: „Bürger und Wehrmänner! der lobenswerthe Eifer, mit welchem ihr die Muskete in die Hand nahmet und euch in Reih' und Glied ſtelltet, um einer verwilderten Soldateska zu zeigen, daß der freie Mann in wenig Tagen das erlernt, wozu der Geknechtete Jahre braucht, iſt, wie wir Alle ſehen, von beſtem Erfolge gekrönt worden. Ihr ſteht da, obgleich an Zahl gering, doch eine Achtung gebietende Macht, eine Hand voll Krieger, mit der ich, euer Major, unter dem Bewußtſein der gerechten Sache, gegen ein ganzes Regiment Söldner mich aufzuſtellen anheiſchig machen würde. Es lebe das Bataillon!“

„Hoch!“ ſchrieen die vierzig Mann.

„Es lebe der Herr Major!“ riefen die beiden Hauptleute.

„Hoch!“ antwortete das Bataillon.

„Es leben die Hauptleute!“ ſchrie der Major.

„Hoch!“

„Es leben die Lieutenants und Unteroffiziere!“ rief nun der Flügelmann.

„Hoch!“ ſchrieen der Major, die Hauptleute und die übrige

Mannſchaft, wobei der kleine Tambour auf ſeiner Trommel wirbelte und lauter als alle Uebrigen ſchrie, bis er braun und blau im Geſicht wurde.

„Bürger und Wehrmänner!“ fuhr hierauf der Major fort. „es liegt uns heute noch die Pflicht ob, ſtellvertretende dritte und vierte Hauptleute, einen Bataillons-Schreiber und zwei Feldwebel zu erwählen. Hiezu iſt heute Abend Verſammlung im Grünen Baum.“

„Sehr gute und billige Weine,“ ſchallte eine tiefe Stimme, die dem Wirthe zum Grünen Baum angehörte, aus dem Bataillon.

„Wir ſind jetzt fertig,“ nahm wieder der Major das Wort, „das Bataillon kann in die Quartiere zurücktreten; nur wünſchte ich, daß die zweite Compagnie noch ein wenig Wachtdienſt übte und einen Unteroffizier und drei Mann hergäbe zu der ſo nothwendig befundenen Beſetzung des alten Schloſſes.

„Aber, Herr Major,“ ließ ſich eine Stimme aus dem Bataillon vernehmen, „ich glaube, wir könnten das alte Schloß ohne Wache laſſen. Da trägt uns Niemand einen Stein weg.“

„Die Landes-Vertheidigungs-Commiſſion,“ verſetzte würdevoll der Commandant, „hat den Befehl gegeben, und dieſer Befehl iſt nicht ohne Grund. Irgend ein Feind könnte ſich des alten Schloſſes bemächtigen, ſich da feſtſetzen und ſo unſere freie und getreue Stadt dominiren.“

„Ach, gehen Sie doch, Herr Major!“ ließ ſich eine andere Stimme vernehmen: „das glauben Sie ja ſelbſt nicht. Ich für meine Perſon habe auch keine Zeit, heute Wache zu ſtehen.“

„Ich auch nicht! — Ich auch nicht! ſchrie ein Dutzend anderer Stimmen.

Und die Hauptleute und Lieutenants zuckten die Achſeln.

„Es wäre am beſten,“ flüſterte einer der Adjutanten ſeinem Chef zu, „daß man wie auch geſtern, Freiwillige zur Wache aufriefe.

Es iſt viel im Felde und in den Weinbergen zu thun: wenn wir ſtreng ſind, ſo ſpielen die Leute morgen nicht mehr mit."

„Meinetwegen!" entgegnete der Major. „Alſo Freiwillige zur Wache vor! Ein Unteroffizier oder Gefreiter mit drei Mann!"

„Meiſter Kaspar! Meiſter Kaspar! ſchrie es durch die Reihen des Bataillons.

„Wird man von der Bataillons-Kaſſe verköſtigt?" fragte eine feine Stimme aus der hinterſten Reihe des linken Flügels.

„Das verſteht ſich von ſelbſt," antwortete der Major. „Es wird das gehalten wie immer — aus der Kriegs-Kaſſe."

„Dann laſſe ich mir's gefallen!" erwiderte die feine Stimme. Und der Träger derſelben, ein kleiner, etwas gebrechlicher Mann, wand ſich durch die Reihen des Bataillons und trat vor die Front.

Dies war Meiſter Kaspar, ſeines Zeichens ein Schneider. Doch war ihm der Patriotismus in das Geſchäft geſchlagen, und ſeine Kunden, obgleich ſehr zufrieden mit ſeinen hochherzigen und edlen Geſinnungen, waren es nicht mit den langen Stichen ſeiner Nähte und wandten in ihrer Engherzigkeit ihre Kundſchaft einem reactionären Collegen zu, während aber ihr Herz warm und brüderlich für Meiſter Kaspar zu ſchlagen fortfuhr.

Die Folge hiervon war, daß Meiſter Kaspar nach und nach verlumpte, und dadurch entwickelte ſich bei ihm ein immer größerer Patriotismus, ja eine wahre Blutgier, weßhalb er denn auch gern die Wache im alten Schloſſe bezog, auf einen Feind hoffend, der ſich ihm zur Vernichtung entgegen ſtellen werde.

Die noch fehlenden drei Mann zur Wache wurden aus dem kleinen Tambour rekrutirt, aus den Kuhhirten-Subſtituten, der zu gleicher Zeit ſein Vieh und einen zu erwartenden Feind beaufſichtigen konnte, und endlich aus einem Schreiber-Gehülfen des Notars, der augenblicklich nichts zu thun hatte und das Wachtbuch beſorgen ſollte, wofür er nicht auf Poſten zu ziehen brauchte.

So war dieſer Landestheil vor Ueberfall vollkommen geſchützt

und der Major schickte sein Bataillon beruhigt nach dem Städtchen zurück. Das Gewehr wurde geschultert, die Arme brüderlich verschränkt, und so zogen sie hinab in langer Linie, eine Fahne voran und sangen:

Gebt nur eure rothen Räubermäntel her;
Das gibt rothe Hosen für ein freies Heer.
Wir brauchen keine Fürsten und keinen Adel mehr: —
Alles sei verschmolzen zu einem freien Heer.

Je mehr sich der Lärm in's Thal hinab zog, desto ruhiger wurde es droben auf der Schloßruine. Meister Kaspar zog sich mit dem jungen Schreiber in das Gewölbe zurück, der Tombour tremulirte melancholisch auf seiner Trommel, und der junge Kuhhirt hatte auf einem kleinen Vorsprunge, wo er weit in das Land hinein sehen konnte, den Posten bezogen. In der Hand hatte er die Muskete, und er untersuchte sorgfältig die Schärfe des Bayonnets.

Parole war: Frankfurt am Main! das Feldgeschrei: Halt oder stirb!

Siebentes Kapitel.

Der Packmeister Dose zieht ruhig seines Weges, wird aber für ein ganzes Armee-Corps gehalten und veranlaßt einen fürchterlichen Alarm.

Mittlerweile hatte es sich gefügt, daß der Unteroffizier Dose den Packwagen, in dem er zwei Nächte und einen Tag gefahren war, verließ und des schönen Wetters halber, auch weil die Fahrstraße beständig im Zickzack bergauf und bergab lief, zu Fuß seinen Weg fortsetzte, um, das Land so gerade wie möglich durchschneidend, desto eher die Ufer des Rheines zu erreichen. Er wandelte so im

Sonnenglanze dahin, voll ſchöner Hoffnungen, voll kühner Plane für die Zukunft. Seit er unterweges war, hatte er es für nothwendig gefunden, ſich ernſtlich mit politiſcher Literatur zu beſchäftigen, und ſah nun, daß im Vaterlande, noch mehr aber in den Nachbarſtaaten deſſelben ſich Manches veränderte.

Nicht ein einziges Mal beſchlich ihn der Gedanke, es ſei doch vielleicht von einem ſo alten Menſchen leichtſinnig, eine geſicherte Exiſtenz verlaſſen zu haben, um auf's Gerathewohl zu ſeiner Batterie zurück zu kehren, ungewiß, ob dort ein Platz für ihn offen ſei oder nicht. — Aber zurückgewieſen konnte Feodor Doſe nicht werden, deſſen war er feſt überzeugt. Ihm graute nur vor dem Gedanken, daß man ihn vielleicht einer Munitions-Colonne oder einer Fuß-Batterie zutheilen könnte. — Einer Fuß-Batterie! Der Gedanke allein machte ihn nachſinnend und verdüſterte auf einen Augenblick ſein Gemüth. Er ſollte den Schleppſäbel ablegen und die Cartouche, er ſollte Leute commandiren mit weißleinenen Hoſen ſtatt dem glänzenden Lederbeſatz, Fuhrleute mit Käſemeſſern an der Seite?! — O nein! So hart würde ihn das Schickſal nicht beſtrafen. Er hatte von jeher gegen das Marſchiren eine Antipathie gefühlt, und ſein heutiger ziemlich langer Spaziergang über endloſe Halden und Felder war nicht im Stande, dieſelbe zu vermindern.

Man hatte ihm am Morgen geſagt, bei rüſtigem Ausſchreiten werde er zu guter Zeit Nachmittags den Rhein erreichen, um alsdann auf einem Dampfboote bequem weiter hinabfahren zu können, und obgleich er ſehr große Schritte gemacht, auch zur Mittagsſtunde nur ein wenig geraſtet, ſo begann ſich doch ſchon die Sonne zu ſenken, und er ſah noch immer nichts vor ſich, als eine weite, wellenförmige Ebene. Wenn es möglich geweſen wäre, daß Doſe's Muth ſich hätte vermindern können, ſo wäre das vielleicht geſchehen. Aber unverdroſſen ſchritt er darauf los — und ſo möchte es vier Uhr Nachmittags geworden ſein, als er einem Bauer begegnete, der ihm auf

ſein Befragen einen dunkeln Streifen am Horizont zeigte, das Ziel ſeiner Wünſche — das erſehnte Rheinthal.

Nachdem Doſe noch eine halbe Stunde weiter gewandert war, ſo daß er in der That erkennen konnte, vor ihm erleide das bisher einförmige Terrain eine Unterbrechung durch Felſen, Wald und Schluchten, als er ferner zu ſeiner unausſprechlichen Freude gerade vor ſich die Ruine eines alten Schloſſes entdeckte, das Wahrzeichen des romantiſchen Rheinſtromes, da ſchwoll ſein Herz an, von einer unausſprechlichen Freude erfüllt. Vergeſſen war der langweilige Poſtdienſt mit Paketen, Adreſſen und Deklarationen, vergeſſen jenes einſame Grenzſtädtchen, verblichen die Bilder all der Pack- und Poſtwagen, und alte, ſüße Erinnerungen ſtiegen in ſeiner Bruſt empor; er ſah in ſeinem Geiſte die Rheinſtädte, die er luſtig und wohlgemuth durchzogen, er ſah den Wein im grünen Römer blinken, vor ſeinem Ohre vorbei klirrte und raſſelte die alte Batterie, die Pferde ſchnaubten und ſchüttelten ſich, in den engen Gaſſen dröhnten die ſchweren Stücke auf dem Pflaſter, neugierige Mädchengeſichter blickten aus alten, grauen Häuſern vor, er ſelbſt — Doſe, der Geſchützführer, hatte ſtolz die rechte Hand auf die Hüfte geſtemmt und zog wie ein römiſcher Triumphator, während die Kanoniere ſangen:

Friedrich Wilhelm ſaß im Wagen,
Zog mit uns in's Feld,
Ueber ſieben Jahr wollen wir Frankreich ſchlagen,
Luſtig und fröhlich ſein, Juchhe!
Luſtig und fröhlich ſein.

Dieſe Erinnerungen überwältigten den langen Feodor; er ließ ſich am Rande eines kleinen Grabens nieder, und da er ſich dabei zufällig auf etwas Hartes ſetzte, ſo erinnerte er ſich ſeiner Gedichte, die er in die Taſche geſteckt hatte, zog ſie hervor und las mit Begierde, zum Gott weiß wie vielten Male, ſein vortreffliches, nie genug gewürdigtes Gedicht: Auf der Wacht.

Während Doſe ſo, halb liegend halb ſitzend, in ſeiner Vergangenheit wühlte, ſaß ihm auf einer Entfernung von einer halben Stunde der Poſten der alten Schloßruine gegenüber und beſchäftigte ſich ſehr mit der Gegenwart. Dießmal war der kleine Tambour aufgezogen und verzehrte, die Trommel neben ſich, ein großes Stück Brod mit Käſe. Dabei hielt er ſcharfen Lugaus, und ſo kam es denn, daß er, von der Sonne begünſtigt, endlich die glänzenden Knöpfe von Doſe's Uniform entdeckte. Der Tambour ſchrak ordentlich zuſammen, da nahm er ſeine Trommel auf, ſchlug einen kleinen Wirbel, worauf augenblicklich der Wacht-Commandant erſchien mit dem Schreiber und dem Kuhhirten.

Richtig, es ließ ſich nicht läugnen, daß ſich dort über die Ebene heran etwas Verdächtiges bewege. Meiſter Kaspar, der früher viel in Uniformen gearbeitet, ſtrengte ſeine Augen übermäßig an, dann erbleichte er gelinde, machte mit der Hand ein Zeichen zum Stillſchweigen und ſagte: „Artillerie!“ Doch erholte ſich der Schneider bald wieder von ſeiner erſten Beſtürzung und traf ſeine Anſtalten wie ein kluger Feldherr. Der Lauerpoſten wurde in das Gemäuer zurückgezogen, der Schreiber verfaßte einen Bericht an das General-Commando drunten im Städtchen, und der Gehilfe des Kuhhirten wurde beauftragt, dieſe Depeſche in der ſchnellſten Gangart dem Commandirenden zu überbringen.

Der Bericht lautete ungefähr: „Schloß Steineck, am 4. April. Auf Poſten bis vor wenigen Augenblicken nichts Neues, gegenwärtig aber Entdeckung eines verdächtigen Feindes, der gegen uns heranzieht. Zahl und Stärke ſind unmöglich anzugeben, da ſich bis jetzt erſt die Vorpoſten entwickelt haben. Der unterzeichnete Wacht-Commandant hat ſich aber durch den Augenſchein überzeugt, daß ſich bei dem heranziehenden Armee-Corps auch Artillerie befindet.“

Wir müſſen geſtehen, daß der Kuhhirt dieſe Depeſche zitternd dem Major überbrachte, daß der Major ſie bebend las, daß die Hauptleute ſchauderten, und daß ſämmtliche Lieutenants einen weh-

müthigen Blick gegen den blauen Abendhimmel richteten, einen Blick, in dem deutlich zu leſen war: „Herr, dein Wille geſchehe!“

Darauf wirbelte der ältere Tambour dumpf und geheimnißvoll das Zeichen zum Appel durch die Straßen des Städtchens, auf welche ſich ſchon die Abendſchatten niederließen. Das Bataillon trat nicht vollzählig zuſammen; aber durch die Reihen deſſelben ging die Schreckenskunde von dem, was droben geſchehen. Man geſtand ſich achſelzuckend, daß Meiſter Kaspar jetzt ſchon viele Chancen habe, für das Vaterland gefallen zu ſein, man ſteckte die Köpfe zuſammen und beſchloß, dem Feinde, der mit ſo großer Uebermacht daher komme, ſpähend entgegen zu gehen, und dieſes Geſchäft ſollte von dem Major und den Hauptleuten in eigener Perſon vollführt werden. Hiermit war die übrige Mannſchaft vollkommen zufrieden, beſchloß aber, auf alle Fälle beiſammen zu bleiben, erwählte den grünen Baum zum Hauptquartier und verſchanzte ſich dort — — hinter Flaſchen und Gläſer.

Der Major und die beiden Hauptleute ſtiegen den Schloßberg hinan, und es war, als ſeien ſie von einem gleichen Gefühle beſeelt, denn ſie nahmen ſtillſchweigend die rothen Federn von ihren Hüten, ſteckten die gleichfarbigen Schärpen ſorgfältig in die Taſche, und nahmen den bis daher ſo martialiſch umgeſchnallten Degen leicht in die Hand, wie eine Sache, deren man ſich bei vorkommender Gelegenheit zu entledigen veranlaßt ſehen könnte.

Der Wacht-Commandant droben hatte ſeine beide Untergebenen zu ſich in die Wachtſtube genommen und ſich darin verſchanzt ſo gut wie möglich, den Tiſch vor die Thüre gerückt, Bänke und Stühle darauf geſtellt, vor allen Dingen aber die Lithographie von der Wand entfernt, welche jenen wild ausſehenden Mann mit dem großen Bart und Hut vorſtellte. Es war von Meiſter Kaspar nicht vorſichtig, ſich ſo der Gefahr bloß zu ſtellen, im eigenen Hauſe gefangen zu werden. Doch war der Moment zu überwältigend für

ihn; er verlor seine gewöhnliche Umsicht, er verläugnete in diesem Augenblick ganz und gar sein Feldherrn-Talent. Der Schreibergehülfe ward in eine schießschartenähnliche Oeffnung gestellt, die sich neben dem Eingange befand, der Tambour an das einzige Fenster des Gewölbes, durch welches man hinab auf den Rhein und das Städtchen sehen konnte. Der Erste sollte den anrückenden Feind beobachten, der Zweite nach der sehnlichst erwarteten Hülfe ausspähen. Beide sahen aber längere Zeit gar nichts; nur hörte der Tambour mit seinem geübten Ohr drunten einen leichten Trommelwirbel, dann aber war und blieb Alles still. Kein Waffengeklirr erfreute das Herz der Belagerten, keine muthigen Stimmen den Berg Heransteigender, Stimmen ihrer Freunde, ihnen Trost und Hülfe bringend.

Der Schreiber hatte sein Auge fest an die Schießscharte gelegt und hielt seine Hände auf dem Rücken. Auf einmal fing er an, mit den Armen wie ein Telegraph zu arbeiten; auch spreizte er die Finger weit von einander und schloß sie krampfhaft wieder zusammen.

„Heh!“ sagte der Wacht-Commandant.

„Er kommt,“ flüsterte der Lauerposten.

„Und keine Hülfe!“ rief der unglückliche Schneider. — „Was sehen Sie?“

„Keine hundert Schritte von hier sind ihre Tirailleurs; gerade vor mir ist einer, der ohne viel Besinnens direkt auf uns zuschreitet; wenn ich nicht irre, trägt er das Gewehr in der Hand, wie einen Spazierstock.“

„Vielleicht entdeckt er unsern Aufenthaltsort nicht,“ meinte der Wacht-Commandant. „Und gewiß, so wird es sein. Der Feind wird keine Besatzung in dem alten Schlosse vermuthen und ruhig den Weg nach der Stadt verfolgen. Wer weiß,“ setzte er mit gläubigem Herzen hinzu, „vielleicht ist es gerade unser Glück, daß

wir uns hier oben ſo bloßgeſtellt befinden: wir werden überſehen und nicht mitgefangen und mitgehangen."

Aber das Schickſal wollte es anders. Die Geſtalt draußen, die der Lauerpoſten für ein Stück feindlicher Tirailleurkette hielt, war Doſe, der mit dem beruhigtſten Gemüth auf die Ruine zuſchritt, einzig in der Abſicht, bei derſelben vielleicht einen Weg zu finden, der ihn zur Stadt hinabführe. Obgleich er ſich dicht vor der Wachtſtubenthüre befand, ſo war es doch bereits zu dunkel, um etwas dergleichen erkennen zu können. Da ſtieg der unglückſelige Tambour von ſeinem Fenſter herab, um ebenfalls nach dem Feinde zu ſpähen, und vergaß ſeine Trommel, die er hinter ſich auf den Boden gelegt. Er ſtolperte ſo heftig darüber hin, daß er mit dem Bauch auf die Rundung fiel, vorn das Uebergewicht erhielt und nun durch ſein eigenes Inſtrument wie durch eine Walze ſo unaufhaltſam vorwärts gerollt wurde, daß er, mit unwiderſtehlicher Gewalt zwiſchen die Beine des Wacht-Commandanten getrieben, auch den Meiſter Kaspar zu Fall brachte, was alles zuſammen einen ſeltſamen und unerhörten Spektakel verurſachte.

Doſe blieb augenblicklich ſtehen und horchte. So geſund ſeine Phantaſie war und ſo muthig ſein Herz, ſo ſtutzte er doch über dieſe ſeltſamen Töne, trat aber dennoch ein paar Schritte näher und kam nun ſo dicht an das Gewölbe heran, daß er die Thüre an demſelben entdeckte.

Das alles ſah der Schreiber drinnen an ſeiner Schießſcharte. Er bemerkte, wie der Feind einen Augenblick im Begriffe war, wieder umzukehren. Aber auch nur einen Augenblick. Im nächſten ſprang der Lauerpoſten bis an die entgegengeſetzte Wand des Gemaches; dann ertönten langſam und feierlich drei heftige Schläge an die Thüre.

„Es iſt Alles vorbei!" ſagte Meiſter Kaspar, indem er rathlos um ſich ſchaute. „Wir haben uns lange genug gehalten. Was hilft

alle fernere Gegenwehr? Ich muß das Schloß übergeben. Tambour, ſchieb den Riegel zurück!"

Dies geſchah, und dann wurde die Thüre von außen langſam aufgedrückt, worauf die Wachthabenden einen ſehr langen Mann vor derſelben bemerkten, der ſich aber hütete, in das dunkle Gemach einzutreten.

„Wer iſt da?" rief Der draußen.

„Eine ſchwache Beſatzung," antwortete Meiſter Kaspar. „Nur drei armſelige Mann, die ſich aber ein wahres Vergnügen daraus machen, vor einem ſo tapferen Feinde das Gewehr zu ſtrecken."

„Was Beſatzung? Was Gewehr ſtrecken?" ſagte der Andere. „Ich glaube, meine Herren da drinnen, es wäre am allerbeſten, wenn Sie ein wenig Licht machten, daß wir im Stande wären, uns gegenſeitig anzuſchauen."

„Der Beſiegte muß dem Sieger gehorchen," dachte Meiſter Kaspar und nahm aus ſeiner Weſtentaſche ein Streichhölzchen, rieb es auf ſeinem fadenſcheinigen Beinkleid, zündete dann eine Talgkerze an und beleuchtete ſo das Gemach.

„Ei der Tauſend!" verſetzte Doſe ſonderbar lächelnd, als er die drei Geſtalten bemerkte. „Iſt das hier vielleicht eine Räuberhöhle?" — Er hätte ſich wahrhaftig glücklich geſchätzt, wenn es ſo geweſen wäre. Denn mit welchen Gedichten würde er in einem ſolchen Falle ſein Manuſcript bereichert haben! Aber ſchon im nächſten Augenblicke klärte ſich auf, wen er vor ſich habe, und der ehemalige Unteroffizier trat lachend und wohlgemuth in die Wachtſtube.

Die Barrikade, aus Tiſchen und Stühlen beſtehend, die beim Oeffnen der Thüre leicht bei Seite geſchoben worden war, wurde jetzt hinweggeräumt. Doſe ließ ſich auf einen der Stühle nieder, wobei er aber ein gewaltiges Stück Holz, das ihm zum Spazierſtock diente, zwiſchen die Beine nahm.

Hatte ſich der Schneider ſchon vorhin gewundert, daß ſich der

Sieger ſo ruhig niederließ, ſo ſtieg ſein Erſtaunen auf's Höchſte, als ihn Doſe nun fragte, wie weit es zur Stadt hinab ſei und ob ſich dort ein gutes Gaſthaus befinde. Ja, ſein Erſtaunen verwandelte ſich langſam in Verwunderung, als ihm der Schreibergehülfe meldete, man ſehe vom Feinde nichts mehr, und dieſe Verwunderung wurde zu einem leichten Anfluge von Muth, als ihm der Tambour in's Ohr flüſterte, er höre Leute den Berg heraufſteigen.

„Bah! eine Räuberhöhle!“ ſagte Meiſter Kaspar, indem er ſich langſam nach dem Eingange zurückzog: „ſehen wir vielleicht wie Räuber aus? Es iſt in der That weit verdächtiger“ — dabei hatte er die Thüre erreicht, — „wenn man ſo allein im Lande herumſtreicht, freilich ohne Waffen, aber mit verdächtigen Knotenſtöcken in der Hand.“

Doſe, in der Argloſigkeit ſeines Herzens, verſicherte, ihn nicht zu verſtehen, und wandte ſich nun an den kleinen Tambour, um die gewünſchte Auskunft zu erhalten. Doch entſchlüpfte ihm dieſer ebenſo, wie der Wacht-Commandant, nicht ohne ſeine Trommel mitzunehmen. Ihnen folgte behende der junge Schreiber, und alle drei zogen ſich etwas von dem Gewölbe zurück den Schritten entgegen, die man jetzt deutlich ankommen hörte.

Es waren der Major, die Hauptleute und Lieutenants. Meiſter Kaspar, der immer noch etwas ſchwer athmete, meldete mit großer Geläufigkeit, wie er einen Hinterhalt gelegt habe und wie er vermittelſt deſſelben einen wahrſcheinlich zu weit vorgeſchobenen Poſten glücklich eingefangen.

„Wie ſtark iſt dieſer Poſten?“ fragte ängſtlich der Major.

„Freilich nur ein einziger Mann,“ entgegnete der tapfere Schneider, „der aber bei ſeiner Körperlänge für drei gelten könnte.“

„Ein einziger?“ ſagte der Major mit viel lauterer Stimme, worauf die Hauptleute „Hm! hm!“ machten und die Lieutenants ſich ziemlich laut räuſperten. Ueberdies war es merkwürdig, ja, rührend anzuſehen, wie dieſe Tapferen in ſeltener Uebereinſtimmung

handelten. Denn kaum hatte der Wachthabende seinen Bericht geendigt, so wurden, wie auf Commando, die Säbel wieder fester geschnallt, die Schärpen umgelegt, und stolz flatterten abermals die rothgefärbten Hahnenfedern von den grauen Schlapphüten.

Achtes Kapitel.

Enthält sehr viel Lehrreiches über das Fraternisiren, sowie das politische Glaubensbekenntniß des ehemaligen Unteroffiziers Dose, artig in ein Gleichniß gekleidet.

Wie wir dem geneigten Leser schon im vorigen Kapitel berichteten, hatte sich Dose, seit er den Postdienst verlassen, so viel als möglich mit Politik beschäftigt, und da er nachgeholt, was er bis jetzt versäumt, so wußte er nun ganz genau, welches Gewand in Frankreich Mode geworden und wie sehr man sich in Deutschland bemühte, die alten, ehrwürdigen Kleider nach jenem Schnitte umändern zu lassen. Ferner hatte er einen schwachen Begriff von den Wünschen des Volkes und eine dunkle, aber sehr traurige Idee von der Bürgerwehr.

So saß er da in der Wachtstube des alten Schlosses, allein gelassen von den Bewohnern, und war als feinfühlender Mann schon im Begriffe, aufzustehen und sich zu entfernen, als er mit Einemmal Waffengeklirr vernahm und vor seinen Augen eine Gesellschaft auftauchen sah in für ihn unerklärlichen und nicht zu begreifenden Anzügen.

Der Major hatte seine ganze Fassung wieder gewonnen, warf sich in die Brust, sah den Unteroffizier scharf, ja, drohend an und sagte: „Mein Freund, woher des Weges?“

Dose schaute verwundert um sich, grüßte aber dessen ungeachtet

militäriſch und entgegnete: „Ich habe geglaubt, nicht ſehr weit von C. entfernt zu ſein. Sollte ich aber zufällig in ein fremdes Land gerathen ſein? Ich muß dies vorausſetzen, da ich die Herrn vor mir in Uniformen ſehe, die mir durchaus nicht bekannt ſind.“

„Aber wir kennen die Ihrige,“ gab der Major würdevoll zur Antwort und hob die Naſe in die Höhe.

„Das will ich meinen und hoffe es!“ verſetzte Doſe mit leuchtendem Blick. „Iſt ſie doch genug bekannt, meine Uniform, königliche Artillerie, ſiebente Brigade, der Rock meines Herrn und Königs — Gott ſoll ihn erhalten! Aber,“ ſetzte er treuherzig lächelnd hinzu, nehmen Sie mir nicht übel, das Geſchmuck, das Sie tragen, iſt mir, wie geſagt, völlig unbekannt. Habe ich vielleicht die Ehre, eine Schützen-Compagnie vor mir zu ſehen?“

„Bürgerwehr!“ ſprach ſtolz der Major. Und die Lieutenants hinter ihm hoben ſich in die Höhe, um den vorwitzigen Frager anſchauen zu können. „Bürgerwehr!“ wiederholte der Commandant, „und ich, der Major, frage deßhalb, wer Sie ſind und woher Sie kommen. — Vielleicht Deſerteur?“ ſetzte er mit lauerndem Blicke hinzu.

„Deſerteur!“ wiederholte Feodor Doſe und erhob ſich halb vom Stuhl, während er mit ſeiner Hand den ſtarken Knotenſtock feſt umſchloß. „Bürgerwehrmann, nehmen Sie ſich in Acht! Ich muß geſtehen, daß ich große Luſt in mir verſpüre, Sie für dieſe Beleidigung auf die ſchöne rothe Feder zu ſchlagen, mit Abſicht nur auf die Feder; wenn ich zufälliger Weiſe etwas tiefer treffe, kann ich nicht dafür. — Deſerteur!?“

„Sie brauchen ſich deßhalb nicht zu ereifern,“ verſetzte der Major, indem er einen Schritt zurücktrat, „es ſollte das keine Beleidigung für Sie ſein.“

„Mich Deſerteur nennen und keine Beleidigung?“

„Es gibt Umſtände,“ antwortete der Commandant der Bürgerwehr, „wo man berechtigt iſt, ſeine Ueberzeugung zu ändern, wo

man einen Weg verläßt, den man bisher gewandelt, da man einsieht, daß er zur Unterdrückung seiner Mitmenschen, zum eigenen Verderben führt."

„Das verstehe ich nicht," sagte Dose. Und er sprach nicht Unwahrheit.

Der Major war ein tapferer Mann, obgleich kein Diplomat. Er war das Schwert und der Arm; aber der Mann, welcher der Waffe die gehörige Richtung gab, sein erster Adjutant, drängte sich jetzt zum guten Glücke vor, um die gefährlich werdende Unterhaltung aus den Händen des kühnen, aber etwas unüberlegten Chefs zu nehmen.

„Mein lieber Herr Unteroffizier," sagte er mit lächelnder Miene, „wir sehen Ihre Uniform, wir kennen sie, wir achten diese Uniform; wir sehen Ihr Gesicht, ein offenes, ehrliches Gesicht — Zutrauen einflößend, wir kennen Ihr Inneres durch dieses Gesicht, wir heißen Sie an den Ufern des Rheines freudig willkommen."

Dose nickte mit dem Kopfe und dachte: „Der Mann drückt sich etwas poetisch und blumenreich aus, und durchaus nicht unfreundlich. Hören wir ihn ruhig zu Ende."

„Mein lieber Herr Unteroffizier," fuhr der Sprecher fort, „Sie sind querfeldein daher gekommen, Sie reisen in Urlaub, in Geschäften, was weiß ich! Sie haben uns überrascht — angenehm überrascht. Wir freuen uns, Sie zu sehen, Sie, ein Soldat gerade wie wir, wenn wir auch von dem gewaltigen Kriegsheer Sr. Majestät vielleicht nur eine schwache Copie sind — nur Bürgerwehr. Dort unser Chef; Sie werden mich vollkommen verstehen. Wir haben unruhige Zeiten, keine Besatzung, deßhalb bewaffnet sich der Bürger, um Deutschland zu schützen, seinen heimathlichen Herd, Weib und Kind. Natürlich liegt es in diesem Falle auch in unserem Interesse, die Polizei zu handhaben; daher die Frage unseres Chefs an Sie. — Aber wie gesagt, Sie sind uns auf alle Fälle willkommen, es steht Ihnen jedes unserer Häuser zu Gebot, Jeder von

uns wird sich eine Ehre daraus machen, Sie bei sich zu beherbergen."

Die Lieutenants nickten sich bedeutsam zu, Meister Kaspar schaute mit einer wahren Verehrung auf den Adjutanten, und der Major, nachdem er einige Male verlegen gehustet, sagte: „In der That, es ist so, mein lieber Herr Unteroffizier. Wir treiben das Kriegshandwerk, es macht, wie Sie wissen, den sanftesten Menschen rauh und unbeugsam. Aber, mein lieber Herr Unteroffizier, Sie sind uns willkommen, wahrhaftig, sehr willkommen. Verlassen wir diese Wachtstube, folgen Sie uns hinab in den Grünen Baum, das ganze Bataillon wird sich freuen, einen tapferen Kameraden kennen zu lernen.

Dose war zu gut für diese Mittheilung, hatte auch zu lange als harmloser Packmeister in jenem Grenzstädtchen gelebt, um nicht Alles zu glauben, was man ihm mit offener, ehrlicher Miene sagte. Er nahm die dargebotene Hand des Majors, er nickte dem Adjutanten und den Offizieren freundlich zu und seine Begriffe über die Bürgerwehr begannen sich bedeutend zu verbessern. Der Mann vor ihm hieß nun einmal Major, wenn auch nur Major der Bürgerwehr. Er trug einen Offiziers-Säbel, er mußte also doch wohl irgend ein Recht auf diese Charge haben. Dose dachte an die Freicorps während der vergangenen Feldzüge, an den tapferen Schill, der auch Major war; er fühlte in seinem Herzen, wie es doch rührend und schön sei, daß diese Männer Haus und Hof verließen, um an der Seite des wirklichen Militärs freudig gegen den gemeinschaftlichen Feind zu ziehen. Er vergaß die barsche Anrede von vorhin, er vergaß sogar den Deserteur und sagte, indem er sich in seiner ganzen Länge aufrichtete, indem er militärisch grüßend dastand und den Knotenstock wie einen Säbel an die linke Seite hielt: „Herr Oberstwachtmeister, Feodor Dose, früher Unteroffizier in der reitenden Batterie Nro. 4, und jetzt Packmeister in L., kommt in Urlaub von

dort, um bei bevorstehender Mobilmachung in irgend eine Batterie wieder einzutreten.

Der Major stand sinnend da. Noch nie war er, ein Domokrat vom reinsten Wasser, so schön militärisch gegrüßt worden. „Herr Oberstwachtmeister" hatte man zu ihm gesagt. Es zuckte seltsam in seinem Herzen, und wenn er dachte, daß in vier Wochen eine neue Wahl sei, wo er vielleicht wieder zum Hauptmanne, zum Lieutenant oder gar zum Musketier herabzusteigen habe, da sprach es in ihm, das einmal fest Bestehende sei doch schön, und wenn er plötzlich wirklicher Major geworden, solle ihn der Teufel holen, wenn nicht ein heiliges Kreuzdonnerwetter allen den Kerlen auf die Köpfe fahren werde, die mit dem Vorhandenen nicht zufrieden seien.

Glücklicher Weise sind alle Gedanken unsichtbar. Deßhalb ahmten die Hauptleute und Lieutenants ihren Chef nach, indem sie dem Unteroffizier Dose die Hand reichten, und es war ein Händedrücken und Fraternisiren, so süß und lieblich anzusehen, daß sogar der wachthabende Schneider es nicht unterlassen konnte, herbeizukommen, Dose's Faust zu schütteln, dabei sprechend: „Und wir konnten uns einen Augenblick feindlich gegenüberstehen?"

Der Major mahnte endlich zum Aufbruch nach dem Städtchen, um einen heiteren Abend im Kreise seines Bataillons und in dem Schatten des Grünen Baumes zuzubringen. Doch Dose bat ehrerbietigst, aber dringend, hier oben in der heimlichen Wachtstube zu bleiben. „So gut wie heute," sagte er feierlich, „ist es mir schon lange nicht geworden. Gott, welche Poesie! Eine Wachtstube in den Räumen eines alten Schlosses! Es sitzt sich so behaglich hier in diesem stillen Gemäuer, und wenn man zum Fenster hinausschaut, so sieht man, wie so wunderbar lieblich der Rhein funkelt im silbernen Mondesglanze."

Der Major aber war für den Grünen Baum. Nicht so der diplomatische Adjutant, der auch jetzt wieder in's Mittel trat und seinem Vorgesetzten einige Worte zuflüsterte. „Richtig! richtig!" ver-

setzte hierauf der Commandirende; „es geschehe also nach Ihrem Wunsche, Herr Kamerad.“ Worauf er zwei Lieutenants vorläufig zur Ehren-Gesellschaft bei Dose commandirte und sich alsdann in Begleitung seines übrigen Stabes den Berg hinab begab.

Der Adjutant hatte auch diesesmal vollkommen Recht. Seine Absicht war, den vortrefflich aussehenden Unteroffizier für die gute Sache zu gewinnen, ihn wenigstens zu vermögen, daß er eine Zeit lang da bleibe, um das Bataillon in militärische Zucht zu nehmen. Welcher Triumph, wenn das gelang? Selbst die Kreisstadt hatte einen solchen Exerciermeister nicht aufzuweisen. Die behalfen sich mit einem halbblinden und sehr lahmen Feldwebel von der Landwehr-Infanterie. Hier aber hatte man einen Artilleristen; auf dem Rathhause befanden sich zwei alte eiserne Kanonen, und es war schon lange der glühende Wunsch des Adjutanten gewesen, das alte Schloß droben zu befestigen. Weßhalb aber dieser umsichtige Kriegsmann darauf antrug, den ehemaligen Unteroffizier vor der Hand droben auf dem alten Schlosse zu lassen, war leicht begreiflich. Im Bataillon drunten gab es wilde, unvorsichtige Gemüther, die beim Anblicke der Uniform in ihren Reden wahrscheinlich keine Mäßigung gekannt und den guten Vorsatz des Fraternisirens durch ihre bösen Worte so leicht zu nichte gemacht hätten. Die mußten instruirt und ihnen vorgestellt werden, wie wichtig es sei, den Unteroffizier da zu behalten.

Die Abwesenheit des Majors dauerte übrigens nicht lange, und bald erschien er wieder droben in der Ruine, nur gefolgt von seinen Hauptleuten. Zugleich aber erschien mit ihm ein Kellner und Hausknecht des Grünen Baumes, zahlreiche Flaschen tragend und Schüsseln mit vielem kalten Fleische, sowie auch Brod.

Wir müssen gestehen, daß Dose einen tüchtigen Zug that und sich überglücklich fühlte. Er schaute vergnügt an den Wänden des Gewölbes empor. „Die Wachtstube einer Ritterburg!“ murmelte er in sich hinein; und vor seinem Geiste stiegen alte, vergangene Zeiten

auf, und er dachte, wie hier die Schloßknechte geſeſſen in Wehr und Waffen, wie ſie vielleicht Landsknecht geſpielt oder geknöchelt, und wie dazu die rothe Gluth einer Pechfackel geleuchtet. Dann war es ihm ordentlich, als höre er draußen einen lang gezogenen Hornton, als vernehme er, wie man die Zugbrücke niederlaſſe, wie eine klirrende Reiterſchaar donnernd darüber hinſprenge, und wie im Scheine bleicher Wachsfackeln die zarte Herrin des Schloſſes, gefolgt von Pagen, langſam die Treppen herabſchreite, dem Gemahl entgegen, der vergnügt heimkehrte von Schlacht und Sieg.

Wie war er bei ſolchen Gedanken ſo glücklich, den Poſtkittel ausgezogen zu haben und wieder jenem luſtigen, glänzenden Stande anzugehören, der noch allein mit der alten vergangenen Ritterzeit einige Aehnlichkeit hatte.

Dazu nöthigte der Adjutant fleißig zum Trinken. Alles griff herzhaft zu, und man befand ſich bald in einem gemüthlichen, etwas erheiterten Zuſtande. Der Major konnte es nicht unterlaſſen, das Geſpräch auf die großen Fragen des Tages zu bringen, um dem politiſchen Glauben des Unteroffiziers auf den Zahn zu fühlen. Doch fuhr er erſchrocken zurück, denn er fand in Doſe einen ſo großen Reaktionär, einen ſo furchtbaren Vertheidiger alles Beſtehenden, daß ihm die Haut ſchauderte. Feodor war auf's kleinlichſte gegen alle Aenderungen; ja, er ging ſo weit, zu behaupten, es ſei traurig, daß man bei den Geſchützen die Percuſſion eingeführt. Der alte Luntenſtock in ſeiner Einfachheit ſei viel ſicherer geweſen und habe auch neben dem Abfeuern des Geſchützes noch ſonſt auf verſchiedene praktiſche Art dienen können. Aber, ſchloß er, ich nehme ſogar die Percuſſion dankbar und gläubig hin, denn ſie kommt von oben, und was Se. Majeſtät der König thut, das ziemt einem braven Soldaten nicht, zu bekritteln. Se. Majeſtät der König, da wir gerade von ihm ſprechen, er lebe hoch! noch einmal und abermals hoch!

Doſe ſchrie für ſeine Perſon dieſes Hoch ſo kräftig hinaus, daß

er unmöglich bemerken konnte, wie die ihm gegenüber Sitzenden ziemlich ſtumm blieben. Da ſie aber ihre Mäuler vor Erſtaunen weit aufriſſen ſo vermuthete er, ſie hätten das Ihrige bei dem Toaſte ebenfalls gethan, und ſetzte ſein Glas ruhig vor ſich nieder.

Der Adjutant bemühte ſich, der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, und ſprach von dem Nachbarſtaate im Weſten und von den großen Veränderungen, die ſich dort begeben. „Was meinen Sie, Herr Kamerad," ſagte er, „wie wird das dort werden, und welchen Einfluß können dieſe Umwälzungen auf uns haben?"

Doſe ſchaute ſchwärmeriſch an die Decke, that einen langen Zug aus ſeinem Glaſe und lächelte fein. „Das wird enden," entgegnete er, „wie alle dergleichen Geſchichten endigen, zum großen Schaden derer, die es angefangen. Es iſt übrigens ſchwer, ſich mit kurzen und klaren Worten darüber auszuſprechen; nur iſt mir auf meinem heutigen Marſche, als ich ſo allein über die Felder zog, ein poetiſches Gleichniß eingefallen, das mir hieher nicht ſchlecht zu paſſen ſcheint."

„Laſſen Sie hören," ſagte der Adjutant.

„Ich muß vorausſchicken," erwiderte Doſe, und er ſtrich ſeinen langen Schnurrbart horizontal auseinander, „daß ich in Gleichniſſen nicht gerade ſtark bin, und wenn das meinige Ihnen unpaſſend erſcheint, ſo kann ich nichts dafür. Aber Sie ſollen es genießen.

„Sehen Sie, da war eine Wittwe, die commandirte ihr Hausweſen und zu gleicher Zeit zwei Töchter, welche unter anderen ſehr guten Eigenſchaften die außerordentlich ſchlechte hatten, nie frühzeitig aufſtehen zu wollen. Sie mochten gern lange ſchlafen, was ein großer Fehler iſt, meine Herren. Denn man ſagt nicht umſonſt, um etwas zu erlangen oder Jemanden zu überliſten, müſſe man früh aufſtehen.

„Die Mutter aber war ſtreng und hatte einen Hahn. — Vergeſſen Sie das nicht, meine Herren, einen Hahn, wie die da drüben

auch einen gehabt haben. — Dieſer Hahn nun war die lebendige Uhr der Wittwe und ſo der Plagegeiſt der Töchter. Denn ſobald dieſes Thier bei des Morgens früheſter Frühe ſein majeſtätiſches Krähen anhub, vielleicht um vier, fünf Uhr, ſo jagte die Wittwe ihre Töchter vom Bette empor. Ich weiß nicht, welches Mittel ſie anwandte, ob ſie ihnen die Bettdecke wegzog, oder die Waſſerflaſche gebrauchte. Genug, ſie mußten heraus und gingen, den Hahn verwünſchend, an die Arbeit. Der Hahn war ihnen nun ein Dorn im Auge, und ſie fingen an, zuerſt über ihn zu murren, über ihn den ewigen Ruheſtörer, zu klagen, und endlich verſchworen ſie ſich gegen ſein Leben. Wenn der Hahn nicht mehr da iſt, ſprachen ſie, ſo werden wir es gut haben: wir werden ſchlafen können, ſo lange wir wollen, wir werden ein gemächliches Leben führen; darum nieder mit dem Hahn! à bas le Hahn! — Er iſt an allem Unheil ſchuld. — Und darauf wurde er umgebracht, und die Mädchen frohlockten ein paar Nächte, denn die Mutter verſchlief ſich, und auch ſie konnten ruhen bis an den hellen Tag."

„Sehen Sie," ſprach lächelnd der Major, „wie hatten ſie ſo recht, den Hahn abzuſchaffen!"

„Nur Geduld!" gab feierlich der Unteroffizier zur Antwort. „Das Glück währte nur eine kurze Zeit. Die Wittwe, die bis jetzt bei Tagesanbruch von dem Hahne geweckt wurde, fing nun an, oft ſchon um Mitternacht oder um ein, zwei Uhr aus dem Schlafe zu erwachen, und dann behauptete ſie, der Tag breche an. Bettdecke oder Waſſerflaſche ſpielte, die armen Mädchen mußten heraus, mußten ſchon mitten in der Nacht an die Arbeit gehen und waren nun erſt recht geſchunden und geplagt. Vergebens baten ſie die Alte, doch einen neuen Hahn anzuſchaffen, ſie wollten ja gern dem erſten Rufe deſſelben folgen — die Mutter war nicht zu bewegen. Sie regierte fortan ohne Hahn, aber zum Kummer, zur Verzweiflung des ganzen Hausweſens."

„Das Gleichniß wäre nicht ſchlecht," ſagte ernſt der Major,

„aber es paßt nicht, mein lieber Unteroffizier. Der alte Hahn iſt verſchwunden, und auch die Mutter wird ihr despotiſches Regiment nicht fortſetzen können! die Töchter, Knechte und Mägde, das Volk wird ſeinen Willen kundthun, und, um mit Ihren Worten zu ſprechen, Bettdecke und Waſſerflaſche werden nimmer ſpielen.“

„Zugeſtanden!“ erwiderte Feodor Doſe groß und würdig. „Sie haben recht, die alte Mutter iſt zu ſchwach, um das Hausweſen, das, wie der Herr Oberſtwachtmeiſter eben ſagte, ſich empörte, fortan im Zaume zu halten. Sie wird überwältigt, man wirft ſie aus ihrem Schlafzimmer, es herrſcht eine neue Zeit des Glücks und des Vergnügens. Jeder thut, was er mag und will. Die Vorräthe des Hauſes werden verzehrt in Saus und Braus, die Knechte und Mägde trinken den beſten Wein und kümmern ſich den Teufel um die Befehle der beiden Töchter. Die Gänſemagd ſetzt ſich einen großen Hut mit Federn auf und liegt den ganzen Tag auf einem Kiſſen am Fenſter, um dem Kuhjungen zuzuſchauen, der das beſte Pferd des Stalles ſpazieren reitet. Die Mutter iſt geſtorben in Kummer und Jammer, das ganze Haus droht zu Grunde zu gehen. Da erſcheint irgend ein weitläufiger Anverwandter der Familie, der von dem Spektakel gehört hat, und kommt in's Haus, um ſich die Geſchichte in der Nähe anzuſehen. Er trägt beſtändig die Hände auf dem Rücken und hat hinter ſeinem Rock etwas verborgen, was er erſt enthüllen will, wenn es Zeit iſt. Er geht durch die Ställe, durch die Küche, beſieht ſich Keller und Speiſekammer, iſt leutſelig und freundlich, und ſagt, als Vetter habe er das Recht, im Hauſe ein Bischen mitſpielen zu dürfen, und wenn ihnen das genehm wäre, ſo wäre es ihm auch recht. Sie ſind damit zufrieden, ſie laſſen ihn mitſpielen, und ſo ſteigt er, immer die Hände auf dem Rücken, aus dem Keller in die Küche, aus der Küche in den erſten Stock und ſetzt ſich dort auf ein Sopha nieder. Da zieht er zum erſten Male die Hände hinter dem Rücken hervor, und zugleich das, was er unter dem Rock verborgen hat. Und was iſt das? — Ein tüchtiger, ſolider Farrenſchwanz. Und

den nimmt er leicht in die rechte Hand und verſucht ihn an der Gänſemagd, die immer noch im Fenſter liegt, und ſpricht: Canaille, du gehörſt in den Stall! Und ſie eilt erſchrocken hinab zu ihren Gänſen und klagt ihnen ihr Leid, ſowie auch dem Kuhhirten, der entrüſtet hinauf ſteigt und über verletzte Volks-Souverainetät klagt.

„Aber der Farrenſchwanz iſt feſt und wird mit ſchöner Kraft geführt. Hageldicht fallen die Streiche, und wo ſich nur ein Kopf ungebührlich in die Höhe hebt, da ſaust der Farrenſchwanz nieder und gebietet ſolchergeſtalt Ordnung und Ruhe in dem empörten Hauſe. Darüber freuen ſich die Nachbarn, klatſchen in die Hände und ſagen: Der Vetter verſteht es, das Haus ſeiner Verwandten in Ruhe zu bringen, und da er es verſteht und den Farrenſchwanz ſo majeſtätiſch führt, bleibe er wohl da, uns für die Zukunft eine gute Lehre, allen unſeren Töchtern aber, die nicht früh aufſtehen wollen, zum abſchreckenden Exempel. — In dem Hauſe ſelbſt aber wird es ſehr ruhig, und nur, wenn die alſo zur Ruhe Gebrachten allein ſind und den Farrenſchwanz nicht ſehen, ſeufzen ſie vielleicht: Oh, wenn der alte Hahn noch lebte, oh, wenn noch die ſanften Strafen der Bettdecke und der Waſſerflaſche regierten!“

„Das iſt meine Anſicht!“ ſagte ſtolz der Unteroffizier und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch; „ſo wird es kommen, ſo wahr ich Feodor Doſe heiße! Dieſes Gleichniß habe ich theilweiſe erfunden, und ich bin ſtolz darauf. Wir hatten einſt einen würdigen Chef — Gott hab' ihn ſelig! — der ſagte: Meine Brigade halten drei Dinge in Ordnung; das iſt erſtens Ordnung, zweitens Ordnung und drittens Ordnung. Und Ordnung muß ſein; denn wenn es auch anders eine Weile gut thut, ſo kommt doch am Ende der Vetter mit dem Farrenſchwanz; das iſt nun einmal der Lauf der Welt.“

Neuntes Kapitel.

Fortſetzung des Fraterniſirens und in Folge davon eine Mittheilung aus den Poeſieen des Packmeiſters, ſowie eine Geiſtergeſchichte, welche letztere den wachthabenden Schneider auf's Tiefſte erſchüttert.

Die Zuhörer ſchwiegen ſämmtlich ſtill und hatten über dieſe Erzählung des Unteroffiziers ihre eigenen Gedanken. Der kluge Adjutant, welcher einſah, daß bei ſo verſchiedenen Meinungen und Anſichten aus einem fortgeſetzten Geſpräche über das gleiche Thema nicht viel Erſprießliches herauskommen könne, änderte die Unterhaltung und haranguirte zu gleicher Zeit den Unteroffizier, indem er ihn bat, aus ſeinem vergangenen Militärleben Einiges zum Beſten zu geben, — ein Vorſchlag, den die Anderen ſehr unterſtützten, beſonders aber Meiſter Kaspar, der Wachthabende, auf den die Geſchichte von dem Farrenſchwanz offenbar einen großen, aber keineswegs angenehmen Eindruck hervorgebracht.

Feodor Doſe erklärte ſich gern bereit, in ſeine Vergangenheit zurück zu greifen und daraus irgend etwas zum Beſten zu geben. Er ſchliff nachdenkend mit dem Finger auf dem Rande des grünen Weinrömers, daß es einen klagenden Ton gab, wie der Seufzer eines gequälten Koboldes. — „Wie gern möchte ich vor Ihren Augen ein luſtiges, lebendiges Manöverbild aufrollen!“ ſagte er nach einer Pauſe. „Aber das Gemüth des Menſchen, namentlich ein poetiſches wie das meinige, iſt abhängig von äußeren Eindrücken. Ich muß Ihnen geſtehen, mein einſamer Spaziergang von heute, die romantiſche Lage des alten Schloſſes, das geiſterhafte Licht des Mondes, wie es in's Rheinthal hinabwogt und überall alte Trümmer erleuchtet, hat mich feierlich geſtimmt, und ich bin nur im Stande, Ihnen mit einer ernſten, ja, einigermaßen unheimlichen Geſchichte zu dienen.“

Doſe ſah bei dieſen Worten fragend um ſich her. Der Major nickte huldvoll mit dem Kopfe, die Offiziere murmelten ihren Beifall, und Meiſter Kaspar, den ein gelinder Schauder überſchlich, rückte näher zu dem jungen Tambour, der ſich auf ſeine Trommel geſetzt hatte.

Zuerſt wurden die Gläſer voll geſchenkt, worauf Doſe das ſeinige leer trank und dann einen Augenblick in tiefen Gedanken vor ſich hinſtierte, mit einem Blicke, der durch die Mauern und über das Rheinthal weit weg in fremde Gegenden zu dringen ſchien.

„Vor langen Jahren begann er alsdann — ich war noch ein junger Menſch und kürzlich Bombardier bei einer reitenden Batterie geworden, — da hatten wir die alljährlichen Manöver bei W. Dort iſt eine große Haide, viele Stunden lang, viele Stunden breit; der Boden beſteht aus Sand, iſt nur hie und da mit magerem Gras und Geſtrüpp bedeckt, und die ganze Fläche eingefaßt mit verkrüppelten Tannen und Eichen; denn es wächst hier nichts geſcheidtes. Auf dieſer Haide nun wurden — wie bemerkt — alljährlich die großen Schießübungen abgehalten; da waren Kugelfänge, Scheiben, kleine Schanzen, und da wurde geſchoſſen mit vollen glühenden Kugeln, ſowie geworfen mit Granaten und Bomben, daß einem das Herz im Leibe lachte. Die ganze Geſchichte ſchloß nach circa ſechs Wochen mit großen Manövern und Paraden, welche letztere meiſtens von dem General-Inſpektor der Artillerie, dem Prinzen A., abgehalten wurden. Ich ſehe noch wie heute Se. Königliche Hoheit durch die Glieder reiten: er war ein großer Mann und der Einzige, der eine Generals-Uniform der Artillerie trug; er galoppirte auf einem prächtigen Pferde daher, ſo daß ſein weißer Federbuſch im Winde flatterte. Auf der Bruſt hatte er unter Anderem einen viereckigen Stern, der wegen ſeiner ſeltſamen Geſtalt meine Phantaſie ſehr beſchäftigte. Der General-Inſpektor hatte immer eine große Suite hinter ſich, Adjutanten, Stabs-Offiziere, Ordonnanzen von allen Graden bis zu Unteroffizieren und

Bombardieren der reitenden Artillerie herab, und zu den Letzteren hatte ich einstmals das Glück commandirt zu werden. Es war dies ein sehr angenehmer Dienst, und wurden dazu nur intelligente junge Leute genommen; namentlich mußte man fertig mit der Feder umzugehen wissen; denn oftmals wurde man nach der Parkhütte geschickt. — Gott! ich sehe sie noch vor mir, wie gestern, mit ihrem spitzen Dache und der Wetterfahne, die eine Kanone vorstellte — wie gesagt, dahin ging es oft, um Befehle mehrere Male abzuschreiben, die dann an die Abtheilungen und Batterien gegeben wurden. Wenn die Paraden beendigt waren, so ritten wir ebenfalls mit nach W., wo Se. Königliche Hoheit der General-Inspektor sein Hauptquartier hatte."

„Nennt man den General-Inspektor nicht Excellenz?" fragte der Major der Bürgerwehr, „wie alle anderen commandirenden Generale?"

„Gott bewahre!" entgegnete wichtig der Unteroffizier; „der andere Titel geht vor. Es soll in dem Falle einmal eine gute Geschichte mit Sr. Majestät dem höchstseligen Könige passirt sein, welchen nämlich ein einigermaßen ängstlicher Offizier, der eine Meldung zu machen hatte, mit „Excellenz" statt mit „Majestät" anredete, worauf der König entgegnete: Lassen wir das, Herr Major — habe nicht die Excellenz, bin vom General-Major zum König avancirt. — Aber weiter! Die Ordonnanzen mußten also mit in's Hauptquartier, um vom General-Commando allenfallsige Befehle, sowie auch bedeutende Nasen an die verschiedenen Batterien zu überbringen. Namentlich an letzteren hatte man oft stark zu tragen. So traf es auch mich eines Tages, daß ich hinter der Suite drein trabte, mußte aber stark zurück bleiben, denn die Pferde der Offiziere gingen mir zu schneidig, obgleich mein Roß — es war damals der Pluto — nicht zu verachten war. Der General-Inspektor wohnte in dem ersten Gasthofe — den Namen habe ich vergessen, — und da trieben wir uns denn in der Nähe umher,

bis wir abgefertigt wurden und unſere Befehle erhielten. Ich war für die zweite Abtheilung commandirt, und unſer Major, der ebenfalls da war, ſagte zu mir: Bombardier Doſe, Sie ſind ein geſcheidter junger Mann und zuverläſſig. Wenn Sie auch den Abtheilungs-Befehl haben, ſo reiten Sie doch nicht ab, ich bleibe heute in der Stadt und habe Ihnen privatim noch etwas für das Abtheilungs-Commando mitzugeben, eine Sache, über die ich erſt mit Sr. Königlichen Hoheit ſprechen muß. Und wann das geſchehen wird, weiß ich nicht recht zu beſtimmen. Alſo kommen Sie nach zehn Uhr wieder daher, aber ohne Pferd. Verſtanden? — Zu Befehl, Herr Oberſtwachtmeiſter!

„In der alten Stadt W. war es an dieſem Abend recht luſtig, weßhalb ich über den erhaltenen Befehl durchaus nicht mißvergnügt war. Vor dem Hotel ſtand eine Muſikbande, auf den Straßen wogten zahlreiche Menſchen, die Artillerie-Kaſerne war illuminirt, ſowie auch die Artilleriſten, vom Kanonier bis zum Feldwebel aufwärts. Nach zehn Uhr ging ich wieder zum Gaſthofe hin, ſtellte mich an die Hausthüre und wartete. Es verging eine Viertelſtunde und noch eine; endlich gegen eilf Uhr kam der Major heraus, und wenn er ſchon im gewöhnlichen Zuſtande wegen ſeines heftigen Athmens und von dem beſtändigen Vorſichblaſen den Namen „Dampfſchiff“ erhalten hatte, ſo konnte er denſelben heute Abend mit doppeltem Rechte führen. Er war etwas echauffirt, lachte mich freundlich an und puſtete beſtändig vor innerlicher Gluth. Jetzt reiten Sie nach Hauſe, ſagte er, puh! nehmen dieſen Brief an Hauptmann S., machen ihm ein Compliment, puh! und ſagen ihm, es ſei Alles in Ordnung. — Zu Befehl, Herr Oberſtwachtmeiſter! entgegnete ich. Nur möchte ich ganz gehorſamſt gebeten haben, auf dem Briefe ſelbſt zu bemerken, daß ich erſt um eilf Uhr von hier abgeritten; es könnte mir ſonſt wegen des Abtheilungs-Befehls Unannehmlichkeiten machen. — Da haben Sie Recht, entgegnete er. Ich reichte ihm meinen Bleiſtift, und er ſchrieb

auf die Adresse: Der Ueberbringer ist um eilf Uhr von W. abgeritten.

„Nun war Alles in bester Ordnung; ich holte den Pluto aus der Kaserne, nahm einen leichten Abschiedstrunk und ritt im Schritt durch die belebten Straßen. Hinter dem dunklen Festungsthor aber, das sich knarrend auf- und zubewegte, war es einsam und still. Die sternenhelle Sommernacht mit untergehendem Mond warf ein ungewisses Licht über alle Gegenstände rings umher. Es gehörte ein geübtes Auge dazu, um die aus- und einspringenden Winkel der dreifachen Festungswerke zu erkennen, durch welche ich reiten mußte. Bald hatte ich die letzte Brücke hinter mir; ein Infanterie-Posten, der auf dem Glacis bei den Palissaden stand, sagte mir gute Nacht, und ich trabte durch die lange Allee dem Flüßchen L. zu, das eine halbe Stunde vor der Festung vorbeifließt. Links auf der Wiese standen die eilf Bäume, wo die eilf Offiziere des Schill'schen Corps erschossen wurden, und als ich sie so im ungewissen Dämmerschein erblickte, konnte ich ein gewisses, wehmüthiges, aber doch sehr poetisches Gefühl nicht unterdrücken. Hinter dem Flusse stieg der Weg ziemlich stark aufwärts, bestand auch aus tiefem Sande, weßhalb ich langsam reiten mußte. Die Nacht war lauwarm und wunderbar schön.

„Ein feiner Duft lag über der ganzen Landschaft, wenigstens dort drunten in der Niederung, und zeigte alle Gegenstände wie durch durchsichtige graue Schleier. Je höher ich aber aufwärts stieg, desto klarer wurde es, und als ich die Höhe erreicht hatte und durch einen dichten Tannenwald ritt, konnte ich ziemlich deutlich und weit vor mich hinsehen. Mein Pferd ging im Schritt; ich hatte ihm die Zügel auf den Hals gelegt, und mein Geist beschäftigte sich mit einem Gedichte, eigentlich mit einer neuen Gattung von Poesie, welche ich erfunden und die mir einen großen Ruhm verschaffen sollte. Es war nämlich der Versuch, den Reim, statt ihn hinten anzubringen, vorn zu setzen."

„Sie ſind alſo Dichter?“ fragte lächelnd der Adjutant.

Der Unteroffizier griff an ſeine Rockſchöße, wo er die beiden Manuſcripte verwahrt, und erwiderte: „Schwache Verſuche, Herr Lieutenant, poetiſche Gedanken, die ich mir von Zeit zu Zeit aufſchrieb.“

„Schon gedruckt?“

Doſe's Augen funkelten bei dieſer Frage. „Bis jetzt noch nicht,“ gab er zur Antwort. „Die Zeiten ſind ſchlecht; die Buchhändler unterſtützen keine Talente mehr.“

„Dafür ließe ſich vielleicht Rath ſchaffen,“ meinte nachdenkend der Adjutant, der ſichtlich erfreut war, endlich die ſchwächſte Seite ſeines Gegenübers entdeckt zu haben.

Doſe's Hand fuhr zitternd in ſeine Rocktaſche, ergriff Band eins und zerrte ihn hervor.

„Und den ſchönen Gedanken der vorn gereimten Verſe ließen Sie wieder fallen, beſter Herr Unteroffizier?“ ſagte ſchmeichelnd der Adjutant. „Finden wir von dieſer neuen und wirklich intereſſanten Gattung nichts in Ihren geſammelten Gedichten?“

„Nur ein einziges,“ entgegnete Feodor, „indem er die Augenbrauen in die Höhe zog. Nur ein einziges, Seite 44, alſo lautend:

Sehnſucht an Daphne.

Komm, ſchwingende Turteltaube, in den
Dom, wo die Säulen ſtehen, wo auch
Fromm die chriſtlichen Seufzer flöten,
Rom-mantiſch der Weihrauch verfächelt!
Vom Roſenſtrauch nicht lächelt der Ahorn —
Drum ſchließ' mein Lied, gereimt hinten und vorn!

Als er dies geleſen, ließ der Unteroffizier das Buch ſinken und ſah forſchend im Kreiſe umher.

Der Adjutant applaudirte laut und geräuſchvoll und nahm das Manuſcript mit einer gewiſſen Ehrfurcht aus den Händen des Unter-

offiziers. „Laſſen Sie mir es einen halben Tag,“ ſagte er, „alsdann ſollen Sie eine, und wie ich glaube, befriedigende Antwort haben.“

Feodor war überglücklich. Ihm ſchwindelte vor der Höhe, zu welcher er erhoben werden ſollte. Nicht mehr geheimer Dilettant, ſondern wirklich gedruckt werdender Dichter! Er ſchien in dieſem wichtigen Augenblicke für ſonſt nichts mehr Sinn zu haben, und wollte ſich gerade über ſeine Werke in ein Langes und Breites auslaſſen, als ihm Meiſter Kaspar ſagte: „Verzeihen Sie, Herr Kamerad, — aber die Geſchichte! Sie ritten gerade durch den dunkeln Wald — Gott! ich glaube, es kommen Räuber vor.“

„Ja, ja, die Geſchichte!“ riefen auch die anderen Anweſenden. Und Doſe ſah ſich gezwungen fortzufahren.

„Der Wald,“ begann er alſo wieder, „mündete auf jene weite Haide, von der ich ſchon geſprochen. Ich mußte ſie bei meinem nächtlichen Ritte unweit vom Artillerie-Parke quer durchreiten, um zu unſeren Quartieren zu gelangen. Dieſen Weg hatte ich ſchon oft gemacht und kannte alſo die Richtung, welche ich zu nehmen hatte, genau. Es war dies ein beſonders ödes Stück der Haide, entfernt von jeder menſchlichen Wohnung. Hier zog ſich der Tannenwald am weiteſten zurück. Wenn ich ſo Morgens zu den Schießübungen ritt, ſo hatte ich oftmals ein kleines Kreuz bemerkt; in den weichen Boden eingeſunken, ragte es kaum noch zwei Fuß über denſelben empor. Dichtes Moos war um den grauen Stein gewachſen, und wenn man es abkratzte, wie wir einſtmals gethan, ſo las man einen Namen, eine Jahrzahl, und der Name gehörte einem vormals berüchtigten Wilddiebe, und das Datum zeigte den Tag an, wo man ihn auf dieſer Stelle erſchoſſen gefunden.“

„Ich verließ alſo den Weg durch den Wald, und als ich auf die Haide kam, trabte ich leicht weg. Ich weiß nicht, ob von euch Herren ſchon Jemand nächtlicher Weile über eine Haide geritten iſt. Es beſchleicht einen dabei ein unheimliches Gefühl. Der

Hufſchlag des Pferdes klingt hohl, als ritte man über einen Keller, und dann iſt der geringſte Hauch des Nachtwindes ſo auffallend bemerkbar, ſtreicht geſpenſterhaft über die Fläche daher, lüpft leicht die Mähne des Pferdes, fährt einem ſanft durch's Geſicht, als thue das eine unſichtbare Hand, und neckt am Boden die dürren Sträucher und Gräſer, mit denen er ſo geheimnißvoll und doch hörbar flüſtert."

„Brrrr!" machte der wachthabende Schneider.

„Der Mond, obgleich am Untergehen, warf einen hellen Schein über die Haide vor mir. Rechts neben mir konnte ich die einzelnen Tannen erkennen, geradeaus am Horizont ſogar den dunkeln Streifen, wo ſich hinter Gebüſchen und Bäumen unſer Quartier befand, das doch noch eine gute Stunde entfernt war. Hierbei muß ich bemerken, daß ich an dem Abend durchaus nicht unheimlich aufgeregt war; ich dachte nur an meine Poeſie. Der einzige Gedanke, der meine Phantaſie unterbrach, war der: jetzt wirſt du bald halben Wegs geritten ſein, ſogleich mußt du das Kreuz ſehen — — — — da, mit Einemmale ſah ich nun das Kreuz, nicht viel über hundert Schritte von mir. Aber dieſes Kreuz, heute Morgen kaum zwei Fuß aus dem Boden emporragend, war gewachſen und ſtand jetzt wenigſtens ſechs Fuß über der Erde empor."

„Der Teufel!" ſagte der Major der Bürgerwehr.

Meiſter Kaspar aber und der Tambour ſchloſſen ihre Glieder mit einer Genauigkeit, wie ſie es auf dem Exercirplatze niemals gethan.

„Das Kreuz war gewachſen," fuhr Doſe fort, „und nun müßt ihr mir zugeben, daß es in jedes Menſchen Bruſt ein unheimliches Gefühl hervorzurufen im Stande iſt, wenn ſteinerne Kreuze, die lange Jahre auf einſamer Haide ruhig geſtanden, nun in der Mitternachtsſtunde plötzlich emporſchießen, wie Spargeln im Frühjahr. Ruhig nahm ich den Zügel meines Pferdes in die linke Hand, während ich mit der rechten meinen Säbel etwas lockerte und mich dann verſicherte, daß meine Piſtole in dem Holſter ſtak. War es

nun dieſer plötzliche Zügeldruck, den der Pluto ſpürte, oder was Anderes, genug, er hob die Naſe in die Luft, ſchüttelte den Kopf zweifelnd wie ein Menſch hin und her, und fiel vom Trab in einen langſamen Schritt."

„Da ich um mich her freie Ebene hatte, ſo konnte ich mit der größten Bequemlichkeit das geſpenſtige Kreuz auf eine halbe Meile umreiten. Aber ein Unteroffizier von der Artillerie geht dem Teufel nicht aus dem Wege. Deßhalb drückte ich dem Pluto die Schenkel feſt an und ritt gerade aus. — Ihr werdet heute gerade ſo gut überzeugt ſein, wie ich es damals war, daß ein Kreuz unmöglich wachſen kann; ſo fand ich es denn auch, als ich näher ritt, obgleich das, was ich fand, nicht weniger ſeltſam, ja unheimlich war. Der Stein war begreiflicher Weiſe nicht höher geworden, aber auf ihm hockte eine menſchliche Geſtalt, die auf Augenblicke ruhig ſaß, um gleich darauf die ſonderbarſten Stellungen anzunehmen, Bewegungen zu machen, wie ein wahnſinnig gewordener Telegraph. Bald ſah ich, daß das Ding vor mir einen Kopf hatte, bald ſchien dieſer von den Schultern verſchwunden zu ſein. Jetzt ſtreckte es den rechten Arm aus, jetzt den linken, darauf das Bein der gleichen Seite, dann wieder das andere. — Pluto fing an, ängſtlich zu werden. Er öffnete ſeine Nüſtern, zog heftig die Luft an ſich und drehte ſich nach allen Seiten, ohne von der Stelle zu gehen. Das machte mich ärgerlich.

Ich nahm mich ſcharf zuſammen, gab ihm ein paar kalte Eiſen hinter den Bauchgurt, und nun machte er ein paar Sätze vorwärts, um darauf wie feſtgenagelt mit weit vorgeſtrecktem Halſe ſtehen zu bleiben. Unterdeſſen war ich aber ſo nahe gekommen, daß ich deutlich ſehen konnte vor mir auf dem Kreuze ſitze ein Weſen von menſchlicher Geſtalt. Ich zog meine Piſtole hervor, richtete mich in den Bügeln empor und rief ein lautes und kräftiges: Wer da? — — —

„Da drehte die Geſtalt auf dem Kreuze ihren Kopf herum, zeigte mir ein eingefallenes, blaſſes und hageres Geſicht, wahrhaft

geſpenſtig leuchtend in den letzten Strahlen des Mondes, und ſchlug eine laute Lache auf, ein ſchrillendes Gelächter — hi! hi! hi! hi! hi! — Das war zu viel für Pluto: er, eines der gehorſamſten und ruhigſten Pferde der ganzen Artillerie, warf ſich plötzlich herum that einen gewaltigen Riß und flog mit mir in wilden Sätzen über die Ebene dahin. Eine gute Viertelſtunde brauchte ich, ehe ich ſeiner wieder vollkommen Herr geworden. Und als ich ihn darauf umwandte, um das Kreuz wieder aufzuſuchen, ging gerade der Mond am Horizont unter, und es wurde ſo dunkel, daß ich nur wenige Schritte vor mich hinſehen konnte. Ich mußte das Abenteuer auf ſich beruhen laſſen und froh ſein, als es mir nach einer Stunde Umherſchweifens gelang, endlich glücklicher Weiſe den Weg aufzufinden, der mich nach meinem Beſtimmungsort führte."

Damit ſchwieg der Erzähler und blickte ſtolz im Kreiſe umher. Jedes Auge war feſt auf ihn geſpannt, aber Niemand wagte es, die Stille zu unterbrechen, als der Schneider, der ängſtlich fragte: „Und das ſeltſame Weſen auf dem Kreuze war wirklich ein Geſpenſt? — Sie haben nichts mehr darüber gehört?"

Doſe lächelte ſanft vor ſich hin und ſagte: „Es ſei ferne von mir, daß ich Sie in einer unangenehmen Gewißheit laſſe, da ich Ihnen zu beweiſen im Stande bin, daß jenes allerdings unheimliche Weſen nichts Uebernatürliches an ſich hatte."

„Ah!" machten die Zuhörer. Und Meiſter Kaſpar ſetzte leiſe hinzu: „Gott ſei gedankt, das es ſo geendigt! Das hätte mir eine böſe Nacht verurſacht."

„Den andern Morgen," fuhr Feodor Doſe fort, „erzählte ich das gehabte Abenteuer meinem Hauswirthe und erfuhr, daß ſich jene Geſtalt öfters ſehen laſſe, daß ſie aber kein Geiſt ſei, ſondern der wahnſinnige Sohn eines benachbarten Schullehrers, der ſich zuweilen in Mondſchein-Nächten auf jenes Kreuz ſetze, um ſo lange jene beſchriebenen ſonderbaren Bewegungen zu machen, bis der

Mond untergegangen. — „Die Liebe, ach! die Liebe,“ ſetzte der Unteroffizier träumeriſch hinzu, „hat ihn ſo weit gebracht. —“

Unterdeſſen war es ſpät geworden, die Weinkrüge geleert, und der Major der Bürgerwehr machte den Vorſchlag, jetzt nach dem Städtchen zurückzukehren, welcher bereitwilligſt angenommen wurde. Die Geſellſchaft ſtolperte den Berg hinab. Doſe wurde durch den freundlichen Adjutanten in ein gutes Quartier gebracht, und auf der alten Schloßruine blieb Niemand zurück, als die Wache.

Meiſter Kaspar aber horchte, bis die letzten Schritte unten im Städtchen verklungen, bis der Nachtwächter die eilfte Stunde geblaſen; dann zog er den Poſten vor dem Gewehr ein, verrammelte die Thür mit den vorräthigen Mobilien und legte ſich zum Schlafen nieder. Doch wollte der Schlummer lange nicht kommen, und als er endlich die müden Augen des Schneiders ſchloß, träumte dieſem von ſchrecklichen Geſpenſter-Geſchichten, von ſeltſamen Geſtalten ohne Köpfe, aber mit ſechs Paar Beinen und Armen. Er verbrachte eine ſehr unangenehme Nacht und ſchwor hoch und theuer, ſobald nicht wieder auf Wache zu ziehen.

Zehntes Kapitel.

Enthält die Beſchreibung eines Bürgerwehr-Balles mit volksthümlicher Quadrille, auch ſonſt noch viel Lehrreiches. — Später wird getrommelt.

Der Adjutant der Bürgerwehr wußte nicht nur das Bataillon zu lenken, ſondern auch die ganze Stadt handelte nach ſeiner Angabe. Es war ihm vor allen Dingen darum zu thun, den tüchtigen Unteroffizier, der ſich ſo zufällig hier eingefunden, ſo lange als möglich da zu behalten, ihn zuerſt als Exercirmeiſter zu gebrauchen und ihn vielleicht nach und nach für ſeine Sache zu gewinnen, d. h.

nach links herüberzuziehen. Da aber Doſe, wie wir wiſſen, in ſeinen Anſichten völlig rechts überhing, ſo mußte ſich die ganze Stadt auf's Beſte zuſammennehmen, um ihm ihre wirklichen Geſinnungen nicht zu verrathen. Dem Unteroffizier wurde erklärt, es handle ſich nur darum, um bei einem wahrſcheinlich ausbrechenden Kriege eine kleine Macht zu bilden, die im Stande ſei, Geſetz und Ordnung aufrecht zu erhalten, und er thue ein gutes Werk, wenn er ſich im Hinblick auf dieſe lobenswerthe Abſicht der Organiſation der Bürgerwehr eine kurze Weile annehme.

Der Adjutant des Bataillons handelte nach den Befehlen und im Einverſtändniß mit einer unſichtbaren höheren Behörde, der Alles daran gelegen war, ſich bei der Artillerie einige geheime Freunde zu erwerben.

Doſe aber, den es drängte, ſobald als möglich nach C. zu kommen, war nicht leicht zum Dableiben zu vermögen, und der Unteroffizier würde den beſten Worten, dem vortrefflichſten Quartier nicht nachgegeben haben, hätte man dem Dichter nicht auf's Beſte geſchmeichelt, indem man ihm das hier erſcheinende Lokalblatt zur Verfügung ſtellte und am anderen Tage ſchon „Die vernagelte Kanone" darin abdruckte. Das war zu viel für Feodor's empfängliches Gemüth. Er ſah ſich zum erſtenmale gedruckt. Da war ſein Lieblings-Gedicht, überſchrieben: „Die vernagelte Kanone," unterſchrieben: „Feodor Doſe." Ja, er war ſo vom Glück berauſcht, daß der Adjutant es noch am ſelben Abend wagen konnte, ihm mit ſüßen Worten Einiges von einem geſammten freien Deutſchland einzugeben, was Doſe wie eine unbekannte Medizin hinnahm, die allerdings unangenehm ſchmecke, aber vielleicht von beſſerer Wirkung ſein könne. Zu gleicher Zeit legte ihm der Adjutant ein Schreiben aus C. vor, worin es hieß, der Befehl zur Mobilmachung ſei noch nicht eingetroffen, mithin habe der Unteroffizier vollkommen Muße, noch eine Zeit lang in der Stadt zu bleiben. Da das Intelligenzblatt am andern Tage Doſe's „Sehnſucht an Daphne" brachte,

und der Dichter nicht umhin konnte, ſich glücklich zu preiſen, daß der glühendſte Wunſch ſeines Lebens jetzt endlich in Erfüllung gegangen, daß ſich jetzt endlich die Preſſe für ihn geöffnet, ſo nahm der Adjutant hiebei Veranlaſſung, von einem geheimen Befehle zu ſprechen, der es Militärperſonen überhaupt verböte, etwas drucken zu laſſen, und ging dann ſehr geſchickt auf Preß-Verhältniſſe im Allgemeinen über, nannte das Beſtehende eine Knechtſchaft, und wußte die Ideen des armen Unteroffiziers für eine freie Preſſe zu erwärmen.

Wenn nun Doſe als Menſch aus zwei Elementen, einem militäriſchen und einem poetiſchen beſtehend, ſich unter dem Einfluſſe des letzteren einer gewiſſen Weichheit hingab, ſo war er als Unteroffizier, um uns bildlich auszudrücken, wie von engliſchem Gußſtahl und ließ dieſe Schärfe und Härte das ganze Bataillon empfinden, wenn er es droben vor dem alten Schloſſe in den Anfangsgründen der edlen Kriegskunſt unterwies. Die Ritterburg hatte gewiß zu den Zeiten des wildeſten Fauſtrechtes nicht ſo viele ſchlimme Worte gehört, als in dieſen Tagen. Doſe ſchien ſeine Kreuzdonnerwetter, ſeine Millionen- und andere Hunde während der Poſt-Dienſtzeit bei ſich ſelbſt niedergelegt zu haben, um ſie jetzt mit den reichlichſten Zinſen wieder auszugeben. Die gute Bürgerwehr hatte bis jetzt keine Ahnung davon gehabt, welche Feinheiten im einfachen Rechts- und Linksum verſteckt lägen, — zierliche Nüancen, die Doſe ſich bemühte, zu Tage zu fördern. Seine Leidenſchaft war, die Wendungen nach Zählen machen zu laſſen, und damit „zwiebelte" er die Bürgerwehr, daß ihr Hören und Sehen verging.

Bald ließen ſich auch deutliche Beweiſe großer Unzufriedenheit wahrnehmen, und wenn nicht Doſe mit einem fürchterlichen Eide geſchworen hätte, dem, der das Maul aufthue, ſobald er ſtillgeſtanden! commandirt, den Schädel einzuſchlagen, ſo würde er eines Tages einen offenen Ausbruch der Meuterei erlebt haben. So aber begnügten ſich die Bürgerwehrmänner mit häufigem Krankſein, und

Dose hatte noch nicht vier Tage lang seine Zuchtrute geschwungen, so bestand das Bataillon auf dem Exercirplatze nur noch aus dem Major, den Hauptleuten, den Lieutenants und einem halben Dutzend unverwüstlicher Musketiere.

Der Adjutant war in Verzweiflung; er hatte mit Vergnügen die Fortschritte bemerkt, welche die Mannschaft gemacht, und mußte jetzt sehen, wie die Lust an der ganzen Bürgerwehr so auffallend und unaufhaltsam abnahm. Sogar die abendliche Besprechung im Grünen Baum war nicht im Stande, die tapferen Kämpfer freundschaftlich zu verbinden; es bildeten sich Gruppen an verschiedenen Tischen, man sah auch hier eine Rechte und Linke, man sprach von Tyrannei, flüsterte von erneuter Knechtschaft, und ein paar verwegene Intriganten bearbeiteten das Bataillon und schlugen Neuwahlen vor, um andere Männer an's Ruder zu bringen, denen es Ernst sei mit dem wirklichen Fortschritt, mit der Freiheit, mit der — Ordnung.

Der Adjutant sah ein, daß er falsch manövrirt, daß Bürgerwehr nimmer zu wirklichem Militär heranzubilden sei, und daß ihm das Schreckliche bevorstehe, seine Popularität zu verlieren. Er hatte einen feierlichen Appel ansagen lassen; derselbe wurde schwach besucht. Er hatte Bürgerwehr-Lieder gratis vertheilt und nichts Besonderes damit bezweckt. Er hatte die Anfertigung der neuen Fahne beschleunigt; das Bataillon war sehr unvollzählig erschienen, um sie zu übernehmen. Er hatte so große Hoffnungen gehegt, so Schönes zu erringen geglaubt durch die Anwesenheit des Artillerie-Unteroffiziers — Alles umsonst! Er hatte für die erhabene Sache nichts gewonnen, für sich selbst viel verloren; er mußte zu einem energischen Mittel schreiten, um seine Stellung wieder zu gewinnen; er wollte die Frauen und Mädchen des Ortes in's Interesse ziehen, um auf die Männer zu wirken, er wollte einen Bürgerwehr-Ball veranstalten; und er hatte das richtige Mittel gefunden — diese Idee fand allgemein Anklang.

Das Lokal des Grünen Baumes, ein ziemlich großer Saal mit paar Nebenzimmern, wurde festlich dekorirt mit rothen Fahnen, mit grünen Guirlanden und den Waffen des Bataillons, mittels welcher man an der kleinen Seite des Saales eine große Trophäe errichtete, die sich im Glanze von ein paar Dutzend Talgkerzen recht stattlich ausnahm. Die Musik des Städtchens, bestehend aus einem Contrebaß, zwei Violinen und einer Clarinette, wurde durch die beiden Tambours verstärkt und befand sich auf einer Tribune, die gebildet worden, indem man Bretter über einige Fässer gelegt.

Wir müssen gestehen, daß die Idee des Adjutanten im Städtchen allgemeinen Anklang gefunden hatte. Die weißen Kleider wurden hervorgesucht, mit rothen Schleifen verziert, zwei Damen erschienen sogar in blutrothen Taffet gekleidet; und wir können es leider nicht verschweigen, daß sich während des Nachmittags die Musik abquälte, die Marseillaise zu spielen — freilich in sehr langsamem Tempo — denn mit dieser Melodie sollte der Bürgerwehr-Ball durch eine Polonaise eröffnet werden.

Dose war abgenutzt, Dose war eine gefallene Größe. Man duldete seine Uniform nur noch, weil er feierlich erklärt hatte, er reise morgen ab, indem er mit einer solchen „Schwefelbande", die keinen Drang zur Subordination in sich fühle, nichts mehr zu schaffen haben wolle. So schnell ändern sich Zeiten und Menschen. Wir können dabei nicht verschweigen, daß neben dem Unteroffizier Dose auch der Poet Feodor Dose auf's Tiefste gekränkt worden war. Der Erstere hatte es nämlich für nöthig befunden, den Drucker des Intelligenzblattes, der mit sehr rostigem Gewehr angetreten war, einen unsauberen Schmierfinken zu nennen, woraus das Schreckliche entsprang, daß am folgenden Tage eine Recension erschien, welche das berühmte Gedicht: „Die vernagelte Kanone," für den miserabelsten Schund erklärte.

Trotz alle dem hielt es der umsichtige Adjutant doch für klug, nicht gerade in offener Feindschaft von dem Unteroffizier zu scheiden.

Es konnten Zeiten kommen, wo — — und darum beſchloß [illegible] nigſtens für ſeine Perſon, Doſe bis zum letzten Augenbli[illegible] Freundſchaftlichſte zu behandeln. Er ertheilte dem Drucker [illegible] Bataillons wegen eine tüchtige Naſe, er lud den geſchmähten Dichter dringend zum Bürgerwehr-Balle ein, und Doſe verſprach zu kommen.

Aber nicht blos innerhalb der Stadtmauern beſchäftigte man ſich eifrig mit den Vorkehrungen zu dieſem Feſte — nein, auch von auswärts kamen Theilnehmer und Theilnehmerinnen, letztere meiſtens in harmloſe Landfuhrwerke gepackt, mit aufgewickelten Haaren, auf dem Schooße ein großes Paket, worin ſich das weiße Ballkleid befand, ſowie Strümpfe und Schuhe. Das auswärtige männliche Geſchlecht beſtand meiſtens aus ſehr geſinnungstüchtigen Mitgliedern eines Seminars auf der anderen Rheinſeite, blutdürſtigen jungen Leuten mit großen, drohenden Bärten und keck aufgeſtülpten Schlapphüten. Dieſe fuhren in einem Boote über den Rhein, ſie hatten zwiſchen ſich eine große rothe Fahne aufgeſteckt und ſangen:

Wenn die Fürſten fragen: was macht Hecker doch?
Könnt ihr ihnen ſagen: dieſer hänget hoch —
Aber nicht am Galgen, nicht an einem Strick,
Sondern an der Spitze — freier Republik!

In dem Tanzſaale ſelbſt hatte man eine gleiche Lithographie, wie eine droben in der Wachtſtube prangte, aufgehängt, hier aber umgeben von einem Kranze von Eichenlaub, deutſcher Männer Kraftſymbol und Lieblingsbaum, bis zu ſeinen Früchten, den Eicheln, die man im Naturzuſtande roh, ſonſt aber auch gebrannt und gemahlen als Kaffee verzehrt.

Obgleich der Zutritt in den Tanzſaal Nachmittags Niemand mehr geſtattet war, ſo hatte doch Doſe, der im Grünen Baum wohnte, hiervon eine Ausnahme gemacht, um ſich die Dekorationen,

an welchen man den ganzen Tag über gehämmert, mit Muße anzusehen. Manches kam ihm hier sonderbar vor, und er schüttelte bedenklich sein langes Haupt. Unter Anderem vermißte er die Landesfarben, sowie das Portrait seines Königs und Herrn, und sah dafür eine miserable Lithographie, die einen Mann darstellte, der einem Räuberhauptmanne wie ein Ei dem andern ähnlich sah. Dose beschloß trotz allem dem, den Ball zu besuchen.

An der Haupt-Eingangsthüre befanden sich zwei Schildwachen mit Säbel und Muskete aus der Bürgerwehr, neben ihnen der Kassier des Botaillons hinter einem Tischchen, auf welchem ein tiefer Suppenteller stand, bestimmt, das Eintrittsgeld und patriotische Gaben in Empfang zu nehmen, die gespendet wurden zum Besten der guten Sache, sowie auch, um das rothe Baumwollenzeug für die Fahnen zu bezahlen. Wir müssen gestehen, daß sich der Teller mit Silbergeld füllte. Der Kassier saß stolz auf seinem Stuhle, mit einer weißen Halsbinde; er trommelte selbstgefällig mit den Fingern auf den Tisch, und machte hie und da den beiden Schildwachen ein geheimes Zeichen, sich gerade zu stellen und das Gewehr anzuziehen, wenn nämlich Jemand kam, von dem anzunehmen war, daß er wenigstens einen halben Thaler opfern würde.

Der Ball begann um sieben Uhr mit dem Aufspielen des marseiller Liedes, bei dessen Klängen sich die ganze Gesellschaft feierlich durch den Saal und die beiden Nebenzimmer bewegte. Es wurde dies natürlicher Weise als Polonaise betrachtet, und diese ward angeführt von einem dicken, bleichen, schlagflüssigen Seminaristen, der rothes Haar, und Halsbinde, sowie Uhrband von derselben Farbe trug. Er blickte stolz um sich her, hatte seine Arme beständig halb gebogen und hob sie bei jedem Schritte ein paar Zoll empor, ungefähr so, wie es ein junger fetter Pelikan mit seinen Flügeln zu machen pflegt, ehe er sich vom Boden erhebt.

Der Seminarist war Mitglied mehrerer geheimen Gesellschaften;

er warb für die Freiheit bei allen Veranlaſſungen, und da er durch aufopfernden Lebenswandel ſehr verſchuldet war, ſo ſchwärmte er unmäßig für das Gleichheits-Prinzip. Er gehörte zu den Feſtordnern, ebenſo wie der Major, die Hauptleute, die Lieutenants, der Wachtmeiſter, Bataillonsſchreiber und Kaſſier, ſowie noch eine andere, ſehr dürre Perſönlichkeit, der Tanzmeiſter des Ortes, ein heruntergekommener Barbiergeſelle und wüthender Demokrat. Alle dieſe Feſtordner trugen rothe Binden am Arm, tranken ihren Wein auf Koſten der Bataillons-Kaſſe und gaben ſich ein unerhörtes Anſehen.

Nach der Polonaiſe rief der feſtordnende Tanzmeiſter eine Quadrille aus, — ein fremdes Wort, wofür ihn der ſchlagflüſſige Seminariſt mit einem furchtbaren Blick beſtrafte. Dann brüllte der Letztere: „Ein Vierertanz, ihr Bürger!“ und ſtellte ſich als erſtes Paar auf. Sein Gegenüber war der Major, neben dieſem der Adjutant, rechts zwei Hauptleute, links zwei Lieutenants; neben dem Seminariſten befand ſich der Drucker des Intelligenzblattes. Und ſo ſtand hier eine vornehme, eine Honoratioren-Quadrille. Der Seminariſt warf ſich in die Bruſt, blickte ſtolz auf den Tanzmeiſter und bedeutete ihm, zu ſchweigen, er ſelbſt wolle die Touren anrufen.

Die Muſik begann, die üblichen Verbeugungen gegen die Damen wurden gemacht, wobei der Major zierlich mit dem Fuße hinteraus kratzte, der Adjutant die Hand auf's Herz legte, der Schlagflüſſige gleichgültig den Kopf neigte und die Backen aufblies, und jeder der Hauptleute und Lieutenants ſchon jetzt den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand in die Weſtentaſche vergrub, wo ſie bis zur Beendigung des ganzen Tanzes verblieben. Der Drucker allein hatte kein Compliment zu Stande gebracht; denn in dem Augenblicke, wo er dazu ſeinen Mund lächelnd ſpitzte, wie ein Karpfen, entdeckte er Feodor Doſe's Geſicht gerade ſich gegenüber, weßhalb er ſtatt jedes Complimentes ingrimmig auf die Seite ſpuckte.

„Die Sklavenkette!“ brüllte nun der Seminariſt, was ſo viel

heißen ſollte, als: Chaine anglaise. Und Alles gerieth in die lebhafteſte Bewegung. Damen und Herren wanden ſich durch einander, die Kleider rauſchten, und die Muſik jammerte irgend eine luſtige Melodie.

„Schützt die Damen!“ hieß es wieder, und Alles beugte ſich zierlich vor- und rückwärts, nach rechts und nach links.

„Die freie deutſche Fauſt!“ erſcholl ein neues Commando. Und trotz dieſer deutſch-patriotiſchen Ueberſetzung wurde doch das ſanfte Tour de mains nach altherkömmlichen Regeln ausgeführt. So ging es fort, und der ſchlagflüſſige Seminariſt gab den verſchiedenen Commandoworten durch die Art, wie er ſie ausſprach, eine mannigfaltige und nicht zu verkennende Bedeutung. Oft lispelte er leiſe, wenn er ſagte: „Die Kette der Damen“, oder „Promenade“, was ihm zu überſetzen überflüſſig erſchien. Bald aber zuckten ſeine Arme, als wollte er jetzt gerade zur Decke hinaufſliegen, und ſein Mund öffnete ſich weit, wenn er z. B. rief: „Zwei kühn voran!“ oder „Jagt nach rechts und nach links!“ oder „Bewaffnet die rechte und linke Hand!“

Der Glanzpunkt der Quadrille war übrigens, als er in der Tour Cavalier seul endlich mit herausforderndem Blicke rief: „Der freie deutſche Mann allein!“ und anmuthig vortänzelte, die Naſe hoch, das Geſicht bläulich, das rothe Uhrband ſtolz um den Finger gewickelt. Es war dies ein großer Moment und wurde mit einem allgemeinen Händeklatſchen begrüßt, das Jeden mit Ausnahme des Tanzmeiſters zu freuen ſchien, der vor Neid hätte berſten mögen, daß ihm dieſe geſinnungstüchtigen und volksthümlichen Veränderungen nicht eingefallen.

Doſe, dem dieſe ganze Geſchichte ſehr unbehaglich zu werden anfing, hätte ſich gern aus den Zimmern zurückgezogen; doch da er heute Vormittags einen großen Spaziergang gemacht, um von der Spitze eines benachbarten höheren Felſens ſehnſuchtsvoll das Rheinthal hinabzublicken, ſo begann er jetzt ziemlichen Hunger zu

verſpüren und mußte ſich ſchon entſchließen, hier zu bleiben und bis zur Pauſe zu warten, da heute Abend ſonſt im ganzen Hauſe nichts zu erhalten war. Doch zog er ſich in das hinterſte Zimmer zurück, ſetzte ſich da in eine Ecke und verſank in Träumereien.

Der Kaſſier vorn an der Thür hatte ſeine Einnahmen ziemlich beendigt, denn es kam keine Seele weiter, um ihr Schärflein darzubringen, weßhalb er die Silbermünzen in dem Suppenteller mit ſeinem Schnupftuch bedeckte und ſich etwas zu eſſen bringen ließ. Er verzehrte mit großem Appetit die Kalbs-Cotelette, die man ihm gebracht, ſetzte den gebrauchten Teller auf ſein Schnupftuch, und machte mit übrig gebliebener Sauce ein Kreuz auf dieſen oberſten Teller, um damit anzuzeigen, daß man unter demſelben Schnupftuch und Geld als unverletzliches Eigenthum zu betrachten habe. Dann erhob er ſich in der ganzen Würde ſeines Amtes und ſchritt in den Tanzſaal, ſtolz erhaben, den Oberkörper auf den Hüften wiegend, den Kopf in der weißen Halsbinde drehend. Die beiden Schildwachen, obgleich heute Abend als Musketiere fungirend, waren nichts deſto weniger freie Bürger der Stadt, und ſie ſahen dieſes Aufpoſtenſtehen als eine große Gefälligkeit ihrerſeits an, die aber nothwendiger Weiſe ihre Grenzen haben müſſe. Deßhalb ſtellten ſie nach Abgang des Kaſſiers ihre Gewehre in die Ecke, ſtülpten den Hut darauf und fingen ebenfalls an, zu ſoupiren, ſo lange draußen noch der Tanz wogte und in der Küche noch etwas Gutes zu haben war.

Jetzt näherte ſich die erſte Abtheilung des Balles ihrem Ende und ſchloß mit einem Vernichtungs-Galopp, aus dem man deutlich die Klänge eines bekannten Volksliedes heraushörte. Dann traten die Paare aus einander, man ließ ſich an den noch leer ſtehenden Tiſchen nieder, Alles rief nach Wein und Speiſen. Alles, ſagen wir, mit Ausnahme des Kaſſiers; nicht, weil dieſer ſchon ſoupirt hatte, ſondern weil er, an die Eingangsthüre zurückkehrend, dort weder Teller noch Geld mehr vorfand und verzweiflungsvoll nach

seiner Kasse schrie. Die beiden Schildwachen, die befragt wurden, schauten sich überrascht an und versicherten, nicht das Geringste zu wissen. Sie wären nicht von dem Platze gewichen, wie der Herr Kassier, sie hätten im Uebermaß des Pflichtgefühls sogar stehend ihr Abendbrod verzehrt, und überhaupt hätte man ihnen keinen bestimmten Auftrag gegeben, über einen Teller zu wachen, der mit zwei Sancestrichen versehen gewesen wäre.

Es war ziemlich viel Geld in dem Teller vorhanden gewesen, und das seltsame Verschwinden desselben wurde bald im ganzen Saale bekannt und machte keine geringe Bestürzung. Der Major schaute vornehm verweisend aus, der Adjutant mißtrauisch, der schlagflüssige Seminarist wüthend und der arme Kassier höchst unglücklich. Der Seminarist, dem die fremde Uniform Dose's schon lange ein Dorn im Auge gewesen, machte sich in feindseligen Ausdrücken Luft, sprach von den Livreen der Tyrannen, sowie ähnliches ungereimtes Zeug, und beruhigte sich erst wieder, als die lange Gestalt des Unteroffiziers im Tanzsaale sichtbar wurde, der aus seinem Winkel hervorkam, um sich nach dem allgemeinen Lärmen zu erkundigen.

Zwei Schildwachen bei einer Kasse und diese Kasse verschwunden, das verursachte ihm ein niederdrückendes Gefühl. Wenn die beiden Musketiere auch nur der Bürgerwehr angehörten, so waren sie doch von ihm, von Feodor Dose, commandirt worden, und das warf einen Schatten über sein Gemüth. Er wandte sich um, die Arme verschränkt, und befand sich gerade vis-à-vis dem jungen Schlagflüssigen, der ihn etwas herausfordernd von oben bis unten ansah. Dose erwiederte diesen Blick, war aber schneller damit zu Ende, denn der Seminarist war von sehr kleiner Gestalt.

Der Unteroffizier zuckte gleichgültig die Achseln und wandte sich der Thüre zu, als wolle er hinausgehen. Der Andere trat ihm in den Weg. „Herr," sagte er, „Sie wissen wahrscheinlich nicht, was vorhin an der Thüre geschehen ist! Man schleicht sich nicht so aus

dem Zimmer, wenn Kassen spurlos vom Tische verschwinden. Man bleibt da, bis die Sache gehörig untersucht ist."

Dose erblaßte vor ungeheurer Wuth, denn er begriff die Rede des schlagflüssigen Seminaristen. Seine rechte Hand zuckte in der Luft, und wenn nicht der Adjutant dazwischen gesprungen wäre, so hätten sich die Finger im nächsten Augenblicke sehr unangenehm mit der rothen Halsbinde beschäftigt.

„Schämen Sie sich!" sagte der Adjutant zu dem jungen Manne. „Was ist das für eine Aufführung?" Auf diese Art dient man unserer Sache nicht. — Bester Herr Unteroffizier, hören Sie nicht auf diesen unvorsichtigen jungen Menschen!"

„Eindringlinge und Spione," entgegnete der Schlagflüssige . . . und jetzt konnte ihn die Person des Adjutanten nicht mehr beschützen. Dose reckte sich etwas Weniges in die Höhe, beugte sich dabei fast über den Adjutanten herüber, und streckte den Seminaristen mit einem einzigen Schlage zu Boden. Dann athmete er tief auf, zog seine Uniform um die Taille ein wenig herunter und blickte fragend rings umher.

Obgleich sich der Seminarist im nächsten Augenblicke wieder auf die Beine half und der Adjutant behauptete, Jener sei nur ausgeglitscht, so begann sich doch in dem Saale ein unangenehmer Tumult zu erheben, aus dem heraus man deutlich die Worte vernahm: „Werft ihn die Treppe hinab, werft ihn auf die Straße!" — Wer weiß auch, wie dieser Tumult geendigt hätte, wahrscheinlich mit einer sehr soliden Schlägerei, denn Dose liebäugelte schon mit einem Stuhle in seiner Nähe, der sehr feste Beine zu haben schien, als der Wirth zum Grünen Baum hastig zwischen die Streitenden stürzte, indem er ausrief: „Kein Wort weiter, ihr Herren, die Kasse ist wiedergefunden!" Ihm folgte der entzückte Kassier mit einem großen Zuber voll schmutzigen Spülwassers, in das er, obgleich es sehr unangenehm roch, mit innigem Entzücken seine Nase steckte.

Die Sache mit der verschwundenen Kasse war bald aufgeklärt.

Ein Dienstmädchen des Hauses hatte die, wie sie glaubte, leeren Teller in die Küche genommen, sie dort in Wasser versenkt und stehen lassen, und erst, als man die Teller wieder gebrauchte und abspülte, fand sich die ganze Bescherung, an der nicht ein Groschen fehlte. Der überglückliche Kassier predigte nach allen Richtungen Versöhnung, sagte dem jungen Seminaristen einige passende Worte und führte den Unteroffizier in das hintere Zimmer, wo er sich mit ihm bei einer Flasche Wein festsetzte.

Dose's Gemüth war tief erschüttert; er fing an, die Gesellschaft zu erkennen, in der er sich befand, er fing an, hier in diesem Kreise für seine Uniform, für seine Tressen zu erröthen. Er war auf diese Art ein einsylbiger Gesellschafter, weßhalb ihn der Kassier bald verließ und in den Tanzsaal zurückkehrte. Feodor stützte die Hand auf ein Fenstergesims, legte den Kopf darauf und hatte schmerzliche Gedanken. Wie ein wilder, wüster Traum erschien ihm sein Aufenthalt hier in dem Städtchen und er konnte oft nicht begreifen, was ihn hier zurückhalte. Ach! die Kinder seiner Muse hatten es gethan, seine Poesieen. Aber auch dieser Zauber fesselte ihn nicht mehr an den Ort, er sollte ihm kein Capua werden, er wollte ihn morgen mit dem ersten Blicke des jungen Tages verlassen. Hatte er doch sein Manuscript wieder, hatte er es doch durch einige vortreffliche Lieder vermehrt, ja, er hatte sogar einen Freiheitsgesang gemacht. Aber dies war ein harmloses Lied, denn es waren die Ergüsse eines Unteroffiziers nach eben bestandenem dreitägigem Mittelarrest.

Horch! was war das? Täuschte sich Dose oder vernahm er wirklich den lustigen Schlag einer Trommel?

Eilftes Kapitel.

Vom unglücklichen Ausgang des Bürgerwehr-Balles und von der Ankunft eines wirklichen Infanterie-Lieutenants, in dessen Folge der schlagfüssige Seminarist und der Packmeister Dose arretirt werden, — kurz aber wichtig für Beamte der öffentlichen Macht.

Nein, Dose täuschte sich nicht! Um vor dem Lärmen der Tanzmusik im benachbarten Saale besser hören zu können, öffnete er ein klein wenig das Fenster, an dem er allein saß, und lauschte. Richtig! da klang es wieder, schon näher und deutlicher, aber immer noch fern auf der Landstraße. Rataplan—Rataplan—plan—plan!

Trommelschlag und Hundegebell hört man in der Nacht sehr weit, wenn man nicht gerade einen Cotillon tanzt. Aus dem letzteren Grunde schien man auch drinnen im Tanzsaale nichts zu vernehmen; der Contrebaß grunzte, die Violinen quiekten, und die Clarinette jammerte dazwischen immer fort ohne Aufhören, nur zuweilen übertönt von dem Gestampfe der Tanzenden.

„Ei," dachte der Unteroffizier, „was kann das sein? Warum der Marsch einer Infanterie-Colonne bei so später Nacht? — Es mochte eilf Uhr sein. — Er lauschte abermals, doch hatte der Trommelschlag aufgehört, und es schien draußen ganz ruhig zu sein. Doch nur eine halbe Viertelstunde lang; dann vernahm Feodor mit einem scharfen geübten Ohr Tritte vieler Menschen, die sich auf der Landstraße in gleichem Schritt zu nähern schienen. Er schüttelte den Kopf. Was konnte das bedeuten? — Stand die Ankunft des Militärs vielleicht im Zusammenhange mit einigen Bewohnern des Städtchens oder vielleicht gar mit dem Feste selbst? — Was war zu thun? — Sollte Dose sich auf sein Zimmer begeben oder da bleiben wo er war, hier die Dinge, die da kommen sollten, ruhig abwarten? — Er beschloß das Letztere und blieb.

Es war, als seien am heutigen Abend, vielleicht wegen des Festes, weder Nachtwächter noch Hunde auf der Straße; denn die ersteren

machten keine Meldung und die letzteren bellten nicht einmal dem heranziehenden Militär entgegen, weßhalb es denn auch begreiflich war, daß man im Tanzsaal hiervon keine Ahnung hatte. Hier wurde stark getanzt, gehörig dazu getrunken und viel gelärmt. Man erging sich in heftigen Redensarten, in sehr excentrischen Toasten, und namentlich zeichnete sich der schlagflüssige Seminarist bei allem dem aus. Er hatte eben eine Rede gehalten zu Ehren der rothen Fahne, in welcher außerordentlich viel Worte, wie: entwürdigende Knechtschaft, verdumpfende Unterdrückung und dergleichen, vorkamen. Er hatte diese Rede in der Nähe der Thüre gehalten, hatte sie hauptsächlich an die beiden Bürgerwehrmänner gerichtet, die dort auf Posten standen, und war schließlich daran, sie zu dem baldigst bevorstehenden Kampfe auf's beste zu ermahnen, daß sie mit Gut und Blut vertheidigen möchten die rothe Fahne und den heimischen Herd — als seine Nase plötzlich lang und spitz wurde, seine Wangen von ziemlichem Roth in tiefe Bläße übergingen und er mit gläsernem Blick durch die Thüre auf den Gang hinausschaute, als bemerkte er dort ein Gespenst.

Und dort erschienen auch in der That Gespenster, aber nicht, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, in langen, weißen Gewändern mit eingefallenen Wangen; sondern die Geister hier, die sich ruhig und still hinter den beiden Bürgerwehrmännern aufpflanzten, hatten blaue Röcke, weißes Lederzeug, und blanke Pickelhauben auf den Köpfen. Auch sahen ihre Gesichter sehr von dieser Welt aus; ja, sie lächelten sehr freundlich, als sich ihre Kameraden mit den Schlapphüten nun ebenfalls umwandten und vor lauter Ueberraschung die Gewehre sinken ließen.

Der Seminarist stürzte in das Tanzgewühl zurück, riß die Paare aus einander, und ein Wort, ein Fingerzeig reichte hin, um sämmtliche Mitglieder des Festes in Kenntniß zu setzen von dem, was sich draußen begeben. Die Musik brach mit Einemmale ab, und die Künstler selbst, indem sie ihre Instrumente im Stiche ließen, suchten ein Asyl unter dem schützenden Gerüste.

Jetzt erschien ein Offizier der Infanterie in dem Saale, gefolgt von einigen Mann, das Gewehr im Arm, und schritt langsam durch die erstaunten und erschreckten Gruppen. Der Erste, der sich so weit wieder sammelte und faßte, um eine sehr ehrerbietige Frage zu stellen, war der Wirth zum Grünen Baum, der sich als solcher vorstellte und nach den Befehlen des Offiziers fragte. In diesem Augenblicke machte der Bataillons-Adjutant sowie der schlagflüssige Seminarist einen vergeblichen Versuch, durch die Thüre zu entwischen. Die beiden Schildwachen wiesen sie zurück, worauf sich die Erschrockenen in die dichteste Gruppe der Umherstehenden verloren und langsam gegen das hintere Zimmer manövrirten, um dort vielleicht zu entkommen.

Der Gastgeber zum Grünen Baum wandte sich also an den Lieutenant und fragte ihn, womit er dienen könne.

„Mein lieber Mann," sagte dieser, „ich bin durchaus nicht gekommen, um Ihr heiteres Fest zu stören; ja, ich betrachte sogar mit einigem Interesse diesen Saal, denn ich hoffe hier unter Anderem die Bekanntschaft zweier Herren zu machen, des Herrn Aktuar D. und des Herrn Seminaristen W. Sollten sich diese Beiden vielleicht hier befinden?"

Der Lieutenant war ein kleiner, untersetzter Mann mit sehr lebhaften Augen, einem außerordentlich freundlichen Gesicht und sehr großem Schnurrbart. Er that ganz, als wenn er hier zu Hause wäre, legte die Hände auf den Rücken und schritt langsam auf und ab.

„Der Herr Aktuar D.?" murmelte erschrocken die Menge.

„Unser Adjutant?" setzten einige Andere leise hinzu.

„Sind diese Beiden nicht hier?" fragte der Lieutenant. „O, sie befinden sich gewiß hier."

„Sie waren hier," entgegnete der Wirth, der mit großer Geistesgegenwart eine Serviette erwischt und sie um den linken Arm gehängt hatte. Es war ihm in diesem Augenblicke Alles daran

gelegen, nur als Gastgeber des Grünen Baumes zu erscheinen. Er stand demüthig gebeugt wie sein Oberkellner. — „Sie waren hier noch vor wenig Minuten.“

„In dem Falle sind sie auch noch hier,“ versetzte unerschütterlich der Lieutenant. „Dort, wo ich hereinkam, sind sie nicht hinaus.“

„Aber der Saal hat zwei Thüren,“ entgegnete der Wirth.

„Auch dafür ist gesorgt, mein lieber Mann,“ fuhr der Offizier ruhig fort. „Ich bitte also nur, gefälligst Ihre Stimme erschallen zu lassen und die Namen der beiden Herren zu rufen.“

Dagegen war nicht viel einzuwenden, und die übrige Ball-Gesellschaft, sehr glücklich darüber, daß sie selbst von solchen Unannehmlichkeiten verschont geblieben, öffnete rasch ihre Reihen, drehte sich rechts und links, schaute hinter sich und trat endlich so auffallend vor zwei Herren in der hintersten Ecke des Saales zurück, daß der Offizier augenblicklich wußte, er habe die Rechten vor sich. Er redete sie überaus freundlich an, bedauerte, ihr Vergnügen stören zu müssen, da er einige Worte mit ihnen zu sprechen habe, und übergab sie einem Unteroffizier und zwei Mann, die sie augenblicklich hinwegführten.

Hier war für Dose, der sich ruhig im hinteren Zimmer hielt, der große Moment gekommen, wo ein hartes Schicksal, wenn es gut gelaunt war, ruhig an ihm vorübergehen, oder, wo ihn das Verhängniß erfassen und zu Boden werfen konnte.

Das Verhängniß war da in Gestalt des commandirenden Lieutenants, der schon im Begriff war, sich nach gethaner Arbeit auf dem Absatz herumzudrehen und das Haus zu verlassen, wenn ihn nicht Doses unerbittliches Schicksal veranlaßt hätte, ein paar Schritte vorzugehen, um einen Blick in das hintere Zimmer zu werfen.

Der Gastgeber mit der Serviette auf dem Arm war an seiner Seite und machte keine Bewegung, den Offizier zurückzuhalten, denn er sah schadenfroh, was da erfolgen würde.

Dose hätte sich hinter die Thüre verstecken können; doch sein

offenes und edles Gemüth dachte nicht daran. Er richtete sich in seiner ganzen Größe empor und schaute dem erstaunten Offizier fest in die Augen.

„Was ist das?“ fragte der commandirende Lieutenant, und sein freundliches Gesicht überzog sich zum erstenmal mit einem finsteren Schatten. — Herrrr! wie kommen Sie daher?“

Ehe aber Dose antworten konnte, nahm der boshafte Wirth das Wort und sagte: „Herr Unteroffizier Dose, seit einiger Zeit Exercirmeister des Bataillons, einer unserer besten Freunde.“

Der also Vorgestellte zuckte die Achseln und meldete darauf dienstlich dem Offizier, daß er auf dem Wege sei, sich nach C. zu begeben, um dort bei der erwarteten Mobilisirung der Artillerie-Brigade eine passende Stelle zu finden.

„Schon gut!“ sagte immer noch finster der Infanterie-Offizier, indem er auf seinen blonden Schnurrbart biß. „Unteroffizier, Sie werden diesem Sergeanten folgen; das Weitere wird sich finden. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wegen des verfluchten Fraternisirens nicht einmal ein Exempel statuirt würde. Beim Zeus! Ein Unteroffizier der Artillerie ist Exercirmeister dieses berüchtigten Bataillons und sitzt harmlos und vergnügt unter der rothen Fahne. Herrrr! wenn Ihnen das nicht Ihre Tressen kostet, gibt es keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt.“ — Damit drehte sich der Lieutenant jetzt wirklich auf dem Absatz herum und schritt stolz durch den Saal, wo ihn die Anwesenden ehrerbietigst grüßten.

Dose, der, gefolgt von einem Sergeanten und zwei Mann, hinter ihm drein ging, sah manche schadenfrohe Blicke auf sich gerichtet. Ja, der Drucker des Intelligenzblattes, der ihm den Schmierfinken noch lange nicht vergessen hatte, murmelte ihm halblaut nach: „Nun, Gott befohlen, das gibt jedenfalls neue Poesieen!“

Zwölftes Kapitel.

Wachtſtube auf dem Rathhauſe mit Souper. Die bewaffnete Macht unterſucht den einen ihrer Gefangenen, worauf der Packmeiſter entlaſſen wird und die Bekanntſchaft einer Dame in ſchwarzem Mantel macht.

Die Infanterie-Abtheilung, welche ſich ſo unverhofft dem Städtchen genähert und den Bürgerwehr-Ball mit einem ſo traurigen Kehraus geendigt, beſtand aus einem Zuge und wurde bei dieſer Veranlaſſung ausnahmsweiſe von zwei Offizieren befehligt. Den jüngeren, welcher den Adjutanten und den Seminariſten verhaftet, lernten wir bereits kennen; der andere marſchirte aber vor das Rathhaus der Stadt, auf dem Marktplatze gelegen, wo er die Soldaten den Torniſter ablegen ließ und nach Jemand von der Behörde ſchickte, um nach Vorſchrift Wein und Brod zu requiriren.

Der Commandirende wollte für die Hälfte der Nacht ſeine Mannſchaft nicht einquartieren, und auch der Soldat, der wußte, daß er morgen ſehr frühzeitig abmarſchiren ſollte, blieb lieber hier in den Kleidern bei ſeinen Waffen und einem guten Glaſe Wein, um bei der Reveille gleich bereit zu ſein. Für den Adjutanten und den Seminariſten hatte man ein Zimmer im Rathhauſe geöffnet, an dieſem ein kleineres für Doſe, und der commandirende Offizier hatte ſein Hauptquartier im Sitzungsſaale des Gemeinderaths aufgeſchlagen.

Der ſtolze Name eines Saales war übrigens unpaſſend für dieſes Gemach. Es war nichts mehr und nichts weniger, als ein mäßig großes Zimmer mit dunklen Tapeten, einer alterthümlichen Decke von faſt ſchwarz gewordenem Eichenholz und zwei hohen Fenſtern, in denen man noch Ueberreſte von Glasmalereien bemerkte. Das Ameublement beſtand aus einem Tiſche, der in der Mitte ſtand und mit einem grünen Tuche behängt war, ferner aus Stühlen mit hoher Lehne, gewundenen Füßen und Armen, Sitz und Rücken mit

Leder überzogen, das, dunkelbraun und glänzend Zeugniß ablegte von langjährigem Gebrauch und von den vielen Stunden, welche die Väter der Stadt, auf das Wohl der Bürgerschaft bedacht, hier auf diesen Sitzen zugebracht hatten.

Der alte Rathhausdiener hatte zitternd und zagend dieses Zimmer aufgeschlossen; er hatte zwei Talgkerzen angezündet und in dem Steinkamin aus trockenem Holz und Reisig ein Feuer angemacht. Seine Schlüssel hatten heftig geklappert, als er den Adjutanten des Bürgerwehr-Bataillons und den Seminaristen eingeschlossen, sowie Dose in Sicherheit gebracht. Er war aber jetzt erstarrt vor Schrecken, als ihm der ältere Infanterie-Offizier befahl, den gewichtigen Schlüsselbund auf den grünen Tisch niederzulegen.

„Verzeihen Sie, Herr Hauptmann," hatte er gesagt und den Lieutenant in der Angst seines Herzens also avanciren lassen, „verzeihen Sie, aber es sind auch die Schlüssel des Archivs darunter, sowie die zu den Zimmern der Steuer-Abtheilung."

Und hierauf hatte ihm der Lieutenant nur ein einziges Wort erwidert: „Dahin!" sprach er, indem er mit dem Finger auf den grünen Tisch deutete; worauf der gewichtige Schlüsselbund rasselnd auf den bezeichneten Platz niedergelegt wurde.

Der ältere Lieutenant, der bis jetzt allein in dem Rathhauszimmer war, hatte es sich so bequem wie möglich gemacht. Er war von sehr langer Gestalt, ziemlich schmächtig, hatte hellblondes Haar und so gut wie gar keinen Schnurrbart. Er probirte mehrere Sessel, ehe er einen fand, der ihm bequem genug war; dann streckte er sich in demselben aus, legte die langen Beine auf einen anderen Stuhl und schob seine Hände in die Hosentaschen, wobei er sagte: „Das Ganze hier ist eigentlich ein sehr schlechter Witz, schon oft da gewesen und mir über alle Maßen unangenehm."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und der jüngere und kleinere Offizier mit dem freundlichen Gesichte und dem großen Schnurrbart trat lächelnd herein, schritt auf seinen Vorgesetzten zu

und meldete, die Hand dienstmäßig emporgehoben: „Ohne Schwierigkeit arretirt Aktuar D., Seminarist W., ferner in Verhaft gebracht einen Unteroffizier von der Artillerie, der sich unter sehr verdächtigen Anzeichen hier aufgehalten. — Beim Zeus! er scheint sich hier umhergetrieben zu haben wie saures Bier."

„Ein Unteroffizier von der Artillerie?" fragte der Andere und senkte nachdenkend sein blasses Gesicht. „Davon steht eigentlich nichts in unserem Befehl. Und der Unteroffizier hat sich hier umhergetrieben?"

„Ich erwischte ihn im Tanzsaal, wo er famos ruhig unter einer blutrothen Fahne saß, und nahm ihn fest, als ich vernommen, er halte sich hier seit einiger Zeit als Exercirmeister des Bataillons auf. — Beim Zeus! das schien mir sehr wichtig."

„Lieber Wortmann," antwortete der ältere Offizier, indem er den Kopf melancholisch auf die Hand stützte; „wollen Sie mir einen großen Gefallen thun? — Aber sie müssen mir meine Bitte nicht übel nehmen."

„Mit Vergnügen! — Sprechen Sie doch! — Beim Zeus! ich will alles thun, was Sie wünschen."

„So lassen Sie die beständigen Betheurungen weg, schwören Sie nicht immer beim Zeus. Das ist, auf Ehre! altmodisch und schon hunderttausend Mal da gewesen, alle diese Zusätze: auf Ehre! auf Seele! auf Größe! auf Taille! thun keine Wirkung mehr."

„Sie kommen vielleicht schon im Meidinger vor?" sagte lachend Wortmann.

„Mehr als das," entgegnete ruhig der ältere Lieutenant, „Meidinger's Urgroßvater, wie ich aus einer alten Handschrift ersehen, hatte es sich angewöhnt, beständig zu sagen: auf Ehre! oder meinetwegen auch: beim Zeus! Aber schon der Sohn, demnach der Großvater unseres Meidinger, strich das als gänzlich veraltet."

„Nun, meinetwegen! Ich kann auch, beim . . . Ja, so! — ich

kann auch ohne dieſe Beiworte leben! Darum keine Feindſchaft — auf Seele!"

Der lange Lieutenant hob melancholiſch den Kopf empor und lächelte traurig. Dann ſagte er nach einer Pauſe: „Was meinen Sie, lieber Wortmann, werden wir ein kleines Souper bekommen, oder laſſen uns die Demokraten verhungern?"

„Demokraten!" lachte der Andere. „Im Gegentheil, es ſind ganz gutgeſinnte Bürger. Der Bataillons-Chef der Bürgerwehr zeigte mir den Weg hieher, während er mich ſeiner Freundſchaft verſicherte; und der Gaſtgeber zum Grünen Baum ſagte: ihn ſolle der Teufel holen, wenn er nicht mein unterthänigſter Diener ſei — beim Jupiter! er will das mit einem ſoliden Nachteſſen beweiſen, das gleich ankommen ſoll."

„Schön!" verſetzte der lange Offizier. „Vorher aber, glaube ich, könnte es nicht ſchaden, wenn wir ein paar freundſchaftliche Worte mit dem Unteroffizier der Artillerie wechſelten. Dieſer Herr muß doch einige Papiere bei ſich haben, ein „Vorzeiger dieſes" — oder ſo etwas."

„Richtig! — Laſſen wir ihn kommen! Hier ſehe ich einen Glockenzug, ich hoffe, daß der Rathhausdiener auf dieſen Klang dreſſirt iſt."

„Ziehen Sie nur nicht zufällig an der Feuerglocke! Es wäre wirklich neu und komiſch, wenn wir ihnen ſelbſt die Sturmglocke läuteten. Das wäre in der That ganz neu."

„Unbeſorgt!" antwortete Lieutenant Wortmann, indem er an der Klingel zog, die einen ſchrillernden Ton von ſich gab; worauf augenblicklich der Rathhausdiener erſchien.

„Haben Sie drunten eine Wache eingerichtet?" fragte der lange Offizier ſeinen Kameraden.

„Das verſteht ſich von ſelbſt; es iſt vor dem Rathhauſe eine alte Baracke, unter der eine invalide Feuerſpritze ſteht. Das Ding habe ich zur Hauptwache erhoben. Unteroffizier Schmitz I. iſt da

mit sechs Mann, ein Posten vor dem Gewehr, einer bei den Gefangenen."

„Sehr gut!" antwortete der lange Offizier. Darauf wandte er sich an den Rathhausdiener. „Nehmt Eure Schlüssel," sagte er zu diesem, „und bringt den Unteroffizier von der Artillerie da her. — Verstanden?"

„Ja wohl, Herr Hauptmann," erwiderte der städtische Beamte. Dann ging er, mit dem Schlüsselbund bewaffnet, eiligst zur Thüre hinaus.

Es dauerte auch nicht lange, so kam er wieder zurück; vor ihm her schritt Dose; er hatte den Kopf erhoben: er war noch groß im Unglück.

Der ältere Offizier änderte seine Stellung in so weit, als er den Oberkörper etwas erhob und den einen Fuß vom Stuhle herabgleiten ließ. Lieutenant Wortmann dagegen zog seine Schärpe glatt und hatte die Pickelhaube aufgesetzt.

„Mein Freund," sprach der Erstere zu Dose, der kerzengerade vor ihm stand, „man hat Sie in einer sehr sonderbaren Verfassung angetroffen, auf einem demokratischen Bürgerwehrballe, unter der rothen Fahne sitzend. Herr, das ist sehr verdächtig. Wir haben es deßhalb für unsere Schuldigkeit gehalten, Sie festzunehmen und nach C. zu bringen. Wenn Sie übrigens etwas zu Ihrer — Rechtfertigung hier angeben können, so werden wir gern jede Notiz davon nehmen."

Dose verbeugte sich und versicherte, er müsse allerdings gestehen, daß der Schein gegen ihn sei. „Doch nur der Schein," setzte er mit fester Stimme hinzu. „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo das Schicksal roh und kalt . . ."

„Lassen Sie Ihre Citate!" antwortete der Lieutenant. „Haben Sie Papiere bei sich?"

„Allerdings," entgegnete der Unteroffizier einigermaßen gekränkt,

indem er eine große Brieftasche herauszog und daraus den Urlaubspaß nahm, den er von dem Herrn Postmeister Dachsinger erhalten.

„Dieses Papier ist ziemlich in Ordnung," sprach der lange Offizier, „und ich will auch zugeben, daß die Absicht recht lobenswerth ist. Aber warum begaben Sie sich nicht nach C., sondern blieben hier in dem verrufenen Neste liegen?"

„Das Städtchen lag auf meinem Wege, und ich hatte keine Idee davon, daß es verrufen sei. Als ich vor einigen Tagen ankam, exercirte man droben die Bürgerwehr, und da die Leute ihre Sachen herzlich schlecht machten, so hielt ich es anfänglich für ein gutes Werk, ihren Eifer zu unterstützen.

„Der Teufel auch," sagte der Lieutenant Wortmann.

„Sie sagten: anfänglich," fuhr der andere Offizier fort. „Später aber änderten Sie Ihre Ansichten?"

„Erst gestern erfuhr ich Manches, was mir verdächtig vorkam. Und ich hatte die Absicht, morgen früh abzureisen."

„Das könnte glaubwürdig klingen, aber man wird Sie fragen, warum Sie gewartet, bis Sie von uns unter sehr erschwerenden Umständen gefunden wurden. Wenn man Sie nicht eine Zeit lang in den Arrest schickt oder dergleichen, so werden Sie wenigstens Ihre Anstellung im Postdienst verlieren. Ganz unmöglich aber wird es in jetziger Zeit sein, Sie bei einer Batterie einzutheilen."

Dose war durch diese Worte wie vernichtet. Er, einer der loyalsten Unterthanen, conservativ bis zum Exceß, Soldat mit Leib und Seele, sollte also seiner Treue verdächtig aus dem Postdienst gestoßen werden, aus den Reihen der Armee gestrichen und fortan ein schmachbeladenes Leben führen! — Das war zu viel auf einmal. Er griff an seine Stirne, die sich mit kaltem Schweiß bedeckt hatte; er nahm mit zitternder Hand seinen Paß aus den Händen des Offiziers zurück, er versuchte es, ihn in seine Brieftasche zu legen; aber seine Finger bebten dergestalt, daß sie keinen Gegenstand zu halten vermochten, weßhalb der Paß und die Brieftasche

auf den Boden fielen, und letztere alsbald mehrere Papiere und Briefe zeigte, die ſie enthielt.

„Ah! Sie haben ſonſt noch Briefſchaften?“ ſagte aufmerkſam der Lieutenant Wortmann. „Laſſen Sie einmal ſehen!“

Doſe bückte ſich, hob Alles auf und legte es mit einem tiefen Seufzer auf den Tiſch.

Der Lieutenant Wortmann nahm die Papiere in die Hand und blätterte ſie langſam durch. Es war Schriftliches ſowie Druckſachen. Letztere entfaltete er angelegentlich, warf einen leichten Blick hinein, dann flog ein Lächeln über ſeine Züge. Er reichte Blatt für Blatt dem anderen Offizier.

„Das ſind ja Gedichte,“ bemerkte dieſer.

„Von mir,“ entgegnete Doſe mit leiſer Stimme.

„Die vernagelte Kanone, Sehnſucht an Daphne — was Teufel! Sie ſind Poet?“

„Schwache Verſuche, Herr Lieutenant.“

„Und hier ein Freiheits-Geſang. Ah! das iſt verdächtig!“

„Nach dem Arreſt!“ las der Offizier weiter. „Mir ſcheint, Sie haben für die Zukunft gedichtet.“

„Prophetiſch!“ ſagte Doſe mit tiefer Stimme und zuckte in ſtummer Verzweiflung die Achſeln.

„Hier iſt ein Brief,“ fuhr Lieutenant Wortmann fort. — „Sehen Sie einmal, die Adreſſe ſollten wir wahrhaftig kennen. — Sr. Hochwohlgeboren, dem Herrn Robert, wahrſcheinlich bei der 7. Artillerie-Brigade.“

„Laſſen Sie doch ſehen!“ rief eifrig der andere Offizier, indem er zum erſtenmal von ſeinem Gleichmuthe zu kommen ſchien. „Ganz richtig, an Robert — Zum Henker! von wem iſt der Brief, und wie kommt er in Ihre Hände?“

„Er iſt nicht verſchloſſen,“ ſprach traurig der Unteroffizier. „Ich bitte, ihn zu leſen, vielleicht ſpricht er für mich.“

Der Offizier öffnete das Papier und las: „Lieber Freund!

Ueberbringer und Vorzeiger dieſes iſt die poetiſche Doſe, von der du wahrſcheinlich ſchon bei der Brigade reden hörteſt, einer der tüchtigſten Unteroffiziere und von ſo muſterhaften patriotiſchen Geſinnungen, daß er, von einer Mobilmachung hörend, den Poſtdienſt verließ, um bei irgend einer Brigade wieder einzutreten. Thu für ihn, was du kannſt, er hat nur den einzigen großen Fehler, daß er es nämlich nicht unterlaſſen kann, Gedichte zu machen. — Mir geht es ordentlich. Das Neſt, wo ich mich befinde, iſt klein, aber ruhig, das Brod iſt ordentlich, auch ſind zwei Mezger im Ort, weßhalb ich die Hoffnung habe, täglich friſches Fleiſch zu eſſen. Unterwegs hieher lernte ich ein Gericht kennen, das man Katzengeſchrei nennt und das dir ſchmecken wird. Man ſchneidet kalten Kalbsbraten in eine Pfanne, thut Zwiebel, etwas Speck und Butter dazu, läßt das Ganze braten und bringt es ſiedend mit der Pfanne auf den Tiſch. Es prazelt und ſingt noch eine Zeit lang, daher kommt der Name Katzengeſchrei. — Nun Ade, lieber Robert, behalte lieb deinen Freund

Tipfel, Poſt-Sekretär."

„Tipfel," ſagte nachdenkend der Lieutenant, nachdem er geleſen, „Tipfel — der Name iſt mir nicht unbekannt. Erinnern Sie ſich, wir haben ihn zuſammen kennen gelernt."

„Er war Bombardier bei der ſiebenten Brigade," erwiderte Doſe, „ein etwas dicker, ſehr ruhiger Mann."

„Richtig! richtig!" rief der ältere Lieutenant. „Wir waren Abends in C. auf der Hauptwache, es ſind ſchon einige Jahre her — ich war noch Fähnrich — da wurde dieſer Tipfel als Arreſtant gebracht, weil er ſeine Wache verlaſſen. Robert hatte damals bei allen tollen Streichen die Hand mit im Spiele."

„Der Herr Lieutenant kennt alſo Herrn — — Robert?" fragte ſchüchtern der Unteroffizier.

„Ob ich ihn kenne! Er iſt mein Vetter."

„Gott ſei Dank!" fuhr Doſe tief aufathmend fort; „dann wird dieſes Empfehlungsſchreiben auch vielleicht einigermaßen empfehlend für

mich wirken, und Sie, Herr Lieutenant, werden zu der Anſicht kommen, daß ich nur unwiſſentlich gefehlt,' und daß ich, wie ich Ihnen auf meine Ehre verſichern kann, keine Ahnung davon hatte, in welche Hände ich gerathen."

Es lag ſo viel Ehrliches und Treuherziges in den Mienen Doſe's, und das Schreiben Tipfels hatte ſo zu ſeinen Gunſten gewirkt, daß der Lieutenant Wortmann die Achſeln zuckte und mit einem Blick auf ſeinen Kameraden ſagte: „Allerdings, in Anbetracht dieſes Schreibens . . ."

„Könnten wir vielleicht das Unſrige thun," fuhr der andere Offizier fort, „um Ihre unangenehme Sache nicht noch mehr zu verwickeln. Hier ſind Ihre Papiere, mein Freund, laſſen Sie ſich dies eine Lehre ſein."

„Und beherzigen vor allen Dingen das Sprüchwort," ſetzte Lieutenant Wortmann bei: „Sage mir, mit wem du umgehſt, ſo will ich dir ſagen, wer du biſt."

„Ganz Meidinger," murmelte der andere Offizier, machte Doſe ein leichtes Zeichen mit dem Kopfe und ſenkte alsdann denſelben wieder in die Hand.

Wer war froher als Feodor! Auf's Tiefſte bewegt, packte er ſeine Papiere und ſeine Briefſtaſche, verſorgte dieſelben zwiſchen dem dritten und fünften Knopf der Uniform, machte auf's zierlichſte Linksum kehrt! und ging durch die Thüre des Sitzungsſaales. Er kam ſich wie neugeboren vor und ſtieg mit wahrhaft ſeligen Gefühlen die Treppen des Rathhauſes hinab; er eilte durch die Straßen dahin wie Jemand, der ſchon zehn Jahre geſeſſen und nun plötzlich wieder einmal den glänzenden Nachthimmel, Häuſer, Bäume und lebende Weſen ſieht, ſeien es auch nur Hunde und Katzen. Wie hat ihm geträumt von ſchwerem Gefängniß, von einer unendlichen Reihe dunkler Arreſttage, ja, vom Verluſte der National-Kokarde und von der grauen Maus.

Obgleich die Nacht etwas kühl war und ſchon nahe an Mitternacht,

ſo drängte es den Unteroffizier doch nicht nach Hauſe. Er ging bei den Thüren des Gaſthofes zum Grünen Baum vorbei, der Ball ſchien durch das unangenehme Ereigniß plötzlich beendigt worden zu ſein, die Fenſter ſtanden offen, im Tanzſaale brannte ein einſames Licht, und nur aus dem hinteren Zimmer erſchollen Stimmen; dort hatte ſich ein ſolider Reſt zurückgezogen, um die ſchreckliche Begebenheit zu beſprechen. Doſe ging weiter, der Landſtraße zu; rechts ſchob ſich das Waſſer des Rheines eine einzige dunkle Maſſe, hie und da mit Lichtſtreifen durchzogen, langſam vorüber.

Der Unteroffizier durchſchritt das verfallene Stadtthor; draußen lagen nur einige Häuſer, unter andern das Poſtgebäude. Hier war noch Leben; aus der geöffneten Stallthüre glänzte noch Licht hervor, und eine Laterne, die dort herausſpazierte, wandelte nach dem Hauptgebäude und verſchwand hinter demſelben. Vor dem Hofthor ſtanden einige Stallknechte, die Schnellpoſt erwartend, die jeden Augenblick eintreffen konnte. Doſe's poetiſches Gemüth liebte dieſes nächtliche geſchäftige Treiben; er hörte ſo gern das weither durch die Nacht tönende Poſthorn, er ſah ſo gern den verſchloſſenen Wagen anhalten, ihn öffnen und herausſteigen die verſchiedenen Menſchen, die mit ſo mannigfaltigen Abſichten und Wünſchen zuſammengekommen waren, eine Strecke mit einander fuhren, ſich kennen lernten, um ſich am Ende der Station vielleicht auf Nimmerwiederſehen zu trennen.

Auf dem Poſthofe, ſo lange er noch im Dienſte war, hatte er ſelten die Ankunft eines Wagens verſäumt. Er hatte die Phyſiognomie der Ausſteigenden ſtudirt und ſich aus denſelben lange fabelhafte Geſchichten zuſammengeſetzt.

Doſe brauchte nicht lange auf die Ankunft des Eilwagens zu warten. Bald hörte man das Signal des heranfahrenden Poſtillons, zuerſt weit weg in einzelnen Tönen, dann immer näher, die ganze Lieblichkeit der vorgetragenen Melodie. Hierauf vernahm man das Schnauben der Pferde, das Raſſeln der Ketten, dann das Rollen der

Räder und wenig Augenblicke ſpäter hielten die vier dampfenden Pferde mit dem ſchweren Wagen vor dem Poſtgebäude. Der Conducteur warf aus dem Cabriolet-Fenſter mehrere lederne Brieftaſchen in die Hände des geſchickt auffangenden Poſt-Offizianten, dann drückte er den Schlag auf, ſprang heraus und öffnete die Thüren des inneren Wagens. Ein Poſtillon mit blauer Blouſe, eine geſtrickte Schlafmütze auf dem Kopfe, war mit der brennenden Laterne erſchienen und hielt ſie nun ſo hoch wie möglich, um den Ausſteigenden einiges Licht zu verſchaffen, vielleicht aber auch, um ſich zu eigenem Vergnügen die Geſichter der Paſſagiere anzuſchauen.

Doſe hatte ſich hinter dieſen Stallknecht poſtirt.

Der Wagen war ſehr angefüllt. Als er anhielt und die darin Sitzenden ſich zum Ausſteigen anſchickten, klirrte und glänzte es bedeutend im Innern: dann entwickelte ſich aus dieſem Glanze und Klirren die Geſtalt eines Huſaren-Offiziers mit Säbel und Säbeltaſche, ferner die eines Dragoners, während aus dem Cabriolet ein Hauptmann von der Artillerie mit einem Lieutenant heraus geſprungen waren.

„So eine nächtliche Fahrt iſt unangenehm, werr weiß, wie ſehr!“ rief der Artillerie-Hauptmann, ein ziemlich großer Mann, indem er ſich ſtreckte.

Der Lieutenant der Artillerie eilte lachend an den Schlag des inneren Wagens, wo ſich die Kavallerie auffallend bemühte, einigen noch darin ſitzenden Perſonen das Ausſteigen zu erleichtern.

Doſe ſah beim Schein der Laterne ein kleines Füßchen aus dem dunklen Wagen hervortauchen, dann fiel ein neidiſches Kleid herab, und im nächſten Augenblicke ſtand die Beſitzerin deſſelben, eine Dame, in einen ſchwarzen Mantel gehüllt, vor dem Wagen auf der Erde. — Der Dragoner ſchien ſie ſo gut wie möglich unterhalten zu haben. Er ſtellte ſich wenigſtens zwiſchen ſie und den Huſaren, richtete das lauteſte Wort an die Dame und verſicherte auf Ehre, es ſei nun zwölf Uhr, der Wagen fahre erſt um fünf

Uhr weiter, und ſie habe deßhalb vollkommen Zeit, ein paar Stunden auszuruhen. „Es gibt doch wahrhaftig einen Gaſthof in der Nähe!“ rief er mit Ungeduld aus. „Iſt Niemand da, der uns hinführt?“

Dieſelbe Frage hatte bereits der Hauptmann der Artillerie gethan, und Doſe hielt es nun für ſeine Pflicht, ſich bei dem Vorgeſetzten zu melden.

„Ei der Tauſend!“ rief der Artillerie-Offizier; „habe nicht gewußt, daß hier Artillerie liegt. Oder woher ſonſt des Weges, Unteroffizier?“

„Herr Hauptmann,“ meldete Doſe, „ich bin im Begriffe, nach C. zu reiſen, um mich dort zum Wiedereintritt zu melden.“

„Richtig, richtig, mein Lieber, es wird mobil gemacht, werr weiß, wie bald! Haben Sie gute Papiere und können ſich ſonſt ausweiſen, ſo melden Sie ſich in C. bei Hauptmann Stengel, reitende Batterie Nr. 8; ich kann tüchtige, gediente Unteroffiziere brauchen, werr weiß, wie ſehr! — Jetzt aber vor allen Dingen: wiſſen Sie ein Obdach hier in der Nähe? Ich möchte was zu Nacht ſpeiſen, und die Herren Kameraden auch — werr weiß, wie bald!“

Doſe war entzückt und ſchrieb ſich den Namen des Hauptmanns Stengel in das Innerſte ſeines dankbaren Herzens. „Ein Gaſthof,“ ſagte er dann, „iſt nicht weit von da, doch wird derſelbe ziemlich überfüllt ſein, da heute dort ein Ball Statt fand. An Schlafzimmern wird's überhaupt ſehr fehlen, denn dieſe wurden ſchon ſeit einigen Tagen von Auswärtigen beſtellt.“

„Ah! es denkt Niemand von uns an's Schlafen,“ erwiederte der Hauptmann, „nur ein Obdach, eine Flaſche Wein und dergleichen.“

Doſe dachte einen Augenblick nach. „In dem Falle,“ verſetzte er, „werde ich mir erlauben, dem Herrn Hauptmann die Meldung zu machen, daß vor einer Stunde ein Zug Infanterie eintraf; die

Herren Lieutenants deſſelben befinden ſich auf dem Rathhauſe in einem ſehr angenehmen Zimmer."

„Infanterie!" rief der Huſaren-Offizier, der hinzutrat. „Was macht Infanterie hier? — Sind ſie vielleicht ebenfalls von C.?"

„Ich glaube ſo," entgegnete Doſe.

„Deſto beſſer!" ſagte der Artillerie-Hauptmann. „Da wollen wir die Herren Kameraden aufſuchen, und einen Trunk und einen Biſſen werden ſie für uns ſchon übrig haben. — Gehen wir, meine Herren!"

„Du gehſt natürlich nicht mit," ſprach der Huſar zu dem glücklichen Dragoner, der eigenhändig einige pappdeckelne Schachteln von dem Conducteur in Empfang nahm und dieſelben ſo ſanft wie möglich auf den Boden niederſetzte.

Die Dame ſtand einige Schritte davon in ihren ſchwarzen Mantel gewickelt, den dichten Schleier vor dem Geſichte.

„Geht nur voraus," entgegnete der Dragoner-Offizier; „ich finde das Rathhaus ſchon ohne euch, und werde mich zuerſt bemühen, Madame für einige Stunden Quartier zu verſchaffen. — Darf ich um Ihren Arm bitten?"

„Ich danke Ihnen recht ſehr, Herr Lieutenant," erwiederte die Verſchleierte. „Ich bitte recht ſehr, Sie wollen Ihre Herren Kameraden nicht verlaſſen."

„Ah!" meinte der Dragoner einigermaßen verblüfft. „Aber es würde mir eine große Ehre ſein."

„Ich danke wirklich," ſagte die Dame trocken, und fügte leiſe hinzu: „Was würde man von mir denken!"

„Sie haben Recht," entgegnete der Offizier nach einer kleinen Pauſe. Es ſchien ihm ein Gedanke zu kommen. „So werden Sie mir wenigſtens erlauben, daß ich dieſen braven Unteroffizier bitte, Sie in den Gaſthof zu begleiten. — Und ich werde Nachricht von Ihnen erhalten," ſetzte er flüſternd hinzu.

Die Dame warf forſchend einen Blick auf Doſe, der vortrat.

Mochte ſie nun plötzlich ein Zutrauen zu ihm faſſen oder einen anderen Grund haben, genug, ſie verbeugte ſich leicht vor dem Dragoner-Offizier und ſchritt dem Thore zu. Doſe folgte ihr, ebenſo die Offiziere: denn man hatte vom Grünen Baum nur noch eine kurze Strecke zum Rathhauſe, daher konnten ſie bis zum Gaſthofe alle mit einander gehen.

Vor der Thüre deſſelben ſagte der Dragoner zu dem Unteroffizier mit leiſer Stimme: „Sie werden mir Nachricht geben, mein Freund, ich bin nicht undankbar.“

Dreizehntes Kapitel.

Worin ſich einige Freunde wieder finden, die ſich bekannte und unbekannte Geſchichten erzählen. — Sehr viel Meidinger!

Der Sitzungsſaal im Rathhauſe oder, was er für den heutigen Abend war, die Wachtſtube für die beiden commandirenden Lieutenants, hatte ſich unterdeſſen ſehr angenehm verändert. Der Wirth des Grünen Baumes war mit ſeinem Oberkellner erſchienen, und eine handfeſte Magd des Hauſes trug auf ihrem Kopfe ein Souper wenigſtens für zwölf Mann; an dem dazu gehörigen Getränke hätten ſich noch mehr ſättigen können. Der Wirth deckte den Tiſch, und während er Alles auf's Beſte aufſtellte, war ſein geſchmeidiges Weſen, ja, wir können ſagen: ſeine Liebenswürdigkeit, über alle Beſchreibung erhaben. Sein Betragen war ſo unterwürfig, daß es bei einem Polizei-Beamten Verdacht erregt hätte. Die harmloſen Offiziere aber ſahen darin nur die Wirkung ihres energiſchen Auftretens, unterſtützt vom Glanz der Bayonette. Er verſuchte während des Servirens das Geſpräch öfters auf den unglücklichen Vorfall zu lenken, der ſich in ſeinem Hauſe begeben, und wenn

man ihm Glauben ſchenken wollte, ſo war jener Abend bis zur Ankunft der Soldaten der unglücklichſte ſeines Lebens. Ferner war er in Verzweiflung über die ſchreckliche Ausſchmückung ſeines Saales. Er haßte den Mann auf der Lithographie mit dem Federhute und den hohen Stiefeln, und was die rothe Farbe der Fahnen anbelangte, ſo war er in dieſem Punkte ein vollkommener Ochs; denn er behauptete, er habe ſich beim Anblick derſelben nie einer geheimen Wuth erwehren können. Auch von den beiden Gefangenen redete er, doch alsdann zitterte ſeine Stimme, und er blickte unter den Augenbrauen forſchend die Offiziere an. Er behauptete, den Seminariſten gar nicht gekannt zu haben, und was den Aktuar anbelange, ſo ſei derſelbe ſo ſelten in den Grünen Baum gekommen, daß er, der Wirth, jeden Augenblick im Stande ſei, ihn mit einem Anderen zu verwechſeln.

Die Lieutenants ließen ſich dieſes Geſpräch inſofern gefallen, als während deſſelben eine gute Schüſſel um die andere aus dem Korbe der Magd hervorkam. Das Souper für das Comité der Ballgeſellſchaft ſchien nicht zum Ausbruche gekommen, vielmehr hieher gewandert zu ſein. Doch wollen wir dem geneigten Leſer nicht verſchweigen, daß die Hauptſtücke ſich in ihrer Ausſchmückung theilweiſe ſehr geändert hatten. Zu Anfang waren ſcharlachfarbene Rüben und blutrothes Eingemachtes aller Art auf Salaten und Fleiſchſpeiſen vorherrſchend geweſen, hatten aber jetzt ſanft grüner Peterſilie und unſchuldig weißem Meerrettig Platz gemacht. Ja, bei dem Haupt-Tafelſtück, einem Wildenſchweinskopf, der ſtatt in Sulz in einem Hermelin prangte, kunſtreich à la majonaise mit Trüffelſtücken zuſammengeſetzt, trieb der Wirth die Selbſtverleugnung ſo weit, daß eben dieſer Schweinskopf einen zu anderem Zweck beſtimmten kleinen Schlapphut trug und ſich mit zwei rothen Fahnen im Maul präſentirte.

Die beiden Freunde ließen ſich vor der beſetzten Tafel nieder und thaten den aufgeſtellten Gerichten alle mögliche Ehre an; doch

ſahen ſie den unglücklichen Moment kommen, wo ſie vom ferneren Angriff abſtehen mußten, und das zu einer Zeit, wo noch ſo viele friſche Truppen auf dem Tiſche ſtanden. Indeß half ihnen das gütige Schickſal aus dieſer Verlegenheit; denn kaum hatte der Lieutenant Wortmann eine vortreffliche Schüſſel geſulzter Salme im völligſten Unvermögen ſeufzend auf die Mitte des Tiſches geſchoben, als man auf der Treppe draußen laute Stimmen, klirrende Schritte und das Raſſeln von Säbeln hörte. Es war dies ein eigenthümlicher, ja, faſt beklemmender Moment. Woher dieſes militäriſche Getöſe? Konnte nicht die Bürgerwehr benachbarter Orte aufgeboten worden ſein, den Zug drunten überfallen haben und nun im Begriffe ſtehen, die Gefangenen zu befreien und die Offiziere an deren Stelle zu ſetzen? — Schauderös! Die beiden Lieutenants langten nach ihren Pickelhauben, drückten die Degen feſter an ſich und waren entſchloſſen, im Nothfalle Leben und Souper bis auf den letzten Bluts- und Weintropfen zu vertheidigen.

Da wurde die Thüre geöffnet, und ein ungeheures Gelächter drang in das Sitzungs-Zimmer.

„Na, das muß ich ſagen," rief der Artillerie-Hauptmann, „die Herren Kameraden laſſen ſich's wohl ſein, werr weiß, wie ſehr! — Schau! ſchau! — O-o—o—oh! An Flickmaterial fehlt's nicht!" — Damit ließ er ſeine Augen vergnügt auf dem Tiſch umherſpazieren.

Auch der Artillerie-Lieutenant ergoß ſich in Ausrufungen der Freude, doch gemäßigter als ſein Chef. Die Kavallerie aber ſetzte luſtig in das Zimmer hinein, und der Huſar rief: „Aber das nenne ich, auf Taille! ein ungeheures Zuſammentreffen. Unſer lieber Freund, der lange Eduard!"

Lieutenant Wortmann hatte pflichtſchuldigſt ſeinem Vorgeſetzten, dem Artillerie-Hauptmann, ſalutirt, wogegen der lange Eduard ein paar vergebliche Anſtrengungen machte, um ſich von ſeinem Stuhle zu erheben. Doch bat ihn der Hauptmann, ſitzen zu bleiben, worauf er augenblicklich wieder in ſeinen Lederſtuhl zurückfiel.

„Hat man je ſo etwas geſehen?“ rief der Dragoner-Offizier. „Treffen wir uns hier zufällig in dieſem elenden Neſte! — Aber was macht ihr hier? was thut die Infanterie drunten? — Was habt ihr auf dem Rathhauſe zu ſchaffen?“

„Vor allen Dingen,“ entgegnete ruhig und wichtig der ältere Infanterie-Offizier, „laßt euch an dem Tiſche nieder und haut ein — Lieutenant Wortmann, machen Sie die Honneurs. Ich freue mich wahrhaftig, euch zu ſehen.

„Ja, ja, ſetzen wir uns,“ ſagte der Hauptmann von der Artillerie und that alſo. Seinem Beiſpiele folgten die Anderen, und der Dragoner meinte, es ſei hohe Zeit zur Abfütterung.

Während nun die neu Angekommenen dem aufgeſtellten Souper alle Ehre anthaten, erzählte der lange Eduard mit kurzen, aber beſtimmten Worten, daß er hieher beordert ſei, ein paar Verhaftungen vorzunehmen, und daß Wortmann und er ſich dieſes Auftrages beſtens entledigt.

„Ei, ei! Verhaftungen!“ verſetzte der Dragoner; politiſche Arreſtanten! Haben ſich wohl nicht zur Wehr geſetzt, euch das Einfangen nicht ſauer gemacht?“

„Durchaus nicht!“ meinte Wortmann. „Sie ergaben ſich alsbald in ihr Schickſal. Wird auch nicht zu traurig ſein, dieſes Schickſal; ſcheinen mir ein paar kleine, unbedeutende Lichter; wenigſtens dumm genug ſehen Sie aus. — Du lieber Gott! ich begreife nicht, wie man auf ſolche Schwätzer Gewicht legen kann.“

„Die Zeiten haben ſich geändert,“ ſprach mit vollen Backen kauend der Artillerie-Hauptmann, „man muß jetzt Alles beobachten. Früher ließ man dergleichen oft ſagen, was ſie wollten.“

„Kennt ihr die famoſe Geſchichte,“ rief der Huſar, von jenem Handlungs-Reiſenden, der ein unbändig loſes Maul hatte?“

„Deren gibt es ſehr viele,“ entgegnete trocken der Artillerie-Lieutenant.

„Aber in politicis," fuhr der Huſar fort. „Und dieſer Kerl konnte unbeläſtigt thun und reden, was er wollte."

„O Gott!" ſeufzte der lange Eduard. „Haben Sie es ſich denn noch nicht abgewöhnt, immerwährend die alten Geſchichten zu erzählen?"

„Nimm dich mit Eduard in Acht," verſetzte lachend der Dragoner, „du magſt ihm erzählen, was du willſt, er hat es alles ſchon im Meidinger geleſen."

„Die eben angefangene Anekdote," erwiderte der ältere Infanterie-Offizier, „ſteht ſchon in der erſten Ausgabe."

„Aber ich kenne ſie nicht," ſagte treuherzig und tief aufathmend der Artillerie-Hauptmann.

Der lange Eduard warf ihm einen Blick zu, der einigermaßen verächtlich ausſah. Dann wandte er ſich zu dem Huſaren und ſprach: „Ich kann Sie verſichern, es ſteht in der erſten Ausgabe. Der Handlungsreiſende hatte in ſeinem Paß irgendwo ein kaum bemerkbares Zeichen, und als er eines Tages wegen ſehr unziemlicher Reden auf die Polizei geladen wurde, entließ ihn der Commiſſär, als er jenes Zeichen geſehen, mit einem freundlichen Lächeln. — Sie können gehen, ſagte er, Sie ſind in Ihrem Paſſe als unſchädlicher Schwätzer bezeichnet. — Ganz Meidinger!"

„Aber nicht ſchlecht," entgegnete der Hauptmann der Artillerie, indem er ſich ein großes Glas Wein eingoß.

„Jetzt wiſſen Sie, meine Herren, was wir hier machen," ſagte Lieutenant Wortmann. „Nun iſt die Reihe an Ihnen; weßhalb ſehen wir ſo unverhofft Artillerie und Kavallerie?"

„Ah, der Teufel! das iſt ſehr einfach!" meinte der Artillerie-Hauptmann von Stengel; „Mitglieder der großen Remonte-Commiſſion. Wir haben das Land bereiſt und uns nach Pferden umgeſehen."

„Alſo glaubt man wirklich, daß es losgeht?" fragte der lange Eduard.

bumms! da ſtanden wir; neben uns im Graben liegt ein Artilleriſt, ſehr bleich, marode, mit geſchloſſenen Augen."

„Natürlich muß es immer ein Artilleriſt ſein," ſagte einigermaßen pikirt der Hauptmann von Stengel.

„Es war in der Nähe eine Batterie," entgegnete der Huſar fortfahrend. — „Was macht der Mann da? rief Se. Majeſtät, er ſcheint krank zu ſein; man mache ihm vorn den Kragen auf! Nun ſtand, wie ſchon geſagt, nicht weit davon eine Batterie — natürlich eine Fußbatterie," ſetzte der Erzähler lächelnd hinzu. „Kaum ſah nun der Hauptmann derſelben das ganze hohe und zahlreiche Gefolge unten am Graben halten, ſo ſetzte er ſein Pferd in Galopp, was das gute Thier auch nach einigem Widerſtreben that, und kam in Carriere auf uns zu. Auf tauſend Schritt Diſtanz hob er ſchon die Hand zum Gruß empor.

„Starke Entfernung," meinte nachdenkend der Artillerie-Lieutenant. — „Tauſend Schritt — ein halber Zoll Erhöhung."

„So kam er heran, parirte neben dem Graben ſein Pferd gar nicht ſchlecht, daß ich einen Augenblick denke, der Gaul bricht ſein Kreuz und der Hauptmann kommt zu Fuß vor Sr. Majeſtät an. — Nun? fragten Allerhöchſtdieſelben. — Maj — ſſtät! meldet der Artillerie-Offizier mit unglaublich ſcharfer Betonung und großer Anſtrengung, d'rrr Mann hat hundert und zwanzig Pflaumen gegeſſen! — Ah, das iſt viel! entgegnete der Herr, indem er ſein Pferd wieder in Galopp ſetzte. Dann laſſen Sie ihm hinten aufmachen. — Ihr könnt euch denken, daß ſich das ganze Gefolge mit einem geheimen, aber unauslöſchlichen Gelächter entfernte. — — Nun, Eduard, habe ich gewonnen oder verloren?"

„Ei, mein Freund," verſetzte ruhig der Angeredete, „gedruckt las ich dieſe Geſchichte noch nicht, aber es wäre möglich, daß Meidinger ſie gekannt und nicht pikant genug zur Aufnahme gefunden hätte. — Aber ſie iſt nicht ganz ſchlecht"

„Eduard wird immer ſchärfer,“ meinte lachend der Huſar; „bald fange ich an, mich zu fürchten, in ſeiner Gegenwart die beſte Geſchichte zu erzählen.“

„Das macht das Alter,“ ſagte lachend der Dragoner-Offizier. „Eduard wird bedächtig, die Zeiten liegen hinter ihm, wo er ſeinem Vetter Robert half, die Beine von deſſen Rappen roth zu färben.

Sein Herbſt iſt gekommen;
Die Blätter fallen ab von den Bäumen.“

Bei dieſen letzten Worten legte der alſo Sprechende ſeine Hand ſanft auf das Haupthaar des langen Eduard, das freilich nicht mehr in jener Fülle üppiger Locken prangte, wie damals, als er das Porteepee erhielt und Fähnrich wurde.

Mittlerweile war dem Souper alle Ehre angethan worden; der Hauptmann von Stengel lehnte ſich beruhigt in den alten Lederſtuhl zurück, und ſein Lieutenant in derſelben Stellung blickte nachdenkend in die Höhe; er war in ein tiefes Nachſinnen verſunken über eine neue Art Brandröhren für Bomben und Granaten. Die Unterhaltung gerieth demgemäß in's Stocken und wurde nur nach einiger Zeit wieder aufgefriſcht durch einen tiefen Seufzer des Dragoner-Offiziers, während er unruhig und erwartungsvoll nach der Thüre blickte.

Der Huſar aber, der dieſen Blick bemerkte und wie in früheren Zeiten immer noch für die Hugenotten ſchwärmte, wandte ſich an ihn und ſang mit Beziehung auf die nächtliche Fahrt im Eilwagen:

Sagt, wer war denn dieſe Schöne?

Worauf der Artillerie-Hauptmann lächelnd ſein Haupt umwandte und dieſelbe Frage, ohne zu ſingen, in guter Proſa von ſich gab.

Der Dragoner zuckte ſeufzend die Achſeln. „Weiß ich's denn?“

ſagte er; „ſie kam in D. zu uns, als es ſchon recht dunkel war, ich konnte ihr Geſicht nicht ſehen.“

„Aber du haſt Routine in dergleichen und ſprachſt mit ihr ſo angelegentlich, daß du wenigſtens wiſſen mußt, ob ſie jung oder alt iſt.“

„Ich vermuthe allerdings das Erſtere,“ antwortete der Dragoner, indem er mit der Hand durch das Haar fuhr. „Es wehte mich der Hauch der Jugend an.“

„Die alten brennen auch viel langſamer,“ warf träumeriſch der Artillerie-Lieutenant dazwiſchen, denn er dachte an die Brandröhren.

„Der Teufel auch, lieber Herr Kamerad!“ antwortete einigermaßen pikirt der Dragoner, „wer hat Ihnen denn anvertraut, ob die junge Dame ſchnell oder langſam, oder ob ſie überhaupt entbrannte?“

„Wa—a—s?“ fragte erſtaunt der Artilleriſt.

Doch der Huſar kam ihm zu Hülfe. „Na,“ ſagte er lachend, „du willſt doch uns nicht abläugnen, daß da eine kleine Geſchichte arrangirt wurde? Eigentlich hätte der Platz gegenüber mir gebührt; ich hatte Nr. 3. Aber ich bin ein viel zu guter Kerl für dieſe Welt. Es wäre anſtändig von dir, wenn du ein Bischen bekennen wollteſt.“

„Ja, ja, bekennen,“ entgegnete Herr von Stengel, „werr weiß, wie ſehr! Ah, der Teufel, das war 'ne ſchöne Gelegenheit — an Flickmaterial fehlt's nicht!“

„Wie weit kamſt du mit ihr?“ fragte der Huſar mit Pathos.

„Ich drücke ab, oder — bekenne.“

Der lange Eduard hatte melancholiſch ſein Haupt in die Hand ſinken laſſen; jetzt erhob er es plötzlich und ſagte mit ſanfter, leiſer Stimme: „Ich bin einmal in Schwaben gereist im Eilwagen, natürlicher Weiſe bei Nacht. Mir gegenüber ſaß eine Beamten-Tochter, ſie gehörte zur ſechsten Rangklaſſe, denn man brachte ſie mit einer

Meſſing-Laterne auf die Poſt, in welcher zwei Wachskerzen brannten. — Das iſt nämlich dort das Unterſcheidungszeichen; in China leiſten Knöpfe und Pfauenfedern denſelben Dienſt. Auch hatte die Beamten-Tochter einen offiziellen Liebhaber, der ſie an den Eilwagen begleitete. — Sie kam mir gegenüber zu ſitzen, und in ſolchen Fällen — das könnt ihr mir glauben — bin ich der diskreteſte Menſch, den es gibt. Ich ſchränke meine langen Füße ein, ſo gut wie möglich; ich haſſe alle Zudringlichkeit. Endlich aber konnte ich es nicht mehr aushalten, ich mußte mir etwas Luft verſchaffen und war glücklich, auf kein Hinderniß, keinen Widerſtand zu ſtoßen. Da ich demnach zu meinem großen Erſtaunen entdeckte, daß der Platz vor mir frei und unbenutzt war, ſo ſah ich mich endlich veranlaßt, meine ziemlich langen Beine ſo weit als möglich auszuſtrecken und ſchlief ſo herrlich die ganze Nacht."

„Und die Beamten-Tochter?" fragte neugierig der Huſar. „Hatte ſie gar keine Füße?"

„O ja," antwortete der lange Eduard nach einer Pauſe ſchwärmeriſch, „ſie hatte ſogar zwei. Um aber nicht in unangenehme Berührung zu kommen, hatte ſie dieſelben auf den Sitz heraufgezogen und ſaß die ganze Nacht darauf."

„Teufel!" ſagte lachend der Dragoner, „das nenne ich eine ſonderbare eigennützige Idee."

„Und ich," antwortete der Erzähler, „nenne es ſchwäbiſchen Heroismus; denn die arme Perſon brauchte am anderen Morgen eine gute Zeit, um nur wieder vernünftig auftreten zu können. Sie verſicherte mich auch im Laufe des Tages, ſie ſei ganz krämpfig geworden."

„So, das hat ſie Ihnen anvertraut? — Alſo wurdet ihr ſpäter gute Freunde?" meinte lachend der Huſar.

„Nachdem ſie deine Unwiderſtehlichkeit eingeſehen," ſagte der Dragoner.

„Darüber ſchweigt die Geſchichte," antwortete der lange Eduard.

Hier wurde die Unterhaltung für einen Augenblick unterbrochen, denn man hörte draußen im Gange haſtige Schritte. Dann öffnete der Rathhausdiener ſchnell die Thüre, und der Unteroffizier Doſe trat ein, nicht mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe, ſeiner bekannten Sicherheit, ſondern etwas bleich, aufgeregt und mit ſchnellen Schritten.

Der Dragoner-Offizier erhob ſich vom Tiſche, um die Meldung Doſe's, die, wie er glaubte, ihn allein anginge, in Empfang zu nehmen.

Vierzehntes Kapitel.

Doſe macht auf der Rathhaus-Wachtſtube eine Meldung. In Folge derſelben erfährt man, daß der Seminariſt entflohen und der Schneider arretirt iſt. — Militäriſche Beſetzung des Marktplatzes und große Entwicklung der bewaffneten Macht.

Unteroffizier Doſe ſchien den fragenden Blick des Dragoner-Offiziers nicht zu verſtehen, ſondern wandte ſich zum Tiſche und trat dicht vor den commandirenden Infanterie-Lieutenant in der dienſtlichſten Haltung, den Kopf aufrecht, den kleinen Finger an der Hoſennaht.

Der lange Eduard blickte kaum in die Höhe; doch Lieutenant Wortmann fragte eifrig, was es gebe.

„Es ſind ja heute Abend," ſprach haſtig Doſe, „während des Bürgerwehr-Balles zwei Leute verhaftet worden, angeblich Aktuar D. und Seminariſt W."

„So iſt es," erwiderte Lieutenant Wortmann. „Warum angeblich? Die Verhafteten ſitzen in gutem Gewahrſam hier an."

„Das iſt unmöglich," fuhr der Unteroffizier fort; „ich kenne die Beiden zu genau; der Aktuar iſt Adjutant des Bataillons hier, ich habe ihn faſt täglich geſprochen, und mit dem Anderen kam ich in noch nähere Berührung. Ich muß alſo wohl Beide kennen."

„Nun, und was weiter?" fragte der Infanterie-Offizier.

„Oh, Herr Lieutenant, verzeihen Sie mir," fuhr Doſe mit ängſtlichem Geſichte fort, „wie Sie wiſſen, befand ich mich gerade im hinteren Zimmer des Gaſthofes, als vorn die Verhaftung und — Verwechslung vor ſich ging. Hätte ich es geſehen, ſo würde ich es gewiß nicht geduldet haben."

„Der Unteroffizier ſpricht von einer Verwechslung," ſprach der lange Eduard. „Er ſoll ſich deutlich ausdrücken."

„Nun, was haben Sie denn zu melden?"

„Ich habe alſo zu melden," ſagte der Unteroffizier mit dem gemeſſenſten Tone, „daß ſich der Aktuar D. und der Seminariſt W. in Freiheit befinden. Der Letztere iſt eben über den Rhein ſpedirt worden, der Erſtere muß irgendwo im Gaſthauſe zum Grünen Baum verſteckt ſein."

„Alle Teufel!" fluchte der Lieutenant Wortmann. „Unteroffizier, wenn Sie recht geſehen haben, wen haben wir dann hier im Gefängniſſe?"

„Vielleicht Niemanden," meinte der Artillerie-Hauptmann. „Dieſe Demokraten ſind pfiffig, werr weiß wie ſehr! an Flickmaterial fehlt's ihnen auch nicht, und ſo hilft einer dem anderen. Ah, das iſt eine wahre Schwefelbande!"

„Das Ding muß unterſucht werden," verſetzte Lieutenant Wortmann, „und ſogleich!" — Er zog die bewußte Klingel und der Rathhausdiener erſchien. „Wo ſind die beiden Gefangenen?" fragte der jüngere Infanterie-Offizier alsdann.

„In ihrem Zimmer, zu Befehl des Herrn Lieutenant."

„Gut! Was meinen Sie —" er wandte ſich an ſeinen älteren Kameraden — „ſollen wir nicht ein wenig zu ihnen gehen und ſie inſpiciren? Wenn der Unteroffizier Recht hätte, es wäre eine verdrießliche Geſchichte."

„Ich halte es für beſſer, wenn wir ſie hieher kommen laſſen," entſchied der lange Eduard. „Es iſt doch bequemer."

„Nun, meinetwegen!" meinte Wortmann. „Doch will ich

ſelbſt mitgehen und ſie hieher holen: ich kann die Geſchichte nicht glauben."

Dieſen Moment hatte der Dragoner-Offizier benutzt, um eine kleine leiſe Frage an den Unteroffizier zu ſtellen.

„Nro. 16," hatte Doſe eben ſo leiſe geantwortet, nicht ohne eine gewiſſe Verlegenheit verbergen zu können.

Darauf war der Kavallerie-Offizier vollkommen geräuſchlos und unbemerkt entſchwunden.

Einen Augenblick nachher erſchien der Infanterie-Offizier mit den beiden Arreſtanten. Sie ſahen ſehr niedergeſchlagen aus, und der ältere von ihnen ſchien ſogar den Verſuch machen zu wollen, ſeinen trockenen Augen einige Thränen zu entpreſſen. Doch wollte dies nicht recht gelingen.

Doſe fuhr zurück, als er die beiden Arreſtanten ſah.

Der lange Eduard, der die ganze Würde des Augenblicks fühlte, richtete ſich in ſeinem Lehnſtuhle empor, winkte den beiden Demokraten, näher zu treten, zog ſein Taſchenbuch heraus, als handle es ſich um ein Protokoll, und fragte mit ſehr würdevoller Stimme: „Wer von Ihnen iſt Aktuar D.?"

Die beiden Gefangenen ſahen einander an und gaben keine Antwort.

„Oder der Seminariſt W.?" fuhr der Inquirent fort.

Auch diesmal gab keiner eine Antwort, und Doſe, der kaum an ſich zu halten im Stande war, wollte eben vortreten, als der ältere der Arreſtanten mit recht kläglicher Geberde die Hände faltete und ſagte: „Ach, Herr Jeſus, beſter Herr Lieutenant, ich ſitze jetzt ſchon ſeit zwei Stunden in dem dunklen Zimmer und möchte wiſſen, was ich eigentlich verbrochen habe. Es iſt hart, wenn man unſchuldiger Weiſe nicht ruhig in ſeinem Bette ſchlafen kann, und dann fürchte ich mich auch im Finſtern, und ich habe das Recht dazu."

„Der hat ein Recht, ſich zu fürchten," ſagte lachend der Hu-

ſaren-Offizier. „Ich möchte wiſſen, wer ihm dieſes Recht gegeben hat.“

„Ja, ich habe dieſes Recht,“ fuhr der Gefangene weinerlich fort, „und ich bin nicht blos Bürgerwehrmann, ſondern auch meines Zeichens ein Schneider; und ich möchte wiſſen, was ich verbrochen habe.“

„Ein Schneider!“ rief Lieutenant Wortmann entrüſtet.

„Das iſt 'ne ſchöne Geſchichte,“ ſagte lachend der Artillerie-Hauptmann, „da haben Sie ſtatt eines Aktuars einen Schneider eingefangen.“

„Das iſt am Ende ganz gleich,“ entgegnete Lieutenant Wortmann. „Mit gefangen, mit gehangen. Warum hat er ſich nicht früher gemeldet, warum hat er nicht geſagt, wer er iſt!“

„Ach, du gütiger Gott!“ jammerte Meiſter Kaspar, „das habe ich auf dem ganzen Herweg gethan; ich habe dem Unteroffizier, der uns begleitete, geſagt: Ich bin nicht der Rechte, ihr habt wahrhaftig den Falſchen erwiſcht. Ach, es hat ja alles nichts geholfen! Er lachte mir unter die Naſe und ſagte: Das wäre ſchon gut, in ſolchen Fällen wäre Alles unſchuldig, und Keiner wollte der Rechte ſein.“

Der lange Eduard hatte ſein Haupt wieder auf die Hand geſtützt, blickte melancholiſch in die Höhe und fragte den Unteroffizier, ob er die Leute kenne.

„Allerdings,“ ſagte Doſe, „der Eine iſt der Schneidermeiſter Kaspar und der Andere ein Schreibergehülfe.“

Lieutenant Wortmann preßte die Zähne auf einander, ihn ärgerten vor Allem die lachenden Blicke des Artillerie-Hauptmanns und des Huſaren-Offiziers. „Haben dieſe Leute,“ fragte er nach einer Pauſe, „irgend eine Aehnlichkeit mit jenen beiden Anderen?“

„Nicht die geringſte,“ entgegnete Doſe; „der Aktuar iſt faſt um einen Kopf größer als der Schneider, und der Seminariſt hat etwas Aufgeſchwollenes; er iſt wenigſtens zweimal ſo dick wie der Schreibergehülfe.“

„Das iſt eine Verhöhnung aller öffentlichen Gewalt!“ ſprach ſehr erbost Lieutenant Wortmann, und ſeine Augen glänzten, aber nicht, wie früher, vor Vergnügen. „Der Wirth zum Grünen Baum hat mir dieſe Beiden bezeichnet. An ihn werde ich mich halten.“

„Das zieht der Wirth gerade in Abrede,“ erlaubte ſich Doſe zu ſagen. „Ich hörte vorhin zufällig eine Unterredung, worin er verſicherte, er habe zu Niemand geſagt: das iſt Der oder Der, ſondern der Herr Lieutenant hätten ſich die Beiden da —“ hier ſtockte Doſe.

„Nun?“ rief Wortmann.

„Als paſſend ſelbſt ausgeſucht,“ entgegnete der Unteroffizier mit einem ſtarken Achſelzucken.

„Bei meiner armen Seele,“ rief der Infanterie-Offizier ganz erhitzt, „das ſoll ihnen nicht ſo hingehen! Sie glauben alſo, Unteroffizier, daß der Aktuar noch in der Stadt iſt?“

„Ich möchte ſogar behaupten,“ erwiderte Doſe, „daß er ſich im Grünen Baum verſteckt hält.“

„Und der Andere?“

„Der iſt längſt über den Rhein hinüber, da hilft kein Nachſetzen.“

„Aber den Einen müſſen wir haben!“ ſagte Lieutenant Wortmann. „Das iſt doch auch Ihre Anſicht?“ wandte er ſich an den langen Eduard.

„Allerdings,“ entgegnete dieſer; „aber man muß dabei vorſichtig zu Werke gehen. Glaubt mir, ich pflege eine Sache genau zu überlegen. Vor allen Dingen führt mir den ehrlichen Schneider und den vortrefflichen Schreiber in's Gewahrſam zurück, und zugleich mit den Beiden ſperrt mir den braven Rathhausdiener ebenfalls ein. Darauf befehlt dem Poſten, der draußen vor dem Fenſter ſteht, ſobald Einer die Naſenſpitze hervorſtreckt oder ein Wort auf die Straße ſpricht, angeſchlagen — Feuerrrr!“

Der Schneider fuhr zuſammen, als empfinde er ſchon irgendwo eine Kugel.

„Iſt das geſchehen,“ fuhr der Wachthabende fort, „ſo werden wir weiter ſehen. Unteroffizier Doſe, thun Sie mir den Gefallen und ſchließen Sie die Gefangenen ein.“

„Haltet euch ruhig, ihr Leute,“ ſagte der Artillerie-Hauptmann, „ſonſt könnte es euch ſchlimm gehen, werr weiß wie ſehr!“

Doſe nahm die Schlüſſel ſowie ein Licht vom Tiſche und brachte die Gefangenen in ihr Zimmer. Er unterließ nicht, die Fenſter zu unterſuchen und, als er Alles in Ordnung gefunden, den Arreſtanten zu ſagen, ſie möchten ſich um ihrer eigenen Seligkeit wegen ruhig verhalten und ſich unter keiner Bedingung dem Fenſter nähern. „Denn der Poſten draußen,“ fügte er wichtig bei, „hat einen verzweifelt ſcharfen Befehl, und ſeine Muskete iſt vortrefflich geladen.“ — So unterrichtet, zogen ſich die drei Unglücklichen in die Ecke des Gemaches zurück, welche am weiteſten von dem Fenſter lag, und kauerten ſich dort zuſammen wie erſchreckte Schafe, wenn draußen vor der Hürde ein Wolf umgeht.

Doſe kehrte in die Wachtſtube zurück.

Der lange Eduard hatte indeſſen ſeine Anſicht auseinander geſetzt, welche dahin ging, ſich eine halbe Stunde ruhig zu verhalten, alsdann den Gaſthof zum Grünen Baum zu umſtellen und ſich ſo des Aktuars zu bemächtigen.

Doſe näherte ſich dem Tiſche und meldete, während er die Schlüſſel vor den commandirenden Offizier niederlegte, daß die Gefangenen beſtens eingeſchloſſen ſeien. Darauf erlaubte er ſich eine Bemerkung. „Herr Lieutenant,“ ſprach er, „drunten auf der Wache iſt ein ewiges Ab- und Zugehen von Leuten aus der Stadt; man kann nichts dagegen ſagen, ſie ſprechen mit den Soldaten, wenden ſich wohl auch an den Unteroffizier der Wache und wollen offenbar erfahren, ob es hier oben bereits entdeckt, daß man die Falſchen verhaftet. Ich erlaube mir, zu ſagen, daß man ſie vor allen Dingen

in dieſer Unwiſſenheit erhalten muß. Das Volk hier hält gegen uns feſt zuſammen, ſie treiben ſich da unten blos herum, um jede Bewegung der Truppen zu erſpähen, und werden, ſobald Sie eine ſtarke Patrouille abſchicken, augenblicklich vorauseilen und den Grünen Baum in Allarm bringen."

„Die Anſicht iſt ſehr richtig," erwiderte der Artillerie-Hauptmann. „Gut gedacht, Unteroffizier! Ihr Betragen gefällt mir, vergeſſen Sie in C. nicht: Hauptmann von Stengel."

„Ich finde auch, daß er Recht hat," meinte Lieutenant Wortmann. „Doch iſt hier eine Schwierigkeit: ich kenne das verfluchte Terrain nicht."

„Aber ich kenne es," verſetzte Doſe, indem er ſich ſtolz aufrichtete. „Dürfte ich mir erlauben, einige Anordnungen vorzuſchlagen, ſo glaube ich verſprechen zu können, daß wir ohne Lärm, ohne das geringſte Aufſehen den Grünen Baum umſtellen können."

„Laſſen Sie hören!"

„Das Rathhaus, in dem wir uns befinden, liegt am Marktplatze; auf denſelben münden drei Straßen, geradeaus führt zum Grünen Baum, rechts und links in die Stadt. Dieſe drei Wege nun müſſen in aller Stille beſetzt werden, und man muß im Augenblicke, wo ich mit der Patrouille abmarſchire, jeden Anderen zurückweiſen, damit mir Keiner vorauslaufen kann."

„Sehr gut!" bemerkte Lieutenant Wortmann.

„Auf Befehl des Herrn Lieutenants," fuhr Doſe fort, „werde ich mich alſo drunten in die Wachtſtube begeben und den Unteroffizier inſtruiren, daß ich die Patrouille führen werde."

„Ich werde Sie begleiten, damit er Ihnen glaubt," ſagte der jüngere Infanterie-Offizier; „der Schmitz iſt von altem Schlag und geht gern ſicher."

Doſe erlaubte ſich eine zuſtimmende, wenn auch nicht ganz militäriſche Verbeugung zu machen.

„Ferner will ich, ſpazieren gehend an drei Straßen Doppel-

poſten aufſtellen, die Niemanden als die Patrouille paſſiren laſſen," fuhr Lieutenant Wortmann fort. — „Gehen wir! — Aber Sie haben keine Waffen!" wandte er ſich an den Unteroffizier.

Dieſer ſchaute im Zimmer umher, als ſuche er etwas, das ihm dienen könne.

Doch meinte der Huſaren-Offizier lachend, dem ſei abzuhelfen. und er wolle gern zu der famoſen Geſchichte ſeinen Säbel herleihen.

Doſe erſtarrte vor Glück und Ueberraſchung. Er, vor ein paar Stunden noch Arreſtant und auf dem Wege zu ſchlimmen Dingen, hatte ſich ſeinen Vorgeſetzten nützlich zu machen gewußt, er ſollte dazu helfen, einen wichtigen Gefangenen beizubringen, und dazu einen Offiziers-Säbel führen. Er ergriff mit zitternder Hand die feine Kuppel, und nachdem er die Säbeltaſche losgeſchnallt und die Kuppel mit einiger Anſtrengung befeſtigt, löſte er ehrfurchtsvoll das ſilberne Porteepee von dem Griffe und legte es auf den Tiſch. Hierauf zog er ein paar weiße waſchlederne Handſchuhe an, brachte den Säbel gerade an die linke Seite und trat vor den commandirenden Infanterie-Offizier, wobei er ſich fertig zum Dienſt meldete. Doſe machte alle dieſe Bewegungen ſo correct und gut militäriſch, daß namentlich der Artillerie-Hauptmann ſeine Freude an ihm hatte.

„Der Offizier-Säbel iſt eine gute Vorbedeutung," ſagte er; „wenn wir in den Krieg kommen — hoh! — da kann Ihnen das Porteepee noch werden; werr weiß wie bald!"

Damit ſchloß ſich die Thüre hinter den Beiden; ſie gingen einen finſtern Gang hinab, dann eine Treppe und traten darauf zur Thüre des Rathhauſes hinaus auf den Marktplatz.

Fünfzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen in der Wachtstube des alten Spritzenhauses. — Der Dragoner-Offizier macht seltsame Entdeckungen und kommt in den grünen Baum, ohne vorderhand auf einen grünen Zweig zu kommen.

Das Lokal, in welchem Unteroffizier Schmitz I. als Wachthabender regierte, war natürlicher Weise nicht so behaglich eingerichtet, als das der commandirenden Lieutenants. Doch hatte auch hier Natur und Kunst Einiges gethan. Das ehemalige Spritzenhaus der Stadt, dicht beim Rathhause gelegen, war zur Wachtstube umgewandelt worden; man hatte einen Tisch, so wie ein paar Stühle hereingeschafft, hatte einige Bretter über den defekten Kasten einer alten Feuerspritze gelegt, die im Winkel stand, und so eine Art Pritsche gebildet; man hatte vor die offenstehenden vergitterten Fenster, an denen die Läden fehlten, ein paar Mäntel kunstreich befestigt, und als nun auf dem Tische ein Talglicht angezündet war, als Papier, Feder und Dinte gebracht worden, setzte sich der Unteroffizier Schmitz I. in stiller Majestät vor diesen Tisch und schrieb auf einen weißen Bogen Papier:

„Wache im Spritzenhause. Auf Wache ein Unteroffizier und sechs Mann. Neues wurde mir von dem vorigen Wacht-Commandanten nichts übergeben, da ein solcher nicht vorhanden."

Darauf hatte der Commandirende zu Nacht gespeist, und wir müssen gestehen, daß sich auch hier der Wirth zum Grünen Baum in's Mittel geschlagen und mit den Wachthabenden fraternisirt, indem er ihm ein paar Flaschen ordentlichen Weines, sowie einen kunstreich verzierten Kartoffel-Salat und kalten Kalbsbraten vorgesetzt.

Unteroffizier Schmitz war aber nicht der Mann, der sich durch solche Beweise von Zuneigung im Geringsten rühren ließ. Er hatte dem Kellner, der ihm dieß alles gebracht, würdevoll gedankt und ihn darauf so freundlich wie möglich zur Thüre hinausbegleitet.

Dabei war Schmitz I. ein vorsichtiger Soldat, der aber schreckliche Begriffe von den Demokraten im Allgemeinen hegte. Er ließ den Härings-Salat und den Kalbsbraten unberührt stehen, das heißt, er für seine Person aß nicht eher davon, als bis zwei Mann der Wache, die mit lüsternen Blicken den Tisch anschauten, die Gerichte tief und genau untersucht hatten und sich hierauf keine verdächtigen Symptome einstellten; als die beiden Musketiere pudelwohl blieben und nur ein großes Verlangen nach mehr an den Tag legten, ließ sich der commandirende Unteroffizier herbei, die Speisen nun ebenfalls selbst und nicht ohne Gründlichkeit zu versuchen. Was den Wein anbelangte, so verließ er sich auf seine Nase und Zunge, und da er auch hierin nichts Verdächtiges entdeckte, so hatte er bald eine Flasche geleert und begab sich mit gutem Willen an die zweite.

Die Soldaten draußen, die man ebenfalls nicht vergessen hatte, lagerten auf den Treppen des Rathhauses und dachten nur zuweilen fröstelnd an die Kaserne in C., wo so viele gute vortreffliche Betten in diesem Augenblicke leer standen.

Dose hatte die Wahrheit gesagt: es trieben sich immer einige von den Bürgern auf dem Marktplatze und zwischen den Soldaten umher. Doch konnte man nichts dagegen machen, da sie ein gänzlich unverdächtiges System des Fraternisirens beobachteten. Wenn sie sich zuweilen Fragen erlaubten, so betrafen dieselben begreiflicher Weise die beiden Gefangenen droben und ihre etwaige Bestimmung für morgen.

Jede Compagnie, ja, fast jeder Zug hat seinen Spaßmacher, der von allen Kameraden als solcher anerkannt wird und dem kein Anderer zu widersprechen wagt. Der, welcher sich nun hier auf dem Rathhausplatze befand, versicherte den Fragenden, die beiden Gefangenen würden morgen nach C. transportirt, müßten dort ein leichtes Verhör bestehen und kämen alsdann unbedingt in die Demokraten-Mühle. „Wißt ihr," sagte er, „in die, welche im Hofe

der Kaserne von St. Agatha steht; zur linken Thüre werden sie hineingeführt, und wenn sie umgearbeitet sind, fallen sie rechts wieder heraus."

„Und wie werden sie umgearbeitet?" fragte ein neugieriger Soldat.

„Das kann ich so genau nicht angeben, denn ich habe nicht in das Innere der Maschine sehen können; aber man wirft allerlei zu ihnen hinein, Prügel, Ketten, Orden oder Geld. Eins davon hilft gewiß."

„Lieber Freund," sagte einer der Bürger, der mit den Soldaten sprach, „was machen die beiden Gefangenen droben? sind sie ruhig, lamentiren sie, haben sie ein Verhör bestehen müssen?"

„Daß weiß ich alles nicht," entgegnete der Andere. „Nur vorhin blickte ich zufällig zum Schlüsselloch hinein, und da sah ich — es hat mich erschreckt."

„Nun, was sahen Sie?"

„Es ist wahrhaftig besser, ich sage es nicht."

„Aber wir bitten Sie darum!"

„Nun, meinetwegen denn, wenn euch ein Gefallen damit geschieht — aber es ist eine finstere Geschichte; als ich nämlich so hineinsah, bemerkte ich — nicht das Geringste, denn es war ganz dunkel im Zimmer."

„Ah!" machten die Zuhörer verblüfft, und die Soldaten lachten so laut, daß es über den Marktplatz hinschallte und Unteroffizier Schmitz I. vor die Wachtstube trat, um zu sehen, was es gäbe.

Dieser Moment schien den Bürgern besonders günstig, mit dem Wachthabenden ein paar Worte zu sprechen. Doch wurden sie nicht besonders gnädig angehört, vielmehr zuckte der Unteroffizier statt aller Antwort mit den Achseln und blickte alsdann zum Sternenhimmel empor, der sich in selbiger Nacht klar und heiter über Alle ausspannte.

In diesem Augenblicke traten Lieutenant Wortmann und Dose aus der Thüre des Rathhauses, worauf die Bürger sich sogleich in den tieferen Schatten hinter dem Spritzenhause zurückzogen. Feodor Dose hatte aber diese Bewegung deutlich gesehen und war auf seiner Hut. Ohne sich den Anschein zu geben, als achte er besonders darauf, sah er recht gut, wie die Bürger — es waren ihrer zwei — um das Spritzenhaus lugten.

Lieutenant Wortmann that, wie verabredet, und besetzte, spazieren gehend, die Straßen, die auf den Marktplatz mündeten. An zweien standen bereits die Doppelposten, da bemerkte Dose, wie die beiden Bürger, diese Manöver verstehend, langsam hinter dem Spritzenhause her durch die dritte Straße davon schleichen wollten. Mit Einem Sprunge kam er ihnen zuvor, pflanzte sich mitten in ihrem Wege auf und rief ihnen ein lautes: „Zurück!“ entgegen. Die Beiden blieben dicht vor dem Unteroffizier, wie fest gebannt, stehen, und Dose sah zu seiner Genugthuung, daß er es mit zwei guten Bekannten zu thun habe, mit dem Major des Bürgerwehr-Bataillons und mit dem Drucker des Intelligenzblattes, zwei politischen Größen hiesiger Stadt.

Es hatte aber noch keiner dieser Drei Zeit gehabt, sich zu verständigen, als Lieutenant Wortmann auch an der dritten Straße die beiden Posten aufstellte und ihnen bis auf Weiteres den Befehl gab, Niemanden zu gestatten, den Marktplatz zu verlassen. „Sollte man Gewalt anwenden wollen,“ setzte er ruhig hinzu, „so habt ihr oben an Eurem Gewehr wohl ein paar Zoll kalten Eisens für einen guten Freund übrig.“

Als diese Angelegenheit besorgt war, ersuchte Dose die beiden Herren höflichst, sich in der Nähe der Wachtstube aufhalten zu wollen, „denn, sagte er, der Befehl ist streng, und wenn Sie vielleicht den Versuch machten, in eines der umliegenden Häuser zu schlüpfen, so thäte es mir leid, wenn Ihnen irgend ein Unglück passirte.“

„Sie haben ganz recht," ſetzte Lieutenant Wortmann hinzu, „ich hätte das bald vergeſſen. — Unteroffizier Schmitz, laſſen Sie dieſe beiden Herrn beaufſichtigen und ſtellen Sie einen Poſten vor die Thüre des Rathhauſes, es darf Niemand hinein."

Die Abſperrung des Marktplatzes hatte ſich übrigens recht praktiſch erwieſen und ein ziemliches Reſultat geliefert: ungefähr ein Dutzend der geſinnungstüchtigſten Bürgerwehrmänner ſah man hier plötzlich eingeſchloſſen, ein artiges kleines Beobachtungs-Corps, und wenn ſich auch die meiſten geduldig in ihr Schickſal ergaben, ſo waren doch ein paar, die anhuben zu ſprechen von dem Rechte freier Bürger, ſich zu verſammeln, und was dergleichen mehr war, — Aeußerungen, die aber plötzlich und energiſch unterdrückt wurden. Auf welche Art konnte man nicht ſehen, da es auf dem Marktplatze zu dunkel war.

Lieutenant Wortmann hat unterdeſſen aus ſechszehn Mann eine Patrouille gebildet, die vom Unteroffizier Doſe hinweggeführt wurde. Er nahm nicht den geraden Weg zum Grünen Baum, ſondern die Straße links, zog ſich dann wieder rechts zu dem Gaſthofe hin und manövrirte ſo klug und vorſichtig, daß dieſer in weniger als einer Viertelſtunde förmlich umſtellt war. Die Soldaten hatten Befehl, Jedermann hinein, aber Niemand heraus zu laſſen. — —

Der Dragoneroffizier hatte, wie ſich der geneigte Leſer erinnern wird, die Wachtſtube im Rathhaus verlaſſen, nachdem Doſe eingetreten war. Er war ſo geräuſchlos wie möglich davon geſchlichen. Seinen Säbel hakte er wohlweislich los und ſtellte ihn in eine Ecke des Zimmers. Er ging über den Corridor die Treppen hinab, und als er auf den Marktplatz kam, blickte er ſcharf um ſich, um den Weg nach dem Grünen Baum nicht zu verfehlen. Der Dragoner-Offizier war ein tapferer, unternehmender junger Mann; er hatte droben gehört, daß man den Unrechten zum Gefangenen gemacht, daß der Rechte wahrſcheinlich noch im Gaſthofe verſteckt

ſei, und da es unſere Pflicht als Erzähler iſt, von unſeren Bekannten nur Gutes zu ſagen, ſo ſprechen wir die Vermuthung aus, er habe ſich blos nach dem Grünen Baum begeben, um jenen Gefangenen ganz allein zur Haft zu bringen. Er benahm ſich auch vollkommen ſo, wie Jemand, der einen Anderen überraſchen will; er ſchlich ſo leiſe wie möglich an der einen Häuſerreihe dahin, und als er in die Nähe des Gaſthofes kam, blieb er irgendwo im tiefen Schatten ſtehen, um ſich die Gelegenheit anzuſchauen.

Der untere Stock des Grünen Baumes, namentlich die hinteren Schenkzimmer waren noch von Lichtern erhellt, auch ſah man zuweilen Jemanden an das Fenſter treten und auf die Straße hinausſchauen. Die Hausthüre ſtand weit offen, und der Offizier, der ſich in der Verlängerung des Ganges aufſtellte, bemerkte, daß im Hintergrund deſſelben die Treppe war, ſchwach beleuchtet von einer erſterbenden Oellampe. Das Haus war, wie geſagt, in den unteren Räumen noch voll Leben, im Hofe nebenan knurrte zuweilen die gewaltige Stimme des Kettenhundes, und der Offizier überlegte, daß es einiger Maßen zu unangenehmen Begegnungen führen könnte, wenn er ſich ſo allein und unbewaffnet in dieſes Hauptquartier der Demokraten einſchliche, um — eines ihrer Häupter gefangen zu nehmen. Doch gerade das Gewagte des Unternehmens trieb ihn an, es zu beſtehen; ihm war ein aufregendes Abenteuer lieber, als eines, das ſo ganz glatt und eben abzugehen verſpricht. Er avancirte im dichten Schatten an die Thüre, erſtieg eilig die Treppe und tauchte leiſe und geräuſchlos in den dunklen Gang bis zur Haupttreppe, wo die trübe Oellampe brannte, die er aber ſogleich auslöſchte.

Die Treppen hinauf zu ſteigen, hatte er weiter keine Schwierigkeiten; er faßte das Geländer, um ſeinen Schritt zu dämpfen, ließ es aber los, da daſſelbe, alt und morſch, zu krachen anfing. Die Stiege wandte ſich rechts herum, dann befand er ſich im erſten

Stock. Hier ſtand der Offizier auf einem kleinen Veſtibül, auf welches zwei lange Gänge im rechten Winkel mündeten, an denen die Gaſtzimmer lagen; wenigſtens waren alle Thüren numerirt. Der Dragoner bemerkte dies alles beim Schein einer Talgkerze, die auf einem Tiſchchen neben der Treppe ſtand; doch gab ſie nur eine zweifelhafte Helle, denn ſie war in den meſſingnen Leuchter hineingebrannt, und die trübe, röthliche Flamme glänzte oben durch ein paar Oeffnungen, wie das Licht auf einem Leuchtthurme. Für den unternehmenden jungen Mann war dies in der That eine leitende Helle, denn er konnte mit Einem Blick das ganze Terrain überſehen. Neben dem Tiſchchen war eine Thüre mit „Hier" bezeichnet; unter dieſem „Hier" befand ſich ein großes Loch, durch welches man bequem auf die beiden Gänge blicken konnte. Das alles überdachte der Dragoner, denn ihm war ein Verſteck höchſt erwünſcht, da er in dieſem Augenblicke zu vernehmen glaubte, wie der Schlüſſel in irgend einer Thüre herumgedreht würde. Im Nu war er eingetreten, ſchob einen ſchützenden Riegel vor und rekognoscirte. Wenn er ſeine Augen anſtrengte — und das that er, — ſo konnte er die weißen Zahlen auf den Thüren leſen. Links von ihm am Ende des Ganges mußte ſich Nro. 1 befinden, vor ihm war 8, 9, 10, alſo rechts die ſechste Thür mußte 16 ſein.

Er ſah dieſe Thüre, ohne die Nummern leſen zu können.

In Betreff des Schlüſſelumdrehens hatte er ſich nicht getäuſcht. Es war hier oben ſo ſtill, daß er das Knarren des Schloſſes deutlich hören konnte; er ließ ſeinen Blick über beide Gänge gleiten, um zu ſehen, welche Thüre geöffnet würde. — — Ah! Nro. 16 ließ jetzt einen kleinen Lichtſpalt auf den Corridor fallen. Das traf ſich auffallend günſtig; oder war ſonſt hier etwas vorgefallen? — Kam er vielleicht zu ſpät? Wir müſſen geſtehen, daß er in größter Spannung auf jene Thüre blickte, die ſich langſam öffnete.

Noch eine Sekunde, und — ſie trat heraus, die Dame, die ihm gegenüber im Eilwagen geſeſſen; ſie hatte ihr ſchwarzes Kleid an, und nur den Mantel und den Hut mit dem Schleier abgelegt. Sie hielt das Licht vor ſich, die Hand zwiſchen dem Geſicht und der Flamme, und ſpähte aufmerkſam auf den leeren Gang hinaus. Der Dragoner-Offizier, von dem Schein geblendet, konnte auch jetzt ihre Züge noch nicht erkennen. Sie ging langſam nach der Treppe, gewiß in der Abſicht, das Stubenmädchen zu rufen, um ſich zu erkundigen, wie viel Uhr es ſei, gewiß nur in dieſer Abſicht. Als ſie nahe an dem Tiſchchen angekommen war, ließ ſie langſam die Hand mit dem Lichte ſinken, — ein Augenblick, dem der junge Mann mit der größten Spannung entgegen ſah. — Wenn man eine angenehme Stimme hört, einen elaſtiſchen Körper ſieht, ſo hegt man die ausſchweifendſten Erwartungen von der Form und der Geſtalt des dazu gehörigen Geſichtes. So erging es dem Dragoner-Offizier. Er konnte nicht erwarten, bis die Hand mit dem Lichte niederſank, bis der tiefe Schatten verſchwunden war von dem Geſicht ſeiner Dame. Waren die Augen blau oder braun? — Der ſanften Stimme nach mußten ſie blau ſein, die Lippen dagegen roſig und ſchwellend. — Jetzt wichen alle Schatten. — Was war das? — Die Augen waren nicht blau, ſondern grau, die Lippen nicht friſch und ſchwellend, ſondern trotz ihrer Dünne faltig und zuſammengekniffen, das ganze Geſicht vertrocknet und unbedingt einer ſehr alten Jungfer angehörend.

Mochte nun der Dragoner-Offizier bei dieſer ſchrecklichen Täuſchung einen tiefen Seufzer ausgeſtoßen, oder mochten ſeine Augen durch das erwähnte runde Loch geſpenſtig auf den Gang hinaus geſchaut haben, — genug, die Dame blieb auf einmal zuſammenfahrend ſtehen, blickte entſetzt vor ſich hin, horchte einen Augenblick aufmerkſam und kehrte alsdann mit eiligen Schritten in ihr Zimmer zurück, machte haſtig die Thüre hinter ſich zu, und der Dragoner-Offizier vernahm mit großer Befriedigung, wie ſie den Schlüſſel zweimal im Schloſſe herumdrehte.

„Dem wäre ich glücklich entgangen!“ ſeufzte er. „Dieſes Abenteuer hat nicht ſchön geendigt, und doch iſt noch nichts verloren; ich ſchleiche zu meinen Kameraden zurück, die mich kaum werden vermißt haben, und entgehe ſo allen Spöttereien.

Darauf war er im Begriffe, den Riegel von der Thüre zurück zu ſchieben, als er drunten die Stimme des Wirthes vernahm, dieſelbe Stimme, die ihn auf dem Rathhauſe ſo ſanft gefragt, ob ihm etwas von dieſem geſulzten Schweinskopf gefällig ſei. Doch hatte ſie jetzt einen ganz andern Klang und alle Unterwürfigkeit abgeſchüttelt. „Soll Die da draußen auf dem Marktplatze,“ ſagte er, „ein ſiediges Donnerwetter regieren! Schicke ſchon zwei Leute hinaus, und Keiner kommt zurück, auch der Major nicht; da müſſen wir aufpaſſen, das hat was zu bedeuten. He, Friedrich, hol den großen Hund herein und ſchließe mir die Hausthüre. Es iſt immer beſſer, wenn man hinter Schloß und Riegel abwartet, was da kommt. — Seien Sie unbeſorgt,“ ſagte er darauf mit leiſerer Stimme zu Jemand, der bei ihm zu ſein ſchien, „es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht im Stande wären, Sie in dem weitläufigen Hauſe zu verbergen. Aber nur mich machen laſſen! Vergeſſen Sie nur die Zimmer-Nummer nicht. Auf Nro. 16 iſt eine Fremde, 17 iſt neutraler Grund, und von da ſtehen die Thüren bis zu 21 offen. In 21 iſt, wie Sie wiſſen, das bewußte Fenſter, welches ganz gefahrlos auf das Dach des Nebenhauſes führt. Anfänglich aber ſind Sie hier unten ſicherer.“

„Aber die Mädchen auf Nro. 18?“ ſagte eine andere Stimme.

„Sie glühen für die gute Sache,“ entgegnete ernſt der Wirth zum Grünen Baum, „und obgleich nicht aus hieſiger Stadt, werden ſie doch ſo aufopfernd wie möglich Alles zu Ihrer Rettung beitragen.“

„Teufel!“ dachte der Offizier in ſeinem Verſtecke, „es gibt doch Momente, wo es nicht ſo gar unangenehm ſein kann, wenn man einen politiſchen Flüchtling vorſtellt. Aber Eins iſt ſicher, ich ſitze

hier in einer donnermäßigen Patsche: die Thüre zu, der Hofhund los; wir wollen sehen, wie wir uns da herausfinden."

Unten hatte unterdessen der Wirth noch einige weniger bedeutende Befehle gegeben, und dann stieg er allein die Treppen herauf. Das Licht auf dem Tischchen droben hob er in die Höhe, schnäuzte es in Ermanglung einer Lichtscheere mit den Fingern und versuchte es dann, die Thüre zu öffnen, auf welcher „Hier" stand. Natürlicher Weise öffnete sie sich nicht, und der Wirth stieg die Treppe zum zweiten Stockwerk hinauf.

Eine qualvolle Viertelstunde verging für den Eingesperrten drunten; im Hause war Alles todt und still! auch von der Straße herauf drang nicht das geringste Geräusch. Es war in dem Gemache ein kleines Fenster, durch welches der unglückliche junge Mann zum Oftern angelegentlich hinaus blickte; doch sah er nichts als Häuser und dunkle Umrisse, ein paar noch ziemlich kahle Bäume, sich finster gegen den Nachthimmel abhebend, und nur ein einziges Mal glaubte er etwas gesehen zu haben, wie das schwache Leuchten eines Gewehrlaufes.

Der Wirth, der offenbar eine Inspektion durch das ganze Haus gemacht hatte, kam nach einiger Zeit wieder die Treppen herab, und mochte er nun einen gelinden Verdacht haben, oder sich auch auf dem ersten Stock überzeugen wollen, daß nirgend wo ein Verräther lausche, genug, er kam gleich wieder an die Thüre des Verstecks und rüttelte daran, zuerst leise, dann heftiger, und als der Riegel nicht weggezogen wurde, rief er, ob Jemand da sei. Auch legte er das Gesicht an die runde Oeffnung.

Dem Offizier zuckten die Finger, und er befand sich in großer Versuchung, dem neugierigen Wirth einen tüchtigen Nasenstüber zu versetzen. Doch wäre ihm dieses Vergnügen vielleicht theuer zu stehen gekommen. Er verhielt sich also ruhig, und nach einigen Augenblicken zog der Wirth ab, stieg die Treppen hinunter, und man hörte ihn nach dem Hausknecht Christoph verlangen, welchem er den Befehl gab, ein großes Brecheisen zu nehmen.

Dies war ein entſcheidender Moment. Der Eingeſperrte droben hatte begreiflicher Weiſe nicht Luſt, ſich in einer ſo ſchlechten Falle fangen zu laſſen, wie die war, wo er ſich befand. Der Wirth ſowie Chriſtoph mit dem Brecheiſen konnte jeden Augenblick erſcheinen. — Wohin aber? die Thüre Nro. 16 war glücklicher Weiſe doppelt verſchloſſen. Aber daneben Nro. 17 hatte der Wirth als neutralen Grund bezeichnet; wenn er das nun für die eine Partei war, ſo mußte er es auch für die andere ſein. „Im Nothfall," ſo dachte der Dragoner-Offizier, „ſchleiche ich mich durch Nro. 18 bis 21, kann dort den Tag abwarten oder die Patrouille, mit der der lange Eduard jedenfalls das Haus unterſuchen laſſen wird."

Es war die höchſte Zeit. Kaum hatte er ſein Verſteck verlaſſen, ſo hörte er auch ſchon, wie ſich zweier Männer Tritte unten der Treppe näherten. Raſch verließ er ſein Verſteck, drückte die Thüre hinter ſich zu, ſchob den äußeren Riegel vor, und ſchlich über den Gang auf Nro. 17. Da er ein junger Mann mit großer Geiſtesgegenwart war, ſo öffnete er Nro. 17 geräuſchvoll und ſchloß ebenſo geräuſchvoll wieder hinter ſich zu. Und daran hatte er vollkommen recht gethan; denn der Wirth, der dieſes Geräuſch gehört, ohne zu ſehen, welche Thüre ſich geſchloſſen, glaubte Alles auf natürlichem Wege zugegangen und kehrte, nachdem er die bewußte Thüre offen gefunden, beruhigt in die unteren Zimmer zurück.

Der Dragoner-Offizier aber befand ſich in Nro. 17, einem vollkommen dunkeln Gemach, und blieb lauſchend an der Thüre ſtehen; denn es war ihm gerade, als höre er im Nebenzimmer, in Nro. 18, leiſe Stimmen zuſammen flüſtern.

Wachtſtubenabenteuer.

Dritter Theil.

Erſtes Kapitel.

Der Dragoner-Offizier wird für einen Demokraten gehalten, fraterniſirt mit den Töchtern des Landes und erlebt eine Geſchichte, wie ſie nur in ganz dunkeln Zimmern vorkommen kann.

Wir glauben ſchon bemerkt zu haben, daß der Dragoner-Offizier ein unternehmender junger Mann war, und müſſen hinzuſetzen, daß Gefahren, die vor ihm aufſtiegen, ſeinen Muth entflammten, ſtatt ihn zu dämpfen. Er hatte in der heutigen Nacht einiges Glück gehabt; er war glücklich einem Verſteck, der ihn im Falle der Entdeckung mit Lächerlichkeit bedrohte, entronnen. Er befand ſich jetzt in einem anſtändigen Zimmer und hatte zwiſchen ſich und den Gang einen tüchtigen Riegel geſchoben. Da es nun hier in dem Zimmer höchſt langweilig war, und ſich auch außer einem wackeligen Rohrſtuhl keine bequeme Sitzgelegenheit fand, ſo beſchloß er, das Terrain zu rekognosciren, und näherte ſich der Nebenthüre. Glücklicher Weiſe aber überdachte er in dieſem Augenblicke den Anzug, in welchem er ſich befand, den Waffenrock mit den glänzenden Knöpfen und Epauletten, und ſagte ſich ſelber, daß, wenn er weiter vordringe, ihn der geringſte Lichtſtrahl, der auf ſeinen Kleidern wiederglänzte, aus einem Verfolgten zu einem Verfolger machen und einen gewaltigen Hülferuf herbeiführen würde.

Es war, wie wir wiſſen, noch im Monat April, und der Offizier, der ſeiner ſchlanken Taille zu lieb die läſtige Hülle des Paletots und Mantels ſcheute, trug unter der enggemachten Uniform

einen anliegenden Rock von ſchwarzer Seide, wie ihn die Tſcherkeſſen zu tragen pflegen. Es war das damals Mode bei den Kavallerie-Regimentern.

Der junge Mann zog alſo ſeinen Waffenrock aus, hängte ihn über den Stuhl und näherte ſich alsdann der Thüre des Nebenzimmers, wo er leiſe anklopfte.

Das Ziſcheln und Flüſtern hörte mit einem Male auf, und es wurde todtenſtill nebenan.

Er klopfte abermals und etwas lauter, und darauf vernahm er ein unbeſtimmtes Geräuſch. Es war gerade, als würde ein Stuhl gerückt, oder als krache irgend ein anderes Möbel; auch begann das Flüſtern wieder, und als er ſein Ohr an das Schlüſſelloch legte, konnte er einige Worte vernehmen. — „Was thun wir?“ fragte eine Stimme. — „O Gott! O Gott,“ antwortete eine andere, „den Ball vergeſſe ich in meinem ganzen Leben nicht!“ Und eine dritte Stimme ſetzte hinzu: „Auf jeden Fall müſſen wir erfahren, wer da iſt.“

Es ſind, wie der Wirth geſagt, nur Mädchen im Zimmer, ſprach der Dragoner-Offizier zu ſich ſelber. Und damit klopfte er abermals.

„So frag' doch, was man will!“ ſagte eine Stimme. — „Ich nicht!“ antwortete eine andere; „und ich in alle Ewigkeit nicht!“ eine dritte.

„Nun, dann will ich's thun,“ fuhr die erſte fort, „wir ſind ja zu drei, und was wir thun, geſchieht, weil wir es nun einmal verſprochen.“

„Das iſt eine ſchlimme Demokratin,“ meinte der Offizier; „gegen die zu manövriren iſt Pflicht und Schuldigkeit.“

„Wer iſt da?“

„Nun, ich bin's, Sie wiſſen's ja.“

„Aber was wollen Sie denn eigentlich?“

„Das ist doch sehr einfach: das Militär umstellt den Hof, ich kann nur durch Ihr Zimmer in das Nebenhaus gelangen."

„Das ist richtig," meinte eine andere Stimme. Und dadurch ermuthigt, drückte der Offizier auf die Thüre; aber sie war verschlossen.

„Machen wir Licht?" sprach die erste Stimme.

„Nein, nein! gewiß nicht!" antwortete die andere.

Jetzt vernahm man ein leises krachendes Geräusch, dann ein Rauschen wie von Kleidern, ein Schlurfen wie von einem Pantoffel, den man sucht, und dann tappte es langsam nach der Thüre; der Riegel wurde zurückgezogen, die Thüre geöffnet, und eine warme angenehme Atmosphäre drang dem Offizier entgegen. Im Vorzimmer war es ziemlich kühl gewesen. Rasch schlüpfte er durch die Thüre, faßte nach der Klinke des Schlosses und fing dort, was er gedacht, eine kleine, warme Hand. Es war seine Schuldigkeit, einige Dankesagungen zu stammeln, und er that das in der zierlichsten, bescheidensten Weise und mit wohlgesetzten Worten.

„Wir haben versprochen, Ihnen zu helfen," sagte die Stimme, der die weiche und warme Hand angehörte, „und wir wollen es recht gern thun. Aber jetzt machen Sie, daß Sie von hier fortkommen; dort die Thüre des Nebenzimmers ist offen, wir wollen sogleich hinter Ihnen verriegeln."

„Ah! so ist es in der That nicht gemeint," entgegnete der Offizier mit seiner sanftesten Stimme. „Die Flucht durch jene Zimmerreihe und dann zum Fenster hinaus auf das Dach des Nachbarhauses ist nur das letzte verzweifelte Mittel. Glauben Sie mir fest, mein Fräulein, das Haus ist mit diesen verfluchten Musketieren umstellt, die haben jedes Fenster im Auge, und dessen bin ich gewiß, sowie ich mich nur dort drüben blicken lasse, liege ich auf dem Pflaster, ehe man drei zählen kann. — Aber das thut nichts, ich gehe lieber in meinen Tod, als daß ich Ihre Güte mißbrauchen sollte."

Er brachte den weichen Fingern des Mädchens einen gelinden Druck des Dankes bei, und darauf wollte er ſie fahren laſſen. Doch kam es nicht ſo weit, denn ſie ſagte haſtig: „Aber um Gottes willen, wenn Sie nicht zum Fenſter hinaus auf das Nachbardach klettern wollen, ich bitte Sie, was ſoll dann geſchehen?“

„Oh!“ entgegnete der Offizier ſtill lächelnd über ſein gutes Glück, „das Hinausklettern bleibt nicht aus; nur ſoll das zuletzt vor ſich gehen, wenn alle anderen Mittel verſucht ſind.“

„Und dieſe anderen Mittel?“

„Sie verſprachen mir großmüthig Ihren Schutz, unſer Wirth hat es mir geſagt, und ich vertraue darauf; es hat das einige Unannehmlichkeiten für Sie, aber was iſt zu machen?“

„Nun, bitte, ſprechen Sie, was ſoll denn geſchehen?“

„Vor allen Dingen flehe ich Sie an, mich ruhig hier zu laſſen, bis die Soldaten wirklich anfangen, das Haus zu unterſuchen. Vielleicht, daß ſie nicht in dieſes Zimmer kommen; ſollte dies aber geſchehen, ſo bleibt mir nichts übrig, als der Weg durch's Fenſter auf die Nachbardächer.“

„Fürchterlich!“ ſagte das junge Mädchen an der Thüre, und die beiden andern Stimmen meinten ängſtlich: „Was? hier in unſerem Zimmer bleiben, die ganze Nacht? Das geht nicht an! — Nicht wahr, Sophie?“

Alſo die Hand, die ich gefaßt habe, gehört einer Sophie, dachte der Dragoner-Offizier. Nun, ſie wird ihrem Namen Ehre machen und weiſe ſein.

Die drei Mädchen, die ſo unvermuthet in dieſes Abenteuer verwickelt wurden, hatten am Abend auf dem Balle im Tanzen ihr Mögliches gethan, und erhitzt, aufgeregt, wie ſie waren, trug der dringende Wunſch des Wirthes, ihren Bekannten, den Aktuar, der guten Sache wegen zu retten, nicht dazu bei, ihre Nerven zu beruhigen. Die Hand des jungen Mädchens an der Thüre zitterte

merklich; doch fühlte der Dragoner-Offizier aus dieſem Zittern deutlich, daß ſie ihn nicht verlaſſen, daß ſie ihn beſchützen würde.

Es trat eine längere Pauſe des Schweigens ein, und endlich ſagte eine der anderen Stimmen: „O, liebe Sophie, es ſoll geſchehen, wie du willſt.“

„Ja, ja,“ entgegnete die andere, „du haſt mit dem Wirth geſprochen, wir wollen dir in Allem folgen — auch biſt du die Erfahrenere, die Aeltere.“

„Teufel!“ dachte der Dragoner-Offizier, „ſollte meine Bewohnerin von Nr. 18, meine Beſchützerin, Aehnlichkeit mit meiner Reiſegefährtin auf Nr. 16 haben? Das wäre gar zu ſchrecklich! — Er wagte es, wie durch ungefähr, ſanft den Arm zu berühren, der zu jener kleinen Hand gehörte, er that das und fühlte ſich wunderſam beruhigt. — „Faſſen Sie einen Entſchluß,“ ſprach er nach einer Pauſe, „befehlen Sie über mich; was es auch ſei, ich will es thun; jagen Sie mich hinweg, gut, ich gehe und überliefere mich denen, die mich ſuchen.“

„Nein, nein!“ verſetzte Fräulein Sophie, „wir wollen nicht Ihr Unglück; aber Sie könnten wohl in dem Vorzimmer bleiben, da wird Sie auch ſo leicht Niemand ſuchen, und iſt dies doch der Fall, ſo haben Sie immer Zeit, durch unſer Zimmer Ihren Weg zu ſuchen.“

„Sie wollen es ſo,“ ſagte mit einem tiefen Seufzer der junge Mann, „wohlan, es ſei! Was kann es Sie im Grunde auch kümmern, ob ich entdeckt werde? Das Vorzimmer liegt neben Nr. 16, dort wohnt eine Dame, die heute Nacht mit Offizieren gekommen iſt, ſie muß mich hören, ich mag mich ſo leiſe verhalten wie möglich, und dann bin ich verloren.“

„Nein, nein! das ſoll nicht ſein!“ erwiderte eifrig das Mädchen an der Thüre; „ſo bleiben Sie denn in Gottes Namen da ſtehen — oder nein, gehen Sie einen Augenblick in's Vorzimmer und kommen dann gleich wieder.“

„Wie Sie befehlen.“ Doch ehe der Offizier dieſem Befehle wirklich Folge leiſtete, nahm er die kleine Hand ſachte von der Thürklinke weg, führte ſie an ſeine Lippen und drückte einen leiſen, aber nichts deſto weniger ſehr innigen Kuß darauf. Dann ſchlüpfte er in's Vorzimmer, und als er die Thüre hinter ſich zugezogen, vernahm er jenes Raſcheln und Schlurfen wieder, ſowie das leiſe Krachen eines Möbels — dann war Alles ſtill.

Das war ein eigenes Abenteuer, ſo reizend in Geheimniß und Dunkel gehüllt. Was hätte der Eindringling nicht für einen kleinen Lichtſtrahl gegeben! für den geringſten Schein, um Perſonen und Gegenſtände zu ſehen! Aber im Vorzimmer war es dunkel, und in dem Schlafzimmer, wohin er jetzt zurücktrat, noch mehr. Es befand ſich da ein einziges Fenſter mit einem dicken grünen Vorhange, der herabgelaſſen war; die tiefſte Stille herrſchte in dem Gemach. Man hörte nicht einen einzigen Athemzug der drei Mädchen. — Warten wir einen Augenblick, dachte der Offizier und lehnte ſich mit dem Rücken an die Wand.

Von dem unteren Stockwerke herauf hörte man zuweilen das Gemurmel von Stimmen oder das Zurückrücken eines Stuhles, von der Straße aber nichts, als das Knurren eines benachbarten Hofhundes, der unruhig bald hierhin, bald dorthin zu laufen ſchien; denn er witterte wahrſcheinlich die verdächtigen Gäſte, welche das Haus umſtellten.

Nach einer Pauſe ſagte der Offizier: „Darf ich mich nicht mit Ihrer Erlaubniß ein wenig niederſetzen?“

Eine Stimme zu ſeiner Rechten unterdrückte ein leiſes Lachen, eine andere links ebenfalls, und die ihm bekannte Stimme, welche von gerade vor ihm her zu kommen ſchien, ſagte: „Setzen Sie ſich auf einen Stuhl, wenn Sie einen leer finden.“

Durch dieſes Lachen und dieſe Antwort hatte er das Schlachtfeld rekognoscirt. Links befand ſich eine der jungen Damen, rechts die andere, und vor ihm Fräulein Sophie. Er taſtete nach einem

Stuhl neben ſich, fand ihn aber mit mannigfaltigen Gegenſtänden bedeckt. Auf der Lehne hing ein Blumenkranz, bauſchige und knatternde Kleidungsſtücke auf dem Sitze; und als er das ſanft etwas zuſammenrücken wollte, fiel ein anderer Gegenſtand auf den Boden, den er raſch wieder aufhob. Doch hatte dieſer Gegenſtand eine lange Schnur, die ſich hartnäckig und tückiſch um ſeine Sporenräder feſtſchlang. Er brauchte eine kleine Weile, da loszukommen, und während deſſen lachte es ebenfalls rechts und links neben ihm, aber ſo unterdrückt und gedämpft, als habe man ſich ein Schnupftuch oder einen Bettzipfel in den Mund geſtopft. Dem jungen Mann war es natürlicher Weiſe nicht um das Niederſitzen zu thun; er ſeufzte tief auf und ſprach: „Ich will Sie nicht derangiren. Ach, wenn ich nur wüßte, wie ſich alles das entwickeln ſoll, wenn ich nur vorausſehen könnte, was die nächſte Stunde bringt!“

Es erfolgte keine Antwort.

„Sie haben ſchon ſo viel für mich gethan,“ fuhr der Offizier fort, „daß ich faſt zu ſchüchtern bin, Sie noch um Weiteres zu bitten. Aber ich muß doch wahrhaftig für den Fall der Noth wiſſen, wo die Thüre zum anderen Zimmer iſt; wenn ich mich ſpäter plötzlich entfernen muß, ſo könnte es leicht ein Geräuſch geben.“

Es erfolgte eine Zeit lang wieder keine Antwort; dann aber ſagte die bekannte Stimme: „Die andere Thüre iſt gerade vor Ihnen, das Fenſter müſſen Sie links laſſen und gerade aus gehen.“ — Der Dragoner that, wie ihm geheißen, nur daß er, ſeinem Ohre folgend, ein wenig halblinks marſchirte.

„Mehr nach rechts!“ verſetzte ängſtlich die Stimme, „viel mehr nach rechts!“

„Ah ſo!“ entgegnete er, machte auch die entſprechende Bewegung, manövrirte aber ſo geſchickt, daß er endlich — es war ſo gar dunkel — an das Kopfende eines Bettes ſtieß. „Ich habe

die Thüre," ſagte er, „danke! O, wenn die Geſchichte ſchon glücklich vorbei wäre!"

„Das wünſchen wir auch!" antwortete es gedämpft und leiſe.

„Solche Momente ſind fürchterlich," entgegnete er; „aber für Sie, meine Damen, mehr als für mich." — Er beugte den Kopf nieder. „Fräulein Sophie," flüſterte er, „wie ſoll ich Ihnen danken für das, was Sie mir gethan!"

Da wurde draußen an die Thüre von Nr. 17 ziemlich heftig geklopft. Natürlich gab Niemand eine Antwort, doch hörte das Klopfen deßhalb nicht auf.

„Sie ſind es," ſagte eines der anderen Mädchen; „um Gottes willen, was wird es geben!"

Der junge Offizier war emporgefahren und lauſchte aufmerkſam. „Das iſt kein Militär," erwiderte er nach einer Pauſe, „die würden nicht ſo ruhig über den Gang daher ſchleichen."

„So gehen Sie doch und fragen, was man will!" meinte die Stimme von eben mit etwas weinerlichem Tone. „Du lieber Gott! das ſoll mir eine Lehre ſein!"

Jetzt vernahm man die Stimme des Wirthes, welcher draußen rief? „So machen Sie doch nur auf; es iſt wahrhaftig nothwendig! Das Haus iſt mit Wachen umſtellt, und wie mir der Chriſtoph eben ſagte, marſchirt eine Patrouille vom Marktplatze hierher."

„So laßt mich doch herein!" bat eine andere Stimme.

„Ja, was ſoll denn das wieder?" fragte ängſtlich das Mädchen in der linken Ecke. „Wer will denn noch mehr herein? Nein, jetzt iſt's genug; ſo was iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht widerfahren!"

„Wie geſagt," ließ ſich jetzt wieder der Wirth hören: „das ganze Haus iſt umſtellt. Fräulein Sophie, machen Sie Ihre Thüre auf und laſſen Sie unſeren unglücklichen Freund hinein."

„Ja, wir haben ihn ja ſchon!" antwortete eine Stimme aus

der rechten Ecke. Und Sophie ſetzte mit ganz leiſer Stimme hinzu: „Um Gottes willen! was ſoll das bedeuten?“

„Machen Sie auf! machen Sie auf!“ ertönte es abermals von draußen. „Sie müſſen ihn bei ſich gut und ſicher verſtecken; er wird gar nicht mehr in das Nachbarhaus hinüber können. Man ſieht draußen überall in der Dunkelheit die Gewehre blitzen.“

Sophie machte eine raſche Bewegung, doch der Offizier beugte ſich nieder, faßte leicht ihren Arm und ſagte ſo leiſe, daß es nur ihr verſtändlich war: „Hören Sie mich eine Sekunde, aber kein lautes Wort, keinen Schrei!“ — Er mußte eine kleine Lüge erfinden, und er that es auf eine kecke und für ſein Alter recht geſchickte Art. — „Ich bin nicht der,“ ſagte er, „für den Sie mich halten. Aber um Ihrer ſelbſt willen ſtill! Ihre Freundinnen müſſen glauben, ich ſei es; o Sophie, verzeihen Sie mir dieſen Schritt! Ich ſah Sie heute Abend bei dem Balle, ohne daß Sie mich bemerkt; ich bin vollkommen fremd hier; ja, ich ſah Sie, Sophie, und obgleich nur kurze Zeit, ich konnte Sie nicht vergeſſen, ich ſchlich mich hier ein, um Sie einen Augenblick zu ſprechen. Aber ſeien Sie klug, verſtändig, ich werde mich entfernen; Niemand ſoll dieſen Schritt erfahren!“

Das Mädchen zitterte heftig und ſtieß einen leichten Seufzer aus. Doch müſſen wir geſtehen, daß trotz der namenloſen Angſt, die ſie erfaßte, in ihrem Geiſte all die fremden Geſichter auftauchten, die ſie heute Abend vielleicht geſehen. Aber keines paßte zu dieſer verwegenen That und zu dieſen ſo ſeltſam klingenden Worten, keine der Bürgerwehr-Phyſiognomieen mit ihren herausfordernden Bärten.

Der Offizier erhob ſich jetzt raſch und ſagte zu den beiden anderen Mädchen: „Bleiben Sie ruhig, es iſt nur ein Mißverſtändniß. Ich will es draußen geſchwind aufklären.“ — Damit ging er gelaſſen in das Vorzimmer, drückte die Thüre hinter ſich zu und dachte bei ſich: Ich bin nicht ausgeſchickt, den zu fangen, weiß überhaupt nicht, ob es der Rechte iſt; ich will ihn auch nicht

retten, nur ihn nicht verrathen. — Dann trat er an die Thüre, die auf den Gang führte, ſchob den Riegel leiſe zurück und öffnete einen kleinen Spalt, ſo daß Jemand durchſchlüpfen konnte. Augenblicklich wand ſich auch eine männliche Geſtalt in das Zimmer; eine andere wollte folgen. Doch drückte er die Thüre wieder in's Schloß und ſchob den Riegel vor.

Der Eingetretene blieb einen Augenblick ungewiß in der Dunkelheit ſtehen, doch ſchrack er ſehr zuſammen, als ihn der Offizier feſt am Arme faßte und in die andere Ecke des Zimmers zog. „Herr!“ ſagte der Dragoner zu ihm mit leiſer Stimme, „wer Sie auch ſein mögen und was Sie hier wollen, es gibt nur Ein Mittel, das Ihnen nützlich ſein kann. Stellen Sie ſich ruhig hinter die Thüre, und was geſchehen mag, ſprechen Sie kein Wort, machen Sie keine Bewegung; man will Ihnen wohl, nur müſſen Sie Ihr Ehrenwort geben, daß Sie mich nicht geſehen.“

Dem Adjutanten und Aktuar klappten die Zähne zuſammen. Da drinnen ſollten nur drei Mädchen ſein, und hier ſprach eine männliche Stimme mit ihm. Doch die Stimme wiederholte leiſe und dringend: „Geben Sie Ihr Ehrenwort, und dann hinter die Thüre!“

„Ich gebe es,“ erwiderte der erſchrockene Adjutant, und dann drückte er ſich in die bezeichnete Ecke. Seine Augen aber hielt er begreiflicher Weiſe offen, und als er nun ſah, wie der andere Mann, der im Zimmer war, gelaſſen ein Kleidungsſtück von dem Stuhle nahm und es anzog, und als er nun ferner bemerkte, daß jenes Kleidungsſtück eine Offiziers-Uniform war, da wollten ihm die Kniee zuſammenknicken; er ballte die Fäuſte und ſprach zähneknirſchend zu ſich ſelbst: „Ha, trau' einer dieſen Weibern! Da ſticken ſie Fahnen für uns, rothe Schärpen, da ſchwören ſie Haß und Wuth gegen die frechen Söldner, ſchwärmen für die Freiheit und laſſen ſich knechten von den Schlimmſten der Schlimmen! O, ihr Demokratinnen!“ — Ja, die Angſt, die er am heutigen Abend

ausgeſtanden, und der eiferſüchtige Abſcheu, den er in dieſem Augenblicke empfand, ließ ihn beinahe die ganze Partei haſſen; er fühlte eine faſt monarchiſche Regung in ſeinem Buſen, wozu er aber ingrimmig ſeufzte: „Und drei ſo ſchöne Mädchen!“

Der Dragoner hatte ſeine Toilette beendigt, horchte auf den Gang, wo wieder Alles ſtill geworden war, dann ſagte er warnend zu dem Aktuar: „Keinen Laut!“ und ſchlüpfte abermals in das Nebenzimmer, um Abſchied zu nehmen.

„Nun was iſt's?“ flüſterten die beiden Stimmen rechts und links.

„Alles in Ordnung,“ entgegnete er. „Halten Sie ſich ruhig, ich glaube Ihnen verſprechen zu können, daß, wenn das Militär kommt, dieſes Zimmer nicht unterſucht werden ſoll. Lieber will ich mich ſelbſt opfern. — Sophie,“ ſetzte er darauf mit ganz leiſer Stimme hinzu, „verzeihen Sie mir, ich verlaſſe Sie, doch reichen Sie mir zum Abſchied Ihre Hand.“ — Sie that das — obgleich widerſtrebend; er erfaßte ihre Hand und drückte einen leichten Kuß darauf. „Ich werde Sie nicht vergeſſen,“ fuhr er fort, „halten Sie mich nicht im ſchlimmen Andenken, und ſollte Jemand zu Ihnen ſagen: Schutz den Verfolgten! ſo bin ich es, der Sie wieder erkannt hat.“ — Mit eiligen Schritten und, wir müſſen es geſtehen, mit einem ſeltſamen Gefühl im Herzen, ging er dann zur Thüre hinaus.

Der Adjutant ſtand noch regungslos in ſeiner Ecke, doch horchte er aufmerkſam und ſtieß einen leichten Seufzer aus; auch der Offizier lauſchte aufmerkſam; denn draußen auf der Straße vernahm man durch die Stille der Nacht gleichförmige, nicht zu verkennende Schritte. An das Fenſter eilend, bemerkte er eine Patrouille, die ſich dem Hauſe näherte, geführt von jenem langen Unteroffizier der Artillerie; einige Offiziere folgten. Bald hörte man, wie an die Hausthüre geklopft wurde; dann wurden in dem unteren Stockwerke haſtig Stühle gerückt, hierauf die Hausthüre

geöffnet, der knurrende Hund beſchwichtigt, und dann vernahm man Stimmen, worauf feſte Schritte und leiſes Klirren von Waffen in den unteren Räumen gehört wurden. Einige Zeit nachher trampelte es auf der Treppe, und der Wirth ſagte: „Wenn Sie den Gaſthof unterſuchen müſſen, ſo kann ich nichts dagegen haben, doch ſind einige Fremde da, auch Damen, die Sie doch gewiß nicht ſtören wollen.“

„Es thut mir ſehr leid,“ vernahm man jetzt die Stimme des langen Eduard, „aber ihr ſpielt ja alle unter Einer Decke, und deßhalb muß ich dieſe Decke aufheben, ſchonungslos und ohne Anſehen der Perſon. Lieutenant Wortmann, ſtellen Sie einen Poſten vor jede Zimmerthüre! Der Unteroffizier Doſe, der den Mann kennt, und ich, wir wollen jeden Raum unterſuchen.“

„Ich bin verloren!“ ſeufzte der Aktuar in ſeiner Ecke; denn man vernahm den Schritt der Infanteriſten, welche den erhaltenen Befehl ausführten. Danach blieb er eine Zeit lang ruhig, man hörte nur das Geräuſch von Thüren, die auf- und zugeſchloſſen wurden, immer näher kommen.

„Noch nicht!“ ſagte der Dragoner-Offizier.

„Hier ſind wir an Nro. 16,“ verſetzte lachend der lange Eduard. „Sollen wir auch hier unterſuchen? Es thut mir nur um meinen Freund leid. — Jetzt vernahm man, wie auch dieſe Thüre geöffnet wurde, dann hörte man den langen Eduard überraſcht ausrufen: „Ah, der Tauſend! Schlafen Sie ruhig weiter, Madame.“ Darauf ſprach eine andere Stimme: „Das iſt eine merkwürdige Nacht, — wer weiß, wie ſehr!“

Der ganze Trupp ſtand jetzt ſtill vor Nro. 17. Der Adjutant bebte, der Dragoner faßte ruhig den Riegel der Thüre.

„Nro. 17 iſt ein leeres Vorzimmer,“ vernahm man jetzt die Stimme des Wirthes, einigermaßen ſchwach und unbeſtimmt; „daneben an in Nro. 18 ſchlafen drei junge Damen, Töchter benachbarter Gutsbeſitzer, die den heutigen Ball mitgemacht.“

„Junge Demokratinnen," ſagte Lieutenant Wortmann. „Da müſſen wir unbedingt unterſuchen." — Er verſuchte es, die Thüre zu öffnen.

„Sie iſt von innen verſchloſſen," vernahm man die lachende Stimme des Huſaren-Offiziers. „Aufgemacht!" fuhr er fort, indem er heftiger klopfte.

„Gemach! gemach!" meinte der lange Eduard. „Die Soldaten ſollen zurücktreten. Man muß doch eine gewiſſe Schonung beobachten. Meine Damen!" rief er alsdann, „ich bitte, zu öffnen, wir müſſen dieſes Zimmer unterſuchen."

Es erfolgte natürlich keine Antwort, nur der Wirth ſagte in Todesangſt: „Ich bitte Sie, Herr Hauptmann, es ſind drei junge unſchuldige Mädchen."

„Klopfen Sie an die Nebenthüre," entgegnete der Infanterie-Offizier, „ſie mögen ſich anziehen, wir wollen gern warten. Dem weiblichen Geſchlechte jede Schonung."

Der Wirth that, wie ihm geheißen; doch kaum hatte er ſich entfernt, ſo hörte man in Nro. 17 langſam den Riegel zurück ſchieben, die Thüre öffnete ſich weit, ließ den Glanz der Lichter hereinfallen und zeigte ein vollkommen leeres Gemach. Doſe wollte auf den Wink ſeines Vorgeſetzten eintreten, um auch das Nebenzimmer zu unterſuchen; doch prallten er und der lange Eduard, der Huſaren-Offizier und der Hauptmann von Stengel erſchreckt zurück, als hätten ſie ein Geſpenſt geſehen; denn aus der Ecke hinter der Thüre trat ihr vermißter Freund, der Dragoner-Offizier, lächelnd und heiter gegen ſie vor und ſagte rückwärts gewendet, wo er die Thüre in's Schloß zog: „Bitte, ſchieben Sie den Riegel wieder vor." Was auch augenblicklich geſchah.

„Du hier?" rief der lange Eduard mit einem Erſtaunen, wie es ſich ſelten auf dieſem ruhigen Geſicht zeigte.

„In der That, ich bin es," entgegnete der Dragoner lachend.

„Aber ich finde es von euch wenig kameradſchaftlich, einem nicht einmal ein bischen Nachtruhe zu gönnen.“

„Werr weiß, wie sehr!“ fügte überraſcht der Hauptmann Stengel bei.

„Du warſt in dem Zimmer, in den Zimmern 17 und 18? — Du? Oh! das iſt über alle Beſchreibung.“

„Das iſt eine Geſchichte,“ meinte der Huſaren-Offizier, „wie ich ſie noch nie erlebt habe.“

„Eduard findet ſie vielleicht ganz Meidinger!“ lachte der Dragoner.

„Gott ſoll mich bewahren!“ entgegnete der Infanterie-Offizier. „Wenn ſo etwas Meidinger wäre, ſo ſähe es ſchrecklich bei uns aus.“

„Aber jetzt kommt hier weg!“ bat dringend der Andere; „macht kein weiteres Aufheben!“

„Nr. 19, 20, 21 und 22 ſind vollkommen leer!“ meldete der Unteroffizier der Infanterie, und darauf hin ließ ſich der lange Eduard von ſeinem Freunde mechaniſch die Treppen hinab führen. Lieutenant Wortmann zog die ausgeſtellten Poſten zurück, indem er ſagte: „Das iſt eine ganz verfluchte Geſchichte!“

Es gibt Erlebniſſe, über welche man den beſten Freunden gegenüber erſtaunen muß — und ſo erging es dem langen Eduard nach vollendeter fruchtloſer Hausſuchung, als die Offiziere auf der Treppe des Grünen Baums ſtanden und Lieutenant Wortmann die Musketiere drunten zuſammentreten ließ. — Eduard ordnete ſtillſchweigend Schärpe und Degen, blickte an den dämmernden Himmel empor und erſt, als er den Augen des Dragoners begegnete, der ſchwärmeriſch und tief nachdenkend an dem dunkeln Fenſter hinaufſah, konnte er ſich eines langen Seufzers nicht erwehren. — Darauf aber reichte er dem glücklichen Kameraden die Hand und ſagte: „Lieber Freund, es gibt Sachen, die ungeheuer Meidinge-

riſch ſind und einem doch wieder als ganz neue erſcheinen. — Lebe wohl.“ — —

Am Schluſſe dieſes Kapitels müſſen wir dem geneigten Leſer verſichern, daß Meiſter Kaspar und der Schreibereigehülfe, ſowie auch der Rathhausdiener alsbald aus ihrem Gewahrſam entlaſſen wurden, daß der Zug Infanterie beim Grauen der Morgendämmerung hinweg marſchirte, daß die ſechs Offiziere freundſchaftlichen Abſchied von einander nahmen, worauf die Artillerie und Kavallerie den Eilwagen, der abfahren wollte, wieder beſtiegen. Sie hatten ſich aber zuſammen in das Innere des Wagens geſetzt und ließen die Dame im ſchwarzen Mantel und Schleier allein bei dem Conducteur im Coupé. Wenige Schritte von der Stadt raſſelten ſie in vollem Trabe bei der marſchirenden Infanterie vorbei, und als der lange Eduard, der an der Spitze ging, melancholiſch ſein Haupt erhob und ihnen zurief: „Oh! oh!“ ſtreckten die vier im Wagen ihre Hände zum Fenſter hinaus und entgegneten: „Auf Wiederſehen in C.!“ —

Unteroffizier Feodor Doſe aber hatte ſich dem Conducteur als College zu erkennen gegeben und ſaß neben dem Poſtillon, der vom Bocke fuhr.

Zweites Kapitel.

Erzählt dem geneigten Leſer, wer die ſchwarze Dame eigentlich war, meldet etwas von vergangenen Leben derſelben und berichtet ſchließlich die glückliche Ankunft in C.

Während die Offiziere im Wagen viel und luſtig ſprachen, über die Abenteuer der vergangenen Nacht, wobei aber der Dragoner-Offizier nur zuweilen etwas ahnen ließ durch einen Blick, durch ein Wort, während unterdeſſen Doſe neben dem Poſtillon von den

kriegeriſchen Ausſichten der Zeit ſprach, ſchien die ältliche Dame im Coupé eines leichten Morgenſchlummers zu genießen. Sie hatte den Schleier dicht und feſt um ihr Geſicht gezogen, lehnte ſich tief in die Ecke und athmete taktgerecht und harmoniſch. Der Conducteur machte es in der andern Ecke ebenſo. Doch erfreute ſich die Dame keines feſten Schlummers; ſie richtete ſich oftmals in die Höhe, hob den Schleier empor, blickte in die Gegend, welche ſich allmählig erhellte, und ſeufzte tief.

Endlich begannen die höchſten Spitzen der Berge ſich zu vergolden, und zu gleicher Zeit füllte ſich das Rheinthal mit einem feinen Duft, der aber bald von den Sonnenſtrahlen herabgedrückt wurde und als leichter Thau auf den Boden, ſowie auf das Leder des dahinrollenden Eilwagens niederfiel.

Bald kam die Station, der Conducteur erwachte ein paar Minuten vorher, warf ſeinen Pelz ab und ſchaute mit ziemlich nüchternem Blick auf die glänzenden Fluten des Stromes. „Ja ja," ſagte er und dehnte ſich, ſo weit dies der enge Raum des Wagens geſtattete, „jetzt ſind wir ſogleich in U., Madame, wo die Paſſagiere ihren Kaffee nehmen können."

So war es denn auch; ſie erreichten U., ein kleines Städtchen, in kurzer Zeit, und dort ſtieg Alles aus. Der Dragoneroffizier wäre lieber ſitzen geblieben, denn er fürchtete ſich, die Dame von Nro. 16 wieder zu ſehen; doch ließen ihm die Kameraden keine Ruhe, und ſo mußte er mit in das Gaſtzimmer treten und das Schickſal fügte es, daß er gerade gegenüber der ſchwarzen Dame zu ſitzen kam, und als ſie beim Beginn des Frühſtücks ihren ſchwarzen Schleier erhob, konnte ſich der Dragoner eines äußerſt freundlichen Blickes nicht erwehren, den ihm der Huſarenoffizier zuwarf, wobei ihn dieſer leiſe fragte, ob die drei ſchönen Mädchen im Grünen Baum vielleicht von demſelben Alter geweſen wären. Der Artillerie-Hauptmann v. Stengel machte den Galanten und bediente die

Dame, wobei er ſich dunkel erinnerte, ſie ſchon irgendwo geſehen zu haben — wer weiß wie ſehr!

„Das iſt wohl möglich," antwortete dieſe, indem ſie dankend Zucker und Milch nahm; „Sie werden vielleicht in C. meinen Bruder kennen — Regierungsrath B."

„Ah, der Tauſend!" ſagte der Artilleriehauptmann und verbeugte ſich; „das will ich meinen, wir ſpielten auf dem Caſino manche Partie Whiſt mit einander. Habe ihn auch einige Male beſucht, am Petriplatze Nro. 10."

„Ganz richtig," entgegnete die Dame.

„Regierungsrath B. — Petriplatz Nro. 10," dachte der Huſaren-Offizier und erinnerte ſich dieſer beiden Namen, und daß ſie mit irgend etwas im Zuſammenhange ſtänden, was ihm früher einmal paſſirt oder was man ihm erzählt. Gewiß das Letztere, dachte der Huſar, und nachdem er ſich einen Augenblick beſonnen, ſchwebte ihm das Bild des langen Eduard vor und eine ſeltſame Geſchichte, die ihm dieſer einſtens erzählt. Doch konnte ſie der Huſaren-Offizier nicht mehr recht zuſammenbringen, nur ſo viel erinnerte er ſich, daß es ſich um eine hübſche Blondine gehandelt, um eine alte Tante, um weſtphäliſchen Schinken, einen Liebesbrief, Rüdesheimer und einen entſprungenen Kettengefangenen.

Die ſchwarze Dame dem Huſaren-Offizier gegenüber hatte, einige graue Stellen abgerechnet, durchaus kein helles Haar; ſie war alſo nicht die Blondine, viel wahrſcheinlicher die Tante, und der Offizier, um etwas zu ſprechen, erkundigte ſich nach dem Befinden des Herrn Regierungsrathes und nach dem ſeiner ſchönen Fräulein Tochter. Die Tante — denn ſie war es — verſicherte dankend, ſo viel ſie aus Briefen wiſſe, befänden ſich Beide recht wohl.

„Sie, meine Gnädige," bemerkte Hauptmann v. Stengel — er wollte eigentlich ſagen: gnädige Frau, doch da er nicht im Klaren

war, gebrauchte er nur das Prädikat, — „Sie sind schon längere Zeit auf Reisen?“

„Ich war über zwei Jahre von C. entfernt,“ antwortete die schwarze Dame und ein aufmerksamer Beobachter hätte gehört, wie sie einen leisen Seufzer ausstieß; „ich war bei meiner Schwester, die ein Gut am Mittelrhein bewohnt. Ich hatte einmal Lust, die Einsamkeit des Landlebens zu genießen.“

„Da hatten Sie Recht,“ sprach Hauptmann von Stengel; „Gott, dieses Landleben hat etwas ungeheuer Reizendes!“

„Nun, wir werden bald Gelegenheit bekommen, es zu versuchen,“ meinte der Husaren-Offizier. „Es wird nicht lange dauern, so verlassen wir die dumpfen Kasernen und ziehen mit dem Frühling hinaus in das heilsame, blühende Land.“

„Glauben Sie wirklich an einen Krieg?“ fragte ängstlich die schwarze Dame.

„Wohl möglich!“ sagte der Hauptmann von Stengel achselzuckend; „die Mobilmachungen werden in zu großartigem Maßstabe betrieben, als daß es sich um eine bloße Demonstration handelte.“

„Hurrah!“ rief lachend der Dragoner-Offizier, der auch nicht ganz als stumme Person da sitzen wollte. „Ah! das wird ein herrliches Leben werden; ich sehe mich schon an der Spitze meiner Reiterschwadron! Richt't euch! — Gewehr auf! Zur Attaque vorwärts! der Hufschmid hinter die Front!“

„Der Doctor faßt krampfhaft die Mähne,“ lachte der Husaren-Offizier.

„Der Auditeur flüchtet zum Packwagen,“ fuhr der Dragoner fort. — „Marsch! marsch!“

Die Dame war zusammengezuckt, als der Dragoner den Auditeur zum Packwagen verwies. Sie kämpfte augenscheinlich einen tiefen Schmerz zugleich mit dem letzten Stück Butterbrod nieder, das sie so eben in den Mund gesteckt.

„Meine Herren!“ rief der Conducteur zur Stubenthüre herein; „es iſt Zeit, wir müſſen abfahren!“

Alles erhob ſich, Jeder nahm ſeinen Platz wieder ein, und wenig Augenblicke darauf rollte der Eilwagen weiter.

Die Offiziere im Innern plauderten, die Dame hatte ſich tief in ihre Ecke zurückgezogen und dachte eifrigſt nach! — viel Vergangenes, wenig Zukünftiges. „Der Auditeur zum Gepäck!“ hatte der Dragoner-Offizier geſagt, ach ja! zum Gepäck, mit aller Liebe, aller Hoffnung, und das alles, wegen des Eigenſinnes eines Bruders, der ſich eingebildet, eine junge Dame von über Vierzig und ein Jüngling von über Zwanzig ſeien, was dieſes Alter anbelangt, von zu großer Verſchiedenheit. Vielleicht erinnert ſich der geneigte Leſer noch, wie heftig die Tante den Auditeur Schmidt geliebt, wie ſich dieſe Liebe eine Zeit lang Bahn gebrochen durch alle Hinderniſſe und das Paar zu Zuſammenkünften geführt, deren eine aber für ihn, den Geliebten, nicht ſonderlich angenehm geendet. Der Bruder der Tante, der würdige Regierungsrath, hatte gut vernünftige Vorſtellungen machen und den Beiden mit Beiſpielen zu beweiſen, daß ein ſolches Verhältniß in alle Ewigkeit keine guten Früchte tragen könne — umſonſt! die Tante war zu reich, und der junge Mann liebte zu heftig, um der Vernunft Gehör zu geben.

Wir müſſen leider geſtehen, daß die Zuſammenkünfte zwiſchen dem Auditeur Schmidt und der alten Tante noch eine Zeit lang fortdauerten, ein ſchlechtes Beiſpiel, das auch den guten Sitten der kleinen Pauline hätte gefährlich werden können, wenn deren Herzensreinheit und natürlicher Verſtand nicht ſo groß geweſen wären. Da aber Pauline bei vielen Gelegenheiten bereitwilligſt beide Augen zudrückte, ſo mußte ſich die Tante zuweilen durch ein kleines Blinzeln revanchiren, ein Blinzeln, das ſie alsdann verhinderte, genau zu ſehen, wenn der damalige Bombardier Robert, der ſeit jener Kataſtrophe das Haus des Regierungsrathes zuweilen beſuchen durfte,

beim Abſchiednehmen die Hand der liebenswürdigen Blondine gar zu lange feſthielt, oder es ſogar wagte, einen Ring an dieſer Hand ganz dicht unter die Augen zu bringen, um Hand und Ring — — näher betrachten zu können, denn wir wollen nichts Schlimmeres vorausſetzen.

Wie aber in dieſer verderbten Welt nichts Gutes und Schönes verborgen bleibt, ſo kam auch der Regierungsrath eines Tags zufälliger Weiſe hinter die Zuſammenkünfte der Tante mit dem Herrn Auditeur. Es erfolgte nun eine kleine Scene, bei welcher der Regierungsrath ſich bemühte, ſo grimmig wie möglich auszuſehen, zu welchem Zweck er ſein Kinn tief in die Halsbinde vergrub. Darauf hielt er ſeiner ehrwürdigen Schweſter noch einmal die ganze Lächerlichkeit ihres Liebeshandels vor Augen und bemerkte ihr am Schluſſe, daß es von der Tante ſehr wohl gethan ſei, für eine Zeit lang ihre Schweſter zu beſuchen, die wie wir bereits wiſſen, auf einem Gute am Mittelrhein wohnte. Dieſesmal ſprach der Bruder ſo überzeugend, und mit ſo viel Kraft und Nachdruck, daß ſich die Tante veranlaßt ſah, einige Tage darauf ihre Koffer packen zu laſſen und abzureiſen.

Der Herr Auditeur Schmidt benahm ſich hierauf ſchlimmer, als man von ihm erwartet hatte. Da er einmal den Schleichweg durch die Küche kannte, ſo benutzte er denſelben eines Abends nach der Abreiſe der Tante und erſchien plötzlich vor der erſchreckten Pauline, wo er ſich die übergroße Freiheit nahm, ihr verſichern zu wollen, es fallen ihm jetzt, ſeit die Tante entfernt ſei, die Schuppen von den Augen, und er begreife es nicht, wie man nach einem untergehenden Monde habe blicken können, wenn die aufſteigende Sonne anfange ſichtbar zu werden.

Man kann ſich übrigens denken, wie dieſes treuloſe Gefaſel aufgenommen wurde. Den Auditeur Schmidt mußte man energiſch abgefertigt haben, denn er ſah ſich veranlaßt, das Haus ſo geſchwind zu verlaſſen, daß er erſt demſelben gegenüber auf einem Eckſtein am

Platze, wo er ſich erſchöpft niederließ, zur vollkommenen Beſinnung gelangte.

Es war dies derſelbe verhängnißvolle Eckſtein, auf welchem der große Kanonier Schulten den Rüdesheimer und den weſtfäliſchen Schinken verzehrte, und wo der ehemalige Bombardier Tipfel ſeiner Zeit verzweiflungsvoll einſah, daß er ſich in Abgabe der beiden Briefe geirrt.

Was nun den Auditeur Schmidt anbelangt, ſo verſchwand er ebenfalls ſchnellſtens von dieſem Eckſteine, nachdem er einen letzten und langen Blick zu den Fenſtern emporgeworfen, wo er ſo glücklich hätte ſein können. Er hatte anfänglich die Abſicht, das Schickſal des ſeligen Toggenburgers zu wiederholen, doch kannte er die hieſige Polizei und war überzeugt, ſie würde ihm keine Zeit zum Sterben laſſen, ihn vielmehr verdienter Maßen in irgend ein Narrenhaus abführen. Deßhalb verſchwand er von dem Eckſteine, vom Petriplatze, ja, aus dem ganzen Stadtviertel; auch blieb er eine Zeit lang über ſein ferneres Schickſal im Dunkeln, bis man endlich in einer Zeitung eine Anzeige las, worin der Auditeur Schmidt ſeine Verbindung mit Fräulein So und So, der Tochter eines wohlhabenden Kleidermachers, Freunden und Bekannten beſtens anzeigte.

Dieſes Zeitungsblatt hatte der Regierungsrath ſeiner Schweſter mit einigen tröſtenden Worten zugeſchickt und ſie zu gleicher Zeit erſucht, jetzt wieder ſein Haus mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Und dies war der Grund, weßhalb die Tante ſich auf der Rückreiſe nach C. befand.

Trotz der Trennung von einigen Jahren war ihr Herz noch einigermaßen ergriffen und ſie las das Zeitungsblatt zum Oeftern durch. Ja, ſie hatte es zuſammengefaltet und zu anderen vergilbten Papieren gelegt, zu trocknen Blumen und dergleichen mehr, und ſie machte ſich nun während der Fahrt das wehmüthige Vergnügen, dieſe alten Blätter durchzuleſen. Als ſie damit zu Ende

war, legte ſie die Briefe ſorgfältig zuſammen, wickelte das Zeitungsblatt darum, und da der Wagen gerade dicht an den Ufern des Rheines fuhr, ſo faßte ſie den heldenmüthigen Entſchluß, dieſen Zeugen ihrer Liebe und früherer glücklicherer Tage ein ſtilles Grab zu gönnen in den Fluten des ſchönen grünen Stromes. Sie that alſo — das Päckchen flog in's Waſſer und ſchwamm langſam mitten in demſelben hinab; die Tante ſchaute ihm wehmüthig nach, und in ihrer lebhaften Phantaſie dachte ſie daran, daß dieſe Pfänder ihrer Liebe vielleicht ruhig hinabſchwimmen würden durch Rhein und Yſel ins Meer, daß es möglich ſei, ein günſtiger Wind faſſe ſie dort und treibe ſie weit hinaus in den Ocean, Tag und Nacht, Wochen und Monate lang, und laſſe ſie endlich auf Umwegen an irgend eine Inſel gelangen, wo ein träumeriſcher ſchwarzer Jüngling unter Cocosnuß-Bäumen und Palmen ſitze und das Päckchen mit der Hand auffange. Vielleicht hatte der gefühlvolle Canibale irgendwie Deutſch gelernt und las nun mit großer Befriedigung dieſen kleinen Roman. Das Herz des jungen Negers erglühte von einer ihm bisher unbekannten Liebe; er dachte vielleicht an die alte Tante und declamirte in der klagvollen hinterindiſchen Ueberſetzung:

Ein Fichtenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn ſchläfert — mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.
Er träumt von einer Palme
Im fernen Morgenland,
Die einſam und ſchweigend trauert
An brennender Felſenwand.

Unterdeſſen rollte der Eilwagen fort, wie er es jeden Tag zu machen pflegt.

Doſe vorn auf dem Bock hatte die Arme über einander geſchla-

gen und blickte ſinnend rechts und links um ſich, er kam jetzt in die Gegend, die er früher als Conducteur befahren, und hier war ihm jedes Haus, jeder Baum, ja jeder Stein bekannt. Er ſchwelgte in Erinnerungen und poetiſchen Gedanken. Die Offiziere im Innern des Wagens rauchten erſchrecklich viel Cigarren, und der Conducteur ſah häufig auf ſeine Uhr.

So erreichten ſie C., raſſelten über Brücken, durch Thore, durch die engen, gewundenen Straßen und hielten endlich vor dem Poſthofe. Doſe ſprang von ſeinem Sitz, öffnete den Schlag und ließ die Offiziere ausſteigen; der Conducteur hob die alte Tante heraus; doch hatte er ſie kaum auf den Boden niedergeſetzt, als ſie laut und lachend von einer jungen Dame umarmt wurde, die bei Ankunft der Poſt aus ihrem Wagen ſprang und nun die Tante herzlich an ſich drückte und ſie küßte. Ein ältlicher Herr, der ebenfalls zum Vorſchein kam, ſchüttelte ihr beide Hände, gab dem Conducteur ſeine Adreſſe und führte die Tante zu ſeinem Wagen. Der Herr hatte ein freundliches und würdevolles Anſehen, und wenn er ſprach, vergrub er häufig ſein Kinn in ein großes Tuch, das er um den Hals geſchlungen hatte. Die junge Dame hatte ein offenes, liebes Geſichtchen, ſchönes blondes Haar und war von einer liebenswürdigen Lebendigkeit; ſie lachte und plauderte in Einem fort, ſie ſtreichelte der alten Tante häufig über das Geſicht oder die Arme und ſchien voll Freude, ſie endlich wieder zu ſehen.

Als die Drei beiſammen im Wagen ſaßen, mußte dieſer noch einen Augenblick auf das Gepäck der Tante warten, und da ereignete es ſich, daß plötzlich ein junger Offizier erſchien in der Uniform der reitenden Artillerie, der an den noch geöffneten Schlag trat und freundlich hinein grüßte. Die Tante blickte verwundert auf dieſes Geſicht, das ihr nicht unbekannt ſchien; der alte Herr nickte ihm freundlich zu, und die kleine blonde Dame hatte die Keckheit, dem

Offizier vor dem Papa beide Händchen entgegen zu ſtrecken, die er eifrigſt küßte.

Die Tante blickte ihren Bruder fragend und erſtaunt an, worauf der alte Herr den Offizier mit den Worten vorſtellte: „Lieutenant Robert, einer unſerer guten Freunde.“

Warum lachte Pauline in dieſem Augenblicke ſo luſtig? Warum ſchlug ſie mit der Hand ſo neckiſch auf das ſeidene Wagenkiſſen, daß es klatſchte? Warum zuckte es auf dem Geſichte des Artillerie-Offiziers wie eine luſtige Erinnerung? — Der Regierungsrath wußte es nicht, die Tante dachte nicht daran, ſonſt hätte es ihr Herz zerriſſen.

Es war dies ja derſelbe Wagen, den einſt der Bombardier Robert mit einer unbeſchreiblichen Keckheit beſtiegen, derſelbe Wagen, wo er Paulinen zum erſten Male geſehen. — —

Er rollte indeſſen durch die Straßen dahin nach dem Petriplatz; Pauline hatte ſich in ihre Ecke gedrückt und lachte immerfort in ſich hinein; ſie ſtampfte mit ihren Füßchen auf den Bodenteppich und dachte freudig und glücklich an jene Fahrt, an ihren Schrecken, als ſie das Licht angezündet, an das Wachsfiguren-Cabinet und an den Zorn der armen Tante.

Der Artillerie-Offizier war unterdeſſen zu ſeinen Kameraden auf dem Poſthofe getreten, und Alle waren erfreut, ſich hier gegenſeitig zu finden.

„Apropos! Robert,“ ſagte der Huſaren-Offizier zu ihm, „denk dir nur, wen wir geſtern Nachts trafen, mit wem wir gemeinſchaftlich eine ganze Reihe von Abenteuern beſtanden? — Deinen Vetter, den langen Eduard.“

„So, ſo! Ihr habt ihn geſehen?“ antwortete der Lieutenant Robert; „mir iſt es noch nicht ſo gut geworden, ich kam erſt vor drei Tagen hier an, hatte aber natürlicher Weiſe in den erſten Tagen Wichtigers zu thun, als nach ihm zu ſehen.“

„Begreiflicher Weiſe!“ ſpöttelte der Dragoner, indem er mit

den Augen der Richtung folgte, nach welcher der Wagen verſchwunden.

„Und als ich ihn nun geſtern aufſuchen wollte, war er ſpurlos verſchwunden. Nun, er kommt alſo wieder?“

„Wahrſcheinlich morgen gegen Abend; er wird einen guten Marſch machen und ſich unterwegs nicht aufhalten. — Werden wir uns irgendwo ſehen?“

„Was meint ihr,“ verſetzte Lieutenant Robert, „wenn wir ihn auf der Hauptwache am Südthor, wo er einpaſſiren muß, erwarteten? Kommt alſo dahin, ihr ſollt ſehen, was er uns für Abenteuer mittheilt.

„Ganz recht!“ erwiderten die Andern und verließen mit einem freundlichen Abſchiedswort den Poſthof.

Der Hauptmann von Stengel allein hatte noch mit ſeinem Gepäcke zu thun und blieb deßhalb zurück, Doſe bei ihm, der noch nicht den paſſenden Moment gefunden hatte, ſich zu verabſchieden.

„Ah, mein beſter Unteroffizier!“ ſagte der Hauptmann, „hier iſt der Lieutenant Robert, an den Sie einen Brief abzugeben haben.“

„An mich?“ fragte der Artillerie-Offizier.

„Von dem jetzigen Poſt-Sekretär Tipfel!“ meldete Doſe in der beſten Haltung.

„Ah! von ihm?“ ſprach lachend Robert. „Nun, ich danke Ihnen recht ſehr. Bitte, beſuchen Sie mich dieſer Tage, Sie müſſen mir recht viel von dem dicken guten Kerl erzählen.“

„Und meine Wohnung werden Sie ſich wohl merken,“ ſagte Hauptmann von Stengel. „Morgen früh um neun Uhr zum Rapport; ich werde Sie einkleiden laſſen, werr weiß, wie bald! An Flickmaterial fehlt's nicht, und wir brauchen gute Unteroffiziere.“

Somit trennten ſich Alle für heute, und Doſe, ganz glücklich, ſeinen Wunſch erreicht zu haben, ſchritt ſtolz und aufrecht durch die

bekannten Straßen einem kleinen Gasthause zu, „Zur alten Kanone,“ wo er früher zu Mittag gespeist und das er jetzt mit seiner Gegenwart zu beehren gedachte.

Drittes Kapitel.

Woraus wir ersehen, daß sich sogar eine Offizier-Wachtstube im Laufe der Zeit einigermaßen verändern kann. — Der lange Eduard erzählt eine interessante Geschichte, wird aber vom commandirenden Unteroffizier der Hauptwache unterbrochen.

Die allgemeine Stube der Hauptwache am ** Thore hatte sich seit langen Jahren nicht verändert. Es geht diesen Lokalen wie den Fahnen des Regiments: die Leute kommen und gehen, die Fahne bleibt. So auch in der Wachtstube: Pritsche, Tisch, ja Wasserkrug und Wachtbuch, und wenn letzteres vollgeschrieben und ersterer je unterdessen zerbrochen war, so wurden diese beiden Stücke durch ganz ähnliche wieder ersetzt und änderten nichts an dem Innern der Wachtstube.

Es ist ein eigenes Gefühl, wenn man nach langer Zeit ein solches Lokal wieder betritt, in dem man einstens gelebt und gelitten. Man kann sich nirgendwo die Vergangenheit besser zurückrufen als hier. Da sitzt der Unteroffizier vor dem beschmutzten und bestaubten Buche auf derselben Stelle wie ehemals. Es ist auch gerade noch so eine Gestalt, mit demselben Gesicht, den gleichen Redensarten; denn das erbt sich fort mit der Fahne von Generation zu Generation. Dort in dem Winkel spielen Infanteristen mit Karten, daneben sitzen Dragoner, den Kopf auf ihren Säbel gestützt, und unterhalten sich leise. Derselbe Duft herrscht hier wie damals und kommt unseren Gedanken zu Hülfe; dort bricht ein Sonnenstrahl herein in's Lokal, und er malt auf der Pritsche ge-

nau dasselbe glänzende Dreieck wie damals. Ist es möglich, liegen Jahre dazwischen, seit du hier zum letztenmale aus- und eingingest? oder bist du eben erst ausgetreten und meldest dich nun dem Unteroffizier zurück? —

In der Offiziers-Stube dagegen machten sich kleine, wenn auch unbedeutende, Veränderungen bemerkbar, Veränderungen, die aber nur ein geübtes Auge erkennen konnte. Da war zum Beispiel die Lithographie, auf welcher der Infanterist in Parade-Uniform zu sehen war, dem sein Lieutenant das richtige Präsentiren beibringt, verschwunden; da fehlte das starkgebrauchte Handtuch, an dem unten der Spiegel befestigt war, und vor Allem vermißte man dich, freundliche Guitarre mit dem abgeschossenen himmelblauen Bande! Die Zeit war ernster geworden, die Wacht-Instruktion lag da in correktem festen Einbande; das Dintenfaß, sonst von Tabaks- und Cigarrenasche umgeben, sah nicht mehr aus wie eine verschüttete Stadt, sondern zeigte sich stolz und im schwarzen Lacke glänzend als das wichtige Möbel, das es eigentlich war. Von den Wänden endlich waren zwei mit großen Landkarten bedeckt, auf der einen Seite das ganze Deutschland, auf der anderen das engere Vaterland. Auf ersterem sah man unterschiedliche Striche, Märsche und Aufstellungen bezeichnet; denn man wußte schon, wohin die allgemeine Mobilmachung zielte und auf welchem Fleck deutscher Erde die Kanonen anfangen sollten zu brummen. Man war, wie gesagt, im Ganzen ernster und gesetzter geworden; vorderhand patschten hier keine Karten und klapperten keine Würfel mehr, und seit die Guitarre verschwunden, hatte der Posten vor dem Gewehr ferner nicht die Zerstreuung, in stiller Nacht eines jener sanften Lieder zu hören, die in früheren glücklicheren Tagen so oft das Herz seiner Vorgänger erquickt.

Die Wachtstube war übrigens am heutigen Abend ebenso besucht, wie damals, als wir ihre erste Bekanntschaft machten. Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß sich die Offiziere gestern auf

dem Posthofe verabredeten, einander in der Wachtstube zu treffen und den Einzug des langen Eduard nicht zu versäumen. Da saßen sie nun beieinander auf dem alten Sopha und den defekten Stühlen und unterhielten sich so gut es gehen mochte.

Der Wachthabende, erst vor kurzer Zeit vom Feldwebel zum Lieutenant avancirt und heute zum erstenmale als Offizier auf dieser Wache, war ein strenger, diensteifriger Charakter, und wenn ihm auch der Besuch der jungen vornehmen Offiziere schmeichelte, so ließ er es doch nur sehr ungern geschehen, daß seine Wachtstube durch irgend etwas, wie zu starkes Trinken oder hohes Kartenspiel, entweiht würde. Der Lieutenant Schmauder war eine hohe dürre Gestalt mit einer sehr beträchtlichen knöchernen Nase und darunter mit einem röthlichen, struppigen Schnurrbart, der weit und drohend vorstand. Seine Schärpe hatte er fest umgezogen wie zur Parade, und den Helm nahm er zuweilen vom Kopfe, und immer verstohlener Weise, um sich des blaucarrirten Sacktuches in demselben zu bedienen. — Die anderen Offiziere, die beiden Dragoner- und Husaren-Lieutenants, sowie Lieutenant Robert, hatten um den Tisch Platz genommen, und letzterer beendigte eben die Lektüre einer Zeitung, woraus er einige Stellen laut vorgetragen, dann faltete er das Blatt zusammen und steckte es in die Tasche.

„Nach meiner Berechnung," sagte der Husaren-Offizier, „kann Eduard vor zwei Stunden nicht hier sein."

„Das ist eine lange Zeit," meinte Robert. „Wenn wir nur unterdessen einen Whist machen könnten. Was meinen Sie dazu, Herr Kamerad?" Damit wandte er sich an den Wachthabenden.

„Ich kenne das Spiel nicht," entgegnete Lieutenant Schmauder; „auch befinden sich keine Karten hier."

„Dem wäre abzuhelfen," erwiderte der Husar. „Man schickt nur in die Stadt; wenige Schritte vom Thor, in der Goldenen Gans, kann man genug haben."

„Das wäre am besten," mischte sich nun der Dragoner-Offizier in das Gespräch.

Der Lieutenant Schmauder wurde offenbar unruhig bei diesem Vorschlage. „Verzeihen Sie mir," sprach er, „aber es wäre wahrhaftig doch nicht angenehm, wenn der Hauptmann der Ronde käme und uns hier beim Kartenspiel überraschte."

„Wer ist's heute."

„Hauptmann E."

„O, haben Sie dessentwegen keine Furcht!" fuhr der Dragoner fort. „Der spielt selbst leidenschaftlich."

„Ja, vielleicht zu Hause," entgegnete ängstlich Herr Schmauder; „aber doch wohl nicht auf der Wache."

„A—ah so —o—o!"

„Wissen Sie was, meine Herren!" sagte Lieutenant Schmauder nach einer kleinen Pause, „wenn Sie spielen wollen, so möchte ich Ihnen eine Partie Domino vorschlagen, ich habe die Steine dazu hier in der Schublade des Tisches."

„Domino?" rief der Husaren-Offizier. „Pfui Teufel!"

Der Dragoner zuckte verächtlich die Achseln. Doch Lieutenant Robert versetzte: „Was sollen wir machen? Wenn der Teufel hungrig ist, begnügt er sich mit Fliegen. Her mit dem Domino!"

Der Wachthabende brachte eilfertig ein Kästchen zum Vorschein und legte die Steine auf den Tisch aus.

„Ich weiß aber in der That kein Spiel, das man zu Vier spielen kann," sagte Robert. — „Wissen Sie eins?"

„O ja," antwortete statt des Wachthabenden nachlässig der Dragoner-Offizier. „Es gibt deren mehrere: der scheußliche Emanuel und die etwas bessere Einundsiebenziger-Partie."

„Die Einundsiebenziger-Partie," meinte der Husaren-Offizier, „wenn man sie mit Chikanen spielt, kommt gleich nach dem falschen Würfeln und Stehlen."

„Aber man muß ehrlich anſetzen," erwiderte Robert lachend. „Wir ſpielen es ohne alle Chikanen, nicht wahr, Herr Kamerad?"

„Der Meinung bin ich auch!" entgegnete Herr Schmauder.

Und darauf bekam jeder ſechs Steine; wer zuerſt den höchſten aufhob, hatte die Poſe, und das Spiel begann.

Wir wiſſen nicht, ob der geneigte Leſer die Einundſiebenziger Partie kennt. Es iſt dies eines der harmloſeſten und langweiligſten Spiele, die es gibt. Man glaubt, es ſei von einem Arzt erfunden worden, der für ſeine Kranken alle und jede Aufregung vermeiden wollte. Man ſitzt dabei um einen kleinen Tiſch, ſchaut einander, ſo gut es gehen will, in die Steine, und macht ſich dabei das unſchuldige Vergnügen, dem Nebenſitzenden, ſo es geht, die doppelten auszuſchließen; man ſtreitet ſich um die Poſe, da Jeder natürlicher Weiſe immer ausſetzen will; man ſpielt es ohne alle und jede Rückſicht, ohne Zartgefühl, ſo eigennützig wie möglich. Man nennt es auch das Spiel der Montenegriner; denn wie uns ein großer deutſcher ſehr ehrwürdiger Gelehrter verſicherte, iſt es das Lieblingsſpiel des Vladika von Montenegro, und er pflegte es nach Tiſch mit ſeinen Vaſallen zu ſpielen.

Hier in der Wachtſtube wurde es übrigens nicht mit großer Lebhaftigkeit geſpielt, und nach einer halben Stunde verſicherte der Huſaren-Offizier, es ſei ihm in der That unmöglich, dieſe langweiligen Steine länger anzuſehen. Man warf ſie denn zuſammen und wollte eben eine Converſation beginnen, als man vor dem Thore leichten Trommelſchlag hörte. Dann vernahm man den feſten Tritt einer Infanteriemaſſe auf der Brücke, und gleich darauf wurde die Wache in's Gewehr gerufen. Alles ſtürzte hinaus. Lieutenant Schmauder ordnete die Reihen der Wachtmannſchaft, und die beiden Kavallerie-Offiziere, ſowie Robert, eilten der heranziehenden Infanterie entgegen und drückten dem Offizier an der Spitze herzlich die Hand.

Der lange Eduard war nicht weniger erſtaunt, hier die Freunde

zu finden, und als sie ihm sagten, sie hätten ihn hier erwartet, um noch ein paar Stunden auf der Wachtstube mit ihm zu verplaudern, heiterte sich sein ernstes Gesicht merklich auf, und nur als er den Lieutenant Schmauder erblickte, flog ein kleiner Schatten über dasselbe. Nichtsdestoweniger aber übergab er dem Lieutenant Wortmann den Befehl über die Mannschaft, um sie in die Kaserne zu führen, und trat mit den Freunden in die Offizier-Wachtstube.

Eduard hatte dort seit langer Zeit keinen Dienst mehr gethan, und die neuen Einrichtungen des Lokals, unter Anderem die Landkarten, vor Allem aber der Anblick der Dominosteine, schienen ihn frostig anzuwehen. Er stemmte beide Arme in seine dünnen Seiten, sah sich kopfschüttelnd rings um und sagte dann zum wachthabenden Offizier, der zufällig von seiner Compagnie war: „Lieber Schmauder, Sie sind ein Mann, der den Dienst kennt, wie Keiner; aber wenn man Offizier ist, so muß man sich auch bemühen, die Kameraden, die einen besuchen, gastfreundlich aufzunehmen. Mir ist es gerade, als wenn Sie heute Ihre erste Wache unter dem Titel eines königlichen Lieutenants thäten. Erinnern Sie sich vielleicht noch jener Zeit, wo Sie überhaupt Ihre erste Wache thaten, und was an jenem denkwürdigen Tage vorfiel? Sie leisteten Ihren Einstand, und die ganze Wachtmannschaft war damals inklusive Unteroffizier in einem so erheiterten Zustande, daß man dem visitirenden Fähnrich, nämlich zufälliger Weise mir, die Antwort gab: Alles befinde sich kreuzfidel und schere sich den Henker um Haupt- und Neben-Ronden."

„Das ist ganz richtig," stammelte Herr Schmauder; „aber das waren Jugendstreiche — —"

„Die auch nicht wiederholt werden sollen," sprach würdevoll der lange Eduard. „Doch, da Sie heute hier Ihre erste Wache thun, so kann eine kleine Erheiterung ebenfalls nicht schaden, zu der wir — wohl verstanden! — Sie, unseren neuen Kameraden,

freundlich zu Gaſt laden. Ich denke, das wäre abgemacht; jetzt laſſen Sie einmal einen der Leute hereinkommen."

Der wachthabende Offizier fügte ſich achſelzuckend dieſem Wunſche. Der lange Eduard ließ ſich herab, eigenhändig einen Bon zu ſchreiben, und eine halbe Stunde nachher dampfte ein ſo wohlriechender Punſch in der Offizier-Wachtſtube, daß ſich ſelbſt das Geſicht des Lieutenants Schmauder liebreich verzog, und ſich ſogar die alten Landkarten an der Wand zu freuen ſchienen. — Die Anweſenden ſtießen freundlich mit den Gläſern an, und nachdem der lange Eduard einige Schauder überwunden, die der abendliche Marſch in ihm hervorgebracht, konnte er ſich jetzt aus Herzensgrund freuen, ſeinen Vetter Robert mit ſo friſchen, nagelneuen Epauletten vor ſich zu ſehen. — „Wir wollen nicht fragen, wie es dir ergangen iſt, lieber Junge," ſagte er, „du warſt auf der hohen Schule wie die Anderen, haſt einigermaßen ſtudirt, dein Examen gemacht und biſt Offizier geworden. Das iſt eine alltägliche Geſchichte."

„Ja, lieber Freund," verſetzte Robert lachend, „ganz Meidinger."

„Ich verſichere dich, du biſt Meidinger," entgegnete ernſt der lange Eduard, „du treibſt mit dem Namen dieſes edlen Mannes einen wahren Mißbrauch. Dank übrigens Gott, daß du glücklich durch's Examen geſchlüpft biſt. Davon bin ich feſt überzeugt, es hat gewiß nur ſo eben ausgereicht, es war auch nicht die Idee mehr übrig."

„Das iſt wahr: ſie haben mir tüchtig zur Ader gelaſſen."

„Er ging hinweg," bemerkte lachend der Dragoner-Offizier, „vollkommen leer, ganz wie eine ausgepreßte Citrone."

„Meidinger!" murmelte Eduard vor ſich hin und ließ den Kopf melancholiſch in die Hand ſinken. — „Haſt du auch," ſagte er nach einer Pauſe zu Robert, „von unſeren Abenteuern dort oben in dem verfluchten Neſte gehört?"

„Da erinnerſt du mich an was Schönes!" antwortete laut

lachend der Andere; „ihr habt da schöne Geschäfte gemacht! Fangt mir da zwei Demokraten ein, und als ihr die Sache bei Licht besehtet, ist es ein harmloser Schneider und ein trauriger Schreiber. Da hätte man was Reitendes hinschicken sollen."

„Mein lieber Freund," sagte der lange Eduard nicht ohne eine gewisse Größe, „du bist sehr platt von der hohen Schule zurückgekommen. — Aber bei allem dem," fuhr er nach einer kleinen Pause lächelnd fort, „war es doch eine verfluchte Geschichte, viel Unangenehmes, aber auch Angenehmes."

„Das gute Souper?" meinte lauernd der Dragoner.

„Ja—a—a—a—a! das Souper," versetzte Eduard, „aber vor allen Dingen der gestrige Marschtag. Wenn einer von euch mir eine sehr gute Cigarre gibt, so erzähle ich euch davon. Aber es muß was Vorzügliches sein."

„Besser als deine eigenen," erwiderte der Dragoner, indem er sein Etuis hervor zog, „keine Regalia canailleros."

„Pfui Teufel über eure schlechten Witze!" sprach fast betrübt der lange Eduard. „Jetzt sind wir kaum am Mobilwerden, und ihr seid schon so verwildert. Was soll das werden, wenn ihr erst ein paar Tage in Feindesland marschirt seid!"

„Wie du gestern und vorgestern."

„Allerdings. Aber jetzt paßt mir auf: Also gleich hinter dem berühmten Orte, wo die nächtliche Geschichte passirt ist, kamt ihr bei mir vorüber, stolz zu Wagen, während ich demüthig zu Fuß ging. Dafür aber war ich im königlichen Dienste und hätte euch anhalten können, um nach der Richtigkeit eurer Urlaubspässe zu sehen; aber ihr saht mir wahrhaftig nicht wichtig genug dazu aus. Ich zog also ruhig meines Weges, der Tambour machte hie und da mit seiner Trommel einen anständigen Spektakel, die Soldaten rissen ihre Witze und sangen Lieder, ich zählte die Wegsteine und berechnete, wie weit ich noch nach F. habe, wo mich die Marschroute für den heutigen Tag hinwies. Wir hatten fast die ganze breite

Chauſſee für uns allein, da uns zu Fuß oder zu Wagen wenig begegnete. Gegen zehn Uhr Morgens hörten wir einen Wagen hinter uns drein rollen, er konnte aus dem verdächtigen Orte kommen, und Wortmann war dafür, ihn anzuhalten, um nachzuſehen, wer ſich darin fände. Es konnte ja vielleicht einer verkleidet darin ſein."

„Als Schneider," ſagte der Dragoner lachend.

„Richtig, oder als ſonſt was," antwortete ruhig der lange Eduard, wobei er ſonderbar lächelnd drein ſchaute. — „Alſo der Wagen kam näher, meine Soldaten marſchirten in dieſem Augenblicke dem Befehle Wortmanns gemäß ſo die ganze Breite der Chauſſee einnehmend, daß der Wagen, der ziemlich raſch fuhr, ſobald er uns erreichte, ſtille halten mußte und die Pferde nur im Schritte vorwärts konnten. Wortmann und ich traten zu beiden Seiten an den Schlag und examinirten den Kutſcher, wo er her käme. — Von jenem Orte, wo auch wir her kamen, berichtete er treuherzig; ſein Fuhrwerk war ein ziemlich anſtändiger Charabanc mit Fenſterledern, die feſt zugezogen waren. Unſerer Aufforderung gemäß, dieſelben zu öffnen, ſtieg er vom Bocke herunter und ſchob eines zurück. Wir blickten in den Wagen — es ſaßen drei ſehr hübſche Mädchen darin."

„Der Teufel auch!" meinte der Huſaren-Offizier.

„Drei hübſche Mädchen?" fragte aufmerkſam der Dragoner.

„Drei ſehr hübſche Mädchen!" wiederholte der lange Eduard. „Zwei mit dunkeln Haaren, ſchönen blitzenden Augen, runden freundchen Geſichtern, die dritte, von einem ſuperben Blond, ein volles üppiges Haar, wie ich ſelten was geſehen, dabei ein ſchneeweißer Teint, und, was wunderbar war, hiezu dunkle ſtrahlende Augen. Alle drei waren, wie geſagt, ſehr ſchön, aber die Blonde rührte augenblicklich mein Herz. Ich muß geſtehen, lange nicht ſah ich etwas Friſcheres von Augen, Geſichtsfarbe und Lippen. Was den Wuchs der drei Damen anbelangt, ſo war das in dem engen Wagen

sehr schwer zu beurtheilen; aber ihr wißt, daß ich Kenner bin, und ich hätte schon im ersten Augenblicke einen feierlichen Schwur ablegen wollen, daß ihre Formen tadellos seien. Die Beiden mit dem dunklen Haar schlank, vielleicht etwas mager, die Blonde aber schlank und voll. Ihr kennt das."

„Nun?" fragte eifrig der Dragoner; „und du sprachst mit ihnen?"

„Du kennst mich," erwiderte der lange Eduard; „ich sprach mit ihnen zierlich und galant, wie es die Verhältnisse erheischten: in den wenigen Worten, die ich ihnen zu sagen genöthigt war, concentrirte ich eine unsinnige Masse von Liebenswürdigkeit. Ich entschuldigte mich über dieses Anhalten auf offener Landstraße, indem ich von der vergangenen Nacht sprach und den seltsamen Umständen, unter welchen uns dieselbe verflossen."

„Du sprachst also von der vergangenen Nacht?" fragte der Dragoner-Offizier.

„Allerdings. Und als ich davon sprach, lachten zwei der jungen Damen schelmisch in sich hinein; die dritte aber — ihr kennt meinen scharfen Blick — fuhr kaum merklich zusammen und blickte verwirrt und sanft erröthend in die Gegend hinaus."

„Wie der Eduard göttlich erzählt!" meinte gezwungen lachend der Dragoner-Offizier; „außerordentlich lebendig; aber ich glaube, er erfindet. — So! so! also eine von den beiden Mädchen mit schwarzen Haaren blickte verwirrt zum Fenster hinaus?"

„Das habe ich nicht gesagt," erwiderte der lange Eduard.

„Also die Blonde war's?" fuhr der Andere fort. „Natürlich auf das Herz der Schönsten hast du einigen Eindruck gemacht. O glückseliger Kerl, der du bist!"

„Deine Versuche, zu erfahren, welche der drei Damen verwirrt zum Fenster hinaus sah," fuhr der Erzähler fort, „sind in der That so unendlich Meidinger, daß ich laut darüber lachen möchte.

Genug. Eine ſchaute hinaus, aber welche, das iſt mein Geheimniß."

„Man mag ſagen, was man will," warf der Huſaren-Offizier dazwiſchen, „Eduard iſt ein verfluchter Kerl. — Aber fahren Sie fort, wir bekommen noch mehr zu hören."

„Wir machten natürlicher Weiſe unſere Verbeugung, die Soldaten zogen ſich rechts und links, und der Wagen ſetzte ſeinen Weg fort. Im Augenblicke, als die Pferde anzogen, ſagte eine der drei Damen: „Aber Sophie, das ſind Geſchichten!"

„Sophie?" rief der Dragoner-Offizier, ſich vergeſſend.

„Sophie," wiederholte der lange Eduard mit einer gewiſſen Genugthuung und ſah ſeinen Kameraden lächelnd an, während er ruhig ſein Glas Punſch austrank. „Wir marſchirten alſo weiter, und es wurde ſtark Mittag, bis wir unſer Quartier, das Dörfchen F., erreichten. Ich zog mit Trommelſchlag ein, marſchirte vor das Haus des Bürgermeiſters, wo ich meine Quartiermacher traf und die Billete in Empfang nahm. Alles ging gut von Statten, ich ſelbſt bekam eine Anweiſung auf einen Herrn St., der nicht im Orte ſelbſt, ſondern einen halben Büchſenſchuß davon an den Ufern des Rheines wohnte. Ich ertheilte meine Befehle für den anderen Morgen, Ausmarſch Punkt ſechs Uhr, nahm einen Mann des Zuges mit mir und ging, mein Quartier aufzuſuchen. Es war in der That nicht weit von dem Orte entfernt, ein hübſches, viereckiges weißes Haus auf einem kleinen Hügel, von zwei Seiten mit dichtbelaubten Bäumen umgeben und ſo zu ſagen mitten in Gärten und Weinbergen ſtehend. Ich ſchlenderte langſam hinauf; droben empfing mich ein Hund mit wüthendem Gebell, und ein Knecht, der hinzu kam, beſchwichtigte ihn mit den Worten: „Ruhig, Fürſt! ſiehſt du nicht, daß es nur ein Offizier iſt?"

„Alle Wetter!" rief der Huſaren-Offizier. „Dem Kerl hätte ich gleich einen halben Zug in die Speiſekammer gelegt."

„Und wozu?" fragte der lange Eduard ruhig und mit wahrer

Größe. „Um den Herrn des Hundes zu bestrafen, falls er nicht edlich, sondern röthlich sei? — Gott bewahre! Ich hatte mir vorgenommen, ihn mit Liebenswürdigkeit zu erdrücken, mit ihm im guten Sinne des Wortes zu fraternisiren. Dieser Hauseigenthümer stand unterdessen unter der Thüre, die Arme in die Seiten gestemmt, und betrachtete mich mit finsterem Blicke. — Einquartierung? rief er; das fehlt uns noch! Wo ist Ihr Billet? — Ich überreichte es ihm. — Wir haben keinen Platz, sagte er. — Ich bin mit Allem zufrieden. — In diesem Augenblicke nun entwickelte ich mit der freundlichsten Miene von der Welt eine glänzende Beredtsamkeit; ich sprach sehr viel gut Gedachtes mit einigem geistreichen Unsinn. Ja, ich brachte es so weit, dem alten Demokraten ein kleines Lächeln abzunöthigen; dann zuckte er die Achseln und befahl das blaue Zimmer für mich. Dieses, meine Wohnung, war anständig möblirt, die Fenster gingen auf den Rhein: doch hielt ich mich nicht lange da auf. Ich ging in den Garten und traf den alten Demokraten, wie er Befehle ertheilte. Ich war in dem Augenblicke ganz Landwirth, ich erkundigte mich leidenschaftlich nach der besten Art des Weinbaues und wagte dabei einige gelinde Zweifel auszudrücken, ob auch hier wohl Sorten von vorzüglicher Qualität wüchsen. — Das will ich meinen, sagte mein Wirth; hier wächst ein berühmter Tropfen. — Ich zweifelte mit aller Bescheidenheit. — Das will ich Ihnen gleich bei Tische beweisen, versetzte er, und würde es noch vorher thun, aber ich fürchte, Sie können die Kellerluft nicht ertragen. — Das war ein Wort zu seiner Zeit. Ich bat ihn, es auf eine Probe ankommen zu lassen, und darauf holte er lächelnd einen großen Schlüsselbund. Wir stiegen die Treppe hinab, ich triumphirend, denn nun hatte ich gewonnenes Spiel. Alle Rheinländer sind, wie ihr wißt, in Einem Punkte vollkommene Orientalen; denn habt ihr mit dem Araber eine Pfeife geraucht, so ist er euer Freund: ebenso der Rheinlän-

der, wenn er euch in ſeinen Keller führt und dort ein gutes Glas für euch abzieht."

„Aber die Weinprobe!" ſagte lächelnd Lieutenant Robert. „Wie biſt du dabei beſtanden?"

„Ohne Uebertreibung glorios; mit jedem Glas, das ich hinunter laufen ließ, ſtieg ich in der Achtung meines demokratiſchen Wirthes, und als ich ſogar einen ſtarken Sechsundvierziger dreimal verſuchte, ſah er mich gerührt an und meinte, es gebe doch tüchtige Offiziere bei der königlichen Armee."

„Es iſt wirklich traurig," meinte der Huſaren-Offizier, „da gibt es, auf Ehre! Leute, die bilden ſich ein, wir lebten ſtellenweiſe nur von Butterbrod und Thee."

„Endlich ſtiegen wir die Treppen des Kellers wieder hinauf," fuhr der Erzähler fort. „Die Natur ſah ungeheuer freundlich aus, und die Sonne ſchien ſo hell und glühend, daß unſere Naſen ganz davon geröthet waren. Jetzt ſollte zu Mittag geſpeiſt werden; mein Wirth und ich, wir waren ſchon ſo gute Freunde geworden, daß wir Arm in Arm die Treppe hinauf gingen. Arm in Arm, ſage ich; aber denkt euch meine Ueberraſchung! als ſich die Thüre des Speiſezimmers öffnet, ſehe ich vor mir" —

„Nun?" rief der Dragoner ahnungsvoll.

Doch hatte der lange Eduard nicht Zeit, der Geſellſchaft zu ſagen, was ihn ſo ſehr überraſchte, als ſich die Thüre des Speiſezimmers geöffnet hatte; denn die Thüre zum Offizier-Wachtzimmer öffnete ſich ebenfalls, und der commandirende Unteroffizier der Hauptwache trat, um etwas zu melden, herein.

Viertes Kapitel.

Handelt vom Mißbrauch der Patrouillen-Zettel, von der Unbesonnenheit junger Wachthabender und einer Arreſtation, die zu keinem Reſultate führt.

Der Lieutenant Schmander hatte ſowohl am Punſche wie an der Erzählung innigen Theil genommen, weßhalb er den eingetretenen Unteroffizier auch nicht gerade mit dem freundlichſten Blicke fragte, was er denn eigentlich wolle.

„Herr Lieutenant!“ meldete dieſer, „ſo eben kommt eine Patrouille vom . . . ſchen Thor und gibt den Patrouillen-Zettel zum Unterzeichnen bei mir in der Wachtſtube ab. Wie ich ihn entfalte, ſehe ich dieſen Brief hier vor mir.“

Damit übergab er dem wachthabenden Offizier ein Papier, das dieſer entfaltete und alsdann finſter hinein blickte.

„Was haben Sie, Herr Kamerad?“ fragte Lieutenant Robert, der ihm zunächſt ſaß. „Teufel! das iſt ja kein Patrouillen-Zettel.“

„Allerdings iſt es kein Patrouillen-Zettel,“ entgegnete Schmander, „aber der Henker mag wiſſen, was der Wiſch beſagen will!“

„Laßt doch einmal ſehen,“ meinte der lange Eduard und nahm das Papier aus den Händen des Wachthabenden. Dann warf er einen Blick hinein und lächelte ſanft vor ſich hin. „Ich will euch ſagen, was das iſt,“ ſprach er nach einer Pauſe, „das iſt eine Correſpondenz per Patrouille, wie man ſie Nachts und in der Langeweile der Wachtſtube wohl zu machen pflegt. Gott! wir haben das ſeiner Zeit auch gethan. — Wie iſt die Unterſchrift? — Bombardier Reuter.“

„Ah! von der Artillerie?“ ſagte Lieutenant Schmander. „Die Herren treiben immer abſonderliche Späſſe. — Und der Patrouillen-Zettel?“ fragte er den Unteroffizier.

„War ebenfalls dabei," meldete dieſer.

„Und in Ordnung?"

„Vollkommen."

„Dieſer Bombardier Reuter," meinte der lange Eduard, „hat die Wache am C . . . Thore. Sein Freund, an den der Brief gerichtet iſt, befindet ſich draußen auf dem Fort Nr. IV. Nun machen ſie alſo den harmloſen Scherz und correſpondiren per Patrouille zuſammen. Da der Brief offen iſt, wollen wir leſen, was er ſchreibt."

„Aber," fügte der Dragoner-Offizier hinzu, „was wir leſen, bleibt ganz unter uns. Wir nehmen keine Notiz davon."

„Verſteht ſich!" ſagten Alle. Lieutenant Schmauder that das mit einigem Widerſtreben.

Der lange Eduard las alſo den Brief:

„Liebe Seele!

„Es iſt etwas verdammt Langweiliges um das Wachethun, namentlich an einem von den Thoren, wo ich mich gerade befinde. Hier hat man bei Tag und Nacht keine Ruhe; ſo lange es hell iſt, laufen die Offiziere aus und ein, man meint, das alte Thor ſei ein Bienenſtock geworden. Dazu Offiziere du jour, daß man des Teufels wird, und wenn es dunkel geworden iſt, wimmelt es von Haupt- und Viſitir-Ronden und von Patrouillen aller Art, und läßt einen nicht ſchlafen, wie die Flöhe bei Nacht. Doch zur Sache! Vorhin war F. bei mir und hat mich um Gottes willen, das bewußte Ständchen doch heute Nacht vor ſich gehen zu laſſen. Der Kerl iſt ein Narr, das habe ich ihm auch geſagt, ich bin auf Wache, du biſt auf Wache, und wenn die beiden Anderen noch heranzuſchleppen ſind, damit das Quartett vollzählig würde, wie könnten wir dich herbringen, von deinem verfluchten Fort Nr. A! F. iſt übrigens ganz außer ſich: das Mädchen reiſt morgen ab, ſagt er, und obendrein ſei er geſtern in den Fall gekommen, auf ein Ständchen anzuſpielen, ein Gedanke, der ſie mit Entzücken erfüllt habe. Ich

weiß, du ziehst nie ohne deinen Orpheus auf Wache, der langweilige Kerl wünscht Nr. 6, Nr. 20 und Nr. 32. Dann könnten wir noch zu guter Letzt ihm das famose:

Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie ist es nicht mehr, wahrlich nein!

machen, das paßt auf alle Zustände. Nun überlege dir die Sache; um eilf Uhr sollte die Geschichte vor sich gehen. Ich meines Theils könnte schon etwas riskiren, denn das Haus, wo sie wohnt, ist nur zwei Schritte von dem Thore entfernt. Also, Bruderherz, gehab dich wohl. — Apropos! vor der Ronde bist du sicher, der Lieutenant Schnabelinski I. that so, als wenn er zu dir hinaus wollte, ich ließ ihn aber beobachten, doch wandte er sich vor dem Thore rechts statt links; er wird zum R . . . Thore wieder in die Stadt hinein sein."

„Das ist doch zu arg!" sagte Lieutenant Schmauder mit gerechter Entrüstung. „Eine solche Verhöhnung alles Dienstes, eine solche Nachläßigkeit ist nicht zu verzeihen. Man sollte das zur Anzeige bringen."

„Briefgeheimniß!" erwiederte lachend der Dragoner-Offizier; „und dann haben wir uns auch gegenseitig versprochen, dessen, was wir lesen würden, in keiner Weise weiter zu gedenken; es wäre Unrecht von uns."

„Aber der Dienst, meine Herren!" versetzte eifrig der Wachthabende. „Denken Sie sich nur, wenn ein solcher Fall bei ausbrechendem Krieg vor sich ginge. Nachlässigkeit im Wachtdienst! Kann nicht durch den Leichtsinn eines Einzelnen ein ganzes Corps zu Grunde gehen?"

„Seien Sie unbesorgt!" entgegnete der lange Eduard. „Ich weiß Leute, die sich in Friedenszeiten ähnliche Geschichten zu Schulden kommen ließen, die aber — das kann ich Sie versichern — wenn es einmal im Ernste gilt, sich in Stücke hauen ließen, ehe sie

von ihrem Posten wichen. Lassen wir den jungen Leuten ihre Streiche; wir haben in unserer Jugend auch getollt."

„Aber man kann so etwas nicht dulden."

„Wenn es dienstlich gemeldet wird, freilich nicht. Aber uns geht die Geschichte weiter nichts an; sie spielen eines kleinen Vergnügens halber leichtsinniger Weise um vierzehn Tage Arrest."

„Ich möchte nur wissen, was der Andere antwortet," sagte der Husaren-Offizier.

„Das wird nicht schwer zu erfahren sein," meinte der Wachthabende. „Die Patrouille muß wieder durch dieses Thor zurück, und da wollen wir schon sehen, was sie bringt."

„Aber sie wird draußen plaudern."

„Daran habe ich auch gedacht," meinte Lieutenant Schmauder. „Deßhalb will ich ein paar zuverlässige Leute hinaus schicken, auf die ich mich verlassen kann." — Er sagte dem Unteroffizier einige Worte, worauf dieser abtrat.

„Da steht noch ein Postscriptum!" rief lachend der lange Eduard. „Soll ich das auch lesen?"

„Natürlich!" antworteten die Anderen.

„Aber vergeßt nicht, wir versprachen, durchaus keine Notiz von dem zu nehmen, was in dem Briefe steht."

„Das versteht sich von selbst."

„Schließlich schreibt also der wachthabende Bombardier vom G . . . . Thore: Geh nicht zum H . . . Thor hinein, oder solltest du es doch thun, nimm dich vor dem Offizier in Acht, der dort auf der Wache ist."

„Ah!" machte Lieutenant Schmauder.

„Das ist so eine alte Feldwebels-Natur, die durchaus keinen Spaß versteht, hat äußerlich und innerlich viel Aehnlichkeit mit einem Bleistift, schreibt alles auf, was er hört und sieht. Sagte mir heute Morgen beim Abmarsch auf dem Paradeplatze, ich sollte mich in Acht nehmen, ich sei von der Artillerie und verstände deß-

halb verflucht wenig vom Wachtdienſt. — Nun, der ſoll uns nicht fangen! Ich bin feſt überzeugt, daß bei ſeiner Geburt auch ſchon geſchoſſen wurde, Schmauder heißt — — — — er, werr weiß, wie ſehr! wie Hauptmann von Stengel zu ſagen pflegt, und an Flickmaterial fehlt's bei ihm auch nicht."

„Ah, das iſt zu ſtark!" machte der Wachthabende, im höchſten Grade entrüſtet.

„Scherze! Scherze!" ſagte der Dragoner-Offizier, „wie wir ſie ſeiner Zeit alle gemacht haben."

„Ich nicht!" betheuerte Lieutenant Schmauder. „Gott ſoll mich bewahren! Ich habe mich dergleichen nie unterſtanden, und man ſollte eigentlich das Papier an die Commandantur ſchicken. Wahrhaftig, ich würde ernſtlich darauf antragen, wenn es nicht gerade mich ſelbſt beträfe."

„Da es Sie nun aber ſelbſt betrifft," erwiderte ſehr ernſt der lange Eduard, „ſo werden Sie um ſo eher geneigt ſein, zu verzeihen."

„Was hat er denn eigentlich mit dem Flickmaterial ſagen wollen? Das habe ich nicht recht verſtanden," fuhr ärgerlich der wachthabende Offizier fort.

„O, das hat weiter nichts auf ſich," entgegnete lachend Lieutenant Robert. „Das iſt ſo'ne Redensart unſers Hauptmanns von Stengel, die in der ganzen Brigade bekannt iſt; denn er hat ſie einmal an einem ſchönen Tage vor dem Inſpecteur ausgekramt, als ihn dieſer General wegen der ſchnellen und pünktlichen Bewegung ſeiner Batterie belobte, ihm darauf befahl, in Carriere vorzugehen und die große Scheibe mit Kartätſchen zu bedienen. Es lag ein tiefer Graben vor der Batterie, und der General meinte, der würde ſo brave Reiter und tüchtige Kanoniere nicht geniren, worauf der Hauptmann freudig ausrief: O, Excellenz, daran fehlt's nicht, wir kommen hinüber, an Flickmaterial fehlt's nicht. Batterie marſch! marſch!"

Alle lachten, und ſogar Lieutenant Schmauder lächelte ein wenig.

„Es iſt eigenthümlich,“ ſagte der lange Eduard mit ſanfter, ruhiger Stimme, „wie ſich Leute dergleichen angewöhnen können. Da habe ich einen alten Major gekannt — er iſt jetzt zur himmliſchen Kriegsreſerve verſetzt — der konnte es nicht unterlaſſen, allen Befehlen, die er erließ, beizufügen: wie das denn auch nicht anders ſein kann! Und das hat er ſich ſehr angewöhnt. Eines Tages zankte er ſich ein wenig mit einem anderen Bataillons-Commandeur wegen einiger Evolutionen, die man am Morgen beim Exerciren gemacht hatte, und ſagte im Eifer des Geſprächs: Wenn ich das commandirt hätte, Herr Kamerad, ſo wäre ich ja ein wahres Rindvieh — — Wie das denn auch nicht anders ſein kann!“ ſetzte er brummend hinzu.

„O, Eduard!“ antwortete laut lachend Lieutenant Robert; „dieſe Geſchichte beſaß der Urgroßvater des ſeligen Meidinger ſchon handſchriftlich. Aber er ſchämte ſich, ſie drucken zu laſſen.“

„Dann bewies Meidinger,“ verſetzte der Erzähler, „in dem Augenblicke wenig Geſchmack, denn die Geſchichte iſt nicht ſchlecht.“

„Aber du haſt ſchon viel beſſere gemacht,“ meinte der Andere.

„Laßt das jetzt gut ſein,“ erwiderte der Dragoner-Offizier. „Wir ſind ganz von der vortrefflichen Geſchichte abgekommen, die uns Eduard erzählte. Schenkt eure Gläſer voll und laßt uns aufmerkſam zuhören.“

So geſchah es denn auch. Auf's Neue wurde Punſch eingegoſſen, der Unteroffizier von der Wache hatte den bewußten Brief abgeholt, und Eduard fuhr in ſeiner Erzählung fort:

„Die Thüre des Speiſezimmers öffnete ſich alſo, und ich ſah vor mir die drei jungen Damen, die ich am Morgen in ihrem Wagen geſehen und geſprochen.“

„Das habe ich mir gedacht,“ ſagte der Dragoner.

„Natürlicherweiſe war ich überraſcht, faßte mich aber gleich

wieder und entwickelte, als wir uns zu Tisch setzten, eine Liebenswürdigkeit, deren ich mich kaum selbst fähig gehalten. Ich saß da wie die Dorne zwischen Rosen, rechts und links eines der hübschen Mädchen, mir gegenüber die dritte und der Papa."

„War er der Papa von allen dreien?" fragte der Dragoner.

„Das wird sich später finden," erwiderte der lange Eduard fortfahrend. „Ihr mögt denken, was ihr wollt, ich war der Gegenstand gespanntester Aufmerksamkeit der drei jungen Damen, namentlich Einer derselben."

„Das kann ich mir denken," seufzte der Dragoner-Offizier in sich hinein. — „Oh! es muß die Blonde gewesen sein!"

„Unser Gespräch drehte sich meistens um die vergangene Nacht. Mein Wirth hatte einen Bruder in dem bewußten Orte, zu dem man die Mädchen geschickt, damit sie sich wieder einmal recht austanzen könnten. Er hätte, sagte er, wenig Rücksicht darauf genommen, welche politische Partei gerade diesen Ball arangirt, so arg sei es mit ihm doch gerade nicht. Ueberhaupt versicherte er mich, er sei freilich ein Mann des Fortschrittes, aber kein Demokrat. Doch setzte er lächelnd hinzu, ist in meinem Hause die Demokratie stark vertreten: meine beiden Töchter denken natürlich wie ich, aber dort meine Nichte, die aus dem Oberlande hier zu Besuch ist, gehört einer Familie an, die völlig links überhängt.

„Also die Eine war eine Nichte?" fragte der Dragoner. „Vielleicht die Blonde?"

„Eine von den Dreien," entgegnete der unerbittliche Eduard und fuhr fort: „Darauf erzählten sie mir, wie der Lieutenant Wortmann den Ball unterbrochen habe, und wie er die Beiden arretirt, wie darauf Alles aus gewesen sei und sich jedes ängstlich zu Bette begeben, und wie sie die ganze Nacht ohne Licht zugebracht, damit man glauben möge, ihr Zimmer sei unbewohnt. Von mir wollten sie dagegen wissen, wie stark unsere Truppenmacht gewesen, wer sie commandirt und ob ich mich selbst im Gasthofe eine Zeit lang

aufgehalten. Das Letztere ſchien namentlich die Nichte ſehr zu intereſſiren; denn ich muß geſtehen, ſie lauſchte meinen Worten mit der größten Aufmerkſamkeit, und dabei wurde ſie bald blaß, bald roth."

„Natürlicher Weiſe," ſprach ärgerlich der Dragoner, „warſt du, wie bei jeder Gelegenheit der Haupthahn, hatteſt Alles allein gethan und warſt überall ſelbſt geweſen."

„Meiner Treu', ich hatte gute Luſt dazu, und wenn du mein Freund nicht wäreſt, ſo hätte ich mich für dich ausgegeben. Wahrhaftig nur aus Freundſchaft ſprach ich von einem anderen Offiziere, der ebenfalls die Nacht bei uns zugebracht, von einem liebenswürdigen Offizier, von der Perle des ganzen Dragoner-Regiments."

„O, Eduard, wir kennen Sie!" ſagte der Huſar. „Sie hatten anfänglich große Luſt, das bewußte Abenteuer beſtanden zu haben, Sie bauten auf das dunkle Zimmer und hatten ſogar verſucht, die Stimme unſeres Freundes da ein wenig nachzumachen. Seien Sie offenherzig, ſo wollen wir Ihnen vergeben."

„Es iſt etwas Wahres daran, was ihr ſagt, meine Freunde," entgegnete lächelnd der lange Eduard. „Fanden wir uns nicht zuſammen in Kriegszeiten, was konnte es ihm ſchaden, wenn ich ſein Nachfolger wurde?"

„Und das verſuchteſt du in der That? geringe Seele!" ſagte der Dragoner-Offizier.

Der lange Eduard zuckte die Achſeln und entgegnete: „Wenn ihr mich nur nicht immer unterbrechen wolltet! Ich war ja im Zuge, euch Alles ſo offenherzig zu erzählen. Man war wahrhaftig geneigt, mich anfänglich für einen Anderen zu nehmen, wenigſtens zwei der Mädchen, die Nichte weniger. Die ſah mich öfters verſtohlen an und ſchüttelte leicht den Kopf.

„Ah!" ſprach entzückt der Dragoner zu ſich ſelber, „es war die Nichte!"

„Endlich fragte ſie mich, nachdem ſie lange über etwas nachgedacht — und ſie that dieſe Frage mit einigem Widerſtreben, ich möchte faſt ſagen, mit bebenden Lippen —: „Und was würden Sie gethan haben, wenn wir zur Flucht der beiden Männer behülflich geweſen und Ihnen nun ſo als Feindinnen gegenüber getreten wären?“

„Und darauf antwortetest du?“ fragte geſpannt der Dragoner.

„Darauf antwortete ich: Meine Damen, es würde mir ſehr leid thun, gegen das ſchöne Geſchlecht hart aufzutreten, aber in dem Falle hätte ich Sie da behalten müſſen, bis ſich die Sache aufgeklärt.“

„Ha! ha! ha!“ lachte der Dragoner-Offizier; „das antwortetest du? Du haſt deine Sache gut gemacht.“

„Das meinten die jungen Damen nicht,“ ſagte fein lächelnd Eduard; „denn die Nichte entgegnete mir, ich ſei nicht der Rechte, dem ſie ſich anvertrauen könne, und ſie ſei erfreut darüber, mir in der vergangenen Nacht keinen Anlaß zu Mißtrauen gegeben zu haben.“

„Und das trotz aller Ihrer Liebenswürdigkeit?“ lachte der Huſar. „Armer Eduard! Die Nichte muß ein felſenhartes Herz haben. Und ſo brachten Sie Ihren Tag zu in Einſamkeit und Unſchuld, wie es einem Lieutenant von der Infanterie zukommt?“

„Nicht ſo ganz,“ meinte der alſo Verhöhnte. „Wißt ihr vielleicht nicht, daß jeder Erzähler etwas für ſich behält, meiſtens das Beſte, was er die Zuhörer nur ahnen läßt.“ So viel kann ich euch verſichern, ich erlebte eine angenehme — — einen angenehmen Nachmittag und Abend, wollte ich ſagen, auf dem kleinen Landgute.“ — Dabei warf er aus ſeinen Augenwinkeln einen lächelnden Blick auf den Dragoner-Offizier.

„Aber wie iſt es denn eigentlich mit den beiden Gefangenen geworden?“ fragte Lieutenant Robert. „Keine Spur mehr von den Rechten?“

„Mit den Rechten hat er Unglück," entgegnete lächelnd der Dragoner-Offizier. „Er kommt immer an die Unrechten."

„Teufel! wenn ich mir denke," ſagte Lieutenant Robert, „daß das nach B. berichtet wird, das kann dir in deiner Carriere ſchaden. Man wird dir nicht nur Nachläſſigkeit im Dienſt vorwerfen, ſondern ſogar Sympathieen für die Schneider und Schreiber, für die Gefährlichſten unter den Gefährlichen."

„Welchen Tag haben wir heute?" ſprach verächtlich lächelnd der lange Eduard.

„Es iſt Mittwoch," entgegnete Robert.

„Gott der Gerechte! erſt Mittwoch und ſchon ſo ſchlechte Witze! Robert, du biſt in B. ungeheuer verwildert."

„Was will er damit ſagen?" fragte der Huſaren-Offizier.

„Es iſt etwas Meidinger," erwiderte der Artillerie-Lieutenant, „aber doch nicht ganz ſchlecht. Eduard behauptet nämlich, ich mache mir Sonntags meine Witze für die ganze Woche voraus und fange ſie nun an zu gebrauchen, natürlich die beſten zuerſt, und ſo blieben denn die ſchlechteſten für die letzten Tage der Woche. Das iſt ſeine geiſtreiche Erfindung."

„Aber von dir ſo matt vorgetragen," antwortete Eduard, „daß es Samſtag Abend ſein könnte, wo dir bekanntlich nicht mehr die Spur eines guten Einfalles übrig bleibt!"

In dieſem Augenblicke hörte man draußen vor der Wachtſtube laute Stimmen, Leuten angehörend, die mit einander zu zanken ſchienen und die ſo heftig durch einander ſchrieen, daß ſich der Wachthabende veranlaßt ſah, nach der Urſache dieſes ſeltſamen Lärmens zu forſchen.

Doch kaum hatte er die Thüre des Wachtlokals geöffnet, ſo näherten ſich die Stimmen, und gleich darauf ſah man vor der Thüre Gewehrläufe glänzen, hörte die Kolben auf den Boden niederſetzen und ſah in der erſten Linie der Heranbrängenden einen

Kerl, der gewaltsam der Offizier-Wachtstube genähert wurde, indem ein Polizei-Beamter aus allen Kräften hinten an ihm schob.

Der Geschobene hatte beide Hände in die Hosentaschen gesteckt, er trug den Hut etwas auf der rechten Seite, aber stark vornüber, und lehnte sich mit seltsam lächelndem Gesicht so weit rückwärts, daß ihn der Polizei-Beamte nicht nur hereinschieben, sondern auch in seinen Armen aufhalten mußte. So kamen die Beiden nur langsam vorwärts, und es dauerte eine Weile, ehe der Arrestant in das Zimmer geschoben war.

Dieser war eigentlich eine komische Gestalt: sehr klein und untersetzt, waren ihm doch sämmtliche Kleidungsstücke zu kurz und zu eng. Die grauen Hosen zogen sich unten beträchtlich in die Höhe und oben stark in die Tiefe. Ein schwarzer Frack, schief zugeknöpft, zeigte ein gelbes Hemd und einen einzigen Hosenträger; die Halsbinde war schwarz und strickartig und rahmte einen Kopf ein, der pfiffig lächelnd drein schaute und dessen ruhige Züge weder Angst noch Erstaunen ausdrückten.

Die Thüre schloß sich hinter dem Polizei-Beamten, der seinem Arrestanten den Hut vom Kopfe nahm und ihm in die Hand geben wollte. Da dieser aber hartnäckig seine Hände in den Hosentaschen behielt, so drückte er ihm denselben zwischen einen Arm, wodurch die Gestalt etwas ungleich Komischeres erhielt.

„In der Hahnenstraße," referirte der Polizei-Beamte, „war ein kleiner Auflauf und eine unbedeutende Schlägerei, dabei wurde natürlicher Weise geschrieen und gelärmt, aber ganz in der hergebrachten Weise; da vernahmen wir auf einmal eine Stimme in der Nachbarschaft, welche beständig schrie: So ist es recht, Freunde und Mitbürger, das Volk will frei sein! Schlagt eure Angreifer nieder! keine Knechtschaft mehr! Freiheit für uns alle: So schrie es mit einzelnen Zwischenpausen mit einer heiseren, grunzenden Stimme, und lange wußten wir nicht, woher diese Worte kamen. Wir sahen nach den Fenstern hinauf, und endlich bemerkte ich an einer Straßenecke, in

einer Niſche, wo früher irgend ein Heiliger geſtanden, dieſe Figur, wie ſie hier vor ihnen ſteht, die Hände in die Taſche geſteckt und immer fortſchreiend: So iſt es recht, das Volk muß frei ſein!"

Ein verächtliches Lächeln umſpielte bei dieſer Erzählung die Züge des Angeklagten. Er nickte ſogar einige Male mit dem Kopfe und ſchien ſehr zufrieden mit dem, was er gethan.

„Wer ſind Sie?" fragte der Wachthabende.

„Ein freier Mann!" war die Antwort.

Worauf ſich der lange Eduard nicht enthalten konnte, zu ſagen, er verkenne offenbar die Verhältniſſe, in denen er ſich im Augenblicke befinde.

„Ein freier Mann," wiederholte der Angeklagte, „wenn auch in Ketten und in Banden."

„Man hat Sie in der Hahnenſtraße auf einem Eckſtein ſtehend gefunden," fuhr Herr Schmauder fort, „in einer Niſche, wo Sie Ihre Perſon verbargen und von dort aus das Volk aufzuwiegeln verſuchten, indem Sie ſchrieen: Schlagt zu! ſo iſt es recht, das Volk muß frei ſein!"

„Das iſt alles wahr," verſetzte der Angeklagte, indem er ſtolz den Kopf erhob.

„Und Sie riefen die eben bemerkten Worte in der Abſicht, den Tumult zu vergrößern und Ihre Mitbürger zu unüberlegten Handlungen fortzureißen?"

„Nicht ſo ganz!" entgegnete der Angeklagte mit einem pfiffigen Lächeln. „Wiſſen Sie, Herr Lieutenant, der Tumult konnte eigentlich nicht größer werden, die Kerle ſchlugen ſich — es war an der großen Bierbrauerei — tüchtig genug herum; doch ſchlugen ſie ſich wegen keiner großartigen Idee; es war nichts Volksthümliches, nichts Freiſinniges dabei; es war nur der elende Drang gemeiner Seelen, einander das Naſenbein zu zerſchlagen. Mein Zweck iſt ein weit edlerer, ich haſſe ſolche gemeine Ausbrüche der Volkswuth."

„Aber Sie riefen doch: So iſt's recht! ſchlagt zu! Alſo Sie ermuthigten doch die Streitenden?"

„Nicht! nicht! Herr Lieutenant," antwortete der Angeklagte, leicht den Kopf ſchüttelnd. „Mein Zweck lag tiefer."

„Dieſer Herr iſt uns überhaupt nicht unbekannt," ſprach der Polizei-Beamte. „Wir bemerkten ihn bei allen Aufläufen und ähnlichen Geſchichten; aber wir hatten noch keine Gelegenheit, ihn abzufaſſen."

„Das war nicht meine Schuld," ſagte groß der Angeklagte, indem er ſtolz den Kopf erhob, „ich habe meine Perſon nie verborgen."

„Nun, weßhalb ſchrieen Sie denn?" rief Lieutenant Schmauder ungeduldig.

„Um arretirt zu werden," antwortete ſelbſtgefällig lächelnd der Andere.

„Hoho!" machte der lange Eduard. „Das iſt ein eigenes Gelüſte; mir ſcheint dem Manne kann geholfen werden. — Und weßhalb wollten Sie arretirt ſein?"

„Das iſt mein Geheimniß; aber da es die Herren zu intereſſiren ſcheint und wir ſo unter uns ſind, ſo ſoll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen die volle Wahrheit mitzutheilen, vorausgeſetzt, daß Sie mir verſichern, was ich ſage, bleibe für ſich und komme nicht in's Protokoll."

Der Burſche ſprach das mit einer ſo ſeltſamen Miſchung von Schlauheit und Selbſtgefälligkeit, betonte überhaupt ſeine Antworten ſo poſſirlich, daß ſelbſt über das Geſicht des Polizei-Beamten ein leichtes Lächeln fuhr.

„Ich habe eine Geliebte," ſagte nach einer Pauſe plötzlich der Angeklagte.

„Was geht das uns an?"

„Schätzen Sie ſich glücklich, Herr Lieutenant, daß Sie meine Geliebte nichts angeht; ſie bereitet mir zuweilen ſehr düſtere Stunden.

Dieſe Geliebte aber hat einen Freiheitsdrang in ſich, der außerordentlich und erſtaunlich iſt."

„Wo dient dieſe Geliebte?" fragte raſch der Polizei-Beamte.

„Sie dient nicht, Herr Commiſſär," entgegnete der Andere und machte ein ſonderbar ſpitzes Maul gegen den Beamten. — „Sie ſitzt. —"

„Im Zuchthauſe vielleicht?"

„Bitte um Entſchuldigung! — nein; auf ihrem Eigenthum. Sie liebt die Freiheit und mich; doch ſtrebte ſie danach, mich groß zu ſehen. Herodes, ſagte ſie — ich heiße nämlich Herodes, Herr Lieutenant — mache dir einen Namen, werde berühmt und ich bin die Deinige. Nun iſt es aber eine eigene Sache damit, ſich einen Namen zu machen."

Die umſtehenden Offiziere, ſowie der Polizei-Commiſſär ſahen ſich einigermaßen erſtaunt an.

Ein ſeltſames Feuer blitzte aus dem Auge des Arreſtanten; er zog die Augenbrauen hoch empor und fuhr wie nachdenkend fort: „Zum Abgeordneten bin ich zu ehrlich, Miniſter kann ich nicht werden, denn der enge Kragen der Uniform thut mir weh und erinnert mich an ſo Manches. Alſo ſprach ſie zu mir: Zeichne dich dadurch aus, daß man dich arretirt, werde ein Martyrer für die Freiheit, und ich willige ein, dein Königin zu ſein."

„Ei der Tauſend!" verſetzte der Polizei-Beamte lächelnd, indem er den Offizieren ein Zeichen machte; „Eure Herrlichkeit wollen uns nur verſpotten und ſcheinen incognito hier zu ſein."

„Wenn ich das wirklich bin, ſo geziemt es meinen Unterthanen nicht, den Schleier dieſes Incognito lüften zu wollen. Genug — man arretire mich, man ſprenge in der Stadt aus: der große Herodes iſt arretirt worden, und Sie werden die Folgen dieſes Ereigniſſes ſchon ſehen."

„Nun, wenn Sie das ſo dringend wünſchen," ſagte der Polizei-Beamte, „ſo kommen Sie nur mit mir. Ich will Eure Herrlichkeit

arretiren, ich will Sie in ein Gefängniß ſetzen, wo es Ihnen gefallen ſoll, und ich will ferner in der ganzen Stadt die Nachricht verbreiten, daß der große Herodes als ein Martyrer der Freiheit feſtſitze."

„Das wird ſie glücklich machen," entgegnete der Andere, indem er ſeinen Hut einigermaßen gerade ſchob. Dann raffte er ſich auf und blickte ſtolz um ſich; er ſchien im Zweifel zu ſein, wem er die Hand zum Kuſſe darreichen ſolle, fand aber vielleicht Keinen würdig genug zu dieſer Gunſt, weßhalb er ſich finſter und ſtumm umwandte und dem Polizei-Beamten folgte, der ihn freundlichſt unter dem Arme nahm und in Begleitung zweier Musketiere mit ihm von dannen ging.

Der wachthabende Lieutenant Schmauder ſchien verdrießlich, daß dieſe Arreſtation nicht beſſer geendigt; er hatte ſchon bei ſich überlegt, wie hübſch ſich dieſer Vorfall morgen früh auf ſeiner Meldung an die Commandantur ausnehmen würde. Rapport von der Hauptwache: ein ſehr gefährliches und begabtes Individuum eingefangen, das durch begeiſterte Reden eben im Begriffe war, das Volk zum Tumult aufzureizen.

„Ja, ja, das muß man ſchon zugeben," ſagte lachend der Huſaren-Offizier, „die öffentliche Macht hat in den letzten Tagen Unglück; ein Schneider, ein Schreiber und ein Narr!"

Alles lachte, mit Ausnahme des Lieutenant Schmauder, der ziemlich blutgierig drein ſchaute.

Der Unteroffizier von der Wachtſtube öffnete jetzt die Thüre und meldete, daß die Patrouille vom Fort Nr. IV. zurückgekommen ſei; hier ſei Patrouillen-Zettel und Antwort. Der erſtere war bereits in aller Eile vom Unteroffizier der Hauptwache ausgefüllt und unterzeichnet worden, das andere Schreiben wurde von Lieutenant Schmauder begierig entfaltet und vorgeleſen.

„Mein liebes Bruderherz!

(So ſchrieb der Wachthabende vom Fort Nr. IV, ein wohlbeſtallter Vice-Bombardier.)

„Ich erhielt dein Schreiben per Patrouille und muß geſtehen, zu meinem nicht geringen Schrecken. Ein ſolches Unternehmen gegen die praktiſchen und heilſamen Regeln des Wachtdienſtes iſt ganz unerhört; eine Patrouille iſt doch wahrhaftig kein Briefträger und wurde nicht erfunden, um Privat-Correſpondenzen zu beſorgen. Doch genug davon! Erlaß mir aber die ſpezielle Beantwortung deines Schreibens. Du mutheſt mir Grauſames zu. — Oh! — oh! meine beiden Kanoniere können dir morgen bezeugen, daß ich faſt geweint habe. Kein Wort mehr darüber; du kennſt mich. Uebrigens bin ich wie immer

„dein wohlmeinender Freund, College und Mitbedienſteter

Friedrich Wilhelm Hornemann,

Vice-Bombardier in Sr. Königl. Maj. 7. Artillerie-Brigade und Wachthabender in des Forts Nr. IV wallumgränzten Mauern."

„Nachſchrift. Wenn Du die chriſtlichen Abendſtunden mit auf Wache haſt, ſo ſchicke ſie mir durch die nächſte Patrouille. Das könnte vielleicht nicht verboten ſein. Was unſern würdigen Commandanten der Hauptwache anbelangt, ſo merk' Dir meinen Leibſpruch:

Spiele nicht mit Schießgewehr,
Denn es fühlt wie du den Schmerz;

10¼ Uhr Nachts."

So las der Lieutenant Schmauder, und dann ſchaute er der Reihe nach die Kameraden an, während er ſagte: „Ich glaube, der Friedrich Wilhelm Hornemann iſt ein verfluchter Kerl, auf den man ein Auge haben ſollte."

Der Husaren-Offizier, der durchaus keine Lust hatte, dem beizupflichten, zuckte ernsthaft die Achseln.

Ebenso machte es der Dragoner, und Lieutenant Robert sagte: „Es gibt in der That solch' merkwürdige Naturen."

„Ich habe einen Bombardier der Artillerie gekannt," sagte der lange Eduard ruhig und bedächtig, „den verkannte die ganze Batterie. Er war nie zu Hause, kam immer nach dem Zapfenstreich, und doch sah ihn Niemand in einem Wirthshause; das war ein Räthsel für alle seine Kameraden und für die Offiziere. Er hieß Peter Schmitz und war überhaupt eine träumerische Natur; pünktlich in seinem Dienst, war er in seinen Freistunden beständig verschwunden. Man fing schon an, ihm allerhand böse Geschichten unterzuschieben, man hielt ihn für fähig, ein verfluchter Kerl zu sein, wie Sie vorhin den Friedrich Wilhelm Hornemann, und endlich . . ."

„Nun denn, was war's?"

„Endlich erfuhr man, womit Peter Schmitz seine Freistunden zubrachte. Er lernte Hunde scheeren und brachte es darin zu einer solchen Vollkommenheit, daß er nicht blos für die Lieutenants, sondern auch für den Hauptmann scheeren durfte. Das ist eine ganz wahre Geschichte, und der Peter Schmitz lebt noch."

Damit war der lange Eduard aufgestanden, hatte seine Schärpe zurecht gezogen und setzte die Pickelhaube auf. Er blinzelte aus dem linken Augenwinkel dem Kavallerie-Offiziere, sowie Robert zu, worauf sich der Letztere plötzlich dieser sonderbaren Geschichte zu erinnern schien und beistimmend mit dem Kopfe nickte.

Darauf erhoben sich die Gäste, um nach Hause zu gehen.

Der Unteroffizier der Wache nahm den Brief und den Patrouillen-Zettel, wickelte Beides zusammen und schickte es zu dem Commandanten des E . . . . Thores. Hätte er nur den Patrouillen-Zettel etwas genauer angesehen, so würde er in der Ecke desselben die artige Zeichnung eines Jelängerjeliebers mit sechs Blättern

gefunden haben, und beſagte Blume heißt in der Wachtſtuben- und Kaſernen-Blumenſprache: „Hol' mich der Teufel, wenn ich nicht pünktlich komme!“

Die vier Offiziere gingen übrigens langſam durch die Straßen, und Lieutenant Robert ſagte: „Ich hätte nicht übel Luſt, ein wenig nach der bewußten Straße zu gehen und das Ständchen mit anzuhören; denn ich bin feſt überzeugt, daß es doch mit allem Glanze vor ſich gehen wird.“

„Man muß ſich nicht in Sachen miſchen, die einen nichts angehen,“ entgegnete der lange Eduard. „Wir werden doch bald in ſchwere Zeiten hineinkommen, meine Herren! dann, glaubt mir, fällt es keinem der jungen Menſchen mehr ein, über die Schnur zu hauen; denn vor dem Feinde werden ſie tapfer ſein, wie die Löwen, davon bin ich überzeugt. Darum laßt ihnen heut noch dieſe Grille. — Gute Nacht!“

Die Vier waren auf einem Kreuzwege angekommen, wo ſich ihre Wege trennten. Sie wünſchten ſich gegenſeitig gute Nacht und Jeder ging nach Hauſe. —

Auf die Discretion aller unſerer Leſer bauend, wollen wir ihnen anvertrauen, daß das beſprochene Ständchen in der That mit allem Glanze Statt fand. Es wurden ſchöne Lieder dabei geſungen, und zum Schluſſe nahm es ſich ſehr gut aus, als ſich eine kräftige Baritonſtimme mit Brummchor-Begleitung und ſehr beziehungsweiſe hören ließ:

Steh' ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der ſtillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb.

Fünftes Kapitel.

Vorbereitungen zum Feldzug und Wachtſtuben-Abenteuer, aus welchen wir erfahren, daß Juno keinen Anſtand hatte und Jupiter betrunken war.

Schon einmal folgte uns der freundliche Leſer in einige der kleinen Wachtſtuben, wie ſie die um eine bedeutende Feſtung liegenden kleinen detachirten Forts bieten. Damals aber war es Winter, die Mauern des Forts ragten dunkelgrau aus der weißen Schneedecke empor, welche die kleine Feſtung rings umgab; von der volkreichen Stadt bemerkte man nichts, als den Glanz einiger Lichter, und allenfalls der Poſten vor dem Gewehr, wenn er einen Augenblick ſtille ſtand, ein eigenes Sumſen und Rauſchen, wie man es in der Nähe großer Städte hört. Damals war die Wachtſtube recht einſam; zwei Kanoniere ſaßen um den Ofen, der wachthabende Bombardier lag auf einer Bank ausgeſtreckt, und rings umher war es ſo ſtill und ruhig, daß man den Schnee von draußen knirſchen hörte, wenn die Schildwache auf und ab ſchritt, und daß man das Sauſen des Nachtwindes vernahm, der mit den kahlen Aeſten der Birken und Ulmen ſpielte.

Daran denke, lieber Leſer, und du wirſt finden, daß, wenn auch der Ort derſelbe geblieben iſt, ſich doch alles wie mit einem Zauberſchlage verändert hat.

Es iſt Frühling geworden, verſchwunden das weiße Leichentuch, das die Erde bedeckte, und im ſaftigen, neu aufſproſſenden Grün liegt das Fort mit ſeinen gewaltigen Mauern in einem kleinen Walde, der in dieſer Zeit anfängt, ſich auf's wunderbarſte zu beleben. Zweige der Bäume, noch vor wenigen Tagen kahl und nackt, ſo daß man das Fort in ihrer Mitte deutlich erkennen konnte, fangen, von Weitem geſehen, an, ſich mit einem leichten Dufte zu bekleiden. Dieſer Duft gleicht zuerſt einem grauen, durchſichtigen Schleier, der aber allmählig dichter wird und die Farbe wechſelt. Heute ſpielt das Grau in's Röthliche, morgen bekleidet es ſich mit einem violetten

Schimmer; dieſer dunkelt täglich mehr zuſammen und verſchwindet endlich in einer Schattirung von Blau und Grün, — zwei Töne, die mit einander zu kämpfen ſcheinen, und von denen endlich der letztere die Oberhand behält; Grün iſt Sieger — Grün, das Zeichen des Frühlings. Und dieſen Sieg ſchmettern unzählige Lerchen, wenn ſie empor ſteigen aus den dampfenden Feldern, in die Luft empor, und ſagen es all' dem kleinen gedrückten Volke an, das ſich bis jetzt ängſtlich erwartend verbarg unter der Schnee- und Eis-Decke. Wie purzeln nun die Blätter in Jugendfeuer aus der umſchlingenden dunkeln Knospe; in einer Nacht haben ſie ſich geſtreckt und gedehnt, haben das dürre Holz bedeckt und das alte graue Fort mit einem grünen Schleier umzogen.

Da liegt es nun vor uns im freien Felde, und über den Bäumen empor ragt der Hauptthurm mit ſeinen Zinnen und der Fahne, die luſtig im Winde flattert. Da liegt es, auf den flammenden Horizont, wo die Sonne eben untergeht, ſchwarz und maſſenhaft abgezeichnet; da liegt es, nicht mehr ſtill und einſam wie damals, todt, vergeſſen, ſondern voll Leben und Getreibe, voll luſtiger Bewegung.

Es iſt etwas Zauberhaftes um ſo eine zwiſchen Grün verſteckte Feſtung. Wie in einem Parke ſchlängeln ſich die Wege friedlich und harmlos hinan, und erſt beim „Wer da?" der Schildwache fährt der Unbekannte zuſammen, und ſieht erſchreckt, daß er ſich einem verbotenen Terrain genähert. Aber wir, der Leſer und der Erzähler, dürfen hinein, wir ſind ja alte Bekannte.

Der Poſten am Ende des Glacis, ein reitender Artilleriſt, dieſes Mal aber zu Fuß, hat den Säbel leicht im Arme, die Pickelhaube kühn auf das Ohr geſchoben und macht ein martialiſches Geſicht. Gehen wir weiter, wir werden ſchon erfahren, weßhalb er mit ſo viel militäriſchem Stolz ſeinen Poſten verſieht. Dort liegt der Hof der kleinen Feſtung vor uns, aber nicht mehr in der alten Einſamkeit, leer und öde, ſondern der erſtaunte Blick bemerkt acht

Feldgeschütze in einer Reihe stehend, feldkriegsmäßig verpackt, sogar das Futter auf die Protze gebunden. Auch hier ein Posten, der wo möglich mit noch größerer Wichtigkeit auf und ab marschirt, und der häufig zu den Fenstern empor schaut, wo die Kameraden in lustigem Geplauder auf die Kanonen sehen. Die Schildwache späht namentlich aufmerksam, ob sich zwischen den lachenden Köpfen dort oben nicht ein verdächtiger Tabaksdampf herausringelt; — das Tabakrauchen ist nämlich heute streng verboten, denn die Protzen der Stücke im Hofe sind mit scharfer Munition beladen.

Verlassen wir den Hof wieder und gehen hinter das Fort, so bemerken wir auf tausend Schritt weiter in das Land hinein, und also um so viel ferner von der Stadt, ein kleines graues Gebäude, dessen Dach mit einem hohen Blitzableiter versehen ist, und um das sich rings hohe Rasenwälle erheben — ein Haupt-Pulver-Magazin und Laboratorium. Heute ist es umgeben von bunten Uniformen, und da es nun Feierabend ist, schwärmen die Artilleristen aus der engen Oeffnung hervor, wie die Bienen aus ihrem Korbe. Auch Wagen werden von zwei Pferden gegen das Fort geführt, lange blaue Fahrzeuge mit hohen Rädern, Cartouche- und Granat-Wagen, die dort verpackt wurden. Auf dem Glacis des Forts steht schon eine hübsche Anzahl derselben, auch Vorraths- und Pack-Wagen aller Art, Alles feldkriegsmäßig verpackt; daneben sogar die Feldschmiede, ein bis jetzt fast fabelhaftes Geräth; denn man sah sie nur in dem Batterie-Magazine oder beim Unterrichte. Auch ist Alles hier so neu und glänzend, so ungebraucht und frisch, wie das lederne Schurzfell des Batterieschmiedes, der Kohlen in die Behältnisse packt und den großen Blasbalg einschmiert, damit er seiner Zeit recht brauchbar sei. Die verschiedenen Unteroffiziere und Geschützführer sehen die Cartouche- und Kugel-Wagen nochmals an und rütteln an den einzelnen Schüssen, ob sie auch recht fest im Werge liegen.

Eine lange, uns wohlbekannte Gestalt steht zu demselben

Zwecke auf den Speichen eines Rades und überblickt prüfend die hübschen Granaten, wie sie so zierlich neben einander liegen, die Zünderköpfe auf's beste gerichtet, die weißen Kreuze überall sichtbar, und von der Kugel selbst nur eine kleine schwarze glänzende Fläche. — „Das ist die Poesie des Militärstandes," sagt die lange Person und breitet eigenhändig die schützende Decke über die Munition, schließt den Deckel des Wagens und springt auf die Erde herab.

Der Leser wird uns erlauben, daß wir ihm in dieser langen Gestalt unsern alten Bekannten, den nunmehrigen Feuerwerker Dose, vorstellen. Er ist als solcher bei der Batterie eingetheilt worden und hat die große Ehre, der reitenden Batterie erste Haubitze zu commandiren.

Feodor Dose hat den Säbel in der Koppel festgehängt und in den Bügel seiner Waffe einen Schlüsselbund befestigt, den er nun ablöst und den Granatwagen schließt. Dann nimmt er den Säbel unter den Arm, instruirt nochmals den Posten und geht in das Innere des Forts zurück.

Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß die reitende Batterie des Hauptmanns Stengel hier in dem Fort concentrirt wurde, um morgen mit dem Frühesten abzumarschiren, nicht zu einem friedlichen Manöver, sondern zu Kampf und Sieg. Die Soldaten haben ihre Mantelsäcke gepackt, haben zurückgelassen und verabschiedet, was ihnen für einen Feldzug mitzuführen zu beschwerlich ist: überflüssige Kleidungsstücke, überflüssige Wäsche — überflüssige Geliebten. Diese drei Artikel verlassen nach einem traurigen Abschiede das Fort, und die letzteren ziehen sich schluchzend nach der Stadt zurück. Was von Unmilitärischem zurückbleibt, ist vielleicht eine alte Mutter oder ein alter Vater, die ihren Sohn mit sich hinausziehen bis dahin, wo das Glacis aufhört und die weite Ebene anfängt. Hier setzen sie sich neben einander hin zwischen die aufkeimenden Blumen und schauen lange, ohne ein Wort zu sprechen, weit, weit hinaus, bis wo sich am Horizont einige Bäume abzeichnen.

Dort liegt das heimatliche Dorf, wo vielleicht im gleichen Augenblicke thränenerfüllte Augen nach dem im Nebel verſchwindenden Fort blicken.

„Du biſt nun einmal Soldat,“ ſagt der alte Vater nach einem längeren Stillſchweigen, „und haſt deinem König Treue geſchworen, und du weißt deßhalb, was du zu thun haſt. Deine Sache iſt, blindlings dem Commandoworte zu gehorchen; das iſt deine Pflicht, ohne weiteres Nachdenken, ohne Grübelei. Und wer ſeine Pflicht thut, dem wird Gott helfen.“

Mit dieſen Worten ſteht der Alte auf, ſchüttelt ſeinem Sohne die Hand und geht ohne Weiteres von dannen, und der Soldat ſchleicht über das Glacis nach dem Fort; er blickt noch ein paarmal rückwärts, doch bleibt er nicht lange trübe geſtimmt. Lachend empfangen ihn ſeine Kameraden, luſtig ſchmettert die Trompete, denn von der Stadt herüber rollt dumpf der Trommelſchlag des Zapfenſtreiches.

Feuerwerker Doſe hatte ſeine Geſchäfte beendigt; ſein Mantelſack war ſo in vollkommenſter Ordnung, daß man ihn zum Muſter in irgend einem militäriſchen Muſeum hätte aufhängen können. Da fehlte nichts, von der Montirung Nr. 2 an bis zum Näh-Apparat und Verbandzeug. Letzteres hatte Feodor mit einem wehmüthigen Gefühle zuſammengepackt; denn als Mann von Phantaſie dachte er bei ſich: Wenn dieſe kleinen Röllchen einſtens abgewickelt werden, ſo iſt wahrſcheinlich die Zeit vorbei, wo du in dieſem irdiſchen Jammerthale Gedichte machteſt.

Aus früheren Kapiteln wiſſen wir bereits, daß Doſe nicht in den Fall kam, von einer Geliebten Abſchied nehmen zu müſſen: auch was den Vater Doſe oder die Mutter Doſe anbelangte, ſo können wir nichts davon berichten und ſind nur durch das Daſein Feodor Doſe's überzeugt, daß demſelben einſt ein elterliches Doſenpaar gelebt. So war Feodor einſam und allein, und wir haben ihn oft ſagen hören, wenn zufällig die ganze Welt ausſtürbe,

würde er nach der gesetzlichen Erbfolge nicht einen rothen Heller erhalten.

Am heutigen Abend nun wandelte er durch das Thor der kleinen Festung in den Hof und hier summte es noch wie in einem Bienenschlage. Dose begriff am allerbesten diese Aufregung; denn auch er verspürte am Vorabend des wichtigen Ausmarsches nicht die geringste Lust zum Schlafen und hätte um Alles in der Welt sein kleines Zimmer noch nicht aufsuchen mögen.

Da es nun in dem Fort kein Wirthshaus gab, so wandte sich der Feuerwerker nach dem einzigen Versammlungsorte, wo man sich zu einem leichten Geplauder zusammenfand — der Wachtstube.

Lieber Leser! es ist dieselbe, die wir dir einst beschrieben haben, das kleine casemattirte Gemach mit seinen grauen Wänden und dem einzigen kleinen vergitterten Fenster — eigentlich nur eine mit Glas versehene Schießscharte. Am heutigen Abend aber hatte die Wachtstube etwas Heimliches, Freundliches; die Thüre nach dem Hofe zu stand weit offen und zeigte die acht Geschütze mit ihren blanken Rohren, die auf und ab wandelnden Posten und die Artilleristen, welche sich noch plaudernd hier und da auf dem Hofe umhertrieben.

Da, wie schon gesagt, mit allem Ueberflüssigen nun aufgeräumt wurde, so verbrannte man in dem Ofen der Wachtstube allerlei altes Holzwerk, was dem Gewölbe eine angenehme Wärme gab, die man heute Abend leiden konnte; denn trotzdem der Frühling anfing zu herrschen, waren doch die Abende noch recht kühl.

In der Wachtstube war auserlesener Cercle. Die meisten Geschützführer hatten sich eingefunden und saßen in einer Reihe auf der Pritsche. Ja, der Wachtmeister verschmähte es nicht, seine Cigarre zu rauchen, und sogar Lieutenant L., den wir in Gesellschaft des Hauptmanns Stengel kennen lernten, stand am Eingange, hie und da an dem Gespräche Theil nehmend.

Natürlich drehte sich dieses längere Zeit um den morgenden

Abmarſch, um die wahrſcheinlichen Ereigniſſe der nächſten Zeit, um Kampf und Sieg. Wir müſſen geſtehen, daß unter all dieſen Leuten nicht ein Einziger war, der ſchon im wahren Sinne des Wortes Pulver gerochen oder eine Kugel ſauſen gehört; dagegen brannten Alle vor Verlangen, bald einmal tüchtig in's Gefecht zu kommen, um im Kriege zu zeigen, daß ſie auf dem Exercirplatze etwas Tüchtiges gelernt.

Draußen vom Glacis herein hörte man die Schildwache ihr: „Halt! wer da?“ rufen, und das galt meiſtens herumſtreichenden Kameraden, die ebenfalls noch nicht Luſt hatten, in die engen Stuben zurück zu kehren; es wurde indeß heute Abend darauf nicht ſo ſtreng geſehen. Man merkte auch meiſtens an dem Rufen des Poſtens, daß er gut wußte, wen er vor ſich habe, denn gewöhnlich klang ein leichtes Lachen mit hindurch. — Jetzt aber mußte etwas Anderes kommen, denn der Ruf war feſter, gemeſſener, auch wiederholte er ſich in kurzer Zeit zweimal. Bald darauf hörte man Pferdegetrappel und bemerkte zwei Reiter, die in den Hof ritten. Es waren der Hauptmann der Batterie und Lieutenant Robert; Erſterer Behufs einer kleinen Inſpection, Letzterer, weil er ebenfalls ſein Quartier in dem Fort hatte und heute, an dem Tage vor dem Abmarſch, gleich nach dem Zapfenſtreich dort ſein ſollte, wie es der Batterie-Chef gewünſcht.

„Mir ſcheint,“ ſagte der Hauptmann, „man iſt bei guter Zeit fertig geworden; die Geſchütze ſtehen hübſch rangirt, ebenſo draußen unſer kleiner Munitionspark. So ein Anblick thut doch dem Herzen wohl; werr weiß, wie ſehr!“

Lieutenant L. verließ die Wachtſtube und trat zu den beiden anderen Offizieren, indem er ihnen einen guten Abend wünſchte. — „Herr Hauptmann!“ meldete er darauf, „das Munitions-Verpacken hat ungefähr bis acht Uhr gedauert; jeder Wagen iſt aber auch jetzt in der beſten Ordnung. — vortreffliche Munition, ſchön und feſt verpackt!“

„Das glaube ich wohl," erwiderte ernſt und ſtolz der Hauptmann; „habe ich mir doch auch die Sache ſehr angelegen ſein laſſen, und was die Verpackung anbelangt, die mußte famos ausfallen, denn an Flickmaterial fehlt's nicht, und ich kenne meine Unteroffiziere. — Was macht Doſe? Wie hat er ſeinen Granatwagen beſorgt?"

„Vortrefflich, Herr Hauptmann! Der Feuerwerker iſt ein wahrer Schatz für die Batterie; er ſah überall nach, half an allen Fahrzeugen und iſt wohl Urſache, daß wir ſo früh fertig geworden."

„Hoho!" ſagte der Hauptmann, „das freut mich, werr weiß, wie ſehr! Hab' eine glückliche Hand in ſolchen Dingen, kenne meine Leute! ich glaube überhaupt, daß die Batterie mit ihren Unteroffizieren gut verſehen iſt, und das iſt eine große Hauptſache, meine Herren! Werr weiß, wie ſehr! — Nun, halten Sie Alles hier außen in Ordnung, Lieutenant von L., ich muß noch zum Commandirenden. Morgen früh um fünf ſteht die Batterie beſpannt auf dem Glacis; ich werde ſchon nach Vier herauskommen. Nun, Gott befohlen! Ah! heute Abend legen wir uns als Soldaten nieder — werr weiß, wie bald! und ſtehen morgen als Krieger auf — werr weiß, wie ſehr!" — Damit wandte er ſein Pferd und ritt wieder zum Hofe hinaus.

Hauptmann von Stengel war überhaupt ein ſehr freundlicher Offizier, am heutigen Abend war er begreiflicher Weiſe beſonders wohl gelaunt. Er gab der Schildwache draußen auf dem Glacis noch einige gut gemeinte Verhaltungsregeln, erinnerte ſie daran, daß es ſchon halb und halb Krieg ſei, und ſchärfte ihr ein, ſorgfältig und „werr weiß, wie ſehr," auf Alles rings umher Achtung zu geben.

Die beiden anderen Offiziere gingen nach der Wachtſtube, wo ihr Eintritt einen allgemeinen Aufſtand zur Folge hatte. Bald darauf waren die beiden einzigen Schemel für die Offiziere ſauber

abgewiſcht und der friſchen Luft halber nahe an die Thüre gerückt. Alles ließ ſich wieder nieder, doch wollte eine Converſation nicht gleich in Gang kommen.

Lieutenant Robert lehnte mit über einander geſchlagenen Armen an der Mauer und dachte an jenen unvergeßlichen Abend, wo er ſeinen Freund Tipfel auf eben dieſer Wachtſtube beſucht, wie er dadurch ſo großes Unheil hervorgerufen und wie doch aus eben dieſem Unheil die Bekanntſchaft des Regierungsrathes und ſein jetziges großes Glück entſprungen. Ja, großes Glück in der That; denn die Ermahnungen des alten Herrn hatten den damaligen Bombardier vermocht, eine außerordentliche Thätigkeit zu entwickeln, um etwas Rechtes zu lernen, und die Liebe zur kleinen Pauline, die ja erwidert wurde, hielt ihn aufrecht in mühevollen, drückenden Stunden und führte ihn zu dem erſten Ziele, das er ſich vorgeſteckt, zu den Epauletten. — Auch das zweite und ſchönere Ziel, der Beſitz jenes liebenswürdigen Mädchens, mußte errungen werden, und bot nicht der bevorſtehende Kampf hiezu die ſchönſte Gelegenheit dar? Sieg oder Tod! war ſein Wahlſpruch.

Die Unteroffiziere auf der Pritſche verhielten ſich ſchweigſam und überließen ihre Offiziere dem Nachdenken. Auch Lieutenant L. blickte ſtarr vor ſich nieder; doch dachte er weniger an die kommende Zeit: er grübelte über ſein Lieblingsthema nach, die Brandröhren für Granaten und Bomben, und die Bereitung eines neuen unfehlbaren Satzes.

Als Lieutenant Robert im Rundlauf ſeiner Betrachtungen wieder in das Wachtlokal zurückkehrte, dachte er mit jener Zeit auch an den ehemaligen Commandanten hier, Bombardier Tipfel und natürlicher Weiſe an jenen Brief, den ihm Doſe gebracht, Doſe, der gerade vor ihm ſaß und den er, ſeit er wieder bei der Batterie war, nur flüchtig geſehen.

„Ich hatte noch nicht einmal Zeit,“ ſagte der Offizier zu dem Feuerwerker, „Ihnen für den Brief zu danken, den Sie mir von

unſerem gemeinſchaftlichen Freund überbracht. Tipfel iſt und bleibt einer der närriſchſten Kerle, die es gibt; er ſchickt mir das Rezept zu einem neuen Gericht, das wir vielleicht nächſtens einmal verſuchen können. Haben Sie dem jetzigen Poſtſekretär vielleicht einige Zeilen geſchrieben?"

„Zu befehlen, ja!" entgegnete Doſe. „Ich meldete ihm meine glückliche Ankunft, ſowie auch, daß ich bei einer ſo ſchönen Batterie als Feuerwerker eingetheilt wurde."

„Sie haben die erſte Haubitze," ſagte nachdenkend Lieutenant L., indem er mit der Hand ſein Kinn ſtreichelte. „Thun Sie mir doch den Gefallen, Feuerwerker Doſe, und notiren mir vorkommenden Falles ſo genau als möglich, wie bei dem jetzigen Branderſatz Ihre Granaten platzen und welche Unſicherheiten ſich bei dem Werfen herausſtellen."

„Er iſt wahrſcheinlich in der letzten Zeit noch dicker und fauler geworden," fuhr Lieutenant Robert fort und meinte den Poſtſchreiber Tipfel.

„Unbedingt viel fauler," entgegnete Lieutenant L.; „man muß ihn raſcher machen, indem man weniger Kohlen und mehr Salpeter zuſetzt."

„Wem denn? unſerem Freunde Tipfel?"

„Was geht mich Tipfel an? Ich ſpreche von den Brandröhren. — Alſo denken Sie an meinen Auftrag, Feuerwerker."

Doſe verſprach es lächelnd, und der Wachtmeiſter, ſowie ſämmtliche Unteroffiziere lachten ſtill in ſich hinein.

„Es iſt mir doch gerade," meinte Lieutenant Robert nach einer Pauſe, „als habe ich Sie in frühern Jahren einmal gekannt, Feuerwerker Doſe, als habe ich irgend eine Expedition, ein Commando unter Ihren Befehlen mitgemacht. Erinnern Sie ſich nichts davon?"

„O doch, Herr Lieutenant," entgegnete Feodor lächelnd. „Es ſind aber das ſchon ein paar Jahre her, Sie kamen als Freiwilliger

zur Fußbatterie Nr. 10, Sie hatten ausexercirt, und wünſchten noch einmal dabei zu ſein, wenn ſtatt mit dem ledernen Pfropfen mit Cartouchen geſchoſſen würde. Die Manöverzeit lag noch weit vor uns, und es fand ſich bald eine herrliche Gelegenheit, Ihrem Wunſche zu willfahren."

„Richtig! Bei einer Feierlichkeit rückte Ihre Batterie zum Schießen aus."

„Abends auf der Rheininſel," erwiderte Doſe. „Da wurden wir mit den Geſchützen placirt und mußten das Dampfboot ſalutiren, welches mit Sr. Majeſtät auf dem prachtvoll erleuchteten Strome auf und ab fuhr. Der Hauptmann Feind commandirte damals unſere Batterie, und ich hätte faſt um ein Haar wegen des Herrn Lieutenants meinen erſten Arreſt bekommen: wir ſchmuggelten Sie zu unſerem Geſchütz — es war freilich dunkel, aber der Herr Hauptmann Feind erkannte Sie doch — Sie hatten gerade zu Ihrem großen Vergnügen abgefeuert, und ich ſehe noch deutlich, wie unſer Batterie-Chef die Hand unter's Collet ſteckte und mit dem Fuße heftig aufzutreten begann, wie er that, wenn er ſich erzürnte."

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich deutlich," ſagte Lieutenant Robert. „Doch legte in ſelbem Augenblick das königliche Dampfboot an die Inſel, und Hauptmann Feind mußte zur Begrüßung an den Landungsplatz."

„Sonſt ſaßen wir Beide feſt in Nr. 7½."

„Bei des Rattenkönigs Majeſtät!" lachte Lieutenant Robert. „Ja, ja, es fielen damals ſtarke Arreſte."

„Das Feſt auf der Rheininſel, von dem der Herr Lieutenant ſprachen," warf ſchüchtern der Wachtmeiſter ein, „iſt noch lange Jahre in der Erinnerung der Batterie geblieben. Deſſen wird ſich der Feuerwerker auch erinnern."

„Allerdings," entgegnete Doſe. „Man hat die Inſel auf ſonderbare Art dekorirt. Von Holz war eine große, halbrunde

Halle erbaut worden; dieſelbe ſollte den Olymp vorſtellen und war deßhalb mit den Statuen ſämmtlicher Götter auf's ſchönſte verziert. Zu dieſen Statuen aber hatte man die größten Leute eines der hier liegenden Infanterie-Regimenter genommen; dieſelben wurden weiß angezogen, mit geſtreiften Draperieen verſehen und mit weiß bemalten Geſichtern auf die Poſtamente geſtellt. Auf dem rechten Flügel befand ſich ein himmellanger Unteroffizier, der den Herkules vorſtellte und den Göttern zurief, ſie ſollten ſtille ſtehen, ſobald ſich das königliche Dampfboot in der Ferne zeigte. Das gab nun allerhand merkwürdige Geſchichten im Olymp; obgleich es ſtreng verboten war, den Leuten etwas zu trinken zu geben, ſo lange die Komödie dauerte, ſo hatte ſich doch ſo eine verfluchte Marketenderin in die Nähe geſchlichen; wie der Unteroffizier Herkules einmal einen Augenblick auf die Seite ging, tranken ſämmtliche Götter einen Schnaps um den andern. Namentlich thaten ſich Jupiter und Venus hervor, und die Sache war noch lange nicht zu Ende, ſo war die Venus ſo vollkommen betrunken, daß man ſie von hinten mit einem Strick an das Gerüſt feſtbinden mußte. Bei Jupiter ging es noch ſchlimmer; er behauptete, ganz nüchtern zu ſein und ſich ſteif halten zu können, und er hielt ſich auch ſo ſteif und ſtreckte ſich ſo fürchterlich vorn über, daß er auf einmal von ſeinem Poſtamente herab auf die Naſe fiel. Dabei war aber am allerkomiſchſten die Geſtalt vom Herkules, der mit krampfhaft verzogenem Geſicht auf dem rechten Flügel ſtand, die Augen furchtbar links verdreht, um ſeine Mannſchaft überblicken zu können, und den Göttern nun halbleiſe zurief, in der Richtung zu bleiben und vor oder zurück zu kommen. Der Unteroffizier Herkules nahm die Sache haarſcharf und ſchimpfte dabei wie ein Rohrſpatz; da hieß es z. B.: Soll doch ein Donnerwetter den Kerl, den Merkur erſchlagen! Kann Er nicht die Naſe in der Höhe halten? — Pluto! halt' Er das Ding nicht wie eine Miſtgabel! Er ſteht ja nicht auf Seines Vaters Dunggrube. — Und Er, Juno! ſtreck' Er ſeinen Bauch nicht ſo vor! ich glaube,

man hat die miserabelsten Kerle herausgesucht, um den Olymp vorzustellen; lauter so lange, schlappe Labander! Jetzt aufgepaßt! Da kommt das königliche Dampfboot wieder."

„Und mußten die armen Teufel den ganzen Abend da stehen?" fragte Lieutenant L., der endlich seine Brandröhren fahren ließ.

„O nein!" antwortete Dose, „sie durften sich häufig rühren; nur wenn das Dampfboot dicht vorbei fuhr, mußten sie still stehen. Auch war eine halbe Stunde Pause, da konnten sämmtliche Götter austreten und bekamen einen Schoppen Wein und ein Butterbrod mit Käse."

„Ja, ja, ich erinnere mich jetzt deutlich," sagte Lieutenant Robert; „auf der Rheininsel befand sich ein Pavillon, wo die höchsten Herrschaften später ein Souper einnahmen, und die Ueberreste dieses Soupers erhielt die auf der Insel beschäftigte Mannschaft."

„Leider Gottes!" seufzte Feodor Dose. „Denn darauf war es in der That unmöglich, die Mannschaft ohne Excesse in die Kaserne zurück zu bringen; die Götter des Olymps wurden auf der Insel selbst ausgezogen, aber in dem allgemeinen Wirrwarr hatte man nicht entdeckt, daß der betrunkene Jupiter fehlte. Ihn fanden später, als die Infanterie schon abmarschirt war, die Kanoniere an einem Orte, den ich nicht nennen mag. Dort saß dieser wahnsinnige Bursche und sang: „Hier sitz' ich auf Rasen mit Veilchen bekränzt." Und er konnte nichts Unpassenderes thun, denn von Veilchen war wahrhaftig keine Spur zu entdecken. Dann ermunterten ihn die Artilleristen so gut wie möglich und nahmen ihn in seinem Costume mit nach der Stadt. Der Kerl mußte vorausmarschiren und gewährte einen gräulichen Anblick; denn er sah aus wie ein Gespenst, das zufälliger Weise in den Koth gefallen ist." —

In diesem Augenblick rief der Posten draußen auf dem Glacis ein überlautes: „Halt! wer da?" Dann hörte man Schritte auf der Brücke, der Posten im Hofe rief ebenfalls an, und eine Gestalt,

die im Thore erſchien, gab ſich als gut Freund zu erkennen und fragte dann nach dem Lieutenant Robert.

Als dieſe Geſtalt näher kam, bemerkte man, daß es ein Bedienter ſei, der einen Brief in der Hand trug. Bei ſeinem Anblicke ſprang der junge Artillerie-Offizier raſch in die Höhe und eilte hinaus dem Boten entgegen.

Sechstes Kapitel.

Von dem Hauſe auf dem Petriplatz. Eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie immer neu. Die reitende Batterie marſchirt ab und ſingt ein bekanntes Lied.

Wir müſſen geſtehen, daß Lieutenant Robert den Brief, den er ſoeben erhielt, ſchon während des ganzen Abends ſehnlichſt erwartet hatte. Es war eigentlich kein Liebesbrief, ſondern ein Geſchäftsbrief, doch ſchlug er in's Fach der Liebe. Robert ging in dem Hauſe des Regierungsrathes aus und ein, als wie ſchon zur Familie gehörig; auch konnte Niemand, der ihn und Paulinen ſah, daran zweifeln, daß die beiden jungen Leute ſich innig liebten; dabei war es aber bis jetzt ſtehen geblieben. Der Regierungsrath, der den jungen Offizier gern hatte, traute ſeiner Tochter und drückte bereitwilligſt beide Augen zu; eine Erklärung hatten alle Drei bis jetzt vermieden. Dem Lieutenant Robert däuchte es unpaſſend, in ſeiner Eigenſchaft als einfacher Lieutenant ohne großes Vermögen um die Hand des reichen jungen Mädchens anzuhalten. Er hoffte; worauf? das wußte er oft ſelbſt nicht, vielleicht auf ganz unvorhergeſehene Ereigniſſe, die ihm raſch irgend eine andere Stellung anweiſen könnten. Da bewölkte ſich plötzlich der politiſche Horizont; man ſtand auf einmal, um uns eines gangbaren Ausdruckes zu bedienen, am Vorabende großer Ereigniſſe, und Lieutenant Robert, der das bekannte Lied: „Heute

roth, morgen todt," im Munde eines tapferen Offiziers — und das war er — für nicht bedeutungslos hielt, meinte, es sei ihm an diesem Vorabende wohl erlaubt, seine Liebe zu erklären und um eine glückliche Lösung derselben zu bitten, wenn ein freundliches Schicksal sich ihm vielleicht geneigt zeigen würde. Von der Liebe Paulinen's überzeugt, hatte er dem Regierungsrath einen salbungsvollen, vier Seiten langen Brief geschrieben, den obigen Gegenstand betreffend, worin er um eine Entschließung bat, ob im glücklichen Falle etwas für ihn zu hoffen sei.

Der junge Offizier nahm also den Brief aus den Händen des Bedienten und hielt sein Glück oder Unglück einen Augenblick zwischen seinen Fingern, ehe er sich entschließen konnte, das Siegel zu öffnen. Dem geneigten Leser ist es gewiß in ähnlichen oder anderen Fällen auch schon so ergangen. Robert näherte sich endlich tief athmend einer der Laternen, welche den Hof erhellten, riß das Couvert ab und entfaltete den Brief. Es waren nur vier Zeilen, und in der ersten leuchteten ihm die Worte entgegen: „unnöthigen und ganz überflüssigen Geschichten." Gegen vier Seiten nur vier Zeilen könnten Jeden entmuthigen; entweder ist eine solche Antwort ganz gut oder ganz schlecht. Glücklicher Weise war für Robert das Erstere der Fall, denn er las entzückt. „Warum, lieber Freund, diese unnöthigen und ganz überflüssigen Geschichten, warum einen Brief von vier Seiten, wenn man sich mündlich aussprechen kann? Ich habe keine Zeit, eine ähnliche Correspondenz zu führen, und schreibe Ihnen deßhalb nur: kommen Sie — noch heute Abend, selbst wenn es spät ist. Ihr väterlicher Freund."

Robert schob diesen köstlichen Brief mit zitternden Fingern in seine Tasche, vertraute seinem Kameraden, dem Lieutenant L., an, er habe noch ein wichtiges Geschäft in der Stadt abzumachen; dann ließ er sein Pferd satteln, schwang sich hinauf und galoppirte über das Glacis hinweg nach dem H . . . Thore, das übrigens schon geschlossen war. Die paar Minuten, die der Unteroffizier brauchte,

um das Gitter zu öffnen, däuchten dem Reiter eine Ewigkeit. Endlich drehte es ſich auf knarrenden Angeln aus einander, der Offizier gab ſeinen Namen an und trabte in die Stadt.

Es mochte zehn Uhr ſein, die Straßen lagen ſchon ziemlich ſtille. Die ereignißvolle Zeit, der Abmarſch der Truppen morgen ließen nicht wie ſonſt ein vergnügtes Leben gedeihen; nur die Wirthshäuſer waren noch geöffnet, und in einem derſelben, wo er bekannt war, ſtellte der Artillerie-Offizier ſein Pferd ein, dann begab er ſich nach dem Petriplatze.

Sein Herz ſchlug ihm faſt hörbar, als er jetzt denſelben erreicht hatte und vor ſich das Haus ſah, das die Erfüllung ſeiner ſüßen Wünſche verbarg. Ach, wie lebhaft dachte er jenes Abends, wo er, ein einfacher Bombardier, an den erhellten Fenſtern hinaufgeſchmachtet und dann hinausgegangen war, um den dicken Bombardier Tipfel als Liebesboten zu gebrauchen! Vorbei war ſie, jene dunkle und doch luſtige Zeit, und er trat raſch an das Haus und zog die Klingel. —

Pauline befand ſich mit ihrer Tante in dem uns wohlbekannten Zimmer; nur hatte die Dame diesmal den Platz vor dem Kamine eingenommen, und die kleine blonde Nichte ſaß in der Ecke des Sopha's, doch nie auf lange Zeit; jeden Augenblick ſprang ſie in die Höhe, bald um an das Fenſter zu eilen, bald um einen Gang durch das Zimmer zu machen. Ihr Geſicht war ein wenig blaß, und ſie athmete ſchwerer als gewöhnlich.

„Es iſt weit hinaus bis zu dem garſtigen Fort," ſagte das Mädchen nach einer Pauſe, „und der Chriſtian wird alt und kann nicht mehr ſo geſchwind hereinlaufen."

„Alles geht ſeinen gewieſenen Weg," verſetzte die Tante mit melancholiſchem Tone. „Was für uns beſtimmt iſt, das trifft uns auch, früh oder ſpät."

„Ach, Tante," antwortete Pauline, „Sie ſprechen heute Abend

ſo theilnahmlos! Ich weiß nicht, Sie wollen mich ängſtigen.“ — Dabei drückte ſie ihre linke Hand feſt auf das Herz.

„Ich dich ängſtigen?“ erwiderte die Dame ſcheinbar erſtaunt. „Nein, was dich und mich ängſtigt, ſind die Zeitverhältniſſe. Uebrigens,“ ſetzte ſie mit ſcharfem Tone hinzu, „wenn man es nun einmal nicht anders thut und ſich am Vorabende eines Krieges verlobt, da muß man ſich wahrhaftig nicht wundern, daß einen trübe Gedanken anwehen. Krieg und Tod, das liegt nah bei einander.“

„Das iſt wahr,“ entgegnete Pauline mit tonloſer Stimme. „Aber Sie ſollten mir das nicht ſo bitter ſagen; ich hoffe, und ich bin froh, daß ich hoffen kann.“

„Ich hoffe auch,“ ſagte finſter die Tante. „Aber unſere Hoffnungen treffen nicht zuſammen.“

„Wie ſchon oft, liebe Tante.“

„Ja, wie ſchon oft,“ entgegnete die ſo oft getäuſchte alte Jungfer mit heftiger Stimme, „und ich hoffe, daß der liebe Gott wieder einmal auf feurigen Wolken daherfährt in Geſtalt des Krieges, um ein wenig Rache zu üben an dem falſchen, meineidigen, miſerablen Männergeſchlecht.“

Trotz dieſer heftigen Rede der ältlichen Dame überflog doch ein leichtes Lächeln die Züge Paulinens. „Tante! Tante!“ ſprach ſie, „iſt es auch recht, daß Sie, um einen Einzigen zu beſtrafen, Wehe über das ganze Geſchlecht herabrufen? Oh! Sie ſollten das nicht thun!“

„Einen einzigen?“ fragte die Tante und erhob ſich ernſt und ſtreng. „Ich denke wahrhaftig an keinen Einzelnen und denke nur an das Allgemeine, an all das Unglück, das durch ſie in die Welt gekommen. Und Strafe muß ſein; aber wen ſie trifft — mir iſt es gleich viel.“

„Pfui, Tante!“ erwiderte das junge Mädchen. „Aber der liebe Gott wird Sie nicht hören, er iſt mild und gut und barm-

herzig, und wird nicht einmal die Schuldigen beſtrafen. Ueberhaupt," ſetzte ſie mit ganz leiſer Stimme hinzu, „gehen — die Auditeure nicht mit in die Schlacht."

Mochte nun die Tante dieſe Worte verſtanden haben oder nicht, genug, ſie ließ ſich wieder in ihren Fauteuil nieder und nahm ein Buch von dem Kaminſimſe herab, ſchwarz eingebunden mit Goldſchnitt, worin ſie einen Augenblick las, um im anderen Augenblicke ſchwärmeriſch an die Decke emporzublicken, nach einer Richtung hin, wo über dem zweiten Stock, dem Dachboden und dem Dache der glänzende Nachthimmel, aber für ſie unſichtbar ſtrahlte.

In dieſem Moment ertönte die Hausglocke.

Pauline blieb plötzlich ſtehen, lauſchte einen Augenblick, und als ſie drunten eine Stimme vernahm, ſagte ſie kaum hörbar: „Tante, er iſt's!"

„Meinetwegen!" entgegnete die alte Dame.

„Aber, Tante," fuhr Pauline dringend fort, „Papa iſt nicht da."

„Wie immer, wenn was Wichtiges vorgeht," verſetzte die Dame in ihrem Fauteuil.

„Und ich kann es ihm doch nicht ſelbſt ſagen, um was es ſich handelt. O, liebe Tante, ſeien Sie ſo gut, vertreten Sie ein wenig Mutterſtelle bei mir."

„Gott ſoll mich bewahren!" verſetzte hartnäckig die alte Jungfer. „Ich habe früher in gewiſſen Beziehungen nicht bei dir Mutterſtelle vertreten dürfen, ſonſt wäre Manches anders gekommen. Und jetzt habe ich keine Luſt, es zu thun, du haſt ohne mich eingebrockt, jetzt ſpeiſe auch allein."

Damit öffnete ſich die Thüre, und der junge Mann, von dem man ſoeben geſprochen, trat herein; doch blieb er überraſcht auf der Schwelle ſtehen, als er bemerkte, daß die Tante im Fauteuil ihm den Rücken bot und daß Pauline vor ihm ſtand, die Hände auf die Bruſt gedrückt, bleich und zitternd.

„Guten Abend, meine Damen!“ ſagte Robert und ſetzte kopfſchüttelnd hinzu: „Um Gottes willen! was iſt denn hier vorgefallen?“

„Gar nichts,“ verſetzte trocken die Tante.

„Gar nichts? Und Ihre Beſtürzung, Pauline?“

„Gar — nichts — Schlimmes — —“ erwiderte das Mädchen. „Gar — nichts — Schlimmes.“ Und dabei ſeufzte ſie tief auf, und es war, als müſſe ſie jedes Wort ſich wie einen Stein vom Herzen wälzen.

„Der Papa hat mir geſchrieben, und ich bin hier.“

„Der Papa — hat ihm — geſchrieben, Tante — und er iſt hier,“ ſagte das arme Mädchen und wandte ſich bittend gegen den Fauteuil.

„Ja, er hat geſchrieben und iſt *nicht* hier,“ antwortete kalt wie vorhin die ältere Dame.

„Sollte ſich vielleicht ſeine Anſicht gegen mich geändert haben?“ fragte erſchrocken der Offizier.

„Nein! nein!“ rief jetzt heftig und wie aufwachend Pauline, indem ſie ihm entgegeneilte und ihre beiden kleinen lieben Hände darreichte. „Nein! nein!“ fuhr ſie fort, und ihr Auge glänzte, „er hat ſeine Anſicht nicht geändert — aber es wurde mir ſchwer, Ihnen dieſes zu ſagen. — Ich bat die Tante, — aber — nun, warum ſoll ich es Ihnen nicht ſelbſt ſagen können! — Die Freude, die mein Herz erfüllt. Robert! — Ja, ich weiß, daß Sie mich lieben, Papa weiß es auch, Papa hat Amen dazu geſagt — und nun bin ich Ihre Braut.“

Dieſe Worte hatte das Mädchen anfänglich langſam, dann mit ſteigender Schnelligkeit und Heftigkeit geſprochen. Aber je ſchneller ſie ſprach, deſto unſicherer wurde ihre Stimme, deſto heftiger erzitterte ihr Körper, und als ſie ſagte: „nun bin ich Ihre Braut,“ ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, und ſie fing an zu weinen

und wäre vielleicht niedergestürzt, wenn der junge Mann sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

Da er sie nun einmal in seinen Armen hielt, so drückte er sie recht fest an sich und beugte sich hernieder, um die Thränen von ihren Augen zu küssen.

Die Tante blickte bei dieser Scene nur ein einziges Mal halbverstohlen nach dem Paare um, und als sie die vielversprechende Haltung desselben bemerkte, machte sie abermals eine kleine Wendung mit ihrem Fauteuil und las halblaut aus ihrem Buche:

Der Sinne Lust und Schmerz
Rührt leider unser Herz,
Reißt uns mit starkem Triebe
Zu schnöder Sündenliebe;
Und wer vermag zu zählen,
Wie oft wir vor dir fehlen!

Der Regierungsrath war ein sehr guter Vater, aber er liebte es auch, die Leute in Verlegenheit zu bringen. Deßhalb trat er erst in diesem Augenblicke händereichend und lächelnd in's Zimmer und sagte ziemlich laut: „Ei, guten Abend!"

Doch das junge Mädchen, die würdige Tochter ihres Vaters, hatte ihr Gleichgewicht vollkommen wieder gefunden, sie nahm den Offizier bei der Hand, schritt gratiös in die Mitte des Zimmers, und als sie sich so aufgestellt, daß sie sowohl von dem Regierungsrath, wie auch von der Tante gesehen werden konnte, machte sie einen sehr tiefen Knix und sprach lustig lachend:

„Herr Lieutenant Robert
und
Fräulein Pauline B.
empfehlen sich einem verehrlichen Publikum
als Verlobte."

Das Haus an dem Petriplatze war an dem heutigen Tage

eines der wenigen in der Stadt, wo es luſtig und vergnügt herging. Die Familie ſoupirte unter ſich, und es gelang endlich auch den Neckereien des Bruders, die Schweſter der Heiterkeit wieder zuzuwenden. Wie es von jeher der Brauch war, durften auch der Bediente und die Magd zur Gratulation heraufkommen. Letztere war noch dieſelbe, die damals in der Küche geſungen:

Ei, ſo komm doch ꝛc. —

die den Bombardier Tipfel verläuguet und großes Unglück hätte herbeiführen können, und auch wirklich herbeigeführt hatte.

Pauline war ausgelaſſen wie eine junge glückliche Frau. Als das Deſſert aufgetragen war, holte ſie aus dem Nebenzimmer eine kleine Briefſtaſche hervor, nahm daraus ein vergildtes Papier und entfaltete es, indem ſie ihr kleines Näschen auf die poſſirlichſte Art von der Welt rümpfte. Dann las ſie unter allgemeinem Lachen:

„Da ich Ihre Rechnung vom 1. v. Mts. unglücklicher Weiſe verlegt habe, ſo muß ich 'um eine neue bitten, ehe ich die kleine Summe bezahlen kann. Zugleich bitte ich, dem Ueberbringer zwei Flaſchen Rüdesheimer und drei Pfund weſtphäliſchen Schinken mitzugeben. Er wird Ihnen den Betrag dafür einhändigen.

Bombardier R."

„Notabene. Da es mir ſchon einige Male paſſirte, daß die Kanoniere von dem Geld, was man ihnen mitgab, verloren, ſo bitte ich, mir morgen früh die Rechnung zu ſchicken, wo ich alsdann nicht ermangeln werde."

— — — — — — — — — — — — — —

Als Lieutenant Robert zu ſpäter Nacht- oder vielmehr zu früher Morgenſtunde den Familienkreis verließ, zeigte ſich ſchon ein heller Streifen im Oſten. Es bedurfte einiger Mühe, um den Hausknecht des Gaſthofes zu wecken, wo er ſein Pferd eingeſtellt. An der Thorwache war es außergewöhnlich ſtill; der Poſten ging ſchläfrig auf und ab, in der Offizier-Wachtſtube zuckte ein erſter-

bendes Licht, und aus der Thüre des Zimmers für die Mannſchaft hörte man taktmäßiges und tiefes Geſchnarche. Selbſt der alte Unteroffizier, der das Gitter öffnete, hatte ein verſchlafenes Geſicht, und als er aufſchloß, ſagte er: „Ich habe auch ein bischen Nachtruhe geſucht, um meinen Kummer zu verſchlafen; es iſt ein wahres Unglück, unſer Bataillon bleibt hier. Nun — wie die Herren wollen! Aber die Füſiliere vom . . . ſten Regiment hätten ſich auch nicht ſchlecht geſchlagen. — Guten Morgen, Herr Lieutenant!“

Der Artillerie-Offizier ſprengte nach dem Fort zurück, ſtieg im Hofe vom Pferde und ließ dieſes von einem der Wachtmannſchaften in den Stall bringen. Hier fing es ſchon an lebendig zu werden und auch in den Kaſematten und auf den Gängen hörte man Säbel klirren und luſtige Lieder ſingen.

Feodor Doſe, der ebenfalls die Nacht wenig geſchlafen, kam mit ſeinem Schlüſſelbund am Säbel von den Munitionswagen herein; er hatte dort noch einmal Alles unterſucht. Er grüßte ſeinen Offizier und ſagte: „Es iſt doch heute ein anderes Gefühl, Herr Lieutenant, als wenn man blos zu einem Manöver marſchirt. Sie werden hören, die Wagen und Protzen merken es auch ſchon, daß ſie was Anderes im Leibe haben, als lumpige Manöver-Cartouchen. Das wird artig auf dem Pflaſter dröhnen und raſſeln, darin iſt doch wirkliche Poeſie.“

„Ja, ja,“ entgegnete der Offizier lachend. „Aber um von Poeſien zu ſprechen, führen Sie Ihre Gedichte wieder bei ſich im linken Piſtolenholſter, wie gewöhnlich?“

„Allerdings, Herr Lieutenant,“ verſetzte würdevoll der Feuerwerker; „ich habe ja Platz in dem linken Piſtolenholſter, denn ich bin ein mäßiger Mann, der keine Schnapsflaſche bei ſich führt.“

In dieſem Augenblicke hörte man in der Stadt an allen Ecken die Reveille blaſen und ſchlagen. Der Trompeter im Fort fiel luſtig mit ein, die Poſten auf den Glacis wurden abgelöst, und bald darauf ritten die Fahrer, die in den benachbarten Dörfern

mit ihren Pferden lagen, in das Fort ein, um Kanonen und Wagen zu bespannen. Ein wenig später erschien auch der Hauptmann Stengel in einem dicken, warmen Waffenrock, lustig und guter Dinge.

Lieutenant Robert änderte ebenfalls in der Geschwindigkeit seine Toilette, zog dicke Stiefel und schwere Reithosen an, bestieg ein anderes Pferd, als das, welches ihn heute Nacht getragen, und ritt zur Batterie hinaus, die vom Hauptmann Stengel draußen in zwei Linien aufgestellt wurde.

Es war eine prächtige Batterie, diese reitende, die Geschütze im vortrefflichsten Zustande, die Pferde gesund und kräftig, und die Mannschaft bereit, dem Teufel auf den Leib zu gehen.

Der Hauptmann jagte auf seinem langschweifigen Rappen vor die Front, hob sich in den Bügeln empor und hielt seinen Leuten eine kräftige Rede — werr weiß, wie sehr! und werr weiß, wie bald! Er versicherte ihnen, er wolle sie bestens führen, und sie hätten nichts zu thun, als bestens und schnellstens zu gehorchen. Ruhig im Zielen, schnell in Bewegungen, sagte er am Schlusse, und so nahe heran, wie möglich.' — Jeder von euch hat gewiß den besten Willen — an Flickmaterial fehlt's nicht, und wir wollen der siebenten Artillerie-Brigade und unserem König alle Ehre machen."

Darauf wurde vom rechten Flügel abgebrochen, die Offiziere ließen Geschütz und Wagen an sich vorbei ziehen, und der Hauptmann von Stengel rief ihnen zu: „Natürlicher Weise darf nicht geraucht werden, aber wenn ihr Lust habt, zu singen, so soll mich's recht freuen."

Der Morgen war schön, die Luft frisch und klar, von Staub nicht viel zu spüren, und deßhalb konnte man den Kehlen schon etwas zumuthen. Kaum hatte man die letzten Häuser im Rücken, vor sich die lange Chaussee, die nach dem Oberrhein hinauf führt, als die Reiter und Fahrer nach einer kurzen Verständigung das Lied anstimmten, mit dem sie gewöhnlich zum Manöver ausrückten.

Doch es war, als wollten ſie die Reden ihres Hauptmanns beantworten, denn ſie ſingen mit dem zweiten Verſe an und ſangen:

Was einſt wir beſchworen
Mit Herz und Mund und Hand,
Zu ſterben für König,
Für Gott und Vaterland —
Gehalten ſei's,
Wie auch der Feind uns tropt,
Wir halten ja den Schwur —
Luſtig abgeprobt!

Siebentes Kapitel.

Worin der geneigte Leſer ohne Gefahr einem ziemlich hitzigen Gefechte beiwohnt, Feuerwerker Doſe wirft Granaten, und der Dragoner-Offizier findet, daß dieſelben ſchauerlich eingeſchlagen.

Das Leben Feodor Doſe's hatte an dem Tage, als er in den Krieg zog, drei große Ereigniſſe aufzuweiſen, nach welchen er die verlebten Jahre einzutheilen pflegte; das war erſtens ſeine Geburt, inſofern wichtig, als ſie ihn in dieſes Jammerthal warf, zweitens der Tag, an welchem er unter das Militär trat, drittens endlich jene verhängnißvolle Stunde, wo ihm nebſt ſeinem Abſchiede auch die Ausſicht auf eine Civilſtelle zu Theil wurde. Kleinerer Unterabtheilungen, als: die erſte Hoſe, das erſte Taſchengeld, die erſte ſtille Neigung, der erſte Arreſt oder die erſten goldenen Treſſen, wollen wir gar nicht erwähnen. Es folgte dann in chronologiſcher Ordnung aufeinander, wie es in der Welt und beim Militär der Brauch iſt.

Jetzt aber ſtand der würdige Feuerwerker an dem vierten Haupt-

abſchnitte — die Geburt ausgenommen, wohl dem wichtigſten für ihn — dem Gefecht. Und als Doſe zum erſtenmale in's Feuer kam, da hatte er, wie bei ſo manchen andern Gelegenheiten, wirkliches Glück. Nicht als ob er mit ſeinem Geſchütze Wunder der Tapferkeit hätte thun können oder einer großen Schlacht beigewohnt hätte — nein, Doſe's erſter Kampf war ein kleines harmloſes Gefecht zwiſchen weniger Infanterie und Kavallerie und ein paar Hundert Mann Freiſchaaren mit einigen Geſchützen. Das war bei † an einem ſchönen Sommertage, in einer reizenden Gegend mit Berg und Thal, Gebüſch, Wieſen und fließenden Bächen. Doſe's Herz war voll Freude; in der Aufſtellung, die man ihn mit einer Haubitze nehmen ließ, lag für ihn ſo außerordentlich viel Poeſie. Sie befanden ſich an der Biegung einer Schlucht, die in ein größeres Thal mündete, in welchem auf einer kleinen Anhöhe maleriſch ſchön ein Dorf lag, über das eine alte finſtere Schloßruine gebietend herabblickte. Zwiſchen Dorf und Ruine, etwas ſeitwärts, befand ſich ein ſchönes Herrenhaus von weißem Stein, hellleuchtend zwiſchen den tiefgrünen Bäumen hervorſehend. Auf dem ziemlich flachen Dache dieſes Hauſes flatterte eine rothe Fahne. Dem guten Feuerwerker erſchien das anfänglich ſo gar nicht kriegeriſch, ſo vollkommen manöverhaft. Die friſchen grünen Wieſen vor den Geſchützen, auf welchen der Sonnenſtrahl ſpielte, wo bunte Schmetterlinge einander jagten, wo das Waſſer ſo klar und glänzend durchrieſelte, dann die Berge zu beiden Seiten, die, mit Baum und Strauch bewachſen, in den mannigfaltigſten Farben prangten, der Geſang eines Vogels dazwiſchen, das Alles war wie der tiefſte Friede.

Es war noch früh am Tage und der Befehl zum Angriff noch nicht gegeben. Wenn Doſe an die Biegung der Schlucht trat und rückwärts ſchaute, dann ſah er ſeine Bedeckungs-Mannſchaft, etwas Dragoner und einen Zug Infanterie, die mit der größten Gemüthlichkeit zuſammenſtanden und plauderten. Wir brauchen nicht zu ſagen, daß Doſe eigenhändig Protze und Laffettenkaſten geöffnet,

Kugeln und Munition ſelbſt gelockert und Alles auf's ſorgfältigſte nachgeſehen. Den Platz für ſein Geſchütz hatte er ſich auf's genaueſte ausgeſucht; er ſtand, wie geſagt, gerade an der Biegung der Schlucht; die Bergwand, welche dieſe bildete, ſtreckte ſich wie ein niedriger Damm noch ein paar Schritte weit vor ihm hin und bedeckte ſo die Haubitze. Seinen Kanonieren hatte er die beſten Anordnungen gegeben über das Verhalten im Gefechte und hatte ihnen namentlich unerſchütterliche Ruhe und Kaltblütigkeit anempfohlen, was ſehr leicht iſt, d. h. das Anempfehlen, wogegen aber die Ausführung immer etwas zu wünſchen übrig läßt.

Die Soldaten ſaßen an der Bergwand und verzehrten das Frühſtück, das ſie ſich mitgebracht, und ſelbſt die Pferde thaten ganz beruhigt, ſenkten ihre Köpfe und ſuchten von dem ſaftigen Graſe zu ihren Füßen etwas zwiſchen Stange und Zunge durchzubringen. Doſe ſaß auf einem alten Baumeſt; ſein Herz von erhabenen Gefühlen angeſchwellt, hielt er Schloß, Dorf, ſowie das Haus mit der rothen Fahne im Auge.

Auf dem rechten Flügel der Gefechtsaufſtellung fiel jetzt plötzlich der erſte Kanonenſchuß, und das Echo rollte dieſen Klang donnerähnlich durch die Berge und Schluchten fort. Ihm folgte ein zweiter, dritter, dann mehrere nacheinander; drüben wurde ebenfalls geantwortet, das klang dumpfer und hohler, dazwiſchen hörte man einige Zeit ſpäter das eigenthümliche Knallen der Büchſen und zuweilen einen luſtigen Ton aus irgend einem Jägerhorn, dann das Knattern der Gewehrſalven, einzelne Trommelwirbel, und ſomit hatte die Sache ihren Anfang genommen.

Augenblicklich war bei der Mannſchaft in dem kleinen Wieſenthale alle ſorgloſe und nachläſſige Haltung verſchwunden, das Eßbare aller Art wurde bei dem erſten Kanonenſchuſſe ſchleunigſt zur Seite geſteckt und wo noch ein paar Backen im heftigſten Kauen begriffen waren, da beeilte man ſich und würgte hinunter, daß es eine Freude war; die Pickelhaube wurde auf dem Kopfe feſtgedrückt, die Glieder

formirten ſich ohne Befehl, und Alles wartete geſpannt und war auf den Kampf begierig. Die Kanoniere waren wahrhaftig nicht die Letzten, die ſich an ihr Geſchütz begaben, ſie ſtanden da wie auf dem Paradeplatze, Wiſcher und Handſpeiche in den Händen, und concentrirten ihr ſämmtliches Gefühl auf die Gehörwerkzeuge, um nicht das leiſeſte Wort ihres Geſchützführers zu überhören. Doſe's Bruſt war zum Zerſpringen voll von Erwartung und Kampfluſt; er überſah mit einem raſchen Blicke noch einmal die Stellung ſeiner Protze und der Pferde, und als er Alles gut gedeckt aufgeſtellt ſah, lockerte er zum Ueberfluß ſeinen Säbel in der Scheide, blies die Backen auf und meldete ſich bei ſich ſelbſt als vollkommen fertig.

„Hören Sie, Feuerwerker," ſagte Lieutenant L., der den Haubitzenzug commandirte, „ich brauche Ihnen keine Ruhe und Beſonnenheit anzuempfehlen; aber wenn es Ihnen möglich iſt, ſo vergeſſen Sie mir nicht, wenigſtens von einigen Würfen ruhig die Sekundenzahl abzuzählen, von dem Moment des Losfeuerns, bis die Granate einſchlägt. Sie wiſſen: eins — zwei — drei — vier — Pulsſchlag!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant," entgegnete der Feuerwerker, ohne recht bei der Sache zu ſein; denn er horchte ängſtlich auf den Kanonendonner, der ſich leider zu entfernen ſchien. Er bemerkte das auch gegen ſeinen Offizier, der aber kopfſchüttelnd meinte:

„Seien Sie ganz ruhig, wir bekommen hier genug zu thun. Das ſind heimtückiſche Burſche, die wir vor uns haben! Wette ich doch Hundert gegen Eins, das Dorf und Schloß da vor uns ſteckt voll Mannſchaft und Geſchützen. Bemerken Sie dort die rothe Fahne auf dem weißen Hauſe?"

„Ich habe ſchon lange darauf Achtung gegeben," antwortete der Feuerwerker.

„Bemerken Sie ſonſt nichts da droben? Sie haben doch ſcharfe Augen."

„Es liegt dieß alles im Schatten. Doch warten Sie einen Augenblick, Herr Lieutenant; Sie bemerken doch die Gartenmauer, die um das Haus herumläuft?"

„Allerdings."

„Hinter dieſer Gartenmauer," fuhr Doſe fort, indem er mit der Hand ſeine Augen beſchattete, „meine ich immer etwas Glänzendes zu entdecken."

„Ganz recht."

„Eins — zwei — drei — vier glänzende Punkte."

„Geſchütze, Feuerwerker — Geſchütze. Da wette ich eine ſchön gefüllte Granate gegen eine Flintenkugel — vier Geſchütze, wahrſcheinlich Zwölfpfünder."

„In der That, es iſt möglich."

„Da ſitzen ſie, hinter ihren Mauern lauernd; wir haben da vor uns das Centrum ihrer ganzen Aufſtellung und ſtehen vorderhand verflucht ſchwach dagegen."

Mittlerweile war auch der commandirende Dragoner-Offizier, unſer Freund, längs der Bergwand näher geritten, um ſich ebenfalls vorn ein wenig umzuſchauen.

„Nun, Feuerwerker," ſagte er zu Doſe, „bekommen wir bald was von Ihnen zu hören?"

„Ich warte nur auf Befehl," antwortete Doſe lächelnd. — „Doch hören Sie —" fuhr er heiter fort, und ſein Geſicht überfuhr ein freudiges Lächeln, — „der Spektakel vom rechten Flügel kommt wieder näher."

„Recht nahe," ſagte der Dragoner-Offizier. „Gebe Gott, daß auch wir eine kleine Arbeit bekommen."

„Ich wüßte was für euch," entgegnete lachend Lieutenant L., „paßt auf!"

„Nun denn, ſprechen Sie!"

„Feuerwerker, wie weit ſchätzen Sie das Haus mit der rothen Fahne?"

„Nach meiner Berechnung ſind es zweitauſend Schritt, eher etwas mehr als weniger.“

„So wollen wir vorderhand die beiden Haubitzen dahin richten laſſen.“

„Achtung!“ commandirte Doſe. — „Mit Granaten geladen! — zweitauſend Schritt auf das weiße Haus!“

„Sieben Achtel Pfund Ladung!“ rief Numero vier, „und zwanzig Grad Erhöhung!“ Behutſam legte Numero zwei ſeine Pulverſäcke in das Geſchütz, der Bombardier ſetzte die Granate ſorgfältig ein, den Quadranten einen Augenblick auf — — eine halbe Minute lang waren ſämmtliche Kanoniere um das Geſchütz in Bewegung, dann ſprang Jeder wieder an ſeinen Platz, und Alles war fertig.

„Nun, und meine Arbeit?“ fragte lachend der Dragoner-Offizier ſeinen Kameraden, der dem Gewühl um das Geſchütz behaglich zuſchaute.

„Das iſt einfach,“ entgegnete der Artillerie-Offizier. „Die Himmelſakermenter da oben werden ſich hinter ihrer Mauer ziemlich lange halten. Sie ſcheuen nur die blanke Waffe; wenn wir alſo mit Gottes Hülfe ihnen ein paar hübſche Granaten in ihren Garten geworfen haben, ſo wird die Infanterie zum Sturm vorrücken, und dann geht ihr mit oder vielmehr voraus. Mich ſoll der Teufel holen, wenn da ein Dragonerſäbel nicht ein ebenſo gutes Stück Arbeit macht, wie ein ehrliches Bayonnet.“

„Der Teufel ja!“ entgegnete der Dragoner-Offizier, und ſein Geſicht glänzte vor Vergnügen, „ſo werde ich's machen. Freilich ſind wir zu eurer Deckung da, aber wenn die ganze Geſchichte vorwärts geht, da wollen wir auch nicht dahinten bleiben. Doch ihr müßt uns entbehren können.“

„Lieber Freund,“ verſetzte der Artillerie-Offizier mit großem Selbſtgefühl, „das ſind zwei reitende Geſchütze, die kommen überall durch, werden auch, wenn es vorwärts geht, nicht weit hinter euch

bleiben. — Hab' mir auch ſchon links von dem Hauſe eine kleine Aufſtellung angeſehen, von da werde ich ſie mit Kartätſchen bedienen."

„Gehen wir ein paar Schritte näher," meinte der Dragoner, indem er ſein Pferd antrieb; „ich muß doch ſehen, wo man am beſten da hinauf kommt." — Und damit ritt er einige Schritte vorwärts.

„Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Lieutenant," warnte der Feuerwerker, „das Grobzeug da oben ſchießt mit ſeinem geſtohlenen Pulver herunter, ſobald es eine ehrliche Uniform ſieht."

Und Doſe hatte Recht. Kaum hatte ſich der Dragoner-Offizier ein paar Pferdelängen vorgewagt, ſo blitzte es an dem weißen Hauſe auf, eine Rauchmaſſe qualmte empor, und zu gleicher Zeit ſauste eine zwölfpfündige Kugel herüber, riß über dem Kopfe des Offiziers einen ſtarken Aſt weg, ſchlug einige Schritte weiter auf den Boden nieder und ricochettirte darauf in zierlichen, immer kleineren Sätzen durch das Wieſenthal dahin.

Der Offizier warf ſein Pferd herum und zog ſich hinter die Bergwand zurück.

„Die Kugel war Ihnen ſchon nahe," ſagte Lieutenant L.

„Ein Zwölfpfünder," meinte Doſe. „Sie hatten vorhin vollkommen Recht, Herr Lieutenant."

„Augenſcheinlich haben ſie droben keine Haubitzen," entgegnete dieſer, „ſonſt könnten ſie uns warm machen. Aber jetzt, da ſie uns angegriffen, will ich mich den Henker genieren, und nun wollen wir ihnen einige artige Granaten zuſenden. — Richtung und Erhöhung genau?"

„Alles in Ordnung, Herr Lieutenant!"

„Nun, dann geben Sie Feuer!"

„Erſtes Geſchütz — Feuerrr!"

Mit dem ihr eigenthümlichen klingenden Schlag ſandte die Haubitze ihre Granate in die Höhe, und athemlos blickte Alles zu

der Kugel empor, die jetzt plötzlich in der Luft ſichtbar wurde und ſich nun zierlich und funkenſprühend herabneigte.

„Famos!“ rief der Lieutenant von der Artillerie und machte einen Luftſprung. — Die Kugel war hinter der Gartenmauer verſchwunden, und man hörte ſie dort explodiren.

„Zweites Geſchütz — Feuerrr!“

Dieſe Granate nahm dieſelbe Richtung und konnte möglicher Weiſe eine noch ſchlimmere Wirkung üben, denn ſie zerplatzte, ehe ſie über den Rand der Gartenmauer hinabſank.

Einen Augenblick blieb man droben die Antwort ſchuldig; dann aber krachten zwei der Geſchütze und ſandten ihre zwölfpfündigen Kugeln mit ziemlicher Genauigkeit herüber.

„Bemerken Sie wohl,“ rief Feuerwerker Doſe, indem er der Richtung ſeines Geſchützes nachſah, „nur die beiden Geſchütze vom rechten und linken Flügel droben haben geantwortet. In der Mitte müſſen unſere Granaten außerordentlich gewirkt haben.“

„Richtig! richtig! — Aber halten Sie nur um Alles in der Welt immer feſt auf die Mitte! Solche Würfe wie die vorherigen zwei ſind nicht zu bezahlen. — Feuerrr!“

Abermals entluden ſich die Haubitzen, und wenn auch eine der Granaten nicht mit demſelben Glücke hineinflog, denn ſie fiel vor der Gartenmauer nieder, ſo ſchlug doch die andere in das Dach des Hauſes; man ſah die Ziegel umherfliegen.

„Bravo! bravo, ihr Leute!“ rief der Artillerie-Offizier, „haltet euch wacker! Jetzt antworten auch die mittleren Geſchütze. — — — Donnerwetter! das war gut gezielt!“

Eine zwölfpfündige Kugel riß den Aufſatzkolben von der Miſcherſtange ab. Numero eins, die ſich übrigens ſehr brav hielt, erbleichte ein klein wenig.

Doſe war aber auch in dieſem Moment ein großer Mann — ganz Feldherr. — Er ſchnallte nicht nur eigenhändig den Vorrathswiſcher los, ſondern er ging auch unerſchrocken drei, vier

Schritte vorwärts, ganz in's Freie, um, wie er ſagte, nachzuſehen, ob man an der Richtung nicht noch etwas ändern könne, in Wahrheit aber, um ſeinen Leuten zu zeigen, daß man ſich wegen ſo ein paar lumpigen Kugeln nicht zu fürchten brauche. Und das that ſeine gute Wirkung. Die Kanoniere ſchoſſen brav, ruhig und kaltblütig, und ſchon nach einer Viertelſtunde antworteten von den vier Geſchützen droben nur noch zwei.

Mittlerweile war das Gefecht auf dem rechten Flügel näher und näher gekommen; man ſah überall zwiſchen dem Laubholz und den Tannen Rauch emporſteigen, die Büchſenſchüſſe knallten ſtärker und ſtärker, und es dauerte keine Viertelſtunde mehr, da bemerkte man am Fuße des Berges, auf dem die Ruine ſtand, zwiſchen dieſem und dem Dorfe ein Gewimmel von Geſtalten, die immer feuernd, aber eilig ſich hinter die Häuſer zurückzogen. Das ſtille Wieſenthal wurde nun mit Einemmale lebendig: von der Anhöhe herab drangen luſtig und wohlgemuth ein paar Züge Jäger, ſetzten in vollem Lauf durch das Thal und erkletterten unter freudigem Hurrahrufen die jenſeitige Anhöhe, um, einigermaßen durch die Bäume gedeckt, ſtürmend gegen das weiße Haus vorzudringen. Aus der Tiefe des Thales kamen in raſchem Trabe ſechs reitende Geſchütze, geführt von dem Hauptmann v. Stengel, der ſich belobend über die ſchöne Aufſtellung der Haubitzen und über das bisher Geleiſtete ausſprach.

Welch' Leben war jetzt wie mit einem Zauberſchlage ſo plötzlich zwiſchen den engen Bergen entſtanden! Das knatterte und raſſelte und krachte durch einander! Dazwiſchen lärmten die Hörner von nah und fern und wirbelten die Trommeln auf allen Seiten.

Das Geſicht des Artillerie-Hauptmanns glänzte vor Kampfluſt und Freude. „Sie haben da ein braves Stück Arbeit gemacht!“ rief er dem Feuerwerker zu, indem er ſein Pferd parirte; „das da oben ſcheint mürbe zu ſein, werr weiß, wie ſehr! Noch ein paar tüchtige Würfe, und ſie laufen auf der ganzen Linie.“

„Ich würde den Herrn Hauptmann um Erlaubniß bitten," ſagte Lieutenant L. eifrig, „noch ein paar Hundert Schritte vorzugehen; hier links um die Bergwand iſt ein herrliches Plätzchen, wir ſind jetzt doch zu weit von ihnen ab."

„Richtig! richtig!" entgegnete der Hauptmann. „Laſſen Sie aufprotzen und vorwärts! Wir wollen ihnen frei auf der Ebene die Zähne weiſen, werr weiß, wie bald!"

Sogleich ſtellten die Haubitzen ihr Feuer ein, protzten auf und jagten gegen den Hügel, auf welchem das weiße Haus ſtand. Das Plätzchen, das ſich der Lieutenant L. ausgeſucht hatte, war allerdings vortrefflich gelegen, und kaum hatten die Haubitzen und Kanonen Stellung gefaßt, ſo wurde der Befehl gegeben, mit Kartätſchen zu laden, und in wenig Augenblicken ſauste es über die Gartenmauer hinweg, daß Jedem das Herz im Leibe lachte.

Der Feind, obgleich im erſten Momente beſtürzt über die Nähe der Batterie, fuhr indeſſen mit ſeinen Geſchützen nicht ſo ſchnell ab, wie man das dieſſeits wohl erwartet. Seine Stellung war auch außerordentlich feſt und haltbar; ſie hatten ſich in die Gartenmauer ordentliche Schießſcharten gemacht und wurden jetzt von dem Kartätſchenfeuer weniger beläſtigt, als vorhin von den Wurfgeſchoſſen, wogegen ſie mit ihrem ſchweren Caliber die faſt frei daſtehenden Geſchütze mit einem wahren Hagel von Eiſen überſchütteten. Dies war der ſchlimmſte Moment des ganzen Tages; die feindlichen Kugeln ſchlugen zwiſchen die Geſchütze und Pferde und verwundeten manchen braven Kanonier. Aber da man ſah, daß die Freunde ſiegreich von allen Seiten vordrangen, ſo achtete man ein paar leichte Schrammen und Löcher nicht beſonders.

Doſe hatte bei ſeinem Geſchütze ein erſchoſſenes Pferd, das er augenblicklich ausſpannen und beſeitigen ließ.

„Das iſt ja wie ein Gewitter mit eiſernen Schloſſen," rief ihm ein Bombardier zu, nachdem er, allerdings ein wenig heftig, von der Richtmaſchine zurückgewichen, denn eine Kartätſchkugel hatte ihm

die Aufſatzſtange faſt unter der Naſe entzwei geriſſen. — „An der iſt nichts mehr zu halten.“

„Deſto beſſer!“ verſetzte Doſe, „hervor mit dem Quadranten! Hol' der Teufel die Kartätſchen! Das iſt ohnedies ein unwürdiges Geſchoß für eine Haubitze; paßt mir auf, meine Jungen! Wir wollen einmal vom allgemeinen Befehl abweichen und ihnen in der Geſchwindigkeit noch ein paar Granaten zuſenden. Aber das muß bei euch pünktlich gehen und ſchnell wie ein ſiedendes Donnerwetter. — Geladen! — Sechshundert Schritt auf die Gartenmauer. — He da, Schabel! wiſch mir nur gehörig aus; ich will dir was ſagen, mein Sohn, dein Herumblinzeln verjagt keine Kugel. — So! feſt drin gehalten. — Prrrdautz! was Teufel iſt das? Schießen die Hallunken wieder zur Veränderung mit Vollkugeln!“

„Am linken Vorderrad der Protze hat es zwei Felgen mitgenommen, das Rad wackelt,“ meldete ein Kanonier.

„Es ſoll in's Teufels Namen wackeln, wenn es nur hält bis wir fertig ſind,“ entgegnete Doſe. „Iſt die Granate eingeſetzt? — Genau! — So! — Geſchütz — Feuerrr!“

Die Granate ſchlug herrlich ein. Sie mußte faſt auf eines der feindlichen Geſchütze gefallen ſein und war in der gehörigen Diſtanz geplatzt. Wenige Sekunden nachher, welche Doſe dazu anwandte, auf's Neue zu laden, bemerkte man ein Durcheinanderlaufen in dem Hofe, dann wurden die Geſchütze zurückgezogen und verſchwanden hinter dem Hauſe.

„Bravo! bravo, Feuerwerker!“ rief Hauptmann v. Stengel, der herbeigeeilt war, „ein famoſer Wurf, ein ſehr ſchöner Wurf; werr weiß, wie ſehr!“

„Dank, Herr Hauptmann,“ ſprach ruhig Doſe. „Habe noch einen zweiten auf der Pfanne.“ — Damit warf er einen Blick auf das weiße Haus, hinter welchem ſich der Feind eiligſt zurückzog. „Noch eine Achtelpfund-Ladung drauf!“ rief er dann heiter, „wenn es auch ein Bischen aufhält. Jetzt auf tauſend Schritt hinabgeſchraubt, und nun — Feuerrr!“

Bei diesem letzten Worte ließ Dose sein Geschütz im Stich und sprang einige Schritte weit den Hügel hinauf, um die Wirkung des Schusses besser zu sehen. Ah! dieser kam zur rechten Zeit, um die regellose Flucht des Feindes hinter dem weißen Hause, die Straße abwärts, noch toller zu machen. Trog den Feuerwerker nicht sein Auge, so war ein tüchtiges Stück der gesprungenen Kugeln zwischen zwei Pferde hineingeschlagen und hatte ein Geschütz in den Graben gelegt. Doch war im nächsten Augenblicke nicht viel mehr zu sehen; die Batterie mußte ihr Feuer einstellen, um nicht die eigenen Jäger zu treffen, die jetzt in wilden Sprüngen gegen das Gehöft stürmten, aus dessen Fenstern und hinter der Gartenmauer her der Feind noch ein tüchtiges Gewehrfeuer unterhielt.

Der Dragoner-Offizier, der lange hinter der Batterie gehalten, hatte sein Vorhaben nicht vergessen. Als er den Feind auf dem rechten Flügel so unaufhaltsam fliehen sah, und als auch keine Befürchtung für die Batterie mehr da war, ließ er sie unter dem Schutze des Zuges Infanterie, der nicht weit von ihr stand, drang mit seinen braven Reitern durch einen Waldweg über eine dicht bewachsene Höhe gegen das weiße Gebäude und langte mit den Jägern vor demselben an. Hier aber gewann er mit seinen Reitern einen Vorsprung; das Terrain ging sanft ab- und aufwärts, und ohne sich lang um das feindliche Gewehrfeuer zu bekümmern, warf er sich mit seinen Dragonern aus dem Gehölze hinaus und stürmte, den Säbel in der Faust, das Gehöft. Die Feinde, die hinter ihrer sicheren Deckung wahrscheinlich noch lange hervor geschossen hätten, waren beim Anblick der anstürmenden Reiter, des blanken, hochemporgeschwungenen Säbels und bei dem Hurrahrufe derselben bestürzt geworden. Die meisten verließen Fenster und Mauer, und nur die Kecksten unter ihnen thaten noch ein paar wohlgezielte Schüsse; dann versuchten auch sie ihr Heil in der Flucht.

Der Dragoner-Offizier hatte es aber nicht im Sinn, ihnen dieselbe so gar leicht zu machen; er schwenkte mit seinen Reitern

um den Garten herum, bis an ein hinteres Thor, wo er mit den Fliehenden faſt zu gleicher Zeit ankam. Da, beim Anblick der Reiter prallten die feindlichen Schützen erſchrocken auf und flüchteten nach dem Hauſe zurück. Doch hatten ſie ſich kaum wieder hineingeworfen, als die Jäger von der anderen Seite ſchaarenweis über die Gartenmauer ſprangen und ebenfalls in das Haus ſtürmten, um den Feind, der ihnen manchen Kameraden verwundet, nieder zu machen. Vergeblich ſprang ein Jäger-Offizier zu gleicher Zeit mit ihnen die Treppen hinauf und ſuchte die erhitzte Mannſchaft von unnöthigem Blutvergießen abzuhalten. Die beiden Parteien waren ſo erbittert auf einander, daß man keinen Pardon verlangte und gab, daß man ſich vielmehr in Zimmern und Gängen herumſchlug; dazwiſchen kamen zuweilen Schüſſe und ſchallte wildes Geſchrei in den Garten hinaus.

Der Dragoner-Offizier warf ſich vom Pferde, nahm einige ſeiner beſten und ruhigſten Leute und drang mit dieſen zu Fuß ebenfalls in das Haus. Hier fand er Alles in der größten Verwirrung, in einem wilden, wüthenden Kampfe. — „Warum ergebt ihr euch nicht?“ rief er einem feindlichen Infanteriſten zu, der oben an der Treppe ſtand, mit der linken Hand ſein Gewehr hielt und ſich mit der rechten an einem Pfoſten feſtklammerte. Statt aller Antwort blickte dieſer den Kavallerie-Offizier mit einem ſchauerlichen Blicke ſtarr an, zuckte dann leicht mit den Achſeln, ſtieß einen tiefen Seufzer aus und ſank in die Kniee, worauf er todt die Treppen hinabrollte.

Die Dragoner ſtürmten eilig in den erſten Stock, traten eine Thüre ein und kamen zeitig genug, um ein Dutzend feindlicher Schützen vor den anſtürmenden Jägern zu retten und zu Gefangenen zu machen.

Lieutenant v. W. ließ ſie durch ſeine Reiter hinabtransportiren und unterſuchte dann mit den Jäger-Offizieren das Haus. Sie fanden überall Todte und Verwundete, namentlich in einem

größeren Zimmer des Erdgeschosses, wo Dose's zweite Granate durchgeschlagen hatte. Dieser Saal war durch eine spanische Wand in zwei Theile getheilt, hinter dieser Abscheidung vernahm der Dragoner-Offizier leises Schluchzen. Auf einer Matratze vor derselben lag ein schwerverwundeter junger Mann, der matt den Kopf herumdrehte und seinen Feind fragend ansah.

„Sie werden sogleich Hülfe erhalten," sagte der Dragoner-Offizier. „Ich werde augenblicklich nach einem Arzte schicken. — Sind Sie schwer verwundet?"

„Ich glaube wohl," entgegnete matt der Andere, worauf er schmerzlich die Lippen aufeinander biß. „Das Stück einer Granate hat mir schwer die Seite verletzt. — Sind alle unsere Leute geflüchtete?" fragte er nach einer Pause.

„Wir haben vielleicht einige zwanzig zu Gefangenen gemacht," erwiderte Lieutenant v. W.

„Zu Gefangenen?"

„Allerdings; Sie glauben doch wohl nicht, daß wir einen wehrlosen und eingeschlossenen Feind niedermachen? Ich bin überzeugt, Sie glauben das nicht."

Hinter dem Verschlage hörte man einen tiefen Seufzer.

Hiedurch aufmerksam gemacht, fuhr der Dragoner-Offizier fort: „Wenn sich auch dort noch einige Ihrer Leute verborgen halten, so mögen sie ruhig hervor kommen; es ist mein Grundsatz, an dem ich fest und heilig halte: Schutz den Wehrlosen und Verfolgten, wo ich sie finde."

In diesem Augenblicke verwandelte sich der Seufzer hinter der spanischen Wand in einen leichten Aufschrei — — einen Ton, der den Offizier beben machte.

„Es sind zwei Damen," sprach der Verwundete.

Lieutenant v. W. trat rasch hinter den Verschlag. Wir wollen eingestehen, daß sein Herz heftiger schlug, als vorhin bei der Attaque auf das Haus; er sah vor sich eine alte Dame, die in einem Lehn-

ſtuhle ſaß, zu ihren Füßen kniete ein junges ſchönes Mädchen, welches die beiden Hände der alten Dame gefaßt hielt.

Das junge Mädchen hatte lange, blonde, reiche Flechten und Locken, die wahrſcheinlich von der Aufregung los gegangen waren und ihre Schultern und Bruſt bedeckten. Sie wandte dem eintretenden Offizier mit einem ſeltſamen, erwartungsvollen Ausdruck ihr ſchönes Geſicht entgegen, das ſich plötzlich mit einer tiefen Röthe bedeckte.

Lieutenant v. W. blieb eine kleine Weile wie feſtgebannt vor dieſer Gruppe ſtehen, dann verneigte er ſich vor den beiden Damen und wiederholte nur die drei Worte: „Schutz den Verfolgten," drei einfache Worte, die aber das Mädchen mit dem blonden Haar auf's tiefſte zu erſchüttern ſchienen; denn ihr Geſicht, vorher noch ſo roth, wurde jetzt farblos und blaß, dann ſenkte ſie plötzlich ihren Kopf in die Hände der alten Dame.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte Lieutenant v. W. nach einer Pauſe. „Wollen Sie hier in dem Hauſe bleiben, oder wohin befehlen Sie?"

Die alte Dame ſah dankbar zu dem feindlichen und doch ſo überaus artigen Offizier auf; dann richtete ſie das Mädchen in ihrem Schooß in die Höhe und erhob ſich ſelbſt, indem ſie ſagte: „Beruhige dich, Sophie." Dann wandte ſie ſich mit den Worten an den Offizier: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für die Artigkeit, mit der Sie Ihre Feinde behandeln; doch wenn wir auch durch die ſeltſame Lage, in der wir uns befinden, zu Ihren Gegnern gehören, ſo werden Sie doch meinen Worten glauben, daß wir Ihres Schutzes in keiner Beziehung unwerth ſind. Das Schickſal beſtimmt den Menſchen, das unſrige war hart und traurig; der Verwundete, mit dem Sie vorhin ſprachen, iſt mein Sohn, der Bruder dieſes armen Mädchens."

Lieutenant v. W. verbeugte ſich leicht.

„Sie ſind Sieger für Ihre Sache," fuhr die alte Dame ſtolz

fort; „wir sind für die unsrige, die wahrhaftig nicht schlechter ist, leider unterlegen.“

„Mama!“ sagte das junge Mädchen in bittendem Tone.

„Aber Sie sind ein edler Sieger; ich danke Ihnen, und wenn Sie uns nicht als Gefangene zu behalten wünschen — ich weiß ja nicht, wie streng Ihre Befehle sind, — so bitte ich Sie, mich nach * . . bringen zu lassen; es ist ein Landgut, eine halbe Stunde von hier, und unsere eigentliche Wohnung.“

„Sie sind vollkommen frei, meine Damen,“ versetzte der Dragoner-Offizier, „und wenn ich Sie, um mich Ihres Ausdruckes zu bedienen, nach * . . bringen werde, so geschieht es nur, um Sie durch meinen Schutz vor allenfälligen Unannehmlichkeiten zu bewahren.“

„Ich danke Ihnen,“ entgegnete trocken und ernst die alte Dame. „Aber mein Sohn — was wird mit ihm?“

„Ich erwarte nur den Bericht des Arztes, ob er zu transportiren ist, und in dem Falle wird er Sie begleiten und hat nur sein Ehrenwort zu geben, daß er ohne vorherige Anzeige das Landgut nicht verlassen wird.“

Die alte Dame warf einen schmerzlichen Blick gen Himmel, dann sagte sie mit leisem, aber bitterem Tone der Stimme? „Seien Sie unbesorgt, Ihre Kugel hat zu gut getroffen; mein unglückliches Kind wird jenes Landgut lebend nicht verlassen. — Oh!“ fuhr sie in Thränen ausbrechend fort, „könnte ich nur meinen schwersten Fluch auf das Haupt desjenigen schleudern, der jene niederträchtige Kugel herübergesandt!“

So unangenehm der Dragoner-Offizier auch von dem Schmerze der Mutter berührt war, so konnte er sich doch nicht enthalten, in seinem Geiste Ursache und Wirkung zusammen zu stellen. Dort den langen Feuerwerker Dose in seinem Diensteifer, in seinem Glück über den schön gelungenen Wurf, hier den verwundeten jungen Mann, vielleicht der Stolz seiner Familie, in den schönsten Jahren

des Lebens niedergeſchmettert. — „Ah, der Krieg iſt ein hartes Handwerk,“ ſprach er halblaut vor ſich hin. Worauf die alte Dame die Zähne zuſammenbiß und ihm das junge Mädchen einen dankenden Blick zuwarf.

Der Arzt der reitenden Batterie war ſchnell auf dem Platze, er unterſuchte die Verwundeten, zuckte bei dem jungen Manne die Achſeln und ſagte leiſe zu dem Dragoner-Offizier: „dem wird ein Transport nicht mehr viel ſchaden.“ Eine Tragbahre wurde in dem Hauſe gefunden, und man legte den jungen Mann darauf, nachdem ſeine ſchwere Wunde ſo gut wie möglich verbunden war. Einige Knechte, die man in den Ställen und Kellern gefunden, faßten die Tragbahre an und verließen mit derſelben das Haus. Die Mutter hatte die Hand ihres Sohnes erfaßt und ging neben ihm her, das junge Mädchen folgte.

Lieutenant v. W. nahm zwölf Mann ſeiner Dragoner und hielt es für ſeine Pflicht, die Gefangenen nach dem nahen Landhauſe zu begleiten. Er ging an der Seite des jungen Mädchens und ließ ſein Pferd folgen, deſſen Zügel er um die rechte Hand geſchlungen hatte. Raſch ſchritten die Träger voran, und nachdem man den Garten verlaſſen, wandte man ſich zwiſchen die Berge hinein, ließ das Schlachtfeld hinter ſich und war in kurzer Zeit von dem dichten, friſchgrünen Walde umfangen, von der ruhigen, ſtillen Natur, und hätte es leicht vergeſſen können, daß noch vor einer halben Stunde dieſe Berge wiederhallten vom Gewehrfeuer und Kanonendonner. Dort unten im Thale war der Krieg, hier der Friede. Wenn vorn die Träger, was öfters vorkam, an einer Biegung des Weges auf Augenblicke verſchwanden, ſo überließ ſich der junge Offizier ſeinen Phantaſien und träumte ſich in eine ganz andere Zeit und Umgebung hinein. Da war er allein mit dem jungen Mädchen unter den hohen Buchen und Eichen, ſie machten einen harmloſen Spaziergang, und er vergaß völlig den

heutigen Morgen, dachte nicht mehr daran, daß er erſt vor Kurzem den hochgeſchwungenen Säbel in die Scheide geſteckt.

So leichten Herzens er einige Zeit neben der ſchönen Sophie dahin ſchritt, ſo ſchwer wurde es ihm, ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen. Der blutige Tag däuchte ihm kein paſſendes Terrain, ebenſo wenig die Erinnerung an jene Nacht. Glücklicher Weiſe gedachte er des Landhauſes am Rhein und des langen Eduard, und auf die Erzählung dieſes würdigen Freundes fußend, ſprach er von dem andern Tage jenes Balles, von ſeinem Glücke, durch jene Einquartierung eine Nachricht von ihr erhalten zu haben, eine Nachricht, die ihn ganz entzückt, da er daraus entnommen habe, man zürne ihm, dem Unbekannten, nicht wegen ſeiner verwegenen Handlung. Wenn er auch dem, was er ſagen wollte, auf einem großen Umwege näher geſchlichen war, ſo erröthete und erblaßte das Mädchen doch abwechſelnd und beeilte ihre Schritte, um die Vorausgegangenen einzuholen.

„Seien Sie nicht ſo grauſam gegen mich!“ bat der Dragoner-Offizier; „uns hat das Schickſal zweimal auf ſo eigenthümliche Art zuſammengeführt, daß man wahrhaftig glauben könnte, es habe dies nicht ohne Abſicht gethan. Und leider bedarf ich für beide Male Ihrer Verzeihung, mein Fräulein, und nur darum bitte ich.“

Das Mädchen erhob den Kopf und ſah ihn mit ihren glänzenden dunkeln Augen eine Sekunde feſt an. — „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen,“ ſagte ſie nach einer Pauſe. — „Damals, das war eine unüberlegte Handlung, und heute — — nun, ich könnte es faſt für ein Unglück halten, daß Sie uns feindlich gegenüber ſtehen.“

„Ah! wenn Sie das wenigſtens für ein Unglück halten, ſo bin ich ſchon zufrieden, und ich danke Ihnen herzlich für dieſes Wort.“

Sophie ſah ihn treuherzig an, dann verſetzte ſie raſch: „Ich

danke Ihnen recht ſehr, daß Sie ſich meines Bruders und unſerer ſo edelmüthig angenommen. Wir befanden uns in dem Hauſe nach dem unglücklichen Ausgange des Gefechts in einer tödtlichen Angſt. — als ich Ihre Stimme erkannte. . ."

„Ah! Sie erkannten meine Stimme?"

„Jene Worte," ſagte das Mädchen leicht erröthend, „da fühlte ich, daß wir gerettet ſeien."

„Sie fühlten das, Sophie?"

„Ja, ich fühlte es," antwortete das Mädchen und blickte den jungen Offizier mit einem unnennbar weichen Ausdrucke an, „und ſagte zu mir: wir ſind gerettet."

„Alſo Sie gedachten meiner? Ja, Sie mußten meiner gedacht haben, wenn Sie die Stimme oder die Worte wieder erkannten!"

„Ja, — ich dachte vielleicht hie und da an Sie, und wohl nicht an Sie; ich dachte an etwas Weſenloſes, an etwas, das ich nie geſehen, ich dachte an drei Worte, an den Klang jener Stimme."

„Und als ich nun vor Sie hintrat und jene drei Worte ausſprach, war ich Ihnen fremd, oder wurde es Ihnen leicht, den Klang meiner Stimme mit meiner Perſon zu vereinigen?"

„Sie waren unſer Retter," antwortete kaum hörbar das Mädchen, „und ich fühle mich nicht unglücklich, daß Sie gerade es waren. — — Doch endigen wir dieſe ſonderbare Unterhaltung; auch ſind wir am Ziele; dort vor uns liegt das Landhaus. Nehmen Sie nochmals meinen Dank, und laſſen Sie mich eilen, meine Mutter iſt ſchon weit voraus."

„Aber ich werde Sie wieder ſehen, Sophie," ſagte drängend der Dragoner-Offizier, indem er eine ihrer Hände ergriff, „gewiß, ich werde Sie wieder ſehen. Wir bleiben drüben ein paar Tage liegen, und mein Pferd trägt mich in einer kleinen Viertelſtunde hieher."

Lieutenant v. W. glaubte von den Fingern des jungen Mäd-

chens einen leichten Druck zu fühlen; doch als er ihrem Blick begegnen wollte, war dieser fest nach dem Landhause gerichtet, und ohne sich umzuwenden, sprach sie: „Leben Sie wohl — Sie müssen Alles vergessen. Denken Sie an den Krieg und daß wir Feinde sind; vor Allem aber merken Sie auf meine Worte: wagen Sie sich nie allein und unbesonnen in diese Berge.“ — Damit riß sie ihre Hand los und sprang den vorausgeeilten Trägern nach.

„Ei!“ sagte der Dragoner-Offizier nach einer Pause, während er ihr nachblickte, da sie so leicht und schlank dahinschoß wie ein Reh, „ei, der Tausend, so leicht gibt man ein solches Abenteuer nicht auf!“ — Damit ordnete er das Sattelzeug seines Pferdes, schwang sich hinauf und trabte, von den Dragonern gefolgt, nach dem weißen Hause zurück.

Achtes Kapitel.

Handelt vom Bivouakiren im Allgemeinen und zeigt, wie man in Friedenszeit seine Wache verlassen und doch ein braver Bombardier sein kann.

Der Feuerwerker Dose hatte einen glorreichen Tag verlebt; er war zum ersten Male im Feuer gewesen, er hatte sich mit seinem Geschütze tapfer geschlagen, und man konnte nicht läugnen, ein kleines Lorbeerblatt des Siegerkranzes gebührte ihm. Dagegen waren die Verluste, die er und das Geschütz erlitten, nicht außerordentlich groß. Außer dem Stangen-Handpferde, das getödtet worden, war nur eines der Bedienungs-Mannschaften ziemlich verletzt, dann hatten zwei Kanonire nicht gerade bedeutende Schrammen erhalten, ihm selbst aber hatte eine Kartätschkugel die Parirstange des Säbels zertrümmert und ihn an der Hüfte verletzt. Von einigen Lafetten-Splittern und einem zerschmetterten Wischer wollen

wir gar nicht reden. Wichtiger waren die verletzten Felgen des Protzrades, und hierbei zeigte ſich Doſe auf dem Schlachtfelde in ſeiner ganzen Größe. Er war von jeher ein Freund von allen manoeuvres de force geweſen, und hier fühlte er ſich ganz glücklich, das Erlernte praktiſch anwenden zu können.

Während die übrige Batterie abfuhr, um ſich am Bivouakplatze aufzuſtellen, blieb Doſe allein zurück, beſchiente die zerſprungenen Felgen und umwand ſie ſo ſauber und feſt mit Stricken, daß es eine wahre Freude war, die fertige Arbeit zu ſehen.

Doſe hatte an dem Tage Glück; denn als Alles in Ordnung war und er ſich auf das Pferd ſchwang, um gegen das Dorf hinab zu reiten, begegegnete er einem Trupp glänzender Offiziere, hohen und höchſten Generalen und Commandeuren. Der Feuerwerker meldete dienſtmäßig die Urſache ſeines verſpäteten Einrückens, und die Haubitze war augenblicklich von einem Kreiſe aufmerkſamer Zuſchauer umgeben, welche die entſtandenen Schäden und ihre kunſtvolle Ausbeſſerung in Augenſchein nahmen. Der vornehmſte und erſte der Offiziere, ein ſchöner Mann mit einer hohen Geſtalt, freundlichem Geſicht und prachtvollem blondem Schnurrbarte, ließ den Namen des Feuerwerkers notiren, der darauf ſeelenvergnügt ſeinen Weg fortſetzte.

Auch Hauptmann von Stengel empfing Doſe'n freundlich, werr weiß, wie ſehr! und verſicherte ihm, er werde auf ſeine Beförderung antragen, werr weiß, wie bald!

Sämmtliche Truppen hatten ſich unterdeſſen um das Dorf zuſammengezogen und theils in demſelben Quartiere erhalten, theils bivouakirten ſie rings umher. Das Hauptquartier wurde in jenes weiße Haus verlegt, von deſſen Erſtürmung wir Zeuge waren; es war ein gut eingerichtetes, großes Gebäude, lag, wie ſchon bemerkt, auf einem Hügel, weßhalb man von ihm aus die Gegend rings umher überſchauen konnte. Von hier nun nahmen ſich die Bivouaks und Lagerplätze der Soldaten, die Artillerie-Parks, die

Kavallerie-Pikets außerordentlich gut aus; jeder Truppentheil bildete einen eigenen, abgeſchloſſenen Theil, eine zahlreiche Familie, die eben anfing, ſich häuslich einzurichten.

Die Infanterie ordnete ihren Lagerplatz am ſchnellſten; denn ſie brauchte nur den Torniſter abzuſchnallen und ihn in Reihe und Glied zu legen, und hatte alsdann die vollkommenſte Muße, ihr Holz, ihr Waſſer und ihre Lebensmittel zu faſſen. Bei ihr qualmten auch zuerſt die Feuer, wurden zuerſt die großen Keſſel übergehängt und eine gute Suppe gekocht.

Die Kavallerie brauchte längere Zeit, um Pflöcke einzuſchlagen, die Fourragirleinen herum zu ziehen und die Pferde mit den Stricken daran zu binden.

Die Artillerie mit ihren Kugeln- und Granatwagen war genöthigt, länger zu marſchiren und ſich entfernter aufzuſtellen. Nachdem dies mit großer Genauigkeit und ziemlicher Umſtändlichkeit geſchehen, wurde die Deichſelſpitze durch einen in den Boden geſchlagenen Pfahl befeſtigt, die Pferde an die Deichſel und hinter das Geſchütz und die Wagen gebunden und darauf abgeſattelt. Wenn auf dieſe Art die Artillerie auch am längſten gebraucht, ehe ſie zur Ruhe kam, ſo bot dagegen auch ihr Lager den maleriſchſten Anblick. Die Geſchütze ſtanden da ernſt und düſter in langer Reihe, um ſie herum die ſchüttelnden und ſchnaubenden Pferde, hinter ihnen die dunkeln Wagen, und zwiſchen all' dem das Gewühl der Kanoniere, die, nachdem ſie Sattel und Zeug abgelegt, zu einander hin liefen, um ſich über die Erlebniſſe des Tages zu unterhalten. Ein anderer Theil beſchäftigte ſich an den Kochherden, die in ziemlicher Entfernung von der Batterie angelegt waren, oder umſtanden neugierig die Feldſchmiede, die von dem Batterieſchmied in Thätigkeit geſetzt wurde und deren großer Blasbalg auf und ab ächzte.

Dieſe Einzelheiten bemerkte man freilich aus der Entfernung nicht; doch bot dafür, von Weitem geſehen, die ganze Ebene ein

reges, lebendiges Bild. Das Grün der Wiesen hie und da mit den dunkeln, wimmelnden Gestalten bedeckt, große Flecken bildend, rings herum die ernsten Waldungen, vorhin so lebendig und bewegt, jetzt in tiefem Schweigen, kaum unterbrochen durch den Schrei eines Raubvogels, das Dorf in der Mitte, beglänzt von der Abendsonne, mit seinen spitzen Giebeldächern und unzähligen Schornsteinen, aus denen bläulicher Rauch empor qualmte, und über alles die alte Schloßruine, die so finster und grämlich auf dieses Treiben herabzuschauen schien.

Die mannigfaltigsten Klänge belebten dieses kriegerische Bild: der Jubelruf der Soldaten, ein in der Entfernung gesungenes Lied, das scharfe Rasseln einer Trommel, irgend ein Horn- und Trompeten-Signal, und endlich die Klänge einer prächtigen Militärmusik, die hell und lustig von dem weißen Gebäude her über das Feld dahinschallte.

Das weiße Haus war übrigens der Mittelpunkt des ganzen Lagerlebens; mit seinem weiten Hofraume und Garten war es ein Bild im Kleinen von dem, was das Feld draußen im Großen war. Auch hier lagerte Infanterie, Kavallerie und Artillerie, theils als Bedeckung des Hauptquartiers, theils als Reserve einer vorgeschobenen Feldposten-Kette.

Wenn wir den geneigten Leser in den Hofraum dieses Hauses führen, so geschieht es, um dem Titel unseres Buches: „Wachtstuben-Abenteuer" einigermaßen getreu zu bleiben. Wenn auch hier von keiner Wachtstube die Rede war, so doch von einer Wache im großartigsten Style, von der Wache einer Compagnie Garde-Landwehr und Linien-Infanterie, welche heute die spezielle Bedeckung des Hauptquartiers bildeten. So lange es Tag war, hatte diese Wache nicht viel Bemerkenswerthes: die Soldaten saßen auf den Treppen des Hauses, oder lagerten ermüdet unter den großen Bäumen des Hofes, die Offiziere dagegen befanden sich bei ihren Kameraden oder im Hause, plauderten über allerlei Vorgefallenes und vernah-

men mit Intereſſe die Rapporte der verſchiedenen Truppentheile über die Erlebniſſe des Tages. Als es aber Abend geworden war, als man hörte, wie aus jedem Theile des Bivouaks die Retraite geſchlagen und geblaſen wurde, als es immer mehr dunkelte und man auf der Ebene nichts mehr erkennen konnte, als die Feuer der Soldaten und einzelne Lichter aus den Häuſern des Dorfes, da begann auch der weite Hof eine ganz andere Geſtalt anzunehmen. Die Soldaten hatten Feuer angezündet für ſich und die Offiziere, und als die Flammen hoch emporloderten, die Wände des Hauſes mit rothem magiſchem Schein bedeckten und die Bäume auf eigenthümliche Art zu beleben ſchienen — denn die hell angeſtrahlten Blätter zitterten durcheinander bei jeder Bewegung der Flamme, und die Schatten an den weißen Mauern wehten in ſeltſamen Formen hin und her, wie dunkle Geſpenſter, — da belebte ſich der Hof, man verließ die dunkeln unfreundlichen Zimmer und gruppirte ſich um die Wachtfeuer plaudernd im Kreiſe.

Um eines derſelben finden wir unſere Freunde wieder: den Dragoner-Offizier v. W., den Huſaren-Offizier, der Adjutantendienſt im Hauptquartier verrichtete, Lieutenant Robert, der die Geſchütze der Feldwacht commandirte, und den langen Eduard, der ſich hier als Wachthabender befand. Letzterer ſaß an einen Baumſtamm gelehnt und machte in ſeiner ernſten und würdigen Weiſe die Honneurs des Wachtfeuers, d. h. er vertheilte die Plätze an demſelben, er ſah darauf, daß fleißig Holz nachgelegt wurde, er hatte eine große Feuerzange neben ſich, mit der er glühende Kohlen zum Anzünden der Pfeifen und Cigarren herumreichte, und wenn er die Hand hinter den Baum ausſtreckte, an dem er ſaß, ſo gab ihm ſein Burſche eine Flaſche rothen Wein in die Hand, die er alsdann in zeitgemäßen und richtigen Pauſen im Kreiſe umgehen ließ.

Die meiſten Offiziere befanden ſich in der Mütze und ohne Waffen; nur der lange Eduard und der Dragoner-Offizier waren dienſtmäßig gekleidet. Letzterer ſtand aufrecht neben dem Feuer,

hatte beide Hände auf ſeinen Säbel geſtützt und blickte nachdenkend in die rothen Flammen.

„Zu allem dem, was du heute erobert, gehört auch dein außerordentliches Glück,“ ſagte der Huſaren-Offizier. „Alle Wetter! ſo was blüht unſer einem nicht. Kommt da mit ſeinem Zeuge und kann da an der Erſtürmung eines verſchanzten Hauſes Theil nehmen. Wem Gott wohl will, dem gibt er's im Schlafe.“

„Unberufen,“ antwortete ernſt der Andere.

„Und die Eroberung, die er gemacht hat!“ miſchte ſich der lange Eduard in das Geſpräch. „Ich habe mir die Sache erzählen laſſen; doch möchte ich ſie von dir hören, es liegt noch ein gewiſſes Düſter darüber. Haben wir Hoffnung, daß du uns daſſelbe aufklärſt?“ — Bei dieſen Worten blinzelte er dem Freunde aus dem Augenwinkel zu.

„Die Geſchichte iſt ſehr hell und klar,“ gab der Dragoner zur Antwort. „Ich fand hier eine Mutter mit ihrer Tochter und einem auf den Tod verwundeten Sohne. Da wir keine Weiber zu Gefangenen machen, ſo ließ ich alle drei nach einem nahegelegenen Landgute bringen.“

„Doch hätte dir bald dieſe ritterliche That eine artige Naſe eingetragen,“ ſagte Lieutenant Robert; „ich muß drinnen im Dorfe ein paar Pferde requiriren und kam gerade dazu, wie ſich der General v. H. über dieſes Thema ausließ.“

„Nun?“ fragten die Offiziere.

„Madame, die hier im Hauſe gefunden wurde, iſt die Frau des Gutsbeſitzers D., die Eigenthümerin dieſes Landgutes und eine entſchiedene und gefährliche Anhängerin der anderen Partei. Der Gemahl iſt in Geſchäften abweſend, und ſie ſoll die Vertheidigung auf dieſem Punkte faſt ganz allein geleitet haben.“

Der Dragoner-Offizier blickte achſelzuckend in die Höhe.

„Aber ſie hat eine Tochter,“ bemerkte ruhig der lange Eduard, „mit ſehr ſchönem blondem Haar und ultra-conſervativen Geſin-

nungen. Dieſe Tochter hat mit dem Kampfe nichts zu thun, denn ſie iſt erſt ſeit Kurzem vom Mittelrhein gekommen, wo ſie ſich Vergnügens halber aufgehalten."

„Kennen Sie dieſelbe?" fragte der Huſaren-Offizier.

„Ich habe euch ſchon einmal erzählt, daß ich nach einer denkwürdigen Nacht bei einem luſtigen Demokraten im Quartier lag, wo wir guten Wein aus ſeinem Keller probirten und mit drei hübſchen Mädchen dinirten."

„Meidinger!" warf halb ärgerlich der Dragoner-Offizier dazwiſchen. Die anderen Offiziere lachten, und der lange Eduard fuhr ruhig fort:

„Es iſt nicht ganz Meidinger, denn ich glaube, es wird noch Fortſetzungen haben, die für uns in der That recht neu und überraſchend ſind."

Der Dragoner-Offizier pfiff ſtatt aller Antwort irgend eine Melodie und ſtieß mit ſeiner Säbelſcheide auf die glühenden Holzſtücke, daß Myriaden von Funken umherſtoben.

Der Lieutenant Eduard ſtreckte die Hand hinter den Baum und brachte eine neue Flaſche zum Vorſchein, die er rechts herumgehen ließ.

„Das war doch heute ein recht angenehmer Tag," meinte der Huſar, nachdem er getrunken und ſich den Schnurrbart mit der Hand abgewiſcht. „Habt ihr bei der Infanterie viele Verluſte gehabt!"

„Unbedeutend," entgegnete der lange Eduard, „wenige Leute ſind verwundet und ſehr leicht. Der Einzige, dem es ſchlimmer ergangen, iſt der arme Lieutenant Schmauder; der Mann hat kein Glück; er führte die Plänklerkette, und einer der erſten Schüſſe, die drüben losgehen, ſchickt ihm eine Kugel in die linke Seite."

„Der arme Schmauder!" ſagte der Huſaren-Offizier. „Erinnert ihr euch noch des Punſches, den wir mit ihm auf der Hauptwache in C. tranken, wenige Tage vor dem Ausmarſch?"

„Es iſt gut, daß ihr mich daran erinnert," rief Lieutenant Robert. „Bei der Fuß-Artillerie hatten ſie heute ebenfalls einen Verluſt, der mit jenem Abend zuſammenhängt. Ihr erinnert euch gewiß der Geſchichte mit den Patrouillen-Zetteln!"

„Verſteht ſich," erwiderte der lange Eduard: „die Correſpondenz der beiden Wachthabenden miteinander."

„Allerdings."

„Nun, der eine dieſer Correſpondenten, der Commandirende auf dem Fort draußen, Hornemann hieß er, hat ſich heute bei der Bedienung ſeines Geſchützes auf's Außerordentlichſte hervorgethan; die Details weiß ich nicht ganz genau, aber ſo viel iſt gewiß, daß dieſer brave junge Mann tüchtig befördert worden wäre — wenn er nicht —"

„Nun, wenn er nicht —?" fragten die Offiziere.

„Wenn er nicht," fuhr Lieutenant Robert ſehr ernſt fort, „neben ſeinem Geſchütze gefallen wäre. Es war eine luſtige, heitere Soldatenſeele, fröhlich und wohlgemuth, hat ſich aber geſchlagen, wie einer der Beſten."

„Das thut mir in der That leid," verſetzte der Dragoner-Offizier. „Armer junger Menſch! ſieht die Seinigen nicht wieder. Wer weiß, welch' treues Herz in dieſem Augenblicke an ihn denkt! Ja, das iſt der Krieg."

„Und der Lieutenant Schmauder," warf der Huſaren-Offizier dazwiſchen. „Gott gebe ihm ſeinen Frieden! Aber davon bin ich überzeugt, wenn die beiden ſich jenſeits treffen, ſo bekommt der arme Bombardier doch noch einen Verweis, daß er einſtens ſeine Wache verlaſſen."

Der lange Eduard hatte die Flaſche von der linken Seite zurück erhalten; er hielt den Reſt zwiſchen ſeinem Auge und dem Wachtfeuer, ſo daß ſein Geſicht röthlich angeſtrahlt wurde, und ſprach nach einer Pauſe: „Ich habe euch ja damals ſchon geſagt, daß die jungen Leute, wenn ſie auch im Uebermuthe und in Friedenszeiten

im Stande wären, ihre Wache zu verlaſſen, ſich brav und tüchtig benehmen würden, wenn es einmal gegen den Feind ginge. Der hier hat's bewieſen; ich trinke den Reſt da auf ſein Andenken; möge es ihm drüben gut werden!"

„Möge er ſeinen Frieden finden!" fügte Lieutenant Robert hinzu.

„Obgleich er hier auf Erden einmal ſeine Wache verlaſſen."

„Um einer Geliebten willen," ſprach nachdenkend der Dragoner-Offizier.

Worauf der lange Eduard den Reſt der Flaſche austrank und ſie dann hinter ſich an die Mauer warf, daß ſie in tauſend Stücke zerſplitterte.

Neuntes Kapitel.

Der Dragoner-Offizier unterſucht nächtlicher Weile die Vorpoſten, ſieht eine buntfarbige Correſpondenz mit dem Feinde und faßt ſeinen Entſchluß, da er eine Verrätherei ahnt.

Noch eine Zeit lang hatte ein lebhaftes Geſpräch und die Erinnerung an den vergangenen Tag den Schlaf von den Augen der Offiziere verſcheucht, die um das Wachtfeuer ſaßen. Als aber die Elf-Uhr-Ablöſung vorbei war, entſchuldigte ſich Einer nach dem Andern und ſchlich langſam davon, dem Hauſe zu, um dort in irgend einem Winkel ein Bund Stroh oder eine Matraze zu finden. Selbſt der lange Eduard blickte oft Minuten lang, ohne zu ſprechen, in's Feuer, dann wurde ſein Blick unſicher, die Augenlider ſanken ihm zu, ſein Kopf vornüber, und erſt, als das Kinn auf die Bruſt aufſtieß, gab er einen Ton von ſich, ſchrak in die Höhe und ſagte lächelnd, indem er die Augen weit aufriß: „Was ich da geträumt, war ungeheuer Meldinger."

Der Dragoner-Offizier war der Letzte, der am Feuer ſtehen blieb; doch endlich drückte auch er ſeinen Helm feſt, hakte den Säbel

an der Koppel los und reichte dem Wachthabenden zum Abſchied die Hand.

„Wo haſt du dein Quartier?“ fragte ihn der lange Eduard. „Drunten im Dorf? Oder gehſt du in's Bivouak?“

„Für heute Nacht finde ich nirgendwo etwas, wo ich mein Haupt hinlegen kann,“ entgegnete der Andere; „ich habe es für Lieutenant D., der ein wenig unwohl iſt, übernommen, die Feldwachen abzureiten, bin alſo im Dienſte ſo gut wie du.“

„Da habe ich aber einen kleinen Vortheil,“ verſetzte der Lieutenant der Infanterie; ich werde mir in der Ecke des Hofes, wo die alte Linde ihren Schatten recht dicht hinwirft, ein Bund Stroh ausbreiten laſſen, das ich ausfindig gemacht, um ein paar Stunden zu ſchlafen. Wenn du von deinem Ritte zurückkommſt, weck' mich auf. Ich brauche nur ſehr wenig Schlaf, um mich zu reſtauriren. Dann machen wir uns einen Kaffee und erwarten den Morgen.“

„Meinethalben, ich werde kommen, beneide dich auch um deine Ruhe nicht,“ ſagte der Kavallerie-Offizier. „Mir iſt mein Ritt recht lieb, ich würde die Nacht doch nicht gut ſchlafen. — Alſo auf Wiederſehen!“

„Gute Nacht!“

Damit traf der lange Eduard alle Anſtalten, um ein wenig auszuruhen; er poſtirte einen Unteroffizier und ein Dutzend von der Wachtmannſchaft um das Feuer, zog ſich in den Schatten zurück und wickelte ſich dort in ſeinen Mantel, um den Schlaf des Gerechten zu ſchlafen.

Der Dragoner-Offizier ging in den Garten des Hauſes, wo ſich von ſeinen Leuten einige an einem Feuer aufhielten. Er ſagte einem alten Unteroffizier leiſe ein paar Worte, dieſer legte die Hand an den Helm, winkte ſeinen Reitern hinweg und verſchwand mit ihnen im Dunkel des Gartens. Gleich darauf hörte man aber das leiſe Wiehern und Schütteln von Pferden, ſowie das Klirren von Säbelſcheiden, die an Sattelwerk und Sporen ſchlugen.

Dann tauchte aus dem Schatten ein Dragoner mit einem Handpferde hervor; Lieutenant v. W. schwang sich leicht auf und ritt zu dem Hofthore hinaus, gefolgt von einem Trupp von ungefähr zehn Reitern.

Wie war die Nacht so schön und ruhig! Auf der Ebene schienen die meisten Wachtfeuer erloschen zu sein, nur hie und da bemerkte man noch einen röthlichen Schein zwischen einer dunkleren Gruppe: wahrscheinlich Soldaten, die dort noch saßen und zusammen plauderten. Der Offizier ritt mit seinen Dragonern den Hügel hinab, den er am Morgen hinaufgestürmt war; bald kam er an die Stelle, wo die Geschütze zum letztenmale gehalten; rechts hatte er den Wald, der in tiefem, geheimnißvollem Schweigen neben ihm lag. Nicht der geringste Laut unterbrach die Stille, kein Flüstern des Blattes, kein Lispeln des Windes; es war eine ruhige, warme Sommernacht. Immer tiefer ritt er hinab und kam jetzt auf den Grund des Wiesenthales, wo Dose die ersten Granaten geworfen und wo ihm die zwölfpfündige Kugel so nahe gekommen war. In das enge Thal ritt er hinein und man hörte auf dem nassen bethauten Wiesenboden keinen Tritt der Pferde; kein Klirren der Waffen unterbrach die Ruhe; es war oftmals so still, daß man das Rieseln des Baches hörte, wie seine Wellen über die glatten Kiesel dahinschliffen. Vor ihnen lag die mit Laub und Nadelholz bewachsene Anhöhe, welche das kleine Wiesenthal absperrte, und weil hier unten Alles in so tiefer Nacht begraben lag, so bemerkte man um so deutlicher dort den hellen, glänzenden Nachthimmel im weißblauen Lichte, auf dem sich die dunklen Tannen scharf und zierlich abzeichneten. Der Mond begann aufzusteigen.

Ein schmaler, sandiger Weg führte aus dem Wiesenthal auf jene Anhöhe, über welche die Vorposten-Kette lief. Je höher die Reiter emporstiegen, desto klarer leuchtete ihnen der Himmel entgegen. Bald hatten sie den Bergkamm erreicht, und der Lieutenant v. W. blieb einen Augenblick überrascht stehen, denn er schaute

vor ſich in das weite Rheinthal voll phantaſtiſcher Nebel- und Schatten-Geſtalten. Gewaltige ſilberdurchwebte Schleier bildeten das Mondlicht und die aufſteigenden Dünſte. Baumgruppen ſtanden dazwiſchen, wie geſpenſtige ſchattenhafte Weſen mit lang ausgeſtreckten Armen, die jetzt plötzlich im wilden Tanze eingehalten und regungslos daſtanden, als der Blick eines Sterblichen auf ſie herniederfiel. Hell und glühend erhob ſich drüben die Mondſcheibe, das Geſicht der Nachtgöttin, die all' dieſen Spuk hervorruft, und von ihrem Haupte ſchienen jene flatternden Schleier auszugehen, die das ganze Thal überwallten und erſt weit in der Ferne endeten in einem langen, breiten ſilbernen Streifen. Das war aber in Wirklichkeit der Rhein, der dort ruhig und majeſtätiſch durch die Ebene floß.

Der Offizier legte ſeinem Pferde die Zügel auf den Hals und blickte entzückt rings um ſich her. Er war ſehr empfänglich für Naturſchönheiten, namentlich aber in der heutigen Nacht, wo ſein Herz aufgeregt war und heftiger ſchlug, wenn er an die Begegnung von heute Morgen dachte. Dort in der Mitte des ſtillen Waldes lag jenes Landhaus, umgeben von den kleinen Thälern, die ſehnſüchtig auf den Kuß des Mondes zu harren ſchienen, um auch in ihrem Schooße ein mitternächtiges Leben entſtehen zu laſſen. Es iſt ſo ſchön, wenn man es mit anſieht, wie ſich der erſte Mondſtrahl durch Schluchten und Bäume hineinſchleicht in die ſtillen Waldgründe, wie dann plötzlich das Waſſer erglänzt und aufzujauchzen ſcheint, wie ſich rings umher lichte Geſtalten erheben und über die ſtrahlenden, thaubenetzten Wieſengründe dahinzuſchweben ſcheinen. Es iſt ſo beruhigend, dabei eines geliebten Weſens zu gedenken, das vielleicht in dieſem Momente träumeriſch die Augen öffnet und hell erwacht, wenn es das weiße Licht ſieht, wie es vor den Fenſtern Einlaß begehrt, um Botſchaft zu bringen von dem, der dort auf der Höhe hält, deſſen Haar im Abendwinde flattert und der die Hand auf das Herz preßt, verſunken in tiefe, ſelige Gedanken. — Ja, dieſe Gedanken ſind es, die auf Mondſtrahlen

hinüberziehen und die hier und dort gleiche Gedanken erwecken; es ist ein magnetischer Rapport, der sich herstellt zwischen zwei Wesen, die, beide zugleich aneinander denkend, in die helle Scheibe des Mondes blicken.

Der Bergkamm, auf dem jetzt die Dragoner ritten, lief in einer Schlangenlinie, und auf den äußersten Punkten standen die Schildwachen. Hier waren es Küraſſiere, und ſo ein einzelner Reiter, wie er da hält, unbeweglich auf ſeinem Pferde im weißen Mantel mit dem ſtrahlenden Helm und Harniſch, gewährt einen phantaſtiſch ſchönen Anblick. Scharf ſpäht er umher, doch nur mit dem Auge. Die linke Hand hält feſt den Zügel, während die rechte mit dem kurzen Karabiner auf dem Sattelknopfe ruht. Jetzt ſpitzt das Pferd die Ohren und ſchnaubt oder wiehert leiſe, darauf wird es plötzlich von dem Reiter zuſammengefaßt, wendet ſich in der Geſchwindigkeit gegen die Ankommenden, und helle Blitze ſtieben während dieſer Bewegung von dem blanken Bruſtharniſch.

„Halt! wer da?"

Lieutenant v. W. ritt ein paar Schritte vorwärts, dann gab er Parole und Feldgeſchrei; der Küraſſier antwortete, und die Dragoner ritten vorüber.

Der nächſte Reiterpoſten war durch das Anrufen ſchon aufmerkſam geworden und ritt den Kameraden eine kurze Strecke entgegen. Dann rief auch er und antwortete ebenfalls, nachdem er das Feldgeſchrei gehört.

So zogen die Dragoner eine halbe Stunde über den Bergkamm dahin, und alle die Reiterpoſten, bei denen ſie vorbeikamen, waren aufmerkſam und auf ihrer Hut. Der letzte befand ſich ungefähr gegenüber der alten Ruine, die man aber nicht ſehen konnte, weil das Thal und der Wald dazwiſchen lagen. In der Schlucht, die zu jener hinaufführte, hatten Jäger die Wache und befanden ſich hier ſo verſteckt wie möglich. Der Erſte, auf den die Patrouille ſtieß, lehnte an einer dicken Eiche und war vom Stamme kaum zu

unterſcheiden; er hielt die Büchſe ſorgfältig an die Bruſt gedrückt, die rechte Hand unter dem Schloſſe, die linke oben an dem Lauf, — ein energiſcher kleiner Kerl, und als er, „Halt, wer da? rief, hob ſich der Kolben empor, und der Lauf ſenkte ſich, weßhalb ſich der Dragoner-Offizier auch möglichſt beeilte, das Erkennungswort zu geben. Mit ſo einem blutdürſtigen Jäger iſt nicht zu ſpaſſen, da heißt es: ſchnelle Antwort oder leerer Sattel; auch brummte er ein Weniges, nachdem die Reiter-Patrouille vorübergezogen war.

Langſam ſtieg dieſe wieder das Thal hinab, wurde überall von den Poſten angerufen und fand ſomit Alles in der beſten Ordnung. Da, wo die Artillerie bivouakirte, erreichten die Dragoner mit ihrem Führer den Thalgrund. Hier ſchien ſich faſt Alles, mit Ausnahme der Wachen, dem ſüßen Schlafe zu überlaſſen; nur etwas abſeits bei der Feldſchmiede war es noch lebhaft und lebendig. Da ſeufzte der Blasbalg und auf dem Kohlenherde ſprühten die Funken empor. Mehrere Kanoniere waren an einem Rade beſchäftigt und eine lange Geſtalt ſtand dabei und ſchien die nothwendigen Befehle zu ertheilen — der Feuerwerker Doſe. Er mochte nicht eher ruhen, als bis ſein zuſammengeſchoſſenes Protzrad wieder ſo hergeſtellt war, daß es den ganzen Feldzug aushalten konnte. Der Wagner der Batterie hatte die Felgen vortrefflich geſchient, und darauf wurden eiſerne Bänder herumgezogen. Man war eben beſchäftigt, das letzte zu ſchmieden, als die Patrouille heranritt. Doſe wandte ſich augenblicklich um und griff aus übergroßer Vorſicht nach ſeinem Säbel.

„Laſſen Sie nur ſtecken," rief lachend Lieutenant v. W. „Was Teufel! arbeiten Sie noch ſo ſpät mit Feuer und Eiſen?"

„Ah! Sie ſind es, Herr Lieutenant!" antwortete der Feuerwerker. „Ja, ich bin hier noch immer beſchäftigt, mein Rad zu flicken, was mir die verfluchten Kerle zuſammengeſchoſſen. Morgen früh muß Alles in Ordnung ſein, ich habe ſelbſt einen neuen Wiſchkolben geſchnitzt, und wenn wir abmarſchiren, kann ich getroſten Muthes melden: Bei meiner Haubitze iſt Alles in Ordnung."

„Bravo! bravo!“ versetzte der Dragoner-Offizier. „Sie sind immer bei der Hand. Man muß das dem General melden.“

Dose stieß einen leichten Seufzer aus. „Sagen Sie mir lieber,“ fragte er nach einer Pause, „wie es droben in dem weißen Hause aussah, als Sie hinein ritten. Ich wäre ebenfalls gern hinauf gelaufen, aber der Dienst — der Dienst!“

„Nun, über das Schicksal Ihrer Kugeln können Sie sich beruhigen,“ sagte Lieutenant v. W.

„Meiner Granaten,“ entgegnete ihn verbesserud der Feuerwerker. „Ja, ich möchte wohl wissen, was aus ihnen geworden ist. — Sehen Sie, Herr Lieutenant, so eine Granate geht einem von Herzen weg, das ist, ich möchte sagen, ein verständiges Geschöpf, nicht gefühllos, wie so eine dumme Vollkugel. So eine Granate will erzogen, ja gebildet sein, man reinigt sie, man probirt sie, sie wird mit Liebe und Sorgfalt gefüllt, man setzt vorsichtig den Zünder ein, rektifizirt sie auf's Genaueste, und ehe sie aufsteigt, gibt ihr jeder brave Geschützführer den Kugelsegen.“

„Pfui, das ist ja heidnisch!“

„Aber nothwendig, Herr Lieutenant, sehr nothwendig für den gemeinen Mann. Wenn wir Unteroffiziere nicht das Ding mit einer wahren Verehrung anfassen, so bekümmern sie sich den Teufel darum, ob die Zündmasse gehörig aufgekratzt und die weißen Kreuze gerade liegen.“

„Lieber Dose, Sie sind ein tiefer Denker!“

„Bitte, Herr Lieutenant, das nicht; ich betreibe nur meine Kunst mit einiger Poesie. — — Und meine Granaten?“

„Ueber das Schicksal ihrer Granaten können Sie sich beruhigen,“ erwiderte der Offizier, „die haben bei den Vertheidigern Unheil genug angerichtet; eine derselben, die, welche durch das Dach in's Haus schlug, kostet wahrscheinlich einem jungen Menschen von guter Familie das Leben.“

„Bah! bah!“ versetzte der Feuerwerker, indem er sich die Hände

rieb, „von guter Familie! Kann das von guter Familie ſein, was nicht ſeinem Herrn und Fürſten dient?“

Der Dragoner-Offizier biß ſich auf die Lippen.

„Meine Granate,“ fuhr Doſe fort, „iſt ein treues Geſchoß und hat alſo ſeine Schuldigkeit gethan. Ja, es geht nichts über eine ruhige Geſchützbedienung. Ordnung, Ordnung und Ordnung, wie der ſelige Oberſt von L. zu ſagen pflegte. Schade, daß der Mann den heutigen Tag nicht erlebt hat; ich glaube, er wäre mit ſeiner Artillerie ein Bischen zufrieden geweſen.“

„Na, gute Nacht, Feuerwerker!“ rief der Dragoner-Offizier, deſſen Pferd unruhig zu treten begann. „Legen Sie Ihren letzten Feigenring feſt und ſich dann ſelbſt für ein paar Stunden auf's Ohr. Morgen früh wird marſchirt.“

„Sobald meine Arbeit beendigt,“ ſagte Doſe, „und es dann noch der Mühe werth iſt, werde ich Ihrem Rathe folgen.“

Damit grüßte er den Offizier militäriſch und blickte ihm einen Augenblick nach, wie dieſer ſein Pferd in ſcharfem Trab ſetzte und über die Ebene dahin ritt.

Obgleich die Reiterſchaar vom Mondlicht beleuchtet war, ſo verſchwand ſie doch nach und nach zu undeutlichen Umriſſen und flog zuletzt nur noch wie ein dichter Nebel dahin.

Lieutenant v. W. hatte den öſtlichen Kreis der Vorpoſten abgeritten und wandte ſich jetzt weſtlich in das Thal zwiſchen der alten Ruine und dem Dorfe hinein, um da ebenfalls die Aufmerkſamkeit der Schildwachen zu unterſuchen. Er fing nicht ohne Abſicht auf dieſer Seite an; denn er kam auf dieſe Art zuletzt in jene Gegend, wo das Landhaus lag, welches er am Morgen beſucht hatte.

Da auf dieſer weſtlichen Seite, die der Reitertrupp jetzt durchritt, faſt ununterbrochen dichter Wald war, wenigſtens ſehr coupirtes Terrain, wie gemacht zum Beſchleichen und Ueberfallen der Schildwachen, ſo war hier eine dreifache Poſtenkette aufgeſtellt, und die

einzelnen Wachen ſtanden immer zu zwei und drei — nur Infanterie, und ſo dicht bei einander, daß der Dragoner-Offizier in einem wahren Heckenfeuer von „Halt! wer da?“ ritt. Da Einer auf dieſe Art deutlich den Ruf des Anderen hörte, ſo war die ganze Kette im Augenblick alarmirt, und jeder befand ſich ſo auf ſeinem Poſten und in Bereitſchaft, ſo daß es einem Haſen kaum möglich geweſen wäre, unbemerkt durchzuſchlüpfen.

Lieutenant v. W. rückte langſam vor, und befand ſich bald wieder in der Höhe des weißen Hauſes, nur auf der entgegengeſetzten Seite, von der, wo er abgeritten.

Jetzt ſenkte ſich der Weg, dem er gefolgt, zu einer Schlucht und einem Hohlwege hinab, den wenige Schritte weiter eine breitere Straße kreuzte, die das nun links von dem Dragoner-Offizier gelegene Dorf mit der nicht fernen Chauſſee in Verbindung ſetzte.

Hier befand ſich eine ſtärkere Feldwacht; und der commandirende Unteroffizier meldete die Anzahl ſeiner Mannſchaft, und daß ſich hier und auf dem Poſten nicht viel Neues zugetragen.

„Nicht viel Neues?“ entgegnete fragend Lieutenant v. W. „Alſo doch etwas!“

„Wie man will,“ ſagte der Wachthabende; „eigentlich nichts, was zur Poſtenkette gehört, denn es liegt außerhalb derſelben.“

„Und was iſt außerhalb derſelben vorgefallen?“

„Daß etwas vorgefallen ſei, glaube ich dem Herrn Lieutenant nicht gemeldet zu haben,“ antwortete ernſt und ſteif der wachthabende Unteroffizier.

„Nun,“ fragte der Offizier ungeduldig, „haben Sie ſonſt etwas gehört?“

„Nichts gehört, Herr Lieutenant, aber geſehen.“

„Und was denn?“

„Wollen der Herr Lieutenant nicht ein paar Schritte vorreiten, ſo will ich mich bemühen, das deutlich zu machen, was ich geſehen!“

Lieutenant v. W. folgte auf dieſe Aufforderung dem Unter-

offizier bis zur nächſten Krümmung des Hohlweges, wo das Terrain flacher wurde und eine freiere Ausſicht bot. Hier wuchſen wenig hohe Bäume, und der Boden war nur mit niederem Geſtrüpp bedeckt. Da der Mond noch keine Lichtſtrahlen hieher ſandte, ſondern erſt am Horizont der höheren öſtlichen Berge anfing, durch die ſchwarzen Tannen zu glitzern, ſo war Alles in tiefen nächtlichen Schatten gehüllt.

„Sehen Sie dort hinauf," ſagte der Infanterie-Unteroffizier nach einer kleinen Pauſe, „Sie werden dort auf der vorgeſchobenen Anhöhe eine dunklere Maſſe entdecken."

„Ah! ein Landhaus."

„Ich glaube, ja, es iſt ein Landhaus, Herr Lieutenant."

„Und iſt es von uns beſetzt?" fragte Lieutenant v. W. mit einigem Herzklopfen.

„Das glaube ich gerade nicht," antwortete der Unteroffizier. „Ich bin ſogar gewiß, daß es nicht beſetzt iſt."

„Nun, und was iſt's mit jenem Hauſe?"

„Es hat dort nach dem flachen Lande hinaus Fenſter, die wir aber jetzt nicht ſehen können, da ſie nicht erleuchtet ſind."

„Begreiflicher Weiſe!"

„Die ſich aber während der Nacht oftmals erleuchtet haben, — — Geben Sie Achtung, Herr Lieutenant — — ſo wie jetzt!"

„Ah!" machte der Dragoner-Offizier und ſchaute überraſcht auf das bis jetzt dunkle Gebäude.

Ein Fenſter, ungefähr in der Mitte, wurde plötzlich erleuchtet, als betrete Jemand das entſprechende Zimmer mit einem gewöhnlichen Lichte. Dieſes Licht ſchien ſich dem Fenſter zu nähern und dann plötzlich zu erlöſchen. Aber kaum eine halbe Sekunde nachher entzündete ſich auf derſelben Stelle ein anderes, glänzendes Licht von prächtiger tiefgrüner Farbe, das eine kurze Zeit brannte, dann in ein glühendes Roth überging, ſich endlich in einen bläulich weißen Stern verwandelte und darauf erloſch.

„Der Teufel auch!“ verſetzte der Offizier. — „Und das haben Sie ſchon mehrmals beobachtet?“

„Es iſt das ſechstemal dieſe Nacht, Herr Lieutenant, das ſechstemal nämlich, daß ich es bemerke. Doch ging ich erſt vor zwei Stunden zufällig auf dieſen Platz; was früher geſchehen, weiß ich natürlich nicht.“

„Grün, Roth und weiß,“ ſprach der Dragoner-Offizier nachdenkend.

„Die Farben blieben ſich nicht immer gleich,“ entgegnete der Andere. „Doch habe ich mir das genau aufgeſchrieben. Zuerſt kam Roth allein, dann einigemal Grün und Weiß, dann wieder, wie Sie es eben geſehen haben.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Beobachtungen. Haben Sie vielleicht bei Ihrer Wache einen Mann, der den Weg dort hinauf genau kennt und der mich führen könnte?“

„Ich glaube nicht,“ antwortete der Unteroffizier. „Aber die äußerſte Poſtenkette, die der Herr Lieutenant von unſerer Wache aus verfolgen können, geht kaum einen Büchſenſchuß bei dem Hauſe da oben vorbei, natürlich auf der anderen Seite, ſonſt hätten Die das Feuerwerk auch ſehen müſſen.“

„Ich werde Ihren Bericht weiter melden,“ verſetzte der Dragoner-Offizier freundlich, indem er ſein Pferd umwandte und durch den Hohlweg zurück ritt. Dann folgte er einem Waldwege, der rechts zur Höhe hinaufführte. —

Was konnten jene Feuer bedeuten? — Offenbar eine Correſpondenz des Feindes. Aber wenn es auch vielleicht Zeichen waren, welche oben in dem Landhauſe von jener alten demokratiſch geſinnten Dame gemacht wurden, welchen Zweck konnten ſie haben? Etwas zu melden, das drüben im Bivouak vorging, war aus dem einfachen Grunde unmöglich, weil die Dame ſelbſt nichts wußte und durch die gutbewachte Poſtenkette keine Nachricht zu erhalten im Stande war. — Den heute ſo nachdrücklich geſchlagenen Feind zu

einem Ueberfalle ermuntern? — Ah! das wäre ein wahnſinniges Unternehmen! — Unglaublich. — Und doch mußte das Feuerwerk irgend einen Zweck haben, einen Zweck, den zu ergründen vielleicht von Wichtigkeit war. — So dachte der Dragoner-Offizier, während er die Anhöhe hinan ritt, und ſprach zu ſich ſelber: Ich habe zufällig dieſes Spiel mit den farbigen Lichtern geſehen, verdächtig iſt die Sache jedenfalls, und da ich nun einmal mit hinreichender Macht in der Nähe bin, um die Sache unterſuchen zu können, ſo iſt es meine Pflicht, dies zu thun. — Abgemacht!

Lieutenant v. W. war alſo entſchloſſen, das Landhaus droben zu unterſuchen. Was man gern thut, dazu entſchließt man ſich leicht.

Die Poſten waren auch hier alle aufmerkſam und in Bewegung. doch hatte keiner etwas Außerordentliches bemerkt; der letzte ſtand ungefähr auf demſelben Platze, wo am Morgen der junge Offizier von dem Mädchen Abſchied genommen.

„Nichts Neues auf Poſten?“ rief ihm Lieutenant v. W. zu.

„Nichts Außerordentliches!“ war die Antwort. „Da vor mir liegt ein Haus, im Hof iſt ein Hund, der zuweilen bellt und heult, meiſtens iſt dort Alles dunkel, nur zuweilen iſt hie und da ein Fenſter erleuchtet.“

„Mit einem gewöhnlichen Lichte?“

„Ganz gewöhnlich, Herr Lieutenant. Es iſt gerade, als wenn Jemand dort in einem Zimmer etwas ſucht und dann wieder fort geht.“

„Und man tritt nie mit dem Lichte an's Fenſter? Weißt du, mein Freund, ſo ungefähr, um irgend wohin ein Zeichen zu geben; man thut das im Kriege ſo — du begreifſt mich?“

„Allerdings, Herr Lieutenant; aber ſo was kommt nicht vor. — Donnerwetter! ich wollt' ihnen Zeichen geben! Man iſt kein Rekrut mehr und ſteht nicht umſonſt mit dem geladenen Gewehr auf Vorpoſten.

„Du haſt Recht,“ ſagte der Dragoner-Offizier. „Aber das Haus iſt mir verdächtig; ich habe von der anderen Seite dergleichen Zeichen bemerkt, von denen ich vorhin ſprach. Ich will hinreiten

und ein wenig untersuchen; ich lasse zwischen dir und dem Thor einen Dragoner, den behalte mir im Auge."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!" entgegnete die Schildwache und schulterte ihr Gewehr.

Lieutenant v. W. ritt mit seinen Leuten bis an das Hofthor, welches verschlossen war. Ein Hund, der frei um die Gebäude lief, stürzte mit wüthendem Bellen an das Gitterthor, und dann erschien an der Thüre des Hauses ein Mann mit einem Lichte, der vorsichtig in den dunkeln Hof hinaus leuchtete, um zu sehen, was es dort gäbe.

„Hollah! mein Freund!" rief der Offizier, „hieher und aufgemacht! Es ist nothwendig und dringend."

Einen Augenblick schien sich der Mann mit dem Lichte zu besinnen, ob es nicht gerathener sei, wieder zu verschwinden und die Thüre hinter sich zu verschließen; doch mochte er wohl das Leuchten der Helme und Säbel bemerken und allen Widerstand für unnütz halten, — genug, er setzte die Lampe auf die Schwelle der Thüre und ging vor, um das Gitterthor zu öffnen.

Die Patrouille ritt in den Hof und die Lampe auf der Thürschwelle, deren Flamme in dem Luftzuge stark hin- und herflatterte, erlosch plötzlich.

Zehntes Kapitel.

Worin der Dragoner-Offizier seinen Entschluß ausführt und alsdann findet, daß er sich geirrt. Er sieht die Lichter in der Nähe und befindet sich in der Dunkelheit.

Die Dragoner, im Voraus instruirt, besetzten stillschweigend die Hausthüre, ritten um das Gebäude herum, welches isolirt in dem Hofe lag, und vertheilten sich auf allen vier Seiten desselben, so daß weder zu einer Hinterthüre, noch zu einem Fenster Jemand herein oder heraus konnte. Lieutenant v. W. befahl dem Manne mit der Lampe, dieselbe wieder anzuzünden und ihm ins Haus zu leuchten. Dieser gehorchte; nur als er mit dem Lichte wieder er-

ſchien, bat er den Offizier, ſo leiſe als möglich aufzutreten, denn man habe einen ſchwer Verwundeten im Hauſe, der ſeit ungefähr einer Stunde eines ſanften Schlafes genieße.

„Wo befindet ſich der Verwundete?“ fragte der Dragoner-Offizier.

„Hier unten im Erdgeſchoß,“ antwortete der Mann mit dem Lichte — ein Diener des Hauſes — nachdem er die Hausthüre weit aufgezogen hatte und Beide eingetreten waren. „Dort iſt das Zimmer, die letzte Thüre links.“

„Er wurde bei dem Gefechte drunten verwundet?“

„Ja, Herr, durch das Stück einer Kugel in die Seite — ſehr gefährlich.“

„Und er befindet ſich in dieſem Augenblicke beſſer?“

„Gott ſei gedankt, ja! Vor einer halben Stunde hat ihn der Arzt aus H. verlaſſen; derſelbe iſt voll Hoffnung weggegangen, und meinte, Ruhe und ſorgfältige Pflege könnten die ſtarke Natur noch einmal durchreißen. — Jetzt ſchläft er, wie geſagt,“ fügte der alte Diener mit einem bittenden Blick auf den Offizier hinzu.

„Unbeſorgt, mein Freund!“ entgegnete Lieutenant v. W. „Wir kommen eigentlich nicht als Feinde, darüber können Sie ſich beruhigen.“

„Aber der Reitertrupp, gnädiger Herr!“

„Soll euch durchaus keinen Schaden bringen, wenn wir hier Alles in Ordnung finden.“

„Aber was wollen Sie in Ordnung finden in einem einſamen Hauſe, in welchem Jemand auf den Tod verwundet liegt?“

„Lieber Freund, das Fragen iſt an mir,“ ſagte lächelnd der Dragoner-Offizier, „und wenn ich hier ſo ſchonend und ruhig auftrete, ſo geſchieht es nur, weil ich Ihre Herrſchaft zufällig kennen lernte.“

„Ah!“

„Ich will Ihrer Aufrichtigkeit zu Hülfe kommen,“ fuhr Lieutenant v. W. fort, „indem ich Ihnen ſage, daß ich der Offizier

bin, der heute Morgen jenen verwundeten jungen Mann, seine Mutter und Schwester hieher geleitete."

„Ah! das ist was ganz Anderes!" rief freudig der Diener aus; „das macht mich ganz glücklich. Euer Gnaden sind gewiß so edelmüthig und kommen, nach uns zu sehen."

Man wußte in diesem Augenblicke nicht, ob das flackernde Licht der Lampe einen so seltsamen Ausdruck über das Gesicht des alten Mannes zeichnete, oder ob ein leichtes Lächeln über dasselbe zuckte. Genug, der Dragoner-Offizier bemerkte eine Aenderung in diesen Zügen und entgegnete ziemlich kurz und bestimmt: „Sie irren, mein Freund, mich führt nur mein Dienst hieher, und deßhalb hoffe ich, daß alle meine Fragen auf's Genaueste und Aufrichtigste beantwortet werden."

„Gewiß; wir haben keine Geheimnisse. — Aber wollen der Herr Lieutenant nicht einen Augenblick in eines dieser Zimmer treten? Ich kann nicht die Hausthüre und Alles geöffnet lassen. — Ein Ruf, und Ihre Reiter sind da," setzte er mit leiserer Stimme hinzu.

„Schließen Sie meinetwegen die Hausthüre," sagte der muthige junge Offizier und trat rasch in das geöffnete Zimmer.

Lieutenant v. W. überzeugte sich alsbald, daß er sich in einem vornehmen, oder wenigstens in einem reichen Hause befand. Es schien ein Bibliothekzimmer zu sein, das man ihm geöffnet. Rings an den Wänden befanden sich hohe geschnitzte Eichenholzschränke mit Büchern angefüllt, in der Mitte stand ein Tisch, grün überdeckt, von der Decke herab hing eine große Carcellampe an schweren, bronzenen Ketten. Ein Blick in's Nebenzimmer zeigte, daß sich dort ein Billard befand.

„Wollen Euer Gnaden Platz nehmen?"

„Ich danke, es ist mir bequemer so. Jetzt zu unseren Fragen — Wem gehört dieses Landhaus?"

„Dem Herrn D. aus H."

„Er bewohnt es das ganze Jahr hindurch?“

„Meistens nur während der Sommermonate.“

„Mit seiner Familie?“

„Ja.“

„Wie stark ist diese Familie?“

„Herr D., Madame D., Fräulein Sophie und der junge Herr, der heute Morgen verwundet wurde.“

„Wem gehört das weiße Haus, wo er verwundet wurde?“

„Einer befreundeten Familie. Heute Morgen aber war es das Hauptquartier der Aufständischen.“

„Ei, mein Freund,“ erwiderte lachend der Offizier, „der Aufständischen? Das sind ja bei euch die von der gerechten Sache!“

Der alte Diener zuckte die Achseln.

„Doch weiter!“ fuhr Lieutenant v. W. fort. „Wo ist Herr D., der Eigenthümer des Hauses?“

„Wahrscheinlich in Frankfurt.“

„Wie? Nicht bei dem Revolutions-Heer?“ fragte erstaunt der Dragoner-Offizier.

„Gewiß nicht, Euer Gnaden. — Aber Madame war hier.“

„Ah! Madame war hier? — Sie ist also fort?“

„Seit mehreren Stunden — sie hielt sich in ihrem Hause nicht für sicher, weil . . .“

„Weil wir in der Nähe sind, ich verstehe. Doch war das unnöthige Furcht; wir führen mit Frauen keinen Krieg. — Also blieb nur der Verwundete zurück?“

Der Diener blickte den Offizier einen Augenblick forschend an, und dann sagte er zögernd: „Und Fräulein Sophie.“

„Ah! — richtig!“ entgegnete Lieutenant v. W., indem er tief athmete. „Sie blieb hier zur Pflege des Bruders?“

„Allerdings, und wenn Euer Gnaden erlauben, will ich Sie bei ihr anmelden.“

„Wie? so mitten in der Nacht?“

„Fräulein Sophie ist oben im Salon mit einem der Hausmädchen; ich glaube, sie liest, so lange ihr Bruder schläft."

„Welche Lage hat dieser Salon, von dem Sie eben sprechen, mein Freund?" forschte der Offizier.

„Er befindet sich im ersten Stocke."

„Und man überblickt von ihm das weiße Haus drunten, wo wir unser Hauptquartier haben, das Dorf, sowie die alte Ruine?" fragte gespannt der Offizier.

„Nein, Herr," entgegnete erstaunt der alte Diener, er liegt geradezu entgegengesetzt; von seinen Fenstern aus sieht man die Umgebung von H."

„Der Teufel auch!" rief Lieutenant von M. — „Und in diesem Salon befand sich während dieser Nacht Fräulein Sophie?"

„Beinahe immer," versetzte der Diener.

„Nun denn, mein Freund," rief der Dragoner-Offizier, indem er hoffte, eine plötzliche Anklage würde den alten Mann verwirren, beunruhigen und vielleicht zu einem Geständniß bewegen, „so ist es auch Fräulein Sophie, welche mit unseren Feinden durch farbige Lichter gesprochen."

Der alte Mann war durch dieses Wort wohl überrascht, aber nicht erschreckt. Er sah den Offizier erstaunt an und sagte: „Und das haben Euer Gnaden gesehen?"

„Es ist mir gemeldet worden, und deßhalb bin ich hier, um die Sache zu untersuchen."

„Das wird sehr einfach zu machen sein," sprach der Andere, „denn Fräulein Sophie wird die farbigen Lichter nicht abläugnen."

„Ich finde das aber sehr unbesonnen, dergleichen in der Nähe eines feindlichen Lagers zu treiben, und nur eine offene Mittheilung über den Zweck jener Lichter könnte mich vielleicht bewegen, rücksichtsvoll gegen die junge Dame zu verfahren."

„O, Herr Lieutenant!" erwiderte der Andere, „Sie werden doch

nicht glauben, daß Fräulein Sophie dem davongelaufenen Gesindel Zeichen gibt?"

„Und was wäre es denn sonst?"

„Eine einfache Botschaft an die abwesende Mutter über das Befinden des Bruders."

Lieutenant v. W. sah den alten Diener jetzt seinerseits sehr erstaunt an. Doch überflog ein freundliches Lächeln seine Züge; denn die Wahrheit des eben Gesagten sprach zu deutlich aus den Worten und dem Gesichte des alten Mannes. — „Es ist nicht unwahrscheinlich," sprach er nach einer Pause.

„Es ist gewiß so, Herr Lieutenant, und wenn Sie wollen, können Sie die Probe machen."

„Auf welche Art?"

„Folgen Sie mir leise in den ersten Stock, hören Sie, was ich unserer jungen Dame sage, und beobachten Sie, was darauf geschieht. Vorher aber will ich noch in das Zimmer des Herrn gehen, und mich nach seinem Befinden erkundigen. Ich bitte, mich nicht aus den Augen zu verlieren, damit Sie nicht vielleicht glauben, ich gebe droben Nachricht von Ihrer Anwesenheit."

Darauf öffnete der alte Mann die Thüre gegenüber dem Billard-Zimmer, ließ sie weit aufstehen und drückte vorsichtig eine zweite auf, die in das Zimmer des Verwundeten führte.

Eine alte Frau kam dort hervor, der Diener winkte ihr, und Beide traten zu dem Offizier in die Bibliothek, ohne vorher ein Wort gewechselt zu haben.

„Was macht der junge Herr?" fragte der Diener, als sie so nahe waren, daß der Dragoner jedes Wort verstehen konnte.

„Es geht ihm sehr gut," entgegnete die Frau. „Die günstigen Zeichen, die der Doktor vorhergesagt, treten alle ein; er fühlt wenig Schmerz in der Seite. Das Wundfieber ist nicht heftig; vorhin hat er zu trinken verlangt, und jetzt ist er wieder sanft eingeschlafen."

„Also gute Hoffnung und sanfter Schlaf," sagte bedeutsam der

Diener; indem er sich an den Offizier wandte. — „Jetzt bitte ich Euer Gnaden, mir zu folgen."

Die Frau ging in das Krankenzimmer zurück, und die beiden Männer traten auf den Gang und stiegen langsam die Treppen hinauf. Glücklicher Weise waren die Stufen mit Teppichen belegt und dämpften so jeden Schritt; auch drückte Lieutenant v. W. seinen Säbel fest an sich, um ja kein Geräusch zu machen. Droben öffnete der Diener ein Zimmer, löschte behutsam ein Licht aus, das dort stand, und bat den Offizier, im Dunkeln zu bleiben, weil er so am besten in den anstoßenden erleuchteten Salon blicken könnte. Dort hinein ging nun der alte Mann und ließ die Thüre absichtlich weit offen stehen.

Lieutenant v. W. blickte in die Tiefe eines sehr eleganten Gemaches und sein Herz klopfte stärker, nachdem er das, was sich dort befand, mit forschendem Auge übersehen. Vor einem Eckdivan, hinter welchem ein ganzer Wald von Sträuchen und Blumen angebracht war, stand ein runder Tisch, und neben demselben ein kleiner niederer Fauteuil. In diesem Fauteuil lag eine junge Dame, in einfachem, fast hellem Morgenkleide; sie stützte ihren Kopf auf die Hand, wodurch man von ihrem Gesichte nichts bemerken konnte. Obendrein war die Lampe mit einem tief herabreichenden grünen Schirm versehen und ließ nur noch einen Lichtstrahl auf den violetten Sammet des Fauteuils gleiten, beleuchtete aber dort eine glänzende blonde Haarflechte, die von dem Haupt des jungen Mädchens herabgesunken war. Auf der anderen Seite des Tisches saß eine Dienerin, scheinbar mit einem Strickstrumpfe beschäftigt; wir sagen: scheinbar, denn die Nadeln ruhten ohne Bewegung in ihrem Schooße, und ihr Kopf, der auf die Brust niedergesunken war, erhob sich jetzt plötzlich bei dem Eintritt des alten Dieners.

„Was gibt es denn drunten, Hieronymus?" fragte die junge Dame mit dem blonden Haar, indem sie sich ein wenig in dem Fauteuil aufrichtete. „Habe ich denn nicht im Hofe Reiter gehört,

leiſe Stimmen und das Geklirr von Waffen? — Was ſoll denn das bedeuten?“

„Seien Sie unbeſorgt, Fräulein Sophie,“ entgegnete der Diener, „es iſt eine Streifpatrouille, wie ſie es nennen, die aber mehr zu unſerem Schutze gekommen,“ ſetzte er mit eigener Betonung hinzu, „als um uns zu beläſtigen.“

„Alſo es ſind Reiter?“ forſchte das junge Mädchen weiter. „So habe ich doch recht gehört — Huſaren?“

„Nein, es ſind Dragoner.“

„Ah, Dragoner!“ rief die junge Dame überraſcht und erhob ſich von Ihrem Fauteuil. Und der Ton, mit dem ſie das Wort „Dragoner“ ausſprach, machte auf den im Vorzimmer ſtehenden und lauſchenden Chef derſelben einen gar ſeltſamen, höchſt gefährlichen Eindruck.

Sophie war raſch an das Fenſter getreten und blickte in den Hof hinab. „Da halten ſie im Hofe,“ ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe; „was das unheimlich iſt! Ruhig ſtehen ſie da wie Geſpenſter, und die Säbel und Helme glänzen. — Komm her Chriſtine und ſieh!“

Das Dienſtmädchen war aus ſeinem Schlafe erwacht und hatte mit großem Nadelgeklirre ſeine Strickarbeit wieder vorgenommen. Jetzt legte ſie dieſelbe auf den Tiſch und trat ſchläfrig an das Fenſter.

„Sind es Viele, Hieronymus?“ fragte die junge Dame.

„Ich glaube ungefähr ein Dutzend.“

„Und — und — und kein Offizier dabei?“ forſchte das Mädchen weiter und drückte, ohne umzuſehen, ihr Geſicht an die Fenſterſcheiben.

„O doch, Fräulein Sophie; er hält — — drunten an der Hausthüre.“

Die junge Dame wandte ſich raſch von dem Fenſter ab und machte einen haſtigen Gang durch den Salon. — „Will der Offizier etwas von uns?“ fragte ſie plötzlich, vor dem Diener ſtehen

bleibend. Doch so unbefangen diese Frage klingen sollte, so kam sie doch erst nach einem tiefen Athemzuge hervor.

„Er hat bis jetzt nichts gesagt," antwortete Hieronymus; „ich will ihn aber sogleich fragen. Ich bin eigentlich auch nur heraufgekommen, „setzte er mit lauterer Stimme hinzu, „um Ihnen das Befinden des jungen Herrn zu melden."

„Ja, ich möchte wohl nach meinem Bruder einen Augenblick sehen," versetzte einigermaßen verwirrt das Mädchen.

„Ich komme soeben von ihm; es geht ihm sehr gut! die Wärterin hat die beste Hoffnung und der Schlaf dauert ruhig und sanft fort. „Ich glaube, es könnte nichts schaden, Fräulein Sophie —"

„Wenn ich Mama wieder eine Nachricht gäbe," entgegnete sie. „Das wollen wir geschwinde thun, und dann, guter Hieronymus, will ich selbst wieder einmal nach meinem Bruder sehen."

„Hm! hm!" machte der alte Diener und blickte verstohlen nach der Thüre des Nebenzimmers.

Der Dragoner-Offizier in seinem Dunkel verschlang fast mit den Augen die liebliche Gestalt des jungen Mädchens und lauschte entzückt ihren Worten.

„Also Hoffnung und guter Schlaf?" fragte Sophie; „das ist Grün und Weiß. — Christine gib das Kästchen her."

Der alte Hieronymus warf einen triumphirenden Blick rückwärts.

„Grün und Weiß," wiederholte schläfrig das Dienstmädchen, worauf sie eine Blechschachtel öffnete und zwei Hülsen heraus nahm.

Der Dragoner-Offizier machte einen Schritt vorwärts und hatte große Lust, sich in dem Salon zu zeigen. Doch der alte Diener winkte ihm eifrig mit der Hand, er solle zurückbleiben.

Christine hatte die Fensterflügel geöffnet, die eine Hülse draußen befestigt und legte nun mit einer kleinen Lunte Feuer an. Augenblicklich quoll das tiefgrüne Licht hervor und warf einen hellen Schein weit in die Nacht hinaus, gerade so, wie es Lieutenant v. W. schon drunten von der Feldwache aus gesehen hatte. Es

brannte ein paar Sekunden, und als es erloschen war, trat Sophie dem Fenster näher und sagte: „Nun das weiße.“

Das schöne Mädchen stand in diesem Augenblick an den Blumentisch gelehnt, und ihr edles Gesicht blickte durch die Blüthen und die Blätter, die vor ihr standen. Als sich nun hierauf draußen an dem Fenster der weiße Schein entzündete und sie wie mit dem hellsten Mondlicht beleuchtete, da war sie so unbeschreiblich schön, daß sich der Offizier, der aus seinem dunklen Zimmer dieses liebliche Bild so recht sah, eines Ausrufs nicht enthalten konnte. Glücklicher Weise hustete der alte Hieronymus in diesem Augenblicke laut und heftig, und als sich Sophie plötzlich umwandte, ging er an die Thüre des Nebenzimmers, schloß dieselbe und trat dann zu der jungen Dame, um ihr mit einigen kurzen Worten zu melden, was sich drunten begeben, in welchem Verdacht man sie wegen der farbigen Lichter gehabt und wer sich im Vorzimmer befinde.

Eilftes Kapitel.

Enthält einen Beitrag zur Feuerwerkskunde, und der geneigte Leser erlebt in demselben Einiges, was er sich zu Anfang der Geschichte nicht gedacht.

Der Dragoner-Offizier, der sich so plötzlich von dem Lichte und der Glückseligkeit ausgeschlossen sah, fuhr mit der Hand über die Stirn, um seine allzu wilden und glühenden Gedanken zu beruhigen. Dieselben schweiften in der kurzen Zeit, wo er hier stand, in einem Kreise von Monaten und Meilen umher. Jetzt, wo er sich so plötzlich in der Finsterniß befand, dachte er an den grünen Baum und an Nr. 17, und es war ihm gerade wie damals, als höre er neben sich die Seufzer des unglücklichen Aktuars. In dem Salon vernahm er unterdessen eine Zeit lang die Stimme des Dieners, dann einen leichten Aufschrei der jungen Dame, und endlich wurde die Thüre wieder geöffnet, und Hieronymus ersuchte ihn, einzutreten.

Die Dekoration hatte sich einigermaßen verändert; das Fenster war geschlossen, Christine saß wieder an dem Tische und strickte, und über die Carcellampe, welche vor ihr stand, hatte man den großen grünen Schirm so weit herabgelassen, daß sich rings umher Alles im Schatten befand, und folglich auch die junge Dame, welche neben dem Fauteuil aufrecht stand und ihre Hand auf die Lehne desselben stützte.

Der Offizier, der nun so plötzlich in diesen Kreis gezogen wurde, machte eine tiefe Verbeugung und sagte alsdann lächelnd: „Ah, mein Fräulein, Sie nehmen mir das Verdienst, etwas Wichtiges entdeckt zu haben. Ich hoffte schon, irgend einer interessanten Verrätherei auf die Spur zu kommen."

„Und da Sie mich so eben belauscht," entgegnete das Mädchen, „so sahen Sie, welch unschuldiges Spiel wir trieben."

„Aber ein gefährliches. Wenn ich mich auch von der Harmlosigkeit dieser bunten Lichter überzeugt zu haben glaube, so hätten Sie doch an einen anderen Beobachter kommen und dadurch viel Unangenehmes haben können."

„Aber es wird mir doch erlaubt sein, an mein Fenster ein paar bunte Lichter zu setzen?" fragte das Mädchen.

„In Kriegszeiten und in der Nähe eines Lagers nicht, mein Fräulein," erwiderte Lieutenant v. W. — „Doch, wie schon gesagt, wir wollen die Sache nicht so genau nehmen; nur bitte ich Sie, selbst dieses unschuldige Telegraphiren nicht fortsetzen zu wollen; es thäte mir wahrhaftig leid, wenn Sie oder irgendwer Ihres Hauses in weitere Ungelegenheiten kämen."

„Ich danke Ihnen sehr. Doch bin ich in der That dem Zufalle dankbar dafür, daß er gerade Sie zu unserem Schutze hieher geführt."

„Nur dem Zufalle? Ich möchte etwas so Zufälligem wie dem Zufall nicht allein das Verdienst zuerkennen, mich abermals in Ihre Nähe geführt zu haben."

„O, gewiß nur der Zufall," meinte das Mädchen mit leiſer Stimme.

„Wenn Sie erlauben, Fräulein Sophie," ſagte der Diener, ſo gehe ich wieder hinunter auf meinen Poſten." — Damit neigte er den Kopf und ging zur Thüre hinaus.

„Chriſtine," ſprach die junge Dame, „einen Stuhl für den Herrn Offizier." — Das Mädchen that wie ihm geheißen, dann nahm ſie ihr Strickzeug und wollte ſich ebenfalls entfernen. Ein Zeichen ihrer Herrin hielt ſie jedoch im Zimmer zurück; aber ſie ſetzte ſich in eine ferne dunkle Ecke und begann mit großem Geklapper wieder zu ſtricken.

„Sie ſind ſehr freundlich," verſetzte Lieutenant v. W., „daß Sie mir erlauben, einen Augenblick in Ihrer Nähe zu bleiben; doch will ich mit dieſer Erlaubniß keinen Mißbrauch treiben. Sie werden ermüdet ſein; Ihr Herr Bruder befindet ſich, wie ich gehört, ſo gut es nur möglich iſt, und deßhalb werden Sie ſich jetzt auch einige Ruhe gönnen. — Vielleicht," ſetzte er lächelnd hinzu, „noch ein kleines Zeichen nach H. hinunter, daß der Feind in Ihre Wohnung gedrungen iſt, und dann . . ."

„Sehen Sie," entgegnete Sophie, „Sie trauen mir immer noch nicht, Sie glauben immer noch, meine farbigen Lichter hätten eine andere Bedeutung."

„Im Allgemeinen gewiß nicht, ich habe mich ja davon überzeugt; aber Sie werden ſich doch für den Fall vorgeſehen und noch ein anderes Feuer in Reſerve haben, vielleicht ein blaues, das anzeigt, der Feind ſei da."

„Welcher Feind?" fragte ſie ſcheinbar unbefangen.

„Nun, wir."

„Sie? Wenn ich Sie nun aber nicht als Feinde betrachte?"

„Ah! mein Fräulein — aber heute Morgen ſind wir feindlich genug einander gegenüber geſtanden."

„Vielleicht waren wir dazu gezwungen; ich kann Ihnen nur

wiederholen, was ich eben gesagt: ich habe Sie, meine Landsleute, nie als Feinde betrachtet."

„Ich danke Ihnen für dieses Wort, fühle es aber doppelt schmerzlich, daß Sie sich so — ausgesprochen auf der anderen Seite befinden."

Das junge Mädchen schaute den Offizier ein paar Sekunden mit fast wehmüthigem Blicke an, dann senkte sie den Kopf, ohne eine Antwort zu geben. — „Sie meinten vorhin," sagte sie nach einer Pause, „es sei nicht der Zufall, der Sie hieher geführt, wie ist denn das möglich? Man kann doch, wie mir Hieronymus gesagt, von der äußersten Reihe Ihrer Vorposten nicht diese Seite unseres Hauses sehen, man müßte denn aus dem Hohlweg dort unten absichtlich heraus treten, um unser Haus zu überwachen. Und das würde man nur alsdann thun, wenn man Verdacht auf uns hätte."

„Es braucht nicht allein ein Verdacht zu sein, der vielleicht Jemanden antreiben könnte, nächtlich Ihr Fenster anzusehen, Fräulein Sophie," erwiderte träumerisch der Offizier.

„O, gewiß nur der Verdacht," entgegnete sie lebhaft, hielt aber plötzlich inne, als sie den seltsamen Blick bemerkte, mit dem der Offizier sie betrachtete. — „Gewiß nur der Verdacht," setzte sie stockend hinzu.

„Und Sie glauben an keinen anderen Beweggrund, der Jemanden veranlassen könnte, Nachts Ihr Haus zu umreiten und zu Ihren Fenstern empor zu schauen?"

„Nein, ich glaube nicht, daß Jemand in der Nähe ist, der hierzu einen Grund hätte."

„O, Fräulein Sophie," versetzte Lieutenant v. W., „Sie sind schrecklich ungläubig. Sie nannten es auch vorhin Zufall, was mich in dieser Nacht hieher geführt."

„Nun denn, vielleicht Ihr Dienst," sagte sie mit leiser Stimme.

„Nicht Zufall, nicht Dienst," entgegnete der junge Mann, „ich kann beide Beweggründe nicht gelten lassen; suchen wir einen anderen."

„O, ſuchen wir lieber gar nicht," ſprach ängſtlich das Mädchen und ſchaute in die Ecke des Zimmers, wo das Geklapper der Stricknadeln längſt aufgehört hatte. — „Wenn Sie wollen, erzählen Sie mir lieber, auf welche Art Sie die bunten Lichter an unſerem Fenſter bemerkten."

„Es iſt das eine lange Geſchichte, mein Fräulein. Aber wenn es Sie intereſſirt . . ."

„Ja," ſagte ſie kaum hörbar.

„Aber, mein Fräulein," fuhr er dringend fort, „um dieſe Geſchichte erzählen zu können, muß ich in meinem Gedächtniß um einige Monate zurückgehen. Erlauben Sie mir das? — ich thu' es gern."

„Wenn es ſein muß," antwortete ſie mit kaum vernehmbarer Stimme.

„O, Sophie," fuhr er plötzlich leidenſchaftlich auf, „es war das eine Nacht, die ich nie vergeſſen kann!"

„Wie die heutige," entgegnete ſie ängſtlicher, „die ich auch nicht vergeſſen werde. Aber ich glaube wahrhaftig, Ihre Geſchichte iſt für jetzt zu lang. Erzählen Sie mir ſie lieber ein andermal. — Horch! haben Sie nichts gehört? War das nicht wie ein Trommelwirbel?

„Sie irren ſich, mein Fräulein; es war nur das Schütteln und Schnauben eines Pferdes drunten oder das Raſſeln eines Säbels."

„Ah, Ihre Reiter ſind unten im Hofe!"

„Und da Ihnen meine Gegenwart vielleicht läſtig wird, mein Fräulein," verſetzte der Offizier einigermaßen mißſtimmt über die Abneigung des jungen Mädchens, ſeine Geſchichte zu hören, „ſo will ich mich endlich zurückziehen."

„Um wieder nach dem Lager zu reiten?"

„Das nicht. Ich werde in der Nähe Ihres Hauſes bleiben, um Sie für vorkommende Fälle zu ſchützen; Sie kennen ja meinen Wahlſpruch," ſetzte er, ſich verbeugend, hinzu: — „Schutz den Verfolgten."

„Ja, ich kenne ihn," ſagte ſie eifrig und fügte leiſe bei: „Ich will Sie gewiß nicht von hier vertreiben; wenn Sie doch einmal

in der Nähe bleiben wollen, ſo laſſen Sie es ſich in dieſem Zimmer und bei mir gefallen."

„O, Sie machen mich glücklich," entgegnete der Offizier und faßte ihre Hand, die er an ſeine Lippen drückte, worauf ſie ihm aber wieder ſanft entzogen wurde.

„Sie müſſen eingeſtehen," ſprach Lieutenant v. W. nach einer Pauſe, „wie ſeltſam es iſt, daß wir uns jetzt dreimal auf ſo eigenthümliche Weiſe begegneten; das wollte ich in meiner Geſchichte ententwickeln, Fräulein Sophie, ich wollte nur ſagen, daß, nachdem ich Sie heute Morgen wieder geſehen, ich Sie vollkommen ähnlich fand dem Bilde, welches ich mir von Ihnen gemacht."

Ah, Sie hatten ſich ein Bild von mir gemacht?"

„Gewiß, nach den Vorfällen jener Nacht, von denen ich nicht ſprechen darf, ein ſchönes Bild, zuſammengeſetzt aus dem Klang Ihrer Stimme, aus dem ..."

„Sie ſind phantaſiereich," unterbrach ihn eifrig das junge Mädchen. „Ich muß Ihnen geſtehen, daß auch ich Sie heute Morgen wieder erkannte, aber an etwas Reelerem, an den drei Worten, die Sie mir — damals geſagt. Ach, dazwiſchen liegt für mich eine unendlich traurige Zeit!"

„Wie ſo, Fräulein Sophie! Erzählen Sie mir das."

Bei dieſen Worten, die der Offizier ſehr dringend ausſprach, hatte er, wie im Eifer, etwas von ihren Verhältniſſen zu erfahren, die Hand des Mädchens erfaßt und horchte nun mit einem unglaublichen Intereſſe auf ihre Worte.

„Es iſt im Allgemeinen dieſelbe Geſchichte," ſagte ſie, „die in jüngſter Zeit ſo viel Unglück herbeigeführt; was Brüder und Freunde trennte, ja ganze Länder ſpaltete, drang auch verwüſtend in unſere Familie. Doch damit Sie mich verſtehen, muß ich Ihnen ein paar Worte von früher ſagen."

„O, erzählen Sie!" entgegnete der Dragoner-Offizier eifrig. „Erzählen Sie ſehr genau und ſehr lang, Fräulein Sophie!" —

Er hatte sich jetzt vollkommen ihrer Hand bemächtigt, und während er sie mit seiner Rechten festhielt, machte er mit der Linken den Versuch, ein goldenes Armband, das er unter den weißen Spitzenärmeln entdeckt, leise herum- und wieder herumzudrehen, — an sich ein unschuldiges Vergnügen, daß ihn aber nichtsdestoweniger leicht erheben machte.

„Mein Vater," fuhr das junge Mädchen fort, „Gutsbesitzer und Forstmann, war von jeher dem ganzen Treiben einer gewissen Partei abhold gewesen; da aber seine Stimme und sein Beispiel in gewissen Schichten des Volkes offenbar von großer Wirkung sein mußte, so that man alles Mögliche, ohne ihn jedoch in seiner Unterthanentreue wanken zu machen; erreichte jedoch hierbei einen anderen Zweck, den, ihn zu compromittiren. Meine Mutter nun — ich muß es leider gestehen — hatte sich gleich zu Anfange der ganzen traurigen Geschichte auf die andere Seite begeben, sie, die doch eigentlich gar nicht dort hingehörte."

„Ah, die Frauen!" sagte Lieutenant v. W; „schrecklich! schrecklich! Doch als wollte er die leichte Anklage, welche in seinen Worten lag, wieder gut machen, drückte er die kleinen weißen Finger an seine Lippen, welche ihm aber dafür entzogen wurden, und mit vollem Rechte, denn er hatte zerstreut mehr auf das Armband geschaut, als der Erzählung des Mädchens gelauscht.

„Von meiner Mutter durfte das Niemand erwarten; sie gehörte jenen Ständen an, die schon durch ihre Geburt bevorzugt, durchaus keine Ursache haben, für Freiheit und Gleichheit zu schwärmen; sie war eine geborne Freiin v. C."

„Ah," machte der Dragoner-Offizier; „von der Familie C. aus H."

„Von derselben," erwiderte Sophie. „Sie kennen diese Familie wahrscheinlich; arm, aber vornehm."

„Sehr vornehm," sagte nachdenklich Lieutenant v. W. und rückte unmerklich mit seinem Sessel um eine halbe Linie zurück.

„Die erstgenannte Eigenschaft dieser Familie, die Armuth nämlich," fuhr die junge Dame fort, „war wohl schuld daran, daß die Mutter den Bewerbungen des Vaters, damals eines jungen, noch unbedeutenden Landwirths, nachgab und seine Frau wurde. Sie hatte auch wohl geglaubt, etwas vom Glanze ihrer Familie werde auf ihr neues Hauswesen übergehen und den bürgerlichen Namen ihres Gatten vergolden. Aber sie hatte sich geirrt."

„Ah! sie hatte sich geirrt! ich kann mir das denken."

„Papa hatte den Bekannten und Verwandten der Mutter damals noch kein Landhaus anzubieten, wie das, wo wir uns jetzt befinden; er konnte auch keine Equipage in die Stadt schicken, um Gäste auf den einfachen Hof zu holen, den die Eltern damals bewohnten. Durch alles das fühlte sich die Mutter zurückgesetzt, und sie, die früher in der sogenannten Gesellschaft geglänzt, wurde jetzt kaum angesehen; es war ja natürlich für Jene unmöglich, den Gatten des ehemaligen Fräulein v. C., den einfachen Landmann, einzuladen. O, es hätte sich das nicht geschickt!"

„Leider! leider! so sind die Verhältnisse an manchen Orten noch heut zu Tage; ich kenne das; es ist unglaublich, aber wahr."

„Sehr wahr," versetzte ernst das Mädchen; „und meine Mutter, die ein lebhaftes Temperament hat, fühlte dies doppelt, und statt Versuche zu machen, das verlorene Terrain Schritt für Schritt wieder zu gewinnen, was ihr vielleicht gelungen wäre, faßte sie einen Haß gegen Alles, was sich in jenen Kreisen bewegte und schloß sich auf's Innigste den Bekannten des Vaters an. Ja, als der Vater im Laufe der Zeiten ein wohlhabender, einflußreicher Mann wurde, und man in der Gesellschaft nun anfing, ihm freundlich entgegenzukommen, wandte die Mutter allen diesen Versuchen stolz den Rücken, und ich muß es gestehen, Vater und wir hatten dadurch viel Unannehmlichkeiten — manche bittere Stunde. Und der Haß gegen die Gesellschaft, den Mama lange still verschwiegen in sich genährt, durchbrach nun beim Beginn dieser unglückseligen

Zeit alle Dämme ruhiger Ueberlegung und riß den Vater, der, wie ſchon geſagt, durchaus keine Neigung zu jener Partei hatte, eine Zeit lang mit fort — aber nur eine Zeit lang; und Vater, der wohl den Abgrund ſah, dem alle dieſe exaltirten Menſchen entgegeneilten, machte viele Verſuche, die Mutter zurückzuhalten, — unmöglich! Was konnte er weiter thun? Um nun nicht mitten hinein in den Strudel geriſſen zu werden, dem er ja allein unmöglich widerſtehen konnte, folgte er der Bewegung Schritt für Schritt, aber widerſtrebend und die raſchen Entſchlüſſe der Mutter hemmend. Um jene Zeit wurde ich vom Vater an den Mittelrhein zu Bekannten geſchickt, um dort eine Zeit lang zu bleiben."

„Wo ich Sie geſehen!" ſagte Lieutenant v. W.

„Nein, wo Sie mich nicht geſehen," entgegnete lächelnd das Mädchen. — „Doch ließ mich die Mutter bei den ernſten Ereigniſſen, die von allen Seiten hereinzubrechen drohten, nicht lange dort, ſondern rief mich hierher zurück. Mein Bruder, der damals die Hochſchule beſuchte, exaltirt, wie ſo viele ſeiner Bekannten, nahm thätigen Antheil an dem unglücklichen Kampfe und wurde geſtern, wie Ihnen bekannt iſt, drunten in dem weißen Hauſe ſchwer verwundet."

„Allerdings, ich weiß," verſetzte ernſt der Dragoner-Offizier. „Aber wie konnte ſich Ihre Mutter dorthin begeben? Es iſt ja ein wahres Wunder, daß Sie unverletzt geblieben, daß nicht eine der hereinſchlagenden Kugeln Sie getroffen, daß Sie nicht bei dem Erſtürmen verletzt wurde. — O, mein Gott! Sophie, ich verſichere Sie alles Ernſtes, ich bin dem Schickſal unendlich dankbar dafür, daß es mich geſtern bei dem Gefechte zugegen ſein ließ."

„Auch mich hat es glücklich gemacht," ſagte nach einer Pauſe das junge Mädchen mit kaum vernehmbarer Stimme, und ſetzte lauter hinzu: „Und ich danke dem Schickſal und Ihnen." Dabei reichte ſie dem Offizier, der vor ihr ſaß, mit einem rührenden Ausdruck ihre beiden Hände, die er für jetzt zu ergreifen ſich begnügen

mußte; doch wer weiß, was weiter geſchehen wäre, hätte ſich nicht in dieſem Augenblicke die Thüre geöffnet, zu welcher der alte Hieronymus hereintrat. Chriſtine in der Ecke erwachte mit einem lauten Seufzer und fing augenblicklich wieder an zu ſtricken.

„Verzeihen Sie, Fräulein Sophie," ſagte der Diener, „ich komme nur, um meine Meldung zu machen: der junge Herr befindet ſich fortwährend ſehr gut, und ich glaube, es könnte nichts ſchaden, wenn Sie, ehe der Tag kommt, für Madame noch ein beruhigendes Zeichen machten."

„Iſt es ſchon ſo ſpät?" entgegnete haſtig aufſtehend Sophie.

„Vielmehr ſo früh," verſetzte lächelnd Hieronymus; „es wird nächſtens drei Uhr ſchlagen."

„Gott ſei Dank," ſprach ſie, „ſo iſt die Nacht bald vorüber! — Alſo Alles geht gut? Dann wird es an einem einzigen grünen Lichte genug ſein."

„Und der Ueberfall des Feindes?" fragte lächelnd der Dragoner-Offizier: „Hieronymus wird wiſſen, welche Farbe man dazu braucht."

„Ich glaube in der That," antwortete der alte Diener, „Madame hat den Fall vorgeſehen und dafür Blau beſtimmt — Blau und darauf Roth, wenn wir Unannehmlichkeiten erlitten, im anderen Falle aber Blau und Weiß."

„Ah! Blau mit Roth, oder Blau mit Weiß!" ſagte nachdenkend der Dragoner-Offizier und ſchaute das Mädchen mit einem innigen Blicke an. Sie hatte den Schirm von der Lampe abgehoben und ſtand jetzt zum erſtenmal in vollem Lichte vor ihm.

„Ich habe den Dragonern drunten einen Trunk angeboten," ſprach der Hiernoymus zu dem Offizier, „doch haben ſie ihn ausgeſchlagen."

„Das will ich glauben in Feindes Land!" entgegnete lachend Lieutenant v. W. „Sie kennen ihren Dienſt."

„Aber eine kleine Erfriſchung wird den armen Leuten nichts

ſchaden," meinte das junge Mädchen, „und wenn ich Sie bitte, ſo werden Sie Ihre Erlaubniß nicht verſagen."

„Gewiß nicht," erwiderte der Dragoner-Offizier mit lauter Stimme, fügte aber leiſe hinzu: „Um ſo weniger, da Sie mir dadurch geſtatten, noch eine kleine Weile in Ihrer Geſellſchaft zu bleiben." — Damit ging er an das Fenſter, öffnete es und befahl dem Unteroffizier der Dragoner, er ſolle die Leute abſitzen und es ſich bequem machen laſſen.

Hieronymus hatte das Zimmer verlaſſen, und Chriſtine, die gehört hatte, man wolle auf's Neue telegraphiren, brachte das blecherne Käſtchen herbei.

„Jetzt werden Sie mir helfen," fragte ſchalkhaft lächelnd das junge Mädchen und reichte dem Offizier eine der Papierhülſen, die ſie aus dem Käſtchen genommen.

„Ich befinde mich da in einer merkwürdigen Poſition," entgegnete Lieutenant v. W. mit heiterer Miene. „O, mein Fräulein! Sie machen aus mir, was Sie wollen; indem ich Ihnen hier helfe, vertraue ich Ihnen meinen guten Namen, meine Ehre an; ich könnte garſtig compromittirt werden, wenn man die Geſchichte auf eine andere Art im Hauptquartier erzählte."

„Wir werden einander nicht verrathen," ſprach treuherzig das ſchöne Mädchen und ſah den jungen Offizier mit einem unbeſchreiblich innigen Blicke, der warm und glänzend aus ihren großen dunkeln Augen drang, eine Sekunde lang an. „Sind wir denn nicht im gleichen Falle, habe ich Ihnen nicht auch meinen guten Namen, meine Ehre anvertraut, und thue es auch jetzt noch unbedingt?"

„Ah, Sophie!" verſetzte feurig Lieutenant von W., „Sie haben Beweiſe von meiner Verſchwiegenheit; ich bin in der That glücklich, ja ſelig, ein Geheimniß mit Ihnen theilen zu dürfen."

Wir wiſſen nicht, durch welch geſchicktes Manöver der Dragoner-Offizier bei dieſen Worten plötzlich auf die andere Seite des Tiſches kam und wie er es wagen konnte, ſeinen Arm um ihre

ſchlanke Taille zu legen; ſie duldete es auch nur einen Augenblick; doch während ſie ſeine Hand los machte, tröſtete ſie ihn durch einen einzigen Blick, einen Blick, der ihn nicht einmal traf, der vielmehr forſchend in die Ecke des Zimmers flog, wo ſich Chriſtine wieder auf ihren Stuhl zurückgezogen hatte.

Darauf traten die beiden jungen Leute wieder an das Fenſter; ſie ruhig, er zitternd. — Wie erfriſchend war die kühle Morgenluft, die nun in das Zimmer drang, wie ſüß der Duft des Waldes, der Kräuter und Blumen, mit dem ein leichter Wind ihre erhitzten Wangen kühlte. Es war ſchon nicht mehr völlig Nacht draußen, ein unbeſtimmtes Licht bezeichnete ſchattenhaft die Geſtalten der Geſträuche und Bäume, und ließ beinahe das Terrain vor ihren Augen erkennen: Hügel, Schluchten, Bäche und Wege, aber Alles noch ungewiß, wie ſchlummernd und träumend. Am Horizont war nur eine lichte Stelle, wo der Mond untergegangen, und hoch am Himmel glänzten noch ein paar erlöſchende Sterne — es lag ein unbeſchreiblich ſüßer Hauch auf der Landſchaft, es herrſchte ein wonnig ſüßes Gefühl in den Herzen der beiden jungen Leute, welche neben einander am Fenſter ſtanden; man ahnte ſchon, wie es draußen werden, wie es ſich im Innern geſtalten würde bei dem erſten Strahl eines aufflammenden Lichtes, eines Lichtes, machte es nun ein Sonnenſtrahl ſein oder ein liebendes Wort, draußen die Schatten verjagend, innen alle Zweifel aufklärend.

„Zuerſt das grüne Licht," ſagte tief aufathmend das junge Mädchen.

Und darauf legte er die Hülſe an's Fenſter, zündete ſie an, und dann fuhren Beide erſchrocken zurück, aber merkwürdiger Weiſe dichter zu einander hin bei der plötzlichen Helle.

„Jetzt das blaue."

„Ah, für mich, für den Feind!"

„Blau Licht bei Nacht iſt eine ſchöne Farbe."

Und Beide ſchauten es eifrig an und ſahen noch eine Sekunde lang in die verbrannte Hülſe, nachdem ſie ſchon ausgeleuchtet hatte. Hierbei war es recht ſonderbar, daß der Offizier, als er nun ſeine Hand empor hob, die des Mädchens feſt hielt. Sie hatte ſich, wahrſcheinlich erſchreckt von dem blauen Lichte, zu ihm hin geflüchtet. Jetzt kam aber ein entſcheidender Moment; denn das nächſte Feuer konnte roth oder weiß leuchten, je nachdem der Ueberfall des Feindes als freundlich oder unfreundlich angeſehen wurde.

Der Dragoner-Offizier warf einen raſchen Blick hinter ſich in das Zimmer, vor allen Dingen nach dem Stuhle, auf welchem Chriſtine geſeſſen; aber er war leer, — ſie hatte das Gemach verlaſſen.

Dieſes Mal ſuchte Sophie die Hülſe ſelbſt aus, ſie legte dieſelbe ans Fenſter; der junge Offizier nahm die kleine Lunte und ſagte dann mit zitternder Stimme zu dem Mädchen, wobei ſie ſich erſchrocken von ihm abwandte, denn er hatte ſie etwas haſtig an ſich gedrückt: „Sophie, wiſſen Sie wohl, daß jetzt für mich, für meine Zukunft, für mein ganzes Leben ein wichtiger, ein großer Augenblick gekommen iſt? Sie zeigten Ihrer Mutter an, der Feind, ich, ſei gekommen, jetzt ſind Sie im Begriffe, hinzuzufügen, wie Ihnen der Feind erſchienen iſt; ich weiß nicht, welche Hülſe Sie genommen haben; es ſei das für mich ein Glücksſpiel; wird im nächſten Augenblicke ein rothes Licht erſcheinen, wohlan, ſo bin ich Ihnen gleichgültig, iſt es aber ein weißes Licht, dann, Sophie, lieben Sie mich ſo innig, ſo treu — — wie ich Sie liebe.“

Das junge Mädchen ſchauderte in ſeinem Arm und entgegnete mit leiſer Stimme: „Das habe ich nicht geſagt.“ — Sie war erſchrocken, ſie machte mit zitternder Hand einen Verſuch, die Hülſe von dem Fenſter zu nehmen. Aber es war zu ſpät — ſehr viel zu ſpät; das Feuer hatte gezündet, und als nun eine helle weiße Flamme emporquoll, drückte der Dragoner-Offizier das ſchöne Mädchen feſt an ſein Herz; ſie wandte das von dem glänzenden Scheine

überſtrahlte Geſicht nicht von ihm weg, und ſo kam es, daß er ſie innig auf die friſchen rothen Lippen küßte.

Dieſer Kuß dauerte eben ſo lange, als die Hülſe brannte, dann fuhr das Mädchen aus ſeinen Armen empor, rief: „Mein Gott! mein Gott!“ und warf ſich in ihren Fauteuil, wo ſie ihr Geſicht mit den Händen bedeckte.

Nach dem erſten Kuſſe, den man einem jungen Mädchen raubt, iſt es ein wichtiges und ſehr ſüßes Geſchäft, für dieſe Unthat Verzeihung zu erlangen, und man ſetzt dann mit eifrigen Worten ſeine Gefühle, ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen auseinander. Das that denn auch Lieutenant v. W., und wir müſſen geſtehen, daß nach einer kleinen Viertelſtunde das ſchöne Mädchen unter Thränen lächelte.

Zwölftes Kapitel.

Der lange Eduard wird von einer Patrouille aus dem Schlaf geweckt, zieht in der Morgendämmerung auf Entdeckungen aus und bemerkt mit Erſtaunen, daß ein großes Licht vor ihm aufgeht.

Während dieſer Viertelſtunde aber hatte ſich draußen allerlei begeben. Der Unteroffizier von der Feldwache am Hohlweg verließ jene Ecke nicht mehr, von wo aus er das einſame Landhaus beobachten konnte. Lange bemerkte er kein weiteres Licht, dann aber flammte es wieder, wie wir bereits wiſſen, grün, blau und weiß empor. Der würdige Unteroffizier, obgleich er der Reiter-Patrouille dieſe merkwürdige Thatſache gemeldet, hielt es dennoch für ſeine Pflicht, auf dem nächſten Patrouillen-Zettel an's Hauptquartier hierüber einen Rapport zu erſtatten. Dieſer Rapport gelangte auf dem vorgeſchriebenen Wege in das weiße Haus und vor das Lager des die Wache commandirenden Hauptmanns, wurde aber von dem-

ſelben, da er ſich gerade eines guten Schlafes erfreute, an den wachthabenden Lieutenant im Hofe verwieſen.

Der lange Eduard träumte zur ſelbigen Zeit von einer neuen Ausgabe des Meidinger, von ihm ſehr vermehrt und bereichert, auch mit Holzſchnitten illuſtrirt, deren Stöcke er gerade im Begriff war, eifrigſt durchzuſägen. In dieſem intereſſanten Augenblicke wurde er geweckt, und nachdem er ſich aus dem Mantel herausgewickelt, die Pickelhaube aufgeſetzt und die Schärpe etwas zurecht gezogen, nahm er aus den Händen der Soldaten den Patrouillen-Zettel, und las mit groſſem Erſtaunen, was ſich draußen auf den Vorpoſten begeben. „Es iſt eigentlich erſtaunlich," brummte er in ſich hinein, „daß W. nichts davon gemeldet, er muß es doch auch geſehen haben; ſonderbar iſt es auch, daß er noch nicht zurückgekehrt iſt. He, mein Freund," wandte er ſich fragend an den Soldaten, „habt ihr auf Poſten keine Reiter-Patrouille geſehen?"

„Dragoner, Herr Lieutenant? — Die waren nach ein Uhr bei unſerer Wache. Der Unteroffizier führte den commandirenden Offizier bis draußen vor den Hohlweg, wo man die farbigen Lichter deutlich ſehen konnte; darauf ritt die Patrouille nach dem Hauſe hin, wo man die Zeichen geſehen."

„Um ein Uhr?" ſagte der lange Eduard, indem er ſich in ſeiner ganzen Größe erhob. „Sonderbar! Ich muß das Ding dem Hauptmann melden; unſer braver Kamerad W. könnte in einen Hinterhalt gefallen ſein." — Damit fertigte er die Patrouille wieder ab und ging mit langen Schritten in das Haus, wo er den Hauptmann weckte, ihm die Sache vortrug und ihn zu gleicher Zeit darauf aufmerkſam machte, wie nothwendig es ſei, das Haus mit den farbigen Lichtern ein wenig näher zu unterſuchen.

Der Hauptmann war damit vollkommen einverſtanden; da er aber nicht Luſt zu haben ſchien, das Unternehmen ſelbſt zu leiten, ihm auch wohl der Dienſt nicht erlaubte, ſeine Wache zu verlaſſen, ſo beauftragte er den langen Eduard mit dieſer Expedition, und

gab ihm zehn Mann von der Wache mit, um das verdächtige Haus zu unterſuchen.

Unterdeſſen verkündete ſchon ein heller Streifen im Oſten, daß der Tag anzubrechen beginne; ein leichter Wind bewegte die Zweige der Bäume, und einzelne Vogelſtimmen ſchlugen ſchüchtern an und verſuchten ihre Kehlen zu dem ſpäteren großartigen Morgen-Concerte, womit ſie den Aufgang der Sonne zu begrüßen pflegen. Die Schatten der Nacht verſchwanden ſchneller und ſchneller, und man war ſchon im Stande, eine gute Strecke vor ſich zu ſehen.

Lieutenant Eduard ſtieg durch den Wald hinauf und gelangte bald an die Vorpoſtenkette, wo Jedermann durch Ueberlieferung wußte, daß die Reiter-Patrouille vorüber gekommen, aber nicht zurückgekehrt ſei. Der lange Eduard dachte an alle möglichen Unglücksfälle; ſchreckliche Geſchichten wurden von ſeiner lebhaften Phantaſie ausgedacht, und der Bericht der Schildwache in der Nähe jenes Landhauſes war nicht dazu gemacht, ſeine Zweifel zu zerſtreuen und ſeine Befürchtungen niederzuſchlagen, die in nichts Geringerem beſtanden, als Lieutenant W. ſei in einen Hinterhalt gefallen und vielleicht mit ſeiner ganzen Mannſchaft niedergemacht worden.

Die letzte Schildwache unſern des Gitterthors hatte von ihrem Vormann die Meldung erhalten, die Dragoner ſeien in den Hof geritten, und er habe genau auf alles aufzupaſſen, was vorfalle. Aber es war nichts vorgefallen. Der Dragoner, der zwiſchen dem Gitterthor und dieſem Poſten aufgeſtellt war, hatte ſich nach und nach zu ſeinen Kameraden hineingezogen. „Dann war es," ſagte der Soldat, „hinter dem Gitterthor ſehr ſtill geworden."

„Sehr ſtill?" fragte nachdenkend der lange Eduard.

„Ja wohl, Herr Lieutenant, außerordentlich ſtill," antwortete die Schildwache; „nur ein einziges Mal noch hörte man ein ziemlich lautes Klirren der Säbel; das dauerte aber vielleicht eine Minute, und dann trat dieſelbe Stille wieder ein."

Der lange Eduard ſchauderte und ſprach zu ſich ſelber: „Gott der Gerechte! es wäre doch in der That fürchterlich, auf eine ſo elende Art und nächtlicher Weile um's Leben zu kommen.“ Dabei fiel es ihm heiß auf die Seele, daß Lieutenant v. W. geſtern Vormittag die bewußte Dame und ihre blonde Tochter hieher geleitet; nichts ſchien ihm wahrſcheinlicher, als daß ſein armer Kamerad ſich bei dem Verſuche, das Mädchen wieder zu ſehen, vielleicht zu weit vorgewagt und ſo in eine ſchlimme Geſchichte gerathen.

Während aber auf dieſe Art der lange Eduard drunten vor dem Gittertor dieſe traurigen Gedanken in ſeinem Herzen nährte, und ſich dabei eines tiefen Schauders nicht erwehren konnte, kniete droben im Zimmer der Gegenſtand dieſes Schauders vor dem uns bekannten violet-ſammtnen Fauteuil oder vielmehr vor dem Mädchen, welches in demſelben lag.

„Meine liebe Sophie,“ ſagte er, nachdem ſie ihm durch einige Thränen zugelächelt, „du biſt nun meine Gefangene, und ich kann dich nur auf Ehrenwort frei geben, das heißt, dich hier auf dem Landhauſe laſſen, wenn wir heute abziehen.“

„Und worauf ſoll ich mein Ehrenwort geben?“ fragte ſie erröthend.

„Ei,“ antwortete er lachend, „daß du meines Rufes gewärtig biſt, mir zu folgen, wohin ich es verlange — natürlich als mein liebes Weib.“

Sie ſenkte den Kopf auf ſeine Stirn, gab aber keine Antwort.

„Du kennſt jetzt meine Familie,“ fuhr er fort, „ſie iſt eben ſo alt und bedeutend, wie die deiner Mutter. Glaubſt du, dieſe werde es ungern ſehen, daß du Frau v. W. werden ſollſt?“

„Nein, ich glaube nicht, mein lieber Freund,“ entgegnete das Mädchen; „ich glaube, es wird ſie glücklich machen, ja, vielleicht den Frieden in unſerer Familie wieder herſtellen.“

„Das wäre prächtig, mein Kind,“ jubelte laut der Dragoner-Offizier; „dann würde es uns ja vielleicht gelingen, ſie von jener

Partei wieder zu uns herüber zu ziehen. Ah! das macht mich sehr zufrieden, und ich kann es jetzt einigermaßen entschuldigen, meinen Patrouillen-Dienst nicht vollkommen gewissenhaft ausgeübt zu haben. Wenn Seine Königliche Majestät erfährt, welche Proselyten ich gemacht, und wie ich zur dauernden Beruhigung dieses Landes beigetragen, so kann mir ein gutes Avancement nicht entgehen." — Bei diesen Worten sprang er vergnügt in die Höhe, zog das Mädchen von dem Fauteuil empor und drückte sie eine gute Weile fest und innig in seine Arme.

Da wurde die Thüre zum Salon heftig aufgerissen, und als Lieutenant v. W. erstaunt über diese Unterbrechung um sich blickte, sah er die lange Gestalt eines Infanterie-Offiziers wie eine Erscheinung in dem Halbdunkel des Vorzimmers stehen.

Diese Gestalt schien aber offenbar noch mehr überrascht und erstaunt, als der Dragoner-Offizier; sie hatte den Degen gezogen, bewegte sich langsam vorwärts und rief endlich mit einem tiefen Seufzer, mit einem Tone der höchsten Verwunderung: „Heiliger Meldinger!"

Bei diesem Ausrufe wußte der Dragoner-Offizier augenblicklich, wen er vor sich habe; er ließ das junge Mädchen aus seinen Armen in den Fauteuil niedergleiten und bot seinem Freunde lustig lachend die Hand.

„Du hast, wie mir scheint, mit Erfolg patrouillirt," meinte der lange Eduard nach einer Pause, nachdem er sich einigermaßen von seinem Erstaunen erholt, nicht ohne einen kleinen Anflug von Neid.

„So vollkommen," antwortete ihm rasch Lieutenant v. W., „daß ich jetzt im Stande bin, dir hier meine Braut vorzustellen."

„Ah! mein Fräulein, wir kennen uns!" rief der lange Eduard, indem er sich tief verbeugte. „Ich hatte die Ehre, mit Ihnen vor einiger Zeit zu speisen. Wer hätte gedacht, daß Sie so bald zu uns übergehen würden!"

Das junge Mädchen, das ſich bei der ſo unerwarteten Dazwiſchenkunft eines Dritten in großer Verlegenheit befand, erinnerte ſich gern des Infanterie-Offiziers, den es bei ſeinem Oheim geſehen, und war ſo im Stande, ein für dieſen ſeltſamen Augenblick über alle Erwartung ruhiges und vernünftiges Geſpräch einzuleiten. Doch war die Poſition der drei Perſonen ziemlich unhaltbar, ja unerquicklich, und ſo hörten ſie denn auch nach einigen Augenblicken mit großem Vergnügen von dem Thale herauf einen einfachen Trommelſchlag durch die Stille des Morgens herüber ſchallen, dem bald andere raſſelnd und wirbelnd antworteten. Dazwiſchen klangen Trompeten und Hörner und mahnten zum Aufbruche.

Der lange Eduard war diskret genug, ſich mit der Hoffnung auf ein frohes Wiederſehen raſch zu entfernen, wodurch er ſeinem Kameraden Zeit ließ, einen innigen Abſchied von dem geliebten Mädchen zu nehmen. Das that dieſer denn auch, er küßte ſie auf die Stirn, auf den Mund, auf die Augen, und als er ſich darauf gewaltſam von ihr losriß, ſagte er: „Uebermorgen ſind wir in H.; nicht wahr, meine geliebte Sophie, dort finde ich den Brief deiner Mutter?“ — —

Die Dragoner hatten ſich unterdeſſen im Hofe vollkommen reſtaurirt, ſie waren luſtig und wohlgemuth und hätten gar zu gern ein vergnügtes Lied geſungen; doch ritt ihr Offizier ſchweigend vor ihnen her, in tiefe Gedanken verſunken, und ſchaute nieder auf den Sattelknopf, bis er das Infanterie-Piquet erreichte, an deſſen Spitze der lange Eduard marſchirte. Dieſer reichte ſeinem Freunde lachend die Hand und ſagte ihm: „Wahrhaftig, ich kann dir nur gratuliren; ich glaube, du allein wirſt aus dieſem Feldzug eine vernünftige Eroberung mit nach Hauſe bringen.“

Bald hatten ſie das weiße Haus erreicht, wo das Hauptquartier im Aufbruche begriffen war. Der Unteroffizier des Feldpoſtens draußen, der zurückgezogen worden war, meldete eben dem

wachthabenden Hauptmann noch einmal auf's Umſtändlichſte die Geſchichte mit den bunten Lichtern; Lieutenant v. W. rapportirte, daß er jenes Haus auf's Genaueſte unterſucht, und der lange Edward ſetzte hinzu, er könne die Verſicherung abgeben, der Dragoner-Offizier habe auf's Umſichtigſte gehandelt, und er für ſeine Perſon ſich überzeugt, daß die bunten Lichter vollkommen unverdächtig geweſen ſeien.

Dreizehntes Kapitel.

Erzählt, daß Reodor Doſe vier Briefe aufbrach und las, daß er hierauf einen wichtigen Entſchluß faßte, in deſſen Folge dieſes Kapitel das letzte Wachtſtuben-Abenteuer enthält.

Der geneigte Leſer wird nicht von uns verlangen, daß wir ihm eine Fortſetzung jenes Kampfes berichten, aus dem wir in den letzten Kapiteln eine Epiſode erzählten. Auch iſt derſelbe bekannt genug, und wir können, um dem Titel unſerer Geſchichte: „Wachtſtubenabenteuer" getreu zu bleiben und um die Grenzen, die wir uns vorgeſteckt, nicht zu überſchreiten, nur noch dieſes Schluß-Kapitel liefern, indem wir das Mögliche thun, um dem uns hoch ehrenden Intereſſe, welches der geneigte Leſer an den handelnden Perſonen genommen, einigermaßen gerecht zu werden.

Von Wachtlokalen haben wir zuſammen ſchon eine gute Anzahl der verſchiedenſten beſucht; es bleibt uns noch eines übrig, freilich nicht das angenehmſte, aber um der Wahrheit, wie immer, getreu zu bleiben, können wir es dem Leſer nicht erlaſſen. — Wir hätten in der That lieber auf einem anderen Schauplatze geſchloſſen.

Es ſind des Stalles warme, aber etwas dunſtige Räume, die ſich vor unſerem Blicke öffnen. Dieſer Stall befindet ſich in einem

langen, gewölbten Gebäude, hat eine breite gepflasterte Gasse, an welche rechts und links die Pferdeständer stoßen. Dahinter stehen die treuen Thiere wohlgenährt, rein geputzt, mit wollenen Decken versehen, und lassen nun, da sie soeben ihre Heuvesper verzehrt haben, theils anmuthig die Köpfe hangen, oder neigen sie zu zwei und zwei gegeneinander, wobei sie allerlei seltsame Laute ausstoßen.

Vielleicht träumen die Pferde von dem vergangenen Feldzuge und erinnern sich lebhaft dieses oder jenes Gefechtes. Von einem so intelligenten Thiere wäre das gar nicht zu verwundern. In der Stallgasse brennen ein paar trübe Laternen und beleuchten mit röthlichem Scheine die Schilder, auf welchen die hochpoetischen Namen der Pferde geschrieben sind. Man sieht hier eine ganze Mythologie: Jupiter, Juno, Venus, Mars, und nur hie und da einige gewöhnliche Namen, wie „Lise" oder „Franz" oder „Peter".

Die Stallgasse ist sauber geputzt, auf dem Pflaster kein Fleckchen zu sehen; die Geschirre hangen an den verschiedenen Ständern, das Lederzeug blank gewichst, die Eisentheile wie Silber funkelnd. Und welch' wohlthuende, ja feierliche Stille herrscht jetzt in dem Stallraume! Die Streu ist gemacht, und wer von den wachthabenden Kanonieren nicht gerade in der Stallgasse auf- und abgehen muß, hat sich zu seinem Pferde geschlichen und liegt neben demselben in dem frischen, hochaufgelockerten Stroh. Am Anfange des Stalles, dort, wo die Haupt-Eingangsthüre ist, befindet sich neben der Futterkiste ein kleiner Bretterverschlag mit einer ziemlich breiten Pritsche, einem kleinen Tische und einem hölzernen Stuhle. Auf letzterem sitzt der Wachthabende; er hat die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf in die Hände gelegt und blickt träumerisch in das Licht der Laterne, die vor ihm steht. Auf seiner Brust glänzt eine neue große goldene Tapferkeits-Medaille.

Wenn wir dem geneigten Leser sagen, daß dieser Wachthabende Feodor Dose ist, so hören wir schon hier und da die richtige Einwendung: Wie kommt es, daß ein Feuerwerker die Stallwache be-

zieht? Er iſt ja ſeinem Range nach davon befreit! — Wir wiſſen das ebenfalls, können aber die Verſicherung geben, daß der Feuerwerker Doſe es dieſen Morgen als eine Gunſt erbeten, die heutige Stallwache thun zu dürfen. Und er hatte einen poetiſchen Grund dazu: er kannte dieſe ſtillen, einſamen Räume, er wußte, wie geeignet ſie waren zu einem tiefen, ununterbrochenen Nachdenken; und da er am heutigen Tage wahrſcheinlich viel nachzudenken hatte, gern allein ſein wollte, ſo bezog er die Stallwache.

Der Feuerwerker hatte mehrere Briefe erhalten, für ihn von dem wichtigſten Inhalte, und wollte nun hier dieſelben in aller Stille leſen und ſeine Entſchlüſſe faſſen. Als Mann von Ordnung nahm er dieſe Schreiben aus ſeiner Briefta ſche und legte ſie, geordnet nach ihrer Größe und Schwere, vor ſich auf dem kleinen hölzernen Tiſche aus. Da lagen ſie nun, vier an der Zahl, und jetzt, wo er keine Unterbrechungen zu befürchten hatte, beſchloß er, die verhängnißvollen Siegel zu öffnen. Das erſte zeigte ein Poſthorn und verſchloß ein Paket von dickem blauem Papier, deſſen Gewicht und Unbehülflichkeit das kurze und magere Schreiben durchaus nicht entſprach, wohl aber dem Abſender deſſelben, dem dicken und faulen Tipfel. Er ſchrieb von ſeiner fernen Grenzſtadt und erkundigte ſich im Eingang, ob Doſe den Feldzug glücklich überſtanden, ob er noch am Leben und im ungehinderten Beſitze ſeiner ſämmtlichen Gliedmaßen ſei.

„Ich bin recht glücklich," ſagte unter Anderem der ehemalige Bombardier, „und Sie können ſich nicht denken, lieber Doſe, mit welcher Beruhigung ich, fern vom Schuß, die Berichte eurer glorreichen Heldenthaten geleſen. Meine Exiſtenz iſt eine ganz behagliche und würde ungetrübt zu nennen ſein, wenn nicht meines Vorgeſetzten, des Poſtmeiſters Dachſinger, unglückſelige Leidenſchaft für das Bayonnetfechten täglich im Zunehmen begriffen wäre. Es iſt das jetzt eine Art von Dienſt für uns geworden, und mich hat dieſer troſtloſe Infanteriſt im wahren Sinne des Wortes zum

Stichblatt erwählt. Denken Sie ſich, Doſe, er citirt mich zwei-, dreimal die Woche, dann handhaben wir ein paar hölzerne Gewehre, auf der Bayonnetſpitze ſteckt ein Stück Kreide, und ich werde nicht eher wieder entlaſſen, als bis ich auf meiner ganzen Vorderſeite mit weißen Flecken vollkommen getigert bin, und das nennt er mich vertraulich und herablaſſend behandeln, dieſes Ungeheuer von einem Vorgeſetzten — in bayonnetfechteriſcher Hinſicht nämlich, denn ſonſt kann ich nicht über ihn klagen, da ich zuweilen ſehr gut bei ihm ſpeiſe und er mir auch eine kleine Zulage verſchafft hat."

So ſchrieb Tipſel; doch ſchüttelte Feodor Doſe bedeutſam ſein Haupt und legte dieſen Brief ſtillſchweigend bei Seite.

Das zweite Schreiben, das er nun erbrach, befand ſich in einem Umſchlage von röthlichem Papier und führte das Siegel der Batterie, welcher Doſe anzugehören die Ehre hatte. Es war eigenhändig von Hauptmann v. Stengel, welcher ſeinem Untergebenen ſchrieb:

„Mein lieber Doſe, wohl wiſſend, daß Sie bei meiner Batterie wieder eintraten in der Hoffnung auf einen längeren Feldzug und auf ernſtliches Avancement, das Ihnen auch nicht hätte entgehen können, kann ich mir recht gut denken, daß Sie gegenwärtig, wo es mit Schiller heißt: der Soldat ſpannt aus, der Bauer ſpannt ein, und wo wir demnach wieder auf die bekannten vier Geſchütz ohne alles Andere reducirt werden, nicht in Ihren Wünſchen liegen mag, weiter zu dienen. Ihre Berechtigung für eine Civil-Verſorgung hat ſich durch die vergangene Zeit noch vermehrt, wogegen ich Ihnen geſtehen muß, daß es mir äußerſt angenehm wäre, Sie meiner Batterie zu erhalten. Hierzu wäre eine vortreffliche Gelegenheit, da ich im Begriffe bin, beim Abtheilungs-Commando einen ſicheren Unteroffizier zum Wachtmeiſter vorzuſchlagen, und Sie hierzu erſehen habe. Im Falle Sie dazu geneigt wären, können Sie mir Ihre Antwort mündlich ſagen; ich habe Ihnen dieſes

Schreiben nur zugefertigt, damit Sie Jedermann zeigen können, wie über Sie denkt

„Ihr Chef und wohlgewogener Hauptmann,
Batterie-Commandeur v. Stengel.“

Doſe wußte ſchon im Voraus um dieſen Antrag; er ließ den Brief ſinken und ſchaute lange vor ſich hin. Wachtmeiſter werden war keine Kleinigkeit, nach dem Hauptmann die mächtigſte Perſon der Batterie, und in manchen Dingen noch mächtiger als der Chef ſelbſt. Aber er ſchied damit ſo zu ſagen aus dem activen Dienſt und mußte Schreiber werden — eine Beſchäftigung, vor welcher der Feuerwerker eine unüberwindliche Abneigung fühlte. Freilich war das ſilberne Porteepee ſehr in die Wagſchale zu legen, aber Doſe war nicht eitel, wenigſtens nicht auf äußere Dinge; hätte jedoch ihm Jemand die Mittel an die Hand gegeben, ſich einen großen Dichternamen zu erwerben, Feodor würde Alles darum gegeben haben. — Aber Wachtmeiſter und in Friedenszeiten, für ihn, der es ſchon einmal erlebt hatte, daß die Batterie demobil wurde, und daß man die Geſchütze, die noch kürzlich ſo luſtig über die Ebene dahinflogen, in die dunklen Magazine ſtellte, wo ſie wahrſcheinlich finſter träumend ihre Zeit verbrachten — nein, Doſe, der ſchon als Poſt-Conducteur ein freieres, wenn auch mühſameres Leben geführt, Doſe konnte ſich nicht wieder zum Kaſernenleben entſchließen. — „Es iſt darin keine Poeſie mehr!“ ſeufzte er. „Da bin ich allein hieher zurückgekehrt von den ehemaligen Kameraden, und wenn ich das auch im Felde, wo mein Geſchütz eine kleine Welt für mich war, nicht beachtet, ſo würde ich mich doch wieder troſtlos allein finden, ſobald ausgeſpannt und vollkommen verkauft iſt. Meine Kanoniere werden nach Hauſe entlaſſen, meine ſechs Pferde kommen zu irgend einem nichtswürdigen Kutſcher, mein Leibroß, der Cato, muß, Gott weiß, an welchem Karren ziehen, und ich allein bleibe zurück — — ein entlaubter Stamm, dem innen im Marke nicht einmal eine ſchaffende Kraft wohnt. — Nein,

nein!“ ſeufzte Doſe, „dann noch weit lieber Packmeiſter des Herrn von Dachſinger, obgleich dieſes Loos auch nicht beneidenswerth iſt.“

Der Feuerwerker ſtützte ſorgenvoll ſein Haupt auf die Hand und ſah die beiden noch verſchloſſenen Briefe an, die vor ihm lagen. Von wem kamen ſie? welchen ſollte er zuerſt erbrechen? Er beſchloß, abermals der Größe nach zu verfahren; da ſich aber die beiden Couverts ziemlich gleich ſahen, ſo richtete er ſich nach den Siegeln und ſparte den Brief mit dem kleineren, obgleich daſſelbe ein adeliges Wappen zeigte, bis zuletzt auf. Er löste alſo von dem mit dem größeren Siegel behutſam den Umſchlag, faltete das Schreiben auseinander und las:

„Lieber Feuerwerker Doſe! Als ich vor ein paar Monaten die Batterie verließ, um meinen längeren Urlaub anzutreten, verſprach ich Ihnen, eingedenk der mancherlei Beziehungen, in welchen wir in den erſten Jahren meines Dienſtes zueinander geſtanden, ſowie des Intereſſes, das ich ſtets an Ihrer Perſon genommen, vorkommenden Falles und wo ich Ihnen nützlich werden könnte, an Sie zu denken!“

„Ah, von Lieutenant Robert!“ unterbrach ſich Feodor Doſe ſelbſt. Dann fuhr er zu leſen fort:

„Ich bin nun verheirathet und ſehr glücklich; meine Hochzeitsreiſe machte ich hieher an den Oberrhein und kam ſo halb zufällig wieder an manche jener Orte, wo wir zuſammen unſere Geſchütze aufgepflanzt und mit dem Feinde Kugeln gewechſelt. Hier iſt natürlicher Weiſe jetzt wieder Alles ruhig, und man ſieht kaum noch irgendwo eine von den Spuren, die wir zurückgelaſſen. So kam ich denn auch zufällig in die Gegend von H., wo Sie ſich eines Dorfes, einer Ruine und eines weißen Hauſes erinnern werden, welch' letzteres Sie ſo vortrefflich mit Granaten bedient. In der Nähe dieſes weißen Hauſes befindet ſich ein anderes, wo ich in dieſem Augenblicke friedlich ſitze und an Sie ſchreibe. So iſt der Lauf der Welt, lieber Doſe!

„Mein Verſprechen, Ihnen nützlich werden zu wollen, habe ich nach beſten Kräften gehalten, und Sie werden das aus einem Briefe

erſehen, der wahrſcheinlich zu gleicher Zeit mit dieſem an Sie abgeht. Er iſt von einem meiner Freunde, einem Ehemanne, ſo jung und glücklich wie ich, und wird Ihnen Vorſchläge machen, die Sie annehmen können und hoffentlich annehmen werden. Antworten Sie baldigſt, arrangiren Sie Ihre Geſchichten ſo ſchnell als möglich, und ſo werden wir uns vielleicht hier noch ſehen.

„Ihr

„Lieutenant Robert.“

Man kann ſich leicht denken, daß Feuerwerker Doſe nach dieſem einleitenden Schreiben den Brief mit dem kleinen adeligen Wappen ſchleunigſt erbrach. Derſelbe lautete folgendermaßen:

„Herr Feuerwerker Doſe! Sie werden ſich vielleicht jenes Tages erinnern, wo Sie Ihre Haubitze in einem kleinen Wieſenthal aufgeſtellt hatten und nach einem gewiſſen weißen Hauſe mit Granaten warfen. Dabei denken Sie vielleicht an den Unterzeichneten, der damals neben Ihnen hielt und beinahe von der erſten feindlichen zwölfpfündigen Kugel getroffen worden wäre. Wir nahmen bekanntlich jenes Haus, und in der Nacht darauf traf ich noch einmal mit Ihnen zuſammen; es war bei der Feldſchmiede, wo Sie Ihr zerſchoſſenes Rad ausbeſſerten. Die ſchöne Gegend in der Nähe jenes weißen Hauſes gefiel mir ſchon damals ſo außerordentlich, daß ich nach dem beendigten kleinen Feldzuge es wahrhaftig nicht unterlaſſen konnte, hieher zurückzukehren. Ja, eine ſonderbare Verkettung von Umſtänden beſtimmte mich, eben jenes weiße Haus mit großen dazu gehörigen Gütern anzukaufen und mich hier häuslich niederzulaſſen. Daß man ſich eine Frau anſchafft, ſobald man ſich häuslich niederläßt, brauche ich Ihnen, einem erfahrenen Manne, nicht erſt zu ſagen, und habe ich hierin die allgemeine Regel befolgt, befinde mich auch außerordentlich glücklich dabei. — Nun ſind aber durch die traurigen Zeiten, die dieſes Land erlebt, viele Verhältniſſe gelöst, andere unhaltbar geworden; namentlich auf unſeren Gütern fehlt es in dieſem Augenblick an zuverläſſigen Leuten

und einer kräftigen Hand, welche die vorhandenen Trümmer wieder zu einem angenehmen Ganzen zu vereinigen im Stande wäre; mit anderen Worten: wir ſuchen einen Verwalter von feſtem, erprobtem Charakter, ſowie militäriſcher Strenge, und mein Freund Robert verſichert mir, zur Ausfüllung einer ſolchen Stelle wären Sie, mein lieber Feuerwerker Doſe, ganz geeignet. Da ich nun durch das, was ich von Ihnen während unſeres Zuſammenſeins geſehen, die Anſicht meines Freundes vollkommen beſtätigt gefunden, auch von demſelben gehört, daß Sie die Batterie bei der Demobilmachung zu verlaſſen wünſchen, ſo biete ich Ihnen hiermit dieſe Stelle an. Herr v. Stengel, Ihr Hauptmann, wird Ihnen einen vorläufigen Urlaub nicht verweigern; deßhalb lade ich Sie ein, ſobald als möglich zu uns zu kommen, um unſere Bedingungen zu machen und, wie ich hoffe, in's Reine zu kommen."

So las Feodor Doſe, und als nun darauf die Hand, welche das Schreiben hielt, auf den Tiſch niederſank und er an das dunkle Stallgewölbe hinauf ſchaute, ſo ſchien ſich daſſelbe vor ſeinem inneren Blicke plötzlich zu öffnen, und er ſah eine helle klare und freundliche Zukunft, keine Poſt-Wachtſtube mehr, keine Stallwache, kein Kaſernenleben, aber ein poetiſches Daſein, ein beſchauliches Leben, auf Fluren und in Wäldern, im Schatten der alten Ruine, an den Ufern des murmelnden Baches. Feodor fühlte ſich ſeit langer Zeit wieder zum erſtenmale dichteriſch angeweht, und wer weiß, ob nicht im nächſten Augenblicke ein neues Lied von ihm erſchienen wäre, vielleicht betitelt: „Verlaſſen des Dienſtes" oder „Der Verwalter," wenn nicht in dieſem Moment das Knarren der Stallthüre ſeine Träume unterbrochen und das Klirren eines Säbels ihm angezeigt hätte, es nahe ſich ein Vorgeſetzter.

Es war der Hauptmann v. Stengel in eigener Perſon, der einen Stall revidirte. Doſe ſetzte ſeine Dienſtmütze feſt auf den Kopf, faßte den Säbel vorſchriftsmäßig und meldete: „Im Stall hundertundzwanzig Pferde, von denen zwei in der Krankenabtheilung. — Zum Berichten

iſt nichts Neues; auf Wache befinden ſich ein Unteroffizier und drei Mann."

„Aha, lieber Doſe," ſagte der Hauptmann ſchalkhaft lächelnd, indem er an den Tiſch trat und die erbrochenen Briefe ſah, „Sie haben geleſen? werr weiß, wie ſehr! Nun, werden Sie mir nicht melden, — werr weiß, wie bald! — es befinde ſich hier ein zukünftiger Wachtmeiſter?"

Doſe ſtand da in der ſchönſten Haltung und entgegnete ohne weitere Ueberlegung mit der freundlichſten Stimme: „Verzeihen Sie mir, Herr Hauptmann, ich habe mir die Sache überlegt und muß für Ihre große Güte danken, ich bin zu dieſer Stelle nicht gemacht."

„Ah, Teufel!" rief erſtaunt der Batterie-Chef. Sie haben nicht Luſt, Wachtmeiſter zu werden? Das iſt eine eigenthümliche Idee; werr weiß, wie ſehr!"

„Ich weiß Ihr Vertrauen hoch zu ſchätzen," verſetzte der Feuerwerker, „und da ich vor einem ſo wohlwollenden Vorgeſetzten kein Geheimniß habe, ſo bitte ich Sie, dieſen Brief zu leſen."

Damit reichte er ihm das Schreiben des Herrn v. W.

Der Hauptmann ſchüttelte anfänglich etwas mit dem Kopfe, während er las; bald aber fing er an zu nicken; und ſein finſter gewordenes Geſicht klärte ſich auf. — „Nun ja," ſagte er nach einer Pauſe, „das iſt nicht ſo ſchlimm, werr weiß, wie ſehr! Tüchtige Leute können Die ſchon brauchen; denn an Flickmaterial fehlt's durchaus nicht da oben. — Nun, ich gebe meinen Segen dazu! Den gewünſchten Urlaub erhalten Sie ſo bald und auf ſo lange Sie wollen."

„Der Herr Hauptmann zürnt mir nicht?" fragte treuherzig Doſe, indem er einen Schritt näher trat.

„Was denken Sie, mein lieber Feuerwerker!" antwortete heiter der Batterie-Chef, indem er ihm die Hand reichte; dann aber ſetzte er ſeufzend hinzu: „Im Grunde haben Sie Recht; wenn man wieder eine Zeit lang die friſche Luft in Wald und Feld eingeathmet, da beengt das Garniſonsleben. — Doch was will man machen? — Aber auf

Stallwache brauchen Sie heute Nacht nicht zu bleiben," fuhr er nach einer Pauſe ſehr freundlich fort; „einer der Bombardiere ſoll Sie ablöſen, und morgen früh können Sie Ihren Abſchied von mir nehmen. Doch ich habe Ihnen noch etwas Wichtiges zu ſagen!"

„Und ich habe noch eine große Bitte, Herr Hauptmann," verſetzte Doſe.

„Man kann dem allgemeinen Weltfrieden nicht trauen," ſprach der Hauptmann.

„Und wenn es wieder Krieg gäbe . . ." ſagte Doſe, und ſeine Augen glänzten freudig. —

„So . . ."

„So darf ich mich wieder bei Ihnen melden!" rief Doſe, ſeinen Hauptmann im Drange des Gefühls unterbrechend.

Worauf dieſer erwiderte: „Das will ich meinen — werr weiß, wie ſehr!"

Noch einmal ſchüttelte der Vorgeſetzte ſeinem Untergebenen die Hand und verließ dann den Stall.

Doſe wurde gleich nachher von dem verſprochenen Bombardier abgelöst. Er raffte ſeine Briefſchaften zuſammen, ſteckte ſie in die Taſche, und als er darauf noch einmal hinab blickte in die halb dunklen, ſo eigenthümlich duftenden Räume, erinnerte er ſich ſeiner erſten Wache, die er als junger ſtrebſamer Vice-Bombardier ebenfalls in dieſem Stalle gethan. Jetzt war wahrſcheinlich ſeine letzte gekommen, und er mußte ſich geſtehen, daß, wenn er auch viel erlebt in den verſchiedenen Wachtlokalen, die er während ſeiner langen Dienſtzeit beſucht, doch wohl die erſprießlichſten und angenehmſten Folgen haben würde — ſein heutiges und

letztes Wachtſtuben-Abenteuer.

F. W. Hackländer's Werke.

VI. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Sechſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20757 / 023

Schnellpressendruck der J. G. Cotta'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Kleinere Erzählungen

und

humoriſtiſche Skizzen.

Vier Könige.

(Arabesken.)

Erſtes Kapitel.

Ein Sommernachtstraum.

Es war einmal in einer Nacht, da träumte mir von kühn gewölbten Hallen, von großen ſchattigen Sälen, mit buntem Marmor gepflaſtert, gothiſchen Bogenfenſtern, welche den Anblick auf eine himmliſche Gegend gewährten, und deren herrliche Glasmalereien die ſinkende Abendſonne gegen die Wand widerſtrahlte: eine wundervolle Tapete. Ach, und mir träumte von loſem Epheu, welches gegen die bunten Fenſter leiſe, leiſe anſchlug, und dabei liſpelte mir ein ſanfter Wind wohlbekannte ſüße Namen und brachte mir mit leiſer Stimme Botſchaften von einem kleinen Platze, auf welchem viele weiße Kreuze ſtanden.

Das Alles träumte mir in einer dumpfigen Kaſernenſtube, wo ich der Zwölfte in einer Ecke lag und ſchlief. Ich erwachte, ſetzte mich an die kleinen vergitterten Fenſter der Stube, welche eine Ausſicht in den umſchloſſenen Hof gewährten, und blickte in die ruhige Nacht hinaus. Was war mir von meinem ſchönen Traume geblieben?

— Schon der Knabe träumte von weiten Hallen, einem luſtigen, freudenvollen Leben; aber träumte auch nur. Die Hallen ſchrumpften zuſammen zu engen, kleinen Stuben, und das luſtige Leben ward ein tief ausgefahrener Hohlweg, deſſen Krümmungen, durch ſteile Seitenwege eingeengt, ich ruhig folgen mußte.

Ich ſah den Mond, der ſich durch eine Häuſerlücke auf den Hof geſchlichen und, ſich da unbemerkt glaubend, an eine Kanone gelehnt hatte; — eine rührende Anhänglichkeit von dem Monde, denn es war eine alte Kanone, eine in den letzten Kriegen eroberte franzöſiſche, und ich konnte deutlich in dem hellen Scheine das große N. ſehen. Ihr Beide kanntet euch und hattet euch vielleicht ebenſo umfaßt unter den Blüthenregen von Catalonien, ſowie umſtarrt vom Eiſe an der Berezina. Ihr ſpracht wohl von großen, ſchwarzen, liebeglühenden Augen und von brechenden — Vive l'Empereur!

Wie wird mir plötzlich ſo wunderlich! Was tritt dort aus der Ecke hervor, und ſtellt ſich um das Geſchütz? Schwankende Geſtalten ſind es, mit bleichen Geſichtern. Die langen, dürren Finger greifen in die Schmarre und Löcher der Kanone und Laffette. Ich höre leiſes Flüſtern — „dies machte die Kugel, die mich niederſchlug. Hier iſt mein Blut — der Hieb gab mir den Tod, und ich ſprach: Lebwohl, Nannet'! da ſtarb ich.“ So ſprachen ſie und lehnten ſich todesmüde an das Geſchütz. Ich aber nahm meinen Mantel und trat mit leiſen Schritten auf den Hof. — Alles ſtill und ruhig. Verſchwunden waren die Geſtalten, und da ſtand nur eine einſame Kanone, auf welche der Mond ſchien. Aber es war ein Leichenſtein von Gott weiß viel braven Kanonieren. Sollte ich noch ſchlafen? — Mich umgab die Nacht und that ſo geheimnißvoll und zugleich ſo geſchwätzig, als wollte ſie ihren dunklen Schleier lüften und mir Weſen zeigen, welche ſonſt dem Auge unſichtbar ſind. Darum verließ ich die Kaſerne und trat in die Stadt, in das alte Cöln, und wie ich durch die ſtillen Straßen wandelte, dachte ich an ein großes, erhabenes Gedicht, keines, welches ich ſelbſt machen wollte, ſondern an eins, welches ſeit Men-

ſchengedenken da iſt, und wozu noch täglich Commentarien geſchrieben werden. Vor meinem innern Auge entrollte ſich das ungeheure Prachtexemplar dieſes Gedichtes, groß und herrlich, mit vielen erklärenden Abbildungen, tauſenden von Inſchriften und erläuternden Noten. — Das Gedicht war der Rheinlauf und unten an der farbigen Rolle hing eine zierliche Kapſel, die alte Stadt Cöln, in welcher ſich das Siegel befand, wodurch jede Strophe documentirt wurde, und in deſſen vielen Wappenſchildern ſich das ganze Gedicht abſpiegelte — der Dom. Dahin ging ich und ſetzte mich zu ſeinen Füßen auf einen alten halb verwitterten Stein.

Es war in jener Zeit für mich ſo ſchön und anmuthig, in tiefer, ſtiller Nacht hier zu ſitzen. Da lag vor mir der Wallrafsplatz mit ſeinen hohen, buntverſchnörkelten und halb verfallenen Häuſern, ſo wüſte und leer, einem vormals ſchönen, nun verödeten Blumengarten gleichend, in welchem der Domthurm, eine alte Sonnenuhr, noch hoch emporragte, aber mit dem verſtümmelten Zeiger nur eine einzige Stunde richtig angibt, wenn der Mond hell ſcheint — Mitternacht; denn dann ward's lebendig im alten Thurme, es ſtürzte ſich der Baumeiſter, wer weiß zum wie vielſten Male, vom Krahnen herab und hinter ihm drein der Teufel in Geſtalt eines zottigen ſchwarzen Hundes. Sanct Chriſtoph ſtreckte ſeinen langen Arm drohend zum Fenſter heraus, und alle die kleinen ſteinernen Figuren an den Pfeilern und in den Niſchen ſprangen empor und kletterten jauchzend in die Höhe, um von oben wieder zu ſehen, was es in der Welt gäbe, und das tolle Geſindel ſcheuchte die Habichte und Eulen aus ihren Löchern und ſetzte ihnen durch die Luft nach, mit Gequicke und Heulen: eine ſteinerne wilde Jagd. An der Thüre ſtanden die zwölf Apoſtel und neigten ſich, Pſalmen ſingend, wozu die Orgel einen einzigen Ton immer und immer fort anhielt, bis die Mutter Gottes in der Kirche mit dem ſilbernen Finger auf das ſilberne Herz ſchlug, daß es klingelte und die heiligen drei Könige in ihrem

goldenen Sarge Amen ſangen. Da erſtarrten rings die Geſtalten, es wurden die Geſichter und Leiber wieder hart und ſtarr, langſam, wie gerinnendes Wachs, mit weit offenen Augen, und es ward ſtille; nur leiſe ſummte es noch in dem majeſtätiſchen Steinhaufen, leiſer und immer leiſer, bis endlich das Rauſchen des vom Nachtwinde bewegten Graſes zwiſchen den Mauerritzen mit dem Klopfen meines Herzens das einzige Geräuſch blieb, welches die Stille der ſchönen Nacht unterbrach. Da habe ich den Dom an mein Herz gedrückt und wuchs ſichtlich an ſeiner Größe empor, hoch und immer höher, bis ihn mein Geiſt überragte und ſich an das dunkle Himmelsgewölbe anklammerte; aber, ach! das war ſo kalt und entſetzlich glatt, daß ich betrübt hinabſank, bis ich wieder neben dem rieſigen Thurme ſtand, eine kleine Menſchengeſtalt.

Schon oft habe ich mich Nächte lang auf den alten Straßen herumgetrieben, hatte die öden, wüſten Plätze beſucht und mich da viele Stunden in das Gras und Schlingkraut gelegt, welches zwiſchen den zerborſtenen Füßen irgend eines alten Heiligen hervorwucherte. Da haben mich die verfallenen Häuſer ſeltſam genug angeſehen, da huſchten oft Schatten und Geſtalten vorbei, doch ſie wollten mir nie Rede ſtehen. Ich habe Nächte lang den Dom durchſchritten, aber die metallenen Erzbiſchöfe ſprachen in ihren Niſchen ſo leiſe, daß ich nichts davon verſtehen konnte. Ich habe in mondheller Nacht auf dem Grunde des Rheins manch' Seltſames zu ſehen geglaubt; doch wenn ſich mir aus dem bunten Gewimmel deutliche Bilder begannen aufzuklären, ſchoß gewöhnlich ein neidiſcher Hecht durch das Waſſer und Alles war trübe, wie früher. Auch dieſe Nacht hatten mich erſt meine Träume, dann die geſpenſtigen Kanoniere und der alte Dom geneckt, ohne mich in ihre Myſtereien einzuweihen. Stets ſtrich das Geiſterreich, ein eiskalter Luftſtrom, dicht bei mir vorüber, und wenn ich mich hinwandte, um die brennende, ſchmachtende Bruſt abzukühlen, war die ganze Luft um mich heiß, wie meine glühende Stirne. —

Träume wohl, Alter! sprach ich und verließ den Dom. Willenlos folgte ich den Wendungen einiger dunklen Straßen, in welche ich gerieth, und stand plötzlich vor dem Rathhausplatze, der, vom Monde beleuchtet, mit seinen hellen, großen Steinplatten einem weißgedeckten Tische glich, um welchen die alten Häuser wie steifgetrunkene Zechbrüder standen, die ihre alten Sorgen und sich im klaren Wein versenkt haben, und die sich nur dann und wann unter dem Tische die Hand drücken. Es war eine noble Gesellschaft da beisammen; die Häuser der alten Patrizier Cölns, und die Ehrwürdigen sahen so grau und zerfallen aus, die leeren Fensterhöhlen blickten so erschrocken und scheu nach dem Rathhausportale, wo ihr edler Bürgermeister, freilich nur in Stein gehauen, mit dem Löwen ringt, so überrascht und verdrüßlich, wiewohl an jenem Tage, an dem ihr Mordanschlgg mißlang. Wie ich so auf der Tafel herum trat und den steinernen Herren ihre ewige Unruhe und Hinterlist vorwarf, habe ich mich sehr über ihre jetzige Friedfertigkeit verwundert, denn warum erhob nicht einer die Faust, fing und erdrückte mich armen Plebejer wie eine Fliege; oder hat die Zeit den stolzen Adeligen den Arm gelähmt? — — Was hemmt plötzlich den Lauf meiner Gedanken! wirft sie aus einander wie empörte Wellen! Wer sprach da? Ich richtete mich horchend leise empor und sah mich rings um. Richtig; unter dem Rathhausportale flüsterte es leise, und nachdem mein Auge sich an das Dunkel, das dort herrschte, gewöhnt hatte, sah ich da, zuerst in dunkeln Umrissen, dann aber deutlich eine seltsame Gesellschaft versammelt. Auf der Erde saßen fünf Gestalten, welche sich mit Kartenspiel beschäftigten. Es waren alte cölnische Stadtsoldaten aus dem vorigen Jahrhundert, uniformirt; wie sie noch jetzt bei den Maskenzügen zu sehen sind; doch war das Roth ihrer Röcke verblichen, das Gold ihrer Tressen vom Moder halb zerfressen und die rostigen Waffen lagen neben ihnen. Schauerlich leuchteten ihre Gesichter durch das Dunkel, mit Leichenfarbe überzogen waren ihre eingefallenen Wangen, und nur das

unheimliche Feuer ihrer Augen zeigte, daß wenigſtens für den Augenblick Leben in dieſen Körpern war. Die Kriegsknechte häufelten und bei dem Banquier ſchien Unglück zu ſein: mit ſtieren Augen und zitternder Hand legte er die Karten, und bei jedesmaligem Umſchlagen zuckte ein freudiges Lachen über die Züge der vier Andern. Ich ſchlich mich näher.

„Es wird Morgen, mich friert," ſprach einer der Spieler und zog ſeine ſchlotternde Uniform durch große Falten, die er hineinkniff, feſter um den mageren Körper. Ein Anderer, ein wahres Judasgeſicht, klimperte mit den gewonnenen ſilbernen und goldenen Pfennigen und wandte ſich hohnlachend zu dem Banquier, welcher mit ängſtlicher Haſt ſeine Taſchen umkehrte, aus denen jedoch kein Geld, wohl aber Moder und Erde fiel.

„Du haſt nun Alles verloren," ſprach der Judas, „und wirſt künftig, wenn wir die verdammten Nachtſtunden durch Spiel tödten, zuſehen und kannſt an deine und unſere Sünden denken." Die Andern lachten. „Uebrigens wollen wir aufhören, denn der Tag kommt, und unſere Zeit iſt für heute verfloſſen."

„Noch ein Spiel," bat der Banquier, „ich kann ja das Meinige wieder gewinnen, noch iſt es früh in der Nacht." Er ſah gen Himmel und widerſtand krampfhaft dem Froſt, womit ihn der wirklich herannahende Morgen überſchüttete.

„Wovon aber," lachte heißer ein Dritter, „wirſt du bezahlen, wenn wir gewinnen?"

„Ich werde aber gewinnen," ſprach dringender der Vorige, „wenigſtens etwas wieder gewinnen, damit ich morgen ſpielen kann. Soll ich denn die nächſte Nacht hier oben herum wandeln, und die Minuten zählen, bis ich wieder hinab werde ſteigen können in's Grab, während euch die Zeit raſch verfliegt! Ich bitte euch, noch ein Spiel; ihr werdet mir borgen."

„Was du nie wieder bezahlen kannſt?" entgegnete der Judas,

und ein Anderer murrte dazwiſchen: „Geh', du raubſt uns noch die wenige Zeit mit deinen Klagen.“

„Erinnere dich,“ flehte nochmals der Bankhalter, „wie du — es mögen jetzt hundert Jahre ſein — in der Schenke am Wall den letzten Pfennig verſpielteſt, und ich dich auf Ehrenwort ſetzen ließ; da haſt du all' das Deine wieder gewonnen.“

„Ja,“ entgegnete der Andere, „damals lebten wir noch, und ich hatte dich am Haken, weil ich wußte, wer den alten Offizier hinter der Baſtei erſtochen hatte.“ —

„Hab' ich denn nichts mehr?“ rief gellend der Vorige, und plötzlich ſchien ihm ein ſonderbarer Gedanke zu kommen. Er ſprang auf und ſah ſtarr vor ſich hin; doch mußt' es was Entſetzliches ſein, worüber er nachdachte; denn ſein Mund zuckte und das wenige Haar auf ſeinem Scheitel ſträubte ſich empor. Zweimal öffnete er die Lippen und ſchien ſprechen zu wollen, doch brachte die wild arbeitende Bruſt kein Wort hervor. Die vier Andern ſchauten erwartend zu ihm auf.

„Ich habe noch etwas, ein köſtliches Gut“ — die Worte ſtieß der Unglückliche mühſam heraus — „es iſt ein Schatz von ſo hohem Werthe, daß ich ihn nur gegen all' euer Gold und Silber ſetzen kann. Gewinne ich, ſo iſt das ſämmtlich mein, verliere ich dagegen, ſo — ſo — könnt ihr zehn Jahre lang ruhig in euren Gräbern liegen, und ich wache jede Nacht für euch hier oben, allein der Langeweile und damit der Verzweiflung Preis gegeben.“

Der Vorſchlag mußte den Vieren unerwartet kommen. Lange ſahen ſie ſich ſprachlos an, und ſchauerlich wechſelte Vergnügen und Entſetzen auf ihren bleichen Geſichtern. Der mit dem Judaskopfe faßte ſich zuerſt und ohne den Unglücklichen anzuſehen, ſprach er: „Ich nehme das Spiel an.“ Die Uebrigen nickten ſchweigend mit dem Kopfe. Es begann. Mit zitternder Hand miſchte der Bankhalter und legte die Haufen, wovon vier die Spieler beſetzten, und ihm den fünften überließen. Kein Athemzug war im Kreiſe hörbar.

die Todten waren todtenſtill. Da deckte der Banquier ſeine Karte auf: es war eine Dame, und beim Anblick des hohen Blattes flog ein freundliches Lächeln über ſein Geſicht. Raſch wandten nun auch die vier Spieler ihre Haufen, und ſelbſt mir ſtockte das Blut: ſie hatten die vier Könige umgeſchlagen.

Wie von einer unſichtbaren Gewalt empor geſchnellt, ſprang der Unglückliche auf, und blickte in derſelben Stellung jener entſetzlichen Aufmerkſamkeit, mit welcher er vorhin den zitternden Händen der Mitſpieler gefolgt war, einige Minuten die unglückſeligen Blätter an; und die verzweiflungsvolle Hoffnung, daß die gekrönten Häupter ſich in niedrige Karten verwandeln würden, war mit dem Bewußtſein der Unmöglichkeit, daß dies geſchehen könne, in ſeinen verzerrten Zügen zu leſen. Darauf ſchien ihn ein gewaltiger Froſt zu durchſchütteln, erſt hob er ſeine Hände wie beſchwörend zum Himmel, dann ſtürzte er auf die Kniee und krallte ſie auf dem Boden feſt.

„Hohnlache, unbegreifliche Macht,“ ſtöhnte er, „hohnlache, daß der Spieler, nachdem er ſein Lebensglück verſpielte, ſelbſt nach dem Tode die Karten zur Hand nahm und die Ruhe im Grabe verſchleuderte! Freue dich, daß ich wandern muß, wenn die Andern ſchlafen, doch freue dich auch auf den Abſcheu, den ich den Lebenden gegen dich, Ungeheuer, einflößen, und durch meine Jammergeſtalt bereiten werde. — Doch auf euch, ihr verruchten Blätter, den gedoppelten Fluch des Todes, dem euer lockender Anblick zehn ewige Jahre geſtohlen. Hier bei der Morgenluft, die euch, ihr Weſenloſen, mit unheimlichem Schauer durchweht, bei dem Glanz des jungen Tages, der euch und ſonſt auch mich hinabdrängt in das dunkle Bett, bei dem aufſteigenden Licht, das eure Geſtalten abfrißt und ſie zu ſchwankenden Schatten bleicht, bei der ewigen Verdammniß beſchwör' ich meinen Wunſch und flehe zu dem höchſten Weſen: es möge mich ewige Zeiten grablos herumſchweifen laſſen! doch auf euch, ihr unſeligen Könige, lege ich meine ſtarren Hände und ziehe euch

in meinen Fluch! Wandelt auch ihr ruhelos umher, wandelt und genießt des Menschenlebens unsäglichen Jammer, und so wie ihr meine Karte überbietend, mich in's Verderben stürztet, so soll auch in eurem Leben ein höheres Blatt, so soll das Aß, ihr Könige, euch fürchterlich und fluchbringend sein!"

So lautete der Fluch des Gespenstes, und ich faßte an meine Stirn und einen steinernen Pfeiler, der mich hielt, um zu erforschen, ob ich wache oder träume. Doch es war Wahrheit, was ich gesehen und gehört. Stolz und ruhig stieg der Morgen auf, und wie kleine Nachtlichter im hellen Sonnenstrahle erblichen die vier Spieler und verschwanden endlich ganz, wie das Licht des Tages die Morgendämmerung vertrieb. Nur der unglückliche Bankhalter stand vor mir, und um ihn lagen die vier Könige. Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen, und auch ich konnte eine schmerzliche Wehmuth nicht unterdrücken. Ich nahm meinen Mantel und warf ihn dem Unglücklichen über. Er sah mich an, und sein Blick, obgleich sich Dankbarkeit darin aussprach, war entsetzlich. O es ist etwas Fürchterliches, ein Gespenst bei hellem Tage zu sehen. Noch seh' ich, wie der Morgenwind, der sich erhob, die vier Könige erst in kleinen Kreisen, dann in immer größeren herumwirbelte und sie endlich über die nächsten Dächer schleuderte. Gebeugt und stöhnend verlor sich das Gespenst in einer der nächsten Gassen, und ich ging nachdenkend meiner Wohnung zu. —

Zweites Kapitel.

Robert der Teufel.

Vor einigen Jahren erschien bei dem Kapellmeister des Hoftheaters ein junger Mann und theilte demselben seinen Wunsch mit, auf die Bühne zu gehen, indem er ihn bat, seine Stimme zu

unterſuchen, da er ſich zum Sänger ausbilden wolle. Der junge Mann verband mit einem anſtändigen Aeußern eine ſehr angenehme offene Geſichtsbildung, über welche jedoch ein melancholiſcher Zug einen tiefen Schatten warf. Er ſetzte den theilnehmenden Fragen des biedern Meiſters, ob er auch dieſen Schritt, den er für's Leben thun wolle, gehörig überlegt und mit ſeinen Eltern und Verwandten berathen, mit Feſtigkeit entgegen: es treibe ihn nicht die Abſicht zur Bühne, ein wildes zügelloſes Leben zu führen, ſondern nur die reine Liebe zur Kunſt, und er habe dieſen ſeinen Entſchluß ſorgfältig überlegt. Was ſeine Eltern, Verwandte oder ſeine Heimath betraf, ſo ſchien er Erörterungen darüber auszuweichen. Der Kapellmeiſter unterſuchte nun die Stimme, und fand einen herrlichen Tenor von ſeltenem Umfange, worauf er gleich angenommen wurde, ſeinen Lehrer und ſeine regelmäßigen Singſtunden in der fürſtlichen Schule erhielt, welche er mit ausdauerndem Fleiße benutzte, und dadurch bald glänzende Fortſchritte machte. Da ihn Niemand in der Stadt kannte, er ſich auch bei zufälligem Zuſammentreffen mit andern jungen Leuten eher zurückſtoßend als annähernd bezeigte, ſo blieb er einſam und ſich ſelbſt überlaſſen, und gerade dieſes abgeſonderte Leben ſchien ihm ſehr zu behagen. Er durchſtrich, nachdem er ſeine Studien beendigt, die Umgegend, legte ſich ſtundenlang und halbe Tage lang in den Schatten der ſchönen Waldungen, welche die Stadt umgaben, und war dann froh, ohne dies jedoch durch Geſang oder Ausrufungen zu bezeugen; vielmehr hat man ihn oft geſehen, wie er, unter einer alten Eiche liegend, ſein Geſicht in das dichte Moos verbarg, und nachdem er ſo lange Zeit unbeweglich geblieben, zeigten die freudeſtrahlenden Blicke, mit welchen er ſich ſpäter erhob, daß er ſich auf dieſe Art ſehr gut amüſirt habe. Man glaube jedoch nicht, dies ſcheue Weſen habe ſich auch in den Stunden gezeigt, in welchem er die Geſangsſchule beſuchte, und da vor dem Lehrer und den übrigen Schülern ſeine Arien vortrug. Dann richtete ſich ſeine ganze Geſtalt auf, er ſchien

ein überirdiſches Weſen zu ſein, und die Innigkeit, das Feuer, mit dem er ſang, beſonders wenn es traurige Lieder waren, griff jedem der Zuhörer an's Herz. Dann durchglühte eine unendliche Freudigkeit ſein ganzes Weſen, und beim Herausgehen drückte er dem Lehrer und den andern Schülern herzlich die Hand. Aber ein einziges Mal fand in der Schule ein ſonderbarer Auftritt ſtatt. Einſt, mitten im Geſange, bei einer wundervollen Stelle, als er begeiſtert ſein Auge umherſchweifen ließ, hatte einer der andern Sänger eine Spielkarte aus der Taſche gezogen — es war das Treff-Aß — und zeigte es lächelnd einem Nebenſitzenden. Beim Anblick der Karte brach er plötzlich mit einem ſchneidenden Wehlaute ab, preßte ſeine Hände vor's Geſicht und ſtürzte aus der Schule. Warum, das hat er nie Jemand offenbart.

Den freien Eintritt, welchen er in's Parterre des Theaters hatte, benutzte er höchſt ſelten; nur bisweilen, wenn große Opern gegeben wurden, oder irgend ein vorzüglicher Gaſt auftrat, und dann pflegte er ſich jedesmal an's Ende einer gewiſſen Bank zu ſetzen, ſo entfernt als möglich von den übrigen Zuſchauern, um ja in keine Berührung mit ihnen zu kommen. Eines Abends aber, da ein ſehr beliebter Sänger auftrat, und das Haus gedrängt voll war, mußte er gern oder ungern den Zwiſchenraum, den er gewöhnlich durch Hinlegung ſeines Hutes zwiſchen ſich und dem nächſten Nachbar bildete, einer jungen Dame überlaſſen, welche keinen Platz fand und ihm einen bittenden Blick zuwarf. Anfangs ſprach er kein Wort mit dem Mädchen, welches, ohne gerade ſchön zu ſein, ein ſehr intereſſantes Geſicht hatte und wundervoll gewachſen war. Auch ſie ſchien ſehr ſchüchtern und eine Unterhaltung mit dem fremden jungen Manne eher zu vermeiden als zu wünſchen. Doch mag es ſein, daß entweder die bezaubernde Muſik, oder das zurückhaltende Benehmen der Dame den jungen Sänger anſpornte, kurz er wagte es, ihr einige Bemerkungen über das eben Gehörte zu ſagen, in welche ſie beſcheiden, aber mit vielem Verſtande einging oder ſie widerlegte. Endlich

endete das Stück und das Publikum ging auseinander. Obgleich den andern Tag ein Luſtſpiel gegeben wurde, trieb es unſern jungen Freund doch zum Theater und er befand ſich ſchon lange vor Anfang des Stücks auf ſeinem Sitze. Auch überzog eine ſtille Freude ſeine Züge, als die unbekannte Dame von geſtern ſich wieder neben ihn ſetzte. Ihre Unterhaltung war heute Abend lebendiger, und am Ende des Stücks wagte er es ſogar, ſo lange ſein Weg ihn mit dem ihrigen zuſammenführte, ſie zu begleiten. Dann bog ſie rechts in eine andere Straße, wünſchte ihm gute Nacht, und er ging nachdenkend nach Hauſe.

Auf dieſe Weiſe verlebten Beide lange eine unendlich glückliche Zeit. Ihre Unterhaltung wurde mit jedem Tage inniger und zutraulicher. Es wurde jedem die Zeit zu lang, bis das Andere kam; denn ſie liebten ſich, ohne ſich das geſtanden zu haben. Sie näherten ſich ſo leiſe und ſchüchtern, ſie wandelten wie im Traume gegen einander dem erſten Kuſſe zu, wie im Traume ſo leiſe und doch ſo ſicher, die Bruſt angefüllt mit einer unendlichen Seligkeit. Erſt ein Anfaſſen der Hand, dann ein leiſer Druck, endlich an einem hellen klaren Abend, wo der Himmel einer großen Roſenlaube glich, wo der Mond voll über ihnen ſtand, eine aufgegangene weiße Roſe, umgeben von vielen großen und kleinen Knoſpen, den Sternen, da ſprach der junge Sänger: „Das Menſchenleben hat neben unſäglichem Jammer auch himmliſche Seligkeit,“ und drückte dem Mädchen den erſten Kuß auf die Lippen, und Beide ſprachen: „Ich bin dir gut!“ — Er wußte nicht, wer ſie war, und mochte auch nicht darnach fragen; denn er fühlte ſich glücklich, und wollte nicht mehr.

Da wartete er eines Abends im Theater vergebens auf ſie; es wurde ein Ballet gegeben; er ſah unverwandt nach der Thüre, ſie kam nicht, und das konnte er ſich durchaus nicht erklären. Die Symphonie endigte, der Vorhang rauſchte auf, und er ſchaute traurig und verſtimmt dem Tanze zu. Die leichte, liebliche Muſik gaukelte

ihm unabläßig das Bild seines geliebten Mädchens vor, und immer lebendiger trat ihre Gestalt vor sein inneres Auge. Ein Pas de cinq war geendigt, und die Tänzer und Tänzerinnen hüpften in die Coulisse zurück. Die Musik ging in ein rascheres Tempo über und siehe, wer trat so sicher und graziös auf, im reizenden Costüm, den blühenden Kranz von Rosen leicht auf die blonden Locken gedrückt — es war seine geliebte Unbekannte. Er sah es jeder ihrer Bewegungen an, sie mache dieselben nur für ihn; nur nach ihm wandte sie ihr großes blaues Auge, und reichte ihm die Hand, nachdem sie sie zuvor an ihr Herz gedrückt hatte. — Er liebte sie unaussprechlich.

Mittlerweile hatte er seine Studien beendigt und ward als erster Tenor bei der Bühne engagirt. Doch auch jetzt, wo er seiner Stellung halber mit vielen Leuten verkehren mußte, behielt er seine frühere Abneigung gegen jede Gesellschaft. Oeffentliche Orte besuchte er nie und mit ängstlicher Sorgfalt vermied er Alles, was ihn in das Treiben anderer jungen Leute hineinziehen konnte.

Da erhielt er eines Tages ein Billet, in welchem ein Unbekannter sein Bedauern über seine gänzliche Abgeschiedenheit aussprach, wie es traurig sei, daß er seine ganze Zeit nur seiner Geliebten widme, da er doch wohl denken könne, daß diese es nicht eben so machen würde. Er glaube der einzige Begünstigte zu sein, doch würde sich Schreiber dieses ein Vergnügen daraus machen, ihm das Gegentheil zu beweisen, und das nur in der einzigen Absicht, um seine Gesellschaft für seine Verehrer zu gewinnen. Er möge sich nur heute Abend um die und die Zeit an eine bezeichnete Laterne stellen, und dann mit seinen eigenen Augen sehen.

Anfangs verlachte der Sänger das Billet; dann aber stieg ein kleiner Zweifel auf, den er zuerst niederkämpfte, doch gleich wieder heraufrief. Er fing an, einige Worte und Mienen strenge zu unter-

ſuchen und ſich Thatſachen, die ihm ſonſt ganz unſchuldig erſchienen waren, verdächtig zu machen. Er führte ſich an einen bodenloſen, entſetzlichen Abgrund, er ſah die Untreue des Mädchens, für das er allein lebte, und ſchauderte zurück, denn er fühlte, daß ihn der Sturz für ſein Leben unglücklich machen mußte. Er wollte zu ihr hin, ihr das Schreiben zeigen, und ſo demſelben Hohn ſprechen; doch auf dem Wege zu ihrer Wohnung wandte er um und ſtand des Abends, in ſeinen Mantel gewickelt, auf der bezeichneten Stelle.

Er ſtand und ſah, und ſtand lange, es ſchlugen die Glocken ſehr oft, während er da ſtand, und wie er ſich endlich an ſeine Stirn faßte, um ſich zu ermuntern, war es tief in der Nacht. Er hatte das Mädchen ſeiner Liebe geſehen, wie ſie vertraulich mit einem Manne daher kam, mit einem Manne, der ihr lange nachgeſtellt, und von deſſen Liebe zu ihr ſie oft dem Sänger muthwillig lächelnd erzählt und ſcherzhaft zu ihm geſagt: „Sieh, wenn du mich einmal treulos verläſſeſt, ſo hab' ich gleich Erſatz.“ — — Mit dem Manne hatte er ſie geſehen und war darauf in wüſte Träume verſunken. Entſetzlich lange Stunden hatte er auf die Ecke geſtarrt, um welche ſie mit ihm verſchwunden. Im Traum waren in ihm lang vergeſſene Erinnerungen aufgetaucht, unter Anderem hatte er einen alten eisgrauen Mann geſehen, der ihn höhniſch angrinste und zu ihm ſprach: „Warum haſt du auch auf die eine Karte dein ganzes Glück, die Ruhe deines Lebens geſetzt?“ Darauf ward der Alte mit einem gellenden Gelächter verſchwunden. Er raffte ſich auf und ging zum letzten Mal an ihrer Wohnung vorüber. Noch brannte Licht in ihrer Stube, in welcher er ſo glückliche Stunden verlebt hatte. Er blieb einen Augenblick ſtehen und ſtarrte in den Schein, ohne zu wiſſen, was er hier noch wolle. Da öffnete ſich leiſe die Hausthür und derſelbe Mann, den er vorhin mit dem Mädchen geſehen hatte, ſchlich heraus.

Am andern Morgen empfing die Intendanz des Theaters ein

Schreiben von unſerm Sänger, in welchem derſelbe anzeigte, ſein Contract ſei ohnehin in einigen Tagen zu Ende, und wichtige Familienverhältniſſe zwängen ihn, augenblicklich nach ſeiner Heimath zu reiſen. Für die wenigen Vorſtellungen, welche er noch zu ſpielen habe, verzichte er auf ſeine Gage, die er ſeit einiger Zeit nicht erhoben. Auch hatte er noch in derſelben Nacht der Tänzerin geſchrieben, hatte ihr ihre Untreue ruhig vorgehalten und ihr dabei ohne Vorwurf geſagt: ſie habe ihn ſehr elend gemacht, habe die Ruhe ſeines Lebens zerſtört, hatte ſie gebeten, keine Verſuche zu machen, ſich ihm, weder ſchriftlich, noch perſönlich zu nähern, da er keinem bloßen Gerücht geglaubt, ſondern mit eigenen Augen geſehen habe. Er verſchwand plötzlich, wie er gekommen war. Lange reiste er nun umher, nahm einen andern Namen an, und erlangte in einigen Jahren durch ſein Talent einen ausgezeichneten Ruf. Doch ſah man ihn nie lachen, und ſeine frühere Scheu gegen alle Bekanntſchaft und geſellige Unterhaltungen hatte noch zugenommen. Briefe, die auf ſeinen Reiſen ankamen, öffnete er gar nicht, ſondern verbrannte ſie gleich, ohne nur einmal zu ſehen, woher ſie waren.

So lebte er einige Jahre, wenn man ſein Vegetiren leben nennen kann. Nie offenbarte er ſich Jemand, nie hatte er mit einem Menſchen über ſein früheres Verhältniß, ſeine Heimath oder Verwandte geſprochen; er ward mit jedem Tage melancholiſcher und ſchien ſein Leben nur wie eine ſchwere, nicht abzuwerfende Bürde zu tragen. Das Vermögen, welches er ſich erworben hatte, ſetzte ihn in den Stand, ganz unabhängig zu leben, was er denn auch that, indem er unſtät umher reiste, ohne ſich an einem Orte lange aufzuhalten.

Da erhielt er eines Morgens zwei Briefe, welche ihm vermittelſt dringender Empfehlung von Station zu Station nachgeſchickt worden waren, der eine groß, mit dem Intendanturſiegel des Hoftheaters, an dem er ſeine Studien angefangen, der andere klein, ſchwarz petſchirt und eben daher. Eine unſichtbare Hand ſchien ihn abzuhalten, ſie wie alle früheren gleich zu vernichten. Er legte ſie hin und an

einem Abende, wo er trauriger als gewöhnlich gestimmt war, wo die süße Luft seine Brust geöffnet hatte, gewann er es über sich, die beiden Briefe zu entsiegeln. In dem größeren bot ihm die Intendanz ein Engagement unter den glänzendsten Bedingungen an. Der andere war von der Schwester seiner früheren Geliebten, welche ihm schrieb: „Schon unzählige Male habe ich oder meine unglückliche Schwester Briefe an Sie abgesandt, ohne je eine Antwort von Ihnen zu erhalten. Rechnen Sie mit Gott ab, was Sie an uns verschuldet. — Meine arme Schwester ist nicht mehr; doch hat sie mir und den Meinigen auf dem Sterbebette mit dem feierlichsten Eide versichert, nie eine Untreue gegen Sie begangen zu haben, und ich mische meinen Schwur mit dem ihrigen, denn ich war zu überzeugt von ihrer innigen reinen Liebe zu Ihnen. Was Sie auch mögen gesehen haben: meine Schwester hat Ihnen mit keinem Gedanken die gelobte Treue gebrochen, wohl aber Sie. Leben Sie wohl, und wenn Sie es können, glücklich."

Beim Durchlesen dieser einfachen Zeilen erfaßte den unglücklichen Mann ein entsetzlicher Zweifel. Die klaren Worte lösten eine dicke Eisrinde von seinem Herzen und ließen ihn früher verlebte glückliche Stunden mit der quälendsten Erinnerung wieder genießen. Das Bild seiner geliebten Tänzerin tauchte vor ihm auf, sie neigte sich lächelnd gegen ihn, mit dem Rosenkranz auf dem Haupte, wie er sie zuerst auf der Bühne gesehen. — Dann sank sie mit geschlossenen Augen langsam zurück in's Grab.

Noch in derselben Nacht nahm er Postpferde und reiste ohne Unterbrechung, bis er den Ort seines früheren Glückes, seines tiefen Schmerzes erreicht hatte. Ach, sie hatte ihm die Wahrheit geschrieben, die arme Schwester: sein Mädchen war ihm treu gewesen, und er war in das Netz des schändlichsten Betrugs schlechter Menschen gefallen, deren Zweck und Motiv nicht mehr zu ergründen war.

Da stand er spät in der Nacht wieder an demselben Platze und vor derselben Laterne, wo er sie am Arm eines fremden Mannes

wollte gesehen haben. Da versank er wieder wie damals in tiefes Nachsinnen und wieder erschien ihm der alte eisgraue Mann und lachte höhnisch wie damals und sprach: „das ist das Menschenleben, das Wandeln auf der Erde; auch ich wandle noch.“ Der Sänger hob den Blick gen Himmel und sprach leise: „Aber warum muß ich leben und wandeln?“

Mit lautem Jubel begrüßten den Angekommenen die Mitglieder des Hoftheaters, vor Allem der Intendant; doch wie erschraken und erstaunten sie, als ihnen der Sänger ruhig und fest erklärte: er sei nicht hieher gekommen, um das angebotene Engagement anzunehmen, sondern fest entschlossen, nie mehr aufzutreten. Lange war alles Bitten der Behörde, sowie das seiner alten Collegen, wenigstens einige Vorstellungen zu geben, umsonst, und als er endlich dem allgemeinen Wunsch nachzugeben schien und darein willigte, in einer Partie aufzutreten, hatten ihn diese gewiß nicht dazu vermocht, sondern er wollte sein Herz foltern, indem er noch einmal in einem Stücke spielte, in welchem er früher mit der Geliebten zugleich gewirkt hatte. Er wollte das Mädchen, unterstützt durch Musik und Decoration, vor sein Auge zaubern, er wollte die Tänzerin, die ihre Stelle eingenommen, durch seine innigen Gedanken in das Bild seiner verstorbenen Geliebten einhüllen, und dabei erstarrt von dem Bewußtsein, daß sie wirklich und durch seine Schuld im Grabe liege, eine fürchterliche Erinnerungsfeier halten. Dazu wählte er die Oper: Robert der Teufel. Diese war früher mit großer Pracht und Vollkommenheit, aber unbekannter Umstände halber seit dem Tode jener Tänzerin, welche die Rolle der Aebtissin hatte, nicht mehr gegeben worden. Es wurde nun Probe auf Probe gehalten, einerseits, um das Getriebe dieses großartigen Werkes mit der äußersten Genauigkeit und Sicherheit wieder in den Stand zu setzen, andererseits aber auch, weil es einmal so altherkömmlich war; selbst bei einem bekannten Stücke nur recht viele Proben! Alles ging übrigens recht gut, nur fand bei der Generalprobe ein sonderbarer Vorfall statt. Der erste und zweite

Act gingen glücklich und ohne Anſtoß vorüber. Es erſchien der geſpenſtiſche Kloſterhof; die Stelle kam, wo alle jene Lampen in dem dunkeln Kloſtergange plötzlich aufflammten, die Nonnen erhoben ſich ſchauerlich ſtill mit den ſtarren Leibern aus ihren Särgen; nur die Aebtiſſin, welche vorne auf der Bühne unter dem Kreuzgewölbe aus ihrem Sarkophage ſteigen ſollte, erſchien nicht. Der Maſchiniſt lief in der größten Verlegenheit umher, und es trat eine unangenehme Pauſe ein, in welcher der Sänger „Robert“ auf die Bühne ſtürzte, ohne ſein Stichwort abzuwarten. In ſeinen Zügen malte ſich ein Schrecken, den der an ſich unbedeutende Vorfall nicht werth war. Die Arbeiter aus dem Keller ſchrieen: der Deckel des Sarges wollte ſich trotz ihrer erneuerten Anſtrengung nicht lüften und müſſe wahrſcheinlich von der Feuchtigkeit gequollen ſein. Der Maſchiniſt wußte nicht, was er anfangen ſollte, bis ihm der ruhige, verſtändige Regiſſeur den Befehl ertheilte, die Aebtiſſin aus einer andern Verſenkung aufſteigen zu laſſen, den Sarkophag aber gleich nach der Probe genau zu unterſuchen und zu verbeſſern. Darauf ward das Stück ohne weitere Störung zu Ende geſpielt, nur gingen unſere Sänger und einige der älteren Mitglieder, welche um ſein Verhältniß zu der verſtorbenen Tänzerin wußten, von ſeltſamen Gedanken bewegt, nach Hauſe.

Später meldete der Maſchiniſt dem Regiſſeur, man habe den Sargdeckel nur mit Hülfe von Brecheiſen öffnen können und dadurch ſei die Maſchinerie ſo zerſtört, daß ſie zur morgenden Vorſtellung nicht mehr eingerichtet werden könne.

Der Abend der Aufführung erſchien, und ſchon eine Stunde vor Anfang des Stücks war das ganze, große Haus gedrängt voll, woran ſowohl der bedeutende Ruf des Sängers, als die gern geſehene Oper Schuld waren. Sie begann, und mit jeder Nummer wuchs die Begeiſterung des Publikums, beſonders für Robert, der in jedem Zwiſchenakte gerufen wurde. Aber er hatte noch nie ſo hinreißend geſungen wie heute. Diesmal ging der dritte Akt ohne

Störung vorbei, obgleich es Viele befremdete, daß die Aebtiſſin nicht, wie ſonſt, ihrem Sarkophage entſtieg, ſondern hinter demſelben hervorkam. Doch war das eine Kleinigkeit, und ſtörte nicht im Genuß des Abends.

Gänzlich entzückt und befriedigt von der Vorſtellung entſtrömte das Publikum nach Beendigung derſelben dem Hauſe. Nicht ſo ging es dem Sänger. Ihn ſchien der Lorbeer, den er heute um ſeine Stirn gewunden hatte, nicht zu vergnügen. Ganz ermattet ſank er in der Garderobe zuſammen, ſein Diener entkleidete ihn, und er ließ es willenlos geſchehen. Es war die Erinnerung, welche ſich zu kräftig, zu entſetzlich auf ihn geworfen. Daß Bewußtſein, ein Herz beſeſſen zu haben, das für ihn ſchlug und das er gebrochen, war ihm, verbunden mit der troſtloſen Gewißheit, nun wieder ganz allein zu ſtehen in der Welt, am heutigen Abend erſt recht fürchterlich klar geworden. Im Grabe lag die ſchöne weiße Hand, welche ſonſt hinter der Couliſſe die ſeinige gedrückt hatte, und todt war der Mund, der ihm ehedem zuflüſterte: „Du haſt eben ſo ſchön, ſo ſehr ſchön geſungen!“ Damals war bei den Worten Alles neu in ihm aufgelebt, und er hatte aus dem blühenden Auge der Geliebten friſche Kräfte geſogen. — Wie war es heute ſo anders geweſen? Da traten ihm die Collegen mit Complimenten über ſeine unvergleichlichen Leiſtungen entgegen, wandten ſich dann von ihm und eilten hinweg, denn jeder der Glücklichen wußte ganz gewiß ein Herz, das auf ihn liebend harrte.

Der Sänger ſchickte ſeinen Diener und den Wagen, welcher unten ihn erwartete, hinweg, und blieb allein in der allmählig leer werdenden Garderobe. Längſt hatten die Arbeiter die Lampen bis auf einige wenige ausgelöſcht, welche der Wachthabende die ganze Nacht brennend erhalten mußte, und ſchon hatte ſich derſelbe auf ſeine Matratze an der hintern Couliſſe geſtreckt: da erwachte er aus ſeinem dumpfen Hinbrüten, warf den Mantel um, und trat hinaus auf die halb dunkle Bühne. Der Vorhang war aufgezogen,

und das Haus lag so leer und still vor ihm, vorher noch so lebendig und munter, ein Riesenleichnam, der sich verblutet. Er suchte die Bank, wo sie oft gesessen und ihn freundlich angeblickt, von wo sie aufmerksam vor Anfang des Stücks auf den Vorhang gesehen, durch dessen Oeffnung er, ihr allein verständlich, seinen Diamentring blitzen ließ. O es tauchten stets neue und immer lebhafter tausend schmerzliche Erinnerungen in ihm auf. Ueberwältigt von Gefühlen, kniete er auf den Boden nieder neben den Deckel des Sarges, dem sie so oft liebreizend und fröhlich entstiegen war an der Fallthüre, die sich jetzt nicht hatte öffnen wollen, die ihr treu geblieben war. O sie hatten Gefühl diese Bretter! Das Mädchen war ja ernstlich in's Grab gestiegen, darum wollten sie sich auch zum Spiel nicht mehr öffnen. – —

Da sprang der Sänger plötzlich entsetzt auf. Sah er recht, täuschte nicht das Halbdunkel der Bühne? — Nein, nein, langsam öffneten sich die Flügel der Versenkung. Still und geräuschlos, ohne daß er das Knarren der Seile, welche die Maschinerie leiteten, hörte, thaten sie sich weit von einander, und auf dem Sarg, welcher empor stieg, lag die verstorbene Tänzerin, seine Geliebte, mit dem sonst so blühenden, jetzt schneebleichen Gesichte, im weißen Gewande der Aebtissin, mit dem großen schwarzen Kreuze des Ordens auf der Brust. Er wollte auf sie zustürzen, sie emporreißen; doch fühlte er sich plötzlich am Arm gehalten, und neben ihm stand der alte eisgraue Mann, den er schon zweimal gesehen hatte. Der flüsterte ihm leise zu: „In der That, ein schönes Gemälde das, aber ich bitte Sie, einige Schritte zurückzutreten, es ist Decorationsmalerei, welche in der Entfernung gewinnt, und sich dann ganz anders gestaltet. — Sehen Sie z. B. von hier, wo Sie keine Gesichtszüge, keine Gestalt unterscheiden, müssen Sie mir zugestehen, daß die viereckige Fläche des Sarges mit dem schwarzen Kreuze frappant einem großen Treff-Aß ähnlich sieht.“ — — —

Am andern Morgen machte die Intendanz des Theaters folgen-

den traurigen Vorfall bekannt: „Nachdem Herr * als Robert in der Oper gleichen Namens dem kunstsinnigen Publikum einen so hohen Genuß gewährt hatte, blieb derselbe ermüdet allein in der Garderobe zurück; wie lange, weiß man nicht, da er seinen Diener nach Haus geschickt hatte, und der unglückliche Mann selber einige Stunden nach Beendigung des Stücks durch die Theaterwache auf der Bühne, wahrscheinlich in Folge eines Schlagflusses, todt gefunden wurde."

Drittes Kapitel.

Zum stillen Vergnügen.

Vor Jahren gab es zu Cöln am Rhein eine sonderbare Schenke. Das Haus, oder vielmehr der Keller, welcher als Gastzimmer diente, wird nunmehr längst eingefallen oder abgetragen sein, denn schon zur Zeit, von der ich rede, sah die Spelunke äußerlich so baufällig aus, daß, wer zum ersten Male hinkam, schwerlich der Versicherung seines Führers glaubte, es sei im Innern ganz comfortabel und gar nicht so gefährlich, als sich das Gebäude von außen anließ. Von selbst verlor sich nicht leicht Jemand dahin; es war fast nur einem Eingeweihten möglich, sich in den Gäßchen, welche zum Ziele führten, nicht zu verirren. Man konnte auch nicht wohl Jemand um den Weg fragen; denn eine gute Strecke vom Hause lief der Weg kreuz und quer bald zwischen Gemüsegärten, bald zwischen öden Mauern über Trümmerhaufen der Wohnungen einer verschwundenen Generation. Wer sich nun durch all' diese Schrecknisse glücklich durchgefunden hatte, kam auf einen kleinen, freien Platz, welcher mit melancholisch durcheinandergewachsenem Unkraute bedeckt war, und hier

ſtand die Schenke zum ſtillen Vergnügen. Sie war zart und und ſinnig gewählt, dieſe Benennung. Nur das Verlangen nach ſtillem Vergnügen, nach ſtillem Genuß des wirklich guten Weines, der hier geſchenkt wurde, führte die Gäſte unter dieſes einſame Dach. Hier herrſchte auch feierliche und erhabene Stille. Mit inniger Rührung wurden die geleerten Schoppen betrachtet und ſorgfältig in's Himmelreich geſetzt; ſo hieß ein großer Korb, der jedem der Stammgäſte zwiſchen den Beinen ſtand und woraus nachher die Zeche berechnet ward. Wie großartig ward der Augenblick, wenn der Wirth hereintrat, um mit lauter Stimme zu verkünden, es ſei wieder ein Faß geleert. Dann erhob ſich Alles mit einem Male, und ein alter, ehrwürdiger Weltgeiſtlicher hielt mit kurzen, aber kräftigen Worten dem abgeſchiedenen Weine ein Seelenamt.

Das Lokal beſtand aus einem großen Gewölbe, deſſen Wände urſprünglich weiß geweſen waren, aber durch Zeit und Rauch eine dunkle Farbe angenommen hatten. Ein gutes Billard war das einzige anſtändige Mittel; die übrigen Geräthſchaften beſtanden in ſchlecht gehobelten Tiſchen und Bänken, in welche die Gäſte allerhand ſchlechte und gute Bemerkungen ſchnitten. Doch war eben dieſes Billard den ältern derſelben ein Dorn im Auge; denn ſie behaupteten, und vielleicht nicht mit Unrecht, ſeit ſeiner Anſchaffung ſei der Wein ſchlechter geworden. Abends um ſieben oder acht Uhr kamen die erſten Gäſte, und es traf ſich nicht ſelten, daß die letzten am andern Morgen die Schatten der Morgendämmerung benutzen mußten, um unerkannt nach Hauſe zu kommen. Die Geſellſchaft war gewöhnlich ziemlich gemiſcht. Es kamen Welt- und andere Geiſtliche, um ſich verborgen vor der lauſchenden, neugierigen Welt ein ſtilles Vergnügen zu machen. Studenten, Militärs, Literaten, alte Bürger; aber im Ganzen nur ſolche Leute, die ein gutes Glas Wein zu würdigen verſtanden. Zuweilen erſchienen auch einige Fremde, deren Wohnung und Beſchäftigung Niemand wußte, und man raunte ſich über dieſelben manch' Sonderbares in die Ohren.

Den aufmerksamen Beobachtern war es unter Anderm aufgefallen — es wollten's wenigstens einige bemerkt haben — daß die Unbekannten auch beim trockensten Wetter nasse Fußstapfen zurückließen; Andere behaupteten, sie haben grüne Zähne, und das mußte selbst der Wirth eingestehen, daß es ihm geschienen, als habe beim Bezahlen Einer derselben statt Geld Schilfgras herausgezogen; jedoch wie er's ihm in die Hand gegeben, sei's ein funkelndes Goldstück geworden. Doch, wie gesagt, die Leute waren in ihrer stillen Seligkeit viel zu vergnügt, um sich viel um Andere zu bekümmern, auch zu gebildet, als daß sie einem Fremden mit unbescheidenen Fragen zu Leibe gegangen wären; und die Unbekannten betrugen sich sehr anständig, tranken, wenn sie kamen, viel vom besten Wein, machten dabei wenig Scandal, und sangen nur zuweilen ein unbekanntes Liede dessen Refrain so hieß:

Auf den Rhein
Beim Mondenschein,
In den Rhein,
Wenn's regnet.

Und auch dagegen war nichts einzuwenden, denn ein Censor, welcher sich auch zuweilen hier still vergnügte, hatte erklärt, es seien in diesem Liede durchaus keine bösartigen Ausfälle gegen den Staat. In diesem Punkte nämlich war der Wirth sehr strenge.

Eine andere originelle Figur unter den täglichen Gästen war ein junger Mann, von dem auch Niemand wußte, wer er war, was er that, und womit er sich beschäftigte. Er kam beinahe jeden Abend, sprach sehr wenig und blieb sitzen, bis die Letzten gingen, denen er sich anschloß und sie jedesmal bis zu einer gewissen Stelle der Straße begleitete, wo man den Rhein sehen konnte. Da entfernte er sich schweigend und setzte sich an die Mauer auf einen großen Eckstein, welchen er, so sagten die Leute, die hier herum wohnten, im Laufe des Tages selten verließ. Deßwegen, und weil

man ſeinen wirklichen Namen nicht wußte, nannte man ihn nur den Herrn von Eckſtein, eine Benennung, die ihm zu gefallen ſchien; denn er erwiderte dieſe Begrüßung bei ſeinem Eintritt ſtets mit freundlichem Lächeln. Daß ſeine ſonderbare Kleidung von den ſeltſamſten Farben und ganz barock im Schnitt, jemals Mode geweſen, erinnerten ſich auch die älteſten Gäſte nicht. Anfangs war dieſe ſchweigſame Erſcheinung den guten Cölnern verdächtig geweſen: nach und nach aber hatten ſie ſich an den Herrn von Eckſtein ſo gewöhnt, daß ihnen etwas fehlte, wenn er, was übrigens höchſt ſelten geſchah, einen Abend ausblieb.

Ferner war in dieſem Kreiſe froher, kluger Zecher oben genannter Weltgeiſtliche, der Herr Barbatus, zu bemerken. Derſelbe verſah alle Funktionen eines öffentlichen Miniſteriums. Er pflegte die Reden zu halten, welche allenfalls nöthig waren, und war bei kleinen Streitigkeiten die höchſte Inſtanz; ein ſehr freundlicher Mann, wenn er einmal den zwölften Schoppen geleert hatte; vor dieſem Zeitpunkte aber war er einſylbig, warf mit vielen Brocken ſchlechten Lateins um ſich und behielt den Hut auf dem Kopfe. So lange dieſer Zuſtand dauerte, war es ſehr ſtill „im Kreiſe rings“; aber wenn der Herr Barbatus ſein dreizehntes Fläſchchen nahm und ſein Dreieck lüftete, ſo ſummte und krabbelte es vergnüglich in dem Zimmer, als habe man von einer Schachtel voll Maikäfer den Deckel abgenommen. Im Ganzen wurde der Ton ſehr anſtändig gehalten. Zotenlieder waren ganz und gar verboten; überhaupt hörte der Herr Barbatus nicht gern, wenn geſungen wurde, und pflegte häufig beim Anfang eines Liedes, das ihm nicht behagte, ſeinen Hut wieder aufzuſetzen, was dann als Beweis ſeiner höchſten Unzufriedenheit vom ſingenden Publikum durch Aufgeben des Geſanges reſpektirt wurde.

Eines Abends hatte Herr Barbatus ſeinen Hut abgenommen, und es herrſchte im ſtillen Vergnügen laute Fröhlichkeit. Fleißiger als ſonſt ward den Schoppen zugeſprochen, und bald ſtrotzten die

Himmelreiche von Seligen. Draußen fegte ein rauher Wind und raſſelte zuweilen an den Fenſtern hin, als beneide er die in der Stube Sitzenden und wolle auch herein; doch abgehalten durch die feſtverſchloſſenen Fenſter flog er unter das Unkraut vor der Thür und koste mit demſelben. Ein Nachtwächter, welcher ſich heute Abend in dieſe Gegend verirrt hatte, erzählte ſpäter ſeinen Bekannten, er habe unter dem Gras und Kraut auf dem Platz vor dem ſtillen Vergnügen in jener Nacht deutlich lachen und menſchlich flüſtern hören. Auch einer der Gäſte in der Stube, welcher am Fenſter geſeſſen, wollte etwas bemerkt haben: wenn der Wind zuweilen eine der Schilfpflanzen, deren am Hauſe viel wucherten, in die Höhe gejagt, ſo ſei dieſelbe an's Fenſter gefahren und habe mit einem verzerrten menſchlichen Geſichte in die Stube geſchaut.

Dem ſei nun, wie ihm wolle, es ging in der Schenke heute beſonders luſtig zu. Oben am Tiſch ſaß Herr Barbatus in ſtiller Majeſtät und ſprach emſig mit dem Herrn von Eckſtein, der ihm nur ein kurzes Lächeln und zuweilen ein paar abgebrochene Sätze zur Antwort gab. Neben ihm hatten ſich ein paar Studenten gelagert und unterhielten ſich mit einigen Freiwilligen über Subordination; jedoch ſchienen ſich ihre Anſichten hierüber nich recht vereinigen zu können. Weiter unten ſaßen einige Bürger mit weinſeligen Geſichtern, und das Ende des Tiſches hatten vier der Fremden eingenommen, von denen oben die Rede war. Das waren aber in der That ſeltſame Geſtalten. Der eine hatte eine ſtolze, ſchlanke Figur und feine Manieren, zu welchen das zartbleiche Geſicht mit intereſſanten Zügen ſehr gut paßte; ein zweiter, von ſtarkem, unterſetztem Körperbau, hatte dazu einen Kopf, der ſich auch nur auf dieſem Körper gut ausnehmen konnte, ein ſcharf markirtes rothes Geſicht, in welchem ein paar funkelnde Augen einen abſoluten Willen ausſprachen. Beide ſchienen des Befehlens gewohnt zu ſein; nur glaube ich, gebot der erſte, indem er ruhig auseinanderſetzte, das, was er wolle, ſei unumgänglich nothwendig; er über-

zeugte, wogegen der andere kurz ſprach: ich will! und wehe, wer ſich ihm widerſetzte! Ein dritter der Fremden ſah aus wie der etwas leichtfertige Sohn einer anerkannt großen und mächtigen Familie, etwa wie ein Erbprinz, dem es mehr darum zu thun iſt, tolle Streiche zu treiben, als durch geſetzliches Betragen ſeinem künftigen hohen Stande Ehre zu machen, ein Shakespeare'ſcher Prinz Heinz. Die vierte Perſon ſchien eine untergeordnete Stellung einzunehmen und hatte dabei ganz das Air eines Magiſters der ſchönen Künſte.

„Theuerſter," ſprach oben am Tiſch zum Herrn von Eckſtein der Herr Barbatus, „laſſen Sie mich doch endlich einmal etwas über Ihre früheren Schickſale vernehmen. Bezeichnen Sie mir doch Ihre Wohnung; ich möchte Sie gar gern einmal beſuchen;" worauf der andere entgegnete: „Weiß ich doch ſelbſt nichts von meinem früheren Leben, habe mich nur ſo gekannt, wie ich jetzt bin, nicht kleiner, nicht größer, nicht jünger, nicht älter." — „Sie waren aber doch einmal gewiß," ſagte Herr Barbatus, „ein charmantes Kind. „Erinnern Sie ſich denn der fröhlichen Zeit nicht mehr, wo Sie Fenſter einſchmiſſen und die Schule ſchwänzten?" — „Nein, Herr Barbatus." — „Von Ihrer erſten Liebe, Herr von Eckſtein, müſſen Sie mir erzählen. Und was haben Sie gelernt? was ſtudirt? oder in welchem Geſchäfte haben Sie gearbeitet?" — „Ich habe nie gelernt, nie ſtudirt, auch nie gearbeitet," ſagte Eckſtein. „So, ſo, entgegnete Herr Barbatus; „aber was ſind Sie denn eigentlich? Was ſtellen Sie in der Welt vor?" — „Ich?" ſagte Eckſtein, „eigentlich gar nichts."

„Sehr ſonderbar," meinte Herr Barbatus; „aber Sie müſſen doch irgend eine Erinnerung haben, z. B. wo fühlten Sie zuerſt, daß Sie da waren, daß Sie lebten? Wann tranken Sie den erſten Schoppen?" — „Eines Morgens," erzählte Eckſtein ſehr gleichgültig, „muß mich der Wind in den Hof eines Hauſes hineingeweht haben; denn von einem ſehr harten Falle auf den Boden erwachte ich und

fühlte, daß ich da ſei. Ich bin bald aus dem Hauſe geworfen worden, indem die Leute meinten, ich ſei ein Dieb. Darauf, weil ich ſehr müde war, habe ich mich nicht weit von dort auf einen Eckſtein geſetzt, wo ich noch jetzt regelmäßig jeden Tag ſitze, weil es mir da gefällt, und ich ſonſt nicht weiß, was ich machen ſoll. Eine einzige, aber ſehr dunkle Erinnerung habe ich von meinem frühern Daſein; ich glaube nämlich, daß ich vor langer Zeit irgend ein König geweſen bin." — —

„Aber die Subordination," ſchrie einer der Studenten, „iſt eine hölliſche Erfindung. Alſo wenn ſo ein Lieutenant zu ihnen ſagt: „Herr, Sie ſind ein Eſel!" ſo antworten Sie mit der größten Unterwürfigkeit: „Sehr wohl, Herr Lieutenant!" — „Freilich," ſagte der Unteroffizier. — „Und wenn Sie dagegen ſprächen: „„das ſind Sie ſelbſt, Herr Lieutenant,"" ſo —" — „Käm ich in Arreſt." — „Und wenn Sie nun, denn das könnte doch auch vorkommen, einmal unſchuldig in Arreſt kämen, wie revanchiren Sie ſich dann?" — „Ich bedanke mich für die gnädige Strafe," entgegnete der Unteroffizier.

„O weh, die Welt geht unter,
Es ſprang dem Faß ein Reif!"

jauchzte der Student, ſo daß der Herr Barbatus beſtürzt nach ſeinem Hut griff.

Mittlerweile fing der Wein im ganzen Kreis an zu wirken. Eckſtein ſchüttelte vergnüglich ſeinen Kopf und ſchnitt dazu allerhand ſeltſame Grimaſſen, welche Barbatus ſtets mit unmäßigem Gelächter begleitete. „Ei, Herr König," lachte er, „ſoll ich Ew. Majeſtät nicht eine Krone anfertigen? He, einen Bogen Goldpapier, wenn er zu haben iſt!" Der Wirth hatte von der letzten Weihnachtsbeſcheerung zum Glück einen erübrigt, welchen er dienſteifrig nebſt einer Scheere herbeibrachte. Schnell machte ſich Barbatus darüber her und hatte in kurzer Zeit eine ſaubere Krone fertig, die er dem Herrn von Eckſtein vermittelſt einiger Stecknadeln um den Kopf befeſtigte.

Der nahm ſich aber ſehr ſonderbar unter dem Schmucke aus. Das Geſicht, welches er demſelben zu Gefallen machte, war ſteif und hölzern, wie das eines Kartenkönigs aus der Stralſunder Fabrik. Dieſe Aehnlichkeit mußte einem der Studenten auffallen, denn er ſchlich zum Zimmer hinaus und kehrte bald mit einem alten Kegel und einer Kegelkugel zurück, mittelſt deren der Herr von Eckſtein ſogleich mit Reichsapfel und Scepter ausſtaffirt wurde, ſo daß die ganze Verſammlung in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. Nur dem Könige ſelbſt ſchien die Sache nicht lächerlich. Mit ernſter Miene wandte er ſich zu dem Herrn Barbatus und ſagte ihm leiſe: „Es werden mit der Zeit alle Erinnerungen in mir deutlicher. Ich war früher gewiß und wahrhaftig der Eckſteinkönig.“ — „Ja früher,“ entgegnete Barbatus mit weinſchwerer Zunge, „ich glaube das ſelbſt, und ich müßte mich ſehr irren, wenn ich mit dero Majeſtät nicht einmal Solo geſpielt hätte.“

Auch unten am Tiſch trieben die ſonſt ſo ſtillen Fremden allerlei wunderliche Poſſen. Sie hatten die Köpfe zuſammengeſteckt und gaben ganz eigene Töne von ſich, Geſang war's nicht zu nennen. Bald glaubte man mitten unter Waſſervögeln zu ſein, dann ſchien man ſich wieder in einem Teiche unter jungen Fröſchen zu befinden; jetzt hörte man ſcharfe Klänge, wie wenn man mit dem naſſen Finger auf dem Rande eines Glaſes ſchleift, gellend und markdurchbohrend. Auch die Unteroffiziere und die Studenten waren ſehr laut in ihrer Weiſe. — Selbſt der Herr Barbatus hatte ſeine Scheu vor dem Geſang abgelegt und brummte halblaut vor ſich hin:

Lieber Mond, du gehſt ſo ſtille
Durch die Abendwolken hin.

Kurz, das ſtille Vergnügen hatte ſich in ein ſehr lärmendes umgewandelt.

„Iſt es denn wahr,“ ſprach da auf einmal einer der Studenten

zu dem ihm zunächst sitzenden Fremden, „daß Sie grüne Zähne haben? Machen Sie doch gefälligst Ihren geehrten Mund etwas auf, damit ich sehen kann.“ Der Fremde aber brach in ein gellendes Lachen aus und hielt dem Studenten zur Antwort seine Hände entgegen, aus welchen klare Wasserstrahlen über den Tisch und die sämmtlichen Gäste hinfuhren. Zugleich traten seine Augen aus dem Kopf, und das ganze Gesicht verzog sich zu einem Fischhaupte. Im nüchternen Zustande würden sämmtliche Anwesende über diesen Anblick sich nicht wenig entsetzt haben, aber der Dunst des Weines hatte ihre Augen mit so vielen bunten Ranken umsponnen, daß sie bei sich selbst nicht recht einig waren, ob das wirklich geschehen, was sie da sahen. Nur der Student war entsetzt zurückgefahren und hatte dem Unbekannten eine Flasche an den Kopf geschleudert, welche in tausend Scherben zersprang, die derselbe ruhig abschüttelte und sich durch einige Fische, Eidechsen und anderes Gewürm rächte, welches er aus seinen Fingerspitzen dem Musensohn in's Gesicht springen ließ. Dieser erhob ein gräßliches Geschrei und brüllte Mord und Zauberei, daß alle Anwesenden erschrocken von ihren Sitzen auffuhren. Nur der Ecksteinkönig blieb ruhig auf seinem Platz sitzen und lächelte vor sich hin. Der Herr Barbatus, dem auch einige Wasserstrahlen das Gesicht etwas abgekühlt hatten, setzte seinen Hut auf, und es war komisch anzusehen, wie seine vergnügt zuckenden Mundwinkel wie Blitze rechts und links in die Backen fuhren und da einige ernste Züge hervorsuchten, mit welchen er folgende Worte würdig begleitete: „Unüberlegter Unbekannter,“ so sprach er mühsam, „junge Fontäne, daß Sie kein menschliches Wesen sind, obgleich Sie einigermaßen so aussehen, ist mir jetzt auf entsetzliche Weise klar geworden. Lassen Sie ab von ihrem dämonischen Treiben. Haben Sie vielleicht früher auf irgend einem Brunnen gestanden und sind herabgestiegen, weil Ihnen das Wasser nicht mehr mundete, so ist diese That zu loben. Ist aber die Zeit Ihres gespenstischen Wandelns verflossen und Sie glauben wieder auf

Ihrem Platz zu ſtehen, da Sie anfangen, Ihre Strahlen ſpringen zu laſſen, ſo erlaube ich mir, Ihnen unterthänig zu bemerken, daß das nicht der Fall iſt, und Sie haben nur ungefähr zu beſtimmen, wohin Sie gehören, ſo werden wir uns ein Vergnügen daraus machen, Sie nach der Richtung zu einem Fenſter oder der Thüre hinauszuwerfen."

Das Wort hinauswerfen ſchlug wie die Feuerglocke zur Nacht an das Ohr der Schlafenden, an die taumelnden Sinne der Unteroffiziere und Studenten. Im Nu drängten Sie ſich an die Fremden und ſuchten dieſelben zu faſſen. Aber es bedurfte nur einer Handbewegung, und die Angreifer prallten drei Schritte zurück. Der große bleiche Mann öffnete den Mund und ſprach zum erſtenmal, aber mit donnernder Stimme: „Sind das die Regeln eurer Gaſtfreundſchaft, unredliches Menſchenvolk? Machen wir es eben ſo, wenn ihr in unſer Reich eindringt? Sind wir euch hinderlich und necken euch, wenn eure unbeholfenen Leiber ſich in unſer klares, reines Waſſer wagen? Freilich ſind wir nicht eures Gleichen, wir ſind Prinzen des Waſſerreichs. Seht in mir den Fürſten von der Moſel. Ich war es, der im Keller des Hauſes hier meine Unterthanen rein erhielt und ſie vor der Waſſerpumpe des Wirths bewahrte."

„Und ich," rief der zweite der Fremden mit dem rothen Geſicht, „bin der Graf von Walportsheim. Oft bin ich dem Küfer als Geſpenſt in den Weg getreten, oder hab' ihm ein unheimliches Wort in die Ohren geflüſtert, wenn er das Blut meines edlen Volkes mit ſchlechtem Drachenfelſer miſchen wollte." — „Und daß ihr undankbaren Geſchöpfe," rief der Dritte, „in dieſem geringen Hauſe ein Glas guten Rheinwein trinkt, habt ihr mir zu danken. Ich bin der Prinz Pips, Vetter Seiner Majeſtät vom Rhein und für eure Unhöflichkeit will ich euch jetzt mit Waſſer regaliren." Und ſtärker und ſtärker ſchoſſen die Waſſerſtrahlen aus den Fingerſpitzen des Prinzen.

„Nixen und Waſſermänner!“ ſtöhnte Barbatus und ſank in ſeinen Stuhl zurück. „Hebt euch von hinnen, ihr Geſpenſter, im Namen — —“ — „Alberner Menſch!“ unterbrach ihn der Fürſt von der Moſel, „glaubſt du uns durch deine ohnmächtigen Formeln hinwegſchrecken zu können? Glaubſt du, ihr ſeid höhere Weſen, die einzigen vom Schöpfer anerkannten, und ein Wort von euch reiche hin, uns verſchwinden zu machen? Dankt es unſerer friedfertigen Natur, daß wir nicht längſt von unſerem Grunde aufgeſtiegen ſind, und uns auf dem Lande die Macht angemaßt haben, welche wir unbeſchränkt im Waſſerreiche üben. Faſſe meine Hand und fühle, ob dein Fleiſch feſter iſt, als das meinige!“ — „Greift ſie, greift ſie!“ ſtöhnte Barbatus und ſchlug in der gräßlichen Angſt mit beiden Händen auf den Bauch. „O ſtilles Vergnügen, dein werd' ich gedenken!“

„Hollah ho!“ ſchrie Prinz Pips, „wir wollen unſere Unterthanen aus dem Keller abrufen und das Gezücht hier im klaren Wein erſäufen. Herauf ihr Geſellen, und herein ihr draußen!“ Er riß das Fenſter auf, zu welchem der Wind, der noch immer heftig tobte, Schilfpflanzen und Waſſerblumen, auch ſonderbar geballte Nebel hereinjagte, die ſich in der Stube zu ſeltſamen Geſtalten umwandelten. Hier ſprang ein ungeheurer Froſch, da eine rieſige Eidechſe. Große Fiſche ſchlüpften zwiſchen den vor Entſetzen angefeſſelten Menſchen herum und ſchnappten ihnen nach den Beinen. Unten im Keller begann es zu klingen und zu klappern; es rutſchte und rollte die Treppe herauf, es klirrte und drängte gegen die Stubenthür, welche aufſpringend ein unermeßliches Flaſchenheer in die Stube ließ. Rhein-, Moſel- und Aarweinflaſchen rollten herein, ſogar einige Champagnerflaſchen hatten ſich im allgemeinen Strudel mit fortreißen laſſen. Es war ein gräßlicher Anblick, ein betäubender Spektakel: das Knirſchen der Flaſchen, indem ſie ſich an einander drückten und drängten, dazwiſchen das Quicken und Grunzen der Waſſerthiere, wozu der Prinz immer gräßlicher lachte

und ſich bald lang, gleich einem Aal ausreckte, bald wie eine Schildkröte zuſammenkroch. Auch hatte er ſchon ſo viel Waſſer von ſich gegeben, daß der Fußboden über einen Schuh hoch damit bedeckt war.

„Wollt ihr meine grünen Zähne ſehen, ihr Menſchenvolk?“ lachte der Fürſt von der Moſel, und der Graf von Walportsheim ſchüttelte ſein Haupt, um welches ſtatt Haare große lange Waſſerpflanzen flatterten, mit welchen er den Anweſenden im Geſicht herumfuhr. Er rief: „Auch habe ich grüne Haare! ſeht meine grünen Haare! Ja wohl, ich bin ein Waſſermann!“ — „Auch ihr,“ jauchzte der Prinz dazwiſchen, ſollt Waſſer-, nein Weinmänner werden! Holla, Geſellen! kommt, liebenswürdige Weine, rächt euch an dieſen Geſtalten, die ſchon ſo vielen der eurigen in ihrem Magen ein ſchlechtes Ende bereitet haben. Steigt heraus und erſäuft ſie! Heraus, heraus!“

Hui, wie flogen die Pfropfen der Flaſchen, wie zerborſten die, denen er zu feſt auf dem Halſe ſaß! Roth und weiß floß der Strom durcheinander und von Minute zu Minute ſtieg die Fluth. Wollten die unglücklichen Menſchen zur Thür oder zum Fenſter hinaus, ſo traten ihnen die greulichen Waſſerſcheuſale entgegen oder ſonſt eine der wüſten Geſtalten, welche das Haus umliefen, es bewachten und Niemand hinausließen. In halber Ohnmacht lag Barbatus in ſeinem Stuhl und ſchaute mit gebrochenem Auge in die Verwüſtung. Eckſteinkönig dagegen ſaß ſo gravitätiſch wie früher, Scepter und Kugel in der Hand haltend und lächelte.

Um ſich vor dem ſichern Waſſertode wenigſtens eine Zeit lang zu retten, warfen ſich die Studenten, Unteroffiziere und Bürger gegen das Billard und verſuchten es von allen Seiten zu erklettern. Aber es ſchwankte wie ein Boot im Rhein, und manche fielen mehrmals in's Waſſer, ehe ſie den rettenden Bord erreichten. Unvermögend, ſich zu rühren war Barbatus ſitzen geblieben; jetzt wehrte er ſich mit aller Kraft der Verzweiflung gegen einen ungeheuren

Krebs, welcher ſich bemühte, ihm mit ſeiner Scheere den dreieckigen Hut vom Kopf zu ziehen. Mit einer Hand ſchüttelte er den Eckſtein und verſuchte, ihn aus ſeiner phlegmatiſchen Ruhe zu zerren. „Rette mich, Majeſtät!“ ſtöhnte er. „König, hilf! ſchlag mit deinem Scepter das Unthier zu Boden! Hülfe! Hülfe!“ Ruhig ließ dieſer das Stück Holz, welches er in der Hand trug, auf den Kopf des Thiers fallen, das ſogleich vom Geiſtlichen abließ und in die Fluth tauchte.

Da ſtürzte der Prinz hinzu. „Wie, du Kartenkönig,“ rief er, „du wagſt es, meine Freunde zu ſchlagen? Herbei, herbei, lieben Thiere! Kneipt ihn, erwürgt dieſen König!“ Eine Maſſe der häßlichſten Thiere kam herangeſchwommen; doch kaum hatten ſie ſich dem König genähert, ſo prallten ſie zurück und umkreiſten ihn ſcheu in einiger Entfernung, und ſelbſt der Prinz wich vor dem todten, bleifarbenen Auge zurück und wagte nicht, ihn anzuſehen. „Wer biſt du?“ fragte der Prinz. — „Der Eckſteinkönig hochſeligen Andenkens.“ — „So geh' in dein Grab, wenn du ſelig biſt,“ rief der Graf von Walportsheim, „und ſtör' uns nicht in unſerem Vergnügen, du Geſpenſt!“ — „Wenn ich ſchlafen könnte, gern, denn ich bin ſehr müde,“ entgegnete der Eckſtein. — „O du Kartenkönig!“ rief der Prinz; „ich will dich zur Ruhe bringen, Geſpenſt. Ein Aß her! ein Eckſteinaß! ich will den König ſtechen!“

Da brach plötzlich ein freundlicher Strahl der aufſteigenden Morgenſonne in das Zimmer der Schenke zum ſtillen Vergnügen. Im Stuhle lag ausgeſtreckt der Herr Barbatus und war todt. Vor ihm ſtand der Wirth und wiſchte ihm das Blut ab, welches an ſeinem Munde geronnen war. Wahrſcheinlich hatte ein Schlaganfall ſein Herz gebrochen. — Auf dem Tiſche lag ein alter Eckſteinkönig, der zu keinem vorhandenen Spiele paſſen wollte und den der Wirth deßhalb zum Fenſter hinauswarf. Von den Gäſten, welche vergangenen Abend hier geweſen waren, iſt ferner keiner gekommen, denn der Wein ſoll ihnen ſo entſetzliche Träume verurſacht haben, daß

Einige im Ernſte behaupteten, es ſeien hier Sachen vorgefallen, die ſie nicht zum zweiten Male mit anſehen wollten. — Den größten Schaden aber hatte der Wirth. Der Herr Barbatus war todt, der Herr von Eckſtein ließ ſich nie mehr ſehen, und was noch ſchlimmer war, in dieſer Nacht waren im Keller die vielleicht morſchen Weingerüſte gebrochen und faſt ſämmtliche Flaſchen herabgefallen, zertrümmert und ausgelaufen.

Viertes Kapitel.

Eine Meßbude.

Eine Wohnung, deren Fenſter die Ausſicht auf einen ſchönen Garten haben, um die das ſaftige Rebenlaub mit ſeinen Ranken natürliche Jalouſien bildet, die keinem neugierigen Auge in die ſtille Klauſe zu dringen geſtatten, dagegen ſo viel runde und eckige Oeffnungen haben, daß man insgeheim die ganze Nachbarſchaft dadurch belauſchen kann, iſt eine ſchöne Sache im Sommer. Ich hatte eine ſolche Stube, und es war mein größtes Vergnügen, zuzulauſchen, wie die Natur aus ihrem Schlummer erwachte, wenn die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne auf Gras und Blätter Tauſende von Diamanten warfen, die Vögel ihre Morgenlieder ſangen, und die Goldkäfer und Ameiſen über die weißen Sandwege emſig ihren Geſchäften nachliefen. Und dann erſt am Abend, wenn es allmählig ſtiller ward in den Büſchen und Gräſern, wenn die ſchöne Nacht empor ſtieg und der müde Tag an ihrem Herzen entſchlummerte! Wie gut und ſanft war die Nacht, wie ruhig und ſtill, bis er wirklich feſt eingeſchlafen war! Dann warf ſie einen Blick auf den ruhenden Geliebten, bewegte geräuſchlos ihren Zauberſtab,

rief ihre Genien und Fantome hervor, ermunterte ſie zu Tänzen und Geſängen, und hieß ſie die Seele des entſchlafenen Tages mit bunten Träumen umgeben. O ſie war ſchön die Nacht und freundlich! Wie oft bin ich an ihrer Bruſt entſchlummert, und auch um mich flatterten die bunten Geſtalten, welche aus den Blumen empor ſtiegen, und die kleinen zierlichen Elfen, die hervorkamen aus dem ſilberhellen Bach. Wie oft legte ſich eine kleine Nixe an mein Herz, und ließ das ihre leiſe gegen das meine ſchlagen, und preßte mir einen glühenden Kuß auf die Lippen, daß ich oft im Traume geglaubt habe, es ſei die ſchöne Emma, deren Herz aber nie an dem meinigen ſchlug und die mich nie geküßt hat.

So ſchaute mein Geiſt in das dunkle Laubgewölbe des Gartens, welcher vor meinem Fenſter lag. Gewöhnlich aber ſpähte auch mein leibliches Auge hinein, ob ſich nicht irgend eine liebenswürdige Nachbarin ſehen laſſe, die da in den ſchattigen Gängen herumſpazierte: denn eine ſolche Erſcheinung gehört zu der Wohnung, die an einem Garten liegt. Ich wußte, daß der vor meinem Fenſter einem reichen Kaufmann gehörte, welcher eine einzige, allerliebſte Tochter hatte, die ungefähr ſechszehn Jahre alt ſein mochte. Ich hätte mich ſehr gefreut, das liebliche Kind zuweilen zu ſehen; doch waren die Anlagen groß, und meine Wohnung lag ganz am Ende derſelben, deßhalb wurde mir dieſes Glück nie zu Theil. Ich hatte nicht im Sinn, irgend ein Verhältniß anzuknüpfen oder auch nur den Verſuch zu machen; es hätte mich nur aufgeheitert und meine Phantaſie erfriſcht, ſo ein niedliches Weſen unter den Roſen umherflattern zu ſehen.

Endlich, nachdem ich ſchon alle Hoffnung aufgegeben, ward mein Wunſch erfüllt. Eines Abends lag ich im Fenſter; da ſprang über eine der Grasflächen, deren es viele im Garten gab, ein niedliches Reh, das ich ſchon oft bemerkt hatte, gerade auf meine Wohnung zu, blieb zuweilen ſtehen, und wandte den Kopf zurück, als necke es Jemand, der ihm nachkäme. So war es auch; faſt athemlos, doch laut lachend lief hinter ihm die Tochter des Kaufmanns,

dem Thiere: Fritz! Fritz! nachrufend. Nahe vor meinem Fenster warf sich das Mädchen auf eine Rasenbank, und lockte das Reh so lange, bis es kam, und sich zu seinen Füßen lagerte. Es war eine allerliebste Gruppe. Seit der Zeit kamen Beide oft in diese Gegend der Anlagen. Wenn meine Eitelkeit auch noch größer gewesen wäre, als sie wirklich war, so hätte ich doch unmöglich auf den Gedanken kommen können, als sei ich ein Magnet geworden, welcher das liebliche Kind anzöge, weil mich Niemand sehen konnte, da, wie schon gesagt, dichtes Rebenlaub meine Fenster umrankte.

Eines Tages hatte sich das Mädchen auf eine Bank gelagert und las emsig in einem Buch, da ward ein kleines Thor, welches neben meiner Wohnung von der Straße in den Garten führte, hastig eröffnet, und ein bildhübscher junger Mensch trat herein. Derselbe war phantastisch gekleidet, und da es gerade in der Meßzeit war, so muthmaßte ich, er gehöre zu irgend einer der Gaukler- oder Künstler-Gesellschaften, die gerade ihr Wesen in der Stadt trieben. Er war im höchsten Grade aufgeregt. Rasch um sich blickend, strahlte sein Auge vor Vergnügen, alle seine Bewegungen waren wild und heftig, er kam mir in diesem Augenblicke wie ein junges Pferd vor, das, dem dunklen Stalle entlaufen, die frische Luft einathmet und sich der gewonnenen Freiheit freut. So sah er mit erhobenem Haupte um sich, holte aus tiefer Brust Athem und sprang mit wilden Sätzen über Bouscets, Grasplätze und Wege. Jede Blume, bei der er vorbeikam, betrachtete er neugierig und freudig, legte sein Gesicht darauf oder drückte sie an die Brust. Plötzlich blieb er erstaunt stehen, denn er war durch eine Wendung des Weges gerade vor das Mädchen getreten, welches das Geräusch des Kommenden hörend, aufgesprungen war, und die seltsame Erscheinung überrascht ansah. Das Reh ging in weitem Kreise um Beide herum, eine dunkle Röthe überzog die Züge des jungen Mannes, er ließ sich auf ein Knie nieder und sprach zu dem Mädchen: „O sage mir, wer bist du?“ Sie trat einen Schritt zurück und

entgegnete mit nicht geringer Verlegenheit: „Ich heiße Louiſe und mir gehört dieſer Garten.“

„Alles, das Alles gehört dein?“ ſagte der Unbekannte. „Alle dieſe lebenden Bäume, dieſe wirklichen Blumen und der blaue Himmel, der tauſendmal ſchöner iſt, als ein gemalter? O laß mich deine Hand küſſen, du biſt ſo freundlich, laß mich etwas bei dir in dieſem ſchönen Garten bleiben.“

Dem Mädchen ſchien das ſonderbare Benehmen des jungen hübſchen Mannes zu gefallen. „Aber,“ antwortete ſie, während er ihre Hände ergriff und ſie mit heißen Küſſen bedeckte, „aber wer ſind — wer biſt du denn?“ — das Du ſprach ſie ganz leiſe.

„Ja,“ entgegnete der junge Mann, „das iſt eine traurige Geſchichte. Wenn ich das nur ſelbſt wüßte. Der alte Mann, der mich mit ſich herum führt, der mich immer in die hölzerne Bude oder in den Wagen ſperrt, ruft mich nur mit dem Namen Pique!“

„Aber was thuſt du denn in der hölzernen Bude?“ fragte das Mädchen.

„Ich mache Kunſtſtücke, und danach werde ich jedesmal eingeſchloſſen; denn der alte Mann ſagt, draußen laure etwas auf mich, und wenn mich das träfe, ſei ich verloren. Heute bin ich entſprungen und hieher gelaufen, wo es ſo ſchön iſt. O laß mich einige Augenblicke hier dieſe lebendigen Bäume anſehen, die ſo friſch ſind, und die natürlichen Blumen, die ſo ſüß duften. Laß mich etwas bei dir bleiben, die du noch ſchöner biſt, als das Alles.“ Er legte ſich in's Gras und zog das Mädchen neben ſich, das ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen konnte und willenlos zu ihm hinabſank, erſt auf die Knie, dann neben ihn auf den weichen Raſen.

Es war für mich ein ſeltſamer, ein holder Anblick! — ſie mit dem reichen Gewand, mit dem blühenden Geſicht, in welchem Erſtaunen, Scham und Wohlgefallen an dem ſchönen Jüngling wech-

ſelten; er in dem ſonderbaren phantaſtiſchen Aufputze mit dem ſchönen, freudeſtrahlenden Blick, tauſenderlei Fragen, tauſenderlei Bemerkungen machend, mit einer ewigen Verwunderung, dazwiſchen das Reh, welches bald dem Einen, bald dem Andern zutraulich über die Schulter ſah. Ich muß geſtehen, ich ward mit den Unſchuldigen zum Kinde, ich habe eine Thräne geweint, eine Sehnſuchtsthräne nach einem Glück, wie das der Beiden, nach einem Herzen, das mich liebevoll anhöre, wenn ich ihm von den wirklichen lebendigen Blumen und Bäumen erzählen wollte, von den Geſprächen der Roſen und den Poeſien der Goldkäfer — aber kein Herz, kein Herz für mich, das mich verſtünde!

Eine ganze Stunde brachten die Beiden unter Lachen und Plaudern hin; dann erhob ſich das Mädchen, reichte dem jungen Manne ihre beiden Hände hin und ſprang blitzſchnell dem Hauſe zu. Er ſah ihr nur einige Minuten nach und lief dann mit derſelben Haſt, mit welcher er gekommen, durch das Gartenthor, wahrſcheinlich nach ſeiner Bude zurück. Mich intereſſirte es übrigens ſehr, zu wiſſen, wer er ſei. Ich hatte eine dunkle Ahnung, in ihm auf einen Gegenſtand zu ſtoßen, mit dem ich früher in näherer Beziehung geſtanden und den ich gekannt hatte; er war mir zu unerwartet ſchnell entſchwunden, als daß ich ihm hätte folgen können, um zu ſehen, wo er geblieben. Darum mußte ich mich, wollte ich meinen Zweck erreichen, zu einer Wanderung durch die ſämmtlichen Buden und Merkwürdigkeiten der Meſſe entſchließen. Eine Zimmerreiſe durch Amerika, Aſien und Afrika war bald abgemacht, ohne daß ich etwas gefunden; das große Skelett eines Wallfiſches, welches ich beſehen, hatte mich meinem Zwecke nicht näher gebracht; ich durchſtöberte zwei Menagerien und wohnte den Vorſtellungen einer Kunſtreiter-Geſellſchaft bei, beſah hier außer dem ſich heute Abend producirenden Perſonale in den Ställen und Garderoben die ſämmtlichen andern Mitglieder, ohne eine Spur von meinem Unbekannten zu finden.

Unterdeſſen war es ſpät geworden, und ich mußte die Unterſuchung der noch übrigen Buden auf den andern Tag verſchieben. Ich ſchlenderte nach Hauſe und kam ganz am Ende des Marktplatzes noch an einem Bretterhauſe vorüber, das ein alter kleiner Mann, wahrſcheinlich nach eben beendigter Vorſtellung, verſchloß. Sonderbar nahm ſich das Coſtüm und die grell geſchminkten Wangen im Halbdunkel des Abends aus; der bleiche Kopf mit den zirkelrunden rothen Flecken, auf dem ein goldbordirter, dreieckiger Hut ſaß, dazu ein rother Frack, gelbe Hoſen und weiße Strümpfe; und welch ein Geſicht! hart, wie aus Stein geformt, veränderte ſich kein Zug darin. Die tiefen Furchen konnte kein Lächeln mehr ausgleichen, ſie ſchienen mit dem Meißel hineingearbeitet; ſicher waren Zeit und Lebensſtürme die Bildhauer geweſen. Dabei liefen die Augen unheimlich von einer Seite zur andern, während der kleine Mann das Schließen der Bude mit der größten Schnelligkeit betrieb. Entweder hatte er dringende Geſchäfte, oder es mußte ihm auf der Straße nicht behaglich ſein, denn kaum hatte er Läden und Thüren verſchloſſen, ſo ſchlüpfte er raſch zu einem Nebenthürchen hinein, und auch das hörte ich ihn von innen mit zwei Riegeln verſchließen. Ich ſtand lange nachdenkend und ſah der Erſcheinung nach; dies Geſicht, die ganze Figur — es ſtiegen dunkle Erinnerungen in mir auf; ich hatte ihn früher geſehen, doch wo? ich konnte mich nicht im Augenblick darauf beſinnen; je mehr ich indeß über die ſeltſamen Züge nachſann, um ſo mehr ſtiegen üppige, ſonderbare Gedanken in mir auf. Er erinnerte mich an eine Nacht, in der ich viel geträumt und viel geſehen hatte, der alte gebeugte Mann mit der tiefen Melancholie, der rothe Rock — richtig, es war das Geſpenſt jener Nacht auf dem Rathhausplatze in Cöln, ja, ja, er war es! und der junge Menſch, der mir ſo plötzlich wieder in's Gedächtniß kam! Sollte ich hier zugleich bei meinem Alten auch einen neuen räthſelhaften Bekannten finden, den Gegenſtand meiner Forſchungen von heute? Pique, dieſer Name

und jener kleine Mann, und die Nacht mit den wüſten Träumen, wo er die vier Könige verfluchte, ſie ſollten wandeln auf der Erde! Damals bei ruhiger Ueberlegung, hatte ich die ganze Geſchichte belächelt, ſie niedergeſchrieben und mich gezwungen, dieſelbe, ungeachtet ich Alles ſo deutlich geſehen und gehört hatte, ihrer Unmöglichkeit halber für Traum zu halten, und hatte ſie allmählig vergeſſen. Aber nun, da ich in der Perſon des alten Mannes, den ich zu deutlich erkannte, den Kreis jener Zaubergeſtalten wieder tangirte, erſtanden ſie zu lebendig in meiner Bruſt. Ich wußte wieder jedes Wort, das die todten Soldaten geſprochen, mir kam der ganze Eindruck jenes Augenblicks wieder, wo der unglückliche Spieler Alles verlor und den Fluch über die Karten ausſprach. Aber konnte dieſer Fluch gewirkt haben? Hatte eine böſe, unergründliche Macht dem Alten die Kraft eines Zauberers gegeben, daß er lebende Weſen erſchaffen konnte? Tauſende von Zweifeln, Vermuthungen und Hoffnungen zogen um mein Gehirn ein Gewebe von dunkeln und glänzenden Farben, das mich ſehr ängſtigte: ich mußte es durchbrechen. Raſch klopft' ich an die Thür der Bude. Nachdem ich lange vergeblich gewartet hatte, hörte ich endlich die Riegel klirren, und der alte Mann ſtreckte ſeinen Kopf heraus. „Was wünſchen Sie?“ ſprach er, „meine Vorſtellungen ſind für heute beendigt; doch ſtehe ich morgen um ſechs Uhr wieder zu Dienſten.“ Es war dieſelbe heiſere Stimme; er mußte es ſein. „Laſſen Sie mich einen Augenblick eintreten,“ bat ich ihn, „ich bin einer Ihrer Bekannten.“ Ueber ſeine Züge flog ein eigenes Lächeln. „Sie einer meiner Bekannten!“ ſagte er leiſe: „Das muß ein Irrthum ſein. Die können mich ſelten beſuchen und nie ſo früh; zuweilen zwiſchen Zwölf und Eins in der Nacht; ſind auch nicht ſo jung und ſauber anzuſehen, wie Sie, mein Herr.“ Er wollte die Thür ſchließen. „So ſieh mich genau an, alter Soldat,“ entgegnete ich halb lachend. „Denke an Cöln, denke an die vier Könige.“ Er trat einen Schritt zurück und nahm einen ängſtlichen, aber unheimlichen

Ausdruck an, so daß ich trotz der nun ganz geöffneten Thür nicht einzutreten wagte. „Wer bist du denn, daß du auch bei Tage umgehst. Was hat dir dein Grab verschlossen?“

„Ich habe Gottlob noch keins besessen,“ sagte ich, „erinnere dich des Menschen an jenem Morgen, der dir seinen Mantel umwarf, als du vor Frost zitternd allein zurück geblieben warst?“

„So, du bist's?“ sprach der Alte freundlicher. „Das ist etwas Anderes. Du hast mir Gutes gethan, darum tritt ein.“

Ich ließ mich nun nicht nöthigen, und er verschloß hinter uns die Thür sorgfältig. Im Anfang wollte mich ein kleiner Schauer beschleichen, als ich mit dem Alten in dem halbdunkeln Hause ganz allein stand, so schien es wenigstens, denn man hörte kein Geräusch, als das unserer Bewegungen, oder das Picken eines Holzwurms in den Bretterwänden. Dazu kam noch der Anblick allerlei seltsamer Mobilien die umherstanden, unter andern ein Sarg, der ihm wohl zum Bette diente. Jetzt setzte er sich darauf, und ich nahm ihm gegenüber in einem alten Stuhle Platz.

Eine Zeit lang saßen wir stumm einander gegenüber; ein Jeder hing seinen Betrachtungen nach. Seit jener Nacht waren einige Jahre vergangen; ich hatte den Militärdienst und die alte Stadt Cöln längst verlassen, und wie ich nun diesen Alten wieder sah, fiel mir, wie schon gesagt, jene Nacht ein, und mit ihr all' die wilden, vergnügten Nächte, die ich bald allein, bald mit gleichgesinnten Freunden auf den stillen Straßen genossen hatte, in denen ich mit dem Geisterreich Bekanntschaft anknüpfen wollte. Aber jene Zeit lag weit hinter mir. Ich wandelte in einer Sandwüste, lebte so ruhig bürgerlich, Schritt für Schritt dahin; da stieß ich plötzlich auf diesen Alten, meinem fast verschmachteten Geiste eine frische Oase.

Mein Gegenüber seufzte tief auf. „Ich wandle noch immer,“ sprach er, „einsam, allein unter den fühlenden, fröhlichen Geschöpfen, den Menschen, und werde wohl noch lange wandeln müssen.“

„Darf ich Sie," ſagte ich, „auf die Vorfälle jener unglücklichen Nacht zurückführen? Mich hat nun doch einmal das Schickſal in Ihre Begebniſſe eingeweiht. Darum bitte ich, laſſen Sie mich erfahren, wie es Ihnen ſpäter ergangen iſt, wie Ihr jetziges Leben mit jenen Vorfällen zuſammenhängt, und was aus den vier Königen geworden? Mein Glaube ſchwankt hin und her, in wie fern Ihr ausgeſprochener Fluch auf die lebloſen Blätter gewirkt hat."

„Es erleichtert meine gepreßte Bruſt," antwortete das Geſpenſt, „wenn ich nach Jahren einem Weſen, das mich verſteht, mein Herz ausſchütten kann." Darauf erzählte er mir Folgendes: „Nachdem ich die Ruhe meines Grabes verſpielt hatte, ſprach ich in der Verzweiflung, die ſich meiner bemächtigte, den ſchrecklichen Fluch über jene vier Könige aus. Es ward Morgen, der erſte, den ich nach ungefähr hundert Jahren wieder erlebte. Ich ſtand unter den Menſchen, ſah ihr Getreibe, das mir gänzlich fremd geworden war und mich unheimlich umtoste. Ich ſchritt durch die Stadt, fand kaum die Straßen und Gäßchen wieder, welche mir früher ſo bekannt waren, ſah freie Plätze, wo ſonſt ſtattliche Gebäude ſtanden, und neue Häuſer auf Stellen, wo zu meiner Zeit Gras gewachſen war. Ich ging auch dahin, wo vordem meine Hütte geſtanden; ſie war nicht mehr. Mein wildes, ſinnloſes Leben hatte der Boden nicht tragen können, er war eingeſunken, und wo ich früher gewohnt, ſtand jetzt ein grüner trüber Waſſerpfuhl. Ich bin über mein Grab hinweggegangen, über mein ſtilles enges Grab; ich hätte den Boden aufgewühlt, aber es war kein ruhiger Friedhof mehr wie ehedem. Luſtige Menſchen liefen hier auf und ab und muntere Spiele wurden auf dem Platz gehalten, der doch eigentlich uns gehörte. Ich aber ward erſtaunt betrachtet und verſpottet. Darum verließ ich die Stadt und wandelte den Rhein hinauf, bis es Abend wurde. Da legte ich mich nieder unter einer einſamen Weide; zu meinen Füßen floß der gewaltige Strom; es war derſelbe, an welchem ich als Kind geſpielt, er hatte ſich nicht geändert, war nicht alt geworden. Mein

Kopf ruhte auf einem Stein; ich ſchlief nicht, doch verſank ich in einen Zuſtand, den man waches Träumen nennt. Da ſchwebten rechts und links Geſtalten auf mich zu, die ich zu gut kannte — die vier Könige, und der Eine fing an zu ſprechen: „Dein Fluch hat uns gebannt: wir werden wandeln und des Menſchenlebens Jammer genießen, doch zu deiner Strafe werden wir fünf verſchiedene Weſen bilden und doch eins ſein. Jeder von uns belebt ſich aus dir, indem er dir eine ſüße Erinnerung oder eine Tugend nimmt, welche du beſeſſen und deren Andenken bisher noch einiges Licht in das ſchwarze ſchaurige Labyrinth deines Lebens brachte. Wir werden umher ſchweben, bis unſere Zeit kommt, doch auch du. Fortan wirſt du deine Verzweiflung vergebens dadurch zu lindern ſuchen, daß du dich erinnerſt, du ſeiſt einſt gut geweſen, und ſchöne frohe Stunden deines verfloſſenen Lebens heraufrufſt; du haſt keine mehr, in deiner Bruſt bleibt nur das Andenken der Sünden, die du begangen.“ Ich fuhr empor, und, o Jammer! es ward plötzlich in meinem Herzen ſo, wie ſie geſagt, Nacht, nur Nacht! Sie hatten mein Herz geplündert, und mit ſich geführt das Gold, was noch darin lag, was in jeder, auch der ſchlechteſten Bruſt ruht, die ſüßen Erinnerungsſtrahlen, welche das Böſe dämpfen und den Menſchen vor der gräßlichſten Verzweiflung und dem Selbſtmorde bewahren! Und in mir ward es nun öde und leer, und ich kann mir nicht einmal das Leben nehmen. Was ſie mir geraubt, waren freilich nur Andenken an eine glückliche Jugendzeit geweſen; aber aus dieſem friſchen Brunnen ſchöpfte ich ja ſtündlich, wenn mich der Staub meines ſpätern ſchwarz verſengten Lebensweges erſticken wollte. Der Eine der Viere hatte meine frohen Träume mitgenommen, bunte Geſtalten, die mich umſchwebten, wenn ich mich in das hohe Gras legte, und mir durch Zuflüſterungen einer frohen Zukunft Hoffnungen, wenn auch falſche, vorſpiegelten, über die ich meine traurige Gegenwart vergaß.

„Ein Anderer hatte mir die Ruhe der Ermattung genommen, welche uns befällt, wenn man ſtundenlang gegen finſtere Gedanken

gekämpft hat; ein phlegmatiſches Hinſinken, worin uns, weil wir nicht mehr denken und fühlen, jene unerquickliche Ruhe dennoch angenehm iſt.

„Ein Dritter entwand mir das Vergnügen, das jedes Geſchöpf empfindet beim Anblick der großen herrlichen Natur. Mich freute nicht mehr der Glanz der Sonne, nicht das ſanfte Licht des Mondes, nicht das friſche Grün der Bäume und die ſchönen Blumen, nichts mehr, nichts mehr! die ganze Schöpfung ſchien mir grau bezogen und eckelte mich an.

„Der Vierte endlich leerte mein Herz ganz aus und nahm mir die letzte ſüße Erinnerung, ein kleines Bild, welches ich zuweilen anſah, das mir Troſt und Beruhigung, ſogar Hoffnung gab; das Andenken an eine Jugendliebe, an ein reines Geſchöpf, welches dort oben iſt, und für mich am Thron des Höchſten beten ſollte. So fühlte ich, als die Geſtalten verſchwunden waren und ich wieder empor ſprang, mich namenlos elend. Ich irrte ohne Ruhe umher, habe mich in das Leben des erſten dieſer Könige geworfen, hab' es vergiftet, indem ich hoffte, meine frohen Träume wieder zu erhalten; umſonſt! ich bekam ſie nicht. Dem zweiten folgte ich; ich ſah ſein armſeliges Daſein verlöſchen; aber er gab mir meine Ruhe nicht wieder. Da ſtand ich ſchaudernd ſtill, und begann zu ahnen, daß Alles für mich auf ewig verloren ſei. So hatte mein Fluch gewirkt, auf mich gewirkt; aus meinem Blut hatte ich die edelſten Theile in die Welt gejagt, mir blieb der faulende Grund, ich war wieder als Menſch mit menſchlichen Bedürfniſſen in den ganzen Jammer des Lebens getreten. Sterben kann ich nicht und muß ſo betteln, um mir mein Daſein zu erhalten. Nur die Karten, das unglückſelige Spiel liebe ich noch immer.“ Er ſchwieg ſtill und ſchaute lange nachdenkend vor ſich hin. Dann erzählte er mir auf meine Bitte die Geſchichte der beiden Könige, wie ich ſie im zweiten und dritten Kapitel wieder gegeben habe. Doch befriedigte mich das noch Alles nicht. „Und von den beiden Andern haben Sie

nichts mehr gehört? Sie wissen nicht, ob sie noch wandeln, oder wo sie geendet?" fragte ich. „Nein, nein!" entgegnete er hastig. „Ich weiß nichts Genaueres von ihnen, als daß sie noch in der Welt herumschweben." Bei diesen Worten sah er mich forschend an. „Aber ich weiß, wo der Eine ist," sprach ich mit erhöheter Stimme; „und auch Sie wissen es. Er ist hier, hier in dieser Bude." Ich war nämlich überzeugt, daß meine Erscheinung von heute Nachmittag mit dem sonderbaren Benehmen und dem Namen Pique, mit seinen Erzählungen von der Bude und dem alten Manne, nur hier zu finden sei. „Warum mir das verheimlichen?" fuhr ich fort. „Ich weiß es: der Pique-König ist hier bei Ihnen. Wo ist er? Sie halten ihn gefangen." Der Alte war aufgesprungen und sah mich entsetzt an. „Woher wissen Sie das?" schrie er laut, und setzte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Und doch wissen Sie nichts. Er ist nicht da." — „Und doch ist er hier," sprach ich ganz gelassen und erzählte ihm von dem jungen Manne, den ich heute gesehen, von seiner Freude über die Natur, seinen Ausrufungen und seinem Namen, den er genannt, sagte ihm, daß ich gleich eine Ahnung gehabt habe, diese Erscheinung müsse mit jener Nacht in Verbindung stehen, daß ich hauptsächlich deßhalb hieher gekommen sei, um mir über diese unerklärliche Sache, in die ich seltsamer Weise verwickelt worden, eine genügende Aufklärung zu verschaffen.

Er hörte mich ruhig an, setzte sich wieder auf seinen Sarg, und sprach dann mit leiser Stimme: „Sie hat das Schicksal in einen Kreis geworfen, von dem gewöhnlich die Menschen wegtreten und ihn scheu umgehen. Doch weichen Sie zurück, fürchten Sie die unsichtbaren Fäden zu berühren, denen Sie vielleicht nicht zu Ihrem Glücke nahe gekommen sind. Vergessen Sie das Geschehene und meine Mittheilungen, verbannen Sie es aus Ihrem Kopfe, damit es sich dort nicht festsetze, und denken Sie, es seien verworrene Träume gewesen, die Ihnen etwas von den vier Königen er-

zählten. Glauben Sie mir, die Gewißheit, Sachen erlebt, geſehen zu haben, denen Ihr Verſtand und die natürliche Ordnung der Dinge geradezu widerſpricht, könnte Ihnen auf die Länge der Zeit ſehr traurig werden."

„Und doch," entgegnete ich ihm, „iſt es gerade das Umhüllen des Geheimnißvollen, was uns lüſtern macht, immer tiefer hineinzudringen, und was unſern Verſtand zu tauſend Vermuthungen abmartert. Darum bitt' ich nochmals, geben Sie mir einen Zuſammenhang, eine einfache Kette an die Hand, durch die ich die heutige Erſcheinung des jungen Mannes an jenen Pique-König reihen kann, und ich will Ihnen danken. Rufen Sie ihn, daß ſein Mund zu mir ſpricht."

Es flog wieder ein düſterer Schatten über die Züge des Alten. „Und wenn ich ihn auch hervorrufen könnte und wollte, ſo würde er doch nicht ſprechen," ſagte er. „Verlangen Sie nicht, ihn zu ſehen. Es würde Ihnen ſicher kein Licht in das Dunkel bringen, was wohlweislich für Sie um mich und jenen liegt, und was ſich Ihnen in dieſem Leben nie aufklären wird. Glauben Sie, was Sie geſehen, meinetwegen, aber laſſen Sie Ihre Forſchungen; die Gräber ſind ſtumm. Was ich Ihnen aus Dankbarkeit für Ihre Wohlthat damals zur Befriedigung Ihrer Neugierde über das Weſentliche jener vier Könige ſagen konnte, habe ich gethan. Ich bin getheilt und wandle in fünf Geſtalten, das iſt meine Strafe. Darum denken Sie bei jedem unnöthigen Worte, das Sie ausſprechen, an eine unſichtbar waltende Macht, welche es zu Ihrem Schaden zu wenden ſucht." Er öffnete die Thür und ſah in die Nacht hinaus. „Es iſt Mitternacht; darum verlaſſen Sie mich. Zu meiner Vorſtellung morgen bitte ich um die Ehre Ihres Beſuchs." Wie ich ihm antworten und ihn nochmals befragen wollte um den jungen Mann, der mich ſo ſehr intereſſirte, ſtand ich vor der Bude und hörte von innen die Riegel vorſchieben.

Am andern Tage lenkte ich in einer Geſellſchaft von Freunden

das Geſpräch auf die kleine Bude am Ende des Marktplatzes und fragte, ob keiner dort einer Vorſtellung beigewohnt? Ein Einziger, der unter uns dafür bekannt war, daß er ſtets alle Merkwürdigkeiten der Meſſe unterſuchte, war dort geweſen und erzählte: der alte Mann, welcher ſie hielt, mache eine Menge oft geſehener und ganz gewöhnlicher Kartenkunſtſtücke, doch rathe er jedem, einmal hinzugehen, indem die letzte Pièce, welche er producire, für all' das andere Mittelmäßige reichlich entſchädige. Er bringe nämlich am Ende jeder Vorſtellung ein kleines Figürchen, einen Kartenkönig, auf die Bühne, welcher — es ſei beinahe unglaublich — an ihn gemachte Fragen ſelbſt beantworte; auch wandle er herum, öffne die Augen, bewege Hände und Füße, kurz das Figürchen ſei ganz merkwürdig und ſehenswerth. Einige meiner Bekannten lachten. Ein Kartenkönig, welcher ſpräche! — „Nun, da muß der Alte ein ſehr guter Bauchredner ſein," meinte Einer. „Und er öffnet die Augen und geht herum?" ſagte ein Zweiter. „Alſo ein ſchönes Automat! das müſſen wir ſehen." „In der That," fuhr der Erzähler fort, „weiß ich nicht, was ich von dem kleinen Kerl halten ſoll. Der alte Mann reicht ihn in einem Käſtchen von Mahagoniholz herum, und dann kann ihm jeder eine Frage vorlegen, die er beantwortet. Das hab' ich auch gethan, und ich muß geſtehen, als er nachläßig ſeine kleinen Aeuglein und den Mund öffnete, und mit einem ganz eigenen Stimmchen ſprach, da, weiß Gott! ich wußte nicht, wie mir geſchah. Das ganze Publikum war aber auch entzückt und zugleich beſtürzt, beſonders die Damen, welche den Kleinen nicht aus den Händen laſſen wollten. Ein Automat kann's nicht ſein, ein menſchliches Weſen iſt es auch nicht; denn das Figürchen iſt nicht größer, als gewöhnlich das Bild auf einer Karte."

„Nun, was ſoll es denn ſein?" riefen die Andern lachend und neugierig. — „Hexerei!" entgegnete jener ziemlich ernſthaft. „Mir wenigſtens, der Alles im Leben ſehr nüchtern und ruhig betrachtet

und bei etwas Sonderbarem und Unerklärlichem, wenn's möglich iſt, gleich hinter den Couliſſen nachforſcht. mir hat geſtern Abend der Verſtand im eigentlichen Sinne des Worts ſtill geſtanden, und mehren Andern erging es auch ſo."

„Aber," rief einer von uns, „warum kann es denn kein Automat ſein?" — „Weil das Geſchöpfchen lebt," entgegnete jener. „Es reißt ſeinen Mund nicht auf, wie gewöhnlich die Puppen — ruck! ſondern öffnet ihn fein und zierlich, ſo daß man ihm im Geſichte die Muskeln ſpielen ſieht." — „Das iſt ernſthaft," ſagte ein junger Arzt, „und wir müſſen auf jeden Fall heute Abend hingehen." — „Ja wohl, ja wohl!" riefen Alle, und wir verabredeten, in welchem Hauſe wir uns vor ſechs Uhr, wo die Vorſtellung begann, treffen wollten.

Meine Gedanken kann jeder leicht errathen. Ich war den ganzen Tag in einer ſeliſamen Spannung. Nachmittags legte ich mich in mein Fenſter und ſah in den Garten; da ſaß das junge Mädchen, die hübſche Louiſe, auf derſelben Stelle, wo ſie geſtern jener räthſelhafte junge Menſch überraſcht hatte. Mehrmals glaubte ich zu bemerken, daß ſie erwartungsvoll nach dem Gartenthor ſah; aber es kam Niemand. Sie erhob ſich nach Verlauf einer Stunde und ging ſichtlich mißſtimmt dem Hauſe zu.

Am Abend traf ich meine Freunde an dem bezeichneten Ort, und nachdem noch viel über den Kartenkönig gewitzelt und gelacht war, gingen wir, da es Zeit wurde, nach der kleinen Bude. Schon war dieſelbe ziemlich beſetzt; beſonders die erſten Sitze, auf denen das Automat circulirte, hatte ein Kranz von eleganten Damen eingenommen, welche die Neugierde, den unbegreiflichen König zu ſehen und ihn zu befragen, hieher geführt hatte. Wir bekamen hinter ihnen noch einige Plätze, und ich hatte das Glück, gerade hinter meiner niedlichen Garten-Bekanntſchaft zu ſitzen. Das war mir, wie ſich jeder denken kann, in doppelter Hinſicht äußerſt angenehm.

Mein alter Bekannter, angethan mit dem rothen Rock und den gelben Beinkleidern, erſchien endlich auf der etwas erhöhten Bühne, war aber nicht im Stande, durch die gewöhnlichen Kunſtſtücke, welche er zeigte, einige Aufmerkſamkeit zu erregen. Er ſchien das auch bald zu fühlen, kürzte bedeutend ab, wie mir mein Freund ſagte, und trat mit einer ſteifen Verbeugung zurück; durch das Auditorium lief ein Gemurmel: „Nun kommt der kleine König!“ dann trat eine allgemeine Stille ein.

Der Alte erſchien wieder, und trug in ſeiner Hand ein kleines Gebäude, ähnlich einem Schloß mit vielen Spitzthürmchen; doch da es keine Fenſter hatte, konnte man es auch für ein Grabmal halten. Mir kam es wenigſtens ſo vor; aber die meiſten hielten es für die hübſche luſtige Reſidenz des Wunderkönigs. Der Alte ſetzte es auf die Mitte der Bühne und ſprach mit ſeiner heiſern Stimme in ungemein ſchlecht geſetzten Worten von der außerordentlichen Erſcheinung, welche wir jetzt genießen würden; alsdann öffnete er ein kleines Thörchen, und ſagte mit einem tiefen Bückling: „Gnädigſter König, erſcheinen Sie gefälligſt, dieſe ſehr anſtändige Verſammlung zu begrüßen,“ und heraustrat — ja, bei Gott! er war es! — jener hübſche junge Mann, den ich in dem Garten geſehen, aber en miniature! Auch meine Nachbarin, die, wie ſchon geſagt, vor mir ſaß, mußte ähnliche Gedanken haben, denn ſie zuckte faſt unmerklich zuſammen und unterdrückte mit Mühe einen leiſen Schrei. Leicht und gewandt ging das kleine Figürchen die Treppe ſeines Palaſtes herunter, in derſelben Kleidung, wie geſtern, aber heute mit Krone, Reichsapfel und Scepter, ein lebendiger Kartenkönig. Er trat vor und nickte leicht mit dem Kopfe, und ein allgemeines freudiges Händeklatſchen empfing ihn. Meine Freunde ſahen beſtürzt, und ich möchte ſagen halb erſchrocken, auf den kleinen, ungefähr vier Zoll hohen Menſchen, der da oben auf und ab ſpazierte. Der Arzt ſagte mir ganz leiſe: „Du, ich muß dir geſtehen, daß mir die Sache hier ganz unheimlich vorkommt.

Es iſt kein Automat, das Weſen lebt, und kann doch den Geſetzen der Natur gemäß nicht leben. Was denkſt du? — „Ich denke mancherlei," antwortete ich ihm, „was ich dir jedoch hier nicht mittheilen kann. Nachher geh' mit mir, dann wollen wir unſere Gedanken austauſchen." — „Auch der Alte," fuhr der Arzt fort, „iſt mir eine ſonderbare Erſcheinung. Sieh' das ſtiere Auge und die halb traurige, halb lächelnde Miene, womit er dem Kleinen nachſieht, das ganz regungsloſe Geſicht; er kommt mir beinahe wie ein Automat vor, oder wie ein Weſen, das nur halbes Leben hat, zu wenig, um den ganzen Körper auszufüllen, zu viel, um zu ſterben. Er ſchleppt ſeine Beine über den Boden nach und bewegt die Arme wie ein Gängelmann."

„Und ſieht aus, wie eine große Kirche bei Nacht, in welcher ſtatt der tauſend Kerzen, welche ſie erhellten, nur die ewige Lampe brennt," meinte ein junger Dichter, der neben dem Arzte ſaß.

„Meine Herren und Damen," ſagte jetzt der Alte im Marktſchreiertone, „Seine Majeſtät der König wird die Ehre haben, dem verehrungswürdigen Publikum einige an ihn gerichtete Fragen zu beantworten." Das Geſchöpfchen nickte und ſtieg in ein kleines Käſtchen, das der Alte hingeſtellt hatte, und hierauf dem Nächſtſitzenden mit der Bitte gab, es auf dem erſten Platze circuliren zu laſſen. Nun war der große Augenblick gekommen, auf den ſich Alles, beſonders die Damen gefreut hatten. Da wurde gefragt, und was Alles gefragt, doch war ich zu ſehr mit meinen Gedanken beſchäftigt, um etwas davon zu hören oder zu behalten. Auch meine Nachbarin ſchien nicht ſehr auf ihre Umgebung zu achten, ſondern ſah vor ſich hin, als ob ſie die ganze Sache nicht intereſſire. Bei den Perſonen, an welchen der kleine König ſchon vorübergezogen, ward gelacht und geſpottet, ſich gewundert und das Ganze hie und da für pure Hexerei erklärt. Jetzt kam auch die Reihe an die hübſche Louiſe, die das Käſtchen mit ſichtbarem Zittern den Händen ihrer Nachbarin abnahm. Ich beugte mich hinüber, um zu

ſehen, was der Kleine jetzt für Mienen mache, und zu hören, was ſie ihn fragte. Nun hatte ich ſein feines Geſichtchen ganz in der Nähe und ſah deutlich, daß ein freudiges Lächeln um ſeine Züge ſpielte, ſo wie er in die Hand der jungen Dame gelangte. Sie beugte ſich auf ihn nieder und fragte ganz leiſe, ſo daß ich es kaum verſtehen konnte: „Wer war der junge Mann, der geſtern in meinem Garten war und mit mir ſprach?“ Der König antwortete: „Ach, das war ich ja ſelber; ich hatte einen ſchönen Traum!“ Krampfhaft gab ſie das Käſtchen weiter, und beachtete nicht den bittenden Blick des Kleinen, welcher zu ſagen ſchien: „O behalte mich, laß' mich nicht von dir ziehen!“ Sie ſah vor ſich hin und drückte ihr Sacktuch vor's Geſicht. Wohl bemerkte ich, daß mich der Alte mit beſonderer Aufmerkſamkeit anſah, beſonders in dem Augenblick, wo ich das Käſtchen mit dem König in die Hand nahm, denn er beugte ſich ängſtlich vorn über und ſchien auf meine Frage zu lauſchen. Mich beſchlich ein eigenes Gefühl, als ich nun denſelben Menſchen, welchen ich geſtern in meiner Größe geſehen, heute in meiner Hand hielt, nur ein paar Zoll hoch. Ich ſah rechts und links in die Bude und dachte darüber nach, ob mich nicht wieder ein neckiſcher Traum befangen hielt; doch hörte ich meine Freunde deutlich plaudern und lachen, ſah unter der Damenwelt viele Bekannte; ich fühlte, ich dachte nach, Alles um mich war ſo wahr, ſo reell, und nur in meiner Hand hielt ich ein dunkles Traumbild. „Wer biſt du?“ frug ich endlich den Kleinen. „Ich bin der Pique-König, wie du ſiehſt,“ antwortete er. „Warſt du nicht geſtern,“ forſchte ich weiter, „in einem Garten?“ „Ja, ich war.“ — „Aber größer, ſo groß wie ich, und haſt da mit einem Mädchen geſprochen; denke an die Bäume, an die ſchönen Blumen.“ Der König ſeufzte tief auf. „Ach ja!“ entgegnete er, „ich war aus der Bude geſprungen, und wie ich die friſche Lebensluft einathmete, den Duft der Bäume, da wuchs ich und ward groß. Aber“ doch weiter kam ich nicht. — „Mein Herr,“ ſchrie mir

der Alte mit ängſtlicher Stimme zu, „Sie fragen zu viel; ich darf nur eine einzige Frage zulaſſen; ſonſt läuft das Uhrwerk in dem Automaten zu früh ab, und ich kann es doch während der Circulation nicht auf's Neue aufdrehen.“ — — Schon hatte ihn der Arzt mir aus der Hand genommen; der frug ihn nichts, ſondern legte ihm den Finger auf die linke Seite, fühlte ihm an den Puls und ſchüttelte heftig den Kopf, indem er ihn weiter gab. „Mich ſoll der Teufel holen!“ ſprach er dann leiſe zu mir, „das Weſen lebt.“ — „Ja wohl,“ entgegnete ich ihm bekümmert und ſehr mißſtimmt, „komm nachher nur mit mir, ich will dir Manches erzählen.“

Unterdeſſen war der Pique-König wieder auf die Bühne gelangt, der Alte rückte einen Tiſch in die Mitte, auf den er noch einen andern, ſehr kleinen und oben hinauf den König ſtellte. Dann nahm er ein Spiel Karten in die Hand, trat zwiſchen die Reihe der Sitzenden und ſprach: „Aus dieſem vollſtändigen Kartenſpiel von zweiundfünfzig Blättern bitte ich eins zu ziehen, daſſelbe in dieſe Piſtole zu laden, und damit auf ſeine Majeſtät den König zu feuern.“ Einer meiner Bekannten zog eine Karte; ich glaube, es war Eckſtein Sieben, lud ſie in das Gewehr und drückte ab. Ein allgemeiner Schrei der Damen, etwas Pulverdampf, der ſich langſam verzog, — da ſtand der Kleine auf ſeinem Tiſchchen und ſagte mit lächelnder Miene: „Eckſtein Sieben.“ Das war recht artig und wirklich wunderbar. Auch krönte ein ſolcher allgemeiner Beifall dieſe Pièce, daß der Alte ſie wiederholen mußte. Von Neuem gab er das Kartenſpiel aus ſeinen Händen und mein Freund, welcher uns hergeführt hatte, nahm es, um eine Karte zu wählen. Er ſagte mir leiſe: „Ich habe früher und auch heute das Kartenſpiel raſch durchlaufen und gefunden, daß in demſelben das Pique-Aß fehlt. Deßwegen habe ich hier von derſelben Form wie dieſe Blätter eins mitgebracht und will jetzt gleich ſehen, ob dieſer Manco unwillkürlich oder abſichtlich iſt. Und im letzten Fall muß

es einen Zweck haben, den wir vielleicht auf dieſe Art ergründen.“ Ich erſchrak heftig und mir ſchwebte, ich weiß nicht welch' unheimliche Ahnung vor. „Um Gotteswillen,“ ſagt ich ihm, „thu das nicht!“ Doch war es zu ſpät. Ohne Aufſehen zu erregen, konnte ich ſeinen tollen Entſchluß nicht mehr ändern. Schon war die Piſtole mit dem Pique-Aß geladen. Der kleine hübſche König ſtand ruhig und erwartend da. — Der Schuß knallte; doch wie ſich der Pulverdampf an die Decke hob und die Ausſicht frei gab, ſprang Alles unruhig und entſetzt von den Sitzen auf. Auf ſeinem Tiſchchen war der Kleine in die Knie geſunken, Leichenbläſſe bedeckte ſein vorhin ſo blühendes Geſicht und er ſprach mit ſchwacher Stimme: „Es war Pique-Aß!“ Er ſeufzte tief und ſank dann nieder. Mit einem gellenden Schrei ſtürzte der Alte über ihn, und der Arzt und ich waren mit einem Sprunge auf der Bühne. Doch wo war das Figürchen, das Automat? In ſeiner Hand hielt uns der Alte ein halb verbranntes, zuſammengewickeltes Pique-Aß entgegen, nebſt einer andern vergilbten Karte, Pique-König, welche in der Mitte halb von einander geriſſen war. Es ward mir unheimlich, wie er mich mit dem Geſpenſterauge ſtarr anſah und leiſe ſprach: „Er iſt todt und ich muß wandeln!“ Ich ergriff den Arzt beim Arm und zog ihn aus dem Gewühl in der Bude. Auf dem Heimweg erzählte ich ihm, was ich von dem Alten wußte; aber kaum hatte ich geredet, ſo rief ihm ein Bedienter, welcher hinter uns herlief, faſt athemlos bei Namen und bat ihn, gleich zu ſeinem Herrn: dem Vater Louiſens, zu kommen, die in Folge der Schüſſe oder des ſonderbaren Vorfalls heute Abend in der kleinen Bude am Markt, einen ſchlimmen Zufall bekommen hätte.

Fünftes Kapitel.

Die Lurley.

Wenn man den Rhein befährt, ſo kommt man zwiſchen Coblenz und Mainz zuweilen an Stellen, wo man glaubt, hier ende der Lauf des Stromes, oder irgend ein neckiſcher Zauber habe den Steuermann geblendet und das Schiff durch eine Seitenſtraße in einen ſtillen, rings von Felſen eingeſchloſſenen See geführt, wo es feſtgebannt manch Jahrhundert liegen müſſe. Wenige Fuß vor dem Kiel heben ſich gewaltige Steinmaſſen, zwiſchen denen kein Fiſch einen Ausgang fände, und während man dennoch mit großer Tollkühnheit auf dieſe Rieſenmauern losſtürmt, ſchließt ſich allmählig die Straße, zu der man hereingefahren; man iſt gefangen, von allen Seiten mit ſteilen Bergen umgeben, in einer großen ſteinernen Falle. Doch hat dieſe momentane Gefangenſchaft nichts Unheimliches, abgeſehen davon, daß man weiß, die Berge ſind nur wie Couliſſen vor einander geſchoben und laſſen genugſam Platz zum Entkommen; man fühlt ſich nicht beengt, man iſt gerührt von der Theilnahme der Berge, die ſich die Hände reichen und lachend um den gefangenen Menſchen einen Reihentanz bilden, ihn eine kurze Zeit in ihrer Mitte zu halten. Sie geben auf freundliches Anrufen mit tiefer, wohlklingender Stimme Antwort, und die grünlichen Wellen, welche die triefenden Steinzacken umſpielen, rufen mit leiſer Stimme: „Da bleiben! da bleiben!“

Der ſchönſte, aber auch zugleich gefährlichſte dieſer Punkte iſt unterhalb Bingen, wo der dunkelgrüne, ſteil emporſtrebende Lurleyfelſen die eine Seite eines ſolchen ſtillen Sees bildet. Hier ſcheinen von einer Seite des Rheins zur andern unſichtbare Ketten zu hangen, welche Mann und Schiff zurückzuhalten ſtreben. Hier arbeitet ſelbſt die Maſchine des Dampfbootes mit ängſtlicher An-

ſtrengung, um nur recht bald aus dieſem zauberiſchen Bergkeſſel zu kommen. Hier ſpringen die Wellen zutraulich an's Schiff und erzählen laut und öffentlich von den wunderſchönen Tänzen, welche die Elfen im Mondſchein aufführen, von der Schönheit der Königin Lilio und ihren Jungfrauen, wie ſie die Menſchen lieben, beſonders die Jünglinge mit blonden Haaren und blauen Augen. O es ſind gefährliche Weſen, dieſe Wellen! Man möchte ſo gern, durch ihr Flüſtern verführt, aus dem Boot in das Waſſer ſpringen und an die dunkeln Felſen ſchwimmen, in die Arme einer ſchönen Nymphe, die auf dem grünen Raſen ruht, den Kopf mit geſchloſſenen Augen zurückgebogen, und ihren rothen Mund küſſen, der ſchelmiſch lachend die weißen Perlenzähne zeigt.

Hier ſchlägt zuweilen ein ſeltſamer, wundervoller Geſang an das Ohr manches Reiſenden, und lärmte der Dampf noch ſo ſtark, und bemühte man ſich noch ſo ſehr, die Aufmerkſamkeit auf etwas Anderes zu richten, vergebens! in's Innerſte des Herzens dringen die Klänge, welche man vernimmt und von denen man nicht weiß, woher ſie kommen. Wehe beſonders dem, der traurig iſt, dem vielleicht eine unglückliche Liebe die Bruſt zerreißt. Hier hört er verwandte Töne anſchlagen, dort in dem Felſen kennt man ſein Leid und will ihn tröſten.

Tief iſt der Rhein,
Doch tiefer die Pein
In meinem Herzen.

So ſingt es, und das thut die Lurley, die hoch auf dem Felſen ſitzt und ihr ſchönes goldenes Haar kämmt. Darum faſſe den Maſt, wer dieſen Geſang hört und verſteht, daß er ihn nicht hinabziehe in die Fluthen des Rheins und verderbe!

Nicht jeder, der den Strom befährt, ſieht die Lurley und hört ihr Klagen. Ich habe viele reiſende Kaufleute geſprochen, welche mehr als hundertmal dieſen Weg gemacht hatten, und die ganze

Sache für eine Fabel erklärten. Aber ſie iſt doch wahr. Auf ihrem Felſen ſitzt die Jungfrau und ſingt, daß das Menſchenherz, welches ſie hört, in die Höhe ſieht und plötzlich von inniger Liebe zur Sängerin befangen, ſie zu erreichen ſtrebt. Steil ragen die Felſen empor und bieten faſt unüberwindliche Hinderniſſe. Hinan, liebendes Herz! je größer die Mühe, je ſchöner der Lohn. Der Jüngling, welcher für die Lurley entbrannt, klettert an der Felſenwand empor und je mehr er ſich abmühen muß, um ſo heftiger lodert ſeine Glut, ſtets lockender wird der Geſang, ſtets ſüßer, Liebe fordernd und verſprechend. Er erreicht den Gipfel — — und die Lurley verſchwindet mit einem ſchallenden Hohngelächter. Dann verläßt den Unglücklichen der ſichere Tritt, er ſtürzt den Felſen herab, zerſchmettert, todt. Und doch liebt dies entſetzliche Weib, aber ſie iſt eine Kokette. —

Es iſt noch nicht lange her, da trieb ſich in dieſer Gegend ein junger Mann herum, von dem Niemand wußte, woher er gekommen, noch was ihn hier feſſele. Er hatte ſich bei einem Fiſcher eingemiethet, wohnte aber mehr in den Felſen am Rhein und auf dem Strome ſelbſt, als in ſeiner Stube. Selten ſprach er mit Jemand und nur zuweilen mit ſeinem alten Hauswirth, neben den er ſich am Abend dann und wann ſetzte, wenn derſelbe ſeine Fiſchernetze flickte. Der hatte ihn nun einſt gefragt, was er denn eigentlich in der Welt treibe, und der junge Menſch gab ihm zur Antwort: er ſuche ein Herz. Das kam dem Alten närriſch vor, und er meinte, um ein Herz zu finden, brauche man nicht lange zu ſuchen, und in der Abſicht thäte er beſſer, in eine große Stadt zu gehen. Da gäbe es deren von jeder Façon und Caliber, hier in der Einſamkeit würde er vielleicht nicht ſo bald eins finden; worauf ihm jener entgegnete: dieſe Stelle des Rheins habe ihn beſonders angezogen, und es ahne ihm, er würde hier ſeinen Zweck erreichen. Doch ſei das nicht zu ſeinem Glücke, denn wenn er ein Herz gefunden, das heiß liebend an ſeiner Bruſt ſchlüge, wäre er verloren. Der alte Fiſcher glaubte

aber, es sei seinem Miethsmann nicht richtig unter der Stirne und verließ ihn kopfschüttelnd.

Dergleichen Unterredungen hielten die Beiden zuweilen; der Fischer saß auf einem alten Baumstamm, der Andere lag schaukelnd im Boot auf dem Rücken und sah in den vergoldeten abendlichen Himmel. So saßen sie auch eines Abends, da frug der Fischer: „Nun, noch kein Herz gefunden?“ — „Nein, nein,“ antwortete der junge Mann mit einem tiefen Seufzer. „Wenn ich Ihnen rathen soll,“ entgegnete der Fischer gutmüthig, „lassen Sie das Suchen darnach sein. Was man sucht, findet man gewöhnlich nicht. Denken Sie einmal nicht mehr an das Herz, und ich bin überzeugt, Sie werden es bald antreffen. Und wie müßte denn das Mädchen zu dem Herzen ungefähr aussehen? denn darauf wird's doch hauptsächlich ankommen.“ — „Ach, das weiß ich nicht,“ sprach Jener, „so lange ich denken kann, ziehe ich herum, mit öder leerer Brust und suche. Steh' ich einen Augenblick still, so zieht sich dunkel und drückend die Luft um mich zusammen, läßt mich nicht rasten und beängstigt mich, bis über meinem Haupte ein Blitz glüht und mit langem, zackigem Strahle weit hinfährt, mir den Weg zeigend, da sei, was ich suche, und ich stürze ihm nach, und finde doch nichts. Ich liebe allgewaltig und weiß nicht, was ich liebe. Oft möchte ich Berg und Strom, Feld, Wald und alle Menschen an meine Brust drücken. Aber sie sind wohl recht freundlich und schön anzusehen, haben aber doch kein Herz für mich. An die Brust der großen herrlichen Erde habe ich mich geworfen; doch ihr Busen ist kalt, und ihr Herz schlägt nicht liebend gegen meines.“

„Sie suchen,“ meinte der Fischer, „und wenn Sie gefunden, sind Sie verloren? Wie verstehe ich das?“

„Das Finden ist mein Ziel, und das Ziel ist das Ende meiner Laufbahn,“ entgegnete Jener. „Ich sehne mich aber nach dem Ende. Es ist mir fremd und unheimlich in der Welt, in dem hellen Sonnenlichte, welches Alles so einfach und trocken beweist, die Brust

ausdörrt und mit dem brennenden Durſt erfüllt, den euch Menſchen ein Mund voll kühler Erde am Ende eurer Laufbahn ſtillt. Das iſt euch ſchrecklich, ihr wehrt euch dagegen und ertragt lieber die Pein des Durſtes, als daß ihr jene moderige Sättigung herbeiwünſcht. — Ich aber ſuche ein Herz, und wenn ich das gefunden, kühlt ſich mein Leben ab und erlöſcht in einem langen, langen Kuſſe."

Darauf wußte ihm nun der Fiſcher nichts zu antworten, indem er ihn nicht verſtand, und er mochte auch wohl ſicher glauben, es ſei ſeinem Gaſte nicht hell im Geiſte. Genug, er ſtieß ſchweigend die Aſche in ſeiner kurzen Pfeife zuſammen, und ſummte ein altes Lied vor ſich hin.

Plötzlich hielt er inne und blickte nach dem Gipfel des gegenüberliegenden Lurleyfelſen. „Hört Ihr nichts!" rief er dem jungen Manne zu. „Horcht! ſie ſingt!"

„Wer ſingt!" rief dieſer und ſaß wie feſtgebannt, von den zauberiſch ſchönen Tönen, welche gleich goldenen Strahlen durch das Felſenthal zitterten und tief in die Bruſt drangen. „Wo iſt ſie, die da ſingt?" — „Das iſt die Lurley," ſprach der alte Fiſcher und ſchlug ein Kreuz. Meine Augen ſind zu ſchwach, ſie zu erkennen, doch ſchauen Sie ſcharf nach dem Gipfel jenes Felſens, ſehen Sie denn nichts?" Haſtig entgegnete der Jüngling, welcher aufgeſprungen war: „Auf der höchſten Kuppe des Berges, einem Felszacken, der faſt über dem Rheine hängt, ſeh' ich eine weiße Geſtalt; ſie hat das Geſicht von uns abgewendet und ſchaut den Strom hinab. Ein ſeegrüner Schleier umhüllt die ganze Figur und webt um ihre Füße. Ihr reiches, blondes Haar flattert im Winde; ein herrlich gewachſenes Weib! O ſie muß ſchön ſein, dieſe Lurley! — Ob ſie wohl ein Herz hat, Fiſcher?" Der ſchaute entſetzt empor und antwortete: „Nein, nein, die hat kein Herz. Stopfen Sie Ihre Ohren zu und kommen Sie hinweg, ſehen Sie ihr nicht in's Geſicht und fliehen Sie, eh' ſie den Kopf herumwendet. Ja

freilich, ſollte die Sie in dies Thal gezogen haben und Sie wollten die kalte Nixe an Ihr Herz drücken, ſo ſind Sie gewiß verloren.“ Vorn übergebeugt ſtand der junge Mann, und die Strahlen der Abendſonne, welche ſich durch einen Felsſpalt ſtahlen, beleuchteten ein freudig verklärtes Geſicht. Er hielt ſeine Hände emporgeſtreckt und ſagte in gebrochenen Sätzen zum Alten, der ihn bei der Hand ergriffen hatte: „Laßt mich, o laßt mich! ſeht dies reine fromme Geſicht! Sie hat ein Herz, ſie muß eins haben! Und ſollte ich dort von dem Felſen herabſtürzen, nachdem ich ſie an meine Bruſt gedrückt, ich muß hin zu ihr — führt mich hinüber!“ Der Fiſcher trat einen Schritt zurück. „Plagt Euch der Teufel?“ rief er, „Ihr wollt den Felſen hinauf zu der Zauberin, der verdammten Hexe! Seht einmal die Höhe an. Ob ein Theil Eures hübſchen Körpers wohl zuſammenhält, wenn Ihr da kopfüber herunterkommt? Ich bitte Euch, geht nicht!“

„Tief iſt der Rhein,
Doch tiefer die Pein,
In meinem Herzen,“

ſang die Fee auf ihrem Felſen in lang gehaltenen, ſchmerzlichen Tönen, ſo daß das Laub aufzitterte und die Wellen des Stromes ihr Beifall plätſcherten. „Hört Ihr!“ rief der junge Mann; „ſie hat ein Herz und fühlt in ihrem Herzen; ſie iſt traurig. Schifft mich über, Fiſcher, ich muß hinauf. Es iſt das Herz, welches ich lange geſucht, ich fühle es durch dieſe Töne, welche meine Bruſt erwärmen und mit unendlicher Glut erfüllen. Schifft mich über, oder ich ſpringe in den Fluß und verſuche an's andere Ufer zu ſchwimmen.“ — „Gott im Himmel!“ ſprach der Fiſcher, „ſoll denn die Hexe wieder ein Opfer haben! Laßt doch ab, junger Herr, bleibt hier. — So haltet doch in Teufels Namen! ich will Euch fahren!“ Er riß jenen am Arm zurück, der ſich eben anſchickte, in den Rhein zu ſtürzen. Unter ſtetem Fluchen, aber behende, machte der Fiſcher das Boot los, warf Ruder und Stange hinein, und die Beiden

ſtießen in den Strom. „Wenn Ihr denn nun einmal in Euer Verderben rennen wollt, ſo hört wenigſtens von mir altem Mann einige Rathſchläge, die Euch vielleicht nützen können. Klettert vorſichtig die Felſen hinauf und bereitet Euch, oben angekommen, darauf vor, von der Fee mit lautem Lachen und abwehrender Geberde empfangen zu werden, nicht mit liebenden Worten, wie ihr jetziger Lockgeſang; verliert dann in der Beſtürzung über ſolchen Willkomm nicht das Gleichgewicht, ſondern tretet auf ſie zu und ſprecht ſie im Namen Gottes an, dann ſollt Ihr auch gleich die Teufelin erkennen.“ Jetzt fuhr das Boot in das Schilf am jenſeitigen Ufer, das ſonderbar an den Wänden hinaufflüſterte. Der junge Mann ſprang heraus und wollte in die Felſen, aber der Fiſcher hielt ihn noch einen Augenblick zurück. „So denkt daran, was ich Euch eben geſagt. Wollt Ihr? ich will indeß zu Haus für Euch beten.“ — „Ja, ja, ich werde ſo thun,“ entgegnete Jener und eilte davon. „Warte nicht auf mich!“ rief er noch von Weitem zurück. „Ich rufe Holüber! wenn ich wieder herunterkomme.“ — „Darauf werde ich lange warten,“ ſeufzte der Fiſcher wehmüthig und arbeitete ſich wieder an's andere Ufer; doch oft hielt er mit Rudern inne, und ſah an dem immer dunkler werdenden Lurley-Felſen empor. Er hörte die Waſſerjungfrau ſingen, doch der Jüngling war zwiſchen dem Geſträuch und den Zacken verſchwunden.

Mehre Stunden lag der Fiſcher auf ſeinem Lager in dem kleinen Häuschen und konnte nicht ſchlafen. Stets hatte er ſein Ohr nach einem Fenſter gerichtet, welches auf den Rhein ging, und immer fürchtete er, einen ſchweren Fall in's Waſſer zu hören. Jedes Rauſchen des Windes jagte ihn geſchreckt empor. Da glaubte er plötzlich am jenſeitigen Ufer ein lautes Rufen zu vernehmen. Raſch ſprang er auf und trat vor die Thüre der Hütte, und wirklich: „Holüber!“ erſcholl es klar und deutlich durch die ſtille Nacht. Das Echo in den Felſen ſprach es vernehmlich nach. Dem Fiſcher rollte ein Stein vom Herzen, als er die Stimme ſeines jungen Gaſtes

erkannte. Er eilte in's Boot und ruderte mit aller Kraft hinüber. Eh' er jedoch an's Land ſprang und den jungen Mann einnahm, reichte er ihm die Hand, und nachdem er gefühlt, dieſelbe ſei weich und warm wie früher, bewillkommte er ihn mit einem lauten: „Nun, gelobt ſei Gott!“ denn der Fiſcher war ein vorſichtiger Mann; und dachte, wer weiß: ob ihn die Fee nicht erwürgt hat, und mir einen Todten über den Hals ſchickt. In ſeiner Hütte angekommen, beſtürmte er den jungen Mann mit tauſend Fragen; ob er die Lurley geſehen, und wie es komme, daß ſie ihm nichts zu leide gethan? Der erzählte:

„Nachdem ich Euch verlaſſen, kletterte ich die Felſen hinauf, welche entſetzlich ſteil und glatt ſind. Oft war mir, als ſei es keinem Menſchen möglich, den Gipfel zu erreichen, und ich ſtand ſtille. Dann aber ſchien mir's wieder, als erfaſſe mich der Geſang der Jungfrau und hebe mich willenlos empor. So erreichte ich allmählig die Spitze des Felſens und mich Eures Rathes erinnernd, drückte ich meinen rechten Fuß zwiſchen eine Spalte, klammerte die Hände an einem Dornſtrauch feſt und ſah mich um. Da ſchlug ein gellendes Lachen an mein Ohr und ſchüttelte krampfhaft meinen Körper, ſo daß wenig fehlte, und ich wär' trotz meiner Stellung die Felſen hinabgeſtürzt; aber ich ſtand feſt und ſah der Fee, welche kaum zwei Schritte vor mir ſaß, ruhig in's Auge. O Fiſcher! ſie iſt ſchön, dieſe Lurley! Hätteſt du ihr Geſicht geſehen, weiß und fein wie Marmor! Ihr friſcher, rother Mund und das Auge, das ſchöne blaue Auge! Wie ſie mich entſetzt und erſtaunt betrachtete, mich, der ich nun mit einem Sprunge an ihrer Seite war, hätteſt du da die majeſtätiſche Geſtalt geſehen, ſo edel und voll, wie ſie emporſprang und davonſchwebte, eh' ich es hindern konnte, und nur eine Ahnung davon hatte! Ich wollte den grünen Schleier faſſen, welcher lang hinter ihr drein flatterte, doch ich griff in die Luft und ſie war verſchwunden.“ — „Das iſt ein ſeltſames Abenteuer,“ ſagte der Fiſcher, „und Ihr könnt Gott danken, daß Ihr noch ſo

glücklich zurückgekommen seid. Aber ich hoffe, Euch ist die Lust vergangen, nochmals da hinaufzuklettern. Glaubt mir, die Fee ist voller-Ränke. Da Euch heute ihr Lachen nicht hinabgestürzt, wird sie schon zu Eurem Verderben auf etwas Anderes sinnen, wenn Ihr es noch einmal wagt, drum bleibt nur davon, sie hat doch kein Herz." —

„Sie hat ein Herz," entgegnete der junge Mann, „sie muß ein liebendes Herz haben, und eh' sie mir entschwand, warf sie mir einen Blick zu, nicht zornig, aber ernst und unruhig. Sie soll mir Rede stehen, denn ich will die nächste Nacht wieder hinauf." — „Nun," sagte der Fischer, „Gott helfe Euch! Ihr rennt in Euer Verderben, legt Euch wenigstens jetzt ein paar Stunden hin; es ist noch früh in der Nacht." — —

Kaum war am andern Abend die Sonne hinter den Felsen am Rhein verschwunden und das Stromthal füllte sich mit blauem Nebel, den Vorboten der Nacht, da schlug der Fischer, welcher sich mit seinem Boot am jenseitigen Ufer befand, ein Kreuz auf seiner Brust und seufzte dabei tief. Denn die Lurley sang auf ihrem Felsen gar zu schön. Er hatte seinen jungen Freund hinübergefahren, der schon eine große Strecke emporgeklettert war. Bald stand dieser still und athmete den Gesang der Fee ein, dann stieg er wieder rasch vorwärts. Aber ungefähr in der Mitte des Berges setzte er sich einen Augenblick auf einen großen Stein und schaute rückwärts in den grünen Rheinstrom. Ihm war die Brust so wonnig voll und doch beengt. Da unten fuhr der Fischer, sein alter Wirth, langsam nach Hause, und hinter ihm bildete das durchschnittene Wasser einen langen Silberstreif. Wie der junge Mann sich wieder erhob, grüßte er mit der Hand hinunter und sagte unwillkürlich leise: „Leb' wohl, auf ewig!" darauf klimmte er wieder rüstig zu und erreichte bald den Gipfel.

Hier saß Lurley, die schöne Wasserjungfrau, und flocht zu ihrem Gesang aus Wasserrosen und Schilfblumen einen Kranz; kein wildes Lachen scholl dem Jüngling entgegen, sondern sie sah ihn

halb freundlich mit den großen blauen Augen an und hörte auf zu singen, als er sich mit glühendem Blicke neben sie setzte und ihren Schleier an die Lippen drückte. „Was störst du mich hier oben?“ sagte die Fee nach einer langen Pause. „Was erklimmst du meinen Sitz und wagst dein Leben dabei?“ — „Hast du mich nicht angezogen?“ entgegnete schüchtern der Jüngling. „Hat dein Gesang nicht nach einem Herzen gerufen, das dich verstünde? Und wage ich auch mein Leben, was ist es mir, wenn ich damit deinen Anblick erkaufen kann?“ — „Das ist eure Thorheit, ihr Menschen,“ sprach die Jungfrau, „daß ihr Alles auf euch beziehet. Ich singe zu meiner Lust, ihr glaubt, es gelte euch, klettert empor, und wenn ich dann über euch lache, stürzt ihr hinab und seid todt. Das soll dann Alles die arme Lurley gethan haben.“ — „O sage nicht,“ antwortete der Jüngling, „daß du ohne Absicht deine Lieder erschallen ließest, sage das nicht, es ist eine Leere in deiner Brust, welche dich dazu antreibt, und mein ödes Herz hat dich verstanden, es hat dich darum aufgesucht. Ich irre schon lange in der Welt herum und verlange nach dir, ohne dich zu kennen, und jetzt, wo ich dich gefunden, lasse ich dich nimmer. Sieh mich nicht so kalt an. Lieber jenes entsetzliche Lachen von gestern, stürzt es mich auf die Felsen hinab, dann wäre ich vielleicht todt und ruhig!“ — „Wer bist du denn?“ fragte die Jungfrau mit sehr weicher Stimme und beugte sich zu ihm, daß ihre Goldhaare sein weiches berührten. — „Erlaß mir die Antwort dieser Frage, sie könnte dich doch nicht befriedigen. Weiß ich denn wer du bist? Mir bist du ein holdes, ja ich sage es laut, ein geliebtes Wesen. O kann ich dir das nicht auch sein?“ — „Vielleicht ja,“ antwortete leise die Lurley, und drückte ihm ihren Schilfkranz auf die Locken. „Ich könnte dir gut sein, wie nie Jemand, ich möchte mit dir kosen, aber ehe sage mir, was zog dich zur Wasserjungfrau? warum kommst du wieder zu mir herauf, nachdem ich dich gestern mit meinem lauten Lachen abgeschreckt? Warum wagtest du es, dich neben mich zu setzen.

Fürchtest du nicht die Lurley?“ — „Nein, Jungfrau,“ entgegnete der junge Mann, „schon geraume Zeit streife ich in der Welt umher, und eine Stimme in meiner Brust flüstert mir zu: ich solle ein Herz suchen, welches für mich schlüge, und nie hat die Stimme geschwiegen, bis ich gestern Abend deinen wundervollen Gesang hörte und mir durch ein seliges Gefühl bei deinem Anblick kund ward, daß du es seiest, welche ich gesucht. O du hast auch ein Herz, Lurley? — „Ja,“ lispelte die Wasserfee und ein heller Glanz belebte ihr blaues Auge, „eines, welches heftig pocht und für dich, du seltsames Menschenkind. Ich weiß nicht, wie mir ist; aber ich liebe dich plötzlich mit der ganzen Kraft meiner Seele. Fühle, wie mein Herz schlägt.“ Sie legte ihm ihren weißen Arm um den Hals, und wollte ihn an die wildathmende Brust ziehen. Mit glühender Zärtlichkeit in dem Blick starrte sie der Jüngling selig an, und entzog sich doch sanft ihrer Umarmung. „Höre mich, Lurley,“ sprach er, „dein Blut flammt, deine Hand zittert, aus deinem Wesen weht ein sprühendes Feuer, in das ich mich entzückt hineinwerfe und da verbrenne. Mich, die Mücke, muß das strahlende Licht verzehren. Doch ehe ich in deinen Augen sterbe, sage mir Lebewohl, versprich mir, mich nicht zu vergessen, gedenke zuweilen meiner.“ — „Was sagst du da,“ entgegnete die Jungfrau, und ihrem Auge entrollten ein paar Thränen, die aber nicht wie die der Menschen zu Boden fielen, sondern gleich von den Lüften gierig eingesogen wurden. „Fürchtest du mich? Glaubst du, ich sei ein treuloses Weib und erdrossele dich in meinen Armen? Was haben wir armen Nixen euch gethan, daß ihr Menschen uns verläumdet, und so bösartig und falsch darstellt?“ — „Ach nein, Lurley,“ sagte er, „nicht dich fürchte ich, sondern mein Schicksal; die Stimme in meiner Brust, von der ich vorhin sprach, sagt mir bestimmt, so bald das Herz, welches ich gefunden, also deins, Geliebte, an meiner Brust schlüge, würde ich sterben; doch welch seliger Tod!“ Er faßte sie um den schlanken Leib und preßte einen glühenden Kuß auf ihre

Lippen. „O du wirst leben," flüsterte sanft die Fee, und schmiegte sich fester an ihn, „leben ein seliges Leben." — „Nein, Mädchen, Geliebte," entgegnete er sehr leise, „ich habe dein Herz gefunden; es schlägt laut und stürmisch gegen meine Brust; darum sterbe ich. O Lurley! wie ist deine Brust so weiß, so leichenbleich! Wie blutet dein Herz, welches ich sehe! Wo ist dein liebes Auge, dein süßer Mund? Ich sehe nichts als das rothe blendende Herz!" — —

Das war ein schrecklich schöner Augenblick. Die Wasserjungfrau sank in die blauen Glockenblumen, welche ihren Sitz umstanden. Ohnmacht umfing ihre zerrissenen Sinne; denn der Jüngling in ihren Armen war verschwunden. Wie sie schaudernd die Augen aufschlug, saß sie allein auf der Klippe des Felsens. Leicht strich der Wind durch das Stromthal und spielte mit ihrem Haar. Aber zu ihren Füßen lag ein sonderbares Blatt, welches sie ahnungsvoll emporriß und betrachtete. Ja, es schienen seine Züge zu sein, wenn auch veraltet und entstellt, oben und unten stand ein rothes Herz, seins und das ihrige. „Ein Zauber waltet hier," sprach schmerzvoll die Jungfrau, „ein böser Zauber, aber ich will ihn lösen. Bin ich nicht Lurley, eine Fürstin des Wasserreiches?" — —

Sie schwebte dahin, die schöne Fee mit gebrochenem Herzen. — Drei Tage waren seitdem vergangen und der alte Fischer hatte seinen Freund vergebens erwartet. Als er auch am vierten nicht erschien, setzte er an die Stelle, wo jener den Felsen erstiegen, ein einfaches Kreuz, an welchem er Abends ein Vaterunser betete und Jedem, der über den Rhein fuhr, erzählte er die Geschichte von dem Jüngling, welcher bei der Lurley ein Herz gesucht und nicht zurückgekommen war. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unter den vielen Sagen, welche am Ufer des Rheins im Munde des Volkes leben, ist eine, welche mir immer besonders gut gefallen hat. Es ist die von einem todten Menschen, der verdammt war, mit den Lebenden herumzuwandeln und nicht ruhen zu können. Das muß aber ein schreckliches Elend sein. Was der Todte auch fühlte und

auf alle mögliche Weiſe die unerträgliche Bürde des Lebens abzuſchütteln verſuchte; er ging unverſehrt aus Flammen, ſtürzte von himmelhohen Felſen herunter und that ſich kein Leid. Da ſprang er eines Tages in den Rhein und ward auf der Erde nicht wieder geſehen. Er ſank nämlich unter und fiel vor dem Kryſtallpalaſte nieder, in welchem die Beherrſcherin des Rheinſtroms, die Königin Lilio, reſidirt. Dieſe ſaß gerade unter ihren Jungfrauen und freute ſich bei Spiel und Geſang. Weil nun die Königin ein ſo unſchuldvolles freundliches Ausſehen hatte, faßte ſich der todte Menſch ein Herz, umſchlang ihre Füße, indem er ſeine traurige Geſchichte erzählte. Lilio ward gerührt und berieth ſich mit ihrem Geheimerath, einem Doctor vom Laacher See, der ſehr gelehrt war, wie dem Unglücklichen zu helfen ſei, wie man ihm Ruhe geben könne, ohne der höheren Beſtimmung, die ihn zum Umherwandern verdammt, entgegen zu wirken. Der Doctor, ſo viel er auch ſtudirt hatte, wußte hier nicht zu helfen, bis die Königin, welche ein Frauenzimmer war, etwas erdachte, wodurch ſie ſogar das Schickſal überliſtete. Der Duft der Waſſerroſen ſenkte den Armen in einen tiefen erquickenden Schlaf. Er lag ſo weich auf kühlem Mooſe in einem Gewölbe von grünem Kryſtall und die Königin ſprach zum Doctor von Laach: Doctor, ſteigen Sie auf die Erde und ſuchen Sie da irgend einen Schriftſteller, dem es augenblicklich an Stoff zu einem Phantaſieſtücke mangelt und der doch gern etwas ſchreiben möchte. Flüſtern Sie ihm, wenn er ſchläft oder träumt, die Geſchichte des todten Menſchen in's Ohr und treiben ihn beſtändig an, dieſelbe niederzuſchreiben. Sie verſtehen mich. Alsdann wandert jener, wenn auch nur auf Druckpapier, über die Erde und kann doch hier unten ruhig ſchlafen." Die Königin hatte ein ſo ſchönes mitleidiges Herz.

Aber der Doctor von Laach tauchte aus dem Rheine und legte ſich an mein Ohr, und flüſterte mir, was ich hier mitgetheilt, Tag und Nacht zu. Wollt' ich an etwas Anderem arbeiten, mein Wille half nichts. Ich war von einem Waſſergeiſte beſeſſen und mußte

ſchreiben, was er befahl. Deßhalb waſche ich über die etwaigen Fehler in meiner Geſchichte vom todten Menſchen und den vier Königen meine Hände in Unſchuld und ſchiebe Alles auf den Geheimen Rath der Königin Lilio.

In der vergangenen Nacht, nachdem ich noch ſpät die letzten Seiten geſchrieben, erſchien er mir wieder und bedankte ſich mit einer tiefen Verbeugung. „Aber, Theuerſter," ſprach ich im Schlaf, „was iſt denn aus den vier Königen geworden?" Er antwortete lächelnd: „Ihre Majeſtät, unſere luſtige Königin, hat ſie in ihren Hofſtaat aufgenommen. Sie verlangen nicht zurück auf die Erde, der Herr von Eckſtein hat dem Prinzen Pips den Spaß in der Kneipe zum ſtillen Vergnügen vergeben und trinkt entweder mit ihm und dem Fürſten von der Moſel und dem Grafen von Walportsheim in einer Laube von Kryſtall und Lotusblumen, oder ſie gehen zuſammen auf die Jagd." —

„Und was macht Treff-König?" fragte ich.

„Der koſt mit ſeiner Tänzerin, die nach ihrem Tode eine blaue Libelle ward, und auf den Flächen des Rheins umher ſchwebte; jetzt iſt ſie Hofdame bei Ihrer Majeſtät."

„Und Pique-König?"

„Der ſteigt jeden Abend auf die Erde und wandelt in einem Garten, welcher nahe an ihre Wohnung ſtößt, und plaudert hier mit einer weißen Lilie. Sie war, ehe ſie ſtarb, ein hübſches Mädchen und liebte ihn. Iſt ſie als Blume verblüht, ſo folgt ſie dem König nach unſerem ſchönen Reiche."

„Aber Herz-König?"

„Der ruht in dem Arme der ſchönen Lurley. Sie küßt ihn und ſingt:

Der Rhein iſt tief und weit,
Doch größer die Seligkeit
In meinem Herzen."

Herbſtvergnügen.

Der Kanzleiaſſiſtent Wetterſtuck war auf ſeinem Bureau ein äußerſt thätiger und fleißiger Arbeiter. Er aſſiſtirte von Morgens acht bis zwölf und Nachmittags von zwei bis ſechs Uhr, auch wohl nur bis halb ſechs Uhr, wenn ein warmer freundlicher Sonnenſchein ihn früher von dannen zog. Er war Referent in Bau- und Wirthſchaftsſachen und Alleinherrſcher in ſeinem Stübchen im dritten Stock, bevor er den großen Gedanken faßte, ſich zu verheirathen. Aber der Herr Kanzleiaſſiſtent hatte es ſehr viel früher zu einer Frau und zwei hoffnungsvollen Sprößlingen gebracht, als zum Sekretär. Er war ein harmloſer ſtiller Geſchäftsmann und Familienvater, dem Wirthshausleben, das er faſt nur aus ſeinen Referaten kannte, verſchiedener Umſtände wegen abhold. Er hatte in ſeinen Freiſtunden eine einzige Erholung, ein einziges Vergnügen, ein großes Blumenbrett vor den Fenſtern ſeiner Wohnung, auf welchem Geranien und Kayenzner, Balſaminen und Reſeden luſtig wuchſen und von ſeiner Hand ſorgfältig gepflegt wurden. Der Kanzleiaſſiſtent war eine poetiſche Natur, und wenn er ſeine lange Naſe zwiſchen die Blumen hineinſteckte, konnte er allerlei ſchöne Gedanken haben und mochte ſich einbilden, er wandle in einem großen zierlichen Blumengarten, — ein ſchöner Traum, den er ſorg-

fältig ausmalte und wodurch der erste Gedanke in ihm rege wurde, ob es denn nicht möglich wäre, sich einmal in den Besitz eines kleinen Stücks Gartenland zu setzen und so seine Träume verwirklicht zu sehen. — Madame Wetterstuck belächelte diesen Gedanken und legte ihn ad acta neben die eigenen Wünsche, welche in einer größeren Wohnung, eleganterem Küchengeschirr und einem Sopha mit rothem Plüsch bestanden.

Da geschah es, daß der Kanzleiassistent eine Erbschaft machte, eine Erbschaft, bestehend in sechshundert Gulden baaren Geldes. Und als er mit diesem Gelde nach Hause ging und die schwergefüllten Rocktaschen so angenehm gegen seine dünnen Geschäftsbeine schlugen, da stieg neben ihm riesengroß der Versucher auf, ließ nicht ab von ihm und verfolgte ihn durch die Straßen der Stadt bis zu seiner Wohnung. Der Versucher zeigte ihm eine Beilage des Tagblatts und wies mit glühendem Finger auf mehrere Anzeigen, in denen kleine Gärten und allerlei Land zum Verkauf ausgeboten wurden. Der Kanzleiassistent kam nach Hause, entzückt, verwirrt, nach Athem schnappend, packte seine Rollen aus der Tasche, legte sie auf den Tisch und murmelte dabei leise: „einen Garten, ich will einen Garten kaufen!“ wiederholte das immer lauter, und schrie zuletzt mit der vollen Kraft seiner Lunge: „ja einen Garten, ich will einen Garten kaufen!“ Er that das, um sich selbst Muth zu machen und festen Auges der Madame Wetterstuck begegnen zu können, welche ihn halb zornig, halb lächelnd ansah.

Nachdem der Glückliche etwas zu Athem gekommen war und das Geld mehreremale gezählt hatte, fing er an alles Ernstes seinen Entschluß kund zu thun, der in nichts Geringerem bestand, als daß er wirklich einen Garten kaufen wolle. Es gibt Punkte, wo das sanftmüthigste, folgsamste Geschöpf plötzlich widerspenstig wird, auf kein Zureden mehr achtet und geradeaus rennt, ohne links und rechts zu sehen. So der Kanzleiassistent. Er stand mit dem Gedanken an einen Garten auf, er ging mit diesem Gedanken zu Bette; er

nahm die Blumen vor dem Fenſter hinweg und entfernte das Brett, das ihm lange Jahre treu gedient, wobei er ſtill lächelnd ſagte: wir brauchen das bald nicht mehr. Ja er wäre abgemagert, wenn das möglich geweſen wäre, aus lauter Sehnſucht nach einem Garten.

Endlich war der Widerſtand der Madame Wetterſtuck beſiegt. Man theilte das Geld in gleiche Hälften; dreihundert Gulden wurden dem Kanzleiaſſiſtenten bewilligt, um einen Garten zu kaufen, und für die andern dreihundert ſollten äußerſt nothwendige neue Anſchaffungen gemacht werden; doch gelang es dem Herrn des Hauſes, nach verzweifelter Gegenwehr ſeiner Frau, derſelben noch vierzig Gulden zur Verſchönerung des zu kaufenden Gartens zu entreißen. Eine Zeitlang ſchwankte das ſonſt ſo ruhige, jetzt aus dem Gleichgewicht gebrachte Leben der Familie Wetterſtuck hin und her; aber nicht lange, ſo geſtand die Frau Aſſiſtentin mit einem gewiſſen Stolze, es ſei auch nicht ſo übel, Gartenbeſitzerin zu ſein, und welche Genugthuung, vor den Ohren der Sekretärin und Kanzleiräthin von ihrem Gute ſprechen zu können! Herr Wetterſtuck ſeinerſeits ſöhnte ſich mit der Anſchaffung des rothen Plüſchſophas aus und pflegte auf dem Bureau zu ſagen: ein Garten ſei eine ſchöne Sache, doch ſei es nothwendig, wenn man müde gearbeitet aus demſelben nach Hauſe komme, dort bequeme Sitzgelegenheit zu finden. Er ließ damit den Bureaudiener, die andern Aſſiſtenten, ja ſogar den Sekretär merken, daß er im Begriffe ſei, zugleich Eigenthümer eines Gartens und Beſitzer eines Sophas von rothem Plüſch zu werden.

Die Anſchaffung des Gartens koſtete der Familie Wetterſtuck außer dem Kaufſchilling eine große Schuhmacherrechnung. Mehrere Monate wurde kein Grundſtück in der Zeitung ausgeboten, das die Wetterſtuck'ſche Familie nicht in pleno beſucht hätte. Endlich waren zwei Gärten in Vorſchlag gebracht und die Wahl zwiſchen beiden ſchwankte mehrere Tage. Man ſprach dafür und dawider, die Vorzüge des einen, wie des andern wurden von allen Seiten

betrachtet und geprüft. Jedes der beiden Gartenſtücke war etwa dreiviertel Morgen groß, jedes ſollte 280 Gulden koſten und jedes war zum Nutzen und Vergnügen angelegt, das heißt, jedes hatte ein Kartoffelfeld, einige Dutzend Stachel- und Johannisbeerſträuche, ein paar Obſtbäume und Weinſtöcke, ſowie ein paar Kugelakazien und einen Fleck, wo einige Monatroſen, Kapuziner und Reſeden wucherten. Sehr verſchieden aber waren die beiden Grundſtücke durch ihre Lage; das eine befand ſich in der Tiefe des Thals, „ein trauliches, liebliches Plätzchen," pflegte Madame Wetterſtuck zu ſagen, das andere auf der Bergeshöhe, „wo der Hauch der Grüfte," ſo ſprach der Kanzleiaſſiſtent, „nicht hinaufdringen konnte." Die männlichen Mitglieder der Familie waren für den Berg, die weiblichen für „des Thales murmelnden Quell;" denn im Garten drunten ſtand eine alte roſtige Pumpe, auf der Höhe dagegen befand ſich ein kleines Tannengebüſch; welches der bisherige Beſitzer „die Anlage" zu nennen pflegte und in deren Mitte ein ſteinerner Tiſch und eine eben ſolche Bank ſtanden. Nachdem die Beſitzer der Grundſtücke endlich erklärt, ſie ſeien des Zuwartens müde, behielt in der Familie Wetterſtuck die Bergpartei, unterſtützt vom Hausarzte, der für den Kanzleiaſſiſtenten Bewegung ſehr nothwendig erachtete, die Oberhand. Der Garten auf dem Berg wurde angekauft und in der Lebensweiſe des Familienvaters trat von da an eine große Veränderung ein.

Laßt uns ſchweigen von dem erſten ſeligen Moment, als der Kanzleiaſſiſtent an einem ſchönen Sommermorgen da oben ſaß, behaglich vor dem ſteinernen Tiſch, auf dem der Kaufbrief lag, und er ſeinen freudetrunkenen Blick hinabſchweifen ließ in das wirklich ſchöne Thal. Er war Eigenthümer, er war Grundbeſitzer! Wer den frohen Widerhall dieſer bedeutungsvollen Worte im eigenen Herzen noch nicht gehört, weiß nicht, was das ſagen will. Wie geſagt, Herr Wetterſtuck war ein Mann von Phantaſie; ihm gehörte der Grund, auf welchem er ſtand, freilich in ſehr mäßiger Ausdehnung.

aber gehörte ihm dieſer Grund nicht tief hinab bis zum Mittelpunkte der Erde, wo er vielleicht an das Eigenthum eines chineſiſchen Gartennachbars ſtieß? Gehörten ihm nicht die muthmaßlichen Kohlen- und Goldbergwerke, die da unten lagen, und war er auf dieſe Art nicht ein mächtiger, reicher Mann? Und wie ſchmeckte die eigene Luft, die er hier oben einathmete, ſo gut!

Nun fing aber, wie geſagt, der Kanzleiaſſiſtent eine neue Lebensweiſe an und der aufſteigenden Sonne erſter Strahl begrüßte ihn, wenn er zum Garten hinaufſtieg, und nach gethaner Arbeit auf dem Bureau war er wieder oben, und Abends winkte ihm die ſinkende Sonne auf Wiederſehen bis Morgen früh; denn die Beiden, die Sonne und Herr Wetterſtuck, fehlten ſelten im Garten, die Eine nur, wenn ſie neidiſche Wolken verbargen, der andere, wenn er zu Hauſe eine dringende Schreiberei zu beſorgen hatte. Bald waren droben die Umzäunungen ausgebeſſert und mit ſtarken Nägeln, die ihre Spitzen in die Höhe ſtreckten, beſchlagen, auch ein neues Thor wurde hergeſtellt und vom Beſitzer eigenhändig mit hell grasgrüner Farbe angeſtrichen; das Gartenhaus ließ man neu tapeziren und die Wege wurden mit blauem Lederkies befahren. Nach dem Gartenbuch beſchnitt man die Bäume, pflanzte Salat, Grünes für die Küche und Kartoffeln, und Sonntag Nachmittags trank die glückliche Familie ihren Kaffee in der Anlage am ſteinernen Tiſch. — Hier nun wurde eines Tages über einen Namen für die Beſitzung geſtritten. Der Sohn des Hauſes, ein bleicher Gymnaſiſt von ſechszehn Jahren, der ſehr viel engliſche Romane las, ſchlug hiezu „Wetterſtuckhaus“ vor; Papa meinte „Tannenruhe“ wäre nicht ſo übel, und nach langem Hin- und Herreden ließ jede Partei von ihrem Vorſchlag etwas nach und man nannte den Garten „Wetterſtuckruhe.“

Da kam der große Moment, daß der Kanzleiaſſiſtent Wetterſtuck von der Regierung zum Sekretär ernannt wurde. Er nahm liſtig lächelnd die Gratulationen hin und trat eines Tags im Fa-

milienkreis mit der Behauptung hervor, er verdanke dieſe unerwartete Beförderung eigentlich ſeinem Garten. „Die Regierung unſeres Landes," ſprach er, „welche ſich der Kultivirung des Bodens außerordentlich annimmt, hat von meiner Beſitzung gehört und hat unbeſtreitbar die Abſicht, mich durch dieſe Ernennung zu weitern landwirthſchaftlichen Bemühungen zu ermuntern." Seit dieſem Augenblick, mit welchem der neue Sekretär auch in den Genuß eines größern Gehaltes trat, hegte er große Entwürfe zur Verſchönerung von Wetterſtuckruhe. Er verbeſſerte ſein Grundſtück, beſchäftigte ſich ſehr mit der Seele der Landwirthſchaft und erbaute in ſeinem Garten ein neues, ſehr nothwendiges Gebäude, um einem längſt gefühlten dringenden Bedürfniß abzuhelfen.

Es befand ſich hinter der Anlage in Wetterſtuckruhe ein wüſter Platz, wo Steine und Unkraut hingeworfen wurden. Der Gedanke, dieſem Fleck ebenfalls eine angenehme Seite abzugewinnen, beſchäftigte längere Zeit den Beſitzer; endlich war er mit ſich im Klaren und bat Madame Wetterſtuck und Tochter recht dringend, in den nächſten acht Tagen den Garten nicht zu beſuchen, um ſich von den neuen großartigen Arrangements überraſchen zu laſſen. Der Sekretär beabſichtigte nämlich nichts mehr und nichts weniger, als dort einen kleinen Hügel zu errichten. Zu dieſem Ende gab er ſich mit ſeinem Sohne, dem Gymnaſiſten, die unſägliche Mühe und ſchleppte aus der ganzen Umgegend Steine und Erde herbei, freundliche Nachbarn halfen ihm, und bald erhob ſich der kleine Hügel hinter der Anlage und beherrſchte in der ſtolzen Höhe von mehreren Schuhen vollſtändig die umliegenden Gärten. Oben war ein Platz für zwei nicht allzuſtarke Perſonen, zu welchem ein geſchlungener Fußweg in der Breite von einem ſtarken Fuß vom ſteinernen Tiſche aus hinaufführte. Die Ueberraſchung von Madame Wetterſtuck und Tochter, als ſie wieder hinaufkamen, läßt ſich nicht beſchreiben. Letztere behauptete, es gebe zum Leſen keinen herrlicheren Platz, der Blick ſchweife ſo prächtig aus den engen Grenzen des Buchs hinaus

in die weite Gegend, und ſie machte gleich den Verſuch, indem ſie einen Stuhl auf den Hügel ſtellte und einen Spindler'ſchen Roman vornahm. Indeſſen wurde während des Leſens der Stuhl immer niedriger, und als bei der Entwicklung der Geſchichte der Held der Heldin vor dem Altare die Hand reichte und Beide in glückliche Träume der Zukunft verſanken, war Fräulein Wetterſtuck ebenfalls verſunken und aus dem lockern Erdreich des Hügels von Wetterſtuckruhe ragte eben noch der Sitz des Stuhles ſichtbar hervor. Dieſem Uebelſtand half der ſorgſame Vater des andern Tags ſogleich ab, indem er kleine Steine auf dem Hügel ſtampfte und dann eine Lage Leberkies darauf ausbreitete.

Die Frau Sekretärin Wetterſtuck hatte ſich ſeit der Erhebung ihres Gemahls ebenfalls mit hochfliegenden Planen beſchäftigt, welche in nichts Geringerem beſtanden als in einer Kaffeegeſellſchaft, welche ſie einigen Damen ihrer Bekanntſchaft zu geben beabſichtigte. Da aber ihre Wohnung ſehr beſchränkt war, auch ihr neuer Rang es ihr zur Pflicht machte, in der Auswahl ſorgfältig zu ſein, ſo beſchloß ſie, nur die Frauen von ein paar andern Sekretären zu bitten; um aber dem Ganzen wirklichen Glanz zu geben, ſollte auch die Frau Kanzleiräthin erſucht werden, den Kaffee mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen. Die Frau Kanzleiräthin war eine heitere, gutmüthige Frau und hatte gerade nicht mehr Stolz, als der Gemahlin eines Beamten der ſiebenten Rangklaſſe zukommt. Die Frau Sekretärin Wetterſtuck war freilich in der achten Klaſſe und rangirte demgemäß mit dem Hüttenverwalter und Poſtmeiſter, dagegen war er, der Sekretär, Gartenbeſitzer und ein fleißiger, geſchickter Beamter; dies alles wohl erwogen, entſchloß ſich die Kanzleiräthin, die Einladung anzunehmen.

Als eine Dame, die Nüancen zu machen verſtand, kam die Frau Kanzleiräthin nicht in ihrem Kaffeegewand für höhere Kreiſe, einem Kleide von ſchwarzer Seide, ſondern erſchien in einem hellbraunen Merinoüberrock, in welchem ſie auch in die Kirche ging, als an

einen Ort, wo man sehr gemischte Gesellschaft antrifft. Der Kaffee ging übrigens glanzvoll vorüber; auf dem Tische war eine graue Damastdecke ausgebreitet, das Getränke wurde in neuen Tassen präsentirt und die silbernen Löffel waren aus dem rothen Saffiankästchen genommen, wo sie das ganze Jahr über verwahrt lagen. Sekretär Wetterstuck empfing die Kanzleiräthin im schwarzen Frack und weißer Halsbinde und ging dann in seinen Garten.

Unterwegs aber hatte er allerhand sonderbare Ideen. So sehr er sich durch die Anwesenheit der Kanzleiräthin geschmeichelt fühlte, so war es ihm doch nicht recht, daß die Damen seiner früheren Kollegen beim Kaffee fehlten, und er sann hin und her, wie es bei seiner beschränkten Wohnung möglich zu machen sei, einmal mehr Gäste einzuladen, vor allen natürlich seine frühern Kollegen. Sollte aber nicht gar sein unmittelbarer Chef, der Kanzleirath, eine Einladung annehmen? Wo aber ein größeres Lokal hernehmen? Diese Schwierigkeit machte ihm viel zu schaffen, als er plötzlich an einem kleinen Spezereiladen die Worte las: „Herbstfeuerwerk.“ Da ging ihm ein helles Licht auf und er faßte den verwegenen Gedanken, in seinem Garten einen Herbst zu veranstalten.

Des Sommers Pracht und Herrlichkeit war vergangen und lebte nur noch in der Erinnerung und in einigen großen Sonnenblumen fort, die aber auch schon melancholisch ihre gelben Blätter fallen ließen. Der Wind schüttelte das Obst von den Bäumen und die Landschaft war herrlich bunt gefärbt. Die wilden Reben am Gartenhause auf Wetterstuckruh färbten sich hellroth und nahmen sich zierlich auf dem dunkeln Dache aus, der Vögel Lied war verstummt, nur eine dicke Amsel huschte noch melancholisch durch das Gesträuch, die matten Fliegen klebten an der Wand, und in den verrätherisch warmen Sonnenstrahlen des Herbstnachmittags versuchte eine übriggebliebene Heuschrecke einen letzten verzweifelten Sprung; das sah aber aus, wie ein gänzlich verunglückter schlechter Spaß; die arme Heuschrecke fühlte das auch, und ihr klägliches Zirpen

klang wie das Kirchenlied: „Im Grab iſt Ruh.“ Die Kartoffeln hatte der Beſitzer eigenhändig herausgethan, und es waren ſehr wenige kranke darunter, ſechszehn Kolben Welſchkorn waren, in vier Büſchel gebunden, am Gartenhaus aufgehängt und die Trauben an den Spalieren bedurften nur noch ein paar Tage, um völlig reif zu werden. Der Herbſt hatte völlig das Regiment in die Hand genommen, an die kleinen Wege zwiſchen den Weinbergen waren die bekannten Tannenbäume geſteckt, welche für die Spaziergänger ſo viel bedeuten als: verbotener Eingang, hie und da knallte es ſchon aus den Thälern und von den Höhen, und als es dunkelte, ſah man an verſchiedenen Stellen den Strahl einer Rakete ſchief emporſteigen.

Ja, einen Herbſt zu geben, beſchloß der Sekretär Wetterſtuck, einen ächten Herbſt mit Weintrauben, keinen Kartoffelherbſt, und voll dieſes Entſchluſſes ging er nach Haus und trat in ſein Zimmer, wo man noch den lieblichen Duft des Kaffee's roch und wo die ſparſamen Ueberreſte zweier mächtigen Torten deutlich anzeigten, daß die Geſellſchaft, welche eben das Haus verlaſſen, bei gutem Appetit geweſen ſei. — Man kann ſich denken, daß Madame Wetterſtuck ſeltſam aufſchaute, als der Gemahl mit ſeinem verwegenen Entſchluß hervorkam. Einen Herbſt geben — allerdings war der Gedanke gut und ſchmeichelte auch bedeutend ihrer Eitelkeit. Gab doch der Departementschef auch einen Herbſt, ebenſo verſchiedene Oberregierungsräthe und auch Kanzleiräthe, und wenn ſie einige dieſer Herrn zu ihrem Herbſt einlud, ſo konnte es gar nicht fehlen, daß ſie wiederum eingeladen wurde. Glückliche Sekretärin! Herr Wetterſtuck ſtieß ſolchergeſtalt auf viel weniger Widerſtand, als er erwartet, und da auch Sohn und Tochter vollkommen beipflichteten, ſo war man noch am ſelben Abend feſt entſchloſſen, einen Herbſt zu veranſtalten.

Lieber ſüddeutſcher Leſer, du weißt, was ein Herbſt zu ſagen hat, du biſt ſelbſt unzweifelhaft ſchon oft im Herbſt geweſen, oder

haſt gar ſelbſt welche gegeben. Es iſt dir bekannt, daß es nicht gegen den Anſtand verſtößt, zu ſechs und einem halben Weinſtock vierundzwanzig Perſonen einzuladen. Durch einen Herbſt veranſtaltet eine Familie, welche wegen beſchränkter Wohnung keine bedeutende Geſellſchaft einladen kann, eine Abfütterung en gros, eine Abfütterung, die ihr während des Winters durch unzählige Einladungen en detail heimgegeben wird. Bei einem Herbſt ſieht man weniger auf die Qualität der Speiſen und Getränke, und was die Bedienung anbelangt, ſo brauchen ſich die Gaſtgeber nicht zu incommodiren, jeder bedient ſich ſelbſt, man lacht, man ſchreit, man jubelt, man ſchießt, man verbrennt ſich die Finger; ein Herbſt iſt eine ſehr ſchöne Erfindung.

Bald beſchäftigte man ſich im Wetterſtuck'ſchen Hauſe mit nichts als mit den Zubereitungen zu dieſem Feſt, und man pflog lange Berathungen, wer einzuladen ſei. Daß diesmal die früheren Kollegen des jetzigen Sekretärs nebſt Frauen und Kinder nicht vergeſſen wurden, verſteht ſich; ferner ſetzte man auf die Liſte einen Oberregierungsrath und zwei Regierungsräthe; der erſtere war ein luſtiger Junggeſelle, die beiden letzteren verheirathet, aber ohne Kinder. Der Kanzleirath nebſt Gemahlin war natürlich zuerſt auf die Liſte geſetzt worden, aber über die Familie deſſelben entſtand ein kleiner Zwiſt. Die Herren Söhne des Kanzleiraths, muntere Buben, wurden nicht beanſtandet, aber die Kanzleiräthin hatte eine Schweſter, ein junges, recht liebenswürdiges Frauenzimmer von etwa zwanzig Jahren, und dieſe war ein Stein des Anſtoßes. Der junge Herr Wetterſtuck verlangte mit vollem Recht, daß einer ſeiner beſten Freunde, der Herr Referendär Zündnagel, nicht vergeſſen werde. Dieſer Referendär hatte aber vor einem halben Jahre mit der kanzleiräthlichen Schweſter in einem zarten Verhältniß geſtanden, ein Verhältniß, welches durch die unbefugte Dazwiſchenkunft einer jungen Putzmacherin getrübt wurde —

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Die Kanzleiräthin wollte eines Abends beim Nachhauſegehen etwas Ungebührliches bemerkt haben, und obgleich der Referendär die feierlichſten Schwüre für ſeine Unſchuld ablegte, ſo war alles umſonſt. Es brachen bei dieſer Geſchichte nun freilich keine Herzen, indeſſen löste ſich das Verhältniß zwiſchen dem Referendär und der jungen Dame, und es war ihnen ferner nur geſtattet, in der Kirche oder im Tanzſaal aus der Entfernung zu ſchmachten. Dieſe beiden Perſonen zuſammen zum Herbſt einzuladen, war offenbar ein verwegenes Unternehmen; aber der junge Herr Wetterſtuck wollte ſeinen Freund nicht opfern, die kanzleiräthliche Schweſter dagegen mußte eingeladen werden, und ſo beſchloß man der Sache ihren Lauf zu laſſen.

So kam der große Tag heran. Alle, ſogar der Oberregierungsrath, hatten die Einladung angenommen; der Kanzleirath beurlaubte ſogar den Sekretär für den ganzen Tag und dieſer begab ſich entzückt ſchon in aller Frühe nach Wetterſtucksruh, um die nöthigen Anordnungen zu treffen. Neben dem Tannengebüſch in der Anlage wurde ein Tiſch aufgeſchlagen, und mit einem weißen Tiſchtuch bedeckt, und vor dem Hügel am Abhang des Berges ein zweiter Tiſch, erſterer für Speiſen und Getränke beſtimmt, letzterer für die Herren Schützen zum Laden ihrer Musketen und Piſtolen. Sogar ein kleines Lattengerüſt, um Raketen abzubrennen, wurde nicht vergeſſen. Gegen zehn Uhr erſchienen Madame Wetterſtuck und Tochter, und die beiden Damen, ſowie die Magd des Hauſes, erlagen faſt unter der Laſt der Speiſen und Getränke, welche ſie hinaufſchleppten. Bald prangte die Tafel mit Allem, was zu einem ſoliden Herbſt gehört: da war Butter und Käſe, kaltes Fleiſch,

weißer und rother Wein, Moſt, Kuchen und ſonſtiges Backwerk, ſogar Cigarren. Auf dem Hügel ſtand ein kleiner Böller, den der junge Wetterſtuck eigenhändig bediente. —

Es war ein klarer freundlicher Herbſttag, und gegen zwei Uhr erſchienen die Eingeladenen; zuerſt der Oberregierungsrath, eine kleine Figur mit bedeutendem Bauch und ſehr dünnen Beinen. Der Mann trug einen kleinen Frack, der unmöglich zuſammengeknöpft werden konnte, und darunter eine große gelbe Weſte, welche in ihrem bedeutenden Umfang weithin glänzte; dazu trug er ſehr anliegende Beinkleider, von weitem hatte die komiſche Figur die größte Aehnlichkeit mit einer gelben Bergamotbirne, die man auf zwei Schwefelhölzer geſteckt. Er erklomm rüſtig den Berg und ein Kanzleidiener trug ſeine Büchſe, ſowie einen wohlgefüllten Jagdranzen. Bald nach ihm erſchienen die beiden Regierungsräthe, im Aeußern ſehr verſchiedene Männer. Herr Krügle, ein langer dürrer Mann, ruhig und würdevoll bei jeder Bewegung, mit weißer Halsbinde und glattgeſchorenem Geſicht, war ſehr ernſter Natur und durchaus kein Freund von Herbſtſpäßen, noch viel weniger von Schießen und Feuerwerk; ſeine Frau war unwohl und ließ ſich entſchuldigen. Neben ihm ging ſein Kollege Schwämmle, ein lebhafter, heftiger Mann, kurz, breit und unterſetzt; aber ſein Kopf mit dem verwegenen Ausdruck, mit dem lebhaften herausfordernden Auge und dem großen Backenbart hätte für eine große robuſte Figur vortrefflich gepaßt; dieſen Mangel an Körpergröße erſetzte der Mann dadurch, daß er ſich bedeutend in die Bruſt warf und ſehr lebhaft mit den Armen focht. Und wie er ſo daher kam mit dem wilden Geſichtsausdruck und laut ſprechend, während zwei Piſtolenhälſe aus der Taſche hervorſahen, hätte man ihn für einen Räuberhauptmann halten können. Seine Frau war eine Dame, über die ſich nicht viel ſagen läßt. — Schwämmle begrüßte mit einem lauten Hurrah den Anblick von Wetterſtucksruh und ſchoß zum Willkomm eine ſeiner Piſtolen ab. Darauf kamen Kanzleirath und

Kanzleiräthin; er ein kleiner, ſchmächtiger, unbedeutender Mann, ſie eine große, impoſante Figur. Er ſah neben ihr aus, als führe ſie ihren jüngſten Sohn, der im Wachſen etwas zurückgeblieben, an der Hand ſpazieren. Ihnen folgte der Kanzleiräthin Schweſter, ein rundes, geſundes Ding mit geſcheidten lebhaften Augen, einer kleinen Stupnaſe und ſchwarzen Haaren, die in zwei runden Zöpfen zu beiden Seiten des Kopfes aufgebunden waren. Das Mädchen war trotz ihres geſunden Aeußern etwas ſentimentaler Natur, und als bei ihrem Eintritt in den Garten der Regierungsrath Schwämmle ſeine zweite Piſtole abſchoß, rief ſie laut aus: „Schießen Sie nicht, ich bin die Taube!“

Bald erſchienen neue Gäſte, die früheren Kollegen des Sekretärs mit ihren Frauen und vielen Kindern, und ehe ſie einzutreten wagten, prieſen ſie am Gartenzaun ſehr hörbar die Schönheit von Wetterſtucksruh. Sie waren ſammt und ſonders Bürgerwehrmänner und führten die Bürgerwehrmuskete mit ſich, und auf dem Kopfe hatten ſie eine der ſchönſten und maleriſchſten Errungenſchaften des neunzehnten Jahrhunderts, den grauen Schlapphut, aber diesmal ohne Hahnenfeder, denn die konnte der finſtere Regierungsrath Krügle durchaus nicht leiden. Die Damen dieſer Herren ergoßen ſich fortwährend in Bewunderung über die Wetterſtuck'ſchen Anlagen, über die Zierlichkeit und Zweckmäßigkeit der äußern Einfaſſung, über die Eleganz des Gartenhauſes, und verſicherten einſtimmig, die Ausſicht hier oben ſei bei weitem ſchöner, als die vom fürſtlichen Landhaus dort gegenüber. Jetzt hatte der junge Wetterſtuck ſeinen Böller geladen und ein Dutzend Buben und ein Halbdutzend Mädchen umſtanden den Hügel mit aufgeſperrten Mäulern; der Schuß krachte, der Böller überſchlug ſich und ihm nach purzelten vor Ueberraſchung und Schreck mehrere der jugendlichen Zuſchauer. „Hurrah!“ ſchrie Schwämmle, „beim Donner der Kanonen fühlt ſich die deutſche Bruſt!“ Krügle aber warf ihm einen verweiſenden Blick zu und der Oberregierungsrath, der ſeinen Beinen nicht recht traute, ließ ſich

auf ſeinen Stuhl nieder, indem er behauptete, der Schlag des Geſchützes mache das Erdreich erzittern.

Während dem aber klapperten die Kaffeetaſſen und klirrten die Moſtgläſer und in Backwerk und Kuchen entſtanden gewaltige Lücken. Die Sekretärin ſtrahlte wie die Herbſtſonne, denn ſie ſaß zwiſchen der dicken Kanzleiräthin und der Regierungsräthin Schwämmle. Wo aber war Vater Wetterſtuck? — Er ſchwamm in Wonne und Seligkeit, hatte ihm doch der Oberregierungsrath die Hand gedrückt, und hatte doch Schwämmle mit ihm aus einem Glaſe getrunken, bei welchem Trunk dem Sekretär freilich nicht viel mehr als die Ehre übrig blieb. Schwämmle war die Seele der ganzen Geſellſchaft, er ſang, er tanzte, er ſchoß wie ein Raſender und hatte alle Taſchen mit Feuerwerk angefüllt.

Etwas ſpät erſchien der junge Referendär, Herr Zündnagel, ſehr elegant gekleidet, mit hellgelben Glacéhandſchuhen, auf der Schulter trug er ein doppelläufiges Jagdgewehr und an der Seite eine zierliche Jagdtaſche; das engliſche Pulverhorn hing an der andern Seite und die Magd ſeines Hauſes trug ihm einen großen Korb voll Feuerwerk nach. Der Referendär machte der Sekretärin eine ehrerbietige Verbeugung, begrüßte die Kanzleiräthin mit vollkommenſter Hochachtung und ſchenkte der Schweſter einen wehmüthigen Blick. Er war ein feiner gebildeter Mann, der Herr Zündnagel, ließ ſich bei den Damen nieder, ſprach über die vergangenen Landpartien und die zukünftigen Bälle, reichte Kuchen und Biscuit umher, lobte die gelbe Weſte des Oberregierungsraths und ſprach mit Herrn Krügle im conſervativſten Sinne über die baldigſt zu erwartende Kammer. Die Kanzleiräthin hatte ihn bei ſeinem Erſcheinen erſtaunt angeſehen, und der Kanzleirath würdigte ihn deßhalb keines Blicks; da er ſich aber ſo harmlos und anſtändig bewegte, jetzt den Böller lud und abfeuerte, jetzt die Kinder des Kanzleiraths aus ſeinem Doppelgewehr ſchießen ließ, ſo ſöhnte man ſich mit ſeinem Daſein aus. Er lud ſeine Piſtolen und über-

reichte ſie den Damen zum Schießen. Anfänglich verwahrten ſich dieſelben gegen ein ſolch keckes Unternehmen, und der Kanzleirath ſchauderte ſichtlich vor dem Inſtrument zurück; bald aber ließ ſich die gute ſanfte Regierungsräthin Schwämmle, als die erſte im Rang, bewegen, einen Schuß zu thun, dann folgte die Kanzleiräthin, endlich der Kanzleirath ſelbſt, obgleich mit Zittern und Zagen. Die Damen der ſubalternen Beamten feuerten aus den ſchweren Bürgerwehrgewehren. Nicht lange, ſo war der ſchlaue Referendär mit tiefer Berechnung jetzt ſo weit gekommen, daß er als höflicher Mann nicht umhin konnte, auch der kanzleiräthlichen Schweſter ſeine Piſtole anzubieten. Das Mädchen fürchtete ſich erſchrecklich und zitterte ſichtbar, der Referendär legte ihr die Piſtole in die Hand, zeigte ihr, wie ſie drücken müſſe, und Beide bebten zuſammen als es krachte und als ſich dabei ihre Hände berührten. Die Kanzleiräthin war in dieſem Augenblicke in einem tiefen Wirthſchaftsgeſpräch mit der Sekretärin begriffen, die Kinder ſchrieen und jubelten, Schwämmle brüllte: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ und ſo konnte es der Referendär wagen, zu flüſtern: „Und werden Sie mich denn ewig haſſen, Auguſte?“ Und das Mädchen antwortete ſichtlich bewegt durch den Schuß und dieſen Moment: „Ach, Emil, wenn Sie die Schweſter verſöhnen könnten!“

Dies verſuchte nun der Referendär auf alle Weiſe und brachte es wirklich ſo weit, daß die Kanzleiräthin noch am ſelben Nachmittage zu ihrem Gemahl ſagte: „Es iſt ſchade, daß die fatale Geſchichte mit dem Zündnagel vorgefallen iſt; abgeſehen davon, habe ich nicht leicht einen höflicheren und aufmerkſameren jungen Mann geſehen.“ — „Das iſt wahr,“ bekräftigte der Gemahl als Echo, „und am Ende,“ ſetzte er ſchüchtern hinzu, „iſt die Sache vielleicht nicht ſo ſchlimm geweſen.“ Doch ſchreckte er in demſelben Moment vor dem ſtrafenden Blick ſeiner Frau zuſammen und vor dem Ton, mit welchem ſie ſagte: „Auguſt, Auguſt! — es war eine Putzmacherin!“

Es fing an Abend zu werden, in den Thälern, welche man von Wetterſtucksruh überſah, dunkelte es bereits, rings umher knallten die Schüſſe und hie und da ſah man einen beſcheidenen Schwärmer ſprühen, und die hellen Funken kämpften mit dem letzten Licht des Tages. Die Sonne ſank und der Kanzleiräthin Schweſter Auguſte lehnte an einer Tanne und ſchaute ſchwermüthig in die goldene Abendbeleuchtung; ſie deklamirte:

„Und ſcheint die Sonne noch ſo ſchön,
Am Ende muß ſie untergeh'n."

Und eine bekannte liebe Stimme ſetzte hinzu:

„Mein Fräulein, ſeien Sie munter,
Das iſt der Sonne Lauf." — —
„Denn hinten geht ſie unter
Und vorne geht ſie auf,"

ergänzte Schwämmle lachend, indem er ein großes Glas Wein hinunter ſtürzte.

Wetterſtuck Vater hatte unterdeſſen ſeine Raketen aufgehängt und Wetterſtuck Sohn zündete ſie an. Wie rauſchten ſie empor mit langem feurigem Strahl, wie beugten ſie oben zierlich ihre Häupter und machten der ganzen Welt ein Compliment, ehe ſie auseinander platzten und in einem Bouquet von rothen, weißen, grünen, blauen Sternen erſtarben! Eine derſelben wollte nicht ſteigen und die erſchreckten Damen erhoben ein Zetergeſchrei, als ſie ſahen, wie das ſprühende Ungeheuer dicht über ihren Köpfen weg in des Nachbars Garten ſchoß. Der Referendär lud ſein Gewehr mit wenig Pulver und einem Schwärmer und ließ die Damen nach der Reihe abfeuern, und zwar ganz genau nach der Rangliſte; die Frauen der Subalternbeamten ſchoſſen ihrerſeits aus den Bürgerwehrgewehren, die Buben zündeten Schwärmer in der Hand an, warfen ſie in die Luft und ſchrieen und jubelten. Herr Krügle und der Oberregierungs-

rath hatten ſich in das Gartenhaus geflüchtet, die gelbe Weſte des letzteren ſchimmerte aber weithin durch das Dunkel, eine willkommene Zielſcheibe für den Räuberhauptmann Schwämmle, der ſich unterſtand, dem Vorgeſetzten einen Schwärmer auf den Bauch zu werfen.

Allgemein war die Luſt und Fröhlichkeit, nur Kanzleiraths Auguſte und Fräulein Wetterſtuck ſaßen jenſeits am Fuße des Hügels und ſchauten hinaus in die dunkle Landſchaft, wo ebenfalls Raketen ziſchten, Schwärmer praſſelten und Leuchtkugeln aufſtiegen. Bald aber ſchlich ſich Fräulein Wetterſtuck leiſe von der Seite der Freundin, das hatte der Bruder ſo arrangirt, und der Referendär nahm ihre Stelle ein. „Auguſte," ſeufzte er, „gönnen Sie mir nur ein Wort. Nicht wahr, Sie glauben nicht an das Schreckliche, das man mir nachgeſagt? Ich gebe Ihnen die heiligſte Verſicherung, es iſt eine Verläumdung. Sagen Sie, daß Sie mich lieben wie früher, und es ſoll die Aufgabe meines Lebens ſein, den Zorn der Ihrigen zu verſöhnen." — Das Mädchen ſeufzte tief und entgegnete: „Man iſt ja ſo gern geneigt, das zu glauben, was man gerne glaubt; ich ſage Ihnen nochmals, ſuchen Sie die Schweſter zu verſöhnen." Ihr Geſicht war bei dieſer Erklärung angeſtrahlt von aufſteigenden Leuchtkugeln und glänzte weiß, roth und grün. — „Glaube, Liebe, Hoffnung!" ſeufzte Emil mit Beziehung und küßte ihr zärtlich die Hand.

Unterdeſſen war die Luſt auf's Höchſte geſtiegen; man hatte den Oberregierungsrath und Krügle gezwungen, das Gartenhaus zu verlaſſen, und die beiden ernſten Herrn mußten ſich mit brennenden Schwärmern gegen die Bubenſchaar vertheidigen. Schwämmle verſchwendete eine ungeheuere Menge von Fröſchen und brüllte jedesmal mit, wenn die Damen ein Zetergeſchrei erhoben; ſogar der Kanzleirath hatte ſich ermannt und hielt in zitternder Hand ein römiſches Licht, ſchrie aber jedesmal laut auf, ſo oft eine Leuchtkugel herausflog.

Das Feſt neigte ſich ſeinem Ende zu und Vater Wetterſtuck wollte es mit einer glänzenden Ueberraſchung beſchließen. Er hatte

zu dem Ende weißes und rothes bengaliſches Feuer angeſchafft, um damit den Hügel und die Tannenanlage von Wetterſtucksruh maleriſch zu beleuchten. Die Bubenſchaar war ſeinen Schritten gefolgt und hielt ſich erwartungsvoll in ſeiner Nähe. Jetzt flammte das Feuer auf und ergoß plötzlich ein weißes glänzendes, zitterndes Licht über den kleinen Garten, riß aber zu gleicher Zeit unbarmherzig den ſchützenden Schleier der Nacht vom Liebespaar, das am Fuße des Hügels ſaß. Die Buben brachen bei dieſem Anblick in ein lautes Hohngeſchrei aus und die ſinnigeren Mädchen riefen: „Ein Brautpaar, ein Brautpaar!“ Die Kanzleiräthin ſtürzte ahnungsvoll hinzu, der Kanzleirath folgte ihr und ſtieß einen gellenden Schrei aus, nicht ob dem Anblick des Paares, ſondern weil ihm das Zündlicht, das er krampfhaft in der Hand hielt, die Finger verbrannte. Vater Wetterſtuck aber, zartfühlend wie er war, warf augenblicklich eine Hand voll Erde auf die bengaliſche Flamme und löſchte ſie aus. Tiefe Nacht bedeckte den Garten und tiefe Nacht bedeckte die Herzen Auguſtens und Emils und die Herzen des Kanzleiraths und Gemahlin. Was war zu thun? Die Mädchen ſchrieen noch immer: „ein Brautpaar, ein Brautpaar!“ und die Buben halfen ihnen dabei, ſowie Schwämmle, deſſen Stimme Alles übertönte: „Ein Brautpaar, ein Brautpaar!“ — „Ein Brautpaar?“ ſprach der Oberregierungsrath und trat näher, und die Kanzleiräthin, welche als geſcheidte Frau einſah, daß hier nichts anderes zu machen ſei, ſagte mit einem tiefen Seufzer: „Ja, meine Herren und Damen, ein Brautpaar.“

In dieſem Augenblick ließ Vater Wetterſtuck ſeine rothe bengaliſche Flamme ſpielen, deren warmes Licht die Gemüther verſöhnte, und ehe ſie erloſch, hier nicht ganz unzufriedene, dort aber äußerſt glückſelige Geſichter beſchien. — Die Kanzleiräthin ſagte, während ihr der Referendär enthuſiaſtiſch die Hand küßte: „Nun denn in Gottes Namen!“ Alles gratulirte und die Frauen der ſubalternen

Beamten wollten ſchon den ganzen Nachmittag bemerkt haben, daß etwas der Art im Werk ſei.

So ſchloß der Herbſt auf Wetterſtucksruh. Das Feſt war in jeder Hinſicht ein gelungenes zu nennen; das Geſpenſt der Putzmacherin war verſöhnt, Auguſte und Emil hatten ſich wieder gefunden, die Sekretärin hatte innige Freundſchaft geſchloſſen mit der Kanzlei- und Regierungsräthin, der Oberregierungsrath hatte ſeine gelbe Weſte und der Kanzleirath ſeine Finger verbrannt, und als drüben über den Bergen der Mond aufſtieg, ging man heiter und vergnügt nach Hauſe.

Nur natürlich!

Wenn ich im Buche meiner Erinnerungen nachblättere, und meiner Freunde und Bekannten von ehemals gedenke, so kommt mir häufig einer derselben in's Gedächtniß, ein guter gemüthlicher Mensch, der seines Zeichens ein Apotheker war, und mit dem ich lange Zeit auf's Freundschaftlichste zusammenlebte. Wir wohnten nicht in einem und demselben Hause, nur in derselben Stadt. Ueber seinem Quartier war ein goldener Löwe angebracht und vor dem langen viereckigen Gebäude, in welchem ich campirte, standen zwei alte Kanonen und neben ihnen zwei Kanoniere, mit dem Säbel in der Hand, Schildwache. Wo wir uns eigentlich kennen lernten, kann ich nicht angeben und, obgleich wir, was Neigung und Verhältniß anbelangte, nicht sehr zusammenpaßten, so wurden wir doch ganz gute Freunde.

Schmidle, so hieß der Apotheker, war ein Schwabe und von unserm Herrgott nicht mit überflüssiger Körperschönheit begabt; doch hatte er an gutem Aussehen, was man für's Haus braucht, und war, wie eine alte Tante von mir in ähnlichen Fällen zu sagen pflegte, vor Ach! und Pfui! bewahrt. Das soll nämlich heißen: vor „Ach, wie schön!“ und „Pfui, wie häßlich!“ Schmidle konnte sogar, wenn er Sonntags seinen schwarzen Frack mit allem dazu

Nothwendigen und Passenden anzog, für einen hübschen eleganten Menschen gelten, und einen gewissen süßen Kräuter- und Medicamenten-Duft abgerechnet, der nicht aus seinen Kleidern zu vertreiben war, hätte man es ihm alsdann nicht ansehen, oder vielmehr anriechen können, in welcher Branche er der leidenden Menschheit diente. Ja, man hätte ihn zuweilen für einen jungen Cavalier halten können, vielleicht für einen Offizier in Civil, denn er verstand es, wie diese Leute, sein Halstuch mit einer gewissen lockern Eleganz zu knüpfen und an seinen Handschuhen hatte er beständig ein Knöpfchen abgerissen. Auch setzte er seinen Hut ganz gerade auf den Kopf und ließ sich an Sonn- und Feiertagen gern die Stiefeln lackiren. Dabei war er von einer Gutmüthigkeit und hatte einen Glauben an die ganze Menschheit, der fast Schwäche war. Er that für seine Freunde, was er nur immer konnte, und seine Börse, die, da er einiges Vermögen hatte, beständig wohl gefüllt war, öffnete sich jedem Hülfsbedürftigen mit einer Ausdauer, die an's Fabelhafte grenzte. Was dieser Charakter, der, wie ich genugsam dargethan, als Mensch vortrefflich war, als Apotheker galt, ach, darüber war in dem ganzen Stadtviertel, das zur Löwenapotheke gehörte, nur eine Stimme, besonders bei dem dienenden Personal, mit dem Schmidle hauptsächlich verkehrte. Es mußte schon wahr sein, was die Leute sagten, daß der alte mürrische Prinzipal, ein Hagestolz in den Sechzigen, seinen ersten Gehülfen außerordentlich liebte, denn Schmidle zog durch seine ungemein freundliche Persönlichkeit eine Unmasse baaren Geldes an sich, das sonst in die Ladentische anderer Apotheken geflossen wäre. Alle Mägde und Hausknechte, die von ihrer Herrschaft ausgeschickt wurden, irgend etwas zu holen, ohne daß ihnen die Apotheke angegeben wurde, zogen in den Löwen und dort warteten sie lieber halbe Stunden lang an der Thür, wenn Herr Schmidle vielleicht gerade beschäftigt war, — ein Zeichen der Popularität, das die andern Gehilfen und selbst den damaligen rothhaarigen Lehrling mit Neid erfüllte.

Es hat aber auch wohl nie in der Christenheit einen zweiten Apotheker gegeben, der die Leute so zu fassen und zu behandeln wußte, wie mein Freund. Seine stehenden Kunden kannte er fast alle auswendig und er sah den goldbetreßten Bedienten dieses und jenes Kavallerie-Offiziers nicht selten an der Nase die Bedürfnisse an, die sie in die Apotheke führten, und wenn diese Herren selbst kamen und im Beisein anderer Leute gleichgiltig vom Wetter und dergleichen sprachen, griff Schmidle mit einem vielsagenden Blick oder dergleichen hinter sich, und traf in den meisten Fällen das Rechte. Den stolzen Dienerschaften noch stolzerer Herrschaften, die sich auf ihren Livréerock etwas zu gut thaten und die es unserm Herrgott nie verzeihen konnten, daß die Bäume anstatt grün nicht gelb oder blau, wie die Wappenschilder ihrer Kutschen waren, wußte er durch bunte glänzende Papiere mit denselben Farben zu schmeicheln, und auf dieselbe Art behandelte er alle Köchinnen und Stubenmädchen, die ihm einmal anvertraut, während er ihnen eine Medizin anfertigte, die nicht gekocht zu werden brauchte, und worauf sie warten konnten, daß Indigoblau oder Ponceauröth ihre Leibfarbe sei. Selbst beim Beschreiben der Etiquetten und Pillenschachteln wußte er Unterschiede zu machen und Nüancen anzubringen, die wohl im Stande waren, das Herz einer gefühlvollen Kammerjungfer zu bewegen. Den Befehlshaberton, wie er gewöhnlich bei solchen Aufschriften herrscht, wie z. B.: Alle Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen, wandte er nie allein an, wenigstens setzte er hinzu: w. g. i., das heißt: wenn's gefällig ist. Dies war aber noch die niederste Classe, denn seine Bekannten und öfteren Kunden wurden auf das Höflichste gebeten, doch stündlich einen Eßlöffel voll zu nehmen. Und mit welcher Feinheit verstand er es, dem letzten Schnörkel seiner Schrift durch allerhand Formen eine tiefere Bedeutung zu geben! Man konnte oft einen gewissen Buchstaben daraus lesen oder ein Ausrufungszeichen und nicht selten brachte er sogar ein sinnreich verschlungenes Herz an. War er vielleicht

gerade zu sehr beschäftigt, um alle Etiquetten selbst zu schreiben, so unterwarf er doch die vom Lehrling angefertigten einer genauen Revision und fügte gewöhnlich einen Strich oder einen Punkt hinzu, was den betreffenden Stubenmädchen äußerst angenehm war.

Wer aber Schmidle in seiner ganzen Glorie sehen wollte, der mußte die Löwenapotheke an einem Samstag Abend besuchen. Alsdann wurde von dem dienenden Personal des ganzen weiblichen Stadtviertels vor der Apotheke förmlich Queue gemacht, und man konnte Stunden lang warten, bis man zu Schmidle hingelangte, der, hinter einem großen Topfe stehend, mit einer Feinheit und Grazie Pomade austheilte, die an's Unglaubliche grenzte. Neben sich hatte er eine ganze Batterie mit Flaschen von wohlriechendem Oel, und er wußte recht genau, welche von seinen Kunden den Duft der Rose dem der Nelke vorzog, oder welche zu ihrer Pomade einen stärker- oder schwächerriechenden Beisatz bedurfte. Kein Tag, keine Stunde, kein böses oder schlimmes Wetter war im Stande, die liebenswürdige Laune Schmidle's zu verderben, ja selbst in der Nacht, wenn er aus dem süßen Schlummer geweckt wurde, ließ er sich nicht, wie die Apothekergehilfen im Allgemeinen, einige Dutzend Mal durch den Ton der Klingel rufen, ehe er wirklich kam, um alsdann obendrein noch bärbeißig und verdrießlich zu erscheinen; nein, auch in solchen Stunden behandelte er die armen Dienstboten in den meisten Fällen so ausgezeichnet, daß sie sich noch lange daran mit Freuden erinnerten.

Aber bei allen diesen Vorzügen Schmidle's, bei allen diesen liebenswürdigen Eigenschaften meines Freundes kann ich doch nicht umhin, des Spruches zu erwähnen, daß, wo viel Licht, auch viel Schatten ist. Mein Freund war nur der vortreffliche Mensch, wie ich ihn eben geschildert, so lange er sein und scheinen wollte, was er wirklich war, nämlich erster Gehilfe der Löwenapotheke, mit einem Worte, so lange er sich natürlich gab, wie ihn Gott geschaffen. Aber daß er dies nicht immer that, daß er einen Drang in sich

fühlte, sowie er den schwarzen Frack angezogen und die Thüre des Laboratoriums hinter sich zugemacht hatte, etwas anderes sein zu wollen, als ehrsamer Apothekergehülfe, dies war die Schattenseite des sonst so vortrefflichen Charakters. Man hätte glauben sollen, Jemand, der wie er, hinter dem Ladentische die Achtung der ganzen Bevölkerung des Stadtviertels besaß, müsse stolz darauf gewesen sein, so in seinem Stande etwas zu gelten, und mit einer Miene auf die Straße hinausgetreten sein, die deutlich verkündigte: Ich bin Schmidle, der geschickte Apotheker. Aber nichts weniger als das. Schon vorhin sprach ich von der Art, wie er seine Halsbinde umband, wie er seinen Hut aufsetzte, seine Handschuhe anzog. Ach, das alles that er nicht, weil ein inneres Bewußtsein ihm vorschrieb, sich so zu kleiden, nein, er that es nur, um einen höheren Stand nachzuäffen, und da er solcher Gestalt die Götter versuchte, rächte sich das Schicksal bisweilen an ihm und ließ den Armen Niederlagen erleben, die oft durch unbedeutende Kleinigkeiten in der Kleidung herbeigeführt wurden. O es ist eine große Kunst, sich elegant anzuziehen, selbst wenn man auch, wie Schmidle, die Mittel dazu besitzt und eine noch größere Kunst ist es, sich einer feinen, eleganten Kleidung gemäß in jeder Hinsicht zu betragen. Und da Schmidle von Jugend auf keine Gelegenheit gehabt, sich in diesen beiden Künsten zu üben, so folgte die Strafe, daß er seine liebenswürdige Natürlichkeit unter dem Deckmantel einer unpassenden geborgten Eleganz verbarg, ihm gewöhnlich auf dem Fuße nach, indem er sich unzählige Male lächerlich machte, wobei ihm nie seine eleganten Bestrebungen gelangen. Welche Noth hatten wir mit ihm, wenn er eine Champagnerflasche aufmachte, damit er den Pfropfen nicht knallen ließe! Und die großen Kelchgläser mußten wir ihm fast mit Gewalt verbieten, indem es ihm gar nicht passend erschien, den edlen Wein aus gewöhnlichen Gläsern zu trinken. In der Regel ging er alle Jahr einmal zu seinen Eltern auf Urlaub, und fand da Gelegenheit, auf eine Jagd mitgenommen zu werden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er den Wildſtand bei dieſer Gelegenheit auf keine Weiſe verminderte, denn wenn er auch von Haſen, Füchſen und Böcken erzählte, die er geſchoſſen, ſo kam man ſeinem Jägerlatein doch glücklich auf die Spur, indem er erzählte, wie er den Fuchs im jungen Klee getroffen, oder daß der Rehbock, den er erlegt, eben vorſichtig aus ſeinem Sandloch herausgekommen ſei. Das wäre an ſich nun nichts Böſes geweſen, aber unſere Neckereien über ſeine Nimrodiaden brachten ihn auf die Idee, aus irgend einem für die Menſchheit ſehr nützlichen Werke die Jägerſprache zu ſtudiren, und als er die meiſten vorkommenden Ausdrücke ſo ziemlich inne hatte, konnten wir uns in unſern Unterhaltungen ſchlechterdings nicht mehr davor retten. O es war oft rein zum Verzweifeln; nicht, als wenn er dieſe Ausdrücke nur angewandt hätte, wo ſie wirklich hingehörten, nein, es erſchien ihm vielmehr höchſt elegant, ſie in alle ſeine Geſpräche einzuflechten. So konnte er uns von keiner Prügelei zwiſchen Straßenjungen erzählen, ohne daß er verſicherte, der Eine habe ſchrecklich an ſeinen Löffeln geſchweißt. Die Pferde hatten bei ihm Läuſe und alle Haare ohne Ausnahme nannte er Wolle.

Was ſein Herz anbetraf, ſo war es bis zu dem Zeitpunkt, von dem ich jetzt erzählen werde, noch eine jungfräuliche Feſtung und hatte alle Stürme ſiegreich abgeſchlagen. Nicht als ſei er unempfänglich für weibliche Schönheit geweſen und noch viel weniger, als wäre er von dem andern Geſchlecht nicht ausgezeichnet worden, im Gegentheil, da Schmidle ein ziemlich anſtändiges Vermögen beſaß, ſo daß es von ihm hieß, er werde baldigſt eine eigene Apotheke kaufen, ſo wandte ſich der Blick manches ſchönen Augenpaares, das viele andere mit Eiſeskälte anblickte, freundlich gegen Schmidle und forderte ihn deutlich auf, ſich zu nähern. Aber auch hier traten ihm die Schatten ſeines Charakters wieder in den Weg, denn eine gut geregelte bürgerliche Liebſchaft ſchien ihm nicht nobel und elegant genug, und dann hatte er ſich auch feſt vorgenommen, ſein künftiges

Chegefpons ſolle ſich durch ſeine geſellſchaftlichen Vorzüge, durch ſeine eleganten und ritterlichen Manieren zu ihm hingezogen fühlen, kurz, es erſchien ihm ſchrecklich, ſich als Apotheker geliebt zu wiſſen und glauben zu müſſen, daß die Liebe ſeiner Zukünftigen auf ſein Vermögen gegründet ſei.

Eines Morgens nun, als ich gerade im Begriffe war, einigen wenig verſprechenden Rekruten die Anfangsgründe der edeln Reitkunſt beizubringen — es war an einem Samſtag Morgen — erhielt ich ein kleines Billet von Schmidle, worin er mir ſchrieb: „Bruderherz! Da ich heute morgen leider viel zu thun habe, ſo erzeige mir doch den Gefallen und komme ſo bald du kannſt zu mir.“ Ich kürzte die Reitſtunde ſo viel wie möglich ab, ging in die Löwenapotheke und fand meinen Freund, indem er ſich eifrig damit beſchäftigte, irgend ein Tränklein zuzubereiten. Bei meinem Eintritte übergab er dies Geſchäft dem zweiten Gehilfen und zog mich raſch in das kleine Stübchen hinter der Apotheke, wo er mir feierlich ſeinen Stuhl anbot und ſich vor mich hinſetzte. Nach einer kleinen Pauſe, während welcher er mich aufmerkſam anſah, als müſſe er erſpähen, daß ich das große Ereigniß ahne, weßhalb er mich herbeigerufen, ſagte er mit einem unterdrückten Seufzer: „Du, ich habe mich ganz erſchrecklich verliebt!“ Ich war über dieſe Aeußerung nicht wenig erſtaunt, doch er ließ mich nicht zur Sprache kommen und fuhr fort: „Ach, es mögen jetzt ungefähr vier Tage ſein, als mich der Reiſende des Hauſes Faber und Comp. — du weißt, woher wir viele Materialien und Dole beziehen — beſuchte und ich darauf, wie gewöhnlich, zu Mittag im engliſchen Hof mit ihm ſpeiſte. O Gott, gegenüber von uns waren ein Paar leere Couverts und nach der Suppe, beim Rindfleiſch erſchienen zwei Damen dort, zwei Damen, von deren Schönheit das Herz eines reitenden Artilleriſten nicht im Stande iſt, ſich einen Begriff zu machen. Ich hatte meine gute Laune, und entfaltete bei Tiſche eine Liebenswürdigkeit, die mich ſelbſt in Erſtaunen ſetzte.“

— „Natürlich“ ſchaltete ich ein, „ließeſt du den Champagnerpfropfen gegen die Decke fliegen, und erzähltest von der großen Jagd, wo du den Fuchs im Kleefeld geſchoſſen.“

„Nicht ganz ſo,“ entgegnete Schmidle. „Ich muß wirklich ſehr liebenswürdig geweſen ſein, denn die Damen waren es ebenfalls und unſere Bekanntſchaft wurde ſchon den erſten Tag ſo intim, daß wir mit ihnen Kaffee tranken und ſie ſich nach Tiſche noch eine gute Stunde mit uns unterhielten. Auf mich hatte beſonders die Eine, die ſchwarze Haare und ein Paar Lichter im Kopf hatte, o Gott, ein Paar Lichter! den unvertilgbarſten Eindruck gemacht. Denſelben Abend ging ich in's Theater, die Damen ſaßen in der Fremdenloge und nun ſpeiſe ich jeden Mittag da, und ich muß dir geſtehen, daß ich faſt glaube, einigen Eindruck auf das Herz der jüngeren Schwarzen gemacht zu haben.“

„So,“ entgegnete ich, „nur die Eine iſt jung, die Andere alſo alt?“

„Ei ja,“ antwortete Schmidle, „es iſt eine ältliche Tante mit ihrer Nichte, ſonſt würde es ſich ja auch nicht ſchicken: zwei junge Damen allein? du weißt, ich ſehe auf ſo etwas.“

„Aber ſage mir,“ entgegnete ich ihm, „was haſt du denn eigentlich mit der ganzen Geſchichte vor? Haſt du Abſichten auf das Mädchen, oder willſt du ſie blos durch deine unerreichbare liebenswürdige Perſon unglücklich machen? Höre, Schmidle, du biſt ein entſetzlicher Roué!“

Schmidle ſchien das ſelbſt zu fühlen, denn er ſchlug die Augen nieder und entgegnete mir: „Alter Junge, du kennſt meine Verhältniſſe, du weißt, daß mein Vater in mich dringt, mich zu verheirathen, um den Stamm meiner alten Familie fortzupflanzen. Aber vorher —“

„Willſt du erſt ein verfluchter Kerl ſein, wie Weinberl im Jux ſagt?“

„Das nicht,“ antwortete mein Freund, „aber ich möchte erſt

ſehen, ob, nun ja, ob meine perſönlichen Eigenſchaften im Stande wären, ein weibliches Herz und noch dazu eins aus der höheren Geſellſchaft zu feſſeln. — Geſtern," fuhr er fort, „gingen ſie bei unſerm Laden vorbei, ich ſtand gerade am Fenſter und du kannſt dir denken, wie ich zurückfuhr. Glücklich haben ſie mich auch nicht erkannt, denn du wirſt ſelbſt begreifen, daß ich jeden Mittag im engliſchen Hof als junger reicher, unabhängiger Particulier erſcheine."

„Richtig," entgegnete ich ihm, „dafür kenne ich dich. Aber was kann ich bei der ganzen Geſchichte thun? Uebrigens weißt du, daß ich ganz zu deinen Dienſten bin."

„Ja," verſicherte Schmidle, und drückte mir warm die Hand. „Das weiß ich. Und deßwegen habe ich dir geſchrieben. Du mußt mir einen großen Gefallen erzeigen. Ich glaube, dir ſchon geſagt zu haben, daß ich vermuthe, einigen Eindruck auf das Herz der kleinen Schwarzen gemacht zu haben, aber ich fand bis jetzt keine Gelegenheit, ihr eine Erklärung zu machen und ihr meine Liebe zu geſtehen. Und was das Schrecklichſte iſt: morgen reiſen ſie ab. Sie nehmen von hier einen Wagen, und wollen durch unſere herrliche Gegend bis zum Städtchen M. einen ganzen Tag gebrauchen, um unterwegs das königliche Luſtſchloß mit ſeinen herrlichen Gartenanlagen zu beſehen. Denke dir doch, in der freien Natur, in den ſchattigen Gängen treffen wir zuſammen. Du beſchäftigſt dich mit der Alten, führſt ſie an den kleinen See und zeigſt ihr die melancholiſch herabhängenden Trauerweiden. Ich dagegen verliere mich mit der Nichte auf die kleine Anhöhe, wo der Amor ſteht und da werde ich ſchon einen Anknüpfungspunkt finden."

Wäre es nicht mein Freund Schmidle geweſen, der mir dieſe Idylle ausmalte, ſo hätte ich laut auflachen müſſen. Aber ſo kannte ich meinen Mann und willigte mit kurzen Worten in Alles. Er hatte gefürchtet, ich möchte Einwendungen machen, und entzückt über meine Bereitwilligkeit fuhr er freudig fort: „Ich dachte anfänglich

einen Wagen zu nehmen, aber wir müßten dann beſtändig hintereinanderfahren, und dann, geſtehe ich dir offenherzig, ſprach ich bei Tiſche viel von Pferden und von Reiten, weßhalb ich der Meinung bin, daß es weit beſſer wäre, wenn wir die Partie zu Pferde machten."

„O," entgegnete ich ziemlich überraſcht, „zu Pferde! Kannſt du aber auch reiten?"

„Nicht viel, alter Kerl, aber ſiehſt du, da brauche ich dich ja wieder. Du trabſt den Nachmittag in der Stadt herum und ſuchſt für mich ein ſanftmüthiges Thier von gutem Ausſehen, dem ich meine Perſon, meine Hoffnungen und meine Liebe anvertrauen kann. Im engliſchen Hofe habe ich ſchon ein Zimmer gemiethet, wo wir die Nacht ſchlafen werden. Du kommſt natürlich in Uniform und biſt mein Freund, ein angehender Offizier aus einer benachbarten Garniſon, und am Morgen, kurz nachdem die Damen abgefahren ſind, ſchwingen wir uns auf und folgen ihnen."

„Abgemacht!" ſagte ich. „Ich werde jetzt alles Nöthige beſorgen. Und wo treffen wir uns?"

„Gegen acht Uhr im engliſchen Hof," antwortete er mir, „denn du weißt," ſetzte er kleinlaut hinzu, „ich muß vorher alle Stubenmädchen der Stadt mit Pomade verſehen."

„So will ich lieber um die Zeit hierherkommen und dir helfen," entgegnete ich.

„Nein, nein, es iſt beſſer," ſagte Schmidle, „du erwarteſt mich um acht Uhr im engliſchen Hof. Adieu!"

„Adieu!" — —

Ich ging nun, der Bitte meines Freundes gemäß, in die Stadt, zu einem mir bekannten Pferdevermiether und ſuchte für meinen Freund Schmidle einen Klepper, wie er ihn nur wünſchte. Das Thier hatte früher einem Stallmeiſter gehört, war alſo ſehr gut zugeritten, und wenn auch die Zeit ſchon mit harter Hand über ſeine Glieder gefahren war, ſo konnte es ſich unter der Fauſt eines

guten Reiters noch immer ein ſtattliches Anſehen geben. Die Hauptſache war, das Pferd war ſicher, hatte einen angenehmen Trab, und wenn es einmal warm geworden war und die Steifheit ſeiner alten Glieder etwas überwunden hatte, ſo ging der alte Gaul herrlich vom Fleck. Dabei war er, wenigſtens unter meiner Hand lammfromm. Ich ſuchte für meinen Schmidle noch eine Schabrake unter den Sattel aus von ſchwarzer Farbe, die ihm nothwendig gefallen mußte. Darauf ſchlenderte ich in der Stadt umher, ſpeiste irgendwo zu Mittag und kam erſt Nachmittag gegen vier Uhr in meine Kaſerne zurück, wo ich ſogleich des Hausknechtes aus der Löwenapotheke anſichtig wurde, der mich erwartete. Auf dem Arm hatte er einen vollſtändigen Anzug Schmidle's hängen, den er meinem Burſchen übergab, und mir ſelbſt händigte er ein Billet ein mit dem kurzen Inhalte: „Lieber Bruder, erzeige mir doch den Gefallen und laſſ' meine Kleider bis acht Uhr in den Stall hängen, daß ſich der Kräuterduft etwas verliert; und wenn ſie dagegen etwas Stallgeruch annehmen, iſt es noch beſſer.“

Ich that nach ſeiner Bitte und ließ den ganzen Anzug an einem Theil des Stalles aufhängen, wo Schmidle's Wunſch auf's Kräftigſte in Erfüllung ging. Als es acht Uhr geſchlagen hatte, verfügte ich mich in den engliſchen Hof und Schmidle ließ nicht lange auf ſich warten. Seine erſte Frage war, ob ich das Pferd für ihn ausgeſucht, und als ich ihm dieß verſicherte, wollte er es anfänglich durchaus ſehen. Doch nachdem ich ihm auseinandergeſetzt, das Thier müßte auf den morgenden ſcharfen Ritt nothwendig ſeine Ruhe haben und es würde durch unſern Beſuch ſehr darin geſtört, ſo fand er dieſe Gründe kräftig genug, und wir gingen auf unſer Zimmer, eigentlich in unſere Zimmer, denn es waren ihrer zwei. Doch Schmidle zeigte gleich auf die Thüre, welche in das zweite führte, wobei er auf den Zehen ſchlich und mir anvertraute, indem er den Finger auf den Mund legte, daß jenes an das Schlafgemach der kleinen ſchwarzen Damen ſtoße.

Der gute Schmidle war heute Abend in einer ſeltſamen Aufregung und Unruhe. Als nach einer halben Stunde mein Burſche den durchräucherten Anzug brachte und der Hausknecht der Löwenapothete ein Paar Stiefeln mit darangeſchraubten ſchweren neuſilbernen Sporen, mußte Alles vorher anprobirt werden, damit er ſicher ſei, ob auch Hoſenträger und Sprungriemen in beſter Harmonie ſeien und ihn an einem eleganten Sitz nicht hinderten. Nach vielem Schnallen und Anprobiren war endlich Alles in Ordnung, und da nun Schmidle einmal ſeine Sporen an den Füßen hatte, legte er ſie nicht wieder ab, ſondern ſtolzirte mit klirrenden Schritten in dem Zimmer umher, wobei er ſich hauptſächlich in dem zweiten aufhielt und dort eine Mazurka pfiff, die er einſtens gelernt, wobei er mit den Abſätzen wie wüthend auf einander ſchlug. So wurde es ſpät, wir ſpeisten zu Nacht und machten es uns ſo bequem wie möglich, um bei einer Flaſche Wein über die morgende Tour zu ſprechen. Hierbei bemerkte ich, daß, ſo oft mein Freund von ſeinem Pferde ſprach, er tiefer athmete als gewöhnlich und daß er das Geſpräch immer auf Unglücksfälle zu lenken wußte, die beim Reiten vorkämen, woraus ich denn nicht ohne Grund ſchloß, daß Schmidle's Freude auf die morgende Partie durch einige beträchtliche Angſt vor dem Reiten ſehr gedämpft wurde. Das konnte man ihm aber auch nicht übel nehmen, denn mit vieler Offenherzigkeit vertraute er mir: morgen ſei es das zweite Mal, daß er ein Pferd beſteige, und obendrein liege zwiſchen dieſen beiden wichtigen Ereigniſſen ein Zeitraum von circa fünfzehn Jahren. Im Allgemeinen gab ich ihm einige Verhaltungsregeln, zeigte ihm an einem Stricke, wie er die Zügel halten müſſe, und damit er ſich gleich morgen früh vor Hausknecht und Kellnern keine Blöße gebe, ſtellte ich mich an ein Ende des Sopha's, welches wir als Pferd annahmen und er mußte auf die linke Seite herantreten, den linken Fuß aufheben, als ſetzte er ihn in den Bügel und ſich mit dem rechten über den Sitz ſchwingen. Am meiſten examinirte er mich über das Durchgehen der Pferde

und wie man ſich bei einem derartigen Fall am beſten zu benehmen hätte. Vor einem ſolchen Ereigniß hatte er überhaupt die größte Angſt, und wie ſchon geſagt, obgleich es mir Leid that, dieſe Furcht noch mehr zu vergrößern, drang er doch ſo lange in mich, bis ich ihm einige ſchauderhafte Fälle von durchgehenden Pferden und nachgeſchleiften Reitern erzählte. Es ging ihm wie den Kindern, die, je mehr ſie ſich fürchten, doch um ſo lieber die entſetzlichſten Schauergeſchichten anhören. Ja, als ſich Schmidle ſchon ausgezogen hatte und in ſeinem Bette lag, ſtand er noch einige Male auf und kam zu mir, um ſich zu erkundigen, was denn eigentlich zu thun ſei, wenn ein Pferd ſtürze oder der Reiter mit den Sporen im Bügel hängen bliebe. Ich tröſtete ihn ſo gut wie möglich, doch konnte ich ſein Herz nicht beruhigen, denn ſo oft ich in der Nacht aufwachte, hörte ich ihn ſchwer träumen und vernahm, wie er ängſtlich ſtöhnte und ſeufzte: „O Gott, o Gott! halt an! ein fürchterlicher Abgrund!“ und dann arbeitete er mit Händen und Füßen um ſich, daß das Geſtell des Bettes krachte. Es war für den armen Schmidle eine ſehr unerquickliche Nacht.

Kaum graute der Morgen, ſo war er ſchon wach, um im Zimmer umher zu rumoren, und wenn ich ihn ſo laut ſingen und pfeifen hörte, wobei er aber ein ſonderbares Geſicht machte, ſo kam ich leicht auf die Vermuthung, er ſtelle ſich nur ſo luſtig, um ſeine immer mehr wachſende Angſt zu verbergen. Der arme Schmidle war von einer ungewöhnlichen Haſt und Unruhe. Bald ſchellte er dem Kellner und beſtellte auf's Neue den Kaffee, den er ſchon einige Male befohlen, bald betrachtete er ſeine Sporen und trieb die Mädchen herum, bald lief er an's Fenſter und fluchte, daß die Pferde noch nicht kämen, dann eilte er wieder in's Nebenzimmer, um zu lauſchen, ob die Dame ſeines Herzens noch nicht aufgeſtanden ſei.

Endlich wurde es auch in den Zimmern neben uns lebendig, die Damen machten ihre Toilette und tranken Kaffee; darauf hörten

wir, wie der Oberkellner zu ihnen in's Zimmer ging, um die Rechnung vorzulegen und wie er dabei den Gasthof für die Zukunft empfahl. Jetzt fuhr unten ein Wagen vor und Schmidle nahm eilig seinen Hut, um die Damen vorläufig an der Hausthür zu empfangen und ihnen durch Reitanzug und Sporen einen kleinen Hoffnungsstrahl zu geben, daß sie ihn noch wiedersehen würden. Ich legte mich oben in's Fenster, um mir die Damen wenigstens anzusehen, die nun aus dem Hause an ihren Wagen traten. Richtig! Schmidle stolperte hinter ihnen drein die steinernen Stufen des Hôtels herab, wobei er um ein Haar mit seinen Sporen hängen geblieben wäre. Unter dem Arme hatte er seine ungeheure Reitpeitsche mit silbernem Knopf, den Hut trug er in der Hand, und nachdem er mit den Damen einige vorläufige Complimente gewechselt, trat er, wahrscheinlich um als ächter Reiter seine Pferdeliebhaberei kund zu geben, zu den magern Miethgäulen hinan, klopfte sie auf den dürren Hals, und hatte schon zu Anfange des Tages beinahe ein Unglück; denn als er, wie ich es ihm gelehrt, mit der Hand den Kamm herab durch die Mähne fuhr, um sich von der guten Race der Thiere zu überzeugen, berührte er vielleicht eine kitzliche Stelle des armen Gaules, denn dieser warf den Kopf mit solcher Gewalt gegen Schmidle zurück, daß mein armer Freund vor Schrecken rückwärts gegen die Wagenthür prallte, und dort zum noch größeren Unglück unsanft gegen die ältere Dame stieß, die eben im Begriffe war, einzusteigen. O weh, o weh! mir wollte es in diesem Augenblick gar nicht gefallen, daß die junge Dame hastig mit ihrem Taschentuch an den Mund fuhr, denn es kam mir nicht vor als trockne sie Abschiedsthränen ab, vielmehr schien es mir, als bedecke sie ein leises spöttisches Lachen. Es war sehr gut, daß Schmiedle dies nicht bemerkte, denn der Angriff des Pferdes auf ihn hatte ihn schon genug aus der Fassung gebracht und vergeblich suchte er durch eine Masse von Complimenten das gehörige Gleichgewicht wieder zu erlangen. Endlich bestiegen die Damen ihren Wagen, der Schlag wurde zugemacht

und der Kutſcher fuhr dahin. Ich ſah ihnen einen Augenblick nach, und ich muß geſtehen, daß ich deutlich bemerkte, wie die junge Dame aus dem Wagenſchlag rückwärts ſah. Ob dies wohl meinem Freund Schmidle galt? ich wußte nicht, was ich davon denken ſollte. Er aber fuhr mit dem ſilbernen Knopf ſeiner Reitpeitſche auf das Herz und verneigte ſich unendlich tief. Selig über die Triumphe, die er erlebt, ſtieg Schmidle die Treppen herauf und trat zu mir in's Zimmer, wobei er nicht anders erwartete, als daß ich ihn mit dem größten Lobe überſchütten würde, weßhalb es ihn nicht wenig befremdete, als ich ihm verſicherte, er habe ſich wieder einmal ſehr unnatürlich und deßhalb ſchlecht benommen — eine Anklage, die ich durch meine Behauptung motivirte, daß es ihm gar nicht darum zu thun geweſen wäre, die gute oder ſchlechte Race der Fiakerpferde zu unterſuchen, ſondern daß er den Damen nur habe zeigen wollen, wie gut er es verſtehe, ein Pferd anzufaſſen. „Doch, lieber Schmidle,“ ſetzte ich hinzu, „du haſt ſelbſt geſehen, wie unglücklich es dir mit dieſer Renommage beinahe ergangen wäre; nimm dich alſo künftig in Acht.“

Dieſe Worte ſprach ich in ſehr ernſtem Tone, doch als ich ſah, daß er ſie ebenſo aufnahm und daß ſein Geſicht ſich zuſehends verlängerte, dachte ich mitleidig an die große Angſt, die er ſchon in der Nacht ausgeſtanden, und brach, um ihn zu tröſten, in ein lautes luſtiges Lachen aus, was mir jedoch nur halb gelang; denn obſchon er im Begriff war, kräftig mit einzuſtimmen, ſo brach er doch plötzlich ab, da wir auf der Straße den Hufſchlag von Pferden hörten. Schmidle eilte an's Fenſter, richtig, es waren unſere Roſſe, die eben von dem Hausknechte des Pferdevermiethers herangeführt wurden. Mein Freund, der bei dieſem Anblicke in ſichtliche Unruhe gerieth, wollte ſich ſogar mir gegenüber das Anſehen eines gleichgiltigen Menſchen geben und begann eine Arie zu pfeifen. Doch kam der Ton ſehr tremulando zwiſchen ſeinen Lippen hervor und ich bemerkte ebenfalls, daß ihm, als er aus ſeiner Kaffeetaſſe noch einen guten

Schluck nehmen wollte, die Hand bedenklich zitterte. Jetzt war es aber die höchste Zeit, wenn wir den Wagen noch unterwegs einholen wollten, weßhalb wir die Treppen hinabstiegen und uns zu den Pferden begaben. Hier steckten wir jeder eine Cigarre an und ich hielt meinem Freunde den Bügel, um ihm, wenn er droben säße, die Zügel richtig in die Hand zu geben. Ach, hier fühlte ich denn deutlich, was ich schon oben bemerkt, daß sich der gute Schmidle in einer fieberhaften Aufregung befand, denn er konnte kaum sprechen und holte bei jedem Worte den Athem tief aus der Brust. Nachdem ich ihm die Bügel mit vieler Mühe passend geschnallt, setzte ich mich ebenfalls auf und wir ritten, um dem nachgaffenden Hausknecht und den Kellnern kein Aergerniß zu geben, langsamen Schrittes davon.

Draußen vor dem Thor hatten wir eine schöne breite Chaussee vor uns, die etwas aufwärts stieg, und oben auf der Höhe sahen wir den bewußten Wagen dahin rollen, wodurch sich Schmidle's Herz mächtig nachgezogen fühlte, so daß er mich bat, in einen kleinen Trab einzugehen. Mir war das ganz recht, ich trieb mein Pferd an und rief meinem Freunde zu, er möge nur die Schenkel anlegen, ohne mit den Sporen dem Gaul zu nahe zu kommen. Doch war dies leichter gesagt, als gethan. Obgleich mein Freund nachher feierlich beschwor, das Pferd sei ungeheuer kitzlicher Natur, denn er habe es nur sanft mit dem Schenkel berührt, so war ich doch vom Gegentheil überzeugt, indem das ruhige Thier beim Antraben ein Paar Sprünge machte, daß Schmidle fast heruntergefallen wäre. Diesmal aber verlor er nur beide Bügel und rettete sich durch einen kühnen Griff an den Sattelknopf.

Ich hielt an und darauf versuchten wir es noch ein Mal anzutraben, aber auch diesmal ohne besseren Erfolg; wir würden wahrscheinlich nicht anders als im Schritt von der Stelle gekommen sein, wenn ich nicht meinen Freund gebeten hätte, sein Pferd ohne alle Hilfe dem meinigen folgen zu lassen, worauf es vortrefflich

zing. Freilich machte der Gaul, der durch Schmidle's Sporenangriff unruhig geworden war, noch einige leichte Courbetten, dann aber trabte er mit dem meinigen ruhig fort. Aber der Reiter auf seinem Rücken war nicht so ruhig, den Oberleib hielt er vorgebeugt und den Kopf hatte er weit hinten übergelegt, so daß er, anstatt wie es einem guten Reiter zukommt, zwischen den Ohren des Pferdes hindurch auf den Boden zu blicken, hoch in die Spitzen der Pappeln hinaufsah. Hierdurch rutschte sein Hut langsam auf den Hinterkopf hinab in den Nacken, was äußerst possirlich aussah und die Bügel schlotterten, anstatt daß er sie mit den Fußspitzen festgehalten hätte, an den Absätzen umher und verursachten mit seinen neusilbernen Sporen ein anmuthiges Geklingel. Es war ein Glück, daß Schmidle seine Cigarre noch im Munde hatte, denn obgleich sie längst ausgegangen war, diente sie ihm doch dazu, die fürchterlichen Anstrengungen des Reitens auf ihr zu verbeißen, was er mit solchem Erfolge that, daß sie in kurzer Zeit ganz platt gedrückt war und sich seine beiden Mundwinkel braun färbten.

So trabten wir lustig dahin und kamen bald dem Wagen näher und immer näher; ehe wir ihn aber erreichten, ließ ich mein Pferd kürzer gehen und fiel darauf in den Schritt, um meinem Freunde Zeit zu lassen, seinen Sitz etwas zu regeln und mit Anstand bei den Damen vorbeizukommen. Schmidle war so außer Athem, daß er auf meine Fragen nach seinem Befinden nur durch ein leises Kopfnicken und ein sehr erkünsteltes Lächeln Antwort geben konnte. Er rückte sich mühsam in dem Sattel zurecht, richtete seinen Hut auf und faßte die Bügel, wie es sich gehört.

„Lieber Schmidle," sagte ich ihm darauf, „wenn wir an dem Wagen vorbeikommen, reitest du links, wo die junge Dame sitzt, und ich halte mich an der rechten Seite. Nimm dich aber jetzt zusammen, daß uns im wahren Sinne des Wortes keine Niederlage passirt. Ich werde kurz angaloppiren und du thust das Nämliche, indem du den rechten Zügel deines Gauls etwas anziehst, den linken Schenkel

ſcharf an den Gurt legſt und ihm mit dem rechten Fuß einen kleinen Sporenſtich verſetzſt. Verſtehſt du?"

Schmidle nickte mit dem Kopfe.

„Wenn wir," fuhr ich fort, „glücklich an dem Wagen vorbei ſind, haſt du dich als famoſer Reiter gezeigt, und es kann dir alsdann ſpäter in M. gar nicht fehlen. Noch eins! Haben wir erſt den Wagen im Rücken, ſo müſſen wir den Damen aus den Augen zu kommen ſuchen, damit ſie deinen mangelhaften Sitz keiner Kritik unterwerfen können. Ich werde alſo ſcharf davongaloppiren, und wenn du fühlſt, daß du etwas locker auf dem Sattel ſitzeſt, ſo faſſ' nur in Gottes Namen die Mähne und laß dein Pferd dem meinigen folgen, es wird nicht davonlaufen."

Mit ſolchen Ermahnungen ausgerüſtet, verſprach Schmidle ſein Möglichſtes zu thun, und das Rennen begann. Glücklich brachte er ſein Pferd links in Galopp, und dieſe Bewegung ſchien ihm beſſer zu gefallen, als das Traben. Er verſuchte es, den Kopf nach mir hinzuwenden, und mir durch eine freundliche Miene ſein Vergnügen auszudrücken; doch brachte er es nur dahin, ſeine Augen zu verdrehen. Jetzt erreichten wir den Wagen. Ich bog rechts ab und Schmidle's Pferd folgte glücklicher Weiſe dem meinen nicht, wie ich gefürchtet; nur ſah ich, daß das Thier ſeine Ohren in den Nacken legte und ſtärker galoppirte, als es bemerkte, daß ich nicht mehr an ſeiner Seite ſei. Bald war ich neben dem Wagen und ich ſah in dieſem Augenblick natürlich von meinem Freunde nichts mehr. Was er gethan, wußte ich nicht. Doch wollte es mir nicht gefallen, daß die Damen in dem Wagen neugierig lachend links hinausſchauten und daß der Kutſcher auf dem Bock ein brüllendes Gelächter ausſtieß. Schon war ich im Begriff, mein Pferd anzuhalten und auf die andere Seite zu reiten, denn ich dachte nicht anders, als Schmidle laſſe ſeinen Gaul im Trab neben dem Wagen hergehen, und alsdann, natürlich in der lächerlichſten Poſition, den Angenehmen zu ſpielen. Doch ich hatte dieſen Gedanken noch nicht erfaßt,

als das Pferd mit meinem armen Freunde in Carriere links an dem Wagen hervorkam, und im vollkommensten Durchgehen auf der Chaussee dahinjagte. Die beiden Damen schauten ihm nach und lachten jetzt eben so überlaut, wie der Kutscher. Obgleich mich dies im ersten Augenblicke ärgerte, so mußte ich ihnen doch im andern ihre Lustigkeit verzeihen; denn Schmidlin hing gar zu erbärmlich komisch auf seinem Pferde. Von Bügel- und Zügelhalten war gar keine Rede mehr. Seine Beine hielt er krampfhaft in die Weichen des Pferdes gedrückt; sein Oberleib hing ganz vorn über und mit seinen beiden Armen hatte er den Hals des Pferdes umklammert. Dabei ritt er ohne Hut und sein Haar flog im Winde. Ich nahm mir natürlich keine Zeit, in Ruhe diesen seltsamen Sitz zu betrachten, sondern ich gab meinem Pferde die Sporen und jagte, was das Thier laufen mochte, hinter meinem Freunde her. Bald näherte ich mich ihm und rief ihm mit lauter Stimme zu, die Zügel anzufassen, aber er hörte mich nicht. In diesem Augenblick lief Schmidle's Pferd an einigen schweren Lastwagen vorbei und zu gleicher Zeit kam ihm ein großer vierspänniger Eilwagen gerade entgegen. So zwischen zwei Fuhrwerken eingeengt, mochte das Pferd keinen Begriff haben, wie es diese gefährliche Stelle wieder verlassen könne, und es wandte sich plötzlich, um links von der Chaussee hinab in ein Kleefeld zu setzen, bei welchem Sprung mein armer Freund gänzlich das Gleichgewicht verlor und, von dem Rücken des Pferdes bis zur Erde einen großen Bogen beschreibend, gewaltsam in den Klee geschleudert wurde. Da lag der Aermste und so regungslos, daß ich allen Ernstes glaubte, es sei ihm ein Unglück passirt. Ich näherte mich eilig, sprang von meinem Pferde und versuchte meinen Freund aufzurichten. Doch half er sich schon allein empor und sein Erstes war, sich auf allen Seiten zu befühlen, ob er nichts zerbrochen habe, denn nach seiner Idee mußte ein Sturz vom Pferde von einem Bein- oder Armbruche unzertrennlich sein. Glücklicher Weise war ihm aber nichts geschehen,

und es dauerte keine Viertelstunde, so erzählte er mir zwischen Ernst und Lachen, daß er eigentlich gar nicht wisse, wie das Pferd mit ihm durchgegangen sei, nur erinnere er sich, daß, als er bei dem Wagen dem Thier etwas nachdrücklich die Sporen gegeben, damit es in kühnen Sätzen vorbeibalancire, der eigensinnige Gaul seinen Kopf fast zwischen die Vorderbeine gesteckt habe, wobei er, da er sich an den Zügeln festhielt, ganz natürlich aus dem Sitze gekommen sei, und darauf sei er plötzlich mit ihm durchgegangen. „Gott, was werden die Damen von mir denken!“ fuhr Schmidle fort und setzte sich nachdenkend vor mir auf einen Wegstein. „Ich glaube, ich habe mich in ihren Augen entsetzlich lächerlich gemacht.“ Ich konnte nicht umhin, diese Vermuthung zu bestätigen, und erzählte ihm meiner Seits, wie überlaut die Damen über seine Fatalität gelacht hätten. Aber wie ich sie schon früher in meinem Innern hierüber entschuldigt, so sah ich mich auch jetzt veranlaßt, ein Gleiches gegen meinen Freund zu thun, indem ich ihm ungefähr die Stellung vormachte, wodurch er die Rückseite seines Körpers den Damen entgegengestreckt.

Nach vielen innerlichen Kämpfen sah denn Schmidlin wirklich ein, wie lächerlich er sich gemacht, und begann es von der jungen Dame verzeihlich zu finden, wenn die Zuneigung, die er ihr vielleicht in den vergangenen Tagen eingeflößt, durch die verunglückte Reitpartie gänzlich erkaltet sei, worauf ich noch weiter in ihn drang und zu seinem eigenen Besten den Versuch machte, ihm die Idee, als habe er sich in den letzten Tagen wirklich elegant und liebenswürdig gezeigt und die Neigung der jungen Dame erworben, zu benehmen. Schmidle ward durch den Sturz vom Pferde in allen Tiefen seines guten Herzens so erschüttert, daß er nach und nach meine Vorstellungen richtig fand und einsah, daß sein unnatürliches Wesen, seine Anwendung von Ausdrücken, die er nicht verstand, besonders seine Manier, einen eleganten Herrn vorstellen zu wollen, ihn nur lächerlich machen könne. Diese praktisch philosophischen

Gespräche hielten wir, wie gesagt, in oben benanntem Kleefelde, an einem Meilenzeiger sitzend, der, wie ein großes Fragezeichen, vor unserer heutigen Lustpartie stand. Auf der einen Seite zeigte er nach C., wo wir eben herkamen, und er bezeichnete zwei Stunden bis da; auf der andern Seite aber verkündigte er uns, daß M., das Ziel unseres Ritts, fast eben so weit entfernt sei. Sollten wir zurückkehren, wo wir hergekommen, oder sollten wir unsere Tour vollenden? Ich war sehr für das Letztere, denn wenn wir dem Pferdevermiether so früh am Tage seine Pferde zurückbrachten, so war es natürlich, daß er sich einbildete, es sei uns ein kleines Reiterunglück passirt, und ich kannte meinen Mann, daß er sich ein Vergnügen daraus machen würde, diese Vermuthung unter der Hand unsern Freunden und Bekannten mitzutheilen. Auch Schmidle, obgleich er mit einem sorgenvollen Blick sein Pferd ansah, das sich ruhig, als sei nichts vorgefallen, den Klee schmecken ließ, stimmte dafür, vollends nach M. zu reiten, und ich hätte ihn wahrscheinlich so weit gebracht, diesen Vorsatz auszuführen, ohne daß er die junge Dame wieder gesehen hätte, wenn uns jetzt nicht plötzlich eingefallen wäre, daß er seinen Hut dahinten gelassen, den der Kutscher, wie wir nicht anders erwarten konnten, mitbringen würde. Und so war es auch.

Bald rollte der Wagen, der an allem Unglücke von heute Schuld war, heran, und schon von Weitem bemerkte ich den Hut meines Freundes, den der Rosselenker auf das Dach seiner Kutsche gesetzt hatte. Jetzt hielt der Wagen und die beiden Damen erkundigten sich sorgfältig nach dem Befinden Schmidle's. Mir wäre es viel lieber gewesen, wenn sie das nicht gethan hätten, denn ich merkte schon bei dem ersten freundlichen Worte, daß seine Hoffnungen wieder hoch empor wuchsen. Ach, es ist etwas Gefährliches um ein paar schöne schwarze Augen, und mein Freund war überhaupt nicht der Mann, sein Herz, das schon entzündet war, vor ihnen zu bewahren. Trotz allen meinen Ermahnungen und trotz den Versprechungen, die er mir gegeben, war Schmidle, der jetzt am Wagenschlage stand, plötzlich wieder ein ganz

anderer Menſch geworden, als Schmidle, der vorhin neben mir unter dem Meilenzeiger ſaß. Er verſicherte den Damen, er, der ſo viel reite und ſo gut mit Pferden umzugehen wiſſe, habe keine Ahnung davon, was vorhin ſein Roß angewandelt. Er könne nicht anders glauben, als daß ſich eine Schmeißfliege irgendwo in der Wolle feſtgebiſſen, oder das arme Thier an den Lichtern genirt habe. „Ja, meine Damen," fuhr er fort, „ich hatte Mühe, Meiſter über das Pferd zu werden und es wäre auf ein Haar mit mir geſtürzt."

Bei dieſer ungeheuren Prahlerei bemerkte ich ſehr gut, daß die junge Dame ſtill lächelnd an dem Anzuge Schmidle's herunterſah, der hier und da einige erdfarbige Flecke zeigte und daß ſie einige abgeriſſene Kleeblätter betrachtete, die verrätheriſch aus ſeinem Haar und aus den Falten ſeines Rocks hervorblickten. Trotz meinem Winke mit den Augen und meiner ungeduldigen Miene konnte mein Freund es nicht über ſich gewinnen, den Vorſchlag der jungen Dame abzulehnen, die ihn bat, doch bis M. neben dem Wagen herzureiten. Er warf mir dagegen einen flehenden Blick zu, und war überhaupt in ſeiner ganzen Unnatürlichkeit ſo komiſch, daß ich nicht böſe ſein konnte, ſondern ihm vielmehr den Bügel hielt und ihm auf's Neue zu Roß half. Der Wagen fuhr fort, zuerſt, da es bergauf ging, im Schritt, und ſpäter bergab im Trab. Auch ich hielt mich diesmal an der linken Seite des Wagens, um zu ſeinem Schutz und zu ſeiner Hülfe nöthigenfalls bereit zu ſein.

Es dauerte nicht lange, ſo hatte er wieder denſelben komiſchen Sitz eingenommen wie früher, den Oberleib nach vorn und den Hut nach hinten, was jetzt um ſo lächerlicher ausſah, da er die fürchterlichſten Anſtrengungen machte, ungezwungen und möglichſt elegant auf dem Sattel zu bleiben. Seine ſchweren Athemzüge, das ſtiere Auge und die zuſammengepreßten Mundwinkel ſtraften das luſtig ſein ſollende Lächeln, das er hier und da hervorbrachte, ſo wie die Stellung ſeiner rechten Hand, die er leicht an die Hüfte gelegt, gewaltig Lügen, und übrigens wurde es von Minute zu Minute ſchlimmer mit ihm. Sehr

gut bemerkte ich, daß die Damen im Wagen Mühe hatten, ihr lautes Gelächter zu verbergen. Der Kutscher auf dem Bock sah in stiller Freude beständig hinter sich, und trieb, da es jetzt stärker bergab ging, seine Pferde zu eiligerem Laufe an. Wir mußten folgen. Schmidle's Gesicht, das vorhin sehr bleich gewesen war, ging in eine unnatürliche Röthe über, sein Hut, den ich ihm, von den Damen ungesehen, zuweilen wieder zurechtgerückt hatte, sank immer wieder schneller hinten hinab. Den einen Bügel hatte er schon lange verloren und er konnte ihn trotz den verzweifeltsten Anstrengungen nicht wieder erfassen. Dabei fuhren seine Ellbogen auf und ab und verursachten eine Bewegung, als wolle er einen Versuch zum Fliegen machen. Wohl dachte ich in diesem kritischen Augenblicke daran, sein Pferd und das meinige anzuhalten und zurückzubleiben. Aber was hätte es geholfen? — Nein, nur eine förmliche Niederlage vor den Augen der jungen Dame konnte ihn vielleicht für die Zukunft heilen. Und sie blieb nicht lange aus. Umsonst warf er flehende Blicke zu mir herüber, umsonst erfaßte er die Zügel und riß sie mit aller Kraft zurück, je härter er zog, je stärker trabte das Pferd, und je stärker sein Pferd trabte, je mehr ließ der Kutscher seine Gäule laufen und je heftiger lachten die Damen. Es war Schmerz und Freude in immer steigenden Verhältnissen. Doch der Schmerz gewann für einen Augenblick das Uebergewicht. Schmidle, der jetzt statt der Zügel den Sattelknopf erfaßt hatte, berührte unsanft die Seiten seines Pferdes mit den Sporen, das Thier begann unruhig zu werden, prallte vor und zurück, ging vorn und hinten in die Höhe und es dauerte keine Minute, so schoß Schmidle mit einer merkwürdigen Geschwindigkeit vom Sattel in den Sand hinab, geleitet von dem brüllenden Gelächter des Kutschers und den nichts weniger als mitleidigen Blicken der Damen. Die jüngere beugte sich etwas hinaus, doch ich sowohl wie der unglückliche Schmidle sah, wie sie das Lachen nicht verbergen konnte und uns ziemlich spöttisch eine glückliche Reise wünschte. Dann fuhr der Wagen davon und war in kurzer Zeit hinter der nächsten und letzten Anhöhe vor M. unsern Blicken entschwunden.

Außer einem großen Riſſe in ſeinem Rocke und einigen Beulen in ſeinem Hut hatte Schmidle keinen Schaden genommen. Nur war er äußerſt niedergeſchlagen, und da ich den Erzürnten ſpielte, und ihm ohne ein Wort zu ſagen auf's Pferd half, ſo ritten wir ſtillſchweigend im Schritt davon und erreichten M. in kurzer Zeit.

An dem Thore wandte ich mich mit kurzen Worten an ihn und fragte: ob er denn noch wiſſe, in welchem Gaſthof die Damen eingekehrt ſeien, damit wir ſie finden könnten. „Denn," ſetzte ich hinzu, „deine beiden Niederlagen von heute Morgen werden dich nicht abhalten, den Eleganten und Unnatürlichen zu ſpielen, um dich und mich lächerlich zu machen;" worauf er ſtatt aller Antwort mit dem Kopf ſchüttelte und mich verſicherte, es ſei ihm ganz gleich, wohin wir ritten. Er fühle ſehr gut ſein Unrecht und ſeine Ungeſchicklichkeit und werde ſich für die Zukunft gewiß in Acht nehmen.

Bald erreichten wir einen Gaſthof, ſtellten unſere Pferde ein und gingen in ein Zimmer hinauf, woſelbſt Schmidle bei einer guten Flaſche Wein und einer Cigarre bald über Morgenſpazierritt zu lächeln anfing, ſo daß ich es nochmals wagen konnte, ihm mit allen möglichen Details ſein auffallendes Betragen vorzuſtellen, und wie dies eher geeignet ſei, ihm ein weibliches Herz abgeneigt, als gewogen zu machen. Ein herbeigerufener Schneider ſetzte den Rock meines Freundes wieder in gehörigen Stand, und da es bald Zeit zum Eſſen war, gingen wir hinunter in den Speiſeſaal, wo ſich außer uns noch eine kleine Geſellſchaft befand: zwei junge Damen und zwei ſehr junge Herren, die man auch füglich Knaben hätte nennen können. Mir ſchien es, als ſeien es Schüler irgend eines Gymnaſiums, die ſich allmählig zur Univerſität vorbereiten. Sie trugen kurze Sammetröcke, blau und grüne Cerevis-Mützen und hatten ſich ſchon ein gewiſſes burſchikoſes Weſen angewöhnt, das aber, durch ſchülerhafte Beſcheidenheit gemildert, etwas ſehr Naives und Luſtiges hatte. Auch die beiden Mädchen, die zwiſchen achtzehn und neunzehn Jahren alt ſein mochten und die recht hübſch waren, hatten etwas Heiteres und Un-

gezwungenes. Wir setzten uns zusammen an den Tisch und wurden bald die besten Freunde. Ich ließ es mir anfänglich besonders angelegen sein, die Freundschaft der beiden jungen Herren zu gewinnen, was mir auch dadurch gelang, daß ich ihnen häufig etwas vortrank und mich einige Mal erkundigte, im wie vielsten Semester sie studirten. Mein Freund Schmidle war seit heute Morgen wie umgewandelt. Er war natürlich und deßhalb sehr liebenswürdig. Wenn ihm auch zuweilen im Eifer des Gespräches ein Jagdausdruck entfuhr, so setzte er hinzu: So sagen die Jäger, deren ich aber keiner bin, und zum Belege hierfür nahm er sogar keinen Anstand, lachend seiner früher erwähnten Jagdpartie zu gedenken, wo er das Reh geschossen, als es eben aus seinem Sandloche hervor kam.

Wenn auch unser Project, mit den beiden Damen aus dem englischen Hof, von denen wir aber keine Spur mehr fanden, das schöne Schloß und die herrlichen Parkanlagen M's. anzusehen, förmlich zu Wasser wurde, so wandelten wir doch nach Tische in nicht minder liebenswürdiger Gesellschaft durch die schattigen Alleen; besonders ich hatte bei dem Tausche sehr gewonnen, denn anstatt, wie Schmidle gewünscht, der alten Tante die herabhängenden Trauerweiden an dem kleinen See zu zeigen, war ich so glücklich, meine schöne neunzehnjährige Begleiterin darauf aufmerksam machen zu können. Ob Schmidle, der unterdessen mit der andern Dame und einem der jungen Herren, während der zweite bei mir als Ehrenwache blieb, auf dem Hügel zu dem steinernen Amor ging, dort einen Anknüpfungspunkt fand, kann ich nicht genau angeben; nur so viel weiß ich, daß er mit seiner Begleiterin am Arm lustig lachend wieder mit mir zusammentraf und daß er mir darauf freudig die Hand drückte mit der leisen Versicherung: er würde ganz glücklich sein, wenn ihm nicht heute Abend der fatale Ritt nach der Stadt bevorstände. Ich hatte schon ein Auskunftsmittel gefunden, indem die beiden jungen Herren meinen Vorschlag, die Pferde nach C. zu reiten, wohin auch sie wollten, mit Freuden annahmen, wogegen wir uns ihrer Plätze in dem Wagen bedienten.

Schmidle war heute der liebenswürdigste Mensch von der Welt. Bei einem kleinen Souper, das wir einnahmen, verwundete sich seine Begleiterin mit dem Messer, und da er diese Verletzung mit einem kleinen englischen Pflaster, das er stets bei sich führte, auf das kunstgerechteste bedeckte, so konnte er auf die Frage der beiden Damen nicht läugnen, daß er mit dergleichen Sachen viel zu thun habe, und er gestand auch gern und willig, daß er Apotheker sei. Ihm folgte aber auch der Lohn für seine Aufrichtigkeit und Natürlichkeit auf dem Fuße nach, denn die beiden Mädchen erklärten ihm freudig, auch sie hätten in C. einen Onkel, der Apotheker sei und den er vielleicht kenne. Er sei der Besitzer der Löwenapotheke.

Von der Freude Schmidle's über diese Entdeckung will ich nichts sagen, da es meiner schwachen Feder doch unmöglich wäre, ein getreues Bild davon zu entwerfen. Bald bestiegen wir den Wagen, die beiden jungen Herren schwangen sich auf unsere Pferde und mein Freund fand diese neue Reiseart um so viel behaglicher und besser, daß er im Uebermaße seines Glücks sogar des unglücklichen Ritts von heute Morgen erwähnte. Sehr ergötzlich malte er seinen zweimaligen Fall vom Pferde aus und er that es mit solcher Lebendigkeit und solcher Treue, daß die beiden Mädchen mehrmals laut lachten, aber mit einem ganz andern Tone, als die junge schwarze Dame aus dem englischen Hof. Nur ließ sich Schmidle bei seiner Erzählung eine große Unwahrheit zu Schulden kommen, indem er mich als denjenigen angab, den die schwarzen Augen der schönen Dame angezogen, und als sei er nur mir zu Liebe mitgeritten.

Es versteht sich von selbst, daß ich seine Erzählung als wahr passiren und mir die Neckereien der jungen Mädchen über mein mißlungenes Abenteuer gefallen ließ.

Es war ein wunderschöner Abend. Wir sangen und lachten in dem offenen Wagen, und die beiden jungen Herren hielten mit unsern Pferden auf der Chaussee kleine Wettrennen. So erreichten wir die

Stadt. Vor dem Thore beſtiegen wir unſere Roſſe wieder, wünſchten den Damen gute Nacht und Schmidle ſprach ſtill lächelnd die Vermuthung aus, daß er ſie wiederſehen werde. Der Glückliche wollte abwarten, welchen Eindruck er morgen früh in ſeinem Arbeitscoſtüme, vor der Reibſchaale ſtehend, im Gegenſatze zu heute Abend, auf das Mädchen machen würde. Ach, er hatte große herrliche Pläne! —

Ich ging allein in meine Kaſerne, und hörte in den nächſten Tagen nichts von meinem Freunde; aber ungefähr eine Woche nach unſerm merkwürdigen Spazierritte bekam ich einen Brief von ihm, worin er mir ſchrieb, daß er der glücklichſte Menſch auf der ganzen Welt ſei; er habe ſich mit der Nichte ſeines Prinzipals verlobt und ſchon die Einwilligung ſeines Vaters erhalten. Ich eilte zu ihm und wir beſprachen uns lange und freundlich im kleinen Stübchen hinter der Apotheke, wo Schmidle mir gerührt die Hand drückte, und ich konnte nicht umhin, ihm auch für die Zukunft den Wahlſpruch zu empfehlen, den ich ihm ſo oft geſagt: „Nur natürlich!“

Laternenunglück.

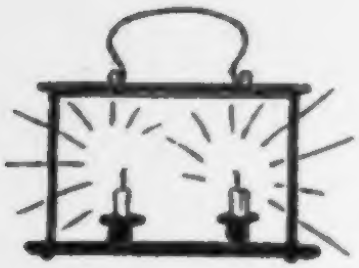

Die Frau Hofräthin und die Frau Kanzleiräthin waren Freundinnen, wie man sie in der jetzigen verderbten Welt wenig mehr findet. Sie kannten sich schon lange, lange Jahre hindurch, und hatten sich ordentlich ineinander hineingelebt, ja ihre Neigungen und kleinen Liebhabereien waren dieselben geworden. Die Hofräthin z. B. konnte keine Stockfische in brauner Sauce vertragen, und der Kanzleiräthin waren sie deßhalb ein Gräuel. Der grünen Farbe an Kleidungsstücken waren sie stillschweigend übereingekommen, sich nicht mehr zu bedienen, und auf diese Art zeigten sich die irdischen Hüllen dieser gleichgestimmten Seelen ebenfalls fast beständig in schönster Harmonie. Von Charakter war die Hofräthin etwas

ſtolzer, als die Kanzleiräthin, und namentlich betrachtete ſie ihren Titel, weil derſelbe mit dem Hof zuſammenhing, für vornehmer, und es hatte die Kanzleiräthin viel Mühe gekoſtet, ihr dieſen Gedanken zu benehmen.

„Liebe Hofräthin," ſprach ſie, „wenn du in der Rangliſte nachſehen willſt, ſo ſind wir beide in der ſiebenten Klaſſe."

„Aber," fiel ihr die Hofräthin hier in's Wort, „du mußt nicht vergeſſen, daß in dieſer Rangklaſſe der Hofrath nach den Hofärzten kommt, dann der Hütten- und Salinen-Verwalter, die Kanzleidirectoren bei den zweien nicht genannten Landeskollegien, und dann erſt der Kanzleirath."

Die Kanzleiräthin lächelte und meinte, der Hofrath ſei ein leerer Titel: denn ſie möge nur einen einzigen Fall bezeichnen, wo ihr Mann bei Hof einen Rath gegeben habe; dagegen müſſe auf der Kanzlei ihr Mann beſtändig rathen. Eine Zeit lang war dieſer Rangſtreit eine gefährliche Klippe in der Freundſchaft; doch nachdem ſie glücklich umſchifft war, fuhren ſie einträchtig nebeneinander her auf dem ruhigen Waſſer des täglichen Familienlebens. Die beiden Familien wohnten auf dem gleichen Stockwerk, die Zimmer, wo ſie ſpeisten; waren nur durch eine dünne Wand geſchieden, und Mittags klopfte die Kanzleiräthin mit ihrem Meſſer an die Wand und rief hinüber: „Guten Appetit, Hofräthin," und dumpf ſchallte es herüber: „Danke, ſchmeckt's Kanzleiräthin?"

Einmal hätte es in dieſer Freundſchaft beinahe eine gefährliche Spaltung geben können, weil der Kanzleirath, ein alter mürriſcher Geſelle, es für unnöthig fand, daß die Frauen ſich den Titel ihres Mannes beilegen. Merkwürdiger Weiſe war die Hofräthin mit ihm einverſtanden und nur die heftige Oppoſition des Hofraths und der Kanzleiräthin rettete den Staat; doch ſetzte es der Kanzleirath durch, daß die Titel künftig Frau Hofrath und Frau Kanzleirath waren.

Im Königlichen Hoftheater hatten die beiden Damen mit vier und zwanzig andern Frauen ein Abonnement in einer Loge zu sechs Personen. Es war so eingerichtet, daß sie ihre beiden Billets auf einen Tag bekamen. Da saßen sie nun zusammen und ergötzten sich allgemein, sowohl an den schönen Stücken, die hätten gegeben werden können, als an den Toiletten der anderen weiblichen Zuschauerinnen. In den Zwischenakten wurden Aepfel und Nüsse verspeist, für welche abwechselnd die Eine oder die Andere sorgen mußte, bei den geraden Nummern der Theaterabende die Frau Hofrath, bei den ungeraden die Frau Kanzleirath. Einmal im Jahr wurden diese Tage gewechselt, damit nicht immer eine und dieselbe an den geraden oder ungeraden Nummern zu sorgen hätte. So saßen sie da in würdiger Freundschaft, und wenn es im Sohn der Wildniß hieß:

Zwei Seelen und ein Gedanke
Zwei Herzen und ein Schlag,

da verstanden sie den Dichter vollkommen.

Aber das tückische Schicksal ist immer bemüht, Unkraut zwischen den Weizen zu säen.

Wenn man Abends kurz vor der Beendigung des Theaters vor dem Königlichen Schauspiel- und Opernhaus in Stuttgart steht, so glaubt man in milder Mainacht in einem duftenden Walde zu sein, wo von allen Seiten die Leuchtkäfer heranschwirren. Da ist der Schloßplatz wie mit Lichtern besät, die eilfertig und geschäftig gegen das Theater hinziehen. Es sind die Laternen der weiblichen Dienstboten, die kommen, ihre Herrschaften abzuholen. Für den gewöhnlichen Beschauer sind es einfache Laternen, für den tiefern Denker aber liegen in der Form und Größe derselben bedeutsame Beziehungen. Wir möchten sagen? diese Laternen an dem Stuttgarter Hoftheater sind ein leuchtender Auszug aus dem König-

lich Württembergiſchen Hof- und Staatshandbuch, eine illuſtrirte Rangliſte,

von der achten Klaſſe anfangend.

Die Laternen der achten Rangklaſſe, den Frauen der Hofſtabsſekretäre und den Lieutenants angehörig, ſind klein, viereckig, von weißem Blech mit einem einzigen Talglicht.

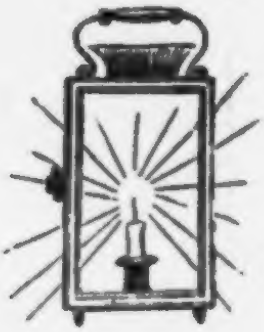

Die der ſiebenten Rangklaſſe, den Frauen der Hofräthe, Kanzleiräthe, Oberförſter und Stallmeiſter, ſind größer, etwas länglich, aber doch von weißem Blech und führen ein Wachslicht.

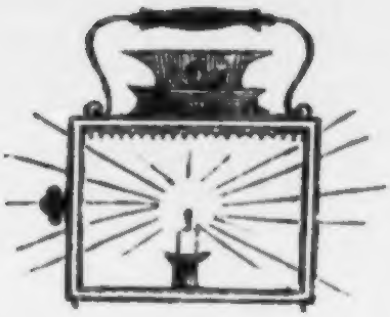

Die der ſechsten bedeutend größer, als die der Vorigen, für die Frauen der geheimen Hofräthe, der Majore ꝛc., führen zwei Stearinlichter (bis hieher befreiter Gerichtsſtand).

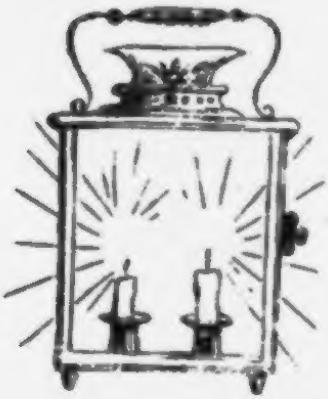

Die der fünften Rangklaſſe, den Frauen der Kanzleidirectoren, der geheimen Legationsräthe, Oberkriegsräthe, Oberſtlieutenants, haben in der Größe das Uebermögliche gethan. Dieſe Laternen ſind von Meſſing und führen zwei Wachslichter.

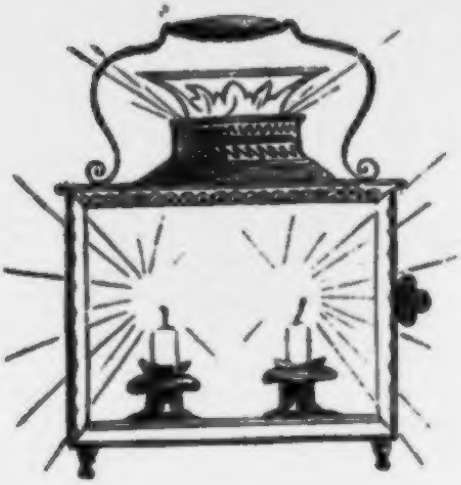

Von der vierten Klasse an hört die Beleuchtung mit Laternen auf, und hier ist gewöhnlich ein männlicher Bedienter angestellt, der die Frau Directorin oder Frau Oberstin als Schutzengel begleitet.

Ditto bei der dritten Rangklasse.

Zweite und erste Rangklasse, die Excellenzen, gehen entweder gar nicht in's Theater oder bedienen sich eigener Equipagen und Droschken.

Wir können nun versichern, daß sowohl die Frau Hofrath als die Frau Kanzleirath sich nicht über die ihnen angewiesene Rangklasse, die siebente, verstieg. Ihre Laternen waren von weißem Blech, etwas länglich und führten ein Wachslicht. Da sie, wie schon gesagt, gewöhnlich zusammen nach Hause gingen, so hatten sie zwei Laternen zur Verfügung, von denen eine, den Zug eröffnend, die Straße beleuchtete, die andere, den Zug beschließend, einen magischen Lichteffect auf die Dahinwandelnden warf.

Da fügte es das Schicksal, daß der Kanzleirath in einer Auction um billiges Geld eine Laterne erstand, die offenbar der sechsten Rangklasse angehörte, denn, obgleich etwas defect, war sie außerordentlich groß und führte zwei Stearinlichter. Hätte der

Kanzleirath einige Menſchenkenntniß beſeſſen, ſo würde er an dem Erſtaunen des Auctionärs, ſowie an dem ungerechten Unwillen, der deutlich auf dem Geſichte aller anweſenden Frauen, welche der Auction beiwohnten, geſchrieben ſtand, geleſen haben, wie ſehr er gegen die Rangordnung verſtoßen. Doch er ſah von allem dem nichts. Die Laterne wurde nach Hauſe gebracht und von dem boshaften Dienſtmädchen hell und blank geputzt.

Grabſtein der Freundſchaft, unglückſelige Laterne!

Verehrter Leſer, laß uns zwei Thränen weinen.

Das Theater war beendigt und beide Frauen wandelten dahin. Voraus ging Hofraths Ricke mit der Laterne der ſiebenten Rangklaſſe. Ihnen folgte Kanzleiraths Bäbele mit der neuerkauften Laterne. Wahrſcheinlich hätte die Hofräthin den ſchrecklichen Verrath an ihrer Freundſchaft ſolchergeſtalt nicht entdeckt, wenn es ihr nicht unglücklicher Weiſe eingefallen wäre, die Freundin mitten auf dem Schloßplatz auf die Schönheit des Abends aufmerkſam zu machen.

„'s iſt doch ein wunderſchöner Abend, Kanzleiräthin, dieſer Abend heut Abend. Siehſt du, wie die Gaslichter ſo hell brennen?“

„Ja, und aus den Anlagen heraus, mein' ich, hört man die Nachtigallen ſchlagen, Hofräthin.“

„Ja, Kanzleiräthin, und wie auf dem Theater die Wetterher vom Mond ſo ſchön beleuchtet iſt! Und die — Aber, Bäbele, was hat Sie für eine Laterne?“

„Na, nu, Frau Hofrath, das iſt die Latern' von der Frau Kanzleirath.“

„Von — der — Frau Kanzlei — rath?“

„Das habe ich wahrhaftig vergeſſen, dir zu ſagen, mein Mann hat ſie neulich in der Auction gekauft.“

Die Hofräthin war in ihren heiligſten Gefühlen gekränkt, und ihr weiches Herz, das ohnehin von dem ſchönen Abend poetiſch angeregt war, zog ſich krampfhaft zuſammen. Sie heftete ihren umflorten Blick auf ihre kleine Laterne von weißem Blech mit dem einzigen Wachslicht, warf alsdann einen Blick des Schmerzes auf die Laterne der ſechsten Rangklaſſe, einen fürchterlichen Zornblick auf die Kanzleiräthin und eilte ſchweigend in der dunklen Nacht davon.

Die Kanzleiräthin ſchüttelte den Kopf und ging ebenfalls ihrer Wege, d. h. direct ihrer Wohnung zu. Dort angekommen, mußte Bäbele noch einen Ausgang beſorgen, während ſich die Kanzleiräthin in ihre innerſten Gemächer zurückzog. Ein ſolches Benehmen hatte ſie von der Freundin nicht erwartet.

Bäbele aber ſetzte die Laterne auf den Abſatz der Treppe hin und ging, ihren Ausgang ohne Laterne zu beſorgen.

Kurze Zeit darauf kam die Frau Hofräthin ebenfalls nach Hauſe und hatte ſich etwas geſammelt. „Die Kanzleiräthin,“ ſprach ſie bei ſich, „iſt doch nicht Schuld. Freilich hochmüthig iſt ſie immer geweſen. Sie wird die Laterne, die ihr nicht zukommt, gewiß nimmer gebrauchen, ſie wird ſie nie mehr vor deine Augen bringen.“.

Damit öffnete ſie ihre Hausthür und — — Auf dem erſten Abſatz der Hausflur ſtand die unglückſelige Laterne, hell und ſtrahlend, als wollte ſie ſagen: Sieh mich an, Hofräthin, ſieh meine beiden Stearinlichter. Juhe, ſechste Rangklaſſe!

Da ſchwamm es der Hofräthin vor den Augen, die Laterne nahm den ganzen Platz der Treppe ein und die unglückliche Frau mußte ſie nothwendig berühren. Wenden wir unſere Blicke ab. Die Laterne fiel zufälliger Weiſe die Treppe hinunter — alle vier Scheiben zerbrachen, die Lichter löſchten aus, und Bäbele als ſie nach Hauſe kam, ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen.

Mit dem Bruch der Scheiben war auch der Bruch der Freundſchaft vollſtändig. Zornentbrannt ſchliefen beide Frauen ein, und merkwürdiger Weiſe träumten Beide die ganze Nacht von der ſechsten Rangklaſſe und vom befreiten Gerichtsſtand.

Was ſollen wir dem Leſer weiter ſagen? Die Harmonie war geſtört und der Teufel der Zwietracht beutete Alles aus, um eine Annäherung der gekränkten Herzen ferner unmöglich zu machen.

Schon am andern Morgen kaufte die Kanzleiräthin einen grünen Hut und die Hofräthin einen grünen Shawl. Der Hofrath und der Kanzleirath aber wunderten ſich ungemein, daß ſie in der nächſten Woche dreimal Stockfiſche in brauner Sauce eſſen mußten. Die Theaterbillete wurden um ein Billiges verkauft, von einem Klopfen zur Mittagsſtunde ward nie mehr etwas gehört und am nächſten Quartal zogen beide Familien aus, der Hofrath in die verlängerte Neckarſtraße, der Kanzleirath an den Feuerſee.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ueber den Sternen aber weinte der Engel der Freundſchaft auf eine Laterne der ſechsten Rangklaſſe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mehrere Jahre ſpäter, es war gerade der 17. Januar 1849, da begegneten ſich beide Frauen auf dem Schloßplatze — tiefgebeugt durch die Zeitereigniſſe —, weinend und verſöhnt ſanken ſie ſich in die Arme und lispelten — deutſche Grundrechte §. 7.

In Scene setzen.

Wenn man eine fertige Arbeit betrachtet, so denkt man selten der Schwierigkeiten, der Mühe und Arbeit, deren es bedurfte, um ein Werk auf den Punkt zu bringen, daß es dem Auge wohlgefällt, den Sinnen genießbar erscheint; wer denkt daran bei dem fertigen Palast, einem vollendeten Gemälde, bei einem Rock, der einem eben durch den Schneider angepaßt wird? Noch weniger aber als man bei all' diesen Werken auf die Einzelnheiten ihrer Entstehung zurückblickt, ist dies der Fall, wenn man des Morgens im Fauteuil eine Cigarre raucht oder des Mittags aus der Restauration kommt und an einer Straßenecke den Theaterzettel liest:

„N o r m a."

Ja das Wort und die ganze Reihenfolge des Personals kommt dem Leser so natürlich und unzweifelhaft vor, es versteht sich so von selbst, daß heute Norma sein muß, weil gestern diese Oper auf dem Zettel angekündigt stand, daß es dem Laien ganz unbegreiflich ist, wenn man ihm sagt, daß dieses einzige Wort Norma dem Intendanten, dem Kapellmeister, den Regisseuren, kurz allen denen, die bei der Oper mehr zu thun haben, als sich zu schminken und anzu-

ziehen, vielleicht eine ſchlafloſe Nacht verurſacht hat. Was ich oben von der Undankbarkeit ſprach, die man im Allgemeinen gegen fertige Werke ausübt, ſo iſt dies namentlich bei dem Theater der Fall. O, ſo ein Theaterzettel iſt ein ſtiller klarer See, die Buchſtaben und Worte auf demſelben ſtellen ſich dem Auge des Beſchauenden ſo natürlich dar wie die Furchen, die der leiſe Wind auf dem Waſſerſpiegel zieht. Aber der Menſch begehre nimmer zu ſchauen, wie der klare See noch vor wenigen Stunden ausſah, ehe eine mächtige Hand ihn ebnete und glättete, wie es noch unter der blanken Oberfläche in ſeinem Innern kocht und gährt, und es nur eines einzigen Tropfens mehr bedarf, — ſei es nun der Tropfen, den einer der Sänger über den Durſt trinkt, oder ſei es ein Hoffmannstropfen, den die Prima Donna zu ſich nehmen zu müſſen glaubt — um die Wellen zu empören, daß ſie in lautem Toſen über den Strand ſchlagen.

Ja, wir ſind undankbar, ſehr undankbar. Bald wird uns eine Oper zu oft gegeben, bald iſt uns ein Schauſpiel zu lang, denn wir glauben ja, daß der Intendant blos mit ſeinem Aermel zu ſchütteln brauche, um etwas Anderes über die Bretter rauſchen zu laſſen. Hat man nun den Zettel von oben angefangen zu leſen, ſich da ſchon über Diverſes geärgert, über ein aufgehobenes Abonnement, oder ein Benifiz zu Gunſten für Dieſen oder Jenen, der einen eigentlich gar nichts angeht, hat man es niedergeſchluckt, daß man ſtatt eine gewünſchte Oper zu hören, oder ein leichtfüßiges Ballet über die Bühne ſäuſeln zu ſehen, ein fünfaktiges Drama in dröhnendem Galoppſchritt über die Bretter ſoll klirren hören, ſo ſtellen ſich den Blicken, ehe man zu den Perſonen gelangt, oft noch ein paar Worte dar, die man entweder leichtſinnig überhüpft, oder die man undankbar oder unverſtändiger Weiſe unter dieſelbe Rubrik wirft, wie wenn man in den Zeitungen lieſt: „Ausverkauf“ oder „Herabgeſetzte Preiſe,“ oder „Nur noch heute,“ ſowie wenn auf den Zetteln der herumziehenden Künſtlergeſellſchaften das bekannte „Auf Verlangen zum

allerletzten Male," ſteht — ich meine die gewichtigen Worte: „Neu in Scene geſetzt."

„Es iſt eigentlich unverantwortlich und traurig, daß wir dies Wort nie gehörig beachten, daß Wenige darüber nachdenken, welch' ungeheuer Großes der Ausdruck: „In Scene ſetzen," in ſich begreift. Es iſt auf dem Zettel wie beim Spiel die Hauptſache; es iſt die Hoſe, die der Regiſſeur dem Nackten, dem Unſchicklichen anzieht, es iſt die Wattirung, durch die er einem klappernden Verſe ein rundes ſtattliches Anſehen gibt, es iſt die Scheere, die das Röckchen den Tänzerinnen kürzt und das begierige Auge üppige Formen ſehen läßt, es iſt der lange Talar, der oft den nach der Rhetorik der Handwerksburſchen Declamirenden zum Oberprieſter oder König umwandelt: es iſt Alles in Allem, ſowohl auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, als wie in der Welt ſelbſt. Setzt ſich nicht Jeder in Scene, wenn er am Morgen ſeinem Bette entſteigt, mag die Garderobe in einem durchlöcherten Flauß oder in einem ſeidenen Schlafrock beſtehen, mag die Decoration eine Dachkammer oder das Gemach eines Palaſtes ſein? Und da es ſchon einem einzelnen Menſchen oft ſchwer genug wird, ſich ſelbſt ordentlich in Scene zu ſetzen, um anſtändig erſcheinen zu können, welche Arbeit hat alſo der arme Regiſſeur, der ein ganzes Perſonal ſo weit bringt, daß es wie ein Uhrwerk in einander greift und das aufgegebene Stück ohne Störung zu Ende ſpielt. Muß er ſich nicht um Alles bekümmern, um Garderobe und Decorationen, um Requiſiten und Muſik, um Lampenputzer und Statiſten, und Alles das erſt, nachdem er vielleicht ſchon lange vorher das Stück zu Hauſe durchgenommen, hier eine Stelle gekürzt, da eine Stelle geſtrichen und ſein Denkvermögen faſt vernichtet hat, um nur herauszubringen, wie er alle Rollen ſchicklich beſetzen will. — —

Seit langen Jahren iſt Egmont von Goethe nicht mehr gegeben worden. Plötzlich kommt von oben herunter der Befehl: das Stück neu in Scene zu ſetzen und baldigſt zu geben, — Egmont

von Goethe! Der Auftrag hat dem Regiſſeur ſein Abendbrod ſehr vergällt, denn da iſt für ein paar Dutzend redender Perſonen zu ſorgen, für eine Unzahl von Statiſten, außerdem ſpielt er noch die Hauptrolle, die er ſeit Jahren nicht mehr angeſehen, und die ſeinem Gedächtniß allmählig entſchlüpft iſt. Noch ſpät am Abend, als er nach Hauſe kommt, händigt er ſeinem Bedienten einen Zettel ein, wonach ihm der Inſpicient des Theaters am folgenden Morgen in der Früh ſämmtliche Rollen ſchicken muß. Er ſchreibt noch eine Maſſe von kleinen Briefen an ſeine Freunde; der eine beſitzt ein altes Kupferwerk aus den Zeiten des niederländiſchen Befreiungskrieges, der andere hat ſich mit der Geſchichte ſelbſt viel beſchäftigt, ein dritter hat den Egmont vor einiger Zeit in X. geſehen, der beſitzt eine Maſſe alter Schwerter und Hellebarden, die gut zu brauchen wären, jener das echte Exemplar eines Ordens vom goldenen Vließe. Alle werden um irgend etwas gebeten, und ſo den Kopf voll von Egmont legt ſich der Regiſſeur zu Bett. Im Traum erſcheint ihm Herzog Alba und verlangt in eigener Perſon mitſpielen zu dürfen, denn keiner würde das ſo gut machen wie er ſelbſt. Kaum hat der Träumende, durch die Erſcheinung des blutigen Kriegsmanns erſchrocken, ihm Alles bewilligt, was er verlangt, ſo erſcheint der Schauſpieler, dem die Rolle von Gott und Contracts wegen zukommt, und ſpricht ſie für ſich an. Die beiden Aſpiranten gerathen in Streit, der wirkliche Herzog zieht ſein Schwert und der Schauſpieler ſeinen Contract aus der Taſche, den er in Stücke zerreißen will und ſeine Entlaſſung fordert. Wer weiß, wie ſich dieſer Kampf endigen würde, wenn nicht noch zur rechten Zeit Wilhelm von Oranien die Beiden verdrängte. Doch jetzt kommt der Regiſſeur vom Regen in die Traufe, denn da ihm immer die Kraftſtelle des Prinzen, wo er ein paar Thränen fließen läßt, im Andenken iſt, ſo erſcheint er als heulendes und ſchluchzendes Geſpenſt und will ſich gar nicht zur Ruhe bringen laſſen. Auch Klärchen ſchwebt heran; aber es iſt eigentlich die Schauſpielerin, welche dieſe Rolle

ſpielt. Sie bittet den guten Regiſſeur mit ihrer ſchmeichelnden, zarten Stimme um ein neues, ſchönes Coſtüm, und der unruhig ſich hin und her wälzende Mann verſpricht ihr das ſchönſte Kleid aufzuheben. Doch hat er noch keine Ruhe, jetzt rauſcht das niedere Volk heran, die Bürger von Brüſſel, und ſchreien nicht nach Freiheit, ſondern nach neuen Coſtümen; die Garden des Herzogs von Alba, die langen ſteifen Spanier, wollen auch neu gekleidet ſein, und ſchon denkt der Regiſſeur, wie ſchön ihnen die Röcke ſtehen würden, die er auf einem niederländiſchen Gemälde aus jener Zeit geſehen. Er denkt an die Koſten, die allenfalls noch herauszuſchlagen wären, als es ihm plötzlich ſo vorkommt, als ſei er — Egmont im Kerker; die himmliſche Muſik ertönt, der Hintergrund öffnet ſich, Klärchen erſcheint, aber ſtatt der Friedenspalme ſchwingt ſie in ihrer Hand ein Decret von der Oberhofintendanz, worin der Regiſſeur mit dürren klaren Worten zur Sparſamkeit aufgefordert wird. Der arme Mann fährt aus ſeinem leichten Schlummer empor, greift nach einem Glaſe Waſſer und legt ſie wieder hin. Diesmal iſt ihm Morpheus günſtiger, doch weil er ſich unaufhörlich mit dem Egmont beſchäftigt, träumt er wieder von der Tragödie, und es umſchwebt ihn diesmal das Balletcorps und bittet ihn, die nöthigen Pagen auszuleſen:

Sie neigen ſich, beugen ſich,
Schweben auf und ab.

„Eine Hexenzunft!“ murmelt der träumende Regiſſeur mit Mephiſtopheles, ſieht aber mit Wohlgefallen den reizenden Bewegungen zu. Wilder wird der Tanz, tiefer der Schlaf, aber undeutlicher die Geſtalten, und endlich erblickt der Regiſſeur nichts mehr als Himmel und Tricots. — Er iſt ſanft entſchlummert.

In der Nacht war es uns nicht möglich, die Wohnung des Regiſſeurs genau zu beſehen, doch jetzt erlaubt uns der helle Tag, einen Blick in die geheimen Gemächer zu werfen. Wie ſich die

Zeiten geändert haben! Poeten und Künſtler ſind von ihren Manſarden herabgeſtiegen in den erſten Stock oder in glänzende Parterrewohnungen, und wenn die Kunſt ſelbſt mit ihren Jüngern in Wechſelwirkung ſteht, ſo muß ſie bedeutend emporſteigen; doch hoffentlich nicht in die leerſtehenden Dachſtuben, ſondern als geiſtiges Weſen gen Himmel, wo ſie hingehört, um uns von da herab mit ihren Strahlen zu durchdringen.

Es iſt eine Parterrewohnung, vor der wir ſtehen, und während ein gähnender Bedienter in Livree die Glasthüre öffnet, welche in den Vorſaal führt, ſchlüpfen wir hinein und können unbeſorgt ſein, daß uns Niemand hört, denn auf dem Boden liegen Teppiche, Bärenfälle, und die Thüren, die uns durch ihr Knarren verrathen könnten, ſind ausgehoben und haben Vorhängen von buntem, glänzendem Stoffe Platz gemacht. In den Zimmern ſelbſt ſind ſchwellende Divans, Blumentiſche, die den herrlichſten Duft ausſtrömen; Gemälde und Kupferſtiche in goldenen Rahmen bedecken die Wände, und Bildſäulen der Venus in allen möglichen Stellungen ſind in den Ecken placirt. Im zweiten Zimmer befindet ſich der Regiſſeur im eleganten Schlafrock; er liegt in einem prächtigen Fauteuil; vor ihm ſteht ein Marmortiſchchen, auf dem der Kaffee ſervirt iſt, und ein angenehmer Duft, der uns entgegenſtrömt, ſagt uns, daß er eine ſehr feine Havannacigarre rauche. Obgleich es erſt acht Uhr iſt, iſt doch ſchon Geſellſchaft da. So eben trat der Theaterdiener ein und brachte einen Stoß vergilbter Papiere, es ſind die verlangten Rollen des Egmont. Der Theaterdiener iſt ein ganz merkwürdiger Menſch; obgleich er nichts zu thun hat, als Ausgänge zu beſorgen, Briefe auf die Poſt zu tragen, Proben anzuſagen, dem Perſonale die Monatsgagen zu bringen, ſo weiß er mit einer ungemeinen Feinheit in dieſe untergeordneten Geſchäfte einen Faden aus den höhern Zweigen des Theaterweſens hinabzuziehen und da oben, wenn auch ganz unbemerkt, die Hände im Spiel zu haben. Der Theaterdiener wird „Herr“ genannt, iſt bei Hoftheatern meiſtens ein

alter gedienter Soldat, der die Medaille im Knopfloch trägt. Auf ſeinen Lippen ſteht ein beſtändiges Lächeln, und er macht ſich ein Geſchäft daraus, das ganze Theaterperſonal ſo zu ſtudiren, daß er weiß, bei dem braucht es nur eines Ausweiſes, bei dem einer kleinen Bemerkung, bei Jenem ein wohlangebrachtes Lächeln, um zu erfahren, was er zu wiſſen wünſcht.

Dabei muß der Theaterdiener ein ſtarkes Gedächtniß beſitzen, muß alle alten Stücke mit ihren Beſetzungen wie ſeine Taſchen kennen. Ja, er iſt ein unentbehrliches Glied in der langen Kette, an der das ganze Perſonal zappelt. Ohne ſeinen Willen wird vielleicht Norma an dem und dem Abend nicht gegeben. Die erſte Sängerin hat zufällig etwas Anderes zu thun, als in der Oper zu ſingen, und klagt am Abend vor der Vorſtellung ihrem Kammermädchen die Noth. Der Theaterdiener kommt in's Vorzimmer und ſagt Liſettchen eine Probe an. „Ach, mein lieber Freund," entgegnete ihm dieſe, „ich glaube, wir können morgen unmöglich ſingen; ich verſichere Sie, wir ſind ganz heiſer;" die Zofen der Künſtlerinnen reden nämlich immer in der Mehrzahl. — Der Theaterdiener denkt einen Augenblick nach und plötzlich fällt ihm eine ſchnippiſche Antwort ein, die ihm Mademoiſelle E., die Soubrette, vor einigen Tagen gegeben. Er nickt mit dem Kopf und geht nachdenkend fort. Der gute Intendant, der ſich nicht wenig freut, die Norma endlich glücklich herausgeſchält zu haben, wird ſehr unangenehm überraſcht, als ihm der Theaterdiener meldet, daß die erſte Sängerin von einer ſo entſetzlichen Heiſerkeit befallen wäre, daß ſie kein Wort ſprechen könne. Die Regiſſeure ſind augenblicklich nicht bei der Hand, der Zettel für morgen muß in die Druckerei, und da weiß denn ein kluger Theaterdiener zu rechter Zeit ſchüchtern den Namen eines Stückes hinzuwerfen, das lange nicht gegeben wurde. Wird dieſe Idee von dem Chef aufgefaßt, ſo hat Jener gewonnenes Spiel und läuft mit Freuden nochmals herum, das andere Stück anzuſagen, denn er kommt ja auch in das Haus der Soubrette, der er dadurch vielleicht

einen genußreichen Abend verdirbt. Aber auch wegen anderer Motive läßt der Theaterdiener ſeine Minen ſpringen. Der erſte Held iſt vielleicht gerade krank, und der zweite Held, der eben kein Held iſt, möchte gern einmal den Wallenſtein ſpielen; denn ein durchreiſender Touriſt, der ſein Freund iſt, möchte den großen Mimen gern einmal in einer Glanzrolle ſehen, um mit ihm ein Kapitel in ſeinen Reiſetableten ausfüllen zu können, und dies wäre nur unter dieſen Umſtänden möglich. Ein anderer möchte ſeinem Collegen gerne den Spaß verderben und ihm einen Stein in den Weg legen, damit ein Stück, in dem Jener eine Lieblingsrolle hat, nicht gegeben wird. — Doch wir ſchweifen zu weit ab und kehren lieber in's Zimmer des Regiſſeurs zurück, wo wir vielleicht beſſere Gelegenheit haben, dergleichen intereſſante Betrachtungen anzuſtellen.

Der Theaterdiener, der gegen den Regiſſeur noch viel geſchmeidiger iſt, als gegen den Chef ſelbſt, denn Erſterer iſt ein praktiſcher Theatermenſch und läßt ſich nicht leicht etwas vormachen, rückt das Marmortiſchchen näher und legt den Rollenſtoß mit einem gelinden Seufzer darauf hin. Der Regiſſeur läßt das Zeitungsblatt neben ſich fallen und wirft die Rollen auf dem Tiſche auseinander. Da es dem Theaterdiener für jetzt nur darum zu thun iſt, zu wiſſen, wie die Partien auf's Neue beſetzt werden, damit er ſieht, ob ſeine Protegés auch gehörig bedacht ſind, ſo fängt er an, den Regiſſeur leiſe auszuforſchen.

„Da haben der Herr Regiſſeur wieder eine ſchwere Arbeit.“ Keine Antwort. „Nun, die meiſten Rollen werden bleiben, wie ſie früher geweſen ſind.“ Der Regiſſeur blättert emſig in den Papieren fort. „Seit Herr C., der den Alba zum letzten Male ſpielte, geſtorben iſt, iſt das Stück nicht mehr gegeben worden. — Der Herr Regiſſeur werden Mühe haben —“ — „Das wär' mir das Wenigſte,“ entgegnet ihm dieſer, „Herr M. wird dieſe Rolle ebenſo gut ſpielen.“ — Das ſchreibt ſich der Theaterdiener gleich hinter das

linke Ohr und fährt ſo mit Fragen fort, bis er ziemlich mit der Rollenvertheilung im Klaren iſt. „Befehlen der Herr Regiſſeur, daß ich wiederkommen ſoll?“ — „Gegen Mittag, ja, Adieu!“

Der Theaterdiener empfiehlt ſich und der Regiſſeur iſt allein und hält in Gedanken einen ähnlichen Monolog wie König Philipp, als er ſeine Brieftaſche durchmuſtert. Er ſieht die Namen, die auf den vor ihm ausgebreiteten Rollen ſtehen, bald mit Lächeln bald mit Kopfſchütteln an. Ach, er iſt ja auch nur ein Menſch, und ihm fällt ein, wie ſich dieſer und Jener gegen ihn benommen, und wenn er auch zu rechtlich iſt, um Jemand zu unterdrücken, ſo kann man es ihm doch nicht verdenken, wenn er gerade dem, der ihm beſtändig opponirt, eine Eſelsbrücke bauen ſollte. Auf dieſe Art hat Mancher den Sieg bei St. Quentin längſt verwirkt und wird zu den Todten gezählt. Dieſe vergilbten Rollen zeigen mit den Namen der verſchiedenen Schauſpieler, die auf ihnen gezeichnet und wieder ausgeſtrichen ſind, auf's Beſte die Laufbahn, die mancher Künſtler gemacht hat. Hier iſt die Rolle des erſten Bürgers von Brüſſel und mit manchem durchſtrichenen Namen verſehen. Hier nahm manches junge Talent ſeinen Anlauf, manches kam höchſtens bis zur Rolle des Gomez; der ſpielte einmal den jungen Herzog von Alba und wurde bei Seite gelegt, und von ſo vielen iſt kaum ein einziger, der ſich bis zu einer erſten Rolle durchdrang und ſich da erhielt. Auch der Regiſſeur hat dieſen Weg gemacht; aber er ſieht mit ſtillem Vergnügen, wie die Rollenhefte, auf denen ſein Name prangt, allmählig dicker wurden; er ſieht einen ganzen Lebenslauf dazwiſchen liegen; und jede Rolle, die er durchſieht, bringt ihm traurige und angenehme Stunden in's Gedächtniß. Wo ſind all' die Klärchen geblieben, mit denen er auf den Brettern, ſowie im Leben geſpielt. Auf dem Rollenhefte ſteht eine zahlreiche Liſte von Namen, die einſt ſchönen jungen Mädchen angehörten, aber die meiſten ſind alt geworden, verſchollen, geſtorben und verdorben. Andere ſind weiter gerückt, doch wenn ſie auch dickere Rollen beka-

men, ſind ſie doch nicht aufwärts geſtiegen. Aus jungen Liebhaberinnen wurden ſie auf den Brettern und in der Wirklichkeit Mütter und keifende Matronen. Aber wenn man alle dieſe hört, geſchah ihnen bitteres Unrecht. Sie wurden unterdrückt und würden Klärchen heute noch ſo gut ſpielen, wie vor fünf und zwanzig Jahren. Doch ſtill! es klopft, und ein lebendiges Beiſpiel tritt ein. Es iſt Madame H., die vor etlichen zehn Jahren mit dem Regiſſeur Liebhaber ſpielte und auf die zarte Neigung, die ſie früher ſo oft auf den Brettern verband, eine feſte Freundſchaft baute, welche ſie jetzt bei kleinen Bitten geltend macht. Aus dem jungen naiven Mädchen ging ſie in's Fach der zärtlichen Mütter über, wurde nach und nach Ehrendame der Königinnen, ſpielt auch in alten Stücken vornehme Perſonen ſelbſt, denn ſie hat eine ſtattliche hohe Figur, über welche ſich der Königsmantel ſehr ſchön zur Schau hängen läßt.

Obgleich es dem Regiſſeur nicht angenehm iſt, unterbrochen zu werden, rückt er doch der Dame Anſtandshalber einen Seſſel hin, und ſie läßt ſich mit einer unnachahmlichen Grazie nieder. „Ach, guten Morgen, lieber Regiſſeur, hab' ſchon lange die Idee gehabt, Sie zu beſuchen, komme aber nie dazu.“ — „So,“ entgegnete dieſer ziemlich lang gezogen, „und was führt Sie jetzt zu mir?“ — „Ach,“ declamirt die H. ſchmachtend:

„Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.“

„Sie wiſſen ja, lieber Regiſſeur, daß mit dem nächſten Jahre mein Contract zu Ende läuft, und da Sie Alles bei der hohen Intendanz vermögen, ſo werden Sie doch, hoffe ich, einer alten Collegin, wollte ſagen, einer Collegin, die ſchon lange mit Ihnen ſpielt, das Wort reden.“

Der Regiſſeur hat während dieſer Rede, die ihm nicht neu iſt, in den Rollen des Stückes geblättert und ohne gerade der Dame auf ihre Bitte eine Antwort zu geben, legt er ein dünnes Heftchen vor die Madame H. hin, es iſt die Rolle von Clärchens Mutter, auf der ihr Name prangt.

„Aber, lieber Freund," fährt dieſe überraſcht fort, „was machen Sie denn da? Sie ſind doch ſehr zerſtreut. Sie dachten an mich und ſchreiben meinen Namen auf dies Rollenheft?"

„Ja," entgegnete der Regiſſeur, jedoch ohne aufzuſehen, denn es iſt gefährlich, einer Künſtlerin, die Heldinnen ſpielt, bei Momenten, wo man ihr etwas Unangenehmes ſagen muß, in das Auge zu blicken. „Ich that es nicht in der Zerſtreuung; es iſt gewiß beſſer, liebe H., daß Sie anfangen, ſich in Müttern zu verſuchen. Wiſſen Sie, die Zeit rückt vorwärts, ich werde auch allmählig alt, und ich verſichere Sie, daß es mir ſehr läſtig wird, noch den Egmont und dergleichen jugendliche Rollen zu ſpielen."

War die Dame wirklich durch die ihr zugedachte Rolle ſo überraſcht, oder affectirte ſie nur die Beſtürzung und den Verdruß, der ſich auf ihrem Geſicht und an der ganzen Haltung deutlich blicken ließ, genug, das drohende Feuer in ihrem Blick verſchwand, ſie wandte den Kopf recht würdevoll gegen den Regiſſeur, hob eine ihrer Hände mit einer nunachahmlichen Bewegung gegen das Herz und lispelte mehr, als ſie ſprach: „Aber, lieber Regiſſeur, wie kann ich bei meinem edlen Weſen ſo ein Weib ſpielen, die Mutter einer ſolchen Tochter. Ah! Ich würde ganz meine gewöhnliche Natürlichkeit verlieren, und jeder würde mir anſehen, daß ich mit Widerwillen einen ſolchen Charakter darſtelle."

Aber der Herr Regiſſeur blieb trotz dieſen Lamentationen feſt. Er zuckte die Achſeln und verſicherte, vergeblich einem Auskunftsmittel nachgedacht zu haben. „Sehen Sie," ſagt er und ſteckt ſich eine neue Cigarre an, „die M. iſt krank, die W. auf Urlaub und der R. ſo wenig wie der Y-Z. kann ich doch eine ſolche Rolle

anvertrauen. Sie wiſſen ja ſelbſt, liebe H., daß der Effect all' der Scenen zwiſchen Egmont und Klärchen ſehr viel auf dem würdevollen Benehmen der Mutter beruht. Und darum habe ich Sie vorgeſchlagen." Dann fährt er mit ſanfter Stimme fort: „ich muß es Ihnen offenherzig geſtehen, iſt mir die Zeit, wo wir zuſammenſpielten, die Zeit, wo der Egmont eine meiner Glanzpartien war, noch ſo im Gedächtniß, daß es mir ſchmerzlich ſein würde, die bekannten Züge — Sie wiſſen, liebe H., wie wir uns gekannt haben, gar nicht mehr vor mir zu ſehen. Es bleibt ja doch in der Familie. Vor zehn Jahren liebt ich die Mutter, heute die Tochter. Apropos, wie geht's Ihrer Emilie? Das Mädchen wird jeden Tag ſchöner; bei ihr möcht' ich gern einmal den Egmont ſpielen. — Sie wiſſen doch, daß ich ihr ſeit geſtern freie Entrée verſchafft habe? Der Intendant hat es ſehr gerne gethan, denn er iſt mit mir einverſtanden, daß hübſche Mädchen eine gute Decoration für's Parterre ſind."

Der Regiſſeur hatte die letzten Worte mit Herzlichkeit geſprochen und fällt jetzt wieder in ſeinen ruhigen Ton zurück. „Nicht wahr, liebe H., Sie werden das einſehen, und dann iſt es auch wegen Ihres Contracts. In dem Rollenfach der komiſchen und polternden Alten können Sie ſich noch lange erhalten."

Madame H., die ihren Freund kennt, weiß wohl, daß hier nicht viel mehr zu machen iſt, legt alſo ſeufzend dem Regiſſeur noch einmal die Contractſache an's Herz und zieht ſich gegen die Thür. In der Ecke des Zimmers ſteht ein Sopha mit prachtvollen geſtickten Kiſſen. Beider Blicke fahren unwillkürlich über dieſe Zeichen früherer glühender Liebe hin und während der Regiſſeur liſtig lächelt, ſagt die Dame: „Ach, Heinrich, die vergangenen Zeiten waren doch ſchön!" Er begleitet ſie zur Thür, und wie ſie zwiſchen den rauſchenden Vorhängen verſchwindet, ruft er ihr laut genug nach, daß ſie es deutlich verſtehen kann:

„Sie geht, und da ſie geht, möcht ich ſie halten!" Noch ein

Blick, der Bediente macht mit ſeinem äußerſt dummen Geſicht ein Compliment, und die Dame iſt verſchwunden. Raſch wendet ſich nun der Regiſſeur in's Zimmer zurück, klopft anmuthig die Aſche von der Cigarre und ruft den Bedienten hinaus: das verfluchte ewige Stören! Ich bin für Niemand mehr zu Haus!"

Er ſetzt ſich wieder in ſeinen Fauteuil und fährt fort in den Rollen, ſowie in den Büchern, die ihm nach und nach von ſeinen Freunden geſchickt werden, zu blättern. Wenn ihm auch nicht gerade die Scene, die er mit der H. hatte, alte Jugenderinnerungen, weder traurig noch komiſch, in's Gedächtniß zurückruft, ſo findet er dagegen auf den gelben Papieren manchen Namen, der ihm ein Lächeln oder einen ſtillen Seufzer abgelockt. Auch Bemerkungen, die hie und da von den darſtellenden Künſtlern zwiſchen den Reden eingeſchrieben wurden, kommen ihm äußerſt komiſch vor. Da heißt's bei einer Stelle: „der rechte Arm wird ausgeſtreckt, der Kopf würdevoll zurückgeworfen, oder die Augen werden ſchmachtend geſchloſſen;" bei einer andern: „hier trete ich drei Schritte zurück, knirſche mit den Zähnen und ſtoße drei Seufzer aus;" hinter einem langen Monologe ſtehen die Worte: „als ich zum letzten Male dieſe Rolle ſpielte, geruhten Se. Durchlaucht der Fürſt, der in Huſarenuniform im Theater war, mich aufmerkſam anzuhören und am Schluſſe beifällig mit dem Kopfe zu nicken; auch applaudirte das Parterre dreimal." Ein anderes Notabene hieß: „hier ſtützte ich mit dem linken Arm auf mein Schwert, legte den rechten Ellbogen, auf dem mein Kopf ruhte, darauf und bildete ſo, wie meine Freunde mich ſpäter verſicherten, eine maleriſche Stellung."

Das alles lieſt der Regiſſeur durch, vertheilt die noch fehlenden Rollen, ſchreibt die Zahl der Statiſten auf, ſowie das ganze Ballet, das er im Stück zu verwenden gedenkt; Einige ſollen Pagen machen, Andere führen bei den Volksſcenen in Brüſſel Tänze auf, und der Nachwuchs des Ballets, die Kinder unter zehn Jahren, ſollen die Straßen bevölkern, hin und her rennen und kleine Spiele treiben.

So iſt es elf Uhr geworden. Es ſchellt draußen, der Bediente bringt ein kleines Billet und meldet zugleich drei Tänzerinnen, die aufzuwarten wünſchen. In dem Briefe bittet ein College, der bisher die Rolle des Vanſen ſpielte, da er zufällig gehört habe, daß der Egmont auf dem Repertoire ſtände, um Abnahme dieſer Rolle und um Zutheilung des Herzogs Alba, da letzterer eigentlich mehr Intriguant ſei als erſterer, und er für dies Fach doch engagirt ſei. Der Brief wird ad Acta gelegt und die Tänzerinnen vorgelaſſen. Neue Klagen und Beſchwerden. Die drei Grazien kommen eben aus der Tanzſtunde, wo ſie erfuhren, daß ihnen zu einem Tanz auf heute Abend, in dem ſie die Solopartien haben, keine neuen Schuhe gemacht werden ſollen. Dem Regiſſeur werden die alten vorgezeigt, die von fleiſchfarbener Seide und jedenfalls ſehr defect, ſogar durchlöchert ſind. Doch zuckt er die Achſeln und rechnet ihnen vor, daß die ausgeſetzte Summe für neue Schuhe faſt überſchritten ſei und er alſo nichts mehr dürfe machen laſſen. Aber das Kleeblatt läßt ſich ſo bald nicht abweiſen, ſie beſtürmen den guten Mann mit Bitten und Schmeicheleien, verſichern ihm, daß ſie auf den durchgetanzten Sohlen faſt nicht mehr ſtehen könnten, eine ſogar, die ſehr ſchöne Waden hat, macht, während ſie die Schuhe vorzeigt, ein kleines Battement, um zu zeigen, daß man bei der Vorſtellung die defecten Stellen deutlich ſehen könne, was den Regiſſeur rührt, und ſie erhalten endlich die Erlaubniß, die ſehr nothwendigen neuen Schuhe machen zu laſſen.

Nachdem ſich die Tänzerinnen noch einige Sekunden in dem Zimmer des Regiſſeurs umgeſehen, da eine ſchöne Stickerei bewundert, hier die Stellung der Venus nicht ganz natürlich fanden, trifft der Regiſſeur Anſtalten, ſich ſeines Schlafrocks zu entledigen, um Toilette zu machen, eine Bewegung, welche die drei alsbald in die Flucht ſchlägt. Jetzt wird dem Bedienten geſchellt, doch kaum iſt dieſer eingetreten, um ſeinem Herrn die nöthigen Sachen zur Toilette hinzureichen, als draußen wieder heftig geſchellt wird. Schon iſt

der geplagte Mann im Begriff, ſeinen Schlafrock wieder feſter um ſich zu ziehen, als er an dem lauten Gelächter der vor der Thür Stehenden erkennt, daß es ein paar gute Freunde ſind, vor denen er ſich nicht zu geniren hat. Er läßt alſo den Schlafrock fallen und läßt ſich, nachdem er noch einen Blick zum Fenſter hinausgeworfen hat, ein paar helle Beinkleider geben, die er dem Sonnenſchein zu Liebe heute anziehen will. Indeſſen ſind zwei junge Männer an die Thür getreten, die in ihrem Aeußern den ſchärfſten Contraſt bilden. Der erſte iſt von einer langen, ſehr langen Geſtalt, auf der ein intereſſantes, aber ſehr blaſſes Geſicht, von hellblonden Haaren umgeben, ſehr von oben herab auf die Welt ſieht. Er iſt recht elegant gekleidet, trägt bunte carrirte Beinkleider, eine ſchwarze Atlaßweſte, auf der ein kleines Stückchen goldener Kette prangt; ein ähnliches Geſchmeide verbindet die koloſſalen Knöpfe zweier Tuchnadeln, mit denen der lange junge Mann das ſchwarzſammtne Halstuch verziert hat; ein Frack nach dem neueſten Schnitt mit pfundſchweren Knöpfen, auf denen ein Fuchskopf ciſelirt iſt, vollendet das Ganze. Er ſchreitet mit großen Schritten durch den Vorſaal, wobei er einer Tanne zu vergleichen iſt, die vom wilden Sturmwind bewegt hin und her ſchwankt. Der Andere, der wenigſtens einen guten Schuh kleiner iſt, als der Erſte, aber dagegen der Breite deſto mehr zugeſetzt hat, iſt kaum im Stande, ihm zu folgen. Beide mögen vielleicht fünf bis ſechs und zwanzig Jahre alt ſein, ſehen aber aus ganz verſchiedenen Umſtänden weit älter aus und ſind bei ihrem Eintreten über dies Kapitel gerade in einen kleinen Streit verwickelt.

„Ich verſichere dich,“ ſagte der Lange, „daß du mit jedem Tage unförmlicher und dicker wirſt. Alles Jugendliche iſt aus deiner Erſcheinung verſchwunden, und wenn nicht dein kindiſcher Kopf wäre, der, beiläufig geſagt, weniger zu deinem Körper als zu deinen Neigungen und Geſinnungen paßt, ſo könnte man dich für einen alten Kerl von fünfzig Jahren halten.“ Das ſprach der

Lange finſter und ernſt und mit ſolchem Tone, als ſei die Sache durch den Ausſpruch abgemacht und ließe ſich nichts weiter darauf entgegnen. Doch der kleine Dicke, der freundlich lachend hinter dem Langen hertrippelte und zu ihm emporſah, ſchenkte Dieſem nichts und verglich ihn mit einem Streichhölzchen, von dem aber oben der Schwefel abgebrannt ſei. So gelangten Beide in das Zimmer des Regiſſeurs, als er ſich gerade beſchäftigte, das helle Beinkleid anzuziehen. Der Lange bleibt bei dieſem Anblick wie erſtaunt unter der Thür des Zimmers ſtehen und ſagt mit überraſchtem Tone, während ſich der Dicke in eine Sophaecke legt und nach einer Cigarre langt: „Ach, lieber Regiſſeur, Sie wollen heute ein helles Beinkleid anziehen? Welche Idee! Es gibt ja in einer Stunde Regen. Dann ſollten Sie ſich auch mehr in Acht nehmen und ſich nicht hier bei den offenen Thüren anziehen. Ich habe Ihnen das ſchon oft genug geſagt.“

Der Regiſſeur läßt langſam die Hand ſinken und ſchaut noch einmal zum Fenſter hinaus, dann ſagt er ruhig: „Ja, Sie haben Recht, es wird doch in kurzem ſchlechtes Wetter. Johann, eine ſchwarze Hoſe!“ Und der Dicke bricht in ein lautes Gelächter aus.

Von den beiden eben Eingetretenen, die ich dem Leſer zwar bezeichnet, aber noch nicht vorgeſtellt habe, iſt der Lange Schauſpieler und der Dicke Schriftſteller. Daß der Mime ein Mann von Talent und Fähigkeiten iſt, läßt ſich daraus abnehmen, weil er mit dem verſtändigen, ſcharfblickenden Regiſſeur in ſo vertraulichem Verhältniſſe ſteht, ſo daß dieſer ſogar auf die Meinung und das Urtheil des Untergebenen etwas hält. Was den Schriftſteller betrifft, ſo ſchweigt die Geſchichte.

Der Lange iſt indeſſen mit einigen großen Schritten im Zimmer umhergeſtürzt und hat in kurzem die Rollenhefte des Egmont auf dem Tiſche entdeckt. „Ah, der Egmont!“ ruft er laut. „Ich bekomme doch den Oranien? Nicht wahr? Ich verſichere Sie, ich habe mich ſehr darauf gefreut und ſchon lange über das Coſtüm

nachgedacht, das mir am Beſten dazu ſtehen wird. Was denken Sie zu einem ſchwarzen Sammetkleide? Ich nehme dazu eine kurze blonde Perrücke und einen rothen Bart.“ — „Wie dein natürlicher iſt,“ ſchaltet der Dicke ein. „Doch hoffe ich, wird dir jetzt endlich einmal Befehl ertheilt werden, ihn abzuſchneiden; denn du, der ſo ſehr auf Treue des Coſtüms inclusive Perrücke und Bart ſieht, wirſt doch wohl wiſſen, daß damals dieſer Wangenſchmuck nicht Mode war.“ Der Lange ſieht ihn mit einem großen Blicke an und antwortet ganz ruhig: „Glaub' mir nur, daß ich beſſer weiß, was ſich für meine Rolle paßt als du.“ Schon droht wieder, wie beim Eintritt, ein kleiner Streit zu beginnen, wenn nicht der Regiſſeur gerade angezogen wäre, ſeinen Hut nimmt, und ſo das Zeichen zum Aufbruch gibt.

Die Drei gehen fort, und auf der Treppe wird dem Regiſſeur noch ein Billet gebracht. Es iſt von dem Kapellmeiſter, der anfragt, ob der Egmont wirklich in den nächſten acht Tagen gegeben werde, was ihm eigentlich nicht recht gelegen ſei, denn er habe ſchon für das nächſte Concert etwas von der Beethoven'ſchen Muſik aus dieſer Tragödie beſtimmt. Kaum iſt der Brief geleſen, ſo wird der Regiſſeur auf der Straße von einem jungen Diplomaten mit der Frage angehalten: „Sie geben nächſtens Egmont? Wiſſen Sie, wir haben dieſen Winter über die Tragödie einige Male geſprochen, und da gab ich Ihnen einige Stellen an, die bei uns geſtrichen wurden und nothwendig auch hier wegbleiben müſſen.“ Der Regiſſeur dankte ihm lächelnd und verſichert ihm, daß er wohl daran gedacht habe. Für heute Morgen wäre Egmont nun glücklich beendigt, denn obgleich ihm hie und da auf der Straße Collegen begegnen, die mit einer Bitte oder Klage auf ihn zulenken wollen, ſo thut doch der Regiſſeur, als ſähe er ſie nicht, nur um auf einen Augenblick von Allem, was Egmont heißt, befreit zu ſein.

Indeſſen ſind Nachmittags die Rollen vertheilt und iſt auf den folgenden Morgen eine Probe angeſagt worden. Schon in der

Frühe ſind eine Menge Leute da geweſen, die den Regiſſeur haben ſprechen wollen, doch hat der Bediente den ſtrengſten Befehl erhalten, Niemand vorzulaſſen, da er ſonſt mit den Vorbereitungen nicht fertig werden würde.

Auf dem dunklen Theater hat ſich indeß das Perſonal verſammelt und ſteht da und dort in kleinen Gruppen beiſammen. Die Zimmerleute tragen die alten Couliſſen herbei oder ſind auf dem Schnürboden beſchäftigt. Der Theaterdiener geht herum und flüſtert bald dem Einen, bald dem Andern eine Bemerkung zu. Die Leute, die bei dem Erſcheinen des Regiſſeurs etwas anbringen wollen, halten ſich an der erſten Couliſſe auf, um ihn gleich überfallen zu können, und ihre Zahl iſt nicht klein.

Wie der Theaterdiener in ſeiner Art ein ganz eigenthümlicher Menſch iſt, gibt es deren beim Perſonal noch viele ſtehende Perſonen, die wie die Masken auf dem italieniſchen Theater mit wenigen Variationen faſt immer denſelben Charakter haben. Unter den Choriſten iſt einer, der die andern in jeder Beziehung überragt oder zu überragen glaubt. Das iſt meiſtens eine große ſtarke Figur, der im Rittercoſtüm wie ein rechter Schlagetodt ausſieht, und der ſich durch allerhand Kleinigkeiten bemerkbar zu machen weiß. Gewöhnlich ſtellt er ſich vorn hin, macht auffallende Geſten und Bewegungen, und wo der Chor ſich in plano zu freuen hat oder betrübt ſein muß, drückt er ſeinen Schmerz noch heftiger aus, oder lacht mit lauter Stimme einige Sekunden früher als die Andern. Er iſt es, dem ſich bei vorkommenden Gelegenheiten der erſte Tenor an die treue Freundesbruſt wirft, und der mit ſtarkem Arm den Ohnmächtigen aufrecht zu erhalten hat. Bei Balletten ſpielt er den Zauberkönig oder auch Ungeheuer und iſt im Allgemeinen dadurch kenntlich, daß er an ſeinen Kleidern, die mit denen der übrigen Choriſten gleich ſein ſollten, beſtändig eine kleine Auszeichnung hat. Bald iſt es eine Treſſe, bald eine Reihe Knöpfe mehr, bald eine farbige Feder, wo der ganze übrige Chor nur ſchwarze oder

weiße hat. Da ſich dieſer Mann durch kleine Dienſte bei den Regiſſeuren in Gunſt zu ſetzen weiß, ſo hält es ſchwer, ihn von ſeinem Poſten zu verdrängen, denn wenn er auch auf der Bühne nicht ſelbſt mitzuwirken hat, weiß er ſich doch immer hinter den Couliſſen ein kleines Geſchäftchen zu machen. Bald blitzt und donnert er, bald läßt er die Kanonen aus der Entfernung ſpielen, bald dirigirt er das kleine Gewehrfeuer und läutet mit den Glocken. Ihm gegenüber, doch weniger glücklich und anhaltend, regiert eine handfeſte Dame die Choriſtinnen; doch iſt dies weibliche Perſonal nicht gutmüthig genug, um einer einzigen zu erlauben, daß ſie ſich immer verdränge, und dann fährt auch die rauhe Hand der Zeit weit unnachſichtiger über die Wange der Herrſcherin. Bei ſtämmigen Bäuerinnen kann ſie noch immer eine der Erſten vorſtellen, doch bei jungen unſchuldigen Geſpielinnen irgend einer Prinzeſſin, wo ſie vor fünfundzwanzig Jahren anmuthig glänzte, muß ſie ſich gefallen laſſen, von dem jungen naſeweiſen Volk verdrängt zu werden. Dann fallen auch im menſchlichen Leben allerhand Verhältniſſe vor, die ſie nöthigten, eine Zuflucht hinter der geſchloſſenen Phalanx ihrer Colleginnen zu ſuchen, wobei ſie es dann nicht unterläßt, ſich auf die Zehen zu ſtellen, um den Kopf ſo weit wie möglich vorſtrecken zu können.

Eine andere, nicht minder beachtenswerthe und ſehr wichtige Perſon in dem Haushalte des Theaters iſt der Inſpicient. Da der Poſten eines Inſpicienten einen Mann verlangt, der eine Unzahl von Stücken faſt auswendig weiß, der das Theater durch und durch kennt, ſo ſind es meiſtens gediente Veteranen, denen ein ſolcher Poſten anvertraut wird. Dieſer Mann, der den ganzen Tag in ſeiner Rumpelkammer zu thun hat, wobei er die alten roſtigen Schilder hin und her wirft, zur Vorſtellung herrichtet und wieder aufräumt, wo er die Deckelkannen und Becher, aus denen die tapfern Ritter getrunken, zuſammenſtellt, hat ſich durch dieſe immerwährenden Arbeiten mit den lebloſen klappernden Gegenſtänden ein finſteres,

mürriſches Weſen angewöhnt, das er an allen ſeinen Collegen und ſelbſt an den Vorgeſetzten ausläßt. Dabei ſind ihm ſeine alten Geräthſchaften ein wahres Heiligthum, und ein Nagel, der ihm nach der Vorſtellung an irgend einem Stücke fehlt, iſt im Stande, ihn für mehrere Tage unglücklich zu machen. Der Inſpicient iſt gewöhnlich von Natur ein gutmüthiger Menſch, was ſich auch auf ſeinem Geſichte ausdrückt, weßhalb der Ingrimm und der Schmerz, der ihm durch die rohe Behandlung ſeiner Requiſiten verurſacht wird, auf ſeinem dicken lächelnden Geſicht nicht recht die Oberhand gewinnen kann. Sein Geſchäft verbietet ihm, in der Kleidung ſehr gewählt zu ſein, und da ihm bei dem Herumſtöbern in den Winkeln zuweilen die Perrücke etwas verſchoben wird, ſo ſieht der Mann nicht ſelten ſehr poſſirlich aus, wenn er ſo mit einigen mächtigen Ritterſchwertern unter dem Arm an das Tageslicht heraufſteigt. Des Abends bei der Vorſtellung läuft er hinter den Couliſſen umher, um jedem der Schauſpieler zu ſagen, wann der Augenblick da iſt, daß er auftreten muß. Dann lieſt er das Stichwort, es mag einen noch ſo rührenden Monolog beſchließen, mit näſelndem Tone ab, gibt dem Schauſpieler einen kleinen Puff, nimmt haſtig eine Priſe und eilt auf eine andere Seite der Bühne, wo es vielleicht eben blitzen ſoll, oder wo er den Befehl zu geben hat, daß ein paar kleine Balletmädchen, die als Genien in ihren Hänggurten zappeln, über die Bühne fliegen ſollen.

Jetzt endlich ſchlägt es zehn Uhr; der Regiſſeur kommt in Begleitung des langen Schauſpielers, von dem ich oben ſprach, und der ihn regelmäßig zu den Proben abholt; denn der Regiſſeur, ein kleiner König in ſeinem Reiche, hat ſo gut Günſtlinge wie jeder Andere. Hier auf der Probe hat ſein Auftreten wirklich etwas Königliches, und er wird umringt von der Schaar der Supplicanten, die ſich in der erſten Couliſſe hinter leinwandenen Bäumen und hölzernen Steinen verbargen. Zuerſt naht ſich ihm der Maſchiniſt, der zugleich Decorateur iſt, und entſchuldigt ſich über einen verun-

glückten Mondſchein, oder daß eines der Garderobemädchen geſtern bei der letzten Scene, wo der Hintergrund das offene Meer darſtellte, in's Waſſer gegangen ſei, er habe ſie zurückhalten wollen, doch ſei es zu ſpät geweſen. Der Anführer der Statiſten, der, weil er in vorkommenden Fällen die Gefechte zu führen hat, Schlachtenlenker genannt wird, bringt die Liſte, auf der die Soldaten verzeichnet ſind, die im Hintergrunde warten, bis der Augenblick kommt, wo ſie als Leibwache des Herzogs von Alba über die Bretter marſchiren ſollen. Der Balletmeiſter, dem der Regiſſeur heute Morgen einige Zeilen ſchrieb, er möge doch bei den Volksfeſten in Brüſſel durch einige Tänzer im Hintergrunde einen kleinen Tanz aufführen laſſen, ſteht auf der Bühne und macht nur einige Schritte gegen den Regiſſeur, damit dieſer die gleiche Anzahl gegen ihn machen ſoll." Er thut dies nur, um ſeiner Würde nichts zu vergeben, obendrein, da er alle Urſache hat, ſich über das Begehren des Regiſſeur beleidigt zu finden, denn er ſagt dieſem, daß er es ſehr geſchmacklos fände, wenn man verlange, daß das Ballet im Hintergrunde tanzen ſolle. Der Regiſſeur weiß ihn nur durch das Verſprechen zu beruhigen, daß dort ein kleiner hölzerner Hügel gebaut werden ſoll, auf welchem man vom Parterre aus die Tänze deutlich ſehen könne. So hat der beſchäftigte Mann nach allen Seiten zu fragen, zu beantworten, Bitten zu gewähren oder abzuſchlagen. „Lieber Bruder," ſagte der Herzog Alba zu ihm, „du könnteſt mir zu der Rolle auch eine neue Perrücke machen laſſen; ich verſichere dich, die alte paßt gar nicht mehr dazu." Vauſen, der Schreiber, kommt und beklagt ſich, daß er in der Garderobe keinen Rock finden könne, der zerriſſen genug wäre. Kaum ſind die Beiden abgefertigt, und der Regiſſeur iſt glücklich an ſeinen Tiſch gelangt, worauf die Klingel und ſein Hut ſteht, ſo fühlt er ſich leiſe am Rock gezupft. Es iſt eine Choriſtin von kleiner Statur, die ſich gern auszeichnen möchte, und da ſie wegen ihrer unanſehnlichen Geſtalt von den Andern immer zurückgedrängt

wird, hat ſie ſich auf die Gaſſenjungen und dergleichen verlegt und bittet den Regiſſeur, ſie bei den Volksfeſten in Brüſſel einen ſolchen ſpielen zu laſſen. Nach einer Zeichnung und Beſchreibung, die er heute Morgen dem Decorateur zuſchickte, hat dieſer das Theater zu der erſten Scene, wo Jetter im Begriff iſt, nach der Scheibe zu ſchießen, hergerichtet. Der Regiſſeur, der die Niederlande bereiste, hat dort einigen kleinen Feſten der Art beigewohnt und die Häuſer auf dem Theater geſchmückt, wie ſie daſelbſt verziert waren. Vor den Giebeln hängen bunte Fahnen mit Namen verſchiedener Ortſchaften und Dörfer, die Theilnehmer zu dem Scheibenſchießen ſandten. Auf dem Boden ſitzen Gruppen von Kindern, und der Regiſſeur zeigt ihnen, wie ſie ſpielen und ſich herumbalgen müſſen; auch dürfen ſie zuweilen ſchreien und laut jubeln. So beginnt die Probe, doch gibt es noch Unſägliches zu thun. Bald ſtehen die Landleute im Hintergrunde zu dick auf einander, bald ſind die Reihen zu dünn und füllen das Theater nicht aus. Die Statiſten, welche die gemüthlichen holländiſchen Soldaten darſtellen ſollen, marſchiren ängſtlich hin und her mit angezogenen Knieen und ſteifen Fußſpitzen, als wenn ſie auf dem Exercirplatze wären. Die Damen des Ballets, die leichtfüßige Bauernmädchen machen ſollen, ſchweben wie Nymphen einher, machen ſtatt natürlicher Bewegungen die ausgeſuchteſten Attitüden, kurz, es iſt noch nicht die Idee von einem wirklichen Leben in dem Gewühl. Der Regiſſeur läuft herum, ſtellt hier eine Gruppe zuſammen, jagt dort die Kinder auseinander und fordert ſie auf, laut zu ſchreien; endlich geht die Sache etwas beſſer; doch kaum wird es von Neuem probirt, ſo haben die Meiſten das eben Gemachte wieder vergeſſen und es muß ihnen abermals gezeigt werden; beſonders die Kinder ſind ſchüchtern und fürchten ſich, bis vorn auf die Bühne zu laufen, weßhalb der Regiſſeur einen Korb mit Aepfeln kommen läßt, und der Inſpicient muß einen nach dem andern über die Bühne rollen laſſen. Jetzt wird's beſſer, die Kinder laufen den Aepfeln nach, werfen einander

um, überpurzeln ſich und die Sache wird natürlicher. So geht die Probe fort. Die Scenen zwiſchen Egmont, Brackeburg und Klärchen erfordern weniger Mühe; doch hat der Regiſſeur auch hier immer noch genug zu thun, um dem Ganzen die gehörige Rundung zu geben. Da müſſen die Farben der Decoration, der Möbel mit den Coſtümen übereinſtimmen, und wenn er endlich nach ſeiner beſten Einſicht alle dieſe Sachen ordentlich zuſammengeſtellt hat, ſo kommt ihm oft noch die Meinung eines einzelnen Künſtlers dazwiſchen, und er muß, um die Collegen bei guter Laune zu erhalten, die ganze Anordnung wieder umwerfen.

So glaubt Alba, daß ein rother Sammetmantel zu ſeinem Coſtüme beſſer ſtehen würde, was aber nun zu den Möbeln von derſelben Farbe und demſelben Stoffe nicht gut paſſen würde. Der lange Schauſpieler, der den Oranien ſpielt, überzeugt den guten Regiſſeur in einer ſchwachen Stunde, daß er zu ſeinem ſchwarzen Kleide auf jeden Fall blaue Möbeln haben müſſe, und ſo geht das fort, untermiſcht mit andern kleinen Störungen, die jeden Augenblick eintreten. Klärchen iſt heiſer und kann ihre Reden kaum ſprechen, auch zerſtreut und ſieht oft hinter den Couliſſen umher, als ſuche ſie dort etwas. Die Mutter dagegen, die ſich noch der ſeligen Zeit erinnerte, wo ſie Klärchen ſpielte, verſpricht ſich jeden Augenblick und ſagt oft in der Zerſtreuung lange Sätze von den Reden ihrer Tochter. Hinter den Couliſſen wogt und murmelt es durch einander, und der Regiſſeur muß oftmals ſeine Klingel gebrauchen und Ruhe gebieten, damit er die auf der Bühne Befindlichen hören kann. In Gruppen ſtehen die Schauſpieler, die Choriſten und Statiſten vor und in den Garderoben zuſammen, betrachten die Kleider, die dort ausgehängt ſind, haben daran etwas auszuſetzen, oder einer ärgert ſich über den andern, wenn Jener ein beſſeres Kleid hat als Dieſer. Vanſen hat ſich ſo in ſeine Rolle hineinſtudirt, daß er den aufrühreriſchen Schreiber auch hinter den Couliſſen fortſpielt. Er beweist eben dem Brackeburg, der gerade ſeinen

Contract in der Taſche hat, daß er danach den Egmont rechtmäßig für ſich in Anſpruch nehmen könne; zufällig kommt der zweite Tenor hinzu und iſt voll Gift und Galle über den Regiſſeur, der von ihm verlangt, er ſoll die gemeinſchaftlichen Reden der Bürger mitſprechen. Auf der andern Seite ſtehen die Choriſtinnen beiſammen und Alle haben ſich über den Regiſſeur zu beklagen. Dieſe wollte heute Morgen von der Probe dispenſirt ſein, und trotz dem, daß ſie eine große Wäſche hat oder ausziehen will, muß ſie doch bleiben; eine Andere, die unverheirathet iſt, wurde von ihm auf das Gröbſte beleidigt, indem er ſie geſtern ermahnte, zur heutigen Probe ihre Kinder mitzubringen; einer Dritten endlich, die beim wehmüthigſten Chore oder bei Ausbrüchen der Verzweiflung oder des Schmerzes ruhig ihren Strickſtrumpf bearbeitete, wurde dieſe Thätigkeit auf der Probe unterſagt und ſie dadurch auf das Empfindlichſte gekränkt.

So dauern die Proben fort, Morgens und Nachmittags, und allmählig taucht aus dem Chaos ein feſter Kern hervor, und bei der Generalprobe ſieht ſich im günſtigſten Falle der Regiſſeur für ſeine viele Arbeit und Mühe belohnt, denn die Vorſtellung verſpricht eine glänzende zu werden. Auf dem Zettel von heute ſteht ſchon für morgen der Egmont angekündigt aber noch iſt manche Tücke des Schickſals zu fürchten, die vielleicht die ganze Vorſtellung für längere Zeit hinausſchieben kann, die wirkliche oder fingirte Krankheit eines Mitgliedes, und der Regiſſeur ſieht an dieſem Tage dem Theaterdiener immer mit Schrecken entgegen, weil er die unheilſchwangern Worte zu hören glaubt: Herr oder Madame So und So ſind krank geworden. Doch kommt diesmal der Tag der Aufführung ohne Störung heran. Der Zettel wird gedruckt, öffentlich angeklebt, und jetzt iſt ſo leicht an eine Veränderung nicht mehr zu denken. Während nun ſchon von drei Uhr Nachmittags an der Regiſſeur in den Garderoben und auf der Bühne herumkriecht, hier andere Coſtüme ausſucht, dort noch Anordnung für die Möbeln

trifft, während der Mann dabei ermüdet und abgeſpannt von der tagelangen Arbeit obendrein ſeine Rolle hervorholen und noch einmal ableſen muß, ſchlendert man auf der Gaſſe gemächlich in's Kaffeehaus und lieſt an der Ecke den angeklebten Zettel. „Egmont", meint Einer, „wäre mir ſchon recht." — „Mir auch," ſagt ein Anderer, „und Der und Der, und Die und Die ſpielt mit; die Beſetzung iſt ziemlich." — „Ja," fügt ein Dritter gähnend hinzu, „wenn ich mich nur nicht bei Durchleſung des Theaterzettels immer ärgern müßte, da leſen die Schauſpieler ihre Rollen ein halbmal durch, halten zu ihrem Vergnügen eine Stunde Probe, und dann macht ſich ſo ein Regiſſeur wichtig und läßt auf den Zettel drucken: „Neu in Scene geſetzt!"

Vergnügen auf der Jagd.

Wenn ich von dem Manne, den ich hier aufzuführen die Ehre habe, bemerke, daß er kein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war, so will das nicht sagen, er habe ein Steinschloß von einem Percussionsschloß nicht unterscheiden können, oder er habe nicht gewußt, daß man Feldhühner im Sommer und Hasen im Winter schießt. Nichts weniger; besagter Mann kannte sogar den größten Theil der gangbaren Jägerausdrücke, und hätte um Alles in der Welt nicht von den Hörnern eines Rehbocks oder den Beinen einer Schnepfe gesprochen. Hierin war er sehr correct, und vierzehn Tage nach der Jagdzeit konnte es ihm wohl begegnen, daß er Jemand versicherte, seine Lichter seien außerordentlich gut und über seine Ständer könne er sich nicht beklagen.

Soeben hat er ein Billet erhalten mit der Einladung zu einem Treibjagen, woselbst Füchse, Hasen und Böcke geschossen werden. Besonders auf letzteres freut er sich außerordentlich; denn obgleich er gesprächsweise wohl von diesem oder jenem schwierigen Schusse spricht, den er einem unglücklichen Reh männlichen Geschlechts beigebracht, so ist die Sache doch im Grunde eine Dichtung, was er

vertrauten Freunden eingesteht und alsdann versichert: „Im Winter, wenn ich Zeit habe die Jagden zu besuchen, haben die Böcke abgeworfen, und was den Pinsel anbelangt, da kann man nicht vorsichtig genug sein.

Also die Einladung ist angekommen. Das Rendezvous ist vier Stunden von dem Orte, wo sich der Jagdliebhaber befindet, auf morgen früh sieben Uhr festgesetzt. So sehr es ihn freut, einmal einen Tag lang knallen zu können, so ist ihm doch der Umstand, Morgens vor sieben Uhr einige Stunden fahren zu müssen, äußerst fatal, und wer weiß, ob er die Einladung annähme, wenn er sich nicht so sehr darauf freute, heute Abend in Gesellschaft auf die stehende geistreiche Phrase: „Aber heute ist es kalt!“ leicht hinwerfen zu können: „Pah, was ist für uns Jäger die Kälte!“ — „So, Sie lieben die Jagd?“ — „Leidenschaftlich,“ antwortet er, indem er sich die Hände reibt. „Nur raubt es mir Zeit, viel Zeit; gleich morgen bin ich wieder genöthigt, einen ganzen Tag zu opfern, da mich mein Freund K. dringend eingeladen hat.“

Das Wetter ist, wie es ein Jäger nur wünschen kann. Seit heute Nachmittag hat sich der Himmel aufgeklärt; es ist Frost eingefallen, und als unser Freund Abends nach Hause geht, tritt er in so viel Wasserlachen, als er eben erreichen kann, um sich zu überzeugen, daß es wirklich friert. Vor einigen Tagen ist Schnee gefallen und eine weiße Decke liegt über Berg und Thal.

Was die Jagdausrüstung anbelangt, so ist unser Dilettant damit versehen wie Einer. Er besitzt einen grauen Jagdrock, dicke kurze Hosen, wollene Strümpfe, die bis über's Knie reichen, und rothe juchtenlederne Stiefeln, die das ganze Jahr einen unausstehlichen Gestank verbreiten, dafür aber auch, weil sie wenig gebraucht werden, im Winter auf der Jagd der Nässe gutwillig den Eintritt gestatten. Er hat sich einen grauen Filzhut angeschafft mit einem theuern Gemsbart und Spielhahnfedern verziert. Das Pulverhorn ist zum Aufdrücken, der Schrotbeutel zum Umbiegen eingerichtet,

Alles auf's Neueſte. Auch eine Zündhütchenuhr fehlt nicht; da er aber den Mechanismus derſelben nicht zu handhaben verſteht, ſo wird ſie nur zur Parade mitgenommen und er müht ſich meiſtens ab, mit den erſtarrten Fingern das Zündhütchen aufzuſetzen. Daß er ein ausgezeichnetes Gewehr beſitzt, brauchen wir gar nicht zu erwähnen. Daſſelbe ſchießt weit hin und hält auf achtzig Schritte die Schrote merkwürdig zuſammen. Nur hat es einen einzigen kleinen Fehler: es ſtößt ſehr ſtark und hätte dem Liebhaber bei einem erſten Verſuch mit etwas ſtarker Ladung beinahe zwei ſeiner ſchönſten Backenzähne gekoſtet.

Der Jagdliebhaber kommt in ſein Zimmer und ruft ſeinem Bedienten — „Johann, mein Gewehr! den Jagdrock, die Hoſen, die hohen Strümpfe und die langen Stiefel!“ — Bald ſind alle dieſe Sachen um ihn verſammelt und er ſieht ſich veranlaßt, dem Bedienten einen kleinen Wiſcher zu ertheilen. Die Motten haben in den Aermel des Rocks ein Loch gefreſſen und in der Hoſe einen Theil verletzt, den man gern in gutem Zuſtande beſitzt. Dieſer Wiſcher wird bedeutend verſtärkt, da die Stiefeln, trotz der häufigen Ermahnungen, ſie fleißig einzuſchmieren, vor Dürre ordentlich klappern. Im Grunde tröſtet ſich der Jagdliebhaber damit, daß es nicht viel zu ſagen hat, wenn auch an den Kleidungsſtücken etwas fehlt, wenn nur die Waffe in gutem Zuſtande iſt.

Dieſe ſteht, ſorgfältig in ein grünes wollenes Futteral geſteckt, in einer Ecke des Zimmers und wird nun hervorgeholt und feierlich enthüllt. Doch wer malt den Schrecken des Jagdliebhabers, als er bemerkt, daß das Gewehr in- und auswendig mit einer förmlichen Kruſte von Roſt bedeckt iſt, und als er ſieht, daß die Batterie von verbranntem Pulver ſtarrt! — „Gerechter Gott! wer hat das gethan? Wie iſt das möglich?“ Er weiß zu gewiß, daß er das Gewehr ſelbſt in's Futteral geſteckt, rein und blank, nachdem er es ſorgfältig mit Mandelöl eingerieben. Ein ſchweres Gewitter ſteigt über dem Haupt des Bedienten empor, der troſtlos daſteht und ſich

nach den ersten Worten als Thäter bekennt. Er hat das Gewehr mit zu einer Herbstfeier genommen, und nachdem er an einem schönen Nachmittage zwei Pfund Pulver daraus verknallt, hat er's ungeputzt in's Futteral gesteckt und das Putzen vergessen. Glücklicherweise ist der sehr biegsame und schmiegsame Ladstock nicht eingerostet und Herr und Diener beschäftigen sich sofort mit einer sehr eindringlichen, aber unangenehmen Herbstnachfeier. — Was ist zu thun? Das Gewehr muß geputzt sein, und da es unterdessen eilf Uhr Abends geworden ist, so muß man sich selbst damit beschäftigen. Die Waffe wird auseinandergeschraubt, und nach zweistündiger mühsamer Arbeit tritt der feste Grund des Rohrs überall wieder zu Tage; die Batterie ist sauber und blank, und während dem hat der Bediente Rock und Hose etwas geflickt und die Stiefeln mit Oel und Talglicht gehörig bedient.

Als endlich Alles in Ordnung ist, schlägt es zwei Uhr, und da der Postwagen nach dem Orte des Rendezvous um halb drei abfährt, so ist keine Zeit mehr zu verlieren. Der Jagdliebhaber, ohne zu Bette gekommen zu sein, wirft sich geduldig in die Jagdkleider, hängt Pulverhorn, Schrotbeutel und Zündhütchenuhr um, nimmt den Muff, setzt den Jagdhut mit den Spielhahnfedern auf und wickelt sich in den Mantel. Es wird rasch eine Tasse Kaffee gekocht, und nach einem halb wehmüthigen Blick auf sein unberührtes Bett eilt er nach dem Posthofe, den Vergnügungen entgegen, die seiner harren.

Draußen ist es grimmkalt, die Sterne funkeln am klaren Himmel, der Schnee knirscht unter den Füßen des Dahinwandelnden, und ehe er noch den Posthof erreicht, hängen große Eiszapfen an seinem Barte. — Im Eilwagen ist er die einzige Person, und wenn er deßhalb auch die Beine nach Belieben ausstrecken kann, so leidet er dafür sehr an Frost. Umsonst wickelt er sich in seinen Mantel, die Nachtluft dringt schneidend durch. Seine Zähne klappern und aus den Füßen ist alles Gefühl verschwunden.

Endlich nach vier langen Stunden kommt er am bestimmten Orte an. Es ist halb sieben und der Tag fängt an zu dämmern. Im Wirthshause, wohin er beschieden worden, wird er in eine große Stube gewiesen, wo ihm ein dicker Holzrauch sagt, daß das Feuer eben angelegt worden. — Er ist der Erste auf dem Platze, und nachdem er das Gewehr von sich gelegt, trippelt er, halb erstarrt, in der Stube auf und ab, um sich etwas zu erwärmen. Bald erscheint ein Kellner mit sehr verschlafenem Aeußern, der ihn gähnend fragt, was er zu genießen wünsche. — Nachdem der Jagdliebhaber einige Augenblicke überlegt, entscheidet er sich für Chokolade mit geröstetem Brod und Butter.

Unterdessen wird es Tag und vor dem Gasthofe versammeln sich die Treiber. Sie haben lange hellgraue Leinwandkittel an, Pelzmützen auf dem Kopfe und die Hände stecken in dichten Filzhandschuhen. Die meisten führen einen langen Stock und Alle springen im Schnee herum, schlagen in die Hände, um diese zu erwärmen, und blasen ihren Athem in dicken Dampfwolken von sich. — Jetzt kommen auch einige herrschaftliche Jäger an, mit andern Treibern hinter sich, deren einer einen Frühstückranzen trägt und einen Schweißhund an der Leine führt. Alle haben blaue Backen und roth angelaufene Nasen; ein Anblick, der den Jagdliebhaber jetzt um so schmerzlicher an die vergangene Nacht erinnert, da der Ofen anfängt, eine behagliche Wärme auszuströmen und die duftende heiße Chokolade vor ihm auf dem Tische steht.

Dort steigt die Sonne über die Berge und wirft einen feuerrothen Schein auf den Schnee bis vor das Wirthshaus, den Rauch vergoldend, der aus den Schornsteinen des Dorfs hie und da aufzusteigen beginnt. Die Jagdhunde schauen empor und schütteln sich. — Eben ist die Chokolade und ein ganzer Teller voll gerösteten Brods mit Butter verzehrt, als draußen unter den Treibern eine allgemeine Bewegung entsteht. Herr v. K., der nahe beim Dorf während der Jagdzeit auf seinem Landgut wohnt, kommt mit

einigen anderen Herren, und die Jagd kann beginnen. — Unſer Held ergreift ſein Gewehr und eilt vor das Haus. Allgemeine Begrüßung. Man wird vorgeſtellt und läßt ſich vorſtellen, und iſt in wenigen Augenblicken bekannt.

Gleich vor dem Dorf beginnt der erſte Trieb. — Ein alter Jäger des Herrn v. K. führt unſern Jagdliebhaber und einen andern jungen Herrn auf ihren Stand. Während ſie ſo im Schnee dahin gehen, leitet der Jäger die Converſation mit den Worten ein, daß es doch nicht mehr ſo kalt ſei wie geſtern; er zeigt auf einige Wolken, die unterdeſſen emporgeſtiegen ſind, und ſchüttelt halb verdrießlich mit dem Kopf, wobei er eine Hand voll Schnee vom Boden aufhebt, um zu zeigen, daß er naß ſei und ſich leicht zuſammenballen laſſe.

Bald iſt der Stand erreicht, die Beiden werden aufgeſtellt, und da die Treiber einen weiten Weg zu machen haben, ſo geſellt ſich der junge Herr aus der Nachbarſchaft zu unſerm Liebhaber, und Beide beginnen ein Jagdgeſpräch, aus welchem der Letztere zu ſeinem großen Schrecken erſieht, daß jener heute wahrſcheinlich zum erſtenmal eine Jagd mitmacht. Er weiß nicht was ein Zwilling iſt, er ſpricht vom Haar des Haaſen, und der Jagdliebhaber bekommt beinahe Krämpfe, als ihm der Andere von einem Rehbock erzählt, der ein ganz verdrehtes Horn gehabt habe. Kurz, in einer Viertelſtunde iſt es heraus, daß der junge Herr noch nie auf der Jagd geweſen, denn er bittet den Jagdliebhaber, ihm beim Laden ſeines Gewehrs behülflich zu ſein. — Man kann ſich den Schrecken des Mannes denken. In aller Kürze, denn die Treiber erſcheinen ſchon auf den Höhen des Feldes, gibt er dem jungen Herrn die allernothwendigſten Anweiſungen und bittet ihn auf's Dringendſte, nicht auf den Weg zu ſchießen, auf dem Beide ſtehen.

Der Trieb beginnt, die Treiber fangen an ihr Jellow! Jellow! zu ſchreien, und ein einzelner Haſe kommt in voller Flucht übers Feld einher, gerade mitten zwiſchen unſern beiden Freunden. Der

Jagdliebhaber nimmt ſein Gewehr auf und macht ſich in größter Ruhe fertig; der junge Herr, der vor dem Trieb noch ein nothwendiges Geſchäft hat verrichten wollen, knöpft in aller Haſt ſeinen Rock zu, fackelt mit dem Gewehr herum, der Haſe ſtutzt, wendet ſich und eilt in einem weiten Bogen den andern Schützen zu, deren einer ihn gemächlich niederſtreckt.

Bald folgen mehrere dieſem erſten Schlachtopfer menſchlicher Grauſamkeit. Sie ſpringen behend auf dem Schnee hin und her, gejagt von den Treibern und ſtutzend vor den aufgeſtellten Schützen; ſie kommen vor und eilen zurück, ſpringen rechts und ſpringen links, ſtehen und halten die Löffel empor. Drei bis vier der beherzteſten machen einen tollkühnen Verſuch und eilen gerade auf die Schützen los. Piff! paff! pum! drei wälzen ſich in ihrem Blute, und der vierte, der nahe an unſerem Jagdliebhaber vorbeikommt, ſchnellt unter dem Schuſſe dahin und zeigt hohnlachend ſein weißes Hintertheil.

Die Treiber kommen näher, das Gefecht wird hitziger. Haſen die Menge; es knallt auf allen Seiten. Der junge Herr, der wüthend in den Schnee hinein ſchießt, erlegt einen angeſchoſſenen, halbtodten Haſen, der ſich mühſam vor ihn hingeſchleppt hat. Tollkühn gemacht durch dieſen Sieg, wendet er ſich mit dem Gewehr und knallt einigen Flüchtlingen nach, ohne ihnen die Wolle anzubrennen. Jetzt kommen noch einige Nachzügler und unſer Jagdliebhaber, der noch nichts erlegt hat, verſtärkt ſchnell die Ladung ſeines Gewehrs, um von dieſen letzten Früchten noch eine für ſich zu brechen.

Ein ſehr ſtarker Haſe kommt ihm gerade in den Schuß. In der Hitze drückt er beide Läufe zugleich los; freilich ſtürzt der Haſe im Feuer zuſammen, aber der Jagdliebhaber bekommt zugleich einen ſo fürchterlichen Schlag von ſeinem Gewehr, daß er einen lauten Schrei ausſtößt. Im ſelben Augenblick knallt es neben ihm: der junge Herr hat trotz aller Ermahnung über den Weg geſchoſſen. Unſer Jagdliebhaber hörte hinter ſich die Schrotkörner in den Schnee ſchlagen und ſteht da, von doppeltem Entſetzen gefeſſelt.

So endigt der erste Trieb. Die Treiber kommen vor den Schützen in einer langen Linie aus den Büschen heraus. Viele bringen geschossene Hasen mit, die in die Linie zurückgelaufen und dort liegen geblieben. Der Trieb ist sehr gut ausgefallen, der Jagdeigenthümer reibt sich die Hände und überzählt vergnügt die lange Reihe von getödteten Hasen, die vor ihm auf dem Schnee ausgebreitet werden; die Hunde, an der Leine gehalten, dringen sehnsüchtig näher, die Getödteten beschnuppernd und hie und da den Schweiß aufleckend. Der Jagdliebhaber untersucht mit der verdrießlichsten Miene von der Welt sein Gewehr, und kann nicht begreifen, weßhalb es so furchtbar stößt. Seine rechte Wange ist roth und aufgelaufen, als habe er seit mehreren Tagen mit furchtbarem Zahnweh gekämpft.

Der Himmel hat sich unterdessen bezogen und einzelne Schneeflocken, vom Winde hin und her gejagt, schweben als Vorposten eines wahrscheinlich starken Schneegestöbers langsam herab. Die Hasen werden auf große Stöcke gestreift und auf einen Wagen gehängt, welcher der Jagd langsam folgt. — „Meine Herren," sagt der Jagdeigenthümer, „glauben Sie, daß es noch zu früh zum Frühstücken ist? Wie es Ihnen beliebt. Wollen wir jetzt einen kleinen Imbiß nehmen oder noch einen Trieb machen?" — Bei dem Worte Frühstück tritt ein stämmiger Bauer aus dem Haufen hervor; derselbe trägt einen Stuhl mit einem einzigen Bein, an welchem eine starke eiserne Spitze, um ihn in den Boden zu treiben, und an diesem Stuhl hängt ein gewaltiger Ranzen, mit einem großen Wolfspelz überzogen, und dieser Ranzen enthält ein ganz vortreffliches Frühstück. Da sich aber die meisten Jäger dafür entscheiden, noch einen oder zwei Triebe zu machen, so tritt der Bauer mit dem Ranzen wieder unter die Treiber zurück.

„Meine Herren," sagt der Jagdeigenthümer, „wir wenden uns dort links aus dem Walde hinaus, gegen die Haide hin, und ich bitte nur, keinen der Füchse durchgehen zu lassen, die wahrscheinlich in Menge erscheinen werden. — Haben Sie schon Füchse geschossen?"

fragt er den Jagdliebhaber und den jungen Herrn. Der letztere verneint, der erste aber zeigt stillschweigend seinen Jagdmuff, der allerdings von Fuchspelz ist, was aber im Grunde nicht viel sagen will. — „Also vorwärts!“ ruft der Jagdeigenthümer. Die Förster stellen die T[illegible] an und die Jäger ziehen links in den Wald hinein, wo derselbe ichter zu werden beginnt.

Zu dem jungen Herrn gesellt sich ein alter Förster, der ihn von früher kennt und vorhin zugesehen, wie er sich ziemlich ungeschickt benommen; er gibt ihm einige freundschaftliche Ermahnungen. — „Wissen Sie was?“ sagte der Alte, „gehen Sie mit mir in den Trieb, das ist recht amusant, namentlich wo es viele Füchse gibt. Der Fuchs ist von einer unbegreiflichen Schlauheit; er ist im Stande, sich in einer Wegfurche zu verstecken, läßt die Treiber vorbeigehen und reißt dann hinten aus. Da kann man ihm nachknallen, daß es ein wahres Vergnügen ist.“ — Der junge Herr nimmt das Anerbieten dankbar an und folgt mit dem alten Jäger den Treibern. Er wirft sein Gewehr über die Schulter und watet plaudernd durch den tiefen Schnee.

„Sind Sie schon lange bei der Jägerei?“ fragt er den alten Förster, und dieser entgegnet: „Ja, das mögen schon an die vierzig Jahre sein; aber damals und jetzt, welch' ein Unterschied! Man kann das heutzutag keine Jagd mehr nennen, die paar Hasen und Füchse und hie und da ein Reh! Du lieber Gott! was war das noch für ein Hochwildstand vor dreißig Jahren! und die Sauen, die es da gab! Auch schoß man jeden Winter einen bis zwei Wölfe.“

„Ach ja, Wölfe!“ meint der junge Herr und schnalzt vor Jagdlust. „Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, so einen Wolf zu schießen. Aber man spürt ja seit längerer Zeit wieder Wölfe hier im Land. Kamen sie nicht in dieses Revier?“ — „Waren auch da, junger Herr,“ erwidert der alte Förster, den plötzlich die Lust anzukommen schien, einiges Latein preis zu geben. „Man hat in

den Zeitungen von zweien gefaſelt. Ja, proſit die Mahlzeit! Es war ein ganzes Rudel. Gott ſtraf mich, aber es waren wenigſtens ihrer zwanzig.“ — „Ah!“ — „Wenigſtens zwanzig. Sie haben doch die Berichte von den Schafen geleſen, die ſie zerriſſen haben, von der ungeheuren Menge Schafe? Das thun nicht zwei Wölfe. Sie waren, wie man es ſo nennt, ordentlich conſtituirt, und der Luchs, der damals geſchoſſen wurde, führte ſo eine Art Obercommando über ſie. Sehen Sie“ — und damit blieb der Alte plötzlich ſtehen — „hier auf dieſem Fleck ſtand ich, dort drüben auf der Halde war der Schäfer des Orts, und da unten, wo die umgeſtürzte Eiche liegt, ſah ich ſie vorbei kommen; wie geſagt, wenigſtens ihrer zwanzig, und der Luchs voran; der trug ein Reh, und jeder der Wölfe hatte ein Schaf im Rachen. Ja, das war für die Schäfer eine harte Zeit.“ — „Aber,“ entgegnet der junge Herr, „man hat ja nur zwei geſchoſſen, da müſſen die andern noch im Lande ſein, und es könnte uns heute zufällig ein Wolf begegnen.“ — „Das iſt wohl möglich,“ meinte der alte Förſter, „freilich nicht ſehr wahrſcheinlich; aber was iſt in der Welt nicht ſchon Alles geſchehen, namentlich auf der Jagd? Ja, da kommen Dinge vor! Aber jetzt müſſen wir den Treibern nach, ſie ſind ſchon weit voraus.“

Die Beiden ſchreiten rüſtig darauf los und ſind bald auf der Linie, von der aus getrieben wird. Der junge Herr verſucht ſein Gewehr von Neuem zu laden, benimmt ſich aber dabei wieder ſo ungeſchickt, daß der alte Jäger überlegt, ob es rathſam ſei, ihn mit in die Treiberlinie zu nehmen, ob es nicht beſſer wäre, ihn an irgend einem verlorenen Poſten aufzuſtellen, wo er Niemand Schaden zufügen könnte. Er wählt das Letztere. Die Beiden ſtehen gerade an der umgeſtürzten Eiche. — „Das iſt ein ſehr merkwürdiger Platz,“ ſagt der alte Förſter. „Die Eiche hier heißt die Fuchseiche.“ — „Ei, und warum die Fuchseiche?“ — „Das ſollten Sie nicht wiſſen,“ meint der alte Förſter, „und waren doch ſo viel auf

der Jagd?" — „Ja, ich erinnere mich dunkel, etwas davon gehört zu haben."

„Natürlich," entgegnet der Förster. „Der Fuchs ist das schlauste Thier, das es gibt. Daß er sich bei den Dörfern, an den Hühnerställen herumtreibt, wissen Sie. Sollte man aber glauben, daß so ein Vieh eine Ahnung davon hat, wenn er den andern Tag getrieben werden soll und wo die Jagd losgehen wird? Gott straf mich! und das wissen sie manchmal besser als die Jägerburschen." — „Unglaublich!" — „Das ist noch nicht Alles," fährt der Alte fort. „Sie machen während der Jagd Zeichen an gewisse Bäume und theilen sich dadurch mit, wo die schlechten Schützen stehen und wo es am hitzigsten hergeht. Und deßwegen heißt dies hier die Fuchseiche. Was sie für Zeichen machen, das kann kein Mensch wissen; aber so viel ist gewiß, daß die Füchse während des Triebs ihre Richtung vor Allem hieher nehmen, und wenn sie gesehen haben, was sie sehen wollten, gehen sie entweder gerade aus oder kehren um und suchen sich zu retten wie sie können."

„Ei!" meint der junge Herr, „und wer macht denn die Zeichen an die Eiche?" — „Das thut immer der gescheidteste Fuchs, der Oberfuchs." — „So muß ja hier ein absonderlich guter Platz sein?" — „Das will ich meinen; ich habe mich hier aufstellen wollen, aber wenn's Ihnen Vergnügen macht, so bleiben Sie da." — „Das wäre mir wirklich recht angenehm." — „Also abgemacht! Bleiben Sie hier stehen. Halten Sie sich aber still und rühren Sie kein Glied am Leib." Im Abgehen fügt der Alte hinzu: „Am Ende haben Sie sogar das Glück und schießen den Oberfuchs." — „Aber," ruft ihm der junge Herr nach, „woran erkennt man denn eigentlich den Oberfuchs?" — „Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß Sie den Oberfuchs nicht zu unterscheiden wissen!" lacht der alte Jäger und geht seines Wegs. — „Natürlich!" erwidert der junge Herr und stellt sich in Positur.

Auf der andern Seite sind die Schützen auch aufgestellt; der

Jagdliebhaber hat wirklich einen guten Platz bekommen und steht zwiſchen dem Herrn von X. und einem andern vortrefflichen Schützen. Vor ſich haben ſie eine junge Waldkultur, von der ſie durch einen tiefen, mit niedrigem Geſträuch bewachſenen Graben getrennt ſind; in ihrem Rücken iſt die Haide. Der Jagdliebhaber iſt ungemein aufgeregt, theils weil er wirklich begierig iſt, einmal einen Fuchs zu ſchießen, theils weil er fürchtet, ſich vor den guten Schützen zu blamiren. Herr von X. legt beide Hände vor den Mund und ruft ihm leiſe zu: „Wenn der Fuchs kommt, ſich nur nicht gerührt!“ — Die Aufſtellung der drei Herren iſt ſehr gut gewählt. Jeder ſteht hinter einer großen Buche, die ihn vollſtändig deckt.

Der Trieb beginnt. Lange iſt Alles ſtill; hie und da ſteigt eine Elſter krächzend auf, oder es ſtreift ein Rabe mit ſchwerem Flügelſchlag durch den Wald. Jetzt erſchallt in weiter Ferne ein leiſes Jellow, Jellow! Doch iſt's wohl nur ein blinder Lärm; man hört nichts weiter als den Ruf des Echos in den Bergen. Jetzt wieder: Jellow! Jellow! Zuerſt ein einzelner Ruf, dann mehrere hinter einander, und nicht lange, ſo ruft es: Jellow Fuchs! längs der ganzen Linie der Treiber. Der Jagdliebhaber ſtellt ſich auf die Fußſpitzen, faßt krampfhaft ſein Gewehr und ſein Herz pocht hörbar. Drüben im Laub, ihm gerade gegenüber, raſchelt es; er ſieht rechts Herrn von X. an: dieſer macht ihm ein dringendes Zeichen, aufzupaſſen; er ſieht links: der andere Schütze bedeutet ihm daſſelbe. Er ſtrengt ſeine Augen unglaublich an. Jetzt iſt ihm, als bemerke er drüben auf der andern Seite des Grabens einen kleinen gelben Sandhaufen, der aber plötzlich wieder verſchwindet. Das Raſcheln kommt näher — er ſieht nichts. Sein Nachbar links gibt ihm ein dringendes Zeichen, indem er den Zeigefinger wie ein Gewehr an die Wange legt, und Herr von X. arbeitet wie ein Telegraph. Dem Jagdliebhaber bricht der Schweiß aus: er ſoll ſchießen und ſieht nichts. Drüben erſcheinen die Treiber, einige vorwitzige Buben voraus; einer derſelben wirft ſeinen Prügel in den Graben und brüllt

hinaus: „Jellow! Jellow Fuchs!“ Herr von K. stößt einen derben Fluch aus, der andere Schütze zielt kaltblütig wie auf das Fußgestell des Jagdliebhabers. Dicht vor demselben fährt ein Fuchs in die Höhe, beinahe zwischen seinen Füßen durch, über die Halde hin. Es knallt von allen Seiten. Der Jagdliebhaber, dem es schwarz vor den Augen geworden ist, wendet sich ebenfalls gegen den Fliehenden, drückt abermals die beiden Läufe seines Gewehrs zugleich ab, erhält einen noch furchtbareren Schlag als das erstemal, verliert das Gleichgewicht, stürzt rücklings in den Graben und liegt da in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, umtobt von dem Gelächter der Treiber.

Glücklicherweise hat der Jagdeigenthümer den Fuchs erlegt; er ist im Feuer zusammengestürzt. Der gute Schuß mildert seinen Zorn über die Ungeschicklichkeit des Jagdliebhabers. — Man richtet ihn auf, und da er glücklicherweise keinen Schaden genommen hat, so erzählen ihm seine beiden Nachbarn, wie der Fuchs nicht drei Schritte vor ihm hinter einem abgehauenen Baumstamme gesteckt. „Auf Ehre, so nahe,“ sagte Herr von K., „daß wenn ich nach ihm geschossen hätte, ich unfehlbar Ihre Waden mit verletzt haben müßte.“

So endigt der zweite Trieb. — Die Treiber umstehen den Fuchs, er hat die Augen verdreht und zeigt noch im Tode die Zähne. Einer gibt ihm noch einen derben Schlag auf den Kopf, denn man hat Beispiele, daß der Fuchs sich nur todt stellt und nachher die Treiber, die ihn fortschleppen wollen, in die Waden beißt. — „Meine Herren,“ ruft der Jagdeigenthümer, „jetzt kommt der Frühstückstrieb! Wo ist der Caspar mit dem Ranzen?“ — „Caspar ist zurückgeblieben und wird gleich erscheinen,“ meinen die Treiber.

Die Bauern lagern sich an den Rand des Grabens, ziehen ihr Stück Brod aus der Tasche und erzählen sich Jagdabenteuer. Herr v. K. schaut ungeduldig nach Caspar in den Wald hinein, und der alte Förster begreift nicht, wo der junge Herr von der Fuchseiche bleibt, der ebenfalls noch nicht da ist. Es ist im Wald so still wie

in einer Kirche; man hört die naſſen Blätter von den Bäumen raſcheln. Auf einmal fällt ein entfernter Schuß; Alles lauſcht. Gleich darauf fällt ein zweiter, und man hört in der Entfernung ein gedämpftes Hurrah. — „Was iſt das?“ fragte Herr von K. — Der alte Förſter meint, es ſei in der Gegend der umgeſtürzten Eiche, nimmt einem der Treiber den Schweißhund ab und macht ſich eiligſt dahin auf den Weg.

„Gehen wir mit!“ ruft Herr v. K. Die Schützen folgen und der größte Theil der Treiber ſchließt ſich an. Eilig dringt man vor. Der alte Förſter hat recht, die Schüſſe ſind in der Richtung der umgeſtürzten Eiche gefallen. Dort liegt ſie, und — merkwürdiger Anblick! vor ihr ſieht man Caſpar, den Frühſtückträger, wie er im Begriff iſt, dem jungen Herrn das Gewehr aus der Hand zu winden. Man ſpringt hinzu, und es ergibt ſich für Jäger, die einige Meilen von jeder menſchlichen Wohnung entfernt, von mehreren ſtarken Trieben hungrig und durſtig ſind, die troſtloſeſte Geſchichte. Caſpar vermag vor Grimm nicht zu ſprechen, und ſo erzählt denn der junge Herr, hochroth vor Scham und ſtotternd vor Verlegenheit.

„Ich ſtand,“ fängt er an, „lange ſorgfältig umherſpähend an der Fuchseiche. Endlich riefen die Bauern Jellow. Doch mit jeder Minute entfernten ſie ſich weiter und weiter von mir. Ich ſtand da, einſam und allein, nur mit meinen Gedanken beſchäftigt, von einem recht großen Jagdglück träumend. Ich geſtehe, ein Haſe, ſelbſt ein Fuchs, wäre für mich nichts geweſen, ſogar der Oberfuchs nicht.“ — Bei dieſem Ausdruck ſieht ſich die ganze Geſellſchaft erſtaunt an. — „Nein,“ fährt der junge Herr fort, „einen Wolf zu ſchießen, das war mein Gedanke, einen von den achtzehn, die noch im Revier herumſpuken.“ — Abermaliges Erſtaunen. — „Alles iſt ruhig. Ich ſehe rings um mich her, da gewahre ich endlich zwiſchen den Geſträuchen einen Gegenſtand, der meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Meine Herren, ich ſehe im Geſträuch, keine zwanzig Schritte vor mir, einen Wolf.“ — Drittes Erſtaunen. —

Ich ziele genau, ich drücke ab, der Wolf liegt unbeweglich — ich ziele nochmals, ich ſchieße wieder, da ertönt neben mir ein lauter Schrei; der Bauer dort ſtürzt auf mich zu und behauptet, ich habe in den Frühſtücksranzen geſchoſſen."

Bei dem Worte Frühſtücksranzen entſteht unter den Jägern allgemeine Aufregung. — „Das iſt zu arg!" meint Herr v. K. — „Unerhört!" ruft der Jagdliebhaber, und Alles eilt der Gegend zu, wo das Corpus delicti im Geſträuch liegt. Man ſchnallt den Wolfsranzen auf. Leider hat der junge Herr ſehr gut gezielt: die Blechkapſel iſt mehrmals durchlöchert und die gebratenen Hühner, die Zungen, die Schinken, das Brod ſchwimmen in rothem Wein. — Was iſt zu thun? Der junge Herr iſt durch die Scham und Verlegenheit ſattſam beſtraft; Herr v. K. ſucht die unverſehrten Trümmer aus dem Ranzen zuſammen und fängt als gebildeter Mann zuerſt an zu lachen. Der Jagdliebhaber ſtimmt eifrig ein; er iſt außerordentlich vergnügt, daß es noch einen ungeſchickteren Schützen gibt als er, und unter allgemeiner Heiterkeit geht der Frühſtückstrieb vor ſich, der auch ohne Störung und zur mäßigen Zufriedenheit abläuft.

Nach dem Frühſtück ſteckt man ſich eine Cigarre an; die Jagdgeſellſchaft mit Treibern und Hunden wendet ſich über die vorhin erwähnte Haide einer größern Waldſtrecke zu, wo ſich nach der Ausſage der Jäger ein ziemlich geſchonter Rehſtand befindet. — „Freilich," meint einer, „ſchießen die Gemeindeſchützen Alles ohne Noth zuſammen; aber ein bis zwei Rehböcke in jedem Trieb wären doch nicht unmöglich."

Wer auf der Jagd ſo ausgeſprochenes Unglück hat, wie unſere beiden Nimrode, der Jagdliebhaber und der junge Herr, der wird leider von den andern Schützen gemieden wie ein Angeſteckter, und da die Zeiten vorbei ſind, wo der Jagdherr das Recht hatte, für eine geſchoſſene Gaiſe dem Uebelthäter fünf mit dem Waidmeſſer aufzählen zu laſſen, ſo ſtellt man ſolch unglückliche Individuen lieber auf einen verlorenen Poſten, wo nie etwas anläuft, wo ihnen die

Finger vor Kälte ſtarr und blau werden, wo ſie nichts hören, als das Gekrächze eines Raubvogels. Und dabei ſagt man ihnen nicht, auf welch ſchlechtem Stand ſie ſich befinden; vielmehr rückt der Forſtbeamte, der ſie anſtellt, bedeutſam an ſeinem Hut, ſieht ſich ſchlau um und macht bloß ein Zeichen mit der Hand; Alles ganz leiſe und geheimnißvoll, als bemerke er ſchon ein ganzes Rudel Hochwild, oder er ſagt auch: „Hier haben im vorigen Jahre der Herr Graf von N. einen ſtarken Bock geſchoſſen.“

Unterdeſſen wird es empfindlich kalt; die Sonne iſt hinter dem Waldrand verſchwunden, Nebel ſteigen auf und die Geſichter des Jagdliebhabers und des jungen Herrn ſchillern in Blau, Violet, Roth und Gelb wie eine Farbenſchachtel. Rings herum knallt es luſtig, bei ihnen iſt's öde und ſtill. Plötzlich aber huſchen auf hundert, hundert und zwanzig Gänge im Walde einige Rehe vorbei. Wie ſchlägt den Beiden das Herz! Links knallt es; die Rehe halten an und wenden, was im Laub auf dem Boden ein großes Geräuſch macht. Beide legen das Gewehr an die Wange und ſtrengen ihr Sehorgan unmenſchlich an, um das Gewicht oder den Pinſel zu erblicken. Vergebens, ſie ſehen nur die Umriſſe der Thiere. Die beiden Schützen erinnern ſich, daß man ihnen geſagt hat, der Bock oder die Gais breche gewöhnlich zuerſt hervor, aber wer von den beiden, ob Bock oder Gais zuerſt, das haben ſie vergeſſen. Die Rehe kommen näher, erſchrecklich näher. Jeder denkt: wenn der Andere ſchießt, kann auch ich ſchießen, der wird den Bock ſchon kennen. Jetzt faßt der Jagdliebhaber ein Herz und ſchießt beide Läufe ab. Vier Rehe fahren in ungeheuern Sätzen zwiſchen Beiden durch, hinter ihnen in den Wald hinein. Der junge Herr ſchickt den Fliehenden zwei Schüſſe nach; aber es ſtürzt nichts.

Der Trieb iſt beendigt und Alles verſammelt ſich, um heimzuziehen. — „Nun, haben Sie geſchoſſen?“ ſagt der alte Jäger zum Jagdliebhaber. „Ihnen müſſen ja vier Rehe angelaufen ſein.“ Von unſern beiden Nimrods will eben jeder verſichern, er habe dem ſtarken

Bock, der darunter geweſen, ein Tüchtiges verſetzt, als ein alter Treiber hinzutritt und bemerkt, er habe die vier Rehe deutlich geſehen, es ſeien vier Gaiſen geweſen. — Der Jagdliebhaber und der junge Herr verſtummen plötzlich und beten in Gedanken: „Heiliger Hubertus, wenn nur kein Unglück geſchehen iſt!“

Die Jagd iſt zu Ende und man kehrt tüchtig durchfroren auf das Dorf zurück, wo der erſte Trieb begonnen hat. Hier wird zum Beſchluß der letzte und beſte Trieb gemacht, an der Wirthstafel nämlich, wo ein Sauerkraut mit Umſtänden, d. h. mit Erbſen, Schweinefleiſch, Blutwurſt und dergleichen aufgetiſcht iſt. Man ißt ſehr viel, man trinkt noch mehr, renommirt wird ungeheuer, und am Ende fährt Alles nach Hauſe.

Mitten in der Nacht kommt der Jagdliebhaber in ſein Zimmer; ihn fröſtelt und er läßt ſich einen Kamillenthee machen, der auch ſeine Wirkung thut. Am andern Morgen macht er mit einem ſtarken Huſten und Schnupfen auf. Sein Barbier erſchrickt, als er ihn im Bette liegen ſieht, und bringt ihm einen Handſpiegel. Die rechte Wange des Jagdliebhabers iſt fürchterlich aufgelaufen. — Um zehn Uhr bringt ihm ſein Bedienter einen Brief vom Jagdeigenthümer, der ihm mit wenigen freundlichen Worten den Rath gibt, künftig nicht wieder auf Rehe zu ſchießen, bevor er gelernt habe, einen Bock von einer Gais zu unterſcheiden; heute früh hätten die Jäger eine Gais heimgebracht, die von ihm im letzten Trieb geſchoſſen worden. Der Jagdliebhaber ſeufzt und nimmt den erſten Löffel einer ſehr bittern Arznei, die ihm der Arzt verſchrieben.

Reiſende Engländer im Orient.

Wenn man heutzutage etwas über eine Tour lieſt, die Dieſer oder Jener gemacht hat, ſo kann man ſich ſicher darauf verlaſſen, gleich beim erſten Kapitel, neben Klagen über ſchlechte Wirthshäuſer und theure Rechnungen und dergleichen Fatalitäten mehr, die Engländer, die dem Erzähler begegneten oder nicht begegneten, nach Kräften lächerlich gemacht zu finden. Das iſt einmal jetzt bei uns zur Mode geworden und ſeit Heine oder Saphir — ich weiß nicht recht, wer — einmal geſagt, er finde in der Welt nichts proſaiſcher, als einen kattunenen Regenſchirm oder einen reiſenden Engländer, ſo werden täglich über dieſe Melodien neue Variationen gemacht. Dem ſcheinen die Söhne Albions aus Steifleinen fabrizirt, Jenem kommt die ganze Figur wie in einer Nürnberger Fabrik aus Holz geſchnitzt vor, und alle ſtellen ſie dar, wie die Knochen im Fleiſch, die einem beim Genuß des ſaftigen Stückes Landſchaft unangenehm den Geſchmack verderben.

Daß der Engländer in ſeiner trockenen, eher abſtoßenden als anziehenden, Manier dem guten gemüthlichen Deutſchen ſtets fremd

gegenüber tritt, finde ich ſehr natürlich. Letzterer zu Hauſe mit allen möglichen Feſſeln und Banden an Haus, Arbeitstiſch und Staat gekettet, freut ſich einige Jahre voraus auf die Reiſe in den Rheingau, die er zu machen gedenkt, legt heute einen Thaler in die Ecke der Schublade und morgen wieder einen, ſchickt ſchon Anfangs Januar, wenn die Neujahrsrechnungen bezahlt ſind, ſeinen Koffer zum Sattler und geht in den erſten vier Wochen regelmäßig täglich wenigſtens einmal bei der Werkſtatt vorbei, damit ſein Reiſegeräth ja bis zum Auguſt fertig iſt, lebt in ſteter Beſorgniß und Angſt, ob auch der neue Rock und die Stiefeln von Glanzleder fertig werden, und ſo kommt langſam der Frühling und geht vorüber. Da fährt eines ſchönen Sommermorgens der Staatsminiſter, oder wer ſonſt der Vorgeſetzte iſt, in's Bad, und unſer Reiſender kommt Mittags mit ſeelenvergnügtem Geſicht nach Hauſe, ein großes gefaltetes Papier in der Rocktaſche. Es iſt ſein Reiſepaß: „Vorzeiger dieſes ꝛc.“ Früher dachte er mit Vergnügen an ſeine Tour, malte ſich die fröhlichen Stunden, die er genießen würde, recht lebendig aus; jetzt, wo ſich die Zeit der Erfüllung nähert, denkt er ängſtlicher daran, es könnt' ihm noch etwas dazwiſchen kommen; er wagt es nicht mehr, die Genüſſe, die ihm bevorſtehen, auszudenken; er ſchließt, ſo oft ihm ein ſolcher Gedanke überkommt, die Augen, und ein kleiner Stoßſeufzer entfährt ihm; er iſt in einer unangenehmen Spannung, ſpricht gegen Niemand mehr von ſeinem Vorhaben und wundert ſich dach dabei, daß die Leute nicht auf der Straße ſtehen bleiben und wenn er kommt, einander zuflüſtern: der reist auch morgen. So nimmt er unruhig ſein Poſtbillet, packt eilig und unruhig ſeine Sachen und erſt, wenn er das rauchende Dampfboot beſteigt, ihm der Kellner auf dem Verdeck den Kaffee ſervirt hat, erſt wenn er ſich die Cigarre angezündet, und um ſich ſchauend drei Kreuze nach der Gegend hinmacht, wo ſein Arbeitstiſch, ſein Zwinger ſteht, ſpringen ſeinem Herzen tauſend Reiſe und es ſchwillt ihm auf, wie ein

engliſcher Twiſtballen, dem man ſeine Emballage genommen; er wacht auf, er iſt des köſtlichſten Humors, denn er reist ja; dem Kellner überläßt er in der Freude ſeines Herzens die vier Kreuzer, die dieſer ihm herausgeben will, rechts und links bietet er den Paſſagieren ſeine Tabaksdoſe oder ſeine Cigarren an, und vom Kapitän bis zum Schiffsjungen hat er ſchon jeden gefragt, ob nicht bald zum drittenmale geläutet würde. Er ſteigt mit großen Schritten auf dem Verdeck herum, und ſucht bei Jedem, der nicht gerade mit Andern beſchäftigt iſt, ſeine ſeligen Empfindungen anzubringen. An der Brüſtung neben dem Steuerruder ſteht ein hagerer langer Herr; ſeinen Kopf mit einem bleichen Geſicht und den etwas in's Röthliche ſpielenden Haaren bedeckt eine ſackähnliche Reiſemütze mit großem Schirm. Ueber dem zugeknöpften Rocke trägt er ein Mäntelchen von waſſerdichtem Zeug, das ihm bis an die Knie reicht. Seine Stiefeln ſind von ungeſchwärztem Leder oder er trägt vielleicht auch Schuhe und Kamaſchen. Vor ihm liegt ein Panorama des Rheinlaufes und in der Hand hält er ein Buch, violet eingebunden und vergoldet; neben ihm lehnt ein großer Regenſchirm, obgleich an dem ganzen Himmel kein Wölkchen zu ſehen iſt. Aufmerkſam blickt der lange Herr in die Gegend und ſieht zuweilen in ſein Buch. Zu dieſem geſellt ſich der Deutſche. „Ach, mein Herr, ein köſtlicher Morgen — Sie reiſen wahrſcheinlich auch nach Köln? — wir werden heute eine herrliche Gegend haben — Kennen Sie die Tour? — Ich verſichere Sie, ich freue mich unendlich auf den Rheingau. — Waren Sie ſchon da?" — Der lange Herr nickt mit dem Kopfe. „Nicht wahr, Sie finden ihn köſtlich?" fährt der Unermüdliche fort. „Ach, Caub und die Pfalz, Bornhofen und die Brüder, es gibt nichts Schöneres." — Bis hieher bleibt der lange Herr ſtehen; dann nimmt er, ohne zu antworten, ſeinen Regenſchirm unter den Arm, geht drei Schritte links, ſetzt ihn wieder hin und blickt wie früher in die Gegend. Unſer Reiſender ſieht ihm überraſcht nach; doch glaubt er endlich, der lange Herr

iſt ein vornehmer Herr, ein Prinz vielleicht oder ein hoher Adeliger, und da findet er es ganz natürlich, ſo en Bagatello behandelt zu werden, ja ganz natürlich, und er würde ſich als ächter Deutſcher geärgert haben, hätte der Prinz oder Baron freundlich mit ihm geſprochen. Er zieht ſich langſam zurück, ſtets nach dem langen Herrn hinſchielend, und Arm und Körper bereithaltend, gleich eine Verbeugung zu machen, im Fall ſich der Herr noch einmal umſehen würde, dann ihn durch einen tiefen Bückling wegen ſeiner Zudringlichkeit um Verzeihung zu bitten — dies wäre doch ſeine Schuldigkeit. Dann geht er raſch zum Kellner. „Wer iſt der Herr dort mit der dicken Mütze und den weißen Schuhen?“

„Der da? ein Engländer?“

„So, wahrſcheinlich ein vornehmer Lord oder ſo ein reicher Marquis?“

„Im Gegentheil, ein ſehr armer, denn er hat heute Morgen eine halbe Portion Kaffee ohne Zucker genommen.“

Nach dieſen Mittheilungen verwandeln ſich plötzlich alle Ideen unſeres Reiſenden. „So, kein Lord!“ murmelte er für ſich, „der grobe Kerl gibt mir keine Antwort, ſieht mich gar nicht an, ſo ein Stock-Engländer.“ Er geht einigemale bei dem langen Engländer vorbei und ſieht ihn verächtlich von der Seite an. „Habe ich doch immer gehört, daß es kein arroganteres, unangenehmeres Volk gebe, als dieſe Engländer, dieſe hölzernen Kerls, ohne Bildung und Lebensart. 's iſt doch ein häßliches Volk!“ Der halbe Tag iſt ihm dadurch verdorben und in ſeinem Herzen keimen die ſchlechteſten Meinungen, die ſchlimmſten Ideen über Alt-England.

Ach, und an dem Allem iſt der lange, freilich ſehr trockene Sohn Albions faſt unſchuldig. Er iſt ja nicht dem Aktenpulte oder Gott weiß was ſonſt für Banden entſchlüpft, und freut ſich nicht, in friſcher Luft und Morgenthau andere fröhliche Menſchen zu finden, denen er, wie der Deutſche, ſein Vergnügen mittheilen kann, das er empfindet, wenn tauſenderlei Gegenſtände bei ihm

vorbeifliegen. Er langweilt ſich bei ſeiner Tour; das Reiſen iſt ihm ein Geſchäft, eine Arbeit, denn unter hundert Engländern reiſen vielleicht keine zehn, weil es ihnen Freude verurſacht. Der zieht gähnend durch's Land und freut ſich, wenn er wieder zu Hauſe ſein wird; denn er iſt an den Rhein oder nach Italien gereist, weil es ſo Mode iſt, und die meiſten ſeiner Bekannten auch dort waren. Ein Anderer ſucht dem politiſchen Lärm, der ihn auf ſeiner Inſel faſt taub macht, zu entfliehen. Dem Dritten hat ſein Arzt verordnet, für ein Jahr lang, ſtatt der Nebel Londons, die friſche kräftige Luft Deutſchlands einzuathmen. Der Vierte, Fünfte und wer weiß wie vielſte endlich reist, weil er zu Haus mit ſeinen Renten nicht auskommen kann. Er verläßt Porter und Roaſtbeaf, um draußen in einer freiwilligen, aber unangenehmen Verbannung zu leben. — Armer Engländer, du haſt ſchon viel mit deiner Langenweile und deinem Gulde zu thun, und freuſt dich auf den Abend, wenn endlich das Dampfboot anlegt, du dein Buch zumachen darfſt und für heute keine alten Schlöſſer und Klöſter mehr die ſtillen Träume deines ſinnigen Theevergnügens ſtören! Kann man es dir da verargen, daß du einem langweiligen Deutſchen, der dich zu Tode landſchaftern will, zu entfliehen ſuchſt, und ihm nicht antworteſt! Nein, du biſt vielmehr zu loben, daß du ſo ruhig kopfnickend auf die Seite gehſt, Harmloſer, du könnteſt ja auch ſtehen bleiben und grob werden.

Wie ſchon geſagt, an dieſem fremdartigen Aneinanderſtreifen mit uns haben die Engländer eben ſo wenig die ganze Schuld, wie wir. Als vor langen Jahren das Reiſen dieſer Inſulaner ſo recht anfing, wurden ſie wie goldbringende Gottheiten, wie reiche Füllhörner betrachtet. Sie warfen mit Pfunden und Guineen um ſich, und wir fanden es dafür ganz natürlich, daß der engliſche Reiſende den Hut auf dem Kopf behielt, wenn er mit uns ſprach, eigentlich mit uns ſprach kann man nicht ſagen, denn ſo weit ließ er ſich nicht ein, ſondern er fragte nur, und wenn wir uns her-

ausnahmen, es ebenſo zu machen, gab er uns keine oder ſehr ſpärliche Antworten. Dies war ſo ſeine Manier, und wir hätten es ihm eben ſo machen können, ohne daß er eine Beleidigung darin geſehen hätte; denn er war das von Jugend auf ſo gewohnt, und mußte unſer unterthäniges Hutabziehen, und wenn wir ſo zierlich mit dem Fuße auskratzten, für lächerlichen Servilismus halten. Das that denn auch der Sohn Albions und war viel zu klug, um ſich gegen uns zu ändern, denn er hatte gleich bemerkt, daß er uns recht anfahren, ſehr kurz und grob behandeln müßte, um für das entſetzliche Geld, das wir ihn zur Revanche bezahlen ließen, recht gut behandelt und mit der größten Unterwürfigkeit bedient zu werden. Es iſt dies leider bei uns nur zu wahr; ich habe mehrmals mit den höflichſten Geberden in einem Gaſthof um ein Zimmerchen gebeten, und wurde vielmal ſcheel angeſehen und hinten hinaus ſechs Treppen hoch zunächſt an den Bedientenſtuben logirt. Doch wenn ich ein anderesmal meinen Koffer gleich in's Zimmer werfen ließ, Hausknecht und Kellner recht grob anfuhr oder mich ihnen nur mit einem langen Gähnen und ohne ein Wort zu ſprechen präſentirte, bekam ich ein gutes Zimmer und lebte herrlich und in Freuden. Daß endlich der Engländer, wenn er zu uns kommt, ſo eigenſinnig bei ſeinen Gebräuchen, bei ſeiner Sprache und den Gewohnheiten bleibt, die ihm von Hauſe aus ankleben, können wir ihm nie verzeihen. Warum lernt er nicht deutſch — und läßt, ſtatt dem Singen der Theemaſchine zuzulauſchen, nicht Champagnerpfropfen gegen die Decke fliegen? warum behält er ſeinen Hut auf dem Kopfe und drückt uns dagegen recht herzlich die Hand? Ach! wie undankbar ſind wir! Dank ſei es dem Engländer und Franzoſen, daß ſie nationell bei uns auftreten und uns zeigen, wie ein Menſch leben muß, um gebildet zu ſcheinen. Woher wüßten wir ſonſt, daß man franzöſiſch plappern muß, um guten Ton zu haben und daß es nöthig iſt, Thee zu trinken, damit man auch ſo intereſſant blaß ausſieht, wie die Engländerinnen? Und, ernſtlich ge-

ſprochen, wie Noth thäte es uns, etwas von dem Stolze des Engländers zu haben, der es unter ſeiner Würde hält, auch nur in der Kleidung, eine andere Nation, am allerwenigſten uns, nachzuäffen. Ach, nähmen wir doch ebenfalls den biederen ehrlichen Deutſchen mit, wenn wir verreiſten und ließen dafür zu Hauſe die lumpigen Fetzen von fremden Gebräuchen, mit denen wir uns umhängen und die uns kleiden, wie den Eſel die Löwenhaut. — Nein, ich wollte ſagen, wie den Löwen die Eſelshaut, denn wir könnten die Löwen ſein, ächte Löwen, aber keine Lions. Mit welcher Luſt, wie viel lieber ließ ich mich bei einem Gedränge tüchtig gegen eine Mauer rennen, wenn der, der mich angerannt hätte, ſich mit einem: „ich bitt' um Verzeihung!“ zu entſchuldigen ſuchte, als mich leicht auf den Fuß treten, um ein: Pardon Monsieur! entgegen zu nehmen. — Zum Teufel das Pardon! —

Auf meinen Reiſen ſind mir immer die Engländer ein intereſſantes Studium geweſen, und wenn man unter hundert Paſſagieren den einzigen Briten herauskennt, ſo kam ihm das, wie ſchon geſagt, nur zur Ehre gereichen. Daß ſie ihre Eigenthümlichkeit immer bis zum Lächerlichen feſthalten und übertreiben, iſt freilich auch wahr, und wenn es kein vernünftiger Menſch billigen kann, daß man von vornherein die Söhne Albions ohne Unterſchied als lächerliche Perſon hinſtellt, wie den Pantalon in der italieniſchen Komödie, kann ich es mir doch nicht verwehren, die zuweilen wirklich komiſchen Figuren der reiſenden Engländer, die mir begegneten, in ein Paar Skizzen darzuſtellen. Ort und Klima tragen auch viel dazu bei, Manches in anderer Beleuchtung zu ſehen, und wenn mich auch auf einem reinlichen rheiniſchen Dampfboote die blendende Wäſche des Engländers freut, ſo iſt doch die ſorgfältige Erhaltung derſelben in dem Schmutze türkiſcher Wirthshäuſer etwas geſucht und eine wohl eingerichtete und ſauber erhaltene Theemaſchine unter den Palmen des Nils wohl im Stande, dem Unparteiiſchen ein kleines Lächeln zu entlocken.

Je mehr man ſich von dem Hauptreiſeſtrich, Holland, dem Rhein entlang, die Schweiz, Tirol nach Italien — weſtlich gegen Frankreich und hauptſächlich öſtlich gegen das Innere von Deutſchland verliert, um ſo ſeltener trifft man die engliſchen Reiſenden, ich ſage ſelten gegen die Maſſe derjenigen, welche die obengenannte große Route einhalten; denn im Allgemeinen findet man unter jedem Himmelsſtrich, daß von zehn Reiſenden ſechs Engländer ſind. Nur einzelne wißbegierige oder neugierige Exemplare ſind es, welche die Hauptſtraße verlaſſen, um rechts oder links abzuſchweifen.

Auf der obern Donau fanden wir noch viele Söhne und Töchter Albions, von denen der größte Theil der Kaiſerſtadt Wien eine Viſite machen wollte. Hier war auf dem Dampfboot von allen Nationen noch eine recht noble Auswahl, und wenn nicht zuweilen ein ehrlicher Oeſterreicher mit einem deutſchen Wort zwiſchen die Converſation gefahren wäre, hätte man glauben können, in England oder Frankreich zu ſein. Doch wie plötzlich und gänzlich änderte ſich dieſe Scene, als wir Wien verlaſſen, um unſere Reiſe nach Peſth oder weiter hinab fortzuſetzen. Die Kaiſerſtadt hatte, ein gewaltiger Magnet, faſt die ganze faſhionable Welt, die wir mitgebracht, angezogen und hielt ſie feſt. Verſchwunden war der kurze Makintoſh und der ſeegrüne flatternde Schleier Englands, ſowie die weißen Glacéhandſchuhe und die Maſſe überflüſſiger Redensarten Frankreichs. Wir hatten die vielen nüchternen und langweiligen Geſichter, die den Kupferſtich ihres Buchs lieber anſahen, als das Original ſelbſt auf der Spitze des Felſens, gegen geſunde kräftige Phyſiognomien vertauſcht und wahrhaft ſehr dabei gewonnen. Neben uns ſtand der Oeſterreicher mit dem gutmüthigen Geſicht, und wem neben dieſem Ausdruck der ſchwarze Bart und die dunklere Geſichtsfarbe etwas Abenteuerliches gab, war der Ungar.

Auf der Galathee, ſo hieß unſer Boot, war ein ſehr luſtiges Leben. Wir hatten ſchönes Wetter, Alles plauderte durcheinander, und jeder freute ſich an der Freude des Andern und den grünen

Wellen der prächtig dahinſtrömenden Donau. So kamen wir nach Peſth, von wo uns der Zrinyi, ein ſchönes, faſt neues Dampfſchiff, weiter hinab durch die Ebenen Ungarns nach der Walachei führen ſollte. Vor den Fenſtern unſers Gaſthofs in Peſth lag dies Schiff; doch fiel am Morgen der Abfahrt ein ſo dichter Nebel, was uns freilich einen guten Tag verſprach, daß wir nur den Dampf des Schornſteins erblicken konnten, der ſich mit Mühe einen Weg durch die weißen Maſſen bahnte. Dann und wann, wenn ſich die Nebel etwas zuſammenballten, ſenkten oder erhoben, blickte einer der Maſten hindurch, auf welchem die Flagge mit den ungariſchen Farben flatterte. Am Ufer ſtanden Gruppen von Ungarn, in ihren weißen und ſchwarzen Schafpelzen mit den gutgeformten Geſichtern, die dem Boote neugierig zuſahen oder ſich mit ihren kleinen Pferden beſchäftigten, die, am Boden liegend, vom ausgebreiteten Tuche ihr ärmliches Futter verzehrten und ſich zur harten Arbeit des Schiffziehens ſtärkten. Wir waren Alle froh, ſtatt der langweiligen nobeln Geſellſchaft, die uns geſtern umſchnatterte, einmal wieder eine andere Welt um uns verſammelt zu ſehen. — Fahrt immer zu, den Rhein hinab und hinauf, ihr Franzoſen und Engländer, und laßt euch von eurem Buch den großen Sagenkranz vor Augen zaubern, den jenes Kloſter und dieſe Burg umgibt, laßt euch immerhin erzählen von ſinniger Minne und edler Aufopferung; wir wollen einmal den Glacéhandſchuh ausziehen, um dem derben Wallachen die Hand zu reichen und uns von dem kräftigen Ungarn erzählen laſſen:

Bei Semlin ſchlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen. —

Lebt wohl, leichtfertiger Franzoſe und guter, aber langweiliger Sohn Englands! — Doch was ſeh' ich? Während ich ſo am Fenſter meine Träume habe, iſt der Nebel etwas gewichen. — Welche Flagge wird da aufgezogen? noch verdecken mir ſie die zerriſſenen Nebelmaſſen — doch jetzt hat ſie die höchſte Spitze des Hauptma-

ſtes erklettert und der friſche Morgenwind entfaltet vor uns die Farben Englands. — Ja, ſie war es, und der dienſtfertige Kellner, den wir um die Urſache dieſer ſeltſamen Erſcheinung auf einem öſterreichiſchen Schiffe befragten, gab uns die tröſtliche Nachricht: die beſten Kajüten auf dem Deck haben Seine Herrlichkeit der Lord Londonderry eingenommen, der nebſt Gemahlin und einer großen Dienerſchaft nach Konſtantinopel wolle. Es war wirklich ſo — verſchwunden waren meine Träume; denn als wir das Boot beſtiegen, ſah ich wohl manche kräftige Phyſignomie, aber das ganze Schiff hatte nichts mehr vom Charakter des intereſſanten Landes, dem es angehörte, ſondern ſah ganz engliſch aus.

Auf dem Verdeck mochte man ſich wenden, wohin man wollte, ſo ſtieß man auf eines jener nüchternen Geſichter mit blonden Haaren, bis an die Naſe in bunte, farbige Halsbinden vermummt, die einem Körper angehörten, der ſich langſam herumbewegte und ſich eine kleine Arbeit machte. An dem einen Radkaſten ſtand der erſte Kammerdiener und packte Silberzeug aus und ein; ein anderer ſaß daneben und die Beiden drehten jeden Löffel einigemal in den Händen herum, ehe ſie ihn einem Dritten gaben, der ihn abputzte und wieder weglegte. Neben dem andern Radkaſten hatten ſich die Kammerjungfern der Lady poſtirt und wühlten in einem unendlichen Haufen weißer Leinwand. Die Bedienten zweiten Rangs ſaßen an der Spitze des Schiffs und die Kiſte, die dieſer rechts gerückt hatte, ſchob jener wieder links. Der eine putzte an einer Theemaſchine, der andere polirte ein Paar Stiefeln und pfiff dabei, wie die engliſchen Stallbedienten, wenn ſie die ungeduldigen Pferde beruhigen wollen.

Die Donaudampfſchifffahrtsgeſellſchaft hatte, um dem ehrenwerthen Lord das Leben auf ihren Schiffen ſo bequem als möglich zu machen, auf ihre Rechnung einen engliſchen Koch engagirt, der zu gewiſſen Stunden für Seine Herrlichkeit allein kochen mußte. An dem Theil des Schiffes, wo ſich die Küche befand, war des Ge-

klappers kein Ende und England florirte hoch. Hier liefen die Bedienten mit ihren Theekannen und Beafſteakpfannen aus und ein, und wir andern harmloſen Paſſagiere waren in beſtändiger Gefahr überrannt zu werden; beſonders an dem erſten Tage unſerer Fahrt ehe die dienenden Töchter und Söhne Albions jeden Winkel zu ihrem Gebrauch eingerichtet und mit Kiſten und Kaſten verſtellt hatten, erging es uns wie in dem bekannten Märchen: wen der Eſel nicht ſchlägt, den kneipt der Krebs, und wen der Krebs verſchont, dem wird von der Katze der Ruß in die Augen gekratzt. Wer glücklich bei der Küche vorbeikam, ohne von einer Portion Sauce angebrüht zu werden, dem ſchob vielleicht der Kutſcher ein Rad des ſchweren Wagens auf den Fuß, oder ſprang ihm vom Bock herab auf ein Hühnerauge, und wer hier glücklich vorbeikam, der wurde wenigſtens von den Stiefel putzenden und Kleider ausklopfenden Bedienten tüchtig eingeſtaubt. Die Herrſchaft all' dieſes Unweſens, der edle Lord mit ſeiner Gemahlin, beläſtigte uns noch am allerwenigſten. Die Dame ſaß ſchon am frühen Morgen an ihrer Kajüte und ließ ſich von dem Herrn Gemahl die courfähigen Paſſagiere der Reihe nach vorführen. Sie war eine Dame in den Vierzigen und einſtens gewiß ſehr ſchön geweſen. Man ſah noch heute die deutlichen Spuren davon. Der Stuhl der Lady ſtand in ihrer Kabine dicht am Radkaſten, wodurch ſie den ganzen Tag wie ein Sulz in eine zitternde Bewegung verſetzt wurde, was äußerſt komiſch ausſah.

Während der vier Tage, die wir zuſammen reiſten, kam ſie vielleicht zweimal auf's Verdeck, um ſich die Gegend anzuſehen. Während der übrigen Zeit ließ ſie ſich von ihrer Kammerjungfer anſagen, wo ſie ſich gerade befand, und ſah ſich dann in ihrem Guide viel lieber die Stahlſtiche an, die im Grunde ſchöner waren, als die Gegend ſelbſt und was die edle Dame viel bequemer hatte. Der Lord dagegen ließ ſich häufig auf dem Verdeck blicken und ſah beinahe, wie alle andern Menſchen aus; nur hatte er Kinn und

Hals ebenfalls in einer großen Binde verwahrt, und trug den Hut ſehr auf dem Hinterkopfe.

Die Ungarn und Wallachen, die auf dem Schiffe waren, fühlten ſich durch die Ausbreitung des engliſchen Comforts noch weit unbehaglicher als wir. Sie drückten ſich an die Schiffswände und wagten es kaum, über das Verdeck zu gehen. Doch ging die Sache ſo lange gut, als wir uns auf dem Zrinyi befanden, der genug Kajüten hatte, um den ausgebreiteten Forderungen der engliſchen Herrſchaft Genüge zu leiſten. Sobald wir aber unterhalb Orſova durch das eiſerne Thor auf Kähnen ſchiffen mußten, und dann auf ein anderes Dampfboot, die Panonia, kamen, ſo geriethen Seine Herrlichkeit ſehr in Verlegenheit, denn da das Schiff nur drei Kajüten hatte, eine für die Damen, eine für den erſten und eine für den zweiten Platz, von denen nur die erſtere kleine abgetheilte Schlafſtellen hatte, ſo mußte der Lord ſich entſchließen, die Nacht in unſerer Kajüte zuzubringen. Anfänglich hatte er lange Debatten mit dem Kapitän, die wir zu unſerm großen Ergötzen mit anhörten, und trotzdem daß die Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft alles Mögliche gethan hatte, um die Engländer zufrieden zu ſtellen, beklagte ſich doch der Lord über ſchlechte und unaufmerkſame Behandlung auf den Donauſchiffen.

Den erſten Abend auf der Panonia konnte er ſich lange nicht entſchließen, mit uns ein gemeinſchaftliches Schlafgemach zu beziehen, ſondern ſpazierte lange auf dem Verdeck umher, und als es gegen neun Uhr anfing zu regnen, mußten ſich fünf bis ſechs ſeiner dienſtbaren Geiſter mit aufgeſpannten Regenſchirmen oben hinſtellen, unter denen er hin und her ſpazierte. Doch bald wurde ihm das Wetter zu arg und wir ſaßen gerade bei einem Glaſe Punſch, als der Kapitän hereintrat und uns lachend aufforderte, auf die Anſtalten Achtung zu geben, die er jetzt machen müſſe, um dem Lord ein würdiges Nachtlager zu bereiten. Die Thür öffnete ſich und ein paar betheerte Schiffsjungen kamen herein, die ein großes Flag-

gentuch trugen, das ſie wie eine ſpaniſche Wand an den Ecken der Kajüte befeſtigten und ſo ein abgeſondertes Zimmerchen bildeten. Der Kapitän hatte, um einen Spaß zu machen, eines mit den engliſchen Farben gewählt, was aber Seine Herrlichkeit ſehr günſtig aufnahm und ſich wohlgemuth dahinter zur Ruhe begab.

Bei Ruſtſchuck verließen wir das Dampfboot, um von da unſere Reiſe zu Land über Schumla und Adrianopel nach Konſtantinopel fortzuſetzen. Einigemal hatte die Lady den Wunſch geäußert, dieſe Tour ebenfalls zu machen, und nur den dringenden Vorſtellungen des Kapitäns, der Paſſagiere und des Herrn Gemahls, der keine Luſt verſpürte, das bequeme Schiff zu verlaſſen, daß ſie auf der ganzen Tour mit den größten Unbequemlichkeiten zu kämpfen habe, daß ſie nirgends ein Wirthshaus, geſchweige denn ein ordentliches Hotel finden würde, und dann daß weder an einen Wagen noch an eine Sänfte zu denken ſei, hatte ſie endlich Gehör gegeben und war von ihrem Vorſatze abgegangen. Ein anderer Paſſagier dagegen, ein junger Mann, der für einen Engländer ſehr umgänglich und liebenswürdig war, ſchloß ſich uns an, und verließ ebenfalls das Schiff, um unſern Ritt durch die Türkei mitzumachen. Wir Deutſche nahmen jeder nur einen kleinen Reiſeſack mit, der mit der nothwendigſten Wäſche angefüllt war und hatten unſere Kleidung ſo viel wie möglich vereinfacht. Die Hüte blieben natürlich bei unſerm Gepäck auf dem Schiffe und wir ſetzten eine leichte Reiſemütze auf. Der Engländer dagegen hatte einen ſchwarzen Frack an, einen Makintoſh darüber und auf dem Kopf einen Hut. Auch war ſein Gepäck ganz anders beſchaffen, als unſere armſeligen Bündelchen. Als wir uns in den Nachen ſetzten, um über die Donau zu fahren, ſahen wir, daß er zwei koloſſale Nachtſäcke mitgenommen hatte, und auf unſere Frage, was er mit all' dem Gepäcke wolle, verſicherte er uns ganz ernſthaft, er habe nur die allernothwendigſten Sachen mitgenommen. Doch wurden wir ſchon im erſten Nachtlager gewahr, was er unter dieſen nothwen-

digen Sachen verstand. Das war in einem elenden türkischen Nest, ein Haus ohne Fenster und Thüren, auf einem Lehmboden ohne Tische und Stühle, auf dem wir uns angezogen wie wir waren hinstrecken mußten. Am andern Morgen, ehe wir Uebrigen aufstanden, war der Engländer schon hinausgegangen und schleppte bald darauf einen seiner Nachtsäcke in die Stube, öffnete ihn und ein vorwitziger Blick, den ich darauf warf, belehrte mich, daß der Sack ganz mit weißer Wäsche angefüllt sei. Als der Tag heraufdämmerte, erhoben wir uns auch, und ich, der zufällig neben dem Engländer lag, wollte eben ruhig meine Toilette machen, als er mich erstaunt fragte, ob ich denn keine reine Wäsche anziehen wolle? Ich entgegnete ihm lachend, daß ich dafür nicht gesorgt habe, worauf er mich mit einem Blick des tiefsten Mitleidens, dem aber eine kleine Dosis Verachtung beigemischt war, ansah. Wie aber auch die Andern keine reinen Hemden anzogen, war er ganz überrascht und sah, während er seine Wäsche wechselte, mit einem wehmüthigen Blick zum Fenster hinaus. Er blickte wahrscheinlich einer traurigen Zukunft entgegen, denn er fühlte sich gewiß sehr verlassen unter uns schmutzigen Leuten, die auf einer türkischen Landreise nicht jeden Tag ein reines Hemd anzogen. Er hatte von diesem Artikel beiläufig gesagt zwei Dutzend in seinen Nachtsäcken, eine Unzahl von Schnupftüchern und weiter gar nichts. Diesen Mangel an Reinlichkeit verzieh er uns erst, als wir ihm vorrechneten, daß wir wenigstens sechs Packpferde mehr nöthig hätten, wenn Jeder von uns zwei solcher Nachtsäcke mit sich schleppen wollte. Diese Eigenheit abgerechnet, sowie sein beständiges Mißvergnügen, daß unsere Tagemärsche zu klein wären, war er ein ganz guter und angenehmer Gesellschafter und wir kamen glücklich mit ihm in Konstantinopel an.

Der rigt honourable Lord Londonderry, wie auf allen seinen Kisten und Koffern stand, nebst Frau Gemahlin und Dienerschaft, war schon einige Tage vor uns in Pera angekommen und setzte die

Stadt durch ſein Erſcheinen nicht wenig in Allarm. Von der Regierung waren ihm mehrere Kawaſchen (Wachen) gegeben worden, die, wenn er in den Straßen von Stambul ritt oder fuhr, beſtändig hinter oder vor ihm paradirten. Bei unſerem Aufenthalt in Konſtantinopel verloren wir ihn bei dem Schönen, was wir ſahen, bald aus dem Geſichte und wurden erſt wieder durch eine lächerliche Geſchichte, die zwiſchen der Lady und dem Sultan vorfiel, auf ihn aufmerkſam.

Nachdem ſeine Herrlichkeit eine offizielle Audienz bei dem Padiſchah gehabt, wünſchte auch die Lady das erhabene Antlitz des Großherrn von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Doch da es dem Sultan nicht erlaubt iſt, ein weibliches Weſen, das ihm nicht eigen gehört, und am allerwenigſten eine weibliche Ungläubige in ſeinem Palaſte zu empfangen, ſo zerbrach man ſich den Kopf, wie man die Bitte der Lady, da man ſie ihr nicht gern abſchlagen mochte, bewilligen könnte. Endlich fand man einen Ausweg. Die Lady mußte Beſchikdeſch, das Sommerpalais des Sultans, an einem gewiſſen Tage Abends zu der und der Stunde beſehen, wo ihr der Sultan von ungefähr begegnen und ebenſo von ungefähr ein paar Worte mit ihr reden wollte. So geſchah es denn auch. Die Lady erſchien und hatte ſich zu dieſer feierlichen Gelegenheit ſo mit Diamanten behängt, deren ſie eine ziemliche Anzahl beſitzt, daß die türkiſchen Palaſtoffiziere, die ſie empfingen, es für ihre Pflicht hielten, dies dem Padiſchah heimlich zu melden, worauf dieſer nach einiger Berathung ſämmtlichen Anweſenden befahl, ihre mit Brillanten beſetzte Niſchah (Ehrenzeichen) ebenfalls umzuhängen, worauf von den Großen des Reichs, die die Lady in einem Schwarm überall hin begleiteten, ſich Einer nach dem Andern verlor, um mit dem großen Stern geſchmückt wieder zu kommen. Auf einer Terraſſe begegnet der Padiſchah endlich Ihrer Herrlichkeit, bleibt ſtehen und fragt den damaligen Miniſter Redſchid Paſchah, der ihn begleitet: wer die Dame ſei? Sie wird ihm vorgeſtellt, und nachdem er einige

Worte mit ihr gewechselt, geht er weiter, bleibt aber nach wenigen Schritten wieder stehen, blickt der Dame nach und gibt, da er sich über die Masse der Edelsteine, womit sie geschmückt war, höchlich verwunderte, dem Minister den kitzlichen Auftrag, sich bei der Lady zu erkundigen, ob die Steine auch alle ächt seien, und was sie wohl gekostet hätten. Redschid Paschah, als ein gewandter Mann, stellt der Dame die letzte Frage mit Uebergehung der ersten und erhält darüber eine ausführliche und bestimmte Antwort; denn sie liebte es sehr, die ungeheuren Summen anzugeben, die der Schmuck wirklich gekostet.

In Konstantinopel gab es zur Zeit unseres Aufenthaltes wenig Engländer. Auch hatten wir auf dem Dampfboote Crescend, das uns nach Beirut brachte, keinen in unserer Gesellschaft. Doch kamen wir in Marmarizza, wo die ganze englische Flotte damals lag, mit mehreren zusammen und fanden jetzt wieder einzelne Exemplare fast auf unserer ganzen Reise. In Beirut lag noch die englische Artillerie, die am Hafen unter großen grünen Zelten campirte; sie hatte ihre Küche zwischen zwei hohen Mauern aufgeschlagen, worin es immer ungemein lieblich roch. Hier lebten die Söhne Albions herrlich und in Freuden, denn ihre Schiffe kreuzten beständig auf der Rhede und versahen sie mit dem Nöthigsten; auch die Einwohner ließen ihnen vorzugsweise die besten Sachen zukommen; denn „die Jngleſe," wie sie von dem Volk genannt wurden, hatten sich durch ihre gewaltigen Bombardements in großen Respect gesetzt, und dieser Name war besonders an der syrischen Küste ein Zauberwort, mit dem man überall durchkam.

Oft wenn wir durch die Bazars oder über die Plätze Beiruts wandelten, blieben die kleinen Buben um uns stehen, und erst nachdem sie uns sattsam betrachtet, riefen sie: „Jngleſe, Jngleſe, puff, puff," und liefen schreiend davon. Wenn man die englischen Soldaten und Seeleute nicht schon an ihrer Kleidung erkannt hätte, so hätte man sie doch sicher an ihrem Benehmen von den andern

Nationen unterſchieden; denn während der Franzoſe lachend und ſchwadronirend umherſchlenderte und der öſterreichiſche Seemann vor jedem gut gekleideten Franken freundlichgrüßend an den Hut griff, ſtarrte der Engländer mit dem kalten nüchternen Geſicht die Häuſer und den Himmel an und rannte jedem in die Seite, der ihm nicht auswich. Die Offiziere und Gentlemen, die neben dem Genuß des guten Porters und Roaſtbeaf, das ihnen von den Schiffen verabreicht wurde, auch zuweilen ein geiſtiges Vergnügen haben wollten, ſtellten deßhalb mitunter in der Ebene hinter der Stadt große Jagden an, zu denen ſie ſich anfänglich einen lebendigen Schakal hatten kommen laſſen. Doch dieſes Thier, kaum in Freiheit geſetzt, zog ſich ſchleunigſt in die Schluchten des Gebirges zurück, wohin ihm die engliſchen Jagdliebhaber nicht folgen konnten, weßhalb ſie ſich in der Folge eines Hundes bedienten, der beſſer in der Ebene blieb und wo ſie das Vergnügen, ihn zu hetzen, länger genießen konnten.

Noch vor unſerer Abreiſe von Beirut wurden die Kanoniere eingeſchifft und die meiſten Engländer zogen ſich nach Saida, Acre und Jaffa, wo wir ſie ſpäter wieder trafen. Von letzterer Stadt aus machten ſie häufig Ausflüge nach Ramleh und Jeruſalem, wo wir ihnen hie und da in kleinen Gruppen zu fünf bis ſechs begegneten; ohne daß wir ein Wort mit ihnen wechſelten, erkannten wir ſchon von Weitem, wer unter dieſem Trupp Franzoſe oder Engländer ſei, an der Art zu Pferde zu ſitzen, an dem runden Hute, der niemals fehlen durfte, oder an der großen Halsbinde. Letzteres machten ſogar unſere Beduinen ſcherzweiſe nach, und wenn ſich ſo ein dunkelgefärbter Kerl den Shawl fauſtdick um den Hals wand, ging er geſpreizt umher und ſagte wohlgefällig: „Ingleſe! Ingleſe!“

In Gazza war es, wo wir die Mode der Briten, auch in die unwirthbarſten Gegenden alles zum Comfort Gehörige mitzuſchleppen, einmal recht aus Herzensgrund ſegneten. Ibrahim Paſchah, der ſich unſerer beſonders annahm, hatte uns in der kleinen Stadt,

die mit Soldaten von der unglücklichen Armee aus Damaskus überfüllt war, ein freilich sehr armseliges Quartier verschafft; doch gebrach es uns am Nothwendigsten, und da wir gehofft hatten, von Jaffa aus zu Schiff nach Alexandrien zu kommen, hatten wir uns weder mit Eß- noch Trinkgeschirren versehen, und in Gazza waren nicht einmal Lebensmittel, geschweige denn etwas Anderes zu bekommen. Da erfuhr Giovanni, unser vortrefflicher Dolmetscher, daß mehrere englische Offiziere hier stationirt seien, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß Ibrahim Pascha Syrien wirklich verlasse. Wir machten ihnen einen Besuch und wurden dafür auf den Abend zum Thee eingeladen. Hier war denn Alles auf's Beste eingerichtet; da war die singende Theemaschine, da waren die großen Porzellantassen, die silbernen Löffel, der Spülnapf und die Krystallfläschchen mit Arak und Rum; da brachten Bedienten das geröstete Brod herein, ganz wie in England; da fehlte nichts bis auf die damastene Tischdecke, die auf ein Paar großen Kisten ausgebreitet war und um welche wir auf Kissen und Teppichen lagen.

Während unseres Aufenthalts in Gazza waren wir öfters bei diesen englischen Offizieren und machten kleine Touren mit ihnen in die Umgegend und an das Meer und als wir abreisten fand es sich, daß einer derselben, ein Kapitän E. aus Bombay, die Tour durch die Wüste machen würde, was uns sehr angenehm war, denn außer seiner Person, er sprach geläufig französisch und konnte, wenn er gerade aufgelegt war, recht unterhaltend sein, führte er drei Bedienten mit sich, sowie in einer großen Kiste alles mögliche Geschirr zum Essen und Trinken, und das kam uns bei der gänzlichen Armuth, in der wir uns befanden, trefflich zu Statten. Wie mit Zauberkraft ließ er aus dieser Kiste eine Menge Sachen herausspazieren, von denen wir glaubten, daß nicht die Hälfte Platz habe. Am ersten Abend machte es ihm Spaß, uns alle diese Geräthe, Teller, Gläser, Messer, Leuchter, Theeservice zu zeigen, und er blieb

ſich auch in dieſer Gefälligkeit gegen uns faſt immer gleich. Doch hatte er dafür eine Menge anderer Eigenheiten, die uns oft lächerlich vorkamen, ja oft verdrießlich machten. So hatte er mit ſeinen drei Bedienten ein ewiges Gezänke, und wenn ſie nicht auf ſeinen Wink flogen, quälte er ſie bis in die Nacht hinein mit allerlei unnöthigen Aufträgen, oder beſtrafte ſie, ſowie auch ſeine Kameeltreiber mit tüchtigen Schlägen, wozu er ſeinen Steigbügelriemen gebrauchte. Seinen Kammerdiener und Koch, der ein Grieche war, aber gebrochen franzöſiſch ſprach, beſtrafte er meiſtens mit Worten, wobei wir uns des Lachens kaum enthalten konnten. So ſagte er ihm z. B., und auch eben nicht im beſten Franzöſiſch: „N'est ce pas, vous êtes une bête. Cites mois, que vous êtes une bête? Eh bien parlez donc: je suis une bête!“ Das trieb er ſo lange, bis der arme Kerl ſagte: „je suis une bête!“ Und dann gab er ihm zu Antwort: „Ah oui, grande bête!“ Dann verlangte er auch von ſeinem Bedienten, daß ſeine Befehle buchſtäblich, wie das engliſche Geſetz, befolgt würden. So hatte er einmal einen großen Korb mit Fiſchen gekauft, und befahl: dieſe ſollten zum Abendeſſen gebraten werden. Ein großer Theil derſelben erſchien auch wirklich auf's Beſte zubereitet, und ehe die Schüſſel noch geleert war, waren wir Alle vollkommen geſättigt. Der Kapitän legte ſich auf ſeinen Teppich hin und vertraute mir: er habe etwas zu viel gegeſſen. Während er ſo da lag und an die Decke des Zeltes hinauf ſah, kam ihm ein Gedanke. Er rief den Koch und fragte ihn, ob er auch die Fiſche alle gebraten habe. Dieſer antwortete: er habe außer denen, die zu uns in's Zelt gekommen ſeien, auch für ſich und die andern Bedienten einen Theil zubereitet; doch ſei immer noch eine gute Portion im Korb übrig geblieben. Darauf fing der Kapitän ganz ruhig mit ihm die bekannte Unterredung an: „N'est ce pas, vous êtes une bête“ etc. und da er befohlen habe, daß die Fiſche alle gebraten werden ſollten, ſo möge er gleich die übrigen noch zurichten. Da half keine Widerrede, und obgleich es

schon spät war, wurde doch ein neues prasselndes Feuer angemacht und die Fische gebraten. Ungefähr um Mitternacht, als wir Alle schliefen, brachte der Koch die Schüssel in's Zelt, weckte seinen Herrn, der einen davon versuchte und sie dann wieder hinaustragen ließ.

Eine andere große Eigenheit des Mannes war, daß er uns anfangs erklärte, er verstehe nur englisch und französisch. Wir ließen daher oft unserer Zunge freien Lauf und sagten in deutscher Sprache Manches über seine Eigenheiten, was gerade kein Kompliment für ihn war, und am Schlusse unserer Wüstenreise offenbarte er uns, daß er zwei Jahre in Frankfurt am Main gelebt und sehr gut deutsch verstehe.

Am Ende des Tagmarsches hatten wir auch zuweilen einen kleinen Streit mit ihm, denn da es ihm in dem ausgedörrten Sand der Wüste sehr heiß geworden war, so wollte er, als wir uns Aegypten näherten, zum Aufschlagen der Zelte einen Platz gesucht haben, der schön feucht und kühl sei, weßhalb er zum Extrem überging und nicht selten die Nacht in Sümpfen zubringen wollte. In Kahira, wo er auf seinen früheren Reisen schon einmal gewesen, führte er uns in einen englischen Gasthof, in eine großartige Anstalt, die zugleich die Postverbindung zwischen England und Ostindien besorgt, indem die Briefkasten von Liverpool auf den englischen Dampfboten nach Alexandrien gebracht werden; dort liegen die Barken des Gasthofs von Kahira bereit, welche Briefe und Passagiere den Nil herauf nach dieser Stadt bringen. Hier wird den Reisenden kaum Zeit gelassen, ein Mittagsmahl einzunehmen, worauf sie zu Pferd oder in Sänften und sogar in großen zweiräderigen Wagen durch die Wüste nach Suez geschafft werden, um ein anderes Dampfboot zu besteigen, das sie nach Bombay bringt. Wenn es auch gewiß für den Reisenden angenehm ist, so weit von der Heimath in fremdem Lande allen möglichen Comfort zu finden, den man nur zu Hause genießen kann; wenn es auch ein eigenes

Vergnügen gewährt, von einem Spaziergang unter den Palmen am Nil, wo man am andern Ufer die mächtigen Pyramiden in majeſtätiſchen Reihen ſieht, zurückzukehren und ſich an eine Tafel zu ſetzen, die bis auf die geringſte Kleinigkeit nach europäiſchem Begriff elegant ſervirt iſt; — ſo muß doch der Reiſende dieſe Annehmlichkeit in dem engliſchen Gaſthof zu Kahira wirklich enorm bezahlen.

Zur Zeit unſeres Aufenthaltes daſelbſt waren wir die einzigen Fremden. Einige ſtreifende Engländer waren wenige Tage vorher nach Alexandrien abgereist und hatten bei dem Beſuch der Pyramiden von Ghizet den ſie begleitenden Fellahs eine komiſche Scene zum Beſten gegeben, die aber faſt einen traurigen Ausgang gehabt hätte. Um nach den Pyramiden zu gelangen, muß man einen kleinen Arm des Nils paſſiren, auf dem ſich aber weder Boot noch Brücke befindet. Doch da das Waſſer ſehr ſeicht iſt, machen ſich die Fellah einen beſondern Erwerb daraus, die Reiſenden auf ihren Schultern an's andere Ufer zu tragen. Jene Engländer kommen alſo auch in Begleitung einer Lady hieher und die dienſtfertigen Fellah bieten gleich ihren Rücken an, um ſie hinüber zu tragen. Da ihnen aber das Waſſer in der Mitte des Fluſſes bis über die Knie reicht, ſo pflegen ſie das graue Hemd, ihr einziges Kleidungsſtück, etwas in die Höhe zu ſchlagen. Die Cavalcade beginnt, zwei der Engländer ſind glücklich an's andere Ufer gebracht worden, und die Lady hat gerade einen handfeſten Fellah beſtiegen, während der Herr Gemahl noch am Ufer bleibt, um in ſeinem Guide etwas nachzuleſen. Mag es nun ſein, daß der Träger der Dame eine etwas tiefere Fuhrt wählte, genug, er rollt ſein Hemd etwas höher auf, als die andern, und der Engländer ſchreit dem Fellah in gutem Engliſch mit heftiger Stimme nach; doch dieſer verſteht ihn nicht, und wandert ruhig weiter. Der Engländer, der am Ufer verzweiflungsvoll die Hände ringt, erinnert ſich des arabiſchen Wortes: Burda! Burda! — Halt, halt! welches er nun unzählige Male

ausruft. Doch der Fellah, der wahrſcheinlich nicht weiß, was er will, ſieht ſich lächelnd um und geht abermals weiter. Jetzt verliert der am Ufer den Kopf, reißt eine Piſtole heraus und ſchießt nach dem Araber. Dieſer läßt nun die Engländerin in's Waſſer fallen, winkt einigen ſeiner Kameraden, die in vollem Laufe zurückkehren und den Gemahl wahrſcheinlich übel zugerichtet haben würden, wenn ſich nicht der Dolmetſcher der Briten in's Mittel gelegt hätte.

Von einem andern Engländer, der vor wenigen Jahren die Pyramiden und die Sphinx beſuchte, erzählen die Fellahs unter Kopfſchütteln, daß er mit vielen Koſten und großer Mühe das Vordertheil dieſes Rieſenbildes vom Sand habe entblößen laſſen, um die Inſchrift der Tafel, welche ſie zwiſchen den Klauen hält, abzuſchreiben. Nach einigen Wochen angeſtrengter Arbeit habe er ſeinen Zweck erreicht, dann aber die ganze Geſchichte wieder zudecken laſſen.

Auf unſerer Tour nach jenen rieſenhaften Denkmalen war es unſer engliſcher Kapitän, der zu mancherlei komiſchen Auftritten Veranlaſſung gab. Bald hatte er mit den Arabern Streit, weil ſie nach ſeiner Idee zu viel für die kleinen gebrannten Mumien, Käfer, Pagoden und andere Figuren forderten, die man in den Gräbern findet und die das Volk zum Verkauf ausbietet; bald jagte er dieſe Leute, welche ſich in dichten Schaaren um uns verſammelten auseinander, und verfolgte einzelne, die ihm laut lachend entliefen, auf ſeinem Pferde, doch zog er dabei beſtändig den Kürzern und die gewandten Araber hatten ihn förmlich zum Beſten. Bald that einer, als würde er eingeholt, ſprang dann auf die Seite und ſchrie das Pferd an, daß es ſtutzig und ſcheu zu werden drohte. So trieb er es den ganzen Tag auf dem Hin-, wie auf dem Heimwege. In dem engliſchen Hotel, wohin er uns doch eigentlich geführt, blieb er ſelbſt nicht lange, ſondern da es ihm zu theuer war, miethete er ſich ein paar Stuben und kam nur zum Frühſtück und

zu Tiſche. Doch reiſten wir bald darauf ab und ſahen ihn nicht wieder.

In Alexandrien ſchifften wir uns auf dem engliſchen Dampfboot, der Orientale, ein, und blieben nun bis nach Italien beſtändig in ächt engliſcher Umgebung und engliſchem Schutze. Doch war das auf dem Meer ſo übel nicht; denn alle Reiſende ſind darüber einig, daß man mit keinen Schiffen angenehmer und bequemer fährt, als mit den engliſchen. So unpraktiſch und langweilig auch dieſes Volk auf dem Lande erſcheint, ſo praktiſch iſt es dagegen auf der See in ſeinen Schiffen, in denen Alles auf das Eleganteſte und Bequemſte eingerichtet iſt.

Auf unſerem Dampfboote waren von den hundert und zwanzig Paſſagieren vielleicht ſieben Achtel Engländer, die nach ihrer Heimath zurückkehrten, und Alle waren hier ganz erträglich. Da konnten ſie ſich auf's Verdeck ſetzen und ſo lange es ihnen die Seekrankheit geſtattete, ſich dem Vergnügen überlaſſen, bei einer Taſſe Thee weit, weit in das unendliche Meer zu blicken, wo ſie keine Berge mit langweiligen Burgen quälten und ſie keinen Guide nachzuſchlagen brauchten, um aus demſelben in ihr Tagebuch abzuſchreiben, was ſie nicht geſehen. Aber im Laufe des erſten Tages hatte der Spaß ein Ende. Da ſchwebte das Geſpenſt der Reiſenden, die unerbittliche Seekrankheit, auf dem Verdeck umher und jagte den größten Theil der Paſſagiere in ihre Kajüten, aus denen nun Heulen und Zähnklappern erſcholl. Nur eine kleine Anzahl blieb zum Dienſte des Theetrinkens mobil und verſah dies Amt auch mit der pünktlichſten Genauigkeit. Von unſerer Geſellſchaft war keiner eigentlich ganz ſeekrank, weßhalb wir uns jenen übrig Gebliebenen beigeſellten und allabendlich vor dem Kajütenhäuschen ſitzend die friſche Meerluft einathmeten.

Einmal fiel es einer der engliſchen Damen ein, ſie möchte gern wieder einige deutſche Nationallieder hören, deren Klänge ſie früher an den Ufern des Rheins ſo ſehr ergötzt habe, und da ich auf

unſerer ganzen Tour, ſowie auch in einſamen Stunden auf dem Schiff als Troubadour fungirte, erwählte man mich, um der ſentimentalen Lady etwas vorzuſingen. Doch bald war mein Vorrath an Liedern, die man bei uns in Geſellſchaft von Damen ſingen kann, erſchöpft, und nachdem ich mich überzeugt, daß die Engländerinnen kein deutſches Wort verſtünden, machte ich mich an unſere Volkslieder und ſang ihnen eine Unzahl derſelben herunter. Oft verlangten ſie zu den Liedern, deren Melodien ihnen am meiſten zuſagte, die Worte auf engliſch, doch konnte man dieſem Verlangen nur mit der allerfeinſten Ueberſetzung nachkommen; denn einer prüden Engländerin das Lied:

Es waren vier Geſellen,
Die thäten ſich was verzällen ꝛc.

oder

Wenn ich Abends zu Dir' geh,
O mein Schatz, juchhe! ꝛc.

wörtlich zu überſetzen, war doch nicht gut möglich. —

Nirgends tritt ſo ſehr der Kontraſt von Nord und Süd ſchärfer hervor, als in Malta, das unter engliſcher Herrſchaft ſteht, und es macht ein eigenes Gefühl, hier neben dem braunen ſonnverbrannten Malteſer den engliſchen Conſtable mit ſchwarz lakirtem Hut und dem kleinen Stock mit dem engliſchen Wappen zu ſehen, oder auf der Parade, wo einige hundert rothröckige Engländer mit ſteifen Gliedern und noch ſteiferen Geſichtern marſchiren, dem Gewühl und Gedränge der luſtigen glühenden Malteſerinnen zuzuſehen, die in ihrer ganz ſchwarzen Nationaltracht und mit ihren noch ſchwärzeren Augen auf dem Platz umher ſchwärmen.

Nachdem wir in der Quarantäne zu Malta ein und zwanzig Tage verlebt hatten und endlich der Tag der Erlöſung kam, trat uns Alt-England noch einmal in den Weg und wäre in der Perſon eines mürriſchen Gentleman beinahe ein neuer Riegel geworden,

der uns wieder eine lange Zeit gefangen hielt. Dieſer Edle nämlich wohnte auf demſelben Corridor wie wir, und hatte während der Dauer der Quarantäne beſtändig die Zeichen der beſten Geſundheit gegeben. Das konnte die große Menge geleerter Porterflaſchen, die vor ſeinem Lokal aufgeſchichtet waren, ſowie die Rechnung des Speiſewirthes bezeugen, welche nach den vielen Beafſteaks, die er täglich genoß, gewiß nicht klein war.

An dem Morgen, wo ſich unſere Gefangenſchaft endigte, waren wir ſchon ſehr früh bei der Hand, packten unſere Sachen und ſahen ſehnſüchtig hinüber nach Lavalette, in deren Gaſſen wir uns bald wieder als freie Menſchen bewegen konnten. Ein Paar junge Franzoſen, die auf der andern Seite neben uns wohnten, trieben vor Freude über ihre Erlöſung allerhand Tollheiten, tanzten die Treppen hinab und hinauf, und erkundigten ſich wohl hundertmal, ob nicht bald der Quarantänearzt käme, um uns zu entlaſſen. Bald darauf öffnete ſich auch die Thür des Engländers, und er trat in ſeinem Schlafrock, die weiße Mütze auf dem Kopfe heraus und ſah uns mit recht kläglichem Geſichte an. „Aber mein Gott!“ riefen wir ihm zu, „warum ſind Sie noch nicht angezogen? es geht ja gleich fort.“ — „O, o,“ entgegnete der Engländer, „ich fühle mich ſehr krank.“ Das war eine ſchreckliche Antwort für uns; denn jeden Augenblick ſollte der Arzt kommen, konnte die Krankheit des Engländers für einen Peſtanfall halten und uns Alle, die wir mit ihm in Berührung gekommen waren, auf weitere vierzig Tage in Quarantäne ſetzen. Es war ein entſetzlicher Moment, und ſo viel wir dem Mann im Schlaf zuredeten, ſich anzuziehen und ja dem Arzt von der Unpäßlichkeit nichts zu ſagen, ſo that er gerade das Gegentheil. Doch da der Quarantänearzt, der gleich darauf eintrat, ein vernünftiger Mann war, ſo konſultirte er den Koch der Anſtalt, der ihm anvertraute, daß der Engländer geſtern Abend nicht weniger als vier Portionen Schildkrötenſuppe verſpeist habe, wonach ſich die Unpäßlichkeit leicht er-

klären ließ und wir in Gnaden entlaſſen wurden. Daß wir ſchnell entflohen, und nicht erſt warteten, bis der kranke Engländer ſeine Sachen zuſammengepackt hatte, kann ſich jeder denken. Schon tanzte unſer Boot auf den Wellen des neuen Hafens, und wir ſahen das Dampfboot vor Anker liegen, das uns morgen ſchon nach Italien führen ſollte, als wir zurückblickend noch immer die Geſtalt jenes Engländers unter den Bogen des Corridors ſtehen ſahen. Sein Bedienter ſtopfte einige koloſſale Nachtſäcke aus, und der Herr, noch immer im Schlafrock und der weißen Mütze, unterſuchte mit ſeinem Fernrohr St. Elmo und Lavalette, und ſchrieb darüber von der Quarantäne aus gewiß viel Geiſtreiches in ſein Tagebuch.

Ein Ausflug in den Schwarzwald.

Gegen die Mitte des Monats September schien der Sommer noch einmal in seinem vollen Glanze, in seiner ganzen Hitze bei uns eingekehrt. Es lag bei dem klarsten Himmel eine wirklich drückende Schwüle auf den breiten schattenlosen Straßen Stuttgarts, und selbst die Winde, die sich sonst hier nicht selten machen, sparten diesmal ihren Athem und trieben, weil es ihnen vielleicht im Thale zu heiß war, auf den Bergen umher unter Buchenlaub und Rebenranken ihr loses Spiel, indeß sie uns fast verschmachten ließen. Nicht nur in der Mittagszeit war es außerordentlich warm, sondern auch am frühen Morgen und späten Abend herrschte eine Luft so lau, wie sie in diesen Monaten vielleicht an den himmlischen Küsten bei Neapel oder in den Ebenen bei Pavia und Mailand herrscht, und der Himmel war so dunkelblau und klar, wie er über Italien schwebt. Trotz der Annehmlichkeit, auch einmal im September noch solche Tage zu haben, so warm und berauschend, wie die der südlichen Länder, die wir oft darum beneiden, so kommt doch diese Sache selten, wir sind nicht eingerichtet, die Hitze

zu empfangen und zu brechen, wie wir es mit der Kälte machen; uns fehlt der erquickende Seewind, der am Abend über den einförmig schlagenden Wellen hinstreicht und kühlend das Gesicht des Spaziergängers küßt; bei uns wächst nicht der Orangenbaum, dessen süße duftige Blüthe die Hitze zu verzehren und Kühlung auszubreiten scheint; und dann eine Hauptsache: uns fehlt das Eis, ich meine Gefrorenes, wie man es in jeder, auch in der kleinsten Stadt Italiens in Auswahl haben kann. Freilich wagt sich auch hier wohl in einigen Konditoreien, wenn es einmal vierzehn Tage hintereinander sehr heiß gewesen ist, zuweilen eine schüchterne Tafel vor die Thür, auf der man die Worte: „Glace oder Gefrorenes" liest, aber man findet da ein oder auch wohl zwei Arten Eis, halb warm und kein steinhartes Pezze, sondern ein Glas voll dicken Breies. Stößt man selbst zuweilen einmal auf gutes Eis, so kann man es doch nicht auf der Straße sitzend und die Vorüberwandelnden betrachtend unter einem aufgespannten Dache, das den Luftzug durchstreichen läßt, genießen, sondern man muß sich in der dumpfigen Stube damit regaliren.

Doch ländlich, sittlich; und wir haben so viel Schönes im deutschen Vaterland, daß man nur scherzweise die Vorzüge anderer Länder herbeiwünschen kann; und so auch hier. Mitte September war es also entsetzlich heiß. Ich hatte keine Lust zum Arbeiten, und schlenderte entweder dicht an den Häusern hin, das Bischen Schatten, das da zu finden war, aufsuchend, oder lag zu Hause, mich mit kaltem Brunnenwasser kühlend. Da trat eines Tages mein Freund Sigmund in meine stille Klause, und trug mir nach den ersten Begrüßungen mit einem gelinden Fluch über die gräßliche Hitze eine Idee vor, die erfrischender war, als Eis und Sorbet. „Weißt du was," sagte er, „wir wollen für einige Tage hinausgehen aus Stuttgart nach dem Neckarthal in den Schwarzwald, und uns dort unter die himmelhohen Tannen an irgend ein klares Bergwasser legen. Ich versichere dich, da ist das Moos

weich und kühl und unser Blut rollt, wie der Quell selbst, wieder frisch und lebendig.“ Lange überlegen ist nie meine Sache gewesen, und so saßen wir denn am andern Morgen um fünf Uhr, nachdem ich um ein Haar die Postzeit verschlafen hätte, im Eilwagen, der nach Freudenstadt fährt.

Ach, ich hatte lange keinen Sommermorgen mehr im Freien erlebt! Ein Schauspiel, das wir, weil es uns so nahe liegt und so wenig kostet, so selten besuchen. Die Sonne vergoldete die Spitzen der Bäume, und die Reben rings an allen Bergen bedeckte hie und da noch ein feiner Nebelschleier; dabei der duftige Geruch des Grases und des frischen Laubes, das uns bald von allen Seiten umgab; denn wir gelangten in kurzer Zeit nach dem Schönbuch, einem Walde, wie sein Name sagt, voll herrlicher Buchen. Er liegt schon auf der Höhe der Filder, einer ziemlichen Hochebene. Die Sonne warf ihre Strahlen quer über die Berge weg in den Schönbuchenwald, und ließ uns weit hineinsehen. Wie an so manchen Orten, hat auch hier in der herrlichsten Natur die Geschichte oder ein einzelner Mensch seine blutigen Spuren hinterlassen; denn wenn wir sie auch nicht sahen, so steht doch etwas tiefer in dem Walde die von dem Volke sogenannte Hutten-Eiche, wo Hans von Hutten von der Hand des Herzogs Ulrich fiel. Mir hat dieser Baum immer sehr leid gethan, denn er kommt mir wie ein Mensch vor, der unschuldig von dem Blute eines Ermordeten bespritzt wird, das in der Erinnerung der Welt immer an ihm kleben bleibt, und wie die Menschen es machen, so betrachten auch vielleicht die umstehenden Buchen die arme Eiche mit finstern Blicken. Doch weiter von diesem Wald! Uns trug der Wagen durch die weiten gesegneten Gefilde Württembergs, welche in ihrem jetzigen Flor das Herz so freudig anlachen, daß alle finsteren Erinnerungen aus demselben weichen müssen. Wir ließen Böblingen und Herrenberg hinter uns, zwei Poststationen, wo ich nicht umhin konnte, mich darüber zu verwundern, mit welcher beispiellosen Langsamkeit

das Umſpannen vor ſich geht, oder vielmehr warum auf jedem dieſer kleinen Orte der Wagen, der doch den Namen eines Eilwagens führt, halbe Stunden lang wie ein Lohnkutſcher vor dem Poſthauſe ſteht, ehe die neuen Pferde kommen.

In Nagold war bei unſerer Ankunft die Mittagstafel ſervirt und uns wurde ein für den Ort wirklich ſehr gutes und billiges Eſſen; aber nie habe ich eine ſolche Menge Fliegen geſehen, wie hier, die ſogleich die aufgetragenen Speiſen bedeckten; auch ſcheint Nagold und beſonders das Wirthshaus, in dem wir uns befanden, von jeher dieſes Glück gehabt zu haben; denn einer unſerer Reiſegeſellſchaft erzählte uns eine hierauf bezügliche recht artige Anekdote. Als der Herzog Karl von Württemberg eines Tages in der Gegend jagte, und in dieſem Wirthshaus, das damals ſchon exiſtirte, die Tafel für ihn bereitet war, beſchwerte er ſich über die Maſſe der Fliegen, die ihn beläſtigte, und ſagte halb verdrießlich, halb lachend zu der Wirthin: ſie ſolle den Fliegen hinter dem Ofen einen eigenen Tiſch ſerviren; es ſei doch nicht anſtändig, daß ſie ungeladen an ſeinem Tiſche zu Gaſte wären; was die kluge Frau alsbald beſorgte, ſich aber, nachdem ſie mehrere Schüſſeln hinter den Ofen geſetzt, ehrfurchtsvoll mit den Worten an den Herzog wandte: „Servirt iſt; befehlen nun Euer Durchlaucht auch, daß ſich die Fliegen an ihren eigenen Tiſch begeben.“

Ich war ſehr begierig, endlich den Schwarzwald zu ſehen, von dem ich ſo viel geleſen und mir ſo Manches hatte erzählen laſſen. Doch fängt er nach Freudenſtadt zu nicht plötzlich an, ſondern hängt mit dem Schönbuch zuſammen, an deſſen Ausläufern einzelne kleine Tannen ſchon mit den Buchen vermiſcht ſind, die ſich in einem gewaltigen Crescendo bis auf die Höhen des Schwarzwaldes ziehen, ſchon bei Freudenſtadt als wahre Rieſen die Berge bedecken und ſich in die duftigen Thäler hinabziehen. Bei guter Zeit kamen wir nach Freudenſtadt, wo wir die Nacht bleiben wollten, und benutzten den ſchönen Abend zu einem kleinen Spazier-

gang in den Wald. Wir traten vor das alterthümliche Thor, das als Verzierung mehrere in Stein gehauene koloſſale Köpfe hat, und ſahen vor uns die herrlichſte Gegend ausgebreitet, keine Fernſicht, aber zwei liebliche Thäler, die ſich rechts und links eine kurze Zeit hinzogen und dann zwiſchen den Bergen verloren. Mit Recht hat der Schwarzwald ſeinen Namen; denn beſonders gegen den blauen Himmel und das friſche kräftige Grün der Thäler ſticht die dunkelgrüne Farbe des Nadelholzes recht ſchwarz ab. Den Weg verlaſſend, gingen wir durch Gras- und Kleefelder in das Thal hinab, und fanden hier die erſten deutſchen Vergißmeinnicht wieder, denn die letzten blauen Blümchen dieſer Art habe ich am Fuße des Libanon gepflückt. Die Mühle im Thal, ſie lag ſo wunderbar heimlich, hatte ihre Arbeit eingeſtellt, und das Waſſer ſchoß rauſchend über das Wehr hinaus. Wir folgten dem Bache einige Schritte, bis zu einer Brücke, die in den Wald führt, von der wir ſeinen muntern Sprüngen eine Zeit lang nachſchauten. Mir ſchienen hier die Menſchen mit der Natur ſo verwandt; den ſchlanken Wuchs der Tanne, das Haar dunkel und glänzend, wie das dieſes Baumes, und das ganze Weſen kräftig und friſch, wie der Bach, der vor uns hinſprang mit ſchwarzen Steinen beſäet, denen das anklebende Moos etwas Lebendiges gab, und die ſo traulich zu uns aufzublicken ſchienen, dieſe Augen des Baches, wie die ſchwarzen ſinnigen Augen der Schwarzwaldmädchen.

Im Walde legten wir uns in's Moos unter mannsdicke Tannen, dieſen ewig grünen Säulen des Waldpalaſtes. Nie iſt mir ein Lager ſo duftig, ein Moos ſo friſch und grün vorgekommen, wie das, worauf wir ruhten. Bei uns vorbei kamen Mädchen, die auf dem Kopfe Körbe trugen und Männer mit großen Aexten, und es ſchien mir, als gingen alle träumend bei uns vorüber und freuten ſich auf ihren Herd, an dem ſie ſich von des Tages Mühen erholen wollten. Die Waldblumen, die um uns ſtanden, neigten ihre Köpfe, als wollten ſie ſchlummern; die ganze Natur ſchien ſich zur

Nachtruhe bereit zu machen; aus dem Thale ſtiegen blaue Nebel auf, die zuerſt die unterſten Tannen bedeckten und dann an ihnen hinaufkletterten, das ganze Thal ausfüllend. Auch wir gingen endlich unſerm Hauſe zu, und nachdem ich mir noch einen tüchtigen Knotenſtock gekauft hatte, legten wir uns ſehr zeitig zu Bett, um unſere Füße zu ſchonen, denen wir morgen eine ſtarke Tour zumuthen wollten. Am andern Morgen erhoben wir uns zu guter Zeit und eilten aus dem Städtchen, von wo wir den Weg nach Schömberg einſchlugen, um von da weiter in den dichteſten Schwarzwald zu kommen.

Der Morgen war herrlich, der Himmel ganz unbewölkt. Anfangs waren wir noch allein auf der Straße, und erſt nachdem wir eine Stunde gegangen waren, kamen Holzfäller und Mädchen aus den Seitenwegen hervor, und alle boten uns freundlich einen guten Morgen. Es iſt doch etwas beſonderes um Tannenwälder überhaupt, und vorzüglich um den Schwarzwald. Der Anblick der ſchnurgeraden glänzenden Stämme iſt dem Auge vielleicht nicht ſo wohlthuend, wie das unordentlich durch einander ſtehende Laub von Eichen- oder Buchenwäldern, und doch wieder traulicher. Von den dichten Maſſen des Laubwaldes kehren Blick und Gedanken bald geſättigt zurück, und ſenken ſich in die eigene Bruſt; nicht ſo beim Tannenwald, wo dem Auge kein Halt geboten wird, und es, die Phantaſie mit fortreißend, ſich weiter und weiter zwiſchen den glatten Stämmen verliert oder auf den treppenförmigen Aeſten den Baum leicht erſteigt und von der Spitze weit in's Land ſchaut, vielleicht Häuſer und Fenſter von dem Sonnenſtrahle glänzen ſieht, der es vor wenig Augenblicken aufgeküßt. Freilich iſt der Tannenwald ſtumm, wenn der Wind nicht durch die Spitzen der Bäume ſtreicht oder ein Auerhahn falzend auffliegt; es begleitet kein harmoniſcher Geſang der Vögel den Wanderer, und doch hört man zuweilen Klänge, die auch ohne Melodie das Herz ergreifen und die Phantaſie wunderbar beſchäftigen; ich meine den ſchallenden Schlag

der Axt gegen den Baum, den man weithin hört, oder das Knarren eines Holzwagens, der ſich in den engen Pfaden ächzend fortbewegt. Nach einigen Stunden beſtändigen, doch nicht ſtarken Aufwärtsſteigens erreichten wir Schömberg, ein kleines Dorf, wenn man die fünf bis ſechs Häuſer, die dort um die Kirche liegen, ſo nennen darf. Bis hier hatte uns ein ziemlich breiter Weg geführt, auf dem wir nicht irre gehen konnten, doch jetzt wollten wir auch dieſen verlaſſen, um auf Fußpfaden und Holzſchleifen nach Alpirsbach zu gelangen, das eine der ſchönſten Partien des Schwarzwaldes ſein ſoll. Kinder, die vor den Häuſern in Schömberg ſpielten, liefen, als wir ſie um den Weg oder einen Führer fragten, bei unſerm Anblick ſchreiend davon, und konnten nur durch einige Kreuzer, die wir ihnen ſchenkten, zum Stehen gebracht werden, aber an Reden oder uns Antwort geben war darum doch nicht zu denken. Von meinem norddeutſchen Dialekte verſtanden ſie wahrſcheinlich kein Wort, und ſelbſt mein Freund Sigmund, der doch ein geborener Württemberger iſt, konnte ſich ſchwer mit ihnen verſtändigen. Da ſonſt kein menſchliches Weſen zu ſehen war, ſo drang jeder von uns in ein Haus, um Jemand ausfindig zu machen, der uns einen Führer verſchaffe. Ich war glücklicher als mein Freund, und fing auf der Leitertreppe des kleinen Hauſes, in das ich gerathen, ein Weſen, von dem ich im erſten Augenblicke nicht wußte, ob es ein menſchliches ſei; doch hielt ich meinen Fang feſt und gab ihm durch ein Zeichen zu verſtehen, es möge mir auf die Straße folgen; denn von den Reden, die es mir zu halten ſchien, verſtand ich keine Sylbe. Beim Tage ſah ich, daß es ein Weib ſei, aber von einer Häßlichkeit, wie ich bis jetzt keines geſehen. Kaum vier Fuß hoch, verwachſen, flackerten um das gelbliche Geſicht fußlange in's Röthliche ſpielende Haare in einzelnen Strängen. Es war das Konterfei irgend eines bösartigen Waldweibes aus einem Märchen; indeß war die Frau ſehr umgänglich und obgleich ſie uns keinen Führer verſchaffen konnte, denn die Erwachſenen ſeien alle im Wald beim

Holzſchlagen, ſagte ſie, und von den Kindern ſei noch nie eines bis Alpirsbach gekommen, was beiläufig geſagt, nur zwei Stunden ſind, ſo beſchrieb ſie uns doch den Weg ſo genau, daß wir ihn auch ſelbſt gefunden haben. Dieſer Weg führte anfänglich durch den Vogt Jockele's Wald, was in's Genießbare überſetzt, der Wald des Schultheißen Jacob heißt.

Trotz der mehrtägigen Hitze war der Boden des Wegs, den wir jetzt zu machen hatten, feucht und naß, weil die Tannen hier ſehr dicht ſtanden und Sonnenlicht und Luftzug keinen Durchgang geſtatteten. Bald ging unſer Weg abwärts, bald aufwärts, und gewährte den ſchönſten Anblick, wenn er am Abhang des Berges vorbeilief und wir die Tannen ſo recht betrachten konnten, wie ſie ſo regelmäßig neben uns aufwärts bis zur Spitze eines Berges und ebenſo abwärts bis in's Thal ſtiegen, wo wir die feingezackten Gipfel der höchſten Tannen wie kleine Sträucher vor uns ſpielen ſahen und ſie mit den Händen erreichen zu können glaubten. Von Zeit zu Zeit kamen wir an ſogenannten Holzſchleifen vorbei, zwei bis drei Fuß breiten Pfaden, die von der Spitze des Berges bis in's Thal ausgehauen ſind und gerade hinablaufen, daß es einem Menſchen beinahe unmöglich iſt, da hinabzuklettern. Auf ſie werden die gefällten Stämme, nachdem ſie ihrer Rinde beraubt und behauen ſind, gelegt und ſchießen ſo bei dem geringſten Anſtoß polternd in's Thal hinab, wo die zahlreichen Bäche, die der Schwarzwald beſitzt, dazu benutzt werden, ſie weiter zu bringen. Doch ſind dieſer Transportmittel noch immer zu wenig, um namentlich das Brennholz in's Unterland zu bringen, was daher im Gegenſatz zu dem wohlfeilen Preiſe, zu dem man es im Schwarzwalde kaufen kann, in den Städten ſehr theuer iſt. Mein Freund Sigmund, als ehrbarer Hausvater, klagte mir beſtändig darüber, wie ihm das Herz blute, wenn er hier oben mitunter das ſchönſte Holz, weil man es nicht Alles fortſchaffen könne, verfaulen ſehe. Und ſo war es auch: wir haben manches Klafter an ſtehengebliebenen Baum-

ſtrünken und liegengebliebenem Holze gefunden, das ſchon verfault war.

Es war Mittag und ſchon ſehr heiß, als wir Alpirsbach vor uns liegen ſahen. Doch mußten wir noch weit hinabſteigen in das zerklüftete, wildromantiſche Thal, durch das die Kinzig fließt und in deſſen tiefſtem Grunde das Oertchen ſelbſt liegt. Wir Beide waren von der Hitze und dem Herumklettern in den Bergen ziemlich müde geworden, und freuten uns nicht wenig, ein gutes Gaſthaus zu finden, wo wir uns etwas ausruhen und erfriſchen konnten. Anfänglich war unſere Abſicht geweſen, über Schiltach und Wolfach nach Rippoldsau zu gehen, was man uns hier abrieth, da dieſer Weg dem Kinzigthale entlang für uns, die wir nur die Abſicht hatten, den Schwarzwald ſelbſt, das heißt ſeine himmelhohen Tannen und Waldwege zu bewundern, wenig belohnend ſei. In Alpirsbach beſahen wir das einzige Merkwürdige, was der Ort bietet, ein altes Benediktinerkloſter, welches im Jahr 1095 von Rottmann von Hauſen und Adelbert von Zollern geſtiftet wurde. Die ſehr kleine Kirche deſſelben hatte man jetzt weiß angeſtrichen und für den evangeliſchen Gottesdienſt eingerichtet. Der Kreuzgang war mit Bildhauerarbeit verziert und wenn nicht einer von den ſchönſten, die ich geſehen, doch einer der ödeſten und unheimlichſten. Er umgab von vier Seiten einen kleinen Hof, zu dem entweder nie ein Eingang geweſen oder derſelbe vermauert war; denn den Boden hatte ſeit langer Zeit kein menſchlicher Fuß mehr betreten; es wucherte da ein Wald von Unkraut, allerlei Schmarotzerpflanzen bedeckten die Fenſter theilweiſe und verdunkelten den Gang noch mehr. Ich hätte ihn wohl beim Mondſchein ſehen mögen, da müßte er eine gute Staffage zu einer ſchauerlichen Novelle abgeben.

In der brennendſten Sonnenhitze ſtiegen wir wieder aus dem Thale herauf in den Wald, um nach Rippoldsau zu kommen. Auf dem Wege begegneten uns wieder viele Mädchen mit ſchwarzen Augen und ſchwarzen Haaren, die ſie in lange Zöpfe geflochten über

den Rücken hinabhängen laſſen. Sie kamen vom Feld, wo ſie vom frühen Morgen an bis jetzt gearbeitet hatten, und da die Hitze zu groß wurde, nach Hauſe zurückkehrten. Die meiſten waren ſchlanke volle Geſtalten, die unſern Gruß freundlich erwiderten. Von einer der hübſcheſten, mit der ich mich unterhielt, und die mir, nachdem ich eine lange Rede gehalten, recht naiv antwortete, ſie habe mich nicht verſtanden, erfuhr ich endlich, nach vielen Umſchreibungen, daß ſie Maria heiße, worauf wir uns als gute Freunde trennten. Wir litten bei dem Bergſteigen nicht wenig von der Hitze, und waren endlich recht froh, wieder in den Schatten der Tannen zu kommen. Doch ſtiegen wir luſtig und guter Dinge, lachend und ſingend aufwärts und vertrieben uns die Zeit, indem wir uns bald Märchen, bald ſelbſt erlebte Anekdoten erzählten.

Meine Phantaſie iſt nie ſo regſam, als wenn ich im Wald ſpaziere, und hundert Pläne und Gedanken, wenn auch vielleicht alle ohne Werth, tauchen in mir auf; heute waren wir Beide beſonders glücklich, Novellen zu erfinden, wir verwarfen aber alle als nicht tauglich, bis auf eine, die uns ſehr pikant vorkam. Ein junger, wohlbeleibter, aber dabei ſehr fauler Poet, ſieht im erſten Kapitel der Novelle endlich ein, daß eben dieſe Faulheit nicht viel auf's Papier brächte, und daß er in dem Gewühl und der Zerſtreuung der großen Welt, die ihn umgab, nicht im Stande ſei, ſeine Phantaſie und das Bischen Geiſt, das er beſitzt, aus der Lethargie, in die Beide gefallen, aufzurütteln, worauf er im zweiten Kapitel aus gewaltigen, nichtsſagenden Monologen, die er hält, den Gedanken auffiſcht, ſich mit ſeinem Bedienten in ein einſames Haus im Walde zurückzuziehen, um da ein noch zu erdenkendes, unſterbliches Werk zu ſchreiben: ein Plan, der im dritten Kapitel zur Ausführung kommt, wo Beide ſich in ein einſames Dorf am Waldrande begeben und viel Dinte und Papier mitnehmen, auf das, jedoch, wie das vierte Kapitel, das aus weißen Blättern beſteht, ſehr traurig anzeigt, nichts geſchrieben wird. Das fünfte Kapitel,

ein sehr wehmüthiges, sagt aus, wie der Poet und sein Diener, anstatt zu arbeiten, nach verschiedenen Richtungen im Wald und auf den Dörfern herumstreifen; im sechsten erwacht die noch nicht ganz gesunkene moralische Kraft des Poeten, und er faßt im siebenten Kapitel den großen Entschluß, seine und seines Bedienten Kleider bis auf den Schlafrock fortzuschicken, um also genöthigt zu sein, den ganzen Tag über zu Hause zu bleiben, was im achten Kapitel am Schluß des ersten Bandes ausgeführt wird. Die drei ersten Kapitel des zweiten Bandes sind höchst matt und langweilig, weil hier der Poet arbeitet, und nur hie und da in der Dunkelheit Abends Spaziergänge macht. Im vierten überfällt ihn eine gewaltige Sehnsucht, und ein gewisses Etwas scheint ihn nach einer Gegend hinzutreiben, die er früher nie betreten. An einem schwülen Abend geht er im fünften Kapitel dorthin, und findet — — — ein hübsches Landhaus, in dem eine alte Dame mit ihrer sehr schönen und jungen Tochter und einer Kammerjungfer wohnt. Die Tochter sitzt zufällig im Garten und spielt Guitarre und zufällig ein Lied, von dem er zufällig die Schlußstrophe weiß, die er als Erwiderung auf die ersten Strophen singt, und sich dann zurückzieht. In den folgenden Kapiteln sieht man, wie nach dem Lauf der Welt der Poet und die junge Dame sich ineinander verlieben und der Schluß des zweiten Bandes findet den Poeten in der gräßlichsten Verzweiflung, denn die junge Dame hat ihn in der Nachmittagsstunde in eine heimliche Laube, die sie im Walde hat herrichten lassen, zu einem Rendezvous eingeladen; er hat ja nichts als den Schlafrock bei sich! Dieser zweite Band schließt sehr lehrreich, besonders für junge Poeten, indem er zeigt, wie man sich von der Begierde nach Arbeit nicht dürfe hinreißen lassen. Hier schlossen wir die Novelle, indem der Andrang dieses gräßlichen Umstandes auf den Poeten uns gar zu arg dünkte, um ihn auszugleichen. Auch mochten wir keinen Selbstmord auf uns nehmen.

Bald stiegen wir eifrig den Berg hinan, bald setzten wir uns

zu einer Gesellschaft von Holzfällern, die auf dem Stamme einer umgehauenen Tanne sitzend ihr Mittagsmahl hielten, was meistens sehr einfach aus Milch bestand, in die sie schwarzes Brod brockten, und kamen durch diese Abwechslung etwas langsamer, aber auch frischer auf die Höhe des Berges, von wo wir leicht und rasch abwärts stiegen. Schon lange hatte ich mir gewünscht, einen Meiler zu sehen, diese schwarze Waldherberge, in der die Ritter mit ihren Knappen und Rößlein einkehrten, wenn sie den Weg verloren und die Nacht sie überrascht auf den einsamen Waldpfaden. Eine Köhlerhütte behält für mich wenigstens, von der ersten Lektüre in der Jugend her, einen poetischen Schein, der bis dahin um so größer war, da ich noch keine in der Wirklichkeit gesehen. Sie kommt fast in allen abendländischen Sagen und Märchen vor, die wir als Kinder gelesen, in den schauerlichen Geschichten von Rübezahl, in der Sage von Griseldis, die sogar ein Köhlerkind war. Der Schwarzwald ist, möchte ich sagen, die Heimath der Köhlerhütten, und doch hatten wir heute noch keine gesehen; wohl mehrere runde verbrannte Plätze, von denen die Kohlen schon weggeräumt waren, und auch einen, den man eben aus trockenen Tannenästen errichtete, doch war dies Alles nicht das rechte; ein Meiler muß schwarz gebrannt sein und noch rauchen; dann muß auch die Köhlerhütte dabei stehen, vor der der Köhler selbst mit seinem Hunde sitzt und an die grausigen Schicksale denkt, von denen ihm der Ritter, den er gestern beherbergt, erzählt hat.

Von dem Herabsteigen ermüdet, setzten wir uns auf eine Tanne, die auf der Holzschleife, wo sie noch lag, erst kürzlich von dem Gipfel des Berges herabgerutscht schien, denn sie war frisch behauen. Um uns stiegen die rothen und weißen Tannen so senkrecht in die Höhe, als wären sie alle nach dem Loth geordnet, und dieser Trieb ist so stark bei ihnen, daß große Stämme, die als Schößlinge schief aus dem Boden kamen, sich bogen und parallel den Andern emporwuchsen. Neben diesen mächtigen Tannen des Schwarzwaldes, die die-

ſer Landſchaft eine impoſante dunkle Färbung geben, mildern die heimlichen klaren Bergwaſſer, die überall herkommen und munter in's Thal ſtürzen, das Düſtere des Bildes, helle Lichter aufſetzend. Wir ſaßen jetzt gerade neben einem ſolchen Bächlein, deſſen friſches Waſſer wir zu den Brombeeren tranken, die in großer Menge um uns wuchſen, und folgten mit den Augen, ſo weit die Bäume es zuließen, ſeinem Laufe in's Thal, wo es ſich einem Arme der Kinzig zugeſellt, den wir über die Spitzen der Bäume hinweg hie und da aus dem Grün hervorblitzen ſahen. Da ſtieg auf einmal neben uns etwas tiefer, als wir ſaßen, ein blauer Rauch auf, und Sigmund verſicherte mich, dies müſſe ein Meiler ſein, und wahrſcheinlich einer, wie wir ihn gerade wünſchten, ſchwarz oder rauchend. Eilig rutſchten wir die Holzſchleife hinab und arbeiteten uns dann durch das Gebüſch, bis wir endlich auf einem freien Platz das Geſuchte fanden, — ein ſtattlicher Meiler, der jedoch ſchon ausgebrannt war und nur noch von Zeit zu Zeit aus der Spitze rauchte, weßhalb wir ihn auch nicht früher ſahen. Neben ihm lagen einige Gruben, die voll Waſſer waren, das zur Abkühlung der Kohlen gebraucht wird. Auch die Köhlerhütte lag in der Nähe, ſah mir aber doch ein wenig gar zu ärmlich und einfach aus. Sie beſtand aus zuſammengeſtellten Baumſtämmen, die oben durch ſchwache Reiſer verbunden waren und, mit Moos und Geſträuch verſtopft, ſehr dünne Wände gaben. Das Innere war durch einen Baumſtamm am Boden in zwei Theile getheilt, wovon der hinterſte das Lager des Köhlers, aus Laub und Moos beſtehend, enthielt, der vordere zur Küche zu dienen ſchien; denn zwiſchen drei Steinen waren Spuren von halbverbrannten Kohlen und Holzaſche, neben der in einem Winkel ein Haufen Kartoffeln lag. Vor der Hütte ſtand die Wurzel eines Baumes, die oben glatt gehauen, eine Art von Stuhl gab, auf dem eine große Holzaxt eingehauen war; ein langer Schürbaum lehnte daneben. Doch war der Herr dieſer Geräthſchaften nirgends zu ſehen. Wir riefen einigemal in den Wald hinein, und

hätten den Köhler in seinem rußigen Gewand gar zu gern zwischen den Bäumen hervortreten sehen; doch warteten wir eine halbe Stunde vergebens, und sahen uns endlich genöthigt, mit der Köhlerhütte zufrieden zu sein und unsern Weg fortzusetzen. In kurzer Zeit waren wir unten im Thale, wo das Dörfchen Reinerzau liegt, das jedoch nur aus einzelnen Häusern besteht, die um den Arm der Kinzig, von dem ich oben sprach, einem kleinen Bache, zerstreut liegen. Sigmund sagte mir, daß schon dieser Bach zur Fortschaffung von ziemlich großen Flößen in die Kinzig selbst benützt würde, die sie dann weiter bis Kehl trägt, wo sie auf dem Rhein zu größeren verbunden werden und nach den Niederlanden abgehen. Obgleich dieser Bach viele Schleusen hatte, war es mir doch unerklärlich, wie das Wasser, das an den meisten Stellen kaum die Kiesel bedeckte, im Stande sei, einen Baumstamm zu tragen, und ich würde mit einigen Zweifeln hierüber nach Hause zurückgekehrt sein, wenn mich nicht zufälliger Weise der Augenschein davon überzeugt hätte. Wir waren nämlich kaum einige hundert Schritte den Bach aufwärts gegangen, so kamen uns in gestrecktem Laufe mehrere Flößer entgegen, starke, kräftige Menschen, mit großen Stangen und Aexten bewaffnet, im runden Hut und kurzer Jacke, große lederne Stiefel, bis über die Knie hinaufgezogen, von denen ein Theil an den Schleusen, die wir vor uns sahen, stehen blieb, die andern mit einem Rufe bei uns vorbeistürzten. Wir traten ebenfalls näher, und erfuhren von dem Flößer, der die schwere Schleuse, bei der wir uns eben befanden, allein aufwand, daß im nächsten Augenblick ein Floß kommen würde, und wirklich kam er auch gleich darauf um eine Ecke des Baches, die ganze Breite desselben einnehmend. Er bestand aus sehr schweren Balken, die sich nicht selten ächzend an den Ufern hinschoben und doch von dem Wasser, das sich hinter der Schleuse gesammelt hatte, mit unglaublicher Schnelle bis an das Thor derselben, das kaum breit genug war, ihn durchzulassen, daher getrieben wurde. Wir sprangen auf die Bank der Schleuse, wo

der Bach einen Fall von wenigstens fünf Fuß bildete, und sahen dem Anblick gespannt entgegen, wo die Spitze des Floßes, auf dem einer der Flößer mit gespreizten Beinen stand, und sich durch eine eingeschlagene Axt festhielt, sich hinabstürzen würde. Manchmal kommen hiebei Unglücksfälle vor, indem die Spitze, durch die nachfolgenden Balken gedrängt, sehr häufig auf dem Grunde des Wassers sitzen bleibt und der Flößer, der vorn steht, durch den gewaltigen Stoß, den dies verursacht, hinabgeschleudert wird, und nicht selten überfahren ihn die Balken, die sich im Augenblicke darauf wieder losmachen und beschädigen ihn stark. Doch ging es heute ganz glücklich ab. Der ohnehin schon sehr rasche Lauf des Floßes wurde durch den Fall noch verstärkt, und er schoß mit einer solchen Gewalt und Geschwindigkeit durch die Schleuse, daß der Flößer an der Spitze einen Augenblick bis an die Mitte des Leibes unter Wasser war und das Gebälk des Schleusenwerkes zitterte. Auf breiten Flüssen lenkt ein anderer Mann das Ende, das sonst gewaltig hin- und herschlagen würde, was es hier bei der Enge des Baches nicht gut konnte; und doch drängten die letzten Balken mit ziemlichem Spektakel gegen die Ufer und das Schleusenwerk. Der ganze Floß hatte sechzehn Glieder und mochte, wie man uns später sagte, einen Werth von ungefähr zwei tausend Gulden haben. Es steckt überhaupt ein gewaltiger Reichthum in den Stämmen des Schwarzwaldes und man findet vielleicht nirgends so reiche Bauern wie hier; besonders in Reinerzau soll sehr viel Geld sein, und in einem kleinen Wirthshause, wo wir abstiegen, zeigte uns unser Führer drei Brüder, die zusammengenommen vielleicht ein Vermögen von einer Million Gulden haben.

Viele Partien des Schwarzwaldes und besonders das Thal, in welchem Reinerzau liegt, wo wir uns gerade befanden, erinnert lebhaft an die Schweiz. Die untern Abhänge der Berge sind wie dort mit frischem Grün bekleidet und eben so fängt auch in dem Drittel der Höhe dieselbe Art dunkler schöner Tannen an, die sich

bis über den Gipfel heraufziehen. Faſt in jedem Thal fließt ein klares Bergwaſſer, das ſeine Nahrung von kleinen Bächen erhält, die ſich von allen Seiten, Silberfaden gleich, durch die Tannen- und Wieſengründe ſchlängeln. Sogar die Häuſer des Schwarzwaldes, die auch nicht ſelten in der Mitte des Berges, wo die Wieſe aufhört, liegen, haben Aehnlichkeit mit den Sennhütten der Schweiz. Die platten Dächer, auf denen große Steine liegen, bedecken Gebäude, die auch hier ganz von Holz ſind, und denen nur, um vollkommen den Schweizerhäuſern zu gleichen, die Gallerien fehlen, welche letztere von außen umgeben, und auf denen die Eingänge zu den Stuben befindlich ſind. Das Innere der Schwarzwälder Häuſer iſt dagegen noch viel heimlicher, als das der gewöhnlichen Sennhütte; doch ſind die Wohnhäuſer der reichen Schweizerbauern geräumiger und reinlicher. Man ſieht es den Häuſern auf dem Schwarzwald an, daß ſie Holz in Menge zum Bau verwenden können, denn das ganze Getäfel, Fußboden und Decke beſtehen aus glatt gehobelten Tannenbrettern: eine Tapete, die ſehr warm hält und freundlich ausſieht, aber dagegen auch viele Mängel hat, und ſehr bald der Aufenthalt von dem mannigfaltigſten Ungeziefer wird. Die Möblirung dieſer Häuſer iſt ſehr einfach und altmodiſch, und in den meiſten der einzige Zierath der Stube die Schwarzwälder Uhr, die man in allen Größen und ſehr billig kauft. — So wie die meiſten Bergbewohner hat der Schwarzwälder ſein Coſtüm erhalten. Der Bauer trägt ſchwarze kurze Beinkleider, bis zu denen die Stiefel von ſchwarzem Leder hinaufreichen, eine dunkle Weſte, einen ſchwarzen oder dunkelbraunen Rock, der mit Grün ausgeſchlagen iſt, und auf dem Kopfe einen ſchwarzen runden Hut mit großer Scheibe, den ebenfalls ein grünes Band ſchmückt; ein Anzug, der ſo die Farbe ihres Waldes hat, wo zwiſchen den alten dunkeln Tannen hie und da ein junger Sprößling oder ein ander Laubholz grün hervortritt. Ich glaube wirklich, ſie wollen die Farbe ihres Waldes im Koſtüme nachahmen; denn die

Tannen ſind ihr Reichthum und ihr Stolz. Die Flößer tragen Wämſer von dunkler Leinwand, kurze Beinkleider, welche ein handbreiter grüner Hoſenträger in die Höhe hält, und ihre bekannten großen Stiefel, womit ſie das ganze Bein bedecken können.

Von Reinerzau nahmen wir einen Führer, der uns über den Roßberg nach Rippoldsau führen ſollte, wohin wir noch eine ſehr beſchwerliche Tour hatten. Wir gingen einen ſchmalen, ſchlechten Fußweg, der auf der Höhe des Berges, wo gerade ſtark gehauen wurde, eine lange Strecke mit mächtigen Stämmen bedeckt war, die wir umgehen mußten. Schon ſank die Sonne, als wir die andere Seite erreicht hatten, und das reizende Schappacherthal lag in der ſchönſten Abendbeleuchtung vor uns. Wir verließen hier den Fußpfad, den wir bisher verfolgt, und begaben uns auf eine der Holzſchleifen, die in's Thal führt, aber noch ſteiler als ein Hausdach hinabläuft, und deßhalb das Klettern einigermaßen gefährlich macht. Wir ſetzten uns in das ſchöne Moos am Fuße einer Tanne und ſahen lange Zeit mit Vergnügen in das Thal und auf die gegenüberliegenden Berge, die höchſten des Schwarzwaldes. Dort lag der Kniebis, auf welchem die Straße nach dem Elſaß und alſo nach Frankreich führt. Auf ſeinen höchſten Punkten befinden ſich zwei Forts, der Roßbühl und das Fort Alexander. Dort ſahen die hohen Tannen ſchon oft franzöſiſche Bajonnete funkeln, und die alten Bäume haben gewiß oft mißmuthig das Haupt geſchüttelt, daß ſie nicht über die Köpfe der zügelloſen Banden zuſammenſtürzen konnten, die von dort hinabſtiegen, ein herrliches, geſegnetes Land zu verheeren. Doch weg mit dieſen traurigen Bildern, die einer längſt vergangenen Zeit angehören, und ſo Gott will, nie wiederkehren! Viel lieber wandten wir unſern Blick in das freundliche Thal vor uns, in dem Mühlen und Bauernhäuſer liegen, und das wir von unſerer Höhe aus bis Rippoldsau verfolgen konnten. Vor dieſem kleinen Badeort ſteht eine ſchöne Abtei und Kirche, deren Thurm von den letzten Strahlen der Abendſonne geküßt wurde. Mir fiel

hier lebhaft ein Lied von Alfred de Musset ein, deſſen erſte Strophe heißt:

O wie gern im Abendſtrahle,
Tief im Thale,
Seh' ich einem Todtenmahle
Aehnlich, ſchwarzer Münſter Bau.

Das Hinabſteigen, oder vielmehr das Hinabrutſchen in's Thal ging ziemlich raſch von Statten, und in einer Stunde waren wir in Rippoldsau, wo wir noch ein Bad nahmen und uns dann ſehr ermüdet zu Bett legten. Es iſt hier gar nicht meine Abſicht, eine Beſchreibung des Bades Rippoldsau zu liefern, nur ſo viel ſei geſagt, daß es ſehr großartige elegante Gebäude hat, die von hübſchen Spaziergängen und ſonſtigen Anlagen umgeben, recht heimlich in dem engen Thale liegen. Am andern Morgen ſah der Himmel nicht mehr ſo klar aus wie geſtern und vorgeſtern; vielmehr zeigten ſich hie und da Wolkenſtreifen und die Thäler waren mit Nebel bedeckt. Wir brachen ſehr früh auf, um bei guter Zeit nach Freudenſtadt zu kommen, was auf dem nächſten Wege nur zwei Stunden ſind. Wir nahmen keinen Führer mit, denn da es doch nur unſere Abſicht war, im Walde herumzuſtreichen, ſo wäre es uns ſelbſt im ſchlimmen Falle nicht unangenehm geweſen, uns eine Stunde weiter zu verirren. Der Weg führte von Rippoldsau gleich den Berg hinan, und ſenkte ſich dann in ein wildes Thal, durch das ein Arm der Kinzig ſtürzte, der in ſeinem engen felſigen Bett unzählige Waſſerfälle und kleine Seen bildet. Der Thalgrund, in dem ſich eine kleine hölzerne Brücke, die über den Bach führte, befand, war ungemein ſtill und traulich; nur zuweilen hörte man weithin das Schallen einer Axt, und die Kühle des naſſen Graſes, ſowie der friſche Harzduft ſtärkte Herz und Sinne. Trotz des trüben Himmels war doch die Luft ſehr heiß und wir beſchloſſen nach dem mühſamen Klettern über den Berg, hier in der Schlucht ein

Bad zu nehmen, was wir auch alsbald ausführten. Doch das Waſſer war eiskalt, und trieb uns nebſt der Beſorgniß, die immer ſich am Himmel zuſammenziehenden Wolken möchten uns noch ein anderes Bad zukommen laſſen, bald wieder in die Kleider. Wieder ging's den Berg hinan, auf einem beſſeren Wege als dem bisherigen, denn hier hatte man Stamm an Stamm gelegt, um ihn glatt und feſt zu machen. Bald jedoch verlor ſich dieſe gute Bahn und von drei Fußwegen, die ſich unſerm Blick zeigten, wählten wir, wie ſich ſpäter auswies, gerade den unrechten. Wenn wir auch heute Morgen über allenfallſiges Verirren geſcherzt hatten, ſo war es uns doch jetzt bei dem heranziehenden Wetter nicht gerade ſehr angenehm. Der Himmel wurde dunkler und fernhin rollte ſchon ein lange nachhallender Donner über die Wipfel der Tannen. Der von uns gewählte Weg führte aber aufwärts bis auf eine Ebene des Berges, wo eine Geſellſchaft der nobelſten Tannen beiſammen ſtanden, und verlor ſich dann in's Moos. Was war zu thun? Zurückgehen mochten wir nicht; denn Freudenſtadt mußte vor uns liegen. Alſo gerade aus! Wir gingen unter den großen Stämmen hin, über einen ausgezeichneten Moosteppich, der mir gerade ausſah, als hätte ihn ſeit langer Zeit kein menſchlicher Fuß betreten. Auch zeigte ſich, nachdem wir eine gute Strecke gegangen, weder eine Ausſicht in's Thal, noch ein Fußpfad. Sigmund erinnerte mich an Hauff's Märchen: das kalte Herz und meinte, wir würden vielleicht auf den Tannenbühl gerathen ſein, wo das Glasmännlein reſidire; der Gedanke war gut, und nach langem Scherzen und Lachen ſuchten wir aus unſerm Gedächtniß den Vers zuſammen zu bringen, mit welchem das Männlein zu citiren iſt, und es gelang uns auch nach vielem Studiren. Dann ſtellten wir uns nach der Gegend, wo die dickſten Tannen ſtanden, und ich, der ein wirkliches Sonntagskind iſt, ſprach laut und feierlich die Worte:

Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
Biſt ſchon viel hundert Jahre alt;

Dein iſt all' Land, wo Tannen ſtehn,
Läßt Dich nur Sonntagskindern ſeh'n.

und — — — und im erſten Augenblick verging uns alles Lachen, und wir ſahen einander mit ſonderbaren Blicken an; denn einige Schritte vor uns, hinter einer großen Tanne hervor, trat das Glasmännlein, oder wenigſtens ein Männlein in ſeinem Koſtüme, mit ſchwarzem Wämschen, großem Hut, kurzen Höschen und Strümpfen mit Schuhen, und ſah uns fragend an. Ueberraſcht traten wir auf den Kleinen zu, der ſich aber alsbald im beſten Schwäbiſch nach unſern Wünſchen erkundigte. Leider war er nicht das Glasmännlein, das uns vielleicht auch drei Wünſche erfüllt hätte, ſondern es war ein Knabe aus einem der benachbarten Höfe, doch wies er uns freundlich auf einen nahen Pfad, der uns in einer halben Stunde nach Freudenſtadt brachte. Und es war hohe Zeit, der Himmel lag ſo ſchwarz auf den Bergen, daß er an einigen Stellen faſt nicht mehr von den Tannen zu unterſcheiden war, und kaum waren wir in's Gaſthaus getreten, ſo brach ein unerhörtes Gewitter los. Es ging freilich in einer Stunde wieder vorüber, doch war in den nächſten Tagen an ein Weiterwandern nicht zu denken, da hier ſich das Wetter nach einem Gewitter gewöhnlich für mehrere Tage trübt und häufige Regenſchauer nachfolgen. Deßhalb ſchloſſen wir unſere Tour und fuhren über Wildbad nach Stuttgart zurück.

Eine Reiſe nach Paris.

Es gibt auf der ganzen Welt nichts Heimlicheres und Angenehmeres, als im eigenen bequemen Wagen mit Poſtpferden von einem Ort zum andern zu reiſen. Der Wagen iſt eingerichtet wie eine gut möblirte Wohnſtube; man hat alle Reiſebedürfniſſe des menſchlichen Lebens rings um ſich vereinigt. In jener Ecke ruht Pfeife und Tabak verborgen, in der andern eine ganze Bibliothek. Im Fond befindet ſich die Uhr, vorne liegt das Fernrohr; und man braucht nur unter den Sitz zu langen, um eine wohlgefüllte Korbflaſche zu ergreifen; das nöthige Glas hierzu findet man in einer der Seitentaſchen. Ja, und bei dieſer höchſt liebenswürdigen Art zu reiſen, hat man in Vergleich mit allen andern Arten des Fortkommens ungeheure Vorzüge. Ich brauche mich nicht nach einer eigenſinnigen Poſtuhr zu richten, die mich grauſam ſtraft, wenn der Oberkellner meines Hotels die Rechnung zu langſam anfertigt, oder wenn der Hausknecht mit meinen ſchweren Koffern nicht ſchnell genug auf das Bureau trabt. Dabei fahre ich in meinem eigenen Wagen ſchneller und überhole die Poſt, d. h. in Deutſchland, ſchon nach den erſten Stationen, wenn ich vielleicht auch eine Stunde ſpäter

abgefahren bin. Nebenbei iſt meine perſönliche Freiheit in keiner Weiſe eingeſchränkt. Ich kann meine Beine ausſtrecken, wie ich will, und der unberechenbarſte Vortheil iſt unſtreitig der, daß ich keinem reiſenden Engländer gegenüber zu ſitzen brauche. Fahre ich mit einem liebenswürdigen Begleiter oder mit einer noch liebenswürdigeren Begleiterin, ſo brauche ich dem Poſtillon nur an einer ſchönen Stelle zuzurufen, daß er halten ſoll, und wir können eine anmuthige Gegend, ein ſchönes Schloß, eine herrliche Ruine mit aller Muße beſchauen. Bin ich allein, ſo kann ich, wenn es mir darum zu thun iſt, Geſellſchaft zu haben, und ich zu Thorheiten aufgelegt bin, überall welche finden. Und dann erſt das Fahren in einer ſchönen Sommernacht! Es muß im Laufe des Tages ein wenig geregnet haben, damit der Staub nicht aufwirbeln kann. Dichte Wolken ziehen noch langſam über der Erde hin, und der volle Mond arbeitet ſich ruhig hindurch, die Gegend mit hellen Silberſtreifen verzierend. Ein Poſtillon lobt dem andern beim Umſpannen die Größe des Trinkgeldes, und alle fahren wie beſeſſen darauf los. Du liegſt in die Ecke des Wagens geſchmiegt, vorn auf dem Bocke ſitzt der Bediente, leiſe mit dem Schwager plaudernd. Die Wagenlaterne wirft einen zitternden Schein auf den Boden, und wie Mücken ein Licht in der Stube umflattern, ſo ſpringen, vom raſchen Fahren aufgeregt, kleine Erdklümpchen in dem hellen Scheine hin und her. Ach, und die ganze Natur iſt ſo ſtill und feierlich; es wird dunkel nah und fern, und Alles nimmt eine phantaſtiſche Geſtalt an. Die rieſenhaften Pappeln an der Chauſſee huſchen eilfertig vorbei, und wenn man auch von Weitem ganz genau ſah, wie ſie dicht beiſammen ſtanden und mit einander plauderten, ſo ſtehen ſie doch beim Näherkommen gerade und vereinzelt da, wie ertappte Schulbuben. Und dann in der Nacht die Einfuhr in eine Stadt, das Klirren auf dem Pflaſter, die ſchlafenden Häuſer, das Blaſen des Poſtillons — das iſt die Poeſie des Reiſens!

Ja, dies iſt freilich die Poeſie des Reiſens, aber ſie iſt ſehr

theuer und ſchon faſt ganz verſchwunden; man wird bald nur noch von ihr den Kindern und Enkeln erzählen können, wie von einer alten, fabelhaften Geſchichte. An die Stelle der Chauſſee, die ſich maleriſch zwiſchen Thal und Berg windet, iſt der Schienenweg getreten, der einförmig und langweilig in gerader Linie dahin zieht. Statt des ſanft ſchaukelnden Wagens ſind Diligencen, Waggons, Gharabancs, und wie alle dieſe Marter-Inſtrumente noch heißen mögen, entſtanden, die in einer ewigen, nervenzerſtörenden Bewegung durch ein feuerſpeiendes Ungeheuer, Locomotive genannt, mit raſender Schnelligkeit dahin geriſſen werden — bald auf hohen Dämmen über tiefe Thäler hinweg, bald mit entſetzlichem Gekrach und Geſeufze, durch den Schooß der Erde.

Immer zu, immer zu
Ohne Raſt und Ruh'.

Es war im Sommer 1844 zu Cöln am Rhein. Da ſaßen wir etwa unſer Zehn, einträchtig in den großen Omnibus des Königlichen Hofes gezwängt, um hinaus nach dem Bahnhof zu fahren. Es wäre ungefähr Zeit geweſen, um nicht gerade in der letzten Minute anzukommen. Doch gefiel es dem lieben Gott, unſere Geduld in der Geſtalt eines reiſenden Engländers, eines langbeinigen, klapperdürren und rothhaarigen Gentleman aus dem Spezereiladen, hart auf die Probe zu ſtellen. Obgleich dieſer Edle, wie wir, vor Fünf aus dem Schlaf war aufgeſtört worden, obgleich man ihn fünf- bis ſechsmal geweckt hatte, ſo forderte der liebenswürdige Ausländer gerade in dem Augenblick warmes Waſſer zum Raſiren, als wir nach haſtigem Verſchlingen unſeres Frühſtücks in den Wagen ſtiegen. Und wir mußten warten, wir alle, unſer Zehn, mußten warten dieſes einzigen lumpigen Engländers wegen. So will es das Gaſthofgeſetz. Endlich kam er die Treppen herab, bezahlte auf's Umſtändlichſte ſeine Rechnung, zankte ſich über einige Pfennige, die ihm zu viel angerechnet ſeien, und war nicht eher zum Einſteigen

zu bringen, als bis der Kutſcher in die Pferde hieb und alles Ernſtes Miene machte, davon zu fahren.

Man muß es dem Bahnhof in Cöln nachſagen, daß er auf's Zweckmäßigſte eingerichtet iſt. Die Anfahrten ſind alle ſehr bequem, die Räumlichkeiten für Paſſagiere und Güter wohl eingerichtet, und das Perſonal ſehr zuvorkommend und höflich. Es war, wie geſagt, ſchon ziemlich ſpät geworden, und um die Kaſſe wogte und drängte es ganz gewaltig. Man hat hier eine ſinnreiche Einrichtung getroffen, um das heranſtrömende Publikum zu vermögen, daß es ſich von einer Seite zur Kaſſe hinbegibt und von der andern Seite wieder wegflutet. Sie beſteht in einer Barriere, die in einem ſpitzen Winkel gerade ſo nahe vor das Kaſſenfenſter gerückt iſt, daß ſich allenfalls noch ein ziemlich wohlbeleibter Menſch durchdrängen kann. Zum Ueberfluß für Jemanden, der, obgleich er eine ganze Reihe Leute dort ankommen und hier abgehen ſieht, noch im Zweifel ſein könnte, ob ſie auch den richtigen Weg gewählt, ſieht man an jeder Seite der Barriere eine große fette Hand gemalt, die ruhig und gemeſſen jedem Ankommenden den Weg zeigt. Man muß alſo ſchon ſehr verhärtet oder ein ganzer Engländer ſein, um trotz dieſen deutlichen Hinweiſungen die Sache verkehrt anzugreifen. Heute Morgens aber paſſirte es nicht nur einem Einzelnen dieſes ſeltenen Volkes, ſondern als ich in die Barriere trat und ungefähr noch der Sechste bis zum Kaſſenfenſter war, lenkte drüben eine ganze Familie Engländer nach ſorgfältigem Umherſchauen und Prüfen in den verbotenen Weg ein, uns entgegen. Es war ein Engländer Vater, eine Engländerin Mutter, und ſechs engliſche Kinder, alle acht ſehr pikant blond und äußerſt mager. Alle hatten den Mund weiter geöffnet, als gerade nöthig war, — ein ſtark ausgeprägter Familienzug; nur ließen die drei jungen Gentlemen gleich dem Vater die Unterlippe herabhangen, während die drei Ladis analog der Mutter, die Oberlippe emporzogen. So ſtanden wir, zwei feindliche Parteien, einander gegenüber, und meine überhöflichen

Landsleute, wenn ſie bei dem Kaſſenfenſter vorbei ſich durch die wegſperrenden Engländer mit Mühe hindurch zwängten, baten dieſe freundlichſt um Verzeihung. Gerade vor mir in der Barriere ſtand ein Mann von ganz koloſſalem Körperbau. Der Raum war ihm eigentlich zu klein, denn er mußte halb links vorwärts marſchiren, um die Barriere nicht auseinander zu drücken. Ich war recht auf den Augenblick geſpannt, wo dieſer Koloß der engliſchen Familie drüben begegnen würde, weil neben ihnen an ein Ausweichen nicht zu denken war. Jetzt hatte er ſein Billet gelöst und ſtand nun mit einer ſonderbar lächelnden Miene dem Engländer gegenüber. Dieſer drängte ſeinerſeits auch vorwärts, Madame drängte ihren Herrn Gemahl, und die ſechs Kinder im entſetzlichſten Gedränge drückten die Mutter vorwärts. Es war ein Kampf auf Leben und Tod. Sie öffneten ihre Mäuler weiter und zogen ſie krampfhaft zuſammen, wie Fiſche auf trockenem Sand. Aber alle Anſtrengungen waren vergebens. Der dicke große Mann ging unaufhaltſam und ruhig weiter, wie das Verhängniß, und riß alles Widerſtrebens ungeachtet die ganze Familie mit ſich fort. Der Engländer fluchte auf engliſch, der dicke Mann ſchimpfte deutſch dazwiſchen, einige Bahnaufſeher bemühten ſich, die Streitenden zur Ruhe zu bringen, der Kaſſier ſtreckte ſeinen Mund an die kleine Oeffnung und bat um Stille, dazwiſchen begann die große Glocke zu läuten und gab das Zeichen zur Abfahrt. Alle, mit Ausnahme jener Inſulaner, hatten ihre Billets und eilten in die Säle, die auf den Bahnhof führten. An der Ecke ſchaute ich mich noch einmal um, und der Engländer, dem jetzt Ein- und Ausgang zu Gebot ſtand, wählte trotz der Ermahnung des Kaſſiers auf's Neue den letztern, um vorzudringen, und ging, als er endlich ſeine Billets errungen, ruhig auf der andern Seite ab. Ich kann es mir nicht anders erklären, als daß der Engländer dieſes Gegen-den-Strom-Schwimmen mit allen Seefiſchen gemein hat. Es liegt in ſeiner Natur, er kann nicht anders.

Die Plätze auf der Eisenbahn sind bekanntlich in drei Klassen eingetheilt, erste, zweite und dritte, oder Diligence, Charabancs und Waggons, und fast ohne Unterschied ist auf allen Bahnen für die Bequemlichkeit des zweiten und dritten Platzes sehr schlecht gesorgt, obgleich sie, namentlich der zweite, bei Weitem mehr als der erste benutzt werden. Auf der rheinischen Bahn sind die Diligencen allerdings recht zierlich und elegant eingerichtet. Sitz und Lehnen sind gepolstert, und durch die Eintheilung der Plätze ist es möglich geworden, daß jeder Reisende eine Ecke hat. Auf der zweiten Klasse dagegen sind die Sitze kaum mit einem magern Polster versehen, die Wagen haben keine Scheiben und man kann sich vermittelst eines zwischenen Vorhanges kaum gegen Regen und Wind schützen. Da das Wetter im Verhältnisse zum Charakter des ganzen Sommers gut zu nennen war, so nahm ich mir einen Platz der zweiten Klasse, setzte mich aber auf einen der dritten, deren Wagen gänzlich unbedeckt sind und eine freie Aussicht gewähren.

Es war die höchste Zeit, und kaum hatten wir uns niedergelassen, als die Locomotive, das dritte Geläute auf dem Bahnhofe mit ihrem eigenthümlich gellenden Pfiff beantwortend, sich langsam in Bewegung setzte und davon fuhr. Die ersten Stationen auf der Bahn von Cöln nach Aachen bieten nicht viel Interessantes dar. Das Terrain ist eben und flach, und kleine Hügel haben höchstens einen zwanzig Fuß tiefen Einschnitt oder einen ebenso hohen Damm bedingt.

Die Gesellschaft unseres Wagens bestand theils aus Arbeitern, Handwerksleuten, Soldaten, Krämern, meistens Leuten, die in Geschäften reisten; theils befanden sich viele Passagiere der ersten und zweiten Klasse hier, die wie ich einen Blick auf die Gegend thun wollten. Mir gegenüber saßen ein paar gelehrte Herren aus der Schweiz, die sich freuten, an mir Jemanden gefunden zu haben, der hier bekannt war und sie über Manches aufklären konnte. Wir

wurden in kurzer Zeit recht bekannt mit einander, und da ſie auch nach Brüſſel und weiter hinaus wollten, ſo würden wir uns wahrſcheinlich zu einer Geſellſchaft vereinigt haben, wenn nicht der Dämon der Zwietracht ſchon auf der nächſten Station eine junge hübſche Wienerin zwiſchen uns geſetzt hätte, die durch ihr freies, munteres Benehmen den würdigen Herren ein Aergerniß gab, welches ſie bis auf mich auszudehnen Urſache zu haben glaubten. Dieſe junge Dame, ſehr fein und elegant gekleidet, hüpfte, als der Wagen hielt, herein, ſchaute ſich neugierig nach allen Seiten um, und kam erſt im Augenblicke, als der Zug wieder fortging, auf eine etwas gewaltſame Art zum Sitzen, indem ſie durch das Prellen der Wagen faſt umgeworfen wurde und ſich wahrſcheinlich wehe gethan hätte, wenn ich ſie nicht in meinen Armen aufgefangen. Erſtes Aergerniß der beiden Herren, welches ſich durch eine nur ſparſam fortgeſetzte Converſation kund gab. Deſto mehr aber plauderte meine kleine Nachbarin, und bald hatte ſie mir Zweck und Ziel ihrer Reiſe anvertraut. Sie war kürzlich verheirathet und reiste in Begleitung ihres Mannes, der aber, häufig an Kopfſchmerzen leidend, es nicht wagte, ſich der Zugluft auszuſetzen, und deßhalb auf der erſten Klaſſe geblieben war. Sie zeigte mir oben an der Stirn die Stelle, wo er zu leiden pflegte, und erzählte, daß ſie nach Aachen wollten, um dort die Bäder zu gebrauchen. So ein Wagen auf der Eiſenbahn iſt eigentlich recht dazu gemacht, um eine heimliche Converſation zu führen, denn das Raſſeln und Dröhnen iſt ſo groß, daß die Nebenſitzenden genau Achtung geben müſſen, um von dem Geſpräch etwas zu erlauſchen.

Hinter uns ſaßen ein paar ehrliche Handwerker mit ihren Frauen, welche ſich über die verſchiedenen Unglücksfälle laut genug unterhielten, die auf den Eiſenbahnen ſchon paſſirt ſeien. Obgleich durch die guten Einrichtungen der Direktion und die Umſicht der Locomotiv- und Zugführer in der Art ſich nicht viel zugetragen hat, ſo wurden doch einzelne Vorfälle von den guten Leuten ſo in's Ent-

ſetzliche gezogen, daß meiner kleinen Nachbarin angſt und bang wurde. Namentlich die Geſchichte des armen Mädchens, vor kurzem paſſirt, die, in einem der offnen Wagen ſitzend, ſich bis zum Tunnel mit einer Nachbarin recht freundlich unterhalten hatte, aber verſchwunden war, als der Convoi aus der jenſeitigen Oeffnung wieder hervorkam. Man ſchickte natürlich von der nächſten Station gleich wieder zurück und fand die Unglückliche in höchſt beklagenswerthem Zuſtand im Tunnel liegen. Obgleich ſie nichts geſtand, erklärte man ſich die Sache auf die natürlichſte Weiſe, daß ſie nämlich aus dem Wagen geſprungen ſei, um freiwillig ihrem Leben ein Ende zu machen.

Meine kleine Nachbarin, die nicht gut begreifen konnte, wie ein Menſch ſeines Lebens ſo überdrüſſig ſein könne, rückte näher an mich heran und erkundigte ſich etwas ängſtlich, ob es denn nicht vielleicht möglich ſei, daß das Mädchen ſchwindelig geworden oder daß der ſehr ſtarke Luftzug etwas zu dem Unglück beigetragen. Sehr naive Fragen, die ich im Angeſichte des unterirdiſchen Weges aus wohl erklärbaren Gründen achſelzuckend beantwortete. Jetzt ſtieß die Lokomotive einen gellenden Pfiff aus. Das Raſſeln und Klappern der Maſchine, die jetzt in den Eingang des Tunnels fuhr, war wirklich betäubend. Meine kleine Nachbarin fuhr aus Schrecken heftig zuſammen und gegen mich hin, ich fuhr aus Mitgefühl etwas Weniges gegen ſie hin, und ſo fuhren wir zuſammen durch den faſt eine halbe Stunde langen, gänzlich finſtern Tunnel. Eine wahre Höllenfahrt, das Dröhnen, Raſſeln, Klappern der Maſchine, das Knirſchen der eiſernen Räder gegen die Schienen, doppelt fürchterlich durch das Gewölbe, das uns rings einſchließt, hiezu der Lärm des Dampfes; der Weg, den wir durchfliegen, finſterer als die dunkelſte Nacht, nur zuweilen erhellt von den rechts und links umherfliegenden feurigen Kohlen, die Alles noch ſchrecklicher machen und hier und da in tauſend Funken zerſtieben, auf wenige Sekunden die erſtaunten und ängſtlichen Geſichter beleuch-

tend. Auch ohne Furcht athmet man jenseits etwas leichter auf beim Eintritt in's rosige Licht.

Meine Nachbarin hatte, wie sie mir gestand, die Augen fest geschlossen gehabt und alle Heiligen zum Schutz angerufen. Doch wollte sie gefunden haben, daß der Luftzug nicht so stark sei, als sie sich vorgestellt. Auch glaubte sie nicht, daß er im Stande wäre, ein Mädchen zu entführen. Ihren eleganten weißseidenen Hut hatte er aber dennoch ein wenig auf die Seite gerückt. Auch auf die beiden erwähnten Herren schien der Druck der Luft sonderbar eingewirkt zu haben, denn sie, die früher gegen uns gekehrt waren, hatten jetzt plötzlich eine ganze Schwenkung gemacht und zeigten uns ihre Kehrseite.

Unterdessen fuhren wir rasch vorwärts, erreichten Düren mit seinen vielen Dampfmaschinen und mit seinem unausstehlichen Glockenspiel, das alle Viertelstunden, seit den zwanzig Jahren, die ich diese Stadt kenne, die Melodie des bekannten Liedes: „Heil dir im Siegerkranz" spielt, sahen bald darauf Stollberg mit seinen Kupferwerken und Galmeigruben, deren große flackernde Feuer sich namentlich Abends sehr gut ausnehmen, und kamen so in die Gegend von Aachen. Die Eisenbahn hat hier einen sehr schönen Wald durchschnitten, der früher in seinem dichten Laubwerk zwei malerisch gelegene Burgen des alten Kaisers Karl verbarg, zu welchen man nur auf vielfach gewundenem Wege hingelangen konnte. Es that mir leid um die schönen alten Ruinen. Ihre heimliche Lage ist verschwunden, der Damm der Bahn führt haushoch neben ihnen vorbei und stellt sie neben sich und der kolossalen Brücke über das Wurmthal, das hier beginnt, den Blicken recht kalt und prosaisch blos.

Jetzt sind wir in Aachen, haben zur Rechten die alte Kaiserstadt mit dem Dome Karls des Großen, rings von freundlichen Bergen umgeben, unter denen der sogenannte Lußberg hoch emporragt. Links liegt das kleine Burtscheid mit seiner stattlichen Abtei

und den steilen engen Straßen. — Arabien mein Heimathland! — — —

Der Zug hält hier eine halbe Stunde an, und alle Passagiere verlassen die Wagen, um sich durch einige freie Bewegungen von dem heftigen Zusammenrücken zu erholen. Meine kleine Nachbarin suchte ihren Mann auf, mit dem sie gleich darauf zurückkam und uns gegenseitig vorstellte. Eine unglückliche vertrocknete Gestalt, der Herr Gemahl, und ganz das Gegentheil seiner Begleiterin. Er hatte, obgleich es noch nicht kalt war, drei Röcke über einander an, wenn ich nicht irre, eine ungeheure Halsbinde à l'Anglaise bedeckte ihm Kinn und Mund, und unter dem Hute blickte eine schwarzseidene Mütze hervor, die er als Mittel gegen das Kopfweh trug. Die junge Dame, der ich von den Schönheiten der nun folgenden Bahn keine schlechten Schilderungen gemacht, sah mit Sehnsucht nach Westen, wo sich der Schienenweg den Berg hinan zog, und machte einige leise schüchterne Versuche, den Herrn Gemahl zum Weiterfahren zu bewegen.

„Lieber Fritz," sprach sie, mit der vollen Kraft ihrer einschmeichelnden Stimme, „wir wollten ja ohnehin nach Brüssel. Wenn Ihnen nun das Fahren Erleichterung verschafft, so wäre es am Ende besser, wir setzen heute unsere Fahrt bei dem guten Wetter fort." Obgleich ich der jungen Frau, aber natürlich in dem gleichgültigsten Tone half, so warf ich doch einige nicht schlechtklingende Phrasen dazwischen, und am Ende sagte der Gemahl Ja und ging hinweg, um Karten bis Brüssel zu holen. Als er zurückkam, versprach er obendrein, er wolle einen Versuch machen, bei uns auf dem offenen Wagen zu fahren, was von der hübschen Wienerin mit großer Freude aufgenommen wurde.

Während dieser Zeit gingen die gelehrten Herren um uns herum, wie brüllende Löwen, und wandten ihr Gesicht weg, wenn sie in meine Nähe kamen. Auch sah ich hier die ganze Heerde maulaufsperrender Engländer wieder, die sich in allen Ecken des

Bahnhofes umhertrieben, an der Spitze Vater und Mutter, denen die Kinder alle Bewegungen, alle Ausrufe des Erſtaunens oder der Mißbilligung auf das Genaueſte nachmachten. Jetzt ertönte die Glocke wieder und Alles ſtrömte in die Wagen, um einen guten Platz zu bekommen, unter dem hier das Umgekehrte wie bei gewöhnlichen Fuhrwerken zu verſtehen iſt, indem die Rückſitze des Luftzugs wegen ſehr geſucht ſind. Hier beginnt mit einer ſehr ſtarken Steigung, von einer ſtehenden Maſchine gezogen, die Fahrt nach Verviers und Lüttich, die jeden Schritt Terrainhinderniſſe zu überwinden hat und deßhalb vielleicht zu den merkwürdigſten Eiſenbahnen der ganzen Welt gehört.

Ein galvaniſcher Telegraph gibt der zwei Stunden von Aachen auf der Höhe ſtehenden Maſchine ein Zeichen, daß Alles bereit ſei, worauf ſie ſich in Bewegung ſetzt. Im Vergleich zu der ſehr ſtarken Steigung geht es raſch genug hinauf. Oben wartet die Locomotive, die von hier bis Herbesthal ihre ganze Kraft gebrauchen muß, da die Bahn beſtändig im Verhältniß von 1 bis 120 aufſteigt.

Es iſt nicht meine Abſicht, alle Einzelnheiten der ſchönen rheiniſch-belgiſchen Bahn genau und ausführlich, wie es ſchon oft geſchah, zu beſchreiben. Nur freute es mich, daß ſelbſt mein kranker Wiener verſicherte, es gereue ihn nicht, die Tour zu machen, und daß ſeine liebenswürdige Frau ganz außer ſich war. Bald ſtand ſie auf, um ſo die Sache beſſer überſehen zu können, bald wandte ſie ſich um, und lachte, wenn der Kohlenſtaub der Maſchine ſie augenblicklich nöthigte, die Augen zu ſchließen.

Gleich auf der Höhe hinter Aachen windet ſich die Bahn durch tiefen Sand fort, und man verläßt nur die unterirdiſchen Wege, um auf hohen Brücken über tiefe Thäler zu fliegen. Dabei iſt die Gegend ſehr ſchön — ein dichter Wald, der ſogenannte aachener Buſch, mit kleinen aber ſehr tiefen Thälern, aus denen hier und da freundliche Häuſer hervorblicken — vorbei, vorbei! Kaum ſieht man einen bemerkenswerthen Punkt vor ſich, ſo hat man ihn er-

reicht und läßt ihn gleich darauf weit hinter ſich. Jetzt pfeift die Maſchine auf's Neue, und wenn man aus dem Wagen ſpäht, um das Stationshaus oder einen Tunnel zu erblicken, dem das Signal gelten könnte, wird man überraſcht, ich möchte ſagen, erſchreckt, da man bemerkt, wie der Zug auf ein ſehr breites und tiefes Thal losrast, und man keine Idee hat, wie da hinüber zu kommen. Jetzt biegt ſich die Bahn etwas, und man ſieht durch das Thal lang hingeſtreckt ein wahrhaft rieſenhaftiges Werk, eine ungeheure Brücke, die von einer Höhe zur andern führt. Die Bogen ſind doppelt über einander geſetzt, und die Höhe der mittleren beträgt an 220 Fuß. Dies Werk iſt, was elegante Bauart anbetrifft, nur mit den ſchönſten der altrömiſchen Waſſerleitungen zu vergleichen, vielleicht mit der des prachtliebenden Juſtinian bei Konſtantinopel. Es iſt die bekannte und berühmte Brücke über das Geulthal.

Bei Herbesthal an der preußiſch-belgiſchen Gränze, durch eine große eiſerne Brücke repräſentirt, welche dieſſeits den preußiſchen Adler, jenſeits den belgiſchen Löwen führen wird, mußten wir eine Zeit lang warten, theils der Mauth halber, theils um einen Eiſen-Convoi zu erwarten, der von Lüttich hier angezeigt war.

Bald darauf ſetzten wir uns wieder in Bewegung, begleitet und beaufſichtigt von einer Menge belgiſcher Zollbeamten, die hoch auf den Wagen thronten, um zu überwachen, daß nicht ein vorwitziger Paſſagier unviſitirt den Zug verließe. Obgleich an dieſen Gränzen alles Mögliche gethan iſt, um den Verkehr zu erleichtern, und das Viſitiren ſelbſt ohne ſonderliche Strenge vor ſich geht, ſo hat man ſich doch z. B. ſehr in Acht zu nehmen, daß man nicht ein kleines Päckchen, einen Nachtſack oder dergleichen bei ſich im Wagen hält, indem man es den Blicken der nachſuchenden Offizianten zu entziehen ſucht. Ein ſolches würde nämlich in Verviers fortgenommen und ohne Gnade plombirt nach Aachen zurückgeſchickt werden. Meine Nachbarin führte eine kleine zierlich gearbeitete Reiſetaſche bei ſich, in welcher ſie allerlei überflüſſige Gegenſtände hatte, die ihr aber

ſehr nothwendig erſchienen, als Flacons, einige Bücher, verſchiedene Schachteln mit Magenpaſtillen u. dgl. m. Doch war ihre Furcht und Gewiſſenhaftigkeit ſo groß, daß Sie dem Mauthoffizianten die ganze Geſchichte einhändigen wollte, der ſie aber lachend zurückwies. Ueberhaupt kann ich nicht umhin, ſowohl den preußiſchen als den belgiſchen Douanen das Zeugniß zu geben, daß ſie ſich bei ihrem delicaten Geſchäft mit äußerſter Schonung und Artigkeit benehmen.

Von Dolhain, das neben dem hohen Damme der Bahn tief im Grunde liegt, und wieder hoch von der Veſte Limburg überragt wird, fällt die Bahn noch ſtärker, als ſie von Aachen nach Herbesthal ſtieg. Die Locomotive arbeitet hier gar nicht, ſondern der Zug läuft von ſelbſt hinab, ſorgfältig überwacht von den Maſchiniſten und Conducteuren, von denen ſich jeder bei ſeinem Poſten an Bremſe und Hemmmaſchine befindet. Auch iſt dieſe Vorſicht hier nicht unnöthig. Der Weg geht an einem felſigen Thalgeländer vorbei, und da oft große Steinmaſſen es gänzlich unmöglich gemacht haben, die Bahn geradeaus zu führen, ſo bildet ſie zuweilen ſtarke Krümmungen. Bei abſchüſſigen Stellen und ſtarken Biegungen hat man die inwendige Schiene einige Zoll tiefer gelegt, wodurch die Wagen etwas ſchief zu ſtehen kommen. Obendrein hat man auch noch zwiſchen den Geleiſen eine dritte höhere Schiene angelegt, und durch dieſe Vorſichtsmaßregel iſt an ſolchen gefährlichen Stellen das Ausſpringen des Zuges gänzlich unmöglich gemacht.

Bald ſahen wir Verviers vor uns; eine ſehr gewerbfleißige Stadt, liegt ſie in einem ſchönen Thale, zwiſchen großen Gärten und Parkanlagen der reichen Fabrikherren verſteckt. Der Schienenweg läuft längs einem ziemlich lebhaften Theile Verviers vorbei, um auf die andere Seite zu dem Bahnhofe zu gelangen. Sie ſchneidet hier die ſchönſten Gartenanlagen zuweilen mitten entzwei, und die reichen Eigenthümer haben ihr Beſitzthum durch koloſſale Brücken, die ſie über die Bahn hinwegführten, nothdürftig wieder

zuſammengeſtickt. Hier in Verviers wird alles Paſſagiergut, das am Platze bleibt oder weiter in's Belgiſche geht, viſitirt, zu welchem Ende das ganze Gepäck in einen großen Saal geſchleppt wird, wo man es auf Tiſche legt, die dort im Quadrat aufgeſtellt ſind. Ich hätte mir dieſe Ceremonie noch gefallen laſſen, wenn man einzeln oder wagenweiſe dort hineingeführt worden wäre, aber wir mußten alle auf einmal in den Saal, wurden mit den freundlichſten Mienen und lieblichſten Worten angelockt, und kaum war man darin, ſo war man gefangen und wurde nicht wieder hinausgelaſſen.

Da unſer Convoi ſehr ſtark war, ſo herrſchte in dem Saale ein wahrhaft betäubendes Gewühl und Spektakel. Da wurde gedrängt, geſtoßen, gerufen, geweint, geflucht, gebeten, gelacht, Alles in mehreren Sprachen; doch war deutſch und franzöſiſch vorherrſchend. Eine unglückliche, ſehr dicke und ältliche Dame arbeitete ſich wie raſend durch das Gedränge und ſuchte nach einer Haubenſchachtel, die ihr abhanden gekommen. Wo ſie ein Gepäckſtück erblickte, das mit dem verlorenen irgend eine Aehnlichkeit hatte, ſtürzte ſie furienartig darauf hin, und es begann dann nicht ſelten ein Kampf auf Leben und Tod. So mit der maulaufſperrenden engliſchen Familie. Die beiden jüngſten Sprößlinge derſelben waren vom Papa in eine Ecke poſtirt worden, wo ihr ganzes Gepäck beiſammen lag. Unglücklicherweiſe hatte ſich die Haubenſchachtel der dicken Dame hinter zwei rieſigen Koffern der engliſchen Familie verkrochen. Aber was bleibt dem ängſtlich ſuchenden Blick einer Mutter verborgen? Bald hatte ſie ihren verlorenen Liebling entdeckt, und die beiden jungen Engländer bei Seite ſchiebend, wollte ſie ſich ihrer Schachtel bemächtigen. Doch Albions Jugend wich nicht vom Platze, und der Aeltere behauptete: dies Stück gehöre ſeinem Papa. Unglückliche alte Dame! Vergebens war ihr Bemühen, zu der Schachtel zu dringen; die beiden rieſigen Koffern dienten den Inſulanern als Bollwerk, und ſie gaben die Schachtel nicht heraus, denn ſie behaupteten, es ſei ein Stiefelkoffer der Mama. Anfäng-

lich erſtarrte die dicke Dame bei dieſer frevelhaften Aeußerung, und die Arme ſanken ihr matt herab. Dann aber machte ſie mit verdoppelter Wuth einen neuen Angriff, wälzte ſich über einen der Koffer hin, riß mit augenblicklicher Geſchwindigkeit von der Schachtel den Deckel ab und zog eine ungeheure Haube hervor mit handbreiten Kanten und feuerrothem Bande, und darauf begann ſie dies Beweisſtück den jungen Engländern ſo kräftig wie möglich um die Köpfe zu ſchlagen. Dieſe ließen überraſcht ihre Unterlippen noch weiter herabhängen als ſonſt, und die dicke Frau entfernte ſich triumphirend mit ihrem wiedereroberten Schatz. Man muß aber ja nicht glauben, daß dieſe Scene große Aufmerkſamkeit erregt hätte. Es wurden deren an allen Ecken des Saales mehr oder minder ſtarke geſpielt. „Nehmen ſie ſich nur in Acht," ſchrie eine Stimme, „Sie werfen mir ja Ihren Koffer auf meinen Nachtſack!" — „Hören Sie, mein Herr," ſchrie eine andere, „ich finde es durchaus nicht gentil, ſich ſo vorzudrängen." — „Herr Controleur, ich bitte Sie, einen Augenblick!" — „Mir fehlt mein Nachtſack!" jammerte ein Anderer dazwiſchen. — „O, er wird ſich finden!" — „Ich verſichere Sie, nein, er fehlt, er iſt grün, roth und weiß, mit einem meſſingenen Schloß. Ich kenne ihn unter Tauſenden heraus." So ging es in dem Saale fort. Das war ein entſetzliches Durcheinander von Effecten, Menſchen und Stimmen. Dazwiſchen raſſelten die Schlüſſel und dröhnten die ſchweren Koffer, wenn ſie mit voller Kraft zugeſchlagen wurden. Damen öffneten ihre Riechfläſchchen, und auf allen Geſichtern malte ſich eine gewiſſe Angſt; kam es von der ſtürmiſchen Menſchenmenge her, oder erblaßte manch hübſches Geſicht, wenn es ſah, mit welcher Fertigkeit die Beamten ein verborgenes Fach im Koffer aufzufinden wußten?

Ich ſtand in einer Ecke an der Thüre und beſchützte meine kleine Wienerin aus allen Kräften gegen die ſtoßende und herandrängende Volksmenge. Ich deckte ſie ſo viel wie möglich mit meinem Körper und brauchte meine Ellbogen auf das Kräftigſte, um

einiger Maßen Platz zu machen. Doch vergebens. Unser Platz an der Thüre war einer von den schlechtesten. Der Herr Gemahl hatte sich entfernt, um nach seinen Koffern zu sehen, und wenn wir auch vor wenigen Augenblicken seine schwarzseidene Mütze hier und da auftauchen sahen, so war er doch jetzt im Gedränge verschwunden, und ich konnte ihn nirgends mehr entdecken. Seine großen Koffer standen noch unangerührt auf dem Tische, und einer der Beamten klopfte zuweilen laut mit der Hand daran, um den Eigenthümer herbei zu locken, da nicht viel Zeit mehr übrig war. Meine Begleiterin suchte in steigender Angst mit den Augen ihren Gefährten und wurde blaß und immer bläßer. Sie hielt sich krampfhaft an meinem Arm und zitterte heftig. Auch mir war es unbegreiflich, wo ihr Mann mochte hingerathen sein. Plötzlich schaue ich durch die Glasthür neben mir und sehe ihn von den Wagen kommen, ein kleines Paket in der Hand, das er wahrscheinlich vergessen hatte. Das Gedränge um uns wurde immer heftiger. Alles strömte vorbei, um den andern Ausgang zu gewinnen. Trotz dem, daß ich meine Nachbarin so gut wie möglich beschützte, konnte ich doch nicht verhindern, daß ein schwerer Koffer, der bei uns vorbeigeschleppt wurde, sie etwas unsanft berührte. Sie zuckte zusammen, schloß die Augen und fiel ohnmächtig in meinen Arm. Da befand ich mich denn in einer ganz verfluchten Stellung. Draußen der Gemahl an der Glasthür, den die Beamten als ihrem Reglement zuwider dort nicht hereinlassen wollten. „Oeffnen Sie doch!“ schrie der unglückliche Mann, und dabei blickte er mich an, als er sah, daß seine Frau mit geschlossenen Augen in meinen Armen lag. „Oeffnen Sie doch!“ Was sollte ich um Gotteswillen anfangen? der Beamte, der innerhalb stand, und der, wenn von der Thür die Rede gewesen wäre, doch wohl selbst am besten hätte öffnen können, wandte sich beim Anblick meiner ohnmächtigen Gefährtin zu mir hin, indem er mir sagte: „Ja, mein Herr, öffnen Sie, es ist besser!“ Und mir flammte in diesem Augenblick ein unge-

heures Licht auf. Doch wie ſollte ich Aermſter öffnen, da ich genug zu thun hatte, um die unglückliche Wienerin feſtzuhalten. Alles ſtrömte unerbittlich bei mir vorbei. Da gewahrte ich zum Glück jene dicke Dame, deren pfiffig lächelndes, freudeſtrahlendes Geſicht verkündete, daß ſie irgend eine unbedeutende Kleinigkeit glücklich eingeſchmuggelt habe.

„Madame," rief ich ihr zu, indem ich ſie beim Koſtbarſten, was ſie beſaß, bei ihrer Haubenſchachtel, feſthielt, „ſtehen Sie mir einen Augenblick bei."

„Oeffnen Sie," ſchrie der Gemahl draußen. — „Oeffnen Sie," ſagte der Beamte. — Und ich ſetzte mit halb abgewandtem Geſicht hinzu: „Ja, Madame, öffnen Sie."

Eine zierlich gearbeitete Broſche war von der kunſtfertigen Hand der alten mitleidigen Dame alsbald beſeitigt; im ſelben Augenblick verſchwand der Gemahl an der verſchloſſenen Glasthür, um auf der andern Seite den Eingang zu gewinnen. Meine arme kleine Ohnmächtige athmete tief auf und wollte noch immer nicht die Augen öffnen, obgleich an ihrem ſchwarzſeidenen Oberrock ſchon drei Schleifen geöffnet waren. Dem Himmel Dank, daß in dieſem Augenblick der beſtürzte Wiener herbeikam und ich ihm ſeine Frau überliefern konnte, bevor die unermüdliche dicke Dame in ihrem Entbüllungs-Geſchäft weiter fortſchritt. Ich wollte die Götter nicht ferner verſuchen, und eilte zu meinem Koffer, denn es war in jeder Hinſicht die höchſte Zeit.

Als guter Staatsbürger führte ich natürlich nichts Mauthbares bei mir, und wurde in wenig Augenblicken erlöst. Man machte auf meinen Koffer, wie auf alle übrigen, einen Kreideſtrich, und ſo bezeichnet, durfte ich mit meinen Sachen die Ausgangsthür paſſiren. Bald ſaßen wir wieder im offenen Wagen beiſammen, der Wiener nämlich, die Wienerin und ich. Die beiden gelehrten Herren dagegen hatten einen andern Waggon beſtiegen: ſie flohen meine Nähe! England war in einem Cbarabanc, und auch die dicke freund-

liche Dame befand ſich in demſelben Waggon, nur in einer andern Ecke. Hier in Verviers fing man ſchon an, Zeitungen und Broſchüren öffentlich auszubieten, wie es in Belgien und Frankreich in den Theatern Mode iſt. Auch lief ein Menſch in einer weißen Blouſe den Zug auf und ab, ſeine Beinkleider hatte er auf das Solideſte unten mit Leder beſetzt. Er redete jeden Wagen ungefähr an, wie folgt: „Meine Herren und Damen, viele von Ihnen werden Paris ſehen wollen, die Hauptſtadt Frankreichs und Europas, den Mittelpunkt der ganzen Welt! Ich erlaube mir, Ihnen eine Karte zu überreichen, eine Karte der uneigennützigſten und ſolideſten Geſellſchaft, die je von Brüſſel nach Paris gefahren. Nehmen Sie meine Herren, nehmen Sie! Mittags und Abends! In zwei und zwanzig Stunden! eher früher als ſpäter, die beſten und bequemſten Wagen.“ Auf dieſe Art ſchrie der Kerl in Einem fort, während er bald rechts, bald links bei uns vorbei lief. Obgleich ich im Ganzen dergleichen Anpreiſungen haſſe, und mich wie bei Privat-Lotterien und allen dergleichen Geſchichten nicht gern darauf einlaſſe, ſo kam ich doch hier zu einer Karte und wußte nicht, wie. Ich hatte wohl, aber ſehr entfernt, daran gedacht, Paris zu ſehen, und wandte mich bei dem Anruf des Menſchen etwas herum. In demſelben Augenblick ſchob er mir auch ſchon eine Karte zwiſchen die Finger und verſicherte mir nochmals, es ſei die beſte Geſellſchaft. Jetzt zog die Locomotive langſam an, und ich hörte durch das Geräuſch des Dampfes nur einzelne Sätze, die er ſtärker betonte. „Ganz bequeme Wagen — in zwei und zwanzig Stunden präcis!“ Ich ſteckte die Karte zu mir und konnte nicht begreifen, wie ein Menſch ſich zu einem ſolchen Commiſſions-Geſchäfte hergab, das doch gewiß nichts einbrachte.

War ſchon von Aachen nach Verviers die Gegend reizend und intereſſant geweſen, ſo konnte man in der That nichts Anmuthigeres ſehen, als die Thäler, durch welche wir nun dahin flogen. Die Bahn, welche ſich ſo recht eigenſinnig auf dem geradeſten Weg

über Thal und Berg einen Durchgang erzwang, deckte so viele heimliche Schönheiten auf, die sich bis dahin fern von der staubigen Landstraße verborgen hatten. Bald kamen kleine freundliche Dörfer, deren Häuser um ein ungeheures Fabrikgebäude mit rauchendem Schornstein gruppirt waren, gerade wie sich in alter Zeit die Landbewohner um Thurm und Warte eines alten Ritterschlosses schaarten, nur in anderm Sinne: hier suchten sie Schutz, dort fanden sie Nahrung.

Nach der Scene im Mauthhause hatte ich mit meiner Nachbarin noch kein Wort gewechselt Der Herr Gemahl schaute etwas verdrießlich drein und behauptete, sein Kopfweh plage ihn mehr als vorhin. Die Dame schaute zum Wagen hinaus und hatte mir noch keinen einzigen Blick geschenkt. Ich wußte aber auch wahrhaftig nicht, wie ich das Gespräch wieder beginnen sollte — von der Gegend und dem Wetter, das war zu gesucht, ich wollte unbefangen erscheinen. Die Wienerin hatte ihren Shawl etwas zurückgeworfen und ich konnte kein Auge von der verfluchten dritten Schleife verwenden. Ueberhaupt war mir das ganze Schleifensystem etwas Neues, doch hielt ich in Gedanken der ganzen Mode der Ueberröcke eine kleine Lobrede, malte mir die hohe Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieses Kleidungstückes so lebhaft aus, daß meine Phantasie nun plötzlich Worte bekam und ich, vielleicht ein wenig unpassend, meiner hübschen Nachbarin versicherte, gegen ein gewöhnliches Kleid, habe ein Ueberrock für mich etwas ungemein Reizendes, ja Poetisches. Sie wandte den Kopf herum und sah mich mit einem seltsamen Blick an. Anfänglich war dieser Blick etwas ernst, doch spielte er in's Freundliche, und plötzlich brach sie in ein lautes Lachen aus, wobei sie auf eine Schaar junger Fohlen zeigte, die neben der Bahn auf einer Wiese ihre possirlichen Sprünge machten. Wenn ich nur hätte heraus bringen können, wem das Gelächter gegolten, den Fohlen oder der dritten Schleife! Doch war ich schon zufrieden, daß ihre ernste Laune gewichen war und

ſie mit mir über die luſtigſten Dinge lachte und ſprach. Obgleich mir einer der Conducteure verſicherte, die Wagenzüge von Verviers nach Lüttich würden der vielen Brücken, Tunnels, Krümmungen wegen nur ſehr langſam geführt, ſo konnte ich doch das gar nicht finden, ſondern wir waren im Umſehen in letzterer Stadt. Das Aus- und Einpacken der Paſſagiere dauert hier eine kleine halbe Stunde; dann geht der Convoi, von einer ſtehenden Maſchine gezogen, ziemlich ſteil den Berg hinauf, nach Aus, wo die ſchöne maleriſche Gegend aufhört und man auf einer ungeheuren Ebene dahin fliegt. Wenn auch alles Land rechts und links auf's Herrlichſte angebaut iſt und einem üppigen Garten gleicht, ſo ermüden doch die unabſehbaren Flächen das Auge, und man kann in Verſuchung kommen, die ungeheure Schnelligkeit, mit welcher der Zug dahin fährt, noch langſam zu finden. Wir verließen die Waggons, und mein guter Wiener mit ſeiner ſchönen Frau nahm ſeinen Platz in der Diligence wieder ein. Da ich den meinigen in einem Charabanc genommen, ſo hätte ich ſie verlaſſen müſſen, doch waren dieſe zweiten Plätze ſo entſetzlich überfüllt, daß ich blos aus dem Grunde mein Billet zur erſten Wagenklaſſe umtauſchte. Und ſo ſaßen wir wieder beiſammen im traulichen Verein. Auch die dicke Dame hatte ſich zu uns gefunden. — Doch die gelehrten Herren ſah man niemals wieder! So kamen wir nach Tirlemont, woſelbſt noch als ſchwache Erinnerung an die Berge ein kleiner Tunnel zu paſſiren iſt, erreichten bald Löwen, dann Mecheln, das Eiſenbahnherz Belgiens, wo alle Linien ihren Zuſammenfluß haben und Alles aus- und einſtrömt.

Hier dauerte das Ein- und Ausſteigen eine ziemliche Zeit. Von hier aus werden Wagen gewechſelt, und man muß ſich genau in Acht nehmen, daß man auf den richtigen Zug gelangt, denn es gehen zuweilen zu gleicher Zeit hier Züge nach Aachen, Antwerpen, Brüſſel und Oſtende ab. In der letzten Zeit hatten wir in unſerer Diligence große Berathungen über die Wahl des Gaſthofes angeſtellt,

den wir in Brüssel gemeinschaftlich beziehen wollten. Die kleine Frau meinte: Wir sind unser drei, wir können Morgens ausgehen, um zusammen zu frühstücken, können ohne zu große Kosten einen eigenen Wagen nehmen, kurz, leben ganz en famille. Der alte Herr, der mich liebgewonnen zu haben schien, indem er mich für einen sehr praktischen Menschen hielt, da ich nämlich zufällig in Tirlemont die Flucht seines Nachtsackes verhütet, willigte ebenfalls in dieses Zusammenleben, und ich sträubte mich wahrhaftig nicht dagegen.

In Mecheln stiegen die Beiden einen Augenblick aus, und ich unterließ nicht, ihnen nochmals die größte Vorsicht anzuempfehlen, damit sie den richtigen Wagenzug nicht verfehlten. Indessen nahm das Getümmel auf dem Bahnhofe zu, es war hier eine wahre Ueberschwemmung von Passagieren, Koffern und Mantelsäcken, Alles drängte und wogte durcheinander. Die Locomotiven fuhren zischend auf und ab, es begann die große Glocke zu läuten, und Alles eilte seinen Plätzen zu. „Nach Brüssel!“ schrie der Conducteur, der auf unserm Wagenschlage stand; ich wiederholte eben so laut: nach Brüssel, und spähte dabei ängstlich um mich her, ohne von den Beiden auch nur das Geringste zu entdecken. Der Menschenknäul auf dem Bahnhofe war aber auch gar zu groß, und die lebendige Strömung aus den Wartesälen wollte gar nicht aufhören. Jetzt blasen die Conducteure des antwerpener Zugs, der zuerst fortging, und die Locomotive fährt dicht bei unsern Wagen vorüber. Hinter der Locomotive kommt der Tender, dann einige Packwagen, und die Geschwindigkeit des Fahrens nimmt zu. Nun folgen einige offene Wagen, jetzt die Diligence, und in einer derselben sehe ich zu meinem größten Schrecken meine hübsche Wienerin mit ihrem Gemahl sitzen, die lustig nach Antwerpen steuerten. Ich lehnte mich zum Wagenschlage hinaus und schreie so laut wie möglich: „Aber um Gottes willen! wo wollen Sie hin?“ — „Nach Brüssel,“ antwortete die Dame und setzte mit einem sonderbaren Blick hinzu: „Warum haben

Sie Ihre Reiseroute geändert?" — Heilige Gerechtigkeit, das war zu hart bestraft! Ich stürze an den Wagenschlag, welchen der Conducteur eben abgeschlossen. „Wohin, mein Herr?" ruft mir dieser zu, als ich versuchte, das Schloß zu öffnen. — „Nach Brüssel," schreie ich ihm entgegen. — „Sie sind auf dem rechten Zuge." — „Nein, nein," entgegnete ich, „ich muß nach Antwerpen." — „Ja so," antwortete er mir eben so gleichgültig, „das ist zu spät. Der Convoi hat schon den Bahnhof verlassen." Sehr verstimmt werfe ich mich in die Ecke der Diligence, konnte aber nach einigen Augenblicken ruhigen Nachdenkens nicht umhin, über diese höchst unangenehme Verwechslung zu lachen, indem ich bei mir überlegte, welch' merkwürdigen Einfluß die Eisenbahnen auf unsere socialen Verhältnisse ausübten.

Ungefähr um drei Uhr Nachmittags langte ich, statt in angenehmer Gesellschaft, allein und ziemlich ärgerlich in Brüssel an. Ich ging in's „Hotel de Flandre," und befand mich in der Laune, in der man ein schlechtes Zimmer doppelt empfindet, und dies ward mir in dem sonst ausgezeichneten Gasthofe der großen Menge Fremden wegen zu Theil. Ich kannte Brüssel schon von früher her, hatte seine Merkwürdigkeiten alle gesehen, und würde mich nur in der angenehmen Gesellschaft von heute Morgen ein paar Tage gut amüsirt haben. Dadurch, daß die Hauptstraße dieser Stadt, die rue de la Madeleine, vom Place royal steil den Berg hinab geht, wird das behagliche Flaniren, sonst in fremden Städten eine meiner liebsten Beschäftigungen, hier zu einer wahren Arbeit. Als ich meine Brieftasche auf den Tisch legte, fiel mir die Karte in die Hände, die mir in Verviers der Commissionär gegeben, und mir kam plötzlich der Gedanke: „Wie, wenn du die sechs Tage, die du für Brüssel, Antwerpen, Ostende ꝛc. bestimmt, dazu anwenden würdest, einen Begriff von der Häusermasse zu bekommen, die man Paris nennt?" Mehr konnte ich natürlich in der Zeit doch nicht profitiren, ich zündete mir eine Cigarre an, und schritt die Straße hinab, in-

dem ich die auf meiner Karte angegebene Hausnummer ſuchte. Endlich finde ich das Haus, das von oben bis unten mit großen Placaten bedeckt iſt, aus denen man mit ellenlangen Buchſtaben leſen kann: „Paris, midi et soir.“ Ich verglich nochmals meine Karte mit der Firma, die über der Thür angebracht war, und als ich nun vor dem Büreau ſtand und nach den Abfahrtsſtunden der Wagen nach Paris forſchte, fiel mir plötzlich ein, wie ſehr ich heute Mittag Unrecht gehabt, die Thätigkeit des Commiſſionärs in Verviers für eine nutzloſe anzuſehen, denn hatte ich mich doch ſelbſt durch ihn beſtimmen laſſen, gerade dieſe und keine andere Anſtalt aufzuſuchen. Der Beamte war ſehr artig, und nachdem er mir ebenfalls verſichert, ſeine Geſellſchaft habe die bequemſten Wagen, ſetzte er mir auseinander, daß man hier in Brüſſel den Platz bis nach Paris bezahle. Die Geſellſchaft laſſe alsdann die Paſſagiere eine halbe Stunde vor der Abfahrt in ihren betreffenden Hotels abholen und nach der Eiſenbahn führen. Dieſe Abfahrtsſtunde ſei Mittags ein Uhr; man führe mit der Eiſenbahn bis Quievrain, wo alsdann die Meſſagerie bereit ſtände, um die Paſſagiere nach Paris zu befördern. Die ganze Fahrt dauerte nicht über zwei und zwanzig Stunden. Nachdem er mir dies Alles auseinander geſetzt, ſah er wegen eines Platzes für Morgen in ſeinen Liſten nach, und es fand ſich, daß nur noch ein einziger, und dieſer gerade in der Rotunde, frei war.

Für den, der die Einrichtung der franzöſiſchen Eilwagen nicht kennt, bemerke ich, daß ein ſolcher viererlei Plätze hat, deren Preiſe ſehr verſchieden ſind. Um mit der Höhe anzufangen, iſt oben auf dem Wagen das Banquet, auch Imperiale oder Capriolet genannt, doch iſt die erſte Benennung die allgemeine, dann kommt das Coupé, der beſte und theuerſte Platz, nach demſelben der Interieur, der eigentliche Wagenkörper, und an dieſem hängt hinten die Rotunde, zu acht Perſonen eingerichtet, eigentlich nur zu ſechs, doch ſtopft man eher mehr wie acht, als weniger hinein. Von dem Fahren in

dieſer Rotunde nun hatte mir einer meiner Freunde, der freilich mit außerordentlich langen Gliedmaßen begabt, und deſſen Laune überhaupt leicht zu trüben iſt, eine wahrhaft jammervolle Schilderung gemacht, wie er, zwiſchen zwei dicken Damen eingeklemmt, von dieſen wie von zwei Mühlſteinen in der Nacht faſt gemahlen wurde, während ihm gegenüber ein ſechs und ein halb Schuh langer Nationalgardiſt ſaß, deſſen Beine mit den ſeinigen nicht gut harmonirten. Wenn ich überhaupt nach Paris fahren wollte, ſo mußte es, um nicht einen Tag zu verlieren, morgen geſchehen. Doch wie geſagt, vor der Rotunde hatte ich einen unüberwindlichen Abſcheu, weßhalb ich dem Beamten mein Bedauern ausdrückte, dieſen Platz nicht annehmen zu können, und mich an eine andere Geſellſchaft in derſelben Straße wandte. Es war die wohlbekannte und berühmte der Herren Laſitte, Gaillard und Comp. Hier war auch ſchon Alles ziemlich beſetzt, doch fanden ſich noch Plätze auf dem Banquet und glücklicher Weiſe un coin, d. h. Eckplatz, worauf man namentlich in dem Banquet zu ſehen hat. Man zeigte mir dort in einem Reſervewagen dieſen coin auf dem Banquet, den ich einnehmen könnte, und obgleich ſich der Sitz ſehr in der Höhe befand, ſo ſchien es mir doch da oben, was friſche Luft und Ausſicht anbelangt, nicht übel zu ſein. Auch dachte ich: wenn der Wagen umſchlägt, was zuweilen vorkommt, ſo haſt du Numero eins und kommſt nicht unter die Räder. Ferner wußte mir der Beamte ſo viel Gutes und Angenehmes von dem Banquet vorzuſchwatzen, ſogar von der Liebenswürdigkeit des Conducteurs, der morgen zufällig fahre, daß ich mich kurz entſchloß, meine 45 Francs bezahlte und eine Karte erhielt Numero 1 auf dem Banquet. So war ich denn unwiderruflich für Paris beſtimmt und zog meines Weges. Abends wurden im königlichen Theater „Die Krondiamanten“ von Auber gegeben, eine mir bekannte Oper, weßhalb ich es vorzog, das kleine neugebaute Théâtre de nouveautés zu beſuchen. Hier wurde ein neues Vaudeville gegeben: „Paris voleur,“ und obendrein hieß es

auf dem Zettel: die Maſchinerie würde durch Dampf getrieben. Dies war nun allerdings ein kleiner Puff, denn obgleich ſich wirklich zu dieſem Zweck eine Dampfmaſchine hier befand, hatte man noch keine Conceſſion erhalten, um ſie in Wirkſamkeit treten zu laſſen, weßhalb heute noch Alles auf dem natürlichen Wege vor ſich ging. Ueberhaupt kann ich die Nützlichkeit und Brauchbarkeit einer Dampfmaſchine, um die Decorationen zu bewegen, nicht einſehen, und wenn auch vielleicht eine Erſparniß an Menſchenkräften bewirkt wird, ſo erfordert doch die Maſchine ihre Maſchiniſten, ihren Heizer ꝛc., und muß vielleicht Nachmittags um drei, vier Uhr ſchon geheizt werden, um für jeden Act einmal die Decoration zu wechſeln; denn ich kenne keines von den neuen franzöſiſchen Stücken, weder Oper, Vaudeville, noch Trauer- und Luſtſpiel, wo die Decoration nicht den ganzen Act ſtehen bliebe. Was aber die Ausſchmückung und Einrichtung dieſes neuen Theaters betrifft, ſo fand ich ſie äußerſt zweckmäßig, zierlich und elegant. Das Haus iſt klein und hat nur vier Logenreihen; ſtatt eines ſchweren Kronleuchters, der die obere Gallerie theilweiſe am Sehen verhindert, befinden ſich an den Logenbrüſtungen des erſten und zweiten Ranges große Gasflammen, mit mattgeſchliffenen Gläſern bedeckt, die ein helles und ſchönes Licht geben. Die Decke, welche gewölbt iſt, beſteht theilweiſe aus gemaltem Glas, hinter dem ebenfalls Gasflammen brennen, welche auf dieſe Art ein gedämpftes, wohlthuendes Licht verbreiten.

Von dem Stücke ſelbſt kann ich nicht umhin zu ſagen, daß es äußerſt ſchlecht war, und wurde es, wie viele dergleichen Neuigkeiten, nur durch ein oder zwei beliebte Künſtler gehalten, ſowie durch einige Couplets, weil ſie voll Bezüglichkeiten waren. Am nächſten Morgen, es mochte ungefähr ſechs Uhr ſein, kam der Kellner und ſprach mir von einem ältlichen Herrn, der geſtern Abend ſpät von Antwerpen gekommen ſei und ſich nach mir erkundigt habe. Ueberraſcht fuhr ich aus dem Bett empor, und meine erſte Frage war, ob der Herr allein gekommen ſei. „Ja wohl," entgegnete der Kell-

ner, „ſogar ohne Gepäck.“ Ich warf mich verdrießlich wieder hin. „Und will er was von mir?“ ſagte ich ziemlich heftig. „Ja,“ antwortete der Kellner, „da ich ihm ſagte, Sie würden heute nach Paris abreiſen, ſo bedauerte er es ſehr und wünſchte Sie dieſen Morgen einen Augenblick zu ſehen.“

Indem er ſo ſprach, klopfte es ſchon an die Stubenthür, und auf mein: Herein, erſchien der Kopf meines theuren Begleiters, des Wieners mit der ſchwarzſeidenen Mütze, und nickte mir freundlich zu. „Ha, ha!“ lachte er, „das war geſtern ein fataler Streich. Meine Frau hat Recht gehabt, indem ſie immer behauptete, wir ſeien auf einem verkehrten Wagen.“ — „Und jetzt iſt Ihre Frau Gemahlin ...?“ unterbrach ich ihn. — „Sie iſt in Antwerpen geblieben,“ entgegnete der Wiener, „hat geſtern über Kopf- und alles mögliche andere Weh geklagt und ſich bei ihrer Ankunft gleich zu Bette gelegt. Ich benutzte darauf geſtern den letzten Zug, theils um nach Ihnen zu forſchen, theils um bei meinem hieſigen Banquier Gelder zu erheben.“ — „Und wollen Sie einige Tage in Antwerpen bleiben?“ fragte ich. — „Das nicht,“ entgegnete der Wiener; „denn meine Frau wünſcht bald nach Brüſſel zu kommen. — Ich hätte ſie geſtern Abend ſchon mitgebracht, doch erſchien mir die Tour von Cöln nach Antwerpen ſtark und anſtrengend genug. Sie freut ſich recht darauf, Sie wieder zu ſehen,“ ſetzte er hinzu, „und wir können uns zwei bis drei Tage recht gut amüſiren.“ — Ich lachte ſo recht aus Ingrimm laut auf, indem ich ihm meine Karte zeigte, die Karte für Numero 1 auf dem Banquet nach Paris.

„Ach,“ meinte er, „das iſt unangenehm. Und wie lange denken Sie auszubleiben?“ „Vor ſechs Tagen kann ich nicht zurück ſein,“ entgegnete ich, während ich ihn um Erlaubniß bat, aufſtehen zu dürfen und mich anzuziehen. „Bitte recht ſehr,“ ſprach der höfliche Wiener, „es thut mir wirklich leid, daß Sie abreiſen, aber wenn es Ihnen recht iſt, können wir wenigſtens heute Morgen einmal zuſammen frühſtücken — en famille.“

Ich zog mich an und packte meine Geschichten zusammen, bestimmte meinen Koffer zum Dableiben, indem ich nur einen Nachtsack mitnehmen wollte. Dann frühstückten wir beide zusammen, und man kann sich denken, gerade so freundlich und angenehm, so ganz en famille, wie es die junge Frau vorausgesetzt. Der Herr Gemahl war noch so freundlich, mich um ein Uhr an die Eisenbahn zu begleiten, wo ich ihm mit aller Beredtsamkeit ein Versprechen abzunöthigen suchte, daß er bis zu meiner Rückkehr hier verweilen wolle. „Sie bleiben mit Ihrer Frau Gemahlin," sagte ich, „in Antwerpen, wo Sie zwei Tage nöthig haben, um die Rubensgallerie anzusehen, gehen alsdann nach Gent und Brügge und verweilen darauf einige Zeit in Ostende, wo Sie nothwendiger Weise ein paar Seebäder nehmen müssen."

Obgleich er mir gerade kein festes Versprechen gab, so schien er doch auch nicht abgeneigt, und so trennten wir uns.

Die Bahn von Brüssel nach Valenciennes ist kürzlich wohl fertig geworden, bietet aber wenig Interessantes, da sie beständig durch das flache Land führt. Etwas Unangenehmeres, als die hiesigen Hemmmaschinen für den ganzen Körper, besonders für die Ohren sind, weiß ich nicht. Vor jeder Station fangen die Conducteure an zu schrauben, um den Lauf der Wagen aufzuhalten, es drücken sich eiserne Stangen gegen die Schienen, was ein so erbärmliches Gekreisch und Gezitter verursacht; ich kann es nicht anders vergleichen, als mit dem Tone, wenn man mit einem eisernen Griffel über eine Glasscheibe fährt, nur zehntausendmal verstärkt. Obendrein wird auf dieser Tour fast jeden Augenblick angehalten, zuweilen bei einem einzelnen Hause, wo eine kleine Seitenbahn abgeht und schnurgerade auf eine Menge großer schwarzer Schornsteine führt, wahrscheinlich Eisenfabriken, die sich so mit der Hauptbahn in Verbindung setzen. Ich hatte mich in einen Wagen gesetzt, an dem sich eine Tafel befand, mit dem Worte „Tabagie", wo man also rauchen konnte. Hier war die Gesellschaft nun freilich sehr

gemiſcht, beſtand aber meiſtens aus jungen luſtigen Belgiern und Franzoſen, die mit ihrem Lärmen und Schreien ſelbſt die Locomotive übertönten. Da wurden allerhand Späſſe getrieben, die mitunter nicht gerade zu den zarteſten gehörten, oder ſie neckten einander, kurz, trieben alle mögliche Spielerei, und ſo viel kann ich mit Gewißheit ſagen, daß faſt keiner der jungen Männer anhaltend zwei Sekunden lange ruhig ſitzen geblieben wäre. Endlich gegen drei Uhr kamen wir nach Quievrain, wo vor dem Bahnhofe ſchon drei mächtige Eilwagen vollſtändig beſpannt hielten. Kaum waren wir ausgeſtiegen, ſo ging das Geſchrei der Conducteure los, die ſo ſchnell wie möglich ihre Paſſagiere zuſammenbringen wollten, um davonzufahren. Zwiſchen dieſen Meſſagerien, der „Meſſagerie royale," der „Meſſagerie Lafitte et Gaillard" und „les Jamelles," herrſcht, beſonders da ſie zu gleicher Zeit abfahren, immer eine kleine Eiferſucht, da jede zuerſt in Paris ankommen möchte, weßhalb ſie alles Mögliche thun, ihre Abfahrt zu beſchleunigen und einer vor der andern einen kleinen Vorſprung zu gewinnen. Wenn auch zu dieſem Zweck jede Geſellſchaft auf der Eiſenbahn ihren eigenen Packwagen hat, den ſie, angekommen, nur aufzuſchließen braucht, um die Güter hinauszuräumen, ſo iſt doch die Zahl derſelben meiſtens ſo groß, daß eine ziemliche Zeit darüber hingeht. Ich betrachtete mir indeſſen unſern Wagen und fand, wenn ſchon das Banquet auf dem Reſervewagen, den man mir in Brüſſel gezeigt, hoch genug angebracht war, daß doch die Copie, wie es meiſt in der Welt geſchieht, nur weit hinter dem Original zurückblieb, denn der Sitz, den ich nun beſteigen ſollte, befand ſich in einer wirklich fabelhaften Höhe. Mein erſter Verſuch, da hinaufzukommen, mißlang vollſtändig. Es gehörte auch hierzu eine ganz genaue Kenntniß des Terrains. So lange die eiſernen Staffeln an der Seite des Coupés bis auf deſſen Dach führten, gelang es mir; doch um von da auf den Sitz des Kutſchers zu kommen, mußte man dem Körper einen kräftigen Schwung geben, und um dies zu bewerkſtelligen, hätte

ich von unten herauf die erſte Stufe ſtatt mit dem rechten, mit dem linken Fuß antreten müſſen. Ich mußte alſo wieder hinunter, und nach mehreren Verſuchen hatte ich im Auf- und Abklettern eine ziemliche Fertigkeit erworben. Da der Wagen auf den Zwiſchenſtationen oft nur wenige Minuten anhält, ſo iſt es nöthig, bei vorkommenden Gelegenheiten ſchnell ab- und aufſteigen zu können. Endlich war Alles fertig, doch hatte uns die „Meſſagerie royale" einen kleinen Vorſprung abgewonnen; denn als unſer Poſtillon die Peitſche aufhob, um in die Pferde zu hauen, fuhr jene ſchon im vollen Galopp davon, kam uns alſo um vielleicht fünfzig Schritte voraus, was aber hier einen bedeutenden Unterſchied macht, indem der Wagen, welcher zuerſt vor dem Städtchen Quievrain, wo die franzöſiſch-belgiſche Gränze iſt, bei dem Mauthhauſe ankommt, auch zuerſt viſitirt wird, und ſonach der andere wohl eine kleine Stunde warten muß. Dieſe Zeit wird indeſſen dazu angewandt, ein ſehr theures und ſchlechtes Diner einzunehmen, in einer Reſtauration, die ſich gerade dem Mauthhauſe gegenüber befindet. Dort fanden ſich nach und nach alle Paſſagiere ein, und ich hatte Muße, unſere ganze Reiſegeſellſchaft anzuſchauen. Ich trat in das Zimmer und erſtaunte nicht wenig, als ich oben am Tiſche die beiden würdigen Gelehrten erblickte, die mit mir von Cöln nach Aachen gefahren waren. Da ſich neben ihnen noch ein Platz offen befand, ſo ſetzte ich mich dorthin und begann ein Geſpräch mit ihnen. Schon aus den erſten Worten bemerkte ich, daß ihr Groll gegen mich nachgelaſſen hatte, denn ſie waren freundlicher als neulich, und der eine, indem er luſtig mit den Augen blinzelte, fing an, mich über meine Wiener Nachbarin etwas zu necken, und ich traute meinen Ohren kaum, als der andere der Herren darauf ſagte: „Diesmal ſind wir glücklicher als Sie, denn wir haben bei uns im Interieur eine junge Franzöſin, hübſch" — „und" fiel der Andere ein, „ſehr anſtändig."

Bei dieſen Worten ſah ich mich neugierig im Saale um, doch

war nichts da, was die Beſchreibung hätte rechtfertigen können. Außer ein paar unvermeidlichen Soldaten befanden ſich am Tiſche drei alte und ſehr dicke Damen, die nebſt ein paar Dienſtmädchen und Kindern den Inhalt der Rotunde ausmachten. Das Coupé gehörte dreien Damen, die unten am Tiſche ſaßen, und die ſämmtlich über die erſte und zweite Periode der Jugend hinüber waren. Die ſchwarzen Herren, welche den Grund meiner Forſchungen wohl erriethen, ſtießen ſich lachend an und vertrauten mir, ihre Geſellſchafterin, die ſie gemeint, befinde ſich noch draußen bei dem Wagen. „Dort aber kommt ſie,“ ſagte der eine, und beide blickten ſchüchtern und verſchämt auf ihre Teller. Ich ſchaute auf, und offenherzig geſtanden, ich hätte den Herren keinen ſo guten Geſchmack zugetraut. Es war eine leichte, allerliebſte Figur, die in das Zimmer trat, oder vielmehr hereinhüpfte. Sie trug einen feinen Strohhut am Arm, und in der Hand hatte ſie einen kleinen Friſirkamm, mit welchem ſie eben beſchäftigt war, ihr ſchönes braunes Haar zu ordnen. Ihr Anzug beſtand aus einem ſchwarzſeidenen Kleide, das ſehr einfach gemacht war, und nur eine merkwürdige lange Taille zeigte. Es war eine jener gutgeformten niedlichen Geſtalten, wie ſie die franzöſiſchen Künſtler, namentlich im „Charivari,“ mit wenig Strichen hinzuwerfen verſtehen.

Nachdem ſie mit der Herſtellung ihres Kopfputzes fertig geworden, ſetzte ſie ſich uns gegenüber und muſterte Jeden von uns der Reihe nach mit einem einzigen vielſagenden, aber ſehr ſichern Blicke. Der eine der Herren ſtieß mich an, und obgleich ich, als gelte es etwas Anderem, gleichgiltig die Achſeln zuckte, ſo ärgerte ich mich doch über das gute Glück dieſer Herren. Die kleine Franzöſin war, wie geſagt, angenehm, ſah auch recht luſtig aus, obgleich man ihr auf den erſten Anblick anmerkte, daß ſie gerade nicht einer höheren Claſſe der Geſellſchaft angehörte. Während des Diners, bei welchem ſie gegen die Gewohnheit der Franzoſen ziemlich der Weinflaſche zuſprach, ſchaute ſie beſtändig durch das Fenſter nach dem Manth-

hauſe, ſtürzte bald an die Thüre, dem Conducteur zu rufen, bald an das Fenſter, um zu ſehen, ob ihre Effekten noch nicht an die Reihe kämen. Endlich rief unſer Conducteur ſie ab, ſie nahm ſeinen Arm und floh mit ihm die Straße nach dem Wagen. Ich machte den beiden Herren meine Gratulation über die Eroberung, und um ihnen ihr Betragen von geſtern zu vergelten, erlaubte ich mir einige derbe Späße über die Fahrt, die vor uns lag.

Es dauerte ziemlich lange, bis die Effekten der Dame viſitirt waren, und die zollbaren Sachen, brüſſeler Spitzen, Foulards ꝛc. wollten kein Ende nehmen. Endlich kam ſie wieder und ſetzte ihr Diner fort. Doch, wie ich ſchon vorhin bemerkte, ſprach ſie in Gemeinſchaft mit dem Conducteur, den ſie zum Eſſen eingeladen und neben ſich geſetzt, etwas zu ſtark der Weinflaſche zu. Es ſchien mir, als muſtere ſie meine Perſönlichkeit, und ſchenke mir mehr Blicke, als ihrer Wagengeſellſchaft, den beiden Herren, und ich hatte mich, ich könnte wohl ſagen, leider! nicht getäuſcht. Nach dem Eſſen ſagte mir der Conducteur, die Dame fürchte ſich vor dem Fahren im Interieur und wolle zu uns auf's Banquet hinaufſteigen. Unglückliche Gelehrte! Wie wohlgemuth ſtiegen ſie nach gehaltener Viſitation in den Wagen und ſetzten ſich zurecht! Ich war auf mein Banquet hinaufgeklettert und alles in Ordnung gebracht, mit Ausnahme der Franzöſin, denn dieſe wurde von den Zollbeamten noch einmal freundſchaftlich in's Lokal genöthigt, weil ſie eine ungewöhnlich große Reiſetaſche bei ſich trug, mit deren Inhalt ſich die Beamten bekannt zu machen wünſchten. Endlich war ſie befreit, die beiden Herren blickten zum Wagen heraus und wunderten ſich nicht wenig, als eine Leiter gebracht und an das Banquet geſetzt wurde. Jetzt ſtieg die Dame zu uns hinauf, der Poſtillon hieb auf die Pferde, und wir flogen im Galopp auf der Landſtraße dahin.

Wer beim gewöhnlichen Fahren mit unſern Wagen und auf unſern Chauſſeen es nur im Geringſten unbehaglich findet, wenn

ſich das Fuhrwerk zuweilen etwas ſtark auf die Seite neigt, oder wenn er einen Roſſelenker hat, der bei andern Fahrzeugen ſo nah vorbeijagt, daß man kein Blatt Poſtpapier zwiſchen die beiden Achſen legen könnte, oder wer ſich ſchon auf die andere Seite drückt, wenn ein ſolider deutſcher Poſtillon in einem kleinen Bogen um die Ecke fährt, ein ſolcher beſteige nie das Banquet eines franzöſiſchen Eilwagens, will er nicht während der zwanzigſtündigen Fahrt eine eben ſo lange geiſtige und leibliche Tortur ausſtehen. Die Meſſagerien ſind mit fünf ſchweren, kräftigen, flammändiſchen Pferden beſpannt, zwei an der Deichſel und drei vorn. Ehe die Fahrt losgeht, leben dieſe Thiere in beſtändigem Streit: bald ſchlägt dies, bald das, und die andern beißen nach allen Richtungen um ſich herum, wobei ſie jenes laute kreiſchende Geſchrei ausſtoßen, das den Pferden eigen iſt. Der Poſtillon hat jetzt vielmehr ſein Augenmerk auf ſie zu richten, als während der Fahrt; denn bald prellen die Vorderpferde rechts und links, bald ziehen die Hinterpferde die Deichſel nach der verkehrten Richtung. Dabei iſt die Straße, die vielleicht viermal ſo breit iſt, als unſere Chauſſeen, auf der Mitte der ganzen Länge von Brüſſel nach Paris gepflaſtert; dieſer Steindamm iſt ſo ſchmal, und obendrein erhöht, daß von zwei breiten Wagen, die ſich begegnen, die äußern Räder von dem Damme herab auf die Chauſſee gleiten, und da ſie dort in die weiche Erde manchmal einſchneiden, ſo neigt ſich der ſchwerbeladene Wagen ſo auf die Seite, daß man jeden Augenblick umzuſchlagen glaubt. Wer weiß auch, was geſchähe, wenn dieſes Ausweichen nicht meiſtens im vollen Galopp vor ſich ginge, und äußerſt kurz gemacht würde, ſo daß die vordern Pferde ſchon wieder auf dem Steindamme ſind, um den Wagen hinaufzuziehen, indeß die hintern Räder noch in die Chauſſee einſchneiden. Dabei fahren die Poſtillons bald im ſcharfen Trab, bald im vollen Galopp, wie es ihnen gerade einfällt, und wenn es einmal eine Zeit lang ziemlich ruhig gegangen iſt, und man will den Verſuch machen, ein wenig zu ſchlummern, ſo wird

man durch ein entſetzliches Geſchrei des Poſtillons aufgeſchreckt, der in ſeine fünf Pferde wie toll hineinhaut, bis das ganze Geſpann in einem vollkommenen Durchgehen in voller Carriere dahin raſt. Unſere Dame auf dem Banquet, die uns offenherzig anvertraute, die Geſellſchaft da unten im Wagen, aus lauter alten Herren und Damen beſtehend, ſei äußerſt langweilig, war von einer auffallenden Luſtigkeit, welche mir im Verein mit ihrem ſtark gerötheten Geſichte nicht recht gefallen wollte. Während der erſten Stunde unſeres Fahrens ſang ſie in Einem fort Couplets aus den neueſten Pariſer Vaudevilles, oder ſie machte dem alten gutmüthigen Conducteur eine Liebeserklärung über die andere, der mich alsdann lächelnd anſtieß und mir mit einer Pantomime, als tränke er ein Glas aus, zulächelte. Ich ſaß aus Galanterie in der Mitte, und die Dame ſtieß mich ihrerſeits ebenfalls an und machte eine Geberde, als habe ſie den Conducteur nur zum Beſten, und wer weiß, ob die Beiden hinter meinem Rücken nicht mich ſelbſt auslachten! Ich kam mir in der That wie verrathen und verkauft vor und ſah mich in einer ſonderbaren Geſellſchaft; denn hatte ich ſchon geſtern geglaubt, daß meine gute liebe Wienerin in ihrer Natürlichkeit etwas weit gegangen ſei, ſo bat ich ſie für dieſen Verdacht jetzt tauſendmal um Verzeihung. Im Anfang hatte ich mich, durch ihr äußerſt freies Betragen aufgemuntert, mit der Franzöſin in allerlei Redensarten eingelaſſen, die man gerade nicht überall anbringen darf; doch kam ich hier ſchön an, denn da ſich auch der Conducteur nicht eben äußerſt zart in die Unterhaltung miſchte, ſo wurden Sachen und Gegenſtände verhandelt, die einem deutſchen Ohre aus dem Munde einer Dame doch etwas ungewohnt erſcheinen. Ich mußte aber hier wieder der franzöſiſchen Sprache den großen Vorzug einräumen, den ſie für eine leichte Converſation vor unſerer ſoliden deutſchen voraus hat; denn wenn ich zuweilen verſuchte, eine im Franzöſiſchen etwas ſtark klingenden Phraſe der Dame zu überſetzen, ſo erſchrak ich wirklich ſelbſt vor dem Klange, den dieſe im Deutſchen

hatte. Nebenbei wurde dieſe leichtfertige Unterhaltung von der Franzöſin mit einer gewiſſen Decenz, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, jedenfalls aber mit großer Feinheit und Eleganz geführt.

So fuhren wir dahin und kamen nach Valenciennes, wo unſere Päſſe viſitirt und weggenommen wurden, wogegen wir einen franzöſiſchen Paß erhielten, der zwei Francs koſtete. Die ſonſt ſo freien und artigen Franzoſen hätten eigentlich ſchon lange von dieſer häßlichen Gewohnheit, ſich den Eintritt in ihr Land mit zwei Francs bezahlen zu laſſen, abkommen ſollen. Ich würde nichts dagegen haben, wenn man ſich hiedurch eine Erleichterung erkaufte, aber im Gegentheil, man iſt genöthigt, dieſen franzöſiſchen Paß in Paris bei der Abreiſe gegen den heimathlichen umzutauſchen, wodurch man wenigſtens ein paar Stunden Zeit verliert, die man dort weit beſſer anwenden könnte. Ein Kaufmann, der mit im Wagen war, erzählte mir ſpäter, daß er die Wegnahme ſeines Paſſes dadurch verhindert, indem er vorgab, er reiſe nur bis Peronne. Selbſt dieſe franzöſiſchen Päſſe erhält man nicht im Augenblick, ſondern ein Kerl in einer halb zerriſſenen Blouſe rannte dem Wagen bis vor die Stadt nach und überreichte, auf dem Wagentritt ſtehend, jedem Paſſagier das Papier, was auch wieder einige Sous koſtete. Bald wurde es Nacht, und ich muß geſtehen, daß es auf dem Banquet oben gar nicht ſehr angenehm war. Es regnete und ging ein kühler Wind, wobei die arme Franzöſin, die nur einen leichten Shawl trug, erbärmlich fror. Sie nahm in Cambray unſern gut gemeinten Rath an, ſich in's Interieur zu begeben, wo ſie auch blieb bis zum Anbruch des Tages. Dann aber kletterte ſie wieder zu uns herauf, um friſche Luft zu genießen, wie ſie ſagte. Waren ihre Geſichtszüge geſtern Abend etwas mehr als ſanft geröthet geweſen, ſo ſah ſie dagegen todtenblaß aus und ſehr durchwacht. Ich kann hier nicht umhin, die Artigkeit eines franzöſiſchen Poſtillons zu erwähnen, der, als er auf den Wagen ſteigen wollte und das traurige Ausſehen ſeiner Landsmännin bemerkte, plötzlich in's Haus zurückeilte und

eine friſch aufgegangene duftende Roſe brachte, die er ihr mit der Bemerkung überreichte, der ſüße Geruch würde ſie erquicken.

Bald erreichten wir Senlis, wo gefrühſtückt wurde, und nach einigen Stunden ſahen wir Paris vor uns ausgebreitet liegen. Ich ſuchte die Kirche Notre-Dame; doch ſieht man ſie von hier aus nicht. Dagegen ragt der Montmartre hinter der Stadt hervor, das ganze Terrain beherrſchend. Bald glänzte uns die große Befeſtigungslinie entgegen, aus einzelnen Forts, Schanzen und Mauern beſtehend, Alles aus weißgrauem Stein aufgebaut. Jetzt erreichten wir das Faubourg St. Martin, wo unſer ganzer Wagen gewogen wurde, und dann waren wir in Paris. Ich kann unmöglich beſchreiben, welchen Eindruck es auf mich machte, durch dieſe Straßen, bei dieſen Häuſern vorbei zu fahren, einen Boden unter mir zu haben, der, um mit den eitlen Franzoſen zu ſprechen, in ſo vieler Hinſicht der Mittelpunkt der Welt war und iſt. Bei jedem Schritt, den wir vor uns kamen, nahm das Gewühl und Gedränge von Menſchen, Equipagen und Karren zu; ebenſo die eigenthümliche Dekoration der Häuſer. Hatten ſich dieſe am äußerſten Ende der Vorſtadt mit einem oder zwei Aushängeſchildern begnügt, ſo nahm ihre Eitelkeit zu, je weiter wir kamen, und bald ſahen wir faſt kein Gebäude mehr, das nicht von unten bis oben mit ellenlangen Buchſtaben bemalt war, mit Namen von Eigenthümern verſchiedener Geſchäfte, mit Angaben, welche Art Magazine ſich dort befanden, daneben rieſige Theaterzettel oder Anzeigen von Verkäufen. Kurz, jedes Haus erzählte den Vorübergehenden auf das Freundlichſte, wen es beherberge und was hier alles für Lebensbedürfniſſe und Luxusartikel zu haben ſeien.

Nun erreichten wir Porte St. Martin, ein ſchwarzes hochgewölbtes Thor, und eines der wenigen, welches die Revolution verſchonte. Wir durchſchnitten die Boulevards und kamen in die Stadt, wo das Gedränge und der Spektakel auf eine wahrhaft erſchreckende Art zunahm. Ich weiß nicht, ſoll ich es Leichtſinn, Selbſtvertrauen

oder Geſchicklichkeit nennen, daß der Poſtillon in vollem Trabe durch die überfüllten Straßen und um ſcharfe Ecken fuhr. Bei letzterem half der Conducteur den Wagen dirigiren, indem er die Hemmmaſchine fleißig und aufmerkſam handhabte.

Eine lange Zeit fuhren wir durch die Straße St. Honoré, bis wir die Bureaus der Meſſagerie erreichten, in einem großen Hofe, mit Eilwagen aller Art vollgepfropft. Meine Begleiterin ſuchte alsbald ihre Kiſten und Kaſten zuſammen, und

Schnell war ihre Spur verſchwunden,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm.

Die beiden Herren ſah ich mit ihren Nachtſäcken im Hofe umherirren; vielleicht ſuchten ſie mich, doch war ich mit dem Conducteur und meinem Gepäcke beſchäftigt, dann ſah ich ſie zu einem der Hofthore hinausgehen, ehe ich ihnen zurufen konnte. Sie waren fort und natürlich an kein Wiederfinden zu denken. Auch der Conducteur empfahl ſich, und ſo ſtand ich denn allein, nahm meinen Nachtſack auf die Schulter und ſuchte ein Unterkommen im Hotel Laſitte neben der Meſſagerie, was ich auch fand.

Es hat mir einmal ein Freund erzählt, daß er vor langen Jahren mit einem Landsmann, ebenfalls einem Deutſchen, durch die Porte St. Martin nach Paris hereinfuhr. Beide wollten hier ihr Glück verſuchen; der Eine war ein Schriftſchneider, der Andere ein ſehr geſchickter Ebeniſt. Es waren junge Leute und ihr Gepäck natürlich ſehr unbedeutend, ſo daß Jeder es bequem in ſeine Taſche ſchieben konnte. Der Schriftſchneider ſpricht mit dem Conducteur und erkundigt ſich nach einem wohlfeilen Gaſthauſe, während der Andere auf die Straße hinaus und zufällig in ein Kaffehaus tritt, um dort etwas zu ſich zu nehmen. Beide denken, ſie werden ſich natürlich gleich wiederfinden. Doch gerathen ſie zufälliger Weiſe in entgegengeſetzter Richtung auseinander. Es wird Abend, und ſie finden ſich nicht wieder, ebenſo den andern Tag, da Keiner des

Andern Gaſthaus weiß. Beide waren traurig darüber, da ſie ſich ſo viel Schönes von dem Zuſammenleben in Paris verſprochen. Doch gehen ſie wohlgemuth an ihre Geſchäfte, finden Arbeit, ſind fleißig und kommen empor, während Jeder vom Andern glaubt, der arme Kerl wird geſtorben ſein oder nach Hauſe zurückgekehrt. Endlich, nach zwanzig Jahren, begegneten ſich zufällig zwei wohlbeleibte, wohlhabende Bürger in einem Kaffeehauſe, die ſich plötzlich erkennen und ſich erinnern, wie ſie vor langer Zeit zuſammen eingewandert ſind.

Ich hatte dieſe Geſchichte immer als etwas fabelhaft betrachtet, obgleich ich manche große Stadt geſehen; aber wie ich hier ſo allein in die Straße hinausging und dieſes unſägliche Menſchengewühl erblickte, wie Jeder unbekümmert an dem Andern vorbeieilt, Keiner den Andern grüßt, wie in kleinen Städten, da ſich hier ſelten ein Paar kennt, zweifelte ich nicht mehr an deren Möglichkeit. Wenn man ſo Stunden lang durch die Straßen gelaufen iſt und nirgends einen Ruhepunkt findet, immer das gleiche unruhig wogende Leben, das haſtige Hin- und Herrennen, und wenn man die Unzahl der Wagen erblickt, die unaufhaltſam nach allen Richtungen hinſtrömen und einen in kurzer Zeit in ganz andere, ebenſo unbekannte Stadtviertel bringen, wo man den Rückweg ohne Hülfe nicht mehr findet, ſo kann man wohl glauben, daß ein Vorfall wie der erwähnte wahr iſt. Mir aber paſſirte dagegen etwas, das meinen eben geführten Beweis für die Möglichkeit jenes Falles beeinträchtigen könnte, wenn nicht Jeder einſehen würde, daß es der allerſeltſamſte Zufall war. Als ich nämlich von meinem Gaſthof auf die Straße trat und auf dem klaſſiſchen Boden des Flanirens in dieſer ſchweren Kunſt einen ſchwachen Verſuch zu machen begann, ſah ich vor einem Hutladen eine Geſtalt ſtehen, die ich augenblicklich für einen meiner Bekannten aus St. gehalten hätte, wenn ich nicht in Paris geweſen wäre. Es war ein junger Mann, der ſich während der Ferien auf Reiſen begeben hatte, und der von uns den Namen Reiſegeſpenſt erhalten.

Er ſpukte nämlich ſchon vielleicht acht Tage vor ſeinem Auszuge in ſeinem Reiſeanzuge umher, und um ſich von der Vortrefflichkeit desſelben in allen Lagen zu überzeugen, beſtieg er Kirchthürme und Berge, wo er ſchon hundertmal geweſen, ſetzte ſich in ganz miſerable Fiaker und quälte uns mit allen möglichen Projekten zur Reiſe, die er machen wolle, worauf er jeden Abend herzlichen Abſchied von uns nahm, und am andern Morgen ſahen wir ihn ebenſo wohlgemuth wieder durch die Straßen wandeln. Endlich an einem ſchönen Morgen war das Reiſegeſpenſt verſchwunden, und hier ſollte ich es wiederfinden. Ja, er war es, ich erkannte die großkarrirten Beinkleider, die grauen Gamaſchen, den erbſenfarbigen Rock und den grauen breitkrämpigen Hut.

Unſer Wiederſehen war wirklich rührend. Für mich war es in jeder Hinſicht intereſſant, das Reiſegeſpenſt gefunden zu haben, denn es wandelte ſchon acht Tage hier herum und konnte mir daher zu mancherlei eine kleine Anleitung geben.

Unterdeſſen war es ſpät geworden, und wir hatten nicht viel geſehen, da ich von dem Ungeheuren dieſer Stadt mich ſo in's Flaniren vertieft hatte, daß es fünf Uhr, Eſſenszeit, ſchlug, ehe wir noch daran dachten. Wir hatten flüchtig das Palais Royal durchirrt, die Tuilerieen, natürlich von außen geſehen, waren auf dem Place de la Concorde geweſen, warfen einen Blick hinaus auf die Champs Elyſees und den Arc-de-Triomphe de l'Etoile, und ſpeiſten alsdann für 30 Sous ganz gut zu Mittag. Nachher zog ich mit dem Reiſegeſpenſt wieder aus, und wir ſuchten diesmal die Boulevards auf, wo wir hinauf- und hinabrannten, ſoweit wir kommen konnten. Wenn Paris ſchon etwas von einer Hauptſtadt der Welt hat, und die Boulevards der erſte Spaziergang von Paris ſind, ſo ſind ſie auch der erſte Spaziergang der Welt, und das kann man ihnen auch in ihrer Art zugeſtehen. Wenn freilich der Molo von Neapel bei Mondſchein und Meerleuchten, mit dem Veſuv im Hintergrunde, der zuweilen dumpf donnernd eine feurige

Lohe ausſtößt, auch ſeine großartigen Schönheiten hat, ſo ziehe ich doch auf die Dauer die Boulevards von Paris vor. Man hat hier ſo Alles, was die Seele nur verlangen kann, und braucht nur zuzulangen. Man findet Alles hier bis auf die geringſten Kleinigkeiten ſchön und appetitlich zugerichtet. Es muß nothwendig im Himmel Boulevards geben oder — doch wir wollen uns in ein Kaffeehaus ſetzen und Eis eſſen und laſſen die Menge einen Augenblick bei uns vorbeiſpazieren. Man braucht hier in Paris nicht wie in einer andern Stadt zu fragen: was beginnen wir nun? ſondern man fragt ſich: wozu haben wir Zeit oder Luſt? und ſo war es auch jetzt. Wir berathſchlagten, in welches Theater wir gehen ſollten. In welches Theater! wie einem bei der Idee, unter einem Dutzend Theater die Auswahl zu haben, ſo ſonderbar wird, wenn man aus einer deutſchen Reſidenz kommt, wo jede Woche einmal in einem einzigen geſpielt wird! Wir entſchieden uns für das Theater der Porte St. Martin. Dort wurde ein fünfactiges Spektakelſtück, „Don Ceſar [illegible] Baſſan," gegeben, in welchem Frederic Lemaitre glänzte. Es war mir intereſſant, dieſen berühmten Künſtler zu ſehen. Das heutige Stück entſtand, indem Lemaitre, welchem der Charakter des Don Ceſar im Roy Blas ſehr zuſagte, ſich von ein paar jungen Autoren ein Stück ſchreiben ließ, in welchem derſelbe Don Ceſar, wie ſchon der Titel des Stücks beſagt, die Hauptrolle hat. Es war ein wahres Spektakelſtück, die erſte Scene ein öffentlicher Markt zu Madrid, Volksgetümmel, Tanz von Zigeunern, deren Königin oder Herzogin ein paar Arien ſingt. Sie iſt die Primadonna und muß durch das ganze Stück in allen Fächern wirken. Sie tanzt, ſie ſingt und ſchauſpielt. Es kommt ein Page, der in irgend einem Cavallerie-Regimente dient und von ſeinem Capitän mißhandelt worden iſt — jetzt erſcheint Lemaitre, Don Ceſar, der heruntergekommene, leichtſinnige, ausſchweifende Menſch von guter Familie, Alles an ihm hierzu wunderbar übereinſtimmend: der nachläſſige Gang, das heiſere Organ und das einzig

zuſammengeſtellte Coſtum, ein Coſtum, das, aus Sammt und Damaſt beſtehend, vor der Zeit prachtvoll geweſen war, und der es trägt, weiß ſich noch in den übrig gebliebenen Lumpen mit Anſtand zu bewegen; Collet und Beinkleider fahl und abgeriſſen, der eine Strumpf hängt nachläſſig herunter, und deſſen Schleife iſt vor dem Knie gebunden, während die andere an ihrem Platze ſitzt. Der graue Hut trägt Spuren von zahlreichen Hieben, und er ſowie die abgenutzte Feder geben deutliches Zeugniß, daß der Kopf, den ſie ſchmücken, nicht immer unter gutem Obdach und auf ſeidenen Polſtern ruht. Das einzige Wohlerhaltene an ſeinem ganzen Anzuge iſt ſeine Waffe, der überaus lange Stoßdegen, auf dem der ſehr zerfetzte roth und weiße Mantel ruht. Nachdem er den Pagen natürlicher Weiſe beſchützt, erſticht er den Kapitän und wird dafür, da man ſich gerade in der heiligen Woche befindet, zum Tode verurtheilt. Wahrhaft groß iſt Lemaître im zweiten Act, wo er im Gefängniß nachläſſig auf einem Lehnſtuhl ausgeſtreckt liegt, neben ſich die Wanduhr, die ihm anzeigt, daß er nur noch zwei Stunden zu leben hat. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß er von dem Pagen gerettet wird. Das Stück an ſich iſt ziemlich ſchwach und würde ohne Lemaître gar nichts machen. Es iſt Schade, daß das heiſere Organ, welches im erſten Acte nach einer durchſchwelgten Nacht ſo ganz an ſeinem Platze iſt, nicht angenommen, ſondern ſein natürliches iſt. Man muß genau Achtung geben, um ihn zu verſtehen. Der große Künſtler ſoll auch im Leben etwas ſehr Don Ceſar de Baſſan ſein; anſtändig und nobel, aber ſehr ausſchweifend.

Am andern Morgen nahm ich mir einen Fiaker und kutſchirte in Paris herum, um zu ſehen, ſo viel es mir möglich. Berauſcht wie ich war von all' dem Großen, kann ich mir ſelbſt von dem Geſehenen kein klares Bild machen, viel weniger einem Andern. Was ſoll ich mehr ſagen, als daß ich im Pantheon, im Dom der Invaliden und in St. Denis war, daß ich vom Louvre ſo viel wie möglich ſah, daß ich auf den Thurm der Kirche Notre Dame ſtieg, im

Pflanzengarten die Affen und Bären ſah, im Palais Royal umherlief, den berühmten und berüchtigten Greve- und Carouſſelplatz beſuchte und alsdann ſpät am Abend verwirrt und betäubt zu Bette ging! Gott ſoll mich bewahren, daß ich es wage, etwas über dieſe allgewaltige Stadt zu ſchreiben, ſelbſt wenn ich auch ſtatt zwei Tage vierzehn Tage da geweſen wäre. Auch bin ich überzeugt, daß man mir dies gern erlaſſen wird. Da ich aber die Fahrt auf der Meſſagerie auf's Gründlichſte kennen gelernt habe, ſo will ich noch eine ſchwache Schilderung der Rückfahrt von Paris nach Brüſſel verſuchen, die mit der Herfahrt Aehnlichkeit hatte, aber doch ganz verſchieden war, — Aehnlichkeit, da es daſſelbe unaufhörlich lange Pflaſter war, dieſelbe reizloſe Gegend, und die gleichen Stationen, verſchieden aber durch unſere Reiſegeſellſchaft, die äußerſt zahlreich, ja, zu zahlreich war. Wie die untern Regionen des Wagens beſetzt waren, darum kümmerte ich mich wenig; bis zu uns drang kein Aechzen der Rotundebewohner.

Auf den Bergen iſt Freiheit, der Hauch der Grüfte ꝛc.

ſagt der unſterbliche Schiller irgendwo. Aber wenn wir auch Freiheit und friſche Luft dort oben genug hatten, ſo war letztere ſo ſtark mit Regen vermiſcht, daß wir die ſchlechten flatternden Ledervorhänge vergeblich anſtrengten, um uns dagegen zu ſchützen. Mit dem Condukteur, der ſich, durch das Regenwetter getrieben, zu uns herein ſetzte, waren wir zu Vier auf dem Banquet, lauter hübſche, gut gewachſene, aber ſehr beleibte junge Leute. Ich ſaß zwiſchen zwei Franzoſen eingekeilt, die mich ſonderbar anſahen, als ich meine Cigarrendoſe herausholte, und mich darauf ganz naiv mit einem Blick auf den Condukteur fragten: „Aber Sie wollen rauchen, mein Herr?“ — „Ja ſo, es iſt in den franzöſiſchen Eilwagen verboten, zu rauchen, ſelbſt auf dem Banquet, wenn keine Damen da ſind.“ — „Allerdings, mein Herr!“ — „Sehr gut!“

Und ſchon wollte ich meine Cigarre in größter Ruhe wieder ein-

ſchieben, als mir die beiden höflichen Franzoſen, wahrſcheinlich durch meine Folgſamkeit gerührt, verſicherten, ſo eine kleine Cigarre würde ihnen nichts ſchaden, ich möchte ſie nur rauchen. Unſere Lage dort oben war in Wahrheit ſchrecklich. Keiner konnte ſich neben dem Andern rühren. Der Regen goß in Strömen und drang zu uns herein, und hinter unſerm Sitze war das Leder nicht befeſtigt, ſo daß Niemand den Kopf anlehnen konnte. Und dabei hatten wir vier und zwanzig Stunden vor uns, die beim furchtbaren Schütteln des Wagens auf dem entſetzlichen Pflaſter alſo zugebracht werden mußten.

So kamen wir zur Vorſtadt St. Martin heraus, paſſirten die Barrière und fuhren im ſcharfen Trabe davon, als wir plötzlich vor uns auf der Straße einen Mann gewahr wurden, der ſich in ſonderbarer Lage befand. Er ſtreckte die Arme nach uns aus, in der Art, wie es Beter an der Straße vor Heiligenbildern zu thün pflegen. Gäbe es heut zu Tage ſchon Luftdampfſchiffe, ſo hätte man ihn für einen Paſſagier halten können, der mit ſeinen ſämmtlichen Effekten einem ſolchen entfallen wäre. In ſeiner Nähe war weder Wagen noch Haus, noch ſonſt etwas zu ſehen, und doch befand er ſich hier mitten im Regen, umgeben von zwei Koffern, einem Nachtſack und ein paar Hutſchachteln. Es dauerte indeſſen nicht lange, ſo wurden wir durch den Conducteur belehrt, daß der Mann dort ein ſogenannter blinder Paſſagier ſei, einer ſeiner beſten Freunde, der um Alles in der Welt morgen nach Brüſſel müßte.

„Es iſt ein Franzoſe, meine Herren," harangnirte uns der Conducteur, „ein Landsmann, der ſich in Verlegenheit befindet, wir müſſen ihm helfen." — „Ja, ein Landsmann," wiederholten ſeufzend meine beiden Reiſegefährten, „aber wohin mit ihm?" Der Wagen hielt, und der Conducteur ließ ſich die beiden Koffer, Hutſchachteln und Nachtſack heraufreichen und überließ dem Neuangekommenen ſeinen Platz auf dem Banquet, wogegen er ſich trotz des dichten Regens hinaus zum Poſtillon ſetzte. Der blinde Paſſagier, ein wohlgenährter Epicier der Rue St. Honoré, kletterte mit Mühe zu uns herauf, denn

neben einem naſſen Mantel, den er auf den Schultern trug, hinderten ihn ein paar große Melonen, die er unter dem Arme hielt, an freier Bewegung. Glücklicher Weiſe kam er nicht neben mich zu ſitzen. Sein Mantel troff von Näſſe, ein Umſtand, der nur ſeinem Nachbar zu Gute kam. Dagegen aber verbreitete ſich der unangenehme Geruch der überreifen Melonen ſchnell durch den ganzen Wagen. So fuhren wir dahin, eingekeilter als je, und wir alle vier lieferten einen ſchlagenden Beweis, was der Menſch nicht alles auszuhalten vermag. Es dunkelte ſchon, als wir in Peronne einfuhren, wo dinirt wurde. Der Regen war hier ſo ſtark geworden, daß unſere Mäntel während des Herabſteigens vom Wagen faſt durchnaß wurden. Das Eſſen war leidlich und der Wein gut. Bei Tiſche ſahen wir, wie ungeheuer alle Räume des Wagens angefüllt waren; man hörte nichts als Klagen über das Wetter, über das Pflaſter und über die langweilige Fahrt. Bald mahnte der Condukteur zum Aufbruch und wir zwängten uns wieder auf unſere Marterbank zuſammen.

Da das Wetter immer abſcheulicher wurde, ſo hatte der Condukteur für den blinden Paſſagier eine andere Unterkunft gefunden, die aber für den Unglücklichen nichts weniger als angenehm war. Er muſte hinter das Banquet zu dem Gepäck kriechen, wo durch Verſchiebung einiger Koffer und Frachtſtücke ein Raum hergerichtet war, daß ein Menſch zuſammengekauert ſitzen konnte. Obgleich wir ſehr darum gebeten hatten, man möchte das Leder hinter unſerm Rücken ſchließen, ſo bedauerte der Condukteur, daß er es nicht thun könne, indem alle Schnallen geriſſen ſeien. Nebenbei fuhr das Paſſagiergut auf dem Verdeck des Wagens hinter uns hin und her, und ſtieß uns nicht ſelten empfindlich an die Köpfe. Die beiden Melonen waren unter dem Sitze angebracht worden, und ſo fuhren wir in finſterer Nacht dahin. Von Schlafen war natürlich keine Rede; denn nachdem anfänglich der blinde Paſſagier lachend ſeine ſchreckliche Lage vorgeſtellt, behauptete er ſehr ernſthaft, das ſei gar nicht zum Aushalten, und er würde morgen früh an allen Gliedern zerſchlagen oder erſtickt ſein.

„Condukteur," ſchrie er, „es herrſcht unter den Koffern und Hutſchachteln eine wahre Revolution; ich bin Ariſtokrat, aber die Volkspartei iſt mächtiger, ich werde hinausvotirt. Condukteur, denken Sie um Gotteswillen, wenn der Wagen umſchlägt. O, ich werde alsdann zermalmt auf dem Boden ankommen." — So ging es ohne Unterbrechung fort. Bald zwängte er ſeinen Kopf durch das Leder hinter uns und bat, wir möchten doch auf ſeine Melonen wohl Acht haben, daß ihnen kein Leides geſchehe. Meine Nachbarn gaben ihm hier und da lachend Antworten, und nur der Condukteur, der gern ſchlafen wollte, brummte ihm verdrießlich zu, er möchte doch um Gottes willen Ruhe halten. Aber es war keine Rede davon. Schwieg er eine Viertelſtunde lang, ſo begann ſein Geſchrei nur deſto ärger und heftiger. „Condukteur!" ſchrie er, „ich erſticke, ich bin ganz todt! O, ich unglücklicher Menſch! Meine Herren, ich nehme Sie zum Zeugen, daß mir der Condukteur meuchelmörderiſch nach dem Leben trachtet!"

So kamen wir nach Cambray, und meine Uhr zeigte mir, daß es glücklicher Weiſe ſchon Mitternacht ſei. Als wir dieſe Feſtung hinter uns hatten, wurde der blinde Paſſagier etwas ruhiger, und wir fingen an, uns auf ein Bischen Schlaf zu freuen. Ich lehnte meinen Kopf gegen einen ſchweren Koffer, der ſich mir freundſchaftlich von hinten genähert, und befand mich ſo eine Zeit lang zwiſchen Schlafen und Wachen, als der unausſtehliche Menſch wieder anfing: „Condukteur, he, Condukteur!" — „Zum Teufel: laſſen Sie mich zufrieden!" — „Condukteur!" — „Was gibt's denn um Gotteswillen?" — „Haben Sie das Buch der Hundert und Eins geleſen, Condukteur?" — „Ach, ich wollte, daß Sie mich in Frieden ließen!" — „Haben Sie es geleſen?" ſchrie er lauter. „Oder Sie, meine Herren?" wandte er ſich an uns.

Meine Nachbarn lachten und erwiderten ihm, daß ſie es freilich kennten; aber was die Frage heißen ſollte. „Alſo haben Sie es geleſen?" fuhr er fort. „Ein famoſes Buch, Sie werden ſich des

Kapitels von der Morgue erinnern, die Erzählung von der Amme aus der Normandie, die mit dem ihr anvertrauten Kinde, einem unmündigen Jüngling, nach Paris reist. O, meine Herren! Das arme Kind gerieth, wie ich, unter das Gepäck; es kam erſtickt nach Paris, wie ich erſtickt nach Brüſſel kommen werde. Condukteur! gibt es eine Morgue in Brüſſel?" Jetzt aber vereinigten wir unſere Vorſtellungen mit denen des Condukteurs und baten vereint um Ruhe, worauf der blinde Paſſagier hinter dem Leder her mit dumpfer Stimme zur Antwort gab: er wolle ſein Möglichſtes thun, aber es ſei hart, ſtillſchweigend ſterben zu müſſen.

Jetzt hatten wir eine Zeit lang Ruhe, und würden wahrſcheinlich aus Ermüdung eingeſchlafen ſein, wenn nicht unglücklicher Weiſe eine der Melonen unter dem Sitze hervor und zu den Füßen meines Nachbars gerollt wäre. Dieſer dehnte ſich ſchlaftrunken aus und bohrte ſeine beiden Abſätze ſo heftig in die reife Frucht, daß ſie auseinander platzte und einen wahrhaft betäubenden Geruch verbreitete. Dieſer mußte ſogar bis hinter den Ledervorhang gedrungen ſein, denn wenige Sekunden ſpäter meldete ſich der blinde Paſſagier auf's Neue und erkundigte ſich beſorgt, ob mit ſeinen Melonen etwas vorgefallen ſei. Mein Nachbar verhehlte ihm das Unglück nicht, das geſchehen, worauf der Jammer des armen Epicier ſo groß ward, daß wir in ein allgemeines Gelächter ausbrachen. Anfänglich ärgerte er ſich darüber, doch bald ſtimmte er mit ein, und bat ſich nur die Freiheit aus, ſein Unglück bejammern zu dürfen, was er denn auch ſo überaus kräftig that, daß von einem Schlafen ferner die Rede gar nicht mehr ſein konnte.

Glücklicher Weiſe dämmerte bald der Morgen auf, und wir erreichten Valenciennes. Bald kamen wir nach Quivrain, wo wir uns zum Eintritt in Belgien einer Viſitation unterwerfen mußten, die aber ſehr gelinde ausfiel.

Eine halbe Stunde darauf ſaß ich auf dem guten Polſter des Eiſenbahnwagens und floh gen Brüſſel. Der blinde Paſſagier mit

den Melonen befand sich in einem andern Wagen, und ich habe ihn nicht wieder gesehen. Doch ist mir jetzt, mehr als ein Jahr nach dieser denkwürdigen Nacht, der Geruch von Melonen so zuwider, daß ich nicht im Stande wäre, ein Stückchen von dieser Frucht zu essen.

Wie glücklich war ich, als ich nach der so schlimm zugebrachten Nacht eine Stunde in meinem bequemen Zimmer des „Hotel de Flandre" zu Brüssel ausruhen konnte, und alsdann neu gestärkt, auf die Straße ging. Unter dem Thorweg des Gasthofes sah ich einen Herrn und eine Dame, welche die Eisenbahnkarte eifrig studirten. Beide schienen mir nicht fremd, und als ich näher trat, erkannte ich den Wiener mit seiner liebenswürdigen Frau, welche sich unter den Abfahrtsstunden eine für sie passende aussuchten, um nach Aachen zurückzukehren. Glücklicher Weise ließen sie sich bereden, noch ein paar Tage in Brüssel zu bleiben und wenn mir die Dame auch anfänglich ein böses Gesicht machte, daß ich sie in Mecheln so schnöde verlassen (denn sie gab mir die Schuld), so wurde sie doch bald wieder überaus lieb und freundlich und wir verbrachten noch ein paar recht vergnügte Tage en famille im „Hotel de Flandre" zu Brüssel.

Eine Rigifahrt.

Man muß auf dem Rigi gewesen sein, um in guter Gesellschaft von Reisen sprechen zu dürfen. Es hilft Alles nichts, wenn man auf die vielen Fragen, ob man dort war, geschickterweise ablenkend z. B. von den Wundern des Balkan oder Libanon erzählt, von steilen Pässen spricht, zwei Fuß breit, mit Schnee und Steingeröll bedeckt, rechts eine Felsenwand von einigen Tausend Fuß Höhe, links ebenso tief steil hinab in's Meer, Pässe, bei denen selbst das sicherste Maulthier bedenklich den Kopf schüttelt. — „Und Sie waren nicht auf dem Rigi?" — „Leider nein! Aber die Thäler zwischen dem Libanon und Antilibanon sind wunderbar schön; dort in der Gegend, wo Eden liegt, das ehemalige Paradies, wo Adam und Eva gelebt und geliebt und gesündigt." — „Aber der Rigi!" — „Oder weiter hinauf zu den Cedern um die linke Ecke von Balbeck, die alte berühmte Tempelruine, führt der Weg vorbei, prächtige, herrliche Bäume, diese alten Cedern; sie waren schon zu Salomo's Zeiten bekannt, man verfertigte damals aus ihrem Holze die Bundeslade, in der neuesten Zeit unendlich viele

Bleiſtifte“ . . . . „Aber die Beſteigung des Rigi iſt eine Erinnerung, die für's ganze Leben bleibt, wunderbar großartig und herrlich! Mein Mann war mit mir droben, und Thereſe und Roſalie. Wir ſind auf einem Pferd hinaufgeritten, natürlich abwechſelnd; wir haben den Sonnenuntergang geſehen in gelb, roth, braun, violett und grün. Die ganze Natur war wie eine koloſſale Farbenſchachtel mit Gold- und Silbermuſcheln.“ — „Ja, Mama, und erſt die vielen Seen mit ihrem gottvollen, grünen Waſſer.“ — „Und Mama, das unausſprechlich reizende Alpenglühen, genau wie im Theater beim letzten Fenſterl'n, nur viel ſchöner und großartiger und dazu das Blaſen des Alphorns, den Kuhreigen, tu — tu — tutututu — tü — tututu — tü — tutututu — tu — u — u — u — “ — „Und, lieber Freund,“ ſagt der Vater der Familie, mit der man ſpricht, „die herrlichen, fetten Kühe, mit dem melodiſchen Klang ihrer Glocke; hier lernt man erſt unſern Schiller verſtehen, wenn er z. B. im Wilhelm Tell ſagt:

„Die braune Lieſel kenn' ich am Geläute.“

Alſo Sie waren wirklich nie auf dem Rigi?“ — „Ich muß unendlich bedauern.“ — „Das iſt ſehr ſchade.“

So iſt es uns häufig ergangen, geneigter Leſer. Was half es uns, daß wir auf dem Meer Stürme durchgemacht, Schiffbrüche erlitten, daß wir mit wilden Arabern gekämpft, daß Kugeln civiliſirter Nationen um unſere Ohren gepfiffen, daß wir das Glück hatten, das Oberhaupt der chriſtlichen Kirche von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, ſowie mit Paſcha's von ſehr vielen Roßſchweifen Pillau zu eſſen und Kaffee zu trinken! Es befand ſich eine empfindliche Lücke in unſerem Reiſeleben — wir waren nicht auf dem Rigi, und dieſen Fehler beſchloſſen wir, im Laufe dieſes Sommers gut zu machen.

Zu Nutz und Frommen vieler unſerer Leidensgefährten übergeben wir nun nachfolgende Skizze, ohne zu erklären, daß wir Einer

der Helden derſelben geweſen. Wir verſchweigen das aus wahrer Menſchenliebe, und erlauben ſogar Jedem, der nicht den Rigi beſtiegen und doch gerne dafür angeſehen ſein möchte, ſich zu einem der drei jungen Leuten zu bekennen, die im Juli dieſes Jahres im Gaſthofe zur Eintracht in Weggis ſaßen, hinter ſich den See, vor ſich den Rigi. Es iſt eine wahrhafte Geſchichte, welche wir zu erzählen im Begriff ſind, und wenn der geneigte Leſer hiedurch einen kleinen Begriff erhält von dem Berge mit der ſchönen Ausſicht, ſo erfährt er zu gleicher Zeit, zu welch' ſonderbaren Verwicklungen es führen kann, wenn man einen Strohhut mit blauem Band trägt, oder eine etwas lange Naſe hat, oder einen röthlichblonden Schnurrbart, deſſen Enden aufwärts gedreht ſind.

Die eben benannten Wahrzeichen ſah man bei den drei jungen Leuten, die vor der Beſteigung des Berges ihr Diner in Weggis einnahmen. Der mit dem Strohhut und blauem Bande war Muſiker, die lange Naſe gehörte einem Schriftſteller, und der rothblonde, emporgewichste Schnurrbart zierte die Oberlippe eines Malers.

Der Vierwaldſtättерſee zeigte übrigens an dieſem Tage den Reiſenden kein freundliches Geſicht. Es mußte geſtern irgendwo gewittert haben, und die zerriſſenen Wolkenmaſſen, welche der Wind in die Berge hineingejagt, hatten ſich zwiſchen den Zacken feſtgeſetzt, ſchwebten da bald lang geſtreckt wie graue Schleier, bald ſeltſame Formen bildend, als wollten ſie die Geſtalten der Felsgegend rings umher nachäffen. Das Waſſer des See's war durchſichtig dunkelgrün, faſt ohne Bewegung, und wie es dalag, ſpiegelten ſich die ſchroffen Ufer finſter und unheimlich in ihm ab, und nur weiterhin war der See in geringer Bewegung unter dem kleinen Boote, das, eine gekräuſelte Furche hinter ſich herziehend, gen Luzern dampfte. Der Berg hatte nicht minder ein unfreundliches Anſehen; ſeine Schluchten hinauf zogen duftige Wolkenmaſſen, ſein Haupt war in dichte Nebel gehüllt.

Am Fuß des Rigi iſt es erlaubt, vom Wetter zu ſprechen, ja ſogar Pflicht, dies zu thun. Von gut und ſchlecht hängt das Gelingen der ganzen Tour ab, denn man ſteigt ja nur hinauf, um einen freundlichen Blick der Sonne zu erhaſchen, ſei es bei ihrem Niedergang, ſei es bei ihrem Aufſtehen. Aus dieſem triſtigen Grunde nun drehte ſich die ganze Unterhaltung im Gaſthofe um dieſes Thema, man fragte den Wirth, die Wirthin, Kellner, Hausknechte und Stubenmädchen, man forſchte bei den anweſenden Fremden, was ſie vom Wetter halten, und man ließ ſich über Nebel, ja über Regen täuſchen, denn man hoffte das Beſte.

„Viele, die im Sonnenſchein hinaufſtiegen," ſagte ein alter Führer (es könnte auch wohl ein Gemſenjäger geweſen ſein), „hatten droben ſehr ſchlechtes Wetter, und Andere, die im Regen und Nebel von hier gingen, genoßen auf dem Berge der ſchönſten Ausſicht." Begreiflicherweiſe hört man hier aber immer das Beſte vom Wetter, denn Führer und Pferdevermiether ſind mit dem Wirthe bekannt und befreundet, und reichen einander die Hände, indem ſie den Reiſenden in einer guten Hoffnung den Berg hinauf ſchicken.

So auch unſere Drei! Sie rüſteten ſich zum Aufbruch, indem ſie nur einen gemeinſchaftlichen Nachtſack mitnahmen, und ihr übriges Gepäck zurückließen. Vor dem Hauſe ſah man eine kleine Karawane; da ſaßen Engländer ſchon hoch zu Pferde in praktiſchem Reiſeanzug, den man ihnen nun einmal nicht abſprechen kann, den weichen Filzhut auf dem Kopfe, um die Schultern den grauen Plaid geſchlungen, der Paletot, Mantel, Bettdecke und Schlafrock vorzuſtellen im Stande iſt.

Auch Damen wurden ſoeben beritten gemacht, Damen mit großen, runden Strohhüten, die ihnen ein allerliebſtes Ausſehen gaben, und ſie ſo vor der Sonne ſchützten. Weil ſie jung und hübſch waren, wurden ſie vom Wirth ſelbſt in den Sattel gehoben; auch ſchnallte er ihnen den Bügel mit Umſicht und Sorgfalt. Es war ein luſtiges Getreibe, man ſah hier auch Geſellſchaften, die zu Fuß

hinaufſtiegen, alte Herren und dicke Damen, die ſich vor dem Reiten fürchteten, und keuchend an jeder Ecke ſtehen blieben, und ſeufzend auf das zurückgelegte, kleine Stück Weges blickten. Dann glommen rüſtige Träger hinauf, zu zwei einen Seſſel tragend, ein bequemes, aber etwas theures Transportmittel für Solche, die nicht reiten wollen, und denen das Gehen zu ſchwer wird.

Unſere Drei hatten zuſammen ein Pferd gemiethet, und der Strohhut mit dem blauen Bande beſtieg es zuerſt. Er ſchnallte den Nachtſack hinter ſich, und hatte den Alpenſtock vor ſich quer auf den Sattel gelegt. Die anderen Beiden nahmen, wie ſich's gehört, den Weg unter die Füße, und ſtiegen aufwärts, daß es eine Luſt und Freude war.

Anfänglich führt der Weg durch eine Art hohle Gaſſe an Häuſern, Ställen und Scheunen vorbei: die Ausſicht rechts und links iſt durch Baumgruppen und Geſträuch verdeckt, nur hie und da iſt ein unbedeutender Blick in's Thal erlaubt, und ein kleines Stückchen See, das durchblickt, ein paar ungewiſſe dunkle Felſen, die man ſieht, laſſen ahnen, daß man weiter oben einen wunderbare Ausſicht hat. Und ſo iſt es auch. Man ſteigt ſo allmählig über die Wohnungen der Menſchen empor und läßt die letzten Häuſer hinter ſich, denn was jetzt noch kommt, ſind Sommerwohnungen, Sennhütten. Auch das Laubholz verläßt uns; wir haben rechts und links Tannen und Fichten, prächtige Farrenkräuter und ſchönes Unkraut mit glänzenden blühenden Blumen, die ſich in keinem Garten neben ihren zahmen, gut erzogenen Schweſtern zu ſchämen brauchten. Ebenſo verändert ſich der Weg nach und nach, er kommt nicht mehr gerade wie Anfangs vorwärts, ſondern windet ſich mühſam hin und her, bald links an die Bergwand hin, bald rechts an den Abgrund, wo leichte Holzſchranken eine moraliſche Sicherheit gewähren; bald beſteht er aus weichem Sand, angenetzt von einem Felsbächlein, das luſtig neben ihm hinabſpringt und murmelnd erzählt von der Schönheit droben; bald iſt er bedeckt mit lockerem

Steingeröll; bald hat er an ſeinen Seiten Tannen und Strauchwerk, bald rieſenhafte Felsſtücke, die auf unbegreifliche Weiſe ſo von ihrem Stamme losgetrennt und hieher gerollt wurden. Hier müſſen einſtens Rieſenkinder ihr harmloſes Spielwerk getrieben haben mit dieſen Felsblöcken, die jetzt unten mit grünem glänzendem Moos bewachſen ſind, eine beſcheidene Erdbeerfamilie ſchützend, die ſich dort eingeniſtet mit ihren grünen Gliedern und geſund ausſehenden Geſichtern, oben überwuchert von neugierigem Schlingkraut, das hinauf kletterte, um ſich in der Gegend umzuſehen. Und hoch ſind dieſe Steine, denn von unſern dreien verſchwindet die große Naſe augenblicklich hinter ihnen, und auch von dem gekräuſelten Schnurrbart, ja ſogar von dem Reiter ſieht man nichts mehr, als den Strohhut mit blauem Bande.

Aber trotz dieſer Mannigfaltigkeit bleibt ſich etwas am Wege immer gleich, das iſt, daß er beſtändig aufwärts ſteigt, bald leicht, bald ſteil; nur zuweilen hat er einen kleinen Ruhepunkt, wie eben jetzt hinter den großen Steinen, wo der Führer das Pferd anhält; wo ſich der Strohhut, die Naſe und der Schnurrbart überraſcht und entzückt zu gleicher Zeit rechts wenden.

Sie ſind ſchon ſo hoch geſtiegen, daß ſie einen ziemlichen Theil des wildromantiſchen Sees der Vierwaldſtädte überblicken können, ſo hoch, daß das tiefgrüne Waſſer in den unregelmäßigen Schluchten ſeiner Felsufer ganz wie unbeweglich erſcheint, daß das Dampfboot ausſieht, wie eine kleine Waſſerſpinne, ja ſo hoch, daß ſie einzelne weiße Wolken unter ſich ſehen; in die Schluchten der Felſen haben ſich dieſe eingeklemmt, leichte, weiße, verlorene Weſen, verſprengte Schaaren des großen Wolkenzugs droben, denen die Kraft mangelt, ſich zu erheben, und die langſam verſchwimmen und vergehen.

Der Führer ſieht mit zufriedener Miene an den Himmel hinauf und erwidert dem Strohhut, der ſich quer auf ſeinen Sattel geſetzt, das Wetter werde ſich aufklären und man einen ſchönen Sonnen-

untergang haben. Der Schriftſteller mit der Naſe, ſowie der Maler mit dem Schnurrbart, haben ſich niedergelaſſen, und während der Erſtere einige begeiſterte Worte in ſein Taſchenbuch ſchreibt, hat der Letztere den Alpenſtock wie einen Pinſel erfaßt und zeichnet wonnetrunken die prächtigen Conturen der Landſchaft in der Luft nach. Der Muſiker zu Pferde ſummt eine ſentimentale Melodie in Es-dur, und dann ſagt er: „Wir hätten aber auf Ehre nichts Geſcheidteres thun können, als trotz Nebel und Regen hier heraufglimmen. Gebt nur Achtung, wir werden belohnt, und unſer Führer hat Recht; ſeht dort die grauen Wolken, in welch' eigenthümliche Bewegung ſie gerathen, es ziehen hellere Streifen hindurch, von Nord nach Süd, und das iſt ein Zeichen, daß der gute Wind Meiſter wird."

„Auch dort im Weſten regt es ſich," ruft der Maler und beſchreibt große Kreiſe in der Luft, „die zuſammengeballten dunklen Wolken über Luzern nehmen eine andere Stimmung an, es drängt ſich ein heller Ton durch, bläulich grau, am Rande mit einer gelben Schattirung."

„Es war nur ein Gewitter," ſagt der Mann mit dem Strohhute.

„Der Tag von Simon und Judä,
Da raſt der Sturm und will ſein Opfer haben,"

deklamirt der Schriftſteller, worauf der Muſiker antwortet:

„Und er bekam ſein Opfer, denn während ich meinen Strohhut retten wollte, fiel meine Brille in den See. Ich bin nur noch ein halber Mann."

Der Führer trieb das Pferd wieder an, und auf's Neue ſtiegen ſie rüſtig aufwärts, mit hellem Aug' um ſich blickend, und athmeten die angenehme Bergluft in tiefen Zügen. Es war aber hier auch eine andere Athmoſphäre als drunten im Thal, ſo würzig, ſo klar, ſo ſtärkend, das Grün der Wieſen glänzte in wunderbarer Friſche,

das Laub der Bäume hatte nicht gelitten vom Sonnenbrand und Dunst der Straße, das war Alles jungfräulich und frisch, wie eben aus der Knospe geschlüpft, wie eben aus der Erde hervorgebrochen. Und dazu die klaren Wasser, die rechts und links herabschossen, unter herabhängenden Bäumen und Gesträuch, das sich auf die Wellen niederbeugte und sie küßte und sie freundlich bat, drunten das Thal zu grüßen, das Thal, das sie sahen, von dem sie viel gehört, wohin aber nur wenig auserwählte Blumen von ihnen gelangten, vielleicht als Zweig auf dem Hut eines Wanderers, oder als Bouquet an der Brust eines jungen Mädchens.

Und wie feierlich und angenehm still war es hier oben auf dem Berge. Man konnte sein eigenes Herzklopfen hören, wenn man still stand, man wurde durch die Ruhe so feierlich gestimmt, daß man kaum laut zu sprechen wagte, und wenn man Töne vernahm, so hätte man sie um Alles nicht unterbrechen wollen, denn sie waren voll süßer geheiligter Erinnerungen. Die melancholischen Klänge eines fernen Alphorns erinnerten süß und schmeichelnd an die Jugendzeit, wo man deren vernommen und gelesen, und man erinnerte sich der Geschichten von den armen Bewohnern dieser Berge, wenn sie hinabgeführt wurden in's Thal, und da sie nicht zurückkonnten, fast wahnsinnig wurden bei den bekannten lieben Klängen.

Das mochte auch der Maler denken, denn er horchte aufmerksam auf die seltsamen Töne, und als es aufhörte, summte er ein Lied:

Zu Straßburg auf der Schanze
Da ging mein Trauern an.
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
In's Vaterland muß ich hinüberschwimmen;
Das ging nicht an. —

Nun klang auch eine Glocke aus dem Thal herauf, und droben vom Berg antwortete eine andere ernst und feierlich. Was mochten die beiden wohl verkündigen? Vielleicht nichts Besonderes;

aber es ist wunderſam, wie hier auf dem Berge in der gewaltigen Natur Alles bedeutungsvoll, bilderreich iſt. Unwillkürlich ſieht man ein kleines Kirchlein geöffnet, eine zweifelhafte Helle dringt durch die alten bemalten Scheiben, und übergießt die Mutter Gottes und das Chriſtuskind mit glühenden Farben. Links in einer dunklen Niſche kniet eine alte Frau, verloren in ein brünſtiges Gebet. Nachdem ſie geendet hat, macht ſie ihr Kreuz, knixt vor dem Hochaltare und geht dann huſtend hinaus, dort bei dem jungen Mädchen vorbei, das vor der Mutter Gottes auf ihren Knieen liegt, das Haupt tief geſenkt und ſtill weinend. — —

So erzählen die Töne der Glocken, und wenn ſie nicht plötzlich aufhörten, würden ſie uns vielleicht auch ſagen, warum das junge Mädchen geweint; aber mit dem letzten Ton entfliehen die Bilder, und das Alphorn, was in der Ferne nun wieder beginnt, ſowie das Rauſchen eines Bergwaſſers, das plötzlich neben uns herunterſpringt, führen uns wieder in die Gegenwart zurück.

Hier iſt ein neuer Ruhepunkt mit einer weiteren ſchöneren Ausſicht. Die Berge, die den See vorhin noch hoch umgaben, liegen nun lang hingeſtreckt unter uns in dunkelgrün, violett und braun, ja die Schluchten zeigen ſich faſt ſchwarz, nur von den unteren Abhängen glänzt helleres Grün, das in langen Streifen hinaufgeht: gut bewäſſerte Wieſen und Laubholz. Die kleinen Dörfer in den Buchten erſcheinen zierlich, ja komiſch; es iſt eine ſchöne Miniaturwelt, das weiße Kirchlein und die andern Häuſerchen, wie einem Spielzeug für Kinder entnommen, und, wie es die Kinder zu machen pflegen, dort unregelmäßig hingebaut.

Aber das Herz erweitert ſich bei all' dem Schönen und Großen, was man hier ſieht. Hinter Bergen und Felſen, die noch vor kurzer Zeit unſeren Horizont begrenzten, erſcheinen andere gewaltigere; bald einzelne Kuppen, bald lange Ketten, hie und da mit Schnee bedeckt, denn der iſt noch liegen geblieben, da ihn die Sonne mit ihrem warmen Strahl nicht erreichen kann. Nur in einzelnen

Punkten sieht man die Bergwände mit weißen Flächen bedeckt, aber die Gipfel dieser Berge sind dunkelgrün, bräunlich, violett, stellenweise in Dunst und Nebel gehüllt. Aber es ist eigenthümlich, wie sie scheinbar so hintereinander auftauchen und uns kleine Wesen so neugierig anstarren, fast bei jedem Schritt neue Bergspitzen, neue Thäler. Es ist, als sei die ganze Natur lebendig geworden und richte sich langsam und feierlich empor, damit wir sie besser sehen können.

Neben den Klängen des Alphorns, die ein unsichtbarer Virtuos immerfort hervorbringt, hören wir jetzt das melodische Läuten der Kuhglocken und sehen zahlreiche Heerden, wie sie an den Abhängen der Alp weiden und die frischen Kräuter abreißen oder uns gemüthlich anstarren mit den großen dunklen Augen, genußreich wiederkäuend, das gutmüthige, breite, nasse Maul weit vorgestreckt. Auch Ziegen klettern um uns herum, kleine halbbraune, weißgefleckte Wesen mit einer eidechsenartigen Behendigkeit. Jetzt ruhen sie im dichten Gestrüpp am Wege aus, und wenn wir näher kommen, fahren sie abwärts, wedeln lustig mit ihrem unbedeutenden Schweifchen und lassen die kleine Glocke an ihrem Halse erklingen.

Der Weg hat sich unterdessen stark links gewandt und beginnt steil und immer steiler zu werden. „Das ist noch Alles nichts," sagt der Führer und zeigt auf eine senkrechte, vielleicht tausend Fuß hohe Felsenwand zu unserer Rechten; „dort muß man hinauf, da fangen die Berge erst recht an."

Da nun unsere Drei ein Drittel des Weges zurückgelegt haben, so ist es nicht mehr als billig, daß im Reiten abgewechselt wird, und an einer passenden, einigermaßen ebenen Stelle hält der Führer an, und der Strohhut mit dem blauen Bande steigt ab. Bevor sich aber die Nase, die nun an die Reihe kommt, hinaufschwingt, wird eine kurze Rast beschlossen, und alle Drei lagern sich auf dem Boden, das Reitpferd weidet nicht weit von ihnen, und der Führer stellt sich auf einen Felsvorsprung und schaut den Weg hinab, den

ſie gekommen, und nachdem er einen Augenblick alſo gethan, nimmt er ſeine Peitſche mit kurzem Stiel und langer Schnur und fängt an zu knallen, daß es in den Bergen wiederhallt. Doch treibt ihn hierzu nicht die Luſt des Knallens allein, ſondern ſein ſcharfes Auge hat eine Partie anderer Reiſender entdeckt, die nachklettern. Er horcht hin und ſagt: „es ſind drei Pferde.“ Da knallt er wieder, wahrhaft markdurchdringend, und drunten wird ihm, ſcheinbar leiſe geantwortet. Dann juchzt er laut auf, was von unten alsbald erwiedert wird, und hierauf knallt er wieder und wechſelt ſo ab mit ſeinen Freundſchaftsbezeugungen, bis ihn endlich der Maler mit dem rothen Bart, unter welchem eine tiefe Baßſtimme hervorkommt, erſucht, gefälligſt ſein Maul und ſeine Peitſche zu halten, worauf der Führer mit einem langen und gewaltigen Juchzer endigt.

Die Drei ſitzen da in gerechter Bewunderung, und Jeder von ihnen wendet natürlicher Weiſe ſeine Aufmerkſamkeit einem beſonderen Gegenſtande zu. Der Muſiker iſt ſehr unruhig, bis er es herausgebracht hat, aus welcher Tonart das Alphorn geblaſen wird; und dies zu ergründen iſt keine Kleinigkeit, denn der Berghorniſt wechſelt oftmals im Ausdruck ſeiner muſikaliſchen Gefühle. Des Malers gieriges Auge ſchweift unſtät umher, um von Conturen und Tönen ſo viel als möglich in ſich aufzunehmen. Er iſt wie ein Schwamm, und wenn er recht vollgeſogen nach Haus kommt, ſo braucht er nur vor die Staffelei hinzutreten, und es tröpfeln nur ſo Bilder auf die Leinwand hin, Alpengegenden und Schneeberge mit und ohne Sonnenbeleuchtung, fliegende Wolken und blauer Himmel, ſchäumende Waldbäche und ruhiggraſende Kühe. Der Dichter ſeines Theils ſchwärmt laut und feierlich, und denkt an den unübertrefflichen Schiller; er hat einige Aehnlichkeit mit ihm, in der großen Naſe nämlich, und er ſchäumt vor Begeiſterung und verſichert einmal über's anderemal, daß nur auf den Bergen Freiheit ſei, und daß der Hauch der Grüfte unmöglich hinaufdringen könne auf die Spitze des Rigi.

Endlich verſtummen alle Drei und ſcheinen tief über etwas nachzudenken. „Es iſt doch ſonderbar,“ ſagt der Strohhut nach einer Pauſe, „daß ich heute Nacht im Traum dieſe Gegend vor mir geſehen.“

„Und ich!“ fügte der rothe Schnurrbart bei.

„Und ich!“ ſeufzt die lange Naſe, und der Mund, der zu ihr gehört, lächelt ſüß und wonnevoll.

„Es iſt das ſchon oft paſſirt,“ nahm der Muſiker wieder das Wort, „daß man von einer unbekannten Gegend träumt, und ſpäter im Leben in dieſe Gegend kommt, aber daß drei Leute in drei verſchiedenen Betten daſſelbe träumen, iſt eine Merkwürdigkeit.“

„Und den Rigi ſo deutlich vor ſich ſehen,“ ſetzte der Maler hinzu.

„Und dabei ein ſüßes Liebesglück erleben,“ meinte der Schriftſteller.

„Unerhört!“ ſagten die Drei wie aus Einem Munde.

„Wäre es lieber eine Nummer geweſen, die wir geträumt,“ ſetzte der Maler hinzu, „ſo hätten wir vielleicht das große Loos gewinnen können, aber Liebesglück — was thu' ich damit? Daran hat es mir noch nie gefehlt.“ Bei dieſen Worten faßte er mit beiden Händen ſeinen rothen Schnurrbart und drehte die Spitzen ſo fürchterlich aufwärts gegen die Augen, daß dieſe unwillkürlich vor Schrecken zu blinzeln anfingen.

„Im Grunde haſt du Recht,“ verſetzte der Muſiker achſelzuckend, „wozu auch Liebesglück? Eine Tonart im Leben, deren Anſchlag nur ſelten rein gelingt, Variationen über ein ſehr abgedroſchenes Thema.“

„O nein, ſag' das nicht!“ rief der Schriftſteller mit der großen Naſe:

„Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es weg, da ſein Gehalt verſchwunden.“

Leider aber machte er mit ſeinen Citaten nicht den gewünſchten

Eindruck, woran nur ſeine Stimme ſchuld war, vielleicht wegen ſeiner Naſe, denn er näſelte bedeutend, namentlich wenn er begeiſtert ſprach. Die Naſe ſchien wie eine Sourdine auf ſeinem Organ zu ſitzen, und da er dies fühlte, machte es ihn oft traurig und nachdenkend.

In dieſem Augenblick ſprang der Führer wieder auf das äußerſte Felsſtück und ließ trotz des Malers Verbot ſeine Peitſche knallend durch die Lüfte ſauſen, auch juchzte er dabei mehr als nothwendig, und ganz dicht unter den ruhenden Reiſenden wurde Knallen und Juchzen wiederholt, ſo daß ein paar Kühe erſchrocken auf die Seite fuhren und mehrere Echo ſich laut verwunderten.

Die neuen Aufwärtsſteigenden kamen jetzt näher; es waren drei Damen in gelben, gewöhnlichen Strohhüten, und vorn an dieſe Strohhüte hatten ſie Verlängerungen angeſetzt, in Form von Augenſchirmen, in grüner, brauner und blauer Farbe. Dieſe Damen ſaßen ſehr aufrecht in ihren Sätteln, jede hatte hinter ſich einen Nachtſack, und den drei Pferden folgte ein alter Diener zu Fuß, der, auf ſeinen Alpenſtock geſtützt, ziemlich verdrießlich dreinſchaute.

„Gerade wie Trauine!“ ſagte erſtaunt der Strohhut im blauen Bande.

„Drei Damen zu Pferde,“ ſetzte die Naſe hinzu.

„Nur den alten Diener ſah ich nicht,“ meinte der Schnurrbart.

Die drei Damen, die ganz nahe waren, befanden ſich in anſtändiger Toilette; grau war vorherrſchend, und ihre Körperformen ziemlich verſchieden. Die Erſte war lang und hager, und ſchaute durch eine blaue Brille, die Zweite war kurz und dick, und hatte ein kleines Buch in der Hand; die Dritte endlich war weder groß noch hager, weder kurz noch dick, ein geſunder Mittelſchlag; ſie pätſchelte kokett ihr Pferd auf den Nacken, das aber — beiläufig geſagt — keine Notiz hiervon nahm, denn ſo wie es ſtill ſtand, ſenkte es den Kopf, und fing an zu freſſen. Ueber das Lebensalter,

in welchem ſich dieſe drei Damen befanden, war es in der That ſchwer, etwas Genaues und zugleich Schmeichelhaftes zu ſagen. Wenn man, ſie als Pflanzen betrachtend, von ihnen hätte ſagen wollen, ſie ſtünden noch in der Blüthe, ſo meinte man offenbar Blumen mit ſehr ſpäter Entwicklung. Sie hatten die Laubregion hinter ſich, und näherten ſich jener Höhe des Lebens, wo die Vegetation dürftiger wird, wo Nadelholz gedeiht, und wilde Roſen ſparſamer wachſen.

Es iſt nun an ſich nichts Sonderbares, daß man, am Rigi ausruhend, drei reitenden Damen begegnet, aber etwas Seltſames bleibt es immer, wenn man von dieſem Faktum in der vergangenen Nacht träumte, wie unſeren drei Reiſenden geſchehen. Am ſonderbarſten aber war es, daß die erſte Dame mit der blauen Brille, ſobald ſie den Strohhut gewahr wurde, plötzlich ihr Pferd anhielt, und, ſtatt links in die herrliche Gegend zu blicken, nach rechts ſchaute, wo unſere drei Helden lagerten; wir können es nicht verſchweigen, daß dieſe Dame überraſcht war und obgleich, mit gedämpfter Stimme ausrief: „Ein Strohhut mit blauem Bande!“

Das iſt aber noch nicht Alles. Denn trotzdem wir in augenſcheinlicher Gefahr ſind, von dem geneigten Leſer für unwahr gehalten zu werden, können wir nicht verſchweigen, daß die zweite Dame im Vorbeireiten ebenfalls rechts ſah, gleichfalls erſtaunte und gleichfalls wie zu ſich ſelber ſprach: „Welch' auffallend ſchöne Naſe!“ Und daß die Dritte es gerade ſo machte, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie Strohhut und Naſe keines Blickes würdigte, dagegen von dem Anblick des emporſtrebenden rothen Schnurrbartes auf's Tiefſte ergriffen ſchien.

So zogen ſie langſam vorbei; die drei jungen Männer grüßten ſie achtungsvoll, und es wurde ihnen herzlich gedankt.

„Auf!“ rief der Schriftſteller, denn an ihm war jetzt die Reihe zu reiten; „wir müſſen ihnen folgen, der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme!“

„Aber dem Traume nach habe ich ſie mir ganz anders vorgeſtellt," meinte der Muſiker.

Und unter dem rothen Schnurrbart tönte es hervor: „ältlich, auf Ehre, ziemlich ältlich!"

Da aber die Naſe zu Pferd ſchon rüſtig vorangeeilt war -- ſie ſaß majeſtätiſch im Sattel hoch erhaben — ſo mußten die beiden Anderen folgen. Sie ſtießen ihre Alpenſtöcke kräftig in den Boden, und keuchten vorwärts.

Der Weg zog ſich jetzt längs der vorhin erwähnten Felswand hin, recht ſteil, recht ſchmal, ziemlich gefährlich ausſchauend. Man glaubt kaum an die Möglichkeit, daß hier ein Pferd hinaufklettern könnte, und doch kommen die braven, rüſtigen Thiere, ein gedrungener Schlag, ſicher und ſchnell vorwärts. Die Straße ſelbſt iſt ſo gut wie möglich erhalten; der Felswand mühſam abgerungen, iſt ſie natürlich ſchmal, vielleicht nicht über vier Fuß breit, aber mit Holzgeländern verſehen, oder an der Seite des Abgrundes mit Bäumen und Sträuchern beſetzt, wodurch dem Blick ſelten geſtattet iſt, in die Tiefe zu dringen; auch hat man ja hier ſo viel Schönes zu ſehen; die Ausſicht in's Thal, auf den See, wird mit jedem Schritte großartiger. Wahrhaftig, man hat nicht Zeit, an Gefahren zu denken, denen man auf dieſem Wege unterliegen könnte. Das Geläute, das man ſchon tiefer unten hörte, ertönt jetzt ganz in der Nähe; dort iſt eine kleine Kapelle an den Felſen geklebt, die man im Augenblick erreicht; der Weg iſt hier ein wenig breiter, und bildet einen kleinen Platz, den hochſtämmige Tannen umſtehen. In ihrem Schatten liegt das weiße Kirchlein ſo traulich; ſie ſtrecken ihre Zweige über das Dach deſſelben, ſie haben es feierlich unter ihren Schutz genommen.

Es iſt Schade, daß an dieſem hübſchen, poetiſchen Plätzchen ein alter, unpoetiſcher Kerl, der in einem Erdloche nebenan wohnt, die Honneurs macht. Hier wär' ein Mönch in brauner Kutte ganz an ſeinem Platz, den Leuten das Weihwaſſer bietend und ſie mit

frommem Gruße willkommen heißend. Statt deſſen erſcheint obenbenannter Wächter, oder was er ſonſt iſt, ein kleiner, dicker Mann, mit ziemlich rothem Geſicht und preist ſein Bier an, oder bietet ein Körbchen voll Erdbeeren zum Verkauf.

Vor dem Kirchlein raſten alle Reiſende einen Augenblick dem ſchönen Punkt zulieb, und auch, weil gleich dahinter eine der ſteilſten Stellen des Weges kommt. Neben der Tiefe ſchlängelt er ſich hinauf, jäh wie ein Dach, an dem wohl tauſend Fuß tiefen Abgrund vorbei, in den man hier vorzugsweiſe genau ſieht. Man iſt froh, die Höhe zu erreichen, auf der man, ſtatt der bisherigen leichten Holzſchranken, nun mächtige verſprengte Felsblöcke zwiſchen ſich und der Tiefe hat.

Die erſte ſteilere Abdachung des Berges iſt nun hier erſtiegen, und der Weg führt über Alpenwieſen ebener und angenehmer fort. Vorher aber nimmt die Felsnatur noch einen gewaltigen Abſchied von uns, ſie entläßt uns an einem natürlichen, koloſſalen Thor, von ungeheuren Felsblöcken gebildet, die einſtens bei einer gewaltigen Revolution ſo zuſammenſtürzten, daß ſie für den Weg nur einen ſchmalen, tunnelartigen Durchgang ließen. Schwärzlichgrau iſt dies Geſtein, finſter und drohend hängt es über unſern Häuptern, während wir hindurchreiten. Die Wand zu unſerer Rechten braucht nur einen Zoll zu weichen, und wir lägen unter einer Steinmaſſe von Millionen von Centnern begraben; man könnte hier wahrhaftig dergleichen denken, ſo locker und zufällig ſind die Steinmaſſen übereinandergeworfen. Wenn man durchpaſſirt iſt, blickt man unwillkürlich zurück, und ſieht dann auf der höchſten Spitze dieſer Felſen ein eiſernes Kreuz ſeine Arme ausſtrecken. Die Führer erzählen, daß unternehmende Leute mit Leitern da hinaufgeklettert ſeien, um das chriſtliche Zeichen dort oben zu befeſtigen.

Die drei Damen ſind eine gute Strecke voraus, der alte Bediente keucht hinter ihnen drein, doch ſchenkt Letzterer der Ausſicht, die ſich hinter ihm entfaltet, nicht einen einzigen Blick; wenn er ja

einmal vom Boden aufſieht, ſo iſt es, um den Weg zu überblicken, der noch zurückzulegen. Die Damen dagegen ſchauen oftmals rückwärts, und es kommt den drei jungen Leuten vor, als gelte, neben der Gegend, ihnen ein Theil dieſer Blicke. Jetzt taucht vor ihnen ein Gebäude auf, ziemlich groß, von grünlicher Farbe, mit vielen Fenſtern und großen Terraſſen, das kalte Bad, einer der am tiefſten gelegenen Gaſthöfe des Rigi. Das kalte Bad liegt ziemlich ruhig da; auf der Hauptterraſſe ſpazieren ein alter Herr und eine junge Dame, und an der Ecke ſtehen zwei andere Herren, die mit Gläſern herabſchauen, und von denen Einer darauf eilig in's Zimmer läuft. Die drei Damen und hinter ihnen die drei Herren kommen näher, und auf einmal wird das ſtille Gaſthaus lebendig. An allen Fenſtern erſcheinen Köpfe, Gott mag wiſſen, wo ſie alle herkommen; ſie erſcheinen und verſchwinden, und dann werden die Hausthüren und die Eingänge zur Terraſſe geöffnet. Alles drängt ſich in's Freie; bald iſt die Terraſſe mit Menſchen angefüllt, und Alle ſchauen angelegentlich herab, und plaudern zuſammen, und machen Geberden, und eilen hin und her; und an den Fenſtern aller Stockwerke, die jetzt leer ſind, erſcheinen Kellner und ſchauen ebenfalls herab; auch an der Hausthüre ſtehen welche, und auf der Treppe. Das ſtille Haus hat ſich verwandelt wie ein Ameiſenhaufen, nachdem man mit einem Fuß hineingetreten, und der ganze Spektakel gilt den Ankommenden. Ein Moment, wo neue Fremde erſcheinen, iſt eine Erholung, eine Zerſtreuung für alle Gäſte; ja Mancher ſtellt draußen einen Lauerpoſten aus, der es anſagen muß, ſobald ſich Jemand zeigt. Sind es Fremde, die dort kommen, oder vielleicht Bekannte? Kehren ſie hier ein, oder gehen ſie hinauf zur Staffel oder zum Kulm?

Daß die eben Angekommenen nicht im kalten Bad bleiben, hat ſich bald entſchieden, denn die Damen lenkten ihre Pferde vorbei, und die drei Herren folgten ihnen. Sie laſſen das kalte Bad hinter ſich liegen, und wieder geht es aufwärts, immer über kahle

Wieſen mit einigen niedrigen Tannen, kleinen Sträuchern und großen Büſchen der zierlichſten Farrenkräuter. Der Himmel hat wirklich heute ein Einſehen, und fängt an, ein freundliches Geſicht zu machen; die Wolken ſtreifen von Nord nach Süd, ſie ſind allmählig deutlicher geworden, leichter, durchſichtiger, ja einige haben ſich von einander getrennt, und man ſieht den klaren blauen Himmel hindurch. Ja ſogar die Sonne fängt an, ſich freundlichſt bemerkbar zu machen, denn vor unſeren Reiſenden, die jetzt zufällig ganz weſtlich ziehen, beginnt es in dem bisher dunkeln Gewölbe aufzuflammen, und das gewaltige Sonnenlicht ſcheint Meiſter geworden über Dunſt und Nebel, und ſendet gelbe, glänzende Strahlen empor. Die Wolken heben und theilen ſich, ein Theil, der finſter gen Süden zieht, erſcheint oben dunkelviolett, während er unten glühend roth angeſtrahlt iſt. Das Geſtirn des Tages hat vor ſeinem Scheiden geſiegt, und wird glänzend und ſtrahlend das Schlachtfeld behaupten.

„Dort vor uns auf der Höhe iſt es ſchön," ſagte der Führer der drei jungen Leute, „wir haben einen guten Sonnenuntergang." Und damit eilte er hinaufzukommen.

Die Damen ſind ſchon oben, und von ihren Pferden abgeſeſſen; ſie machen Geberden des höchſten Entzückens, ſie ſcheinen einen Augenblick Willens, einander in die Arme fallen zu wollen; dann aber fahren ſie wieder auseinander, und ſchauen in ſtiller Betrachtung nach drei verſchiedenen Gegenden.

Jetzt haben auch unſere Reiſenden den Berg erſtiegen, und ſtehen ſprachlos. Sie ſehen von einer andern Seite deſſelben hinab in eine ganz neue Welt hinein, vor ſich Berg, neben ſich Berg, hier durch grüne Wieſenthäler verbunden, dort einen tiefblauen Waſſerſpiegel begrenzend, und rechts und links wieder Berge und wieder Wieſenthäler, Waldungen und Seen, und vor ſich daſſelbe, und weiter hinaus, ſo weit das Auge ſchweift, abermals Berg neben Berg, Wald und Thal neben Wald und Thal, und lang dazwiſchen

geſtreckt große, ruhige, glänzende Waſſerflächen, tiefblau und tiefgrün. Ach! und wie Alles das ſtufenweiſe in einander verſchwimmt, wie man vor ſich Alles ſo deutlich ſieht, wo Fels und Wald aufhört, und wo Feld und Wieſe anfängt, und wie die Schluchten hinausſchweifen, die tiefgrünen, faſt ſchwarzen Tannenwälder, ſchlank und zierlich in lauter Schönheitslinien. Und wie man vor ſich noch die Gehege erkennt, und die einzelnen Wieſen und den Lauf eines Waldbachs, aber nur hie und da, wo zwiſchen dem Grün der Spiegel des Waſſers hervorblitzt; und die Häuſer, die man im nächſten Umkreis noch deutlich ſieht, die einzelnen Sennhütten und die kleinen Dörfer mit dem Kirchthurm in der Mitte, und wie das allmählig weiterhin verſchwimmt und undeutlich wird, dort der Haufen kleiner, weißer Punkte, von denen man nur noch ahnt, daß es ein Dörfchen iſt, und die vielfache Färbung in den Bergen und Thälern, durch welche man allein erkennt, was man vor ſich hat. Dort jene grauen maſſenhaften Felſen; hellgrün, das ſind Wieſen, dunkelgrün, Laubwaldungen, tiefviolett, Nadelholz; aber das Waſſer der Seen dazwiſchen vor ſich, und weit, weit hinaus, bleibt immer klar und deutlich ein glänzender Silberſtreif in der dunkleren Landſchaft. Zuletzt aber am grünen Streifen, den wir den Horizont nennen, vergeht Alles in einander, Wieſe, Wald, Feld und Thal, Alles in einem einzigen dunklen, grauen Ton, der ſich dort am Himmel in den dichten Wolkenmaſſen fortſetzt. Und wie iſt dieſe Wolkenmaſſe ſo ſeltſam geformt! In Norden und Süden liegt ſie auf dem Horizont auf, im Weſten aber hat ſie ſich erhoben, und dort ſtrahlt die ſinkende Sonne darunter hervor, ein glänzendes Rieſenauge, das durch die finſtere Wolkenmaſſe wie durch dräuende Augenbrauen bedeckt wird. Bald ſenken ſie ſich tiefer, und laſſen nur noch einen kleinen Strahl des rothen, glühenden Lichtes durch, bald aber wallen ſie hoch empor, und das volle, glänzende Sonnenauge küßt liebend die aufjauchzende Erde. — — Ja aufjauchzend in Farbenpracht! Wenn die

großartige Aussicht, die man hier über weite Länderstrecken genießt, schon beim Licht eines trüben Tages so unbeschreiblich schön ist, so ist nichts annähernd Beschreibendes zu sagen von der Pracht und Herrlichkeit, wenn die Sonne, wie jetzt hier, Alles mit einem letzten, warmen Blick der Liebe vergoldet. Es ist rings umher, wie ein Aufschrei der Lust und Freude; im Nu sind alle Farben verwandelt, wohin das Licht der Sonne tritt. Und wie sie sich so allmählig senkt und alsdann hervorbricht unter den dunkelgrauen und violetten Wolkenmassen am Horizont, so eilt das goldene Licht an den Bergen aufwärts, Alles, Feld und Wald, Berg und Wiese, nochmals reich vergoldend. Wie hat sich Alles so plötzlich geändert, wie ist Alles aus Nebel und Dämmerung so plötzlich aufgeweckt worden zum blühenden Licht des Tages! Selbst die Schatten, die in Schluchten und hinter Bergen geblieben sind, theilen das allgemeine Entzücken, sie sind nicht mehr frostig grau, sondern bedeckt mit violettem Duft, über den ein rosiger Schimmer weht. Und wie drunten die Seen das Licht so prächtig aufnehmen! Der Wasserspiegel, an den Ufern tiefgrün, hatte soeben noch in der Mitte eine helle, kalte Eisfarbe; jetzt ist das Wässer wie glühend geworden, und entlockt sogar den schwarzen Ufern, auf sie wiederstrahlend, einen freundlichen warmen Ton.

Es muß hier oben schön sein bei ganz klarem Himmel, wenn die Sonne ungetrübt verschwindet vom wolkenlosen, klaren Horizont, aber schöner ist es gewiß, wenn sie wie heute untergeht, kämpfend mit finsteren Wolkenmassen, und dann zuletzt als Siegerin erscheint im plötzlich aufflammenden, rothglühenden Lichte.

Man träumt zuweilen, daß man in einem finsteren Winkel sitzt, hinter einem kleinen, unbekannten Fenster, und hinausschaut in eine weite, prächtige Gegend, so hell erleuchtet, so glänzend bestrahlt von der Sonne, von so klarer, durchsichtiger Luft bedeckt, daß man in der weitesten Entfernung alle Gegenstände auf's deutlichste sieht, die einzelnen Blätter des Baumes, die Wellen des

Bachs, glänzende Kieſel in demſelben. Dabei fühlt man, daß man nur träumt, daß man etwas Ungewiſſes, nie Geſehenes, Etwas, das gleich verſchwinden wird, vor Augen hat. Man blickt wonnetrunken hinaus, man ſchöpft tiefen Athem, man faltet unwillkürlich die Hände, ſehnſuchtsvoll und bangend. — Hier iſt es gerade ſo. Die Sonne berührt ſcheinbar den Horizont, es wird nächſtens ein anderes, mächtiges Bild durch unſern Traum gehen; aber ehe dies geſchieht, welch wunderbares Schauſpiel! Wir ſehen zwei Sonnen am Himmel über einander, eine das Spiegelbild der anderen. Und jetzt ſenken ſich die Wolkenbrauen tief herab, die beiden, tiefroth glühenden Kugeln verdeckend, auslöſchend. Gute Nacht! ſagt die Sonne und ehe ſie ganz verſchwindet, blinzelt ſie uns noch einmal mit ihrem Lichte zu. Es erſcheinen nur auf einen Augenblick wie drei, vier glänzende Feuer dort hinten auf den letzten Bergen, wie ein Blitz, ein Gedanke. Dann iſt es Dämmerung und grau rings umher.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unſere drei Freunde hatten dem ſeltenen, prächtigen Sonnenuntergang aufmerkſam und entzückt zugeſchaut, und den Gefühlen, welche ſie dabei beſchlichen, Jeder auf ſeine Art, Worte gegeben. Der Muſiker behauptete: die graue Wolkenmaſſe ohne das Licht der Sonne ſei geweſen, wie ein crescendo langanhaltender Ton, ein melancholiſcher Klang, zu dem endlich die Dominante wie ein Mißton tritt, wie um Erlöſung, um eine Terz flehend, die denn auch mit dem Lichtſtrahl ſanft hinzukomme, ſo einen reichen, vollſtändigen Accord bildend in der Terzlage großartiger Harmonie.

Der Maler verſicherte, er habe eine ſolche Farbenverſchwendung noch nie geſehen, und wenn man das malen könnte und wollte, würde es Einem doch Niemand glauben. Nur ein einziger Ton einer ſolchen Farbe müßte unfehlbar alles neben ſich todt ſchlagen. Der Schriftſteller endlich hatte mit übereinandergeſchlagenen Armen dageſtanden, und das paſſendſte geſagt, was er ſagen konnte, näm-

lich — gar nichts. Er verſicherte die Freunde ſpäter, wenn er ein vollkommen bezeichnendes Gedicht über dieſen Untergang machen ſollte, ſo gäbe es nur Ein Mittel, um nicht lächerlich zu werden, und in der Stimmung zu bleiben; man ſetzte darüber hin: „Sonnenuntergang auf dem Rigi," und füllte die ganze Seite mit Gedankenſtrichen aus.

Bei dem wunderbaren Anblick, den die Drei hatten, war es ihnen nicht unlieb, daß die drei Damen ſich in ihrer Nähe befanden und daß dieſelben ebenſo entzückt das großartige Schauſpiel betrachteten wie ſie. Leider können wir von dem alten Bedienten nicht daſſelbe ſagen; er hatte ſich auf den Boden niedergeſetzt und drehte dem ganzen Sonnenuntergang den Rücken.

Kein anderes Schauſpiel als ein ſolches, das die Natur gratis gibt, iſt wohl ſo geeignet, die Herzen zu öffnen und ſie ſchneller ſchlagen zu machen in Freundſchaft und Liebe. Wir glauben dem geneigten Leſer ſchon genugſam geſagt zu haben, daß die drei ſich gänzlich fremden Paare, die hier auf dem Rigi bei einander ſtanden in einem gewiſſen Rapport waren; man braucht ſich deßhalb nicht zu wundern, wenn wir weiter erzählen, daß ſie den Sonnenuntergang gemeinſchaftlich genoſſen, gemeinſchaftlich inſofern, als Worte gewechſelt wurden wie man ſie gewöhnlich nur zu genaueren Bekannten ſagt.

Die Dame mit der blauen Brille (ſie ſah durch dieſelbe Alles in grünlichem Lichte) ſah es gern, daß der Muſiker ſich in ihrer Nähe hielt, und als er mit Beziehung ſagte: „Welch' ein vollönender, prachtvoller Accord!" entgegnete ſie: „Ach, wenn Sie nur ſehen könnten, wie ſeltſam Ihr Strohhut glänzt und das blaue Band daran! Gewiß, ich wußte, daß wir uns bald erkennen würden." Etwas Aehnliches ſagten die beiden andern Damen, und die Kurze und Dicke verſicherte den Schriftſteller, ſein Geſicht glänze wunderbar, namentlich aber habe ſeine Naſe eine warme und unausſprechliche Farbe; und die Dritte ſprach zum Maler, um ſeinen Mund

ſpielen mächtige Flammen. Damit meinte ſie offenbar den aufwärts gerichteten röthlichen Schnurrbart.

Der Muſiker mit dem Strohhute war ein unternehmender, junger Mann, und nachdem die Sonne untergegangen war, hob er die Dame mit der blauen Brille auf ihr Pferd, und konnte dabei nicht unterlaſſen, ihr ein ganz klein wenig die Hand zu drücken, und darauf ſah ſie ihn ſchmachtend und gefühlvoll an, ſagte aber: „Noch nicht! Die Ungewißheit iſt ſo angenehm, wir wollen uns erſt ſpäter erkennen.“ Damit ritt ſie dahin, und die beiden andern Damen folgten ihr. Auch ihnen hatte der Schriftſteller und der Maler Knappendienſte geleiſtet, und hatte jedes Paar dabei einige angenehme Worte gewechſelt.

Als der Maler, der nun reiten durfte, auf das Pferd ſtieg, ſprach er vor ſich hin: „Sie iſt doch im beſten Lebensalter, und ſcheint von ſehr guter Familie.“

Der Schriftſteller aber, offenbar am meiſten durch das prachtvolle Schauſpiel begeiſtert, ſah der dicken Dame nach, und ſang laut hinaus:

Die Fürſtin zog zu Walde
Mit Jägern und Marſchalk,
Da ſah ſie reiten balde
Ein junger Edelfalk.
Er ſprach: „Wie klirrt dein Bügel,
„Wie glänzt Agraff und Treß!
„Wie locker hängt dein Zügel,
„Holdſelige Prinzeß!“

Der Weg zog ſich jetzt eine Zeitlang an dem weſtlichen Abhang des Berges hin, faſt eben, denn das, was man jetzt noch ſteigen mußte, war Kinderſpiel gegen das, was man ſchon geleiſtet hatte. Bald ſahen ſie die Rigiſtaffel vor ſich liegen, ein ziemlich großes hölzernes Gebäude nach Art der Schweizerhäuſer, wie man

ſie bei uns auf die Etagères ſtellt; nur fehlten die Gallerien und die bunte Farbe. Die Staffel ſah ziemlich grau aus, wahrſcheinlich ein Zeichen ihres vorgerückten Alters. Derſelbe Spektakel, wie im kalten Bad, ging auch hier wieder vor ſich; kaum wurde man die Pferde der Reiſenden anſichtig, ſo ſtrömte Alles vor die Thür — eine Terraſſe hat die Staffel nicht — und bald hatte ſich ein ziemlicher Haufen Neugieriger verſammelt, die eine Art Spalier bildeten, durch welches zuerſt die drei Damen, und dann die Herren paſſiren mußten. Rigiſtaffel iſt der Gaſthof des Berges, der am ſtärkſten beſucht iſt; hier halten ſich die meiſten Kurgäſte auf, das ſind ſolche, die wegen allerlei Leiden des Körpers und Geiſtes unglaubliche Quantitäten des ſchlapprigen grünen Getränks, was man Molken nennt, zu ſich nehmen lernen, oder welche den ſehr vernünftigen Einfall haben, fern vom Dunſt und Qualm des niederen Landes und der Städte, für ein paar Wochen lang hier oben die geſunde ſtärkende Bergluft einzuathmen. Vornehme Kurgäſte derſelben Art ſind auch meiſtens die Bewohner des kalten Bades.

Was nun den höchſten bewohnten Punkt des Berges anbelangt, den Rigi-Kulm, ſo iſt dies der Gaſthof für die ſogenannten Paſſanten, das ſind Leute, welche mit redlichem Willen und guter Abſicht den Rigi beſteigen, um ſich an der großartigen Ausſicht zu erfreuen, oder um einen guten Sonnenaufgang oder Untergang zu genießen, ein Unternehmen, das in vielen Fällen von einem ſchlechten Erfolge gekrönt wird, und wir hatten ſchon Gelegenheit, manche dergleichen Paſſanten zu ſprechen, die im Heraufſteigen langſam aber unwiderſtehlich vom Nebel eingehüllt wurden, ein Nebel, der ſich allmählig zu einem feinen Regen verdichtete, und die, endlich auf dem Rigi angekommen, dort ſo viel Ausſicht hatten, daß es ihnen vollkommen gleichgültig war, ob ſie ſich auf dem berühmten Berge befanden, oder z. B. in jener heiteren, gemüthlichen Gegend von Luckenwald und Jüterbock, wo man, von Leipzig kommend, doch wenigſtens die Zerſtreuung hat, die erſten preußiſchen Gensd'armen zu ſehen.

Endlich langten unſere Reiſenden auf dem Rigi-Kulm an. Die Pferde der Damen, müde geworden, waren zuletzt in ſehr langſamem Tempo gegangen, die drei Künſtler aber, mächtig angeſpornt durch den Wunſch, nicht zurückzubleiben, waren raſcher einhergeſchritten, woher es kam, daß alle Sechs zu gleicher Zeit vor dem Thor des Gaſthofes ankamen, daß ſowohl Strohhut und Naſe als Schnurrbart den drei Damen beim Herabſteigen behülflich waren, und daß hiedurch der Kellner auf die ſehr verzeihliche Idee kam, für die eben angekommene Geſellſchaft genügten drei Zimmer à zwei Betten. Schweigen wir von den verſchämten Worten, mit welchen der Dienſtbefliſſene zurecht gewieſen wurde. Glücklicherweiſe war der Rigi-Kulm noch nicht ſo vollkommen beſetzt, daß man den Spätkommenden, wie ſchon oft geſchehen, eine Streu im großen Speiſeſaale ohne Anſehung des Geſchlechts anbieten mußte. Es waren noch Zimmer genug zu haben, und nachdem ſich unſere Reiſende auf einen Augenblick zurückgezogen, erſchienen ſie an der Abendtafel, um gemeinſchaftlich ein kleines Souper einzunehmen.

Während dieſes Soupers nun machen unſere drei Künſtler begreiflicherweiſe erſtens den gelungenen Verſuch, außerordentlich liebenswürdig zu erſcheinen, ſowie einen anderen, etwas Näheres über die drei Damen zu erfahren, der ihnen aber weniger gerieth. Solchen Fragen, wenn ſie noch ſo beſcheiden geſtellt waren, wußten die Damen geſchickt auszuweichen, ja ſie mochten es nicht einmal leiden, daß die drei Künſtler ihnen Aufklärung über ſich ſelbſt gaben. Denn als der Muſiker z. B. von der Reiſe erzählen wollte, die ſie bis an den Fuß des Rigi gehabt, legte die Dame mit der blauen Brille ihre Hand ſanft auf ſeinen Arm und ſagte: „Laſſen wir das, mein Freund, das hört ſich ſpäter um ſo angenehmer und beſſer.“ Ja, als der Maler, nach und nach warm geworden, anhub von ſeinen Bildern zu ſprechen, entgegnete die kurze und dicke Dame: „Wie freue ich mich, dieſe Gallerie ſpäter zu ſehen!“ Dem Schriftſteller gar, der noch immer nicht aus der Stimmung eines

Edelfalken herausgekommen, und der beim Deſſert, als die Dame vom geſunden Mittelſchlag gerade eine Mandel verſpeiſte, eine andere darreichte mit den Worten, die er flüſternd ſprach:

„Ich biete ihn der Holden
Dar, mit gebog'nem Knie;
Mit einem Ringe golden
Schmückt den Gefangnen ſie“

wurde die Antwort zu Theil: „Bis heute war ich zweifelhaft, ob ich den goldnen Ring gerne geben werde, aber jetzt glaube ich, daß ich mich dazu entſchließen könnte.“

Nach dem Souper ging Alles zu Bett. Die Damen hatten Numero 12 und 13, die Künſtler Numero 14 und 15, und die Drei begaben ſich noch einen Augenblick auf Numero 14, wo ſie ſich zuſammen auf ein Bett ſetzten, und hin und her redeten über die Erlebniſſe des Tages. In Numero 13 machten es die Damen gerade ſo, das heißt, ſie ſprachen ebenfalls mit einander, ob ſie aber dabei gleichfalls auf Einem Bette ſaßen, ſind wir nicht im Stande anzugeben, aber wir vermuthen es. Nun haben aber auf dem Rigi-Kulm die Zimmer unter Anderem die Eigenſchaft, daß man deutlich jedes Wort vernimmt, was der Nachbar neben uns ſpricht, und aus dieſem Grunde war es den drei Künſtlern möglich, zu hören, daß nebenan von ihnen geſprochen wurde, und recht angenehme Sachen. „Es iſt eigenthümlich,“ meinte eine Stimme, „daß drei an ſich unbedeutende Gegenſtände ſo zum ſüßen, geheimnißvollen Erkennen führen können, ein Strohhut mit blauem Bande —.“

„Eine ſo auffallend ſchöne Naſe,“ ſagte eine zweite Stimme.

„Und ein prächtiger blonder Schnurrbart,“ ſetzte die dritte Stimme hinzu, „ſo keck aufwärts ſtehend.“

So ſprachen die drei Damen in Numero 13, und ſagten ſogar noch mehr, unter Anderem, daß ſie ſich erſchrecklich auf morgen freuten, und dann hatten ſie einen kleinen Streit mit einander, und die Eine

wollte etwas thun, wenn der erste Strahl der Sonne über die Berge hervorbräche und die ewigen Gletscher vergolde; und die Andere meinte: nein später, wenn auch die Thäler mit ihrem Rosenlicht erfüllt seien; die Dritte aber setzte hinzu: um eine Million könne sie sich nicht dazu verstehen, eine so schöne Scene herbeizuführen vor den Blicken der rohen Menge. „Nein," rief die Dame vom gesunden Mittelschlag, „wenn es droben auf der Höhe leer geworden ist, meinetwegen, nachdem wir Kaffee getrunken, dann gehen wir Drei wieder allein hinauf — sie werden uns folgen, und dann ist der passende Moment gekommen."

So flüsterte es auf Numero 13, und der Schriftsteller, der auf Numero 14 in der Mitte zwischen den beiden Freunden auf dem Bette saß, faßte rechts die Hand des Strohhutes, links die des Schnurrbartes, drückte sie und sagte leise: „nicht wahr, meine Freunde, wir werden folgen?"

Damit gingen sie zu Bette, und bald war es still in den Nummern 12 bis 15.

Doch:

„bei Hirten wird's bald Tag"

heißt es im Nachtlager von Granada, und vom Nachtlager auf dem Rigi, wenn man den Sonnenaufgang sehen will, gilt dasselbe. Die drei Freunde hatten kaum die Augen geschlossen, so träumten sie; und der Strohhut träumte gerade von einem anderen Strohhute mit grünem Vordach, die Nase von einer anderen Nase, der sie sich auffallend näherte, und der rothe Schnurrbart von Etwas, welches seine drohenden Spitzen sanft herabdrückte; da schritt plötzlich Sonderbares durch diese verschiedenen Träume. Dem Musiker war gerade, als habe er eine Oper componirt, als nun die Ouvertüre begann, sah er zu seinem Entsetzen, daß die ganze Instrumentation aus lauter Hörnern bestand, und das tutete wild und grauenvoll durch einander.

Dem Maler aber war es, als ſitze er auf grüner Halde und ſkizzire eine Kuhheerde, harmloſes Vieh, das ſich anfänglich in einiger Entfernung von ihm hielt. Plötzlich aber kamen alle Kühe auf ihn zu und wollten ſehen, was er gemalt. Das war ein erſchrecklicher Moment; und ſie hielten die naſſen Mäuler unter ſeine Naſe, und dabei brüllten ſie drohend, daß es klang, als ſagten ſie: „Du du du — — — nimm dich in Acht! nimm dich in Acht — du du du du!

Des Schriftſtellers Traum in dieſem Augenblick war nicht ſo unangenehm. Er wandelte mit ſeiner Holden über Berg und Flur, er ſchwebte nur ſo dahin. Da — plötzlich, ganz in ſeiner Nähe — ertönte das Alphorn, und bei den melancholiſchen Klängen ſchmiegte ſie ſich an ihn, und er ſtreichelte ihre friſchen dicken Wangen. — —

Tu—tu—tu—tu—tutu—tutu——tu—du—du—ti—tutu—tu—ti—tututu—tu—u—u—u—u.

So klang es immer ſtärker, und endlich erwachten die Drei aus ihrem feſten Schlummer.

Der Schriftſteller allein hatte Wahrheit geträumt: es war ein Alphorn, das draußen vor dem Zimmer mit der ſeltenen Kraft einer kuhhirtlichen Lunge geblaſen wurde.

„Brennt's?“ rief der Muſiker, indem er an die Thüre ſprang. Doch erhielt er zur Antwort: „man weckt nur auf harmoniſche freundliche Weiſe die Schläfer zum Sonnen-Aufgang.“

Jetzt ging aber in ſämmtlichen Stockwerken des Hauſes ein wahrhaft mörderiſcher Spektakel los. Ueberall krachten Bettſtellen, von überall her vernahm man die dumpfen Töne, wie wenn Jemand haſtig und aufgeſchreckt ſeinem Lager entſpringt, dabei einen Stuhl umſtürzt oder ein Licht vom Tiſch herab wirft. Auch klingelten und klirrten Gläſer und Waſchſchüſſeln auf eine höchſt verdächtige Art. Dabei wurden Thüren nicht ohne Geräuſch auf- und zugemacht, und laute Stimmen riefen nach dem Kellner, nach dem Stubenmädchen, nach ihren Stiefeln, ihren Hoſen und Röcken.

Im Oſten ſah man einen gelben Streifen durch einigermaßen verdächtiges Gewölk mühſam durchdringen, und darüber hin flimmerten ein paar blaſſe Sterne.

Tu—tu—tu—tutu—tu—ti—tu—tu—tu—tu—tu—tu—ti machte es draußen auf dem Gange, und der Spektakel im Hauſe wurde wahrhaft beunruhigend.

Der Schriftſteller ſprudelte in ſeiner Waſchſchüſſel herum, behielt aber dabei immer ein Auge auf den Himmel gerichtet. Es gab einen Sonnen-Aufgang, das war klar, aber er fürchtete immer neidiſche Wolken, die plötzlich aufſteigen und Alles in Nebel bringen.

„Auf! ſprach der Fuchs zum Haſen;
Auf! Hörſt du nicht den Jäger blaſen?“

rief er dem Maler zu, der noch im Bett weilte, „mach', daß du herauskommſt, die Sonne wartet nicht.“

Das ſchienen auch andere Leute im Hauſe zu denken, denn jetzt begannen ſich die Schlafzimmer zu leeren und die Corridors zu füllen. Dort ging, lief, ſprang, ſcharrte, trippelte, hüpfte es, dann ſchoß es die Treppen hinab mit einem gewaltigen Gepolter; und dazwiſchen hörte man es deutſch, franzöſiſch, ſchweizeriſch, engliſch, ruſſiſch und berlineriſch verſichern, daß der Sonnen-Aufgang ſuperb ſein werde, von koloſſal und ungeheuer großartig farbenprächtiger Wirkung. Wenn man nun auf den Gang hinaustrat, um ſich der allgemeinen Fluth anzuſchließen, da ſchaute es mitunter recht komiſch aus: da waren Unglückliche genug, die in Unterhoſen und Strümpfen auf den Hausknecht warteten; aber hier bekümmert ſich Keiner um den Andern, der Mann verläßt die Frau, der Bruder die Schweſter und enteilt, um zur rechten Zeit zum Sonnen-Aufgang zu kommen.

Möge uns die geneigte Leſerin verzeihen, daß wir die grauenhafte Scene, die nun entſtand, nicht weiter ausmalen; möge ſie

auch unſer Zartgefühl verſtehen, wenn wir noch hinzufügen, daß der Nebel in dieſem fürchterlichen Augenblicke ſo dicht wurde, daß man nichts weiter als ihn bemerkte; daß ferner, als ſich dieſer Nebel endlich verzogen, Strohhut, Naſe und Schnurrbart die Treppen der Kanzel herabſtolperten, und ſchweigend in den Gaſthof auf Rigi-Kulm hinabeilten; daß ſie ihre Rechnung bezahlten, ihre Alpenſtöcke nahmen und gen Arth hinabpilgerten; daß ſie nicht eher froh und heiter wurden, bis ſie den Nebel hinter ſich hatten, der die Spitze des Rigi bedeckte, und in welchem die drei Damen wahrſcheinlich noch immer auf der grauen Kanzel ſtanden; und bis ſie endlich im ſchönſten Sonnenſchein am Klöſterli anlangten. Da ſetzten ſich die Drei nebeneinander auf eine Bank, gerade ſo, wie ſie am vergangenen Abend auf dem Bett in Numero 14 geſeſſen, und als ſie einen Augenblick ausgeruht und einander verſtohlen und zweifelnd von der Seite angeſchaut, brachen ſie in ein lautes und herzliches Lachen aus.

„Gott ſei Dank!“ ſagte der Muſiker, „daß das Abenteuer ſo geendigt.“

„Gerechter Himmel!“ meinte der Maler und ſchauderte leiſe, „wenn ſie mit uns vorlieb genommen hätten!“

„Aber obgleich etwas ältlich,“ verſetzte der Schriftſteller, „waren ſie doch von ſehr guter Familie. — — Auf nach Valencia!“

Damit erhoben ſich alle Drei wieder, und ſprangen luſtig den Steg hinab. Ueber ſanft abhängige Wieſen kamen ſie, bei rauſchenden Waſſerfällen vorbei, die neben ihnen in der Tiefe ſchäumend, über glatte Kieſel und zwiſchen moosbewachſenen, felſigen, triefenden Ufern dahinbrausten. Dann wandelten ſie abwärts unter ſchwarzgrünen Tannen, hohe, ſchlanke Bäume, deren Spitzen ſie anfänglich mit der Hand berühren konnten, und auf deren zu Tage liegenden Wurzeln ſie eine Viertelſtunde ſpäter traten. Dabei ſtürzte ſich der Weg im Zickzack toll und verwegen die Abhänge hin-

ab, daß ſie ihre Alpenſtocke tüchtig gebrauchen mußten, um nicht den rollenden Steinen zu folgen, die ihr Fuß gelöst; dann ruhte dieſer Weg wieder aus, indem er faſt eben durch einen waſſerreichen Wieſengrund ſchlich, bei kleinen, niedrigen Häuſern vorbei, wo die Leute vor der Thür ſaßen — denn es war Sonntag — und ſie freundlich begrüßten. Darauf ſchlenderte der Weg durch einiges Laubholz um den Bergabhang herum, und dann blieben die drei Reiſenden überraſcht ſtehen, denn vor ihnen lag ein herrliches Rundgemälde, eine fruchtbare, grüne Ebene, mit Obſtbäumen, Häuſern und Dörfchen; links war der dunkelgrüne Zugerſee, und an ihn hingeſchmiegt, noch ziemlich tiefer drunten, das kleine Städtchen Arth.

Hier ſchien der Weg vor Freude über dieſen Anblick ganz toll zu werden, denn er ſprang kopfüber in die Tiefe hinab, ſteil und holperig, bald ſich rechts, bald links wendend, ganz ausgelaſſen und entzückt, daß er nun endlich die Felſen verlaſſen konnte, und ſich unten in den langen Wieſen behaglich ergehen, um zuletzt ſeinen Staub und ſeine Hitze in den klaren Fluthen des Sees zu kühlen.

Als die drei Freunde auf dieſem Wege ziemlich ermüdet nach Arth kamen und an das Ufer traten, wandte ſich das kleine neue Dampfboot gerade vor Immenſee, und plätſcherte rüſtig und munter gen Arth. Nachdem es angelangt, verließen viele Paſſagiere das Ufer, und unſere drei Freunde, welche den Dampfer beſteigen wollten, ſtanden dicht an der Landungsbrücke, und ſahen die fremden Geſichter an ihnen vorüberkommen. Da auf einmal gingen drei Herren an ihnen vorüber, alle Drei in hellen Sommer-Anzügen, mit ernſtem, geſetztem, ziemlich vornehmem Weſen, aber auch ziemlich verblichenen Geſichtern, und als ſie bei den drei Künſtlern vorüber wollten, blieben ſie einen Augenblick ſtehen, um auf ihr Gepäck zu warten, und da erblickte der Muſiker zu ſeiner großen Verwunderung einen Strohhut mit einem blauen Bande, ganz

genau wie der seinige, und der Maler einen rothen Schnurrbart, mit ebenfalls sehr drohend emporgerichteten Spitzen, und der Schriftsteller endlich eine Nase, die noch weit umfangreicher war als seine eigene.

Damit gingen sie stillschweigend, aber innerlich lachend, in das Boot, und setzten sich auf dem Verdecke nieder; der Musiker beschloß, ein anderes Band auf seinen Strohhut zu befestigen, der Maler machte jetzt schon den Versuch, die Spitzen seines Bartes in eine horizontale Richtung zu bringen, und der Schriftsteller — — der mußte leider seine große Nase behalten.

Inhalt.

	Seite
1) Vier Könige	7
2) Herbſtvergnügen	74
3) Nur natürlich!	93
4) Laternenunglück	120
5) In Scene ſetzen	130
6) Vergnügen auf der Jagd	155
7) Reiſende Engländer im Orient	172
8) Ein Ausflug in den Schwarzwald	198
9) Eine Reiſe nach Paris	218
10) Eine Rigifahrt	264

F. W. Hackländer's Werke.

VII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Siebenter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Brandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Handel und Wandel.

Erſter Theil.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

I.

Der Beruf.

In den für mich so denkwürdigen Tagen, wo ich Schulbank und Spielplatz verlassen mußte, um als Glied in die Kette einzutreten, an der unter dem Namen Geschäftsleben die ganze Welt zappelt und vergebens nach der verlorenen Freiheit ringt, in jener Zeit war noch viel weniger als jetzt von einer Kunst die Rede, in der man es freilich bis auf diesen Tag noch nicht weit gebracht hat. Ich meine die Kunst, den Kopf eines Menschen mit einigen gewandten Griffen zu betasten und ihm genau zu sagen, welche Anlagen er besitzt, welche Fähigkeiten er auszubilden hat und welches Geschäft er ergreifen muß, damit er später nicht, gleich so Vielen, über verfehlten Beruf zu klagen haben möge. Wäre es aber auch damals möglich gewesen, mir nach den Auswüchsen meines Kopfes genau zu sagen, wozu ich befähigt sei, so hätten es mir doch die Verhältnisse nicht erlaubt, ein anderes Geschäft zu ergreifen, als wozu mich die Vorsehung und einiger Geldmangel bestimmt hatten.

Ich hatte keine Eltern mehr und befand mich im Hause und unter der Aufsicht einer Tante, die Wittwe war und einen kleinen Laden führte, wo ich ihr in meinen Freistunden hülfreiche Hand

leiſtete. Ich fertigte ausgezeichnete Papierdüten und hatte es ſchon ſo weit gebracht, daß ich ein Pfund Zucker oder Kaffee abwiegen konnte, als die Zeit herankam, wo ich in's Leben treten ſollte. Meine Großmutter hatte damals ihren Wohnort im Hauſe meiner Tante aufgeſchlagen. Es war eine gute alte Frau, mit der ich aber nie im beſten Einverſtändniſſe lebte. Noch ſehe ich ſie auf ihrem großen geſchnitzten Lehnſtuhle ſitzen, auf einem Kiſſen von geſtreiftem Kattunzeug, das ſie alle Sonnabend zu einer beſtimmten Stunde mit einem friſchen Ueberzuge verſah. Neben ihr auf dem Tiſche lagen mehrere Sammlungen alter Predigten, die ſie Gott weiß wie oft ſchon durchgeleſen hatte. Auf dem oberſten dieſer Bücher lag eine ſilberne Brille, die ſie beim Leſen gebrauchte. Ihr Anzug ſtammte aus der Zeit ihrer Jugend und wurde zum Theil aus einer kleinen Eitelkeit beibehalten; ſie behauptete, die jetzigen Trachten ſeien geſchmacklos und häßlich, und wenn ſie auf dieſes Kapitel zu ſprechen kam und gut gelaunt war, vertraute ſie mir oftmals, was für ein ſchönes Mädchen ſie geweſen ſei und welches Aufſehen ſie in ihren dermaligen Kleidern gemacht. Man konnte das wohl glauben, wenn man ſah, wie in ihrem jetzigen Alter von ſiebzig Jahren ihr Geſicht noch immer einen edlen, ſchönen Ausdruck bewahrte und ihre hohe Geſtalt fortwährend anſehnlich und ungebeugt war. Nach uralter Mode trug ſie eine Haube, unter welcher um die Schläfe und über der Stirn kleine Löckchen hervorſahen. Alle Sachen, die ſie täglich gebrauchte, hatten ihre eigenen, oft höchſt intereſſanten Geſchichten, die ich ſo oft angehört hatte, daß ich ſie auswendig wußte. Der Stuhl, auf dem ſie ſaß, war in der Familie erblich und ſtammte wer weiß von welchem Urgroßvater her. Die ſilberne Brille hatte einem franzöſiſchen General gehört, der in den Kriegen der Revolution eines Abends zum Tode verwundet in die Pfarrwohnung gebracht wurde, wo er nach einigen Wochen ſtarb. Der Franzoſe muß ein arger Heide geweſen ſein; meine gute Großmutter erzählte, wie entſetzlich er Anfangs über

Alles geflucht habe; sie setzte aber nicht ohne Stolz hinzu, daß in ihrer stillen, christlichen Wohnung sein Herz sich bald beruhigt habe und er sanft und selig verschieden sei. Besonders große Stücke hielt sie auf eine kleine goldene Tabaksdose, die sie ebenfalls in Kriegszeiten von einer Gräfin erhalten hatte, welcher ihr Eheherr einen wesentlichen Dienst geleistet.

Wie gesagt, stand ich mit der Großmutter nicht immer auf dem besten Fuß. Ihr war der Lärm und der Spektakel, den ich oft im Hause anstiftete, unerträglich; hauptsächlich konnte sie nicht leiden, wenn ich mich mit Knaben meines Alters auf Straßen und Feldern umhertrieb, und dies trug mir oft gewaltige Strafpredigten ein, die sie mir in einer Reihe von Sprüchwörtern hielt. „Da kommt er," sagte sie, „einer der eifrigsten in der Rotte Korah! Willst du dir denn nie merken, daß böses Beispiel gute Sitten verderbt? Ja, ich habe es dir immer gesagt, wer sich grün macht, den fressen die Ziegen; der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht; mit gefangen, mit gehangen." — Ich war damals ein junger Mensch vom schmächtigsten Körperbau, kleiner als alle Knaben meines Alters, und hatte ein blasses, eingefallenes Gesicht, kurz ein ganz erbärmliches Aussehen, was meiner Großmutter ein Dorn im Auge war. Sie behauptete, das komme von meinem immerwährenden Springen und Klettern und weil ich ohne Mütze im Regen herumlaufe und es mir eine wahre Freude sei, nasse Füße zu haben. Sie hatte mir den Namen „Schattenkopf" geschaffen und jammerte viel darüber, daß sie einen so schlecht aussehenden Enkel habe. „Ach," sagte sie, „es steht wohl geschrieben, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, aber meine Tochter, die Louise, deine Mutter, Gott habe sie selig, das war wie ich, eine schöne, starke Frau, und du kommst mir nicht anders vor als wie Spreu unter dem Weizen."

So lebte ich nach der Confirmation noch ein halbes Jahr bei der Tante, und es war mitten im Winter an einem Sonntag

Nachmittag, als im Zimmer meiner Großmutter ein Familienrath gehalten wurde, um zu beschließen, was eigentlich aus mir werden sollte. Meine Großmutter, der ich am selben Morgen eine ihrer schönsten Tassen zerbrochen hatte, meinte zwar, es sei vorauszusehen, daß aus mir ein Taugenichts werde; doch müsse man das Seinige thun, damit man seine Hände in Unschuld waschen könne. Ich war an diesem Tage in der trübsten Stimmung von der Welt. Draußen waren Bäche und Teiche zugefroren und meine Kameraden trieben sich dort herum. Auch ich war mit einem Paar sehr defecter Eisschuhe hinausgegangen, mußte aber unverrichteter Sache wieder umkehren; in der vergangenen Nacht war tiefer Schnee gefallen, alle Teiche bis auf einen waren damit bedeckt, und bei diesem einzigen standen einige Männer, die ihn vom Schnee gereinigt hatten und für diese Dienstleistung von jedem zwei Pfennige forderten, eine Summe, die ich in meinen damaligen Verhältnissen nicht erschwingen konnte. Mißmuthig kehrte ich nach Hause zurück und nahm mir fest vor, jetzt bald etwas Tüchtiges zu lernen, damit ich mir mein eigen Geld verdienen könne.

So trat ich in das Zimmer meiner Großmutter, wo ich denn bald zu meiner großen Verwunderung hörte, daß man sich eifrig mit meinem Schicksal beschäftigte. Außer der Tante, bei der ich wohnte, war eine ihrer Schwestern zum Besuch gekommen, und auf dem Tische lag ein Brief meines Vormunds, in dem dieser seinen Willen in Betreff meiner schriftlich kund that, so daß ein vollständiger Familienrath beisammen war. Ein anderes stimmführendes Mitglied bei dieser Verhandlung war eine gute alte Person, die in meinem väterlichen Hause Wirthschafterin gewesen war und mich sehr verhätschelt hatte. Sie trug noch beständig eine große Liebe zu mir, und wenn sie mich irgendwo auf der Straße oder sonstwo erblickte, brach sie in Thränen aus und jammerte über meinen seligen Vater, daß er so früh gestorben und ich dadurch ihrer trefflichen Leitung entzogen worden sei. Auch jetzt hatte ich

mich kaum in dem Zimmer blicken laſſen und Platz hinter dem Ofen genommen, als ſie mich wehmüthig anſah, Naſe und Mund heftig verzog und ihr Schnupftuch hervorſuchte, um einige herabrollende Thränen abzutrocknen.

Meine Großmutter, die viel feſterer Natur war, ſagte ihr dagegen verweiſend: „Weine ſie doch nicht, Jungfer Schmiedin; dem Jungen wird nichts Leides geſchehen: Unkraut verdirbt nicht.“ — „Ach!“ ſchluchzte die Schmiedin dagegen, „wenn doch der ſelige Herr noch lebte! da müßte der Junge ſtudiren und ein Pfarrer werden, wie der ſelige Großvater. So hat der ſelige Herr immer geſagt. Aber jetzt ſoll er in dem Laden ſtehen und Kaufmann werden! Gott, er ſoll Kaufmann werden!“ Obgleich meine beiden Tanten, ſo lieb ſie mich hatten, über mein künftiges Schickſal nicht ſo ſehr beunruhigt waren, mochte dieſer Augenblick doch auch ihnen wichtig genug vorkommen, um ihm eine ſtille Zähre zu weihen; ſie holten zu gleicher Zeit ihre Schnupftücher hervor und brachten ſelbſt meine Großmutter in Bewegung, die das ihrige ebenfalls unter ihrem geſtreiften Ruhekiſſen hervorholte. Man wird mir verzeihen, daß ich im ſelben Augenblick desgleichen that. Erſt die verdorbene Schlittſchuhpartie und dann die Ungewißheit des Looſes, das über mich geworfen wurde, löſten mein Herz in Wehmuth auf; dazu kam das Heulen der Schmiedin und die Thränen meiner Verwandten, und ehe ich's mir verſah, rollten mir ein paar große Thränen über die Wangen auf den heißen Ofen, der ſie ziſchend verzehrte.

Meine Großmutter war die erſte, die aus dieſem Meer von Thränen und Seufzern wieder als feſtes Land auftauchte; ſie nahm eine Priſe aus ihrer gräflichen Doſe, ſetzte die Brille des verſtorbenen Generals auf und ermahnte mich, ihr mit größter Aufmerkſamkeit zuzuhören. Darauf hielt ſie mir eine Rede, die mit Sprüchwörtern aller Art geſpickt war und in welcher ſie nach einer Maſſe von guten Lehren und Ermahnungen darauf zu ſprechen kam, daß

der Menſch neben dem allgemeinen Beruf, ſich zum Himmel heranzubilden, auch noch die Pflicht habe, ſich einem ſpeziellen Beruf zu ergeben, auf daß er ſein tägliches Brod verdiene. — „Die Wahl eines Berufs hat dir Gott der Herr nicht ſchwer gemacht," fuhr ſie fort; „denn aus Mangel einer gewiſſen Materie, die man Geld nennt, iſt dir nur der Handelsſtand geblieben, unter deſſen verſchiedenen Zweigen du aber wählen kannſt, welcher am meiſten nach deinem Geſchmack iſt." — „Ja," nahm meine älteſte Tante das Wort, „du kannſt dich in dem Punkt entſcheiden, wofür du den meiſten Beruf haſt."

Ich ſollte mich entſcheiden, wozu ich den meiſten Beruf habe, und ich fühlte doch gar nichts von dergleichen in mir. Wenn ich einen Maler ſah, ſo ſpürte ich in mir den Künſtler und glaubte, es müßte mir gar nicht ſchwer werden, in dieſem Fache Glänzendes zu leiſten. Sah ich dagegen einen Studenten mit kurzem Sammtrock, weißer Mütze und langen buntfarbigen Troddeln an der Pfeife, ſo war ich überzeugt, daß ich alles das mit eben dem Anſtand führen würde, alſo einſtens einen trefflichen Studenten abgeben könnte. Ebenſo erging es mir, wenn ich in den öffentlichen Gerichtsſälen die Advokaten plaidiren hörte, oder wenn ich Sonntags auf der Wachparade die Offiziere geſchniegelt und gebügelt einherſpazieren ſah. Und glücklicherweiſe hatte auch der Handelsſtand einen Platz in dieſem Ideenkreiſe. Das Comptoirſitzen kam mir freilich nicht eben angenehm vor, und das Stehen hinter dem Ladentiſch ſchien mir ſogar unerträglich; aber in meinen kindiſchen Träumen war der Handelsſtand in unſern Städten nur eine der niedrigſten Stufen des Gewerbs, über die man ſich auf einen höhern Standpunkt zu ſchwingen habe, wo man den Handel in ganz anderem Lichte erblicke. Dabei ſchwebte mir immer der Commerz in den Seeplätzen vor, von dem ich aus meiner Grammatik etwas hatte kennen lernen. Da ſah ich mich denn mit meinem Pult dicht am Ufer des Meers, um Schiff und Ladung aus der

erſten Hand zu empfangen, und ließ mir gleich von den Matroſen ſchöne Geſchichten erzählen, wie es drüben ausſehe unter den Wilden und Hottentotten.

Meine Großmutter ging nun die verſchiedenen Arten des Handelsſtandes mit mir durch, und meine älteſte Tante beleuchtete mir dieſelben von allen Seiten. Zuerſt kam der Fabrikant; dieſen verwarf ich von vornherein, weil er nicht in die Welt hinauskommt, ſondern immer hinter ſeinen Maſchinen kleben bleibt. Dann wurde mir der Engroshändler vorgeführt, gegen den ich mich ebenfalls entſchied, da er beſtändig über den Büchern liegt und mit den Waaren ſelbſt, die mit ihrem eigenthümlichen Duft und ihrer ſeltſamen Verpackung ſo ſchön an die fernen Länder erinnern, wo ſie herkommen, faſt gar nicht in Berührung kommt. Wechſelgeſchäfte waren mir von jeher in den Tod zuwider und zwar wegen eines eigenen Vorfalls. Ich hatte einſt mit dem Sohn eines Bankiers innige Freundſchaft geſchloſſen, war aber von ihm einem andern Jungen meines Alters, der einen beſſern Rock trug, überhaupt reicher und vornehmer war als ich, aufgeopfert worden. — Meine Großmutter, der ich dies traurige Ereigniß damals erzählte, entgegnete mir darauf in ihrer Weiſe: „wer viel Geld im Beutel hat, deſſen Herz iſt kalt und matt.“ Ich merkte mir das Sprüchwort und nahm mir vor, nie ein Bankier zu werden und viel Geld zu bekommen, damit mein Herz nicht kalt und matt werde.

So war denn nach Beleuchtung dieſer verſchiedenen Handelsarten noch eine einzige übrig, für welche ſich meine Verwandten einſtimmig erklärten, hauptſächlich, weil die Erlernung derſelben am wenigſten koſtete. Es war dies das Handelsgeſchäft in ſeinen kleinſten Anfängen, der Spezereiladen. Ich ließ mir den Vorſchlag gefallen, und der ganze Familienrath freute ſich darüber, mit Ausnahme der Schmiedin, deren Thränen während der ganzen Verhandlung ſachte herabgeträufelt waren und jetzt wieder mit erneuerter Gewalt floßen.

„Ach,“ jammerte die Schmiedin, „jetzt ſoll das Kind ein Krämer werden und nicht ein Pfarrer, wie der ſelige Herr gewollt hat! Ach, Frau Paſtorin, wandte ſie ſich an meine Großmutter, „ich habe während ſeiner ganzen Kindheit ſeine Neigungen beobachtet und laß' es mir nicht ausreden, daß er ganz zu einem Pfarrer geboren iſt. Sie hätten ihn ſehen ſollen am Sonntag Nachmittags, wenn es draußen regnete und er mit andern Kindern in der Stube ſpielen mußte. Denken ſie ſich, Frau Paſtorin, da nahm er ſich eine ſchwarze ſeidene Schürze von mir, und ich mußte ihm von weißem Papier einen Kragen machen, wie ihn die geiſtlichen Herrn tragen — ſo lang — und dann ſtellte er ſich auf ein paar Stühle und hielt den andern Kindern eine Predigt, ganz wie in der Kirche. Sie beſtand, juſt wie dort, aus zwei Theilen. Ach, das war gar zu ſchön!“

Faſt hätte mich die Schmiedin verführt, auf's Neue ein Duett mit ihr zu weinen; aber meine Großmutter ſagte ziemlich ernſt: „Sei Sie doch klug, Jungfer Schmiedin; man muß einem Kind nie dergleichen verſagen, was es doch nie erreichen kann. Sag' Sie ihm lieber etwas Gutes über den Kaufmannsſtand. „Freilich,“ ſetzte die alte Frau mit einem Seufzer hinzu, „ſäh' ich meinen Enkel auch lieber auf der Kanzel, als hinter dem Ladentiſch. Aber der Wille des Herrn geſchehe!“

Die Schmiedin, die eigentlich eine ſehr kluge Perſon war, fügte ſich mit großem Takt, und es dauerte nicht lange, ſo verſicherte ſie den anweſenden Damen, ich ſei ein äußerſt kluges Kind und habe eigentlich zu Allem Talent. „Ach,“ ſagte ſie unter Thränen hervorlächelnd, wie die Sonne an einem Apriltage, „wenn er einmal Kaufmann iſt, ſo wird er gewiß ein guter Correſpondent werden. Denken Sie ſich, Frau Paſtorin, da war der alte Fritz, der Briefträger — Gott hab' ihn ſelig! er iſt lange todt und begraben — der brachte dem ſeligen Herrn die Briefe und da wollte der Junge auch ſeine Briefe haben und nahm immer

Papierſtreifen und machte Briefe daraus, ja, und gab ſie dem alten Fritz, der ſollte ſie wegtragen, und da hätten ſie die Freude ſehen ſollen, wenn er am andern Tag dem Kind dieſelben Briefe als Antwort zurückbrachte. Dann nahm er meine Brille, ſetzte ſie auf und las in den Papieren umher, ganz wie der ſelige Herr, kopfſchüttelnd und lachend. O Gott, o Gott!"

So war es denn im Familienrath beſchloſſen und von mir genehmigt, daß meine kaufmänniſche Laufbahn in einer Spezereihandlung beginnen ſollte. Ich hatte die Anfangsgründe dieſes Geſchäfts einigermaßen ſchon bei meiner Tante ſtudirt und bildete mir ein, daß es nicht ſchwer ſein würde, mich zu einem tüchtigen Kaufmann der Art heranzubilden. Was meine Familie bewog, mich dieſem Geſchäftszweige zu widmen, war neben dem Geldpunkte die Rückſicht, daß ich, um eine Stelle der Art zu finden, wahrſcheinlich die Stadt nicht zu verlaſſen brauchte. — Meine Großmutter nahm daher die neueſten Lokalblätter vor, um unter den Anzeigen nach einem Anerbieten der Art zu ſuchen. Es fanden ſich auch mehrere, doch führten ſie alle eine Bedingung mit ſich, die ſich mit meinen Verhältniſſen nicht vertrug. So hieß es: „der Lehrling erhält Koſt und Wohnung bei ſeinem Prinzipal, wofür eine angemeſſene Vergütung bezahlt wird." Ein andermal war mit andern Worten daſſelbe geſagt: man forderte vom eintretenden jungen Menſchen jährlich ein gewiſſes Lehrgeld, wofür er Koſt und Logis erhalten ſollte.

Der Familienrath ſuchte lange vergeblich, und etwas zu finden, das ohne dergleichen unangenehme Bedingungen wäre; aber vergeblich, und ſo wurde einſtimmig der Beſchluß gefaßt, eine Anzeige in die Zeitung zu entwerfen, in der ich dem chriſtlichen Mitleiden empfohlen und als Lehrling angetragen würde. Meine Großmutter nahm zu dieſem Zweck einen Bogen Papier vor ſich, ſpitzte die Feder und fing an zu ſchreiben, während ihr die Schmiedin über die Achſel ſah, wobei ſie ihr Schnupftuch bereit hielt; ihr ahnendes

Herz sagte ihr, daß sie bald wieder in den Fall kommen würde, einige bittere Thränen über mein Wohl zu vergießen. — Wirklich hatte auch die Großmutter kaum ein paar Worte geschrieben, so begann die Schmiedin ihr Gesicht zu verziehen, schüttelte den Kopf und sagte, die Augen voll Wasser: „aber Frau Pastorin, das Kind ist ja kein Subjekt.“ — Ich horchte hoch auf und selbst meine Tanten sahen bei dieser Aeußerung meine Großmutter fragend an; diese aber schrieb weiter, ohne sich irre machen zu lassen, und als sie geendet hatte, hob sie das Papier empor und las: „Ein junges Subjekt von guter Familie ohne Vermögen, aber mit den nöthigen Vorkenntnissen versehen, sucht eine Stelle in einem Spezereiladen, um dieses Geschäft zu erlernen, kann aber für Kost und Logis, die es im Hause haben müßte, nur eine sehr mäßige Vergütung bezahlen.“

Ich hörte dies ruhig zu Ende lesen, dann aber mischte ich mich auch einmal in's Gespräch und sagte zu meiner Großmutter ziemlich ernst: wie es mir vorkomme, sei ich doch eigentlich kein Subjekt, und ich habe eine solche Bezeichnung nie anders brauchen hören, als von Schullehrergehülfen, die gesucht werden, wo es immer heiße, zu der und der Stelle mögen sich taugliche Subjekte melden. — Die Schmiedin, ohne ein Wort hervorbringen zu können, stimmte mir kopfnickend bei und selbst meine Tanten nahmen an dem Worte Subjekt Anstoß und brachten meine Großmutter endlich dahin, daß sie es abänderte und setzte: „Ein junger Mensch von guter Familie ꝛc.“ — Diesen Aufsatz mußte ich eigenhändig abschreiben, worauf ich beordert wurde, ihn auf die Zeitungsexpedition zu bringen, weßhalb ich mein Mützchen von der Wand nahm und mich zum Fortgehen anschickte.

Die Schmiedin, deren tieffühlendes Herz wohl einsah, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen sei, wo sich mein Leben zum Guten oder Bösen wenden müsse, eilte mir nach, um mich noch einmal weinend an ihr Herz zu drücken, wobei sie mir zugleich

einen Silbergroſchen in die Hand ſchob, den ich dankbar einſteckte und dazu eine Grimaſſe ſchnitt, als ſei mir ebenfalls das Weinen näher als das Lachen. Sie wurde dadurch tief gerührt und noch auf der Treppe hörte ich, wie ſie ſchluchzend verſicherte, ich ſei das beſte Kind von der Welt und bei dem Talent, das ich zu allem beſitze, würde ich ſelbſt im Kramladen etwas Außerordentliches werden.

II.

Herr Reißmehl.

Am Morgen nach dieſem höchſt merkwürdigen Tage war es mein erſtes Geſchäft, die Zeitung zu holen, um darin nachzuſehen, ob die von meiner Großmutter verfaßte Urkunde über mich ſchon abgedruckt ſei. Wirklich, da ſtand ſie, ſchön und leſerlich und war im Viereck mit einem ſaubern ſchwarzen Striche eingefaßt. Ich fühlte mich nicht wenig davon erbaut, daß etwas über mich gedruckt worden. Es dauerte auch nur wenige Tage, ſo begann die Anzeige zu wirken, und die Expedition der Zeitung ſchickte mehrere Briefe, die unter der bezeichneten Chiffre eingelaufen waren.

Meine Großmutter, die ſichtlich darüber erfreut war, öffnete einen Brief nach dem andern, ſah ſich aber nach Durchleſung derſelben ſehr in ihren Erwartungen getäuſcht, in allen dieſen Briefen waren Bedingungen geſtellt, die man nicht erfüllen konnte oder wollte. So hieß es in einem: „Auf die unterm 10. currentis in hieſiger Zeitung Nr. 220 unter Chiffre H. H. eingerückte Anzeige frägt Unterzeichneter an, ob der ausgebotene junge Menſch auch von kräftigem Körperbau iſt, da ihm bei uns unter anderm die

Verpflichtung obliegen würde, die Gewölbe reinigen zu helfen.“ Eine andere Epistel besagte nach ähnlichem Eingang: „Da ich mit meinem Spezerei- und Gewürzwaarengeschäft den Verlag unseres vielgelesenen Lokalblattes, „der Verbreiter“, verbunden habe, so gehört es zu den Obliegenheiten des fraglichen jungen Mannes, wöchentlich zweimal die Blätter dieses Journals den betreffenden Abonnenten zuzutragen.“ Ein Dritter, der zu meiner Person Lust trug, stellte die Anfrage, ob ich auch mit Kindern umzugehen wisse, da bei seiner zahlreichen Familie der Lehrling in seinen Mußestunden Abends nach acht Uhr Lust und Liebe dazu haben müsse, seine ältern Kinder zu hüten und allerlei vernünftige und gefahrlose Spiele mit ihnen zu treiben. Ein Vierter, der sich mit salbungsvollen Worten darnach erkundigte, ob der offerirte junge Mensch sich auch vor Gott eines wahrhaft christlichen Gemüths zu rühmen habe, würde meiner Großmutter schon angestanden haben, wenn dieser Fromme nicht eine unmäßig hohe Vergütung für Kost und Wohnung gefordert hätte.

So fand sich denn nichts Passendes für mich, und obgleich sich meine Großmutter damit zu trösten suchte, daß aller Anfang schwer sei und kein Baum auf den ersten Hieb falle, so war sie doch sichtlich über die schlechten Aussichten verdrießlich und behauptete fester als je, ich sei ein junger Taugenichts, auf dem der Segen des Herrn nicht ruhe. — Dieser schlechte Erfolg war mir um so verdrießlicher, da ich mich von meinem bisherigen Schulkameraden bereits mit einem gewissen Stolz abgesondert hatte und anfing, sie etwas von oben herab zu behandeln, wie es einem angehenden Geschäftsmanne zukommt, der die Kinderschuhe abgetreten hat. Da lief noch spät ein Brief ein, den meine Großmutter hastig öffnete und mit vieler Zufriedenheit durchlas. Er war von Herrn Reißmehl, dem Inhaber einer mittelgroßen Spezereihandlung, der meine Familie persönlich kannte und ausnehmend annehmbare Bedingungen für mich stellte. Freilich sollte meine Lehrzeit fünf Jahre dauern, aber ich dafür Alles

unentgeldlich im Hause haben. Auch versicherte er in seinem Briefe, daß die Lehrlinge bei ihm nur zu den Geschäften des Ladens gebraucht werden, und nicht, wie in so manchen andern Häusern, Dienste zu verrichten haben, die nicht für sie passen.

Ich kannte den Herrn Reißmehl sehr gut und hatte eigentlich diese annehmbaren Bedingungen nicht um ihn verdient. Das Haus, das er bewohnte, lag neben unserem Schulgebäude, und sein Garten stieß an unsern Spielplatz. Sie waren durch eine ziemlich hohe Mauer geschieden, was uns jedoch so wenig als die Ermahnungen des Lehrers davon abhalten konnte, dem alten Nachbar allen möglichen Schabernack zu spielen. Sah man aber seine Figur an, so konnte man es uns jungen Leuten nicht verübeln, wenn das Ergötzen, das uns dieselbe verursachte, manchmal ausartete und uns zu allerlei abgeschmackten Späßen antrieb.

Unsere Schule fing im Sommer um sieben Uhr an; wir fanden uns aber gewöhnlich schon eine halbe Stunde früher ein und erwarteten die Erscheinung unseres Nachbars, der regelmäßig eine Viertelstunde vor sieben Uhr in seinen Garten trat, um nachzusehen, wie viel seine Pflanzen und Gemüse über Nacht gewachsen waren. Er war dann bereits im vollen Staat und seine kleine, magere Figur auf's Seltsamste geschmückt. Sein spitziges Gesicht war von einer braunen fuchsigen Perrücke gekrönt, auf welche er den kleinen runden Hut so stark vorneüber gesetzt trug, daß die obere Kante desselben genau mit den Spitzen seiner Schuhe korrespondirte. Sein übriger Körper stak in einem braunen Rock, einer dito Weste und schwarzen kurzen Beinkleidern mit weißen Strümpfen.

Kaum war er in den Garten getreten, so ging er mit ruhigen, gleichmäßigen Schritten auf eine alte Sonnenuhr los, die in einem Winkel desselben stand, und zerrte mit einigen gewaltigen Zügen an der stählernen Kette eine kleine unförmlich dicke Taschenuhr heraus, um diese, wenn gerade Sonnenschein war, nach dem alten Gnomon zu richten. Nach diesem Geschäft zog er seine Schnupf-

tabacksdose hervor, klopfte bedächtig auf den Deckel und nahm eine Prise, während er sich wohlgefällig umsah. So weit war für uns, die aufmerksam zuschauende Schuljugend, die Sache nicht besonders auffallend und bemerkenswerth. Nachdem nun aber der Herr Reißmehl seine Prise genommen hatte, begann er seine Runde im Garten, der wir mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten, obgleich, oder vielmehr weil wir Alles, was kommen sollte, bis auf die kleinsten Einzelheiten voraus wußten; der Zeiger einer Uhr kann Tag für Tag nicht regelmäßiger über das Zifferblatt laufen, als unser Nachbar durch seinen Garten.

Neben der Sonnenuhr stand ein großer Birnbaum; der alte Herr blieb davor stehen, blinzelte erst hinauf und versetzte dann dem Stamm mit der flachen Hand drei leichte Hiebe. Dann ging er geradeaus zu einer Reihe junger Obstbäume, von denen jeder nur ein einziges Mal von seiner Hand berührt wurde. Hatte er aber zufällig einmal einen übersprungen, so kehrte er sicher um und der arme Vergessene bekam dafür einen desto herzlichern Handschlag. Dies letztere war es besonders, auf das wir in unserem Versteck an der Schulmauer lauerten, und so oft der alte Herr einen der Bäume oder ein Stück des Geländers, das er jeden Morgen gleichfalls zu berühren pflegte, vergessen hatte, riefen wir ihm laut lachend und spottend zu, er möchte doch gefälligst umkehren.

Diese Promenade durch den Garten dauerte ungefähr eine Viertelstunde, während welcher Zeit er, wie schon gesagt, jeden Tag regelmäßig dieselben Schritte machte, bei denselben Beeten und Bäumen stehen blieb, und immer die gleichen Stellen des Treppengeländers, sowie des Gartenzauns mit der Hand berührte. Der alte Herr war weit entfernt, sich durch unsern Spott und unser Geschrei gekränkt zu fühlen, vielmehr wandte er sich bei solchen Ausbrüchen unserer Freude nicht selten lachend gegen uns um und nickte uns mit seinem hagern, blassen Gesicht freundlich zu, ein Lächeln, das aber etwas so Sonderbares hatte, daß die kleineren Knaben davo

in Angſt geriethen und jedesmal unter die Mauer des Spielplatzes ſprangen, wenn der alte Reißmehl uns ſo ſtarr und mit ſo ſeltſamer Freundlichkeit anſah.

Gegen ſieben Uhr hatte er ſeinen Spaziergang geendigt und wandte ſich gegen das Haus zurück wo ſich unterdeſſen neben der Thür ein Fenſterladen geöffnet hatte, aus welchem die Schweſter unſers alten Nachbars, die Jungfer Reißmehl, herausſchaute. Sie beſchäftigte ſich damit, eine flanellene Nachtjacke an die Sonne zu hängen, darauf warf ſie einen prüfenden Blick über den Garten, zog ſich dann in das Haus zurück, um die Gartenthür von innen zu öffnen, und ließ einen kleinen dicken Mops heraus, der alsbald mit großer Mühe in den Garten hinkte, um dort durch ein ſchwaches Knurren und Bellen ſeinem Herrn den Morgengruß zu bringen. — Um dieſe Zeit läutete droben unſere Schulglocke; wir hatten nun aber auch Alles geſehen, was im nachbarlichen Garten vorfiel, denn nachdem der alte Mops einige Züge friſcher Morgenluft geſchöpft, ſowie ein anderes Geſchäft verrichtet, watſchelte er in's Haus zurück, gefolgt von Herrn Reißmehl, der nun zu ſeinem Kaffee ging. Im Vorbeigehen berührte er noch ſeine Flanelljacke an vier Stellen mit der Hand, drückte die Thürklinke jedesmal mit zwei Händen auf und verſchwand im Hauſe, nachdem er vorher regelmäßig ein paarmal gehuſtet hatte.

Dieſer Herr Reißmehl war es alſo, der auf die Anzeige in der Zeitung ſich unter ſo annehmbaren Bedingungen bereit erklärt hatte, mich praktiſch und theoretiſch zum Kaufmann ausbilden zu helfen. Meine Großmutter, die zur Erörterung dieſer wichtigen Frage einen zweiten Familienrath zuſammenberufen, war ſehr für unſern Schulnachbar, ebenſo meine Tante, und ich ſelbſt hatte für meine Perſon auch nichts gegen Herrn Reißmehl. So große Urſache er hatte, über mich und meine Kameraden ungehalten zu ſein, ſo war er doch weit entfernt davon; er gab uns vielmehr, wenn wir die Schule verließen und er unter der Thüre ſeines Ladens ſtand, zahlreiche Beweiſe ſeiner

Freundlichkeit und seines Wohlwollens, bestehend in ganzen Händen voll Rosinen, Mandeln und getrockneten Pflaumen. Wem aber das Ding gar nicht einleuchtete, das war die Jungfer Schmiedin. Obgleich sie auf's Kräftigste nach Fassung rang, so konnte sie dennoch einigen Thränen nicht verbieten, über die Wangen hinabzurollen. Sie schüttelte lange wehmüthig den Kopf, als meine Großmutter das vortheilhafte Anerbieten des Herrn Reißmehl auseinandersetzte, doch wagte sie's nicht, die alte Frau zu unterbrechen, und erst als diese geendigt und der ganze Familienrath halb und halb seine Zustimmung gegeben, versuchte sie es mit einigen schwachen Worten, dem Projekt entgegen zu arbeiten.

„Ach, Frau Pastorin," sagte sie, „Gott soll mich bewahren, daß ich mir je einfallen ließe, über einen Mitmenschen etwas Böses zu sagen; aber vom alten Reißmehl munkelt man doch so allerlei, so seltsame Sachen, ja —" — „Nun, was denn?" fiel ihr meine Großmutter etwas barsch in die Rede. — „Ach, Frau Pastorin, Sie glauben freilich so etwas nicht, und ich für mein Theil, nun ja, ich will es auch eigentlich nicht beschwören, aber man behauptet, der alte Reißmehl müsse etwas auf dem Herzen haben, denn er steige beständig ohne Ruhe in seinem Hause umher, fasse überall mit der Hand hin, als suche er etwas, kurz, Frau Pastorin, es ist nicht richtig." — Ja, Großmutter," fiel ich der Schmiedin altklug in die Rede, „daß er überall herumtappt und alles angreift, das habe ich auch schon oft gesehen."

Aber meine Großmutter erklärte alles das für dummes Zeug und schrieb ohne Verzug einen eigenhändigen christlichen Brief, wie sie es nannte, an Herrn Reißmehl, in dem sie mit ihm noch Einiges über meine Lehrzeit besprach, und als der alte Herr noch an demselben Tag befriedigend geantwortet hatte, war ich Reißmehl'scher Lehrling und mußte Tags darauf meine Funktionen antreten. Meine Tante packte mein Bischen Wäsche und meine Kleider in einen kleinen Koffer, die Großmutter schenkte mir ein Exemplar der Bibel,

ein paar Gesangbücher und eine mehrbändige Predigtsammlung, und im Augenblick, wo ich das Haus verlassen wollte, um meinen ersten Schritt in's Geschäftsleben zu thun, erschien die Schmiedin in der Hausthür und übergab mir mit abgewandtem Gesicht ein paar Uebermärmel von dunkelm Kattun, die sie für mich genäht, wobei sie mich bat, ihrer nicht zu vergessen.

Ich schritt allein und nachdenkend durch die Straßen und stand bald vor dem Reißmehl'schen Hause, wo ich mit einem tiefen Seufzer stehen blieb, um am Schulgebäude nebenan hinauf zu blinzeln, wo ich so manche süße und schmerzliche Stunde verlebt. Diese beiden Häuser sahen mir, obgleich ich mit großen Hoffnungen in den Kaufmannsstand trat, wie die Bilder der Vergangenheit und Zukunft aus. Die niedrige, aber freundliche, neugebaute Schule mit ihren hellen, großen Fenstern, war mir nie so heimisch erschienen, wie gerade am heutigen Morgen, wo ich an der offenen Thür vorbei mußte, um in das Nebenhaus zu treten, das ein so ganz anderes, ernstes und gebietendes Aussehen hatte. Es war eines jener Gebäude, wie es deren in alten Städten noch viele gibt, hoch, schmal mit kleinen, unregelmäßigen Fenstern, die so wirr durch einander standen, daß es von außen schwer zu bestimmen war, wie viel Stockwerke das Haus eigentlich habe. Der Giebel war der Straße zugekehrt und seine Pyramide mit einer alten hölzernen Figur gekrönt, der aber der Kopf fehlte. Im untern Stock war das Ladengewölbe und vor demselben am Eingang stand eine alte steinerne Figur, roh ausgehauen, die einen mittelalterlichen riesigen Kriegsknecht vorstellte, der seltsamer Weise mit einer ungeheuer langen Nase versehen war. Die Nase dieses steinernen Kerls hatte uns von jeher nicht wenig ergötzt. Wie oft war sie von einigen der muthigsten unter uns mit rother, grüner oder gelber Farbe angestrichen worden; wie oft hatten wir eine Thonkugel an sie geklebt und dergleichen mehr getrieben. Sie war vom ewigen Anfassen und Betasten so glatt wie ein Spiegel geworden und glänzte weithin.

Es war mir ganz bange um's Herz, als ich so vor den beiden Häusern stand, und so oft ich einen Schritt machen wollte gegen das Reißmehl'sche Haus, hielt mich das Summen und Lärmen in den Schulzimmern fast gewaltsam zurück, und ich hörte mit Lust meinen Kameraden zu, die jetzt ihre Singstunde anfingen. Ich sah sie von den Bänken aufstehen, sah, wie sie die kleinen Bücher zur Hand nahmen, aus denen auch ich hundertmal gesungen, und als sie ein bekanntes Lied anstimmten:

Der Winter ist gekommen,
Der Winter mit seinem Schnee ꝛc.

da überfiel mich die Wehmuth und es ging mir wie der Schmiedin. Da stand ich zwischen den beiden Häusern, ein armes verlassenes Kind: dort die Schule, aber sie mit ihrem lieben Spielplatz — für mich war sie nicht mehr da, und hier das Leben, es winkte mir so ernst und düster. Der steinerne Soldat schien mir zum erstenmal ein recht spöttisches Gesicht zu machen; auf seiner glänzenden Nase funkelte und lachte die Wintersonne. Und doch war ich froh, daß es nur die Wintersonne war, die durch Schneewolken hindurch meinem Lebenswechsel zusah. Ja ich war herzlich froh darüber; denn hätten meine Kameraden dort oben etwa gesungen:

Der Mai, er ist gekommen
Mit Blüthen und Sonnenschein ꝛc.

wie viel schwerer wäre mir das Herz geworden, und wer weiß, ich wäre wohl gar zu meiner Großmutter zurückgelaufen und hätte ihr weinend erklärt, ich wollte nun und nimmermehr in das finstere Haus zum Herrn Reißmehl. In der Angst hätte ich vielleicht gelogen und versichert: „Ja, Großmutter, der steinerne Kerl an der Hausthür mit der langen Nase hat mir erzählt, die Jungfer Schmiedin habe Recht, es sei in dem Hause recht finster und unheimlich.

Doch jetzt verhallte der Gesang in der Schule, ich hörte die

Stimme des Lehrers, der laut ermahnte, hübsch still und ordentlich nach Hause zu gehen, die Bücher schlugen zu, die Rechentafeln klapperten, und ich, um von meinen ehemaligen Kameraden nicht beim Eintritt in's bürgerliche Leben überrascht zu werden, trat schnell in den Laden des Herrn Reißmehl.

III.

Philipp.

Ich trat in den Laden des Herrn Reißmehl.

Wem schweben nicht aus seiner Kindheit die Gewölbe vor, in welchen Zucker, Rosinen, Mandeln und dergleichen Herrlichkeiten verkauft werden? Wer gedenkt nicht der Zeiten, wo er mit einigen eroberten Pfennigen vor den Ladentisch trat, seinen Gelüsten den Zügel schießen ließ und Kandiszucker und getrocknete Pflaumen verlangte? Mit welch gierigen, neidischen Augen sah man damals in die Kasten, in welchen diese Artikel aufbewahrt wurden, und wünschte nichts sehnlicher, als im vertrauten Umgang mit diesen Schubladen leben zu können, um ihres Inhalts zu genießen, so oft es einem einfiele! Thörichte Wünsche! sie ändern sich wohl mit den Jahren, aber sie verlassen uns nie! wie ich aber an jenem Morgen in den Laden meines künftigen Herrn trat, dachte ich nicht an den süßen Inhalt der Fächer, nein, ich wünschte mit Sehnsucht den Augenblick herbei, wo ich, ein gelernter Kaufmann, dieses Gewölbe verließ, um in das Leben hinauszutreten, wo ich der Seestadt zueilte, mit ihrem unendlichen Wasserspiegel und ihrem Mastenwald.

Ich konnte diesen Träumen nicht lange nachhängen; Herr Reißmehl, der meiner bereits ansichtig geworden war, trat aus einer

kleinen Glasthüre, über welcher mit goldenen Buchſtaben das Wort Schreibſtube zu leſen war. Sein hageres Geſicht hatte ganz denſelben freundlich lächelnden Ausdruck, mit dem er im Garten unſere Spöttereien hinnahm; nur trug er auf dem Kopfe ſtatt des Hutes eine weiße Nachtmütze, und ſtatt des braunen Rocks hatte er eine rund abgeſchnittene Jacke an. Vom Handgelenke bis zum Ellbogen reichten ein paar dunkelfarbige Ueberärmel, die auf der untern Seite ganz glänzend waren. Auch hatte der gute Mann eine Brille auf der Naſe, die er beim Eintritt in den Laden feſter gegen die Augen drückte. Wie es einem ſo gehen kann, ich hatte den Herrn Reißmehl in meinem Leben viele hundertmal geſehen, aber ihn noch nie ein Wort ſprechen hören, ſo daß mir nicht anders war, als er beſitze dieſe edle Gabe gar nicht, und ich ihn mir nur ſtumm dachte. Auch an dieſem Morgen wurde ich nicht ſogleich aus meiner Täuſchung geriſſen, denn er ſah mich durch ſeine Brille an, nickte ein paarmal freundlich mit dem Kopfe und blickte alsdann auf dem Ladentiſch umher, wo ſeine Augen auf einer kleinen feuchten Stelle haften blieben. Er trat hinzu, wiſchte etwas mit dem Finger davon auf und brachte es an ſeine Naſe, um ſich durch den Geruch zu überzeugen, was es eigentlich ſei; zugleich fixirte er es ſo ſcharf mit ſeinen Blicken, daß ihm die Augen ganz ſchief ſtanden; dennoch aber mußte er den Sinn des Geſchmacks zu Hülfe nehmen.

„Ei, ei, ſo, ſo!“ murmelte er vor ſich hin, und ich war ordentlich überraſcht, ihn ſprechen zu hören: „hm, hm, 's iſt Kornbranntwein, doppelter, vom ſechsundzwanziggrädigen; ſollte nicht ſo leichtſinnig verſchüttet werden! He Philipp!“ — Darauf wandte er ſich an mich und begrüßte mich mit den Worten: „Aha, mein lieber junger Mann! charmant, charmant, daß Sie heute kommen; aber Ihre Frau Großmutter, die gute Frau, hat Ihnen wahrſcheinlich nicht die Stunde angegeben. Ich hatte ſie gebeten, die Frau Paſtorin, Sie um zwölf Uhr zu ſchicken. Es ſind aber auf meiner —“ mit

dieſen Worten haſpelte er die lange Stahlkette und an derſelben den dicken Uhrkaſten hervor — „es ſind aber auf meiner Uhr ſchon fünf Minuten darüber, fünf Minuten! ei, ei! — He, Philipp!“ rief er jetzt abermal in's Haus hinein. „Wo ſteckt Ihr?“

Der Gerufene erſchien langſamen Schritts und zeigte eine ſolche Figur und ſtellte ſich mit ſo ernſtem feierlichem Blick unter die Thür, daß, wenn es nicht heller Mittag geweſen wäre, ich auf alle Fälle geglaubt hätte, Herr Reißmehl habe einen Geiſt citirt. Philipp, ſo hieß die Erſcheinung, war ein ziemlich langer Burſche, der wegen übergroßer Magerkeit noch länger ausſah, als er wirklich war. Er hatte hellblondes, faſt gelbes Haar, das von beiden Seiten des Scheitels, den er mitten auf ſeinem Schädel angebracht, borſtig und ſchroff herabhing und ſo von Weitem einem kleinen Strohdache nicht unähnlich ſah. Mochte es dieſe Friſur ſein, die zum Geſicht gar nicht paßte, oder war es der feierliche, gravitätiſche Ausdruck in Philipps Geſicht, das ſeines Theils mit den langen ſchlottrigen Gliedmaßen gar nicht übereinſtimmte, genug, die ganze Figur hatte etwas überaus Komiſches. Philipp alſo, mein collegialiſcher Vorgeſetzter, erſchien unter der Thür und hatte, beiläufig geſagt, ſo lange Arme, daß er, ohne ſich zu bücken, bequem ſeine Knieſchnallen hätte löſen können, wenn er welche gehabt hätte.

„Philipp,“ fragte der alte Herr, „warum wird denn immer der Ladentiſch voll Branntwein geſchüttet? Ich kann das nicht leiden! Habe ich doch alle möglichen Lappen und Schwämme angeſchafft. Ei, ei, das Holz wird ſchmutzig und der gute ſechsundzwanziggrädige Branntwein vergeudet.“ — Philipp wandte den Kopf ſtark auf die linke Seite, wahrſcheinlich aus Demuth, und um, da er größer als der Principal war, dieſem nicht von oben herab in das Geſicht ſehen zu müſſen. Dann öffnete er ſeinen breiten Mund und ſagte mit leiſer Stimme und einer Langſamkeit, wie ich in meinem Leben nichts Aehnliches gehört: „Herr Principal, 's iſt nur ein Verſehen. Als ich den Branntwein hier gemeſſen

hatte, fing drinnen das Mopschen ſo an zu heulen, daß ich eilig hineinging, um nachzuſehen. — „Ei, ei, ſo, ſo!“ fiel ihm der Alte in die Rede. „Was iſt der armen Fanny geſchehen?“ — „O nichts, Herr Principal,“ antwortete Philipp; „ſie lag nur am Fenſter in der Sonne, ja, und da kam eine Wolke und machte Schatten, und das mißfiel dem armen Hund.“ — „Nun, nun,“ entgegnete Herr Reißmehl, „laß nur gut ſein, die Sonne wird ſchon wieder kommen. Hier iſt unſer neuer Lehrling,“ fuhr er fort, indem er auf mich zeigte. — „Ich hoffe, Philipp, Ihr werdet Euch ſeiner auf's beſte annehmen und ihn nach und nach mit Allem bekannt machen.“

Philipp hob jetzt ſeinen Kopf einen Augenblick in die Höhe, um mich etwas von oben herab anzuſehen, dann aber ließ er ihn auf die rechte Seite ſinken und verſicherte dem Principal, er werde ſein Möglichſtes thun, mich auf's Beſte heranzubilden. Darauf zog ſich Herr Reißmehl in ſeine Schreibſtube zurück und ich folgte meinem neuen Lehrer in das Ladenſtübchen, wo er gleich ſeinen Unterricht begann. Ich mußte die Ueberärmel anziehen, die mir die Jungfer Schmiedin genäht hatte, und als mir darauf Philipp eine grüne Schürze gab, welche ich um meine Lenden gürtete, gedachte ich lebhaft der guten Perſon und was ſie wohl ſagen würde, wenn ſie mich in dieſem Aufzug ſähe.

Das Erſte, wozu mir Philipp Anleitung gab, war das edle und nothwendige Geſchäft des Tütenmachens, und da ich die Anfangsgründe deſſelben bereits bei meiner Tante erlernt hatte, ging mir die Arbeit raſch von der Hand. Ich merkte mir ſchnell die verſchiedenen Größen und Formen, die im Reißmehl'ſchen Geſchäft gäng und gäbe waren, und als der Principal um ein Uhr in das Ladenſtübchen trat, um uns zum Mittageſſen abzuholen, war er ſichtlich erfreut über meine reißenden Fortſchritte und verſicherte, ich würde mich bald in das Praktiſche eingeſchoſſen haben.

Bei der Mittagstafel wurde ich der dritten Perſon des Hauſes,

der Schweſter unſeres Principals, der Jungfer Barbara Reißmehl, vorgeſtellt, die ich ſchon von ihrem täglichen Erſcheinen am Gartenfenſter her kannte. Dieſe gute Perſon war über die Blüthe ihres Lebens hinaus, und von der Friſche und Regſamkeit der Jugend war ihr nichts geblieben als eine Lebendigkeit der Sprachorgane, die in Erſtaunen ſetzen konnte. Sie war äußerſt liebenswürdig gegen mich, und während ſie ihre Suppe verzehrte, erzählte ſie mir von meiner Großmutter, von allen meinen Tanten und von einer Menge anderer Perſonen, die als Staffage dieſer Geſchichten dienten. Der Principal dagegen war bei Tiſche äußerſt ſchweigſam, was mir keinen übeln Begriff von ſeinem Verſtand gab, oder von ſeiner Güte gegen uns. Hätte er auch erzählt, wie Jungfer Barbara, ſo würden wir ſchwerlich einen Biſſen hinunter bekommen haben; denn der Anſtand erforderte es doch, wenn ſie in ihrer Erzählung an einen wichtigen Moment kam, was leider gar zu oft geſchah, daß wir Meſſer und Gabel ruhen ließen, um aufzuhorchen. Philipp machte es wenigſtens ſo und ſaß faſt das halbe Mittageſſen über aufmerkſam lauſchend, mit offenem Maule da; ein Benehmen, wodurch er ſich offenbar in der Gunſt Barbaras feſtgeſetzt hatte. Ich bin aber noch heutigen Tages des Glaubens, daß eben hiedurch ſeine Magerkeit täglich zunahm.

Nach dem Eſſen wünſchte Philipp dem Principal und Jungfer Barbara eine geſegnete Mahlzeit, ich that desgleichen, und wir zogen uns zurück. Der Nachmittag wurde dazu angewendet, mich noch ferner in's Praktiſche einzuſchließen, und ich lernte allerhand ſchöne und nützliche Dinge, als: Oel und Eſſig ausmeſſen, wobei mir aber ein kühner und geſchickter Handgriff Philipps, um die vom Maaß abträufelnde Flüſſigkeit wieder in den Trog zu ſtreifen, nicht gleich gelingen wollte. Auch lehrte er mich, wie man Kaffee, Zucker ꝛc. abzuwiegen habe, ohne die Kunden zu beeinträchtigen und dem Principal zu ſchaden. Während dieſer Lektion verſchwand einmal mein junger Vorgeſetzter in das Nebenzimmer, wo wir geſpeiſt

hatten. Dann hörte ich zuweilen die Stimme der Jungfer Barbara leiſe ſprechen, und mein feines, geübtes Ohr vernahm deutlich das Geklapper von Taſſen, ein Geräuſch, das zu ſüßen Hoffnungen berechtigte, die aber wenigſtens für mich nicht in Erfüllung gingen. Philipp dagegen ſchien der Jungfer Barbara eine Kaffeeviſite gemacht zu haben, denn obgleich er ſich bei der Zurückkunft mit dem obern reinlichen Theil ſeines Ueberärmels das Geſicht tüchtig wiſchte, konnte er doch einige braune Flecken nicht vertilgen, die ſich in ſeinem langen faltigen Mundwinkel feſtgeſetzt hatten. Natürlich verdroß mich dieſe Vernachläſſigung meiner Perſon, da ich obendrein heute noch als Gaſt betrachtet werden konnte. Da bemerkte ich aber zu meiner großen Verwunderung, daß der gute Principal eben ſo wenig zum Kaffee geladen wurde, oder überhaupt welchen erhielt, als ich; vielmehr erklärte ihm ſpäter Jungfer Barbara auf ſeine Frage in's Nebenzimmer hinein, ob heute Kaffee bereitet würde, ſie habe keine Zeit. O weh! in mir ſtiegen ganz ſonderbare Ideen auf, und wenn ich in Jungfer Barbara alsbald eine mächtige Perſon erkannt hatte, ſo konnte ich nach dieſem Vorfalle nicht umhin, erſtaunt an Philipp hinauf zu ſehen. Welche enorme Talente und Kenntniſſe mußte er beſitzen, um ſogar vor dem Principal einen Vorzug zu erhalten!

Als es Abend wurde, gegen acht Uhr, zog der Herr Reißmehl ſeine Schreibärmel und ſeine Jacke aus, die er hinter ſeinen Pult an einen großen Nagel hing; ſeine Nachtmütze ſetzte er einem kleinen ſteinernen Ungeheuer auf, das auf dem Ofen ſtand, und das er dabei freundlich auf die Backen klopfte, dann ſchloß er die Schreibſtube ab, warf ſich in das Coſtüm, in dem er ſeine Gartenviſiten machte, ſetzte den Hut ebenſo vorne über und vervollſtändigte dieſen Anzug durch ein langes ſpaniſches Rohr mit ſilbernem Knopfe, worauf er ſich bei Jungfer Barbara beurlaubte, einen prüfenden Blick im Laden umher warf, hie und da eine Schublade zudrückte, die etwas geöffnet war, oder ein Gefäß vorzog, das zu weit nach hinten ſtand.

Als er bei mir vorbei kam, ſah er mich einen Augenblick durch ſeine Brille an, nickte mit dem Kopfe und fragte, wie mir das Geſchäft gefalle. Darauf blieb er unter der Ladenthüre ſtehen und rief den Mops, die kleine Fanny, heraus, die auch herbeigewatſchelt kam und den Principal bis vor das Haus begleitete, dann aber eilends zurückkehrte.

Philipp gab mir einige blecherne Oelmaaße zu putzen, und während ich dies Geſchäft beſorgte, verſchwand er in's Nebenzimmer, von wo er erſt gegen neun Uhr wiederkehrte, um mir Anleitung zu geben, wie die Laden des Gewölbes zu ſchließen ſeien. Darauf holte er eine große kupferne Lampe, zündete ſie an, und wir ſtiegen die Treppen hinauf, nachdem mir vorher im Laden ein frugales Abendbrod, aus einem Butterbrod und einem Glaſe Bier beſtehend, vorgeſetzt worden war.

IV.

Ein Nachbar.

Das Reißmehl'ſche Haus war im Innern ebenſo unheimlich und finſter, wie es auf der Straße erſchien. Faſt kein Zimmer lag mit dem andern in gleicher Höhe; die Gemächer waren durch eine Menge kleiner Treppen, die bald auf, bald abführten, mit einander verbunden. Dieſe Treppen waren alt, von braunem Holz mit geſchnitzten Lehnen und krachten bei jedem Tritt. An jeder Wendung derſelben waren überdies ſeltſam geformte hölzerne Figuren zu ſehen, die einen ſo unerwartet bald anlachten, bald angrinsten, daß es mir, als ich zum erſtenmal hinaufſtieg, nicht übel zu nehmen war, wenn ich vor dieſen Geſtalten zurückfuhr, die beim flackernden Lampenlichte

zu leben und ſich zu bewegen ſchienen. Was das Unheimliche noch vermehrte, waren kleine runde oder eckige Fenſter, die faſt aus allen Zimmern auf die Treppe gingen und beim Schein des Lichts wie dunkelglänzende Augen ausſahen. Ich muß geſtehen, ich fürchtete mich ein wenig; ich mußte immer an den ſteinernen Kerl mit der langen Naſe draußen vor dem Hauſe denken, und ich weiß nicht, wie mir die tolle Idee kam, die mich die ganze Nacht im Traume verfolgte, als haben die hölzernen Figuren mit jenem ſteinernen Soldaten, der früher im Hauſe ſelbſt placirt geweſen, in der Mitternacht Streit bekommen und ihn vor die Thüre geſetzt.

Ueber die Treppen des erſten Stocks eilte Philipp raſch hinweg und ſagte mir auf meine Frage leichthin, ſie ſeien unbewohnt. Im zweiten Stock ging er langſamer und zeigte mir die Schlafzimmer des Principals und der Jungfer Barbara. Dann ging es eine alte Wendeltreppe hinauf in den dritten Stock, wo unſere Kammer lag. Dieſes Gemach war durch eine dünne Bretterwand in zwei Theile geſchieden, in deren jedem ein Bett ſtand, meines an der äußern Mauer, ſo daß ſich das Dach liebend darüber hinbeugte. Der Baumeiſter muß große Vorliebe für das Schnitzwerk gehabt haben, denn ſelbſt die Balken des Dachs waren verziert und bemalt; wo ſie auf der Mauer auflagen, ſah man groteske Köpfe von Menſchen und allerhand Unthieren, die mein Bett lachend und grinſend umſtanden. Am Fußende deſſelben war ein Fenſter, welches auf den Zwiſchenraum ging, der uns vom Nachbarhauſe trennte, ein Zwiſchenraum, keine drei Fuß breit, aber deſto tiefer, denn beide Gebäude hatten eine anſehnliche Höhe. Dieſem Fenſter gegenüber befand ſich im Nachbarhauſe ein anderes, das etwas tiefer, aber uns ſo nahe lag, daß man leicht mit der Hand hinüber reichen konnte. Im erſten Gemach, wo Philipp ſchlief, ſtand ein kleiner Ofen, und mein College bemühte ſich, ein kleines Feuer anzuzünden, das aber bei der Größe des Raums ungefähr dieſelbe Wirkung hervorbrachte, wie reſpective das Butterbrod vorhin in meinem Magen, weßhalb

wir ein paar Stühle so nahe wie möglich an den Ofen rückten und eine Unterhaltung begannen, in welcher Philipp mir die allgemeinen Begriffe vom Handel beizubringen suchte. Er sprach vom Verkaufe überhaupt, kam dann auf's Kreditgeben im Speziellen, und versicherte mir, es sei äußerst schwierig, eines ohne das andere zu treiben, und doppelt schwierig, die rechte Mitte zwischen beiden zu beobachten.

Mitten in diesem interessanten Gespräch wurden wir plötzlich durch sonderbare Töne unterbrochen, die draußen vor unserem Fenster erklangen. Man konnte es für eine Art Gesang halten, es glich aber auch dem Geheul eines großen Hundes. Ich horchte und sah meinen Kollegen fragend an, der aber ein unruhiges, verdrießliches Gesicht machte und mit seiner traurigen Stimme sagte: „Ach, es ist unser Nachbar, der Herr Burbus, der eben nach Hause kommt.“ — „Der Herr Burbus?“ fragte ich. „Wer ist das?“ — „O,“ entgegnete Philipp ängstlich, „Sie werden ihn schon noch kennen lernen, werden ihn gewiß noch kennen lernen — hören Sie?“

Es wurde an unser Fenster gepocht und gleich darauf vernahm man eine tiefe Baßstimme, die mit großer Jovialität rief: „He, Herr Philipp! — junges, langbeiniges Individuum! kaufmännisches Genie!“ Es pochte stärker, und nicht lange, so schrie es deutlicher: „Oeffnen Sie doch Ihre langen Ohren, Sie Ritter von der traurigen Gestalt!“ — Philipp war indessen bereits aufgestanden, zog auf meine leise Frage, was denn das bedeute, seine spitzen Schultern so hoch empor, daß sie fast seine langherabhängenden Ohrlappen berührten, und ging in's Nebenzimmer, wo er stillschweigend das Fenster an meinem Bette öffnete. — „Guten Abend, Herr Burbus!“ — „Herr Doktor Burbus! Ich habe Ihnen das schon tausendmal gesagt.“ — „Was wünschen Sie, Herr Doktor Burbus?“

„Liebster Jüngling,“ entgegnete die Baßstimme freundlicher, „Sie würden mich durch ein kleines Anleben von etlichem Holz und Kohlen sehr glücklich machen. Es ist verdammt kalt und ich vergaß

heute Morgen der Magd zu befehlen — ich gab ihr vielmehr Geld zum Einkauf dieſer Gegenſtände, und die Perſon hat's vergeſſen. — Da, hier iſt mein Nachtſack; füllen Sie gefälligſt etwas hinein."

Bei dieſen Worten fiel etwas in meinem Zimmer auf den Boden und Philipp kehrte gleich darauf zu mir zurück, in der Hand einen Nachtſack, der ſo ſchmutzig war, daß man ihm anſah, er habe ſchon verſchiedenemale denſelben Dienſt wie heute verſehen. Mein College bückte ſich ſeufzend zum Ofen nieder, ſchaufelte eine Partie Kohlen hinein, nahm ein Scheit Holz unter den Arm und trug beides in's Nebenzimmer. Darauf ſprach die Baßſtimme: „Merci, Jüngling!" das Fenſter wurde geſchloſſen und der heulende Geſang tönte, nur gedämpfter, noch eine gute Weile fort.

Ich ſah Philipp fragend an; ſo neugierig ich war, warum mein Vorgeſetzter jenes unbeſcheidene Verlangen alsbald erfüllt hatte, ſo mochte ich doch das tiefe, melancholiſche Nachdenken, in welches er verſunken war, nicht unterbrechen, ſowie das Selbſtgeſpräch, das er dazu hielt. „Ja," murmelte er vor ſich hin, „es iſt noch mein Tod! er ſoll, er muß mich in Ruhe laſſen! ich will Alles, Alles ſagen — Alles?" ſetzte er fragend hinzu und ſeufzte tief auf: „Nein, nein, ich kann nicht — O Barbar'" — Hier unterbrach er ſich, und ich blieb im Zweifel, ob er Barbar ſagen wollte, oder eine verhängnißvolle Endſylbe verſchluckte. Mit trübem Blick ſchaute er darauf in's Feuer und war ſichtbar tief ergriffen. Es mochte ihm wohl thun, ſeine Bruſt in etwas zu erleichtern; nach einem tiefen Seufzer und ohne auf eine ausdrückliche Frage von meiner Seite zu warten, hob er an zu erzählen:

„Als ich vor drei Jahren hier in's Haus kam, wohnte ich gleich in dieſem Zimmer hier und es gefiel mir ganz wohl. Ich lebte den Tag über meinem Geſchäft, denn damals ſchwärmte ich für den Spezereihandel noch mehr als jetzt. Ich liebte meine Düten und konnte Stunden lang den Kaffee und Reis durch die Finger gleiten laſſen, mich freuen über ihre Güte. Das Zimmer

im Nachbarhauſe drüben war noch leer; es diente als Rumpelkammer. Da ſah ich, wie man eines Tages die Fenſter öffnete, wie die alten Möbeln hinausgeſchafft wurden und man den Boden fegte. Ich erfuhr, die Stube ſei an einen mediziniſchen Studenten vermiethet, der friſch von der Univerſität komme und hier eine Zeit lang ſtill für ſich leben wolle, um ſich auf das Examen vorzubereiten. Ich freute mich ordentlich auf dieſen Herrn; da unſere Fenſter ſo nahe beiſammen liegen, hoffte ich auf manche geiſtreiche Unterhaltung mit dem jungen Doktor drüben und dachte dabei namentlich meine Kräuterkenntniß zu vermehren, denn wir machen auch in Kräutern. — Aber, guter Gott! Er zog ein, denken Sie ſich, er zog ein, mit drei Büchern — ein Student mit drei Büchern! — aber mit einem Dutzend Pfeifen, mit einem ungeheuren Bierglaſe und etlichen Mordwaffen und — was glauben Sie? — mit — dem Gerippe eines Menſchen! Die Magd drüben hat mir erzählt, ihre Madame ſei beim Anblick dieſes ſcheußlichen Dinges in Ohnmacht gefallen und habe verlangt, der Student ſolle ſogleich wieder ausziehen, worauf dieſer ſie ausgelacht habe und dageblieben ſei. Er ließ ſich nicht vertreiben und die Polizei, an die man ſich wendete, ſagte, man könne nichts thun. Als man drauf dem Herrn Burbus gleich wieder aufkündigte, verſicherte er lachend, er wolle gern das Mäuſeloch räumen, aber ſein Skelett habe eine ſolche Neigung zum düſtern Zimmerchen gefaßt, daß es jedenfalls in Perſon der Frau vom Hauſe ſeine Aufwartung machen und um Verlängerung des Miethkontraktes anhalten würde. Ich bitte Sie! faſſen Sie den gräßlichen Gedanken? Auch bekam unſere Nachbarin die allerbedenklichſten Zufälle, und ich hatte einen ganzen Tag faſt nichts zu thun als Kampfer und Hirſchhorngeiſt für ſie abzuwiegen. Herr Burbus aber blieb, und denken Sie ſich, er erwarb ſich die Freundſchaft der Madame drüben, aber durch einen für uns ſehr betrübten Vorfall.

„Schon lange lebte Jungfer Barbara mit dieſer Nachbarin

nicht im beſten Einvernehmen, und da Beider Schlafzimmer zwei Treppen unter dem unſrigen einander gegenüber lagen, ſo hatte man ſchon oft davon geſprochen, die Fenſter vermauern zu laſſen; denn Madame drüben behauptete, Jungfer Barbara laure beſtändig in ihr Schlafzimmer hinüber. Wie dem ſei, kurze Zeit, nachdem Herr Burbus eingezogen war, ziehe ich eines Morgens ruhig meine Jacke an, als ich plötzlich vom untern Stock her ein gräßliches Geſchrei vernehme. Es war die Stimme der Jungfer Barbara, die einen ſo gellenden Schrei ausgeſtoßen, daß man es durch die halbe Stadt hören konnte. Drauf rief der Prinzipal nach Salmiakgeiſt, nach kaltem Waſſer, und Sie können ſich denken, wie ich die Treppen hinabſtürzte. Ja, ich vergaß mich in der Alteration ſo weit und rannte in das offen ſtehende Schlafgemach der Jungfer Barbara, wo ich einen entſetzlichen Auftritt ſah.

„Jungfer Barbara lag mit halb geſchloſſenen Augen auf einem Lehnſtuhl am Fenſter — denken Sie, nur halb angekleidet — und hatte mit der Hand krampfhaft die Schnur des Vorhangs gefaßt, der dadurch in halber Höhe aufgezogen war. Ich blicke durch das Fenſter nach dem Nachbarhauſe, und was ſehe ich am offenen Fenſter des Schlafgemachs gegenüber! das Gerippe des Herrn Burbus, angethan mit einer großen ſchwarzen Halsbinde, ein Leintuch um den Leib geſchlungen, und aus dem grinſenden Maule hing ein Zettel, wie man es auf alten Bildern ſieht, worauf geſchrieben ſtand: „Guten Morgen, liebe Schweſter!“

„Ich ſtürzte gleich auf die Polizei, doch als ich mit einem Sergeanten zurückkam, war das Skelett drüben weg und die Sicherheitsbehörde konnte nichts für uns thun, als daß ſie der Madame drüben nach dieſem Vorfall die Erlaubniß gab, den Herrn Burbus ſofort vor die Thüre zu ſetzen. Das that ſie aber nicht, nein, ſie that es nicht, und er blieb zu meinem Schrecken und Entſetzen. — Sie können ſich vorſtellen, daß ich mich Anfangs um meinen fürchterlichen Nachbar gar nicht bekümmerte. Ich hielt meine Fenſter

verſchloſſen, und wenn er beim Laden vorbei kam, wandte ich den Kopf weg. Doch was half es? Gott mag wiſſen, weßhalb er es auf mich abgeſehen hatte, aber er wandte Alles an, um meine Bekanntſchaft zu machen und mich zum Sprechen zu bringen. Wie oft kam er in den Laden, um Tabak zu kaufen, und wie oft reichte ich ihm das Verlangte hin, ohne ein Wort zu ſprechen! Da war er aber boshaft genug, mir die gräßlichſten Dinge vorzuſagen, von Leichnamen, die er zerſchnitten und denen er die Haut abgezogen. Und das wußte er Alles ſo ſchauderhaft auszumalen, daß ich vor Ekel den ganzen Tag kein Fleiſch anſehen konnte, und obendrein kam er mit dergleichen Geſchichten meiſt Vormittags; kurz, ich wußte mich nicht vor ihm zu retten.

„Da eines Tages hatten wir eine Geſchichte mit einander — — Nun, das Nähere wird Sie eben nicht intereſſiren.“ — Hier ſtockte Philipp und ſchien eine unangenehme Erinnerung niederzukämpfen. — „Alſo von dem Tage an mußte ich mein Fenſter öffnen, Gott! mußte gute Nachbarſchaft mit dem Ungeheuer halten! Haben Sie nie die Geſchichte jener reinen Jungfrau geleſen, die in der Höhle des Drachen angekettet war und die dem Scheuſal die Pfeife ſtopfen und Kaffee kochen mußte? Juſt ſo erging es auch mir. Von jenem Tage an mußte auch ich ihm für Tabak und Kaffee ſorgen, denn er hatte mich belauſcht und einen Beweis gegen mich in Händen. — O Barbar' —“

„Aber,“ entgegnete ich meinem unglücklichen Collegen, „thaten Sie denn nie etwas, um ſich der Herrſchaft des Doktor Burbus zu entreißen?“ — Philipp faltete bei dieſer Frage die Hände über den ſpitzen, magern Knieen und ſagte mit betrübter Stimme: „O Gott, ja! Nach langem Kampfe mit mir ſelber ließ ich ihm eines Tages ſagen, als er auf's neue Tabak und Kaffee verlangte, er möchte die Gnade haben und vorher die alte Rechnung berichtigen. Was that er? Als ich Abends harmlos am offenen Fenſter lehnte und ihm ein recht freundliches Geſicht mache, und eben ein verſöhnendes

Geſpräch einleiten will, zeigt er auf einmal eine große Flaſche, auf der mit deutlichen Buchſtaben zu leſen ſteht: Scheidewaſſer. Und dieſe Flaſche ſetzt er auf das Fenſterzeſims, indem er mir einen fürchterlichen Blick zuwirft. Noch hatte ich keine Ahnung, was er beginnen wollte. Ich ſehe ihm harmlos zu, wie er eine große gläſerne Spritze mit Scheidewaſſer anfüllt. Er legt ſie vor ſich hin, ſteckt ſich erſt eine lange Pfeife an, und jetzt nimmt er die Spritze, denken Sie, und richtet ſie auf mich. Daß ich laut ſchreiend zurückfuhr und die Fenſter zuwarf, können Sie ſich leicht denken. Gott, ich kannte ihn! Er hätte mich ſicherlich unglücklich gemacht auf Zeitlebens. — Von der Zeit an," ſchloß Philipp ſeine Erzählung, „habe ich nie mehr gewagt, ihm etwas abzuſchlagen, und ich will nur ſehen, wie lange ihn der Himmel noch da drüben duldet. — Doch jetzt iſt es zehn Uhr, und da Jungfer Barbara befohlen hat, daß um dieſe Stunde kein Licht mehr im Hauſe brennen darf, ſo wollen wir uns zu Bett legen."

Ich war das gleichfalls zufrieden, doch ehe ich mich unter mein Dach ſchob, beleuchtete ich vorher nochmals die geſchnitzte Geſellſchaft, die mein Lager umgab, und ergötzte mich an den abenteuerlichen Geſtalten der kleinen Figuren.

V.

Die Schreibſtube.

Wie dieſer erſte Tag, den ich im Spezereiladen zugebracht, vergingen nach und nach mehrere, die ſich alle glichen, wie ein Ei dem andern, ſelbſt in den unbedeutendſten Kleinigkeiten; ſogar in Sachen, die eigentlich gar nicht zum Geſchäft gehörten, ſo unter

Anderem im Vorzug, den die Jungfer Barbara meinem Collegen vor mir und ſelbſt vor dem Prinzipal gab. Anfänglich hatte mich das, wie geſagt, ein wenig geärgert; als ich aber an einem Feiertage und bald darauf auch an einem Sonntage bemerkte, daß Philipp, während ich meine Großmutter beſuchte, zu Hauſe bleiben mußte, um der Jungfer Barbara aus einem Erbauungsbuche vorzuleſen, als ich ſah, daß er mir einen ſehnſüchtigen Blick nachwarf, und er mir am Abend anvertraute, er wäre gern mit mir ein wenig ſpazieren gegangen, und ſeufzend hinzuſetzte, er habe ſo wenig freie Stunden, da beneidete ich ihn nicht mehr und konnte ein gelindes Lachen nicht unterdrücken, wenn er von der Jungfer Barbara zum Kaffee gerufen wurde, oder wenn er Abends in's Nebenzimmer ging, um daſelbſt ohne Zweifel eine beſſere Abendmahlzeit einzunehmen, als die meinige, welche gewöhnlich aus Butterbrod und Bier beſtand. Aber dieſes Lachen mochte Jungfer Barbara ein und das anderemal bemerkt haben; ſie nahm es ſehr ungnädig auf, und ich merkte bald, daß ich in ihrer Gunſt keine Fortſchritte machte. Vielmehr entdeckte mir die Jungfer Schmiedin eines Tags, und wie gewöhnlich unter einem Strom von Thränen, Barbara habe mich für leichtſinnig und unzuverläſſig erklärt. Ganz unrecht hatte ſie nicht, denn es war unter Anderem vorgekommen, daß ich ſtatt eines Pfundes ein Gewicht von anderthalb in die Wagſchale gelegt hatte. Was ſie beſonders empört hatte, war ein Kredit, in fünf Silbergroſchen für Oel beſtehend, den ich einer armen Schuſtersfrau eigenmächtig bewilligt; und als dieſe den andern Tag das Geld richtig brachte und ich es meinerſeits der Jungfer Barbara triumphirend zeigte, ſo erbitterte ſie meine Rechthaberei, wie ſie es nannte, nur noch mehr.

Gleich am zweiten Tag hatte ich mir einen großen Fehler gegen ſie zu Schulden kommen laſſen. Sie verwahrte den Ladenſchlüſſel bei Nacht; Morgens mußte ich ihn aus ihrem Schlafgemach abholen, und da fand ich ſie im Zimmer in einer nichts weniger

als gewählten Toilette. Indessen verfehlte ich nicht, ihr einen guten Morgen zu wünschen, worauf ich aber keine Antwort erhielt. Als sie nun später wohlfrisirt und angezogen, mit schwarzen Haaren statt der grauen, herunter kam, sagte ich ihr natürlich nichts mehr und wunderte mich nicht wenig, als sie mich fragte, warum ich ihr keinen guten Morgen biete? Ohne entfernt an Spott zu denken, versicherte ich ihr auf's Freundlichste: ich habe sie nicht nur heute Morgen schon gesehen, sondern ihr auch einen guten Morgen gewünscht. Mochte sie nun den lustigen Ausdruck in meinem Gesicht für eine Erinnerung an ihre Toilette halten, genug, sie verzieh mir das nie, und ich durfte ihr Heiligthum nicht mehr betreten; Philipp mußte den Schlüssel bei ihr abholen und ihn mir draußen einhändigen.

Es dauerte nicht lange, so sah ich ein, daß ich mir die Reize des Spezereihandels allzugroß vorgestellt hatte, und begann zu fühlen, daß dies nicht der Weg sei, um eine kaufmännische Carriere zu machen. Doch was war zu thun? Meine Großmutter, der ich eines Sonntag Nachmittags etwas der Art vertraute, legte erstaunt die Brille des alten Generals auf ihr Gebetbuch, und meinte, es sei ein Unglück, daß die Eier immer klüger sein wollen als die Henne; aller Anfang sei schwer und alle Wege führen zuletzt nach Rom. Die Jungfer Schmiedin dagegen konnte mir auf meine Klagen über die Barbara aus allzugroßer Rührung gar nichts antworten. Sie schüttelte betrübt ihr Haupt, weinte etwas Weniges und brachte später, als sie sich gesammelt, mühsam die Worte hervor: „O Gott, o Gott, wenn nur der selige Herr noch lebte!"

Bis jetzt hatte ich die Schreibstube des Prinzipals nur ausnahmsweise betreten dürfen, wenn er eine Rechnung quittirte, oder wenn ich ein altes Briefpaket, das er nöthig hatte, vorher abstäuben mußte. Als ich aber etwa vierzehn Tage im Hause war, berief er mich eines Tages vor seinen Pult und erklärte mir mit vieler Feierlichkeit, daß ich jetzt anfangen müsse, mich in das Theoretische des

Geschäftes einzuschließen. Zu dem Zweck bekam ich Briefe zu copiren. Ach, der erste dieser Briefe ist mir noch immer sehr gut im Gedächtniß! Er lief nicht nach einem berühmten See- und Handelsplatz, es war nicht von Schiffsladungen die Rede; er ging an einen benachbarten Müller, dem sich mein Prinzipal auf dessen Geehrtes vom so und so vielten mit Unwillen zu erwidern gezwungen sah, das sich in dem mit factura vom gleichen Tage übersandten Sack Graumehl, gezeichnet H. H. Nr. 6, eine Unzahl Mäusedreck vorgefunden habe. Schließlich bemerkte er, das Mehl habe weit unter dem Preise an das Militärspital verkauft werden müssen, und darauf empfahl er sich achtungsvoll und zeichnete ergebenst Johann Peter Reißmehl. — Das schrieb ich ab, und um es sehr gut zu machen, wie ich meinte, malte ich am Schluß die Unterschrift des Prinzipals merkwürdig genau nach, was mir aber eine gelinde Nase eintrug, indem Herr Reißmehl versicherte: „Es schickt sich ganz und gar nicht für einen Lehrling, die Handschrift des Prinzipals nachzumachen."

Diese Schreibstube des Prinzipals hatte, wie das ganze Haus des Sonderbaren und Merkwürdigen genug. Der Pult war ebenfalls mit Schnitzwerk und Figuren versehen, wie oben die Dachbalken, unter denen ich schlief. Davor standen für den Prinzipal und für Philipp ein paar hohe Schreibböcke ohne Schrauben, und für mich befand sich am obern Theile des Pultes ein Klapptischchen mit einem kleinen Rohrschemel. Hier saß ich nun und schaute aufwärts in das ernste ehrfurchtgebietende Gesicht des Herrn Reißmehl und in die melancholischen langweiligen Züge Philipps, der gewöhnlich hier im Bunde der dritte war und schon zu großartigen Geschäften gebraucht wurde, z. B. zu Eintragung der Posten in das Journal von einer großen Rechentafel, auf welche sie im Gewölbe geschrieben wurden. Das Fenster der Schreibstube war stark vergittert und ging auf meinen ehemaligen Spielplatz. Da schaute ich manche Stunde sehnsüchtig hinaus und freute mich nur,

daß meine früheren Spielgefährten mich nicht ſehen konnten, mich den wildeſten der ganzen Schule, wie ich auf dem kleinen Schemel ſaß und Briefe copirte oder ſolche überſchrieb. Da ich in der Schreibſtube zuweilen ſehr viele müßige Zeit hatte, ſo kann man ſich denken, daß ich mitunter auf mancherlei Thorheiten verfiel. Schon in der Schule hatte ich eine merkwürdige Fertigkeit darin gehabt, aus einem Federkiel wie aus einem Blaſerohr kleine Brodkugeln zu ſchießen, ein Studium, das ich auch hier wieder vornahm. Ich begann damit, meinen Collegen Philipp zu necken, indem ich ihm eins auf die Naſe ſchoß. Aber dieſer Edle war viel zu phlegmatiſcher Natur, als daß mich das Spiel mit ihm lange unterhalten hätte. Mochte er kein Gefühl haben, oder wollte er aus Reſpekt vor dem Prinzipal ſich nichts merken laſſen, genug, wenn ich ihn auch noch ſo empfindlich traf, ſo fuhr er wohl ſchreckhaft zuſammen, ſah aber dann den Herrn Reißmehl mit einem ängſtlichen Blicke an, als wollte er ſehen, ob dieſer auch bemerkt habe, daß er es gewagt, ſich zu bewegen.

Nun befand ſich aber in der Schreibſtube außer uns Dreien, und zwar in der Ecke des Gemachs, gerade vor meinen Augen, ein Wollſack, auf dem Fanny, der Mops, ſeine Schlummerſtunden, ſo ziemlich vierundzwanzig des Tages hielt. Mit welcher Zärtlichkeit, ja mit welcher Ehrfurcht behandelte Philipp dieſen Hund! Ich habe oft bemerkt, daß, wenn im gleichen Augenblick der Prinzipal rief und Fanny bellte, Philipp zu ihr hinſtürzte, um zu ſehen, was ihr fehle. Das war nur ein Sporn mehr für mich, um dem faulen Vieh zuweilen meine Kugeln zuzuſenden. Ich traf den Hund vortrefflich, bald auf den dicken Leib, bald auf die Naſe, und da er zu faul war, um ſich vom Wollſack zu erheben, ſo brach er in ein klägliches heiſeres Gebell aus, ein Ton, ſo ſchrecklich für Philipp, daß er faſt von ſeinem Bocke herunter ſtürzte. Auch der Prinzipal ging hin, um nachzuſehen, was dem Thiere fehle, und Jungfer Barbara ſtürzte aus der Küche herein. Letztere aber fand einmal,

als sie ihren Liebling genau untersuchte, einige der verschossenen Kugeln. Natürlich warf sie im Augenblick ihren Verdacht auf mich; da ich mich aber sehr unschuldig benahm, wagte sie es nicht, mich anzuklagen, und paßte hiezu einen günstigeren Augenblick ab, der auch bald erschien.

Sie konnte unsere Schreibstube vom vielbesprochenen Nebenzimmer aus durch ein rundes Fensterchen übersehen und mich von da belauern, was sie auch redlich that. Seit jener Stunde nun, wo mich Fanny durch ihr Geheul fast verrathen hätte, hatte ich eine andere Zielscheibe entdeckt, und diese war nichts Geringeres, als der Hut des Prinzipals, der an einem großen Nagel neben dem kleinen Fenster hing. Da Jungfer Barbara bei ihrem Lauschen nur auf den Mops schaute, so hätte sie mein neues Ziel nicht so bald entdeckt, wenn nicht eine meiner Kugeln, statt den Hut zu treffen, an das Fenster gefahren wäre. Es erfolgte ein gellender Schrei, Philipp ließ erstarrt die Feder fallen und sah bestürzt den Prinzipal an, der aber ganz ruhig sitzen blieb und sich nur mit lauter Stimme erkundigte, was es gäbe. Mir ahnte es wohl, als Jungfer Barbara zornglühend hereinstürzte und, Anfangs keines Wortes mächtig, nur einige Gestikulationen gegen mich machte. Es dauerte aber nicht lange, so war ihr Mundwerk wieder in voller Arbeit und die Wände der Schreibstube hallten wieder von der gräßlichen Klage, die gegen mich erhoben wurde. Ich suchte mich zu vertheidigen, aber Barbara hatte mit einem kühnen Griff sich des Federrohrs bemächtigt und ich mußte auf ihren Befehl die Hand öffnen, in welcher sich leider als unumstößlicher Beweis meiner Unthat noch einige Freikugeln vorfanden. Auch nützte es mir nichts, daß ich am Ende versicherte, ich habe nur nach dem Hute geschossen; sie blieb fest dabei, ich habe nach ihrem Gesichte gezielt, um sie in den Tod zu erschrecken.

Der Prinzipal schüttelte den Kopf und warf mir einen sehr unfreundlichen Blick zu. Philipp, der durch diesen Frevel ganz be-

täubt war, faltete die Hände über dem Pult und ſah mich verächtlich an, und Jungfer Barbara führte den Zipfel ihrer Schürze vor die Augen, indem ſie ſchluchzend ſagte: „Schon ſo jung und doch ſo boshaft!“

Nachdem mir der Prinzipal eine, wenn auch ernſte, doch nicht ſcheltende Strafpredigt gehalten hatte, mußte er dem Verlangen ſeiner Schweſter nachgeben und die ganze Unthat meiner Großmutter brieflich mittheilen, was denn auch geſchah, und ich mußte dieſe Depeſche, ein zweiter Urias, eigenhändig hintragen. — Wenn auch meine Verwandten ſo vernünftig waren, im Vorgefallenen mehr einen Akt des Muthwillens als der Bosheit zu ſehen, ſo hielt mir die Großmutter dennoch eine ſtattliche Standrede, und aus den ſinnreichen Sprüchen, die ſie dabei anbrachte, wie: „der Gerechte erbarmt ſich auch ſeines Viehs,“ und „quäle nie ein Thier zum Scherz,“ konnte ich erſehen, daß Herr Reißmehl in ſeinem Briefe mehr das Attentat gegen Fanny als das gegen ſeine Schweſter hervorgehoben hatte. Als ich wieder in den Laden kam, affectirte Jungfer Barbara noch eine große Abſpannung und würdigte mich erſt wieder beim Abendeſſen eines Worts, indem ſie mich fragte, was denn die Großmutter zu der Unart geſagt, die ich gegen die Schweſter meines Prinzipals begangen? O, hätte ich in dieſem Augenblick meinen Kopf geſenkt und wie zerknirſcht von Scham, nur undeutliche Worte gemurmelt! Aber nein, ohne etwas Arges dabei zu denken, verſicherte ich der Jungfer Barbara, meine Großmutter habe geſagt, man ſolle nie ein Thier zum Scherz quälen, und der Gerechte erbarme ſich auch ſeines Viehs.

Das hatte ich in der That gut gemacht, und wenn ich nicht ſchon am unendlichen Zornblick, den mir die Jungfer zuwarf, meinen Schnitzer erkannt hätte, ſo hätte ich's am veränderten Betragen Philipps erſehen müſſen, der heute Abend kein Wort mit mir ſprach, ſondern ſich ſtillſchweigend in ſeinem Schlafzimmer an den Tiſch

ſetzte und in tiefes Nachdenken verſank, wahrſcheinlich über all die Schändlichkeiten, die ich begangen.

VI.

Herr Doktor Burbus.

Da mich Philipp nach den erzählten Vorfällen mit ſo ausgezeichneter Verachtung behandelte und ich einen genügenden Grund hiezu gar nicht einſah, ſo machte ich keinen Verſuch, mich ihm zu nähern, wie er vielleicht erwartet hatte, ſondern warf vielmehr die Thür des Bretterverſchlages, der meine Zimmerabtheilung von der ſeinigen trennte, mit ſolcher Gewalt in's Schloß, daß das Gebälk zitterte. Da ſaß ich nun im Dunkeln und hatte recht langweilige Stunden vor mir, denn es war Sonntag Abend, wo das Gewölbe ſchon bei einbrechender Nacht geſchloſſen wurde, und da dieſe gegen ſechs Uhr eintrat, ſo hatte ich bis gegen Zehn vollauf Zeit, an meine Sünden zu denken.

Ich machte das Fenſter auf, das gegen das Nachbarhaus ſah; da war aber Alles ebenſo dunkel, wie in meinem Stübchen. Unſer Nachbar war noch nicht zu Hauſe, und das einzige Zeichen von Leben war der trübe Schein einer Straßenlaterne, der ſich in das tiefe Dunkel des Abgrundes zwiſchen den beiden Häuſern ſtahl und hier einen vergeblichen Verſuch machte, die dicke Finſterniß aufzuhellen. Ich ſchloß mein Fenſter wieder, warf mich gelangweilt auf mein Bett und ließ das Erlebte an mir vorüber gehen. Aber noch nicht lange hatte ich ſo gelegen, als ich von drüben die Stimme des Herrn Burbus vernahm, der meinen Collegen rief und bald an mein Fenſter klopfte. Ich ſprang auf und ſah, daß das Zimmer unſeres Nachbars erleuchtet war und er ſelbſt im Fenſter lag.

„He, hollah!“ rief er. „Freundlicher Zögling Merkurs, wo weilen Sie? Philipp! Philipp der Macedonier! Oeffnen Sie doch gefälligst Ihr Fenster! An seiner Stelle that ich, um was Herr Burbus bat, und fragte ihn, was er wünsche. Meine Stimme klang ihm unbekannt, da er mich aber schon einigemal im Laden gesehen hatte, erinnerte er sich meiner. „Ah so, Sie sind es, junge Pflanze? Wo befindet sich denn Ihr würdiger Mentor und College? Richten Sie ihm gefälligst meinen freundlichen Gruß aus und fragen ihn, ob er mich nicht ein wenig besuchen wolle.“ Ich trat vom Fenster weg, öffnete die Thüre zu Philipps Gemah, sah aber mit Befremden, daß er nicht da war. Auf dem Tische war das Talglicht schon etwas herabgebrannt und die Thüre stand halb offen. Ich trat aus dem Zimmer, um auf dem Gange nachzusehen, aber das Haus war von oben bis unten still wie ein Kirchhof. Ja, wie schon gesagt, es hatte etwas Unheimliches, das Reißmehl'sche Haus, und da ich mich so ganz allein fühlte, war es mir ganz behaglich, mit dem Herrn Burbus drüben plaudern zu können, der noch immer am Fenster stand und auf mich wartete. „Es thut mir leid,“ rief ich ihm zu, „aber ich kann den Herrn Philipp nicht finden.“ — „Ho, ho,“ lachte er. „Monsieur Philipp, der Schäker!

O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der dürren Liebe!“

„Aber wissen Sie was?“ fuhr er lustig fort; „ohne Ihnen mein Compliment machen zu wollen, Sie scheinen mir weniger Kameel zu sein, als Ihr würdiger College. Wollten Sie mir wohl die Ehre erzeigen und auf eine Stunde oder länger zu mir herüber kommen? Ich beschäftigte mich gerade mit der Anfertigung eines feinen Punsches, der Ihrem jungen kaufmännischen Gaumen behagen wird.“

Ich dankte ihm für dieses schmeichelhafte Anerbieten, bemerkte aber, es sei mir bis jetzt unklar, wie ich über den Zwischenraum

der beiden Häuser in sein Fenster hinein gelangen sollte, worauf er mir versicherte, dies habe gar keine Schwierigkeiten. Flugs holte er aus dem Hintergrunde seines Zimmers ein großes Brett, schob es zu seinem Fenster heraus bis an meines und versicherte mich, da er es recht fest halte, bilde es die bequemste Brücke, die man sich denken könne. Beim Anblick dieses Steges meinte ich, es möchte doch eine halsbrechende Arbeit sein, ihn zu passiren; aber Herr Burbus, der meine Zweifel aus dem rechten Gesichtspunkte ansah, bemerkte in sehr ruhigem Ton: „Lieber Jüngling, Sie scheinen mir einen großen Mangel an Muthüberfluß zu besitzen. Aber wenn ich Ihnen sage, daß selbst Philipp, der Edle, diesen Weg zuweilen gemacht hat, Philipp, einer der ängstlichsten Menschen der ganzen Christenheit, so werden Sie sich wohl nicht länger besinnen."

Ich muß gestehen, nur die Furcht, vor dem Herrn Doktor Burbus als Feiger zu erscheinen, trieb mich an, den Uebersiedlungsversuch anzustellen. Ich kletterte durch das Fenster, legte mich mit dem Bauch auf das Brett, und alsbald fühlte ich mich an den Füßen von einer kräftigen Hand erfaßt, so daß ich blitzschnell nach dem andern Fenster hinüber fuhr und dort zum großen Ergötzen des Herrn Burbus auf den Fußboden hinkollerte. Nachdem ich wieder festen Fuß gefaßt, machte ich dem Doktor mein Compliment und warf einen flüchtigen Blick in seinem Gemache umher. Mein Zimmer war gewiß nicht glänzend möblirt und eingerichtet; aber, guter Gott! wie sah es hier aus! Die Wände waren ursprünglich angestrichen gewesen, aber der Zahn der Zeit und der Muthwille des Miethsmanns hatte sie nach und nach der Farbe beraubt und jetzt prangten sie in einem schmutzigen Weiß. Herr Burbus hatte indessen für die Verzierung derselben alle mögliche Sorge getragen, und als er sah, daß meine Blicke umherirrten, nahm er das Licht, das, beiläufig gesagt, statt in einem Leuchter in einer zerbrochenen Flasche steckte, und zeigte mir, daß die Wände mit allerhand gro-

teſken Figuren bemalt waren, die nach ſeiner Erklärung zuſammengenommen einen Hexentanz darſtellten.

Ich äußerte meine Freude über die Schönheit dieſer Fresken und meine Verwunderung, daß mit Kohle und Siegellack ein ſolcher Effect hervorzubringen ſei. Ich erfuhr, die Schildereien rühren von einem ſeiner Freunde her, einem Maler, der ihn zuweilen beſuche. Da waren Menſchen, Ungeheuer und Thiere durch einander, und es kam mir vor, als erkenne ich unter den Erſteren hie und da Jemand. Richtig, da war der Doktor Burbus ſelbſt; die lange Pfeife in der Hand, mit hohen Stiefeln und allmächtigen Sporen ritt er auf einer großen Flaſche, und dort, ich mußte laut auflachen, dort kam mein würdiger College Philipp; er ritt auf einem Beſenſtiel und mit ſeinem traurigen Geſicht, das in den Nacken gedreht war, ſchaute er die Jungfer Barbara an, die majeſtätiſch auf Fanny ſaß. Dahinter kam der Herr Reißmehl im Gartencoſtüm; zwiſchen ſeinen Beinen hatte er das Hauptbuch, in der Hand einen Trichter und auf dem Kopf ſtatt des Hutes eine große Düte.

So ſehr mich dieſe Malereien ergötzten, ſo ſuchten meine Blicke doch etwas Anderes, nämlich das Gerippe, von dem mir Philipp erzählt. Ah, dort ſtand es, neben dem Lager des Doktors, der ihm einen alten Sammtrock über die Schultern gehängt und ſeine Mütze aufgeſetzt hatte. In der rechten Hand, die ausgeſtreckt war, hatte der Knochenmann ein Talglicht ſtecken, das dem Herrn Burbus Nachts beim Leſen im Bette diente. An der herabhängenden Linken war vermittelſt eines eiſernen Häkchens ein großer Krug befeſtigt, wahrſcheinlich um, vorkommenden Falles, den Durſt des Doktors zu löſchen.

Nachdem ich mir das Zimmer genugſam betrachtet, fand ich Zeit, um den Herrn deſſelben, der ſich unterdeſſen in einen Stuhl geworfen hatte und mir einen andern anbot, etwas näher zu betrachten. Herr Burbus mochte ein Mann von wenigſtens dreißig Jahren ſein; er war von ſehr kräftiger, unterſetzter Figur, und

ſein Geſicht, das beſtändig lächelte, und überhaupt etwas ſehr Gutmüthiges hatte, war von einem ſtarken Schnurr- und Knebelbart beſchattet, der dichter und reichlicher wuchs als ſein Haupthaar, deſſen dünne Büſche hie und da helle verdächtige Stellen zeigten. Auf den Ofen hatte er ein irdenes Gefäß geſtellt, welches große Aehnlichkeit mit einer Waſchſchüſſel hatte und worin er zum beabſichtigten Punſche das Waſſer erwärmte, was bald geſchehen war. Dann brachte er eine Flaſche mit Branntwein hervor, einige Citronen, ſowie eine Düte von grauem Löſchpapier mit Zucker und miſchte das Getränk. Er bot mir eine Pfeife an, und da ich mich ſchämte, ſie auszuſchlagen, fing ich das mir ganz ungewohnte Geſchäft des Rauchens an. Nachdem er zwei große Biergläſer mit dem warmen Getränk angefüllt, legte er ſich mit ſeinem Stuhl an die Wand und forderte mich auf, zu trinken und luſtig zu ſein.

„Aber ſagen Sie mir, Theuerſter," fuhr er fort, nachdem er einen tüchtigen Schluck gethan, „wie kommen Sie eigentlich auf die verrückte Idee, ein Käſekrämer zu werden! Warum ſtudiren Sie nicht?" — „Lieber Herr Doktor," entgegnete ich, „es fehlt mir an den nöthigen Mitteln; ich habe keine Eltern mehr, die mich ſo lange unterhalten könnten." — „O Ehrwürdigſter," lachte der Doktor, „ſehen Sie mich an! Ich habe auch ſchon ſeit langen Jahren Niemand, der für mich ſorgt, und helfe mir doch durch die Welt und bringe es zu etwas. Kennen Sie nicht das große Wort „Pump?" Das iſt der Zauberſpruch, der dem, der ihn richtig anzuwenden verſteht, Kiſten und Kaſten öffnet."

Ich verſicherte ihm, ich habe noch nie etwas davon gehört, worauf er in ein brüllendes Gelächter ausbrach, einen gewaltigen Schluck von ſeinem Gebräue nahm und mich verſicherte, wenn ich einmal beſſer mit ihm bekannt ſei, werde ich es ſchon lernen. — „Aber ſagen Sie mir," fuhr er fort, „wie es gekommen iſt, daß Sie, um das edle Gewerbe eines Kaufmanns zu erlernen, gerade

bei der unangenehmſten, proſaiſchſten Branche dieſes Geſchäfts, beim Spezereiladen, angefangen haben?"

Ich weiß nicht, ob es die Kraft des Punſches war, von dem ich, dem Beiſpiel des Herrn Burbus folgend, ſchon ein gutes Quantum verſchluckt, was mich ſo redſelig und offenherzig machte, genug, ich erzählte dem Doktor zu ſeinem großen Ergötzen, daß ich immer beim Anblick von Kaffee und Zucker an die fernen Meere gedacht, und von wunderbaren Ländern geträumt, mit denen ich durch den Spezereihandel in, wenn auch indirekte Verbindung trete. Dieſe poetiſche Idee mit der Proſa des Reißmehl'ſchen Hauſes zuſammengehalten, ſchien ihm gar komiſch, und er brach auf's Neue in ein homeriſches Lachen aus.

„Ja, ja, Theuerſter," ſagte er endlich, „es iſt wirklich ſchade, daß ſich vor eurem Laden nicht die See ausbreitet, denn ein alter Seehund iſt ſchon drüben, an einem jungen Stockfiſch fehlt's auch nicht, und die alte Barbara würde ſich als Meerjungfer gar nicht ſchlecht ausnehmen." — Durch dieſen Ausfall gegen meine unmittelbaren und mittelbaren Vorgeſetzten kam er auf die Verhältniſſe derſelben zu ſprechen, und ſeine Reden trugen gerade nicht dazu bei, meine Ehrfurcht vor dem Prinzipal und deſſen Schweſter zu ſteigern. Er meinte, der alte Philiſter ſei ein guter Kerl, der aber nicht mucken dürfe, indem die „Philenſe" das Regiment drüben ſehr gut führe.

Daß der Doktor mit dieſen ſeltſamen Ausdrücken Herrn Reißmehl und ſeine Schweſter meinte, wurde mir erſt im Verlauf des Geſprächs klar, als er von meinem Collegen, den er für das größte Schiff der Wüſte erklärte, verſicherte, dieſer commandire das Haus allein, indem ihm die Philenſe allen Willen thun müſſe und, wie ſchon geſagt, der Philiſter von dieſer ganz abhängig ſei.

Dieſe Geſpräche mit Herrn Burbus waren eben nicht geeignet, meine Liebe zum Handelsſtand überhaupt und zum Reißmehl'ſchen Hauſe insbeſondere zu befeſtigen. Unterdeſſen hatten Pfeife und

Punsch nicht verfehlt, ihre unangenehmen und sehr entgegengesetzten Wirkungen auf mich auszuüben. Letzterer brachte mein Blut in Wallung, regte meine Gedanken auf und beflügelte meine Zunge, wogegen der Tabak lähmend auf mich wirkte. Ich fühlte mich plötzlich von einer unnennbaren Angst befallen, welche mir die Schweißtropfen auf die Stirne trieb; ich empfand eine entsetzliche Uebelkeit, und als ich aufstand und den Herrn Doktor Burbus stammelnd versicherte, ich müsse jetzt nach Haus, schien sich das ganze Zimmer im Kreise mit mir herum zu drehen. Es kam mir vor, als seien die Figuren an den Wänden lebendig geworden und zögen mit unaufhörlichem, seltsamem Sausen an mir vorüber. Das Gerippe in der Ecke schien zu wanken und sah viel unheimlicher aus, als früher. Selbst mein gutmüthiger Wirth, der vor mir stand und aus vollem Halse lachte, erschien mir als ein böser Geist, und mit geheimem Entsetzen suchte ich wankend das Fenster, um meine lustige Wanderung anzutreten. Doktor Burbus redete mir vergeblich zu, ich solle die Nacht bei ihm bleiben, indem ich mich in einem Zustande befinde, der eine solche Rutschpartie etwas gefährlich mache. Ich hörte nicht auf ihn; da schob er das Brett vor's Fenster und ich kletterte wieder hinauf; als mich aber die frische Nachtluft anwehte und ich über dem Abgrund schwebte, fing ich an laut zu weinen und bekam einen solchen Schwindel, daß ich mich am Brett festklammerte und weder vor- noch rückwärts wollte.

Aus diesem denkwürdigen Augenblick, wo es plötzlich in meinem Innern sehr dunkel und häßlich wurde, erinnere ich mich, aber ziemlich undeutlich, daß der Doktor hinter mir laut fluchte und schimpfte; bald aber fühlte ich, wie er mit einem Stock auf den Theil meines Körpers schlug, den ich ihm entgegenstreckte, und so oft ich einen Schlag erhalten, rutschte ich eine Strecke weiter. Endlich spürte ich eine wärmere Luft, die mich umgab, ich purzelte auf den Boden meines Zimmers und schlief flugs ein. Meine Plage war aber noch nicht zu Ende; ich fühlte mich gerüttelt und gestoßen, und als ich

mühſam meine Augen aufriegelte, ſah ich eine Geſtalt vor mir, die ich Anfangs für das Gerippe des Doktors Burbus hielt. Bald aber erkannte ich meinen Kollegen Philipp, der mich ſeufzend und wehklagend zu Bette brachte und darauf ſank ich in einen feſten Schlaf.

VII.

Jammer.

Als ich am Morgen nach dem denkwürdigen Beſuch bei Doktor Burbus erwachte, graute eben der Tag; ach, und es graute auch mir, denn ich befand mich in einem Zuſtande, der um ſo ſchrecklicher war, da ich noch gar nicht wußte, ob es die Folgen des geſtrigen Abends waren, oder der Anfang einer ſchweren Krankheit. Ich hatte den ausgebildetſten, entſetzlichſten Katzenjammer, der ſich je auf einen Menſchen niedergelaſſen hat. In meinem Kopf war es wüſte und leer, und als ich verſuchte, ihn aufzurichten und um mich her zu ſchauen, drehten ſich gerade wie geſtern Abend, Zimmer, Tiſch, und Stühle um mich herum, und als ich darauf meine Augen wieder ſchloß, um dem Schwindel zu entgehen, war es mir als hätte mich einer bei den Haaren aufgehängt und gäbe mir dazu in einem fort warmes Waſſer zu trinken. Ich wendete mich in meinem Bette hin und her und kapitulirte mit mir ſelbſt von Viertelſtunde zu Viertelſtunde, endlich war es aber die höchſte Zeit. Philipp im Nebenzimmer huſtete, ſcharrte und plätſcherte in ſeinem Waſchbecken umher, kurz, machte all' den Lärm, womit er jeden Morgen ſeine Toilette begleitete.

Als ich aufſtand, ging es mir beſſer als ich erwartet; ich

hatte gemeint, ich müßte augenblicklich auf den Boden ſtürzen, ich konnte aber noch ſo ziemlich auf den Beinen ſtehen. Nur machte mich eine unbeſchreibliche Schwäche beſorgt, und ich konnte mir nicht erklären, warum meine Hände zitterten, wenn ich etwas anfaßte. Ich legte mich in's Fenſter, theils um die friſche Morgenluft zu genießen, theils um in das Zimmer des Doktor Burbus zu ſchauen, wo ich geſtern einen Abend erlebt, an den ich nur mit Schauder zurückdenken konnte. Alles, was ich dort drüben geſehen, war mir im tollen Reihentanze der Träume wieder erſchienen, und ſelbſt jetzt noch, am hellen Morgen, wenn ich die Augen ſchloß, huſchten die Zimmergemälde des Doktors, ſowie das Skelett und er ſelbſt an mir vorüber, und gerade, daß ich dieſe Erinnerungen und dieſe Bilder nicht los werden konnte, war mir peinigender als mein körperliches Unwohlſein. Wußte ich doch damals noch gar nichts vom Elend, das man phyſiſchen und moraliſchen Katzenjammer nennt, von denen der letztere der ſchrecklichere iſt. Aber der Doktor drüben ſchien ſich keiner Schuld und keines Unwohlſeins bewußt. Er hatte trotz der kalten Nacht das Fenſter offen gelaſſen, und das Brett, auf welchem ich herübergerutſcht, war nur halb hereingezogen. Dabei ſchnarchte der Treffliche mit ſolcher Kraft, daß ſich ſeine Fenſtervorhänge bewegt haben müßten, wenn ſein Zimmer auf ſolche Art garnirt geweſen wäre.

Philipp öffnete jetzt die Thür ſeines Schlafzimmers, und als er mich daſtehen ſah, noch unangezogen, mit blaſſem Geſicht, und wie ich, das Haus drüben anſtarrend, bedenklich hinter den Ohren kratzte, machte er ein recht trauriges Geſicht, faltete ſeine Hände und ſah mich mit einem unbeſchreiblich wehmüthigen Blicke an. Ich meines Theils betrachtete ihn auch; da ich aber aus ſeiner Stellung erſah, daß er ob meinem Leichtſinn und meiner Verdorbenheit ein brünſtiges Stoßgebet zum Himmel ſchickte, ärgerte ich mich und fragte ihn verdrießlich, was er eigentlich wolle. — „O nichts," erwiderte Philipp langſam und feierlich; „ich wollte nur ſehen, ob

Sie bei Ihrem geſtrigen Fall in's Zimmer herein keinen Schaden genommen haben, weiter gar nichts." — „Ich bin ja gar nicht gefallen," entgegnete ich ihm mürriſch: „das müßte ich doch auch wiſſen." — Da flog ein wehmüthiges Lächeln über die Züge meines Vorgeſetzten und er ſprach: „O Gott, Sie befanden ſich in einem Zuſtande, wo man nicht mehr weiß, ob man fällt oder ſteht. Ach, und wenn man dann auch körperlich nicht fällt, ſo iſt man geiſtig doch ſchon ſehr tief gefallen."

Ich merkte, daß der Gute im Begriff war, mir eine Predigt zu halten, und da ich in meiner Verſtimmung durchaus nicht gelaunt war, dergleichen hinzunehmen, ſagte ich heftig, er ſolle mich in Frieden laſſen. Ueberhaupt, ſetzte ich im Zorn hinzu, ſei mir ſein Kriechen und Scherwenzen höchſt widerlich, und er thäte mir einen großen Gefallen, wenn er ſich künftig gar nicht um mich bekümmerte. — Dieſe Antwort hatte Philipp von ſeinem Untergebenen nicht erwartet, und ich glaube, zu einer andern Stunde hätte ich ſie ihm auch nicht gegeben. Er hob die gefalteten Hände gegen die Bruſt, ſenkte ſeinen Kopf etwas und ſagte nach einer langen Pauſe mit tonloſer Stimme, als preſſe ihm ein harter Kampf die Worte aus: „So muß ich dem Herrn Prinzipal anzeigen, daß es mir nach dem, was Sie unſerer verehrten Jungfer Barbara angethan, ſowie nach Ihrer Herzloſigkeit, womit Sie die kleine Fanny gequält, ungerechnet den wenigen Reſpekt, den Sie dem Hute des Prinzipals und ſomit dieſem ſelbſt bewieſen, und nach Ihrer Aufführung von geſtern Abend als ordentlichem Handlungsgehülfen unmöglich iſt, ferner mit Ihnen zuſammen zu leben. Einer von uns muß alſo das Haus verlaſſen, Sie — oder —" ſetzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu — „ich!"

Wenn es mir auch im Ganzen gar nicht unangenehm geweſen wäre, das Reißmehl'ſche Haus verlaſſen zu können, da mir nach dem, was ich hier erlebt, dieſe Branche des Handelsſtandes gründlich verhaßt geworden war, ſo wußte ich doch zu gut, daß ich durch

einen ſolchen Austritt die Meinigen auf's Tiefſte betrübt und ſie mich in einen andern Laden geſteckt hätten, wo es mir vielleicht noch ſchlimmer ergangen wäre. Deßhalb erſchreckte mich Philipps Aeußerung nicht wenig und ich wußte nicht, was ich ihm entgegnen ſollte; da fiel mir auf einmal eine Aeußerung des Doktor Burbus ein, eine Anſpielung auf eine Geſchichte, die im erſten Stock des Reißmehl'ſchen Hauſes vorgefallen ſei, und dies wandte ich durch plötzliche Eingebung auf Philipp an. So ruhig wie möglich ſagte ich ihm: „Gut, Herr Philipp, erzählen Sie dem Prinzipal von mir, was Sie wollen: ich werde ihm dagegen etwas mittheilen, was mir der Herr Doktor Burbus geſagt. Verſtehen Sie mich, Herr Philipp? etwas, das da unten im erſten Stock paſſirt iſt."

Kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, ſo that es mir auch ſchon leid, denn aus Philipps Augen ſprach die vollkommenſte Verzweiflung. Er that einen Schritt zurück, ſchlug die Hände vor's Geſicht und konnte nur die Worte hervorbringen: „O Gott! das Ungeheuer! — O Barbar' —!" — „Ja, ſehen Sie," entgegnete ich ihm ruhig, „ſo wie Sie muß man nicht ſein! Es iſt viel beſſer, wir bleiben gute Freunde. Wir wollen zuſammen halten und keiner verräth den andern."

Er antwortete mir nichts, ſondern nickte nur mit dem Kopf; als ich mich aber umwandte und ihn dann wieder raſch anſah, bemerkte ich, daß er eine Hand in die Taſche ſeines Kamiſols geſteckt hatte, und ſie zu einer Fauſt ballte, die wahrſcheinlich halb mir, halb dem Doktor Burbus galt, der ſoeben drüben mit einem ſehr nüchternen Geſicht an ſeinem Fenſter erſchien, um es zu ſchließen. Haar und Bart hingen ihm ſehr verwildert um den Kopf und er ſchien ſich in ähnlichem Zuſtand zu befinden, wie ich. Er warf uns einen mürriſchen Blick zu, brummte etwas, das wie ein guter Morgen klang, und kroch wieder in ſein Bett zurück. Der Glückliche! Ich dagegen mußte mit Philipp hinab in den Laden, das Gewölbe öffnen und die täglichen Geſchäfte damit beginnen, daß

wir gemeinſchaftlich den Ladentiſch abwiſchten und die Lampen putzten, die Abends zuvor gebraucht worden waren.

Meine Anſpielung auf den erſten Stock hatte den unglücklichen Philipp ſichtlich auf's Tiefſte erſchüttert, und ich hätte gar zu gern gewußt, was es mit der Geſchichte für eine Bewandtniß habe. Natürlich durfte ich mir nicht merken laſſen, daß ich eigentlich nichts davon wiſſe, ich nahm mir aber feſt vor, bei der nächſten Gelegenheit meinen Collegen auszuforſchen. So ſanftmüthig dieſer überhaupt war, ſo grenzte doch heute ſeine Nachgiebigkeit und Freundlichkeit an's Unglaubliche. Ich wurde wirklich gerührt, als er kurz nach Oeffnung des Ladens eigenhändig aus dem Keller eine Handvoll Sauerkraut holte, das er mir als Univerſalmittel gegen meinen derzeitigen Zuſtand anpries, und ob ich es gleich mehr in der Abſicht verſpeiste, ihm einen Beweis meines Zutrauens zu geben, ſo muß ich doch geſtehen, daß es auf meinen Magen die beſte Wirkung ausübte. Meine Furcht, er möchte mich wegen des geſtrigen Exceſſes beim Prinzipal und der Jungfer Barbara verklagen, verſchwand völlig, vielmehr trieb er ſeinen Edelmuth ſo weit, daß er letztere auf die Bläſſe meiner Wangen aufmerkſam machte, und ihr dabei zu verſtehen gab, er vermuthe, ich habe aus Gewiſſensbiſſen über die Unart, die ich geſtern gegen ſie begangen, die ganze Nacht kein Auge zugethan und gräme mich ſichtlich deßwegen ab.

Dieſe Vorausſetzung zertheilte in etwas die finſtern Wolken, womit, wenn ſie mich anſah, Barbara's Augen umflort waren, und ließ mich heute zuweilen das Streiflicht eines freundlichen Blickes genießen. — Es war aber, als habe ſich das Schickſal einmal vorgeſetzt, mich dieſer Jungfer gegenüber auf keinen grünen Zweig kommen zu laſſen.

VIII.

Krampfſtillende Tropfen.

In der Ecke des Ladens befand ſich ein kleiner Schrank, zu welchem Jungfer Barbara allein den Schlüſſel hatte. Es wurden daſelbſt allerlei Sachen zum innern Betrieb der Haushaltung verwahrt, als da ſind, Gläſer mit eingemachten Kirſchen, Gurken, und dergleichen mehr. Auch hatte Jungfer Barbara in dieſem Kaſten eine große Flaſche mit Arznei ſtehen, aus der ſie verſchiedene Male des Tags einen großen Eßlöffel voll nahm, indem ſie behauptete, ohne dieſes krampfſtillende und blutberuhigende Mittel könnte ſie bei der immerwährenden Alteration, der ſie in Küche und Laden ausgeſetzt ſei, unmöglich beſtehen. Zuweilen, doch ſelten, ließ Jungfer Barbara den Schlüſſel zu dieſem Kaſten ſtecken, und ſelbiges geſchah auch eines Nachmittags, nachdem ſie wegen ungeheurer Blutaufregung bereits mehrere Löffel voll genommen hatte. Wenn ſie ſo am Tage öfters zu ihrem Schrank hinging, hatte ich immer bei mir gedacht, es ſei doch unverantwortlich, eine Perſon mit ſo krankhaften Zuſtänden ſo allein in Küche und Keller umherwirthſchaften zu laſſen; ich hatte ſchon oft gefürchtet, es könnte ihr einmal etwas zuſtoßen, eine Schwäche u. dgl., wo ſie nicht gleich ihre krampfſtillende Medicin bei der Hand hätte. Und ſo geſchah es richtig am heutigen Nachmittage.

Jungfer Barbara war ſeit einiger Zeit nicht ſichtbar geweſen, als wir plötzlich über unſern Häuptern im erſten Stock ein ſolch Gepolter hörten, daß ſelbſt der ruhige gleichmüthige Prinzipal in die Höhe ſchaute und befahl, nachzuſehen, was es oben gebe. Mir war nichts erwünſchter; ich konnte doch einmal einen Blick in den berühmten erſten Stock werfen, weßhalb ich eilig die Treppe hinaufſprang. Oben war eine Thür geöffnet, obgleich es aber heller Tag

war, konnte ich Anfangs im Zimmer, zu dem ſie führte, nichts unterſcheiden. Alle Fenſterläden waren von außen geſchloſſen und von innen obendrein dichte Verhänge heruntergelaſſen, ſo daß völlige Finſterniß in dieſem Zimmer des erſten Stocks herrſchte. Endlich, nachdem ſich meine Augen an die Dunkelheit etwas gewöhnt hatten, unterſchied ich in einer Ecke des Zimmers ein Sopha, auf welchem Jungfer Barbara mit geſchloſſenen Augen ruhte und nur zuweilen einige ſchwache Seufzer ausſtieß. Rechts und links waren Thüren halb geöffnet, die in andere ebenſo dunkle Nebenzimmer führten. Ich weiß nicht, mir kam der Gedanke, Jungfer Barbara ſei geſtorben und liege hier auf dem Paradebett, und das war mir ſo unheimlich, daß ich wieder hinabſtürzte, um den Prinzipal zu holen. Auf der Treppe rannte ich gegen Philipp, der auch den Lärm gehört hatte und der Jungfer Barbara zu Hülfe eilen wollte. Unten am Schreibpult ſaß der Prinzipal und addirte eine große Rechnung, wobei er die Zahlen wie gewöhnlich halblaut vor ſich hinſprach: „Sechs und acht macht vierzehn, und neun macht drei-und-zwanzig —“

„Herr Reißmehl,“ ſagte ich ihm, „Jungfer Barbara liegt auf dem Sopha und iſt ohnmächtig geworden.“ — Er winkte mit der Hand, ſtille zu ſein. „Und ſieben macht dreißig, und neun neun-und-dreißig — Bringen Sie ihr Waſſer hinauf, ich werde gleich ſelbſt nachſehen.“ Als ich mich umwandte, um mit einem Gefäß nach dem Brunnen zu eilen, ſah ich, daß der Schlüſſel am geſchnitzten Schrank nicht abgezogen war, und um mich durch meine Umſicht bei Jungfer Barbara recht in Gunſt zu ſetzen, öffnete ich, ergriff die Flaſche mit der krampfſtillenden Medicin und dem großen Löffel und eilte damit die Treppe hinauf. Hinter mir hörte ich, wie der Prinzipal ſeinen alten knurrenden Comtoirſtuhl herumdrehte und mir langſam folgte.

Aber bei Jungfer Barbara hatte die Gegenwart Philipps bereits Wunder gewirkt; ſie war aus ihrer Ohnmacht erwacht und

ſaß in der Ecke des Sopha's. Bei meinem Eintritt hörte ich, wie ſie meinem Collegen erzählte, ſie habe im Zimmer etwas zu thun gehabt, und als ſie ſo da geſtanden, ſei ihr plötzlich vorgekommen, als gehe Jemand bei ihr vorüber, darauf ſei ſie vor Schrecken vor dem Sopha zu Boden geſunken. Philipp hatte ein Fenſter halb geöffnet, und als ich eintrat, gefolgt vom Prinzipal, hatte mich Jungfer Barbara mit der Flaſche in der Hand nicht ſobald erblickt, als ſie mir zornig entgegenſprang und fragte, was ich wolle?

So ſanft und gefühlvoll als möglich entgegnete ich, da unten zufällig der Schrank unverſchloſſen geweſen ſei, habe ich ihre Arznei, von der ſie einige Mal des Tages nehme, zu ihrer Stärkung mit heraufgenommen. Hätte ich in dieſem Augenblicke hinter mich ſehen können, ſo würde ich bemerkt haben, daß bei meinen Worten ein leiſes Lachen über die Züge des Prinzipals flog; aber was ich vor mir ſah, war gar nicht zum Lachen. Jungfer Barbara hielt ſich an der Sophaecke feſt und ſchien im Zweifel zu ſein, ob ſie wieder in Ohnmacht fallen ſolle oder nicht; dabei ſah ich zu meinem Schrecken, daß ihre Züge einen Ausdruck von Zorn annahmen, wie ich früher nie an ihr bemerkt.

Jetzt trat der Prinzipal vor und griff nach der Flaſche in meiner Hand, wobei er lächelnd zu ſeiner Schweſter ſagte: „Ja, ſiehſt du, liebe Barbara, wenn es dir gut thut, nimm nur in Gottesnamen von deiner ſchmerzſtillenden Arznei.“ Doch kaum hatte er die Hand nach mir ausgeſtreckt, ſo ſtürzte auch Barbara ſelbſt hinzu, um mir die Flaſche zu entreißen, und da ich im erſten Augenblick nicht wußte, was das zu bedeuten habe, ließ ich die Flaſche los, noch ehe ſie der Prinzipal oder Jungfer Barbara gefaßt hatten, worauf ſie natürlich zu Boden fiel und allda in tauſend Scherben zerbrach. Sogleich verbreitete ſich ein anmuthiger Liqueurduft um uns, und ich, auf's Höchſte betroffen und überraſcht, konnte mich nicht enthalten auszurufen: „Ei, das iſt ja eine Schnapsflaſche!“ — „Ja!“ kreiſchte Barbara mir entgegen, „ja, Sie junger

nichtswürdiger Menſch! 's iſt freilich eine Schnapsflaſche, und Gott mag wiſſen, wo Sie ſie her haben."

Das war mir denn doch etwas zu ſtark, und ich entgegnete nachdrücklich: „Wo ich ſie her habe, Jungfer Barbara? Nun, wo anders als aus Ihrem Küchenſchrank? — „So, ſo?" ſchrie die Dame noch heftiger, „aus meinem Küchenſchrank will er ſie haben! der — der — Sie —" und bei dieſen letzten Worten ſah ich ihre zehn Finger, mit ziemlichen Nägeln bewachſen, dicht vor meinem Geſichte ſchweben.

„Ja," rief ich jetzt auch heftiger werdend, „aus dem Küchenſchranke iſt ſie, und es iſt dieſelbe Schnapsflaſche, aus der Sie jeden Tag mit dem großen Löffel Ihre ſchmerzſtillende Arznei nehmen." — Indem ich dieſe Worte ausrief, trat ich unwillkürlich einen Schritt rückwärts und hatte ſehr wohl daran gethan, denn die zehn Finger der Jungfer zuckten nach mir und beſchrieben in der Luft eine Curve, wie die Pfoten einer erbosten Katze. Als ſie aber ihr Ziel, das wahrſcheinlich in meiner Naſe beſtand, nicht erreichten, wankte ſie auf den Sopha zurück und ſank mit geſchloſſenen Augen nieder, indem ſie ausrief: „Ich ſterbe! ich ſterbe!"

In Gottes Namen! dachte ich, wandte mich um und eilte die Treppe hinab in die Schreibſtube, wo ich mich auf meinen Stuhl ſetzte und aus Aerger und Verdruß laut zu weinen anfing. Bald darauf folgte mir der Prinzipal, und als er mich ſo daſitzen ſah, legte er ſeine Hände auf den Rücken, und ging in der Schreibſtube auf und nieder. Er war offenbar in großer Bewegung und gab das durch häufiges Anfaſſen der Gegenſtände, die um ihn waren, zu erkennen. So zwickte er jedesmal, wenn er vorüber kam, das kleine Ungeheuer auf dem Ofen in die Naſe und ſtieß mit dem Fuße an den Korb des Moyſes, der bei dem Geſchrei oben einen ſchwachen Verſuch gemacht hatte, aufzuſtehen, deſſen Faulheit aber größer war, als die Anhänglichkeit an die Herrſchaft. Endlich ſtellte ſich der Prinzipal an ſeinen Pult, und während er mit einem Federſtumpen

eilig im Dintenfaß herumrührte, ſprach er, ohne mich anzuſehen: „Sehen Sie, die vorgefallenen Geſchichten, lieber junger Freund, ſind äußerſt, ja ſehr äußerſt unangenehm. In Entgegnung auf Ihre Zeitungsannonce damals, ſchrieb ich mein ergebenſtes vom 6. December an Ihre Großmutter, worauf wir uns einigten, Sie bei mir in die Lehre zu nehmen, um Ihnen den Handel in ſeinen Anfangsgründen beizubringen. Daß Sie unaufmerkſam oder nachläſſig ſeien, kann ich nicht ſagen, aber jung ſind Sie, ſehen Sie, ſehr jung, lieber Freund, und daher mag's wohl kommen, daß alle die kleinen unbedeutenden Sachen vorgefallen ſind, die machen, daß meine Schweſter, die Jungfer Barbara, höchlich über Sie erzürnt iſt; ein Verhältniß, das für Sie unangenehm ſein muß und das ſich, ich kenne das, nicht ſo bald umgeſtalten dürfte. Daher wär' es meine Meinung, Sie ſuchten Ihre Großmutter zu bewegen — richtig, Sie haben ja auch einen Vormund — daß man ein anderes Geſchäft für Sie ſuchte, eine andere Handlung, wo Geſchäft und Familienleben nicht ſo unzertrennlich verbunden ſind wie bei mir. Nun ja, Sie werden mich ſchon verſtehen; tragen Sie das Ihrer Großmutter einmal vor."

Wirklich verſtand ich den Herrn Reißmehl ſehr gut. Aus der Lehre entlaſſen zu werden, wäre mir unter andern Umſtänden als etwas Schreckliches erſchienen; ich hatte aber das Spezereigeſchäft gar zu ſatt, und ſo machte des Herrn Reißmehl Rede gar keinen ungünſtigen Eindruck auf mich. Aber meine Großmutter, meine Tanten — o weh! ich ſah da harten Kämpfen entgegen. Herr Reißmehl verſicherte mich nochmals, was er geſagt, ſei nur ein Vorſchlag, den ich mir mit meinen Verwandten genau überlegen und darauf einen ruhigen Beſchluß faſſen möchte. — Ich nahm meine Mütze vom Nagel in der Schreibſtube, empfahl mich auf kurze Zeit dem Herrn Reißmehl und konnte nicht unterlaſſen, als ich an der Treppe vorbei ging, einen recht ingrimmigen Blick nach dem erſten Stock hinaufzuſchicken.

IX.

Rache.

Als ich auf die Straße hinauskam, athmete ich tief auf; es war mir wie einem Vogel, der dem Käfig entschlüpft ist. Wenn die Meinigen den Austritt aus dem Reißmehl'schen Hause billigten, so hatte ich doch wieder was Ungewisses vor mir, eine frische Zukunft, in welche ich die buntesten üppigsten Luftschlösser hineinbauen konnte. Ich fühlte es, während meines kurzen Lehrlingsstandes hatten sich meine Wünsche bedeutend erweitert, erschien mir doch jetzt jedes Handlungshaus in der Stadt, selbst das größte, wie ein Reißmehl'scher Spezereiladen, und nur auf der andern Seite der Welt, d. h. jenseits der Mauern unserer Stadt, konnte es schön und herrlich sein.

Unter diesen Betrachtungen ging ich beim steinernen Kerl vorbei, der an der Hausthür stand, und strich ihm über seine lange Nase, wobei ich ihm spottend zurief: „Alter Kamerad, du kannst nicht mit mir hinaus in die Welt, du bist an das Reißmehl'sche Haus gebunden und an Jungfer Barbara." Doch wie ich die Kälte des Steins an meiner Hand fühlte, durchlief es plötzlich meinen Körper eiskalt und mir fiel ein, daß meine Großmutter nur ihre Einwilligung verweigern durfte, so war auch ich wieder an das Reißmehl'sche Haus gebannt, und unter noch viel drückenderen Verhältnissen als der steinerne Kriegsknecht, der, wie es mir schien, heute einen sonderbar lachenden Ausdruck hatte. Ich eilte um die Ecke, doch kaum war ich einige Schritte weit gegangen, als mich aus einer Seitengasse eine Baßstimme anrief: bei deren Ton ich sogleich wußte, wer der Herr derselben sei.

„He, theuerster Kaufmannsjüngling, edelster Ladenhüter!" schrie

Doktor Barbus hinter mir drein. „Wohin stolpern Sie so eilig? Ist vielleicht der edlen Jungfer Barbara ein Unglück passirt? oder hat sich Philipp, der Klapperstorch, aus Gram gekränkter Liebe in ein Oelfaß gestürzt?“ Bei diesen letzten Worten hatte mich der Doktor erreicht. Ich wunderte mich nicht wenig, den Edeln statt mit der langen Pfeife mit Büchern unter dem Arm zu erblicken. Ueberhaupt war sein heutiger Aufzug von seinem gewöhnlichen sehr verschieden. Statt des verschossenen grünen Sämmtlings, wie er seinen Sammtrock nannte, hatte er einen schwarzen Frack an mit langen sehr spitzen Schößen, eine Weste von gleicher Farbe zierte den beträchtlichen Umfang seines Leibes und statt des breiten Hemdkragens, den er sonst herauslegte, war heute sein Hals in eine Cravatte gepreßt, die so hoch und steif war, daß er den Kopf nicht zu mir herabbiegen konnte, sondern nur unter merklicher Verzerrung seines Gesichtes die Augen senkte und hob, wenn er mit mir sprach. Zur Vervollständigung dieses feierlichen Costüms trug er auf dem Kopf einen sehr defekten Hut mit kaum fingerbreiter Krämpe, und an den Händen weiße baumwollene Handschuhe, die schon längere Zeit gedient haben mochten; denn der Doktor hatte sie am Daumen und Zeigefinger zusammengedreht, um seine neugierigen Fingerspitzen zu verbergen, die gar zu gern durch einige Löcher in's Freie geschaut hätten.

Der Doktor erkundigte sich theilnehmend, wie ich geschlafen, besonders aber, wie ich aufgewacht. Ich schilderte zu seinem großen Ergötzen den Jammer, der zum erstenmal wie ein Gespenst in mein junges Leben getreten. Aber kaum hatte ich angedeutet, daß der heutige Tag noch ganz andere Abenteuer mit sich gebracht, so drang er neugierig in mich, ihm auf sein Zimmer zu folgen und Alles zu erzählen. — Da es im Grunde mit der Eröffnung des Reißmehlschen Antrags an meine Großmutter keine Eile hatte, so ging ich mit ihm in unser Nachbarhaus, in dem sich dicht neben unserem Laden eine Ellenwaarenhandlung befand. Mit den jungen Leuten

dort war ich ſehr ſelten in Berührung gekommen; einmal waren ſie älter als ich, und dann glaubten ſie auch als Ritter von der Elle auf einer höhern Stufe der Geſellſchaft zu ſtehen, und behandelten uns ſo ziemlich von oben herab. Auch heute, als ich mit dem Doktor eintrat, ſteckten ſie die Köpfe zuſammen und verzogen ihre langweiligen Geſichter, und einer fragte mich ziemlich ſpitz, was ich eigentlich zu kaufen gedächte, worauf aber der Doktor zu meiner nicht geringen Verwunderung mit lauter Stimme entgegnete: „Hören Sie, Junker vom Ladentiſch, ich muß es mir für die Zukunft verbitten, daß Sie meine Patienten ausfragen. Unſerem jungen Nachbar hier iſt heute Mittag — was war es denn eigentlich? ja, ein Oelfaß auf den Arm gefallen und hat ihm eine nicht unbedeutende Quetſchung verurſacht, wogegen er meiner ärztlichen Hülfe bedarf. Sie ſehen alſo, junger Menſch, daß er nach den Leiſtungen Ihrer Elle nicht begierig iſt.“

Die Ladendiener ſahen mich verblüfft an und einige Käufer, die im Laden waren, ſchauten ebenſo verwundert auf den Doktor, der würdevoll durch das Gewölbe ſchritt und ſich hinten im Hausgang mit lauter Stimme bei der Magd erkundigte, wie viel Kranke während ſeiner Abweſenheit nach ihm gefragt hätten. Das Frauenzimmer lachte ihm in's Geſicht, ohne daß ſich der Doktor dadurch gekränkt fühlte, vielmehr ſchrie er noch lauter, daß man es deutlich vorne im Laden hören konnte: „So? alſo ſechs Stück Kranke, von denen zwei bettlägerig?“ Darauf ſtieg er ruhig die Treppe hinauf und ich folgte ihm. An ſeiner Stubenthür hing eine große Tafel, über der deutlich zu leſen ſtand: „Doktor Burbus, praktiſcher Arzt, iſt wegen ſeiner vielen Geſchäfte in der Stadt nur Morgens von acht bis zehn und Nachmittags von fünf bis ſieben anzutreffen. Bedürftige Perſonen werden unentgeldlich behandelt.“

Nach dem, was ich mir bisher vom Wiſſen und Können des Doktors vorgeſtellt, und was mir mein College davon mitgetheilt, erwartete ich auf der Tafel keinen einzigen Namen zu finden, und

verwunderte mich daher nicht wenig, als ich las: „Wann wird mich der Herr Doktor nach so vielen schriftlichen Ermahnungen endlich besuchen? Kranz, Schneidermeister," und darunter: „Der Herr Doktor seindt gebetten, doch nächsten Samstag in Eichener Person bei mir herüber zu kommen. Die Wascherin." Ferner hieß es noch: „Herrn Doktor wünscht persönlich und mündlich zu sprechen Joachim Klotz, Schuhmachermeister. P. S. Von wegen der neuen Stiepeln, die fertig sein." — „Ei," sagte ich, nachdem ich diese Episteln überflogen, „Sie haben ja schon eine ziemliche Praxis und ordentliche Leute. Sind diese Patienten gefährlich krank? Den Schneider Kranz kenn' ich, er hat mir schon einen neuen Rock gemacht." — „So?" entgegnete der Doktor gleichgültig, „ja, sie befinden sich meist im letzten Stadium ihrer Krankheit; ja wohl — es hilft bei ihnen nichts mehr, ich habe sie so ziemlich Alle aufgegeben."

Wir traten in das Zimmer, das mir von gestern Nacht her noch sehr gut im Gedächtniß war; aber heute, beim spärlichen Licht, das durch das einzige Fenster herein fiel, sah es noch viel düsterer und unheimlicher aus. Während ich nach des Doktors Aufforderung meinen Bericht über die heutigen Ereignisse fortsetzte, sah ich mich neugierig um. Das Skelett hatte die Mütze des Doktors auf dem Kopf und der grüne Sämmtling hing um seine Schultern; zwischen den Zähnen hielt es eine lange Pfeife, und das Talglicht, das der Knochenmann in der Hand trug, war so herabgebrannt, daß die Finger vom Feuer geschwärzt waren. Auf Tisch und Stühlen herrschte malerische Unordnung; hier lag ein zerbrochenes Rapier, dort ein paar beschmutzte Bücher und andere Papiere. Am Fenster lehnte noch das Brett, auf dem ich gestern Nacht herüber gerutscht, und es schien mir interessant, beim Tageslicht den Abgrund zu betrachten, über dem ich geschwebt, sowie das Fenster meines Schlafzimmers gegenüber. Kaum aber hatte ich einen Blick hinübergeworfen, so fuhr ich zurück, denn ich erblickte drüben meinen Collegen Philipp und neben ihm die ohnmächtige Jungfer Barbara, die

aber jetzt nicht mehr ohnmächtig war; Beide lehnten vertraulich an meinem Fenster. Der gute Philipp, ohne Zweifel durch die letzte unerhörte Schandthat, die ich an unserer Hausjungfer verübt, auf's Aeußerste gegen mich erbost, machte Geberden, die mir deutlich sagten, daß er der ehrwürdigen Schwester unseres Prinzipals meinen Besuch beim Doktor mit allen seinen Folgen, als da waren die Rutschpartie und meinen Krankheitszustand von heute Morgen, erzählte. Der Doktor, der hinter mir stand und sich eine Pfeife stopfte, merkte so gut wie ich, daß ich in Anklagestand versetzt wurde, und trat rasch vor, wobei er mit seiner starken Figur das schmale Fenster so ausfüllte, daß ich ungesehen von außen zwischen seinen Armen durch deutlich und zu meiner großen Freude den Schrecken der Jungfer Barbara und Philipps sehen konnte, als ihnen Herr Burbus einen guten Abend hinüber schrie. Die Dame wollte sich alsbald zurückziehen, aber der Doktor fuhr rasch fort: „O weilen Sie doch in meiner Nähe, Holdeste Ihres Geschlechts! Blümlein von Sheriods Heide, weßhalb willst du verschwinden, da kaum der perlende Nachtthau deine Blätter benetzt hat? Und Sie, freundlicher Nachbar," wandte er sich an Philipp, „theuerster Junker vom Oelmaß, edler Cavalier vom ersten Stock, es drängt mich, ein angenehmes Zwiegespräch mit Ihnen zu halten. Deßhalb ersuche ich Sie höflich, zu bleiben, sonst werde ich eine Geschichte hinausschreien in die Welt, eine Geschichte — nun, Sie verstehen mich schon."

Barbara wurde vor Zorn bald blaß, bald roth, aber sie mochte sich vor dem Gebrülle des Doktors fürchten, und verließ das Fenster nicht. — „Aber was wünschen Sie denn von mir?" fragte Philipp kleinlaut. — „Tapferer Don," entgegnete der Doktor, „als Arzt bin ich Physiognom, und aus Ihren Mienen, die beiläufig gesagt, erbärmlich genug sind, ersah ich deutlich, welche Geschichten Sie den keuschen Ohren der Jungfer Barbara erzählten. Aber warum wollen Sie Andere anschwärzen, da Sie mich ja selbst zum öftern auf diesem

unſichern, ja ſchwankenden Pfade des Laſters mit Ihrem Beſuche beehrt haben? Auch Sie halfen mir ja manches gute Glas Punſch austrinken und verließen mich darauf in einem Zuſtande, der füglich ein ſehr erheiterter genannt werden konnte."

Hatte Jungfer Barbara bisher ſchon grimmig drein geſchaut, ſo zog ſie bei dieſer Ausſage wider Philipp ihre Augen und Mundwinkel noch enger zuſammen. Der Unglückliche wagte nicht einmal zu läugnen, er fürchtete, der ſchreckliche Nachbar möchte noch mit Anderem herausrücken, mit Anderem, viel Schlimmerem, was einſtens bei einem ſolchen Beſuch im Zimmer des Doktors vorgefallen war. O hätte Barbara in dieſem Augenblick ihren Zorn verſchluckt, und wäre vom Fenſter zurückgetreten, ſtatt daß ſie dem Doktor ziemlich unverblümt ſagte: wenn ſich auch Philipp wirklich eine Uebereilung habe zu Schulden kommen laſſen, ſo ſei er wahrſcheinlich von ihm verführt worden; was aber meine Perſon betreffe, ſetzte ſie mit erhobener Stimme hinzu, ſo ſei ich einer der vielverſprechendſten, jungen Taugenichtſe, die es gebe.

Das war zu viel für meinen Freund, den Doktor; er griff mit der Hand hinter ſich, erwiſchte eine alte roſtige Piſtole, die an einem Nagel neben dem Fenſter hing, und richtete ſie plötzlich auf Philipp, mit dem fürchterlichen Schwur, er wolle ihm, ſo wahr die Piſtole mit zwei Kugeln und einigem gehackten Blei geladen ſei, den Hirnkaſten damit zerſchmettern, wenn er nicht augenblicklich der Wahrheit die Ehre gebe und bekenne, ob er ihn verführt oder ob ihn nicht vielmehr zwei ſchwarze glänzende Augen magnetiſch angezogen.

Die Weiber haben in ſolchen Dingen einen merkwürdigen Scharfſinn; kaum hatte der Doktor der beiden ſchwarzen Augen erwähnt, ſo errieth Jungfer Barbara den Zuſammenhang. Einen Augenblick wartete ſie, ſchwankend zwiſchen Furcht und Hoffnung, ob nicht der unglückliche Philipp dieſe Anklage mit den fürchterlichſten Eiden von ſich weiſen werde. Mochte ihn nun aber das Be-

wußtſein ungeheurer Schuld, oder die fürchterliche Waffe drüben mit Entſetzen lähmen, genug, er ſenkte ſein Haupt und ſchwieg.

„Philipp!“ ſagte jetzt Jungfer Barbara; aber ſie ſprach dieſes einzige Wort in einem Tone, daß es klang, als ſpräche Vater Thibaut: „Antworte bei dem Gott, der droben donnert: gehörſt du zu den Heiligen und Reinen?“ Und Philipp ſenkte ſein Haupt noch tiefer und ſchwieg. Da raffte ſich Barbara zuſammen und verließ verzweiflungsvoll das Fenſter, und plötzlich verſchwand auch Philipp. Eilte er ihr nach oder drückte ihn die Größe der Schuld auf den Boden nieder? Doktor Burbus aber erhob ſich im Fenſter in ſeiner ganzen Majeſtät und Größe und donnerte der Enteilenden nach: „Cardinal, ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!“

Darauf zog auch er ſich vom Fenſter zurück, warf ſich auf einen Stuhl und konnte vor dem ausgelaſſenſten Gelächter lange nicht zu ſich ſelber kommen. Wenn ich auch nicht ſo ganz mit mir im Reinen war, was es mit den ſchwarzen glänzenden Augen des Doktor Burbus für eine Bewandtniß habe, ſo ſetzte ich mir doch etwas in meinen Gedanken zuſammen, was der Wahrheit ſo ziemlich nahe kam. — Während der Doktor in die Ecke ging, um ſich ſeines feſtlichen Anzugs zu entledigen, ſah ich mich auf dem Tiſch um und erblickte, halb von Tabacksaſche und angebrannten Fidibus bedeckt, ein Heft mit der Ueberſchrift: Tagebuch des Doktor Burbus. Auch ich hatte einſt Tagebücher führen müſſen, ein Geſchäft, das für mich zu den allerſchwierigſten gehörte. Da ſollte man lange Seiten voll ſchreiben über die Spaziergänge, die man gemacht, über das, was man in den verfloſſenen Tagen alles gelernt u. ſ. f. Da aber, offenherzig geſtanden, des Gelernten bei mir eben nicht viel war, ſo füllte ich die meiſten Seiten meines Tagebuchs aus wie folgt: den 16. fiel nichts beſonders Merkwürdiges vor. Ich war nun aber wirklich begierig, womit ein Mann von der Erfahrung und Gelehrſamkeit des Doktor Burbus ſeine Denkblätter gefüllt haben mochte. Nachdem ich ihn höflich um Erlaubniß ge-

beten, öffnete ich das Buch und war sehr erstaunt, als ich sah, daß es zum größten Theil aus unbeschriebenem Papier bestand. Ich meinte, es sei ein erst vor kurzer Zeit neu angefangenes Tagebuch, aber die Jahreszahl auf der ersten Seite zeigte mir, daß es wenigstens zehn Jahre alt war, und für die lange Zeit hatte der Doktor sehr wenig hineingeschrieben. Auf der ersten Seite stand die Erzählung eines sehr fidelen Abends, der mit einer soliden „Holzerei" geendigt. Ein halbes Jahr später kam die Bemerkung „Von heute gewöhnte ich mir an, auf jede Aeußerung eines Andern zu erwidern: „das ist sehr mittelmäßig." Einige Zeit darauf gesteht er, daß er diese Phrase abgeändert und Alles „impossible" gefunden; weiterhin fand er Alles ganz classisch, und endlich wurde der Kernspruch Mode: „Auf Ehre, ganz famos!" Zwischen diesen Notizen waren hie und da Blätter herausgerissen und zuweilen Bier- und Weinrechnungen oder auch Waschzettel hinein geschrieben. Als ich die beschriebenen Blätter hinter mir hatte und schon glaubte, es sei Alles zu Ende, kam ich an eine Seite: wo der Vers zu lesen war:

Nimm meinen Rath in kluges Ohr
Und schmücke die alte Schenke,
Steck' einen grünen Busch vor's Thor
Und rüste frisches Getränke.

Dann hieß es: „zweiter Weihnachtstag, heute begann das Bier außerordentlich gut zu werden, Abends Rausch — am siebenundzwanzigsten: Morgens Katzenjammer, Abends Rausch, am achtundzwanzigsten: Morgens Katzenjammer, Abends Rausch, am neunundzwanzigsten und dreißigsten desgleichen, am einunddreißigsten: Morgens Katzenjammer, Mittags eine kleine geistige Erheiterung, nachher gelinder ditto, Abends einen äußerst großartigen Sylvester-Rausch. — Am ersten Januar, nachdem ich mir zum Neuen Jahre gratulirt, eine berühmte Schrift des unsterblichen Sieben gelesen,

die mir N. geliehen: „der Katzenjammer heilbar!“ Ich ſchöpfte daraus viel Nützliches.“

Damit waren die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele zu Ende; wenn auch hie und da einige Federſtriche und Dintenkleckſe einen Verſuch anzeigen, den Faden des merkwürdigen Erlebten wieder aufzunehmen, ſo war es doch beim Gedanken geblieben, denn es fand ſich nichts mehr vor.

Allermittelſt hatte der Doktor ſeinen grünen Sammtrock wieder angezogen, und nachdem ich noch einen Blick hinübergeworfen hatte auf das Reißmehl'ſche Haus, verließen wir das Zimmer. Der Doktor wiſchte auf ſeiner Tafel die drei unheilbaren Patienten aus, und wir eilten, ich zu meiner Großmutter, er in ſeinen Clubb, wo ſich, wie er verſicherte, die geiſtreichſte Geſellſchaft der ganzen Chriſtenheit zuſammenfand.

X.

Familienrath.

Ich erreichte das Haus meiner Großmutter, als es gerade anfing dunkel zu werden. Auf der Straße wurden mit vielem Geräuſch die Laternen herabgelaſſen, angezündet und wieder hinaufgezogen, ein Manöver, dem ich in meiner Kindheit immer mit großem Vergnügen zugeſehen. Als ich in den Laden meiner Tante trat, kam ſie gerade mit einem Licht aus der Stube und mußte, vom Schein geblendet, die Hand vor das Auge halten, um mich zu erkennen. Nicht ohne Herzklopfen, aber äußerlich ganz ruhig, bot ich ihr einen guten Abend und begab mich in das Zimmer der Großmutter, die eben damit beſchäftigt war, einen großen grünen Schirm auf einer

Lampe zu befeſtigen. Zu meiner großen Freude erblickte ich auch die Jungfer Schmiedin, die an der anderen Seite des Tiſches ſaß und ein Stück Zeug vor ſich ausgebreitet hatte, von dem ſie mittelſt eines Papiermodells eifrigſt ein Stück herunter ſchnitt. Es war im Stübchen recht angenehm; auf unſere Dachkammer wurde uns kein Holz mehr zum Einheizen geliefert, da es ſtark auf's Frühjahr losging: aber die Großmutter hatte am kühlen Abend ein Feuerchen anmachen laſſen, welches das Zimmer behaglich erwärmte, und auf dem Ofen lagen einige Aepfel, die anfingen zu braten und unter ſinnigem Kniſtern und Pfeifen einen angenehmen Duft verbreiteten.

Die beiden Damen bemerkten mich Anfangs gar nicht. Großmutter war in ihr Geſchäft ſo vertieft, daß ſie nicht einmal auf die Jungfer Schmiedin zu hören ſchien, die in leiſen, ſanften Worten etwas ſprach, was ich nicht verſtand. Aber es mochten fromme Betrachtungen ſein, um welche ſich die Unterhaltung drehte, denn als der Lichtſchirm befeſtigt war und die Großmutter die Brille des Generals auf ihre Naſe geſetzt hatte, lehnte ſie ſich in ihren Stuhl zurück, ſchlug die Hände über einander und ſagte: „Ja, ja, Schmiedin, ſelig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.“ — Jetzt, dachte ich, iſt es Zeit, und riß mit einem lauten: „Guten Abend, Großmutter!“ den Faden der frommen Unterhaltung auf einmal entzwei.

„So, du biſt auch wieder einmal da?“ ſagte die Frau und hob ihren Lichtſchirm in die Höhe, um mich anzuſehen; die Schmiedin aber blickte freudig von ihrer Arbeit auf und lächelte mir herzlich zu, während ſie mir einen Stuhl an den Tiſch ſchob, auf welchem ich mich zögernd niederließ. Es war mir gar nicht behaglich zu Muth; denn wenn ich mit dem herausrückte, was mich heute Abend hierher führte, ſo unterbrach ich die feierliche Stimmung, in der ſich beide Frauenzimmer befanden, doch auf eine gar zu unangenehme Art. Indeſſen ſchien die Großmutter ſehr gut gelaunt, denn ſie

citirte Anfangs keine Sprüchwörter, ſondern fragte lachend, ob ich dem klugen Gott Mercurius ſchon Einiges von ſeinen Kniffen und Pfiffen abgelernt? Auch erkundigte ſie ſich nach dem Befinden des Herrn Reißmehl und nach dem Wohlſein der Jungfer Barbara, wobei ich mit Freuden bemerkte, daß, wie ſie dieſe Namen ausſprach, die Schmiedin ein wegwerfendes, verdrießliches Geſicht machte. Aha, dachte ich bei mir, hier iſt es an der Zeit, einen Rothanker auszuwerfen. Nachdem ich die Großmutter verſichert, daß ſich Herr Reißmehl ſehr wohl befinde, ſetzte ich hinzu: „Was aber die Jungfer Barbara betrifft, ſo iſt es mir ſehr gleichgültig, wie es ihr geht, denn, Großmutter, eine boshaftere Perſon als ſie können Sie ſich nicht denken.“ Bei dieſen letzten Worten ſah ich die Schmiedin an; ihr Geſicht ſtrahlte vor Freude.

„Ja,“ fuhr ich fort und nahm einen Ton an, als ſei mir das Weinen näher als das Lachen, „ja, Jungfer Barbara quält mich den ganzen Tag und ich ſag' es Ihnen gerade heraus, Großmutter, daß ich's bei Herrn Reißmehl ſchwerlich länger aushalte.“ Die alte Frau war über meine plötzliche energiſche Aeußerung ſo erſtaunt, daß ſie mich eine Zeit lang anſah, ehe ſie ein Wort ſprechen konnte. Die Schmiedin aber fing leiſe an zu ſchluchzen und konnte kaum die Worte herausbringen: „O Gott, o Gott, Frau Paſtorin, ich habe es Ihnen ja geſagt, ich habe es ja geſagt! Nur nicht in das Reißmehl'ſche Haus, das ſchon von außen ſo finſter und unheimlich ausſieht! Ach, der arme Schelm!“ — „Ei was,“ entgegnete meine Großmutter, nachdem ſie ſich von ihrem Erſtaunen erholt, „was armer Schelm! Ich bitt' Sie ſehr, Jungfer Schmiedin, beſtärk' Sie den Jungen nicht in ſeinen bösartigen Aeußerungen über eine ſo achtbare Perſon, wie die Jungfer Barbara Reißmehl!“ — „Achtbare Perſon!“ jammerte die Schmiedin. „Ach, Frau Paſtorin, ich könnte Ihnen eine Geſchichte erzählen — doch, ich ſchweige,“ ſetzte ſie hinzu, „ja ich will ſchweigen und er ſoll erzählen, wie ihn die Jungfer Barbara behandelt.“

Das ließ ich mir denn auch nicht zweimal ſagen und erzählte all die kleinen freundſchaftlichen Rencontres mit Barbara, in die ich durch Fanny, durch Philipp, durch die krampfſtillende Medizin und durch Doktor Burbus verwickelt worden. Daß ich die Farben etwas ſtark auftrug, kann man ſich leicht denken, und damit entſtand ein ſo grelles Bild vom Charakter der böſen Jungfer, daß die Großmutter ernſthaft den Kopf ſchüttelte und meine Tante, die unterdeſſen auch eingetreten war, mehreremale ſagte: „Ah, das iſt ſtark! das iſt ſehr ſtark!“ Aber die Schmiedin erſt — die lachte und weinte durcheinander; jetzt erpreßte ihr mein trauriges Schickſal die herbſten Thränen, und gleich darauf triumphirte ſie, daß ſie ſich in Jungfer Barbara nicht geirrt. Ich ermangelte auch nicht, mit einzuflechten, daß ich im Geſchäft des Herrn Reißmehl ſo gut wie gar nichts lerne, daß nichts anders vorkomme, als Kaffee und Zucker wiegen u. ſ. f. „Und deßhalb,“ ſchloß ich meine Klage, „will ich ebenſo gern Schneider werden, als noch länger im Hauſe dort bleiben, wo es ohnehin ſo unheimlich iſt, daß man nicht anders glauben kann, als es müſſe ein Geiſt umgehen.“

Für dieſe letzte Aeußerung warf mir die Schmiedin einen ſehr dankbaren Blick zu; ſie nahm meine Vertheidigung mit einer Zungenfertigkeit auf und unterſtützte meinen Wunſch, das Reißmehl'ſche Haus zu verlaſſen, mit ſo triftigen Gründen, daß ſich am Ende Großmutter und Tante beſtimmen ließen, vorläufig ihre Einwilligung zu geben, wenn nämlich der Vormund nichts dawider habe. — Wer war glücklicher als ich, daß dieſer Sturm ſo gut vorübergegangen war! Während des Nachteſſens wurde ich ſo keck, daß ich, allerdings vorſichtig, anfing von der Skelettgeſchichte zu erzählen, was die ganze weibliche Geſellſchaft, die mir aufmerkſam zuhörte, ſo ergötzte, daß ſie, einſchließlich meiner Großmutter, laut auflachten. Im Eifer des Geſprächs war es ſpät geworden, und nachdem mir meine Großmutter feſt verſprochen, gleich morgen früh dem Vor-

mund zu ſchreiben und ſo meine Löſung aus den Reißmehl'ſchen Banden zu erlangen, ſtand ich auf, um mich zu empfehlen.

XI.

Das heimliche Gericht.

Es war hohe Zeit, daß ich mich nach Hauſe verfügte; die Uhren ſchlugen alle die eilfte Stunde, und wenn ich auch noch ſo genau nachzählte, es hatte ſich keine geirrt. Der Himmel, des Abends bewölkt geweſen, hatte ſich aufgeklärt, aber es war um ſo kälter geworden, und es fror ſtill vor ſich hin. Die Waſſerlachen auf der Straße waren mit einer dünnen Eisdecke überzogen und knarrten unter meinen Fußtritten. Aus den Wirthshäuſern kamen zahlreiche Gäſte, da mit der Polizeiſtunde die Lichter gelöſcht werden mußten, und nur in großen Gaſthöfen und geſchloſſenen Geſellſchaften war Alles noch munter und lebhaft. Ich kam aus den größern Straßen in die kleineren winklichten des Stadtviertels, wo wir wohnten; da gewahrte ich plötzlich an einer Seite der Häuſer fünf bis ſechs Leute, die leiſe zuſammen lachten und mit etwas beſchäftigt ſchienen. Was mochte es ſein, als ich genauer hinſah, bemerkte ich, daß ſie vor einer großen Putzwaarenhandlung ſtanden. Einer trug auf der Schulter ein langes Brett und ein Anderer ſchwang ſich auf die Fenſterbrüſtung, nahm dem Erſten das Brett ab und befeſtigte es oberhalb der Thür, was Alles in weniger als einer Minute geſchehen war. Dann traten ſie vor das Haus hin und betrachteten mit unterdrücktem Gelächter ihr Werk. Gar zu gern hätte ich gewußt, was die Leute eigentlich machten, und ich blieb nicht nur ſtehen, ſondern trat einen Schritt näher. Auf einmal wurde mich

einer gewahr und alsbald kamen ihrer zwei auf mich zu, die in Manieren und Aussehen überraschende Aehnlichkeit mit meinem Freunde, dem Doktor Burbus, hatten. Sie fragten mich eben nicht höflich, was ich hier zu schaffen habe; ich gerieth in einen Wortwechsel mit ihnen. Eben hatte mir einer die Mütze vom Kopfe gerissen, als auch die Andern, die bisher im Schatten des Hauses geblieben waren, in die Mitte der Straße eilten, und es wäre mir vielleicht schlecht ergangen, wenn nicht plötzlich eine mir wohl bekannte Baßstimme die Worte ausgerufen hätte: „Ei, ei, das ist ja mein Freund Patient! Ladenjüngling, woher des Weges?"

Ich war hoch erfreut, den Doktor hier zu sehen, und beklagte mich über das Benehmen seiner Herren Kameraden. Der Doktor gab mir halb Recht; er stellte mich der ganzen ehrenwerthen Gesellschaft vor und verbürgte sich für meine gute Aufführung, worauf mir erlaubt wurde, mitzuziehen und fernerhin am großartigen „Ulken" Theil zu nehmen. Dieses Wort war mir ganz fremd. Um mir einen Begriff davon zu geben, führte mich der Doktor an das Haus, vor welchem ich die Gesellschaft gefunden, und ich sah nun, daß die Herren neben dem Schild mit der Aufschrift: Putzwaarenhandlung, ein anderes hingepflanzt hatten, auf dem zu lesen stand: „Susanne Kehricht, privilegirte Hebeamme." — Was aber das fernere Ulken betraf, so hatte der Himmel ein Einsehen; dichte Wolken, die der Wind auf einmal über unsern Häuptern zusammengeweht hatte, legten sich in's Mittel und sandten ein mit Regen vermischtes Schneegestöber herab, das den Aufenthalt auf den Straßen sehr unangenehm machte, weßhalb beschlossen wurde, ruhig nach Hause zu ziehen und allenfalls mitzunehmen, was sich von selbst darböte.

So kam ich mit dieser Gesellschaft lustiger Brüder in die Gegend des Reißmehl'schen Hauses, und meine Besorgniß, wie ich zu so später Stunde in's Haus kommen könnte, war nicht gering. Als wir beim Soldaten mit der langen Nase vorbei kamen, hörten wir

plötzlich zu den Füßen des steinernen Kerls ein heiseres Bellen, worauf der Doktor eilig mit der Hand hingriff, sie aber hastig zurückzog, indem er versicherte, es habe ihn etwas in die Finger gebissen. Jetzt wurde die Sache genauer untersucht, und da fand es sich denn, daß es Fanny war, unser alter feister Mops, der Gott weiß durch welche Tücke des Schicksals, ausgeschlossen war, um die Nacht hier in Schnee und Regen zu verbringen. Hätte Jungfer Barbara auf ihrem weichen Lager das schreckliche Geschick ihres Lieblings gewußt, sie hätte kein Auge geschlossen; und erst Philipp! ich war überzeugt, sein Schlaf wurde von schaurigen Ahnungen durchzogen. Was den Prinzipal betraf, so setzte ich bestimmt voraus, er sei noch nicht zu Hause; er müßte das Jammergeschrei des Hundes so gut wie wir gehört und den Liebling mit hereingenommen haben.

Unterdessen hatte der Doktor aus seinem Schnupftuch eine Schlinge gemacht, hatte sie dem Hunde um den Hals geworfen und zerrte ihn hervor. Vergebens bat ich, seiner zu schonen; der Doktor erzählte den Andern, wie ich eigentlich um dieses Hundes willen die Gunst des Prinzipals verscherzt habe; ferner trug er vor, dieser feiste Mops sei der Liebling seiner beiden Todfeinde, der Jungfer Barbara und Philipps; und er müsse exemplarisch gezüchtigt werden für die Frechheit, Abends so spät aus dem Hause zu gehen. Darauf hielt die Gesellschaft einen kurzen Kriegsrath und der armen Fanny wurde förmlich das Todesurtheil gesprochen. Nur konnte man sich nicht gleich über die Todesart einigen. Der Doktor wollte den Hund mit nach Hause nehmen, um zum Besten der Menschheit, wie er sich ausdrückte, interessante Versuche mit Blausäure an ihm zu machen, wogegen sich aber ein Jurist heftig aussprach, indem er behauptete, Hinrichtungen mittelst Gift seien gänzlich aus der Mode gekommen, und er stimme vielmehr dafür, daß Deliquentin gehenkt werde.

Da diese Ansicht des Juristen den Andern einleuchtete und

Doktor Burbus ſich überſtimmt ſah, ſo bat er ſich wenigſtens aus, daß Fanny am ſteinernen Soldaten gehenkt werde; auch hiegegen proteſtirten die Andern als eine Verletzung des Reſpekts gegen den alten gedienten Kriegsmann. Als aber einer im Uebermuth rief: „A la lanterne!“ brüllten die Andern dieſes ſchreckliche Worte nach, und zwei machten ſich gleich daran, den Laternenkaſten aufzubrechen und den Strick zu löſen, worauf die brennende Straßenlaterne langſam und feierlich herabſchwebte.

Soweit hatte ich die Verhandlungen kommen laſſen, aber in dieſem entſetzlichen Augenblick ſprang ich dazwiſchen, ergriff den Hund bei einem Bein und erklärte Angeſichts des ſchauerlich leuchtenden Galgens, daß ich den Tod des Hundes nimmermehr zugeben würde. Ich ſprach eifrig und lange verwirrtes Zeug durcheinander und weiß mich nur noch zu erinnern, daß ich unter Anderem ſagte, ich werde nöthigenfalls laut ſchreien und die Polizei zu Hülfe rufen. Dieſe letzte Drohung ſchien zu wirken. Zuerſt trat Doktor Burbus lachend auf meine Seite, indem er erklärte, er wolle ſich eine andere Strafe gefallen laſſen, aber Züchtigung müſſe ſtattfinden. Nach und nach traten ihm die andern bei, bis auf den Juriſten, der hartnäckig behauptete, es ſtehe ſelbſt dem Gerichtshofe nicht zu, die einmal ausgeſprochene Todesſtrafe willkürlich in eine andere zu verwandeln. Er wurde aber überſtimmt, und als jetzt der Doktor vorſchlug, man ſolle das Licht in der Straßenlaterne auslöſchen, den Hund lebendig einſperren und dann die ganze Maſchine wieder hinaufziehen, wurde dies mit Jubel aufgenommen und ſogleich ausgeführt. Fanny wurde, nachdem die Lampe ausgeblaſen worden, in die ſehr geräumige Laterne eingeſchloſſen, in die Höhe gezogen und ihrem Schickſal überlaſſen.

Während dieſes heimlichen Gerichts gab der Himmel in Einem fort ſein Mißfallen zu erkennen über die Unthat, die wir begingen. Es ſtürmte unaufhörlich und wir waren von dem Schnee und Regen, der herabſtrömte, ganz durchnäßt. Ueber unſern Häuptern

ſchaukelte ſich ächzend die Straßenlaterne, und der Hund in derſelben, von der ungewohnten Bewegung geängſtigt, nahm ſeine letzten Kräfte zuſammen und brach in ein Geheul aus, das ſchauerlich durch die öden Straßen hallte. Jetzt trennte ſich die Geſellſchaft und ich ließ mich vom Doktor überreden, mit ihm in ſein Zimmer zu gehen, um von dort über das Brett in mein Fenſter zu gelangen. — Kaum waren wir in den Schatten ſeines Hauſes getreten, ſo hörten wir durch die Straße herauf Tritte, und im Manne, der auf das Behutſamſte auf uns zukam und mit der größten Sorgfalt die Kothlachen vermied, erkannte ich alsbald meinen Prinzipal, den Herrn Reißmehl, der aus ſeinem Clubb nach Hauſe kam. Auf einmal blieb er mitten in der Straße ſtehen, drehte ſeinen Regenſchirm etwas auf die Seite und horchte in die Höhe; er hatte die Klagelaute Fanny's vernommen. Nachdem er ſich nach allen Richtungen umgeſehen, ohne etwas zu entdecken, glaubte er, er habe ſich geirrt und trat ruhig an die Thür des Ladens. Aber kaum hatte er das Schloß geöffnet, als Fanny auf's Neue in den kläglichſten Tönen ihre Anweſenheit kund gab. Der Prinzipal trat jetzt einen Schritt in die Straße hinein und ſchaute aufmerkſam an ſeinem Hauſe empor. Aber da war Alles finſter und ſtill. Ich bemerkte deutlich, wie er endlich kopfſchüttelnd in's Haus trat. Wir ſchlichen hinzu und ſahen durch den Fenſterladen, wie der Herr Reißmehl in ſeiner Schreibſtube das Licht anzündete. Jetzt, dachten wir, wird er nach dem Lager Fanny's ſehen und den Hund mit Schrecken vermiſſen. Richtig, ſo war es auch, und nun ſahen wir ihn eilig wieder in die Thüre treten und mit dem Lichte hinausleuchten. Aber ein Windſtoß, der durch die Straßen heulte, blies ihm die Kerze aus und bewegte die Laterne in heftigeren Schwingungen, worauf der Hund jämmerlicher als je zu heulen begann. Da aber jetzt der Prinzipal auf's Neue ſein Licht anzündete und die Treppe hinauf ging, wahrſcheinlich um Fanny oben zu ſuchen, wobei er vielleicht auch auf unſer Zimmer kommen konnte, ſo bat ich den

Doktor, mit mir hinauf zu eilen, damit ich vorher mein Fenster und mein Bett gewinnen könnte.

Er schloß die Thüre auf, wir tappten eilig die Treppe hinan und traten in sein Zimmer. Ich ging an's Fenster, um das Brett hinauszuschieben, und bemerkte, daß sich der Prinzipal mit dem Lichte im ersten Stock befand und jetzt in das Schlafzimmer der Jungfer Barbara trat. Ich schob das Brett hinaus bis in mein Fenster, das glücklicher Weise geöffnet war. Der Doktor hielt das eine Ende fest und ich setzte mich rittlings darauf, um langsam vorwärts rutschend den Hafen zu gewinnen.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wahrscheinlich hatte der Prinzipal seine Schwester mit der Trauerbotschaft, Fanny sei verschwunden und er höre sie in der Luft irgendwo kläglich schreien, aus ihrem süßen jungfräulichen Schlummer gerüttelt. Sie war im ersten Schrecken dem Bett entsprungen, um selbst nach dem Liebling auszuspähen; denn plötzlich hörte ich unter mir ein Fenster öffnen und

Schön wie der Mond, der nächtig einsam wallt,

erschien sie mit brennendem Licht am Fenster, wohl in der Meinung, der Mops liege am Boden zwischen den beiden Häusern. Was sollte ich thun? In der ersten Angst versuchte ich ungeschickterweise zum Doktor zurück zu rutschen. Wär' ich nur ruhig auf dem Fleck geblieben, so hätte sie mich vielleicht nicht bemerkt. Aber auf einmal vernahm sie das Krachen des Brettes, blickte in die Höhe, und als sie da zwischen Himmel und Erde eine Figur schweben sah, kreischte sie „Mörder! Diebe!" ließ vor Schrecken das Licht zwischen die Häuser hinabstürzen und verschwand vom Fenster.

Ob diesem plötzlichen Zusammentreffen mißlicher Umstände wäre ich fast dem Licht gefolgt. Indessen hielt ich mich am Brette fest

und begann eifrig meinem Fenster zuzurutschen. Schon hatte ich es erreicht und saß vor demselben, als die Thür des Nebenzimmers hastig aufgerissen wurde. Der Prinzipal, mit einem rostigen Schwerte bewaffnet, stürzte in mein Zimmer, hinter ihm Philipp im bloßen Hemde, einen Besenstiel in der Hand, und draußen auf dem Gange erblickte ich eine ganz fabelhafte Gestalt, die wie Jungfer Barbara aussah und krampfhaft das Treppengeländer umklammert hielt. — Dieser Augenblick war der schrecklichste meines Lebens. Hinter mir stand der Doktor Burbus am Fenster und lachte aus vollem Halse, denn auch er konnte ungefähr bemerken, was vorfiel. Schon hatte der Prinzipal mich am Kragen gefaßt, als er erst bemerkte, daß es sein eigener Lehrling sei, der das Haus in Allarm brachte. Konnte man es ihm übel nehmen, wenn er, anstatt meinen Kragen loszulassen, mich nach dieser Entdeckung unsanft in's Zimmer zog, mir mit dem rostigen Schwerte einige ziemlich fühlbare Ritterschläge versetzte und mich auf diese Art, wie es früher bei den Zünften Sitte war, feierlich von der Lehre lossprach? Philipp kreischte vor Entsetzen laut auf, und Jungfer Barbara an der Treppe drohte in eine lebensgefährliche Ohnmacht zu fallen, wenn sie mit einem solchen Ungeheuer noch eine Nacht unter demselben Dache verbringen müsse, und verlangte, ich solle unverzüglich das Haus verlassen.

Nach solchen Vorgängen war ich dies denn auch zufrieden, und obgleich mir der Prinzipal befahl, erst morgen mit dem Frühesten abzuziehen, hatte er mir nicht sobald den Rücken gekehrt, als ich mich wieder vor's Fenster hinausschwang und auf meinem luftigen Wege zum Doktor Burbus zurückkehrte. Philipp, versteinert ob all dem Ungeheuren, was geschehen, sah mir sprachlos nach; ich rief ihm mit dem Abschiedswort die Kunde zu, wo Fanny, der edle Mops, sich befinde, und somit sagte ich dem Reißmehl'schen Haus Valet auf immer.

XII.

Fanny in der Laterne.

Wie es in einem Vulkan nach einem gewaltigen Ausbruch erſt allmählig ruhiger wird, wie es im Innern fortwährend dumpf donnert und zuckende Blitze den Krater erleuchten, gerade ſo war es nach meinem Abgang durch das Fenſter im Reißmehl'ſchen Hauſe zum Herrn Doktor Burbus in den Gemächern des erſteren. Wie ein falber Blitz beugte ſich Philipp in ſeinem unentbehrlichen Kleidungsſtück weit hinleuchtend zum Fenſter heraus, um aus einem Ueberreſte kameradſchaftlicher Theilnahme in die Tiefe zwiſchen beiden Häuſern hinabzuſpähen, ob ich nicht da unten mit einigen zerbrochenen Gliedmaßen liege. Unten in den Zimmern der Jungfer Barbara wurde es bald hell, bald dunkel, und man konnte am Schatten, der zuweilen gegen die weiße Gardine fiel, ſehen, daß dieſe Würdige im Begriff war, ſich vollſtändig anzukleiden, wahrſcheinlich um ihren Liebling, die theure Fanny, eigenhändig aus der Laterne zu erretten. Der Prinzipal aber polterte die Stiegen hinauf und herab, und ganz gegen ſeine Gewohnheit ſprach er viel und ſo laut, daß ich im Zimmer des Doktors deutlich vernehmen konnte, wie er meiner Perſon nicht auf die ſchmeichelhafteſte Art erwähnte. Oben am Bodenfenſter wurde jetzt ebenfalls ein Licht ſichtbar, woraus ich ſchloß, daß die Magd geweckt worden ſei. Alles deutete auf einen allgemeinen Ausfall, der aus dem Reißmehl'ſchen Hauſe unternommen werden ſolle, um das Thier zu befreien. Und ſo war es auch. Bald verſchwanden alle Lichter im obern Theil des Hauſes und zogen ſich in das untere Stockwerk, und ich legte mich mit dem Doktor Burbus ſo weit wie möglich zu deſſen Fenſter hinaus, wo wir die Laterne nur eben in dunkeln Umriſſen erblickten, aber

deſto deutlicher das Aechzen der roſtigen Kette hören konnten, an welcher ſie hing, ſowie ein ſchwaches Geſchrei, das Fanny zuweilen ausſtieß.

Jetzt öffnete ſich die Hausthür, ein Lichtſchimmer fiel auf die Straße und wir bemerkten zwei Geſtalten, wahrſcheinlich der Prinzipal und Philipp, deren eine unter die Laterne trat, während die andere an das Käſtchen ging, in dem dieſelbe vermittelſt eines eiſernen Zackenrades hinaufgezogen und herabgelaſſen wurde.

Mein edler College, der als ruhiger Staatsbürger wahrſcheinlich noch nie in den Fall gekommen war, Laternenkaſten aufzubrechen, mochte mit dieſem ſchwierigen Geſchäfte nicht umzugehen wiſſen, und ſtatt vier Finger hinter den kleinen Laden zu legen, und mit einem kräftigen Druck das ſchlechte Schloß aufzuſprengen, hörten wir durch die Stille, die ringsum herrſchte, wie er verſchiedene Schlüſſel probirte, von denen lange keiner paſſen wollte. Endlich aber mußte der Kaſten geöffnet ſein, denn wir hörten, wie ſich das Rad langſam drehte und die Laterne ſich herab bewegte. Sobald dieſelbe dicht über der Erde ſchwebte, ſtürzte eine weibliche Perſon aus dem Hauſe und öffnete nach einigen vergeblichen Verſuchen das ſchwere Gehäuſe, um den armen Hund ſeines gläſernen Gefängniſſes zu entlaſſen. Es war eine rührende Erkennungsſcene; Fanny heulte und Jungfer Barbara ſchluchzte vor Wehmuth und Freude.

In dieſem Augenblick hätte ich Philipp ſehen mögen, wie er in der kalten Nacht fröſtelnd am Laternenkaſten ſtand, indem er ſah, wie das Herz, das er liebte, mit der zarteſten Sorgfalt beſchäftigt war, den durchkälteten Mops im Buſentuche zu erwärmen. Eilig ſchlüpfte Barbara jetzt in's Haus zurück, der Prinzipal folgte und ließ dem armen Philipp allein das Geſchäft übrig, die ſchwere Laterne in die Höhe zu ziehen. Noch immer fegte der rauhe Wind durch die Straßen und pfiff zwiſchen den beiden Häuſern hindurch, ſo daß unſere Haare ſich lüfteten und wir unſere Geſichter bedeckten.

Im Reißmehl'ſchen Hauſe mußte eine Hinterthüre offen geblieben ſein, wodurch im Gang ein ſtarker Zug verurſacht wurde; denn plötzlich hörten wir die Hausthür mit voller Gewalt zuſchlagen. Es konnte nichts anderes als ein Zufall ſein; welche Urſache hätte Jungfer Barbara gehabt, den armen Philipp auszuſperren, der ſich längere Zeit vergeblich abmühte, die ſchwere Laterne in die Höhe zu winden. Ja, es iſt dies ein ſchweres Geſchäft, und ich warne jeden, der nicht gut damit umzugehen verſteht, beſonders in der Nacht, den Lampenputzern nicht in das Handwerk zu pfuſchen und keine Laterne herabzulaſſen, wenn er nicht genau weiß, wie die alte roſtige Winde zu handhaben iſt, um ſie ſpäter wieder in die Höhe zu ziehen.

Während wir ſo im Fenſter lagen und manchen Seufzer Philipps belauſchten, manchen Ausruf der Ungeduld, den ihm die vergeblichen Anſtrengungen erpreßten, fuhr der Doktor Burbus plötzlich in die Höhe und horchte aufmerkſam in die Nacht hinaus; ſein in dergleichen Dingen geübtes Ohr wußte ſehr gut, was ein leiſes Klirren und Schlürfen auf dem Straßenpflaſter zu bedeuten hatte, das ich aus einer ganz unſchuldigen Urſache herleitete. Deſto größer aber war mein Schreck, als er ſich jetzt wieder zu mir herabbeugte und mir haſtig mit einer gewiſſen teufliſchen Freude in's Ohr flüſterte: „Da kommt Polizei!“ — „Unglücklicher Philipp! harmloſeſter und unſchuldigſter aller Menſchen, die je im nächtlichen Dunkel eine Straßenlaterne herabgelaſſen, du biſt verloren!“

„Aha! glücklich erwiſcht!“ hörten wir jetzt eine Stimme rufen, in einem Tone, der ſo unverſchämt die Stille der heiligen Nacht unterbrach, daß man deutlich daraus abnehmen konnte, ſie müſſe nothwendig Einem angehören, der von Gottes Gnaden die Befugniß hat, auf der Straße laut zu ſchreien; und eine andere Stimme antwortete: „Na! endlich haben wir einmal dieſe Schlingel! Vogel, man wird Ihn warm ſetzen!“

Durch die Dunkelheit erblickten wir nur hie und da das

Leuchten eines Epaulettes oder eines Säbels. Philipp, der wahrscheinlich in diesem Augenblicke vor Schrecken wie versteinert war, mußte bei dieser fürchterlichen Ueberraschung die Handhabe des eisernen Drehrades losgelassen haben; denn wir hörten, wie sich dieses von der Schwere der Laterne in Bewegung gesetzt, ächzend einige Male sehr schnell umdrehte; dann erfolgte ein klirrender Fall auf das Straßenpflaster: die Laterne war herabgestürzt und in tausend Stücke zerbrochen. Doktor Burbus rief mir zu: „Hoho, sie haben ihn erwischt! Unglückseligster Ladenjüngling, warum bist du nicht in Jerusalem geblieben!“

In diesem Augenblick sahen wir Philipp wie ein geschenchtes Reh dem Reißmehl'schen Hause zufliehen; doch ehe er die rettende Schwelle erreicht, hatte ihn die heilige Hermandad wieder erfaßt und begann ihn mit Gewalt fortzuschleppen. Umsonst heulte Philipp in den kläglichsten Tönen, er habe nichts verbrochen, er sei Gehülfe in der Reißmehl'schen Spezereiwaarenhandlung, umsonst öffnete die alte Magd, deren Licht der starke Luftzug ausgelöscht hatte und die sich erst ein neues anzünden mußte, die Hausthür und stieß beim Anblick, der sich ihren Augen darbot, ein gellendes Zetergeschrei aus, umsonst schrie sie nach Jungfer Barbara und dem Prinzipal. Ehe das würdige Paar in dieser unheilvollen Nacht zum zweitenmal die nothwendigsten Kleidungsstücke um sich geworfen hatte und auf die Straße stürzte, war Philipp bereits hinweggeführt und sein Hülfegeschrei zerriß der sausende Wind und brachte nichts zum Ohr der unglückseligen alten Jungfer, die in stummer Verzweiflung ihre Hände rang.

Bei meinem unfreiwilligen Ausscheiden aus dem Reißmehl'schen Hause hatte mir nicht so sehr das Herz geklopft, hatte ich nicht so sehr moralisches Unbehagen empfunden, wie jetzt, da sich der unschuldige Philipp in den Krallen der Justiz befand. Polizei! dieses Wort schlug entsetzlich an mein Ohr und es durchrieselte mich kalt. Ich war noch nie mit diesem wohlthätigen Institut in Be-

rührung gekommen; aber die Eindrücke meiner früheſten Kindheit lebten in mir auf. Wenn die Androhung aller möglichen Strafen für Lärm und Unfug vergeblich waren, ſo brauchte nur erwähnt zu werden, daß uns heute Abend die Polizei abholen werde, und wir waren mäuschenſtille. Ich konnte mir dieſe Leute im blauen Rock mit dem rothen Kragen, im großen Hut und ein ſpaniſches Rohr in der Hand, nur in Verbindung denken mit einem ſchmutzigen kellerähnlichen Loche, das ſich bei uns unter einem alten Thurm befand, wohin man allerhand zerlumpte Leute ſperrte, die, wie unſere Magd verſicherte, erſchrecklich viel Ungeziefer hätten. Daß dahin der arme Philipp kommen ſollte, erſchien mir gar zu ſchrecklich, und ich konnte heute Abend in die Späße des Doktor Burbus unmöglich einſtimmen, vielmehr erklärte ich ihm nach einem langen Kampf mit mir ſelber, daß ich morgen früh auf die Polizei gehen wolle, um die Unſchuld meines Collegen darzuthun.

Ueber dieſen Vorſatz brach der Doktor in ein lautes Gelächter aus, und um mich für heute Abend zu beruhigen, verſicherte er mir am Ende auf's Feierlichſte, daß Philipp ſchon morgen früh ohne Hülfe ſeines Arreſtes entlaſſen werden würde, indem in unſern Tagen die heilige Hermandad viel zu aufgeklärt ſei, um einen Unſchuldigen zu beſtrafen. Auch tröſtete er mich in Betreff des ſchmutzigen Loches, indem er mich verſicherte, daß es für alle Rangklaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft paſſende Lokale gebe, in welchen ſie die Thorheiten ihrer Jugend abſitzen könnten.

XIII.

Biſſe des Gewiſſens.

So ſehr mich geſtern Abend der Gedanke begeiſtert hatte, den unglücklichen Philipp mit Aufopferung meiner Perſon aus ſeinem Arreſte zu befreien, ſo brach doch kaum das dämmernde Licht des trüben Märztages in das Zimmer des Doktor Burbus, wo ich auf einer alten Matratze die Nacht zugebracht, als mir auch die ganze geſtrige Unglücksgeſchichte in ganz anderen Umriſſen vor's Auge trat. Ich empfand einen kleinen Schauder, wenn ich daran dachte, vielleicht gleich meinem Excollegen die nächſte Nacht im Loche zubringen zu müſſen; denn der Doktor hatte vor dem Einſchlafen einigemale in den Bart gebrummt: „Na, geben Sie Acht, der Ellenprinz wird uns noch anzeigen."

Das Wetter war trüb, und ſchmutzig grau blickte mich das kleine Stückchen Himmel an, das ich von meinem Lager aus zwiſchen den beiden Dächern ſehen konnte. Eben ſo grau und verdrießlich erſchien mir auch meine vergangene Lehrzeit im Reißmehl'ſchen Hauſe. Es wollte mir bedünken, als habe ich dort in manchen Dingen vielſeitiges Unrecht verübt, und als hätte ich mich ſogar mit Jungfer Barbara weit beſſer ſtellen können, wenn ich es nur klüger angefangen hätte. Doch was konnte es mir helfen, daß ich die Vergangenheit beklagte! Mit der weiblichen Regierung, an deren Spitze meine Großmutter ſtand, ſchmeichelte ich mir ſchon über eine neue Condition in's Reine zu kommen; doch war ſie, was die Beſtimmung über mein zukünftiges Leben betraf, nur eine untergeordnete Behörde und mußte an die oberſte Stelle, an meinen Vormund appelliren. Letzterer Gedanke war mir beſonders unangenehm und trübte meine frohen Ausſichten gänzlich. Ich kannte

ihn gar zu gut, meinen Vormund! Bei vielen guten Seiten, die er hatte, und obgleich er redlich für meine Erziehung geſorgt, fürchtete ich ihn doch auf's Entſchiedenſte und vermied ihn, wo ich nur konnte.

Er war ein kleiner unterſetzter Mann; man hätte ihn wohlbeleibt nennen können, dabei war er aber von einer eidechſenartigen und wahrhaft erſchreckenden Lebendigkeit, beſonders für uns Kinder. In den letzten Kriegen hatte er bei der Armee große Magazine verwaltet, und da ihm Ordnungsliebe ſchon angeboren war, hatte ſich dieſe durch den langen Dienſt ſo geſchärft, daß ſie in Kleinigkeitskrämerei ausartete. Der Blick dieſes Mannes war wirklich bewundernswürdig. Wenn er am Morgen aufſtand, — und das geſchah gewöhnlich ſehr ſpät, da er ſich ſchon im vorgerückten Alter befand — ſo waren ſeine eigenen Kinder ſo wie ich, die wir in der großen Stube des Hauſes beim Frühſtück verſammelt waren, auf's Angelegentlichſte bemüht, gegenſeitig unſern Anzug zu muſtern, ob nichts Unordentliches daran zu bemerken ſei. Bald öffnete ſich droben ſeine Thüre und wir hörten ihn, in gewiſſen Zwiſchenpauſen huſtend, die Treppe herabkommen. Nun fuhr Alles zuſammen, und wir ſaßen gerade wie Kerzen um den Tiſch. Selbſt die Mägde in der Küche ſahen ſich unwillkührlich um, ob Alles ſo in der Ordnung ſei, wie es der Herr befohlen. Dabei kam es ſehr darauf an, ob er guter oder übler Laune war. So konnte er in die Stube treten und ſogleich mit derjenigen ſeiner Töchter, an der die Woche war, ſeine Zimmer in Ordnung zu bringen, ein für uns Alle ſehr unangenehmes Haushaltungsgeſpräch anfangen.

„Hm, hm! du haſt die Woche, Caroline, hm! So, ei, hm! Zum wie viel tauſendſten Male, Gott mag es wiſſen! hab ich ſchon geſagt, ja hab' ich befohlen, daß mein Waſchwaſſer vom Pumpbrunnen in der Küche und nicht vom großen Ziehbrunnen im Hof genommen werden ſoll? Hm, hm! Aber nicht wahr, Mamſell Caroline, es iſt Ihrer Faulheit viel anſtändiger und bequemer, das

Waſſer aus einem der großen Eimer im Hof nehmen zu laſſen, wenn es auch ſchon den vorigen Tag und die Nacht durch geſtanden und alſo ſchon halb faul iſt? Für den Vater iſt es doch gut genug.“ — „Aber, verzeihen Sie, Papa —“ — „So, du widerſprichſt ſchon wieder? muß ich mich denn beſtändig über dich ärgern und deine Widerſprüche anhören? Ich ſage dir, du wirſt es noch ſo weit treiben, daß ich dir die Woche ganz abnehme, und dann wehe dir!“

Bei ſolchen Morgengrüßen ſaßen wir Andern zitternd und bleich vor Angſt da, denn wenn der alte Herr einmal im Zuge war, ging es leicht der Reihe nach über uns Alle her, und es mochte leicht der Fall ſein, daß er am vergangenen Tage von einem irgend eine ähnliche Unthat erfahren hatte, bei welcher Gelegenheit er, um ſeinem Gedächtniſſe nachzuhelfen, jedesmal in ſein buntſeidenes Taſchentuch einen Knoten machte, um die Sache nicht zu vergeſſen. Aber gerade dieſe Knoten im Schnupftuch waren unſer doppeltes Unglück; denn erſtens, wie geſagt, brachten ſie ihn auf unſere Unarten zu ſprechen und dann vergaß er auch meiſtens, die erledigten Knoten wieder aufzulöſen, wodurch ſich unſere Verbrechen beſtändig häuften. Bei einer Unterredung wie die obige, oder wenn er ſonſt ſchlecht gelaunt war, begann er langſam ſein Tuch aus der Taſche zu zupfen, und da er nicht immer wußte, wem der betreffende Knoten in demſelben galt, ſo ſah er uns alsdann ſcharf nach der Reihe an, und wer am ängſtlichſten nach dem Tuche ſpähte, der mußte der Schuldige ſein, und war es auch gewöhnlich. Die Urtheilsſprüche, welche die Knoten im Schnupftuch hervorgerufen, wurden auch häufig durch eben dieſes Inſtrument recht fühlbar vollzogen, worauf ſich dann der alte Herr in ſeine Kanzlei begab, recht zufrieden, in ſeinem Hausweſen wieder Alles in's Reine gebracht zu haben; denn es war ihm gerade nicht lieb, wie er ſelbſt oft behauptete, den ganzen Tag verweiſen und ſtrafen zu müſſen, und hatte er ausgetobt, ſo war er der beſte Mann von der Welt. Als-

dann erzählte er uns Geſchichten oder ſpielte mit uns; doch konnten wir uns auch in ſolchen Augenblicken ſeiner guten Laune nicht genug in Acht nehmen; die geringſte Ungeſchicklichkeit oder Unaufmerkſamkeit konnte ſeinen Eifer auf's Neue rege machen. Dadurch aber hatte ſeine Anweſenheit für ſeine eigenen Kinder, ſowie für mich, etwas ſehr Peinliches und Beengendes, und wir konnten uns erſt dann recht freuen, wenn er das Haus verlaſſen hatte. Dann mußte eines von uns durch ein kleines Fenſter an der Seite des Hauſes auf die Straße ſehen, ob er wirklich um die Ecke gegangen ſei, worauf wir uns durch den größtmöglichen Unfug aller Art entſchädigten und einen Spektakel im Hauſe anfingen, in welchen gewöhnlich die alte Haushälterin, ſowie ſämmtliche Mägde kräftigſt einſtimmten.

Ich war ein Jahr in ſeinem Hauſe geweſen, und obgleich es mir da im Ganzen beſſer ging, als ſpäter bei meiner Tante, ſo war ich doch herzlich froh, als ich es wieder verlaſſen konnte. Der alte Herr belegte mich auch gar zu häufig mit Strafen, die für mich die empfindlichſten waren. So mußte ich mit ihm auf ſeine Kanzlei gehen, namentlich an Sonn- und Feiertagen, und dort bekam ich ein großes Buch und ein Stück Papier, das ich voll ſchreiben mußte, und ſo oft er einen Fehler darin entdeckte, mußte ich es von Neuem abſchreiben, und immer wieder abſchreiben. Obendrein ſaß ich an ſeiner Seite, und wenn ich nicht fleißig war, oder die Feder nicht recht hielt, ſo nahm er langſam ein langes flaches Lineal und gab mir damit einen ſtarken Klaps auf die Finger. Auch mußte ich nicht ſelten da bleiben, wenn er fort ging, und dann ſchloß er mich ein, und dies waren für mich die ſchrecklichſten Augenblicke. Die Kanzleiſtube war ein altes, düſteres Gemach und hatte kleine vergitterte Fenſter, zu welchen kaum das nöthige Licht hereindrang, und da ſaß ich Aermſter, meine Finger durch das Schreiben mit Dinte beſchmutzt bis an die Knöchel, worauf meine Thränen fielen. Und wenn ich dann einen Verſuch

machte, meine naſſen Augen mit den Fingern zu trocknen, ſo nahm das Geſicht bereitwillig die Dintenflecken an. Auch mein weißer Hemdkragen färbte ſich ſchwarz, was ſpäter zu neuen unangenehmen Erörterungen Veranlaſſung gab.

Draußen vor der Kanzleiſtube ſummte und wogte an ſolchen Feiertagen das fröhliche Volk vorbei. Ich erkannte die Stimmen meiner Spielkameraden und mußte hören, wie ſie luſtig davon zogen, wahrſcheinlich vor das Thor, auf eine grüne, duftige Wieſe, unſern gewöhnlichen Spielplatz. Wie roch ich in Gedanken den Duft des Graſes, wie hörte ich über meinem Haupte die Bäume rauſchen, während ich im Staub vergilbter Akten ſaß und ſich über meinem Haupte nur je zuweilen im Luftzuge ein alter zerriſſener kattunener Vorhang bewegte, eine Unzahl Motten aus ihrer beſchaulichen Ruhe aufſtörend.

Dergleichen Gedanken und Erinnerungen quälten mich, wie geſagt, auf der alten Matratze beim Doktor Burbus, und wenn ich mich auch mit Schaudern jener Zeit beim Vormund erinnerte, ſo kam ſie mir doch wie ein holder Maitag gegen das Sturmwetter vor, das ſich nach den ſchweren Ereigniſſen von geſtern Abend gegen mich zuſammenzog.

Weh mir! meine Großmutter, meine Tante, der Vormund, Philipp auf der Polizei — das alles machte mich ſo entſetzlich unruhig, daß ich in meiner Angſt anfing, den Doktor aufzuwecken, ein Geſchäft, das mir erſt nach vielen fruchtloſen Bemühungen gelang. Endlich hob er ſein ſchweres Haupt aus den zerriſſenen Kiſſen in die Höhe, um mich anzuſchauen. Dazu blinzelte er mit den Augen und bot mir laut gähnend einen guten Morgen.

„Ach, lieber Herr Doktor," ſagte ich, „mich haben die Vorfälle von geſtern Abend gar nicht ſchlafen laſſen. Sie erinnern ſich doch der Sache? Wiſſen Sie, wo Philipp iſt?" — „O ja," entgegnete der Doktor Burbus mit einer ſehr heiſeren und trockenen Stimme, „freilich erinnere ich mich. Hahaha! Philipp, der Edle, hat das

Aſyl treuer Liebe mit einem Quartier in Numero Sicher vertauſcht.“ — „Ja, aber, lieber Herr Doktor,“ entgegnete ich, „Sie ſagten geſtern vor dem Einſchlafen, Philipp könnte uns angeben, und dann —“ — „Ganz recht, Verehrteſter,“ antwortete der Doktor, indem er ſich aufrecht in's Bett ſetzte, ſo daß ſeine beiden Füße den Boden berührten, wo er nach ein paar alten gelben Pantoffeln angelte, „wenn uns Philipp verdächtigt — und das trau' ich ihm gar ſehr zu — ſo werden wir vor das Friedensgericht citirt. Kennen Sie dieſes Inſtitut? — „O Gott, nein!“ jammerte ich, und es war mir gerade, als habe mich ſchon einer mit rothem Kragen und blauem Rock gefaßt und ſchleppe mich, ein armes, wehrloſes Opfer, durch die Straße.

„Sehen Sie,“ fuhr der Doktor gähnend fort, indem er in ſeinen alten grünen Sämmtling ſchlüpfte und einen entſetzlich nüchternen, troſtloſen Blick an den grau überzogenen Himmel warf, „Friedensgericht iſt für dieſe wohlthätige Anſtalt eine ſehr ſonderbare Benennung. Da werden zwei Parteien, die uneins ſind, mit Gewalt hincitirt, vor einen alten Herrn, der ſitzt in einem großen Lehnſtuhle und hat grauſame Langweile. Er hört die Leute ruhig an, und nachdem ſie ſich tüchtig ausgeſchrieen haben, verſucht er einen Vergleich zwiſchen ihnen zu Stande zu bringen. Aber das gelingt ihm höchſt ſelten, iſt ihm aber im Grund auch gleichgültig, und wenn die Leute auch vor dem Friedensgericht thun, als haben ſie ſich wirklich verſtändigt, ſo rennen ſie, wenn ſie kaum aus der Thür ſind, zu zwei verſchiedenen Advokaten und machen die Sache beim Landgericht anhängig. Aber da fällt mir eben ein, daß die Sache mit Philipp wohl vor das Polizeigericht kommen wird, eine andere, nicht minder wohlthätige Anſtalt.“ — „Und was geſchieht da, lieber Herr Doktor?“ fragte ich kleinlaut. — „Ja da,“ entgegnete der Doktor, „wird mit dem ehrwürdigen Philipp ziemlich kurzer Prozeß gemacht. Der betreffende Poliziſt bethenert bei ſeinem Dienſteid, er habe den Inkulpaten im Augenblicke er-

wiſcht, wo er höchlichſt an einer königlichen Straßenlaterne gefrevelt, und dann iſt's wie eins, zwei, drei. Der Polizeidirektor ſagt: So! ſchlägt das Polizeiſtrafgeſetzbuch auf und decretirt: ergo conclusum — drei Tage in Arreſt nebſt Schadenerſatz." — „Aber um Gotteswillen!" rief ich, „Philipp iſt ja unſchuldig!" — „Das thut nichts, Verehrteſter, Alles, Ort und Umſtände, wie er attrapirt worden, zeugt gegen ihn, und er mag nur Gott danken, daß auf das Verbrechen, eine Straßenlaterne zertrümmert zu haben, nicht Todesſtrafe ſteht, indem er alsdann unfehlbar gehenkt würde." — „Nein, lieber Herr Doktor," erwiderte ich, „das dürfen wir eigentlich nicht zugeben; ich, oder vielmehr Sie, der die Sache beſſer kennt, ſollte auf die Polizei gehen und dort erklären, daß Philipp unſchuldig iſt. Sie brauchen ja nicht zu ſagen," ſetzte ich hinzu, „daß wir betheiligt ſind; wir haben es nur zufällig mitangeſehen und können für ſeine Unſchuld zeugen."

„Junger Menſch," ſprach der Doktor ſehr ernſt, indem er ein blechernes Gefäß hervor ſuchte, worin er ſeinen Kaffee zu bereiten pflegte, „du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus. Aber nehmen Sie mir's nicht übel, davon verſtehen Sie gar nichts und ich deſto mehr. Sehen Sie, wenn ich mich in einer ſo zweideutigen Angelegenheit auf der Polizei ſehen laſſe, ſo begnügen ſich die charmanten Leute dort nicht mit meinem Zeugniß; ſie gehen in ihrer unendlichen Wißbegierde ſo weit, mich um Paß, Heimathſchein, Aufenthaltskarte ꝛc. zu fragen, und würden ſich am Ende noch angelegentlichſt erkundigen, wovon ich denn eigentlich in hieſiger Stadt meinen Unterhalt beſtreite? Fragen, auf welche ich wahrhaftig keinen Beſcheid zu geben wüßte."

„Ja, aber, lieber Herr Doktor, wenn Sie mir erlauben, unbeſcheiden zu fragen, Sie müſſen doch ein gewiſſes Vermögen haben, von dem Sie die Leute bezahlen, denen Sie etwa ſchuldig ſind." — „Ja freilich," erwiderte Burbus — „Schulden bezahlen — ja wohl, ja wohl! — Es gab eine Zeit," fuhr er fort, indem er eine

Spirituslampe anzündete, eine Zeit, wo ich nicht ſchlafen konnte, wenn ich Gott mein Nachtgebet ſchuldig geblieben war; aber das iſt ſchon lange her, und ſeit jenen Tagen unſchuldiger Kindheit habe ich es gänzlich verlernt, meine Schulden zu bezahlen."

Unterdeſſen war ich an's Fenſter getreten und ſchaute zum Himmel empor, wo ſchmutzig graue Wolken von einem kalten Winde eilfertig, und ihre Geſtalt beſtändig ändernd, hinweggeführt wurden. Auf der Straße war es naß und kothig und wenige Schritte vor dem Reißmehl'ſchen Hauſe lag auf der Erde, ein ganzer Trümmerhaufen von Stricken, Glas, kurz allen Beſtandtheilen, woraus eine ordentliche Straßenlaterne gefertigt iſt. Drüben im Hauſe meines ehemaligen Prinzipals war noch Alles ſtill und ruhig, nur das Fenſter meines Zimmers war geöffnet und der Wind fuhr hinein und ſpielte mit dem bunten Kattunvorhang, der mein früheres Bett umgab. Es war ein häßlicher, unfreundlicher Morgen, und ich befand mich in derſelben Stimmung wie damals als ich nach dem zu viel genoſſenen Punſch bei Doktor Burbus in meinem Bett drüben erwachte. Doch war mein Katzenjammer am heutigen Morgen ein weit ſchlimmerer, ein durchaus moraliſcher, und Philipp hätte ihn nicht wie damals durch eine Handvoll Sauerkraut vertreiben können.

Während ich im Fenſter lag, braute der Doktor ſeinen Kaffee, deſſen ganzer Geruch und Anſehen mir keinen großen Appetit machte, zumal als ich ſah, das ſeine Filtrirmaſchine aus dem untern Theile eines Strumpfes beſtand, den er über einen eiſernen Ring befeſtigt hatte. Ich konnte es aber nicht verhindern, daß er mir eine Taſſe eingoß, und dann nöthigte mich die Kälte des Morgens, einen Schluck vom warmen Gebräu zu nehmen. Der Doktor rauchte aus einer langen Pfeife und ließ ſich auf ſein Bett nieder, indem er die unendliche Unſauberkeit und Unordnung in ſeinem Zimmer mit einem wohlgefälligen Blick zu betrachten ſchien. Ich dagegen konnte mich eines geheimen Eckels nicht erwehren, und wenn es

mir Spaß gemacht hatte, ein paar Stunden lang dieſe zerfetzten Möbel, den grotesken Hexentanz an der Wand und den Schlafkameraden Todtenbein anzuſehen, ſo fing ich jetzt faſt an, ein geheimes Grauen vor dem Doktor zu fühlen, der ſich beſtändig in dieſer ſchauderhaften Umgebung befand und ſich darin gefiel. Indeſſen wurde der Blick des Doktors, je länger er um ſich ſchaute und mit den Fingern durch das verwirrte Kopf- und Barthaar fuhr, immer weniger luſtig, und nahm zuletzt einen ernſten, ich möchte ſagen traurigen Ausdruck an, den ich früher nie an ihm bemerkt hatte. Mit ſeinen Beinen klopfte er taktmäßig gegen das Bett und nachdem er einen Augenblick zum Fenſter hinausgeſchaut, von dem jetzt ein feiner kalter Regen herab rieſelte, fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn und ſtieß einen tiefen Seufzer aus. Dann betrachtete er mich und ſagte: „Wenn man Sie auch drüben aus dem Hauſe weggeſchickt hat und Sie von Ihrer Familie bedeutende Unannehmlichkeiten zu erwarten haben, ſo ſind Sie doch, bei Gott! gegen mich ein ganz glücklicher Menſch. Auf mein Wort verſichere ich Sie, ich fühle mich oft einer der miſerabelſten Sterblichen, die es gibt. Wer, wie ich, ſo allein ſteht, ach, ſo entſetzlich allein ſteht, und weder Mittel hat, wovon er anſtändig leben kann, noch etwas gelernt hat, um dieſe Mittel zu erwerben, iſt wahrlich ſchlimmer daran, als der Tagelöhner und Laſtträger, der mit ſaurer Arbeit ſein mageres Stück Brod verdient. Glauben Sie mir, Theuerſter, unter allen dummen Streichen, die ich in meinem Leben gemacht — und deren Zahl iſt Legion — iſt der unverantwortlichſte und größte, daß ich während meines achtjährigen Studentenlebens von allen Wiſſenſchaften und Künſten, die ſich auf Gottes Erdboden breit machen, auch nicht die Idee profitirt habe.“

„Aber,“ entgegnete ich haſtig, „Sie haben ja lange Zeit die Univerſität beſucht und ſtudirt? — „Freilich,“ antwortete der Doktor, „habe ich die Univerſität beſucht, aber das Bischen Ver-

„hätte ich Jemand gehabt, der mir die Sache vernünftig auseinandergeſetzt hätte, ſtatt daß meine Mutter durchaus einen gelehrten Herrn aus mir machen wollte, ſo wäre ich bei meinem Vater geblieben, der Gott weiß von wie viel Generationen her eine alte Mühle in Pacht hatte. Ich hätte dieſes edle Geſchäft ebenfalls erlernt und könnte jetzt vielleicht im weißen bemehlten Camiſol ein ruhiges glückliches Leben führen. Aber das iſt Alles, Alles unwiederbringlich dahin. Mein Vater iſt todt, meine Mutter iſt todt, ehe ſie in ihrem Herrn Sohn einen Gelehrten erblickt, die Mühle iſt in andere Hände übergegangen, und ich bin auf Gottes weitem Erdboden gar nichts, als ein miſerabler Kerl, ein elender Lump.“

Bei dieſen letzten Worten warf ſich der Doktor ſo ſtürmiſch auf ſein Bett, daß es in allen Fugen krachte. Darauf ſchien es, als wolle er mit Gewalt dieſe finſteren Gedanken von ſeiner Seele wälzen, und er begann aus voller Bruſt ein bekanntes Lied:

„Das Jahr iſt gut, braun Bier iſt gerathen.“

Er ſang mehrere Strophen deſſelben in einem Athem fort, während ich da ſaß, ob dem ſonderbaren Menſchen auf's Tiefſte erſchüttert. Endlich ſprang er wieder auf, faßte mich bei den Schultern und ſagte ſo luſtig wie möglich: „Jetzt, theuerſter Exladenjüngling, fliehen Sie heim gen Zion und halten Sie ſich in den erſten Tagen ſtill in Ihrem Kämmerlein verborgen. Ich habe ſtets einen guten Löffel geführt und werde wahrſcheinlich auch Ihren Theil an der garſtigen Polizeiſuppe verſpeiſen. Jetzt gehen Sie, es iſt acht Uhr, und überlaſſen Sie mich meinem Schickſal. Doch eh ich dieſer ſündhaften Stadt den Rücken kehre, was vielleicht bald geſchehen wird, werde ich Sie in aller Stille aufſuchen, um mich zu beurlauben. Leben Sie wohl, junger halbverlorener Sohn.“

Er öffnete die Thür, ſchüttelte mir die Hand und ich ſtieg nachdenkend die Treppe hinab. Von oben ſchallte mir des Doktors Stimme nach, der das begonnene Lied zu Ende brachte, und unten hörte ich noch deutlich, wie er den Vers ſang:

„Und wenn ich einſt ſterbe, ſo laßt mich begraben,
Nicht unter den Kirchhof, nicht über den Schragen,
Nein, tief in den Keller, wohl unter das Faß;
Lieg' gar nicht gern trocken, lieg allweil gern naß."

Mir war zu Muth, als ſollte mir das Herz in der Bruſt zerſpringen. Raſch eilte ich auf die Straße und der herabfallende eiſige Regen that mir gar nicht wohl; auch fühlte ich in meinen Stiefeln einige verdächtige Oeffnungen. Obgleich ich aber unter dieſen Umſtänden zu eilen hatte, wieder unter Obdach zu kommen, hielt es mich doch einen Augenblick vor dem Reißmehl'ſchen Hauſe feſt, wo der alte ſteinerne Soldat mit der langen Naſe ſtand. Ihn verließ ich ungern und nickte ihm freundlich zu. Ach, vielleicht war er der Einzige vom ganzen Hauſe, der mich ungern ſcheiden ſah, wenigſtens bildete ich es mir ein, und wer wird es mir übel nehmen, wenn ich in meinem gedrückten Gemüthszuſtande das Waſſer, welches an der großen Naſe des ſteinernen Kriegsmannes herablief, für mitleidige Abſchiedsthränen hielt?

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

XIV.

Heimkehr. O weh!

Obgleich es vom Reißmehl'ſchen Hauſe zu meiner Großmutter nicht weit war und ich meine Tour dahin mit ſchnellen Schritten begonnen hatte, ſo kam ich doch nicht ſo bald hin. Je mehr ich mich dem Ziele näherte, deſto höher wuchs meine Angſt und deſto langſamer wurde mein Schritt. Die gute Großmutter hatte gewiß noch keine Ahnung von den neuen Ereigniſſen, und wenn ſie auch

aus meinem Gespräch gestern Abend wohl ersehen, daß ich mit meiner Condition sehr unzufrieden war, wenn sie auch zu meiner Entfernung aus dem Geschäft ihre Zustimmung gegeben, so stand ja im Hintergrunde der Willen des Vormunds, an dem, wie an einem mächtigen Felsen, unsere Beschlüsse zersplittern konnten. Doch so klein ich auch meine Schritte machte, so zögernd ich vorwärts ging, ich kam doch endlich in die Straße, wo das Haus meiner Tante lag, und schon sah ich es vor mir, sah das Fenster des Ladens und daneben das des Zimmers meiner Großmutter, wo die gute Frau wahrscheinlich ihren Kaffee trank, nachdem sie vorher in einem geistlichen Morgen- und Abendopfer ein Kapitel gelesen.

Ich wußte wie ruhig und friedlich es namentlich in den Morgenstunden in diesem Zimmer aussah. Zu dieser Zeit war die Großmutter des besten Humors, und wenn sie ihren Kaffee getrunken, nahm sie meistens ein altes Paket Briefe zur Hand, das mit einer grünseidenen Schnur umwickelt, beständig im Tischschoße vor ihr lag. Dieses Briefpaket war ihr Heiligthum, ihr Archiv. Wie oft hatte sie der Tante und mir Auszüge davon mitgetheilt, und ich erinnere mich ganz genau, daß der erste Brief, der obenauf lag, ein Schreiben meines seligen Großvaters war, worin er der guten Großmutter die ersten schüchternen Geständnisse seiner Liebe ablegte. Dieser Brief begann mit der Ueberschrift: „Achtungswerthe, höchst zu verehrende Jungfer!“ Dahinter kamen noch mehrere Schreiben in ähnlichem Genre, dann folgte der Kopulationsschein, und dann, ein Jahr später datirt, der Taufschein meiner Mutter, als ihrer ältesten Tochter. Bald aber wurde das Archiv traurigeren Inhalts; es kam ein Schreiben von sehr weit her, daß ein Bruder der Großmutter in der Fremde und im Elend gestorben. So folgten die Schreiben in bunter Reihe auf einander, mit Haarlocken, vertrockneten Blumen und vergilbten Stammbuchblättern untermischt. Da hatte mein Vater freudig geschrieben, daß ihm der erste Sohn geboren sei, und gleich daneben lag ein Brief mit schwarzem Siegel,

in dem zu lesen stand, daß meine Mutter wenige Tage darauf gestorben. Den Brief hatte mir meine Großmutter oft gezeigt und immer dazu gesagt: „Siehst du, Junge, mit dem Brief ist der Segen von eurem Haus gewichen; du bist nach und nach verwildert und ein Taugenichts geworden.“

So stand ich an der Straßenecke, mitten im Regen, und träumte mit wachen Augen; als ich aber an die Stelle kam, wo meine Großmutter mich einen Taugenichts nannte, kam ich wieder zu mir und wollte nach Hause eilen, als eine Figur auf der Straße, die dasselbe Ziel wie ich zu haben schien, meinen Schritt auf's Neue hemmte. Obgleich ich von der Gestalt nichts sah, als einen brennendrothen Regenschirm, unten den Zipfel eines braunen Rocks, weiße Strümpfe und Schuhe mit Stahlschnallen, so erkannte ich doch augenblicklich den Herrn Reißmehl. Jetzt war er in die Hausthüre getreten, machte den Regenschirm zu, öffnete und schloß ihn einigemal nach einander, um den daranhängenden Regen abzuschütteln. Dann blickte er an den grauen Himmel hinauf, ob sich nicht irgendwo ein blaues Fleckchen zeige, sah dann an seine weißen Strümpfe hinunter, ob sich da nicht ein graues dito angesetzt habe, und verschwand mit einem großen Schritte im Hausgang.

Mir war die Kehle wie zugeschnürt, und wenn es mir auch auf der einen Seite nicht unlieb war, daß ich am Prinzipal einen Vorläufer hatte, der meine Missethaten kund machte, so wäre ich doch andererseits um keinen Preis jetzt nach Hause zurückgekehrt. Was sollte ich thun? Hier im Regen stehen bleiben, der mir schon durch das dünne Röckchen auf den Körper drang und mich so durchkältete, daß mir die Zähne klapperten, das konnte ich nicht aushalten. Bekannte hatte ich auch nicht, und so fiel mir denn glücklicherweise die Domkirche ein, die nicht weit weg lag und deren weite hohe Hallen uns schon oft zum Spielplatze gedient. Dorthin ging ich, und die leichte Wärme, die im großen Gebäude, im Gegensatze zu der naßkalten Straße herrschte, that mir unendlich wohl. Ich schlich

in eine Seitenkapelle und ſetzte mich dort in einen alten braunen geſchnitzten Chorſtuhl, der einem Muttergottesbild, das den kleinen Chriſtus auf dem Arm trug, gegenüberſtand.

Ich hatte hier noch nicht lange geſeſſen, als ſtatt der Kälte, die mich eben durchſchüttelt, eine ſtarke Hitze durch meinen Körper fuhr, und ich zugleich einen Druck auf meinen Kopf fühlte, der mich nöthigte, die Augen zu ſchließen, worauf ich bald einſchlief. Während dieſes Schlummers hatte ich ganz ſonderbare Träume; Alles, was mir in den letzten Tagen im Reißmehl'ſchen Hauſe begegnet war, tummelte ſich in den wildeſten, ſchreckhafteſten Geſtalten vor meinem Innern vorbei. Jetzt kam es mir vor, als ſtoße mich Jungfer Barbara in ein tiefes Eismeer, wo ich vor Kälte umkommen ſollte; wenn aber meine Glieder kaum vor Froſt zu zittern anfingen, ſo wurde das Eis glühend, und mich durchſtrömte die raſendſte Hitze. Zuweilen erwachte ich halb aus dem Schlaf, und da lag die weite Kirche leer vor mir, und mein matter Blick konnte nichts unterſcheiden, als die freundliche Mutter Gottes mit dem Kind auf dem Arm. Wie lange ich eigentlich ſo halb ſchlafend im Fiebertraum gelegen, weiß ich nicht. Endlich aber fühlte ich, daß ein ſtarker, köſtlicher Geruch in meine Naſe ſtieg, und als ich die Augen aufſchlug und um mich ſchaute, meinte ich Anfangs nicht anders, als die Mutter Gottes ſei herabgeſtiegen und ſtehe mit dem Kind an der Hand vor meinem Stuhl. Sie, da ſie ſich halb über mich beugte und mir ein kleines Fläſchchen an die Naſe hielt, hatte ein ſo anmuthiges liebes Geſicht, ſo ſchön und freundlich, wie ich nie etwas geſehen, und da ich ſie für ein überirdiſches Weſen hielt, ſo wollte ich ſchon meine Augen wieder ſchließen, um mich blindlings ihrem Schutze anzuvertrauen. Aber das Kind an ihrer Hand, ein junges Mädchen, das ebenſo lieb und freundlich ausſah, wie ſie, ſagte: „Ach, Mama, das arme Kind wird doch nicht ſterben?“ eine Aeußerung, die mich zu mir ſelbſt brachte, ſo daß ich die Augen wieder öffnete und mich langſam im Stuhle erhob.

Da ſah ich denn wohl, daß es nicht die Mutter Gottes war, die vor mir ſtand, ſondern eine ſehr ſchöne mir gänzlich fremde Dame, ſo fein und prächtig gekleidet, wie ich nie etwas geſehen. Das kleine Mädchen an ihrer Hand ſchien ihre Tochter zu ſein, denn ſie ſah ihr ſehr ähnlich, nur daß die Mutter ſchwarzes Haar und das Kind blonde Locken hatte. Hinter den Beiden ſtand ein Mann in einem langen blauen Ueberrock mit goldenen Knöpfen, der hatte ein paar Regenſchirme unter dem Arm.

„Aber wer biſt du, mein Kind?“ fragte mich die Dame, „und wie kommſt du mit ſo naſſen Kleidern hieher in die Kirche? Warum gehſt du nicht nach Hauſe, wenn du krank biſt?“ Die Dame hatte eigentlich gut fragen und ich ſchlecht antworten. Ich hätte ihr viel zu erzählen gehabt, um ihr begreiflich zu machen, warum ich in den naſſen Kleidern hieher gekommen; dazu konnte ich mich aber nicht entſchließen. Auch fühlte ich, daß die Dame Recht hatte, daß ich krank war, denn als ich aufſtand, wobei ich verſicherte, daß ich jetzt nach Hauſe gehen wollte, konnte ich nicht auf meinen Beinen ſtehen. Die Säulen der Kirche, die bunten Fenſter, Alles lief im Kreiſe mit mir herum. Ich hörte nur, wie die Dame weiter fragte: „Aber um Gotteswillen, wo wohnſt du denn, mein Kind?“ und ich erinnerte mich nachher dunkel, daß ich ihr den Namen unſerer Straße, ſowie das Haus meiner Tante angegeben. Was nun weiter geſchah, iſt mir wie ein Traum. Ich glaube, der Mann mit dem Regenſchirm nahm mich auf den Arm und ſetzte mich in eine Kutſche. Auch die Dame mit dem kleinen hübſchen Mädchen ſtieg hinein und letzteres hielt mir zuweilen das Glas mit dem Wohlgeruch unter die Naſe. Dann rollten wir durch ein paar Straßen und plötzlich ſah ich meine Tante, ſo wie die alte Großmutter, die gewaltige Knixe machten, worauf ich in tiefen Schlaf verfiel.

XV.

Geheimnisse.

(Nicht übersetzt.)

Während sich das Alles mit mir begab, war es dem unglücklichen Philipp am Abend nach der Entkerkerung der Fanny noch weit schlimmer ergangen. Daß er beim Anblick der heiligen Hermandad der Reißmehl'schen Pforte zufloh, ist bereits gemeldet, wie auch, daß der Jammervolle, trotz allen Betheurens seiner Unschuld, beim Kragen genommen und hinweggeschleppt wurde. Glücklicherweise war Philipp von allen schrecklichen Ereignissen des Abends so zusammengedonnert, daß er, als nun jene Katastrophe eintrat, nach den ersten unmächtigen Versuchen, sich zu vertheidigen, in völlige Apathie versank und sich wie das Lamm zur Schlachtbank ruhig fortschleppen ließ.

Es waren zwei handfeste Polizeisoldaten, die ihn im wahren Sinne des Worts durch die Straßen schleiften. Philipp's Kniee waren eingesunken und seine unendlich langen Arme und sein Kopf hingen schlaff hernieder. Obendrein hatte er seine Pantoffel verloren — es waren ein paar abgeschnittene Stiefeln, die er in den Feierstunden an den Füßen trug — und während das Wasser von unten seine Beine benetzte, drang der Regen von oben in sein herabhängendes Haar und näßte seine bunte Kattunjacke. Hiezu kam noch, daß durch das kräftige Anfassen der Häscher Philipp's Hemdkragen auf der einen Seite gewaltig in die Höhe gezogen wurde. Alle diese Umstände trugen nicht wenig dazu bei, daß der Schließer des Polizeigefängnisses, wo man nun anlangte, den unschuldigen Philipp mißtrauisch anschaute und sein Aussehen für sehr verdächtig erklärte.

Philipp kannte das Polizeigefängniß nur dem Namen nach, und oft, wenn er in Aufträgen seines Prinzipals an diesen hohen, grauen Mauern vorbeigegangen war, hatte er mit Entsetzen die festen verschlossenen Thüren, die stark vergitterten Fenster angeschaut, und wenn sich an letzteren hier und da ein mageres Gesicht mit langem struppigtem Bart zeigte, hatte der menschenfreundliche junge Mensch geseufzt und bei sich gesprochen: „Man sollte selbst einen Mörder nicht unmenschlich halten!“ Und jetzt, jetzt stand er selbst in der Vorhalle dieses schrecklichen Gebäudes und vor ihm saß der diensthabende Polizeiwachtmeister, einige Fragen nach seinem Namen, Stand ꝛc. an ihn richtend.

Wenn gleich Philipp diese auf's Wahrhaftigste beantwortete, schüttelte doch der Polizeimann ungläubig den Kopf und entgegnete: „Ist Alles erlogen, Alles erlogen: kenne wohl den Herrn Reißmehl, ein sehr ordentlicher Geschäftsmann und ruhiger Bürger, hat in seinem Laden zwei Subjekte, eines, das schon ein paar Jahre dort ist und sich beständig gut aufgeführt hat, von dem auch die Polizei nichts Schlimmes weiß —“ — „Bitte recht sehr, verehrtester Herr Commissär, aber der bin ich ja selber.“ — „Er?“ entgegnete der Commissär mit einem sehr verächtlichen Blick, „halt Er das Maul mit seinem Lügen oder ich will ihm —“ — Der arme Philipp, den das gräßliche Lokal, wo er sich befand, kaum wieder etwas zu sich selber gebracht hatte, war im Begriff, den Verstand zu verlieren als er hörte, daß man ihm beweisen wollte, er sei nicht er selber.

„Märtens!“ rief der Wachtmeister in eine kleine räuchige Nebenstube hinein, wo man beim Schein einer trüben Oellampe mehrere bewaffnete Leute erblickte, die auf einer Pritsche zu schlafen schienen; „Märtens, komm Er heraus und seh' Er diesen Burschen genau an. Er treibt sich ja in dem Stadtviertel, wo der Herr Reißmehl wohnt, beständig umher und sollte dessen Leute wohl kennen.“ — „Kenn' sie auch,“ antwortete drinnen eine sehr heisere Stimme, und ein alter Polizeisoldat erschien in der Thür der

gähnend und sich reckend näher schlich; „kenn' sie alle, Herr Wachtmeister."

Dann ist's gut, dachte Philipp bei sich, man wird gleich sehen, woran man ist, und freudig durchzuckte ihn ein kleiner Hoffnungsstrahl. Er wandte seinen Kopf gegen den Polizeisoldaten, der ihn einen Augenblick gleichgültig ansah und darauf seinem Vorgesetzten ebenso gleichgültig meldete: den Menschen kenne er nicht. — Auf diesen schrecklichen Ausspruch hin fing es an in Philipp's Kopf ernstlich umzugehen; es sauste ihm vor den Ohren und er begann an sich selbst zu zweifeln. Sein erster Gedanke war, wenn er nur einen Spiegel hätte, in dem er sich betrachten könnte, um in's Reine zu kommen, ob er es denn wirklich sei. Doch dauerten diese leichten, aber schrecklichen Anfälle nicht lange; denn Philipp war moralisch und physisch zu sehr von sich selber überzeugt. Gerechter Gott! dies waren ja seine langen dürren Beine, dieß waren seine magern Finger, und wenn sein Haar, in welchem er jetzt verzweiflungsvoll umher fuhr, nicht so strohdachähnlich geordnet wie sonst herunter hing, so war es doch immer das alte, lang, fahl, blond und struppig.

„Sieht Er, junger Landstreicher," fuhr der Wachtmeister fort, „sieht Er, daß man vor hoher Polizei mit dem Lügen nicht weit kommt. Doch wird sich Seine Sache morgen früh beim Verhör schon aufklären. Wir wollen unterdessen Sein Nationale aufnehmen und Ihn in Nr. 4 unterbringen, da wird Er gut aufgehoben sein." — Philipp stellte sich ein ehrsames Polizeigefängniß ungefähr so vor, wie er in alten Ritterbüchern von den Verließen gelesen hatte: tiefe, feuchte, haarsträubende Löcher, bevölkert von Ratten, Eidechsen und Fledermäusen — ach! und letztere fürchtete Philipp entsetzlich; tief im Grund modern einige Skelette, an den Wänden herab fließt trübe Feuchtigkeit, dumpfes Kettengerassel, und nur oben durch wankendes Gesträuch fällt ein einziger Mondstrahl in den schauerlichen Raum. Das alles schwebte vor Philipps

Phantasie, und er machte noch einen letzten, aber ebenso fruchtlosen Versuch, den Polizeimann von der Identität seiner Person zu überzeugen. Vergebens; es war eilf Uhr, der Schließer sehnte sich nach Ruhe, die That der Laternenzertrümmerung war so gut wie bewiesen, und Märtens, der schon wieder auf seine Pritsche hinaufgekrochen war, betheuerte nochmals schon halb im Schlaf mit schwerer Zunge: den Herrn Philipp beim Herrn Reißmehl, den kenne er ganz genau, das sei ein charmanter junger Mensch, und er wolle sich morgen früh einen Gang nicht gereuen lassen, um ihm zu erzählen, daß sich dieses polizeiwidrige Subjekt für ihn ausgegeben.

Wie dem Unglücklichen, der dem Schließer durch einen Hof eine steinerne Wendeltreppe hinauf folgte, zu Muthe war, kann man sich leicht denken, und obgleich ihm der Polizeimann versicherte, daß er ihn aus Gnade und Barmherzigkeit in Nr. 4, eines der bessern Lokale, bringe, wo er anständige Gesellschaft finden werde, so konnte sich doch Philipp eines neuen Schauders nicht erwehren, als die Thür zu Nr. 4. vor ihm geöffnet war und er in ein Gemach schaute, aus dem ihm ein warmer, unangenehmer Duft entgegen drang, und das, von einem einzigen, fast erlöschenden Oellicht erhellt, ein sehr trostloses Aussehen hatte. Philipp wurde hineingeschoben, die Thüre hinter ihm verschlossen, und so stand er, von der ganzen civilisirten Welt getrennt, in Mitten einer Rotte Gefangener, von denen, wie der Unglückliche glaubte, wohl jeder ein Mörder sein konnte.

Das Gemach mochte einige vierzig Schuh in der Länge und Breite haben, die Decke wurde von zwei hölzernen Pfeilern getragen und drei vergitterte Löcher, die sich oben an der Wand befanden, stellten die Fenster vor. Rings herum liefen hölzerne Pritschen, auf denen die Bewohner von Nr. 4 zum Schlafen ausgestreckt lagen. Es waren ihrer sechs, von denen aber nur zwei der Schlummer wirklich in die Arme genommen, was sich durch ein unheimliches

Schnauben und Schnarchen verrieth. Von den Uebrigen hatten sich drei um einen vierten gelagert, der oben auf der Pritsche zusammengekauert saß. Letzterer hatte die Beine kreuzweis über einander geschlagen, wie es die Schneider zu machen pflegen, und schien vor dem Eintritt Philipp's gesprochen zu haben, hörte aber jetzt auf, und die Vier schauten den Unglücklichen an, der entsetzt und verwirrt an der Thür stehen blieb und keinen Schritt vorwärts wagte.

Wenn Philipp schon durch sein Bewußtsein, sich im Kerker zu befinden, moralisch niedergedrückt war, so wirkte der sonderbare Duft, der im Gemach herrschte und in welchem der Zwiebelgeruch die Oberhand hatte, physisch so vernichtend auf ihn, daß ihm der helle Schweiß von der Stirne trof und er sich an der mit Eisen beschlagenen Thür festhielt, um nicht umzufallen. Aengstlich sah er hinter sich, ob er nicht einen Sitz gewahr würde, auf dem er sich niederlassen könnte, und wirklich bemerkte er neben der Thür eine kleine hölzerne Bank, auf die er sich, nachdem er sie vorher mit den Händen betastet, langsam und geräuschlos niedersetzte. Doch wie ward ihm, als er hierbei mit dem Fuße an etwas stieß, das er alsbald als eine schwere eiserne Kette erkannte, die an einem Balken befestigt war und deren leerer offener Schlußring ihn freundlich einzuladen schien, sich seiner zu bedienen.

Von den Vieren auf der Pritsche, die den Bewegungen Philipp's aufmerksam zugeschaut, wandte sich einer an den, der etwas erhöht saß, und sagte ihm leise: „Der scheint mir auch noch nicht oft hier gewesen zu sein.“ — „Jott!“ antwortete Jener, der durch den Dialekt alsbald seine Landsmannschaft verrieth, „Jott, wie er sich retiré hält! Ich globe, daß er Angst hat, oder es sieht in seinem Kopf hochmüthig aus. Man kann das nicht immer wissen, Männeken.“ — „Ach was, hochmüthig!“ meinte der Andere, „daß der Angst hat, kann Jeder sehen. Habt ihr nicht bemerkt, wie er zusammenfuhr, als er an die Kette unter der Bank stieß?“ —

„Wir wollen schon dahinter kommen," sagte der Sitzende. „Ich will ihn anreden und bald erfahren, wie es eigentlich mit ihm aussieht."

Bei diesen Worten reckte er sich so hoch wie möglich empor und rief laut: „He, Sie dort hinten an der Thür! Wissen Sie denn gar nicht, was sich schickt, wenn man in eine anständige Gesellschaft hineinkommt, und daß man den Leuten, die schon beisammen sind, einen juten Abend wünscht? Das ist Ton in der ganzen Welt." Philipp, der die Bewegungen der Vier nicht außer Acht gelassen, bemerkte kaum, daß er mit dieser Anrede gemeint sei, als er sich rasch erhob, eine Verbeugung machte und in der Angst die Worte stotterte: er wünsche guten Abend, und es sei ihm nicht in den Sinn gekommen, gegen irgend Jemand unhöflich zu sein; vielmehr habe er geglaubt, den Schlaf der Herren nicht zu stören, und sei deßhalb — „Seht Ihr wohl?" sagte einer der Drei. „Was Hochmuth! Angst war es. Mach' ihn couragirt, Schneider! Wir wollen doch erfahren, wer es eigentlich ist."

Der Schneider veränderte die Lage seiner Beine etwas, nickte mit dem Kopfe und wandte sich, jetzt in Ton und Worten viel höflicher, an Philipp, indem er ihn bat, näher zu kommen und an der Unterhaltung Theil zu nehmen, was derselbe denn auch that, indem er seine Kettenbank verließ und sich auf den äußersten Rand der Pritsche niedersetzte.

„So," sagte der Schneider in sehr herablassendem Tone, „hier befinden Sie sich weit besser; wie ich nach Ihrem Aussehen schließe, ohne Ihnen Complimente machen zu wollen, scheinen Sie mir zur juten Gesellschaft zu gehören und nicht auf die Bank dorten zu passen, allwo ein sehr verdächtiger Platz ist." — „Ja, das mein' ich auch," nahm ein Anderer das Wort, „hab's vorhin gleich gesagt, daß Sie noch nicht oft hier waren, und gewiß auch nicht mit der Polizei in schwere Geschichten verwickelt sind." — „Hat vielleicht gefochten, wie ich," meinte ein Dritter. — „Hat man Sie auf dem

Fechten attrapirt, junger Menſch? lachte der Schneider. „Ja, ſehen Sie, es gibt im Menſchenleben Augenblicke, ſagte der unſterbliche Schiller, ehe ſie ihm zu Stuttgart eine Bildſäule geſetzt.“ — „Alſo gefochten? Das koſtet höchſtens drei Tage, dann werden Sie auf den Schub geſetzt und kommen unentgeldlich nach Hauſe.“ — „Aber, meine Herren,“ entgegnete Philipp kleinlaut, „ich verſtehe Sie in der That nicht. Ich bin ſehr friedfertiger Natur, habe nie in meinem Leben gefochten, mag überhaupt die ſpitzen und ſcharfen Waffen nicht leiden.“

Ob dieſer Aeußerung lachte der Schneider übermäßig, und nachdem er ſich vergeblich bei Philipp erkundigt, welches Zeichens er ſei, da der Ladendiener auch dieſen Ausdruck nicht kannte, ſetzte er ihm auseinander, daß Fechten in der Handwerksſprache ſo viel bedeute, als an irgend einer geöffneten Hausthür oder auf der Landſtraße an einem vorbeirollenden Wagen um eine kleine Anleihe zu bitten. — Durch dieſe freundſchaftlichen Lehren aufgemuntert, ließ der unſchuldige Arreſtant ſich nicht lange nöthigen und erzählte, durch welche Tücke des Schickſals er hieher gebracht worden ſei, eine Geſchichte, welche die vier nicht wenig ergötzte; namentlich ſchienen ſie, jedoch zum großen Mißvergnügen Philipp's, am Doktor Burbus viel Geſchmack zu finden, und einer der Burſche meinte, das ſei ein Kapitalkerl. Der Schneider aber ließ nach einer Weile wehmüthig ſein Haupt ſinken und ſagte in traurigem Tone: „Ach Jott, mit ſolchen Verwechslungen — das kann ſehr unangenehme Ausläufe nach ſich ziehen, ja ich verſichere euch, ſehr unangenehme Ausläufe.“ — „Haſt du hierin ebenfalls unangenehme Erfahrungen gemacht, Schneider?“ fragte einer lachend, worauf der Schneider ſein Haupt noch tiefer auf die Bruſt ſenkte und zur Antwort gab: „O Jott, Bruder Danziger, dieſes war der ſchrecklichſte Augenblick meines Lebens!“ — „Das ſoll er uns erzählen,“ riefen die Andern, und der Bruder Danziger ſetzte hinzu: „Ja, Bruder Schneider, erzähle, es wird dein armes Herz erleichtern.“

Der Kleiderkünſtler richtete ſich bei dieſer Anrede, geſchmeichelt durch das allgemeine Verlangen, ſeine Geſchichte zu hören, und zog ſeine Beine feſter an ſich, wie er es jedesmal machte, wenn er ein Hauptſtück Arbeit begann, fädelte ſein Gedächtniß in die ſpitze Zunge und begann, nachdem er vorher drei tiefe Seufzer gethan: „Wenn es auch in meiner zarten Jugend gerade nicht mein Wille war, das Schneiderhandwerk zu erlernen, ſo mußte ich doch hierin meinem Papa ſeliger folgen, der ſeines Zeichens ein Küſter war, und beſtändig behauptete, bei meinem ſchwächlichen Körperbau ſei das Schneiderhandwerk das einzige, wozu mich Gott mit den natürlichen Anlagen verſehen. Das muß wahr ſein, ich war beſtändig ſehr friedfertiger und ſtiller Natur. Wenn ſich die andern Knaben herumbalgten, ſaß ich entfernt und ſchaute zu. Wißt ihr, es war damals ſchon ſo etwas Sinniges, Sentimentales in mir.“ „Verſtehe, verſtehe,“ ſagte der Bruder Danziger, der Schloſſer, und brachte ſein breites, rothes Haupt in eine bequeme Lage, indem er ein paar kräftige Fäuſte darunter ſtützte.

„Von allen Spielen,“ fuhr der Schneider fort, „wobei es galt, Gefahren zu beſtehen, oder körperliche Kraft zu entfalten, hielt ich mich, wie geſagt, fern, und mußte deßhalb viel von meinen Kameraden erleiden. Wie oft ſchlichen ſie in die Kirche, wenn mein Herr Papa ſeliger zur Vesper die Glocken anzog, und faßten alsdann, wenn er fort war, die Seile, um ſich durch die noch hin und her ſchwingenden Glocken hoch gegen die Decke ſchleudern zu laſſen; ein ſchreckliches Vergnügen, das mir jedesmal Haarſträuben machte. Da ich auf dieſe Art ſo gar nicht mit meinen Kameraden harmonirte, wurde es mir nicht ſchwer, die Heimath zu verlaſſen, um in der benachbarten Stadt die Schneiderei zu erlernen. Auch war mein ſchwärmeriſcher und ſinniger Charakter Schuld, daß ich mir die zarteſte Branche des Geſchäfts erkor. Ich bildete mich zum Damenkleidermacher aus. Ich weiß nicht, für mich lag in dem Worte „Damenkleidermacher“ ſo etwas Zartes, Gefühlvolles, und wenn ich

in meinen Freiſtunden ſchöne, lehrreiche Bücher las, worin die Geliebte zu ihrem Geliebten ſagt: „O Ritter vom halben Mond, wie liebe ich dich!“ da dachte ich, — es war vielleicht Schwachheit — wie viel ſchöner es klingen würde, wenn ſie ſpräche: „Ach, Damenkleidermacher, wie liebe ich dich!“

„Aha,“ lachte der Schloſſer, „bei den Gedanken wird's lange Stiche in den Kleidern und lange Striche auf deinen Rücken gegeben haben.“ — „O du irrſt, Danziger. Ich kann es mir zum Ruhme nachſagen, daß ich einer der fleißigſten und geſchickteſten Arbeiter war. Dafür ſchenkte mir auch der Meiſter ſein Zutrauen, und es dauerte nicht lange, ſo wurde mir das Maß anvertraut und ich durfte hie und da zu den Kunden gehen, um ſie zu bedienen. Ach, das waren ſüße Stunden für mich, Stunden, von denen du, Bruder Schloſſer, bei deinem ſchwarzen, ſauren Geſchäft und ihr Andern bei eurer Hobelbank keine Ahnung habt. Seht ihr, das Maß anlegen zu dürfen, um die Taille irgend eines hübſchen Mädchens, darauf den Querſchnitt von der rechten Hüfte über die linke Bruſt bis auf die Achſeln hinauf meſſen zu dürfen — ach, und die Fragen, die mir erlaubt waren!“ — „Hm, hm!“ ſchmunzelte der Schloſſer und die beiden Schreiner leckten ſich augenſcheinlich an den Lippen; ſelbſt über Philipp's Geſicht fuhr eine gelinde Röthe.

„Der Schneider und der Doktor,“ fuhr der Erzähler fort, „der Doktor und der Schneider, vor dieſen beiden Geſchäften geniren ſich die Weiber am allerwenigſten. Ich ſage euch, Leute, ich muß meine Erinnerungen gewaltſam unterdrücken; dieſes Arreſtlokal und jene ſüßen Andenken — ſchauderhaft! — So war ich bei meinem Meiſter in der Stadt von meinem ſechszehnten bis zu meinem zwanzigſten Jahre, und was mich bei den Gefahren, die meine Moral rings umgaben, allein erhielt, das war, ach Jott, eine ehrerbietige reine Liebe, die ich zur Tochter meines Meiſters — ſie hieß Roſine — in meinem Herzen nährte. — Roſine — Damenkleidermacherin — das waren Worte, die mir, mit ſüßen Bildern um-

geben, im Traum und Wachen vorſchwebten. Ihr hättet ſie aber auch ſehen ſollen, Leute. Zum Maß ihrer Taille höchſtens Nr. 28 oder 24, dagegen der Querſchnitt, o Jott! zwiſchen 50 und 60! Dabei hatte ſie ſchwarze feurige Augen, ſchönes Haar, rothe Backen und ſchneeweiße Zähne.“ — Bei dieſer Beſchreibung machte Bruder Danziger, der Schloſſer, eine kleine Bewegung und legte ſich auf die Seite.

„Wie ihr es mir jetzt noch anſeht,“ fuhr der Schneider fort, „kann man von mir nicht ſagen, daß ich ſehr robuſt und von ſtarkem Körperbau ſei. Damals, das ſind nun ſchon vier Jahre, war ich noch etwas ſchmächtiger, wonach ihr euch leicht vorſtellen könnt, daß ich wie ein Kind neben der Jungfer Roſine ſtand. Doch ſchreckte mich das nicht ab, vielmehr dachte ich an den unſterblichen Schiller, wenn er ſagt, daß nur das Ungleiche einen guten Klang gibt, und daß ſich das Harte ſtets mit dem Weichen verbinden müſſe.

„Ob Jungfer Roſine,“ fuhr der Schneider fort, „von meiner Liebe damals eine Ahnung hatte oder nicht, wer weiß es? Daß ſie mich nicht zärtlich wieder liebte, das konnte ich allenfalls wohl ſehen, doch glaubte ich deßwegen nichts von den Sticheleien meiner Kameraden, wenn ſie einander ziemlich laut in's Ohr raunten, daß Jungfer Roſine eine ernſtliche Liebſchaft mit einem gewiſſen Uhlanen-Wachtmeiſter habe, den auch ich ſehr wohl kannte. Daß ſie zufälligerweiſe gewöhnlich am Fenſter war, wenn die Schwadron vorbei ritt, und daß ſie dem Wachtmeiſter zulächelte, wenn er eine kleine Bewegung mit dem Säbel gegen ſie machte, hatte ſchon ſeine Richtigkeit. Aber, mein Jott! was konnte ich daraus Arges abnehmen? Er kannte den Meiſter von früher her, kam auch hie und da in's Haus, kurz, ich ſah nichts Böſes dahinter. Da eines Tags ſchickte mich der Meiſter zu Jungfer Roſine hinauf, um ihr einen neuen Ueberrock anzumeſſen, den ich die Ehre haben ſollte, zuzuſchneiden. Ich maß, o Jott! ich maß, und wenn ich auch zehnmal zuſchaute,

ob ich nicht ein falſches Maß erwiſcht habe, und wenn ich das Leder auch noch ſo ſtark anzog, es blieb nicht mehr bei den Vierundzwanzigen."

„Oho!" lachte Bruder Danziger, „das hab' ich mir gedacht!" — „Ich dachte aber nichts dabei," ſagte der Schneider ſchwermüthig; „ich maß in meiner Unſchuld ruhig fort, und nicht einmal das Lachen meiner Collegen unten, als ich die Zahlen in das Maßbuch eintrug, vermochte argwöhniſche Gedanken in mir zu erregen. Jungfer Roſine war zur damaligen Zeit freundlicher gegen mich als gewöhnlich, und ich nährte die Hoffnung, endlich ihr jungfräuliches Herz erweichen zu können. Mit keinem ſprach ſie ſo freundlich, und ſtets war eines ihrer theuren Kleidungsſtücke bei mir in der Werkſtätte, um es auszubeſſern. Daß ich für dieſe kleinen Aufmerkſamkeiten nicht unempfindlich war, könnt ihr euch denken. Bruder Danziger, haſt du eine Idee davon, was Schmachten heißt?"

„Ja wohl, ja wohl!" rief der Schloſſer, „wenn ich auf der Reiſe kein Geld mehr hatte und das Fechten nicht gelingen wollte, da hab' ich geſchmachtet." — „O Bruder," erwiderte der Schneider ſanft, „du biſt entſetzlich proſaiſch! Nein, ſchmachten mit der Geliebten iſt was ganz anderes. Du kommſt Abends aus dem Bierhauſe heim, wo du nur an ſie gedacht, es iſt ſpät in der Nacht, du biſt weich geſtimmt, dein Herz ſingt:

„Es regnet und es ſchneit,
Es geht ein kuhler Wind,
Es ſchlafen alle Leut'
Und alle Burgerskind'."

Der Schneider ſchwieg und ließ das Haupt auf die Bruſt ſinken. Nach einer Weile fragte einer den andern: „Nun, wie ging's weiter?" — „Eines Abends ſpät," fuhr jener fort, „kam ich aus dem Bierhauſe —." Er ſchüttelte wehmüthig den Kopf. „Nein,

erlaßt mir die Geschichte der schrecklichsten Nacht meines Lebens — für jetzt wenigstens; die Erinnerung ist mir gar zu schwer und ich bin entsetzlich müde. Morgen sollt ihr hören, wie meine Liebe zu Grabe ging."

Es war allermittelst sehr spät geworden; die Oellampe auf dem Gesims zuckte sterbend zusammen. Der Schneider sprang von der Pritsche auf und präparirte sich zum Schlafen, wie er es nannte, indem er ein kattunenes Schnupftuch um den Kopf wickelte, den Rock auszog und ihn, so gut es ging, über seinen Körper deckte.

Philipp hatte sich über der Erzählung des Schneiders eine Weile selbst vergessen; jetzt aber saß er wieder trostlos auf der Ecke der Pritsche und konnte sich nicht entschließen, seine Glieder auf das harte Holz auszustrecken. Er hätte auch wahrscheinlich die ganze Nacht so sitzend zugebracht, wenn ihm der Schneider nicht Muth eingesprochen; eine einzige Nacht könne man es auf der Pritsche wohl aushalten, man müsse Alles im Leben lernen und mit einem ruhigen Gewissen schlafe man überall gut. Was das Letztere betraf, so konnte sich Philipp dessen rühmen, und als er, den Ermahnungen des Schneiders folgend, seinen armen Körper auf der harten Pritsche in die beste Lage gebracht, fiel er nach all' den Mühseligkeiten des Tages in einen festen Schlaf, der bis an den hellen Morgen dauerte.

Um diese Zeit wiegte er sich gerade in angenehmen Träumen. Er war mit Jungfer Barbara im ersten Stock, lehnte vertraulich mit ihr an einem Fenster, das in Hof und Garten hinaus ging, und freute sich an dem herrlichen Gottessegen, der dort gedieh. „Das ist Alles dein," sprach eine weiche schmelzende Stimme, die er wohl kannte; „das ist Alles dein, und drunten die Hühner im Hofe sind dein, und das Spezereigeschäft Reißmehl und Comp. ist dein und heißt jetzt Reißmehl und Philipp." Es war dem guten Philipp im Traum nicht anders, als wäre Alles schon sein; die Blüthen nickten ihm ordentlich zu; die Hühner drunten schienen die

tiefſten Reſerenzen zu machen, und aus der Küche ſtrömte ein Duft empor, wie von friſchgebackenen Hochzeitkuchen. Da krähte der Hahn und Philipp fuhr erſchrocken von der Pritſche in die Höhe. Verſchwunden war ſein ſüßer Traum, aber der Hahn hatte wirklich gekräht und krähte zum zweiten und zum dritten Male, und als ſich Philipp erſtaunt nach dem Thier umſchaute, ſah er, daß es der Damenkleidermacher war, der wieder wie geſtern hoch auf der Pritſche ſaß und luſtig krähte, wobei er ſeine Morgentoilette machte. Bruder Danziger wälzte ſich ihm zu Füßen, unmuthige Worte zwiſchen den Zähnen murmelnd, und die beiden Schreinergeſellen hatten ſich zärtlich umarmt und ſchnarchten auf's Eifrigſte Bruſt an Bruſt und Naſe an Naſe. Gott! er war nicht im erſten Stock bei Jungfer Barbara, er roch nicht den Duft der ihm zu Ehren gebackenen Hochzeitkuchen; er war im Arreſt, im Gefängniß, im Kerker. Jetzt ſtand der geſtrige Abend wieder klar vor ihm, er hörte die unglückliche Fanny heulen, er ſah die Laterne zertrümmert am Boden liegen, und ſeine Glieder zitterten auf's Neue vor Schreck, als er daran dachte, wie er geſtern Abend von den Schergen fortgeſchleppt worden war. Dieſe Betrachtungen waren ſo ſchmerzlich, daß ſie den Unglücklichen auf's Neue niederdrückten, und er ſaß da auf der Pritſche troſt- und hoffnungslos, die Hände gefaltet und den Kopf tief auf die Bruſt hinabgeſenkt.

XVI.

Krankheit.

Nach jenem Vor- und Unfalle in der Domkirche fiel ich, wie geſagt, in einen tiefen Schlaf, wobei die geſpenſtiſchen Träume, die

mich vor dem Muttergottesbilde im Chorstuhle umwehr, sich fort spannen. Allmählig aber wurden sie lichter, ruhiger, und wenn ich hie und da die Augen öffnete, erschienen vor mir dickbäuchige und langhalsige Medizinflaschen, die alsdann in meinen Phantasieen Ruhe predigend und das wilde Volk besänftigend wieder vorkamen. Diese Flaschen mit ihrem dunkelbraunen, fast schwarzen Saft und der weißen Etikette am Halse erschienen mir wie würdige Pfarrherren, vor dem bösen wilden Volke predigend. Ich lag in der Stube bei meiner Taute, die ich auch vor meinem Eintritt in das Reißmehl'sche Haus bewohnt hatte, und nach und nach übten die wohlbekannten alten Geräthschaften eine wohlthätige Macht auf mich und führten mein Bewußtsein allmählig zurück. Von meinem Bette aus konnte ich die beiden Fenster der Stube sehen, vor denen Vorhänge hingen, die mit wunderlichen Landschaften bemalt waren. Auf dem einen Bilde erhob sich hinten ein großer Fels, welcher ein stattliches Schloß mit hohen Mauern und Thürmen trug. Unten war ein breiter Fluß, auf welchem Leute in einem Nachen fuhren, und daneben zog sich zum Schlosse ein Hohlweg hinauf, auf dem eine Schaar Ritter und Reisige vollkommen geharnischt einherzog. Der andere Vorhang stellte einen anmuthigen Thalgrund vor, in welchem sich eine Mühle befand. Das Wasser sprühte über das Wehr hinab und das Rad der Mühle war so natürlich dargestellt, daß man glauben konnte, es drehe sich wirklich um. Im Fenster lag der Müller mit einer spitzen Mütze auf dem Kopf und rauchte aus einer kurzen Pfeife. Vor der Mühle war ein Garten, in welchem ein paar Kinder spielten, und diese stille Scene umzog dichter finsterer Hochwald, vor welchem hie und da ein Hirsch oder ein Reh stand.

Auf diesen Gemälden kannte ich jeden Stein und jeden Baum: ich wußte sogar mehr, als wirklich darauf zu sehen war. Dort, wo sich nach dem Schlosse hinauf der Hohlweg hinter dem Berge verlor, sah ich im Geiste ganz deutlich die Fortsetzung desselben.

Dort zogen schon andere Heerhaufen dem zurückkehrenden Ritter voran. Und wie ich mir die Aussicht von den Zinnen der Burg droben und das dahinter liegende Thal malte — etwas Schöneres konnte es auf der ganzen Erde nicht geben. Viel lieber aber war mir die Mühle; für sie hatte ich aus den Erzählungen meiner Tante einen reellen Anhaltspunkt, den ich nach Belieben ausmalen konnte.

Schon oft hatte sie nämlich von einem Vetter erzählt, der einige Meilen von der Stadt entfernt, tief im Walde eine Mühle besaß. Meine Tante, die sich in ihrer Jugend dort zuweilen wochenlang aufgehalten hatte, wußte vom stillen Leben im Thale so viel Trauliches zu erzählen, daß meine Sehnsucht, die dunkeln Eichenwälder zu durchwandern und den Hirschen und Rehen zuzuschauen, nicht gering war. Wenn ich den Vorhang mit der Mühle anschaute, so war es mir, als sei ich schon dort, ich durchwanderte das ganze Haus, setzte mich an das sprühende Mühlrad und konnte mit dem alten Müller dort im Fenster die vernünftigsten Gespräche führen. Schon bei einer frühern Krankheit waren diese beiden Vorhänge eine bedeutende Ressource für mich gewesen. Ich konnte mich bei der Ritterburg in romantische Träumereien einwiegen, mich in höhere Sphären versteigen, und stieg dann bei der Mühle wieder zur Wirklichkeit herab. Auch jetzt, sobald ich mein Bewußtsein wieder erlangt hatte, waren die beiden Landschaften das Einzige, womit ich mich unterhalten mochte. Den mich umgebenden Personen, obgleich ich sie wohl kannte, schenkte ich wenig Aufmerksamkeit; ich war zu schwach und angegriffen dazu, und wenn ich einige Minuten lang in meinen Landschaften spazieren gegangen war, schloß ich die Augen und schlief sachte wieder ein.

Daß alle Mitglieder des Hauses meiner Tante, sowie alle Gevatterinnen und nächsten Bekannten an meinem Schicksal innigen Antheil nahmen, kann man sich vorstellen. Die Großmutter hatte, was wohl seit zehn Jahren nicht vorgekommen war, ihren Tisch

und Stuhl mit dem kattunenen Kissen von ihrer Stelle rücken und zu mir herauf bringen lassen. Ja, sie war förmlich mit der silbernen Brille des französischen Generals und der kleinen Tabacksdose der seligen Gräfin ausgewandert, und nicht zu vergessen ihr Staatsarchiv, das sie unter dem Arme trug, hatte sie sich förmlich bei mir oben einquartirt. Es versteht sich von selbst, daß sie als Haupt des Hauses die ganze weibliche Einwohnerschaft nach sich zog und um sich versammelte. Durch diese ihre Aufopferung hatte meine Krankheit erst eine rechte Wichtigkeit bekommen. Die Schneiderswittwe, die zur Miethe im dritten Stock wohnte, sowie die Frau des Schusters, der im Hintergebäude sein Leder verklopfte, waren täglich da, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, zarte Aufmerksamkeit, die neben meinem Leiden wohl dem guten Kaffee und den feinen Liqueurs galten, welche meine Tante bei solchen Veranlassungen freigebig spendete.

Wenn ich bis jetzt bei diesen Krankenbesuchen der Jungfer Schmiedin nicht gedachte, so möge man es mir nicht als Undank gegen diese würdige Person auslegen, vielmehr muß ich ihrer aufopfernden Thätigkeit mit einigen Worten extra gedenken. Als ich sie nach meinem Delirium zum erstenmal wieder erkannte — ich hatte der Burg sowie der Mühle eben einen kleinen Besuch abgestattet — da stand die Schmiedin am Fußende des Bettes mit einer umfangreichen Medizinflasche in der einen und einem silbernen Löffel in der andern Hand, wobei sie mich stumm betrachtete. Mir schien, als habe sich die Jungfer Schmiedin sehr verändert, sie sah auffallend blaß aus und ihre Toilette, die namentlich, was Hauben anbetraf, immer äußerst sauber war, kam mir heute gar nicht so geordnet vor, wie sonst. Ach, ich wußte nicht, daß es Spuren der vergangenen Nacht waren, in welcher die Jungfer Schmiedin bei mir am Bette gewacht. Großmutter thronte am Tisch in stiller Majestät und wandte jetzt den Kopf nach meinem Bette, wobei sie die Brille etwas zurecht schob.

„Aber Schmiedin," ſagte ſie, „jedes Ding hat ſeine Zeit; jetzt fehlt ja noch eine ganze Viertelſtunde an drei Uhr." — „Ach, Frau Paſtorin," antwortete jene, und ich konnte trotz meiner halb geſchloſſenen Augen ſehen, wie ihr Blick von Thränen feucht wurde, „laſſen Sie mich doch! die paar Minuten ſteh' ich gerne ſo, damit die Medizin genau zur rechten Zeit genommen wird, denn das hat der Herr Doktor ausdrücklich befohlen." — „Wem nicht zu rathen, dem iſt nicht zu helfen," brummte die Großmutter, und ich ſchlief nach dieſer Scene wieder ein.

So oft ich am Tage wieder erwachte, und auch meiſtens in der Nacht, war die Schmiedin da und ſchaute mich wehmüthig an. Zu meiner großen Schande muß ich geſtehen, daß ich nicht viel gute Worte für die arme Perſon hatte, ſie vielmehr eines Tages ſehr beleidigte. In geſunden Tagen hatte mich ihr weinerliches Weſen ſehr gerührt, und da es meiſtens mit meinen Intereſſen Hand in Hand ging, ſo mochte ich es wohl leiden; aber ich weiß nicht, woher es kam, daß ihr ewig kummervolles Geſicht, ſowie ihre Thränenfluthen jetzt, da ich im Bette lag, einen unangenehmen Eindruck auf mich machten. Genug, ich ſagte es eines Tages der Großmutter, die mir ruhig erwiderte: „Gewohnheiten, böſe Gewohnheiten!" und es der Schmiedin wieder erzählte. Später erſt hat mir die gute Perſon vertraut, wie furchtbar ich ſie damit gekränkt; der Großmutter aber antwortete ſie, während ihre Thränen an Naſe, Kinn und Halstuch kleine Waſſerfälle bildeten: „O, Frau Paſtorin, von Natur bin ich vom feſteſten Charakter, den nichts zu erſchüttern vermag; aber wenn dem Kinde, das ich von Geburt an gepflegt, etwas Leides geſchieht, da muß ich weinen, und wenn es unſer Herrgott verböte." — Daß ihr die Großmutter über die letztere unchriſtliche Aeußerung den Text las, kann man ſich denken; aber den Vorwurf über ihre Weinerlichkeit hatte ſie ſich gemerkt und gab mir ſpäter in meinem Bett viel Stoff zur Heiterkeit. Die merkwürdigen Geſichter, welche die Schmiedin von jetzt an ſchnitt,

um das Weinen zu verbeißen und lächelnd auszuſehen, hätten einen Todtkranken luſtig ſtimmen müſſen.

In der Reißmehl'ſchen Angelegenheit hatte ich der Schmiedin wieder ſehr viel zu verdanken, ſie brachte im weiblichen Collegium, das ſich täglich in meinem Zimmer verſammelte, mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit die fürchterlichſten Anklagen gegen den Prinzipal, gegen Philipp und namentlich gegen Jungfer Barbara vor, und motivirte dieſelben auf's Glänzendſte, ſo daß ſelbſt die Großmutter geſtehen mußte: ja, es ſei nicht das rechte Haus geweſen. — „Ach, Frau Paſtorin," ſchluchzte die Schmiedin mit trockenen Augen, „ich hab' es ja immer geſagt, die Jungfer Barbara iſt eine bösartige Perſon, und das arme Kind in dem finſtern unheimlichen Hauſe — nein, das war nicht zum Aushalten!" — „Ja, ja," wiederholten meine Tante, die Schneiders- und Schuſtersfrau uniſono, „das war nicht zum Aushalten!"

Mein Vormund aber, der mich von den Geſchäften in ſeiner finſtern Kanzleiſtube gar ziemlich genau zu kennen die Ehre hatte, mochte nicht ganz dieſer Meinung ſein. Er hatte der Großmutter einen langen Brief geſchrieben, aus dem man mir in Betreff meiner nur die ſchonendſten, zarteſten Stellen mittheilte, aus denen ich aber entnahm, daß noch ein ziemliches Gewitter für mich im Anzuge ſei, das, wie es am Schluß des Briefes hieß, wahrſcheinlich in der Perſon des Onkels und Vormunds nächſter Tage anrücken werde.

Bei der ſorgfältigen Behandlung, die man mir angedeihen ließ, machte ich in meiner Geneſung raſche Fortſchritte, und ich hatte noch nicht ganz vier Tage im Bette zugebracht, ſo erklärte mich der Doktor außer Gefahr und verordnete mir ſtärkende Suppen, ein Thema, das bei dem weiblichen Perſonal zu nicht wenig Streitigkeiten Anlaß gab. Der Arzt, ein dicker, gemüthlicher Herr — er trug immer einen blauen Frack und eine weiße hohe Halsbinde — ſaß alsdann vor meinem Bette und leitete die ſtürmiſche Sitzung.

„Ach, Herr Doktor,“ jammerte die Schmiedin, „ich bin nun einmal für die Weinſuppe; ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube, daß auf einen geſchwächten Magen die Weinſuppe —“ — „Ja,“ unterbrach ſie die Schuſtersfrau, „Weinſuppe mit Roſinen —“ — „Was, Weinſuppe!“ fiel meine Großmutter ein, „eine gute Fleiſchbrühe iſt viel kräftiger;“ — „oder ein zartes, junges Huhn,“ ſetzte die verwittwete Schneiderin hinzu.

Und nun begannen die Parteien zu ſtreiten; man hörte die Vorzüge der Weinſuppe und Fleiſchbrühe auf's Heftigſte vertheidigen. Der Doktor hatte alsdann ſeinen Stock zwiſchen die Beine geſtellt, den Kopf darauf geſtützt, und ſah lächelnd die Parteien an. Er war ein gar kluger Mann, der Doktor, und bei ſolchen Gelegenheiten handelte er höchſt ſelten ſtreng durchgreifend, er wartete mit Ruhe den Schluß der Verhandlungen ab und ſagte alsdann ſeine Meinung, die natürlich die Oberhand behielt. Wenn ſo etwa die äußerſte Rechte in der Perſon der Großmutter die Motion für Fleiſchbrühe glücklich durchgebracht hatte, und die Schmiedin als äußerſte Linke noch ihre einzige Hoffnung auf den Doktor ſetzte, erhob ſich dieſer ſtillſchweigend, fühlte mir nochmals an den Puls und ſagte ruhig: „Liebe Frau Paſtorin, mir ſcheint, wenn Sie dem Jungen einen tüchtigen Gerſtenſchleim machen ließen, das wäre das Beſte.“ — „Ja, ja,“ jauchzte die Schmiedin, um doch nicht Unrecht zu behalten, „Weinſuppe oder Gerſtenſchleim! doch iſt das Letztere beſſer!“ Und der Doktor entfernte ſich lachend.

Mein würdiger Prinzipal, Herr Reißmehl, hatte ſich trotz all' der Unbilden, die ich ihm zugefügt, doch zuweilen nach meinem Befinden erkundigen laſſen, ſogar, wie die Sage aus dem Munde unſerer Hausmagd lautete, war eines Nachmittags eine ſchauerliche Geſtalt erſchienen, deren Aeußeres, wie ſie beſchrieben wurde, viel Aehnlichkeit mit Philipp hatte. Ich hätte alle dieſe Beſuche darum gegeben, wenn ich nur über das Schickſal meines Freundes Burbus etwas hätte erfahren können. Daß er noch in der Stadt

war, mußte ich glauben; er hatte mir ja feierlich verſprochen, mich vor ſeiner Abreiſe heimzuſuchen. Mir war der Doktor wirklich lieb; im Gegenſatz zu den dürren, troſtloſen Steppen des Reißmehl'ſchen Hauſes erſchien mir mein Freund wie ein ſaftiger Raſenplatz, auf dem freilich viel Unkraut wucherte. Neben meiner Freundſchaft für ihn quälte es mich auch, etwas über die Laternengeſchichte zu erfahren. Wenn ich an das Polizeigericht dachte, überlief es mich kalt, und ich ſah den armen Doktor ſchon im Geiſte in den Krallen der heiligen Hermandad. Unter dieſen Umſtänden war es mir Bedürfniß, ſeine Freundſchaft für mich den Meinigen gegenüber in's helliſte Licht zu ſetzen. Zuerſt eroberte ich das Herz der Schmiedin zu Gunſten des Doktors; die Schmiedin inſluirte ſofort auf die Tante, und es gelang, ſogar die Großmutter etwas Weniges für ihn einzunehmen. Bei der alten Frau aber that der Name mehr, als was ich von ſeiner Perſönlichkeit zu erzählen wußte.

„Burbus!“ ſagte ſie und nahm eine Priſe aus der gräflichen Doſe: „Burbus!“ wiederholte ſie und ſchob die Brille des alten Generals in die Höhe, wie ſie immer zu thun pflegte, wenn ſie nachdachte. — „Mama,“ ſagte die Tante, „erinnern Sie ſich? Burbus, ſo hieß der alte Müller, von dem Vetter Lamprecht die Mühle kaufte.“ — „Ganz recht,“ ſprach die Großmutter nachdenkend; „ich habe ihn mit meinem Mann ſeliger oft beſucht. Ja wohl, ja wohl, die Mühle gehörte auch zu unſerem Pfarrdorf; wird wohl der Burbus ſein.“ — „Gewiß!“ rief ich, „er hat einmal erzählt, ſein Vater ſei Müller geweſen.“ — „Auch erinnere ich mich,“ fuhr die Großmutter fort, „damals einen kleinen pausbackigen Jungen geſehen zu haben, der vor der Thüre ſpielte.“ — „Ja, Großmutter,“ ſagte ich, „das wird er wohl geweſen ſein.“ — „Und jetzt geht es ihm ſo ſchlecht!“ ſeufzte die Schmiedin dazwiſchen. „Das arme, arme Kind!“ — „Bitt' Sie, Schmiedin!“ rief die Großmutter etwas ärgerlich, „fang' Sie nicht wieder an zu lamentiren! Was Kind! das ſind jetzt dreißig Jahre her.“ — Die Schmiedin legte

die Hand auf's Herz und ſchwieg mit einem Blicke ſtill, der deutlich ſagte: Warum hat mich der liebe Herrgott ſo zartfühlend geſchaffen!

XVII.

Verlobung und Edelmuth.

Im Reißmehl'ſchen Hauſe war auf die geſtrige furchtbare Cataſtrophe tiefe Ruhe gefolgt. Fanny lag in ihrem Korb und ruhte von der Laternenſtrapatze aus; aber manchmal zuckte ſie zuſammen und öffnete das Maul zu einem leiſen Geheul, eine trübe Erinnerung an ſchreckliche Stunden. Philipp, den nach der ſchlimmen Nacht im Arreſt Barbara's außerordentlich herzliche Begrüßungen, eines ſtarken und guten Kaffee's nicht zu gedenken, vollkommen reſtaurirt hatten, ſtand wie gewöhnlich wieder hinter dem Ladentiſch in ſeiner ganzen Glorie. Das Strohdachähnliche ſeiner Friſur war ſorgfältig hergeſtellt, eine neue Kattunjacke ſchmückte ihn und Barbara hatte an der Stelle der in der Nacht verloren gegangenen Pantoffeln ihre eigenen Hausſchuhe hergegeben, die warm und dicht, Füße und Herz des unſchuldig Mißhandelten auf's Sanfteſte erwärmten. Gegen Mittag aber kam ihm eine Nachricht zu, die ihn wieder bedeutend aufregte, da ſie mit den Ereigniſſen der verfloſſenen Nacht offenbar im engſten Zuſammenhang ſtand. Eine Magd aus dem Nachbarhauſe, die in den Laden kam, erzählte ihm, am Morgen ſei Doktor Burbus auf die Polizei gerufen worden, habe ſich aber mit Krankheit entſchuldigt; als nun nach Verfluß einer Stunde der Polizeikommiſſär ſelbſt ſich eingefunden, um ſich von der Wahrheit des Vorgebens zu überzeugen, ſei der Doktor verſchwunden geweſen, und eben jetzt befinden ſich Gerichtsſchreiber und

Urkundsperſonen drüben in ſeinem Zimmer, um die Pfändung ſeiner Habe vorzunehmen, welches Geſchäft ſchnell beendigt ſein werde. Philipp faltete die Hände, als er dies vernahm, und ſein erſter Gedanke war, daß doch auch bei der Juſtiz Gerechtigkeit zu finden ſei, und ſeine zweite Regung war Mitleid mit dem, der ſich oft ſo ſchwer an ihm verſündigt.

Der Prinzipal, den der Gang auf die Polizei aus dem gewöhnlichen Geleiſe ſeiner Geſchäfte gebracht, war heute Morgen, ſtatt um ſieben, erſt um eilf Uhr nach einer langen Unterredung mit Jungfer Barbara in den Garten gegangen, und erſchien offenbar ſehr zerſtreut. Seit zwanzig Jahren vergaß er zum erſtenmal ſeine Taſchenuhr nach dem alten Gnomon zu richten, nahm auf der gewöhnlichen Stelle keine Priſe, betrachtete den großen Birnbaum neben der Sonnenuhr kaum mit einem flüchtigen Blick und beklatſchte keinen der jungen Obſtbäume mit der flachen Hand und an dieſer ganzen Aenderung ſeines Weſens war nicht mein Austritt aus dem Hauſe ſchuld, auch nicht die Einkerkerung des unſchuldigen Philipp, ſondern die Unterredung mit ſeiner Schweſter, der Jungfer Barbara, welche ihrem überſtrömenden Herzen gegen den Bruder Luft gemacht und ihm erklärt hatte, Philipp liebe ſie, und da auch ihre Gefühle mit dieſer zarten Neigung harmonirten, ſo ſei ſie entſchloſſen, ſeinen Bewerbungen Gehör zu geben und als ſeine Ehehälfte mit ihm fortzuziehen, wenn der Bruder auf dieſe Eröffnung hin nicht geneigt ſei, ſeinen früheren Gehülfen als Compagnon in's Geſchäft zu nehmen.

Dies überlegte Herr Reißmehl, während er im Garten auf und ab lief. Die Sache beſchäftigte ſeinen Geiſt gewaltig. Der ſonſt ſo reinliche Mann achtete der Waſſerpfützen im Garten nicht, ſondern trabte unverdroſſen durch die Wege, ſo daß ſeine weißen Strümpfe und ſchwarzen kurzen Beinkleider bald ſo beſpritzt ausſahen, als wäre er Courier geritten. Wenn ihm auch Philipp als Schwager nicht ſonderlich behagen mochte, ſo bedachte er dagegen, daß ſeine Schweſter die Hälfte des Vermögens anſprechen könne, und daß er

bei einer Trennung vielleicht nicht ſo bald wieder einen Gehülfen fände, wie Philipp. Dieſe Gründe ſtimmten am Ende Herrn Reißmehl zu Gunſten ſeines Ladendieners; jedoch fragte er zuvor noch das Schickſal um Rath, indem er eine Reihe junger Obſtbäume, deren Anzahl er nicht auswendig wußte, mit: ſoll oder nicht? durchzählte, und als ihm der letzte dieſer Bäume, leider ein mißrathener, halb vertrockneter junger Apfelbaum, ein beiſtimmendes Ja zugeflüſtert, war Herr Reißmehl entſchloſſen und ging in das Haus zurück, um ſeine Schweſter aufzuſuchen.

Dieſe war im erſten Stock beſchäftigt, hatte die Fenſter öffnen laſſen und putzte mit einem ſeidenen Tuch die alten wurmſtichigen Möbel ab. Ein Dutzend Stühle und einige Tiſche waren ſchon geſäubert, und jetzt kam die Reihe an ein rieſiges Bett mit gedrehten Säulen, welche zierliche Amoretten trugen, die auf ihren Händen den aus Holz geſchnitzten Betthimmel hielten. Nach Allem, was an dieſem Morgen das Herz der keuſchen Jungfrau bewegt, konnte ſie den Anblick dieſes Möbels nicht ertragen und ſchlüpfte mit einem Seufzer in's Nebenzimmer, wo ſie alsbald eifrigſt in ihrem Geſchäfte fortfuhr und einen Kupferſtich reinigte, auf welchem Adam und Eva zu ſehen waren. Sehr vertieft in dieſe Arbeit, hörte ſie nicht, daß die Thür ſich hinter ihr öffnete, durch welche der Herr Reißmehl, Philipp an der Hand führend, eintrat. Erſt als der Prinzipal ſo ſanft wie möglich: „Liebe Schweſter!“ ſagte, fuhr Barbara erſchrocken herum und ihr Geſicht überflog ſich mit einer lieblichen Röthe. Auch Philipp, der wohl wußte, was jetzt kommen würde, befand ſich in großer Verlegenheit; mit der rechten Hand ſtrich er durch ſein fahles blondes Haar und kratzte mit dem linken Fuße hinten aus.

„Liebe Schweſter,“ ſagte Herr Reißmehl, „wozu viele Worte, da eure beiden Herzen einig ſind? Herr Philipp“ — dieſes „Herr“ ſprach er heute zum erſtenmal aus — „Herr Philipp iſt mir in meinem Geſchäft beſtändig brauchbar geweſen, er wird es auch künftig ſein, und wir wollen ſpäter die Bedingungen aufſetzen, unter welchen

die alte Firma Reißmehl und Compagnie von uns gemeinſchaftlich fortgeſetzt wird. Ich gebe zu Allem meine Einwilligung. Seid glücklich!“ Der alte Herr war bei dieſer Rede augenſcheinlich gerührt geworden, weßhalb er ſich nach den letzten Worten umwandte und eilig das Zimmer verließ.

„Seid glücklich!“ wiederholte Philipp ſchwärmeriſch und lüftete ſeine langen Arme ein klein wenig. Aber Barbara kam ihm zuvor, eine Ohnmacht ſchien ihre Sinne zu umfangen, weßhalb ſie den theuren Bräutigam umhalste, und ſo ruhten Beide ſprachlos eine Weile Herz an Herz. Bald aber löſten ſich ihre Arme, ihre Zungen folgten dieſem Beiſpiele und ergoßen ſich in Geſprächen, die viel zu zart und duftig ſind, um ſie hier niederzuſchreiben.

Dies alles begab ſich am Fenſter, von welchem aus man das Zimmer des Doktor Burbus ſehen konnte. Die beiden Glücklichen lebten die vergangenen Tage, trotz ihrer ſchrecklichen Vorfälle wieder durch und daß dabei des Doktor Burbus und meiner nicht auf die glimpflichſte Art erwähnt wurde, iſt nur zu wahrſcheinlich. — „Ja, ja, ſo geht es,“ ſprach Philipp und zeigte mit dem Finger auf das Fenſter ſeines frühern Nachbars, an welchem in dieſem Augenblick eine der Urkundsperſonen, ein Drechslermeiſter, ſichtbar war, um die zurückgelaſſenen Pfeifen des Doktors zu taxiren. In aller Kürze hatte Philipp ſeine Verlobte von der Flucht des Doktors in Kenntniß geſetzt und ihr erzählt, daß man ſo eben deſſen Effekten gerichtlich aufnehme. Mochte es nun die frohe Vorſtellung ſein, daß der entflohene Doktor ihm nicht mehr ſchaden könne, war es edles Mitleid mit dem Unglücklichen, der jetzt hülflos in der Welt herumſtrich, oder hatte der feierliche Moment das Herz Philipp's überhaupt weich geſtimmt, genug, er ſprach einige Worte zu Gunſten des Doktors, und ließ, deſſen Schickſal bejammernd, einen Augenblick das Haupt auf ſeine Bruſt ſinken. Plötzlich aber erhob er es wieder; ihm war ein edler, ſchöner Gedanke gekommen.

„O Barbara,“ ſprach er, „wenn auch Ihr — dein Herz wollte

ich ſagen, ſo zum Verzeihen geneigt iſt, wie meines, woran ich nicht zweifle, denn ich weiß ja, du biſt edelmüthiger, als ich, ſo laß uns für all' die Unbilden, die dir der Doktor zugefügt, feurige Kohlen auf ſein Haupt ſammeln, auch wenn er als Flüchtiger nichts mehr davon ahnt! Laß uns durch eine ſchöne That etwas vom Unrecht ſühnen, deſſen er ſich ſchuldig gemacht! Barbara, erlaube mir, daß ich drüben jenes Gerippe erſtehe, um ihm die Ruhe in geweihter Erde zu geben."

Erſchreckt wand ſich die Jungfrau aus den umſtrickenden Armen ihres Geliebten, als ſie den Knochenmann drüben erwähnen hörte, und in Gedanken ſah ſie ihn wie damals am Fenſter ſtehen, den langen Zettel im grinſenden Maul. Doch mochte ihr der Entſchluß Philipp's von mehr als einer Seite nobel erſcheinen, und ſo willigte ſie ein und gab dem Ueberglücklichen ſogar ihre Haushaltungsbörſe, worauf ſich die beiden nach einem langen Kuſſe und noch tauſend ſüßen Worten trennten. Noch im Weggehen bat Jungfer Barbara den Verlobten, den Bruder vom Ankauf des Skeletts nicht in Kenntniß zu ſetzen, da er von der Poeſie des Lebens zu wenig begreife, um den Werth dieſer ſchönen Handlung zu würdigen, auch ſtellte ſie die Bedingung, daß ihr das Skelett nie vor Augen kommen dürfe.

Philipp begab ſich ſogleich in das Nachbarhaus und in das Zimmer des Doktors. Man war gerade mit dem Aufnehmen ſämmtlicher Effekten fertig geworden, und obgleich man in allen Dingen nicht zu wenig taxirt, war doch nur die Summe von circa acht Thalern herausgekommen, auf welche die Hauswirthin, die mit ihren unbezahlten Miethsrechnungen in der Hand, lauernd an der Thüre ſtand, bereits Beſchlag gelegt zu haben ſchien. Aus dem merkwürdigen Inventar mag nur die Rubrik Bücher hier ſtehen: zwei Bände des Converſationslexicons, ein Buch, genannt der Zionswächter, ein Traumbuch, ein Commersbuch, und ſieben Bändchen des Walter Scott'ſchen Romans Ivanhoe, Stuttgart, bei Franckh.

Philipp brachte sein Anliegen vor: er habe Auftrag, das Skelett zu erstehen, und wolle es nach seinem vollen Werthe bezahlen. Der Gerichtsschreiber hatte das unheimliche Objekt zu einem Thaler angesetzt; er meinte aber, für den Liebhaber sei es allerdings mehr werth, und der assistirende Drechslermeister erklärte, für so schöne Knochen seien vier Thaler nicht zu viel. Philipp zog ohne Widerrede sein Beutelchen, erlegte die Summe und nachdem er versprochen, das Skelett gelegentlich abholen zu lassen, begab er sich eilends hinweg, denn ihm graute in dem Zimmer des Doktor Burbus und namentlich in der Nähe des Knochenmanns.

Diesem Kauf hatte die Hauswirthin aufmerksam lächelnd zugeschaut, und kaum war Philipp die Treppe hinab, so sagte sie: „Ei, Herr Gerichtsschreiber, nun das Ding verkauft ist, brauche ich es auch keine Minute länger im Hause zu behalten, nicht wahr?“ — Der Beamte meinte, wenn der Käufer es nicht alsbald holen lasse, könne sie es in Gottes Namen hinstellen, wohin sie wolle, nur nicht auf die Straße, dagegen müsse er im Namen der Polizei Einsprache thun. — „Aber auf meiner Treppe,“ sagte die Hauswirthin, „werde ich es doch nicht stehen lassen? und das Zimmer, an dem ich schon Schaden genug habe, brauche ich nothwendig.“ — „Ei,“ erwiderte der Polizeimann, „so lassen Sie es ihm hintragen.“ — Auf diesen Bescheid hatte die Frau nur gewartet, denn alsbald schoß sie die Treppen hinab und kam gleich darauf mit zwei ihrer Ladengehülfen und einem großen Leintuch wieder. Letzteres wurde um das Gerippe so drappirt, daß nur der blanke Schädel etwas hervorschaute, und nun wurden die beiden jungen Leute beordert, die Gestalt in das Nebenhaus zu Herrn Reißmehl zu tragen.

Es war heute kein Markttag und im Reißmehl'schen Geschäft so still wie nie. Philipp und Barbara befanden sich im Hinterstübchen, der Prinzipal saß vor seinem Pult in der Schreibstube und Fanny, der Mops, lag noch immer träumend auf dem Rücken. Da unterbrach plötzlich die allgemeine Ruhe vom Laden her ein so gräßliches Geschrei,

daß ſämmtliche Bewohner, Fanny eingeſchloſſen, emporfuhren und angſtvoll lauſchten. Es war die Stimme der Küchenmagd, die unartikulirt brüllend, jedesmal wenn ihr der Athem ausging, mit einem gellenden O je! o je! ſchloß.

Zwiſchen das Geſchrei der Hausmagd hinein tönte das Gelächter muthwilliger Buben und das Gebeul des Mopſes, der, etwas Erſchreckliches witternd, nach Kräften in den Spektakel einſtimmte. Philipp ſtürzte aus dem Hinterſtübchen in den Laden, gefolgt von Jungfer Barbara, die aber beim Anblick, der ſich ihr darbot, die Hände vor das Geſicht ſchlug und laut kreiſchend wieder entflob.

Da ſtand vorne im Laden das grinſende Skelett des Doktor Burbus, in ein weißes Leintuch gehüllt. Philipp traute ſeinen Augen kaum, und im erſten Moment, da ſich beim ſchrecklichen Anblick ſeine Begriffe verwirrten, glaubte er, das Skelett ſei ihm gefolgt, um ſich für die gute That, die er an ihm begangen, zu bedanken. Doch das Gelächter einiger zwanzig Buben, die vor dem Laden verſammelt ſtanden, brachte ihn zu ſich und er ſah wohl, daß ihm die Nachbarin den Streich geſpielt habe. Was ſollte er beginnen? Im Hinterſtübchen mußte Jungfer Barbara eben aus ihrer Ohnmacht erwacht ſein, denn ſie kreiſchte von Neuem mit verdoppelter Kraft; die Magd hörte nicht auf O je, o je! zu ſchreien, und dabei focht ſie mit einem langen Beſen gegen den Knochenmann. Die Buben auf der Gaſſe beluſtigten ſich mit allerhand ſchlechten Späſſen. „Faſtnacht iſt da!“ — „Nein, es war der Tod ſelbſt! er will den Herrn Reißmehl holen.“ — „Ich weiß, ich weiß!“ ſchrie jetzt eine quickende Stimme aus dem dickſten Haufen; „Jungfer Barbara hat ſich maskirt, die war es!“ Und ein ungeheures Gelächter folgte dieſer letzten Bemerkung.

Jetzt ſtürzte auch der Prinzipal, den ſelbſt der furchtbare Lärm bis jetzt in einer wichtigen Addition nicht geſtört hatte, aus der Schreibſtube und ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, als er in ſeinem ehrſamen Laden ſolchen Auftritt ſah. — „Philipp!“

ſchrie er, „was ſoll das heißen?“ Und als dieſer keine Antwort gab, wandte er ſich an die Magd und ſagte: „Margareth, lauf Sie auf die Polizei! das iſt mir zu arg!“ — Nach der Polizei brauchte die Magd nicht zu gehen; denn bereits arbeitete ſich Märtens durch den dichten Haufen der Buben durch und trat in den Laden.

„Herrrr!“ ſchrie der Prinzipal, der nach vielen Jahren zum erſtenmal in Zorn gerieth, „was ſind das für Geſchichten? Wie können Sie es leiden, daß ein ehrſames Handlungshaus zum Geſpötte frecher Buben wird? Warum ſchützen Sie mein Haus nicht?“ — „Hat ſich viel zu ſchützen, Herr Reißmehl,“ entgegnete der Polizeiſoldat. „Der beſte Schutz iſt, wenn Sie das Ding, das Sie doch einmal gekauft haben, ſo ſchnell wie möglich in's Haus hinein ſchaffen.“

„Ich? ich? ich hätte das Ding gekauft?“ — „Ja Sie, oder Ihr Ladengehülfe. Da ſteht er ja. Er ſoll es Ihnen ſelbſt ſagen.“

Philipp ſtand da, ein Bild des Jammers. Es gibt für ein edles Gemüth nichts Empfindlicheres, als eine gute That, die man im Stillen hat begehen wollen, ſo öffentlich dem rohen Urtheil der Welt preisgegeben zu ſehen. Und Philipp mußte ſeinen Edelmuth preisgeben und dem Prinzipal geſtehen, daß Jungfer Barbara und er das Skelett gekauft, und weßhalb. Dieſe Auskunft war aber nicht geeignet, die Aufregung des Prinzipals zu beſänftigen; vielmehr war es ſchauerlich anzuſehen, wie der ſonſt ſo ruhige und gemeſſene Mann ob dieſer Entheiligung ſeines Ladengewölbes in den ſchrecklichſten Zorn gerieth. Wie toll ſprang Herr Reißmehl mit beiden Beinen zugleich in die Höhe; bald rief er gegen das Hinterſtübchen nach ſeiner Schweſter, bald drohte er mit der Fauſt dem unglücklichen Philipp, jetzt ſprang er gegen das Skelett ſelbſt an und drehte ſich dabei ſo blitzſchnell im Kreiſe, daß ſich ſeine fuchſige Perücke hinten und vorne lüftete.

Trotz aller Mühe wollte es unterdeſſen dem Polizeiſoldaten nicht gelingen, die Bubenſchaar zu verjagen; es kamen ihrer von

Minute zu Minute mehrere hinzu, und die Hinterſten drängten die Erſten, ſo daß dieſe dem Knochenmann immer mehr auf den Leib rückten. Herr Reißmehl befahl in ſeinem Zorn mit kreiſchender Stimme, das Haus zu ſchließen; Niemand gehorchte ihm, und die Buben, die ein wenig zurückwichen, wenn er einen Satz gegen ſie machte, drangen gleich darauf um ſo weiter wieder vor, und ſo kam es denn, daß bei einem ſolchen Stoße die Vordern, obgleich kreiſchend und widerſtrebend, gegen das Skelett gedrückt wurden. Dieſes begann zu wanken, bekam das Uebergewicht und ſtürzte mit ſolcher Gewalt auf den Steinboden, daß die meiſten Drähte des Knochengebäudes brachen, Rippen, Arme und Beine zerſprangen, und der Kopf dem unglücklichen Herrn Reißmehl zwiſchen die Füße rollte, der über den Schädel hinweg einen furchtbaren Satz machte und dann in die Schreibſtube ſtürzte, wo er kraftlos auf einem Stuhl zuſammenfiel.

Beim Sturz des Skelettes ſtoben die Buben vor Schrecken nach allen Richtungen auseinander, und der Polizeiſoldat, der allein kaltes Blut behalten, war endlich im Stande die Hausthür zu ſchließen. Philipp, mit dem Kopf auf den Ladentiſch geſunken, weinte vor Jammer und Aufregung ſo heftig, daß ſeine Thränen einem Bächlein vergleichbar, auf dem eichenen Tiſche dahin liefen. Und Barbara? Wenn ich ſage, daß Margarethe, die Dienſtmagd, nach drei verſchiedenen Aerzten geſchickt wurde, ſo kann man ſich leicht denken, wie es im Hinterſtübchen ausſah.

XVIII.

Geneſung.

Von all dieſen Stürmen in dem Hauſe, in dem ich bis jetzt als Lehrling gedient, erfuhr ich natürlich gar nichts, ſondern lag in meinem Bette, ſchlief faſt den ganzen Tag oder ſchaute die Mühle und die Ritterburg an. Leider aber war in meiner Krankheit ein Rückfall eingetreten; ich hatte die Nacht ſehr unruhig zugebracht und lag am Morgen zum Entſetzen der Schmiedin in heftigem Fieber. Sie ſtand an meinem Bette und fühlte mir den Puls, wobei ſie den Kopf wegwandte, daß ich ihre Thränen nicht ſehen ſollte, und als die Großmutter ſagte, ich habe mich wahrſcheinlich in der Nacht erkältet, ſchüttelte ſie traurig das Haupt und hatte etwas auf der Zunge; man ſah, daß ſie kräftig mit ſich ſelbſt rang, es hinunter zu ſchlucken. Endlich aber konnte ſie ſich nicht mehr halten und ſchluchzte ſo laut, daß ich erſchrocken auffuhr. „Ach, Frau Paſtorin,“ rief ſie, „und wenn Sie's mir noch ſo übel nehmen, ich kann es doch nicht verhalten! Erkältung? O Gott, nein! Sie wiſſen ja wohl, daß ich die Bettdecke jeden Abend feſt binde! Nein, Frau Paſtorin, aber der Gerſtenſchleim — ja, ich muß es behaupten, der Gerſtenſchleim, der hat das Fieber auf's Neue herbeigeführt. Hätte man dem Kind Weinſuppe gegeben, wie ich es vorgeſchlagen habe, ſo liefe es heute wieder friſch und geſund herum. Aber Gerſtenſchleim iſt ein wahres Gift.“

„Hör' Sie,“ ſagte die Grosmutter ſehr ernſt, „ich kann Ihr wegen der Rechthaberei nicht ewig den Text leſen; aber Schmiedin, Schmiedin, die Rechthaber und Wortklauber ſind unangenehm vor dem Herrn, hat mein Mann ſelig, der Paſtor, hundertmal geſagt. Was Weinſuppe oder Gerſtenſchleim! das hat's kein's von beiden

gethan. Sie iſt doch ſonſt eine geſcheidte Perſon, geh' Sie mir mit den Kindereien!"

Damit entfernte ſich die Großmutter ziemlich ärgerlich, aber die Schmiedin blieb am Bette ſtehen und hielt ein Selbſtgeſpräch, von dem ich nur die Worte Weinſuppe und Gerſtenſchleim vernahm. Aber meine durch's Fenſter erhitzte Phantaſie hatte genug daran, und ich träumte davon. Mir war, als ſtände ich vor einem ungeheuren Keſſel voll Weinſuppe, und wenn ich mich, von brennendem Durſt gequält, hinabſtürzen wollte, um davon zu trinken, ſo zog mich die Schmiedin mit Gewalt zurück und zeigte mir ganz nahe dabei einen wahren Gerſtenſchleimſee. Doch kaum wandte ich mich dieſem zu, ſo vertrocknete er. Mochte nun mein Rückfall kommen, woher er wollte, ſo war es ſchlimmer mit mir, als am Tage, wo man mich aus der Kirche gebracht hatte, und ich phantaſirte die ganze Nacht und ein gutes Stück des folgenden Morgens.

Das ging ein paar Tage ſo fort, während deren es ganz dunkel in meinem Zimmer war und ich Niemand unterſcheiden konnte, als die Schmiedin am unterdrückten Weinen, wenn ſie mir die Arznei einflößte. Wohl hörte ich hie und da, daß noch andere Perſonen im Zimmer ſein mußten, ja ich glaubte zuweilen eine tiefe Stimme zu vernehmen, die mir nicht unbekannt war. Doch war ich zu ſchwach, um meinen Gedanken nachhängen zu können, und alle und jede Erinnerung entſchlüpfte mir im gleichen Augenblicke wieder, wo ich mich ihrer bemächtigt zu haben glaubte. Eines Abends ließ mein Fieber etwas nach und gegen Morgen ſchlief ich ganz ruhig, wurde aber durch den Klang jener tiefen Stimme geweckt, die ziemlich laut und deutlich ſagte: „Aber, Jungfer Schmiedin, Sie werden erlauben, daß ich Ihnen gehorſamſt bemerke, daß es meines Erachtens viel vernünftiger wäre, ihn noch eine Stunde ſchlafen zu laſſen, als ihn wieder aufzuwecken, um ihm einen Löffel voll des garſtigen Zeugs in den Magen zu ſchütten." — „Ach, Herr Doktor," entgegnete die Schmiedin, „Sie mögen ſelbſt ein

ganz guter Arzt sein, aber was das Abwarten eines Kranken betrifft, da stelle ich meinen Mann." — „Wollen sagen, „Ihre Frau," erwiderte die tiefe Stimme und setzte dann, geschmeichelt durch das Compliment hinzu: „Allerdings, wir praktischen Aerzte — freilich wohl, das Einhalten der Stunden — ja, wir wollen ihn also sanft erwecken."

Das war nun eigentlich gar nicht nöthig, denn ich hatte schon längst meine Augen ein wenig geöffnet und würde mich schon lange gemeldet haben, wenn ich die Erscheinung vor mir nicht für einen Traum gehalten hätte; denn es war mein Freund, der dort im Zimmer stand, der Doktor Burbus, angethan mit einem rothkarrirten Schlafrock, der meinem Onkel selig gehört, sowie die gelben Pantoffeln, die er an den Füßen, und eine weiße spitze Nachtmütze, die er auf dem Kopfe trug. Seinen Bart hatte er ziemlich ordentlich behandelt, und sah überhaupt ganz anständig aus. Neben ihm stand die Schmiedin, wieder einmal sehr im Negligé, und schüttelte das Arzneiglas in ihrer Hand.

Nachdem ich mir einigemal die Augen gewischt und mich überzeugt, daß ich nicht träume, freute ich mich unendlich, den Doktor wieder zu sehen, und rief ihn laut beim Namen. Die Schmiedin schrak zusammen, daß sie fast das Glas fallen ließ, so kräftig hatte ich geschrieen, der Doktor aber kam lachend auf mich zu, setzte sich auf mein Bett, und mußte nun vor allen Dingen erzählen, wie er in's Haus und zu mir gekommen. — Die Geschichte war kurz und einfach. Der Laternenhandel hatte beim Doktor das Maß voll gemacht, oder, wenn man will, dem Faß den Boden ausgeschlagen. Bekam er deßhalb Händel mit der Polizei, so war seines Bleibens in der Stadt nicht mehr. Er hatte daher, als er wirklich citirt wurde, in seinem Hauswesen Alles, was des Mitnehmens werth war — und dessen war gar nicht viel — zusammengerafft und sich in's Spital geflüchtet, das heißt zum Adjunkten des Spitalarztes, einem Studiengenossen. Nachdem er sich dort ein paar Tage ver-

borgen, beschloß er, seinen Stab weiter zu setzen, wohin wußte er selbst nicht, zuvor aber wollte er sein Wort lösen und von mir Abschied nehmen. So hatte er sich denn vorgestern in der Abenddämmerung hergeschlichen. Als er unten im Hause nach mir gefragt, war die Großmutter beim Namen Burbus aufmerksam geworden und hatte sich mit ihm unterhalten.

Da nun der theure Doktor Burbus gerade nicht auf den Mund gefallen war, wie wir wissen, so unterhielt er die gute alte Frau von seinen traurigen Erlebnissen, wie es ihm theils mit, theils ohne sein Verschulden schlecht gegangen; denn er war ehrlich und auch klug genug, um ihr gegenüber zuzugeben, daß er seine Jugend nicht ganz so angewendet, wie er gesollt. Natürlich mischte er in die Erzählung seiner Unglücksfälle sehr viel Reißmehl, Barbara und Philipp, und seine Angaben stimmten mit den meinigen in so vielen Punkten überein, daß die Großmutter wohl einsah, man habe mir auf's Himmelschreiendste Unrecht gethan. Auch gefiel ihr die Anhänglichkeit des Doktors an mich, kurz, sie lud ihn ein, einige Tage bis zu meiner Genesung da zu bleiben; er habe ja dann noch immer Zeit, eine neue Laufbahn anzutreten.

Meine Freude, den Doktor um mich zu haben, war nicht gering, und wir machten den ganzen Tag schöne Plane für die Zukunft. Mit meiner Besserung ging es indessen rasch vorwärts. Ich konnte bald das Bett verlassen und mich an's geöffnete Fenster setzen. Wie wohl that mir die junge frische Frühlingsluft, die selbst über die Dächer der Häuser und in die engen Straßen ihren Weg zu finden wußte, und mir im süßen Duft erzählte von tausend aufbrechenden Knospen im Walde, von bunten Blumen und Blüthen und von den eisbefreiten rauschenden Bächlein! Ich hatte eine gewaltige Sehnsucht nach dem Walde, und die Stadt lag mir beängstigend auf der Brust. Das sagte ich eines Tages dem Arzte, als er im blauen Frack mit der weißen Halsbinde vor mir saß, worauf er lächelnd mit dem Kopfe nickte und meinte, das würde

sich wohl arrangiren lassen. Ja, und es kam auch wirklich auf die schönste Weise zu Stande. Der Arzt schrieb auf der Großmutter Veranlassung einige Zeilen an den Vormund, und nach einigen Tagen antwortete dieser so gut und freundlich, als wir es nur wünschen konnten. Im Brief stand unter Anderem: „Was mir der Doktor über den Jungen geschrieben, freut mich, da ich sehe, daß er sich wieder in der Besserung befindet. Auch glaube ich, er hat ganz recht, wenn er vorschreibt, man solle ihn das Frühjahr und den Sommer zu seiner Erholung auf dem Lande zubringen lassen, und ich bin ganz damit einverstanden. Ich denke, man schreibt an den Vetter, der die Waldmühle hat. Er wird sich gern gegen ein mäßiges Kostgeld dazu verstehen, den Jungen ein halbes Jahr aufzunehmen.

Dieser Vorschlag leuchtete der Großmutter, sowie der Tante ein, nur die Schmiedin schluchzte Einiges von Mühlenwassern, Rädern und dergleichen gefährlichen Geschichten. Es wurde sogleich an den Vetter geschrieben und schon nach einigen Tagen kam die befriedigendste Antwort. Von einem Kostgelde wollte der vermögliche Mann nichts wissen. Die Aussicht, den Sommer auf dem Lande zubringen zu können, statt wieder in einem finstern Laden zu kriechen, machte mich überglücklich. An meinen guten Freund Burbus hatte ich dabei nicht gedacht, der am Morgen, nachdem man sich den Abend vorher im großen Familienrath entschlossen, mich in einigen Tagen fortzuschicken, statt im rothkarrirten Schlafrock in seinem eigenen Anzug erschien und erklärte, er sei jetzt reisefertig, um in die Welt hinauszuziehen. Das fiel mir schwer auf's Herz, und als die Jungfer Schmiedin allein bei mir saß und mich traurig betrachtete, was sie jetzt bei meiner bevorstehenden Abreise nur zu häufig that, eröffnete ich ihr mein Herz, wie traurig es mich mache, daß uns jetzt der arme Doktor Burbus verlasse, der keinen Menschen auf der weiten Welt habe. Daß es leicht war, sie bis zu Thränen zu rühren, versteht sich, und sie versprach mir, mit der Großmutter darüber zu reden, was sie denn auch alsbald

that. Und der Erfolg blieb nicht aus: der Doktor erschien vor mir und erzählte mir, die gute Frau habe ihm in's Gewissen geredet, und ihn ermahnt, jetzt endlich einen ordentlichen Lebenswandel anzufangen, ihm aber sofort gesagt, wenn er mich auf ein paar Monate begleiten wolle, so würde dieß dem Vetter gewiß ganz angenehm sein, und er habe inzwischen Zeit, sich nach etwas Anderem umzusehen.

Jetzt war Freude an allen Ecken. In kurzer Zeit waren die nöthigen Vorkehrungen getroffen, meine Reiseequipage besorgt, und der Doktor, den das ganze weibliche Personal wohl leiden konnte, ging auch nicht leer aus. — An einem schönen Morgen, als die Sonne zum erstenmal recht warm schien, entließ uns die Großmutter mit einem stillen Händedruck und ihrem lauten Segen. Die Tante gab uns Grüße an den Vetter mit und die Schmiedin weinte auf herzzerreißende Weise.

Durch all diese Ceremonien war es zehn Uhr geworden, als wir endlich durch die Straßen dem Thore zuschritten. Plötzlich blieb der Doktor stehen und rief, indem er auf einen vorbeirollenden Wagen deutete, laut aus: „Bei Gott, das ist der edle Philipp! Auch ich sah hin und erblickte ihn neben der bräutlich geputzten Barbara; auf dem Rücksitz saß Herr Reißmehl, der einen ungeheuren Blumenstrauß trug. Die holde Braut mußte auch uns erblickt haben; sie machte plötzlich ein sehr erschrockenes Gesicht, da der Anblick des Doktor Burbus auf diesem Wege ihr als ein böses Omen erscheinen mochte. Der Wagen lenkte gegen die Spitalkirche.

Im ersten Augenblick hatte der Doktor Lust, nachzulaufen, um einige Allotria zu treiben; aber ich muß sagen, daß er sich sogleich eines Bessern besann. Bald hatten wir die Stadtthore hinter uns, vor uns die weite Erde, die in ihrem bräutlichen Blüthenschmuck noch herrlicher prangte als Jungfer Barbara, und während ich auf diese Art vor der Hand vom Handel Abschied nahm, beschloß Doktor Burbus ernstlich einen neuen Wandel anzufangen.

XIX.

Kleine Reiſeabenteuer.

So zogen wir zum Thore hinaus, Frühling um uns her, Frühling im Herzen. Die Lerchen auf dem Felde ſtiegen auf, die Sonne ſah uns freundlich in's Geſicht und jagte die Nebel in Schluchten und Thäler zurück, wo dieſelben zu tauſend glänzenden Tropfen aufgelöst, noch eine Zeitlang an den Grasſpitzen zitterten, um alsdann von dem durſtigen Erdreich gierig aufgeſogen zu werden.

Den Doktor Burbus hatte ich noch nie ſo froh und heiter geſehen, und ſeine Fröhlichkeit ſtach ſehr von derjenigen ab, mit welcher er auf ſeinem Zimmer, Kneipe genannt, das Traurige ſeiner Lage zu übertäuben verſuchte. Allen Bauernweibern, denen er auf der Straße begegnete, bot er guten Tag und gab ihnen weiſe Lehren für den bevorſtehenden Markt. Wo er mehrere beiſammen fand, die mit Butter oder Obſt an den Chauſſeegraben ſaßen, um zur ferneren Tour auszuruhen, da ſtellte er ſich zu ihnen, und während er die Güte der Waaren unterſuchte, begann er laut zu gähnen, worauf es ihm eine außerordentliche Genugthuung gewährte, wenn zuerſt die angeredete Perſon ihm unwillkürlich nachahmte und alsdann in kurzer Zeit die ganze Reihe mit aufgeſperrten Mäulern da ſaß. Den vorbeirollenden Wagen rannte er nicht ſelten eine Strecke weit mit abgenommener Mütze nach, um lachend zurückzubleiben, wenn man ihm ein kleines Geldſtück herauswerfen wollte. Kurz, er konnte es nicht laſſen, eine Menge unſchuldiger Allotria zu treiben. Bisweilen auch machte er Pläne für die Zukunft und verſicherte mich, [illegible] der Waldmühle meines Vetters Botanik zu treiben beabſichtige, und wie er ſich dort im Hydrauliſchen zu vervollkommnen ſuchen werde.

Ich für meine Perſon erinnerte mich mit Vergnügen eines früheren mehrwöchentlichen Aufenthalts in der Waldeinſamkeit, wo ich mir kleine Hütten baute oder Sandwälle aufrichtete, und von dort die Vorübergehenden mit Tannzapfen beſchoß.

So zogen wir dahin und erreichten am Abend ein kleines Landſtädtchen, wo wir übernachteten und am nächſten Morgen mit aufgehender Sonne unſere Tour fortſetzten.

Den ganzen geſtrigen Tag waren wir in einer großen Ebene fortgewandelt, meiſt an den Ufern eines kleinen Fluſſes hin und näherten uns nun dem Waldgebirge, aus welchem er hervorbrauste, und in einem dieſer Thäler unſer Reiſeziel lag. Ach, wie freuten wir uns, den friſchen Tannenduft wieder einzuathmen und die ſtäubige Stadt, ihre kalten Straßen und Häuſer mit dem duftigen Waldpalaſt vertauſcht zu haben, unter deſſen Säulen wir nun langſam aufwärts ſtiegen. Der Doktor war merklich ernſter als geſtern, und als wir auf der erſten Höhe des Waldgebirgs ankamen, von der wir rückwärts ſchauend in weiter, weiter Ferne die Thürme der geſtern verlaſſenen Stadt erblickten, fuhr er mit der Hand über die Augen, grüßte bitter lachend hinüber und ſchüttelte ſich dann wie ein Hund nach ſtarkem Regen. Doch dauerte die Traurigkeit bei dieſem ſonderbaren Menſchen nicht lange, und obgleich er mir mehrmals heilig und gewiß verſicherte, er werde beim Eintritt in die Waldmühle den alten Adam gänzlich ausziehen, ſo traute ich ihm vor der Hand doch nicht recht, indem er mir im Laufe des heutigen Tages noch einen merkwürdigen Streich ſpielte.

Nach einer kleinen Stunde nämlich erreichten wir das Städtchen T., welches zwiſchen der Stadt, wo wir herkamen, und der Stadt C. gerade in der Mitte liegt und beide Regierungsbezirke ſcheidet. Hier treffen ſich die Gensdarmen von beiden Städten, übergeben einander die mitgebrachten Vagabunden und Verbrecher, wechſeln ſie gegen einander aus und jeder nimmt die für ſein Kreisgefängniß beſtimmten wieder mit ſich zurück.

Als wir vor das Wirthshaus kamen, in welchem dieſe Auswechslungen geſchehen, es war, wenn ich nicht irre, der goldene Schweinskopf, ſo fanden wir dort eine anſehnliche derartige geſchloſſene Geſellſchaft, theils zu Wagen, theils zu Fuß, welche behufs dieſer Auswechslung ihren Einzug in das Wirthshaus hielt, wo die Gensdarmen bei einem Glaſe Bier oder Wein einander die Papiere der Verbrecher übergaben.

Am obern Ende eines langen Tiſches ſaßen die Handhaber der Gewalt, lang gediente Unteroffiziere der Armee, die das Uebertreten in die Gensdarmerie als Avancement anſahen, kräftige Geſtalten im beſten Mannesalter mit großen Schnurrbärten. Ich muß nun hier beifügen, daß der Doktor Burbus nichts ſo ſehr haßte, wie alle polizeiliche Gewalt, und von dieſer galt ihm die Gensdarmerie als Quinteſſenz.

Daß wir in die Wirthsſtube zum wilden Schweinskopf eintraten, wunderte mich gar nicht, daß der Doktor mit mir an den Wänden bei den Vagabunden und Verbrechern ſtehen blieb, glaubte ich ſeiner Neugier, die Auswechslung beſſer anſehen zu können, zuſchreiben zu dürfen. Es mochten ungefähr zehn bis zwölf Gefangene da ſein, worunter einige mit Ketten geſchloſſen, zerlumpt und zerriſſen, mit höchſt verdächtigen wilden Phyſiognomien, andere, denen blos die Daumen zuſammengeſchnürt waren, und ſogar einige, die ganz ohne Banden waren. Von den letzteren näherte ſich hie und da einer den Gensdarmen, leiſe mit bittender Miene fragend, ob er ein Glas Waſſer genießen dürfe, der ein Glas Bier, jener ein Glas Branntwein. Meiſtens wurden die Bitten mit Kopfnicken bewilligt, oder es wurden einige Bemerkungen hinzugefügt, als z. B.: „Hör', Schwarzenberger, du könnteſt von Gott und Rechtswegen einen unüberwindlichen Abſcheu vor allem Fuſel haben; denn ohne dieſen guten Freund wäreſt du ein freier Mann," oder: „Waldauer, ei, ei, das Bier ſollte dir eigentlich Gewiſſensbiſſe machen und du deßhalb keins trinken; bei dir iſt das Sprich-

wort: Je toller gebraut, je beſſer Bier, nicht eingetroffen; denn toll genug gebraut haſt du dein ganzes Leben.“

Dieſe halb gnädigen Aeußerungen wurden dann von dem ganzen Haufen mit großem Gelächter aufgenommen.

Jetzt trat auch der Doktor aus dem Haufen heraus zu dem Gensdarmen hin und fragte mit leiſer Stimme: ob ihm der Herr Wachtmeiſter nicht den Genuß eines Schoppen Weines gnädigſt geſtatten würde?

„So, Wein?“ fragte dieſer, ohne von ſeinen Papieren aufzuſehen, „Er muß viel übriges Geld haben. Na meinetwegen!“

Darauf rückte ſich der Doktor mit größter Gemüthsruhe einen Stuhl zum Tiſche neben dem Gendarmen, warf ſich darauf hin und ſchrie mit ſeiner kräftigen Stimme: „Eine Flaſche Moſelwein!“ wobei er mit der Hand auf den Tiſch ſchlug, daß die Dintenfäſſer der Gensdarmen in die Höhe fuhren. Erſtaunt ſahen dieſe empor, und der, welcher dem Doktor ſeine Bitte gewährt hatte, rief ihm zu: „Höre, Burſche, noch einmal ſolchen Exceß, und ich werde dich ſchließen laſſen. Scheer Er ſich vom Tiſch weg und trink Er ſeinen Schoppen dort in der Ecke.“

„Ei was,“ entgegnete Burbus noch lauter, „ich darf hier eben ſo gut ſitzen, wie ein Gensdarm.“

„Was!“ ſchrie der Andere, „Er will ſich hier unnütz machen? Wenn Er nicht augenblicklich ſein Maul hält, wird man Ihn ſchließen laſſen. — Was iſt denn das für ein Kerl?“ fragte er leiſe ſeinen Collegen.

Der Doktor trommelte mit ſeinen beiden Fäuſten auf den Tiſch und brüllte zum lauten Ergötzen ſämmtlicher Herren Vagabunden:

„Wein her, Wein her,
Oder ich fall um!“

Man kann ſich denken, daß ich bei dieſer ſonderbaren Scene mich beſtürzt an die Wand zurückzog und des Doktors verrückte

Einfälle tauſendmal verwünſchte, die mir hier obendrein ein ſehr ſchlimmes Ende zu nehmen ſchienen; denn der eine Gensdarm riß das Fenſter auf und befahl, man ſolle vom Wagen draußen ein Paar Handſchellen hereinbringen. Und dieſer Befehl, ſtatt den Doktor einzuſchüchtern, ſtachelte ihn vielmehr auf, mit lauter Stimme ſich über den Mißbrauch der polizeilichen und gensdarmerielichen Gewalt auszulaſſen.

„Hör Er," ſchrie ihm der eine Gensdarm zu, „ich werde nicht eher ruhen, bis Er zum Anfang Seiner Gefängnißſtrafe auf vierzehn Tage das Hundeloch bekommt."

„Und," ſetzte der Andere hinzu, „ich werde Ihn dergeſtalt empfehlen, daß Er während der zehn Jahre oder wie viel Er hat, keine ruhige Minute verlebt."

„Hören Sie, meine Herren," entgegnete Burbus, „ich verbitte mir das Er, und erlaube mir, Ihnen zu erkennen zu geben, daß mir ſogar das vertrauliche „Du" viel lieber wäre!"

Jetzt riß den beiden Gensdarmen der Geduldsfaden gänzlich, und wer weiß, was dem Doktor geſchehen wäre, hätte man nicht in dieſem Augenblicke die Handſchellen gebracht und ſie vor den beiden Machthabern auf den Tiſch hingelegt.

„Laß den Kerl ſchließen," ſprach einer der Gensdarmen zum andern.

„Ja, das mein' ich auch," entgegnete dieſer, „laß ihn ſchließen."

„Ich?" verſetzte der erſte, „das kann ich nicht thun, nachdem ich ihn von dir abgenommen."

„Wie iſt mir denn," ſagte der Andere leiſe, indem er ſeine Papiere durchſah, „er gehört ja zu deinem Bezirk. Uebergib mir ſeine Papiere und ich will den Kerl ſchon zahm machen."

So leiſe dieſes Geſpräch von den Gensdarmen geführt wurde, während ſie ihre Akten durchſahen, ſo drang es doch zu den Ohren des Doktors, der ſelbſtzufrieden in ſich hineinlachte.

„Wie heißt Er?"

„Doktor Burbus, einſtens Candidat der Jurisprudenz, jetzt werdender hydrauliſcher Waſſerkünſtler.“

„Burbus,“ entgegneten beide Gensdarmen und warfen ſich ſonderbare Blicke zu. „Was hat Er gethan? weßhalb wird Er eingeliefert?“

Und leiſer ſagte einer zum andern: „Auf Ehre, du mußt den Kerl mitgebracht haben. Ich habe ihn nicht in meinen Papieren.“

„Wenn ich Ihnen, meine beiden hochverehrten Herren, Alles erzählen ſollte, was ich in meinem Leben ſchon gethan habe, ſo könnte das etwas lang werden. Wenn ich eingeliefert worden bin, ſo weiß ich nicht warum.“

Der eine Gensdarm ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Mir ſcheint, man hat ſeinen Spaß mit uns treiben wollen,“ und der andere ſetzte hinzu: „das wird nicht ſo hingehen!“

Der Doktor zog ganz ruhig ſeine Börſe und während er dem Wirth den getrunkenen Wein bezahlte, verſicherte er den Gensdarmen: ſo etwas abſonderlich Kurioſes ſei ihm in ſeinem Leben nicht paſſirt. Wie er als ruhiger friedſamer Staatsbürger, deſſen erſter Grundſatz es ſei, ſich der öffentlichen Gewalt, wo er ſie fände, unterzuordnen, ſo auch hier nicht verfehlt habe, die hohe polizeiliche Erlaubniß zur Genießung eines Schoppen Weins einzuholen, und daß er deßhalb als Verbrecher angeſehen und behandelt werden ſollte, käme ihm ſonderbar vor, und er würde deßhalb beim Bezirksamt Anklage erheben.

Die beiden Gensdarmen ſahen ſich etwas verblüfft an, und nachdem einer derſelben ſich noch den Paß des Doktors zeigen ließ, der aber in beſter Ordnung war, vertieften ſie ſich, ohne ein Wort ferner zu ſprechen, in ihre Papiere, und ich war äußerſt froh, als wir uns wieder auf offener Landſtraße befanden, daß der Handel ſo gut abgelaufen ſei. Der Doktor aber lachte noch während einer Viertelſtunde unbändig und verſicherte mich, jetzt erſt könne er ein anderer Menſch werden.

„Sehen Sie, lieber Jüngling, das war noch ein Reſt von Uebermuth, der in mir ſtack, und der hinaus mußte, damit er nicht bei mir fortwucherte und mich von einer gänzlichen Beſſerung abhielte.“

Bald umfing uns wieder das Waldgebirge mit ſeinem traulichen Schatten, und da wir die Hauptſtraße verlaſſen hatten, ſo war der Weg, wenn auch nicht mehr ſo bequem und breit wie früher, doch dafür viel traulicher und heimlicher. Die niedern Waldculturen, welche die Landſtraße begrenzten, verwandelten ſich zuerſt in hohes Strauchwerk und wechſelten dann mit ſtattlichen kräftigen Bäumen ab. Die Buchen mit ihrem breiten Laubdach wurden zahlreicher, dann kamen ernſte hohe Eichen, die kräftige ſchlanke Tanne, welche erſt einzeln, dann in immer größeren Gruppen erſchien, und ließen uns erkennen, daß wir uns der Höhe des Gebirges näherten. Auch die Bäche und Waldwaſſer, die uns entgegen kamen, änderten von Schritt zu Schritt ihren Charakter. Das Blut dieſer Waſſeradern pulſirte heftiger und heftiger, je höher wir ſtiegen, und wie uns hier oben im Waldesgrün das Herz fröhlicher ſchlug, ſo ſprangen auch die unten ſo trägen Bäche hier oben heftiger einher, bald ſich einen Weg durch die dicken Wurzeln und bemooſte Steine ſuchend, bald einen Abhang hinunterſtürzend, die Blätter und Gräſer umher mit friſchem Waſſerſtaub netzend.

An ſolch einem Punkte ſetzten wir uns nieder, der Doktor ſtützte den Kopf auf die Hand und wurde nachdenkend.

„Heut Abend alſo,“ ſprach er, „kommen wir bei Ihrem Vetter auf der Waldmühle an. Das iſt an ſich ſchon ſehr ſchön und gut. Sie bleiben ein paar Monate da, dann ſucht man Ihnen eine neue Stelle. Sie werden wieder hinter den Ladentiſch geſteckt und können, wenn auch keine glänzende Carriere, ſich doch eine gute Zukunft bereiten. Ich aber, ſchon ein alter Kerl, müßte, um auf meinem angefangenen Wege vorwärts zu kommen, noch einige Semeſter irgendwo ſtudiren und dort ſehr fleißig ſein, um ein Examen zuwege

zu bringen. Dazu brauche ich erſtens Geld und zweitens Geld und drittens Geld, und das fehlt mir erſtens, zweitens und drittens. Ich verſichere Sie, es iſt eine verfluchte Geſchichte. Ich habe ſchon daran gedacht, Soldat zu werden, und mich dort auf mediziniſchem Weg der leidenden Thierwelt zu widmen. Aber das geht auch nicht, ich ſehe wahrhaft nirgends einen Ausweg."

„Ich kann Ihnen freilich," entgegnete ich darauf, „nicht viel Tröſtliches ſagen; doch verlieren Sie den Muth nicht. Wer weiß, ob ſich in der Zeit, die Sie in der Waldmühle zubringen, nicht irgend eine Ausſicht eröffnet oder ein Glück zufällt, mag es nun kommen, woher es will."

„Ja, ja, ſo dachte ich auch einſtens; in dem erſten Roſenglanz der Jugend glaubt man noch an Wunder. Doch am Ende haben Sie Recht, was hilft das Grübeln. Laſſen Sie uns Hoffnung faſſen. Und nun erzählen Sie mir vor allen Dingen, wer Ihr Vetter eigentlich da drunten iſt, und aus welchen Beſtandtheilen überhaupt der ganze Kreis beſteht, in welchen wir ſo mir nichts dir nichts hineinplumpſen."

„Es iſt ſchon lange her," entgegnete ich, „daß ich einmal dort war; ich war noch ein ganz kleiner Bube und der Liebling von Allen, ſogar von meinem Vetter, dem Müller."

„Warum ſagen Sie ſogar von Ihrem Vetter dem Müller?"

„Nun, er iſt ein etwas mürriſcher ernſter Mann, früher war er Förſter, doch ich weiß nicht, weßhalb er dies Amt niederlegte. Genug, ich erinnere mich wohl, noch in damaliger Zeit in meiner Familie von einem großen Unglück gehört zu haben, das den Vetter Chriſtoph betroffen. Darauf kaufte er die Mühle, und als ich zu ihm kam, konnte er vielleicht in den Vierzigen ſein. Das ſind jetzt zehn Jahre her. Alles im Hauſe muß thätig ſein, und ſelbſt ich, nachdem ich ein paar Tage dort war, bekam meine kleinen Beſchäftigungen, z. B. ich mußte in den Gärten Unkraut jäten, kleine

Pflanzen anbinden u. dgl., und wurde nur dann von ihm freundlich angeſehen, wenn ich recht fleißig geweſen war."

„Ei, ei," meinte der Doktor, „was werden wir beide dort anfangen; denn ſowohl Sie und noch vielmehr ich ſind über die Jahre hinaus, wo man Unkraut vertilgt und Pflanzen anbindet."

„Ja daran habe ich auch ſchon gedacht. Nun, ein paar Wochen wird's ſchon ſo gehen."

„Ich werde dem alten Herrn gelehrte Vorleſungen halten, oder werfe mich, wie ſchon geſagt, auf's Hydrauliſche."

„Die Frau meines Vetters dagegen," fuhr ich fort, „ach, die iſt ganz, ganz anders, eine ſehr kluge und geſcheidte Frau. Sie hat in ihrer Jugend in der Stadt gelebt; ihr Vater war Pfarrer und ſie iſt in Allem das Gegentheil von ihrem Manne. Der Vetter Chriſtoph treibt ſich Tag und Nacht in ſeinem Mühlenwerke herum und ißt Mittags und Abends mit ſeinen Knechten. Iſt er müde, ſo legt er ſich vor dem Herd auf eine Bank und hört den Erzählungen und Geſprächen der Leute zu, ohne ein Wort zu ſprechen, oder wenn er etwas ſagt, trifft er gewiß den Nagel auf den Kopf. Obgleich er ſo im Aeußern rauh, ja heftig iſt, ſo lieben und verehren ihn ſeine Kinder doch ungemein, und er iſt in der Umgegend angeſehen wie ein Friedensrichter, ſchlichtet auch mehr Prozeſſe und Streitigkeiten, als wie die umliegenden Bezirksgerichte alle zuſammen. Die Frau, die ihrem Hausweſen auf's Beſte vorſteht, muß auch an dieſen Mittags- und Abendmahlzeiten der Dienſtleute Theil nehmen, ſteht aber dabei auf einer ganz andern Bildungsſtufe. Sie hat in dem weitläufigen Gebäude ihre eigenen Zimmer, die der Vetter nur ſelten betritt. Ach, und in denen iſt es ſehr ſchön, da ſind Bücher und ſchöne Blumen und Kupferſtiche und hübſche Stühle und Tiſche, ja ſogar ein Klavier, das ſie ſelbſt ſpielt. Ferner ſind im Hauſe zwei Söhne und zwei Töchter. Ueber deren Erziehung ſoll es anfänglich viel Streit gegeben haben. Vetter Chriſtoph meinte, bei ſeiner Frau ſei es zufällig einmal gut aus-

geſchlagen, aber ſonſt ſei im Allgemeinen ein Mädchen, das ſtädtiſche Manieren angenommen und das die Naſe in die Bücher geſteckt habe, auf dem Lande nicht mehr zu brauchen. Das hat viel Streit und der armen Frau viel Kummer gemacht. Der älteſte Sohn heißt Caspar und nebenbei, daß er ein tüchtiger Müller iſt, hat er vom Vater die Leidenſchaft für die Jagd geerbt, der aber ſelbſt kein Gewehr mehr anrührt. Der zweite, Franz, würde der Mutter nachgeartet ſein, wenn der Vater nicht dieſe verkehrte Richtung, wie er es nannte, mit Gewalt unterdrückt hätte. Die älteſte Tochter, Eliſabeth, iſt der Liebling des Vaters, eine ſehr gute Perſon; mich mochte ſie beſonders leiden, ſie ließ mich auf den Ackerpferden immer nach Hauſe reiten und lud mir heimlich das Gewehr des Bruders, um Sperlinge zu ſchießen. Die jüngſte endlich, die Sibylle, war damals wenige Jahre älter als ich, und iſt die einzige, die ich ſpäter noch wieder geſehen habe. Sie war in früher Jugend kränklich, weßhalb es ihre Mutter durchſetzte, daß ſie einige Jahre in der Stadt zubringen mußte, wo ſie nach den Begriffen des Vetters eine ganz verkehrte Erziehung erhielt, und deßhalb nicht ſein beſonderer Liebling iſt. Sie iſt ſtill und ſanft, und wie ich gehört habe, ſollen ihre Neigungen und ihr Körperbau nicht zur Feldarbeit gepaßt haben.

Dieſe Mittheilungen ſchienen meinen Reiſegefährten ſehr zu beſchäftigen, denn er ließ einige Hm! Hm! und So! So! hören und ſchlenderte wortlos an meiner Seite dahin.

Unſer Weg führte jetzt über eine breite Waldebene hin. Nach Verlauf einer Viertelſtunde kamen wir auf einen freien Platz, von dem mehrere Wege nach verſchiedenen Richtungen ausliefen. Mir tauchten alte Erinnerungen auf, namentlich beim Anblick eines alten Kreuzes, das hier oben faſt in Gras und Moos verſunken ſtand, und ich erinnerte mich wohl, mit meinem Vetter Caspar hier oftmals ausgeruht zu haben, beſonders wenn wir an Sonn- und Feſttagen durch den Wald ſtreiften, er mit dem Gewehr voran, ich ihm

die Jagdtaſche nachſchleppend. Zur Nachtzeit wurde die Gegend um das Kreuz von den Leuten vermieden. Hier war vor langen, langen Jahren ein Mord geſchehen, über den weder die Bewohner der Gegend noch die Gerichte je einen Aufſchluß erhalten hatten. Man fand damals hier breite Blutlachen, zerſtampfte Gräſer und Geſträuche, und das war Alles.

Zwei der Wege, die hier zuſammen trafen, führten in's Thal hinab; auf dem Wegzeiger des einen ſtand zu leſen: Königsbronner Mühle; das war unſer Ziel. Dort alſo hinab. Doch vorher ſetzte ſich der Doktor auf das bemooste Kreuz und verſicherte mich, er müſſe ſich ſammeln und vorher einige Augenblicke ausruhen.

XX.

Im kühlen Grunde geht ein Mühlenrad.

Die Waldebene lag um uns her; beſtrahlt vom rothgoldenen Licht der ſinkenden Abendſonne. Die Bäume, die um das Kreuz ſtanden, warfen lange Schatten hinter ſich und die eine Seite des Stammes glänzte hell, während die andere Seite tief beſchattet war. Der Pfad vor uns zur Königsbronner Mühle verlor ſich bald in einem tiefen Hohlweg, deſſen Ende, ſo weit wir es ſehen konnten, ſchon in Nacht gehüllt da lag. Aus dem Thale zu unſern Füßen ſtiegen blaue Abendnebel auf und die Spitzen der Tannen und hohen Bäume, die noch von der Sonne beſtrahlt waren, ſchwammen wie grün goldene Flocken auf blauem wogendem Meer.

„Hören Sie dort drunten nicht Waſſer rauſchen?“ fragte ich den Doktor.

Doch er antwortete mir nicht und bald traten wir in die nächt-

lichen Schatten des Hohlweges. Nicht lange dauerte es, so strahlten uns vom Grunde des Thales Lichter entgegen. Wir vernahmen das einförmige Geräusch eines Mühlenwerkes und deutlich das Rauschen des Wassers. Bald erblickten wir Gebäude in dunkeln Umrissen, endlich das mir wohlbekannte Wohnhaus, die Mühle, die Wirthschaftshäuser. Links lagen die Stallungen und es befremdete mich, bei der Schmiede, die dort war, eine Menge Leute zu sehen und viele Lichter. Auch glaubte ich ein Paar Gestalten zu erkennen.

Wir traten näher und erblickten bald deutlich ein landwirthschaftliches Nachtstück. Das war die hohe kräftige Gestalt des Vetters, und hielt er den Zaum eines Gaules, der den Kopf hängen ließ und wie es mir schien auf seinen Beinen schwankte. Neben dem Pferd lag ein großer Haufen Stroh, der ihm wahrscheinlich das Niederfallen leicht machen sollte. Da stand auch der Vetter Caspar und die Elsbeth, die den Gaul streichelte und oben aus dem Fenster schaute Franz mit einer weißen Mütze.

Als wir ganz nahe traten, hörten wir sprechen und verstanden einzelne Worte.

„Der Gaul hat sich erhitzt," sagte die Elsbeth, „und zu viel Klee gefressen."

Der Vetter Caspar meinte, es käme vom Geblüt, was im Frühjahr immer unruhig und rebellisch würde.

„Das beste ist," rief Franz zum Fenster heraus, „laß ihm eine warme Decke auflegen und tüchtig herum traben, bis er in Schweiß kommt."

„Ach was," antwortete Caspar, „wenn der Gaul vom vielen Fressen Kolik hätte, so würde er unruhig sein."

Der alte Müller streichelte den Hals seines Pferdes und fragte: „Wann ist der Bub zum Kurschmied geritten? Könnt' schon da sein!"

„Was meint Ihr, Vater," sagte die Elsbeth, „wenn wir den Gaul tüchtig herumlaufen ließen?

„Wenn der Menſch krank iſt," entgegnete der Müller, „muß er Ruhe haben, und das Vieh wahrſcheinlich auch. Und da ich von der Medizin leider nichts verſtehe, will ich ſo meiner Idee folgen. Man bringe ihn in den Stall, bis der Kurſchmied kommt."

Jetzt traten wir Beide plötzlich in den Kreis und es dauerte ein paar Sekunden, ehe mich die Familie erkannte.

„Donnerwetter," ſagte Caspar, „du biſt's! Nun, das freut mich!"

Und die Elsbeth reichte mir die Hand und ſagte: „Was der Bub' groß geworden iſt!"

Der alte Müller warf den Zügel ſeines Pferdes dem Knecht zu, legte mir eine Hand auf den Kopf und ſagte: „Na, dir iſt es auch in der Stadt ſchlecht ergangen. Sähſt auch nicht ſo ſchwächlich aus, wenn du damals hier geblieben wärſt!"

Franz oben im Fenſter ſchrie mir freundlich entgegen und verſchwand vom Fenſter, indem er nach der Mutter und Sibylle rief.

Unter dieſen verwandtſchaftlichen Begrüßungen hatte man nicht auf den Doktor geachtet, der unterdeſſen den Kopf des Gaules ergriffen und denſelben etwas auf die Seite drehte. Es war aber Zeit, ihn vorzuſtellen.

„Iſt das der Doktor, von dem die Großtante geſchrieben?" ſagte Caspar; und Elsbeth ſetzte hinzu: „Weißt du, Vater, ein Sohn vom Müller Burbus!"

Des Alten Geſicht ſah aber nicht ſo freundlich aus, wie der Doktor genannt wurde, als wie er meiner anſichtig wurde. Burbus ließ ſich jedoch nicht ſtören, ſagte kurzweg: Guten Abend! und ließ das Pferd eine plötzliche Wendung links machen, wobei wir Alle ſahen, daß es den rechten Vorder- und Hinterfuß ſchmerzhaft in die Höhe zog. Dieſe Bewegung wiederholte er ein paar Mal und ſagte dann ganz ruhig: „Mit Verlaub, Müller, der Gaul hat ſich weder überfreſſen, noch plagt ihn das Blut, ſondern er iſt im Stall zu kurz herumgedreht worden, und hat ſich etwas im Bug verrenkt."

„Wahrhaftig,“ schrie die Elsbeth, „das glaub' ich auch. Ich hab's dem Anton, dem unnützen Buben, tausendmal gesagt, er soll das Vieh nicht so kurz drehen.“

„Ja, ja,“ meinte Caspar, „davon kann's herkommen.“

Der Müller machte darauf mit dem Pferde dieselben Bewegungen, sah das schmerzhafte Benehmen des Thieres, wenn er ihm die Seite fühlte und sagte: „Kann wirklich so sein!“

„Es ist aber auch so,“ entgegnete fest und bestimmt der Doktor. „Laßt das Pferd augenblicklich in den Stall bringen, etwas Baumöl, um ihm einzugeben, wird wohl im Hause sein, und eine Salbe zum Einreiben werde ich aufschreiben.“

„Und das versteht der Herr?“ sagte der Müller, indem er seine Mütze in die Höhe rückte.

„Natürlich,“ sagte der Doktor, „ich habe mich hauptsächlich auf die Behandlung des kranken Viehs gelegt.“

Ich war über diesen Zufall sehr erfreut, denn wenn ich auch viel auf den Brief meiner Großmutter baute, so mußte ich doch fürchten, dem Vetter Christoph sei die Anwesenheit eines halb ausgelernten Studenten, in seinen Augen natürlich ein fauler unpraktischer Mensch, nicht sehr angenehm. Jetzt kam auch die Müllerin und Sibylle aus dem Hause, von denen ich einen herzlichen Kuß bekam, und darauf wurde ich im Triumph in die Mühle geführt; denn der Doktor Burbus ging selbst mit in den Stall, um bestmöglich für die Lagerstätte des kranken Thieres zu sorgen.

Für heute trat auch der Vetter Christoph ausnahmsweise in die schönen Zimmer seiner Frau, in welche ich geführt wurde, um mir eine Ehre zu erzeigen, und ich wurde ausgefragt, wie es der Großmutter ging, und meinen sämmtlichen Tanten und Onkels, sogar der Jungfer Schmiedin, die einmal ein Paar Wochen hier zugebracht hatte, wurde gedacht.

Ich fand die Familie meines Vetters fast in demselben Zustand wieder, wie ich sie vor mehreren Jahren verlassen. Freilich war

der Müller älter und grauer geworden und der Stammhalter Caspar, der sich unterdessen verheirathet hatte, und mit Weib und Kind ebenfalls auf dem Hofe wohnte, konnte, wie er selbst scherzhaft sagte, sein früher glänzend schwarzes Haar nicht recht vom Mehlstaub reinigen. Das feine kluge Gesicht der Müllerin hatten auch einige tiefe Furchen durchzogen und Elisabeth war beträchtlich älter und dicker geworden. In Mannskleidern würde sie den besten Küraſſier abgegeben haben. Gegen das Heirathen bewahrte sie eine auffallende Abneigung und ein kleiner schwarzer Bart auf der Oberlippe, mit dem man sie früher immer neckt, wurde größer und bemerkbarer.

Sibylle war ein sehr hübsches Mädchen geworden, viel zarter und feiner als die Elisabeth, und gefiel mir jetzt weit besser, als damals, wo ich die ältere Schwester so gut leiden konnte, weil sie mich mit ihrer Körperstärke vor den Neckereien der Brüder schützte. Auch erschien sie mir viel artiger, viel verständiger, denn während ich, den Kopf auf meine Arme stützend, am Tische ruhte, saß Sibylle neben der Mutter, heftete ihre blauen Augen auf mich und fragte mich dies und das, wobei sie emsig fortstrickte. Bald trat auch der Doktor ein und versicherte, der Gaul befände sich etwas besser. Der Vetter machte ihm Platz und sprach auch einige Worte mit ihm, wodurch ich sah, daß er keine eigentliche Abneigung gegen ihn fühlte.

Als nun nach dem Abendessen, das diesmal im Kreise der Familie und nicht bei den Leuten eingenommen wurde, der Kurschmied erschien und die Behandlung des kranken Pferdes, wie sie Burbus angeordnet hatte, vollkommen billigte, stieg der Doktor augenscheinlich in der Gunst sämmtlicher Bewohner der Königsbronner Mühle.

XXI.

Comptoirist und Hülfsarbeiter.

Der Doktor und ich wurden nicht zusammen einlogirt. Er bekam eine Kammer neben dem unverheiratheten Sohne Franz, und mir wurde ein allerliebstes Zimmerchen bei denen der alten Müllerin angewiesen. Es war sehr heimlich und traulich dort. Die Mühle lag nicht auf dem tiefsten Grunde des Thales und vor meinen Fenstern ging es noch ungefähr hundert Schuh weiter hinab, links vor mir war das Mühlwehr und wenn ich die Hand zum Fenster hinausstreckte, wurde sie vom sprühenden Wasser benetzt. Unter meinem Fenster floß das gebrauchte Wasser schon viel ruhiger in einem Holzkanale weiter und stürzte erst rechts vom Hause durch eine steinige Schlucht in die Tiefe des Thales hinab.

Als Alles schon zur Ruhe war, lag ich noch lange im Fenster und erfreute mich an der schweigenden Nacht, die um mich herrschte. Das Werk wurde gesperrt, das Wasser floß ruhiger und die Schlingpflanzen, die an den Wänden des Hauses wuchsen und die sonst das sprühende Wasser auf- und niederpeitschte, schwammen jetzt auf dem kleinen ruhigen Strome, und zitterten freudig, daß das Wasser sie nicht mitnehmen konnte, die Steinschlucht hinab.

Am andern Tage ging in der Mühle Alles seinen gewohnten Gang; man bekümmerte sich um uns so wenig, als seien wir schon Jahre lang da gewesen. Der Doktor setzte sein Heilverfahren mit dem kranken Gaule fort, gab dem alten Müller auf kurze Fragen kurze Antworten, sprach mit der Elsbeth über Ersatzmittel für den gewöhnlichen Dünger und erzählte den beiden Söhnen nach dem Abendessen, wenn sie eine Pfeife zusammen rauchten, eine Menge kurzweiliger Anekdoten aus seinem Studentenleben. Um die Mül-

lerin und Sibylle bekümmerte er sich gar nicht, und ließ mir vollkommene Freiheit, das zu machen, was ich wollte. Bekannt mit den Gesinnungen meines Vetters, versuchte ich auch, mir Beschäftigung zu machen; doch war ich kein Kind mehr wie vor Jahren, das Unkrautausjäten fiel mir sehr schwer, und wenn ich Sibyllen beim Anbinden der Pflanzen half, so trieben wir so viel Kindereien zusammen, daß mehr verdorben als gut gemacht wurde.

Jeden Andern hätte der Vetter Christoph am Ende ungehindert gehen lassen, d. h. mit vollkommener Entziehung höchsten Wohlwollens, doch nicht so mich, seinen leiblichen Vetter, dem er geneigt war und für den er als jungen Menschen alles Mögliche glaubte thun zu müssen, um ihn zur Arbeit zu gewöhnen.

So hatte er denn auch eines Morgens ein Geschäftchen für mich gefunden, was mich genugsam beschäftigte, dafür aber auch an den Tisch fesselte, obgleich ich viel lieber in Feld und Wald herumgelaufen wäre. Er führte mich in seine Schreibstube, und stellte mich als ersten Buchhalter und Correspondenten an.

„Das Geschäft ist klein," sagte er, „aber mach's ordentlich, mach's pünktlich, du kannst was dabei lernen."

Anfänglich war ich auch in dem Punkte des Fleißigseins für den Doktor besorgt gewesen und hielt ihn, wie man es natürlich finden wird, für einen faulen und zur Arbeit untauglichen Menschen. Doch war der Doktor klug genug, meine Vermuthungen Lügen zu strafen. Nachdem die Pferdekur vollendet war, suchte er sich andere Beschäftigungen und hielt sich besonders an den alten Müller, mit dem er unter Anderm Morgens in aller Früh in den Wäldern umherzog und sich bald in dessen Vertrauen so festsetzte, daß er dort die Knechte beim Holzfällen beaufsichtigen durfte. Hie und da führte er auch einen großen vierspännigen Holzwagen, hochbeladen, aus dem Walde in den Hof, wobei er so furchtbar mit der Peitsche knallte, daß Alles lachend zusammenlief und sich selbst der Vetter Christoph eines Schmunzelns nicht erwehren konnte.

Freund Barbus war aber auch in solchen Augenblicken eine höchst komische Erscheinung. Sein großer Bart beschattete das halbe Gesicht, und eine kleine Cerevismütze balancirte er mit vieler Geschicklichkeit gegen Wind und Wetter auf dem Kopfe. Oftmals hatte ich ihm gestanden, wie sehr mich seine totale Umwandlung freue, aber wie unerklärlich sie mir andrerseits auch sei, worauf er mir antwortete:

„Lieber Jüngling, es mußte anders werden; das Arbeiten mußte ich erst wieder erlernen, denn es ist an sich eine schwere Kunst, und Sie können mir glauben, wenn ich hier mal eine Zeit lang von Morgens bis in die Nacht an schwerer Arbeit thätig war, wird es mir später leicht werden, etwas Anderes zu ergreifen, und beharrlich durchzuführen."

Wenn ich ihn in solchen Augenblicken an das Reißmehl'sche Haus, an seine Wohnung, an die Wandgemälde in derselben und an das Skelett erinnerte, so machte er ein Gesicht, als schüttle er sich moralisch und entgegnete mir:

„Geliebter Exladenjüngling, das war eine nebelgraue regentagartige Existenz; sie liegt hinter uns."

Ich schrieb also Briefe an benachbarte Gutsbesitzer, an die Forstämter und machte Rechnungen über Getreide und Mehl. Mein Comptoir lag gerade über der Mühle. Der Boden desselben zitterte beständig, wie bei einem leichten Erdbeben. Bald besuchte mich der alte Müller, etwas nachsehend oder angebend, bald kam Caspar mit weißbestaubtem Gesicht und rauchte ein paar Züge aus einer Pfeife, am öftesten aber, und das war mir am liebsten, kam Sibylle mit ihrem Nähzeug, setzte sich zu mir hin, und wenn wir auch Stunden lang nichts sprachen, so gab es doch wieder Augenblicke, wo wir uns eifrig über frühere Zeiten unterhielten, und ich ihr von den Bekannten, die sie in der Stadt hatte, erzählte, was ich wußte. Auch der Doktor erschien zuweilen, bald mit der Peitsche, bald mit der Axt in der Hand, blieb aber nie lange, wenn Sibylle

bei mir war. So vertraut er überhaupt mit den beiden Söhnen und mit Elsbeth war, und so viel er mit ihnen lachte und Späße trieb, so schien er sich unbehaglich zu fühlen, wenn die alte Müllerin oder Sibylle sich in der Nähe befand. Der Letzteren war das auch aufgefallen, und sie erzählte mir, sie habe es ihrer Mutter mitgetheilt, welche ihr entgegnet: sie müsse ihn dafür desto freundlicher und artiger behandeln; denn er sei ein verlorener Sohn, der, auf dem Wege der Besserung begriffen, sich doch noch nicht bei stillen freundlichen Menschen ganz heimisch fühle.

„Es ist eigentlich Schade," setzte Sibylle hinzu, „daß er mit der Mutter nicht viel spricht, denn neulich, wo sie ihn in das Gespräch zog und über einige neuere Bücher fragte, war sie sehr zufrieden mit seinen Antworten. Aber er hat einen furchtbar häßlichen Bart. Du mußt dir niemals einen solchen wachsen lassen."

Ich fuhr mit der Hand an mein äußerst glattes Kinn und versprach es ihr.

XXII.

Vergnügungen auf der Mühle.

Auf einer solchen Mühle mitten im Walde, an keiner großen Straße gelegen, herrscht im Allgemeinen ein fast einförmiges Leben, und die einzigen Unterbrechungen sind Sonntagsbesuche bei den Nachbarn oder auch eine Kirchweihe, und dabei Tanz- oder Jagdpartien, öffentliche und heimliche. Und letztere ließ sich Caspar zuweilen eifrigst angelegen sein, und bei diesen hatte ich namentlich in früheren Zeiten oft die Ehre, ihn begleiten zu dürfen. Das Jagdrevier, zur Mühle gehörig, und vom Vetter gepachtet, war

nicht groß und befriedigte lange nicht die Jagdgelüste Caſpars. Zu dem heimlichen Jagdvergnügen beſaß er ein Gewehr, deſſen Schafft mit Batterie man abnehmen und in die Taſche ſtecken konnte. Der Lauf bildete einen Stock, den er wohlgemuth in die Hand nahm, und ſo zogen wir an ſchönen Herbſttagen, harmlos ausſchauend in der Frühe, ſobald der Tag graute, aus. Da war in der Nähe ein herrſchaftliches Revier, eine tiefe und lange Schlucht, an welche oben Krautäcker ſtießen und in welcher die Haſen nach eingenommener Abendmahlzeit droben ihr Nachtquartier aufſchlugen. An den Wänden dieſer Schlucht ſtanden große Buchen und am Fuße eines ſolchen Stammes im dichten Moos nahm das Wild ſein Lager, ſo daß es von den Wänden der Schlucht und von den Bäumen vor Regen und Wind geſchützt war.

Wie alle unrechtmäßig gebrochene Frucht am meiſten reizt, ſo war es auch unſer größtes Vergnügen, bei grauendem Morgen aus dem dampfenden Thal hinauf in die Krautäcker zu ſteigen und dort, den Rand der Schlucht umgehend, auf die Haſen zu ſpähen, die uns eigentlich gar nichts angingen. Hatten wir, oben herumſchleichend, ſo zwei, drei gefunden, die unter uns in ſüßen Morgenträumen befangen lagen, ſo mußte ich mich oben hinſtellen und ein Zeichen geben, wo ſie waren, Caſpar ſchraubte den Schaft an ſein Rohr, ſchlich ſich näher und ſchoß die Unglücklichen in ihrem Lager, worauf ich als Aporteur hinzuſtürzte, ſie aufnahm, und wir kehrten nicht ohne eine Beute von zwei, drei bis vieren bei aufgehender Sonne nach Haus.

Von den herrſchaftlichen Jägern waren wir eigentlich niemals ertappt worden, hatten aber mehrmals in großer Gefahr geſchwebt, es zu werden. Ich erinnere mich ſehr genau, wie einſtmals, als ich einen getödteten Haſen aus ſeinem Moosbett herausgezogen, Caſpar aufmerkſam in den Wald hineinhorchte, dann auf mich zuſprang und mich am Kragen ergreifend, mit mir durch Dick und Dünn, ſogar durch einen Theil des Mühlbachs durchſtürzend, nach

Hause flog, und wie bald darauf ein paar herrschaftliche Jäger auf die Mühle kamen, um sich die Pfeife anzuzünden, und Caspar, der sich umgezogen hatte, reichte ihnen das Feuer mit der Miene eines Menschen, der eben erst aus dem Bette steigt.

Interessanter als diese Hasenjagden waren die Hetzen mit großen Hunden auf den Dachs, die Abends angestellt wurden. Da zogen wir unsere fünf und sechs mit den Hof- und Jagdhunden bei einbrechender Nacht aus. Einige von uns hatten große eiserne Gabeln, andere waren mit schweren Knütteln bewaffnet. Spürten die Hunde den Dachs auf, so wurden sie losgelassen; der Dachs entfloh, was er laufen konnte, die Hunde eilten ihm nach, und wir folgten den Hunden, so schnell uns unsere Beine zu tragen vermochten, durch Wald und Busch und Feld, eine schreckliche Jagd. Da ging es unbesehen durch Wasserbäche und Dornengestrüpp, so daß wir oft jämmerlich zugerichtet nach Hause kamen. Hatten die Hunde den Dachs erreicht, so umstellten sie ihn und hielten ihn fest, bis wir dazu kamen. Die mit den eisernen Gabeln suchten ihn mit denselben zu erreichen und niederzudrücken, worauf er von den andern feierlichst todtgeschlagen wurde.

Ein weit harmloseres, aber für mich uninteressanteres Vergnügen waren die Kirchweihen; desto mehr aber freuten sich alle übrigen Bewohner der Mühle auf ein derartiges Tanzvergnügen, und selbst Sibylle besuchte mit ihrer Schwester Elsbeth die der größeren Dörfer und wo die Gesellschaft deßhalb etwas ausgewählt war.

Man kann sich denken, daß der Doktor auf dem Tanzboden keinem nachstand. Er fegte umher, wie er es noch von den Studentenjahren gewöhnt war und spielte in jeder Hinsicht die Hauptperson. Beim Hinfahren ließ er sich nicht nehmen, die Rosse zu lenken, und er that dies mit besonderer Geschicklichkeit.

Diese sonntäglichen Kirchweihtage sind immer die allergrößten Feste und beginnen schon Vormittags, wenn Herrschaften und Dienstboten aus der Kirche kommen. Da wird aus dem Schuppen der

größte Leiterwagen gezogen, der vorhanden iſt. Es werden Querbreiter darauf gelegt, auf welche man mit Stroh ausgeſtopfte Säcke bindet, und alsdann wird der Wagen rings mit grünen Reiſern beſteckt, ſowohl zum Schutz gegen die Sonne, als auch zur angenehmen Verzierung. Wer ſich von den Knechten und Mägden untadelhaft aufgeführt hat, wird von dem Baas — ſo nennen ſie den Herrn — zur Partie eingeladen und gegen eilf Uhr geht es fort, was die Pferde laufen können. Gewöhnlich liegen die Dörfer ein bis zwei Stunden auseinander, und jeder von den größeren Bauern hat nach den Begriffen der alten homeriſchen Zeit dort einen Gaſtfreund, dem er mit Sack und Pack, mit Pferden, Knechten und Mägden in's Haus fällt. Dort iſt der Mittagstiſch bereitet, es wird ſehr viel gegeſſen, ſehr viel getrunken und Abends geht es auf den Tanzplatz, und in der Nacht fährt die ganze Geſellſchaft wieder nach Hauſe mit Ausnahme vielleicht eines räudigen Schafs in Geſtalt eines Müllerknechts oder einer Magd, die zur Stunde der Abfahrt nicht aufzufinden ſind.

Es war ein blendend ſchöner Sonntagsmorgen im Frühjahr, als wir in dieſem Jahr die erſte derartige Partie mitmachten. Der Vetter Chriſtoph und der Doktor waren die einzigen, welche die Kirche nicht viel frequentirten, und letzterer trieb ſich ſchon vor neun Uhr in den Ställen umher, um Pferde und Geſchirr in den beſten Stand zu ſetzen. Um eilf Uhr war Alles bereit. Der Doktor hatte die vier trefflichſten Pferde vor den größten Leiterwagen geſpannt und kutſchirte mit der Kreuzleine vom erſten Sitz. Er ſah wirklich majeſtätiſch aus. Von vormaligen Schlittenpartieen her hatte er ſich eine immenſe Fertigkeit erworben, die längſte Schlittenpeitſche zu handhaben. Und um dieſe Kunſt vollkommen zeigen zu können, hatte er ſich heute eine Peitſche angefertigt, mit einer unendlich langen Schnur. Neben dem Wagen ſtanden in ehrerbietiger Erwartung der Großknecht, die Altmagd, der erſte Müllerburſche und die Viehmagd, auf's Sauberſte geputzt im beſten Sonntagsſtaat.

Jetzt erschien der Baas mit Vetter Franz, Vetter Caspar mit seiner Frau und nahmen ihre Plätze ein. Dann erschien Elsbeth und sogar die Müllerin mit Sibylle, und des Doktors Gesicht, das vor Behagen strahlte, wurde sichtlich ernster, als die beiden letzteren sich ebenfalls anschickten, auf den Wagen zu steigen. Ich begriff gar nicht, was ihm einfiel, denn als Sibylle und ich auf den ersten Sitz neben ihn kletterten, wollte er die Zügel der Pferde an Caspar abgeben, der sie aber lachend zurückwies. Jetzt war Alles bereit, der Baas rief: „Vorwärts!“ Der Doktor that einen fürchterlichen Hieb mit der Peitsche in die Luft und die vier Rosse galoppirten davon mit den Schellen klingend, und das blankgeputzte Messingzeug funkelte und glitzerte in der Morgensonne.

Gleich bei der Mühle ging's von der Straße ab, auf die bethauten Wiesen, die mit großen Spinneweben gleich leuchtenden Schleiern bedeckt waren. Die Räder schnitten in das Gras ein und ihre Spuren bildeten zwei lange glänzende Schlangen, die den Wagen unablässig zu verfolgen schienen. Schmetterlinge flogen um uns her und hoch in der Luft gaben die unsichtbaren Lerchen ein großes Morgenconcert.

Mittags um ein Uhr erreichte man den Ort, wo die Kirchweih gefeiert wurde. Es war dies ein großes Gehöft, und wir fanden dort schon alle Anstalten zu einem großen Mittagessen. Unter der Hausthür stand der Freund des Vetter Christoph und bewillkommnete uns. Er war in kurzen Hosen, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen, angethan mit einer langen Weste von braunem Manchester und befand sich in Hemdärmeln mit der weißen Mütze auf dem Kopfe. Die Frau hielt hinter ihm, hatte zum Willkommen einen Zipfel der langen weißen Schürze emporgeschlagen und Beide grüßten die Gesellschaft äußerst freundlich.

Auf dem Herde prasselte ein ungeheures Feuer, über welchem ein schwarzer eiserner Kessel hing, in dem ein immenser Schinken herrlich duftete. In einem andern Gefäß kochten Erbsen und Bohnen

und neben einem riesenhaften Napf mit Suppe erblickten wir die unentbehrlichen Kartoffeln schneeweiß und mehlig.

Alles wurde nach der Reihe bewillkommt, und daß mir, als einem Bekannten aus früheren Jahren, ein sehr herzlicher Empfang zu Theil wurde, kann man sich leicht denken. Die Frau des Vetters wurde von der Wirthin in die Staatsstube geführt, Vetter Christoph und Elsbeth gingen mit dem Gastfreund in den Ställen umher, Sibylle spazierte mit Anne Marie, der jüngsten Tochter des Hauses, in den Garten, die Altmagd und die Viehmagd halfen ihren Colleginnen bei den siedenden Kesseln und der Großknecht sowie der Müllerbursche setzten sich dazu, steckten Holz in den Herd und machten Bekanntschaft zu dem Tanzvergnügen heut Abend. Ich half dem Doktor die Pferde ausspannen, worauf zu Tisch gerufen wurde.

Die Tafel war im Freien im Garten aufgeschlagen, und bestand aus vier in die Erde geschlagenen Pfählen, auf welche lange Bretter gelegt waren und über diese ein blendend weißes Tischtuch. Der Hausherr sprach das Gebet und Alles setzte sich in bunter Reihe um den Tisch, sowohl wir, die Fremden, als die ganze Hauswirthschaft unseres Gastfreundes mit Knechten und Mägden.

Wenn ich an dergleichen Mahlzeiten zurückdenke, so empfinde ich beständig ein innerliches Behagen. Die frische Luft hatte den Appetit außerordentlich geschärft und zu der einfachen kräftigen Kost unter Gottes freiem schönem Himmel, unter dem Gesang der Vögel wurden ebenso einfache als kräftige Tischreden geführt. Von großer Etikette war keine Rede, wir Männer saßen in Hemdsärmeln da, und Alles ließ sich's wohl sein.

Nach Beendigung der Mahlzeit war jedem bis zum Kaffeetrinken Freiheit vergönnt, zu treiben was er wollte. Die Aeltern hielten Gespräche über Landwirthschaft und Viehzucht, das junge Volk neckte sich im Garten umher. Der Doktor und ich nahmen unsere Mützen und schlenderten zum Hofe hinaus über die kleine

Brücke eines ſchäumenden Bergwaſſers, den Wald hinauf. Langſam gingen wir dem herabſtürzenden Waſſer entgegen und ergötzten uns, ohne ein Wort zu ſprechen, an den kleinen Waſſerfällen, die der Bach in den glatten Kieſeln bildete. Es war recht warm und als oben an einem kleinen Felſen, deſſen Fuß mit weichem Moos bewachſen war, der Doktor den Vorſchlag machte, ein Mittagſchläfchen zu halten, pflichtete ich ihm bei. Wir ſtreckten uns auf dem grünen natürlichen Bette nieder und waren bald im Schlummer.

Nach einer kleinen halben Stunde erwachte ich wieder, da mir die Sonne, durch die Zweige brechend, in die Augen ſchien. Der Doktor aber, der im Schatten lag, ſchlief ruhig weiter. Vielleicht einhundert Schritte oder auch weniger neben mir in dem dichten Geſträuch hörte ich lachen und leiſe ſingen. Es war die Stimme Sibyllens und ſie begann das Volkslied:

In einem tiefen Grunde
Da geht ein Mühlenrad.

und ſang es erſt mit leiſer ſummender Stimme, wie es ſchien, zuerſt ſchüchtern und verſchämt, der lauſchenden Anne Marie vor; nachher aber wurde der Geſang lauter und klang bei dem letzten Vers recht hell durch den Wald. Man hörte aber dem Herzen, aus dem der Geſang kam, an, daß um ſeinetwillen noch kein Ringlein zerſprang. Der Doktor lag neben mir im Schlaf, und er ſchien einen guten Traum zu haben. Hie und da bewegte er die Lippen und lachte und ſpitzte auch zuweilen den Mund, als thue er einen tiefen Zug. Die Mädchen drüben nach Beendigung des Liedes lachten und ſchäkerten.

„Höre, Sibylle," ſagte Anne Marie, „die Leute behaupten, der Doktor, wie heißt er doch, habe dich früher in der Stadt geſehen und ſei dir zu Liebe herausgekommen."

„Warum nicht gar!" lachte die Andere. „Was ſoll er von mir wollen?"

„Nun," entgegnete Anne Marie, „er will dich, wie es in den Büchern oft ſo ſchön vorkommt, zuerſt kennen lernen und dann heirathen."

Ich ſah unruhig auf den Doktor neben mir, und es war mir recht, daß er ſchlief und nichts von dem Geſpräche hörte. Obgleich aber bis jetzt ſein Geſicht noch größtentheils von tiefem Schatten bedeckt war, ſo war die Sonne doch nicht zurückzuhalten, und fing ſchon an, um ſeine Naſenſpitze zu ſpielen. Anne Marie drüben fuhr fort und ſagte:

„Er hat einen ſo ganz ſpaßigen Namen; wie heißt er denn eigentlich?"

„Nun, wie wird er heißen?" entgegnete Sibylle. „Doktor Burbus heißt er."

„Burbus, Burbus!" ſchrie die Andere, ſo laut ſie konnte, „das klingt beinahe wie der Kukuk drüben ruft."

Und nun fing ſie an, aus Leibeskräften in den Wald hinauszurufen: „Burbus! Kukuk! Burbus! Kukuk! — Burbus! Burbus!"

Und dabei lachten die beiden Mädchen ſo allerliebſt und muthwillig. Der Doktor aber erwachte und fuhr überraſcht in die Höhe, als er ſeinen Namen rufen hörte. Ich hatte eben Zeit, bevor er mit ſeiner ungeheuren Stimme dem Ruf antworten konnte, ihm zu ſagen, was die Veranlaſſung ſei.

„Laß das dumme Zeug," bat jetzt Sibylle, „du weißt, man ſoll mit dem Kukuk keinen Scherz treiben."

„Warum nicht," lachte die Andere. „Wir wollen jetzt gleich hören, in wie viel Zeit du einen Mann bekommſt." Und laut rief ſie wieder in den Wald hinaus:

„Kukuk, Kukuk, ſag mir an,
Wann kommt der Sibylle ihr Freiersmann?"

Dann ward Alles ſtill und die Mädchen lauſchten offenbar, was der Kukuk im Dickichte des Waldes für eine Antwort gebe. Da aber keiner zufällig bei der Hand war und ringsum Alles ſtill blieb,

ſo nahm der Doktor ſeine beiden Hände vor den Mund und brachte ein ſo natürliches Kukuk hervor, wie ich es in meinem Leben aus keinem Menſchenmunde gehört hatte.

„Einmal! — zweimal! — dreimal! — viermal!“ rief Anne Marie, „nahe über drei Jahre kommt dein Freiersmann. Aber eins bitt ich mir aus,“ ſetzte ſie hinzu, wenn ich deine Brautjungfer werden ſoll, ſo muß dein Bräutigam erſt den garſtigen Bart abſchneiden. Pfui, der iſt mir unausſtehlich! befiehl ihm, er ſoll ihn herunterſchneiden.“

„Ach, Anne Marie,“ entgegnete Sibylle, „ſchwätz doch nicht ſo dummes Zeug. Was geht mich der Doktor Burbus und ſein Bart an? Dann glaube ich auch,“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „er läßt ihn meiner Schweſter Elsbeth zu Liebe ſtehen;“ eine Bemerkung, die von der Andern mit einem äußerſt ungläubigen und lauten Lachen beantwortet wurde.

Der Doktor hatte dieſer Unterredung mit großer Aufmerkſamkeit zugehört. Er war ſichtlich ernſter geworden, und bei der Aeußerung, er laſſe der Elsbeth zu Liebe ſeinen Bart ſtehen, fuhr ein ungläubiges Lächeln über ſein Geſicht. Ich wollte durchaus die beiden Mädchen überraſchen und ſie tüchtig auslachen, doch ließ es der Doktor nicht zu und bat mich, mit ihm in's Dorf zurückzukehren.

Am Abend nun war großes Tanzvergnügen. Der Tanzplatz war das mächtig große Wirthszimmer der Dorfſchenke, wo es natürlicherweiſe ſo enge herging, daß namentlich beim Walzen die ganze Geſellſchaft nicht von der Stelle kam, ſondern ſich jedes Paar wie ein Kreiſel auf dem Platze umherdrehte. Da natürlich bei Erbauung dieſes Lokals an einen Platz für die Muſiker nicht gedacht war, ſo hatte man ſpäter für ſie geſorgt, und das auf äußerſt ſinnreiche Art. In die Balken der Wand waren nämlich ſehr ſtarke Nägel eingeſchlagen, an welchen Stühle wie Kupferſtiche aufgehängt waren, und auf dieſen ſaßen die Muſikanten. Ihre Beine hingen

in der Luft und der Chef des Orchesters, der durch zu starke Bewegungen mit denselben den Takt angab, kam dadurch nicht selten in verdrießliche Berührung mit den Köpfen der Tanzenden. Es war auffallend, wie wenig Antheil der Doktor heut Abend an dem Tanzvergnügen nahm. Er mußte mit der Elsbeth tanzen, die ihn früher dazu aufgefordert, und ich sah, daß er sie mit einigem Widerstreben holte. Er mußte sie auch fast mit Gewalt einem Gespräche über die Schaf- und Rinderzucht entreißen, das sie an der Seite eines benachbarten Bauernsohnes mit lauterer Stimme als nöthig war hielt. Auch bemerkte ich, daß eben dieser Bauernsohn dem Doktor einen nichts weniger als freundlichen Blick schenkte. Warum Burbus mit Sibylle nicht tanzte, begriff ich nicht. Wohl sah ich zuweilen, wie er hinschielte, aber sich alsdann mit der Hand über die Augen fuhr, als habe er sich selbst über etwas Unerlaubtem ertappt. Ich konnte nicht umhin, ihn darauf aufmerksam zu machen, indem ich sagte, daß es nicht mehr als billig sei, auch mit der jüngsten Tochter des Vetter Christoph zu tanzen, worauf er sich nach längerem Ueberlegen hiezu entschloß. Mehrmals aber sah ich, daß er mit der Hand mißmuthig durch seinen dicken Bart fuhr.

Jetzt trat er mit Sibylle zu einem Walzer an, und ich hatte wohl bemerkt, daß sie bei der Aufforderung hiezu die Augen niederschlug. Die Beiden tanzten so hübsch, daß fast alle übrigen Paare aufhörten und ihnen fast den ganzen Tanzboden zur Verfügung ließen. Anfänglich hatte Sibylle die Augen fest auf den Boden geheftet, aber wie sie nach und nach von der Sicherheit ihres Tänzers angenehm berührt, eben so sicher in ihren Bewegungen ward, hob sie den Kopf höher und höher, und schwebte endlich stolz dahin, wie eine Prinzessin. Ein allgemeines Händeklatschen der ganzen Tanzgesellschaft gab endlich das Zeichen zum Aufhören und Sibylle, die mit laut klopfendem Herzen neben dem Doktor stand, bemerkte jetzt erst, daß sie die ganze Zeit allein getanzt hatten, und schlug erröthend und verwirrt die Augen nieder. Ich stand gerade hinter ihr, und

wollte der hübſchen Tänzerin etwas Schönes ſagen; doch weiß ich nicht, es kam mir ein dummer Gedanke: ich neigte mich an ihr Ohr hin und flüſterte leiſe: Kukuk!

Erſchreckt fuhr Sibylle zuſammen, wandte ſich einen Augenblick nach mir, um im nächſten darauf ihren Tänzer ſtehen zu laſſen, und eilte zu Anne Marie, mit der ſie von dem Tanzboden verſchwand.

Bei dem Heimfahren am heutigen Abend fehlte zur beſtimmten Zeit Niemand von den Leuten, weßhalb keine Verzögerung eintrat, und es mit Vetter Chriſtoph keinen Verdruß gab; denn mit dem Vetter Chriſtoph war an ſolchen Abenden nach einem Tag, wo er es für ſeine Schuldigkeit hielt, den Keller ſeines Gaſtfreundes gehörig zu unterſuchen, nicht zu ſpaſſen. Wir ſaßen alle auf, der Doktor hatte die Zügel erfaßt, und neben ihm auf der Bank ſaßen Sibylle und ich.

Es war ein außerordentlich ſchöner Abend. Nachdem wir eine Zeit lang, ohne zu ſprechen, gefahren waren, forderte mich Sibylle zum Singen auf und wir ſangen allerhand luſtige und ernſte Weiſen in die Nacht hinaus. Ich hatte, wie ich meiſtens zu thun pflegte, wenn ich neben Sibylle ſaß, meinen Arm um ihren Leib geſchlungen und ſie lehnte an mir, bald mir etwas flüſternd erzählend, bald wieder die Augen ſchließend, als wollte ſie ſchlafen. Mit dem Doktor ſprach ſie kein Wort.

Dieſer hatte auch heute Abend ein ganz ſonderbares Ausſehen. Er ſah ſo grimmig auf ſeine Pferde, hatte die Zügel ſtraff angezogen und knallte mit ſeiner Peitſche viel mehr als nöthig. Oftmals lehnte er ſich weit rückwärts, als wolle er die Pferde mit Gewalt anhalten, aber ich bemerkte ganz wohl, daß er auf uns herüberſchielte, namentlich auf meine Hand, mit der ich die Hand Elsbeth's erfaßt hatte. Er machte allerhand Kunſtſtücke im Fahren, und als wir an eine ſchwierige Stelle kamen, wo es den Berg hinab in einem Bogen über eine ſehr kleine Brücke ging, ließ er die Pferde

im vollen Galopp laufen, ſo daß alle Frauenzimmer auf dem Wagen Jeſus! Marie! und Joſeph! riefen. Sibylle und ich hatten uns gerade Mährchen erzählt und als der Doktor nach dieſem Ausruf des Schreckens laut auflachte, flüſterte das Mädchen: „So hat gewiß der Blaubart gelacht!“

Unterdeſſen funkelten die Sterne und ſchien der Mond, und als wir die großen Wieſen wieder erreichten neben der Mühle, verſchwand nach und nach das Rauſchen des Waſſers aus den Bergen, wo wir herkamen, in den Gebüſchen rechts und links zirpten die Heimchen und klagten die Nachtigallen wunderbar ſchön und bezaubernd. Bald erreichten wir die Mühle, und Alles ſuchte, ermüdet von des Tages Laſt und Hitze, von dem ſtarken Mittagseſſen, ſowie dem Tanze, ſein Lager; nur den Doktor hörte ich noch nach einer Stunde ein altes bekanntes Lied ſingen, worin es heißt:

„Und ſchauſt du hin, ſo ſchau ich her!“

XXIII.

Doktor Burbus!! Abſchied.

Den andern Tag ging es in der Mühle ſeinen alten gewohnten Gang: die Räder klapperten wie zuvor, der Vetter Franz lief mit beſtaubtem Geſicht und Camiſol umher, Elsbeth ging in die Viehſtälle, die Müllerin und Sibylle arbeiteten auf ihrem Zimmer, und ich trug die Rechnungsbücher auf meinem kleinen Comptoir ein unter obligater Bodenerſchütterung, nur der Doktor war nicht mehr derſelbe. Statt daß er ſonſt heiter und luſtig in den Wald hinauszog, und wenn er zurückkam, ſich oft zu mir hinſetzte und lachte und

ſcherzte, ſo ging er jetzt in aller Frühe mit auffallend böſem Humor fort und kam erſt Abends ſpät zum Nachteſſen wieder, und legte ſich oft zu Bette, ohne mir ein Wort zu ſagen. Auch bemerkte ich ſeit einigen Tagen, daß er jedesmal einen Strauß Waldblumen oder Erdbeere mit nach Haus brachte, die er aber Niemand gab, ſondern mit in ſein Schlafzimmer nahm und ſie von dort aus in den Mühlbach warf.

Eines Abends war der Vetter Chriſtoph über Land geritten, es war an einem Sonntage, und er wurde zum Nachteſſen zurückerwartet. Der Doktor hatte auch heute den ganzen Tag im Walde umhergeſchwärmt, ohne mich wie ſonſt mitzunehmen, was mir äußerſt ſchmerzlich war. Abends kam er zurück, mit ſeinen Waldblumen in der Hand, und da das Geſinde ſchon abgegeſſen hatte, ſo wies man ihn in das Zimmer der Müllerin, wo das Nachteſſen für uns und den Vetter Chriſtoph wartete. Wir ſtanden an den offenen Fenſtern, und da Burbus, verſtimmt wie ſeit einiger Zeit immer, zu uns trat, ſo nahm die Müllerin, die das auch längſt bemerkt hatte, Veranlaſſung, von ſeinen Blumen zu ſprechen, um ihn in die Unterredung zu ziehen. Er hob ſie haſtig empor, ſah ſie an und reichte ſie Sibyllen dar, welche ſie auch annahm.

„Wie kommt es, Herr Burbus,“ ſagte die Müllerin, „daß man Euch gar nicht mehr ſieht? Ihr ſtreift den ganzen Tag im Walde herum und kommt erſt Abends heim.“

„Haben Sie das bemerkt, Frau Müllerin?“ entgegnete der Doktor ernſt. „Ich muß geſtehen, daß mir das wohl thut, denn ich bin ja eigentlich ſo heimathlos und allein in der Welt, daß an meinem Daſein oder Nichtdaſein kein Menſch Antheil nimmt.“

„Das könnt Ihr,“ verſetzte die Müllerin, „doch im Ernſt von uns nicht ſagen!“

„Nein, nein,“ entgegnete haſtig der Doktor mit bitterem Lächeln; „man iſt hier ſehr freundlich und gütig gegen mich; ich muß gewiß dafür dankbar ſein.“

Sibylle zog mich in ein anderes Fenſter und der Doktor trat näher zur Müllerin, die ihm mit ihrer wohlthuenden angenehmen Stimme ſagte: „Hört, Doktor Burbus, Ihr habt eigentlich ein krankes Gemüth. Anfänglich glaubte ich, die Entfernung von der Welt und die Stille auf unſerer Mühle in dem ſchönen Wald werden Euch wohl thun. Es ſchien auch in der erſten Zeit, daß Ihr heiter und vergnügt ſeid. Doch jetzt weiß ich nicht, was Euch plötzlich widerfährt, denn ſeit einiger Zeit habt Ihr das Anſehen eines Menſchen, der von der Vergangenheit geplagt wird."

„Nein, nein, das gewiß nicht," entgegnete der Doktor und lehnte ſich zum Fenſter hinaus.

„Nun, ich glaube wohl," ſagte die Müllerin, „daß Ihr eigentlich nichts auf dem Herzen habt, was Euch Vorwürfe macht, und Ihr ſeid noch zu jung, um ein blos luſtiges und etwas leichtſinniges Leben nicht in allen Theilen wieder gut zu machen."

„Das wohl, gute Frau," entgegnete der Doktor, „nur muß man Gelegenheit dazu haben. Ich bin ſchon Wochen, ja Monden lang hier, ich laufe in's Holz, ich ſeh' nach den Knechten, ich fahre mit den Pferden; aber Alles das, was ich thue, kann der geringſte Knecht auch für Euch thun."

„Ja, aber wer ſagt denn, daß Ihr etwas für uns thun ſollt? Ihr ſeid unſer Gaſt."

„Ja, und dann?"

„Nun ſo bleibt, ſo lang als es Euch hier gefällt."

„Ja, und dann," entgegnete der Doktor nach einer Pauſe, „dann ſchüttle ich euch Allen an einem ſchönen Morgen die Hand und ſage zu euch: Lebt wohl, Vetter Chriſtoph, lebt wohl, Frau Müllerin, lebt wohl Sibylle."

Wir hatten bis zu dieſem Augenblick unwillkürlich das Geſpräch des Doktors belauſcht. Sibylle ſprach kein Wort, ſondern lehnte zum Fenſter hinaus, und hielt den Strauß von Waldblumen in ihren Händen, über dem langſam dahinſtrömenden Mühlbache.

Bei den Worten des Doktors aber: Lebt wohl, Sibylle, ſeufzte ſie leiſe auf, ihrer Hand entglitten die Waldblumen und fielen in das Waſſer hinab, das ſie langſam fortführte. Ein lautes Ach! folgte nun den Blumen, durch das der Doktor und die Müllerin in ihrem Geſpräch plötzlich unterbrochen wurden und ebenfalls hinabſchauten.

„Da ſchwimmen ſie!“ rief der Doktor mit einem lauten Lachen, das aber keineswegs freundlich klang; „bald werden ſie unter das Wehr kommen und zerriſſen und zerſtreut werden.“

„Könnte man ſie nur wieder holen!“ ſagte Sibylle mit einem eigenen Ton in der Stimme.

„Wünſcht Ihr das, Jungfer Sibylle,“ rief der Doktor freudig aus. „Eine ſtarke Hand und ein guter Wille kann viel. So wollen wir denn ernſtlich den Verſuch machen, die Blumen zu ſchützen und ſie, wenn der gute Gott will, in Eure Hand zu legen.“

Ehe ich ihn zurückhalten konnte, ſchwang er ſich zum Fenſter hinaus, glitt an einem Rebengeländer hinab und eilte feſten Schrittes und ſchwindelfrei auf dem ſchmalen Mühlbachrand dahin. Er erreichte die Blumen wirklich, ehe ſie unter das Wehr kamen, zog ſie triumphirend heraus und kam eilends zurück, um ſie Sibyllen zu reichen, die ihre Hand ausſtreckte.

Das ſchöne Mädchen war bleich geworden wie eine Lilie, und nachdem ſie die Blumen erfaßt, eilte ſie zu ihrer Mutter hin und verbarg ihr Geſicht in deren Hände. Ich glaube gewiß, ſie hat ſogar geweint.

Der Doktor kam den Abend nicht mehr zum Vorſchein, und die Müllerin hatte den andern Morgen mit dem Vetter Chriſtoph eine lange Unterredung, welcher darauf äußerſt üblen Humors zu Tiſche kam. Gegen mich war der Doktor übrigens nicht freundlicher geworden, und je mehr er ſich vor mir zurückzog, um ſo mehr war ich bei Sibyllen, da ich doch in meinen Freiſtunden Jemand zur Geſellſchaft haben mußte, und ſo oft mich der Doktor mit dem Mädchen

Hand in Hand im Garten ſah, oder wir in den engen Fenſtern der Mühle lagen, wo es bei dem ſchmalen Raum nicht anders möglich war, als daß ich meinen Arm um ihren Leib ſchlang, ſo machte er mir ein finſteres Geſicht. Ich hatte wahrhaftig damals keine Idee, was ich ihm konnte zu Leid gethan haben: jetzt wüßte ich es freilich ſchon beſſer.

So war es einmal an einem heißen Sommertage; da hatte ein Gewitter die Luft etwas abgekühlt; gegen Abend aber wurden die grauen Wolken heller und heller, ſie riſſen hie und da aus einander, und wo ſie riſſen, ſchaute der blaue Himmel hindurch, die Wolken ſelbſt färbten ſich an den Rändern immer durchſichtiger, zuerſt hellgrün, dann violett, ſpäter ſogar goldig und dann brach der freundliche Strahl der Sonne unter ihnen hervor und wärmte die befeuchtete Erde und machte alles Leben der Natur raſcher pulſiren und vor dem Nachtſchlaf noch einmal freudiger ſich bewegen. Die Bäume und Blumen duftеten, die Käfer ſummten und die Nachtigallen, die in ihren Büſchen ſchlugen, ſangen wie auf brillantenem Thron, denn an jedem Blättchen hingen Thautropfen. Auch war es wieder warm geworden, jene angenehme erfriſchende Wärme, die ein jugendliches Herz ausdehnt und ſchwärmen läßt in die Zukunft und wo aus dem zitternden Strahl der Abendſonne, dem man mit halbgeſchloſſenen Augen zuſieht, tauſend ſchöne glänzende Bilder entſtehen, Träume von zukünftigem Glück und zukünftiger Herrlichkeit. Ach, und ich war in meiner Jugend ſehr empfänglich für ſolche Träume.

Die Sonne ging unter und der glänzende Abendhimmel war erfüllt mit warmer lauer Luft. Sibylle und ich lagen im Fenſter der großen Wohnſtube und ſahen auf das Mühlenwerk hinab. Es war um die Abendzeit, wo dem Doktor in die Familienzimmer kein Zutritt mehr gewährt wurde, und nur ich als Familienglied und kleiner Burſche das Recht hatte, bei meiner Nichte zu ſein, die in ſolchen Augenblicken im ländlichſten Negligee ſich befand. Ich

hatte ein dünnes Sommerröckchen an und während die Mutter in ihren Büchern las, ſchwatzten wir von alten vergangenen Tagen und lachten über die Jugendſtreiche, die wir ausgeführt. Ich ſchlief damals in dem großen Gaſtbett neben dem Zimmer der Müllerin und Sonntags Morgens, ehe wir gewaſchen und angezogen wurden, ſchlüpfte Sibylle zu mir in's Bett und wir machten Pläne, wie der Sonntag hinzubringen ſei. Auch erinnerten wir uns, wie wir zuweilen ein großes Leintuch entwendeten und damit im Garten ein Zelt aufſchlugen, wo ſelbſt der große Kettenhund, wenn er zum Beſuche kam, mit großen Ehren empfangen wurde.

So lagen wir im Fenſter und träumten, und als es zehn Uhr wurde, ging die Müllerin zu Bette und wir erhielten die Erlaubniß, noch ein Paar Minuten aufbleiben zu dürfen. Nachtſchmetterlinge flogen umher, Leuchtkäfer blitzten auf dem Graſe und als ich ſo dicht an dem warmen Körper des Mädchens lag, durchſchauerte mich ein kleiner Froſt. Es mochten wohl die Waſſernebel ſein, die aus dem Mühlenteich und den Bergwaſſern aufſtiegen. Sibylle bemerkte es, hob ihr warmes Tuch etwas von der Bruſt und warf es über mich hin. Gott, es war wie damals, als wir am Sonntagmorgen unter einer Decke ſpielten. Das Herz des Mädchens fühlte ich deutlich an meiner Bruſt ſchlagen, aber der Froſt wollte darum doch nicht aufhören.

Plötzlich hörten wir durch die Stille der Nacht ein Klopfen wie Holz auf Holz und erblickten bald darauf den Doktor, der ſich an dem Mühlenwehr zu ſchaffen machte. Er ſah von Zeit zu Zeit zu uns herauf, und ich bot ihm einen guten Abend. Anfänglich glaubte ich, er habe mich nicht gehört; doch dem war nicht ſo, denn als Sibylle viel leiſer ſagte: „Guten Abend, Herr Burbus!“ ſprang er auf den Rand des Mühlbachs und trat unter das Fenſter.

„Was machen Sie da?“ fragte Sibylle.

„Ich mochte nicht ſchlafen,“ entgegnete der Doktor, „ging um das Wehr ſpazieren, und bemerkte dort einen Pfahl, der los

geworden und den das Waſſer morgen wahrſcheinlich abgeſpült hätte."

Ich weiß nicht, der Doktor ſah heute Abend ſo ingrimmig aus, und dabei tief betrübt, gerade wie an dem regneriſchen November Morgens, als ich in ſeiner Stube neben dem Reißmehl'ſchen Hauſe erwachte und er jenen unvergeßlichen Kaffee kochte.

„Es iſt eine ſchöne Nacht heute, lieber Doktor," ſagte ich ihm, und er entgegnete: „Ja wohl — vielleicht — wie man's nimmt! Mich packt der Mißmuth, und ich werde verdrießlich, ja traurig, wenn ich an ſchönen Sommerabenden allein bin. Sie ſind wohl nie melancholiſch," ſetzte er ſpöttiſch lachend hinzu.

„Gott ſei Dank, nein!" ſagte Sibylle für mich. „In den Kinderjahren hat man keine Urſache, traurig zu ſein."

„In den Kinderjahren," lachte der Doktor. „Nun, das iſt ein tüchtiges Kind."

„Ja, aber doch noch mein Kind," verſetzte Sibylle und küßte mich auf die Stirn. „Nicht wahr, du? Und ſehen Sie, Doktor," fuhr ſie in ihrer unſchuldigen Natürlichkeit fort, und zeigte auf ihr Tuch, „ich habe ihn ſorgfältig zugedeckt, damit er ſich nicht erkältet."

„Aber ein glückliches Kind," ſagte der Doktor, „wenn ich mich zum Beiſpiel erkälte, darnach fragt kein Menſch."

„Ja, das iſt das alte Kapitel," entgegnete Sibylle, „und da hat die Mutter ganz recht, wenn ſie Ihnen antwortet, es ſei nicht ſchön, daß Sie glauben, man nehme keinen Antheil an Ihnen. Man nimmt gewiß Antheil, und ſehr viel Antheil an Ihnen."

„Iſt das wahr," ſagte der Doktor freudig, „iſt das gewiß wahr? geben Sie mir die Hand darauf."

„Wie kann ich Ihnen denn vom Fenſter aus die Hand darauf geben?" lachte das Mädchen.

Doch er bat wiederholt und flehentlich: „O geben Sie mir die Hand darauf."

„So gib ihm doch die Hand, Sibylle," ſagte ich. Und langſam wickelte ſie den Arm aus dem warmen Tuch und ſtreckte ſie dem Doktor hinab. Später erinnerte ich mich dieſes Augenblicks noch ſehr lebhaft, wie der Doktor dieſe Hand erfaßte und ſie herzlich küßte, und ſo viel ich es mir jetzt vergegenwärtigen kann, war es eine ſchöne kleine Hand, und neben der Hand wurde noch der Arm ſichtbar, der war ſehr rund und weich. Der Doktor gab ſich ſehr viel Mühe, nachdem er die Hand geküßt, auch noch ein Grübchen im Arme mit ſeinen Lippen zu berühren, was ihm aber erſt nach vielen Anſtrengungen gelang. Dann aber jubelte er mit leiſer Stimme und doch hoch auf, hoch aus recht freudigem und glücklichem Gemüth. Auch ich bekam wieder freundliche Worte von ihm.

„Lieber Gyladenjüngling," lachte er; „kommen Sie, wir müſſen noch einen Spaziergang in den Wald machen. Lieber Gott im Himmel, die Welt iſt doch ſchön."

Er warf mir eine Kußhand herauf und ſprang über das Wehr hinab. Sibylle ſah ihm nach und während ſie zu mir ſagte: „Gute Nacht, mein Lieber, ſchlaf recht wohl," hatte ſie ein ſeltſames, himmliſch freundliches Lächeln auf den Lippen. Darauf ging ſie in ihre Kammer und es war mir recht lieb, daß ſie ging; denn wenn ich auch gerne bei meiner Nichte war, ſo zog ich doch eine nächtliche Waldpromenade mit meinem Doktor vor.

Der Doktor machte heut Nacht mit mir einen Spaziergang, der ſehr an die Jagden auf den Dachs erinnerte. Er raste Berg auf, Berg ab, und wo die Waldwaſſer am breiteſten waren, da ſprang er darüber hinweg und ſang und jubelte und mich hatte er wieder recht lieb, denn er küßte mich zu wiederholten Malen auf die Stirn.

Es mochte Mitternacht ſein, als wir zur Mühle zurückkehrten, die ſtill und dunkel in der Thalſchlucht vor uns lag. Hinter uns ſtand der Mond über dem Bergesrand und verſilberte das kleine Fenſter, wo Sibylle ſchlief. Von dem geſperrten Wehr fielen einzelne Tropfen herab, leuchteten im Fallen wie Silber und wo ſie

das Waſſer berührten, gab es einen zitternden hellen Kreis, der ſich langſam weiter und weiter ausdehnte.

„Kennen Sie das Mährchen vom Dornröslein?“ fragte mich der Doktor. „Es war einmal eine wunderſchöne Prinzeſſin, und die wohnte im dichten Wald. Sie ſtach ſich an einer Spindel und fiel in tiefen Schlaf. Allmählich wuchſen Bäume und Geſträuche um das Haus herum höher und höher und wurden immer dichter und dichter. Niemand konnte am Ende mehr hinein und Niemand wußte am Ende mehr, wo die Prinzeſſin ſchlief. Da kam der Ritter, für den die Prinzeſſin vom Schickſal beſtimmt war; ihm ganz allein öffneten ſich die verſchlungenen Zweige; er erweckte ſie mit einem Kuß und dann wurde ſie ſein Weib;“ und nachdem er mir dies Mährchen erzählt hatte, ſtützte er den Kopf auf die Hände und ſeine Züge nahmen einen ernſten, faſt erbitterten Ausdruck an, und er ſang mit halblauter Stimme:

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen iſt verſchwunden,
Das dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' verſprochen,
Gab mir ein Ringelein,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein ſprang entzwei.

„Weg, weg, mit allen finſtern Gedanken,“ unterbrach er ſich ſelber und rief laut: „Gott iſt groß! Gute Nacht, Exladenjüngling! Gedenken Sie meiner beſtändig; wir werden uns, hoff' ich, freudigſt wiederſehen.“

„Bis morgen,“ entgegnete ich lachend.

„Wer weiß,“ verſetzte er, und ſchwang ſich durch das Fenſter in ſein Schlafzimmer. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tage, als ich aus meinem Zimmer herunterkam, befand ſich Alles in der Mühle in großer Aufregung. Der Doktor Burbus nämlich war in der Frühe nicht zu finden geweſen und nach einer Stunde brachte ein kleiner Bauernburſche einen Brief von ihm, den er ihm im Walde gegeben an die Müllerin. Dieſer Brief mußte ganz ſonderbares Zeug enthalten haben; denn der Vetter war verdrießlicher als je, und Sibylle kam mit rothgeweinten Augen zu Tiſche. Bis zum Geſinde herab erſchöpfte man ſich in Vermuthungen, wo er hin ſei; aber nachdem einige Tage lang die Knechte und die Mägde, die ihn recht lieb gehabt, ſich in phantaſiereichen Vermuthungen erſchöpft, ſprach man nicht mehr von ihm und gedachte ſeiner nimmer. Nur wenn ich bei Sibylle war, wurde ſein Name genannt, und daß der Doktor ſo plötzlich fortgegangen war, ſchien dem Mädchen ſehr wehe zu thun.

Doch das Rad meines Schickſals, das während dieſes Frühjahrs und Sommers ſanft und angenehm zwiſchen Blumen und Wald dahingerollt war, ſollte plötzlich einen neuen Aufſchwung nehmen, und die Kraft zu dieſem Aufſchwung kam in Geſtalt eines Briefes meines Onkels und Vormunds, der in C. bei meiner Großmutter geſchrieben und wahrſcheinlich das Reſultat eines neuen großen Familienrathes war. Er lautete folgendermaßen:

„Mir ſcheint, daß das Schlaraffenleben auf der Mühle dir ſehr wohl bekommt, wenigſtens daß du größer und ſtärker geworden biſt, habe ich von dem Vetter erfahren, daß du aber in deinem unverantwortlichen Leichtſinn nicht daran denkſt, auf welche Art ſich deine Zukunft geſtalten könnte, und daß du nicht ein einziges Mal an mich ſchreibſt, ich möchte dir doch ja für den Winter eine neue Condition beſorgen, wie geſagt, daß du Alles das vergißt, um dafür deine koſtbare Jugendzeit durchzubringen, indem du dem Vieh nachſchlenderſt und Vogelneſter ausnimmſt, das wundert mich gar nicht, denn ich kenne dich. Danke es alſo deinem Glück, in mir einen unermüdlichen Vormund gefunden zu haben, und danke es meinen vielver-

breiteten Bekanntschaften, die dir eine Lehrlingsstelle in der Fabrikstadt E. verschafften, und obendrein keine Stelle in einem Spezereigeschäft, sondern in einer Modewaarenhandlung bei dem höchst ehrenwerthen Hause Johann Caspar Stieglitz und Comp. Nach E. wirst du zu Fuße gehen. Dort angekommen, wirst du die einliegenden Zeilen unserem Vetter, Herrn Professor W., überreichen und dieser verehrte Freund wird deine Einführung in dem Handlungshause, wo man dich aufzunehmen gedenkt, bestens und freundlichst vermitteln. Viele Ermahnungen habe ich nicht mehr Lust, dir zu geben; schlägt auch diesmal das Bischen Hoffnung, das wir auf deine zukünftige gute Aufführung setzen, fehl, so ziehe ich meine Hand gänzlich von dir ab und du kannst alsdann den letzten Nothanker ergreifen, welcher jungen liederlichen Subjekten übrig bleibt, d. h. zum Kalbfell schwören. Im Uebrigen grüßen dich meine Kinder auf's Freundlichste, so wie ich und verbleibe dabei bis auf Weiteres

Dein wohlgeneigter

Oheim."

Handel und Wandel.

Zweiter Theil.

XXIV.

Hinaus in die Welt.

Mit dieſer troſtreichen Epiſtel war nun unter meine ſtille und friedliche Mühlen-Idylle ein dicker ſchwarzer Strich gezogen, und was jenſeits deſſelben lag, der duftige Wald, die friſche herrliche Luft, das ſprudelnde Waſſer und die einſame Mühle mit den lieben, freundlichen Menſchen darin, zu einem Traumbild geworden, das mir gemach und langſam entſchwebte und das ich jetzt, obgleich ich noch mitten darin war, kaum noch feſtzuhalten vermochte. Vor mir dehnte ſich aber eine weite traurige Haide aus, bevölkert mit Reißmehl'ſchen Geſtalten, und fern am Horizont ſchwebte das Bild des Freundes, meines theuren Doktor Burbus, von dem ſeit ſeiner Abreiſe Keiner von uns mehr eine Silbe vernommen.

Obgleich ich nach E. nur wenige Stunden zu marſchiren hatte, ſo erſchien mir doch dieſe kleine Reiſe ohne den praktiſchen Freund, der mich hiehergeleitet, unheimlich und öde. Von Natur nichts weniger als ſchüchtern, hatte das ſtille friedliche Waldleben mein Gemüth ſo zart und verletzbar eingehüllt, daß jede Berührung mit der äußern, kalten und fremden Welt mir wehe that.

So kam mein letzter Tag und meine letzte Nacht auf der Mühle; das Geklapper der Räder, das mich ſonſt in Schlaf ge-

wiegt, ließ mich heute kein Auge zuthun, das Rauſchen des Mühlbachs, das bisher mit ſeinen einförmigen Tönen glänzende Traumbilder in meinen Schlummer zeichnete, war mir heute Nacht das Toſen des Weltſtroms, der mich vom friedlichen Ufergeſtade hinweg in die wilden Wogen des Lebens fortreißen wollte, und zu mir ſprach: „Schwimme, oder geh' unter!"

Am andern Morgen nahm Alles den herzlichſten Abſchied von mir, der Vetter drückte mir die Hand und ſagte: „wenn du einmal Urlaub bekommſt, ſo beſuche uns, es wird uns jederzeit freuen, nur mußt du vorher in deinem neuen Geſchäft mindeſtens ein ganzes Jahr ausgehalten haben." Die Nichte konnte nicht viel ſprechen, und als Sibylle mich zum Abſchied herzlich küßte, und als ich fühlte, wie ihre warmen Thränen an meinem Geſicht herabliefen, brach meine Standhaftigkeit, die ich bis jetzt bewahrt, und unter den heftigſten Thränen eilte ich, ſo ſchnell ich konnte, das Thal hinauf. Franz und Elsbeth hatten ſich nicht gezeigt, die feſte Natur der Letzteren vermochte es nicht über ſich, mich ein feuchtes Auge ſehen zu laſſen, und ſo ſchieden wir ohne Gruß und Händedruck, und Caspar ſchwenkte ſeine weiße Mütze zum Fenſter hinaus.

Es war ein ſchöner Herbſtmorgen und je mehr ich die Thalſchlucht hinauf kam, um ſo klarer ſchien mir der Himmel, deſſen blaues Bild drunten in der Schlucht dichte Nebel verdeckten. Das Moos und Gras zu meinen Füßen glänzte und ſtrahlte in tauſend Lichtpunkten, Geſträuche und Bäume waren mit Thautropfen, wie mit unzähligen Juwelen bedeckt. Bei dem alten Kreuze auf der Höhe ſtand ich ſtill und ſetzte mich auf den verwitterten Stein. Da lag der Thalkeſſel vor mir und ich konnte nicht zwei Schritte in ihn hinabſehen, die glänzende klare Sonne, die aufſtieg, drückte den Nebel dort hinab und die Schlucht ſah aus, wie ein Gebirgsſee mit grauem Waſſer, für mich ein Zauberſee, denn dort unten auf dem Grund verſenkt lagen die Orte, wo ich ſeit der frühеſten Kindheit wieder einmal fröhliche harmloſe Stunden genoſſen. Mit angeſtreng-

tem Ohr hörte ich die Räder klappern, vernahm das Geläute der Kühe, die an der Waldwieſe hinaufgrasten, und jetzt in der Ferne zwei ſchnell auf einanderfolgende Schüſſe, das war Caspar, der auf dieſe Art noch einmal Abſchied von mir nahm.

So war ich denn hinausgeſtoßen aus dem Zaubergrund und ſtand auf der Höhe, ein armes, verlaſſenes Kind. Lange blieb ich bei dem alten Kreuze und ſchwankte heftig in meinen Entſchlüſſen, mehrmals war ich im Begriff, wieder zur Mühle hinabzuſteigen und den Vetter zu bitten, er möge mich als Müllerburſche annehmen und für immer dabehalten. Was kümmerte mich die geräuſchvolle, glänzende Welt, die draußen lag! ich kannte ſie ja noch nicht, und es ſchauerte mich, von dem Strudel derſelben fortgeriſſen zu werden. Wenn ich in ſpäteren Jahren weite Länderſtrecken durchflog, und nach langem Fahren, namentlich zur Nachtzeit, ein einſames Gehöfte oder einen Thalgrund mit einer Mühle wie dieſe erreichte, ſo begriff ich nicht mehr, wie man ſo abgeſchieden von der Welt zufrieden und glücklich ſein könne; ich begriff es ſo lange nicht, bis die Erinnerung an die heutige Stunde bei dem alten Kreuz wieder lebhaft in mir auftauchte, und dann wieder dachte ich ſpäter oftmals im Geräuſch der großen Welt, wie heute an dem ſtillen Herbſtmorgen: wenn du einmal recht alt geworden biſt und von vielem Schaffen und Arbeiten recht müde, dann gehſt du zurück, langſam hinab in das Thal und lebſt da vergeſſen und vergeſſend den Reſt deines Lebens. — — —

Dieſem Entſchluß verdankte ich den ſchnellen Abſchied, den ich von der mir lieb gewordenen Gegend nahm und daß ich ruhig darauf los ſchritt, um E. noch bei guter Zeit zu erreichen. Abenteuer wie damals, als ich mit Doktor Burbus aus der Stadt zog, erlebte ich keine, ich ſuchte ſie ja nicht, das einzige, was mir Außergewöhnliches aufſtieß, war ein freundlicher Condukteur, der, in ſeinem Wagen allein ſitzend, einen langen Berg hinauf fuhr; die Pferde gingen im Schritt, wedelten mit ihren Schweifen die Fliegen von ſich ab und ließen die Ohren hängen. Es war recht

warm geworden; der Condukteur aber lud mich ein, zu ihm hinaufzusitzen und eine Stunde mit ihm zu fahren. Auf mein eingewendetes Bedenken, daß ich nicht viel Geld habe, um ihm zu bezahlen, lachte er mich aus und meinte, ich solle nur zu ihm hinaufsitzen, was ich auch alsbald that und mich in den weichen Kissen des Wagens recht wohl befand. Der Condukteur war schon ein ältlicher Mann von derbem gutmüthigem Wesen, ein alter Soldat, hatte als Wachtmeister bei den Husaren gedient und war deßhalb schon für mich eine hohe und wichtige Person. Auf meine Frage nach militärischen Verhältnissen ließ er mich viel Unangenehmes vom Gamaschendienst vernehmen und theilte mir aus dem Soldatenleben manches mit, was gerade nicht sehr reizend war und mich in den festgefaßten Vorsätzen bestärkte, von jetzt an mit allem Fleiß und Aufmerksamkeit zu arbeiten, um nicht einmal, wie der Vormund angedroht, genöthigt zu sein, zum Kalbfell zu schwören, d. h. Soldat zu werden. Nachdem wir die vor uns liegende Höhe erreicht hatten, ließ mich der Condukteur absteigen und zeigte mir nicht weit entfernt die Thürme von E., das Ziel meiner Reise. Ich nahm von dem freundlichen Manne Abschied und schritt rüstig den Berg hinab, meiner neuen Bestimmung entgegen; lustig fuhr der Postwagen voraus, eine Zeit lang sah ich noch die trabenden Pferde und dann nichts mehr, als eine Staubwolke.

E., eine reiche Fabrikstadt, hatte ein ganz anderes Ansehen, als C., die einzige große Stadt, die ich bis jetzt gekannt. Dort ragten mächtige gothische Thürme und alte schwärzliche Bauwerke aller Art über die Spitzen verschnörkelter Giebeldächer der hohen Bürgerhäuser aus früheren Jahrhunderten empor, hier sah man hohe und spitze Kirchthürme mit grauem Schiefer gedeckt, ungeheure seltsame Schornsteine, große Gebäude mit unzähligen Fenstern, und Alles schien jung und neu, Alles mit weißem und hellem Anstrich und frischen grünen Fensterladen. Ueberall stieg Dampf auf, aus den Schornsteinen schwärzlich grau, wie ich es bei den Dampfbooten

geſehen und daneben anderer ſchneeweiß. Und wie das in den Straßen, welche ich ſchüchtern durchwandelte, ſummte und wogte! Hier raſſelte und klapperte es, dort rauſchten große Waſſer und als ich zu einem der Häuſer hinblickte, ſah ich Hunderte von Rädern und Rädchen ſich unaufhaltſam und pfeilgeſchwind drehend, daß mir faſt ſchwindlich wurde. Dazu hatten die Straßen einen ſo eigenthümlichen ſcharfen Geruch, namentlich an dem Fluß, über deſſen Brücke ich dahin ſchritt und wo unter mir viele Menſchen beſchäftigt waren, rothe und farbige Stoffe abzuwaſchen; das Waſſer, war ganz gefärbt davon. Große Wagenzüge begegneten mir mit Waarenballen und Kohlen beladen.

Ich war in einer ganz neuen Welt und zog als einzigen Rettungsanker meinen Brief an den Vetter aus der Taſche und befragte um das Haus, wo er wohl wohnen könnte, mit abgezogenem Hut mehrere Leute, die mir begegneten. Die meiſten kannten den Herrn Profeſſor nicht, endlich fand ich aber einen freundlichen Mann, der mich mit ſich nahm durch unendlich lange Straßen, um mir das Haus meines Vetters zu zeigen. Schon hatte ich gefürchtet, er möchte auch in der Nähe einer ſo klappernden und ziſchenden Fabrik wohnen und war um ſo angenehmer überraſcht, als mir mein Begleiter auf einer ſanften Anhöhe vor der Stadt ein kleines gelbes Haus zwiſchen grünen Bäumen zeigte und mich dort hinauf wies.

Mit klopfendem Herzen ſtieg ich einen kleinen Weg hinan und befand mich in kurzer Zeit vor einer Gitterthüre, wo ich beſcheidentlich die Glocke zog. Eine ältliche Frau mit klugem freundlichem Weſen und ſanften hellen Augen öffnete mir die Thüre und fragte nach meinem Begehr. Mir war, als hätte ich die Frau ſchon irgendwo geſehen, aber ſo viel ich mich auch bemühte, eine deutliche Erinnerung hervorzurufen, wollte es mir nicht gelingen. Ich zeigte meinen Brief, die Frau lud mich ein, in den kleinen Garten zu treten, der das Haus umgab, und fragte ein junges Mädchen, die beſchäftigt war, allerlei Blumen und Pflanzen zu begießen: „wo iſt der Vater?“ Die

kleine Perſon ſchaute einen Augenblick von ihrer Arbeit auf und ſah mich befremdend an. Sie hatte dieſelben klaren und freundlichen Augen, wie die alte Frau und antwortete: „Papa iſt in ſeinem Zimmer und ſitzt ſpazieren.“ Dieſes Mädchen war mir ebenfalls nicht unbekannt; doch wo ich ihr begegnet war, wollte mir, wie ſchon geſagt, nicht einfallen.

Die Frau nahm mir den Brief ab und ging damit in's Haus, kam aber bald darauf lachend wieder, reichte mir die Hand und ſagte freundlich: „ich freue mich recht, dich zu ſehen, du gleichſt deiner Mutter und ich habe im erſten Augenblick in deinem Geſicht eine Aehnlichkeit erkannt, wußte aber nicht, wo ich ſie hin thun ſollte; nun komm herein zum Vetter und laß dir deine Antritts-Predigt geben, er meint's nicht ſo ſchlimm. Emma,“ ſprach ſie zu dem Mädchen, „das iſt der Vetter, von dem ich dir geſagt und der hieher kommt, um Kaufmann zu werden.“ Emma ſetzte ihre Gießkanne auf den Boden und ſagte zu mir ernſt und trocken: „ſo, ſo, der Vetter, das freut mich; aber,“ ſetzte ſie nach einem Blick auf meine beſtäubten Stiefel hinzu, „du biſt zu Fuß gegangen und wirſt hungrig ſein, ich will dir ein Butterbrod holen.“ Die Frau erwiderte für mich lachend: „ja, thu' das,“ und ging mir voran in's Haus.

XXV.

Der Vetter — Profeſſor.

Hier ſah es nun ganz anders aus, als auf der Mühle, vor der Thüre ſtanden ſchöne Bäume und Geſträuche und an denſelben hingen gelbe Früchte, die ich von der Reißmehl'ſchen Praxis her

als Orangen und Citronen erkannte. In den Zimmern, durch die wir gingen, herrschte durch grüne Fenstervorhänge, die wegen der Sonne zugezogen waren, eine leichte anmuthige Dämmerung. Endlich kamen wir zum Vetter, er saß in einem Zimmer, das mit merkwürdigen Gegenständen vollgepfropft war. Eine Seite der Wand nahm ein Büchergestell ein und auf den anderen Seiten sah man ungeheure Fernröhre, eine Electrisirmaschine, die ich aus der Schule her kannte und andere, blank geputzte messingne Maschinen und seltsam aussehende Dinge, über deren Verwendung ich mir keine Rechenschaft geben konnte. Der Vetter saß in einem großen, braunen, geschnitzten Lehnstuhle, hatte das rechte Bein über das linke geschlagen und bewegte die Spitze dieses Fußes, sowie den Zeigefinger der rechten Hand taktmäßig auf und ab. Ich fand Zeit genug, mir das Zimmer und den Professor genau zu betrachten, denn auf einem kleinen Tischchen vor sich hatte dieser ein aufgeschlagenes Buch, aus welchem er trotz meines Eintritts — die Frau war vor der Zimmerthüre geblieben — ruhig weiter las. Er war ein langer dürrer Mann und schon ziemlich bei Jahren, hatte ein blasses, aber gutmüthiges Gesicht und trug eine braune Perrücke. In einer Ecke des Zimmers stand ein messingner Käfig mit einem weißen Papagei, wie ich früher schon in Menagerien gesehen, und dies Thier war schuld, daß der Vetter mich endlich einer Anrede würdigte. Der Vogel sträubte seinen rothen Federbusch auf, drehte seinen Kopf vertraulich nach mir hin und sagte, als ich natürlicherweise ruhig auf meinem Platz stehen blieb, sehr deutlich und laut: „Filou."

Hierauf klappte der Vetter sein Buch zu, nahm eine Prise aus einer vor ihm stehenden Dose und sagte mit einer ernsten, feierlichen Stimme: „ei, ei! Joco begrüßt dich und kommt mir zuvor, indem er dich mit Filou anredet, was so viel besagen will, als: Spitzbub; diesen Ausdruck, der mir jedoch und trotz vielem über dich von deinem Vormund Erfahrenen einigermaßen zu stark vorkommt, würde ich vielleicht zu einer ersten Ansprache nicht benutzt haben, kann aber

nicht umhin, dich mit dem Namen eines jungen ungerathenen Familienmitgliedes zu belegen, denn also hat dich dein Herr Oheim bei mir bestens oder vielmehr schlechtens prädicirt."

„Herr Vetter," stotterte ich verlegen und wurde roth wie der Kamm meines unartigen Begrüßers, „ich habe mir gewiß und ernstlich vorgenommen, dem Vormund keine Ursache zum Klagen mehr zu geben." — „Schön," entgegnete der Vetter, „daß sich dein löblicher Vorsatz erfülle, und da es in jedes Menschen Gewalt gegeben ist, sein Inneres zu verbessern, so wird auch dir dieses an und für sich schwierige Bestreben gewiß so gelingen; aber laß es nicht bei dem Vorsatz verbleiben, denn merke dir das Sprichwort: Die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, und auch hier im Leben tritt man gerne auf ihnen herum." Ich versprach mein Möglichstes zu thun, versuchte mich gelinde zu entschuldigen, ohne gerade die Anklage meines Oheims zu verdächtigen und versprach nochmals in meiner neuen Stelle mit Fleiß und Aufmerksamkeit zu arbeiten, worauf ich vom Vetter huldreicher entlassen wurde, als sein Willkommen war. „So geh' denn hinaus," sprach er, „du wirst müde und hungrig sein, meine Frau soll dir eine Erfrischung zubereiten, ich muß fortfahren, mich noch eine halbe Stunde zu bewegen, der Blutumlauf des Körpers geht durch regelmäßig andauernde Bewegung rascher von Statten, was der Gesundheit äußerst zuträglich ist." Ich suchte eilig die Thür und sah an derselben, wie der Herr Professor mit Fußspitze und Zeigefinger dieselbe taktmäßige Bewegung wieder begann, in welcher ich ihn durch meinen Eintritt unterbrochen; mir kam das äußerst sonderbar vor, sowie auch der Schluß seiner Rede, er wolle sich noch einige Bewegung machen. Später, als ich in der Familie genauer bekannt wurde, erfuhr ich dann zu meinem großen Ergötzen, daß der Vetter, der das Spazierengehen für Zeitverschwendung hielt, überhaupt seine Wohnung äußerst selten verließ, der Ansicht war, die geringste Bewegung des Körpers reiche hin, um den Blutumlauf zu beschleunigen, und so

saß er denn stundenlang, blos den Zeigefinger und die Fußspitze bewegend, und das war es, was Emma mit dem Ausdruck: „Papa sitzt spazieren“ bezeichnete. Der Vetter war überhaupt ein seltsamer Mensch; in seiner Jugend hatte er eifrige und große Studien gemacht, lebte aber beständig sehr abgeschlossen und in sich gekehrt, und war deßhalb nie zu großen Reisen gekommen, wozu er die Mittel besaß und die er sich auch vorgenommen, auszuführen: er war aber nicht im Stande, sich aus seinen Zimmern und von seinen Gewohnheiten wegzureißen. Später wurde er Professor der Mathematik, docirte eine Zeit lang an einer Universität, verließ dieselbe aber aus einer eigenthümlichen Ursache: der Hörsaal, wo er seine Vorlesungen hielt, war unregelmäßig gebaut und hatte dem Catheder gegenüber zwei vollkommen ungleiche Fenster, das eine hoch gewölbt, das andere klein und viereckig. Ihm war der Anblick dieser Fenster so außerordentlich störend, daß er seine Gedanken nur beisammen halten konnte, indem er die Augen fest auf sein Manuscript richtete, sobald er aber aufsah und diese beiden unregelmäßigen Figuren erblickte, die ihm durch nichts in harmonischen Einklang zu bringen schienen, so wurde er verwirrt, mißstimmt und unmuthig. Statt aber Jemand diesen Alp, der ihn drückte, zu offenbaren, nahm er plötzlich seinen Abschied mit der verdienten Pension und zog sich hierher zurück, so gut wie gar keinen Umgang anknüpfend. Anfänglich hatte er Abends eine Gesellschaft besucht, wo in großen stattlichen Zimmern zur Erholung und Unterhaltung der Mitglieder Alles gethan war. Da gab es Lesekabinete und Billardzimmer, Restaurationen und Kegelbahnen, und dorthin ging der Professor einige Male Abends in der Woche. Da er aber auch dort wenig Bekanntschaften machte, selten mit Jemand sprach, so war der lange dürre und schweigsame Mann beständig ein fremdes Element, das einsam und unberührt auf den Wogen der Gesellschaft dahinschwamm. Stundenlang konnte er vor dem Billard stehen und den Lauf der Kugel, sowie die Winkel,

welche von den anprallenden beschrieben wurden, aufmerksam verfolgen und sich daraus allerlei mathematische Figuren zusammenstellen. Später setzte er sich in eine Ecke des Zimmers, nahm eine Tasse Thee, schlief darüber ein und erwachte erst wieder gegen zehn Uhr an dem Geräusche von dem Hin- und Herrücken der Stühle, und Zuschlagen der Thüren, indem die Mehrzahl der Mitglieder um diese Zeit nach Hause ging. Hier nun spielten ihm einmal mehrere junge Leute einen gar argen Streich, der sorgfältig überlegt und gut ausgeführt wurde. Eines Abends hatte der Professor seinen Thee getrunken, hatte den Kopf zurückgelegt und war eingeschlafen, da verschloß man die Thüren zum anstoßenden Zimmer, löschte sämmtliche Lichter aus und nachdem Alles eine Zeit schweigsam verharrt war, wurde plötzlich an verschiedenen Tischen mit den Stühlen gerückt, laut mit den Füßen gescharrt, die Thüren auf- und zugemacht und an diesem Geräusch erwachte der Professor wie gewöhnlich, mehrere Spiele Partieen aber in demselben Zimmer hörte er laut und mit vielem Sprechen fortführen, dort hieß es: Coeur ist Trumpf, und die Karten platschten auf dem Tisch; an einer andern Stelle klapperten die Dominosteine und aus dem Nebenzimmer erschallte das Klappen der Billardkugeln und das Sprechen und Gelächter der Spielenden. Der Professor rieb sich bestürzt die Augen, als er erwachte und sich in tiefer Nacht befand und dazu vernimmt, wie um ihn Alles seinen gewöhnlichen Gang geht. Er reißt die Augen weit auf, schaut um sich her, bringt die Hände vor das Gesicht, sieht aber in dem festverschlossenen Gemach keinen Schimmer und fängt an ängstlich zu werden. „Um Gotteswillen," denkt er, „ich bin ja blind!" Er erhebt sich von seinem Stuhl und stößt einen daneben sitzenden Spieler beinahe über den Haufen. „Ei, ei," sagte dieser, „beinahe hätten Sie mich umgerannt, Herr Professor." — „Aber, theuerster Herr und Freund," entgegnete dieser mit unsicherer Stimme, „ist ein solches Anrennen wohl seltsam zu nennen, da in diesem Zimmer die tiefste Dunkelheit herrscht?" —

„Die tiefste Dunkelheit?“ fragen mehrere mit erstaunter Stimme, „es ist ja heut Abend hier so hell, wie immer.“ — „Sie spaßen, mein Herr, ich sehe gar nichts“ — ruft der Professor mit lauter Stimme. Auf dieses hin erhebt man sich von allen Tischen und stellt sich in dichtem Kreis um den vermeintlichen Blinden. „Lassen Sie Ihre Augen sehen,“ hört er die bekannte Stimme eines jungen Arztes sagen. „Ich sehe nichts Auffallendes in denselben,“ fährt er fort und der arme Professor, der schon im Begriff steht, sich das namenlose Unglück sehr zu Herzen zu nehmen, hört aus der Ecke des Zimmers ein unterdrücktes Kichern und Lachen. Rasch entschlossen, greift er neben sich an die Wand nach der Klingelschnur, die, wie ihm wohl bekannt, dort hing und läutet heftig dem Kellner. Dieser erscheint, reißt ihn aber nicht aus seiner Ungewißheit, indem er sich anstellt, als sehe er nichts Außergewöhnliches; kurz und gut, der Professor fängt an zu glauben, er sei erblindet und bittet mit fester Stimme, ihn nach Hause zu führen. Doch sollte es soweit nicht kommen, denn in demselben Augenblick öffnet sich die Thüre des Zimmers und ein neuer Gast, der eben ankommt, fragt erstaunt, warum es so dunkel sei. Der Professor, ruhig und besonnen, wie immer, nimmt von dem Platze neben sich seinen Hut und sein spanisches Rohr, sagt gelassen: „meine Herren, einem Blinden muß man schon zu gut halten, wenn er nicht sieht, wohin einige wohlangebrachte Schläge, die er auszutheilen für unumgänglich nothwendig findet, eigentlich treffen.“ und nach diesen Worten erhebt er seinen Stock und beginnt tüchtig auf den vor ihm befindlichen Kreis einzuhauen. Anfänglich wollen sich Einige widersetzen, doch die Besonnensten, die mit dem ganzen Spaß nie einverstanden waren, gebieten flüsternd Ruhe und man läßt den Professor ziehen. Am andern Morgen schreibt er ein Billet an die Gesellschaft, worin er seinen Austritt anzeigt, und zugleich diejenigen Herren, welche er gestern mit seinem Stocke getroffen, ersucht, sich ihm zu nennen, indem er entschlossen sei, ihnen die vollkommenste Genugthuung zu

geben; doch hat sich keiner derselben gemeldet und der Professor besuchte natürlicherweise die Gesellschaft nicht mehr.

So viel von dem frühern Leben des Professors.

In dem netten Gärtchen des Hauses hatte man einige Erfrischungen für mich hergerichtet und ich ließ mich behaglich nieder bei der freundlichen alten Frau und meiner Nichte, der kleinen Emma; ich mußte denselben von Familien-Mitgliedern erzählen, die sie kannten und lange nicht gesehen hatten. „Weißt du auch," sagte die Professorin zu mir, „daß wir eigentlich alte Bekannte sind? Nein, du erinnerst dich dessen nicht mehr." „Doch," entgegnete ich erwartungsvoll, „als ich in den Garten trat und Sie plötzlich vor mir sah, da fiel mir ein, daß wir uns schon irgendwo gesehen." „Ich weiß, wo es war," sprach die kleine Emma, „in einer großen schönen Kirche, es ist noch gar nicht lange her, du warst krank, Vetter, und wir fanden dich am Boden liegen, ein alter Mann hob dich auf und als wir dich nach Hause brachten, war das Haus, wo du wohntest, gerade dasselbe, wo wir hinwollten." „Ich besuchte meine Tante, deine alte Großmutter," ergänzte die Professorin, „du wurdest aber darauf so bedeutend krank, daß du uns nicht wieder erkanntest, als wir Abschied nahmen." Mir ging ein freundliches Licht auf. Ganz richtig, so war es meine kleine Kirchenbekanntschaft; „aber dennoch habe ich euch erkannt," sagte ich rasch und setzte lächelnd hinzu, „nur meinte ich in meinem Fieber, es sei ein Heiligenbild aus der Kirche, das mit dem kleinen Engelein sich nach meinem Befinden zu erkundigen komme." Wir lachten herzlich über dem Andenken an diese erste Begegnung und dieser Vorfall machte uns schneller bekannt. —

Die Aussicht von dem Garten auf die Stadt war recht freundlich, frohe Hoffnung öffnete mir das Herz und nachdem ich den beiden Damen mit aller Offenheit meine früheren Schicksale mitgetheilt, worüber sie sehr lachten, namentlich über den Doktor Burbus und dessen Skelett, das eine so große Rolle gespielt, wurden

wir ganz gute Freunde und Emma vertraute mir an demſelben Abend noch, ſie habe mich für einen recht böſen Menſchen gehalten. — „Aber jetzt denkſt du anders von mir?“ fragte ich lachend. „Wir wollen ſehen,“ antwortete die kleine Perſon ſehr altklug, „das hängt, wie der Papa ſagt, alles von deiner künftigen Aufführung ab.“

XXVI.

Die Einführung in's neue Geſchäft.

In dem Reißmehl'ſchen Hauſe hatte ich die unterſte Stufe der edlen Kaufmannſchaft betreten und ſollte jetzt, wie mir der Vetter am andern Morgen beim Frühſtück ſagte, etwas höher hinauf, denn das Geſchäft, für welches ich beſtimmt war, eine Modehandlung, hatte zugleich eine kleine Seidenfabrik und ſo konnte ich zugleich mit der Handhabung der Elle auch die Geheimniſſe der Fabrikation erlernen. Dies letztere tröſtete und beruhigte mich einigermaßen, denn es verſprach mir eine angenehme Abwechslung und verminderte meine Abneigung, die ich im Allgemeinen vor dem Kaufmannsſtand hatte. Aber ſo etwas erſchaffen und werden zu ſehen, wie der ſchöne glänzende Stoff aus der unſcheinbaren Seide, wie ihn die Raupe gibt, das ſagte meiner Einbildungskraft ſchon mehr zu, auch muß ich ferner geſtehen, daß der Gedanke, ein angehender Fabrikant zu ſein, mir ſehr ſchmeichelhaft war.

„Dein neues Haus,“ ſagte mein Vetter, „iſt das ſehr ehrenwerthe Handlungs-Geſchäft mit der Firma: Stieglitz und Comp. Was dieſe Compagnie anbetrifft, ſo haſt du mit derſelben nichts zu thun und für dich exiſtirt nur Herr und Madame Stieglitz; die

„Compagnie" ist dem Namen nur angehängt worden, weil in Amsterdam ein Geschäft existirt, welches mit Indigo handelt und woran die hiesigen Stieglitz einen gewissen Antheil haben. Für mich, der eine Sache gern klar vor sich sieht und die unnützen nichts sagenden Bezeichnungen haßt, sind die komplizirten Kaufmanns-Firmen nicht gemacht und du wirst in hiesiger Stadt auf gar sonderbare stoßen, da sind oftmals die Voreltern mit hinein gezogen und es heißt z. B.: Jacob, Peter Holzen's Sohn; oder die Lebenden betrachten sich nur als Erben und schreiben; Kaspar Friedrich Schnitz sel. Erben; oftmals sind auch bei Brüdern sämmtliche Namen derselben angeführt und man sagt: Heinrich Joseph und Leopold Kreuzweg's Söhne und Erben. Was nun dein Haus anbelangt, so ist der Prinzipal desselben, der Herr Stieglitz, sonst ein würdiger und braver Mann, doch nicht das Haupt des Geschäftes, es regiert vielmehr Madame Stieglitz das Ganze und ihre Gunst zu erringen wirst du hauptsächlich bemüht sein müssen, was leicht auf dem Wege Rechtens geschehen kann, denn Madame Stieglitz ist eine brave und achtbare Dame und," setzte er mit sarkastischem Lächeln hinzu, „über die Maßen fromm und gottesfürchtig, ferner ist im Hause und Geschäft besonders zu achten und zu bemerken der Buchhalter Herr Specht.

Solchermaßen instruirt, nahm ich herzlichen Abschied von meiner Nichte, der kleinen Emma und trat klopfenden Herzens in Begleitung des Vetters meinen Weg in die neue Condition an. Das Stieglitz'sche Haus war ein neues und schönes Gebäude und der Laden im untern Stock zeigte durch hohe helle Spiegelfenster, wie ich nie ähnliche gesehen, dem Vorüberwandelnden die herrlichsten Stoffe und Gegenstände.

Auf meinen äußern Menschen hatte ich heute Morgen besondere Sorgfalt verwendet; der Anzug war schwarz, mein Haar glatt gekämmt und sorgfältig gescheitelt. Letzteres hatte meine Nichte be-

ſorgt und mir dabei zugeflüſtert, ich ſolle der Madame Stieglitz gegenüber recht beſcheiden und ſchüchtern auftreten.

Der Vetter führte mich am Laden vorbei zu der Eingangsthüre des Hauſes, zog dort die Glocke. Bald wurde uns von einem kleinen Mann geöffnet, der, eine Brille auf der Naſe, ziemlich verdrießlich nach unſerem Begehren fragte. Dieſer Mann, eine kleine dürre Figur, etwas ſtark auf die Seite gebogen, welche Abhängigkeit er durch die in die Seite geſtemmte linke Hand zu vergleichen ſuchte, hatte einen braunen, bis auf die Füße gehenden Oberrock an, eine weiße, etwas gelbe Halsbinde und war der Herr Stieglitz in eigener Perſon. Er öffnete ein Zimmer zu ebener Erde und ließ uns eintreten, worauf mich ihm der Vetter vorſtellte; ich wollte mich gerade mit einem paar paſſenden Worten dem neuen Prinzipal empfehlen, als er mich mit heiſerer Stimme in derſelben mürriſchen Weiſe, mit der er die Thüre öffnete, unterbrach und mit den Worten: „ſchon gut, ich will meine Frau rufen!“ auf großen Pantoffeln, die er an den Füßen trug, davonſchlürfte. Dieſes unfreundliche Weſen meines Chefs hatte einen unangenehmen Eindruck auf mich gemacht, zudem wurde jetzt im Hausflur eine Stimme laut, welche in tiefem Ton und ziemlich heftig die Worte ſprach: „hat denn die Geſchichte ſolche Eile, iſt es nicht möglich, daß man mich einen Augenblick ruhig an meinen Geſchäften läßt, kann denn das neue Subjekt nicht warten?“ und die Sprecherin trat gleich darauf in's Zimmer, eine große rüſtige Frau mit einem ſtrengen Geſicht, ziemlich weißem Haar, das unter einer einfachen Haube hervorſchaute. An der Schürze trug ſie ein mächtiges Schlüſſelbund und das Scepter des Ladens, die Elle, hatte ſie in der Hand. Der Vetter ſtellte mich der Prinzipalin, denn dieſe war es, vor; Madame Stieglitz bot dem Profeſſor einen Stuhl an, die Beiden ſetzten ſich und der Prinzipal und ich, wir blieben ſtehen. Mit aufmerkſamem Blick ſah mich Madame Stieglitz an und ſagte zum Vetter: „Der junge Menſch ſieht nicht übel aus, ich hätte mir ihn aber größer und

ſtärker gedacht.“ Sie wandte ſich an mich: „Hat Er Luſt, den Kaufmannsſtand zu erlernen?“ fragte ſie barſch und ich antwortete ſchüchtern, daß ich mir alle Mühe geben werde, und vorzüglich ſei es die Fabrikation der Seidenſtoffe, welche zu begreifen ich außerordentlich begierig ſei. „Was Fabrikation?“ antwortete Madame Stieglitz, „daran denkt man vor der Hand noch nicht, wer einen Stoff erzeugen will, muß ihn vorher genau kennen lernen, zuerſt ein paar Jahre die Elle in die Hand genommen, die kleinen Bücher geſchrieben und dann ſieht man, ob Fleiß und Betragen darnach ſind, daß man Ihn auf die Wiegkammer gebrauchen kann; ich verlange Ehrlichkeit, Pünktlichkeit, offene Augen und Gehorſam, das andere findet ſich alsdann von ſelbſt.“ — „Ja, das findet ſich von ſelbſt,“ wiederholte der Prinzipal.

„Wann wünſchen Sie,“ ſagte der Vetter, „daß der junge Menſch ſeinen Dienſt antrete; vielleicht zu Mitte dieſes Monats? Er kann in dieſem Fall die acht Tage bis dahin in meinem Hauſe zubringen.“

Wie dankte ich dem Vetter für die freundliche Ausſicht, die er mir eröffnete, noch acht Tage lang frei und in ſeinem ſchönen Garten ſein zu dürfen; doch warf die Frau Prinzipalin die Luftſchlöſſer, welche ich in Gedanken ſchnell erbaute, mit einem Male über den Haufen, indem ſie ſagte: „was Mitte eines Monats, Herr Profeſſor? um etwas Tüchtiges zu lernen, kann man nie früh genug anfangen, und der Kaufmannsſtand iſt nicht ſo leicht, wie mancher glaubt, wenn es auch ſchwerer iſt, ſich große Wiſſenſchaften anzueignen und gelehrt zu werden, ſo braucht man doch auch Zeit, um die unzähligen Stoffe, mit denen wir umgehen, kennen zu lernen und ein Hauptbuch gut und ſauber zu führen. Laſſen Sie mir den jungen Menſchen gleich heute da, wir wollen ihn ſchon beſchäftigen.“ Und der Prinzipal ſetzte hinzu: „ja, wir wollen ihn ſchon beſchäftigen.“

Achſelzuckend nahm der Vetter ſeinen Hut, empfahl ſich dem

Hause Stieglitz und Comp. und ging eilig davon, nachdem er mir die Hand gereicht.

Mir war das Weinen näher als das Lachen und ich blieb wie angemauert auf meinem Platze stehen; der Prinzipal wurde mit einem bedeutsamen Wink vor die Thüre geschickt und als wir allein waren, hielt mir Madame Stieglitz eine Antrittsrede, die ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen will: „Junger Mensch," sprach sie, „wir sind allein und das ist gut; denn wenn ich meinen Leuten etwas Unangenehmes zu sagen habe, so braucht es keine weiteren Ohren, als die meinigen und die, welche meine Worte hören sollen; aber da wir einmal bei den Ohren sind, so bitte ich, das, was ich jetzt sage, nicht zum einen hinein, zum andern hinausgehen zu lassen, und sich alsdann wohl zu merken, daß ich allen meinen Leuten nur dreimal ernste Worte in's Gewissen spreche: das erste Mal beim Antritt, wo es mir wie bei Ihm nothwendig erscheint, das zweite Mal, wenn die Aufführung nicht so ist, wie ich es vermuthe und will, und das dritte Mal, wenn ich Jemand fortschicke. Er also ist mir von seinem Oheim und Vormund als ein etwas leichtsinniges und unruhiges Subjekt, das gern dumme Streiche macht, geschildert worden, und man hat mich gebeten, ein aufmerksames Auge auf Ihn zu haben, und den Versuch zu machen, ob es möglich sei, Ihn zu einem brauchbaren Mitglied der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Das will ich getreulich thun, aber helf' Er mir; Heiterkeit nach gethaner Arbeit, die anständig ist und Gott den Herrn nicht beleidigt, ist auch mir nicht zuwider, aber dummes Spaßmachen hasse ich in den Tod; arbeite Er fleißig, bete Er fleißig, denn ohne Gottes Hülfe ist an das Gelingen eines guten Werkes nicht zu gedenken. Ich thue es auch und fange kein Geschäft an, ohne den Himmel zu bitten, daß er mir Kraft zum Vollbringen desselben geben möge; man muß aber auch aufrichtig fromm sein und nicht blos scheinheilig und den ganzen Tag thun, als wollte man unsern Herrgott bei den Füßen anfassen. Halte er sich an

meinen Buchhalter Specht, das iſt ein frommer gottgefälliger Menſch und thut ſeinen Dienſt wie ein redlicher Knecht, der mit ſeinem Pfunde wuchert und es nicht vergräbt. Komm Er jetzt mit, wir fertigen gerade die Bilanz und da kann Er nach Seinen Kräften helfen."

Voll von der Rede, die mir gehalten und die mir ernſt und mahnend, wie die Poſaune des jüngſten Gerichts in den Ohren geklungen, folgte ich meiner Prinzipalin in das Waaren-Magazin im obern Stock, wo ich angewieſen wurde, mehrere Stück Merino und ähnliche Stoffe herunter in den Hof zu tragen, dort auf einen Tiſch zu legen und mit einem kleinen Stöckchen derb auszuklopfen. Wie das geſchehen war, erſchien der Prinzipal in höchſt eigener Perſon und zeigte mir, wie man die Elle handhaben müſſe; das Stück wurde abgewickelt, gemeſſen und wieder aufgewickelt; — ein höchſt angenehmer Zeitvertreib.

Der Hof, in welchem mir ſo die Anfangsgründe des Modewaarengeſchäfts beigebracht wurden, war von allen Seiten mit hohen Häuſern umgeben, deren hinteren Theil ich mit all' den Einzelnheiten des Familienlebens vor Augen hatte; an vielen Fenſtern flatterte weiße Wäſche, dort zum Trocknen aufgehängt, an andern ſtanden Blumenſtöcke, und daß die Pflanzen in denſelben hie und da begoſſen wurden, zeigten lange ſchmutzige Streifen, die an den Wänden hinabliefen. Die Köchinnen der verſchiedenen Leute, welche jene Häuſer bewohnten, waren beſchäftigt, alle möglichen Sorten von Gemüſe zu putzen und Kartoffelſchaalen und grüne Blätter fielen hie und da in den Hof. Mit dem ſchwermüthigen Lied einer Amſel, die wahrſcheinlich in ihrem Käfig ebenſo nach Freiheit ſeufzte wie ich an meinem Ausklopftiſch, erſchallte das Lied aus der Kehle einer muntern Stubenjungfer und ich mußte ihr: „meine Ruhe iſt hin, mein Herz iſt ſchwer" ſehr häufig vernehmen. Ueber meinem Haupte ſah ich ein kleines Stück des Himmels und das tiefe Blau deſſelben blickte mich allein tröſtend und freundlich an.

Unterdeß klopfte ich wacker darauf los, und Madame Stieglitz, die einigemal ernst und feierlich aus dem Comptoir-Fenster neben mir herausschaute, schien nicht unzufrieden mit meinem Fleiß. Als es zwölf Uhr geschlagen hatte, rief sie mich selbst zu Tisch. Das Mittagsmahl wurde neben dem Comptoir eingenommen und ich erlaubte mir einen schüchternen Blick in die Schreibstube; hier war alles viel vornehmer und sah reicher aus, als bei meinem früheren Prinzipal Herrn Reißmehl, es standen da ein paar große schöne Pulte, eine Copirmaschine, an der Wand hingen Landkarten und ein Kalender, große Musterkarten lagen auf den Tischen umher, gelbe glänzende Seide in Bündel gebunden war zierlich in einem großen Wandschrank mit vielen Fächern geordnet, und was mir am merkwürdigsten erschien, war die Prinzipalin selbst, die vor dem Pult auf einem Drehstuhle saß, eine Brille auf der Nase und so lange schrieb, bis die Suppe aufgetragen wurde. Der Prinzipal stand in einer Ecke und schnitt von verschiedenen Zeugen kleine Müsterchen ab; endlich setzten wir uns zu Tische und hier lernte ich auch den Buchhalter, Herrn Specht, kennen, und ich könnte nicht sagen, daß derselbe einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hätte.

Obgleich vielleicht erst dreißig Jahre alt, hatte er eine lange trockene Gestalt und erinnerte mich höchst unangenehm, — ich weiß nicht durch was — an meinen früheren Ober-Collegen Philipp, doch war der Herr Specht ohne Vergleich viel sauberer angezogen; er trug wie der Herr Stieglitz eine helle Halsbinde, aus welcher das bleiche hagere Gesicht mit schwarzen Haaren recht gespensterhaft herausschaute, auch war der Herr Specht mangelhaft gewachsen: er hatte beinahe gar keinen Oberkörper und sah deßhalb einem aufgesperrten Zirkel nicht unähnlich. Auf seinen Zügen thronte ein immerwährendes Lächeln, demüthig gegen die Prinzipalin, vertraulich gegen den Prinzipal, protegirend gegen mich und vornehm gegen die Ladenjungfer. Letztere war ein harmloses, bescheidenes und sehr häß-

liches Frauenzimmer, welche in ihrer Schüchternheit mit beständig niedergeschlagenen Augen die Anwesenden fortdauernd um Verzeihung zu bitten schien, daß sie überhaupt in der Welt sei.

Das Essen war gut und wurde durch ein langes Gebet eingeleitet, welches der Herr Specht mit tief herabgesenktem Haupte sprach. Die Prinzipalin schwang den Vorlegelöffel, sowie das Tranchir-Messer und gab den Grundton zur Unterhaltung. Herr Specht variirte dies Thema vollkommen einstimmend mit den Ansichten von Madame, und der Prinzipal, dessen mürrisches Gesicht sich bei der Suppe aufklärte, wagte hie und da einen kleinen Witz, welchen die Ladenjungfer allein durch ein trauriges Lächeln belohnte. „Wie bekommt Ihm das Ausklopfen?" fragte die Prinzipalin und setzte hinzu: „man muß mit dem A anfangen und in allen Sachen erst buchstabiren lernen, ehe man zu lesen anfängt." Ich versicherte, daß es mir außerordentlich nützlich erscheine, die verschiedenen Stoffe kennen zu lernen. „Er ist zum erstenmal hier?" fuhr die Herrin fort. Ich bejahte diese Frage; nun sagte sie: „das Haus Seines Vetters wird Ihm gefallen haben, schön eingerichtet, ein schöner Garten und eine angenehme Aussicht über die ganze Stadt." „Ja ja," spöttelte der Prinzipal, „wenn man reich ist, kann man sich auf sein Landgut zurückziehen und seine Tage angenehm und in Ruhe beschließen." Ob dieser Aeußerung lachte der Herr Specht mit einem Seitenblick auf mich und die Ladenjungfer kicherte. „Ei was?" entgegnete Madame Stieglitz, „der Herr Professor ist bei allen seinen Eigenheiten doch ein braver Mann, er gibt gerne den Armen und mir sollt' es leid thun, wenn er in seinen alten Tagen doch noch genöthigt wäre, sein Haus und seinen Garten zu verkaufen." Ich verstand diese Aeußerungen damals nicht, und war nur der Prinzipalin dankbar, daß sie meinen Vetter für einen braven Mann erklärte.

Nach Tisch ging meine Beschäftigung wieder an, und ich allarmirte den Staub in den Waarenballen, bis die Sonne sank, wo

ich von der Ladenjungfer angewiesen wurde, die beiden großen Lampen, mit denen Abends der Laden erleuchtet wurde, zu putzen und anzuzünden, was ich auch, da ich einen guten Sinn für Alles Praktische besaß, leicht begriff und zu ihrer Zufriedenheit ausführte. Um acht Uhr wurde der Laden geschlossen, und alsdann beschäftigten wir uns mit den großen Musterkarten, die ich heute Morgen im Comptoir gesehen, aus welchen die „vergriffenen" Muster, d. h. solche Stoffe, von denen nichts mehr da war, entfernt und andere eingeklebt wurden. Da früher Papparbeiten aller Art meine Lieblingsbeschäftigungen waren, so hatte ich hiedurch in den nächsten Tagen Gelegenheit mir die Gunst der Prinzipalin zu erwerben. Sie wollte ein neues Seidekärtchen anfertigen lassen und befahl mir das Papier, sowie die bunten Stoffe zu dem Buchbinder zu bringen, damit er sie kunstgerecht einklebe und mit einem kleinen Strich von Goldpapier einfasse. Ich bat, mir die Arbeit zu übertragen und führte sie so zur Zufriedenheit aus, daß Madame Stieglitz mir mit einem freundlichen Lächeln sagte: „ei, ei, mir scheint, Er ist zu gebrauchen."

Die Musterkarten-Beschäftigung, bei welcher abwechselnd bald von Herrn Specht, bald von der Ladenjungfer ein Kapitel aus einem Andachtsbuch gelesen wurde, schien dem Prinzipal nicht besonders zu behagen, gewöhnlich empfand er Kopfweh und begab sich auf sein Zimmer, von einem ernsten Blick seiner Frau begleitet. Letztere schien mir wirklich eine fromme Frau zu sein, wurde aber hierin von Herrn Specht übertroffen, dessen Mund von andächtigen lieblichen Redensarten, die Verehrung Gottes betreffend, beständig überfloß. Er begleitete seine Vorlesungen, die er mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen hielt, mit den beredtsamsten Commentaren und sprach sich alsdann in eine wahre Begeisterung hinein, bis sein erhabenes Auge glänzte und ein leichtes Roth auf seinen blassen Wangen erschien, und die Prinzipalin mit sanftem Ton sagte: „Specht, Er ist ein braver und frommer Christ, aber

leſ' Er nur weiter." Um zehn wurden die Tagwerke des Hauſes beſchloſſen und wir gingen zu Bette. Mein Zimmer war gelegen zwiſchen dem des Herrn Specht und der Ladenjungfer. Ermüdet von alle dem, was ich heute geſehen, legte ich mich nieder und hörte noch, wie der Buchhalter neben meinem Zimmer ein geiſtliches Lied mit lauter Stimme abſang.

XXVII.

Das Waarenmagazin. Etiquetten.

Nachdem das Auskloyſen mehrere Tage auf die beſchriebene Art gedauert und nachdem man genau ermittelt, wie viel Ellen Seide, Band und andere Stoffe ſich vorfanden, wodurch die Aktiven des Handlungshauſes feſtgeſtellt werden konnten, ging man daran, das Waarenmagazin wieder einzuräumen, wobei ich dem Prinzipal hülfreiche Hand leiſten ſollte, und ich fand da ein Geſchäft, das mir weit mehr zuſagte, als die Beſchäftigung der letzten Tage. Da waren tauſenderlei Artikel, die ich gerne betrachtete, und die mir Stoff zum Nachdenken und zu den freundlichſten Phantaſien gaben. Der Prinzipal war, ſowie er ſich mit mir allein befand, redſeliger und freundlicher, als ſonſt und belehrte mich gern über das Vaterland und die Entſtehung vieler fremdartiger Artikel. Ueber ſeine Stellung hier im Hauſe konnte ich nicht recht klug werden, ſeine Anſichten ſchienen nicht viel Gewicht zu haben und ſeine Frau wie der Herr Specht ſchienen dieſelben wenig zu beachten, überhaupt ließ man ihn kaum zu Wort kommen. Dafür mochte er aber auch den Buchhalter nicht leiden, wie ich wohl ſchon bemerkt hatte, er ſprach ſelten mit ihm, und wenn derſelbe

irgend etwas erzählte, ſo horchte er nicht zu, und wenn er gar Bibelſtellen oder geiſtliche Lieder recitirte, ging er gewöhnlich mürriſch hinweg.

Hier auf dem Waarenlager war er recht geſprächig, wir legten türkiſche Teppiche zuſammen und ich lobte die ſchönen Zeichnungen und die hellen Farben. „Wiſſen Sie auch, wo das gemacht wird?“ fragte er mich, „das will ich Ihnen erzählen; weit hinein in der Türkei bei der ſchönen Stadt Smyrna, fertigen die Leute in den Dörfern dieſes bunte Gewebe, und da daſſelbe aus einem Stück beſteht, ſo ſind oft 20—30 Menſchen damit beſchäftigt; in der Mitte fangen ſie an und arbeiten immer weiter auseinander mit Nadel und Faden, bis der Teppich ſo groß iſt, wie ſie ihn haben wollen.“

Bei den ſchweren Sammt- und Seidenſtoffen ſprach er von Genua und Venedig, und namentlich bei dem Andenken an die letzte Stadt ſeufzte er tief auf, als er von der Herrlichkeit dieſer Königin der Gewäſſer ſprach; auf meine ſchüchterne Frage, ob er vielleicht da geweſen ſei, antwortete er lebhaft: „Per Dio, das will ich meinen, das iſt eine Stadt! Statt der Straßen lauter Waſſer, und ſtatt in Wagen fährt man in kleinen ſchwarzen Schiffchen, Gondeln genannt, und liegt darin in Kiſſen von ſchwarzem ſchönem Atlaß; gerade ſolcher Stoff, wie dieſer hier. — Hätte auch beſſer gethan,“ ſetzte er mürriſch hinzu, „lieber dort zu bleiben und ſich zum Sitzkiſſen für eine ſchöne Venetianerin gebrauchen zu laſſen als hier zu einem langweiligen deutſchen Kleid verſchnitten zu werden: der Stoff nämlich,“ fügte er bei, ſah ſich aber ſcheu um, ob ſeine Rede Niemand gehört. Bei den ſchönen breiten Atlaßbändern erzählte er mir allerlei Schnurren von Paris, und bei der holländiſchen Leinwand zog er ein Papier aus der Taſche, wickelte eine Cigarre heraus, die er anzündete, mir aber vorher befahl, das Fenſter zu öffnen.

Neben den Stoffen ſelbſt machten mir auch die Etiquetten, die an denſelben hingen, angenehmen Zeitvertreib. Hier war ein Schiff

zu ſehen mit vollen Segeln, welches gerade in der kleinen Bucht eines fernen Welttheils anlegte.' Die Matroſen ſchwenkten ihre Hüte, und ſchlanke Palmen und Brodbäume nickten über den Uferrand. Gott, wer das einmal in Wirklichkeit anſehen könnte! Wie beneidete ich den Schiffsjungen, der auf dem Verdecke ſtand und das Maul vor Erſtaunen weit aufriß. Hatte ich dort das wirkliche Meer geſehen, ſo erblickte ich auf Zeugen, die von Kameelhaaren gemacht waren, lange Karawanenzüge, die durch ein unendliches Sandmeer zogen. Hier war ich ſchon beſſer bekannt; wie oft war ich dem Kameel durch alle Straßen gefolgt, auf welchem der kleine rothe Affe ſaß, und hatte ſehnlich gewünſcht, es möge mir nur einmal vergönnt ſein, das Land zu ſehen, in welchem dieſe Thiere wild umherſpringen. Niederländiſche Leinwand zeigte in ſchönem Golddruck einen Holländer, der aus ſeiner thönernen Pfeife große Rauchwolken blies, Sammte aller Farben hatten Etiquette von Silberfäden, die einen bunten Streifen deſſelben Stoffs einrahmten, und Tücher waren da mit den uns ſo wohl bekannten langhaarigen Kanten, und neben denſelben mit großen goldenen Buchſtaben gedruckt, die Firma des Hauſes, das ſie angefertigt.

Bei all' dieſem Sehen und Nachdenken waren wir recht fleißig und räumten das Magazin mit der größten Geſchwindigkeit auf. Der Prinzipal rauchte, erzählte und brachte jetzt eine große Schachtel herbei, von welcher er den Deckel abhob und mir eine Menge bunter Blumen zeigte, die aus farbiger Leinwand, Federn und Klappergold gemacht waren, und freundlich und geheimnißvoll rauſchten, wenn man ſie in die Hand nahm, gleich wie die Zweige des Tannenbaumes mit ſeinen goldenen Fahnen zur Zeit des Weihnachtsfeſtes. „Dieſe Blumen," ſagte der Prinzipal, „werden von den Bauern gekauft und gebraucht bei Bittgängen und Prozeſſionen — weiß Er, was Bittgänge und Prozeſſionen ſind?"

Da ich aus einer katholiſchen Stadt kam, obgleich ich ebenſo wie das Stieglitz'ſche Haus evangeliſcher Religion war, entgegnete

ich ihm, daß ich beides ganz genau kenne und mich namentlich der ſchönen Prozeſſionen, die ich in meiner Jugend geſehen, mit großem Vergnügen erinnere. Eifrig erzählte ich von dem Läuten der Glocken, von den tauſenden geputzten Menſchen, welche die Straßen füllten, und von dieſen Straßen ſelbſt, wie ſie ſo reich geſchmückt waren mit ſchönen Guirlanden von Tannenreiſern, die quer über die Gaſſe von einem Haus zum andern hingen, namentlich aber traten die ſchönen Kronen, die an dieſen Guirlanden frei in der Luft ſchwebten, in der Erinnerung lebhaft vor meine Augen; dieſe Kronen von großen Blumen und weißen Eiern gemacht, waren behängt mit Glasſtücken und bunten Bändern, und wenn ein leiſer Wind ging, ſo rauſchten die Zweige und klingelten die Glasſtücke an einander ſo hell und anmuthig, und dazwiſchen hörte man die ernſten und feierlichen Töne der Muſik, mit der uns die Prozeſſion nahte. Tauſende von Menſchen füllten die Straßen und es kam zuerſt die niedere Geiſtlichkeit in weißen und violetten Gewändern, dann erſchienen dieſe Kleider immer reicher, bald mit Gold- und Silberſtickerei bedeckt und hinter weiß gekleideten Mädchen, die Blumen ſtreuten, wurde der rothſammtne Baldachin getragen; auf ſeinem Dache prangte das ſilberne Lamm mit der weißen Fahne und unter derſelben wankte der alte Biſchof einher, auf dem ſchneeweißen Haar die ſchwere Mütze, und vor ihm wurde das Allerheiligſte in einer goldenen Monſtranz getragen.

Eifrig erzählten wir uns dieſe Geſchichten, der Prinzipal und der Lehrling, und hatten uns dabei auf den Waarenballen niedergelaſſen und die Blumen, die wir in der Hand hielten, mit ihrem eigenthümlichen Geruch, verſetzten mich zauberhaft in jene Zeit zurück. Ich ſah wieder das Getümmel des Volkes in glänzendem Zug, die fallenden Roſenblätter, athmete den duftigen Weihrauch und ganz im Hintergrund ſchwebte der große Kuchen, der Mittags bei ſolchen Gelegenheiten für uns Kinder nie fehlte.

Auch der Prinzipal ſchien in der Erinnerung an vergangene

Tage zu ſchwelgen, ſah aber dabei finſter vor ſich nieder. „Und die ſchönen katholiſchen Kirchen,“ fragte er mich, „wie ſind ſie ſo herrlich und anmuthig! die tiefe Dämmerung in denſelben, das zauberiſche Licht, welches durch die gemalten Scheiben hereindringt, haben Sie das ſchon Alles geſehen und bemerkt?“

„Ja,“ entgegnete ich eifrig, und mir fielen die Stunden ein, die ich ſpielend und kindlich betend in jenen ſchönen großen Hallen verbracht; ach, ich erinnerte mich noch des Tages, wo ich aus dem Reißmehl'ſchen Hauſe gelaufen war, wo mich vor dem Muttergottesbild das Bild angefaßt und darniedergeworfen hatte und wo ich meine Nichte Emma, die ich damals noch nicht gekannt, zum erſtenmal ſah. „Mir gefallen unſere Kirchen eigentlich gar wenig,“ ſagte ich nach einer Pauſe vorwitzig und altklug, „man ſieht nichts in denſelben als weiße Wände, braune Stühle und den Pfarrer in ſeinem ſchwarzen Kleid.“

„Ei, ei,“ entgegnete der Prinzipal ſonderbar lachend, „das ſind ja ſeltſame Anſichten, nehmen Sie ſich in Acht, daß dergleichen hier im Hauſe außer mir Niemand hört, namentlich würde Herr Specht in Krämpfe verfallen, wenn er Sie mit ſolcher Begeiſterung von den Baalspfaffen ſprechen hörte, ſagen Sie nie, daß Ihnen eine Prozeſſion gefalle, Niemanden als mir; was mich nämlich anbelangt,“ ſetzte er ſeufzend hinzu, „der ſo lange in dem ſchönen Italien war, mir iſt es am Ende gleichgiltig, ob man betet: „Vater unſer,“ oder „Ave Maria.“

In dieſem Augenblick räuſperte und huſtete es neben uns ſehr bemerklich und als ich aufſchaute, ſtand der Herr Specht vor uns mit gefalteten Händen, er hatte die Augen erhoben und liſpelte: „gehe nicht in's Gericht,“ den Nachſatz „mit den Gottloſen,“ verſchwieg er wahrſcheinlich aus Ehrfurcht gegen den Prinzipal. Dieſer ſaß aber da in zorniger Verlegenheit, eine der Heiligenblumen in der Hand, die Cigarre im Mund.

„Es riecht hier ſehr nach Taback,“ ſagte der erſte Buchhalter,

die Frau Prinzipalin haben dieſen für ſie ſehr unangenehmen Geruch auch ſchon im Comptoir bemerkt und mich erſucht, nachzuſehen."

Der Prinzipal, dem jetzt erſt der ungeheure Frevel, den er begangen, klar und deutlich wurde, warf die Cigarre auf den Boden und trat ſie mit dem Fuße aus. „Um Gotteswillen, fuhr der Buchhalter fort, und hob ſie wieder auf, „man könnte auf dieſe Art das Haus anzünden." Es war aber, wie ich glaube, weniger dieſe Beſorgniß, die ihn veranlaßte, die erloſchene Cigarre mitzunehmen, als um drunten das corpus delicti vorzeigen zu können. Er ging nicht, ohne mir einen mißbilligenden Blick zugeworfen zu haben, und wir blieben allein. Der Prinzipal kratzte ſich verdrießlich am Kopfe und wir beendeten die Aufräumung des Magazins, ohne weiter ein Wort zu ſprechen.

Während des Mittag-Eſſens unterſtand ſich der Prinzipal nicht, wie er ſonſt wohl zu thun pflegte, einen kleinen Spaß anzugeben. Madame Stieglitz ſah ſehr ernſt aus, Herr Specht hob zuweilen die Augen gegen den Himmel, hatte heute auch ein viel längeres Tiſchgebet als gewöhnlich vorgenommen und dieſes äußerſt beziehend und eindringlich mit ſehr bewegter Stimme geſprochen. Ich verwandte kein Auge von meinem Teller und hatte, namentlich nach Tiſch, als mich die Prinzipalin in das Comptoir citirte, ganz das Anſehen eines armen Sünders. „Hör' Er," ſagte Madame Stieglitz zu mir, „ich habe Ihm neulich ſchon geſagt, daß ich meinen Leuten nur drei Strafpredigten zu halten pflege, die erſte hat Er zu Anfang genoſſen und an der zweiten ſtreift Er heute hart vorbei, da ich im Ganzen mit Ihm nicht unzufrieden bin; aber merk' Er ſich meine Worte und halte Er ſich im Haus außer mir nur an den Herrn Specht, an Niemand Sonſten, hat Er mich verſtanden?" Leider hatte ich ihre Rede ſehr wohl begriffen und es that mir ſehr leid, die Geſellſchaft und Unterhaltung des Prinzipals, der mir ein ſehr vernünftiger und luſtiger Mann zu ſein ſchien, als eine verbotene Frucht anſehen zu müſſen.

XXVIII.

Prinzipalin und Prinzipal.

Trotz dem, was neulich im Waarenlager vorgefallen war und mir einen ernstlichen Verweis eingetragen hatte, konnte ich doch nicht umhin, dem Leben und Treiben des Herrn Stieglitz so viel es mir vergönnt war, die größte Aufmerksamkeit zu schenken. Da ich nicht hoffen durfte, von Herrn Specht etwas Näheres zu erfahren, so wandte ich mich an die häßliche Ladenjungfer, die aber ebenso wenig geneigt schien, mich über die Familien-Verhältnisse des Hauses aufzuklären. Was sie mir sagte, waren allgemeine Redensarten in Sachen, die ich schon längst wußte, daß der Prinzipal um die Geschäfte des Hauses sich nicht viel bekümmere, daß er das Regiment gänzlich an seine Frau abgetreten habe, daß er früher große Reisen gemacht und ein entfernter Verwandter seiner Frau sei. Ich beschloß daher, meine Neugierde so lange zu bezähmen, bis an dem Tage, dem ich sehnsüchtig entgegensah, wo es mir vergönnt war, das freundliche Haus meines Vetters besuchen zu dürfen, und die Ladenjungfer hatte mir gesagt, wenn ich einmal vier Wochen im Hause sei, würde mir Madame Stieglitz an einem Sonntag Nachmittag wohl erlauben, meine Verwandten zu sehen, doch, setzte sie gutmüthig hinzu, möchte ich in der ersten Zeit mich nie unterfangen, die Erlaubniß zum Ausgehen selbst zu erbitten.

Bald war ich denn über vier Wochen im Geschäft und kann, ohne ruhmredig zu sein, von mir selbst sagen, daß ich mir in den Elementen des Modewaarengeschäfts schon einige Kenntniß erworben, überhaupt recht fleißig gewesen war, etwas zu erlernen. Dieses Bestreben verdankte ich nun [illegible] meinem festen Vorsatz, mich zu einem tüchtigen Kaufmann heranzubilden, der Furcht vor dem strengen Gesichte der Madame Stieglitz, das sie augenblicklich an-

zunehmen pflegte, sowie sie irgendwo die geringste Unordnung sah, und ihrem scharfen Auge blieb nichts verborgen; war ein Brief nicht sorgfältig gesiegelt, stand die Aufschrift etwas schief oder hatte sich gar ein Schreibfehler eingeschlichen, so war man sicher, ein ernstes Gesicht zu sehen, das sie mit einem einfachen „ei, ei" begleitete. Im Laden selbst, wo ich jetzt auch zum Aufräumen zugelassen wurde, entging ihrem Blick ein schiefliegendes Stück Zeug ebensowenig, wie eine falsch umgelegte Schnur; die Farben der einzelnen Stücke mußten dem Auge wohlthuend geordnet sein und sämmtliche Etiquetten regelmäßig in dem Glaskasten in einer Linie hängen. Der Lampen, die von der Ladenjungfer etwas vernachläßigt waren, hatte ich mich eifrig angenommen, Gläser und Glocken waren spiegelblank geputzt und die helle glänzende Beleuchtung, die dadurch entstand, trug mir hie und da einen freundlichen Blick der Prinzipalin ein.

Das Geschäft selbst war eines der besten in der ganzen Stadt; das Haus Stieglitz und Comp. verkaufte theurer, als alle andern, setzte aber seinen Stolz darein, dafür auch die beste solideste Waare zu liefern. Auch „hatte Madame Stieglitz einen feinen Geschmack und die Damen gaben beim Aussuchen der Mode-Artikel viel auf ihren Rath, obgleich dieser immer mit kurzen Worten, ja etwas barsch gegeben wurde, wobei sie das Aeußere ihrer Kunden nicht zu schonen pflegte. „Verzeihen Sie, Madame X.," konnte sie zu einer schon älteren Frau sagen, „in unseren Jahren trägt man so helle Farben nicht." oder zu einer andern, die außerordentlich häßlich war: „Mein liebes Fräulein, wenn man so blendende Garderobe aussucht, so muß man sich auch des Rechts bewußt sein, die Augen der ganzen Welt auf sich zu ziehen;" doch gab sie ihre Meinungen nur dann, wenn man sie verlangte, betrat überhaupt nur den Laden in solchen Fällen, wo sie von den Kunden gerufen wurde. Sie hatte sich bei der ganzen Damenwelt hiedurch ein gutes Renommé erworben, und wer von der Madame Stieglitz ausstaffirt war,

konnte gewiß sein, geschmackvoll in der Welt zu erscheinen. Aus diesem Grunde hatte sie auch viele auswärtige Kunden, theils in den kleinen Städten, theils auf den umliegenden Landgütern, die sie nach bestem Ermessen mit Toilette-Gegenständen versah. Natürlich mußte sie die Damen persönlich kennen, weßhalb dieselben genöthigt waren, bei Anfang des Geschäfts-Verkehrs unsere Prinzipalin zu besuchen. Ein solcher Besuch war äußerst merkwürdig, denn von einem neuen Kunden wurde ein solch genaues Signalement aufgenommen, woran sich keine Polizeibehörde zu schämen gehabt hätte. Das Buch, worin die Signalements verzeichnet wurden, war das einzige, welches der Prinzipal zu führen hatte. Wenn Niemand als ich zugegen war, nannte er es seinen Harem und trug allezeit die Notizen mit großer Wichtigkeit ein; alsdann legte er seinen Schlafrock ab, zog statt der gewöhnlichen ausgetretenen Pantoffeln ein paar hübsche von grünem Saffian an und war in solchen Fällen recht aufgeräumt und galant. Madame Stieglitz brachte in feingeschliffenem Glas einen guten Wein mit Backwerk und der Prinzipal schrieb in sein Buch:

Madame N., Gemahlin des Gutsbesitzers Herrn N.
Größe: 4' 4".
Gesicht: oval.
Haare: blond.
Augen: blau.

und so fort bis zu den besonderen Kennzeichen, welches alsdann hieß: „liebt Seide oder wollene Stoffe und hellblau oder rosa."

Jetzt war für die Kunden in alle Ewigkeit gesorgt, das Alter wurde natürlich auch, aber in den meisten Fällen nur annähernd angegeben, und so bei allen Bestellungen nur die bezeichnete Pagina aufgeschlagen und Madame Stieglitz suchte aus, was sie für Sommer- und Wintertoilette Passendes erachtete. Der Prinzipal hatte sein Buch in der Schublade des Tisches eingeschlossen und wachte mit der größten Eifersucht darüber, daß sich Niemand außer ihm

— lag es einmal zufällig auf dem Tiſch — ſich unterſtand, auch nur den Deckel zu öffnen. Selbſt der Herr Specht, der ſich im Hauſe viel herausnehmen konnte, hatte es nur ein einzigesmal gewagt, eine Pagina deſſelben aufzuſchlagen, denn der Prinzipal fiel ihn wie ein gereizter Löwe an und Specht, der auf das Sanfteſte oppontren wollte, konnte nur durch die Dazwiſchenkunft der Prinzipalin vor einer mächtigen Ohrfeige gerettet werden.

Ueberhaupt hatte der Herr Prinzipal hie und da dergleichen Ausbrüche wegen meiſtens unbedeutenden Kleinigkeiten; alsdann entfernte Madame Stieglitz die Leute aus dem Comptoir, ließ ihn austoben und brachte ihn darauf in ſeine Zimmer, die zu ebener Erde in den Hof gingen; ſie aber bewohnte im erſten Stock ein einziges ſehr geräumiges Gemach.

In die Zimmer des Herrn Stieglitz kam Niemand von den Hausbewohnern, auch waren die Fenſter nach dem Hof zu beſtändig mit grünen Vorhängen dicht behängt. An ſolchen Tagen des Sturms kam er nicht mehr zum Vorſchein und einmal, als ich nach einem ähnlichen Auftritte zufällig über den Hof ging, hatte er eines ſeiner Fenſter halb geöffnet und ſaß daran in einem großen Lehnſtuhle, das bleiche ganz zuſammengefallene Geſicht mit einer rothen Mütze bedeckt, wie ſie die Türken zu tragen pflegen. Auf den Knieen lag ein großes geſchriebenes Buch, in welchem er eifrig las, er bemerkte mich wohl und nickte mir zu, ohne ein Wort zu ſprechen.

Der Sonntag war für uns Alle ein höchſt angenehmer und ruhiger Tag, alsdann wurde der Laden nicht geöffnet, denn der Tag des Herrn, wie die Prinzipalin zu ſagen pflegte, müſſe würdig und ohne das Geräuſch der Woche gefeiert werden. Morgens ging ich in Begleitung des Herrn Specht in die Kirche, Prinzipal und Prinzipalin ebenſo, und hier galt es aufmerkſam zu ſein. Während des Gottesdienſtes überwachte der Buchhalter meine Andacht und ſagte mir mit ſeiner ſanften Stimme, das Herumſchauen in der Kirche während der Predigt ſei ſehr mißfällig und gebe der Gemeinde ein

Aergerniß. Zu Hause aber examinirte Madame Stieglitz über den Text der Predigt und über die Lieder, welche die Gemeinde gesungen hatte. Was das erstere anbetraf, so konnte ich ihr den Inhalt des Vortrags immer genau und zu ihrer Zufriedenheit erzählen, mit den Liedern nahm ich es nicht so genau, was ihr auch nicht von großer Wichtigkeit erschien. —

Im Stieglitz'schen Hause wurde recht gut gegessen, namentlich aber kamen Sonntags einige Gerichte mehr, sowie auch an diesem Tage Wein getrunken wurde; der Prinzipal leerte seine Flaschen mit außerordentlichem Appetit und war dabei zusehends munterer und freundlicher. Er erlaubte sich einige Späße über den Herrn Specht und die Ladenjungfer, und wenn er es nicht zu arg trieb, was aber auch nicht oft vorkam, so belächelte selbst die Prinzipalin seine Einfälle. Regelmäßig an diesem Tage erschien zum Nachmittags-Kaffee der Prediger unserer Kirche, ein dicker behäbiger Mann von munterem Aeußern, und was die Frömmigkeit anbelangt, vom reinsten Wasser. Weder in seinen Predigten, noch in seinen Reden donnerte er, wie es sonst bei diesen Herren der Fall ist, von einem eifrigen und strengen Gott, der auf Wetterwolken finster daherfahre, den Menschen zu züchtigen für die kleinsten Schwächen, die er sich zu Schulden kommen ließe; nein, der Herr Pfarrer Sproßer sprach nur von der unendlichen Güte und Barmherzigkeit des höchsten Wesens, die im Staube tief anbetend mit zerknirschtem Gemüth umsomehr verehrend anzuerkennen sei, als die Verderbtheit des ganzen Menschengeschlechtes eine so hohe Stufe erreicht habe. „Wenige, wenige," sagte er, „winden sich aus der finstern Schaale der Sünde, die Geist und Leib befangen hält, hinaus unter Beten und Trachten an's reine Licht, daß ein Strahl der Gnade auf sie falle. —"

Bei diesen Kaffee's wurden nun vom Pfarrer Sproßer und dem Herrn Specht die lieblichsten Reden geführt, und wie es mir schien in besonderer Beziehung auf mich und die Ladenjungfer, in deren

Innerem, ſo wie in dem meinen der vorhandene Funke der Gnade unter ſündhafter Aſche zu erſticken drohte. Der Prinzipal zog ſich gewöhnlich nach der Ankunft des Pfarrers in ſein Zimmer zurück und oft ſchaute ihm derſelbe mitleidig nach und ſagte ſeufzend: „ein armer Mann.“ Die Prinzipalin horchte wohl auf die Reden des Pfarrers und ihres Buchhalters, ſuchte aber das Geſpräch meiſtens in's Praktiſche hinüber zu ſpielen und ſprach von den Verhältniſſen der Gemeinde und von gewiſſen frommen Armen, die reichlich von ihr unterſtützt wurden.

Nachdem ſich der Pfarrer Sproßer entfernt hatte und die Kaffee-Stunde beendigt war, gab mir die Prinzipalin zu meinem größten Vergnügen einen Urlaub bis Abends acht Uhr, um meinen Vetter zu beſuchen, zugleich erhielt ich von ihr ein Schreiben an denſelben. Man kann ſich denken, mit welcher Freude ich die Straßen dahinflog, um das freundliche Haus baldigſt zu erreichen, die Nichte und Emma waren im Garten und laſen und der Vetter befand ſich wie um dieſe Zeit gewöhnlich in ſeinem Zimmer und ſaß ſpazieren.

Ich überreichte ihm meinen Brief und der Papagai rief: „Bon jour.“ „Siehſt du,“ ſagte der Profeſſor, nachdem er den Brief geleſen, „wie dir die Vögel des Waldes heute und mit gutem Recht einen andern Willkomm zu Theil werden laſſen, als bei deinem erſten Erſcheinen; ich ſage mit gutem Recht, denn Madame Stieglitz, deine Prinzipalin, ſchreibt mir ſo eben einige freundliche Worte über dich und daß ſie mit deiner Aufführung bis jetzt vollkommen zufrieden ſei. Fahre zu deinem eigenen Beſten ſo fort und ich werde nicht unterlaſſen, dem Vormund das Erfreuliche über dich zu melden; jetzt gehe in den Garten und zeige auch meiner Frau dieſen Brief.“ Ich that gern, wie mir geheißen, und die beiden Damen erfreuten ſich ſehr an dem Lob, das mir Madame Stieglitz geſpendet. Emma machte mir ein freundliches Geſicht, reichte mir die Hand und nannte mich zum erſten Mal ihren lieben Vetter. Jetzt mußte ich erzählen von dem Stieglitz'ſchen Hauſe und führte die Perſonen deſſelben ſo

natürlich vor, daß Alle lachten, selbst der ernsthafte Vetter, der sich auch zu uns gesetzt hatte. „Wenn ich nur," sagte ich am Schluß meiner Erzählung, „über meinen oft sonderbaren Prinzipal etwas Näheres erfahren könnte; ich weiß wahrhaftig nicht, was ich von ihm zu halten habe."

„Darüber will ich versuchen, dich aufzuklären," antwortete der Vetter, „es ist gut und sogar unumgänglich nothwendig, daß man die Grundzüge der Verhältnisse, in denen man lebt, genau kennen lernt. Dein Prinzipal ist allerdings ein sonderbarer Kautz, sehr Genaues weiß eigentlich Niemand von ihm. Als ein entfernter Verwandter seiner Frau, der Madame Stieglitz, beschlossen die Eltern dieser Beiden, sie zu verheirathen, um das damals schon bedeutende Vermögen zusammenzuhalten. Der junge Stieglitz wurde zu einem tüchtigen Kaufmann herangebildet und lernte die große Handelswelt kennen, was ihm von Nutzen hätte sein können. Darauf machte er bedeutende Reisen, was ihm dagegen nicht von Nutzen war. Er ging nach Italien, Frankreich und Spanien, ja mit einem Schiffe seines Hauses nach Constantinopel, Smyrna und brachte in Alexandrien mehrere Jahre zu. Auf diesen Reisen muß er aber etwas locker gelebt haben, denn er kam außerordentlich gealtert zurück, schwermüthig und sein sonst so klarer Verstand schien umdüstert zu sein, wenigstens seine Spannkraft verloren zu haben. Bei einem Karawanenzug, den er mitgemacht hat, hat er ein Gefecht mit den Arabern bestanden und eine tiefe Kopfwunde erhalten, die wohl an seinen Leiden schuld sein mochte. Bald darauf kam er hierher und damals lebte der Vater der Madame Stieglitz noch, und dies stille Geschäft, in welches er eintrat, war für ihn so wohlthuend, daß er vollkommen genas, und sich sein früherer Zustand nur noch hie und da durch eine Gereiztheit des Gemüths kund gab, sowie durch auflodernde Heftigkeit. Er heirathete dann seine jetzige Frau, die ihn sehr gut zu leiten verstand; anfänglich besuchte er die Kaufmanns-Gesellschaft, kam in verschiedene Wirthshäuser, doch konnte

ihn ein zu viel genossenes Glas Wein in einen bedenklichen Zustand versetzen, alsdann tauchte die Erinnerung an sein vergangenes bewegtes Leben vor ihm auf und er wurde lebhaft; gesprächig, konnte zuweilen die Gesellschaft, die ihn umgab, Nächte lang auf's Beste unterhalten, konnte aber auch zuweilen in grenzenlose Heftigkeit ausbrechen, die für seine Umgebung unangenehm und gefährlich wurde. So hatte er in Spanien eine ungemeine Fertigkeit erlangt, sein Messer nach einem bezeichneten Punkt zu werfen. Dies producirte er eines Abends eine Zeit lang zum Ergötzen der Gesellschaft, bis ihm einfiel, es solle ihm Jemand das Aß einer Karte an die Wand halten, er wolle es richtig treffen. Lachend weigerte man sich zu dem gefährlichen Kunststück, worauf er immer ernster und dringender wurde, und mit Erschrecken sahen endlich die Gäste ein unheimliches Feuer in seinen Augen auflodern und hörten ihn endlich mit einem fürchterlichen Schwur bekräftigen, wenn der und der, den er bezeichnete, ihm nicht alsbald die Karte halte, so würde er ihm das große Tischmesser, das er in der Hand hielt, augenblicklich in's Herz werfen. Was war zu thun; nach einigem Besinnen wurde ihm die Karte gehalten und auf zehn bis zwölf Schritte schleuderte er das Messer so geschickt, daß die Spitze der Klinge das Aß durchbohrte.

Daß ihn auf diese Geschichte hin jeder Mensch sorgfältig vermied, kann man sich leicht denken, die Gesellschaft stand auf, wo er sich sehen ließ und so blieb er nach und nach zu Hause. Seine Frau übt mit ihrem ruhigen derben Wesen eine merkwürdige Gewalt über ihn aus und er folgt ihr, wie ein Kind. Es soll ihr sehr viel Mühe gekostet haben, ihn so beständig zu Haus zu halten, denn wenn es Abend wurde, wollte er fort, um ein paar Stunden herumzuschwärmen und man erzählt sich," sagte der Vetter lachend, „was ich aber nicht beschwören kann, daß man ihm keine Stiefeln zum Anziehen gegeben habe und auch jetzt noch soll er dieselben nur

am Freitag Abend erhalten, wo er alsdann ein paar Stunden ausgeht."

„So viel ist gewiß," ergänzte ich, „daß der Prinzipal immer in Pantoffeln geht, ich habe ihn nie anders gesehen."

Ich verbrachte recht vergnügt einen angenehmen Abend bei meinen Verwandten und verließ das freundliche Haus genau um die Zeit, daß ich gegen acht Uhr an der Thür des Stieglitz'schen Hauses anlangen konnte. Emma begleitete mich bis an den Fuß des Hügels, reichte mir die Hand und ermahnte mich, mein Möglichstes zu thun, daß ich bald wieder kommen dürfe.

XXIX.

Bekehrungs-Versuche des Herrn Specht.

Ueber unsern vortrefflichen Buchhalter, vortrefflich in den Augen der Prinzipalin, und als Kaufmann, wie mir schien, ohne Tadel, habe ich eigentlich noch gar nichts gesagt. Er war die Seele des Geschäfts und sah ebenso auf Ordnung, wie Madame Stieglitz, nur gab er sein Gefallen oder Mißfallen auf ganz andere Art zu erkennen. Jene machte bei einem vorkommenden Fehler ein ernstes Gesicht, sagte: „ei, ei," und sah sich wohl veranlaßt, bei größeren Nachlässigkeiten der Ladenjungfer und mir einige ernste derbe Worte zu sagen, dieser dagegen brauchte nie einen heftigen Ausdruck; hatte ich ein Etiquett verzeichnet, zu welchem wichtigen Geschäft ich nach und nach gebraucht wurde, so faltete er die Hände, machte mich mit leiser Stimme auf meinen Fehler aufmerksam und konnte hinzusetzen: „Der Herr möge Sie erleuchten."

Mit der Ladenjungfer ſchien er nie recht zufrieden, ſie war eine arme gutmüthige Perſon aus einem Dorf in der Nachbarſchaft und hatte ein unbeholfenes, ja etwas bäuriſches Weſen nie recht ablegen können. Auch ſchien die Gnade des Herrn, wovon der Buchhalter ſo viel ſprach, nicht bei ihr zum Durchbruch kommen zu können und ſelbſt die frömmſten Reden deſſelben machten keinen Eindruck auf ſie; wenn ſie auf ein ernſtes Wort der Prinzipalin einen begangenen Fehler augenblicklich und mit dem beſten Willen verbeſſerte, ſo konnte ſie bei ähnlicher Gelegenheit einen frommen Wunſch des Herrn Specht, ſie möge Gott um Kraft bitten, ihre Geſchäfte mit mehr Pünktlichkeit beſorgen zu können, mit einem recht böſen Lächeln beantworten, und ich hatte oft ſchon bemerkt, wie dann aus den ſanften Augen des Buchhalters ein giftiger, unheimlicher Blick zuckte. Obgleich ſie nichts weniger als ſchön war, ſo erſchienen dagegen die Formen ihres Körpers nicht unangenehm; ſie war ſtark und kräftig und handhabte die ſchwerſten Stoffe mit der größten Leichtigkeit.

Den Buchhalter zu necken, war ihr größtes Vergnügen, und da auch mir der ſüßliche, ſchleichende Menſch mißfiel, ſo freute ich mich über alle Streiche, die ſie ihm ſpielte. Waren keine Fremden im Laden, ſo konnte ſie einen ſchweren Pack Zeug ihm vor der Naſe auf den Ladentiſch niederfallen laſſen, daß die Scheiben klirrten und der Buchhalter erſchrocken zuſammenfuhr. „Gott im Himmel,“ ſeufzte er, „werden Sie denn nie lernen, eine Sache ſanft anzufaſſen, und Ihr wildes Weſen laſſen, es iſt doch gar nichts Sanftes, nichts Wohl- und Gottgefälliges an Ihnen.“ — „Ich will aber auch nicht wohlgefällig ſein,“ lachte die Ladenjungfer höhniſch, „das wiſſen Sie ganz wohl, Herr Specht.“ Und darauf zuckte der gewiſſe Strahl aus ſeinen Augen, doch faßte er ſich, faltete die Hände und ſeufzte: „vergib uns unſere Schulden.“ Das Mädchen aber ſprang lachend davon und ſagte: „ich habe Ihnen ja lange vergeben, Herr Buchhalter.“ Die Hand deſſelben zuckte nach der

Elle, er nahm sie krampfhaft vom Ladentisch, schluckte heftig und — — hing das Instrument ruhig an seinen Platz.

Zwischen diesen beiden herrschte überhaupt ein merkwürdiges Verhältniß, doch war es kein freundliches und solche Scenen, wie die eben erzählten, kamen öfters vor. Eines Abends aber sah ich noch mehr, denn als ich etwas später als die Beiden in mein Schlafzimmer ging und leise ohne Licht die Treppen hinaufstieg, bemerkte ich den Herrn Buchhalter und die Ladenjungfer, die eben auf dem Gang zusammen sprachen, sie lachend, er mit leiser Stimme in heftiger Bewegung. „Versuchen Sie es," sprach er, „thun Sie sich Zwang an, den himmlischen Funken, der auch in Ihrer Brust wohnt, zur hellen freundlichen, gottgefälligen Flamme anzublasen, lassen Sie zerschmelzen die rauhe Schaale, so ihr Herz umgibt, lassen Sie mich mit sanfter Freundeshand die helle Leuchte wahren Christenthums in Ihnen entzünden, daß das liebliche Licht unser Beider Leben mit rosigem Schein beleuchte." Das Mädchen lächelte, eifriger fuhr der Herr Specht fort und schluchzte bedeutend. „Ihr Herz, Ihr Gemüth ist kalt, weil es finster ist, ohne belebendes Sonnenlicht, o könnten Sie einmal die Wonne der sanften Wärme genießen, die durch mein Inneres bebt, Sie würden alsdann auf dem Rosenpfade der christlichen Liebe fort und fort wandeln, bis ich Sie einführen dürfte in den grünen Schatten der duftigen Hütten, wo das geläuterte Herz, nachdem es seine Prüfungen bestanden, sanft gegen einen gleichgesinnten Busen schlagen darf." Er hatte bei diesen letzten Worten die Hand des Mädchens ergriffen und küßte sie eifrig, worauf sie ängstlich lächelnd erwiderte: „Lassen Sie Ihre Reden, Herr Specht, ich verstehe Sie nicht und es wird mir ängstlich dabei."

„Diese Aengstlichkeit," antwortete der Buchhalter und küßte feuriger, „diese Aengstlichkeit entzückt mich, der böse Feind in Ihnen ist erschüttert, es wankt das Fundament Ihres Unglaubens, öffnen Sie die Fenster Ihres Herzens und lassen Sie hinein das junge

rosige Morgenlicht.“ Er umschlang ihren Leib und sagte dringender: „Kommen Sie, Therese, lassen Sie uns gemeinsam beten, o wie sind die Lippen so holdselig, wenn sie bewegt von milden christlichen Worten freundlich einem gläubigen Freunde, während das Herz dem Herzen geöffnet ist, ein begeistertes Hallelujah jauchzen.“ Der Busen des Mädchens hob sich heftig, als er fortfuhr zu sprechen: „und wie würde sich unser äußeres Leben freundlich und gottgefällig gestalten, wenn wir im Glauben vereint des Tages Last und Mühe gemeinschaftlich trügen.“ — —

Jetzt hustete ich auf der Treppe und trat eilig herauf.

„Verzeihen Sie, Mamsell Therese,“ sagte da der Herr Specht in ganz anderem Tone als vorhin, „mir ist meine Lampe erloschen, ich wünschte sie an Ihrem Licht anzuzünden.“ Die Beiden wurden mich ansichtig, da ich die Treppe ganz hinaufstieg, ich wünschte eine geruhsame Nacht und ging in mein Zimmer.

Es war noch früh, und obgleich in meiner Stube ziemlich kalt, setzte ich mich hin, etwas zu lesen, doch trat gleich darauf der Buchhalter zu mir und war äußerst freundlich und gesprächig. „Schön, schön,“ sagte er, „daß Sie sich in Ihren Feierstunden beschäftigen, doch sollten Sie, statt die Zeit mit unnützen Schriftstellern zu verderben, eine fromme geistliche Lectüre erwählen und Ihr Herz durch die herrlichen Lehren der heiligen Schrift stählen gegen die Versuchungen der Welt; kommen Sie zu mir herüber, mein Zimmer ist durch die unverdiente Freundlichkeit der Frau Prinzipalin erwärmt, und da ist es angenehmer, denn die Kälte ist nicht geeignet, das Herz empfänglich zu stimmen.“

War mir der Buchhalter auf der Treppe in seinen Reden sonderbar, ja lächerlich, vorgekommen, so mußte ich mir bei seinem Anblick gestehen, daß ich nie früher diesen seltsamen Gesichtsausdruck an ihm bemerkte, sein Auge glänzte, seine Wangen glühten, und über sein ganzes, sonst so melancholisches Gesicht lagerte der Schein einer wilden Lustigkeit. Ich folgte ihm, und es war das

erſtemal, daß ich ſein Zimmer betrat; das erſte, was ich bemerkte, war eine ſtarke Punſch-Atmoſphäre, welche ſich aus einem großen, halbgefüllten Glaſe, das auf dem Tiſch ſtand, entwickelte. In der Stube fanden ſich etwas beſſere Möbel, als in der meinigen, auch hatte er ein Sopha und einen Ofen, von welchem eine behagliche Wärme ausſtrömte. Dieſe Wärme war um ſo wohlthuender, da wir ſchon Ende November hatten und es in den Zimmern, namentlich Abends, ſchon recht kalt war. Obgleich es die Prinzipalin Niemand von uns verwehrte, bis zehn, auch halb eilf Uhr, in dem geheizten Speiſezimmer zu bleiben und dort bei einer Lampe zu leſen, ſo zog ich es doch vor, Abends für mich allein auf meinem Zimmer zu ſein, wo ich dann trotz der Kälte noch etwas ſchrieb oder las.

Unſerem Hauſe gegenüber war der größte Gaſthof der Stadt, und ich konnte ſtundenlang an meinem Fenſter ſitzen und dem Leben und Treiben drüben zuſchauen. Wenn ſo Alles drüben hell erleuchtet war und in jedem Zimmer andere Scenen ſpielten, denen ich öfters in der Dunkelheit zulauſchen konnte, das war für mich ein eigenthümlicher Genuß.

Auf dem Tiſch des Herrn Specht lag eine aufgeſchlagene Bibel, und ich ſah an der Ueberſchrift, daß es das hohe Lied Salomonis ſei, worin der Buchhalter geleſen. Er rückte mir einen Stuhl an den Ofen und wir ſetzten uns, der Herr Specht war ſo freundlich, mir von ſeinem Leben zu erzählen, und ich bemerkte dabei, daß er gern in der Erinnerung verweilte, die ihm aus den Jahren, wo er bei dem Hauſe Stieglitz und Comp. in Amſterdam conditionirt, in ſeinem Innern aufſtiegen. „Ja, mein Freund,“ ſagte er, „ein großes Geſchäft iſt und bleibt immer ein großes Geſchäft, und nur das, daß ich hier die Procura beſitze, alſo eigentlich Mitchef bin, kann mir den Verluſt meiner ſchönen Reiſen einigermaßen erträglich machen. Auch,“ ſetzte er mit frommem Blick gen Himmel hinzu, „kommt man endlich in die Zeit, wo man ein ſtilles beſchau-

liches Leben dem geräuſchvollen Treiben der Welt vorzieht, und ich habe geräuſchvoll und vergnügt gelebt, mein Lieber, ich reiste für das Haus Stieglitz und Comp., in Indigo, in blauem Indigo, und reiste mit zwei Pferden und einem Kutſcher; unſer Haus war berühmt, ich brauchte blos zu ſagen: Meine Name iſt Specht vom Hauſe Stieglitz und Comp., ſo füllte ſich meine Schreibtafel augenblicklich mit Beſtellungen. Ah, das war ein Leben, junger Freund!“ Er nahm das Glas vom Tiſche, that einen großen Zug daraus und bot auch mir zu trinken an, ich ließ mich nicht lange nöthigen und fand einen recht guten Punſch. „So ſtrenge ich,“ fuhr der Buchhalter fort, „in meinem gewöhnlichen Leben bin, und ſo ſehr ich eigentlich den Genuß geiſtiger Getränke haſſe, ſo gibt es doch Augenblicke, wo ich meinem Geiſt, der bleiern und ſchwer das Dieſſeits nicht verlaſſen will, aufhelfe, damit er fröhlich emporflattere. Der Menſch iſt ein ſchwaches Geſchöpf, und das, was wir Körper nennen, muß hie und da aufgeſtachelt werden, damit es ſich aufraffe und dem jubilirenden Lerchenſchlag der Seele nicht widerſtrebe, die aus den ſchweren Banden nach der himmliſchen Höhe ſtrebt.“

Mir ſchien, der Herr Specht habe ſich ſchon bedeutend aufgeſtachelt, denn aus ſeinem flammenden Auge ſprach eine außerordentlich jubilirende Seele und er führte Redensarten, die für einen wenig Erleuchteten, wie ich, unverſtändlich waren; doch ging ich in ſeine Ideen ein und verſprach auf ſeine dringende Bitte, alles Mögliche an mir zu thun, damit das Licht in meinem Innern, welches ebenfalls durch ſündige Aſche verdeckt ſei, zu einem hellen Aufflackern gelangen könne.

Meine guten Vorſätze rührten den Herrn Specht, und da ich ſehr viel Punſch dazu trank, auch ihm das Glas häufig hinreichte, ſo wurde er ganz glückſelig und jubilirte ſchluchzend, und dankte ſeinem Schöpfer, daß es ihm gelungen ſei, abermals eine Seele auf den richtigen Weg zu führen. Dieſes Jubiliren artete aber zuletzt

in merkwürdige Redensarten und Ausrufungen aus, daß es mir nicht möglich war, einen Sinn darin zu finden. Ich beurlaubte mich deßhalb und ging in mein Zimmer zurück; wo ich meinem Vorgesetzten noch lange zuhorchte, wie er Bibelstellen recitirte und mit unsicherer Stimme Verse aus dem Gesangbuch ableierte. Endlich schlief ich ein und versäumte am andern Morgen zum erstenmal die Stunde des Aufstehens, was mir einen sehr ernsten Blick der Madame Stieglitz zutrug.

Im Allgemeinen war es mir aber wirklich gelungen, die Gunst der ernsten finsteren Frau zu gewinnen. Sie erlaubte mir häufig, meine Verwandten zu besuchen, und nach jedem Brief, den ich dem Professor bei solcher Gelegenheit übergab, wurde sein Gesicht freundlicher und der Empfang bei seiner Frau und der kleinen Emma herzlicher. Wenn ich von der kleinen Emma spreche, so war dieses Prädikat durch ihr Aeußeres gar nicht gerechtfertigt; Emma, obgleich erst vierzehn Jahre, war schon ziemlich ausgewachsen, und wenn wir uns zuweilen durch einen Strich an die Thür maßen, so behauptete sie immer, ich habe sie übervortheilt und sei wenigstens einen halben Zoll kleiner.

Ich war damals sechszehn Jahre alt und begann aus allen Kräften zu wachsen; daß ich auf diese Art von Woche zu Woche fast merklich größer wurde, war mir nun recht lieb, dagegen kümmerte es mich sehr, daß meine Kleidungsstücke mich treuloserweise stecken ließen, und nicht mit mir in die Höhe und Breite wuchsen. Der Vormund hatte erklärt, es seien keine Mittel vorhanden, mir vor Ablauf eines Jahres irgend etwas an neuer Garderobe zu verschaffen, und wenn mir die Großmutter nebst eines eindringlichen Briefes nicht das Geld zu einem Mantel geschickt, so hätte ich schon im Spätherbst bedeutend frieren müssen. Um mein einziges Tuchbeinkleid einigermaßen dem Körper passend zu erhalten, wurden durch die dicksten Steege unter den Stiefeln und ein furchtbares Anschnallen der Hosenträger das Uebermögliche gethan, wodurch die Knöpfe schon

mehreremal abgerissen waren, die ich aber Abends immer Zeit fand, wieder zu befestigen. Doch hat Alles in der Welt seine Grenzen, auch die Dehnbarkeit eines abgetragenen Beinkleides, und so geschah es mir eines Tages, daß, als ich einige Stücke schweren Stoffs an seine Stelle heben wollte, sämmtliche Anhaltspunkte meiner Hose mit einemmale unerbittlich ihren Dienst aufkündigten und mir sogar der Stoff des linken Beines in der Gegend des Knies rund herum abriß. Verzweiflungsvoll eilte ich auf mein Zimmer und überlegte mit tiefem Schmerz, was nun zu thun sei, denn der Schaden war augenblicklich nicht zu ersetzen.

So eifrig ich auch meine Garderobe, die in einer Ecke des Zimmers sich hinter einem baumwollenen Vorhange befand, durchmusterte, da war kein Ersatzstück zu finden, als eine nicht mehr neue graufarbige Sommerhose. Ich entschloß mich kurz und gut, sie anzuziehen, warf einen wehmüthigen Blick auf die Eisblumen am Fenster und litt, während ich hinunterging, mehr von dem Gefühle meiner Armuth als von der Kälte. Herr Specht schüttelte den Kopf, die Ladenjungfer lächelte und die Prinzipalin winkte mir in's Speisezimmer.

„Nehme Er mir nicht übel," sagte die Frau ernst, „aber in solchem Anzug geht man nicht in den Laden!" Ich schwieg. „Ei, ei," fuhr sie fort, „wie kann man sich so vergessen, oder," sagte sie zögernd und sah mich mit einem gutmüthigen Blick an, der sich in einen herzlichen und freundlichen verwandelte, als sie bemerkte, daß sich mein Auge mit Thränen füllte, oder ist Seine Garderobe vielleicht so schlecht bestellt?" Ich nickte ja und setzte mit unsicherer Stimme hinzu, da mein Vormund sich geweigert habe, mir binnen Jahresfrist anderes machen zu lassen, so sei ich nicht im Stande, dieselbe zu verbessern. „Es thut mir unendlich leid, so zu erscheinen, aber ich habe nichts anderes."

„Hm, hm," sagte die Prinzipalin, „das geht aber nicht und ich werde mich darum bekümmern. Schau Er, mein Freund, ich

habe mit Vergnügen bemerkt, daß Er Seine Kleidungsſtücke recht ſauber ausputzt, aber ebenſo iſt es mir nicht entgangen, daß dieſelben nicht waren, wie ſie hätten ſein müſſen; glaub Er mir aber, es iſt für mich ein delikater Punkt, und wenn man auch behauptet, die Frau Stieglitz ſei eine derbe verdrießliche Frau, die kein Gefühl habe, ſo iſt es doch nicht wahr; ich bin hart und gefühllos gegen ſchlechte Subjekte, aber für Leute, die ſich gut aufführen, wie Er bis jetzt gethan, ſorge ich mit großem Vergnügen. „Er kann, fuhr ſie fort, „ein paar Tage aus dem Laden wegbleiben und anfangen das neue Hauptbuch einzurichten, und während der Zeit läßt Er ſich machen, was Er braucht."

„Aber," entgegnete ich, gerührt durch die freundlichen Worte der ernſten alten Frau, ich weiß nicht, ob der Vormund —" — „Was aber! was Vormund!" fuhr ſie mich hart an, „thu' Er, wie ich Ihm geheißen und ſei Er nicht naſeweis, auch ſchenken will ich Ihm nichts, da kann Er ruhig ſein, es wird ſchon die Zeit kommen, wo ich mit Ihm Abrechnung halte, pack' Er droben Seine Garderobe und Seine Wäſche aus, ich will die Geſchichte einmal nachſehen; trotz dem Er ein langer großer Menſch iſt, iſt Er noch wie ein kleines Kind; Er hätte früher ſchon offenherziger gegen mich ſein ſollen, nur keine falſche Scham. Jetzt geh' Er."

Ich ſtieg die Treppe hinauf und wußte nicht, ob mir der eben gehabte Auftritt angenehm oder unangenehm war; inſofern ich in der Sorgfalt der Prinzipalin einen Beweis ihrer Zufriedenheit entdeckte, fühlte ich mich ſchon etwas beruhigt, andererſeits war es mir nicht lieb, wie ein kleines Kind behandelt zu werden, doch war ich am Ende froh, daß meine Verlegenheiten, die täglich größer wurden, auf dieſe Art ihr Ende erreichen ſollten. — Und hatte mir nicht die Prinzipalin zu gleicher Zeit einen Beweis großen Vertrauens gegeben, indem ſie mir das Hauptbuch übergab?

Meine Garderobe lag oben auf dem Tiſch und nahm nicht viel Platz ein, und nachdem ich das bittere Geſchäft, meine Armuth aus-

zulegen, besorgt, ging ich wieder in das Comptoir hinab, nahm das neue wichtige Hauptbuch vor und malte die Zahlen der Pagina, sowie Soll und Haben nebst den Namen der Kunden kalligraphisch schön auf das dicke weiße Papier; ich fühlte wirklich, daß ich eine neue Stufe erklommen, und gab mir die außerordentlichste Mühe, das Eintragen der Conti's genau und richtig zu besorgen. Der Prinzipal gratulirte mir, der Herr Specht sagte mir leise: „fahren Sie so fort, junger Mann, vergessen Sie aber ja über Ihre äußere Ausbildung die wichtigere innere nicht."

Nach Tisch kam der Schneider und maß mein Aeußeres nach allen Richtungen.

Seit jenem Abend auf seinem Zimmer hatte mich der Buchhalter lebhaft protegirt, gab mir alle möglichen Anleitungen und Erleichterungen beim Buchführen, nahm mich sogar eines Tages auf die Wegkammer und zeigte mir, wie die Seidenstücke zusammengelegt wurden. Auch gegen seine ewige Zielscheibe, die Ladenjungfer, war er auffallend freundlich geworden und wirklich schienen die Beiden, wie der Herr Specht an jenem Abend gesagt: „im Glauben vereint des Tages Last und Mühen freundlich und gemeinschaftlich zu tragen." — Ich fand damals nichts Arges hierin.

Mich ging das ja auch weiter nichts an und ich bekümmerte mich nicht darum. Auch in das Zimmer des Buchhalters ging ich nur auf seine Einladung und bekam da oftmals einen guten Punsch zu trinken. Doch nahm er sich auch meines inneren Menschen eifriger als je an und füllte meinen Kopf so mit mystischen Redensarten, machte mir solche Angst vor dem Bösen, das in uns beschäftigt sei, Seele und Leib zu verderben, daß ich eifrig seine Mittel dagegen benutzte. Diese bestanden in eifrigem Lesen sonderbarer Bücher, die er mir mittheilte, und beständigem Gebet und mit wiederholtem Auswendiglernen von Liedern aus dem Gesangbuch, die er mir förmlich aufgab.

Diese Uebungen an und für sich wären nun nicht so übel ge-

wesen, doch lag etwas in denselben, welches die Phantasie reizte und im Innersten des Herzens Bilder wiederspiegeln ließ, von denen ich früher keine Ahnung hatte. Seine Vorträge, die er mir öfters hielt, waren glatt und wie verhängt mit dunkeln Reden, so daß der Sinn in diesem ungewissen Umherstreifen gerne einen Schimmer erfaßte, den er zuweilen hineinfallen ließ.

„Man kann nichts lieben," sagte er, „von dem man sich keinen Begriff machen kann; ich liebe Gott, ich liebe die Kirche, doch trage ich diese Neigung auf ein Bild über, das ich in meines Herzens Innerstem aufstelle. — Was ist Gott? — Gott ist Alles um uns her — ist aber unser Begriffsvermögen groß genug, um Alles um uns her mit der glühenden Liebe zu erfassen, die wir unserm Schöpfer schuldig sind? nein, und ebendeßhalb ist es uns erlaubt, unsere Andacht vor einem Bilde zu begehen, das wir uns gläubig entwerfen, indem wir doch nur das Höchste lieben. Der schwache Mensch," fuhr er fort, „ist nun einmal blos im Stande, sein bestes Gefühl nur dem zuzuwenden, was er begreifen kann, und er begreift nur das, was er sieht."

So ungefähr sprach der Buchhalter mit mir und warf meine Begriffe fürchterlich durcheinander; daß man nur etwas Körperlichem zugethan sein könne, das begriff ich vollkommen, konnte aber keine Vereinigung finden zwischen der Liebe, die man zu Gott haben soll, und zwischen der Liebe zu einem Bilde, das ich in mir aufstellte und ihm doch nicht glich. Ich bemerkte diese Zweifel meinem Lehrer und sagte ihm offenherzig, daß ich gegen ein höchstes Wesen nach einem Bilde, wie man es gewöhnlich von ihm macht, ein alter, ernster, ja zorniger Mann, mit langem Bart, der auf den Wetterwolken einherfährt, unmöglich eine Neigung fassen könne, wie er sie in diesem Falle verlange. Herr Specht lächelte sanft, erhob den Blick gen Himmel und ich mußte ihm das Hohe Lied Salomonis vorlesen.

„Er küſſe mich mit dem Kuß ſeines Mundes, denn deine Brüſte ſind lieblicher, denn Wein.“

Der Buchhalter lehnte ſich in ſeinen Stuhl zurück und ſchloß die Augen, während ich ihm vorlas, mir aber machte dieſe Lektüre viel zu ſchaffen und wenn ſie auch ſonderbare Blitze in mein Blut warf, ſo leuchteten ſie mir doch nicht auf dem dunkeln Pfade, den ich betreten. Bei vielen Stellen nickte der Herr Specht mit dem Kopfe und manche mußte ich ihm zweimal leſen:

„Siehe, meine Freundin, du biſt ſchön, ſchön biſt du, deine Augen ſind wie Taubenaugen.

„Wie eine Roſe unter den Dornen, ſo iſt meine Freundin unter den Töchtern.

„Komm', meine Braut vom Libanon, komm' vom Libanon.

„Du haſt mir das Herz genommen, meine Schweſter, liebe Braut, mit deiner Augen einem und mit deiner Halsketten einer.“

Als ich zu Ende geleſen hatte, erlaubte ich mir die ſchüchterne Frage, die mir viele Zweifel klar machen ſollte, hat denn König Salomon mit der Liebe, von der er in ſeinem Hohen Liede von einer Freundin und Braut ſpricht, die Liebe zu Gott und der Kirche gemeint? eine Frage, die mir der Buchhalter nicht geradezu beantwortete.

„Leſen Sie,“ ſprach er mit ſeltſamem Lächeln, „leſen Sie dieſes vortreffliche Lied häufig durch, ſprechen Sie in dieſen ſchönen glühenden Strophen zu einem Bilde, das Sie verehren wollen, und das andere wird ſich finden.“

Ich that, wie mir Herr Specht anbefohlen, und obgleich ich in der erſten Zeit nicht viel von dem verſprochenen Lichte merkte, ſo gewann ich doch durch die geheimnißvollen Worte, die mir freundlich anklangen, die Lehren des Buchhalters lieb und folgte mit gläubigem Vertrauen durch die Irrgänge ſeiner unverſtändlichen Reden.

XXX.

Das Bild meiner Andacht.

Ich war nun, Dank der Freundlichkeit meiner Prinzipalin, vollkommen und auf's Beste ausgestattet und konnte mich überall sehen lassen, es war ein ganzer Tisch voll Sachen, die mir der Schneider und die Nähterin gebracht hatten, und als ich gegen Madame Stieglitz meinen Dank aussprach, konnte ich mich nicht enthalten, zu bemerken, daß ich doch mit einiger Angst dem Moment entgegensehe, wo mir die Rechnungen all' der Gegenstände vorgelegt würden. „Denk' Er nicht daran," antwortete die Frau ernst und bestimmt, „nehm Er sich vielmehr mit allem Fleiß, wie bisher, seines Hauptbuches an, und vergesse Er es nie, daß ich es Ihm an demselben Tag übergeben."

So verging der Winter, das Frühjahr kam, es wurde Sommer, wieder Herbst und ich konnte mir mit Stolz gestehen, in dem verflossenen Jahre etwas Tüchtiges gelernt zu haben. Der Prinzipal war während dieser Zeit noch ernster und mürrischer geworden, als früher, und zuletzt kam er nur noch des Morgens eine Stunde auf das Comptoir bis zu dem Mittagessen und alsdann verschwand er für diesen Tag. Meine Besuche beim Vetter setzte ich fleißig fort und brachte alle meine Freistunden in dem lieben Hause zu. Der Professor war so artig und freundlich mit mir, als es seine ernste Natur erlaubte, seine Frau behandelte mich wie einen Sohn und die kleine Emma hatte sich in dem vergangenen Jahre merkwürdig geändert, wie es in dem Liede heißt:

„Sie war ein Kind vor wenig Tagen,
Sie ist es nicht mehr, wahrlich nein."

So war auch Emma aus dem Kinde zu einer Jungfrau auf-

geblüht, ohne daß es Jemand bemerkt hätte; ihr ruhiges verständiges Wesen war sich gleich geblieben, als Kind war sie nicht ausgelassen lustig und brauchte sich deßhalb als Jungfrau nicht anders zu benehmen. Aber schön war das Mädchen, das mußte ihr Jeder eingestehen, namentlich hatte sich ihr klares, fast übergroßes Auge mit dem sanften, sinnigen Ausdruck noch herausgebildet und war mit dem übrigen Gesicht in ein richtiges Verhältniß getreten. Früher dominirten diese Augen, jetzt waren sie nur noch eine angenehme Zugabe zu dem lieben Ausdruck des Gesichts. Ich habe nie etwas Schöneres gesehen, als wenn wir mit der Mutter Abends im Garten saßen und der helle Strahl des Mondes das dunkle Blau ihrer Augen mit Silberglanz erfüllte. Die Mutter pflegte zu sagen: „Emma hat Taubenaugen," und dieser Ausdruck fuhr einstens zündend in mein Inneres und ich murmelte halblaut: „Siehe, meine Freundin, du bist schön, schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen." Ich war darauf den ganzen Abend zerstreut und durch die seltsamen Bilder und Gedanken, mit welchen der Buchhalter meinen Kopf vollgepfropft, flammte ein heller Stern und ich glaubte das Bild, in welchem sich alle unsere heiligen und guten Gedanken sammeln sollen, gefunden zu haben. Eine unerklärliche Scheu hielt mich ab, dem Buchhalter dies Geständniß zu thun, ich verschloß das Bild in das Innerste meines Herzens und beschloß, meine Andacht vor allen Augen geheim zu halten.

Ich hatte um so weniger Lust, dem Herrn Specht in dieser Beziehung den Namen meiner Nichte Emma zu nennen, als derselbe schon mehrmals den Wunsch ausgesprochen, meinen Vetter und seine Familie kennen zu lernen und gerade jetzt ersuchte er mich dringender darum, als je. Ich konnte nicht mehr entkommen und versprach ihm, meinen Vetter hiervon in Kenntniß zu setzen.

Dies that ich bei meinem nächsten Besuch und da meine Verwandten glauben mochten, es könne mir von Nutzen sein, wenn sie das Factotum des Hauses freundlich behandelten, so wurde mir er-

laubt, ihn mitzubringen. Der Vetter war bei dieſem Beſuche ernſt und gemeſſen, ſeine Frau artig, wie es ſich gehörte, und Emma beſchäftigte ſich wie gewöhnlich mit mir.

„Sie ſind ein glücklicher Vetter,“ ſagte der Herr Specht auf dem Heimwege zu mir, „ich muß Ihnen geſtehen, ich habe lange nicht ein ſo ſchönes Mädchen geſehen, wie Ihre Nichte Emma iſt.“

Von da an machte der Buchhalter mit und ohne mich häufige Beſuche in dem Hauſe meines Vetters, was mir inſofern angenehm war, als er mich nun zu Hauſe auf's Eifrigſte protegirte.

Um von mir ſelber zu reden, das heißt von meinem Fühlen und Denken, ſo muß ich geſtehen, ich war nicht mehr der harmloſe fröhliche Menſch, ich blickte nicht mehr frei in die Welt und ſah nicht mehr, wie ſonſt, alles, was mir in die Augen fiel, als freundliche Bilder an. Als ich noch harmlos war, lag ein ewiger Sonnenſchein auf allen meinen Stunden und mein Auge ſchweifte nur in angenehmen und freundlichen Fernſichten, die mir das unbekannte Leben gewähren ſollte. Ich hielt die Welt und alle Menſchen für gut und wenn es auch hier und da böſe Seelen gäbe, ſo ſeien das Ausnahmen, dachte ich mir.

Die Lehren des Herrn Specht aber hatten mich eines andern belehrt, ich ſah dichte, dunkle Nebel aufſteigen, wo ich bis jetzt nichts erblickt, als ſonnenbeglänzte Thäler, und nichts gehört, als frommes Glockengeläute. Er lehrte mich verzweifeln an der Güte des Menſchen und führte ſeinen Lieblingsſpruch:

„Das Dichten und Trachten der Menſchen iſt böſe von Jugend auf.“

in unzähligen Variationen aus. Bei ihm war die Zahl der Böſen vorherrſchend, die der Guten gering, und wenn er mir einen Spiegel vor mein eigenes Ich hielt, ſo mußte ich geſtehen, daß ich, obgleich mir keiner großen Sünden bewußt, noch tief unter den Mittelmäßigen ſtand; von ſich ſelbſt ſprach er eigentlich auch nicht viel beſſer, doch verſicherte er, daß ihm im lichteſten Augenblicke

klar würde, wie der Gnadenfunke bei ihm allmählig zum Durchbruch komme. „Jeder Menſch," lehrte der Buchhalter, „iſt mit dieſem Gnadenfunken verſehen, die meiſten aber tödten ihn durch den Schlamm der Sünde und fühlen den Verluſt nicht, wir aber wiſſen das unſchätzbare Gut zu erkennen; das Gefühl eines Menſchen, wenn bei ihm die Gnade zum Durchbruch gekommen iſt, ſoll ein beſeligendes ſein, die Sünde kann ihn ferner nicht verderben und wenn er wirklich ſündigt, ſo thut er es unter dem Schein dieſer Gnade und ſeine Sünden werden ihm nicht angerechnet."

„Aber," fragte ich ihn, „gibt es denn kein Merkmal, woran man erkennt, daß die Gnade zum Durchbruch gekommen ſei?"

„Ein beſtimmtes, nein," antwortete er, „dies Gefühl iſt bei Jedem verſchieden, es gibt ſelige Momente, wo man aufgelöst in das Bild, das auf dem Altar des Herzens aufgeſtellt, das höchſte Weſen vertritt, genau und deutlich fühlt, wie ſüße heilige Flammen allmählig die Seele durchdringen; in ſolchen Augenblicken," ſetzte er mit ſeinem bekannten ſeltſamen Lächeln hinzu, „iſt man Begnadigter, und zwei Seelen durch innige Hingebung ſind in heißem Gebet vereinigt eher im Stande, die vollkommene Gnade zu gewinnen, als eine einzelne."

Ich war durch ſolche Lehren und Reden auf dem beſten Wege, ein ausgemachter Kopfhänger zu werden: das Leſen der Bücher, die er mir gab, das Studiren des unverſtändlichen alten Teſtaments brachte mich in eine tiefe Finſterniß, die mir zu gleicher Zeit ſchrecklich und doch lieb war. Ich träumte von einer unbekannten Kirche und befand mich alsdann in einem hohen prächtigen Gewölbe, ſüße Muſik erſchallte und im Hintergrund einer dunkeln Kapelle entzündete ſich langſam ein roſiges Licht, in deſſen Mitte zugleich mit der anſchwellenden Muſik ſich nach und nach eine Geſtalt abzeichnete, die, wenn ſie mir klarer wurde, die ſchönen Züge meiner Nichte Emma trug. Mein Herz konnte ſich auflöſen in die klaren Wolken, die das Bild umgaben, und ich konnte fühlen, wie

mich eine feurige Lohe durchzuckte, wenn ich mich so in Gedanken an meine Heilige anschmiegte.

Aber in der Wirklichkeit ging es mir durch diese Träumereien nicht gut und ich hatte bei meinen Verwandten manches deßhalb auszustehen. Der Vetter hatte mir schon mehreremale gesagt, es sei recht schön und lobenswerth, gottesfürchtig und fromm zu sein, aber beständig davon zu sprechen, wie ich es thäte, müsse in meinen Jahren lächerlich erscheinen. „Du besuchst," sprach er, „Vor- und Nachmittags die Kirchen und ich werde es noch erleben, daß du mit deinem Herrn Specht in den Betstunden umherziehst."

Mehreremale hatte ich auch versucht, wenn ich bei Emma allein war, derselben einige von den Reden des Buchhalters mitzutheilen, doch mußte ich zu meinem Bedauern bemerken, daß das Mädchen für die Gnade gar nicht empfänglich schien. „Höre, Vetter," sagte sie, „du bist nicht böse und ich auch nicht, was thust du denn Sündhaftes? ich wüßte nicht, du arbeitest auf deinem Comptoir, du hast die Gunst deiner Prinzipalin, einer braven Frau, und es stände deinen Jahren viel besser an, lustig und munter zu sein, wie du früher auch gewesen bist, und dich deines Lebens zu freuen. Ich erkenne dich in der letzten Zeit nicht mehr, und wünsche nur, dein Doktor Burbus, von dem du früher so viel erzähltest, ließe sich einmal hier sehen und setzte dir den Kopf zurecht. — Was brauchst du dich für einen schlechten Menschen zu halten, überlaß das dem Herrn Specht, der mag seine Gründe dafür haben."

Diese Worte des Mädchens, das ich unbewußt anbetete, warfen schreckliche Zweifel in meine Seele, sie rissen ein Fenster meines Herzens auf und ließen in das Dunkel, das dort herrschte, einen hellen Sonnenschein fallen, der mir außerordentlich wohl that und den ich doch nicht ertragen konnte. So viel war gewiß, daß ich mich in ruhigen Augenblicken nicht für sündhaft hielt, wie mir der Buchhalter sagte, und daß ich nach dem Durchbruch der Gnade nur

verlangte, weil ich in dem Augenblick durch ein unbekanntes herrliches Gefühl belohnt werden sollte.

Ich erzählte dem Buchhalter von der Unterredung meiner Nichte und er lächelte still vor sich hin und sagte mit erhobenem Blick: „Lassen Sie das gut sein, und fahren Sie fort, gläubige Gespräche mit ihr zu führen, auch dies Mädchen wird einstens anfangen, sich nach der Gnade zu sehnen.“ Ein unheimlicher Glanz füllte bei diesen Worten seine Augen.

Von meiner Familie vernahm ich während dieser Zeit nicht viel, die Großmutter hatte mir einigemal geschrieben und jedesmal war alsdann ein Postscriptum von der guten Schmiedin angehängt, aus welchem ich deutlich ersah, daß sie ihre traurige Gewohnheit des beständigen Weinens noch nicht abgelegt hatte; denn die Zeilen, die sie schrieb und in welchen sie jammerte, daß ich so fern sei und sie mich so lange nicht gesehen, waren meistens durch ihre Thränen halb ausgelöscht; von dem Doktor Burbus erfuhr ich nie etwas — auch auf der Königsbronner Mühle schien man nichts von ihm zu wissen — wo war mein Freund geblieben?

Von meinem Vormund dagegen erhielt ich eines Tags ein längeres Schreiben, worin er seine Zufriedenheit aussprach, daß ich endlich Raison angenommen habe und einsehen gelernt, wie man etwas Tüchtiges lernen müsse, um durch die Welt zu kommen. „Deine Prinzipalin,“ schrieb er, „hat mir alles mögliche Gute von dir gesagt, und mir sogar die angenehme Hoffnung gemacht, daß sie durch die Kenntnisse, die du dir erworben, und den Nutzen, den du ihrem Geschäft brächtest, sich wohl entschließen könne, dir schon für die letzten Jahre deiner Lehrzeit ein mäßiges Salair auszusetzen. Ich danke dir, daß du meinen Ermahnungen endlich Folge geleistet und bin vollkommen zufrieden mit deiner Aufführung. Dagegen,“ hieß es in dem Schreiben weiter, „hat mir der Vetter Einiges über dich mitgetheilt, welches ich nur mißbilligen kann und was mich sehr betrübt. Du seist, behauptet der Vetter, gänzlich

in die Hände deines pietiſtiſchen Buchhalters gefallen und auf dem beſten Wege, ſelbſt ein Heuchler zu werden. Ja, ein Heuchler, mein Freund, ich kenne jenes Volk und weiß genau, daß viele von ihnen ihre frommen Redensarten und ihr Thun vor der Welt nur dazu gebrauchen, ſchlechten Lüſten und wohlbekannten Sünden den Deckmantel umzuhängen. Nimm dich in Acht, jener Herr Specht, der mir ein unſauberer Zeiſig zu ſein ſcheint, hat etwelche Abſichten auf dich, überwache deine Handlungen und thue nur das, was du mit dem Gewiſſen eines redlichen Mannes und nicht mit dem Gewiſſen eines pietiſtiſchen Heuchlers vereinigen kannſt.

Apropos, bald hätt' ich vergeſſen, dir zu ſagen, daß dein früherer Prinzipal, der Herr Reißmehl, geſtorben iſt. Der Herr Philipp führt das Geſchäft auf ſeine Rechnung fort und iſt Vater eines geſunden Knaben."

Mit dieſem Brief ſaß ich an demſelben Abend lange auf meinem Zimmer und dicke Thränen fielen auf das Papier. Hatte der Vormund Recht? was konnte aber der Buchhalter von mir wollen? daß mir an ſeinem Betragen manches räthſelhaft erſchien, geſtand ich mir wohl; ſo ſchrieb er auf ſeinem Zimmer viele Briefe an auswärtige Handlungs-Häuſer, namentlich an unſer Amſterdamer Haus, und dieſe Briefe copirte er ſelbſt und ich mußte ſie ihm in letzterer Zeit auf die Poſt tragen, nachdem ich ihm das Verſprechen gegeben, Niemanden davon zu ſagen; auch erhielt er viele Briefe mit ſeinem Namen und dieſe mußte ich auf der Poſt, wo ich die ganze Correſpondenz täglich abholte, ausſondern und ihm insgeheim übergeben. Einmal hatte ich auf ſeinem Tiſch ein Schreiben liegen geſehen, worin ihm ein Bekannter anzeigt, er habe den Wechſel im Betrag von ſo und ſo viel richtig erhalten und ihm gutgeſchrieben. Doch war an allem dieſem auch nichts Verdächtiges, der Herr Specht hatte ja die Procura des Hauſes und konnte wohl auf Befehl der Prinzipalin einzelne Geſchäfte, die im Comptoir nicht bekannt werden ſollten, auf ſeinem Zimmer abmachen.

Nur etwas war mir eines Abends, als wir beisammen saßen, aufgefallen, daß nämlich der Buchhalter mir einen Brief mit der Unterschrift der Madame Stieglitz vorlegte und dazu sagte: „unsere Prinzipalin hat eine eigene krizliche Handschrift, halb Männer- halb Frauenhand, die Schriftzüge derselben haben mit Ihrer Schreibart eine merkwürdige Aehnlichkeit, schreiben Sie mir doch des Spaßes halber einmal die Unterschrift nach.“ Ich that, wie mir geheißen und brachte sie täuschend ähnlich hervor. Er warf das Blatt in eine Mappe und wir sprachen nicht mehr davon.

Lange Zeit war ich unschlüssig, was ich mit dem Briefe meines Vormunds anfangen sollte, ich schwankte, ob es besser wäre, ihn der Madame Stieglitz vorzulegen oder ihn vertrauensvoll dem Buchhalter zu übergeben. Ich entschied mich für das Letztere, der Herr Specht dankte mir herzlich für meine Anhänglichkeit an ihn und versprach, dieselbe nach seinem besten Willen zu belohnen. „Sehen Sie,“ sagte er mit aufgehobenen Augen, „der Unschuldige muß viel leiden“ und setzte mit feierlicher Stimme hinzu: „Herr, schaffe mir Recht, denn ich bin unschuldig, ich hoffe auf den Herrn, darum werde ich nicht fallen.“

„Ihre Offenheit,“ fuhr er mit sanfter Stimme fort, „hat mir bewiesen, daß Sie auf dem wahren Wege des Heils der süßen Gnade entgegenwandeln. Es ist an der Zeit, daß ich einen Schritt weiter thue und Sie einführe in jene gottgefälligen Versammlungen, wo mit warmem Herzen und mit heißem Munde das Lob des Herrn verkündet wird, lieblich und wohlgefällig der Seele. Halten Sie sich deßhalb bereit, nächsten Freitag Abend mit mir auszugehen, für die Erlaubniß hierzu werde ich schon sorgen.

„Gute Nacht mein Lieber, Hoffnung und Vertrauen!“

„Mein Fuß geht richtig, ich will dich loben, Herr! in den Versammlungen.“

XXXI.

Die Betſtunde.

In einem der entlegenſten Theile der Stadt, am Ufer des kleinen Fluſſes, der an der Hauptſtraße jenes Viertels vorbeifließt, lag ein kleines Haus, aus welchem der Vorübergehende oftmals, beſonders des Freitags Abends, geiſtliche Lieder erſchallen hörte, die darin geſungen wurden. Dieſes Haus gehörte einem Färbermeiſter, einem von der Gnade vollkommen durchdrungenen Manne, der ſein Geſchäft nicht mehr fortſetzte, da er den ganzen Tag Viſionen hatte, deren Glanz und Pracht ſein Auge ſo verdunkelte, daß er nicht mehr im Stande war, irdiſche Farben zu erkennen, und alſo zu ſeinem Geſchäft vollkommen untauglich. Der Mann hatte ſich einen kleinen Weinſchank zugelegt, und böſe Zungen behaupteten, er ſei ſelbſt ſein eifrigſter Kunde, deßhalb den ganzen Tag betrunken, aus welchem Zuſtand auch ſeine Viſionen ſtammten. Dem ſei nun, wie ihm wolle, die Gemeinde der Auserwählten hielt ihn für ein erkorenes Rüſtzeug, und da der Mann trotz ſeines Weinſchanks täglich mehr zurückging, ſo miethete man, um ihm einigermaßen unter die Arme zu greifen, den obern Stock ſeines Hauſes und ließ dort ein paar große Zimmer zu Betverſammlungen einrichten.

Wer in jenem Stadtviertel keine Geſchäfte hatte, ließ ſich namentlich des Abends, dort nicht ſehen; über den ziemlich breiten Fluß drang nicht Klang noch Geſang an's andere Ufer, und dort hinaus befand ſich ein zweiter Betſaal, wohin ſich die Gemeinde ſpäter zurückzog, damit profane Ohren auf der Straße nichts von dem Jauchzen des Halleluja's vernähmen.

Der Färbermeiſter hatte, um keine Gäſte aus der niederen Klaſſe in ſeinem Lokal zu haben, für ſehr guten und theuren Wein

geſorgt, und ſo ſaßen in ſeinem Hauſe nur ausgewählte und feine Leute, oben nach dem lebendigen Born himmliſchen Waſſers, unten nach dem goldenen Born guten Weins trachtend. Letztere beſtanden aus alten Kaufherrn, aus üppigen Commis, Handlungsreiſenden und jungen Beamten; doch war die Anzahl der Gäſte immer klein, da man von einem Stammgaſt eingeführt ſein mußte. In die Wirthszimmer gelangte man von Seiten der Straße auf einer dunklen Hausflur, in die Betzimmer aber über eine kleine Altane an der Seite des Fluſſes, welche auf die Treppe zum erſten Stock führte, und auf dieſe Art war hinlänglich dafür geſorgt, daß die Kinder Iſrael von jenen Genoſſen des Weins und der Sünde nicht geſehen wurden.

Was den Freitag Abend anbelangt, ſo hatte der Färbermeiſter die ſtrengſte Weiſung, alsdann ſeine Gaſtſtube geſchloſſen zu halten und durfte derſelbe keine Kunden empfangen, doch umging er dieſes Gebot, indem er ſeinen Stammgäſten ein kleines Gemach nach dem Fluſſe hin einräumte, wo ſie ſich ruhig verhalten mußten.

Nachdem ich dem Herrn Specht das feierliche Verſprechen geleiſtet, keinem aus der Familie meines Vetters etwas davon zu ſagen, daß ich begnadigt worden ſei, die Verſammlungen der Frommen zu beſuchen, nahm er mich den nächſten Freitag Abends gegen ſieben Uhr mit ſich. Wir kamen in jenes für mich bis dahin ganz unbekannte Stadtviertel, und es dunkelte bereits, als wir über die Altane ſchritten, unter welcher das ſtille trübe Waſſer des Fluſſes melancholiſch dahinrauſchte.

Ich weiß nicht, warum ich mit klopfendem Herzen und ängſtlichen Gefühlen in die Verſammlung trat. Da ſaßen die Begnadigten auf einfachen Stühlen und Bänken, Männer von jedem Alter, ſowie alte und junge Frauen. Da ich in der Stadt überhaupt wenig Bekanntſchaften hatte, ſo ſah ich nur ein einziges Geſicht, das mir nicht fremd war, dasjenige meines Schuſters, der mich, freundlich blinzelnd, von der Seite anſah und faſt unmerklich

begrüßte; man überreichte mir ein Gesangbuch, ich ließ mich an der Seite des Herrn Specht nieder und auf ein gegebenes Zeichen fing die Gemeinde an zu singen:

„Es ist noch Raum!
Mein Haus ist noch nicht voll,
Mein Tisch ist noch zu leer,
Der Platz ist da, wo jeder sitzen soll:
O bringt doch Gäste her
Und nöthigt sie auf allen Straßen;
Ich habe viel bereiten lassen,
Es ist noch Raum!

Es ist noch Raum!
Seht meinen Schafstall an,
Wie breit die Wände gehen,
Wie weit gegrünt, so weit man sehen kann,
Da große Hürden stehen;
Mein Scepter und mein Buch des Lebens
Hat nicht so vielen Platz vergebens;
Es ist noch Raum!

So ging das Lied fort und wurde mit gefalteten Händen in tiefer Andacht abgesungen. Einige lehnten sich über ihr Buch, Andere blickten begeistert zum Himmel, ich wußte nicht, in mir schien sich die Gnade nicht regen zu wollen. Ich konnte mich nicht hineindenken und befreunden mit den seltsamen schwülstigen Bildern dieser Lieder, mir erschienen jene unseres Kirchengesanges schon innig und herzlich genug. Einige Verse des Gesanges wurden von der Gemeinde mit lispelnder Stimme vorgetragen, andere mit lautem Gesang, mit glänzenden Augen und erhobenen Händen.

Es iſt noch Raum!
Ach wären Augen da,
O tiefer Liebesgrund,
Kommt, ſeht hinein und ſingt Halleluja
Und macht es Allen kund;
Erzählt das mächtige Erwarmen
Und die weiten offenen Liebesarmen,
Es iſt noch Raum!

Nach dem letzten Verſe, ich glaube, es war der ſechsunddreißigſte wurde ein Augenblick ſtiller Andacht gepflogen und darauf trat ein junger Mann, ſchwarz gekleidet, ein angehender hoffnungsvoller Candidat, in die Verſammlung; er hatte ein eingefallenes hageres Geſicht, lange, blonde, flatternde Haare und ſeine Augen glänzten von einem wilden Feuer; er warf mit ſeiner weißen mageren Hand die Haare hinter ſeine Ohren, während er ſprach: „Selig ſind, die zum Hochzeitsmahle des Lammes berufen ſind. Was für ein Jauchzen und Freudengeſchrei wird da gehört, die Stimme einer großen Schaar, wie das Rauſchen vieler Waſſer, wie das Rollen ſtarker Donner ertönt es: Laſſet uns freuen und frohlocken, denn die Hochzeit des Lammes iſt gekommen, ſeine Braut iſt geſchmückt zur Hochzeit — und wie geſchmückt! in glänzender Seide, eine Seide nicht vom Seidenwurm, doch vom Baum, der ſie am Holze des Kreuzes wirkte und ſprach: ich bin ein Wurm und kein Menſch; in deſſen Seide, in deſſen Gerechtigkeit gekleidet, erſcheint die Braut bei ſeinem Hochzeitsmahle. Sie wird ihr gegeben und ſie nimmt ſie an und zieht ſie an und erſcheint in ſeinem Schmucke. Wie herrlich wird die Braut des Lammes daſtehen! Wie ſelig, wer dazu berufen iſt, und wer dabei erſcheinen wird in der glänzenden Seide ſeiner Gerechtigkeit, im Hochzeitskleide; denn der Schmarotzer, der kein Hochzeitskleid anhatte und deßwegen wieder hinausgeworfen ward, iſt ohne Zweifel der Patron derer, die ſich die Gerechtigkeit Chriſti

nur so zurechnen, ohne sie anzuziehen und in ihrem glänzenden Schmucke wirklich zu erscheinen. Wenn es heißt: es war der Braut gegeben, daß sie sich kleide in glänzender Seide, die Seide aber ist die Gerechtigkeit des Heiligen, so ist Beides wohl zu merken; erstens, daß dieses Kleid gegeben, geschenkt, umsonst dargereicht werden muß, daß es sich kein Mensch selber aus eigenen Kräften wählen kann, und zweitens: daß aber die Heiligen es annehmen, sich zueignen, anziehen und darin wandeln. Darum heißt denn die Gerechtigkeit Christi auch die Gerechtigkeit der Heiligen, weil sie Jesum Christum seinen Sinn und Geist angezogen, sich eigen gemacht haben, und weil das ihr eifriges Bestreben auf Erden ist, daß sie sich stets mit dieser Seide der Braut des Lammes schmücken auf den Tag des Bräutigams, um ihm zu gefallen.

Ja, meine Freunde, süß und lieblich ist das Begehen der Hochzeit des Lammes, süß mit dem Genossen und der Genossin, in deren Innerem verwandte Flammen schlagen, die im sanften Bunde empor leuchten gleich himmlischen Hochzeitskerzen, das Lamm ist in uns und ist die Gnade, der wir theilhaftig geworden sind. O nähere dich mir, Genossin, die du im Geist und in der Wahrheit die Hochzeit meines Lammes mit mir begehen willst, wirf von dir alle Eitelkeit dieser Welt, wirf von dir alle Zurückhaltung und folge demüthig und bereitwillig der Stimme in deinem Innern; fühlet ihr, Geliebte, wie warm und anmuthig die Gnadenflamme euer Herz durchglüht? Ja ihr fühlet es und fühlt auch, wie holdselig es ist, wenn sich der Genosse und die Genossin des Lammes zum Jauchzen des Hallelujah vereinigen. Seht, wie die Flamme des Opfertisches sich einander nähern und lieblich durcheinanderflackern, ein gemeinsames erfreuliches Opfer.

„O Genossin des Lammes, du, die du von mir erwählt bist, du bist das Kleid, das sich zur Feier um mein Inneres schlingt, höre und merke dir, dieses Kleid muß gegeben, geschenkt, umsonst dargereicht werden."

So sprach der junge Mensch, und wenn er auch Worte sagte, die ich verstand, so war mir doch der Sinn seiner Reden gänzlich unverständlich, ich konnte mich eines eigenen Schauders nicht erwehren, wenn ich all' die glühenden Blicke um mich her bemerkte, die lechzend an seinem Munde hingen; ihnen schien der Sinn seiner Rede nicht zu entgehen, warum denn mir? Sollte das das Werk der Gnade sein, die mir noch abging und jenen schon zu Theil geworden war? Ich dachte an die Lehre des Buchhalters, in meinem Herzen ein Bild aufzustellen, das mir das Unverständliche schon klar machen würde. Unter den Reden des Theologen träumte ich wieder von der dunkeln Kapelle, von der großen Kirche, und die glühenden Worte, die er sprach, tanzten wie rothe Blumen und zitternde vielfarbige Streifbilder um das Bild meiner Nichte Emma, das nach und nach in mir aufdämmerte. Doch schauten mich die großen, klaren Augen so ernst und so geisterhaft an, daß ich erschrocken zurückfuhr und Alles wieder in Nacht und Finsterniß unterging.

Der Redner hatte aufgehört, zu sprechen und sank ermattet in seinen Stuhl, ein neues Lied wurde gesungen und darauf erhob sich der Herr Specht von seinem Stuhle und ging, von meinem Bekannten, dem Schuhmacher, gefolgt, an den Reihen der begnadigten Kinder Israels vorbei. Der Schuster trug auf einer silbernen Platte einen großen silbernen Krug und eben solchen Becher, welchen der Herr Specht vollschenkte und jedem der Anwesenden zum Austrinken gab. Auch ich erhielt meinen Theil und trank den süßen Wein, auf eine befehlende Miene des Buchhalters, heftig hinunter. Wunderbar erwärmte mich das Getränk und mein Gehirn durchkreuzten leuchtende Punkte.

„Lassen wir jetzt," sprach der Candidat mit tiefer zitternder Stimme, „lassen wir jetzt zur stillen Betrachtung schreiten." Die Versammelten erhoben sich, mehrere der anwesenden Weiber schlugen die Augen nieder, andere blickten wild und verlangend um sich.

Der Schuster, welcher mir der Diener der Gemeinde zu sein schien, öffnete die Thür des Nebenzimmers, wo von der Decke eine Art Alabasterlampe hing, deren Gehäus aber so dick war, daß kaum so viel Licht durchfiel, um die Gestalten der Hineinwandelnden zu sehen, ohne sie erkennen zu können. Mich erfaßte eine unbeschreibliche Angst, und das geheimnißvolle Dahinschreiten erschien mir grausenhaft, ja gespensterartig. Die Thür schloß sich, die Lampe schien zu erlöschen und durch die dünnen Vorhänge der Fenster drang vom andern Ufer des Flusses her das ungewisse Licht der Gasflammen; unten rauschte das Wasser und man hörte in der Versammlung nichts als Flüstern. Nach einiger Zeit erhob der Theolog seine Stimme und sprach:

„Siehe, meine Freundin, du bist schön, siehe schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Zöpfen, dein Haar ist wie die Ziegenheerden, die beschoren sind auf dem Berge Gilead."

Er schwieg und nach einer Pause sagte eine andere Stimme:

„Deine Zähne sind wie die Heerden mit beschnittener Wolle, die aus der Schwemme kommen, die allzumal Zwillinge tragen, und ist keine unter ihnen unfruchtbar."

Eine dritte Stimme fuhr fort:

„Deine Lippen sind wie eine rosenfarbene Schnur und deine Rede lieblich, deine Wangen sind wie der Riß am Granatapfel zwischen deinen Zöpfen."

Ein Vierter sprach jetzt leise und murmelnd:

„Deine zwei Brüste sind wie zwei junge Rehzwillinge, die unter den Rosen weiden."

„Bis der Tag kühl werde," flüsterte eine Weiberstimme, „und der Schatten weiche, ich will zum Myrrhenberge gehen und zum Weihrauch-Hügel."

Jetzt erkannte ich die Stimme des Buchhalters, der sprach:

„Du haſt mir das Herz genommen, meine Schweſter, liebe Braut, mit deiner Augen einem und deiner Halskette einer.

„Wie ſchön ſind deine Brüſte, meine Schweſter, liebe Braut; deine Brüſte ſind lieblicher denn Wein und der Geruch deiner Salben übertrifft alle Würze.“

So ſummte und murmelte es um mich her in ſonderbar zitterndem Tone und mit eindringender haſtiger Stimme. Durch das Zimmer wehte ein eigener Wohlgeruch und mir war zu Muth, als hörte ich „den Nordwind und fühlte den Südwind, der durch den Garten wehte, daß ſeine Würze triefe.“ Ich hatte nicht gewagt, niederzuſitzen, ſondern mich an das Ende einer Bank geſtellt, und obgleich meine unerklärliche Bangigkeit immer zunahm, ſo hielt es mich doch auf dem Platze, ſo lange die ſummenden Stimmen nicht in meiner nächſten Nähe ertönten, jetzt aber flüſterte dicht neben mir eine Frauenſtimme:

„Ich ſchlafe, aber mein Herz wacht, da iſt die Stimme meines Freundes, der anklopft: komm' herauf, liebe Freundin, meine Schweſter, meine Taube, meine Fromme, denn mein Haupt iſt voll Thaues und meine Locken voll Nachttropfen.“

Entſetzt wollte ich auf die Seite fahren, doch faßte eine Hand die meinige, und zog mich nieder auf die Bank. Mir ſauste es vor den Ohren, mein Herz pochte gewaltig, ich wollte davon und konnte nicht. Eine Zeit lang herrſchte ringsum tiefe Stille, dann vernahm ich die Stimme des Candidaten, der leiſe ſprach, ſo leiſe, daß ſeine Worte ein faſt unhörbares Geflüſter waren und doch verſtand ich ſie. „Mein Freund iſt hinabgegangen in den Garten,“ ſagte er, „zu den Würzgärtlein, daß er ſich weide unter den Gärten und Roſen breche. — Halleluja!“

„Halleluja!“ ſummte die ganze Verſammlung, und ich, der die Augen feſt geſchloſſen hatte, fühlte auf meinem Munde ein paar warme Lippen, die mich innigſt küßten. — — —

Erſchreckt ſprang ich empor, riß mich los, ſtolperte über Einige,

die mir im Wege ſaßen und ſprang ſo heftig gegen die Thür, daß das Schloß aufſprang und ich hochaufathmend die Helle des Vorzimmers wieder ſah. Hinter mir entſtand Geräuſch und allgemeiner Aufbruch, ich eilte auf die äußere Thüre und ſtürzte durch dieſelbe auf die Treppe, da ich eilige Schritte hinter mir hörte. Den mich Verfolgenden zu entgehen, ſprang ich die Stufe in großen Sätzen hinab, als ich mich von hinten gefaßt und feſtgehalten fühlte. Ich wandte mich um und erblickte das blaſſe, verſtörte Geſicht des Herrn Specht, der mich am Arme feſthielt. „Wohin?“ rief er mit heiſerer Stimme und jener gewiſſe Strahl aus ſeinen Augen blitzte unheimlicher als je auf.

„Fort, fort!“ rief ich ihm zu, „laſſen Sie mich gehen!“

„Er wird uns verrathen,“ flüſterte eine andere Stimme und ich erblickte neben mir den Candidaten, deſſen Augen häßlich durch die Nacht leuchteten. „Unbeſonnener Menſch,“ fuhr er zähneknirſchend zu dem Buchhalter gewandt fort, „Jemand in unſere Verſammlungen zu bringen, deſſen man nicht ſicher iſt.“

„Er ſoll einen feierlichen Schwur leiſten,“ entgegnete der Buchhalter, „einen fürchterlichen Schwur, auf daß er uns nicht verrathe.“

„Ich ſchwöre nicht!“ ſchrie ich laut und entſchloſſen.

„Du mußt!“ antwortete giftig der Candidat, „oder, bei Gott, wir werfen dich in's Waſſer.“

Die Beiden packten mich an der Schulter, ich aber faßte krampfhaft die Lehne der Altane und ſchrie um Hülfe. Einen Augenblick waren die Beiden unentſchloſſen, da öffnete ſich der Fenſterladen der Wirthsſtube, es ſchaute Jemand heraus und als dieſer bemerkte, daß die Beiden mich beim Kragen hatten, rief laut eine mir bekannte Stimme: „laßt den Burſchen los, ihr Nacht-Eulen, oder ich werf' euch mein Meſſer in die Rippen, daß keiner von euch das Tageslicht wieder ſehen ſoll. Fort, Halunken, ich komme ſchon!“

Ich erkannte zu meinem höchſten Schrecken die Stimme meines

Prinzipals, Herrn Stieglitz, riß mich los, ſprang auf die Straße und eilte davon, ſo ſchnell mich meine Beine trugen.

XXXII.

Ein Stern in dunkler Nacht.

Es mochte ungefähr zehn Minuten dauern, als ich das entlegene Stadtviertel, aus welchem ich herkam, wo die Straßen ſo öde und leer waren, hinter mir hatte; ich ging langſamer, denn ich hörte, daß ich nicht verfolgt wurde, auch ſah ich hier in den volkreicheren Straßen noch viele Menſchen; es mochte neun Uhr ſein. Sollte ich nach Hauſe gehen? es ſchien mir ſchon ſpäter zu ſein, als es wirklich war und ich fürchtete mich vor dem Empfang der Madame Stieglitz, denn was ſollte ich ſagen, ſollte ich den Buchhalter verklagen? mir wurde wahrſcheinlich nicht geglaubt, und dann hatte derſelbe auch Mittel genug an der Hand, mir das Böſe, das ich von ihm ausſagte, vielfach zu vergelten. Im Innerſten meines Herzens wünſchte ich dem Herrn Specht alle möglichen Strafen, denn ich fühlte deutlich, daß er mich einen falſchen Weg geführt, auch ſchwebte mir der Brief des Vormunds vor Augen und ich fing an zu begreifen, wie Recht er gehabt, indem er mich vor dem Buchhalter warnte, ebenſo meine Nichte Emma und der Vetter mit ſeinem ſarkaſtiſchen Lächeln; der kannte ſie vielleicht genau, jene Heuchler mit Honig auf den Lippen und Gift im Herzen. Gott, wenn er mich zu jenen rechnete und die kleine Emma? Es wurde mir jetzt klar, daß mich letztere ſchon ſeit längerer Zeit mit andern Blicken betrachtete als früher, und nicht mehr ſo offen und freundlich gegen mich war. Dieſer Gedanke ſchlug mich vollends darnieder, denn ich

fühlte deutlich, ohne mir das Warum bewußt zu sein, welchen Antheil der Beifall meiner Nichte auf meinen Fleiß und auf meine Aufführung gehabt. Wie herzlich drückte sie mir die Hand, als ich bei meinem ersten Besuch den ersten Brief der Madame Stieglitz überbrachte, und obgleich ich später viel größere Zeichen meiner guten Aufführung vorlegte, so entlockten ihr dieselben doch nicht mehr das frohe herzliche Lächeln, wie an jenem Tage. — Ich war recht unglücklich.

Unter diesen Gedanken kam ich in die Nähe der Post und sah dem Treiben auf dem Hofe derselben einige Augenblicke gedankenlos zu. Der Eilwagen einer der größeren Routen fuhr so eben schwankend in den Hof, der Postillon blies, die Pferde schlichen daher, dampfend und mit gesenkten Köpfen, neugierige Blicke der Reisenden an den Fenstern des Wagens betrachteten die dunklen Häuser der Stadt und ich sah deutlich jedes Gesicht, als der Eilwagen bei den Gaslampen des Eingangs vorbeifuhr.

Jetzt hielt der Postillon mitten im Hofe, der Conducteur sprang heraus, öffnete den Schlag, die eingesperrten Passagiere stiegen aus, froh des Reiseziels und der wiedergewonnenen Freiheit.

Es war von jeher eines meiner größten Vergnügen, die Ankunft des Eilwagens abzuwarten, die Reisenden zu betrachten und mir alsdann allerlei Phantasien zu machen. Wie viele Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen waren nicht schon in diesen Kasten eingesperrt, und wie verschiedenartig geberdeten sich die Ausgestiegenen, gemäß dieser Erwartungen und Hoffnungen.

Hier stehen mehrere Leute, die einen lieben Bekannten erwarten und schon, indem der Wagen hereinfährt, wird für und wider gestritten, ob der, welcher ankommen soll, wirklich darin ist. „Im Cabriolett ist er nicht," sagt eine ältliche Frau — „ich glaube doch, Mama," entgegnete ein junges Mädchen, „ich habe eine graue Reisemütze gesehen, wie sie mein Schwager trug, als er zum letztenmale bei uns war." — „Geh doch," spricht eine Dritte, „der mit der

grauen Mütze war ein alter dicker Herr," — und zwei kleine Buben meinen: „der Schwager würde wahrscheinlich im Wagen selbst sitzen." Die ganze Gesellschaft trippelt in den Hof, die Mutter fragt den Condukteur nach ihrem Schwiegersohne, welcher mit seinen Briefpaketen beschäftigt, nicht Zeit hat, nach dem Erwünschten zu sehen und daher die Achseln zuckt.

Der Mann mit der grauen Reisemütze ist wirklich ein dicker, alter Herr und nicht der Erwartete. Er ist mit allen Reise-Requisiten versehen, trägt unter dem linken Arm ein Sitzkissen, unter dem rechten einen Fußsack und raucht gleichmüthig seine Cigarre, er hat keine Eile, denn er will in einer Stunde weiter fahren. Da er aber ein höflicher Mann ist, so sagt er zu der alten Frau: „Madame, es kommen noch einige Beichaisen, vielleicht ist dort die Person, welche Sie suchen."

„Es kommen noch Beichaisen," wiederholen die kleinen Buben, und die hoffende Familie bleibt auf's Neue.

Jetzt sind auch ein paar Damen dem Wagen entstiegen, jede hat unter jedem Arm eine große Schachtel und jede hat in jeder Hand extra eine andere Schachtel, sie stellen diese acht Schachteln auf den Boden und ziehen noch erschrecklich viel Gegenstände an's Licht der Laterne aus den Wagentaschen. Auf dem Sitz und unter dem Sitz haben Sie Nachtsäcke, Sonn- und Regenschirme, Shawls, Mäntel, Taschen und noch zwei ganz kleine Schachteln. Wenn man alle diese Gegenstände vor dem engen Wagen liegen sieht, mit den Passagieren daneben, so begreift man in der That nicht, wie eine solche Menge von Menschen und Effekten in einem solchen Raume Platz hatte. Beide Damen schauen sich erwartungsvoll auf dem Posthof um, und sehen betrübt, daß noch Niemand für sie da ist. Sie sind nicht mehr in der ersten Jugendblüthe und deßhalb des Wartens schon gewöhnt. — „Gott," sagt die eine, „ich weiß in der großen Stadt keinen Weg und wenn man uns nicht abzuholen kommt, so sind wir wahrlich in Verlegenheit."

„Ja," verſetzte die andere, „ſehr in Verlegenheit."

Ein Dienſtmädchen kommt eilig daher und leuchtet jedem der Anweſenden mit einer großen Laterne unter die Naſe, auch ſie hat nicht gefunden, wen ſie ſucht und wartet nun ebenfalls geduldig auf die Beichaiſen. Die eine der alten Damen mit den vielen Schachteln ſeufzt und ſpricht zur andern: „habe ich doch gewiß geglaubt, das Mädchen ſei zu uns geſchickt, wenn man uns nur nicht vergißt." Der höfliche, dicke, alte Herr fühlt ſich auch hier wieder berufen, ein Wort des Troſtes zu ſpenden, indem er ſagt: „unbeſorgt, meine Damen, der Eilwagen iſt heute Abend außergewöhnlich früh gekommen, man wird Sie nicht ſo bald erwarten."

Jetzt blaſen in der Entfernung die Beiwagen und das Geklatſch der Peitſchen ſchallt durch die nächtlich ſtillen Straßen; auf dem Poſthof geräth Alles in Bewegung, ja die Frau eilt mit ihrer Geſellſchaft an's Thor; die erſte Beichaiſe kommt herein, ein Wagen ſo groß wie der Hauptwagen, und die beiden Buben müſſen von einem Poſtoffizianten bei Seite gezogen werden, denn ſie bezeichnen durch ihr unbändiges Freudengeſchrei, daß der erwartete Schwager im Wagen ſitzt, und ſpringen beinahe unter die Pferde. — „Julius, Wilhelm!" kreiſcht die Mutter, „wollt ihr gleich herkommen!" — „Der Schwager!" ruft das eine der Mädchen, und dieſer ruft aus dem Wagen: „Guten Abend!" Der Poſtillon flucht und klatſcht, der Hund des Condukteurs bellt und die beiden alten Damen ſchreien entſetzt auf, da der ankommende Beiwagen ihre Schachtelpyramide geſtreift hat und die koſtbaren Stücke im Hof umherrollen. Es iſt eine allgemeine Verwirrung; die Beichaiſen entleeren ſich ihres Inhaltes, der Schwager wird von der überglücklichen Familie, nachdem ſich Alle geküßt, im Triumph fortgeſchleppt. Julius und Wilhelm erliegen faſt unter der Laſt eines koloſſalen Mantelſackes und einer rieſenhaften Hutſchachtel, die ſie aber eigenhändig nach Haus ſchleppen zu dürfen für eine große Ehre halten.

Aehnliche Scenen wiederholen ſich auf dem ganzen Poſthof: hier ein herzlicher Empfang, dort ein ziemlich kühler. Die Magd mit der großen Laterne leuchtet nochmals ſämmtlichen Ankommenden in das Geſicht und will davon eilen. Alles hat ſein Theil gefunden, bis auf die unglücklichen alten Damen, die inmitten ihrer Schachteln verzweiflungsvoll das Schlachtfeld behaupten. „Du,“ ſagt die eine, „fragen wir die Jungfer mit der Laterne, ob ſie nicht das Haus unſeres Bruders weiß.“ Geſagt, gethan; die Andere hält die Davoneilende feſt und nennt den Namen ihres Bruders.

„I du mein Gott,“ entgegnete das Mädchen, „das iſt ja meine Herrſchaft, der Herr Kanzleirath ſind unwohl und haben mich abgeſchickt, Sie zu holen, ich habe Sie wahrhaftig nicht gekannt.“ — Neues Erſtaunen, ſeliges Entzücken. Die Magd wird mit den Effekten der beiden Damen beladen und ſieht aus, wie eine wandernde Schachtelhandlung; die eine der Damen trägt die Laterne, und ſo ziehen ſie dahin, die lange Erwarteten und endlich Gefundenen. Was zurückbleibt, iſt nicht der Rede werth, es ſind entweder Leute, wie der höfliche, dicke alte Herr, die weiter reiſen, oder ledige Menſchen, die ihre Effekten dem Hausknecht anvertrauen und im Weggehen überlegen, was ſie zu Nacht ſpeiſen wollen.

Auf dem Poſthof wird es leer und ſtill, die Lichter der Wagen und die Stalllaternen der Poſtoffizianten werden ausgelöſcht, die Fenſter der Bureau's verfinſtern ſich bis auf eines, wo der wachthabende Sekretär ſitzt, die Schritte der davoneilenden Paſſagiere verhallen allmählig in der Straße, der alte Herr mit der grauen Reiſemütze ſteckt ſich eine andere Cigarre an und klettert in den abfahrenden Wagen. Der Poſtillon bläst: „Noch iſt Polen nicht verloren,“ die Uhr ſchlägt zehn, der Conducteur ruft: „Fort!“ und der Wagen fährt in die Nacht hinaus. —

Da ſtand ich denn wieder allein an meinem Eckſtein und für mich hatten die ankommenden Wagen nichts gebracht; hätte ich

nur ein einziges bekanntes Gesicht gesehen; die Großmutter, selbst der Vormund, ja sogar die Schmiedin wäre mir willkommen gewesen.

Mit einem tiefen Seufzer ging ich davon und so kleine Schritte ich auch machte, immer näher kam ich dem Stiegliß'schen Hause. Ich hatte mich an der andern Seite der Straße gehalten und erreichte so das offenstehende hell erleuchtete Portal des Gasthofes, der unserem Hause gegenüber lag. In der Flur desselben standen Kellner mit den Servietten auf dem Arm und Lichtern in der Hand um einen großen Haufen von Reiseeffekten, und der Oberkellner handhabte die große Glocke und rief die Nummern der Zimmer ab, welche den Gästen angewiesen wurden.

Ich starrte in das Gewühl, als plötzlich, wie ein Stern in dunkler Nacht, eine Stimme mein Ohr traf, eine tiefe Baßstimme, welche die Worte sprach: „Theuerster Hausknecht, laden Sie meinen Koffer auf, ich habe jetzt lange genug unter dem Hause gestanden." Ich trat auf den Sprecher zu und als ich seinen Namen rief, als ich sagte: „Herr Doktor Burbus!" traten mir die dicken Thränen in die Augen.

„Gott steh' mir in allen Gnaden bei!" rief der Doktor, denn er war es, „lieber Freund, sind Sie es wirklich, woher des Weges in so später Nacht? ich freue mich aber in der That und recht sehr, Sie zu sehen. Gehen wir hinauf."

Er legte seine Hand in die meinige und bald waren wir in seinem Zimmer angekommen. Dort nahm er mich bei den Schultern, küßte mich herzlich und blickte mir kopfschüttelnd in's Gesicht. „Theuerster Buchhalter," sprach er nach einer Pause, „hoffnungsvoller angehender Seidenfabrikant, wie geht es Ihnen? mir scheint nicht zum Besten, denn Ihr Gesicht ist blaß und verstört und wenn ich Ihren Puls ergreife, so deutet mir sein heftiges Pochen einigermaßen auf bedeutende Gemüthsbewegung."

„Lieber Doktor," entgegnete ich ihm beruhigter, denn da ich

den alten Freund gefunden, war mir eine Centnerlast von der Seele gefallen, „mir geht es gut und schlecht.“

„Das wollen wir,“ sagte Burbus, „in einer ausführlichen Erzählung erfahren. Haben Sie schon zu Nacht gegessen?“

„Nein,“ entgegnete ich und alsbald bestellte er ein kleines Soupé, und schon das erste Glas eines guten Weines löste mir die Zunge und ich erzählte ihm zuerst, was sich seit seinem räthselhaften Verschwinden auf der Mühle begeben, dann meinen Eintritt in das Haus Stieglitz und Comp. und vertraute ihm mit aller Umständlichkeit Alles, was sich dort mit mir begeben, meine gute Aufführung im Geschäft, das Wohlwollen der Prinzipalin, die Bekehrung durch Herrn Specht bis zu den Scenen von heute Abend.

Der Doktor war während meiner Erzählung aufgestanden und ging, die Hände auf dem Rücken, mich aufmerksam anhörend, auf und nieder. „Das sind ja,“ sagte er, als ich geendet, „ganz merkwürdige und höchst verfluchte Geschichten. Die Sache hat etwas Reißmehlisches und der Herr Specht scheint mir ein Philipp in der schlimmsten Potenz. Wir müssen genau überlegen, was da zu thun ist. — Verklagen Sie den Buchhalter bei der Prinzipalin, ohne vollgültige Beweise gegen ihn zu haben, so läugnet er Ihnen nicht nur Alles rund vor der Nase hinweg, sondern er stellt Zeugen auf und sagt, er habe Sie heute Abend in einem verdächtigen Stadt-Viertel in einer schlechten Kneipe gesehen, habe Sie ermahnt, nach Hause zurückzukehren und Sie seien ihm entlaufen; o ich kenne solche schlechte Kerle! Wo wohnen Sie eigentlich, Beflissener der edlen Modewaarenhandlung?“

„Dort gegenüber!“ sagte ich und trat mit dem Doktor an's Fenster.

„Ei, ei,“ lachte Burbus, „mir gegenüber, gerade wie damals im Reißmehl'schen Hause.“ Er lehnte seinen Kopf an die Scheiben und sagte ernst und nachdenkend: „das war eine trübe Zeit, Gott sei Dank, sie ist vorüber,“ und lachend fügte er hinzu, jener Zeiten

gedenkend: „wenn Sie mich heute Abend verlaſſen, ſo müſſen Sie ſchon den Weg durch die Thür nehmen, denn da hinüber reicht keine Planke.“

Auch ich vertiefte mich in das Andenken früherer Tage und dachte jenes nächtlichen Luſtritts; doch war ich heute wieder, freilich auf ganz andere Art, in ähnlicher Lage, dort drüben lag das Haus meines Prinzipals nächtlich finſter, kein Fenſter erleuchtet und ich wußte ebenſo wenig wie damals, auf welche Art ich mich hineinſchleichen ſolle.

Auf einmal ſah ich unten an der Thür des Stieglitz'ſchen Hauſes Jemand vorbeiſchleichen, die Geſtalt ſah hinauf, ging bei der Thür vorbei und kehrte wieder um. Richtig! es war der Buchhalter, Herr Specht, ich zeigte ihn dem Doktor, der in ein unmäßiges Gelächter ausbrach. „ah, ah, nächtlicher Kamerad,“ ſprach er, „Sohn der Finſterniß, ſehen Sie, wie das böſe Gewiſſen dort umzieht, ein Geſpenſt, das ſich ſelber fürchtet und nicht zur Ruhe kommen kann, eine richtige Ahnung ſagt ihm, daß Sie noch nicht daheim ſind und nun lauert er auf Sie, um Ihnen ein paar paſſende Worte zu ſagen und ſich ſicher zu ſtellen, daß Sie ihn nicht verrathen. Aber warte, Kamerad! nachher begleite ich Sie an die Hausthür und dann wollen wir dem Phantom Bedingungen machen. Vorab ſoll er aber warten, bis es uns gefällig iſt, ſetzen wir uns, trinken wir unſern Wein, ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen iſt.“

Man kann ſich denken, wie begierig ich darauf war, des Doktors Erzählung zu vernehmen, das Bild der guten Sibylle ſchwebte mir vor und ich hatte ſchon ihren Namen auf den Lippen, als der Doktor aus ſeiner Briefta ſche ein Schreiben nahm und es mir zum Leſen gab. Das Schreiben war vom alten Müller und lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Herr Doktor!

Erſt heute hat mir meine Tochter Sibylle die Briefe vorgelegt,

welche Sie ihr seit einem Jahre geschrieben, und ich ersehe daraus, daß Sie Ihre Studien zu Ende gebracht und sich nach gut bestandenem Examen in E. als Arzt niederlassen wollen. Zugleich hat sie mir das Schreiben an mich gegeben, worin Sie um die Hand meiner Tochter anhalten; Sie wissen, daß ich nicht viel Worte mache und sage deßhalb: Ja und Amen! auch die Mutter ist einverstanden und wir erwarten Sie, um das Nähere mit Ihnen zu besprechen."

Nachdem ich diesen Brief gelesen, reichte ich dem Doktor gerührt die Hand, wir nahmen die Gläser und stießen herzlich an. „Ich komme nun so eben von der Mühle," sagte Burbus heiter, „und habe dort erst erfahren, daß Sie hier sind. Die Mutter und Sibylle, Elsbeth, Franz und Caspar haben mir tausend Grüße an Sie mitgegeben, sich aber zugleich beklagt, daß Sie weder geschrieben, noch ein einzigesmal zum Besuch gekommen seien. Der Vater dagegen meinte, er habe mit Vergnügen gehört, daß Sie fleißig seien und Ihrem Prinzipal zum Danke leben, zugleich habe er aber vernommen, daß Sie," setzte der Doktor lachend hinzu, „Spechtianer geworden, und wenn das wahr sei, so wäre es ihm nach allen Seiten hin recht, wenn Sie die Mühle mit Ihrem Besuche verschonten."

Das that mir wehe, und der Doktor hatte alle Mühe, mich zu trösten. „Sie werden," fuhr er fort, „aus dem Briefe des Vaters ersehen, wie ich meine Zeit nach dem Verschwinden aus der Mühle angewandt; ich kann Sie versichern, daß ich fleißig war und furchtbar gearbeitet habe, auch dabei höchst erbärmlich gelebt; meine Kammer gegenüber dem Reißmehl'schen Hause war ein Staatsgemach gegen die Appartements, welche ich wegen Ueberfluß an Geldmangel genöthigt war, zu bewohnen. In der Universitäts- und Residenzstadt B. habe ich promovirt und, einem alten Collegen aushelfend, practicirt, und mir dort so viel gewonnen, daß ich hier im Stande bin, sowie Sie mich vor sich sehen, anständig aufzutreten und mich be-

ſcheiden häuslich einzurichten. Die gute Sibylle iſt keine vornehme Dame und wird mit dem vorlieb nehmen, was wir haben."

Herzlich wünſchte ich dem Doktor Glück, daß er endlich einen ſicheren Hafen erreicht, und herzlich freute ich mich über das Glück meiner guten Sibylle; wir tranken auf eine glückliche Zukunft, die Burbus auch mir prophezeite, unſere Gläſer leer und der Doktor meinte, es ſei jetzt Zeit, das fromme Geſpenſt drunten zu erlöſen.

Wir gingen hinunter, rings war es finſter und öde und ein veränderliches Herbſtwetter herrſchte in den Straßen, ein heftiger Wind peitſchte einzelne Regenſchauer durch die Stadt, dichte Wolken bedeckten den Himmel und die Gasflammen flackerten ängſtlich auf und nieder.

Richtig, es war der Buchhalter, der die Straße auf- und abſpähend vor dem Hauſe hin und wieder ging. Wir wollten ihm gerade entgegengehen, und mir war bei der Unterredung, die wir vor uns hatten, gerade nicht angenehm zu Muthe, als wir durch die Stille der Nacht einen unſichern ſchlürfenden Schritt hörten und bald darauf eine zweite Geſtalt ſahen, die unſicher hin und herwankend, ſich ebenfalls dem Stieglitz'ſchen Hauſe näherte.

Zu meinem größten Schrecken erkannte ich den Prinzipal und hielt den Doktor am Arme zurück. Der Buchhalter ſtand gerade an der Hausthüre und der Herr Stieglitz, der ihn wohl zu bemerken ſchien, mochte glauben, es mache ſich dort ein Dieb etwas zu ſchaffen und ſchlich ſich leiſe näher, um ihn zu überraſchen.

Er kam dicht an dem Portal des Gaſthofes vorbei, in welches wir uns augenblicklich zurückzogen, und als er ſeinem Hauſe gegenüber angelangt war, ſprang er auf den vermeintlichen Dieb mit einem ſolch ungeheuren Satze los, wie ich ihn dem alten Manne nicht zugetraut.

Der Buchhalter, welcher ſich unvermuthet gefaßt und krampfhaft feſtgehalten fühlte, ſtieß den Angreifer von ſich und wollte entfliehen, plötzlich hörten wir ein heiſeres Gelächter, ſahen einen glänzenden

Punkt wie einen falben Blitz durch die Luft fahren, sahen den Buchhalter wanken und mit dem Ausruf: „Jesus Christus im Himmel!“ zusammenstürzen. Das heisere Gelächter wiederholte sich, der Prinzipal öffnete hastig die Hausthüre und als sie aufflog, sahen wir den Hausflur hell erleuchtet und Madame Stieglitz stand darin, ein Licht in der Hand.

„Was ist geschehen?“ rief die ernste Frau mit zitternder Stimme, als sie den Prinzipal mit wilden verstörten Zügen in's Haus stürzen sah, doch starrte sie derselbe mit einem entsetzlichen Ausdruck an, spreizte die Hände von sich und sagte mit trostloser Stimme: „ich hab' mein Messer nach einem Diebe geworfen, er liegt draußen.“ Bei diesen Worten sah ich, wie das Licht in der Hand der starken Frau zitterte, doch gefaßt, wie sie war, riß sie an der Schelle der Dienerschaft und führte den Prinzipal nach seinem Zimmer. Der Doktor Burbus hatte den Buchhalter nicht sobald niederstürzen sehen, als er auf ihn zusprang, ihn aufrichtete und in's Haus führte. Ich sprang hinter ihm drein, warf die Hausthür hinter mir zu, denn ich hatte bemerkt, daß sich zwei Nachtwächter näherten; in dem allgemeinen Tumult aber, der in dem Hause entstand, bei dem Rennen des Hausknechts und der Ladenjungfer, schlüpfte ich eilig auf mein Zimmer, brachte meine Kleider etwas in Unordnung, als sei ich eben erst dem Bette entsprungen und eilte zitternd ob all' dem Schrecklichen, das ich gesehen, wieder die Treppe hinab.

XXXIII.

Ruhe ſanft!

Unten im Hauſe herrſchte die grenzenloſeſte Verwirrung; die Prinzipalin, ſchon entſetzt durch den Gedanken, der Gemahl habe einen Dieb mit ſeinem Meſſer niedergeſtreckt, rang die Hände, als ſie entdeckte, daß dieſer vermeintliche Dieb Niemand anders, als der Buchhalter Herr Specht ſei. Die ſonſt ſo ruhige Frau war außer ſich, und dicke Thränen rollten unter ihren grauen Wimpern hervor. Der Verwundete lag in dem Zimmer an der Thüre, in demſelben, wo ich durch den Profeſſor vorgeſtellt worden war. Den Hausknecht, der gerade zum Doktor ſtürzen wollte, hielt ich noch zu rechter Zeit auf, indem ich ihm bedeutete, eben der Herr, welcher dem Buchhalter hereingeführt, ſei ein Arzt. Madame Stieglitz war durch dies ſonderbare glückliche Zuſammentreffen beruhigt, denn ſie war überzeugt, daß es noch mehr Aufſehen gegeben hätte, wenn man den Kreis-Phyſikus, den alten Hausarzt, mitten in der Nacht hätte wecken müſſen. Auch benahm ſich der Doktor Burbus mit ſolcher Umſicht und Ruhe, daß er das Vertrauen der Madame Stieglitz gewann; glücklicherweiſe hatte er auch ſeinen Verbandzeug in der Taſche und nachdem die laut ſchluchzende, untröſtliche Lademjungfer und der Hausknecht entfernt war, begab er ſich an's Geſchäft; auch mich wollte die Prinzipalin wegſchicken, doch meinte Burbus, der junge Menſch könnte ihm das Waſſerbecken halten, und ſo durfte ich dableiben.

Die Verwundung des Herrn Specht war nicht gefährlich, das Meſſer, von ſicherer Hand, aber in Dunkelheit geworfen, hatte ſein Ziel um wenige Zoll verfehlt und die linke Seite etwas ſtark zerſchnitten, es war mehr der Schrecken, verbunden mit der Auf-

regung, in der ſich der Buchhalter ohnehin befand, welche ihn niederwarf. Bald war der Verband kunſtgerecht angelegt, der Kranke bekam ein niederſchlagendes Pulver und ſomit wäre alles in Ordnung geweſen.

Doktor Burbus erzählte der Prinzipalin, wie er zufällig an der Thüre des Gaſthofes geweſen, als die Scene in der Straße vorfiel, „Madame," ſetzte er hinzu, „ich brauche Ihnen nicht die Verſicherung zu geben, daß ich eine Hauptpflicht des Arztes, Verſchwiegenheit genau kenne und befolge. Die Sache iſt ein Unglück, ein Verſehen und man braucht darüber vor der Welt keine Geſchichte zu machen, und wenn Sie," ſagte er leiſe und deutete auf mich, „in jenen jungen Menſchen vollkommenes Vertrauen ſetzen, ſo ſchicken Sie ihn auf die Straße und laſſen ihn jenes unglückſelige Meſſer holen."

„Ganz recht," entgegnete Madame Stieglitz, gab mir den Auftrag und ich ſprang auf die finſtere Gaſſe. Emſig mit Augen und Händen ſuchend, hatte ich bald ein Inſtrument entdeckt: es war das gewöhnliche Taſchenmeſſer des Prinzipals, das er Abends, wenn er auszugehen pflegte, einſteckte; es hatte eine ungefähr vier Zoll lange Klinge, und ich ſchauderte, als ich es in die Hand nahm, mir ſchien das Eiſen feucht, weßhalb ich es an meinem Taſchentuch abwiſchte und alsdann ſorgfältig zuſammenlegte. Mir kamen die Vorfälle des heutigen Abends wie ein wirrer geſpenſtiger Traum vor, jene Allaune, auf welcher mir der Buchhalter und der Candidat gedroht, mich in's Waſſer zu werfen, dann die Worte des Prinzipals, der uns nicht kannte, und um mich von meinen Verfolgern zu retten, meinem Angreifer das Meſſer in die Rippen zu ſchleudern verſprach, was nun ſpäter, wenn auch durch ganz andere Veranlaſſung, wirklich geſchah.

Ich eilte in's Haus zurück, händigte der Prinzipalin das Meſſer ein, ohne daß es der Buchhalter bemerkte, der gerade im Begriff war, über ſein ſpätes Nachhauſekommen eine artige, aber

recht fromme Lüge vorzubringen, die auch der Doktor mit dem glaubigſten Geſichte der Welt anhörte. „Ich nehme," ſagte der Herr Specht, „dieſe leichte Verwundung aus der Hand meines verehrten Prinzipals als eine Züchtigung Gottes für begangene Sünden; ach, es iſt ja kein Menſch fehlerfrei und mein gröſter Schmerz iſt, daß ich Ihnen, geſchätzte Frau Prinzipalin, eine unruhige Stunde bereitet, ſowie jenem fremden guten Arzte und meinem kleinen Freunde da. Er ſah mich mit einem forſchenden Blick an und war ſichtlich beruhigt, als ich ihm erwiderte: „was mich anbelangt, verehrter Herr Buchhalter, ſo verſichere ich Sie, daß es mir ein aufrichtiges Vergnügen macht, Ihnen einen kleinen unbedeutenden Dienſt leiſten zu können. Ich bin überzeugt, daß Ihre Wunde in wenig Tagen geheilt iſt und dann," ſetzte ich mit Betonung hinzu, „denkt gewiß kein Menſch mehr an die Vorfälle dieſer Nacht." —

„Amen," ſagte der Buchhalter gerührt, Burbus lächelte ein klein wenig und Madame Stieglitz nickte mir freundlich zu.

Von Burbus und mir unterſtützt erhob ſich der Herr Specht, um zu Bette zu gehen. Madame Stieglitz vollkommen zufrieden, daß die Sache nicht ſchlimmer abgelaufen ſei, rückte ihre Haube zurecht und ermahnte mich, mit einem innigen Gebete dem Höchſten zu danken, daß er vom Haus ein ſchlimmes Unglück abgewendet, und bat den Doktor Burbus, doch morgen nach ſeinem Kranken zu ſehen — da öffnete ſich langſam die Thür und herein trat der Prinzipal, angethan mit einem braunen, ſonderbar ausſehenden, Schlafrock, die rothe Mütze auf dem Kopf, in einer Hand trug er ein Licht, in der andern einen türkiſchen Säbel. Ich, der zunächſt der Thür war, fuhr bei dieſem Anblick zurück und der Doktor, der dieſe ſeltſame Geſtalt erſtaunt betrachtete, ließ den Buchhalter auf einen Stuhl niederſitzen. Madame Stieglitz faßte die Tiſchecke, denn die arme Frau ſchien zu ahnen, was ſich begeben würde.

Man mußte den Prinzipal genau kennen, um in dieſem langgezogenen leichenblaſſen Geſicht ſeine Züge wieder zu finden; ſtarr

blickte er uns an und seine Augen glänzten von einem unheimlichen Feuer.

„Es ist mein Mann, der Herr Stieglitz," sagte die erschütterte Frau mit kaum vernehmbarer Stimme zu dem Doktor, der sie fragend ansah.

„Ja, Madame," sprach der Prinzipal mit einer Stimme, deren Ton mir durch's Herz drang, „es ist vielmehr Ihr Herr, dessen starke Hand die Räuber und Mörder von dem Eingange Ihres Gezeltes abwehrte, sie darniederstreckend mit mächtiger Hand. Mir aber sagte die Stimme in meinem Innern, daß man den Verbrecher hineingezogen in meine geheiligten Wände, und wenn ich auch gerne Barmherzigkeit übe an Jedermann, so kann ich doch nimmermehr zugeben, daß der Missethäter, den mein Schwert niederwarf, mit seinem Blut meine reine Schwelle besudle. — Wo ist der Todte?"

Nach dieser Anrede faßte sich der Doktor zuerst und entgegnete: „Verehrter Herr, Sie sind im Irrthum, Sie warfen Ihr Messer und glaubten einen Räuber zu treffen und verletzten Ihren eigenen Buchhalter, der im Begriff war, nach Hause zurückzukehren."

„Wo ist der Todte?" fragte auf's Neue der Prinzipal und schaute sich im Kreise ringsum.

Der Buchhalter erhob sich mühsam von seinem Stuhle, und sein Gesicht war fast so bleich, wie das seines Chefs. „Ich bin nicht todt," sagte er weinerlich, „nur eine leichte Verwundung, Herr Prinzipal."

„Nicht todt?" entgegnete dieser schrecklich lachend, „ei, ei, Spechtlein, Spechtlein, meine Hand ist alt geworden, oder du hast ein zähes Leben; schade darum. Doch fliehe mein Haus, Räuber!"

„Um Gotteswillen!" schrie Madame Stieglitz und faßte die Hand ihres Mannes, in der er langsam und feierlich seinen Säbel erhob, „was soll das Alles bedeuten? — es ist ja Herr Specht, unser getreuer und guter Buchhalter, den du in unverantwortlicher Wuth verwundet."

Der Prinzipal schüttelte lächelnd den Kopf. „Unser getreuer Buchhalter?“ sagte er. „Schau, schau, meine Hand zuckte niemals nach einem Getreuen und Gerechten: mein Messer ist ein verständiges und fühlendes Messer, und wo ich es nach einer menschlichen Brust warf, und das kam schon mehrmals vor, meine Liebe, so war diese menschliche Brust falsch und treulos, wie diese.“ Das letztere stieß er mit gellendem Ton hervor; der Doktor faßte ihn mit starker Hand und hielt ihn an der Thür zurück. „Gehen Sie ihm aus den Augen,“ flüsterte er eilig dem Buchhalter zu, und dieser, der bei einer begreiflichen Angst vor allen scharfen Instrumenten in der Hand seines Prinzipals nun plötzlich allein gehen konnte, entfloh eiligst durch eine Seitenthür; wir Alle sprangen vor den Herrn Stieglitz, um ihn nöthigenfalls mit Gewalt zu halten, da wir fürchteten, er werde dem Verwundeten nacheilen. Doch ruhig, fast groß blickte er einen Augenblick auf die Thür, durch welche der Herr Specht verschwunden, und sagte: „er fliehe, sein Schicksal ereilt ihn doch, mir komme er aber nie mehr vor's Angesicht.“ Er reichte mir die Waffe, die er in der Hand trug. Nimm dies Schwert, mein Page,“ sprach er, „folge mir in mein Gezelt.“ Darauf wandte er sich um und ging nach seinem Zimmer, den Doktor hatte er bei der Hand gefaßt und zog ihn mit sich, ich folgte der Prinzipalin, den Säbel in der Hand, die mit gefalteten Händen und wankendem Schritt hinter ihnen drein ging.

In seinem Zimmer angekommen, war der unglückliche Mann still und folgsam. Der Doktor brachte ihn zu Bett, ließ ihm zur Ader, verordnete ihm Umschläge und erklärte, die Nacht bei dem Kranken bleiben zu wollen. Madame Stieglitz kannte ich nicht wieder, sie hatte sich im Vorzimmer auf einen Lehnstuhl niedergelassen und saß da regungslos und nachdenkend, den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Bald entschlief der Kranke und auf einen Wink des Doktors ging ich auf mein Zimmer.

Den andern Tag durfte Niemand zu dem Prinzipal und selbst

der Kreis-Phyſikus, der von dem Apotheker etwas von dem Unfalle gehört hatte, wurde nicht vorgelaſſen und nur von der Prinzipalin empfangen, welche ihm ſagte, geſtern Abend ſei der Herr Stieglitz von einem Schlaganfalle getroffen worden und da ihn zufälligerweiſe ein junger Arzt, der ſich ſeit Kurzem hier niedergelaſſen, nach Hauſe begleitet, ſo wolle er Niemand anders, als dieſen um ſich ſehen. „Sie kennen ja," ſetzte die Frau hinzu, „die ſonderbare Gemüthsſtimmung meines Mannes und wiſſen wohl, daß da nichts zu machen iſt."

Der Kreis-Phyſikus ein alter aber gutmüthiger Mann, kinderlos und ſehr reich, der die beſten Häuſer der Stadt nur noch ſo aus alter Gewohnheit beibehielt, und weil er, als ſtarker Schnupfer, in faſt jedem derſelben eine große Schnupftabacksdoſe ſtehen hatte, auch bei einer ſchwachen Geſundheit des Nachts kaum zu bewegen war, ſeine Patienten zu beſuchen, hielt ſich deßhalb mehrere junge Aerzte zur Aushülfe und war aus dieſen Urſachen auch über den neuen Eindringling im Stieglitz'ſchen Hauſe nicht ungehalten. Der Verwundung des Buchhalters wurde gar nicht erwähnt, und nachdem ſich der Kreis-Phyſikus eine halbe Stunde mit der Prinzipalin unterhalten, die aber ſeinen luſtigen Geſchichten nur ein halbes Ohr lieh, entfernte er ſich wieder.

Nicht ſo leicht abzuweiſen war der Pfarrer Sproßer, welcher ſeinen geiſtlichen Beiſtand mit aller Gewalt auf- und mit ſalbungsvollen Worten in das Krankenzimmer eindrang. — „Iſt auch unſer Wort," ſagte er mit ſiegreichem Lächeln zur Madame Stieglitz, „bitter für manche Herzen und will nicht eindringen in manches Ohr, ſo iſt es doch für die Seele geſund und ſtärkend, und muß dem Kranken wie oftmals eine widerwärtige Arznei mit Gewalt eingeflößt werden; namentlich iſt mein theurer Freund, der verehrte Chef dieſes Hauſes," ſetzte er liſtig hinzu, „ſchon längere Zeit kränker an der Seele, als er es an ſeinem Leibe je werden kann." Die Prinzipalin zuckte die Achſeln und ließ ihn ſein Heil verſuchen.

Es dauerte aber nicht lange, ſo kam der Geiſtliche wieder zurück, etwas blaß und verſtörten Angeſichtes. Der Doktor Burbus war gerade bei der Prinzipalin. „Ich muß," ſagte Sproßer ſonderbar lächelnd, „eine günſtigere Zeit abwarten, dann aber mit aller Kraft dahintergehen, eine Seele, die kräftiglichſt gefaßt iſt von den Krallen des Böſen, vom ewigen Verderben zu erretten. O Frau," ſetzte er mit erhobenem Blick hinzu, „ich habe gotteslästerliche Reden gehört und wäre faſt ein Opfer meines Berufs geworden; die Hand des Böſen regierte den Kranken und eine ſilberne Gabel, mit welcher derſelbe eingemachte Früchte verſpeiste, warf er nach meinem Haupte. Doch der Schirm des hohen Gottes, der beiſteht den Gerechten, lenkte ſie von mir ab. Laßt uns beten, meine Freunde."

Ein Lächeln zuckte über das Geſicht des Doktors, um aber gleich darauf dem grimmigſten Ernſt Platz zu machen. „Man hat Ihnen, Hochverehrteſter, bemerkt," ſagte er, „daß der kranke Mann heute nicht zu ſprechen iſt, und wenn man zu Jemand eindringt, der geſtern beinahe einem heftigen Schlaganfall unterlag, ſo muß man ſich nicht wundern, wenn die aufgeregten Nerven dem unwillkommenen Beſucher nicht gerade angenehme Dinge ſagen; der Herr Stieglitz ſelbſt hat befohlen, Niemand vor ihn zu laſſen."

Erſtaunt ſah der Prediger auf den Sprecher und wandte ſeinen Blick auf die Prinzipalin, dieſe zuckte abermals die Achſeln.

„Ich bin der Arzt," ſagte Doktor Burbus, „und muß bitten, daß Niemand mehr zu dem Kranken gelaſſen werde, bis ich es erlaube."

Herr Sproßer faltete die Hände und ſprach mit bitterem Tone: „ei, Madame Stieglitz, in Ihrem Hauſe macht ſich ein ſonderbarer Geiſt bemerkſam — in dieſem Hauſe, das bis jetzt der Sitz der holdſeligſten Frömmigkeit war! — — Wie ich höre," ſetzte er lauernd hinzu, „liegt auch mein theurer, gottgefälliger Freund, der Herr Specht, an einer ſonderbaren Verwundung darnieder."

„Allerdings," verſetzte der Doktor, „Verwundung, ja — ſonder-

bar, nein; doch darf derſelbe Beſuche annehmen und ſich der Gegenwart Euer Hochwürden ſo lange erfreuen, als es ihm beliebt.“ Damit öffnete er die Thüre und da die Prinzipalin, deren Geiſt ſehr beſchäftigt war, in ihrer Sophaecke ſitzen blieb und den Geiſtlichen mit keinem Worte aufzuhalten verſuchte, ſchoß derſelbe mit einem Giftblick zur Thür hinaus und ſchritt nach dem Gemach des Buchhalters.

Indeſſen ging im Laden und Geſchäfte ſowie in der Wiegkammer alles ſeinen gewohnten Gang fort, obgleich das Factotum des Hauſes, der Herr Specht, außer Thätigkeit war. Ich gab mir alle Mühe und war ungeheuer fleißig; bis ſpät in die Nacht hinein ſaß ich über den Büchern, trug ein, correſpondirte, machte im Auftrag der Prinzipalin Beſtellungen und hatte das ganze Geſchäft in der Hand. Der kranke Prinzipal hatte mir ſogar den Schlüſſel zu der Schublade eingehändigt, in welcher ſich ſein Buch, ſein Harem befand, und welches er mir dringend auf die Seele band. Auch mußte ich ihm alle paar Tage Vorträge darüber erſtatten und ſah ihn auf dieſe Weiſe hie und da.

Sein Anfall von jenem Abend, jener eigentlich unbedeutende Rückfall des Wahnſinns, an dem er früher gelitten, war durch die Kunſt des Doktor Burbus niedergehalten worden, doch konnten die Spuren deſſelben nicht mehr ganz verwiſcht werden. Sein Geſicht war und blieb dicht umflort, und wenn auch ſelten heftige Auftritte vorkamen, ſo waren doch die lichten Stunden, die er oft hatte, beſtändig ſchattirt mit einer tiefen Schwermuth oder mit einem verwirrten Andenken an ſeinen Aufenthalt im Morgenlande. Alsdann war ich ſein Page und mußte ihm häufig ein Kapitel aus dem Koran vorleſen, der Doktor ſein Leibarzt, Ibrahim Efendi, und zum großen Entſetzen der Prinzipalin, die ſich allmählig wieder gefaßt hatte, verlangte er die Damen ſeines Harems zu ſehen.

Ibrahim Efendi, welcher einen Theil des Tages um den Kranken ſein mußte, war klug und taktvoll genug, um ſchon den erſten Tag

nach dem traurigen Ereigniſſe den Kreis-Phyſikus aufzuſuchen, ihm über den Zuſtand des Kranken genau zu referiren und dem alten Manne zu ſchmeicheln, indem er ſeinen Rath verlangte. Der Alte, ein jovialer Mann, gewann den offenherzigen und geſchickten jungen Arzt bald außerordentlich lieb, und da ihm ein guter Operateur abging, ſo benutzte er ihn bald zu den ſchwierigſten Geſchäften und verhalf ihm um ſo lieber zu einer guten Kundſchaft, als der Pfarrer Syroßer, den er mit ſeiner ganzen frommen Richtung bis in den Tod haßte, alles anwandte, um dem Doktor Burbus das Zutrauen der Leute zu entziehen.

Der Buchhalter aber genas ſchnell von ſeiner Wunde und es trieb ihn um ſo ſchneller von dem Krankenzimmer in's Geſchäft zurück, als er wohl bemerkte, wie ich von Tag zu Tag mehr in der Gunſt der Prinzipalin ſtieg und wie es mir nicht ſchwer wurde, die Geſchäfte des Hauſes auch ohne ihn zu führen. — —

Der Prinzipal dagegen ging langſam dem Grabe zu und ſeine Krankheit, eine ſchnell fortſchreitende Auszehrung, erlaubte ihm nicht mehr, ſein Zimmer zu verlaſſen, der Name des Buchhalters durfte nie vor ihm genannt werden und auch er ſprach ihn nur noch ein einziges Mal aus, das war nämlich an ſeinem letzten Lebenstage, wo er mit klarem Geiſte eine lange Unterredung mit ſeiner Frau hatte. Dabei bat er, ſie möge ihm nicht nachtragen das Unrecht, das er ihr zugefügt, und ihm verzeihen den Kummer, den er ihr während ſeines Lebens oft gemacht, dagegen warnte er ſie vor dem Buchhalter und ſtarb mit der Verſicherung, derſelbe ſei ein ſchlechter und heuchleriſcher Menſch! — — — —

In dem Geſchäfte änderte ſein Tod vor der Hand nichts, wenigſtens nichts, das mir zum Vortheil gereicht wäre, wohl aber zum Nachtheil. Die Prinzipalin zog ſich mehr und mehr zurück und überließ dem Buchhalter, von deſſen Redlichkeit und Frömmigkeit ſie überzeugt war, alle Anordnungen. Ich wurde auf ein paar unbedeutende Bücher und in die Wiegkammer beſchränkt. Der

Pfarrer Sproßer kam mehr, als je in's Haus, und ich dagegen — den die Prinzipalin ſchon ſeit längerer Zeit mit „Sie“ anredete, auch hatte ſie mir ein kleines Salair ausgeſetzt, von dem ich meine nothwendigſten Bedürfniſſe beſtreiten konnte — beſuchte jetzt mit ihrer Erlaubniß faſt jeden Abend das Haus meines Vetters. Daß ich den Doktor Burbus dort eingeführt, und daß er bald Freund des Hauſes und Hausarzt war, kann man ſich leicht denken; das Stieglitz'ſche Haus dagegen hatte er verloren, denn nach dem Tode des Prinzipals ſandte ihm der Buchhalter Herr Specht im Namen der Prinzipalin ein bedeutendes Honorar und bemerkte ihm dazu, man würde ſich erlauben, es ihn wiſſen zu laſſen, ſobald man ſeiner Kunſt wieder bedürfe. Der Kreis-Phyſikus ſchnupfte bei dieſer Nachricht eine halbe Doſe leer und ſchwur zornig, er wolle gehenkt werden, wenn auch er je wieder in dies Pietiſtenhaus ginge

---

XXXIV.

Auf der Wiegkammer.

Die Wiegkammer iſt für die Fabrikation, was das Comptoir für das Handlungshaus iſt; die Seele des Geſchäfts, in der alle Lebensfäden zuſammenlaufen. Um vom Urſtoff anzufangen, ſo wird die rohe Seide, welche durch einen Mäkler von den großen Seidehändlern erkauft iſt, alsbald in das Magazin gebracht; die Bücher hierüber ſind auf der Wiegkammer, wo ſich auch Muſter von allen vorräthigen rohen Seiden befinden. Von der Wiegkammer erhält der Färber die Stoffe zugleich mit den Farbenmuſtern und dorthin wird die gefertigte Seide wieder eingeliefert. Der Name „Wiegkammer“ zeigt ſchon an, daß hier alles genau abgewogen wird;

es iſt auch mit der Seide nicht anders möglich. Der Kettenſcheerer, das iſt der Mann, welcher zum Stoff die Kette zurichtet, erhält ſein Quantum zugezogen und muß die fertige Kette nach Abzug des angenommenen Verluſtes in derſelben Schwere abliefern; die Einſchlag-Seide wird nach Gewicht von der Wiegkammer zum Spulen gegeben und kommt dorthin zurück.

Dies Gemach hat nun ein recht freundliches Ausſehen, an den Wänden befinden ſich große Realen, in welchen die geſpulte Seide auf zierlichen Röllchen gehaſpelt zu tauſenden aufgeſtellt iſt; da glänzen alle möglichen Farben durcheinander und wieder von dieſen Farben ſtehen die feinſten Schattirungen von der hellſten bis zur dunkelſten ſchön geordnet nebeneinander. Ich glaube nicht, daß ein Maler ſo feine Nüancen beobachten muß, wie der Seidenfabrikant. Hier iſt z. B. ſchwarz nur ein ſehr allgemeiner Ausdruck, und es gibt vielleicht einige Dutzend Schwarz, blauſchwarz, rothſchwarz und wie ſie alle heißen mögen. Ebenſo iſt der Unterſchied in Weiß ſehr groß und nach den verſchiedenen Zwecken, wozu die Stoffe beſtimmt ſind, iſt das Weiß ganz weiß, oder mehr gelblich, mehr bläulich, mehr röthlich u. ſ. w.

Auch die geſchorenen Ketten liegen, auf Rollen von ſchönem harten Holz gewickelt, neben einander und mit ſauber geſchriebenen Etiquetten verſehen, worauf zu leſen iſt, von wem die Seide gekauft wurde, wie viel ſie in der Station verloren, wer ſie gefärbt und geſchoren. Ebenſo iſt hier viel rohe Seide zu ſehen, nach ihren verſchiedenen Gattungen geordnet, denn rohe Seide iſt nicht blos rohe Seide, ſondern hier gibt es auch viele Racen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, von der groben Filetſeide an bis hinauf zum feinſten Turiner Organzin. Nicht nur jedes Land, jede Stadt liefert verſchiedene Seide, ſondern auch ein einzelner Coco von der äußern grauen Umhüllung an bis zum innerſten Gewebe, das wie ein battiſtenes Schlafhemd die eingeſponnene Raupe umgibt.

Daß ein Comptoirtiſch und mächtige Bücher in der Wiegkam-

mer nicht fehlen, iſt natürlich, eben ſo wenig mächtige Folianten, in welchen Tauſende von Muſtern eingeklebt ſind; in der Mitte des Zimmers ſteht ein langer Tiſch mit einer ſchönen meſſingenen Wage, fein gearbeitet, denn ſie muß das kleinſte Gewicht richtig angeben, und dieſelbe iſt blank und ſauber geputzt. Jeder Fabrikant, der nur einigermaßen auf Ordnung und Sauberkeit ſieht, ſetzt ſeinen Stolz darein, daß dieſes Gemach hell und freundlich und ſchön geordnet ausſieht, und meiſtens hat der Herr des Geſchäfts ſelbſt oder bei großen Fabrikanten ein vertrauter Geſchäftsführer ſeinen Sitz auf der Wiegkammer. Hier ſind die ſchärfſten Augen verſammelt und die genaueſten, ja unbarmherzigſten Commis prüfen die Waaren, welche der Weber einbringt. Große Strenge iſt nothwendig, denn bei der Seidenweberei iſt die kleinſte Nachläſſigkeit im Stande, ein ganzes Stück zu verderben. Dieſe Strenge nun war namentlich in früheren Zeiten und bei manchen Fabrikanten, die bei dem armen Arbeiter einen Fehler und ein Unglück nicht als möglich zugaben, und ſich nur ſelbſt für unfehlbar hielten, oft über alle Maßen hinausgetrieben, und dadurch wurde ſelbſt dem geſchickten, ſauberen und fleißigen Weber dieſer Ort oft zur Qual und Verzweiflung. Da wurde ein kleiner Fehler in der Kette, der einen falſchen Punkt vielleicht von der Größe eines Nadelknopfes hervorbrachte, ein unbedeutender Irrthum im Deſſin oder Verluſt einiger Loth an Seide, der ſich bei dem Abwiegen des Stücks herausſtellte, auf's fürchterlichſte mit großen Abzügen geahndet; dann herrſchte noch, namentlich in kleineren Landſtädten, der fluchwürdige und ſchändliche Gebrauch, daß der arme Weber genöthigt war, für einen Theil ſeines ſauer verdienten Lohnes Lebensbedürfniſſe, als: Kaffee, Zucker, Seife, Oel, von dem Fabrikanten ſtatt baares Geld anzunehmen, zu welchem Zweck ſich neben der Wiegkammer eine Art Spezereiladen befand. Die erſte Einführung dieſes Gebrauchs mag vielleicht in einer guten Abſicht geſchehen ſein, und der Fabrikant, welcher väterlich für ſeine Arbeiter ſorgte, mag hiedurch ſeinen Leuten gute und billige Lebens-

mittel haben verſchaffen wollen, doch artete das ſehr aus, iſt aber jetzt glücklicherweiſe faſt gänzlich wieder verſchwunden; ein rechter Fabrikant gab ſich auch nie mit dieſem Geſchäfte ab.

Es iſt Morgens acht Uhr, die Wiegkammer wird geöffnet und vor der Thüre haben ſich ſchon eine Menge Weber verſammelt, die abgefertigt ſein wollen. Einige wohnen in der Stadt, andere auf dem Lande und dieſe machten ſchon in der Frühe einen Marſch von einigen Stunden, um zur rechten Zeit da zu ſein. Der Prinzipal des Hauſes — ich ſpreche nicht von dem unſrigen — eine kleine, dicke Geſtalt mit rothem Geſicht, eine Brille auf der Naſe, kam eben von ſeinen Zimmern und die Art, mit der er brummend guten Morgen ſagt, und die Heftigkeit, mit welcher er ſein Buch aufſchlägt, zeigt den Commis und Lehrlingen an, daß der Chef äußerſt ſchlechter Laune iſt und man ſich ſehr zuſammenzunehmen habe. Er ſchlägt einige Pagina nach, ſchielt aber während deſſen nach ſeinen Leuten und das erſte Ungewitter bricht los. „Herr Block," ſagt er zu einem der Lehrlinge, „ſind Sie nicht im Stande, Ihre ewige Luſt zu Kindereien zu bändigen, oder glauben Sie, es gehöre zum Geſchäft, die Wage ewig auf- und abtanzen zu laſſen? nehmen Sie ſich zuſammen, Herr! Und Sie, Herr Braun, laſſen Sie die Leute hereintreten." Der Herr Braun iſt ein alter Commis, viel älter als der Prinzipal, mit einem langen dürren Geſicht, einer röthlichen Haartour, einer Habichtsnaſe und mit Augen wie ein Falke, ein wahres Vogelgeſicht, denn er hat gar kein Kinn und wenn er ißt, glaubt man, er ſchiebe die Speiſen in die Naſenlöcher. Bei der Anrede des Prinzipals fährt er erſchrocken zuſammen, denn er hat höchſt verbotener Weiſe eine Priſe genommen.

Der Herr Block öffnet die Thür und der erſte Weber tritt ein, dieſer hat blos einen Einſchlag zu verlangen, der Herr Braun ſchlägt das Conto auf und ſagt mit erſchrecklicher Fiſtelſtimme: „es iſt dem Meiſter zu wenig mitgegeben worden, der Herr Block hat die Seide eingeſchrieben."

„Wieder der Herr Block," entgegnete der Prinzipal, „ist denn mit Ihnen gar nichts anzufangen? — doch hätte ein alter Meister, wie Er," wandte er sich an den Weber, „auch eigentlich schon wissen können, was er braucht." Dieser erhielt seine Seide und trat in das Nebenzimmer, wo ein solcher Laden eingerichtet war, von dem wir vorhin sprachen.

Diesem Filialgeschäft stand die Schwester des Prinzipals vor, und Fräulein Pfeffer, so hieß dieselbe, verdiente sich hier im Schweiße ihres Angesichts und dem der Weber ein kleines Nadelgeld. Von diesem Laden ging eine Blechröhre, eine Art langes Sprachrohr bis zum Pult des Prinzipals, und kaum war der Weber drüben eingetreten, so schallte die Stimme der Fräulein Pfeffer, welche ihren Bruder fragte, wie viel der Mann noch zu bekommen habe.

„Sobald er abliefert," war die Antwort, „noch circa fünf Thaler." — „Wovon er mir," schallte es zurück, „schon drei Thaler schuldig ist; „kann ihm nichts mehr geben." Gleich darauf kam der Weber traurigen Angesichtes zurück, und es war zu bemerken, wie er das Seidenpaket, das er in der Hand trug, fest umklammerte. „Herr Pfeffer," sagte der Mann, „es ist allerdings wahr, daß ich schon für drei Thaler Waaren bekommen habe, aber ich habe weiß Gott nicht mehr geholt, als ich nothdürftig brauchte."

Der Prinzipal zuckte die Achsel und versetzte kalt: „liefere Er ab."

„Aber, Herr Pfeffer," entgegnete schüchtern der Arbeiter, „ich muß doch leben; damals wollt' ich ja nur für einen Thaler kaufen, aber man drang mir Waaren für drei Thaler auf."

Der Prinzipal fuhr in die Höhe, „was sagt' Er, wer drang auf? sieh' einer an."

„Nun ja," antwortete der Weber, „ich nahm freilich für drei Thaler, aber heute brauch' ich wieder Oel und Mehl, und Sie können sich denken, daß ich jetzt in einem anderen Spezereiladen auch keinen Credit bekomme."

„Kann nichts dafür," entgegnete der Prinzipal, „liefere Er ab und Er kann wieder Waaren bekommen."

„Auch mein Geld?" fragte der Weber gereizt.

„Zwei Drittel Waaren, ein Drittel Geld, wie es bei mir der Brauch iſt," ſagte kalt der Herr Pfeffer. Der Weber verließ das Zimmer.

Es trat ein anderer ein, ein kleiner, gut ausſehender Mann, aber mit tief bekümmertem Geſicht; er hat ein großes Stück Seide abzuliefern, und der Prinzipal, der ihn freundlicher als den erſten begrüßte, trat an den Tiſch, um es mit Herrn Braun durchzumuſtern. „Schon fertig?" kreiſchte dieſer, „Ihr ſeid ſehr fleißig, Meiſter Haaſe."

„Habe mehrere Nächte durchgearbeitet," antwortete ſeufzend der Weber, „mein Weib wird immer kränker, und da muß ich des Nachts wachen und webe unterdeſſen."

„Das iſt mir nicht lieb," ſagte der Prinzipal, der, unterſtützt von den ſcharfen Augen des Herrn Braun, Elle um Elle mit der größten Genauigkeit durchſah, „das iſt mir gar nicht lieb, Meiſter Haaſe, das ſchadet der Waare; ſieht Er, hier fangen die Nachtwachen an;" dabei bezeichnete er eine Stelle des Stoffs, wo der Herr Braun ein kleines Knötchen entdeckt hatte. „Ja, ja, hier fangen die Nachtwachen an," wiederholte er, „das iſt ſchlechte Arbeit, und da wieder ein Knoten."

„Schlechte Arbeit," ſagte der Weber, „habe ich noch nie gemacht."

„Sehen Sie da," fiſtelte der Herr Braun, „da iſt ein Oelflecken, um Gotteswillen, ein Oelflecken!"

„Wahrhaftig ein Oelflecken!" bekräftigte der Prinzipal; „da müſſen wir bedeutende Abzüge machen."

„Abzüge, Herr Pfeffer?" ſagte ernſt der Weber, „das kann Ihr Ernſt nicht ſein; haben Sie mir je einen Fehler nachweiſen können? ich habe den Flecken auch geſehen, aber er läßt ſich ja ganz gut

herausbringen; o, dieſer Flecken, Herr Pfeffer, iſt vorgeſtern Nacht in das Stück gekommen, das war für mich eine ſchreckliche Nacht! die Frau im Bett, ich denke, ſie ſtirbt jeden Augenblick, und ich mußte beſtändig vom Webſtuhl zu ihr hinlaufen, die Arbeit ſtehen laſſen und der kranken Frau bald zu trinken geben, bald ſie zurechtlegen."

„Dieſe Unterbrechungen ſieht man wohl an der Arbeit," bemerkte kalt der Prinzipal.

„Auch," fuhr der Weber ruhig fort, „auch mein kleines Kind iſt krank, es konnte nicht ſchlafen und warf die Lampe vom Webſtuhl um, daher kommt der Flecken, wofür Sie wohl diesmal Nachſicht haben können, ich brauche mein Geld ſo nothwendig."

„Thut mir leid," ſagte der Prinzipal und ging an ſein Buch zurück; „notiren Sie die nothwendigen Abzüge, Herr Braun. Der Meiſter Haaſe bekommt acht Thaler ſechs Groſchen, davon — was macht der Abzug? — alſo davon zwei Thaler ſechs Groſchen Abzug für ſchlechte Arbeit, bleibt ſechs Thaler. Zwei Drittel hievon werden dem Meiſter auf Waaren-Conto gutgeſchrieben, bekommt Er baares Geld zwei Thaler."

Bei dieſer Abrechnung zuckte ein wilder Schmerz über das Geſicht des Webers und ſein ſonſt gutmüthiges Geſicht wurde ernſt, ja drohend. „Herr Pfeffer," ſagte er, „Sie wollen alſo keine Barmherzigkeit mit mir haben, und wollen mir, der Ihnen ſchon ſeit langer Zeit untadelhafte Waare geliefert, einen Abzug wegen eines Fehlers machen, der, ich ſage es offen, unbedeutend iſt, und den zu verhüten, weiß Gott, nicht in meiner Macht lag; nun gut, ziehen Sie mir zwei Thaler ſechs Groſchen ab, ich will nicht vor das Fabrikgericht gehen, aber zahlen Sie mir ſechs Thaler baares Geld, weiß Gott, ich kann keine Ihrer Waaren gebrauchen," hier ſeufzte der Mann, „denn die Waaren, welche ich um dieſes Geld für meine Kranken kaufen muß, haben Sie ja doch nicht."

Der Prinzipal hob ſeine Brille auf und ſprach kalt: „was aus-

gemacht ist, bleibt ausgemacht, zwei Drittel Waaren, ein Drittel baares Geld; hier sind zwei Thaler, ein so fleißiger Mann, wie Sie, wird den kleinen Verlust bald wieder eingebracht haben. Herr Braun, notiren Sie für den Meister Haase die Rosakette dort, und Sie, Herr Block, geben Sie weißen Einschlag dazu, Nummer 4."

Der Weber kämpfte während dieser Zeit mit sich selbst, doch trat er nach einer Pause ruhig vor den Prinzipal und sagte: „bemühen Sie sich nicht mit der Rosakette, Herr Pfeffer, schließen Sie mein Conto und zahlen Sie mir meine sechs Thaler, ich arbeite nicht mehr für Sie."

Erstaunt blickte der Prinzipal auf und Herr Braun wollte einige begütigende Worte sagen.

„Sparen Sie Ihre Rede," versetzte der Meister Haase, „so behandelt man keinen Menschen, es wird schon noch die Zeit kommen, daß überhaupt kein ordentlicher Weber mehr in Ihre Wiegkammer kommt."

Der Prinzipal kämpfte einen Augenblick mit sich selber, ob er seinen besten Arbeiter wegen dieser Kleinigkeit solle ziehen lassen, doch zischelte es in diesem Augenblick aus dem Sprachrohre an sein Ohr und Fräulein Pfeffer sprach die Worte: „laß den Kerl laufen, er bekommt so viel mehr bezahlt, als jeder andere, und hat an meinen Waaren immer etwas auszusetzen, hat neulich sogar gesagt, ich habe zu leicht gewogen und mein Zucker sei naß, der Schlingel." Dies entschied. Von seinen sechs Thalern mußte der Weber die Hälfte stehen lassen, bis er die hölzernen Spulen, die dem Fabrikherrn gehörten und die vielleicht einen Werth von zehn Silbergroschen hatten, abliefern würde, alsdann verließ er mit einem unterdrückten Fluch das Zimmer.

Solche Scenen folgten eine der andern. Herr Braun spürte an den Seidenzeugen umher und seinem Blick entging nicht das Geringste. Die Zunge der Wage mußte mit einer Schärfe einspielen, die unglaublich war, Abzüge wegen fehlender Seide oder

wegen kleinen und großen Fehlern wurden unzählige gemacht, und je größer die Liste derselben wurde, je eifriger rieb sich der Prinzipal die Hände. In dem Sprachrohr zischelte es hin und her, und auch Fräulein Pfeffer machte glänzende Geschäfte. Dieselbe, über die Blüthenjahre längst hinaus, war lang und hager, äußerlich ein vollkommener Gegensatz ihres Bruders, im Innern aber harmonirte das Geschwisterpaar auf's Vollkommenste. Hatte man auf der Wiegkammer dem armen Weber abgezogen, was nur möglich war, so schraubte ihn Fräulein Pfeffer auf's Allerentsetzlichste, indem sie ihm für das Guthaben auf den Waaren-Conto schlechten Zucker und noch schlechteren Kaffee gab, oder den armen Leuten Sachen aufdrängte, die sie oftmals gar nicht brauchen konnten.

Diese würdige Dame trug ein altes, verschossenes, hochgelbes Seidenkleid und hatte auf zwei mächtigen falschen Locken eine große Blondenhaube mit verknitterten Blumen; dabei war es komisch anzusehen, als sie in diesem prachtvollen Anzuge Kaffee und Zucker wog und Butter und Seife auf blaues schmutziges Papier strich.

In der Wiegkammer klapperten die Spulen, klirrte die Wage, fistelte der Herr Braun und dazwischen rumorte der Herr Block mehr, als nothwendig schien, und der Prinzipal annoncirte seiner Schwester die unglücklichen Schlachtopfer, welche aus dem Regen in die Traufe kamen.

„Die Frau Müller," schallt es in den Laden herüber, „hat gut drei Thaler," und so angekündigt, erschien die Weberfrau vor der Fräulein Pfeffer. „Nehme Sie sich einen Stuhl," sagt dieselbe herablassend und kritzelt in ihr Buch. „Sie hat zwei Thaler gut geschrieben, was wünscht Sie, liebe Frau?"

Die Frau Müller zieht ein Papier heraus und legt es auf den Tisch; da sind verzeichnet: Kaffee und Zucker, Salz und Pfeffer, Baumöl und Brennöl, wollener Stoff zu einem Unterrock, wollenes Garn zu Strümpfen für den Mann und baumwollenes Zeug zu

Hemden für die Kinder. Das Ganze macht einen Thaler und vierundzwanzig Silbergroſchen.

„Was legen wir hinzu für die ſechs Silbergroſchen, die noch fehlen?“ ſagt Fräulein Pfeffer; „ißt Sie gerne Stockfiſch, ein ſehr geſundes Eſſen, und weiſt Sie was, thue Sie Ihrem Manne etwas zu gut und nehme ein Pfund Tabak zu zwei Silbergroſchen.“

„Aber mein Mann raucht nicht,“ ſagt die Frau; „den Stockfiſch würde ich ſchon nehmen.“

„Stockfiſch macht zwei Silbergroſchen,“ entgegnete die Schweſter des Prinzipals, „dazu legen wir zwei Ellen Band, um Ihre Sonntagshaube aufzuputzen, macht fünf Silbergroſchen, und“ ſetzt ſie mit einem Lächeln hinzu, das gutmüthig ausſehen ſoll, „wenn man ſo weit gegangen iſt, kann man ſchon ein Schnäpschen trinken und eine Brezel eſſen, macht zuſammen ſechs Silbergroſchen. Ein Thaler vierundzwanzig und ſechs macht zwei Thaler.“ Wie der Blitz ſind die zwei Ellen verſchoſſenes, für die Frau ganz unbrauchbares Band abgeſchnitten, der Kümmel, der ſich in einer Flaſche befindet, welche ſo voll mit Fliegen iſt, als habe man einen Fliegen-Liqueur zubereiten wollen, iſt eingeſchenkt, eine harte Brezel daneben gelegt und die arme Frau muß es hinnehmen. Der Schnaps verderbt ihr den Magen und, zu Hauſe angekommen, duldet ſie ſehr von einer unglücklichen Familienſcene, denn der Meiſter Müller kann bei ſeiner ſitzenden Lebensweiſe keinen Stockfiſch vertragen und tobt mit vollem Recht, als er die zwei Ellen Band bemerkt, die höchſt unnöthig ſind und drei Silbergroſchen gekoſtet haben.

Wie aber oft ſchon hier in der Welt Vergeltung für Gutes und Böſes den betreffenden Thaten auf dem Fuße folgt, werden wir zu unſerer beſonderen Genugthuung auf der Wiegkammer des Herrn Pfeffer zu ſehen Gelegenheit haben. Herr Block flüſterte dem Herrn Braun einige Worte zu und dieſer meldete dem Prinzipal, der Färber Brand ſei draußen. „Was will der Kerl?“ fragt der Prinzipal, „ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen.“

„Aber ich mit Ihnen," ſagt eine tiefe Stimme, und ohne die Erlaubniß abzuwarten, tritt der Angemeldete in's Gemach. Der Meiſter Brand iſt eine große, kräftige Geſtalt, nichts als Muskeln und Sehnen, welche ein außerordentlich ſtarkes und kräftiges Knochengebäude zuſammenhalten, eine Geſtalt, wie ſie ſich für einen Färbermeiſter paßt. Das Geſicht hat einen braunen Anſtrich, die Merkmale der friſchen Luft und des Waſſers, in welch' beiden Elementen ſich der Meiſter den Tag über bewegt, doch zeigt die Naſe eine verdächtige Röthe, welche deutlich beweist, daß der Färber das letztere Element nur äußerlich, und daß er zur innern Erwärmung und Auffriſchung andere Mittel anwendet. Seine Hände, die unverhältnißmäßig groß und lang ſind, ſpielen in verſchiedenen Farben, doch iſt violett und ſchwarz vorherrſchend. Er hat bei ſeinem Eintreten die Mütze mit ſichtlichem Widerſtreben abgenommen und drückt ſie in der Hand zuſammen.

„Was will Er?" fährt ihn der Prinzipal an; „wir ſind geſchiedene Leute, gehe Er mir aus den Augen, denn mir läuft die Galle über, wenn ich an die ſchöne Partie Schwarz denke, die Er, Meiſter Brand, durch Seinen ewigen Brand mir verbrannt." Es zuckt bei dieſen Worten eine kaum merkliche Heiterkeit über einen gelungenen Witz über das Geſicht des Prinzipals und der Herr Block und der Herr Braun lachen pflichtſchuldigſt.

Der Färber ſchien aber nicht geneigt, dieſen Spaß ſo ruhig hinzunehmen, obgleich er ebenfalls ein klein wenig lachte. „Das ſind," ſagt er mit ſeiner tiefen rauhen Stimme, „abgemachte Sachen und davon ſpricht man nicht weiter, die Seide war verbrannt, ſo haben Sie nämlich vor dem Fabrikgericht ausgeſagt, obgleich der Meiſter Steffens eine Waare davon geliefert hat, eine Waare, nun die nicht ſchlechter iſt, als Ihre übrigen. Dabei haben Sie aber vergeſſen, daß ich den Auftrag hatte, die Waare ſchwerer zu färben, als es eigentlich möglich war, weßhalb die Seide verderben mußte, was ich Ihnen auch im Voraus geſagt."

„Und was wollt Ihr eigentlich?“ entgegnete Herr Pfeffer, „wir sind im Reinen, das Gericht hat Euch den Abzug für die verbrannte Seide zuerkannt. Ihr habt ihn bezahlt und damit Punktum.“

„Noch lange nicht Punktum,“ versetzte der Färber ruhig, „es hat sich in der Abrechnung ein kleiner Fehler ergeben, das haben mein Advokat und ich herausgebracht und hier ist der Nachweis darüber. Er legte ein Papier auf den Comptoirtisch und der Chef des Hauses, während er es entfaltete, sagte gereizt: „das ist unmöglich, ich irre mich nie.“

„Zu Ihrem Nachtheil, ganz richtig, das kommt wohl selten vor, aber zum Nachtheil der armen Leute, die für Sie arbeiten, zuweilen.“

„Was, Ihr wollt mir auf meiner Wiegkammer Injurien sagen?“ entgegnete der Prinzipal, „Herr Block, Herr Braun, Sie sind Zeugen.“

„Ja,“ entgegnete der Färber lachend, „dies Papier zeugt auch und wenn es Ihnen lieber ist, so kann ich es auch beim Fabrikgericht vorzeigen.“

Der Herr Pfeffer hielt das Papier in zitternder Hand und las es heftig durch, der Zorn stieg ihm blau und roth in's Gesicht, dann sprang er an's Hauptbuch und jagte die Pagina herum, daß Staub und die eingelegten Blätter von seinem Papier in die Höhe wirbelten; dann rechnete er emsig, zerstieß ein paar Federn, notirte aus dem Buch und verglich die Zahlen alsdann mit der Abrechnung des Färbers, wurde ganz blaß, als er zum Endresultat kam und schnappte mühsam nach Athem. Der Färber hatte dieser Scene lächelnd zugesehen, einen Stuhl an den Tisch gezogen, und sich ruhig niedergesetzt.

„Wer hat,“ fragte jetzt der Chef des Hauses, und die Wuth erstickte fast seine Stimme, „wer hat jene Abrechnung für das Fabrikgeschäft ausgezogen? Herr Braun, ich will nicht hoffen?“

„Herr Prinzipal,“ entgegnete der dünne Mann schüchtern, „ich

war, wie Sie wissen, damals einige Tage unwohl und, wie ich glaube, hat der Herr Block — —"

„Der Herr Block also?"

Dieser junge Mensch hatte dem Auftritt mit großer Seelenruhe zugesehen und entgegnete kaltblütig: „allerdings habe ich den Auszug gemacht und ihn dem Herrn Prinzipal zur Unterschrift vorgelegt, doch stand ja ausdrücklich darunter: Irrthum vorbehalten."

„Herr Block also," sagte der Prinzipal majestätisch und groß und schlug das Hauptbuch zu, daß es krachte, Herr Block, Sie sind aus meinen Diensten entlassen, gehen Sie nach Haus, ich werde mit Ihrem Vater über Sie sprechen."

Herr Block sah den Prinzipal einige Augenblicke ruhig an und es schien, als habe der Abschied keinen großen Eindruck auf ihn gemacht. Lachend sagte ihm der Färber: „es thut mir leid, Herr Block, aber machen Sie sich nichts daraus, Sie finden überall eine solche Stelle, wie gesagt, machen Sie sich nichts daraus." Der Lehrling schien diesen guten Rath auch vollkommen zu befolgen, er nahm seine Mütze von der Wand, klopfte den Staub heraus, und sagte, indem er gegen den Prinzipal eine Verbeugung machte: „Adieu, Herr Pfeffer, der Papa hat mir gesagt, als ich hierher kam, das sei ein Glück für mich, ich bekäme einen wohlwollenden freundlichen Prinzipal, könne was Rechtes hier lernen, und das habe ich auch so geglaubt, aber: Irrthum vorbehalten. Guten Morgen, Herr Pfeffer!" Damit ging er zur Thür hinaus.

„Und meine Abrechnung," sagte der Färber, „nicht wahr, wir können auch rechnen? ich bekomme demnach noch sechs Thaler."

Der Chef würdigte ihn keiner Antwort, wollte aber vollkommen ruhig scheinen, doch als er die Kasse aufschloß, klirrten die Schlüssel bedeutend in seiner Hand und er zählte die sechs Thaler zitternd auf den Tisch.

Ein boshaftes Lächeln überflog die Züge des Färbers, indem er sagte: „ei, wo denken Sie hin, Herr Pfeffer, ich bekomme freilich

sechs Thaler, aber wie es immer in Ihrem werthen Hause der Brauch war, ein Drittel in Baarem, zwei Drittel in Waaren. Ich kann es wahrhaftig nicht unterlassen, der Fräulein Pfeffer einen Abschiedsbesuch zu machen."

Das war zu viel für den Prinzipal, er sprang von seinem Stuhl auf und wollte bitzig werden; aus dem Sprachrohr zischelte es: „laß mir diesen Kerl um Gotteswillen nicht in den Laden," und der Herr Pfeffer hatte darauf allerhand Entwürfe. Doch was war zu thun? als Fabrikherr auftreten in Würde und Hoheit, das machte keinen Eindruck auf den Färber, nach der Polizei schicken, das widerrieth die Fistelstimme des Herrn Braun, vor das Fabrikgericht gehen, war nicht thunlich, denn er hätte dort Unrecht bekommen und wäre von seinen Collegen ausgelacht worden, er hatte einmal den Contract mit seinen Arbeitern gemacht und was dem einen recht ist, ist dem andern billig. „Ich kann nichts thun," sagte er in die Sprachröhre, „gib dem Kerl, was er verlangt." Damit setzte er seine schwarze Sammtmütze auf und stürzte aus der Wiegkammer, indem er die Thür hinter sich zuwarf, ohne den Färber anzusehen.

Dieser schritt lachend in den Laden und hielt an der Thür Fräulein Pfeffer auf, die ebenfalls eben im Begriff war, zu entfliehen. „Ist das auch eine Art," sagte er, „wenn man sein Geld sauer verdient hat, daß man Umstände macht, einem die Waaren dafür zu geben?"

Was wollte die Ladensitzerin machen, es war die herbste Stunde ihres Lebens, aber sie mußte sich in Geduld fügen. Der Färbermeister theilte seine Einkäufe in sehr kleine Portionen, das Geschäft dauerte über eine halbe Stunde, auch bekritelte er die Waaren und wog die Sachen häufig selber nach, da ihm hie und da ein halbes Loth zu fehlen schien. Alsdann machte er seine Rechnung mit mehreren Gläsern Schnaps voll, zu welchem Zweck er aber den Fliegen-

liqueur verwarf, und dann ging er geistig erheitert und stolz über seinen Sieg von dannen.

Dieser Zustand war wohl schuld, daß er dem Herrn Braun in Gegenwart von ein paar Webern einige höchst unpassende Worte sagte und ihn ermahnte, doch ja zu bedenken, daß der Färber und der Weber eigentlich auch Menschen seien.

Herr Pfeffer kam an diesem Tage nicht mehr auf die Wiegkammer und Fräulein Pfeffer mußte sich heftiger Krämpfe halber zu Bett legen.

XXXV.

Veränderungen.

Auf unserer Wiegkammer kamen nun dergleichen Scenen nicht vor, denn Madame Stieglitz, die das Verderbliche jenes Systems, nach welchem der Arbeiter seinen sauer verdienten Lohn an Waaren empfangen sollte, wohl einsah, hatte sich ein für allemal dagegen ausgesprochen und es durfte nie eingeführt werden. Doch war auch hier nicht alles, wie es hätte sein können. Der Herr Specht, der das ganze Fabrikgeschäft leitete, nahm nur solche Weber an, die von der Gnade durchdrungen waren, oder die wenigstens durch Gebet und Gesang dahin strebten, derselben nahe zu kommen; auch hatte ich wohl bemerkt, daß der Buchhalter nebenbei noch ein kleines Geschäft betrieb, das darin bestand, daß er den dringenden Geld-Verlegenheiten der Weber durch kleine Vorschüsse abhalf, wofür die Leute schwere Zinsen erlegen mußten. Natürlich betrieb er dies Geschäft nicht unter eigener Firma, sondern er gab den Bedürftigen eine Anweisung auf einen christlichen Freund, mit welchem

er in Verbindung stand', alsdann behielt er die Leute in der Hand und machte ihnen an ihrem Wochenlohn so lange Abzüge, bis die Schuld an den christlichen Freund nebst Zinsen gedeckt war.

Seit jenem Abend, wo ich in der Betversammlung geistig verunglückt war, und nachdem der Buchhalter gesehen, daß ich mit keiner Silbe der Ereignisse jenes Abends gedacht, hatte er mich mit seinen Bekehrungs-Versuchen in Frieden gelassen. Mit Widerwillen dachte ich an das, was ich gesehen und erlebt, und dies, verbunden mit den sonnenklaren und herzlichen Worten meines trefflichen Freundes, des Doktor Burbus, zerriß den finsteren Schleier, welchen der Buchhalter über mein Herz und mein Gemüth geworfen, und welcher gedroht, mich langsam und verderblich zu umwickeln. Das einzige, was mir in der Erinnerung an jene Zeit schmerzlich und doch süß erschien, war das Andenken an meine Nichte Emma; die wilden Träume, die nächtlichen Schatten und grellen Bilder, die ihr Bild damals umgaben, war wie Herbstnebel vor der aufsteigenden Sonne, vor ihrem klaren Blick in die Tiefe hinabgesunken, aus der sie aufgestiegen, und rein verklärt stand das Bild des schönen Mädchens in meinem Innern.

Da ich dem Doktor nichts verschwieg, so machte ich ihn auch mit meinem Gefühle für meine Nichte bekannt, welches er Leidenschaft nannte, die sich vielleicht mit der Zeit zur Liebe abklären könnte. „Für jetzt aber, hochverehrter Kaufmann," sprach er in seiner derben und gesunden Manier, „für jetzt aber lassen Sie dergleichen Gedanken dahinten und schauen Sie vor sich auf den hohen steilen Berg, den Sie noch zu erklimmen haben, um einen Ort zu erreichen, wo Sie sich im Schatten einer arbeitsamen Vergangenheit Ihre Hütte bauen können." Der Doktor hatte gut reden, er hatte jene Höhe erreicht, und hatte sich seine Hütte erbaut, welche äußerst geschmackvoll und zierlich eingerichtet war. Diese Hütte bestand aus sechs Zimmern, in einer der besten Straßen der Stadt, und er bewohnte sie seit wenigen Tagen mit seiner Frau Sibylle, die jetzt

Frau Doktorin Burbus hieß. Man kann sich leicht denken, wie froh und glücklich unser Wiedersehen gewesen war; da wurden alle alte Erinnerungen aufgefrischt und nach stundenlangen Erzählungen und Fragen über die lebendigen Wesen der Mühle, nach vielen Grüßen von dem Vater und der Mutter, von Elsbeth, Franz und Caspar wurde der leblosen Gegenstände gedacht, die uns theuer waren, des rauschenden Mühlbachs, der kleinen Stube, die beständig zitterte, während ich schrieb, und des großen Bettes, in dem wir zusammen geschlafen; auch von der freundlichen Anne Lise wurde gesprochen; sie war ebenfalls verheirathet und der Kukuck hatte damals im Frühjahr den Beiden richtig prophezeit.

Meine Besuche theilte ich nun zwischen dem Hause des Doktors und dem meines Vetters, und Emma fand ich in Beiden, denn sie war eine vertraute Freundin der Doktorin geworden. Der Professor, der sich trotz der Ermahnungen des Doktor Burbus keine andere Bewegung machte, als die früher angegebene mit dem Zeigefinger und dem Zehen des rechten Fußes, fing schon seit einiger Zeit an zu kränkeln.

Obgleich Burbus alles Mögliche that, ihn wieder herzustellen, so war dennoch die Zeit gekommen, wo nach dem Ausdruck des Vetters der Tod als schwarze Linie das höchst unregelmäßige Dreieck schloß, aus dem jedes Menschen Leben besteht, und es der Ewigkeit überließ, den Gehalt, die wahre Größe desselben, der hier im Leben = x galt, näher zu bestimmen.

Der Professor starb ruhig, wie er gelebt, aber nicht so ruhig sollte es nach seinem Tode bleiben in dem freundlichen Hause auf der kleinen Anhöhe.

Als wir nach der Beerdigung im Hause des Doktors waren und über den traurigen Fall sprachen, ein Fall, der, wie man sich leicht denken kann, mich so erschüttert hatte, als sei ich zum zweitenmal eine Waise geworden, da schüttelte der Doktor mit dem Kopfe und sagte: „der armen Emma stehen harte Tage bevor, ich fürchte

was der alte Herr zurückläßt, wird ſich auf Null reduziren.“ Wie fielen dabei die Worte der Madame Stieglitz ein, und was ſie damals ſagte, als die Rede auf den Profeſſor kam: „mir ſollte es leid thun, wenn er genöthigt wäre, in ſeinen alten Tagen Haus und Garten zu verkaufen.“

Wenn er es auch ſelbſt nicht mehr erlebt hatte, von ſeinem lieblichen Beſitzthum zu ſcheiden, ſo traf dies Schickſal dagegen um ſo härter ſeine Frau und Tochter. Nach ſeinem Tode wurden die Siegel angelegt, es fanden ſich Schulden die Menge vor, aber kein Vermögen; Haus und Garten wurden verkauft und meiner armen Nichte blieb nichts übrig, als mit dem Wenigen, das ſie gerettet, eine Schweſter aufzuſuchen, die in einem andern Theil des Landes wohnte. Dagegen konnte ſich die Frau des Doktor Burbus nicht entſchließen, von Emma zu ſcheiden, und nach einer langen Unterredung, die er mit der Mutter hatte, entſchloß ſie ſich, ihr Kind für kurze Zeit zurückzulaſſen, doch ſagte ſie zu dem Doktor ernſt und feſt: „dieſe Anweſenheit in Ihrem Hauſe kann und ſoll nur als zeitweiliger Beſuch gelten und Emma ſoll ſich ſobald wie möglich nach einer ehrenhaften Beſchäftigung umſehen, die ſie in den Stand ſetzt, für ihr Fortkommen zu ſorgen.“

So ſtanden die Sachen, und mein Horizont ſchien ſich wieder finſter umziehen zu wollen; in unſerm Hauſe herrſchte ein düſteres, unerquickliches Leben, die Prinzipalin war durch den Pfarrer Sproßer und den Buchhalter Specht in die Mitte genommen worden, und dieſe beiden Herrn bemühten ſich, das Herz der Prinzipalin, das, obgleich gut, menſchlich dachte und fühlte, in ihrem Sinne mehr für die wahre Gnade empfänglich zu machen. Die gute alte Frau, welche früher ihr Morgen- und Abendgebet verrichtete, auch gern, wenn ſie das Bedürfniß hiezu fühlte, ein Kapitel in einem frommen Buche las oder ein Lied aus dem Geſangbuch, dieſe fleißige, thätige Frau, die in ihrem langen Leben Tauſende von armen Menſchen beglückt und unzählig viel Gutes ge-

than hatte, und mit ihrem Gewiſſen im Reinen war, wurde nun durch die unabläſſigen Bemühungen der beiden Begnadigten in ihrem Selbſtbewußtſein wankend gemacht. Der Pfarrer Sproßer ſagte unabläſſig, welch' große Sünder wir alleſammt vor dem Herrn ſeien, und ſtrafte mit harten Worten den Gedanken, als könne man ſelig werden und die Gnade eines zornigen Gottes erhalten durch ein Leben, das, wenn es auch nach den gewöhnlichen Begriffen gut und fromm ſei, ſich nicht zur eifrigſten Aufgabe gemacht habe, durch ein immerwährendes Beten und aufrichtige Zerknirſchung jener Gnade theilhaftig zu werden. „O, was iſt der Menſch," ſprach der Prieſter, „für ein hoffärtig und ſorglos Ding, glaubend, wenn er einem Armen gibt und keine ſchreienden Sünden begeht, er ſei geſichert vor dem Zorn des Höchſten. Wie erkennt man ſo ſchlecht ſeine eigene Sündhaftigkeit und Verworfenheit, ſonſt würde man ja Tag und Nacht im Staube darniederliegen und flehentlich bitten, damit die Gnade einziehe in die Finſterniß unſerer Herzen."

Auch das traurige Ereigniß mit dem Prinzipal und ſeinem Buchhalter, den Wahnſinn des erſteren und ſeinen Tod hatte man ſich klug zu Nutze gemacht, und, indem man es als Strafe des Höchſten bezeichnete, auf dieſe Weiſe das Herz der Madame Stieglitz erſchüttert.

Sie hatte in früheſter Jugend den ihr beſtimmten Verlobten, ihren ſpätern Gemahl, herzlich und aufopfernd geliebt, ſie hatte ſein Unglück tief bedauert und ihn ſorgſam gepflegt, wie es einer braven Gattin zukommt. Unter einer rauhen Hülle ſchlug bei ihr ein liebendes Herz; ihr Eheſtand war nicht glücklich geweſen, ſie hatte keine Kinder und hätte doch ſo gerne dieſe kleinen, innig verwandten Weſen gepflegt und aufgezogen; das Alles fühlte ſie jetzt doppelt; ihr Herz war traurig und bewegt, und dieſem traurigen und bewegten Herzen, das täglich und ſtündlich durch tauſend Kleinigkeiten an den unglücklichen Gefährten ihres Lebens bitter und ſchmerzvoll erinnert wurde, riß man die letzte Stütze weg, das Be-

BIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN LITERATUR
Hackländer, F.W.

3-598-51038-1
FNr. 20758 / 024

wußtſein, daß ſie recht und brav gehandelt, und gab ihr nichts dafür, als ſüßliches, trübes Schlammwaſſer widriger Heuchelei und beſchmutzte damit die Erinnerung an ein vergangenes tadelloſes Leben.

Was mich nun anbetraf, ſo mußte die Prinzipalin vielfache Klagen hören, daß ich nicht geneigt ſei, den Weg des wahren Heils zu wandeln; aber obgleich der Buchhalter Alles that, mich in ihrer Gunſt herabzudrücken, ſo gelang ihm dies nur halb. Wenn auch die gute Frau meinen innern Menſchen als verloren beklagte, ſo wollte ſie doch dafür dem äußern nichts abgehen laſſen und hatte mich, noch ehe meine Lehrzeit vorüber war, in den Genuß eines Salairs geſetzt, wie es ſonſt nur ältere Commis zu haben pflegten.

Unſerer Ladenjungfer dagegen war es ſchlimmer ergangen; nach jener Unterredung auf der Treppe, die ſie mit dem Buchhalter hatte, ſtieg ſie, wie ſchon bemerkt, auffallend in der Gnade deſſelben, wandelte auch ſo feſt und ſicher den Weg des Heils, daß ſie, wie ich aus guter Quelle erfuhr, begnadigt wurde, den Betverſammlungen beizuwohnen. Doch war dieſe Freude nicht von langer Dauer, bald kamen wieder neue Händel zwiſchen ihr und Herrn Specht vor, die oftmals des Abends ſo heftig wurden, daß ich in meinem Schlafzimmer das Weinen und Jammern der armen Perſon deutlich hörte; auch wurde ſie kränklich, ihr unſchönes, aber blühendes Geſicht verblaßte, und eines Morgens hatte ſie das Haus verlaſſen, ohne von mir Abſchied zu nehmen. Das that mir eigentlich weh, denn ich hatte ſie immer freundlich und aufmerkſam behandelt; doch ſah ich ſie zufälligerweiſe wenige Tage nachher, wo ich ſie gar nicht erwartet, ſie kam aus dem Hauſe des Doktors, als ich hineinging, und hatte trübe, verweinte Augen. „Leben Sie wohl,“ ſagte ſie ſchluchzend zu mir, „und denken Sie zuweilen an mich, der Doktor oben weiß um Alles.“ Damit reichte ſie mir die Hand, und ich habe ſie nicht mehr geſehen. Als ich darauf in das Studir-

und Empfangzimmer meines Freundes kam, siegelte er gerade ein Papier in ein Couvert und warf es in eine Schublade; auf meine Frage nach der Ladenjungfer sagte er mir: „Ich kann Ihnen, verehrteſter Fabrikant, weiter nichts sagen, als daß das Mädchen das Stieglitzſche Haus verlaſſen mußte; das Warum," ſetzte er bedeutungsvoll hinzu, „wird offenbar, nicht wenn die Todten auferſtehen, aber wenn einmal das Gericht, das auf keinen Fall ausbleibt, ſeinen Anfang nimmt."

XXXVI.

Emma.

So war nun eines Morgens der Verkaufstermin für das Haus meines Vetters, des verſtorbenen Profeſſors, angeſetzt, und ich that mir abſichtlich die Qual an, für einen Augenblick hin zu gehen. Rohes Volk füllte den Garten, die Gänge, Treppen und Zimmer, und die koſtbarſten und ſchönſten Geräthſchaften der verarmten Familie wurden ſchonungslos umhergeriſſen und von dem Haufen unter ſchlechten Witzen und gemeinen Bemerkungen taxirt und, um ſie wohlfeiler zu erhalten, in den Augen Aller heruntergeſetzt. Es half dem armen Joco nichts, daß er unzähligemal! „Filou" ſchrie oder „Mort de ma vie," er wurde als ein Individuum, welches der Maſſe durch tägliches Freſſen Koſten verurſache, zuerſt verſteigert. Es war eine Geſchichte, wie ſie Jeder ſchon erlebt oder zugeſehen hat: die Gegenſtände wurden ausgeboten, es hieß, „zum erſten, zum zweiten, und zum dritten Male," dann klappte der Hammer, der Eigenthümer wurde aufgeſchrieben und etwas Neues vorgenommen.

Die gute Emma wußte natürlich nicht, was in dieſen Tagen vor ſich ging, man verheimlichte es ihr, um ihrem Schmerz nicht neue Nahrung zu geben; im Uebrigen lebte ſie bei dem Doktor auf's Allerangenehmſte, doch hielt ſie mit demſelben häufige Conferenzen und bat ihn dringend, eingedenk des Wortes ihrer Mutter, für ſie bemüht zu ſein und eine Stelle aufzufinden, die ihr erlaube, für ſich ſelbſt ſorgen zu können. Der Doktor ſchob dieſe Entwürfe auf die lange Bank, wie er zu ſagen pflegte, und wollte nichts davon wiſſen, daß das liebe Mädchen ſein Haus verlaſſe. „Bleiben Sie bei meiner Frau," pflegte er zu ſagen; „Sie ſind hier gut aufgehoben, wir wollen Sie Beide nicht verlaſſen, wozu auch? ja, wenn ſich einmal etwas außerordentlich Annehmbares findet, ſo ſpricht man weiter davon; aber vorderhand bitte ich Euch, hochedles Burgfräulein," dieſen Beinamen hatte er ihr gegeben, „nicht weiter daran zu denken."

Aber Emma dachte wohl daran, obgleich ſie die Frau des Doktors innig liebte, obgleich ſie unter andern Verhältniſſen vielleicht Jahrelang zum Beſuch geblieben wäre: ſo ſchien ihr doch jetzt jeder Tag, an welchem ſie verſäumte, ſich nach einer dauernden, einträglichen Beſchäftigung umzuſehen, ein Unrecht, das ſie nicht nur an ſich, ſondern auch an ihrer Mutter begehe, welcher eine ſorgenfreie Exiſtenz für das Alter zu verſchaffen ihr glühendſter und ſüßeſter Wunſch war.

Eines Tages nahm mich Emma bei Seite, ſprach mir von ihrem Plan und der Nothwendigkeit, denſelben bald in's Werk zu ſetzen und forderte mich auf, ihr Beiſtand zu leiſten; doch hatte mir der Doktor für dieſen Fall ſchon ſeine Winke gegeben, weßhalb ich die Achſeln zuckte und verſicherte, es ſei gewiß äußerſt ſchwierig, ihr eine Stelle zu verſchaffen, ſie möge ſich beruhigen, es habe gar keine Eile, und was dergleichen Redensarten mehr waren. „Warum willſt du nicht," ſagte ich, „bei der Doktorin bleiben? ſie hat dich ſo gerne."

„Warum?“ entgegnete das Mädchen, „warum? weil ich nicht von der Gnade anderer Leute leben will, ſelbſt wenn dieſe Leute meine beſten Freunde ſind; warum biſt du nicht auf der Mühle geblieben?“ fragte ſie mich ernſt, „gewiß hätte man dich auch dort gerne ein paar Jahre behalten.“

Dagegen war nun freilich nichts einzuwenden, und doch konnte ich nicht in ihr Verlangen willigen: erſtens hatte es mir der Doktor ſtreng verboten, und zweitens war ich Egoiſt genug, für dieſen Fall keine Schritte zu thun, denn ich fürchtete, meine innig geliebte Nichte, meine gute Emma, aus der Stadt zu verlieren, wenigſtens aus dem Hauſe des Doktors.

Einige Zeit nach dieſem Vorfall — Emma ſchien uns nachgegeben zu haben und ſprach keine Silbe mehr von ihrem Projekte — wurde der Doktor nach langer Zeit wieder, und zwar durch ein Handſchreiben des Herrn Specht, in unſer Haus berufen. Dieſe Einladung war ihm um ſo überraſchender, als in unſerem Hauſe einer ſeiner Collegen, ein Mann, mit welchem er in keinem guten Einverſtändniß lebte, welcher aber dafür vollkommen tadellos und wohlgefällig vor den Augen des Herrn Sproßer und des Herrn Buchhalter Specht wandelte, ſeit längerer Zeit als Hausarzt praktizirte.

Die Prinzipalin befand ſich auf ihrem Zimmer, als der Doktor eintrat, ſie ſaß an ihrem Schreibtiſch, eine Brille auf der Naſe, und war beſchäftigt, verſchiedene Briefe durchzuleſen. Sie reichte dem Arzte die Hand, welcher ſich einen Stuhl nahm und auf die unbefangenſte Art von der Welt und als ſei er erſt geſtern dageweſen, ein Geſpräch einleitete. Wie Burbus mir ſpäter verſicherte, fand er die Frau ſehr gealtert, ja wenig mehr von der Energie und dem ſo angenehmen kräftigen Weſen, das ſie früher auszeichnete. Sie nahm die Brille ab, lehnte ſich in ihren Stuhl zurück und ſchien nicht ungern den geſunden und luſtigen Einfällen des Arztes zuzuhören. Zuweilen fuhr ein Lächeln über ihre ernſten Züge, und ſie nahm es gar nicht übel, als ihr der Doktor ziemlich

ironiſch zu verſtehen gab, daß er die gegründetſte Hoffnung habe, bald wieder ihr Hausarzt zu werden, indem er ſich die außerordentlichſte Mühe gebe, ſein vergangenes Leben vergeſſen zu machen und in irgend einen Betklubb als verloren gegangenes, aber reuiges Lamm aufgenommen zu werden.

Dem Doktor nahm eigentlich nie Jemand was übel, er hatte eine ſolch' gutmüthige Manier, ſeine beißenden Bemerkungen anzubringen, daß man ihm im Ernſte nicht zürnen konnte.

„Laſſen Sie Ihre Poſſen," ſagte endlich die Frau, ohne böſe zu ſein, „die Wege der Menſchen treffen ſich, laufen zuſammen und gehen auseinander."

„Ganz richtig," ſagte der Doktor, „wie auf dem Billard die Kugeln nach unſanftem Zuſammenſtoß."

„Ich habe Sie rufen laſſen, lieber Doktor," fuhr Madame Stieglitz fort, „nicht wegen einer ärztlichen Conſultation, ich befinde mich, Dank dem Höchſten, körperlich wohl, vielmehr wegen eines Geſchäftes, über welches ich mit Ihnen ſprechen möchte; leſen Sie dieſen Brief."

Der Doktor entfaltete ein Papier, welches ihm Madame Stieglitz gab, und rieb ſich, nachdem er einige Zeilen geleſen und die Unterſchrift geſehen, wiederholt die Augen, wie Jemand, der nicht glauben will und kann, was er ſieht. „O, das iſt zu ſtark," ſagte er nach einer Pauſe, „aber Sie wären nicht geneigt, darauf einzugehen, Madame Stieglitz."

„Warum nicht?" entgegnete die Prinzipalin, „ich kenne die Familie, die Leute haben Unglück gehabt, waren aber von achtbarem Charakter, und das Mädchen ſoll ſehr gebildet und wohlerzogen ſein, ſo ſagt wenigſtens mein Buchhalter, der Herr Specht."

„Ei ſo, der Herr Specht," lachte bitter und zornig der Doktor „der Herr Specht, den Gott —" verdammen ſoll, wollte der Doktor ſagen, verſchluckte aber das Wort und ſchüttelte mit dem Kopfe; „das geht nicht, Madame Stieglitz, das geht durchaus nicht."

„Und warum nicht, ist das Mädchen nicht zu empfehlen? ich habe Sie zu mir gebeten, lieber Herr Doktor, um einige Auskunft über ihren Charakter zu erhalten, sie wohnt seit dem Tode ihres Vaters bei Ihnen."

„Empfehlenswerth," sagte der Doktor; „o, was das anbelangt, da könnte sich jedes Dach glücklich preisen, unter welches dies reine und gute Geschöpf eingeht, sogar das Ihrige," setzte er ironisch hinzu; „sogar hier, wo des Glaubens hellstes Licht leuchtet, würde man keinen Flecken an ihr finden."

„So wäre ich also nicht abgeneigt," sagte Madame Stieglitz, „das Mädchen unter den besten Bedingungen anzunehmen."

„Doch wär' ich in der That sehr abgeneigt, das Mädchen aus meinem Hause zu lassen."

„Sie hat das vorausgesehen," entgegnete ruhig die Prinzipalin, „und hat mir auch noch privatim geschrieben — der erste Brief gilt dem Hause Stieglitz und Comp. — und gerade dieses zweite Schreiben, in welchem sie der gastlichen und liebenswürdigen Aufnahme gedenkt und zugleich den Wunsch, sich eine Existenz zu verschaffen, so kindlich schön, ja rührend motivirt, hat mich sehr für sie eingenommen; mir genügen Ihre Aussagen, mein lieber Herr Doktor, vollkommen, und ich werde der Mamsell Emma diese Stelle geben."

„Als Ladenjungfer," lachte der Doktor auf seine eigenthümliche Art, wenn er seinen Zorn unterdrücken wollte.

„Nicht so ganz," entgegnete die Frau; „sehen Sie, Herr Doktor, ich werde nachgerade alt und schwach; ich bin nicht mehr dieselbe, die ich noch vor einem halben Jahr war," sagte sie mit einem trüben Lächeln, „meine Augen lassen nach, ich sitze oft stundenlang einsam und allein, bin meinen Gedanken überlassen und möchte gern ein gutes Wesen um mich haben, das freundlich und liebevoll mit mir spricht, ein weibliches Wesen, das mich, die alte Frau, vielleicht versteht. Ich kann ja nicht immer die kost-

bare Zeit meines Seelenfreundes, des Herrn Sproßer, in Anſpruch nehmen."

Der Doktor ſah bei dieſen Worten die Frau ernſt an und antwortete mit ſchneidendem, gedehntem Tone: „meine verehrte Frau, Sie eröffnen dem armen, mittelloſen Mädchen eine Ausſicht, nach welcher viele andere begierig haſchen würden, aber vergeſſen Sie nicht, daß die Emma, obgleich gut erzogen, obgleich gebildet, — ihr Charakter iſt ohne Fehl und ihr Herz rein wie Gold, wir Aerzte verſtehen uns auf dergleichen, — daß die Emma wollt' ich ſagen, nicht mit jenen Tugenden begabt iſt, welche die meiſten Freunde Ihres Hauſes, Madame, auszeichnen; ſie iſt ein Weſen, dankbar und fromm, mit einem klugen offenen Verſtand, dem aber gänzlich die Fähigkeit mangelt — — der gewiſſen Gnade theilhaftig zu werden."

Es trat eine kleine Pauſe ein, Madame Stieglitz ſenkte den Kopf herab und antwortete erſt in einigen Augenblicken; „ich verſtehe den Vorwurf vollkommen," ſagte ſie, „der in Ihren Worten liegt, aber ich glaube und hoffe zu Gott, daß Sie mir und meinen Freunden Unrecht thun, ich wenigſtens bin keine Heuchlerin; ſollte ich einen unrechten Weg wandeln, ſo vergebe mir Gott, ich thue Alles ohne Nebengedanken nur zum Preis und zur Ehre des Höchſten." Sie erhob ſich in ihrer großen majeſtätiſchen Geſtalt und ein paar Thränen rollten ihre bleichen Wangen herab, ſie reichte dem Doktor die Hand, und dieſer, ſeltſam erſchüttert von der gehabten Unterredung, nahm ſeinen Hut und empfahl ſich mit einer ſtummen Verbeugung.

Ich ſah ihn die Treppen hinabſtürmen und erſchrak vor dem ernſten, ja zornigen Ausdruck; noch größer aber wurde mein Schreck, als er mich am Arm faßte und in's offenſtehende Speiſezimmer zog. Hier betrachtete er mich vom Kopf bis zu den Füßen und ſagte: „ei, ei, Sie ſauberer Zeiſig, heißt das einem Freunde Wort halten, habe ich Sie nicht gebeten, habe ich Ihnen nicht ausdrücklich

befohlen, ich, ein viel älterer Mensch, als Sie, der es gut mit Ihnen meint, habe ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollten der Emma bei ihrem tollen Gedanken, sich eine Stelle zu suchen, Ihre Hülfe versagen, und jetzt wollen Sie sie hier in's Haus schmuggeln als Ladenjungfer des Herrn Specht, als Mamsell Therese, zweite Auflage, Sie Ungeheuer; bei Ihrem nächsten Unwohlsein verordne ich Ihnen Blausäure, daß die Welt von einem so schädlichen Insekt befreit wird."

Ich stand sprachlos da mit offenem Munde; und als er mich endlich zu Wort kommen ließ, versicherte ich ihm hoch und theuer, ich wüßte von der ganzen Geschichte nichts und gab dem erzürnten Doktor mein Ehrenwort, daß ich der Emma meine Hülfe, wie er es mir eingeschärft, rund abgeschlagen habe.

Der Doktor glaubte mir, denn ich hatte ihn nie belogen; er dachte einen Augenblick nach und sagte alsdann heftig: „so hat das verwünschte Mädchen die Aufforderung in der Zeitung gelesen, da ist bei ihrem festen Charakter kaum zu helfen." Er sprang zur Thür hinaus und rannte wie toll nach Hause.

Wie es der Doktor vorausgesagt hatte, so war auch bei dem festen Charakter meiner Nichte Emma nicht daran zu denken, daß sie einen einmal gefaßten Beschluß ohne gewichtige Gründe wieder aufgeben würde, und gewichtige Gründe, warum sie eine Stelle in einem achtbaren Hause, wie das der Firma Stieglitz und Comp. nicht annehmen sollte, sah weder die Doktorin noch ich. Ich konnte doch unmöglich vor dem jungen Mädchen mit einer Schilderung des Charakters unseres Buchhalters herausrücken, ich konnte doch ebensowenig von jener Bet-Versammlung erzählen, der ich die Ehre gehabt hatte, einmal beizuwohnen.

Der Doktor dagegen schien unentschlossen, ob er seiner Schutzbefohlenen Einiges mittheilen solle, was er von dem Buchhalter zu wissen schien; er ging lange mit sich darüber zu Rathe und hatte mit ihr über diesen Gegenstand eine ernste Unterredung. „Was

ſoll ich thun?" ſagte er, „gegen den achtbaren Charakter der Prinzipalin iſt nichts zu ſagen, wenn es mir auch gelänge, den Buchhalter in die Luft zu ſprengen, und es iſt die Frage, ob mir das gelingt, denn dieſe Starken im Glauben halten zuſammen wie die Ketten, ſo haben wir doch nichts dabei gewonnen. Sie reißt er mit ſich, wie ich Ihnen ſchon an jenem Abend ſagte, indem er Ihnen beweist, daß Sie einen höchſt unmoraliſchen Lebenswandel geführt haben. Laſſen wir jetzt der Sache ihren Lauf und behalten wir die Augen offen; es iſt manches faul im Staate Dänemark," ſetzte er hinzu, „gehen Sie Ihren geraden Weg, laſſen Sie mir alle Liebeleien und verlangen Sie meinen Rath, wenn Ihnen was Verdächtiges begegnet."

So war es denn in kurzer Zeit entſchieden, daß Emma in unſer Haus kommen ſollte. Der Buchhalter zeigte es mir mit der gleichgültigſten Miene von der Welt an und die einzige Aufmerkſamkeit, die er der neu Angekommenen bewies, war, daß er ihr ſein Schlafzimmer mit dem bewußten Ofen abtrat und ſich dafür in das meinige einquartirte. Ich kam auf die andere Seite von dem Zimmer meiner Nichte, wo früher Mamſell Thereſe gewohnt, welches Gemach der Herr Specht nicht zu beziehen wünſchte.

Mir war es Anfangs ein unverkennbares Vergnügen, ſo geſtand ich mir ſchüchtern in meinen ſtillſten Stunden, mit Emma unter einem Dache zu wohnen, ſie bei Tiſche zu ſehen und im Stande zu ſein, ihr hie und da kleine Dienſte zu leiſten.

Wir hatten einen neuen Lehrling angenommen: ich ſage wir, denn auch mir wurde bei ſolch' großen Veranlaſſungen jetzt eine berathende Stimme eingeräumt. Dieſer neue Lehrling, mein Nachfolger, war jener würdige Herr Block, den wir auf der Wiegkammer des Herrn Pfeffer kennen gelernt haben. Er wurde meiſtens im Laden beſchäftigt, und da auch der Herr Specht ſeit längerer Zeit ſich dieſem Geſchäft faſt ausſchließlich gewidmet hatte, ſo gab es hier für eine dritte Perſon nicht viel zu thun, weßhalb auch Emma

nicht viel dort war; gewöhnlich befand ſie ſich in dem Zimmer der Prinzipalin, nähte und ſtrickte bei ihr, oder las ihr vor. Ich weiß nicht wie es kam, aber das Mädchen hatte bald eine Herrſchaft über das ganze Haus und Jeder nahm ſich ſorgfältiger als ſonſt in Acht, von der Prinzipalin einen ernſten Blick zu erhalten, namentlich wenn Emma in der Nähe war.

Auf die Erziehung des einigermaßen nachläſſigen Herrn Block hatte ſie einen großen Einfluß und ein mißbilligendes Wort genügte, ihn für Wochen lang beſonnen zu machen.

Unſer Beiſammenleben, ich meine das zwiſchen mir und meiner Nichte, war freundlich und herzlich; doch merkte ich an Kleinigkeiten, die aber für mich bedeutend waren, daß ich, ſeit ſie im Hauſe war, weniger als Vetter, wie als College von ihr angeſehen wurde und das machte mir viel betrübte Stunden. Das Mädchen hatte mich früher ſo gern gehabt, wir ſtanden in einem Verhältniß zuſammen, deſſen Art, das fühlte ich deutlich, uns Beide vollkommen beruhigte; ſie liebte mich, ich liebte ſie, doch hätten wir uns Beide geſchämt, uns das einzugeſtehen, aber eben dieſes ſelige Bewußtſein brachte in unſer Leben eine ſchöne ſanfte Harmonie, die nie von Erklärungen und Aufwallungen getrübt wurde: jetzt aber fühlte ich ganz anders. War es mir früher einmal vergönnt geweſen, ihre Hand zu erfaſſen oder hatten ſich beim Abſchied oder Wiederſehen unſere Lippen gefunden, ſo nahm ich dieſes Glück als eine ſüße Gabe hin, und wartete geduldig, wohl mit Sehnſucht, aber ohne es eifrig herbeizuführen, bis ſich das wiederholen würde. Seit ſie mir aber hier im Hauſe einmal ihre Hand entzog, als ich ſie ihr leicht gedrückt, ohne einen Gegendruck zu fühlen und als ſie mir dabei geſagt, nicht ohne einige Bewegung: „die Zeiten ſind jetzt vorbei," da war ich eifriger als je erpicht, ihre Hand zu berühren, wo es nur immer möglich war, und obgleich ich wohl begriff, daß ich das arme Mädchen dadurch vor den ſcharfen Blicken des Herrn Specht in manche Verlegenheit brachte, ſo konnte ich es doch nicht laſſen, und das

ging so weit, daß Emma einen Augenblick wahrnehmend, wo wir allein waren, mir freilich nicht ohne Thränen, aber ruhig und besonnen unsere beiderseitige Lage schilderte. Wenn ich auch fühlte, daß sie vollkommen Recht hatte, so konnte und wollte mein schwer verletztes Gemüth ihrem Grundsatz, fleißig zu arbeiten und alles andere Gott zu überlassen, der gewiß unser Schicksal zum Besten lenken würde, nicht beistimmen. Gut, dachte ich, sie opfert dich auf, sie will sich bei der Prinzipalin in Gunst setzen, indem sie das frühere Verhältniß mit dir abreißt — mir auch recht. Ich lachte laut auf, sie wollte mir die Hand reichen, und als ich sie nicht annahm, faltete sie ihre Hände auf die Brust, und sagte unter Thränen: „Du verstehst mich nicht, und thust mir, weiß Gott im Himmel, bitteres Unrecht;" ich machte ihr eine Verbeugung, wünschte der „Fräulein" Emma einen guten Morgen und ging auf mein Zimmer. Noch auf der ersten Treppe sprach es in mir, du hast eine große Heldenthat begangen, aber schon auf der zweiten wurde ich weicher, und als ich in meinem Zimmer angekommen war, warf ich mich heftig weinend auf einen Stuhl und hielt mich für den unglückseligsten aller Menschen. Tausend Gedanken durchkreuzten mein Gehirn, und wenn mir auch meine Vernunft auf Augenblicke zuredete, das Mädchen habe vollkommen Recht, was würde die Prinzipalin zu einer solchen Liebelei in ihrem Hause sagen, so sprach dagegen mein Stolz und meine jugendliche Heftigkeit ganz anders und ich beschloß, Emma als eine gänzlich Fremde anzusehen und war in meinem Innern fest überzeugt, daß sie ein kleines herzloses Ungeheuer sei.

Da ich mit meinen verweinten Augen mich nicht konnte im Comptoir sehen lassen, und auch wünschte, mein Urtheil einer Appellation zu unterwerfen, indem ich doch noch hoffte, eine höhere Instanz werde es umwerfen und mir das Herz des Mädchens in einem für meine Eitelkeit angenehmen Licht zeigen, so nahm ich

meinen Hut und beſchloß, den Doktor Burbus aufzuſuchen und ihm den Fall vorzutragen.

Ich traf den Doktor zu Hauſe, er kam eben von ſeinen Kranken und ließ mich meine Erzählung beginnen; ich war wirklich die Offenheit ſelber und wunderte mich nachher darüber, ich ſprach ihm von meiner Neigung zu meiner kleinen Nichte und erklärte mich mit dem Reſultate derſelben bis zum Eintritt der Emma in's Haus vollkommen zufrieden.

Hier unterbrach mich der Dokter und fragte: „und wie alt ſind Sie jetzt, hochverehrter Buchhalter?“

„Nächſtens werde ich zwanzig,“ entgegnete ich ihm und ſtreckte mich bedeutend in die Höhe.

„Alſo weiter.“

Dieſe Frage, ſo einfach ſie an und für ſich war, hatte mich einigermaßen aus dem Gleichgewicht gebracht, und ſo klar der erſte Theil meiner Erzählung war und, wie ich glaubte, ſo vollkommen geeignet, einen guten Eindruck zu machen, ſo verworren und unklar war der zweite Theil derſelben und ich bemerkte deutlich, wie in den Augen des Doktors zuweilen die Luſtigkeit aufblitzte; doch als ich geendet, war er ſichtlich ernſt und ſagte nach einer Pauſe: „für Ihre Offenheit danke ich, ſie iſt gegen Ihren alten Freund lobenswerth, aber Ihre ganze Geſchichte iſt faul und überſpannt von Anfang bis zu Ende. Das Mädchen hat Ihnen zuweilen die Hand gegeben, hat Sie, ihren Vetter, hie und da geküßt, und was ſoll das weiter heißen? daß die Emma dabei nie etwas gedacht hat, iſt ſo klar wie der Tag, und jetzt kommen Sie her und bilden ſich ein, das Mädchen ſei in Sie verliebt, und darauf bauend, gehen Sie luſtigerweiſe immer weiter und machen die hoffnungsvollſten Anſtalten, das arme Kind in dem Hauſe, wo ſie ihr Brod verdienen muß, zu compromittiren — ah, das muß ich mir ausbitten und wenn ich die Emma ſehe, werde ich ihr ſagen, daß ſie vollkommen Recht gehabt hat. Lieber, theuerſter Freund, wehe will ich Ihnen wahr-

haftig nicht thun, aber jede Arznei iſt bitter, auch werden Sie es mir danken, wenn ich jetzt, da es noch möglich iſt, Ihr Herzweh mit einigen bittern Tropfen curire, um nicht in den Fall zu kommen, ein ſpäteres heftiges Delirium ebenfalls heftig und höchſt unangenehm beſeitigen zu müſſen. Sie ſind noch ſehr jung, Sie haben, ich muß es geſtehen, etwas gelernt und können in jedem guten Hauſe eine Anſtellung finden; das Stieglitz'ſche Haus iſt demnächſt zu klein für Sie, Sie ſollen in die Welt hinaus, ich habe Ihrem Vormund ſchon darüber geſchrieben, Sie müſſen das Leben kennen lernen. Friſch aufgeſchaut, den Kopf in die Höhe, in fünf bis ſechs Jahren ſprechen wir über dieſen Punkt weiter."

Ich antwortete kein Wort und ging träumend nach Hauſe, der Doktor hatte Recht und Unrecht, ſo dachte ich mir. Daß Emma nie etwas für mich gefühlt habe, als verwandtſchaftliche Zuneigung, das wußte ich beſſer, daß ſie ſich gänzlich geändert, fühlte ich deutlich und fühlte es mit tiefem Schmerz. Ich ſollte zuerſt das Leben kennen lernen, hatte der Doktor geſagt, und ich hatte ihn, aber ſehr falſch verſtanden; was kannte ich auch vom Leben? mein bisheriges war eingetheilt in den Geſchäften zu Hauſe, in Beſuchen bei meinem Vetter und dem Doktor, ach, die beiden letzten Orte waren ja bis jetzt meine ganze Welt geweſen; das hatte ſich geändert und auch ich beſchloß mich zu ändern und ein anderes Leben anzufangen, wie der Leſer im nächſten Kapitel erfahren wird.

XXXVII.

Der Flegeljahre zweite und vermehrte Auflage.

Wenn man die kleinen lieben Kinder anſieht, die zierlichen Geſchöpfchen, Miniaturausgabe des Vaters und der Mutter, im Kleinen

ſchon begabt mit deren Tugenden und Fehler, ſo unterſcheidet man augenblicklich in den Spielen und Unterhaltungen den Knaben vom Mädchen. Sind auch die Röckchen gleich lang, ſind die blonden Haare gleich geringelt und gekämmt; das ſtärkere Geſchlecht macht ſich ſchon in den erſten Jahren bemerkbar. Der Knabe zerſtört und verdirbt, wo das Mädchen ſammelt und aufbaut. Er regiert den Hammer, zerſchlägt Fenſter und Blumenſtöcke, haſcht nach einem Meſſer, um in die Tiſche zu ſchneiden, ſie dagegen putzt die Fenſter mit ihrem Schürzchen, pflanzt das Ballbouquet der Mama in den Sand des Spucknapfes und wenn ſie einmal ein Meſſer oder eine Scheere in die Hand nimmt, geſchieht es vielleicht nur in der Abſicht, um aus der beſten Schürze der Mama ein Gewand für die Puppe zu ſchneiden. Das geht nun ſo fort und je ſanfter das Mädchen beim Heranwachſen wird, deſto unartiger und trotziger wird der Knabe; er weiß wie der Hahn kräht und wie der Ochs brüllt; als Pferd zerrutſcht er ſeine Hoſen auf dem Knie und ſtößt ſich Splitter in die Hände; als Wolf ſtreckt er die Zunge heraus und als Papa zerdrückt er deſſen Hut, zerſchlägt ſeine Pfeifen und zerſtößt ſeine Cigarren.

Dieſe Unarten und kleinen Flegeleien in den erſten Lebensjahren mit jener zierlichen Unbeholfenheit gepaart, die man liebenswürdig finden kann, bringen die eigenen Eltern ſelten in Zorn, man tröſtet ſich, indem man denkt, dieſe Zeit geht vorüber und der Kleine wird endlich einmal verſtändig werden. Aber der Kleine wird nicht verſtändig; endlich geht er mit ſeiner Schweſter in die Spielſchule, beide in einem reinlichen Röckchen und weißer Schürze, auch kommt das Mädchen ebenſo wieder nach Haus, der Bube aber beſchmutzt und zerzaust; Nachbars Fritz hat ihm die Mütze in den Koth geworfen und die Schürze beſchmutzt; daß er aber Nachbars Fritzen die Schiefertafel zerbrach, geſteht der kleine Schlingel nicht.

Jetzt kommt die Zeit, wo die Freunde und Freundinnen des Hauſes von den Unarten des Sprößlings außerordentlich geplagt

werde, ebenso die alte Tante, die ihn erzogen, und natürlicherweise verhätschelt, sie ist eigentlich die Quelle aller Unarten, wenigstens der großartigen Entwickelung derselben; sie erlaubt ihm hie und da, wenn es Niemand sieht, mit dem Fliegenwedel ein Treibjagen auf die Katze anzustellen, auch zuweilen in's Hundehaus zu kriechen, und wenn sich der Vater über dergleichen Geschichten beklagt, so ist die alte Tante glückselig, den Neffen rein anziehen zu dürfen und versichert, es sei eine Freude, ihn im Hundehause bellen zu hören, der Caro mache es lange nicht so natürlich.

Der Bursche ist jetzt fünf Jahre alt und die Tante macht sich immer noch das Vergnügen, den verwöhnten Bengel einzuschläfern, indem sie ihm eine Stunde lang schöne Lieder vorsingt, auch versteckt sie beim Abendbrod etwas unter ihre Schürze, und das verspeist er, wenn sie zu Bette geht, schlaftrunken, aber mit einem ungeheuren Heißhunger. Auf vernünftige Vorstellungen hierüber sagt die alte Tante: „ach, so ein kleines Kind und so eine lange Nacht!" und zum Dank für diese kleine Güte steht das kleine Kind in der langen Nacht einigemal auf und plagt die Tante mit Bedürfnissen, deren Natur ich mir nicht erlaube, hier auszusprechen.

Das Mädchen ist in dieser Zeit schon sehr gesetzt, kleidet ihre Puppen an, kocht für dieselben und gibt ihnen zu essen, man erfreut sich an ihrem stillen Wesen, und erfreut sich ebenso sehr an der Ausgelassenheit des Buben, denn dieselbe ist noch harmloser Natur, etwas Ursprüngliches und gutmüthig, wie die Gesellschaft, von der er seine Streiche erlernt; sein Körperchen und Gesicht wird lang und blaß, die alte Tante hat ihm seine langen blonden Haare abgeschnitten, dieselben sorgfältig in ein Papier gewickelt und zeigt sie ihm an Sonn- und Festtagen, wobei sie seufzend sagt: „siehst du, das sind die Haare von dem lieben kleinen Wilhelm, der ist aber längst nicht mehr da, und dafür haben wir jetzt einen langen Schlingel, der alle möglichen dummen Streiche macht." Das Herz der guten alten Tante nämlich hat sich jetzt zu dem zierlichen sechs-

jährigen Mädchen hingewendet, welches sanft und klug der guten Person mit ihren kleinen Kräften hilft, wo sie kann. Sie liest ihr in der Küche die Erbsen aus, sie kann das Licht putzen, sie weiß, wo das Gesangbuch und die Brille liegt und vergißt nie, mit ihrem Schürzchen die Gläser abzuwischen, ehe sie sie der Tante darreicht.

Der Stammhalter dagegen thut der Tante alles mögliche Herzeleid an, er setzt der Katze und dem Jagdhund Schwanzklemmen auf, er trommelt wie ein Rasender im Haus umher, zerbricht alle Augenblick ein Glas und hat sich des größten Verbrechens dadurch schuldig gemacht, daß er eines Tags die Brillengläser der Tante entwendet, sie vorne und hinten in eine Holzröhre befestigt, wobei natürlicherweise eines zerbrach, und sich auf diese sinnreiche Art ein Fernrohr verfertigte. Dabei hat er erschrecklich viel musikalische Anlagen, und wenn er mit lauter krähender Stimme Lieder singt, so schlägt er den Takt hiezu mit der Feuerzange auf dem eisernen Ofenschirm wahrhaft markdurchdringend.

Sein Aussehen ist in diesem Zeitpunkte sehr unvortheilhaft, er hat vom Wachsen eine grüne kränkliche Gesichtsfarbe, ist faul, gefräßig, schläfrig und vorlaut, und der Vater zuckt die Achseln und sagt: „das ist einmal nicht anders, der Junge kommt in die Flegeljahre."

Da ein Gemüth vor dem andern früh oder spät reift, so ist auch der Eintritt dieser merkwürdigen Zeit, dieser moralischen Knabenkrankheit, äußerst unbestimmt, gewöhnlich aber entfaltet sich die zarte Blüthe der Flegelei in den Jahren zwischen zehn und sechszehn, äußert sich zuweilen still und schleichend, als Heuchelei und heimtückisches Wesen, oder wild und lärmend, eine Sturm- und Drangperiode, man könnte auch sagen, eine Sturm- und Trankperiode, denn der hoffnungsvolle deutsche Gymnasiast bereitet sich verstohlenerweise durch die ersten Anfänge der Trinkkunst auf's Seminar oder die Universität vor. In diesen eigentlichen Flegeljahren nun ist das männliche Individuum das unausstehlichste und zornerregendste Wesen in der ganzen Schöpfung; seine grenzenlose Faulheit, welche

jedoch bei diesem Seelenzustand nicht unumgänglich nothwendig ist, seine Sucht, dumme Streiche zu erfinden, oder auszuführen, ist unbeschreiblich, deßhalb ist auch der Lehrer das geplagteste Geschöpf der Christenheit und deßwegen ist es jammervoll, daß denselben ihre Bemühungen und ihr grenzenloser Aerger so schlecht bezahlt wird.

Es ist eigentlich für den Betreffenden eine selige, vergnügte Zeit, das erste Flegelthum, wir haben ja alle die angenehmsten Erinnerungen daran bewahrt: wie kostbar schmeckt der gestohlene Apfel wie ist selbst in der Erinnerung das heftige Erbrechen, das wir uns bei der ersten Pfeife Tabak geholt, von einem angenehmen Schimmer umgeben, wie wenig schmerzten die verbrannten Finger, als wir das Pulverhorn des Vaters geplündert und Sprühteufel gemacht, immer einer größer, als der andere, bis uns der letzte, der zu trocken war, in der Hand zerknallte.

Unzählig sind die Fensterscheiben, die wir aus Muthwillen oder Leichtsinn zerbrachen, und dann, welcher Schaden wurde angerichtet, wenn wir die Uebungen des Turnplatzes zu Haus fortsetzten, und als wir, um unsere Geschicklichkeit zu zeigen, mit der wir den ganzen Körper schwebend auf Einem Arm erhalten konnten, die Lampe auf das Thee-Service warfen, daß Alles zerbrach.

Auch die höheren und gefährlichen Aeußerungen des Flegelthums sind in der Erinnerung schön; wer verwechselte nicht Wirthshaus- und andere Schilde, wer riß nicht Klingelschnüre ab, wer warf keine Laternen ein und spannte in der Dunkelheit nicht Schnüre über die Straßen? Gewiß Niemand, der nicht später ein tüchtiger Staats-Beamter, oder sonst etwas Rechtes wurde.

Auch der Liebe zarte Blüthe treibt zuweilen, aber als schüchterne Spezies, die ersten Früchte; der junge Mensch erkiest sich eine gespielende Schwester zu seiner Auserwählten und um ihr zu gefallen, sucht er einen Ruhm darin, unter den Flegeln seiner Bekanntschaft der Flegelhafteste zu sein. Natürlich ist sie dem Starken, ist sie dem Rauser hold, und triumphirend kommt er mit einem blauen Auge

mit einer dick aufgelaufenen Nase nach Hause; auch liebt sie die Blumen, und des Vaters prachtvolle Rosen werden zu einem ungeheuren Blumenstrauß vereinigt. Die Tante wird achtungsvoller behandelt, denn er muß ihre Hülfe in Anspruch nehmen, er schwatzt ihr eine goldene Troddel ab, um sie der Geliebten in das Haar zu heften, er führt die Auserkorene in ihr Zimmer und bittet sie, die Fetzen ihres Kleides, die beim Umherspringen im Garten an einem Dornenbusch hängen blieben, wieder zu einem zierlichen Ganzen zu vereinigen. Liebesbriefe werden ebenfalls geschrieben, doch hat der Vater diese Federübungen entdeckt und handgreiflich und strenge bestraft, sie unterbleiben deßhalb nach diesem ersten Versuch, auch ist die Geliebte untreu geworden, denn sie hat mit dem Sohne des Nachbars und dessen Familie eine Landpartie gemacht.

Demgemäß aber ist das Herz des jungen Flegels zerrissen von Lieb' und Eifersucht, es tobt noch einmal ganz gewaltig, bekommt zur Strafe seiner Unarten zu Hause häufig nichts zu essen, das Taschengeld, welches ihm der Vater entzieht, wird ihm aber durch der Tante wiedererwachte Zärtlichkeit doppelt ersetzt. Er trinkt sehr viel Bier, geräth in kleine Schulden und lernt einsehen, daß er ein anderes Leben anfangen muß. Er hat ausgetobt und ausgegohren und der Wein seines Lebens, bis jetzt eine trübe unerquickliche Masse, beginnt sich zu einem klaren Getränke abzusetzen.

Wie der geneigte Leser durch meine offenherzigen Bekenntnisse erfahren, so hatte ich meine ersten Flegeljahre in dem Reißmehl'schen Hause nach allen Dimensionen durchgemacht, und der Theil lag hinter mir. Doch gibt es im Leben manches Menschen noch eine zweite Reihe von Flegeljahren, die, obgleich sie nicht mit so heftigen Erscheinungen, wie die ersten auftreten, doch verderblicher auf Seele und Leib wirken können. Um das Gleichniß vom Wein wieder aufzunehmen, gibt es eine Zeit im Jahr, wenn draußen in der Natur der Frühling erscheint, neues saftiges Grün ansetzt, Tausende von

Blumen emporsproſſen, wenn ein neuer kräftiger Lebenshauch dahin ſtrömt und durch die würzige Luft unbekannte mächtige Wonneſchauer erzittern: da regt es ſich in des Kellers Tiefen, der klare Wein wird trübe und gährt auf's Neue, doch iſt eine geſchickte Hand leicht im Stande, dieſe Wallungen zu beſiegen und dem edlen Stoff eine größere Klarheit zu geben, als er früher beſaß; eine ungeſchickte aber trübt den Wein mehr und mehr und es bedarf dann größerer Anſtrengung, um ihn wieder herzuſtellen.

Ich war in dem Fall, mich hatten die Wonneſchauer eines neuen Frühlings ergriffen, ich verſchmähte die geſchickte Hand eines Freundes, mein Wein trübte ſich ernſthaft und ich gerieth in die zweite Auflage der Flegeljahre, von der ich oben ſprach. Ich wollte mein Leben genießen und ſuchte zu dem Zweck luſtige Geſellſchaft auf, die ich bis jetzt ſorgfältig vermieden. Die Prinzipalin ließ mich zu der Zeit meine Freiſtunden zubringen, auf welche Art ich immer wollte, und dieſe meine Freiſtunden waren zahlreich. Um ſechs Uhr wurden Wiegkammer und Comptoir geſchloſſen, der Herr Block und Emma blieben im Laden und der Herr Specht legte mir kein Hinderniß in den Weg, zu gehen wohin ich wollte, ja es ſchien ihm ſogar lieber zu ſein, wenn ich ausging, als wenn ich ihn mit meiner Geſellſchaft erfreute. Um acht Uhr war gewöhnlich im Laden nichts mehr zu thun, und die Prinzipalin, Emma, der Buchhalter und Herr Block ſetzten ſich an einen großen runden Tiſch, an welchem ich früher nie gefehlt, und da wurde geleſen und geplaudert; anfänglich blieb mein Platz zwiſchen Emma und dem Buchhalter offen, doch als ich ihn allabendlich nicht benutzte, rückte der Buchhalter an meine Stelle, und obgleich ich äußerlich zufrieden und beruhigt nach gethaner Arbeit meinen Hut nahm und wegging, ſo gab es mir doch jedesmal einen Stich in's Herz, wenn ich bemerkte, daß Niemand auf mich Acht gab, und Emma mich nur zuweilen mit einem ernſten Blick anſchaute. Hätte ſie nur ein einzigesmal geſagt, ich ſolle dableiben, ich hätte es gewiß gethan, aber was

lag ihr an meiner Gesellschaft? außer dem Hause fand ich ja Menschen, die mir mehr zugethan waren, ich dachte hiebei nicht an den Doktor und an Sibylle, denn dorthin ging ich ebenfalls sehr wenig. Mein Freund Burbus that aber, als ob er das gar nicht bemerkte und sagte: „wenn Sie sich anderswo gut amüsiren, ist es mir lieb.“ Sibylle war die einzige, die zuweilen freundlich mit mir sprach und mir auch einmal sagte: „es ist Unrecht von dir, daß du die arme Emma unter den fremden Menschen so allein läßt und dich nicht um sie bekümmerst.“ Ich lachte dagegen laut auf und entgegnete der Doktorin, indem ich auf's Zierlichste meine hellen Glaçehandschuhe anzog: „was bekümmert sich die Emma um meine Gesellschaft, sie hat ja Madame Stieglitz, den Herrn Block und den Herrn Specht, lauter charmante Leute.“ Damit setzte ich meinen Hut recht unternehmend auf und verließ das Zimmer.

Wie in meinem Innern, so hatte ich mich auch in meinem Aeußern umgewandelt; ich war ein Elegant geworden, wie es die Gesellschaft von jungen Leuten, mit denen ich mich jetzt umhertrieb, verlangte. Dabei muß ich gestehen, daß ich gesucht wurde, es fehlte mir nicht an natürlichem Witz und Munterkeit, ich hatte mir leichtsinnige burschikose Reden angewöhnt, war ein flotter Tänzer geworden, und wenn ein Miethpferd nicht gar zu unbeugsam und eigensinnig war, so wurde ich vollkommen mit ihm fertig und konnte mir schon erlauben, des Sonntags Nachmittags bei den Fenstern derjenigen Damen vorbei zu galoppiren, mit welchen ich die Nacht vorher durchtanzt. Daß ich einen Hausschlüssel besaß, brauche ich wohl nicht zu sagen, daß ich aber bei den vielen Vergnügungen, denen ich nachlief, den Geschäften mit Eifer und Fleiß vorstand, glaube ich erwähnen zu dürfen, ich hatte das ganze Fabrikgeschäft in der Hand, und es war mir ein Vergnügen, den Buchhalter Herrn Specht, den ich gründlich haßte, hinauszudrängen. Mit den scheinheiligen Kreaturen, welche er auf die Wiegkammer eingeschwärzt, ging ich, wenn sie nicht auch in ihren Arbeiten und in ihrem Leben

brave Leute waren, unbarmherzig um und nahm andere auf, die nicht zur Gemeinde des Herrn Pfarrer Sproßer gehörten. Die Prinzipalin hätte mir dieſe Handlungsweiſe nicht ſo hingehen laſſen, wäre ich ihr im Fabrikgeſchäft nicht von ſo großem Nutzen geweſen, doch hatte mein praktiſcher Sinn daſſelbe vollkommen erfaßt und ein eigenes Talent der Farbenzuſammenſtellung und ein guter Geſchmack, der mir angeboren war, ſetzten mich in den Stand, neue Stoffe zu erfinden, wenigſtens neue Farbenmuſter anzugeben, die allgemeinen Beifall erhielten, weßhalb unſere Waaren außerordentlich geſucht und gut bezahlt wurden.

Man muß nicht glauben, das luſtige Leben, welches ich nun führte, ſei gerade ein außerordentlich ſündhaftes geweſen; ich machte es wie tauſend andere junge Leute, die einigermaßen Zeit und Geld hatten und Beides auf die für ſie angenehmſte Art verbrauchten. Zu unſeren abendlichen Zuſammenkünften ſuchten wir gerade nicht die erſten Gaſthöfe der Stadt auf, ſondern ein heimliches Plätzchen, wo es guten Wein gab, ward unbedingt vorgezogen; auch geſpielt wurde, ſo hoch es unſere Mittel erlaubten.

In einer andern Stadt, namentlich am Rhein, hätten wir höchſtens für luſtige, fidele Leute gegolten, hier aber in der fleißigen Fabrikſtadt unter den ernſten Kaufleuten und Fabrikanten, und beaufſichtigt von tauſend frommen Augen, denen viel geringere Ausſchweifungen ſchon als Todſünde erſchien, war unſere Geſellſchaft, zu deren Haupt ich mich allgemach heranbildete, außerordentlich verrufen und von den ſogenannten ordentlichen Leuten wurden wir geflohen und auf's Strengſte gemieden. Nicht als ob wir Spieler oder Trinker geweſen wären, oder als ob wir nur uns dieſen beiden Laſtern leidenſchaftlich ergeben, Gott bewahre! wir liebten nur den Spektakel, den wir dabei verführen konnten, und verſchmähten es namentlich nicht, auf dem Heimweg all' die tollen Streiche vorzunehmen, die uns in den erſten Flegeljahren ſo außerordentlich viel Vergnügen gemacht. Dabei aber hielten wir viel auf unſer

Aeußeres und verſäumten keinen Ball, keine Tanzunterhaltung und die guten Töchter ſtiller Familien, denen wir zu Haus als ſchrecklich verderbte Subjekte geſchildert waren, ſahen uns doch nicht ungern erſcheinen, denn ſie mußten ſich heimlich geſtehen, daß wir viel amüſanter ſeien, als die andere Geſellſchaft und viel beſſer tanzten.

Herr Specht, dem unſer nächtliches Schwärmen und unſere Streiche natürlich nicht fremd blieben, that alles Mögliche, um mich in den Augen der Prinzipalin herabzuſetzen, und ich wunderte mich oft, daß ihm ſeine Bemühungen lange Zeit fehl ſchlugen. Ich Verblendeter wußte ja nicht, daß am Richterſtuhl der Prinzipalin ein guter Schutzengel eifrig für mich ſprach, ein gutes liebes Weſen, deſſen reines Herz von der Madame Stieglitz wohl erkannt und hoch geſchätzt wurde. Emma wandte alle Ungewitter von mir ab, und obgleich ſie keinem Menſchen, weder dem Doktor, noch deſſen Frau, jemals ſagte, wie ſehr meine Aufführung ihr Herz verwunde, ſo lächelte ſie bei der Prinzipalin über meine kleinen Vergehen, wie ſie es nannte, und hielt den guten Glauben derſelben für mich aufrecht.

Ach! ich wußte das ja nicht und behandelte ihre Liebe, die ſie verſchwiegen im tiefſten Herzen für mich trug, mit einer freilich erzwungenen Geringſchätzung, ja mit Rohheit. So konnte ich ſpät in der Nacht nach Haus kommen und ſtatt mich ruhig zu Bette zu legen, in meinem Zimmer herumrumoren und luſtige Lieder ſingen. Letzteres that ich eigentlich dem Herrn Specht zu lieb, dachte aber dabei, es kann auch ihr nichts ſchaden, wenn ſie hört, wie luſtig du biſt, trotz der Kälte, mit der ſie dich behandelt.

Mir war es dagegen mit meiner Luſtigkeit nicht ſo ernſtlich gemeint und oft, wenn ich Morgens aufſtand, zerriß ein heftiger moraliſcher Katzenjammer mir das Herz, ich fühlte wohl, daß meine Aufführung, wenn ſie auch dem Geſchäfte keinen Schaden brachte, in einem ſo frommen Hauſe, wo der Herr Pfarrer Sproßer täglicher

Gast war, nicht zu lange geduldet werden konnte. Dem Familienleben in demselben war ich ohnedies schon fremd geworden, mein Platz an dem runden Tisch wurde nicht mehr offen gelassen und wenn ich zuweilen Miene machte, ihn wieder zu erobern, so stockte die Unterhaltung plötzlich; Emma sah ernst auf ihr Nähzeug und der Herr Specht schwieg in der salbungsvollsten Rede. Der Herr Block war der einzige, der treulich an mir hing, ich verschwieg ihm hie und da seine leichtsinnigen Streiche und hatte ihn zuletzt durch kräftige Ermahnungen so weit gebracht, daß dieselben seltener wurden und er zur Zufriedenheit arbeitete. Dieser vertraute mir eines Abends, daß ich mich vor den Umtrieben des Buchhalters in Acht nehmen solle. „Ich habe," sagte der schlaue Junge, „neulich eine Unterredung desselben mit der Prinzipalin behorcht und er hat schöne Dinge von Ihnen erzählt, von Ihren Nachtschwärmereien und, nehmen Sie es mir nicht übel, von Ihrem schlechten Umgang."

„So," sagte ich einigermaßen betroffen, „und was entgegnete Madame Stieglitz?"

„Ei nun, sie meinte, es sei ihr nicht lieb, daß Jemand aus ihrem Hause auswärts so schlecht prädicirt sei, und wenn sich das wirklich so verhalte, müsse man seiner Zeit eine Aenderung treffen."

„So, eine Aenderung?" entgegnete ich, und ich muß gestehen, daß der Gedanke, das Dach zu verlassen, unter welchem Emma lebte, mich in dem geheimsten innersten Winkel meines Herzens schmerzhaft berührte. „Aber," sagte ich, „was kann man mir eigentlich zur Last legen?"

Der Herr Block schwieg still und sah auf den Boden.

„Wenn Sie etwas wissen," fuhr ich fort, „so sagen Sie mir's frei heraus, ich werde Ihnen dankbar dafür sein und bin sehr verschwiegen."

Der junge Mensch fuhr schüchtern fort: „ich hörte also ferner, wie der Buchhalter sagte, Sie brächten das Geschäft in vollkom-

menen Mißcredit und dabei nannte er den Namen des Meisters Steffens."

„So, so," sagte ich bestürzt, „was zum Henker weiß der Buchhalter vom Meister Steffen."

Der Herr Block zuckte die Achsel, und ich versank in tiefes Nachsinnen; freilich mit dem Meister Steffen hatte es eine eigene Bewandtniß und wenn ich auch in der Geschichte unschuldig war, so war doch der Schein gegen mich. Dieser Meister Steffen nämlich war mir von einem lockern Zeisig meiner Gesellschaft als fleißiger und geschickter Mann empfohlen worden und man hatte mich dringend gebeten, ihn auf unserer Wiegkammer zu beschäftigen. Ich nahm ihn auch an, bereute es aber bald wieder, denn der Meister Steffen, obschon ein geschickter Weber, wenn er wollte, war eigentlich ein liederliches Subjekt und fast jeden Tag betrunken, dazu hatte ich obendrein erfahren, daß er der Vater einer sehr schönen aber äußerst leichtsinnigen Tochter sei, deren Ruf der schlechteste war, den ein Mädchen nur haben kann, und wenn der gute Buchhalter die Annahme des Vaters aus der Freundschaft gegen die Tochter herleitete, so war das allerdings für die Prinzipalin ein bedeutender Grund, mir ihre Gunst zu entziehen! Und Emma — — ich fühlte, daß bei dem Gedanken an sie eine flammende Röthe mein Gesicht bedeckte. „Schurke, infamer!" sagte ich; und ballte die Faust, die Cigarre, die ich gerade rauchte, fuhr in einen Winkel, ich sprang auf, dankte dem Herrn Block für seine Aufrichtigkeit und sagte: „ich weiß genug."

Der junge Mensch sah auf den Boden und entgegnete mir mit leiser Stimme: „ja, aber noch nicht Alles."

„Noch nicht Alles?" fragte ich erstaunt, „was zum Teufel kann denn noch Schlimmeres und Scheußlicheres über mich ausgesagt werden? so reden Sie doch!"

„Ferner meinte der Herr Specht," antwortete der Lehrling.

ſchüchtern, „Ihre großen Ausgaben ſeien eigentlich in keinem Verhältniß zu Ihren Einnahmen und — —“

Ich ſtand niedergedonnert und konnte kaum athmen, vor mir öffnete ſich ein Abgrund, ein Abgrund ſchrecklich finſter, an den ich bis jetzt noch nicht gedacht; obgleich mich mein Bewußtſein von aller Schuld freiſprach, ſo war ich doch, als habe der Geifer, den jener ſchlechte Kerl auf mich geſchleudert, wirklich mein Herz ſchon angefreſſen, und mir ſchien, als ſei dieſe ungeheure Anklage im Stande, mich in der That ſchuldig zu machen. Ich hatte einen verwerflichen Stolz darin geſucht, daß man mich für einen leichtſinnigen jungen Menſchen hielt, umſomehr, da ich mir bewußt war, meinen Dienſt nie vernachläſſigt zu haben. Was ſollte ich thun? den Doktor um Rath fragen? ich ſchämte mich vor der ganzen Welt, auch erinnerte mich der Herr Block dringend an mein Verſprechen, nichts von dem ſagen zu wollen, was er mir mitgetheilt. Ich konnte alſo nichts thun, als die Dinge, die da kommen würden, abzuwarten und ſorgfältiger, als bisher, mein Thun zu prüfen.

Das Gift aber, das der Buchhalter gegen mich gebraucht, wirkte ſchneller, aber nicht ſo heftig, wie er gedacht. Ich wurde den andern Tag zur Prinzipalin berufen, und als ich ihr Zimmer betrat, verließ Emma daſſelbe und mir ſchien, als habe ſie verweinte Augen. Zu meinem Glück war ich durch den Herrn Block vorbereitet und auf das Schlimmſte gefaßt, doch kam es für diesmal beſſer, als ich es erwartet. Madame Stieglitz ſaß auf ihrem Seſſel, legte bei meinem Eintritt die Brille auf das Geſangbuch neben ſich und redete mich ernſt, ja finſter an: „Ich habe Ihnen,“ ſagte ſie, „in jeder Hinſicht mein Vertrauen geſchenkt, ich habe Ihnen die Geſchäfte meiner Fabrik übertragen und muß geſtehen, daß Sie dieſelben zu meiner Zufriedenheit geführt, über den Geſchäftsmann kann ich alſo nicht klagen; doch habe ich mit großem Schmerz vernommen — ja mit wahrem Schmerz,“ wiederholte die würdige Frau, „daß Ihr Lebenswandel in letzter Zeit ſich ſo zu Ihrem

Nachtheil geändert habe, daß Ihre besten Freunde den Kopf darüber schütteln. Sie sind, wie man sagt, das Mitglied, ja Chef einer Gesellschaft junger, leichtsinniger Menschen, die, obgleich schon bei vorgerücktem Alter, Thorheiten und Ausschweifungen begehen, wie sie nur für ganz unerfahrene Menschen verzeihlich wären. Glauben Sie mir, ich habe oft für Sie gebetet, ebenso meine gute Emma, denn Sie selbst denken an dergleichen Kleinigkeiten nicht; ich habe immer gehofft, Sie würden Ihr unregelmäßiges Leben einstellen, und da das nicht geschah, so habe ich gedacht, er ist ja nicht dein Kind und wenn er die Geschäfte des Hauses gut und redlich besorgt, die Ehre desselben bewahrt, so kann es dir am Ende gleichgültig sein, was er außer dem Hause treibt."

Ich hörte regungslos diesen herzlichen Worten zu und mein Herz war tief bewegt. Nach einer Pause fuhr die Prinzipalin fort: „Jetzt aber habe ich von einer Sache vernommen, welche die Ehre meiner Firma angeht und auf mein Haus ein schlechtes Licht wirft. Sie haben in meiner Wiegkammer einen Menschen angestellt, einen Weber, der nicht nur selbst den schlechtesten Ruf hat, sondern dessen Familie allgemein verachtet ist."

„Den Meister Steffen," sagte ich ruhig.

„Ganz richtig," antwortete die Prinzipalin, „derselbe; Sie wissen darum, sind meine Vorwürfe ungerecht?"

„Nein, Madame," entgegnete ich, „aber Sie werden mir erlauben, Einiges zu meiner Entschuldigung zu sagen: dieser Mann wurde mir von einem Bekannten empfohlen; ich hätte allerdings auf diese Empfehlung kein Gewicht legen sollen, doch wurde er mir als fleißig und arbeitsam gerühmt und ich kann den feierlichsten Eid schwören, daß ich über ihn und seine Familienverhältnisse nichts Nachtheiliges gewußt, daß ich ferner von dieser Familie nie Jemand gesehen, auch," setzte ich mit erhobener Stimme hinzu, „habe ich erst zufällig vor ein paar Tagen erfahren, wie schlecht dieser Mensch prädizirt ist, und darauf hin hat er gestern seinen Abschied

erhalten.“ Das war die Wahrheit; ich hatte dem Meiſter Steffen ſchon mehrmal mit ſeiner Entlaſſung gedroht und ſie ihm nach der Unterredung mit Herrn Block augenblicklich zugefertigt.

Die Ruhe, mit welcher ich dieſe Antwort der Madame Stieglitz gab, wirkte ſichtlich zu meinen Gunſten auf die gute Frau. „Ich danke Gott,“ ſagte ſie, „daß die Sache ſich ſo verhält, Sie können mir glauben, daß ich an Ihrem Thun und Laſſen den innigſten Antheil nehme; beherzigen Sie meine Rede, und wenn Ihnen das Leben, welches Sie bis jetzt geführt, nicht ſelbſt unerträglich iſt, ſo bitten Sie den Höchſten, daß er Sie in Ihrer Finſterniß erleuchte und Sie erkennen laſſe, daß ein ſolcher Wandel nicht geeignet iſt, die Liebe und Achtung guter Menſchen zu erwerben.“

Ich war ſichtlich von ihren Worten ergriffen, und die Prinzipalin, welche es bemerkte, reichte mir ihre Hand, die ich ehrerbietig und herzlich küßte. Ich glaube, es fielen auch ein paar Thränen darauf, und meine Stimme zitterte heftig, als ich ihr entgegnete: „Glauben Sie mir, Madame, daß ich Ihnen für Ihre Rede, ſo hart ſie mir Anfangs erſchien, innigſt danke. Für Jemand, der, wie ich, vater- und mutterlos, ja faſt ganz verlaſſen in der Welt ſteht, iſt die Strenge, mit Herzlichkeit und Liebe gepaart, die Sie mir ſeither immer bewieſen, ein Erſatz für die Worte der Eltern, die ich unendlich lange nicht mehr gehört, und Sie ſollen ſehen, ob Sie zum zweitenmale in den Fall kommen werden, mich daran zu erinnern, was ich der wahrhaft mütterlichen Behandlung, wie ich ſie von Ihnen erfahren, ſchuldig bin.“ Mein Herz war zum Zerſpringen voll und ich durfte nicht viele Worte machen, indem ich großer Menſch befürchtete, in lautes Weinen auszubrechen. Und was hätte ich nicht noch Alles ſagen können? war ich doch einen Augenblick entſchloſſen, ihr zu ſagen, wie ſehr ich meine Nichte Emma liebe, und ſie kurz und gut zu bitten, bei dem Mädchen für mich zu ſprechen; doch brachte ich kein Wort weiter hervor, machte eine ſtumme Verbeugung und eilte aus dem Zimmer.

Unten an der Treppe begegnete mir der Herr Specht und ich wandte den Kopf ab, um ihn nicht zu sehen und um mein Gesicht nicht sehen zu lassen, auf welchem Schmerz und Freude zu lesen war. Auch sah ich in dem Speisezimmer meine Nichte Emma stehen, welche beschäftigt war, den Tisch zu decken. Ich trat eilig hinein und drückte die Thür hinter mir zu. Das Mädchen ließ die Servietten fallen, als ich auf sie zutrat und hastig ihre Hand ergriff.

„Ich komme so eben von der Prinzipalin," sagte ich sanft, aber ernst, „und habe ihr bewiesen, wie falsch man mich angeklagt; ja, man hat mich falsch angeklagt," wiederholte ich, „aber Emma, du hast doch nie etwas Böses von mir geglaubt?"

Sie wandte das Gesicht weg und schüttelte mit dem Kopfe.

„Emma," fuhr ich fort, „laß mir einen Augenblick deine Hand, deine liebe Hand, es ist gewiß und wahrhaftig nicht gut, daß du mich immer so kalt und streng behandelst; warum thust du das?"

„Ich weiß es nicht," antwortete das Mädchen mit leiser Stimme und sah mich mit ihren großen hellen Augen an, in welchen Thränen standen.

„Du weißt nicht, warum du mich quälst?" fuhr ich bewegt fort, „o das ist doppelt Unrecht."

„Ich will dich nicht quälen," entgegnete sie, „aber wie kann ich anders sein, ich bin dir fremd geworden, du bist mir fremd geworden."

„Fremd, gänzlich fremd?" sagte ich erschreckend und ließ ihre Hand los, „also doch gänzlich fremd?"

„Wie ist es anders möglich?" sagte sie, mit schmerzlichem Tone in der Stimme, „du gehst fort, wenn du kannst, und bekümmerst dich um mich gar nicht, o, du thust sehr, sehr übel daran." Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, doch fuhr sie einen Augenblick darauf gefaßt fort: „Ich bin in dies Haus gekommen, wo es außer

dir nur ein einziges offenes und gutes Herz gibt, das der Madame Stieglitz, ich bin vertrauensvoll hier eingetreten, indem ich dachte, du seiest ja auch da und werdest mich beschützen, wie ein Bruder die Schwester."

„Ja," unterbrach ich sie bitter, „wie ein Bruder die Schwester."

„Und du hast dich schon in der ersten Zeit von mir losgesagt; weßhalb? ich weiß es nicht, ich kann es wenigstens nicht begreifen."

„Weßhalb? Emma," entgegnete ich heftig, „weßhalb? ich will es dir sagen: weil ich dich liebte, und weil du meine Liebe kalt zurückstießest. O, du hast sehr gegen mich gefehlt; ich habe Zerstreuung außer diesem Hause gesucht, Zerstreuung, die mich anekelt, während ich hier vergnügt und glücklich hätte leben können, ja selig durch ein einziges Wort, wenn du mir gesagt hättest: „ich liebe dich," und wenn du mir zuweilen erlaubt hättest, deine Hand zu drücken und hoffend in dein liebes Auge zu sehen — doch war das zu viel verlangt," setzte ich bitter hinzu, „ich sehe das jetzt wohl ein."

Es trat eine lange Pause ein, peinlich für uns Beide, und mühsam von etwas Anderem sprechend, fragte ich: „was wolltest du aber damit sagen, daß ich dich schützen sollte, du, der Liebling der Prinzipalin, ja die Herrin des Hauses?"

Das Mädchen warf einen ängstlichen Blick um sich, faßte heftig meine Hand und flüsterte: „ja, schütze mich, schütze mich vor dem Buchhalter!"

„Vor dem Buchhalter?" entgegnete ich hastig; „was will der Herr Specht?"

„Er verfolgt mich," sagte das arme Mädchen, „mit seinen Aufmerksamkeiten und, sind wir allein, mit seinen Anträgen."

„Mit Anträgen?"

In ihrem Gesicht schlug eine glühende Röthe auf, die sich hinabsenkte bis auf ihre Brust, wo es unter dem weißen Hauskleidchen so heftig wogte, daß auch ich erröthete.

„Mit Anträgen?“ wiederholte ich; „was trägt er dir an?“

„Ich glaube, seine Hand,“ sagte das Mädchen mit gesenktem Blick und kaum vernehmlicher Stimme.

„Seine Hand?“ wiederholte ich laut und zornig lachend, „die Hand des Herrn Specht? o, er ist nicht so dumm, der Herr Buchhalter, und du?“ setzte ich argwöhnisch hinzu.

„Mich hat's geschaudert,“ sagte das unschuldige Mädchen und sah mich mit dem klaren treuen Blick fest an; „aber was soll ich thun? rathe mir, der Prinzipalin davon sprechen, du weißt, wie günstig sie über den Buchhalter denkt, und ich bin ja,“ setzte sie ernster hinzu, „ein so armes Mädchen. Dem Doktor habe ich davon gesprochen.“

„Nun, und was meinte der Doktor?“

„Er stampfte heftig mit dem Fuß,“ entgegnete Emma, „und sagte, das habe ich mir gedacht; dann gab er mir einen Brief und befahl mir, denselben, sowie sich der Buchhalter an die Prinzipalin wende und diese mir von dessen Antrag spreche, ihr zu übergeben.“

„So,“ antwortete ich hastig; „gib mir den Brief.“

„Ich möchte gern,“ sagte das Mädchen, „denn mir ist das Papier unangenehm, und ich fürchte mich vor demselben, als sei etwas Widerwärtiges, Häßliches darin verschlossen; aber der Doktor hat mir strenge verboten, ihn in andere Hände, als die ihrigen, zu geben. Geh' aber jetzt, es kommt Jemand, und denke nach, was zu machen ist.“

„O, ich wüßte wohl, wie sich das Alles zum Besten lenken könnte,“ sagte ich eifrig und küßte ihre Hand. — — —

In diesem Augenblick trat der Buchhalter in's Zimmer und sah uns Beide mit einem seltsamen Blick an. „Es ist ein Uhr,“ sagte er mit leiser Stimme, als er bemerkte, daß noch kein Tisch gedeckt war, „wir werden wohl baldigst essen.“

Mein Zorn flackerte auf, als ich den Heuchler sah. „Die Prinzipalin wird mich entschuldigen, ich kann heute nicht hier essen,“

ſagte ich zu Emma, „und Ihnen," ſprach ich mit feſtem Blick zum Buchhalter, „und Ihnen, Herr Specht, wünſche ich zum guten Appetit eine geſegnete Mahlzeit."

XXXVIII.

Das letzte Souper.

Die Prinzipalin hatte, nachdem ich mich vor ihr gerechtfertigt, auch eine Unterredung mit dem Herrn Specht, von welcher mein guter Freund nicht erbaut ſein konnte, inſofern Madame Stieglitz ihm meine Vertheidigung des erſten Anklagepunkts mittheilte, wogegen er nichts erinnern konnte, da der Meiſter Steffen ihn ſelbſt mit Bittgeſuchen um Wiederaufnahme zahlreich überhäufte. Was den zweiten Punkt anbelangt, ſo war derſelbe, wie der Leſer weiß, gar nicht gegen mich berührt worden, und hätte ich auch, wenn die Prinzipalin dadurch meiner Ehre zu nahe getreten wäre, Alles in Bewegung geſetzt, mich des Buchhalters zu entledigen, es wäre ein erbitterter Kampf um Sein oder Nichtſein daraus entſtanden. Das mochte mein ſchlauer Ankläger auch ganz gut wiſſen, und da er natürlicherweiſe keine Beweiſe gegen mich haben konnte, ſo ließ er, obgleich auf's Tiefſte erbittert, die Sache für den Augenblick ruhen, ſpürte mir aber auf Schritten und Tritten nach, um etwas Rechtes gegen mich aufbringen zu können. Sein Helfershelfer war jener nichtswürdige Candidat, und Herr Block unterrichtete mich getreulich von den Zuſammenkünften jener Herren und von den gewichtigen Unterhandlungen, die ſie in meinem Intereſſe hielten.

Ich wurde vorſichtiger und begann mich langſam von meinen früheren Kameraden zurückzuziehen, ohne aber auffallend mit ihnen

zu brechen, und das wurde mir um so leichter, da auch andere unserer Gesellschaft des überlustigen Lebens satt waren, und diese zweite Auflage der Flegeljahre auch für sie nach und nach das Interesse verloren hatte.

Ueber die Heirathsanträge des Herrn Specht konnte ich nichts Gewisses mehr erfahren; Emma sagte mir nichts weiter darüber, und vermied es auf's Eifrigste, mit dem Buchhalter allein zu sein. Auch mochte ein zweiter Plan in ihm aufgestiegen sein, denn so lieb es ihm früher schien, daß ich mich um meine Nichte gar nicht bekümmerte, so sehr hatte ihn dagegen jener Handkuß und die Thränen des Mädchens bei unserer Unterredung im Speisezimmer überrascht und aufmerksam gemacht, mich aber haßte er desto mehr. Er wurde sichtlich verschlossener und brütete über geheime Entwürfe.

Es war eines Samstags Abends, als ich zum Ausgehen gerüstet auf's Comptoir ging, um Sachen: Briefe, Rechnungen und dergleichen, die sich gewöhnlich auf meinem Pulte vorfanden, noch vor dem Sonntage zu erledigen. Der Buchhalter war ausgegangen und der Herr Block räumte im Comptoir und Laden auf, er richtete die Stoffe in den Glaskästen, brachte Scheere, Bindfaden und Elle an ihren Platz, legte das große Hängschloß an die Ladenkasse und pfiff dazu ein lustiges Lied, sich auf den morgenden freien Tag freuend; ich hatte meinen Hut auf dem Kopfe und war verdrießlich, auf dem Pult noch einen Stoß Papier zu finden, und fing an, so schnell als möglich daran herunter zu arbeiten; es waren ausgezogene Rechnungen, Correspondenzen des Herrn Specht, welche ich, als das Fabrikgeschäft angehend, mit meinem Visa versehen mußte; ferner Mahnbriefe an hartnäckige Schuldner, Feder- und Stylübungen des jungen Herr Block; er hatte sich in dem Geschäftszweige mit Hülfe der vorhandenen Schema's eine ziemliche Fertigkeit erworben und unterschied namentlich dadurch die guten von den minder guten, und die schlechten von den ganz schlechten, daß er sich entweder „hochachtungsvoll" oder „mit vollkommenster

Ergebenheit" oder „höflichſt" oder gar nicht empfahl; dieſe Briefe hatte ich zu unterſchreiben und zeichnete mein „pr. Stieglitz und Comp." eiligſt darunter. Ein größerer Rechnungsauszug, den ich ebenfalls vorfand, mußte nachgerechnet werden und hielt mich auf; dann kam auch ein eigener Brief der Prinzipalin an unſer Banquierhaus Schilderer und Söhne, worin ſie die Summe von fünfhundert Thalern in Kaſſenanweiſungen für ſich verlangte. Dergleichen Briefe der Madame Stieglitz wurden zur beſonderen Controle in ein beſonderes Buch eingetragen.

Man ſah recht an den Schriftzügen, daß die gute Frau alt wurde, von jeher waren dieſelben groß und hart geweſen, aber hier waren ſie ſo undeutlich, daß man kaum ihre Forderung und die Zahl entziffern konnte; auch fiel es mir auf, daß das Papier zu dieſem Briefe ſo gar alt und verlegen war. Doch kannte ich ihre Sparſamkeit im Großen wie im Kleinen und erinnerte mich genau, wie oft ich von ihr ausgeſcholten und der Verſchwendung angeklagt wurde, wenn ich einen Viertelbogen Papier verdorben, worin ich von jeher ſehr ſtark geweſen. Die Unterſchrift der Prinzipalin dagegen war korrekt und fließend und erinnerte mich wehmüthig an die erſte Unterſchrift, welche ich von ihr geſehen. Das war damals, als ich mein erſtes Belobungsſchreiben zu meinem Vetter, dem Profeſſor hintrug; dazwiſchen lagen ſchon mehrere Jahre und wie viel hatte ſich ſeit der Zeit in dem kleinen Hauſe auf dem Hügel geändert. Ich verſank in Träumereien, während ich meine Briefe zuſammenfaltete, überſchrieb und ſiegelte. Endlich war ich fertig und der Herr Block ſtand ſchon neben mir bereit, um meine Aufträge ſchnellſtens zu übernehmen; ihm war es darum zu thun, das Comptoir ſo bald wie möglich zu ſchließen. Ich breitete die Briefſchaften vor ihm aus und gab ihm Anweiſung, was er zu beſorgen habe, was auf die Poſt komme, was für den Boten und was für den Hausknecht ſei, „und hier," ſagte ich zum Schluß, „dieſer Brief an

Schilderer und Söhne muß noch heute Abend und durch Sie selbst besorgt werden."

Der junge Mensch sah mich bittend an und kratzte sich am Kopf.

„Ah, ah, ich verstehe Sie," sagte ich lachend, „junger Leichtsinn, Sie haben heute Abend zufällig einen andern Weg." Er nickte schmunzelnd mit dem Kopfe.

Ich dachte, eine Ehre ist die andere werth, wie kostbar sind in diesen Jahren die Freistunden, und entgegnete: „für diesmal will ich es selbst besorgen," steckte den Brief in die Tasche und ging fort.

Der Herr Block schloß eiligst das Comptoir, nahm seine Mütze und rannte nach einer andern Seite der Stadt; der junge Mensch, dessen Eltern im Ort wohnten, genoß deßhalb viel mehr Freiheit, als ich je gehabt. Für mich war der Dienst, den ich ihm leistete, sehr gering, denn ich ging ohnehin auf das Comptoir des Banquierhauses, um dort einen meiner Bekannten abzuholen. Dieser, zweiter Kassierer bei Schilderer und Söhne, war ungehalten über mein langes Ausbleiben und noch mehr, als ich ihm meinen Brief übergab, der noch durchgelesen und besorgt sein mußte.

„Laßt's gut sein," sagte ich ihm, „schickt das Geld morgen früh."

„Den Teufel auch," entgegnete der Kassierer, „morgen früh sieht mich das Comptoir nicht, die Kasse bleibt geschlossen, da nehm die fünfhundert Thaler, ich gebe Euch zehn Fünfziger, sie sind nicht schwer zu tragen und hier unterschreibt mir schnell die Empfangsbescheinigung."

„Meinetwegen," entgegnete ich, nahm das kleine Paketchen und steckte es in die Brusttasche. Der Kassierer schloß eigenhändig die große Kasse, dann den eisernen Fensterladen und die dicke beschlagene Thüre, auch prüfte er jedes Schloß und jeden Riegel. „Ich bin heute doppelt vorsichtig," sagte er, „da der erste Kassierer auf einige Tage verreist ist und mir die ganze Geschichte auf dem Halse liegt: so, jetzt wäre alles gut verschlossen und kann ruhen bis Montag, jetzt kommt Ihr Brief und Ihre Empfangsbescheinigung auf den

Comptoirtisch zum Eintragen und jetzt sind wir fertig. Die Arbeit ist gethan, jetzt hinaus zum Vergnügen." Wir gingen davon, einem köstlichen Abend entgegen, ein letztes großes Souper sollte noch einmal unsere Gesellschaft vereinigen, ein Souper mit vielem Champagner und allen Thorheiten der Jugend. Damit wollten wir den Clubb, der den Leuten der Stadt so viel Aergerniß gegeben, feierlichst beschließen und auflösen; der Katzenjammer, den wir mit vollem Recht erwarteten, sollte vor der Hand unser letzter und alsdann jeder bedacht sein, seinen Ruf zu verbessern. Unsere ganze Gesellschaft hatte bei ihren Zusammenkünften Spitznamen, bei denen Jeder gerufen wurde; wir wählten bei unsern großen Festen einen Präsidenten, der mit dem Champagnerglase gut umzugehen wußte, und hatten einen Ritus eingeführt, ähnlich dem großen Comment der Studirenden, wie wir denn überhaupt unser ganzes jetziges tolles Leben nach einigen Exemplaren burschikoser Musensöhne eingerichtet hatten, die von der Universität kamen und das corpus juris mit dem Hauptbuch vertauscht hatten.

Unser Souper war vortrefflich, der Bordeaux sanft erwärmt, der Champagner eiskalt und unser Durst kaum zu löschen? als die Köpfe etwas erhitzt waren, drängte ein Toast den andern, und nachdem unser heutiger Präsident mit den Thränen eines sanften Rausches im Auge unser Wohl getrunken, folgte das seinige stürmisch ausgebracht und ein beredter Rückblick auf die lustige Zeit, die wir verlebt. Die krystallenen Trinkgläser flogen an die Wand und das Ganze artete zu einer wilden Orgie aus. Hier wurden unter strömenden Thränen Freundschaften für's ganze Leben geschlossen, an die man morgen nicht mehr dachte, dort entzweite sich ein Paar, um sich gleich darauf wieder glänzend zu versöhnen. Als nun obendrein der Präsident einen Damenschuh aus der Tasche zog und die Anwesenden veranlaßte, aus diesem Toilettenstück seiner Holden der ganzen Damenwelt ein Lebehoch zu trinken, überstieg der Jubel alles Maß. Das Strohfeuer betrunkener junger Menschen flackerte hoch

und stürmisch auf, um ebenso schnell in sich zusammenzusinken. Die Flamme erlosch, dicker Dampf wirbelte auf, umschleierte Augen und Ohren, und keine Bemühung vermochte die gehaltlose Flamme wieder anzufachen.

Das Souper war zu Ende und jeder schleppte sich nach Haus, so gut er konnte; ich hatte mir die schwere Aufgabe auferlegt, meinen Freund, den Kassierer des Hauses Schilderer und Söhne, einen geistig gänzlich Leblosen, in's Bett zu befördern, ehe ich mich selbst zur Ruhe niederlegen konnte.

Nichts von jenen wüsten, trostlosen Bildern, die am andern Morgen beim Erwachen meinen Kopf ausfüllten; das Andenken des gestrigen Abends lag vor mir, wie ein trüber, schmutziger, übelriechender Sumpf und auf ihm schwammen leere Champagnerflaschen, halbgeleerte Teller und aus den Tiefen desselben scholl der Lärmen und das Gejohle der Zechbrüder an mein Ohr.

Brennender Kopfschmerz plagte mich und deßhalb that mir die Kälte wohl, die in meinem Zimmer herrschte; es war spät im Herbst, grau hing der Himmel über der Erde, und ein feiner Regen fiel herab. Als ich so am Fenster saß und hinausstarrte, kam mir jener Morgen wieder lebhaft in Erinnerung, wo ich in ähnlicher Gemüthsstimmung auf dem Zimmer des Doktor Burbus saß, jenen unvergeßlichen Kaffee trank und hinüberstarrte nach meinem verlorenen Paradies, dem Reißmehl'schen Hause; mich schauerte aber, wenn ich an jene Zeit dachte und den gestrigen Abend; im Grunde hatte ich mich in einer Beziehung seit damals nicht viel gebessert, das lastete mir schwer auf der Seele, und das einzige, was einen Lichtstrahl in dieselbe warf, war der Gedanke und feste Vorsatz, einen letzten solchen Abend gefeiert zu haben. „Ja, ja," sagte ich zu mir selbst, „das liegt jetzt hinter dir, mache einen dicken Strich unter die Seite und fange ein neues Conto an, ein neues Soll und Haben, in's Soll ein anderes Leben, verdoppelter Fleiß wo möglich, ein neuer Wandel;" in's Haben setzte ich ihr Bild, ihr

liebes klares Auge — ein Gedanke, der mein Herz ſanft erwärmte. „Arbeite bei dieſem neuen Conto fleißig fort, und wenn du alsdann in ein paar Jahren eine neue Bilanz ziehſt, ſo hat ſich vielleicht Soll und Haben freundlich gleichgeſtellt.“

Ich nahm meinen Rock von geſtern von dem Stuhl, auf welchen ich ihn geworfen, und in gleichem Augenblick fuhr ich erſchrocken nach der Bruſttaſche, denn jetzt erſt fiel mir das Geld der Prinzipalin ein, welches ich dort aufbewahrt. —

Das Paket mit den fünfhundert Thalern in Kaſſen-Anweiſungen war verſchwunden. — —

Meine Gefühle in dieſem Augenblicke ſind ſchwer zu ſchildern, und waren auch von ſo entſetzlich unheimlicher Art, daß es gewiß Niemand angenehm ſein wird, bei der Entdeckung meines unerſetzlichen Verluſtes in mein Inneres zu blicken; unerſetzlich in mehrfacher Hinſicht. Gott im Himmel, wenn die Prinzipalin nach ihrem Gelde fragte, wenn ich geſtehen mußte, ich habe es geholt und verloren, — wo verloren, bei einem Bankett, deſſen Ausſchweifungen gewiß ſchon heute, zehnfach vergrößert, auch zu ihren Ohren kamen; andererſeits war der einfache Erſatz von fünfhundert Thalern für mich keine Kleinigkeit, ſie machten einen bedeutenden Theil meines Jahresgehaltes aus und wo ſollte ich ſie hernehmen? Ach was, tröſtete ich mich, wie ſoll das Geld verloren ſein, es iſt nicht möglich, auf der Kaſſe des Banquierhauſes hatte ich das Paket in die Bruſttaſche geſteckt und den Rock nicht mehr ausgezogen, bis heute früh auf meinem Zimmer, an eine Entwendung war noch weniger zu denken, denn was dieſen Punkt anbelangt, ſo war ich meiner Geſellſchaft vollkommen gewiß, alſo nachgeſucht, es muß ſich wiederfinden. Aber umſonſt kehrte ich die Taſchen meines Rockes um, umſonſt trennte ich das Futter aus der Bruſt heraus, es fand ſich nichts. Ich unterſuchte meinen Paletot, das ganze Zimmer, — nirgends eine Spur des verlorenen Pakets, mir ſtanden die dicken Schweißtropfen auf der Stirne, ich zog mich an und eilte nach

dem Gasthof, wo wir gestern Abend unser Souper gehalten; ein verschlafener Kellner öffnete mir den Saal, wo wir heute Nacht gehaust, welcher Anblick, welche Atmosphäre, welcher Geruch; die schreckliche Verwirklichung der wildesten Träume, die ich in meinem Katzenjammer gehabt, und ich war gezwungen, in diesem dampfenden Lokal, in dieser schauerlichen Unordnung jeden Winkel zu durchsuchen, und je mühsamer ich Stühle aufrichten mußte, Teller und Gläser wegheben, um auf den Boden zu sehen, um so mehr freute ich mich, daß in diesem Chaos noch viel zu untersuchen sei, denn ich fand ja nicht, was ich suchte. Und ach! auch am Ende war meine Mühe alle vergebens, mein Paket war und blieb verloren. Mein Freund, der zweite Kassierer, in dessen Wohnung ich jetzt eilte, lag in seinem Bett, gepeinigt von den fürchterlichsten Kopfschmerzen, er gab mir nur spärliche Antworten, und sagte mir wenig Trostreiches.

„Wahrhaftig," meinte er, „wenn es dir gegangen ist, wie mir, so ist das Geld unrettbar verloren; ich weiß nichts mehr von dem, was ich gestern Abend gethan, ich hätte in meinem Zustand die Kassenanweisungen vielleicht auf die Straße geworfen, oder wohl gar Fidibus daraus gemacht: so ist es dir vielleicht auch gegangen." Ich schüttelte schmerzlich mit dem Kopfe und er fuhr fort: „aber laß mich um Gotteswillen jetzt schlafen, ich bin wie gerädert, es ist ja heute Sonntag, komm morgen früh auf die Kasse, da wollen wir über die Sache weiter sprechen."

Ich eilte wie ein Betrunkener durch die Straßen, ich mattete mein Gehirn ab und brachte jeden Augenblick von da, wo ich die Kassenanweisungen empfangen, bis wo ich mich zu Bett gelegt, klar vor mein Gedächtniß; ich hatte meine Besinnung durchaus nicht verloren und wußte Alles, was ich gethan, ganz genau. Unterwegs traf ich zufällig den Doktor, er nahm mich mit nach Haus und gab mir ein Glas Bitterwein, „zur Wiederherstellung meines Magens," sagte er, „denn Sie sehen verteufelt miserabel aus." Ich gestand

unſer geſtriges Souper, er drohte mit dem Finger, und ich verſetzte mit einem tiefen Seufzer, es ſei das letzte geweſen. Emma hatte die Doktorin zur Kirche abgeholt, was mir lieb war, denn ich wäre nicht im Stande geweſen, in das klare ruhige Antlitz von Sibylle zu ſehen und eine Unterhaltung mit ihr zu führen. Was der Doktor zu mir ſprach, rauſchte wie ein Waldwaſſer in meinen Ohren, und als er mir den Namen Emma's nannte, ſah ich ihn fragend an.

„Sie ſcheinen einigermaßen geiſtesabweſend," lachte mein Freund, „ſonſt müßten Sie deutlicher hören, daß ich von Etwas ſprach, das auch Sie freundlich angeht."

„Von Emma," antwortete ich zerſtreut.

„Allerdings," entgegnete der Doktor, „ich meinte nämlich, daß es bald Zeit ſei, daß Sie das Stieglitzſche Haus verlaſſen, eine andere Condition annehmen, ſich dort in Sprachen und dergleichen mehrerem ausbilden, und dann die Leitung des Fabrikgeſchäfts der Madame Stieglitz übernehmen, oder ein ähnlich anderes. Emma aber könnte die Zeit in unſerem Hauſe zubringen, was paſſender und ſchicklicher wäre."

„Ja freilich," antwortete ich immer zerſtreuter, ohne recht zu wiſſen, wovon er ſprach; ich überlegte nämlich in dem Augenblicke, ob ich den Doktor von meinem Unglück in Kenntniß ſetzen ſolle, und da fiel mir plötzlich ein, daß mir zu Haus, in dem kleinen Verſchlag, wo die Schlüſſel hängen, derjenige zu meiner Stubenthür auf den Boden gefallen war, und ich mich nach ihm gebückt und ihn lange geſucht.

Da mußten meine Kaſſenanweiſungen liegen, ich nahm meinen Hut, ſagte dem Doktor, der mich wie einen Verrückten anſtarrte, eilfertigſt guten Morgen und ſprang davon.

Zu Hauſe angekommen, öffnete ich jenen Verſchlag und unterſuchte mit meinem Licht jeden Winkel — ich fand nichts! Darauf eilte ich auf mein Zimmer und überließ mich einer vollkommenen Verzweiflung; wie oft war ich im Begriff, zu der Prinzipalin zu

geben und ihr meinen Verlust, den ich ja durch Abzüge während einiger Jahre decken konnte, anzugeben; o hätte ich es nur gethan! Wie oft hatte ich die Thürklinke in der Hand, und immer hielt mich falsche Scham ab, nur ein Gedanke peinigte mich: das war, die Prinzipalin könnte denken, ich habe heute Nacht in dem Taumel des Banketts von ihrem Gelde Gebrauch gemacht, und scheue mich natürlicherweise, dies einzugestehen. So kam die Mittagszeit; ich ging zu Tisch und glücklicherweise war Emma, die bei dem Doktor speiste, nicht da. Der gute Herr Block sagte mir, ehe wir in's Speisezimmer traten: „Herr Gott, wie sehen Sie aus!“ und ein Blick in den Spiegel überzeugte mich, daß neben den Spuren der vergangenen Nacht auch mein verstörter Seelenzustand deutlich auf meinem Gesicht zu lesen war. Die Prinzipalin sagte sehr ernst: „ei, ei!“ und der Herr Specht hielt ein sehr langes Tischgebet und sprach sein: „Führe uns nicht in Versuchung,“ mit erhobener Stimme.

Nachmittags begann ich mein Suchen nochmals, ging wieder in den Gasthof und fragte Kellner und Hausknecht, ob sie nichts gefunden.

Nirgends eine Spur: jetzt ging ich nach Hause mit dem festen Vorsatz, meinen Verlust zu gestehen. Die Prinzipalin war ausgegangen, und als ich mich auf mein Zimmer begab, ihre Rückkunft erwartend, war es schon spät am Abend; bald fing es an zu dunkeln und ich war etwas ruhiger geworden, denn ich sagte mir, die Geschichte ist ein Unglück, das am Ende jedem vorkommen kann, und die Prinzipalin wird meinen Worten schon glauben. Ich setzte mich an's Fenster, sah dem Leben und Treiben in dem gegenüberliegenden Gasthofe eine Zeit lang zu, und schlief endlich vor Ermattung ein.

Als ich wieder erwachte, waren die Lichter in dem großen Hause drüben ausgelöscht, alles still und finster und meine Uhr zeigte zu meinem großen Schrecken auf zwölf. So hatte ich denn die Ankunft der Madame Stieglitz verschlafen und konnte ich jetzt nichts Besseres

thun, als zu Bette gehen. Vorher aber schrieb ich noch einen langen Brief an den Doktor, worin ich ihm den unglücklichen Vorfall erzählte und ihn um Rath fragte, wie dieser Verlust wohl am Besten zu decken sei und ihn bat, der Prinzipalin ein paar passende Worte darüber zu sagen.

Etwas getröstet schlief ich auf's Neue ein und erwachte jetzt erst, als es heller Tag war.

XXXIX.

Ein Verhör. — Ein Rendez-vous.

Ich glaube, ich hätte noch länger geschlafen, doch knarrte meine Thür und der junge Herr Block schlich herein, sich vorsichtig auf dem Gang umschauend und trat an mein Bett mit einem gänzlich verstörten Angesicht.

„Was haben Sie?" fragte ich erschrocken.

Der junge Mensch warf sich auf einen Stuhl, sah mich mit einem traurigen thränenvollen Blick an und sagte: „da unten sind schreckliche Geschichten los; gestern Abend hat der Herr Specht eine lange Unterredung mit der Prinzipalin gehabt und so geheim, daß sogar Fräulein Emma mich gestern Abend spät noch fragte, ob ich nicht wüßte, was er gewollt. Die Prinzipalin kam darauf mit verweinten Augen zum Nachtessen und alle machten Gesichter zum Davonlaufen, wenn Sie nur da gewesen wären."

„Ich war auf meinem Zimmer," sagte ich zum Lehrling.

„Oh," entgegnete dieser ungläubig, „der Buchhalter hat aber heute Morgen gesagt, Sie seien wieder einmal die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen."

Da hat der Buchhalter wieder einmal gelogen," sagte ich ruhig und erhob mich, mich anzuziehen, doch blieb ich mitten in diesem Geschäft starr wie eine Bildsäule sitzen, als der Herr Block eiligst fortfuhr: „dann war der Herr Specht heute Morgen in aller Früh bei Schilderer und Söhne, er kam mit sehr vergnügtem Gesicht zurück, legte einige Papiere auf den Tisch und als er hinausging, um seinen cattunenen Regenschirm im Gang aufzuspannen, schaute ich mir die Papiere an."

„Nun?" — —

„Es war der Brief der Prinzipalin, den Sie vorgestern gesiegelt, worin sie fünfhundert Thaler verlangt und dabei der Empfangschein von Ihrer Hand."

„Nun?" wiederholte ich, mich mühsam zusammennehmend, „was nun weiter? Die Sache ist bis so weit ganz in der Ordnung; ich habe, wie Sie wissen, Ihnen zu lieb, den Brief selbst hingetragen, das Geld empfangen und darüber quittirt; ist das so etwas Entsetzliches?"

„Durchaus nicht," sagte stockend der junge Mensch, „doch ist der Brief nicht in das Buch der Prinzipalin eingetragen worden." —

„Verflucht! das habe ich in der Eile vergessen."

„Das Schlimmste aber ist —"

„Und was, und was? — —"

„Die Prinzipalin," sprach Herr Block, sich scheu umsehend und mit leiser Stimme, „die Prinzipalin kam alsdann in's Comptoir, sah den Brief an, schüttelte heftig mit dem Kopfe und sagte: „so wahr mir Gott helfe, den Brief habe ich weder geschrieben noch unterschrieben."

„Ah! — —"

„Darauf wurden die Beiden meiner ansichtig und gingen hinauf in das Zimmer der Prinzipalin."

Meine Hand zitterte, als ich mich erhob, ich faßte an meine

Stirn und etwas ungeheuer Entsetzliches stieg vor mir auf. „Die Prinzipalin hat den Brief nicht geschrieben," murmelte ich, „wer hat ihn denn geschrieben?" Mein Blick fiel auf den Lehrling, der erschüttert vor mir stand. Vor meinen Augen tanzten die Fenster im wirren Kreise und ich schnappte mühsam nach Athem, wie man zu thun pflegt, wenn man in ein eiskaltes Wasser hinabsteigt. „Ich danke Ihnen," sagte ich zu dem jungen Menschen, „ich danke Ihnen herzlich, thun Sie mir die Liebe und tragen diesen Brief sobald Sie können zum Doktor Burbus: ich ließe ihn bitten, herzukommen; dann noch eins: gehen Sie insgeheim zu Schilderer und Söhne und sagen dem zweiten Kassierer, ich habe das Bewußte nicht gefunden: ich ließe ihn um Gotteswillen bitten, mir einen Rath zu geben."

Herr Block eilte fort; so oder so, dachte ich, vielleicht hilft mir der Kassierer mit der Summe aus oder der Doktor Burbus, doch überlegte ich nicht, daß ein schrecklicher Verdacht alsdann auf mir ruhen blieb und die Prinzipalin glauben konnte, ich hätte das Geld entwendet und behalten wollen, wenn ich nicht durch die Umsicht des Buchhalters entdeckt worden wäre; o nein, an so etwas Fürchterliches dachte ich im gegenwärtigen Augenblick nicht. —

So langsam ich mich anzog, so wurde ich doch am Ende fertig und zauderte immer, hinabzugehen. So verstrich eine Stunde. Der Herr Block kam zurück und brachte mir keine tröstlichen Nachrichten; es hatte sich alles gegen mich verschworen: der Doktor war über Land, und mein Freund, der Kassierer lag zu Hause unwohl im Bett. Bei der Abwesenheit desselben hatte man in dem Banquierhause die große Kasse nicht geöffnet und ein anderer Commis besorgte die Auszahlungen aus der Handkasse. „Sei ruhig," schrieb mir der Kassierer mit Bleistift auf einen kleinen Zettel, „ich werde Nachmittags aufstehen und auf's Comptoir gehen, vielleicht läßt sich da was machen."

Der entscheidende Moment war gekommen, ich nahm meinen

Hut und ging langsam die Treppe hinunter nach dem Zimmer der Prinzipalin; unten begegnete mir Emma. Diese sah geisterhaft bleich aus und ihre großen Augen sahen mich wahrhaft gespenstig an, sie wollte mich aufhalten und mit mir sprechen, doch winkte ich ihr mit der Hand, denn ich hatte meine ganze Fassung nothwendig. Sie eilte fort und ich klopfte an die Zimmerthüre der Prinzipalin.

„Herein!“

Ich holte tief Athem, ehe ich eintrat. —

Madame Stieglitz hatte die Hand auf den Tisch gestützt und sah mich ernst, aber eher traurig als zornig an. Der Buchhalter lehnte mit gefalteten Händen an dem Fenster und schaute hinauf an den grauen Novemberhimmel. Es trat eine ziemliche Pause ein, die ich zuerst unterbrach, indem ich sagte: „Madame, es ist mir gestern ein großes Unglück passirt, allerdings ein sehr großes Unglück, das ich wieder gut zu machen hoffe.“

Die Prinzipalin zuckte die Achseln und der Buchhalter stand bewegungslos.

„Ich habe vorgestern,“ fuhr ich ruhig fort, „auf ein Privatschreiben von Ihnen ein Incasso gemacht im Betrag von fünfhundert Thalern, welche Summe ich empfing und welche Summe ich in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag — — verlor.“

Madame Stieglitz fuhr kaum merklich zusammen, als sie mein Geständniß vernahm, und wiederholte, mit ungläubigem Tone fragend, mein letztes Wort: „verlor?“

„Im Spiele vielleicht,“ ergänzte der Buchhalter.

Ich warf ihm dafür einen verächtlichen Blick zu und fuhr fort: „ja, Madame, verlor, aber nicht in dem Sinn, wie der Herr Specht meint.“

„Und in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag?“ fragte die ernste Frau.

„Ja, Madame; ich will offenherzig sein: ich war in einer lustigen Gesellschaft, wir hielten ein letztes Souper, womit wir Alle

unser etwas leichtsinniges Leben zu beschließen gedachten. Dort oder beim Nachhausegehen oder, der Himmel mag wissen, wo? verlor ich das Paket mit den Kassenanweisungen, das ich hier in meiner Brusttasche verwahrt hatte."

Der Buchhalter wandte sich mit einem vielsagenden Blick zur Prinzipalin, welche langsam und feierlich den bewußten Brief vom Tische nahm, ihn mir entgegen hielt und mit dem tiefen Ton, der so eigenthümlich klang, wenn sie heftig erschüttert war, fragte: „und wer hat diesen Brief geschrieben?"

Ich sah ihn flüchtig an und entgegnete: „wenn sie ihn nicht geschrieben haben, Madame, so mag Gott wissen, wer es gethan hat; ich weiß nichts davon, ich habe ihn nur gesiegelt und fortgetragen."

Hätte der Herr Block mich nicht unterrichtet, daß die Prinzipalin versichert habe, sie hätte diesen Brief nicht geschrieben, so hätte ich diese verfängliche Frage mit viel größerer Bestürzung und Entrüstung beantworten können, als so, und man konnte nach der Ruhe meiner Entgegnung voraussetzen, daß es mich nicht sehr überraschte, zu erfahren, dies Schreiben sei verfälscht; ich mußte mir später gestehen, daß eben dies den Verdacht, den man auf mich geworfen hatte, sehr bestärkte.

„Also Sie siegelten ihn und trugen ihn fort?" sagte der Buchhalter, „warum that dies nicht der Herr Block, wie es Gebrauch ist?"

Ich zuckte die Achseln — „weil der Herr Block nach Hause eilte und ich gerne Jemand einen Gefallen erzeige."

„Auch ist dieser Brief," forschte Madame Stieglitz weiter, „nicht in das Buch eingetragen."

„Das habe ich leider vergessen," sagte ich und mein Zorn regte sich bei diesen sonderbaren Fragen und bei dem höhnischen Lächeln des Buchhalters. „Madame," sprach ich ernst und ruhig, „ich sagte Ihnen schon früher, daß mir das Unglück begegnet sei, das Geld zu

verlieren; ich will es erſetzen, ſo ſchnell es in meinen Kräften ſteht, und ich hätte wirklich geglaubt, daß man das Unglück eines treuen Dieners nicht ſo ſtreng nehmen ſollte, und dann begreife ich nicht, warum der Herr Specht ſich nicht entfernt, wenn er ſieht, daß ich eine Unterredung mit Ihnen habe."

„Es iſt mein Wille, daß er dableibt," verſetzte die Frau, und ſetzte bitter hinzu: „was das Unglück eines getreuen Dieners anbelangt, ſo —"

„Ließe ſich viel darüber denken und ſagen," ergänzte der Herr Specht.

„Und was? Herr —"

„Nun," ſagte er mit kalter Stimme, „daß die ganze Geſchichte ſehr ſonderbar iſt; der Brief iſt verfälſcht, Sie geſtehen ein, daß Sie ihn geſiegelt und fortgebracht haben, das Geld iſt verſchwunden und es fällt Ihnen erſt heute ein, davon zu ſprechen, obgleich der ganze geſtrige Tag dazwiſchen liegt."

Meine Hand zuckte und ich hielt mühſam an mich. „Allerdings," ſprach ich mit tonloſer Stimme, ich hätte geſtern Morgen gleich mit Madame Stieglitz über dieſen Verluſt ſprechen ſollen, doch hoffte ich immer, das Paket wieder zu finden, und muß geſtehen," ſetzte ich offen hinzu, „daß ich glaubte in einem Hauſe zu ſein, wo ein niedriger, ſchlechter Verdacht nicht leicht aufkommen könne."

„Aber eben dieſer Verdacht," ſagte giftig der Buchhalter, „ſcheint leider begründet."

„Wie begründet, Herr, und wodurch?"

„Durch dieſen Brief, den Sie — —"

„Den Sie?"

„Wahrſcheinlich ſelbſt verfertigt haben." —

Das war zu viel; die Prinzipalin verhüllte ihr Geſicht mit dem Schnupftuche, ich ſtand einen Moment wie niedergedonnert, dann erfaßte mich einen Augenblick eine namenloſe, unbeſchreibliche Wuth,

meine Hand zuckte nach einem zuſammengeſchlagenen Meſſer, das auf dem Tiſch der Prinzipalin lag; der Buchhalter wurde weiß wie die Wand, als er einen Blick auf dies Meſſer warf und meine Bewegung ſah, und auch ich fuhr bebend zurück, als es meine Hand ſchon faſt erreicht hatte — es war das Meſſer des Prinzipals, das Madame Stieglitz ſich ſelbſt zur Qual dort aufbewahrte.

„Nein, nein," brachte ich mühſam hervor und fuhr mit der Hand über die Augen, die mir, wie ich fühlte, feucht wurden, „nein, nein, das war gewiß nur ein bitterer Scherz, Madame, von Ihnen wenigſtens, wenn auch nicht von jenem — von jenem ſchlechten Subjekte —"

Die Prinzipalin ſah mich einen Augenblick ſchmerzhaft bewegt an, dann ſagte ſie mit zitternder Stimme, die nach Faſſung rang: „es iſt leider, leider kein Scherz, ein großer, ſchwerer Verdacht ſpricht gegen Sie; Sie ſehen, wie die Sache liegt, iſt in meinem Hauſe Ihres Bleibens nicht. Suchen Sie Ihren Freund, den Herrn Doktor Burbus, auf, er ſolle ſich mit mir darüber beſprechen, wir wollen die Sache in Ruhe und Frieden beilegen."

Sie ſtreckte mir die Hand entgegen, wie um mir zu ſagen, daß ich gehen könne; doch als ich niedergedrückt und tief erſchüttert dieſelbe ergriff, entzog ſie ſie mir nicht, mir war, als habe ich zum zweitenmale eine Mutter verloren: ich bedeckte die Hand mit meinen Küſſen und meine Thränen zitterten darauf; ich ſchleuderte dem Buchhalter einen ſchrecklichen Blick zu und ſtürzte wie ein Raſender davon.

Die alte Frau warf ſich in ihren Seſſel, ſagte dem Buchhalter in ernſtem Tone: „Gehen Sie, laſſen Sie mich allein. „Dann ſah ſie ſtill vor ſich hin, und obgleich ſie ihr Geſicht nicht verzog, rollten doch die dicken ſchweren Thränen unaufhaltſam über ihre blaſſen Wangen herab.

Wohin ich wollte, das wußte ich eigentlich ſelbſt nicht, hinaus in's Freie, rief es in mir, ich konnte in dem Hauſe nicht mehr

Athem holen, es drückte mir die Brust zusammen, ich glaubte unterliegen zu müssen. In tiefen Zügen athmete ich draußen die kalte Novemberluft ein und rannte eiligen Laufes, aber ohne mir das klar bewußt zu sein, durch die bekannten Straßen nach dem Hause des Doktors. Dicht vor demselben lief ich gerade zwischen ein paar Pferde hinein, und die Stimme meines Freundes selbst, der eben von seiner kleinen Tour zurückkam, rief mir zu: „aber in's Teufels Namen, was treiben Sie denn? ist das Dilirium noch nicht vorüber?“ Ich schaute auf, und als der Doktor auf diese Art in mein Gesicht sah, schrak er heftig zusammen und führte mich, ohne ein Wort zu sprechen, in's Haus und in sein Zimmer; ich setzte mich auf einen Sessel und starrte vor mich hin. Burbus warf seinen Hut, Ueberrock, Handschuhe und Peitsche in einen Winkel, stellte sich vor mich hin und sagte: „ich merk' schon, hier ist Manches in großer Unordnung; was ist vorgefallen? Rasch gesprochen!“ setzte er dringender hinzu, da ich schwieg; „gesprochen! und wenn es etwas außerordentlich Schlimmes wäre, heraus damit!“

„Es ist mehr als schlimm, es ist schrecklich! lieber Doktor,“ entgegnete ich, „aber Sie sollen Alles erfahren;“ und nun erzählte ich ihm die ganze Geschichte von A bis Z, das heißt von dem Moment an, wo ich den Brief gesiegelt, bis vor einer halben Stunde, wo ich das schreckliche Verhör bestanden.

Der Doktor war sichtlich in großer Bewegung und ging erschüttert, die Hände auf dem Rücken, auf und ab, wobei er einigemale vor mir stehen blieb und mir starr in's Gesicht sah.

„So ist die ganze Geschichte,“ sagte ich am Schluß meines Berichtes, „und ich kann mir wahrhaftig nicht denken, was es mit dem verfluchten Brief für eine Bewandtniß hat.“

„Gewiß nicht?“ entgegnete der Doktor, und sah mich feierlich an.

„Gewiß nicht!“ antwortete ich, „bei Gott, ich bin mir keiner

Schuld bewußt, als vielleicht der einzigen, daß ich das Geldpaket nicht vorsichtig genug eingeschoben."

Der Doktor stand vor mir und sah mich mit ernstem festem Blick an, als wollte er durch meine Augen in mein Inneres blicken.

Ich hielt seinen Blick ruhig aus und versicherte nochmals, daß sich die Sache so verhalte, wie ich es ihm gesagt. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, ja, ich schwöre Ihnen feierlich bei der innigen Liebe zu Emma, daß ich Ihnen die volle Wahrheit gesagt und nichts verheimlicht."

„Dann ist Alles gut," entgegnete der Doktor und fuhr mit der Hand wie nachdenkend über seine Stirne; „daß der Herr Specht die Geschichte eingefädelt, daß er den Brief selbst geschrieben oder wenigstens schreiben ließ, ist mir vollkommen klar; auch ist das Ganze so plump angelegt, daß es dem Verstand dieses Menschen und seines Freundes, des saubern Candidaten, alle Ehre macht; ich sage, es ist plump angelegt und würde lächerlich sein, wenn nicht sehr vieler Leichtsinn von Ihrer Seite und Zusammentreffen sonderbarer Umstände diesen beiden Spitzbuben in ihrem Vorhaben geholfen hätte. Warum plagt Sie der Teufel, Unseligster des ganzen Menschengeschlechts, und läßt Sie den Brief selbst besorgen, warum schreiben Sie ihn nicht in das Buch ein, warum verlieren Sie das Geld, und warum zeigten Sie diesen Verlust nicht wenigstens gestern Morgen in aller Früh der Prinzipalin an? Da war viel geändert und," fuhr er ernster fort, „warum thaten Sie Ihr verehrtes Maul nicht auf und sprachen mir gestern Mittag, als Sie hier waren, von der Geschichte? o, das war ein Mangel an Vertrauen, der Strafe verdient."

Ich beschrieb ihm meinen gestrigen Seelenzustand, meine Angst über den Verlust und zugleich meine Hoffnung, das Paket wiederzufinden, und versicherte ihn, ich sei gerade gestern Mittag nur in der Absicht gekommen, ihm Alles zu sagen, hätte aber kein Wort herausgebracht.

„Jetzt helfen keine Vorwürfe," sagte der Doktor; „wollten Sie heute Morgen noch irgendwo hingehen, haben Sie Hoffnung, das Paket wiederfinden zu können?"

„Nein," entgegnete ich, „darauf hoffe ich nicht mehr, ich wollte nur meinen Freund, den Kassierer von Schilderer und Söhne, der heute Morgen krank zu Bette lag, aufsuchen, um —"

„Das Geld von ihm zu pumpen," antwortete rasch der Doktor; „dummes Zeug, ein Zechbruder wird Ihnen keine fünfhundert Thaler leihen, doch das ist das Wenigste; aber jetzt hören Sie meinen Rath: gehen Sie ruhig nach Haus, setzen Sie sich auf Ihrem Zimmer fest, und thun Sie im Gefühle Ihrer Unschuld keinen Schritt. Da Madame Stieglitz mich sprechen will, so werde ich später hinkommen, mich aber vorher zu Schilderer und Söhne begeben, mich mit dem Chef des Hauses, dessen Arzt und Freund ich bin, über die Sache besprechen und mir auch dort auf dem Comptoir einige Briefe des Herrn Specht ausbitten; es kann vielleicht nichts schaden, die Handschriften ein bischen zu vergleichen. Nun adieu, ich werde der Sibylle nichts von der Geschichte sagen, bis dieselbe, wie ich zu Gott hoffe, geordnet ist."

Ich verließ den Doktor, ging nach Haus und erreichte mein Zimmer, ohne von irgend Jemand gesehen worden zu sein, ich schloß die Thüre ab und begann auf's Neue zu suchen; Alles vergebens, ich fand keine Spur von dem Paket, ich nahm meine Briefe und Papiere vor, ordnete dieselben, las Vieles, was ich vorfand, noch einmal durch, und so verging mir die Zeit. Mittags wurde an meine Thüre geklopft, doch da ich keine Antwort gab, mich auch Niemand nach Haus kommen sah, so nahm man an, ich sei ausgegangen.

Nachmittags hörte ich Emma auf ihr Zimmer gehen und war im Begriff aufzuspringen und mit ihr zu sprechen; ich brauchte nur die Thüre zu öffnen, die zwischen unsern Zimmern war und konnte ungehindert dem geliebten Mädchen Aufklärung über mein Unglück

geben; wenn sie dich auch nicht liebt, dachte ich traurig, so ist sie doch deine Verwandte und wird schon darum Antheil an dir nehmen; ich hatte früher einmal an der Thüre einen Schlüssel gefunden, doch ehe ich ihn hervorsuchen und aufschließen konnte, hatte Emma ihr Zimmer schon wieder verlassen.

Stunde um Stunde verging, wenn auch entsetzlich langsam, aber ich hörte doch die Viertel- und ganzen Stunden schlagen; es fing an zu dunkeln, der Himmel, der sich aufgeklärt hatte, erschien tief blau und das Funkeln der Sterne, die nach und nach sichtbar wurden, zeigten mir an, daß es kalt würde; ich fühlte nichts davon, mir war nicht warm, aber ich fror auch nicht. Mein einziger Wunsch war, der Doktor möge kommen, und ich schaute auf die Straße und blickte sehnsüchtig jeden Menschen an, der sich dem Hause näherte. Jetzt verließ ich das Fenster wieder, ging an die Thür und lauschte, ob Niemand die Treppen herauf käme. Der Doktor konnte ja dicht an den Häusern vorbei und in's Haus gegangen sein, ohne daß ich ihn bemerkt hatte. Eitle Hoffnung! im Hause war es todtenstill, kein Tritt auf der Treppe hörbar, doch jetzt, halt! stieg Jemand hinauf. Ich weiß nicht, warum ich im Augenblick von der Thür wegging und mich auf meinen Koffer setzte, der in einer Ecke zwischen meinem Kleiderschrank und meinem Bett stand. Ohne daß ich gesehen wurde, hatte ich im Spiegel die Thür des Zimmers vor mir, ein Lichtstrahl fiel jetzt durch das Schlüsselloch, ein Hauptschlüssel wurde eingesteckt, die Thüre öffnete sich langsam und der Buchhalter streckte seinen Kopf in's Zimmer, und sah sich flüchtig um, ob ich da sei. Im ersten Augenblick dachte ich, ob ich auf ihn zustürzen solle, ihn in's Zimmer hereinziehen und mit Gewalt das Geständniß abpressen, daß er mich verläumdet habe, doch konnte ich nicht von der Stelle, ich hielt den Athem an und die Thür schloß sich wieder.

Kurze Zeit darauf hörte ich abermals Schritte auf der Treppe — wieder nicht der Doktor. Es war ein leiser Tritt, der herauf-

kam — es war Emma, die in ihr Zimmer ging, sie hatte ein Licht bei sich, denn ich sah deutlich, wie auf dem gegenüberliegenden Hause der Schein ihrer Fenster sichtbar wurde. Jetzt sah ich auch ihren Schatten — dachte sie vielleicht wohl an mein Unglück? ich stand langsam auf und sagte zu mir: „du mußt mit ihr sprechen.“ Schon hatte ich die Hand nach dem Schlüssel ausgestreckt, den ich in ihrer Abwesenheit in das Schloß gebracht und wollte ihn umdrehen, als ich hörte, wie vom Gange her ihre Stubenthür geöffnet wurde.

„Was wollen Sie?“ hörte ich sie sagen; und vernahm die Stimme des Buchhalters, welcher antwortete: „nur in einer wichtigen Angelegenheit einige Worte mit Ihnen sprechen.“

„Aber mir scheint,“ antwortete Emma, „weder diese Stunde noch dieser Ort ist zu einer Unterredung für uns Beide passend.“

„Das kann sein, mein Fräulein,“ entgegnete der Buchhalter, „doch wo die Noth gebeut, kann man Zeit und Umstände nicht so sorgfältig abwägen, ich wollte von Ihrem Vetter sprechen.“

„Von meinem Vetter?“

„Ja, Fräulein Emma, Sie haben erfahren, in welche höchst unangenehme Geschichte er sich, gewiß nur durch Unbesonnenheit und etwas Leichtsinn verwickelt, — eine Geschichte, die für seine künftige Existenz von den traurigsten Folgen sein kann und die auch, wenn sie bekannt wird, ein unangenehmes Licht, oder wie soll ich sagen, auf seine Familie und seine Freunde wirft.“

„Was das anbelangt, können Sie ruhig sein,“ antwortete das Mädchen stolz, „Sie haben nicht die Ehre, weder der einen noch den andern anzugehören.“

„Sie thun mir Unrecht, mein Fräulein, ich habe dem jungen Menschen gern mit meinem besten Rath zur Seite gestanden, er hat leider nie auf mich gehört, doch nehme ich auch jetzt noch den innigsten Antheil an seinem Schicksal und bin deßhalb hier, um zu

überlegen, was wir thun könnten, um ihn aus dieſer verdrießlichen Lage zu ziehen."

„Wie?" antwortete ſchmerzlich das Mädchen, „ich kann bei Gott nichts thun, aber wenn Sie, Herr Specht, im Stande ſind, ſeine Unſchuld zu beweiſen, o ſo thun Sie es ja, mein heißeſter Dank ſoll Ihnen lohnen."

„Ihr heißeſter Dank, nun ja, das wäre ſchon etwas, aber ſeine Unſchuld zu beweiſen, das wird ſchwer ſein."

„Sie halten ihn alſo für ſchuldig?"

„Die Umſtände ſprechen ziemlich klar gegen ihn."

„O mein Gott," ſagte das Mädchen mit bewegter Stimme, „dann iſt ja alles verloren."

„Nicht ſo ganz, Fräulein Emma, meine liebe Fräulein Emma: es gäbe vielleicht noch einen Weg, ihm durchzuhelfen."

„Ihn als unſchuldig darzuſtellen?"

„Ja, wenigſtens vor den Augen der Welt, und durch einige Aufopferung meinerſeits auch vielleicht vor den Augen der Prinzipalin."

„O wenn das möglich wäre, Herr Specht," hörte ich Emma erfreut ſagen, „o wenn Sie das könnten, Gott würde Ihnen gewiß lohnen."

„Der Lohn Gottes iſt allerdings eine ſchöne Sache," verſetzte der Heuchler, „doch ziehe ich für diesmal einen Lohn vor, den die Erde bietet." hier zitterte ſeine Stimme, „einen ſüßen Lohn, Fräulein Emma, den Sie mir im Stande ſind zu geben."

„Um Gotteswillen, wie verſtehe ich Sie!"

„Es iſt nicht das erſtemal, Fräulein Emma, daß ich über dieſen Punkt mit Ihnen ſpreche. Sie haben mich freilich kalt abgewieſen, aber Sie ſehen, ich komme wieder und komme nicht mit leeren Händen. Mit der einen Hand biete ich Ihnen eine ſorgenfreie Exiſtenz, biete ich Ihnen meinen geachteten Namen, mit der andern die Unſchuld Ihres Neffen. — Daß er," ſetzte er haſtig hinzu,

„auf jeden Fall das Haus verlassen müßte, versteht sich von selbst, aber ehrenvoll, sehr ehrenvoll.“

Ich stand erschüttert an meiner Thüre, und lauschte angstvoll der Antwort des Mädchens. Es trat eine lange Pause ein, dann fuhr der Buchhalter fort: „entscheiden Sie, Fräulein Emma, entscheiden Sie baldigst, morgen früh wird es zu spät sein.“

„Morgen früh,“ antwortete sie mit gepreßter Stimme, „was kann morgen früh geschehen?“

„Nun, morgen früh wäre es nicht unmöglich, daß die Prinzipalin bei fortgesetztem Läugnen Ihres Vetters die Sache den Gerichten übergeben könnte.“

„Den Gerichten?“ antwortete das Mädchen; und diese zwei Worte klangen wie ein lauter entsetzlicher Wehruf.

Ich knirschte mit den Zähnen und war im Begriff in das Gemach zu stürzen, doch hielt mich die Stimme Emma's zurück, welche nun kalt und ruhig sagte: „und wie, Herr Buchhalter, auf welche Art könnten Sie seine Unschuld beweisen?“

Hier entstand eine neue Pause, und als hätte ich durch die Thür blicken können, so hatte ich vor meinem innern Auge das Gesicht des Buchhalters und sah, wie er bei diesen Worten das Mädchen mißtrauisch anschaute. Doch hörte ich ihn jetzt lachen und er sprach: „Sie könnten die Absicht haben, mein Fräulein, das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, der Prinzipalin zu entdecken, aber ich fürchte das nicht, es wird Ihnen nichts helfen, meinem Wort, dem erprobten, glaubt Madame Stieglitz unbedingt.“

„Ich weiß es,“ seufzte das Mädchen.

„Also hören Sie mich: es fällt mir heute Nacht plötzlich ein, daß jener Brief — er trägt, wie Sie nicht vergessen müssen, kein Datum, Ihr Vetter hat das übersehen, — daß dieser Brief von der Prinzipalin, wenn auch vor längerer Zeit, wirklich geschrieben wurde; die alte Frau hat das vergessen, ich aber versichere, daß dem so sei. Dies Schreiben nun sollte damals nicht abgehen, und wurde

von mir auf die Seite gelegt, kam zufällig auf den Pult unter die andern Papiere und wurde unschuldigerweise expedirt. Ihr Vetter hat das Geld geholt, hat es verloren, aber es findet sich natürlicherweise wieder."

„Und Sie glauben," antwortete Emma rasch, „daß es sich wirklich wieder finden wird?"

„Sie müssen mich verstehen," antwortete der Buchhalter, „das Geld, das Ihr Vetter wahrscheinlich zu seinen Zwecken verbraucht hat, läßt sich allerdings nicht wiederfinden, aber fünfhundert Thaler sind fünfhundert Thaler, und obgleich schon eine bedeutende Summe an und für sich, ist es doch ein geringes Opfer, um in Besitz dieser kleinen Hand zu kommen."

Es trat wieder eine Pause ein, dann sprach das Mädchen, und wie es schien, ängstlich: „Lassen Sie meine Hand, o lassen Sie meine Hand."

„Bedenken Sie, Emma," sagte er zudringlicher, „geben Sie mir eine Antwort."

„O nie, nie," rief das Mädchen in Weinen ausbrechend, „mein Vetter ist unschuldig und Gott im Himmel wird schon dafür sorgen, daß diese Unschuld an den Tag kommt."

„Allerdings," hohnlachte der Buchhalter, „und Sie sehen, daß in diesem Augenblicke der höchste Herr des Himmels mich, seinen Schützling und Begnadigten, zu Ihnen schickt, um Ihren Vetter zu retten, aber weisen Sie diese Hülfe nicht zurück, reichen Sie mir Ihre Hand oder Gott wird die seinige von Ihnen abziehen."

„Das ist ganz unmöglich, ganz unmöglich," entgegnete das Mädchen, „o wie kann das möglich sein, ein ganzes langes verlorenes Leben."

„An meiner Seite," ergänzte der Herr Specht, „nun freilich, es ist viel angenehmer, seinen Anverwandten ein langes Leben, mit Schmach und Unehre beladen, dahin schleppen zu sehen."

„O, wenn Sie ein Mensch sind," sagte das Mädchen laut weinend, „wenn Sie menschlich fühlen, so retten Sie meinen Vetter um der Barmherzigkeit Gottes willen und nicht um Lohn; ich kann nicht thun, was Sie verlangen."

„Weil Sie selbst Ihren Vetter lieben," sagte der schreckliche Mensch kalt. Mein Herz stand still, es sollte nicht mehr schlagen, bevor sie antwortete; doch diese Antwort, ein ängstliches: „nein, nein!" hallte schmerzlich und höhnend in mir wieder. Genug der Qual! dachte ich, hinein in das Zimmer vor sein Angesicht und sagen, daß ich lieber tausendmal jene Schuld auf mir behalten wolle, als das arme Mädchen nur einen Augenblick länger martern zu lassen. Doch kam jetzt ein so schauerliches Wort aus dem Munde des Buchhalters; und als ob er das selbst fühle, sagte er das Folgende mit so leiser Stimme, daß nur die Gewalt, die ich mir anthat, im Stande war seine Rede zu vernehmen. „Wenn also," sagte er in kleinen Pausen, „ein langes Leben an meiner Seite Ihnen schrecklich erscheint, so hören Sie dagegen das Bekenntniß meiner heißen, leidenschaftlichen Liebe zu Ihnen. Ihre Gegenwart, Ihr Anblick reibt mich auf und die Kälte und Gleichgültigkeit, mit der ich Ihnen gegenüber erscheinen muß, bringt mich zum Wahnsinn; ich fühle eine verzehrende Gluth, wenn Sie in's Zimmer treten. Ihr Fußtritt hinterläßt für mich glühende Spuren, die ich küssen möchte, bis sie aufflammen, wie mein glühendes Hirn; das Rauschen Ihres Kleides weckt eine wilde Lust in mir, die ich nicht mehr zu bändigen vermag. Hier liege ich zu Ihren Füßen, Emma, und flehe Sie an, wenn es Ihnen auch unmöglich erscheint, ein langes Leben mit mir vereint zu sein, ich bin ja genügsam, o so schenken Sie mir einen einzigen Augenblick Ihre Liebe, begnadigen Sie mich durch eine kleine Stunde, seien Sie mir einen seligen Augenblick Alles, was ein Wesen dem andern sein kann — heute Nacht —"

Ich riß an dem Schloß der Thüre und da von innen der Nachtriegel vorgeschoben war, so sprengte ich ihn, indem ich mich gegen die Thür warf und stürzte in das Gemach. — — — —

Emma flog auf mich zu und klammerte sich mit einer wilden Angst, welche die lasenden, für sie nicht ganz verständlichen Worte des Heuchlers in ihr erregt; er sprang auf, als er mich bemerkte, seine Augen rollten wie die eines Wahnsinnigen, sein Mund schäumte, und so trat er mir entgegen. Ich ließ das Mädchen auf einen Stuhl niedergleiten, faßte ihn an der Brust und warf ihn mit solcher Kraft von mir, daß er in der Mitte des Zimmers zusammenstürzte.

im gleichen Augenblick öffnete sich die Stubenthür und die Prinzipalin, Madame Stieglitz, stand draußen auf dem Gange. Ich war mit meiner Nichte beschäftigt, tröstete sie, so gut ich konnte, und bemerkte die Frau draußen im ersten Augenblick nicht; als ich aber aufschaute, stand der Buchhalter neben ihr, hatte die Hände gefaltet und sagte: „so geht es den Gerechten in diesem Hause! O Frau Prinzipalin, was hat sich unter diesem christlichen, gottgefälligen Dach ereignet."

Madame Stieglitz trat einen Schritt vorwärts und die große majestätische Gestalt der alten Frau war, wie sie mit aufgehobener Hand dastand, wahrhaft erschreckend. Ihr Auge blickte zornig auf mich und ihre Lippe bebte.

„Dank sei dem Höchsten," fuhr der Heuchler fort, „daß ich das Opfer der Wuth jenes Menschen wurde. Gott, wenn ich mir denke, daß Sie, hochgeehrte Frau, dieses sündhafte Paar überrascht hätten und daß Ihnen vielleicht das Gleiche geschehen wäre. Der Herr verzeihe ihnen," sagte er und blickte starr zur Decke, „verzeihen auch Sie!"

Emma hatte sich am Stuhle aufgerichtet und ich hatte sie unterstützt, indem ich meinen Arm um ihren Leib legte. So war die Stellung, in der uns Madame Stieglitz überraschte, — die Thür von meinem Zimmer in das des Mädchens war geöffnet, der Buchhalter klagte uns an — — — —

Es schien, daß die alte Frau etwas sagen wollte, aber die Stimme versagte ihr, sie schlug beide Hände vor's Gesicht, wandte sich um und ging langsam die Treppe hinab.

Es dauerte ein paar Sekunden, ehe Emma das neue Schreckliche begriff, das hier vorgefallen; dann aber riß sie sich von mir los, eilte an ihren Schreibtisch, warf in wilder Hast die Papiere heraus, bis sie gefunden, was sie suchte: es war ein versiegeltes Couvert, sie hob es hoch empor und stürzte mit dem Ausruf: „Gott wird helfen!" die Treppen hinab. Der Herr Specht und ich standen uns gegenüber und blickten uns ernst und fürchterlich an. Ich glaube, wir haßten uns Beide gleich heftig, und waren Beide im Begriff, über einander herzufallen, um zu versuchen, wer im Stande sei, den andern zu erwürgen. Das dauerte aber nur ein paar Sekunden,

dann zog er sich rückwärtsschreitend langsam zurück, ohne mit seinen Augen meinen Blick fahren zu lassen, ich folgte ihm ebenso, doch als er seine Stube erreicht, sprang er mit einem großen Satze hinein, und verriegelte die Thür hinter sich.

XL.

Ein zweites Verhör und Ende des Buchs.

So stand ich auf dem Gang allein an dem Treppengeländer und schaute lange, lange in das finstre Haus hinab. Unten aus der Küche drang ein Lichtstrahl und ich hörte die Mägde zusammenflüstern, unterschied auch die Stimme des Herrn Block, welcher nach dem Buchhalter fragte. Wer hätte glauben können, daß in diesem sonst so ruhigen Hause so viel Jammer für mich entstehen könnte? Willenlos stieg ich eine Stufe um die andere hinab, ging bei der Wieskammer vorbei und befand mich bald an dem Zimmer der Prinzipalin, welches durch ein Vorgemach von der Treppenflur getrennt war. Sowohl dieses Vorgemach, als die Zimmerthür waren nicht fest verschlossen, ein Lichtstrahl drang aus den Zimmern der Madame Stieglitz, doch wurde in denselben nichts gesprochen. Ich ging langsam näher, und konnte jetzt das ganze innere Gemach übersehen: da saß die alte Frau in ihrem Lehnstuhl und zu ihren Füßen auf einem niederen Schemel sah ich meine Nichte Emma, welche ihren Kopf auf die Knie der alten Frau gelegt hatte und das Zucken ihres Körpers verrieth, daß sie heftig geweint: ihre Haarflechten waren aufgegangen und lang und golden fielen sie über ihre Schultern herab. Madame Stieglitz hielt mit einer Hand einen Brief hinter das Licht, um ihn deutlich lesen zu können, und das, was sie las, mußte für sie sehr ergreifend sein, denn das Papier zitterte, und während dem Lesen legte sie ihre andere Hand auf das blonde Haar des Mädchens, sie fest an sich drückend. Jetzt ließ sie den Brief fallen, schüttelte finster mit dem Kopf und dann beugte sie sich zu Emma herab, hob ihr Gesicht sanft am Kinn in die Höhe und sagte: „mein gutes armes Kind.“

„Nicht wahr," sagte das Mädchen schluchzend und küßte ihre Hand, „nicht wahr, Sie glauben nicht, daß ich etwas Unrechtes gethan."

„Nein, mein Kind," tröstete sie die alte Frau, „ich hätte schon deiner wahrhaften Erzählung über den Vorfall geglaubt, und nun erst der Brief, den du mir gegeben; — wann hast du ihn von dem Doktor erhalten?"

„Es war nicht lange nachher, als ich in Ihr Haus kam."

„Ganz richtig, ungefähr vier Wochen vorher verließ die unglückliche Thereſe daſſelbe; o das iſt ganz entſetzlich, ganz ſchrecklich!"

„Verzeihen Sie mir eine Frage, eine Bitte," ſagte das Mädchen dringend. „Nicht wahr, Sie übergeben — die — Sache meines — Vetters — nicht den — Gerichten, wie der Buchhalter gedroht?"

„Gott ſoll mich bewahren," ſagte die Frau, „das würde ich ſchon nicht gethan haben, wenn der junge Menſch auch keine ſo warme und eifrige Fürſprecherin hätte, wie du biſt, mein liebes Kind; dies Papier da — ſie zeigte auf den Brief — läßt mich ſehr Schlimmes ahnen, doch wäre eine ſolche Schlechtigkeit unerhört. Du biſt überzeugt," fuhr ſie dringend fort, „daß dein Vetter unſchuldig iſt?"

Das Mädchen richtete ſich halb in die Höhe und hob die rechte Hand empor: „ſo wahr ich an einen Gott glaube," ſagte ſie feierlich, „und eine Vergeltung für alles, was wir Böſes thun und denken, ſo wahr glaube ich, daß er nichts Böſes und nichts Schlechtes gethan."

„Ei, ei, Mädchen," ſagte Madame Stieglitz freundlicher und küßte ſie wiederholt auf die Stirne, „du biſt eine eifrige Vertheidigerin und nimmſt großen, großen Antheil an deinem Vetter; iſt das vielleicht mehr, als verwandtſchaftliche Liebe?"

Es entſtand eine kleine Pauſe, Emma drückte ihr Geſicht auf die Hand der würdigen Frau, dann erhob ſie es wieder und ſagte ſchüchtern und leiſe: „warum ſoll ich ein Geheimniß vor Ihnen haben, vor Ihnen, die mir wohl will, und die mich liebt, wie meine Mutter; ja, es iſt mehr als verwandtſchaftliche Liebe; verzeihen Sie mir, ich habe dies noch gegen Niemand, Gott iſt mein Zeuge, ge-

gen Niemand ausgesprochen; aber ich liebe meinen Vetter mehr, als alles auf der Welt, mehr als meine Mutter, mehr als Sie, meine mütterliche Freundin! Alles, alles würde ich verlassen, und ihm folgen, und würde ihm um so bereitwilliger folgen, wenn er, mit Verdacht beladen, in's Unglück ginge."

Einen Augenblick sah die Prinzipalin die Sprecherin gerührt an, dann legte sie ihr beide Hände auf das Haupt, und sagte feierlich mit erhobenem Blick: „Gott segne dich, mein Kind, ich hoffe auf Licht von oben, und will zu Gott bitten, daß er ihn nicht in's Unglück gehen lasse."

Meine Gefühle, der ich alles hörte und sah, sind nicht zu beschreiben; ich wollte in's Zimmer, wollte zu den Füßen der alten Frau stürzen und ihr in feurigsten beredtsten Worten von meiner Unschuld sprechen; doch faßte mich in demselben Augenblick eine Hand und drückte herzlich die meinige, und ich vernahm die Stimme des Doktors, welcher unbemerkt an meine Seite gekommen war. „Nicht immer hört der Horcher an der Wand seine eigne Schand," sagte er, „wir wollen sehen, was zu thun ist; noch weiß ich freilich nicht viel mehr, als heute Morgen."

Bei unserm Eintritt blickte Madame Stieglitz erstaunt auf und Emma eilte mit einem leisen Schrei an das andere Ende des Zimmers. Ich hielt mich an der Thür, der Doktor setzte sich auf einen Sessel, den ihm die Prinzipalin mit einer Handbewegung anbot.

„Bei uns sind heute merkwürdige Dinge vorgefallen," sagte sie, „Dinge, die mir ein schauerliches Licht in meine Seele geworfen; wo ist das arme Mädchen, die Therese?" setzte sie mit leiser Stimme hinzu.

Ebenso leis antwortete der Doktor: „sie ist gut aufgehoben und es geht ihr leidlich."

„Und glauben Sie, daß das Mädchen die reine Wahrheit gesagt hat, daß mein Buchhalter wirklich —?" sie sah ohne ihren Satz zu beendigen, den Doktor fragend an.

„Ohne Zweifel," entgegnete dieser, „in solchen Momenten pflegt man nicht zu lügen, auch hat sie mir Briefe des saubern Herrn Specht vorgezeigt, welche keinen Zweifel übrig ließen."

„Gott schütze die arme Person, es war im Grunde ein braves

Mädchen; doch jetzt zu der andern Angelegenheit. Sie wissen, wie die Sachen stehen, was kann man thun, wie kann es uns gelingen, die Wahrheit an den Tag zu bringen?"

Der Doktor zuckte die Achsel, stützte den Kopf auf seinen Stock, — eine Lieblingsattitüde aller Aerzte — und entgegnete: „Madame, verzeihen Sie mir den Ausdruck, aber wir haben es mit einem verstockten Sünder zu thun; daß der Brief an das Banquierhaus falsch ist, daß er untergeschoben wurde, um unsern Freund in's Unglück zu bringen, ist für mich vollkommen klar, doch ist es sehr schwer, dies zu beweisen."

Auf der Straße ließ sich jetzt das Rollen eines Wagens vernehmen und gleich darauf das Klirren der Hufe von Pferden auf dem Pflaster, die vor dem Hause scharf parirt wurden; wenige Sekunden nachher sprang der Herr Block in's Zimmer und meldete die Ankunft des Herrn Commerzienrathes Schilderer, welcher die Prinzipalin zu sprechen wünschte.

Der Herr Commerzienrath Schilderer war ein sehr gewichtiger und bedeutender Mann in der Handelswelt; als Chef des ersten Bankhauses des ganzen Landes hatte er das Wohl und Wehe einer großen Menge Kaufleute in der Hand, und da er zugleich Präses der Handelskammer und des Fabrikgerichts war, so entschied er zu gleicher Zeit über das Schicksal von Tausenden von Arbeitern, die ihn aber als einen unparteiischen Richter verehrten, liebten und fürchteten.

Im Geschäft strenge und unnachsichtlich, war er doch im gewöhnlichen Leben wohlwollend und freundlich, half den Bedrängten und übte Wohlthaten an rechter Stelle, wo er nur konnte. Im Aeußern war der Commerzienrath groß und schlank, hoch in den Fünfzigen, durch eine geschmackvolle und sorgfältig auserwählte Toilette, sowie durch eine glänzend schwarze Perrücke in den Augen der Welt als gut konservirt dastehend. Etwas Blendenderes und Frischeres, als die weiße Halsbinde war, die er trug, konnte man nicht leicht sehen; aus derselben hervor streckten sich unendlich steife und sehr lange Vatermörder, welche ihm nicht erlaubten, den Kopf schnell auf die Seite zu drehen. Er mußte diese Bewegung durch eine halbe Wendung des Oberkörpers hervorbringen, was seiner

ganzen Erscheinung etwas Steifes, aber zugleich etwas Feierliches verlieh. Sein Kleid war vom feinsten schwarzen Tuch, und im Knopfloch bemerkte man ein farbiges Bändchen.

So kam er die Treppen herauf, im Vorgemach stand der Herr Block und nahm seinen Paletot in Empfang und leistete diesen Dienst mit der Absicht, hiedurch etwas von dem Gespräch vernehmen zu können. Ich unterstützte dies Vorhaben des jungen Herrn Block, indem ich an der Thüre stehen blieb und dieselbe hinter mir offen ließ.

Der Commerzienrath drohte mir leicht, aber nicht unfreundlich mit dem Finger und mir war, als müsse durch sein Erscheinen meine Sache eine plötzliche und sehr günstige Wendung nehmen. „Guten Abend, Madame Stieglitz, sieh da! Doktor," sagte der Banquier beim Hereintreten und ließ sich gravitätisch auf einen Sessel nieder, den der letztere hinschob. „Sie werden erstaunen, mich so spät zu sehen, doch hat mir der Doktor da, natürlich im Vertrauen, eine Geschichte erzählt, die ich mir, da ich jenen Leichtsinn wohl kenne, zu Herzen nahm." Er versuchte bei diesen Worten mich anzusehen, was ihm aber seine Kravatte nicht erlaubte, da ich ganz in seinem Rücken stand. „Mein Kassierer," fuhr er fort, „im Geschäft ein sehr brauchbarer Mensch, aber außerhalb ebenfalls etwas lustiger Natur, kam heute Abend, nachdem sie eben fort waren, Doktor, in einem fürchterlichen Katzenjammer — Madame, Sie verzeihen mir dies Wort — auf die Kasse geschlichen, um noch einige nothwendige Zahlungen zu besorgen; ich habe ihm natürlich einigermaßen den Text gelesen, doch als der die große Kasse öffnet, — sie war seit Samstag verschlossen, denn ich lasse nur in der äußersten Noth einen meiner andern Leute für den Kassierer eintreten — siehe da! unter dem Deckel derselben lag das Paket mit den fünfhundert Thalern Kassen-Anweisungen, um welches es sich handelt."

„Gelobt sei Gott!" rief ich laut auf, eilte auf den Banquier zu und empfing mit zitternden Händen das verloren geglaubte Geld.

„Die jungen leichtsinnigen Menschen," fuhr der Banquier ernst fort, „dachten am Samstag Abend, wie mir scheint, mehr an ihre Vergnügungen, als an das Geschäft, und statt das Paket einzu-

ſchieben, ließen ſie es in der Kaſſe liegen.“ Der Doktor reichte mir gerührt die Hand, die Prinzipalin winkte mir freundlich zu und aus der Ecke des Zimmers glaubte ich einen frohen Ausruf zu vernehmen.

„Es ſchiene mir jetzt das Räthlichſte,“ ſagte Herr Schilderer, „wenn man Ihren Buchhalter, den Herrn Specht, hier erſcheinen ließe und ihn veranlaßte, ſeine Klagpunkte, die mir, aufrichtig geſagt, unbegründet erſcheinen, nochmals zu wiederholen.“

Die Prinzipalin ſagte eifrig: „ja, ja,“ und zog an der Klingeſchnur, die in's Comptoir führte; doch hatte der junge Herr Block draußen in der Freude ſeines Herzens den Paletot des Commerzienraths in einen Winkel geworfen und ſprang eiligſt die Treppen hinauf. Daß er in dieſem Augenblick nicht ein lautes Hurrah ausſtieß, war eine Mäßigung, die ich ihm nicht zugetraut hätte.

Wenige Augenblicke darauf trat der Herr Specht in's Zimmer, ſein Geſicht war etwas blaß, und der Ton, mit dem er guten Abend wünſchte, war weniger feſt und ſalbungsvoll als ſonſt. Ich ſah dieſem zweiten Verhör mit mehr Ruhe entgegen, als dem geſtrigen, und zog mich in's Vorzimmer zurück, um dem Doktor vollkommen Spielraum zu laſſen, ſeine Fragen gegen den Buchhalter zu ſtellen. Mich überwältigten tauſend frohe Gedanken; den Namen Emma wiederholte ich unzähligemal, und einmal um's anderemal herzlicher und inniger. Stand ich doch jetzt ſchon von dem ſchlimmen Verdacht gerechtfertigt da, hatte ich doch ihr ſüßes Geſtändniß gehört; nur wie ſich das Dunkel hinſichtlich des untergeſchobenen Briefes aufklären würde, war ich begierig zu erfahren. Daß die Unterſchrift ſehr ähnlich war, konnte man nicht läugnen — die Unterſchrift der Prinzipalin — ich dachte nach, dachte eifrigſt nach und auf einmal dämmerte mir ein Licht auf, wohl erſchreckend für mich, aber wohl hell genug, um vielleicht Manches aufzuklären. Ja ſo war es, ſo mußte es ſein. Ich trat wieder in's Zimmer in dem Augenblick, wo der Doktor ſagte: „Sie werden jetzt deutlich einſehen, Herr Specht, daß Ihr College das bewußte Geld in keiner böswilligen Abſicht erhob, denn wenn man ſich unrechtes Gut aneignen will, ſo läßt man dies Gut nicht leichtſinniger Weiſe liegen, ſondern nimmt es mit ſich; ſagen Sie mir deßwegen offen Ihre

Meinung: was glauben Sie, wie konnte jener Brief auf den Pult kommen, wer iſt wohl im Stande, dieſe Unterſchrift ſo täuſchend nachzumachen?"

Der Buchhalter zuckte die Achſeln und hob die Augen gen Himmel; doch ich trat feſten Schritts an den Tiſch und entgegnete, die Frage des Doktors beantwortend: „ich glaube zu wiſſen, wer jene Unterſchrift gemacht, und glaube ebenfalls ſagen zu können, wer den Brief darüber ſchrieb, den man auf meinen Pult legte." Alles ſah mich erſtaunt an, und der Buchhalter zuckte unmerklich zuſammen, als ich einen feſten Blick auf ihn warf; doch verwandelte ſich dieſes Erſtaunen in Schrecken, als ich ruhig fortfuhr: „ich ſelbſt habe jene Unterſchrift gemacht, ja ich ſelbſt, aber im Beiſein des Herrn Buchhalters."

Sein triumphirender Blick verwandelte ſich plötzlich und er ſtotterte: „in meinem Beiſein?"

„Ja, Herr, in Ihrem Beiſein! Sie werden ſich jenes Abends erinnern, wo wir von der Schrift der Madame Stieglitz ſprachen, wo Sie behaupteten, die Schrift ſei ſehr ſchwer nachzumachen, und wo Sie mich ſcherzend erſuchten, den Namen der Prinzipalin auf ein Blatt Papier zu ſchreiben."

„Das iſt eine häßliche, verabſcheuungswürdige Erfindung," ſagte der Buchhalter mit gefalteten Händen, „ſo wahr mir Gott helfe, eine verbrecheriſche Lüge."

„Wenn ſich das beweiſen ließe," ſagte der Commerzienrath, „ſo wäre freilich viel gewonnen."

„Beweiſe, um Gotteswillen, Beweiſe!" rief der Doktor.

„Dies Papier mit der Unterſchrift," fuhr ich fort, „dort auf dem Tiſch liegt es und ich erkenne es jetzt wieder, warf der Buchhalter nachläſſig in eine Mappe, in eine Mappe von grünem Saffian mit einem Stahlſchloß, und zugleich ein anderes Papier, worauf ich mehreremal vergeblich verſucht, die Unterſchrift nachzubilden, ehe es mir vollkommen gelang; vielleicht, wenn man jene Mappe unterſucht, fände ſich auch das zweite Papier darin."

„Allerdings, allerdings," entgegnete der Doktor, und der Buchhalter rief haſtig: „o, dieſe Mappe kann ich vorzeigen, ich werde ſie im Augenblick von meinem Zimmer holen." Er wollte davon-

eilen, doch ſagte der Commerzienrath lächelnd: „ich glaube, ohne den Herrn Buchhalter verdächtigen zu wollen, es wäre nicht unzweckmäßig, wenn vielleicht der Doktor den Buchhalter auf deſſen Zimmer begleitete; die Sache handelt ſich um Ehre und guten Namen eines Andern und da muß man ſchon vorſichtig ſein.“

„Ich werde den Herrn begleiten,“ ſagte der Doktor und ſprang auf, doch hielt ihn die Prinzipalin beim Arm zurück und ſprach: „verzeihen Sie, meine Herren, ich bin hier vollkommen Ihrer Anſicht, doch glaube ich, es wird beſſer ſein, wenn ich meinen Buchhalter begleite, mir wird derſelbe aus dem Inhalt ſeiner Mappe gewiß kein Geheimniß machen.“

Der Buchhalter ſtand bei dieſem Vorſchlage da: ein Bild des Jammers und Entſetzens, die ſtieren Augen traten ihm faſt aus dem Kopfe, er ſchnappte mühſam nach Athem und ſeine zitternde Hand knöpfte den Rock, welchen er trug, auf und zu.

Die Prinzipalin hatte einen Leuchter ergriffen, ſagte ernſt und befehlend: „folgen Sie mir,“ und ſtieg dem Buchhalter voraus die Treppen hinan.

„Ich gehe auch mit,“ flüſterte mir der Herr Block zu, „dieſer Kerl iſt zu Allem fähig, ich will für alle Fälle bei der Hand ſein.“

Wir blieben unten in geſpannter Erwartung und ſahen erſchüttert der Dinge entgegen, die da kommen würden; uns Alle beſchlich ein eigenes, unheimliches Gefühl, und als wir nach einiger Zeit droben den feſten Schritt der Prinzipalin vernahmen, welche langſam die Treppe herabkam, ſo ſchnürte mir jeder Schritt die Bruſt zuſammen, ſo daß ich kaum im Stande war, zu athmen. Sie mochte eine ſtarke Viertelſtunde ausgeblieben ſein, und Emma ſagte mir ſpäter, ſie habe während dieſer Zeit auf ihren Knieen gelegen und eifrig gebetet.

Endlich trat die alte Frau wieder in's Zimmer und man ſah, daß ſie ſich Mühe gab, den Leuchter feſt in der einen Hand zu halten, in der andern Hand trug ſie einige Papiere, die ſie mit allen Zeichen des Abſcheu's auf den Tiſch warf. Obgleich ſie heftig ergriffen ſchien, obgleich ihr ernſtes Geſicht von einer erſchreckenden Bläſſe bedeckt war, ging ſie doch ſtolz und feſten Schrittes auf ihren

Seſſel zu; doch als ſie ſich niedergelaſſen, rückte ſie ihren Lichtſchirm ſo, daß ihre Züge von dieſem Schatten bedeckt waren.

„Die Sache iſt aus und entſchieden," ſprach ſie, „mein bisheriger Buchhalter, der Herr Specht, hat mir die Wahrheit deſſen, was Sie," ſie wandte ſich zu mir, „was Sie vorhin ausgeſagt, eingeſtanden, er habe Sie fälſchlich angeklagt, er hat Sie abſichtlich in's Unglück ſtürzen wollen. Der Buchhalter verläßt morgen mein Haus für immer; Sie ſind von dem Verdacht, der auf Ihnen geruht, vollkommen gereinigt, und ich ſage es offen, daß es mir ſehr leid thut, und daß ich bedaure, etwas Uebels von Ihnen geglaubt zu haben; geben Sie mir Ihre Hand und ich bin Ihnen geneigter, als zuvor."

„Gott ſei Dank!" ſagte der Commerzienrath und erhob ſich von ſeinem Sitz; „die Angſt, die Sie ausgeſtanden, haben Sie einigermaßen verdient. Ihr habt eine Zeit lang, wie ich wohl erfahren, ein ziemlich lockeres Leben geführt, und Sie haben dieſem Treiben die Krone aufgeſetzt, indem Sie das Geld, das Sie in meiner Kaſſe erhoben, leichtſinnigerweiſe liegen ließen."

„Ja, ja," fügte der Doktor bei, „allverehrter Fabrikant, und wenn zufällig das Geld auf der Straße verloren ging, ſo kam Ihre Unſchuld nicht ſobald an den Tag; laſſen Sie ſich das eine große Lehre ſein."

Ich dankte dem Commerzienrath herzlich für ſeine Freundlichkeit und ſeine Worte; der junge Herr Block half ihm ganz entzückt den Paletot anziehen, und der Banquier empfahl ſich mit einigen freundlichen Worten. Der Wagen rollte fort und der Doktor nahm ſeinen Hut. „Ich muß meiner Frau," ſagte er, „die glückliche Entwicklung dieſer Geſchichte anzeigen, ſie hat ſich ſehr um dieſen jungen leichtſinnigen Menſchen gegrämt;" dann ſetzte er leiſe zu mir gewandt hinzu: „ich laß' Sie hier allein in der beſten Geſellſchaft, kommen Sie morgen früh zu mir und erzählen, was Sie heute Abend hier noch Neues und Liebes erfahren. Gute Nacht!" Er ging davon, und der junge Herr Block, dem von der Prinzipalin ein freier Abend bewilligt wurde, folgte ihm. Wie ich nachher erfuhr, nahm ihn der Doktor mit nach Haus und hängte ihm in der Freude ſeines Herzens einen kleinen Rauſch an.

Wir blieben allein in dem Zimmer, die Prinzipalin, Emma und ich; das Mädchen eilte vor Freude laut ſchluchzend aus ihrem Winkel hervor und ließ ſich, wie früher, zu den Füßen der Prinzipalin nieder; auch ich eilte herbei und dankte mit herzlichen Worten für alle Liebe und Güte, die ſie mir erwieſen.

„Meine Kinder," ſagte die alte Frau, und während ſie mir ihre rechte Hand gab, legte ſie ihre linke auf das Haupt des Mädchens, „meine Kinder, Gott hat euch in ſeinen Schutz genommen und Alles wohlgemacht; ihr liebt einander, ich freue mich darüber, laßt mich für euer Schickſal ſorgen; ich habe Niemand auf der Welt, ihr Beide ſteht ebenfalls allein da, und ſo, glaube ich, könnte es gelingen, daß wir unſere Tage in Frieden zuſammen genießen können: ich will euch Mutter ſein, ſeid ihr meine Kinder — ja, meine Kinder mit allen Rechten, die ich euch einräumen kann."

Das war ein höchſt ſeliger Moment, der ſich nicht beſchreiben läßt, und wer einen ähnlichen ſchon erlebt hat, denke an ſeine glücklichſte Zeit zurück; wer ihn noch vor ſich hat, hoffe darauf als auf das Seligſte, was ihm dieſe arme Erde bieten kann.

„Jetzt geht, Kinder," ſagte nach einer langen, langen Pauſe, nicht mehr die Prinzipalin, jetzt unſere Mutter; „jetzt geht, es iſt ſpät und ich fühle mich ſehr ergriffen. Du, Emma, wirſt ſchon heute Nacht die Zimmer neben mir beziehen, und du," ſagte die Prinzipalin zu mir und fügte lächelnd hinzu, indem ſie auf Emma zeigte: „ſieht Er, Er iſt durch ſie zum du gekommen — du gehſt auf dein Zimmer und morgen ſprechen wir weiter." Ich begab mich voll Glück und Seligkeit hinweg, und da es mir als ganz nothwendig erſchien, daß Emma noch von ihrem Zimmer einiges ganz Nothwendiges holen mußte, ſo wartete ich auf der Treppe auf meine kleine Geliebte. Vor zwei Stunden ſtand ich ebenfalls hier, aber mit welch' ganz anderen Gefühlen, in welch' ganz anderer Lage. Endlich kam Emma, und ich mußte geſtehen, daß der lange, lange Kuß, den ich jetzt bekam, andere Empfindungen erweckte, als die Küſſe, welche früher dem Vetter bewilligt wurden.

Am andern Morgen verließ der Buchhalter das Haus, nicht ohne daß vorher der Pfarrer Sproßer den Verſuch gemacht hätte,

zu Gunsten seines Glaubensgenossen den Entschluß der Madame Stieglitz umzustimmen, doch dauerte die Unterredung, die der Geistliche deßwegen mit ihr hatte, nur sehr kurze Zeit; er kam mit einem sehr langen Gesicht, von welchem die gewöhnliche Sicherheit und das ewige lächelnde Behagen gewichen war. Er verhüllte sein Haupt, als er mich sah, und machte vor der Hausthüre eine Bewegung, als schüttle er den Staub von seinen Füßen. Sein Reich in diesem Hause war zu Ende. — Den Herrn Specht aber sah ich nie wieder.

Der Doktor freute sich innigst und herzlichst über mein Glück, und hatte noch an demselben Tage eine lange Unterredung mit der Prinzipalin, deren Resultat war, daß ich mit Empfehlungs- und Creditbriefen wohl ausgerüstet ein Jahr lang die Seidenfabriken Südfrankreichs besuchen sollte, mittlerweile aber wollte die Prinzipalin das Ladengeschäft verkaufen und die daraus zu erlösenden Fonds sollten nach meiner Rückkehr zur Vergrößerung des Fabrikgeschäfts benutzt werden. Die Nutzung ihres ansehnlichen Privatvermögens, welches in Staatsobligationen und sonst angelegt war, behielt sich Madame Stieglitz bis zu ihrem Tode vor; doch traf sie auch für den Fall ihre Verfügungen, und der Doktor, der als Testamentszeuge zugegen war, sagte nachher: „ich versichere Sie, Sie haben ein unverdientes Glück."

Die gute alte Frau hatte Emma und mich zu ihren Erben eingesetzt unter zwei Bedingungen: die eine war, daß die Fonds des Hauses Stieglitz und Comp. in Amsterdam ihrem dortigen Vetter verblieben, und die andere war, daß wir erst in den Besitz des übrigen Vermögens kommen sollten, wenn ich das Fabrik-Geschäft, das sie mir übergeben, durch Fleiß und Umsicht zu einer gewissen Höhe gebracht haben würde. Unverdiente Unglücksfälle wurden mir nicht angerechnet, doch wurde dies Geschäft durch den Verkauf des beträchtlichen Ladengeschäfts schon so dotirt, daß wohl dies als die alleinige Ursache anzusehen ist, weßhalb es in einigen Jahren eines der besten und glänzendsten wurde.

Bald darauf reiste ich meiner neuen Bestimmung entgegen. Es war ein klarer kalter Winterabend, und nachdem ich zu Haus einen herzlichen, aber schweren Abschied sowohl von meiner zweiten Mutter,

wie von Emma genommen, ging ich in Begleitung des Doktors auf die Post, vorher aber nahm ich bei Sibylle die zahlreichen Grüße in Empfang, welche sie mir für sämmtliche Familien-Mitglieder, die ich der Reihe nach besuchen sollte, mitgab. Der junge Herr Block ließ sich nicht nehmen, meine Geldtasche zu tragen und bald stand ich wieder auf dem Posthofe, wie an jenem unvergeßlichen Abend, und reiste mit demselben Eilwagen ab, welchen damals der dicke, alte, höfliche Herr mit der grauen Reisemütze bestiegen. Der Doktor händigte mir eine kleine Summe ein und bat mich, damit einige seiner kleinen Schulden in B. zu bezahlen. „Vergessen Sie nicht," sagte er lachend, „meine Hauswirthin zu besuchen und sehen Sie nach, ob die Freskogemälde auf meinem Zimmer noch existiren. Apropos! grüßen Sie Jungfer Barbara, jetzige Madame Philipp, und wenn mein Skelett zufällig noch in ihrem Besitz ist, so kaufen Sie es ihr um jeden Preis ab. Auf baldiges fröhliches Wiedersehen!"

Der Wagen eilte davon und bei Tagesanbruch war ich noch eine kleine Stunde von der Mühle entfernt. Beinahe um dieselbe Stunde wie damals stand ich wieder beim alten Kreuz und so licht und hell, wie meine Zukunft, so war auch heute meine Aussicht auf das Thal unter mir; da wogte kein trüber Nebel und Alles war mit des Winters Festkleid, dem weißen Schnee, aufgeputzt. Die kahlen Aeste der Bäume und Sträuche ließen mich tief unten die freundliche Mühle sehen, kerzengerade stieg aus dem Schornstein der blaue Dampf und wurde oben vergoldet durch den ersten Strahl der Morgensonne, der über die Berge brach. Das Wasser rauschte über das angeschwollene Wehr, das Mühlrad lief lustig und geschwind herum, als wollte es sich in der Kälte warm machen, und zerbrach dabei die kostbaren, schön geformten Eiszapfen, die sich über Nacht angehängt hatten, und stäubte sie in tausend funkelnden Brillanten in die klare Luft.

Jetzt hatte ich das Gehege erreicht, das den Hof umschloß; jetzt erblickte mich der Baas, der eben im Begriff war, den schweren Rappen in seinen Schlitten zu spannen. Alles war wohl auf und freute sich, mich wieder zu sehen; ich mußte der Müllerin von ihrer Tochter der Doktorin erzählen und that es auch zu ihrer größten

Befriedigung. Elsbeth war noch unverheirathet, Caspar dagegen hatte sich noch ein paar dicke Kinder zugelegt, und den guten Franz konnte ich leider nicht sehen, da er über Feld war. Nach einer Stunde verließ ich mit dem Vetter auf dessen Schlitten die Mühle wieder, und auf der glatten Schneebahn flogen wir pfeilgeschwind gegen B. An all' den Orten kam ich vorbei, wo ich damals mit dem Doktor Burbus gerastet; in dem Wirthshaus, wo er die Gensdarmerie geneckt, hielten wir eine halbe Stunde an. Wenige Stunden darauf erreichten wir die Stadt und mit einbrechender Nacht trat ich in das Zimmer meiner Großmutter.

Die Freude der alten Frau war unbeschreiblich, als ich ihr, so stattlich angethan, unter die Augen trat; sie setzte die Brille des alten General auf die Nase und nachdem sie mich von allen Seiten betrachtet, wurde ich der großen Ehre theilhaftig, eine Prise aus der goldenen Dose der verstorbenen Gräfin nehmen zu dürfen.

Wir plauderten über dies und das; ich erfuhr unter Anderm, daß die Haushälterin des Vormunds vor einigen Tagen gestorben und daß die älteste Tochter sich nächstens verheirathen werde. Die alte Katze der Großmutter hatte ebenfalls das Zeitliche gesegnet, sowie auch der Schuster im Hinterhause — seine Wittwe setzte das Geschäft fort.

Ein lautes Schluchzen vor der Thür verkündigte mir die Ankunft der Schmiedin. „Wo ist das Kind?" sagte die gute Person, und als ich ihr entgegentrat und die Hand gab, liefen ihr die hellen Thränen über die alten eingefallenen Backen. Ich mußte meine Schicksale umständlich erzählen, und das dauerte bis tief in die Nacht.

Am andern Morgen steckte ich eine Cigarre an und besuchte mit seltsamen Gefühlen die Orte, wo ich während meines hiesigen Aufenthaltes Leid und Freud genossen: dort war die Kirche, wo ich meine geliebte Emma zum erstenmale gesehen, jetzt betrat ich mit klopfendem Herzen die Straße, wo das Reißmehl'sche Haus stand.

In der Wohnung des Doktors war man vergnügt über die paar Thaler, die ich in seinem Namen bezahlte; sein Zimmer mochte ich nicht sehen, es sei nun geweißt und frisch herausgeputzt, sagte die Wirthin. Vor dem Zwischenraume der beiden Häuser blieb ich einen Augenblick stehen: ich sah die beiden Fensteröffnungen, welche

wir durch die Bretterplanke verbunden hatten. Dieſer Winkel hatte ſich in ſeiner grauen Trübſeligkeit in gar nichts geändert; unten lagen große Haufen Kehricht, an den Fenſtern flatterten, wie damals, die Schnüre zum Wäſchetrocknen. Mir war, als ſei meine Flucht aus dem Reißmehl'ſchen Hauſe erſt geſtern vor ſich gegangen; dort hing auch die bewußte Laterne, auf ihrem Deckel lag eine zierliche Schneekappe. Auch an dem Reißmehl'ſchen Hauſe hatte ſich gar nichts geändert: vor der Thür wankte der getrocknete Stockfiſch hin und her, da ſtanden die Fäſſer mit Mehl und Butter und neben ihnen der alte ſteinerne Kriegsknecht, an ſeiner langen Naſe hing ein ſchwerer Eiszapfen. Ich trat in den Laden, da ſaß Philipp, jetzt der Prinzipal, auf dem Stuhle des ſeligen Herrn Reißmehl, es war noch dieſelbe trübſelige Geſtalt, doch hatte er ſich eine Brille zugelegt; er erkannte mich nicht wieder, und als ich Cigarren verlangte, pries er mir geſchäftig verſchiedene Blätter. Als ich darauf meinen Namen nannte, rückte er die Brille in die Höhe und ſeine Züge überflog ein melancholiſches Lächeln; das Wiederſehen machte aber wenig Eindruck auf ihn, er ſagte, ſeine Frau ſei abweſend und ich empfahl mich bald wieder.

So hatte ich denn auch das hinter mir, ich nahm einen herzlichen Abſchied von der Großmutter, ſowie von der Schmiedin und meiner Tante, und Mittags ſaß ich im Coupé des Eilwagens; vor mir trabten die vier Pferde luſtig auf dem gefrornen, ſteinharten Boden und ich nahm für kurze Zeit Abſchied von der heimathlichen Erde, wie ich auch jetzt von dir, geliebter Leſer, einen freundlichen Abſchied nehme.

Wen übrigens die kleinen Abenteuer meines Lebens ſo ſehr intereſſirten, daß er erfahren möchte, ob ich auch von meiner Reiſe nach Südfrankreich glücklich heimgekehrt ſei, dem will ich anvertrauen, daß in dieſem Augenblick Emma, meine Frau, in's Zimmer tritt, — es iſt Abend, die große Lampe brennt und das Kaminfeuer kniſtert — und mich erſucht, endlich einmal die lange Geſchichte von „Handel und Wandel," die ich in meinen Freiſtunden, wenn Wiegkammer und Comptoir geſchloſſen iſt, niederſchrieb, zu beendigen, was denn auch hiermit geſchieht.

F. W. Hackländer's Werke.

VIII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erſte Geſammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Officin in Stuttgart.

Reiſe in den Orient.

Erſter Band.

Erſtes Kapitel.

Fahrt auf der Donau von Regensburg bis Giorgewo.

Abreiſe von Stuttgart. — Regensburg. — Linz. — Wien. — Preßburg. — Peſth. — Bunda und Coſtek. — Lord L., Oberſtlieutenant von P.— Emir Paſcha. — Ungariſche Nationallieder. — Semlin. — Eine Jagdpartie in Drenkowa. — Die Mordmücken. — Alt-Orſòwa. — Neu-Orſowa. — Das eiſerne Thor. — Giorgewo.

Es war am Abende des letzten September 1840, eines unfreundlichen regneriſchen Herbſttages, als ich von meinen Bekannten und Freunden Abſchied nahm, um meine Reiſe in den Orient anzutreten. Von wichtigen Momenten meines Lebens erinnere ich mich gern kleiner Umſtände, die mir in den Augenblicken bemerkenswerth ſchienen. So wurde an demſelben Abend im königlichen Schauſpielhauſe Calderon's „Leben ein Traum“ gegeben. Mir kam mein eigenes Leben in dem letzten Jahre, beſonders der Augenblick meiner Abreiſe, ſo zauberhaft, faſt wie ein ſchöner Traum vor. Meinem Freunde Moritz ſagte ich in der Garderobe des Theaters ein herzliches Lebewohl in dem Augenblicke, wo er ſich aus dem ärmlichen Coſtüm des unglücklichen Verſtoßenen in das glänzende des Königsſohnes warf. Lachend reichte er mir die Hand, dieſe Metamorphoſe auch mir prophezeiend. Und er hatte Recht. Wenn ich mich auch ſeit jenem dunklen traurigen Herbſtabend nicht

zum Glanz eines Königssohnes erhob, ſo gingen mir doch ſchöne freundliche Tage auf, Tage, die gewiß mit den herrlichſten Edelſteinen wetteifern konnten.

Von den Leiden in unſern deutſchen Eilwägen will ich nicht reden, nur verſichere ich, daß wir, wie immer, auch heute Nacht faſt gerädert auf unſerer Station ankamen. Dies war Göppingen; wir verließen die große Straße, um den Weg nach Heidenheim zu nehmen, wo ſeine Hoheit, der Herzog Paul von Württemberg, dem Baron von Taubenheim ein Rendezvous gegeben hatte. Der Herzog war, wie bekannt, eben erſt von ſeiner großen Tour nach der Türkei und Aegypten zurückgekehrt, und da wir faſt denſelben Weg nehmen wollten, den er gemacht, konnte er uns über Zeitverwendung und Reiſemittel die beſten Rathſchläge geben.

Nachdem wir uns in Göppingen ſehr lange um einen Wagen bemüht, fuhren wir gegen zwei Uhr in der Nacht weiter. Der dunkle Himmel hatte ſich etwas aufgeklärt und der Mond, der zuweilen durchblickte, ließ uns in eine weite Ebene ſehen, durch die wir fuhren und welche rings von Bergen umgrenzt iſt. Als ich um fünf Uhr aus einem kleinen Schlummer erwachte, ſchaute uns zur linken Seite der Rechberg und der Hohenſtaufen ernſt und traurig durch den Nebel entgegen.

Gegen Mittag kamen wir nach Heidenheim, wo wir einige Stunden in der Geſellſchaft des Herzogs Paul äußerſt intereſſant und lehrreich für uns verbrachten. Er ſprach von manchen Schwierigkeiten, die uns auf der Reiſe treffen könnten, und gab uns Rathſchläge dagegen, deren Befolgung uns ſpäter vielen Verlegenheiten entriß. Die freundliche Aufnahme, die uns durch ſeine Empfehlungsbriefe an einigen Orten der Türkei und Aegyptens zu Theil wurde, zeigte uns, wie ſehr es der Herzog auch dort verſtanden, ſich die Hochachtung und Liebe ſeiner Bekannten zu erwerben.

Von Heidenheim reisten wir über Augsburg nach Regensburg.

wo wir gegen Morgen ankamen und das Glück hatten, noch das Dampfboot benützen zu können, welches ein paar Stunden später nach Linz abging. Bis jetzt war unsere Reisegesellschaft noch nicht ganz beisammen gewesen, hier aber traf der Maler F. bei uns ein, so daß nun unsere Caravane vier Mann zählte und vollständig war, nämlich unser lieber Reisechef, der Baron von T., der Doktor Bopp, ein junger Mediciner, der eben die Universität verlassen, der Maler Frisch und ich.

Bis Linz hatten wir ziemlich gutes Wetter und wenig Passagiere; doch die ganze Tour von Linz nach Wien, es war am fünften Oktober, mußten wir bei immerwährendem Regen in den überfüllten Kajüten zubringen. Endlich gegen fünf Uhr Abends sahen wir den Kahlenberg, und das Schiff legte bei Nußdorf, eine kleine Stunde von Wien, an. Gegen sechs ein halb Uhr fuhren wir in's Gasthaus zum goldenen Lamm in der Leopoldsvorstadt und waren in der Kaiserstadt, waren in Wien.

Wollte ich mir einreden, in den acht Tagen, die wir in Wien waren, diese Stadt kennen gelernt zu haben und mir anmaßen, ein Urtheil über dieselbe zu fällen, so wäre dies in der That lächerlich. Aber daß ich hinschreibe, wie dem unbefangenen Zuschauer das rege Treiben und Leben erschien, wird mir vielleicht Mancher, der nicht Gelegenheit hatte, es selbst zu sehen, Dank wissen.

Nach einem festen Schlaf auf die Mühseligkeiten des vergangenen Tages betrat ich die Straßen und glaubte fortzuträumen. Ein ähnliches Leben und Treiben hatte ich bisher nie gesehen. Jede Straße war ein Strom, welchen Wellen von Menschen, Wagen und Karren hinabfluthen, dem man folgen oder sich an's Ufer, die Häuser, retten muß.

„Man glaubt zu schieben und man wird geschoben."

Ein betäubendes Gemurmel, ein Drängen und Anstoßen; man könnte wenigstens zwei Dutzend Augen gebrauchen, wollte man

neben dem Ausweichen der einem ſtets begegnenden Wagen und Menſchen auch etwas ſehen. Obgleich ich gerade in keinem Dorfe, ſondern in einer ziemlich bedeutenden Stadt gewohnt, erging es mir dennoch wie dem Landmann, wenn er zum Jahrmarkt in die Stadt kommt und mit offenem Munde den prächtigen Waarenausſtellungen und verwundert der auf- und abwandelnden Menſchenmaſſe zuſchaut. Ich ſtand und ſah zu, bis ich fortgeſchoben wurde und blieb wieder vor einem andern reichen Gewölbe ſtehen, bis mich auch da ein unſanfter Rippenſtoß verſcheuchte. Dabei iſt das gellende Geſchrei der Lohnkutſcher und Laſtträger, ihr ewiges Hoe! Hoe! — ein Zeichen, daß man ihnen ausweichen ſoll — ſo verwirrend, und klingt ſo in den Ohren nach, daß man ſtets glaubt, angerufen zu werden und in beſtändiger Unruhe bald rechts, bald links ſpringt.

Wie ſich der ermattete Schwimmer mit einem behaglichen Rettungsgefühl zwiſchen die Felſen birgt, die ihm aus den ſchäumenden Wellen entgegen treten, ſo ſchöpfte ich auch leichter Athem, als die Menſchenmaſſe, die mich von der Leopoldvorſtadt durch die Kärnthnerthorſtraße geführt, ihren unaufhaltſamen Lauf nach dem Graben fortſetzte und mich auf den Stephansplatz warf an den herrlichen Dom, meinen Hafen.

Von der Stephanskirche ſchlenderte ich über den Platz zum Stock am Eiſen, welcher ſeinen Namen einem Baumſtamme verdankt, der da in einer Niſche zu ſehen und über und über ſo mit Nägeln beſchlagen iſt, daß er auf dieſe Art eine vollſtändige eiſerne Rinde erhalten hat. Die Sage, die um alle dergleichen Gegenſtände ihre poetiſchen Fäden ſchlingt, erzählt von ihm: Ein Schloſſergeſelle liebte die Tochter ſeines Meiſters, der ſie ihm jedoch nur unter der Bedingung zur Frau geben wollte, wenn der Geſelle die Geſchicklichkeit beſäße, zu einem überaus künſtlichen Schloſſe, das der Meiſter hatte, einen Schlüſſel anzufertigen. Nach vielen mißlungenen Verſuchen und als er die Unmöglichkeit einſieht, das Mei-

sterwerk zu Stande zu bringen, wandert der Geselle in den Wald hinaus und beklagt da laut die Hartherzigkeit des Vaters. Plötzlich erscheint ihm ein Kobold und verspricht bei der Anfertigung des Schlüssels behülflich zu sein, wenn der Geselle dafür in einen bezeichneten Baum einen Nagel einschlagen und denselben auf diese Art von einem bösen Zauber befreien wolle. Mit Freuden erfüllt der Geselle diese Bedingung, erhält seinen Schlüssel und heirathet. Seit der Zeit lief Jeder, der einen Wunsch auf dem Herzen hatte, in den Wald zu dem Baum, schlug einen Nagel ein und wartete, ob nicht ein Kobold erscheine, welcher ihm helfen wolle. Ob dies Mittel den Geist auf's Neue hervorgerufen hat, kann ich nicht sagen. Doch war der Baum in kurzer Zeit so über und über mit Nägeln beschlagen, wie er jetzt auf dem Platz nahe bei der Stephanskirche zu sehen ist.

Dies erzählte mir ein freundlicher Wiener, den ich um Auskunft gebeten, während er mich nach dem Casino begleitete, wo ich mir mit meinen Reisegefährten ein Rendezvous gegeben hatte.

Die Sitte in Wien, auch Mittags nach der Karte, anstatt wie bei uns an einer oft langweiligen Table d'Hôte zu speisen und da verzehren zu müssen, was einem vorgesetzt wird, ist besonders für den Fremden sehr angenehm. Man sucht sich auf dem reichhaltigen Speisezettel aus, was einem schmeckt oder was man zu kennen lernen wünscht, braucht sich dabei an keine Zeit zu binden, sondern kann von Vormittags eilf Uhr bis Abends zu jeder beliebigen Stunde diniren. Nur kommt das Essen nach der Karte etwas theurer zu stehen, als die Wirthstafel. Was die Güte und Billigkeit der Speisen betrifft, sowie die elegante Ausstattung des Lokals, kann ich jedem Fremden das Casino auf dem Mehlmarkt empfehlen.

Eine Unbequemlichkeit für den Fremden, welche uns beständig bei dem Bezahlen belästigte, ist das Rechnen mit sogenannten Scheingulden. Jede Zeche im Gasthof, jede Waare, die man kauft, wird

darnach berechnet, was man dann in Conventionsmünze reduciren und ſo auszahlen muß. Ein Gulden Schein beträgt vierundzwanzig Kreuzer Conventionsmünze, oder fünf G. Sch. ſind gleich zwei G. M. Das Umſetzen iſt mir beſonders bei kleinen Summen ſehr beſchwerlich geworden und ich habe mich dabei meiſtens auf die Ehrlichkeit der Wiener verlaſſen, wobei ich nie zu kurz gekommen bin.

Ein ſehr elegantes Kaffeehaus iſt auf dem Joſephsplatz. Man bekommt dort zum Kaffee geſtopfte Pfeifen, ein Anflug von türkiſcher Sitte und äußerſt angenehm. Wir ſaßen oft an den Fenſtern dieſes Kaffeehauſes und ſchauten auf den ſchönen Platz hinaus, wo die Reiterſtatue Joſephs II. ſteht.

Dieſer Platz iſt auf drei Seiten von Gebäuden der kaiſerlichen Burg eingeſchloſſen, links iſt das Naturalienkabinet und die kaiſerlichen Redoutenſäle, rechts das Burgtheater und die Bibliothek. Mit vieler Muße konnten wir uns hier das kaiſerliche Militär anſehen, das in den verſchiedenſten Waffengattungen jeden Augenblick bei uns vorbeiſpazierte. Abgeſehen von den verdächtigen Haſelſtöcken, womit die Korporale paradirten, gefielen uns Uniform, Waffen und Haltung der Leute ſehr wohl; vor Allen die Ungariſchen Garderegimenter, welche hier liegen. Sie haben enganliegende blaue, mit gelben Litzen beſetzte Hoſen, ein Ueberbleibſel ihrer Nationaltracht. Ein Bekannter erzählte uns von dieſen Ungarn, man habe ihnen, wie den andern Truppen, weite leinene Beinkleider gegeben, um ihnen während der Sommerhitze einen leichtern Anzug zu verſchaffen; doch hätten ſie ſich lange geweigert, dieſelben zu gebrauchen, und als ſie endlich doch in ihren neuen weißen Hoſen ſo während der Hundstage auf die Wache ziehen mußten, hätten ſie dennoch unter denſelben ihre engen blauen Hoſen getragen. Indeß iſt dies Geſchichtchen ohne Zweifel nur ein Wiener bon mot.

Wenn das Militär die Wache in der Burg bezieht, ſo muß es zu demſelben Thore wieder hinaus, wo es einmarſchirt iſt. Es darf

nicht durch die Burg ziehen, mit Ausnahme des Graf Ignaz Hardegg'schen Regiments, früher Dampierre Cürassiere. Dies hat sich durch seine besondere Anhänglichkeit an das Kaiserhaus bei dem Aufstande im Jahre 1618 das Recht erworben, sein Hauptquartier im Schloßhofe aufzuschlagen, und durfte auch drei Tage dort öffentliche Werbung anstellen. Der jedesmalige Oberst dieses Regiments geht noch heute unangemeldet zum Kaiser.

Eines Abends hatte Johann Strauß, der Walzerkönig, eine musikalische Unterhaltung im Volksgarten angekündigt. Wir gingen hin und ich wunderte mich nicht wenig, nur 10 Kreuzer Entree zahlen zu müssen, denn ich erinnerte mich noch lebhaft der zwei Thaler preußisch Courant, die ich einstens in Köln für denselben Genuß gezahlt hatte. Strauß dirigirte selbst und man kennt den blassen, hagern Mann hinlänglich, sowie auch seine entzückende Musik. Ich glaube, beim Klange derselben hätte es keines der hier versammelten sehr eleganten Männer- und Damenwelt ausgehalten, ruhig sitzen zu bleiben, weßhalb auch Alle auf und ab gingen, genau nach dem Takte der Musik, eine wohl gesetzte glänzende Polonaise ausführend. Wie verschwand uns die Zeit! Ich sprach noch M. G. Saphir, dem ich brieflich empfohlen war, und welcher mich auf den folgenden Tag zu sich einlud. Ehe wir's uns versahen, war es sieben Uhr geworden; also rasch in's Burgtheater. So hat man in Wien jede Sekunde nöthig und könnte noch zwölf Stunden zu den uns täglich vergönnten brauchen, um dies bewegte, lustige Leben in kurzer Zeit zu schmecken und nur einigermaßen zu genießen.

Außer dem Burgtheater besuchten wir die kleineren Bühnen der Vorstädte und vor allen das Theater an der Wien, unter der Leitung des Direktors Carl, das dieser, sowie die beiden trefflichen Komiker Scholz und Nestroy, täglich durch neue Possen zu füllen wissen.

Von den Bilderschätzen, die Wien besitzt, ließ uns theils eigene

Schuld, theils Zeitumstände, fast nichts sehen. Die schöne Esterhazy'sche Gallerie stand in Kisten gepackt und war deßhalb nicht zu sehen, und um die k. k. Gemäldesammlung im Belvedere zu besuchen, hatten wir den dazu bestimmten Tag — es ist der Dienstag — versäumt. Doch hätten wir bei der wenigen Zeit, die wir zum Aufenthalt in Wien bestimmt hatten, und bei den vielen Schönheiten, die man, wenn auch nur oberflächlich ansehen mußte, diese Bildersammlungen doch nur flüchtig beschauen und wenig davon genießen können. Ein guter Zwanziger Conventions-Münze verschaffte uns dagegen Eintritt in das k. k. Zeughaus, wo seltene und kostbare Waffenschätze wirklich sinnreich und geschmackvoll aufgestellt sind. Im Hof, wo einige hundert Feld- und Belagerungs-Geschütze aus alten Zeiten auf Balken liegen, sahen wir an den Mauern, die ungeheure, 160,000 Pfund schwere Kette aufgehängt, mit welcher die Türken im Jahr 1529 bei Ofen den wahnsinnigen Versuch machten, die Donau zu sperren. Wir erstiegen eine Treppe und fanden oben im ersten Saal eine große Gesellschaft Herren und Damen um einen der Aufseher versammelt, welcher die Erklärung der aufgestellten Waffen und Rüstungen auswendig und gedankenlos herplapperte. Die ersten Säle enthielten Flinten und Säbel der neuern Zeit, welche in Pyramiden und Wandverzierungen aufgestellt und arrangirt waren. In einem der folgenden Säle waren alte Waffen, als Gewehre mit Radschlössern, Sensen, Kolben, Streitäxte, und hier fiel mir besonders die Deckenverzierung auf. Es war der österreichische Doppeladler, aus Säbeln, Messern, Flintenläufen, Bajonetten, kupfernen Beschlägern, ungemein künstlich und schön zusammengesetzt. Ferner sahen wir bei unserer Wanderung durch zwölf Säle die Rüstungen vieler deutscher Kaiser, sowie des Königs Ludwigs II. von Ungarn, der bei Mohacs von den Türken verfolgt in einen Sumpf versank und umkam. Der arme kleine König war 21 Jahre alt und hatte die Gestalt eines zehnjährigen Knaben. Von allen diesen alten eisernen Figuren, welche drohend von ihren

Geſtellen ſchauten, haben keine einen größeren Eindruck auf mich gemacht, als die Rüſtungen der beiden Böhminnen Libuſſa und Wlaska, die einander in einem der letzten Säle gegenüber ſtanden. Das Viſir der letztern war herabgelaſſen und zeigte eine fratzenhafte menſchliche Geſichtsbildung, zwei runde Löcher bildeten die Augen und unten war eine Reihe ſpitzer Zähne eingeſchnitten. Das ganze Waffenzeug zeigte, daß die böhmiſche Magd eine koloſſale Figur gehabt haben muß. Libuſſa, die ſchöne Herzogin, ſtand ſchmächtig und zierlich gebaut da; an ihren eiſernen Stiefeln fielen mir die ungefähr einen Fuß langen ſcharfen Spitzen auf, mit denen ſie, wie unſer Mentor unbefangen erzählte, im Bade ihren Liebhaber ermordet hätte. Mit einem eigenen Gefühl legte ich meine Hand auf das zerſchoſſene Koller Guſtav Adolphs, lauſchte an Wallenſteins Harniſch, ob nicht das heftige Klopfen ſeines ehrgeizigen Herzens vielleicht noch unter dem Eiſen nachklinge, und ſummte, als ich ein altes ledernes Wamms berührt, das zerfetzt und beſtaubt an der Wand hing, ein bekanntes Lied vor mich hin, welches anfängt:

„Prinz Eugen, der edle Ritter ꝛc.“

denn ſein Kleid war es, was uns der Aufſeher mit vieler Ehrerbietung zeigte.

Eine längſt vergangene großartige Zeit umgab uns hier, und wem das Herz nur einigermaßen warm in der Bruſt ſchlug, mußte dieſen Friedhof feierlich geſtimmt verlaſſen.

So vergingen die acht Tage, welche wir in Wien zubrachten, wie eben ſo viele Stunden. Im Fluge beſahen wir Schönbrunn mit ſeinen ſchnurgeraden Alleen und winkelrecht verſchnittenen Hecken in alt-franzöſiſchem Geſchmack, ſowie die Menagerie, die ſich jedoch nicht im beſten Zuſtande befindet. Ehe wir's uns verſahen, ſaßen wir eines Morgens mit unſerer Maſſe von Koffern und Nachtſäcken in einem Fiaker und fuhren durch den Prater, wo wir

uns beſonders an den zahlreichen Hirſchen, die da herumſpringen, manche Stunde amüſirt hatten.

An den ſogenannten Kaiſermühlen lag das Dampfboot Galathea, auf welchem wir unſere Plätze bis Peſth genommen hatten. Für die ſpäte Jahreszeit trafen wir auf dem Schiffe noch eine zahlreiche Geſellſchaft; man hörte deutſch, engliſch, franzöſiſch, ungariſch, lateiniſch, italieniſch, und die Eigenthümer dieſer verſchiedenen Sprachen hatten auch eben ſo viele verſchiedene Phyſiognomien. Vor Allem gefiel mir der Ungar mit ſeinem edlen ſtolzen Geſicht von dunkler Farbe und mit den ſchwarzen Haaren, beſonders durch ſeine zuvorkommende, freundliche Zuneigung gegen uns Fremde. Ich muß geſtehen, ich habe von keiner andern Nation, beſonders von meinen Landsleuten, wenn ſie mir unbekannt waren, ſo viel Artigkeit erfahren.

Die Gegend hier iſt wenig intereſſant; die ganz flachen Ufer erheben ſich erſt bei Fiſchament an der rechten Seite wieder mehrere Fuß über dem Waſſerſpiegel; bei Petronell ſieht man den Triumphbogen des Tiberius, dann ſpäter die Ruinen des römiſchen Carnuntum. Eine Strecke weiter hinab bildet der Strom eine Art See, an deſſen Ende man Hainburg (Hunnenburg) erblickt. Man ſieht vor dieſem Orte einen ſechzig Fuß hohen Hügel mit einer Ruine König Etzels — unter dem Volk als Attilas Reſte bekannt, und erinnert ſich des Nibelungenliedes. Am linken Ufer des Stroms ſteigen nicht weit von Preßburg die Ruinen des Schloſſes Theben (Deven) empor. Sie liegen auf den Ausläufen der kleinen Karpathen, die hier bis in die Donau treten. Swatopolk, der Gründer des großmähriſchen Reiches und der Erbauer des Preßburger Schloſſes ſoll im neunten Jahrhundert hier gehaust haben. Der Weg von Wien nach Preßburg beträgt zu Lande zwölf Stunden, die wir in drei gemacht hatten. Wir waren um zwei Uhr abgefahren und erreichten Preßburg gegen fünf. Wir machten einen Gang durch die Stadt; doch hinderte uns die eintretende Dunkelheit viel zu ſehen.

Der Mond aber, der an dem klaren Himmel emporstieg, lockte uns in's Freie, weßhalb wir auf sehr holperigem und schlechtem Wege zu dem alten Schlosse Preßburgs emporstiegen, das, auf einem steilen Felsen der Donau gelegen, weit das Land beherrscht und uns von seinen verfallenen Mauern auf die vom Vollmond beleuchtete Gegend und den schönen Strom eine herrliche Aussicht gewährte. Die Schloß-Ruine zeigt noch ein regelmäßiges Viereck mit Thürmen versehen und hat in seiner Lage über der Stadt der lustigen Preßburger und mit den hinten überragenden Bergen Aehnlichkeit mit den unvergleichlichen Ruinen des Heidelberger Schlosses. Sie ist nur von einem armen Hirten bewohnt, der an einer der mächtigen Mauern ein hölzernes Häuschen gebaut hat. Er hatte sein Stübchen beleuchtet und saß, aus einer kurzen Pfeife rauchend, vor seiner Hütte, wie wir den wundervollen Abend genießend. Seine Schafe liefen in dem Gemäuer herum und wir hörten das Läuten der Glöckchen, die einige von ihnen am Halse trugen.

Am folgenden Morgen fuhren wir gegen halb sechs Uhr von Preßburg ab, waren aber kaum eine Stunde gefahren, so brachte unser Conducteur die untröstliche Nachricht, daß wegen des kleinen Wassers gestern im Herauffahren das Schiff Nador auf einer seichten Stelle, an welche wir gleich kämen, beinahe sitzen geblieben sei und da man befürchtete, uns könnte ein ähnliches Schicksal bevorstehen, haben die Capitäns beider Schiffe gegenseitig die Uebereinkunft getroffen, ihre Passagiere zu wechseln. Wir warfen, eine Viertelstunde von dem Nador entfernt, die Anker und unsere Passagiere, vielleicht 130 an der Zahl, betraten vermittelst eines Gangbordes das Ufer, an dem wir eine Strecke aufwärts gingen und dann in einer großea Schaluppe an das andere Schiff gebracht wurden. Diese Uebersiedlung hielt uns an zwei Stunden auf und es war noch ein Glück zu nennen, daß wir wenigstens gutes Wetter hatten. Gegen Mittag kamen wir nach Comorn, der jungfräulichen Festung, wo wir an der Donau viele Getreidemühlen und auch

einige Goldwäſchereien ſahen, welche letztere jedoch hier wenig abwerfen, denn ein recht geſchickter, fleißiger Wäſcher kann den Tag höchſtens dreißig Kreuzer verdienen, obgleich er von dem Ertrag gewiſſe Prozente bekommt. Das Ufer hier iſt mit Reben und Obſtbäumen bepflanzt und wird unterhalb Comorn wieder ſehr hügelig. Bei Gran wird auf einem ſteilen Felſen eine ſchöne Kirche erbaut; Das mit Gerüſt umgebene Gebäude hatte mit der Walhalla bei Regensburg einige Aehnlichkeit. Wir ſahen die Bergveſte Viſſegrad, die Plentenburg, wo Matthias Corvinus einige Zeit wohnte, in der ſchönſten Abendbeleuchtung. Als wir bei Weizen vorüberſchifften, ging der Mond auf, und ſein weißes Licht, womit er die Ufer faſt taghell erleuchtete, verſprach uns einen prächtigen Anblick der beiden großartigen Städte Ofen und Peſth. Nachdem wir ſchon eine Stunde vorher den hohen Blocksberg mit ſeiner Sternwarte in dunkeln Umriſſen geſehen, lagen die gewaltigen Häuſermaſſen dieſer Städte vor uns. Das Schiff begrüßte das Ziel ſeiner heutigen Fahrt mit drei Kanonenſchüſſen, welche mit lautem Donner in den Bergen wiederhallten. Rechts lag die an den Berg hinan gebaute Feſtung Ofen mit der Stadt, welche in einer Ausdehnung von ungefähr einer Stunde längs der Donau gebaut iſt, und auf der Krone der Feſtungswerke das Schloß, in welchem der Palatin von Ungarn wohnt, links Peſth mit tauſend erleuchteten Fenſtern und den Ufern voll Menſchen, welche der Ankunft des Dampfbootes entgegenſahen.

Wir ſtiegen in dem Gaſthof zu der Königin von England ab; er liegt an dem Quai und ſeine Fenſter gewähren eine Anſicht auf Ofen, auf den ſchönen Strom und das rege Treiben an den Ufern und auf der großen Schiffbrücke. Kaum hatten wir uns zu Tiſche geſetzt und die erſten Gläſer feurigen Türkenblutes zu uns genommen, als plötzlich in Ofen die Glocken zu läuten begannen und ein Kellner die verſammelten Gäſte durch die Botſchaft in Aufruhr brachte, es ſei drüben Feuer ausgebrochen. Wir gingen hinaus

und hatten einen großartigen Anblick. An dem einen Ende Ofens stand ein großes Haus in vollen Flammen, die sich in den Wellen der Donau glühendroth wiederspiegelten.

Wir nahmen ein Boot und fuhren an's jenseitige Ufer gegen die Brandstätte. Das Fahrzeug schien in purer Flamme zu tanzen und es war entzückend zu sehen, wie die rothen Wellen, durch die Ruderschläge zertheilt, rechts und links neben uns, wo das Mondlicht den Glanz des Feuers bewältigte, in tausend silberne Sternchen aufflogen. So schön der Anblick für uns, um so trauriger war er für die armen Leute, deren Häuser — es brannten zwei nieder — ein Raub des gefräßigen Elementes wurden. Doch sind die Lösch- und Rettungs-Anstalten in Pesth sehr gut und die Abgebrannten sollen wenig verloren haben. Trotz der Flamme des Brandes, die meine Phantasie, und des feurigen Ungarweins, der mein Blut durchglühte, schlief ich sehr gut und träumte von der Heimath.

Nur zwei Tage brachten wir in Pesth zu, die wir dazu anwandten, einige Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen, sowie unser Reisegeräthe so viel wie möglich zu vervollkommnen. Vor allem bestiegen wir den Blocksberg, auf dem rechten Ufer der Donau, von welchem man eine herrliche Aussicht auf die weite ungarische Ebene, sowie auf die beiden schönen Städte genießt, die mit dem dazwischen fließenden Strome einen imposanten Anblick gewähren. Neben der langen Schiffbrücke, die Ofen und Pesth bis jetzt verband, wird ungefähr zweihundert Schritte abwärts von ihr eine neue Kettenbrücke gebaut, von der wir die ersten Pfeiler schon eingerammt sahen. Viele Stunden brachten wir auf dem Quai zu, wo uns die sonderbaren Costüme und das rege Treiben der Ungarn sehr anzog. Meistens sind es schlanke magere Gestalten mit gebräunter Gesichtsfarbe und schwarzen Augen und Bart. Die Kleidung der niedern Volksklassen, besonders der Bauern und Schiffszieher, besteht in weiten Hosen, mit einer langen Jacke von Schafspelzen. Die Leute, welche das Ziehen der

Schiffe mittelſt ihrer Pferde beſorgen, gaben unſerm Maler mannigfaltigen Stoff zu ſehr intereſſanten Skizzen. Ihre kleinen mageren, aber ſehr ſtarken Pferdchen ſahen wir, von der Arbeit ermüdet, oft in großen Gruppen um ein ausgebreitetes Tuch liegen, von dem ſie ihr geringes Futter verzehrten, und die Treiber lagen daneben, aus kleinen Pfeifen rauchend.

Es lag im Plan unſerer Reiſe, die Donau-Dampfboote bis gegen Ruſtſchuk zu gebrauchen und von dort über den Balkan nach Konſtantinopel zu reiten, zu welcher Tour wir uns hier in Peſth und nach unſern Begriffen auf's Beſte einrichteten. Doch würden wir von all' den Artikeln, die wir hiezu kauften, wenn wir noch einmal in den Fall kämen, die Reiſe zu machen, den größten Theil zurücklaſſen und uns dafür ganz andere anſchaffen. Das Erſte, wozu ich jedem, der nach uns dieſen Ritt machen will, rathe, iſt, ſich einen guten engliſchen Sattel zu kaufen, denn ein ſolcher iſt in jenen Gegenden unbezahlbar. Ferner kaufe man ſich ein Bunda, mit welchem Namen die Ungarn einen ſehr weiten Mantel bezeichnen, der aus ſchwarzen oder weißen Schaffellen beſteht. Die Narbenſeite des Leders, die bunt ausgenäht iſt, wird bei trockenem Wetter nach Außen getragen und bei ſchlechtem Wetter macht man es umgekehrt, damit der Regen und Schnee an dem dicken Pelz herabfällt. Die Bunda iſt das gewöhnliche Kleidungsſtück der Ungarn, und man kann ganz geringe von zehn Gulden, ſowie feine von zweihundert Gulden W. W. kaufen. Zu einer ähnlichen Reiſe wie die unſrige thut aber eine von zwanzig bis fünfundzwanzig Gulden die beſten Dienſte. Dieſe ſind ſchon ſehr weit, von dickem Pelz und hartem Leder und bald kann man ſie als Mantel, bald als Bett und Bettdecke zugleich gebrauchen. An Kleinigkeiten, die man ſich zum Andenken aus Peſth mitnimmt, findet man unter Anderem lederne Tabacksbeutel, die mit bunter Seide zierlich ausgenäht ſind, Coſtek genannt, die ihrem Zweck vollkommen entſprechen. Die ungariſchen, unzubereiteten Tabacke ſind berühmt, ſowie

die kleinen, braunen Pfeifenköpfe aus Erde. Wir nahmen mehrere mit, sowie Lettinger Taback und Weißkirchner Cigarren.

Den Abend vor unserer Abreise besuchten wir das ungarische Nationaltheater und hörten den Barbier von Sevilla in der Landessprache. Das Gebäude, besonders sein Inneres, ist sehr geschmackvoll eingerichtet und wird durch Gas erleuchtet, war aber heut Abend erstaunlich leer.

Am 18. Oktober Sonntag Morgens um sechs Uhr bestiegen wir auf's Neue das Dampfboot, das sich mit drei Kanonenschüssen von Ungarns Hauptstadt verabschiedete und mit sechs Flaggen versehen, worunter die großbrittanische und die türkische, brausend die Donau hinabfuhr. Es war der Zriny, der, ebenso wie der Nador, auf dem wir die Fahrt bis Pesth gemacht, vor ein paar Jahren den hochverehrten Herrn von Schubert, dessen Reisebeschreibung wir bei uns hatten, auf der gleichen Reise nach dem Orient durch Oesterreichs und Ungarns Fluren führte. Bald war Ofen, Pesth und der hohe Blocksberg unsern Augen entschwunden und das große schöne Schiff, den Helden Zriny mit dem Buszogan, eine Art Morgenstern bewaffnet, in weißer Rüstung vorn am Kiel, flog rasch durch die grüne Wasserstraße. Rechts und links sanken die Ufer fast bis auf den Wasserspiegel und schienen den Helden zu grüßen, dessen Name aus den unübersehbaren Ebenen, durch welche wir nun fuhren, bis zu den fernsten Enden Europa's gedrungen war. Zriny und Sigeth hallte es in meiner Brust wieder, als ich vorn am Schiffe stand und seinem Brustbilde zuschaute, das die Wellen zertheilte, wie vordem sein Arm die Türkenschwärme.

Die felsigen Ufer des Stroms, welche uns mit kurzen Unterbrechungen bis Pesth so ziemlich zur Seite geblieben waren, verschwanden gänzlich, und sehr langweilige Flächen, bald mit Gras und Haide, bald mit niederem Laubwerk bewachsen, traten an ihre Stelle. Wir blieben noch eine Zeitlang auf dem Verdeck und sahen dem Treiben einiger für uns fremdartigen Vögel zu; über uns

flogen wilde Gänſe, ſchwarze Pelikane und Löffelgänſe hielten in dem Strom ihr Frühſtück. Auch erblickte ich einen Seeadler, der dem Laufe des Schiffes, wie mit ſtolzer Verachtung zuſchaute und ſich alsdann hoch in die Luft aufſchwang. Obgleich der Morgen ſehr ſchön geweſen war, überzog ſich der Himmel doch wenige Stunden nach unſerer Abfahrt, und ein ſehr ſcharfer Wind nöthigte uns zum Rückzug in die Kajüte, wo uns ein ſtarker Regen, der gleich darauf vom Himmel ſtürzte, Muße genug ließ, unſere Reiſegeſellſchaft anzuſehen, die wirklich heute äußerſt intereſſant zuſammengeſetzt war. Die beiden Kabinen auf dem Verdeck hatte Lord Londonderry mit ſeiner Gemahlin eingenommen, weßhalb das Schiff eben ganz engliſch ausſah; die achtzehn Leute ſeines Gefolges, Kammerdiener und Kammerfrauen, Kutſcher, Köche, überrannten ſich und die übrigen Gäſte beinahe mit ihren Theekannen und Beefſteakpfannen und hatten gegen die friſchen regſamen Phyſiognomieen der Ungarn ganz entſetzlich langweilige Geſichter. Seine Herrlichkeit war ein mittelgroßer Mann mit grauen Haaren, der den Hut beſtändig auf dem Hinterkopf hängend trug; dabei aber ſah er jedem, der ihm auf dem Verdeck begegnete, freundlich und ſehr aufmerſam in's Geſicht. Die Lady, die ſchon hoch in den Vierzigen war, mußte in ihrer Jugend eine große Schönheit geweſen ſein, von der man noch jetzt an ihr gut erhaltene Ruinen entdeckte. Uebrigens brauchte ſie auch wahrſcheinlich alle möglichen Mittel, ihren Teint zu erhalten: ſie kam faſt gar nicht an die Luft, denn in den fünf Tagen, wo wir mit ihr zuſammen auf dem Schiffe waren, hatte man ſie nur dreimal auf dem Verdeck geſehen. Doch ſaß ſie ſchon vom frühen Morgen an in großer Toilette in ihrer Kajüte, nahm Beſuche an, oder ließ ſich von dem Herrn Gemahl und ihrem Guide ſagen, wo ſie ſich gerade befand, ohne der Gegend ſelbſt einen Blick zu ſchenken. Unten in der großen Kajüte war der bekannte Emin Paſcha; ein junger, ſehr liebenswürdiger Mann, der außer ſeiner Landesſprache franzöſiſch und engliſch verſtand und ſich ſehr gerne

mit uns unterhielt. Er reiste in Begleitung seines Arztes, eines Italieners, nach Konstantinopel zurück. In Paris, London und Wien war er gewesen, und hatte in diesen Städten Kriegswissenschaften studirt.

Für und gegen das Reisen mit dem Dampfboot oder dem Wagen ist schon viel gesprochen worden. Der Wagen hat etwas Heimliches, etwas sehr Angenehmes, wenn man genießbare Reisegesellschaft trifft; im Gegentheil aber, und ich will nichts darüber sagen, weiß jeder wohl, welche Qualen ein unangenehmes Gegenüber in dem engen Wagen verursachen kann. Auf dem Schiffe ist das ganz anders; den Passagieren, die uns nicht gefallen, geht man aus dem Wege und braucht in keine Berührung mit ihnen zu treten; woher es aber auch kommt, daß man sich auf dem Schiffe leicht isolirt, und wenn man allein reist, oft sehr langweilt.

Wir hatten das Glück, gleich in Pesth mit einer äußerst angenehmen Reisegesellschaft zusammen zu kommen, mit welcher wir, bis zu unserem Abgange bei Rustschuk, ich möchte sagen, eine große Familie ausmachten. Zu ihr gehörte der Pascha mit seinem Arzt, eine Baronin von B. aus Berlin, die Mutter des Grafen Königsmark, preußischen Gesandten in Konstantinopel, eine liebenswürdige alte Dame, die sich aber auf der ganzen Reise unwohl befand, und das traurige Schicksal hatte, ihre Heimath nicht wieder zu sehen, denn sie starb in Bujukdere; ferner der österreichische Oberstlieutenant von Philippowich, der mit Einwilligung seiner Regierung provisorisch in türkische Dienste getreten war; ein gebildeter Offizier und praktischer Geschäftsmann. Schon früher hatte er sich das Verdienst erworben, eine Postroute von Belgrad nach Konstantinopel einzurichten. Ihm gelang es, den Fürsten Milosch und den Pascha's die Vortheile einer bleibenden sichern Straße durch ihre Provinzen begreiflich zu machen. Er veranlaßte das Aushauen von Wäldern und verstand es, selbst die Einwohner zur Einsicht zu bringen, daß erst durch unverletzliche Heiligkeit des Postwesens Verkehr

und Handel belebt, und dadurch der Wohlſtand der Bewohner verbürgt werden könne. Man folgte ſeinem Rath und von der Thätigkeit dieſes Mannes zeugt die gegenwärtig geordnete Einrichtung, die eine regelmäßige Verbindung zwiſchen Wien und Konſtantinopel möglich macht. Jetzt wollte er den Feldzug gegen Ibrahim Paſcha mitmachen, und war uns noch lange durch die Türkei und Syrien ein lieber Reiſegeſellſchafter. Ein ungariſcher Huſaren-Offizier, der mit ſeiner Schweſter nach Galacz reiſte, ein junger Engländer, Namens Napier, ein Verwandter des engliſchen Commodore, der Arzt des Lord L., ein artiger alter Engländer, waren die Hauptbeſtandtheile unſerer Familie.

Wir hielten uns ſehr viel in der zweiten Kajüte auf, wo ein viel fremdartigeres Leben herrſchte; denn da waren Serbier, Wallachen, Ungarn, Italiener, kurz eine ganze Muſterkarte von verſchiedenen Menſchenarten. In einer Ecke kauerten unbeweglich auf ihren Teppichen ein paar Juden aus Salonich, Vater und Sohn, die erſten Leute, die wir in türkiſchem Coſtüm ſahen. Sie trugen lange, ſehr ſchmutzige Kaftans und einen eben ſolchen Turban. Der Vater, ſchon ein ſehr alter Mann, hatte einen langen ſchneeweißen Bart, war aber äußerſt munter und ſah recht geſund aus, wogegen des Sohnes bleiche Geſichtsfarbe, durch den kohlſchwarzen Bart, der ſein Kinn umgab, noch ſchärfer hervorgehoben wurde. Sie waren Handelsleute und kamen aus Wien. Eine Jüdin aus Bucareſt, die ebenfalls hier war, hatte ihre neunjährige Tochter bei ſich, ein wunderſchönes Mädchen; feurigere braune Augen, als die kleine Skella beſaß, hatte ich in meinem Leben nicht geſehen. Die meiſten übrigen Paſſagiere waren Ungarn, die ſich, wie ich auch ſchon früher ſagte, durch Zuvorkommenheit gegen uns Fremde muſterhaft auszeichneten. Von allen Seiten boten ſie uns Taback und Cigarren an, und es machte ihnen viel Spaß, wenn wir für dieſe und jene Sachen das bezeichnende Wort ihrer Landesſprache hören wollten. Eine niedliche ſchlanke Ungarin lehrte mich unter Anderem

— szép léany heiße ein hübſches Mädchen und szeretlek ich liebe dich; czók bedeute einen Kuß, und den Unterſchied eines ungariſchen czók gegen einen deutſchen brachte ſie mir ſpäter praktiſch bei, und ich muß geſtehen, er ſchmeckte wie Tokaier gegen Rheinwein.

In einer Ecke der Kajüte ſaß ein alter, ärmlich gekleideter ungariſcher Edelmann, der erſchrecklich aus ſeiner kurzen Pfeife rauchte, oder Volkslieder ſang mit ſehr traurigen Melodieen. Eine Strophe eines ſeiner magyariſchen Lieder, das er oft ſang, lauſchte ihm meine hübſche Lehrerin ab und überſetzte ſie mir folgendermaßen:

Gebe Gott, daß der Ungar
Die halbe Welt beſäße,
Und die mit ſeinem Blute gewonnene Freiheit
Nie geſtehen müſſe, daß ſie geſchmälert ſei.

Der alte Herr merkte aber gleich, daß das Mädchen uns etwas von ſeinen Liedern verrathen habe, denn er gab mir einen Wink, ich möchte zu ihm kommen, worauf er mir lächelnd in einem ſehr holprichten Deutſch den bekannten Rath gab, ich ſolle mich vor den Mädchen, beſonders vor den ungariſchen, in Acht nehmen, und zum Beleg theilte er mir folgende Strophen mit, ein altes Volkslied, das vielleicht ſeinen größten Werth durch die eigenthümliche, ergreifend traurige Melodie hatte, mit der er es mir ſpäter ſang.

Es reift ſchon die rothe Zwetſchge von Biſtritz,
Mein wirſt du ſein, meine ſüße Babi, nach zwei Wochen,
Schon reift der wilde Apfel; die Braune iſt wohl falſcher:
Schon blüht die weiße Roſe; die Blonde iſt mehr heimlich.

Ich gehe bis ans Ende im Hofe einer ſchönen Frau,
Unwillkührlich blicke ich in ein Fenſter hinein,
Ich ſehe meine Liebſte in eines Andern Armen,
Nun träfe mich ſchon Alles — Gott, wie bedaur' ich.

Und ſie ſagte mir doch, ſie ſei meine treue Geliebte,
Es war aber nur ein eitles Geſchwätz;
Ich glaube ihren Worten nicht mehr; o könnt' ich beide vergeſſen:
Falſch iſt ihr Leib und Seele, der Blonden wie der Braunen.

Der alte Ungar und ich wurden ſpäter gute Freunde und rauchten manche Pfeife zuſammen. Den ganzen Tag über hatte ſich das Wetter nicht gebeſſert. Bald ſtürmte der Wind heftig und machte den Aufenthalt auf dem Verdeck unangenehm, dann regnete es wieder und trieb uns vollends in die Kajüten. Doch abgeſehen davon, daß die freie Luft oben viel angenehmer iſt, als die Atmoſphäre unter dem Deck, verloren wir heute an der Ausſicht nicht viel; denn im Allgemeinen ſind die einförmigen Ebenen, durch welche ſich von Peſth bis Apatin der Strom hinzieht, ohne Reiz für das Auge; erſt wenn man ſich den Grenzen des Banats und Serbiens nähert, gewinnt die Landſchaft ein großartigeres Anſehen durch die Gebirge Bosniens und Serbiens, welche bei heiterem Wetter von Zeit zu Zeit ſichtbar werden. Abends gegen neun Uhr kamen wir nach Baja, wo wir dicht am Ufer Anker warfen, um, da die Dunkelheit der Nacht es nicht erlaubte, weiter zu fahren, hier den Morgen zu erwarten. Wir richteten uns in den Kajüten ſo gut wie möglich ein. Die älteren Herren aus der Geſellſchaft nahmen die Betten in Beſchlag, die da waren, und wir jüngern mußten uns mit den gepolſterten Bänken begnügen. Doch nahm ich meinen Reiſeſack unter den Kopf, deckte meinen Mantel über mich, und man kann denken, daß ich bald einſchlief; denn war ich nicht geſund, jung und glücklich, indem ich die ſchöne Reiſe in das gelobte Land vor mir hatte.

Den folgenden Tag hatte ſich das Wetter noch nicht gebeſſert, es ſtürmte und regnete in Einem fort. Ich hatte mich ſehr auf die Ufer gefreut, bei denen wir heute vorbeifuhren; doch erlaubte uns das Wettter nicht viel mehr, als das Land durch die Kajütenfenſter

zu betrachten. Wir kamen Abends nach Neusatz und Peterwardein, dem Grabe des tapfern Savoyenfürsten Eugen, der riesigen Festung, deren Bastionen sich, mit zahllosen Feuerschlünden besetzt, hoch übereinander erheben. Die Großartigkeit dieser Festung tritt aber dem Vorüberziehenden erst recht in's Auge, wenn er die Landzunge umschifft, welche völlig und eben so riesenhaft befestigt ist. Eine Militärschiffbrücke, die aber Morgens und Abends nach gegebenem Signalschuß gesperrt wird, verbindet Neusatz mit Peterwardein. Wir brachten die Nacht am Ufer zu und verlebten den folgenden Tag, den 20. Oktober, fast wieder beständig in den Kajüten. Heute behandelte uns aber auch der Himmel auf die betrübendste Weise. Der Regen strömte vom frühen Morgen herab, und als wir gegen Mittag eilf Uhr bei Semlin anlangten, war es nur der alte bekannte Name dieser Stadt, der mich bewog, das Schiff zu verlassen, um den Platz zu sehen, von dem das Lied sagt:

Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen.

Ich kaufte mir zum Andenken an diesen Ort einen Pfeifenkopf, den ich noch heute aufbewahre. Nach einigen Stunden lichteten wir auf's Neue die Anker und sahen bald Belgrad vor uns liegen. Hier befindet man sich schon halb in der Türkei; nur das linke Ufer gehört noch zu Oesterreich, daher auch die Schiffe demselben möglichst nahe bleiben, indem durch die Berührung der rechten Seite man die Pest oder nach der Rückkehr in's österreichische Gebiet die Quarantaine zu fürchten hat. Ich kleidete mich gerade etwas um, da mich die Tour nach Semlin sehr durchnäßt hatte, als ich bemerkte, daß unser Schiff nach einem gelinden Stoße plötzlich festsaß. Alles lief auf's Verdeck, wo wir bald gewahr wurden, daß wir auf einer Sandbank mitten in der Donau festsaßen. Im dichtesten Regen ließ man die Boote in's Wasser, um seitwärts einen Anker zu werfen, an dem man das Schiff vermittelst der Winde drehen

und von der Bank herunterbringen könne. Doch mußte dies Manöver mehrmals wiederholt werden, ehe ſich das Schiff von der Stelle bewegte, und auf dieſe Art dauerte es mehrere Stunden, bis wir wieder flott wurden.

Das beſtändig trübe Wetter und die dichten Nebel, die jede Ausſicht ſperrten und uns den Morgen erſt ſpät abfahren, den Abend früh anhalten ließen, hemmten ſehr den Fortgang unſerer Reiſe, und ließen uns die Station, bis zu welcher unſer Dampfboot, der Zrinv, ging, ſtatt heute, erſt morgen erreichen. Schon früh am Abend zwang uns die Dunkelheit, diesmal mitten in der Donau anzuhalten, und wir kamen erſt am 21. gegen Abend nach Drenkowa, eine Station der Dampfſchiffe, welche aus zwei Häuſern, wovon das eine ein Kohlenmagazin, das andere ein Gaſthaus für Fremde iſt, oder vielmehr ſein ſoll, beſteht. Doch fanden wir es ſo ärmlich eingerichtet, ohne Betten, daß es keinem von uns auch nur in den Sinn kam, das wohleingerichtete Dampfboot die Nacht über zu verlaſſen.

Wir hatten hier ein ſonderbares Abenteuer. Der Maler F., Doktor B. und ich gingen, als der Regen etwas nachgelaſſen hatte, an den Strand, wo wir kleine Kieſel und Muſcheln auflaſen. Plötzlich deutete F. in die Berge hinauf, die hier mit dichtem Wald bewachſen, an's Ufer der Donau treten, und behauptete, da oben einen Bären geſehen zu haben. Ich muß geſtehen, es kam mir auch ſo vor, als habe ich im Augenblick ein großes Thier zwiſchen den Gebüſchen verſchwinden geſehen. Wir eilten in's Schiff zurück, nahmen unſere Gewehre und ſtiegen, in Begleitung von einigen Andern aus der Geſellſchaft, die Höhen hinan. Wirklich fanden wir auch oben auf der Höhe die Spuren eines großen Raubthieres. Doch war der Boden ſehr ungünſtig mit dickem Laub bedeckt, weßhalb wir die Fährte nicht genau unterſcheiden und verfolgen konnten. Ein paar Stunden liefen wir ſo in den Bergen herum, ohne jenes Thier wiederzuſehen. Doch ſchoß der Maler

einen Fuchs und der Baron v. T. und ich einen Reiher, der, als wir wieder zur Donau hinabſtiegen, vor uns aufging.

Am folgenden Morgen ſpähten wir, ängſtlicher als die vorhergehenden Tage nach dem Wetter; denn heute mußten wir das Dampfboot verlaſſen und uns einem kleinen flachen Fahrzeug anvertrauen, denn nur auf einem ſolchen gelangt man über die vielen Untiefen.

Nachmittags kamen wir an eine der prächtigſten Stellen der Donau, wo dieſelbe an zweitauſend Schritte Breite hat, und mit ihren wilden Felsufern den ſchönſten See bildet. Vor uns ſahen wir ein altes Schloß mit hohen Thürmen und Mauern, Columbacs, deſſen Werke ſich auf einen ſpitzen Felskegel hinauf- und hinabziehen. Dies Schloß hat ein wunderbares, geheimnißvolles Ausſehen, und gewährt, in der gewaltigen wilden Natur allein ſtehend, einen der ſchönſten Anblicke. Der Sage nach war der Thurm dieſes Schloſſes, der am höchſten liegt, das Gefängniß der ſchönen griechiſchen Kaiſerin Helene.

Am Fuße dieſes ſeltſamen Gebäudes verengt ſich der mächtige Strom auf einmal bis auf eine Breite von vierhundert Schritt und fließt zwiſchen ſenkrechten himmelhohen Felswänden, wie in einer düſtern Schlucht in raſcherem Laufe weiter. Auf der linken Seite des Stromes, dem Columbacer Schloſſe gegenüber, befindet ſich ein hoher kegelförmiger Felſen, Babekage, von dem man erzählt, daß ein Fiſcher, der eine ſehr böſe Frau gehabt habe, ſie unter dem Vorwande, dort unter dem Felſen Netze auszuſtellen, mit hinaufgenommen und gleich einer zweiten Ariadne verlaſſen, wo ſie aber elend um's Leben gekommen. Nicht weit davon ſieht man aus dem Strom zwei kleinere Felſen emporragen, wegen ihrer ſeltſamen Geſtalt, nach der man ſie, aus der Ferne geſehen, für zwei ſchwimmende Büffel halten könnte, Bivoli genannt.

So ſchön dieſe Gegend iſt, ſo ſchön dieſe maleriſchen Felſenwände, mit dem ſaftigſten Grün bedeckt und mit Quellen verziert

ſind, die hie und da kleine Waſſerfälle bilden, ſo erzeugt doch dieſe herrliche Gegend, beſonders die Höhlen und Schlünde um das Columbaceer Schloß, eine der größten Plagen für das umliegende Land, die ſogenannten Mordmücken. Im Anfange des Sommers dringen nämlich von hier aus unermeßliche Schwärme dieſer kleinen Mückenart (Similium reptans), die auch bei uns, aber in geringer Anzahl, vorkommt, über die Ebene, überfallen ganze Heerden Vieh, dem ſie durch die Naſe und den Mund in die Luftröhre und die Eingeweide kriechen und tödten es plötzlich oder bringen es wenigſtens in große Lebensgefahr.

Eine kurze Strecke weiter unten ſieht man zu beiden Seiten zwei großartige Werke der älteſten und neueſten Zeit. Auf der rechten Seite der Donau, ungefähr dem Dorfe Jeſchelnitza gegenüber, befindet ſich eine Inſchrift an der Felſenwand, deren Charakter man jedoch vom Boot aus nicht entziffern kann, da ſie von dem Feuer der Hirten faſt ganz mit Ruß überzogen ſind. Sie bezieht ſich auf einen Leinpfad, den die Römer zu Trajans Zeiten anlegten, um ihre Schiffe aufwärts zu ziehen. Es muß ein wahres Rieſenwerk geweſen ſein, denn die Ufer fallen hier in ſenkrechten Felswänden bis in die Donau. An einigen Stellen iſt der ſchmale Gang dicht über dem Niveau des höchſten Waſſerſtandes in den Stein hineingemeißelt, an andern, wo dieſe Arbeit gar zu mühſelig geweſen wäre, ſieht man noch kleine viereckige Löcher in die Felſen gehauen, worin Balken ſteckten, auf welche Bretter gelegt wurden, die eine Brücke bildeten.

Da dies rechte Ufer wegen der Peſt als „compromittirt" für den Verkehr geſchloſſen iſt, ſo hat ſich der Graf Szechenyi für ſein Vaterland ſehr verdient gemacht, indem er dagegen auf dem linken Ufer eine neue Straße von Ogradina bis Kaszan baute. Dieſe zieht ſich, breite, hohe Gallerien bildend, durch ſenkrechte Felswände hin, die gegen den Strom zu geöffnet ſind, wobei ſich durch die mannigfachen Krümmungen, welche die Straße macht, überraſchende

und prachtvolle Gebirgspartien entfalten, welche den Blick des Reisenden bald auf dem linken, bald auf dem rechten Ufer fesseln. Es gewährt ein besonderes Vergnügen, auf dem brausenden Strome zwischen den kolossalen Felsmassen wie auf einer bequemen Straße hinzuziehen, und ist besonders reizend für den, welcher Berge und Thäler auf unwegsamen Pfaden zu durchstreifen gewohnt ist. Am Fuße des Berges Schukuru, der Blutberg, von einer Niederlage, die die Türken hier erlitten, so genannt, legte unser Boot an, und wir erstiegen den Berg, um die von alten Schanzen umgebene und durch die überhängende Felswand geschützte Höhle zu betreten, aus welcher im Jahr 1592 der General Veterani mit dreihundert Deutschen und einer kleinen Anzahl serbischer Soldaten die Schifffahrt der Türken auf der Donau und selbst ihre Bewegungen auf dem Lande fast gänzlich hemmte. Die Höhle, die in alter Zeit Romanaz hieß, wird jetzt allgemein die Veteranische genannt. Sie besteht aus einem einzelnen größeren Gewölbe und ist so geräumig, daß sie wohl siebenhundert Mann Besatzung fassen könnte.

Bald erweiterte sich die Schlucht, und wir sahen auf dem linken Ufer Alt-Orsowa liegen, das mit freundlichen Häusern, die hie und da zwischen Gärten vertheilt sind, bei heiterem Wetter einen ganz andern Eindruck auf uns hervorbrachte, als gestern Drenkowa. Alt-Orsowa sprach mich besonders an: in diesem Städtchen, dessen Handel und Gewerbe zur Zeit der Continentalsperre, wo der Weg von der Levante hier durchging, sehr blühend war, später aber ganz in Verfall gerieth, zeigt sich wieder frisch aufblühendes Leben. Die Schifffahrt ist hier der Untiefen wegen nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich, daher die Waaren umgeladen und aufgespeichert werden müssen. Indem man den Ort zum Hauptstapelplatz dieser Gegend wählte, zog man eine gute Zahl Menschen an, deren kräftige Hände bei den nöthigen Bauten zum Felsensprengen ꝛc. verwendet werden. So fanden Viele Erwerb und bevölkerten die neue Stadt. Die Dampfschifffahrts-Gesellschaft ließ hier ein schönes

Haus an einer reizenden Stelle des Ufers erbauen, in welchem ſie ihre Reiſenden unentgeldlich beherbergt, damit ſie nicht genöthigt ſind, ſich den ſchlechten Wirthshäuſern anzuvertrauen. Wir fanden hier freundliche Zimmer, gute Betten und ließen uns den trefflichen Kaffee ſchmecken. Aus unſerem Zimmer hatten wir die herrlichſte Ausſicht; auf einer Inſel der Donau, welche hier von hohen Gebirgen eingeſchloſſen, wieder einem kleineren See gleicht, erblickt man die türkiſche Feſtung Neu-Orſowa, deren Lage an Iſola bella im Lago Maggiore erinnert. Behaglich in meiner gaſtlichen Wohnung überließ ich mich den Träumen, die in ſolcher von der Natur ausgezeichneten Oertlichkeit ſich ungeſucht einfinden. Im Angeſicht der Türken denkt man gern an die Wohlthaten, welche eine verſtändige Verwaltung hier verbreiten könnte. Die Völker ſind kräftig und gut, das Land fruchtbar und durch ſeine Lage an der Grenze zweier Welttheile begünſtigt. Es wäre nicht nöthig, die Türken auszurotten oder zu verjagen, man ſollte ihnen nur zu Hülfe kommen durch Einführung einer geordneten civiliſirten Regierung. Wird die nächſte Zukunft den Beweis höherer europäiſcher Geſittung liefern, indem ſie die Barbarei aus dieſen ſchönen Ländern entfernt? Wir wollen es hoffen.

Der Abend war gar ſchön. Die Sonne ging freundlich hinter den Bergen unter und füllte das Thal mit einem blauen Duft, und ich verließ mein Zimmer, um die Geſchäftigkeit des Orts in Augenſchein zu nehmen. Mit Intereſſe war ich Zeuge des hier bedeutenden Fiſchfangs, durch welchen unzählige Störe und Hauſen gewonnen werden. Man bereitet aus ihnen Caviar, der jedoch an Güte dem ruſſiſchen nicht gleichkommen ſoll. Zu Gunſten der Feinſchmecker wird man vielleicht künftig für kunſtreichere Bereitung ſorgen.

Auch die hieſigen Goldwäſchereien in der Donau lernte ich kennen. Sie ſind weit einträglicher, als die auf dem obern Theile der Donau. Man erzählte mir von einem Manne, der binnen vier

Wochen für ſich allein Gold, achtzig Gulden Conventions-Münze an Werth, durch die Wäſche gewonnen hatte. Das Metall ſoll vorzüglich durch Flüſſe, die aus den türkiſchen Gebirgen kommen, herbeigeführt werden.

Die wichtigſte, belebendſte Thätigkeit geht jedoch hier von der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft aus. Sie ließ damals kleine eiſerne Dampfboote von zwanzig Pferdekraft bauen, mit denen der Engpaß Islatz und das eiſerne Thor befahren werden ſollten.

Am andern Morgen verließen wir in zwei kleinen Schiffen Alt-Orſowa; im erſten waren wir, im zweiten der Lord Londonderry mit ſeinem Gefolge. Wir nannten letzteres nur das Herrenſchiff aus Uri. Nach einer Stunde fuhren wir bei der türkiſchen Feſtung Neu-Orſowa vorbei. Die Oeſtreicher bauten ſie unter Leopold I. Die Türken eroberten aber ſpäter den Platz, und obgleich ſeitdem ihre Grenzen von den Karpathen bis zu dem Balkan zurückgedrängt wurden, blieb ihnen doch noch dies Eiland und bis heute haust noch ein Paſcha in Neu-Orſowa, das von den Türken Ada-Kaleſſi, die Inſel-Feſtung genannt wird. Sie hat viel Mauerwerk, ſogar zwei detaſchirte Forts, aber Alles iſt im kleinſten Maßſtab gebaut. Ihre Geſchütze beherrſchen die Fahrt auf der Donau vollkommen; doch ſah mir das kleine, ſchmutzige, zerfallene Neſt ſo aus, als würde man bei näherer Beſichtigung alles Andere eher finden, als Geſchütze und Munition in brauchbarem Zuſtand.

Ada-Kaleſſi gegenüber liegt an dem ſchroff abfallenden Ufer das Fort Eliſabeth, das mit ſeinen maſſiven Baſtionen und ſeinem ſchön gebauten Thurm einen beſſern Anblick gewährt.

Näher und näher kamen wir indeſſen dem eiſernen Thor, dieſem Engpaß der Donau, über den man nur auf kleinen Kähnen ſetzen kann, hörten ſein gewaltiges Brauſen und Rauſchen und ſahen das Waſſer auf einer langen Strecke wallend aufſprudeln, als würde es durch unterirdiſche Feuer erhitzt. Die Donau fließt hier in einer Länge von fünfzehnhundert Schritt über mehrere niedrige Felsbänke,

die das Bette quer durchſetzen. Obgleich nur bei ganz niedrigem Waſſerſtande die Klippen ſichtbar ſind, ſo entſteht doch durch das ſtarke Gefälle des Stromes, der hier acht- bis neunhundert Fuß breit iſt, ein heftiger Strudel und Wirbel, an dem man die Fahrzeuge nur mit der größten Umſicht vorbeiſteuern kann.

Unſere beiden Schiffe gelangten ohne Gefahr und glücklich durch das eiſerne Thor, unterhalb welchem das Dampfboot Panonia, das zu unſerer Weiterbeförderung beſtimmt war, bei Szkella Gladowa lag.

Das Wetter war heute wieder recht günſtig und gewährte uns eine entzückende Ausſicht auf die Karpathen, welche ſich in der Ferne mit ihren beſchneiten Gipfeln ausbreiteten.

Da wir am andern Tage das Dampfboot verlaſſen wollten, um unſern Weg zu Land durch die Türkei fortzuſetzen, ſo beſchäftigten wir uns heute damit, unſer Gepäck zu theilen, um das Nöthigſte, was wir an Wäſche und ſonſtigen Sachen brauchten, mit uns zu nehmen, und die ſchweren Koffer auf dem Dampfboote nach Konſtantinopel gehen zu laſſen. Wir hatten in Wien kleine lederne Koffer gekauft, die dazu eingerichtet waren, um ſie wie Tragkörbe rechts und links an ein Pferd hängen zu können. Dieſe, ſowie unſere leichteren Nachtſäcke, wurden mit den nöthigſten Sachen angefüllt.

Früher einmal hatte die Lady L. den Wunſch geäußert, die Reiſe durch die Wallachei und Rumelien ebenfalls zu machen und erſt unſern dringenden Vorſtellungen, ſowie denen des Herrn Gemahls und der Schiffsoffiziere, daß dort oft nicht einmal an gute Wege für Saumthiere, geſchweige an einen Wagen zu denken ſei, und daß die Päſſe im Balkan in dieſer Jahreszeit mit Schnee und Eis bedeckt und von Räubern unſicher gemacht ſeien, gab ſie endlich nach und ihr Vorhaben, mit uns zu reiten, auf. Ihr junger Landsmann dagegen ſchloß ſich als ein ſehr willkommener Reiſegeſellſchafter uns an.

Die Sonne, welche heute freundlich untergehend, auf Morgen

einen guten Tag verſprach, hielt uns nicht Wort; denn als ich am folgenden Morgen von meiner Bank, auf der ich die Nacht über gelegen, durch's Fenſter ſah, war der Himmel mit dunkeln Wolken überzogen, die uns eine Stunde darauf einen anhaltenden Regen herabſandten, der bis zur Nacht, wo wir bei Giorgewo anlegten, fortdauerte.

Der Abend vereinigte unſere ganze Geſellſchaft noch einmal in der großen Kajüte, wo wir bei einem Glaſe Punſch die vergnügten Stunden durchgingen, welche wir in den Tagen, die wir zuſammen auf dem Boote zugebracht, genoſſen hatten. Es that uns leid, von ſo angenehmer Geſellſchaft ſcheiden zu müſſen, von ſo guten Menſchen, die wir vielleicht nie wieder ſehen werden.

Zweites Kapitel.

Ritt durch die europäiſche Türkei.

Türkiſche Poſteinrichtung. — Giorgewo: Schmutz auf den Straßen. Quarantaine. Kleidung der Türken. — Rustſchuk. Tartaren. Das Paßbureau. Bulgariſche Fußbekleidung. Unſere Pferde. — Der Ramaſan. — Rasgrad. — Schumla. — Ritt über den Balkan. — Dobrol. — Faki. — Adrianopel: Quarantaine. Das alte Serail. Selims Moſchee. Eine Soiree beim Paſcha. Illumination. Tanzende Knaben. Schatal Burgas. Silivri. Das Meer. — Ankunft in Konſtantinopel.

Wenn man in civiliſirten Ländern über Reiſebeſchwerden klagt, ſo verſteht man darunter ein paar Nächte, die man vielleicht im bequemen, dicht verſchloſſenen Wagen zubringen mußte, oder eine holperichte Straße, eine Station, auf der man unbeſchreiblich ſchlecht zu Mittag geſpeist, oder wo der knauſernde Wirth ſo boshaft lang-

ſam ſervirt, daß einen das zur Abfahrt mahnende Horn des Schwagers ſchon aus den angenehmen Rindfleiſchträumen reißt und man die Herrlichkeiten des Bratens u. ſ. w. nur in Gedanken genießt. Das Schlimmſte, was paſſiren kann, iſt das Umſchlagen des Wagens, oder ein überfüllter Gaſthof, wo nur die Barmherzigkeit des Oberkellners dem unglücklichen Ankömmling irgend ein Winkelchen anweist. Wem ſchon ſolche Kleinigkeiten überläſtig vorgekommen ſind, der unterſtehe ſich ja nicht, zu Lande nach Konſtantinopel zu gehen, oder auch nur eine kurze Strecke im Innern der Türkei zu reiſen, ſondern bleibe von Wien auf dem Dampfboote, wo er eine reinliche Kajüte, ziemlich gutes Eſſen und am Abend weiche Matrazen hat.

Die türkiſche Poſteinrichtung befindet ſich noch in der unmündigſten Kindheit. Man kann zu Wagen reiſen, was etwas bequemer, indeß nur im hohen Sommer überhaupt möglich iſt, wo die Halden, über welche meiſtens der Weg geht, von der Sonnenhitze feſt getrocknet ſind. Das Fuhrwerk iſt ein Leiterwagen, mit Matten bedeckt und mit Stroh gefüllt, auf dem ſich der Reiſende ausſtreckt, und es dann der Vorſehung und dem in vollem Galopp dahinbrauſenden Poſtillon überlaſſen muß, ob er überhaupt und mit ganzen Gliedern nach dem Orte ſeiner Beſtimmung kommt.

Die auch beim heißeſten Wetter in ihre dicken Pelze gehüllten Burſche — ich ſpreche jetzt hauptſächlich von der Wallachei, da in Bulgarien und Rumelien das Reiſen im Wagen faſt unerhört iſt — jagen dahin, ohne ſich viel umzuſehen, und wenn der Reiſende durch einen ſtarken Stoß von ſeinem Sitz auf die Straße geſchleudert wird und ſein Geſchrei nicht zu den Ohren des Poſtillons gelangt, ſo iſt es ſchon gekommen, daß die Roſſelenker auf der Station angelangt ſind und nachher wieder umkehren mußten, ihren Paſſagier zu ſuchen.

Wir zogen es vor, zu Pferde zu reiſen, da man ſo ſchneller fortkommt, und wir zudem das Balkangebirge zu überſteigen hatten,

wo an kein Fahren zu denken ist. Auf dem Dampfschiffe hatten uns fast alle des Landes und des Weges Kundige abgerathen, überhaupt in dieser Jahreszeit die Türkei zu Lande zu bereisen, wobei man uns fast unüberwindliche Hindernisse vormalte. Da wir aber einiges Ungemach zu ertragen bereit waren, um ein Land wie das Innere der Türkei kennen zu lernen, wir auch alle kräftige junge Leute waren, so brachte keine Vorstellung uns von unserem Vorhaben ab.

Schon in Orsowa hatten wir das Vergnügen, den ersten wallachischen Postzug zu sehen, jedoch nicht vollständig, indem die Pferde vor eine Wiener Kalesche gespannt waren. Sie erwartete hier einen Herrn Floresco, Polizeidirector in Bucharest, der mit uns von Pesth an auf dem Dampfschiff gewesen war. Der Wagen war mit acht Pferden bespannt, welche von zwei baumlangen, in zottige Schafpelze gehüllten Burschen gelenkt wurden, deren Füße bei der Kleinheit der Thiere beinahe den Boden berührten, was äußerst drollig aussah. Hinterdrein ritt eine Escorte von vier Gensdarmen, in weiten Hosen, blauen runden Jacken, das Fez auf dem Kopfe, Pistolen und Dolch im Gürtel und den Kantschuh an der Faust. Sie sausten im Carrière dahin und waren in wenigen Minuten aus unserem Gesichtskreise.

Am 25. Oktober Abends kamen wir bei der türkischen Stadt Rustschuk vorüber, welche unser Schiff mit drei Kanonenschüssen salutirte, weil wir, dem strömenden Regen zum Trotze, zwei Flaggen am Mast führten, an der Spitze die großbrittanische, zu Ehren des Lord Londonderry, und darunter die türkische, den goldenen Halbmond im rothen Felde, für den Emin Pascha. Wir legten am linken Donauufer an, bei Giorgewo, welcher Ort jedoch eine halbe Stunde vom Fluß abliegt. Da der Regen über Nacht aufgehört hatte und der heitere Himmel einen angenehmen Tag versprach, verließen wir am folgenden Morgen das Schiff und gingen zu Fuß nach Giorgewo, wo unsere Päße visirt werden mußten, worauf wir

nach Rustschuk auf's rechte Donauufer überfahren wollten, um von da unsere Reise zu Pferd fortzusetzen.

Giorgewo oder Gjurgew war die erste wallachische Stadt, die wir betraten. Wenn ich mir auch nach Allem, was ich über den türkischen Schmutz gelesen, keine große Vorstellung von diesem Ort gemacht hatte, so ging doch das, was ich hier in der Wirklichkeit vor mir sah, völlig über meine Begriffe. Wären nicht aus den mit Zweigen durchflochtenen und mit Mist bedeckten vier Pfählen schmutzig braune, menschliche Gestalten hervorgekrochen, so hätte ich geglaubt, die Erdhöhlen, an denen wir vorbeikamen, seien Stallungen für Büffel und Schweine, d. h. für türkisches Vieh, denn ein ordentlicher deutscher Ochse würde sich geweigert haben, in diese Schmutzlöcher zu kriechen. Die kleinen wallachischen Kinder saßen auf der Erde, plätscherten mit den Händen in der Mistjauche und sahen uns verwundert an; wohin man blickte, nichts als Elend und eine Unreinlichkeit über alle Vorstellung. Die meisten Wohnungen hatten nicht einmal vier Pfähle, sondern bestanden nur aus einem in die Erde gegrabenen Loch, mit Zweigen und Rasen bedeckt; Männer und Weiber waren in braune oder schwarze Schafpelze gehüllt und fast nicht von einander zu unterscheiden. Indessen bot nicht der ganze Ort einen so betrübenden Anblick dar; bald erschienen rechts und links Häuser aus Ziegelsteinen, deren Fenster aber meistens aus Papier bestanden, und endlich befanden wir uns in einer bessern Region, wo um die Kirche mit ihren byzantinischen Kuppelthürmen etwa zwanzig ziemlich gut aussehende Häuser lagen.

Mit leichterem Herzen, denn was wir vorhin gesehen, hatte uns ernstlich für unsere nächste Zukunft besorgt gemacht, steuerten wir einem der Häuser zu, an welchem in russischer und französischer Sprache zu lesen war, daß hier der Agent der östreichischen Donaudampfschifffahrtsgesellschaft wohne. Sein Name ist Stande; ein sehr artiger Mann, der uns auf's Zuvorkommendste empfing und

für unſer ſchnelles Fortkommen auf's Beſte ſorgte. Bald begaben wir uns in Begleitung dieſes Mannes mit unſerm wenigen Gepäck, unſern Mänteln, Pelzen und Waffen nach der Quarantaine von Giorgewo, wo uns ein türkiſches Schiff, welches Früchte herübergebracht hatte, aufnehmen und überſetzen ſollte. An der Quarantaine herrſchte reges Leben. Es wurde eben zwiſchen doppelten Barrièren Markt gehalten. Weil die Türken des rechten Ufers ſich nicht mit den Wallachen vermiſchen dürfen, ſo legen die erſtern ihre Trauben, ihren Honig u. ſ. w. zwiſchen die Barrièren, wo ſie von den letztern weggenommen und auf dieſelbe Art bezahlt werden. Es iſt ein unheimliches Gefühl, wenn man ſieht, wie ein Menſch den andern meidet wie ein giftiges Thier, und ſtets den langen Stock vor ſich hinſtreckt, um ja nicht berührt zu werden.

Zum erſten Male ſahen wir uns hier mitten in das für uns fremdartige Treiben der Türken verſetzt, ſahen uns umgeben von Turbanen und langen Bärten. Mir ſchwebten die Mährchen der tauſend und einen Nacht lebhaft vor, als ich ſie in ihren weiten Pantoffeln ſich träg daher ſchleppen ſah, wobei ſie mit halbgeſchloſſenen Augen in langen Zügen den Tabacksrauch einſchlürften, um ihn wieder ebenſo langſam von ſich zu blaſen. Ihre Kleidung beſteht hier in ſehr weiten Beinkleidern, meiſtens von dunkler Farbe, grau, blau, grün, aus weißen wollenen Strümpfen mit Pantoffeln, einer farbigen Jacke und dem unentbehrlichen Gürtel, einer Schärpe von ungeheurer Länge, die ſie viermal um den Leib wickeln, und in welcher ſie ihre Waffen, lange Piſtolen und Dolche und eine eiſerne Feuerzange tragen, die ungefähr anderthalb Fuß lang iſt und zum Auflegen der Kohlen auf die Pfeife dient.

In dieſem Gürtel ſteckt ferner die Pfeife, Taback, Brod, ein Taſchentuch, das ſelbſt beim geringſten Bootsknecht mit Gold und Seide geſtickt iſt, und noch ſo viele andere Gegenſtände, daß er nicht ſelten mehrere Schuh dick aufſchwillt und ſich äußerſt lächerlich ausnimmt. Der Türke aber ſieht mit Wohlgefallen auf dieſes

Vorgebirge und drückt die langen Hälse seiner Pistolen vor, so weit immer möglich.

Nachdem wir für zwanzig Kreuzer beinahe eine halbe Schiffsladung der schönsten und süßesten Trauben gekauft, um sie während der Ueberfahrt zu verzehren, traten wir zu den Türken hinter die Barrière, und durften nun die Wallachei nicht mehr betreten, ohne fünf Tage Quarantaine zu halten, deren strenge Hand uns auf diese Art unwiderruflich von der Heimath schied. Wir setzten in einem ziemlich geräumigen Boote nach Rustschuk über. Da dieses oberhalb Giorgewo liegt, mußten wir stromaufwärts fahren und blieben so zwei Stunden auf der Donau, welche hier sehr breit ist. An's Land gestiegen, wurden wir von einem Haufen Türken umringt, welche neugierig unsere Sachen musterten, hauptsächlich die Percussionsschlösser unserer Gewehre und Pistolen; denn ihre Feuerwaffen sind noch alle mit äußerst dünnen, scharfen Steinen versehen. Der Steuermann des Boots brachte uns zum Agenten der Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft, an den der Baron empfohlen war, und mit dem er die Mittel zu unserm fernern Fortkommen besprach. Die Post in der Türkei ist keine von der Regierung geleitete oder unterstützte Anstalt. Jeder Pascha hält sich zuverlässige, des Weges kundige Leute, sogenannte Tartaren. Diese bringen als reitende Boten die Depeschen aus den verschiedenen Distrikten nach der Hauptstadt, begleiten aber auch Reisende. Die Transportmittel, Pferde und Wagen, werden von Privaten geliefert, welche dafür eine vom Staat festgesetzte Bezahlung erhalten. Wir ließen den Chef der Rustschuk'schen Tartaren kommen, um ihm alle Kosten unserer Reise zu verdingen; denn meistens sorgt der Tartar außer den Pferden auch für Nahrung und Nachtquartier. Für uns brauchten wir fünf Pferde, ferner eines für den Tartaren, eines für das Gepäcke und zwei für die Sürüdschi — so heißen die Reitknechte, welche die Pferde zur Station zurückbringen — im Ganzen neun; wofür wir bis Konstantinopel, mit Einschluß aller Lebensmittel und

Quartierkosten, 7000 Piaster, also 700 Gulden C. M. bezahlen mußten. Die Taxe, welche schwankt, war im Augenblick drei Piaster für jedes Pferd und jede Stunde. Die Hälfte obiger Summe wurde mit 350 Gulden dem Chef der Tartaren eingehändigt; die andere Hälfte bekam unser Führer bei unserer Ankunft in Konstantinopel.

Jetzt mußten unsere Pässe bei der türkischen Behörde visirt werden, und ich ging unter Begleitung des Apothekers des Orts, welcher etwas Italienisch verstand, nach der Burg des Pascha.

Der Theil der Stadt, den wir durchschritten, um zur Residenz zu gelangen, sah nicht sehr erbaulich aus. Drei ziemlich lange Straßen, zu beiden Seiten mit Kramläden oder offenen Gewölben besetzt, in welchen Handwerker aller Art saßen, führten dahin. Keine war gepflastert oder auch nur geebnet. Die Türken, welche uns, meistens in ziemlich schmutzigen Anzügen, begegneten, traten auf große platte Steine, welche hie und da an den Häusern lagen und die Trottoirs vorstellten, und nur so war es möglich, durch die Stadt zu kommen, ohne mit jedem Schritt bis an die Knöchel einzusinken. Dabei herrschte überall ein abscheulicher Knoblauchgeruch.

Die Weiber, denen ich begegnete, waren durchgängig alt und dick, trotzdem aber sorgsam in ihre Schleier gewickelt, aus denen nur Auge und Nase vorsahen.

Die Burg des Pascha gleicht dem Wohnhaus eines wohlhabenden deutschen Landmanns, diverse Mistpfützen eingerechnet, in welchen sich Enten und ein paar langbeinige Störche herumtrieben, welch' letztere mich vornehm über die Achsel anschauten. Das Schloß hatte eine Art Terrasse, auf der ein Dutzend Türken lagen, nichts thaten und Taback dazu rauchten. Im Hof stand das reich gezäumte und mit einer rothsammtenen Decke versehene Pferd des Pascha, der im Begriff war, auszureiten, umgeben von drei, vier

großen schmutzigen Burschen, mit langen Stöcken bewaffnet. Ich dachte lebhaft an die Bastonade.

Mein Apotheker führte mich in ein Zimmer zu ebener Erde, wo sämmtliche Beamte des Pascha beschäftigt waren. Links in der Ecke des Gemachs, an dessen vier Wänden sich breite Divans befanden, lag ein alter Mann mit langem, schneeweißen Barte und zählte aus einer eisernen Geldkiste die Münzen in kleinen Häufchen vor sich hin; es war der Finanzminister. Neben ihm siegelte ein noch ziemlich junger Mann einige Briefe zu, wahrscheinlich der Mann der auswärtigen Angelegenheiten. Zu einem Dritten, der mit halb geschlossenen Augen dalag und äußerst langsam und bedächtig schrieb, brachte mich mein Führer und händigte ihm unsere Päße ein. Er durchsah sie, und ich mußte ihm unsere Namen vorsagen, die er dann in den gräßlichsten Verrenkungen wieder von sich gab, wobei auf dem äußerst langweiligen Gesichte ein kleines Lächeln emporstieg. Auch mußte ich ihm das Signalement eines jeden von uns vorsagen, wobei er sich den Spaß machte und mich fragen ließ, ob alle meine Reisegefährten so große Bärte hätten, wie ich.

Die Feder eines Reihers, den F. den Tag vorher an der Donau geschossen und die ich auf meine Mütze gesteckt, erregte seine Aufmerksamkeit. Er ließ mich fragen, ob sie vielleicht ein Zeichen meines Standes und meiner Würde sei, und als ich dies verneinte, bat mich der Apotheker, sie abzunehmen. Auf dem Rückwege nöthigte mich dieser in seine Wohnung, wo etwa zwanzig Töpfe und Gläser auf einem Gestelle die ganze Offizin ausmachten. Er stopfte mir eine Pfeife (Tschibuk), auf welche sein Diener — ein langer Schlingel, der in einem weißleinenen Kittel und mit herzlich dummem Gesichte dem Pierrot der italienischen Komödie vollkommen ähnlich sah — eine feurige Kohle legte. Nachdem ich einige Züge geraucht, führte er mich zum Hause des Agenten zurück, wo unsere Pferde schon bereit standen, daß heißt, mit einem Halfter aus Stricken gezäumt, und auf dem Rücken eine schmutzige Decke. So

werden sie in der Türkei geliefert, und der Reisende muß sich Sattel und Zeug selbst anschaffen. Wir kauften drei alte türkische und zwei neue tartarische Sättel, die nebst Zaum und Kantschuh fünfundfünfzig Gulden kosteten.

So gut und zweckmäßig wir auch für unser Reitcostüm schon in der Heimath gesorgt hatten, so fanden wir es doch hier für nöthig und äußerst geschickt, unsere Fußbekleidung auf bulgarische Art einzurichten, und ich rathe jedem Reisenden, in gleichem Falle die Auslage einiger Gulden nicht zu scheuen. Man kauft nämlich ein Paar ganz dünne ziegenlederne Schuhe, die man über die gewöhnlichen Strümpfe zieht; sie kosten an zwölf Piaster; über diese ein Paar sogenannte bulgarische Strümpfe, die bis über's Knie hinaufreichen, von Tuch und mit buntem Garn ausgenäht sind, im Preis von dreißig Piaster. Dann kommen ein Paar schwere Lederstiefeln, welche bis über die Waden gehen, vierzig Piaster — und man hat die Füße auf's Sorgfältigste geschützt. Die ganze Anschaffung kostet also zweiundachtzig Piaster = zehn Gulden rheinisch, und gewährt dem Reisenden, wie ich aus Erfahrung weiß, viel Angenehmes. Abends, wenn man in den schlechten Chan kommt, wirft man mit Leichtigkeit die schweren Stiefeln von sich, und streckt sich mit warmem Fuß und Beinen, die der erwähnte lange Strumpf geschützt, natürlich in voller Kleidung auf's Lager. Auch kauften wir für jeden von uns eine lange Peitsche mit kurzem Stiel — den Kantschuh.

Durch das Aufschirren war es spät geworden, und als wir auf den äußerst kleinen und schlecht aussehenden Pferden durch die kothigen Straßen zur Stadt hinaustrabten, dunkelte es bereits. Unsere Caravane sah recht abenteuerlich aus. Den Zug führte einer der Sürüdschi, ein alter Türke mit langem Barte, Pistolen und Handschar (Dolch) im Gürtel. Er saß ganz krumm, die Kniee an den Hals heraufgezogen, auf seinem Rosse und führte das Packpferd an der Hand. Hinter ihm ritt unser Tartar in seinem ma-

lerischen Costüme, weite blaue Beinkleider, auf denen ein goldener Stern als Zeichen seiner Würde gestickt war, und den er nie mit dem Mantel bedeckte; an den Füßen weiße, blau ausgenähte bulgarische Stiefel, ein rother Gürtel um den Leib, darüber eine grüne schwarz ausgenähte Jacke, und auf dem Kopf ein rothes Feß, mit langer, wallender blauseidener Quaste. Ueber der Schulter hing an einer seidenen Schnur ein schwarzledernes, goldgesticktes Täschchen, worin er den Ferman des Pascha mit unsern Namen und der Reiseroute aufbewahrte. Er hieß Hamsa und zeigte sich auf der ganzen Tour als ein ehrlicher, umsichtiger und gefälliger Mensch. Ihm folgten wir fünf, in unsere Pelze gehüllt, eine leichte Reisemütze auf dem Kopfe, Gewehre, Pistolen, Säbel an uns und am Sattel hängend. Unser Engländer machte die Reise im runden Hute und Makintosh, was gegen die faltigen Turbane und weiten Kleider der Türken sehr abstach. Die Arrieregarde bildete der zweite Reitknecht. Als wir an das Stadtthor kamen, war dasselbe bereits geschlossen, und wir mußten eine gute halbe Stunde warten, bis einer der Sürüdschi, der im Galopp zurückkehrte, um die Schlüssel zu holen, wieder kam. Doch hatten wir während der Zeit einen bezaubernd schönen Anblick, als wir uns nach der Stadt umwandten. Der Ramasan hatte vor wenigen Tagen begonnen; sobald während dieser heiligen Zeit Sonnenuntergang durch einen Kanonenschuß verkündigt ist, entzünden sich auf allen Moscheen und Minarets hunderte von Lampen und bilden eine glänzende Beleuchtung. Wir zählten nicht weniger als neunundzwanzig dieser Thürme, welche bis an die Spitze beleuchtet waren. Endlich kehrten wir diesem Glanze den Rücken und zogen durch das knarrende Thor in die finstere Nacht hinaus — ein Bild unserer Reise. Hinter uns ließen wir die friedliche Heimath mit ihren hellen, reinlichen Straßen und munteren Bewohnern, und traten in ein unfreundliches, schmutziges, uns gänzlich fremdes Land, dessen Sprache keiner von uns verstand. Unter allen Tartaren in Rustschuk war auch

nicht einer zu finden, der nur ein Wort italienisch oder französisch verstanden hätte, von deutsch gar nicht zu reden. Unser Hgmsa war wohl ein ganz brauchbarer Tartar, da er aber keineswegs das Pulver erfunden hatte, wurde es uns unsäglich schwer, ihm durch Pantomimen etwas verständlich zu machen, und hätten wir nicht die nothwendigsten Ausdrücke, wie: „Halt, fort, langsam, schnell" ꝛc. gewußt, so wären wir ganz verlassen gewesen. Trotzdem ritten wir munter in der Dunkelheit fort, wünschten den Lieben zu Haus eine gute Nacht, zündeten unsere Pfeifen an, und sangen ein deutsches Lied:

Steh' ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der fernen Wacht ꝛc.

Die Pferde, wie man sie in der Türkei zum Reiten bekommt, sind, wie schon gesagt, von kleiner, unansehnlicher Gestalt und dieselben, welche bei uns unter dem Namen Wallachen und Moldauer vorkommen, nur daß die hiesigen bei kleinerer Figur etwas mehr Race haben. Ihr Gang ist fortwährend ein kurzer, höchst unbequemer Trab, der den Ungewohnten ungemein ermüdet. Man kommt indessen damit sehr schnell von der Stelle, und thut am besten, sich so bald als möglich in diese Gangart zu finden; denn läßt man sein Pferd im Schritt gehen, um später in Trab oder Galopp aufzurücken, so ist dies noch schlimmer, und man kommt, wie ich selbst empfunden habe, halbtodt auf die Station. Aber die Ausdauer der Pferde ist erstaunlich. Sie laufen mit kurzen Pausen der Rast des Tags zwanzig deutsche Stunden, ohne ein Korn Hafer oder Heu oder auch nur Wasser zu bekommen, und am Abend merkt man ihnen nicht einmal große Ermüdung an.

Es war heute Nacht sehr finster; und trotzdem an keine Landstraße zu denken war, verirrte sich unser Führer nie; der Weg lief bergauf, bergab über unbekannte Halden. Der Tartar ritt zuweilen zu uns heran und präsentirte uns seine brennende lange Pfeife,

eine große Freundschaftsbezeugung bei den Türken, die wir nicht ausschlagen durften. Jeder that einige Züge daraus, dann nahm er sie wieder und sprengte vor zu die Spitze des Zuges. Hie und da zeigte sich in einer Schlucht ein Feuer bei Büffelheerden. Jedesmal ritt unser Führer hin, wechselte einige Worte und kam laut rufend zu uns zurück. Einigemal passirten wir Brücken, die aber so baufällig und unsicher waren, daß Hamsa beinahe immer abstieg und unsere Pferde einzeln hinüberführte. Um eilf Uhr wurde Halt gemacht. Wir stiegen ab und ließen die Pferde eine halbe Stunde herumführen; dann ging es wieder fort.

Nachdem wir gegen drei Uhr Morgens die Pferde durch einen Waldbach, der auf unserm Wege lag, hinabgeführt hatten, kamen wir an eine alte, halbzerfallene Erdhütte, die der Tartar mit einem lauten Hurrah begrüßte. Die Knechte machten ein großes Feuer, er holte aus einer Satteltasche sehr fein geriebenen, stark duftenden Kaffee und Zucker, setzte ein kleines Pfännchen zum Feuer, warf Kaffee und Zucker in das kochende Wasser und reichte uns das Gemisch, eine ziemlich dicke braune Brühe, in kleinen porzellanenen Tassen. Es schmeckt nicht übel, nur fand ich kein Behagen am Kaffeesatz, den die Türken stets hinunterschluckten.

Unser Vorsatz war, die ganze Nacht zu reiten, um den folgenden Tag zeitig in Schumla einzutreffen. Als wir aber um fünf Uhr Morgens auf der ersten Station, einer kleinen türkischen Stadt, Rasgrad, anlangten, waren die meisten von uns so ermüdet — wir hatten von Rustschuk hieher sechzehn deutsche Stunden zurückgelegt — daß wir uns vom Tartaren gleich in ein Wirthshaus (Chan) führen ließen. Als wir in den Ort hineinritten, stimmten unsere drei Begleiter ein über alle Beschreibung unangenehmes, wahrhaft ohrzerreißendes Geheul an. Wir hatten dies in der Folge auf jeder Station zu genießen. Es ist das Zeichen, daß eine großherrliche Post kommt, für welche Pferde in Bereitschaft zu setzen sind. Die Bereitwilligkeit und Geschwindigkeit,

womit die sonst so faulen Türken uns immer bedienten, sobald der Tartar mit lautem Hurrah in den Hof ritt, zeigte, in welchem Ansehen er bei ihnen stand. Nicht selten traktirte er aber auch, wenn es nicht rasch genug ging, das dienende Personal des Chans mit Kantschuhhieben.

Das Zimmer, in welches man uns führte, hatte vier Kalkwände, und das ganze Mobiliar und Bettwerk bestand aus einem Wasserkruge und einigen Binsenmatten, die an den Wänden umherlagen. Durch die hölzernen Gitter strich unangenehm die scharfe Morgenluft. Doch Dank unserer Müdigkeit: wir schliefen bald und der Tartar mußte uns nach zwei Stunden sein: „Heide! Heide!“ (fort! fort!) öfters in die Ohren schreien, ehe wir munter wurden. Um sieben Uhr ritten wir weiter, stiegen, nachdem wir die kothigen Straßen des Dorfes hinter uns hatten, in die Höhe und befanden uns bald wieder auf weiter Haide. Die Landschaft bietet bis Schumla wenig Interesse: abwechselnd kahle Höhen und Thäler, hie und da einige verkrüppelte Bäume, kleine Eichen und wildes Obst. An Landstraßen ist überall nicht zu denken, und unsere Caravane ging anfangs, wie gestern, im gewöhnlichen Zotteltrab vorwärts. Sobald aber der Baron dem Tartaren begreiflich machte, daß er, wenn es so fortgehe, in Stambul nicht viel Bakschis (Trinkgeld) zu gewärtigen habe, nahm die Sache eine ganz andere Gestalt an. Hamsa klopfte seine lange Pfeife aus und steckte sie hinten in den Nacken, so daß der Kopf derselben einen Fuß hoch über sein Feß emporragte, stieß ein lautes Geschrei aus, und dahin sausten wir unter immerwährendem Rufen und Schreien der Führer, daß die Mäntel der Türken und unsere Pelze im Winde flatterten.

Es war einige Stunden, als heßten wir ein Wild durch Gräben, Hecken, bergauf und ab, bald im scharfen Trab, bald im Galopp. Zuweilen stürzte ein Pferd, sprang aber sogleich wieder

auf, und wir bewunderten das Feuer und die Ausdauer der kleinen Thiere.

Bergauf geht es meistens im Schritt, in der Ebene den kurzen Trab, von dem ich vorhin sprach; aber bergab, und sind die Wege noch so holpricht und schlecht, im Galopp. Sobald der Tartar das Nachtquartier in der Ferne wittert, ist er nicht mehr zu halten, und es geht im Carrière unter beständigem Allah-Rufe, die schlechtesten Wege, die engsten Steinpflaster, bis in den Hof des Chans.

Abends gegen vier Uhr kamen wir in die Nähe von Schumla. Die Höhen, welche uns noch den Anblick der Stadt entzogen, waren mit alten zerfallenen Batterien und Erdschanzen bedeckt. Beim Näherreiten sahen wir, daß dieselben gegen die Stadt gerichtet waren, sowie auch tief im Thal ein anderes Werk, das mir eine Brechbatterie zu sein schien — wahrscheinlich Ueberbleibsel der Angriffslinie der Russen aus dem Kriege im Jahr 1829. Die Straße wandte sich rechts um einen Felsenvorsprung, und jetzt machten wir wie angefesselt Halt: unten im Thale lag Schumla vor uns und bot, von der sinkenden Abendsonne beleuchtet, einen wunderherrlichen Anblick. Rings war die Stadt umgeben, ich möchte sagen, durchflochten mit Weingärten voll reifer Trauben, aus denen die vergoldeten Minarets und weißen Häuser auf's Freundlichste herausſahen.

Es war die erste große türkische Stadt, die wir sahen. Das Eigenthümlichste derselben gegen unsere Städte sind die schlanken hohen Thürme der Moscheen, die Minarets, von denen herab der Iman — türkische Geistliche — zu gewissen Stunden den Gläubigen verkündigt, daß es Zeit sei, das Gebet zu beginnen.

Hinter Schumla erhebt sich der majestätische Balkan, mit seinen blauen zackigen Kuppen den herrlichsten Hintergrund bildend. Es that mir fast leid, daß ich diese Stadt betreten mußte, daß ich nicht mit diesem großartigen Bilde in der Erinnerung vorbeiziehen

konnte; es war ja eine türkische Stadt, eine goldene Frucht, die innen fault.

Kaum hatten unsere Pferde die Außenwerke der Festung betreten, schlechte Erdaufwürfe, mit verfaulten und zerschossenen Pallisaden besetzt, so sanken sie auch schon bis an die Knöchel in den Morast, der die Straßen bedeckte. Beim Chan angelangt, wurden wir sofort in das Loch geführt, wo wir die Nacht zubringen sollten: Lehmwände, der nackte Dachstuhl als Plafond, gestampfter Koth als Fußboden. Der Tartar machte uns auf die finstere Miene, welche wir ihm zeigten, begreiflich, es sei das beste Wirthshaus in Schumla, und man werde das Zimmer gehörig einrichten, wenn wir uns ein wenig in der Stadt umsehen wollten.

Wir folgten seinem Rathe, kletterten einige Straßen hinauf, die sich an den Berg lehnen, und fanden denselben Schmutz, wie in Rustschuk und Rasgrad. Welches Leben könnte sich hier entwickeln, in reizender Gegend, auf dem fruchtbarsten Boden, wollte der Türke seine grenzenlose Faulheit ablegen und sich aus dem Schmutz, in den er versunken, erheben!

Schumla, von Ferne so entzückend schön, macht auf den Fremden, der es betritt, den unheimlichsten Eindruck, und man kann erst draußen, in der freien Natur, wieder ruhig athmen. Wir besahen mehrere Kirchhöfe, fanden sie aber nicht so schön und poetisch, wie sie uns gerühmt werden. Es sind große Plätze, mit Unkraut bewachsen, und vielen langen schmalen Steinen besetzt. Hie und da zeigt auf einem der ausgehauene Turban, daß er die Gebeine eines vornehmen Türken deckt. Von Lustwandelnden habe ich nichts bemerkt; die Plätze lagen, einige ausgehungerte Hunde abgerechnet, die sich darauf herumtrieben, ganz einsam da.

Sehr schön und angenehm sind dagegen die vielen Brunnen mit klarem, herrlichem Wasser, die man hier zu Lande auf allen Wegen und Plätzen findet. Wir sind auf unserem Ritt nach Stambul wenigstens alle zwei Stunden an einem solchen vorbeigekommen.

Es sind vier Fuß hohe steinerne Nischen, mit eisernen Röhren, auch fehlt nie der hölzerne Becher, der bei uns den ersten Tag gestohlen oder verdorben wäre. Ehrlichkeit ist überhaupt ein schöner Zug im Charakter des Türken. Trotz der überall sichtbaren Armuth reist man nirgends so sicher wie hier. Man kann bei Nacht seine Sachen auspacken und wird auch keine Stecknadel vermissen. Raub und Mord kommt selten oder nie vor.

Als wir in unsern Gasthof zurückkamen, sah der Stall etwas wohnlicher aus. Man hatte den Boden mit Matten und Kissen bedeckt, ein Feuer loderte im Kamin, und kaum hatten wir uns gelagert, so brachte der Tartar einen großen Topf mit gekochtem Reis (dem berühmten Pillau) und zwei Hühner, welche er herausnahm, mit den Fingern zerriß und vorlegte. Daß uns dies Abendbrod nach einem Ritt von fünfzehn Stunden und einer durchwachten Nacht herrlich schmeckte, brauche ich nicht zu sagen; auch schliefen wir gut und setzten am andern Morgen um fünf Uhr unsere Reise fort.

Heute hatten wir eine Tour vor uns, welche man uns in Wien und auf dem Dampfboot, als mit fast unüberwindlichen Hindernissen besäet, geschildert hatte — den Uebergang über den Balkan. Außer Schnee und Eis, womit in dieser Jahreszeit das Gebirge bedeckt sein sollte, hatte man uns fürchterliche Winde angekündigt, welche Mann und Roß in den Abgrund schleudern könnten, Räuber und Mörder heraufbeschworen, und uns deßhalb beim Abschiede die Hand geschüttelt, wie zum Nimmerwiedersehen. Von alle dem bemerkten wir nichts, als wir auf den kleinen sichern Pferden die steilen Abhänge emporkletterten.

Es war ein schöner Tag, der Nebel sank, ein herrlicher blauer Himmel, dunkler als in Deutschland, wölbte sich über uns. Wir überstiegen den Balkan in drei Absätzen. Der erste Abhang war schon ziemlich steil, doch konnte man das Steingerölle, in dem sich unsere Pferde hinaufarbeiteten, ebenfalls auch eine Straße nennen.

Wir trafen dann und wann zwei- bis dreihundert Fuß lange Strecken einer Römerstraße, welche an manchen Stellen noch ziemlich gut erhalten war. Von der Faulheit und Sorglosigkeit der Türken sahen wir wieder ausgezeichnete Beispiele. Um sich auf ihren Streifzügen Feuer zum Kochen zu verschaffen, hatten sie hie und da die schönsten Eichen niedergebrannt, ohne sie umzuhauen; sie legen dabei unten an den Stamm Feuer, und wenn der königliche Baum hinstürzt, lassen sie ihn ruhig verbrennen bis zur Krone, kochen dabei ihren Pillau und rauchen ihre Pfeifen.

Man kennt sieben Hauptpässe über den Hämus, welche durch die alte Kriegsgeschichte mehr oder minder merkwürdig geworden sind. Die bedeutendsten waren der westliche, der in der ältern Römerzeit Succi, in der spätern Trajanspforte hieß, und der östliche, der von Adrianopel nach Schumla und Parawadi führte. Diesen letzten zogen auch wir theilweise. Ihn hat Theophylactus poetisch beschrieben. Er sagt von ihm: die unten liegenden Ebenen sind wie mit blumigten Teppichen bedeckt, grünende Wiesen sind Fest und Weide den Augen, dichte Schattenzelte des Waldes verbergen den heraufsteigenden Wanderer und viele Hitze gibt ihm dort die Mittagsstunde, wenn von den Sonnenstrahlen die Eingeweide der Erde erwarmen. Schön zu sehen, schwer zu beschreiben. Den Ort umströmt Ueberfluß der Wasser, welche den Trinkenden weder durch zu große Kälte beschweren, noch dem sich Abkühlenden durch ihre Weichheit beschwerlich fallen. Vögel, von frisch sprossenden Zweigen emporgetragen, bewirthen die Zuschauer gastfrei mit wohlthuendem Gesang, ohne Gram und Zorn der Uebel aller vergessend, so gewähren sie den Wanderern Schmerzlosigkeit durch ihre Gesänge. Epheu, Myrthe und Eiben mit allen andern Blumen führen in der schönsten Harmonie dem eingeweihten Geruchsinne ätherische Wulust im reichsten Maße zu und beräuchern mit süßen Düften den Fremdling, als ob sie nach dem

besten Brauche der Gastfreundschaft Zubereitungen der Fröhlichkeit träfen.*)

Den Fluß Tamozik, der sich reißend durch ein Thal des Balkan windet, durchritten wir, sahen an seinen Ufern das malerisch gelegene Dorf Tamazikmala und kamen zum zweiten Absatz des Gebirges, den wir größtentheils mittels des ausgetrockneten Bettes eines Waldstroms erstiegen. Derselbe wand sich an manchen Stellen sehr steil zwischen himmelhohen Felsen durch, wobei sich die Kraft und Gelenkigkeit der kleinen Pferde erst recht erprobte. Wie Ziegen kletterten sie empor, ohne je stehen zu bleiben, eines dem andern nach. Es war sonderbar anzusehen, wie sich die Caravane zwischen den grauen Steinen und verkrüppelten Eichen schlangenartig durchwand.

Als es Abend wurde, befanden wir uns nicht weit mehr von der Spitze des Gebirges. Der Himmel war den ganzen Tag über klar und rein geblieben, was uns einen herrlichen Sonnenuntergang versprach. Aus dem Thal erhob sich der bläuliche Nebel, mit dem wir zu den von der Abendsonne beleuchteten Felsenkronen emporstiegen. Endlich erreichten wir die Höhe. Da lag das Gebirge rings um uns, ruhig und groß, in den schönsten Farben vom Schwarz der Nacht, das den Fuß der Berge umgab, in hundert Tönen zum hellen Gold ihrer Spitzen; ein wunderschöner Anblick! darüber der sternbesäete Himmel mit der jungfräulichen Mondsichel, die schüchtern hinter einigen Tannen hervorlugte. Ueber unsern Häuptern kreiste ein mächtiger Adler und stieg höher und immer höher; wir sahen ihn noch von der Sonne beleuchtet, als sie unsern Blicken längst entschwunden war.

Was mich aber an dieser Stelle besonders freundlich, ja rührend ansprach, war ein einsamer Kiosk, eine Laube von wilden Reben, die auf der äußersten Ecke eines Felsen stand. Wer mochte sie ge-

*) Hammer, Geschichte d. o. R. I.

baut haben? Alles war roh gearbeitet, und doch lag ein eigener Reiz auf dem Ganzen. Sie stand auf der schönsten Stelle des Bergrückens und gewährte eine Aussicht weithin über die Ausläufer des Gebirges. Was mochte das Herz gefühlt haben, das sie errichtet? War es vielleicht Balsam für seine Schmerzen, so hinaussehen zu können in die Welt? war ihm vielleicht dorthin ein geliebtes Wesen entschwunden und der gefesselte Körper konnte der enteilenden Staubwolke nur den freien Blick nachsenden?

Unsere Station wäre für heute Karnabat gewesen; indessen hielt es der Tartar wegen der Dunkelheit und des wirklich gefährlichen, steinigten Weges für zweckmäßig, in einem kleinen Dorfe, Dobrol, welches wir in einer Stunde erreichten, zu übernachten. Wir kehrten bei einem griechischen Bauern ein. Hamsa, der edle Tartar, bereitete ein Pillau, und F., der treffliche Maler, schlachtete eigenhändig zwei Hühner. Unsere Wirthin rückte einen hölzernen Trog in die Mitte des Zimmers, rührte Mehl mit Wasser an und knetete hieraus einen ziemlichen Kuchen, der in die Holzasche gelegt wurde und unser Brod geben sollte.

Nach einer halben Stunde wurde er herausgezogen, mit einer eisernen Schaufel gereinigt, und ich für meine Person muß gestehen, daß er äußerst schlecht schmeckte. Nach einem Ritt von vierzehn Stunden, den wir heute, und an den steilen Stellen des Gebirges meistens zu Fuß gemacht, schliefen wir auf dem harten Lehmboden, den uns Frau Wirthin zum Bette anwies, recht gut.

Um fünf Uhr verließen wir Dobrol und kamen um neun nach Karnabat, wo wir Pferde wechselten, Trauben und Kaffee genoßen und zum erstenmal ein Nargileh (Wasserpfeife) dazu rauchten. Hier erhielten wir gute Pferde, die wir aber auch brauchen konnten; denn heute waren unsere beiden Reitknechte so lustig und munter, daß wir fast beständig scharfen Trapp ritten.

Unser Weg ging durch sehr coupirtes Terrain, Ausläufer des Balkan, meistens mit niedrigem Gesträuch bewachsene Halden, bergauf

und ab. Zuweilen kamen wir über Wieſen, auf denen zahlreiche Krokus blühten. In meinem Leben habe ich keinen wildern Ritt gemacht. Wir jagten durch Schluchten und über Gräben weg, unſere Führer mit ihrem ſonderbaren Geſchrei ſtets an der Spitze. Bald ging's durch einen Bach, daß das Waſſer über unſerm Kopf zuſammenſchlug, bald unter alten Eichen hinweg, wo man ſich auf den Hals des Pferdes legen mußte, um nicht die Mütze zu verlieren oder ſich gar die Stirne blutig zu ſtoßen, was mir indeſſen doch begegnete. Unſere Pferde ſind Abhänge hinabgelaufen, an denen ein Fußgänger einen Augenblick fragen würde: ſoll ich oder ſoll ich nicht?" Aber wir mußten nach, unſer Tartar war wie beſeſſen und ſchrie in einem fort: „Heide! Heide!" während er auf ſeinem kleinen Pferdchen dahin ſprengte.

Als es dunkel wurde, wuchſen die Gefahren; aber die Führer kümmerten ſich um nichts und ritten durch Dick und Dünn, und hätte nicht der Baron die Spitze genommen und ſtets gerufen: Achtung! ein Stein! ein Loch! ein Baumaſt! u. ſ. f., ſo wären wir ſicher nicht unverletzt auf der Station angelangt. Wir kamen indeſſen glücklich nach Faki, und brachen den folgenden Morgen ſehr zeitig auf; wir hatten bis Adrianopel neunzehn Stunden und wollten es noch bei guter Zeit erreichen.

Den ganzen Tag ritten wir ſcharf durch ſehr unintereſſantes Terrain, bis Nachmittags, wo eine unabſehbare Ebene ſich vor uns ausbreitete, in welcher einige von uns, obgleich ſehr undeutlich, vier Minarets fern am Horizont ſahen — Adrianopel. Wie jubelten wir beim Anblick der zweiten Hauptſtadt des Reichs! Dort wollten wir einen Tag raſten, und dann auf's neue

Immer zu, immer zu,
Ohne Raſt und Ruh.

Aber der Menſch denkt und Gott lenkt. Bei einbrechender Nacht kamen wir in die Nähe der Stadt, nachdem wir in der

Dämmerung eine Stunde lang gegen die vielen glänzend beleuchteten Minarets geritten waren, von denen wir bei ihrem ersten Anblick sieben Stunden entfernt gewesen, so weit und flach ist das Thal, in welchem Adrianopel liegt.

Wir hatten noch einiges Wasser zu passiren, das sich in kleinen Seen auf der Straße gesammelt hatte, und trabten dann auf einem ungemein holperigen, ganz vernachläßigten Pflaster bis an das Thor der Stadt, aus zwei armseligen Häusern bestehend, von denen eines eine Wache vorstellte und mit dem andern durch eine Brücke zusammen hing. Dieses städtische Gebäude wurde durch eine kleine Ampel beleuchtet, die sich über unsern Köpfen an einer eisernen Stange ächzend wiegte, als fühle sie ihre Jämmerlichkeit.

Hier stockte auf einmal unser Zug. Wir hinten wußten nicht warum und verstanden auch zu wenig türkisch, um zu errathen, was zwischen unserem Führer Hamsa und der Wache verhandelt wurde. So hielten wir eine halbe Stunde, müde, fröstelnd, da wir uns warm geritten hatten, und nun in der kalten Abendluft still hielten, murrend über die fehlgeschlagene Hoffnung, bald in ein Quartier zu kommen und unsere erstarrten Glieder auf weichen Kissen ausstrecken zu können.

Der Tartar hatte den Paß des Barons genommen und war damit in die Wachtstube gegangen. Er kam endlich wieder und bedeutete uns abzusteigen und ihm dahin zu folgen, da unsere Pässe erst dem Pascha vorgelegt werden müssen, ehe wir hier einreiten dürften. Wir traten in das niedrige, von einem an der Wand hängenden Lichte spärlich beleuchtete Zimmer, und warfen uns gleich auf die Binsenmatten und Polster, die an den Seiten lagen. So viel der dicke Tabacksqualm erkennen ließ, hatte das Zimmer blos vier nackte Wände, einen Kamin und ein einziges Fenster von einem Fuß im Quadrat. Die edeln Stadtwächter, junge Türken, kauerten an den Wänden, Pistolen und Dolch im Gürtel, die Pfeife im Munde.

Ich war vor Ermüdung beinahe eingeſchlafen, als Hamſa erſchien und uns, die wir jetzt hofften, erlöst zu ſein und unſern Chan aufſuchen zu dürfen, in einen ſchmutzigen Winkel der Straße führte mit dem Bedeuten, uns ruhig zu verhalten und nicht von der Stelle zu gehen. Auch gelang es uns, aus ſeinen Worten und Geberden endlich ſo viel abzunehmen, wir möchten, wenn wir gefragt würden, ſagen, unſere Caravane habe Schumla nicht berührt, ſondern ſei um die Stadt herumgegangen. Was ſollte Alles dies bedeuten? warum hielt man uns hier auf? Zuweilen hörten wir ein verhängnißvolles Wort neben uns flüſtern: Calendur, was Quarantaine bedeutet. Aber der Gedanke war zu neu und ſchrecklich, um ihm nachhängen zu können. Hatte man doch nie gehört, daß die Türken ihr Land mit einer Quarantaine umzogen; wozu auch? und brachten wir ihnen doch gewiß keine Peſt.

Unſerer Ungewißheit wurde auf einmal ein Ende gemacht; ein Türke mit dem Feß auf dem Kopfe kam auf uns zu, ſtellte den langen Stock abwehrend vor ſich hin und deutete auf ein höchſtens zwei Fuß hohes Loch in der alten Stadtmauer, das man öffnete und durch welches wir in einen rings mit hohen Mauern umgebenen Hof kriechen mußten. Mehrere der Wachen umgaben uns mit den finſtern bärtigen Geſichtern, und ihre Dolche und Piſtolen leuchteten recht unheimlich bei der düſtern Flamme einer beinahe abgebrannten Pechfackel, die einer vor uns hertrug, bis zu einem größern Thor, das nach mehrmaligem Klopfen geöffnet wurde. Wir traten in einen zweiten Hof, und hinter uns riegelte man das Thor wieder zu.

Das Terrain, auf welchem wir uns befanden, ſchien ein Garten oder eine Baumanlage; wir waren wenigſtens von Bäumen umgeben und unſere Füße traten auf lockern Grund. Ein koloſſales Schöpfrad hob ſich neben uns aus einer Waſſergrube und goß langſam das geſammelte Waſſer aus ſeinem morſchen Eimer, worauf

dieſer mit melancholiſcher Klage in die Tiefe zurückſank. Wir ſchleppten unſere müden Glieder noch einige Schritte weiter und wurden dann mit langen Stöcken in ein einſam ſtehendes Haus beinahe hineingeſchoben. Durch einen ſchmutzigen Gang gelangten wir in ein Zimmer; zugleich mit uns ſetzte man eine Kohlenpfanne und ein brennendes Talglicht hinein und ſchloß die Thüre ab. Hamſa, unſer Tartar, kauerte an die Wand und ſchien über unſere Lage nachzudenken, wenigſtens ſprach er nichts, ſondern ſah uns ſehr wehmüthig an. Auch wir betrachteten unſern Aufenthalt und uns gegenſeitig. Der Baron zog in ſtiller Reſignation ein kleines türkiſches Wörterbuch aus der Taſche, um mit Hülfe deſſelben den Tartaren zu befragen, was man eigentlich mit uns vorhabe.

Kaum ſah Hamſa das Buch in den Händen des Barons, als er gleich zu ihm hinrutſchte und zu ſeinen Füßen gelagert ihm aufmerkſam in die Augen ſah. Ueberhaupt kam Hamſa, ſo oft T. dieſes Büchlein zur Hand nahm, eilend herbei und merkte genau auf jedes Wort, das er ihm allenfalls ſagen wollte, wogegen wir Andern lange ſchreien mußten, bis er unſern Befehlen oder Bitten Gehör gab. Diesmal wartete aber der Tartar die Frage nicht ab, ſondern wohl merkend, um was es ſich handle, ſagte er: „Schumla Gümurtochak, burda Calendur," d. h.: „Schumla Peſt, hier Quarantaine." Dies erfüllte uns mit nicht geringem Schrecken, und wir ſahen auf einmal unſere troſtloſe Lage. Deßhalb auch früher ſeine Bitte, wir möchten verſichern, Schumla nicht berührt zu haben.

So ſaßen wir alſo feſt, mit der nächſten Ausſicht, die Nacht in dieſem Loche zuzubringen, das nichts enthielt, als einige ſchlechte Binſenmatten und an den Wänden Erhöhungen von Holz, Divans vorſtellend; auch hatten wir weder gefrühſtückt noch zu Mittag gegeſſen, und unſere Reiſeſäcke enthielten außer Thee und Chokolade nichts Genießbares. Von den Türken, unſern Wächtern, war auch

nichts zu hoffen, denn nachdem ſie uns ein Kohlenbecken hineingeſchoben und jedem eine kleine Taſſe Kaffee verabreicht hatten, ſchloſſen ſie die Thüre, ſowie das ganze Haus, und kein noch ſo heftiges Klopfen und Schreien bewog einen, nach unſern Bedürfniſſen zu ſehen. So waren wir denn förmlich gefangen und fügten uns in dieſes traurige Geſchick ſo gut wie möglich, legten uns auf den harten Boden und ſchliefen, in die Pelze gewickelt, ziemlich feſt, um den folgenden Morgen wie gerädert aufzuſtehen.

Morgens erſchien der Arzt der Quarantaine, ein junger Italiener, um uns in Augenſchein zu nehmen; ein ſehr höflicher Mann, der uns in der Folge mit großer Artigkeit behandelte, und es ungemein bedauerte, daß wir die Nacht ſo ſchlecht zugebracht. Der Baron bemerkte ihm ziemlich ernſt, es ſei doch unverantwortlich, Reiſende einzuſperren, ohne ſich um ihre nothwendigſten Bedürfniſſe im Geringſten zu bekümmern. Der Arzt entſchuldigte dieſe Anſtalt, weil ſie noch ſo jung ſei, und gab uns dabei eine kurze Geſchichte ihrer Entſtehung. Die Geſandten der auswärtigen Mächte haben die Quarantaine eingeſetzt, damit die Peſt ſo viel möglich von der Hauptſtadt abgehalten würde und ſo ſie ſelbſt geſichert wären. Obgleich noch ſehr mangelhaft, habe ſie doch ſchon ſehr ſchöne Reſultate geliefert, denn ſeit zwei Jahren wäre von der fürchterlichen Seuche Konſtantinopel und Pera nicht verheert worden. Letzteres hörten wir ſpäter dort beſtätigen. Dann zuckte der Arzt die Achſeln und meinte in Betreff der ſchlechten Behandlung der Reiſenden, müſſe man nicht vergeſſen, daß man in der Türkei ſei. Dies hatten wir in den letzten Tagen auch ſattſam erfahren.

Wir waren alſo in der Quarantaine und ſuchten uns dieſen Aufenthalt ſo erträglich und angenehm zu machen als möglich. Die deutſchen Conſuln und der engliſche, die wir von unſerm Unglück in Kenntniß geſetzt hatten, bemühten ſich, beſonders der letztere, uns nach ihren Kräften mit dem Nothwendigſten zu verſehen. Nachmittags erſchien ein Wagen, der zwei freilich ſehr defekte Tiſche, einige Stühle,

blecherne Pfannen, Wein, Butter, Reis und einen Schatz, nämlich einen Sack mit Kartoffeln brachte.

Die Quarantaineanſtalt ſtellte uns einen Mohren als Kammerdiener und Koch, der aber mit immenſer Körpermaſſe eine unbeſchreibliche Faulheit verband; auch beſtand ſeine ganze Kochkunſt in der Bereitung eines ſehr mittelmäßigen Pillau, ſo daß wir uns genöthigt ſahen, unſere Küche eigenhändig zu verſehen. Ein Jude, der jeden Tag zweimal eingelaſſen wurde, brachte Alles, was wir verlangten, nur ließ er ſich ſehr theuer bezahlen, und ſo konnten wir unſern Tiſch gleich am erſten Tage mit einer vaterländiſchen Fleiſchſuppe und Kartoffeln verſehen. B. und ich verſtiegen uns den zweiten Tag ſogar zu einem Schöpſenbraten und einem Huhn, das ich in Ermanglung von etwas Beſſerem mit Trauben und Brod ſtopfte. So lebten wir ziemlich anſtändig, tranken Morgens unſern ſelbſt bereiteten Kaffee und Abends einen ſelbſtgebrauten Punſch und ſpielten darauf bis in die ſpäte Nacht Whiſt, ehe wir unſere Schlafſtätten aufſuchten, d. h. die Tiſche und Stühle in eine Ecke rückten und uns auf den Boden legten.

Unſer Kislar-Aga, ich meine unſern Quarantainewächter, der den erſten Tag jeden unſerer Schritte und Tritte mit der größten Malice bewacht und ſtets mit ſeinem langen Stock in der Luft gefuchtelt hatte, wurde mit der Zeit ganz geſchmeidig und unſer beſter Freund. Er hieß Muſtapha und ſuchte neben ſeinen Trabanten jede Communication nach außen zu verhindern, wobei ſie aber ſelbſt in unſer Zimmer kamen, unſere Sachen anfaßten und ſich als ächte Muſelmänner und Fataliſten aus der Anſteckung nichts zu machen ſchienen, es ſei denn, daß ſie unſern Worten, wir ſeien nicht in Schumla geweſen, Glauben beimaßen. Kurz, ſie ſpielten mit uns, ſo zu ſagen, Quarantaine, und ließen uns im Innern alle Freiheit. Unſer Mohr, er hieß Mertſchan, auf deutſch Koralle, der den Tag über mit uns eingeſchloſſen war, verließ ſogar das Haus zuweilen

Abends, um einer Dame seiner Bekanntschaft eine Visite zu machen.

Ein großer, mit Maulbeerbäumen bepflanzter Garten, der an unser Gefängniß stieß, diente uns als Spazierplatz und Jagdgehege; wir schossen hier jeden Morgen oder Abend einige Rebhühner, von denen sich große Ketten stets dort aufhielten.

Ein anderer Zeitvertreib bestand darin, daß wir mit unsern Gewehren und Pistolen nach irdenen Gefäßen schossen; kurz wir amüsirten uns, so gut es ging, um die uns bestimmten zehn Tage zu tödten. Man hatte uns mit dieser Frist sehr gnädig behandelt, denn die Vorschrift ist eine vierzehntägige Quarantaine.

Während der ganzen Zeit hatten wir unbeschreiblich schönes und warmes Wetter, der Himmel hing blau und rein über uns, und das Laub der Bäume, sowie das Gras zu unsern Füßen, war saftig und grün, wie bei uns im Frühjahr, und doch hatten wir schon beinahe die Mitte Novembers erreicht. Den Untergang der Sonne und den Eintritt der Nacht, die hier fast ganz ohne Dämmerung einbricht, genoßen wir meistens vor der Thüre, auf einer Binsenmatte sitzend, und sahen, wie die Minarets des Ramasan wegen allmälig beleuchtet wurden und in kurzer Zeit mit tausenden von Lichtern durch die Nacht glänzten. — Wahrhaft lächerlich war in diesen Augenblicken das Benehmen unserer Türken. Sie, die während dieser Zeit den ganzen Tag sich aller Speisen und Getränke, sogar des Rauchens enthalten müssen, faßten schon geraume Zeit vor Sonnenuntergang ihre Löffel und Pfeifen und fielen beim Knallen des Kanonenschusses, der das Ende des Tages anzeigt, mit wahrer Wuth über Speisen und Taback her.

Von Adrianopel selbst bekamen wir während unserer Gefangenschaft nicht viel zu sehen; aus unserm Bodenfenster, dem höchsten Punkte des Hauses, übersahen wir nur einige Reihen türkischer Häuser, an einen kleinen Berg hingebaut, sowie ausgebreitete Rosenpflanzungen, aus denen das vortreffliche Rosenöl gewonnen

wird, womit Adrianopel den Orient und Occident verſorgt. In der Ferne erhob ſich die Moſchee Sultan Selims, nach der Aja Sophia in Konſtantinopel die ſchönſte des ganzen türkiſchen Reichs. Rechts ſahen wir aus dunkeln Platanen einige halb zerfallene Mauern und Kioske herabblicken, deren großartige Formen und reiche Verzierungen von früheren glänzenden Zeiten ſprachen — das alte Serail.

Nachdem wir ſo neun Tage verlebt, trat Abends der Arzt in unſer Zimmer und kündigte uns für den folgenden Tag die Freiheit an; zugleich donnerten an allen Punkten der Stadt die Kanonen und die Illumination des Minarets war großartiger und reicher, als gewöhnlich. Aber alles dies geſchah nicht unſrer Befreiung zu Ehren; ein Courier hatte am Abend die Nachricht gebracht, daß dem Großherrn in Stambul die fünfte Tochter geboren ſei.

Am andern Morgen erſchien der Oberaufſeher der Quarantaine und führte uns durch einen Handſchlag wieder in die allgemeine menſchliche Geſellſchaft ein.

Unſer erſter Ausflug war nach dem alten Serail gerichtet, das in ſeiner verfallenen Herrlichkeit, öde und einſam zwiſchen den dunklen Bäumen, mich ſchon lange geheimnißvoll angelockt hatte. Wir gelangten über eine große, gepflaſterte Esplanade zum äußerſten Thor, vor dem man uns zwei runde große Steine zeigte, auf welche die Köpfe der Hingerichteten geſteckt wurden. Rechts und links lagen in Schuppen alte Kanonen auf ihren Lafetten. Durch dieſes Thor traten wir in den erſten Hof, der ziemlich groß iſt und mit kleinen Steinen gepflaſtert, zwiſchen denen das Gras hervorwuchert.

Alles war ſtill um uns, jeder Fußtritt hallte in den unbewohnten Räumen wieder und die Treppen zu den Gebäuden waren zerfallen. Ein Springbrunnen im Hofe war mit Schlingkraut bewachſen, und um die abgebrochenen Waſſerröhren ſpielten kleine Eidechſen; es kam mir vor wie ein verzaubertes Schloß, urplötzlich von ſeinen Bewohnern verlaſſen. In einem Ziehbrunnen hing noch der Eimer; wir

zogen ihn herauf und genoſſen das eiskalte Waſſer. Unter dem erſten Thorwege ſtand eine vergoldete Damenſänfte mit ihren dünnen Gitterſtäben, einem großen Vogelbauer ähnlich. Der zweite Hof war mit Gebäuden umgeben, in denen die Dienerſchaft gewohnt und führte durch eine Art Kiosk in den dritten und letzten, zum Sitz der Glückſeligkeit und der Geheimniſſe des Harems.

Vor hundert Jahren wäre der Eintritt in dieſes Thor der Eintritt in unſer Grab geweſen; jetzt erhoben ſich nur rechts und links einige Raubvögel und wilde Tauben, ängſtlich flatternd, als wollten ſie uns abmahnen, weiter vorzudringen. Auf dieſem Hofe und vor den Gebäuden dieſelbe Verödung, wie im erſten und zweiten: unſere Vorſtellungen von orientaliſchem Luxus und der geträumten Pracht eines Serails wurden hier ſehr herabgeſtimmt; alte Gebäude von Holz, mit gemalten- geſchmackloſen Zierrathen überladen. Wir beſahen jetzt das Selamlik, oder Haus der Männer, ſowie den Haremlik, das Haus der Weiber. Erſteres beſteht vorzüglich aus einem thurmähnlichen, ziemlich hohen Gebäude, von deſſen Plattform wir nach Erſteigung einer halsbrechenden Treppe, einer ſchönen Ausſicht auf die Stadt und Umgegend genoſſen.

Im Innern iſt dieſer Bau in drei Stockwerke getheilt, von denen die untern drei, das obere zwei Zimmer enthalten. Hier ruhten die alten Sultane und ſahen dem Plätſchern der Springbrunnen zu; hier überdachten ſie, welchen Vezier oder Paſcha ſie mit der ſeidenen Schnur beglücken ſollten. Dort in der Ecke lag der Großherr und machte mit der Hand eine horizontale Bewegung, wenn ihm der Großvezier die Namen von Gefangenen oder Verdächtigen, vielleicht auch nur von Reichen, deren Beſitzungen ihn lockten, vorlas, und dieſe Handbewegung fiel als ſchrecklicher Blitzſtrahl über's ganze Land hin, rüttelte hundertfachen Jammer auf und fraß das Glück ganzer Familien.

In jenen Vorzimmern ſtanden die Großen des Reichs und

warfen ſich nieder vor dem Beherrſcher der Gläubigen, wenn er hindurch ging nach dem dahinterliegenden, auf's Köſtlichſte eingerichteten Gemach, wo ihm der Kislar-Aga die friſchangekommene weiße Sklavin triumphirend zeigte. Wie viel Thränen und Flüche mögen dieſen Boden benetzt haben! mehr als er zu tragen vermochte, denn er iſt jetzt durchfreſſen und eingeſtürzt. Die Wandbekleidungen ſind meiſtens herabgefallen und bedecken die Erhöhungen, auf welchen die prächtigen Polſter lagen. Die Springbrunnen ſind trocken und verſtaubt, das Ganze eine Ruine von Geſpenſtern bewohnt, die ſich an meine Bruſt hängten und mich erſt losließen, als ich wieder den freien blauen Himmel über mir hatte.

Der Harem iſt freundlicher und beſſer erhalten, als alle andern Gebäude. Der Aufſeher weigerte ſich anfangs, uns das Kiosk der Sultaninnen aufzuſchließen und konnte nur durch ein bedeutendes Trinkgeld dazu bewogen werden. Dieſes Gebäude bildet ein regelmäßiges Viereck mit zwei Thüren, zwiſchen denen ein Vorſprung oder Erker ſich befindet, von deſſen Fenſtern aus man dieſelben genau bewachen konnte. Hier wohnten die Eunuchen, um die Eingänge zu den Zimmern ihrer armen Gefangenen ſtets im Auge zu haben. Wir traten zuerſt in eine Art Vorſaal, mit Marmor ſchön ausgelegt und ziemlich gut erhalten; in der Mitte der unentbehrliche Springbrunnen, aber auch hier ohne Waſſer. Dieſer Saal diente als gemeinſchaftlicher Spielplatz; er hat rings Erhöhungen zu Divans und eine Wand von geſchnitztem Holze. Die Fenſter beſtehen zum Theil aus farbigem Glaſe mit grotesken Blumen und ſind mit doppelten Gittern verſehen. Weit reicher noch und mehr orientaliſch ſind die inneren Zimmer, die Wände belegt mit Ziegeln, deren bunte Bemalung in lebhaften Farben Blumenguirlanden vorſtellt. Es war ein eigenes Gefühl, hier zu wandeln, wo früher außer dem Großherrn und den Eunuchen kein männliches Weſen geduldet wurde, ſich hinzuſtrecken auf die Erhöhungen, auf deren Polſtern die Sultaninnen gelegen, und die kleinen, noch gut erhaltenen Wandſchränke von ver-

goldetem Holze zu öffnen, worin die Odalisken Kleider und Geschmeide sorgsam verwahren.

Ich weiß nicht warum, aber wir sprachen Alles leise zusammen, als fürchteten wir, draußen schlafende Wächter zu erwecken; auch hielten wir uns nicht sehr lange hier auf, denn unser Führer schien seine Vollmacht überschritten zu haben, indem er uns diese Gemächer zeigte; er trieb beständig zur Eile an und blickte stets nach dem Hofthor, als fürchte er dort einen Verräther erscheinen zu sehen. Einer unserer Begleiter, der Dragoman des englischen Consuls, erklärte uns noch einige Sprüche des Koran, die an die Wände geschrieben waren und zeigte uns die Namen der sechs Propheten Mahomed, Osman, Omar, Ali, Abubekr und Hassan, die fast in allen türkischen Häusern irgendwo in großen Schriftzügen zu lesen sind. Hier waren sie in die Fayence der Wandbekleidung eingebrannt.

Wir verließen den Harem; ich brach mir eine wilde Blume, die in einem der Zimmer aus dem Fußboden hervorwucherte, und legte sie als Andenken in die Brieftasche. Ein großer Hirsch, der sich auf dem Hofe zu langweilen schien, begleitete uns in zierlichen Courbetten bis zum Thore der Glückseligkeit, wo er uns stolz verließ und in die Gemächer zurückkehrte. Wir wanderten der Stadt zu, die, obgleich eng und winklicht gebaut, wie alle türkischen Städte, doch etwas reinlicher schien als Schumla.

Wir begaben uns zunächst zu der großen Moschee Sultan Selims, die mit ihren vier Minarets und großartigen Kuppeln eines der schönsten Gebäude ist, die ich je gesehen.

Das Innere des Tempels betraten wir nicht, weil es uns, die wir zur morgigen Abreise im Reitcostüm waren, zu beschwerlich gewesen wäre, die Stiefeln auszuziehen. Beinahe hätte man uns so, wie wir waren, hineingelassen. Da wir indessen den Muselmännern kein Aergerniß geben wollten, bestiegen wir nur eines der Minarets von eigenthümlicher Bauart, indem sich bis zum ersten Absatz drei

Treppen zugleich aufwinden. Um in die Spitze des Thurms zu gelangen, mußten wir dreihundert und fünfzig Stufen erſteigen, genoſſen dann aber einer herrlichen Ausſicht.

Nun durchſtrichen wir die Bazars, welche hier ſchon bedeutend reicher ſind, als in Ruſtſchuk und Schumla, und gingen durch die Stadt zum Fluſſe Maritza, um dort eine neue, noch im Bau begriffene Brücke zu ſehen, welche ſchon dreimal, nachdem ſie beinahe vollendet, eingeſtürzt war. Uns wunderte das gar nicht. Wie wir unter beſondern Feierlichkeiten den Grundſtein eines Gebäudes legen, ſo iſt es ein Feſt bei den Türken, den Schlußſtein zu legen. Daher ſchließen ſie die Gewölbe der Brückenbogen nicht, ſondern ſtecken hölzerne Keile hinein, bis der Paſcha Zeit und Laune hat, die Schlußſteinlegung vorzunehmen. Der hieſige hatte das einigemal verſäumt, weßhalb das ſonſt gar nicht üble Gebäude, wie ſchon geſagt, mehrmal zuſammengeſtürzt war.

Der engliſche Conſul, der uns in der Quarantaine mit Gefälligkeiten überhäuft, hatte uns heute zu Tiſche geladen, was uns Allen in Ermangelung eines guten Gaſthofs und nach zehn Quarantainetagen, die uns im eigentlichen Sinne des Worts im Magen lagen, äußerſt erwünſcht war. Seine Küche, halb engliſch, halb nach der Sitte des Landes, war vortrefflich. Nach dem Eſſen nahmen wir mit Vergnügen ſeinen Vorſchlag an, durch die Stadt zu wandern und die Illumination anzuſehen, die ſchon wegen des Ramaſan, aber zu Ehren der neugeborenen Prinzeſſin heute doppelt glänzend war; auch verſprach er uns wo möglich noch dieſen Abend dem Paſcha vorzuſtellen.

Wir zogen aus, vor und hinter uns Kawaſchen (Wachen) und Diener mit großen Laternen und Stöcken, fanden aber, nachdem wir durch ein paar Straßen gegangen, die Illumination äußerſt armſelig. Außer farbigen Laternen und Blechlämpchen, die einzeln an den Häuſern hingen, ſahen wir hie und da auf einem kleinen Platze eine Pechfackel, bei deren rothem Scheine die Türken lärmend irgend ein Back-

werk verzehrten. Nur bei dem Palaſt des Paſcha, zu dem wir bald gelangten, war es lebhafter.

Das Gebäude hatten wir ſchon dieſen Morgen vom Minaret der Moſchee aus geſehen, von wo aus es einer deutſchen großen Kaſerne glich: ein beinahe viereckiger Bau, der einen Hof umſchließt, mit regelmäßigen Fenſtern ohne die vielen Erker und Schnörkel der übrigen türkiſchen Häuſer. Die Façade war mit Lämpchen auf's Beſte herausgeputzt; ſie ſtellten Sterne und Halbmonde, auch Namenschiffern vor, nur lief Alles bunt, ohne Symmetrie, durcheinander. Am Thor ſtanden mehrere zerlumpte Burſche mit großen Pechpfannen, und hier wogte eine große Menſchenmaſſe aus und ein.

Auch wir folgten dem Strome mit Hülfe unſerer Kawaſchen, welche uns mit ihren Säbeln überall Luft machten, und fanden im Hofe ein ſeltſames Treiben und Leben. Auf dem ganzen Platze waren Pechpfannen in die Erde geſteckt, welche die Menſchenmaſſen ringsum ziemlich beleuchteten. In der Mitte ſaß eine Muſikbande auf dem Boden und machte mit einigen Violinen, Zithern, Querpfeifen und Trommeln einen heilloſen Lärm. Indeſſen hielten ſie bei aller Disharmonie vortrefflich Takt, zu dem in der Mitte des großen Kreiſes, den das Volk bildete, zehn bis fünfzehn Tänzer die groteskeſten Sprünge machten und eine ſich immer wiederholende Melodie mit näſelndem Tone ſangen. Das Ganze gab beim flackernden Lichte ein eigenthümliches Bild: die zerlumpten Tänzer, die gellende Muſik, das Jauchzen der Menge, die Häuſer umher, die bei den vielen Lampen und Pechpfannen im Feuer zu ſtehen ſchienen.

Der Conſul führte uns in das Wohngebäude des Paſcha und vorerſt in die Zimmer des Muazil, des Miniſters oder erſten Beamten, die ſehr reich mit Divans und Teppichen geſchmückt waren. Man ſetzte eine Menge Wachslichter auf den Boden hin und brachte uns eiskaltes Waſſer in Glasgefäſſen, ſowie unendlich lange Pfeifen. Bald waren wir und einige andere Herren, die ſich eingefunden

hatten, wie der griechische, sardinische und preußische Consul und einige angesehene Beamte und Kaufleute Adrianopels in voller Arbeit und erfüllten das Zimmer mit dem Dampfe des sehr guten Tabacks. Da erschien der Muazil, ein wohlbeleibter, freundlicher Mann von etwa vierzig Jahren. Er ging gegen die Gewohnheit der Türken äußerst schnell, reichte rechts und links seine Hände zur Begrüßung hin, dann hüpfte er in die Ecke des Divans, schlug die Beine unter und fing durch den Dolmetscher an, sich mit uns zu unterhalten. Unter Anderem sagte er, der Pascha lasse sich für den Augenblick entschuldigen, weil er in seinem Harem sei. Endlich erschien ein Diener des Pascha. Der Muazil erhob sich und wir folgten ihm durch mehrere Gänge, durch eine Unzahl Diener und Wachen, die in allen Zimmern standen, bis zu einem sehr reichen Gemache, in welchem der Pascha saß, ein schon ältlicher Mann mit ergrautem Barte, aber von äußerst einnehmendem, freundlichem Aeußern.

Wir lagerten uns auf den Divans umher; der Baron mußte sich neben den Pascha setzen, und dieser ließ ihm durch den Dragoman erklären, er habe wegen des zweifelhaften Wetters für heute die Feierlichkeiten draußen abbestellt, uns zu Ehren aber wollte er Feuerwerk und Lustbarkeit in doppeltem Glanze auflodern lassen. Er sprach leise zu einem der Diener, der sofort, die Hand auf der Brust tief sich neigend, rückwärts hinaus ging.

Der Pascha klatschte darauf dreimal in die Hände, und eine ganze Reihe von Dienern erschien, jeder mit einer Pfeife in der Hand. Vor jedem der Gäste blieb ein solcher Pfeifenträger stehen, und auf einen Wink des Pascha drehten alle die Röhren, welche sie bisher über die rechte Schulter gelehnt, und steckten uns die Spitzen in den Mund.

Dies gleichförmige Präsentiren der Pfeifen geschieht dann, wenn der Wirth den Rang seiner Gäste nicht genau kennt. Jetzt brachte man auch des Pascha's Nargileh, woran er mächtig zog und es

dann dem Nebenſitzenden bot, was für eine große Freundſchaftsbezeugung gilt. Man brachte uns ſchwarzen Kaffee in kleinen türkiſchen Taſſen ohne Henkel, die man mittelſt eines metallenen Tellers (Zarfe) hält, und wir ſchlürften den beliebten Sorbeth aus halbkugligten Kryſtallgefäßen. Mehrere Male wurden hiebei die Pfeifen gewechſelt, mit denen der Paſcha, wie es ſchien, reichlich verſehen war.

Der ſardiniſche Conſul, welcher neben mir ſaß, erzählte mir, welch' unglaublicher Luxus hier zu Lande mit Pfeifen, beſonders mit Mundſtücken, getrieben wird. So wie ein Großer eine bedeutende Anſtellung erhält, ſchafft er ſich Pfeifen zu Hunderten an, was, wenn man bedenkt, daß ſchöne Bernſteinſpitzen mit mehreren hundert, ja tauſend Gulden bezahlt werden, keine kleine Auslage iſt. Ich rauchte unter andern dieſen Abend eine, die man mit den Edelſteinen, womit ſie beſetzt war, auf dreihundert Gulden C. M. ſchätzte.

Um dieſem thörichten Aufwand zu ſteuern, hatte bekanntlich Sultan Mahmud einige Jahre vor ſeinem Tode den Befehl gegeben, jeder Türke ſolle, wenn er einen Beſuch abſtatte, ſeine Pfeife mitnehmen, damit kein Hausherr nöthig habe, für ſeine ſämmtlichen, oft zahlreichen Gäſte Pfeifen herbeizuſchaffen.

Plötzlich verkündigte draußen ein Kanonenſchlag den Beginn des Feuerwerks. Auf dem Hofe hatte ſich die Volksmaſſe außerordentlich vermehrt; in der Mitte ſtand aber nur ein Türke, der einzelne Raketen abbrannte, welche ziemlich gerade ſtiegen und blaue und rothe Sterne warfen. Ein Kerl, der ſchon früher durch bizarre Sprünge die Menge beluſtigt hatte, ergriff eine Stange, ſteckte ſie zwiſchen die Beine und jagte ſo im Kreiſe herum, während vorne und hinten befeſtigte Schwärmer und Fröſche feuerſprühend in die Haufen fuhren, was ungemeinen Jubel verurſachte. Den Beſchluß machte ein Feuerkaſten, der vor die Fenſter geſtellt wurde, in welchem wir lagen, und mit einem ungeheuren Knall abbrannte, Sonnen, Schwärmer, Raketen, Sterne warf und zuletzt den Hof mit einer bengaliſchen

Flamme erleuchtete. Das Ganze dauerte ungefähr eine halbe Stunde und war eine Lumperei mit viel Spectakel; erſtere dedicirte uns die Regierung, für letztern ſorgte der Pöbel.

Indeſſen dankten wir dem freundlichen Paſcha für ſeinen guten Willen herzlich und folgten abermals dem Muazil in ſein Zimmer, wo ein türkiſches Nachteſſen unſer wartete. Eine runde ſilberne Platte, etwa drei Fuß im Durchmeſſer, die auf einem zwei Fuß hohen meſſingenen Fuße ſtand, war mit kleinen Tellern und Gläſern bedeckt.

Erſtere enthielten kleingeſchnittene Aepfel, Birnen, Mandeln, Nußkerne, Melonen, Roſinen, Feigen und Zuckerwerk; in den Gläſern war Sorbeth von allen möglichen Farben und dem verſchiedenartigſten Geſchmack. Jeder langte mit den Fingern in die Schüſſel und holte ſich heraus, was ihnt beliebte.

Kaum hatten wir abgeſpeist und uns in die Divans zurückgelegt, ſo ſteckte man uns gleich wieder eine Pfeife in den Mund. Der Muazil klatſchte in die Hände und ließ uns durch den Dragoman ſagen, die Tänzer würden ſogleich erſcheinen, um uns ihre Künſte in der Nähe zu zeigen. Die Thüre ging auf und herein ſchritt die Muſikbande, zwei Violinen, zwei Zithern und ein mir unbekanntes Inſtrument, das nur mit einer Saite beſpannt war, und nur einen einzigen ſchnarrenden Ton hören ließ. Die Tänzer waren vier griechiſche Knaben in weiten weißen Beinkleidern, rothen Schuhen, rothem Gürtel und einer eng anliegenden blauen Jacke, mit Caſtagnetten in den Händen. Zwei ſtellten die Tänzerinnen vor, und hatten zu dem Ende das Haar lang wachſen laſſen, daß es ihnen ungeflochten um die Hüften wehte. Sie gingen im Zimmer umher, machten dem Muazil und uns eine Verbeugung, dann zogen ſie ſich in eine Ecke zurück. Die Muſikanten kauerten auf dem Boden und begannen in ſehr ſchnellem Tempo eine unangenehme, eintönige Muſik. Die Tänzer ſtellten ſich einander gegenüber, fielen mit

ihren Caſtagnetten ungemein taktfeſt in die Muſik ein und der Tanz begann.

Ein richtiges Bild deſſelben zu entwerfen, iſt ſchwer. Die Füße, denen bei unſern Tänzern das Hauptgeſchäft obliegt, haben hier am allerwenigſten zu thun. Die Tänzer brauchen ſie nur zum Stehen und Springen und werfen ſie willkürlich plump und unbeholfen herum. Dagegen ſind die Hüften und Schulterblätter in einer unbeſchreiblichen ſtets zitternden Bewegung. Dabei ſtoßen ſie einen eigenen Geſang aus, und obgleich der Schweiß ihnen vom Geſicht und vom Leibe floß, obgleich dieſes beſtändige Zittern und Springen ungemein ermüdend ſein muß, tanzten ſie eine volle Stunde ohne Aufhören, ohne mit ihren Caſtagnetten ein einziges Mal aus dem raſchen Takt der Muſik zu fallen.

Nach dieſem Tanze, den uns der Muazil als einen aſiatiſchen bezeichnete, kam noch ein bulgariſcher mit ähnlichen Bewegungen, und vom erſten hauptſächlich nur durch eine Figur unterſchieden, bei welcher ſich alle vier Tänzer an den Gürteln faßten und wie toll im Kreiſe herumſprangen. Endlich ſchwieg die Muſik, die Tänzer traten in den Hintergrund, und nur einer von ihnen, mit langen Haaren, kniete auf einen Wink des Muazil vor ihm auf den Boden, doch ſo, daß er dem Miniſter den Rücken zuwandte. Dann bog er den Kopf hintenüber und Se. Excellenz beklebte ihm beide Backen mit kleinen Geldſtücken, die er mit Speichel benetzt hatte, worauf ſich der Tänzer wieder erhob, ein Tuch vor ſich hinhielt und ſingend ſo lange auf- und niederſprang, bis ſämmtliche Münzen herabgefallen waren; dann trat er mit einer Verbeugung zurück und Alle verließen das Zimmer.

Mittlerweile war es Mitternacht geworden, und da wir frühe abreiſen und noch einige Stunden ruhen wollten, beurlaubten wir uns vom Muazil und folgten dem öſtreichiſchen Conſul, der uns für die Nacht ſein Haus angeboten, begleitet von mehreren Fackelträgern und einer großen Menge Volks.

Den andern Morgen brachen wir auf mit der gleichen Anzahl Pferde, wie aus Ruſtſchuk. Hamſa, an der Spitze, jauchzte beſtändig: Heide Stambul Gidelüm. Land und Weg boten wenig Intereſſantes; wir zogen über baumloſe Hügel und durch dürre Thäler, zuweilen über Brücken, die wir nur einzeln beſchreiten konnten, um nicht durchzubrechen; nur war die Straße lebhafter als vor Adrianopel, und man ſah, daß man ſich der Hauptſtadt näherte. Caravanen von vierzig bis fünfzig Pferden begegneten uns, die Reiter mit Säbeln, Gewehr, Piſtolen ſo überladen, daß ihre Waffen gewiß oft mehr werth waren als die Waare, die ſie damit zu bewachen hatten. Auch ſahen wir kleine Züge türkiſcher Kavallerie, ſchlecht ausgerüſtet und ebenſo ſchlecht beritten. Die Leute trugen blaue runde Jacken, nach Art unſerer Huſaren, mit rothen Schnüren beſetzt, blaue Hoſen und das Feß auf dem Kopf. Abends ſechs Uhr gelangten wir nach Schatal-Burgas, wo unſer Tartar mit einigen Kantſchuhhieben eine Kaffeeſtube von den dort verſammelten Türken reinigte und uns zum Nachtlager einrichten ließ. Am andern Tag, gegen vier Uhr Nachmittags, erblickten wir zum erſten Male das Meer; am fernen Horizont tauchte im Süden die Spitze der Inſel Marmora empor, und ſüdöſtlich ſtrichen die Gebirge Kleinaſiens.

Im Nachtquartier Siliwri angelangt, beſahen wir noch im Mondſchein die Ruinen eines koloſſalen Schloſſes, das auf einem ſchroffen Felſen hart am Meere ſteht; es iſt wahrſcheinlich von den Genueſern gebaut. Die Türken untergraben die zwanzig Fuß dicken Mauern, um Steine für ihre armſeligen Häuſer zu gewinnen. So bereichern ſich vom todten Körper eines rieſigen Thiers tauſend Ameiſen und Würmer. Bald wird das ſtolze Gebäude über den Köpfen dieſer Vandalen zuſammenbrechen.

Vor Tage brachen wir auf und ritten beſtändig am Strande hin, ſo daß die grünen Wellen zu den Füßen unſerer Pferde ſchlugen; das Meer war etwas bewegt. Stets ſo die ſchöne See zur Rechten,

kamen wir Mittags nach Kutschukschekmedsche, und gegen drei Uhr sahen wir Konstantinopel in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit vor uns liegen.

Drittes Kapitel.

Konstantinopel.

Ansicht der Stadt. — Gasthöfe und Kaffeehäuser. — Straßen und Hunde. — Oeffentliches Leben. — Türkische Bäder. — Der Hippodrom, die sieben Thürme, mehrere Moschee'n und andere alte Bauwerke. — Fahrt nach Bujukdere. Die alten und neuen Wasserleitungen. — Familienleben. — Die Nacht im Ramalan. — Eine Audienz beim Sultan. — Diner bei Redschid Pascha.

Stambul ist einer großen Blume vergleichbar, auf drei Seiten von einem rauhen unscheinbaren Deckplatt umgeben, mit welchen es an den Felsgestaden Rumeliens hängt, während es der aufgehenden Sonne und den großen glänzenden Spiegeln, die zwei Meere vor ihr ausbreiten, das schöne glühende Antlitz zuwendet. Das kleine leichte Boot trägt uns spielend aus dem Hafen nach dem gegenüberliegenden Gestade von Kleinasien; man verläßt Konstantinopel und damit Europa, wie man vor einem Gestade zurücktritt, um es gehörig würdigen zu können, man muß sich auf einem andern Welttheil niederlassen, um das großartige Bild, das sich hier vor den erstaunten Augen entfaltet, mit seiner ganzen Schönheit in's Herz aufzunehmen.

Wie Rom ist Konstantinopel auf sieben Hügeln erbaut, deren Abgrenzung man deutlich erkennen kann. Sie bilden noch jetzt,

wie unter der Herrſchaft der Konſtantine, ein unregelmäßiges Dreieck, von dem wir zwei Spitzen von hier aus nicht ſehen; nur die dritte liegt links vor uns, das ſogenannte neue Serail mit ſeinen buntverzierten, mannigfaltigen Gebäuden, größeren Paläſten und kleinen Kiosks. Zwiſchen denſelben ſieht man Wälder von Orangen, große Platanen und ſchlanke Cypreſſen, welche dieſer ungeheuern Wohnung der Sultane, die einer kleinen Stadt mit hohen Ringmauern gleicht, die angenehmſte Schattirung geben.

Hinter dem neuen Serail, das tiefer als die Stadt am Ufer des Hafens liegt, erblickt man bunte Häuſermaſſen, die den Wellenlinien der Hügel folgen. Dort tritt eine Gruppe von Cypreſſen und andern Bäumen über ſie hinaus; hier unterbricht ein einſam ſtehendes halbzerfallenes Mauerwerk die faſt nur durch ihre Färbung verſchiedenen Dächer der Häuſerreihen.

Was aber der Stadt einen ſo wunderbaren, ich möchte faſt ſagen feenartigen, Reiz verleiht und dem Munde beim erſten Anblick einen lauten Ausruf entlockt, ſind die zierlichen Minarets und die Haufen glänzender Kuppeln auf Moſcheen und Grabmälern, die über den gewöhnlichen Wohnungen emporragen. Man kann ſie kaum zählen, geſchweige alle nennen, und während das Auge geſättigt über der Mehrzahl derſelben hinſchweift, bleibt es bewundernd an einigen hängen, die durch Größe und ſchöne Bauart dem Munde die Frage nach ihrem Namen entlocken, bei deſſen Nennung in empfänglichen Herzen tauſend Bilder und Gedanken erwachen.

Wer denkt nicht beim Anblick jener prachtvollen Kirche, der Aja Sophia, die mit ihrer ſchönen Kuppel und den vier Minarets für unſer Auge beinahe im Mittelpunkte der Stadt liegt, an ihren Erbauer, den prachtliebenden Juſtinian, der durch ſie ein Werk hinſtellen wollte, das den Glanz des einſt ſo geprieſenen Tempel Salamonis verdunkeln ſollte, was ihm auch gelang. Als die Kirche fertig war und der Kaiſer mit den Worten: „Salamon, ich beſiegte dich!“ an den Altar eilte, ahnte er nicht, daß einſt der

Herrſcher der Andersgläubigen auf ſeinem Streitroſſe in dieſe Hallen reiten, eigenhändig die Symbole des chriſtlichen Glaubens zerſchlagen und ſprechen werde: „Es iſt kein Gott als Gott und Muhamed iſt ſein Prophet!“ — Das Kreuz verſchwand von der Höhe der Kuppel, und jetzt erhebt ſich dort ein koloſſaler, fünfzig Ellen im Durchmeſſer haltender Halbmond, der den Reiſenden ſchon von Weitem entgegenglänzt, lange vorher, ehe ſie von der Stadt ſelbſt etwas ſehen können.

Auf der Höhe des dritten der ſieben Hügel liegt die Moſchee des großen Soleiman, die Soleimanje, was Symmetrie betrifft, das ſchönſte Gebäude Konſtantinopels. Neben ihr ſieht man die Moſchee Bajazet II. mit zwei Thürmen, weiter rechts die Moſchee Muhameds II. auf dem Platze, wo das frühere chriſtliche Byzanz einen ſeiner ſchönſten Tempel hatte, die Kirche der heiligen Apoſtel. Links von der Aja Sophia zeigt ſich die Moſchee des Sultans Achmed, welche man füglich die Cathedrale Konſtantinopels nennen kann. Sie iſt eines der prächtigſten Gebäude und hat ſechs Minarets.

Ueber alle dieſe Moſcheen hinaus ragt der Thurm der Feuerwache, der Thurm des Seraskiers. Er liegt in der Nähe des alten Serails. Ihn vergleicht der Hiſtoriograph Iſi mit einem in den Lüften ſchwebenden Neſte des Paradiesvogels.

So liegt Konſtantinopel links vor uns und ſeine Häuſerreihen ſteigen bis zu den Ufern des großen Hafens, des goldenen Horns hinab, das wir mit allen ſeinen Schönheiten gerade vor uns haben; man verfolgt ſeinen Lauf von der breiten Einmündung in's Meer von Marmora bis Ejub, wo es ſich allmälig zwiſchen den grünen Wieſen zu verlieren ſcheint. Auf ſeinem Waſſer von der ſchönſten grünen Farbe ruhen Schiffe von faſt allen Nationen der Erde neben einander. Das alte, ſonderbar gebaute Fahrzeug der ſyriſchen Küſtenfahrer, deſſen hoher ſpitzer Schnabel an die Bauart der Schiffe im Alterthum erinnert, liegt mit ſeinem ſchmutzigen Anſtrich neben

der zierlich ausgerüſteten Yacht des Engländers, der auf derſelben vielleicht ſeine große Tour nach dem Orient gemacht. Da ankert ſchwerfällig ein altes türkiſches Kriegsſchiff, ein zerſchoſſener Invalide, der zu ſeinem Glück die Fahrt nach Aegypten nicht mitmachen konnte, neben einer leichten engliſchen Kriegsbrigg, die auf und unter dem Verdeck blank und ſauber geputzt iſt, mit den hohen Maſten hin und her wiegt und ungeduldig an den Ankerketten zu zerren ſcheint. Langſam bewegt ſich dort eines jener plump zuſammengezimmerten Gerüſte, die einem Floß gleich auf ſchweren Balken ruhen und dazu dienen, den Hafen, beſonders die Landungsplätze für die kleineren Boote, vom Schmutze zu reinigen. Neben ihm ſtellt ſo eben ein Dampfſchiff ſeinen muntern Lauf ein, hißt eine Flagge auf und der Waſſerdampf, der laut ſchreiend dem geöffneten Ventil entfährt, zieht die Aufmerkſamkeit der Osmanlis auf ſich, die faul in ihren Kähnen liegend, dem Meerwunder zuſehen.

Zwiſchen dieſen größeren Fahrzeugen bewegen ſich die kleineren Boote, Kaik genannt, vermöge ihrer fabelhaft leichten Bauart im wahren Sinne des Worts pfeilgeſchwind auf dem Waſſer des Hafens hin und her, ja, wagen ſich ſogar, wie heute das meinige, über den Bosporos nach dem aſiatiſchen Ufer. Dieſe Fahrzeuge ſind gewöhnlich achtzehn bis zwanzig Fuß lang, aber kaum drei Fuß breit, und da ſie, wie alle Seefahrzeuge, auf dem Kiel gebaut ſind, ſehr zum Umſchlagen geneigt, wozu noch die äußerſt dünnen Wände das Ihrige beitragen. Dieſe, kaum einen halben Zoll dick, beſtehen, wie das ganze Boot, aus hartem Holz und ſind gewöhnlich zierlich geſchnitzt. Durch ihre Leichtigkeit und den langen ſpitzen Schnabel, in welchen das Boot ausläuft, wird ihre ungemeine Schnelligkeit bedingt, aber auch, beſonders für den Europäer, das Einſteigen erſchwert; denn man muß bei dieſem Manöver gleich vom Landungsplatze aus die Mitte des Boots gewinnen und ſich ruhig niederſetzen, um das Gleichgewicht zu erhalten und nicht umzuſchlagen, was dennoch ſehr häufig vorkommt.

Wir Europäer, die neben dem Platz, auf dem wir sitzen, noch großen Raum für unsere Beine brauchen, konnten nur zu drei, höchstens vier eine solche Wasserschachtel besteigen; aber die Türken, die ihrer Geschäfte wegen häufig über den Hafen setzen müssen, finden zu acht bis zehn in einem solchen Boote Platz, da sie sich auf ihre untergeschlagenen Beine an den Boden setzen. Meist bewegt nur ein einzelner Mann ein solches Boot vorwärts, aber mit erstaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit, wobei er beständig ein lautes: „Johe!“ ausstößt, um ein anderes Boot, das vielleicht um die Ecke eines Kriegsschiffs herum ihm in die Seite fahren würde, frühzeitig zu benachrichtigen.

Bei diesem Ausweichen kommt die Leichtigkeit der Fahrzeuge wieder sehr zu Statten, da stets mehrere Hundert den Hafen bedecken und manches Unglück durch Anprallen vorfallen müßte, wenn der Schiffer nicht mit einem einzigen Ruderschlag seinem Boot eine andere Richtung geben könnte. —

Das reizende Bild des Hafens, der sich zwischen Konstantinopel und den auf dem andern Ufer liegenden Vorstädten wie ein klarer Bach hinzieht, wird durch die Menge dieser kleinen Fahrzeuge sehr belebt. Einen äußerst komischen Anblick gewährt ein solches Kaik, mit einer Menschenladung, von der man nur die Köpfe über dem Bord emporragen sieht. Hin und wieder arbeitet sich auch die Schaluppe eines Kriegsschiffs schwerfällig zwischen den Kaiks durch doch nicht minder hübsch. Diese Fahrzeuge sind von dunklerer Farbe als die Schiffe, mit einem einzigen blauen, rothen oder weißen Streifen um den Rand. Auf den Bänken sitzen die Matrosen, bei den größern in zwei, bei den kleineren nur in einer Reihe in ihren Jacken von dunkler Leinwand, worüber sie einen saubern, breiten Hemdkragen herauslegen, der meist von blauer Farbe ist. Er rahmt in Verbindung mit dem schwarzen, betheerten keck aufgestutzten Hute die frischen runden Köpfe der Matrosen recht angenehm ein. Am Hintertheil der Schaluppe steckt die Flagge und

unter derſelben ſitzt auf einem mit der Landesfarbe eingefaßten blauen Tuch der Offizier, der ſie befehligt, in ſeinen Händen zwei Schnüre, mit denen er das Steuerruder leitet. Mich hat das An- und Abfahren dieſer Kriegsſchalupyen ſtets ergötzt, die Matroſen ſitzen auf ihren Bänken, die Ruderſtange gerade in die Höhe geſtreckt, den Augenblick erwartend, wo der Offizier einſteigt. Dann pfeift der Bootsmann, die Matroſen ſtoßen vom Schiffe ab und laſſen ihre Ruder alle zugleich in's Waſſer fallen.

Eine für uns Ausländer beſonders merkwürdige Erſcheinung, die uns bei unſern Spazierfahrten auf dem Hafen öfters aufſtieß, war ein großes weißes Kaik, reich vergoldet, deſſen ſauber geſchnitzter, bunt bemalter Schnabel ſehr lang und ſpitz war. Auf demſelben, beinahe am Ende, ſtand ein goldener Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, der einen Ring im Schnabel hielt, von welchem zwei dicke ſeidene Schnüre bis an die Spitze des Boots gingen und es zu leiten ſchienen. In der Mitte des Fahrzeugs trugen vier oder ſechs vergoldete Säulen ein Dach von rothem Sammt mit Goldſtickerei, unter dem ein reich gekleideter junger Mann ſaß, der etwas bleich ausſah. Er trug ein Feß, welches ein großer Stern von Diamanten ſchmückte. Es war der Sultan Abdul Medſchid, auf deutſch: Diener der Andacht.

Vorn im Schiffe neben dem Vogel war ein etwas erhöhter Sitz angebracht, auf dem einige vom Gefolge des Sultans ſaßen. Im Hintertheil befand ſich die Dienerſchaft. Der Sultan hat zu ſeinem Privatgebrauche drei ſolcher Kaiks, eins mit vierzehn, ein anderes mit achtundzwanzig, das größte mit ſechsundfünfzig Ruderknechten, die weiße Jacken und Beinkleider tragen und auf dem Kopf ein rothes Feß; ihre Ruderſtangen ſind ebenfalls weiß, mit goldenen Blumen verziert. Man ſagte uns, in der Anzahl dieſer Bootsknechte ſei abſichtlich die Zahl ſieben als eine heilige enthalten. Dieſem Boote des Padiſcha folgt ein ähnliches, leeres, denn

die Etikette will nicht, daß der Großherr die Rückfahrt im gleichen Boote mache.

Sobald das Boot des Sultans auf dem Waſſer erſcheint, müſſen alle übrigen Fahrzeuge in ihrem Lauf einhalten; jeder darin Sitzende muß ſeine Pfeife bei Seite legen, und wehe dem, der ſich unterſtände, in dieſem Augenblicke ins Waſſer zu ſpucken oder etwas hinein zu werfen. Sind die, welche gegen dieſes Geſetz handeln, Muſelmänner, ſo werden ſie mit Geldſtrafen oder einer gewiſſen Anzahl Hiebe auf die Fußſohlen beſtraft, ſind es Fremde, die ſich mit Unkenntniß dieſer Gebote entſchuldigen können, ſo fällt die Strafe auf den Kaikſchi oder Bootführer. Einem andern Boote, dunkel bemalt, das zuweilen auf dem goldenen Horn erſcheint, weichen alle Kaik ängſtlich aus und fliehen es, wie die kleinen Fiſche den gefräßigen Hai. Sogar der Osmanli, den ſelten etwas aus ſeiner Ruhe zu ſtören vermag, verläßt den Strand des Meeres, wo er ſeine Pfeife rauchte, und zieht ſich zurück, ſobald dieſes Boot mit ſieben Paar Rudern bemannt, dem Ufer nahe kommt. Ein alter, finſterer Türke mit langem Bart ſitzt darin und ſpäht aufmerkſam umher. — Es iſt der Boſtandſchi Baſchi, General der Garden (Leibwachen). Er ſorgt für die Sicherheit und Ruhe des Hafens, hat, wie der Janitſcharen Aga, Gewalt über Leben und Tod und macht gewöhnlich kurzen Prozeß. Seine Kawaſchen binden den Schuldigen und ertränken ihn ohne Weiteres im Meer.

Wollte man von der Schönheit und dem regen Leben des goldenen Horns mit der Feder einen anſchaulichen Begriff geben, ſo würde man nicht fertig; denn der prächtige Hafen iſt es hauptſächlich, der dem Anblick der ganzen Stadt einen ſo wunderbaren Reiz verleiht. Ungefähr in der Mitte ſeiner Länge iſt er durch die neue ſchöne Brücke geſperrt, welche Achmed, der frühere Kapudan Paſcha, im Jahr 1835 bauen ließ. Sie iſt ſechshundert ſiebenunddreißig Schritte lang und fünfundzwanzig breit. Statt wie unſere Schiffbrücken auf Pontons ruhend, wird ſie durch

einen Wald der längſten und ſchönſten Maſtbäume, die aufrecht ſtehend eingeſenkt ſind, getragen. Sie führt von Konſtantinopel nach dem andern Ufer des Hafens, wo ſich die Vorſtädte Pera, Galata und Top-Chana erheben.

Von Scutary aus geſehen, liegen dieſe zur Rechten vor uns; ihre Häuſer ſind ebenſo an den Hügeln hinangebaut, wie die Stambuls; doch bieten ſie dem Auge einen weniger glänzenden Anblick, da ſich über der dunklen Häuſermaſſe — der Türke erlaubt nämlich dem Ungläubigen keinen bunten Anſtrich derſelben — faſt gar keine ſchlanken Thürme erheben.

Pera iſt bekanntlich das Frankenviertel, das gar keine Moſcheen hat. In Galata, deſſen ſehr ſchmutzige und holperige Gaſſen ſich bis zum Hafen hinabziehen, haben ebenfalls Franken, doch mehr noch Armenier, Juden und ärmere Türken ihr Werkſtätten und Laden aufgeſchlagen. Das einzige hervorragende Bauwerk in Galata iſt der auf der Höhe thronende, maſſive Thurm, der Thurm von Galata genannt. Er wurde von den Genueſern im Jahr 1348 erbaut. Man hat hier eine der ſchönſten Ausſichten über die Stadt und die ſie umgebenden Meere. An Galata grenzend, dicht am Ufer des Hafens, liegt Top-Chana (Kanonen-Werkſtatt). Schon Mohamed II. ließ eine chriſtliche Kirche, die ſich da befand, zur Stückgießerei umwandeln, und noch jetzt, wie ſchon der Name anzeigt, werden die groben Geſchütze hier gegoſſen.

Einige Abwechslung in die ſchmutzige Einförmlichkeit der Häuſermaſſen dieſer drei Stadttheile bringt eine auf der Höhe von Pera liegende neue Kaſerne, die mit ihrem weißen Anſtrich freundlich hervortritt, ſowie die vielen Cypreſſen des großen und kleinen türkiſchen Kirchhofs zu Pera, die man ſonſt nirgends in ſolcher Anzahl und Schönheit trifft. Der Engländer Walsh nimmt die Zahl der Seelen Stambuls zu fünfmalhunderttauſend, die der Halbinſel Pera mit Galata und Top-Chana zu zweimalhundert-

tausend an, und die äußere Ansicht der Häusermassen widerspricht diesem Verhältniß nicht.

Neben Top-Chana, dicht am Ufer des Hafens, sieht man die Sommerwohnung des Sultans, ein langes, einstöckiges und sehr bunt bemaltes Gebäude, das, auf einer hellen mit Orangenbäumen besetzten Terrasse stehend, einen recht freundlichen Anblick gewährt; doch ist dieser Palast der Beherrscher der Gläubigen nur von Holz.

So lag Stambul in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit vor uns, und ich fühlte die Wahrheit der Worte Hammers, wenn er sagt: „Sie ist die Herrin zweier Erdtheile und zweier Meere, die geborene Beherrscherin Asiens und Europas, an beider Grenze auf sieben Bergen thronend. Von drei Seiten fluthenumgürtet, schaut sie von den sieben Gipfeln ihres Throns gegen Mittag auf die Propontis und den Ausfluß derselben, den fischreichen Hellespontos, gegen Osten auf den schlangengewundenen Bosporus und den als stürmisch übelberüchtigten Pontos hin.“ — Ja, es ist ein Gemälde, wie ich es nie gesehen, voll Lieblichkeit und Zauber. Und ganz zur Rechten ist das Bild begrenzt von der alten Veste Rumili Hissiari, deren Wälle und Thürme keck am Gestade des Bosporus hinaufklettern und mit ihrem grauen Gemäuer eine dunkle Einfassung des lustigen, glänzenden Bildes vorstellen. Links ist der Rahmen zerfließender und großartiger. Da beginnt fast zu den Füßen des neuen Serails das Meer von Marmora, das mit seinen blauen Fluthen am äußersten Ende einige kleine Eilande umspült, die Prinzeninseln.

Als ich Konstantinopel zum ersten Mal in seiner ganzen Ausdehnung sah, war im Hafen und an seinen Ufern außer dem gewöhnlichen Leben, das die hin- und herfahrenden Boote verursachen, außer dem Geschrei der zahllosen Möven, die so zahm sind, daß man sie beinahe mit den Händen greifen kann, ehe sie kreischend davonfliegen, ein außerordentlicher Lärm. Seiner Hoheit war wieder eine neue Prinzessin geboren worden und die Türken bemühten

ſich, die Freude ihres Herzens durch zahlreiche Kanonenſalven kundzugeben. Von ſechs Seiten knallte es oft zugleich. Am neuen Serail ſtanden zwei Batterien, ebenſo an der Reſidenz des Sultans und die Artilleriſten in Top-Chana ſuchten zwei türkiſche Fregatten zu überdonnern, die, in der Mitte des Hafens liegend, den meiſten Lärm machten. Die ganze Waſſermaſſe war in ſolchen Augenblicken mit Dampf bedeckt, der ſich wie ein Nebel vor unſer kleines Kaik lagerte. Als wir zurückfuhren, begrüßten wir noch den Leanderthurm, der einſam auf dem Felſen Damalis ſteht, eine Schildwache des goldenen Horns. Von ihm wurden in Kriegszeiten eiſerne Ketten nach dem Thurme an der Spitze des neuen Serails gezogen, die den Paß zwiſchen dem Bosporus und der Propontis ſperren ſollten. Hätte ich damals, als ich die Schöne des ganzen Bildes in mein Herz aufgenommen, ebenfalls Ketten vor daſſelbe ziehen können, die nichts hinausließen, ſo könnte ich Manches wiedergeben, was mir der Drang ſpäterer Ereigniſſe entführt hat.

Gaſthöfe und Kaffeehäuſer.

Wer, wie wir, die wohl eingerichteten Donau-Dampfſchiffe verläßt, um einen Ritt durch die Türkei zu machen, der, an ſich ſchon ungefähr acht Tage dauernd, noch durch eine zehntägige Quarantaine unangenehm gemacht wurde, eine Quarantaine, worin es weder Betten, Tiſche, noch ſonſt irgend ein Möbel gab, wo wir unſern Pillau mit Hühnern ſelbſt kochen und unſere ſchmutzige Wäſche eigenhändig waſchen mußten, kann denken, daß wir mit größtem Verlangen einer Anſtalt, Penſion oder Gaſthaus, wie man es nennen will, entgegenſahen, die uns in Konſtantinopel aufnehmen ſollte und die, von einer liebenswürdigen Landsmännin geführt, gewiß Alles darbot, was zur Erquickung ermüdeter Reiter dient. Pera, das, wie ſchon geſagt, nur von Franken bewohnt wird, hat mehrere dergleichen Anſtalten, unter denen uns die der Madame

Valbiani, einer Elsäßerin, als besonders gut und angenehm gepriesen worden war. Obgleich Hamsa, unser edler Tartar, die Genüsse der großen Caravanserei sehr lockend schilderte, brachte er uns doch bereitwillig durch die engen steilen Gassen Pera's nach einem kleinen freundlichaussehenden Hause, das, wenn es auch kein gemaltes Aushängeschild hatte, uns doch gleich mächtig anzog; denn beim Pferdgetrappel auf der Straße erschien die Besitzerin und bewillkommte uns herzlich in deutscher Sprache.

Unsere Pferde wurden abgepackt, Sättel und unsere Effekten in das Haus niedergelegt und Hamsa durch Auszahlung der ihm noch zukommenden Summe verabschiedet. Dem Tartaren liefen die Thränen in den Bart, als er uns einzeln die Hand drückte und dem Baron versicherte: er habe noch nie einen so freundlichen guten Herrn gehabt, wie ihn, und würde auch schwerlich wieder einen solchen begleiten.

Fast hätten wir noch einmal eine kleine Quarantaine oder wenigstens eine Beräucherung aushalten müssen. Da es bekannt war, daß sich die Pest bei Adrianopel gezeigt hatte, so konnten nur die heiligsten Versicherungen, daß wir dort Quarantaine gehalten, die Wirthin vermögen, uns sofort in ihre Zimmer treten zu lassen, ohne zuvor in einen großen Schrank zu kriechen, der vorne ein großes Loch hat, zu welchem man den Kopf herausstreckt, und am Boden eine Vorrichtung, wo Wachholder und anderes Räucherwerk einen gewaltigen Dampf hervorbringt, der von unten herauf alle Kleidungsstücke durchdringt. Diese Pension ist ziemlich auf dem Fuß europäischer Gasthöfe eingerichtet, hat einen Speisesaal und Zimmer mit einem oder zwei Betten, die alle mit Vorhängen von feiner Gaze versehen sind, um während der heißen Jahreszeit die dem Schläfer sehr lästigen Insekten abzuhalten. Die übrige Einrichtung ist halb türkisch, halb fränkisch. Auf dem Boden liegen Teppiche, und nirgends fehlt der breite Divan an der Seite, wo die Fenster sind.

Die größte Unbequemlichkeit in der kältern Jahreszeit iſt der Mangel an Oefen, deren man bei der ſchlechten Bauart der Häuſer, Feuersbrünſte fürchtend, ſo wenige wie möglich aufſtellt, und das ſehr verkehrter Weiſe; denn das Surrogat dafür, das Mangahl, ein kupfernes Gefäß, in Form einer großen Vaſe, das mit glühenden Kohlen angefüllt und im Zimmer aufgeſtellt wird, kann bei der geringſten Nachläßigkeit viel eher ein Haus anzünden, als ein verſchloſſener Ofen, beſonders bei den Orientalen, denen der Mangahl ſchon deßhalb faſt unentbehrlich iſt, da ſie nur hineinzulangen brauchen, um ihre Pfeifen anzuzünden. Faſt jede Woche brennen einige Häuſer ab, was auch während unſeres Aufenthaltes der Fall war; aber bei der gränzenloſen Nachläßigkeit, womit der Türke die noch heiße Kohle von der Pfeife auf die Strohmatte wirft, ohne ſich ferner darum zu bekümmern, erſcheint dies noch ſehr wenig.

In Pera gibt es drei ſolcher Penſionen, von denen die der Madame Balbiani die vorzüglichſte iſt, weßhalb man ſelten bei ihr Platz findet. Auch unſere Geſellſchaft, aus vier Perſonen beſtehend, — unſer engliſcher Freund N. hatte uns nämlich verlaſſen, um eine Privatwohnung bei der engliſchen Geſandtſchaft zu beziehen — konnte im Hauſe ſelbſt nicht ganz untergebracht werden, ſondern zwei mußten ſich entſchließen, ein von der Madame Balbiani gemiethetes Zimmer in einem Nebenhauſe zu beziehen.

Die Preiſe in dieſen Gaſthöfen ſind nicht außerordentlich hoch. Man bezahlt täglich für ein Zimmer mit Kaffee, Frühſtück und Mittageſſen gegen vierzig Piaſter, was an vier Gulden Conventionsmünze macht. Eine andere dieſer Penſionen, deren Beſitzerin eine Franzöſin iſt, hat einen Tanzſaal, worin ſich zuweilen die Bevölkerung Pera's vergnügt, ſowie ein kleines Theater, in dem damals eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft kleine Luſtſpiele und Vaudevilles gab.

Die übrigen Reſtaurations-Anſtalten Pera's haben für den Reiſenden kein weiteres Intereſſe und nichts Originelles. Es gibt

ein griechiſches, ein italieniſches und ein franzöſiſches Kaffeehaus, in welchem man ein oder zwei ſehr alte Exemplare unbedeutender Journale findet. Dieſe Café's ſind mit Tiſchen und Stühlen verſehen, kurz, ſo gut es ſich thun läßt, wie die unſrigen eingerichtet. Wir beſuchten ſie höchſt ſelten, da man nicht immer gewiß iſt, welche Geſellſchaften man dort antrifft, und auch weil man dort nur Sachen bekommt, die man viel beſſer zu Hauſe hat; franzöſiſchen Liqueur in kleinen Gläſern und Kaffee und Thee in großen Taſſen.

Ueberhaupt haben alle Café's in Pera, Galata und Top-Chana durch den häufigen Beſuch der Franken faſt ihre ganze Originalität verloren; ſie vereinigen auf die wunderlichſte Art den Orient und den Occident.

Um ſich die Genüſſe eines ächt türkiſchen Kaffeehauſes zu verſchaffen, muß man über den Hafen ſetzen. Nicht immer war der Kaffee und der Taback bei den Orientalen ſo allgemein verbreitet und beliebt, wie jetzt. Es gab eine Zeit, wo die Tavernen, in denen Wein geſchenkt wurde, geduldet und häufig beſucht, dagegen Kaffeehäuſer und Tabagien geſchloſſen und ſtrenge verboten waren. Doch da der Buchſtabe des mohamedaniſchen Geſetzes den Genuß des Weins ſtrenge verbietet, ein Verbot, das keine weltliche Obrigkeit aufzuheben im Stande iſt, ſo iſt in dieſem Punkte der Koran wieder in ſeine Rechte eingetreten, der Wein verdrängt worden und der Genuß des Kaffee's und Tabacks verbreitete ſich reißend und allgemein, ja, iſt jetzt das unentbehrlichſte Bedürfniß geworden.

Schon ein älterer türkiſcher Dichter ſingt von ihnen:

„Schwarz, doch lieblich iſt der Kaffee, wie das Mädchen, das braune,
Das bei Tage erheitert den Sinn, und den Schlaf bei der Nacht raubt,
Und der Taback iſt ein ſicheres Beſchwörungsmittel dem Manne,
Der mit den Wolken des Rauchs die Wolken der Sorgen hinwegbläst."

Wie man sich von den meisten Sachen, die uns sehr fern liegen und öfters besprochen werden, einen viel glänzenderen Begriff macht, sie viel herrlicher ausmalt, als sie in der Wirklichkeit sind, so ist es uns besonders mit den Kaffeehäusern ergangen. Die Ansichten, die man uns von diesen Lokalen gibt, in letzterer Zeit besonders die Werke mit Stahlstichen, die Alles so fein und sauber erscheinen lassen, überreden uns, ein türkisches Kaffeehaus sei meistens eine Halle, von Säulen getragen, alle Wände mit schönem bunt gemaltem Schnitzwerk bedeckt, und die größte Reinlichkeit gehe daselbst mit der Zierlichkeit der Ausstattung Hand in Hand.

Und doch ist nichts von allem dem wahr. Wir haben fast alle Kaffeehäuser Stambuls durchsucht und hofften endlich einmal auf eins zu stoßen, wie man es uns beschreibt und zeichnet. Aber vergebens; wohl gab uns unser Führer mit Mienen und Worten zu verstehen, jetzt wären wir zu einem gelangt, das der Inbegriff alles Schönen sei. Wir traten ein und befanden uns in einer gewölbten Halle, an deren Wänden man gewisse Linien und Schattirungen bei näherer Betrachtung für Bildhauerarbeit erkannte, die einstens sehr schön gewesen sein mochten, jetzt aber durch Zeit und Schmutz ganz verwittert waren. Längs den Wänden befinden sich Divans oder vielmehr hölzerne Erhöhungen ohne Kissen, nur mit einer Strohmatte bedeckt, auf denen die Gäste mit untergeschlagenen Beinen in gedankenlosem Hinstarren sitzen und aus den Tschibuk oder Nargileh große Rauchwolken vor sich hinblasen. In einer Ecke ist unter einem Kamin mit spitzem Dach ein kleiner Herd angebracht, auf dem der Kaffeetschi den Kaffee zubereitet. Nachdem man sich den reinlichsten Platz ausgesucht, verlangt man einige Tassen Kaffee, sowie die Pfeife, und nach vielem Rufen erheben sich ein paar Negerbuben, die sich auf dem Boden herumraufen, fahren in ihre bereitstehenden großen Pantoffeln und rutschen vom Kaffeetschi (Kaffeewirth) zum Gast, um ihn zu bedienen.

Hiebei ist nun noch als eigenthümlich zu bemerken, daß, ob-

gleich man im Orient kleine Kaffeemühlen findet, welche die Form eines Cylinders haben und in den Gürtel gesteckt werden können, doch die meisten großen Städte eine allgemeine Kaffeestampfe (Tachmisshane) haben. Hammer sagt hierüber: die Anstalt der Tachmis ist eine, den morgenländischen Städten ganz eigene. Es wird darin der für den Bedarf der ganzen Stadt nöthige Kaffee gestampft und gesiebt. Das Sieben — tachmis heißt wörtlich: das Fünftel ausziehen und ist hiervon wohl das französische Wort tamis — Sieb — herzuleiten. Eine solche Kaffee-Stampf- und Sieb-Anstalt befindet sich in Konstantinopel in der Nähe der Moschee Sultan Mahomed IV. Die hiebei verwendeten Leute sind Armenier, denen die geistige Atmosphäre des Kaffeedunstes, in der sie beständig leben, ein aufgewecktes geistreiches Ansehen gibt, das mit den schwerfälligen geistlosen Grundzügen der armenischen Gesichtsbildung in sonderbarem Widerspruche steht.

Meistens trinkt der Orientale seinen Kaffee ohne Zucker und in den Café's muß man ihn besonders verlangen. Das Getränk an sich ist sehr stark und übt auch auf uns die Kraft, die ihm der Orientale zuschreibt. Es macht aufgeweckt, lustig und der Türke sagt: es mache nüchtern, weßhalb er es, nachdem er sich durch Opium und Taback berauscht, zum Niederschlagen genießt.

Die gewöhnliche Pfeife in den Café's, die man dem Gast, ohne daß er sie fordert, hinstellt, ist das Nargileh, die Wasserpfeife, mit langem Schlauche. Es besteht aus einer Flasche, in der sich Wasser befindet; auf dem Halse sitzt der kupferne Pfeifenkopf, der entweder mit Meerschaum ausgefüttert oder so weit ist, daß man einen andern von Ziegelerde, der unten das Zugloch hat, hinein stecken kann. Von diesem kupfernen Aufsatz oder Kopf geht eine gerade Röhre nach unten, die in einer hohlen durchlöcherten Kugel endigt, welche bis unter das Wasser reicht. Eine andere Röhre am Aufsatz führt ebenfalls mit einem Ende in die Flasche, jedoch so, daß ihre Oeffnung mehrere Zoll über dem Wasserspiegel bleibt, und biegt

ſich mit dem andern Ende, das ſich erweitert, nach außen, wo dann das lange gewundene Rohr hineingeſteckt wird.

Der Taback, der zu dieſen Pfeifen geraucht wird, iſt vom gewöhnlichen Rauchtaback verſchieden und heißt deßhalb ausſchließlich Nargileh-Taback. Es ſind große, hellgelbe Blätter, die an der Sonne ſo ſtark getrocknet werden, daß man ſie mit den Händen zu einem Pulver zerreiben kann. Dies wird dann mit Waſſer zu einem Brei gemacht, den man mehrmals ausdrückt und wieder begießt, um den Schmutz und Staub fort zu ſchwemmen. Den Teig, den man auf dieſe Art erhält, ſtopft man in den Kopf, legt eine glühende Kohle auf und beginnt die Arbeit des Rauchens, bei dieſer Pfeife eine wirkliche Arbeit; denn es gehört eine gute Lunge und viel Geduld dazu, um den Taback durch lange Züge in Brand zu bringen, daher auch der vornehme Türke dies Geſchäft ſeinem Sklaven überläßt. In den Café's beſorgt das Anrauchen der Pfeifen auf Verlangen der Wirth oder die aufwartenden Buben. Der Tſchibuk oder die lange Pfeife wird hier ſeltener geraucht, iſt aber auch zu haben.

Ein anderes Attribut der türkiſchen Kaffeehäuſer, von dem man uns ſo viel erzählt, ſind die Springbrunnen, die man in den meiſten antreffen ſoll, und die, wenn ſie wirklich noch da wären, mit ihrem einfachen, aber melodiſchen Geplätſcher eine gute Folie abgäben, auf der die Träume und Gedanken des ruhig daſitzenden Kaffeetrinkers recht lebendig hervortreten könnten. Wie man aber in der Türkei ſo viele zerbrochene Denkmale findet, die einſt ſchön und herrlich waren, ſo iſt es auch mit den Springbrunnen.

Ich geſtehe, faſt in jeder, auch der ärmlichſten Kaffeeſtube erhebt ſich in der Mitte des mit Schmutz bedeckten Bodens, der hie und da, wo zufällig Waſſer hinfällt, bunte, ſchön gefügte Marmorſteine ſehen läßt, ein zierliches, aus Stein gehauenes Baſſin, das oft mit den herrlichſten Sculpturen bedeckt iſt. Aber die Röhre, aus denen früher der Waſſerſtrahl gegen die Decke ſtieg, iſt zerbrochen

oder verstopft, das Bassin ist leer und dient zum Behältniß für zerbrochene Tassen und Tabacksasche.

Das Einzige, was vielleicht von früher diesen Häusern geblieben ist und den Fremden interessirt, ist das rege Leben, das hier beständig herrscht; ich sage Leben, insofern man das Gehen und Kommen der Gäste so nennen kann; denn von Plaudern und Lachen ist keine Rede. Der Orientale tritt ein, wirft seine Blicke ruhig umher, bis er einen Platz gefunden, der ihm behagt, setzt sich dann mit untergeschlagenen Beinen, gibt dem Kaffeetschi einen Wink und nimmt Kaffee und Pfeife, ohne ein Wort zu sprechen. Findet er zufällig Bekannte auf derselben Bank, so grüßt er sie durch Auflegen der Hände an die Brust und Stirn, ohne sich weiter um sie zu kümmern.

Da der Türke, der es bestreiten kann, fast stündlich seinen Kaffee trinkt, und es dem Aermeren erlaubt ist, am Feuer des Wirthes mit seinem eigenen Geschirr den mitgebrachten Kaffee zu kochen, so sind die Kaffeehäuser stets mit einer bunten Menge befüllt, die um so größer ist, da der Orientale zum Sitzen nur einen sehr kleinen Platz braucht. Die Gäste, die zuletzt kommen und auf den Bänken keinen Platz mehr finden, lehnen sich an die Thüre, und sie waren es, die uns die meiste Unterhaltung gewährten. Wenn sie auch noch so dicht beisammen standen, so sprach selten Einer mit dem Andern, und da sie, ruhig vor sich hinsehend, fast keine Bewegung machten, so konnte man sie eher für Wachsfiguren, als für Menschen halten.

Ein anderer Genuß, den sich die Türken in den Kaffeehäusern verschaffen, ist das ruhige Anhören der Balladen und Gedichte, welche ihnen die Meddah (Lobredner und Declamatoren) der Kaffeehäuser zum Besten geben. Der Maddah sitzt in einer Ecke und trägt meistens in sehr unangenehmem näselnden Tone Erzählungen aus tausend und eine Nacht vor, oder aus den Rittergeschichten

Antar's oder Dulhalma's. Bald erzählt er von den Zügen Alexanders, bald preist er Sid-al-battal, den Kampfhelden.

Oft ſind dieſe Meddah vom Kaffeetſchi gemiethet und müſſen vom Morgen bis in die Nacht, es mögen viel oder wenig Gäſte da ſein, ihre Geſchichten ableiern, und es iſt gewiß merkwürdig, daß der Türke, wenn er [illegible] ſeinen Geſchäften ausruhen will, vorzugsweiſe die Kaffeehäuſer ſucht, wo ſich die Meddah aufhalten, um zu ſeinem Kaffee irgend eine Erzählung anzuhören, von der er das Ende nicht erwarten kann, welches ſofort ein Anderer, der nach ihm kommt, ebenſo begierig vernimmt, ohne den Anfang gehört zu haben. An manchen Orten warten aber die Erzähler, bis ſich mehrere Gäſte verſammelt haben. Beſonders lebhaft ſind dieſe Unterhaltungen in den Nächten des Ramaſan, wo eine Violine, wohl auch eine Flöte die Erzählungen begleitet und zu einem Melodrama macht.

In Konſtantinopel, ſowie auch in Pera, Galata und den andern Vorſtädten, gibt es eine Unzahl Kaffeehäuſer der beſchriebenen Art. Dazu kommen noch die für das ärmere Volk, welche in einem Winkel der Straße etablirt ſind. Hier hat der Kaffeetſchi einige Steine zuſammengetragen, zwiſchen denen er ſein Feuer anmacht und das er durch einen ausgebreiteten Teppich gegen den Wind ſchützt. Große Steine oder kleine Stühlchen aus Palmenholz dienen den Gäſten zum Sitzen. Auch hier fehlt der Meddah nicht, beſonders an ſchönen Abenden, wo ihn die Handwerker und Taglöhner nach beendigtem Tagwerk in dichten Gruppen umſtehen und aufmerkſam ſeinen Worten lauſchen. Die größten und ſchönſten Café's ſind in der Nähe der großen Moſcheen, beſonders der Suleimanje, und hier iſt auch der Sammelplatz der Teriaki oder Opiumeſſer, die jedoch hauptſächlich Abends ihr Weſen treiben. Wir hatten in den Nächten des Ramaſan mehrere Male Gelegenheit, ſie zu beobachten.

Aehnlichkeit mit den Kaffeehäuſern haben die Laden der Sorbet-

oder Scherbetbereiter, deren Fabrikat kein berauschendes Getränk ist, sondern Gelée von Früchten, in eiskaltem Wasser aufgelöst. Ihre Gewölbe, in welchen weniger geraucht wird, haben ein viel hübscheres, gefälligeres Aussehen als die Kaffeehäuser. Die mannigfaltigsten Gläser mit Gelées und Confituren sind an den Wänden in bunt bemalten Fächern aufgestellt, der Boden meist mit Matten belegt, und wenn man auch wirkliche Springbrunnen nur in einigen der größten findet, so ist doch in den meisten irgendwo an der Wand ein Fäßchen mit frischem eiskaltem Wasser angebracht, das man nach Belieben in die dabei stehenden Krystallgläser füllen und genießen kann. Viele dieser Sorbethändler haben nur einen kleinen Laden, in dem kaum ihre Waaren Platz finden, weßhalb sie zum Aufenthalt der Gäste vor dem Hause eine Laube von bunt angestrichenen Latten aufführen, über welches sie Reben und anderes Schlinggewächse ziehen. Ist es möglich, so lehnen sie eine solche Laube mit einer Ecke an einen der vielen öffentlichen Brunnen und haben so auf öffentliche Kosten eine eigene Fontaine. Dieses Verfahren ist freilich etwas egoistisch; aber die Stambuler Polizei findet es unter ihrer Würde, sich um dergleichen Kleinigkeiten zu bekümmern.

Wenn wir den Tag über in den Gassen Konstantinopels herumgelaufen waren und uns Abends, vom vielen Sehen ermüdet, auf den Weg nach Pera machten, so zogen uns nicht selten die kleinen Lichtchen, welche die Sorbetbereiter in ihren Lauben aufstellen, durch ihr heimliches, freundliches Glitzern zwischen dem grünen Gesträuche von der schmutzigen Gasse in das meist reinliche Lokal, und wir beschloßen unser Tagewerk mit einem Glas Sorbet.

Dem Wirth und den Gästen schien unsere Ankunft immer eine große Ehre zu sein. Ersterer bemühte sich, uns auf's Schnellste und Beste zu bedienen, und die Andern rückten uns näher, boten uns ihre Pfeifen an und richteten eine unendliche Menge Fragen an uns, von denen wir freilich keine einzige beantworten konnten.

Durch unsere Forschung nach den gepriesenen Schönheiten der türkischen Kaffeehäuser dauerte es nur wenige Tage, und wir hatten gleich den Eingebornen die Gewohnheit des vielen Kaffeetrinkens angenommen und machten bei unsern Touren durch Konstantinopel öfters Halt, um in ein Café zu treten, das uns gerade im Wege lag.

Außerdem besuchten wir einige, die uns durch ihre Gäste interessant waren. So fanden wir am Seraskierplatz nicht selten die höchsten Würdenträger des Reiches, unter Andern Reschid Pascha und Rifad Bei. Bei den Bazars ergötzten wir uns an der Gravität, mit der die Kaufleute, den langen Bart streichend, ein- und ausgingen. Ein anderes Café war fast nur mit Arnauten angefüllt, an deren unangenehmen, trotzigen Physiognomien, kräftigen Gestalten und schönem Costüme unser Maler seine Studien machte, und so oft wir in die Gegend der Suleimanje kamen, traten wir in eines der Kaffeehäuser dort, dessen Wirth, ein kleines Männchen, mit ungeheurem Turban und Pantoffeln, die für einen Riesen groß genug gewesen wären, jedesmal durch groteske Sprünge seine Freude an den Tag legte, uns wieder zu sehen. Er trieb es so arg, daß er seine gewöhnlichen Gäste veranlaßte, uns ihre Plätze einzuräumen, was diese auch meist gutwillig thaten, worauf er uns eigenhändig bediente, den Kaffee sehr süß machte und uns die Nargileh's mit den längsten Schläuchen aussuchte.

Straßen und Hunde.

Wie sich Konstantinopel mit seinen glänzenden Moscheen und stattlichen Palästen als die schönste der türkischen Städte zeigte, so ist auch die Hauptstadt des Reichs die erste in Betreff des Schmutzes, der die Straßen fast aller türkischen Städte bedeckt. So glänzend sie von außen anzusehen sind, und so sehr sie den Blick des Reisenden locken, daß er sich beeilt, baldmöglichst unter jene Hallen und unter die Schatten der grünen Baumgruppen zu gelangen, die

maleriſch zwiſchen den Gebäuden hervorſehen, um ſo mehr bedauert er, ſobald er in der Stadt angelangt iſt, ſich nicht mit dem bloßen Anblick derſelben begnügt zu haben. Uns erging es wenigſtens mehrere Male ſo, z. B. in Schumla, Adrianopel, welche, beſonders die erſtere Stadt, ſo ungemein lieblich am Fuße des Balkans gelagert iſt, und von Weitem ſo rein und freundlich ausſieht, und in deren Straßen unſere armen Pferde faſt bis über die Kniee im Moraſt verſanken.

Da wir bei unſerem Ritt durch die Türkei, wie ſchon oft bemerkt, ſo unendlich großartigen Schmutz geſehen hatten, ſo überraſchten uns in dieſer Hinſicht die nicht reinlichern Straßen der Hauptſtadt nur, weil manche Reiſebeſchreiber dieſelbe als reinlich, ſchön und angenehm darſtellen.

Faſt alle Gaſſen Stambuls — Straßen kann man ſie nicht nennen — ſind ſehr enge und zu beiden Seiten mit hohen Häuſern eingefaßt, eigentlich die meiſten nur mit Mauern, da nach türkiſcher Sitte das Wohnhaus mit dem hintern Theile, wo keine Fenſter ſind, die Straße berührt, der, wenn auch hie und da ein Fenſter, daſſelbe doch immer ſtark vergittert hat, eine melancholiſche Verſchleierung. Obgleich die meiſten dieſer Gaſſen ehemals mit Steinen gepflaſtert waren, ſo ſind dieſelben durch den ſtarken Verkehr in der Mitte ganz zuſammengetreten, und bilden bei nur etwas feuchter Witterung einen einzigen Kothbach, der ſich faſt durch die ganze Stadt zieht. Zu beiden Seiten der Gaſſe, wo der Strom der Menſchen und Thiere nicht ſo verderbend hinfließt, blieben hie und da Pflaſterſteine ſtehen, die jetzt eine Art Trottoir bilden, das jedoch nur für den zu paſſiren iſt, der es verſteht, von einem der glatten Steine auf den andern zu ſpringen, ohne ſich durch die Ausſicht in den unendlichen Koth irre machen zu laſſen.

Die Gaſſen, von denen ich eben ſprach, an welche ſich die Rücken der türkiſchen Wohnhäuſer lehnen, ſind, wenn auch hiedurch die finſterſten, doch nicht die ſchmutzigſten der Stadt, da in ihnen

nicht der starke Verkehr herrscht, wie in andern Stadtvierteln, wo sich die unendliche Menge der größeren und kleineren Bazars befindet.

Diese liegen meistens auf der Hafenseite. Sie fangen schon bei den Landungs- und Ladeplätzen an, und von da bis zu den Thoren der Stadt sieht man die Händler, eine Gasse bildend, in zwei Reihen aufgestellt. Das ganze Waarenmagazin dieser Leute besteht aus einem Tische, auf dem sie ihre Produkte: Früchte, Brod, Confituren ꝛc. aufgestellt haben. Andere bieten ihre Waaren in großen Körben aus. Es sind die Anfänge des Bazars.

Innerhalb der Thore der Stadt sind in allen Häusern zu beiden Seiten offene Buden, in denen, wie es im Orient Sitte ist, nicht nur fertige Waaren verkauft werden, sondern auch Handwerker aller Art vor den Augen der Vorübergehenden sitzen und ihr Geschäft treiben. Schon in kleineren Städten halten sich die verschiedenen Arten der Handwerker so viel wie möglich zusammen. Auf eine Reihe Schuhmacher folgt eine Reihe Tischler oder Waffenschmiede u. s. f. Einzeln liegen fast nur die Apotheken und die kleinen Schulen.

Andere Gassen der großen Stadt führen ihren Namen, die jedoch nicht wie bei uns an den Ecken angeschlagen sind, meistens von Palästen und eigenthümlichen Gebäuden, die in denselben liegen, oder von Thoren und Thürmen, zu welchen sie führen. So gibt es eine Gasse des Mehlmagazins, des weißen Palastes, des süßen Brunnens, des Kanonenthors, sogar eine des verschlossenen Backofens, ferner die Gasse Ali Pascha, des Doktorsohns. Wirklich sonderbare Namen findet man in den Vorstädten; so heißt eine in Pera: die Halsabschneidergasse; neben ihr liegt die Welteroberergasse und in Top-Chana ist die Gasse: „Frag' nicht, geh' hinein!"

Unzertrennlich von den Gassen Konstantinopels ist der Gedanke an ihre permanenten Bewohner, die herrenlosen Hunde, die man in zahlloser Menge auf ihnen erblickt. Gewöhnlich macht man sich von Dingen, von denen man oft liest, eine große Idee, und findet

sich getäuscht. Nicht so bei diesen Hunden. Obgleich alle Reisenden darüber einig sind, sie als eine Plage der Menschen darzustellen, so sind doch die meisten bei der Beschreibung dieses Unwesens zu gelinde verfahren.

Diese Thiere sind von einer ganz eigenen Race; sie kommen in der äußern Gestalt wohl am nächsten unsern Schäferhunden, doch haben sie keine gekrümmte Ruthe und kurze Haare von schmutzig gelber Farbe. Wenn sie faul und träge umherschleichen oder in der Sonne liegen, muß man gestehen, daß kein Thier frecher, ich möchte sagen, pöbelhafter aussieht. Alle Gassen, alle Plätze sind mit ihnen bedeckt; sie stehen entweder an den Häusern gereiht und warten auf einen Bissen, der ihnen zufällig hingeworfen wird, oder sie liegen mitten in der Straße, und der Türke, der sich äußerst in Acht nimmt, einem lebenden Geschöpfe etwas zu Leide zu thun, geht ihnen aus dem Wege. Auch habe ich nie gesehen, daß ein Muselmann eins dieser Thiere getreten oder geschlagen hätte. Vielmehr wirft der Handwerker ihnen aus seinem Laden die Ueberreste seiner Mahlzeit zu. Nur die türkischen Kaikschi und die Matrosen der Marine haben nicht die Pietät, weßhalb mancher Hund im goldenen Horn sein Leben endet.

Jede Gasse hat ihre eigenen Hunde, die sie nicht verlassen, wie in unsern großen Städten die Bettler ihre gewissen Standorte haben, und wehe dem Hund, der es wagt, ein fremdes Revier zu besuchen. Oft habe ich gesehen, wie über einen solchen Unglücklichen alle anderen herfielen und ihn, wußte er sich nicht durch schleunige Flucht zu retten, förmlich zerrissen. Ich möchte sie mit den Straßenjungen in civilisirten Ländern vergleichen; wie diese wissen sie ganz gut den Fremden vom Einheimischen zu unterscheiden; denn wir brauchten nur in einer Ecke des Bazars etwas Eßbares zu kaufen, so folgten uns alle Hunde, an denen wir vorbeikamen, und verließen uns erst wieder, wenn wir in eine andere Gasse traten, wo uns eine neue ähnliche Begleitung zu Theil wurde.

So ruhig bei Tag diese Ablösung, nur von einigem Zähneblöcken begleitet, vor sich geht, so gefährlich werden zuweilen die Hunde dem einzelnen Franken, der sich bei der Nacht in den Gassen Stambuls verirrt, besonders wenn er keine Laterne trägt. Wir haben oftmals gehört, daß ein solcher, den die Bestien förmlich anfielen, nur durch Muselmänner gerettet wurde, die sein Hülferuf herbeizog; und obgleich wir stets in ziemlicher Gesellschaft und Abends nie ohne Laterne ausgingen, hatten wir es doch oft nur unsern guten Stöcken zu danken, mit denen wir kräftig drein schlugen, daß wir nicht mit zerrissenen Kleidern heimkamen.

Sultan Mahmud ließ vor mehreren Jahren einige Tausend dieser Hunde auf einen bei den Prinzeninseln liegenden kahlen Fels bringen, wo sie einander auffraßen. Diese Verminderung hat aber nichts genützt; denn die Fruchtbarkeit dieser Geschöpfe ist großartig; fast bei jedem Schritt findet man auf der Straße runde Löcher in den Koth gemacht, worin eine kleine Hundefamilie liegt, die hungernd den Zeitpunkt erwartet, wo sie selbstständig wird, um gleich ihren Vorfahren die Gassen Konstantinopels unangenehm und unsicher zu machen.

Oeffentliches Leben.

Um von Pera nach Konstantinopel zu gelangen, ein Weg, den der Reisende, welcher die Hauptstadt kennen lernen will, fast täglich macht, steigt man entweder durch den großen Kirchhof Pera's auf einer breiten, nicht zu steilen Straße zur großen Brücke hinab, die über das goldene Horn führt, und kommt dann in den nördlichen Theil der Stadt. Will man in den südlichen, wo die meisten Moscheen, großen Bazars, überhaupt die merkwürdigsten Gebäude Stambuls sich befinden, geht man über den kleinen Kirchhof durch die Gassen Galata's an den Landungsplatz des Kaiks in Top-Chana, um sich auf den kleinen Booten übersetzen zu lassen. Dieser Weg

iſt, obgleich der beſchwerlichſte, auch zugleich durch ſeine große Frequenz der intereſſanteſte. Die Gaſſen, die von der Höhe Pera's zum Hafen hinabführen, ſind ungemein ſteil, dabei ſehr enge und mit einem furchtbar ſchlechten Pflaſter verſehen, das, beſonders zu der Zeit, wo wir uns gerade da befanden, vom Nebel und dem häufigen Regen ſtets glatt und ſchlüpfrig und dadurch nicht ohne Gefahr war.

Obendrein herrſcht in dieſen Gaſſen ein merkwürdiges Gewühl von Geſchäftsleuten aller Art. Die kleineren Boutiken ſind oft weit in die Straße hineingebaut und verſperren den Weg noch mehr. Vom früheſten Morgen laufen Verkäufer, die ihr ganzes Waarenmagazin in einem großen Korb auf dem Rücken tragen, hin und her und überbieten ſich im lärmenden Anpreiſen ihrer Waaren. Dies ſind jedoch nur meiſt Dinge des täglichen Lebensbedürfniſſes: Eier (Gumurta, deſſen letzte Sylbe der Ausrufer ſo lange aushält, als ſein Athem reicht), Brod (Jäkmäk, ein Wort, das die Verkäufer gellend herausſtoßen) und dergleichen.

Eine andere Menſchenklaſſe, die man beſtändig auf den Straßen ſieht, ſind die Waſſerträger, die entweder das friſche Waſſer, welches ſie aus den Brunnen bei Top-Chana ſchöpfen, in großen ledernen Schläuchen auf dem Rücken tragen, oder einen beladenen Eſel, auch ein Pferd, vor ſich hertreiben.

Da keine Wagen durch die Gaſſen Pera's fahren können, ſo wird alle Ladung der Schiffe, die bei Top-Chana landen, durch Packträger in die Magazine geſchafft, und bei dem ſteilen ſchlechten Weg iſt es erſtaunlich, welche ungeheure Laſten dieſe Menſchen zu tragen im Stande ſind. Sie haben an zwei Riemen von der Schulter auf den Rücken hinab ein gepolſtertes Kiſſen hängen, gegen welches ſie die Laſt ſtützen; ſie beugen ihren Oberleib ganz nach vorn, wodurch ihr Rücken eine breite, faſt horizontale Fläche bildet, worauf zwei Andere oft einen ſo unverhältnißmäßig großen

Ballen heben, daß er dem Träger weit über den Kopf hinausreicht und hinten von dem erwähnten Kiſſen gehalten wird.

Andere vereinigen ſich zu vier oder ſechs, von denen immer zwei und zwei eine große Stange tragen, ſo daß oft ein einzelner Ballen an drei oder vier ſolcher Stangen hält, den ſie dann dicht hinter einander, in gleichem Schritt vorwärtsgehend, an den Lagerplatz bringen.

Zwiſchen dieſen Leuten, die zur beſtändigen Staffage der Straßen Pera's gehören, wandeln Türken, Armenier und Franken, ihren Geſchäften nachgehend. Faſt an jeder Ecke ſitzen türkiſche Bettler, meiſtens alte Weiber, und ſtrecken den Vorübergehenden ihre Hände entgegen, halten ihn auch nicht ſelten am Kleide feſt. Auch trifft man hie und da den Matroſen irgend eines türkiſchen Schiffes, der in einem ſchmutzigen Korbe Auſtern feil bietet.

In Pera werden viele Läden, ganz wie die türkiſchen an den Straßen gelegen und offen, von Franken gehalten, hauptſächlich Schneider, Schuſter, Hutmacher; doch iſt mit dieſen Leuten nicht gut verkehren, denn ſie machen beſonders den Landsleuten ſehr oft unverſchämte Preiſe.

Weiter unten in Galata und Top-Chana nehmen die Buden einen andern Charakter an, der ſich ſogleich der Naſe des Herumwandelnden bemerkbar macht. Hier ſind Fiſche und alle Arten von Seethieren zum Verkauf ausgeſtellt. Nur ein kleiner Platz bei der Moſchee Abdul Medſchids, wo früher die aus Perſien nach Konſtantinopel gekommenen Fayenceſabriken waren, führt einen andern Artikel; hier werden vergoldete und rothe Pfeifenköpfe in ungeheurer Maſſe fabricirt und zum Verkauf ausgeſtellt.

Ehe wir uns von Top-Chana nach Konſtantinopel überſetzen ließen, traten wir gewöhnlich in ein türkiſches Kaffeehaus, das am Ufer des goldenen Horns liegt, und ſetzten uns unter eine Laube vor der Thür, wo wir eine herrliche Ausſicht auf den Hafen ſelbſt, auf Stambul und das Marmormeer hatten. Hier genoſſen wir eine Taſſe

Kaffee, beiläufig im Preiſe von ſechs Para, und eine Waſſerpfeife, für die wir das Doppelte bezahlten, was dann eine Summe von etwa drei Kreuzern ausmachte. Die Ueberfahrt nach der Hauptſtadt koſtet gewöhnlich einen halben Piaſter, drei Kreuzer.

So angenehm und raſch man hinüberkommt, ſo unangenehm und langſam geht das Einſchiffen von Statten. Wie ich ſchon früher ſagte, muß man, um das Umſchlagen zu verhüten, langſam und vorſichtig in die kleinen Boote ſteigen. Die meiſte Zeit jedoch geht darauf, bis man einen Bootführer hat, nicht weil ihrer zu wenige, ſondern weil zu viele da ſind, die ſich den Rang ſtreitig machen. Sobald wir uns am Ufer ſehen ließen, ſchoſſen die Kaiks von allen Seiten herbei in gedrängten Schaaren, wie die Karpfen in einem Teich, wenn man Brod hineinwirft. Der zeigt ſchreiend auf den hübſchen Anſtrich ſeines Boots, jener auf die ſauber ausſehenden Teppiche, womit es inwendig belegt iſt; ein dritter führt mit ſeinem Ruder einen kräftigen Schlag in die Luft, um zu zeigen, daß er der Mann ſei, der es mit Kraft zu führen wiſſe und weist ſpottend auf jenen alten Graukopf neben ſich, der ruhig daſitzt und nur ſeine Hände einigemal auf und zumacht, um die große Zahl der Jahre anzuzeigen, welche er ſchon als Kaikſchi diene. Hat man endlich ein ſauber ausſehendes Boot gefunden und will mit einem Fuße ruhig hineintreten, ſo kommt nicht ſelten ein Anderer, der dieſen Zeitpunkt abpaßt, drängt mit ſeinem Boot das erſtere fort und erſchnappt ſo im wahren Sinne des Worts ſeine Beute, ein Auftritt, der nicht ſelten zu Prügeleien Veranlaſſung gibt.

Iſt man endlich glücklich in das Kaik gelangt, ſo dauert es wenige Minuten und das pfeilſchnell dahin ſchießende Boot hat das andere Ufer erreicht. Hier ſind gleich wieder eine Maſſe Hände beſchäftigt, die beſonders dem Fremden, den man gleich erkennt, aus dem Boote helfen wollen, um einen geringen Bakſchis (Trinkgeld) davonzutragen. Doch gefällig und freundlich, wie der Türke im

Allgemeinen ist, reichten uns auch nicht selten Offiziere und andere gut gekleidete Leute die Hand zum Aussteigen.

Wir gingen gewöhnlich durch das Holzthor, Odun Kapussi, weil es uns am nächsten lag, und dann, weil erst vor wenigen Tagen dort eine Reihe Häuser niedergebrannt war, und wir von Tag zu Tag bewunderten, wie schnell die Leute mit dem Aufbau der neuen fertig wurden.

In der Nähe des Thors liegt das Mehl- und Holzmagazin, und vielleicht ist es der Anhäufung dieser brennenden Stoffe zuzuschreiben, daß von jeher die größten Feuerbrünste in diesem Revier gewüthet haben. Im Jahre 1682 unserer Zeitrechnung, sowie 1693 brannten hier mehrere hundert Häuser ab. Das letzte Unglück dieser Art vor wenigen Tagen hatte nur vierzig oder fünfzig Häuser zerstört, deren Einwohner unter großen grünen Zelten, die ihnen das Militärgouvernement gegeben, bivouakirten. Hier setzten sie auch ihre Arbeiten unverdrossen fort, Schuster und Schneider arbeiteten wie in ihren Boutiken, die Kaffeetschi und Sorbetbereiter hatten nach wie vor ihre Gäste, die sie auch im Unglück nicht verließen und unter dem Zelte auf einem halb verbrannten Balken sitzend recht gemüthlich ihre Pfeifen rauchten.

Von der Brandstätte wandten wir uns rechts gegen die Hügel zu, auf welchen der alte und neue Beseſtane liegt, durch Gassen voll Boutiken und Handwerkstätten. Diese sind, wie die Häuser selbst, fast nur aus Holz gebaut, liegen ungefähr drei Fuß höher als die Gasse und bilden eine nach vorne geöffnete Halle, auf deren Boden die verschiedenen Waaren ausgestellt sind. Der Eigenthümer sitzt entweder hinter den Körben mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Teppich, oder, da oft ein Kaufmann zwei bis drei Laden hat, steht er davor und geht hin und her. Da er so auf die einzelnen Sachen nicht genau Acht geben kann, sollte man glauben, er müsse oft bestohlen werden; dieß ist aber nicht der Fall, denn alle Kaufleute bewachen ohne Brodneid ihre Laden gegenseitig und die Ehrlichkeit ist

ein Grundzug im Charakter des Türken, so daß man fast nie von Diebstählen hört.

Obschon das Leben in den Gassen Stambuls durch die vielen nach europäischer Art gemachten Kleidungsstücke, die man sieht, sehr an orientalischem Charakter verliert, so konnten wir doch stundenlang dem Treiben in den Gassen zuschauen. Obgleich wir von Schumla und Adrianopel her schon an die großen Turbane, die langen Bärte und das ganze türkische Costüm gewöhnt waren, so gewährte doch die große Menge hier in Stambul durch die Mannigfaltigkeit ihres Aeußeren dem Auge des Fremden einen interessanten Anblick.

Im Orient schieden sich von jeher die Nationen und in ihnen die verschiedenen Kasten nach Sitten und Kleidung strenge von einander ab. Die Andeutungen hierzu haben sich bis jetzt erhalten, und hat man sich etwas darüber belehren lassen, so ist es sehr leicht, den Juden vom Türken und Armenier, sowie den Kaufmann vom Gelehrten oder Derwisch u. s. w. zu unterscheiden.

Wie schon gesagt, die vielen europäischen Einrichtungen, die sich nach und nach in alle Zweige des türkischen Lebens eindringen, haben, wenn ich es so sagen darf, auch die Kleidung cultivirt und ihr manches von ihrer Eigenthümlichkeit abgeschwatzt. So ist, wie bekannt, die ganze türkische Armee, nach unserer Art gekleidet, indessen hat man dabei auf türkische Sitten und Gewohnheiten Rücksicht nehmen und an der Tracht manches abändern müssen, wodurch das ganze Kostüm beinahe lächerlich wird. Der türkische Soldat trägt eine blaue Hose, die, beiläufig gesagt, von dem gröbsten Stoffe ist, den ich je gesehen, unten und oben gleich weit, fast auf unsere Art geschnitten, jedoch hinten mit einer Art von Sack versehen, der bei jedem Schritte des Kriegers sich lächerlich hin- und herbewegt und zu den sonderbarsten Muthmaßungen Anlaß gäbe, wenn man nicht wüßte, daß die ungeheure Weite des Kleidungsstücks an dieser Stelle dazu dient, um ihm das Sitzen auf den untergeschlagenen Beinen möglich

zu machen. Aehnlich verhält es ſich mit der Kopfbedeckung. Da man wohl eingeſehen hat, daß zu der höchſt unpoetiſch geſchnittenen Jacke von grobem blauen Tuch der maleriſche Turban nicht recht paſſen würde, und man den Soldaten auch keine Tſchako's auf unſere Art geben konnte, indem eine Vorſchrift des Korans beſagt: „der Muſelmann ſoll keine Kopfbedeckung tragen, die ihn hindere, den Kopf beim Gebet gegen die Erde zu drücken," ſo hat man ihm das Feß gegeben, das ungefähr in der Geſtalt unſerer Hüte, jedoch geſchmeidig iſt und von rother Farbe, die den Türken, welche das Bunte lieben, wohl gefällt.

Im Verhältniß zu der Menge, die ſich auf den Gaſſen herumtreibt, ſieht man Wenige im altmorgenländiſchen Coſtüme. Hiezu gehört die weite Hoſe, darüber der lange Kaftan, den der Gürtel zuſammenhält; den Kopf bedeckt der Turban, der bei den Muhamedanern aus einem rothen Mützchen beſteht, um welches man ein unendlich langes Stück von weißem Mouſſelin, das zuerſt wurſtähnlich zuſammengedreht wird, herumwindet. Keine Kopfbedeckung gibt dem Geſicht ein majeſtätiſcheres edleres Anſehen, als der Turban; er putzt die ganze Geſtalt des Muſelmanns, die ſich im langen Kaftan gerade nicht zum Vortheilhafteſten ausnimmt, auf's Beſte heraus. So ſchöne Geſtalten man unter den älteren Türken findet, ſo unerquicklich iſt dagegen der Anblick der ganzen jüngeren Generation. Dieſe iſt ebenſo mager und ſieht ſo kränklich aus wie ihr Sultan, von deſſen baldigem Abſterben man daher auch ſo viel in den Zeitungen lieſt, woran ich jedoch keineswegs glaube; denn ſonſt müßte in einigen Jahren die ganze junge türkiſche Männerwelt Konſtantinopels ausgeſtorben ſein. Man kennt wohl die Urſachen, warum ſie ſo elend ausſehen; doch wird es ihnen wahrſcheinlich ergehen, wie ihren Vätern; ſie werden in ſpätern Jahren ebenſo wohlbeleibt, wie dieſe, wenn ſie auch die bleiche Geſichtsfarbe, die allen Orientalen eigen iſt, behalten, und man wird ihren ſtattlichen Figuren nichts Schwindſüchtiges mehr anſehen.

Die Armenier, deren es eine große Anzahl hier gibt, tragen einen Kaftan von dunkelblauer Farbe, und zur Unterscheidung von den Türken anstatt gelbe, rothe Pantoffeln. Ihre Kopfbedeckung ist von schwarzem Filz und von origineller Form. Sie gleicht einem großen Kürbis, den man unten abgeschnitten und auf den Kopf gestülpt hat. Was ich eben von den jungen Türken sagte, ist auf die Armenier nicht anwendbar; ihr Gesicht, obgleich etwas plump und ausdruckslos, ist, wie ihr ganzer Körper, frisch und gesund. Es ist wirklich schade, daß aus ihnen keine Soldaten genommen werden; ich glaube, sie müßten eine vorzügliche Infanterie abgeben. Die meisten sind Handwerker oder Künstler, besonders Steinschneider und Goldschmiede.

Die Juden, die auch hier, wie überall, zerstreut leben, haben keine eigentlichen Gewerbe; sie treiben sich zwischen der Menge herum, bald einen kleinen Handel führend, bald den Dolmetscher oder Cicerone machend. Ihre Kopfbedeckung besteht in einer dunkeln steifen Mütze, um welche ein Stück Zeug, nicht wie bei den Türken lose gewunden, sondern fest genäht ist, ganz wie man auf unsern Theatern den Turban erscheinen sieht. Ihr Kaftan hat denselben Schnitt, wie der des Türken, besteht jedoch aus gewürfeltem, dunklem Kattun.

Ein Stand, der in allen orientalischen Erzählungen und Mährchen eine große Rolle spielt, sind die Derwische, die türkischen Mönche, deren verschiedene Sekten sich durch die Farbe der Kleidung unterscheiden. Ihre langen Kaftans flattern ohne Gürtel frei um die Hüfte und sind bald hellbraun, bald weiß, und bei einem Orden, der für den ehrwürdigsten gehalten wird und dessen Mitglieder am Grabe des Propheten in Mekka dienen, grün. Auf dem Kopfe haben sie einen Hut von weißem Filz, einen Fuß hoch in Form eines abgekürzten Kegels.

Der Anzug des Volkes, der Wasser- und anderer Lastträger, der Taglöhner und herumziehenden Obsthändler läßt sich nicht wohl

beſchreiben; jeder zieht an, was ihm geſchenkt wurde, oder was er wohlfeil gekauft hat. Einige tragen Kaftans, die dann ungemein ſchmutzig ſind; die meiſten kurz abgeſchnittene runde Jacken, welche bei den Waſſerträgern von Leder ſind. Die Beinkleider, vom Gürtel bis zum Knie ſehr weit, umſchließen eng die Wade bis zum Fuß. Faſt alle tragen einen Turban von beliebiger Farbe, viele von grünem Zeug, was dieſe als Nachkommen des Propheten bezeichnet; eine Ehre, die ihnen weiter nichts als den Titel Emir verſchafft. Emir bedeutet Herr oder Fürſt, und es iſt traurig, daß man die meiſten dieſer Fürſten gerade unter den Taglöhnern und Bettlern findet.

Unzertrennlich von den Sitten und Gebräuchen des Orients iſt für uns die Idee, die durch alle morgenländiſchen Erzählungen angeregt wird, daß die Weiber, gänzlich vom öffentlichen Leben getrennt, ihre Tage in beſtändiger Einſamkeit hinter vergitterten Fenſtern verbringen müßten. Ich hatte geglaubt, noch in unſern Tagen begegne man ſelten einer türkiſchen Frau auf der Straße und knüpfte daran allerlei Poeſieen. Stundenlang würde ich mich der Merkwürdigkeit halber vor ein Haus geſtellt haben, um endlich einmal eine dieſer Perlen zu gewahren, deren Antlitz, wie der Koran ſagt, unter der ſchwarzen Nacht der Locken hervorglänzt, wie die weißen Eier unter dem dunkeln Flügel des brütenden Straußes. Doch war dies ſelbſt dem Fremden ſo ſchwer nicht gemacht. Schon in Adrianopel ſahen wir viele Weiber auf der Straße; aber unter ihnen auch nicht ein einziges friſches Geſicht. Es begegneten uns nur alte Weiber mit unangenehmen ſchlaffen Zügen, und ich glaubte ſchon, nur den Duennen und Ammen ſei es allenfalls erlaubt, ihre Käfige zu verlaſſen. Doch verſchwand auch dieſer Irrthum, als wir nach Stambul kamen. Denn die Cultur,

„die alle Welt beleckt,"

hat ihre ausgleichende Hand auch an die verſchloſſenen Zimmer der

türkiſchen Damen gelegt und ſie hinausgeführt auf die Straßen und Märkte. Sie mochten dieſelben anfangs ſchüchtern genug betreten, aber nach und nach behagte ihnen die neue Freiheit ungemein. Zur Zeit, wo wir in der Hauptſtadt der Gläubigen waren, konnte man auf gewiſſen Plätzen mehr Weiber antreffen als Männer. Beſonders war dies in den Beſeſtanes, den bedekten Märkten der Fall, bei den Gewölben, wo fränkiſche Kattune und geſticktes Weißzeug zu haben ſind. Da ſtanden ſie meiſtens in Gruppen von fünf bis ſechs, die bunten Farben eines Stückes bewundernd und ſich wie die Kinder darüber freuend.

Von ihrem Anzug auf der Straße iſt nicht viel zu ſagen, da ihr ganzer Körper in ein großes Stück Zeug gewikelt iſt, das bei den Geringern aus dunkler Leinwand, bei den Reichern aus Seide beſteht. Sie nehmen es in der Art einer großen Mantille um die Schultern und wiſſen obendrein eines der Enden noch um den Kopf zu ſchlingen. Dieſer iſt ohnehin ſorgfältig verhüllt; denn ſie wikeln ihn in ein Stück weißen Mouſſelin ein, das Stirne, Mund und Ohren verbirgt und nur Naſe und Augen ſehen läßt; eine Verſchleierung, die von dem Geſetze vorgeſchrieben, bei den Türkinnen gewiß ſehr beliebt iſt; denn dieſer Mouſſelin verbirgt einen Theil ihres Geſichts, den wir Franken für den von der Natur bei ihnen am meiſten vernachläßigten halten, den Mund. Höchſt ſelten, ſelbſt bei jungen Weibern, deren Augen mit ihrem blitzenden Briſſantfeuer das kälteſte Herz zu verſengen drohen, ſind die Lippen friſch und roth. Man kann öfters einen ſpähenden Blick bis zum Munde gelangen laſſen, beſonders auf der Promenade, wo die Damen faſt beſtändig beſchäftigt ſind, Confituren und dergleichen zu ſich zu nehmen, und findet bei den intereſſanteſten Zügen einen welken Mund, deſſen Unterlippe ſchlaff herabhängt.

Am ſchönſten ſind wohl ihre breiten gewölbten Augenbraunen, und ſie ſelbſt halten diejenigen für die reizendſten, die über der Naſe zuſammenſtoßen, und türkiſche Frauen, denen dieſer Reiz mangelt,

erſetzen ihn meiſt, indem ſie ſich einen Halbmond oder einen Stern von ſchwarzer Farbe zwiſchen die Augenbrauen malen. Der Schwärze der Wimpern wird durch einen gefärbten Zwirnsfaden nachgeholfen, den ſie zwiſchen den Augenlidern durchziehen. Für uns Europäer ſind ihre Hände, deren Nägel und Inneres ſie mit Khennah roth färben, eher abſtoßend als angenehm.

Im Allgemeinen habe ich unter den türkiſchen Weibern, deren wir ſehr viele geſehen, wenige von eigentlich ſchöner Bildung bemerkt und faſt gar keine, um welche ich mein Leben gewagt hätte und in den Harem eines eiferſüchtigen Türken gedrungen wäre, wie es uns Romane und Balladen ſo ſchön erzählen.

Der Muſelmann ſieht es als eine große Schönheit ſeiner Frau an, wenn ſie ſehr ſtark, ja fett iſt, eine Eigenſchaft, die ſie ſich auch durch ihre faule Lebensart beizubringen wiſſen. Doch theilen wir dieſen Geſchmack nicht mit ihnen, da für unſere Augen Grazie und Leichtigkeit in der Bewegung des weiblichen Geſchlechts ſchöner iſt, als das träge Umherwatſcheln der Türkinnen, wozu ihre Fußbekleidung, die weiten Pantoffeln, das ihrige beiträgt.

Mit dem Menſchenſtrom, von deſſen Beſtandtheilen ich ein möglichſt getreues Bild zu geben geſucht habe, wandelten wir täglich langſam durch die Bazars, häufig ſtehen bleibend, denn beinahe an jedem Gewölbe ſieht man bald eine merkwürdige Figur, bald eine Scene aus dem Leben, die das Auge des Fremden feſſelt. Da iſt eine Boutike, in welcher man Zuckerwerk und Confituren aller Art findet; doch ſind die meiſten Sachen, beſonders Kuchen und Torten, für unſern Geſchmack zu ſüß und oft widerlich fett; beſſer ſind andere Leckereien, namentlich gebrannte Mandeln und was wir unter dem Namen Gerſtenzucker verſtehen. Da ſitzt der Eigenthümer hinter den Körben voll Leckereien, die lange Pfeife im Munde, und, wenn man ſeinen geſchloſſenen Augen glauben ſoll, ſanft ſchlafend. Dies iſt aber nicht der Fall; er beobachtet blinzelnd den Franken, dem er, ſo wie er ſich ſeinem Stand nähert, ohne dabei die Augen zu öffnen,

mit der langen Pfeife einen Wink gibt, näher zu treten, dann macht er eine Pantomime, die den Türken eigen iſt, wenn ſie etwas Delikates bezeichnen wollen. Er legt ſeine fünf Finger zuſammengedrückt einen Augenblick an den geſpitzten Mund und öffnet ſie wieder mit einem behaglichen Schnalzen der Zunge, wobei ſein Geſicht einen Ausdruck annimmt, als genöſſe er etwas unbeſchreiblich Angenehmes. Läßt man ſich hierdurch nicht verführen, ſo gibt er ſich weiter keine Mühe, ſondern benutzt die Hand, da ſie einmal in Bewegung iſt, um den langen Bart zu ſtreichen und raucht ruhig fort.

An jener Seite dort iſt gerade einer beſchäftigt, ſein Gebet zu verrichten. Er hat ſich mit dem Angeſicht nach Mekka gewendet und macht die üblichen Bewegungen, die uns ſehr lächerlich vorkamen. Bald kniet er auf ſeinen Teppich nieder und hebt die Hände über den Kopf, bald kreuzt er ſie über die Bruſt, und drückt ſein Haupt bis auf den Boden. In ſolchen Augenblicken glaube ich, könnte ſich die Welt um ſeinen Laden verſammeln, er würde um keinen Preis etwas ablaſſen. Faſt in jeder Gaſſe gibt es fromme Muſelmänner, die man ſo den Tag über ihr Gebet mehrere Male öffentlich verrichten ſieht.

So geſchäftig der Armenier iſt, wenn man ihm etwas abkaufen will und unaufgefordert ſeine Waaren auspackt und ſich durch Anpreiſen derſelben bemüht, den Käufer zu locken, ſo indolent geberdet ſich oft der Türke, wenn man an ſein Gewölbe tritt und er vielleicht eben ſeine faule Stunde hat. Kaum erhält man auf die Nachfrage nach dieſem oder jenem Artikel Antwort und höchſt ſelten mehr als Ja oder Nein. Erſteres bezeichnet er durch Schütteln des Kopfes, das Letztere durch Nicken, alſo gerade umgekehrt, wie bei uns, was häufig zu Mißverſtändniſſen Anlaß gibt. Man kann indeſſen verſichert ſein, daß man von dem Türken viel reeller bedient und nicht überfordert wird. Dieſer verlangt einen beſtimmten Preis und läßt ſelten etwas davon ab, wogegen man dem Franken und dem Ar-

menier beſtändig ein Drittel abhandeln muß, um nicht betrogen zu werden.

Hie und da zwiſchen den Buden zerſtreut liegen die Schulen, von denen ich ſchon geſprochen, d. h. man ſieht, wie ein alter Türke acht bis zehn Kindern, die auf ihren untergeſchlagenen Beinen um ihn her ſitzen, aus dem Koran Leſeunterricht ertheilt. Da ſie alle durch einander ſchreien und der Lehrer aufmerkſam zuhörend, dem, der ein falſches Wort ſagt, über den Köpfen der Andern hinweg einen Schlag mit ſeinem langen Pfeifenrohre gibt, worüber der Getroffene einen Schmerzensſchrei ausſtößt, der das Geplapper der Andern gellend durchdringt, ſo kann man ſich denken, daß eine ſolche öffentliche Schule ziemlichen Lärm auf der Gaſſe macht. Hie und da ſitzen noch an den Straßenecken meiſtens unter dem vorſtehenden Dach einer Bude, das ſie gegen Regen und Sonne ſchützt, die öffentlichen Schreiber mit der Brille auf der Naſe, eine Papierrolle auf den Knieen und das Dintenfaß im Gürtel, ihre Clienten erwartend, die einen Contract, eine Bittſchrift und dergleichen aufſetzen zu laſſen haben.

Was mich bei den Spaziergängen durch die Gaſſen ſtets beſonders intereſſirte, das waren die Barbierſtuben, die überall zu finden ſind. Sie beſtehen aus einem einzigen Gemach, an deſſen Wänden ein hölzerner Divan ſich befindet, auf dem die Kunden Platz nehmen. Ueber ihren Köpfen, mit dem Divan gleich laufend, befindet ſich ein ſtarker, eiſerner Draht, an dem, nach der Größe der Anſtalt, zwei oder drei blechene Waſſerkeſſel hängen, die man hin- und herſchieben kann.

Der Barbier iſt, wie die meiſten bei uns, ein beweglicher Menſch, der viel plaudert und ſeine Gäſte zu unterhalten weiß, er fängt ſein Geſchäft bei dem der Thür zunächſt Sitzenden an, indem er einen der Keſſel, der mit lauem Waſſer angefüllt iſt, über den zu Scheerenden richtet. Unten am Gefäß befindet ſich eine dünne Röhre, deren feine Spitze beinahe auf den Schädel des Kunden

reicht. Der Barbier macht aus einer Art feinen Hanf einen Wisch, den er mit weicher Seife beschmiert und stellt sich mit gespreizten Beinen vor seinem Gast auf eine Erhöhung, so daß er den Kopf desselben unter sich hat. Dann öffnet er einen kleinen Hahn an der Röhre des Gefäßes, und wie das warme Wasser herausströmt, bearbeitet er den nackten Schädel auf's Eifrigste so lange, bis er ihn mit einer Wolke von weißem Seifenschaum umgeben hat. So bleibt das Schlachtopfer sitzen; der Barbier rückt den Kessel über den Zweiten und nimmt mit ihm dieselbe Manipulation vor, ebenso mit dem Dritten u. s. f.

In dieser Zeit ist der Schaum auf dem Haupte des Ersten allmälig verschwunden, hat die seit dem letzten Scheeren wieder gewachsenen Haare erweicht und zum Rasiren fähig gemacht. Der Barbier kehrt zu ihm zurück, drückt den Kopf an sich, wendet und dreht ihn nach Gefallen, und in fünf bis sechs Minuten ist die Operation glücklich vollbracht.

Wenn man sieht, wie rauh bei diesem Geschäft zu Werke gegangen wird, um jedes Haar sorgfältig zu vertilgen, so daß dem Gast nicht selten die Thränen aus den Augen gepreßt werden, so können wir uns glücklich schätzen, daß die Sitte, das Haar glatt abzuscheeren, bei uns nicht herrscht. Ich selbst habe mich oft der Merkwürdigkeit halber in einer dieser Buden rasiren lassen, und man ist stets viel säuberlicher mit meinem Kinne verfahren, als mit den Häuptern der Gläubigen.

Man hielt mir eine große zinnerne Schüssel, die einen Einschnitt für den Hals hat, unter das Kinn, und der Barbier bearbeitete mich mit der äußersten Pünktlichkeit; er jagte jedem einzelnen Haare nach, was er auf den Wangen entdeckte, brachte die des Schnurrbarts alle in gehörige Länge und verstieg sich in seinem Dienstfeifer mit einer langen spitzen Scheere sogar bis in die Nasenlöcher. Es dauerte etwas lang. Dafür konnte man sich aber auch, wenn er sein Geschäft beendigt hatte, als ein wohl rasirter Mensch sehen

laſſen, was man bei uns nicht immer kann. Der Barbier ſchien ebenfalls Freude an ſeinem Werk zu haben, und entließ mich mit einem lauten „Ei w' Alla! — Gott iſt groß!“ was von den Türken mit einem unnachahmlichen Zungenanſtoß ausgeſprochen wird.

Neben dieſen Barbierſtuben befinden ſich meiſt kleinere Kaffeehäuſer, wo die Geſchorenen ſich nach vollbrachtem Geſchäft mit einer Taſſe Kaffee und einer Pfeife regaliren. Doch gehören dieſe Häuſer zu den gemeinſten; der Boden beſteht aus geſtampfter Erde, und es finden ſich kaum hölzerne Divans, meiſtens nur Steine oder kleine Stühlchen zum Sitzen.

Beſonders zahlreich ſind in Konſtantinopel die Gewölbe des Parfumeurs und der Eſſenzen-Verkäufer. Bei ihnen findet man unverfälſcht die feinen Oele, die der Orient erzeugt: als Roſenöl, das meiſtens aus Adrianopel kommt, Jasminöl u. dgl. Auch verkaufen ſie die verſchiedenſten Arten von Paſtillen, kleine vergoldete Kügelchen, die auf die Pfeife gelegt werden und einen Wohlgeruch verbreiten, ſowie auch zu demſelben Zwecke das ſogenannte Aloeholz. Ferner findet man bei ihnen wohlriechende gold- und ſilbergeſtickte Börſen, Beutelchen von ſogenannten ſchwarzen Roſenperlen u. dgl.

Der Fürſt Pückler erzählt von einem dieſer Handelsleute, einem alten Türken, der ſich ſtets freundlich gegen ihn benommen und bei dem er auf ſeinen Wanderungen durch die Bazars häufig bei Pfeife und Kaffee ausgeruht habe. Einer unſerer hieſigen Bekannten, der Dragoman der preußiſchen Geſandtſchaft, zeigte uns ſeinen Laden; wir gingen hin, einige Kleinigkeiten zu kaufen und fanden wirklich einen ſehr freundlichen alten Mann. Er bot uns Pfeifen an und wir mußten uns niederſetzen, um mit ihm zu plaudern. Als er im Verlauf des Geſprächs durch den Dolmetſcher erfuhr, daß wir Nimbtſche, Deutſche, ſeien, erkundigte er ſich nach dem Fürſten, der oft bei ihm geweſen ſei, und beſonders nach deſſen Abyſſinierin,

Makuba, die er uns beſchrieb, und ſehr lobte. Wir hatten bald die Freundſchaft des alten Türken erworben, und er freute ſich ſpäter jedesmal, wenn wir vorbeikamen und einen Augenblick bei ihm einſprachen.

Faſt ebenſo oft ſtößt man auf die Laden der Tabakshändler, die geſchnittenen Tabak von allen Sorten in großen Haufen vor ſich liegen haben. Man muß aber bei dieſen Leuten keine Einkäufe machen, ohne einen Sachkundigen bei ſich zu haben; ſie verſtehen es, ihre Waare recht lockend auszulegen, die ſchon zum Gebrauche geſchnitten und gewöhnlich mit einer Beize verſehen iſt, die dem ſchlechten Tabak das Parfum des guten gibt. Wer ſich überhaupt in der Türkei mit Tabak verſehen will, um eine größere Quantität mitzunehmen, muß ſeine Einkäufe in Syrien machen; der dortige Tabak iſt unſtreitig der beſte und gilt auch in Konſtantinopel dafür. Die gewöhnlichen Tabake, wie man ſie hier kauft, wachſen in Adrianopel, ſowie um die Hauptſtadt ſelbſt und ſind von gelber Farbe, wogegen der ſyriſche etwas dunkler iſt.

Der Tabak zu den Waſſerpfeifen iſt nicht geſchnitten, ſondern wird in ganzen hellgelben Blättern verkauft. Unter den vielen kleineren Laden, worin Spezerei-Waaren und dergleichen verkauft werden, ſind die der Laternen-Fabrikanten hervorzuheben, die dieſes nothwendige Geräth aus Papier in allen möglichen Preiſen und Größen verfertigen. Da es in Konſtantinopel noch keine Straßenbeleuchtung gibt und es allgemein verboten iſt, bei eingetretener Dunkelheit ohne Laterne zu gehen, ſo findet dieſe Waare großen Abſatz, und kann daher auch zu beiſpiellos billigen Preiſen geliefert werden. Dieſe Laternen ſind cylinderförmig, oben mit einem Henkel verſehen. Man kann ſie zuſammenſchlagen und bequem in die Taſche ſtecken. Für einen halben Piaſter, drei Kreuzer, erhält man eine recht hübſche.

Außer den bisher erwähnten Gaſſen, die zu beiden Seiten mit Buden beſetzt ſind, vor denen ein immerwährender Handelsverkehr

ſtattfindet, gibt es viele offene Märkte, Tſcharſchu, die entweder nur an beſtimmten Wochentagen oder zu gewiſſen Artikeln benutzt werden. So gibt es einen Pferdemarkt, Laus- oder Tändelmarkt, Sklavenmarkt, Mittwochsmarkt ꝛc.

Das ewige Gewühl in den Gaſſen, das Schreien der Verkäufer und Ausrufer, ſowie die warnende Stimme der Pferdetreiber, die auf ihren Thieren das Waſſer in alle Theile der Stadt bringen und deren Ruf das allgemeine Geſumme gellend unterbricht, das Schreien der Armenier oder Juden, die wegen einer Kleinigkeit in Streit gerathen, betäuben das Ohr; die mannigfaltige Ausſtellung der Waaren, die vielerlei Coſtüme, die einem bunten Strome gleich vorüberſchwimmen, blenden das Auge, und man betritt mit behaglichem Gefühl die gedeckten Märkte, Beſeſtane, um dem tollen Lärmen und dem gewaltigen Schmutze draußen zu entgehen.

Wenn es auch den Beſeſtanes keineswegs an Beſuchern fehlt, ſo treibt ſich hier doch das geringe Volk nicht ſo herum; es herrſcht daſelbſt, beſonders in einigen Theilen, gegen den ungeheuren Spektakel draußen, eine gewiſſe Ruhe, die vornehmlich das Auge empfindet, das langſam forſchend die großen Gewölbe durchirrt, die mit den koſtbarſten Stoffen und Geräthen angefüllt ſind.

Schon ſeit dem Jahre 1461 gab es in Konſtantinopel ein Beſeſtan; ein anderes wurde ſpäter unter Sultan Soliman erbaut; beide waren jedoch nur aus Holz und brannten bei den ſchon erwähnten Feuersbrünſten mehrere Male ab. Nach der letzten, im Jahre 1701, wurden beide Beſeſtane, wie ſie jetzt noch beſtehen, maſſiv von Stein aufgebaut.

Jedes bildet ein großes Viereck gewölbter Hallen, oben mit kleinen Kuppeln verſehen, was dem Ganzen von der Höhe, z. B. dem Seraskierthurme herab geſehen, einen eigenthümlichen Anblick gibt. In dieſen Beſeſtanes findet man nun alle mögliche Artikel des Luxus, und wie in den Straßen ſind auch hier die gleichartigen Artikel nebeneinander aufgeſpeichert, was die Auswahl erleichtert

und auch die einzelnen Kaufleute hindert, die Käufer, besonders Fremde, zu überfordern, da der Nachbar gleich um einige Piaster billiger verkaufen würde.

Hier findet man ganze Gänge voll Waffen, Shawls, geschnittener und ungeschnittener Steine, Tücher, sowie Reihen von Gold- und Silberarbeitern, Buchhändlern, Wechslern ꝛc. Zwar hat jetzt die ungeheure Pracht, die früher in Kleidungsstücken herrschte, bedeutend abgenommen, und die vornehmen Türken in Konstantinopel, besonders Offiziere und Beamte, bis zum Sultan hinauf, gehen im einfachen blauen Rocke, mit einem Säbel bewaffnet, der meist nicht reicher verziert ist, als wie ihn auch unsere Militärs tragen, statt daß früher, zur Zeit der Janitscharen, jeder dieser Menschen mit schönen Waffen prunkte, deren Reichthum sich nach Maßgabe des Vermögens vom einfachen Silberbeschläge bis zum reichen Besatz mit Rubinen und Diamanten steigerte.

Diese Revolution im Costüm äußert nun bereits bedeutenden Einfluß auf die Waarenausstellungen des Bazars, und wenn auch die Laden in den Besestans gegen unsere Gewölbe mit weit glänzenderen Dingen ausgestattet erscheinen, so findet man im Allgemeinen doch bei Weitem nicht mehr die alte Pracht.

So schildert Hammer die Waaren, die in früherer Zeit hier ausgebreitet lagen; er zählt auf: damascenische Säbel, tartarische Bögen, arabische Lanzen, persische Dolche, Türkisse aus Nischabur und Rubinen aus Bedaschan, Perlen von Bahrein, Diamanten von Golkonda, Shwals aus Angora, aus Persien und Kaschemir, indische Mousseline und Kalikos, englische und französische Tücher, deutsche Leinwand und schwedisches Eisen, geschnittenen Sammet aus Brussa, Scheiks (Bedninenmäntel) aus der Barbarei; kurz, alle Herrlichkeiten, so die Sonne vom Aufgang bis zum Niedergang schaut, finden sich hier zum Kauf und Verkauf ausgestellt. Wenn man freilich alle

dieſe Artikel auch jetzt noch findet, ſo ſind doch nicht mehr, wie damals, ganze Reihen damit angefüllt.

Der Reiſende, der die türkiſchen Bazars beſucht, verläßt ſie ſelten, ohne hie und da etwas gekauft zu haben, wozu ſich artige Kleinigkeiten genug finden, beſonders in den Gewölben, wo Stickereien feil ſind. Man findet hier Pantoffeln, Spiegelfutterale, Mützen, Tabakbeutel von Seide oder Sammet, zierlich mit Gold, Silber oder Perlen geſtickt, die ſehr hübſch und reich ausſehen und ſehr billig ſind, was daher kommen mag, daß ſie meiſtens von den Weibern in den Harems gemacht werden.

Ein anderer Artikel, den man am Beſten in den Bazars ſelbſt kauft, ſind die geſchnittenen Steine, meiſtens Karneole, Talismane genannt, die ſich ebenfalls zu kleinen Andenken und Geſchenken ſehr eignen. Auf ihnen iſt der Namenszug eines der Propheten oder auch ein Vers aus dem Koran eingeſchnitten. Die gewöhnlichen, die dann natürlich nicht mit großem Fleiß gearbeitet ſind, koſten nicht viel, wogegen ſchöne Talismane mit erhaben geſchnittenen arabiſchen Buchſtaben theuer bezahlt werden.

Lange Pfeifenrohre, bei uns unter dem Namen Weichſelrohre bekannt, findet man auch in reicher Auswahl und oft zu guten Preiſen, wogegen Keinem zu rathen iſt, die nöthigen Spitzen aus Bernſtein, die man bis zu dem ungeheuren Preiſe von tauſend Gulden findet, ebenfalls hier zu kaufen.

Wer aber in Konſtantinopel bedeutende Einkäufe in den erwähnten Talismans, in Kaſchemirſhawls, feinen Gold- und Silberarbeiten oder alten koſtbaren Waffen machen will, thut nicht wohl, wenn er dieſe Artikel in den Gewölben ſelbſt auswählt: er findet, beſonders in Pera, Unterhändler, die ſich eigens hiemit beſchäftigen und die beſten Quellen wiſſen. Dieſe Leute ſehen für den kleinen Vortheil, den man ihnen zukommen läßt, ſehr auf den Nutzen des Reiſenden und können vielfach Betrügereien verhüten, denen man ſonſt ausgeſetzt wäre. Dies iſt hauptſächlich beim Ein-

kauf von schönen Shawls der Fall, ein Handel, der jetzt fast durchgängig unter der Hand abgemacht wird. Schöne, ganz neue Kaschemirshawls sind noch immer sehr theuer; doch werden viele zu uns gebracht, die schon eine Zeit lang in den Harems getragen wurden, wodurch der Stoff nicht verliert, vielmehr an Weiche gewinnt.

Wenn wir durch die Bazars wandelten, ohne den Gedanken, etwas zu kaufen, wurden wir doch zuweilen wider Willen verführt. So blieben wir an einem Gewölbe mit prächtigen Waffen stehen, und der unermüdliche Armenier zeigte sie Stück für Stück, wobei er dem Fremden den Preis gewöhnlich durch Auf- und Zumachen der Hände angibt. Hatten wir nichts gefunden, was schön oder wohlfeil genug war, um es zu kaufen, und wollten uns entfernen, so hielt uns der Kaufmann durch die oben beschriebene Bewegung mit der Hand zum Mund fest, zog aus seinem Kaftan ein kleines Paketchen und wickelte aus der schmutzigen Leinwand einige Talismane, die er, wer weiß wo, erhandelt hatte, und in solchen Fällen machten wir oft die besten Einkäufe. Umgekehrt holte nicht selten ein Steinschneider, wenn wir unter seinen Artikeln nichts Anständiges fanden, eine alte Waffe hervor, die er uns sehr billig anbot.

Viel Unterhaltung gewährten uns auf unsern Gängen die türkischen Weiber, die halbverschleiert zahlreich hin- und herziehen und vor den Gewölben stehen bleiben. Selten liefen sie fort, wenn wir uns neben sie stellten und ihrem Handeln zusahen, und erst, wenn wir ihnen zu tief in die schwarzen Augen blickten, oder sie durch Pantomimen befragten, wie ihnen dies oder jenes gefalle, warfen sie ihre Tücher vor's Gesicht und empfahlen sich. Doch geschah dies meistens nur, nachdem ihnen der Herr des Ladens, dem dies unschicklicher als ihnen selbst vorkommen mochte, einige zornige Worte zugerufen hatte, wahrscheinlich die Weisung, sich von den Giaurs nicht so ansehen zu lassen. Einmal jedoch, wo ich mit unserem Dokter allein durch die Straßen zog und es uns sehr amüsirte,

einer Negerin, mit einer wahren Riesenfigur, zuzusehen, wie sie aus ihrem Wagen kletterte, schien dieser Dame unsere Aufmerksamkeit sehr zu mißfallen; mit erstaunlicher Geläufigkeit der Zunge überschüttete sie uns mit einer Masse zornig ausgestoßener Worte, von denen ich nichts verstand, als: „Giaur sek-ter Bessewenk!“ was, auf's Gelindeste übersetzt, doch so viel heißt, als: „Ungläubiger Kuppler, geh zum Teufel!“

Neben diesen beiden Besestanes gibt es noch einen dritten, den sogenannten ägyptischen Marktplatz, wie die beiden andern aus gewölbten Hallen bestehend, doch bildet er nur einen rechten Winkel, die Hälfte eines Vierecks. Hier findet man alle Wohlgerüche Arabiens aufgestapelt, und all' diese Gewürze, die der Orient hervorbringt, verbreiten einen herrlichen Duft, wodurch sich dieser Markt schon in der Ferne der Nase des Herumwandelnden bemerklich macht. Treffend sagt Hammer von ihm: „Wie sich die Molucken dem Seefahrer schon weit im Meere verkünden, verkündet dem Wanderer in Konstantinopel der würzige Geruch dieses Markts schon von ferne sein Dasein, und erinnert an die beiden schönen Gedanken Sardi's: daß Moschus und Liebe sich vor der Welt nicht geheim halten lassen, und daß das wahre Verdienst, wie die Auslage des Gewürzhändlers, prunklos schweigt und herrlich duftet. Endlich an das von einem arabischen Dichter ausgebildete Wort Muhamed's:

Mädchen sind Blüthen, die Blüthen gewähren süße Gerüche,
Und ein süßer Geruch ist vor dem Herrn das Gebet.
Mädchen sind irdische Kost und Gebet ist himmlische Nahrung.
Wohlgerüche genießt Himmel und Erde zugleich.

Ehe wir die Bazare verlassen, muß ich noch der Chane oder Karavanseraien, als zu ihnen gehörig, gedenken. Eigentlich ist Chan oder Karavanserai nicht gleichbedeutend; erstere sind Gebäude, in welchen sich nur große Waarenlager oder große Werkstätten, auch Fabriken befinden; letztere sind Herbergen für Reisende. Doch gibt

es auch dergleichen öffentliche Anstalten, in denen sich der Begriff beider Worte vereinigt, wo nämlich fremde Kaufleute während ihres Aufenthalts in Konstantinopel wohnen und ihre Waaren auslegen oder auch nur ihre Wechselstuben haben. Hierher gehört der große Chodscha-Chan, wo sich gewöhnlich persische Kaufleute aufhalten. Es gibt einen Chan der Gefangenen in der Nähe des Sklavenmarkts, und einen Chan der Gesandten bei der verbrannten Porphyrsäule, wo früher die Gesandten aller europäischen Mächte einquartiert oder vielmehr eingesperrt wurden, denn man behandelte sie hier wie Staatsgefangene.

Will man alle diese Bazare, Besestane und Chane, oder auch nur die vorzüglichsten genau durchmustern, so braucht man Monate. Man kann diesem Geschäft doch nur wenige Stunden widmen, da das allzugroße Gewühl und die unendliche Mannigfaltigkeit der Waaren die Sinne abstumpft und sie nach kurzer Zeit unfähig macht, Alles mit Ruhe zu betrachten. Wir waren fast täglich ein paar Stunden in den Bazars und verließen dann das Gewühl, um uns auf einem einsameren Platze durch Betrachtung irgend eines der alten ehrwürdigen Bauwerke wieder zu erholen. Freitags jedoch, wo der Sultan eine der öffentlichen Moscheen besucht, machten wir uns, nachdem wir unsere Einkäufe besorgt, eine andere Zerstreuung.

An diesem Tage, Morgens zwischen zehn und zwölf Uhr, versammelt sich beim Seraskierthurm, auf dem Seraskierplatz, oder wie ihn die Türken nennen, Tauk-Bassari oder Hühnermarkt, Alles, was von der türkischen nobeln Damenwelt eine Equipage besitzt oder eine miethen kann, um daselbst eine Spazierfahrt zu machen. Die Wagen sind von ganz eigenthümlicher Bauart und erschienen uns anfangs sehr lächerlich. Die meisten, besonders die älteren, haben Aehnlichkeit mit unsern Leiterwagen; nur sind sie leicht und zierlich geschnitzt, mit bunten Farben bemalt und theilweise vergoldet. Hölzerne Reifen tragen ein Dach von grüner oder rother

Leinwand, unter dem auf Kiſſen und Teppichen oft ein ganzer türkiſcher Harem liegt: ein paar Weiber, einige Sklavinnen und mehrere Kinder von verſchiedenem Alter. Vor dieſe Equipagen ſind zwei ſchwere Ochſen geſpannt, mit buntem, vergoldeten Riemenzeug angeſchirrt und mit allerlei Bändern aufgeputzt. Zur Verzierung dieſes Geſpanns, vielleicht auch um die Fliegen abzuwehren, gehen von der Bracke des Fahrzeugs aus zwei ungefähr ſechs Fuß lange geſchweifte Hölzer, die ſo gleichſam über den Thieren ſchweben. Von denſelben herab hängen bunte wollene Quaſten, die ſich bei jedem Schritt hin- und herbewegen. Andere Fahrzeuge nähern ſich etwas unſern Kaleſchen, ſind jedoch mit Schnitzwerk verſehen und ſchwer vergoldet, wie ſie bei uns im verfloſſenen Jahrhundert gebräuchlich waren. Auch ſieht man wohl hie und da einen Wagenkaſten nach unſerer jetzigen Façon, der aber dann auf ſchweren altmodiſchen Rädern ruht.

In langen Reihen bewegen ſich dieſe Wagen vorwärts, von einer Maſſe Weiber und Kinder der ärmeren Klaſſe angeſtaunt, die nebenher laufen. Auch erblickt man zuweilen einen jungen türkiſchen Elegant, der ſelbſtgefällig umherreitet, ohne ſich jedoch um die Damen zu bekümmern. Aeltere Türken ſitzen in den Kaffeehäuſern, die ſich auf dem Platze befinden, und ſchauen dem Gewühle zu. Den vornehmen Harems, die oft aus Zügen von fünf bis ſechs Wagen beſtehen, folgen auf ſchönen reichgeſchirrten Pferden ſchwarze oder weiße Eunuchen, meiſtens Menſchen von widerlichem Aeußern, mit unförmlich dickem Oberkörper, auf dem der Kopf feſt in den Schultern ſteckt. Ihre fetten ſchlaffen Geſichter werden durch einen lauernden boshaften Zug um Mund und Auge noch unangenehmer. Auch bei den einzelnen Wagen fehlen die Aufpaſſer nicht, die hier entweder zu Fuß nebenher gehen oder hintenauf ſitzen.

Auf dieſem Corſo haben wir uns manche Stunde ſehr gut unterhalten. Die Damen nahmen es in der Regel gar nicht übel auf, wenn wir ſie genau betrachteten, beſonders die jungen und

hübschen, die oft ihr Möglichstes thaten, unsere Augen auf sich zu ziehen. Obgleich, wie schon gesagt, das Gesetz ihnen vorschreibt, den Mund zu verschleiern, so wissen sich die türkischen Schönheiten in diesem Fall doch zu helfen, indem sie sich hiezu eines ganz dünnen feinen Mousselins bedienen, welcher die Formen ihres Gesichts sehr gut errathen läßt. In ihre Kissen zurückgelehnt, verstehen sie es vortrefflich, im rechten Augenblick die schwarzbewimperten Augenlider aufzuschlagen, und dem, der sie betrachtet, eine volle Ladung aus ihren blitzenden Augenbatterien zu geben. Die Mantille, die beim Gehen stets fest um die Schultern gezogen wird, lassen die Türkinnen im Wagen nachlässig herunterfallen, wodurch die vollen Formen ihres Oberkörpers sichtbar werden, und da die kleinen gestickten Jäckchen, die sie tragen, sehr tief ausgeschnitten sind, und die Regel des Anstandes ihnen nur gebietet, das Gesicht zu verschleiern, so hatten wir bei der nachlässigen Lage dieser Damen in ihrem Wagen häufig Gelegenheit, tiefe Blicke unter die Mantille zu thun.

In steter Bewegung sind ihre weißen runden Arme, an denen sie die goldenen Spangen zeigen wollen, und wenn man sie betrachtet, fahren sie gleich mit ihren Händen an's Gesicht, um die Aufmerksamkeit auf ihre Ringe zu lenken, mit denen sie nach Maßgabe ihres Vermögens alle Finger bedecken. Doch, wie ich schon früher sagte, findet man unter diesen Weibern sehr selten ausgezeichnete Schönheiten, und nur einige Male sahen wir Mädchen, deren Mund und untere Gesichtsbildung mit den schönen Augen, die man häufig findet, im Einklange standen. Die Sklavinnen sind meistens Schwarze, mit wolligtem Haar und platter Nase. Eine Ausnahme machen die Abyssinierinnen, die man auch zuweilen sieht. Sie sind von sehr schöner Bildung, und fast bei Allen wird das edle Gesicht durch eine tiefe Melancholie, die sich über ihre Züge lagert, noch anziehender. Sie gehören meist zum dienenden Personal; doch habe ich auf dem türkischen Corso häufig einen halb

verschlossenen Wagen gesehen, worin eine reich gekleidete, sehr schöne Abyssinierin saß. Oft, wenn der Zug der Wagen irgendwo stockte, trat ich nah an den Schlag ihrer Equipage und gewöhnlich sah sie mich erstaunt, doch nicht unfreundlich an. Gern hätte ich etwas Näheres über sie erfahren, doch einige Mal, als ich ihr folgte, wenn sie den Corso verließ, mochte ich mich aus Furcht, den Weg zu verlieren, nicht zu weit in die Stadt wagen, und einmal, als ein der Stadt kundiger Freund mich in gleicher Absicht zum Scherz begleitete, erregten wir die Aufmerksamkeit ihrer schwarzen Wächter, die uns so drohend ansahen, daß mein Begleiter es gerathener hielt, umzukehren. Was half uns auch unsere Neugierde? Die schwere Thür ihres Käfigs schloß sich hinter dem Mädchen und wir hätten es nicht einmal wagen können, nachher auffallend zu den vergitterten Fenstern emporzuschauen; denn so viel auch die Türken schon von unsern Sitten und Gebräuchen angenommen haben, sind sie doch in diesem Punkte unverbesserliche Egoisten.

Türkische Bäder.

Schon in Adrianopel hatte der Baron die Genüsse eines türkischen Bades versucht und sie als sehr sonderbar und im ersten Augenblick anstrengend, aber auch so dargestellt, daß sie dem Körper nach einiger Zeit eine ungemeine Behaglichkeit geben und die Glieder ganz geschmeidig machen. Auch Hamsa, unser Tartar, wenn er auf der Reise von den Genüssen sprach, die ihn bei seiner Ankunft in Stambul erwarteten, erwähnte den Genuß eines Bades als etwas, das alle Müdigkeit der Reise hinwegnehme und den Körper neugeboren mache. Gleich in den ersten Tagen unseres Aufenthalts in Pera erkundigten wir uns nach einem der besten Bäder, und einer unserer neuen Bekannten, Herr von C. bei der preußischen Gesandtschaft, war so gütig, sich unser, wie in vielen Punkten, auch hierin anzunehmen. Er führte uns nach Stambul, damit wir die Leiden und Freuden eines türkischen Bades kennen lernen möchten.

Es kann nicht ſchaden, wenn der Reiſende, der ein türkiſches Bad nehmen will, es dem Inhaber vorher anzeigen läßt, damit dieſer für reine Wäſche ſowohl, als auch dafür ſorge, daß die Badballen nicht ſo ſehr überfüllt ſind, was uns unangenehm geweſen wäre. Da alle Bäder öffentlich ſind, ſo kann man nicht immer wiſſen, weſſen Hand der Striegel, mit dem man bedient wird, kurz vorher berührt hat. Auch hiefür ſorgte Herr v. G., und nahm für einen Morgen das am Hippodrom gelegene Atmeidan-Hamami, d. h. „das Bad der Pferdeliebhaber," in Beſchlag. Jedes Bad hat ſeinen eigenen, oft ſehr ſonderbaren Namen, worauf ich ſpäter zurückkommen werde. Ueber die Wahl unſeres Führers, uns in das Bad für Pferdeliebhaber zu führen, lachten wir herzlich und ſchickten uns in der heiterſten Stimmung an, die heiligen Hallen zu betreten.

Von außen ſah das Bad wie ein altes, halb verfallenes Gemäuer aus. Hie und da war ein ſchön gehauener Fries auf einigen Säulenſchaften eingemauert, was uns vermuthen ließ, daß auch hier früher ein prächtiges Bad geſtanden, aus deſſen Trümmer man das jetzige erbaut. An dieſe Mauern war ein Haus neuerer Bauart angeklebt, durch deſſen Thor wir in die mäßig erwärmte Vorhalle des Hamani oder Bades traten. In der Mitte dieſes ziemlich geräumigen Gemaches war ein Springbrunnen. An allen Wänden befanden ſich Divans, von den gewöhnlichen ſehr verſchieden. Sie waren etwa vier Fuß hoch, und zehn bis zwölf breit, ſo daß man ſich ausgeſtreckt darauf legen konnte, die Füße nach dem inneren Raum gekehrt.

Bei unſerer Ankunft mußten wir uns auf kleine Rohrſtühle ſetzen, die am Springbrunnen ſtanden, und der Hamamſchi, Bader, brachte uns Kaffee und lange Pfeifen, während einige ſeiner Knechte auf den Divans für jeden von uns ein Lager zubereiteten, aus einer Matratze mit Kopfkiſſen beſtehend, über das ein weißes Leintuch gebreitet wurde.

Nachdem wir unſern Kaffee getrunken, wurden wir zu dem Lager geführt und ein Tuch als Vorhang vor uns ausgebreitet. Wir mußten uns jetzt ganz entkleiden, und nachdem uns der Bader ein großes Leintuch als Schürze umgeſchlagen, auch jedem von weißem Zeug einen Turban gemacht hatte, legten wir uns einen Augenblick auf das Lager, um ſchon etwas durchwärmt in die zweite Abtheilung des Bades eingehen zu können.

Hier herrſchte bereits ziemliche Hitze, ſo daß wir ſchon in wenigen Augenblicken ganz mit Schweiß bedeckt waren. Ein neues Lager, ähnlich den erſten, war hier bereitet, und darauf ausgeſtreckt, wurden wir abermals mit Pfeifen und Kaffee bedient. Wohl eine Viertelſtunde blieben wir in dieſem Gemach, worauf uns die Badewärter unter den Armen faßten, um uns in das eigentliche Badgewölbe zu führen. Daß man ſich in dieſen Gewölben beim Gehen unterſtützen läßt, iſt ſehr nöthig, denn der Boden iſt zu heiß, um mit nackten Füßen darauf gehen zu können, weßhalb man Pantoffeln erhält, deren Sohle auf zwei, drei Zoll hohen Klötzchen ſteht, die das Gehen ungemein erſchweren. Ich habe darin den Fuß nie aufheben können, ſondern bin ſtets über den Boden hingerutſcht.

Zum dritten Gewölbe führte eine ſchmale eiſerne Thüre, die hinter uns gleich wieder verſchloſſen wurde. In dieſem, dem eigentlichen Bad herrſchte eine ſolche Hitze, daß ſie uns in den erſten Augenblicken den Athem benahm. Es war daſſelbe beklemmende Gefühl, wie wenn man allmählig in ein kaltes Bad hinabſteigt, wo man glaubt, Herz und Lunge drängten ſich nach oben, um ſich da gewaltſam einen Ausweg zu verſchaffen. Das Gemach war rund, mit einer großen Kuppel bedeckt, die kleine, mit buntem Glas geſchloſſene Oeffnungen hatte, welche ſymmetriſche Figuren bildeten. Das ſpärliche Tageslicht, welches einzig durch ſie in die Halle fiel, wurde noch durch die vom Boden aufſteigenden Waſſerdämpfe getrübt. Die Wände beſtanden aus gewöhnlichen Steinen und waren

hie und da mit Sculpturen versehen; der Boden aber war sehr schön aus farbigem Marmor zusammengesetzt und hatte in der Mitte eine fußhohe runde Erhöhung, etwa zwanzig Fuß im Durchmesser, an deren Seiten die heißen Dämpfe vermittelst kleiner Löcher ausströmten.

Ferner hatte das Gemach vier Nischen von etwa zehn Fuß Tiefe, in deren jeder sich ein zierlich aus Stein gehauener Brunnen mit zwei Röhren befand, die mit einem Hahnen verschlossen waren und kaltes und warmes Wasser gaben. Diese Nischen konnten mit Teppichen verhängt werden, die zu dem Zweck über der Oeffnung zusammengebunden waren.

Bei unserem Eintritt in dies Gemach legte man in eine Ecke für jeden ein Kissen, auf das wir uns abermals ausstrecken mußten, um die dritte Pfeife mit Kaffee zu genießen und uns dabei allmählig an die entsetzliche Temperatur zu gewöhnen. Aber nicht lange, so waren wir vollkommen durchglüht, und der Hamamschi erklärte uns für fähig, die Operation des Badens vernehmen zu können, eine wirkliche und ziemlich schmerzhafte Operation.

Die Erhöhung in der Mitte des Gemachs, von der ich oben sprach, war im wahren Sinne des Wortes unsere Schlachtbank. Dort mußten wir uns ausgestreckt hinlegen, was anfangs einigen Schmerz verursachte, denn obgleich uns längst der Schweiß in Strömen vom Körper lief, war uns die Hitze fast unmittelbar über dem Feuer beinahe unerträglich. Neben jedem von uns ließ sich jetzt einer der Badknechte nieder und fing an, mit unserem Körper die seltsamsten Verrenkungen vorzunehmen. Zuerst drehte und wendete er alle Glieder von der Fußspitze bis zum Genick, daß sie knackten; dann hob er die Beine auf und rückte sie so weit nach dem Kopfe zu, als möglich, kurz, er behandelte uns auf eine für uns so komische Weise, daß wir über die Figuren, die einer den Andern machen sah, oftmals laut lachten. War dieses Kneten, denn anders konnte man die Behandlung des Körpers nicht nennen, auf

der vordern Seite beendigt, ſo mußte man ſich auf den Bauch legen, um ſeinen Rücken ähnlichen Qualen preis zu geben. Zuweilen ſprang der Kerl mit ſeinen nackten Füßen auf mir herum, daß ich nahe daran war, laut aufzuſchreien. Am Ende ſetzte er ſich mir oben zwiſchen die Schulter und glitſchte mit ſeinen Füßen an mir herunter, wobei er, um ſich zu halten, mit beiden Händen meine Haut dergeſtalt zuſammenkniff, daß ich, um dem Schmerz zu entgehen, mich eilends aufrichtete und ihn herabwarf. Auch machte ich ihm über dies Kneifen ein zorniges Geſicht, worüber er mich ſehr erſtaunt anſah und die Hand ſchmatzend zum Mund brachte, um auszudrücken, daß gerade dieſer letzte Coup etwas ſehr Köſtliches ſei. Ich tröſtete mich an dem Schickſale meiner Gefährten, denn keiner entging dieſer Manipulation.

Jetzt begann der zweite Act, zu welchem die Hamamſchi neben jeden ein Gefäß mit warmem Waſſer ſetzten. Sie warfen weiche Seife hinein, ſchlugen ſie mit einem Wiſch von gedrehtem Hanf zu Schaum und ſeiften damit den ganzen Körper. Bis dieſer Schaum durch die Wärme des Körpers und des Bades geſchmolzen war, hatte man Ruhe und konnte ſich über die ausgeſtandenen Schmerzen unterhalten. Ich habe nie einen ſtärkeren Klang der Stimme gehört, als in dieſen türkiſchen Bädern. Ein Wort, noch ſo leiſe geſprochen, tönte gewaltig wieder, und gab einen Ton, als murmelten es hundert Stimmen nach.

Indeß hatte der Bader ſeinen Hanfwiſch bei Seite gelegt und dafür eine Art Handſchuh ohne Finger von grobem Tuche genommen, womit er nun den ganzen Körper ſehr ſtark rieb. Bei all' dieſen Manipulationen bemerkte ich, daß der Badwärter beſtändig das Auge des Badenden anſieht, wie mir Herr v. G. ſpäter ſagte, aus Vorſicht, um ſogleich zu bemerken, wenn einem bei dieſer ſchmerzhaften Behandlung unwohl wird.

Sobald der Körper gehörig eingerieben iſt, ein Geſchäft, wobei wieder durchaus keine Schonung ſtatt findet, ſondern mir faſt die

Haut mit heruntergerissen wurde, verläßt der Hamamschi den Badenden und zwei Knaben von zehn bis zwölf Jahren treten an seine Stelle. Diese geleiteten jeden von uns in eine der erwähnten Nischen, wo sie nach dem Belieben des Badenden sich mit ihm durch die erwähnten Teppiche absondern und so den Augen der Andern unsichtbar werden können. Doch wie ich mir sagen ließ, verdecken sie diese Nischen nicht eher, bis ihnen der Badgast ein hierauf bezügliches Zeichen gibt, was bei den meisten darin besteht, daß er ein Geldstück von zehn bis zwanzig Piaster zwischen die Zähne nimmt, welches sich der Knabe durch einen Kuß zueignet.

Vor den beiden Fontainen, deren Wasser vorn in ein kleines Bassin läuft, mußten wir uns niedersetzen, und nachdem einer der Knaben viel warmes Wasser hatte hinein laufen lassen, das er mit etwas kaltem mischte, begann er uns dasselbe mittelst eines blechernen Gefässes über den Kopf und den ganzen Körper zu gießen. Das Wasser war indessen noch sehr warm und benahm uns in den ersten Augenblicken den Athem. Wir befanden uns in einer Lage, als wenn man bei uns das Schlachtvieh abbrüht, auch wehrte ich mich anfangs mit Händen und Füßen dagegen, aber vergebens; so lange ich den kleinen Quälgeistern nicht vollkommen gereinigt schien, hörten sie nicht auf, mir das Wasser aus dem großen Gefäß über den Kopf zu schütten.

Nach dieser letzten Procedur bekamen wir um Hüfte und Schultern ein reines weißes Tuch, um den Kopf drehte man uns ein ähnliches und oben auf den Scheitel legte man uns lose ein anderes zusammengefaltetes. Durch die beiden Vorzimmer wurden wir wieder in das erste Gemach geführt, wo wir uns entkleidet hatten. Man hatte indessen unser Lager mit reinen Tüchern überzogen, und nachdem wir uns wieder auf dasselbe ausgestreckt hatten, brachte man uns Pfeifen, Sorbet und später Kaffee. Die Mühseligkeiten des Bades sind nun vorbei und der Türke fängt jetzt seinen Khef an, d. h. sowie er sich gewöhnlich Nachmittags, ohne ein

Wort zu ſprechen oder auch nur zu denken, der Verdauung hingibt, ſo ſenkt er auch jetzt ſeinen Geiſt in vollkommene Ruhe und überläßt den Körper einigen Knaben, die ihn, aber auf eine ſanftere Art als früher durchkneten. Sie fangen dieſes Geſchäft gewöhnlich bei den Füßen an, welche ſie mit ihren beiden Händen leicht drücken und ſo immer fortſtreichend aufwärts fahren, bis ſie auf dieſe Art den ganzen Körper geknetet haben, was mehrere Male von den Füßen zum Kopf und umgekehrt geſchieht. Auch werden die Gelenke der Hände und Füße nochmals auseinander gezogen, bis ſie knacken. Beſonders für Leute mit ſchwachen Nerven hat dieſes leiſe Kneten etwas Ermattendes, Angreifendes, und ſelbſt ich war faſt immer geneigt, dabei in Schlaf zu fallen. Wenn das Kneten vorüber iſt, werden neue Pfeifen gebracht, ſowie Kaffee und man bleibt nach Belieben ſo lange liegen, bis das Blut, welches durch die ganze Behandlung ſehr aufgeregt iſt, wieder ruhiger wird. Dann zieht man ſich an, und das türkiſche Bad iſt genommen.

Die Wirkungen dieſes Bades, welche die Phantaſie des Muſelmanns etwas übertreibt und als das heilſamſte darſtellt, was dem Körper widerfahren könnte, fangen erſt nach einigen Stunden an, ſich bemerkbar zu machen; ich meine die angenehmen Wirkungen, denn in der erſten Zeit, nachdem man ſich wieder angezogen hat und etwas umhergegangen iſt, ſind die Glieder wie zerſchlagen und große Müdigkeit drückt den Körper nieder. Nach einigen Stunden aber ſchwindet dieſe Ermattung und man fühlt ſich allerdings wie neugeboren. Die Glieder haben eine auffallende Friſche und Elaſticität erlangt; man fühlt ſich durch ein angenehmes Wohlſein, das ſich über den ganzen Körper verbreitet, zu den lebhafteſten Bewegungen hingeriſſen. Es wird behauptet, ein türkiſches Bad im Augenblicke genommen, wo man nach einer langwierigen beſchwerlichen Reiſe vom Pferde ſteigt, oder wenn man ſich überhaupt ſehr ermüdet hat, erfriſche mehr als die beſte Nachtruhe.

Man kann zu jeder Stunde des Tages ein Bad nehmen, aus-

genommen in den Zeiten des Ramasans, wo die Hamami den ganzen Tag über geschlossen sind und erst, wie alle andern Anstalten, Kaffeehäuser ꝛc. mit Einbruch der Nacht geöffnet werden. Nur muß man nie nach dem Essen baden, eine Vorschrift, die ja auch bei uns besteht und bei der Gewaltsamkeit der Operation doppelte Berücksichtigung verdient. Ich habe in Konstantinopel ein einzigesmal diese Regel nicht beachtet, und so gesund ich bin, wurde ich nicht nur während des Badens völlig ohnmächtig, sondern war mehrere Tage nachher unwohl.

Die öffentlichen Bäder für das weibliche Geschlecht sollen beinahe ganz so eingerichtet sein, wie das beschriebene, nur daß sie große Wasserbehälter enthalten, worin die Abwaschungen vorgenommen werden. Natürlich sind dort die Hamamschi ebenfalls Frauen. Diese Anstalten dienen aber den Weibern keineswegs bloß zum Baden. Da die türkischen Damen keine Thee- und Kaffeevisiten geben, so versammeln sie sich zu gleichem Zwecke in ihren Bädern, um gegenseitig Neuigkeiten einzutauschen und den lieben Nächsten der schärfsten Kritik zu unterwerfen. Tout comme chez nous!

Etwas Genaueres über die türkischen Frauenbäder zu sagen, ist fast unmöglich, da es dem Muselmann selbst streng verwehrt ist, diese Anstalten zu besuchen, und wenn er auch mit den inneren Einrichtungen bekannt wäre, würde ihm doch der Anstand verbieten, darüber mit einem Fremden zu sprechen. Man erzählte uns, vor einiger Zeit habe sich ein wißbegieriger Europäer in eines dieser Bäder geschlichen; ertappt und vor den Kadi geschleppt, sei er dem Tode nur dadurch entgangen, daß er sich verrückt gestellt. Doch will ich die Wahrheit dieser Geschichte nicht verbürgen.

Von einem der innersten Bäder im Harem des Großsultans findet man bei Hammer eine Beschreibung, die nach der Erzählung eines Itschoglan (Pagen) niedergeschrieben wurde. Nach dieser gehen die Fenster des Bades gegen Osten. Auf der rechten Seite

der Thüre des Entkleidungsſaales iſt das Singzimmer und links das Schatzgewölbe. Die Pracht deſſelben ſoll unbeſchreiblich ſein. Der vielfarbige Marmor des Pflaſters und der Wandbekleidung ſpiegelt die Silbergeſtalten der badenden Schönheiten zurück und farbige Gläſer, in der Oeffnung der Kuppel eingeſetzt, verbreiten in dem Gemach einen heimlichen ſanften Lichtſchimmer. In der Mitte ſpringt ein Waſſerſtrahl, deſſen Erguß von zwei Becken, einem kleinen und einem großen, aufgefangen wird. Das kleine iſt von weißem Marmor mit rothen und ſchwarzen Adern, aus welchem die Fluth in das untere große, aus mehreren Stücken farbigen Marmors zuſammengeſetzte Becken ſtürzt.

Man findet in Konſtantinopel nicht nur beſtimmte Bäder für die verſchiedenen Stände, Künſte und Gewerbe, ſondern die Muſelmänner können ſich auch ſogar nach ihren verſchiedenen Charakteren, Leidenſchaften, Tugenden und Laſtern zuſammenfinden. So iſt in Stambul ein Bad für Freigeiſter, eines für fromme und heilige Männer, ein anderes für Narren, an der Suleimanje eines für Dichter, ein anderes für Pferdeliebhaber, das wir beſucht haben, ſowie eines für Sänger und für freigebige Leute. Am adrianopolitaner Thor findet man ein viel beſuchtes für Frauenliebhaber, ſowie dicht neben an eines für alte abgelebte Leute und eines für ſchöne junge Herren. In der Vorſtadt Otakdſchilar iſt ein Bad für Betrunkene, eines für Knabenliebhaber und ein anderes für unſchuldige, eingezogene und ſittſame Leute. In der Nähe des Hafens ſieht man welche für ſolche, die das Gebet nicht lieben, für Verliebte, für Spitzbärte und für Diebe.

Der Hippodrom, die ſieben Thürme, mehrere Moſcheen und andere ältere Bauwerke.

Jedem Reiſenden, der Konſtantinopel beſucht und wie wir nur kurze Zeit verweilen kann, rathe ich, gleich in den erſten Tagen nach

einem Plane, den ihm ein Ortskundiger angelegt, die Stadt zu durchkreuzen und erst wenn er die vielen merkwürdigen Plätze, Gebäude und Denkmäler gesehen hat, seine übrige Zeit anzuwenden, um das bunte Leben auf den Straßen zu beobachten, seine Einkäufe zu besorgen und kleine Ausflüge in die Umgegend zu machen.

An einem schönen Morgen, nachdem wir schon auf obige Art mehrere Tage verschlendert hatten, brachen wir in Begleitung des Herrn v. C. von Pera auf, um einen Theil der Merkwürdigkeiten planmäßig in Augenschein zu nehmen. Da wir hiezu eine weite Tour zu machen hatten, suchten wir uns am Ufer von den dort aufgestellten Miethpferden die besten heraus. Hiebei fallen ähnliche komische Auftritte vor, wie bei den Kaiks. Die Pferdevermiether sind eben so zudringlich, besonders gegen die Franken, die natürlich mehr als die Osmanli bezahlen müssen. Dabei ist das Gedränge, was immer bei unserer Ankunft entstand, nicht ganz ohne Gefahr; sie suchen einem so nahe wie möglich mit ihren Pferden auf den Leib zu rücken, die nicht so geduldig wie ihre Herrn, bisweilen zu schlagen und zu beißen anfangen. Im Augenblick ist man von einem Haufen dieser Menschen umringt und ich war nicht selten gezwungen, das Pferd, an das mich der Zufall gedrängt hatte, zu besteigen, um nur dem Gedränge zu entkommen. Hat man sich auf diese Art beritten gemacht, so hält sich jeder Vermiether an einem Steigbügelriemen seines Pferdes und läuft im Trab oder Galopp nebenher. An der Spitze des Zuges ritt der Herr von C., dessen Sais oder Reitknecht durch lautes Geschrei die Begegnenden zum Ausweichen aufforderte, und so trabten wir auf den kleinen Pferden, die auf dem glatten schlüpfrigen Pflaster fast nie einen Fehltritt machen, ziemlich rasch durch die Gassen.

Unsern ersten Halt machten wir auf dem At Meidan, dem Hippodrom, dem berühmtesten aller Plätze des alten und neuen Konstantinopels. Wir stiegen von unsern Pferden, um die armse-

ligen Ueberbleibsel der früheren prächtigen Monumente und Bauwerke, die auf diesem Platze standen, in der Nähe zu besehen.

Der Hippodrom wurde von Kaiser Severus, nachdem er die zerstörte Stadt erobert, angelegt, und war von da an der Schauplatz der festlichen Spiele, sowie fast aller Aufstände und Revolutionen, welche den Thron der byzantinischen Kaiser so oft erschütterten. Alles, was uns von der früheren Pracht und Herrlichkeit dieses Platzes erzählt wird, könnte man für eine Fabel halten; hier, wo nach den Geschichtschreibern die schönsten Werke der Kunst aufgestellt waren, ist nichts mehr zu sehen als drei verstümmelte Monumente: ein unvollendeter Obelisk in der Mitte des Platzes, dessen geglättete Seiten, besonders die gegen das Meer gekehrten, von der Zeit und der Seeluft schon stark beschädigt sind, ferner ein früher mit Kupfer bekleideter Pfeiler, dessen jetzt verschwundene Inschrift besagte, daß Konstantin, der im Purpur Geborene, ihn so prächtig hergestellt, daß er, gleich dem Coloß zu Rhodus, für ein Weltwunder angesehen worden; und endlich ein dreifaches Schlangengewinde, dessen Köpfe jedoch nicht mehr vorhanden sind, und das der Sage nach den Dreifuß von Delphi getragen haben soll.

Von den marmorenen Stufen, die früher einen großen Theil des Platzes umgaben, und worauf das Volk dem Wettrennen zusah ist keine Spur mehr vorhanden. Schlecht gebaute Häuser haben sich überall herangedrängt und der Platz, der früher vielleicht viermal so groß war, ist heute nur zweihundert und fünfzig Schritte lang und hundert und fünfzig breit. Der Boden ist uneben und schmutzig, und hie und da wächst eine Platane oder Sykomore aus ihm hervor, unter der ein türkischer Kaffeewirth seine elende Bude aufgeschlagen hat. Gelehnt an einen Pfeiler der Moschee Achmeds, die am At Meidan liegt, überdachte ich das Sonst und Jetzt dieses Platzes, ein Contrast, wie die Geschichte fast keinen traurigern aufzuweisen hat.

Dort ſtand die Statue des Herkules Trihesperus, der ohne Bogen, Köcher und Keule ſich mit dem linken Fuß auf das Knie niederließ, in derſelben Stellung, wie er als Sternbild am Himmel prangt. Dieſes Kunſtwerk wurde von den Lateinern bei der Eroberung der Stadt in Stücke zerbrochen, um das Erz zu Kupfergeld einzuſchmelzen. Ferner war hier der Eſel mit dem Eſeltreiber von Actium, den Auguſtus dort zum Andenken anfrichten ließ, weil, als er eines Nachts hinausging, um die Stellung des Antonius zu erſpähen, ihm ein Eſelstreiber mit einem Eſel begegnete, der ihm auf die Frage, wie er heiße und wohin er gehe, antwortete: „Niken (ſiegend), mein Eſel Nikander (Siegmann) und ich gehe zu Cäſars Heer.“ Neben ihm ſtand die Wölfin, welche den Romulus und Remus geſäugt hatte, ein Nilpferd mit ſchuppichtem Schweife, fliegende Sphynxe und die zwei Ungeheuer Scylla und Charybdis. Die Statue der Helene, Liebe athmend und einflößend, mit fliegenden Haaren und lächelnden, zum Reden geöffneten Lippen, war hier zu ſehen mit aller Anmuth, womit ſie der Gürtel Aphroditens ausgeſtattet. An den Rennzielen ſtanden die Statuen berühmter Wagenlenker, die mit der Hand die Lehren wagenführender Kunſt einſchärften; zwiſchen dieſen Statuen waren auf einer Seite die Altäre des Zeus, Saturnus und Mars, und auf der andern die der Venus, des Monds und die des Merkurs. Neben dem Thurm des Hippodroms, wo ſich die Gitter befanden, hinter welchen die Pferde ungeduldig warteten, war der kaiſerliche Thron, von welchem der Kaiſer mit einem Tuche das Zeichen zum Auslaufen gab. Die zwölf vierſpännigen Wagen, welche nun daherſtürmten, mußten den Rennplatz ſieben Mal umfahren. Auf dem Thurme des Hippodroms ſtanden die vier berühmten goldenen Pferde, welche von Athen nach Chios und dann nach Konſtantinopel gebracht wurden. Nach Eroberung dieſer Stadt kamen ſie nach Venedig und man ſtellte ſie über dem Eingange der Markuskirche auf. Später wanderten

sie nach Paris auf den Carousselplatz, von wo sie wieder nach Venedig an ihre alte Stelle zurückgeführt wurden. *)

So viel der Boden des Hippodroms von den Herrlichkeiten erzählen könnte, die er einstens getragen und allmählig verschwinden sah, so viel Entsetzliches könnte er uns auch mittheilen von den Metzeleien, die hier geschehen, und dem vergossenen Blute, das er stromweise trinken mußte, und wenn wir eben den Untergang jener Zeiten bedauerten, so können wir uns in diesem Sinne nur darüber freuen, daß sie sich verändert haben. Die meisten großen Revolutionen und Empörungen brachen auf dem Rennplatze aus. Hier wurde Gratianus Augustus durch bestellte Meuchler ermordet; hier dämpfte Kaiser Justinian die berühmteste aller Empörungen: als Hippatius, von einer andern Partei zum Kaiser ausgerufen, sich schon in den Besitz des Haupteingangs zum Hippodrom gesetzt hatte, wo die Rennspiele eben beginnen sollten und er sich dort wollte zum Kaiser ausrufen lassen, drang Belisar von der andern Seite mit den Leibwachen auf den Platz, und Justinian hatte Geistesgegenwart genug, im Augenblicke der größten Gefahr den Anfang der Rennspiele zu befehlen, die nun, von dem Brande der halben Stadt beleuchtet, begannen.

Schon seit den ältesten Zeiten feierten heimkehrende Feldherrn auf dem Hippodrom ihren Triumphzug; so Belisar, als er die Vandalen besiegt. Neben der großen Rolle, die dieser Platz von jeher im äußern Leben der Byzantiner spielte, legte ihm und den Statuen, die auf demselben standen, auch noch der Aberglaube des Volks und der Kaiser andere geistige talismanische Kräfte bei, welche das Reich schirmen und bewahren sollten, so daß der ganze Rennplatz gleichsam ein geweihtes Symbol der Regierung und Herrschaft

*) Hammer, C. u. d. B. I.

ward: ein Aberglaube, der für die christliebenden Kaiser, wie sie sich selbst in allen Aufschriften nennen, mehr als unschicklich war.*)

Auch unter der Herrschaft der osmanischen Kaiser blieb der At Meidan der erste Platz der Hauptstadt und die Bühne für die Staatsaktionen und öffentlichen Spektakel. Der Bau der Moschee Achmet I. auf demselben nahm ihm viel von seiner Ausdehnung. Noch heute geht über den At Meidan der große Zug, wenn sich am Beiramfeste der Sultan aus dem Serail nach dieser Moschee begibt. Ebenso versammeln sich hier noch immer die Pilger aus allen Theilen des Landes zu der großen Karawane nach Mekka. Auch die Geburt des Propheten wird auf dem At Meidan und in der Moschee Achmet I. in Gegenwart des Sultans und der Hof- und Staatsbeamten feierlichst begangen. Unter dem letzten Sultan Mahmud II. entfaltete hier der Großwessier die Fahne des Propheten, was alle Rechtgläubigen zum Schutz der Kirche und des Sultans herbeiruft, und führte die zusammengelaufenen Haufen nach der Kaserne der Janitscharen, wo diese bekanntlich bis auf den letzten Mann niedergemetzelt wurden.

Doch genug von diesem Platz; die Geschichte desselben ist so mit Greuelscenen geschwängert, daß er bei längerem Verweilen in dem Herzen des Beschauers einen unangenehmen Eindruck zurücklassen muß.

Vom At Meidan betraten wir die Achmedi oder Moschee Sultan Achmet I., von der ich schon oben sprach, um ihre prächtige Einrichtung zu sehen. Sie ist zwar nicht die größte und äußerlich schönste, denn die Aja Sophia, sowie die Sulimanje übertreffen sie an Pracht und Ausdehnung; dagegen hat sie sechs Minarets, mithin zwei mehr als jene beiden und selbst als die heilige Moschee zu Mekka. Sie ist auf einer großen Terrasse gebaut und be-

---

*) Hammer, G. u. d. B.

steht aus zwei Vierecken, wovon eines die Moschee selbst, das andere den Vorhof bildet. Die innere Einrichtung übertrifft an Pracht und Schönheit der Geschirre alle Beschreibung. Die Kuppel des großen Doms wird von vier Säulen getragen, die, obgleich die Kirche sehr hoch ist, ganz unverhältnißmäßig dick sind. Jede hat sechsunddreißig Ellen im Umfang. Sie durchbrechen die Kuppel und ragen von außen als Thürme empor. Im Innern der Kirche läuft zu beiden Seiten eine doppelte Gallerie hin; unten sind die Bänke der Koranleser, oben die Gewölbe zur Aufbewahrung der Kostbarkeiten, die nach und nach in die Kirche gestiftet worden. Die Kebbellinie wird durch zwei Wachskerzen von so ungeheurer Dicke und Größe bezeichnet, daß wir sie anfangs für Marmorsäulen hielten, und erst beim Nähertreten mit Erstaunen unsern Irrthum erkannten. Ein Meisterstück von Bildhauerarbeit ist die Kanzel für den Feiertagsprediger, nach dem Modell der zu Mekka ausgeführt. Schon der Stifter dieser Moschee, Achmet I., beschenkte sie mit großen Reichthümern und seinem Beispiel folgten anstandshalber alle Großen des Reichs, deren prächtige Gaben man noch sieht: goldene Lampen, mit Edelsteinen besetzt, goldene, mit Perlen besetzte Pulte, worauf schön geschriebene Exemplare des Korans liegen ꝛc. Die Anfertigung dieser Manuscripte beschäftigt noch jetzt eine große Anzahl von Derwischen, da der Koran nicht gedruckt werden darf, weil es dem Muselmann unschicklich erscheint, daß die heiligen Worte den Druck der Presse aushalten sollen.

Wir bestiegen unsere Pferde wieder und ritten durch einen großen Theil der Stadt nach dem westlichen Ende derselben, wo am Meer von Marmora das Schloß der sieben Thürme liegt. Vom Großadmiral Apokaukos, der es in der Absicht anlegte, um einen Nebenbuhler darin einzusperren, aber selbst in die Falle ging und hier ermordet wurde, hieß das Schloß früher der Thurm des Apokaukos. Schon von Weitem erregen die dicken, mit Epheu bewachsenen Thürme und die unheimliche Stille, die um das ungeheure

Gemäuer herrscht, den Gedanken, daß hier kein Aufenthalt für glückliche Menschen sein kann, und man ahnt, auch ohne es zu wissen, wozu diese mächtigen Quader auf einander gethürmt wurden. Vor dem Eingang ist ein kleiner Platz mit jungen Bäumen bewachsen, unter denen ein paar alte Türken, zwei Kiaja's, Unteraufseher des Schlosses, sich mit ihren langen Pfeifen unterhielten und der Ruhe pflegten. Auf mehrmalige Anfrage erhielten wir von ihnen den Bescheid, sie haben keine Erlaubniß, uns einzulassen, und es bedurfte langer Reden von Seiten des Herrn von C., ehe sie sich nach Spendung einiger Piaster entschlossen, ihrem Chef, einem alten pensionirten Bim-Baschi, unser Anliegen vorzutragen. Nach einer Viertelstunde kehrten sie in Begleitung des alten Herrn zurück, der unsern Freund persönlich kannte, und nun weiter keine Schwierigkeit machte, uns den Eintritt zu gestatten. Den Eingang in's Schloß bildet ein großer Thorweg, der unter einem dicken viereckigen Thurm durchführt, mit einem schweren eisernen Thor verschlossen wird, und außerdem noch durch starke Fallgitter geschützt ist. Dieser Eingangsthurm gehört jedoch nicht zu den sieben großen, von welchen das Schloß seinen Namen hat. Das Ganze bildet ein unregelmäßiges Fünfeck mit fünf Thürmen, und hat an der Hauptseite, die nach dem Stadtgraben zuliegt, noch zwei weitere große viereckige Thürme, zwischen denen aber im äußern Walle das sogenannte goldene Thor liegt, das in früheren Zeiten sehr berühmt war. Die Griechen nannten es das schöne oder liebenswürdige Thor und durch dasselbe zogen die Kaiser im Triumph in die Stadt. Doch wurde es schon um das Jahr 900 vermauert aus Furcht, die Lateiner könnten durch dasselbe in die Stadt brechen, und es wurde seitdem nie wieder geöffnet. Die beiden Thürme, die es rechts und links einfassen, sind auf's Sorgfältigste gebaut und bestehen aus Quadern, die ohne Mörtel so schön zusammengefügt sind, daß man fast keine Fugen sieht. In der Mauer, welche sie verbindet, war der Triumphbogen Konstantins, der zum goldenen

Thore führte. Im südlichsten dieser beiden Thürme ist das berüchtigte Gefängniß, der sogenannte Blutbrunnen. Wir betraten es mit seltsamen Gefühlen und betrachteten auf seinem Boden ein rundgemauertes Loch, das der Mündung eines Brunnens gleicht und in die Tiefe führt. Hier wurden die Köpfe der Hingerichteten hinabgeworfen. Doch hat die zerstörende Zeit das Schauerliche dieses Ortes sehr gemildert, die vielen Köpfe, die da unten liegen, sind längst in Staub zerfallen und verderben nicht mehr wie in alten Zeiten die Luft im Thurme. Auch sind die Balken, die die einzelnen Stockwerke bildeten, zusammengestürzt und lassen das Tageslicht von oben in diese schauerliche Gruft fallen, und wenn den Unglücklichen, die hier starben, auch keine liebende Hand ein Denkmal setzte, so haben es die Vögel gethan, indem sie Samenkörner in den Thurm fallen ließen, aus denen bunte Blumen entstanden, die den Blutbrunnen und die Wände des Gefängnisses freundlich bedecken.

Der größte der sieben Thürme ist der links vom Thor, durch das wir hereingekommen. Er ist rund und besteht aus zwei Theilen, von denen der untere an siebzig Schuh, der obere einhundert und zwanzig Schuh hoch ist. Er heißt der Thurm der Janitscharen. Wir bestiegen ihn auf einer halbzertrümmerten steinernen Treppe und hatten nördlich eine schöne Aussicht auf die Stadt und südlich auf die mit Cypressen bewachsenen Begräbnißstätten, auf die schönen Inseln der Propontis und die gegenüberliegenden asiatischen Ufer. Der Hof des ganzen Gebäudes befindet sich in der traurigsten Verfassung. Die mit kleinen Kieseln bepflasterten Wege, die rechts und links durchführen, sind das Einzige, was noch ziemlich erhalten ist. Das Ganze gleicht einem verwüsteten Garten; überall wächst Gras und Unkraut fußhoch und verworren durch einander. Einige Platanen und verkrüppelte Feigenbäume umgeben eine kleine Moschee, die links am Wege steht. Neben ihr ist ein Brunnen, dessen herrliches Wasser wir versuchten. In den andern

Theilen des Hofes zeigen Steinhaufen, sowie auf einander gethürmte verbrannte Balken die Stellen an, wo sich vormals die Gefangenen ihre armseligen Hütten erbaut hatten. Am Eingange links ist das ziemlich erhaltene Haus des Aufsehers mit einem kleinen Gärtchen von Staketen eingefaßt, wo sich nach Hammer die Grabstätten der Märtyrer befinden, d. h. der Moslimen, die in dem Angriff der sieben Thürme die Heiligkeit des Krieges hier mit ihrem Blute bezeugten. Wenn die Leiber dieser gefallenen Kämpfer mit der ungeheuren Größe ihrer Gräber im Verhältniß standen, so müssen es wahre Riesen gewesen sein.

Aus diesem Hofe steigt man auf schmalen, an den Mauern hängenden Treppen, die meist zerfallen und mit Unkraut bewachsen sind, auf die Wälle. Hier liegen Kanonen von allen möglichen Kalibern, jedoch sind die meisten unbrauchbar. Einige haben Zündlöcher von einem halben Zoll Durchmesser. Jetzt werden diese Geschütze nur noch zu Freudenschüssen während des Bairamfestes benutzt, doch war über den meisten Gras und Unkraut zusammengewachsen, und hatten ihnen so ein Nest gebildet, worin sie wohl für ewig unbenützt schlafen werden.

Seit den ältesten Zeiten diente das Schloß der sieben Thürme mehr zum Staatsgefängniß, oder wohl auch zur Citadelle, um die Stadt in Respekt zu halten, als zur Vertheidigung nach Außen. Bei anbrechenden Kriegen mit den europäischen Mächten wurden bekanntlich deren Gesandten unter dem Vorwande, sie vor der Wuth des Pöbels zu schützen, hier eingesperrt. Das Haus, das sie bewohnten, war, wie uns der Aufseher versicherte, an den Thurm der Janitscharen gebaut; vom Gebäude selbst sahen wir keine Spur mehr. Nur bezeugten viele französische und auch deutsche Inschriften, von denen jedoch die meisten durch Zeit und Wetter unleserlich geworden waren, daß manche Europäer traurige Stunden hier verseufzt. Eine lautete:

Prisonniers qui dans la misère
Gémissez dans ce triste lieu,
Offrez le de bon coeur à dieu
Et vous la trouverez legère,

1608.

Etwas weiter unten ſtand:

Anton Esterhazy bewohnte diesen traurigen Ort 1698 — 1699.

J. von Hammer ſpricht von einer ähnlichen Inſchrift auf dem Steine eines der Quaderthürme, die wir jedoch nicht mehr fanden und welche lautete:

A la mémoire des Français morts dans les fers des Othomans

1801.

Der Aufſeher des Schloſſes ſchenkte jedem von uns eine reife Feige, die im Hofe gewachſen, und brachte uns eine Hand voll Blumen von denen, die den Blutbrunnen umſtanden, wogegen wir ihn mit einigen Piaſtern erfreuten. Beim Ausgang zeigte er uns vor dem viereckigen Thurm den Platz, wo der unglückliche Sultan Osman in einer Empörung von den Janitſchaaren hingerichtet wurde, ſowie links unter dem Thorweg ein kleines Gemach, das mit alten Waffen und Ketten angefüllt war.

Wir beſtiegen unſere Pferde wieder, die ſich indeſſen draußen am ſpärlichen Graſe, das unter den Bäumen wuchs, gelabt hatten, und ritten eine Zeit lang an der Stadtmauer hin bis zu Top Kapuſſi oder dem Kanonenthor, früher das Thor des heiligen Romanus, durch welches wir in's Freie kamen. Dieſes Thor iſt von allen das merkwürdigſte; hier fiel der letzte der Paläologen im Kampf mit den eindringenden Türken. Die erſten jedoch, welche die Stadt erſtürmten, ihrer etwa fünfzig, drangen etwas mehr nördlich beim hölzernen Thor, man zeigte uns noch die Breſche, in die Stadt, überfielen den Kaiſer und Giuſtiniani, den Feldherrn der

Genueſer, welche beide von jenem Einbruch noch nichts wußten, und ſo von vorn und hinten zugleich angefallen, hauchte der letzte Konſtantin ſein Leben an den Mauern aus, die der erſte gebaut. Die Türken, welche gerne Alles in's Ueberirdiſche hinüber ſpielen, haben eine Sage, nach welcher ihnen Allah und der Prophet beim Sturme auf Konſtantinopel dadurch geholfen, daß er an dieſer Stelle die Geſchütze der Griechen in Stein verwandelt habe. Wirklich zeigte man uns einige ſteinerne Röhren, an denen eine lebhafte Phantaſie einige Aehnlichkeit mit Geſchützen finden konnte.

Vor dem Kanonenthor befindet ſich ein großer Gottesacker, wo in früheren Jahren hauptſächlich die Janitſcharen begraben wurden. Auf den Gräbern ſieht man eine große Menge aufrecht ſtehender ſchmaler Steine, neben denen der Kopf mit dem Turban, der dieſelben früher ſchmückte, abgehauen an der Erde liegt. Sultan Mahmud ließ, nachdem er die Janitſcharen vertilgt, auch an den früher Geſtorbenen ſeine Rache aus, indem er ihnen zum Schimpf den gemeißelten Kopf auf den Steinen herunterſchlagen ließ.

Ueber dieſen Kirchhof führte unſer Weg links auf das Feld, wo auf einer Anhöhe zwiſchen Bäumen die alte griechiſche Kirche zu St. Stephan liegt. Einer Tradition verdankt dieſe Kirche von gewöhnlicher Bauart und kleinem Umfang den Beſuch von vielen Fremden. Als nämlich die Türken unter Mahomed II. die Stadt ſtürmten, drang ein Haufe auch in dieſes Kloſter, um Alles niederzumachen. Ein frommer Prieſter, der im Hofe bei einem Brunnen ſtand, briet gerade auf einem Roſte Fiſche, die, als der Lärm entſtand, auf der einen Seite ſchon gahr und braun waren. Der Prieſter rettete ſich in's Heiligthum, die Fiſche aber wurden vor den eindringenden Türken in den Brunnen geworfen, wo ſie, halb gebraten, wie ſie waren, wieder lebendig wurden, luſtig umherſchwammen, und noch heute am Leben ſind.

Die griechiſchen Prieſter im Kloſter empfingen uns ſehr artig und führten uns in ihrer kleinen Kirche herum. Im Vorhof wurde

jedem von uns eine brennende Wachskerze in die Hand gegeben, ebenſo dem Kawaſchen des Herrn v. C., einem Türken; doch ſchien dieſem das dünne Kerzchen nicht anſtändig genug, und er kaufte ſich noch zwei dicke dazu, die er ebenfalls anſteckte, worauf er ſeine Schuhe auszog und uns gegen die Gewohnheit der Türken überall ehrfurchtsvoll hinbegleitete. Die Andacht des Muſelmanns hatte einen ſehr natürlichen Grund: er liebte eine Griechin, und was thut die Liebe nicht!

Nachdem wir die Kirche beſehen, die nicht viel Merkwürdiges enthielt, gingen wir in den Hof zurück und ſtiegen auf Marmorſtufen zu einem Brunnen hinab, in welchem die gebackenen Fiſche herumſchwimmen ſollten. Wirklich ſahen wir auch eines dieſer Thiere von der Größe und Geſtalt einer ſtarken Forelle, das auf der einen Seite weiß, auf der andern dunkelbraun war und ſonderbar ausſah. Der Prieſter erzählte uns noch, es ſeien dieſer Fiſche ſieben in den Brunnen geworfen worden, von denen zwei verſchwunden, die andern fünf aber noch da ſeien. Allein wir ſollen nicht glauben, daß ihre Religion ihnen gebiete, dies als Wunder zu verehren; es ſei dies nur eine alte Ueberlieferung; übrigens könne er aus eigener Erfahrung verſichern, daß die fünf Fiſche in den fünfzig Jahren, ſeit er hier ſei, ſich weder vermehrt noch vermindert haben.

Das Kloſter iſt mit alten dicken Nußbäumen umgeben, unter denen wie faſt überall an ſolchen Orten, ein Kaffeetſchi ſein Zelt aufgeſchlagen hatte, wo wir einen guten Kaffee genoſſen. Dann beſtiegen wir unſere Pferde wieder und ritten faſt eine Stunde den Stadtmauern entlang durch das Quartier der Töpfer nach Ejub. Zuerſt führte unſer Weg nach der von Mahomed, dem großen Eroberer, gebauten Moſchee, die, maleriſch zwiſchen hohen Bäumen verſteckt, für ſo heilig gehalten wird, daß es keinem Ungläubigen erlaubt iſt, auch nur ihre Vorhallen zu betreten.

Ejub, der Fahnenträger des Propheten, ſoll hier im Kampf

mit den Arabern gefallen ſein, und ihm zur Verehrung baute Mahomed nach ſeiner Thronbeſteigung dieſe Moſchee als Grabmal, und verlegte eine der erſten Cermonien der Krönung dahin, der jedesmalige Sultan empfängt hier durch Umgürtung des Schwertes des Propheten die heilige Weihe. Eine Reliquie, die ſich in dieſer Moſchee befindet, iſt ein Fußſtapfe des Propheten. Als dieſer nämlich in Mekka beim Bau der heiligen Kaaba eifrigſt mithalf, drückte ſich einer ſeiner Füße in den Stein, worauf er ſtand. Dieſer Stein wurde nach Aegypten in die Schatzkammer gebracht, und kam ſo ſpäter in den Beſitz der osmaniſchen Sultane, wo ihn dann Sultan Mahmud in ſilberner Einfaſſung in die Moſchee zu Ejub einmauern ließ.

Von dieſer Moſchee, die übrigens ſehr einfach ſein ſoll, ließ uns der Fanatismus der Türken auch nicht das Geringſte ſehen; denn kaum hatten wir uns einem der Thore genähert, um wenigſtens einen Blick in den Vorhof zu werfen, ſo kam gleich einer der Derwiſche auf uns zu, und hieß uns mit ziemlich heftigen Geberden und Worten unſeres Weges gehen.

Von ſchönen Gebäuden in Ejub iſt noch ein Palaſt der Sultanin Valida zu bemerken, der am Hafen liegt, ſowie viele kleine Grabkapellen von heiligen und berühmten Männern. Auch iſt dieſe Vorſtadt durch die Vorzüglichkeit ihrer Barbiere, ſowie durch die Bereitung einer ſehr gut ſchmeckenden Art von Milch, Kaimak genannt, berühmt. Etwas hinter der Stadt, am Ende des goldenen Horns iſt die Mündung der beiden Flüſſe Barbyſes und Cydaris, an denen weiter aufwärts die herrlichen waſſerreichen Thäler und Spaziergänge liegen, die bei den Türken zum Gegenſatz von den an dem andern Ufer des Bosporus befindlichen Spaziergängen die europäiſchen himmliſchen Waſſer heißen, und wo ſich an gewiſſen Tagen die Weiber des Sultans, natürlich durch ausgeſtellte Wachen vor jedem neugierigen Blicke geſchützt, mit Spiel, Geſang und Tanz erfreuen.

Ein anderer berühmter Spaziergang, der nach Edris Köſchk, führt ebenfalls gleich hinter Ejub ziemlich ſteil den Berg hinan, über Begräbnißſtätten, welche dicht mit ſchönen Cypreſſen bewachſen ſind, zu einer verfallenen Moſchee des Scheikh Edris, von dem der Spaziergang ſeinen Namen hat. Auf dieſer Höhe ruhten wir, auf einem Grabſtein ſitzend, einen Augenblick aus und genoſſen die prächtige Ausſicht, die ſich bei den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne unſerm Blicke darbot. Vor uns lag das goldene Horn in ſeiner ganzen Fülle und Ausdehnung, rechts Konſtantinopel, links Pera, Galata, Top-Chana, und den Hintergrund dieſes prächtigen Rundgemäldes bildeten der Leanderthurm und Scutari. Nachdem wir wieder zum Hafen hinabgeſtiegen waren, ließen wir unſere ermüdeten Pferde mit ihren Führern nach Hauſe gehen und nahmen ein Kaik, das uns in kurzer Zeit nach Pera brachte.

Am folgenden Morgen nahmen wir unſern Weg wieder nach Stambul, um eine ähnliche Tour wie die geſtrige zu beginnen. Doch war unſere Karawane heute ganz anders zuſammengeſetzt. Der Lord L., der ſich mit ſeiner Gemahlin zu gleicher Zeit mit uns in Pera befand, hatte ſich einen Ferman, d. h. eine Einlaßkarte zum Beſuch der Aja Sophia und der andern Moſcheen verſchafft. Ein ſolcher Ferman koſtet tauſend Piaſter, aber der Beſuch der Kirche iſt dafür allen geſtattet, die ſich dem Inhaber deſſelben anſchließen wollen oder können. Da auf ſolche Gelegenheiten, die nicht häufig vorkommen, viele Reiſende und einheimiſche Franken warten, die nicht geſonnen ſind, hundert Gulden auszugeben, ſo geſtattete von jeher der Beſitzer des Fermans jedem ordentlich gekleideten Landsmann im weiteren Sinne des Worts den Eintritt, ſo daß oft mit einem einzigen Ferman einige hundert den Tempel beſahen. Dies erlaubten noch vor Kurzem der Herzog Paul von Württemberg und Prinz Auguſt von Preußen, welche letztere ſogar einen großen Haufen Babuſchen, türkiſcher Pantoffeln, die man, um nicht die Stiefeln ablegen zu müſſen, über dieſelben anzieht,

aufkaufen und ohne Ansehen der Person unter die Eintretenden vertheilen ließen.

Nicht so machte es the right honourable Lord L., wie auf allen seinen Koffern und Kisten stand, denn obgleich der Baron ihn schon von London her kannte und wir, seine drei Begleiter, auf unserer gemeinschaftlichen Donaureise oft mit ihm gesprochen hatten, trieb er seine englische Eigenheit doch so weit, daß er von uns Dreien nur Zweien eine Karte geben wollte. An alle die nämlich, denen er die Erlaubniß ertheilte, mitzugehen, ließ er, oder vielmehr die Lady, Karten austheilen, und wer beim Eingang der Aja Sophia und anderer Kirchen, die wir besahen, keine Karte aufzuweisen hatte, den sollten nach seiner Absicht die Kawaschen zurückweisen. Diese Türken waren aber freundlicher als Seine Herrlichkeit, und ließen trotz dem Verbot, wie gewöhnlich, ganze Haufen Neugieriger in die Kirche.

Unser erster Gang war natürlich zur Aja Sophia, diesem prächtigen herrlichen Tempel.

Im Jahr 325 baute auf dieser Stelle Konstantin den ersten Tempel der göttlichen Weisheit, den aber schon sein Sohn Konstantius, dreizehn Jahre später, erweiterte. Nachdem im Jahr 404 die Kirche zum ersten Mal abgebrannt war und sie Theodosius 415 zum zweiten Mal aufgebaut hatte, brannte sie unter Justinian 532 im berühmten Aufruhr der Rennparteie zum zweiten Mal ab, worauf sie dieser prachtliebende Kaiser in ihrer jetzigen Größe und herrlicher als je aufführen ließ. Am merkwürdigsten ist die Kuppel des Doms, die aus leichten zu Rhodus verfertigten Ziegeln gebaut wurde, deren jedem man die Inschrift einprägte: „Gott hat sie gegründet und sie wird nicht erschüttert werden; Gott wird ihr beistehen im Morgenroth.“ Schon zu oft und sorgfältig ist die Aja Sophia von ältern und neuern Reisenden beschrieben worden, als daß auch ich eine ausführliche Beschreibung über diese Moschee liefern sollte.

Die Herbeiſchaffung und Vorbereitung der Bauſtoffe dauerte ſieben und ein halbes, der Bau ſelbſt acht und ein halbes Jahr, wornach das Ganze in ſechszehn Jahren vollendet wurde. Die Baumeiſter, welche dieſes Werk leiteten, waren Anthenius von Tralles und Iſidorus von Milet. Unter dieſen waren hundert Baumeiſter beſchäftigt, von denen jeder wieder hundert Maurer unter ſich hatte. Nach dem Plane eines Engels, der dem Kaiſer im Traum erſchienen war, arbeiteten von dieſen fünftauſend auf der rechten, und fünftauſend auf der linken Seite. Alle Tempel der ältern Religion trugen zu dem Bau dieſes Tempels der göttlichen Weisheit bei, denn er ſtützt ſich auf die Säulen der Iſis und des Oſiris, der Sonnen- und Mondtempel von Heliopolis und Epheſus, auf die der Pallas von Athen, des Phoibos von Delos und auf die der alten Cybele von Cyzikus. *)

Nachdem die Mauern erſt zwei Ellen über den Grund erhoben waren, hatte man ſchon zweihundert und fünfzig Centner Goldes ausgegeben, und der Kaiſer, dem es an Geld zur Fortſetzung gebrach, wurde der Sage nach durch einen Engel aus der Verlegenheit geriſſen, der eines Nachts viele Arbeiter mit Saumthieren in ein unterirdiſches Gewölbe führte, wo er ſie mit großen Schätzen belud. Faſt bei allen größern Bauwerken der ältern Zeit haben bekanntlich gute und böſe Geiſter die Hand im Spiele gehabt; doch bei keinem zeigte ſich das Geiſterreich ſo thätig, wie hier beim Bau der Aja Sophia. Den Plan des ganzen Gebäudes gab der Sage nach ein Engel an, der dem Kaiſer erſchien, ſowie ſpäter den Namen Aja Sophia. Und als einſt der Kaiſer und die Baumeiſter verſchiedener Meinung waren, ob das Licht über dem Altar durch ein oder zwei Fenſter einfallen ſollte, erſchien der Engel abermals und entſchied für drei Fenſter, zur Ehre des Vaters, des Sohnes

*) Hammer, Geſch. C. u. d. B. B. I.

und des heiligen Geistes. Der Altartisch, zu dessen Anfertigung Gold nicht kostbar genug schien, bestand aus einer Masse, die man aus Gold, Silber, zerstoßenen Perlen und Edelsteinen zusammengeschmolzen hatte, und wurde mit den köstlichsten Steinen ausgelegt. Auf demselben stand ein goldenes Kreuz, fünfundsiebzig Pfund schwer, ebenfalls mit Steinen geschmückt. Ueberhaupt war die ganze innere Einrichtung, sowie die Geräthe, von so übertriebener Pracht, daß man die Beschreibung derselben für Märchen halten könnte, wenn sie nicht geschichtlich von den glaubwürdigsten Männern dokumentirt wäre. So war die Kanzel von einem goldenen Himmelsdach bedeckt, auf dem ein goldenes Kreuz stand, hundert Pfund schwer und dicht mit Rubinen und Perlen besetzt. — Ein anderes und zwar silbernes vergoldetes Kreuz stand in dem Behältniß der heiligen Geschirre im Grunde der Sakristei. Dieses Kreuz, das genau das aus Jerusalem gebrachte Größenmaß des heiligen Kreuzes hatte, heilte Kranke und trieb Teufel aus. Die für die zwölf großen Feste des Jahres bestimmten heiligen Gefäße, als Kelche, Patenen, Schüsseln, Kannen u. s. w. waren aus dem reinsten Golde, und der mit Perlen und Edelsteinen durchwirkten Kelchtücher waren allein zweiundvierzigtausend. Vierundzwanzig große Evangelienbücher, deren jedes durch seine Goldbeschläge zwei Centner wog, traubenförmige Leuchter für den Hochaltar, das Lesepult, die Frauengallerie und die Vorhalle waren sechstausend aus dem reinsten Golde. Außerdem noch besonders zwei goldene Tragleuchter mit Sculpturen verziert, jeder hundert und eilf Pfund im Gewicht und sieben goldene Kreuze, jedes ein Centner schwer. Die Thüren waren theils Elfenbein, theils Bernstein, theils Cedernholz; das Hauptthor silbern und vergoldet und drei derselben von innen sogar mit den Brettern der Arche Noah's ausgetäfelt. Die Einfassung des heiligen Brunnens in der Tiefe war die des berühmten samaritanischen Brunnens und die vier Trompeten, welche über demselben von Engeln geblasen

wurden, waren dieſelben, von deren Schall die Mauern von Jericho zuſammengeſtürzt waren. *)

Von dem Platze des neuen Serails her betraten wir den Vorhof dieſer Moſchee, der, wie alle größeren, mit einem Säulengange umgeben iſt und den kleine Kuppeln bedecken. In der Mitte ſteht eine Fontaine. Man tritt durch eines der Hauptthore in einen langen Gang, der ohne alle architektoniſche Verzierung iſt, den ſogenannten Gang der Büßenden. Hier mußten ſich alle aufhalten, die ihrer Sünden halber aus dem Schooße der Kirche geſtoßen waren. Am Ende dieſes Ganges befindet ſich eine Stiege ohne Stufen, auf der man bequem hinaufreiten könnte; über ſie kommt man auf die große Gallerie, die das Innere umgibt, und von wo man den majeſtätiſchen Tempel ganz überſieht. Von der früher beſchriebenen Pracht und Herrlichkeit iſt indeſſen nichts mehr vorhanden. Die Wände ſind ſchmucklos, meiſtens geweißt, und der Boden mit Teppichen belegt, welche das zum Theil noch vorhandene Marmorpflaſter bedecken. An Schnüren hängen unzählige kleine Gebetlampen von der Wölbung herunter, und wo ſich früher der prächtige Altar befand, bezeichnen jetzt zwei koloſſale Wachskerzen die Richtung nach Mekka. Das Auge irrt mit Staunen durch die ungeheuern Räume und bewundert vor Allem die kühne Wölbung der Kuppel. Sie iſt ſo flach, daß die Höhe derſelben nur das Sechstel des Durchmeſſers von hundert und fünfzehn Fuß beträgt. Nach Hammer ſteht die Länge der Sophienkirche in der Mitte zwiſchen dem Tempel des olympiſchen Jupiters (zweihundert und fünfzig Fuß) und der Kirche von St. Denys (zweihundert und fünfundſiebenzig Fuß).

Als wir die Kirche verlaſſen, erzählte uns Herr von C. noch

*) Hammer, Geſch. C. u. d. B. B. I.

Einiges von der Art, wie Justinian damals die Grundstücke, die er zur Vergrößerung der Kirche brauchte, an sich gebracht habe. Der größte Theil des Platzes gehörte der Sage nach einem Eunuchen und einem Schuster, von denen ersterer sein Grundstück willig hergab, der andere begehrte dagegen einen unmäßigen Preis und obendrein noch, daß bei den Wettrennen ihn bei seinem Erscheinen die vier Rennparteien mit lautem Zuruf begrüßen sollten, eine Ehrenbezeugung, die nur dem Kaiser zukam. Doch bewilligte ihm Justinian des Spaßes halber seine unsinnige Forderung und der Schuster wurde bei seinem Erscheinen jedesmal wie der Kaiser begrüßt, nur mit dem Unterschied, daß ihm die Masse des versammelten Volks höhnende Worte zurief.

Von der Aja Sophia gingen wir zur Suleimanje. Diese ist nach jener unstreitig die schönste, und da sie auf einem freien Platze liegt, gewährt sie mit ihren schlanken, sehr schönen Minarets einen noch großartigeren und prächtigeren Anblick, als selbst der Tempel der göttlichen Weisheit. Die Moschee hat dieselben allgemeinen Verhältnisse, wie fast alle übrigen: ein Vorhof, ein Dom und Gallerien, die um denselben herumlaufen. In ihrer jetzigen Gestalt ist die Suleimanje unter allen Moscheen die schönste und glänzendste, und wenn sich auch bei allen andern Schulen, Spitäler und dergleichen befinden, so hat doch keine so viel mildthätige Anstalten und Stiftungen um sich versammelt, wie die Moschee Suleiman des Großen. Um sie her liegen Schulen, Academien, ein Spital, eine Armenküche, eine Herberge für arme Reisende, eine Bibliothek, eine Brunnenanstalt, ein Versorgungshaus für Fremde, die Mausoleen Suleiman des Großen, mehrerer seiner Prinzen und seiner Favorite, der bekannten Rozelane. Wir besuchten diese Grabmäler, kleine mit einer Kuppel versehene Kapellen, aus kostbarem Marmor erbaut und mit Inschriften aus dem Koran versehen. Die Gräber selbst sind große Sarkophage, deren gegen Mekka gerichtete Kopfenden erhöht und mit einem prächtig mit Edelsteinen ge-